Nero.

Tragödie

von

Karl Gutzkow.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Aufgeschnittene und beschmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Nero.

Tragödie

von

Karl Gutzkow.

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sey,
Zu leiden und zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Göthe.

K. 1837. 57.

Stuttgart und Tübingen.
Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1835.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart.

Prolog.

Locusta.

Ihr Menschen dort, rings auf den Marmorsitzen,
Verhüllt Euer Angesicht, und preßt zurück
Den Athemzug in unbelauschte Ritzen,
Den Mantel ziehet über das Genick,
Des Auges Pfeile lasset matter blitzen,
Und öffnet, da in diesem Augenblick
Die Hölle qualmt, zu meinem Schreckenswerte
Bedächtig halb nur Eures Ohres Pforte!

Locusta bin ich, die Giftmischerin,
Die alte Ahnfrau römischer Cäsare,
Dem Tod zum vorgezeitigten Gewinn
Vermittle ich die Wiege und die Bahre.
Verwesung wehet über Alles hin,
Wohin ich nur mit meinem Athem fahre:
Und nah' ich mich, gleich ist am Himmelsthor
Der Stern umreift mit einem Nebelflor.

Des Tags wohn' ich im afrikan'schen Sande,
Bis man des Nachts nach Rom mich rufen läßt.
Noch schwillt im gelben flatternden Gewande
Der blasse Hauch der afrikan'schen Pest:
So eben brachte mich von Libyens Strande
Zum heute angesagten Todtenfest
Ein gift'ges Schlangenpaar, das nun, ich glaube,
Dort raschelt in des Parkes schatt'gem Laube.

Herauf, herauf, ihr schwerversöhnten Schatten!
Ihr Töchter, die ich liebte, Julia!
Untreue Gattinnen untreuer Gatten,
Du Messalina, und Du, Livia!
Hebt Euern Fuß, den schlotternd matten,
Es ist die greise Ahnenmutter da!
Herauf, verlaßt des Orkus finstre Säle,
Daß ich durch Euch mich für den Jüngsten stähle!

Zersprungen ist der Hölle Schloß und Riegel,
Es nahet sich die dichte Larvenschaar,
Es sprühen aus dem infernal'schen Tiegel
Blutrothe Funken, wie Kometenhaar;

Ich ſeh' Euch; aber löst des Mundes Siegel
Und ſtreckt mir drohend nicht die Hände dar!
Wollt' Einer unter Euch viel Jahre zählen,
Nennt' ich doch mehr, als ſie dem Andern fehlen?

O zürne, bleich Geſpenſt, Germanikus,
Nicht allzuſehr dem Mund, dem willenloſen,
Der früh' auf Dich gedrückt den Todeskuß!
Und Du, dem ich zum Knabenſpiel ſtatt Roſen
Nicht minder früh, mein Kind Brittanikus,
Gegeben einen Kranz von Todesmooſen,
Der du entmannt ſchon ſtarbſt, und noch nicht Mann,
Nimm ohne Grauu den Gruß der Mutter an!

An meines Jüngſten Schwelle ſteh' ich jezt,
An Nero's Schwelle, der den Göttern treulich
Sich angetraut hat, ob er gleich verlezt
Der ewigen Natur Geſetze neulich:
Denn hat nicht Agrippina ſo benezt
Mit Blut die Erde und geraſt ſo gräulich,
Daß ſelbſt Erinnys jene Fackel ſenkt,
Mit der ſie einſt Oreſten hat bedrängt?

Die Fahne weht, die schwarze Todesfahne,
Vom Winde flatternd nun einmal gefaßt;
Wer ist noch Held? O sey nur Partisane
Von dem, was einmal stürzt mit Hast;
Die alte Schuld sucht, wo sie Weg sich bahne:
Einmal begonnen, los und ohne Rast
Rollt sich die Kette um; — der Sieg ist dessen,
Der Unerhörtem Größres zugemessen.

Du aber, wirrer Kranz, den das Entsetzen
Um anzuschauen hier zusammenflicht,
Woll'n etwa deine Blicke sich ergetzen
An bunten Scenen, welche im Gedicht
Dir Blumen vor die trunknen Augen setzen:
So halte dich zurück und traue nicht,
Denn leicht wohl möchte sich der Schlange Zischen
In Philomelens süße Strophen mischen!

Wenn Ihr die Freundschaft und die Jugend seht
Den treuen Arm sich um die Hüften winden,
Wenn wo die Schwester nach dem Bruder späht,
Und wenn ein Sohn vor'm Vater, vor dem blinden,

Im Spiel mit ſeinen Greiſenlocken ſieht:
So eilet ſchnell, den Ausgang hier zu finden;
Denn eben war es häuslicher Verrath,
Der ſchleichend in das Herz des Kindes trat!

O fluchbeladne Zeit! wo, wie ein Dieb
Ganz leiſe hämmernd, zu geſunden Theilen,
Durch alle Muskeln, durch der Adern Sieb,
Wo irgend unverſehrte Keime weilen,
Unheilbar ſchleicht des Gift's Anſteckungstrieb!
Wer hier noch leben will, muß ſich beeilen;
Denn rings ſind falſche Netze ausgeſtellt;
Die große That kömmt mit dem Sarg zur Welt.

So rolle denn der Vorhang auf, und zeige
Euch eine Welt, die Manchem wohl verhüllt,
Ob eine Haut auch auf die Andre zeige
Wie einſtmals an des Telamoniers Schild!
Des Alterthumes abgeſtandne Neige,
Die große Roma iſt's, womit erfüllt
Ein Becher ſich Euch beut, dem Phantaſien
Und mancherlei Erfindung Würze liehen.

Erwache Mondenſchein, des Tages Lüge!
Ihr ſchlummernden Geheimniſſe, erwacht!
Es naben ſich die langen Geiſterzüge,
Die, ob ſie gleich aus Fleiſch und Blut gemacht,
Doch ſchon am Leben nicht mehr haben Gnüge,
Und halb ſchon ragen in des Orkus Nacht:
Was Wirklichkeit, was Traum hier im Gedichte,
Malt ſich zu einem Traum der Weltgeſchichte.

Nero.

I.

Freier Platz in Rom.

Julius Binder (tritt auf).

Julius Binder.

Sey mir gegrüßt, du liebe Heimathstätte,
Wo endlich ruh'n darf der bestäubte Fuß,
Und die so traulich winkt, als wenn mein Gruß
Sie eben erst verlassen hätte!
Wie schonend hier die Zeit gewesen!
Ich kann noch Unterschied und jedes Maal,
Hauslauf und Moos, das sich durch Ritzen stahl,
Wie eines alten Buches Lettern lesen.
Da rankt die Rebe sich, die ich gezogen,
Mit traubenschweren Bogen
Zum Fenster auf, wo die bebenden Schwalben,
Die in die fernen Zonen
Mir erst gefolgt, schon in den falben
Zum Nest gefügten Halmen wieder wohnen.
Nicht nur der Brunnen plätschert noch sein altes Lied,
Auch was man bei den Nachbarn sieht,

Iſt immer noch der alte Sang,
Ein Fenſter ohne Schluß,
Womit dem Ohr zu kläglichem Genuß
Der Wind ſein Spiel treibt Tagelang.
Ja, irr' ich nicht, ſo will's mich faſt bedünken,
Als blizten aus den offnen Pforten
Wie ſonſt der Nachbarstöchter Augen aller Orten,
Gleich Perlen, die aus der Conchylie winken.
Was wohl die lieben Eltern ſagen!
Vom Fuße bis zum Kragen
Bin ich ein andrer Menſch! Vom hypochondriſchen Weſen,
Womit in dieſen Tagen
Sich ſchon unmündige Kinder plagen,
Bin ich vollkommen geneſen.
Das iſt nicht mopſig mehr, nicht ſauertöpfiſch,
Mißtrauend, greinend, rappelköpfiſch,
Das macht nicht mehr ſo jämmerliche Geberden,
Als könnte man ja geſtohlen werden.
Rein, friſch und rund, wie eine Nuß,
Sind von dem Wind des Kaukaſus
Die bleichen ſchmalen Backen,
Und in dem ſtolzen Nacken
Führ' ich aus allen Königreichen
Ein Heer von Schelmenſtreichen.

Man ſagt zwar, daß die Welt
Politiſch jezt ſey ſchwarz verhangen.
Wer was davon hält!
Deß laſſ' ich mich nicht bangen!
Geht nur hinaus, die Rom beengt,
Dorthin, wo man nicht Grillen fängt!
Geht, wie ich, aus der Ebene Streifen
Hinauf auf die Berge, wo die Wolken rauſchen,
Wollt mit mir belauſchen
Goldeshüter, fabelhafte Greifen!
Befreit Euch von des Hauſes Feſſeln,
Und ſucht in Kolchis Sandeswellen
Die von Medeens Zauberkeſſeln
Bis tief zur Hölle ausgebrannten Stellen!
Sucht, ob die raſchen
Unwirthbaren Pontuswogen einen
Der blutigen Tropfen ſchon verwaſchen
Von des Abſyrtus zuckenden Gebeinen!
Habt Ihr an Aſiat'ſche Schrecken Euch gewöhnt,
So werdet Ihr die Römiſchen ertragen können.

(Er tritt an das Haus ſeiner Eltern heran. Ein Sarg wird ſchnell herausgetragen.)

Ha, wie der Zufall meiner Rede höhnt!

Ihr guten Freunde, wollt mir ein Wort doch gönnen!
Wohin? Wen tragt ihr da heraus?

Ein Träger.

'S ist Trauer in dem Haus!
Weil nun der alte Herr nicht mehr zu retten,
So ging Cornelia voraus,
Ihm in der Väter Gruft bequem zu betten.

Julius Vinder.

Bei Gott! Cornelia! Meine Mutter! Halter!
Mein Kuß trifft, was er liebt, erkaltet?
O hört! Sie fliehn — als wenn die Pest
Dahin gerafft hätt' diesen kleinen Rest
Von Leben, den ich zu versüßen
Nun komme ach! mit allzuträgen Füßen!
Und hört' ich recht den Todtenvogel singen,
Muß auch mein Vater mit dem Tode ringen.
Hinein, daß sich des theuern Leibes Schlauch
Zum Leben wieder blähe bei meines Mundes Hauch!

(Ein zweiter Sarg wird noch schneller herausgetragen.)

Zu spät! Dies muß mein Vater seyn.
Dahin fliegt in dem Todesschrein
Mein Leben, Hoffen, Alles hin!
Steht! Steht! Wißt, daß ich des Mannes Kind und
Schatte bin!

Sie fliehn — ſind wie Geſpenſter fortgerannt —
Und vor Entſetzen ſteh' ich feſtgebannt —
Ha, wär' es Blendwerk nur,
Was ich da ſehe! Eine blutige Spur
Seh' ich am Boden rollen,
Blut, aus dem Sarg gequollen,
Die Tropfen rieſeln durch die Gaſſen.
Hier iſt ein Mord geſchehn,
Ich muß zum Schwerte faſſen,
Und blutig wenden dieſes Wiederſehn.

(Ein Tribun tritt mit Bewaffneten aus dem Haufe.)

Steh', du Tyrannengeneral,
Noch raucht an deinem Stahl
Der Erde beſtes Blut,
Fühl' nach dem Morde, wie die Rache thut!

(Er greift ihn an.)

Tribun.

Wehrt ihm nicht! Mir iſt es recht,
Daß ſich ein Meſſer ſetzt an meine Kehle;
Nach ſolcher That bin ich mir ſelbſt zu ſchlecht,
Und bitte nur, daß ja ſein Stoß nicht fehle.

(Sie fechten. Der Tribun fällt.)

Gut, gut! Die Klippen,
Die widerſpänſtigen Rippen

Vermied der Stoß,
Und macht mich des verfluchten Lebens los.
Hab' mich gewunden und mich bethört,
Wenn ich auf kaiſerlich Gebot
That, was Männer nimmer ehrt,
Und beſorgte manchen Tod.
Hier mußt' es enden, wo empfindungslos
Selbſt in der Freundſchaft Schooß
Ich zwar mit Zittern, dennoch herrendienſtbar trat.
Die Zeit iſt arg; wer keinen Feind nicht hat,
Stirbt durch des Freunds Verrath. Hier war's Verrath
An Liebe, an mir ſelbſt, an meinen Spielen;
Die ich einſt trieb auf dieſes Hauſes Dielen.
Mein Aug' wird trüb; doch ſeh' ich heller —
Mir iſt's, als ſey der Vogelſteller,
Dem ich erlegen, mir gar wohl bekannt.
Nimm dieſe ſterbende Hand!
Dich grüßt mit ſtummem Gruß
Dein Pylades — du, mein Oreſt — mein Julius!

(Stirbt.)

Julius Vinder.

Sabinus Caſſius? mein Freund? mein arger Feind!
Dies iſt das Ziel, das wieder uns vereint?

Du haſt mir einen ſchlechten Dienſt gethan
Durch dieſen Tod, durch deinen, meinen — theurer,
haſſenswerther Mann!

(Die Leiche wird fortgetragen.)

Fahr' hin, du leichterlogner Traum
Der Jugend, erſt hoffnungsgrün und luſtumlaubt!
Es hat dir eines Augenblickes Raum
Grund, Weſenheit, Entſchuldigung geraubt!
Fluch dem verführeriſchen Blau
Des Himmels, das mich lau
Und meine Seel' erſchlaffen machte!
Ach! aus dem zugefallnen Schachte
Steigt Gram, Verzweifeln, all das Bangen,
Dem du als Knabe nachgehangen,
Der Schmerz ob dieſer Zeiten Graus
Mit größerer Gewalt heraus!
Fort mit der trägen Lüge,
Die meiner Mannheit Wiege
Und meiner Ehre Schlummerlied geweſen!
Nein, dies fieberhafte Herz iſt nicht geneſen;
Die alten Wunden brechen auf,
Der Zeiten Schrecken nahn zuhauf,
Wir ſind ſo eng geſchnürt und ſo gejagt,
Daß Bruſt und Athem mir verſagt.

Hier ſteh' ich auf dem Schlachtfeld meiner Liebe.
Die Manen ſeh' ich weinend mich umſchwärmen,
Sie rufen, wo denn ihre Rache bliebe,
Ob ich zu tröſten käm' ihr todtes Härmen?
Die Laſt der einen Schaale drückt ſo tief,
Daß, wenn ich auch im tiefſten Abgrund ſchlief,
Wenn ich auf Scherz und Tand mich ganz geſtellt,
Ich jetzo wär' ſo hoch geſchnellt,
So hoch, ſo ſichtbar dieſem Mordgetümmel,
Wie des Kometen glühende Ruth' am Himmel.

II.

Nacht.

Vorzimmer eines Pallens, welcher offen ſteht und die Ausſicht nach dem bedeckten Monde gibt. Nero und Poppäa auf zuſammengehäuften Polſtern. Attitüde. Nero ſpricht träumeriſch, phantaſirend, ſylbenzählend.

Nero.

Welche Zeit iſt's?

Poppäa.

Mitternacht der Wächter ruft.

Nero.

Die Hähne ſchrei'n: ſie wittern's in der Luft,
Daß ſich ein Dieb ſchleicht um des Hofes Thor;
Die Nacht hat Augen nicht, doch ſcharfes Ohr.

Welch' Zeit iſt's?

Poppäa.

Ein Uhr nach Mitternacht.

Nero.

Der Schatzgräber hat jezt ſein Werk vollbracht.

Horch, wie der Maulwurf gräbt und hackt,
Schatzgräbers Spaten bracht' ihn in den Takt.
So ein altes Fell ist blind, und sieht
Doch mit dem Ohre Alles, was geschieht.

Welche Zeit ist's?

Poppäa.

Nach Mitternacht zwei Uhr.

Nero.

Vom Himmel ein Stern herunterfuhr.
Die Welt schläft nicht, der Himmel schläft.
Die alten Heroen, die ihr Laternengeschäft,
Als Sterne ersten und zweiten Rangs besorgen,
Sind Götter freilich, doch vorm Schlafe nicht geborgen.
Wenn so ein alter invalider Heros als Stern ein Stück
Von sich herunter fallen läßt, so ist's aus Ungeschick
Und Schläfrigkeit doch nur —

Die Dinge
Drehn wahrlich sich in einem andern Ringe.

Was ſind wir? Warum ſind wir? Sprich,
Du frommes Beichtkind, kreuz'ge dich!
Ihr guten Leute, wenn's erlaubt,
'S iſt vieles Thorheit, was Ihr glaubt.

Denn ſind wir dem Gotte nicht ein Bedürfniß?
In ſeinem eignen Seyn das atheiſtiſche Zerwürfniß?
O Gott; er läßt uns tief im Koth, im Trüben,
Und verlangt noch, ihn zu lieben.
Man ſpricht vom Unterſchied des Guten und des Böſen,
Und Jeder müſſe ſich durch ſich ſelbſt erlöſen,
Das nennt man die einſtige Vergeltung,
Als wäre der Menſch nicht Gottes eigne Verweltung,
Als wär' es göttlich, uns entſtehen laſſen,
Und dann zulezt uns bei Wort und That zu faſſen.
Es wäre doch, wie man Komödie ſpielt,
Wenn uns der Himmel deßhalb hätt' erzielt,
Daß wir gleich Puppen machen unſer Weſen,
Und dann hingingen zur Belohnung des Guten und Böſen.
Warum erſchuf er uns? Wer bat ihn drum?
Ich nicht — du nicht — Niemand im Publikum.

Man iſt ſo eingepfercht in alte Lügen,
Daß man's für Sünde hält, ſich ſelbſt nicht zu betrügen —
Das Leben wäre Glück? O frommer Dunſt!
Das Leben iſt die ſchwerſte Kunſt;
Und eine Kunſt, die ohne Freude iſt.
Drum, wer ſich müht, daß ſich zum Guten Alles wende,
Arbeitet Gottes Trägheit in die Hände.
Denn nehmt doch nur, was ließe Gott nicht zu!
Wo er zu helfen hat, drückt ihn der Schuh.
Treibt's nur auf's Aergſte, paralyſirt
Ihm Alles, was geſchieht, ſo wird
In ſeiner Noth er endlich ſich erklären müſſen.

Du ſchwärmſt, mein Kind, in dieſen Finſterniſſen,
Wie ſich der Mond dort hinter Wolken legt,
Der Wind im Wald das Laub aufregt,
Und nimmſt dies allgemeine Flimmern wie ein Wagen,
Der dich zum Himmel ſolle tragen.
Nein, Liebe, denke dir ein Viergeſpann,
Je ein Pferd nach den vier Winden,
Und in der Mitte einen Mann,
Von dem im Nu fünf Stücke nur zu finden.

Nimm Folter, Peſtilenz und jede Noth
Nimm noch das Beſte, nimm den Tod —
O könnt Ihr ſchwärmen, dichten, lieben?
Könnt Euch bemühn, kein Waſſer nicht zu trüben?
Was iſt ſchon Alles in der Welt geweſen!
Man kann es in dem Blick der Enkel leſen,
Was ſchon geklagt, geweint, gelitten worden:
Und unſrer Scherze Orden
Iſt Staub vom Schmetterling, ein bunter Käfer,
Wir haben uns und thun wie blöde Schäfer!
Fluch dieſem ungereimten Dichten,
Wie Gott zuſammenſtellt der Welt Geſchichten!
Ich haſſe Gottes Thron, dies Weltregieren,
Dies ſtumm-pagodenhafte Scepterführen,
Dies Schlichten, Richten, dieſe Sage
Von Wiegen, Wägen, Wucht und Wage.
Wann hab' ich auf der Straße Ruh'?
Verfluchter Tand, wer deckt dich zu?

(Schläft ein.)

(Poppäa entringt ſich ſeiner Umarmung, nimmt eine Lampe und leuchtet ihm in's Geſicht.)

Poppäa.

Grauenhaftes Bild! Im Schlafe ſieht

Er ſchrecklicher, als wenn am Tage
Dies Aug' Hyänenblicke ſprüht!
Und ich, Unglückliche, ich trage
In meinem Arm den Fluch der Welt!
Poppäa! Iſt denn jeder Weg verſtellt,
Das Thor verloren, Alles hin,
Daß ich vermählt mit einem Tiger bin?
Wie ſchwer er athmet! Zerſpringen
Will ihm die Bruſt von ungeheuren Dingen,
Die ſchlangenhaft ſchon zittern
Unter des Auges verſchloſſenen Gittern.
Weh! an dieſem fiebriſch zuckenden Munde,
An der Menſchheit klaffenden Wunde,
An dieſem Sammelplatz der Grauſamkeit
Muß ich hängen, immer bereit,
Mein grollendes Herz zu zähmen
Und Blutiges für Scherz zu nehmen!
O wär' er Mann! Wären dieſe Plagen
Doch wenigſtens von Tapferkeit ihm zugetragen!
Was liebt das Weib am Mann? Nicht, daß er gut
Nein, daß er, was er thut, nur männlich thut.
Doch Nero ſtellt in ſeinem Wahn
Sich zu Allem wie ein Knabe an.
Hätt' er als Mann ein bös Gewiſſen,

Gern ließ' ich's ruhn auf meinem Busenkissen.
Denn eine liebende Braut
Ist auch dem Frevel ihres Mannes angetraut.
Sie hört ihn doch, und in der Nacht
Wenn er gespenstisch aus dem Schlaf erwacht,
So kann sie seine Träume deuten.
Sie zeigt, wie er, sich vor den Leuten.
Und wenn sie da erschrickt, wo er erblaßt,
Wenn sie, wo er nicht bleibt, nicht bliebe,
So ist dies doch Vertraulichkeit und Liebe —

O arge Schmach! Poppäa, hast
Du dich verstrickt so tief?
War's dies, was in des Mädchens Herzen schlief,
Daß eine Roheit in Systemen
Dir lieber ist, als von der Bosheit nur ein Schemen?
Vom Augenblicke nehm' ich meine Lehre,
Von dem, was ist, und was ich trage, meine Ehre.
Die Liebe macht uns anders so und so:
Beim Blonden in dem betrübt, worin beim Braunen
froh.
Wie hätte Alles anders kommen können!
Mein Julius! Mein schwer verrathner Freund!
Mein Auge feuchtet sich nicht mehr; Poppäa weint

Nicht mehr — ich kann ihm nichts — ſelbſt Thränen
nicht mehr gönnen.

(Geräuſch am Balkone.)

Horch! welcher Ton! Man rief mich? Nicht?

Stimme (von draußen).

Poppäa!

Poppäa.

Iſt dies die Nacht, die zu mir ſpricht?

Stimme (von draußen).

O ahneſt du, Poppäa, weſſen Hauch
Die Säulen des Portales feucht beſchlägt?
Vergaßeſt du der Liebe frühern Brauch,
Wie ein behender Sprung mich zu dir trägt?
Ich ſehe deines Schleiers Segel ausgeſpannt,
Das landen muß an meiner Lippen Strand.
Nimm wahr, Poppäa, wen dir eine Sommernacht
Aus fernen Zonen hat zurückgebracht!

Julius Vinder tritt auf.

Poppäa.

Ihr ewigen Götter! Du — du, Julius?

Julius Vinder.

Nimm zum Willkommen dieſen Kuß!
Nimm die Umarmung meiner Treue

Nimm Alles wieder hin auf's Neue,
Mein Leben, meines Pulses Schläge!
Dein Auge werde wieder das Gehäge,
Das mich umstricke, und den armen Thoren
Das zu vergessen lehre, was er verloren!

Poppäa.

Wie bliebst du nur so lange fort?

Julius Vinder.

Das Meer ist arg, die Welt ein großer Ort.
Ich eilte nicht, die Segel einzureffen,
Ich ahnte so, mein Kind, dich anzutreffen,
Wie du verändert vor mir stehst!
Das Haar in üppige Locken aufgelöst,
Verführerisch, die Hüfte stark und rund,
Verlockend eingekerbt der Mund,
Man sieht an deiner Glieder glatten Wellen,
Wie sie dem Brautbett schon entgegenschwellen.

Poppäa.

Wie keck! Wie dreist, du lieber Junge!
Nie lagen soviel Wort' auf deiner Zunge.

Julius Vinder.

Ach, über Trümmern, Schutt und Leichen
Konnt' ich die Heimath nur erreichen:
Doch nun mir's ward, dich wieder zu schauen,

Verzweifl' ich nicht, meine Sachen aufzubauen;
Du gehſt mit Liebe mir zur Hand?

Poppäa.

Gleich hab' ich dich doch wieder erkannt,
Julius —

Julius Vinder.

Was iſt? du ſtockſt?

Poppäa.

Ich bin vermählt.

Julius Vinder.

Man hat's auch mir erzählt.
Ich glaub' es nicht; du willſt mich prüfen.

Poppäa.

Ach, wenn, die du begrubſt, ſo wenig ſchliefen,
Wie das gewiß iſt, was ich ſagte —

Julius Vinder.

Poppäa? Wie? So tagte
Nur trügeriſch die Nacht, die mich umgab?
So gähnte überall in Rom das Grab?
Poppäa? Ach, ſo kalt!
Nicht einen Blick? Im Schmerz ſo ungeſtalt,
So ohne Reue? Wie? dies bleiche Lächeln,
Derweilen Todesgeiſter mich umfächeln?

Poppäa.

Mein lieber Freund, wir Weiber ſiegen
Doch immer nur durch Unterliegen.
Wohl wahr; du lehrteſt mich das Band zu weben,
Woran die Liebe Löwen führt,
Doch als ich es vollendet, hat dich eben
Mein Auge nirgends wieder aufgeſpürt.

Julius Vinder.

So ſind die Schwüre hin? O Gott,
Klingt deine Rede nicht wie Spott!

Poppäa.

Mein Guter, die Natur —
Gab ſie dem Weib doch nur
Das Kleinſte, einen kurzen Rauſch,
Einen unbewußten Zärtlichkeitentauſch,
Nichts, als ein Frühlingwehen,
Von der Ewigkeit einen Faden, kaum zu ſehen,
Vom Sichvergeſſen einen leiſen Hauch,
Indeſſen Philomel' im Roſenſtrauch
Ob einem Weib, das erſt wohl mit dem Manne rang,
Von ihrem Lied fünf ſüße Strophen ſang.

Julius Vinder.

Weh mir! Wie der Verführung Schlange
Aus deinen Mienen lacht!

Du gleichſt der Dirne, die am Fange
Sich freut, den ihr gelockt die Nacht.
Dies ſind Geberden, trunken, wie wenn kein Genuß
Dich mehr als ungenoſſen drücken muß!

Poppäa.

O ſchmähe nicht! Wenn du doch klüger wärſt!
Glaube mir, daß Liebe erſt
Dann glücklich macht, wenn ſie in fremden Armen
Den Grad erprobt, zu welchem ſie erwarmen,
An fremder Lipp' erlernt den Kuß,
Wie er nach Regel gefügt ſeyn muß!
Ich kenne, Theurer, was der Liebe fehlt,
Wenn ſie nicht weiſe Ort und Stunde wählt,
Wenn ſie mit kindiſch-ungeſeztem Tappen
Nach noch unreifer Frucht will ſchnappen,
Wie ſich da Nichts zuſammenreimt
Und man das Beſte ſtets verſäumt.
Jezt kann ich lieben, jezt beglücken,
Jezt mit der Seele Vollentzücken
Von dir empfangen, was die ſchönſte Gabe,
Und das gewähren, was ich ſelber habe.

Julius Vinder.

O ſprich, in welchen Schulen
Lernt man die Kunſt, ſo frech zu buhlen?

Sank deine Tugend, Unschuld, Liebe in den Staub?
Wo bist du hin, du reizendes Verzagen,
Als ich der Liebe ersten Raub
Von deinem Munde wagte abzujagen?

Poppäa.

O Theurer, den ich lieben werde
Jezt erst mit göttlicher Geberde!
Julius, reich' mir die Hand!
Jezt weiß ich erst, wie man der Liebe Scherz,
In der Liebe ein gedankenloses Herz
An Aphroditens Muschelwagen spannt.
Einst war's die Schönheit, die dich machte heiß;
Doch Schönheit ziehet nur den Zauberkreis,
Worin sich andre Künst' entfalten müssen,
Will man den Zauber runden und genießen!

Julius Vinder (Nero erblickend).

Wie [illegible]aſcht mein Aug' mich nicht?
Der dorten auf den Polstern liegt,
Ist Nero — er schläft — mit enger Kehle:
Hier kam ich in des Tigers Höhle?
Poppäa —

Poppäa.

Himmel, er erwacht —
Fort, Julius, birg dich in die Nacht!

Mach meines Lebens Schiff nicht leck;
Er regt ſich — rege dich hinweg —
Zu unſerm Tode rückt der Weiſer an —
O Julius, lieber, theurer Mann! —

Nero (auffahrend).

Was iſt es, das mir Morpheus ſchickt?
Was ſteiget aus dem bunten Kelch des Mohns?
Bin ich erwacht? Nein, traumbeglückt
Bin ich ein Bild Endymions.
O, wem die Phantaſie,
Doch ihre Farben lieh,
Der weiß, den Traum zum Tage aufzuraffen,
Und Träume aus der Wirklichkeit zu ſchaffen.

Julius Vinder.

Ich bin erſtarrt. Sind das noch Worte,
Die paſſen für des Lebens Pforte?
Wach iſt ſein Augenlied
Er muß mich ſehen,
Und glaubt doch, was geſchieht,
Sey nur im Traum geſchehen.

Nero.

Todt ſeyn, iſt ſchlecht;
Doch ſchön, im Tode ſich zu wiſſen.

Wer wünschte nicht, sich recht
Dereinst in Grabesfinsternissen
Zu fühlen, auszukosten und zu lesen,
Was es denn heißt, in Nichts verwesen,
Im Augenblick des Sterbens zu belauschen,
Wie am Bewußtseyn sanft
Die sterbenden Sinne vorüberrauschen,
Und unter des Grabes Ranft
Noch nachzufühlen ohne Sinne,
(Nur weil man der Sinne Gewöhnung inne:)
Wie Alles ineinanderfließt: —
Von diesem Gefühl genießt
Mein Auge einen Schatten; denn ich träume,
Und fühle doch wie wachend diese Räume.
Leibhaftig seh' ich zwei Gestalten,
Die doch im Traume nur als wahr zusammenhalten.

Poppäa.

Flieh! noch umgaukelt ihn ein Nebelgrauen!

Julius Vinder.

Ich bleibe; denn ich will durchhauen
Diese Nebel, die um seine Sinne liegen,
Will seine Täuschung dreist bekriegen.
Sieh her, Tyrannenmolch,
Heut' kam ich unbewehrt, dafür

Schärft beſſer ſich mein Rachedolch
Dereinſt im Korn und im Viſier.

Poppäa.

O Julius, daß ich dich und mich verliere!
Der Henker winkt ſchon an der Thüre.

Nero (ſich aufrichtend).

Wie deutlich dieſe Schatten ſprechen!
Was willſt du, blaſſer Knabe, an mir rächen?
Bin ich denn ſelbſt nicht Euer Eins
Und diene Euerm Reich des Scheins?
Ich leb' in Euch: hier in den Erdrevieren
Laſſ' ich mein thieriſch Theil nur vegetiren.
Ich diene Euch: zu Eurer Macht
Hat es mein Thron noch nicht gebracht.

Julius Vindex.

Er redet irr; vergebne Mühe!
Ich zittr' an meinen Gliedern,
Ich kann die Tollheit nicht erwidern.
Ich werde feig, ich fliehe!

(Ab.)

(Nero kehrt in die ſchlafende Stellung zurück.)

Poppäa.

Er ſchweigt! O wenn er Worte hätte!
Was war das alles? Dieſe Stätte

Brennt unter mir; was soll ich thun?
Darf ich bei diesem Schweigen ruhn?
Er nahm das alles wie ein Bild,
Als hätte nur der Traum mit ihm gespielt;
Doch beim Komödianten sind die Züge
Von dem, was sie dir zeigen, nur die Lüge.
Er regt sich, richtet sich nach Mond und Wettern,
Ich seh' ihn noch auf Dächern klettern.

Nero.

Komm, liebes Kind, ich will dir sagen,
Was mir scheint gräßlich zu ertragen.
Ein Narr, der Gottes Fluch
Mit unheimlicher Geberde trug,
Obschon er von seines Denkens falschen Sachen
Nie anders konnt', als lachende Meldung machen,
Erwachte einst aus tiefem Schlaf.
Und siehe, die Finsterniß, die ihn traf,
Der Wahn, in den seine Sinne gebunden,
Sein ganzer Aberwitz war im Traume verschwunden.
Es träumt' ihn, daß seine Augen
Die Dinge richtig zu sehen wieder taugen,
Es wickle sich in aller Stille
Von seinen Sinnen die täuschende Hülle,
Er könne wieder verständig und klar

Nachdenken, was wird, iſt und war.
O wie jauchzte das erlöste Herz!
Wie leuchteten ſeine Blicke himmelwärts!
Er ſank im Traume auf die Knie,
Und rief zu Gott inbrünſtig: „Ach! verzieh
Denn endlich deine Huld mein Weſen?
Soll ſich die Nebelbinde löſen?
Haſt du eine zweite Geburt mir geſchenkt?
In ſeine Fugen meinen Verſtand wieder eingerenkt?
O Sonne, Luſt, Licht, Leben,
Die Welt iſt mir zum zweiten Mal gegeben!
Und wie ich Eins aus dem Andern habe geſchloſſen,
Da brechen nicht des Nachdenkens Sproſſen,
Die ganze Leiter der Begriffe, das Erwägen
Geht ſtufenweis auf glatten Wegen.“
Er weint' im Traum — da reißt der Wind
Eine Thür im Hauſ' auf; doch ſo geſchwind
Erwacht' er nicht von ſeinem Glücke.
Erſt mit der Sonne Morgenblicke
Weckt ihn der Wärter — er fährt empor;
Da tönt es wieder wirrſam an ſein Ohr,
Der Wahn kömmt wieder angekrochen,
Des Geiſtes ſchwarzer Staar war nicht geſtochen.

Er fabelt wieder in aberwitzigem Weſen:
Der Arme war im Traume nur geneſen.

Tigellinus, der Mohr, an der Thür.

Tigellinus.

Juſt ſchlug es vier!
Ew. Majeſtät,
Der Wagen ſteht
Schon vor der Thür.

(Nero richtet ſich auf und ſchleicht unheimlich hinaus.)

Poppäa.

Welch Blendwerk! Welches Gaukelſpiel!
Vernunft und Wahnſinn, Traum und Wachen
Muß hier zu gleichem Ziel
Gleich weite überdachte Schritte machen!
Wenn in der Rede ſo die tollen,
Wahnwitzigen Räder rollen,
Und auch ein Wort, das, gutgeſtellt,
Dem Lauf' erſt in die Speichen fällt,
So wird es doch gleich, krumm gebogen,
In den Mänadenzug hineingezogen.
Und ich, nicht was ich bin, auch was ich war,
Muß wild, mit aufgelöstem Haar,
Mich an das kleine Brett anklammern,

Das uns gemeinſam, er wie ich ſo ſchlecht,
Von alter Noth zu neuen Jammern
Wie zwei Schiffbrüchige trägt!
Und nun kömmt der, den ich verrieth —
Mein Herz beſinnt ſich auf ein altes Lied;
Die liebe Schüchternheit der Jugend,
Verſchämtheit, Witz und Tugend,
Das ganze Spiel der erſten Liebe
Sucht, wo ihm noch ein Plätzchen in mir bliebe.
Er darf nicht fliehn, darf dieſes Herz nicht haſſen,
Ich lock' ihn in die dunkeln Gaſſen
Des Kaiſerlichen Parks, wenn morgen,
Als Weib gekleidet, vor aller Welt
Sich Nero auf die Bühne ſtellt.
Begonnen hat das Spiel, das tolle:
Ich übernehme hier des Mannes Rolle.

III.

Im Walde.

Der alte Scevin, ein Verſchworner, tritt auf.

Scevin.

Endlich hab' ich die Stadt hinter mir, und bin vor der Neugier und Ueberſchätzung meines Werthes ſicher. Alle Welt ſieht mich an, wie ein Wunder, ſeitdem ich einen Schwur gethan habe, den doch keine zwölf Menſchen mit anhörten. Pflanzt ſich denn ſo Etwas durch die Luft fort? Wie bin ich mit einem Male dazu gekommen, ſo etwas Außerordentliches zu werden; ein Kaſſenvorſteher etwa, der kein Wachs an den Fingern hat; oder eine Null, die, wenn man ſie mit ſich ſelbſt multiplizirt, immer eine gerade Zahl gibt? Ich komme um bei den Vorbereitungen zu einem großen Ereigniß, das ich Unglücklicher zu befördern geſchworen habe. Das Unglück ſind eben die, welche ſich meine Freunde nennen. Das grüßt auf der Straße ſo verdächtig, und blinkt mit den Augen, und macht allerhand Fingerverrenkungen, um ſich verſtändlich zu

machen. Dieſe Menſchen haben die Keuſchheit ihres Namens ſchon alle an den Mann gebracht; das hat ſich überall die Finger verbrannt, und darf ſich abſeits in keinen Winkel ſtellen, ohne ſchon beobachtet zu werden, was es da an der Mauer zu machen hat. Gott, ich achte dieſe Menſchen im Dunkeln, und würde mich immer zu Piſo's Sache bekennen, wenn das Licht gerade ausgegangen iſt; aber auf der Straße immer angelächelt und bewillkommt zu werden, mit verdächtigen Mienen; dazu gehört eine andre Natur, als die meinige. Horch! ich glaube, es kömmt ſchon wieder Jemand.

Sein Sklav Milichus tritt auf.

Milichus.

Einen Gruß von Herrn Piſo. Dieſer Brief iſt an Euch.

Scevin (erbricht ihn).

Gewürfelt wurde geſtern um
Das Glück, den Kaiſer zu ermorden:
Dich traf das Loos, den erſten Stoß —

Ein ſchönes Glück. Ein Glück, das mich ſehr unglücklich macht! Das hat man davon, wenn man ſich in Dinge einläßt, die einem nachher über den Kopf

und das Gewiſſen wachſen. Verfluchte Thorheit, die Entſcheidung wichtiger Dinge an ſeinen Rockknöpfen abzuzählen! Was hab' ich mit Revolutionen zu thun? Bin ich auf die Welt gekommen, um andre Leute aus ihr herauszubringen? Ach, wär' ich doch im Schooß meiner Mutter geblieben und hätte die Hoffnung meines Vaters betrogen! Milichus! Kerl, lauf nicht immer wie ein Windſpiel um mich herum! Halte dich in der Nähe, denn die ganze römiſche Geſchichte drängt jezt auf mich ein, du Lump! du Lügenbote! Dieſer Brief iſt ein untergeſchobener Wechſelbalg.

Milichus.

Wahrhaftig nicht! Obſchon meine Mutter eine Hebamme geweſen iſt, ſo ſollten doch die Federn erſt noch geſchnitten werden, mit welchen ich ſchreiben könnte. Zwar geſchieht in meinem Vaterland, in Deutſchland, viel für den Volksunterricht; aber noch iſt man bei mir zu Hauſe nicht weit gekommen in der Kunſt, ſeine Gedanken richtig und klar auszudrücken. Nämlich ich bin aus Roſtock im Mecklenburgiſchen.

Scevin.

Einen elenderen Fechter kann es wahrlich nicht geben, als ich einer bin. Ich hab' auch gar nicht die Behendigkeit, die dazu gehört, Jemanden mit guter

Berechnung einen Stoß beizubringen. Der erste Stoß! Nun, wenn ich zögre, kommt mir doch vielleicht Einer zuvor. Für den zweiten Stoß sag' ich gut, falls ich nicht gerade meinen rheumatischen Zufall im Arm habe. Arg bleibt es. Komm, du Bärenhäuter, und bleib in der Nähe! (Ab.)

Milichus.

Anspielungen auf mein Vaterland! Es geht hier nicht mit rechten Dingen zu; Alles drehen sie um. Auch meinen ehrlichen deutschen Namen. Ich heiße doch Michel, und wie man zwei Beine übereinander schlägt, so thun sie's hier mit zwei Buchstaben und nennen mich Milichus. Ein kurioses Volk, das römische! Gestern rief mir Einer nach: „Heda, Michaelis germanico!“ Merkst du was? Ich bin nicht dumm: ich weiß wohl, daß er damit etwas hat ausdrücken wollen. Ich komme auch gewiß noch dahinter. (Ab.)

Ein Einsiedler sitzt vor einer Hütte und schreibt auf einer Tafel.

Einsiedler.

Der sichre, dreiste Griffel! Waltet er
Nicht wie ein Priester stolz und hehr

In all den Schrecken, die er niederſchreibt?
Und ohne Zagen treibt
Er Nebel, Dräun, und die Gefahr
Vor ſich einher, erſchrickt nicht, recht ein Aar,
Der dreiſt der Sonn' in's Auge ſieht!
So mild und ſtill erklingt der Zeiten Lied,
Die Ströme Bluts ſind hell
Gewaſchen von der Rede friſchem Quell.
Ihr ſanfter Spiegel glättet Alles aus,
Und bringt ſelbſt aus den ſchwärzeſten Verbrechen,
Aus Thaten, von Erinnyen kaum zu rächen,
Noch immer einen linden Troſt heraus.
Und iſt die Zeit, von der er lebt,
Wo er in Erz die römiſche Geſchichte gräbt,
So glücklich, daß ein Lächeln
Noch über Leichen darf hinfächeln? —
Die Hand iſt lahm, und wie der Griffel ruht,
Durchſchauert's dieſes alte Blut,
Obſchon es matter wird und trüber,
Doch immer noch mit neuem Fieber. —
Nein, unſre Zeit — das iſt ein Uebermaaß,
Ein Spott des Himmels, der uns ganz vergaß.
Die Tugend hin, die Ehre, Ruhm,
Des Glaubens altes Heiligthum,

Nichts iſt mehr übrig, ſelbſt kein Gott;
Die Schande iſt der ſicherſte Pilot,
Der dich aus jedem Sturm in's Trockne bringt,
Derweilen Ehr' in ihrem kleinen Schiff,
Schon leck an allen Seiten, ſinkt
Und ſcheitern muß an einem Felſenriff.
Wenn Tugend ſich ihr kleines Bündel ſchnürt;
Und ſucht, daß ſie die ſtille Straße nicht verliert,
Tritt ein unheimlicher Geſell ſie an,
Recht in der ſchwarzen
Livree der Parzen,
In rothem Hut, des Tod's Agraffe dran,
Und lagert ſich mit ihm im Schatten
Und würgt im Schlaf den Wegesmatten,
Ach, nur zum Tode iſt jezt reif, zum Leben nicht,
Wer würdig zehrt von ſeines Lebens Licht.

Julius Binder tritt auf.

Julius Binder.

Ich ſuche Nacht, wo Schaam ſich bergen darf,
Wenn mir da an den Ferſen ſcharf
Mein Schatte ſchleicht, der mich umheuchelt,
Sich niederbückt, dem Rothe ſchmeichelt,

Um meine Trägheit ſpringt, als wären
Seine Conturen nicht der Widerſchein des Leeren.

Einſiedler.

Das ſagſt du recht: vom Nichts der Widerſchein
Kann nie des Nichts Rechtfertigung ſeyn.
Was trägſt du denn ſo Schweres, Knabe?

Julius Binder.

Ich bin ein Gaul, der nie zu rechtem Trabe
Kann kommen, dem das Leben
Die Zügel ſo verhängt gegeben,
Daß er an jedem grünen Raſen hält,
Vor jede offne Thür ſich ſtellt,
Den Kopf hineinſteckt, dumm, gedankenlos.
Und was verlor ich? Der Eltern Schooß,
Freundſchaft, Liebe, und da Alles mich belogen,
Bin ich nun um mich ſelber noch betrogen.

Einſiedler.

Du haſt ein blitzend Aug'; ermanne dich!

Julius Binder.

Warum ermanne dich! warum nicht: ermenſche dich!
Ihr alten Grillenfänger ſprecht
Nur immer von Entſchluß und von des Muthes Recht!
Weil Ihr zu alt, verlangt Ihr von der Jugend ſchön,
Sie ſolle blind in alle Fallen gehn.

Und was zuletzt auch Muth?
Wahrhaftig wie die Feigheit thut,
Das weiß ich nicht; nur daran muß ich leiden,
Ob dieſe Welt ſich ſo geſtaltet,
Daß man, was ſie uns bietet, meiden
Und fliehn muß, wo ihr Weſen waltet.

Einſiedler.

Du haſt dem Leben immer recht gelohnt,
Wenn du dem Rechte folgſt, das in dir wohnt.

Julius Binder.

Das in mir wohnt? O thöricht Glauben!
Kann man denn nicht aus unſerm Innern rauben
Erſt Alles, Alles, was ſich denken läßt,
Und immer bleibt zurück ein Reſt,
Der gerade noch zum Athemholen taugt?
Warum iſt die Geſchichte da? Was haucht
Der eine Tag dem andern an?
Darf man nun nichts heran
An ſich ſo nehmen, wie es eben iſt,
Sich ſchickend in der Zeiten Friſt?

Einſiedler.

Die wahre Weltgeſchichte wohnt
Nicht im Genie und im Talente nicht,
In nichts, was der Erfolg belohnt.

Sie iſt nur kurz, ein klein Gedicht,
So kurz wie des Gerechten Traum,
Beſchränkt auf eines Menſchenalters Raum.
Was draußen ſich begibt,
Das iſt die Weltgeſchichte, die getrübt
Wird von den Nebendingen
Und Alles dehnt zu großen, aber leeren Ringen;
Zu einer Zeit, an Jahren unzählbar,
Was nur in Gott ein kleines Athmen war.

Julius Vinder.

Fluch dieſem Glauben! Nein, nicht Abfall iſt,
Nicht breiter, abendlicher Rieſenſchatte,
Was einſt ſchon ſeine Währung hatte.
Und was ihr Menſchen von der Zukunft wißt,
Iſt kein unweſentliches Schaalen-Nebenbei
Vom großen, brütenden Welten-Ey,
Nicht von dem Erz die Schlacken-Hülle,
Gleichſam des unſichtbaren Pochhammers Gerülle.
Wir ſchaffen etwas; der Zukunft Schweigen
Wird ſich nicht füllen mit Erinnerung;
Nicht das Alte wird wieder jung;
Das Junge muß zum erſten Mal ſich zeigen.

Einſiedler.

Wer ſo von ſchlechten Zeiten ſchwärmt,
Was fände der wohl, das ihn härmt?

Julius Binder.

Du alter Graubart; leicht ſpottet und neckt,
Wer ſich auf ſeine Trägheit ſtreckt.
Sieh dieſe wüſte Welt, dies Lärmen, Toben,
Dies ganz verkehrte Unten-Oben —
Kann Alles ſo aus Uebermuth
Sich überziehn mit beſtem Blut?
Wie Kinder ſich dem Leben
Durch Schmerz erſt übergeben,
Wie ſie die erſten Zähne ſich
Ausſchreien; alſo wähn' ich
Sey auch der Völker Loos,
Das erſt aus ſchwerem Unglücksſchooß
Zu einem Ziele reifen kann.
Es kündigt ſich das Gute an
Durch Böſes, das noch böſer oft
Als das, was man zu tilgen hofft.

Einſiedler.

Mein Kind, ich ſehe dich haſchen
Nach bunten Wolkentaſchen,
Wenn du, was kommen ſoll,
So in den Himmel malſt.
Biſt du von alten Zeiten voll,
So biſt du ſicher, daß du auch der Zukunft ſtrahlſt.

Liebe nur zuerſt die Tugend,
Du allzuraſche, dich ſelbſt vergötternde Jugend;
Halte dich in Sitten und Manieren rein,
Sey deines Ideales Widerſchein.
Nimm Rath an, und werde dem Alter
Nur ein rüſtigerer Verwalter;
Vor Allem faſſe, was du biſt, zuſammen,
Und ſchüre deines jungen Feuers Flammen,
Stirb, wenn denn kein andrer Rath —
Es lebt nur Eins — die That.

Julius Vinder.

Nein, Alter, das iſt den Jugendſchiffen
Kein Leuchtthurm! Mit ſolchen allgemeinen Begriffen
Hat man auch mir die Seele ausgewaſchen.
Will man darnach haſchen,
So greift man nichts, als höchſtens einen Strick
Für unſern Hals — wahrhaftig doch kein Glück!
Betracht' ich, daß deiner Lehre die Welt
Das Umgekehrte nur immer entgegenſtellt,
So fühl' ich wohl, daß ſelbſt Moral,
Vernunft, und Sitte, Religion
Gekommen iſt zu ihren Fall.
Können umſonſt denn ſolchen Hohn,
Die Dinge ſprechen alle dem,

Was früher recht war und andem?
Die Tugend! darauf iſt nun Alles gezielt!
Und was iſt eine Tugend, welche ſchielt?
Ihr wollt nur immer Mannheit und Entſchloſſenſeyn,
Parthei, geſpreiztes Weſen, frühe Reife,
Ihr haßt am Hut die jugendliche Schleife,
Und dringt, ſich jung den Männern anzureihn.
Kunſt, und in der Kunſt die Form, und in den Formen Scherz —
Die rühren nirgend Euer ſtoiſch Herz;
Charakter wollt Ihr, wo genießen
Noch will der Jugend heiteres Zerfließen.
Ihr lauert, lauert und habt ſtets rund
Und kurz den Tod im Mund,
Der wahrlich doch zu Niemand ſpricht,
Bis er im Mund der Götter liegt!

Einſiedler.

Ich kenne dies verſchlagene Bemühn.
Ihr möchtet der Partheiung Euch entziehn:
Ihr hättet gern auf Eure eigne Fauſt
Die Zeit, daß ſie nach Eurem Winde ſauſt.
Ihr haßt die Tyrannei! doch ihre Frivolität,
Die iſt's, die Euch zu Sinne ſteht.
So tauchen viel' auf, die, wo wir was weggeſchafft,

Uns ſchelten als philiſterhaft,
Die, ſtatt das Schlechte gänzlich zu zerſtören,
Jezt meinen, aus dem Schlechten könne Gutes ſich gebären.
Geht Ihr nur hin; es wird zu dieſen Stunden
Für den Einen wie den Andern ſchon der Hanf gewunden.

Julius Vinder.

O ſchwere, ſchwere Zeit!
O Räthſelzeit, o Prometheus,
Bald ſtirbſt du ohne Herz und Leber,
An deiner innern Zweifel Brande!
Die Welt wird zu Aegyptens Sande
Zum Land der Räthſel und der Gräber.
Verzeih mir Alter, wenn ich irgendwo,
Mein Wort geſtellt ſo oder ſo.
Und wenn ich auch an Allem ſchier erlahme,
Eins hält aus — Gedächtniß — Wie iſt dein Name?

Einſiedler.

Wenn hier ein Name genannt ſeyn muß,
Ich bin Cornelius Tacitus. (Ab.)

Julius Vinder (allein).

Wie? der greiſe Seher, der die Zeit
Sich ſpiegeln ließ in der Vergangenheit,
Der uns gelehrt, wie die Cäſaren

Der röm'ſchen Freiheit Mörder waren?
Er, Tacitus, der ſeine Hand
Ausſtreckte zum Gericht, wie Rhadamanth?
Wie liebt' ich, was er ſchrieb! die weiſen Sprüche,
Der Tyrannei verſteckte Schliche,
Die er an alle Welt verrieth!
Sein immer gleiches Zauberlied
Klingt wieder hell durch meine Seele.
Kann noch das Ziel entfernt ſeyn, das ich wähle?
Kann ich noch zittern, ob zu ſterben
Nicht heiße, was man iſt, nein, was man könnte
ſeyn, verderben?
Nein, Julius, der Werth, den du erreiche
Sey nur ein möglich großer Raum für deine Leiche.
Greif mächtig in die irren
Geſpenſtergrillen ein, die deine Bruſt durchwirren!
Und ſuche dies als Höchſtes anzuſchlagen,
Ein Kind, und doch dem Mann ſchon gutzuſagen!
Hinweg, was mich zu locken kam herbei,
Des Kaiſers aberwitzige Gaukelei!
Hinweg, Poppäa! ach! noch ſo geliebt,
Daß, was ſie zur Entſchuldigung ſich geſagt,
In mir ein falſches Feu'r hat angefacht!
Durch Trübes ward ich ſo getrübt,

Daß ich auch einmal umgekehrt
Betrachten wollte der Dinge Werth.
Doch nun hinweg, was Fantaſie, was Kunſt,
Uns zu berücken, geil erfindet!
Die Seele wird dabei verhunzt,
Und jede ächte Mannheit ſchwindet.
Der Einzelne iſt Nichts; durch Geiſteskraft
Wird dieſe böſe Zeit nicht aufgerafft.
Wir müſſen uns zuſammenſchaaren;
Was Einem nicht gelingt, glückt ganzen Paaren.
Seyd nun gezückt, ihr Todes-Speere,
Bloß iſt mein Herz, doch nicht von Ehre!

(Ab.)

Scevin und Milichus treten wieder auf.

Scevin.

Wer ſieht denn da, ordentlich wie ein Menſch? He da!

Milichus.

Gott, ich bin es ja —

Scevin (einen Dolch betrachtend).

Das haſt du gut gemacht, Burſche. Mit dieſem Dolche gehe ich der Zukunft ſchon ſicherer entgegen, weil er vom Altar der Göttin Sicherheit geſtohlen.

iſt. Er ſoll mir in dem Strome von Begebenheiten, in den ich ſchlechter Schwimmer mich werfe, als Schwimmblaſe dienen. Milichus, gib her! wo haſt du den Sicherheits-Dolch?

Milichus.

Mein Gott! Ihr habt ihn ja in der Hand.

Scevin.

Ja ſo! ich wollte auch eigentlich nur, daß du ihn nehmen ſollteſt. Und dann das verrätheriſche Wort Dolch! O gewöhne dir das gänzlich ab, Menſch; bilde dir immer ein, das Ding habe ſtatt Einer Spitze zwei und nenne es meinetwegen lieber eine Gabel!

Milichus.

Mit dieſer Gabel ſcheinen Sie auf ſehr vertrautem Fuß zu ſtehen.

Scevin.

Lauerſt du? bekümmerſt du dich um Dinge, die dich nichts angehen, Schlingel? Sieh mich nicht immer ſo an, als hätt' ich was! Aber, was ich gleich ſagen wollte, verſtehſt du wohl Charpie zu zupfen? Suche, was du nur auftreiben kannſt an alten Hemden, Halsbinden und leinenem Zeuge, bei mir, bei der Nachbarſchaft, auf dem Trödel. Glotz nicht!

Milichus.

Herrgott! Sie thun ja, als ſollte einer ganzen Armee zur Ader gelaſſen werden.

Scevin.

Sage, komm doch einmal her! Was iſt denn das, was da immer ſo auf und nieder geht?

Milichus.

Wo denn? Ich ſehe gar nichts.

Scevin.

Es war mir doch ſo. Nun, Charpie. Richtig, die haben wir; nun aber Schwamm. Kurz, alles Mögliche mußt du auftreiben, was zum Verbande bei Wunden, plötzlichen Blutſtillungen und andern unvorhergeſehenen Zufällen zweckdienlich iſt. Wo haſt du das unglückſelige Ding, das nicht nur einem Dolche ähnlich ſieht, ſondern ſogar einer iſt. Mache dir ein Geſchäft, ihn von Morgen an alle Tage zu ſchleifen, ſo daß er zuletzt unſichtbar ſpitz wird. Ein Menſch, der ihn nur anſieht, muß davon ſchon ein Loch im Geſicht bekommen, zwei Zoll tief. Man muß ſagen können, Jeder, der vorſätzlich damit verwundet wird, ſey aus Verſehen hineingelaufen. Hörſt du, Milichus? Jetzt komme mir nach, aber ſchleiche nicht!

(Ab.)

Milichus.

Dahinter muß etwas ſtecken. Hier ſind verbotene Wege, hier ſind Dinge im Werke, die, wenn ſie offenbar wären, manchem in's Geſicht ſchlügen. Der Dolch, das Blutbad, der Schwamm — das ſind verdächtige Gegenſtände. Ehrlicher deutſcher Michel, was wirſt du hier thun? Du wirſt dieſe Sachen weiter gar nicht überlegen, ſondern morgen in aller Frühe hingehen, und der Obrigkeit davon Anzeige machen.

(Ab.)

IV.

Akademie.

Die Säulengänge sind mit jungen Leuten bevölkert, welche theils umherwandeln, theils sich zu einzelnen Gruppen vereinigt haben, um die Vorträge der Lehrer anzuhören. Zwei Thürsteher unterhalten sich im Vordergrunde.

Erster Thürsteher.

Die Philosophie hat sich diesmal einer herrlichen Jahreszeit zu erfreuen. Was das für ein Himmel und für eine milde Luft ist! Aber sage mir nur, was du dort in der Hand trägst?

Zweiter.

Das ist ein Segeltuch, welches mir Empedokles anvertraut hat. Sollte es regnen, was ich nicht glaube, so muß ich es zwischen die beiden Säulen da heften, damit die Einwürfe des Regens und des Windes seinen Behauptungen über das höchste Gut nicht schaden. Denn, sagte er, die Ideen können Alles ertragen, nur nichts Feuchtes: ehe man die Hand umdreht, haben sie den Schnupfen weg und

verkälten ſich. Doch, da ich gerade Zeit habe, wie gefällt dir denn dieſe neue Lebensart?

Erſter.

Ei nun, du wirſt dich erinnern, daß ich mich früher damit abgab, Schuhe zu verfertigen. Als die ſtoiſche Philoſophie neulich von den Epikuräern in die Flucht geſchlagen wurde, lief ſich jene ſo ſehr die Hacken ab, daß ſie ſich am liebſten an einen Mann wandte, der ſich gleichſam darauf verſtand, ſie ihr wieder an zuſetzen. Nebenbei putze ich dem Stoicismus die Stiefeln, klopfe ſeine Kleider aus und beſorg' ihm allerhand kleine Aufträge, welche gewiſſenhaft ausgeführt ſeyn wollen.

Zweiter.

Du kannſt von Glück ſagen, denn du biſt beſſer daran, als ich. Was läßt ſich beim Cynismus, bei einer Philoſophie der Hunde, verdienen? Meine Frau hülfe mir z. B. gern in meinem Verdienſte; aber leider verſchmäht es dieſes Syſtem, ſich ſeine Hemden waſchen zu laſſen. Ich war Bader, ich kann vortrefflich raſieren, Nägel beſchneiden, bei Bädern zur Hand ſeyn, ich beſitze chirurgiſche Kenntniſſe; aber was ſoll ich davon in Anwendung bringen? Glücklicherweiſe geht die cyniſche Philoſophie baarfuß, alſo komm' ich

doch wenigſtens einige Male im Jahre dazu, ihr die Hühneraugen auszunehmen. Es ſind ſchlechte Zeiten.

Erſter.

Sieh, ſieh! da kommt der Aufwärter der Epikuräer. Ein liederlicher Menſch, immer betrunken! Wie ihm die Augen vor Uebermuth aus dem Kopfe quellen!

Dritter Thürſteher.

Guten Morgen! Seyd ihr Beide noch immer in der Welt? Ihr werdet täglich ſchmaler! Ich ſchwöre Euch, in Kurzem hat Euch mein Syſtem, das Syſtem, dem ich diene, das epikuräiſche Syſtem, in den Sack geſteckt! Wo will das auch mit Euch hinaus? Ihr putzt Stiefeln? aber nach welchem Syſtem? Von welchen Vorausſetzungen geht ihr aus, wenn ihr einen Rock bürſtet? Ihr könnt nach Prinzipien nicht ein Glas Waſſer holen. Ein paar entlehnte Sätze, einige Kategorien, die ſich von ſelbſt verſtehen, einige aneinander gereihte willkührliche Behauptungen, eine Bürſte, die Federn läßt, Glanzwichſe, welche die Stiefeln verdirbt, träge Handgriffe, nichts Studirtes, da habt Ihr's, das iſt Euer Syſtem. Aber ſagt mir nur, wie hoch es an der Zeit iſt.

Erſter.

Um die neunte Stunde.

Zweiter.

Dein System wirft wohl viel ab?

Dritter.

Freilich wirft es ab: alte Kleider, Blumenkränze, die man noch immer an eine Braut verkaufen kann, Salben, die von Badhaltern eifrig gesucht werden, Leckerbissen, die meine Nahrung sind, und schöne Weiber, die man aus Epikurs Gärten des Morgens nach Hause führen muß. Was sagt Ihr dazu?

Erster.

Nun, du bist nicht verheirathet; aber Jemand, der Frau und Kinder hat und schon über die Jahre hinaus ist, der befindet sich bei dem Stoicismus recht wohl; das kannst du glauben, recht wohl.

Dritter.

Jezt fällt mir ein, daß ich Euch eine Neuigkeit mittheilen wollte, wenn Ihr nur inzwischen nicht vergeßt, daß ich eigentlich eine Pastete holen soll, und mich daran hernach erinnern wollt. Die Herren wollen drüben den Kegelschnitt daran studiren. Nun ja, da soll sich ja jezt eine ganz neue, verfluchte Sekte aufgethan haben, die den Menschen für — für — kurz, das Ding ist zum Henker holen. Diese Sekte nämlich, diese Neuerung, diese Ketzerei behauptet, der

Menſch müſſe ſich Alles ſelbſt machen; denn man werde nicht eher glücklich, ehe man die Befriedigung aller ſeiner Bedürfniſſe nicht ſelbſt übernimmt. Dieſe Menſchen ſagen, man müſſe nicht bloß nach dem höchſten Gute ſtreben, ſondern auch darauf ſehen, daß es Einem ſo wohlfeil als möglich zu ſtehen kommt. Sie ſagen, die Menſchen fingen erſt dann an, ihre eigenen Herren zu werden, wenn ſie ihre eigenen Diener würden. Jedermann müſſe deſſen Dienſtbote ſeyn, deſſen Herr er iſt; ſo wie ſie denn zulezt die Behauptung aufſtellen: Jeder Kunde ſey ſein eigener Schuſter! und dieſe dann umdrehen und ſchließen: von nun an müſſe auch jeder Schuſter ſein eigener Kunde werden!

Erſter.

Aber, mein Gott, dann würde es ja gar keinen Abſatz mehr geben.

Zweiter.

Ich habe immer gehofft, der Cynismus werde noch ſeinen Haß gegen die Seife einmal ablegen; aber dieſe neue Sekte wäre ja im Stande, ſich ſelbſt auf die Waſchbank zu ſtellen.

Dritter.

Wie ich Euch ſage, es iſt hier von einer gefährlichen Sekte die Rede, die Euch aus dem Brode, mich

aber aus dem Kuchen bringen kann. Allein ich verſichre Euch, von heut' Abend geh' ich nicht anders als mit einem Stocke aus. Wenn die Disputationen nichts ausrichten, ſo ſuch' ich es zu veranſtalten, daß es zum Handgemeng kommt. Aber jezt habe ich in der Deſperation vergeſſen, was ich gleich holen ſollte?

Erſter.

Ich glaube Kegel, um eine Paſtete auszuſchieben.

Dritter.

Du biſt ein Strohkopf! Eine Paſtete ſoll ich holen, damit die jungen Herren die Theorie der Kegelſchnitte daran verdauen. Jezt lebt wohl.

(Ab.)

Zweiter.

Die neue Sekte geht mir im Kopf herum; aber ich glaube, der Schuft hat uns etwas weiß gemacht. Sieh' nur, Empedokles, der mich da ruft, ſcheint noch der beſten Dinge zu ſeyn.

(Ab.)

Erſter.

Der Stoicismus hält ſich, denn er hat gar zu vornehme Verwandte. Aber ich glaube, Zeno winkte mir. Ein Glas Waſſer? Sogleich bedient werden!

(Ab.)

Erſter Lehrer mit ſeinen Schülern.

Lehrer.

Meine Herren, ich läugne nicht, daß ich von einem ſehr materiellen Grundſatze ausgehe; aber in der Folge werden Sie ſehen, wie erhabene Reſultate ſich aus ihm ergeben. Woher kommt es, daß gegenwärtig ſo viel falſche und ungereimte Gedanken ſich in die Herrſchaft der Welt theilen? Das kommt von unſern ſchlechten Zähnen. Mit dem erſten hohlen Zahn wurde der erſte hohle Gedanke geboren. Denn unſere vernachläſſigten, unregelmäßig gereinigten, mit Weinſtein beſetzten hohlen Kauwerkzeuge verhinderten die Generation, die Speiſen bis zu jener dünnen, flüſſigen Maſſe zu zermalmen, welche, mit hinreichendem Speichel zerſetzt, dem Magen allein willkommen iſt. Vielmehr bleibt dem Magen in unſerm Jahrhundert ein zu großer Antheil an dem Verdauungsgeſchäft überlaſſen. Der Körper, der angewieſen iſt, ſeine Friſche aus dem Magen zu holen, ſiecht, und der Geiſt, der ſich in einem kranken Gehäuſe nicht wohl befindet, ſchrumpft zuſammen. Das iſt eine ganz natürliche Stufenleiter von den Zähnen bis zu den Gedanken.

Ein Schüler.

Sie meinen alſo, daß eine Zahnbürſte die beſte Einleitung und Propädeutik für das Studium der Philoſophie iſt?

Lehrer.

Allerdings. Hatte die alte Philoſophie nur Haare auf den Zähnen, ſo iſt es unſere Aufgabe, Borſten daraus zu machen. Befolgen Sie meinen Rath, und Ihre Gedanken werden an Neuheit, Ihre Combinationen an Ueberraſchung gewinnen. Dies iſt alſo mein Fundamentalſatz, den ich nun weiter ausführe.

(Geht vorüber.)

Zweiter Lehrer mit ſeinen Schülern.

Ehe ich heute meinen Vortrag beginne, meine Herren, habe ich nur die eine Bitte an Sie, ſich nicht umzuſehen nach dem elenden Menſchen, der hinter uns hergeht und die Welt aus Nichts conſtruirt. Halten Sie den Kreis, der meinen Rücken beſchützt, dicht geſchloſſen; denn jenes Menſchen Bosheit kennen Sie nicht. Ja, ich habe zuweilen ein Loch im Stiefel; ja ich begleite meine Lehrſätze immer mit einer dummen Bewegung der linken Schulter, gegen die ich vergebens Bäder gebrauche; allein ſeitdem er dieſe

kleinen Gebrechen in Erfahrung gebracht hat, glaubt er mich widerlegen zu können. Das ganze scharfsinnige Gebäude meines Systems, die Logik in meinen Schlußfolgen, die Bündigkeit meiner Assertionen wiegt für seine Schüler nichts, seitdem er ihnen gesagt hat, daß ich zuweilen ein Loch im Stiefel habe. So sind die Menschen. Wenn sie von Jemand wissen, daß er eine Perrücke trägt, so ist es ihnen ausgemacht, daß ein Buch, welches er geschrieben hat, lächerlich seyn muß, so wie sie das, was sie Ihnen nicht zu sagen wagen, so lange Sie einen guten Rock anhaben, dann gewiß nicht verschweigen werden, wenn Ihnen eine Naht daran aufgegangen ist. O, ich danke Ihnen, meine Herren, Sie nehmen mich ja recht in Ihre Mitte. Nun können wir anfangen. Wo standen wir?

Erster Schüler.

Beim Ding an sich.

Lehrer.

Da haben wir's! der elende Mensch sitzt wie eine Kette an mir, ich kann den Mund nicht aufthun, ohne ihn hineinzubekommen; er ist wie Pech, das nicht losläßt. Nun ja, das Ding an sich; was behauptete er darüber?

Zweiter Schüler.

Daß ſich die Philoſophie nicht mit Dingen, ſondern mit Begriffen beſchäftigt.

Lehrer.

Es iſt zum Todtlachen. O, da muß ich Ihnen doch gleich wieder etwas mittheilen, was er jüngſt gegen mich geſpieen haben ſoll. Aber ich muß Sie bitten, doch enger zuſammenzutreten; denn ich weiß, daß er in dieſem Augenblick von mir ſpricht, und mich freilich in die Flucht ſchlägt, wenn er dabei auf die Hacken meiner Strümpfe zeigen kann. Kommen Sie, ich kann ſeinen Geruch nicht ertragen.

(Geht vorüber.)

Dritter Lehrer mit ſeinen Schülern.

Lehrer.

Nichts, wie geſagt, Nichts, meine Herren, alſo Nichts iſt Alles. Jeder, meine Herren, iſt alſo Keiner. Denn geſetzt alſo, zum Exempel, es klopfte, geſetzt alſo, es klopfte Jemand, Jemand alſo an meine Thür, an meine Thür alſo: wie? nun wie? was würd' ich ſagen? alſo ſagen? Wie geſagt, ich würde fragen: wer da? Alſo wer da? Nun aber, wie geſagt, würde draußen geantwortet, alſo geantwortet:

Ich! Ja, Ich! Was bin Ich? dumm! Ich iſt Jeder! alſo Jeder: Jeder alſo, alſo Jeder iſt ſo viel wie Keiner. Nun aber, alſo, nun iſt doch ohne Zweifel, alſo ohne Zweifel iſt doch Jemand da. Sie ſehen alſo, meine Herren, wie geſagt, das Seyn iſt ſo gut als Nichts. Denn ich, ich, der ich frage, bin denkend freilich, aber die Perſon draußen, alſo draußen iſt Nichts; denn wie geſagt, ſie ſagt: Ich! Ich kann aber alſo Jeder ſeyn. Nun ſehen Sie, wer alſo pocht, ja pocht auf ſeine bloſe Exiſtenz, ſeine natürliche Exiſtenz alſo, iſt nichts; denn wie geſagt, das abſtrakte Seyn iſt Nichts.

Erſter Schüler.

Auch das Meinen iſt nichts, alſo wie geſagt, das Meinen —

Lehrer.

Ja, wer denkt, meine Herren, der iſt alſo: aber Meinen, alſo Meinen kommt, wird hergeleitet, hergeleitet, derivirt alſo von Mein; aber das Partikuläre, wie geſagt, das Perſonelle entſcheidet nicht, alſo Mein, Mein alſo iſt Nichts.

Zweiter Schüler.

Das Organ des Denkens nun, wie geſagt, iſt der Geiſt, das heißt alſo, nichts, was ich beſitze, ſo

daß es also, also etwas Partikuläres sey, sondern der Geist, also der Geist kommt, wird hergeleitet, hergeleitet, derivirt also von Seyn, Geist ist das Ge=Ist. Also —

Lehrer.

Also das wahre Seyn; so daß also zuletzt das Seyn doch wieder Etwas ist. Ist? Etwas? Wieder? Doch? O, meine Herren, die Sprache also, ist also das größte Hinderniß der Philosophie; denn man stößt an, wie gesagt, bei jedem Worte an. Die Wissenschaft braucht aber jedes Wort also, also jedes Wort in einem andern Sinne, also als dem gewöhnlichen also, drum, meine Herren, drum ist die wahre Philosophie also eine stumme, obschon, wie gesagt, dies Schweigen, dies Schweigen also leicht in Mysticismus übergeht; die wahre philosophische Sprache also ist die Sprache, wie gesagt, die Sprache Gottes.

(Geht vorüber.)

Vierter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Mögen Andere zu wissen glauben; wir, meine Freunde, wollen unsern Stolz darin finden, daß wir

zu glauben wiſſen. Das Glauben wird in einigen Fällen eine Wiſſenſchaft, in den meiſten aber eine Kunſt ſeyn. Die Quelle der Wiſſenſchaft iſt die Vernunft, die der Kunſt aber das Bedürfniß. Das Bedürfniß wird entweder befriedigt und gibt uns Troſt, oder es bleibt unbefriedigt und erhebt unſere Ahnung; mit einem Worte, Sie ſehen, daß ſich auch der Glaube in ein Syſtem bringen läßt.

Erſter Schüler.

Und was ſollen wir glauben?

Lehrer.

Zuerſt die heilige Tradition, und ſodann das, was ich darüber ſage. An den wundervollen Erzählungen, mit welchen die Götter unſere Dogmatik bereichern wollten, an Jupiter, Leda, Danae deuteln Sie nicht! Die Götter wußten es, daß die Menſchen einmal das Bedürfniß empfinden würden, an ſolche Capriolen zu glauben, wie ſie deſſentwegen von ihnen gemacht worden ſind. Es gibt eine Philoſophie (da geht ſie mit ihrem Anhange vor mir), welche das Wiſſen früher ſezt, als das Gewußte, und ſomit die Gottheit nur anerkennt, inſofern ſie von den Menſchen gewußt wird. Wir ſagen vom Glauben daſſelbe. Die Erfindung der Religion war von

Seiten der Götter eine getroffene Berechnung der Zukunft. Es kann sich ereignen, daß ihr Umfang oft zu gering ist; denn ein glaubensdurstiges Gemüth findet nie genug, woran es glauben könnte. Es wendet sich in Ermangelung hinreichender Glaubensobjekte an die Mythologien fremder Völker, und ich bin gewiß, daß man selbst den indischen, persischen und chaldäischen Göttern sich mit einer gewissen Andacht hingeben kann. Kurz, beten Sie Alles an, was Ihnen unter die Hände kommt. Es verlohnt sich.

Zweiter Schüler.

O, recht, Theurer, wir sollen dem Vogel gleichen, der sich an die Decke seines Käfigs anklammert und den Kopf herunterhängen läßt, so daß wir den Himmel für die Erde ansehen.

Lehrer.

Und wenn wir dabei auch einmal, statt an einen Stern, an einen Balken stoßen, der die Straße versperrt, so wollen wir denken, daß der Chirurgus ja auch des Himmels Erde ist.

(Beide vorüber.)

Fünfter Lehrer mit ſeinen Schülern.

Lehrer.

Nehmen Sie an, meine Herren, dieſe Roſe! Was bewegt uns, ſie ſchön zu nennen?

Erſter Schüler.

Weil ſie wie der junge Tag blüht, weil ſie ſich ſchämt, ihre Reize zu enthüllen, weil ſie duftet, ſüßer als zerſchnittene Mandelkerne.

Lehrer.

So würde der Dichter ſprechen; allein die Schönheit muß ſich definiren laſſen. Warum iſt dieſe Roſe ſchön? Sie präſentirt ſich uns in der erſten Form des Vorſtellungsvermögens, im Raume. Sie iſt demnach etwas Endliches, und Ideelles muß ihrer räumlichen Erſcheinung zum Grunde liegen. Welche Mittelglieder laſſen ſich nun auffinden zwiſchen dem Belvederiſchen Apoll und dieſer Roſe? Galt dort die Harmonie plaſtiſcher Formen, ſo trifft dieſe hier nicht mehr zu; galt dort die verkörperte Idee der Jugend, der Schönheit — aha! das wollt' ich nur. Hier liegt's: es gibt am Belvederiſchen Apoll eine zwiefache Schönheit zu bewundern; denn einmal iſt er ſchön als Apoll, als Thema, ſodann als Belvederiſcher in der Copie. Wie nun die Roſe? Gibt

es auch hier einen zwiefachen Typus? Allerdings; wir müſſen zuerſt auf die Pflanzenbildung zurückgehen, und zweitens den Coincidenzpunkt ſuchen, wo das Endliche und Unendliche zuſammenſchlägt. Die Urpflanze, meine Herren, welche in Sizilien —

Zweiter Schüler.

Aber ſeht doch nur, die Roſe iſt über Euren Definitionen ſchon ganz welk geworden!

(Gehen vorüber.)

Sechster Lehrer mit ſeinen Schülern.

Lehrer.

So ungewiß, meine Herren, einige Lehren der Moral ſind, ſo vereinigen ſich doch alle Gründe, mögen es nun theoretiſche oder praktiſche ſeyn, dahin, die Lüge unter jeder Bedingung abſcheulich zu nennen. Rede die Wahrheit unter allen Umſtänden! Das iſt das höchſte Sittengeſetz. O geben Sie doch gleich ein Beiſpiel an, um zu beweiſen, wie untauglich die Vorwände ſind, welche die ſogenannte Nothlüge beſchönigen ſollen!

Schüler.

Mörder ſuchen den Herrn eines Sklaven. Der Sklave, um die ſchreckliche Gefahr von ihm abzuwenden,

wirft ſich ihnen entgegen, nennt ſich den, den ſie ſuchen, ſtirbt, von den Dolchen der Mörder durchbohrt, und rettet ſeinen Herrn.

Lehrer.

Je nun, da haben Sie ja, was ich ſage! Dieſer Menſch ſtirbt, noch mit vollem Munde eine elende Lüge kauend. Seyn Sie verſichert, meine Herren, das Sittengeſetz ſteht höher als alle Colliſionen, in die es vielleicht gerathen kann. Wäre jener Sklave ein Liebhaber des kategoriſchen Imperativs geweſen, ja, ohne Zweifel, er lebte noch. Daraus ſehen Sie zugleich, daß man auch mit der Wahrheit zulezt immer am beſten wegkommt.

(Geht vorüber.)

Siebenter Lehrer mit ſeinen Schülern.

Lehrer.

Somit wär' ich denn endlich auf den Punkt gekommen, Ihnen das Ideal eines philoſophiſchen Staates, ein ratiocelles Gemeinweſen, zu entwerfen. Der Staat, welchen ich in Vorſchlag bringe, beſteht aus fünf Bürgerklaſſen, welche auch zugleich das Fundament für die Regierungsgewalten ſind. Dieſe fünf Klaſſen beſtimmen ſich nach den fünf Sinnen.

so daß wir haben: die riechende, die hörende, die sehende, die schmeckende und die fühlende Klasse. Die angesehenste Klasse ist die schmeckende, die niedrigste die fühlende, welche sich damit begnügt, die Hauptsache, gleichsam den Braten, nur durch den Nervenäther zu spüren, ohne selbst davon etwas zu sehen oder gar zu schmecken. Die schmeckende Gewalt sind der König, die königlichen Prinzen, die hohe Aristokratie des Adels und der Geistlichkeit. Die riechende Gewalt sind die natürlichen Kinder des fürstlichen Hauses, die Justiz und die Polizei. Von der sehenden Klasse an beginnen die Unterthanen; doch hat sie noch den Vorzug, weniger Steuern zu zahlen, als die folgenden. Die hörende zahlt nämlich bereitwilliger, da sie nicht sieht, wie ihr Geld zur Anwendung kommt. Das Hauptfundament des Staates bleiben zuletzt die Fühlenden; diejenigen, welche von allen Dingen nur die Ahnung haben, die gewohnt sind, sich in süßen Täuschungen zu wiegen, die den Staat gern für eine Familie halten und den Neuerungen abhold sind, also die Weiber, die Gelehrten, die niedere Geistlichkeit auf dem platten Lande und die Unterhaltungsschriftsteller sowohl des einen als des andern Geschlechts.

Schüler.

Und ließe ſich denn dieſer große Gedanke durchaus nicht in die Wirklichkeit einführen?

Lehrer.

Ja leider, das iſt das Schickſal, welches ich mit Plato gemein habe. Meine Ideen kommen Jahrhunderte zu früh! Und, meine Herren, daß ich es geſtehe, der Zwieſpalt des Lebens und der Theorie, der Erfahrung und der reinen Vernunft wird wohl niemals ausgeglichen werden.

(Geht vorüber.)

Julius Binder tritt auf.

Julius Binder.

Hier bin ich wieder bei dem kleinen Menſchenſchlage,
Der in dem Abend unſrer großen Tage,
Gleich Mücken, die ein geiler Hauch geboren, ſchwärmt.
Wie jeder Chor hier ſummt und drängt und lärmt,
Und gern die eigene Melodie
Zum allgemeinen Grundton machte!
Der ſucht die Formel der Magie,
Die Gold bringt aus dem Eiſenſchachte;
Der lehrt, wie ſich aus einer Flüſſigkeit
Ein Würfel ſchneiden läßt, gleich lang und breit,

Und wie aus längſt verwelkten Trauben
Noch prometheiſch Feuer ſey zu rauben.
Dies ſind die Fragen, die, gleich Schmetterlingen
Beflügelt, ſchillernd-bunt, den jungen Knaben
Abſeiten ziehn, ſtatt daß an ernſten Dingen
Sich ſoll die hoffnungsreiche Seele laben.
Nicht in der Zeit allein, ſelbſt im Gedächtniß
Verweht ſchon unſrer Ahnen ſtolz Vermächtniß.
Hier ſteckt des Cato Dolch noch in der Scheide,
Es ſtarb kein Brutus; kein Auguſt
Durchſtach der Freiheitsgöttin Bruſt
Mit ſeines Zungenſtachels giftiger Doppelſchneide.
An jede Säule hat ſich hingeſtellt
Ein kecker Mann, und macht da ſeine eigne Welt.
Hochbeinig, ſtelzenfüßig aufgezimmert,
Prangt über ihm ein kleiner Knopf,
Auf dem; wie auf dem Spinnenkopf,
Ein dünnes Büſchel Haare ſchimmert.
Er ſchickt ſich an zum Werk und ſpinnt,
So wenig ſichtbar wie der Wind,
Ein Fädchen aus dem dünnen Leibchen,
Und ſammelt alle Sonnenſtäubchen,
Damit den Faden zu verlängern.
Schon will der Umkreis ſich verengern,

Man ſieht nicht mehr am alten Ort,
Das Sonnenſtäubchen ſpinnt ſich fort:
Die langen Spinnenfüße haſchen
Den Faden hie und da zu Maſchen,
Bis ſich zulezt das Todesnetz
Abzirkelt mathematiſch richtig,
Und ſich dem grauſen Schüler Archimeds
Die arme Mücke findet todespflichtig.
Doch was trägt jenes Drängen dort im Schooß?
Der Schüler reißt ſich von dem Lehrer los,
Und läuft dem Wunderding entgegen, das
Unſichtbar ſich in eine Wolke ſteckt.
Tret' ich doch ſelbſt hinzu, zu wiſſen, was
Ein Vogel für ein Ei dort ausgeheckt!

(Geht auf eine zahlreiche, immer mehr anwachſende Gruppe zu.)

Nero und Seneka treten verkleidet auf.

Nero.

Sieh dich nicht um! Von allen Orten
Umſchwirrt man uns mit Flüſterworten.
Was wiſpert der? der winkt mir zu;
Komm, komm, das läßt mir keine Ruh;

Hier ſcheint mir Jedermann ein Mann,
Vor dem ſich nichts verſtecken kann.

Seneka.

Wenn Ihr ſo laut ſprecht, gibt es nur zwei Fälle. Entweder ſagt, daß Ihr ein Taſchenſpieler ſeyd, und Ihr werdet, ehe Ihr zu jenem Manne kommt, welcher dort mit Begriffen wie ein Escamoteur ſpielt, vor Enthuſiasmus zerriſſen werden. Oder, wozu ich rathe, Ihr gebt Euch für einen jungen Docenten aus, der die Philoſophie wieder auf die Erfahrung zurückführen will; dann nämlich könnt Ihr gewiß ſeyn, daß man Euch ſtehen läßt.

Nero (kindiſch).

Sey vernünftig, Seneka, und dränge nicht ſo vor! Es iſt ganz abſcheulich, ſich von den Leuten ſo verdächtig betrachten zu laſſen, als wolle man ihnen hinten das Schnupftuch aus der Taſche ſtehlen. Das alles hier wären alſo Philoſophen? Ich haſſe die Philoſophen.

(Pathetiſch.)

Die Wahrheit, nur gewohnt, ſich dreiſt zu ſpreizen,
Dem nicht vertraut, was Allzuſtarkes dämpft,
Weiß nicht, wie Scham mit unverhüllten Reizen
Und Ueberraſchung ſchön mit Offenbarem kämpft.

Sie drängt ſich dir mit frechen Blicken auf,
Gibt immer mehr, als man verlangte, in den Kauf.
Sie gehet mit dem Ungeſchick im Bunde;
Denn ſtets kommt ſie zur ungewünſchten Stunde:
Und liehſt du willig einmal ihr dein Ohr,
Drängt ſie ſich überall hervor,
Stellt Vollmacht aus in deinem eignen Namen,
Macht ſich zum Bild, und dich zum ſchlechten Rahmen.
Wo iſt ein Tempel auch im ſchönen Griechenland,
Der einer Wahrheitsgöttin je zu Ehren ſtand?
Iſt Wahrheit nackt, ſo iſt ſie's nicht,
Um dich zu blenden mit der Schönheit Licht.
Wenn ſich der Bach um eine Nymphe ſchmiegt,
So weiß man, daß ihr Kleid am Ufer liegt.
Doch Wahrheit will ſich mit der Blöß' umgattern,
Sie läßt den nackten Mantel wie am Winde flattern.
Den höchſt durchſicht'gen Gürtel: Nacktheit, bindet
Sie um die Tunika, die ſich doch nirgends findet.
Hier iſt, was nackt, nicht ſchön: und wie kann Nero lieben,
Was aus dem Reich der Schönheit ausgetrieben?

Uebrigens, Seneka, kauften wir die Mandeln nicht, daß ſie alle von dir verzehrt würden. Gieb

her davon! Wie wir nur an dieſen Ort kommen! Ich weiß nicht, was die Mutter dazu ſagen würde, wenn ſie noch lebte. Ich fange an, mich an den Lärm zu gewöhnen.

Denn was der Schönheit ſchon verwandter iſt,
Das bleibt die Nichtvollendung, dieſer Schöpfungszwiſt,
Wie Jeder hier auf gleiche Unterlagen
Doch einen andern Bau weiß aufzutragen.
Hier war noch nichts; wie bei den erſten Dingen
Sieht man noch wild die Elemente ringen.
Ein Jeder ſucht den Zauberruf,
Der einſt aus Leerem Welten ſchuf,
Beim Einen ſchlummert Nacht: der Blumen Augen
Sieht man noch nicht aus Sonnen Farben ſaugen.
Das Chaos gähnt bei ihm noch ohne Seele,
Dumpf widerhallend, eine finſtre Höhle.
Beim Andern fiel der erſte Blitzſtrahl ſchon
In ſeine Welt mit einem Donnerton,
Man ſieht die Nächte ſchon mit Tagen tauſchen
Und hört ob ſeinen Häupten Sonnen rauſchen,
Der Dritte darf mit hellem Frühlingsgrün
Schon Thal und Hügel überziehn,

Die Blume athmet ihren Duft,
Ein Vogel ſchwingt ſich in die Luft.
Beim Vierten ſchlägt der Puls der Schöpfung ſchneller,
Der Stern des Himmels macht die Nacht ſelbſt heller.
Da ſteht zwar Einer erſt noch bei den Affen,
Doch dieſer hat den Menſchen ſchon geſchaffen.
Indeſſen hier noch Paradieſesſtunden,
Sind nebenan die Staaten ſchon erfunden.
Nun ſteigt's empor, es muß den Giftpokal
Jezt Sokrates, der fromme Grieche, trinken,
Es wächſt der Tugenden und Laſter Zahl,
Und Cäſar ſeh' ich an Pompejus Säule ſinken.

Aber was geſchieht nur dort, wo Alles zuſammenläuft?

Seneka.

Es ſcheint, als ſollte da ein neuer Gedanke geboren werden. Habt Acht, ſind wir da, ſo heißt es, wegen eingetretener Hinderniſſe könne der angekündigte Gedanke erſt morgen erſcheinen. Wir wollen ſehen.

(Sie miſchen ſich unter die Menge.)

Ein Rhetor, in ſuperbaſtem Aufzuge, auf dem Rücken mehrerer Sklaven ſitzend, wird von Jünglingen, Männern, Greiſen umringt, die begierig ſeine Worte aufhaſchen.

Rhetor.

Meine Herren, die Luft iſt blau, ein ſanfter Hauch weht aus Weſten, ich wiege mich auf dem elaſtiſchen Rücken meiner Sklaven und beginne meinen Vortrag. Wenn es Künſte gibt, deren Theorie vollendeter iſt, als ihre praktiſche Ausführung, ſo will ich heute von einer Kunſt reden, die im Leben zu mannichfacher Ausübung bereits gelangt iſt, doch bis jetzt noch in kein vollſtändiges Syſtem gebracht wurde. Dies iſt die Kunſt der Schmeichelei. Die Schmeichelei, meine Herren, iſt mehr als ein Kunſtgriff, der uns zu einer reichen Erbſchaft oder zu einer angeſehenen Stelle im Staate verhilft; ich ſage, ſie iſt mehr als eine Armſeligkeit. Sie läßt ſich in die Reihe der edelſten Geiſtesthätigkeiten ſtellen und auf Grundſätze zurückführen, welche vielleicht der zarteſte, duftigſte Theil, die Blume der Rhetorik ſind. Sie haben Eile, meine Herren! Ich ſehe unter Ihnen Männer, denen es unter den Füßen brennt, daß ſie in den Senat, in den Rath des Kaiſers, in ihr Prieſterkollegium zurückkommen;

drum gebe ich Ihnen meinen Verſuch, die Umriſſe eines Syſtems der Schmeichelei zu zeichnen, in möglichſter Eile.

Nero.

Wär' dieſer Mann Poet, ſo faßt' er ſein
Zuſammen, wie in allen Sachen
Der ſchöne Schein den Werth beſtimmt; allein
So, fürcht' ich, wird er viele Worte machen.

Rhetor.

Von der unterſten Stufe der Niederträchtigkeit an erhebt ſich in allmähliger Progreſſion die Unterwürfigkeit bis zu der höchſten Stufe, wo ſie die feine, geiſtreiche, glückliche Schmeichelei geworden iſt, die ich mir zu ſchildern vorbehalte. Gewiſſermaßen ſchmeicheln mir dieſe elenden Menſchen, auf deren Rücken ich ſitze (o ſprecht mir da unten nicht!), in ihrer Art auch; denn ſie geben ſich den Schein eines Divans, und nöthigen mich, auf ihnen Platz zu nehmen, wie auf den Bänken eines Badehauſes. Allein hier iſt noch Alles plump, roh; hier iſt die Sklaverei noch kein Entſchluß der Freiheit. Erſt dann bekommt die Unterwürfigkeit etwas Schmeichelhaftes, wenn ſie von Menſchen ausgeht, welche unter den Geſetzen ihres Willens zu leben vorgeben. Hier

iſt es, wo wir beginnen. Sie verlangen eine Definition der Schmeichelei? Heißt ſie, die Unwahrheit ſagen? Nein, dann wäre ſie Lüge. Nun iſt es aber doch eingeſtanden, daß ſie auch nicht die Wahrheit ſagt. Was folgt daraus? daß ihre Definition nur eine modale ſeyn kann.

Seneka.

Der weidete auf mir bekannten Triſten;
Es iſt ein Sklave, der von meinen Schriften
Copien fertigte. Ich hoffe doch,
Er hat vor mir ſoviel Verehrung noch,
Daß er mit ſeinem Lob mich nicht beſchmiert,
Und mich nicht öffentlich für ſich citirt.

Rhetor.

Mein Satz iſt dieſer: Schmeichelei heißt, ſich mit bewaffneter Hand von einem Waffenloſen für überwunden erklären. Ein Sieger, der dem Glücke überläßt, was er doch ſelbſt durchſezte, ſchmeichelt dem Beſiegten. Dies ſind noch ſehr einfache Stufen; ſie werden aber zuſammengeſezter. Je mehr der Schmeichler den Schein der Freiheit annimmt, je furchtloſer er iſt in ſeinen ſpitzfindigen Combinationen, mit denen oft ein Kopf auf der alten Stelle

erhalten werden kann, deſto beſſern Erfolg muß er haben. Es gibt drei Dinge, die der Schmeichler vermeiden muß: Niederträchtigkeit, Albernheit und böſen Willen. Ihre Aufmerkſamkeit, meine Herren, entzückt mich. Es gibt aber auch in der That nichts Herrlicheres, als die Lebenswürze, von der wir ſprechen. Sie zieht über alle Dinge einen Schein, der, wenn er auch nicht wahrhaft iſt, doch dem Auge wunderbar wohlthut. Sie gibt ſelbſt der Kraft, der Ueberſchwenglichkeit eine ſo ſanfte Mäßigung, daß ihr Ungeſtüm das Gleichgewicht der Kräfte, welche der Hebel der Geſellſchaft ſind, nicht ſtört. Die Schmeicheici ſtellt Alles an das rechte Licht, wo es nicht zur Laſt, ſondern gut in die Augen fällt. Sie nimmt dem Laſter ſeine Häßlichkeit, der Tugend ihr vorlautes Weſen. Sie macht aus dem Leben ein Kunſtwerk und ſtellt Alles unter das glücklichſte Niveau, unter das Niveau der Schönheit.

Nero.

Jezt läßt er ab von ſeinem Ungeſchicke,
Er hat zuweilen lichte Augenblicke:
So fahre fort, du biſt auf guter Fährte,
Er drückt das beſſer aus, was Seneka mich lehrte.

Rhetor.

Die niederträchtige Schmeichelei ſtört; denn ſie ſezt den Empfänger in Verlegenheit. Was ſoll die Schöne ſagen, der ein Anbeter die Huldigung brächte, daß er aus ihrem Schuh tränke? was der Kaiſer, wenn ein Senatsbeſchluß feſtſezte, daß das römiſche Volk von einem Reitknecht des Juliſchen Hauſes herſtamme? Solche Reden ſind plump, gemein, nicht anzuhören. Eben ſo kann die Schmeichelei ſo fein geſpizt ſeyn, daß ſie in's Alberne fällt und belacht werden muß. Dolabella machte ſich lächerlich, als er im Senat darauf antrug, dem göttlichen Tiberius müſſe ein Triumphzug dekretirt werden, weil er einmal in Campanien einen kleinen Spaziergang gemacht hatte. Die gefährlichſte Klippe bleibt freilich der böſe Wille. Es gehört die größte Gewandtheit dazu, dieſen durch die Maske der Schmeichelei zu verdecken. Wer ſeinen Haß hinter Liebe, ſeinen Neid hinter Theilnahme, ſeine Furcht hinter Vertrauen verſteckt, muß ſeiner Geſichtszüge und ſeiner Worte gleich großer Meiſter ſeyn. Schmeichelt er, ſo kann er ſelten die Maxime befolgen, welche den Harmloſen immer zum Ziele führt; er muß weit verſchlungenere Pfade einſchlagen. Eine Huldigung

ſogar, die einzeln ſtände, würde ihn verrathen, ſein ganzes Benehmen muß von der Schmeichelei durchdrungen ſeyn.

Julius Binder.

Ich dorche ſtaunend, und ſchon glaub' ich feſt,
Der Mann gibt eine Waare, die ſich kaufen läßt.
Spann doch der alte Brutus auch ſich ein
In Blödſinn, ſeines Brütens falſchen Schein.
Ich geb' auf dieſe Reden ſorglich Acht:
Denn leicht gewußt iſt, was man will, weit ſchwerer,
wie man's macht.

Rhetor.

Die Ausführung meines Unterrichts in der feinen Schmeichelei überlaſſe ich meinen ſpätern Vorträgen; hier nur einige allgemeine Sätze, die Sie mit dem Geiſt derſelben vertraut machen ſollen. Es heißt geiſtreich und gewandt huldigen, wenn man Jemanden ſchmeichelt und ſich ſtellt, als wolle man nur der Wahrheit zu Ehren ſprechen, und ſich ſogar nicht ſcheuen, wenn man ihn durch ſeine Rede erzürne. Geſetzt, das Staatsoberhaupt wünſchte irgend ein Geſetz zu unterdrücken, und es träte Jemand auf, der wie aus freiem Antriebe, wie nach langer, reiflicher Ueberlegung auf die Abſchaffung antrüge, ſo

würde er seine Schmeichelei noch gerundeter machen, wenn er hinzufügte, daß er diesen Antrag stelle, selbst mit der Gefahr, den Zorn des Staatsoberhaupts auf sich zu laden.

Senatoren und Tribunen (murmelnd).

Zeigt der hier nicht vor aller Welt,
Was uns bis jezt noch aufrecht hält?
Wie weise, was er spricht, auch sey,
Er ist ein Thor, er spricht zu frei.

Rhetor.

Hat ein Regent Eigenheiten, große Eigenheiten, die man Laster nennen könnte, so wird es ihm immer darauf ankommen, sie für Tugenden angesehen zu wissen. Die feine Schmeichelei geht in diesem Falle nie auf geradem Wege. Sie ergreift eine ganz bei Seite liegende Gelegenheit und entwickelt eine allgemeine Ansicht, Grundsätze, die ihr wie von ungefähr kommen, die aber wir Saatkörner auf das nebenan lauschende, argwöhnische Herz des Fürsten fallen und hundertfältige Früchte tragen.

Senatoren und Tribunen.

Er dreht sich um und räuspert sich,
Und spricht noch mehr ganz sicherlich.

Das Bild, das er von uns gemacht,
Iſt deutlich; denn die Menge lacht.

Rhetor.

Am glücklichſten fährt der, welcher ſich der Worte der Oppoſition bedient und doch nur das ſagen will, was der Macht willkommen iſt. Ein ſolcher Schmeichler bricht in laute Klagen aus über die Ungebühr der Zeiten, tadelt aber gerade nur das, was den Gegenſtand ſeiner Huldigung beeinträchtigen will. Er ſpricht von der alten Sitte, von den Vorfahren, von menſchlichen und göttlichen Rechten, hebt aber alle Dinge nur in der Verbindung hervor, daß das Licht, das er vermiſſen will, doch auf den, dem ſeine Worte gelten, fallen muß. Hier gibt es viel Nüancen. Geſetzt, ein Fürſt wählt ſich einen Miniſter, der auffallend jung, aber für die Tyrannei wie geſchaffen iſt. Der Schmeichler benimmt ſich hier ſo: er adoptirt die Sprache der Neuerung, nimmt den jungen Miniſter in Schutz, als ein Zugeſtändniß für die Oppoſition. Denn will die Oppoſition nicht, daß eben das Talent, nicht das Alter die Befähigung zu der Stelle geben ſoll? Er ſucht dann die Partei zu verſpotten und als beſiegt darzuſtellen, welche doch eigentlich die Siegerin iſt und deren Kreatur der

junge Miniſter bleibt. Das iſt eine der tauglichſten Maximen; denn durch ſein Doppelſpiel gewinnt man ebenſo die beſtehende Gewalt, als die Oppoſition, von der man nur die Wendungen leiht.

Cerialis Anicius (bei Seite).

Er iſt es ſelbſt, der Kaiſer, der mir dicht
Zur Seite ſteht, er glaubt, ich kenn' ihn nicht.
Er weicht mir aus, und gibt mir meinen Blick
Mit ängſtlicher Gebärde faſt zurück.
Es iſt im ganzen Staate meine Ehre,
Daß ich des Schmeichelns größter Meiſter wäre.
Was an dem Rufe iſt, prüf' ich zur Stund'.

(Tritt auf den Redner zu; laut.)

Verſchlucke deine Zunge, frecher Mund,
Da ſie umſonſt den giſt'gen Stachel wezt
An Seelen, die dein Athem ſchon verlezt!
Willſt du der Ränke Uebermaß noch mehren,
Die unſres Staates unbeſcholtne Ehren
Schon ſchwärzen überall? Fluch dir! denn dieſe Künſte
Sind wohl der Klugheit übermüthige Gewinnſte,
Doch Nieten für die Tugend, die du ſchmähſt.
Noch iſt in Rom die Wahrheit nicht verweſt;
Sie trägt des Kaiſers Kleid, iſt ſeines Volkes Paß,
Ein guter Fürſt ſieht nie durch buntes Glas.

Pack' deinen Kram zuſammen, und zu andern Thoren
Such' dir den Eingang, wo der Menſchen Ohren
Schon giftgefüllt, nicht taub ſind deinem Dunſt,
Du Maskenhändler falſcher Redekunſt!

(Er ſchlägt ihn.)

Rhetor.

O helft mir, edle Herrn! Der mich hier ſchlägt
Beweist, wie Doppellüge ſich verträgt!
Er preist den Kaiſer mit erlogener Ehre,
Und lügt, als ob der weit von hinnen wäre;
Doch hört dort Nero meiner Rede zu,
Das Windſpiel, das ihn noch mit ſeiner Naſe,
Kriecht wedelnd, da erlegt der Haſe,
Da hin zu ihm, und leckt den Koth von ſeinem Schuh.

(Er entkleidet.)

Senatoren und Tribunen.

Was ſprach er da? Da läuft der Wicht.
Der Kaiſer hier? Ich ſeh' ihn nicht.
Erkennt er mich, welch' Strafgericht!
Mein Nebenmann, der iſt es nicht.

Cerialis Anicius

(auf Nero zutretend).

Erhalte, Jupiter, die Spuren jener Schritte,
Die Nero ſetzt in ſeines Volkes Mitte!

Du ſtaunſt, erhabner Kaiſer, daß die Frage
Nach dieſem hohen Wunder kaum ſich wage
Von einem Mund zum andern fortzuſchleichen?
Ein Jeder ſpäht noch, daß ihn nichts betrüge;
Denn deiner holden Nähe erſtes Zeichen
Kam uns vom frechen Läſterſitz der Lüge.
Sinkt, Bürger, Senatoren, in den Staub,
Und tragt wetteifernd dieſen theuern Raub,
Das ſchönſte Kleinod eurer Schätze,
Durch Roma's überraſchte Plätze!

(Setzt Nero's Fuß auf ſeinen Nacken.)

Senatoren und Tribunen.

Wer vor mir ſteht, der trete fort,
Ich haſche wohl ein günſtig Wort.
Er ſprach noch nicht, noch iſt nicht Rath,
Wie viel die Uhr geſchlagen hat.

Nero.

Verflucht ſey der, der einen Gruß mir beut!
Mit eurer prahleriſchen Ehrlichkeit
Fallt ihr höchſt räuberhaft mich an;
Wer ſagt mir, wie vor eurer Liebe,
Vor eurer Tugend man ſich retten kann!
Und wenn ich euer aller Henker bliebe,

Ein grauſer Fenſterpocher bei der Nacht,
Ein böſer Traum, der, ſelbſt wenn ihr erwacht,
Am Tag noch eure Augen blendet:
So wär' dies alles wie verſchwendet,
Und jedes ſo, daß es euch doch gefiele.
Mein Wüthen, Morden, meine Trauerſpiele,
Nichts rüttelt euern Schlaf und reißt euch los
Aus der Alltäglichkeit gemeinem Schooß.
Ihr lächelt ſtets, und wo ich Tiger wähne,
Zeigt ihr mir eure Lippen, ſtatt der Zähne.
Was ſchlugt ihr jenen Meiſter? Seiner Worte Glätte
War für die Grazien recht ein Ruhebette,
Man ſah darauf die Amoretten ſchaukeln,
Gefiederte Gedanken ab und wieder gaukeln.
Der hat des Lebens Räthſel tief erkannt,
Doch ihr ſeyd ſtumpfes Volk; das Unterpfand,
Wie Ewigkeit wird aus dem Augenblick,
Das kennt ihr nicht, die heilige Muſik.
Euch ſchuf Natur nur außen hin ein Ohr,
Nur für Disharmonie ein offnes Thor;
Ihr höret mit dem Aug; am Flötenſpiel ergötzt
Euch einzig, wie die Kunſt dabei die Finger ſetzt.
Drum merk' ich, der auf eurem Rücken ſitzt,
Mit Schrecken, wie ihr unten ſchwitzt,

Schon Luft hineinzupumpen in die Kehlen,
Um euch bei mir durch Lieder zu empfehlen.
Tragt mich denn fort! doch ſtöre die Camöne,
Beim Himmel! wenigſtens die falſchen Töne.

(Nero wird auf den Schultern der Menge davon getragen.)

Julius Vindex (allein).

Nach ſo viel tauſend Opfern ſchlägt der Kaiſer
Selbſt unſre Sprache, ſchnürt ſie heiſer,
Macht aus der Red' ein Würfelſpiel,
Wo's gleich, ob hie, ob da ein Wort hinfiel.
Der Sprache ſtolzes Roß beſteigt er,
Macht ſich bald ſchwer, macht bald ſich leichter,
Wirft ſich im Sattel, ſtachelt mit den Sporen,
Bläst bald dem Thiere lindiſch in die Ohren;
So elend ſah man einen Reiter nie ſich halten,
Des Römers Rede nie ſo wirrſam ſich geſtalten.
Er iſt auch hierin ein Komödiant,
Den, wenn er kaum der Rede Anfang fand,
Ein Stichwort ſo bethört, daß er die ſtolz'ſten Phraſen
Läßt auf des Umgangs Sprachgemeinplatz graſen.
Man wird aus ihm nicht klug; denn wenn er lacht,
Iſt der verloren, der's ihm nachgemacht.

Er lacht, wenn er mit vielverfluchter Hand
Verbannung, Tod, zahllose Thränen ſät,
Derweilen man ihn immer trüb erfand,
Wenn ſich ſein Glück mit vollem Segel bläht.
Wer mag ſich ſchicken in den leeren Thoren!
Doch wahrlich! bei den Göttern iſt's geſchworen,
Bald hab' ich ſelbſt die Sprache aufgeſpürt,
Die zu verſtehn, ihn Alles koſten wird.

V.

Kaiserlicher Part. Nacht.

Chor der Mänaden.

Von des Gangesstroms goldschimmerndem Bett,
Aus dem Palmenhain, wo die Mutter mich sucht,
Und mit Thränen benezt den glühenden Sand,
Riß'st du mich hinweg, ambrosischer Gott,
Der des Weinstocks Frucht
Auspreßt in Zauberpokale!

Erster Halbchor.

Nicht der goldene Kamm in den Locken der Braut,
Nicht am Hochzeitstag der Freundinnen Lied
War köstlicher, als der berauschende Duft
Des gekelterten Tranks, der mich wachenden Augs
In Träume versenkt,
Und zur Erde die Götter herabruft.

Zweiter Halbchor.

Wer nicht kostete von dem göttlichen Most,
Sieht zitternd uns nahn, und verschließet sein Thor,

Doch des Thyrsusstabs breitschattiges Laub,
Die winkende Frucht, der Trommel Gelärm
Lockt Jeden herbei,
Der zur Heimath niemals zurückkehrt.

Erster Halbchor.

Wie einst Semeles Schooß und die Hüfte des Zeus
Den blühenden Gott Dionysus verbarg;
So ist zwiefach gereift der perlende Wein,
An dem Mittagsstrahl und der Gährung Schaum:
So stählt sich die Kraft,
Daß uns blind Leoparden gehorchen.

Zweiter Halbchor.

Auch priese dein Mund die herrliche That,
Als ein frevelndes Schiff Dionysus geraubt,
Und sich Epheu schlang um den grünenden Mast,
An das sprossende Holz die Rebe sich hing,
Und die Schiffer ins Meer
Als beschuppte Delphine versanken.

Chor.

Wer spendet uns karg den Opfer Geruch?
Wer hemmt uns den Weg und der Cymbel Geläut?
Den Thraker Lykurg schlug eigene Wuth,
Der Cithären erzählt von des Pentheus Mord,

Und noch liegen zerſtreut
An dem Heber des Orpheus Gebein.

Gedräng unter den Zuſchauern eines Theaters, deſſen Vorſtellung ſchon begonnen hat. Ein Bürger mit ſeiner Tochter.

Tochter.

Vater, wohin wollen Sie denn? Drängen Sie doch nicht ſo vor!

Bürger.

Ich weiß nicht, was du willſt, Kind? Wäre deine Mutter nur da, die ſtemmte die Hand in ihre Seiten und machte gleich Breſche! Muß doch was davon abbekommen, wenn man deßhalb eine Nacht aufbleibt, um ſeinen Kaiſer auf dem Theater zu ſehen, und noch dazu in Frauenkleidern.

Tochter.

Sprechen Sie doch nur nicht ſo laut, Vater! die Leute ſehen ſich alle um.

Bürger.

Ich weiß nicht, was du willſt. Was gehen mich die Leute an? Wenn die Könige Komödie ſpielen wollen, ſo iſt es immer beſſer, ſie thun es auf dem Theater, als auf dem Thron. Wenn nur deine

Mutter da wäre; es kommen ſo viel erbauliche Sprüche vor, die wie ein Abendſegen klingen.

Tochter.

Gott, Sie hören nicht auf, Vater! Was ihm nur angefochten iſt?

Bürger.

Ich weiß nicht, was du willſt, Kind! Ich lieb einmal die Menſchen, wenn ſie im Theater ſind, dann iſt doch noch Umgehens mit ihnen. Sie haben keine anderen Dinge im Kopf, als die ihnen vorgeſpielt werden; und wenn man gemeinnützige Zwecke hat, z. B. ein Bäder iſt oder ein Seifenſieder, und man durch Aktien ſein Geſchäft heben möchte, ſo ſollte man nur im Theater Unterſchriften ſammeln. Soll mich doch wundern, ob das Ungeheuer da oben denn auch zu ſprechen anfangen wird.

Tochter.

Gewiß, wenn Sie nur zu ſprechen aufhören werden.

Ein Nachbar.

Wen verſtehen Sie unter dem Ungeheuer? Den Kaiſer oder den Seedrachen?

Bürger.

Mein lieber nachbarlicher Freund, wie viel ziehen Sie monatlich von der geheimen Polizei?

Nachbar.

Weit weniger, als Sie von mir ziehen werden, nämlich Prügel. Was haben Sie vorlauter Mensch hier immer in das Stück einzureden?

Bürger (zur Tochter).

Kind, wo ist denn mein Perspektiv? Ich möchte doch einmal sehen, ob diese Grobheit größer wird, wenn man sie mit unterstützter Pupille ansieht.

Tochter.

Vater, ich bin des Todes, was Sie heute wieder für Lärm machen!

Bürger.

Wäre deine Mutter —

Vorne.

Still da hinten!

Bürger.

Ruhe, allgemeine Ruhe! Hüte ab!

Alle.

St! der Kaiser spricht!

Nero in der Rolle der Andromeda, angeschmieden an einen Felsen. Im Meere ein Drache.

Nero.

Ist dies, o ewiges Licht, die schwarze Hafenbucht,
Woraus niemals mein kaum gezimmert Lebensschiff

Die Anker wieder lichten wird? Ich blicke scheu
Auf diesen Sand, der jezt nur Muscheln birgt; doch bald
Die grausenhaft zerstückten Glieder meines Leibs
Zur Bleiche an der Sonne rings ausbreiten muß!
Mein Vater herrschte über schwarze Aethiopier,
Und darg der Götter scheelem Neidesblick sein Glück,
Mich, seine Tochter. Siehe, da erregte sich
Der Mutter unter Mädchen auf dem Wiesenrain
So plötzlich ihrer Jugendzeit Erinnerung,
Daß sie mit kecker Zunge ihre Schönheit pries,
Und Göttinnen zum Maaße ihre Reize nahm.
Die Nereiden spotteten des eitlen Weibs;
Doch spiegelte so frevelhaft im Stolz ihr Bild,
Daß sich der Neid mit feuchtem Haar Poseidon nahk,
Daß jedes Element, zur Rache ausgewirkt,
Im wilden Aufruhr stürmt und sich der öde Rand
Des Festlands mit des Meeres Geifer überzieht.
Des Aufruhrs Frucht, ein scheuslich Ungethüm, setzt sich
Auf diesen Fels und frißt hinweg, was irgend nur
Ein Haupt erhebt, so menschengleich gestaltet ist.

Schon währt ſechs volle Monde dieſe Plage an,
Und wenn des ſechsten Mondes Scheibe unſichtbar
Sich zirkelt, ſchwände ganz in Nichts des Vaters Reich,
Falls er nach Prieſter heiligem Ausſpruch nicht von ſelbſt
Sein Kleinod führte unverſöhnten Göttern zu.
So bin ich hier. Die Götter heilen großen Schmerz
Durch größeren, des Meſſers Wunde durch das Schwert.
O, greiſer Vater, folgen mußteſt du, denn ach!
Die Krone drückte früher deine Stirne, als
Du auf den Armen eine ſüße Tochter trugſt!
Mich aber trifft des Thieres Zahn als Leiche nur
Noch an; die Furcht löſcht meines Lebens Fackel aus.

(Wieder im Vorgrunde.)

Corybanten und Cybele.

Erſter Halbchor.

Laßt ermattet nicht die Hände auf das Fell der Trommel ſinken,
Daß im Ohr der Königin nicht widertont des Mundes Klage!

Wehe, Wehe, was ſie ſucht, ſtahl Macon, der ſie ſelber zeugte,
Macon, der den Attys grauſam ſtürzte in des Ida Schluchten.

Zweiter Halbchor.

Soll ich einer andern Kunde trauen, die uns Fama brachte,
So entfloh der ſpröde Knabe ihrem ſiedenden Verlangen,
Legte an der Mannheit Stempel eigner Hand ein ſcharfes Eiſen;
Und, was einſt befruchten ſollte, ſchnitt er vor der Reife nieder.

Cybele.

Gibt es in der Luft noch Wellen, die nicht reichlich ſchon beladen
Von Cybelens Liebesklagen, durch die ſtummen Räume ſchwimmen?
Waſſer, Erde, Wind, Geſtirne, nichts gibt meinem Rufe Antwort.
Attys, Attys lähmte, was du duldeteſt, der Welt die Zunge?
Nahm dich Zeus für Ganymedes? Nahm Aurora dich für Memnon?

Wer beſizt dich, wen verjüngt das Schwellen deiner
friſchen Glieder?
Wer ſtiehlt von dem Stock der Lippen mir den
Honig deiner Küſſe?
Wolken eilet, Sterne zeiget Attys, meinen ſüßen
Knaben!

Julius Vinder, verfolgt von Satyrn und Nymphen, tritt auf.

Satyrn.

Huſch nicht ſo eilig
Durch die Gebüſche hin!
Zieh' aus dem Spiele,
Wo es ſich läßt, Gewinn!
Neckende Nymphen
Schlüpfen durch's dunkle Laub,
Mache behend im
Rauſche den flüchtigen Raub!

Julius Vinder.

Verfluchte Mummerei, treib deine Poſſen
Mit Andern, die ſich willig zeigen!
Für euren luſtberauſchten Reigen
Iſt meine Bruſt einmal verſchloſſen.

Nymphen.

Daphne, wo biſt du?
Iſt es dir je geſchehn,
Daß du ein Bild ſo
Knabenhaft ſchön geſehn?
Glycera, ſieh nur,
Wie er nachdenklich ſteht;
Wie er das Haupt ſenkt,
Süßer als Ganymed!

Julius Binder.

Verführeriſche Töne hämmern
Am ſpröden Eiſen meiner Bruſt.
Die äußeren Dinge merklich, die innern unbewußt
Verſchwimmen in ein täuſchend Dämmern,
Das mich nach den vermiedenen Nebesmaſchen
Erſt recht begierig läſſet haſchen.

Dreaden.

Suchſt du der Liebe
Traulichſte Wohnung,
Komm auf die Berge!
Schattige Grotten
Geben zum Lager
Glänzende Muſcheln,
Murmelnde Quellen

Wecken dir Echo,
Wecken das Brautlied,
Welches die Thäler
Hallen zur süßen
Liebesberauschung!

Julius Binder.

O wohl ist Liebe schön in dunklen Grotten,
Wie Dido und Aeneas schliefen.
Doch glückt Euch nicht, was ich geschworen auszurotten,
Wenn lockender auch Eure Kehlen riefen!

Najaden.

Nimm dir ein Mädchen,
Tauch' in die Welle
Wo ihr verhüllt und
Dennoch euch nackt seht.
Suchet den Goldsand
Unten zu haschen,
Oben die Zweige
Hängender Weiden!
Schwellend vom Bade
Flechtet die Glieder
Dann in dem Schilfe
Hold in einander!

Julius Vinder.

In Waſſer, Luft, in Allem wohnet Liebe,
Und lockt mit zärtlichem Umfangen;
Wo iſt ein Raum wohl, der unausgefüllet bliebe
Von Flüſtern, Küſſen, Scherzen, Bangen?

Dryaden.

Komme zu uns, wen
Eros verwundet!
Säuſelnde Schatten
Laden zur Liebe,
Wenn in den Zweigen
Tauben ſich ſchnäbeln,
Käfer im Dufte der
Blumen ſich wälzen,
Und in der Ferne
Hirtenſchalmeien der
Sinkenden Sonne
Abendlied flöten.

Julius Vinder.

Die Nebel theilen ſich; mein Aug' erblickt
Ein reizend Weib, das mir Gewährung nickt.
Wo blieb ſie? Helft an Roſenketten
Sie anzufeſſeln mir, ihr Amoretten!

Saturn.

War sie nicht hier?
Da huscht sie fort;
O folge ihr
An jeden Ort;
Ob Berg ob Thal,
Ob Wasserreich,
Allüberall —
Der ist es gleich!

(Die Chöre ziehen sich zurück.)

Maske.

Ach endlich, schöner Knabe, ist der Echo Ohr
Von tausend Stimmen nicht mehr so beladen,
Daß es auch meiner Liebe Faden
Der sich mit Seufzern spinnet aus der Brust hervor,
Aufnimmt, ihn treulich fortzuführen
Zu dem, den ich hieherkam aufzuspüren!

Julius Binder.

Du reizende Gestalt! Doch hindert nichts,
Daß du enthüllst die Schönheit deines Angesichts.

Maske.

O laß mich stumm an deinen Blicken weiden!
Wenn freien Aug's wir an uns beiden

Der Schönheit Linien wollten meſſen,
So würdeſt du an mir und ich an dir vergeſſen,
Was jeden reizet anzuſchauen.
Man findet oft bei ſchönen Frauen,
Daß ſie im ewigen Siegen nicht genießen
Die Lüſte, die dem ſchönen Mann entſprießen.

Julius Vinder.

Und bei ſo vielem Reiz Beſcheidenheit!
Das iſt des ſchönen Zaubers ſchönſtes Kleid.

Maske.

O nicht Beſcheidenheit, nein, tiefes Wiſſen,
Von der Liebe rechten Vollgenüſſen!
Wenn ich die Maske von mir lege,
So macht der Stolz, in meinen Reizen
Erkannt zu ſeyn, mich träge,
Und ließe mich behaglich ſpreizen
Auf dem, was jedes Weib
Zu hören liebt von ihrem Leib.
Jezt aber bin ich Mann; ganz hingegeben
An dich, der Schöpfung Meiſterſtück.
Das laß' ich alles nun zurück
Was ich hier bin, mein ganzes Leben.
Das iſt das höchſte Ziel, wenn ich die Flammen
Erſt angeſchürt, als wär' ich Mann,

Als könnt' ich geben ſelbſt, und ſinke dann
Zulezt in das Empfangen ſüß zuſammen.

Julius Vinder.

Ich aber bin der Theil, der ungeduldig
Die Liebe als ein Wagniß nimmt;
Der, wenn er im Umfangen ſchwimmt,
Gern wüßte, daß er eines Raubes ſchuldig.
Ich lab' als Mann mich nicht am Sinne;
Nur dies erfüllt mich mit Behagen,
Daß zwiſchen meinen Armen inne
Ich darf ein überwundnes Mädchen tragen,
Ein Kind, das, wenn man's auf der Straße ſieht,
Sich ſo empfindſam wie die Schnecke,
Alsbald in ihrer Sprödigkeit Gehäuſe zieht,
Ein Kind, das, wo ich's necke,
Mir eher ſcheint dem Himmel angetraut,
Der Mutter, Amme, ihres Bruders Braut,
Und das mit allen ſeinen Schüchternheiten,
Mit ſeines Angeſichtes blaſſen Zärtlichkeiten,
Mit allem Stolz, mit allen Bibelſprüchen
Nun unter mir zum Scherz ſich eingeſchlichen.

(Er nimmt ihr die Maske vom Geſicht.)

Wie! Du biſt's, Poppäa? Mich an deiner Scham
Zu weiden, könnte feſt mich bannen;

Doch treibt der Schwur, den ich von meinem Herzen
nahm,
Mich, obgleich willenlos, von dannen.

(Er entflieht.)

Poppäa.

O bleib, bleib, du geliebtes Bild!
Er flieht, und die Entfernung ſchwillt.
Was hat ihn nur von mir geſcheucht?
O Nacht, du Kupplerin, laß zu, daß doch vielleicht,
Wenn nur mein Mund den ſüßen Namen girrt
Der theure Vogel aus dem Buſche ſchwirrt.

(Eilt ihm nach.)

Die Theater Vorſtellung iſt beendet. Nero als Weib mit Schminke und halb offener Bruſt, eilt über die Bühne, von Schmeichlern verfolgt, welche ihn in bekannten Rezenſenten-Ausdrücken erheben. Er dankt kindiſch und befangen, wie ein Novitz beim erſten Debüt, dann folgen die ſchon da geweſenen Chöre bis die Scene leer wird.

Erſte Pechfackel (leiſe aus ihr herausſeufzend).

O Jehova, du Herr Zebaoth!

Zweite Pechfackel.

O du mein Heiland, Jeſus Chriſtus!

Die Fackeln ſinken in Staub zuſammen. Ueberall Nacht und Ruhe.

VI.

Große Halle mit mehren Seitenthüren und einer Hauptthüre im Hintergrunde. In der Mitte eine Tribüne.

Ein Hauptmann mit Soldaten tritt auf.

Hauptmann.

Marsch! Schultert das Gewehr!
Macht Eurem Hauptmann Ehr!
Die Augen links; rechts um geschwenkt,
Und weder rück- noch vorgedrängt;
Den Fuß am Leibe nicht gehängt,
Und jeden Muskel angestrengt!
So brav! — Ja, unser Regiment,
Das nur den Stock und Schweigen kennt,
Das ist das einz'ge, das noch hält
Die Ordnung aufrecht in der Welt;
Wo Jeder thun mag, was er will,
Da steht das ganze Wesen still.
Ist wieder 'nmal eine Rebellion
Im Werk gewesen; der Eujon

Von Piso soll der Hauptwardein
Und erste Schuft dabei gewesen seyn,
Jezt ist der ganze Mordverschwör
Im kriminalischen Verhör.
Wer nichts gesteht, dem kömmt es bitter an,
Und wer gesteht, ist auch verlorner Mann,
Doch ist zum Schwatzen jetzt kein Zeit.
Nun, merket auf, ihr tapfern Kriegesleut'!
In diesen Saal hierauf der Kaiser tritt,
Heut macht er seinen Hippogryphenritt,
Was weiß ich? Mich kümmert nichts,
Wenn nur von Euch ein jeder Taugenichts
Parat ist, observiret das Signal,
Falls nöthig wird ein Ueberfall.
Wer gibt Euch Brod? wer gibt Euch Lohn?
Wer hat von Eurem Witz die Ehr' davon?
Jezt plaudert nicht! Kreuz Million!
Rechts schwenkt das ganze Bataillon!

(Die Soldaten vertheilen sich in den Nebenzimmern.)

Die Dichter treten ein.

Chor der Dichter.

Wir sind die Aechten,
Besonders Rechten,

Die Vielgeprüften,
Vom Kaiser selbst mit Ruhm verbrieften!

Wir sind die wahren
Poetenschaaren,
Die Angenommnen,
Schon zur Unsterblichkeit Herangeklommnen!

Uns widersprechen,
Heißt, sich verbrechen
An jenen Händen,
Ohn' die wir nicht auf diesem Gipfel ständen.

In unsern Tempel
Tritt, wer den Stempel
Bereits empfangen: —
Der junge Spatz mag in den Sprenkeln hangen.

Ein Buchhändler.

So recht meine Herren, wir Verleger hören nichts lieber, als wenn sich die Dichter mit dem Ruhme begnügen.

Erster Poet.

Das ist eine Genügsamkeit, welche Ihnen freilich wohlfeil zu stehen kommt.

Zweiter Poet.

Ja, wollte man Ihnen einmal eine goldne Säule ſetzen, ſie würde ſehr klein gerathen, wenn man ſie aus dem Honorar ſchmölze, welches die Poeſie von Ihnen bezogen hat.

Buchhändler.

Ungefähr einem Pfeifenſtiele würde ſie gleichen; Sie haben recht, meine Herren. Doch geſtehen Sie ſelbſt, werden Sie deßhalb ſchlechtere Verſe machen, weil Sie weniger anſtändig dafür bezahlt werden? O meine Herren, Homer wäre darum kein genialerer Dichter geworden, wenn er auch für den Bogen einen Louisd'or mehr bekommen hätte.

Dritter Poet.

Was das für Redensarten ſind! Was hat man vom Tempel des Ruhms, wenn wenigſtens nicht ſein Fußboden mit Kronenthalern gepflaſtert iſt?

Ein Humoriſt (bedeutungsvoll).

In welchem Style glauben Sie wohl, daß der Tempel des Ruhms gebaut iſt? im doriſchen oder joniſchen?

Buchhändler.

So recht! Ei, das war ja eine humoriſtiſche Bemerkung, und ich muß Ihnen geſtehen, Spaß

amüſirt das Publikum. Figürliche Gegenſtände in der Analogie wirklicher zu behandeln — nicht übel. Was kann man, um ein Beiſpiel zu haben, z. B. von der Schönheit ſagen, wenn ſie in die Augen fällt?

Humoriſt.

Daß ſie ſehr ungeſchickt iſt.

Buchhändler.

Allerliebſt! Sie ſind mein Mann, Sie verbinden das Nützliche mit dem Angenehmen. Wenn ich mich hergebe, Verſe zu verlegen, ſo bau' ich immer in die Luft.

Humoriſt (wie oben).

Nach welchen Grundſätzen verfahren Sie, wenn Sie in die Luft bauen? Was kann man überhaupt von der Architektur der Luftſchlöſſer ſagen?

Buchhändler.

Sagen Sie etwas!

(Er zieht eine Tafel und ſchreibt heimlich in der Taſche nach, was der Humoriſt ſpricht.)

Humoriſt

(räuſpert ſich und beginnt).

Außer der ſichtbaren Welt gibt es gewiß noch eine weite unſichtbare, welche die unſrige oft durchkreuzt. Spricht man doch zuweilen vom Reich der Freiheit,

vom Reich der Wahrheit, von zwei Reichen, welche in unſern irdiſchen Reichen gänzlich unbekannt ſind. Es gibt ſogar eine unſichtbare Geographie; denn wie oft iſt nicht von ſogenannten böhmiſchen Dörfern die Rede, welche überall liegen, nur nicht in Böhmen. Sie ſelber haben von Luftſchlöſſern geſprochen, welche irrthümlicherweiſe oft nach Spanien verlegt werden, gleichſam als wäre Spanien der Mond, in welchem mancher Edelmann ſeine Güter hat. Wie ſtellen Sie ſich nun ein recht luſtiges Luftſchloß vor? Hat es Seitenflügel? Gewiß, die Flügel der Hoffnung. Hat es hohe Giebel? Gewiß, ſchon mancher ſtürzte herunter. Hat es einen Hof? Gewiß, wie der Mond, der von Wolken umgeben iſt. Merkwürdig iſt, daß dieſe glänzende Pracht der Luftſchlöſſer ſich immer da findet, wo es ſonſt am ärmlichſten zugeht: in den Hütten; oder wo man geneigt iſt, ſtatt zu bauen, lieber einzureißen: bei der Jugend.

Buchhändler (fortſchreibend).

Es iſt zu intereſſant.

Humoriſt.

Aus wie wunderſamen Dingen nimmt jezt dieſe Baukunſt, welche man, wie die Biber, nicht einmal

zu lernen braucht, für welche man kein Patent und keinen Gewerbeschein löst, und in welcher der Ungeschickteste immer der gröſte Meister ist, ihr Material her? Aus dem unsichtbaren Faden einer halben Hoffnung; aus dem Blick eines angebeteten Mädchens; aus der Phrase eines Gönners, der versprochen hat, es mit uns gut zu meinen; aus einem Loose in der Lotterie; aus dem Husten eines alten Erblassers; kurz aus tausend Seidenhärchen des Schicksals, an welche wir das bleierne Gewicht unserer Hoffnungen, unseres Alpdrückens und unserer nächtlichen Träume hängen. In den Luftschlössern herrscht auch immer Musik und Tanz, die schönsten Mädchen wechseln mit den vollsten Geldsäcken, auf einen Wink gehorchen tausend Diener, und doch wird Jeder noch einen besondern Schnörkel haben, den er an dieser Gattung von Gebäuden nach seinem eigenen Geschmack sehen will. Die freiste Mannichfaltigkeit waltet hier, wie auch bei den böhmischen Dörfern, die Jedem anders vorkommen. Bei dem Einen sieht ein böhmisches Dorf so aus, wie das, wovon gerade die Rede gewesen ist, beim Andern wie ein Satz aus der Naturgeschichte, beim Dritten wie der pythagoräische Lehrsatz, beim Vierten wie die Theorie der Gleichungen vom

vierten Grade, beim Fünften wie ein Jahreszahl aus der Geschichte, beim Sechsten wie etwas, was man schon wieder vergessen hat, oder bei musikalischen Referenten wie Etwas, wovon man nichts versteht. Der Landschaftmaler — böhmische Dörfer wird er nicht zeichnen können, es sey denn, daß die Malerei für ihn selbst ein böhmisches Dorf ist. Der Geograph — vergebens sucht er sie auf den Landkarten, es sey denn, daß sie da lägen, wo er gerade nicht zu Haus ist.

Buchhändler.

Unübertrefflich! Sie Edelstein! Sie Saphir und Originalmensch! Welch' sprudelnde Laune! Welch' hinreißender Witz! Sie sind ganz der Meinige, und mit Schrecken hör' ich schon, daß sich diese klassischen und belorbeerten Poeten wieder die Schnäbel wetzen, um folgendes Lied zu singen:

Chor der Dichter.

Musenketzer,
Prosaschwätzer,
Willst du uns den Myrtenhain verstören?
Nachtigallen
Zu gefallen,
Wirbelt wahre Phantasie in Chören.

Nur am Reime,
Wie am Leime,
Am Spaliere soll hinauf sich ranken,
Was in Schachten
Zu beachten
Ist an goldenglänzenden Gedanken.
Nur von Schäfern,
Bunten Käfern
Sollt ihr singen hergebrachter Weise!
Nur im Kleinen
Nett erscheinen,
Zu des Alten hundertjähr'gem Preise,
Reimt Ihr Schmerzen
Stets auf Herzen,
Findet Ihr die Wahrheit nur in Klarheit,
Dann empfangt Ihr
Erster Hand hier
Zeugniß, daß Ihr Lerche und kein Staar seyd!

Ein junger Mensch (zum Buchhändler).

Mein Herr! Ein Wort im Vertrauen! Ich bin hier heute zum ersten Male; aber ich fühle es, auch ich bin in Arkadien geboren.

Buchhändler.

Frage ich denn nach Ihrem Taufſchein? Was wollen Sie mit Ihrer Zudringlichkeit ſagen?

Junger Menſch.

Nichts, mein Herr, als die einfachen Worte: Ich bin auch da! Ich komme eben ganz jung aus dem Neſte geflogen, kann die Flügel und das Waſſer ſchon halten, und möchte mich gern den klaſſiſchen Sängern der Nation anſchließen.

Buchhändler.

Herr, was wollen Sie denn damit ſagen?

Junger Menſch.

Mein Gott, nichts, als: ich dichte! Aber Verſchwiegenheit! Meine Poeſie bewegt ſich in ganz neuen Gegenſtänden, z. B. beſinge ich die Sterne, und habe die wichtige Entdeckung gemacht, daß ſich Himmel auf Gewimmel, Glück auf Geſchick, und Demuth auf Wehmuth reimt. Unterſuchen Sie meine Verſe, ob ich irgendwo ſorglos Berge und Störche zuſammengebracht habe, ob ich finden auf hinten folgen laſſe, oder mir darin gefalle, Mängel auf Fenchel zu reimen. Ich beſinge nie beſungene Gegenſtände, z. B. meine Geliebte,

Frühlingsahnung, alte Kloſtermauern, Ritter, Treue, Schweſterliebe — —

Buchhändler.

Freilich, freilich, mein Lieber! ich ſehe ja, daß nur Sie bloß noch gefehlt haben; aber hören Sie doch, hinter der Scene gehen Thüren, und vielleicht kommt der Kaiſer.

Chor der Dichter.

Er naht! Er naht!
Schlingt einen Reigen,
Ihm anzuzeigen,
Daß unſer Pfad,
Daß unſre Wonne
Nur ſey ein Bogen
Von ihm, der Sonne,
Ringsum gezogen!
Beugt Eure Knie!
Der Nacken ziehe
Sich krumm zuſammen!
Laßt nichts zu helle
Auflodernd flammen!
Auf alle Fälle
Ruft jetzt Euch heiſer,
Apollo hoch! hoch unſer Dichter-Kaiſer!

Nero

(ſtürzt mit leidenſchaftlicher Geberde durch die Flügelthür).

Bin ich Tyran? Ja, wär' ich's nur, dann ſchliche
So oft der Schlaf von meinem Auge wiche,
Doch ein Geſpenſt, ein böſer Schatte,
Wie eine aufgeſchreckte Ratte
Von meinem Lager, und die Thüre knarrte
In ihrer Angel, daß die längſterbarrte,
Sehnſüchtig angeruf'ne Höll' ich wachen
Und mich beſchützen ſäh' in meinen Sachen!
Doch bleibt ſie aus; in dieſem Hauſe ſchreit
Nichts als der Widerhall der Einſamkeit;
Ob endlich nicht die grauſe Stille ſchwände,
Wirft ſich ein leeres Echo an die leeren Wände.
Dies Schweigen, dieſe Ruhe tödtet mich.
Komm, fürchterlichſte Furie! doch ſprich!
Sprich, daß dies heiße überkochend Herz
Nicht ewig hört ſich ſelber ſieden,
Sprich, wie des Corybanten lärmend Erz,
Nur im Getümmel ſind' ich meinen Frieden.
Man nennt mich eine giftgeſchwollne Kröte,
Man ſagt, ich ließe Blut, wohin ich träte,
Die Erde Ströme wälzten rothe Wellen,
Seitdem es Gott gefiel, mich auf den Thron zu ſtellen.

Ich ſehe nichts; wo ſind die finſtern Manen,
Die racheſchnaubenden Geſpenſter,
Die mit dem blaſſen Mond mir ſäh'n in's Fenſter,
Und mir doch ja durchkreuzten meine Bahnen?
Ich weiß nicht Ruhe; lebet, ruf' ich, lebt!
Wenn Euern Rumpf mein tödtend Wort begräbt.
Damit vom Leben mir ein Schatte doch geworden,
Wußt' ich kein ander Mittel, als zu morden.

Chor der Dichter
(tremulando).

O allſeitiger,
Objektivſter,
Unvermeidlicher,
Muſenprieſter!

Nero.

Was gibt es wieder da für Greul?
Ich glaube gar ein Menſchenknäul
Liegt auf dem Boden hingekauert;
Auch ſie ſind ſtill; ſie ſchweigen — wie's mich
ſchauert!

Chor der Dichter

Wir ſind ja die wohlbekannten
Parnaßtrabanten,
Der Lyra angeſtellte Kammermuſikanten;

O wollest in Frühlingsliedern
Du ſüß erwiedern
Den Gruß, dir dargebracht von treuen Muſenbrüdern!

Nero.

Ihr ſeyd's? O ſtehet auf, nehmt meinen Gruß!
Bringt Ihr von draußen Euern Liederkuß?
Wie ſingt die Nachtigall? Was ſpricht der Hain?
Belauſchtet Ihr die Myrt' im Mondenſchein?
Wie iſt's? Wie waltet die Natur?
Iſt ſie noch ſtets der Liebe Spur?
O daß ich Euch jetzt ſehe! Ja es flattern
Aus meiner Seele Gattern
Gedanken, frei von Kerkerduft,
Hinaus in ſonnenhelle Frühlingsluft.
Wie ſchlagen dieſe Pulſe, dieſe Flügel,
Die mich empor zum Himmel tragen!
O tretet her; nehmt an, dies ſey ein Hügel,
Ein Hügel, wo wir oft im Graſe lagen.
Umringt mich; lüftet Eure Bruſt,
Laßt Eure Locken wehn dem Wind zur Luſt,
Im traulichen Vereine,
Wie einſt im düſtern

Akazienhaine,
Laßt uns flüstern
Von der Natur, von jedem reinen Triebe,
Von Unschuld, Freundschaft und von Liebe!

Erster Bote (tritt auf).

Die Sklaven weigern sich,
Pisonis Frevel zu bekennen.

Nero.

Und deßhalb fragt Ihr mich?
Laßt ihnen die Gelenke trennen
Durch die Tortur, die Sohlen blutig brennen!
Was fragt Ihr mich! (Bote ab.)

(Zu den Dichtern gewendet.)

So ging ich jüngst mit zwei Gesellen,
Um Lerchen auf dem Felde nachzustellen.
Wir standen hoch in einem Weinachege
Und sah'n in's Thal, in das Gekrümm der Wege.
Wie war so schön, was wir nun sahen!
Der grüne Hügel, rings umsahen
Von üppigen Terassen, fern ein Bach,
Der in ein Wäldchen schlüpfte allgemach.
Wie das so geht: ein Jeder suchte Worte,
Um eben auszudrücken, was am Orte

Ihn so gefesselt hielt. Der Eine sprach:
Spür' ich dem Grund des Zaubers nach,
So möchte wohl das bunte Farbenspiel,
Wie Eines schattig sich in's Andre malt,
Und Jedes doch im eignen Lichte strahlt,
Hier seyn der Schönheit erstes Anfangsziel.
Der Zweite schüttelte das Haupt
Und sprach: Wenn Ihr erlaubt,
So liegt der Zauber wohl in dieser Linie,
Die Ihr z. B. jetzt hier von der Pinie
Hinunter zieht, am Boden dicht gehalten,
Soweit das Auge nur mag walten.
Da findet Ihr Erhöhung und Vertiefung,
Ausbreitung, Dickung und Verschiefung.
Der mathematische Calcül, Ihr Herrn,
Ist mein Compaß und Schönheitsleitestern.
Ich aber schwieg erst; denn ich wußte,
Daß Alles in der Welt nur todte Kruste,
Wenn innen nicht ein weicher Kern.
Das Echo der Natur bleibt Jedem fern,
Deß Seelenspiel nicht zart gesaitet ist.
Das Herz nur ist es, das das Schöne mißt;
Und so sprach ich, damit ich stumm nicht bliebe,
Denn nur dies Eine Wort: Wie schön ist doch die Liebe!

Zweiter Bote.

Der alte Lateranus ſtottert
So eben ſeine Schuld heraus.

Nero.

So laßt ihn, wie das Gelb' im Ei bettert,
Bald auf, bald ab, ſo hin und her,
Nicht ganz, nicht halb, mit Dolch und Speer
Auskoſten, was des Todes Graus,
So daß als Ordensband und Glanzgeſchmeide
Er ziehe um die Bruſt ſein Eingeweide!

(Bote ab. Nero ſpricht dieſe Intermezzi wie im Traume. Die Dichter erblaſſen und weichen zurück. Er aber fährt unbefangen und mit natürem Accent in ſeinen Phantaſien fort:)

Meine beſten Verſe ſchrieb ich in einen Band
Von Pergament, mit goldnem Schnitt und Rand,
Und bin, ein Dichter von der Zehe bis zum Scheitel,
Auch wie ein Dichter auf meine Verſe eitel.
Nun hat zwar Amaryllis noch bis jetzt
Sich nur an Legenden und Prieſterſagen ergötzt;
Doch wagt' ich's einmal, jenes Heft
Ihr anzuvertrauen zum Leſegeſchäft.
Sie ſollte ſehn, wie ich ſie ſchon verſtand,
Da mir ihr Anblick noch war unbekannt.

Noch blieben zwar nur ſchüchtern unſre Blicke,
Die Hand, die ich ergriff, zog ſie zurücke;
Sie wich mir aus, gewohnt, zu ſiegen,
Vermied ſie, meiner Werbung zu erliegen.
Sie las das Buch. Ich hatt' es wieder,
Durchflog die jetzt erſt ausgeſprochenen Lieder,
Und fand, gleichſam als Leſezeichen
Im Pergament von ihren vollen Locken
Einen einzigen dünnen Seidenflocken.
Da mußte mich die Hoffnung ſchnell erreichen:
Hab' ich dich erſt an einem Haar,
Gehörſt du bald mir ganz und gar.

Dritter Bote.

So hat auch Subrius ſich nun erklärt,
Und zugeſtanden, daß im Lager der Legionen
Noch viele ſeiner Mitverſchwornen wohnen.

Nero.

Nun denn, ſo ſoll der Griff am Schwert,
Womit getrennt wird jetzt ſein Rumpf,
Sich oben ſtatt des Kopfes zeigen im Triumpf,
Daß jeder ſeiner Gunſt ſchon eingepfarrte
Soldat erblicke der Verſchwörungen Standarte.

(Die Dichter fliehen immer weiter zurück, ohne daß es Nero merkt.)

Ja, das ewige Lied der Liebe! Dieſe Wunden,
Der Welt ſo tief geſchlagen, daß
Noch nach Jahrtauſenden ſie nicht gefunden,
Und Lieb' noch jedes Auge feuchtet naß!
Die Lieb' iſt unergründlich wie ein Schatz im Meer;
Wer auch der Liebe größter Meiſter wär',
Kann oftmals das nicht wiſſen, was zu wiſſen
Man eben wieder Schüler wird werden müſſen.
O ſelig, wem der Liebe Sonnenſtrahl
Sich mit dem erſten Brand in's Herze ſtahl!
Wer mit dem erſten klar empfundnen Worte
Sich angekommen fühlte an der Pforte
Von einem Paradies, wo Liebe Leben
Und Leben Moſt iſt von der Liebe Reben!
Der Jungfrau Reiz liegt in dem Ueberraſchen,
Wie Alles anders endet, als ſie es begann;
Wie eine bunte Wolke, die naiv zu haſchen
Sie dacht', ihr unbewußt — in Schaum und Scham zerrann;
Wie ſie oft überfällt ein plötzlich Sinnen,
Will ſie ein altgewohntes Spiel beginnen,
In das kaum eine einzige traumerſchreckte Nacht
Doch plötzlich einen ernſten Sinn gebracht!

Und ſelig jener Knabe, der am Bande
Der erſten Lieb' ein Mädchen zieht,
Das an des friſchen Lebensbechers Rande
Nur allerwärts ſein Bild ſich ſpiegeln ſieht!
Daß ſie nicht weiß, ward ihr die Welt bewußt,
Durch den, der ruht an ihrer Bruſt,
Ward, dieſes ganze üppig volle Leben
Recht zu verſtehn, durch ihn ihr erſt gegeben?
Daß ſie nicht weiß, wie alle dieſe Gaben,
Die ſie doch ſelber nicht beſaß,
Die ſie aus ſeinen Blicken las,
Er nur von ihr erſt will empfangen haben!
O gebt mir jene Welt zurück,
Dies bunte Spiel von Schöpfung und von Hoffen,
Das ich ſo reich an meines Mädchens Blick,
An ihr nur ſo unendlich angetroffen!

Vierter Bote.

Jetzt iſt's gewiß, auch Euer Lehrer,
Der alte Seneka war ein Verſchwörer.

Nero.

Wer iſt denn dieſer ewige Ruheſtörer?
Schickt meinem afterweiſen Geiſtbethörer
Ein Meſſer in das Haus, er ſoll ſich ſetzen
Als Negation in eine Badewanne

Vom Holze einer guten jungen Tanne,
Und ſich die Adern ſelber dann zerſetzen!

(Schon ſteht Nero ganz allein. Die Dichter ſind, ohne daß er es merkt, fern von ihm ſchüchtern zuſammengetreten.)

Was ich befürcht', iſt nur der eine Schmerz,
Daß Alles in der Welt nicht grabeswärts,
Nein, zu des Greiſen müdem Tritte ſchreitet;
Daß dieſe Bruſt, von Liebe noch erweitet,
Sich einſt nicht ſchmücken ſoll mit friſchen Roſen
Und Pfändern, die wir jetzt im Spiel verloſen.
Wenn auch ein friſches Mädchen meine Tochter iſt,
Die ſich mit Kindesliebe an mich ſchmiegt:
Wer iſt es, den ſie küſſend in mir küßt?
Der ſie erzeugte, oder der ihr Herz beſiegt?
Mit meinem grauen Haar zu ſpielen,
Verſagt ihr der, der, geizig auf der Liebe Zoll,
Nur will, daß ſie in ſeinem wühlen,
An ihm die Kunſt zu küſſen lernen ſoll.
Wie könnt' ich eine Scene tragen,
Wie ich ſie jüngſt erlebt! Es war in Tagen,
Wo von dem Winterheerde Alles flieht,
Und hinaus vor's Thor in's Freie zieht,

Wo ſich beim neuen Frühlingsſonnenbrodem
Die Schöpfung regt im lockern Boden.
Da ſah ich an der Krücke einen Greis,
Hinfällig, lächelnd, leis
Sich lehnen an ein todtes Poſtament.
Rings um ihn her, da tobt und rennt
Ein munt'rer Schwarm von jugendſtrahlenden Knaben.
Und wie ſie hin und her ſich jagen, haben
Sie dicht am Greiſe
Gezogen ihres Spieles regelloſe Kreiſe.
Da greift ein kecker Burſch die Krücke,
Und nimmt, als ritt' er ſeinem Glücke
Entgegen, ſie als Steckenpferd —
Ein fahler Knochen hier ein Schwert!
Ein Wundeneinband hier der Hoffnung Schleife!
Ein Jugendkuß auf Kirchhofreife!
Ein Widerſpruch, daß an den todten Steinen
Der Greis die Stirn verdeckt' und mußte weinen!
Wie trüg' ich dies? O ewige Mächte,
Daß ein Entzücken mir den Tod einſt brächte,
Daß ich, indeß ich Liebe würbe,
Noch in dem Arm der Liebe ſtürbe!
Das Haupt umkränzt, im lachenden Genießen,
Bei Küſſen, die mein brechend Auge ſchließen!

Fünfter Bote.

Jezt iſt zum Spruche Alles reif;
Sie ſcheiterten an ihren Lügen,
Ihr Thun liegt in den lezten Zügen.

Nero.

Zum Tode Piſo! todt ſein ganzer Schweif!
Mord und Entſetzen über alle,
Die ſich verwickelten in ſeinem Falle!
Spült die Kloaken aus, eröffnet die Kanäle,
Daß es dem Blut an Durchzug nirgends fehle!
Ihr könnt die ganze Welt heut' an die Tiber laden:
Die Sonne drückt, ich will in Blut und Schaum und Lymphe baden!

(Bote ab. Die Dichter, den Sprung des Tigers erwartend, drücken ſich an die Wände, vor Entſetzen bleicher als dieſe.)

Nero

(ſinnend ſich über die Stirn fahrend und das Haar wild ſchüttelnd).

Was iſt? Sprach ich vom Tode nicht?
Von meinem? von Blut? von Roſen?

Hört' ich die Parze nicht, die ſpricht?
Den Gott, deß Helm erklingt von Todesloſen?
Bin ich allein? Es iſt, als wenn dort ſtänden
Verblaßte Schatten an den blaſſen Wänden.
Ich fühl's, vor meinen Sinnen
Will Nebel, der ſie drückte, rinnen.
Ich kam hierher — ſo — nein ſo —
Ich ſah hier Männer, die viel leeres Stroh
Gedroſchen, aberwitzige Reime
Von Blumen, Käfern, Honigſeime.
Die Furcht, die hier gewiſſe Kehlen packte,
Brach' meine Phantaſien aus dem Takte.
Ich fühlte wohl, wie was von Roheit ſich
Herum um meine abgelauſchten Worte ſchlich!
Jetzt bin ich wieder im Zuſammenhang,
Und ſehe, wie ich meinen Sang
Nicht beſſer kröne, daß auch nichts ihm fehle,
Als wenn ich Menſchen, halb von Leib und Seele,
Die Objektives gern vermeiden,
Nun zwing', einmal recht objektiv zu leiden.
Man führ' ſie ab, die tugendhaften Schelme,
Und zieh' aus einem ſchwarzen Todeshelme
Je fünf und fünf zu Charons Nachen
Ein Ueberfahrtsbillet; doch ſollen ſie wachen

Noch bis zum andern Morgen und verzweifelnd zählen,
Wen wohl des Hahnen Schrei als Fünften möchte wählen.

(Schleicht ab.)

(Die inzwischen eingedrungenen Soldaten führen die weg-klagenden Dichter hinweg.)

Julius Binder tritt auf.

Julius Binder.

Ist denn kein Grund, mich zu verhehlen
In dieses Hauses dumpfen Sälen?
Warum sind meine Schritte frei?
Sagt denn mein Auge nicht, was an mir sey?
Ist diese Stirn so glatt gezogen?
Und meiner Augenbrauen Bogen
So sanft, daß der Trabant
Die Hellebard nicht stößt mit stärkrer Hand,
Wenn er mich sieht durch diese Thore schreiten?
Wann sah die Welt so schwarze Zeiten,
Daß man sich schämt, nicht unglücklich zu seyn,
Und sich an die, die fallen, anzureihn!
Nun sind die Eltern todt, der Freund erschlagen,
Ich sah, wie blutig alle unterlagen,

Die mich bedeckt mit ihren Küssen —
Und mich, mich kann die Tyrannei nicht missen?
Mich schickt sie nicht zu ihrem Leichentroß?
So sträube deine Mähne, junges Roß,
Und bäume deine starken Glieder!
Die Seele hebt ein mächtiges Gefieder.
Der Augenblick ist da: ich lechz', auf den zu zielen,
Der Luft und Erde, Meer und Sonne mir entrissen.
So lebt denn wohl, ihr glatten Marmordielen,
Ihr Wände, Nero's blaß und übertüncht Gewissen,
Ihr Echo's, solcher Frevel stumm Vertraute,
Daß Ihr erschreckt bei jedem lauten Laute!
Ich steig' hinauf in Eis- und Alpenzonen,
Wo auf dem Schnee noch warme Herzen wohnen,
Und suche, wo in Deutschlands dunkeln Forsten
Der Legionen goldne Adler horsten.
Schon blinket wie ein Sonnenstrahl
Durch Wald und Finsterniß der Rache Stahl.
Rührt mich nicht an! werd' ich den Brüdern
rufen,
Eh' nicht von Eurer Rosse Hufen
Italien zerstampft, von meiner Hand
Zum Tod der Kaiser durchgerannt!
So lang von seines goldnen Hauses Brand

Sich noch am Himmel malt der letzte Feuerſchein,
Bin ich von Ausſatz, Schimpf und Peſt nicht rein!
Und zu der Krieger Ruf, dem lebensfrischen,
Wird ſich des Bären Stimme miſchen.
Der Ur, der an Erbarmen im Vergleich
Mit dem gekrönten Thier iſt überreich,
Wird ſeine wilden Hörner beugen,
Und ſich von ſelbſt als Opfer zeigen,
Das uns der Rückkehr Thor verriegle
Und bis zum Tode unſern Bund beſiegle.
Die Fahne weht: ich ſeh' von Sonnenſtrahlen
Sich roſig ſchon die Alpenzinken malen;
Fort in die Schlacht! Vor Roma werd' ich treten
Nicht anders, als mit rachegeſchmetternden Drommeten!

VII.

In Seneka's Hause. Morgendämmerung.

Seneka, ein dünnes spaßhaftes Männchen, tritt ein und setzt eine Leiter ab, die er trägt.

Seneka.

Keine Begriffs-Leiter! sondern eine ganz gewöhnliche Hühnertreppe, die ich dem Kaiser nachtragen muß, wenn er in die Fenster seiner Schönen steigt! Das ist der Fluch einer offiziellen Philosophie, daß sie sich zu Allem hergeben muß. Ich wüßte nicht, wie das länger zu ertragen wäre, wenn man diesen Despotismus nicht unter dem Gesichtspunkte der Originalität, und seine Grausamkeit unter dem der Spaßhaftigkeit ansähe. He, Mütterchen!

Hinter der Scene.

Bist du's, Annäus? Hast wieder warten müssen so lange? Dein Warmbier steht auf dem Tische.

Seneka.

Ja ſchlaf' nur noch, du gutes Weib! Ich wag' es nicht, mit meinen unkeuſchen Ausdünſtungen an dein ſaubres tugendhaftes Bett zu treten. In welche Winkel mußt' ich folgen! Zu Nero's Seufzern muß Seneka Schildwache ſtehen. Wenn das Laſter vorüberzieht, muß die Tugend in's Gewehr treten. Die Ehrlichkeit muß die Leiter halten, wenn der Dieb in fremde Fenſter ſteigt. Sagſt du nicht was, Mütterchen?

Hinter der Scene.

Du murmelſt ſo viel, lieber Annäus. Ich fühle, wie du dich wieder angeſtrengt haſt die Nacht.

Seneka.

Ohne Philoſophie wäre das auch gar nicht zum Aushalten. Immer gegenwärtig, immer Stichblatt ſeyn, immer Spaß machen, mehr Hofnarr als Hofrath, wer hielte das aus! Ich denke nur immer, es iſt zulezt auch gut, die Dinge einmal von der andern Seite anzuſehen. Aber, gerechter Gott! Frauenzimmer, was bleibſt du nicht im Bett?

Frau Seneka

(mit einem Lichte, im Nachtüberwurf hereintretend).

Väterchen, laß mich! Wie blaß du ſiehſt! Die ungeſunde Nachtluft! Wo habt ihr nur geſteckt?

Seneka.

Ueberall; in allerhand Winkeln, wo die Liebe einem Geldſtück gleicht mit ganz abgenutztem Gepräge, und wo ſie ſchon durch ſo viele leidenſchaftliche Hände gegangen iſt, daß ſich Grünſpan und Anſetzung auf ihr anſetzt.

Frau Seneka.

Und du immer mit, Annäus? Aber ſage mir nur, wie benehmen ſich denn ſolche Frauenzimmer?

Seneka.

Ach was! Den Kaiſer ſollteſt du aber dabei ſehen. Immer der Hahnrei ſeiner eigenen Leidenſchaft. In ganz wohlconditionirte Häuſer, die doch eine ordentliche Treppe, Thür und Klingel haben, muß er durch's Fenſter einſteigen. Arme, die von Umarmungen ſchon Schwielen bekommen, ſcheinen ihm ſo friſch, wie deine waren, Mütterchen, vor vierzig und etlichen Jahren.

Frau Seneka (verlegen).

Ach, Väterchen —

Seneka.

Nun, was hilft's? Man lebt vom Schein. Ich denke oft, ich wäre etwas beleibter, als ich mager bin, und ein wenig ärmer, als ich reich bin. Nur

keinen Lebensüberdruß! Ich gestehe Nero Alles zu, denn ich weiß, daß durch Nachgiebigkeit Ausschweifungen verhindert, und im Fall der Noth große Verbrechen durch kleine hintertrieben werden können. Aber was ist dir nur?

Frau Seneka.

Einen bösen Traum hatt' ich diese Nacht. Lieber, ich glaube, es geht an unser Leben.

Seneka.

Freilich, besonders ist es nicht; es geht immer an, unser Leben. Oder wie?

Frau Seneka.

Nein, nein, du verstehst mich nicht; es geht an unser Leben.

Seneka.

Ja so, ja so, unser Leben geht jezt erst an; das wäre doch kein böser Traum.

Frau Seneka.

Gott, so versteh' mich doch! Es geht an unser Leben.

Seneka.

Nun, nun, jezt begreif ich's erst. Die ungelenke lateinische Sprache! Aber das sind Grillen. Wir sind sicher. Nero hat mich diese Nacht geküßt und

ächerzt, und als ich von ihm ging, ſagte er, er wolle mich noch höher befördern.

Frau Seneka.

Still, ſtill, was iſt das für ein Lärm?

Stimmen draußen.

Wacht auf! Wacht auf! an euerm Haus
Sieht man des rothen Kreuzes Graus,
Das Euch zu geben den Todes Pfad
In aller Früh bezeichnet hat.

Seneka.

Was hat man nur? Ich höre nichts.

Frau Seneka.

Ich hör'; doch am Verſtehn gebricht's.

Stimmen draußen.

Ein Leichentuch am Schornſtein hängt,
Die Schwalb' ein neues Neſt anfängt,
Der Guckuck ſchrie: nichts Guts geſchach;
Denn heute iſt Johannis-Tag.

Frau Seneka.

Das klingt faſt wie ein Hexenlied.

Seneka.

Frau, mach' das Fenſter zu, es zieht!

Stimmen draußen.

Zwei Uhren hörte man bei Euch
Laut ſchlagen in dem Takte gleich;
Das heißt, daß von zwei Eheleut'
Das Eine iſt zum Tod bereit.

Seneka.

Da unten ſteht, ſieh! Hinz und Kunz!

Frau Seneka.

Man ſpricht vom Tod. Wen meint man? uns?

Beide.

Wahrhaftig, das iſt doch zu arg,
Man bringt uns wirklich einen Sarg!

Die Freunde und Nachbarn Seneka's treten ein. Scharfrichter mit einem Sarg. Man weint. Seneka ſpringt plötzlich vom Lächerlichen zum Erhabenen über. Man überreicht ihm eine Rolle Papier. Er wickelt ſie auf, ein Meſſer fällt heraus.

Seneka.

Nun haſt du dich durch Narrenspoſſen
So lang gehalten, alter Thor!
Der Strudel hielt dich hoch empor,
Und wirſt auch mit ihm ausgegoſſen!
Das, was ich war und was ich bin,
Legt ſich auf dieſe Bahre hin.

Die Zeit hat nicht auf mich gewartet.
Ich trete, wie ich bin, ſo ausgeartet
In's offene Grab, im ganz Tand,
Den ich aus Furcht um mein Benehmen wand,
Die Schminke im Geſicht, das graue Haar
Mit Roſenkränzen unehrbar
Geſchmückt, das Auge lüſtern naſchend,
Mich in mir ſelber überraſchend.
So iſt denn alles hin, was du geglaubt,
Das ganze Reich von ſtolzen Sittenſprüchen,
Die du trotz Götterflüchen
Vom Himmel prometheiſch haſt geraubt!
So war ich die Karrikatur
Von allen meinen Büchern nur,
Und mußt', um feſten Grund zu faſſen,
Mich ſelbſt zu Grunde gehen laſſen!

Frau Seneka.

O mein Gemahl, nimm was geſchieht,
So freudig wie mich ſelber mit!

Seneka.

Bleib du zurück! Und dennoch, was iſt Leben,
Wenn dir der Athem nicht iſt freigegeben!
O keine Thräne! Dieſe Bahr' iſt faſt
Wie einſtmals uns das Brautbett angepaßt.

O weinet nicht; denn beſſer ſteht
Wer zu den ewigen Göttern geht.
Wir ſehn uns noch, mein Freund;
Dieſelben Zähren, die du zum Abſchied weinſt,
Die rinnen noch dereinſt,
Dem frohen Wiederſehn zu Ehren.

(Beide ſteigen in den Abgrund und öffnen ſich die Ader.)

Abſchied.

Lebt wohl, lebt wohl und grüßet all,
Die ſchon gekommen ſind zum Fall!
Wer weiß, ob nicht auch bald der Sand
In meinem Stundenglas verſchwand.

Seneka.

O zage nicht, du bald ausblutend Herz!
Dies Leben war nur Vorbereitungsſcherz.
Und wie die Adern nun ſo quillen,
Fühl' ich, noch Manches hat ſich zu erfüllen!
Wir lebten nur im Rauſche dieſer Erden,
Um unſerer ſelbſt bewußt zu werden,
Um uns zu runden als Perſon,
Als Träger von dem großen Lohn,
Den einſt der Weltgeiſt nicht für unſer Einen,
Für unſer irdiſch Treiben, nein!

Für ſeines eigenen Schaffens Mühe nimmt.
Wir ſind die Saiten, drauf der Herr
Dereinſt von ungefähr
Die Melodien ſeines Lebens ſtimmt,
Und was ihn ſelbſt im Rauſch hält wach,
Das hallt in unſrer Seele nach.
O liebes Weib!

Frau Seneka.

Mein lieber Gatte,
Wie ich allmählig ſchon ermatte!
Ich weiß nicht, frag' ich dich: ſtirbſt du
Dem Leben ab? oder: lebſt du dem Tode zu?

Seneka.

Nimm meine Hand; vielleicht erwärmt
Sie dich, wenn dich der Tod zu früh umſchwärmt,
Damit im gleichgemeſſenen Takt
Wir enden unſern fünften Akt!
Und wenn ihr, die ihr uns umſteht,
Vom Trauerſpiel nach Hauſe geht,
So denkt, daß zu der wahren Feier
Für uns ſich erſt erhebt des Vorhangs Schleier!
Es gibt ein Wiederſehn, und wär' es nur
Deßhalb, weil die, die es beweiſen wollen

Mit manchen leicht geborſtnen Wiſſensſchollen
Erkennen müſſen, daß ſie war'n auf ſchlechter Spur.
Man weiß nicht, was dereinſt geſchieht
So feſt, wie Zahlen man zuſammen zieht;
Doch iſt es ein wahrhaftig Sehnen,
Das unſere Hoffnung nicht läßt wanken:
Es habe über dieſes Lebens Schranken
Das Leben erſt ſich noch recht auszudehnen.
Wie iſt dir, Liebe?

Frau Seneka.

Vor'm Auge fahl
Und ungewiß; dem Tode halb
Und halb dem Leben angehörend.
Ich ſeh' nur dich, meine Gatte, während
Ich von dem Leben ſcheide ab;
Und dennoch jenſeits über'm Grab,
Iſt mir es wiederum als wärſt
Du es, der mich begrüßt zuerſt.

Seneka.

So wechſeln beide Welten nun,
Die, wo wir bald als Aſche werden ruhn,
Und jene, welche oft mit göttlicher Gewalt
Durch dieſe ſtill anklopfend hallt:

Von allen Sinnen, die nun ſchwinden,
Muß wohl zuerſt das Aug' erblinden,
Dann lähmt die Zunge ſich und das Gefühl,
Dem Athem wird es eng und ſchwül;
Doch das Gehör währt länger an,
Und macht ſo ſpitz ſich, als es kann,
Denn Jeder ſoll noch treu und klar
Im Tode hören, was er war,
Noch hören wer ſein Freund und Feind
Und bis wie lang die Thräne weint.
Wie iſt es, liebes Weib? — ſie ſchweigt
Das Haupt ſich ſchon ohnmächtig neigt.
Der Schlaf erſcheint hier als Pilot,
Der etwas noch vor Charons Boot
Den matten Schiffer aus des Lebens Flucht
Vugſiret in des Todes Bucht.
Auch ich erkalte — die Adern ſind hohl,
Ich werde mir ſelber faſt entnommen.
Nun ſcheid' ich, Freunde, lebet wohl!
Im Jenſeits ruf' ich Euch: willkommen!

(Stirbt.)

VIII.

Im Hause der Poppäa.

Poppäa ſitzt in ſchwarzen Kleidern nachdenklich. Im Metallreifen ſchwingt ſich vor ihr ein Papagey.

Poppäa.

Du bunter Vogel, wiege nur und wühle
Mit deinem Köpfchen unterm Federpfühle,
Worin du ſanft gebettet biſt!
Dein Mund geduldig aus der Hand mir frißt,
Und krächzt dazu ſein kratzend Lied,
Das gleich verräth, wie wohl es dir geſchieht!
Ich, deine Freundin, kann in Ringen
Mich nicht ſo froh und wohlbehäbig ſchwingen;
Ich werde ſchwer, die Treppen
Feg' ich mit langen Schleppen,
Die mich nur ganz gemächlich
Zu gehen heißen und gebrechlich;
Denn ich bin nicht mehr ich —
Du dummes Thier, wie nennt man's, ſprich?

Papagey.

Jakob!

Poppäa.

Du arger Schwätzer weißt,
Wie man ſeit einem Mond mich beißt.
Ich bin dem Fluch nun unterlegen
Der auch aus Jovis goldnem Regen
Einſt Menſchenfrucht entſtehen ließ.
In meines Leibs Verließ
Trag' ich die Spuren jener Stunden,
Die mir in Nero's Armen hingeſchwunden.
Da friß, du Wunderſpatz, dich ſüß
Am Zucker, den du ohne Beißen
Dem Finger magſt entreißen,
Und ſprich, ob's auch ſchon ſo gewiß!

Papagey.

Jakob!

Poppäa.

Einfältiger Staar, dein monotoner Schrei
Sagt wohl, daß Alles mir wär' einerlei?
Doch fluch' ich dem, was in mir iſt
Und mit von meinem Leben friſt;
Was ſich von ſelbſt fermt, ich mag rütteln
Und an dem Stock verzweifelnd ſchütteln,

Was halb ein anderes in mir drin,
Und halb doch nur ich ſelber bin.
Was bin ich noch für Julius? Nichts, als
Die lächerliche Frucht des Sündenfalls,
Nichts als ein ſchon behangener Pflock,
Ein mäßig abgetragener Rock,
Im Harem jene abgebrochene Roſe,
Die ihres Herren Schnupftuch trägt im Schooße,
Und, bis zum Rande überfüllt,
Heraus aus ihrem Ringe quillt.
Ach! ſind die Weiber, deren Herzen
Sich gern an einen Andern ranken
Als den, dem ſie die Schmerzen
Der Frucht des Ehebetts verdanken,
In dem verdoppelnden Gefühle,
Ein Kern zu ſeyn, und ſeine Hülle,
Nicht recht dem Zauber erſt hingegeben,
Der für ſie liegt in des verbotenen Stockes Reben.
O Julius! Wo kamſt du hin? Iſt's Scham,
Iſt's innere Luſt, die Luſt der Schöpfung,
Der willenloſen Schöpfung mit Erſchöpfung,
Die mich zu dem, den mir das Schickſal nahm,
Jezt reißt mit ungeſtümem Drang?
Iſt's des verbotenen Gelüſtes Hang?

Iſt's die Bacchantenwuth, die nichts verborgen,
Nichts mehr im Ueberwurfe ſieht,
Und die herab in ihre Orgien
Gleich jedes längere Weigern zieht?
Wie iſt mir? Luſtberauſcht
Fühl' ich, wie alles in mir tauſcht,
Das Geben, Nehmen, das Gewähren,
Und ſchon die Schmerzpotenz der Wolluſt, das Gebähren,
Halb Leben, halb der Tod, nichts mehr,
Als wenn ich nur der Schöpfung Uebergang noch wär'.
Nicht mehr ich ſelbſt, auch nicht mein Kind,
Es iſt die ſelbſt ſich zeugende Natur,
Die ihrer göttlichen Momente Spur
Durch mich hinzieht, durch meine Adern rinnt,
So daß mir ſcheint, was uns die Dichtung
Von einem ſeligen Leben ſchreibt,
Sey nur die Wolluſt der Vernichtung,
Wie man ſich mählig einverleibt
Dem Werden, Sinken, Unten, Oben —
Ich muß es gleich einmal erproben.

(Sie würgt den Papagey. Nero tritt herein.)

Nero.

O wo man Leben giebt, da laßt mich seyn!
So eben hat man mir die Nachricht zugestellt,
Du seyst, Poppäa, einer Hoffnung Schrein,
Und eine Schale, die das Schönste hält?
Bin ich gewiß, daß schon die süßen Schrecken
Der Mutterlust an deinen Brüsten lecken?
Du täusch'st mich nicht; so eben war's ein Strahl,
Der blitzend sich aus deinem Auge stahl,
Und der das Innere deines Leib's verrieth,
Was drinnen mich schon ganz verzehrend glüht!

Poppäa.

Da ich, um, was du wünsch'st, zu heilen,
Mich in mir selber mußte theilen,
So nimm es hin, und lasse nur der Mutter dann,
der matten
Von deiner Liebessonne noch Erquickungschatten!

Nero.

Ja wahrlich! du, Poppäa, schwindest,
Wenn du ein Mädchen mir entbindest.
Und ist's ein Knabe, so bedenk' ich
Nichts weiter, als wie lenk' ich
Erziehung, schöne Wissenschaften, Deklamiren,
Mit Damen Conversation zu führen,

Tanz und Muſik und Literaturgeſchichte,
Und daß er ja, gleich ſeinem Vater, dichte!
Ach! was beginn' ich, bis der Tag
Von dieſem Glück erſcheinen mag.
Wenn ich das Kind auf meinen Armen ſchaukle,
Mit Scherz und Küſſen es umgaukle,
Ueber die Schultern der Amme ſehe
Und in des Säuglings Auge ſpähe;
Wenn dann, dem Vater zu Gefallen,
Das erſte liebe Lallen
Aus ſeinem herzigen Munde quillt,
Und wohl nach einem Jährchen
Ein gut erfunden Märchen
Zur Ruh' den kleinen Schreier ſtillt —

Poppäa.

Ich ſehe ſchon, wie du die Wiege
Im Schlafrock und Pantoffeln trittſt!
O geh' und laß die dumme Lüge,
Die nur mich zu betrüben nützt!
Ich haſſe Kinder, weil ſie lyriſch
Und materiell ſind, ganz abſcheulich thieriſch
Und klein, mechaniſch, Puppen,
Von Menſchenſternen nur die Schnuppen;

Und weil das eingebildete Volk,
Empfindſamkeit und alle matten Neigen
An einem ſolchen kleinen Polk
Gern ihr Gemüth, was weiß ich! wollen zeigen,
Da wird nun, wenn wo Gäſte kommen,
Das rothe Weſen aus den Windeln genommen
Und Jedem lächelnd präſentirt,
Und viel empfindliche Phraſe ſpendirt.
Ha, ha! wenn Nero als Papa
Die Schlafmütz' über's Ohr gezogen,
Mit Selbſtbewußtſeyn ſtünde da
Und hörte, wie hier Jedermann ihm wohlgewogen,
Indeß der Leute Lächeln ſich ſo ſtellt,
Daß man ihn halb doch für 'nen Hahnrei hält!

Nero.

Löst Satan dir die Zunge?
Was pumpſt für Tollheit du aus deiner Lunge?
Iſt dir die Zartheit nichts? nichts menſchliches Entzücken?
Nichts heller Schmelz in ganz verklärten Blicken?
Fröhnſt du wohl ſelbſt der höchſt frivolen Mode
Und zeitigeſt vielleicht mein Kind zum Tode?
Noch lebt, was in dir iſt; ich greife
Dem Riſſe der Natur jetzt vor,

Und nehme noch bei halber Reife,
Was ſich in deinen eitlen Leib verlor.
Stirb, freches Weib! und laß im Sterben
Mich mehr, als wenn du lebteſt, erben.

(Er zieht einen Dolch und durchbohrt ſie.)

Poppäa.

Was thuſt du? Zwiefach nun beraubſt du dich,
O Lieber — mein Gemahl — Fluch dir! du Wütherich!

(Sie ſtirbt.)

Nero.

Ich bin ein Thor; — ein Kind, das Sterne
Will ſchälen von des Himmels Ferne,
Das Gelbe ſuchet aus dem Ei,
Und doch verlangt, die Schale breche nicht entzwei.
Poppäa, biſt du todt? Ach, blaß und kalt
Liegt nun die göttliche Geſtalt —
Das alſo iſt der Tod? Ich ſah noch nie
Des Tods Phyſiognomie.
Matt, zerknickt, und ohne Willen,
Der Sinne Gelüſte zu erfüllen,
Eine klappernde Hülſe, eine leere Schale, —
Ich ſehe das alles zum erſten Male.
Und an Poppäen ſeh' ich's, die zu lieben
Wie eine Kunſt mit mir getrieben;

An ihr, die alles, was ich wollte, war,
Und doch nicht alles, was ich selber bin,
Die, was ich schweigend mochte, offenbar,
Und was ich laut gewollt, gab schweigend hin;
An ihr, an der ich hing, wie am Magnet
Der Eisenstaub sich immer so gestaltet,
Wie grad des Wundersteines Laune steht.
Nun ist das treue Herz erkaltet!
Die Wege meines Denkens sind verschlungen,
Wild, überhangend; ihr nur war's gelungen,
Ausharrend treu zu folgen! überall
War sie von meinem Wesen Widerhall.
Sie hat gelacht zur rechten Zeit,
Und wiederum geweint, wenn sich der Streit
Der trüben Wolken meiner Seele
Auflöste in den Thränenäther meiner Augen!
Aus Herbem wußte Süßes sie zu saugen —
Das alles hin; der Weg verdeckt, den ich verfehle,
Verschüttet, rück- und vor mein Leben —
Wozu ist mir noch Arm und Mund gegeben?
Das Auge, das doch nur erblindet,
Wenn ihm das Offene, nicht die Dunkelheit ist licht;
Der Mund, der, was er spricht, nur spricht,
Um zu gestehen, daß ihn Stummheit bindet?

O Gott! Die Götter ſpielen mit den Menſchenloſen,
Und werfen ſie wie Bälle ſich einander zu;
Schon fühl' ich Grabesklüfte mich umkoſen,
Die Parze ſchielt mich an und winket — du
Nero! entflieh mir nicht!
Mein eigenes Ich! das zu mir ſpricht —
O weh! mich faßt ein wirrer
Unheimlicher Strudel und immer irrer
Dreht ſich mein Selbſt im Kreiſe —
Das iſt der Tod — leiſe! leiſe!

(Er wankt fort.)

IX.

Im Lager des Julius Vinder. Zelt mit einer Lampe.

Julius Vinder

(richtet ſich vom Bette auf).

Ich kann nicht ſchlafen — die Entſcheidung reißt
Mir immer wieder meine Augen wach;
Ich ſtrecke tappend meine Hände nach
Dem aus, was Siegen oder Unterliegen heißt.
Noch wird die Flamme nicht vom Morgen überblizt,

(Oeffnet hinten das Zelt.)

Noch tiefe Nacht; die Nacht mit Sternen ausgeſprizt,
Noch keine Morgenſchatten; von drüben kann ich die Mähren
Der kaiſerlichen Truppen ſchnarchen hören.
Der Schlaf liegt ſchwer auf meinen Leuten,
Und macht wohl Manchen jenen Ort ausweiten,
Der bald zum Grab ihm dienen wird.

(Kehrt zurück.)

Und ich bin nun der Völkerhirt,
Der für ſie Wache hält, mir ſelbſt das einzuſchärfen
Was alles ſie auf meine Schultern werfen!
Im Zelt hier iſt's ſo ſchwül — die Flamme
Hat an der dicken Luft eine ſchlechte Amme —
Wie? ſie verliſcht? dort jene Ecke
Iſt eine dumpfe Wolkenhecke,
Was gährt, was ſiedet — ein Geſpenſt!

(Poppäa's Geiſt iſt ſichtbar.)

Geiſt.

Ob du mich, Julius, wohl erkennſt?

Julius Vindex.

Poppäa biſt du; von Mord und Waffen
Seh' ich auf deinem Buſen eine Wunde klaffen.

Geiſt.

Und doch bin ich nicht todt, auch nicht lebendig.
Ich leb' auch nicht für mich und eigenhändig;
Mein Tod lebt noch von dem, was in mir lebt,
Dem Tode iſt noch Leben, dem Leben Tod verwebt.

Julius Vindex.

Ich ſeh' dich reif von einer Leibesfrucht,
Die der umſchlungene Gürtel zu erſticken ſucht.

Geiſt.

Kein Gürtel um den Leib! Kein Strick!
Sonſt bricht's dem Kind einſt das Genick;
Nur von der Bruſt, die ſchon verſtorben iſt,
Trenn' ich was halb verwelkt, halb unreif unten
ſprießt.

Julius Binder.

Grauenvolles Bild der alten Liebe,
Flieh, zerſtiebe!

Geiſt.

Und nun ich noch auf Erden wanken
So lange darf, bis ſich die Armesranken
Des kleinen Wurms in mir, an meinem Tod,
An den ſie ſich anklammern in der Noth,
Verſterbend, hin zum Tode ſtrecken:
So weil' ich da, wo mir das Liebſte iſt,
Bei dir, o Knabe! den ich nicht zu ſchrecken,
Nein, zu genießen nütze dieſe Friſt.

Julius Binder.

Doch mußt du halb ſchon ſeh'n, wie unſichtbar
An Thatenkeimen die Erfolge hängen,
Wie ineinander fließt, was iſt und war
Und ſeyn wird, wie die Zeiten dicht ſich drängen;

Drum ſprich, iſt morgen jenes Rad,
Das Phöbus über uns geſchlagen hat,
Für mich ein Rad des Glückes? ſprich!

Geiſt.

Es ſtirbt in mir — o Julius — mich —
Mich ſtirbt's, ich ſelber ſterbe nicht,
Ich bin ſchon todt! wie Alles zuſammenbricht!
Hin! hin! ach tief! tief, wie man im Fieber
Durch Wolken ſtürzt; laſſe, Lieber,
O laß dein Schwert heut' in der Scheide!
Du ſcheinſt dem Tode eine Augenweide;
Denn umkreiſet ſeh' ich dich von ſchwarzen Raben;
Aber warum? Heil den Todten, daß ſie bald dich haben!
Ich ſelber ſchicke deinen Tag herbei;
In meinem Grab iſt Raum genug für drei!

(Verſchwindet.)

Julius Vinder.

Wieder Alles fort! Es war halb Traum,
Halb Fantaſie, wo eins dem andern
Die trügeriſchen Farben lieh.
Auch brennt die Farbe wieder, aber blau;
Die Morgennebel dampfen,
Die Sonne ſchirrt die Roſſe an;

Nun, auch die unſern ſtampfen
Und ſpitzen ihre Ohren glau —
Das Würfelſpiel des Tags geht an —
Ob Nero fällt, ob ſich die Meinen müſſen
Dem Tode geben? Gott mag's wiſſen.

(Tritt hinaus.)

Draußen im Lager.

Soldaten, die aus ihren Mänteln hervorkriechen. Ein Trompeter bläst.

Erſter Soldat.

Was das wieder für ein nüchterner, ungewaſchener und ungekämmter Ton iſt.

Zweiter Soldat.

Der Kerl bläst, als wenn er das Aufſtoßen hätte. So ein Hallunk war Heinz nicht, der früher für die Kompagnie geblaſen hat, als er noch lebte.

Dritter Soldat.

Der Neue iſt ein gefangener Trompeter von drüben, den ſie in unſere Uniform geſteckt haben, und der nun aus Patriotismus falſche Noten bläst.

Erſter Soldat.

Aber ich muß euch ſagen, ihr beiden Leute riecht ſchon ganz nach Verweſung; ihr überlebt den Tag

nicht, und würdet gut thun, mir euer Geld zu geben. Denn ſeht, man hat mir prophezeiht, daß ich in dieſem Jahre 365 Tage vor dem Tode ſicher bin.

Zweiter Soldat.

So gibt es immer noch einen Tag, wo du gehangen werden kannſt; denn dies Jahr iſt ein Schaltjahr, du Schalk!

Dritter Soldat.

Auch iſt mein Vorſchlag beſſer. Wir wollen alle drei unſere gemeinſchaftlichen Vermögensumſtände theilen, ſo daß auf jeden gleich Part käme. Schießt zuſammen, wir machen drei Haufen.

Erſter Soldat.

Willſt du deine Haare mit hinzulegen, die ich dir ausraufen werde, du Kopfrechner!

Zweiter Soldat.

Freilich, könnteſt du ſie auf deine Glatze kleben, ſie würden dir nicht übel ſtehen.

Dritter Soldat.

So? gehen Einem alſo die Haare aus, wenn man einen Wallfiſch zur Frau hat?

Zweiter Soldat.

O ſtichle nicht auf ſeine Frau, ſie iſt nur mit Stechen zufrieden.

Erſter Soldat.

Mein Weib iſt ein gutes Weib, ſie iſt noch lange keine böſe Sieben.

(Er legt ſich wieder.)

Dritter Soldat.

Aber ſchon lange eine böſe Sechs.

Erſter Soldat (auffahrend).

Was? Mein Weib eine Hex? Du Schuft, weißt du, daß meine Kinder mir alle ähnlich ſehen?

Zweiter Soldat.

Das müſſen ſie wohl, du haſt ja deinen Bruder zum Wächter bei ihr zurückgelaſſen.

(Die Umſtehenden lachen.)

Erſter Soldat.

Ihr habt gewiß geträumt, ihr ſeyd nicht nüchtern geweſen; und nun ihr aufwacht, ſeyd ihr in der That betrunken. Habt doch Lebensart!

Hauptmann.

Ruhe ihr deutſchen Dorfteufel! Ihr müßt immer eure Schlafmützen über's Ohr ziehen und euch von Federvieh und Hahnreiſchaften unterhalten. Rührt euch denn dieſe Natur, das Wunder-Italien nicht?

Zweiter Soldat.

Ich will Ihnen nur ſagen, Herr Hauptmann, mein Kamerad iſt etwas kurzſichtig.

Dritter Soldat.

Ja, und das kommt daher, weil ihm ſeine Kinder aus den Augen geſchnitten ſind.

Erſter Soldat.

Glauben Sie's nicht, Herr Hauptmann. Dieſes Italien iſt in ſeiner Art einzig; ich ſchwärme über dem klaſſiſchen Boden, wo die Citronen blühen, und bewundere, wie ſich Ulmenbäume hier um die Rebe ranken.

(Wird allgemein ausgelacht. Trompetenton. Getümmel der Schlacht.)

Kommando Diesſeits und Jenſeits.

Diesſeits.

Hart am Hügel
Halte ſich der linke Flügel!

Jenſeits.

Sie machen einen Bügel,
Schnell gebt dem Roß die Zügel!

Diesſeits.

Gemach, gemach!
Die Glieder halten nicht zuſammen.

Jenſeits.

Auch ihr nicht allzuſach!
Allmählich zünden ſich des Kampfes Flammen.

Ein verwundeter Rekrut (am Boden).

Mich ſtört nur Eins: daß ich zerriſſene Stiefeln habe. Wie nur das gekommen ſeyn mag? Hab' ich mich denn ſo beeilt, da anzulangen, wo ich jezt bin, nämlich eine Handbreit vom Tode? Mein Nachbar da iſt noch ſehr gut beſohlt und vervorſchuht; freilich, in zehn Minuten iſt's aus mit mir und mit meiner Eitelkeit; aber ich trage das Nicht; ordentliche Stiefeln muß ich an den Füßen haben, ſonſt ſtolpere ich ungeſchickt aus der Welt.

(Er kriecht fort.)

Zwei verwundete Brüder.

Erſter.

Weiter kann ich nicht. Gut, Camill, daß du in der Nähe biſt.

Zweiter.

Ja, nahe genug, Sulpiz, um dir deine betrügeriſche Zunge auszureißen.

Erſter.

Heiliges Blut meines Körpers! verſtröme nicht zu ſchnell, daß ich den Meineid eines Menſchen züchtigen kann, den die ſchadenfrohe Natur mit mir aus einem Leibe geboren werden ließ!

Zweiter.

Schon als Embryo, du Hund, wie ich mit geſenktem Kopfe und verſchränkten Armen dir gegenüber ſaß in den Eingeweiden unſerer Mutter, kniff ich blaue Flecken in deinen Leib, und ſelbſt im Grabe wird ſich noch die todte Materie meiner Perſon inſtinktmäßig auf dich werfen. Zieh!

Erſter.

Ich habe gehungert, wenn du am Tiſche warſt, und jedes Spiel verlaſſen, zu dem du dich geſelltеſt. Ich habe dich des Nachts im Bette überfallen und dir heimlich die Haare abgeſchoren, wenn du ſchliefeſt. Es iſt Alles noch ſo; ich habe gezogen!

Zweiter.

Die Wunde ſchmerzt; aber dieſe Quart nimm hin, du Scheuſal, auf dem unſere Familienphyſiognomie in's Unehrliche ſich ausgeprägt hat, nachgemachte Copie meiner ſelbſt!

Erſter.

Ich war früher da, als du Camill; aber der Tod iſt mir auf der Zunge! aber nimm dieſe Terz! aber ſie trifft dich nicht, du Spiegelfechter! Mich trifft ſie. Ich bin aus. Legt mich zu dem Menſchen nicht!

Zweiter.

Ich komme auch zurück, zurück auf nichts, auf ihn, aber nicht zu ihm! Er ſtahl ſich in den Leib meiner Mutter hinein; vom Vater hat ſie ihn gar nicht empfangen, das Thier, das wilde, das todte — auch ich — (Beide ſterben.)

Der verwundete Rekrut von früher.

Kann nicht hin zu meines Kamerads ſeinen Stiefeln, und muß mich hier ärgern, während es immer ärger mit mir wird. Die Zehen gucken heraus. Ich kann ſie mir erkälten. He, Kamerad! Der Kerl ſchläft und hat ſo hübſche Stiefeln an. Muß ich alſo barfuß aus dem Leben gehen — werde mich erkälten, wie ich hier liege — wenn nur wenigſtens meine Stiefeln nicht zerriſſen wären. O, ich glaube gar, nun geht's ab. Was wird doch der Hauptmann ſagen, wenn meine — zerriſſene —

(Stirbt.)

Diesseits.

Zurück! der rechte Flügel ist gewichen;
Bald ist die Linie wieder ausgeglichen.

Jenseits.

Seht, seht, sie werden lahm, sie ringen,
Sich wieder in's Geleis zu bringen.

Diesseits.

O ihr metallenen Adler, krallt
Euch in die Nacken der Legionen ein!
Und zieht mit Scham und mit Gewalt
Sie in den Kern des Feinds hinein!

Jenseits.

Nur zu! nur zu! wer jetzt sich wacker hält,
Wird einst beim Steuerwesen angestellt!
Wer stirbt, dess' Sohn wird Militärkadett,
Die Tochter aber nimmt der Kaiser in's Ballet.

Der erste Soldat von früher.

Gewisse Dinge gibt es doch, die sehr ungewiß sind. Dazu gehört unter anderem alles, was jenseits des Grabes geschieht. Ich wäre des Todes, wenn ich sterben müßte! Wenn ich mir so plötzlich abhanden käme, ich wüßte nicht wie! Das ist mein Alles, des Morgens aufzustehen, und mich immer wieder so

geſund und munter anzutreffen, wie ich des Abends vorher gütigſt zu Bette gegangen bin. Wenn ich dann mit Reſpekt zu mir ſagen kann: guten Morgen, Heinrich! Und betrachte mich von allen Seiten und bin noch immer der alte Heinrich mit ſeinen proportionirten Gliedern, ſeiner ſteifen Haltung und der kleinen Haarlocke vor dem linken Ohr. Und wenn ich nun plötzlich eines Morgens dieſes Gemiſch von Annehmlichkeit und feinem Weſen vermiſſen ſollte! Wenn ich mich auf meinem Tod überraſchte, was würde ich ſagen! Und was würde meine Frau ſagen, wenn ich geſtorben nach Hauſe käme, oder ſie auch nur an mir eines der vorzüglichſten Glieder meines Körpers vermißte! Aber was iſt das? Mir wird ſchwach. Ich ſehe Blut von mir rinnen, ohne daß ich's fühle. Was — ſind — denn — das — für — Narrenspoſſen! (Stirbt.)

Die gallischen Legionen auf der Flucht.

Die Legionen.

Auf dem Blute unſrer Wunden gleiten wir ſchon ſelber aus;
Nicht die Schwerter unſrer Feinde treiben uns zum Feld hinaus.

Luft, Luft in den Maſſen! Athem bei dem allgemeinen Morden!
Denn es iſt, als ſind wir mit dem Weltmeer übergoſſen worden.
Weicht zurück, und laßt vom Himmel nur ein Tröpfchen Blau mir wieder,
Ach, von dem geronnenen Blute ſind verklebt die Augenlieder!
Kein Erſatz? Kein Wink der Gottheit? Nichts, als leicht geknickte Aehren,
An die unſere Rücken lehnen! Wenn wir nur gefallen wären!

Julius Binder.

Haltet Stand, ihr Memmen,
Laßt euch vom feigen Strom nicht weiter ſchwemmen!
Bleibt! Sie hören nicht,
Und meine Hoffnung kracht und bricht;
Da rafft Zerſtörung Alles hin!
Blutige Nieten ſtatt roſigen Gewinn!
'S iſt Sterbenszeit; ein Rabe kreiſt
Schon lange um mein Haupt und weiſt
Hinaus in's Leere, in die Nacht,
Die mich mit allem, was ich ſchaffen mochte,

Die Flamme mit dem Oel und mit dem Dochte,
Nun bald zur Ruh' gebracht!
Und das war nichts — ich rang
Eine Kette von Zweifeln mich entlang,
Wollte mir die Welt zum Ideale bauen,
Und aus dem kalten Marmor Götter hauen,
Wollte das stürmende Rad der Zeit
Aufhalten, Friede bringen in den Streit,
Friede, der aus blutgetünchtem Boden sprösse;
Ich rang, wie ich der Tugend ihre Größe,
Der Ehre ihre Ehre wieder brächte,
Ob ich das Alte nicht am Neuen rächte —
Und sinke hin, ein Opfer meiner selbst;
Zerschmettert von dem eisernen Geschick,
Das Niemanden läßt vor noch rück —
Mit aller meiner Tugend, meiner Sprödе,
Mit meiner abgemeſſenen Rede,
Mit meiner Pietät, mit meinem Beten,
Jetzt wie ein Wurm zertreten!
O hört es, Menſchen, hört!
Wir werden durch uns ſelbſt bethört;
Natur gab uns ein irdiſch Kleid,
Materie als Waffen gen der Materie Streit.
Liebängelt nicht mit dem, was über Euch!

Macht's Euch bequem im ird'schen Reich,
Genießt! Seyd Herren Eurer selbst! Die Götter
Stehen ob der Erde nur als feige Spötter.
Der Erde seyd Ihr angetraut,
Die Finsterniß und das Gelüst ist Eure Braut,
Steigt nicht in's fremde Ehebett,
Das jenseits im Alkov der Träume steht!
Der Tag gibt die Gesetze an; und spreizt
Euch nicht, dem Augenblick zu widerstreben!
Wer seinen Körper mit Kasteien beizt,
Gewissensschüchtern strebt zu leben,
Wer so abstrakt als tugendhafter Mann
Sich schreibet an des Tages Ordnung an,
Der hat sich selbst den Weg gehemmt,
Und muß, noch eh' der Schnitter kömmt,
Versuchen, ob, was hier verloren,
Ihn äfft noch einmal an des Jenseits Thoren.

(Er richtet sein Schwert vor sich auf und stürzt sich hinein.)

X.

Das brennende Rom.

Dachstube. Eine bescheidene Familie. Abend.

Vater.

Nun, Kinder, tretet heran und faltet die Hände!

Mutter.

Und betet euren Abendsegen! Der kleine Bruder schläft schon.

Erstes Mädchen.

Wir danken dir —

Zweites Mädchen.

Lieber Hergott —

Erster Bube.

Wir danken dir, lieber Herrgott, daß du uns wieder einen Tag hast leben lassen —

Zweiter Bube.

Und uns genähret hast —

Erster Bube.

Mit Speis' und Trank —

Alle.

Nach dem Bedürfniſſe unſeres Leibes; aber himmliſches Brod und unvergänglichen Trank, Lehre, Vermahnung und Unterricht uns gegeben, daß wir leben lernen nach deinen Geboten und dereinſt ſterben in deiner Verheißung. Amen.

Mutter.

Nun, ihr Großen, gebt auf die Kleinen Acht, daß ſie nichts verkehrt thun, und ſie endlich einmal lernen, ſich ſelber aus- und anziehen. Vater hat genug daran zu thun, Euch auf den Leib was anzuſchaffen.

Vater.

O laß das! tauche die Phantaſie dieſer Lieben nicht zu früh ein in das ſchwarze Elend, wovon ſie nie etwas ahnen ſollten, ſo lange ſie Reichthum und Armuth nicht von einander unterſcheiden können. Sieh, wie ſchnell der Schlaf, der Zauberer aller Freuden, ſie umfangen hat! Und in der Lage, die ſie ſich gegeben haben, wenden ſie ſich wie die Sonnenblumen unwillkührlich nach dir hin und träumen, nach dir die geſchloſſenen Augenkelche gerichtet, von Feen und vom Paradieſe. Du biſt ihre Sonne und ihr Mond.

Mutter.

Wo nur die Große bleibt! Aus dem Sitzen in Sommernächten vor der Hausthür kömmt nichts heraus. Da gewöhnen ſich die Mädchen an üble Nachrede über die Nachbarn und kommen ſelbſt hinein. Und junge Burſche geſellen ſich wohl gar zu ihnen und ſchneiden ſo viel ſchnakiſches Zeug auf, daß die Mädchen in eins fort kichern und ſich anſtoßen über die dummen Bengel, ſie wiſſen ſelbſt nicht warum?

Vater.

Was hilft's, Mütterchen? Liebe regiert die Welt. Wer hat's von uns beſſer gemacht? Sieh, da kommt ſie; ſag' ihr nichts, ſie gleicht dir auf ein Haar, wie du früher warſt; das Mädchen iſt meine Freude.

Mutter.

Wo ſteckſt du denn ſo lange? Wie du ausſiehſt! Dein Geſicht glüht wie Feuer, deine Augen ſind ganz närriſch; wo biſt du geweſen? Kreatur, willſt du uns unglücklich machen?

Vater.

Mütterchen, laß doch nur! Sag einmal, Kind — was ich doch gleich ſagen wollte, du biſt ja ſo roth,

ſo ängſtlich: dir muß was geſchehen ſeyn. Die Mutter grämt ſich.

Das Mädchen weint. Ein junger Menſch ſtürzt herein und zu den Füßen der Alten.

Der junge Menſch.

O Verzeihung! Ich bin an Allem Schuld. Ich liebe Ihre Tochter, und muß mich um's Leben bringen, wenn Sie mich nicht zu Ihrem Schwiegerſohn nehmen. Hübſcher Leute Kind bin ich und Horndrechsler iſt mein Vater, und dieſelbe Profeſſion hab' auch ich. Bin jung und fleißig, und habe jezt einen Narren gefreſſen an Ihrer Jungfer Tochter; ach Gott!

Mutter.

Ja, ſo kann Mancher kommen. Meine Tochter iſt nicht ſo, wie man eine auf der Straße kennen lernt. Sie kann nähen, ſtricken, bügeln, weiß mit Putz- und feiner Handarbeit umzugehen, und kann auch wohl waſchen (was Schade für die zarten Finger! daß du mir nicht geſtohlen wirſt!). Und wenn das Alles auch ſo wäre und ſie auch was mitverdienen könnte für die Wirthſchaft, ſo ſind Sie uns doch ganz unbekannt, obſchon ſie ganz wie ihre Mutter iſt; allein aber ich bin ihre Mutter, ſehen Sie, und das iſt ihr Vater und an die müſſen Sie ſich wenden

und ſo einem unſchuldigen Mädchen keine Fickfackereien in den Kopf ſetzen. Sehen Sie?

Der junge Menſch.

Ach Gott! ach Gott! ich mein's ja ehrlich, ſehen Sie!

Vater.

Na, mach' doch dem jungen Menſchen kein Herzeleid. Setzen Sie ſich gefälligſt! Ihr Herr Vater war ja auch immer ein ſittſamer, feiner junger Menſch, früher; jezt freilich iſt er alt, und mag auch ſein Päckchen zu tragen haben. Es war heutigen Tags ein recht ſchöner Abend —

Der junge Menſch.

O ja, recht ſternenklar. Ja 's iſt ſelten um die Jahreszeit. Da hab' ich ſo meine Beobachtung gemacht. Um Johannis herum, wenn die Nachtigall zu ſchlagen aufhört, ſehen Sie, wo die Tage ſchon kürzer werden, da iſt doch ſelten ein Abend, wo man nicht draußen ſein Bett in's Freie ſetzen möchte. Ach Gott, Sie haben ja da eine Nachtigallenhecke.

Vater (verſchämt).

Ja, ich hab's einmal probirt. 'S kommt aber nix heraus.

Mutter.

Ja, der mit ſeinen Vögeln! Kommen Sie nur darauf, dann hört er nicht wieder auf.

Der junge Menſch.

Ach, es geht doch aber auch nichts über eine Nachtigall! Sonntags Morgens, wenn die Sonne noch nicht aufgegangen iſt, bin ich im Frühjahr immer draußen. Sehn Sie, aber immer vor'm Mai muß man Nachtigallen fangen, ſonſt ſingen ſie ſpottſchlecht ſpäter im Bauer, und verdienen's Futter gar nicht. Wo ich eine gehört habe, da mach' ich dann in der Erde eine kleine Grube und lege Mehlwürmer hinein, und darüber leg' ich ein Bügelnetz aus zwei Bügeln, die mit Garn umſtrickt und mit einem Stellholz wie ein Meiſekaſten aufgeſtellt ſind. Nun geh' ich weg. Meine Nachtigall hat immer zugeſehen, und dermaßen neugierig iſt ſo ein dummes Vieh, daß es gleich heranfliegt, um zu ſehen, was ich da gemacht habe. Und ich ſtehe hinter'm Buſch und pfeife immer Witt-Arr! Witt-Arr! Oder iſt's ein Sproſſer: Hi! Glock-Urr! Hi! Glock-Urr! Nun ſehen Sie, nun iſt ſie gefangen.

Vater.

Mutter, was der Menſch erzählen kann; und die Worte ſezt er ſo hübſch!

Der junge Menſch.

Nun geht's aber erſt recht an. Meine Nachtigall ſteck' ich in den Beutel, aber behutſam, daß der Schwanz keinen Schaden leidet. Denn ſehen Sie, wie wunderbar, ſo ein Thier ſingt eigentlich mit ſeinem Schwanz! Nun gleich in den Bauer, und nun gleich Miereneier und Mehlwürmer und friſches Waſſer, und nun iſt das Spitzbubending trotzig und rührt nichts an. Dann aber gar keine Umſtände gemacht und die Nachtigall gefaßt und ihr hineingeſtopft, was das Zeug hält, und manchmal des Tags, und ſo, bis ſie's ſelbſt lernt oder ſie nicht mehr tückiſch iſt. Auch gekochtes Rinderherz, auf einem Reibeiſen zerrieben, oder Mehrüben, was die Gedärme geſchmeidig hält, auch gehacktes Rindfleiſch; ich verſichere Ihnen, eine Nachtigall frißt alles, wenn nur Fleiſch drunter iſt.

Vater.

Mutter, doch ein geſcheuter Kerl! Der hat ſchon was mitgemacht.

Mutter.

Ich hab' auch gar nichts dagegen, hat er ſein Auskommen —

Der junge Menſch.

Ich ſag' Ihnen, was Nachtigallen anlangt, da bin ich Meiſter. Aber wenn man ein ganzes Neſt ausnimmt, das iſt doch das Schönſte, obſchon es die Polizei nicht haben will. Sehen Sie —

Vater.

Ach ne, Jungchen! Keine Neſter nicht ausnehmen! Ne! ne!

Der junge Menſch.

Ja was! ich nehme ja die Alten mit —

Vater.

Ne wirklich — 's iſt einmal — die Polizei will's nicht haben; aber beſuchen Sie mich, gucken Sie nach meinen Hecken, wo's hier und da fehlt; es iſt eine Dachſtube, wir ſchlagen uns auch ſo durch die Welt; nun, du lieber Gott, ſatt eſſen können Sie ſich auch noch des Abends, wenn's gerade Kartoffeln giebt. Gute Nacht, und das Uebrige wird ſich ſchon finden; Sie ſind kein gewöhnlicher Menſch, das ſeh' ich, und grüßen Sie Ihren Herrn Vater unbekannter Weiſe, aber wenn er ſich noch meiner erinnern

ſollte; ich bin auf der Wanderſchaft einmal in einem Städtchen geweſen, wo er drei Jahre früher geweſen hatte oder geweſen ſeyn ſoll. Und machen Sie keine Umſtände, wir machen auch keine. Leuchte doch dem Herrn!

(Die Tochter und der junge Menſch gehen hinaus.)

Mutter.

Mir fallen die Augen zu. Was d'raus werden ſoll! Hy—ah! ja — ich geh' zu Bette.

(Ab; die Tochter kehrt zurück.)

Vater (küßt ſie).

Kind, ich muß weinen. Es freut mich, daß man Freude an dir erlebt, und daß du dich nicht an ſo einen Windbeutel gehangen haſt; ſondern es iſt ein ganz geſetzter Menſch, und wenn er ſich erſt niederlaſſen wird, ſo wird der Segen auch nicht ausbleiben, und hör' einmal, ſey nur immer hübſch allegro um die Mutter herum; du weißt, ſie iſt wunderlich; aber ſie hat auch ihre Noth. (Ab.)

Tochter (auf den Knien).

O Himmel, ich danke dir, daß du meinen Träumen endlich Erfüllung gegeben haſt! Ach, iſt es denn wahr, daß ich ihn lieben darf? Bin ich dieſer Gnade werth? O ich fühle mich ſtark, ihm ſein Leben zu

verſüßen. Ich will der Wink ſeines Auges, das erfüllte Echo ſeiner Wünſche und der Troſt ſeines Mißgeſchicks ſeyn. Nun weiß ich erſt, warum ich auf die Welt gekommen bin. Ach, ich dummes Ding! Horch! er ruft unten —

Unten.

Gute Nacht, ſüßes Herz!

Tochter.

Gute Nacht! Gute Nacht! Auf Wiederſehen!

(Sie ſchließt das Fenſter.)

Auf der Straße.

Zwei Bürger.

Erſter.

Wenn ich nur wüßte, was in der Luft ſtäke!

Zweiter.

Was ſoll drin ſtecken? Luft iſt Nichts und Nichts in Nichts? Ha ha!

Erſter.

Nein, nehmen Sie mir nicht übel, es iſt ein ganz verdammt peſtilenzialiſcher Geruch, der Einem um die Naſe ſpürt.

Zweiter.

Hm, hm. Sollten die kapitoliniſchen Gänſe ſchon wieder faule Eier gelegt haben?

Erſter.

Herr Jeſus! da fuhr ein ganz blauer Lichtſtreifen vor meiner Naſe vorüber.

Zweiter.

Müſſen Sie denn Ihre Naſe in Alles ſtecken?

Erſter.

Aber in die Luft werd' ich ſie doch ſtecken können, Herr! und mit dieſer römiſchen Luft, mit dieſer mehr als gemäßigten, beinahe tropiſchen Atmoſphäre iſt etwas vorgegangen —

Zweiter.

Ja, wahrhaftig —

Erſter.

Haben Sie's geſehen?

Zweiter.

Ein ganz langer Lichtſtreifen zog vor mir vorbei, wandte ſich links, dann halb rechts, flammt: auf und iſt verſchwunden. Dort alle Häuſer leuchten blau. Was iſt das für Luft? Ich erſticke —

(Sie verſchwinden beide in den aus den Häuſern ſchlagenden Flammen.)

Stimmen (aus der Dachstube von vorhin).

Hilfe! Hilfe!

Von Unten.

Ganz Rom geht in Feuer auf.

Von Oben.

Hilfe! die Kinder!

Von Unten.

Die Tiber hat sich in Feuer verwandelt.

Andere.

Nein, sie ist abgeschützt; man hat kein Wasser, um zu löschen.

Andere.

Rettet! rettet!

Ein Bürger.

Wonach soll man nur greifen in der Eile! Ich habe meine Uhr auf dem Tische liegen lassen! Ich muß —

Ein anderer Bürger.

Mein Geld ist da, aber den Beutel ließ ich liegen; ich kann doch nicht ohne Beutel —

Ein Bube (weinend).

Ich bin drei Stock herunter gesprungen; aber ich habe vergessen, die Kammerthür zuzumachen. Wie das brannte! Wenn meine Mutter nach Hause

kömmt, und die Kammerthür iſt offen und die Katze iſt doch wieder in die Stube gekommen — und genaſcht habe ich auch und die Deckel nicht wieder auf die Teller gelegt — ich muß hinein —

(Alle ſtürzen, um das Verſäumte nachzuholen, in die Flammen.)

Von Oben.

Hilfe! Hilfe!

Der junge Menſch (von früher).

Platz! Platz! Hier die Leiter heran! Es kommt ſchon — nur Geduld da oben — einen Augenblick! Es kommt —

Von Oben.

Er iſt's — ſchnell, ſchnell, wir erſticken —

Der junge Menſch.

Die Leiter wird doch halten? Ich komme —

Von Oben.

Barmherziger Gott, die Leiter bricht ein —

Der junge Menſch (unten liegend).

Das Genick zerbrochen — ach — ach —

(Oben Alles ſtill. Die Flammen bedecken das Gemälde.)

Auf der Villa des Mäcenas
mit der Aussicht auf den Brand Roms.

Nero im Purpurmantel, mit einem Lorbeerkranz und die Lyra in der Hand; in der Nähe die Seinigen.

Nero.

So loderte zusammen, was Homer beschrieb,
So stand ein Leib, der hundertfältig trieb,
Die welke Hekuba, am Thrazierstrand,
Und spähte weinend, wo einst Troja stand.
Wie schön, wie schön! Die gierigen Feuerzungen
Erzählen wieder, was die Zeit verschlungen;
Sie lecken, daß es funkt und sprüht,
Mir aus der Seel' ein Flammenlied.

Wälzt der Mäander diese Gluthen an?
Ist es Neptun, der, seinen Groll zu stillen,
Auf Troja's blumenreichen Plan
Dem Ocean läßt Pech und Brand entquillen?
Gewiß, das Roß, das täuschend leere,
Ward nur gezimmert ihm zur Ehre!

Und wie die Nacht die sammetweichen
Unheimlichschwarzen Flügel senkt,

Wird leis die Rippe ausgerenkt,
Und aus dem Holze sieht man schleichen
Das Eingeweide, diesmal Griechenfürsten,
Die nach dem Blut der Teukrer dürsten.

Wohl jenen Ersten, die im Schlaf
Der Stahl der Griechenrache traf!
Bald wird es laut, man hört die Thore stürzen
Und wie Gefechte sich zusammenschürzen
In Troja's Straßen, die sich bald erhellen
Von ringsum losgelass'nen Feuerquellen.

Nun sieht man, welche Waffen wüthen,
Die Helm und Schilde sind erkannt,
Die draußen sonst am Meeresstrand
Wie unter'm Schmiedcambos glühten:
Es sind dieselben, ja, die oft gehemmten;
Doch wo sind die, die sich entgegenstemmten?

Verzweiflung macht den überraschten Krieger
Schnell wählen, was er gerade fäßt;
Doch was ist selbst der aufgeschreckte Tiger,
Wenn man ihn rings nichts sehen läßt
Als Flammenbündel, die das Auge blenden,
Und Jäger gleich wie Schatten an den Wänden?

Hier iſt kein Ausweg mehr; Troja iſt reif,
Und dicht geſchaart, ein einziger Sichelſchweif,
Mähn ohne Aufenthalt die Myrmidonen;
Jezt iſt es Zeit, mit Wucher zu verlohnen,
Daß einſt die Schiffe, die am Ufer ſtanden,
Durch Hektors Löwenmuth in Aſche ſchwanden.

Hektor iſt todt; ach, eine Thräne dem,
Der eben dort zum zweiten Male ſtirbt!
Denn ſeht, der um des Vaters Lorbeern wirbt,
Achilles Sohn, das Thier Neoptolem,
Stürzt den Aſtyanax, den Stab
Andromachens von einem Thurm herab!

Noch immer endet nicht die blutige Fehm,
Noch immer keucht Neoptolem,
Er klimmt hinauf auf Pergam's Zinnen,
Auf Troja's Königsburg, worinnen
Aus Weibermund Gebete quillen
Zu Göttern, die ſich in des Idas Wolken hüllen.

Durch des Dardans uralte Mauern
Zieht noch allein ein fröſtelnd Schauern,
Ein Ahnenruf und Priamus
Rafft ſich noch einmal auf, die Nebel

Des Alters stößt er weg mit seinem Fuß
Das Auge zittert und er faßt den Säbel!

Doch Pyrrhus lacht, wie die Hyäne lacht,
Und stößt sein Schwert, von dem Achill geerbt,
Dem Greise in die Brust, der Boden färbt,
Wie er ihn schleift mit blinder Wuth,
Sich aus der Adern altem Schacht
Weit mehr mit Wasser, als mit Blut.

Und daß man deutlich lese ihre Schrecken,
Hat eine Riesenflamme sich die Nacht,
Ein kolossales Opferbecken,
Rings für die Völker angefacht;
Der Stern ist überhellt, und wenn der Tag sich wendet
Wird selbst die Sonne hier geblendet.

Im fernsten Ocean, wenn diesen Brand
Der Schiffer sieht, glaubt er den Strand
Von Asien sich nahe, wenn auch gleich
Noch weit an Herkul's Säulen,
An der Numidier schwarzem Reich
Die Anker seines Schiffes weilen.

Die Fiſche tauchen auf im Meere weit,
Geblendet oben von dem rothgefärbten Himmel,
Und unten von dem glänzenden Gewimmel
Der Schätze aus verſunkener Herrlichkeit,
Die bei den in das Meer geſchnittenen Kerſen,
Jezt ihre diamantenen Lichter werfen.

O welch ein Tag! welch eine Nacht! wie ſelig
Wenn ſich der Phönix aus ſich ſelbſt entzündet!
Ich fühle, wie den Lavaweg allmählig
Die Wonne der Vernichtung in mir findet.
Ich möchte ſterben, möchte untergehn,
Am Winde wie der Staub verwehn.

Lebt, lebt die Poeſie! und ſterbt
Wenn Ihr um die Begeiſterung werbt!
Verblutend an Eurer Helden Wunden
Müßt Ihr Euch ſelber zum Gedichte runden!
Ein Schwert herbei, deß ſcharfer Spiegel
In meinem Blute ſoll erblinden!
Auf Troja's Aſchenhügel
Soll man mich nur als Aiche finden.

(Die Sklaven weigern ſich.)

Ihr zögert? Euch kann man
Den Weltkreis zünden an,

Ihr werdet bei der Flamme leuchten
Das Kleine und Bedenkliche nur beichten.
Wo iſt das Schwert, das, wenn mein Blut entquoll
Draus wie die Feuerlilie ragen ſoll?

Phaon (der Freigelaſſene tritt heran).

Phaon.

Wer hätte Muth zu dieſem Stoß?
Inzwiſchen wurde die Gefahr ſo groß,
Daß du durch dich weit beſſer untergehſt,
Eh' als Gefangener du vor Galba ſtehſt.

Nero.

O Troja! o bewcinenswerthe Stadt,
Die an das ewige Firmament,
Daß ihr Gedächtniß ewig brennt,
Sich unauslöſchlich angeſchrieben hat!
O große Feuerſäule
Nur einen Augenblick noch weile,
Daß ich mit deinen ewigen Ehren
Zugleich mich ſelber darf verzehren!

Phaon.

O Herr, die Legionen brechen
Aus ihrem Lager, Julius Vinder zu rächen.
Sie nahn, umgehn die Burg im Ringe,
Ob Einer dich lebendig fange.

Nero.

Aeneas mag in ferne Lande
Entflieh'n mit theurem Raub!
Ich will mit Troja's Sande
Vermiſchen meinen Staub.
Wem bin ich etwas werth?
Herbei ein Schwert! ein Schwert!

Phaon.

Was thu' ich nur? Es ſchweifen
Schon lange Kriegerſtreifen
Durch das Gebüſch — hier hilft nichts mehr —

Nero.

Ein Mörder her!
Stoßt zu und werft dann mein Gebein
In Troja's Brand hinein!

(Phaon ersticht ihn.)

Hinter der Scene.

Heil! Galba Heil!

Phaon.

Er lacht im Tod — des Mundes Bogen
Iſt ſüß und anmuthvoll gezogen!
Noch wie von Wolluſt ſchwillt
Ein jeder Zug an dieſem Todtenbild!

Er ſtreckt die matten Glieder
Wie im Bewußtſeyn eines Sieges nieder.

Hinter der Scene.

Heil! Galba Heil!

Phaon.

Und immer matter die Todesfackel brennt,
Daß man von Rom die wenigen Reſte,
Die Trümmer aus dem Flammenfeſte,
Mit naſſem Auge wieder kennt!
Hier liſcht die Flamme, dorten bricht
Sie wieder an wie Höllenlicht;
Ein finſtrer Qualm iſt, wie ein Kragen,
Rings um die Glut herumgetragen.
Dort eine neue Säule, ha!
Was für ein Wunder zeigt ſich da?
Ein Schlangenpaar mit rothen Adern
Auf grünem Grunde, wie bei Marmorquadern,
Steigt aus der Lohe auf,
Und an der einen Schlange Kopf und Knauf
Hat mit gigantiſcher Gewalt
Ein Rieſenweib ſich eingekrallt!
Wie ſich die großen Zirkel winden,
Die Glieder bald zuſammen binden,

Bald gierig durch die Lüfte ſchießen!
Wem gilt des Weibes Grüßen?
Dem Ungeheuer, das hier liegt
Und lachend ſich im Tode wiegt?
Iſt dieſes Weib mit Schlangenhaare
Die Greiſenmutter der Cäſare?
Sie winkt nach Afrika — o kehre nie
Mit deinem Gift und Wahnſinn wieder,
Daß endlich ſtatt der leeren Phantaſie,
Statt trügeriſcher Lieder,
Sich aus der böſen Zeit
Erbaue eine beſſere Wirklichkeit!

Oeffentliche

Charaktere.

Von

Karl Gutzkow.

Erster Theil.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.

1835.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Vorrede.

Der größere Theil der hier mitgetheilten biographischen Skizzen wurde zuerst durch die Augsburger Allgemeine Zeitung veröffentlicht. Ich schrieb sie, angeregt von der laufenden Geschichte, noch öfter aber aus Ueberdruß an den Begebenheiten des Tages, welche im Allgemeinen nicht viel nütze sind und höchstens für den Papierspeculanten einigen Werth haben können. Man hat sich seit der Julirevolution das Interesse für Politik angewöhnt, und wagt noch immer nicht, einmal eine Zeitung ungelesen zu lassen; ein Servilismus, eben so thörigt, als jener, welcher in der Restaurationszeit

herrſchte, wo man ſich nur um eine Sängerin oder einen kleinen Almanach enthuſiasmirte. Wir, die wir Männer der Geſchichte ſind, geben die Verſicherung, daß nichts in der Wagſchaale der Jahrhundertsfrage leichter wiegt, als die beiden Jahre, welche wir nun erlebt haben, und etwa noch zweimal ſoviel, welche ihnen folgen werden. Es iſt ſchon dafür geſorgt worden, die Zeit recht unannehmlich, nüchtern und unpoetiſch zu machen.

In einer ſolchen Zeit zieht ſich der Biedermann vom öffentlichen Leben ein wenig ſeitwärts, und beobachtet lächelnd die Menſchen, welche jetzt wieder die Begebenheiten machen, beobachtet die Pompzüge, Vermählungsfeierlichkeiten, Sterbefälle und die ſchweren Geburten der Miniſterien, und findet daran ein Wohlgefallen, die Individualitäten zu klaſſifiziren in Meineidige, Servile, Dumköpfe, Glückspilze, Staatsphiloſophen, Kammerherrn und ſolches Gelichter. Ein Jeder dieſer öffentlichen Herren zieht einen langen Schweif von

Servilismus und .... nach sich, in welchen sich seine ganze Erscheinung hüllt, so daß drinnen kometenartig nur ein ganz kleiner Kern wohnt, welcher oft nicht größer ist, als ein adliger Name. Andere waren ehrlicher oder hielten besser auf den Schein, Manche sind bemitleidenswerth, weil ihre Stellung von jedem Kniff, aber nicht von der Tugend auszufüllen war, Einige stehen sogar noch im Vorgrunde, welche zu uns gehören und im weißen Harnisch wie St. George glänzen, und unsichtbar, von Engeln geschützt werden, die wir vom Himmel auf- und niedersteigen sehen — kurz, das Interessante sind nicht mehr die Begebenheiten, sondern die Menschen.

Die Präcedentien! dies Schreckbild wandelt durch die Tagesgeschichte Europas, und fordert Rechenschaft von Apoplexie und Paralysie, welche von einer großen und titanischen Vergangenheit übrig geblieben ist. O könnte man tilgen, was geschehen ist! Könnte man die Bücher all verbie-

ten, welche die Wahrheit an die Nachwelt überliefern.

Ich gestehe, daß ich neben dem Zwecke der Entlarvung auch noch einen künstlerischen hatte, und ich muß mir deshalb einen zwiefachen Vorwurf gefallen lassen.

Einmal wird man sagen, ich sei, um nur die plastische Einheit und Ruhe in meine Auffassung der Individualitäten zu bringen, oft sehr mild und schonend zu Werke gegangen und habe durch manchen Hieb des Meißels getilgt, was freilich das Auge beleidigt hätte, was aber auch die Menschheit beleidigt. Doch wird dis immer eine Consequenz sein, die wenn ihre Prämissen nur da waren, nicht genannt zu werden brauchte. Die Mißlichkeit der Zeiten entschuldige mich! Ich habe die Blumen der Poesie auf die dürren, schlotternden Charaktere der großen Welt nicht geworfen, um die Narben ihrer Ehre, oder die offenen Schäden ihres Verstandes zu verdecken, sondern um Euch zu zeigen, wie erhaben Ihr steht über Allen und

wie mitleidig Ihr seid mit der fremden Schwäche und dem Alter, das jedoch bald treten muß vor den Thron des ewigen Gerichtes! Trauet diesen Rosen nicht, aber rechnet sie mir auch nicht an; denn ich schätze den Blauduft des Himmels und lerne mein deutsches Volk liebgewinnen, seitdem es freundlich meinen Worten zulauscht, und möchte noch recht lange als fesselloser Frühlingsbote außer dem Käfig mit Euch verkehren im Scherz und Ernst.

Zweitens mag gerade das, was in meinen Skizzen das Künstlerische ist, einem Vorwurfe ausgesetzt sein, den ihnen die biographische Kunst selbst macht. Gewöhnlich verlangt die Biographie, weil sie die Rivalität der Geschichte nicht ertragen kann, daß ihre Helden dem Bereiche der Begebenheiten entfernt stehen und sie recht viel Raum geben sollen für die kleine Detailentwickelung des Privaten-Charakters. Freilich hieran leiden meine Darstellungen, denn sie wissen nicht, um welch' Uhr des Morgens Martinez de la Rosa aufsteht,

ob Wellington gern geräucherten Schinken ißt oder ob O'Connel sich ein Tagebuch hält, worin er seine Ideen niederschreibt. Hier werden meine Berichte immer lückenhaft bleiben und ergänzt werden müssen, von Varnhagen von Ense, Wachler oder sonst einem biographischen Denkmalsetzer, der noch andere Quellen zu benutzen Gelegenheit hat, als das große aufgeschlagene Buch der Geschichte, das die ganze Bibliothek ist, welche ich besitze. Ich habe nichts gethan, als aus den objektiven Klammern der Geschichte das Alles abgelöst, was auf Rechnung der Charaktere kommt, welche dies oder jenes Faktum entweder selbst gemacht oder doch gebilligt haben. Nur Menschen wollt' ich schildern, bei denen sich nichts verstecken dürfte; und bei denen das Nebendetail der Privatverhältnisse so unbedeutend ist, daß sie nicht vermißt werden.

Auch nicht einmal deshalb unvollständig sind meine Darstellungen, weil ihre Gegenstände noch leben und die Geschichte keineswegs entschlossen ist,

ſtill zu ſtehen. Bei den jungen Charakteren, welche ich zeichne, wird man nur ahnen können, daß die Tugend und der Ruhm das Steuer und der Leuchtthurm ihrer Zukunft ſein wird; bei den alten wird die neueſte Gnade des Fürſten bald nachgetragen ſein. Alles was geſchehen kann, wird doch nichts Anderes ſein, als bei Talleyrand ein neuer Meineid, bei Martinez de la Roſa ein neuer Irrthum, bei Chateaubriand eine neue Thorheit, bei Mehemed Ali eine neue Filzigkeit, bei den Napoleoniden eine neue Schuldenmaſſe, bei Wellington ein neuer Steinhagel auf ſeine Kutſche, bei O'Connell ein neuer Triumph, bei Francia eine neue Gotteslängnung, bei Ancillon eine Uebernahme des Miniſteriums der Cultusangelegenheiten, bei Carrel nichts als Handlungen, ſo ehrenhaft und männlich wie die frühern, das Alles iſt aber leicht mit Rothſtift an den Rand dieſer Skizzen angeſchrieben.

Welche Charaktere der zweite Band bringen wird, verrath' ich noch nicht. Denn nicht nur

kann bis über's Jahr noch mancher jugendliche Name historisch werden, sondern ich behalte auch durch Verschwiegenheit über gewisse Menschen die Zügel in der Hand. Diese Gallerie soll vollständig werden. Es sollen Viele und Manche hineinkommen. Nur Eines erlöst davon, nämlich der Tod; denn nur mit lebenden Zeitgenossen beschäftigen wir uns.

Frankfurt a. Main, im März 1835.

Karl Gutzkow.

Talleyrand.

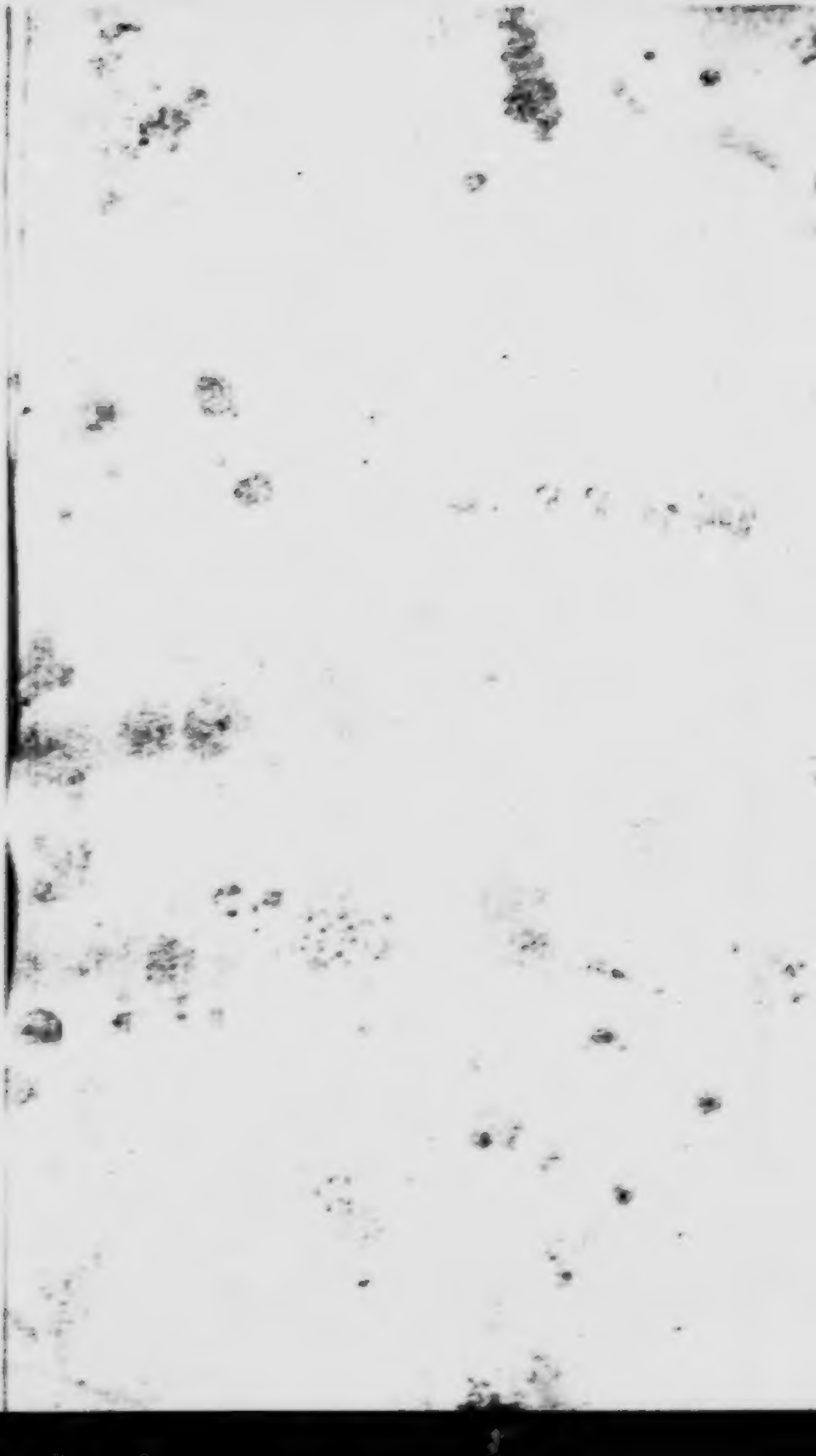

Frau Grandt und der Monat Mai mögen beſſer wiſſen, wie oft Karl Moritz Talleyrand von Perigord falſch geſchworen hat; die Geſchichte ſagt, daß er es ſechsmal that. Sie liebt ihn aber und moraliſirt nicht; denn Talleyrand war kein Ueberläufer. Talleyrand hinkt auf dem linken Fuße, er übereilte ſich nie, er lief nicht. Hat man ſich je mit mehr Grazie in die Zeitumſtände gefügt! Talleyrand machte keinen Lärm von ſeinen gebrochenen Schwüren, er ließ nicht die Trommel ſchlagen, wenn er das Lager der Partei verließ, er ging ohne Anhang, ohne Commandoſtab, er ging, nur begleitet vom Abbé Desrenaudes, der für ihn Studien machte, und vom Grafen d'Hauterive, der ihm ſeine Reden ſchrieb. Talleyrand ſuchte die ſchroffen Kontraſte der Geſchichte auszuglätten, er ſprang in den neuen Sattel mit einem Witze, und konnte das Blutvergießen nicht leiden. Mit einem Worte, ich finde, daß in Eu-

ropa viel Sympathie für seine graziösen Meineide herrscht, und es ist nicht schwer, dafür eine Ursache anzugeben. Es gibt Leute, welche den greisen Priester für einen verkannten Propheten ansehen. Man vergleicht ihn mit Sokrates, welcher außer seinem eigenen himmlischen Geiste noch einen besondern in Diensten hatte, der ihm Rath, Warnung und die Zukunft gab. Talleyrands Sehergeist wird bald ein Instinkt, bald eine Offenbarung genannt. Was davon zu halten sei, wissen wir nicht, wollen aber sein Leben deshalb zu Rathe ziehen. Hatte Talleyrand eine eigene Maxime, seine Kokarde bald weiß, bald bunt zu färben? War sein Leben die Einflüsterung eines besonderen Genius, der ihn zu seinem Liebling gemacht hatte? Besaß Talleyrand eine unveränderliche Idee, eine pensée immuable, wie Louis Philipp? Wir wollen sehen. Es war schon einige Jahre vor der konstituirenden Versammlung, daß der junge Bischof von Autun sich in der besten und abwechselnd in der schlechtesten Gesellschaft von Paris sehen ließ. Er hatte damals nur Ein Geschäft: nämlich alle Welt davon zu überzeugen, daß er kein wahrer Priester sei. Seine Kehle, noch heiser von der Messe, die er im Stifte hatte singen müssen, sein Anstand, noch kämpfend mit dem Priesterrocke, der dem

lahmen Fuße nachschleppte, ein zweiter Esau, der an seinen jüngern Bruder die Erstgeburt für die Linsengerichte des bischöflichen Konvikts verkauft hatte, nahm er ein Betragen an, das aus Ehrgeiz, encyklopädischer Philosophie und Ausschweifungen zusammengesetzt war. Er unterließ nicht, dem Hofe aufzuwarten, und entwickelte dort viel Tugend. Dieser Jüngling von Bischof verstand es schon vortrefflich, die Maske vorzunehmen; er war galant, blumenreich, etwas salbungsvoll, und zog es in den meisten Fällen vor, zu schweigen. Man nannte dis erst Bescheidenheit, aber Talleyrand besann sich auf jenes feine Lächeln, das ihn auch später im auswärtigen Amte von London noch nicht verlassen hat. Von diesem Augenblicke an hielt man ihn für geistreich, sein Schweigen wurde eine Autorität, man wettete, daß wenn er den Mund nur öffnen wollte, unfehlbar etwas Gescheidtes zu Tage kommen würde. Talleyrand genoß diesen Triumph des Stillschweigens, empfahl sich, und eilte auf Mirabeau zu, der ihm schon lange winkte. Sie legten ihre Arme ineinander, zogen die hohen Personen durch, schwärmten durch das Palais-royal, und verbrachten die Nacht am Spieltische in der Rue Quincampoix. - Talleyrand und Mirabeau waren die besten Freunde. Dieser

rühmte damals von ihm, daß er ein Mann sei, der Ideen besitze. Ich bin immer neugierig gewesen, was Talleyrand im Jahre 1786 eine Idee genannt hat. Welches mag die Philosophie gewesen sein, für die sich Talleyrand und Mirabeau unter Rosen und genietheten Küssen damals aussprachen? Nur so viel weiß ich, es fehlte Beiden immer an Geld; und Talleyrands Hauptmaxime, das, was man seine Idee nennen könnte, war in der Folge nur, sich davon so viel als möglich zu verschaffen.

Die Stände traten zusammen: der Bischof von Autun hatte sein Kapitel zu vertreten. Es ist bekannt, was Talleyrand bei der Vereinigung mit dem dritten Stande, bei der Aufhebung der Privilegien, was er auf dem Marsfelde leistete, wo er die neue Verfassung Frankreichs durch eine Messe dem Himmel empfahl. Er hatte gut reformiren. Der Priester verfolgte ihn schreckhaft, er haßte seine Bestimmung, und warf ein Vorrecht des Standes nach dem andern nieder. Durch alle seine Amendements und Abstimmungen glühte weniger der Enthusiasmus der Freiheit, als der des Hasses. Man konnte seine Rechnung nicht besser machen. Indem er sich für die Ungerechtigkeit seiner Eltern, für die Vigilien, bei denen er als Chorknabe einschlief, für die Fasten und jenes Linsengericht

des Esau rächte, erwarb er sich zugleich eine ansehnliche Popularität. Talleyrand wußte, welcher Monarch sich auf den Thron Frankreichs setzen würde; er überließ Marie Antoinette ihren Thränen und Gardes du Corps, und schloß mit den Königen der Straßen und Vorstädte eine Freundschaft, die sich belohnte. Philosophirte Talleyrand schon damals, so wußte er, daß man in den ersten Zeiten einer Aufregung nicht trotzig genug sein Haupt erheben kann, daß man in einem Glutfieber von Illusionen leben muß, wenigstens eine Zeit lang. Er stiftete den Jacobinerklub, er führte, wie Mephistopheles bei Goethe, das Papiergeld ein, und drang in jeder Sitzung darauf, daß man das Silbergeräthe der Kirche, diese fatalen Pfannen, die er im Chorrocke hatte tragen müssen, ohne Gnade verkaufe. Er wollte keinen andern Kultus als den der Nation.

Eines Tages besann sich aber Talleyrand. Seine Hände waren zu zart für eine Popularität, welche sich nicht wusch und keine Handschuhe trug. Die republikanische Tugend machte ihm Langeweile, seitdem sie ihm vorwarf, daß er in einer einzigen Nacht 30,000 Livres im Spiele gewann. Er sah sich in dem Spiegel, und fand, daß die phrygische Mütze der Jakobiner seinen guten und tadellosen französischen Zügen schlecht stand;

er ſtiftete den Klubb der Feuillans. Das war ſchlimm. Talleyrand wurde überflügelt: die Ereigniſſe kamen ihm zu ſchnell. Der Abfall Mirabeaus machte ihn wankend, das Poſtmeiſterſtück in Varennes und die Emigration verwirrten ihn, die Koalition des Auslands zwang ihn, die Lage Frankreichs zu kombiniren. Er hörte das Meſſer der Guillotine ſchleifen, der Bannfluch des Papſtes, der ihn perſönlich traf, weckte Todesgedanken, ſeine Popularität ging an Männer über, welche härtere Schwielen in der Hand hatten. Talleyrand haßte den Ungeſtüm, die Leidenſchaft und die Grauſamkeit. Er drängt ſich zum Geſandten auf, und kann mit guter Manier Paris verlaſſen, welches ein unſicherer Boden iſt. So lange die Dinge gut ſtanden in Frankreich, ſo lange nur erſt Ludwig XVI. geblutet hatte, ſpielte Talleyrand in London einen vortrefflichen Republikaner. Er hatte den Auftrag, die neue Ordnung der Dinge zu repräſentiren, und that es mit gleichem Wohlgefallen vor Engländern und Emigrirten. Seine unbezweifelte feudale Herkunft machte ſeinen politiſchen Abandon erträglich, weniger ſeinen moraliſchen. Die Königin wandte dem ausſchweifenden Prieſter den Rücken, ja ſeitdem der Konvent Luſt ſpürte nach ſeinem Kopfe, und ihn einmal über das

andere freundschaftlich ersuchte, über den Kanal zu kommen, verlor er vollends alle Haltung. Seine Mission ging zu Ende. Er verzweifelte noch nicht, er rechnete auf Pitt, auf Pitt, der bei seinem Oheim, dem Erzbischof von Rheims, einst Fasanen aus den Forsten von Perigord gegessen hatte. Allein Pitt, so ein grosser Staatsmann er war, litt doch an einem schwachen Gedächtnisse, und wollte sich der Fasanen nicht erinnern. Talleyrand war zu stolz, sie zu erwähnen, und verließ England auf Pitts Weisung. Man hielt ihn trotz seiner Verurtheilung noch immer für einen versteckten Jakobiner. In der That, Talleyrand litt nie an einer eingewurzelten Idee; denn wie schwer sich London an ihm verbrach, so liebte er es doch unausgesetzt, und war sogar im Stande, die englische Verfassung das beste Prinzip zu nennen, wo es die Klugheit gebot, auf Prinzipien einen Werth zu legen.

Die Tage des Exils brachte Talleyrand in Nordamerika und in Hamburg zu. Die Hamburger werden sagen, daß er bei ihnen lernen wollte, was wahre Freiheit sey. Ich glaube auch in der That nicht, daß er jenseits des Ozeans die weiße Kokarde aufsteckte. Was hätte er damit gewinnen wollen? Die Liebe einer reizenden Emigrantin, eine Lilie aus dem Geschlechte

der Montmorency oder Levis? Bis dahin ſtieg die Leidenſchaft des geächteten Prieſters nicht, obſchon er ſich ſelbſt die Indulgenz der Ehe geſtattete. Er hatte andere Sympathien; er liebte die gute Hausfrau, und es war nur zufällige Romantik, daß Frau Grandt aus Oſtindien ſtammte. Zu der blendenden Schönheit dieſer Dame geſellte ſich eine muntre, prononcirte Einfalt: der arme Erbiſchof mußte ſeiner zärtlichen Neigung wegen viel leiden. Aber er ſetzte ſich über den böſen Leumund hinweg und ſehnte ſich nicht nach dem Glücke, das inzwiſchen Herr v. Chateaubriand in den Urwäldern bei den Haſen- und Fuchs-Indianern empfand. Er war in Verzweiflung, daß ihn das Labyrinth der Langeweile, aus welchem ihn nur zuweilen der Faden vom Strickſtrumpf der Frau Grandt rettete, nicht losließ. Er ſehnte ſich nach dem ſchönen Himmel von Frankreich und Navarra: die Guillotine war ermüdet: Talleyrand ſah nichts mehr, was fürchterlich geweſen wäre. Er ſchrieb an den Konvent, er ſchrieb im Tone des patriotiſchen Heimwehs, er weinte trotz einem Schweizer, betheuerte, daß er bei Franklin und Waſhington ſich in ſeinen republikaniſchen Tugenden immer mehr vervollkommnet habe, und verlangte die Zurücknahme ſeines Anklagedekrets. Der Bürger

Talleyrand kehrte zurück; Frau v. Stael und die Koterie jubelten, daß die neue Meinung nun nicht mehr des Glanzes der alten guillotinirten oder emigrirten Herrschaft entbehren sollte. Carnot verachtete ihn, doch Talleyrand wußte, welche Rolle er zu spielen hatte. Er besuchte die Clubbs und die Salons. Sein Benehmen war ein Wechselspiel republikanischer Urtheile und royalistischer Manieren. Man bewunderte ihn; denn das Bedürfniß nach Ruhe und Anstand überwog. Das Direktorium hatte sein Wohlgefallen an ihm. Nachdem Talleyrand durch die schwache ungesicherte Gegenwart zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhoben war, begann er, an eine starke, vorhaltende Zukunft zu denken. Seine Augen fielen auf den jungen General Bonaparte, dessen Ehrgeiz eben so feurig war, als damals seine Liebe zu Josephine Beauharnois. Talleyrand machte für beide den Unterhändler; denn dem Ehrgeize traute er Frankreich an. Er veranlaßte die italienischen Siege und die große ägyptische Cavalcade; er wußte, daß sich Frankreich zwar noch von keinem Herrscher, aber von dem Ruhm würde regieren lassen, und gewann für seinen Günstling so viel Bundesgenossen, daß die hochverrätherischen Bajonnette des 18. Brümaire für eine Wohlthat angesehen wurden.

Bonaparte vergaß niemals die Dienste, welche ihm Talleyrand leistete, und konnte ihm verzeihen, selbst als der Mann später nichts als bourbonische Konspiration athmete. Er ließ ihm seinen auswärtigen Einfluß. Schon eine gewisse schwärmerische Sentimentalität, die für den Mann unsers Jahrhunderts so charakteristisch ist, fesselte ihn an Talleyrand, an diesen Schlaukopf, der auf Kosten der guten Meinung von seinem Verstande und auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, den jungen General an das Direktorium als einen leidenschaftlichen Verehrer der Gesänge Ossians empfohlen hatte. Ossian war es, der Talleyrand lange Zeit geschützt hat. Napoleon verzieh dem Minister, der sein Portefeuille benutzte, um sich den Cours der Papiere zinsbar zu machen; er verzieh ihm, daß er durch ihn der Mörder Enghiens wurde; er vergaß Ossian nicht. Es ist zu verwundern, daß Talleyrand die Sympathien seines Herrn nicht mehr belauschte; denn Napoleon hätte noch mancherlei Eigenheiten. Napoleon liebte die Tugend; je älter er wurde und mächtiger, desto mehr zog er die guten Sitten den Gesängen Ossians vor. Er glich darin allen besseren Usurpatoren, daß er sich zufriedener fühlte, wenn er auch die Tugend um sich hatte. Aber Talleyrand wurde Alles, Groß-

kämmerer, Vicegroßwahlherr, nur nicht tugendhaft. Er war der Roué der Börse und des Spielhauses, er liebte noch immer ohne Plan, flüchtig, auswählend, ja er hatte keinen Anstoß daran, daß Frau Grandt noch nicht einmal vor den Altar mit ihm getreten war. Napoleon wollte von diesen lockern Banden nichts mehr wissen, sondern drohte ihm mit seiner Ungnade, worauf sich Talleyrand murrend verheirathete. Ossian entfiel dem Gedächtnisse des Kaisers immer mehr: in den polnischen Wäldern dachte er nicht mehr daran, und Talleyrand fiel in förmliche Ungnade. Es war die zweite Periode seiner Unthätigkeit, die er mit Sarkasmen, Geldspekulationen und Verschwörungen hinbrachte. Er hatte den russischen Feldzug den Anfang des Endes genannt, und war früh genug zur Hand, dem gefallenen Helden die Krone vom Haupte zu nehmen. Er gab sie den Bourbonen. Er konnte das Degengeklirr der Napoleoniden nicht mehr hören und fürchtete die Epauletten, welche um die Wiege des Kindes Reichstadt würden gestanden haben. Talleyrand haßte den Krieg, weil seine Entscheidungen ohne Berechnung sind und nichts sichrer, nichts die Papiere der Börse beherrschender ist, als ein nicht gefahrloser Friede, ein Friede mit etwas Besorgniß und viel Diplomatie.

Talleyrand fing jetzt an, von Prinzipien zu sprechen, und diese Prinzipien waren für ihn die Bourbons. Er hatte ihnen seit dem polnischen Feldzuge viel Dienste geleistet; er wollte ihnen nun auch die Mittel an die Hand geben, ihn dafür zu belohnen. Er bewies den Alliirten theoretisch und praktisch, wie nothwendig jetzt die weiße Kokarde wäre. Der Kaiser von Rußland ließ sich überreden, und dem Grafen von Provence wurde gehuldigt. Man muß gerecht sein gegen Talleyrand: die Restauration der Bourbone war seine glänzendste That. Er bot alle Mittel auf, um diesen prekären Thron zu sichern, und die Ereignisse brachen so seltsam herein, daß er jetzt sogar im Stande war, einen vortrefflichen Patriotismus zu zeigen. Er verfiel mit Alexander, der die zweite Restauration haßte, er kämpfte für Frankreichs Unabhängigkeit, und gab den Bourbonen so kühne Vortheile, daß Louis XVIII. selbst davor erschrak. Es war Talleyrand darum zu thun, die Bourbone populair zu machen; wodurch konnte es ihm besser gelingen, als durch die Opposition gegen die Fremden? Ja er scheute sich sogar nicht, von einer Waffenentscheidung zu sprechen. Louis zitterte vor diesen guten Diensten, Talleyrands Muth ging zu weit, der Napoleonismus hatte ihn angesteckt, und die dritte

Periode der Unthätigkeit brach an. Talleyrand gab seine Entlassung und fungirte am Hofe nur noch als Reichskämmerer. Es verstrich ihm die Restauration unter Witzen, Titeleroberungen und Promenaden nach Valençay. Louis und Talleyrand überboten sich an feinen Bemerkungen; jener liebte das Madrigal, dieser das Wortspiel, jener das Impromptü, dieser den vorbereiteten Hieb, jener wollte geistreich, Talleyrand nur beißend seyn. Louis hätte Talleyrand gern aus Paris gehabt; wie oft sprach er zu ihm von den ländlichen Freuden, die man fern von Geschäften auf Valençay feiern könnte! Dann pflegte ihn Talleyrand nach Gent zu fragen, oder hinzuwerfen, welch schönes Wetter man am 20. März hatte, und der König mußte schweigen. Talleyrand war nicht unthätig in der Restauration. Er ließ sich oft in der Pairskammer sehen, und las trefliche Diskurse ab, die die böse Nachrede fremden Federn zuschrieb. Talleyrand wußte, daß man in Zeiten der Ruhe sich ein Geschäft nie soll entgehen lassen, nemlich das, sich populär zu machen. Er arbeitete daran, ohne Anstrengung, ohne Ambition, und seine Reden gegen die Censur und dem spanischen Krieg erwarben ihm gute, ehrliche Freunde, Freunde aus der Mittelklasse, die Alles von der besten Seite ansehen.

Wir wagen nicht zu behaupten, daß Talleyrand zu der Konspiration Orleans gehörte. Doch mußte er Louis Philipp lieben, denn beide lieben England. Talleyrand wurde die Aegide der neuen Herrschaft. Er konnte sie am besten beim Auslande repräsentiren. Die alten Verbeugungen und Mienen waren allen Kabinetten bekannt; man lächelte und erkannte sich wieder. Talleyrand gab der neuen Herrschaft ein moralisches Gepräge, gleichsam die Beruhigung, daß sie nicht anders seyn werde, als die frühere. Es waren dieselben Manieren, nichts hatte sich verändert. Talleyrand war gleichsam bestimmt, wie glattes Oel die anarchischen Wogen der Revolution zu beruhigen; er machte die Revolution von 1830 so ordinair wie jede andere Staatsveränderung, er ließ sie, die flog, erst gehen lernen, machte den Enthusiasmus bei Zeiten altklug, und wurde der pedantische Erzieher der jungen Franzosen des Julius, deren unkluge Streiche er sich bei den auswärtigen Mächten zu entschuldigen erbot. Es liegt die Selbstgefälligkeit des Alters in Talleyrands jetzigem Auftreten. Es sind die Schwierigkeiten eines alten Geschäftmanns, der einem jungen Aspiranten das alte Herkommen, die Formalitäten, als etwas Heiliges anvertraut. Talleyrand scheint die Diplomatie zum Selbstzwecke machen

zu wollen. Er liebt den Krieg jetzt noch weniger als früher; denn er ist alt, steinalt, der erste Kanonenschuß brächte ihn in Vergessenheit. Er ließ Polen untergehen, gab Italien hin; er hätte Belgien preisgegeben, wenn die Protokolle ihre Wirkung verfehlt hätten; er schuf die Hauspolitik Louis Philipps, und er ists, der die Devise trägt: Friede um jeden Preis! Talleyrand ist achtzig Jahre, seine Augenhöhlen werden immer dunkler, er sieht gespenstisch um die Wangenknochen aus, er geht gebückt und fällt immer mehr zusammen. Wie viele Frühlinge werden ihm die Lerchen in Valençay noch singen? Was wollt Ihr nun mit diesem Leben beweisen? Daß es ein Kunstwerk war? Eine Lüge? Ich glaube keines von beiden, und läugne, daß Talleyrand ein großer Mann war. Talleyrand erschuf sich seine Schiksale nicht selbst, er machte die Ereignisse nicht. Denkt Euch andere Umstände, und immer werdet Ihr wissen, was Talleyrand unter ihnen gewesen seyn würde. Louis XIV. hätte in ihm einen vortreflichen Geschäftsmann gehabt, der auf Ambassaden durch seine Gewandtheit, und nebenbei in den Salons durch seinen Witz gesiegt hätte. Unter Louis XIII. wäre er nicht einmal Mazarin gewesen; zwischen der Fronde und Ligue, zwischen Heute und Gestern wäre er erdrückt

worden. Er brauchte ein Terrain, das großartig genug war, um sowohl Partei als die Flucht ergreifen zu können. Dies großartige Terrain aber überkam er, es war eine Erbschaft des Augenblicks an den Augenblick. Talleyrand war ein kluger Mann, er wußte es zu benutzen. Talleyrands sechs Meineide wird man vielleicht verzeihlich finden unter seinen Umständen; aber ein großer Charakter wäre nie in die Verlegenheit gerathen, sie schwören zu müssen. Eine besondere Weltanschauung blickt aus den aufgezählten Schicksalen nicht hervor, wohl aber eine Reihe einzelner Maximen, die sich immer an ihrem Orte erproben konnten. Talleyrand philosophirte über die Begebenheiten, über die natürliche Schwäche des menschlichen Herzens, weniger über die Moral. Das Gewissen verwarf er nicht; doch galt es bei ihm nur gewissermaßen. Er sog das Mark seiner Umgebungen aus, er absorbirte Entschlüsse, Interessen, Besorgnisse, selbst den Verstand der Außenwelt und verwandte Alles zu seinem Gewinn. Talleyrand nannte nicht Alles Betrug, was mit einer Nichteinlösung eines gegebenen Wortes endete. Er brachte die Absicht des Gegners in Anschlag, und wußte, daß Einer von des Andern Leben zehre. Warum denen Wort halten, philosophirte er, die jeden Augenblick bereit sind, dich

ſelbſt zu betrügen? Die Ereigniſſe entſchuldigten bei ihm Alles; nur das eine glaubte er dem Himmel ſchuldig zu ſein, daß er ihnen nicht unterliege. Der Egoismus war ſeine Religion; er kreuzigte ſich vor einer Tugend, die ihm hätte Schaden bringen können. Talleyrand hatte einige allgemeine Maximen, welche man ſogar erhaben nennen könnte. So hütete er ſich von zwei gebotenen Fällen den zu wählen, welcher den nächſten Vortheil brachte. Sah er, daß der Umweg mehr eintrug, ſo konnte er ſogar ſo großherzig ſeyn, z. B. gegen die Einrichtung einer Pairskammer zu ſtimmen, obſchon ſie ihm für den Augenblick eine köſtliche Würde gebracht hätte. In ſolchen Augenblicken erhob ſich ſeine Geſtalt, ſeine Worte wurden edler und der Nimbus einer uneigennützigen Tugendliebe ſchien ſich um ſein Haupt zu verbreiten. Doch war er nicht geizig nach ſolchen Augenblicken. Er ſuchte ſie nicht abſichtlich, und begnügte ſich damit ſeinen Zweck zu erreichen, ſelbſt wenn man die Mittel in Abrede ſtellen mußte. Er erſchrak vor dem Jeſuitismus nicht, weder in der Moral noch in der Politik, aber ich wiederhole es, er that dies Alles ohne Prinzip, ohne Syſtem, ohne feſte Maxime. Eine feſte Maxime hatte er, und die ſchloß alle übrigen ein; ich habe ſie ſchon erwähnt, es war

die, soviel Geld als möglich zu erwerben. Talleyrands politische Laufbahn würde anders ausgefallen seyn, wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, sie mit Schulden anzufangen. Es scheint, als konnte man beim Anfange der Revolution manche artige Summe gewinnen, während das Glück des Spielhauses, das Talleyrand immer versuchte, ein trügerisches ist. Doch stürzte ihn sein Exil in große Verlegenheit, er konnte nur mit geborgtem Gelde nach Paris zurückkehren, und es gab Zeiten, wo er nicht die Miethkutsche bezahlen konnte, die ihn in das Hotel eines der Directoren bringen sollte. Im Konsulat aber und während der Kaiserherrschaft häuften sich die Reichthümer. Napoleon war höchst freigebig, war es selbst dann noch, wenn sich Talleyrand, der schlechteste Wirth, plötzlich wieder um ein gesammeltes Vermögen gebracht hatte. An der Börse machte der Minister das meiste Glück. Unklar sind die Geldmachinationen geblieben, welche er mit dem Friedensfürsten von Spanien trieb; doch scheint hinter ihnen wiederum ein sehr leichtes Gewissen zu stecken. Talleyrand war stets in der Lage, immer noch mehr zu brauchen. Oft mußte er sein Haus, seine Meubles, irgend ein Landgut verkaufen, ja es kam ihm gerade recht, daß ihm der Papst für sein Fürsten-

thum Benevent mehrere Millionen zu geben erbötig war. Die Bourbonen waren weniger freigebig; sie hatten nur Orden und feudale Titel zu verschenken. Talleyrand war gezwungen, sich an der Börse zu entschädigen. Sie ist noch bis auf den heutigen Tag seine rechte Hand, die Hand, welche zahlt. Die Politik dient seinem Interesse; um den Tagespreis gewiß zu haben, würfelt er den Völkern ihre Schicksale zu. Talleyrand würde vielleicht nicht so oft Wort und Schwur gewechselt haben, wenn er mehr Geld gehabt hätte. Wenn er sagte: es ist ein Unglück, daß man leben muß! so hieß dies: es ist ein Unglück, daß man die Tugend nicht lieben kann! Man ist gern geneigt, Talleyrand ein unveränderliches Prinzip für die französische Politik unterzuschieben, das gleichsam das Fundament aller seiner Unternehmungen geworden wäre. Ich meine die Allianz mit England. Doch ist diese nicht so alt; sie fing erst nach der zweiten Restauration an. Als republikanischer und kaiserlicher Minister kam er schwerlich in Versuchung sie anwenden zu wollen. Der Haß jenseits des Kanals schien unauslöschlich. England fürchtete die Vermehrung seiner Schuld nicht, um sich diesem blindlings hinzugeben. Doch ist es wahr, daß Talleyrand früh die geheimen Spring-

federn kennen lernte, welche die britische Politik in Bewegung setzen. Er verstand die Zusammensetzung des Parlaments und den hohen Werth zu schätzen, welchen man auf einzelne hervorragende Familien des Landes legen mußte. Sein feiner Takt ließ ihn früher schon die Wichtigkeit erkennen, welche die Familie, der Wellington angehört, für England haben würde; er machte Napoleon schon zu guter Zeit darauf aufmerksam, daß man sich durch eine Huldigung, diesem Geschlechte dargebracht, der britischen Politik in etwas bemeistern könnte. Was Napoleon damals ausschlug, nahm Talleyrand nach der Schlacht bei Waterloo wieder auf. Er benutzte die Zusammensetzung der Allianz, schied die Elemente, welche eine natürliche Sympathie für Frankreich haben konnten, sehr bald von denen, welche in jedem Stücke fremdartig blieben. Er bediente sich Englands als eines Schildes gegen Rußland, eine Politik, die leider Frankreich noch zu schwach war auszuhalten. Talleyrand verspielte die Gunst Louis, den persönliche Eifersucht gegen England reizte, und regte den Zorn Alexanders auf, der ihn auch stürzte. Nach der Juliusrevolution nahm er seine Politik da wieder auf, wo er sie vor funfzehn Jahren stehen lassen mußte. Er bemühte sich, jede sich verwickelnde

Frage in Englands Interesse zu ziehen, und auf fast indirektem Wege so den Nutzen der französischen Allianz nachzuweisen. In der That sollte man glauben, Talleyrand sei kein Gesandter in London, sondern ein englischer Minister. Indem er Frankreich scheinbar bei Seite läßt, zwingt er England zu alle dem, was das Pariser Kabinet thun zu müssen glauben dürfte, entweder beizustimmen, oder die gleiche Verantwortlichkeit oder gar die Initiative zu übernehmen. England, das zögerte sich über Polen zu erklären, zwang er dazu durch geheime auf das Parlament angewandte Mittel; Belgien machte er zu einer englischen Frage, indem er die Wahl des Herzogs von Koburg betrieb; in Sachen des Orients schürt er den englischen Ehrgeiz, und zwingt das Ministerium, mit Noten und Demonstrationen vor die Fronte zu treten. Talleyrand will, daß sich Frankreichs auswärtige Politik nur darauf beschränken soll, die englische zu unterzeichnen, wie denn auch der Herzog von Broglie zurücktreten mußte, der es versuchte, auf eigne Verantwortlichkeiten in sein Ministerium etwas Selbstständigkeit und Ehre zu bringen. Die Quadrupelallianz soll durch einen coup de main in Madrid entstanden sein, und der lange Anstand ihrer öffentlichen Bekanntmachung scheint diesen Ursprung

glaublich zu machen. Doch müssen diese Dinge sich anders verhalten, denn die Lage der pyrenäischen Halbinsel war keine solche, die erst über Nacht entstand; sie ließ sich lange vorhersehen, und die Diplomatie mußte auf das Kommende gefaßt sein. Das Interventionrecht, welches dieser Allianz zum Grunde liegt, scheint vielmehr das Tageslicht etwas gescheut zu haben, und nahm, um sich besser verantworten zu lassen, den Deckmantel einer Intrigue vor, da es doch im Grunde nichts Anderes war, als eine in London getroffene Verabredung. Wir können diese Darstellung nicht verlassen, ohne noch zum Schluß die Frage auszuwerfen, ob Talleyrand sich noch in dem Bereiche der Territorial- und Gleichgewichtsinteressenpolitik bewegt, oder ob er es anerkannt hat, daß die völkerrechtlichen Beziehungen sich immer mehr auf Trutz und Schutz für die beiden Systeme des Stillstandes oder der Bewegung herausstellen? Wir bezweifeln das Letztere. Talleyrand ist nicht gewohnt, in der französischen Revolution ein Prinzip zu sehen; sie ist ihm nichts als eine Katastrophe. Talleyrands erstes Geschäft war, der Revolution von 1830 das Außerordentliche zu nehmen. Die große Umwälzung, welche sich aus ihr für Frankreichs auswärtige Politik hätte ergeben müssen, hielt er im Beginne

auf, und zwang sie, in das Gleis des alten betrügerischen Herkommens zurückzukehren. Aus der Völkerfreiheit machte er Fragen des Gebiets und des Gleichgewichts, wie Belgien zur Genüge beweist. Er betreibt die Verwicklungen des Orients mit Vorliebe, weil sie eine Frage der Suprematie sind, eines alten Begriffes, dem die Völker nicht mehr aufgeopfert sein wollen, und weil ihm nichts passender scheint, um Oestreich von der nordischen Allianz abzuziehen. Talleyrand würde im Sinne der alten Balance sein Meisterstück erreichen, wenn er Oestreich vermögen könnte, wieder seiner alten englischen Politik nachzugeben. Talleyrand arbeitet an etwas Unmöglichem. Die feinste Kombination der Diplomatie zerstört in unserm Zeitalter ein Augenblick. Unsre jetzige Periode der Legationssekretaire kann nicht lange dauern; denn die alten Kunstgriffe, diese zierlichen Fechterstücke der Parade, hauen ja doch, wie Menzel sagt, die Riesen durch. Frankreich beklagt nicht mit Unrecht, daß Talleyrand sein Vaterland an England verräth. Denn welchen Vortheil zog es bis jetzt aus seiner Politik? Es hat Ehre genug, „den Frieden um jeden Preis" keinen Vortheil zu nennen. Talleyrands Politik ist ein leeres Würfelspiel. Er spielt mit den Mächten, wer die meisten Augen hat; aber

er ſollte ihnen zeigen, wer die meiſten Arme hat: Talleyrand iſt zum erſtenmale genügſam geworden. Er ſpielt nicht, um zu gewinnen, ſondern um den Einſatz wieder zu haben, mit dem er die zweite Partie wagt. Der alte Mann will das Heft nicht aus den Händen laſſen, ſelbſt wenn er damit nur in die Luft ficht. Seine Gegner verſtehen ihre Sache und ihre Zeit beſſer; wer könnte läugnen, daß ſich die nordiſche Allianz auf einem höchſt realen Boden befindet? Sie ſteuert ſicher ihrem Ziele zu, ſie hat ihre Kanonen, ihre Koſaken, ihre Prinzipien, ihre Tendenz. Talleyrand hat mehr Gewandtheit; aber es iſt nur ein Augenblick, wo der Witzige dem Starken überlegen iſt. Talleyrand hat kein Ziel; denn Frankreichs Sache verſteht er nicht: er iſt nicht Repräſentant der Revolution, ſondern nur der Perſonen, welche zufällig in ſie verwickelt ſind. So iſt er nur gemacht, dem eignen Lande durch kleine Siege eine große Niederlage vorzubereiten. Aber wie bald wird ſich in der Halle von Valençay ein ſchwarzer Katafalk erheben.

Martinez de la Rosa.

Die leichtfertigen Franzosen übertreiben, wenn sie in Don Franzisco Martinez de la Rosa nichts gelten lassen wollen, als die Talente eines Theaterkostümiers. Es ist wahr, er lieferte ein lächerliches Meisterstück der Poesie, als er das Kostüme entwarf, in welchem die Veteranen, die jungen Helden und die Tartüffes der spanischen Freiheit ihre Rolle als Deputirte spielen sollen. Ein Anzug der Art, wie er ihn vorschrieb, mit seinen feudalen Schleifen, seinen idyllischen Bändern, dem Peruanischen Falbala kostete mehrere Tausend Franks; die Deputirten waren unfähig, in dem Augenblicke einen solchen Aufwand zu machen, zögerten zu erscheinen, und es hätte leicht geschehen können, daß durch die Rücksicht auf die Schneider von Madrid die ganze spanische Konstitution auf Monate eine Täuschung geworden wäre. Doch besitzt Martinez de la Rosa ehrenwerthe Eigenschaften, Talente und

Präzedentien, welche den Novelliſten und Dichter für das Parterre vergeſſen machen. Nur kann man nicht läugnen, daß Martinez de la Roſa ſich eine große Aufgabe geſtellt hat. Das Beiſpiel, welches er giebt, iſt nicht einzig, aber doch ſelten. Die Geſchichte ſträubte ſich immer, Männern, welche gewohnt ſind, im Reiche der Phantaſie zu leben, ein irdiſches Portefeuille anzuvertrauen. Ich beſinne mich in dieſem Augenblicke nur auf König David, Arthur vom Nordſtern und Chateaubriand. Selbſt Alcäus von Mytilene und Goethe gehören nicht hierher. David, der Sohn Iſai's, ſang ſchon als Miniſter Sauls. Er vertauſchte frühe die Schleuder und den Flitzbogen mit der Leyer, der kleine Held, und verſtand im Palaſte, wie in den Höhlen der Gebirge ſo den Dichter mit dem Premierminiſter zu verbinden, daß es zweifelhaft geblieben iſt, ob er mehr durch jenen oder dieſen auf den finſtern, tragiſchen Saul wirkte. Ein herrliches Vorbild! Der Dichter mit dem Fürſten „auf der Menſchheit Höhen!" Doch war David ein antiker Dichter. Damals war Alles noch einfach; die Sprache, die Sitte, die Poeſie koſtete kein Studium, Alles war Inſtinkt. Die Bilder waren noch nicht verbraucht; wenn man nach ihnen jagte, traf man ſelten auf ſolche, welche ſchon angeſchoſſen waren.

Es ist wahr, David kämpfte zwar auch wie jeder Dichter mit Philistern: aber eine ganze Völkermasse von Prosa ist leichter zu besiegen, als wenn sich die Alltäglichkeit vereinzelt oder wohl gar die Maske der Kritik vornimmt. Kurz, einen Dichter der Vorwelt kostete sein Ruhm keine Mühe, seine Zukunft keine Gegenwart, seine Unsterblichkeit nicht, wie den Romantiker, den Tod. Der poetische Minister Sauls durfte nur einen Blick in die Morgenröthe werfen, einen Blick, der ihn nichts von seinen Geschäften versäumen ließ, und das einfache Bild, das bloße Wort reichte hin, alles das auszudrücken, woran ein zeitgenössischer Dichter einen Tag, und Alles, was sich in einem Tage versäumen läßt, setzen muß. Dies hat unsre Zeit so mißtrauisch gegen Minister gemacht, welche mit dichterischen Talenten begabt sind. Eine Ungerechtigkeit ist eingerissen gegen Etwas, was sich doch mit unwiderstehlichem Drange in die Seele wirft, was der schönste Begleiter einer dornenvollen Laufbahn ist, und auch einen Minister trösten kann, nach den sauern Stunden, welche eine Ständesitzung, ein theilnahmloser Blick des Monarchen, ein plötzliches Defizit ihn kostet. Warum soll dem ersten Staatsmanne die aufgehende Sonne keine Empfindung entlocken? Warum soll er kalt bleiben,

wenn die Lerche ihr Morgenlied singt? Warum soll ihm überhaupt der Himmel verschlossen seyn? Die grausamen Franzosen! Sie machen Martinez den Vorwurf, daß er Dichter ist! Wir wollen, indem wir die flüchtigen Schatten seines Lebens reißen, in ihm den redlichen, patriotischen und talentvollen Mann erkennen lassen. Geboren wurde Martinez de la Rosa im Anfang der achtziger Jahre zu Granada. Wenn Ihr den Vorzug, Deutsche zu seyn, auf einen Moment vergessen könnt, so beneidet ihn darum! Beneidet ihn um die Olivenwälder, die am Fuße der Sierra Nevada stehen, beneidet ihn um den goldhaltigen Genil, in dem er baden konnte, und jenen zweiten Fluß, dessen Name mir entfiel, der aber gediegenes Silber mit seinen Wellen führt! Welche zaubervolle Jugend! Die alten maurischen Sagen umflüsterten den Knaben, wenn er beim Spiele seinen Ball in die Trümmer des Alhambra warf. Er hörte in der wunderbaren Löwenhalle, wie sich die großen Emire der Wüste aus dem weisheitsvollen Koran die Sprüche verlesen ließen, welche an die Mäßigung im Glück und die Barmherzigkeit des Siegers des Paradieses schönste Freuden knüpften. Er trank aus dem Brunnen im schweigsamen Hofe und fühlte, wie sich frühe die Gabe der Weissagung und

schönen Rede auf seine Lippen legte. Aber nicht Alles ist verschwundene Herrlichkeit in Granada. Auf den Trümmern der maurischen Erinnerung pflanzte das Ritterthum und die Weltmonarchie Karls V. die Trophäen ihrer großen Siege. Auf dem Platze Vivarambla konnte Martinez keinen Wettlauf mit seinen Gespielen anstellen, ohne daß jene die Zegris, diese die Abencerragen retten wollten. Er wurde älter, und in den ungeheuern Dimensionen des Palastes Karls V. lernte er die Geschichte des Vaterlandes, die Universalträume des spanischen Habsburgs, an dem Grabmale Ferdinands und Isabellens, wie Amerika entdeckt und die Inquisition eingesetzt wurde. Hier konnte sich früh die Seele an einen mächtigen Flügelschlag gewöhnen, so daß die mönchische Erziehung des spätern Alters zwar Vieles dem Wissensdurste verweigern durfte, aber nichts nehmen, was schon da war. Martinez war reicher und angesehener Eltern Kind. Er benutzte alle Bildungsmittel, welche ihm Spanien darbot, und gab sich zuletzt dem Studium der Rechte und der Staatswirthschaft hin. Das System der Reformen Karls III. ließ sich in Spanien durch eine Herrschaft der Günstlinge und Ehebrecher nicht sogleich aufhalten. Es blieb von der encyklopädischen Aufklärung, von dem philo-

sophischen Enthusiasmus des achtzehnten Jahrhunderts, welcher auch Spanien mannichfach berührt hatte, Vieles übrig, was sich nach unten hin verbreitete, und genährt von den Grundsätzen der französischen Revolution, die Hauptquelle der Bildung wurde, die späterhin in der Gestalt des Liberalismus als eine politische Macht auftrat. Martinez warf sich in diesen Strom der Tendenzen und ließ sich von ihm tragen, bis er in Begebenheiten endete. Die Revolution von Aranjuez, die Abtretungen von Bayonne und Madrid, die neue Dynastie der Napoleoniden warfen Spanien in einen anarchischen Kampf von Interessen, wie sie auf einem kleinen Terrain in Europa niemals widerstreitender gewesen sind. Doch machte sich die gute Natur durch diese Verwirrung Platz, der Instinkt des Patriotismus ließ alle Differenzen vergessen, und von zahllosen sich durchkreuzenden Leidenschaften blieb nichts übrig, als der Haß gegen die Franzosen. Die Cortes von 1808 traten zusammen, und Martinez de la Rosa nahm unter ihnen den Platz ein, der seinen Talenten und Kenntnissen gebührte. Er theilte die Schicksale dieser Cortes in Madrid, Sevilla und Cadiz. Ob er sich zu irgend einer Nüance dieser patriotischen Versammlung bekannt hat, wissen wir nicht, glauben aber, daß ihn

die Liebe zur Freiheit immer da hintreten hieß, wo ihre beredtesten Fürsprecher standen. Noch gab es keine Doktrinairs, noch hatte die Exaltation durch gescheiterte Plane sich nicht in Mißkredit gebracht: es gab keine andre Gefahr, als die, welche eine edle Seele immer übersteht, den Servilismus. Martinez reihte sich den glorreichen Rednern dieser Periode an, welche durch ihre glänzende Beredsamkeit, ein Talent, welches in keine Schule gegangen war, ganz Europa zur Bewunderung zwangen. Die Restauration Ferdinands machte allen diesen Dingen ein Ende. Die Cortes waren zersprengt, der Rückkehrende begrüßte sein treues Volk mit Schafotten und Proscriptionen. Martinez de la Rosa wurde nach der afrikanischen Küste verbannt und in Ceuta wie ein Gefangener gehalten. Er scheint sich während dieser Zeit vielen Reflexionen hingegeben zu haben. Er mag sich bemüht haben, Spaniens Schicksal in ein Resultat zusammenzufassen, und philosophirte vielleicht über Dinge, die uns entmuthigen, wenn wir uns über sie stellen wollen. Welchen Eindruck mochte Porliers und Laseys Schicksal in ihm machen? Er beweinte es, aber nannte es vielleicht eine Thorheit, zu konspiriren. Fesseln entnerven: man sage nicht, daß man nach einer vierjährigen Gefangenschaft noch für

sich gut steht! Martinez wandte sich verzweifelnd von den politischen Kombinationen ab, und dichtete seinen Morayma. Die Sehnsucht des Verbannten trug seine Phantasie in die poetischen Erinnerungen Granadas, aber so gefesselt waren seine Gedanken an die Schicksale des Vaterlandes, daß sein Drama eher den Namen einer Allegorie verdiente. Er läßt einen der letzten maurischen Könige nach Ermordung der Abencerragen den Thron besteigen. Die Erbitterung der Parteien umgiebt ihn. Persönliches Interesse schürt die Leidenschaft, hier Intrigue und Verläumdung, dort Gewaltthätigkeiten und Tumulte. Der Castilianer steht vor den Thoren. Der König ist schwach und weil er zwischen beiden Parteien in der Mitte stehen will, wird er Tyrann und undankbar gegen die, welchen er seine Krone verdankt. Hier sind die Cortes, hier Ferdinand, die Franzosen. Hier aber auch schon der Gefangene von Ceuta mit seinen Grillen, die er mit den Muscheln am afrikanischen Strande auflieſt; denn er sieht in Allem, was der Hebel seines Dramas ist, persönliche Leidenschaft, fürchtet die rohe Gewalt, auch da, wo sie zum Siege seiner Partei unerläßlich ist, und haßt den Tumult der Masse. Wir sehen ihn befangen nach Madrid, in die Cortes von 1820 zurückkeh-

ren. Er der auf einem, fast möchte man sagen, geschichtlichen Wege unter die Opposition gekommen ist, findet sich jetzt umringt von Männern, die erst durch eine Betrachtung liberal wurden, von Männern, die dem einreißenden Carbonarismus verwandter waren, als den constitutionellen Erinnerungen Spaniens. Martinez mochte erstaunen, daß die Liebe zur Freiheit ein System geworden war, daß es ein Wörterbuch des Liberalismus gab. Inzwischen trug ihn eine hohe Verehrung empor, und gleich die erste Sitzung machte ihn zum Sekretair der Kammer, welche Spanien dem kühnen Muthe Riego's verdankte.

Von 1820 bis zur Katastrophe des Julius 1822 fällt Martinez de la Rosa's glänzendste Periode. In den drei Cortessessionen dieser Zeit galt er als einer der vorzüglichsten Redner, der mit Galiano und Augustin Arguelles, dem Göttlichen, wetteiferte. Sein erster Antrag stand noch unter den Eindrücken seiner Gefangenschaft; denn er wollte, daß Spanien die afrikanische Küste aufgäbe, und sie an den Kaiser von Marocco gegen einen Tribut abträte. Dann forderte er die Minister auf, Maßregeln gegen die Räuberbanden, welche Spanien durchstreiften, zu nehmen. Er wollte nicht, daß die Pfarrer zwei Pfründen besäßen,

ein Antrag, den Graf Toreno unterstützte, und ziemlich reformatorisch zu einem rein politischen machte. Ja, er sprach sogar für die Geschwornen, welche ihm in einer neulichen Sitzung der Prokuratoren ein zu frühes Geschenk waren. Er nahm sich lebhaft der Josephinos an und bewirkte eine Amnestie für sie, kurz, es gab mannichfache Gelegenheit, wo er sein Talent und seinen Patriotismus zeigen konnte. Doch sprach sich seine späterhin prononzirte politische Nüance gleichfalls allmählich aus. Viele seiner Meinungen waren gegen die politischen Klubbs gerichtet, und als am 4. September 1820 diese Frage aufs neue zur Sprache kam, treffen wir auf eine merkwürdige Allianz zwischen Martinez de la Rosa, Moscoso, Garely und Toreno, die sich in unsern Tagen wieder erneuert hat. Martinez sagte damals: „Es ist nothwendig, zum Vortheile der natürlichen Freiheit der bürgerlichen und politischen Schranken zu setzen;" ein Satz, der erst dann wahr ist, wenn man ihn umkehrt. Der doktrinaire Pedantismus, der seine jetzigen Reden auf der Ministerbank so unverkennbar charakterisirt, zeigte sich auch damals schon: Martinez distinguirte gern und zog sich, wie alle politisch Zaghaften, auf die Phrase zurück, daß man die Dinge auch von der andern Seite ansehen müsse. Sein

Widerstand gegen eine Entschädigung, welche Riego verlangte, machte ihn unpopulär, noch mehr die Debatte über die unter dem Namen „die Perser" bekannten meineidigen Deputirten, und im Schlusse der Sitzung von 1821 das Repressivgesetz Toreno's, welches er eifrig unterstützte. Das Volk stürzte Toreno's Wagen um, und belagerte nach des Grafen Hause auch das des erschrockenen Dichters, der hier Scenen aus seinen Tragödien wiederkehren sah. Nichts destoweniger erhielt er mit Anfang der Sitzung von 1822, im Februar, das Portefeuille des Auswärtigen. Die Zusammensetzung dieses neuen Ministeriums war unpopulär genug: es war aus der Majorität der entlassenen Cortes gebildet, die sich durch ihren Servilismus dem Volke so verhaßt gemacht hatten. Die neue Kammer galt für unabhängiger, als alle früheren; Riego war im Anfange selbst ihr Präsident. Martinez, der sich schon lange an die ministerielle Physiognomie gewöhnt hatte, fand in seiner neuen Würde, für die seine Uneigennützigkeit sich nicht bezahlen ließ, einen schwierigen Stand. Der Kongreß saß drohend in Verona, die Glaubensarmee organisirte sich in den Gebirgen, die Camarilla Ferdinands konspirirte, in Valenzia und Pampeluna brachen royalistische Tumulte aus. Und dennoch schien

dem Ministerium diese Gefahr geringer, als die, welche im Lager selbst drohte. Es glaubte keinen andern Feind bekämpfen zu müssen als den Jakobinismus der Klubbs. Die Reden in der Fontana d'Oro, die Aufsätze der Zuriaga und des Terzerols beschäftigten die Minister mehr, als die Fortschritte, welche die Insurrektion der Misa, Jaimes, Zabala und Quesada machte. Man kann das Ministerium des Martinez de la Rosa von jener Zeit das Direktorium der spanischen Revolution nennen: der Moderantismus desselben, welcher nicht durch vorangegangene, sondern parallele Ausschweifungen gerechtfertigt werden konnte, brachte unter Spaniens damaligen Umständen nichts zuwege, als eine Keckheit des Royalismus, der immer mehr um sich griff. Der Moderantismus war, wenn nicht offene Verrätherei, was wir nicht glauben, doch jedenfalls die verfehlteste Maßregel, um die spanische Freiheit zu retten. Wenn er die Demokratie kurz am Zügel fassen wollte, so arbeitete er der Reaktion in die Hände. Auch war die Demokratie nie mächtiger, als damals. Die Klubbs, die Communeros donnerten, die Cortes machten die Beschlüsse derselben gesetzlich. Riego rauchte mit Ferdinand Cigarren zum Zeichen ihres Einverständnisses, und seine Hymne, mit der er das Heer von

Isla de Leon führte, wurde, wie es damals hieß, für ordonnanzmäßig erklärt. Unter solchen Umständen war der Moderantismus ein Fehler. Wir wiederholen nochmals, daß es unglaublich scheint, wenn das Ministerium mit Aranjuez unterhandelt haben und in seinem Hasse gegen die Demokratie so weit gegangen sein sollte, daß es mit dem Feinde innerhalb und außerhalb Iliums jene besiegen wollte. Das würde geheißen haben, ein kleineres Uebel durch ein größeres heilen. Auch unterließ Martinez nicht, Einiges zu thun, was für seinen guten Willen zeugte. Er sandte seinen Freund Toreno (Toreno ist Porliers Schwager) nach Paris, um die dortige Botschafterstelle zu übernehmen, und auf das Kabinet der Tuilerien, mehr aber noch auf den Pavillon Marsan, die ultraroyalistische Coterie des Grafen Artois, und das Asyl aller spanischen Verräther, einzuwirken. Er unterhandelte viel mit dem französischen Gesandten Lagarde in Madrid, den man beschuldigte, der Vendée in den Gebirgen Vorschub zu leisten. Ja als das feindselige Benehmen der französischen Regierung, die Unterstützung, welche sie den Insurgenten angedeihen ließ, immer offenkundiger wurde, verbreitete sich im Mai das Gerücht, Lagarde habe nach einem heftigen Wortwechsel mit Martinez seine Pässe ver-

langt. Auch hielt der Minister darauf eine heftige Rede vor den Cortes, worin er Frankreich Vorwürfe machte, welche einer Kriegserklärung gleich kamen. Dis ist der einzige energische Akt während seines Amtes, der aber am deutlichsten seine Schwäche zeigte, da er ohne Folgen blieb. Die Entscheidung des 7. Julius rückte heran. Man weiß, daß die Demokratie an diesem Tage ihren Triumph feierte. Die eben entlassenen Cortes wurden vom Magistrate Madrids, dem Ayuntamiento, welcher die Rolle des Stadthauses aus der französischen Revolution übernahm, ersetzt. Die aufrührerischen Garden mußten im Pardo nach einem hartnäckigen Kampfe mit der Nationalgarde (wenn uns Martinez erlaubt, die milicia urbana so zu nennen) das Gewehr strecken. Auch das Ministerium war gesprengt. Es ist kaum glaublich, daß dasselbe mit dem Aufruhre in Verkehr gestanden habe. Es war von diesem Ereignisse so überrascht, wie die Nation, ein Beweis für seine Schwäche. Es hatte weniger Antheil daran als der Schlächter Amerika's, Morillo, der damals eine so zweideutige Rolle spielte. In der Nacht vom 7. zum 8. saßen die Minister wie gefangen im Palaste, alle Ausgänge waren besetzt, und in dieser Verlegenheit mag Martinez die politische Laufbahn ver-

wünscht, und sich nach dem stillen Umgange mit den Musen gesehnt haben. Sein Leben war in Gefahr, die siegtrunkene Partei, welche viele Opfer zu betrauern hatte, wollte anfangs die Minister für das Geschehene verantwortlich machen; doch da Spanien wiederum das Unglück hatte, ein abgenutztes Ministerium aus alten Trümmern früherer, die schon gescheitert waren, zu bekommen, so fiel die Anklage, und Martinez zog es vor, sich allmählich ganz vom Schauplatze des Tages zurückzuziehen. Bald wurde auch der Absolutismus in Spanien zum Zweitenmale restaurirt. Die französischen Bajonnette setzten Ferdinand in ein plein pouvoir ein, das er auch zunächst gegen die Anhänger der Konstitution, die er so oft falsch beschworen hatte, in blutige und konfiskatorische Anwendung brachte. Martinez de la Rosa fürchtete die Tage von Ceuta und zog mit den Proscribirten über die Pyrenäen.

Die sieben Jahre der Verbannung brachte Martinez zum großen Theile in Paris zu. Er gab sich literarischen Beschäftigungen hin, welche immer politische Leiden am leichtesten vergessen machen. Mit seinen Landsleuten gespannt, schloß er sich selbst von ihren Konspirationen aus, dichtete, ästhetisirte und sammelte seine Schriften, welche mit vieler Eleganz bei Didot

gedruckt werden sind. Er kam nach Frankreich, noch ganz voll von Verehrung des tragischen Kothurs eines Corneille und Racine. Man würde sich täuschen, suchte man bei ihm die farbenglühende Grandezza des alten spanischen Theaters. Er ist als Dichter mehr Storch, als Flamingo. Seine Gefühle gehen auf Stelzen, sein Dialog sind Wechselreden nach den Grundsätzen der Rhetorik. Er war, als er die Witwe des Padilla schrieb, den Morayma und Edipo, ein Dichter der drei Einheiten, mit moralischen, kalten Tendenzen, steifer als Alfieri, ärmer als Arnault. Statt daß seine Personen handeln, erzählen sie; sie reflektiren über das, was sie thun sollten, und lieben es, alles bis auf den fünften Akt zu verschieben, welcher der Unthätigkeit endlich ein Ende macht. In seinen Untersuchungen über die spanische Poesie findet er es lächerlich, wenn Lope de Vega den Columbus von Madrid nach Grenada, von dort nach Amerika, und von hier wieder zurück nach Barcelona versetzt. Er sieht darin eine Verletzung aller Regeln, wenn derselbe Dichter in ein Drama drei Handlungen verflicht, und wiederholt gegen Shakespeare die Vorwürfe, welche vor ihm schon Voltaire machte. Nichtsdestoweniger brachte der Aufenthalt in Paris auf Martinez poetische Ader eine neue

Wirkung hervor. Der Kampf des Romanticismus und der Klassiker konnte ihm nicht fremd bleiben, und seine spätern Produkte bezeugen, daß er in seiner alten Stellung wankend gemacht wurde. Victor Hugo, welch' ein Beispiel! Martinez mochte seine Extravaganzen hassen, aber vielleicht ließen ihn die Lorbeeren des Dichters nicht schlafen, vielleicht quälte ihn ein unerklärliches Etwas aus seinen alten Ansichten heraus. Welcher wahrhafte Dichter gäbe sich so bald zur Ruhe! Er wird niemals mit sich zufrieden werden, und von seinem Nächsten immer die Hoffnung haben, daß es das Vorangegangene übertreffen werde. Martinez kam mit dem französischen Theater in Berührung, Scribe übersetzte ein Lustspiel von ihm, er war nun in die Bewegung hineingerissen und versuchte, ob ihm bei verändertem Glaubensbekenntnisse die Muse heißere Umarmungen gönnen würde. Sein Aben Humeya gelang ihm ungleich besser: er hat hier den Kothurn abgeworfen und tritt in leichter, freier Prosa auf. Die Sprache ist frisch, leidenschaftlich, bilderreich; die Scenen sind nicht übermäßig ausgemalt, sondern sie brechen plötzlich ab, wenn ein Ereigniß dem andern folgt. In der Verschwörung von Venedig, demselben Drama, das in Madrid mit einem Applaus aufgenommen wurde, der

den Dichter als Miniſter in Verlegenheit ſetzte, geht Martinez in der Verehrung des franzöſiſchen Theaters ſogar noch weiter. Er verſchmäht nicht mehr den Pomp und die Kunſt der Scenerie, er füllt einen ganzen Akt mit Schauſtücken der Art, von denen Schlegel ſagt, ſie würden ihm gefallen, wenn nicht Worte dabei wären. Und nun ich Schlegel nenne, ſo wolle man wiſſen, daß Martinez de la Roſa auch dieſen kannte, und ihn öffentlich einer geringen Kenntniß des ſpaniſchen Theaters bezüchtigt hat. Es thut mir leid, hievon Erwähnung thun zu müſſen. Inzwiſchen zogen ſich nach dem Jahre 1829 durch eine Heirath einige Wolken von dem ſpaniſchen Horizonte weg. Die Herrſchaft des Beichtſtuhls wurde durch die des Alkovens zerſtört. Ferdinand ſtürzte durch demagogiſche Umtriebe das falſche Geſetz, und er ſah ſich nach Menſchen um, die ſeine Handlungen billigten. Die Erbitterung gegen die Emigranten legte ſich, und die am wenigſten kompromittirt waren, durften es in Hoffnung der allgemeinen Amneſtie wagen, über die Pyrenäen zurückzukehren. Ferdinand hatte wie Karl V., aber wider Willen, bei Lebzeiten ſchon ſeine Exequien gehalten, er hörte mit ſcheintodtem Ohre, wie ihn Calomarde an Karl verrieth, wie man ſich in die Herr-

schaft theilte, und in der öffentlichen Meinung von ganz Europa sein Todtengericht hielt. Er hatte seinen wahren Feind kennen gelernt, und eilte jetzt, mit seinen alten Gegnern Friede zu schließen, um sie gegen den Carlismus zu verwenden. Der Name Martinez de la Rosa war in keinem der Komplotte gehört worden: welche die Sicherheit der zweiten Restauration gestört hatten; er wurde zwar nicht gerufen, aber zugelassen. Weder Mina's noch Torrijos Expedition ließ man ihn entgelten; man wußte, wenn man den Dichter feilen hörte, daß es nicht den Ketten Spaniens, sondern seinen Werken galt. Marie Christine liebte an Martinez Auge den lebhaften Ausdruck, sie bewunderte die kleine weiße Hand, die so artige Reime und Gedanken zusammenfügte, sie hörte gern die duftenden Blüthenflocken der Rede aus seinem Munde fallen, sie ließ sich von ihm Aesthetik vortragen, und hatte nichts dagegen, wenn er zuweilen von dieser auf die Politik übersprang. Es bildete sich allmählich ein Kreis um die Königin, den das Vertrauen gezogen hatte; man berieth sich über die Zukunft, während links der kranke König an der Magengicht stöhnte, rechts die kleine Isabella in ihren Windeln schrie. Marie Christine von Neapel ist keine Heroine, sie fürchtet sich vor dem Er-

eigniß; sie hat nichts, als einige kleine Leidenschaften, etwas Schwärmerei und will zart behandelt seyn. Sie würde genug gethan zu haben glauben, wenn sie Rizio Munnoz beglückte, und soll bald das Testament Ferdinands vollziehen, Minister wählen, Takt haben, die Garde defiliren lassen, und kriegerische Operationen unterzeichnen. Sie würde alles untereinander geworfen haben, wie auf einem Nähtisch, wenn nicht Martinez de la Rosa mit sanfter Rede, milden Vorwürfen und bildlichen Vergleichen neben ihr stünde. Marie Christine ist durch ihn eine schöne Seele geworden. Er liest ihr die Dekrete wie Stellen aus seinen Dramen vor, er wirft um alles ein phantastisches Kleid, er macht die Zusammenberufung der Cortes zu einer Aufgabe des Garderobiers, und hat zu dem Saale derselben ihr so viel architektonische Risse vorgelegt, daß sie durch Auswahl des schönsten ihren Geschmack vor ganz Madrid bewähren konnte. Wie artig sind die Reglements, welche Martinez bei Feierlichkeiten der Königin vorschrieb! Sie erschien mit ihrem Kinde, wie einst Fredegunde mit Clothar vor den Franken; sie hatte in ihrer Rolle wenige und gefühlvolle Worte vorgeschrieben; alle diese Dinge arrangirte Martinez. Als die Cholera ausbrach, ließ sie nur Rizio und Martinez in la Granja ein,

sie beschied sich, nichts als das Unentbehrlichste um sich zu haben; ja Martinez, der Dichter, wurde kein Geschichtschreiber der französischen Revolution, kein Thiers, und machte la Granja nicht zu Blaye und setzte keine Preise aus, um eines Judas Ischariot Deuz willen. Dies ist das enge Bündniß, welches die Regentin mit Martinez de la Rosa geschlossen hat. Inzwischen übernahm der Dichter vor den Augen der Nation seine ministerielle Mission. Einige Splitter, welche von dem Schiffbruch Zea's noch übrig geblieben waren, hemmten seinen ersten Lauf, doch entledigte er sich ihrer bald. Sein eigner Name wurde für das Werdende verantwortlich. Die neue Konstitution, das Estatuto real ist sein Werk. Er versuchte es, den Zwiespalt Spaniens zu versöhnen, die Zukunft an die Vergangenheit zu knüpfen, ja er hoffte so viel von seinem guten Willen, daß er selbst das Arcanum, welches Ludwig Philipp anbot, das Juste Milieu abwies. Allein der gute Wille hat in dem Staatskredit einen schlechten Cours, er ist eine Illusion in Zeiten wo alle Lebensäußerungen mit scharfen Rändern und Kanten gezeichnet sind. Der gute Wille war keine Garantie für ein so mißhandeltes Volk, das gezwungen ist, nur in seinen Erinnerungen, d. h. in seiner Rache zu leben. Man hat für Alles in

Spanien gleich einen Namen, jede Partei kann die andre mit einem kurzen Kohlenumriß an die Mauer zeichnen: Worte, Abstimmungen, alte Fehler, da ist nichts vergessen. Die Männer des Ringes, die Anilleros, welche Martinez in seine Nähe zog, waren bald erkannt, der Moderantismus ist eine Stereotype, die nur genannt zu werden braucht, um jede Befürchtung auszudrücken. Zu den alten Namen hat die jüngste französische Geschichte noch neue gestellt, und allgemein wird das gegenwärtige Ministerium doktrinär genannt. Vor der Zusammenberufung der Cortes sagte man, Martinez würde seine Entlassung nehmen; allein dies Gerücht drückte nur das aus, was man wünschte. Vielmehr war Toreno's Ernennung ein Hülfsdetaschement; denn Toreno ist Martinez alter Leidensgefährte, nur ist er schneller, eifriger, etwa das, was Lord Durham unter den Whigs. — Wir sind am Ende unsrer Darstellung, da der gegenwärtige Kampf der Parteien in Spanien außer ihren Gränzen liegt. Nur zwei Dinge erlauben wir uns noch, ein Urtheil und ein Prognostikon. Selbst die Opposition läßt der parlamentarischen Fähigkeit des Ministers Gerechtigkeit werden. Es ist wahr, seine Reden zeichnen sich durch Schwung und Rundung aus, und wenn gar, was in

Spanien nicht anstößig zu sein scheint, Deklamation und Gesten zu diesen Worten hinzukommen, so müssen sie in dem Saale eine großartige Wirkung hervorbringen. Doch seine Zwischenreden, seine Einwände, das, was man den parlamentarischen Dialog nennen könnte, sind pedantisch, mit Logik bestäubt, sie sind penibel, und verrathen den Kleinmeister. Martinez de la Rosa ist immer zur Hand, wo es eine Distinktion gilt, er liebt es, am Unwesentlichen zu klauben, und auf Dinge Werth zu legen, die die Untersuchung gar nicht weiter bringen. Aber was ihn stürzen muß, ist zuletzt weniger die Form, als der Inhalt seiner Diskurse. Ich glaube, er ist in seinen Handlungen weniger vorsichtig als in seinen Reden. Er gleicht den deutschen Pedanten, welche die Freiheit lieben würden, wenn sie nicht für alles gleich Beispiele hätten und gewohnt wären, die Dinge immer vom verkehrten Standpunkte anzusehen. Martinez de la Rosa hat sich aus der Geschichte der Revolutionen so viel Erfahrungen, kleine Sätze und Maximen abstrahirt, daß er ohne Citat keinen Schritt vorwärts setzen kann. Bald schwebt ihm der Konvent vor, bald die französische Journalistik, bald weist er auf Mirabeau, bald auf Burke hin; es ist eine Gelehrsamkeit, die ihn ersticken muß. Wäre die

Kammer nicht selber so naiv, träte in ihr die Revolution nicht mit so vieler Angst, so scheu und besorglich auf, so müßte der Pedantismus des Ministers längst durchgefallen sein. Wir wissen auf die Länge nicht, was Martinez de la Rosa ohne Majorität für Spanien thun will. Es ist wahr, die Petition der Rechte mag eine Formalität gewesen sein, in welcher es gleichgültig war, zu unterliegen; aber wird die Finanzfrage sich günstiger beantworten? Wird die Kammer in ihrer wahrhaft originellen, leidenschaftlosen Revolution fortschleudern, und nicht bald den Sturmschritt schlagen lassen? Wird endlich die Insurrektion, dieser unerträgliche Widerspruch gegen Spaniens Glück und Wohlfahrt, nicht durch außerordentliche Maaßregeln ausgerottet werden müssen? Außerordentlicher Maaßregeln ist das jetzige Ministerium aber nicht fähig. Es muß zu einer allgemeinen Bewaffnung kommen; denn Frankreich beweist, daß die Vendee ohne Nationalmiliz nicht getilgt werden kann. Diese praktische Freiheit aber kann Martinez de la Rosa, an die Freiheit der Koulissen, an das Phantom gewöhnt, nicht ertragen. Er wird noch einmal in den Pallast der Regentin treten, das königliche Kind mit seinen Thränen benetzen, und dann die Olivenwälder von Granada aufsuchen, um in ihrem Schatten die flüsternden Laute der Natur zu belauschen, welche nur ein Dichter versteht.

Chateaubriand.

Wenn man sich Talleyrand zu allen Zeiten nur wie Harpokrates, alt wie die Wintersonne, denken kann, Martinez de la Rosa in mittleren Jahren, mit bürgerlichem Embonpoint, gesetzten Zügen, und einen goldnen Ring an dem zarten, poetischen Schreibfinger, so gibt es für Franz August Vicomte von Chateaubriand keine andere Vorstellung, als die des Jünglings.

Wer glaubt es, daß Chateaubriand ein alter Herr ist, der in wenig Jahren seinen siebenzigsten Geburtstag feiern wird? Er, den wir uns noch immer von etwas phantastischem Aeußern denken, als den letzten Kreuzfahrer, der nie stirbt, immer bereit, noch mit neuen Epochen der Geschichte in Kollision zu gerathen, ein junges Mädchen zu besingen und Thorheiten zu begehen?

Ihr werdet wenig Menschen kennen, welche mit so viel Jugend ihr Alter angetreten haben. Chateaubriand hat die unverwüstliche Physiognomie der Naivetät, die

er mit ins Grab nehmen wird. Er blieb ſich immer gleich, ein ſchüchterner junger Menſch, der vom Lande kommt, froh am Geringfügigen, überraſcht von Allem, ohne Vorausſicht, wie ein Kind; aber auch ungeduldig, zornig und ungerecht wie ein Kind.

Chateaubriand iſt ein Greis geworden, ohne ein Mann geweſen zu ſein. Gewohnt, nur in unbegründeten Hoffnungen zu leben, nahm er ſeine Erfahrung für eine feindſelige Macht, die ihn überall enttäuſchte. Alles, was ihm geſchah, hielt er für eine Vorbereitung, und rechnete, daß immer noch eine Zeit kommen werde, wo er von ſeiner Vergangenheit Vortheil ziehen würde. Aber darüber iſt er alt geworden, ſeine Jugend hat bis an ſein Grab gedauert.

Könnte dies die Erfahrung eines reifen Charakters geweſen ſeyn, ſo müßte ſeine Verzweiflung jetzt tragiſch und des tiefſten Mitleids würdig werden; doch Chateaubriand fühlt dieſen Widerſpruch nicht: es gibt Nichts, wofür er Alles hingegeben hätte; er lebte ohne Plan, er hatte das ſonderbare Schickſal, immer zu ſpät zu kommen. Er hat viel verloren, ohne je etwas beſeſſen zu haben; er iſt oft gefallen, ohne daß er je aufrecht ſtand; man vergaß ihn immer, ohne daß man je recht an ihn dachte.

Das ist es: Chateaubriand erwartete nichts; man versprach ihm nichts, man schmeichelte ihm mit keiner Hoffnung. Es ist niemals Jemand mit so wenig Opfern unglücklich gewesen; wenn er fiel, so that er sich selbst am wenigsten wehe. Chateaubriand will ein Märtyrer seyn; er will neben den Opfern Diocletians und den eilftausend Jungfrauen genannt sein. Das ist ein Scherz; aber lacht darüber nicht! Es ist ihm darum zu thun, er hat es heilig damit.

Was bliebe dem sonderbaren Greise noch zum Trost übrig? Nennt ihn also Märtyrer, wenn er auch für Niemanden untergegangen ist, als für sich selbst!

Wir haben Goethe gehabt; wir wissen, was historischer Indifferentismus ist. Männer von den größten Geisteskräften matteten sich an kleinen Verhältnissen, an geräuschlosen Zeiten ab. Stürmische, gefahrvolle Epochen warfen die Mittelmäßigen in die Höhe, und da, wo die Stärksten hätten stehen sollen, sahen wir Cretins. Männer von Genie sind vor großen Ereignissen geflohen. Das Erhabene ist vielfach verkannt worden, und nicht selten von denen, die ihm am verwandtesten waren.

Chateaubriand war kein Genie; wir müssen eine Stufe herabsteigen. Chateaubriand erhielt von der Na-

tur eine Stellung, wo ihn der Zug der Begebenheiten fassen mußte. Er war ein junger Mensch, ohne viel Muth, verzärtelt, eigensinnig, er wußte noch nicht, worauf? Da er zögerte, so faßte ihn der Wirbelwind unserer großen Zeitgeschichte, und warf ihn aus seinem Strome heraus.

Chateaubriand war nun gar nichts mehr, nicht einmal prädestinirt; er hätte können Kaufmann werden oder ein Gelehrter, so wenig bedurfte seiner die Zeit. Aber seine Geburt, seine Verwandten und sein Mangel an Geld brachten ihn immer wieder in die Strömung der Begebenheiten hinein, in die er gar nicht gehörte. Die wichtigsten Dinge, Ereignisse, welche niemals wiederkehren werden, wurden eine ordinäre Mitgift für ihn, gleichgültiger als die Hasen, welche er in seinem Tornister von Thionville trug. Für den jungen blonden Menschen war die Zeit eine Familiengeschichte geworden, in welcher seine Vettern und Großoheime die Hauptrolle spielten; kurz Chateaubriand war von der Natur zu nichts Außerordentlichem bestimmt.

Er sah auch lange ein, wie gut es die Natur mit ihm meinte, er beeilte sich gar nicht, sie zu beschämen, ja er würde sie auch niemals überflügelt haben, wenn ihm der Zufall nicht einen Gedanken an die

Hand gegeben hätte, der mit seiner ganzen schreckhaften Einseitigkeit das Leben des Vicomte revolutionirte.

Es ist unerwiesen, wer ihm den ersten Anstoß zum Christenthum gegeben hat, die Wälder Amerika's, die Erinnerungen Pascals, oder eine Wiederholung jenes Blitzstrahls, der einst auf dem Wege von Jerusalem nach Damaskus ein so großes Wunder bewirkte?

Ich zweifle an allen diesen Erklärungen und begnüge mich mit des Vicomte alter Mutter, die ihren Sohn in London zur Vermahnung zog, ihm das Gottlose seiner Schrift über die Revolutionen vorwarf, an die Kapelle von St. Malo und das vergoldete Gesangbuch, welches sie auf der Flucht dort hatten liegen lassen, erinnerte, und damit eine Präcision der Tendenz in ihren Sohn legte, die ihn anfangs selbst überraschen mochte.

Jetzt hatte Chateaubriand eine Idee. Es war ein muthiges kleines Steckenpferd, bunt bemalt, das er bestieg: er galoppirte damit über Meere und ferne Länderzonen, klatschte mit der Peitsche, pfiff, führte das Thierchen an die Krippe von Bet[illegible], als sollte es da fressen, tränkte es im Jordan, und hörte noch nicht auf zu courbettiren, als er schon in die Salons von Paris zurückgekehrt war.

Nach Voltaire konnte ein Kind, wie Chateaubriand; nur der Don Quixote des Chriſtenthums werden. Er brachte nichts Neues an die alte Lehre heran, als den Schmelz ſeiner Sprache. Das war Alles wenig genug für eine Zeit, zu der man im Poſaunentone des Weltgerichts hätte ſprechen müſſen, wenn man aus einer Sache, die in Frankreich allenfalls Mode werden konnte, einen heiligen Ernſt hätte machen wollen.

Ja, in der That, Chateaubriand hatte das Unglück, in die Mode zu kommen; man intereſſirte ſich für ihn etwas mehr, aber nicht viel, als für Abel Remuſat, der die indiſchen Romane aufbrachte. Chateaubriand kam in Begebenheiten, die er nicht verſtand; er verwechſelte das Chriſtenthum mit ſich, hielt ſich für unfehlbar und beging ſo viel Thorheiten, daß man ihn ſchnell bei Seite ſchob.

Jetzt aber ſaß der edle Vicomte einmal mitten drinnen in den Geſchäften; die Weltgeſchichte war bis an ſeine Antichambre gekommen, er hatte ſich in acht Tagen, wo man kaum die Flöte blaſen lernt, auf die Höhe [redacted] geſtellt; es kann nirgends ſo verworren ausſehen, als in Chateaubriands Kopf und in ſeinem Portefeuille, das ihm die Bourbons anvertrauten. Ich zweifle, ob dieſer Spätling der Croiſaden ſich

ſelbſt nach ſeinen neuſten Unfällen ſchon in die Zeit zurechtgefunden hat. Fordre er keine neue Kolliſion heraus; ſie würde ihn unfehlbar in Verſuchung führen. Chateaubriand hat kein Geſchick für die Geſchichte. Goethe wollte ſeine Zeit nicht verſtehen; Chateaubriand verſtand ſie wirklich nicht.

Die Freunde des edeln Vicomte übertrieben; unter Andern neulich der gutmüthige, oft kindiſche Plauderer Jules Janin, welcher eine Parallele zwiſchen ihm und Talleyrand zieht. Sie möchten, wie ſie ſich ausdrücken, ein Epos der Ueberzeugung aus ihm machen, während er doch in dieſem Falle nichts iſt, als eine Tragikomödie derſelben, ein Roman, zuſammengeſetzt aus Gelächter und Thränen.

Wo iſt hier der heilige Schauer, der um das Unglück eines großen Mannes weht? Wo ſind die Schlangen, die er ſchon in ſeiner Wiege erdrückte? Welche greiſe Seherin hat die Hand auf ſein Haupt gelegt und in ihm den künftigen Propheten geſegnet? Wie ſchwer wiegen wohl die Schilde, die er aus ſeinen erſten Kämpfen mit der Welt heimbrachte?

Dieſer Maaßſtab paßt hier nicht; Chateaubriand kömmt erſt nach ſeinem dreißigſten Jahre zu einer Idee, zu einer Idee, die er unter dem Sattel des Pegaſus

mürbe reitet, mit der er auf Reisen geht, die er apportiren lehrt, wie einen Pudel; zu einer Idee, die bald eine Chimäre wurde.

Wenn Ihr wollt, Chateaubriand ist auch unglücklich gewesen. Aber Ihr wißt, daß im Schmerz eine Wollust liegt. Chateaubriand, diese romantische Ruine, liebte es, zu leiden. Der Dichter braucht für sein Leben eine poetische Staffage, und die eines erträglichen Unglücks pflegt ihm die liebste zu sein. Chateaubriand ist nicht einmal ein solcher Märtyrer wie Lafitte; denn wenn er zwar so arm ist wie dieser; so war er auch niemals so reich wie Lafitte. Er stürzte von keinen Höhen herunter; die, auf welchen er eine Zeitlang stand, hatte er im Traume bestiegen; wann hatte der kleine Kadet von der Goldküste, der vor der Revolution floh, daran gedacht, Minister zu werden?

Glaubt mir, Chateaubriand hüllte sich gern in die Schatten der Melancholie; verbannte er sich doch selbst aus Frankreich, als die Bourbone nach Holyrood zogen, und kehrte, ungeachtet der ewigen Zeiten, auf die er Frankreich in Trauer werfen wollte, wieder zurück, weil es keine Kleinigkeit ist, sich selbst zu schneiden, und dann nicht einmal von Andern verbunden zu werden.

Nun, was ist? Chateaubriand kokettirte so gut, wie Hr. von Holtei.

Beide kamen und gingen. Beide sind nur flüchtige Gäste, die wie der Vogel Alcyon ihr Nest auf dem Meere haben. Beide machten sich unglücklich, und da Niemand darauf sehen wollte, schrien sie; beide ohne Plan, und doch immer getäuscht; beiden macht die Ruhe Langeweile; beide schlürfen zitternd, aber mit Wollust den Becher, den ihnen das Leben mit herbem Weine füllt. Beide werden ewig jung bleiben: Hr. von Chateaubriand wie ein Ritter des Mittelalters, wie ein Genosse des Artus, der den Graal gesehen hat; Hr. von Holtei wie Wilhelm Meister, etwas grämlich und frühreif, beide so verschieden, wie der Genius des Christenthums und die Wiener in Berlin, und beide doch, wer sie kennt, selbst im Aeußern, so ähnlich.

Unternehmen wir es, einige Epochen in Chateaubriands Leben wieder aufzufrischen.

Der edle Vicomte kam nach Paris, wie in der guten alten Zeit ein junger Mann nach Paris kam — noch warm von dem mütterlichen Schooße, in dem er daheim gesessen, voll guter Lehren, hoffend, mit dem gereinigten Horaz und Ovid die Welt erobern zu können, das Ohr noch klingend von den Reden Bossuets,

welche den Styl und die guten Sitten bildeten, mit etwas Mathematik, Lustigkeit und der Aussicht, in seiner Lieutenantsstelle bei der Garde vom Hofe bald entdeckt, hervorgezogen und geliebkoset zu werden.

Noch hat Chateaubriand keine Idee. Er läuft durch die Straßen von Paris, schließt Freundschaften, begleitet den König auf die Jagd, wo er einst so glücklich war, daß Ludwig XVI. einige Worte sprach, gerade in der Richtung, als hätte er sie ihm sagen wollen.

Malesherbes war der Oheim des jungen Menschen, der ihn zuweilen besuchte, und in das Getriebe des Staates sehen ließ, das ihm zu verstehen sehr schwer wurde. Eines Tages trat der gute alte Herr in seinem kastanienbraunen Rocke mit den großen Taschenklappen und goldgesponnenen Knöpfen, das Busentuch mit Taback bestreut, die Stutzperücke schlecht gekämmt und schief gesetzt, in die Wohnung des jungen Gardisten au quatrième ein, sprach von Staatsverhältnissen, Revolution und böhmischen Dörfern, und gab dem Neffen, er war damals 25 Jahre, den Rath, den kochenden Vesuv der Hauptstadt zu verlassen, und ein Messer zu vermeiden, welches für den alten Präsidenten und Rosenliebhaber schon geschliffen war.

Chateaubriand erschrak, und Malesherbes examinirte

den jungen Lieutenant, der eben Kapitain geworden war, in der Geographie, in den Elementen des Euklid, kurz sie vereinigten sich darüber, daß es gar kein Spaß wäre, wenn Einer den Weg entdeckte, welcher vom arktischen Amerika aus nach Asien führte.

Chateaubriand, der eben in den Faubourg St. Germain wollte, um dem altfranzösischen Blute seine Epauletts zu zeigen, der gestern noch Freude daran fand, seinen Pudel abzurichten, sprang plötzlich in eine neue Sphäre über; er umarmte seinen alten Oheim, den er für die Guillotine zurückließ, und Thränen der Freude erstickten den perpetuellen Ausruf: die nordwestliche Durchfahrt! die nordwestliche Durchfahrt!

Jetzt hatte Chateaubriand eine Idee, wenigstens einen Schatten davon; er verließ das knirschende, murmelnde, bleiche Frankreich, und schiffte sich nach Amerika ein. Er wollte ganz allein, im Frack, in Nankinhosen, auf einem Spaziergange die nordwestliche Durchfahrt suchen, er überlegt, er sucht auf der Karte, er orientirt sich; stört ihn nicht!

Chateaubriand ist in Amerika, das sich von seiner errungenen Unabhängigkeit erholt, in Amerika, das sich nach der Schlacht den Hals lüftet, den Rock abwirft,

recht bürgerlich eine Pfeife anzündet, und in Hemdärmeln den jungen Vicomte bei sich vorüberpilgern sieht. Haltet ihn nicht auf; er sucht mehr, als ihr; er sucht die nordwestliche Durchfahrt; er macht eine Nordpolexpedition, ganz allein zu Fuß, auf eigne Kosten und auf eignen Ruhm. Fragt ihn nicht nach Frankreich; er weiß nichts von Frankreich; er weiß nur, was ihm sein Oheim gesagt hat, daß es besser sei, die nordwestliche Durchfahrt zu suchen, als in Paris die Ereignisse abzuwarten.

Chateaubriand befährt den Hudson, er sieht den Niagara stürzen. Fürchtet nicht, daß ihn der Donner des Falles etwas vergessen machen wird; denn noch hat er nichts gelernt! Er besucht die Indianer, sie sollen ihm Auskunft geben über die nordwestliche Durchfahrt. Die Indianer lieben ihn, sie lassen ihn die Pfeife der Freundschaft rauchen, er trinkt ihren Meth und bewundert ihre Tänze. Chateaubriand fühlt sich heimisch in dem Urwalde, er belauscht das Krokodil das am Hudson schläft, er wiederholt die Jagden von Versailles, schießt Hasen und Füchse, er vergißt die nordwestliche Durchfahrt, und siedelt sich in den Schauern der ersten Schöpfung an.

Dies währte einige Zeit, bis ihm der Zufall eine zerrissene englische Zeitung brachte. Er las hier von der Flucht nach Varennes, und leider brach das zerrissene Stück da ab, wo das Interessanteste kommen sollte. Die Neugier, vielleicht auch die Stimme der Ehre, trieben ihn an, das Vaterland wieder aufzusuchen. Er sagte den Urwäldern, den schlummernden Krokodilen, den Atalas und Chaktas, allen den gefühlvollen, nach den Grundsätzen der Frau v. Genlis erzogenen Indianern Lebewohl, und schiffte sich in die Heimath ein.

Ach! er traf Paris in einer beklagenswerthen Verfassung! Was gab es hier nicht Alles zu thun für einen jungen Mann! Chateaubriand versprach auch, Hand an's Werk zu legen, aber erst mußte er sich verheirathen. Er war aber gerade nur so lange sicher in Paris, als er brauchte, um den Schäfer zu spielen; dann floh er nach Brüssel zu der **confédération noble et irrésistible**, die sich selbst den noch „gesunden Theil der Nation" in ihren Proklamationen nannte.

Chateaubriand aber war im Gegentheil fortwährend krank; er fristete elend ein kaum mehr hörbares Leben, ermannte sich eine Zeit lang, schoß bei der Belagerung von Thionville einigemal seine Flinte ab, kochte vor-

treffliche Suppen für seine Kameraden, Suppen à la sauvage, Suppen à la Hudson, Suppen à l'Atala, ward geliebt und geherzt von ihnen, und zuletzt verwundet, von einem brennenden Balken, nicht von einem Schusse.

Unter bemitleidenswerthen Umständen kam Chateaubriand nach England, wo er den in Belgien schon gefaßten Entschluß zur Schriftstellerei nothgedrungen in Ausführung brachte. Er schrieb über die Revolution freier, als man von einem Emigranten erwarten durfte, freier, als er später selbst billigte. Sein Prinzip, das Christenthum, stellte sich immer mehr heraus. Er brachte den Genius desselben schon vollendet über den Kanal, als er gegen Ende des Jahrhunderts, die göttliche Sendung Napoleons, wie er dessen Konsulat benannte, benutzend, nach Frankreich zurückkehrte.

Wenn Napoleon wählen sollte, so sah er Chateaubriand noch lieber, als Frau von Staël. Diese neckte ihn mit den Erinnerungen der Revolution, der Ideologie und mit ihrem Witze; Chateaubriand war ebenso unverbesserlich, aber er nützte den Planen des Konsuls durch seinen religiösen Enthusiasmus. Napoleon, der mit dem Papste gewiß Wichtiges zu verhandeln hatte,

wollte „die römisch-katholischen Götter" in Frankreich wieder einführen, er sah es gern, daß sich die Poesie mit dem Beichtstuhl vermählte. Chateaubriands Poesie war auch ganz dazu gemacht, Napoleon zu ergreifen, er mußte in dem Vicomte einen christlichen Talma, den Himmel selbst im Kothurn wiederfinden. Er belohnte Chateaubriand für diesen angenehmen Dienst, und schickte ihn als Legationssekretair zu seinem Oheim, dem Kardinal Fesch in Rom.

Chateaubriand nichts als ein Legationssekretair! Beauftragt, die Pässe der Fremden zu visiren, Depeschen zu entwerfen und zu versiegeln!

Chateaubriand wollte nur Rom sehen; dann war er wieder in Paris. Er wurde Gesandter eines kleinen Kantons in der Schweiz. Welche Erniedrigung!

Aber er wollte die Schweiz sehen, er ging, und kam in wenig Zeit wieder zurück.

Da fiel Enghien in Vincennes; Chateaubriand entsetzte sich, faßte einen Entschluß, und pilgerte gleichsam mit Dornenstab und Muschelhut nach dem heiligen Lande. Es war der vorletzte Kreuzzug um Gotteswillen; die Ehre des letzten ließ er selbst im Jahre

1823 dem Herzog von Angoulême, als er nach Spanien zog.

Man weiß, was Chateaubriand von Palästina mitbrachte, — Kleinigkeiten, welche später in dem Wochenbette der Herzogin von Berry eine so große Rolle spielten, seine Märtyrer, und eine Stelle im Institut.

Die Märtyrer sind der Kulminationspunkt der Autorschaft Chateaubriands. Hier kommen alle seine alten Phantasien, die Träume aus der Wildniß, noch einmal wieder, und die Kirchen- und Ketzergeschichte, die Erinnerungen des Alterthums nebst den pittoresken Resultaten seiner Reise haben sich zu ihnen gesellt. Noch nie ist zu einem erhabenen Zwecke eine solche Mischung aller Geschmacksarten und poetischen Interessen vorgekommen. Die Mythologie aller Völker, die alte Literatur, die Bibel, die Acta Sanktorum, Milton, die Archäologie, die Wilden und das menschliche Herz, Alles hat hier seinen Tribut zahlen müssen. Es ist die wunderlichste Maskerade, die sich in den Märtyrern Chateaubriands zusammenfindet. Die Sprache ist nicht berauscht von Enthusiasmus, sondern von Gelehrsamkeit. Die Perioden sind behangen mit griechischen Orakelbecken, heidnischen Opfermessern, mystischen

Käfern des Mithrasdienstes, mit Genealogie, Bibelsprüchen, Reliquien von Skeletten der Heiligen, mit Trümmern alter Architektur, mit malerischen Perspektiven, psychologischen Entdeckungen, kurz die Märtyrer Chateaubriands, statt in Himmelsglorien aufzusteigen, winden sich keuchend und überladen an den Reiserouten der Landkarte hin. Hier ist alles zum üppigen Ausbruch gekommen, was an Chateaubriand früher vom Enthusiasmus gelebt, von der Nachsicht gebilligt und von der Wahrheit gefürchtet war. In diesen Massen pompöser und gelehrter Worte sucht man mit Mühe den poetischen Funken, Alles ist in Schwulst und Wohlrednerei aufgegangen, und nichts übrig geblieben, als der eigenthümliche sentimentale Schmelz, der jeder französischen Phantasie inwohnt, ein gewisser schmachtender Parfüm, der die Weiber und die Franzosen so entzückt, und doch täglich große Verheerungen unter Frankreichs Talenten anrichtet.

Hier kann man auch fragen, was denn Chateaubriand selbst von der religiösen Poesie hielt? Das Christenthum war ihm eine Reliquie, die er mehr mit philologischer als katholischer Andacht verehrte. Chateaubriand stand nicht einmal auf der Stufe, wie der

mittelalterliche Enthusiasmus in Deutschland; er spricht nirgends vom langen Haar, von der schiefen Stellung des Halses und dem wässerigen Etwas in dem Auge; er ist ein Narr mit Grazie, umgänglich und ohne Fanatismus. Sein Christenthum ist mild, ohne Schrecken; er predigt es ohne Feuer und Schwert; es ist ein Anflug, der nur ihm geworden sein soll und den ein Jeder haben kann, wenn er die Messe oder das de profundis hört.

Chateaubriand kennt nur die Vergangenheit des Christenthums; er philosophirt nicht über die Zukunft dieses Glaubens. Indem er uns auf die Leiden der Kirche hinweist, gewinnt er unsere Theilnahme für die Dulderin; er beschwört uns bei den ungeheuern Blutströmen, welche für das Leben Jesu und die Apostelgeschichte geflossen sind, wenigstens um die Kirche zu weinen, und nicht leichtsinnig wegzuwerfen, was die Ahnen so theuer erkauften. Das ist die schöne Seite, während er sonst immer nur schildernd, interessirt spricht, niemals auffordernd. Chateaubriand wollte kein Apostel sein oder eine Schule stiften, sondern das Christenthum sollte eine Merkwürdigkeit bleiben, welche unter Hunderten zufällig ihn kenntlich machte. Man

ſteht, wie ineinanderlaufend und ungezogen hier die Gränzen ſind von Liebenswürdigkeit, Rührung, Thorheit und Koketterie.

Als Napoleons Glück, wie das des Polykrates, für einen Menſchen dämoniſch lange zu dauern ſchien, und alle Welt auf Rechnung von Ereigniſſen, die man noch nicht kannte, zu konſpiriren anfing, ſchlüpfte auch Chateaubriand unter die große ganz Europa deckende Nebelkappe der Verſchwörung. Indem er ſich äußerlich das Anſehen gab, als beſchäftige er ſich einzig damit, die Früchte ſeines Ruhms für den Winter und die Zukunft einzumachen, zog ihn ſein Inſtinkt, der immer mit der Unterdrückung ſympathiſirte, in die Intereſſen der Bourbone hinein.

Als Napoleon zum Erſtenmale ſo ſtrauchelte, daß er erſt in Elba wieder aufſtand, zeichnete ihn und ſein Syſtem, und die Tugenden der Bourbons Chateaubriand in einer Schrift, welche Louis **XVIII.** ſtatt einer Armee konnte ſpielen laſſen. Louis ſagte dis ſelbſt und machte den prophetiſchen Vicomte, den Propheten nach rückwärts, zu ſeinem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten.

Er war damals ſchon wieder in Gent, Louis

XVIII., und das Terrain war groß, welches der Dichter zu besorgen hatte. Nein, wir wollen nicht spotten, es ging nicht weiter, als eine Meile im Umkreis von Gent.

Chateaubriand schrieb zwar eine vortreffliche Note en Europa, aber er war eine Figur von Pappe, die nur so hingestellt war, er war die Improvisation eines Ministers, ein Minister mit einem Portefeuille, das man in die Brusttasche stecken konnte. Das gerade aber war die Thorheit der zweiten Restauration, daß sie aus dem Schattenspiele von Gent in Paris eine Wahrheit machte.

Chateaubriand gab zwar sein Duodezportefeuille ab, behielt aber den Titel als Staatsminister, und trat unter die Pairs und die ersten Räthe des Königs.

Von jetzt an wollte sich der edle Vicomte rächen für den brennenden Balken, der ihn bei Thionville verwundete; er, der nur das Ritterthum und die Maria des Mittelalters bisher verkündet hatte, sprach jetzt auch von den Privilegien desselben. Er trat in die Partei der Rache und des Unverstandes, und stimmte wie Labourdonnaye. Er übertrug die Vergangenheit auf die Gegenwart, und träumte sich in einem wirkli-

chen Kreuzzuge gegen die muselmännische und jakobinische Partei seines Vaterlandes.

Schon damals ging er weiter, als Louis **XVIII.** verantworten konnte. Seine Vorschläge waren so unpraktisch, seine Erläuterungen der Charte so unzweideutig, sein Zweifel an der Charte sogar so impertinent, daß ihn Louis aus den Pairs strich, und fürchterlich beungnadigte, Louis **XVIII.**, der die Charte selbst verfaßt hatte, und darauf eitel war, wie ein junger Mensch auf sein erstes Gedicht, Louis **XVIII.**, der mit Männern von Geist und Celebrität wetteiferte, und niemals gegen Chateaubriand eine Art Neid unterdrücken konnte.

Der Pavillon Marsan griff den fallenden auf. Chateaubriand theilte die Fortschritte dieser ultraroyalistischen Camarilla, kämpfte zu ihren Gunsten gegen Decazes und brachte es zuletzt, besonders seitdem er an die Wiege des Kindes von Frankreich mit seinem wunderthätigen Wasser herangetreten war, und über den Herzog von Berry eine Biographie wie über den heiligen Georg geschrieben hatte, wieder so weit, daß man ihm den Berliner Gesandschaftsposten anvertraute.

Hätte ich damals von Frankreich schon mehr ge-

wußt, als être und avoir, so würde ich mich um den frommen Gesandten bekümmert haben; so aber zog mich damals der Halbmond, der unter den Linden in der Sonne wohnte, der türkische Gesandte, mehr an.

Chateaubriand ging auch bald nach Verona, wo er so beredt gegen die Revolution sprach, daß er selbst einen Montmorency, einen Namen, der das ganze Mittelalter zu umfassen scheint, verdrängte.

Chateaubriand kam nach Paris, und übernahm das auswärtige Ministerium, das jetzt für ihn eine Wahrheit war. Man weiß, was im Jahr 1823 geschah, in jener Periode, wo fast gleichzeitig drei Dichter die auswärtigen Angelegenheiten Spaniens, Frankreichs und Englands lenkten, Martinez de la Rosa, Chateaubriand und Canning; denn auch Canning hatte in eine etwas stumpfe Leyer gegriffen, und Griechenlieder gesungen, wie Wilhelm Müller.

Chateaubriand aber hatte von allen Dreien den meisten Ruhm zu verlieren, und er warf die europäische Achtung in ganzen Massen von sich. Er sprach für Ferdinand wie für einen Gottfried von Bouillon, der in die Hände der Sarazenen gefallen sei; er hoffte Angoulême werde ein zweiter Napoleon werden, und

das parteiische Frankreich sich in ruhmbewachten Feldlagern auf brüderliches, gemeinschaftliches, versöhnendes Stroh legen. Manuel, der widersprechen wollte, wurde mit Bajonnetten aus der Kammer getrieben; das Alles geschah unter Chateaubriand, der sich so wenig beherrschen konnte, daß selbst Villèle ihn desavouirte, und der Vicomte zum Zweitenmale fiel.

Dismal war sogar die Camarilla mit seinem Sturze einverstanden.

Daß Chateaubriand kein Heiliger war, sieht man daraus, daß er den ganz gewöhnlichen Weg fallender Staatsmänner einschlug, nämlich aus dem alten Ministerium in die Opposition des neuen überzugehen. Er bekämpfte als Pair die Villèle'sche Censur, das Wahlgesetz, die Rentenreduktion, was man wollte, wie jeder Andre auch, bis ihn das öffentliche Leben zuletzt so aufrieb, daß er den politischen Schauplatz fast gänzlich verließ, und sich zur Erholung mit seinen alten poetischen und historischen Studien beschäftigte.

Aber es war Chateaubriands Unglück, daß man ihn trotz der Ungnade doch nicht ganz vergessen wollte: Talleyrand hatte das Unvermeidliche, daß er wie ein Dämon überall spukte, Herr von Blacas, vorzugsweise

l'inévitable genannt, das Unvermeidliche des Kammerdieners, der uns auf allen Korridoren des Hofes entgegen tritt und bestochen sein will, Chateaubriand das Unvermeidliche, daß er bei Allem zugegen sein mußte, wo man ihn auch nicht brauchte. Er wurde wieder hervorgezogen und nach Rom gesandt, um vor dem neuen Papste eine glänzende Rede zu halten, eine gänzlich unkatholische Rede, eine Chrie des konstitutionellen Katholizismus. Die Kardinäle entsetzten sich, und Chateaubriand kehrte nach Paris zurück, durch diesen Freundschaftsbeweis so an die Bourbone gekettet, daß er sich in den Ereignissen des Julius mit ihnen begrub, obschon sie nie etwas von ihm wissen wollten.

Die Rolle, welche Chateaubriand 1830 spielte, lebt bizarr genug in unserm Gedächtniß und auf der Trommel unsres Zwerchfells. Ja es scheint, der edle Vicomte hatte sich damals in die Vogelperspektive seines Lebens aufgeschwungen, er stellte eine Berechnung seiner Schicksale an, und zog daraus jene Schlußfolge, deren Konsequenz Europa so viel Unterhaltung verschafft hat.

Chateaubriand sah ein, was ihm, dem Dichter, dem Manne der Geschichte, dem Künstler bei der Taufe

des Mirakelkindes geziemte. Aber er begnügte sich nicht mit dem schmachtenden Air des Unglücks, mit der noblen Physiognomie der Zurücksetzung, er legte sich nicht jenes historische Stillschweigen auf, welches für fallende Charaktere so theilnehmen macht; sondern eröffnete auf eigene Verantwortlichkeit einen Guerillakrieg mit dem 7. August. Seine Waffen waren glänzende Phrasen, der Himmel, dessen Zeichen er deutete, das Mitleid, welches er für das gesunkene Königshaus beschwor. Er wußte selbst, wie schwach diese Munition für seinen Krieg war: aber er resignirte schon beim ersten Schlage auf den Sieg, er wollte nichts, als eine Rolle mit Ehren ausspielen, und sah sich nicht einmal nach Bundesgenossen um. Es war eine Komödie, von der man nur sagen kann, daß sie Chateaubriand mit zu vielem Nachdruck in die Scene setzte. Chateaubriand verließ den Boden der Dichtung, dem seine Brochüren, und Protestationen noch angehörten, er konspirirte und mußte ins Gefängniß.

Das Gefängniß setzte dem Martyrium die Dornenkrone auf; hier hätte Chateaubriand stehen bleiben sollen, er hatte nun Alles, was er zur Rechtfertigung seines Lebens bedurfte. Allein, kaum in Freiheit ge-

setzt, beginnt er aufs Neue seine schriftstellerische Chouannerie, er heftet seinen Ruf an den Unterrock einer Frau, er küßt die Fußstapfen der Herzogin von Berry, und wird der geheimnißvolle Telegraph ihrer abenteuerlichen Reisen.

Wir wissen, wie sich Alles in Skandal auflöste. Die himmlische Glorie zertheilte sich, und mit gemeinem Lächeln trat aus ihr die Hebamme hervor.

O das moderne Schicksal ist ein grausamer Humanist! Keine poetische Staffage mehr, der man trauen dürfte: das Erhabene zeigt plötzlich einen Zopf, wie das Heidelberger Faß einen Fuchsschwanz; das Mittelalter erhält Hofrathspatente. Kein Kostüme ist regelrecht; die Schneider dieser Welt erlauben sich immer etwas Lächerliches, und ich zweifle, ob uns je das Schicksal einen Grafen Brühl unsrer historischer Einkleidung schicken wird.

Chateaubriand war zerknirscht. Seinem Pilgrimskleide entfiel ein Saugbeutel; auf dem goldnen Schilde des letzten Kreuzfahrers war ein Gevatterbrief zu lesen: er kam gerade zur rechten Zeit.

Doch was wollt Ihr? Chateaubriands Treue ging

über Alles. Er warf den Ritter von sich, und wollte nur theilnehmender Menschenfreund sein. Er machte sich anheischig, nach Blaye zu kommen, und selber die Wiege zu treten. Die Dinge waren so zu sagen auf den Punkt gekommen, daß Kölnisches Wasser mehr nützte als der Kölner Dom; das sah Chateaubriand ein, und wurde von nun an der Commis Voyageur der Gräfin Lucchesi Palli, der auf ihre Rechnung reiste. Er war bald hier, bald dort: er betrieb die Aussöhnung der unglücklichen Gefallenen mit ihrer Familie. Er kam nach Prag, wo ihn Niemand mochte. Er flehte, er betheuerte, er schwur: es half Alles nichts: auf dem Hradschin wohnte nur die Tugend: Chateaubriand sank immer tiefer: er wurde von der Ungnade beungnadigt.

Jetzt war das Stück aus, der Vorhang fiel und Chateaubriand legte sich selbst ein rührendes Schweigen auf. Er schreibt in diesem Augenblicke seine Memoiren, und läßt in dem öden Theater von Versailles, vor einem Publikum, das aus Paris auf zwei Zeiselwagen ankam, seine Tragödien aufführen. Möchten ihm seine Freunde dis Wagniß abrathen! Er verdient es wahrlich nicht, daß man zuletzt bei seinem Namen wohl noch gähnt!

Chateaubriand kann nie wieder in die Ereigniſſe verflochten werden. Denn wenn man ſeine politiſche Thätigkeit in dem Ausdruck zuſammenfaſſen kann, daß er für das Königthum und die Legitimität geſtritten hat, ſo fehlen in Frankreich für dieſelbe jetzt alle Vorausſetzungen.

Selbſt wenn ſich Chateaubriand, dem man von Seiten des Gemüths jede Schwäche zutrauen kann, dem Juliusthron befreundete, was z. B. nach einem Sterbefalle des jungen Bordeaux ſich ereignen möchte, ſo wäre doch dem Königthum mit einem Streiter dieſer Art wenig gedient.

Chateaubriand war vielleicht der uneigennützigſte Anwald der Bourbone; und doch hat er ihnen am wenigſten genützt. Die wahren Freunde des Königthums haben mit den Königen eine geiſtige Verwandtſchaft, einen gleichen Trieb der Superiorität, der angeboren ſein muß. Davon hatte Chateaubriand nichts.

Er war von Natur untergeordnet; er wollte hervorgezogen ſein; den royaliſtiſchen Furor, das Marmorherz eines Crillon oder Bayard hatte er nicht. Chateaubriand war nur der Schauſpieler des Königthums,

von dem man sagen kann, daß er trotz seines Unglücks doch nicht Aufopferung genug für seine Meinung besaß. Was er für das Königthum litt, war in der That etwas, was er bei seinem Unverstande, seiner unpraktischen Haltung und dem Instinkt Fehler zu machen, auch sonst hätte leiden müssen. Chateaubriand vertheidigte das Königthum nicht mit der Schroffheit eines unumschränkten Befehlshabers; er war durch seine Schicksale unter die Partei getreten, welche gewohnt ist, Alles mit kalter Ruhe zu prüfen, die öffentliche Meinung zu sondiren, und Jedes von der Theilnahme zu erwarten, unter die Autoren; so kam es, daß er mit den Gegnern des Königthums zu viel unterhandelte.

Solche Männer, welche die Alternative fürchten, können auf einen Augenblick das Königthum retten, wo es in Gefahr ist; aber auf längere Zeit untergraben sie es, und machen aus einer Thatsache der Autorität ein Zugeständniß der Uebereinkunft. Diese Männer werden in gefahrvollen Momenten, wo die Täuschungen schwinden, auch immer erdrückt werden.

Ihr wollt diese Unterhändler in Schutz nehmen? Ihr sehet in ihnen Männer des Friedens? Nein, sie sind die gefährlichsten Feinde für das unbeschränkte Kö-

nigthum, wie für die Freiheit. Wer nicht für die Partei iſt, iſt wider ſie. Gehe zu uns über, wer will! Fehlen Euch Kugeln: wir geben ſie! Aber Parlamentaire, welche ihre weiße Binde ſo tragen, wie Chateaubriand, ſchickt zurück.

Mehemed Ali

von

Aegypten.

Wer verließe nicht gern einmal Europa, diesen Welttheil mit gefurchter Stirn, Europa, den verschmachtenden, leberlosen Prometheus, der, angeschmiedet an die Gürtel der Welt, in seinem Haupte die Wissenschaft aller Jahrhunderte trägt, zum Spotte seiner Fesseln, Europa, diese schon veraltete Offenbarung des Weltgeistes, sung nur noch in schwermüthigen Liedern, Menschen erzeugend, welche statt das Leben zu genießen, schon in der Wiege daraus ein Kunstwerk machen müssen!

Allerdings hat in Europa, wo Alles verarbeitet wird, Alles den Stempel einer Fabrik trägt, wo Religion, Wissenschaft, Kunst in tausend Benennungen und Vorwegnahmen des natürlichen Triebes versteinert sind, die Bildung der Charaktere ihre Schule aufgeschlagen; aber welche Menschen entläßt sie? Das Genie mit

Verkürzungen, das Talent als Roturier, die Tugend ohne Stolz, das Laster in einem fremden Kleide.

O wir tragen alle unsre Physiognomien: wir lieben, aber ohne Entzücken: wir hassen, aber unter der Asche; wir geizen nach Ehre, aber unter demüthigen Augenwimpern; wir sind so gerecht wie Aristides, so schlecht wie der Verräther der Thermopylen; aber wir sind es unter der Maske; wir scheinen nicht das, was wir sind.

Fein, nüanzirt, künstlerisch sind die Charaktere Europa's, sie sind Alles, nur nicht erhaben. Es fehlt an Raum für die Erhabenheit, da nicht Jeder, wie Napoleon, sich seine eigne Welt schafft; unser Horizont ist eng, die Atmosphäre der That so zuwider, daß man sie gleichsam umgehen muß, um zu athmen. Wir sind große Staatsmänner, wenn wir die Stellen ausfüllen, welche man uns anweist; wir sind Helden nach den Ordonnanzen aus dem Hauptquartier; wir sind Männer des Volks, aber mit kleinen Triumphzügen, so weit als wir von unserm Heerde nach der Bastille brauchen; hier ist nichts erhaben.

Geht über den Ozean! Werdet geboren, wie das Lama, das Hausthier des Indianers, sein Junges wirft: schwebt in einer Matte von Mast zwischen zwei

Kokosbäumen; lernt spät laufen, spät sprechen, lernt Religion aus dem Donner, Moral aus den Liebkosungen des jungen Lama's, das mit Euch geboren wurde! Ihr habt schon manchen Stier gebändigt, da tretet Ihr in eine Lancasterschule, welche Pater Gomez leitet. Ihr müßt Alles aus Euch selber schaffen, Alles das selber ahnen, was Basedow und Pestalozzi dem Europäer vorkäuen. Ihr fühlt mit feinem Ohre, wie die Flügel Eurer Seele rauschen, wie sie sich entfalten; mit jeder Sonne steigt Euer Stolz höher hinauf! Der Ruf des Vaterlandes ergeht an Euch; Ihr tretet in die Verwirrung der Interessen, in eine Anarchie, welche, wie in Europa die Monarchie, von Bajonnetten starrt; die Partei ist gewählt: hier, dort, überall Lorbeern! Zuerst im Kampf vor der Fronte, wie ein Held Homers, mit der Schlinge des Gaucho; dann Parteigänger, gefürchtet und verheerend, wie ein Kometenschweif; zuletzt Haupt der Republik, vielleicht nur einen Tag lang, aber ein Mann des Willens, der Freiheit, zu Allem berufen, ohne Anciennität, ohne Ahnen, ohne Protektion, ein Held, erhaben noch hinter dem Sandhügel, auf welchen Euch die Kugeln der Partei, die gerade siegt, niederstrecken!

Das ist Amerika.

Oder geht auf die Freundschaftsinseln, unter die Wilden Guinea's, nur an Asien geht vorüber!

Asien, einst Europa so unähnlich, jetzt wie auf dem Marsche zu uns. Einst so groß in seinen Thaten, ja selbst heroisch im Dulden!

Asien war das Land, wo die Tyrannei keine Bosheit, sondern Leidenschaft war; dort kam Alles durch den Instinkt; die Helden, die Eroberer, die Despoten wurden geboren; hier war niemals ein Epos des Willens, sondern immer die Tragödie des Schicksals. Taumel und Besinnungslosigkeit verwirrten hier einst das Hohe und das Tiefe, das Ziel und das Uebermaß, die Hunderte und Tausende in der Zahl oder in der Wüste des Raums. Die Größe schnitt sich mit scharfem Rande von ihrer Folie ab; die Uebergänge milderte kein Verdienst; während Einer handelte, hielt die übrige Welt ihre Arme kreuzweis über die Brust zusammengeschlagen. Der Ruhm war keine Beute, wovon sich das Roß und der Fuchs anmaßen durften einen Theil miterjagt zu haben; sie fiel dem Löwen allein zu.

Aber jetzt ist die Zeit der Cyrus, Muhamed und Dschingiskhan vorüber, auch die der Hyder Ali und Tippo Saib; die Periode der Götter längst schon

übergegangen in die der Halbgötter, jetzt in die der Europäer und Pygmäen. Die Dardanellen ziehen sich eng zusammen, Hero und Leander werden sich bald auf einer Brücke begegnen können.

Sehet Mehemed Ali! Ordinair, klein, hager, pockennarbig, braungelb, ziegenbärtig, zittert er, wie Dionys gezittert hat. Er macht aus der Geschichte eine Domaine, handelt mit Tabak und Baumwolle, führt die Kamaschen und die Knöpfe der europäischen Civilisation, und die Journalistik in das Land der Hieroglyphen ein. Hier ist Alles Berechnung, Angst, Eigennutz, kein Enthusiasmus mehr, viel Merkwürdiges, einiges Achtungswerthe, in seinem ganzen Leben nur eine Episode, die man im alten asiatischen Sinne erhaben nennen könnte.

Mehemed Ali ist auch selber aus Europa gebürtig. Er war der Sohn eines türkischen Polizeikommissairs, der in einem Städtchen des waldigen Mazedoniens für die Ordnung sorgte. Hier lernte er, wie man sich bei einem Auflaufe benehmen müsse, wie Parteien dadurch geschlichtet werden, daß man beide gefangen nimmt, wie die Steuer mit Nachdruck eingetrieben wird; aber dieser Unterricht währte nicht lange; denn sein Vater, der Polizeikommissair starb bald.

Doch zum Glück hatte des Vaters Chef den kleinen, anschlägigen Knaben liebgewonnen. Niemand kraute dem alten Herrn so geschickt im grauen Barte; Niemand wußte ihm die Pfeife so gewandt zu stopfen oder erzählte so drollig, wenn er mit untergeschlagenen Beinen saß, und der schlaffe Bauch wie ein Beutel zu wackeln anfing, ob des Knaben Witz und Munterkeit. Der alte Chef schwur beim Barte des Propheten, daß er für diese Waise sorgen würde, und machte sie mit seinem eignen Sohne bekannt, welches ein rechter Lümmel war, faul, türkisch, und dem Vater viel Kummer verursachte.

Mehemed besaß einen Ehrgeiz, er konnte keinen Roßschweif sehen, ohne an ein künftiges Paschalik zu denken; aber inzwischen war er fleißig, handelte mit Tabak, und ließ sich von einem französischen Kaufmann, der hier zuweilen Geschäfte und den Jungen lieb hatte, über Europa belehren, ob es von Riesen, Menschen mit Straußenköpfen, oder von vierfüßigen Thieren bewohnt würde, welche Eier legen, oder von Vögeln, die lebendige Junge auf die Welt bringen.

Meister Lyon, der aber aus Marseille war, mußte lachen, belehrte den jungen Zögling der Tausend und Einen Nacht, und trug viel dazu bei, seine Begriffe

über Europa aufzuklären. Mehemed liebte ihn dafür leidenschaftlich, und trug von ihm, als er einmal gelegentlich starb, seine Neigung auf alle Franzosen über.

Inzwischen schenkte ihm sein Pflegevater eine Frau, richtete ihm eine Wirthschaft ein, kurz Mehemed lebte im Schooße des Glücks. Er war in Kavala der reichste Tabaksspekulant, der tapferste Krieger, der verschmitzteste Staatsmann und der glücklichste Familienvater. Da langte ein Befehl des Sultans an, ein Korps von 300 Mann mußte mobilisirt werden, und als Kontingent zur großen türkischen Armee stoßen, welche die Franzosen aus Aegypten vertreiben sollte. Der Erstgeborne des Chefs mußte ehrenhalber schon das Kommando übernehmen, aber bald hatte der Bärenhäuter die Strapazen satt, kehrte zu seinen Bädern und Sklavinnen zurück, und überließ den Befehl an Mehemed, der ihm als Lieutenant beigegeben war.

So kam Mehemed nach Aegypten. Seine Vaterstadt sah er nicht wieder. Dis machte ihm kein graues Haar; denn die Türken haben in Europa nur wie auf der Flucht ein Lager aufgeschlagen. Die Türken kampiren nur in Europa, sagt ein Franzose.

Aegyptens nicht kleinstes Wunder war um diese Zeit, daß es wie durch die Fabel zu Frankreichs Er-

oberungen gehörte. Der letzte Kreuzzug gegen den Orient war unternommen worden, ein rationaler Kreuzzug, ein Kreuzzug ohne Glauben und Andacht und Gelübde. Aegypten, das alte Land der Todten, verſandet von den Wogen der Wüſte, nur in dem kleinen Umkreiſe ſeines Pulſes, des Nils, noch athmend, war noch einmal zum Leben aufgeſtanden. Ein neues Räthſel der alten Sphinx war gelöſt worden; das wunderbare tauſendjährige Stillſchweigen der Pyramiden wurde unterbrochen von den Blitzen der franzöſiſchen Bajonnette und dem Donner fernher gelandeter Kanonen. Die alten myſtiſchen Cheopſe drehten ſich in ihren himmelhohen Gräbern um, der Strauß floh mit dem wuthſchnaubenden, hundertmal beſiegten Araber in die Wüſte; nur das gutmüthige Kameel verfing ſich auf der Flucht, und kniete thränenden Auges vor dem Sieger nieder, der ſeinen Buckel bald beritten machte.

Und in Cairo, der Stadt der Reſte, der Juden, Hunde und aller Nationen, thronte der große Sultan Buonaberdi, mit ſeinen Paſchas von zwei und drei Roßſchweifen und allen ſeinen heiligen Kriegern: die Armee eines neuen Glaubens, welche mit dem des Propheten viel Aehnlichkeit hatte. Der fränkiſche Sultan badete ſich, wie ein Muſelmann, ſprach Recht nach

dem Koran, lebte keusch und mäßig; ja, man würde ihn angebetet haben, hätte er sich beschneiden lassen. Und einige der Paschas gaben auch hierin nach, schwuren einer Religion der Houris Treue und lebten mit aller orientalischen Ueppigkeit in den Armen der Sklavinnen, welche ihnen aus den erbeuteten Zelten der Mamelucken mit unwiderstehlicher Verführung entgegen gekommen waren.

Die syrische Expedition in der Nähe der heiligen Geographie war mißlungen, weil diese Kolonnen keine rechte Andacht mehr hatten. Die Empörung Cairo's war mit blutiger Strenge beigelegt; im Süden Aegyptens, in der Nähe des hundertthorigen Thebens, jagte Desair, der gerechte Sultan, den verzweifelnden Murad Bei, dessen Mamelucken so erbittert waren, daß sie bis auf den Tod verwundet, im Sande noch herankrochen und ihren Siegern in die Füße bissen. Die Armee, in eiserne Quarrés gestellt, schloß „die Esel und die Gelehrten" in die Mitte. Cairo occidentirte sich. Sogar eine Akademie, ein ägyptisches Institut wurde errichtet; man untersuchte die wunderliche Hieroglyphik, deren Vögel und Schlangen Buchstaben sein sollen, was ich gar nicht glaube; man wickelte garstige Mumien, welche von verliebten Orientalisten für schön aus-

geschrien sind, aus ihren Todeswindeln, kostete aus den Seen das Natrum hervor, brachte das Wunder der Fata morgana auf eine natürliche Erklärung zurück, und bewies, daß im Nilschlamm nur eilf Theile Wasser, aber achtundvierzig Theile Alaunerde enthalten sind.

Mehemed Ali kam mit seinen dreihundert Rumelioten gerade zur rechten Zeit, um sich und die ganze türkische Armee noch einmal von Napoleon bei Abukir total schlagen zu lassen; denn Napoleon hatte Eile: den 18. Brumaire und die Lorbeern des zweiten italienischen Feldzugs konnte er nicht schnell genug reifen sehen; er reiste ab. Kleber, der Sultan mit dem Goldarm, setzte den Anfang so lange fort, bis ihn selbst von Meuchelhand das Ende traf. Menou, der General Abdallah Jaques Menou, der Moslem geworden war, übernahm von ihm eine Sache, die schon längst im Verscheiden lag. Die Engländer landeten, um den französischen Spuk aus Aegypten zu vertreiben. Es war die höchste Zeit für Frankreich, diese Mythe mit Ehren zu schließen; man schiffte sich ein; die letzten Segel auf der Rhede von Alexandria verschwanden; es herrschte einen Moment hindurch ein heiliges, schweigendes Erstaunen; die alten Türken strichen ihre Bärte

und riefen: Es gibt nur Einen Gott, Gott und Mahomed ist sein größter Prophet!

Nach jenem Abzuge wütheten die Kadmeer gegen sich selbst. Der alte Kampf zwischen den Mamelucken und Türken, welchen im 16. Jahrhunderte Selims blutige Siege zum Nachtheile der erstern entschieden hatten, entbrannte aufs Neue. Die Mamelucken, zerstückt nach zahllosen Niederlagen, hatten zuletzt mit Frankreichs unbesiegbaren Granitkolonnen Friede geschlossen; die Türken, die ihnen zu Hilfe kommen wollten, trafen in ihnen ihre Gegner an.

Aber auch zwischen den Beys der Mamelucken herrschte Trennung: Bardissy Bey und Elfy Bey standen sich feindlich gegenüber; dieser, Verbündeter der Engländer, jener, auf die Albanesen vertrauend. Mehemed Ali gehörte zu den Trümmern der ersten türkischen Expedition, und hatte sich inzwischen zu einem geachteten Befehlshaber aufgeschwungen. Jetzt begann er seine Intrigue, die erst in einigen Jahren an ihr Ziel kam, aber mit desto größerer Sicherheit von ihm fortgesponnen wurde. Er balancirte von einer Partei zur andern, gab entweder selbst den Ausschlag, oder stellte sich auf die Seite, welche überwog, je nachdem die Umstände es geboten. Es war hier kein Ungestüm

eines ehrgeizigen Helden, kein angeborner Muth, der, um seinen Stolz zu retten, selbst den Erfolg in die Schanze schlägt, sondern eine kluge Berechnung, die sich zu beherrschen weiß, die in Hoffnung größerer kleine Vortheile aufgibt und nicht in Verzweiflung geräth, wenn sich ein Tag langweilig an den andern reiht.

So lange Mehemed noch nicht im Zuge seiner Intrigue war, verdarb er es mit keiner Partei, weder mit der Pforte und ihren Gesandten, noch mit den Beys. Der Zwiespalt unter diesen selbst kam ihm dabei trefflich zu statten. Er nahm die Miene an, als sei er dem von der Pforte geschickten Statthalter Kusruf treu ergeben, ließ sich aber zweimal von den Mamelucken schlagen; Taher Pascha diente ihm, indem er Kusruf stürzte, Kusruf wieder gegen Achmed Pascha, der Taher verdrängt hatte. Kusruf war aber nur ein Name, und Mehemed brauchte eine Macht; da that er einen Schritt, der dem Scheine nach kühn war, den er aber als gefahrlos kannte: er ging ins Lager der Mamelucken und verband sich mit Bardissy.

Aber auch hier, eingedenk des Grundsatzes, daß der Theilende herrscht, trennte er sogleich die Interessen, und schied sich einen neuen Hinterhalt, die Albanesen, heraus. Die Albanesen mußten ihm später zu Allem

dienen, sie wußten heimlich oder offen für ihn Aufruhr anzustiften; er wußte ihre Tapferkeit, ihre Tumulte, ihre Geldgier zu benutzen. Das Bündniß der Mamelucken diente ihm, das Terrain immer mehr zu säubern: Gezairly, der neue Statthalter der Pforte, wurde fortgeschafft, Elfy Bey besiegt. Es blieb für den Augenblick kein Gegner mehr übrig, als Mehemeds Bundesgenosse selbst, Bardissy.

Die Albanesen mußten ihm den Gehorsam aufkündigen, den Sold von Bardissy verlangen; dieser drückte das Volk, um sie zu befriedigen, und Mehemed stellte sich zu den Scheiks und Ulemas, indem er diese durch ihn veranlaßte Unordnung glossirte und dem Volke zeigte, was die Handlungen eines Unterdrückers und schlechten Finanzverwalters wären. Mehemed war am Ziele nahe, da trat wieder ein neuer Name dazwischen, der dritte Statthalter der Pforte, Churschid.

Mehemed mußte diesem wieder seine Dienste anbieten; er focht gegen die Mamelucken unglücklich, irrte ohne Befehl nach Cairo zurück, und zwang den Statthalter, die Stadt mit den schwersten Steuern zu belegen. Ein Sturm der Mamelucken, wurde zurückgeschlagen, und Mehemed fand Raum zu neuen Machinationen. Der Statthalter verschwand immer mehr

neben ihm. Er wollte ihn nach Syrien schicken. Mehemed würde gegangen sein, wenn ihn eine veranstaltete Deputation des Volks nicht gehalten hätte. Da entschloß sich die Pforte, ihm das Paschalik von Gedbah zu geben. Mehemed beugte sich demüthig, nahm die Bestallung und den Ehrenpelz; doch seine Albanesen fielen ihn vor dem Hause an: er sprach lächelnd einige Worte, und der Tumult, den er veranstaltet hatte, war zerstoben. Das Volk jauchzte seiner Macht zu, er bestieg sein Roß, warf Gold und Silber aus, und wurde mit Ehrfurcht von den Scheiks empfangen. Man machte dem Statthalter seiner Bedrückungen wegen den Prozeß, und noch ehe seine Vertheidigung von der Festung in Cairo aus zu einer Entscheidung führte, langte ein Ferman der Pforte an, der Mehemed Ali in seiner Usurpation bestätigte.

Der Divan von Konstantinopel befolgte bei den Unruhen in den Provinzen des Reiches immer die Politik, daß dasjenige das Gerechte ist, was gerade den Sieg in Händen hat.

Vom Julius 1805 datirt sich Mehemed Ali's Statthalterschaft über Aegypten.

Das einzige Hinderniß seiner Herrschaft hatte Mehemed in den Mamelucken, welche noch nicht besiegt

waren. Sie ſtanden ſeinen Entwürfen noch mehr entgegen, als die Janitſcharen dem Sultan, da ſie in offenem Felde ihm gegenüberlagen. Er verſuchte, ſich durch Liſt von ihrem erſten Andrange zu befreien, ließ ſie von ſcheinbar aufrühreriſchen Soldaten nach Cairo locken und überfiel die Verrathenen, ſo daß er drei und achtzig Mameluckenköpfe nach Konſtantinopel ſchicken konnte.

Die mißtrauiſche Pforte aber ſchwankte ſchon, wen ſie für den Augenblick mehr fürchten ſolle, den Paſcha, oder ſeine Gegner, welche durch ihre Uneinigkeit auch für die Türken überwindlicher waren. Sie ſandte zweimal den Kapudan Paſcha, um des Satrapen Schritte zu beobachten; ja zuletzt traf auch der Ferman ein, welcher Mehemed zum Paſcha von Salonichi ernannte und ihn ſomit aus Aegypten vertreiben ſollte. Zu Mehemeds Schrecken verſöhnte ſich auch Elfy Bey mit den Türken; es fehlte ihm an Geld, und er wußte, daß er dadurch die Pforte ſogleich umſtimmen konnte. Da warf ſich der Paſcha ſeinen Albaneſen in die Arme, welche ſich durch ein unauflösliches Band an ihn zu ketten verſprachen. Sie legten die Hand auf den Koran, und ſchritten, ihrer ſiebenzig Heerführer, über einen Säbel, den am Boden liegend zwei der

Aeltesten hielten. Sie erklärten, daß sie Mehemed nie verlassen würden, brachten eine ansehnliche Summe aus ihren eignen Schätzen zusammen und retteten so den Statthalter, welcher sich schon auf die Festung von Cairo zurückgezogen hatte.

Es traf Alles zusammen, was die Wolken von Mehemeds Sonne zog. Bardissy und Elfy, beide Beys starben rasch hintereinander; der Kapudan Pascha verließ Aegypten, und Mehemed konnte zwei Jahre lang an die Civilverwaltung seines Landes denken.

Die Pforte ließ aber ihrem mächtigen Diener wenig Ruhe; sie begann jetzt die Politik, welche sie bis auf die neuesten Zeiten gegen Mehemed in Anwendung gebracht hat, ihn nämlich im Auslande zu verwenden und seine Waffen fortwährend zu beschäftigen.

Mehemed widersprach nicht, als ihm der Krieg gegen die Protestanten des Islam, die Wechabiten, übertragen wurde; aber er ließ es zwei Jahre anstehen, bis er seinem Versprechen nachkam. Er hütete sich wohl, ein Eigenthum zu verlassen, das in seinem eignen Hause noch so bedroht war. Er wollte die Mamelucken nicht im Rücken lassen, und führte jetzt jenen tragischen Akt aus, der, in Konstantinopel gegen die Janitscharen wiederholt, Europa überzeugen konnte, wie

weit noch die völlige Vermählung der Civiliſation mit Aſien entfernt liegt.

Fünfhundert achtunddreißig Mamelucken ſchlachtete Mehemed Ali in einem Hohlwege der Feſtung von Cairo ab. Er zitterte während des Gemetzels, aber als man ihm die erſten Köpfe brachte, beruhigte er ſich; als das Ganze geſchehen war, behauptete er, Napoleon habe es mit den Bourbons nie beſſer gemacht. Er dachte an Enghiens Fuſillade in Vincennes.

Die Pforte ſchwieg; denn ſie ſchliff ſchon ſelbſt an ihren Meſſern. Dis Alles für die Civiliſation! dis Alles für einen regelrechten Schuß nach Kommando, für den europäiſchen Geſchwindſchritt „Eins, zwei, drei!"

Mehemed hatte jetzt ſelber das Intereſſe des Krieges, und wird es bei ſeinem Regierungsſyſtem immer haben. Der unruhige Soldat, meuteriſch im Frieden, zu Abwechſelungen unter ſeinen Befehlshabern geſtimmt, voll Haß gegen das fränkiſche Exercitium, tobt ſeine Leidenſchaft im Kriege am erſten aus; der Krieg beſchäftigt den Ehrgeiz der Großen und die Habſucht der Kleinen. Darum hielt ſich Mehemed immer in einem fortwährenden, in einem gleichſam eiternden Kriege, welcher nicht zuheilt, bald gegen Syrien, bald

gegen Feinde, welche er ſich im Süden ſeiner Provinz aufſuchte.

Dazu kam eine Maxime, welche er von der europäiſchen Monarchie gelernt zu haben ſcheint, ſeine Familie ſo populair als möglich zu machen: er brauchte Kriege, um ſeinen Söhnen und Schwiegerſöhnen Gelegenheit zu glänzenden Waffenthaten zu geben. Sein Erſtgeborner machte im Kriege gegen die Wechabiten kein Glück, er liebte die Frauen, und ſtarb in den Armen einer ſchönen Georgierin. Ibrahim Paſcha nahm die verlorne Sache wieder auf, ein trefflicher Soldat, damals mäßig, nüchtern, nicht ohne humane Grundſätze, und ſelbſt großmüthig, noch nicht verwildert durch den Kampf auf Morea. Die Wechabiten wurden geſchlagen und zu neuen Angriffen unfähig gemacht. Mehemed Ali hatte die Freude, ſeinen Sohn im glänzendſten Triumphe in Cairo einziehen zu ſehen. Er iſt ein liebender Vater, ſchwärmeriſch für ſeine Familie, und nicht wenig auf die Deſcendenz bedacht. Er hat ſechs Wärterinnen eines Kindes, das ſeinem Sohne Ibrahim ſtarb, ohne Weiteres im Nil erſäufen laſſen.

Wenn man die Reformen Mahmuds mit denen Mehemeds vergleicht, ſo muß man geſtehen, daß der Sultan der öffentlichen Meinung von Europa zu in-

poniren ſuchte, der Vicekönig aber nur, ſich vor ihr zu rechtfertigen. Jener wollte das Erſtaunen, dieſer den Beifall Europa's. Mehemed ſchmeichelt der Civiliſation, was Mahmud nie that.

Mehemed kann weder den Emporkömmling noch den Tabackshändler verleugnen. Er iſt der ungebildete Mann, welcher plötzlich zu großem Reichthum gelangt iſt, und den Umgang geſcheidter Leute aufſucht, welche er ja bewirthen und bezahlen kann. Er umgibt ſich mit einer Bildung, von der er ſelbſt nichts verſteht, von der aber z. B. reiche und gebildete Eltern ſagen, daß ihre Kinder Alles lernen müſſen, tanzen, franzöſiſch, Klavierſpielen und die Opera ſingen.

Mehemed Ali iſt ein Spekulant, welcher gute Geſchäfte gemacht hat, den der Zufall und eine angeborne Schlauheit begünſtigt haben, und der jetzt ein ganz vollkommenes, abgerundetes Ganzes vorſtellt, obſchon er zu dem Schatten, den er wirft, nicht den Körper hat.

Man würde ſich irren, wenn man glaubte, Mehemed Ali beſäße den Enthuſiasmus der Bildung. Er iſt weit entfernt ein ſo großartiger Reformator zu ſein, wie es Peter der Große war, welcher in den Strelizen auch ſeine Mamelucken zu vertilgen hatte. Peter hatte von der Natur einen beſchwingten Geiſt erhalten, der

ſich oft bewundernswürdig aus der Materie erhob. Peter empfand die Freude, welche die Wiſſenſchaften einflößten; er zeigte überall das geniale Erſtaunen eines geiſtreichen Mannes, dem man Dinge mittheilt, welche zufällig dem bisherigen Kreiſe ſeiner Bildung fremd geblieben waren. Peter der Große bekannte ſich zu den Wiſſenſchaften mit einer liebenswürdigen Schaam, welche er im Namen ſeines ganzen Volkes empfand.

Mehemed Ali iſt weit von dieſer Humanität entfernt. Für dieſen Paſcha ſind die Wiſſenſchaften eine Gemäldeſammlung, welche ſich der Glückspilz anſchaffen zu müſſen glaubt, ohne von ihr etwas zu verſtehen.

Er würde vielleicht der Sammlung längſt überdrüſſig geworden ſeyn, wenn ſie ihm nicht zufällig auch Nutzen brächte. Mehemed Ali ſieht ein, daß man ohne Kultur in ſeinen Gewinnſten immer verkürzt wird, und daß es nöthig iſt, um ein uſurpirtes Land zu beſitzen und zu vererben, ſeiner Herrſchaft die Grundlagen zu geben, welche nicht nur alle übrigen Staatsgebäude aufrecht halten, ſondern auch von den Eingebornen nicht ſo leicht weggezogen werden können, weil dieſe für die fremden Maſchinen nicht die Handgriffe kennen.

Mehemed Ali richtet ſich Aegypten wie eine große Domaine zu. Er verwaltet ſie nach ziemlich türkiſchen

Grundsätzen, durch Erpressungen, Pachtgelder und Privilegien. Er macht den Staat zu einem Ungeheuer, welches Alles verschlingt; er ist der Generalunternehmer aller Gewerbsthätigkeit, der Mäkler des ganzen ägyptischen Handels, das große Wechselhaus, das alle Summen des Landesverkehres trassirt. Die büreaukratischen und Centralisationsgrundsätze Europa's, die ordinaire, alte Hefe unsrer Staatsweisheit, kommen ihm hierbei zu Hilfe, und es ist möglich, daß sich Asien nur auf diesem Wege beglücken läßt.

Seitdem die Expedition nach Morea dem Vicekönig keineswegs das wieder eingebracht hat, was sie ihm kostete, seitdem die Pforte eine Demüthigung nach der andern erfuhr, hat auch Mehemed Ali die Verbindung mit ihr immer loser werden lassen. Der Halbmond von Konstantinopel ist in der That nur noch ein Viertelmond.

Aber zu bewundern ist es, wie lange der Vicekönig mit seinem Plane zurückgehalten hat: ja selbst jetzt noch, seitdem er der Sieger von Koniah geworden, hat er sich noch nicht für souverain erklärt, und schickt seine gewöhnlichen Geschenke an den Sultan. Es ist schwer, für diese Unentschlossenheit einen rechten Grund aufzufinden; eine religiöse Rücksicht scheint nicht denk-

bar. Vielleicht glaubt Mehemed Ali ſich erſt in den völligen Beſitz Syriens ſetzen zu müſſen, ehe er die Entſcheidung gibt. Vielleicht gibt er ſie nicht einmal, um noch Größeres vorzubereiten.

Man hat geſagt, in ſeinem Plane läge der Thron von Konſtantinopel ſelbſt, wenigſtens für ſeinen Sohn. Dieſe Kataſtrophe wäre merkwürdig, und kann den politiſchen Witz verführen, hier ſchon im Voraus ſeine Kombinationen zu machen. Aber abgeſehen davon, daß eine ſolche Veränderung ohne Rußland nicht geſchehen kann, ohne Rußland, welches über Perſien den Rücken der Türkei umſchleicht, und jede Dynaſtie, die es hier findet, mit zwei Armen erdrücken wird, läßt ſich auch aus der ganzen Phyſiognomie der ägyptiſchen Herrſchaft, aus dieſer beſorglichen, zeitvergeudenden Tergiverſation Mehemed Ali's, und den zweifelhaften politiſchen Talenten Ibrahim Paſcha's, keine Zukunft dieſer Art vorausſehen. Seit den fabelhaften Zeiten des Seſoſtris war Aegypten niemals ein Sitz der Eroberer, wohl aber ſolcher Helden, welche von ihren anderweitigen Siegen ausruhten.

Vielmehr möchte Aegypten genug damit zu thun haben, zweien Ereigniſſen, welche es treffen können, die Spitze zu bieten, entweder der Reaktion der alten mu-

ſelmänniſchen Militairherrſchaft, oder der bürgerlichen Revolution, welche in Folge des Ausſaugeſyſtems Mehemed Ali's noch mehr zu befürchten iſt. Wie? wenn die europäiſche Civiliſation, die dem Volke eingeimpfte Neuerung, hiebei ſelbſt eine Rolle ſpielte? Gährungsſtoffe ſind zahlreich vorhanden, vom religiöſen Fanatismus an bis zu dem Elend des Fellahs, der bei den Ueberſchwemmungslaunen des empfindlichen Nil oft da nichts als Sand hat, wo er zur Friſt eines kümmerlichen Lebens etwas Schlamm gehofft hatte. Auch hat ſich ein großer Theil des europäiſchen revolutionairen Geſchwürs nach Aegypten hin zertheilt, von den Exerziermeiſtern und Renegaten an bis auf Vater Enfantin, welcher nicht glauben kann, daß es die Miſſion des St. Simonismus ſei, blos die Landenge von Suez zu durchſtechen.

Mehemed Ali fürchtet auch dieſen unruhigen Geiſt, und hat ſich den Beſuch der Polen weislich verbeten. Das ſind Elemente, aus welchen der Zufall oder das Schickſal eine Zukunft zuſammenſetzen wird.

Aber das Genie, der Eroberungsgeiſt, ſpielen ſchwerlich noch eine Rolle in Aegypten, in dem Lande des Stillſchweigens und der Todten.

Ihr wollt aus Mehemed Ali einen Philipp, aus Ibrahim Pascha Alexander machen?

Ja, aus Macedonien sind sie beide; doch hat Ibrahim, wie er jetzt ist, schon seine Feste von Babylon gefeiert; und Mehemed Ali glaubt mehr gethan zu haben, als man von ihm erwarten konnte. Und er hat Recht; denn nicht aus jedem Sohne eines Polizeikommissarius wird ein Pascha von Syrien und Aegypten.

Die Napoleoniden.

Es steht keiner Gattung der ungebundenen Darstellung eine solche Veränderung bevor, wie der Geschichtschreibung.

Wenn sich bei jenen alten und vergessenen Zeiten, die mit ihren schwierigen Jahreszahlen bis zum Anfange der französischen Revolution reichen, der Historiker auf die Ermittelung einiger hervorragenden Erscheinungen, auf einige charakteristische Anekdoten, und eine Verknüpfung derselben, welche die Schule sehr ängstlich unter dem Namen Pragmatismus empfiehlt, beschränken durfte, so verlangen unsre Zeiten, die uns noch im Gedächtnisse klingen, einen neuen Styl der Behandlung, dessen Prinzipien bis jetzt noch keine Rhetorik entworfen hat.

Jene alte Geschichte wurde gemacht vom Ruhm, von der Usurpation, von der Genealogie und von einigen wunderbaren Ereignissen, welche sich um Feldher-

renstäbe, wie die der Marlborough, um ewige Portefeuilles, wie die der Richelieu, und um Regierungen, welche nicht kürzer waren, wie die Friedrichs III. herumrankten. Ein Avanturier, ein Eroberer, ein Phantast, ein Paar Handschuhe gaben den Ausschlag, und der Historiker hat Alles gethan, wenn er in Kürze berichtet, was in Kürze geschehen ist.

Jetzt ist es anders. Die Coefficienten der Weltgeschichte haben sich vermehrt; jene rasirten Tafeln, Völker genannt, oder Interregna oder matte Perioden, auf welche der Despotismus, die Laune, der Zufall oder gar ein demokratisches Original, das durch eine Empörung oder Vision sich den Scheiterhaufen erkaufte, Geschichte schrieben, sind entweder kleiner geworden, oder haben selbst für die Ereignisse eine Rolle übernommen. Die moderne Geschichte baut sich nicht mehr aus Massen auf, sondern aus Individualitäten; sie läßt keine Lücken, welche für die alte Welt die Kunst, die Religion und die Wissenschaft ausfüllen, sondern alle Fugen ziehen sich eng zusammen, oder wo sie offen bleiben, drängt sich eine neue Erscheinung, die bald alles Uebrige wieder überragt, hervor.

Wie kurz war in unsrer Zeit das Glück, wie bestritten der Ruhm? Wie schnell wandelten sich die Tha-

ten in Begebenheiten um, denen ihre Folgen schon wieder über den Kopf wuchsen! Das Schauspiel unsrer Tage hat sich vor überreicher Handlung in ein Epos verwandelt, so daß der Historiker weniger Epochen als Zustände zu schildern hat, breite Dimensionen, breite Antworten nicht mehr auf die Frage: Was geschah? sondern: Wie wurde gelebt?

Die Poesie der Geschichte war in jenen alten schlummernden Zeiten zuweilen ein flüchtiger Traum, ein üppiger Auswuchs der Chronik, Oedipus im Hain der Eumeniden, Cleopatra am Strande des Meeres kosend mit Antonius, der Obolus des Belisar, Konradins Tod; kein Epos, wie jetzt; keine Kette von wunderbaren Begebenheiten, wie die neue Geschichte. Wer wollte Napoleon zu einem tragischen Helden machen? Wer wollte alle die Elemente seiner Zeit (die er nicht immer bezwang, sondern nur augenblicklich beruhigte oder zur Ruhe zwang) fortläugnen, diese Hindernisse und Folien, welche seine Erscheinung in die Länge zogen, aus dem kurzen Drama ein gigantisches Epos mit Völkern und Tendenzen als Endreimen machen, und aus den Resten dieses Meteors, aus den Pallantiden Frankreichs einen Roman, ein breites Familiengemälde?

Aber ich frage darnach nichts; unsre großen histori-

schen Meister, ein Pölitz, ein Adolph Menzel, werden auch mit diesen Dingen leicht umzuspringen und das Ungeheure in ihrer Art zu überwältigen wissen.

Als der Bellerophon — lebten wir zu den Zeiten der Apostel, würde man sagen eine Wolke — den großen Kaiser hinwegnahm, blieb die mannichfache Verzweigung und Verschwägerung seines Blutes zurück, Namen von verschiedenem Werthe, zum größten Theil aber Glückspilze, die neben den unauslöschlichen Fußstapfen des Kaisers aufgeschossen waren, diese Fettflecken in den Hermelinen Europa's, welche die Kugeln der heiligen Allianz nicht tilgen konnten.

Seitdem ziehen sich die Napoleoniden durch die Tagesgeschichte, wie eingewirkt ihrem Gewebe, wie der rothe Faden einer Vergangenheit, welche in St. Helena am Magenkrebs auf ewige Zeiten gestorben ist.

Napoleons Familie ist eine Verlassenschaft ohne Rache, ungleich den Jakobiten, den Bourbonen von 1793 und 1830, ja selbst dem Hause Wasa, es ist eine Bürgerfamilie ohne Trotz gegen die Legitimität, welche ihnen einst Töchter ins Ehebett gab, und jetzt die Schulden bezahlt, welche sich in ihren versteckten Asylen aufhäufen; eine Verwandtschaft, welche den, der

sie erhob, innerlich verwünscht und seinen Feinden die Kostbarkeiten verkauft, welche er ihnen hinterließ.

Diese Ueberreste haben ihre eigenen Straßen, welche sie in Europa nur einschlagen dürfen, ihre eigenen Tage, wo sie bei ihren legitimen Schwägern zum Besuche kommen, sie sind bei allen Dingen auf gewisse Gränzen angewiesen, und verschleudern den Ruhm ihres Bruders, um den ihre Augen nicht mehr naß werden.

Napoleon hatte sich an denen, welche älter waren, als er, für die Tyrannei in der Kinderschule, beim Spiel und Vesperbrod empfindlich gerächt; er hatte sie in Lagen gebracht, denen sie nicht gewachsen waren, und sie nur deshalb mit Geschenken überhäuft, um sie desto besser unter seiner Zuchtruthe zu haben. Die jüngeren zog er vor, seine Schwestern liebte er und tanzte sogar mit ihnen, ja seine erheiratheten Verwandten, den Prinzen Eugen und Hortense, betete er an mit seiner Zärtlichkeit, die ihm so schön stand; aber Alle hat er sie entweder so verwöhnt, oder so geknechtet, daß sie wenig Sympathie für ihn empfanden und ihn noch jetzt anklagen, wenn einmal ihre Finanzen nicht in Ordnung sind, oder sie von den Siegern eine Zurücksetzung erfahren.

Dies ist eine bekannte Thatsache und soll mich ver-

theidigen, wenn ich von den kleinen Funken des zersprungenen Sternes Napoleon nicht mit jener Andacht spreche, welche in neuern Zeiten bei Nennung seines Namens Sitte geworden ist.

Die Poesie hat sich immer sehr erhitzt, wenn sie auf Lätitia, die vierundachtzigjährige Mutter des erloschenen Königshauses, zu sprechen kam. Sie wurde bald mit Hekuba, bald mit Niobe verglichen; christliche Phantasten nannten sie die Rahel oder auch die Maria des neunzehnten Jahrhunderts.

Warum lag in allen diesen Benennungen nichts so Erhabenes, als es das Schicksal dieser alten Dame vorzustellen scheint? Vielleicht weil Niobe mit einem Schlage alle ihre Erzeugnisse hinsinken sah, Hekuba außer einer Mutter auch eine greise Gattin war, welche ihren alten Herrn Priamus zärtlich liebte; vielleicht, weil Rahel in ihren gemordeten Kindern junge Keime sterben sah, Hoffnungen, die noch nicht Männer geworden waren, und den Schmerz ihres Verlustes nach dem Maaße dessen, was man von ihnen noch nicht wußte, vergrößerten. Verschwindet doch selbst der Schmerz einer Maria vor den Leiden ihres Sohnes, dessen göttliche Vollkommenheit sie überstrahlte: „Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen!“

Lätitia ist keine feudale Fürstin, keine trauernde Königin aus „dem Schloß am Meer," sie gebar nicht, um große Erscheinungen hervorzubringen; Lätitia kann uns nur als Mutter rühren, als Mutter, wo sie im Vergleich ziemlich glücklich ist; denn ist sie nicht von Enkeln und Kindern umgeben?

Das gute Mütterchen wurde auf den Schauplatz der Welt gebracht, wie in einem Iffländischen Stücke zuletzt die alten Väter und Großväter aus ihren Dachstuben kriechen, um das Glück ihrer Kinder zu theilen, deren Tugend sie im Verlauf eines Theaterabends aus Justizräthen zu Präsidenten machte.

Lätitia würde sich in alle die Wunder, welche ihr Sohn verrichtete, nicht gefunden haben, wenn Söhne, Schwiegerkinder und Stiefenkel nicht die Associés der Weltgeschäfte geworden wären, so daß ihr Alles in die handgreiflichste Nähe gerückt wurde. Sie sah keine Hoffnungen sterben, keine Privilegien der Geschichte, keine Berechtigungen, die, wenn sie nicht eintreffen, zuweilen poetisch sind; die Früchte ihres Leibes waren größer als der Stamm, sie machten den Schoos vergessen, welchem die Geschichte ein so großes Ereigniß verdankt.

Glaubt Ihr, daß Madame Mère so unglücklich ist? Thorheit! Sie wohnt zu Rom auf der Via San

Romoaldo, ist so alt, daß sie vielleicht hofft, der Tod werde sie übergehen, und lebt doch Luciano noch, den sie lieber hatte als Napoliene, Luciano, der sie nicht mit harten Worten kränkte, schreibt doch auch Giuseppe zuweilen aus Nordamerika, und Girolamo besucht sie aus Florenz, Girolamo, ihr jüngster Sohn, den Napoliene so sehr tyrannisirte, Girolamo, der mit Gewalt ein großer Admiral, oder wenigstens ein König werden sollte, und doch artiger war, als alle übrigen.

Die gute Alte! dort liegt sie, auf dem bettartigen Sopha, ihr dürrer Leib, der so viel Könige enthielt, in weite Shawls gewickelt, blind, aber ohne Prophezeiung, mit gedörrten Zügen, aber lebhaft, geschwätzig, Liebhaberin von Neuigkeiten, im muntern Gespräch mit Onkel Fesch, nicht anders, wie einst im Pallast de l'Elisée von Paris.

Onkel Fesch, dieser verschlagene Priester im Violettstrumpf und rothem Hut, will noch jetzt die Dinge immer besser wissen, als Napoleon; er beweist der Matrone, welche schlummernd zuhört und schläfriglächelnden Beifall nickt, wie es der todte Kaiser hätte anfangen sollen, wie Alles gekommen wäre, wenn er auf ihn gehört hätte, wie er aber immer tollkühn und tyrannisch gewesen sey. Hier seufzt Madame Lätitia;

aber der weise Kardinal fährt grausam fort: „Ich hatte den Papst in der Hand, den heiligen Vater, welcher es gut mit dem abtrünnigen Sohne der Kirche meinte. Ich schloß das Konkordat, was dem übermüthigen Knaben mißfiel, ich hätte Alles machen können; aber wollte er?“

Und die alte Dame seufzt wieder und spricht mit jener fürchterlich rauhen Stimme, welche mich vor alten Italienerinnen immer zittern machte: „Ach, er glaubte nichts: ob er wohl in den Himmel kömmt, Fesch?“ Fesch ist grausam, zuckt die Achseln und murmelt: „Er hat uns unglücklich gemacht!“ Wahrhaftig, so sprechen die Menschen über eine Unsterblichkeit, an welcher sie die einzigen Nebelflecken sind.

Napoleons Brüder waren nicht ohne Fähigkeiten; sie hatten eine gute Erziehung genossen, und für den jüngsten, für Hieronymus, sorgte der Aeltere deshalb selbst. Joseph war sogar außer dem Ehebett erzeugt, und konnte wie Edmund im Lear sich dieses Vorzuges rühmen, welchen die Natur den nicht zwischen Schlaf und Wachen Empfangenen zu gestatten pflegt. Lucian besaß mehr Feuer als die Uebrigen, war rasch im Handeln, ohne sich um die Verantwortlichkeit zu kümmern, und hat seinem Bruder gegenüber immer einen festen Wil-

len gezeigt. Ludwig hatte einen sanfteren Charakter, mit einem Anstrich von Schwärmerei, die eine gute Entschuldigung seines Phlegma's war. Hieronymus endlich, der schon in dem Glanze seiner Familie erzogen wurde, nahm früh die Eigenschaften, welche ächtes prinzliches Blut zu begleiten pflegen, in sich auf, im Guten wie im Bösen. Napoleon konnte deshalb auch daran denken, sie zu seinen Zwecken zu benutzen, während sonst das Genie immer Noth hat, die Misere seiner Herkunft und Verwandtschaft zu verdecken.

Anfangs wollte er sich aus ihnen nur Umgebungen schaffen, die ein feines Ohr, verschwiegenen Mund und beredte Zunge hätten; es fehlte ihm an Treue, Sicherheit und Spionen des ersten Ranges; er hatte so manches Amt zu vergeben, das er von der Zuverlässigkeit bekleidet wünschte; ja er sah so viele freie Hände einflußreicher Schönheiten, daß er nicht Männer genug haben konnte, denen er diese aufbewahrte.

Diese letzte Kombination war die erste, welche ihm fehlschlug; denn so leicht es ihm wurde, den Ehrgeiz seiner Brüder zu lenken, so aufsätzig zeigten sie sich doch, als er ihren Herzen die freie Wahl nehmen wollte. Die schöne Jouberton, die Patterson gehörten nicht in

seine Plane: man weiß, wie wenig Ludwig mit Hortense wahlverwandt war.

Napoleon, darauf bedacht, sich mit einer erborgten Legitimität zu schmücken, adelte vor allen Dingen zuerst sein Blut, seine Familie, und machte seine Brüder, welche als französische Prinzen schon die Handgriffe und Bewegungen einer anständigen Repräsentation erlernt hatten, zu Königen über Reiche, welche entweder erst erobert waren, oder durch Intrigue einen leeren Thron zeigten.

Dies wurde für Europa eine Propaganda des französischen Gouvernirungssystems, die, wie bald auch ihre Wirksamkeit vorüberging, doch nicht ohne Folgen auf die spätere Gestaltung unsrer Verhältnisse blieb. Mit Napoleons Brüdern und den andern gekrönten Paladinen der großen Kaiserherrschaft kamen die Begriffe Centralisation und Bureaukratie über uns, welche die spätere Restauration adoptirte, obschon sie Ausflüsse der Revolution waren. Napoleons eignes Verfahren galt als Muster, seine Politik, sein Handelsgrundsatz durfte von keinem seiner Vasallen überschritten werden; diese militairische Feudalherrschaft wurde mit einer Strenge ausgeführt, welche den Günstlingen der kaiserlichen Gnade diese bald selbst unerträglich machte. Zur Gunst

gesellte sich die Laune. Napoleons Brüder wurden die Abzugskanäle seines Unmuths.

Sie waren es schon in Paris; ein widerwärtiges Ereigniß kam immer auf die Rechnung seiner Familie, zu der er dann hinaufstürmte, die Thüren schlug, mit dem Degen drohte, so lange bis ihn erst seine Schwestern besänftigten.

Napoleon hatte nicht Unrecht; denn schon damals, als er noch General der Republik und Konsul war, gaben seine Brüder vielfachen Anlaß zum Unwillen; sie übernahmen die Lieferungen bei der Armee, um sich zu bereichern, und machten Geschäfte an der Börse, zu welchen sie die Politik Napoleons als versteckte Wetterfahne und Telegraphen brauchten. Joseph und Lucian leisteten in diesen Spekulationen das Mögliche, denn sie waren älter und italienischer als die Andern.

Die spätern Könige mußten Napoleons Zuchtruthe noch derber fühlen. An jedem militairischen Nachtheil, an einer entdeckten Verschwörung, an jedem Mißgeschick des Kaisers waren sie Schuld; sie wären, sagte er, keine Franzosen, sie unterhandelten mit den Engländern, mit dem Papste, sie hätten immer andre Dinge im Kopf als er, und er schwöre ihnen zu Gott, sie sollten sich in Acht nehmen. Wenn im Haag, in Neapel, in

Madrid, in Kassel eine Depesche von Paris ankam, so zitterte man; denn die Brüder wußten, daß sie schon wieder Etwas nicht recht gemacht hatten.

Niemand hatte von Napoleons Mißlaunen mehr zu dulden, als Ludwig, der hinter seinen Deichen und Poldern, mit einem fürchterlichen Defizit der Kasse, mit Feuersbrünsten, auffliegenden Pulverschiffen, Ueberschwemmungen und republikanischen Tendenzen bemitleidenswerth geplagt war. Er war etwas weitläuftig in seinen Bewegungen, nahm zu den kleinen Sprüngen, die er machen durfte, immer große Anläufe, und liebte es freilich, mehr zu sprechen, als Napoleons despotischer Lakonismus gut hieß. Auf Ludwig häufte sich des Kaisers Unmuth; er moralisirte ihm zu viel; Napoleon fand es lächerlich, wenn sich sein Bruder, statt gefürchtet, populair machen wollte, wenn er von Nationalität und republikanischen Erinnerungen und allgemeiner Menschenliebe sprach; er nannte mit einem seiner klassischen Ausdrücke diese Dinge an seinem Bruder „Humanitätswahnsinn" und schrieb ihm Einmal über das Andre, jetzt möcht' er nur machen, daß er bald zu den Engländern überginge. Ludwig verließ Holland, und hat sich mit seinem Bruder nie wieder ausgesöhnt.

Wenn man die letzten Trümmer des Hauses Napoleon in eine Gesammtansicht bringen will, so findet man zwar, daß sie sich unter einander begatten; doch lassen sich zwei Strömungen, selbst mit verschiedenen Kennzeichen, und verschiedenartig gegen ihre Umgebungen abstechend, herausscheiden — die männliche und die weibliche Verwandtschaft Napoleons. Rechnet man zu dieser letztern noch seine Heirathen und Adoptionen, so ist sie diejenige Linie, welche sich noch in der lebhaftesten Korrespondenz mit der Legitimität befindet: es scheint, als wenn das weibliche Blut der Fürstenhäuser weit schwieriger zu deprinzipelisiren ist, als das männliche. Citirt Klüber darüber nichts?

Die männliche Verwandtschaft des Kaisers hat sich mehr versteckt und zurückgezogen, ja sie ist sogar der Monarchie zum Theil untreu geworden und bemüht sich, das Gedächtniß ihres großen Bruders und Oheims allmählich wieder mit der Demokratie zu versöhnen, und seinen Ruhm in die Herzen des Bürgerthums zu verschließen.

Die weibliche Linie ist an einigen Höfen gern gesehen, weil sie sich glücklich fühlt, eine untergeordnete Rolle zu spielen, und das zu sein, was einst in Argos Kassandra, die geraubte Tochter des Priamus, war. Nur

die Söhne Murats, dieses Paris unter den Napoleoniden, gingen über an die Demokratie, und predigen, als Enkel eines ehrlichen Bürgers und Gastwirths in Frankreich, die allgemeine Nivellirung, den Contrat social, und die wohlfeile, bequeme und freie Staatsverfassung Nordamerika's. Dies bürgerliche Element hat die ganze Familie auseinandergesprengt, so daß ein Glied derselben in einem Staate proscribirt seyn kann, wo das andere um die Hand einer Königstochter freien darf. Eine Reaktion dieses verzweigten Stammes ist undenkbar, weil sein Einverständniß gestört ist. Sie sind sich Alle fremd geworden.

Der Graf Survilliers hat in neuerer Zeit noch einmal gegen die Geschichte des Tages protestirt. Er kam selbst über den Ozean aus Nordamerika herüber, um den Thron von Frankreich für seinen Neffen Reichstädt in Beschlag zu nehmen; doch Louis Philipp war trotz seiner Körperstärke schneller zur Hand.

Auch der Graf Survilliers ist, von einem fabelhaften Umfange, ohne damit zu imponiren. Sein Auge ist matt, seine Manieren sind unköniglich, obschon er auf zwei Thronen gesessen hat. Es ist ein guter alter Herr, der nicht begreift, was das Schicksal mit ihm vorgehabt hat; noch heute wird ihm wunderlich zu Muthe,

was er damals Alles thun mußte, ohne zur Besinnung zu kommen. Acht Jahre hindurch hat er in einer ängstlichen Verlegenheit gelebt, vor Niemandem mehr zitternd als vor dem, der ihn mit Ehren überhäufte. Weil er kein böses Herz hat, so glaubte er, daß seine Völker unter ihm sich sehr glücklich müssen befunden haben, und dies ist ein Trost, den er mit ins Grab zu nehmen gedenkt. Er besinnt sich etwas schwer auf seine wunderbare Vergangenheit, nur die Beleidigungen sind ihm unvergeßlich, welche ihm die kühnen Marschälle und Schildträger seines geharnischten Bruders kek ins Gesicht sagten; doch hat er ihnen Alles vergeben, er ist der gutmüthigste Mann in Nordamerika. Statt Macchiavells Fürsten studirt er jetzt — und ich betrachte dies als seine ehrenwertheste Seite — rationelle Landwirthschaft, wittert Kohlenlager aus, und läßt den Delaware ausschlämmen, welcher an seinen Besitzungen vorbeifließt. Er besucht die quäkerische Stadt Philadelphia gern, und liebt es, von alten Dingen zu sprechen. Seine Gemahlin, eine Kaufmannstochter, und Schwägerin des jetzigen Königs von Schweden, ist keine so große Freundin der rationellen Landwirthschaft, sie hat ihn mit ihren beiden Töchtern verlassen, und ziert mit ihnen die bekannten Bonapartistischen Salons in Florenz.

Der Fürst von Canino lebt in Sinigaglia, nachdem ihn schlechte Finanzen seine römischen Paläste zu verkaufen zwangen. Er stand dem Genie seines Bruders am nächsten, obschon er ohne Napoleon vielleicht nichts geworden wäre, als ein guter Börsenspekulant, vielleicht ein kühner Parteigänger der Revolution, oder ein mittelmäßiger Dichter. Das Terrain, worauf ihn sein Bruder stellte, kam ihm zu Hülfe. Was er an schroffer Energie besaß, verdeckte seine Leutseligkeit, und was ihm daran fehlte, ersetzte die Kunst der Repräsentation, die ihm meisterhaft zu Gebote stand. Er drängte sich gewandt durch die Parteien der Revolution, und riß soviel Gewalt an sich, daß er die Hauptsache am 18. Brümaire seinem Bruder übergeben konnte, ohne in eine abhängige Stellung zu kommen. Seitdem Napoleon seinem Bruder Etwas zu verdanken hatte, hörte auch ihr gutes Vernehmen auf: Napoleon entdeckte an Lucian einen starren Republikanismus, oder wenigstens die Maske desselben, welche seine ehrgeizigen Absichten verbarg. Diplomatische Verdienste, die sich Lucian erwarb, und die neue Kohlen auf Napoleons Haupt sammelten, vermehrten das Mißverständniß, so daß Lucian endlich aus seiner Opposition ein Prinzip machte. Die Kaiserkrone erschöpfte den eifersüchtigen

Bruder, er verließ Frankreich, und führte nicht ohne Koketterie seinen Widerspruch so hartnäckig aus, daß er das Interesse der Engländer verkannte, und statt in ihren Schutz in ihre Gefangenschaft gerieth. Die Ereignisse von 1814 führten ihn noch einmal nach Frankreich zurück, wo er im Augenblick der Gefahr die Sache seines Bruders mit Eifer betrieb, und deshalb nicht so schnöde abgewiesen werden konnte, wie die übrigen Brüder, welche sich jetzt ängstlich um Napoleon drängten, und ihre eigne Verlegenheit mit dem Scheine zärtlicher Theilnahme bemänteln wollten. Lucians Anordnungen waren vortrefflich, hätte Marie Louise die Aufopferung gehabt, sich zwischen das Geschick ihres Mannes und die Triumphe der Alliirten zu werfen. Lucian wurde in Italien von Oestreich aufgehoben; doch gab ihn die Einsicht in sein bisheriges Leben frei: man wußte, daß [redacted] seines Bruders eifrigster Antagonist gewesen war, und seinen Ehrgeiz wenn auch nicht widerlegt, doch ihm das Gleichgewicht gehalten hatte.

Der Prinz von Canino liebt die Künste, die Wissenschaften und Handelsspekulationen. Die unglücklichen Resultate der letztern haben den Schutz der erstern sehr einschränken müssen. Die große Muße, welche ihm das Schicksal ließ, benutzt er, um seine Verse zu fei-

len, über die Schönheiten Virgils zu träumen, und die Verkleinerer der Alten zu widerlegen. Eine seiner interessantesten Schriften ist eine in frühester Zeit verfaßte Geschichte des englischen Parlaments, zu welcher Napoleon in bessern Tagen Anmerkungen geschrieben hatte. Diese Notizen verrathen, wie viel Napoleon der Geschichte verdankt. Er hatte sie mit einem bestimmten Zwecke studirt, und abstrahirte ihre Regeln um so glücklicher, als er seine Zeit zum Maaßstabe der Vergangenheit nahm. Er spricht von Cromwell wie von einem Usurpator des neunzehnten Jahrhunderts, und gibt ihm Regeln, als hätte er sie von ihm borgen sollen. Er spricht von den alten Helden im vertraulichsten Tone und mißt ihren Werth immer nach dem Maaßstabe, was sie eigentlich wollten, oder auch nach dem, was sie unter ihren Umständen wollen durften. Anziehend ist zuletzt in diesen Anmerkungen Napoleons Eifersucht auf seines Bruders Styl; man sieht, wie schwer es ihm ankömmt, die Trefflichkeit desselben zuweilen einzugestehen, ein Lob, das er sogleich wieder minderte, indem er an St. Jean d'Angely erinnerte, den er in der darstellenden Kunst für unübertrefflich hielt. Napoleon liebte es, durch kurze Sätze, durch einen

Styl, der immer wie um die Ecke hervorschießt, überrascht zu werden.

Der Graf St. Leu lebt zu Florenz mit dem Stolze seiner ehemals bewiesenen Herrschertugenden. Er glaubt aus den Stürmen seiner Zeit das süße Bewußtsein gerettet zu haben, daß ihn die Holländer lieben. Die Holländer!

Er gibt sich selbst das Zeugniß, daß er für einen Privatmann keinen bessern König habe abgeben können, und spricht nicht ohne Rührung von den schönen Tagen in Utrecht und Harlem. Noch hört er die fürchterliche Explosion des Harlemer Pulverschiffes und schildert gern, was er für Menschenliebe bei dieser Gelegenheit entwickelt, wie er selbst Hand angelegt habe um zu retten, und wie viel Gulden er für ein erhaltenes Leben geboten. Dann erzählt er von jenem jungen Prediger, der in seiner Gegenwart an den Himmel republikanische Gebete gerichtet hätte. Seine Miniſter wollten, er sollte den Frevler bestrafen; nein, sagte er stolz, er wolle ihn nur belehren, und ließ ihn zu sich kommen und setzte ihm den Lauf der Dinge, die Weltgeschichte und die holländische auseinander.

Man kann dem Grafen nicht widersprechen, wenn er Napoleons Grausamkeit anklagt, der ihn für solche

Handlungen verrückt nannte, und ihn unter Vormundschaft setzen wollte. Es ist wahr, sagt der Graf, in Florenz und in seinen Memoiren, ich war derjenige unter den neuen Königen, welcher gegen den Despotismus die meiste Energie zeigte. Denn kurz vor seiner Abdankung, als die französischen Exekutionstruppen schon die Vorstädte von Leyden erreicht hatten, rief er nach einem Pferde, legte die Schärpe um und wollte ganz Holland unter Wasser setzen. Was wollt Ihr? frug er die Repräsentanten des Landes; Krieg oder Frieden? Frieden, sagten die Hochmögenden trocken; Louis lächelte, und verließ Holland.

Der Graf St. Leu liebt die gutmüthige, aber hübsch gebaute Phrase, er hielt gern Reden, und spricht auch gern in öffentlichen Schriften mit, wenn von der Vergangenheit die Rede ist. Er spricht von den Pflichten eines Königs, wie ein Republikaner; wie denn immer, wer über das Königthum erst philosophirt, sich zu republikanischen Grundsätzen zuletzt neigen muß. Der Graf St. Leu hat aus der Monarchie ein so zauberhaftes Ideal gemacht, daß daraus ohne sein Wissen eine Republik geworden ist. Seine Söhne haben auch diese Täuschung durchschaut, und offen den Humanitätsgrundsätzen, welche sie von ihrem Vater erbten, den

rechten Namen gegeben: sie sind entschiedene Republikaner geworden; der Eine, welcher in der jüngsten italienischen Insurrektion im Lager von Forli starb, der Andere, welcher in der Schweiz lebt, und Verdienste um die schweizerische Artillerie haben soll. Was weiß ich!

Der Herzog von Montfort sollte einst ein großer Admiral werden, und es wurde nur ein König aus ihm, der mehr als alle übrigen von seinem Bruder die geheime Zusendung einer seidnen Schnur zu fürchten hatte. Im Besitze mancher liebenswürdigen Eigenschaft, hatte ihn das Glück verzogen. Er hätte für einen Cousin Ludwigs XV. gelten können, so schnell fand er sich in die neue Herrschaft, welche sein Bruder etablirte. Er heirathete eine deutsche Fürstentochter und bestieg einen improvisirten Thron, in dessen Nähe er Bacchus und Venus als Minister rief. Man hat nie so amusant in Kassel gelebt, als während der westphälischen Zeit. Jerome war der gutmüthigste Charakter, er wollte nur Vergnügen, oder wie er selbst sagte: „lustik sein;" sich zu bereichern vergaß er. Dis war ein Fehler, den erträglich zu machen, die Aufgabe seines spätern Lebens geworden ist. Der Herzog von Montfort studirt seitdem an einem Systeme der Sparsamkeit, und rechnet, wie sich Lucullus und Harpagon ver-

meiden lassen, und ein ehrlicher Mann sich einrichten muß, um sein Auskommen zu haben. Er ist krank, erschöpft von seiner Vergangenheit, und verläugnet sich gern mit einer achtungswerthen Bescheidenheit. Aber noch liebt er Deutschland, von dessen Wäldern er nie geglaubt hätte, daß man in ihnen so angenehme Saturnalien feiern könnte und so podagristisch werden, er besucht es oft, und einer unsrer Bundesstaaten öffnet ihm gern seinen berühmten Marstall, obschon er ein schlechter Reiter ist. Sein Sohn gehört zum Militair desselben Staates als Oberlieutenant.

Von Napoleons Schwestern lebt nur noch Madame Karoline, Murats Gemahlin.

Für die Unsterblichkeit gibt es keine größere Bewunderung, als wenn das Genie zufällig eine Schwester hat. Eine Schwester erkennt den Abstand der Alltäglichkeit von ihrem Bruder ungemein tief, und kleidet sich gern mit dem Prunk des Ruhms, wenn der Held nicht die Muße hat, ihn selbst zur Schau zu tragen.

Napoleon liebte seine Schwestern zärtlich. Ihren Beifall nahm er für überirdische Weissagung, wie einst der alte Gallier; ihr Widerstand imponirte ihm oder machte ihn lachen. Er verzieh ihnen ihr heißes Blut,

das er durch sein eigenes entschuldigte, und würde die Aufopferung seiner Schwester Pauline, der Fürstin Borghese, die sein Exil in St. Helena theilen wollte, so tief empfunden haben, wie jene kindliche Zärtlichkeit des jungen Reichstadt, als der kleine Knabe an den gefesselten Prometheus, seinen lieben Papa, einen heimlichen Brief schrieb, wobei ihm eine verschwiegene und gefühlvolle Gouvernante die Hand führte. Doch überraschte sie der Tod.

Ihre Schwester Elisa starb später in Triest, zwei junge Fürsten Bacciocchi hinterlassend, von welchen d eine auf Korsika wohnt, der andere aber im verwichenen Jahre bei einem Pferdesturz verunglückte.

Die weitern von hier aus strömenden Descendenzen verschwimmen allmälig in das breite Niveau der zahllosen italienischen Marchesen. Hie und da trifft man Personen, welche einen Tropfen vom Napoleonischen Familienblute haben und vor denen der geschichtliche Enthusiasmus gern den Hut abnimmt. Man sieht diese dritten und vierten Glieder der großen Generation oft im Theater, und staunt an die Physiognomien, welche noch immer olivenfarbig spielen, das schwarze glatte Haar, das die breite Stirn beschattet, das mächtige zermalmende Kinn, die untersetzte Statur

mit einer hervorquellenden Anlage zum Fettwerden. Diese unverkennbar gezeichneten Spätlinge verstehen die Richtung der Lorgnetten wohl, richten sich dann stolz auf, und legen die Arme über einander, um Alles vollends zu täuschen. Einige auch schlagen die Augen nieder, und schämen sich, weil das Schicksal so unbarmherzig mit ihnen Versteckens gespielt hat. Zu der Oper hat aber das Parterre dann noch einmal so viel Lust; denn man fühlt, daß ein Stück Weltgeschichte in der Nähe athmet.

Nur einem Seitenflügel des Hauses Napoleon gelang es, sich vor dem Zusammensturz zu retten: der Familie Leuchtenberg. Es war die edelste Emanation der Kaiserherrschaft.

Das Genie ist nicht immer glücklich; deshalb heirathete Napoleon sein Glück. Prinz Eugen wurde des großen Mannes Augapfel, der Günstling einer fast antiken Liebe. Seine Sanftmuth schmeichelte sich in Napoleons weiche Empfindung ein, seine Anstelligkeit war eine vortreffliche Gewährleistung für die Gunstbezeugungen, welche der Kaiser über ihn häufte. Prinz Eugen besaß dieselbe Humanität wie Louis Bonaparte, aber ohne Phrase, ohne Affektation; ihr Organ war nicht die Rede, sondern die Leutseligkeit. In einem

militairisch so straff zusammengehaltenen Gouvernement, wie das Königreich Italien war, hatte der Regent Muße genug, die Tugenden des Friedens zu zeigen, und die blutigen Lorbeeren durch Palmen zu verdecken. Napoleon wußte, daß des Prinzen Benehmen keinen Kontrast werfen sollte, daß es keine Rolle, sondern Instinkt und Naturell war, und fürchtete die Vergötterung nicht, die Italien, excentrisch in Liebe und Haß, seinem Stellvertreter zollte. Und wenn dieser seine Erscheinung darnach einrichtete, daß sie dem Kaiser nicht auffallen mußte, wenn er einen militairischen Erfolg auf Andere übertrug, und seinen Stiefvater mit Bescheidenheit und Liebkosung umarmte, so war dis weniger Maske, als Stimmung und Einsicht in den eignen Werth, der was Energie und Beruf anlangt, seiner hohen Stellung vielleicht nicht gewachsen war. Des Prinzen Verbindung mit einer deutschen Fürstin rettete ihn vor der Degradation: seine Kinder haben sogar bei den mannichfaltigen Wechselfällen der europäischen Politik Aussicht auf Avancement erhalten. Die griechische Krone streifte nahe an dem Haupte seines ältesten Sohnes vorüber, dann die belgische; eine Schwester desselben trug einige Zeit hindurch die brasilische, eine andere ist Erbin des schwedischen, und eine dritte Erbin

des hechingischen Thrones, während jener glückliche Bruder, ausgerüstet mit dem Schwerte Don Pedro's, vielleicht bald auf dem Wege ist, die Braut des Ozeans heimzuführen, und ein langes Gedicht durch einen Akt des Gesetzes zu schließen. Die Eifersucht Louis Philipps im Namen eines seiner Söhne, noch weiß er selbst nicht, welches? verfolgt ihn; doch Liebe hilft aus Todesnetzen. Hier ist mehr als Politik; hier ist ein Roman.

Was haben die Napoleoniden von der Zukunft zu hoffen? Nichts.

Ihre Protestation gegen die Geschichte überhört sowohl die Freiheit als die Legitimität. Die Privilegien ihres Blutes sind zerrissen; ja selbst die Privilegien ihres Verdienstes können nie den Umfang erreichen, wie in jener illusorischen Vergangenheit, wo sie auf Alles hoffen durften. Was sie den Einen nähmen, würde unwillkommen den Andern sein, welchen sie es geben wollten. Hier gibt es keine Initiative mehr. Der breite Despotismus des Kaisers war erträglich; aber die, welche die Despotie zerstückeln, sind den Völkern verhaßt.

Eine Universaldespotie ist eine glückliche Chance der Freiheit; denn an einem Ende sinkend, reißt sie das

ganze unermeßliche Gebäude in den Untergang; während die kleinen Erben der Größe, die, welche theilen, eiſerne Nägel am Sarge der Freiheit ſind.

Aber eine Huldigung des Weltgeiſtes iſt es, die die Geſchichte dem Heldengrabe auf St. Helena darbringt, daß ſie den Enkeln einer wunderbaren Herrſchaft die Möglichkeit nimmt, ein großes Andenken ſchmerzlich zu machen. Starb nicht darum auch der junge Frühling im Garten von Schönbrunn, ehe er reifte und wurmſtichige Früchte trug?

Eine weiſe Gottheit ſtellte an die Wiege zweifelhafter Hoffnungen den Sarg einer beweinten Vollendung, damit das glänzende Gedächtniß des Größten unſrer Tage ohne Flecken bliebe, und die Geſchichte um einen Helden trauern kann, der ohne Nachahmung ſtarb.

Der Vorhang dieſes Dramas iſt auf Ewig gefallen; nur Gebete ſollt Ihr flüſtern unter Longwoods Thränenweiden!

Wellington.

Man kann zweifelhaft sein, ob die Hauptrolle bei der gegenwärtigen englischen Krisis mehr von einem Manne oder einem Systeme gespielt wird.

Es scheint fast als habe der König, in dem noch immer hie und da der leidenschaftliche Seemann durchblitzt, nichts Anderes in seine Nähe bringen wollen, als Kraft. Wie war nicht das kupferbodene Schiff, Albion, Kapitän William bedroht!

Am Steuerruder der Whiggismus; gleichviel; aber welch' ein Repräsentant desselben? Ein Ministerium ohne Einheit, ohne Zusammenhang, eine Improvisation der Verlegenheit, Männer, welche ihrer Stellung so wenig vertrauten, daß sie von einander losließen, und an die Nation appellirten, wie an eine Macht, von der sie voraussahen, daß die nächste Zukunft ihr eine Entscheidung abverlangen würde; ein Ministerium,

deſſen Handlungen nur Entſchuldigungen zu ſein ſchienen, ein Miniſterium auf der Flucht.

Vorn mit dem Schnabel des Schiffes hatte ſich Brougham identifizirt, ein rothes, aufgeblaſenes Antlitz, die Augen hervorquellend, mit dem Uebermuth der Verzweiflung, der lachenden, faſt lallenden Ironie der Trunkenheit, ein Original, welches ſein Miniſterium mit ſchnöden mephiſtopheliſchen Geſten begleitete, Brougham, in der That ein Charlatan und ſein eigener Spaßmacher geworden.

Oben auf den Maſt hatte ſich ein verwegener Demagog der Salons, Lord Durham, hinaufgeſchwungen. Anſtändiger zwar und gemäßigter als Mirabeau, aber geſpornt vom Ehrgeiz, und eiferſüchtig auf die Koterien der Hauptſtadt, ſignaliſirte er die Zukunft, ſchloß im Voraus mit jener drohenden Wolke, welche über England heranzieht, eine kluge Rechnung, und kokettirte von ſeiner Höhe herab mit den patriotiſchen Geſundheitstrinkern, welche ihm mit vollen Gläſern und Hoffnungen zuwinkten.

Unten endlich, wo die Vorräthe des Schiffes liegen, am Hühner- und Schweinekoben, grunzte Cobbett von Kartoffeln, von irländiſchen Ferkeln, von Mennigkraut für den Winter und andern geheimnißvollen Din-

gen, welche man erräth, auch ohne ein „Marshal“ zu sein.

Der König hat in diesem Lärm die Besinnung verloren. Es war keine Intrigue, nicht die Ermahnungen einer schmollenden Königin, sondern Verlegenheit und Bedürfniß, was Sir Arthur Wellesley wieder an die Spitze Englands gestellt hat. Die Noth des Augenblicks muß dem Könige so groß geschienen haben, daß er seine Zuflucht verdoppelte, und zu Wellingtons Kraft und Kaltblütigkeit noch die Gewandtheit und Beredtsamkeit Peel's fügte. Er wollte kein System, er wollte nur die Namen haben. Ueber die Männer hatte er die Partei vergessen.

Dis ist das Unglück. Wellington und Peel kommen nicht allein; sie selber können die Partei, den Haß und den Unverstand nicht zurückhalten, wenn sie es auch wollten. Es ist ein unvermeidliches Gefolge, das sich an ihre Schritte anschließt; sie können ihre Freunde und ihr Bekenntniß nicht zurückweisen.

Ich gestehe, daß in diesem fast allgemeinen Schrei des Unwillens, in dieser nationellen Verachtung des Siegers von Waterloo für mich etwas Tiefschmerzliches liegt. Wie? dieser weltberühmte Glanz des Herzogs, eine so glorreiche Vergangenheit, Lorbeern, welche

er den seit Menschengedenken tapfersten Kriegern Europa's entwand, diese glückliche Nebenbuhlerschaft mit dem größten Manne des Jahrhunderts, wirkt nichts auf ein vergeßliches Volk? Es tritt Präcedentien in den Koth, welche damals, als sie neu waren, vergöttert wurden? Es legt den Maßstab einer blinden Parteiung, die politische Krämerelle an ein Leben, das mit so viel Ruhm und Unvergeßlichkeit ausgestattet ist; es mißt mit seinen oft nur zu illuseriſchen Grillen über Staatsverfassung, mit einer mehr ideellen Voraussicht auf Zeiten, die noch Vieles werden unerfüllt lassen, den blutigen Ernst eines Schlachtfeldes und eine gar fest und bestimmt in der Geschichte angeschriebene Periode? London war wegen des Sieges bei Vittoria drei Nächte hintereinander beleuchtet. Die Züge Wellington, Victory, Vittoria fanden sich tausendfach verschlungen an allen Häusern. Wer vor dem Pallaste des Siegers, den die damalige Marquisin, seine Frau, bewohnte, vorbeikam, mußte, bis war der despotiſche Befehl des jubelnden Volkes, den Hut abnehmen und die leeren Fenster grüßen, dieselben Fenster, welche nicht zwei Decennien später mit Brettern vernagelt werden mußten, um die Wuth des steinwerfenden Publikums zurückzuhalten. Ein so bald ver-

jährter Ruhm! Eine Grausamkeit, welche einen tiefen Blick in unsere Zeit werfen läßt!

Und doch ist in diesem Falle nicht Alles Egoismus oder das erhabene Interesse der Völkerfreiheit; es ist möglich, daß bei der Gleichgültigkeit gegen den Herzog von Wellington einige andere Triebfedern mit unterlaufen, welche nicht in der Zeit, oder in der Person, sondern in seinem Ruhme selbst liegen. Es ist möglich, daß der Herzog von Wellington in der That kein so großer Mann ist, als sieben Feldmarschallstäbe und drei glückliche Feldzüge uns überreden wollen. Wäre dem so, so verriethen die rücksichtslosen Anklagen des englischen Volkes einen feinen Instinkt oder eine sehr unterrichtete Kenntniß ihres großen verhaßten Helden. Wir wollen sehen, ob sich hierüber eine feste Meinung fassen läßt.

Es gibt eine Anlage zum Ruhm, welche zwar mit uns geboren wird, aber nicht in unsern Talenten liegt; ein Privilegium der Unsterblichkeit, welches ungleich vertheilt, und keineswegs hoffnungsvolle Jugend, blitzendes Auge, ein kraniologisches Symptom ist, sondern eine Mitgift des Standes, die Laune des Zufalls, welche den größten Schwachkopf in hohen Regionen geboren werden ließ. Auch hat der Soldat (natürlich

im Kriege; denn im Frieden gibt es keine Soldaten, sondern nur Müßiggänger) immer ein Formular, eine Scheda des Ruhms, welche er nur auszufüllen braucht, während das größte Genie vergessen wird, da es kein Terrain hatte. Alle historische Größe besteht darin, daß man mit imposanten Unterlagen oder Werkzeugen denkt oder handelt, daß man mit Zahlen rechnet, welche so groß sind, wie Völker, Armeen, oder auch nur wie Departemente des Innern und Aeußern, Brigaden, Divisionen, tiefer, wohl nicht. Solche Rechenexempel sind oft leichter zu lösen, als die Aufgaben, z. B. des Schneiders, der bei einem Frack auch die Theile in der Hand hat, und wenn er das geistige Band, die Mode, so schön mit ihnen zusammenschmilzt, wie kein General seine einzelnen Positionen, doch nie so viel Unsterblichkeit damit einernten wird, als dieser General. Darum drehet sich Alles, was den Ruhm betrifft. Diese Logik mit imposanten Begriffen gehört dazu, um die Aufmerksamkeit zu erregen, das heißt, oft nichts, als Geburt, Gunst, Zufall, Anciennetät. Dis wissen die Völker, und sind seither so kalt geworden gegen die Größen, welche ihre Situation patentirte; sie wollen nur die noch verehren, welche sich aus ihren angebornen Sphären herausmachen und eigne Welten schaffen.

Dis ist der Grund, warum Wellington so unendlich klein gegen Napoleon, mit dem er rivalisirte, erschien: er hatte sich die Begriffe, mit denen er rechnete, diese Unterlagen seines Ruhms, die Armeen und die Kriege nicht selber gegeben, sondern sie waren ein anvertrautes Gut, eine Maschine, die in seinen Händen die Operationen machte, worauf sie abgepaßt und zusammengesetzt war. Das Gewinnen von Schlachten sei etwas Leichtes für Jeden, welcher das Spielzeug einer Armee in Händen hat, und seinen mathematischen Kursus machte, glauben die Engländer, wenn sie über die großen Siege ihres Herzogs spotten und über seinen Ruhm die Nase rümpfen.

Betrachtet man das Werkzeug, mit welchem sich Wellington in die Jahrbücher der Geschichte schrieb, so scheint auch hier auf den ersten Blick Alles dazu zu dienen, seinen Ruhm zu vermehren.

Wer hätte eine große Meinung von der englischen Armee?

Der Krieg ist in Großbritannien außer dem Gesetze, außer der Verfassung. Das Militair, als ein Hinderniß der Freiheit betrachtet, entbehrt jenes öffentlichen Stolzes, welcher auf dem Kontinent die Truppen bevorzugt; das Militair ist in England nicht ein-

mal im Stande, eine ſociale Stellung zu behaupten. Zu dieſem Nachtheil, den die Art der Rekrutirung, das Kantonnement und die Käuflichkeit der Chargen nur noch vermehren, kömmt ein Heer zahlloſer Mißbräuche, welches die Bemühungen des Herzogs von York, der am Ende des vorigen Jahrhunderts das brittiſche Heer reformirte, nicht vollkommen haben abſtellen können. Die allgemeine Revolution der Kriegsverfaſſung, welche ſeit Napoleons Auftreten die Truppen des Kontinents ganz neu ſchuf, hat England nur zum Theil berührt, England, das zwar bei allen Kriegen gegenwärtig war, das den Kontinent an allen ſeinen Ufern und Landzungen mit Kriegern garnirte, und gerüſtet überall aus den Nebeln des Meeres hervorblickte, und doch unberührt von der großen ideellen Umwälzung blieb, welche Napoleon unter ſeinen und den gegenüberſtehenden Heeren beſchleunigt hat.

Die engliſche Armee ſtand, als Wellington anfing, mit ihr ſeine Wunder zu verrichten, noch auf dem Standpunkte der preußiſchen Truppen, welche vor Napoleon für die klaſſiſche Armee Europa's gehalten wurde; ja ſelbſt im gegenwärtigen Augenblicke, wo Wellington mit ſeinem Spielzeuge, das ihm faſt allein angehört, das Mögliche angeſtellt und ſeine verfaulten

Flecken reformirt hat, bleibt die englische Armee noch immer ein Amalgam, welches einen wunderlichen Eindruck macht.

Der Grund dieser Unzulänglichkeit liegt in Dingen, welche sich nicht ausrotten lassen, in der englischen Verfassung, die das Heer nicht beschützt, in der Stimmung der Nation, die es nicht achtet, im Charakter des Landes, dessen Beschaffenheit kriegerische Evolutionen und Vorstudien nicht begünstigt, und endlich im Wesen der Engländer und Soldaten selbst, das sich nicht tilgen läßt.

Die englische Armee hat weder den Instinkt der Ehre noch Gemeingeist; wenn sie stolz ist, so ist sie es auf Old-England, auf den Porter und die Beefsteaks der Heimath, auf die bürgerlichen Tugenden ihrer Anverwandten, welche zu Hause sind. Die Ehre kann nicht geweckt werden, da das Avancement dem gemeinen Krieger verschlossen ist; der esprit de corps nicht, weil die Armee in ihrer Größe sich niemals gesehen hat, sondern über alle Theile der Welt in kleinen Parzellen zerbröckelt ist. Noch nie haben sich so viel Engländer zusammenbefunden, als unter Wellington auf der pyrenäischen Halbinsel: der Kontinent kannte sie

bisher nur als Hilfsdetachements und Bundesgenossen.

Die Infanterie ist stark, aber schwerfällig; die Kavallerie schön, so schön, daß die Franzosen sie mit dem romantischen Namen Lindors bezeichneten, aber sie greift an, wie im Wettrennen, sie hält nicht Linie; sie hat außerdem keine schwere Kavallerie, und die Pferde haben keine Schwänze, was in heißen Ländern ein fürchterlicher Mangel ist; die Artillerie hat vortreffliches Material, aber in Spanien wußte man sie nicht zu verwenden, höchstens zu Batterien, die unbeweglich waren; endlich haben die Engländer keine Belagerungskunst, keine Fortifikation, kein Genie, weil sie im Lande keine Festungen haben.

Wenn man Alles dis in Anschlag bringt, so scheint es, als sei von der großen Meisterschaft des Herzogs von Wellington niemals zu viel gesagt worden; und doch hat das englische Heer Eigenschaften, mit welchen es alle übrigen Armeen übertrifft.

Diese liegen alle in der Persönlichkeit des Kriegers, in seiner kalten Unerschrockenheit und Todesverachtung. Dis ist nicht Servilität, wie bei den Russen, nicht Muth, wie bei den Franzosen, sondern Naturell. Die neunsträngige Katze, der Korporalstock, die empörende

Behandlung des englischen Soldaten machten ihn nicht feig oder tückisch, sondern dienten nur dazu, ihn in seinem Gleichmuth zu bestärken. Der englische Soldat harrt auf seinem Posten aus, weil er in dem heftigsten Feuer kalt bleibt, weil er von Natur auf der tiefsten Hogarthischen Stufe der Grausamkeit steht, und weil er zuletzt als Engländer eine gewisse angeborene heilige Veneration des Gesetzes besitzt.

Der Franzose thut Alles um die Personen, um seinen Feldherrn, um seinen Chef, und zuletzt um sich. Der Engländer haßt diese Alle, auch sich, aber er befolgt das Gesetz. Zum Franzosen kann man vor der Schlacht nicht genug sprechen, nicht populair genug sein, ein lakonischer Chef würde ihn außer Fassung bringen; der Engländer ist froh, wenn er seine Befehlshaber gar nicht sieht, das Haranguiren ennüyirt ihn, ja die Schweigsamkeit wirkt auf ihn belebender, als eine Rede.

Zu einem angreifenden Gebirgskriege, wie der spanische war, sind solche Eigenschaften kostbar, wenn sie auch zu einem vertheidigenden nicht passen möchten. Die Lebhaftigkeit des Franzosen, welche sich hie und dahin zerstreute, konnte zwar überall sein, aber auch an hundert Orten geschlagen werden, eine Chance, in die

der Engländer ſeltener kam, weil er feſt zuſammenhielt, ſich ſchwerfällig bewegte und den Angriff immer ſo einrichtete, daß er mehr einer Vertheidigung gleicht. Der Stoicismus und das Phlegma des Engländers ſind zwei Waffen, welche ihn auf einem günſtigen Terrain unüberwindlich machen; die waren in Spanien zwei Waffen, auf welche ſich die Franzoſen, gewöhnt an die tumultuariſche Kriegführung der Eingebornen, nicht eingerichtet hatten; alle Regeln des Gebirgskriegs ſcheiterten an dieſen Granitkolonnen, welche ein Feldherr nur aufzuſtellen brauchte, um ſein Geſchäft abzuthun.

Wellington beſitzt ſelbſt dieſe lächelnde Kaltblütigkeit im höchſten Grade, welche ihm öfter ſiegen half, als ſein Genie. Er ſtellte ſeine Truppen, und war gewiß, ſelbſt durch die Fehler ſeiner Anordnungen zu ſiegen, da die Entſcheidung faſt immer verloren geht, wenn Feldherren die Fehler ihres erſten Entwurfes in der Schlacht ſelbſt wieder gut machen wollen: die eiſerne Konſequenz des größten Fehlers bringt ſelbſt den gewandten Gegner aus der Faſſung.

Wellington ſiegte überall dadurch, daß ſeine Landsleute zu ſtehen und zu feuern verſtanden. Große Vortheile konnte er damit nicht erringen; denn in der

That wußte Wellington niemals seinen Sieg zu benutzen; er gewann immer das Schlachtfeld; mehr wollte er nicht; er ließ seinem Gegner Zeit, sich zu sammeln, sich aufs Neue aufzustellen und wieder das alte Spiel zu beginnen. Es ist merkwürdig, wie nahe sich die Schlachtfelder der Wellington'schen Siege liegen, wie zahllose Menschen er aufopferte, weil er von seinen Vortheilen und seinem Glücke nicht den rechten Gebrauch zu machen verstand, wie häufig er das wiederholte, was einmal gewonnen einem Feldherrn von Genie blut- und zeitsparende Vorsprünge gegeben hätte.

Wenn ausgezeichnete Militairs versichern, daß Picton, Crawfurd, George Murray und andere Generale, welche diese Feldzüge mitmachten, dieselben Erfolge gehabt hätten unter diesen Umständen wie Wellington, so muß man das Glück dieses Mannes hochpreisen, das ihm von allen Seiten lachte und ihn unterstützte. Er war der erste englische Feldherr, dem so zahlreiche Streitkräfte anvertraut wurden; alles, was die Geschichte von frühern englischen Heeren erzählt, galt nur von 12 bis 18,000 Mann, die von Kontinentaltruppen unterstützt werden mußten, um agiren zu können.

Welche ungeheure Leidenschaften hatte nicht Wellington zu benutzen! Eine allgemeine nationale Ver-

zweiflung, Losungsworte auf Tod und Leben, eine Volksaufregung, wie sie die Geschichte selten gesehen hat. Dazu kamen für unsern torystischen Eid Campeador materielle Hilfsquellen, Mittel, zu verschwenderischer Disposition gestellt; denn ohne Comfort und reichliches Auskommen giebt es keine englische Armee. Entbehrung und Unbequemlichkeit, Hindernisse, welche Napoleons unsterbliche Kolonnen mit dem leichtesten Muthe ertrugen, würden den Engländer getödtet haben. Regelmäßige Mittagsmahlzeiten, vollkommne Portionen, kurz ein Ueberfluß, der die Fleischtöpfe Old-Englands nicht vermissen ließ, waren die Bedingungen, von denen Wellingtons Ruhm abhing. Er wußte dies, und kam bei Englands Reichthum nicht in Verlegenheit. Die Pferde der Armee fraßen in den Pyrenäen das Heu, das in Yorkshire gemäht war, und die Soldaten nährten sich mit den Zwiebacken, die in Amerika gemacht waren. Die Hingebung des Parlaments und des Ministeriums, der Haß gegen Napoleon war so außerordentlich, daß man Millionen nicht scheute, um zu seinem Ziele zu gelangen.

Wellington war frei von jeder Verantwortlichkeit; selbst von der seines Gewissens. Er verwandelte kaltblütig die fruchtbarsten Gegenden in Einöden, verschanzte

sich hinter den Linien von Torres Vedras mit seinen Tonnen Pökelfleisch, und richtete, um seinen Feind auszuhungern, eine Verwüstung an, welche jetzt noch sichtbar ist. Wo ihm seine eigenen Pferde im Wege waren, da befahl er den Leuten abzusitzen, den Hahn des Pistols zu spannen, kommandirte, und ließ die Thiere vor die Stirn schießen. Hier gab es keine Verantwortlichkeit mehr; alle Dinge waren ihm günstig.

Nun, dis ist, was alle Engländer wissen. Sie wissen, daß sie ihrem Herzoge Alles gestatteten, daß sie selbst für ihn Alles gethan haben, und sprechen geringschätzig von dem großen Feldherrn der Allianz, der das Glück hatte, in der seit Menschengedenken entscheidendsten Schlacht bei Waterloo über die kaltblütigen Vierecke der Engländer zu kommandiren.

Seine ersten Sporen verdiente Wellington in einer Expedition nach Holland, wo seine Bewunderer, obschon er nur eine Brigade befehligte, doch schon einen Cyrus, Schulenburg, man kann hinzufügen, einen Dembinski in ihm sehen wollten; denn es handelte sich um einen Rückzug.

Hierauf schiffte er sich mit seinem Bruder, welcher Generalgouverneur von Indien war, nach einem neuen Schauplatze seines wachsenden Ruhmes ein. Er half

Tippo Saib, einen Fürſten, der in ſeinem Haſſe gegen England nur von Napoleon übertroffen wurde, in ſeiner Hauptſtadt Seringapatnam belagern, und zeichnete ſich bei der Erſtürmung derſelben im Kommando indiſcher Hilfstruppen aus. Die Maratten boten neue Lorbeern an: Wellington leitete zum erſtenmale eine Schlacht, die ſo originell geliefert wurde, daß ſeine Truppen über die Feinde, die ſich todt ſtellten, weggingen, und im Augenblicke der Siegerfreude im Rücken von der wüthenden Maskerade angegriffen wurden. Die Kaltblütigkeit der Engländer rettete ihn; die Schlacht wurde gewonnen und Friedensunterhandlungen folgten. Auch bei dieſen blieb die erſte Rolle für Wellington, der ſein diplomatiſches Talent gegen die Maratten zuerſt ausbildete. Bathritter, beſchenkt mit einer goldenen Vaſe und einem Diamanten-beſetzten Ehrenſäbel verließ Wellington Calcutta, wurde bald darauf gegen das brennende Kopenhagen verwandt, und erhielt jetzt endlich ein Kommando in der portugieſiſchen Expedition.

Der Sieg von Vimeira machte ihn zum Obergeneral derſelben, und von dieſem Augenblicke an begann er ſeine ruhmvollen Erfolge, die mit dem Tage von Waterloo endigten. Von nun an mußte er bei Allem gegenwärtig ſeyn, was die Schickſale der Welt beſtim-

men ſollte: wenn man ihn zu Allem zog, ſo wußte man, daß das Glück in der Nähe war. Die Kongreſſe nahmen ihren Anfang, jene chirurgiſchen Verſuche, die Glieder des europäiſchen Staatskörpers wieder einzurenken. Wellington, wie ein Prinz von Geblüt behandelt, mußte überall ſeine Stimme zuerſt geben, und man kann nicht läugnen, daß er ſich dieſer Macht mit Mäßigung bediente.

Der Grund war einfach. Während die Allürten in einer kosmopolitiſchen Aufwallung handelten, und von einer gewiſſen allgemeinen und gegenſeitigen Großmuth geleitet wurden, beſann ſich der Egoismus der engliſchen Politik zuerſt von den poetiſchen Illuſionen der heiligen Allianz, und verfolgte ſein eignes inſulariſches Intereſſe, das nicht verſchieden ausgefallen ſein würde von der Gravitationspolitik des vorigen Jahrhunderts, wenn es nicht das Bedürfniß eines allgemeinen Kampfes gegen die Revolution weſentlich beſchränkt hätte. Man kennt die Proteſtationen der Caſtlereaghſchen Politik, Widerſprüche, die man von dieſer Seite nicht erwartete; aber es geht in England die Sage, daß der Torysmus allein im Stande ſeyn ſoll, eine impoſante auswärtige Politik aufzuſtellen. Dieſer Widerſpruch gab zu Mißverhältniſſen Anlaß, in welche

freilich Wellington verwickelt wurde, die aber die große Verehrung vor seinem Genie und Ruhm nicht verringerten. Er wurde Feldmarschall fast aller Armeen des Kontinents, und überall als der glänzendste Gast der Residenzen empfangen.

Seinem Vaterlande gegenüber ist Wellington der Erbe jener Grundsätze, welche Pitt, Castlereagh und Liverpool hinterließen.

Wäre der Aristokratismus nicht etwas Angebornes, so hätte schon die Dankbarkeit den Herzog verpflichten müssen, die Rolle jener Staatsmänner fortzuführen. Sie waren es, deren unermüdlicher Eifer gegen Frankreich seinem Ruhme Vorschub leistete, die einer bald schwächern, bald stärkern Opposition gegenüber das politische System vertheidigten, welches Englands Finanzen zu Gunsten der ruhmgekrönten Persönlichkeit zerrüttet hat.

Wellington ist noch insbesondere der Repräsentant jenes militairischen Aristokratismus, der namentlich in einem gewissen andern Lande nicht fremd ist, und welcher die Devise führt: „Was wollen jene Hallunken? Ein Paar Kartätschenschüsse, und sie stieben auseinander!" Dis ist die Politik der Fähndriche, eine Meinung, die auf der Wachtstube Wunder verrichtet.

Aber selbst Wellington ist nicht mehr Herr seines Hasses, wenn er der Stimme und dem Antlitze seines großen Volkes gegenübertritt. Die Zunge versagt ihm, und seine frühern Drohungen fallen nur leise und gemäßigt aus dem unberedten Munde.

Dis ist immer auf beiden Seiten der Fall gewesen, wenn entweder die Freiheit oder der Despotismus in die Lage versetzt wurden, gebieten zu können. Der Demagogismus reagirt gegen sich selbst, wenn er das Portefeuille in die Hände bekommt, und die Kontrerevolution erschrickt, wenn sie plötzlich die Zügel faßt, welche ihr im Privatstand dazu dienen sollten, ihre Gegner todt zu jagen.

Als das Rasirmesser Castlereaghs das brittische Ministerium zerschnitt und Wellington mit Canning seinen Platz wechselte, entwickelte sich zuerst die politische Meinung des Herzogs und seiner Opposition, zu jenem Schrecken, der sie jetzt für England ist. Es zeigte sich jene alte Wahrheit im neuen Beweis, daß die glücklichen Feldherren gern die Bewältiger der politischen Rechte ihrer Mitbürger werden, wie Camillus ein so großer Krieger und Feind der Volksfreiheiten war.

Doch nach Cannings Tode wieder ins Ministerium berufen, hatte der Herzog nicht den Muth, seine Droh-

ungen zu erfüllen. Die Heiligkeit ſeiner Stellung übermannte ihn, die Verantwortlichkeit vor Millionen iſt ſchreckhaft, er wurde wider Willen der Emanzipator Irlands.

Was ſpäter folgte, iſt uns Allen bekannt. Wir haben den Herzog mit zwei Knieen (es bedurfte nur eines) vor Georg IV. ſich beugen ſehen, als er das Reichsſiegel zurückgab, haben die Wuth des Volkes erlebt, die Widerſprüche im Oberhauſe und die unermüdliche Championnerie des Lords Londonderry, den Todesſtoß der Reformbill, die zweimal vereitelten Verſuche in die Breſchen des Whigismus einzuſteigen, und jetzt einen Sieg, welchen wir für unmöglich hielten.

Was folgen wird, liegt im Schooße der nächſten Zukunft und der nächſten Zeitungen. Glückliche Fahrt für Robert Peel! Aber auch Glück dem engliſchen Volke! Denn was iſt der Sieg des Torysmus Anderes, als eine Chance des Fortſchritts? als ein Signalruf für die zerſtreuten Parteien, welche in ihrer Liebe zum Volke nicht einig werden können? Man kann dem Jahrhundert keinen größern Dienſt leiſten, als wenn man es bekämpft. Die Reaktion hält die Kriſis auf; aber ſie macht ſie reifer. Das engliſche Volk iſt gerüſtet — ein Jeder ſteht auf ſeinem Poſten — wir werden ſehen.

Daniel O'Connell.

Das grüne Erin, dreifach geſchützt durch einen Kranz von Untiefen, einen Wall von Klippen, und im Innern durch ungebahnte Gebirgsſtraßen, war bekanntlich nicht zu allen Zeiten eine Zugabe, welche England ins Schlepptau nahm. Bis zur Eroberung Wilhelms III. gehorchte es ſeinen eignen Clans, und behauptete bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts eine Unabhängigkeit, welche wenigſtens illuſoriſch und formell das beſaß, was die Aufhebung der Union ihm heute wieder verſchaffen würde. Irland war mit ſeiner Unruhe, ſeinen barokken Einfällen, mit ſeiner glühenden katholiſchen Andacht immer bereit, die engliſche Politik zu durchkreuzen. Es war die Station des Papismus, die Freiſtatt religiöſer und politiſcher Emiſſaire, welche Frankreich oder Spanien ſandte, und die den Adel und Pad mit ſeinem Iriſh Bull immer leichtſinnig, beweglich und bereit fanden, oft für den Hauch eines Ge-

rüchtes, für eine leiſe und improviſirte Demonſtration ins Feuer zu gehen. Wie oft ſich auch die Irländer getäuſcht ſahen, und die Flotten, die ihren Empörungen zu Hilfe kommen ſollten, von den Bergen vergebens erwarteten, ſo gaben ſie ſich doch dem nächſten Prieſter mit fremdländiſcher Ausſprache leichtſinnig wieder hin, und hofften, der heilige Patrik werde ihnen endlich auf einer Armada den katholiſchen Himmel, von welchem ſie ſich ganz ausgeſchloſſen fühlen, zuführen, und Alles ins Gleis bringen, was ſie dann ohne Plan, tumultuariſch, auf eigne blutige Rechnung begannen.

Die Erſchlagenen heiſchten Vergeltung und die Rache geſellte ſich zum Fanatismus. Das religiöſe Kolorit des Widerſtandes verlor ſich in den Hintergrund, und die franzöſiſche Revolution fand Irland reif zur Anſprache politiſcher Rechte. Die weißen Engel, die es erwartete, kamen nicht mehr aus Loretto und Compoſtella, ſondern die Emigration, die franzöſiſchen Lilien, welche Irland ſo geliebt hatte, daß es franzöſiſch geworden wäre, wenn man es nur hätte erobern können, wandten ſich nach St. James; die Revolution aber und der Atheismus landeten auf ſeiner Küſte, zogen ein Lager zuſammen und riefen zum allgemeinen Kampfe gegen England. So hatten die Rollen gewechſelt.

Aber die heterogenen Elemente einten sich nicht, die ganze Unternehmung scheiterte, und die Folge war für Irland die demüthigendste; denn es verlor den Schatten seiner eigenen Repräsentation, und mußte gleichsam Alles das entgelten, was England sich ärgerte, nicht über seine amerikanischen Verluste verhängen zu können.

Mit den beiden letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts hörten die irischen Parlamente auf, deren protestantische Trümmer in das Unterhaus versetzt wurden. Die katholischen Vertreter von mehr als sechs Millionen wurden zurückgewiesen, da sie ja an der Schwelle des englischen Parlaments den antipapistischen und symbolischen Eid nicht leisten konnten.

Aus diesem Gewaltstreiche Pitts und des englischen Parlaments entwickelte sich der gegenwärtige Zustand Irlands, eine Verwirrung, in welcher religiöser Haß, nationelle Vorurtheile, Demagogismus und materielles Elend die ersten Rollen spielen.

Die Geschichte hat es immer bewiesen, daß bis auf einen gewissen, ja vielleicht den äußersten Punkt die Ideen schlagender wirken, als sogar die Fragen der Existenz.

Dis hungernde Irland, das sich von den wenigstens für das Volk sparsamen Geschenken eines sonst

fruchtbaren Bodens nährt, dis breite Elend, das mit dem Leben wegen einer ſchmalen Rinde Brodes unterhandelt, um bei aller Noth doch noch dem unwiderſtehlichen Zuge des Lichtes und der Luft zu folgen, die ringende Exiſtenz würde vielleicht zuletzt auftreten, um den engliſchen Namen zu verfluchen; denn das, was im Menſchen das Thieriſche iſt, wird durch eine geheime Schaam verborgen gehalten, bis auf den letzten Fetzen, welcher noch hinreicht, die Blöße und das Geſtell, worin wir uns thieriſch alle gleich ſehen, zu bedecken. Aber zur Empörung treibt es, wenn dem glänzenden genährten Leibe eine ideelle Entſchuldigung gegeben wird.

Der iriſche Bauer erträgt den Reichthum neben ſich und vermißt in der Lehmhütte, neben ſeinem einzigen Beſitzthum, einem Ferkel und einem Maaß Kartoffeln für den nächſten Tag, nichts von dem Glanze, über den ſein Vetter und Sohn, der in London Schuhe putzt, oder die Bettlerkunſt mit witzigen Impromptus treibt, in ein ſchüchternes und uneigennütziges Erſtaunen geräth. Allein dem Gefühle zugänglich iſt die rechtliche Beſchönigung des Elends, dem Gedächtniſſe ſteht die ganze Vergangenheit offen und ſättigt es mit engliſchem Haſſe.

Die Zehntenfrage ſchlägt in das Gebiet der Reli-

gion über, wo die kleine politische Reibung zuletzt unversöhnlich wird. So öffnet sich bald der Blick. Ganz Irland sieht sich von Unrecht umschanzt, von einigen wenigen Fremden, welche den Reichthum und die Gesetze in Händen haben, welche früher sogar ihre politischen Interessen vertreten wollten und deren Geistlichkeit, Pförtner eines verschmähten Himmels, noch jetzt die Gefälle ihrer armseligen aber gutkatholischen Thätigkeit eintreibt.

Das Pachtverhältniß, in England das Fundament der Verfassung, ist in Irland die offne Wunde, welche niemals heilt. Die Eigenthümer des Bodens, meist Protestanten, oder der Adel des Landes, welcher seine Ehre darin sucht, in London die dritte Rolle zu spielen, und am Glanze der Monarchie Theil zu nehmen, zerstückeln ihre Ländereien, weil sie für große Pachtungen keinen wohlhabenden Mittelstand finden: die Kultur der kleinen Distrikte endet aber immer mit Zahlungsunfähigkeit, mit Auspfändung, kurz mit der Grausamkeit zweier Exekutoren, eines civilen und eines kirchlichen, welche zur Verzweiflung treibt, und die Brüderschaft der Weißbuben organisirt hat, einen fortwährenden Krieg gegen die Eigenthümer und die nachfolgenden Pächter, einen Krieg, der, wenn auch zurück ge-

ſchlagen von den Rothröcken, ſich doch immer wieder in den Schluchten der Gebirge zuſammen findet.

Dieſe ſogenannte prädiale Agitation iſt es, vor welcher die politiſche, der Demagogismus in geſetzlichen Formen, immer ſo emphatiſch zu warnen pflegt, und welche doch der eigentliche Rückhalt und gefürchtete Bundesgenoſſe des letztern iſt. Wenn auch die politiſche Agitation immer die Geſetze im Munde führt, ſo würde ſie doch bei Weitem nicht das impoſante Anſehen haben, wenn ihre Demonſtrationen nicht durch eine ununterbrochene Kette von Exceſſen unterſtützt würden. Ihre Verwahrungen ſind nur formell und unvorgreiflich: die politiſche Agitation, welche wir fortwährend mit England öffentlich unterhandeln ſehen, iſt nichts als der geſetzmäßige Ausdruck dieſer halben Inſurrektion, der unantaſtbare Sekundant der Flintenſchüſſe, welche nächtlich in die Pfarrein und Pachthöfe fallen, der geſicherte Stab einer immer bloßgegebenen Chouanerie. Der erſte Sprecher aber und Parlamentair dieſes geſetzmäßigen Demagogismus iſt das iriſche Omega: Daniel O'Connell.

Wer mit den Begebenheiten, die durch eigne oder benutzte Leidenſchaften in der Geſchichte hervorgerufen worden ſind, vertraut iſt, weiß, daß für die Dema-

gogie eine Menge von Regeln vorhanden ſind, welche ſyſtematiſch zu ordnen keine müßige Erfindung iſt. Das Betragen der Piſiſtratiden, des Perikles, der Antonius und Octavius ſteht auf der einen Seite, und wird auf der andern von Cleon, von den Gracchen, Catilina, von Orleans und Mirabeau ergänzt. Hier iſt nichts ohne Plan und Methode, hier iſt nicht Alles bloße Willkühr und hingeſtellte Abſicht, ſondern die Demagogie hat ſo gut ihre Machiavellismen, wie die Autorität, welche ſich erhalten will.

O'Connell hat die Geſchichte mit dieſer Rückſicht ſtudirt, kann aber zu dem überlieferten Syſteme ſo viel Neues geben, daß wir einſehen, eine Agitation, wie die ſeinige, iſt noch nicht vorhanden geweſen. Das Neue liegt bei ihm in ſeiner wunderbaren Stellung, in dieſer kron- und ſcepterloſen, aber darum nicht weniger anerkannten Herrſchaft über Millionen, in dieſem Vertrauen eines ganzen Volkes, das ſeinen Günſtling und Fürſprecher ſogar auf eine Civilliſte ſetzt, welche ihm den Schein eines angeſtammten Herrſchers gibt.

O'Connell iſt den alten Demagogen ſchon darin ungleich, daß er bei aller Genugthuung ſeines perſönlichen Ehrgeizes doch nicht darauf denken kann, für ſich ein poſitives Reſultat, irgend eine Würde oder erbli-

ches Anſehen, kurz mehr zu erobern, als für ſein Vaterland die unbeſtrittene Möglichkeit, ſich bequem und mit Vorſorge für das allgemeine Wohl und die Verkürzung des Einzelnen für die Zukunft einzurichten. Der Zweck ſeiner Agitation kann niemals die Deviſe Dan I. geweſen ſeyn, eine humoriſtiſche Schilderhebung, welche auf die Rechnung des Iriſh Bull kömmt; ſondern das Ganze iſt, die genannte Zukunft ſowohl zu befeſtigen, als zu beſchleunigen.

O'Connell ſieht ein, daß ſein ganzes Syſtem auf drei Grundſätze zurückkommen muß: auf die Nothwendigkeit, die Wunde immer in eiterndem Zuſtande zu erhalten, auf den Schein der Geſetzmäßigkeit und auf die Sicherung ſeiner Perſon.

Irland weiß, daß es ſeine Konzeſſionen nur erzwingen kann, und daß das Drohende in der Maſſe liegt; daher O'Connells nie ermüdende Aufforderung Vereine zu bilden, und durch Symbole das auszudrücken, was nur durch die Verſöhnlichkeit noch in ſeinen Schranken zurückgehalten wird. O'Connell drängt in allen öffentlichen Reden, nichts ohne den Schutz der Geſetze zu thun, und das Unrecht dadurch zu entkräften, daß man es durch ſeine Beobachtung aufreibt. Er lockt die englichen Macbeths gleichſam durch eine Un-

möglichkeit, daß Birnams Wald auf Dunsinan herankäme, und behauptet, nur die würden sie besiegen, welche nicht geboren sind vom Mutterleibe, und doch steckt hinter diesen Prophezeiungen eine delphische Schlauheit.

O'Connells Gesetzmäßigkeit und Scheingebung erreicht oft einen Grad, wo sie nahe an Satyre streift. So organisirte er z. B. kurz vor der Emanzipation das katholische Irland in der Absicht, die Aufregung ins Höchste zu steigern; doch drückten seine Statuten gerade das Gegentheil aus von dem, was er wollte, so daß er dem Feindlichen Namen gab, die nicht freundschaftlicher klingen konnten.

„Alle katholischen Irländer, sagte er, alle die, welche eine moralische, politische und religiöse Reform wollen, mögen sich — in Haufen von hundert und zwanzig Personen vereinigen. Diese hundert und zwanzig Personen mögen dann unter sich einen Anführer unter dem Namen Friedensstifter wählen, der seine kirchlichen Obliegenheiten treu erfüllt, und wenigstens einmal des Monats zur Beichte geht."

Der Kontrast dieser Bestimmung mit dem, was sie eigentlich sagen soll, gibt ihr eine lächerliche Wirkung; aber sie bezeichnet vollkommen O'Connells Sy-

stem, der den Einfluß der Gesetzmäßigkeit auf die Masse kennt, und davon überzeugt ist, daß man theure und werthe Dinge der Kühnheit nicht opfern dürfe.

Selbst seinen Egoismus hat O'Connell verstanden an das Interesse der Allgemeinheit zu knüpfen. Er legte gerade so viel Werth auf seine Nothwendigkeit für die irische Sache, als zugleich hinreichend ist, seine eigne Person in Sicherheit zu bringen. Während sein Mund mit dem Stachel eines feinen und spitzen Accents nicht müde wird zu verwunden, und er mit schonungsloser Härte jenseits in Irland das wieder erzählt, was er an Personen und Begegnissen in London erfahren hat, so gibt er nicht einmal die begütigende Formel hinzu, womit so viel untadelhafter Mißbrauch getrieben wird, daß er nämlich Keinen habe beleidigen wollen, sondern gesteht mit leiser Stimme zu, daß die Ausforderung an der rechten Stelle ist; zuckt aber dann die Achseln, sieht gen Himmel und ruft schmerzlich aus:

„Ich habe einmal einen Menschen erschossen, den Squire Desterre im Jahr 1812; die Kugel ging ihm mitten durchs Herz, und seitdem hab' ich der heiligen Mutter Gottes von Kirkpatrik gelobt, jedes Menschenblut zu schonen!"

Was läßt sich dagegen sagen? Mit diesem seinen scheinheiligen Spiele, hat O'Connell ein Privilegium der üblen Nachrede, und bedient sich desselben verschwenderisch, ohne seine Haut zu Markt zu tragen. Man muß eingestehen, daß dis eine für den Demagogen unerläßliche Maaßregel ist; denn wo sollten seine Invektiven hinaus; wenn er der Klinge jedes Fähnrichs von der Gegenpartei, der ihn insultirte, stehen müßte, oder keine Aeußerung über Personen geben dürfte, ohne dabei fortwährend sein Leben als Siegel und Zeugniß einzusetzen? Das Bequeme und Behagliche dieser Maxime kömmt auch nicht einmal als Feigheit heraus; denn mit dem Herzen des Squire Desterre hat es ganz seine Richtigkeit, und Jedermann weiß davon.

Einen großen Vorsprung in der Erfüllung seiner Aufgabe findet O'Connell namentlich in den Resten, welche ihm von seiner ersten Erziehung geblieben sind.

Denn obwohl Advokat seinem Gewerbe nach, so kam doch die Perücke dieses Amtes auf ein Haupt, das durch die Tonsur schon für den Priesterstand bestimmt war. O'Connell, der Sohn einer angesehenen, aber nicht vermögenden Familie, sollte die Weihe nehmen und wurde deshalb, wie fast alle jungen irischen Geistlichen, in dem französischen Seminar zu St. Omer er-

zogen. Der große Agitator hat einst das Meßgewand getragen und bei den Responsorien sich in der Kunst geübt, zur rechten Zeit einzufallen, ohne welche man schwerlich ein gutes Parlamentsglied werden kann. O'Connell ging vom Studium des Missale auf die heiligen Väter über, auf Chrysostomus und Augustinus, wo ihm gewiß bei der Lektüre des Traktats de Civitate Dei die politischen Folgerungen noch ganz fern lagen. Man sagt, daß der junge Priester mit voller Hingebung seinen geistlichen Studien obgelegen haben soll, und kann deshalb auch nur in der nächsten Aufregung Irlands, in den Unabhängigkeitskämpfen von 1798 den Grund finden, warum er das weite Gewand des Seminaristen von den Lenden that und sie mit dem Schwerte des Advokaten gürtete.

Diese energische Anlage der Natur, diese glühende Phantasie mußte einen andern Ausweg finden in einer Zeit, wo es für einen Peter von Amiens und Bernhard von Clairvaux keine Kreuzzüge mehr zu predigen gibt. Aber das Priesterliche steht dem Agitator durch Kunst und Natur noch immer zu Gebot, und hilft ihm, die Gemüther der katholischen Menge zu erobern. Er ist ein Enkel des heiligen Patricius im Glauben des Volks, ein politischer Luther des Katholicismus.

Die Parole, welche ihn überall empfängt, ist: Gott und O'Connell!

Man sollte es nicht glauben, wenn man die parteiischen und doch wieder so indifferenten Berichte der Zeitungen hört, welche Alles herunterziehen in Alltäglichkeit und Zweifel, daß O'Connells Name Wunder wirkt; ja der Fluch der Politik, daß man immer draußen seyn muß auf dem lärmenden Markt, und sich immer preisgeben an die tägliche Neugier des Speculanten oder Kannengießers, zieht auch eine solche Erscheinung, wie die O'Connells, in die spöttische Beurtheilung herab, und hat uns längst erkältet in der Würdigung dieses Mannes, der uns zu viel im Vordergrunde steht, der sich überall präsentirt.

Allein man abstrahire einmal von der Journalistik, von den Intriguen der Londoner Kabinetszusammensetzungen, von der Taktik im Unterhause, und gehe nur zurück auf Irland, so sieht man, wie O'Connell den Schmutz des englischen politischen Lebens vom Leibe schüttelt, sich ganz auf die Hingebung seiner großen Aufgabe isolirt, und mit einem glühenden, andächtigen und unglücklichen Volke zusammenschmilzt, das ihn anbetet, dessen Sprache er redet, und in dessen Anschauungen er lebt.

O'Connell soll aus seinem katholischen Glauben sich keinen deistischen Hausbedarf herausgenommen haben; wie denn seine ganze Opposition keine Prinzipientendenz, sondern eine historische Nothwendigkeit ist, zu deren Organ ihn der Zufall oder das Geschick machte. Wenn sich O'Connell ganz an die natürliche Empfindung seines Volkes hingibt, so ist weder von einem Jakobiner noch von einem Jesuiten ein Schein vorhanden; er reduzirt sich dann selbst auf eine hinreißende Einfachheit, welche ihm im Parlament, im Gewühle von tausend gemachten, gelogenen und künstlichen Dingen schon die glänzendsten Triumphe verschafft hat, und wovon man erst jüngst wieder eine Probe hatte, als er über die Füsilirten von Rathcormac so wahre und wehmüthige Worte sprach.

Dis ist der Rest, der O'Connell vom Priester geblieben ist; ein Schlüssel, der ihm die Herzen seines Volkes öffnet: nicht pfäffischer Trug, sondern ächte Salbung und geistliche Versöhnung.

Bei der Emanzipation Irlands lag das Historische weniger in dem Resultat.

Denn den Völkern ist es beim Stande der gegenwärtigen Aufklärung keine Ueberraschung mehr, wenn

die Unterſchiede des Glaubensbekenntniſſes politiſchen Rechten keine Schranken geben ſollen.

Nur die Thatſache des Siegs war überwältigend, weil die Inkonſequenz der verweigernden Partei reich ſeyn mußte an Folgerungen, welche der Hoffnung auf die Zukunft und der Macht der andern Partei zu Gute kamen. Die Nation ſah, daß das große Wort des Torysmus der Stimme des Volks gegenüber verſtummen mußte, daß die Stimme der Parteien ſich nach den Zeichen des Wendekreiſes richtet, in welche ſie gerade tritt; daß es etwas Unwandelbares gibt über dem Lager der Eiferſucht, welches ſich Weg bahnt, auch ohne den Anrufenden die Parole des Tages zu ſagen.

In der That glauben wir an eine tiefe Macht der Geſchichte, welche verborgen iſt, maulwurfsartig, wie der Geiſt im Hamlet, eine heimliche Kraft, welche ſich ſelbſt erzeugt und an das Werdende, an die Partei, an die Unverſöhnlichkeit immer in der Form des Unerläßlichen ſpricht, und die Nothwendigkeit der Konzeſſionen mehr herausſtellt als ein gezogenes Schwert oder auflodernde Brandſtiftung.

Dis verhüllte Geſetz der Völkerſchickſale kann einen Augenblick hindurch einmal der Bundesgenoſſe irgend

eines Feldgeschrei's seyn; doch ist es so göttlicher Natur und rein von den sich drängenden Leidenschaften, daß es selten auf der Seite des Siegers steht, des Siegers, welcher befestigen will, was er eroberte, der von dem Weltgeiste schon längst wieder verworfen ist und Raum machen muß, wäre es auch vor dem Systeme des Widerstandes; vor einem Systeme, das der verborgenen Macht unterster Handlanger ist, weil es die himmlische, die ideelle Negation, die Negation des Fortschrittes repräsentirt in ihrer äußerlichen Art, als irdische Negation, als Negation der Leidenschaft, der Thorheit und der Unverbesserlichkeit.

So strauchelte auch der Torysmus nicht an der Uebermacht seiner Gegner, sondern an dem, was unerläßlich geworden war. Die zwischen Wellington und Winchelsea gewechselten Pistolenschüsse waren das ironische Lächeln des verborgenen Geistes, welcher auf die Männer der Geschichte drückt wie ein Alp.

Die Emanzipation der Katholiken ist eine Garantie, daß die Geschichte nicht mehr gemacht wird durch eiserne Charaktere, welche sich wechselsweise vernichten und die Herolde der Revolutionen sind, sondern durch Girouetten, die durch ihre Gegenwart ihre Vergangenheit Lügen strafen, durch Fahnen, welche für ihre De-

viſe zum Tode geſchworen hatten und von einem Winde gedreht werden, von dem man nicht weiß, von wannen er kömmt und wohin er fährt.

Parteien ſind nur die Werkzeuge der organiſchen Natur der Geſchichte, welche von innen heraus die Völker beglückt, frei macht, der Wahrheit den Sieg gibt und in England auch die Emanzipation und die Reform ſchützen wird.

Die Theologie beſtreitet vielleicht, daß das Paradies am geſichertſten iſt, wenn man die gefallenen Engel zwingt, ſich mit flammenden Schwertern zu ſeinem Schutze zu ſtellen.

Ueberhaupt welche Rolle ſpielt die Theologie in den Stürmen unſers modernen Lebens! In England und Irland ſieht man eine Geiſtlichkeit, welche des Erlöſers Spruch längſt vergeſſen, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt iſt. Dieſe Kirche hat die Verſuchung in der Wüſte nicht überſtanden: das Füllen der Eſelin und die Thränen von Gethſemane kennt ſie nicht. Mit rauſchenden Gewändern wallt ſie durch die Säle der Herodes, und findet einen Triumph der Religion darin, mit den Gaſtmählern der Landpfleger zu wetteifern. Das biſchöfliche Pallium iſt über weltliche Kleider gezogen, und in den politiſchen Fundamenten des Got-

tesdienstes das Heilige der Konsequenz der Heiligkeit so sehr vergessen, daß sich der Protestantismus nicht schämt von einer Gemeinde bezahlt zu werden, welche ihn verkezzert, und für das Abendmahl einen Wein vom Katholizismus zu nehmen, der im Genusse desselben Heidenthum sieht. Denn es kümmert freilich keinen Kaufmann, einen verfluchten Heller in seiner Kasse zu haben; doch sollte der Priester heilig achten das Nehmen und das Geben, beides nach dem guten Willen. Hier ist die Religion keine Trösterin mehr und die unsichtbare Pforte der Ewigkeit, sondern eine Kommandite jener Wechselhäuser, die Christus aus dem Tempel trieb.

Und wer hätte nöthiger für sein Allerheiligstes zu sorgen, als die Kirche? Wer setzt sich hin als das Unterpfand, daß sich das Christenthum in seiner welthistorischen Stellung erhält? Wer kann die Zeichen deuten, welche heraufziehen an dem Horizonte der Gemüther und von dem Evangelium Merkmale verlangen werden, welche einst da waren (denn das Evangelium war für die Ewigkeit) und welche verloren gegangen sind, während die Jünger schliefen?

Unsre Zeit, vor einer überstarken, vereinzelten und inquisitorischen Alleinherrschaft der Kirche durch die

Vernunft gesichert, will das Heilige vom Weltlichen trennen, damit das Eine nicht in des Andern Sturz hineingezogen werde. Die Trennung von Kirche und Staat ist wahrlich eine Forderung, die nicht von der Feindschaft ausgeht. Die englische Hochkirche hat einen Kampf zu bestehen, der damit enden wird, daß ihre Heiligthümer in den Koth geworfen werden. Man wird die göttliche Offenbarung mit rohen Händen betasten, und den Himmel wie die Götzen behandeln, welche der Muselmann unter dem Sattel eines erlegten afrikanischen Heiden findet.

Wer das Christenthum liebt, ja selbst der, der es mehr als weltgeschichtliche Evolution betrachtet, oder es als eine zärtliche, sagenreiche Mutter, von welcher euer Geist die erste Nahrung sog, mit kindlicher Theilnahme anschaut, sieht mit Schmerz diese Gewitter heraufziehen, welche damit enden werden, daß das Himmlische sich wieder zurückziehen muß in die Schlupfwinkel der Berge, in dunkle Verstecke, aus welchen das Wild des Waldes stutzig auffährt, in eine Einsamkeit, die nicht eher aufhören wird, ehe sich die Plünderung nicht legte und die Entwürdigungen der Ewigkeit von der rohesten Nemesis zerrissen sind.

Betet, daß dieser Kelch vorübergehe!

Man kann sich von diesen Gedanken nicht losmachen, wenn man jenes Gemisch des Heiligen und Weltlichen sieht, welches in England die Tagesordnung ausmacht.

Wir glauben nicht, daß sich O'Connell seine große Aufgabe durch solche Betrachtungen trüben wird. Er sieht eine Wirklichkeit vor sich, welche mächtig genug ist, ihn an den Augenblick zu fesseln, und seine Thätigkeit in einzelne kleine Theile zu zerstückeln. Die ewige Wiederaufnehmen einer und derselben Frage, diese Wiederholungen von Dingen, welchen man erst Glauben schenkt, wenn sie zum Gemeinspruch geworden sind, die Geizen mit dem Verschwenderischsten, das uns zufließt, mit der Zeit, hätte Jeden Andern bis zum Tod ermüdet.

Die Dinge standen schon oft in Irland so auf der Spitze, daß die organisirte, in Banden und Uniformen das Land durchziehende Menge nur das Signal der ersten Ordner zu vollständiger Rebellion erwartete. Welches Gefühl, wenn die Vernunft und die Einsicht in den Thatbestand dem kommenden Ereignisse dann wieder in die Speichen fiel, den Lauf der Dinge zu hemmen gebot, und nothwendige Rückschritte nach sich zog, weil es keinen Stillstand in Begebenheiten gibt,

die wie geladenes Feuergewehr droben, und nur der Leute Muth oder Befehl gewärtig sind!

Man sprach auch schon oft davon, daß O'Connel dieser kleinen Schritte rück- und vorwärts herzlich müde sei und sich sehne nach Derrinane, an das Meeresufer und die äußerste Spitze Europa's gegen Amerika hin, in den Schoß einer zahlreichen Familie, die das einsame Kloster und die labyrinthischen Nebengebäude seines Wohnortes — eine architektonische und reizende Vermischung von Feudalismus und Bequemlichkeit — in Karawanen besucht, und sich Recht sprechen läßt in Familienzwisten von ihrem Advokaten-Priester, der ein patriarchalisches Ansehen unter ihnen genießt.

Doch die Schürzung des Knotens, die immer verworrener wird in England und Irland, ruft ihn wieder zurück auf die Hustings der großen Nationalversammlungen, auf die Präsidentenstühle der politischen Gelage, auf den Sitz im Parlament. In London verwickelt er sich dann in die Intriguen der Parteien, die seine Stimme erobern möchten, und durch Ehrenbezeugungen einen Naturmenschen in Verlegenheit setzen. In London strauchelt er hie und da auf dem schlüpfrigen Boden der Debatte und Vorberathung: er soll dem Einen zusagen, was er schon dem Andern versprochen

hatte, er ſoll es zuweilen vergeſſen, da einzufallen, wo man ſeiner bedarf, er ſoll bald die Radikalen compromittiren, welche ihm ihre taktiſchen Angriffe, bald die Miniſter, welche ihm ihre Geheimniſſe anvertrauten.

Das Miniſterium Grey, ſo denkwürdig mehr durch ſeine Nothwendigkeit als durch ſeine Individualität, ging an des Agitators Unbedachtſamkeit zu Grunde, da er in Dublin unter den Seinigen immer das zu bereuen pflegt, was er in London zugelaſſen hat.

Dieſe Unbehaglichkeit einer unheimiſchen Stellung iſt der Grund, warum O'Connell nie zu einer großen Macht im Unterhauſe gelangt, in iriſchen Angelegenheiten ausgenommen, wo er der Kern eines langen Schweifes iſt, der ihm treu bleibt, weil er ſich zuletzt in die Nebel enger Verſchwägerung und Blutfreundſchaft verliert. O'Connells Züge klären ſich auf, wenn ſich das Ende der Seſſion nähert; dann ſieht man ihn ſchneller durch die Straßen Londons ſchreiten, die breiten Schultern wiegend, den Regenſchirm wie ein Feldwanderer über die Achſel gelegt, oder damit gegen die Luft fechtend, ein iriſches Volkslied ſummend und begrüßt von ſeinen Landsleuten, den Savoyarden Englands.

Er fürchtet die Heimath nicht, ob er gleich ſchon

oft ihr verſprochen hat, ſie in ſechs Monaten zu dem glücklichſten Lande der Erde zu machen, und im Parlament die kleinſte Beſchwerde aufzuheben, die den Kleinſten drückt. Die Völker tragen nichts nach: ſie tragen O'Connell nicht nach, daß er einſt vor Georg IV. kniete, weil er verſichert, daß er ſich jetzt deſſen ſchäme: ſie tragen ihm die Zwangsbill nicht nach, gegen die er erſt ſtimmte, und deren Erneuerung er ſpäter zuzulaſſen verſprach; denn ſie wiſſen, daß er es auf Rechnung größerer Zugeſtändniſſe that, zu welchen ſich die Verwaltung bereit erklärt hatte. Keine Macht iſt gegen den guten Willen nachſichtiger, als das Volk, das ſich in ſeiner Geſammtheit zu ſtark und zu großmüthig fühlt, die Schwäche eines Einzelnen zu rügen.

O'Connell kennt dieſe ſanfte und linde Moral der Völker, und ordnet ſich deßhalb der Laune ſeiner Nation gänzlich unter. Man höre, wie er zitternd einlenkte, als ſeine neuliche Erklärung über den Zehnten auf einen Augenblick ſeine Zuhörer ſtaunen machte! Wer ſich in die Seele großer Männer zu verſetzen weiß, wird eine Thräne über jenes ungerechte Oh! nicht haben zurückhalten können; denn wenn es ſchmerzlich iſt, die Treue verkannt zu ſehen, ſo iſt es noch ſchmerzlicher, wenn die Treue den Schein der Dienſtbarkeit

oder der Entäußerung eines gigantischen Willens annehmen muß. Aber Reibungen dieser Art vergehen wie die Laune einer Geliebten.

O'Connell erreicht jetzt sein sechzigstes Jahr; ein Siegeskranz wird dem alten Kämpfer gereicht von einem Volke, dessen Sklave zu sein er sich überwinden konnte. Die Magnete von Millionen Herzen werden einst seinen Sarg sichtbar schwebend erhalten, wie den des Propheten in der heiligen Mekka.

Doctor Francia.

Am glänzendſten entfaltete ſich die Macht des Chriſtenthums, wo es nicht zu dem Schwerte des Kriegers oder den Würden der europäiſchen Monarchien ſeine Zuflucht nahm, ſondern zu ſeiner eignen Naivetät und den Nürnberger Spielſachen, durch welche es verbreitet worden iſt unter den Indianern der neuen Welt.

Die Miſſionarien aller Konfeſſionen gingen auf den Urſprung der Lehre zurück, auf Jeſus, den Sohn eines Zimmermanns, auf die Fiſcher, auf die Zöllner, denen die Gnade der Viſionen zuerſt geworden war. Das Chriſtenthum warf ſeine Infuln und Tiaren ab, das biſchöfliche Pallium und die ſammtenen Mäntel der Kardinäle und zeigte ſich flink, handwerklichen Urſprungs, in Hemdärmeln, und half, rüſtig die Axt ſchwingend, die Urwälder lichten, der Civiliſation Wege bahnen, Hütten bauen und die Felle der Thiere gerben, um ſich gegen Pfeile, die Mosquitos und den Regen

zu schützen. Jede einzelne Profession der Apostel kam hier wieder zum Vorschein.

Und wie man die Bäume fällte, tödtete man die weinende Dryade und das Heidenthum; wie man an Blöcken schälte, um Kanots zu bauen, erzählte man von dem See zu Kapernaum und dem Wassertreter Petrus; wie man sein Vesperbrod aß, erzählte man die Wunder der Speisung, die Geschichte von den dreitausend Mann und den fünf Broden, die Weinmetamorphose; und wenn zuletzt der Abend kam und die Sonne ins Meer tauchte, dann setzten sich die frommen Wilden und ihre neuen Priester unter das Dach einer Baniane und sprachen von Gott, von der Menschwerdung, und dem ewigen Leben, indem sie hinaufzeigten auf das Firmament, auf die Sterne, die an dem nächtlichen Himmel auftauchten.

Die Propaganda war es, die in Amerika dem Katholicismus Triumphe verschaffte, gegen welche die Kämpfe mit Kaiser und Reich, mit Ghibellinen und Ketzern werthlos sind.

Die Schüler Loyola's erkennt man jenseits des Ozeans nicht wieder. Vergessen sind die fürstlichen Beichtstühle, vergessen die Grundsätze macchiavellistischer Prinzenerziehung, vergessen die Principien des Königs-

merdes und ihre Opfer, Ravaillac, Clement: und nichts iſt zurückgeblieben, als der wahre Grundſatz der Geſellſchaft Jeſu, die Aufklärung und das Bedürfniß mit der Tradition und dem Dogma zu verbinden.

Jede andere Ordensregel hätte Südamerika zu Grunde gerichtet: die Dominikaner hätten zu viel Glauben verbreitet, und die Benediktiner zu viel Wiſſenſchaft. Die Jeſuiten, dieſe weltlichen, mit dem Konflikt der Zeit vertrauten, man möchte ſagen proteſtantiſchen Prieſter des Katholizismus, halfen allein; denn ſie waren praktiſch, thätig, gingen nicht barfuß, verlangten nicht die ewige Rotation des Roſenkranzes um die Achſe einer trägen Hand, ſie griffen zu Karſt und Spaten, und lehrten die Völker, nicht nur ſelig, ſondern auch glücklich werden. Die Klöſter wurden die Stationen der ſich Bahn brechenden Civiliſation. Der Glaube war nur das Zubrod der erleichterten Exiſtenz, er wurde nur gepredigt durch Beiſpiel, durch die Verpflichtung zur Dankbarkeit, und durch Sitten, welche ſich von ſelbſt milderten.

Südamerika iſt die Schöpfung des edelſten Jeſuitismus, und nur diejenigen, welche kein Heil für die Menſchheit ſehen, ehe ihr nicht ſo gepredigt wird, wie in der Leipziger Nikolaikirche oder im Dome von Mag-

beburg, werden das Bewundernswürdige dieser Thatsache nicht zu schätzen wissen.

Ein großer Theil des Unterschieds der südamerikanischen Revolutionen von dem Befreiungskampfe und der gegenwärtigen Stellung der Vereinigten Staaten entwickelte sich auch zunächst aus der kirchlichen Verfassung der spanischen Kolonien.

Ueberall wo keine Vertheilung des Eigenthums herrscht, wo unermeßliche Länderstrecken von dem Winke eines Einzigen abhängen, hat die Revolution leichtern Vorschub; aber sie greift auch nicht tief hinunter in die Masse, welche von den Parteikämpfen der Aristokratie nur insofern berührt wird, als sie von der letztern abhängig ist. Das Geheimniß der polnischen Insurrektionen, die sich so schnell aufsattelten, liegt in dieser Verfassung, so wie man auch in England eine kompakte, rebellirende Majorität sehen würde, wenn die Revolution ausginge von der Aristokratie.

Eben so ist das Verhältniß auf der negativen Seite. Der Widerstand ist leichter organisirt bei großem Besitz, und die katholische Kirche da, wo sie in Südamerika nicht civil und wie der Jesuitismus blos pädagogisch geworden ist, konnte aus dieser Rücksicht nur störend auf den Gang der Begebenheiten einwir-

ken. Ihr großes Ansehen ist ihr geblieben, und die neue Ordnung der Dinge hatte sich ihr erst da versöhnt, als der Katholizismus in allen diesen schnell etablirten Staaten als offizielle Religion anerkannt wurde.

Man schließt hieraus, wie unvorhergesehen die ganze südamerikanische Emanzipation war, wie vieler äußerer Umstände sie bedurfte, um sich zu entwickeln, und wie lange es währen kann, ehe die untern Elemente jene Konturen ausfüllen werden, welche für Südamerika in einer genialen Improvisation gezogen worden sind.

Nordamerika hatte an einer langen Vorbereitung zur Revolution erstarken können: es hatte durch Journale und die veröffentlichte Opposition freisinniger Beamten sein Urtheil bilden können; es war in politischer Rücksicht befestigt, und hatte das Prinzip der Republik überall schon anerkannt, ehe man an einen Namen für die freien Verhältnisse dachte.

Dagegen war in Südamerika das neue Ereigniß ein Facit der verschiedensten Umstände, ja sogar das Facit einer Menge von augenblicklichen Verlegenheiten, für welche sich keine andere Abhilfe finden ließ, als eine revolutionaire. Die Erschütterungen des Mutter-

landes waren in den Kolonien ohne Berechnung, so daß die Pflicht der Unterthänigkeit an sich selbst irre werden mußte. Die Schiffe, welche von der Halbinsel kamen, brachten die verschiedenartigsten Nachrichten. Wenn sich die Junten kaum für Ferdinand gegen Carl erklärt hatten, so vernichteten die Traktate von Bayonne wieder ihren besten Willen, und zwangen sie, für Joseph Partei zu nehmen. Entschied nun die Gährung, die allerdings nicht fehlte, dennoch für die entsetzten Könige, so war hier die Revolution Folge des legitimsten Signals, und mußte zuerst damit enden, daß man die Autorität der Cortes anerkannte. Bald waren aber auch diese, bei ihrer heillosen, karthaginensischen Politik, die Colonien in Fesseln zu halten, wieder eine Parole der Regierungsgewalten, eine offizielle Berufung; aber wie lange? Bis die Restauration Luft geschöpft hatte, die Cortes abschaffte, und jene Behörden in den Bann erklärte, welche doch legitim handelten, und aus Verzweiflung, dem Gange der Ereignisse auf der Halbinsel zu folgen, jetzt sich ohne Weitres der erstarkenden Prinzipienrevolution in die Arme warfen.

Hier ist es, wo wir wieder kirchlichen Boden unter uns spüren, und zwar mit Früchten, welche unglaublich scheinen, denn Alles, was an Tendenz, an

Prinzip ſich in Südamerika vorfindet, was aus dem Enthuſiasmus neuer Ideen dort entſtanden iſt, war die Folge des Jeſuitismus, und jener Bildung, die man auf den Univerſitäten von Cordova, Cartagena und Mexico erhalten konnte.

Das kosmopolitiſche Prinzip des Loyolismus bildete ſich allmählich zu einer freien Weltanſicht aus, zu einem Syſtem der Menſchenrechte und zu einer Verehrung jener Literatur, welche auch in Europa die morſchen Fundamente des politiſchen Gebäudes zu benagen anfing. Obſchon ſo weit von Rom und Sparta entfernt, ſchwärmte man doch für Monteſquieu; der feurige, leidenſchaftliche Creole wurde elektriſirt von dem Rouſſeau'ſchen **retournons à la nature**; und die Werke von Robertſon und Raynal ſtudirte er mit um ſo größerer Hingebung, als ſie für Amerika ſelbſt geſchrieben waren.

Aber hier iſt es auch, wo wir ſtehen bleiben müſſen, um den Schlüſſel zu einem verſchloſſenen Charakter und einem verſchloſſenen Lande zu finden. Bis auf die Encyklopädie, vielleicht noch bis zur Deklaration der Menſchenrechte, reicht die Bildung, deren genialſte und originellſte Repräſentation wir in Don Joſe Gaspar Rodriguez Francia wiederfinden. Die Schreckens-

herrſchaft iſt ſo eben angebrochen; Robespierre ſchreitet ſtolz einher mit dem Blumenſtrauß am Feſt des höchſten Weſens; der Despotismus der Tugend und Beſcheidenheit iſt die blutige Ordnung des Tages. Die Gironde iſt ſchon hingeopfert — Doktor Don Cornelio Saavedra — Marat ſtarb in ſeinem Blute — Doktor Don Mariano Moreno — Danton ging unter, weil er den Gott im Laſter ſuchte — Doktor Caſtelli. Die todtbleiche, grauſame Mäßigung Robespierre's herrſcht — Doktor Francia — denn wie Francia würde Robespierre geherrſcht und geglaubt haben, die Menſchen glücklich zu machen.

Hier hat die Militairherrſchaft noch nicht begonnen; der kriegeriſche Ruhm gibt noch keine Anſprüche, Napoleon ging noch nicht über den Symplon.

An Paraguay jagten Siege und Niederlagen vorüber — San Martin, ein jugendlicher Held, noch ein keuſcher und aufrichtiger Revolutionair, wie die Kellermann und Marceau, die gegen die Vendée kämpften; dann die drei Heldenbrüder Carrera, ſchon angeſteckt von dem Beiſpiele Napoleons, aber Napoleons ſo, wie er noch Bonaparte hieß, knabenhaft langes Haar trug und ſo ſchüchtern war, daß ſich erſt Weiber in ihn verlieben mußten, um ſeine Tapferkeit an den

Tag zu bringen; dann Bolivar, Sucre, la Mar, Gamarra, alle napoleoniſirend und eiferſüchtig, der auf den erſten Konſul, der auf die Nebenbuhlerſchaft Klebers und Moreau's, der auf den grauen Oberrock und den kleinen Hut, der auf die Krönung, und zuletzt Iturbide, eiferſüchtig auf den Gipfel des Unglaublichen, auf die Hoffnungen von 1812, und ſo früh geknickt, wie dieſe.

Alle dieſe unermeßlichen Reiche mit ihren dreifachen klimatiſchen Zonen, mit ihren Goldadern, Krokodilen, Rieſenſchlangen und Mosquitos, zerſchellen an einander, und die Freiheit ſiegt nur negativ, indem ihre Anwalde unterliegen, und die Zonen, die ſie beglücken will, kleiner werden. Fahrt hin!

Wir ſtehen noch am Rio de la Plata und ſeinen Nebenflüſſen, an den Zweigen der Andes, welche nur ſilberne Wurzeln haben, in den mannshohen Pampaswieſen und den unermeßlichen Stromebenen, an deren Horizonte eine Wolke fliegt, bergend den Gaucho auf dem muthigen Roſſe, und den amerikaniſchen Strauß, den Jaguar, im Sturmfluge, in dem Lande der „guten Lüfte," in Buenos-Ayres, in der ſilbernen, argentiniſchen Republik.

Die Direktorialregierung von Paraguay entwickelte

ſich ſchon aus den erſten Kämpfen der ſpaniſchen Kolonien mit dem Mutterlande, auf demſelben Wege, welchen wir ſchon nannten, dem der Verlegenheit, wie man ſich bei den Umwälzungen der Halbinſel zu verhalten habe.

Paraguay war eine Provinz vom ehemaligen Vicekönigreich von Rio de la Plata, und riß ſich von der ſpaniſchen Herrſchaft los, indem es ruhig den Ereigniſſen folgte, welche von der Hauptſtadt dieſer großen Statthalterſchaft, von Buenos-Ayres, ausgingen. Man klärt ſich deshalb am beſten über den Urſprung der Herrſchaft des Doktor Francia auf, wenn man im Stande iſt, ſich über die Revolution von Buenos-Ayres eine richtige Vorſtellung zu machen.

Von der argentiniſchen Republik ging die Befreiung Südamerika's aus: ihr erſter Verſuch gelang, und die Intereſſen kreuzten ſich hier gerade ſo wunderbar, daß die Freiheit auch gleich für die Zukunft geſichert war. Denn nicht nur, daß die ſpaniſche Beſatzung geringer war als auf der weſtlichen Küſte, in den goldhaltigen Königreichen; auch die Einmiſchung Englands und Portugals, welche beide nicht ohne Treuloſigkeit und Intereſſe verfuhren, leiſtete der Revolution den glücklichſten Vorſchub. Von den erſten Kämpfen ge-

gen den König der Fluren, den ritterlichen und kühnen Artigas, bis zu dem Augenblick, welcher für die Unabhängigkeit der rechte schien, verwickelten sich die Interessen unauflöslich.

Die Vicekönige lösten sich ab, während die alten Befehlshaber sich kaum befestigt hatten; und die nachfolgenden kamen ohne Vollmachten, da sich der Zustand der Parteien fortwährend veränderte. Der Franzose Liniers vertheidigte eine Zeit lang die Ansprüche Europa's, und während man glauben mußte, daß er die Kolonie für die Usurpation seiner Landsleute retten wollte, stellte sich weiter heraus, daß er Bourbonist war, und an den alten spanischen Thron dachte, ja sogar an Brasilien, von wo aus die intrigante und leidenschaftliche Mutter der beiden feindlichen Brüder von Oporto ihre Minen springen ließ.

So wirrte sich Alles in einen labyrinthischen Knäul zusammen, aus welchem die Staatsklugheit keinen Ausweg mehr fand, nur die Freiheit, welche die Rücksichten durchhieb, da sie nur der Zukunft und sich selbst verantwortlich war.

Zu gleicher Zeit, am Schluß des ersten Decenniums unsers stürmischen Jahrhunderts, traten in Caracas, in la Paz, Quito, Bogota und in Chile Regie-

rungsjunten zuſammen, und in Dolores ſtand der Märtyrer der mexicaniſchen Freiheit, Hidalgo, auf, um bald auf dem Blutgerüſt Zeugniß zu geben von dem, was die Zukunft an ſeinem Tode rächen würde.

In Buenos Ayres aber, wo nun die zweifarbige, blau- und weiße republikaniſche Fahne wehte, ging die Revolution einen gemächlichen und bequemen Gang. Die Militairherrſchaft war über Südamerika noch nicht angebrochen, weil weder die Propaganda der Losreißung noch der ſpaniſche Widerſtand recht organiſirt waren. Hier lag noch Alles in den Händen einzelner von der öffentlichen Stimme bevorzugter Advokaten: nicht einmal die Kaufleute, wie in Bolivia, miſchten ſich ein, das Syſtem aber, das man bei dieſen civilen Bewegungen befolgte, war jenes, das Fouché einſt zum großen Aerger des Kaiſers und zu ſeinem eignen Nachtheil bezeichnet hatte. „Wenn ich ſterbe, Fouché," fragte Napoleon vor der Geburt des Königs von Rom, „was werden Sie thun?" „Sire," antwortete der Chef der geheimen Polizei, der ſich hier ſelbſt verrieth, „ich werde ſo viel Gewalt an mich reißen, als mir nur möglich iſt."

Das that man in Buenos-Ayres: man theilte ſich in die Revolution, und Francia bewies, daß er die

Grundsätze herrenloser Zeiten vortrefflich inne hatte. Er schnitt die nördliche Provinz von Buenos-Ayres, Paraguay, gänzlich von dem weitern Verlauf der Begebenheiten ab, und beeilte sich, seine Eroberung innerlich zu befestigen.

Die Bewegung in den andern Provinzen war immer noch civil: immer noch begleiteten bürgerliche Bevollmächtigte, wie die ehemaligen Konventsdeputirten in Frankreich, die Kriegerhaufen, welche den spanischen Heerführern die glücklichsten Treffen lieferten, revolutionirten das Land und leiteten den Prozeß der Gefangenen ein, welches immer ein ganz kurzer war. Francia überließ die Vertheidigung seines Erbtheils den Doktoren und Advokaten von Buenos-Ayres, seinen Universitätsfreunden aus Cordova, und studirte ruhig in Assumcion den Macchiavell.

Erst als die thätigen Provinzen ausruhten, und man der spanischen Unmacht im Lande so gewiß war, daß man den ächten Libertador Südamerika's, San Martin, über die Anden und den Desaguadero in die Goldländer schicken konnte, da sah man in Buenos-Ayres ein, daß die prokonsularische Herrschaft von Paraguay eine schlechte Konsequenz der neuen Dinge sei,

und ſchickte den General Belgrano ab, dieſe Provinz mit Waffengewalt der Centraljunta einzuverleiben.

Noch hatte Francia kein Blut geſehen, und fürchtete die blinden Entſcheidungen des Mars; deshalb griff er zu alten hiſtoriſchen Liſten, forſchte in Roms Geſchichte vom Traſimenerſee bis zu den Tagen von Capua, und leitete eine ganz humane, unblutige Myſtifikation ein.

Er ſtellte dem anrückenden Zuge keinen Widerſtand entgegen, Tage lang nicht, bis derſelbe in einer Nacht dicht vor Aſſumcion ſtand, und ſich überall von Feuerzeichen auf den Bergen umgeben ſah.

Waren dis Mährchen aus Cornelius Nepos? Waren dis die glühenden Stiere des Hannibals? Oder die zahlloſen Aufgebote eines allgemeinen Landſturms?

Der Exekutionsgeneral erſchrak, nahm den Rath des Doktors an, der ihm lächelnd Proviant und Geſchenke für die Junta in Buenos-Ayres und ſeine terroriſtiſchen Schulkameraden anbot, und zog ſich, bis an die Gränze von Paraguay von der Illumination der Berge ringsum begleitet, in ſeine Kaſernen am Rio de la Plata zurück.

Die Mutterrepublik hatte inzwiſchen ihren langwierigen Kampf mit dem rivaliſirenden Montevideo begon-

nen, ſie mußte alle ihre Streitkräfte gegen Braſilien wenden, welches Anſprüche machte auf die Banda Oriental. Dieſe Zwiſtigkeiten währten bis zum Jahe 1828, wo endlich der Friede von Rio de Janeiro der jungen Republik Athem ſchaffte.

Rechnet man die Anſtrengungen hinzu, welche die Propaganda nach Weſten hin koſtete, ſo begreift man, wie viel Zeit die Uſurpation von Paraguay gewann, ſich zu befeſtigen, ſich chineſiſch gegen das Ausland und die ſchwankende Tagesgeſchichte abzuſchließen, und einen Zuſtand zu erhalten, der uns für den vulkaniſchen Boden von Südamerika unmöglich ſcheinen möchte.

Paraguay ſelbſt iſt einer der fruchtbarſten Binnenſtriche von Südamerika. Reichthum der Vegetation wie überall in dieſem geſegneten Welttheile. Die großen Ebenen begünſtigen die Zucht der Stiere und Pferde, deren Häute nebſt dem berühmten Paraguaythee die Handelsartikel des Landes bilden. Warum mußte auch Bonpland ſo neugierig ſein, und die Theepflanze ſo ſorgfältig beobachten! Man hielt ihn für einen Feind des Nationalreichthums und des perſönlichen Einkommens des Diktators; denn er ſelbſt, der Doktor, iſt erſter Theehändler und Staatsgerber. Man glaubte

ihm nicht, daß er nur die Akademie, die Verbesserungen Linné's, und die Wissenschaft im Auge hatte.

Die Bewohnerzahl ist gering, und geht kaum über eine halbe Million hinaus; Creolen, Mestizen, Farbenschattirungen aller Art begegnen sich in Assumcion; der Rest auf dem Lande sind Indianer, zahme, halbzahme und wilde. Diese letztern können, wie die Darmstädter das R, das F nicht aussprechen, wobei also das Staatsoberhaupt immer um einen Buchstaben zu kurz kommt und keineswegs an die Freiheit, die in seinem Namen liegt, erinnern kann.

Die Wilden von Paraguay haben einen großen Theil der baroken Natursitten Amerika's: ihre Frauen essen kein Fleisch, gleichsam um nicht zu verwildern, sie lassen nur ein Kind aus ihren Ehen leben, eine Gewohnheit, welche der Malthusschen Klage abhilft, aber für den Flor und die Statistik des Staates wenig günstig ist.

Viele dieser Stämme sind noch nicht einmal mit dem Christenthum bekannt, woraus man auf den Bekehrungseifer der Jesuiten schließen kann. Diese ehrwürdigen Väter wollten die Völker erst glücklich machen, ehe sie ihnen erlaubten, mit dem Rosenkranze zu spielen. So kömmt es, daß Paraguay der Antipode

von Tibet iſt, daß der Doktor nicht blos für einen Doktor der Theologie, ſondern für die Theologie ſelbſt gehalten wird.

Eine ſataniſche Ironie! denn Francia iſt Atheiſt; aber keine Seltenheit für Amerika; lebte doch einer der geſchäftigſten Gottesläugner der Revolution, Billaud-Varennes, nachdem er proſkribirt war, und auf den Azoren ſich geübt hatte, Papageien abzurichten, lange Zeit bis zu ſeinem Tode unter den Indianern, welche ihn, den Atheiſten, als Schöpfer Himmels und der Erde verehrten!

Man ſieht, welcher Maaßſtab an jene hermetiſch verſchloſſenen Wunder von Paraguay gelegt werden muß.

Iſt Francia ein Tyrann? Ein Uſurpator wie Cromwell? Nein, er iſt ein Philoſoph, der mit der Menſchheit experimentirt.

Ihr ſeyd immer gewohnt, nach Euch die Menſchen zu beurtheilen, und ſprecht von Francia wie von einem Verräther an Euern eignen Grundſätzen. Klingen nicht Eure Vorwürfe, als vergienge ſich jener Doktor an ſeinem Diplom und an ſeinem Hute, als glaubtet Ihr, man könne doch Schiller und Göthe oder den deutſchen Liberalismus auch wohl beſſer verſtehen, als ſo!

Nein, wir kennen Francia: es iſt Robespierre, der plötzlich unter die Menſchen Rouſſeau's verſetzt wird: es iſt Robespierre, der Lockes tabula rasa neu beſchreiben und füllen ſoll. Es iſt eine Herrſchaft, von der Ironie präſidirt, und grauſam nur dann, wenn ſich die Langeweile oder hypochondriſche Laune des geiſtreichen Geiſtlichen regt.

Oder wollt Ihr in ihm keinen Mann der Revolution und Jeſuiten ſehen, dann nehmt ihn als Philoſophen! Ich rede nicht von Seneca, der den Mord einer ſcheußlichen Mutter, aber einer Mutter! gut hieß; nicht von den flammenden Scheiterhaufen des Servet in Genf; denkt an Plato und die Republik mit ihren Grundzügen für jede Tyrannei; denkt an ſeinen Verkehr mit Dionys, oder an jenen andern Dionys, der von Blut troff und doch ſo viel Kenntniſſe beſaß, in dem genialen Korinth noch Schulmeiſter werden zu können, oder an Phalaris und ſeinen glühenden Ochſen und die Pythagoräiſche Philoſophie! Denkt an Macchiavell und den Sprung von den Diskurſen über Livius zum Fürſten! Oder an Baco von Verulam, den Verfaſſer des Organons und den engliſchen Kanzler! Ich thue nichts, als die Ahnen Francia's aufzählen.

Francia's Herrſchaft iſt das ernſthafte Mittel zu einem Scherz. Francia lacht unter ſeinen Wilden, die das F nicht ausſprechen können, und wenn die frommen Meſtizen eine neue Kirche bauen wollen, nur dann iſt er unglücklich und ruft aus:

„Wann werden die Menſchen aufhören blind zu ſeyn! eine Reihe von Geſchützen an der Gränze iſt beſſer, als alle Heiligen. Ich erinnere mich nur noch dunkel jener Zeit, wo ich wie Ihr ein Katholik war!"

Dis iſt Francia, von welchem man geneigt iſt, zu ſagen, ſeine Herrſchaft wäre prieſterlich und ein Triumph der Bigotterie. Nein, Anacharſis Cloots iſt Diktator eines Naturſtaates geworden und fordert die Langmuth des Himmels heraus, deſſen Blitze er ſeinen Unterthanen aus phyſikaliſchen Urſachen erklärt.

In der That man muß geſtehen, wenn jene Weiberrepublik am Amazonenſtrome eben ſo erwieſen iſt, wie dieſe humoriſtiſche Herrſchaft des Doktor Francia, dann wird Amerika nicht nur der Sitz der Freiheit, ſondern auch der der Wunder werden.

Francia fürchtet nur Einen Feind: die Macht des Beiſpiels, die unwiderſtehlich iſt in ſchwach organiſirten Staaten, und unter rohen Naturvölkern, welche

den Instinkt der Masse haben und durch fremde Entschließungen gern die eigenen entschuldigen.

Die neuen Republiken rings um Paraguay her schritten ihrer innern Vollendung immer näher, wenn man die blutige Reaktion der Demokratie und der Creolen gegen Militairherrschaft so nennen darf. Francia fühlte es, daß er vor diesem Miasma nicht sicher war, und entschloß sich schnell zu Konzessionen, die aber so schlau und widerhakig angelegt waren, daß sie ihm ein Mittel zum Gegentheil dessen, was sie schienen, werden mußten.

Mit der Verschlagenheit eines Menenius Agrippa ging er hinaus zu dem Volk, das er im Geist schon auf dem Mons sacer versammelt sah, und gab eine allgemeine Repräsentation zu, welche aus Urwahlen hervorgehen sollte. Statt des bisherigen kleinen Senats, der seine Macht unterstützte und die Last der Geschäfte theilte, berief er tausend Abgeordnete aus allen Theilen seines Landes in die Hauptstadt. Hier bewillkommte er sie wie ein Mann von Welt, redete sie mit Höflichkeiten an, durch die sie in Verlegenheit gesetzt wurden, sprach von dem Beruf der Regierung, wie von einer Prädestination des Genie's, und dann wieder wie von dem Resultate solcher Kenntnisse, die

freilich daheim in seinem Urwalde Niemand erlangt haben konnte. Er legte ihnen Traktate vor in den ausländischsten Sprachen, citirte die ökonomischen Schriften Xenophons, um einen kleinen Geldposten des Budgets zu erläutern und verlangte von ihnen, daß sie über Adam Smith und den Physiokratismus ihre Stimme abgeben sollten. Dazu kam noch, daß sein drittes Wort Uneigennützigkeit war, und er von den Deputirten so viel Patriotismus verlangte, daß sie keine Entschädigung in Anspruch nehmen durften.

Da sehnte sich dann Jeder aus der theuern Hauptstadt nach seinem Meierhof zurück: Jeder fühlte, daß ohne Diäten und Kenntnisse auch die Demokratie eine unvollkommene Verfassung wäre, und in einer der schönen südamerikanischen Nächte, beim Scheine der Laternenkäfer und goldglänzenden brasilianischen Nachtfalter waren die Deputirten, die Revolution und die Unbequemlichkeiten des Philosophen von Assumcion verschwunden.

Wir wollen uns wohl hüten, zu scherzen, wenn Francia seine Indianer erschießen läßt, die sich unterstehen, ihn anzublicken. Wir können nur nicht zugeben, daß Francia eine angeborne Grausamkeit besitzt.

Solche Erscheinungen, wie Nero und Francia,

führen tief in die Schlupfwinkel der menſchlichen Seele ein, wo das Ausgezeichnetſte in Bildung und Phantaſie oft mit Leidenſchaften gepaart iſt, für welche ſich keine andre zureichende Erklärung finden läßt, als oft nur böſe Laune der Einſamkeit und der Kitzel, gerade das zu verſuchen, was die tägliche Gewohnheit unverſucht läßt. In der Vorſtellung Hamlets, bei geſunder Vernunft den Narren zu ſpielen, lag eine geheime Wolluſt für den däniſchen Prinzen.

Allerdings iſt ein ſo arbitraires, launenhaftes Regiment, wie das von Paraguay, ein Unglück für die Menſchheit; aber man verberge ſich nichts: eine Alleinherrſchaft, vorübergehend wie die von Paraguay, eine Herrſchaft des Genie's und der Kraft, iſt zur Zeit noch die glücklichſte Chance der jungen Freiheit Südamerika's. England lernte ſeine Magna Charta erſt durch die Tyranneien der Heinrich, Eliſabeth, Jakob und Karl ſchätzen, erſt durch langjährige falſche und rechte Berufung wurde die Freiheit aus einer Abſtraktion eine juriſtiſche Gewohnheit.

Südamerika hat das Intereſſe einer dauernden Zerſpaltung: die Freiheit beglückt nur kleine Kreiſe. Dieſe unermeßlichen Länderſtrecken müſſen ſich in kleine Diſtrikte theilen, wo ſich die Freiheit anbauen läßt, wie

der Kohl, den man unter seinem Fenster wachsen, blühen und gedeihen sieht.

Francia haßt die Monarchie als Prinzip; er haßt die Aristokratie; er ist ein Repräsentant jenes sonderbarsten aller Despotismen, der die Welt frei machen will mit Gewalt und glücklich mit Zwang. Er wirkt in seinem Lande Vortreffliches, Vorbereitungen für die blaue Zukunft, er betreibt die Kultur des Landes und der Geister, er will Menschen schaffen, welche der Freiheit würdig sind. Francia experimentirt. Er hält mit seinem Lande Schule.

Schon rückte es eine Klasse höher; denn der Handel mit dem Auslande ist seit einigen Jahren freigegeben: solche Konzessionen sind hier, wie Noten, welche bei der jährlichen Prüfung dem Fleiße eines Schülers gegeben werden. Francia wäre glücklich, wenn er stürbe und könnte seine Schüler sich selbst überlassen; aber so fühlt er, daß sie noch immer nicht reif genug sind, und mußte sich entschließen, noch in seinen hohen Tagen, in seinem siebzigsten Jahre, ein junges Mädchen zu freien, um einen Nachfolger erzielen zu können.

Man denkt sich hier den alten Spanier, wie den Doktor Bartolo, mit rothen Strümpfen, lockiger Pe-

rücke und im langen Mantel: oder wollt Ihr einen edleren Vergleich, wie den alten Dogen von Venedig, der als siegesmüder Löwe noch mit einer frischen jungen Gazelle spielt.

Der Diktatorsessel von Assumcion wird aber wohl sicher seyn vor den Epigrammen eines Steno, und der alte Herr noch recht lange die Freude haben, sich von der jungen Engländerin, die er heirathete, im Barte krauen zu lassen, bis er einst hingeht zu seinen Freunden Robespierre und Billaud-Varennes.

Armand Carrel.

Athemlos in einer ewigen Bewegung drängen ſich die Aeußerungen des politiſchen Lebens in Frankreich, ſo daß ſelbſt der Umfang von Paris nicht groß genug zu ſeyn ſcheint, für jede derſelben einen hinreichenden Raum zu laſſen.

Nichts iſt dort vollſtändig: weder der Sieg noch die Niederlage. Jener muß darauf verzichten Triumphe zu feiern; dieſe hält nur in der Stille ihre Leichenbegängniſſe.

Auch für den Contraſt iſt nicht Raum genug da. Die Maſſe der Intereſſen, innerlich verwandt, oft nur ein Mehr oder Weniger, ſchattirt ſich ineinander, ſo daß die Extreme durch eine lange Kette von Mittelgliedern das Unverſöhnliche ihres Abſtandes zu verlieren ſcheinen.

In jedem andern Lande würde eine Erſcheinung, wie der jüngſte Prozeß des National vor der Pairskammer, entſcheidende Folgen gehabt haben; überall, wo

Raum ist, wo man noch athmen kann und nicht gedrückt wird von zahllosen Intriguen und Bestrebungen, hätte dis Schauspiel die öffentliche Meinung besiegt; denn im Contrast liegt für die Gemüther eine unwiderstehliche Wirkung, weil sie poetisch ist.

„Wir — die Männer des National!" — welche Brücke führt zu dieser stolzen Emphase? Welche Verbindung gibt es, um mit dieser kalten Resignation zu unterhandeln? Namen, welche als Parlamentaire kommen wollten, werden durch diese Phrase, zusammengesetzt aus Stolz, Verachtung und Drehung, zurückgewiesen; Ereignisse, welche jenes schroffe Jenseits erobern möchten, könnten es nur, wenn sie der Zukunft angehören.

„Wir — die Männer des National!" — ein Contrast, der überall siegen würde; der aber in Paris durch öffentliche Blätter, durch gesellschaftliche Berührungen und tausend Seiden der Freiheit gebrochen wird, und nichts zurückläßt, als die Ordnung eines Tages und eine Besorgniß, welche leichtsinnig der Strudel der Begebenheiten wieder fortspült.

Man sahe einen Tag lang die Männer des National als eine repräsentirte Macht; umgeben von Bundesgenossen und Sympathien, welche überraschen; ein-

gerichtet, schlagfertig, nur des Augenblicks, der nicht fehlen kann, harrend; man sahe diese schroffen Verneinungen vor den Schranken des höchsten Gerichtshofes, die rechte Hand im Brustlatz, die Linke vornehm über den Rücken geschlagen; man sahe diese bleichen Antlitze, welche die Farbe der Kerkerwände, ihrer Heimath, trugen; diese scharfen und gepreßten Lippen, um welche hundert Verdicte serviler Geschwornen ein ironisches Lächeln unvertilgbar eingegraben haben; diese Relais und Vorposten einer Zukunft, die wenn man sie nicht zu Fuß holen will, wie Mirabeau sagte, zu Pferd kommen wird; man sprach von diesen geheimnißvollen Physiognomien einen Tag, tröstete sich, daß was kommen mag, unvermeidlich ist, und kehrte zurück zu seiner Boutique, zu seinem Kinde, das sich auf die Weihnachtszeit freute, zu seinen Gönnern, zu seinen Kunden, zu dem ganzen Statusquo des Augenblicks, der sich fortwälzen muß ohne Stegreif und Zufall.

Für die Tausende, welche davon gewinnen wollen, ist das große Terrain so klein: der Eine hängt sich wie an einem Bergabsturze an den Andern, um sich wechselseitig fortzuschleudern; Jeder fühlt, daß der Boden unter seinen Füßen brennt, und daß nur der fest steht, welcher sich bewegt; der Besitz ist fortwährende

Eroberung oder Vertheidigung; die Exiſtenz iſt ambulant; noch iſt die Zeit der Aufopferung nicht gekommen; die Contraſte ſiegen nicht in Paris.

Der Kampf des Tiersparti und der Doktrinäre kann niemals zu poſitiven Reſultaten führen, wenn nicht Unvorſichtigkeit wie bei geladenen Flinten aus dem Spiele Ernſt machen ſollte.

Der Tiersparti mag von der gelehrten Miene der Doktrin beläſtigt ſeyn; er mag es beleidigend finden, wenn die Doktrin bei jedem Streit erſt eine Weile ſchweigt, und ſich dann vornehm erhebt, um die Frage auf ein ganz anderes Feld zu ſchieben: in Frankreich entſcheidet nicht die Manier, ſondern die Geſinnung.

Was könnte wohl der Tiersparti wollen, das die Doktrin nicht unterſchriebe? Hat die Doktrin gegen den Tiersparti etwas Anderes im Schilde, als einen andern Ausdruck für dieſelbe Sache? Kann der Tiersparti mit ſeinen bürgerlichen Manieren, mit ſeinen linkiſchen Complimenten, mit ſeinen Röcken von zwei Reihen Knöpfen, ſeinem kurzgeſchnittenen, ungelo[illegible]ten Haar, mit ſeinen benägelten Stiefeln und der Unbeholfenheit, die ihn bei einem vornehmen Diner, wo er Paſteten mit der Gabel ißt, lächerlich machen — kann er mit

diesem formellen Ingrimme irgend Etwas im Sinne haben, was die neue Dynastie in Verlegenheit setzte?

Nein, beide vereinigen sich in der Ansicht, welche sie von einer parlamentarischen Opposition haben; beide, Tiersparti und die Doktrin, halten die Opposition für etwas nothwendig Bitteres, aber für den bittern Magensaft, welcher dem Staatskörper verdauen hilft. Wer von beiden würde sagen, die Opposition solle dem Königthum so viel bittre Mandeln geben, bis es zuletzt an der daraus entstehenden Blausäure vergiftet stirbt?

Hier ist ein Kampf ohne Muth; ein Kampf, welcher die Sieger in Verlegenheit setzt. Die Doktrin täuscht sich hierüber nicht; sie erklärte längst, daß Dupin nicht wagen wird zu siegen.

Die Doktrin spielt dem Tiersparti gegenüber eine Rolle, welche plötzlich für sie ein Interesse erregt hat. Wer sähe nicht mit Theilnahme auf Thiers, diesen geistreichen, aber ungezogenen Roué, der das ganze Königthum in seiner Hand zu haben scheint, und dennoch ihm so verhaßt ist, weil er seinen demokratischen Ursprung nicht abstreifen konnte, weil er alte prunklose Ausdrücke und Formen beibehielt und sich noch immer so benimmt, wie ein junger Schüler des

Collège, der plötzlich einen Wechsel von Hause bekommen hat, sich mit seinen Kameraden einschließt und einige Tage lang seine Orgien feiert!

Es gab eine Zeit, wo Armand Carrel mit Thiers und dem blonden Staatsrath Mignet die Namen der Freundschaft austauschte, wo ihre Schwüre gemeinschaftlichen Feinden galten, wo sie zusammen Luftschlösser bauten, und sich wechselsweise belauschten, wie mit dem wachsenden Barte die Illusionen schwanden.

Mignet, ruhig und gesetzt, von ängstlicher Besonnenheit, der pedantische Gegenstand der Späße des kleinern Thiers, immer aufgezogen von seinen beiden Freunden, aber ein Mann von weiser Vorsicht, ein Meister des Styls, ganz plastischer Natur, ein Mann zu gut für die Dinge, denen er später diente.

Thiers, lebhaft, Räsonneur, Poltron, immer Widerspruch, heute das Gegentheil von dem, was er gestern war, nicht so tief und ergründend, wie Mignet, auch nicht so marmorn im Styl, aber empfänglich, ein leichter Arbeiter, mit einem genialen Instinkt für das Wahre oder auch nur für das Glänzende.

Carrel, vielleicht nicht so unterrichtet wie Mignet, nicht so geistreich wie Thiers, aber consequent, ein Mann der That, energisch, Meister seines Ideenkreises,

Meiſter der Menge, imponirend durch den Willen, und die moraliſche Macht der Wahrheit, welche elektriſirt, keines Menſchen und keiner Meinung Sklave, auch nicht einmal Sklave der Republik; und doch ein Sklave — ein Sklave ſeiner ſelbſt, ein Sklave ſeines Charakters!

Die Ereigniſſe löſten dieſen Bund. Die Freundſchaft verhüllte ihr Haupt und nahm weinend von ihren Jüngern Abſchied: wie ſich der edle Rüdiger von den Nibelungen wendet und ſein Schwert verflucht, das er im Dienſte Chriemhildens gegen ſeine Freunde und Schwäher führen muß.

Das Unglück dieſer Tage macht unſre Herzen kalt und mit todten Mienen gehen wir aneinander vorüber, die wir uns liebten, damals, als es noch keine andre Partei für uns gab, wie die der Freundſchaft.

Armand Carrel wurde mit dem beginnenden Jahrhundert geboren. Seine Kindheit nahm die glänzenden Eindrücke der Kaiſerherrſchaft auf; die Phantaſie mußte ſich bei ihm früher entwickeln, als die Meinung.

Die Anbetung des Kaiſers ſteigerte ſich mit der Reife der Jahre, denn das Schickſal Frankreichs fiel bald mit der ſinkenden Größe des Mannes zuſammen:

die Liebe des Vaterlandes hatte keinen andern Ausdruck, als die Vergötterung einer unsterblichen Person.

Glanz der Nation, die Größe des Kaisers, die Begierde nach Ruhm; Alles fiel in Eins zusammen; und auch in eine Thatsache zuletzt, welche die Wunder der Vergangenheit Lügen strafte, und großen Anfängen ein beweinenswerthes Ende gab.

Als Armand Carrel, wie viele tausend Jünglinge, sich stark genug fühlte, die Bahn der Ehre und des Todes zu betreten, waren die Adler der Nation zerbrochen, fremde Banner wehten im Lande und die Knaben, welche neben ihren Brüdern am Ebro und der Beresina liegen wollten, wurden abgewiesen; denn die Musketen, welche hinfort in Frankreich getragen werden durften, hatten die Sieger gezählt.

Doch wandte sich bald die Perspektive; es schien eine geraume Zeit hindurch nicht unmöglich, daß Frankreichs zerstampfter Boden eine neue Invasion zu fürchten hatte; die Jugend eilte zu den Waffen; auch Carrel entlief seinen Aeltern und ließ sich bei einem Regimente als gemeiner Soldat anwerben.

Seine Aeltern hätten ihn ganz hinter ihren Ladentisch gestellt, und ihn mit Maaß und Gewicht zu ihrer und der Kundschaft Diensten ausgerüstet; denn es

waren ansehnliche Krämer, welche bei einem Tumulte ihre Boutique verschlossen, und das Heil der Welt in guten Preisen des Indigo und Pfeffers suchten.

Die guten Leute waren untröstlich, sie schickten sich schon an, das ordinäre Mittel des Enterbens anzuwenden, als ihr Ehrgeiz der Sache eine andre Richtung gab. Der Oberst des Regiments sprach von den vortrefflichen Anlagen des jungen Mannes, von Eigenschaften, welche ihn ganz für den Tod auf dem Felde der Ehre eigneten: der geschmeichelte Stolz widerstand nicht mehr. Carrel bezog die Militairschule von St. Cyr.

In diesem Institute sog die französische Jugend jene Grundsätze ein, welche später bei den Regimentern in Verschwörungen ausbrachen. Die alten Fechtmeister und Ingenieuroffiziere sprühten noch von bonapartistischen Ideen; die jungen Männer griffen sie auf, und versetzten sie mit der Liebe zur Freiheit und Republik, welche in unserm Jahrhundert angeboren wird. Man verschmähte den phantastischen Schmuck der Verbrüderung auf Leben und Tod nicht, man hatte seine Erkennungszeichen, seine Symbole, seine eigne Art, die Hand zu geben, seine Stichwörter, wenn man Eingeweihten zu begegnen vermuthete. Es war, ein Geist der Unruhe,

um ſo gefährlicher, als ſich zur Poeſie noch die Einflüſterungen und das Gutheißen von Männern geſellten, welche durch ihr graues Haar das Unwahrſcheinliche möglich zu machen ſchienen, und das Verbrechen heiligten.

Auch war nicht Alles Unbeſonnenheit, nicht Alles gekränkter Stolz, was die Jungen und Alten zuſammenbrachte; ſondern ſelbſt hiſtoriſche Einſicht in Frankreichs betrogene Geſchichte, eine Ueberzeugung, welche theoretiſchen Urſprungs war und ſich nur der Leidenſchaften bediente, um Sympathie und Märtyrer für ſie zu wecken.

Armand Carrel wurde Offizier des 29ſten Regimentes. Die Militairverſchwörung von 1820 verzweigte ſich auch in dieſem Corps; die Entdeckung derſelben ging aber dismal noch ſchonend über den jungen Republikaner weg, welcher früh die Vorſicht des Mannes entwickelte, und von weiſen Combinationen einen Vortheil zog, der der guten Sache immer zu Gute kömmt.

Carrel wurde verſetzt; doch brach ſeine Geduld zuletzt an der fortwährenden Vereitelung der patriotiſchen Abſichten. Die geheimen Geſellſchaften waren vom Verrath untergraben: die Decimationen verringerten ihre

Streitkräfte, und Carrel ſahe ein, daß ein der Freiheit geweihtes Leben nicht unterhandeln müſſe mit Hinderniſſen; wie ſo viel ſcheinbare Freunde der Unabhängigkeit ihre Unthätigkeit durch das Unmögliche zu beſchönigen pflegen.

Seine Seele dürſtete, den oft vorbereiteten und immer wieder von den Ordnern abgeſagten Kampf gegen Tyrannei endlich zu beſtehen, er verachtete den Egoismus der Freiheit, ſchwang ſich auf einen kosmopolitiſchen Standpunkt und beſchloß der ſpaniſchen Sache ſeinen Arm und ſeinen Tyrannenhaß, zu weihen. Er ging nach Barcelona, kämpfte gegen die Glaubensärmee, und ertrug unter Mina die Mühſeligkeiten des ſpätern kataloniſchen Feldzugs.

Als dieſe Dinge ſcheiterten, wurde Carrel, obgleich in eine Kapitulation einbegriffen, doch in Toulouſe zum Tode verurtheilt.

Die Schickſale haben in dieſen Kämpfen oft wunderbar ſchnell gewechſelt. Noch heute trifft es ſich wohl auf der pyrenäiſchen Halbinſel, daß, nachdem an eilf Unglücklichen das Todesurtheil vollſtreckt iſt, für den zwölften die Flinte verſagt und im ganzen Bereich ſo wenig Pulver vorhanden iſt, daß man kein friſches auf die mörderiſche Pfanne ſchütten kann.

Ein prozeſſualiſcher Fehler rettete Carrel, ſeine Sache wurde revidirt und mit der Erfahrung, freiwillig ſchon einmal mit dem Leben abgeſchloſſen zu haben, ging er nach Paris.

Wer ſich nicht daran gewöhnt hat, in der nächſten Viertelſtunde guillotinirt zu werden, wird in unſerer gefahrvollen Zeit, nie eine große Rolle ſpielen.

Jene in Deutſchland ſo verbreitete Meinung, daß ein Kampf mit der Autorität auf freundſchaftlichem Wege denkbar iſt, kennt ein reſignirter Charakter nicht.

Gibt es doch unter uns Menſchen, welche ſich über die Strafe verwundern, die die Macht über das politiſche Verbrechen verhängt, ſo wie wir Leute geſehen haben, welche vom Staate Penſionen ziehen, und es nicht begreifen konnten, daß man ſie auf die Feſtung ſetzt, nachdem ſie mit der Revolution unter einer Decke ſteckten.

Der erſte Abſchied, welchen man nehmen ſoll, für die Feldzüge der Oppoſition, iſt der Abſchied vom Leben.

Nur diejenigen, deren Wandel eine ewige Verzichtleiſtung iſt, ſollten das Kreuz des heiligen Kampfs nehmen.

Die Cenſur und die imponirende Stellung des Miniſteriums Villèle hatten die Revolution eine Zeit-

lang zurückgeschreckt in die Schlupfwinkel einiger Geheimbünde, noch mehr aber in die Museen der Gelehrsamkeit, wo an fremden Studien der Ueberdruß sich zerstreuete, und an Geschichtsdarstellungen, welche Vergleichungen mit den laufenden Dingen zuließen, die Verzweiflung eine Art von stiller Genugthuung fand.

Carrel schrieb eine Geschichte Schottlands, und eine Darstellung der Contrerevolution in England unter Karl und Jakob II., von welchen die letztere eine Parallele seiner Zeit schien und vom Parteigeiste empfohlen wurde.

Die erstere veranlaßte blos das Bedürfniß der Existenz, wie auch Thiers damals seine Revolutionsgeschichte ohne Emphase begann, und nichts im Anfang damit liefern wollte, als eine kleine Nebenarbeit, welche der spekulative Buchhandel bei ihm bestellt hatte.

Trotz der beschränkten Presse erreichte die Journalistik ein seltnes Ansehen. Alles, was Kenntnisse und Geist hatte, trat in ihre Schaaren ein. Eine Aufopferung dieser Art, daß das Genie sich zersplitterte, sich dem kleinen Partisanenkriege anschloß und alle Tage wieder mit frischen Artikeln, welche nur bis zum Abend Werth hatten, zur Hand war, sahe man jetzt zum ersten Male.

Die Journaliſtik, durch keine Niederlagen entmuthigt, lernte zuletzt auch ſiegen; denn die geſetzmäßige Oppoſition, welche unter Polignac in der Kammer bald die Oberhand erhielt, machte mit ihr gemeinſchaftliche Sache, ſo daß die Journale in den Julitagen eine Macht waren, ſo poſitiv, wie Raguſas Kanonen.

Der National, von Carrel, Mignet und Thiers abwechſelnd redigirt, wagte noch nach den Ordonnanzen zu exiſtiren; er lieferte die Proteſtationen der Kammer, heftete ſich mit ſeinen begeiſterten Aufrufen an die Straßenecken, und gab ſein Büreau als Ort der Berathung her.

Carrel, der von ſeinen beiden furchtſamen Collegen verlaſſen war, entwickelte in dieſer denkwürdigen Kriſis ein ſeltenes revolutionäres Talent, Gegenwart des Geiſtes, Umſicht und einen militäriſchen Muth, welchen man der Literatur nicht zugetraut hätte.

Der National war immer in der erſten Reihe, er ſchien aufzufordern, daß man ihn erſt läſe und dann zu Patronen benutze.

Er war noch bis in den Auguſt thätig, die Aufregung lebendig zu erhalten; bis zuletzt diejenigen hervortraten, welche ſich bis jetzt fern vom Schauplatze

gehalten, und von den Siegen, die fremdes Blut gekostet hatten, für sich Vortheile zogen.

Man muß sagen, der National war eine Zeitlang von dieser Wendung der Dinge überrascht; er hielt sich noch immer für den Schöpfer der Ereignisse, als sie schon ein fremdartiges Gepräge trugen, und erwachte von seiner Täuschung erst da, als die Zügel seiner Hand entfallen waren.

Er verbiß seinen Schmerz, erholte sich von seinem Aerger, sich überlistet zu sehen, schlug Präfektur und Julidekoration aus, versagte dem neuen Königthum den Eid, und begann gegen den 7. August und den 13. März einen Kampf, den schon mancher glänzende Sieg gekrönt hat.

Die Zukunft Frankreichs, die Republik, trägt bei ihren verschiednen Propheten nicht dieselbe Physiognomie.

Die Republik der Tribüne ist keine Perspektive der Combination, sondern eine Tradition, eine blutige Erinnerung, eine ambulante Guillotine, welche mitten in das Gewirr des Tages hineinfährt. Es sind die alten Carmagnolen und Wohlfahrtsausschüsse, vielleicht ohne Blutgier, vielleicht nur Formen, die den Mangel neuer Begriffe ersetzen sollen. Die Republik der Tribüne ist noch nicht constituirt, ihre Gesetze sind noch

ungegeben, es ist mehr ein historischer Enthusiasmus, der sie verkündet, ein Andenken, berauscht von dem großen Revolutionsprozesse früherer Tage, berauscht von den erhabenen Phrasen, welche damals noch unter dem Beile gesprochen wurden, berauscht von der Kunst des Todes, welche seit den christlichen Märtyrern nicht so meisterhaft gelehrt wurde wie damals. Die Tribüne fängt keine Grillen über die Zukunft, sie ist nichts, als eine Reaktion des Jakobinismus; sie spielt mit den alten Kokarden, Mützen, mit den Tages- und Monatsbezeichnungen, mit den Dekadi, und ähnlichen Nebensachen, welche bei ihr die Stelle dessen vertreten, was der Zukunft anheim liegt und ihr noch keine Sorge macht.

Der National beruht auf einem andern Calcül. Er hält die Zeit der Republik, wie sie in Frankreich schon gewesen ist, nur für einen transitorischen Zustand; die damalige Republik war nichts als Revolution; sie stand unter der Tyrannei des Augenblicks; ihre Gesetze starben wie in werdenden Zeiten immer schnell ab, sie hatte noch keine, sie war noch keine Republik. Das Todesbeil und die Proskription, für die Tribüne so nothwendig, weil sie die Republik mit der Revolution verwechselt, sind für das System des Na-

tional unwesentlich. Es ist nicht Grausamkeit, wenn er bei den nothwendigen Opfern neuer Zustände stumm die Achseln zuckt: er vergleicht das Werdende wie Mirabeau mit den Kindern, welche in Schmerz aufwachsen unter **tranchées maux de dens et rugissemens.** Der Uebergang vom Schlechten zum Guten ist oft übler, als das Schlechte selbst, aber er ist unvermeidlich.

. Die Philosophie des National verbietet ihm auch, zu konspiriren. Er überläßt den Durchbruch der Zähne, um in Mirabeaus Bilde zu bleiben, den Leidenschaften, dem Unverstande und vor Allem der heiligen Nothwendigkeit, welche nichts ungeschehen lassen wird, und welche noch Niemanden betrogen hat, der sich auf die Höhe des Entwickelungsganges der Menschheit zu stellen wußte.

Das wahre Geschäft des National fängt erst da an, wenn die Straßen vom Schutt der Zerstörung gereinigt sind, wenn die Tafel der Vergangenheit rein ausgelöscht ist, und die Sehnsucht der Völker erwacht, an die Stelle des Alten Neues, für die zerbrochenen Formen andre zu geben, welche die unabweisliche Glaubenslust der Gemüther befriedigen können.

Der National spricht nie von Trümmern, von Untergang, diesen gefährlichen Ausdrücken für Ereignisse,

die auch seiner Positivität voran gehen müssen; er schiebt nichts auf die Bank einer künftigen Berathung, er schildert das Neue weder so, wie es gewesen ist, noch als etwas Unerhörtes, wovor die Menschheit erschrecken könnte, sondern als einen Zustand, in welchem wir uns Alle so gleich stehen, wie jetzt, in welchem wir unsre kleinen Neigungen befriedigen mögen, wie immer und vom Leben alle die Vortheile ziehen, die uns mit dem Schöpfer versöhnen, wenn wir oft nicht begreifen können, warum wir sind.

Sogar die tägliche Opposition des National, dieser ewige Widerspruch, der sich an jede halbe Maaßregel der Regierung, an jeden Verrath der Vaterlandsehre, an die ganze Tagesordnung in Paris anknüpft, ist nie ohne Position; jedem Ungeschick werden die Handgriffe vorgemacht, wie sie die Zukunft, wenn sie schon ihre Rechte hätte, zeigen würde: nicht aus einer weiten Abstraktion, aus einem idealen Jenseits, für welches es keine Brücke gibt zum heutigen Leibgericht des Bürgers und zur guten Hoffnung seiner Ehehälfte, winkt der Vorwurf mit nebelhaften Contouren, sondern der National ist überall gegenwärtig, ist unterrichtet, ist Staatsmann auf eigne Hand, ist anständig und zulässig in gute Gesellschaft: er hat die Präcedentien des

gegenwärtigen Miniſteriums in Händen; er wird auch den zukünftigen ſo viel Leiden zeigen, daß ihnen es nicht wünſchenswerth ſcheinen würde, ihn an ihre Verlegenheiten anzuketten.

Wollt Ihr die ſtärkſte Waffe wiſſen, welche im Kampf gegen die Autorität die Stelle der Kanonen vertritt, die uns nicht zu Gebote ſtehen?

Dis iſt das Genie und die Unbequemlichkeiten für Jene, welche das Bedürfniß fühlen, alles Ausgezeichnete an die Spitze des Staates zu ſtellen, und von dem Genie nur lächelnde, abſchlägige Antworten bekommen.

Wie fühlbar iſt ſchon in Frankreich dieſer Mißſtand, wo ſich zwar Alles zu beeilen ſcheint, der zahlenden Autorität ſeine Dienſte anzutragen; aber zugleich Dienſte, welche nur im Vorüberflug dem Leiſtenden Vortheile abwerfen ſollen, bis zur zwölften Stunde, ſo lange bis ihn das Geſpenſt der Impopularität vertreibt und er ſo viel gewonnen hat, daß er ſein fernes Glück der Börſe anvertrauen kann!

Wie fühlbar in Frankreich, wo die höchſte Gewalt mit ſo vielen abgenutzten Werkzeugen umgeben iſt, wo die Juriſten für die Marine und die Contreadmirale für die Diplomatie ſorgen ſollen!

Das junge Frankreich, welches zuerſt die Ehre liebt, und dann die Freiheit, hält ſich zurück von dieſem Spiele alter militairiſcher Schatten, hirndefekter Hofleute und jeden Moment die Aufdeckung ihrer Blöße erwartender Roués: die Belohnungen reizen es nicht: es ſpart für die Zukunft ſeinen Geiſt und ſeine Kenntniſſe, und findet bis jetzt ſeinen Ehrgeiz nur darin, zurückzuhalten und die rechte Stunde abzuwarten.

Beurtheilt man den National nur nach dem Maßſtabe der franzöſiſchen Revolution, ſo wird man ſehr raſch zur Hand ſein, ihn nur eine wiederholte Auflage des Feuillantismus zu nennen.

Dis iſt eine große Ungerechtigkeit; denn die Gironde verbrach nicht an der Republik, ſondern an der Revolution; der National aber überſieht die Revolution, weil es in menſchlicher Berechnung nicht liegt, die Dinge zu beſtimmen, wie ſie werden und wodurch ſie kommen.

Ja wir geben ſogar zu, daß die Unglücksfälle der Tribüne die Sympathie erwecken, und ihr ſteter Entſchluß, das Blut ihres Herzens zu verſtrömen, der kalten Reſignation des National gegenüber, eine Anklage gegen den letztern iſt.

Aber man wird bald hiervon zurückkommen; denn

wann hat die Partei des National einen ruhigen Augenblick? Wo lebt auch sie anders, als in den Gefängnissen? Der Bois de Boulogne wiederhallt von den Duellen, welche man nicht abschlagen kann, ohne seiner Sache etwas zu entziehen. Der Schlaf ist nicht mehr sicher; denn Gisquets Trabanten schlagen nächtlich an die Fensterladen, um für die neuen Bastillen neue Opfer zu holen.

O dis Leben ist eine ewige Entsagung, eine stete Uebung zu hassen und zu dulden, für sanfte Gemüther jenes so herb, wie dis schon Gewöhnung.

Und wofür? Nicht vielleicht für eine Täuschung? Eine Dornenkrone für einen Glauben, der vielleicht falsch berechnet ist? Wenn nun Alles, was Ihr dachtet, ihr blassen Männer, die grausame Laune eines Traumes wäre? Wenn Eure Zukunft, Eure Trösterin und harrende Braut die Treue bräche und den Ring des Verlöbnisses den Herolden einer Zeit gäbe, die Ihr alle noch nicht kennt? Wenn Eure Appellationen und Beschwörungen in dem Kommenden einsam irrten, wie die Geister unbegrabener Todten? Wenn die Töne Eurer Sprache verklungen wären in dem Gedächtnisse der Menschen, und alles umsonst gewesen wäre, war-

um Ihr gelitten habt und den Tod kosten möchtet, zum Siegel Eures heiligen Glaubens?

O vergebt mir diesen grausamen Zweifel — aber die blassen Kerkerwände werfen ihren Leichnamsschimmer auf die rosenfarbenen Hoffnungen, und die Fülle Eures Elends überschleicht die Gedanken, welche bunt bewimpelt und lustig flaggen sollten.! — —

Ancillon.

Selten bietet das Leben deutſcher Staatsmänner einen biographiſchen Reiz dar. Es iſt aus zu gleichmäßigen, zu nüchternen Elementen zuſammengeſetzt, es kömmt erſt dann in die Strömung der Zeit und des öffentlichen Lebens, wenn es das Greiſenalter erreicht hat; ja oft iſt ſelbſt der höchſte Rang, mit welchem ein deutſcher Staat ſeine Diener bekleiden kann, gänzlich herausgerückt aus der Sphäre des allgemeinen und geſchichtlichen Intereſſes, wie groß auch die ſtillen und beſcheidenen Verdienſte ſein mögen, welche man ſich mit ihm erwerben kann.

Ein heller Kopf, gute Studien, Protektion, wirkliche Vorzüge, welche der höhere Beamte bemerkt und uneigennützig belohnt, allmäliges Hinaufrücken, zuletzt die Altersprärogative; das iſt der loyale Gang, welchen die deutſchen im Gehorſam gegen ihren Herrn

ergrauten Staatsdiener fast alle gemacht haben. Dieser Gang ist friedlich, ohne Stürme, man hat Zeit, sich einen Privatcharakter für den Umgang nach beliebigem Gefallen zu bilden, und darf darauf rechnen, für sein geduldiges Fortziehen der Staatsmaschine eine Menge geräuschloser, kleiner Freuden zu genießen, seine Söhne heranwachsen zu sehen, seine Töchter an solide Eidame zu verheirathen, seine Witwe zu versorgen, und sonst die Zukunft und alle ihre Wechselfälle mit ruhiger Gewißheit abzuwarten.

Nimmt diese politische Idylle einmal einen Aufschwung, so hat man eine Commission in kürzerer Zeit beendet, als die Diäten gezahlt worden wären; man entdeckt ein Complott oder einen finanziellen Rechnungsfehler, mit welchem über das ganze System der vaterländischen Büreaukratie auf einen Monat hätte Verwirrung kommen können; man hat gesunde Staatsschuldentilgungseinfälle, geistreiche Reduktionspläne; man hat feine Manieren, diplomatisches Talent, man erhält eine zarte Mission an einen benachbarten Hof, um für hohe unverheirathete Personen eine Lebensgefährtin zu werben; kurz dis sind die Epochen und Einschnitte in das Leben eines deutschen Staatsmannes im Frieden.

Es kann sich lange von einem solchen Ereignisse

in einer Familie eine Tradition erhalten, man kann die Orden und Geschenke aufweisen, welche bei solchen Gelegenheiten von den Ahnen verdient wurden; doch lächelt dazu die Geschichte, deren Gedächtniß bestürmt wird von den großen Begebenheiten, die nicht einmal an dem Rande ihrer ehernen Tafeln viel Raum übrig hat für das, was doch immer nichts Anderes ist, als Erfüllung seiner Pflicht und Ausführung dessen, was Niemand auszuführen unterlassen darf.

Sie thun alle, was sie müssen; und dis ist angeschrieben ohne Zweifel im Buche des Lebens, auf welches das Buch der Geschichte zu verweisen pflegt, wenn man in diesem etwas vergeblich sucht.

In Preußen sind solche bei Gott vortrefflich angeschriebene Staatsdiener mehr als irgendwo zu finden. Die Büreaukratie und die Maschine bringen es so mit sich.

Die kleinen konstitutionellen Staaten fordern doch wenigstens das Talent heraus und geben Raum für Kräfte, welche die Anciennität überspringen. In Oesterreich wird eine glänzende Aristokratie an die Spitze der Verwaltung gestellt: alte, historische Namen, bei denen es immer eine Auszeichnung ist, wenn ihre Talente das Privilegium der Geburt einholen, und sie das

in der That ſind, was ſie zu ſein keine Verpflichtung haben.

Hier lauſcht die Geſchichte und zeichnet ſich manche Thatſache auf; doch die preußiſchen Staatsmänner können ſelten größer ſein, als ihre Verhältniſſe, da die letztern unverrücklich vorgeſchrieben ſind: eben die liberale Zulaſſung aller Stände in die Carrière, ſchwächt die Vorſprünge, welche Einer vor dem Andern gewinnen konnte; weil Preußen auf der einen Seite keine im Vorgrunde ſtehende, reiche und maſſenhafte Ariſtokratie hat, ſo gibt es keine natürliche, mit der Geburt gegebene Prädeſtination für das Verdienſt und den Ruhm; und weil es auf der andern Seite ohne Oeffentlichkeit, Verfaſſung und Repräſentation iſt, ſo gibt es auch dem talentvollen Notürier, dem Genie keine Anwartſchaft, wenigſtens nicht eher, als bis mit dem grauen Haar und der langen Entnervung durch die Büreaukratie und Collegialverwaltung das Feuer abgekühlt und das Außerordentliche in eine gemäßigte, wenn auch geiſtvolle Auffaſſung ſeiner Dienſtpflicht verwandelt iſt.

Neben dieſen jüngern Staatsmännern finden ſich nun aber auch noch zahlreiche Reſte von Preußens hiſtoriſcher Vergangenheit; Namen, deren Anfänge ſich

in verworrene, dann unglückliche und zuletzt glänzende Begebenheiten verlieren, von welchen einige schon damals Hauptrollen übernommen hatten, andre durch den Conflikt der Umstände in Stellungen gekommen sind, die ihnen das Fortschreiten auf einer sonst verschlossenen Bahn ungemein erleichterten.

Hier fehlt es nicht an charakteristischen Zügen, an überraschenden biographischen Wendungen, an Lebensschicksalen, welche man mit Theilnahme verfolgt, weil sie die Erwartung spannen, das Unglaubliche wahr machen und mit so vielen Ereignissen zusammenhängen, an welche die Erinnerung mit einem angenehmen Wohlbehagen, mit einer gewissen stolzen Genugthuung und dem Gefühle, wie das Gegenwärtige dem Vergangenen überlegen ist, herantritt.

Die Schicksale dieser Männer verlieren sich zuletzt in die Regierung Friedrich Wilhelms **II.**, welche ihres unparteiischen und unterrichteten Geschichtsschreibers harrt; in eine Zeit, wo der preußische Staat eine Verlassenschaft des Ruhms und des Genies war, wo man zum ersten Male in der Monarchie anfing, die Personen von der Maschine zu emanzipiren, das Talent von der Cabinetsdiktatur Friedrichs **II.**, den Geist von der todten und starren Form.

Die Geschichte weiß, daß von dieser erwachenden Freiheit diejenigen den meisten Gebrauch machten, welche sie nicht verdienten: es war die Zeit der Notüre, der Gunst, der Hintertreppe, die Zeit des Sieges einer zärtlichen Stunde; man kann darüber nicht so streng sein, denn die Wiedergeburt des preußischen Staates, die Auflösung der alten knöchernen, tyrannischen Formen von Sanssouci ließ sich durch diese Periode der Günstlinge am besten an. Welche Menschen sind damals an das Ruder der Gewalt gekommen! Sie verdienten es nicht; aber sie rissen das Herkommen ein, welches Preußen an das Militair und den Adel verkauft hatte; sie halfen das Vorurtheil gegen ihren Willen bekämpfen, und machten dem demokratischen Elemente Raum, welches später den Staat gerettet hat.

In diese und die folgende Zeit fallen die Anfänge der meisten jener preußischen Staatsmänner aus alter Schule. Sie wurden geliefert von der Clique; aber auch von der Wissenschaft, dem Zufalle, und dem Genius des Vaterlandes.

Es war damals leicht in die Geschäfte zu kommen; die Minister waren zum großen Theile Militairs, welche sich die Kenntnisse, die sie selbst nicht besaßen, von Andern leihen mußten; die Freiheit der Presse kam

dem Talent und der Vaterlandsliebe zu Hilfe; die Literatur hatte noch ein imponirendes Ansehen, einen Reiz der Neuheit, eine Herrschaft über die öffentliche Meinung, welche die politische Autorität verführte, sich mit ihrem Glanze zu bekleiden; man hörte, da der Zusammensturz des Ganzen immer näher kam, auf die Vorschläge des Privatmannes; ein geistreiches Memoire, das man heute wie aus der Luft gegriffen betrachten und vornehm zurückweisen würde, fand Theilnahme und beschäftigte die Aufmerksamkeit der höchsten Personen.

Als die Schlacht bei Jena das Schicksal des Staates entschieden hatte, steigerte sich diese Achtung vor der Oeffentlichkeit immer mehr; denn wer hätte damals, als die schwatzhafte preußische Literatur von 1806 aufkam, nicht behauptet, daß wenn er am Ruder gestanden, die Dinge eine bessere Wendung genommen hätten? Jetzt glaubte man, daß der Lieutenant, Jakobiner, Schauspieler und Glashändler Heinrich von Bülow ein großer Feldherr gewesen wäre, und beklagte es, ihn im Gefängniß von Riga haben stecken zu lassen. Jetzt wurde sogar Julius von Voß aufgefordert, Preußen zu retten, indem er Berlin durch die Moräste von Wusterhausen unter Wasser setzen sollte. Man suchte

das einzuholen, was man glaubte, verſäumt zu haben, die Appellation an die Maſſe, das Talent und den Zeitgeiſt.

Unter dem Miniſterium Stein feierte die Humanität einen ihrer ſeltenſten Triumphe. Man ſahe einen Staat, erſchöpft in den alten, wurmſtichig gewordenen Mitteln der Regierungskunſt, ſich der Natur und dem lebendig ſtrömenden Volksgeiſte hingeben; eine Verjüngung im friſchen Blute der Demokratie; eine Huldigung, die bis zu dem zweiten Einzuge in Paris dauerte.

Seither hat dieſer Staat wieder angefangen, ſich auf ſeine Vergangenheit zu gründen, die Maſchine iſt wieder in Ordnung gebracht, und nur unter Hardenberg noch war es möglich, gegen ſein Alter und ſeinen Stand bevorzugt zu werden. Hardenberg brachte noch eine Anzahl von Satelliten der Gunſt in die Verwaltung; ſeitdem aber iſt Regel und militairiſche Gewohnheit auf alle Reſſorts der Maſchine übergegangen. Die Staatsmänner dieſer neuen Schule bieten keinen Stoff zu einer beſonderen Charakteriſtik: wohl aber noch die Männer, deren Jugend in das alte Regime fiel, und zu welchen, wenigſtens dem Alter nach, jener

Name gehört, deſſen Talenten und glänzendem Lebensſchickſale dieſe Skizze gewidmet iſt.

Jean Pierre Frédéric Ancillon wurde in Berlin als ein Nachkomme ehemaliger hugenottiſcher Refugiés geboren. Seine Familie ſtammte aus Metz und zählte in ihrem Schooße einige Männer, welche gegen die Intoleranz des Zeitalters der Dragonaden und der Tartüffes ſich mit Nachdruck ſtemmten, und ſich unter den Genoſſen ihres Glaubens und ihrer Schickſale ein ausdauerndes Gedächtniß erworben haben.

Wer den beſondern Geiſt dieſer jetzt in deutſche Sitte immer mehr übergehenden Kolonie kennt, kann für den jungen Frédéric eine Conſtellation ſeiner Zukunft ſtellen, welche damals in der Situation und den Zeitumſtänden für einen Sprößling der Kolonie immer die günſtigſte war.

Man denke ſich eine durch gleiche Erinnerungen und gleiche Intereſſen zuſammengehaltene Landsmannſchaft, welcher es geſtattet blieb, in ihren eigenen Manieren und Hausgeſetzen fortzuleben. Dieſe Menſchen hatten einen Vorſprung vor dem neuen Vaterlande voraus, in Wiſſenſchaft und Induſtrie, welche ihnen

ſchnell die Reichthümer verſchafften, die ein anderer Theil von ihnen aus Frankreich mitgebracht hatte, und welche, durch Verheirathung und Wohlthätigkeit faſt zu einem Gemeingut geworden, die Unterlage und Rechtfertigung einer Achtung wurden, die ihnen von allen Seiten entgegen kam. Aus dem Geburtslande des feinen Anſtands hatten ſie eine Convenienz herübergebracht, mit welcher ſie ſich unter einander auszeichneten, und welche doch niemals in die Frivolität der franzöſiſchen Mode ausartete, da ſie von dem eigenſinnigen, etwas mürriſchen und aſchgrauen Geiſte des Calvinismus gemildert wurde. Der Begriff eines ſaubern und reinlichen Charakters, einer ſpiegelblanken Glätte des Gemüthes und einer von aller Excentricität entfernten, immer mäßigen Spannung der Seele iſt niemals ſo vollendet ausgebildet geweſen, als ehemals in den Cirkeln der Berliniſchen Hugenottenkolonie. Niemals hat man die Gegenſeitigkeit conventioneller Pflichten ſo glücklich abgewogen, und in den Umgang zugleich ſo viel Freiheit und Geſetz gebracht, wie damals. Noch heut unterſcheidet ſich ein junger Mann aus der franzöſiſchen Kolonie auffallend von jedem andern Berliniſchen Jüngling. Dort Erziehung, hier Dilettantismus; dort ein gewählter, beſtimmter, etwas altkluger Ausdruck, der

sich früh in der Familie bildete, hier endlose Geschwätzigkeit oder blödes und unbeholfenes Benehmen; dort immer etwas Pedantismus, ein gewisses Calvinistisches Air aus dem Collège, feine Manieren, Unterordnung gegen das Alter und Tendenz nach dem Vornehmen hin; hier die Eigenschaften, welche oft gänzlich entgegengesetzt sind.

Unter Friedrich II. waren die Aussichten für die Kolonie noch glänzender; da die Neigung des Königs mit ihren Landsleuten sympathisirte, und sie noch immer den Stolz besaß, sich für ein verlornes und verschlagenes Stück von Frankreich anzusehen, mit demselben Ruhme, mit derselben Aussprache, mit derselben Literatur, welche Friedrich vergötterte.

Seit der König den später so einflußreichen Cabinetsrath Lombard als einen jungen schüchternen Menschen, der die Fähigkeit hatte einen französischen Brief zu schreiben, aus dem Collège herausnahm, mußten sich die Hoffnungen der Kolonie steigern.

Lombard, wenn er weniger frivol und ausschweifend gewesen wäre, würde vollkommen den Charakter der Kolonie repräsentirt haben; denn er war ehrgeizig, er beneidete die französische Literatur um ihre He-

roen, dichtete Chansons, und kannte keinen größern Stolz, als eine Tragödie zu schreiben, welche mit Voltaire wetteifern sollte, und die er, nach seinem Unglück in Stettin, vielleicht wirklich Muße gehabt hat, zu vollenden.

Ueber alle diese Dinge sahe aber Frédéric Ancillon hinweg; er erhielt von seinem Vater, einem geistvollen und gelehrten Manne, die trefflichste Erziehung, und bildete sich für das geistliche Fach aus, das von seinen Landsleuten noch jetzt immer für einen Lebensberuf gehalten wird, den sie mit Wärme und Eifer bei den Ihrigen unterstützen zu müssen glauben.

Man kann die Einrichtung des französischen Seminars, in welchem die künftigen Lehrer der Kolonie ihre Bildung erhalten, nicht von allen Seiten lobenswerth nennen. Sie schließt ihre Zöglinge von der lebhaften Theilnahme an dem wissenschaftlichen Progreß des Landes, das jetzt ihre Heimath geworden ist, mehr als billig aus; sie wacht über eine alte Tradition von den theologischen Wissenschaften, die enger mit dem orthodoxen Katheder von Genf zusammenhängt, als die lange Entfernung der Zeit gut heißen möchte; man kann nicht sagen, daß durch eine hinter verschlossenen

Thüren gegebene, dem Auge des Lehrers überall so nahe Unterweisung die Selbstständigkeit im Denken und Forschen bei jenen jungen Männern besonders begünstigt wird.

Doch befreite sich ein heller Kopf wie Ancillon bald von diesen beengenden Schranken, und frug sich, ob denn die Zeit nicht hinausgekommen wäre über Pascal, Bossuet, Mabillon und Mallebranche? Er kämpfte mit der angeborenen Verehrung dieser hohen Geister, die um so natürlicher ist, je weniger die Theologen und Philosophen in Deutschland je eine solche Meisterschaft der Darstellung erreicht haben, wie jene. Einem Franzosen, begabt mit so feinen Geschmacksnerven für die Reize des Styls, mußte die hölzerne Ausdrucksweise der Deutschen, wie sie auch noch die kritische Philosophie entstellte, einen Dégout verursachen: noch mehr, wenn er die Beredsamkeit für ein der Theologie nothwendiges Studium hält; wie konnte er Vertrauen fassen zu jenen hohlen aus Zelotismus und Ungeschmack zusammengesetzten Lehren der orthodoxen lutherischen Geistlichkeit; oder selbst zu der deistischen Gewandheit Tellers, Zöllners und Spaldings, deren Leistungen nicht auf Gesetze und Kunst, sondern auf

ein glückliches Naturell sich gründeten, oder die doch immer eingestehen mußten, daß für sie der klassische Ausdruck des Bischofs von Meaux unerreichbar blieb.

Aber Ancillon horchte mit Theilnahme in die philosophische Revolution, welche mit Kant über Deutschland kam, und entschied sich für die Gironde derselben, für die Philosophie Jakobis.

Das Prinzip der Unmittelbarkeit mußte einem Geiste zusagen, der sich von dem kalten Deismus seiner Zeit mit Unbehagen abwandte, und von Dogmen, welche er auf sich beruhen ließ, wenigstens an die lebendige Kraft des Christenthums und die Wahrheit, welche sie für das Gemüth haben, appellirte.

Jene wunderliche Zeit, wo die Leute ihre Köpfe so anstrengten, daß Mendelssohn gestand, er müßte nach seinen Forschungen die Ziegelsteine auf den Dächern zählen, um sich nur wieder zu sammeln; ging mit allen ihren Erscheinungen an Ancillon nicht ohne Revolution vorüber; doch war er Feind des Formalismus, und scheute sich vor den Systemen, die sich blutige Schlachten lieferten und in einen unerträglichen philosophischen Terrorismus ausarteten.

Noch mehr aber, als die Philosophie, wirkte auf den jungen Geistlichen die Geschichte.

In welche stürmische Zeit fiel hier eine Jugend, welche so viel versprach! Die französische Revolution konnte für den aufgeklärten Theil Deutschlands nicht aus den Wolken fallen; schon ihre ersten Erscheinungen mußten ein höheres Interesse auftregen, als das einer bloßen Neuigkeit. Die Revolution war in ihren Prinzipien wahlverwandt mit jeder freien Ansicht des damaligen europäischen Staatssystemes, mit den Ahnungen der Humanität. Sie riß die öffentliche Meinung von ganz Europa hin; und die stärksten und lebhafteren Geister verfolgten sie auch da noch mit Ergebung, als die Interessen sich in ihr schon so durcheinander wirrten, daß nur die physische Gewalt der Leidenschaft die ihrigen zu retten vermochte.

Nirgends herrschte so viel Sympathie für die Ideen, welche jenen großartigen Ereignissen zum Grunde lagen, als in der Hauptstadt Preußens, wo selbst die höhere Gewalt (ich erinnere nur an den Minister Hertzberg) der Revolution mit Theilnahme folgte, ihrem Prinzipe huldigte, und selbst da noch, als der Schrekken statt des Gesetzes zu regieren anfing, diese blutigen

Bewegungen mit weiser Mäßigung würdigte, die Unüberwindlichkeit des demokratischen Prinzips anerkannte und jede bewaffnete Intervention, jede Unterstützung der Rache bei den Ausgewanderten nachdrücklich widerrieth.

Man kann sehr bestimmt die Gränze angeben, bis zu welcher die französische Revolution von den mäßigen und aufgeklärten Männern Deutschlands, von einer so philosophischen Weltansicht, wie die Ancillons war, gebilligt wurde.

Sie sahen die Tendenz Frankreichs zu einer blutigen Zukunft schon mit der glorreichen Regierung Ludwigs **XIII.**, mit der Ausbildung der souverainen Gewalt durch Richelieu und Mazarin anbrechen; sie gaben in der allmälig sich vorbereitenden Gährung dem bestrittenen, dann abgeschafften, dann wieder eingesetzten Remonstrationsrechte der Parlamente seine rechte Stellung und berechneten, ohne der Geschichte einen fatalistischen Calcül aufzuzwängen, alle die bewiesenen Thatsachen während der Regentschaft und der Regierung Ludwigs **XV.**, die Thatsachen der Politik, der Literatur und der Sitten, welche das zündbare Fundament der großen zeitgenössischen Begebenheit wurden.

Wir streiten hier nicht über Ancillons fernere An-

ſicht der Revolution, nach welcher ihm zwar der Ausbruch derſelben unvermeidlich ſchien, aber ihre Folgen nur durch den Fehler, den man beging, indem man ſie zu regeln unterließ, herbeigeführt ſein ſollen; erwähnen ſie aber, weil ſie deutlich die praktiſche Richtung, welche Ancillons Geſchichtsſtudium nahm, erkennen läßt. Seine Anſicht von der Revolution iſt mehr die eines Geſchäftsmannes und Publiziſten, als die einer philoſophiſchen, faſt möchte man ſagen ſuperſtitiöſen Abſtraktion, welche die Siege geſchehen läßt und nichts in ihnen ſehen will als eine blinde Nothwendigkeit.

Ancillon ſchloß ſich frühe jenen Schriftſtellern an, welche nicht wie Burke mit einem gewiſſen Inſtinkt des Abſcheues und mit Leidenſchaftlichkeit gegen die neue Ordnung der Dinge in Frankreich auftraten, auch nicht wie Barruel und Robiſon, welche in Allem, was jenſeits des Rheins geſchah, Machinationen einiger Privatmänner, der Freimaurer und Illuminaten ſahen; ſondern welche, wie Gentz, die Revolution in ein Werk der Geſchichte und der Leidenſchaft, in blinde Nothwendigkeit im Anfang und moraliſche Imputation am Ende theilten.

Die hiſtoriſche Schule von Koch in Straßburg be-

gann zuletzt eine Art von vergleichender Revolutionsgeschichte. Man kann sagen, daß Ancillon dieser Ansicht, aus welcher auch Schöll hervorging, am verwandtesten ist.

Er bereiste in den Schreckensjahren die Schweiz und Frankreich, nachdem er schon vorher als Lehrer der Geschichte bei der Militairschule in Berlin angestellt war. Es ist nicht seine Schuld, wenn die jungen Fähndriche und Cadetten einst nach dem Tage von Jena Leonidas und Curtius vergessen hatten; wenn sie statt Türennen und Friedrich dem Großen auf der Karte zu folgen, sich lieber von dem Geiste der Insubordination anstecken ließen, welcher durch die Gendarmerieoffiziere in Berlin verbreitet und von einigen hohen Personen genährt wurde.

Bei welchem Spektakel im Parterre, bei welchem Fenstereinwurf war damals die Hoffnung des Vaterlandes nicht gegenwärtig? Die Auflösung nahte sich schnell: sie hatte schon die Sitten ergriffen; sie griff jetzt auch die Institutionen, den Ruhm und die glänzenden Traditionen eines ganzen Jahrhunderts an. Preußen mußte bei der Wendung, welche die Revolution genommen hatte, bei den Siegen, welche die Adler

einer neuen Nation und die Entwürfe eines jungen militairischen Genies krönten, ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale der Geschichte zu legen.

Aber wo es hernehmen? Aus einer Vergangenheit, für welche die Gegenwart keine Beweise mehr hatte? Der Abgrund öffnete sich, und übermüthig, blind, pochend, schwatzend, unbedacht und drohend stürzte man hinein.

Von der Armee war am wenigsten zu hoffen, obschon die alten Generale derselben glaubten, Napoleon sei nur in die Welt gekommen, um sich von ihnen schlagen zu lassen. An Tapferkeit, oder wie man es damals nannte, Bravour, fehlte es nicht. Ancillon verkehrte selbst in dem Hause eines Prinzen, den die Natur zu ihrem Liebling geschaffen zu haben schien, der tapfer wie ein Held der Sage und auch gebildet wie ein Ritter der Tafelrunde war; aber jene Mäßigung und Sophrosyne nicht kannte, welche allein fähig macht, zu siegen, oder das Unglück mit Würde zu ertragen.

Welche schmerzliche Ahnung über den Gang, welchen Preußen gehen würde, mußte ihn ergreifen, wenn er die Frivolität bis zu dem Grade gestiegen sahe, und

wie sie selbst in höhern Kreisen herrschte. Ancillon war einst bei dem Prinzen Louis und traf den preußischen Historiographen Johannes von Müller, welcher kleine Mann damals eine große Rolle spielte, und den Grafen d'Antraigues zugegen.

Der Graf, ein Emigré, haßte die neue Ordnung in Frankreich und war von Dresden nach Berlin, wo man ihn ungern sahe, gekommen, um die preußische Politik zum Kriege gegen Frankreich zu bewegen. Hier sahe Ancillon, wie weit schon der Krebs des Verfalls am Vaterlande gefressen hatte.

Ancillon sah von dieser Zeit an wohl ein, daß alle diejenigen, welche sich anheischig machten, den Staat zu retten, nur entweder für ihre Leidenschaften einen glänzenden Vorwand suchten oder in den andern Sphären von einer hohlen, im Räsonniren begriffenen, Verbesserungsmanie getrieben wurden. Er wählte den richtigsten Weg und schloß sich mit der Achtung, welche man dem Unglück schuldig ist und der Loyalität, welche an die Schicksale des Königs das Loos des Vaterlandes knüpfte, an die Familie des Herrschers an, welche sich der Ergebenheit der alten Provinzen anvertraute. Ancillon wurde

Staatsrath und Erzieher des damals eilfjährigen Erben der preußischen Monarchie.

Es gab damals in Berlin eine Philosophie, welche durch Kiesewetter repräsentirt wurde.

Kiesewetter gab sich damit ab, die Kantische Philosophie zu trivialisiren, und behauptete in den Straßen Berlins eine Reputation, welche er mehr seinen bequemen Manieren und seiner Stellung verdankte, als einer besondern Fähigkeit, welche seinen flachen Geist ausgezeichnet hätte. Kiesewetter milderte den Ernst der Philosophie, er lehrte, wie Seneka, eine Wahrheit, welche zuweilen an den Scherz und die Leidenschaft ein kleines Zugeständniß machte; er zog es vor, statt am Hofe den kategorischen Imperativ zu vertreten, für kleine Vergnügungen zu sorgen und arrangirte Bals masqués, Pompzüge und dergleichen, wobei ihn Hofrath Hirt, gleichfalls Hofpädagog, unterstützte.

Der Ernst der Zeit machte diesen Resten des alten Regimes ein Ende; Ancillons puritanische Strenge stach gegen die Vergangenheit grell ab; Prinzenerziehung wurde wieder ein Ideal, über das man mit Enthusiasmus und Entsagung nachdachte. Die Hoffnung des Vaterlandes war in des Erziehers Hand ge-

geben, und die Zukunft Preußens, wenn sie an Ancillon die stumme aber beredte Frage richtet, ob er die Wissenschaft und Geschichte, die Achtung vor Herrscherpflichten und den Beruf, Nationen zu beglücken in ein theures Herz gepflanzt hat, lebt nicht ohne die Hoffnung, daß hier Alles gethan ist, was eine so kostbare Gelegenheit, ein so unwiederbringlicher Augenblick nur gebieten konnte.

Ancillon, nachdem er zum Mitgliede der Akademie ernannt war, begleitete seinen Zögling in den spätern Jahren des Ruhms nach Paris, wo er die Genugthuung hatte, von französischen Gelehrten collegialisch begrüßt zu werden, so daß er als Theilnehmer zweier Literaturen gelten kann.

Mit dem Frieden zurückkehrend trat er endlich in die Dienste des frischen und erneuten Staates, und wurde dem auswärtigen Ministerium, später auch dem Staatsrathe beigesellt.

Ancillon trat darauf in jene Commission, welche die Verfassung, die Preußen noch zu erwarten hat, entwerfen sollte.

Die Resultate derselben sind noch unbekannt, und wir zweifeln, ob Ancillons persönliche Meinung in ihr

das Uebergewicht erhalten hat. Ancillon achtet die Constitutionen, welche auf einem historischen Fundamente liegen, wie die englische; doch als Anhänger einer unbeschränkten Souverainität, mißbilligt er es, wenn die Regierungen eine Gewalt, die sie historisch besitzen, aus eigner Großmuth theilen und einer Repräsentation aus dem Stegreife davon abgeben. Was wir Forderung des Zeitgeistes und öffentliche Meinung nennen, kümmert ihn nicht; denn er sieht in jener nur den unnützen Neuerungstrieb sogenannter unbefugter Schreier, die Unruhe einer Hand voll Menschen, welche eine schlechte Erziehung genossen haben; an dieser aber achtet er nur ihre negative Seite, wenn die Zurechnungsfähigen in einer Nation, durch ihr Stillschweigen die Handlungen der Regierung zu mißbilligen scheinen.

Wenn von einer preußischen Constitution die Rede ist, so will Ancillon nichts darunter verstanden wissen, als was schon da ist in jener Monarchie, und versteht sich nur zu einer Zugabe von gleichsam freiwilligen Beamten, welche das Volk ernennen und in die Hauptstadt schicken mag.

Dis Supplement der Regierung solle die Behörde unter dem Namen von Ständen constituiren, und ihm

einen consulativen Antheil an der Gesetzgebung gestatten, ohne Initiative.

Natürlich ist dis nur eine persönliche Ansicht, welche das Gesetz über die allgemeinen Reichsstände, statt zu vollziehen, umgeht, die Ansicht eines Gelehrten, welcher seine eigne Theorie des Staatsrechts hat, die Ansicht eines Beamten, welcher Gelegenheit hat, in den schönen Mechanismus der Regierung einzusehen und keine Lebensäußerung für zuverlässig hält, als die mit Controle und im administrativen Sinne.

Zur Erhärtung seiner Stimme kam allerdings das Zweikammersystem, das in Deutschlands kleinen Staaten improvisirt wurde, und in Preußen keinen Beifall fand, weil man es für sonderbar hielt auf kleinem Terrain von einem erhaltenden und einem bewegenden Prinzipe zu sprechen; ferner die Unmöglichkeit, dem preußischen Staate eine Vergangenheit, welche er nicht besitzt, eine Aristokratie, welche mit ihrem Grundbesitz eine imposante Stellung einnähme, einen gewissen gothischen Modegeruch zu geben, welchen die Aufklärung Friedrichs des Großen schon vertrieben hatte.

Dennoch mußte man das Ganze der Constitution einstweilen fallen lassen, weil es einmal verbreitet wor-

den war, daß man, wie man es damals nannte, Preußen im großen Style regieren wollte; weil es sich dabei um die Vollziehung eines sehr bestimmten Gesetzes handelte; und zuletzt die historisch-aristokratische Schule der Büreaukratie ein glückliches Gegengewicht hielt.

Es bleibt der Zukunft überlassen, wie man in dieser Sache die heiße Erwartung des Landes befriedigen wird.

Die Restaurationsperiode forderte die auswärtige Politik der Staaten wenig heraus.

Es war das Zeitalter der Polizei: die Diplomatie konnte ruhen in einer Zeit, wo die Staaten ihren neuen Gegner, die Revolution, kennen zu lernen anfingen, wo man nicht nöthig hatte, Vergrößerungssucht, den Ehrgeiz eines Nachbars, oder die Intrigue der Allianzenpolitik zu beaufsichtigen oder zu überlisten.

Dieser Zustand ermunterte Ancillon wieder zu schriftstellerischer Thätigkeit.

Die damalige philosophisch-theologische Aufregung bestimmte ihn, in den heftigen Debatten des Tages auch seine Stimme abzugeben. Die Philosophie nahm ihre Fragen da wieder auf, wo man sie vor zwanzig Jah-

ren gelaſſen hatte; und in Berlin erhob ſich die Hegelſche Lehre mit ſo vielem Glücke, daß Alles über Seyn und Nichts philoſophirte. Es war die Herrſchaft des Hegelſchen Sammtbaretts.

Jung und Alt that es der Mode nach; man fing an, ſich als ſich ſelbſt zu ſetzen; ſich zu negiren, dann ſich wieder zu vermitteln, und dis logiſche Kopfüber etwas lange fortzuſetzen, ehe man wieder zu ſich ſelbſt zurückkehrte.

Ancillon nahm ſeine Modifikationen der Jakobiſchen Philoſophie wieder auf. Ancillons Reſultate haben keinen ſyſtematiſchen, wohl aber einen polemiſch-negativen Werth. Er nahm die Exiſtenzen unter das Prisma der Vernunft, und begnügte ſich damit, die mannichfache Strahlenbrechung deſſelben wiederzugeben und die Farbenſchattirungen zu verfolgen. Ancillon's Prinzip iſt das der Wechſelſeitigkeit in der Methode; er wägt die verſchiedenen Erſcheinungen der Exiſtenzen ab, und findet die Wahrheit gleichſam in einem juriſtiſchen Prozeß, in der wechſelſeitigen Gerechtigkeit des Einen gegen das Andere. Was bei Jakobi unmittelbarer Glaube iſt, das fixirt Ancillon als einen intellektuellen Inſtinkt, welcher durch mannichfache Bewußt-

seins-Zustände zur Vernunft sich erhebend die Philosophie macht, in dem die Vernunft mit den Existenzen gleichsam multiplizirt wird.

Jakobi philosophirte um gewisse Siege, welche für ihn primitiv waren, zu retten; Ancillon läßt nichts in dem Zustande, wo die Dinge so zu sagen nur der Wunsch sind, daß sie wären; sondern sucht sie zu beweisen. Er verachtet die Natur nicht, wie Jakobi; wenn sie diesem eine Verdunkelung Gottes ist, so ist sie bei Ancillon eine Hülle desselben: sie hat bei Jakobi in ethischer Beziehung negativen, bei Ancillon aber positiven Werth.

Ein außerordentliches Ereigniß der Zeit brach plötzlich diese Untersuchungen ab.

Ancillon, welchen sie wieder in das Gebiet der Geschichte und Politik zur Vermittelung der Extreme geführt hatten, mußte sich dem politischen Schauplatz mit aller Energie zuwenden; er übernahm in dem ersten Jahre nach der Julirevolution das Portefeuille der auswärtigen preußischen Politik.

Nur wer in den faktischen Folgen der neusten Bewegungen unsrer Zeit nichts sieht, als die Erfolge einiger verbrecherischen Leidenschaften, oder sich dem Glau-

ben hingeben kann, alle Thatſachen des Augenblicks könnten durch die Reaktion einer nähern oder entfernteren Zukunft rückgängig gemacht werden; nur der wird läugnen, daß ein großer Theil von Ancillons politiſchen Behauptungen durch die Erfahrung nicht bewieſen worden iſt.

Die Einwendungen der Conſervativpartei gegen die der Bewegung waren ſo gut Hypotheſen, wie ein großer Theil der Träume, mit welchen ſich die letztere ſchmeichelte, auf Rechnung ihrer Einbildungskraft kommen mag.

In der Stimmung und Laune, welche die Freude über gelingende Coercitivmaaßregeln veranlaßt, entfällt ſelbſt der Beſonnenheit und tiefern Einſicht in den Lauf der Geſchichte ein Urtheil, gegen welches ſchon die nächſte Zukunft eine Proteſtation einlegt, die um ſo ſiegreicher, je faktiſcher ſie iſt.

Kein Faktum ſteht aber ſichrer, als das, welches von beiden Partheien anerkannt wird. Und die preußiſche Politik hat ſomit anerkannt, was ihre Partheigänger, die berufenen wie die unberufenen, vorher in die heftigſte Abrede geſtellt hatten.

Die Stellung, welche Preußen ſeit der Julirevo-

lution nach Außen annahm, war als eine friedliebende
war zunächst aus persönlichen Stimmungen hervorge-
gangen; allein noch mehr wurde der Frieden geboten,
nicht durch das Prinzip, mit welchem der Friede stritt,
ondern durch die Situation und eine Verrechnung der
Umstände, deren Schuld die Vergangenheit hätte be-
ahlen müssen.

Ganz Europa hat gestanden, daß es von den Er-
ignissen in Frankreich überrascht worden ist. Wird
Preußen allein sagen wollen, daß die Dinge ihm
icht neu waren?

Diese Mäßigungspolitik war, dem Monarchen ge-
enüber, eine Huldigung, dargebracht seinem milden
nd versöhnlichen Sinne; den preußischen Publizisten
er gegenüber eine Demüthigung, welche zu verra-
en schien, daß man sich auf einer falschen Combi-
ation ertappt hatte und durch Temporisiren nur Zeit
winnen wollte, seine frühern Meinungen zu be-
htigen.

Die auswärtige preußische Politik seit der Julire-
lution läßt sich in drei Perioden eintheilen: zu-
t die Ueberraschung, dann ein endliches Orientiren

in den Begebenheiten, Festigkeit und Takt, welche Vorzüge um so wohlfeiler zu stehen kamen, je mehr die Umstände eine Allianz mit dem Norden zu gebieten schienen, gegenwärtig endlich, wo die neue Ordnung der Dinge sich mit der alten assimilirt hat, wo der eine revolutionaire Schlauch, welchen Aeolus auf Europa öffnete, in seinem Inhalte so vertheilt ist, daß er nirgends mehr wolkenartig präponderirt, jetzt eine geistreiche Taktik gegen Deutschland, von welchem die Staatsmänner einsehen müssen, daß es für Preußen ein natürlicheres Fundament ist, als Frankreich, wie die Ideologen wollen.

Dem Patrioten läßt sich keine schönere Garantie geben, als diese Politik, welche in der Frage des Zollvereins, in dem gemäßigten Resultate der Wiener Conferenzen und in Preußens energischer Repräsentation am Bundestage in die Zukunft die hoffnungsreichste Perspektive eröffnet.

Sollen wir es gestehen, so glauben wir, daß selbst die Frage wegen Preußens Verfassung eine neue Lösung zu erwarten hat: wenigstens haben die Staatsmänner jenseits der Elbe eingesehen, wie schwer es ist, unter Preußen eine Abstraktion Deutschlands zu verstehen

und die ſtaatsrechtliche Verpflichtung Beider als eine todte Maſchine erkalten zu laſſen.

Eine Geiſtesrichtung, wie die Ancillons, kann die offenbarende Kraft der Geſchichte, ſelbſt in ihren vorübergehenden Tageserſcheinungen nicht verkennen. Sie ſieht ein, daß die Geſetze durch das Bedürfniß geboren werden, und daß unſer Zeitalter nicht dasjenige iſt, welches nach einem Mehr oder Minder von poſitiver Gewalt trachtet, ſondern daß es in ſeinem launenhaften Hinbrüten nur auf Ideen ſtoßen will, welche ſeine Ahnung ausſprechen, und welche in einen geordneten, die Intereſſen nicht verletzenden und conſtituirten Zuſammenhang zu bringen, die Aufgabe der Staatsweisheit iſt.

Ancillon wird an diejenigen, deren Jugend von ſeinem Greiſenalter einſt die hohe Aufgabe, für Millionen zu denken, übernehmen wird, das Geſtändniß hinterlaſſen, daß in der Verwirrung dieſer Zeit der Staatsmann nirgends einen ſo glücklichen Weg geht, als in der preußiſchen Monarchie.

Denn wo wären die Hinderniſſe, welche ſich dort einer weiſen Abſicht entgegenſtellen? Wo iſt das Feld, auf dem ſich bauen läßt, geordneter? Wo wäre, ohne

daß man befürchten müßte, das Nächſte unerfüllt zu laſſen, noch der (nicht adminiſtrativen und untergeordneten, ſondern genialen und ſchöpferiſchen) Politik ſo viel Raum gelaſſen, um nicht nur ein erſtes Terrain, Preußen, ſondern auch ein zweites, Deutſchland, ſich zu ewigem Danke zu verpflichten?

Rothschilds.

Wenn es ſchwer iſt, von dem Finanzgetriebe unſerer Zeit eine gewiſſenhafte Meinung zu faſſen, ſo iſt es deshalb, weil das Ganze ſo wunderbar der Phantaſie imponirt. Trügeriſche Begriffe durchkreuzen ſich hier mit offiziellen Thatſachen, Fiktionen mit weſenhaften Reſultaten, Hypotheſen mit erwieſenen Schlußfolgen, kurz es iſt ein neuer Nominalismus und Realismus, der über die Völker gekommen iſt, eine Identität des Idealen und Realen, welche ſchlagender iſt als die der Hegel'ſchen Philoſophie.

Was iſt Geld? Die Alten glaubten, Geld wäre Silber oder Gold. Sie glaubten, Geld wäge die Gegenſtände auf, welche man aus der gleichen Quantität Metall verfertigen kann. Die Alten machten aus dem Gelde eine Waare. Erſt Adam Smith ſagte: Geld iſt das Triebrad der Cirkulation. Das iſt die

Formel, welche alle Geldbeutel der Welt revolutionirt hat. Was Carteſius mit cogito ergo sum im Reiche der Geiſter wirkte, das hat für die materielle Exiſtenz, für Luft und Athem die Phraſe gethan: Geld iſt das Triebrad der Cirkulation. Man riß ſich los vom Begriffe Geld als eines daliegenden Mammons, man war hochherzig wie Curtius, man ſagte: Geld iſt keine Waare, Geld iſt Nennwerth, Geld iſt die Formel einer Idee, Geld iſt nur Chimäre. Man ſagte: Schüttet die Schachten von Potoſi zu! Laßt den Nymphen am Rio de la Plata des Fluſſes Silber, daß ſie damit ihr feuchtes Haar ſchmücken! Kredit — das iſt das rechte Bergwerk, Kredit iſt das eigentliche Amerika, die krediteinflößenden Mienen unſers Antlitzes ſind ohne Wortſpiel die rechten Goldminen des neuen Jahrhunderts!

Und ſo kam es, daß das Papiergeld geſchaffen wurde. Das Geld hieß nun Werthbeſtimmung, und konnte ſomit ins Unendliche vermehrt werden; denn wer vermöchte den Werth aller Dinge in Zahlen auszuſprechen! Geld ſollte nur noch ein Umſatzmittel ſein, nichts, als eine Erleichterung der Cirkulation. Das aber was cirkulirte, war im Grunde das unausſprechliche Kapital an Induſtrie, an Handelsthätigkeit, an Agrikultur und geiſtiger Production.

Wie stolz, wie groß ist dieser Gedanke! Wie würdig eines philosophischen und genialen Jahrhunderts! Aber der Irrthum lag wie immer darin, daß man für die Wahrheit keine Gränze wußte.

Statt zu sagen: Geld ist der Ausdruck eines momentanen und wahrscheinlichen Werthquantums, aber nicht Ausdruck der ganzen Werthmöglichkeit, kurz statt sich zu beschränken und in der Papieremission vorsichtig zu sein, grub man immer mehr ideelles Gold aus den Schachten der Phantasie. In einem Augenblicke, wo die Menschheit plötzlich Lust bekam, prosaisch, nüchtern, mißtrauisch zu werden, wo die Banken von Menschen, die ihr Papier in klingende Münze umtauschen wollten, bestürmt wurden, mußte man beschämt, weil mit leeren Händen, dastehen. So fallirten die Banken und die Regierungen. Der Idealismus hatte einen empfindlichen Stoß erlitten.

Aber schon die Philosophie an sich ist unermüdlich; um wie viel mehr, wenn es sich um den Nerv der Dinge, um das Geld, handelt!

Eine neue Phase des Idealismus entwickelte sich reeller, d. h. vorsichtiger, als die frühere, und man kann es nicht läugnen, auf auffallende Weise fast noch ideeller. Denn ist es nicht das luftigste Phantom,

welches über Europa schweben muß, wenn man weiß, daß die Schulden aller Staaten zusammengenommen die Masse des vorhandenen Geldes bei weitem übersteigen! Wenn es nur dis wäre, daß die Borgenden mehr borgten, als sie kurz darauf besitzen, so kommt das alle Tage vor; aber daß selbst die Gebenden mehr gegeben haben, als überhaupt Geld in der Welt ist, das ist ein Widerspruch, der unglaublich scheint.

Sehet hier wieder den Satz von Adam Smith; aber nun haben sich beide Theile vorgesehen; denn die Schuldenmasse kann nie aufgekündigt werden: ihr reeller Werth ist nur das, was sie an Zins beträgt. Jetzt haben wir eine reelle, wahrhaftige Poesie, deren einziges Unglück ihre Gegner sind. Denn es gibt rauhe und empfindungslose Menschen, welche für ein so romantisches Gedicht, wie das Anleihesystem ist, gar kein Ohr haben. Sie behaupten, daß es unverantwortlich wäre, wenn die Völker die Spaziergänge der Kapitalisten bezahlen müssen. Sie sind damit noch nicht einmal zufrieden, daß blos von einer Verzinsung fremder Imaginationen die Rede ist, nicht von einer Heimzahlung des ganzen Kapitals. Sie glauben sich aus finanziellen, moralischen und politischen Gründen gegen das herrschende System erklären zu müssen.

Sie haben keinen Sinn für den transcendentalen Idealismus des Geldes, diese Nüchternen, Prosaischen, diese Volksverführer!

Lasset heute das Wohl der Völker bei Seite liegen, sprecht nicht von den Einflüssen der Geldaristokratie auf Sitten, Meinungen und Ereignisse, nicht von den Kapitalien, die dem Gewerbe und dem Ackerbau entzogen werden, nicht von Drohnen, die von Renten leben und ohne Verhältniß besteuert sind, nicht von der Immoralität des Börsenspieles.

Die Anleihen sind einmal da, das große Schuldbuch der Nationen zeigt Namen, Datum und Jahreszahl, das Geschäft ist im besten Gange. Fünf Brüder kenne ich, welche den lokalen Ruf der Ehrlichkeit genießen, die originell, liebenswürdig, wohlthätig und reich sind und die sich Niemandem aufgedrungen haben. Die Verpflichtungen sind eingegangen, wir nen nichts thun, als einen Riesenbau von Du säulen mit Piasterkapitälen und flatternden Coup guirlanden umgehen, und das blitzende Wundern anstaunen. Naiv, neugierig, ganz unbetheiligt steu. sich der Autor an seine bescheidene Honorursäule im Vierundzwanzigguldenfuß und betrachtet das Gewühl und Rennen, das sich vor seinen Augen aufthut.

Aphroditens Vögel fliegen in der Luft von Paris nach Amsterdam und haben die Kurszettel aus der Coulisse unter ihren Fittigen gebunden; ein Telegraph fingert von Paris nach Brüssel hinüber, wie hoch die 3prozentige Rente gestiegen ist; Kuriere eilen über die Landstraßen auf keuchenden Rossen; die Abgesandten der wirklichen Könige markten mit den ideellen Königen, und Nathan Rothschild in London zeigt Euch, wenn Ihr ihn besucht, ein Kästchen, das aus Brasilien mit ganz frischen, eben aufgefischten Diamanten angekommen ist, um damit die Zinsen der brasilischen laufenden Schuld zu decken. Ist dis nicht interessant?

Ist es nicht interessant, daß Nathanael, des Londoner Rothschilds jüngster Sohn, bei seiner Audienz in Konstantinopel vom Sultan, als Sonne unter den europäischen Bankiers begrüßt wird; daß Karl Rothschild dem Papst die Hand küßt, und Lionel, der 5te Sohn des Londoner Rothschild, in Madrid Ritter Isabellens, der Katholischen, ernannt wird?

Beschäftigt Euch einige Minuten mit diesem wunderlichen Systeme! Ihr werdet noch immer Zeit genug finden, es zu verdammen. Spindlers Bendavid und der Ghetto von Frankfurt sind bekannt. Schon hat die Flamme einen großen Theil dieser antiken

leberlieferung zerstört; doch der größere blieb zurück
nd öffnet die Perspektive einer Zeit, die noch nicht
ange verflossen ist. Reicht das Mittelalter der Juden
icht noch hinauf in das Jahrhundert der Aufklärung?

Zwei schmuzig rothe Häuserreihen, gebaut auf al-
en Urblöcken, die so schwer sind, wie der Stamm,
en Christus auf Golgatha tragen mußte, ziehen sich
n einer ängstlichen, finstern, schlecht gekehrten Pa-
allele neben einander hin, von einer unvollendeten
Synagoge bis zu dem jenseitigen Thore, das ehemals
ächtlich geschlossen wurde.

Welche Charaktere verstecken sich hier hinter den
riginellsten Mienen! Hier lernt man, daß die Juden
och immer einen innerlichen Zusammenhang unter
ch haben, daß sie eine geschlossene Kette mitten in
er europäischen Gesellschaft bilden. Dort der mit dem
Ränzel auf der Landstraße wandernde Hausirer, die
Herberge der nächsten Stadt, die Kundschaft am Orte
— o man lernt sich eine planmäßige Existenz, wie sie
inter unserm Rücken von einem ganzen Volke gelebt
ird, zusammenreihen. Seht jenen Sack, in dem auf
er Frankfurter Judengasse der Hausirer einen Trödler hineinguken läßt; ist es nicht, als stäken Dinge
rin, die in Polen und Ostpreußen vermißt werden?

Gewiß ist dieser Glaube grundlos, aber die Stille des Ortes nährt ihn.

Mitten unter Auskehricht, Resten kauscherer Mittagsmahlzeiten, mitten unter Gerüchen, welche für ein Land berechnet scheinen, wie der Orient ist mit seinen Rosenwäldern, um sie zu unterdrücken, tönt hier Alles fast wie eine geheime Verabredung, wie ein nächtlicher Ueberfall, wie die eben aus Portugal erhaltene Nachricht von des wahren Messias endlicher Erscheinung. Stechende Blicke begleiten ein lakonisches, mit humoristischer Freiheit gesprochenes Deutsch. Die Gesichtsbildungen mit ihren barocken Unregelmäßigkeiten, die mir aus einem unerklärlich geilen und wuchernden Triebe der jüdischen Natur zu entstehen scheinen, das nachlässige, die Hand in die Hosen gesteckte Hinlehnen an die rußige Mauer, das wie von Siegellack-Roth prunkende Antlitz der Kattun-Verkäuferin mit ihrem angeschwollenen Leibe, kurz alles jüdisch Charakteristische trägt in sich einen vielleicht ganz harmlosen Ausdruck, aber dem bösen Gewissen des Christen, einer jahrtausendjährigen Verschuldung dünkt er wie Rache. Den Kopf haben wir voll von abgezapftem Blute, vom Feuertod, von der mittelalterlichen Servitut der reingekehrten Gasse und den jährlich 14

Brautpaaren; darum verſehen wir uns nichts Gutes hier an dem Quartiere Iſraels.

Aber großmüthiges Volk, nichts als leben willſt du, nichts als jenes unblutige, vor Moſes gerechte Fleiſch, das der Schächter ſeinen Kunden zuträgt, nichts als die duftende Zwiebel, und Menſchen, welche Luſt zu handeln haben, Menſchen, welche gute, heilige Kronenthaler auf Pfänder nehmen! Hier iſt keine Rache und ich verdamme meine Phantaſie, wenn ich auf dem Gemüſe-Markt ſtehe, wo die alten grauhaarigen Rebecken und Rachel mit den Hökern um den Frühling handeln, und ich mir über Eurer dunkeln Gaſſe, über dieſem von allen Nebengebäuden und den Beiſtraßen iſolirten Exil den rothen Hahn des Zigeuners unwillkührlich machen muß, als ſei dieſe ganze romantiſche Antiquität dazu beſtimmt, in Kurzem ein Raub der Flammen zu werden. Erſchreckt nicht! Ich bin keine Caſſandra!

In der Frankfurter Judengaſſe wurde der alte Herr geboren, welcher der Stifter des Hauſes Rothſchild war, Mayer Anſelm Rothſchild. Es war einige Jahre früher, ehe die Frau des Patriziers Goethe in die weltberühmten Wochen kam. Mayer Anſelm hatte vielleicht auch einen Traum erlebt, wie der junge Wolf-

gang an der schlimmen Mauer; doch waren es nicht die verführerischen Lockungen der Poesie, welche ihn umgaukelten, sondern die heiligen Schnörkel des Talmud, die glänzenden Urim und Thummim des Hohenpriesters blendeten seine Phantasie, er wollte auf dem Stuhle der Synagoge stehen und die Thora predigen, das Gesetz der Gerechten.

In Fürth holte er sich aus alten, schweinsledernen Büchern, aus urweltlichen, ungedruckten Pergamenten das lautere Wort Jehovahs, und was Maimonides und Rasche beigebracht haben, um es zu erklären. Er lernte was Keri und Ketiph ist, und folgte der Weisheit Mayer Hallevis, des großen Rabbi von Toledo, der zuerst den Werth der Masora aufgedeckt hat. David Kimchi und David ben Jechiel, die Dictionaire der Sprache Gottes, kamen nie aus seiner Hand; noch dachte er nicht an Dividenden und Loose, er suchte statt der Wahrheit der Erde die Wahrheit des Himmels.

Als sich das Projekt, im Violettkleide ein Priester zu werden zerschlug, da war Mayer Anselm noch immer nicht auf die Praxis des Lebens gestellt, auf die klingende Münze, auf die Vierundzwanziger Marien Thereſiens und den Unterschied der preußischen

Viergroschenstücke von den falschen Ephraims Friedrich des Großen; sondern er blieb noch stehen bei einer Verbindung der Wissenschaften mit der Praxis, nämlich bei alten Münzen, mochten sie nun von Gold, Bronze oder Kupfer sein.

Mayer Anselm war bewandert in jeder Centurie, in persischen und byzantinischen Münzen, er war geschickt, das Werk des Professors Eckhel in Wien zu rezensiren, wenn ihn die Salzburgische Literatur-Zeitung dazu aufgefordert hätte. Er trieb in Hannover das Komptoir-Geschäft (denn der Vater wollte nicht glauben, daß der Münzenhandel ein Geschäft wäre); aber er that es wie Moses Mendelssohn, der auf der Burgstraße in Berlin das große Buch einer Seidenwaaren-Handlung führte und nebenbei in dem noch größeren Buch der Natur und des Geistes blätterte.

Nur war der Unterschied der, daß Mendelsohn für Kant, Mayer Anselm für Winkelmann schwärmte. Jener unterschied das Räumliche von dem Zeitlichen in der Erscheinung, dieser einen Caracalla von einem Heliogabal. Jener wußte, wie sich das Gute von der Güte, das Schöne von der Schönheit, Aristoteles von Plato, und beide wieder von Sokrates unterschieden; dieser, wie weit die Römer in Deutschland vorgedrun-

gen sind, wo sie ihre Todten begruben. Mayer Anselm war ein Antiquar, der für die Thatsachen der Geschichte schwärmte.

Der Landgraf von Hessen (später Kurfürst) theilte die Liebhaberei seines Nachbars, und kaufte ihm Münzen ab, obschon Germanicus oder Domitian, die darauf abgeprägt waren, keine Zöpfe trugen.

Und wie sie beide so unterhandelten und sich beide belehrten über die Nacht der alten Zeiten, und die wenigen aus ihr herausblinkenden Münzsterne, da bemerkte der Landgraf in seinem Antiquar einen guten Geschäftsmann und eine Ehrlichkeit, die gerade so weit ging, als das erlaubte Prozent seines Verdienstes. Er fing an statt von alter Bronze auch über neues Silber mit ihm zu sprechen, und übertrug ihm manches kleine Geldgeschäft, bis er 1801 mit der Hofagentur Mayer Anselms Verdienste belohnte.

Seither blieb diese Verbindung ohne Unterbrechung, und war eine Garantie für andere Fürsten, sich in Verlegenheiten ohne Scheu an das aufblühende Frankfurter Haus zu wenden. Das Verdienst, welches sich Rothschild unter Napoleon um das kurfürstliche Privatvermögen erwarb, ist bekannt genug. Er befestigte sich immer mehr in der öffentlichen Achtung und

konnte davon unter Dalberg die Beweise sehen; denn dieser machte ihn zum Mitglied des Wahlkollegiums.

Eine schlechte Empfehlung der Republik liegt in der Reaktion, welche nach Napoleons Sturz gegen die Emancipation der Juden wieder eintrat. Rothschilds ältester Sohn harrt noch heute vergebens darauf, nur in das Frankfurter Casino aufgenommen zu werden. Während Dalbergs sanfter Monarchie dagegen durfte der Vater den Stab über unzuverlässige Christen brechen, Börne durfte wandernden christlichen Handwerksburschen Pässe ausstellen.

Mayer Anselm erlebte die Reaktion der Intoleranz nicht. Er starb im Jahre 1812, nachdem er seine Söhne am Sterbebette versammelt, und ihnen die persische Fabel von dem Bündel Pfeile erzählt hatte. Vielleicht hatte er einen holländischen Dukaten in der Hand und zeigte ihnen die Pfeile und sprach leise in sich hinein: „concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur.“ So starb er als ein Gerechter, als Vater, als Gelehrter, als Münzkenner. Sein Tod wurde allgemein betrauert; denn er spendete überall Wohlthaten mit patriarchalischer Uneigennützigkeit.

Erst den fünf Söhnen Mayer Anselms war es überlassen, das in Ausführung zu bringen, was der Vater vorbereitet hatte. Sie fanden ungemeine Geldmittel vor, aber dazu zwei Dinge, die dem Kaufmann noch höher stehen müssen: Kredit und Konjunkturen.

Napoleon war keine Konjunktur. Unter Napoleon hatte das System der Kontributionen geherrscht, welche für Frankreich die größten Verlegenheiten deckten. Und die, welche sie zahlen mußten, stießen überall auf englische Subsidien und eine Zudringlichkeit, die den Kontinent an den Rand des Abgrundes brachte. Auch flößten die innern Zustände der vorzüglichsten Staaten den Kapitalisten kein Vertrauen ein; denn nach den Schlachten von Jena und Wagram hatte das Papier in Preußen und Oestreich seinen Werth verloren. Erst nach dem Pariser Frieden, nach dem in Wien für Europa punktirten status quo konnten Private zu den Regierungen Vertrauen fassen; der Wechsel-Verkehr zwischen Fürsten und Völkern war erhebend; jeder sah sich nach den besten Mitteln um, seine Wunden zu heilen; die Entschädigungs-Gelder bewiesen, daß noch ungeheure Summen aus den europäischen Truhen konnten aufgebracht werden, und im Rücken wußte man die noch immer nicht versiegenden Adern der Ge-

birge, Ströme, auf welchen der Handel seine lustige Hoffnungsflagge wehen ließ, fruchtbare Thäler, gewerbseifrige Städte und zuletzt die blaue, liebe Luft, in welche die Spekulation viele ihrer Schlösser hineinbaute. Jetzt hatte man Lust zum Geben und zum Nehmen: Einer suchte an der Verlegenheit des Andern zu gewinnen, und beide lachten; denn beiden war geholfen.

So entstanden nach Napoleons Sturz Anleihen, welche sich zu einem förmlichen Systeme ausbildeten, und jetzt in den Lehren der National-Oekonomen ihre festen, sehr komplizirten Kapitel haben. Die Gebrüder Rothschild wurden die Hierophanten der neuen Religion, welche ihre Fanatiker so gut wie ihre Ketzer hat.

Als die Gebrüder Rothschild zu operiren anfingen, mußte zuerst ein Vorurtheil zerstört werden, nämlich die freiwillige Abhängigkeit, in welche sich der Kontinent von England zu setzen pflegte. Sollte die Moneycracy eine Autorität werden, so mußten von ihr Fürsten und autorisirte Gesellschaften ausgeschlossen werden. Hätten die Umstände nicht fast ununterbrochen seit vierzig Jahren das Bündniß Englands mit Preußen und Oestreich begünstigt, und die politischen

Maaßregeln dieſer Staaten zu gemeinſchaftlichen für wenigſtens zwei Theile gemacht, ſo wäre die Verſchuldung der beiden Kontinentalmächte an den Staat England tauſend Irrungen preisgegeben geweſen. Die Geldmänner wollten keine Gemeinweſen zu Rivalen haben, ſondern es ſollte ein geſchloſſener Bund, eine Adelskette des Geldes unter Privaten werden, die ihr geheimes-Netz um Europa ſpann. Die Anleihen wurden ausgeboten und an den losgeſchlagen, welcher die geringſte Proviſion nahm.

Aber freilich die Bereitwilligkeit des Borgens iſt wohl immer die ſchwächſte Garantie des Wiederbezahlens: es mußten neue Regierungsakte hinzukommen, um den Privaten Vertrauen einzuflößen. Dis waren nach dem Kriege von 1815 einestheiles die Errichtung der Tilgungsfonds, ſodann die Anerkennung des repräſentativen Syſtems. Denn man irrt ſich, glaubte man, die Geldariſtokratie ſei in jedem Stücke mit der abſoluten Monarchie verſchworen. Die Geldariſtokratie hat die ſtärkſten Augen und eine nervöſe Senſibilität, die ſie, man möchte ſagen, in den Zuſtand des Hellſehens verſetzt. Sie lebt von einem Handel, den man, als noch mit Tulpen ſtatt mit Aktien gehandelt

wurde, schon den Windhandel nannte: sie weiß, daß man über den Wind der Politik nicht physikalisch bestimmen kann, von wannen er kömmt und wohin er fährt. Die Wahrscheinlichkeits-Rechnung schließt keine Chance aus. Deshalb mußte ein System in ihre Berechnungen passen, welches von der Zukunft das Gefährlichste vorwegnimmt, und die Demokratie selbst, bis Schreckbild der Kapitalisten und Staatsgläubiger, in ihr Interesse zieht. Die Börsenmänner gehören alle zum Juste-Milieu, zu einem Glaubensbekenntniß, das es mit Niemandem verderben will, und das überall unterliegen muß, wo es Doktrin ist, und mit positiven Zwecken umgeht, da aber die Oberhand behält, wo es nur eine Maaßregel der Schlauheit und kluger Berechnung eines Einzelnen ist. Die Stände sagten gut für die Schulden der Regierungen, oder mit andern Worten, jene wahrscheinliche Thatsache, daß unsere Enkel die Verpflichtungen ihrer Väter nicht überall mehr anerkennen werden, wurde noch auf eine ziemlich ferne und nebelhafte Zeit hinausgeschoben.

Weit illusorischer als das Repräsentativsystem ist die Fundirung eines Tilgungsfonds. Die Maaßregel diente nur dazu, einen ungefähren Maaßstab des besten Wil-

lens zu geben. Denn jedes neue Ereigniß, das plötzliche Bedürfnisse der Regierungen hervorruft, wird alle vorangegangenen schönen Tilgungsentschlüsse zerstören. Wir erinnern an den Sinking-Fund in England. Dennoch ist es für die Regierungen vertrauenerweckend, wenn sie sich wenigstens den Anschein geben, als vermieden sie, leichtsinnig zu sein.

Das erste Beispiel, in seinem Staatshaushalte zu ordnen und zu lichten, gab Oestreich. Nicht nur daß dieser Staat, der unter Napoleon in Geldsachen fast seinen ganzen Kredit verloren hatte, an Tilgung seiner Schuldenmasse dachte, sondern es wurde namentlich die Errichtung einer Nationalbank von wesentlichem Interesse. Auf die Tilgung und die Bank folgte die Emission der Metalliques, eines Papiers, das gleichsam alle bösen Säfte des östreichischen Schuldenwesens in sich absorbirte; denn mit ihm wurden die meisten kursirenden Schuldverschreibungen Oestreichs in Rapport gesetzt. Die Metalliques hatten in sich Schrot und Metallwerth genug, um von den ihnen beigefügten Elementen nicht angerostet zu werden. Sie bleiben der rechte Nennwerth von Oestreichs unerschöpflichem Nationalreichthum, seinen ungarischen Bergen, welche oben

das Gold der Rebe, unten das Gold Tafners hüten, von seinen steierischen Eisenhämmern, seinen gesegneten sonnenhellen Erblanden, von all den Naturadern, die Oestreich zum zähesten und unvertilgbarsten Staate der Erde machen. Die Metalliques sind der leitende Kompaß auf den Wogen der deutschen Börsen. Wären sie nicht zu schwer, als daß sie jeder Wind herumwerfen könnte, so verdienten sie den Namen der deutschen Börsengirouetten. Mit ihrer Emission datirt sich in Deutschland der geregelte Verkehr mit Staatspapieren.

Die Gebrüder Rothschild waren bald in das Interesse der östreichischen Finanzen aufgenommen. Bis zum Jahre 1840 laufen die im April 1823 emittirten kleinen Rothschild'schen Loose; in diesem Jahre (1835) sind schon abgelaufen die Pariser Rothschild'schen Metalliques, welche für originalöstreichische fungirten. Im Jahre 1821 wurden für eine Rothschild'sche Anleihe die Partialobligationen kreirt. Preußen hatte schon im Jahre 1817 von dem Frankfurter Hause 5 Millionen Gulden geliehen.

In Paris und London trat allerdings die Konkurrenz bedeutender Kapitalisten ein, Aguado, der für

Spanien, Lafitte, der für Frankreich und Hayti negozirte, Ardouin, Parish u. A. Doch blieben die Brüder bei keinem Geschäft unbetheiligt: sie bilden einen unbesiegbaren Phalanx. Selbst oder durch ihre Agenten beherrschen sie die vorzüglichsten Plätze, und da sie gewohnt sind, nichts ohne Verabredung und Uebereinstimmung zu unternehmen, so können sie dabei nach einem Systeme verfahren.

Die Orden und Titel der Brüder sind nur zur Hälfte ein Maaßstab der Achtung, welche sie bei den europäischen Souverainen genießen. Man hat gefragt, ob die Rothschilds direkten Einfluß auf die Politik haben? Hängt überhaupt die Geldaristokratie energisch mit den Ereignissen der neuen Geschichte zusammen?

Die Phantasie und der Haß haben in dieser Rücksicht viel Fabelhaftes ersonnen. Mir liegt ein amerikanischer Roman vor Augen, in welchem die Fiktion eines Bundes von zehn der reichsten Erdengötter, die Krieg und Frieden schließen und die Welt nach Gutdünken regieren, auf höchst anziehende Weise durchgeführt wird. — „Zehn sind wir — sagt Einer von ihnen — und über die ganze Welt zerstreut, und doch täglich, ja stündlich beisammen; durch keine Bande,

und doch wieder durch die innigsten Bande verschlungen, die des gemeinschaftlichen Interesse's, das der Welt eine neue Gestaltung geben soll, früher oder später geben soll, wird, muß. In London sind wir fünf. Alle Wochen versammeln wir uns, vergleichen Noten und bestimmen den Gang der Weltverhältnisse. Die Mysterien der Finanzen aller Reiche und ihrer Existenz liegen klar vor unsern Augen. Kein Reich, keine Familie, kein Stand ist unserm anatomischen Messer entgangen. Wir halten die Bindungsfäden unserer Existenz, jedes Standes, jeder Familie, von der allerhöchsten bis zur niedrigsten in unserer Hand. In unserm Soll stehen Milliarden, stehen Staaten und Familien, Könige und Kaiser; es sind Noten wie die im Buche des ewigen Richters. Der öffentliche Kredit und das häusliche Wohl, das Glück aller Reiche der civilisirten, d. h. der schuldenden Welt, des Handels und Wandels hangen von unserm Wink und Willen ab. Was ist die geheime Polizei des Kontinents gegen die, welche wir bezahlen! Das tanzende und in seinen Fesseln knirschende Frankreich, und das phlegmatisch-mondsüchtige Deutschland, und das träg-bigotte Spanien und das elende an den Knochen seines dreitausendjährigen Ruhmes nagende Italien müssen

sich beugen und fügen, und alle Länder der Erde müssen folgen, denn unsere Mineurs sind thätig."

Dis ist eine Allegorie. Sie drückt das als Machinationen aus, was die unwillkührliche Thatsache unserer modernen Verhältnisse ist. Ist hier etwas unvermeidlich, so fürchtet nicht, daß es nicht besiegt werden könnte! Glaubt Ihr, daß die ganze Zukunft des Menschengeschlechts, daß das wahrhaft Welthistorische sich werde umspinnen lassen von den Metall- und Papierintereſſen eines schwindelhaften Jahrhunderts? Ein französischer Minister, der den Telegraphen hat, kann sich kleine Niederträchtigkeiten zu Schulden kommen lassen, aber schon müssen die von ihm fabrizirten Ereigniſſe fürchten, entlarvt zu werden: nur auf ein Gerücht dürfen sie sich beschränken, oder wenn sie wirklich thatsächliche Wurzel haben, so gedeihen sie nicht länger, als bis ein günstiger Kauf abgeschlossen ist und der Telegraphen-Minister soviel erübrigt hat, daß er sich damit in Zukunft für seine Dimission und seine ruinirte Popularität entschädigen kann.

An solche Manoeuver, an einen Einfluß auf die Politik so heilloser Art denken wir nicht, wenn von Männern die Rede ist, die wie die Gebrüder Roth-

schild im Angesichte der Welt handeln und ganz Europa ihr Komptoir nennen.

Manches Anderweitige aber, das in die Politik eingreift, möchte unterlaufen, eine Idee, ein Vorschlag, eine Mission. So ist es unbezweifelt, daß das Frankfurter Haus der preußischen Regierung den Vorschlag einer Nationalbank und einer daraus folgenden sublimen Finanzmetaphysik nach dem Muster Oestreichs gemacht hat. Doch hat die preußische Regierung die ansehnlichen Vortheile, die in gewissen Prozenten von dem ganzen Geschäft bestehen sollten, großmüthig von sich gewiesen. Charakteristisch war es, daß der Widerstand gegen das Projekt vom Kronprinzen von Preußen ausgegangen und von Niebuhr, einem gelernten Finanzier, heftig bestritten worden seyn soll.

Sodann mochte auch die Juliusrevolution, als die Legitimität und das souveraine Volk, das de jure und de facto in Kollisionen geriethen, der Geldaristokratie, als der einzigen unangetastet gebliebenen Macht, oft eine Vermittlungsrolle übertragen haben. Wenigstens scheint es erwiesen, daß die Gebrüder Rothschild von östreichischer Seite her kurz nach jenem Ereignisse dazu gebraucht worden sind, die beanstandete neue

Ordnung der Dinge in Frankreich zu vermitteln und eine Anerkennung vorzubereiten, welche die Klugheit Ängst zugestanden hatte.

Die große Krisis in den Jahren 1824 bis 1826 erschütterte das Rothschildische Haus nicht. Während durch die Aussicht auf lange Friedenszeiten sich die Papierspekulationen zu einer schwindelnden Höhe gehoben hatten, während die Noten der englischen Bank den Markt überflutheten, und der Handelsgeist sich mit unermeßlichen Kreditgestattungen überbot, während endlich die Rentenreduction Villèles, welche dieser Minister zuerst versuchte, scheiterte, und die plötzlich konstituirten Staaten Südamerika's, eines Welttheils, den man für ein unerschöpfliches Eldorado hielt, große Summen Geldes aus Europa entfernten, wankte die Firma der Brüder nicht. Ein günstiger Zufall wollte, daß um jene Zeit fast gar kein Wechsel auf Rothschild zirkulirte. Die bedeutendsten Handlungshäuser (besonders B. A. Goldsmith in London) fallirten, in Frankfurt stellten zwei der angesehensten Häuser ihre Zahlungen ein, in Berlin war Benecke ruinirt. Nun, was ist? sagten die Rothschilds.

Sie ertrugen die hessen-darmstädtische Finanzkrisis;

ſie ertrugen eine noch größere von neuerm Datum, die ſpaniſche. Dreizehn Millionen ſtanden hier auf dem Spiele, die ſie der Regierung vorgeſchoſſen hatten. Zwar ließ ſich Lionel in Madrid das Anlehen ſelbſt entgehen, aber die Vorſchüſſe wurden gerettet.

Faſt alle dieſe Glückszufälle und Kombinationsreſultate kommen auf gemeinſchaftliche Rechnung. Nichts von größerem Intereſſe wird iſolirt betrieben. Sie leiſten, was ſie können; doch drückt keiner den Andern, Niemand iſt dem Bruder verantwortlich. Sogar ihre Firmen girirn ſie gegenſeitig; mit einziger Ausnahme des Londoner Hauſes, deſſen ausſchließlicher Chef Natham iſt; eine Anomalie, welche ihren Grund in der großen Sorgfalt findet, die auf jenen erſten Platz verwandt werden muß. Die Brüder leben der Mahnung ihres Vaters eingedenk. Es iſt anziehend, das in ihnen Gemeinſame, was die Folge des Intereſſe's und der Verwandtſchaft iſt, mit der beſondern Phyſiognomie des Charakters zu vergleichen, die ihnen, faſt möchte man glauben unwillkührlich, von ihren getrennten Lokalitäten aufgeprägt worden iſt.

Anſelm, der älteſte Bruder, gibt in ſich alle die Eigenſchaften wieder, welche den Frankfurter kleiden.

Er findet seinen Stolz in einer fast bürgerlichen Wohlbehäbigkeit, die mit der Diplomatie an seinem Platze nicht kokettirt, sondern nur rivalisirt.

Dem Salonstone weit näher steht Salomon in Wien, der mit einer gewissen Kälte des äußern Benehmens negative Formen verbindet, welche ans Diplomatische streifen. Nichtsdestoweniger soll er den grossen Blick theilen, welcher namentlich den ältesten Bruder auszeichnet.

Nathan in London repräsentirt vortrefflich Sitte, Gesinnung und Reichthum der City. Er packt seine Unternehmungen mit einer Riesenfaust. An ihm ist Alles kolossal. Ein Freund von mir sagte neulich über diesen Mann: „Geht er auf die Jagd, so müssen es wenigstens Elephanten sein, die er erlegt." Kann man dem Bilde trauen, welches Fürst Pückler in leisen Zügen von Nathan Rothschild entwirft, so ist er ein jovialer Mann, der im Stande ist, sich über seine Stellung zu erheben und eine Unbefangenheit zu äußern, welche sogar über sich selbst scherzt. Nur läßt es der sarkastische Fürst unentschieden, ob Nathan, wenn er sich etwas breit mit seinem Reichthume entfaltet, mehr der unbewußten naiven Freude

über sein Glück sich ergiebt, oder ob er sich, wie wohl große Männer und Genie's thun, aus Bonhommie selbst wie ein wunderherrliches Objekt betrachtet.

Karl, der Neapolitaner, soll der zugänglichste seyn. Denn wie vorsichtig und italienisch maskirt auch sein Benehmen in Geschäftsverhandlungen, so zeichnet ihn doch ein hervorstechender Zug des Herzens aus, der ihn gut und weich erscheinen läßt.

Jacques in Paris ist Pariser, d. h. ein Charakter, worüber hundert und ein Schriftsteller nachdenken konnten, ohne ihn dennoch in zwölf Großoktavbänden gründlich erschöpft zu haben.

Noch lebt die Mutter der Brüder. Sie ist der Genius, der über sie Wache hält, ein fast unsichtbarer Genius; denn noch immer wohnt sie in der Frankfurter Judengasse. Sie kann sich nicht trennen, die alte Frau, von dem Elend ihres Volkes, und freut sich in dem schmuzigen Viertel die Einzige zu sein, welche alle vier Wochen weiße saubere Gardinen an ihre kleinen Fenster aufsteckt. Das ist ihr Stolz! Sie verläßt die liebe Heimath nur, um einmal in Anselms Prachtgärten die Königin der Nacht blühen zu sehen, oder ein neues Gemälde zu betrachten, das

der Sohn neben Oppenheimers berühmter Susanne placirt. An demselben Tage wird sie ausathmen, glaub' ich, wo Lätitia Bonaparte stirbt. Wie ähnlich sind Beide! Und wieder — welch' ein Kontrast, riesengroß wie die Welt!

Der Sultan.

Jene Zeit soll vorüber sein, wo der Beherrscher der Gläubigen, um einen Traktat zu besiegeln, mit der ganzen Hand ins Tintefaß griff, und unten am Fuße des Pergaments seine fünf Finger abdruckte. Darf man fremden Berichten trauen, so wäre die Türkei auf dem besten Wege, die Civilisation Europa's einzuholen. Der alte, aus Caschemirshawls gewundene Turban, die Zierde des Gerechten, soll einer kleinen flachen Mütze, welche hart auf dem Schädel liegt, haben Platz machen müssen; der schöne lockige Bart, die heilige Tradition des vielbeschwornen Bartes des Propheten, soll ganz kurz geschnitten werden unter den jetzigen Verhältnissen, kurz und starr, schaufelartig, wie Buttler von Hudibras Barte sagt: „Dachziegeln gleich an Art und Schnitt, reißt er wohl schnellen Beifall mit." Die weiten, bauschigen Gewänder verschwinden

gegen enge und straffe Kleider, welche die Geheimnisse des Harems, krumme Beine und jede Disproportion verrathen. Kurz man ist so voll glänzender Hoffnungen über die Türkei, daß man jenseits und diesseits der Dardanellen, hier wo Hero, und dort wo Leander wohnte, bald die Triumphe europäischer Sitte und Meinung gefeiert sehen will.

Wer nur den Glauben hätte! Wer nur so leichtsinnig den Kern der europäischen Kultur in der Schaale fände, und noch leichtsinniger von einigen mehr theatralischen, das Kostüme und die Coutüme betreffenden Metamorphosen auf die innere Revolution des Moslems, auf das alte Vermächtniß einer glänzenden Vergangenheit, ja noch mehr auf die Prophezeiung einer glänzenderen Zukunft schließen könnte! Unsere Philanthropie sieht immer mit illusorischen Augen, kuppelt Feuer und Wasser zusammen, den Sultan mit der Republik Venedig, wie das Sprüchwort sagt, und möchte in einer gerührten Stunde einen Streit beilegen, welchen zu schlichten Jahrhunderten nicht gelingen wird.

Ich glaube nicht daran, daß die Frage des Ostens eine Kulturfrage ist, sondern sie muß eine historische

Lösung finden, was man historisch nennt, eine Lösung durch Siegen oder Unterliegen.

Was wir schon bei Mehemed Ali läugneten, den Enthusiasmus der Bildung hat auch Mahmud II. nicht. Seine Civilisationsversuche blicken nicht auf das hin, was Europa besitzt durch sein anständiges Benehmen und seine Industrie; denn wie könnte man dem stolzen Padischah so wenig Einsicht zutrauen, daß er glauben sollte, Europa's politisches System käme her von den knappen Beinkleidern und den metallenen Steigbügeln! Nein, die Humanität spielt hier gar keine Rolle, sondern das was man in der Türkei unter dem Namen Nizam-Dschedid verflucht, die Neuerung, hat einen ganz historischen Grund und soll ganz bestimmten, ächt türkischen und muselmännischen Absichten als Erleichterung dienen. Man muß sich deshalb über die Geschichte der Osmanen seit zweihundert Jahren aufklären.

Bajazet, der Blitz, wollte den Erdkreis in Flammen setzen, und seine und Amurats Siege bahnten zuerst im türkischen Reiche den Aschenweg des Unterganges. Bei einem solchen Widerstand, wie ihn Hunyad und Matthias Corvinus leisteten, mußte der Islam auf eine Befestigung seines Besitzes denken. Die Kugel,

welche bei der Belagerung Wiens in den Stephansthurm fiel, war die letzte der alten Schreckenszeit, wo man die Türken fürchtete wie den Antichriſt. Seither iſt die Pforte auf ihre Grenze beſchränkt; aber da der Islam eine Religion der Unruhe und Ausdehnung iſt, da der Türke überall, wo er ſich niederläßt, nur gewohnt iſt, wie im Feldlager zu leben, ſo mußte mit dem ſchwindenden Kriegsglück auch innerlich der Verfall hereinbrechen. Die Türkei wollte aus ihrem improviſirten, durch die Wechſelfälle der Eroberung beſtimmten Beſitze jetzt einen dauernden Zuſtand ſchaffen, und ſo etablirte ſich aus halben, gährenden und gänzlich fremdartigen Verhältniſſen eine Herrſchaft, welche ſich rächen und auf Genuß und Vertheidigung ſich beſchränken wollte. Während Kriegshauptleute und Günſtlinge auf eine tumultuariſche Weiſe mit den Provinzen des Reichs belehnt wurden, zogen ſich die Sultane in die Serails zurück, und drängten die osmaniſche Geſchichte von jetzt an zuſammen auf das kleine Terrain häuslicher Intrigue, auf jene Gefängniſſe, in welchen Söhne Väter, Brüder ihre Geſchwiſter erdroſſeln ließen, auf einen ganz kurzen Raum vom Serail bis zu einem Kiosk am Meere, wo unter Roſenhecken Mord und Verrath erſonnen wurde und Alles ſo ſtill iſt, daß

man nichts in der Ferne hört, als das Plätschern der in einen Sack genähten und ins Meer geworfenen, überlisteten Favoritsultanin des schwachen und grausamen Herrschers.

Das Sultanat gab die grünseidne Glaubensfahne des Propheten, sein oberpriesterliches Ansehen, die Würde, ein Schatten der Gottheit zu sein, an einen höchsten kirchlichen Patriarchen, den Staatsmufti ab; und das Schwert Mohammeds, das er noch an seinen verweichlichten Lenden duldete, war eher Talisman als der in die Schlacht winkende Blitzstrahl; denn den Krieg zu führen übernahmen Miethlinge und Kreaturen der Hofkabale.

Das Sultanat war nichts als eine Repräsentation geworden. Die Mütter der Fürsten warfen sich ihren Söhnen in den Weg, wenn sie in den Krieg ziehen wollten, nicht aus zärtlicher Vorsorge und banger Ahnung, sondern weil ihre Macht und ihr Leben mit dem Leben des Sohnes stand und fiel, weil keine neue Herrschaft denkbar war, ohne erst die Trümmer, und wären es Blutsverwandte gewesen, der alten aufzuräumen. Die feigen, berauschten Sultane waren der Spielball der Intrigue, welchen sich immer drei Parteien, die Favoritinnen, die Mutter und die Eu-

nuchen zuwarfen. Wie mancher türkische Herrscher siechte von der Wiege her an heimlicher Vergiftung, und mußte doch noch früher, als die gütige und nachgiebige Natur es gewollt hatte, an einer seidenen Schnur sterben, welche ihm sein eigener Sohn schickte!

Das ganze Ansehen, welches die Pforte Europa und ihren eigenen Satrapen gegenüber noch behaupten konnte, entwickelte sich aus zwei Ursachen, aus dem Zufalle und einer Kaste: aus dem Zufalle, welcher zuweilen kräftige und weise Veziere an die Spitze des Reiches stellte, und aus einer Kaste, welche das Privilegium des Krieges an sich gerissen hatte, aus den Janitscharen.

Diese stehende Miliz, welche sich erst nur aus den Gefangenen rekrutirte, dann aus einer bestimmten von den Griechen zu liefernden Menschenzahl, und welche deshalb einen so unbesiegbaren Korporationsgeist bekam, weil sie von Kindheit auf für ihre Stellung erzogen wurde, riß eine Gewalt an sich, welche, obschon sie die eigentliche Stütze des schwankenden Staates war, Niemandem fürchterlicher wurde, als dem Staate selbst. Den römischen Prätorianern gleich, welche außerhalb der Stadt ihr Lager hatten, zogen sie oft mit der Fahne des Aufruhrs vor die Woh-

nung des Kaisers, stürzten ihre Kochkessel um, was immer das Zeichen einer großen Erbitterung war, und verlangten die Köpfe der Minister und Günstlinge, welche sie ihren Interessen entgegen glaubten. Sie machten Krieg und Frieden, ohne ihre Stimme kam keine Thronfolge zu Stande, und wenn Mord und die im Holze von Konstantinopel wüthende Brandfackel ihren Weg gezeichnet hatte und die Köpfe der verlangten Opfer an den Minarets des Serails blutig starrten, so konnte wieder die Furcht des Sultans Alles verdorben haben, was er eben gewonnen glaubte; denn er hatte mehr hinrichten lassen, als die meuterischen Cohorten wollten, er hatte irgend einen Mann des Gesetzes, einen guten Reiter, einen populairen Soldatenfreund seiner blinden Furcht geopfert, für welchen dann der eigensinnige Haufe neue Genugthuung verlangte.

Die Türkei ist ein jammervolles Land. Der Geist des Opiums, die höchst und ausschweifend potenzirte Offenbarung des Traumes, liegt schwer auf dem sonnenhellen Himmelsstriche. Hier Ermattung, Furcht und Indolenz, dort Raserei und die Wuth des Tigers, und das Alles oft in denselben Seelen! Wer sollte glauben, daß es in dieser verworrenen und er-

ſtickenden Atmoſphäre in der That einige Tugenden gibt, welche uns mitunter mit dem türkiſchen Namen verſöhnen könnten; vorzüglich jene innere Gerechtigkeit, die weit mehr iſt, als das was man in Europa Ehrlichkeit nennt! Es iſt eines der vielen Probleme unſrer Zeit, beweiſen zu können, wie in der Türkei Wahnſinn, Grauſamkeit, Schwäche, mit Tugend im Umgang, Mannhaftigkeit und ſchönen Sittenſprüchen zuſammen wohnen können. Ich glaube, das Erklärungsband dieſes Widerſpruchs liegt nicht weit ab von einer Tugend, welche nicht nur den Europäer vorzugsweiſe trifft, ſondern ihn auch übertrifft, in des Türken unbeugſamen Stolze, in ſeiner großen Verachtung, die er Hunden und Europäern zollt.

Es iſt eine ganz falſche und hochmüthige Erklärung der Europäer, wenn ſie die türkiſchen Neuerungen, das was man die Emancipation des Orients nennt, aus einem humaniſtiſchen Intereſſe für die Idee, oder aus der Scham, etwa hinter der europäiſchen Civiliſation zurück zu bleiben, herleitet. Der Nizam-Dſchedid iſt nichts, als eine durch die Noth aufgedrungene politiſche Maaßregel, welche keinen andern Zweck hat, als gegen die Macht der Janitſcharen ein Gleichgewicht zu ſchaffen. Unſere Philanthropie

wird überall auf Schwärmereien ertappt. Gewiß ist der Orient nicht abgeneigt, einige kleine Bequemlichkeiten des Lebens, welche der Occident in Folge seiner Industrie voraus hat, sich anzueignen; aber kann man die Einführung der Hähne bei den Badewannen, ja immerhin auch die Einführung einer neuen, kostenersparenden Tracht, mit dem stolzen Namen einer Revolution der Sitten und Meinungen belegen?

Nicht einmal, um die europäische Kriegführung zu überflügeln, ließ Mustapha **III.** den Baron Tott zu sich kommen, und sich von ihm belehren, wie man Pontons, Gußöfen, Bohrmaschinen und mathematische Schulen errichtet und Bomben **à ricochet** wirft; sondern weit mehr, um die Janitscharen mit den neuen Handgriffen auch neue Pflichten zu lehren, und sie in eine steife und disziplinirte Haltung zu bringen, welche der meuterischen Ueppigkeit dieser Truppen ein Ende machen sollte.

Warum sollte Achmed **III.** die Buchdruckerkunst nicht einführen? Er wird immer geglaubt haben, daß die Werke, welche seine Pressen lieferten, Alles übertrafen, was die französische und englische Literatur nur bieten konnte. Er wird nie Anstand genommen haben, zu lächeln, wenn man von Montesquieu und

Montaigne hätte ſprechen und ſie vorziehen wollen zuerſt dem Koran, dann den Dſchihan-Numa oder dem Belvedere der Welt, dem Uſſulûl-Hikem oder den philoſophiſchen Grundſätzen und zuletzt den „ausgewählten und wohlangereihten Perlen," welche Werke alle früher oder ſpäter in Konſtantinopel gedruckt worden ſind.

Der einzige Selim **III.** ſcheint nicht freigeblieben zu ſein von den Aufklärungsideen, welche das Zeitalter Guſtavs von Schweden und Joſephs von Oeſtreich charakteriſirten.

Alles Andere aber, was vor und nach ihm war, reformirte in unmittelbarer Beziehung auf die Janitſcharen. Ihr Untergang war nicht die Loſung der Civiliſation, ſondern der Autokratie des Sultans. Die Sultane wollten weiter herrſchen, als innerhalb der engen Mauern ihres Serails.

Erſt im gegenwärtigen Augenblicke, wo die gefahrvolle Stütze der türkiſchen Alleinherrſchaft vernichtet iſt, ſollte ſich die Rolle entwickeln können, welche der Orient dem Occident gegenüber zu ſpielen gedenkt. Wir ſehen das ſtolze Vermächtniß der Khalifen, eine Herrſchaft, welche die ſchönſten Striche der Erde umfaßt, einen Staat, deſſen Wächter der europäiſche

Schrecken war, dem unvermeidlichen Untergange nahe. Während die Pforte zwei Feinde, die Satrapen und die Janitscharen, durcheinander vertilgen wollte, während sie sich in Konstantinopel einen festen Willen schuf, um den Provinzen Gesetze vorschreiben zu können, hat sie wiederum die Hilfsmacht verloren, welche sie dabei unterstützen mußte. So ist das beste Blut der Türkei verspritzt worden, einem Phantom zu Liebe, einer Idee, welche ohne Haltung ist, der Souverainetät des Sultans.

Diese Souverainetät bahnte sich ihren Weg über die Leichen der Janitscharen, welche den Statthaltern der auswärtigen Politik gegenüber sie erst möglich hätte machen können. Die Pforte besitzt eine Autorität, für welche sie keine Hände mehr hat. Kann hier noch die Civilisation ein Surrogat werden, welches, von unten auf heilend, den siechen Staatskörper rettete? Werden kleine Mützen und kurze Bärte für die Pforte das werden, was in Rom einst Gänse waren? Ist eine originelle Persönlichkeit vorhanden, welche mit nervigter Faust das Ruder ergriffe, um das Staatsschiff wieder auf die hohe See zu bringen? Wir wollen vor das kaiserliche Thor treten.

Erschreckt nicht vor den Seitennischen der Säulen,

welche es tragen; es ſind nur die Köpfe der Verbrecher, welche der Sultan hinrichten ließ, und die noch ganz friſch von Blut träufeln! Tretet in den erſten Hof, laßt die Kirche der heiligen Irene liegen, ſchaudert nicht vor dem Mörſer, in welchem die widerſpenſtigen Häupter der Ulemas zerſtampft werden, weil den Mufti keines Menſchen Hand berühren darf; laſſet den ach, ſo leeren Schatz, den Marſtall, den Betſaal! Jetzt tretet leiſer. Wir ſind in der Nähe des Harems. Lauſchet nicht, was die cirkaſſiſche Odaliske von ihrer Heimath ſingt, — das Oberhaupt der ſchwarzen Verſchnittenen dort am Fenſter ſetzt eine grüne Brille auf, um eure Miene zu prüfen! Stumme verfolgen euch und Zwerge; ein fürchterliches Schweigen liegt auf den großen Höfen, deren Mittelpunkt ihr erreicht habt; dort hinter jenen Vorhängen wohnt der Sultan — ein verſtohlener Blick — dort ruht er, er trinkt Wein, er lacht, er lallt, er iſt betrunken!

Keine Pedanterei! Nur aus Verzweiflung, wie man zu ſagen pflegt, übertritt er das Geſetz des Propheten: ſehen wir, wie er es früher befolgt hat!

Mahmud II. der jetzt funfzig Jahre zählt, kam in Folge einer Revolution auf den Thron. Der einzige philanthropiſche Reformator, der der Pforte zuge-

ſtanden werden muß, Selim III., beſchäftigte ſich in ſeiner Gefangenſchaft, während draußen Muſtapha IV. herrſchte, dem jüngern Bruder des Sultans, ſeinem Neffen, Unterricht zu geben. Er lehrte ihn türkiſch und arabiſch; doch blieb Mahmuds Bildung immer nur äußerlich. Er warf ſich zuletzt auf die Kalligraphie, welche er als jene Profeſſion treibt, die die Sultane immer noch neben ihren Regentenpflichten lernen müſſen. Mahmud iſt auf die Schnörkel ſeiner ſchönen Handſchrift ſo eitel, wie ein Kommis oder der Marſchall von Treviſo.

Er übte ſich gerade in ſeiner Kunſt, und ertrug unwillig die Vorwürfe Selims, der ihn zu Philoſophie und Mathematik antrieb, als der Lärm eines kriegeriſchen Aufſtandes an ſein Ohr ſchlug. Das Feldgeſchrei war Selim, den Taher Paſcha und die disziplinirten Truppen wieder auf den Thron ſetzen wollten; aber bald erſchien der zitternde Muſtapha mit ſeinem Oberſtallmeiſter, und würgten den Greis, den ſie heimlich überfielen. Mahmud raffte ſeine Kalligraphien zuſammen, und verſteckte ſich vor dem Blutdurſt und der Furcht ſeines Bruders ſo lange, bis ihn die Meuterer ſelbſt aufſuchten, und ihn an des gefangenen Muſtapha Stelle ſetzten.

Sein Patron war Bairaktar, gewiß einer der kräftigsten Charaktere in der neuern türkischen Geschichte. Das Resultat einer blutigen Verwirrung von vielen Wochen war allerdings der günstige Tod Mustaphas, die ungestörte Umgürtung Mahmuds mit Osmans Säbel, das glückliche Untertauchen von fünf in den Bosporus geworfenen Säcken, in welche ein Kind Mustaphas und vier schwangere Sultaninnen eingenäht waren; aber auch eine an die Janitscharen verlorne Schlacht, der Tod Bairaktars, der von ihnen belagert wurde und sich heldenmüthig in die Luft sprengte, und eine zur bösen Stunde offenbarte Schwäche, denn der Thron und der Divan hatten mit den meuterischen Kasernen unterhandeln müssen. Der Sultan beköstigte die Janitscharen selbst, und ihr Appetit war wörtlich die Temperatur, von der im Barometer der öffentlichen Meinung sein Steigen oder Fallen abhing. Er zitterte, ob man ihm die Nachricht brächte, die verdächtigen Soldaten hätten den Reis unschmackhaft gefunden, oder sie verschmähten Brod und Salz, was in den türkischen Revolutionen ein technischer Ausdruck ist; doch der Reis quoll gut, man blieb ruhig, und der neue Herrscher wagte mit Rußland und Serbien Frieden zu schließen. Das war im Jahr 1812.

Die Erschöpfung Europa's im zweiten Decennium des Jahrhunderts theilte sich auch dem türkischen Reiche mit, das an allen Streitigkeiten der Politik seither immer aktiven Antheil, und bald für, bald gegen Napoleon Partei genommen hatte. Wenn der Sultan ein kraftvoller Charakter wäre, in dieser Periode hat er nichts davon verrathen. Die Ordnung in den Provinzen löste sich auf. Die einzelnen Paschaliks von Rumelien, Widdin, Trebisond, Damaskus, Bagdad u. s. w. rissen sich mehr oder weniger von dem Staatsverbande los, die Wechabiten machten unwiderstehliche Fortschritte, und zwei Widersacher, welche bestimmt waren, späterhin die ganze Kraft der Pforte zu absorbiren, umgaben sich im Geheimen mit Hilfsmitteln, gegen welche die des Sultans zuletzt nicht mehr ausreichten — Ali von Janina und Mehemed von Aegypten.

Der Divan übersah entweder die Gefahr, oder er war so tief gesunken, daß er sich damit begnügte, vom Unvermeidlichen wenigstens noch einige transitorische Vortheile zu ziehen. Er legte Tribute und Geldstrafen auf, benutzte die streitenden Parteien in den Provinzen, um eine jede zu rupfen und zu scheeren, und befolgte wohl gar die treulose Politik, seinen Paschen

heimlich Verlegenheiten zu ſchaffen, aus welchen ſie ſich nur durch eine gute Anzahl Piaſterbeutel loskaufen konnten.

Inzwiſchen ſorgte Mahmud für eine gute Polizei in ſeiner Hauptſtadt, und übte dabei eine krampfhafte, despotiſche Gerechtigkeit aus, mit der er den Europäern imponiren wollte. Den kleinſten Wortwechſel eines Soldaten mit einem Geſandtſchafts-Bedienten aus Pera, ſtrafte er durch den Tod, und ſtrich ſich ſtolz den Bart, wenn der beſchwerdeführende Geſandte über dieſe Genugthuung faſt erſchrak. Den Reſt ſeiner Zeit brachte er mit kalligraphiſchen Uebungen hin; er ſchrieb ſelber ſeine Hattiſcherifs und entwarf ſich ein Tagebuch, worin er niederſchrieb, daß er ſchreibe.

Aber es wurde des Lobes und Preiſes ſeiner ſelbſt ſo viel, daß er ſich entſchloß, in das Geheimniß ſeiner Kunſt einen Menſchen hineinzuziehen, der aber nichts davon verſtehen mußte. Es fiel ihm ein, daß er Jemanden haben mußte, der ſeine Scripturen ſammelte und aufbewahrte; da fragte er ſeinen Barbier, ob er leſen und ſchreiben könnte. Die Verneinung war ihm recht, und ſeither nahm er ſeinen Barbier zum geheimen Archivar. Dieſer in vertraulicher Stunde geſtand

ihm, daß er einen Freund habe in Galata bei den Fleischerbänken, der einer der größten Possenreißer unter der Sonne, und ein Schreiber des Fleischervorstandes sei. Khalet-Effendi erschien, schrieb schlechter, als der Sultan, machte einige gute Kapriolen, und Mahmud behielt ihn zurück, erst als seinen Hofnarren, dann als Hofrath, zuletzt als Groß-Wessier.

So entstand der einen Tradition zufolge (welche den bekannten Liebling des Sultans von dem ehemaligen Gesandten beim Hofe Napoleons trennt) eine antike und wahrhafte Freundschaft zwischen Mahmud und seinem lustigen Wessier, die vollkommen gewesen wäre, wenn sie für die Türkei bessere Früchte getragen, und nicht mit einer Treulosigkeit geendet hätte!

Khalet-Effendi stand an der Spitze der Staatsangelegenheiten, d. h. er theilte mit dem Sultan den Raub, welchen die Intriguen des Divans von den Satrapen der Provinzen abgejagt hatten. Noch lange bis in den Aufstand der Griechen hinein dauerte seine Autorität, angetastet von den Geistlichen, bedroht von den Janitscharen, welche ihm die Unfälle des Krieges gegen die Griechen Schuld gaben. Vergebens, daß die Boten des Divans in alle insurgirten Regionen Mord und Verstümmlung brachten, vergebens das Blutbad

in Konstantinopel und die Gräuel auf den Inseln, vergebens die Hartnäckigkeit gegen die fränkischen Gesandten und die Weigerung, sich auf dem Kongresse von Verona über Griechenland beruhigen zu lassen; die Janitscharen sahen in Khalet-Effendi, diesem niedriggebornen Weintrinker, das Hinderniß ihres Glückes und brachen im Jahr 1822 im wilden Aufruhr gegen das Serail heran. Berber-baschi, der Normalbarbier der ottomanischen Barteivilisation, wurde verbannt, nach ihm Khalet-Effendi und seine Kreaturen.

Khalet lachte, als er über den Hellespont fuhr; denn sein Freund Mahmud hatte ihn umarmt, und hatte ihm eigenhändig einen Sicherheitspaß ausgestellt, der ihn so lange schützen sollte, bis sich die Verhältnisse zu seiner Rückberufung günstiger gestellt haben würden. Aber die Empörer waren mit dieser Romantik nicht zufrieden, sondern preßten dem Sultan einen Todesbefehl ab, den er selbst über seinen Freund schreiben mußte, wahrscheinlich mit derselben zierlichen Hand, mit denselben Schnörkeln und Arabesken. Khalet lächelte noch immer, und auch da noch, als der Aga schon vor ihm stand und ihm eine seidene Schnur präsentirte; er zog seine Kalligraphie aus dem Brustlatz; aber indem er den neuen Hattischerif las,

der alles Vorangegangene, die alten Schwüre und Betheuerungen widerrief, hatte ihn sein Henker schon an der zugänglichsten Stelle gefaßt und erdrosselt. Das ist türkische Sentimentalität.

Erst da, als Griechenland seine Kreuzesfahne erhob und die Brander verderbenschwanger auf den Gewässern kreuzten, als von den Inseln das vergossene Christenblut herabtröpfelte in das Meer: da haben die Europäer angefangen, Mahmud für einen riesigen Charakter auszugeben, gleichsam als wenn das Aushaltenkönnen in jeder Lage Größe verriethe. Nein, klein war jener ohnmächtige Zorn, der auf dem höchsten Minaret eines Pavillons am Marmormeere in die Ferne des seit uralten Zeiten trauerumflorten ägäischen Meeres blickte und nichts als schwarze Segel heimkehren sah. Dann zu wüthen wie ein angeschossenes Thier, und Mord und Tod über die ganze Welt auszuheulen, und aus Verzweiflung sich zuletzt dem Trunke zu ergeben: das ist türkisch groß, aber sehr klein für die wahrhafte Charaktergröße, welche über dem Nationalen steht und mäßig im Zorn, kraftvoll und voraussichtig in ihren Entschlüssen ist.

Durch Mehemed Ali besiegte Mahmud die Grie-

chen. Durch Ränke würde er vielleicht auch die Europäer besiegt haben, wenn diese ihre diplomatischen Anträge durch Demonstrationen **à la Navarin** nicht unterstützt hätten. Die europäische Einmischung war jetzt keine Drohung mehr; die Russen verlangten den Vollzug des Friedens von Bucharest und die Räumung der Fürstenthümer; ein Vernichtungskrieg war die Folge der Weigerung. Die Riegel und Pfosten der Pforte stürzten ein, und was hätte gehindert, daß nicht aufs Neue das Kreuz die Kuppel der Sophiakirche beherrschte?

Der Kern der türkischen Macht, die Janitscharen waren nicht mehr. Drei Jahre vorher hatte sie Mahmud abschlachten lassen, nicht nach einem angelegten Plane, wie man wohl irrig glaubt, sondern in Folge einer benutzten Gunst des Augenblicks. Es war nur dis, daß der Sultan einen gewonnenen Erfolg konsequent durchführte. Er verbrannte die Kasernen, gab keinen Pardon und rettete sich selbst vor einer Macht, die später den Staat hätte retten können. Jetzt ist Mahmud der Schatte vom Schatten Gottes, er ist der Federball der Intrigue zwischen dreien Kabineten; wollte er auch seine Statthalter, welche sich emanci-

piren, wieder zu Paaren treiben, ſo verbietet es ihm der Himmel; denn ſein Säbel fällt ins Meer, wenn er die Schiffe ſeiner Hoffnung beſteigt.

Rußland, von der Geſchichte zum Erben der europäiſchen Türkei beſtellt, hegt und pflegt den alten Erblaſſer und ſchützt ihn treulich bis zum Tode. Rußland wird der Türkei ſanft und zärtlich die Augen zudrücken. Und wollte ſich die Pforte in Konſtantinopel nicht das Streicheln der Wangen gefallen laſſen, ſo ſteht an Perſiens Gränzen die ruſſiſche Heeresmacht gerüſtet. Hier iſt kein Ausweg mehr. Die Pforte muß ſich ſchützen laſſen, um eine vollſtändige Eroberung zu bleiben. Sie muß Freunden trauen, welche nur die Zeit abwarten, wo ſie ihre Masken abnehmen.

Vielleicht ſtellen ſich dieſer Weiſſagung zwei Geſchichtsanſichten entgegen, die ſich darin vereinigen, daß ſie Kombinationen der eben genannten Art für unzulänglich halten, und ſie mechaniſche und Verſtandesabſtraktionen nennen.

Die erſte Anſicht iſt gewohnt, Alles auf den Volksgeiſt, die zweite, Alles auf die Religion ankommen zu laſſen.

Jene glaubt, der Racen- und Völker-Unterſchied, ein demokratiſch-populaires Element, werde gegen die

wunderlichen Statusquo unſrer Tage reagiren; dieſe erwartet denſelben Widerſtand vom Glauben der Völker, von einer Rache, die der Himmel ſelbſt an der Erde nehmen werde.

Wir wollen nicht darauf beſtehen, daß das Träumeriſche in dieſen Meinungen ſie ſchon verdächtig macht, nicht darauf, daß unſre Propheten nur der Zukunft namentlich ſo viel Theologie zutheilen wollen, als wenn die Nachkommen das zu glauben ſich anſchicken würden, was wir ſelbſt zu glauben keinen Trieb mehr haben; aber ſehet auf die Türkei! Religion und Volksthum fällt hier zuſammen; liegt im Islam irgend ein Zukunftskeim? Iſt ſein Fanatismus mit jener ernſten Wärme verbunden, welche die Anhänglichkeit an geliebte Sitten und Meinungen begleitet? Nein, hier verglimmt ſein glühendes Entzücken gegen das Chriſtenthum, welches immer eine Zukunftsreligion iſt.

Der Islam iſt eine Religion der Maſſe, keine Religion des Individuums. Der Islam iſt nicht Bewußtſein, ſondern Trunkenheit; er verleiht Trotz, aber keine Ausdauer. Kein Moslem, der einmal herausgeriſſen iſt aus dem Zuſammenhang ſeines Glaubens, der außerhalb ſeiner Badeweihen, ſeiner Moſcheen und Faſten iſt, kein Moslem, der zur Annahme des Chriſtem-

thums gezwungen wurde, wird im Stillen jene Treue bewahren, welche den Christen mitten unter heidnischen Verhältnissen immer noch im Bunde mit seinem Heiland erhielt. Die Ursache ist die, daß der Islam in sich kein Moment der Rechtfertigung trägt. Er ist eine geniale Improvisation, eine immer neue Schöpfung, wo Poesie und Klima und Masse ihm zu Hilfe kömmt; aber herausgerissen aus seinem Boden und in andre Regionen verpflanzt, welkt und verdorrt er. Der Islam ist im Schematismus der Religionen nur ein Ueberbein, das sich der wandelnde Weltgeist getreten hat, er beweist nichts Unerläßliches, er ist ohne die Verheißung einer historischen Zukunft.

Eine Civilisation in Massen käme in der Türkei nie zu einem guten Ende; weht aber durch Isolirung, durch stückweises Akkordiren in die europäischen Zustände hinein. Da würde kein Hahn krähen, daß ein Gott verläugnet wurde. Niemand würde in sich schlagen, und einen Groll fortpflanzen auf Kind und Kindeskind. In Europa und Asien wird man griechisch beten, in Syrien bis nach Indien hin protestantisch, auf der ganzen Nordküste von Afrika atheistisch, wenn einst Rußland, England und Frankreich sich getheilt haben werden.

Iſt dis eine Chimäre, ſo ſcheint ſie mir doch der Wahrheit näher zu ſtehen, als die Annahme, daß einſt in der Kathedrale von Paris die Imans ſtehen werden mit ihren kameelhaarenen Mützen und ſich die junge franzöſiſche Literatur beſchäftigen wird, Oden zu dichten auf Allah und den Prepheten.

Appellation

an den

gesunden Menschenverstand.

Letztes Wort

in

einer literarischen Streitfrage.

Von

K. Gutzkow.

Frankfurt a/M.

Bei Johann Philipp Streng.

1835.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

Schrift für Steuer- und Zollrecht

Hätt' ich ahnen können, daß die von der Kritik gegen mich erhobenen Beſchuldigungen vom Staate würden aufgenommen werden, daß ein ſchaamloſer Lärmmacher eſſentielle Interventionen gegen mich veranlaſſen und die Reſorganiſe der Behörden rege machen würde; wahrlich, ich hätte meiner vor mehren Wochen erſchienenen Vertheidigung eine andere Wendung gegeben und mich wohl gehütet, mir ein anderes Publikum zu denken, als den ſittlichern Nährſtand, mit welchem man in einer Rede ohne viel Umſchweife ſprechen muß. Damals glaubt' ich noch, Männer von Bildung und wiſſenſchaftlicher Einſicht würden durch ihr Urtheil in dieſer Sache den Ausſchlag geben; aber dieſe Hoffnung verſchwand, nachdem ſich jede Zeitung erlaubte, von einem „irreligiöſen" und „unſittlichen" Romane zu ſprechen, nachdem die Auflage deſſelben vergriffen und bis an ein Volk gedrungen war, das ich nun beſchuldigt werde, verführen zu wollen. Was Volk? Was Verführung? Noch fühl' ich mich mitten im Strome der Literatur, und werde dieſe Lage ſelbſt in gerichtlichen Vertheidigungen nicht aufgeben; ich werde mich auf die Geſetze der Schönheit berufen und keinen Richter anerkennen, als kritiſche Anſtalten, welche befugt ſind, nach literariſchen Prinzipien über die Irrthümer und Gebrechen meines Buches zu urtheilen. Dieſe wenigen Blätter will ich benutzen, zum letzten Male

von einer Sache zu sprechen, die mich an den Rand des carrarischen Felsens gebracht hat. Ich denke mir Leute von imaginären Begriffen als meine Leser, und will mit den Fingern demonstriren, wenn man nicht Verstand genug hat, meine Argumente zu verstehen.

Hätt' ich die Absicht gehabt, meinen Landsleuten das theure Gut der Religion zu rauben, so würd' ich keinen Roman geschrieben haben. Dann hätt' ich mich auf die Tribune stellen und Reden an die Nation, Predigten für das Volk schreiben müssen. Dann müßt' ich ein Buch herausgeben: Geist des Christenthums oder eine Lebensgeschichte Jesu, oder eine neue Erklärung des Katechismus, oder ein Werk unter dem Titel: Vernunft und Aberglauben. Das wäre eine directe Wendung an die Masse gewesen und hätte, wenn es noch im Geist des 19. Jahrhunderts läge, Jemanden wegen religiöser Meinungen zu verfolgen, eine Anklage meiner Person gerechtfertigt. Aber nicht im Entferntesten bezweckt' ich einen Angriff auf die Kirche. Ich wollte eine Seelenstimmung schildern, die mir poetisch schien. Ich wollte die Zeugnissen in ihr Inneres blicken lassen. Shakespeares Othello ist die Tragödie der Eifersucht, Romeo und Julia die Tragödie der Liebe, Goethes Wahlverwandtschaften sind ein Roman der Incompetenzen, Tieck's William Lovel ist ein Roman der Don-Juanerie. Ich suchte eine neue Stimmung, welche das Mittelalter und die classische Zeit nicht kannte, und fand eine Leidenschaft, die von Tholuck und Dewette in den Weihen des Zweiflers schon im Interesse der Theologie behandelt war. Ich glaubte dieser noch eine glaubendere und poetischere Seite abgewinnen zu können. Was kümmerte mich als Dichter die positive Kirche? Ich

hatte ein psychologisches Bild vor Augen und malte es mit den Farben, welche mir die Wirklichkeit lieh. Die Kritik kann mir sagen: Du hättest die Farben von der Heidenwelt nehmen sollen, wie Chateaubriand in seinen Märtyrern, oder vom Islam, oder vom Judenthum. Die Kritik kann sagen: Es ist müßig, Motive für einen Roman zu wählen, die für den Leser einen speziellen Beigeschmack haben; die Einheit Deines Werkes wird zerrissen, wenn uns die Motive lebhafter spannen, als die Fabel selbst. Schreibe künftig ein Buch, wo die Motive die Erfindung nicht überragen, wo die Bewegungsangeln deiner Fabel keine Riesenpfosten sind und wo man das Buch von seinen Nebenpartheien nicht vergißt. Die Motive müßen in das Interesse der Fabel sanft verschwimmen und die Leser müßen einsehen, daß du nur dichten, nicht belehren wolltest. So urtheilt die weise und gerechte Kritik über mein Werk, diejenige Kritik, welche an Aristoteles, nicht an den Staat und die bewaffnete Autorität appellirt.

Der dramatische und epische Dichter muß die Figuren ausmalen, wie es die innre Dialectik seines Stoffes verlangt. Er muß den Böswicht in den grellsten Farben malen, die er seiner Phantasie nur entnehmen kann. Ist er selbst dafür verantwortlich? Entspringt seinem Herzen, was seinem Calcul angehört? Sind die Figuren meines Romans nicht Typen, welche der Sache angehören? Ich habe das Irrwerden an dem Glauben schildern wollen, nicht um dem Glauben Abbruch zu thun, sondern um ein psychologisches Phänomen zu zeichnen. Jede der mir imputirten Stellen, welche eine spezielle, gegen das Bestehende gerichtete Absicht haben sollen, ist aus dem Zusammenhange des Ganzen erklärlich: jeder Satz ist einer, der zur innern Dialectik meiner Fabel gehört.

und den die nächste Entwickelung wieder aufhebt. Das Ganze endet mit einem Triumphe der Religion, als einer heiligen Sache, ohne die man nicht beſtehen kann. Wo iſt hier ein Verbrechen? Einen mißlich gewählten Stoff ſieht der Vernunftige; aber keine Verſpottung Eurer Heiligthümer.

Es iſt ein ſchreckliches Schickſal, welches mich trifft, daß man aus den Gährungen unſerer gegenwärtigen Literatur, die man nicht verſteht und um die man ſich nicht einmal kümmert, ein einziges Buch herausreißt, und es nur unter der Reverbere häuslicher, privater und intimer Verhältniſſe betrachten will. Ich ſoll dafur ſpeziell gekämmt werden, daß nun ſchon ſeit funfzehn Jahren die Literaturen aller Völker von einem fieberhaft pulſirenden Prinzipe ergriffen ſind, daß ſich eine den rechten Brennpunkt ſuchende Unruhe in den guten Köpfen dieſes Jahrhunderts verräth. Würde man aber in England trotz aller Anathemen Lord Byron, ohne einen Vergleich machen zu wollen, jemals vor die Schranken eines Gerichtshofes gezogen, würde man Shelley durch einen Anklageact verhindert haben, ſeinen Tod in den Wellen des mittelländiſchen Meeres zu ſuchen? Wird in Frankreich irgend eine Autorität daran denken, der unter dem Namen George Sand ſchreibenden Dame ſur ihre bizarren, gegen alles Herkommen anſturmenden Romane mit einem Halseiſen zu lohnen? Und wird man nicht auch in Deutſchland einſehen, daß mein geringes Talent, wenn man ihm Luft und Athem läßt, wohl am erſten im Stande iſt, ſich eine fur unſer Vaterland ſegensreiche Wirkſamkeit zu erobern?

Ich ſage dies nur, um eine Stimmung zu rechtfertigen, nicht um ein Verbrechen einzugeſtehen, deſſen man mich beſchuldigen will. Ich erinnere an die deutſche Literatur,

wie ſie ſeit mehren Jahren ſich vor unſern Augen entwickelte. Alles hat die Feder in die Hand bekommen, die Soldlinge überbieten ſich wechſelsweiſe in ſchaalen Erfindungen. Das Talent will ſich Bahn machen. Welches iſt ſein Lohn? Die politiſchen Zerwürfniſſe unſerer Tage ſchleudern zuerſt das Talent in Lagen, wo es mit beſtehenden Formen in Conflict geräth. Nun nahrt es ſich an einem Haſſe, der mit angeborner Schärfe die zuweilen ſtumpfwerdende Feder wieder ſpitzt. Das Talent ſteht einſam, ohne Schutz, man iſt der ſtereotype Gegenſtand der gelehrten wichtigen Miene, man gilt nichts gegen den Beamten, der ſich unter den Fittichen des Staates wärmt; man glaubt wenigſtens nichts zu gelten, da die Miſere der deutſchen Literatur zu erbärmlich iſt, um auf irgend eine freundliche, entgegenkommende Anerkennung für ſich rechnen zu dürfen. Nun iſt man gehetzt von einer Meute elender Scribler, die ſich in jeder deutſchen Winkelſtadt wiederholen. Man muß Gaſſen laufen vor Buben, die in ihre Umgebungen hinausſchreiben das Trivialſte, was die willige Mutterſprache nur zu ſtottern vermag. In dieſer Treibjagd, ohne Ziel, ohne Beiſpiel, ohne guten Rath greift das Talent bis auf's Aeußerſte hinaus und ſucht mit einem ingrimmigen Schlage die ganze Erbärmlichkeit dieſer Literatur zu ſtürzen; und wer ſtürzt? der Angreifende ſelbſt, weil ſeine Gegner ausweichen, weil mit Einemmale nichts mehr iſt von dem, was in dem Vorangegangenen ſchon die Entſchuldigung der nachkommenden Uebertreibung war. Erſchrocken ſieht man ſich um, und iſt von einem ſtarken Arm ergriffen, von dem der Autorität, ich ſage ſogar, von dem der Vernunft, man weiß nicht wie? Man lernt die Beſonnenheit erſt, wenn es zu ſpät iſt.

Seht das iſt Eure Literatur! das iſt die Pflege, die

man ihr angedeihen läßt; das sind die Bevorzugungen, auf welche das Genie bei Euch Anspruch machen kann!

Ich will außer auf den Vorwurf des Irreligiosen, noch auf den des Frivolen und Sittenlosen meine letzte Antwort geben.

Mein Roman schildert Charaktere, die den Haltpunkt ihres Lebens verloren haben und als Hauptcharakter eine Person, die ihn zu finden sucht. Welchen Ton sollt' ich nun anschlagen, um hier den rechten zu treffen? Ich glaube meine Figuren deutlich genug gezeichnet zu haben. Ja selbst, wenn ich aus meiner eignen Seelenstimmung in Cäsars Manieren etwas übertrug, was nicht Jedem gefällt, darf man aus einem Schmerzenszuge um die Lippen in Deutschland ein Verbrechen machen! Und zuletzt lautet ja die Anschuldigung fast, als hätt' ich etwas geschrieben, womit Paul de Kock in Paris Glück gemacht oder Tieck eine Fortsetzung seines berüchtigten William Lovel gegeben hätte. Wäre das Erste der Fall, so würde mir ein angesehener französischer Gelehrter, der aus eigenem Antrieb im Begriff war, den Roman zu übersetzen, nicht geschrieben haben, daß alle Anschauungen darin so ganz deutsch und nur für die theologischen Dachstuben jenseits des Rheins berechnet wären, daß einem Franzosen diese spiritualistische Weise ewig unerklärlich bliebe: und im zweiten Falle wurd' ich, wie Tieck gethan, mich nicht genannt haben.

Ich hab' es schon öfter gestanden, daß ich die Siguren-Scene des zweiten Buches bereue. Hätt' ich ahnen können, daß sich unverschämte Lippen an die Knospenhülle einer zarten Situation legen, und aus ihr so viel herausſaugen und wieder hineinblasen würden, daß sich die Blätter immer

weiter entfalten mußten und unter dem giftigen Munde der Kritik das Ganze zu einer stroßenden Gemeinheit werden konnte; wahrlich ich hatte mich von einer glühenden Intuition nicht hinreißen laßen, und zuerst an die ordinäre Maße, zuletzt an meine poetischen Irrthümer gedacht. Die Anschuldigung jener Scene ist deßhalb so nichtswürdig, weil ich, wenn meine Art eine freche wäre, mich ja nicht hätte um eine Drapperie bekümmern brauchen, die dem Pöbelhaften hier eine edle Entschuldigung giebt. Was soll ich glauben? Der Eine sagt, die Sinnenscene ist ein plastisches Meisterstück; der Andere nennt sie einen Angriff auf die öffentliche Moral und citirt die Paragraphen der Preßgesetze, um mich zu bestrafen. Hier ist eine Verwirrung der Begriffe eingetreten, die sich nicht durch Maßregeln, sondern nur durch das Ablaufen der Zeit lösen läßt.

Ich gehe jetzt auf einen andern Punkt über. Man hat gesagt: Gut, dein Roman ist kein Verbrechen; wir hätten nichts dagegen, wenn derselbe als ein rein objectives Erzeugniß, als eine im poetischen Interesse ersonnene und mißglückte Erfindung dastände; aber du bist so dreist gewesen, in deiner Vertheidigung die verbrecherischen Motive in Schutz zu nehmen, und namentlich dich selbst für deinen unerquicklichen Cäsar unter zu schieben.

Im Gegentheil — erwiedr' ich — ich gab den Geständnißen eine künstlerische Stellung, ich suchte mich durch das Phänomen einer psychologischen Verirrung zu vertheidigen; im Uebrigen ist das, was ich in der Brochüre vom Christenthum sagte, nichts anders, als was auf den Lehrstühlen eines Wegscheider und Paulus seit Jahrzehnten gelehrt wurde. Urchristenthum, biblisches Christenthum, Perfektibilitat — das sind Begriffe, die an zahllosen

dogmatiſchen Lehrbüchern vorkommen. Wenn ich mich ſelbſt für Cäſar einſtelle, ſo iſt es, um eine in der Zeit liegende Stimmung, um etwas im Charakter Wahrhaftes zu bezeichnen, nicht um die von ihm im Intereſſe meiner Fabel ausgeſprochenen Anſichten auf mich zu nehmen. Ich habe das Irrthümliche in dem ganzen Verlaufe der Ideen, welche ſich in dem Romane durchkreuzen, nachgewieſen. Ich wußte nichts, was ich in jener Brochüre ohne Anſtoß nicht auf jedem Lehrſtuhle mit Gründen und Beiſpielen unterſtützen dürfte *). Man will nun etwas entdeckt haben, was eine ſoziale Revolution vorſtellen ſoll. Man will in der Redensart: Junges Deutſchland etwas bemerken, was eine Incarnation des Jacobinismus wäre. Ich will mit einigen Worten das zu charakteriſiren ſuchen, was man ſich unter dieſer Phraſe: Soziale Umwälzung zu denken hat:

Die Geſellſchaft fühlt, daß ſich endlich die Beſtimmung unſers Jahrhunderts ausſprechen muß. Waren nicht Ideen vorhanden, welche keinem Einzelnen angehören, ſondern aus einer unſichtbaren geheimnißvollen Offenbarung herſtammen,

---

*) Um Eines zu erwähnen, was nur hingeworfen war, und worauf zu beſtehen Wahnſinn wäre. Ein herrlicher, jugendfriſcher Greis, der Oberconſiſtorial-Director Peucer in Weimar, ließ vor einigen Wochen folgendes öffentlich drucken: „Nach Peel's Dissenter-marriage-bill iſt die kirchliche Trauung nicht nothwendiges Requiſit der Ehe, ſondern es ſteht in der Willkühr der Brautleute, ob ſie den Geiſtlichen ziehen wollen, oder nicht. Daß der höchſt geniale Gutzkow ganz neuerlich in der Vorrede zu den Schleiermacher'ſchen Briefen dieſelbe Idee, wie Peel, äußerte, hat man ihm ſehr übel genommen. Aber auch nach dem Code Napoleon iſt bekanntlich der Civil-Contract bei der Ehe die Hauptſache und nothwendig, die prieſterliche Trauung hingegen Nebenſache und ganz beliebig."

würde ſich dieſe Streitfrage, welche jetzt das deutſche Vaterland beſchäftigt, ſo raſch haben entwickeln können? Diejenigen, welche ſie zunächſt veranlaßten, erſchrecken ſelbſt über die Conſequenzen, welche ihre ganz ohne Zuſammenhang hingeworfenen Sätze, ein nur im Intereſſe der Poeſie geſchriebener Roman, herbeigeführt haben. Nicht, daß wir verzweifelten, die Verdächtigung dieſer Conſequenzen auszuhalten, ſondern daran erinnern wir: wie raſch iſt dies ein Syſtem geworden! Wie ſchnell waren Namen, Partei, Symbole erfunden! Wo ſind die Schriften, die in folgerechter Deduction ein neues Evangelium gepredigt hätten, und ſchon hat man Apoſtel und Martyrer dieſes Syſtems! Ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß die Ideen bald zuſammen waren, welche noch Niemand gelehrt hat, und daß man eine Miſſion bekömmt, ohne ſie geſucht zu haben. So dienen ſie alle dem Genius des Jahrhunderts! Ja ſelbſt diejenigen, welche bis zum Ueberdruß ihre Anklagen wiederholen, dieſe gedankenloſen Fanatiker, welche ihr eigenes Echo bilden, ſind nichts als die monotonen Walzen, welche dem Geiſte der Zeit ſeine fortrollende Bewegung erleichtern.

Wer die Zeitgenoſſen belauſcht, ſich von keiner einſeitigen Parteibemeinung in der Politik hinreißen läßt, wird zwei Tendenzen unterſcheiden können, die beide das Gemeinſame haben, ſich von der Zeitung, von der Tagespolitik und von den ſchroffen Gegenſätzen unſerer bisherigen Kämpfe zu emanzipiren. Die Einen wollen Ruhe und Benutzung jener Güter, welche ihnen die politiſche Revolution der alten Zeit, und die beſonnenen Maasregeln gegen eine politiſche Revolution der Zukunft gebracht haben. Dies iſt der Tiersparti oder die Nationalgarde. Die Andern ſind Männer der Bewegung, welche den einſeitigen politiſchen Standpunkt ver-

ließen und die Nutzloſigkeit eines Widerſtandes gegen Regierungen, welche Wohlthätiges wollen, eingeſehen haben. So glühend und conſequent der Einzelne in ſeinem Haſſe ſeyn kann, ſo wenig iſt die Menſchheit an und für ſich einer Verjährung des Haſſes fähig. Man blicke auf Frankreich! Der Haß gegen die Regierung mußte aufhören, als man in Gefahr kam, mit Mördern, wie Fieſchi, verwechſelt zu zu werden. Die jugendliche Opoſition riß ſich von dem Journale und den einſeitigen Fragen des Tages los, und rettete ihren Muth, ihren Geiſt und ihre Tugend in ein erweitertes Diſcuſſionsgebiet, das man noch immer mit dem kühnen und unpaſſenden Ausdrucke: ſoziale Revolution bezeichnete. Es iſt bekannt, welche wunderlichen Experimente hier zum Vorſchein kamen. Man errichtete Religionen auf Subſcription, man wollte Ideen verwirklichen, welche ſchon vor zwei Jahrtauſenden nicht wenig dazu beitrugen, Platos Republik zu einer Unmöglichkeit zu machen. Zum großen Theile ſcheiterten dieſe Experimente an dem Lächerlichen; denn unſere Zeit iſt ſo neugierig, geſchwätzig und in der Oeffentlichkeit lebend, daß die Verwandſchaften, daß die Garderobe und die Manieren, die man neben ſeinem Enthuſiasmus hat, leicht verrathen und im Vergleich mit dem Modejournal beurtheilt werden. Man verzeiht es heute eher, eine falſche Meinung zu haben, als eine richtige mit einer geſchmackloſen Ceremonie zu begleiten. Ueber dieſe Inconvenienzen, über den St. Simonismus, über den Abbé Chatel, unſere deutſche Jugend mit ihrer doctrinären Bildung und dem ſpeculativen Vorrechte, das ſie vor allen andern Nationen hat, belehren zu wollen, iſt vergebene Mühe. Wir wiſſen ſo gut, wie unſere Gegner, wie weit Frankreich mit ſeinen lächerlichen Experimenten gekommen iſt.

Wollen wir aufrichtig ſeyn, ſo kann in Deutſchland keine Idee mehr Eingang finden, welche nicht mit der Friedenspalme kommt. Auch bei uns hat die Nationalgarde den Sieg davon getragen. Man will Ruhe, da der eigentliche Feind der Geſellſchaft kein anderer iſt, als die Schwierigkeit der Exiſtenz. Die Regierungen fühlen dies, und ſuchen dem Erwerbe entgegen zu kommen. Nichts deſto weniger iſt der Widerſpruch unvertilgbar; denn alles Leben iſt aus poſitiven und negativen Elementen zuſammengeſetzt, der Friede iſt nur geſichert durch den Krieg. Der Widerſpruch wohnt in den Gemüthern; aber die Gemüther ſchämen ſich des Haſſes. Der Sohn kann höchſtens die Kraft, nicht den Willen ſeines Vaters erben. So wird die Oppoſition unſrer Zeit die der Debatte. Sie löst ihren Kern auf, weil ſie den Widerſtand der Waffen nicht herausfordert, ſie blickt noch einmal auf ihre alten ingrimmig vertheidigten Forderungen zurück und ſtudirt zu dem alten Satze: Theile, ſo wirſt du herrſchen! Wir löſen unſern Haß in ſeine Beſtandtheile auf, wir forſchen nach, wo ſeine Urſprungsquellen liegen, und werden auf einzelne ſoziale Gruppen im Leben, in der Kunſt, in der Religion ſtoßen, wo es eine Verſtändigung geben kann ohne Leidenſchaft. Der verhängnißvolle Knäuel unſers Jahrhunderts iſt entwirrt, die einzelnen Fäden verlieren ſich in einzelne Gebrechen, wir ſind aufrichtig, wir greifen in unſere Bruſt, und beginnen die Revolution unſerer Zeit mit der Revolution unſeres Herzens.

Ich müßte mich ſehr irren, wenn mir nicht Jeder zugeſtehen wird, daß keine Beſchäftigung des denkenden Kopfes ſo würdig iſt, als die, den Gebrechen der Geſellſchaft auf eine milde und gefahrloſe Weiſe abzuhelfen. Wie bringt man es z. B. dahin, daß in Frankreich ein enthu-

erträglicher Zuſtand eintritt, oder um es ganz praktiſch auszudrücken, daß das Räſonniren aufhört? Man verzeihe mir, daß ich in einer ernſten Sache zwei Scherze mache. Der Eine iſt ein Geheimniß, der Andere eine Anforderung. Ich will das erſte verrathen. Man hat die Entdeckung gemacht, daß in Paris kein Bürger bei Emeuten ertappt wurde, der eine Summe auf der Sparkaſſe hatte. Natürlich; der Beſitz iſt immer etwas, was man mit der einen Hand zudecken muß, und den zu vermehren man ſich der zweiten bedienen wird. Woher ſoll man nun Luſt zur Unruhe nehmen? Frankreich würde ruhig ſeyn, wenn jeder Einwohner von Paris ein kleines Kapital in der Sparkaſſe hätte. Frankreich würde mit Freuden eine Anleihe bewilligen, um dies Mittel möglich zu machen. Iſt das nicht auch eine ſociale Revolution? Zu dem zweiten Mittel liegt in der That ſchon mehr Ernſt. Man mache alle Staatsämter zu Ehrenämtern ohne Gehalt. Man laſſe ſich nur von ſolchen Männern regieren, gegen welche man die Verpflichtung der Dankbarkeit hat. Wahrlich, der Ehrgeiz würde dann keinen dem Glücke der Nationen gefährlichen Sporn mehr haben und die Maſſe würde das tumultuariſche Pochen auf Dienſte, die ihr unentgeltlich geleiſtet werden, verlernen.

Dies ſind zwei Grillen, die in der Luft ſchweben, die aber die Tendenz unſerer Zeit veranſchaulichen, eine Bewegungstendenz mit beſonnenen Schritten, ohne Feindſeligkeit. Das Uebel iſt mannigfach verzweigt. Wer es bekämpfen will, kann man dem tadeln, welcher die Stellen aufſucht, wo die Zeitgenoſſen den Angriff weniger heftig empfinden?

Um die Methode anſchaulich zu machen, will ich eine Frage beantworten, wo der ſpeciellen Partei eine der ge-

haſigſten Beſchuldigungen gemacht zu werden pflegt. Ich ſpreche von der St. Simoniſtiſchen Gemeinſchaft der Guter. Wer wird uns den Wahnſinn zutrauen, das Vermogen der Nationen addiren und durch die Millionen Bewohner eines Landes dividiren zu wollen? Werden wir hinausziehen in die Fabrikſtadte und Mutuelliſtenvereine bilden? Unſere Gegner haben viel Phantaſie und Bosheit, wenn ſie uns durch die Maſſen ſchleichen und jene Oerter deſignaren horen, wo wir glauben, daß die Brandfackel am ſicherſten zunden wurde.

Die Verarmung der Geſellſchaft iſt ein groſses Uebel, aber die Vertheilung der Guter wurde es nicht heben. Denn wer giebt mit den Schatzen die Fahigkeit, ſie zu erhalten? Der Fleiß wurde bald wieder vor der Tragheit einen Vorſprung gewonnen haben. Es muß aber in dieſer Hinſicht etwas geſchehen. Es muß eine Geſinnung erweckt werden, welche die der Mildthatigkeit oder der Ehrfurcht vor der Natur iſt. An unſere Gefuhle muſſen die Hebel der Aufopferung kommen, wir muſſen wenigſtens das erreichen, daß Niemand eine ruhige Nacht hat, der einen glanzenden Palaſt mitten in einem Viertel bewohnt, wo die Armuth keine Lumpen hat um ihre Bloße zu bedecken, wir muſſen es bis zu dem Ziele bringen, daß die Geldmaſſe nicht mehr dem Verkehr, dem Ackerbau und der Induſtrie entzogen werde durch den Papierhandel. Es gibt zahlloſe einzelne Verzweigungen, wo ſich der Egoismus und die Kalte der Zeitgenoſſen verſteckt. Welche Mittel haben wir zu unſerm Feldzuge? keine anderen, als die des Wortes, keine ſchlagenderen, als die der Poeſie. Wienbarg hat in ſeinem neueſten Buche eine Invective gegen die Geldariſtocratie in die Einfalle des Romans verhullt. Die reizende Tochter

eines Banquiers, eines Mannes, der die Finanzen eines ganzen Staates in Händen hat, empört sich gegen das System, dem sie ihren Reichthum und ihre Bildung verdankt. Das Gefühl, die Religion, die Liebe, kommen ihren Zweifeln an der Bestimmung der Gesellschaft zu Hülfe, sie wird das schüchterne und scheue Gewissen ihres Vaters und reizt ihn durch ihre edle und tiefsinnige Dialektik. Sehet da jene Brandfackel, die wir in die Hand nehmen, und jene Nachahmung französischer Irrthümer, die wir lehren sollen! Wollen wir etwas anders, als der Poesie eine edlere, und dem Leben eine schönere Gestaltung geben?

In diesem Sinne ist auch mein Roman geschrieben, wenn er in der That eine directe Tendenz hat. Es ist die Tendenz, dem Christenthum im 19. Jahrhundert eine neue Wegbereitung in den Gemüthern zu geben, es in Einklang zu bringen mit den Stimmungen und Bedürfnissen dieser Zeit, es zur Angel einer neuen Bewegung zu machen. Schon in meiner ersten Production versuchte ich es, den Liberalismus als eine Sache der Religion zu entwickeln und jeden Fortschritt im Geist und der Wahrheit als ein wesentliches Moment der christlichen Ideen zu charakterisiren. Wenn ich mich später von theologischen Einseitigkeiten losriß und einen negativen Weg einschlug, um zu meinem Ziele zu gelangen, so war ich hier nur in die Gefangenschaft der Kunst gerathen, in welcher sogleich das Rechte zu treffen selten einem mittleren Geiste beschieden ist. Das Gemälde einer traurigen Haltlosigkeit der Seele, für welche unsere egoistische Zeit überall Beispiele liefert, wollte ich geben und ein Ende schildern, dessen Gewaltsamkeit einen warnenden Anknüpfungspunkt für die Prüfung unseres Herzens und für jeden unserer Entschlüsse bilden sollte.

Ich will nach dieſer Erklärung einige der am meiſten angefochtenen Stellen zu rechtfertigen ſuchen.

Es ſoll ein Verbrechen ſeyn, daß ich in Waldemar einen Mann ſchilderte, der, heimgeſucht von den Schlägen des Schickſals, hindämmernd in einer trüben Lebensanſicht das Geſtändniß ablegt, er könne in der Religion keinen Troſt finden. Denn, ſagt er mit einer ſelbſtquäleriſchen Dialektik, die Religion iſt das Produkt der Verzweiflung, wie kann ſie Verzweiflung heilen? Der Vorderſatz iſt eine philoſophiſche Definition, die von keinem Gelehrten anders gegeben wird. Sie kommen Alle darauf zurück, daß die Religion ihren Urſprung nimmt aus dem Gefühle der menſchlichen Unzulänglichkeit. Das Chriſtenthum iſt nur eine von den poſitiven Brücken, welche hier über einen jähen Abgrund hinweg Himmel und Erde verbindet. Waldemar hofft auch von dieſer Brücke keine Rettung, denn er ſagt, es wäre dieſer Glaube zuſammengeſetzt aus zu vielen dogmatiſchen Ingredienzien, und zuletzt, um euch zu verſöhnen, leg' ich ihm die Worte in den Mund, daß ihm die poſitive Religion durch ſeine Jugend wäre verleidet worden. Waldemar wurde als Pietiſt erzogen. Er war ein munterer Knabe und wurde von ſeinen Spielen immer zu den peinlichſten Devotionsakten, die ſeine Freude ſtörten, abberufen. Iſt Waldemar ein Freyer, ſo beweiſ' ich, daß er es nicht durch die Religion, ſondern durch ſeine Erziehung wurde.

Die Geſtändniſſe bilden den Wendepunkt meiner Erzählung. Sie mußten in den glühendſten Farben gehalten werden, weil ſie die Kataſtrophe veranlaſſen. Wie ſollt' ich das Schickſal meiner Heldin anders motiviren, als durch Saiten, welche auf das Straffſte angezogen werden

mußten? Ich ließ einen kalten Juriſten über die Religion urtheilen. Er beginnt mit dem Urſprunge derſelben, mit den heidniſchen Formen der Gottesverehrung und geht zuletzt auf eine hiſtoriſche Darſtellung des Chriſtenthums über. Er ſpricht von Jeſus, als dem edelſten Menſchen der Geſchichte und hält ſich in ſeinem Scepticismus noch weit entfernt von dem Verfaſſer der Wolfenbuttler Fragmente, eines Buches, das erſt in dieſem Jahre in der vierten Auflage zu Berlin mit geiſtlicher Cenſur gedruckt wurde. Wahrlich! die deutſchen Theologen ſind weniger unduldſam als die, welche ihre Anwalde ſeyn wollen!

Nachdem die Geſtändniſſe hierauf die Hiſtorie des Chriſtenthums in Cäſars einſeitiger Weiſe fortführen und er die Ströme Blutes, welche um den neuen Glauben vergoſſen wurden, beweint, nachdem er die Menſchheit aufgefordert hat, einer Religion treu zu bleiben, für welche ſich nicht ſo leicht ein Erſatz geben läßt; ſucht er die allmälige Ausartung der beiden Confeſſionen zu charakteriſiren. Er gibt über den Katholizismus eine Meinung ab, die bei den Proteſtanten rechtgläubig iſt, und wenn er das Lutherthum myſtiſchen Götzendienſt nennt, ſo thut er's nur, um das Extrem zu bezeichnen, nämlich jenen Cultus, welchen der Pietismus von Herrenhut mit den Ausdrucken Bräutigam, Himmelslampe u. ſ. w. zu treiben pflegt. Er ſchließt mit der Hoffnung, daß das Chriſtenthum eine neue Stellung zu unſerer ideenreichen Zeit gewinnen, und daß ſich Gott dem Glucke ſeiner Schöpfung nicht entziehen werde.

Ich bin nicht Lehrer, ich bin nur Dichter. Traut man mir zu, daß ich als Philoſoph keine tiefern Anſichten über das Chriſtenthum entwickeln konnte, als ſie ſich in meinem Romane finden? Dort konnt' ich keine anderen

geben, weil ich damit die Harmonie eines Kunſtwerkes geſtört hätte. Wie ich den Zweifel geſchildert habe, ſo wurd' ich von meinem dichteriſchen Indifferenzpunkte aus auch den Glauben ſchildern können. Ich werd' es thun, wenn die Einſicht über mich ſo reif ſeyn wird, daß ich es nicht aus Beſorgniß zu thun ſcheine.

Für die Maſſen ſchreib' ich nicht. Mein Styl und meine Bildung entfremden mich der Durchſchnittsintelligenz. Ich habe mich bisher, wenn ich ſchrieb, immer nur im Umgang mit befähigten Naturen gedacht, welche es nicht wie jener Aegyptier machen, daß ſie goldne Heroengeſtalten in Schuſſeln und Tellern umſchmelzen für ihren Hausgebrauch. Wenn die Zukunft mich in der Verfaſſung läßt, meine Kräfte der Wiederbelebung unſrer Nationalliteratur zu widmen, ſo werden meine Schriften immer nur einen gewählten Kreis bilden, in welchen die Einſichtsvollen und Unterrichteten eintreten. Mit dieſen kann ich allein unterhandeln, mit Männern von Beleſenheit und Bekanntſchaft in dem geiſtigen Entwicklungsprozeſſe dieſer Zeit, mit Frauen, welche reif ſind für ernſte Anſchauungen und in Romanen keine blondgelockten und empfindſamen Ideale ſuchen, ſondern Weſen der Wirklichkeit und Erfahrungen der Pſychologie.

Was mir die nächſte Zukunft bringen wird, weiß ich nicht. Das alte Jahr rollt ab und die Wünſche des neuen regen ſich. Wenn ſich die Bande dieſes Winters löſen werden, ſo trinkt die friſche Luft des Frühlings, genießet die Reize Eurer Natur, und dankt Gott für den Sonnenſchein, den er auf Eure Fluren träufelt! Werdet aber auch ernſter und friſcher und ſchämt Euch, nur Märtyrer des Optimismus zu ſeyn! Vor allen Dingen pflegt der Zeiten, was

Euer Stolz werden kann, und was immer verwildern wird, wenn ihr ihm keine freundlichen Worte gönnt! Eure Literatur iſt miſerabel. Sie wird noch lange ein Skandal Europas ſeyn. Dadurch, daß Ihr den bisherigen Beſitzthum in ihr zu ſichern ſucht, werdet Ihr dasjenige verlieren, was Ihr in Zukunft für ſie gewinnen könntet. Die Deutſchen ſind eine Zuſammenſetzung von Menſchen, wo immer der Dritte ein Genie ſeyn will, und wo das Genie deßhalb von Niemanden geachtet wird. Ich wünſche Euch Glück zu Euren Taſchenbüchern und Novellen, zu Eurer ſchwabiſchen Dichterſchule, Glück zu Eurer Kritik nach Grundſätzen und Prinzipien. Fahrt fort, wie Ihr beginnt: Ihr werdet weit kommen!

Ihr aber Friedfertige und der Literatur nicht Zugewandte, hätt' ich geglaubt, Eure Heiligthümer ſtürzen zu hören: würd' ich etwas errichtet haben? Nein, noch rufen die Glocken an den Kirchen Eure müden Herzen an den Tiſch des Herrn; noch quillen Thränen beim Klange der Orgel, noch küßt der Sterbende das Bild ſeines Heilands mit erblaſſenden Lippen! So lange ich Euch keinen neuen Troſt geben konnte, würdet Ihr Euch den alten nicht haben nehmen laſſen. Befeſtigt hab' ich Euch in den Geheimniſſen Eures Herzens und ich erinnre Euch zum Schluſſe an das Motto meines Buches:

Des Friedens Mund iſt Sicherheit,
Sorgloſe Sicherheit; doch weiter Zweifel
Wird Leuchte der Vernunft, des Argſten Scharfe,
Der Wunde Grund zu rufen.

Shakespeare.

Ueber Göthe

im

Wendepunkte zweier Jahrhunderte.

Von

Karl Gutzkow.

Berlin, 1836.

Verlag der Plahn'schen Buchhandlung.

(L. Nitze.)

67-6739

D

[2, Ex.]

13 2 68

Bk

Vorwort.

Diese Schrift hat einen polemischen und einen paränetischen Zweck. Sie sollte eines Theils unsern großen Dichter gegen jene Ausstellungen vertheidigen, welche in neuerer Zeit aus den verschiedenartigsten Interessen gegen ihn gemacht wurden; andern Theils die selbst unter den produktiven literarischen Befähigungen der Gegenwart schwankenden ästhetischen Begriffe, regeln und eine gemeinsame Verständigung befördern.

Das Erſtere gelingt jetzt ſchon leichter. Wenn große Männer vom Schauplatze treten, ſo ſchwinden die Leidenſchaften, die ſie aufregten, mit dem allmählig verdämmernden Schatten ihrer Perſönlichkeit, mit dem äußerſten Saum ihres Kleides, den wir kaum mehr ſehen, ſondern nur noch rauſchen hören, in weiter todesnächtlicher Ferne. Je mehr ſich die Erinnerung der Göthiſchen Individualität und ſeines geſellſchaftlichen Daſeins ſchwächt, deſto größer wird die Theilnahme an der Objektivität ſeines Ruhmes werden. Die Ideenkreiſe, welche Göthe's Schriften wekken, werden mit ihrem Mittelpunkte nicht mehr nach Weimar fallen, ſondern ſich immer mehr jener unſichtbaren Metropolis nähern, nach welcher ſich die Dichter aller

Zeiten in der Ausführung ihrer Ideale sehnten. Die Jugend zumal nimmt die persönlichen und individuellen Ueberlieferungen großer Männer immer nur als Reliquien einer Andacht hin, welche nicht mehr der Leidenschaft, der Liebe und dem Hasse, sondern nur noch dem Wissenstriebe und dem Gedächtnisse Nahrung giebt. Ich kenne wenig von der innern Maschinerie unserer Literaturgeschichte, von ihrer Häuslichkeit, von ihren Familienverhältnissen, ihrer Garderobe. Ich hab es niemals über mich gewinnen können, durch Deutschland zu reisen, bei großen Männern anzuklopfen, in ihre bürgerliche Atmosphäre mich hineinzuleben, und mir jenen Schatz von Medisance, Skandal, polnischer Wirthschaft zu erwerben, der in dem Gedächtnisse mancher

Literaturhiſtoriker ſo dicht aufgeſpeichert liegt, das er alles Ewige und Himmliſche über dem Vergänglichen und Irdiſchen verdrängen muß. Was hat nicht ein junger Literator, der die Literatur in ihren Berliner, Dresdener und Weimarer Cirkeln ſtudirte, für eine Menge von Detailkenntniſſen, die man dort nur erlernen kann! Er weiß, wie viel Frauen Göthe hatte, wer Iphigenie, wer Leonore iſt, er kennt den Grund, warum ſich Göthe mit Bettinen erzürnte, wie Bettine mit Arnim lebte, kurz, um dieſe Spezialien geſtehe ich aufrichtig mich niemals bekümmert zu haben. Die Andacht vor großen Männern iſt mir nicht angeboren; ich muß mich erſt durch eine vernünftige Ueberlegung und eine Vergleichung mit meiner Schwäche in ſie verſetzen.

Dieſe Schrift iſt ein Verſuch, mich den Räthſeln Göthe's auf meine Weiſe anzunähern. Ich glaube, daß recht viele junge Männer mit mir im gleichen Falle ſein werden, und rechne darauf, daß mein unbefangener und gerechtigkeitsliebender Standpunkt auf ſie vorzüglich wirken wird.

Da man heutiges Tages immer erſt von der Zeit auf die Literatur zu kommen pflegt, und man Mühe hat ſich allmählig aus einem gewiſſen allgemeinen Enthuſiasmus, und einer durchaus vaguen und gegenſtandloſen Leidenſchaftlichkeit herauszuarbeiten, ſo betrachtete ich Göthen durchgehends unter dem Geſichtspunkte ſeiner Zeit, ſuchte alle ſeine Vorzüge verhältnißmäßig zu beſtimmen, und dachte immer an die Begriffe, welche der heutigen Jugend im

Ohre ſummen. Für die keimende Literatur insbeſondere hielt ich gern die techniſche Rückſicht feſt, und ſuchte Alles herauszuſtellen, was für die Regelung des Geſchmackes, die Sichtung des Urtheils, die Fertigkeit der eigenen Produktion einige Erleichterungswinke abwerfen konnte. Die Literatur ſoll die Zuſtände einfangen, ſoll ſie verkörpern und anſchaulich machen. Sie ſoll aus den Widerſprüchen des Lebens wenigſtens immer die Harmonie der Kunſt herzuſtellen ſuchen, damit die Begriffe der letzteren nicht in die Strömung ſo gewaltig fortgeriſſen werden, daß alle geregelte Form allmählig zu verſchwinden droht. Für den Fortſchritt des Gedankens nicht weniger, iſt die künſtleriſche Stufe die erſte, welche von Wichtigkeit iſt; denn hier faßt

ſich der Gedanke in ſeinen zerriſſenen Theilen zum erſtenmal ſtraff zuſammen, und giebt, da in der Kunſt nichts ohne Totalität und ſchöpferiſchen Mittelpunkt ſein darf, von dem Ideale, das in ſich ſelbſt noch nicht erreicht ſchien, doch ſchon die Vorſtellung, daß es wird erreicht werden. Kann man deutlicher ſprechen, um von jenen jungen Männern, die man mit dem Namen einer neuen Schule hat bezeichnen wollen, den Verdacht einer anarchiſchen Tendenz abzuwenden?

Nach Vollendung dieſer Schrift las ich die Monographie des Herrn Gervinus: Ueber den Göthiſchen Briefwechſel. Die hier niedergelegte Beurtheilung Göthe's giebt ſich wohl deutlich genug durch den epiſtolariſchen Geſichtspunkt als einſei-

tig und unmaßgeblich zu erkennen. Herr Gervinus ſucht ſich aus den verſchiedenen von Göthe geſchriebenen Briefen ein Urtheil über die Individualität des Dichters zu bilden, über ſeine Innerlichkeit, ſeine techniſchen Grundſätze, kurz über einen ſupplirenden Commentar, der in einer objektiven Literaturgeſchichte ſelbſt keinen Platz finden dürfte. Herrn Gervinus ſchwebte dabei die Idee des Pragmatismus vor, den er als ein Schüler Schloſſers, auch neuerdings auf die Geſchichte der ältern deutſchen Literatur angewandt hat. Man kennt den Univerſalismus dieſer Behandlung, man kennt ihre mannichfachen belehrenden und unterhaltenden Reſultate; man weiß, daß ihre Unbefangenheit oft die Phyſiognomie des Dilettantismus trägt, und

daß ſie die Gegenſtände mehr durch Vergleichungen, Parallelen, Exkurſe zu erläutern, als objektiv zu erſchöpfen ſucht. So läßt ſich auch bei dieſer Schrift über den Göthiſchen Briefwechſel nicht verkennen, daß ſie alle Reize jener naiven, vorurtheilsfreien und dilettantiſchen Unbefangenheit an ſich trägt, die ſich z. B. mit der Geſchichte der Angelſachſen beſchäftigt und darauf zu einem Literarhiſtoriker ſagt: Nun will ich dir doch einmal ſagen, was ich beiläufig über deine Sache denke! Nur hätte Herr Gervinus gegen die Zeiten ſelbſt gerechter ſein ſollen, und in ſeinen Parallelen nicht vergeſſen dürfen, daß der mit Schiller in dem bekannten Briefwechſel ſtreitende Göthe ein Aelterer gegen einen Jüngeren ein Ausgegohrener gegen einen Gährenden iſt.

Ebenso liegen alle übrigen Quellen, welche Herr Gervinus benutzte, friedlich und ohne Unterscheidung neben einander, und machen, die Charaktere der Briefsteller mögen noch so verschiedenartig sein, auf eine und dieselbe Geltung Anspruch. Ich glaube wohl, daß Göthe den ganzen Uebermuth eines Neulings in seiner ersten Weimarer Periode gezeigt hat, doch wenn es Wieland ist, der darüber an Merk berichtet, so muß man von seinem Urtheile die unbehagliche Stellung abziehen, in welche er durch Göthe's Ankunft für seine Autorität gerieth, vor allen Dingen aber den geschwätzigen und ordinären Ton dessen er sich in diesen Mittheilungen zu bedienen pflegt. —

Am Schluß seiner ungemein anregenden Schrift, verspricht uns Herr Gervi-

nus das Phänomen Bettinens zu erklären. Wer fühlte nicht, daß es hier ein Räthsel zu lösen giebt! doch statt einer Lösung giebt Herr Gervinus wieder nur eine Parallele. Er vergleicht Bettinen mit einem umgekehrten Ritter des Mittelalters. Er ergeht sich in einer absichtlichen Vergleichung der Launen des Kindes mit den Aventüren der alten Zeit, er accentuirt dies Alles so scharf, daß man ihn fragen muß, was er damit sagen will? Ist Bettine eine mittelalterliche Spätgeburt; wie konnte sie jetzt noch kommen? Ist sie es durch Natur oder Abstraktion? Ist sie Original oder Kopie, lügnerische Kopie? Wenn diese Parallele des Herrn Gervinus komisch ist, so ist sie es deshalb, weil er da-

mit etwas ganz Neues und Entscheidendes entdeckt zu haben glaubt.

Sollte man übrigens in dieser Schrift ein Urtheil über Bettinen vermissen, so bin ich bereit, es an einem andern Orte abzugeben.

Frankfurt, im April 1836.

K. G.

I.

Durch Erfahrungsthatsachen die Kunst zu tyranniſiren, waren die Griechen ſo weit entfernt, daß ſie weit eher von der Kunſt ihr Leben, ihre Sitte und Religion beherrſchen ließen. Erſt die Römer waren es, welche an die Literatur heterogene Maaßſtäbe legten und für die Kunſtkritik praktiſche Zwecke einführten. Cicero war es, der mit ſeiner zuſammengeleſenen tuskulaniſchen Weisheit gegen die Schilderung des Schmerzes polemiſirte, und durch den Philoktet des Sophokles zu beweiſen ſuchte, daß die Dichter das Volk entnerven, wenn ſie Heroen klagend aufführen. Cicero glaubte, daß man die Römer zu

Gladiatoren bilden müßte, von denen es freilich beleidigte (da sie bezahlt waren), daß sie in dem Schmerze ihrer Wunden stöhnten und eine Empfindung hätten rege machen können, welche die Zuschauer rührte. Cicero würde demnach keinen Anstand genommen haben, mit seiner stoischen Voraussetzung die rhetorischen Deklamationsdramen, welche später unter dem Namen eines Seneca liefen, dem gefesselten Prometheus und dem Philoktet vorzuziehen; denn, wie Lessing sagte, dieser schlechte Philosoph hielt das Theater für eine Arena, und für etwas Unmännliches, wenn Helden Gefühl zeigen, ihre Schmerzen äußern und die bloße Natur in sich wirken lassen. Lessing fügte hinzu, daß in Helden das Menschliche schildern, das Höchste wäre, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst überhaupt nachahmen könne. —

Die spätern Italiäner waren bei weitem nicht mehr so ungerecht gegen das Schöne. Bewunderten sie doch das Genie Alighieri's, ob der Dichter gleich eine Sache verfocht, welche nur für einige kleine Baronien am Fuße der Alpen national war. Ja, würde man heute noch in Italien einen Kritiker, der an der göttlichen Komödie ein Suchen und Haschen nach gelehrten Effekten tadelte, meinetwegen eine eitle Absicht, besonders hohe Dinge zu fassen und das, was dem Dichter an Gelehrsamkeit abging, durch Unverständlichkeit zu ersetzen, kurz einen Kritiker, der über Dante seine eigene Meinung hat, wohl beschuldigen, daß ihn dazu der Haß gegen die Antinationalität desselben bestimme? Wer lästerte noch Shakespeare, daß er seiner Königin in Prologen und Epilogen Sträuße von oft nur gemachten Blumen überreichte! Wer

wird Anſtand nehmen, über Onkle Bramble und Tante Tabitha zu lachen, wenn gleich Smollets Romane überfluthen von Ausfällen auf die Preßfreiheit! Mit einem Worte, die falſchen Maaßſtäbe, welche an die Kunſt gelegt werden, ſind eine ziemlich neue Erfindung.

Rouſſeau ſchlug die Penſion aus, die ihm Frau von Pompadour anbot, und zog es vor, ſich vom Notenſchreiben zu ernähren. In einem Lande, wo der Zwieſpalt zwiſchen Nation und Regierung offen genug ausgeſprochen war, konnte eine ſolche Hochherzigkeit wohl als ein Opfer gefeiert werden, das die Freiheit und die unabhängige Philoſophie mit beifälliger Acclamation annahmen. In Deutſchland jedoch würde zu gleicher Zeit keiner der damaligen ſchönen Geiſter ſich geſcheuet haben, auf jene Offerte einzugehn; niemand würde darum einen höhern oder geringern Platz

in der Geſchichte der Literatur eingenommen haben. Weil die Nation zu zerſplittert und zu arm iſt, um aus eigenen Mitteln für die in Marmor oder Farbe oder in Worten wiedergegebenen Geſetze der Schönheit etwas thun zu können, ſo war von jeher für Deutſchland die Unterſtützung der Großen Lebensathem der Kunſt. Jenen Flecken in unſeren altdeutſchen Minnegeſängen, daß ſo viele den hungrigen Refrain hatten:

„Ich will aber Miethe (das heißt Bezahlung) hân",

war das poetiſche achtzehnte Jahrhundert am wenigſten im Stande auszulöſchen. Seine kümmerlichen Umſtände geboten ihm, an die Thüren des Reichthums zu klopfen, Freitiſche anzunehmen, adelige Junker zu informiren und mit jungen Prinzen auf Bildungsreiſen zu gehn. Das poetiſche achtzehnte Jahrhundert

der Deutschen lebte wenig in der Gegenwart; seine Einbildungskraft versetzte es unaufhörlich nach Griechenland, in die Berge Ossians und Fingals, in die altdeutschen Eichenhaine. Für das, was sie umgab, und wovon sie leben mußten, scheuten sich diese Dichtergilden durchaus nicht, Protektionen anzunehmen, und von einer Dedikation die Hoffnung zu hegen, daß sie von ihrem Erfolge das nächste Vierteljahr einer sehr geplagten irdischen Existenz decken könnten. Unsere alten klassischen Dichter glaubten nicht, wenn sie nach solchen Experimenten wieder an die Statuen Griechenlands und das große Vorbild aller Poesie, an die Gesänge Homers herantraten, daß in ihrer Atmosphäre irgend etwas Ordinaires und Niedriges stäke, irgend ein gemeiner Hauch, wovon die großen Muster erblindet wären. Herder zog und erzog sich mit jungen Prinzen

herum; Wieland lebte weniger von seinen Schriften, als den Dedikationen derselben, und Klopstock — schrieb die Gelehrten-Republik — worauf kam diese Schrift hinaus? großer Gott, der alte Barde nahm sein schwarzes Käppchen vom Silberhaupte, und hielt den Vorübergehenden eine Pränumerationsbüchse in den Weg.

So betrübend das Andenken dieser Erscheinungen ist, so erhielten sie durch andere Umstände dennoch eine bessere Beleuchtung. Man kann nicht sagen, daß sich die deutsche klassische Literatur, in ihrem abgeschabten Aufzuge, mit den Löchern unterm Aermel, und der einfachen Stutzperücke von Hanf der vornehmen Aristokratie der Gönner aufgedrängt habe. Im Gegentheil kam ihnen diese entgegen. Die Freude über die beginnende Herrschaft der Schönheit und des tiefgefühlten

Gedankens, hatte einen roſigen Abglanz auf das Antlitz Hoher und Niederer geworfen. Aus der unſchönen, verbrauchten und abgeſtandenen Wirklichkeit flogen die mit innerem Seelenadel beſchwingten Gemüther in die eben erſt aufgeſchloſſenen friſch getünchten Tempel der neuen Kunſt, und ſpäter der Philoſophie. Eine idealiſche Welt flocht ihre Blumenguirlanden durch das rings mit Dornen und Diſteln beſetzte Daſein; man umging zuerſt die Proſa, ſpäter jätete man ſie ſogar ſchon aus, und verſuchte Reaktionen des neuen Himmels gegen die alte Erde. Die Schwärmerei für die Poeſie ſtand denen am ſchönſten, welche in der Proſa die ergiebigſten Privilegien hatten, den Monarchen und Ariſtokraten. Auch ſie lüfteten ihre Bruſt, und ſchwenkten ihren Hut bei dem allgemeinen Frohlocken über die entdeckten Schönheiten

und Wahrheiten. Indem nun Standesherren sich selbst unter die poetischen Wettkämpfer mischten, mußten sich da die gesellschaftlichen Unterschiede nicht verlieren? Wenn ein adeliger Offizier den Frühling besang, dann durfte Gleim wohl in den poetischen Tornister des Grenadiers ein Loblied des Königs nach dem andern packen, und Rammler an jene russische Kanonenkugel, die ihn beinahe seinem Wirkungskreise entrissen hätte, eine Hymne auf Friedrich und die tapfern Brennen anknüpfen. Die Aristokratie suchte den Umgang mit der Literatur. Die Kronprinze von Dänemark und von Preußen versprachen ihr für den einstigen Regierungsantritt glänzende Beförderungen, genug die Dichter warfen sich nicht weg, sondern es gab Mäcene genug, welche glücklich waren, ihnen auf eine anständige Weise unter die Arme zu greifen.

Jener schöne Wechselverkehr materiell und geistig Vermögender, hörte erst mit dem Ausbruch der französischen Revolution auf. Die Aristokratie erschrak über die Tändeleien, welche sie mit den dichterischen Predigern, Schulmeistern und Candidaten so lange in einem arkadischen Rapport gehalten hatten. Diejenigen Sänger, welche von Adel waren, und ihre Winterquartiere in der Poesie genommen hatten, mußten sich jetzt zu ihren Regimentern begeben. Ton, Styl, Versmaaß wurden anders. Die poetische Epistel, die Parabel, die Paramythie, die geistliche Cantate, das Triolet, das Sinngedicht oder Epigramm, das Lied schlechthin, kurz alles nahm einen ganz neuen Charakter an. Der Amtmann von Altengleichen fühlte diese Revolution bald, denn er hungerte. Voß emanzipirte die marschländischen Bauern für die Dichtkunst, und vertrieb

den arkadiſchen Plunder, die Phyllen und die Chloen, Damon und Amynt durch Miſtgabeln, Dreſchflegel und durch den niederſächſiſchen Dialekt, der vor'm Gutsherrn nur noch halb die Mütze abnahm. Mit dem Pfluge des Virgil, welchen der Schulmeiſter von Eutin wieder entdeckt haben wollte, wurde der ganze poetiſche Boden Deutſchlands aufgelockert. Freilich, der Same, der nun in die Furchen fiel, brachte keine Penſionen mehr, höchſtens noch Profeſſorate.

Seit dieſer Zeit zog ſich die Literatur immer mehr von den geſellſchaftlichen Autoritäten zurück, ja ſogar als ſie romantiſch wurde, von der Nation ſelbſt. Mit keinem der Traktate, welche allmälig die Verfaſſung des deutſchen Reiches zerſchnitten, hatte die Literatur etwas gemein. Durch die Einwirkungen der Philoſophie, und beſonders eines,

durch die Unbill der Zeiten geweckten Studiums der germaniſchen Vergangenheit, bekam die Poeſie ein ganz neues Gepräge, und hinterließ, wenn auch keine außerordentlichen Produktionen, dennoch eine neue Kritik für Kunſtleiſtungen, welche in der Literaturgeſchichte zur Markſcheidung höchſt intereſſanter Reſultate benutzt wurde. Dem goldenen Zeitalter unſerer Literatur, dem Zeitalter der Produktion und des Genies, folgte eine ſilberne Periode, eine Periode der alexandriniſchen Kritik und des Talentes; aber war dies ſchon an und für ſich die aufgeblaſene Haut eines Menſchen, dem es an Knochen und Muskeln fehlte, ſo war noch weniger an eine Verſöhnung der Dichtkunſt mit den großen Thatſachen der Wirklichkeit zu denken. Ein Schimmer leuchtete davon auf, als nach dem Winter in Rußland ein fürchterliches Gewitter am Horizonte

heraufzog und ſich in Blitzen entlud, die diesmal glücklicher Weiſe unſere Feinde zerſchmetterten.

Wenn man unter Literatur eine im Schatten des Friedens ſich entwickelnde Vermiſchung tiefſinnig abſtrahirter Formen oder Stoffe mit den dreiſten Wagniſſen prädeſtinirter Genies verſteht, wenn alle Literatur ſichere und ruhige Grenzen haben muß, um ohne den Vorwurf des Egoismus ihren Selbſtzweck zu erfüllen, ſo konnten ihr in Deutſchland die unbehaglichen Zeiten von 1815 an keine Handhabung darbieten. Es iſt auch in dieſen Zeiten auf dem Felde der ſchönen Literatur wenig erzeugt worden, das, wenigſtens bis in die letzten Jahre vor der Julusrevolution, dem deutſchen Namen einen merklichen Zuwachs an Ehre gebracht hätte. Denn Hoffmann, Tieck, Müllner und Jean Paul waren bloße Reſte und

Luftspiegelungen vorangegangener Zeiten, wo Tieck wenigstens sein Talent retten wollte, Jean Paul die Zinsen seines tüchtigen Capitals, Müllner das letzte Aechzen Schiller's und wo die Originalität Hoffmanns darin bestand, Absude und Tafelabgänge durch pikante Saucen wieder aufzufrischen.

Und wie nun die Echo's der alten klassischen Zeit allmählig verklangen, und der belletristische Ton immer dünner und schwindsüchtiger wurde, da regten sich auch schon zu gleicher Zeit hie und da vereinzelte Präludien einer neuen Entwickelung, einer Entwickelung, die im gegenwärtigen Momente schon mit Lärm und Ringen in unserem Ohre saust. Dieser jetzt hoch gesteigerte Kampf kündigte sich vor 45 Jahren erst mit ganz leisen poetischen Hornklängen an, welche hie und da aus dem Walde kamen, wieder verhallten und wie

kleine Federspulen den sorglosen Riesen der Vergangenheit aus seinem Schnarchen weckten. Der Glanz der alten Zeit hatte mit der Kritik geendet, die Hoffnung einer neuen mußte mit der Kritik wieder anfangen. Sie griff einen Namen an, der die klassische Periode durch sein Genie, und die romantische durch seinen Ruhm beherrscht hatte, und den die Götter in die äußerste Zeit hinausstellen wollten als Gränzstein, in welcher das Alte enden, aber auch das Neue beginnen müßte.

Dies war Göthe.

Die Königssöhne der alten Germanen drängten sich danach, in die Hände ihrer römischen Feinde als Geißeln ausgeliefert zu werden. Die jungen Löwen schnitten ihre gelben Mähnen kurz, und folgten bereitwillig einem Sieger, von dem sie etwas lernen konnten; sie wußten, daß das Schulgeld, welches

ſie zahlen ſollten, doch immer Ferſengeld wurde, welches die Römer zahlten. Dietrich, der Oſtgothe, haßte die Römer gewiß, aber er verließ ſein Volk, und um ſoviel Strategik zu lernen, daß er Italien erobern konnte, diente er gehorſam am Hofe zu Conſtantinopel.

So dachten die langen Haare einer ſpätern Zeit nicht; ſie verbrannten die alexandriniſche Bibliothek, da ſie, wenn nicht für, dann gegen den Koran geſchrieben ſein mußte. Sie ließen ſich von dem ſchönen Enthuſiasmus für Freiheit, Nationalität und Religion zu einem Despotismus hinreißen, wo Geſetze der Gegenwart eine rückgängige Wirkung auf die Handlungen der Vergangenheiten haben ſollten. Wie grob und grauſam, einem Alten, der mit der aufgeregten Jugend nicht um die Wette laufen kann, die Krücke auf den Kopf zu ſchlagen! So verloren damals unter uns

die großen Namen ihre individuelle Geltung, und dienten, noch ehe sie das Zeitliche segneten, als Parteiparole. Die Jugend, auf der Flucht vor der aufgereizten bürgerlichen Gewalt, genöthigt, sich in Schlupfwinkel zu verbergen, sprang aus der Politik in die Literatur, verwechselte die Begriffe der einen mit denen der andern, und tobte seine letzten Leidenschaften auf einem Tummelplatze aus, wo die Neuerung mit keiner Gefahr verknüpft war. Hinter großen Namen wählte man seinen Versteck, und eröffnete zwischen Schiller und Göthe eine fingirte Diskussion, die für die literarischen Prinzipien hätte von Werth sein können, wenn sie nicht zuletzt in eine ganz triviale Rangstreitigkeit ausgeartet wäre. —

Göthe blieb bei allen diesen Wirren unerschüttert. Die Wellen des Tages brachen

ſich am Fuße dieſes Mannes, der vor Alter und Genüge des Lebens ſich ſchon halb in Stein verwandelt hatte, und wie die Memnonsäule nur dann erklang, wenn der roſige Rhein irgend einer hiſtoriſchen oder literariſchen Zukunfts-Hoffnung, wie Byron, morgenſonnig zu ihm herüberſtrahlte. Wenn er die verſchiedenen Stufen der Pflanzenmetamorphoſe belauſchte, die Wirbelknochen der Thiere zählte, oder die Farbenſkala des Lichtes maß, ſo glaubte er ſich mit dem Leben der Welt immer im männlichſten Zuſammenhange. Warum proteſtirte er nicht gegen die Carlsbader Beſchlüſſe? oder forderte vom Bundestag die Wiederherſtellung einer Preßfreiheit, wie ſie Preußen unter Friedrich dem Großen ſo unbeſchränkt und vollkommen genoß? Göthe würde eine ſolche Zumuthung an ihn gerichtet, für Wahnſinn gehalten haben; dafür mag

ihm die Gegenwart die Bürgerkrone verweigern. Durfte man Göthen den poetiſchen Lorbeerkranz entreißen, und ihn für einen untergeordneten Laien des Parnaſſes ausgeben, weil es ſeinem Patriotismus an der Aufregung eines jungen Mannes fehlte, und er die Haſt in neuernden Verſuchen miſsbilligte? Dieſe Motive der Verketzerung zu verrathen, hütete man ſich auch wohl, ſondern man warf ſich einen äſthetiſchen Mantel um, auf welchem Lappen verſchiedener Farben, gelbe Fetzen Nikolais, blaue Reſtchen Novalis aufgenäht waren, kurz jenen religiös-ſittlich-poetiſchen Bettlermantel, von dem Göthe in einem Briefe an Zelter ſpricht. Was müßten England und Frankreich, die recht gut kennen, was uns ſeit dreißig Jahren Ehre gemacht hat, von unſerem Verſtande urtheilen, wenn ihnen Jemand verriethe, daß der Fanatismus Menzels ſo

weit ging, eine deutſche Literaturgeſchichte ohne Göthe ſchreiben zu wollen!

Die Ungereimtheit begann damit, daß man den Dichter für alle Charaktere ſeiner Poeſien verantwortlich machte, und jede ſeiner künſtleriſchen Reflexionen aus dem Spiegel ſeines eigenen Weſens herleitete. Charaktere, über welchen der Dichter ſelbſt ſtand, und die er nur aus beinahe techniſchen Rückſichten als Draperie ſeiner Schöpfungen benutzte, wurden nicht ſeiner tiefen Anſchauung des Lebens ſondern ſeinen praktiſchen Maximen zugerechnet, und ſolidariſch für ihn ſelbſt in Anſpruch genommen. Durften dieſe telluriſchen Geſtalten, Albert, Lotte, Jarno, Wagner u. ſ. f. fehlen, wenn nicht Werther, Meiſter und Fauſt ohne Schatten bleiben ſollten? ſie mußten ſich zu dieſen künſtleriſch ergänzen, um die Idee einer

Dichtung in den Satz und Gegenſatz zu zerlegen. —

Man ging noch weiter, und unterwarf auch die Helden welche die Lichtrollen in Göthes Werken ausführten, einer Kritik, deren Ahnherrn ich oben in Cicero bezeichnet habe. Sie hätten etwas, ſagte man, nicht etwa Entmenſchendes, ſondern Entmannendes; gerade wie Cicero glaubte, daß die Tragödie deshalb da wäre, um Gladiatoren zu bilden.

Alle Schönheit der Kunſt offenbart ſich da, wo ſie rührt; wie ſich denn ihre Geſetze weniger ausſprechen als empfinden laſſen. Wer das Genie der Lektüre hat, beobachtet am treffendſten, wo die Kunſt den rechten Fleck zu treffen weiß. In der Tragödie und dem Epos iſt dies überall da, wo das phyſiſch Starke dem Schmerze, das geiſtig Starke dem

Irrthume unterliegt, oder wo das im Ruhme und in der Gesellschaft Hochgestellte sich in irgend einer Situation und in einem Gefühle überraschen läßt, welches wir nicht gewohnt waren, bei einem mürrischen Charakter, oder bei einem Kriegsmanne vorauszusetzen. Mitten im Ueberfluß das Gefühl der Unzulänglichkeit ist im Leben die Quelle der Religion, und in der Kunst die Quelle der gefühlten Schönheit. Denn das Zurückstürzen aus der Region des Titanen in das Menschliche, das Gefühl einer letzlichen Unzulänglichkeit, sowohl in großen Handlungen, wie in Entschlüssen zur Tugend, überrascht, vernichtet, rührt. Die Halbheit der Göthischen Helden, Clavigo, Egmont, diese zwischen raschen, ehrgeizigen immer feurigen Entschlüssen, und dem Gefühl einer plötzlich versiegenden Kraft schwankenden Rohre, sind die meisterhafteste Berechnung ei-

des Dichters, der für Gladiatoren keine Trauerspiele schreiben wollte.

Das ganze Lebensprinzip des Dichters wurde angegriffen, und schon die Möglichkeit, daß man aus Schriften des verschiedensten Inhalts, aus Dichtungen mit objektiver Tendenz, ja sogar aus lyrischen Kleinigkeiten auf eine universelle Weltanschauung und einen Charakter schließen konnte, schon dieses Höchste, das nur wenig Auserwählten je gelungen ist, wurde als etwas Zufälliges und eine Kleinigkeit übersehen.

Woran hält man sich bei Schiller? Scheint nicht eine Tragödie des Dichters gegen die andere zu protestiren? Schiller, der mit der gewaltsamen Geberde des Genies auftrat, und in seinen Räubern, im Fiesko, in Kabale und Liebe, durch Pointen und Accente, die er auf jedes seiner Werke legte, eine kräftige Bedeut-

ſamkeit vorzuſtellen ſchien, war im Grunde nur der kecke Partiſan einer Sprache, mit der er die gewaltſam herausgepreßten Charaktere ſeiner Erfindungen zur Noth zuſammenhielt. Seine edle unerſchrockene Seele, die ſich auf die Kunſt warf, war dabei weder mit Anſchauungen, noch mit Thatſachen geſchwängert. Bei jedem Werke das er ſchuf, verbrauchte er den ganzen Stoff der ihm zu Gebote ſtand, und war nach der Schlußſcene des letzten Aktes ſo erſchöpft, daß ſich ſein Geiſt erſt allmählig wieder an neuen Dingen, die er von Außen nahm, erholen und erfüllen mußte. Nach dem eifrigen Studium wuchs ihm wieder die gemauſerte Schwinge, und nach langjähriger Vorbereitung hatte er ſich wieder ſo weit geſammelt, und ſo viel zuſammengelernt aus Kant, aus der Geſchichte, aus Shakeſpeare, daß er auf fünf neue Akte für einen ganzen

Mann gelten, und etwas in sich Abgeschlossenes produziren konnte.

Wahrlich dies ist nicht der Flug des Genies! das Genie beginnt seine Laufbahn, und sagt beim Anfange schon für das Ende derselben gut. Eine neue Philosophie kann ausbrechen, eine große Entdeckung gemacht werden, ja in seinem eigenen Fache kann ein noch wilderer Komet seine Bahnen durchkreuzen, das Genie ist unerschüttert. Es lernt, o unendlich viel lernt es — was hat Göthe nicht Alles gelernt! Aber kein Buch stiftet eine Revolution in seinem Innern, wiewohl Schiller oft in Jena erblickt wurde, daß er über eine neue Erscheinung, einen ganz heißen Kopf hatte, und mit Enthusiasmus seinen Freunden ankündigte, seit einer Stunde sei er ein ganz anderer Mensch geworden. Schiller war eine leicht erregte Kapacität, die keine schöpferische

Einheit beſaß, und Dasjenige was ſie an der Stelle der Einheit doch für die Poeſie brauchte, nicht durch die erſte Hand des Geiſtes, ſondern durch die zweite Hand der Geſinnung empfing. Darum ſollte mich ein Verſuch Wunder nehmen, aus Schillers Werken eine Harmonie ſeiner Grundſätze über das Leben und die Welt, eine Concordanz der Dinge im Himmel und auf Erden zuſammenzuſtellen. Im ganzen Schiller liegen zahlloſe Sentenzen, aber kaum eine einzige Maxime. Aus dieſen Jamben philoſophir' ich mir noch kein Leben zuſammen, und kann aus dem, was ſie verbieten, nimmermehr auf das ſchließen, was ſie erlauben. Ich läugne etwas ſehr Prägnantes im Schillerſchen Charakter nicht, denn ſeine objektive Leerheit mußte er durch eine ſubjektiv-edle Leidenſchaft erſetzen; aber er iſt ein Charakter ohne Philoſophie.

Wenn man von Göthe's Immoralität ſpricht, ſo ſoll man bedenken, daß es ſich hier um drei Abſtufungen handelt. Erſtens um Tugenden, welche für die Kunſt eine beſondere Zurichtung verlangen, zweitens um Tugenden, welche für den größeren und geringeren Werth des Menſchen indifferent ſind, weil ſie ſich nach Alter, Stand und Situationen richten, und weil Manches ſehr männlich ſein kann, was dem Weibe ſehr übel ſtehen würde, und zuletzt endlich um Tugenden, die für Nichts in der Welt umgangen werden dürfen, und die ich in Göthe's Werken auch nirgends umgangen finde.

Zu dieſen gehört z. B. die Ehre. Keine der Götheſchen Geſtalten iſt über dieſen Punkt empfindungslos. Ferner der Stolz; ſelbſt in Wilhelm Meiſter ſiedet und kocht Stolz, und nur ſeine Bildungsmanie, die Göthe mit klaſſiſcher Ironie behandelt, verleitet ihn, ſich

Regionen anzuschließen, für die er nicht geboren war. Werther erduldet die Zurücksetzung in der Residenz mit Ingrimm, aus Stolz, aus Stolz über seinen bürgerlichen Namen; er verachtet die Aristokratie, und flieht aufs Land, um dort seinen Tod zu finden.

Und um den Uebergang zu seinen Tugenden zu machen, deren Mangel Göthen besonders angerechnet wird, zur Religion u. s. w., so ist, die Brücke dort hinüber noch immer ein Fehler, der etwas ungemein Männliches und Schönes hat, nämlich, daß Göthe die Reue nicht kennt.

Der ganze Widerspruch zweier Meinungen, die in der Beurtheilung unseres großen Dichters so verschiedene Resultate geben, wendet sich um eine Tugend, die im Grunde schon mehr passive Empfindung, als ein aktiver Besitz ist. Die Einen beten die Gottheit

des Momentes an, die sie so oder so bestimmte und inspirirte; die Andern beziehen Alles auf ein Gesetz, das außer ihnen liegen soll, und von dem sie bald mehr bald weniger ergriffen zu sein, behaupten. Jene stehen gut für sich, sind zum Handeln geneigt, und irren sich oft; Diese zögern und treffen, da sie zu sich selbst kein Vertrauen haben, oft aus der Höhe auf das Richtigere. Von jenen Ersten wurde die Geschichte gemacht, von diesen die Religion. Jene legen in die Entwickelungsfurchen der Menschheit höchst fruchtbare Saatkörner; Diese aber ziehen den Frieden und die Gnade Gottes nach sich, und wenn jener Saame durch ein Ungewitter weggeschwemmt, oder seine Frucht von einem Sturme geknickt wird, so besitzen sie Trost genug für die getäuschte Menschheit. Indem so von Jenen das Licht, und von Diesen die Wärme strömt, ergänzen

sie sich auf wunderbare Art, und würden sich selbst durch ihre Verschiedenheit erquicken, wenn sie nicht immer in das Extrem verfielen und sich wechselsweise ausschlössen.

Alle Handlungen und Meinungen Göthe's beziehen sich darauf, daß er diejenige Philosophie adoptirt hatte, welche mehr antik als christlich, keine Reue kannte. Hier war ein Charakter, den das Vertrauen auf seinen Instinkt zum Handeln beseelte, und der zu stolz war, von seinen Handlungen etwas zurückzunehmen, selbst wenn der Erfolg dem Anfang nicht entsprach, oder sich wohl gar das Motiv bei einer später über den Fall erweiterten Dialektik nur mit Schwierigkeit vertheidigen ließ, selbst vor der Moral. Göthe glaubte an eine augenblickliche Eingebung, die ja als poetische Inspiration recht lebhaft zu ihm sprechen mußte, selbst wenn Vieles um ihn her erschrickt;

ihren Consequenzen muthig nachzuhängen schien ihm einer Offenbarung angemessen, die er für göttlich hielt. Göthe war außerdem, daß er ein Genie war, ein zu großer Künstler, als daß er zu gleicher Zeit diesen Moment des Erschreckens um ihn her nicht hätte mildern sollen; und erst von dieser Seite an, wo er Etwas that, was eine Erleichterung für seinen unbefangenen und deshalb anstößigen Genius war, beginnt der Widerspruch derer, welche, ich wette, zwar auch nicht erschrocken sind, es aber merkten, daß man hätte erschrekken sollen. Was Milderung des Schreckens war, nannte man Verführung, und eine Absicht, ein Raffinement ward aus dem, was zunächst nichts Anderes ist, als das erwachende Gewissen des Dichters, der über das schlummernde, aber göttlich phantasirende und träumende Gewissen des Menschen mildernde, ver-

ſöhnende, und die Augen um Verzeihung bittende Blumen wirft. Wo man glaubt, daß Göthe's Unſittlichkeit beginnt, da hört ſie eben auf. Wo man ſagt, daß dieſe roſengekränzten Amoretten locken ſollen, da ſollen ſie verſcheuchen und Eure Runzeln glatt ziehen zur Vergebung!

Göthe hat es niemals darauf angelegt, eine zweideutige Situation zu entwickeln; ſondern will man einmal eine ethiſche Idee mit poetiſcher Dialektik behandeln, ſo wird ſie auch immer zwiſchen Scylla und Charybdis hindurchſegeln müſſen. Man ſpricht von den Situationen, ja ſogar von der Idee der Wahlverwandtſchaften, wie von einer moraliſchen Inconvenienz; aber ihr Ziel iſt doch nimmermehr ſeine myſtiſche Verwechslung eines Gatten und eines Liebhabers geweſen; nimmermehr ſind alle Vorbereitungen des Endes im

Romane gemacht worden, um jene Scene malen zu können, oder am Schluß des Buches einen Schreck über die Vergleichung von Poesie und Wirklichkeit zu erzeugen, der uns nicht in die Beine ginge, um davor zu fliehen, wohl aber in die Arme, um darnach zu handeln; sondern Göthe hatte eine poetische Idee, eine Abstraktion aus der Naturwissenschaft über die Gesetze der moralischen Attraktion und Repulsion und über die Erzeugung des Entgegengesetzten, die er durchführen wollte, und wo er wohl erst am Schlusse und zu gleicher Zeit mit dem Leser über den Widerspruch zwischen der Poesie und den Institutionen der Gesellschaft erschrak.

Nur mit vieler Vorsicht darf man zugestehen, daß Göthes weitbauschige Moral und die poetischen Rosen, die auf seinem Lebens-

weine ſchwimmen, etwas dem Zeitalter Angehöriges waren.

Denn wenn die Verkleinerer des Dichters auch wohl zugeben möchten, daß ein ſo duldſames Zeitalter ein großes Glück iſt, ſo würden ſie doch eher geneigt ſein, aus dieſer Aſſertion zu ſchließen, daß Göthe von ſeiner Zeit lebte, daß ſie ihn ſchuf, und daß er, das Geſchöpf, dem Schöpfer ſchmeichelte.

Man hatte Göthe zu einem Produkt der Zeit gemacht, in dem Sinne, daß die Zeit mit ſeinem Talente, wie eine Kokette mit dem freien Willen ihres Anbeters geſpielt hätte, und der Dichter gelaufen wäre, das herunterfallende Strickknäuel indifferenter, gleichgültiger, launiſcher Perioden aufzuheben. Göthe iſt vorzugsweiſe deshalb als der Dichter des Modernen angegriffen worden, weil er die Unterwürfigkeit gegen die Launen des Publi-

kums aufgebracht und begünſtigt hätte. Wenn gegen dieſe Paradoxie ſich ſchon von ſelbſt der erſte Blick, den man auf die Literaturgeſchichte wirft, einwendet, und man im Gegentheil eine entſchiedene Verachtung der Maſſe und des Leſepöbels bei den Dichtern der klaſſiſchen Periode, Wieland vielleicht ausgenommen, findet, ſo iſt auch Göthe's keineswegs von mir beſtrittene Verzweigung in die Zeit eine organiſche Nothwendigkeit, die ſeinem Ruhme nur eine neue Begründung giebt. Es iſt wahr, Göthe wandte ſich Allem zu, was auf ſeine Zeitgenoſſen ſpekulirte, und er verfolgte gern eine neue Richtung, von der es etwas zu lernen gab, und ſollte es nur die Scanſion des Hexameters ſein, die Voß in Weimar wie ein Wunderthäter lehrte. Es iſt erſtaunlich, mit welcher Haſt Göthe noch in den beſten Jahren des vorigen Jahrhunderts über die Oſteo-

logie herfiel, die mit vielem Glücke von Forſter, Camper, Loder, Sömmering, Merck, damals auf die Geſchichte der Natur angewandt wurde. Aber dieſe naive Neugier und Hingebung an den Moment war geregelt durch einen Rückhalt, der ſchwer von der Stelle zu bringen war und nie von ihr gebracht iſt, von Göthe's ganzem Charakter. Wer kann ſagen, daß Göthe nicht über ſeiner Zeit geſtanden hätte? Aber er benützte ſeine Zeit als Stoff und verbrauchte ſie, um ſeine Individualität zu arrondiren, in einer Weiſe, die ſeit Menſchengedenken alle großen Charaktere gemein hatten. Wenn Schiller auf die Kantiſche Philoſophie ſtürzte, was lag wohl hinter ihm? auf welche liegenden und zureichenden Gründe konnte er ſich wohl zurückziehen? Gewiß Schiller ging in den Stoffen, denen er ſich hingab, gänzlich auf, der Stoff verſchlang ihn und

warf ihn dann so umgestaltet wieder heraus, daß man bei ihm immer von Zeit zu Zeit den Faden der Beurtheilung verlor. Als Schiller an seine Vorarbeiten zur Abhandlung über das Erhabene ging, wie wenig lag schon in seinem Kopfe fertig! System und Gedanke bildeten sich bei ihm erst, indem er lernte und er sich aus der Verschiedenheit der fremden Meinungen eine eigene schuf.

Genie und Talent werden wohl am besten so unterschieden, daß jenes auf die Erfindung und dieses auf die Nachahmung bezogen wird. Das Talent hat aber darin fast immer einen Vorsprung vor dem Genie, daß jenes ausdauert, dieses oft verpufft. Denn nicht jeder Wurf des Genie's gelingt, während das Talent nie etwas produzirt, das nicht seine regelrechte, gezirkelte Abrundung hätte. Ein Genie kann zu Grunde gehen vor der Reife, es kann

alle Dinge mit einem göttlichen und großen Hiatus anfaſſen und von allen zurückgeſchleudert werden, während das Talent auf berechneten Wegen zum Ziele kommt, und durch ein Zuſammennehmen aller der Mittel, die ihm zu Gebote ſtehen, immer etwas erreicht, das ziemlich vollkommen dasjenige, was er erreichen wollte, wieder giebt. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich daher, daß das Talent ſich nicht in einzelne Tugenden auflöſt, das Genie aber durch eine innere Unruhe vom Einen zum Andern gezogen wird, und trotz ſeiner großartigen Einheit ſich noch immer in ſchwächere oder ſtärkere Mannichfaltigkeiten auflöſen kann. Das Talent iſt Anlage und Befähigung, und auf wie viele Geiſtesgaben es ſich auch erſtrecken mag, es wird in ſich immer Eins ſein; denn ein abſolutes Talent iſt aller Dinge fähig, die durch Nachahmung erreicht werden

können. Ein absolutes Talent kommt immer auf einen gewissen Vollendungsgrad, gleichviel ob es die Flöte oder das Waldhorn bläst, ob es Mathematik oder Philosophie studirt, ob es Jurist oder Arzt wird. Ein absolutes Talent arbeitet in allen Fächern, und setzt sich, wenn es sein Hauptgeschäft beendigt hat, des Abends in einer kurzen Jacke hin und arbeitet in Pappe, oder drechselt, oder spielt die Bratsche. Das Talent hat in seiner Einheit Vielheit oder Allheit, das Genie jedoch in seiner Einheit nur Mannichfaltigkeit. Es kann Dinge geben, für welche dem Genie der Kopf vernagelt ist, wie Göthen z. B. die Philosophie, so daß der genialste Mathematiker in einem Konzertsaale keinen Musikton hört, sondern nur in den Kreisen und Quadraten studirt, welche auf dem Plafond des Saales in Stuck gearbeitet sind. Weil das Genie er-

findet, so wird es in seinen Thätigkeiten absorbirt, und muß, um sich vor seiner innern Unruhe und dem verzehrenden Drange der Schöpfung zu retten, eine Gegenwehr zu erobern suchen, die ihm den göttlichen Funken sowohl erhalte, als ihn für die leicht entzündbare und bald verkohlte Phantasie weniger gefährlich mache. Göthe fand diese Gegenwehr in einer Hauptmaxime seines Lebens und seiner Kunst, der Beschränkung. —

Göthes Vielheit war keine Allheit. Man übersah diesen Umstand und wollte im Dichter nicht das Genie, sondern nur das Talent gelten lassen. Man hat vom Genie immer nur die Vorstellung des Cometen, der mit unregelmäßiger Bahn am Horizont heraufzieht, mit seinem feurigen Schweife den Gestirnen um die Ohren klatscht und so schnell wieder verschwindet, wie jenes außerordent-

liche Meteor. Alles, was einen Augenblick überraſcht und ſich dann erſchöpft hat, pflegen wir genial zu nennen, in Künſten und Wiſſenſchaften. Das Geniale ſoll weder Toilette machen, noch ſich konſerviren, es muß unſern Begriffen zufolge ſchon früh graues Haar bekommen, und entweder mit dem Trunke oder dem Tollhauſe, oder dem Selbſtmorde enden. Göthe ſah es in der aufgeregten Zeit, in der er lebte, um ſich, wie ſich in der That die deutſchen Genies zu entwickeln pflegten, und machte die Sophroſyne zum Präſervativ gegen frühe Verpuffung. Des Genialen ſich tief bewußt, nahm er eine nüchterne Eigenſchaft des Talentes zu ſich herüber, den Takt, und brachte in die gährende Maſſe ſeines Innern früh eine verſöhnende, mildernde und zurückhaltende Neutraliſation. Mit dem Salze des Taktes machte er ſeinen Vorrath an Ge-

nie dauerbar, und erhielt ſich bis auf den letzten Lebensmoment wenigſtens in Anſchauungen, Begriffen, wenn auch weniger in der Produktion ſelbſt, die jugendliche, urſprüngliche Friſche. Man nennt Göthe's Philoſophie egoiſtiſch: ja, verbindet dieſen Egoismus der Selbſterhaltung mit ſeinem Genie, und man wird begreifen, warum ſein Genie die Phyſiognomie des Talentes hatte.

Talent iſt Form, Genie Stoff. Jenes ſteigert ſich in der Anwendung; dieſes kann verbraucht und muß ökonomiſirt werden. Keiner der großen Geiſter vorangegangener Literaturen, die ſich in großen Produktionen dem Gedächtniſſe der Nachwelt erhalten haben, von griechiſchen, ſpaniſchen und engliſchen Männern, iſt ſo bewußt- und taktlos geweſen, ſo wenig berechnet und verſtändig, wie man ſich gewöhnlich das Genie vorzuſtellen

pflegt. Ganz abgeſehen von Pindar, von dem der Uneingeweihte kaum ahnet, daß ſein dithyrambiſch-ekſtatiſcher Schwung das Produkt einer höchſt vorſichtigen, gemeſſenen, berechneten und logiſch disponirten Ausführung iſt; ſo exiſtirten von dem Genie des Sophokles, wie von einem talentvollen Vielſchreiber, hundert Tragödien. Die Griechen hatten auch ihre genialen Ephemeren, ihre Lenze und Klinger, z. B. einen Steſichorus und andere epiſch-lyriſche Dichter, von denen uns die Zeit nur wenige Bruchſtücke übrig ließ, und deren Originalität, ſo ausgezeichnet ſie war, ihnen dennoch nicht die Dauer ſicherte. Sie zerplatzten wie bunte Seifenblaſen. Und weil Shakeſpeare dauerte, ſollte er deshalb weniger originell ſein? wo ihm Mittheilung oder Lektüre eine hübſche Sage zutrug, ſchnitt er ſie für ſein poetiſches Ideal zurecht, und wird als ein Meiſter ver-

ehrt, ſelbſt indem er ſeine Stoffe von Andern entlieh. Hier iſt etwas vom Handwerk und wer würde ſagen, daß das Genie fehlt?

Das Geniale muß alſo in der That immer erſt da beginnen, wo die Ausführung des Dichters beginnt, und der göttliche Funke kann auch etwas ſein, das in ihm wohnt, ohne ihn ſtündlich hinzureißen, das ſich ſogar einſchließen, bewahren und für den vorkommenden Fall in Arbeit ſetzen läßt. Göthe griff nach Allem, dem er eine eigenthümliche, d. h. die gehörige Geſtaltung zu geben wußte, und war weit entfernt von jener Gewiſſenhaftigkeit des Talentes, jedes Ding in allen ſeinen Nothwendigkeiten zu erſchöpfen, und es über die bloße Skizze in ein vollkommenes Gemälde hinüberzuführen. Mit den Gegenſtänden der Kunſt kann nur derjenige ſpielen, welcher ihnen gewachſen iſt. Das Talent wird

jeden Vortheil wahrnehmen, und einen Beſitz, den es erhaſchen kann, nicht anders als in ganzer Vollſtändigkeit machen. Das Genie, ſeiner Zulänglichkeit ſich bewußt, läßt die Dinge an ſich kommen und iſt ſorglos genug, daß es oft vom Talent übertroffen wird. Das Talent zeigt ſich immer nur in ſeiner Anwendung; das Genie iſt etwas Solidariſches, wo eine ausſtrömende einzelne Anwendung, wenn ſie einmal nicht gelingt, doch niemals bewirkt, daß das Ganze, was daheim bleibt, dafür verantwortlich gemacht wird, oder im entgegengeſetzten Falle dem Ganzen etwas genommen ſcheint. So will ich einem Jeden überlaſſen, dieſe Parallele noch weiter durchzuführen, und ſich über Göthe der Anſicht zu nähern, welche wir noch weiter entwickeln werden.

Es soll denn auch gar nicht verschwiegen werden, daß die Opposition gegen Göthe sich aus einer Thatsache im menschlichen Gemüthe herschrieb. Wir sind selten geneigt, dasjenige auch nur liebenswürdig zu finden, was von Menschen, die wir hassen, angebetet wird. So kam es, daß in der Bewunderung Göthe's die Wärme der Einen die Wärme der Anderen erkältete.

Göthe fand eine Menschenklasse, die mir, weil sie dem Genie unentbehrlich ist, eine providentielle Bedeutung zu haben scheint. Das arme Genie, wenn es allein steht! Was sollen die großen Gedanken, wenn sie nur begaffte und unentzifferte Pyramiden sind! Jeder Prophet muß seinen Apostel, jedes Genie seinen Lustigmacher haben. Der Enthusiasmus übernimmt für die Rechnung des großen Hauses sein kleines lobpreisendes Detailgeschäft. Es

reiſ't auf die Firma ſeines Gottes, und bringt deſſen Gold und Silber als Scheidemünze unter die Leute. Die Sprache der Götter und der Menſchen muß durch Dollmetſcher vermittelt, das Genie muß erklärt, auseinandergeſetzt und mit Beiſpielen belegt werden.

Kant und Göthe haben in Deutſchland die meiſten Ausleger gefunden. Zahlloſe Zwerge kamen, welche ſich aus dem Rockärmel dieſer Rieſen vollſtändige Kleider ſchnitten. Kant und Göthe unterſcheiden ſich in dieſer Rückſicht nur ſo, daß jener vervollſtändigt und populariſirt, dieſer hingegen ausgelegt und ins Wunderbare hinaus mißdeutet wurde. In Norddeutſchland wurde Göthe zu einem Syſtem erhoben, und Herr Schubarth iſt in der That ein recht geſchickt ausgebauter Flügel deſſelben. Was wir oben von Göthe behauptet haben, daß ſich ein ganzes Leben nach ihm einrichten

ließe, bewährte ſich hier. Herr Schubarth lebte und webte in Göthe; er war die Wahrheit, die ihn frei gemacht hatte, und ſein Jünger würde ſich nie zu einer Handlung bekannt haben, ohne den Calcul, was Göthe in dieſem Falle denken oder thun würde. Es war ein ſonderbarer Widerſpruch, daß Herr Schubarth die Hegel'ſche Philoſophie angriff, die es doch ihrerſeits an enthuſiaſtiſchen Beziehungen zu Göthe nicht fehlen ließ. Möchte man nicht verführt werden, hier an Eiferſucht der Liebe zu denken? In der That, es kam Göthen ein Wettſtreit der Huldigung entgegen, von dem man nur wünſchen möchte, daß er weniger excluſiv geweſen wäre. Die Verketzerung ſolcher, welche nur ſelten im Tempel erſchienen, um anzubeten, regte deren Unmuth auf, und ſie gingen hin, die Fahnen der in Süddeutſchland aufgeſteckten unmittelbaren Rebellion ge-

gen Göthe zu vermehren, wenn ihnen auch wohl ſonſt die von einem Menzel dabei gerührte große Trommel fatal war.

Seit wenigen Jahren haben ſich große Veränderungen zugetragen. Die ſtatt Göthe empfohlenen Namen Tieck, Jean Paul und ſonſt die ganze romantiſche Schule, gewährten keine Muſter für den Fortſchritt derjenigen Geiſter, welche an die Möglichkeit einer neuen Literaturſchöpfung für Deutſchland glauben. Man mußte auf dasjenige zurückkommen, was befruchtet. Es mußte ein Grab nicht nur vor Hyänen, die verweſende Leichen witterten, geſchützt, ſondern auch an dem alten lebendigen Gedächtniß unſers großen Dichters mußten diejenigen Geſetze der Kunſt, diejenigen Thatſachen der Literatur entwickelt werden, welche Saatkörner der Zukunft ſind. Ein ins Meer verſunkenes Schloß taucht wieder auf, und

wird Pharus in der hyperboräiſchen Nacht. Selbſt wo uns Göthe keine Reſultate giebt, regt er die Dialektik an, und kann durch das, was er nicht gerade ſelber arbeitet, ſondern nur zuläßt, für die ſich in Deutſchland einleitenden Diskuſſionen dasjenige werden, was Ariſtoteles dem Mittelalter war. Denn auch Ariſtoteles wurde für Dinge angewandt, die er nicht gekannt hatte, und diente als Berufung für Philoſopheme, wofür ſich in ſeinen Schriften nur die Prinzipien finden.

II.

Vor einiger Zeit verſuchte Görres eine Genealogie Göthe's, welche von der in den Taufbüchern der Frankfurter Kirchen notirten ſehr verſchieden war.

Görres theilt die Menſchen in zwei große Feldlager ein; hüben die Genialen, drüben die Philiſter; und fährt dann fort: Ein Fürſt der Genialen, ein im Himmel apanagirter Prinz ſoll es geweſen ſein, der ſich zu einer Tochter der Erde herabließ, zu einem Aſchenbrödel, ein Gott zu einer Bajadere. Mit dieſer habe er in unrechter Ehe Wolfgang Göthe gezeugt.

Umgekehrt ſcheint es, daß man das an Göthe Proſaiſche, Untergeordnete, oder um ihn recht zu charakteriſiren, Bedenkliche vielmehr auf Rechnung ſeines Vaters ſetzen muß. Von Seiten der Mutter wird dem Menſchen nie etwas Untergeordnetes angeboren.

Wenn Göthe's Poeſie durch einen Fehltritt entſtand, ſo verirrte ſich eine Fee des Himmels mit einem jungen, ſervilen Pagen. Dieſes Umganges Frucht war ein junger, verſchämter, mädchenhafter Gärtnerburſche, der am Hofe ſeiner Mutter lebt; ein junger Mann mit viel beſorglichen Rückſichten, aber voll des naivſten Mutterwitzes, der die herrlichſten poetiſchen Schwingen bekömmt, wenn ſeine Prinzeſſin Mutter in ſeidenen Gewändern an ihm vorüber rauſcht, ihn mit wunderbarer Zärtlichkeit anblickt, und den duftenden Blumen-

ſtrauß empfängt, den er ihr höflich darbietet. Verliebt ſich nun Göthe ſogar in ſeine Mutter, als Oedipus in Jokaſten, ſo wüßt' ich nichts, was das Eigenthümliche Göthiſcher Lizenz über Sitte und Moral vollkommener charakteriſiren könnte.

So iſt Göthe's Auftreten in allen bürgerlichen Beziehungen reſignirend, bedächtig und die ſozialen Abſtände ermeſſend. Iſt es doch, als lehnte er ſich gleichſam an ſeine eigene heroiſche Geſtalt, die Arme auf den Rükken zurückgelegt, freilich imponirend, aber weniger durch das, was er bei Andern an freier Bewegung hinderte, als durch das, was er ihr zu geſtatten ſchien. Seine Erſcheinung vernichtete durch die Rolle, die man übernehmen, durchführen und tüchtig ſpielen mußte, um nicht ganz in ſeinen Schatten zu fallen.

Das Haus und die Familie, die ſtille Sittlichkeit und Naivetät der beſcheidenen Exiſtenz, ja ſogar Blödigkeit, wenn ihr die Erziehung nicht einige Haltung gegeben hätte, waren an Göthe das Nächſte. Doch hier begannen ſchon ſeine dichteriſchen Uebergänge in andere Sphären. Aus der Beſchränkung kleiner Kreiſe ſpann ſich Göthe's poetiſcher Faden hervor, aus dem Rocken an der ſchnurrenden Spindel, aus dem Leib der behäbig ſich ſchmiegenden Katze, kurz aus ächtdeutſchen Elementen, wie ſie im Götz, im Fauſt, im Egmont zu ſo meiſterhaften und unſere Herzen magnetiſirenden Geweben ſich zuſammenfügen *).

*) Die Poeſie bildete ſich hier ſogleich mit einer Maxime. Der Uebergang von den Erinnerungen an den mütterlichen Urſprung und dem Hauſe, und der von Göthe ziemlich kalt aufgeworfenen Frage: Was iſt das

Die Familie, das Häusliche, ja ſogar das Philiſterhaftdeutſche iſt der Leib, aus welchem die höhere Pſyche der Göthiſchen Lebensanſchauung emporſteigt. Es iſt ein Winken

---

Vaterland? ergab ſich bald. Göthe läugnete das Schöne und Herrliche in den Bardentendenzen Klopſtocks und Sneds gewiß nicht; im Gegentheil tadelte er ſeine Zeitgenoſſen, daß ſie lieber auf franzöſiſche Flittern blickten, als auf jene goldenen Harfen, welche die ermüdenden großen Sänger in Deutſchland aufgehängt hätten, aber er las ein Buch von Sonnenfels über die Liebe zum Vaterlande und fand es ſehr lächerlich. Er geſtand offen, eine Erziehung zum craſſen Patrioticismus der Römer läge nur im Intereſſe gefahrvoller Zeiten und könnte, zum abſoluten Geſetze erhoben, den Ruin aller Civiliſation herbeiführen. Das Schlechteſte, worauf ſich in der That eine Nation gegen die andere berufen kann, iſt der bloße Patrioticismus. Ein unbehelfener und deutſcher Bär entſchuldigt ſeine Verſtöße gegen den Anſtand ſehr ſchlecht, wenn er brüsk ſich umwendet und an ſeine Lenden ſchlägt, die von Thuiskon ſtammen.

nach einem fernen Heimathlande, ein ſüßes Locken aus den Grotten der Natur und dem Empyreum des Geiſtes, es iſt der rauſchend vorüberklingende Moment, als die Götter über die Geburt eines Genies zu Rathe gingen. Und der Auserwählteſte der Sterblichen ſchwebt dem geheimnißvollen Winken nach, mit den rauſchend entfalteten Schwingen der Poeſie, die Pforten des Himmels öffnen ſich und wer-

---

Sagte nicht Themiſtokles ſchon, das Liebenswerthe ſei niemals die Schelle des Landes, ſondern treffliche Inſtitutionen? Göthe fürchtete, daß durch Schriften, wie die von Sonnenfels, die Leerheit der Köpfe mit einem Lärm angefüllt würde, den tüchtigere Dinge, und beſonders die Erkenntniß der eigenen Oberflächlichkeit, hätten erſetzen ſollen. Er philoſophirte mit Recht, daß man in Zeiten der Ruhe die Erziehung, ſtatt an den Nationalhaß und den patriotiſchen Spektakel, an die Familie und die Bildung im Schooße der Guten und Edeln anknüpfen müſſe.

ſen die glänzenden Lichtſtröme der Sonne in ein Auge, das nicht erblindet, da es Verwandtes ſieht. Jetzt iſt Göthe der freie Götterſohn des Himmels und ſchreitet ſtolz und keck durch eine Welt, die ihm Spielzeug iſt. Titanenideen ergreifen ſein Hirn, während er durch die Wälder und Berge ſtreift, die Sprache wirft den Reim von ſich, ſeine Einfälle ſind erhaben, wahnſinnig, humoriſtiſch, bis ſich an dem Verſuche einen Prometheus zu dichten, endlich die wogende und ſchäumende Welle bricht, und in dem Moment, wo der fiebernde Trotz des Genies, Krankheit wird, die rothwangige beſonnene und vom Vater geerbte Geſundheit der transcendentalen Kriſis zu Hülfe kommt; dann genas er allmählig in eine Mäßigung, innerlich-geſund, doch noch im Auge die Spur des Unheimlichen tragend, bis er zuletzt mit friſchgeſammelter und die

Erinnerung des ganzen Himmels in ſich tragender Kraft den Fauſt ſchuf. Prometheus, in der Anlage, die uns fragmentariſch erhalten iſt, konnte ein Titanendrama werden, das auf Deutſchland vielleicht gräßlicher gewirkt hätte, als Werthers Leiden; aber wir hätten mit ihm auch den Dichter verloren. Denn die Idee dieſes Prometheus ließ ſich nur mit einer Einſeitigkeit durchführen, die derjenige haben muß, welcher ſeine Rechnung mit dem Leben und ſeiner Wirthin abſchließt, das letzte Geld und die Uhr auf den Tiſch legt, und unangenehm zu enden weiß. Göthe hat ſich Zeit ſeines Lebens von der Prometheusfabel nicht erholen können. Sie ſpukte in allerlei Formen wieder in ihm durch, aber die Zurückhaltung der Leidenſchaft erkältete zuletzt die Auffaſſung.

Geh vom Häuslichen aus und verbreite dich, so du kannst, über alle Welt! Hiemit bezeichnete Göthe selbst den Weg, den seine Poesie zu ihren Zielen nahm. Es ist die eigentliche Zauberformel, welche ein ganzes dichterisches Geheimniß erschließt.

Sie war das Symbol des Göthischen Lebens in auf- wie in absteigender Linie. Aus beschränkter Sphäre hinaus sich drängend wurde seine Sehnsucht schnell ein poetisches Bild, daß seinen Schritten voranschwebte, und ihn lockte, und Berge und Thäler vergessen ließ, die er durchwanderte, um die in immer schöneren Farben und deutlicheren Umrissen sich malende Anschauung einzufangen. Jeder Anfang in Göthe war harmlos und vom Nächsten ausgehend. Ja er versprach in erster Jugend so wenig, daß er selbst von Herder in Strasburg, der schon Standpunkte,

Ueberſichten und Allgemeinheiten gewonnen hatte, für linkiſch in der Auffaſſung und Schönheitsurtheilung angeſehen wurde. Göthe's poetiſche Entwicklung war ein träumeriſches Ausſpinnen ſeiner häuslichen Zuſtände und primitiven Eindrücke, und ſo hinaus über die Vorurtheile, Geſetze, Sitten hinweg, bis in die Alpen-Regionen des freien Gedankens und der dichteriſchen Wahrheit. Ein rüſtiger Wanderer, zieht er von ſeiner Heimath aus, und lernet Schönheit, zurückblickend in ein ſonniges vom gelben Strom durchſchlängeltes Thal, fern der blaue Rand der Gebirge, die unvollendete Kuppel des Domes, und doch ergänzt und vollkommen, gleichſam durch ihre Herrſchaft über das was unter ihr liegt, ein rauſchendes Treiben, das der Dichterjüngling verlaſſen kann, ohne aufzuhören es zu lieben. Dies war für Göthe entſcheidend, denn jeder an-

dere Genius, pflegt die Metamorphosen seines Dichtens und Lebens in sich wechselseitig zu zerstören, und nicht selten auf das was er heute war, morgen, wie schon auf das Unwürdigste zurückzublicken. Göthe gab seine primitive Anschauung niemals auf, sein häusliches Vermächtniß, das Stillleben der bescheidenen Existenz, auf welches er sich immer wieder zurückziehen konnte, wie ein industrieller Speculant nach großen Gewinnen oder Verlusten auf seine liegenden und für ein würdiges Dasein immer zureichenden Gründe.

Will man Göthe's Steigen aus der Häuslichkeit zur Verbreitung über alle Welt mit einem Bilde vergleichen, das ihm ganz besonders gegenwärtig war; so nehme man seine Wanderung nach Erwins Grabe, eine Besteigung des Strasburger Münsters, wo er auf jeder einzelnen Station inne hielt, und ein

Gebet des vom Schöpfergeiſt durchdrungenen Dichters an den großen Meiſter des Baues richtete. Auf der letzten Platte blickte er in die ſonnige Ebene des geſegneten Landes, weit hinaus in die blauen Ahnungen der Schweiz, und heimathlich gen Speier und Worms; das Herz frohlockte der unermeßlichen Augenweide, und ſchmiegte ſich dankend an das, was ihn auf dieſen ſo wunderbar erhöhten Gipfel trug, an die Kunſt, und wie ein Seher ſeiner eigenen Zukunft ſchrieb er den bedeutungsvollen Spruch, daß alle Poeſie innere, individuelle Keimkraft iſt, und ein dem Genius ſich von ſelber gebendes Anſchwellen der Gefühle für Maaß und Verhältniß.

Die abſteigende Bewegung fehlte bei Göthe nicht, und in neuerer Zeit iſt ſie ſogar mehr beſprochen worden wie die aufſteigende. Hatte Göthe einmal in dem Allgemeinen ver-

geblich getaſtet, dann zog er zur rechten Stunde behutſam ſeine Fühlfäden zurück. Er verſpätete ſich niemals beim Ideale, oder genoß die Umarmungen der Phantaſie länger, als der Mond am Himmel ſtand. Hatte er gegen die Proſa einen poetiſchen Feldzug geführt, ſo zog er es doch vor, was die Winterquartiere betraf, ſie lieber in der Proſa ſelbſt zu nehmen. Wer ihm hieraus einen Vorwurf macht, was betrachtet der? Nur das Ziel, nicht den Gang ſelbſt.

Wenn Göthe aus der Poeſie herabſteigt, ſo flüchtet er ſich nicht in die Familie, ſondern er ſucht ſie zu produziren. Nicht die Proſa beginnt jetzt, ſondern die Philoſophie. Die Produktion der Familie iſt das Himmelszeichen, durch welches die Winterſonne Göthe's ſchreitet. Mißgunſt der Zeiten, Unbehaglichkeit der öffentlichen Meinung, getäuſchte

Berechnung hiſtoriſcher Ereigniſſe, drängten ihn aus idealiſchen Anſchauungen heraus, und bannten ihn in einen engen Kreis, den er unter Sturm und Ungewitter, als das letzte zu retten ſuchte. Die heiligen Begriffe, welche Göthe mit der Familie verband, verſcheuchen den Gedanken an die winterliche Bequemlichkeit eines warmen Ofens, die ein Ermüdeter oder Träger geſucht hätte. Die Familie war Göthen, von allen menſchlichen Daſein, wie Jean Paul ſagen würde, die Eſſigmutter, das Saatkorn und die Garantie jeder andern möglichen Entwickelung im Politiſchen und Nationalen. Alle ſpätere Poeſie unſeres Dichters, iſt von dieſen Vorſtellungen über die Produktion der Familie ergriffen. Bezüge des Anſtandes, Zurückhaltungen mancherlei Art, miſchen ſich in die leidenſchaftlichen Motive; aus der Geſelligkeit entſteht die Gewohnheit,

aus der Gewohnheit, das Wohlwollen, aus dem Wohlwollen die Neigung, aus der Neigung die Liebe, und aus ihr freilich genährt durch die lange conventionelle Zurückhaltung, zuletzt die glühendste Leidenschaft. Ob Göthe positiv oder negativ verfuhr, ob er uns in späteren Jahren eben so übermäßig vorbereitete, wie er in seiner Jugend durch die plötzliche Schläge uns überraschte; immer blieb das Resultat etwas, das uns blendete, weil es Alles für sich hatte, Alles in der Wahrheit und Schönheit.

Fanden wir somit im Häuslichen die genetische Grundlage der Göthischen Dichtungsweise: so können wir selbst die Entwickelung fernerer Originalitäten unseres Dichters an dies familiäre Prinzip anknüpfen. Wir werden finden, daß, wenn wir selbst über die ersten Prämissen einer literarhistorischen Kritik, über die Sprache und

die Gelegenheit ſeiner Dichtungen ſprechen, beſonders aber die lyriſche Empfindung Göthes zergliedern; daß ſich alle unſere Urtheile hierüber an die eben angeleitete Betrachtung unmittelbar anreihen können.

Eine Geſchichte des Göthiſchen Styles iſt leider erſchwert, durch die Discretion gegen Andere oder die Furcht gegen ſich ſelbſt, welche Göthen beſtimmte, alle aus ſeiner Entwickelungsperiode herſtammenden Briefe zu vernichten. Dieſe Correſpondenz iſt nicht das Geringſte, was die deutſche Literatur ſeit jener Epoche, wo mit Göthen eine Veränderung vorging, die ihm all ſeinen Freunden unerklärlich machte, an dem Dichter verloren hat. Veranlaſſung zur Vernichtung ſieht man weniger, als Entſchuldigung. Ich glaube die letztern in der Koketterie zu finden, welche

die damalige Zeit mit sich selber trieb; in den Lavatereien, wo die flachsten Menschen auf den Gedanken kamen, sich für physiognomische Bedeutsamkeiten zu halten. Diese Richtung haßte Göthe, und persiflirte die Süßlichkeit des einreißenden Tones, die wechselseitigen Liebesversicherungen einander sich wildfremder Menschen um so lieber, als er sich selbst eine große Schuld an diesem empfindsamen Modetone durch seinen Werther beimessen durfte. Ich sage nicht, daß Göthe sich vor den Schwärmereien seiner verloren gegangenen Correspondenz fürchtete, aber er nahm ein Aergerniß an dieser Selbstbespiegelungsseuche, die in eine wahre Apotheose alles Unbedeutenden ausarten zu wollen schien. Aus diesem Grunde vernichtete er seine Correspondenz, und wir haben an dieser Uebereilung eben so sehr den Verlust literarhistorischer That-

ſachen, wie biographiſcher Handhaben für Göthe's Entwickelung ſelbſt zu beklagen.

Die kleinen Billete Göthe's, welche in dem neulich erſchienenen Briefwechſel Merck's mitgetheilt ſind, charakteriſiren unſeres Dichters ſtyliſtiſche Eigenthümlichkeiten bis ins Komiſche ſo grell. Göthe's heimiſche Sprache iſt kurz, abgeriſſen, ohne Verbindungen, durchaus das lebhafte Produkt, eines in ſicherer Familie auf feſtem Fuße gebildeten Willens. Der Ton iſt naiv befehlend, herzlich bis zur Vertraulichkeit, und immer haſtig wie ein Dialog. Das Meiſte in dem was geſagt wird, ſoll ſich gleichſam ſchon von ſelbſt verſtehen, und man ſieht die Ungeduld hervorbrechen, daß man nicht ſchon am Auge wahrnimmt, was zu ſagen der Mund ſich erſt ſo weitläuftig in Bewegung ſetzen muß. Dann hilft ſich die Lebhaftigkeit und Ungeduld, um die

Auseinandersetzung zu vermeiden, gewöhnlich mit Sprichwörtern, die das Gespräch immer objectiv, immer im Zusammenhange mit der gesunden Vernunft, und dem was gar nicht anders sein kann, und was ja Jedermann gleich einsehen müsse, zu erhalten suchen. Ein solcher Styl widerspricht immer, erwartet aber selbst keinen Widerspruch.

Als man Göthen in Leipzig, wegen seiner unmeißnerischen Art zu sprechen, auslachte, glaubte er sich durch seine oberdeutsche Nationalität entschuldigen zu können; auch in Dichtung und Wahrheit hat er über seine Spruchrede recht hübsche Anmerkungen gemacht; allein ich glaube, was er auf die Nationalität schiebt, ist grade durch sein Familienprinzip, und besonders durch die Lokalität seiner Erziehung zu erklären. Noch heute wiederholt sich in Frankfurt, was Göthe an sich

erlebte. Eine ſo eng zuſammengerückte wohlhabende Gemeinſamkeit, wie ſie Frankfurt darbietet, hebt das jugendliche Bewußtſein früh aus ſeiner unbeſtimmten Dämmerung heraus. Die mannigfachen auf Gewerb und Vermögen ſehr einflußreichen Verwandſchaften treiben die Kinder bald in den Vordergrund, und zwingen ihnen bei Zeiten eine Reife auf, welche den Jahren zuvorkömmt. Von allen Seiten ſind zwar die Schranken ſehr nahe gezogen, doch herrſcht in ihnen die Frucht des Reichthums, eine gar löbliche Freiheit, begünſtigt durch das erfreuliche Gefühl der Eltern und Verwandten, wenn ſie die Fortpflanzer der gemüthlichen Ariſtokratie ihres Namens friſchblühend und die künftige Selbſtſtändigkeit ſogar durch einen mit ſchwerem Herzen beſtraften Trotz verrathend um ſich ſehen. Dabei ſind alle Begriffe traditionell und müſſen

sich als solche erhalten, weil die größte Freiheit sich ja immer als die sicherste Beschützerin des Gesetzes zu bewähren pflegt. In diesen Kreisen können sich die träumerischen, mürrischen, sich isolirenden jugendlichen Charaktere der Provinz und der großen Hauptstädte nur bei besonders ungünstigen Vermögens- Verwandtschafts- und Familienumständen entwickeln. Ja auch das Genie bricht hier nur selten hervor, da sich die Bildung des jungen Mannes frühzeitig in eine allgemeine, gesunde und tüchtige Verstandesrichtung nivellirt. Was hier auf die Jugend wirkt, ist das Beispiel. Früh versteht die Jugend die Manieren des Alters, und macht sie nach, da sie ihr ehrwürdig erscheinen. Die Begriffe überliefern sich schnell, Haltung, Benehmen, Alles drückt sich wie mit einem Spiegel in der weichen Bildungsmasse ab, und die Sprache mit ih-

ren körnigen Erfahrungssprüchen, stehenden Redensarten und dem lexikographischen Umfange, der auch gerade dem Umfang der Begriffe gleich kommt, ist von der Jugend früh dem Alter abgelauscht. Zuletzt verhindert die muntere lachende Gesundheit und Freiheit, in dem Allen — Altklugheit zu finden.

Auf Göthe ist die Anwendung leicht gemacht. Seine Sprache war früh reif, vollständig, keck. Sprichwörter ersetzten das noch mangelnde eigene Urtheil. Noch seine ersten Produktionen sind ganz mit diesem Lakonismus geschrieben, den Göthe z. B. im Götz nicht vom Mittelalter oder vom Volke zu entlehnen brauchte, sondern der seine eigene Natur war. Die Wendungen körnig, die Verbindungen abgerissen. Partikeln in Fülle, wenn sie den Ton nüanciren, und gleichsam

der Accent des Styles ſind, und fehlend, wo man ſie als Ruhepunkte des logiſchen Prozeſſes, und der künſtlich ausgeſponnenen Dialektik zu brauchen pflegt. Die Weitläuftigkeit der perſönlichen Fürwörter wird vermieden, als verſtände es ſich von ſelbſt, ob ich, oder du, oder er gemeint iſt. Auch ging dies kurze, die Sprache und ihre Privilegien prellende Verfahren auf Göthe's erſte Verſifikationen über. Man glaubt, Göthe habe bei ſeinem Puppenſpiel und den ſatyriſchen Kleinigkeiten an Hans Sachs und deſſen Weiſe gedacht. Gewiß nicht, er lernte ihn erſt ſpäter kennen; es war dies etwas Angebornes, das ſelbſt in der Kunſtproſa des Veteranen als Reminiscenz öfters zurückkehrte, und durch die damals ſo kalten und bedächtigen Abſtraktionen als ein gar ergötzlicher Transparent zuweilen hindurch ſchimmerte.

Wenn Göthe im ſpäteren Verlauf ſeines Dichterſtrebens, dieſen naiven Volkston verließ, ſo adoptirte er doch keinesweges eine ihm dargebotene fremde Ausdrucksweiſe. Zum Glück wie zum Nachtheil der deutſchen Literatur war die Sprache, ihr Organ, niemals auf dem beſtimmten Kammerton einer akademiſchen Scala geſtimmt. Frankreich hat eine Dichterſprache, die man einmal adoptiren muß, will man den Kothurn betreten, oder auch nur auf dem Haberrohre der Idylle blaſen. Dies beeinträchtigt die Originalität, hält aber auch, wie Göthe ſelbſt in ſeinen Entwürfen über den Dilettantismus bemerkt, die Unzulänglichkeit und die Liebhaberei zurück. Deutſchland hat bei ſeiner bildſamen und von keiner Crusca bevormundeten Sprache doch das Unglück, daß mit ihr alle Welt in die Literatur hineinpfuſchen kann. Wäre unſere Literatur

im vorigen Jahrhundert nicht durch ihre klaſſiſchen Kräfte im Aufſchwunge geweſen, es würde den zahllos auftauchenden Naturdichtern und Dilettanten gelungen ſein, ſie mit einem Schlage in die Anarchie zu ſtürzen, in welche ſie jetzt durch eine allgemeine Pfuſcherei allmälig gekommen iſt.

Klaſſiſche Muſter boten ſich Göthen an. Er verſchmähte ſie alle, bis auf ein Beiſpiel, dem er nicht widerſtehen konnte. Wer ſeinen erſten proſaiſchen Verſuch, zum Andenken Erwins von Steinbach, geleſen hat, ſcheidet den Antheil, welchen Hamann an dem Style deſſelben hat, ſehr leicht heraus. Der Ton iſt prophetiſch, die Wendung apoſtrophiſch. Dogma und Polemik wechſeln ab. Die Bilder ſind gelehrt, die Leidenſchaften gegen die Franzoſen und Pfaffen überraſchend grell, das Ganze endet wieder mit Prometheus, dem

Göthiſchen Steckenpegaſus. Doch ſchon iſt Klang in dieſem Weihegebet, ein Gefühl für jene Rundung, die die Sprache des Egmont und Clavigo, für die Recitation noch willkommener macht, als die Schiller'ſche. Allmälig wurde Göthe Meiſter dieſes üppigen fleiſchigen Ausdrucks ſeiner zweiten Periode, der elaſtiſch weicht und zurückkommt, wogend und wallend wie das Meer und, mit etwas rhetoriſchem Numerus rauſchend, doch nie anders als in ſanft ſchmelzender Zerkräuſelung ſich am Ufer bricht. Der Wellenſchlag des mittelländiſchen Meeres lockt das Gefühl des Taktes und der rhythmiſchen Abmeſſung, und die Herrlichkeit dieſer Proſa fluthet nun hinüber in Taſſo's und Iphigeniens melodiſchen Jambus. Seine Poeſie wird Athmen der Natur. Die Natur ſpricht, ſpricht in Tönen, Muſik iſt die Seele ſeiner Schöpfungen; mag er nun

in Venedig, am Ufer des Lido, bunte Epigrammenmuſcheln fiſchen, oder auf dem Nacken einer Römerin die fleiſchigſten Hexameter trommeln.

Göthe hatte Noth ſich von Formen loszureißen, die ihm leicht wurden, und Vergnügen machten. Er opferte ihnen wohl einen zufälligen Inhalt, fühlte aber bald, wie wenig ächt dies war, dauerte nicht aus, und blieb im Fragmente ſtecken. Was trieb ihn nicht alles zum Hexameter? Was opferte er ihm nicht! Wolf's Zweifel an der Einheit der Ilias, Voſſens Geheimniß über den rechten Bau des Hexameters, das erſt mit dem Tode Klopſtock's veröffentlicht werden ſollte, hielten Göthe's epiſche Intereſſen in fortwährender Spannung. Er geſteht ſelbſt, daß ihn das metriſche Bedürfniß zu Reinecke Fuchs getrieben. Gott ſei Dank, Achilleis blieb ſchon

Fragment. Aber die epiſche Breite hatte ihn erfaßt, und zwang ſeinen Genius zu einer neuen Metamorphoſe, zur Cultur einer Proſa, deren glänzende Entfaltung die ſchon erſchienenen Bände Wilhelm Meiſters ahnen ließen.

Göthe's proſaiſche Diktion verdient eine Betrachtung, die ſich vom Dichter ganz unabhängig anſtellen läßt; denn hier iſt in der That ein Maaßſtab entdeckt, durch welchen die ſchwankenden Beſtimmungen über den deutſchen Ausdruck geregelt werden ſollten. Von der gelehrten Bilderfülle Jean Paul's und dem Naturalismus der Modernen wird man immer auf jenen bezaubernden Ton zurückkehren müſſen, welcher, reich an Geſetzen, in Göthe's Proſa herrſcht. Dieſen geglätteten Marmor nachzuahmen, möcht ich weniger anrathen; als ihn zu ſtudiren.

Göthe's Prosa ist kein Ausdruck der Unmittelbarkeit, man sieht in ihr die Sprachwerkzeuge nirgends selbst, oder die Gehirnfieber transparent hindurchschimmern, welche den Gedanken oben auf ihrer Spitze trägt. Nirgends verräth sich die logische Maschinerie oder ein dialektischer Kampf der Idee mit dem Stoffe; sondern Göthe's Prosa ist eine Perspective des Theaters, ein überdachtes erlerntes, vom schaffenden Gedankensoufleur leise zugerauntes Stück. Göthe reproduzirt sprechend, was er im selben Momente denkend schuf. Die Dinge sprechen bei ihm nicht selbst, sondern sie müssen sich an den Dichter wenden, um zu Worte zu kommen. Darum ist diese Sprache, deutlich und doch bescheiden, klar ohne dadurch aufzufallen, im Extreme aber diplomatisch.

Dem Jean Paulismus oder der modernen Naivetät lauscht man neugierig zu, und dennoch strengt die Lektüre an, und nimmt alle unsere Geistesthätigkeiten in Anspruch. An Göthe's Prosa arbeiten wir mit, unterstützen die Produktion des Gedankens, und schließen, da Göthe's Bericht immer nur das Spiegelbild der Reflexion ist, von dem Bilde auf sein Gegenüber. Vergleicht man Göthe's Prosa mit der oceanischen majestätisch fluthenden Ruhe des Weltmeers, so ist doch nur der äußere Anblick so stille, gezähmte Leidenschaft. Göthe's Anregungen sind belebend und reproduktiv, und so hat diese trügerische Ruhe eine überwältigende Unterlage, eine Wirklichkeit, gerade so wild und schroff in uns wieder auftauchend, wie der Dichter sie in sanften schlummernden Träumen erzählt. Das Aeußerliche dieses Geheimnisses wird unzählig

nachgeahmt, man scheint dabei vergessen zu haben, daß Göthe's Prosa nur für die Erzählung als Organ der epischen Dichtung klassisch ist, und dabei sind noch am glücklichsten die Herren Carus in Dresden und Varnhagen von Ense in Berlin.

Man muß aber nicht übersehen, daß Göthe selbst dies Mißverständniß veranlaßte. Indem er diese Sprache mit ihrer höchstzerbrechlichen Kostbarkeit selten mit Auswahl und Sparsamkeit benutzte, so verwischte er ein wenig ihren klassischen Stempel. Die Reproduktion verwandelte sich in Abstraktion. Alle konkreten Anschauungen verflüchtigten in formlose Verallgemeinerungen, das Handgreiflichste verhüllte sich in mystifizirende Nebelflöre, und das, was sich krystallinisch gebildet hatte, zerschmolz in sehr vague Flüssigkeiten. Ja diese verschwimmende abstrakte Ausdrucksweise Gö-

the's theilte ſich ſogar der Poeſie ſeines Verſes mit. Wenn auch der Reim und das metriſche Geſetz hier die Verallgemeinerungen beſchränkte, wenn ſich gerade im Gedicht dieſe ausweichende Diplomatie in eine beſondere Geheimniſſung und Wichtigkeit verwandeln konnte, ſo ſchützt uns doch nichts davor, daß wir zuweilen das Unnützeſte in die vielverſprechendſten Kleider gehüllt ſahen. Wer erinnert ſich hier nicht der Artikelauslaſſungen, der Infinitiv- und Partizipial-Conſtruktionen, des Superlativs für den hinreichenden einfachen Grad, kurz eines Tones, der hier erweiternd, dort beſchränkend, ſanft zum Einen Anderes lenkend, Alles in dem Schönen, Reinen, ſchönſtens ſuchte zu vereinen? Oft aber drang durch dieſe häßlichen Töne noch eine jugendliche Naivetät, und ohne Aufhören wurden ſie entſchuldigt, durch des Alters redſelige

Luſt der Mittheilung, die uns auch hier ſo Manches hinterließ, was wir zur Charakteriſtik unſeres Dichters ſchmerzlich vermiſſen würden.

Wir kehren zum Häuslichen zurück, wenn es ſich nächſt der Diktion um die Veranlaſſungen der Göthiſchen Produktionen handelt.

Man weiß, welche hohe Meinung der Dichter von der Gelegenheitspoeſie hatte. Faſt alle ſeine Dichtungen gab der Zufall an. In ſeinen Jugendkreiſen herrſchte ein heiterer geſelliger Ton, der ſich durch wechſelſeitige Anregung dauernd erhielt, der den Einzelnen hervortrieb, indem ihn die Maſſe unterſtützte, und der zunächſt im vorzüglichſten Grade die Satyre begünſtigte. Göthe verlebte eine Jugend, die rings von geſelligen dichteriſchen Aufforderungen umgeben war. Sein Vater war ein origineller Mann, in deſſen Kopfe ſich

praktiſche Ideen und Pläne durchkreuzten, und der um jeden Preis auch den Sohn dafür gewinnen wollte; der ſich aber dennoch von dem Ehrgeize nicht trennen konnte, an ſeinem Sohne auch den Ruhm eines ſchönen Geiſtes zu erleben. So ging kein Familienfeſt ohne poetiſche Verherrlichung hin. Das Verhältniß zu Lidi zeigt uns ſelbſt den Verfaſſer des Werther und Götz' noch mitten in dieſen Anregungen des Zufalls immer mit neuen Einfällen und unermüdlichen Opfergaben auf den Hausaltar der Geſelligkeit. Liebend oder ſpottend wurden die Originalitäten der Umgebung dargeſtellt, die Pläne geſtalteten ſich ſchnell, und verkörperten ſich in den leichteſten und zufälligſten Formen.

Wenn auch Göthe gegen dieſe Produktionen ſtreng war und ſie vernichtete, ſo konnte er doch niemals dieſen Inſtinkt eines plötzlich

und unmittelbar auflodernden Interesses unterdrücken. Alles neue ergriff ihn lebhaft, und zwang ihm die Aeußerung der darüber angeregten Empfindungen ab. Die Poesie war in ihm das Gesundeste, ja noch mehr als dies, sie war positive Heilkraft, und verwandelte jedes wissentliche oder im Gefühl versteckte Unbehagen in verlebte, objektive, zurückgelassene Zustände, wo der Schmerz sein Nachweh und auch die Freude jene Ueberraschung verlor, mit welcher sie doch das Gemüth mehr zu beängstigen, als zu erquicken pflegt. Einem Dichter, der über seine Mittel und Kräfte gebietet, thut die Welt wenig an, er ist der größte Egoist; denn selbst das Unglück ist bei ihm ein Geschenk, für welches er den Göttern danken muß.

Göthe kam so unbewußt in seine Stellung der Nation gegenüber, daß er lange Zeit

die Physiognomie eines Dilettanten nicht verlieren wollte; jede neue Kraft, welche auf die Oeffentlichkeit wirken will, wird sie sogleich nach Gesichtspunkten, die in ihrem Interesse gestellt sind, ermessen, und immer das Mangelhafte da als vorhanden auszugeben suchen, wo sie sich einbildet, den Schaden oder das Fehlende ersetzen zu können. Göthe aber war so wenig Willens auf die Theilnahme des Publikums zu spekuliren, daß er selbst nach seinen ersten veröffentlichten Produktionen nicht aufhören konnte, das Publikum lieber nach der Verehrung zu beurtheilen, die ihm Klopstock, Gleim, und die seiner Natur entgegengesetztesten Geister zu verlangen schienen. Göthe stand in keinem Rapport zum Publikum. Er wußte nicht, was er demselben positiv mit sich zum Geschenke machte. Mit irgend einer Tendenz und Richtung wußte er sich am we-

nigſten in Einklang zu bringen, und hat, ob ſeine Wirkung gleich gewaltig war, doch niemals in dem ſelbſt gelebt, oder hat in dem fortgefahren zu leben, wo ſein Anfang alle Welt entzündete.

Ich wüßte Nichts, was ſo ſchlagend die Genialität eines Phänomens bezeichnet, als deſſen Harmloſigkeit. Während Klopſtock, Voß, Ramler, Wieland, Herder, in ihren einmal angeſchlagenen Tönen eine ausdauernde Hartnäckigkeit beſaßen, die ſie zuletzt, faſt möchte man ſagen, zu ihren eigenen Plagiatoren machte, hielt ſich Göthe niemals an das, was aus ihm eine Schule hätte machen können, oder eine Religion, deren erſter Prieſter er hätte ſein müſſen. Freilich hatte er bei dieſer Zufälligkeit ſeiner Beſtrebungen den meiſten Verluſt. Wie ſchlagend auch ſeine ſpätern Effekte waren, ſo wurde er doch, nachdem er

Werthern durch den Triumpf der Empfindsamkeit begraben und das Vorurtheil des Publikums getäuscht hatte, niemals wieder recht populär. Auf Kosten einer ihn, und seinen Genius vernichtenden Monotonie, wollte er es nicht sein. Nur diejenigen Schriftsteller sind, wie z. B. Schiller, plötzlich ein Gemeingut aller Klassen geworden, welche das Publikum einmal an einem bestimmten Ton gewöhnt haben, welcher nun immer in jedem folgenden Werke wiederkehren muß. Neuheit in jedem neuen Buche stört die Bequemlichkeit der Leser, setzt eine Beschäftigung mit dem Dichter voraus, wozu nicht alle die gehörige Muße haben, und erschwert somit das allgemeine Verständniß, ohne welches es keine Popularität giebt.

Göthe legt allerdings auf seine Behauptungen über die Gelegenheitspoesie zu viel

Nachdruck. So genialiſch auch zufällige Veranlaſſungen z. B. ſeines Clavigo ſind, ſo kann man doch nicht zugeben, daß die durch Göthe's geſellſchaftliche Stellung in Weimar veranlaßten Allegorien und Feſtſpiele durch die Zufälligkeit ſo intereſſant würden, als ſie langweilig ſind. Dennoch bleibt das Prinzip für die ganze Laufbahn unſeres Dichters entſcheidend.

Will man es in Betreff der Häuslichkeit noch auf einfachere Begriffe zurückführen, ſo möcht' ich hier an die Maske und die Muſik erinnern, jene, von dem Dichter mit ſo viel Vorliebe gebraucht, und in mancherlei Mummereien und der Luſt am Geheimniſſe ſich ausſprechend, vergegenwärtigen lebhaft die Jugend des Dichters mit jenen poſſenhaften Arrangemens, welche zum erſtenmale in Göthe das poetiſche Bedürfniß anregten. Ja die

Muſik war es, welche ihn ohne Weiteres in den Vers hinein warf, ſo daß nicht nur ſeinen lyriſchen Gedichten die Melodie immer von ſelbſt vorzuklingen ſcheint, ſondern ſein produktiver Eifer ſich auch an Singſpiele machte, die, wie Erwin und Elmire, beſonders aber Claudine von Villabella gewiß keine hohen Anflüge nahmen, aber doch ungemein gewandt angelegt, und im Einzelnen gar allerliebſt ausgeführt ſind. Eine Haſt ergriff den Dichter, ſich unaufhörlich in Kompoſitionen dieſer Art zu ergehen. Seine Mittel ſtanden ihm immer ſiegreich zur Seite, und unterſtützten ihn darin, daß ſeine Poeſieen vom Gefühl der praktiſchen Brauchbarkeit und des gelegentlichen Bedürfniſſes veranlaßt wurden. Die Oper, die ernſte wie die komiſche, iſt unerſättlich in ihren Forderungen an die improviſirte Erfindung.

Der Klang der Muſik bahnt uns den Weg, um beſonders an Göthe's lyriſchen Erzeugniſſen anzudeuten, wie Alles in ihnen erlebt, empfunden, und von des Tages Ordnung angegeben iſt. Glücklicherweiſe haben wir faſt zu allen ihren Einzelnheiten lebendige Schlüſſel der Biographie, und können das Viele, was uns hier noch fehlen mag, durch Ahnung ergänzen.

Nach Petrarka gab keine Lyrik ſo viel Wahrheit für Dichtung, wie Göthe's, und Göthe übertrifft ſogar Petrarka. Denn was Petrarka ſang, verſtand ſich nur für die Situation in der er ſang, und erhielt ſich für ſie in der Literaturgeſchichte. Doch Göthe's Poeſieen, meiſt durch ganz individuelle Erlebniſſe angeſchlagen, klingen auf Alles anwendbar im Volkstone fort, und ſind in die Theilnahme der Maſſe, die freilich den Verfaſſer

nicht mehr anzugeben weiß, noch tiefer gedrungen, als die Gedichte Schiller's.

Unbefangen und heiter sind Göthe's lyrische Erstlinge. Sie adoptiren die poetische Sprache der Zeit, den Schäferton, wo Amor sich zu Damon schleicht, und dieser gute Junge, sanft die Flöte blasend, Dorilis aus ihren Träumen weckt. Luna schleicht mit Silberglanz durch Busch und Eichen, und Zephir ist der beschwingte Bote, der der Schwester Apollo's leise voranweht. Hier ist Alles klein, zart, frisch, heilig durch die Veranlassung: man nascht und tanzt mit den Amoretten, der Ernst wird vertändelt, und selbst die Empfindung scheint mehr poetisch überliefert, als von innen hervorquillend.

Jetzt kommen schon tiefer klingende Töne, das Versmaaß ist länger ausgehalten, der Dichter sehnt sich nach der ersten Liebe, und

ſieht die Unſchuld in Nebel gehüllt von ihm wegfliehen. Plötzlich bricht ein ſchreiender Akkord in dieſe Modulationen. In dem Gedichte Abſchied friert dem Dichter das Wort auf dem Munde zu Eis. Jetzt weht eine ſchneidend kalte, aber unübertrefflich wahr und ſchön gefühlte Reſignation durch eine Empfindung, die zwar feiert, ausruht und verachtet, trotz alles Stoicismus aber doch vom tiefſten Schmerze durchſchnitten iſt. Der Dichter begründet ſein philoſophiſches Evangelium mit einer Ironie, die uns Thränen in das Auge, und um den Mund zu gleicher Zeit ein Lächeln jagt. Tiefe Stille herrſcht in des Schiffers Herzen, die Stille nach überſtandenem Sturm; auf der ungeheuren Weite regt ſich keine Welle mehr; er ſteht am Maſt, leicht hingelehnt und pfeift ſeine Maxime der Gleichgültigkeit: Sehe jeder wie er's treibe! Und

doch kömmt zuweilen wieder eine Ermattung über ihn, er kann der Ermunterung: „lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da," nicht die siegreiche Kraft des Trostes abgewinnen, und schleudert seinen ungeheuern Groll in reimlosen Dithyrambenquadern von einer Höhe des Parnaß herab, wie sie nie wieder erstiegen ist.

Da faßt ihn eine frische Neigung, hinreichender Ersatz für die Lücke, eine Neigung mit mehr Zärtlichkeit als Liebe. Und diese haucht in Liedern aus, die nicht so melancholisch sind, wie die vorangegangenen, auch nicht mehr so allgemein sehnsüchtig, und in der Geliebten nur die Liebe liebend, sondern rasch, klug, besorgt, angemessen Ort und Stunde. Wer erlebte dies nicht! Du scheitertest schon oft mit deinem Herzen, du hast die Liebe schon als Kunst, dein Benehmen ist ein Hand-

griff der Verführung, und dennoch ſehnt ſich die letzte Abendröthe weichender Unſchuld nach dem Zauber der Natur noch einmal zurück, nach einer wahren und ächten Empfindung, die uns, von unſerm Herzen ausgeſchloſſen, zu gewinnen kaum noch möglich ſchien, und ſich in den ſchmelzendſten Tönen offenbaret. So in dieſen Liedern Göthe's. Die Liebe mäßigt ſich, da ſie wohl aus Erfahrung weiß, daß man in ihr nichts überſtürzen und keine Genüſſe zeitigen, und zu raſch abſchlürfen ſoll, und trotz dieſes Raffinements wird der Dichter mit recht friſchem Herzen noch einmal wieder naiv und munter, ein Bär, den Lillis Menagerie bis zum Murmelthiere zähmte. War die Natur früher die Anknüpfung einer ungeſtillten Sehnſucht, war ſie früher nur die Vertraute des Liebenden, ſo iſt ſie jetzt lebendig geworden und Leben ſchaffend, ſie öffnet

ihre Mannigfaltigkeit einem Auge, das ſich Aehnlichkeiten ihres Glückes ſucht, ihre Situationen ordnen ſich vor dem beruhigten ſinnenden Dichter, fremde Zuſtände locken ſeine behagliche Betrachtung, und die poetiſche Form wird eine neue, die Ballade.

Göthe verſtand unter Ballade jede poetiſche Empfindung, für welche der Dichter von anderswoher eine Staffage nimmt. Dies iſt immer eine hiſtoriſche, gleichviel ob er ſie der Geſchichte entlehnt, oder ſchlechthin einer äußern Wirklichkeit, die nicht durch ſeine eigenen Mittel und Wege geſchaffen iſt. Dieſe Miſchung von Epos und Lyrik, äußert ſich am liebſten dramatiſch, wie auch in den ſchottiſchen Beiſpielen der Ballade der Dialog die Erzählung zu erſetzen pflegt. Indem Göthe dies Verfahren von der Sage auf alles Andere, was nur nicht aus ihm ſelbſt war, über-

trug, ſchuf er eine neue Gattung der Poeſie, die von Vielen ſpäter mannichfach und gut kultivirt, die deutſche Verskunſt in leidlichem Schwunge erhalten hat, ſelbſt als das Genie eine Seltenheit wurde.

In dieſer Weiſe wand z. B. Wilhelm Müller recht anmuthige Kränze, wo ſich dieſelben Situationen der Zärtlichkeit, Eiferſucht und Verſöhnung immer mit verſchiedenen Subjekten, heute mit einer Müllerin, morgen mit einem Muſikanten wiederholten. Auch iſt die ſchwäbiſche Schule mehr ein Produkt der Göthiſchen Ballade, als des Göthiſchen Liedes, nicht blos in den hiſtoriſchen Sagen, wo es in die Augen fällt, ſondern ſelbſt in der Originalität der Uhlandiſchen Muſe. Uhland hat die Baukunſt von Göthe's Ballade gelernt. Es ſind fremden Herzen untergelegte Empfindungen, die er beſingt; es ſind Thatſachen

des Gefühls, um welche er mit Leichtigkeit einen historischen Rahmen legt. Das Zusammenfallen der ursprünglichen Idee mit diesem historischen Vehikel giebt allen Liedern Uhlands jenen epigrammatischen Schluß, der leider in neuerer Zeit in den Begriffen über das lyrische Gedicht mancherlei Verwüstung angerichtet, und an die Stelle der Empfindung den Witz gesetzt hat. In Göthe's Ballade, nämlich dem Genre, was er auf seine eigene Rechnung so nannte, herrscht eine eigenthümliche Zweiheit, welche immer der Ausdruck der Reflexion ist. Uhland steigerte dies bis zum höchsten Grade, und erreichte damit oft eine ungemein ergreifende Wirkung. Wer kann das Schloß am Meere und Aehnliches lesen, ohne zu gestehen, daß nach den einfachen Worten des Sängers erst das Gedicht beginnt? Man ist überrascht von dieser kunstvollen Einfach-

heit der eben gehörten Fragen und Antworten, so daß sich erst am Schlusse derselben vor unsern Augen die ganze Anschauung der poetischen Situation zusammensetzt, und sich ein Ton aus unserm Innern heraufwühlt, der die tiefsten Seiten unseres Gemüths zu wunderbaren Melodien weckt. Es ist dies einzig die frappante Wirkung des Epigrammatischen. Diese Form zwingt uns Vorder- und Nachsatz noch einmal zu wiederholen, und für uns selbst den Ursachen eines Gedichtes nachzuspüren, von dessen Wirkung wir elektrisch längst getroffen sind.

Göthe's späteste lyrische Erzeugnisse sind trunkene Orientslieder, mit welchen Anakreon sich die greise Stirn umwindet. Sie bahnten den Uebergang zur weisheitsvollen Gnome, zahmen Xenie, zum ernsten oder scherzenden Spruchgedicht. Wenn beim Mahle das Bar-

biton unter den Gäſten kreiſte, ſo blieb Göthe der griechiſchen Sitte immer eingedenk, und ſang friſch und munter ſein Skolion herunter. Er lehrte dann die lachende Weisheit der epikuriſchen Gärten, Weisheit des Lebens, heiterſte Reſignation, und jenen Muth, nach der Lehre des Horaz, noch im höchſten Alter, von jedem Tag die reifende Frucht zu brechen. Und ſo hat jedes Gedicht der Göthiſchen Muſe einen innern Bezug, und läßt ſich einer allgemeinen Weltanſicht einreihen. Nichts ſteht abſeiten, und würde nicht mit dem ganzen ausgedehnten Mantel des Sängers zu decken ſein. Aber äußere Maaßſtäbe reichen ſchwerlich dabei aus, ſie ließen das Meiſte unverſtanden, und würden oft mit unbehaglichen Reſultaten enden. Es iſt mit dieſen Gedichten, wie Göthe ſelbſt ſagt, wie mit den gemalten Fenſterſcheiben einer Kirche. Draußen

sehen sie schwarz und gekleckst aus, von innen aber leuchten sie mit wunderbarer Pracht, und das vom falschen Standpunkte Unverständliche löst sich in Sagen und Geschichten, in feste Gestalten, Ebenmaß, Schatten und Licht auf, daß unsere Augen wie durch Zauber geblendet sind.

Es ist nicht die Absicht dieser Unterhaltungen, nach viel trefflichen Vorgängen uns mit einer Charakteristik der einzelnen Dichtungen Göthe's zu beschäftigen. Wir suchen nur, zu einem Zwecke, der sich auf die Länge noch deutlicher herausstellen soll, das Individuelle an ihm zu charakterisiren und nachzuweisen, wie bei ihm Kunst und Natur sich schöpferisch vermählten. So macht es denn auch unser Standpunkt der Literaturgeschichte und Poetik nothwendig, hier noch einige Erörterungen über das Schöne beizubringen, wie es sich

Göthen anbot, wie er es ſuchte, und zuletzt, wonach er es beurtheilte.

Was zündet den Dichter? Man wird ſchnell zur Hand ſein und ſagen: das Ideal. Man glaubt nämlich, daß der reinſte und korrekteſte Ausdruck der Schönheit auch die Schönheit ſelber wäre, und daß das poetiſche Genie immer auf der Stufe ſtehen müſſe, auf welcher Raphael ſtand.

Aber die Aeſthetik hat noch keinen Dichter gemacht. Das allgemein Idealiſche, das Korrekte und Klaſſiſche iſt die ſchlechteſte Befruchtung der Phantaſie. Man kann durch einen Heuſchober zu einem beſſern Gedichte veranlaßt werden, als durch einen Marmorpallaſt. Daraus folgt, daß ſich das dichteriſche Genie mehr um die Niederländer, als die Italiäner bekümmern muß.

Göthe's poetiſche Erziehung beſtätigt dieſe Meinung in allen Punkten. Er läuft durch die Dresdener Gallerie; Raphael und Correggio verſteht er nicht; aber Rembrandt, Rubens und ſogar originelle Mittelmäßigkeiten ziehen ihn lebhaft an. Göthe ging durch den Mannheimer Antikenſaal, mehr befürchtend und ſtaunend, als durch die zahlloſen Schönheiten angeregt. Das Allgemeine, Idealiſche zündet den poetiſchen Genius nicht, ſondern das Individuelle, Einzelne, Charakteriſtiſche.

Göthe hat uns den Eindruck überliefert, welchen in früherer Zeit ein Gemälde von Rembrandt und ein Stück von Goudt nach Elsheimer auf ihn machten. Rembrandt's Geburt Chriſti riß ihn zur Bewunderung hin. In dem andern, Philemon und Baucis, hat ſich Jupiter auf einen Großvaterſtuhl niedergelaſſen, Merkur ruht auf einem niedern La-

ger aus, Wirth und Wirthin ſind nach ihrer Art beſchäftigt, ſie zu bedienen. Jupiter hat ſich indeſſen in der Stube umgeſehen, und juſt fallen ſeine Augen auf einen Holzſchnitt an der Wand, wo er einen ſeiner Lieblingsſchwänke, durch Merkurs Beihülfe ausgeführt, klärlich abgebildet ſieht. Nun ſetzt Göthe, gar bezeichnend für Dasjenige, was in ihm den Dichter anzuregen pflegte, hinzu: „Wann ſo ein Zug nicht mehr werth iſt, als ein ganzes Zeughaus wahrhaft antiker Nachtgeſchirre, ſo will ich alles Denken, Dichten, Trachten und Schreiben aufgeben.“ Und dies mit Recht; denn alles natürliche Dichten und Denken entſpringt aus dem Einzelnen und Individuellen, ſo wie auch nichts den Dichter ſo ergreifen wird, als was ihn überraſcht, nämlich die Nüance. Alles Schöne wird ſich dem Genius urſprünglich als eine Handlung, eine

Situation, kurz als etwas offenbaren, das mit uranfänglicher Gewalt aus den Dingen ſelbſt herausſpringt und die Kreiſe ſeiner weiteren Ausführung wie ein in das Waſſer fallender Tropfen von ſelbſt zieht. Kein ſchöpferiſcher Geiſt nimmt zuerſt eine Idee, um ſich nachher die ihr entſprechenden Perſonen zu ſuchen, ſondern auf jene Lichtpunkte achtet er, jene poſitiven, wirklichen und von der Wirklichkeit erfundenen, welche die ihnen entſprechenden Ideen von ſelbſt ausſtrahlen. Das Schöne an und für ſich betrachtet in der harmoniſchen Geſtaltung aller Theile eines Kunſtwerkes, macht wohl zunächſt den Eindruck des Charakteriſtiſchen nicht, und ſoll es nicht, da das Schöne ja nur die Einheit im Charakteriſtiſchen ſelbſt iſt; das Charakteriſtiſche aber iſt es, welches die Schöpfung veranlaßt. Wenn ſie zuletzt ſchön wird, ſo iſt uns das

Uebereinſtimmen des Anfangs mit dem Ende der Ausführung und der Idee. Dieſe Begriffe bleiben feſt, ſo lange die Literatur nicht durch die Schule, ſondern durch die Naivetät des Genies beſtimmt wird.

Göthe unterlag jedoch dem Ueberraſchenden nicht; dagegen wappnete er ſich durch ſeine Kunſt. Die Romantiker und Modernen hielten den blendenden Glanz dieſer Lichtpunkte nicht aus, und ſchlugen immer in die Extreme über, ſo daß ſie auf der einen Seite entweder ſehr glatt, ſorglos, lüſtern einathmend, weiblich genießend wurden, auf der andern rauh, ſtruppig, immer aufgeregt, ſaamenſchwellend, in Ueberfülle gebend, pointirt. Die Romantiker konnten die Theilnahme nirgends faſſen, weil ſie dieſelbe von allen Seiten angreifen wollten. Da war alles pikirt, alles ſonderbar und originell, die Farben waren

nicht verwiſcht, ſondern lagen dick aufgetragen, wie auf der Pallette. Der Eindruck war barock, wunderlich und zuletzt ermüdend, weil es an Ruhepunkten überall gebrach. Ebenſo das entgegengeſetzte Extrem, welches durch einen der erſten Stifter der Romantik Heinſe recht deutlich gemacht wird. Ardinghello zieht mannigfach an, ein hoher gebildeter und freier Geiſt umweht uns; mancherlei Ueppigkeiten machen ſogar unſer Blut in kleinen Kügelchen durch die Adern rollen. Doch halten wir nirgends inne, kein Vorſprung, der beſonders originell wäre, hemmt den allerdings kecken und doch wieder ſo phlegmatiſchen Lauf; man fühlt ſich von keiner einzigen Idee lebhafter angeſpornt, oder erſchräcke einmal vor irgend einer beſonders überraſchenden Wendung. Und wie hier die Romantik anfing, ſo endete ſie auch mit der Monotonie; denn was kann

monotoner, verschwommener und egaler sein, als Fouqué und die Minnesänger?

Wenn man die Gesetze der Göthischen Dichtkunst auf eine Formel zurückführen will, so beschränken sie sich auf die Relativitäten der beiden Begriffe des Allgemeinen und Besondern. Das Besondere sollte immer dem Genie, und das Allgemeine der Kunst angehören, aber die Erfahrung zeigt uns, daß man das Allgemeine gern für die Sache des Interesses und das Besondere für die Sache des Geschmackes hält. Es giebt viele Dichter, welche ihre Nation beglückt haben, wenn sie zur abstrakten Allgemeinheit einer löblichen Idee die positive und konkrete Unterlage eines Faktums suchten. Aber die Größten sind es nicht. Das Genie beginnt mit dem Faktum, und besitzt so viel Kunst und Natur, daß es dasselbe auf die günstigste Weise auch immer

unter die Strahlenbrechung der Allgemeinheit bringen kann. Wäre unser Zeitalter nicht in der Nothwendigkeit, sehr viel auf den guten Willen, die Ehrlichkeit und die Tendenz geben zu müssen, und wäre die Bildung dieses Zeitalters weniger rhetorisch, so würde es für die Besonderheit denselben Instinkt haben, den es nur für die Allgemeinheit zu haben scheint; es würde allerdings die Dichtungen Schiller's heißer lieben dürfen, als die Göthe's, weil Schiller kühn, und Göthe nur weise war; aber doch niemals das Genie des Letztern, gegen das Genie des Ersteren in Abrede gestellt haben; da in der Literatur wenigstens das Besondere höher steht, als das Allgemeine.

Göthe, wie er sich denn selbst das Klarste war, empfand bei einer zwischen ihm und Schiller eingetretenen zarten Differenz den Un-

terſchied vollkommen, wenn er ſagt: „Es macht viel aus, ob der Dichter zum Allgemeinen das Beſondere ſucht, oder im Beſondern das Allgemeine ſchaut. Aus jener Art entſteht Allegorie, wo das Beſondere nur als Beiſpiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber iſt eigentlich die Natur der Poeſie; ſie ſpricht ein Beſonderes aus, ohne an's Allgemeine zu denken, oder darauf hinzuweiſen. Wer nur dieſes Beſondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erſt ſpät.“

Wir ſetzen hinzu: die Initiative der Schiller'ſchen Dichtung war das Intereſſe. Er ſuchte dann für ſeine Begriffe die perſönlichen Spiegelbilder, und Dank ſeiner Beſtimmung! daß er oft die trefflichſten fand. Von einem edeln, feurigen, aber inhaltloſen Inſtinkte ging er aus, ſeine glühende Einbildungskraft kam

dem ſuchenden Verlangen zu Hülfe, und gaukelte ihm lange Züge von Geſtalten vor, aus denen er wählte, was ſtark genug war ſeine Stärke zu tragen. Je reifer die Anſchauung, deſto glücklicher die Wahl. So ſind Karl Moor und Kabale und Liebe noch Schöpfungen, die, trotz ihrer dämoniſchmarkirten Beſtimmtheit, doch unſere Vorſtellungen nur an Allgemeines überliefern. Immer mit dem Schluß dieſer Dramen ſtürzt ihre Erfindung zuſammen, und der uns packende Reſt iſt ein unbeſtimmtes, leeres, ſchauerliches Mißbehagen an der Geſellſchaft, das, weil die Weltkopie in ihnen das Original doch wahrlich nicht treu wiedergiebt, auch nicht einmal Entſchlüſſe in uns bewirken kann. Wie ſchnitt Schiller am Stoffe des Fiesko herum! Wie ſchwer wird es ihm, vom Mittelpunkte der Thatſache aus, die Thatſache zu ſichten und zu ordnen!

Posa ist vortrefflich, aber für das Hauptinteresse des Karlos, nur eine Zuthat aus der Allgemeinheit. Eben so müssen in der Stuart und Jungfrau immer Repräsentationen von allgemeinen Begriffen auftreten, Liebhabereien und Empfindungen, welche das Ereigniß verrücken, und die Thatsache nur zum Vehikel beliebiger Vorstellungen zu machen scheinen. Erst Wallenstein und Tell genügen; jener, weil er in der That individuell gehalten ist; dieser, weil in ihm das Allgemeine zufällig mit dem Besondern selbst zusammenfällt.

Ueber Göthe's Dichtungen schwebt niemals der große Schiller'sche Horizont, sondern sie halten das Interesse streng an der Sache, und offenbaren sich mikrokosmisch. Göthe giebt, was das Allgemeine betrifft, immer nur Perspektiven und Fernsichten in sie, unermeßliche zwar, aber in einem und dem-

ſelben Kunſtwerke oft nach den entgegenge-
ſetzteſten Richtungen hin. Auf der einzelnen
Blüthe der poetiſchen Beſonderheit zeigen ſich
hier alle Geſetze der Pflanzenmetamorphoſe;
an dieſen dünnen Staubfädchen wird man
dennoch in das innerſte Heiligthum des Na-
turgeheimniſſes gezogen; an dieſen bunten
ſchimmernden Farben ſprechen ſich die him-
melanziehenden Geſetze der großen Sonne aus.
Ob uns Taſſo eine Gefühlswelt, Karlos ein
Syſtem der Lebensphiloſophie, und die Hölle
im Fauſt den ganzen Himmel erſchließt; es
geht von kleinen zufälligen Punkten aus. Am
Schleppkleide der Gelegenheit, wie ſie eine
Zeitung, ein fliegend Blatt, ein altes Buch
angiebt, zieht der Dichter den Triumph der
ganzen Erde nach ſich. Wenn Schiller einen
größern Umfang zu haben ſcheint als Göthe,
ſo iſt dies, wie Sterne von großen Nebelrin-

gen umgeben ſind. Göthe hat dieſen Nebelring nicht; dafür iſt aber ſein Kern ſtrahlender, und wirkt beſſer in der Finſterniß.

Göthe hatte einen ſolchen Abſcheu vor dem Allgemeinen, daß ihn auch jede Definition des Schönen in Verwirrung brachte. Frägt man, worin liegt der Zauber der Dinge, wenn ſie gefallen; läßt er ſich den Dingen geben, oder müſſen ſie darnach gewählt ſein? ſo trieb Göthe ſeine Furcht, daß man das Leben in eine Formel einfangen könne, ſo weit, daß er ſogar erklärte, der Ausdruck, Idee des Schönen, habe ſchon an ſich etwas Unſtatthaftes. Göthe hütete ſich, die Schönheit in etwas Einzelnen zu finden, da ſie im Gegentheile immer etwas Zuſammengeſetztes ſein müſſe. Wie kam er zu dieſer Sprödigkeit?

Göthe war in der Mitte ſeines Lebens umdrängt von Theorien über die Schönheit;

kein neues Syſtem etablirte ſich, ohne nicht auch für die Aeſthetik Fächer und Repoſitorien aufzuthun. Das veranlaßte Göthe'n ſich hiebei immer negativ zu halten, und über Begriffe, für welche der graſſirende Idealismus nicht Sublimationen genug finden konnte, immer im herabgeſtimmteſten Tone zu ſprechen. In dieſer Flut barbariſcher Wendungen und Hypotheſen war es für den Dichter ſogar ein Verdienſt, die Göttlichkeit ſeiner Miſſion in irdiſche Worte zu kleiden, und das Schöne mit einer ſcheinbaren Geringſchätzung zu beurtheilen. Der Nebulismus ſchien Ausdrücke, wie: richtig, erfreulich, gefällig u. ſ. w. verdrängen zu wollen; dieſe mußte man retten; man mußte der praktiſchen Vernunft, man mußte der Poeſie als Poetik, und dem menſchlichen Gefäße des göttlichen Inhaltes Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ei-

ferer übersahen dies Verdienst. Die Einfachheit, mit welcher Göthe über seine Kunst wie über ein Handwerk sprach, diese Einfachheit, welche uns aus den transcendentalen Zeiten die gesunde Vernunft gerettet hat, fand die böswilligste Auslegung. Man brachte es dahin, daß es scheinen sollte, als hätte Göthe wirklich eine Verwandtschaft mit Hans Sachs, nur daß er die Dichtkunst selbst wie die Schusterei getrieben habe. Wolfgang Menzel wenigstens, ohne Kenntniß der deutschen Philosophie, und nicht ahnend, daß Göthe's Aussprüche über die Kunst im oppositiven Sinne gegeben sind, behandelt den Dichter immer gern wie einen Fabrikanten.

Es scheint mir, als hätte Göthe bei Gelegenheit seines Besuches in Münster im Jahr 1792 sich über den Begriff des Schönen am aufrichtigsten geäußert. Einer so individuel-

len, humanen und wohlwollenden Philoſophie, wie der des Hemſterhuis gegenüber, ließ ſich ſchwer in Widerſprüche gerathen. Hemſterhuis nannte das Schöne jene erfreuliche Erſcheinung, wo wir die größte Menge von Vorſtellungen in einem Momente bequem überblicken und faſſen können. Dieſe viel zu weite, auf beſondere Fälle nur ſehr ſchwerfällig anwendbare Definition unterſchrieb Göthe, falls ſie ſo zu verſtehen wäre, wie er ſie ſpäter in ſeine eigene Sprache überſetzte. Er kommentirte ſo: das Schöne ſei, das geſetzmäßig Lebendige in ſeiner größten Vollkommenheit Schauen, wodurch wir zur Reproduktion gereizt uns gleichfalls lebendig und in höchſte Thätigkeit verſetzt fühlen. Er fügte dann hinzu, das Schöne ſei nicht ſowohl leiſtend als verſprechend, und müſſe hoffen, begehren und erwarten machen.

Nichts iſt ſchön, das nicht anregt. Schönheit iſt ein pſychiſcher Moment, wo Wirkendes und Gewirktes zu einem ſeligen Genuſſe zuſammenfallen, und nichts in unſerem Seyn ohne Erſchütterung bleibt, ſelbſt der ſinnliche Theil nicht. Schönheit an und für ſich, als das Dargeſtellte ohne Ausfluß auf unſer Entzücken gedacht, iſt auch nichts Vollendetes in dem Sinne, daß ſie durch etwas Anderes nicht könnte erhöht und geſteigert werden, ſondern ſie iſt der Grundton, in welchen unſere ergriffenen Sinne einfallen müſſen zum harmoniſchen Akkorde. Das Schöne iſt nichts Abſolutes, das nach eigenen Geſetzen conſtruirt, regelrecht gefügt, kalt und ſtumm wie Narziſſ ſich an ſeinen eigenen Reizen weidete, ſondern Sehnſucht, die den Arm verlangend ausſtreckt nach einem Auge, in dem ſie ſich ſpiegeln, einem Munde, aus dem ſie ſich

ſelbſt verſtehen kann. Die abgeſchloſſene Ruhe der Antike iſt ein längſt beſtrittener Satz, und ſo lange die alten Marmorbüſten Augen ohne Sterne haben, werden ſie eines Herzens bedürfen, das ſie empfindet, und ihre geiſterhafte Stummheit zu löſen ihnen entgegenkömmt. Das Erhabene iſt nicht das Schöne. Das Erhabene iſt Gefühl der Maſſe, des Gleichgewichtes und eines es tragenden Mittelpunktes. Das Erhabene iſt einfach, die Schönheit zuſammengeſetzt. Das Erhabene iſt die Zirkelform bei den Alten, ein Obelisk, eine Säule, bei Neuern überhaupt Alles was ſtrebt in's Unendliche, ein Thurm des Münſters; das Erhabene überwältigt, es produzirt in uns nur Rührung und Ohnmacht; aber das Schöne erhebt, das Schöne iſt Leben, Mittheilung, Aufforderung, es macht den Betrachtenden ſelbſt zum Künſtler. Denn man

weiß, daß das Schöne immer erſt aus der zweiten Hand kömmt, wenn die Natur die erſte iſt. Dies Gebäude, Gemälde, Gedicht iſt eine Täuſchung; hier wetteifert die Kunſt mit der Wirklichkeit, und ſagen werden wir: das iſt ſchön! wenn wir jenen Koinzidenzpunkt faſſen können, wo das Mechaniſche plötzlich Organismus zu ſein ſcheint, wo uns die Illuſion wie lebendig in's Antlitz blickt, und die fortwährende aeſthetiſche Ueberraſchung gleichſam macht, daß uns die Stifte des Kunſtwerkes, die Theile einer Sache, die ja nur eine Vorſtellung iſt, zuſammenzufallen ſcheinen, und wir hinzuſpringen, nachzubilden, nachzuſchaffen, und das zu ſuchen, was, Dank den Göttern! noch nicht verloren iſt.

Dies ſind die Wirkungen des Genies. So wird ſich Göthe den Jahrhunderten erhalten. Die Guten, Reifen und Gebildeten

werden immerdar von ſeinen Zauberſchöpfungen gezündet werden, und durch ſie den in jedes Menſchen Bruſt ſchlummernden Poeten in ſich wecken. Die Produktionen erhalten ſich wie ein Saatkorn, das auf hunderterlei Acker fallend, der Nachwelt blühende Gefilde und reiche Herbſte ſichert. Und leben in ſeinen Werken, ſichert noch vorm Tode nicht; aber in ſeinen Werken zeugen — das iſt der Prüfſtein!

III.

Wem wird die Muſe der Geſchicht« die Feder in die Hand drücken, um ein Kulturgemälde des achtzehnten Jahrhunderts zu ſchreiben?

Wenige Epochen vereinten ſo viel und ſo entgegengeſetzte Elemente in ſich, um zugleich bunte und durch ihre Mannichfaltigkeit anziehende Gruppen zu bilden; wenige ſind ſo bedeutend und einflußreich ihrem Inhalte und Zwecke nach geweſen. Da ſchwebte über ermüdeten Zuſtänden eine wunderbare Aufregung; da hatte ſich über die allgemeine Verweſung der poſitiven Begriffe und Inſtitutio-

nen ein phosphorescirender Schimmer von Idealismus gezogen, der sich zuletzt in einen erschrecklichen Brand entzündete.

Der Geschichtschreiber würde Mühe haben, sich in alle diese Anfänge sogleich zurecht zu finden, wenn sie nicht ein so entscheidendes Ende gehabt hätten. Der Abschluß des Jahrhunderts erleichtert ihm sein Geschäft, giebt ihm ein sicheres Ziel, und für die einzelnen Bildungsmassen ein ordnendes Theilungsprinzip.

Ich dächte die Oekonomie seiner Darstellung müßte darauf ausgehen, das achtzehnte Jahrhundert zuerst in würdigen und pomphaften Schleppzügen auftreten zu lassen; denn klassische Perioden sind es, die in England sowohl wie in Frankreich an der Schwelle des Jahrhunderts standen; dort der neue würdevolle und gelehrte Dogmatismus der skepti-

ſchen Empirie, hier die wallende, ſtolze Allongeperücke des Siècle. Doch ſchon begannen Voltaire und Hume die Tempelgeheimniſſe der akademiſchen Weisheit an gröſsere Maſſen zu bringen. Die Bewegung der Geiſter wird ſchneller, behender. Man ſieht die Ziele näher, und da ſie in der That nur immer entfernter liegen, ſo überhaſtet man ſich, die groſsen Geiſter kommen immer mehr unter das Volk, ſchon hört man ihren Athem und ſieht, was ſie für Kleider tragen. Individualitäten der wunderlichſten Art geben den Ton an; Autor und Publikum ſtehen nicht mehr in dem Verhältniſſe hochachtungsvollen Reſpektes, ſondern die Wahrheit ſteht mit dem Publikum auf du und du, jede neue Entdeckung iſt eine Freundſchaft, die Geheimniſſe des Herzens löſen ſich, Sprache und Mittheilung werden vertraut, die Literatur läuft in ihrem

Charakter und Tone beinahe ſchon auf nichts als die Leidenſchaften der Liebe und des Haſſes hinaus; Schrift und Zeit beſchleunigen ſich wechſelſeitig, bis zuletzt die Eine über die Andere ſtürzt und alle ſichere Form in ein ungeheures ſchreckhaftes Chaos auseinanderfließt.

In einer ſo leidenſchaftlichen Bewegung der Begriffe und ihrer Ausdrücke faßt nun das Individuum mitten in den meiſt feindſeligen Widerſprüchen inne. Früher machte es die Zahl voll, früher mußte es um Erlaubniß bitten, zu einer Audienz bei der Literatur zugelaſſen zu werden; aber jetzt iſt es plötzlich in den Kreis der Allgemeinheit aufgenommen, und giebt ſeine eigene Stimme ab. Natürlich, die Verſchiedenheit der Meinungen zwang die Verfechter derſelben, Unterſtützung für die ihrige zu ſuchen. Partheiung tritt an

die Stelle der exoterischen Andacht; die Interessen ziehen Schaaren von Betheiligten und Verbündeten nach sich, und die Literatur wird das Vehikel dieser Interessen. Allmählig werden die, welche lesen, die Faktoren des Schriftwesens; die Bücher nähern sich den Briefen; für alle europäischen Literaturen legt sich der Grund zu jener ungeheuren Produktionsanregung, durch die der Journalismus zuletzt eine Macht wurde, welche die Literatur selbst zu verschlingen drohte.

Auch hat man nie wieder gesehen, daß das Individuum sich selbst so entschieden zum Echo des Organes der Kultur machte, wie im achtzehnten Jahrhundert. Aus angebornen Lebensverhältnissen, Sitten und Gewohnheiten herausrückend, Vater und Mutter verlassend, und das erwählte Lebensziel, besonders wenn es eine Stelle in der politischen Maschine

war, als das Widerwärtigſte Preis gebend, machten ſich die aufgeregten Köpfe zur Abſpiegelung des Neuen; traten zu allen Vorſchlägen gläubig hinzu und opferten oft dem Charlatanismus ihr innerſtes Vermögen. Dies war nicht die todte Herrſchaft des Buchſtaben, ſondern die Kraft der aus den Schriften jener Zeit dringenden Perſönlichkeit, die Kraft jenes gewaltigen Axiomes, des achtzehnten Jahrhunderts, daß die Menſchen beſſer wären, als die Dinge. Diejenigen Gemüther, welche von jener Kraft der Perſönlichkeit empfingen, ſuchten aus derſelben auch wiederzugeben, und ſchufen dadurch für die menſchliche Exiſtenz eine Wechſelſeitigkeit der Berührungen, die auch den Unbedeutendſten durch das Gefühl einer an ihn ergehenden Miſſion aus ſeiner Sphäre heraus hob. Die Familiaritäten der großen Geiſter erſtreckten ſich

bis in die weiteste Abgelegenheit, und so mußte es denn freilich geschehen, daß Irrthum, Freundschaft, Verbrechen, Wahrheit, Lüge, Tollkühnheit, alles vom Schicksal in dieselbe Kategorie gestellt wurde, und beim allgemeinen Sturze eines am andern sich haltend, der ganze wunderbare Bau jener Zeit in Trümmer sank.

Von diesen denkwürdigen Bewegungen blieb keine ohne Einfluß auf Deutschland. Für jede Idee, die über die Gränze kam, fanden sich Apostel, Märtyrer, ganze Gemeinden, und veranlaßten Widersprüche oder weitere Begründungen, welche zuletzt in den Deutschen selbst die Originalität weckten. Die französischen und englischen Einflüsse mußten um so entscheidender auf Deutschland wirken, und in diesem Lande den ganzen Kern des achtzehnten Jahrhunderts zusammendrängen,

als da ſelbſt das Terrain ſo gänzlich unbebaut war; als ſich alle neuere Kultur dort von der unterſten Stufe aus bis zur höchſten entwickeln, von dem braven und beſchränkten Verſtande des Bürgers, bis zur accelerirteſten Beweglichkeit des feinen Eſprits ſteigern konnte. War hier doch die ſchöne und gelehrte Literatur nur bisher das Eigenthum der gelehrten Stände und der Katheder geweſen. Lohenſtein, Hoffmannswaldau waren elegante Hofcavaliere, Canitz und Günther Edelleute, und noch Albrecht von Haller war ein vornehmer Mann, Ritter des Nordſterns, Herr von Goumoens, le Jux und Eclagnes, Präſident zweier Akademien und Mitglied von dreizehn gelehrten Geſellſchaften!

Von dieſer Sphäre aus war keine Regeneration zu erwarten, ſondern die niedern Stände übernahmen die fortgeſetzte Beſtim-

mung der Literatur und verſuchten ſich zunächſt in der trockenen moraliſchen Satyre, und dem komiſchen von England geborgten Lehrgedicht. Rabener verdient die Anerkennung, daß er der Bürgerklaſſe für die Literatur ein Privilegium gab, indem er den ſchlichten Hausverſtand derſelben zum Richter über die Gebrechen und Thorheiten der Menſchen ſetzte. Die gelehrte Sprache von ehemals war für dieſe Uebungen des Witzes und der Phantaſie kein nothwendiges Requiſit mehr, ja ſie brauchte kaum abgeſchafft zu werden, da für ihren Pomp die naiven und bürgerlichen Gegenſtände nicht mehr paſſen wollten, und ſie ſich, wo ſie nicht als Traveſtie benutzt wurde, von ſelbſt verlor. Rabener ſicherte ſich ſeine Thätigkeit, indem er die Vorſicht hatte, die höheren Stände zu ſchonen, und ſich mit der Perſiflage von Advokaten, Aerz-

ten, Frömmlern und mannichfachen Lebens- und Empfindungskreisen ohne Privilegien zu begnügen. Die höheren Stände blickten auf dieſe Erweckung der guten Köpfe ſorglos herab, auf eine Rührigkeit des gutmüthigen Volkes, das ſich unter einander zum Gegenſtande ſeiner rege gewordenen Geiſtesthätigkeit machte. Ja die Satyre wandte man ſogar auf ſich ſelbſt an, wie Rabener, der damit der Welt zeigen wollte, wie wir von ſo vielen Verhältniſſen, Neigungen und Begriffen verſtrickt ſind, über welche zuerſt wir wohl ſelbſt den Kopf ſchütteln müſſen. Das erzeugte denn eine friſche Luſt des Daſeins, eine Behaglichkeit an den beſchränkteſten Zuſtänden, Emſigkeit und Rührigkeit in Ausmalung der kleinen provinziellen Verhältniſſe, in denen man nicht ohne Ironie über ſich ſelbſt aber doch mit Vergnügen lebte, zuletzt auch, trotz aller Herz-

lichkeit und ſelbſt geiſtreichen Weſens, immer noch ein reſpectvoller Pedantismus, den ſelbſt Geßners arkadiſche Schäfer mitten unter ihren Ziegenböcken nicht verbergen konnten. Von einer ſo kindlichen Stufe nun allmählig die Deutſchen zu erheben, und ſie mit jenem Spiritualismus enden zu machen, wie ihn die ſublimſten Culminationspunkte unſerer Literatur am Ende des vorigen Jahrhunderts zeigen, das konnte nur durch jene wunderbare Aufregung und Empfänglichkeit der Gemüther bewirkt werden, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von außen kommend, ſich auch den Deutſchen mittheilte. Die Nation gab für Alles, was ſie bekam, aus ſich ſelbſt das Mögliche hin, und brachte es auf dem Altar des unbekannten Gottes, welchem das achtzehnte Jahrhundert opferte. Wer war dieſer unbekannte Gott?

Man wußt' es nicht, man ahnte es, und doch verſah ſich Niemand, daß der Gott die Revolution war, jene entſetzliche Thatſache, der ſich auch Deutſchland nicht entziehen konnte, und der es diente, wenn nicht als Hammer, doch als Ambos.

Den Uebergang aus der für das Ausland klaſſiſchen, für Deutſchland aber altfränkiſchen Halbſcheid, in die Periode der Beſchleunigung und Aufgeregtheit, bildete die Epoche der Empfindſamkeit. Das Herz reagirte gegen den Skeptizismus. Der kalte Zweifel löſte ſich in das Gefühl der Unzulänglichkeit, und in eine Sehnſucht ohne Beſtimmtheit auf. Möchte man nicht auch hier wünſchen, daß irgend eine begabte Feder die Vorſeufzer, die dort und da, aus der Bruſt der europäiſchen Geſellſchaft ſtöhnten, aufzeichnete, und uns eine vollſtändige Geſchichte jener melancholiſchen

Lamentationen lieferte, welche zuerſt in England angeſtimmt wurden?

Es war nicht bloß die Klage, ſondern oft eine That, die der Verzweiflung folgte; nicht ſelten der Selbſtmord. Youngs Nachtgedanken wirkten ſchon in dieſer Art, daß ſie die Herzen der Zeitgenoſſen mit einer ungeheuern trübſinnigen Oede erfüllten, und ſie das bittere Gefühl koſten ließen, wie beim Anblick des nächtlichen geſtirnten Himmels das Geheimniß des Lebens in andern Lauten zu flüſtern ſcheine als an der Helle des Tages, und man ein Loos, in deſſen Wahl ſich der Schöpfer vergriffen zu haben ſchien, dadurch rächen könne, daß man es endete. Laſſen jene optimiſtiſchen Gedichte, die mit frivoler Philoſophie aus der Feder Voltaire's kamen, und mit einem ſehr edeln Enthuſiasmus aus der didaktiſchen Leier Pope's, nicht ſchon den

ganzen Abgrund melancholiſcher Verzweiflung ahnen, welchen die Epoche der Empfindſamkeit vollends aufreißen ſollte? Wenn uns Pope mit einer blühenden und majeſtätiſchen Rhetorik die Harmonie des Weltgebäudes zu erklären ſucht; wie kann er hindern, daß nicht in ſeine Wunder das Gefühl unſerer ſelbſt, in eine Hymne auf die Konſtruktion des menſchlichen Auges, die Anſchauung deſſen, was das Auge ſieht, als ſchrillender Mißton einfällt und ſich ſein begeiſtertes Gedicht zuletzt nur wie ein Traum auf unſerer Sehnſucht wiegt, auf dem lechzenden Verlangen, auch im Einzelnen die Erfüllung deſſen zu treffen, was vom Allgemeinen wir in einer ſo ſtrahlenden Viſion ſahen! So arbeitete die Unruhe der Menſchheit ſelbſt durch die Feſſeln, die ſie beſiegen ſollte, ſich hindurch und quälte ſich gerade in dem, was man ihr als Troſt anbot,

bis ſich zuletzt ihr klopfender Puls in jene wehmuthsvollen Empfindungen auflöſte, die uns ſo mächtig ergreifen, weil wir die Revolution erlebten, und dieſe Rührung als eine ſchmerzliche Ahnung derſelben betrachten müſſen. Es ſind aber beſonders Rouſſeau und Sterne, die hier genannt werden dürfen.

Dieſe beiden Geiſter, welche auf die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Beſchlag gelegt hatten, konnten ſich wechſelweiſe durch ihre Verſchiedenartigkeit ergänzen. Wo der Eine weinte, lachte der Andere; wo Jener zürnte, war dieſer verſöhnlich. Ihre Aeußerungen hatten Aehnlichkeit, doch war die Quelle derſelben verſchieden. Die Empfindung des Einen war ſo aufrichtig wie die des Andern; doch abſtrahirte Rouſſeau jenen Schmerz, den Sterne aus Inſtinkt fühlte.

Der gute Rousseau! Ein mittelpunktloser unvertilgbarer Abandon an das Zufällige, Leichtsinnige und Gedankenlose stürzte ihn in tausend Handlungen und Verhältnisse, die er darauf mit einer Verzweiflung bereute, daß man seine Schriften, die Selbstkasteyungen eines Trappisten nennen könnte. Es macht Entsetzen, jene Gedankenlosigkeit und Oberfläche zu betrachten, mit welcher Rousseau die schönsten Jahre seiner Jugend vertrödelte, wie er sich als ein kindisches, träges und bewußtloses Nichts an ein Verhältniß hingab, in welchem mehr Schande als Vergnügen zu gewinnen war. Freilich ist es schön, daß Rousseau seine Lügen, Diebstähle und andere Verbrechen, nicht im Allgemeinen auf die menschliche Natur schob, sondern sich selbst mit einer bewundernswerthen Strenge dafür verantwortlich machte; aber wie die Folge einer

ſolchen Selbſtpeinigung, die bei einem edlen tugendhaften Charakter ſich von ſelbſt verſtehen mußte, ſeine reuevolle Empfindung, als etwas Außerordentliches und Neues betrachtet werden konnte, wie ſie ſo viel Echo finden und ſich ganz Europa als eine Diſſonanz des tiefſten Schmerzes mittheilen konnte, das iſt eine merkwürdige Thatſache. Rouſſeau erfreute ſich einer ſo lebhaften Sympathie, daß er durch ſie für die zahlloſen Verfolgungen ſeiner Gegner entſchädigt war. Es wurde Mode ſich verkannt zu glauben und ſein Herz in die Bruſt Mitfühlender, wie man damals zum Erſtenmale ſagte, auszuſchütten. Man ſpekulirte auf ſogenannte verwandte Seelen, und im Arme der Freundſchaft auf irgend einer kleinen Inſel des Genferſees, unter hängenden Trauerweiden, neben einem Poſtament von Sandſtein, wo ſich Amor und Pſyche

umarmen, fand man Erſatz für eine Welt, die man ſich nicht gräßlich genug ausmalen konnte. Rouſſeau appellirte unaufhörlich an die verwandten Seelen; ſie waren ſeine Vertrauten, ſie ſein Troſt. Ihnen klagte er, wie Paris, der gottloſe verzogene Anti-Emil, mit ſeinem Lehrer umſprang, ihm Fledermäuſe an den Haarbeutel ſteckte, und ihm däniſche Hunde auf den Leib jagte, ſo grimmig, daß Rouſſeau in die Höhe ſpringt, um den Hund unter ſich durchzulaſſen, dabei das Gleichgewicht verliert, ſtürzt, und nur mit dem Verluſt von drei Vorderzähnen und einer allgemeinen Schindung ſeiner Geſichtshaut wieder zum Bewußtſein kommt. Jedes ſchiefe Geſicht einer malitiöſen jungen Frau, die ihn frägt: haben Sie Kinder gehabt, Herr Rouſſeau? Jede Inconſequenz, wie er, deſſen Wahlſpruch hieß: **vitam vero impendere**, zitternd und lügend

geantwortet: nein! Alle dieſe Leiden und Foltern ſeines Herzens theilte er den gleichgeſtimmten Seelen mit, und Thränenſtröme floſſen von Sympathie, die ſtark genug waren, in Montmorency ſeine Weiden zu bewäſſern.

Sterne dagegen trat nicht ſo ſubjectiv vor die Menge; er lamentirt weniger über die Bosheit, als über das Unglück der Menſchen. Dieſer herrliche Engländer hat, was ihn ſelbſt betrifft, immer guten Muth; nur wenn er zu Andern tritt, gehen ihm die Thränendrüſen auf. Der Mönch, der in Calais bettelt, der Ludwigsritter in Verſailles, welcher Paſteten verkauft, das ſind Situationen-Wellen, welche ſo lange ſein Herz umſpülen, bis er mit allen ſeinen Remiſenabentheuern und Kammerzofenepiſoden in das weiche Bette ſeiner Empfindung fällt, und er eben im Begriff zu lachen, in Thränen ausbricht, die er nicht

mehr dämmen kann. Rouſſeau wirkte auf verwandte, Sterne auf ſchöne Seelen. Jener iſt ſentimental, dieſer humoriſtiſch. Rouſſeau mußte durch die Nachahmung verlieren; Sterne war ſo glücklich Nachahmer zu finden, welche ihn ehrten. Der vortrefflichſte und über ganz Europa ſiegreiche war aber der Vicar von Wakefield. Dieſer Charakter mit ſeiner feinen Selbſt-Ironie und unverwüſtlichen Gutmüthigkeit brachte in Deutſchland eine magiſche Wirkung hervor, und iſt zugleich eines der erſten Bücher, daß auf Göthe's Herzens- und Geiſtesbildung, ſeinem eigenen Berichte nach, von entſcheidendem Einfluſſe war.

Die erſten allgemeinen Tendenzen von welchen ſich unſer Dichter näher berührt fand, ſind nun zunächſt jene ſchon erwähnten naiven, herzlichen und etwas pedantiſchen Beſtrebungen unſerer Nation, die durch Rabener,

Zachariä, und verwandte Geister des Tages geschürt wurden. Ihr harmloser, wenig überdachter, und aller Welt verständlicher Inhalt, lockte die Nachahmung so glücklich an, daß Vieles damals nicht gedruckt wurde, was, obschon aus der Feder von Dilettanten geflossen, doch mit den schon renommirten Autoritäten des Tages die Vergleichung hätte aushalten können. Aber noch blieb Göthe außer allem Zusammenhange mit der Oeffentlichkeit. Die Literaturbriefe erregen ihn nicht, und wenn ihm auch Gellert als der vollständige Ausdruck alles Tüchtigen erschien, so war dies mehr der Eindruck, den Gellerts Charakter auf ihn machte, der Eindruck einer persönlichen Würdigkeit, mit allem Rechte vorm Volke zu reden. Wie wenig klar und im Zusammenhange er sich seines Strebens bewußt war, und wie gering noch auf der andern

Seite die Befriedigung ſeines Geiſtes ſein konnte, welche ihm die Tagesordnung anbot, zeigte der ſchlagende Eindruck, den Gleims Kriegslieder, und ſpäter Minna von Barnhelm auf ſeine äſthetiſchen Vorſtellungen machte.

Die Poeſie der damaligen Zeit war erlogen, ihre Anſchauung dem Alterthum entnommen, nicht einmal aus reiner Quelle, ſondern durch Galliſche Vermittelung. Mitten unter dieſe Surrogate der Poeſie warfen Gleim und Leſſing das Erlebniß des Tages hinein, Thaten, die alle ſahen, einen Enthuſiasmus, den alle fühlten, und Zuſtände, die Jeder mit ſeinen eigenen vergleichen konnte. So bekam plötzlich die Literatur eine friſche und natürliche Farbe, ein individuelles dichteriſches Gepräge, gegen welches ſelbſt Klopſtock mit ſeinem zwar belebenden aber doch immer nur

erfundenen Intereſſe in den Hintergrund treten muß.

Wie jedoch Göthe damals war, ſo fehlte ihm noch die hinlängliche Reife, um Eindrücke ſo ſchlagender Art zugleich als Epoche machend zu verſtehen und feſtzuhalten, geſchweige gar durch eigene Produktion theilnehmend ſich ihnen anzuſchließen. Die wenigen Anknüpfungspunkte an die Literatur, welche er in Leipzig ſchon gewonnen hatte, gingen ihm in Strasburg wieder verloren. Die weiteren Fortſchritte zu vergleichen, wurde er durch Entfernung und Brodſtudium abgehalten. Sogar das Techniſche in der poetiſchen Kunſt, die innere Maſchinerie in der poetiſchen Wirkung vergaß er ſo ſehr, daß Herder in ihm einen jungen Mann kennen lernte, der ihm nur ein gutmüthiger Leſer zu ſein ſchien, ein unbefangener Intereſſent der Literatur, der ſich

düpiren ließ, und das Schöne mit offenem Munde anſtarrte. Und war dennoch Göthe nicht glücklich, daß ihn die Umſtände aus ſeiner frühzeitigen Produktionsluſt herausriſſen, und ſich ſein Geiſt durch längeres Brachliegen erholte, um die Saatkörner neuer und reifer Ideen deſto beſſer zeitigen zu können? Bei den Meiſten bewährt ſich die traurige Erfahrung, daß ſie in einem Alter lernen, wo ſie kein Urtheil haben; und daß ſie endlich im Beſitze des Urtheils, ſtatt nun erſt zu lernen, dann ſchon zu produziren anfangen.

Das Intereſſe an großen Geiſtern, welches jugendliche Seelen erfüllt, pflegt immer nur einzelne Theile zu treffen, die ſie ſich von einer im Ganzen und Großen ſchwierigen Perſönlichkeit zu ihrer eigenen andächtigen Verarbeitung loszutrennen wagen. Indem ſie bei großen Vorgängern ſich am liebſten in der

Richtung halten, wo ſie deren Athem hören, und das Außerordentliche als etwas Allen, alſo auch ihnen Gemeinſames reduziren können, glauben ſie ſich im Zuge der Vervollkommnung mit deſto glücklicherem Erfolge anzutreffen. Im achtzehnten Jahrhundert fanden ſogar die Tendenzen gar keinen andern Ausdruck als einen perſönlichen, und bilden darin einen vollkommenen Widerſpruch gegen unſere Zeit. Wir, ſchon daran gewöhnt, daß die Schrift im Allgemeinen ihre, die poſitive Macht vertretende und ſchlagende Gewalt verloren hat, und die Tendenzen nach dem Anhang ihrer Bekenner numeriſch abſchätzend, knüpfen unſern Enthuſiasmus ſelten mehr an Individualitäten an. Als Prüfſtein der Tendenz verlangen wir ſogar die Verläugnung der Individualität, und ſind durch mannichfache Erfahrung, und durch Nichts ſo ſehr

als durch Selbſttäuſchung längſt dahin gelangt, an keine Idee zu glauben, die man nicht ebenſo gut eine Thatſache nennen dürfte. Im achtzehnten Jahrhundert aber war der Autor noch Prophet, und ſeine Schrift die Ergänzung eines Evangeliums, das ſich am vollſtändigſten durch ſein Leben ſelbſt auszuſprechen ſchien.

In dieſer Art umfing auch Göthe, was damals an Namen und Intereſſen auf dem Meere der Oeffentlichkeit auftauchte, und durchſchaute bei dieſer Begünſtigung ſeiner Zeit die innern Prozeſſe der tonangebenden Talente. Rouſſeau's Subjektivitäten mögen hier mehr als abſtoßender Pol gewirkt haben; wenigſtens läßt Göthe's ſpätere Zukunft errathen, daß ihm auch ſchon früh eine Lebensanſchauung widerſtehen mußte, die zu krankhaft war, um ſein geſundes Urtheil, und zu

monoton, um ſeine Phantaſie zu befriedigen. Rouſſeau offenbarte Schickſal genug, aber wenig Leben. Seine Empfindung war Einſeitigkeit, und, dupirt an allen Ecken und Enden, mußte zuletzt ſeine Glaubwürdigkeit ſelber wanken. Göthe merkte bald, wo zuletzt dieſe Lamentationen über Verfolgung und Seelenfreundſchaft hinaus kamen, und formte ſich jenes ſichere Urtheil, das im Pater Brey ſcharf genug ausgeſprochen wurde.

Göthe erlag bekanntlich dem Zuge der Sentimentalität, aber ſie mußte einen etwas farbenreichen Hintergrund und im Vordergrunde etwas mehr als nur umarmte und mit Thränen benetzte Bäume haben. Hier eben ging ihm die humoriſtiſche Gruppe des Vicars auf, und verließ ihn während einer ganzen Periode ſeines Lebens nicht. Was er hörte und ſah, wohin er kam, und wo er

beobachtete, überall fühlt' er ſich verſucht, um das theure Bild einen neuen Rahmen zu ziehen. In Seſenheim, in Wetzlar, glaubt' er, durch dortige Zuſtände bezaubert zu werden, ſo ähnlich waren ſie der Dichtung Goldſmith's, um ſo mehr, da Thornhill's Rolle in ſein Inneres manchen finſtern und dämoniſchen Schlagſchatten warf. Werther war der vollendetſte Ausdruck dieſer gefühlvollen Nervenregungen, und ohne es zu wollen, gelang es Göthen, mit dieſer Dichtung die Empfindungen aller ſeiner Zeitgenoſſen zu galvaniſiren.

Aber gleich nach dieſem erſten Triumph erhob ſich Göthe über den Charakter des achtzehnten Jahrhunderts. Eben eine Tendenz geworden, Repräſentant einer Stimmung, die man nach ihm bezeichnete, Fürſt und Herr aller empfindſamen Herzen, flüchtete er ſich von dem ſchnell eroberten Throne, und dul-

dete, obgleich den Ruhm nicht verschmähend, doch keine Consequenz des Ruhmes. Mit dem Grundsatze, daß Dichtung Befreiung der Seele ist, und der Schmerz sich abkühlt, wenn er historisch wird, erhielt sich Göthe oben auf dem Niveau seines Jahrhunderts. Er begann zum Erstenmale gegen ein Vorurtheil zu kämpfen, und das Vorurtheil seiner Zeit war die fortgesponnene Empfindung, war jenes Einfache und Partikuläre, das man zur Manie erhob, war jene vergötterte Erinnerung, welche die gottvollere Zukunft niederdrückte.

Von dieser Zeit an, wo Göthe die Dichtung für Abschließung vorangegangener Verhältnisse und nur im Sinne von Vergessen für Trost erklärte, kömmt in die Geister eine neue Bewegung. Leben wird Bereicherung, Denken wird Erfahrung, Dichten wird jene kluge Maaßregel, wo man durch einen un-

wegſamen Wald Steine ſäet, um auf alle Fälle den Rückzug wieder zu finden. Dies frivole Beſtreben ſollte erſt mit einem Widerſpruche endigen, als die Revolution die Excentricität des Gemüthes überraſchte, und dem egoiſtiſchen aus der Lüge die Wahrheit ſaugenden Genie in die Zügel fiel. Die Revolution frug: Wohin führ' ich dich zurück, du Mittelpunktloſer? Und das Genie hatte ſo wenig für ſeinen Rücken geſorgt, daß es in der Eile keine andere Wohnung wußte, als die Proſa. Alle Empfindungen, die ihr Herz mit der Geſchichte der Zeit parallel ausgebildet hatten, verletzte Göthe am Schluß des Jahrhunderts ſo hart, daß Unbillige niemals wieder mit ihm an eine Ausſöhnung dachten.

Die Herz- und Geiſtestendenzen, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Deutſchland beherrſchten, laſſen ſich auf zwei

Erſcheinungen zurückführen, die eben ſo ſehr individuell wie allgemein waren, und durch Lavater und Baſedow am ſchärfſten bezeichnet werden. Beide Richtungen gingen von demſelben Anfange aus und bedienten ſich, um zu ihren Zielen zu gelangen, derſelben Mittel. Rouſſeau's das ganze vorige Jahrhundert ergreifender Einfluß iſt auch hier unverkennbar; nur, daß in Deutſchland ſeine Tendenzen durch den Charakter der Nation ein theologiſches Beigemiſch erhielten, das ihm ſelbſt fremd war.

Lavater iſt ein merkwürdiger Beweis, wie man bei gänzlichem Mangel zureichender Bildung dennoch überzeugen kann, einzig und allein durch die Wahl der richtigen Töne. Lavater überzeugte nicht einmal von ſeinen Intentionen, ſondern nur von ſeiner Perſon. Er hatte ſich mit ſeiner naiven Unbefangen-

heit, mit einer bei aller individuellen Liebenswürdigkeit doch unſtreitig immer ein wenig überläſtigen dreiſten Treuherzigkeit, ſo weit unter die Maſſe gewagt, daß er, ehe man ihm Glauben ſchenkte, zuvor Beweiſe über ſich ſelbſt liefern mußte. Und in dieſem Betracht war Lavater wahrlich ein Wunderthäter! Eine aller Welt klar vor Augen liegende falſche Exegeſe, eine von ihm ſelbſt zugeſtandene Unzulänglichkeit im Wiſſenſchaftlichen; eine unläugbare den freien Geiſt beleidigende Intoleranz, die unverholene Abſicht, eine Sekte, man weiß nicht auf weſſen Namen zu ſtiften — dies Alles unumwunden ausgeſprochen, von Vielen verdächtigt, von Allen widerlegt; und dennoch gerade in den mißlichſten Punkten der ungeheure Fortgang, der hingebendſte Enthuſiasmus. Dieſer Triumph war nur in damaliger Zeit möglich, denn wodurch ſiegte La-

vater? Durch ſeine perſönliche Gegenwart; auch durch ſeine Gegenwart bei dem was er ſchrieb, durch die zuſtrömende, muntere und geſchwätzige Quelle ſeiner Naivetät, durch die Originalität des Irrthums, und die Wunderlichkeit ſeiner Intoleranz. Dazu geſellte ſich das große phyſiognomiſche Kunſtnetz, wo von den fatalſten Karpfen- und Forellenprofilen an jede unbedeutende Viſage als ein Beitrag zu einer das Jahrhundert aus ſeinen Angeln hebenden Wiſſenſchaft angeſehen, und zugleich das Verbündungsintereſſe für die mannichfachen Intentionen des klugen Menſchenfiſchers in Zürich gefangen genommen wurde. Es bildete ſich ein öffentlicher Geheimbund der phyſiognomiſchen Bevorzugung, eine vollſtändige Verſchwörung der ſchönen Seelen, welche Lavater in dem bekannten großen Geſichtsherbarium auftrocknete. Mit hunderterlei Auf-

gaben hielt ſich Lavater ſeine Gemeinde zuſammen. Er forderte z. B. jeden Menſchen, d. h. nach ſeinem Syſteme jeden Chriſten auf, ſich hinzuſetzen, den Heiland ſo zu zeichnen, wie er ſich ihn ungefähr vorſtellte, und das Bildniß dann portofrei nach Zürich zu ſchicken. Konnte den damaligen Gemüthsegoismus etwas heftiger anſchüren? Nicht nur, daß ſelbſt die kläglichſte Zeichnung von Lavater hier als ein Meiſterſtück der Herzensoffenbarung angenommen und die ſtille Ueberzeugung genährt wurde, daß zuletzt vor Gottes Thron jeder Pfuſcher ein Raphael wäre; ſondern hier durfte auch der kleinſte unter den Menſchen ſeine Geſichtszüge dem Größeſten unter ihnen unterſchieben. Wie berechnet war dieſe Kokketerie in einem Zeitalter, wo ſich Jeder, der einen Brief an einen großen Geiſt ſchrieb, und ſich von ihm einen Vers in ſein Stammbuch

herauslockte, für eine der inhaltvollſten Fermaten im Notenſatze der Schöpfung hielt! Die Wirkung Lavater's pflanzte ſich zunächſt fort auf Jakobi, wurde dann durch die Kreiſe der Fürſtin Gallizin unterſtützt, und bereitete in Deutſchland jene prüde, ſelbſtbeſpiegelnde und empfindſame Tendenz vor, von welcher wir noch immer nicht ganz geheilt ſind. Ja man muß ſie als ein Glück anerkennen, wenn ſie den jetzt graſſirenden eben ſo gemüth- wie geiſtloſen Pietismus ein wenig beſchönigt, und ihn hie und da zwingt, wenigſtens eine honnette und ihres Verſtandes nach frohe Geſellſchaft zu bilden.

Göthe weidete ſich an den Perſönlichkeiten, die ſich während dieſes flüſternden Geiſterzuges zuweilen prägnant herausgaben; doch die Tendenz ſelbſt betreffend, zog er es nach ſeinem launigen Gedichte vor, lieber einen

Rheinſalmen zu eſſen, ſelbſt wenn Lavater, der Prophet, in eigener Perſon zugegen iſt.

Und zur Linken ſaß ihm in Coblenz die zweite Halbſcheid des denkenden und fühlenden Deutſchlands, der geſunde, trockene und despotiſche Menſchenverſtand, die neue Pädagogik, der grimme Baſedow.

Nichts iſt ſo ſchreckenerregend, als glühender Enthuſiasmus für nüchterne und formale Begriffe. Baſedow war gewiß heilig durchglüht von ſeiner neuen Erziehungsmiſſion, aber was in Rouſſeau's Emil poetiſche Philoſophie iſt, eine liebenswürdige Allgemeinheit und Wärme, ſelbſt bei den tyranniſchſten Vorſchriften über Selbſtſäugen, Mehlbrei, Fallhüte und Saugbeutel, das kam bei Baſedow immer nur in ſyſtematiſcher und elementariſcher Trockenheit zum Vorſchein. Baſedow's Erziehungsideal war nur Erleichterung des

Unterrichts. Seine Doktrin war Methodik, und das Ziel welches ihm vorschwebte, wurde allmählig statt des Kindes der Lehrer. Basedow bekämpfte die Illusionen; das war schön; aber er terrorisirte auch die Gefühle. Er riß mit dem wuchernden Unkraute der Phantasie zugleich die duftende Blume der Poesie aus. Statt den Humanismus durch den Realismus zu ergänzen, hob er den ersteren auf, und setzte den letzteren an dessen Stelle. Sein Streben um Popularität, Volksunterricht und Aufklärung des Christenthums verdient die Anerkennung jedes Freundes dieser Tendenzen, doch wurde durch die Einseitigkeit statt des alten ein neuer Dogmatismus erzeugt. Jede Intoleranz, die uns an einen sehr weiten Glauben schmieden will, ist zuletzt willkommener, als ein Glaube, der überall zu eng ist, und wo wir kaum mit den Armen in Oeffnungen hin-

einkönnen, welche für unſere Beine gemacht ſein wollen.

Die zweite Tendenz hielt der erſten das Gegengewicht, und bildet die andere Anſchauungsweiſe unſerer Nation, die in verſchiedenen Fächern und Zeiten ſich immer wieder erneuernd, noch heute ein wirkſames und als Gegenmittel gegen das andere Extrem ſehr ſchätzenswerthes Recht hat. Göthe, ein Feind der Illuſionen, achtete das Recht immer, und hat ſogar im Anfang ſeiner Laufbahn verſucht, durch eine theologiſche Brochüre dafür zu arbeiten. Doch die Wiederholung derſelben Zirkel, in welchen ſich alle theologiſchen Parteien bewegt haben und noch bewegen, ermüdete ihn, und er läugnete nicht, daß, während der Prophet der zweiten Richtung ſich an der Wirthstafel in Coblenz gegen einen Tanzmeiſter im Zuſammenhange

ausſprach, er keinen Anſtand genommen hätte, einen gebratenen Hahnen zu verzehren.

Wenn nun ſo die Zweige der laufenden Cultur hinter ihm zuſammenſchlugen, wohin entſchlüpfte da der Harzwanderer? Schon nehmen mancherlei Tendenzen in Religion und Philoſophie ihren rauſchenden Gang. Kant und Jakobi eröffnen ihre Schulen. Die Geiſter erklimmen entweder die ſchwindelnde Höhe einer alle ſinnliche Wahrnehmung überflügelnden Abſtraktion, oder vergraben ſich immer tiefer in die kleinen Ritzen des menſchlichen Herzens, und knüpfen an das Nächſte das Entfernteſte. Wenn nun auch Göthe ſich keiner dieſer Erſcheinungen um ſo weniger entzog, da die Streitenden oft Miene machten, ſeinen Ruhm in ihre Intereſſen zu verwickeln, ſo hielt er ſich doch außerhalb des Kampfes ſelbſt, Wirbel vermeidend, deren aufge-

regte Resultate oft nichts anderes, als Staub waren. Seine Betrachtungen über diese Zeitphänomene beschränkten sich nur auf Parallelen und Vergleiche, angestellt zwischen dem Objekt dieser Kämpfe, der naiven Präsentation desselben als einem Problem, und jenen undankbaren Mühen, eine Schaale zu zerbrechen, wo ihm wenigstens der Kern noch weniger zu gelten schien, als die Schaale selbst. Im Faust sprach Göthe diese negative Theilnahme an der Philosophie am lebhaftesten aus. In den beiden Hauptgestalten des Gedichtes, Faust und Mephistopheles, zeichnete er zwei wechselseitig sich aufhebende Richtungen; einerseits den Drang des Innern der Dinge zu erkennen, und andererseits das drängende Innere der Dinge selbst, daß im Offenbaren und Aeußeren, in der Erscheinung sich zu begreifen sucht. Kern und Schaale, beide

treibt dieſelbe Neigung. Sie weichen Eine dem Andern, um hier das Offenbare, dort das Verborgene zu ſehen. In allen Erſcheinungen der Natur und Geiſteswelt nur Geſetz und Nothwendigkeit erblickend, unterwarf ſich der Dichter gern den heiligen Schauern derſelben, und opferte ihnen die unruhige Freiheit des Gedankens. Er nahm die Philoſophie und Religion als ein Kunſtwerk, wo die beglückende Wahrheit des Gefunden! doch immer nur Reflex der Individualität iſt, und ließ ſchwerlich ein Syſtem gelten, das für zwei Perſonen eine und dieſelbe Richtſchnur ſein wollte. So fehlte es ihm aber in den höchſten Fragen der Menſchheit niemals an Anknüpfungspunkten, wo er frei von ihrer wirren Debatte, doch auf Menſchen und Dinge die weiſeſten und tiefſten Schlaglichter der Spekulation fallen laſſen konnte. Denn dasjenige überraſcht im-

mer und ist das geistreichste, was aus der nächsten Umgebung und dem einfachen thatsächlichen Objekte einer sich selbst überflügelnden transcendenten Untersuchung durch eine plötzliche neue Wendung den Zuruf der Besonnenheit giebt.

Ob aber gleich den tumultuarischen Debatten seiner Zeit fern stehend, konnte sich doch Göthe auf der andern Seite nicht entschließen, nur die rein ästhetischen und künstlerischen Gleise von Klopstock, Wieland und den Andern auszufahren. So das Eine suchend und das Andere vermeidend, das Fremde verachtend, und durch das Eigene gelangweilt, ergriff den Dichter eine unbehagliche Stimmung. Es beschlich ihn das Gefühl einer Isolirung, welche auf seinen Charakter, seine Lebensphilosophie und seine Dichtung entscheidend einwirkte. Göthe's Maxime war in die-

ſem mißlichen Gefühle immer die alte, die ihm früher ſchon den Schmerz der Liebe geheilt hatte, nämlich ſich in ſich zurückzuziehen. Man nennt es Egoismus, und ſollte es die Verzweiflung nennen, ſich aus der Verzweiflung zu retten. Wenn dieſe Rettung in der Liebe eine Erhaltung iſt, ſo iſt ſie im Leben eine Aufopferung; denn dem Dichter bot ſich alle Welt an, er konnte über Tauſende eine Herrſchaft haben, die er verwarf; er entzog ſich ſeinen Jüngern und Freunden, denn warum gaben ſie ihm den Lorbeerkranz? Wahrlich aus Egoismus nur für das, was ſie an ſich ſelbſt für bekränzenswerth hielten und durch Göthe's Beiſpiel heiligen zu können glaubten. So riß ſich früheres und ſpäteres Leben immer gähnender auseinander. Er fühlte die klaffende Wunde und ſuchte Heilung an der Natur und an zufälligen Stu-

dien, an hunderterlei Abwechſelungen, in welche er ſich ſtürzte, um das Steuerruder ſeiner ſelbſt nicht zu verlieren. Er verlor es nicht, aber eine große Veränderung war mit ihm vorgegangen.

Sie recht ſchlagend zu charakteriſiren, ſtelle man ihr nur die Vergangenheit gegenüber! In dieſer Beziehung ſind uns Göthe's eigene Berichte, namentlich über das Wiederſehen alter Freunde von vieler Aufklärung. Der Dichter hatte der Sache kein Hehl und war feſt überzeugt, daß das beſſere Licht auf den Neugewordenen falle, und die Altgebliebenen in den Schatten ſtelle. Der Widerſpruch beider Perioden zeigte ſich recht ſchreiend, und unſer Herz verwundend, namentlich in den Begegniſſen der Rheinreiſe vom Jahr 1792. Freilich konnte die üble Stimmung der entſchiedeneren Charaktere durch die unbehagliche,

alle Gefühle verletzende Zeit entschuldigt werden; allein es waren persönliche und auf inneren Ueberzeugungen beruhende Divergenzen, welche plötzlich in Göthe's Verhältnissen, das früher Gleichartigste in diametrale Gegensätze auseinander gesprengt hatten. Vor zwanzig Jahren, mit welchen Gemüthsstimmungen hatte Göthe damals den Rhein besucht; wie gewann er damals die Gemüther, als ihm die frischesten Balladen im Herzen schlugen, und er sie in Coblenz und Pempelfort aus seiner Schreibtafel vor den Freunden selbst recitirte! Damals blickten aus seinem Auge Melancholie und Sehnsucht, und milderten jeden Auswuchs der Originalität, den man einem so sanft bewegenden Meister leicht vergab. Dies Alles war hin! Italien hatte dem unbestimmten Gefühlsdrange des Jünglings den vollsten Becher gereicht und ihn zu-

rückgeführt von falſchen, nun an der Quelle berichtigten Vorſtellungen, von den zahlloſen Allgemeinheiten des Idealismus auf Wahrheit, Erfahrung, auf die ſichtlichen Schranken des Unſichtbaren, auf die Kunſt, als eine Harmonie von Geſetzen. So entwickelte ſich der Mann und gewann ſeiner Jugend gegenüber eine Stellung, die nicht durchaus ohne ſanfte Erregung des ſtillen Buſens, nicht ohne weiche Stimmung des Herzens blieb, die ihm aber die Garantie einer Zukunft geben mußte, die das Leben und die Neigung und jedes Gefühl beherrſchte, das in uns auf und fortwuchernd uns um das Leben ſelbſt betrügen könnte.

In dieſer Metamorphoſe trat er in die alten Kreiſe bei Jakobi und der Gallizin, wo man die vorgegangene Veränderung wohl vernommen, ſich aber gern von einem falſchen

Gerücht überredet, und in dem alten Freunde sich selbst wiedergefunden hätte. Man drückt ihm Iphigenien in die Hand. Er lies't, und giebt sie sogleich zurück, wie etwas das ihm fremd geworden. Die Guten haben keinen Lebenstakt. Sie bringen Oedipus auf Kolonos — es ist unmöglich, Göthe kann nur hundert Verse lesen. Hier fühlte nun der Veränderte recht tief, wie die alte Zeit kokett gewesen, wie man gern seine Empfindung zur Schau trug und sich sogar im Guten und Edeln, man möchte sagen, durch optische Vorrichtungen zu täuschen suchte. Göthe stellte seine eigene Gegenwart ziemlich schroff hin, was er dachte und was ihn interessirte, besonders die praktische Naturbetrachtung. Aber was sollten Kreise dazu sagen, wo man gewohnt war, das allgemeine Flimmern der Dinge und die Nebelhaftigkeit der

Begriffe für hereinragendes Geisterleben zu halten; wo man sich sogar darauf vorbereitete, von der Natur einst zu behaupten, daß sie die Gottheit statt zu entschleiern, verhülle? Hier mußte Göthe mit seiner Urpolarität aller Wesen, welche die unendliche Mannichfaltigkeit der Erscheinungen durchdringe und belebe, mit seinem Vitalprinzip der Materie als ein Gotteslästerer erscheinen. Alle ferneren Berührungen waren für jeden Theil verletzend, und mußten mit Seufzern enden, daß sich dasjenige, was sich achtete, nun länger nicht mehr lieben konnte.

In Münster glaubte Göthe besser daran zu thun, daß er sich zurückhielt, doch verdarb er es dadurch nur noch mehr. Denn nun glaubte man, daß hinter seiner Beschränkung und der Centrifugalität seines Gespräches sich eine Gesinnung verstecke, die zu fürchten wäre.

Göthe's Ansichten wurden, noch ehe er sie aussprach, aus einem allgemeinen Gesichtspunkte, von welchem aus man ihn nur noch gelten lassen wollte, präoccupirt, und wenn er, erstaunt darüber, die beliebige Vorausnahme seines Urtheils nicht unterschreiben wollte, so verwirrte dies das Verhältniß nur noch mehr und endete mit einem Mißtrauen, das den Einen verletzte und die Anderen beschämte. Man mußte sich selber Prüfungen auflegen, ob man dem Veränderten noch trauen dürfe, so gemischt waren die Empfindungen aus Ungleichartigkeit, Abstoßung, und einem nichts desto weniger unverwüstlichen, wechselseitigen Interesse. Um sich selbst zu achten, mußte Göthe diesen Kreisen auf immer entsagen.

Keine Lebensphilosophie ist System. Sie ist immer nur Maxime, eine einzelne, durch Berechnung aller Umstände und aller Recipro-

citäten in bestimmten Fällen genommene Maaßregel, unmittelbare Eingebung eines oft natürlichen, oft von der Erfahrung gelernten Taktes. So kann auch, wollte man die Grundzüge der Göthischen Lebensphilosophie geben, ihre Darstellung nur fragmentarisch sein, und muß sich auf gewisse einzelne Thatsachen beschränken. Jeder Maler hat nach langer Uebung und Abstraktion von Erfolgen, die mehr oder minder glücklich waren, einige sichere Handgriffe sich erobert, die sich nicht einmal überliefern, weil sie sich kaum in bestimmten Worten ausdrücken lassen. Denn es ist das Meiste von diesen Erleichterungen eine individuelle Erfahrung, eine Berechnung, die nur für das Auge und die Hand gerade dieses Künstlers und keines andern passen würde. Wo der Landschaftsmaler seine Gesichtspunkte aufsteckt, welch' eine Richtung der Portrait-

maler dem Profil des Sitzenden giebt, das sind keine traditionellen Begriffe, sondern Maximen, die eben so sehr auf Gewohnheit, wie Eingebung des Augenblickes beruhen.

Wenn nun hier in Betreff Göthe's einiges von dem, was doch ohne Ausdruck zu sein scheint, hervorgehoben werden soll, so geschieht es weit weniger, um die Tiefen eines weisen Verstandes zu erschöpfen; als um hie und da etwas anzudeuten, das ebenso sehr in der Zeit wie im Individuum liegt, und den Genius des Jahrhunderts erklären hilft.

Auch das Genie nivellirt. Denn die Form, deren es sich bedienen muß, drückt es immer etwas zur Masse herunter, während der Inhalt, den es verarbeitet, natürlich die Masse ebenso weit wieder hinauf hebt. Der Autor und die Menge begegnen sich in guten Jahren, wo die Literatur gedeiht, so, daß die

Menge den Autor aufſucht; in mittleren, daß ſie ſich auf halbem Wege entgegenkommen; in magern Jahren, wie in den jetzigen unter uns, daß der Autor der Menge ſchmeichelt, und ſie durch hundert Vorſpiegelungen, von denen die ſogenannte nationale und zeitgemäße Literatur nicht die geringſte iſt, zu gewinnen ſucht. Nichts deſto weniger kann es zu keiner Zeit an wechſelſeitigen Akkomodationen fehlen, denn ſchon der Enthuſiasmus des Beifalls iſt es, der die Sprödigkeit des Genius bindet und depotenzirt.

An dieſer Stelle begann Göthe's Leiden. Er verachtete die Konſequenzen des Ruhmes. Sie ſind läſtig; keine Huldigung wird ohne Intereſſe dargebracht. Iſt nicht das ſchon ein Intereſſe, daß an dem Bewunderer die Fähigkeit, das Außerordentliche anzuerkennen, ebenfalls anerkannt werde? Will nicht jede

dargebrachte Liebe, wenn nicht Erwiederung, doch Werthschätzung eintauschen, und ist es darum nicht oft ein größeres Glück, verkannt zu werden, als, begriffen und gepriesen, vor keiner Zumuthung mehr sicher zu sein? Jeder Ausbruch der Bewunderung fügt zu dem Stolze, den der Gegenstand derselben empfinden muß, einen schmerzlichen Dorn hinzu. In guten und bescheidenen Seelen ist schon die Anbetung eine Pein; eine wehmüthige Rührung möchte gern alles Rühmliche ungeschehen machen, und sich der Vergleichung entziehen, welche zwischen der Aufgabe und der Leistung angestellt wird; zwischen dem, was man einmal konnte, und was man nun immer wird können müssen. Stärkere Gemüther trauen sich zwar zu, daß sie sich selber niemals abhanden kommen werden, aber sie werden erstaunen, daß der Enthusiasmus über sie mehr

im Klaren ſein will, als ſie es ſelbſt ſind. Der Unmuth hierüber wird ſie veranlaſſen, ihren zweiten Schritt niemals nach der Richtung hinzunehmen, wo der erſte Schritt ſchon den Schatten als Contur des zweiten hinzuwerfen ſchien.

Bei dieſem enthuſiaſtiſchen Andrange der Verehrer war Göthe beſorgt, ſich immer zuerſt in Sicherheit zu bringen. Man wird zerriſſen von dem andringenden Volk, ſie treten mir auf die Schuhe und beſchmutzen mir die Kleider. Die Menge, die ihr Phantom anbetete, erſchrak bald, nur einen Stellvertreter deſſen zu finden, was ſie erwartete. Göthe, der die Erſprießlichkeit dieſes Verhaltens merkte, trug deſſen Beobachtung ſogar auf die Idee ſelbſt über. Alle ſeine Spekulation war Empirie; Göthe beſaß keine Dialektik; denn Dialektik iſt diejenige Kunſt, ſich in die Spekula-

tion mit mehr oder weniger Individualität zu verlieren, und aus diesem Mehr oder Weniger, aus dieser kürzern oder längern Perspektive des Auges, aus dieser Wendung nach rechts oder links hin von einem einzigen Gedanken, alle nur möglichen Resultate, Nüancen und stylistischen Schönheitsformen zu gewinnen. Zur Dialektik hatte Göthe nicht Wagniß genug; er riskirte sich selbst nicht; er war Naturforscher, und hielt deshalb immer seinen Athem an, um an dem Experimente, das sich vor ihm entwickelte, nicht zu zerstören, oder die Magnetnadel auch nur zur leisesten Abweichung zu bringen. Man verstehe recht! Ich spreche nur vom Akt des Nachdenkens und Forschens. Der Moment des Abschlusses war bei Göthe immer durch alle seine persönlichen Energien integrirt. Der Moment des Göthischen Abschlusses erzeugte

in der Wiſſenſchaft das Dogma, und in der Kunſt jene lebenvolle Schönheit, die mit warmen und geſunden Pulſen durch die ſtrahlendſten Gebilde des Dichters fließt.

Das Zweite lag ſchon näher; nämlich den Cultus und die Ceremonie zu verachten für Alles, was entweder mit dem Anſpruche der Wahrheit auftrat, oder in der That als ſolche anerkannt wurde.

Das Symbol ſetzt die Gemeinde voraus, und die Gemeinde eine Unterordnung der Individualität. Die meiſten Denker, welche aus der Wahrheit ein Geſchäft machen, laſſen ſich wohl ein Patent darüber ausſtellen, und werden nicht nur Geſetzgeber, ſondern auch gern Geſetzvollſtrecker. Die beiden Rollen, Gottheit und Apoſtel, ſind faſt immer in der Geſchichte verwechſelt worden. Man entdeckt eine Offenbarung, macht ſich aber ſogleich zu

ihrem Propheten, wohl gar zu ihrem Gegengenſtande. Bei allen ſchwachen Perſonen erſcheint die Wahrheit immer nur unter der Form der Ueberzeugung, und nichts entwickelt ſich dann ſchneller, als der Fanatismus der Ueberzeugung. Wie wenig Denker gab es, die ihre Reſultate der Welt preis gaben und ſie von Detailliſten verarbeiten ließen, während ſie ihre Bahn weiter klommen? Sie glauben Alle, daß die Wahrheit eines Dienſtes bedürfe, da es doch die Wahrheit iſt, welche frei macht. Sie mußten ſogleich Erkennungszeichen geben und Stimmen ſammeln auf Thatſachen, die oft darum die unbegründetſten ſind, weil ſie die Majorität für ſich haben. Beſonders wird das achtzehnte Jahrhundert durch dieſe Erſcheinungen bezeichnet. Herrliche Genien, die ſich in ſchäumender Cascade von den Felſen ſtürzten, und an

der Sonne damaliger Denk- und Preßfreiheit ein strahlendes Beispiel gaben, fing irgend ein Vorsprung wie eine Kanzel auf, hemmte den majestätischen Fall, und lenkte die brausende Wassermasse auf Fluren und Triften, glatt und eben in die glatte Ebene.

Dieser vernichtenden Hingebung suchte Göthe auf hundert Wegen zu entschlüpfen. Er ließ sich durch keine Zeichen in Verwirrung bringen, er beobachtete niemals jenen Cultus, der den Autoren eigen ist, daß sie hier und da in ihre Lebensbücher gern Ohren einknicken, um auf die poetische Beschränktheit vergangener Zustände zurücklauschen zu können, und in sich selbst sich selbst nicht zu vergessen. Göthe kannte die Wahrheit nur als Naturprodukt, als ein organisches Phänomen, das auf eigenen Füßen steht und einen innern, es genugsam bestimmenden Kern ent-

hält. Das Organiſche folgt einem eingebornen Zuge, und ſchließt ſich aus Inſtinkt dem Verwandten an. Wozu alſo die Haſt, daß ſich die Menſchen für neue Entdeckungen als Vorſpann brauchen laſſen? wozu überhaupt der Tumult, der ſich an neue Schöpfungen herandrängt, und mit einer wenig für unſere Culturreife ſprechenden Einſeitigkeit gleich mit allen Gefäßen des Hauſes gelaufen kömmt, um auszuſchöpfen und einzuſammeln? Man wird dieſe Richtung an Göthe ſeine Spontaneität nennen. —

Göthe's Empirie war egoiſtiſch, aber er kämpfte für einen Egoismus, den man menſchenfreundlich genug ſein muß, Allen zu wünſchen, nämlich den Egoismus der Geſundheit.

Es wäre eine Aufgabe, die ein geiſtreicher Arzt noch zu löſen hätte, den Antheil zu be-

ſtimmen, welchen an der allmähligen Entwickelung des Geſchichts- und Menſchheitszweckes das Befinden des Körpers und der Seele hat. Man ſollte gründlich nachweiſen, wie viel Wahnſinn auf Rechnung der hiſtoriſchen Wahrheiten kömmt, wie viel phyſiſches Wohlbefinden die Menſchheit abtreten mußte, um eine Bereicherung ihrer Kenntniſſe und geiſtigen Beſitzthümer dagegen einzutauſchen. Eine Geſchichte vom mediziniſchen Standpunkte müßte eine der größten Erweiterungen unſeres Selbſterkenntniſſes ſein. Man brauchte nicht ſoweit zu gehen, wie der Hypochondriſt von Genf, welcher dieſelben Wiſſenſchaften für eine Vergiftung der Geſellſchaft erklärte, welche ihm doch dazu dienten, dieſen kühnen Satz mit ſo glänzender Wahrſcheinlichkeit zu vertheidigen; aber wer kann ſich die Sturm- und Drangperiode, namentlich die romantiſche

Schule ohne gewiſſe Uebel denken, die eine wechſelſeitige Bedingung von Leib und Seele herbeiführten? Göthe erlebte die verheerendſten Beiſpiele outrirender Genialität. Wie lange fiechte und fieberte er nicht ſelbſt an ſeinem Idealismus! Noch während der erſten Weimarer Epoche ſchrieb Wieland an einen Freund, daß er Göthe's Ruhm nicht um den Preis ſeiner Körper-Leiden erkaufen möge. Die Erfahrung allein heilte hier vielleicht nicht, aber ſie wurde Präſervativ. Von jenen Aufwallungen, die das im Geiſte Neue, auch in den Nerven und Adern hervorbringt, ſuchte ſich Göthe allmählig zu befreien. Keine Ideenaſſociation durfte auf ihn eindringen, ohne vorher Quarantaine zu halten. Nach jeder Durchwühlung fremder Begriffsamalgame wechſelte er die Kleider und zog die alten nicht wieder an, bis ſie von der Gleichgül-

tigkeit durchgeſchwefelt waren. Ja wenn man ſieht, daß Göthe gewiſſen Tendenzen, z. B. manchen romantiſchen, wo er nur konnte, aus dem Wege ging, ſo muß man glauben, daß er von ihnen eine unmittelbare Anſteckung fürchtete. Und ich würde mich ſehr irren, wenn Göthe nicht irgendwo geäußert hat, man könne den Geiſt eines Buches ſchon an deſſen Geruch erkennen.

Göthe nahm an Allem Theil, wies unbedingt auch nur wenig von ſich zurück; doch wenn er Gegenſtände der Philoſophie, Religion und Geſchichte verhandelte, ſo mußte er ſie vorher erſt in ſeine eigene Sprache überſetzen. Ich glaube ſogar, daß Göthe ſchwer begriff, und zeitlebens eine, von ihm wenigſtens für ſeine Jugend eingeſtandene Unbeholfenheit beibehielt, wenn es ſich um Dinge handelte, die eine unmittelbare Einwirkung in

Anſpruch nahmen. Göthe's dogmatiſchen, thetiſchen und objektiven Prinzipien machten aus ihm einen ebenſo großen Dichter und Künſtler, wie im Uebrigen einen unzulänglichen Dialektiker. In der Debatte entfernte ſich Göthe niemals vom Ziele, und ſtellte immer Sätze auf, und verlangte von ſeinem Gegenüber ſolche dagegen, die ſogleich die objektive Nagelprobe beſtehen konnten. Mit Theſen, Ober- und Unterſätzen, Verwickelungen, Flankenbewegungen und Zirkelmanövers ſich weit über die Gegenſtände hinaus zu wagen, war ſeine Sache nicht. Frau von Staël mit ihren bizarren Plänkeleien und luſtigen Wortgefechten, mit Debatten, die ſie nur der Rede wegen begann, und die doch der Rede nicht werth waren, machte ihm große Noth; er brach das Geſpräch ab und wies ihr nicht ohne deutlichen Fingerzeig die Thür. Wenn

ſich Göthe auf ſich ſelbſt verließ, ſo ſag' ich nicht (wie kann es dies ſein!), daß es Unvermögen war. Einem Freidenker, der die Schule verachtete, blieb wahrlich nichts Beſſeres übrig in einer Zeit, wo der Thurmbau der Syſteme mit einer ſo totalen Sprachverwirrung endete, daß bei Fichte dasjenige Steine waren, was man bei Jakobi Kalk nannte. Hier mußte man kämpfen, ſeinen eigenen Sprachſchatz nicht zu verlieren, und ſich drängen, die prahleriſchen Aſſignate der Philoſophie, in die kleine, aber klingende Münze des geſunden Menſchenverſtandes zu vertauſchen.

Das Prinzip der Aneignung beſtimmte Göthen auch nichts über oder neben ſich als menſchlich anzuerkennen, was nicht zugleich in ihm wäre. Göthe war mit ſeinem Individuum haushälteriſch. Er ſpaltete es nicht, verſchleuderte es nicht, er hielt alle Zü-

gel straff gezogen, und verlor sich als Ganzes in keinem seiner Theile. Das Endziel dieser Maxime war der Besitz, und das Mittel dazu die Verjüngung. Was ich mein nenne, macht mir nur eine Sorge, nämlich es zu bewahren. Diese ist äußerlich und absorbirt das Gemüth nicht so heftig, wie das erste Bestreben, es mir anzueignen. Alle Sehnsucht löst den Verband der geistigen Theile im Individuum auf, und treibt sie nach einem einseitigen Abhange hin. Göthe, innerlich etwas zu verlieren fürchtend, suchte sich dadurch zu schützen, daß er äußerlich Alles zu besitzen trachtete. Wenn er sich das Entlegenste nicht verweigern und die Unerreichbarkeit desselben nicht dulden konnte, so wollte er, daß er da, wo sich ihm die Künstlerschaft verweigerte, doch wenigstens Liebhaber wäre. Denn erst der Liebhaber, der sei-

nen Wünſchen nichts verſagt, kann das Idealiſche genießen, weil es ſeine Natur iſt, es ſogleich, wenn nicht innerlich, doch äußerlich anzukaufen. Göthe hat naiv eingeſtanden, daß ihn Kunſtwerke erſt beruhigen, wenn ſie ſein Eigenthum ſind. Man zürne nicht! Man ſage nicht, daß ſich mit dem Eigenthum die Luſt zufrieden gegeben, und die bewundernde Sehnſucht abgeſchloſſen hätte! Er konnte oft nur Kopien, Abdrücke, und Paſten bekommen, und mußte ſich noch immer darüber erwärmen, daß zwiſchen dem Original und der Nachahmung eine unendliche Kluft lag, die er nicht auszufüllen vermochte.

Eine neue ſehr ungeſchlachte und bananiſche Darſtellung der Göthiſchen Dicht- und Denkweiſe wirft ihr vor, daß ſie vom Straßburger Münſter ſich eine Scheinkapelle wünſchte. Nur bornirte Leidenſchaftlichkeit konnte aus

dem harmlosen Wunsche ein Verbrechen machen. Wäre jene Kritik im Stande, mit einer sich selbst beherrschenden Prüfung fremde Individualitäten und Charaktere im Zusammenhange zu erfassen, wäre sie nicht überall, wo die Leidenschaft durch Gründe entschuldigt oder unterstützt werden müßte, die Eingebung des oberflächlichsten Dilettantismus; so würde sie sich jenen Wunsch aus dem künstlerischen Prinzipe Göthe's haben erklären können. Dem Straßburger Münster hat sich Göthe immer mit heiliger Andacht hingegeben, doch wußte er, daß es nie schönere Verehrung dieses Wunderwerkes wäre, das Genie seines Erbauers von Sims zu Sims zu verfolgen, als seine nasse patriotische Phrasenwäsche zum Trocknen an die Spitzthürmchen aufzuhängen. Göthe wollte das Erhabene nicht nur fühlen, sondern auch verstehen. Darum verjüngte er das

Große, und modelte das Ungestalte um. Die Welt in ihrer Größe würde bald unser Herz zersprengen. Man braucht die Peripherie nicht, wenn man nur den Durchmesser hat.

So steht denn Göthe mit diesem glänzenden Harnisch, dessen Schuppen und Schienen wir aus Thon flüchtig nachzuformen suchten, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gerüstet da. Doch wühlt' in seiner Brust, trotz aller Philosophie und Resignation ein herber und innerer Schmerz, ein gemüthliches Unbehagen, für welches er nur feindselige polemische und wenig überlegte Worte finden konnte. Ach, man dämmt gegen das Uebel mit Schutt und Trümmern jeder Art den Weg, man schließt sich in das Bannat der Verachtung ein, und wagt sogar zuweilen einige Ausfälle gegen die belagernde Macht; aber vergebens! Aus diesem Herzen floh der

Friede, aus dieſem Gedächtniſſe wichen die ſchattigen Ruheplätze; der Tag ſteht mit drohenden Worten vor der Thür, und pocht trotzig auf einen Einlaß, der nicht mehr zurückzuweiſen iſt. Das Ungewitter mag noch einmal verziehen! Man werfe ſich irgend einer zerſtreuenden Beſchäftigung in den Arm, man läugne die Gefahr weg, da man ſie nicht ſieht! was hilft's? du verlierſt den Zuſammenhang, und die Gunſt einer weiſe angeſtellten Berechnung. Da du den Strom noch in weiter Ferne rauſchen hörteſt, iſt er ſchon unter deinen Füßen, und du treibſt hülflos auf ſtürmiſchen Wogen, wo man, wie Göthe als Botaniker, ſich mit Grashalmen zu retten ſucht.

Mit entſetzlicher Anſtrengung hatte Göthe gegen das Unbehagen, das aus der Zeit kam, gekämpft. Er hatte ſich ſelbſt geopfert,

um des bittern Schmerzes ledig zu werden. Denn jene Lebensphiloſophie, die hier einen ganzen Menſchen revolutionirte, was iſt ſie anders als eine rührende Trennung des Mannes vom Jüngling, der Zukunft von ſüßer Erinnerung, des Kopfes vom Herzen? Göthe empfand dieſe Rührung nicht, weil er ein Charakter war; aber wohl den Schmerz. Seine Berechnungen mißglücken, alles um ihn her zuckt mit Nadelſpitzen auf ſeine Nerven, und ſelbſt das alte Mittel, durch Produktionen ſich zu retten, ſchlägt fehl. Großkophtha, Bürgergeneral, die Aufgeregten, die Ausgewanderten, Herrmann und Dorothee, ſchleuderte er aus ſeinem Schiffe, um es oben zu erhalten. Aber die Zeitgenoſſen verziehen keine Miene. Neue Waffen, die Natur. Es iſt zu ſpät, die Geſchichte ſchlägt ihn zurück, und ein Geiſt, der ſeinem Jahrhundert vorangeeilt war, muß noch

dem letzten Decennium deſſelben unterliegen. Die Thatſache zerreißt das philoſophiſche Gebälk, auf dem er ſteht. Der ſchwankende Tritt taſtet keinen Boden mehr, und man muß auf Augenblicke ſehen, wie die Wellen der Vergeſſenheit über Göthe's Haupte zuſammenſchlagen.

IV.

Die Zeit hat ihre Lieblinge. In ihren weitbauſchigen Mantel hüllt ſie die Auserwählten ihrer Gunſt, trägt ſie über die Fluthen der Begebenheiten, ſetzt ſie in ſichern Gegenden auf's Trockne, und holt ſie wieder, wenn der Sturm verzogen iſt, und man im Schooße des Glückes ſich wieder betten kann.

Göthe hatte ſich einer ſolchen Pflege und Wartung des Schickſals nicht zu erfreuen. In den Tagen der Ruhe hatte er unterlaſſen, ſich die Zeit zum Freunde zu machen. Statt den ſtolzen Nacken zu ihr emporzuheben, vermied er und beleidigte ſie; er hatte es für

größer gehalten, den Umständen zu trotzen, als für die Zukunft sich bei ihnen einzuschmeicheln.

Wüßten wir nicht, daß das 19te Jahrhundert um so viel poetischer ist, als das 18te prosaisch war, so würden wir nicht begreifen, wie in so kurzer Zeit sich alle Gesichtspunkte der Literatur umwerfen konnten. Früher hielt man es für genialisch, der Zeit auf den Fuß zu treten, ihr den Sand aus dem Stundenglase zu verschütten, sie zu ignoriren im gelindesten Falle; jetzt dagegen wird für die Weihe des Genies gehalten, die Freundschaft der Zeit besitzen, ihr Jünger, Vertrauter, ihr Herold und Apostel sein. Göthe hatte sowohl für seine Beurtheilung, wie für den ganzen Charakter seiner Poesie das Unglück, unter diesem Wendepunkte zu leben, und von Ereignissen in einem Kreise herumgedreht zu

werden, wo man nicht mehr weiß, ob im Januskopfe das jugendliche Angesicht der Zukunft, oder das Profil des Greisen der Vergangenheit angehört. Wo ist der Herrscher oder Sklave? Gehorchtest oder befahlst du?

Aus den historischen Widersprüchen, in welche auf jenem Wendepunkte die ausgezeichnetsten Befähigungen in der deutschen Geisteswelt verstrickt wurden, schreibt sich der unbehagliche Eindruck her, den noch heute die deutsche Literaturbetrachtung erzeugt. Wenn wir selbst an den glänzendsten Entfaltungen deutscher Wissenschaftsbestrebungen niemals eine recht lachende, nationale Augenweide gehabt haben, wenn uns noch immer die Zwiespältigkeit der Meinungen überall anfällt, wenn die Lust an dem Einen durch die gehässige Polemik des Andern vergällt wird, und zuletzt die Nation von den Ideen selbst zwar

ſehr viel Ehre, aber ſehr wenig Vortheil zieht; ſo iſt es, weil ſich unſere glorreichſten Beſtrebungen gewöhnlich in dem Charakter der Zeit irrten, und von einer Maſſe, die ſie kalt von ſich wies, eine mit den Umſtänden disharmonirende Hingebung verlangten. Jene ſchreiende Diſſonanz, als die Kunſt und die Geſchichte ſo feindſelig zuſammentrafen, verwirrte zuerſt die Kunſt ſelbſt, erzeugte jene Haarſpaltungen der äſthetiſchen Tendenzen und künſtleriſchen Theoreme, welche beſonders in Göthe's und Schiller's Briefwechſel ſich in einem fortwährenden Zirkel bewegen, lähmte darauf die ſchöpferiſche Produktivität unſeres größten Dichters, der in einer ſo unruhigen Zeit, um nicht mit fortgerafft zu werden, ſich entſchließen mußte, ſich in ſich zurückzuziehen und in ſich den Dichter nur zu einem Theile des Menſchen zu machen. Noch immer hallt

dieſe Diſſonanz in unſerm Zuſtänden fort, und es wird lange währen, ehe wir aus dieſen widerſprechenden Thatſachen ſowohl die richtigen Urtheile, wie die weiſeren Entſchlüſſe gezogen haben.

Man ſpricht immer von der großen Geſchichte, von dem groſten Jahrhundert, von der Dichterin Zeit, die Alles überflügelt. Aber wie wenig die Literaturen auf den Umſchwung der nationalen und äſthetiſchen Begriffe vorbereitet waren, wird man am paſſendſten aus einer Vergleichung erkennen, die noch nicht angeſtellt worden iſt. Was hat Frankreich durch ſeine großartige Geſchichte wohl für ſeine Literatur gewonnen? Unſere Rigoriſten wollen, daß uns die Schmach hätte begeiſtern ſollen; in Frankreich, ſollte man denken, hatte der Ruhm vor der Schmach ſogar noch einige Schritte voraus. Der Ruhm konnte

ohne viel Ueberlegung zum Griff in die Leier ſchnell begeiſtert ſein. Wo ſind aber in Frankreich dieſe großartigen Schöpfungen einer in der Zeit ſiegestrunkenen Phantaſie? Wo ſind die ingrimmigen Lieder des Sängers, der mit republikaniſchen Reimen gegen die epiſchen Stanzen der Napoleoniſchen Monarchie gekämpft hätte? Was ließ ſelbſt die Revolution außer André Chenier zurück?

In Frankreich bringt der gleichzeitige Ruhm folgende Verſe des Herrn Aliſſan de Chazet hervor:

Napoléon, de ton image
Louise a reçu l'heureux don;
Puisse tu, par un autre gage,
Chez nous éterniser ton nom!

Herr Delrieu ſang:

Je veux que désormais la France et l'Ausonie
Dans le *nouvel Alcide* admirent ton génie;
Adorent tes vertus;

En dépit d'Albion, que l'univers respire!
Pour toi, pour tes neveux j'éternise l'empire
De *Trajan*, de *Titus!*

Und bei Gelegenheit der Vermählung des Kaiſers mit Marie Louiſen ſchmeichelte Herr Deſaugiers:

Viens t'en, Fanchon, viens t'en vite aux Tuil'ries!
L'concert commence et j'oy somm' pas encor.
Ah! pour chanter *leurs Majestés chéries*
Coeurs, instrumens, tout est bientôt d'accord.

Man wird ſagen, Herr Aliſſan de Chazet, Herr Delrieu und Herr Deſaugiers waren keine großen Geiſter; aber die Herren Fontanes, Jay, Jouy u. A. galten dafür. Wie verlegen und unbeholfen iſt ſelbſt Chateaubriand der damaligen Zeit gegenüber, wo er, der nie einen Charakter gehabt hat, dennoch der einzige Charakter war, und überdies noch von einer Frau übertroffen wurde, der Staël! Man täuſche ſich nicht; die Einſichten über

das Verhältniß der Kunst zum Leben kamen viel später.

Deutschland besaß freilich weit glänzendere Mittel als Frankreich, um die allgemeinen Ideen und Thatsachen der Wirklichkeit auszusprechen; allein um das Einzelne zu fassen, fehlte es bei uns an der Erfreulichkeit und Entfernung desselben, um das Allgemeine, an einer übersichtlichen Abrundung, welche die sich damals dramatisch drängenden Ereignisse erst später erhielten, als sie episch hinter dem Momente lagen. Die beiden Jahrhunderte lagen noch in ihren Widersprüchen so wenig grell vor aller Augen, daß sowohl in Frankreich wie in Deutschland sich die Zeitpoesie der alten herkömmlichen Formen bediente, und um neue Dinge einstweilen noch immer abgetragene Gewänder schlug, Frankreich die mythologische Garderobe des Parnaß, Göthe

seine Promethasiereien im Epimenides. Kurz dasjenige, was man die neue Poesie nennen kann, die Schule Byrons, die französische Romantik mit ihrem Odenschwung, nebst deutschen Bestrebungen; diese Revolution der ästhetischen Begriffe und Ideale, beginnt erst mit dem Tode Napoleons. Denn mit diesem Augenblick wurde in die laufende Geschichtschreibung die poetische Gerechtigkeit eingeführt.

Ueberdies hat Deutschland eine ausserordentliche Erscheinung erlebt. Wenig Zeiten waren von künstlerischen Interessen so sehr eingenommen, wie gerade die historisch aufgeregtesten im Anfang unseres Jahrhunderts. Die beiden Tendenzen unserer Literatur, welche sich an die Universitäten Jena und Heidelberg knüpfen, und die sich später in Berlin vereinigten, schlossen sich unmittelbar an die rastlose Produktionslust an, welcher durch einen

frühzeitigen Tod Schiller entrissen wurde, und die sich auch, fast möchte man sagen, durch die moralische Ansteckung des Gewissens Göthen mitgetheilt hatte, der mitten im Getümmel der sich drängenden Ereignisse seine prosaischen Meisterwerke zeitigte. Wo konnte bei so lebhaften Bestrebungen in Kunst, Philosophie und empirischer Naturbetrachtung wohl das Gefühl einer Isolirung und eines neu einzuschlagenden Weges durchbrechen? Göthe war mit Schiller in einen lebendigen Rapport getreten. Schiller repräsentirte das allgemein Menschliche und die Geschichte; Göthe das Individuelle und die Natur. Diese entgegengesetzten Prinzipien kämpften mit friedlichen Waffen, und brachten zu Gunsten der ästhetischen Technik, und der Erziehung zum Poeten Resultate hervor, welche sich bei allem Bezuge auf die Zeit und ihre Verhältnisse, doch

immer nur mitten in den Traditionen der alten formellen Literaturgeschichte bewegten. Man fühlte sich immer in dem Zusammenhange dessen, was in der Anordnung des Tages die Ordnung der Kunst war. Es gab keine Lücke, von der man sich gestanden hätte, sie mit Aufopferung seiner selbst ausfüllen zu müssen. Die Bändigung der Revolution durch Napoleon hatte die Interessen wieder in einander geknüpft, die Nationen drängten sich in ihre Kerne zusammen, und hoben um stärker zu sein, den inneren Zwiespalt ihrer Tendenzen auf. Wo Niemand das thut, was er thun möchte, da darf es kein Vorwurf sein, daß ein Jeder das thut, was er kann. Wo alle dulden, wie kann man den tadeln, der sich einen Trost zu verschaffen sucht, und in dessen Segnungen soviel als möglich hineinziehen möchte? Oeffentliches Unglück, das

man aus seinen eigenen Mitteln nicht enden kann, entschuldigt im Schooße der Duldenden jede Handlung, da keiner diejenige thut, welche den Schaden besserte und das Recht der Strafe heiligen könnte.

Unglückliche Zeiten, die sich trösten, aufgeregte, die sich beruhigen wollen, werden immer auf die Literatur zurückkommen. Sie fängt die für die äußere Gefahr zu mißlichen Radien der Ueberzeugung und des freien Gedankens auf, und leitet sie in das schöne Farbenspiel einer gebrochenen Reflexion wieder zurück. In ihre schattenreichen Haine flüchtet man sich vor der glühenden Mittagshitze, und träumt mit dem Vogel, dessen Gesang wir uns zu deuten suchen. Man will in allen tyrannischen Zeiten die Garantie seiner natürlichen Freiheit retten. Wo die Menschen nur noch Bürger und Krieger sind, wo sie

nach Tauſenden Heerdenweiſe vertheilt werden, und Geſetzen ſich fügen müſſen, welche die Natur verläugnen, da lechzt man nach Natur, nach jener Nacktheit, in welcher wir geboren wurden; nach jener Verantwortlichkeit, die einſt vor Gottes Thron wahrlich Niemand an unſerer Statt übernehmen wird, ſondern wo wir für uns ſelbſt ſtehend, mit Niemanden als mit Gott unter vier Augen zu reden haben. Dies Band der freien Selbſtbeſtimmung iſt das Gewebe der Literatur. Tempel bauen ſich auf, wo wir, von den Dienern Baals ungeſehen, den heimiſchen Göttern opfern dürfen, Katheder, wo unſere Hoffnung als Weisheit gelehrt wird, eine andere Welt, in der wir geiſtig leben und mit immer feſter werdenden Fuße wandeln. Die Literatur und Kunſt iſt jene Religion, welche uns mit der Gottheit unter vier Augen läßt.

Das erſte Drittel unſeres Jahrhunderts iſt verronnen. Welches werden die Reſultate ſein, die ſich im letzten Drittel zu bethätigen haben? Kein Jahrhundert hat mit geſchwätziger Haſt ſo viel Fragen aufgeworfen, wie das unſrige. Die allgemeine Aufklärung weckte das Verſtändniß, und machte Jeden fähig, an der Löſung jener Fragen ſeinen Antheil zu nehmen. Eine chaotiſche Begriffsverwirrung war die Folge. Die kriegeriſchen Erlebniſſe weckten die Leidenſchaft, und den Stoff, welcher durch ſie entzündet werden konnte, gaben die Intereſſen und Ideen her. Von jenen Waffen, die ſie alle trugen, blieben in den Händen die Schwielen zurück; als drohende Heiligthümer hängen an den Wänden die Trophäen und Erinnerungen des vergangenen Völkerkampfes; alle unſere Debatten haben einen ſo trotzigen und feindſeligen Charakter, daß

es immer ist, als hörte man dazwischen den Hahn einer gezogenen Flinte knacken. Ob man das Pulver von der Pfanne blasen wird? Ja. Das Resultat, von dem das 19te Jahrhundert seinen Namen empfing, scheint noch über zwei Menschenalter hinaus zu liegen, und wir werden es bald den Enkeln überlassen müssen, unsere Rechte zu fordern und als die ihrigen zu vertheidigen.

Es ist erwiesen genug, daß an dieser Verwirrung die Literatur die größte Schuld trägt. Wenn ich auch nicht sagen will, daß die Literatur sie hervorgerufen hat, so beförderte sie den Zwiespalt schon dadurch, daß sie ihn nicht hintertrieb. Alle literarische Definitionen sind auf der Flucht. Was ein Gesetz an sich trägt, hat seine Geltung verloren; was eine Schlußfolgerung ist, sieht sich vergebens nach ihren Voraussetzungen um. Die Thatsachen der Li-

teratur ſchweben in der Luft. Alle Paragraphen ſind wie die Nummern eines Lottos zuſammengewürfelt, aus welchen nur noch der blinde Zufall Nieten und Gewinne zieht. Einiges, das ſich ſicher dünkt, ſtreckt ſich mit vornehmer Behaglichkeit auf dem Ruhebette aus, und ſchleudert ſo gleichgültig, als wenn ein Engländer ſich die Zähne ſtochert, ſeine Urtheile von ſich. Schelling — Hegel — was hat die Welt dann, wenn der Eine von Beiden ſiegt? Wenn nun dieſer Kampf erſt entſchieden iſt, wenn nun Jeder erſt ſagen kann, was er will; was wird dann wohl geſagt werden? Dieſe ſo breit entfaltete Anſtrengung und Erbitterung mußte doch die Vermuthung erregen, daß ihr nur das Eine erſt beſeitigen wollt, um dann recht tüchtig an das Andere zu gehen? Wenn ihr dieſe Entgegnung verachtet, ſo verachtet ihr eure

Zeitgenossen; denn warum haltet ihr sie auf? Warum verlangt ihr so breite Dimensionen der Anerkennung? Und wie ihr, so Alle, die, um das Wort zu haben, tausend Worte verlieren, und, wenn sie es endlich haben, dann verstummen werden.

Aber diese Stummheit hat etwas Tröstendes. Denn sie erleichtert uns die Rechnung, wenn wir alle Ideenposten unserer Zeit ansetzen, und daraus ein Facit für das Jahrhundert ziehen wollen. Wenn ihr stumm sein werdet und dann Nichts sein wollet, als was ihr selber seid, dann werden wir nur sehr wenig zu addiren haben. Faßt man die Spitzen so zahlloser Pfeilbündel, die Ziele dieser hitzigen Bestrebungen des Pietismus, der Scholastik, des Liberalismus u. s. f. zusammen, und ritzt dann wirklich nur so flüchtig die Haut der Zukunft? Das ist vortreff-

lich. Da muß die Wahrheit unſeres Jahrhunderts gerade zwiſchen dem Extrem der Revolution und den Lehrbüchern eurer Philoſophie mitten inne liegen.

Die Philoſophie unſerer Tage fühlte es, daß ſie eine Beſtimmung von ſich ausſprechen müßte, welche über die Debatte und ihre eigene Ausſchließlichkeit hinaus läge. Sie fühlte, daß man mit ſo gierigen Armen nicht in das Herz der Nation greifen dürfe, ohne daß etwas Anderes in ihren Händen läge, als das Blut ihrer Gegner und ihr angemaßter Ruhm. Wohin rafft ſich dieſe Philoſophie auf? Ueber die Inhaltloſigkeit ihrer ehemaligen Behauptungen erſchreckend, fühlt ſie, daß ſie Etwas thun muß, was tüchtig und erfreulich iſt, oder wie Göthe ſagen würde, was Hunde vom Ofen lockt. Seither regnet es einen Strom von Beweiſen für die Unſterblichkeit

der Seele und die persönliche Fortdauer. Ich mag diese moderne Ostermorgenfrage hier nicht aufnehmen, weil sie nicht hieher gehört; aber sie ist ein Symptom.

Der kleine Zirkel, auf den Alles ankömmt, heißt: Wer sind wir? Wozu? Von wem? Wohin? Die großen Sphären der Philosophie tanzen um diesen kleinen Zirkel, ohne ihn an irgend einem Punkte seiner Peripherie zu berühren. Man muß Tangenten ziehen. Man muß beweisen, was ist die Asche, in welche dereinst unser Kopf, der stolze Weltdurchsegler, unser rüstiger Arm, unsere Real- und Sprachkenntnisse zusammensinken? Nur Muth, ihr neuesten Unsterblichkeitslehrer! Wühlt in dem Staube und sichtet ihn durch das Haarsieb eurer Dialektik! Bleibt auch nichts zurück, so läßt sich diesem hohlen Nichts, das die Welt erschuf, doch immer noch ein Name ge-

ben, purpurn, ſchimmernd beim Phantaſten, mild, hoffnungsgrün beim Dichter; grau, geiſterhaft beim Exorciſten; gelb, intolerant und exkluſiv beim Zeloten. So ſehen wir mit einem Male die Philoſophie auf jene alten Fragen reduzirt, die ſie ſich von den Leichenſteinen der Friedhöfe abliest. Die Schulen ſind geſchloſſen, die Lehrer wandeln in Mondſcheinsferien, die Jünger lauſchen an der zugefallenen Pforte, und aus den transparenten Irrlichtern der modernen Unſterblichkeitstheorien, die über den Gräbern hüpfen, ſetzen ſich die identiſchen Worte zuſammen: Wir ſind, die wir ſind; gebt Gott die Ehre!

Mehr oder weniger wollte auch Göthe nicht. Hier erſt iſt der Ort, wo man wieder des weiſen Dichters helle und klangvolle Stimme vernimmt, aus welcher eine geſunde und lachende Weltbetrachtung ſpricht. Zwi-

ſchen jenen philoſophiſchen Syſtemen, die ſich ſo ſehr verrechnet hatten, daß ſie die Unſterblichkeit der Seele alle als etwas Vergeſſenes nachholen mußten, wandelte er nach einem Ziele, das ſich der Genius des Jahrhunderts geſteckt zu haben ſcheint. Weder die Freiheit, noch die Geſetzmäßigkeit des Gedankens will ich nennen, weil man damit andere Begriffe verbindet. Es iſt aber die Autonomie des Gedankens, in ſpekulativer wie in äſthetiſcher Hinſicht.

Das Ziel iſt mit wenig ungefähren Sätzen ausgeſprochen:

Befreiung des Gedankens vom Syſtem und den dogmatiſchen Formen.

Der Irrthum als Chance des Gedankens, wenn er nur die Wahrheit des Individuums und die Schönheit der Form hat.

Nur diejenige Wahrheit ist schön, welche eine individuelle ist.

Die Tendenz ist lobenswerth; aber ihren Gedanken, blos als den Gedanken der Allgemeinheit, wird entweder die Wahrheit oder die Schönheit mangeln.

Die Tendenz ist kein Spiel, sie muß siegen oder besiegt werden, weil sie auf Interessen beruht, aber in diesem Jahrhundert entscheidet sich erst die eine Frage, ob die Literatur sich aus den Interessen erheben, und eine selbst bezweckte Stellung behaupten kann, oder ob sie fortfahren wird, mit den Interessen verwechselt zu werden, und mit einer ferneren Unmöglichkeit ihrer selbst enden wird?

Uebrigens darf, wer mich Gott nicht mit Händen greifen läßt, nicht zürnen, wenn ich meinen Augen mehr traue, wie den seinigen.

Statt angemaßter Wahrheiten gebt bescheidene Ueberzeugungen! Bescheidene Ueberzeugungen aber sind solche, die keine Verpflichtungen sind.

Die Systeme sind gut. Aber es sind ihrer zu viel. Nämlich zu viel auf einmal. Sie sollen auch alle erhört werden. Deshalb mögen sie einstweilen auf das neutrale Gebiet der Schönheit treten, doch warten, bis sie der Zeitgeist rufen wird, und sich in ihrer vorläufigen Lage den Gesetzen des neutralen Gebietes bequemen.

Endlich erlaube mir Jeder, der mich nicht geschaffen hat, noch einmal, da meinen Schöpfer zu suchen, wo ich ihn finde!

Durch diese Gedankenverbindungen gehört Göthe dem 19ten Jahrhundert an. Ich wüßte auch wahrlich nicht, worauf man in Zeiten einer allgemeinen Begriffsverwirrung anders

zurückkommen will, als auf die Natur, die Gesundheit, die Freiheit, den besten Humor und auf das, was Niemand machen, geben, oder nachahmen kann, auf das Genie.

Göthe hat sich im Anfang dieses Jahrhunderts von allen Liebhabereien desselben entfernt gehalten, sowohl von dem Nifl- und Muspelheimer-Himmel der Nordlandsreckenromantik, wie von der blauen Blume Hardenbergs, der Indomanie der Schlegel, welche sich beide im Ganges von ihren literarischen Sünden reinigen wollten. Allen diesen Bestrebungen lag in der That eine gewisse Verwandtschaft mit Ideen der Zeit, ja sogar eine Sympathie mit dem Schicksale der Nation zum Grunde; aber es war von einem vollendeten Charakter nicht zu erwarten, daß er aus Patriotismus seinen Geschmack verderben sollte.

Alle neuere Poeſie in Deutſchland hat nun einen Ton angenommen, der von fremden Dingen auf ſie übertragen iſt. Sie lehnt ſich an allgemeine Thatſachen und Begriffe, welche, da ſie nicht ſelten erhebender Natur ſind, den durch ſie angeregten poetiſchen Empfindungen eine heilige Weihe und Wirkung geben. Durch eine ſinnige Behandlung ihrer Intereſſen ſind die Menſchen bald gewonnen. Jene poetiſchen Trompeter, die den Zügen der Tendenzen voranreiten, gekleidet in die Livree der Kämpfenden, ſind die Augenweide der Maſſe, die ſie mit Ruhm bezahlt. Sie nützen, ſie erfreuen, ſie ſchmeicheln, und koſten wenig. Sie koſten keine alten Traditionen, ſie koſten keine uns liebe Philoſophie oder Religion; ſie beeinträchtigen Niemanden in ſeinen alten Beſitzthümern. Das Genie koſtet die Menſchheit etwas. Da muß immer eine

Nation oder ein Stück Religion, Philoſophie oder Wiſſenſchaft zu Grunde gehen. Dieſen Schaden wird das Genie freilich ſpäter aus ſeinen eigenen Mitteln wieder herſtellen.

Zu dieſer Wohlfeilheit geſellte ſich ſeit Herder der große Nachdruck, welchen man auf die Unterſcheidung der Nationalliteraturen legte. Studium und Intereſſen vereinigten ſich, die Literaturen unter allgemeine Kennzeichen und klimatiſche Reverberen zu bringen. Der Begriff des Nationalen legte ſich wie ein Reifen um die Anſchauungen des Poeten, und drückte alle ſeine Bilder und Gedanken auf einen kleinen Mittelpunkt zuſammen, der ungefähr dem Durchſchnittswerthe der Allgemeinheit gleich kam. Die Nation will ſich in der Literatur beſpiegeln: ſie will, daß die Literatur ihre jeweiligen politiſchen, religiöſen und moraliſchen Zuſtände ausſpreche. Sie

wollen ſich in den Weiſen des Dichters wieder finden mit ihren kleinen und groſſen Leidenſchaften, mit Frau und Kind, wie ſie in ihrem Beſuchszimmer im Conterfei hängen. Dem, was Alle fühlen und denken, ſoll der Dichter nur die ſchöneren Worte geben. Man ſagte damals: die Zeit iſt wie eine Rieſenharfe ausgeſpannt, aus welcher jeder einzelne Dichter ſich einen Ton auffangen müſſe für ſein eigenes kleines Inſtrument der Subjektivität.

Wohin dieſe damals mit entſetzlicher Leidenſchaft gelehrte Aeſthetik geführt hat, zeigt der gegenwärtige Augenblick. Die poetiſchen Kräfte der Nation ſind erſchöpft, keine einzige derjenigen Leiſtungen, welche ſich unter uns noch einiger Theilnahme zu erfreuen haben, laſſen ſich mit den Vorausſetzungen jener Aeſthetik in Einklang bringen. Sie wider-

ſprechen in ihren Prinzipien all den Merkmalen, welche die ſogenannte Nationalliteratur tragen ſoll. Es iſt durch den Erfolg entſchieden, wie wenig befruchtend und anregend jene patriotiſchen Lehren wirken konnten. Wir ſehen es. Ueberall Produktionsohnmacht. Und wo ein Produkt iſt, da wird nur die Tendenz geſehen!

Die Weltliteratur will die Nationalität nicht verdrängen. Sie verlangt ſchwerlich, daß man ſeinen heimiſchen Bergen und Thälern entſagend, ſich an kosmopolitiſche Bilder und Landſchaften gewöhne. Die Weltliteratur iſt ſogar die Garantie der Nationalität. Sie wird immer, wenn das Evangelium der Letzteren mit zu vielen Golgathagefahren gepredigt wird, oder ſonſtige Beanſtandnahmen deſſelben eintreten, den mißlichen Anknüpfungspunkten zu Hülfe kommen, und vor einem

Europäiſchen Forum dasjenige möglich machen, was in der Heimath unzuverläſſig iſt. Die Nationalität wird durch den weltliterariſchen Zuſtand nicht aufgehoben, ſondern gerechtfertigt. Der heimiſchen Literatur wird das Urtheil und die Geburt durch ihn erleichtert, wie namentlich in Deutſchland die Vorausſetzungen einer nationalen Literatur ſo ſehr erſchwert ſind, daß man bei uns über ein Talent den Stab bricht, während demſelben das Ausland akklamirt. Was wir auch gegen Heine einzuwenden haben, ſo iſt es doch unerträglich, daß bei uns ein Name ungeſtraft darf geläſtert werden, der durch ſeine auſſerordentlichen Fähigkeiten ſich bereits eine europäiſche Bekanntſchaft erworben hat.

Wenn man weiß, wie weſentlich für Deutſchland dieſe zänkiſche und hypochondriſche Kritik iſt, welche nichts in der Welt

ohne Anfechtung laſſen kann, die über Alles ſich erhitzend, an jede Statue des Phidias noch ein Fragezeichen anhängen würde, ſo kann man ſich die erboßte Hartnäckigkeit erklären, mit welcher man ſich bei uns gegen das Prinzip einer Weltliteratur ſträubt. Man muß wohl ein ſo durchgreifendes und einfaches Regulativ der äſthetiſchen Beurtheilung haſſen, weil es das Gewerbe beeinträchtigt, weil es alle die Bosheiten, Unverſöhnlichkeiten und Angebereien ausſchließt, mit welchen in Deutſchland produktive Talente begrüßt, verfolgt und oft getödtet werden.

Die Grundſätze der Weltliteratur geben ſich ſogleich zu erkennen, wenn man nur die äußere Phyſiognomie derſelben näher bezeichnet. Zur Weltliteratur gehört alles, das würdig iſt in die fremden Sprachen überſetzt zu werden, ſomit alle Entdeckungen, welche

die Wiſſenſchaft bereichern, alle Phänomene, welche ein neues Geſetz in der Kunſt zu erfinden und die Regeln der alten Aeſthetik zu zerſtören ſcheinen. Die geringe Ausbeute derartiger Produktionen würde namentlich Deutſchland von jener Ueberfluthung des Literaturmarktes befreien, welche den Umſatz, die Theilnahme, den Ueberblick und die Kritik erſchwert. Mit dem inneren Werthe käme die äußere Würde der Literatur. Die Literatur erhöbe ſich von der niederen Stufe, auf welche ſie als ein Bedürfniß herabgeſunken iſt. Sie würde ſich als eine organiſche Offenbarung des Menſchengeiſtes bethätigen, und mit einem Schlage durch ihre eigene naive Unübertrefflichkeit alle jene Fragen beenden, welche ſich auf dem jetzigen Gebiete der Geiſteswelt zu keinem andern Zwecke durchkreuzen, als um die Mittelmäßigkeit zu ordnen, zu placi-

ren, zu erläutern und mit falſchen Lorbeern zu bekränzen.

Ich gebe zu, daß in der Weltliteratur dieſelben Verwechſelungen vorkommen können, wie in der Nationalliteratur. Kotzebue iſt vor dem europäiſchen Tribunal anerkannt. Raupach ſogar dürfte eher überſetzt werden, als der Fauſt von Nikolaus Lenau, oder ein Roman von Julius Moſen. Ich kann nicht ſagen, daß ich etwas wüßte, was hier dem Genie den Rang immer vor dem bloßen Talente ſicherte, es ſei denn, daß ſich das Genie die Tugenden des Talentes anzueignen ſuchte. Dies wäre Aufforderung genug an unſere heimiſche Literatur, ſich aus ihren flüſſigen, wenn auch noch ſo edlen Bildungsſtoffen herauszugeſtalten, frei die Welt zu überblicken, alle nebelhaften Anſchauungen von

jenen urschönen Bildern hinwegzuziehen; die nicht fehlen werden, wo Prädestination ist. Diese zusammengeronnene Schönheit, welche sich in der deutschen Poesie findet, gleicht dem Korinthischen Erze, das von tausend flüssigen Götter- und Heldenstatuen siedet und wallet. Da ist keine Prägnanz, keine Deutlichkeit, keine Wahrheit der Umrisse. Licht und Schatten gehen ohne Perspektive in einander, und machen, daß die ordinärsten Gestalten Sieger sind, weil sie sind. Dies schöne lebendige Seyn mit Händen und Füßen, dies Seyn mit einschmeichelnden überredenden Worten, dies Seyn in Stiefeln und Sporen, klirrend auf den Marmorstiegen der poetischen Phantasiepaläste; wo fände sich dies oft bei den tiefsinnigsten Dialektikern des Gemüths und der Einbildungskraft, bei Fähigkeiten, die zum Siege alles zu besitzen scheinen?

Das iſt es. Der Dilettantismus zerſtört die Wirkung des Genies. Jene der Zeit parallellaufende ſogenannte Nationalpoeſie brachte die Poeſie nicht außer Athem, da das Leben immer dasjenige iſt, was uns am leichteſten wird. Die Poeſie als eine Sonntagsfeier, als ein an hohen Feſttagen angethanes Kleid, hat nicht jenen olympiſchen Schweiß auf der Stirn, den man mit Lorbeern zu trocknen unwillkührlich verſucht wird. Uhland's Muſe iſt nie echauffirt. In ſeinen Gedichten iſt täglich Sonntag. Die Glocken läuten, und die Menſchen gehen geputzt in die große Kirche der Natur, wo zum feſtlichen Tanze unter der Linde der Boden hübſch rein und ſauber gekehrt iſt, wo alle Dinge im Chore ſingen, und die Meinungen im Uniſono einfallen. Gewiß ſchön; auch weltliterariſch als deutſches Genrebild, als eine Sammlung

von Nationaltrachten, die sich der Engländer kauft, wenn er über Rotterdam in seine Heimath zurückreist. Allein in jedem andern Bereiche, das nicht die Lyrik ist, wird diese Sonntagsstimmung ein phlegmatisches Wohlbehagen, ein romantisch genießendes, nicht plastisch schaffendes. Wer ein fremdes Leben wirken will, muß zuvor das seinige auf's Spiel setzen.

Die Deutschen bilden sich ein, daß ihnen eine Menge Dinge gestattet seien, die sich die Franzosen und Engländer nicht erlauben dürfen. Die eigenthümliche Complexion unserer physischen und moralischen Natur soll andere Gesetze zu verlangen scheinen, als sie das Ausland befolgt. Man rundet Bemerkungen zuletzt gern mit einer schmeichelhaften Phrase ab, wovor der Genius unseres Vaterlandes erröthen müßte, wenn er nicht schon an das

ſeit Jahrhunderten ſtinkende Eigenlob der Deutſchen gewöhnt wäre. Ich mag auch gegen die noblen Eigenſchaften meiner Landsleute nichts einwenden. Ich ließe dieſe patriotiſche Koketterie gern gewähren, wenn ſie nicht in der Literatur etwas gelten und das Schlechte nur durch die Eitelkeit, die man darauf hat, rechtfertigen wollte; und ich glaube wohl, daß ein Franzoſe daran keinen Geſchmack hat, woran ſich deutſche Herzen erfreuen. Aber es giebt auch viele deutſche Tugenden, die uns ſelbſt ſchon zur Laſt werden. Die ſogenannten ächtdeutſchen Produkte unſerer Literatur ſind die mittelmäßigſten.

Als Göthe die Weltliteratur empfahl, dachte er ſchwerlich daran, daß die einheimiſche Literatur nach dem Beifalle der Fremden geizen und nach exotiſchen Maaßſtäben eine

Regulirung ihres Werthes dulden ſolle. Göthe wollte zunächſt Nichts, als die erfreuliche Empfindung einer Anerkennung von jeder nur möglichen Seite her. Darauf verlangte er von ſeiner Weltliteratur wechſelſeitige Repreſſalien des Genies, Austauſch von Ideen, die man ſich mittheilen ſollte als die Reſultate einer durch Theilung ſchnell geförderten groſſen gemeinſamen Geiſtesarbeit. Göthe dachte an eine Tendenz der Zukunft, zuletzt ohne Eigennutz, um ſo mehr, da er ſich ſchwerlich getraut haben würde, alle ſeine Produktionen von einem weltliterariſchen Standpunkte anzuſprechen. Es iſt überdies ſonderbar. Göthe erwähnte die Weltliteratur, um der ſogenannten zeitgemäßen Poeſie zu entfliehen, und derjenige Name, an welchen er die Weltliteratur anknüpfte, war die höchſte Potenzirung der modernen Bildung: Lord Byron.

Byron gehört nicht zu jenen Günſtlingen, welche ſich die Muſe der Dichtung ſelbſt erwählt, ſie mit den glänzendſten Gaben ausſtattet und ihnen die Sonnenroſſe ihrer ſtolzen Bahnen ſelber anſchirret. Dante, Shakeſpear, Cervantes traten aus dem innerſten Heiligthum der Poeſie, umflattert von den Genien der Schönheit, welche ihnen die unverwelklichen Blüthenkränze ihrer Dichtungen um die hohe Stirne flochten. Die Bajaderen der Grazie tanzten vor ihnen, die Satyrn bliesen auf ihren Waldflöten, die Thiere des Feldes legten ſich gebändigt zu den Füßen der Sänger nieder. Die Dichtkunſt war ihr Athem und ihre Seele. Was ſie berührten, verſchönten ſie. Sie waren Prieſter, die eine heilige Offenbarung zu lehren in die Welt geſandt wurden.

Byron dagegen war nur ein Charakter, der ſich der Poeſie bemächtigte. Die Poeſie ſelbſt gab ſich ihm unwillig hin; er mußte ſie bändigen. Die Poeſie hätte ihn nicht auserwählt, aber Byron war ſo kräftig, daß er ſie zwang einen Willen zu haben, der der ſeinige war. Die Poeſie war für Byron ein Hülfsmittel. Er ließ den Genius der Muſen nicht frei in ſich walten, ſondern verwandte ihn ohne Plan und Ziel für die beliebigen Wendungen ſeines Lebens. Sein Leben war ihm noch immer mehr als ſeine Poeſie. Das hätte uns nie einen klaſſiſchen Dichter gebracht, wenn nicht zufällig ſein ganzes Leben eine poetiſche Claſſizität geweſen wäre.

Lord Byrons Dichtungen haben den Reiz der Originalität, obſchon ſeine Poeſie ſelbſt nicht neu iſt. Der Eindruck des Neuen macht

ſich bei Byron durch die Anwendung eines Charakters auf die Poeſie. Allein jene Urſprünglichkeit des dichteriſchen Genius, welche ein reiner Ausfluß des Ideals zu ſein ſchiene, fehlt den Schöpfungen des herrlichen Mannes. Byron hatte Ideen und griff, um ſie zu verkörpern, in einen Glückstopf. Wer würde ſagen, daß er niemals auf Nieten geſtoßen ſei! Byron hatte gleichſam die Poeſie um ſich her verſammelt als ein fertiges Ganze, als eine Tradition, da alles Schöne ewig iſt, ja ich meine ſogar, daß Byron glaubte, die Poeſie wäre etwas, das ſich von ſelbſt verſtünde. Der Gedanke und die Abſicht warten, ſie bedürfen ihres Kleides, ſie kleiden ſich ſelbſt nicht; ſondern Byron greift nach jener Tradition und wirft ſeinen Abſichten dasjenige um, was ſein Geſchmack ihn als das Beſte zu wählen lehrte. Man wird nicht wagen,

Lord Byron in lyrischer und dramatischer Hinsicht hochzustellen. Er war groß in der beschreibenden Poesie. Er wählte sich immer die glänzendsten Bilder unter der reichen Auswahl, die sich ihm anbot. Er ist meisterhaft in jenen Ausmalungen von Stürmen und Ungewittern, Seefahrten, Landschaften, und den vielen Details, welchen die epische Poesie eine gewisse Umständlichkeit, Breite und reflektive Ausdehnung nicht verweigern darf. Byron lebte mit der Poesie wie mit seiner Gattin. Er mied ihren Umgang und weinte, wenn sie ihn verließ; er tyrannisirte sie und fluchte, wenn sie sich deshalb beklagte. Er konnte sie nicht essen sehen, er wollte sie nur in der malerischen Situation haben, als Gedanke, Schmuck, als etwas Unwirkliches, und doch Vorhandenes; sie war seine Gefährtin nicht,

nicht der Athem ſeiner Seele, er ſchien ſie zu haſſen, und doch liebte er ſie!

Was nun Göthe beſtimmte, an Lord Byron einen ſo ausdrücklichen Antheil zu nehmen, iſt deshalb ſchwer zu entziffern, weil ihn Göthe ſeiner Weſenheit nach wahrſcheinlich mißverſtanden hat. Göthe bezeugt viel Luſt, den engliſchen Dichter in jene erſte Reihe zu ſtellen, wo wir nur die Günſtlinge der Muſen antreffen, wo die Dichtkunſt eine ſich ihrer innern Geſetze bewußte Offenbarung der Schönheit iſt, und Göthe ſelbſt ſeinen kuruliſchen Sitz einnimmt. Jene Anomalien der Byron'ſchen Lebensweiſe ſcheinen Göthen zufällige Abweichungen zu ſein, von anekdotiſchem Intereſſe, ſonſt unerheblich für einen Genius, der über den Charakter ſeiner poetiſchen Mittel nachgedacht habe, und bis zur

innern Centraliſation des Künſtlers in ſich durchzudringen verſuchte. Göthe wandte ſich deshalb jener thetiſchen Poeſie zu, die namentlich im Dramatiſchen von Byron ohne Glück kultivirt [illegible]. Was läßt ſich über Marino Falieri Günſtiges urtheilen! Die Rhetorik langt aus dem Munde der darin aufgeführten Perſonen Zettel heraus, die mit ſehr ſchönen aber unmächtigen Reden bedeckt ſind. Manfred iſt eine Dunſtgeſtalt ohne den Reiz des Lebens, eine der metaphyſiſch-poetiſchen Ehrien, die es jetzt im ſataniſchen Fache ebenſo gut giebt, wie im theologiſchen. Wie flach, allgemein und eben durch die Unermeßlichkeit ſo leer iſt Kain! Die Erhabenheit dieſer Dichtung liegt nicht in der Auffaſſung, ſondern in dem Gegenſtand. Die Wolken jagen und thürmen ſich aufeinander, Millionen von Meilen werden wie Rechenpfennige ge-

ſpendet, dazwiſchen ein Skepticismus, der weder poetiſch noch philoſophiſch iſt, und ſchon von Natur kalt laſſen muß. Ich glaube doch, daß Göthen, wenn er es lobte, hiebei nicht aufrichtig und von Herzen warm geworden iſt.

Göthe war zu beklagen; denn unmöglich beſaß er Freiheit genug, um an Byrons beſten Produktionen, an den Erzählungen, jene Genüge zu finden, die er ſich ſtellt, an den philoſophiſchen Leiſtungen des Dichters gefunden zu haben. Wie mußte ein an die klaſſiſche Monotonie des Homer, an die geſchwätzige Gleichmäßigkeit Arioſt's gewöhntes Urtheil berührt werden, wenn Byron eine kleine Anekdote zu einem endloſen Gedichte dehnt, hier etwas einmiſcht, das nicht zur Sache gehört, dort gegen die Kritiker und Hofpoeten polemiſirt, an einer andern Stelle den winzigſten

Detailumstand in's Endloseste ausspinnt, und das Alles unterminirt mit Horaz, Virgil, und einer die poetische Jungfräulichkeit überall verletzenden Gelehrsamkeit! Göthe akkomodirte sich. Die Dedikationen Byron's trieben ihn in die Enge, die englische Kolonie in Weimar verpflichtete ihn zur Antheilnahme, und um nicht ganz an der Selbstbethörung zu nichte zu werden, hielt er sich dann an jene mysteriösen Kompositionen, in welchen er sich die schimmerndsten Lichtstreifen von Poesie zu erblicken überredete.

Es ist ein Unglück, daß Göthe den Don Juan vielleicht häuslich goutirte, ihn aber nicht öffentlich anzuempfehlen wagte. Indem er auf jene Produktionen Byrons verwies, welche eine gewisse Aehnlichkeit mit seinen eigenen Leistungen haben, verrückte er den

Standpunkt der Weltliteratur. Vor dieſem allgemeinen Tribunale ſollte Lord Byron nur als ein Charakter gelten, der, wie wir ihn bezeichnet haben, ſich eines Stückes Poeſie bemächtigt hatte. Jetzt ſcheint es, als wäre gerade die Nachahmung jener dem Dichter mislungenen Parthieen empfohlen worden. Man erſchrickt, wenn man eine ſo durchaus abſcheuliche Kompoſition wie Edgar Quinet's Ahasverus mit der Anmaßung auftreten ſieht, als gehöre ſie zur Weltliteratur, als ſetze ſie deutſche und engliſche Elemente nach Frankreich über, als ſei ſie in irgend einem Betracht dem Fauſt Göthe's an die Seite zu ſtellen. Es herrſchen hier mannichfache Begriffsverwechſelungen, von denen nicht die geringſte die iſt, daß die Wahl großer Stoffe ſchon günſtig gegen die Ausführung durch kleine Talente zu ſtimmen pflegt.

Ueberhaupt iſt auch für Deutſchland Göthe's Nachwirkung nicht materiell, ſondern formell. Was er uns hinterließ, iſt die Tradition des abſtrakten Genies, die Form, die Gränze und die Methode. Er hinterließ uns Etwas, woran man lernen ſoll, ſein großes Vorbild, eine Meiſterſchaft, die ſich gewiß auch für die Beurtheilung fremder Produktionen auf einige ausgeſprochene Maaßſtäbe zurückführen läßt. Durch Göthe's Studium ſoll ſich jede ausſchweifende luxurirende Phantaſie im Zügel ergriffen fühlen, und auf jene Bahn einlenken, wo ſelbſt das Willkührlichſte nicht ohne innere Formation iſt, jenen Blumen gleich, welche der Froſt auf Fenſterſcheiben zeichnet. Es iſt wahr, Göthe war ein Kondottière des Genies. Will ihn die Vergangenheit dafür ſtrafen, immerhin! Die Zukunft muß ihm danken; denn von ſeiner All-

gemeinheit lernt ſie, von ſeiner Unbefangenheit wird ſie befruchtet. Niemand kann ein Vorbild ſein, der nicht Etwas in ſich trägt, das ſich auf alle Fälle anwenden läßt.

Jeder Cicerone der gegenwärtigen deutſchen Literaturzuſtände wird in Verlegenheit gerathen, wenn ihn ein Fremder früge: Wo iſt das Genie? Du ſprichſt von Tendenzen, von philophiſchen Sekten, von entſcheidenden Sekten: wo iſt das Genie? Wo iſt jene Allgemeinheit, die kein anderes Kredo hat, als eines auf ſich ſelbſt? Wo iſt jener Funke, der hier als mildes Feuer wärmt, dort als Flamme wüthet, der Alles entzündet, was du willſt, und der aus den gröſten Tollkühnheiten ſich immer wieder in ſeine ſtille heimliche Gluth zurückzieht? Wo iſt jene Freiheit vom Geſetz, von der Meinung, von der Partey;

wo jener Abenteurer, der nur ſich und ſeine Farbe und ſeine Dame kennt, und die Lanze bricht mit Ideen? Klopſtock, Herder, Wieland — das iſt ſchon lange her.

Wir haben Steffens, Schelling, Raumer, Görres, wir haben aufgeweckte Köpfe, die in jedem Fache mit ſicherem Erfolge arbeiten würden. Aber wie viel Erzählung, wie viel Literatur und Tendenzgeſchichte brauchen wir, um jeden dieſer Namen nach ſeinem Werthe zu charakteriſiren! Dieſe allgemeine Gefangennahme der Geiſter durch ihre Wunderlichkeiten, dieſe Erleuchtung, in die man ſie erſt ſtellen muß, ehe ſie einen rechten Schatten werfen, iſt das größte Hinderniß der Nacheiferung. Denn wo anfaſſen? Wo das unmittelbare Talent von ſeinen Anerzogenheiten trennen? Wo ſind dieſe Männer noch die

freien Söhne der Natur, junge Waghälſe, die ſich mit Selbſtvertrauen auf die Bruſt ſchlugen, und wo ſchon jene hinfälligen verſchlagenen, und für die heterogenſten Zwecke einer iſolirten Wiſſenſchaft gefangenen Charaktere, die nicht befürchten können, weil ſie Anknüpfungspunkte haben, nicht für das Genie, ſondern für die Schule?

Göthe aber iſt ein Name, auf den man zu allen Zeiten zurückkommen kann. Durch Nichts beſtimmt, kann er jedes beſtimmen. Seine Dichtungen ſind ein kritiſches Regulativ für jede zukünftige Schöpfung. Wer wollte ſeine Philoſophie adoptiren! Wer kann ſein Leben den Triumpf der Aufopferung nennen! Wer möchte, wenn er auch ſo gerecht wäre, daß er das nicht tadelte, was Göthe zu thun hinterließ, doch ſo tolerant ſein, daß

er Alles billigte, was Göthe that! Aber dieſe Stimmungen und Gefühle mildern ſich mit der Zeit, und gehören noch weniger in die Literatur. In der Geſchichte der Kunſt wird ſein Name ſich wie eine goldhaltige Ader fortziehen, und ſich mit leuchtenden Metallkörnern an die Wurzeln jener Bäume hängen, welche jetzt gepflanzt, noch ſchüchtern und unhaltbar vorm Winde ſchwanken, dereinſt aber auch mit weitausgreifenden Aeſten ſich entfalten, und nicht blos zeigen werden, daß ſie von grünem Holze ſind, ſondern auch erquickende Schatten werfen können.

Weder eine Geſinnung, noch eine Manier ſollte durch dieſe Schrift anempfohlen werden. Herrlich die Jugend, welche aufrichtiger, hingebender und feuriger empfinden kann, als Göthe konnte. Man kann hochherziger den-

ken vom Vaterland, von der Liebe, von den Formen der Geſellſchaft und den Räthſeln der Geſchichte. Ja ſelbſt die Kunſt war in den Händen des Dichters nicht immer ein heiliges Weihgefäß, aus dem er Segen und Gottesnähe auf die Gemeinde ſprengte. Göthe hatte die größten Anſchauungen, Imaginationen, deren Ausführung ihn fortwährend hoch über jenen Verhältniſſen gehalten hätte, denen er unterlag; und er zog es vor, ſeine ungeheure Kraft an kleinen Stoffen zu verſchwenden, und das natürliche Prinzip, das alle Dinge ohne Anſtrengung nach einem eingebornen Organismus ſich entwickeln müßten, auch auf die moraliſche Welt, und zum großen Schaden der Nation, auf die Imputation des äſthetiſchen Gewiſſens zu übertragen. Indem die Poeſie bei ihm die augenblickliche Erregung, der Akt des Dichtens ſelbſt Ab-

ſchließung einer abweichenden Stimmung war, ſo bildete er in ſich nicht jene innere Triebkraft aus, die den Menſchen immer aus ſeinem Gleichgewichte herauszuheben ſucht, und ihn mit Aufopferung des genoſſenen Momentes auf immer höhere Stufen und Terraſſen der Zukunft erhebt. Ueber alle dieſe Fragen kann es keinen Zweifel mehr geben.

Doch wie man ſie auch löſen mag, ſie ſollten uns niemals die Freude und Genüge an dem unſterblichen Theile Göthe's verkümmern. In einer Zeit, die von politiſchen Stürmen ſich beruhigend, und auf eine friedliche Weiſe die philoſophiſchen Reſultate derſelben auf die Literatur anwenden will, iſt von Vorbildern keins ſo beherzigenswerth, wie Göthe. Wenn ſich die jüngere Generation an ſeinen Werken bildet, ſo konnte ſie kein

Mittel finden, das ſo ſonnig die Nebel des Augenblicks zertheilte, kein Fahrzeug, das ſie über die wogenden Fluthen widerſprechender Begriffe ſo ſicher hinüberſetzte. Die Zeit der Tendenz kann beginnen, wenn man über die Zeit des Talentes im Reinen iſt. Dann kann man auch wieder anfangen, Schiller ſtatt Göthe zu empfehlen. —

Gedruckt bei C. Feiſter.

Im Verlage der Plahn'schen Buchhandlung (L. Nitze) in Berlin, erscheint seit dem 1ten Januar 1836:

Der Freimüthige.

Ein

Unterhaltungsblatt für gebildete Leser.

Redigirt

von

A. G. Gentzel.

Preis des Jahrgangs 8 Thaler.

In demselben Verlage ist erschienen:

König und Freiheit.

Ein

Sendschreiben

wider

die falschen Propheten unserer Zeit.

8. Geheftet. Pr. 26½ Sgr.

* * *

Hoffmann,

Centralphilosophie im Grundriß.

Gr. 8. Pr. 3 Thaler.

* * *

Adalbert von Bornstedt's

Tagebuchblätter aus dem Jahre 1834.

8. Geh. Pr. 1 Thaler 26⅔ Sgr.

* * *

Maiblumen.

Taschenbuch auf das Jahr 1836.

Herausgegeben

von

C. Novis.

Gr. 8. Saub. geh. Pr. 1 Thaler 20 Sgr.

Dramatiſche Werke

von

Karl Gutzkow.

Karl Gützkow

Lith. Anst. d.

A. Wiener sculps.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Karl Gutzkow's

Dramatiſche Werke.

Erſter Band.

Richard Savage.
Werner.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1842.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

a

Vorwort.

Das Spiel ist zu Ende, der Vorhang fällt, die Hörer verlassen das Haus. Der Souffleur steigt aus seiner Höhle, die Lampenputzer heben die Lichtständer von den Seitenwänden, alles todt und still, wo eben noch soviel Leben weinte und lachte, noch soviel Leidenschaften rasten, soviel Worte pomphaft ausgeboten wurden. Oben in den kleinen Gemächern streifen sie die bunten Kleider vom erhitzten Körper, setzen die Perrücken ab, entschminken sich zur fahlen Wirklichkeit. Der Beifall rauscht noch an dem überreizten Ohre, alle Nerven beruhigen sich, der letzte Rest der elastischen Stimmung des Gemüthes macht sich Luft in Verwünschungen des Souffleurs, der einmal wieder seinen stummen Tag hatte, in innerm Aerger über mißlungene „Absichten", unverstanden

gebliebene „Pointen", durch Mißverständniß „ausgefallene" „Motivirungen" — endlich huschen sie alle über die finstern Bretter aus einem dunklen Seitenpförtchen nach Haus. Alles verrauscht. Alles verklungen.

Macbeth, den Tod seiner Frau vernehmend, sagt:

> Leben ist nur ein wandelnd Schattenbild:
> Ein armer Komödiant, der spreizt und knirscht
> Sein Stündchen auf der Bühn', und dann nicht mehr
> Vernommen wird!

Was von meinen Theater-Abenden, frohen und trüben, nach Abstreifung des Flüchtigen und Vergänglichen übrig blieb, soll in dieser Sammlung geboten werden. Werden es nur Schatten sein? Nur irre, heimathlose Seelen abgeschiedener Körper? oder werden sie einen neuen, verklärten Leib sich selber formen können in der nachschaffenden Phantasie des Lesers?

Die Geschichte der Dramen, wie sie in's Leben treten, kann oft von Interesse sein. Vielleicht schreibe ich sie einst von den meinigen. Der französische Bühnendichter wagt es mit dem Urtheil einer einzigen großen Stadt. Der deutsche wagt es mit drei-

ßig Städten, die alle ihre eigne Ansicht haben, ihre eigne Bildung, ihre eignen Vorurtheile. Wenn man den Mangel an Bühnenerzeugnissen bei uns beklagt, so kann man überzeugt sein, daß die meisten Dichter durch diese Nothwendigkeit, durch dreißig Städte gleichsam Gassen laufen zu müssen, abgeschreckt werden. Kein Beruf ist oft so belohnend, keiner so dornenvoll, wie der des Dramatikers.

Auch von den beiden Dichtungen im ersten Bande dieser Sammlung könnt' ich eine Geschichte voll Freuden und Leiden schreiben. Die Freuden könnten ruhmredig klingen, die Leiden könnten die schönen Talente, die mir in der Annäherung an die deutsche Bühne gefolgt sind und noch folgen werden, entmuthigen. Das Ermunterndste ist und bleibt, nicht etwa die wandelbare Gunst des Publikums, sondern der rege, fröhliche, poetische Sinn der Schauspieler. Sie finden ihr eignes Glück im Glück des Dichters, spornen seine Thätigkeit, beflügeln seine Phantasie, beschämen ihn in seinen Bedenklichkeiten, trösten ihn für den Unverstand der Masse. Es ist nicht alles gut an ihnen, aber das Gute überwiegt.

Savage stand schon im Franck'schen Taschenbuche. Werner erscheint zum ersten Male. Es

sind um beide Stücke in Deutschland viel Thränen geflossen. Wer rein und edel fühlt, fühlt vielleicht auch, daß um sie welche geflossen sind, noch während sie geschrieben wurden. Das Talent, Gemachtes vom Gefühlten zu unterscheiden, besitzen wenige: am meisten die Frauen, am wenigsten die Kritiker.

Hamburg, im Januar 1842.

K. Gutzkow.

Richard Savage

oder

der Sohn einer Mutter.

Trauerſpiel

in

fünf Aufzügen.

Zum ersten Male gegeben auf dem Nationaltheater in Frankfurt a. M. den 15. Juli 1839.

Perſonen.

Lady Macclesfield.
Viscount Mariſhall, ihr Schwager.
Lord Tyrconnel.
Lord Berwick.
Lord Wincheſter.
Richard Savage, berühmter Dichter.
Richard Steele, Journaliſt, ſein Freund.
Miß Ellen, Schauſpielerin.
Lord Oberrichter von England.
Toms, ein Schneider.
Kitty, ſeine Frau.
Haushofmeiſter der Lady.
Ein Bedienter der Lady.
Zwei Bediente des Lord Tyrconnel.
Ein Burſche.
Ein Schauſpieler.
Wachen. Masken. Bediente.

Die Handlung ſpielt in London. Zeit: 172*. Zwiſchen den einzelnen Akten liegen immer mehrere Wochen.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Ein Zimmer in Miß Ellen's Wohnung. Ein Tiſch mit Schreibzeug und Papieren. Ein Spiegel.

Miß Ellen. Steele. Später Richard Savage

Miß Ellen.

Immer tadeln, nichts als tadeln! Steele, glauben Sie denn, daß Sie das bei mir empfiehlt?

Steele.

Schöne Freundin, wie können Sie das tadeln nennen? Sie ſpielten geſtern die Herzogin Anna hinreißend, bewunderungswürdig; aber Sie würden ſie auch richtig geſpielt haben, wäre ſich Gloſter der Tiefe ſeines Charakters bewußt geweſen. Sie ließen den Degen, den Ihnen der Tyrann anbot, ihn zu durchbohren, mit einer wunderbaren Wahrheit ſinken, und dennoch ſchienen Sie nur anzu-

deuten, daß Sie der Ehrgeiz trieb, die Huldigung des mißgestalteten Mörders anzunehmen. Nein —

Miß Ellen.

Mein Gott, Sie werden doch nicht glauben, daß es Liebe ist, die die Herzogin diesem Scheusal in die Arme führt?

Steele.

Liebe nicht, schöne Ellen; — was komm' ich mir so albern vor, Ihnen erklären zu wollen, warum ein Weib die Schwächen eines Mannes vergessen kann! Richard III. ist ein Ungeheuer, aber ein so geniales Ungeheuer, seine Reden sprühen einen solchen Uebermuth des gottvergessensten Menschentrotzes, daß Anna über das Großartige seiner Bosheit diese selbst vergißt und in ihm jenen genialen Stolz liebt —

Miß Ellen.

Der alle Männer so hinreißend macht.

Steele.

Mit Ausnahme der Recensenten.

Miß Ellen.

Da haben Sie recht, darin ganz gewiß! Steele, wenn Sie nur ihr ewiges Tadeln ließen! Hab' ich den Abend die Zuschauer durch mein Spiel erwärmt, bin ich sogar mit solchen Lorbeeren gekrönt, die mir mein eigenes

Bewußtsein für etwas, was mir selbst gelungen scheint, aufsetzt, träum' ich eine selige Nacht, wo ich nichts als klatschende Hände um mich zu erblicken glaube: so kommen Sie am folgenden Morgen und lassen mich den bittern Nachgeschmack meines Glückes kosten. Sehen Sie Savage! Nie übertreibt er, wie Sie, sein Lob, weil er nicht nöthig hat, mich für die kleinen hinkenden Boten, die hinterher kommen, zu trösten. Nie bricht er so wie Sie mit Ausrufungen: Göttlich! Himmlisch! in mein Zimmer; denn dieser Vorposten bedarf er nicht, weil nicht ein ganzes Heer von Freilichs, Allerdings, Dennochs und Abers hinterher kommt!

Steele.

Richard Savage, unser guter Freund, ist Alles, nur kein kritischer Kopf. Der erste Eindruck entscheidet bei ihm. Wie bei allen dichterischen Naturen gibt es für ihn nur Dinge, die ihn ansprechen, oder solche, die gar nicht für ihn vorhanden scheinen. Dem, was er nicht gestalten kann, hängt er auch nicht nach, und bewegt sich nicht, wie ich, in dem verworrenen Gebiete halber Schönheiten, halber Wahrheiten, unvollkommener Versuche und ermüdeter Anläufe, mit denen sich der Kritiker einmal beschäftigen muß. Ein guter dramatischer Künstler, liebe Ellen, muß auf den Beifall des Verstandes mehr, als auf den der Phantasie geben.

Miß Ellen.

Mit Eurem Verstand, mit Eurer Kritik! Wählt Euch andere Gegenstände aus, um witzig zu sein; warum immer wir Schauspieler? Ihnen zumal, Steele, seh' ich es an, daß die ganze Bitterkeit, mit der Sie unsre Bühne in Ihrem Journal beurtheilen, nur daher kommt, daß Sie unter den Komödianten eigentlich die Minister verstehen. Weil Sie das Parlament nicht stürzen können, wollen Sie wenigstens Drurylane stürzen. Weil man im Cabinet des Königs Sie vergißt, sagen Sie, daß wir Acteurs vergeßlich sind, kein Gedächtniß hätten und schlecht auswendig lernten. Gäbe man Ihnen ein Portefeuille —

Steele.

So würd' ich aus der Theater-Herzogin von Gloster eine wirkliche machen. Doch kommen Sie, ich begleite Sie in den Shakespeare-Clubb.

Miß Ellen

(vor einem Spiegel ihre Toilette ordnend).

Was macht Savage? Ich sah ihn so lange nicht und hätte doch über sein neues Stück und meine Rolle noch Manches mit ihm zu sprechen.

Steele.

Es ist zum Lachen, mit welcher wunderlichen Grille er sich seit einigen Tagen beschäftigt. Niemand kann seiner habhaft werden, da er in einer fortwährenden Be-

wegung ist. Er will entdeckt haben, daß irgend eine vornehme Dame aus der höchsten Gesellschaft seine Mutter ist.

Miß Ellen.

Das würde ihn sicher sehr glücklich machen; denn Sie kennen ja die Melancholie, in die er zu verfallen pflegt, so oft das Gespräch auf seine Geburt kommt. Er hatte immer die Ahnung eines vornehmen Ursprungs, ob er gleich in den ärmlichsten Verhältnissen erzogen wurde. Vater und Mutter hat er, wie er uns oft erzählt, nie gekannt, noch je erfahren können, wem er das Leben verdankt.

Steele

(halbironisch).

Die traurigste Erfahrung, die er und Sie machen könnten, dürfte wohl die sein, daß er Ihr Bruder wäre.

Miß Ellen.

Sie wissen, Steele, daß ich unter allen Männern nur zwei lieben könnte; den Einen nennen zu hören, wird Ihnen die Bescheidenheit verbieten, der Andere ist Savage, Sie wissen, wem ich den Vorzug geben würde, wäre Savage bei aller Gluth seiner Empfindungen fähig, sein Herz einer weiblichen Einwirkung gefangen zu geben. Er ist es nicht, und Sie wissen nur zu gut (sinnend und mit lächelnder Wehmuth), daß Sie mein Herz erst aus der zweiten Hand besitzen.

Steele.

Wenn Savage's Empfindungslosigkeit gegen Frauen daher käme, daß er nie Vater und Mutter kannte, wer weiß, ob er mit der Mutter nun nicht auch die Liebe fand —

Miß Ellen.

Mir ist sein Gemüth ein Räthsel. Während Savage einige Sinne in überreizter Schärfe besitzt, fehlen andere ihm gänzlich. (Nach einer kleinen Pause.) Lebt er noch so wild und wüst?

Steele.

Er ist seit einigen Tagen wie umgewandelt. Sah man ihn bisher nur im Umgange mit jenen wüsten Gesellen, die er in den Tavernen sich zu Freunden macht, ohne Unterschied, ob es Matrosen oder jüngere Söhne eines Pairs sind, so scheint er jetzt diese Lebensweise, wenn nicht zu bereuen, doch vergessen zu haben. Mit der Gewißheit, er werde seine Mutter entdecken, ist es, als wäre eine sittliche Verklärung über ihn gekommen, die aus seiner vielleicht angebornen Anlage Alles hervorzaubert, was nur Adeliges in ihm verborgen liegt. Aus den Schlacken seiner bisherigen Aufführung glänzt jetzt nur noch das edle Metall seines Genies hervor; ja selbst die Armuth, aus der er früher fast eine Art Schaugepränge machte, wird von dem plötzlichen Adel seines Benehmens so verwischt, daß dieses Gentlemans Wohnung Niemand,

es iſt ſchrecklich, zu ſagen! in den ärmlichſten Winkeln der Vorſtadt, in die er ſich nächtlich verkriecht, ſuchen würde.

Miß Ellen.

Entſetzlich, daß er vor der Theilnahme ſeiner Freunde von jeher in ein ſolches Elend flüchtete! Es iſt edel, ſeinen Freunden keine Unbequemlichkeit ſchaffen zu wollen, aber grauſam, ihr Gewiſſen zu vergiften und ſie mit dem Gedanken zu quälen, daß ſie nichts für ihn thun!

Savage

(reißt die Thüre auf und tritt ſchnell herein).

Da biſt Du ja, Steele! Alle wiſſen es, die Welt weiß es, und Du noch nicht. Ich habe meine Mutter gefunden!

Miß Ellen.

Nur ihm dieſe Botſchaft?

Savage.

Miß Ellen! Ihnen ſag' ich den Namen: Lady Macclesfield.

(Legt Hut und Handſchuhe ab.)

Miß Ellen.

Lady Macclesfield? Sie gibt in der großen Welt den Ton an.

Steele.

Sie hat außer dem größten Dichter unſerer Epoche auch die kleinen ſchneeflockenartigen Toupets auf die Welt

gebracht, die vor einigen Wochen beim Kopfputz der Damen Mode wurden.

Savage
(wieder vortretend).

Freunde, noch weiß ich nichts von ihr, als daß sie ein Herz voll zärtlicher Liebe besitzen muß. Die Aussagen der Pflegeältern, die mich erzogen, die Uebereinstimmung der Zeugen, die ich reden ließ, die Kirchenbücher und Taufregister, die ich nachschlug, Alles kommt darin überein, daß ich der Sohn des Grafen Rivers bin, der so glücklich war, meiner schönen Mutter noch früher zu gefallen, als er um ihre Hand anhielt. Der Tod des Grafen und die Bewerbung des Lord Macclesfield verhinderten, daß ich schon damals in die Rechte meiner Geburt eingesetzt wurde. Ich kam in die Hände meiner Pflegeältern, unter die Aufsicht gewissenloser Vermittler, die mich um meine Geburt, meine theure Mutter um ihren Sohn betrogen. Für jede Thräne, die meine unglückliche Mutter um mich weinte, sollen diese Elenden, die das Märchen meines Todes erfanden, einen Tropfen ihres Blutes zahlen! Daß man mir den Lord stahl, konnte der künftige Dichter ertragen, der sich mit einer Schwanenfeder seinen eigenen Adelsbrief schreiben durfte; aber daß man mir die Mutter stahl, daß man meine Jugend zu einer geruchlosen Blume, mein Herz zu einer wehmüthigen Einöde machte, in die kein Strahl der zärtlichsten

Liebe, die es gibt, der Mutterliebe, fiel — ach, die Größe dieſes Raubes kann man nur begreifen, wenn man die Seligkeit meines jetzigen Beſitzes verſteht, wo ich ſagen kann: Ich habe ſie gefunden, ſie, die mir das Leben gab!

Miß Ellen.

Richard, Sie ſchwärmen für Ihre Mutter, wie für eine Geliebte!

Savage.

Freunde, es geht mir ein ganz neues Leben auf! Bisher hab' ich geträumt, jetzt erwach' ich. Der Schlüſſel, der bisher zu den verworrenen Noten meines Daſeins fehlte, iſt gefunden und es ſind die göttlichſten Harmonieen, in denen die todten Chiffern der Vergangenheit lebendig werden. Nun bekommen meine Hoffnungen und Abſichten eine ſonnenhelle Beleuchtung; ich habe den Punkt gewonnen, von welchem aus ſich mir mein Leben wie eine geordnete und begränzte Landſchaft darſtellt; das Weibliche, das die eine Hälfte des Weltlebens ausmacht, wie ſich die Zeit in Tag und Nacht ſpaltet, geht mir in dem ſchöneren Dufte der Blume, in den geregelteren Wallungen des Herzſchlages, in meinen plötzlich gewiegter und voller werdenden Begriffen und Gedanken auf. Es iſt, als wenn ich jetzt erſt entdeckte, daß alle Dinge einen Schatten werfen, alle Töne ein Echo nachklingen, alle

Verhältniſſe des Daſeins ihre Regel und ihr ſchönes Geſetz haben.

Miß Ellen.

Und wenn Sie ſich geirrt hätten, Savage (bittend), wird Ihnen dieſe wunderbare Verzauberung Ihres Weſens bleiben?

Savage.

Irren? (greift einen Pack Papiere aus der Taſche) Seht, Freunde, da ſind Briefe und Siegel! Wenn wir ſo gewiß von den Todten auferſtehen, wie ich meine Mutter gefunden habe, dann würden, (lachend) bei Gott! alle Chriſten ſich in Heilige verwandeln. Lies, Steele! (gibt ihm die Papiere) prüfe jeden Buchſtaben, nimm an, es wär' ein alter Schriftſteller, deſſen Aechtheit Du Silbenſtecher zu beweiſen hätteſt; ſpare die Mühe nicht, den Punkt auf dem i zu unterſuchen — Du wirſt finden, was ich gefunden habe — eine Mutter! Miß, ich ſchreib' Ihnen ein Stück, worin Sie die Mutter der Gracchen ſpielen ſollen!

Miß Ellen.

Seit wann wiſſen Sie dies außerordentliche Glück?

Savage.

Daß es Lady Macclesfield iſt, ſeit geſtern.

Miß Ellen.

Und Sie eilten nicht ſogleich, ſich ihr zu Füßen zu

werfen? Freilich, gestern war großer Ball bei der vornehmen Dame.

Savage.

Ich gesteh' Ihnen, Miß, ich kann noch eine gewisse Zaghaftigkeit nicht überwinden. Hundertmal stand ich seit gestern vor ihrem prächtigen Hause, und blickte starr auf die Fenster, die fast die ganze Nacht erleuchtet waren. Die Klänge der Musik, denen ich mit verzaubertem Ohr lauschte, stimmten mich so wehmüthig, daß ich abwechselnd über mein Glück lachen und weinen mußte. Ich schlich mich leise dicht an das Portal und drückte mit kindischer Freude meine Lippen an die marmorne Schwelle. O Miß, wie ein Kind auf Weihnachten sich freut und zitternd vor Erwartung in der dunkeln Stube lauscht, bis sich nebenan das von hundert Lichtern strahlende Geheimniß der Bescheerung öffnet, so steh' ich mit banger Freudigkeit und wag' es noch nicht, dem Glück, das mir der Himmel schenkte, in's Antlitz zu sehen.

Steele

(der inzwischen mit den Papieren beschäftigt war).

Es ist kein Zweifel, diese Papiere sprechen alle wie aus einem Munde für die Richtigkeit dieser interessanten Entdeckung. Es ließe sich daraus eben so sehr ein Roman, wie ein Proceß machen, der gewinnen muß.

Savage
(die Papiere Miß Ellen gebend).

Seht Ihr? O, es iſt ſo gewiß, wie Shakeſpeare's Unſterblichkeit! Jetzt zögre ich auch nicht länger. Heute noch geb' ich der Mutter ihren Sohn zurück.

Miß Ellen.

Sind Sie aber auch gewiß, Richard, daß Ihre Mutter die Entdeckung eines Fehltritts ihrer Jugend gern ſieht?

Savage (ſicher).

O, meine Mutter hat ein großes Herz.

Steele.

Und einen ſo kleinen guten Ruf, daß freilich davon nicht mehr viel weggenommen werden kann. Höchſtens müßte man vielleicht befürchten, Du dürfteſt ihr als Liebhaber willkommener ſein, denn als Sohn.

Savage
(ſich über Miß Ellen lehnend und mit ihr die Papiere prüfend).

Wie Ihr ſo klug ſeid und da der geifernden Zunge des Gerüchts nachſprecht! Die Andern wiſſen erſt, daß ich eine Mutter gefunden habe; Ihr ſeid die Einzigen, die erfuhren, daß es Lady Macclesfield iſt. Scheut ſie ſich, offen zu bekennen, daß ſie durch einen Fehltritt ihrer Jugend die Mutter Richard Savage's wurde —

Steele.

Richard Savage's! Wie ſtolz!

Savage.

Ja, Steele, ſtolz — ſtolz — trotz Deiner Wochenſchrift.

Steele.

Beruhige Dich; Dein nächſtes Stück ſoll in jetzt üblicher Weiſe gerühmt werden, noch ehe es aufgeführt wurde. Alſo — ſcheut ſie ſich, als eines Richard Savage's Mutter vergöttert zu werden —

Savage.

— ſo muß mein Glück der Welt leider zum Theil verborgen bleiben. Ich werde dann nur noch ihr Sohn in der trauten Einſamkeit ihres verborgenſten Gemaches ſein —

Steele.

Falls Du dies nicht von einem ihrer jüngern oder ältern Freunde beſetzt findeſt.

Savage.

Karrikire nur zu! Immer das Lächerliche, immer der ätzende Verſtand, der von jedem Dinge will, daß es zwei Seiten haben müſſe! Und wenn ſie nun das Feuer ihrer Jugend auch noch für ihr Alter bewahrt hat! Wenn ſie auch gern den Becher der Freude an ihre Lippen ſetzt

und nach den Rosenblättern haſcht, die auf dem Weine ſchwimmen! Bei Gott, ſie iſt die Mutter eines Dichters! Deſſen Phantaſie, deſſen jetzt freilich endende regelloſe Genußſucht, meine Thorheiten und tauſend verkehrten träumeriſchen Eingebungen müſſen doch irgendwo herkommen. Lord Rivers, mein Vater, war vielleicht ein Heupferd von ariſtokratiſchem Stutzer, ſo ein Gentleman, deſſen Philoſophie über die Schleife ſeiner Cravatte nicht hinausging und der meine geniale arme Mutter vielleicht blos durch eine Locke verführte, die er ſich am linken Ohre ſchön zu drehen wußte. Wer wird auch Lord Macclesfield geweſen ſein? Wenn ſie nun, wie eine Biene, frei über die Hecken und Zäune der alltäglichen Convenienz hinausſchwärmt und den Honig ihrer Zelle dorther entnimmt, wo ſie ihn findet, wird ſie dann, die ewig junge, kühne, edle Frau, nicht um ſo gewiſſer meine Mutter ſein?

Miß Ellen

(die Papiere, nachdem ſie darin geblättert, zurückgebend, lunig).

Richard, möchte das letzte Siegel, das auf dieſe Papiere gedrückt wird, der Kuß Ihrer Mutter ſein! Möchte die ſtolze Frau, der Sie das ganze Feuer Ihres edlen Herzens zuwenden, den Himmel nicht verſchmähen, in welchen die Liebe eines ſolchen Sohnes verſetzen muß! (Wie von einem unterdrückten Gefühl zu etwas Anderm übergehend.) Kommen Sie, Steele, es iſt Zeit, daß ich in die Sitzung gehe.

Savage

(ihre Hand küssend).

O Miß, Sie sind so gut! Auch Du, Steele (ihm die Hand gebend), thauest aus Deinem Froste auf, da ein Sonnenstrahl aus dem Glücke Deines Freundes auf Dich fällt! Ich bleibe einen Moment noch in Ihrem Zimmer, Miß; ich habe einige Briefe zu schreiben und sehe dort auf dem Tische Schreibzeug. Ich lese Ihnen nichts.

Miß Ellen.

O lesen Sie, Richard! Sie würden in der Stimmung, wo Sie jetzt nur von einem einzigen Gedanken beherrscht sind, mein Todesurtheil — wenn es dort läge — nur für eine Rechnung der Wäscherin ansehen. Kommen Sie, Steele.

(Nimmt Steele's Arm. Beide ab.)

Savage

(allein. Schreibt im Stehen einige Billete, die er zusammenlegt und zu sich steckt; während dem spricht er)

Sie hat so Unrecht nicht — mein Kopf, wahrhaftig, ist ein Kleiderschrank geworden, ganz mit Gegenständen der Garderobe angefüllt —; so, dies Billet an den königlichen Schneider auf dem Westminsterſquare. Ich muß mich in eine anständige Kleidung werfen: Credit wird man mir schon gewähren, da ich ja — — der Sohn — — meiner Mutter bin! Auch eine prächtige Wohnung werd'

ich miethen, um sie nicht zu betrüben, die liebevolle, nur an Glanz gewöhnte Frau. Sie soll nichts davon wissen, daß ich bisher darben mußte und mir im Winter oft nur durch den prometheischen Funken meiner Phantasie einheizen konnte. Gott, es ist nichts schändlicher, als mit seiner Armuth andern Leuten dicht unter die Augen treten und sie in der Harmlosigkeit ihres Daseins durch einen Jammer stören, dem sie nicht immer abhelfen können. Diesen Brief an den Hebräer Matthews — ich brauche Geld; meine Mutter wird Alles erstatten, sie wird ihre Chatoulle öffnen und sagen: Richard, wähle; Gold, Silber oder Papier, was Dir besser gefällt! Und diesen Zettel an die Wirthin zum goldnen Kamm, wo ich genug geschoren wurde; sie soll ihre Rechnung machen, ich werde nie wieder in ihre räucherige Höhle kommen und mich an dem Anblick von Matrosen vergnügen, mit denen ich nur deshalb umging, um mich zu trösten, daß ihre Verworfenheit doch noch tiefer stand, als mein Elend! (Nach vorn) O, wie hat sich das nun Alles verändert! Ich trete wie aus dem dunkeln feuchten Schacht einer Kohlengrube an das helle Tageslicht der Sonne, und meine Augen zucken mir noch, da sie an so viel Glanz, Hoffnung und selige Gewißheit nicht gewöhnt sind. Wie wird sie mir Muth zusprechen müssen, die herrliche Frau, wenn ich vor sie trete und nichts stammeln werde — als: Mutter! Sie wird denken müssen für mich, handeln für mich, reden für mich, ich werde nur lachen und weinen können.

Und ich komme ja auch so elend nicht, wie der boshafte Neid des Schicksals es wollte; ich habe meine Widerwärtigkeiten ja übersprungen und lege ihr einen kleinen Lorbeerzweig von Dichterruhm zu Füßen und kann sagen: So klomm' ich in die Höhe, nicht ahnend, wem dereinst zur Ehre! Ich schenk' ihr ja nicht einen jungen Wüstling aus Bath, dem tausend Gläubiger die wenigen Haare seines Hauptes gezählt haben, und der noch mehr durch geistigen Bankrott erschöpft an der Schwelle ihres Hauses niedersinkt; schenk' ihr nicht einen bloßen Klotz von Menschen, den die Natur roth angestrichen und mit irgend einem obscuren Namen auf dem Rücken gestempelt hat, damit er nicht mit andern verwechselt werde. Sie wird meine Schriften kennen, sie wird wissen, was Steele, Addison, Johnson über mich geschrieben haben, sie wird wissen, daß ich nicht zu jenen Stümpern gehöre, die sich auch Dichter nennen, die aber, um natürlich zu scheinen, ihre Erfindungen nur mit wahnwitziger Consequenz durchsetzen, und, um sie wahrscheinlich zu machen, sie mit den Lackfarben einer schreienden Natur überpinseln, oder solche Helden, die mit dem Zwerchsacke ihres Selbstlobes von einem Journalisten zum andern betteln, und die weniger für ihren Ruhm, als an ihm arbeiten. — Ich halte mich nicht länger. Diese Billete besorgt und dann hin zu ihr! Noch heute muß ich die Trauerkränze, die über meinem vermeintlichen Grabe in ihrem Gedächtnisse hangen, mit Rosen der Freude vertauschen, und aus allen

Thränen, die ſie um mich geweint hat, eine Perlenſchnur zaubern, die uns wie eine diamantene Feſſel auf ewig umſchlingen ſoll.

(Ab.)

Zweite Scene.

Ein prachtvolles Zimmer im Hôtel der Lady Macclesfield.

Lady Macclesfield, Lord Winchester und Lord Berwick treten von der linken Seite auf. Viscount Marishal iſt bereits eingetreten und wartet.

Lord Winchester.

Wir gehen, wie ich ſehe, Beide nicht ohne Hoffnung, und doch kann Einem nur die erbetene Huld zufallen.

Lady

(ſtolz, doch graziös).

Was ſoll ich machen, meine Herren? Ich werde wahrſcheinlich ſo entſcheiden, daß ich Ihnen, Mylord, geſtatte, auf dem Rennen in Epſom Ihren Jokey gelb, Ihnen, Mylord, den Ihrigen in Blau erſcheinen zu laſſen; ſo bilden Sie Beide zuſammen meine Farbe, und können auch dann ſchon nicht anders als gute Freunde bleiben!

Lord Derwich.

Es iſt ein Urtheil, das hart, aber doch noch weiſer als das Salomoniſche iſt.

(Beide mit einer Verbeugung ab.)

Lady

(finſter zu Viscount Mariſchal).

Sind Sie ſchon wieder in London, um mich mit einem Proceſſe zu unterhalten?

Viscount

(durchweg boshaft).

Das wird von Ihnen abhängen, Mylady.

Lady

(blättert auf dem Tiſche in franzöſiſchen Büchern mit goldnem Schnitt).

Sie glauben, ich würde freiwillig mich zum Opfer Ihrer ſchlechten Lebensart in Paris machen, und die Verlegenheiten decken, in welche Sie ſich durch Ihre jämmerliche Leidenſchaft für das Spiel ſtürzen?

Viscount.

Ich denke, Mylady, wir haben uns in unſern Leidenſchaften nicht viel vorzuwerfen, um ſo weniger, da wir dem Vermögen meines Bruders gegenüber uns im gleichen Rechte befinden.

Lady

(abſichtslos die Worte fallen laſſend).

Es war nicht die kleinſte unter den Thorheiten mei-

nes verstorbenen Mannes, daß er Ihnen an seiner Hinterlassenschaft einen Antheil vermachte, der mir jede freie Bewegung in meinem Eigenthum abschneidet.

Viscount.

Eigenthum? Sie werden das nicht Ihr Eigenthum nennen, was durch Ihren Tod, falls ich Sie überlebte, das meinige würde. Mein Bruder war ein Narr, sonst würd' er Sie nicht geheirathet haben; aber er machte sein ganzes der Thorheit gewidmetes Leben durch jenen einzigen vernünftigen Gedanken wieder gut, den er auf seinem Sterbebette hatte. Mylady (zieht ein Papier aus der Brusttasche), hier ist ein Wechsel auf Paris von zehn tausend Pfund; Sie werden die Güte haben, ihn zu unterschreiben.

Lady

(ihn gegen das Licht haltend, lachend).

Wer bürgt mir, daß diese Zahlen nicht mit einer Dinte geschrieben sind, die Ihnen erlaubt, morgen 20,000 daraus zu machen! Es wäre das erste Mal nicht, mein Herr Schwager, daß Sie gezeigt hätten, wie fleißig Sie in Paris die Chemie studiren.

Viscount.

Mylady, als mein Bruder einst mit Ihnen den Heirathscontract unterschrieb, hielt er ihn da auch gegen das Licht, um gewiß zu sein, daß man ihm nicht mit sympathetischer Dinte noch einen gewissen Sohn des Grafen Rivers hineinschreiben konnte?

Lady.

Es ſteht Ihnen vortrefflich, mir Moral zu predigen.

Viscount.

Der Knabe war todt, als mein Bruder davon hörte. Er war ein ſo gutmüthiger Narr, mein Bruder, daß er den Jungen adoptirt und im Teſtament vielleicht ſeinen eigenen Bruder darüber vergeſſen hätte.

Lady.

Warum muß ein ſo elender Menſch, wie Sie, ſo feig ſein? Ließen Sie ſich in Duelle ein, ſo könnt' ich hoffen, daß irgend ein guter franzöſiſcher Fechter mich von Ihrem läſtigen Daſein befreite; Ihre Rente würd' ich anwenden, um eine Kirche bauen zu laſſen.

Viscount.

(ſpöttiſch).

Eine Kirche!

Lady.

Meine Schwelle würden Sie doch dann nicht mehr berühren, mir keine Briefe mehr ſchreiben, die Sie aus den pariſer Spielhäuſern datiren, mich in meinen Gefühlen und Neigungen nicht mit jenen Frauen verwechſeln, denen Sie Geld geben müſſen, damit ſie Ihr vertrocknetes Herz annehmen. Ich werde Ihnen die Unterſchrift des Wechſels ſchicken.

Viscount.

Vertauschen Sie ihn aber nicht zufällig mit irgend einem Liebesbriefe, damit er nicht an eine unrechte Adresse und der Brief an mich kommt. Mylady, ich wäre im Stande, den Wechsel zu vergessen und im Mantel, verhüllt, daß Sie mich nicht erkennten, bei einem der entzückenden Stelldicheins, die Sie gewähren, in der That zu erscheinen.

Bedienter
(tritt ein).

Mister Richard Savage!

Lady
(sich besinnend).

Kenn' ich nicht; (stolz befehlend) Nach diesem Herrn!
(Bedienter ab).

Viscount.

Kennen ihn nicht? So will ich nicht stören, daß Sie seine Bekanntschaft machen. Leben Sie wohl, Mylady, morgen geh' ich über den Kanal.
(Will ab).

Lady.

So will ich beten, daß es den ganzen Tag stürmen möge.

Viscount

(rückkehrend, nach einer kleinen Pauſe).

Thun Sie's nicht, Mylady! Sie beten ſo ſelten, daß Gott darüber erſtaunen würde, daß Sie einmal zu ihm kommen, und Ihnen das Eine Mal, um Sie zu ermuntern, fortzufahren, am Ende die Bitte gar erhörte. Adieu!

(Ab.)

Lady

(jetzt und ſpäter mit dem Wechſel ſpielend, ihn zuſammenrollend u. ſ. w.).

Ich wüßte nicht, daß ich je einen Menſchen mehr gehaßt hätte als dieſen Wüſtling — vielleicht den Grafen Rivers, als er treulos wurde — (ernſt ſinnend) doch iſt das lange her —

Savage

(tritt ſchüchtern ein und entfernt ſich nur allmälig von der Thür).

Lady.

Mein Herr?

Savage

(tritt langſam näher).

Lady.

Sie haben ein Anliegen?

Savage

(endlich vorn, aber sie noch von der Seite betrachtend und schüchtern).

(Bei Seite.) Anders als ich dachte — und doch — wenn sie's wüßte — und wie bring' ich's an?

Lady.

Ihr Name, mein Herr?

Savage.

Richard Savage.

Lady.

Besinne mich nicht —

Savage

(schnell).

Sie kennen Richard Savage nicht?

Lady

(verbindlich und verlegen).

Ah! Sie wollen mich malen, Sie sind Künstler — oder was sag' ich, Sie wollen ein Concert geben — auch das nicht? — nun so werden Sie — Mein Herr, klären Sie mich auf!

Savage.

(für sich; schmerzlich).

Gott! da knickt schon eine Hoffnungsblüthe ab. Sie kennt nicht den kleinen Werth Dessen, was sie besitzen soll!

(laut und schüchtern) Mylady, Richard Savage ist ein junges Talent, das nicht unglücklich in einigen poetischen Versuchen war, mehrere Stücke aufführen ließ, die eine Wiederholung erlebten —

Lady.

Ah, Sie gehören jener neuen Richtung an, die unsern Geschmack wieder für das Studium Shakespeare's gefangen nehmen will, und wollen mich auffordern, Theil an den Sitzungen jener Damen zu nehmen, (spöttisch) die mit ihrer etwas starken Einbildungskraft und mit jährlichen Geldbeiträgen für die Wiederbelebung jenes veralteten Theaterdichters glauben wirken zu können. Ich ziehe jene Werke vor, in welchen sich die britische Kraft mit den feinern Regeln und Gesetzen der französischen Grazie vermählt hat.

Savage.

Mylady, eine Britin!

Lady.

Lassen Sie — Ich habe überhaupt eine Abneigung gegen Das, was Sie Literatur nennen. Es sind meist verworrene Köpfe, die hier ihren träumerischen Schwindel für die Eingebungen der Gottheit halten und uns mit Gewalt Das, was sie für edel und gut ausgeben, aufzwingen wollen. Es sind meist junge Leute aus niedern Ständen, denen man noch verzeihen könnte, daß sie ihre Ansichten und Begriffe vom Leben auf den Ehrgeiz, in die höhern

Kreiſe einzudringen, begründen, die aber nicht mehr zu ertragen ſind, wenn ſie den ihnen angebornen Mangel an feiner Weltbetrachtung, an Sitte und conventioneller Schönheit auf die Beurtheilung von Verhältniſſen übertragen, die ihnen verſchloſſen ſind, und zum Glück wol auch verſchloſſen bleiben werden.

Savage.

Mylady, Sie verwunden mein Herz, und doch (halblaut für ſich) gerade in dieſer Sprödigkeit liegt etwas, das mir den Triumph, ſie überwinden zu können, doppelt reizend macht. (Sich zu ihr wendend, entſchloſſen) Mylady, betrachten Sie mich!

Lady.

Was wollen Sie?

Savage.

Tief, tief in die Augen, in die Mundwinkel, in die kleinen Furchen der Stirn blicken Sie mir und fragen Sie Ihr Herz!

Lady.

Ich begreife Sie nicht!

Savage.

Ich hab' Ihnen etwas Großes zu ſagen, ein Geheimniß, ein Grab zu öffnen; aber ich ſähe ſo gern, daß die Stimme der Natur mir entgegen käme, und Sie mir, Mylady, ſelbſt das wunderbare Ereigniß von meinen zitternden Lippen nähmen —

Lady.

Sie beängſtigen mich, mein Herr! Welch eine Sprache! Was ſoll das?

Savage.

O Gott, ſoll ich denn über tauſend Schmerzen erſt klimmen, bis ich zu einem Glücke komme, das ich kaum noch den Muth habe mir ſelbſt zu erobern! Wenn der Wärter hinter dem Käfig eines wilden Thieres leiſe fortſchleicht, ſo ſpringt es auf, ſchmiegt ſich an die Wand und ahnt die Nähe ſeines Herrn und Freundes — und hier —

Lady

(ihn mit Befremdung und Angſt betrachtend und halb wie zur Flucht gewendet).

Ihre Bilder, mein Herr —

Savage.

Sind ſchlecht gewählt! Ja, ja, was quäl' ich Sie und mich! Mylady, hören Sie mich! Sie hatten einen Sohn, nach ſeinem Vater genannt Richard — Lady Maſon, Ihre Mutter, erbarmte ſich Ihrer und Richard's und ließ ihn zu einem alten ehrlichen Schulmeiſter in St. Albans geben —; Lord Rivers ſtarb, Lady Maſon ſtarb, Richard kam zu armen Leuten, die ihn erzogen und nicht begruben — nicht begruben, Mylady, Sie brauchen Ihren Richard nicht erſt im Jenſeits zu begrüßen — er lebt, er liegt zu den Füßen ſeiner Mutter! —

(Stürzt ihr zu Füßen.)

Lady.

Was iſt das? Welch' eine ſchändliche Betrügerei! Entfernen Sie ſich — fort, augenblicklich!

Savage.

Mutter —

Lady.

Sie ſind ein unverſchämter Betrüger!

Savage.

Mutter, die Stimme der Natur!

Lady.

Die Stimme der Geſetze werd' ich reden laſſen —

(Eilt an den Tiſch und klingelt heftig.)

Savage.

Mutter!

(Ein Bedienter erſcheint an der Thür.)

Lady.

Ruf' das Haus zuſammen! (Bedienter winkt nach hinten.) Was hat man mit mir vor? (Die Flügelthüren öffnen ſich und mehrere Lakeien treten zögernd herein. Zu ihnen) Daß dieſer Herr nie wieder meine Schwelle betritt! (Zu Savage mit Nachdruck) Elender! (Schnell zur Seite ab.)

Savage

(aufblickend und die Hände vor die Augen ſchlagend).

Allmächtiger Gott! Iſt es möglich?

(Die Bedienten treten an ihn heran.)

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Zimmer in Steele's Wohnung. Ein Tiſch, mit Papieren bedeckt.

Steele, ſpäter Lord Tyrconnel.

Steele
(tritt geſchäftig ein und legt erſchöpft Hut und Handſchuhe ab).

Ich hätte nie geglaubt, daß es ſo viel Mühe koſtete, ſich über die Welt luſtig zu machen. Unaufhörlich muß man in Bewegung ſein, um die tauſend Gerüchte und Meinungen des Tages einzufangen, ehe ſie veraltet ſind; und kaum hat man dem Einen ſeine Form gegeben, daß es in leichter, gefälliger Kleidung vor die Menge treten kann, ſo beſchäftigt uns ſchon wieder etwas Anderes, das wir uns nicht dürfen entgehen laſſen. Ein Journaliſt genießt nicht das Reizende ſeiner Thätigkeit, ein Tag verdrängt den andern; während das Publicum ſich an der

Nummer erfreut, die heute ausgegeben wird, bin ich schon wieder hinter ganz etwas Anderem her, das ich für meinen Kram in acht Tagen brauche und nur noch nicht recht gestalten kann. Da wieder der ganze Tisch voll Briefe! (Geht an den Tisch und setzt sich.) Anonyme Einsendungen, die man zwar im Prospectus nicht berücksichtigen zu wollen erklärt und am Ende doch abdruckt! — Auch anonyme Pasquille auf die Redaction selbst: ja, ja, die Hälfte der Kugeln, die man verschießt, rikochettiren. — Eine Schilderung der Umtriebe bei der letzten Parlamentswahl in Westminster; sehr willkommen! — Ein orientalisches Märchen, wahrscheinlich nur eine Satyre auf die Minister! — Eine anonyme Androhung, daß man mein Journal verbieten würde — Schreckschüsse — vielleicht officielle. Eine Ausforderung zum Duell mit einem jungen Dichter, dessen lyrische Erstlinge ich mit den Masern, Rötheln und andern Kinderkrankheiten verglichen habe; (legt seinen Degen auf den Tisch) auch nicht übel! — Ein Billet von Miß Ellen. (Steht auf; nach vorn) Das liebenswürdige Geschöpf! (Lies't) Sie ist außer sich vor Entzücken über die Wirkung, die der Erfolg der heutigen Aufführung des Overbury auf Savage's Mutter machen dürfte! Wird die gefühllose Dame aber hingehen? Niemand kann über ihr hartes Herz unglücklicher sein, als diese treue Seele! Savage selbst ist Narr genug, immer noch auf die Erweichung dieses Steines zu hoffen. Man klopft.

Lord Tyrconnel
(hereinbrechend).

Mein Herr, ich komme in einer Angelegenheit zu Ihnen, von der Sie wissen werden, daß sie in diesem Augenblick ganz London beschäftigt, die schändliche Grausamkeit der Lady Macclesfield gegen ihren Sohn — (schnell) es ist ihr Sohn — alle Stimmen, alle Zeugnisse kommen darin überein —

Steele.

Ihr Name?

Lord Tyrconnel.

Lord Tyrconnel.

Steele.

Ah, Mylord, ich weiß, Sie beteten die hartherzige Mutter einige Jahre hindurch an, waren, glaub' ich, nicht unglücklich, wurden aber später verabschiedet und — ergreifen —

Lord Tyrconnel.

Diese Gelegenheit, mich zu rächen? Nein, Sir, denken Sie edler von mir — und doch: ich gestehe, daß ich die Gräfin hasse und nicht Moralist genug bin, meinem Hasse nicht all das Material zu verschaffen, das mir die Aufführung dieser Dame selbst darbietet.

Steele.

O, wir Journalisten kommen ja oft in den Fall, zu

beobachten, wie mit der Wahrheit oder dem, was man dafür hält, Motive verbunden sein können, die das Gute und Edle auch immer vortheilhaft für uns machen. Womit kann ich dienen?

Lord Tyrconnel.

Ihre Feder, Mister Steele, ist scharf wie die Waffe des Schwertfisches. Sie haben mit ihr den Wallfischbauch des vorigen Ministeriums durchsägt —

Steele.

Sie sprechen ja wie ein Grönlandsfahrer.

Lord Tyrconnel.

Sie würden auch die Fähigkeit haben, diesen Skandal einer Mutter, die ihren Sohn nicht anerkennen will, aus der darüber entrüsteten Conversation Londons in die Journalistik einzuführen. Sie sollten der Nachwelt die Kunde von einem Weibe hinterlassen, das im Angesicht der unwiderleglichsten Zeugnisse für die Echtheit ihres Sohnes dem Muttergefühle trotzt, und mit der schändlichsten Grausamkeit und Kälte ein Besitzthum zurückweist, um welches sie von allen Müttern Londons beneidet wird. Von dem Ruhm Savage's abgesehen, wo findet man einen Sohn, der mit mehr Beharrlichkeit und Sanftmuth die grausame Laune seiner Mutter erträgt! Sie verweigert ihm ihr Haus, er heftet seinen lechzenden Blick an ihre Fenster. Sie zerreißt seine Briefe, er ist froh, die

Fetzen davon wieder zu bekommen, weil ihre Hand sie berührt hat. Sie ist ein Ungeheuer, ganz London sagt es; und um sie zu demüthigen, müssen es jetzt auch die öffentlichen Blätter sagen.

Steele.

Mylord, Savage ist mein Freund. Nächst einem weiblichen Wesen, das Sie nicht kennen, bin ich es wohl, der sein Schicksal am meisten bedauert; aber ich kann nicht sagen, daß mir die Aufführung meines Freundes gefällt. Es ist, denk' ich, eines Mannes nicht würdig, sich in dem Grade, wie es von der Lady geschieht, mit Füßen treten zu lassen —

Lord Tyrconnel.

O, es ist seine Mutter —

Steele

(nachdenkend).

Sie meinen, die Liebe eines Kindes küßt die Ruthe, die es züchtigt —

Lord Tyrconnel.

Denken Sie sich ihn, wie er seine ganze Jugend hindurch über seine ihm verborgene Herkunft brütet, Vater und Mutter nicht kennt und plötzlich entdeckt, daß ihm eine der ersten Damen des Königreichs das Leben gab. Nun ist er Dichter, Phantast, lebte auch, wie ich höre, früher in den Tag hinein und setzte den Adel seines Ge-

müths, tollkühn genug, der Gefahr des Scheiterns in wilder Gesellschaft aus. Er kennt nur Täuschungen, nur die Welt der Bücher, ja, was wird ihm die Liebe und das Wesen der Frauen sein? Etwas, das er nur im Bereiche der Kunst kannte. Da entdeckt er diese Mutter, nun findet er sich im Leben zurecht, er fühlt sich nun in etwas Wirklichem heimisch, er hat den Brennpunkt für sein Herz gefunden, die erste Anknüpfung für ein Verständniß der Welt.

Steele.

Ich bewundere Ihre Menschenkenntniß, Mylord; Sie mögen Recht haben; aber doch, doch sind es Thorheiten, die Savage begeht. Er hat sich, gleich als er die unglückliche Entdeckung machte, in ein Meer von Schulden gestürzt, aus welchem seine Freunde ihn nicht wieder herausfischen können. In dem märchenhaften Vertrauen, die Mutter würde Alles bezahlen, was er brauchte, um anständig vor ihr zu erscheinen, hat er alle Kleidermagazine der Stadt ausgekauft, Wagen und Pferde sich angeschafft, eine glanzvolle Wohnung bezogen —

Lord Tyrconnel.

Ich bin reich — sollte sich da nicht Hülfe schaffen lassen?

Steele.

Nein, ich sage Ihnen, dieser liebenswürdige, aber wunderliche Schwärmer, ist wie ein Verbrecher, der,

hundertmal gestraft, sein Vergehen nicht lassen kann: alles Geld, das ihm seine Freunde steuern, verwendet er nur zu dem einen Zweck, seiner Mutter zu imponiren, mit vier Pferden hundert Mal des Tages an ihrem Hause vorbeizufahren, ihre Dienerschaft zu bestechen, ihr heimlich Ueberraschungen zu bereiten, glänzende Gesellschaften zu geben, um von sich reden zu machen und auf den Ehrgeiz des kalten Weibes zu wirken —

Lord Tyrconnel.

Mein Gott, das macht mir Alles diese Mutter noch fürchterlicher! Sie können das dulden, Sie, Steele, der die Literatur des Tages erfunden hat, Steele, der jene olympischen Blitze der öffentlichen Meinung schmiedete, die zerschmetternd aus Ihrer Hand in den Lug und Trug unserer verdorbenen Sitten und Meinungen niederfahren?

Steele.

Gemach, Mylord! Je verheerender meine Waffe ist, desto vorsichtiger soll man mit ihr umgehen. Die öffentliche Meinung ist nicht immer die richtende Themis, sondern weit öfter eine Harpye, die nichts wieder herausgibt, was sie einmal zerrissen hat. Beschuldigt sie *einmal* die Tugend eines Engels, der Himmel *selbst* kann ihn nicht wieder ganz rein waschen. *Tausend* Rechtfertigungen, tausend Widerlegungen — es bleibt immer etwas hängen.

Lord Tyrconnel.

Hier iſt von einem Teufel die Rede. Ich hab' es ſelbſt geſehen, daß Savage ſich dicht vor ihren im vollſten Laufe anſprengenden Wagen ſtellte, der Kutſcher hält inne, ſie blickt zum Schlag hinaus, erkennt ihren Sohn und ruft ihren Leuten mit zorniger Geberde zu, fortzufahren. Hätten ihn nicht Andere weggeriſſen, er wäre gerädert worden.

Steele.

Nun ſagen Sie aber ſelbſt, ſind das von Savage nicht Uebertreibungen? Bald ſchwingt er ſich auf den Schlag ihrer Kutſche und wirft ihr im währenden Fahren Blumen hinein; bald ſchlägt er ihr Gedichte an die Thür' ihres Hôtels, bald wirft er in ihre Theaterloge ſeidene Tücher hinein; wenn ſie im Park fährt, er ſteckt hinter jedem Strauch; wo ſie etwas in der City kauft, er miſcht ſich in den Handel; wenn ſie die Kirche beſucht —

Lord Tyrconnel

(ironiſch).

Lady Macclesfield beſucht auch die Kirche?

Steele

(lachend).

Mylord, die Geſchichte iſt bis jetzt nur noch eine Komödie. Erſt wenn ich ſehe, daß Savage wirklich

unglücklich iſt, daß ſein Aeußeres abfällt, daß er mit ſeinen tauſend Thorheiten auch die einſtellt, auf Rechnung ſeiner Anerkennung Seitens dieſer Mutter wie ein Fürſt zu leben, und noch eins — wenn ſie gegen den außerordentlichen Beifall, den ſein dichteriſches Talent heut' in Drurylane finden muß, gleichgiltig bleibt — ſehen Sie, hier regt ſich der Stolz des Literaten und der esprit de corps, der uns Alle zuſammenhält — dann, Mylord, fragen Sie wieder an.

Lord Tyrconnel.

Miſter Steele, eine Biographie der Dame von (bedeutungsvoll) meiner Hand geſchrieben, ſteht Ihnen zu Dienſten. — Studiren Sie inzwiſchen die Lehre von den Giften, die Zoologie der afrikaniſchen Wüſte, ſtudiren Sie alle Verirrungen des weiblichen Gemüths ſeit Meſſalina bis auf Katharina von Medicis, und Sie werden ſich von mir noch Bilder und Vergleichungen borgen müſſen, um den Charakter der Lady ganz zu erſchöpfen. All' die Bitterkeit Ihres Ausdrucks, Ihre ironiſchen Wendungen, Ihre zermalmenden Sarkasmen — ich bitte Sie Miſter Steele, ſparen Sie ſie für dieſes Autodafé auf! (Zudringlich vertraulich) Ich bin ein Bewunderer Ihres Geiſtes, Miſter Steele, ich gehöre ſchon lange zu Ihren guten Freunden, Miſter Steele, ich billige auch Ihre politiſchen Anſichten, Miſter Steele, ich bin frei von

allen Vorurtheilen, ich — doch Ihre Zeit iſt koſtbar, leben Sie wohl!

(Ab.)

Steele

(ihm verächtlich nachſehend).

Dieſe liberalen Edelleute! Nur weil ſie eitel und furchtſam ſind, geben ſie ſich das Anſehen, als liebten ſie die Freiheit! Ihre Stammbäume bleiben doch immer dieſelben, ob ſie nun wild und knorrig im Wald ihrer Privilegien dem Sturm der Zeit trotzen, oder ob ſie zierliche kleine Döschen daraus drechſeln, die ſie der Freiheit präſentiren, um ein galantes Prieschen daraus zu nehmen. Der will für die Tugend und das Unglück auftreten! Der will, da er vergeblich einer ſtolzen Lady den Hof machte, jetzt mit der öffentlichen Meinung liebäugeln! Er hat darin Recht: — ich werde mich ſeinem Antrage nicht ganz entziehen dürfen, — aber man ſieht doch, daß in dieſer Welt faſt keine Wahrheit mehr denkbar iſt, zu der nicht hinten eine kleine verſteckte Hühnerſteige — des Intereſſes führt.

(Ab zur Seite.)

Zweite Scene.

Freie Straße. Links das Haus der Lady Macclesfield. Abenddämmerung.

Savage, darauf ein Bedienter der Lady Macclesfield.

Savage
(im Mantel, zu den Fenstern aufblickend).

Es ist sieben Uhr. Mögen sie nun mein Stück heut' im Theater viertheilen und den todten Rumpf dem Publikum zum Gelächter hinwerfen, mögen sie mir aus menschlichen Gestalten hölzerne Puppen machen, die ein bemaltes Gesicht haben und von einem Drahte regiert werden, der aus ihrem schlechten Gedächtniß in den Rettungskasten des Souffleurs führt, mögen sie das Erhabene gespreizt, die Tugend wie ein Landmädchen, das Schöne wie eine Kokette geben und meine Verse, wie kleine Kieselsteine, im Mörser ihres hohlen Pathos zerstampfen — (wehmüthig) mich kümmert's nicht; schon seit einer Stunde harr' ich hier vergebens und sehe nicht, daß sie einer Schöpfung ihres Sohnes die Theilnahme schenkt und nach Drurylane fährt. (Sich selbst Muth gebend.) Vielleicht will sie warten, bis sie im Druck erscheint, vielleicht ängstigt sie das Gefühl, daß ich um das Schicksal meiner Arbeit besorgt wäre, sie fürchtet

einen unglücklichen Erfolg. (Fast scherzend) Ja, sie mit ihrem abscheulichen französischen Geschmack — könnt' ich ihr nur Sinn für die echte Natur abgewinnen: Sie hat zu viel Verstand, um in solchen Dingen ganz verständig zu sein. — — — Nichts regt sich im Hause. Wagen rollen dort genug, die sich beeilen, an das Portal des Theaters zu kommen; hierher lenkt keiner ein. Und gewiß, sie wird zittern, bis sie erfährt, wie Alles abgelaufen — Gott, man nennt sie kalt —, sie hat mich abgewiesen —, sie will mich nicht für ihren Sohn annehmen; es ist ja meine eigene Schuld. Ich bin ihr zu schroff gegenüber getreten; das will ertragen sein, wenn die Todten auferstehen; wer würde nicht erschrecken, wenn er plötzlich ein Grab neben sich geöffnet sieht! Sie ist hart, weil sie großen Geistes ist! Ihr Gemüth steht unter der Herrschaft einer vielgeprüften Welterfahrung und eines ihr vielleicht durch bittere Entdeckungen zur andern Natur gewordenen Mißtrauens! In der großen Welt erfrieren die Herzen! Ihre Bildung hat sie auf Abwege geführt; ha (kindlich) was werd' ich ihre Begriffe läutern und ihr das Buch der Natur aufschlagen müssen, und alle Schönheiten und Geheimnisse desselben entziffern; ja, ja, Mutter, du sollst in Morgen- und Abendstunden einst noch meine Schülerin werden, du wunderliche, spröde Frau! — Horch, es geht eine Thür drinnen. (Lauscht.) Es war nichts. Mich friert — vor Hunger. Pfui, daran denkt man

nicht — (Zieht ein Beutelchen hervor.) Es ſind Goldſtücke darin, — gehören aber nicht mir!

(Ein Bedienter mit einem kleinen Paket tritt aus dem Hauſe und will ſchnell dem Hintergrunde zugehen.)

Heda, guter Freund!

Bedienter

(ſich umſehend.)

Seid Ihr's? Nehmt Euch in Acht, daß der Haushofmeiſter Euch nicht ſieht. Ihr ſollt hier nicht immer vor dem Hauſe ſtehen.

Savage

(gibt ihm das Beutelchen).

Nimm dies, guter Freund, und ſage mir, fährt meine Mutter heut' in's Theater?

Bedienter

(das Geld einſteckend).

Kann ich nicht ſagen.

Savage.

Wie lebt meine Mutter? Wann ſtand ſie heut' auf?

Bedienter.

Ihr habt mich geſtern ganz daſſelbe gefragt; heute lebte ſie nicht anders als geſtern.

Savage.

Was trug ſie heut' bei Tiſche für ein Kleid?

Bedienter.

Gelb.

Savage.

Wie war ihr Kopfputz?

Bedienter.

À la reine.

Savage.

À la reine — hm — hm — ſie war geſchminkt? Ein wenig? (ſchelmiſch) ſag's nur heraus!

Bedienter.

Freilich; — mein Gott, dieſe Dinge haben wir Bediente Euch ja ſchon hundert Mal geſagt.

Savage.

War ſie heiter? Wer beſuchte ſie? Las ſie nichts? Sieh, was haſt Du da?

Bedienter.

Ei, die Lady iſt gar nicht ſo bös, als man ſagt —

Savage

(vorwurfsvoll).

Wer ſagt das?

Bedienter.

Sie ſchenkte mir die Bücher, ſie zu verkaufen.

Savage

(nimmt das Paket und ſchlägt die Bücher auf; mit erſtickter Stimme).

Es ſind meine Schriften! ..... Laß ſie mir, guter Freund; ich werde ſie Dir gut bezahlen. Trag' ſie in meine Wohnung!

Bedienter.

Wie Sie wollen. Gute Nacht!

(Ab.)

Savage

(allein).

Sie hat Recht — die verdammte Eitelkeit! will auch nun den ganzen Plunder abwerfen, nichts mehr ſein, als nur noch ihr Sohn, nichts Anderes mehr. Sie kann das Weſen einmal nicht leiden, und ich komm' ihr immer mit dieſer ihr läſtigen Koketterie, mit meinem Ruhm, den ich ihr in's Haus ſchicke, mit meiner Prahlerei — es ſoll nicht mehr ſein, es thut weh — weh — aber ſie hat Recht.

(Die Thür' öffnet ſich und in einer geſchmackvollen Portechaiſe tragen zwei Träger die Lady Macclesfield heraus.)

Lady
(aus dem Fenster der Portechaise).

Nach Drurylane!

(Nach rechts hinten ab.)

Savage
(nacheilend).

Sie ist's! Sie geht hin — doch — doch — (zurückkehrend und freudig) nein, ich gehe nicht nach, sie könnte mich entdecken und umkehren. Himmel, ihr Herz erweicht sich! Sie wird der Brillant in dem heutigen Ringe der festlich geschmückten Logen sein und milde und versöhnende Strahlen auf den Ruhm ihres Sohnes werfen. Nun werden in meiner Dichtung die Redeblumen würziger duften, meine Gleichnisse werden treffender, meine Bilder ähnlicher werden, die Gestalten, die ich zeichnete, werden in ihrer Sonne einen erhabneren Schatten werfen. Sie, sie wird meine Schöpfung verklären und den glücklichsten aller Söhne an ihr großes, versöhntes Herz drücken.

(Ab.)

Dritte Scene.

Die Theaterloge der Lady Macclesfield. Ein niedriges, spitz nach dem Hintergrunde auslaufendes, geschmackvoll decorirtes Zimmer, vorn mit niedrigen Eingängen, links und rechts; hinten mit einem Balcon, der mit einem bunten Vorhang verhängt ist. Ein Stuhl steht an der Brüstung.

Viscount Marishal tritt links ein und späht, ob die Loge leer ist.

Viscount.

Sie ist nicht hier — in ihrer Wohnung verläugnet sie sich und ich muß sie sprechen. Ich komme athemlos von Paris, weil mir hier saubre Geschichten vorgehen, die gefährlich zu werden anfangen. Ein Sohn! Vielleicht gar ein Erbe ihres Vermögens! Wer kann den Gesetzen trauen, deren Ja oder Nein fast immer nur von der größern oder geringern Kunst der Advokaten abhängt! Ich muß selbst zugegen sein, um diesen gefährlichen Handel zu hintertreiben. (Horcht nach der Oeffnung in's Theater zu.) Man gibt ein Stück von dem Menschen! Ich bin so zerstreut, daß ich dem Zusammenhang nicht folgen kann. (Wieder nach vorn.) Das wären mir saubre Aussichten in die Zukunft! Sie sperrt sich zwar, wie ich höre, ihn anzuerkennen; aber die Gesetze werden sie dazu zwingen. Mir sollt' er vor die Klinge kommen!

(Die Lords Berwick und Winchester blicken und treten dann herein.)

Lord Derwich.

Sie iſt nicht hier — ſieh' da, Viscount Mariſhal.

Lord Wincheſter.

Viel Aufmerkſamkeit für Ihren Neffen, daß Sie ſeinetwegen die Reiſe von Paris machen —

Viscount.

Ich bitte Sie, meine Herren! Mein Neffe hätte ſich keinen abgeneigtern Kritiker verſchreiben können als mich. Aber ſagen Sie mir um Gottes willen, glaubt denn ſogar die faſhionable Welt an die Echtheit dieſes Findlings?

Wincheſter.

Es iſt ihr Sohn — er iſt's —, da iſt gar kein Zweifel.

Lord Derwich.

Sie leidet ſchrecklich darunter. Alle Welt zeigt mit Fingern auf ſie, man überſchüttet ſie mit Pasquillen, die man ihr in ihr Haus ſchickt, man überreicht ihr in den Geſellſchaften Bonbonsdeviſen, welche Verſe von ihrem Sohne enthalten, man quält ſie mit Spott, Verachtung, Zurückſetzung —

Viscount.

Das ſieht dem Londoner vornehmen Pöbel ähnlich! Die Damen unſerer Salons würden ſich faſt alle ebenſo in einer ähnlichen Lage benehmen, und nun, da eine an-

dere das Bad aushalten muß, spielen sie die Empfindsamen! Haben sich nicht auch schon die Geistlichen —

Lord Winchester.

Allerdings — schon auf manchen Kanzeln ist gegen die Lady gepredigt worden, sie ist so fürchterlich in die Mode gekommen, daß vor ihrem Hôtel Gras wächst. Wir, die wir noch im Stillen ihre guten Freunde sind, würden mit dem Bann belegt werden, erführe man, daß wir ihre Loge besucht hätten.

(Lady Macclesfield tritt ein.)

Lord Derwich.

Sie kommt nicht her — heute, wo das Stück ihres Sohnes gegeben wird, würde sie einen Aufstand befürchten müssen, errieth man sie hinter dem Vorhange da!

Lady.

Guten Abend, meine Herren!

(Die drei Edelleute fahren betroffen zurück.)

Lady

(zum Viscount).

Sie wieder in London? Ich habe ja gehört, daß Sie in Paris auf den Tod lägen?

Viscount.

Deshalb gerade kam ich nach London, weil ich hörte, daß hier die Todten wieder auferstehen.

Lord Perwich.

Mylady, das heut' angeſagte Stück iſt nicht abgeändert —

Lord Wincheſter.

Sie wollten es wagen, ſich den zudringlichen Blicken der Menge gerade heute —

Lady
(lachend).

Haben Sie vielleicht einen böſen Traum gehabt, Mylord? Sie ſprechen ja wie Cäſars Gemahlin, als er in die verhängnißvolle Senatsſitzung ging! Was fürchten Sie denn, daß heute meine Nerven ſo angreifen würde? (Nach dem Vorhang zeigend.) Was ſpielen ſie denn heute?

Lord Perwich.

Overbury.

Lord Wincheſter.

Trauerſpiel —

Viscount.

In fünf Aufzügen, Mylady! Bedenken Sie die Folter.

Lady.

Von?

(Die beiden Lords verlegen.)

Viscount
(bei Seite, erſtaunt).

Das muß ich ſagen!

Von?

Lady.

Lord Derwich
(zögernd zu Winchester).
Wer iſt es doch?

Lady (lachend).
Sie ſind mir auch ein rechter Kunſtrichter, Mylord! Wiſſen nicht einmal den Namen des Verfaſſers —

Lord Derwich
(verbindlich ſtotternd).
O ich glaube, es verlohnt der Mühe nicht; das Stück iſt ſchlecht; es ringt ein hohler Pathos die Hände drin, und die trocknen Worte werden wie ein Salat mit nichts als Thränen angefeuchtet. Es iſt ein Dichter, der von der Poeſie ſo etwas wegbekommen hat, wie, mit Shakespeare zu reden, ein durch's Gras laufender Pudel an ſeinen Ohren etwas vom Thau auffängt —

Lord Winchester
(feſt und forſchend).
Es iſt von Richard Savage —

Lady.

Dank' Ihnen, Mylord — (ſchalkhaft) Ich wußt' es übrigens ſchon — (zu Lord Derwick) Sie haben aber trotz Ihrer Citate wenig Geſchmack, Mylord, oder, was ich eher annehmen möchte, zu viel Galanterie. Sie wiſſen, daß ich mich nicht in den Club habe aufnehmen laſſen, den jetzt einige phantaſtiſche Närrinnen geſtiftet

haben, um für Shakespeare zu wirken — aber dieser Richard scheint mir noch der erträglichste von der neuen Richtung. Seine Weise hat etwas Fieberhaftes, das ist wahr, oder eine gewisse ängstliche trockene Hitze; aber seine Bilder treffen sie auch nicht immer das, wofür sie als Vergleichung dienen sollen, führen uns doch in eine schöne idealische Welt ein, die recht hübsch wäre, (mit einigem Gefühl) wenn man sie festhalten könnte. (Zu Lord Derwick.) Ihren Arm!

Lord Derwich

(in großer Verlegenheit zögernd und plötzlich sehend, daß nur ein Stuhl an der Balustrade steht).

Mylady, es ist nur ein Stuhl dort! Sogleich!

(Schnell ab.)

Lord Winchester.

O, wir müssen deren mehrere haben. Bin sogleich wieder da.

(Schnell ab.)

Viscount.

Ha, ha! Meine theure Schwägerin, in welcher Mittagshöhe muß ich Ihre Sonne wiederfinden! Was die beiden Herren für Beine machten, als sie so glücklich sein sollten, Sie dem Ihnen so wohlgeneigten Parterre vorzustellen! Sie suchen Stühle und werden sich morgen in der Abenddämmerung, daß sie ja nicht gesehen werden, entschuldigen, daß sie keine hätten finden können. Zum Teufel, was ist das für eine Geschichte mit Ihrem Sohn?

Lady

(nach einer Pauſe mit gepreßter, verlegener Stimme).

Es iſt mir ganz lieb, daß ſie fort ſind — ich will allein ſein. Sie beſuchen mich morgen, lieber Schwager; ich habe in Weſtmoreland Güter gekauft, ich hörte gern Ihre Meinung darüber; auch müſſen Sie zu einigen neuen Pachtbriefen, die ich ausgeſtellt habe, Ihren Conſens geben — einige bedeutende Poſten ſind auch eingezahlt, die ich nicht wieder unterzubringen weiß —

Viscount.

O liebe Schwägerin, da werd' ich ſchon helfen — (bei Seite) ſie thut mir faſt leid! (zudringlich vertraut und halbleiſe) Aber ſagen Sie mir, was iſt denn das eigentlich mit Ihrem —

Lady.

Auch ſind da einige Verfügungen zu treffen wegen der Kohlengruben, die uns in Durham gehören — es iſt ein unterirdiſches Waſſer in ſie eingebrochen — und — die Bergleute —

Viscount.

Was Henker! Laſſen Sie das ein ander Mal! Ich will hoffen, daß Sie in Ihrer hartnäckigen Verläugnung dieſes Baſtards des Grafen Rivers —

Lady.

Unverſchämter!

(Geht in den Hintergrund, ſetzt ſich auf den Seſſel, zieht den Vorhang zurück und blickt in's Theater hinaus.)

Viscount.

Welche Keckheit! Den Vorhang weit zurückgezogen! (Auf den Zehen und hinausschauend.) Aller Blicke auf sie gerichtet! Wären es Pfeile, sie wäre durchbohrt. Wie man sich anstößt, wie sie murmeln! Alle Gläser auf sie gerichtet! Dort zeigt schon Einer mit dem Finger! Sie schwört ein Ungewitter herauf. Das gibt einen Aufstand! Ich ziehe mich zurück. (Ab.)

(Hinter der Scene. Entfernt aber deutlich vernehmbar.)

Männliche Stimme.

Du warst's, die ihn verdarb.

Weibliche Stimme (Miß Ellen).

Ich?

Männliche.

Deiner Liebe
Verdankt er dieses Uebermaß der Triebe!

Weibliche (Miß Ellen).

O schilt mir nicht die holden Blumenkränze,
Die ich um meines Sohnes Kindheit wand!
Wo gab es Blumen, gab es Freudentänze,
Als er im Wetter seines Schicksals stand?

Als er noch klein, wie konnt' ich wol ihn strafen,
Wenn oft ich noch den Todesengel sah,
Wie der der Wiege kleinem Friedenshafen
Um einen Schwung der Sense stand so nah!

Und als er groß, da kann die Mutter warten,
Der Vogel fliegt hinaus zum Nest;
Ihr schon genug, wenn er von seinen Fahrten
Sie immer fromm und treulich grüßen läßt.

Die Mutterlieb' ist reich durch stetes Geben,
Sie ist schon glücklich, wenn sie weinen kann;
Dem Thaue gleicht ihr sorgenvolles Leben,
Er setzt sich nur in kühlen Nächten an.

Und ein Juwel' ist einer Mutter Liebe, —
Doch nicht zu stolzem Schmucke ausgelegt —
Ein Talisman, den gegen böse Triebe
Man auf dem Busen still verborgen trägt.

Doch ruhig! Laß das Herz Mariens zeugen,
Als an dem Kreuze all' ihr Glück verdarb,
(Laut und beziehungsreich)
Und jenen Marmorstein, in dessen Schweigen
Dem Griechen seine Niobe erstarb.
(Lauter Beifall hinter der Scene.)

Lady

(reißt den Vorhang zu und kommt mit leidenschaftlicher Aufregung in den Vordergrund).

Ich halt' es nicht länger aus — diese Blicke tödten mich — diese Fingerzeige, diese Schadenfreude, diese Verwünschungen dicht an meinem Ohre, rechts, links, von oben, unten — Gott, welch' gräßliches Schicksal ist

über mich verhängt! Mein ganzes Daſein vergiften ſie, meine Träume morden ſie — ſchlafen, wachen — es iſt dieſelbe peinigende Verzweiflung, die, ich mag ſein wo ich will, immer an meiner Seite iſt. Sohn — Mutter — Mutter — Sohn — immer derſelbe ſchauderhafte Refrain — es iſt, als hätt' ich in die Sonne geſehen und müßte nun auf Allem, wohin ich meine Augen richte, grüne und blaue Flecke wahrnehmen, die ich nicht verwiſchen kann', die immer wieder durch alle Farben durchbrechen, als hätt' ich eine Mordthat begangen und könnte das Blut nicht von der Diele tilgen! Ich fühle nichts als Mutter für ihn — es iſt in meinem Herzen auch nicht die kleinſte Stelle für ihn, auch nicht ein Plätzchen, wo man eine Wiege hinſetzen könnte! Ich kann Alles ſein, ich will die zärtlichſte Geliebte werden, die treueſte Schweſter, das gehorſamſte Kind, ich will fromm, demüthig, ich will tugendhaft wie ein Engel werden — nur die Mutter dieſes Sohnes kann ich nicht ſein! — Und hätt' ich ihn wirklich unter meinem Herzen getragen — Natur, was biſt du dann ſo ſtumm bei mir — warum ſprichſt du nicht mit Beredſamkeit zu meinem Herzen und läſſeſt nirgend auch nur den kleinſten Funken von Liebe das Muttermaal ſein, an dem ich ihn wieder erkennte? Briefe, Siegel, Ringe, Alles ſpricht für ihn und mein Herz nicht! — Ich kann nicht Mutter ſein! — Und mögen ſie nun meinen Namen durch den Koth der Straße ſchleifen, mögen ſie mein Herz am Pranger der ſchwärzeſten

Verläumdungen mit glühenden Zangen quälen, mögen ſie mit tauſend vergifteten Dolchen auf mein armes verlaſſenes und vereinſamtes Daſein zücken, — ich bin nicht ſeine Mutter; — ich will es nicht ſein, (verzweiflungsvoll aus tiefſter Bruſt) ich kann es nicht ſein.

(Heftig ab zur Rechten.)

Lord Derwich

(ſtürzt links herein).

Mylady!

Lord Wincheſter

(nach ihm).

Mylady!

Lord Derwich.

Sie iſt nicht mehr hier.

Viscount

(tritt ſchnell herein).

Mylady, das ganze Haus iſt in Aufruhr — ſie iſt nicht mehr da —

Savage

(ſtürzt herein).

Mutter, ich ſchütze Dich — dieſer Abend gehört mir zu — meine Herren, wo iſt meine Mutter?

Viscount.

Sind Sie der jämmerliche Phantaſt, der ſich wie im

Blindekuhſpiele aus den erſten Damen Englands auf's Gerathewohl eine Mutter heraushaſchen will?

(Hinter der Scene: Klatſchen und der Ruf: „Savage! Richard Savage!“)

Savage

(zieht halb den Degen).

Mitten unter dem Jubel des Volks, mir, dem Gekrönten, dieſen Schimpf?

Viscount

(zieht den Degen und will Savage den ſeinigen aus der Hand ſchlagen).

Weg, Bube, mit dem Spielzeug —

Savage.

Weg mit dem Geſtrüpp, das mir den Weg zu meiner Mutter verſperrt!

(Fechten. Er erſticht den Viscount.)

Viscount

(fällt in Lord Berwicks Arme).

Lord Wincheſter

(läuft an die Thür).

Wache!

Savage

(geht in gemeſſenen ſchwankenden Schritten, den Degen in der Hand, an die Brüſtung der Loge, reißt den Vorhang auf und ruft, da der Jubel ſchweigt, hinaus).

England! Du willſt mir Lorbeeren geben? Gib mir

die Palme der Versöhnung, gib mir den Oelzweig des Friedens, den Du mit meiner armen Mutter schließest. Kann mich eine Krone beglücken, deren Perlen die Thränen eines Weibes sind? Kann mich ein Altar ehren, auf dem man mir eine Mutter opfert? England, die Unsterblichkeit, mit der Du belohnst, wiegt nicht eine einzige Stunde des Elends auf, wenn Du zürnst! Zürne nicht! Verzeihe der Mutter, um des Sohnes willen!

(Lauter Beifall. Drei Mann Wache treten ein.)

Lord Winchester
(auf Savage zeigend, mit fester Stimme).

Der Sprecher da ist Euer Gefangener!

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Im Hauſe der Lady Macclesfield.

Miß Ellen wartet. Haushofmeiſter tritt aus der Seitenthür.

Haushofmeiſter.

Die Lady wird ſogleich erſcheinen! (Als wollt' er eine Unterhaltung anſpinnen.) Gott, ſeit dem Tode des Viscount haben wir viel zu thun! Da ſind hundert Rechnungen, die nicht bezahlt, und tauſend, die bezahlt, aber nicht eingetragen ſind. Die Lady ſitzt den ganzen Tag unter Papieren, und hat alle Stunden mit einem Notar oder Advocaten oder ſonſt einem Geſchäftsmann zu verhandeln. Haben Sie vielleicht auch —

Miß Ellen.

Nein!

Haushofmeiſter.

Nun, das wird der Lady lieb ſein, 'mal von etwas Anderem als von ihrem Schwager und (leiſer) Sohne zu hören.

Miß Ellen.

Mylady hat wol nicht Urſache, über den Tod des Erſtern beſonders unglücklich zu ſein?

Haushofmeiſter.

Ne, das wahrhaftig nicht! Sie macht gar kein Hehl draus, daß ſie froh iſt, ihn los zu ſein. (Leiſe.) Es war ein Blutſauger, ein Nimmerſatt; was ſie hergab, ging wie in ein Sieb.

Miß Ellen
(bei Seite).

Deſto beſſer! So hat ſie doch durch ſeinen Tod mehr gewonnen als verloren und wird gegen Richards unglückliches Loos nicht unempfindlich bleiben —

Haushofmeiſter.

Ihr Sohn iſt ja — ſo zu ſagen — zum Tode verurtheilt.

Miß Ellen.

Muth! Muth! Sie muß ihn retten!

Haushofmeiſter.

Sie kommt —

(Schnell ab.)

(Lady Macclesfield tritt ſchnell herein.)

Lady.

Entschuldigen Sie, Miß, mein Ausbleiben. Ich wollte doch erst den Brief lesen, den Sie mir vor einigen Tagen schickten.

Miß Ellen
(betroffen).

Erst jetzt?

Lady.

Ich las, als ich ihn erbrach, Ihre Unterschrift — Sie sind Schauspielerin.

Miß Ellen
(fest).

Ja.

Lady.

Ich achte diesen Stand insofern, als eine große Selbstverleugnung dazu gehört, ihn zu ergreifen und sich von der übrigen Gesellschaft gleichsam freiwillig auszuschließen, — indessen hielt ich Ihren Brief für nicht so dringend —

Miß Ellen
(schnell).

Und nun Sie ihn gelesen?

Lady.

Miß, Sie müssen es hoch aufnehmen, daß ich mit Ihnen über einen Gegenstand rede, dessen bisher in meiner Gegenwart Niemand erwähnen durfte. Nur will ich

Ihnen gleich sagen: Sie sind Schauspielerin, meine Gute, Sie machen ein Gewerbe daraus, die menschlichen Leidenschaften greller aufzutragen, als selbst die Natur sie colorirt, und so haben Sie auch hier nur Farben gewählt, für welche Sie in der Wirklichkeit kaum ähnliche Mischungen finden würden —

Miß Ellen.

Kann etwas wirklicher sein als die Gefahr, in der Ihr (sich verbessernd) — in der Richard Savage schwebt?

Lady.

Erwähnen Sie, ich bitte, diesen Namen nicht früher, als bis ich Sie dazu auffordere! Sie sind nicht fähig, Miß, über die Dinge zu urtheilen, wenn sie über die gewöhnliche Oberfläche der Verhältnisse auch nur ein wenig hinwegstreifen! Sie werden aus dem Fluge eines Straußes, der mit dem Fuß nie recht die Erde zu verlieren wagt, immer den Flug eines Adlers machen. (Ironisch.) Dafür sind Sie Schauspielerin! Die Komödianten kommen selten in die Lage, einfache Gefühle, wie sie die wirkliche Erfahrung des Lebens darbietet, zu zeichnen; ein Schmerz, der nicht mit den Händen gesticulirt, ist für sie keiner; eine Freude, die nicht mit fliegenden Haaren tobt, nennen sie Kälte; ewig in der Traumwelt erhitzter Phantasieen weilend, machen sie an das Leben Ansprüche, welchen das Leben nicht genügen kann.

Miß Ellen
(bewegt).

O Mylady, wie verkennen Sie meinen Stand! Wir armen Schauspieler verdienen Ihre Vorwürfe, wenn ein schärferes Auge, ein beweglicheres Herz, ein treueres Gedächtniß, als man es freilich mitten im Gewühl des Alltagslebens hat, einen Vorwurf verdienen. Wir pflücken die Blumen, die Sie kalt zertreten; wir sammeln auf dem Felde der Erfahrung diese kleinen Blumen, die Ihnen zu gering scheinen, und binden sie des Abends zu Sträußern und Kränzen, weil die Entfernungen der Bühne zu groß sind, um aus ihnen das Kleine ganz deutlich wahrzunehmen. Sie dürfen, wenn Sie einen Bettler am Wege sehen, mit einem gespendeten Almosen an ihm vorübergehen, wir müssen stehen bleiben, ihn nach seinem Kummer fragen und jene Blicke beobachten, die die vorüberwandelnde Menge stumpf und kalt auf seine Blöße wirft —

Lady.

Weil Sie das darzustellen haben, weil Sie Studien machen müssen. So werden Sie immer bei einem einzelnen vorkommenden Falle den ganzen Reichthum von Erfahrungen, die Sie bei ähnlichen Lagen gesammelt hatten, anzubringen suchen und in dieser Art nie recht zu einem klaren, einfachen und natürlichen Gefühl kommen, wie es das Leben bietet.

Miß Ellen.

O Mylady, Sie haben ein falsches Vorurtheil! Wenn ich des Abends die Schminke von meinen Wangen nehme, den Flittertand einer phantastischen Garderobe ablege und wieder zu den Empfindungen hinabsteige, die das Leben mir als meine Aufgabe zu durchkosten gab — glauben Sie mir, dann bedarf ich der Phrase nicht, um den Schmerz über ein seit frühester Jugend einsames Dasein zu fühlen, der Phrase nicht, um mir die Bilder meiner früh vollendeten, unvergeßlichen Mutter, einer in ihren schönsten Hoffnungen betrogenen und schmählich getäuschten Schwester, eines Bruders vorzuzaubern, der bei der königlichen Marine diente und sein Grab in den Wellen des indischen Oceans fand. (Mit Thränen.) O Lady, wenn wir dem lauschenden Zuhörer in den Schmerzen, die wir auf der Bühne wiedergeben, nur eine feine Berechnung der Beobachtung und der Kunst zu entwickeln scheinen, wie oft geben wir da nur unsere eignen Thränen wieder, und beschwören Empfindungen aus den Ruinen unserer Vergangenheit herauf, die wir nicht zu erheucheln brauchen.

Lady.

Lassen Sie uns davon abbrechen! Sie fordern mich in Ihrem Briefe auf, an die Königin eine Bittschrift einzureichen für das verwirkte Leben eines Abenteurers, der mir durch einen schändlichen Mord einen so nahen Verwandten —

Miß Ellen
(ſchnell).

Nahen Verwandten? (Ruhiger.) Mylady, wer könnte Ihnen näher verwandt ſein, als der Unglückliche, der mitten aus einer glänzenden Ruhmeslaufbahn geriſſen wurde und um Ihretwillen nun einem ſchmählichen Schickſale entgegenſteht?

Lady.

Es iſt dies die ſchreckliche Folge ſeiner maßloſen Ehrbegierde, mit deren ſchauderhafter Conſequenz er ſich eine Mutter aus den höchſten Ständen erobern wollte!

Miß Ellen
(bitter).

O welch' ein Glück für ihn, eine ſo vornehme und kalte Mutter zu haben!

Lady.

Man wird das Todesurtheil nicht an ihm vollziehen — ich höre, daß ſein Schickſal dahin gemildert iſt, daß er transportirt wird.

Miß Ellen.

Iſt dies eine Milderung? Statt durch einen fürchterlichen Augenblick ihn ſchnell aus einem Leben voll Gram und Leiden zu entführen, ſchleppen ſie ihn nun über unermeßliche Gewäſſer Tauſende von Meilen weit nach den Wohnungen von Verbrechern hin, die mit vergiftetem Gewiſſen und ſtieren Augen ihn als der ihrigen Einen

begrüßen werden, ihn, deſſen engelreines Gemüth ſchon vor der Schilderung eines gemeinen Verbrechens ſchauderte! Sie, Sie, Mylady, können retten; ſtehen Sie die Königin an; ganz London erwartet von Ihnen dieſen Schritt, der Ihnen die Achtung Englands wiedergeben wird!

Lady.

Miſchen Sie, ich bitte, in Ihre Begeiſterung für einen jungen Dichter, der Ihnen ſo ſchöne Rollen ſchreibt und — vielleicht ſelbſt mit Ihnen einübt, keine Beleidigungen für mich! Mir iſt an der wankelmüthigen Meinung Londons wenig gelegen. Jetzt iſt es Mode, gegen mich Partei zu nehmen; ich kenne London genug, um zu wiſſen, wovon es abhinge, daß es für mich Partei nähme. Es iſt ein ſo ſchöner Roman, den man erfunden hat, und der ſich des Morgens bei der Toilette, wenn man ſeine Papilloten abwickelt, ſo empfindſam beſprechen läßt! Laſſen Sie plötzlich bekannt werden, daß Richard Savage ſtottert, oder ſonſt eine niedrige Beziehung ſich an ihn knüpft, ſo werden Sie erſtaunen (lachend), wie die Waage ſeiner jetzigen Popularität ſinkt.

Miß Ellen.

Ein Glück, daß in ſeinem großen Herzen und ſeiner edlen Geſtalt die zärtlichere Natur ihre Vorkehrungen getroffen hat, daß ihm ſolche Erfindungen nicht ſchaden können.

Lady.

Ich will auch nur ſagen, wie flüchtig das Intereſſe iſt, welches man dieſem armſeligen London einflößen kann. Hätte der junge Mann durch ſeine Frevelthat nicht Sorge dafür getragen, daß man ihn immer im Munde hat, er würde längſt vergeſſen ſein.

Miß Ellen
(bedeutungsvoll).

Man wird ihn nie vergeſſen! (Nachgiebig bittend.) Aber was that ich? Ich reizte Sie. Es kann Ihr Ernſt nicht ſein, iſt es nicht; Sie werden die Königin bitten, gewiß, gewiß, Sie werden!

Lady.

Nein, Miß, ich werde nicht. Thät' ich's, ſo würde man dem abgeſchmackten Märchen, daß es mein Sohn wäre, um ſo mehr Glauben ſchenken, und mich dann erſt recht verdammen, wenn ich ihn ſpäter doch nicht anerkennte.

Miß Ellen.

Gott, dieſe Berechnungen, Mylady —

Lady.

Bin ich mir ſelbſt ſchuldig und einer ſpätern, beruhigtern Zeit, die mich richten ſoll.

Miß Ellen.

O ich hör' es, Sie ſchwanken, Ihre Berechnungen verfangen ſich, Sie können fürchten, für empfindungs-

los zu gelten — nun werden Sie es auch nicht sein wollen, Sie werden erschrecken vor dem schauderhaftesten Rufe einer Frau, daß man sagt: Sie hat kein Herz! Sie machten diesen todten Gedanken, diese Kälte, diese Härte schon zum Gegenstande Ihres Nachdenkens — was fehlt nun noch, Mylady, daß Sie die Thüren Ihrer Herzenskammern aufreißen und den Frühling der Mutterliebe auf das Eis, das sich in ihm gesammelt, mild schmelzende Küsse drücken lassen —

Lady.

Sie irren sich —

Miß Ellen.

O wagen Sie es, wagen Sie es, gut und lieb zu sein! Ich weiß es ja, nur das Leben der höhern Gesellschaft, die Lüge conventioneller Formen, die Medisance der großen Welt hat Sie erkältet, hat Ihnen den Muth genommen, wahr und gefühlvoll zu sein, hat Ihnen diese spitzen Entschlüsse, diese eckigen Absprünge, diese ungeheure Selbstbeherrschung gegeben — aber können Sie sich dabei glücklich fühlen? Kann Sie der Ruhm, eine Königin des Hasses zu sein, stolzer machen als der, eine Sclavin der Liebe genannt zu werden? O gewiß, gewiß; wenn es Ihr Sohn ist, gebührt der Mutter die Liebe; wenn er es nicht ist, gebührt dem Weibe, da er Sie dafür hält, das Mitleid!

Lady
(ſtreng und ſich zu ihrem Zimmer wendend).

Ich habe genug geſagt, und, ich dächte, Sie auch —

Miß Ellen.

Nicht genug, wenn Ihr Herz nicht erweicht iſt. Noch hoff' ich — Sie ſchwanken — Sie ringen mit Ihrer kalten, kalten Philoſophie, mit den Verhältniſſen, mit der Etikette — ja auch dies — ja mit Ihrem Stolze — man hat Sie gekränkt, man verſpottet Sie, verfolgt Sie', o das iſt ſchlecht! — Aber Sie werden ſiegen, durch Ihre Großmuth ſiegen, durch Ihre Vergebung; gewiß, Sie gehen zum Hof, Sie ſchreiben, Sie bitten um Gnade für Richard —

Lady
(nicht ohne einiges Gefühl).

Ich bewundere Ihre Beredtſamkeit, aber ich bedaure, ihr widerſtehen zu müſſen.

(Ab.)

Miß Ellen
(ihr nachblickend).

Sie läßt mich allein? Sie bleibt kalt? — ſtumm? — grauſam?! (Nach einigem Bedenken, feſt) Nun denn, ſo geh' ich ſelbſt zur Königin!

(Ab.)

Zweite Scene.

Kerker. Halbdunkel.

Savage steigt eine Treppe im Hintergrunde herab; die Riegel werden hinter ihm zugeschoben.

Savage.

So lassen sie mich noch manchmal frische Luft im Hofe dieser finstern Mauern schöpfen! Ach, es sind die letzten Athemzüge, mit denen ich Englands Luft trinke! Ich werde die Heimath verlassen und so viel Tausende von Meilen nur zurücklegen, um jenseit des Oceans mein Grab zu finden. Was ist mir jener südliche Himmel mit seiner Pflanzenpracht und seinen taghellen Sternennächten! Die verpestete Atmosphäre Birminghams und Manchesters, der Kohlendust in den Fabriken, die gelben Nebel Altenglands sind mir balsamische Luft gegen die würzige Temperatur jener südlichen Welt, die sich für mich in einen großen, lachenden, blühenden und darum um so grausamern Kerker verwandeln wird! Und ausgestoßen unter Verbrecher, die mit plattgedrückten Nüstern, unheimlich weißen Augensternen und trotzigen Stirnen die Geschichte ihrer Bosheiten erzählen, selbst wenn sie der Henker ihnen nicht mit dem glühenden Eisen der Brandmarkung auf die Haut gezeichnet hätte! Ausgestoßen

unter Menſchen, welche alle mit einem Ende des Strickes, an welchem die königliche Gnade ſie vom Galgen ſchnitt, herumwandeln, ſo daß ihre Kinder damit ſpielen, Kinder, denen man als Ammenmärchen die grauſigen Abenteuer ihrer Aeltern erzählt! — Mutter, Mutter! das ganze Leben ſtellen ſie nun zwiſchen uns! Tod hier, Tod dort, an den beiden äußerſten Grenzen, und dort erſt Wiederſehen! Sie ſagen, Du trügeſt die Schuld meines Schickſals, während ich doch nur die Schuld des Deinen trage! Nicht Dein Zögern, mich an's Herz zu drücken, thut mir ſo weh, als der Haß und die Verdammung der Welt, die Dich verfolgt! Daß Du auch ſo ſtarr ſein mußt, daß Du Deine Liebe und Deinen Namen ſo umnebelſt und an dem heitern Horizont Deines Gemüths Dir dieſe drohenden Ungewitter der Verfolgung heraufbeſchwörſt. Nicht was ſie an mir thut, ſchmerzt mich, ſondern daß ſie es thut, daß ſie ſich freiwillig zum Schleifſtein der ſcharfen Zungen der Verleumdung macht; (ſchmerzlich ſinnend) wenn ich je auf den Stolz, unter ihrem Herzen gelegen zu haben, verzichten würde, ſo geſchäh' es, um ihr den Sieg zu laſſen und die Menſchlichkeit ihrer Empfindungen in den Augen der Welt zu retten.

(Geraſſel an der Thüre. Steele kommt die Treppe herab.)

Savage.

Steele!

Steele
(ihn umarmend).

Hundert Mal war ich an der Thür Deines Kerkers, aber erſt nach der Fällung des Urtheils wollte man mich einlaſſen. Armer Richard!

Savage
(heiter).

Soll ich Dir ſagen, was mich für mein Unglück, wenn es einen Troſt gibt, tröſten könnte? Daß mir etwas ſo Fürchterliches hat begegnen müſſen, daß ſelbſt Dein ſonſt ſo verſtecktes Gemüth aus dem Dachsbau ſeiner weltmänniſchen Philoſophie heraus mußte!

Steele
(mit ſich ſelbſt bekämpfender Rührung).

Nun, (bei Seite) ich muß ihn zerſtreuen — Du wirſt doch noch immer nicht gehängt. Sieh einmal, ich bemitleide Dich und mich, daß Du uns aus der Stickluft Londons entführt wirſt; aber Botany Bay, mein Freund, (bei Seite) ich muß ihn zu tröſten ſuchen — verlohnt wirklich einmal ein gründliches Studium. Für mein Journal iſt es mir ungeheuer viel werth, dort einen Correſpondenten zu haben. Nimm an, der Zuſtand unſerer Colonieen ſoll ſchauderhaft ſein, die Gouverneure ſaugen ihnen, hungriger als die Spanier in Mexiko, das Blut aus, kein Schutz der Geſetze, keine Hülfe beim Parlament iſt für die unglücklichen Bewohner derſelben gegeben,

Alles geht durch den Gouverneur, die Beweisführung und der Hülferuf des Klägers durch die Hände des Beklagten — das muß einmal an's Tageslicht, da kann ich, wenn ich in's Parlament komme, drei Miniſterien mit in Schach halten. Und wie lange wirſt Du dort bleiben? Du kommſt mir vor wie Portwein; er wird erſt gut, wenn er 'mal die Linie paſſirt hat. Wie viele Bruſtkranke machen nicht dieſe Reiſe freiwillig, um durch die Seekrankheit geheilt zu werden? Du wirſt eine kleine Reihe von Jahren dort bleiben, und mit einem merkwürdigen Schatz von Erfahrungen, um den ich Dich beneide, wieder zu uns zurückkehren. Glaubſt Du denn, die gegenwärtige politiſche Lage Englands würde ſich lange halten?

Savage.

Kehrt' ich je zurück, würd' ich viel verändert finden — meine Mutter wäre todt — und ich ſelbſt — erlebt' es nicht — mein Daſein iſt geknickt, ich hänge am Leben nur noch wie eine überreife Frucht; ein kleiner Windſtoß — und ich bin abgeſchüttelt. Was weiß man von meiner Mutter?

Steele.

Laß den Gedanken an dies Weib! Der vorſchnelle Tod, den Du dem Viscount gabſt, hat einige Familien wieder mit ihr ausgeſöhnt. Sie veranſtaltet nun Bälle, die immer noch genug beſucht ſind, um ihr Gelegenheit zu geben, recht mit ihrer Liebloſigkeit zu prahlen. Der

Hof, der von Deinen Ansprüchen fest überzeugt ist und Dich deshalb zum Transport begnadigte, hat es ihr nahe genug gelegt, sie sollte für Dich einen Schritt thun, sie ist mit Briefen, Bittschriften aller Art deshalb bestürmt worden, — sie bleibt kalt und gibt Bälle. Hätte man Dich gehängt, sie würde sich dafür ein Fenster gemiethet haben.

Savage.

Ich muß über Dich lachen, Steele. Es ist eine wahre Freude, wie Du die Dinge so lange biegst, bis sie krumm werden oder brechen!

Steele.

Savage, ich bemitleide Dich! Du entfremdest Dir Deine Freunde durch dieses Vertrauen, das Du immer noch auf eine Anerkennung setzest, die Du bei dem Charakter der Lady niemals finden wirst.

Savage.

Laß das, lieber Freund! Geheimnisse zu enträthseln, die in der tiefsten Menschenbrust schlummern, bist Du nicht der Mann. Was treibt man draußen in der Welt?

Steele

(aufstehend).

O es ist erstaunlich, was die Macht des Journalismus wächst. Wir haben von allen Dingen, die jetzt vorgehen, die Fäden in der Hand. — Wir spinnen das ganze Gewebe Dessen, was man heute noch zu behaupten,

zu glauben, zu unternehmen wagt. Die Gold- und Silberbarren der Wiſſenſchaft haben wir in courante Münze umgeprägt, die von einer Hand zur andern wandert und den ſchnellſten Umſatz der Ideen befördert. Zu den edlen Metallen eines Bako, eines Locke ſetzen wir das Kupfer hinzu, wir legiren das Silber und geben die Wahrheit ſechs-, ſieben-, achtlöthig heraus, je nachdem ſie die Menſchen faſſen können. Es will heutigen Tages Alles ſeine Form haben. Die Philoſophen läßt man's aus Bechern, die Kinder aus Löffeln nehmen; den Frauen verſetzen wir die ſchwierigſten Probleme mit etwas brillanter Einfaſſung, etwa in Geſtalt eines Fächers, mit dem ſie in der Geſellſchaft anmuthig kokettiren können. Die Ideen müſſen Gemeingut werden; Alle ſind berufen; die Menſchheit will wiſſen, woran ſie iſt!

Savage.

Und die Dichter werdet Ihr dabei zu Grabe tragen!

Steele.

Luſtſpiele, Savage, Luſtſpiele! Die Menſchen ſind der Trauerſpiele ſatt, Eurer wahnſinnigen Könige, Eurer händeringenden Jungfrauen, Eurer Geiſterbeſchwörungen; ſatt, ſatt — Luſtſpiele, Savage! Feine geſellſchaftliche Beziehungen, ſatyriſche Gemälde des Lebens der höhern Stände, Ironien auf die Advokaten, auf die Aerzte, auf die Prieſter — das iſt ein Feld, Savage; Witz, Witz, Witz! Frage die Schauſpieler, ſie urtheilen ſelbſt ſo.

(Zieht ein Papier hervor). Da hätt' ich das Beſte faſt vergeſſen. Dies iſt die fürchterlichſte Satyre, die je auf ein menſchliches Weſen geſchrieben wurde. Wäre Deine Mutter eine Griechin, ſie würde ſich aufknüpfen!

Savage
(will ihm das Papier entreißen).

Was?

Steele
(hält es in die Höhe).

Sie kommt in die nächſte Nummer meines Journals. Noch nie hat die engliſche Sprache einem Nadelholzbaum ſo geglichen, wie hier. Alle Kammermädchen Londons könnten damit eine Woche lang ihren Damen das Haar aufſtecken, denn jedes Wort iſt eine Stecknadel. Wo ich in unſerm Sprachſchatze nur etwas Reizendes, Bürſtendes, Kratzendes, Krallendes entdeckte, Alles hab' ich zum Aufbau dieſer Stachelpyramide verwandt. Lies ſelbſt!
(Wendet ſich zum Hintergrund.)

Savage
(nimmt das Papier. Ruhig)

Ich werde Dir dafür eine Ode an meine Mutter geben. (Zerreißt es.)

Steele
(komiſch entrüſtet).

Savage! Mein beſter Artikel — da zerriſſen — die gelungenſten Einfälle, Sarkasmen, wie Scheidewaſſer —

Himmel, was mach' ich! Mein Journal will seine Spalten gefüllt haben, aus dem Gedächtniß kann ich diese Eingebungen des Momentes nicht wieder herstellen — o Savage, Du solltest selbst wissen, daß der echte Schriftsteller, (polternd) wenn er die Wahl hätte zwischen allen Freuden des Paradieses und der Ehre, ein geistreiches Bonmot gemacht zu haben, sich nicht besinnen würde, das letzte vorzuziehen — (Nachgiebig) Du mußt mir nur nicht zürnen, Savage! Du mußt mich nicht für lieblos halten! Auf der andern Seite stand der Entwurf zu einer Vertheidigung Deiner Ansprüche, die einige hübsche Stellen enthielt — nein, nein — (weicher) mein armer Freund, die ich mit dem ganzen Feuer einer Beredtsamkeit geschrieben, die vom Herzen kommt. Und wenn ich Dein krankes Auge, Dein wehmüthiges, schmerzdurchzittertes Lächeln sehe, nun, so werden mir ja die Worte, mit denen ich der Welt die Geschichte Deines schönen Herzens erzählte, wieder zuströmen, wie in einer guten Stunde die Ahnungen meines bessern Selbst. Ehe Du von uns scheidest, Savage, sehen wir uns noch. Dein Rächer lebt in mir. Wenn Du am Strande der fernen Inseln des stillen Oceans stehst und Du siehst ein gewitterndes Leuchten über den Spiegel der Wellen blitzen, dann denke: es sind die Vorboten der Donner meines Wortes, die ich in Deiner Sache schleudern werde; denn welch' einen schönern Triumph kann wol die Macht der Rede feiern, als das edelste Opfer unsrer künstlichen geselligen Verhältnisse zu

vertheidigen und an einem gebrochenen Herzen, wie dem Deinigen, zu zeigen, daß wir Ereigniſſen entgegengehen, wo die Natur, dies ewige Maß der Dinge, zu Gericht ſitzen wird über eine verlebte Welt, wie die unſrige. Mich übermannt mein Unwille. Wir ſehen uns noch; lebe wohl! (Will ab. Savage eilt ihm nach und umarmt ihn.)

Die Schlöſſer raſſeln an der Thür. Lord Oberrichter tritt die Stufen herab mit einigen Griffiers; nach ihm Lord Tyrconnel mit einem glänzenden Gefolge von goldbordirten Lakaien.

Savage.

Man kommt, mir die Stunde anzuſagen, wo ich von Englands theuerm Boden ſcheiden ſoll! — Es iſt mehr als ein Todesurtheil.

Oberrichter
(ein Papier in der Hand).

Sir Richard, mit wahrem Vergnügen entledige ich mich der Pflicht, die mich zu Ihnen führt. Sie ſind frei.

Savage
(auf ihn zuſtürzend).

Mylord!

Oberrichter.

Sie ſind frei! Die Königin war früher gegen Sie eingenommen. Ihre That nicht allein, ſondern auch Ihr früherer Ruf, Sir Richard, Ihre ungeregelte Lebensweiſe hatten den Hof gegen Sie mißgeſtimmt. Die jetzige Berichtigung des Urtheils über Sie und die völlige Be-

gnadigung verdanken Sie nächst Ihrem allgemein geachteten Rufe als Dichter einer weiblichen Vermittelung, über welche ich nicht nähere Auskunft geben kann.

Savage
(zu Steele).

Hörst Du, Steele? Sie ist besiegt, ihr Stolz ist gebrochen —

Oberrichter.

Ob Sie Ihrer Mutter die Freiheit verdanken, kann ich nicht sagen. Hören Sie den schriftlichen Erlaß: „In Erwägung, daß Sir Richard Savage die an dem Viscount Marishal begangene Tödtung unter Umständen vollzog, die Uns schon bestimmten, die gegen ihn ausgesprochene Todesstrafe in Deportation zu mildern; in Erwägung, daß Sir Richards Jugend und Unerfahrenheit Uns jetzt erst deutlicher an's Herz gelegt sind, und von ihm ein seiner geistigen Ausbildung angemessener Lebenswandel zu erwarten steht, wollen Wir ihm den vollen Genuß seiner frühern bürgerlichen Rechte und Freiheit anheim geben, mit der besondern Hoffnung, daß er sein Talent stets zur Verherrlichung des Vaterlandes und Unsers ruhmvollen Hauses anwenden werde."

Steele
(bei Seite).

Man wird ihn noch zum Hofdichter machen — Nichts gegen Staat und Kirche! — (laut) Richard, mögen Dir die Musen diese Freiheit segnen!

Savage.

Noch ist es mir wie ein Traum! (Auf die Bedienten zeigend) Welche wunderliche Begleitung?

Lord Tyrconnel
(hervortretend).

Sir Richard, Sie sehen in mir einen Ihrer lebhaftesten Bewunderer. Lord Tyrconnel fühlt es, daß England Ihnen eine Schuld abzutragen, ein Verbrechen, das man an Ihnen begeht, wieder gut zu machen habe! Ich bin reich genug, Alles nachzuholen, was die Nation an Ihnen versäumte. Ich war mit Ihrem Vater, Lord Rivers, entfernt verwandt, ich erkenne Sie in dieser Verwandtschaft an; wird in meiner Familie ein Besitz oder Titel frei, so soll er unverzüglich auf Sie übertragen werden. In meinem Hôtel hab' ich Ihnen ein ganzes Stockwerk eingeräumt und es so poetisch, wie mir armen Dilettanten nur möglich ist, einzurichten gesucht. Alle Cirkel der höchsten Gesellschaft, die Gesellschaften des Hofes stehen Ihnen offen. Sie müssen dies Gegengewicht gegen die Intriguen Ihrer Mutter haben.

Savage
(schnell, um ihn zu belehren).

Sie sprach die Königin!

Lord Tyrconnel.

Möglich; aber noch ist keine öffentliche Anerkennung erfolgt. Sie wird auch bei dem hoffärtigen.

Charakter dieſer Dame ſo lange nicht erfolgen, bis Sie ſich in den Strahlen des Glanzes befinden, den ich jetzt um Sie verbreiten werde. Zwei meiner Landhäuſer ſtehen Ihnen ganz zu Befehl. Einige Züge der ausgeſuchteſten Pferde harren mit Kutſchen, die ich eigens in Paris beſtellte, ſtets Ihres Winkes. Dies Ihr Haushofmeiſter, dies Ihr erſter Kammerdiener, dies das übrige dienende Perſonal, welches ich ganz Ihrer Verfügung anheim gebe. (Hier beginnt hinter der Scene ein heitrer Marſch.) Ich, ich führe Sie nicht im Geheimen auf den Platz, der Ihnen jener Intrigue gegenüber gebührt; ich ließ von dieſem ſchmählichen Orte, der Sie hier zwei Monate gefangen hielt, einen Teppich legen bis in meinen Palaſt. Ganz London ſoll Ihren Triumph feiern, die ganze junge geiſtreiche Gentry der Stadt ſteht mit Roſſen und Wagen vorm Thore dieſes Hauſes. Die Muſik der königlichen Regimenter wurde mir zur Verherrlichung dieſes Tages vom Commandanten des Tower gern bewilligt. Sie ſind nicht mehr der Sohn einer gefühlloſen Mutter, Sie ſind Englands Sohn!

(Trompetentuſch draußen und ein Hoch der verſammelten Menge.)

Inzwiſchen hat ſich das Theater ganz mit Volkshaufen (beſonders mit Matroſen, die ihre Schiffswimpel ſchwingen) angefüllt.

Richard ſteht erſtaunt und entzückt.

Steele

(während der Marſch fortſpielt, ironiſch auf Tyrconnel zeigend).

Da ſieht man, wie nützlich es zuweilen den Söhnen ſein kann, daß ſie ſpröde Mütter haben!

Vierter Aufzug.

Ein prachtvolles Zimmer, mit Seiteneingängen, im Hause des Lord Tyrconnel. Rechts im Vordergrunde ein Fenster oder Balcon. Die Hinterwand bilden Vorhänge, die später zurückgezogen werden und die Bühne um etwas verlängert darstellen. Ein Tisch vorn mit kostbaren Armleuchtern und brennenden Kerzen darauf.

Die Lords Tyrconnel, Winchester und Berwick.

Lord Tyrconnel.

Ganz mein Schicksal! Ganz dieselben Launen und kleinen Bitterkeiten, denen zuletzt der Ausbruch eines Vulcans folgt.

Lord Berwick.

Sie hat sich seit einem halben Jahre erstaunlich verändert, ihr Gemüth und ihre Haut, Beides ist älter geworden.

Lord Wincheſter.

Es iſt unſtreitig die Folge der Aufregung, in welche ſie die Angelegenheit mit ihrem Sohn verſetzt. Sie will es zwar nicht wahr haben, aber es hat doch ihre Ruhe, wenigſtens ihr Betragen gegen uns und alle Welt untergraben. Sagen Sie ſelbſt, Derwick, wie oft ſie bei hellem lichten Sonnenſchein auffuhr und ſich benahm, als ſähe ſie Geſpenſter?

Lord Derwich.

Ja, ſie hat jetzt etwas ordentlich Spukhaftes in ihrem Betragen. Ihre Behauptungen ſind ſchneidender als je, ihre Anſichten paradox, ihr Stolz, wahrſcheinlich durch die Zumuthung, einen plebejiſchen Sohn zu adoptiren, fährt ſo hinaus, als wohnte ſie in den hängenden Gärten der Semiramis.

Lord Tyrconnel.

Und wie nimmt ſie nun die Lage auf, in die ich ihren Sohn ſeit ſeiner Freiſprechung gebracht habe?

Lord Wincheſter.

Was meinen Sie, Derwick? Mir war's immer, als hätte ſie das am meiſten gekränkt.

Lord Derwich.

Gerade von Ihrer Seite, Mylord, war es auch ſtark! Sie hatten das Vergnügen, einige Jahre lang ihr nicht

zu mißfallen, und gerade von Ihrer Seite mußte dieſe Handlung ſehr verletzend für ſie ſein.

Lord Tyrconnel.

Ich wollte nichts, als ohne Dinte und Feder ein Pasquill auf ihre Tugend ſchreiben.

Lord Perwich.

So ganz allein das? Sein Sie einmal aufrichtig, Mylord; ſeitdem man Sie nicht mehr auf den Fuchsjagden ſieht, pirſchen Sie im Reviere der Popularität. Sie haben ſo etwas von einem Staatsſtreiche mit Hülfe der Oppoſition auf dem Striche —

Lord Tyrconnel
(lächelnd).

Meine Herren, ich bitte —

Lord Wincheſter.

Ja umſonſt ſind nicht alle Blätter voll von Ihrem Ruhme. Der Steele — war's nicht der Steele? — behauptete neulich, Sie ſprächen ſechs Sprachen —

Lord Tyrconnel.

Fünf ſprech' ich auch, und unter der ſechſten hat er wahrſcheinlich die Sprache der Aufrichtigkeit verſtanden. Ich kann Ihnen ſagen, Mylords, daß ich wirklich Neigung für jene Partei im Parlamente habe, welche in der Verfaſſung Englands nicht die Garantie unſerer politiſchen

Mißbräuche, ſondern das Mittel, ihnen abzuhelfen, erblickt. Freilich koſtet's mich einiges Geld.

Lord Herwick.

Indeſſen iſt es ſchön, als der Mann des Volks geprieſen zu werden. Seit Ihrer edlen Handlungsweiſe gegen Richard Savage werden Sie vergöttert.

Lord Tyrconnel
(geſchmeichelt).

Ja ich geſtehe, daß die Leute die Motive dieſes meines Schrittes verſtanden haben. Ich wollte dem Genie meine Huldigung darbringen, und ein Weſen beſchützen, das doch unſtreitig ein Opfer unſerer Standesunterſchiede iſt.

Lord Wincheſter.

Nur ſollen Sie, wie ich höre, wenig Freude an ihm haben.

Lord Tyrconnel.

Er könnte Das, was ich an ihm thue, allerdings ein wenig dankbarer aufnehmen. Er iſt krank, das entſchuldigt ihn. Ich fürchte, daß ihn die Verzweiflung über ſeine Mutter allmälig verzehrt.

Lord Herwick.

Seine Verſchwendung ſoll ungeheuer ſein.

Lord Tyrconnel
(zögernd).

Ei nun, wie man das nimmt. Den Werth des Geldes

weiß er freilich nicht zu schätzen. Er wirft es mit vollen Händen unter die Menge, gibt Hunderte für Zerstreuungen hin und hat doch keinen Genuß davon. Ein Glück noch, daß die Spitze aller seiner Thorheiten auf die Mutter gerichtet ist; so hab' ich wenigstens das Vergnügen, zu sehen, wie sie davon verwundet wird. Heute, z. B., Mylords, sollten wir uns einen Spaß machen, bei dem Sie selbst eine Rolle spielen müßten.

Lord W..chester.

Was meinen Sie?

Lord Tyrconnel.

Ist Ihr Einfluß auf die Dame wol noch groß genug, um sie in eine Gesellschaft zu begleiten, bei der sie nicht ohne Schutz sein darf?

Lord Berwick.

Mein letzter Dienst, den sie mir gestatten wird, wird wol der sein, daß ich sie heut' Abend auf den Maskenball der Herzogin von Sussex führe.

Lord Tyrconnel.

Vortrefflich, auch bei mir wird heut' Abend Maskerade sein; meine whiggistischen Freunde gehen auf keinen Toryball. Sie, Mylords, treiben nur Politik in Liebesabenteuern, Ihnen verschlägt es ja nichts, wenn Sie statt zur Herzogin zu mir kommen.

Lord Winchester.

Und Lady Macclesfield?

Lord Tyrconnel.

Das ist mein Plan! Sie begleiten sie und führen sie statt zur Herzogin zu mir!

Lord Winchester.

Aber den Kutscher —

Lord Tyrconnel.

Den wird sie entlassen; sagen Sie ihm nur, er könnte dann sogleich bei mir in Dienst treten. Er muß vor meinem Hause halten. Die Façade des Hôtels der Herzogin hat mit meinem die größte Aehnlichkeit, die Treppen werd' ich mit solchen Blumentöpfen zieren, die die Herzogin liebt; die Statue Cromwells, die auf meiner Flur steht, werd' ich mit einer Copie der Diana vertauschen, Sie kennen sie ja bei der Herzogin; die Masken werden, hier wie dort, dieselben sein können, so daß es lange währen soll, bis sie den Irrthum merkt. Ich werde ihr dann den Sohn vorstellen und sie vor Aller Augen veranlassen, daß sie mit ihm tanzt.

Lord Perwich.

Gnade aber Gott —

Lord Tyrconnel.

Dem Kutscher! Er wird es bei mir besser haben, als bei ihr!

Lord Winchester
(zu Lord Berwick).

Da ſich bei der Lady doch nichts mehr gewinnen läßt, ſo iſt auch bei dieſem letzten Spaß wol nichts verloren.

Lord Berwick.

Ich bin dabei — um halb zwölf Uhr erſcheinen wir.

Lord Tyrconnel.

Es iſt ſchon neun! Beeilen Sie ſich! (Die beiden Lords ab.) Savage ſelbſt darf von der Ueberraſchung nichts wiſſen. Seine Zudringlichkeit würde die Entdeckung zu früh herbeiführen. Noch eine Weile mögen dieſe Späße dauern, dann werd' ich Savage eine kleine Rente geben und ihn vor die Thür ſetzen. Da kommt er ſelbſt.

Savage
(tritt ſchnell ein in geſchmackvoller, eleganter Kleidung).

Ich ſuchte Sie überall, Mylord, und jetzt, (zögernd) wo ich Sie finde, habe ich doch nicht den Muth, meine Bitte auszuſprechen.

Lord Tyrconnel.

Sie wiſſen, Savage, daß ich jedem Ihrer Wünſche zuvorzukommen ſuche; wie ſollt' ich nun gar erſt hinter ihnen zurückbleiben mögen?

Savage
(ſeine Hand ergreifend).

Sie ſind das edelſte Herz, das jemals Großmuth mit Beſcheidenheit verband! Ich hab' erfahren, daß meine

Mutter in Kent geboren wurde, auf dem Schloſſe ihres Vaters, des Lords Maſon; in einigen Wochen iſt ihr Geburtstag. Wie wär's, wenn wir daſelbſt allerlei Gegenſtände aufkaufen ließen, die ſie in die Zeiten ihrer erſten Jugendjahre zurückverſetzen müßten?

Lord Tyrconnel.

Sie wiſſen ja, Savage, daß ich zu Allem bereit bin; indeſſen trauen Sie da Ihrer Mutter eine Sentimentalität zu, die *ſie* wahrhaftig nicht beſitzt; auch werden Sie recht gut wiſſen, daß ſie Anſprüche auf Huldigungen macht, bei welchen des Geburtstags einer Dame in *ihrem* Alter nicht ſchicklich Erwähnung geſchieht.

Savage.

Nun denn — ſo hab' ich etwas Anderes. Meine Mutter ſoll den Wunſch geäußert haben, —

Lord Tyrconnel
(lächelnd).

Was Sie doch Alles erfahren!

Savage.

O ich habe meine Späher überall — (zögernd) ſie möchte gern einige von den Gemälden Hogarths in ihrer Galerie beſitzen.

Lord Tyrconnel.

Vielleicht die Geſchichte vom verlornen Sohn —

Savage.

Nein, ohne Beziehungen! Könnte man dem Maler nicht auftragen, irgend eine ſeiner nächſten Compoſitionen meiner Mutter — gleichſam ſelbſt zum Geſchenk zu machen —?

Lord Tyrconnel.

Sie wiſſen, Savage, ich bin zur Erfüllung jedes Ihrer Wünſche bereit. Sprechen Sie mit Hogarth — er iſt theuer und mit Arbeit überhäuft, indeſſen rechnen Sie auf mich! Sie ſind doch heut' auf unſerm Ball?

Savage.

Ihnen und meinen Freunden zu Lieb'! Sonſt muß ich geſtehen, daß die Masken für mich etwas Abſchreckendes haben. In Italien, wo man immer unter'm freien Himmel lebt, kann man wol einmal ein Bedürfniß fühlen, ſich zu vermummen und unkenntlich zu machen, aber bei uns, wo ſo ſchon Alles ſo verſteckt iſt — da noch Masken!

Lord Tyrconnel.

Es iſt ein nur ſcheinbarer Zwang, der gerade auf eine anmuthige Freiheit gegründet iſt. Die phantaſtiſche Tracht, die Unbefangenheit hinter der Bruſtwehr der Unkenntlichkeit —

Savage.

Nun ich werde kommen —

Lord Tyrconnel.

Sein Sie überhaupt heitrer, mein lieber Freund, — ſtreichen Sie ſich die Locken aus der Stirn und ſtimmen Sie in die Lebensluſt mit ein, die Sie hier rings umgibt! Sie müſſen den rechten Sinn mitbringen, ſonſt iſt Alles todt und werthlos, was ſich vor Ihnen ausbreitet. Ich bin kein Alphons von Ferrara, aber wie ein zweiter Taſſo verkümmern Sie mir unter all den Freuden, die ich Ihnen aus dem Füllhorn meiner Theilnahme ſchütte. Sein Sie heiter dieſe Nacht, ſie wird Ihnen manche Ueberraſchung bringen.

(Ab.)

Savage

(allein).

Und Taſſo dichtete doch wenigſtens ſein Jeruſalem, als er in der läſtigen Atmoſphäre dieſer Freuden und Ueberraſchungen, dieſer ſogenannten Theilnahme lebte! Es waren heitere Gärten, deren melancholiſche Schattengänge ihm jene Einſamkeit zauberten, ohne die man nicht Dichter ſein kann; holde hohe Frauenbilder lächelten ihn freundlich an und ſtörten ſein ſinniges Träumen erſt, wenn ſie mit einem ſelbſtgewundenen Lorbeerkranze kamen und ſeine ſtill beglückte Dichterſtirn bekränzten! Da lagen ſanfte Bergeshöhen vor ſeinen friedlich ſich weidenden Blicken, Rebenhügel, ſilberne Stromgürtel, die ſich durch die grünen Fluren ſchlängelten, und ſelbſt die fürſt-

liche Pracht, die ihn umgab, hatte jenen classischen Schmelz griechischer Bildung, jene idealische Schönheit der Formen, die das Erbtheil eines Zeitalters war, in welchem Raphael den Pinsel führte. Aber was bieten sie mir? Lakaien in betreßten, geschmacklosen Livreen, Hundekoppeln, Tausende an der Zahl, wenn ich sie haben will, die prächtigsten Caminvergoldungen, Möbel aus den feinsten Hölzern Südamerikas, Thee, der in den Gärten des Kaisers von China selbst gewachsen ist, Weine und eine Tafel, die fürstlich ist: nichts als die glänzendste Art, sich das Leben bequem zu machen, bequem, einschläfernd, unterhaltend, wie sie's nennen. Meine Phantasie kann nichts zaubern, da ihr hier Alles geboten wird; mein Gemüth findet keinen dunklen Winkel, da Alles von Lichtern wiederstrahlt; die Muse flattert hier scheu von einem Raum zum andern, und hört nicht mehr, wenn ich ihr rufe. Der Muse kann man nicht wie einem Lakaien klingeln, daß sie erscheint. Und wozu? Miß Ellen hat für mich gesprochen, sie nicht. Ich sitze wie ein Knabe am Bache und lasse ihn durch meine Finger gleiten: Ströme von Gold fließen durch; das einzige Ringlein aber von meiner Mutter — das bleibt aus.

Bedienter
(tritt auf).

Das Concert wird zu Stande kommen. Ein solcher Italiener! Sollte man's glauben!

Savage.

Wollt' er nicht?

Bedienter.

Nein! Hätt' ihm können zu Füßen fallen, daß er die Lady zur Patronin seines Concertes wählte. Sie wäre aus der Mode, hieß es, alle Künstler hätten ihn vor ihr gewarnt, das Concert würde leer bleiben, wenn sie an der Spitze stände! Erst als ich ihm mit dem Notar garantirte, daß Sie fünf Concerte in London decken würden und zehn im übrigen England, falls ihm der Name der Lady irgendwo schaden würde, entschloß er sich, Ihre Mutter um die Patronage seiner Stimme anzugehen. Er singt vortrefflich!

Savage.

Ist gut! (Bedienter ab.) Ich muß die Demüthigungen hintertreiben, die man sie überall empfinden läßt. England soll milder von ihr urtheilen. Ach — mein Unglück hat sich mir fast aus dem Herzen — — Es ist wie eine fixe Idee. Ein Glück noch, daß ich anfange, unentschlossen zu werden und mich oft selbst frage: solltest du dich doch geirrt haben! Während ich die kühnsten Brückenbogen der Hoffnung wölbe, wird ihr Fuß unten von den sich kräuselnden Wellen des Zweifels bespült, so daß ich, was ich mit einer Hand baue, schon mit der andern selbst wieder einreißen muß. Ich pflanze die Bäume und lege selbst die Art des Zweifels an ihre

Wurzel. (Tritt an das offene Fenster.) Wie der Mond sein feuchtes Licht auf die ermüdete Stadt ausgießt! Wie da Häuser und Kirchen so dunkle gespenstische Schatten werfen! Der Abendwind singt mit lindem Wehen die Welt in den Schlummer, der sie Alle gleich und alle Herzen edel und gut macht. Kräht der Hahn der Frühe, so sind sie alle wieder Neider und Verleumder, streiten und belügen sich, zeigen wie wilde Thiere fletschend ihre Zähne und trotzen Gott in's Angesicht, der sie doch alle nach seinem Bilde geschaffen hat! Die Nacht, — die erschreckt sie, der Mond mit seinen Strahlen bindet sie. Sollte man nicht glauben (hinauszeigend), es wäre das eine Welt voll Liebe und Freundschaft, Duldung und zarter Schonung! Wuchset Ihr denn nicht alle auf demselben Baume, seid Ihr nicht die Söhne desselben Apfels, der einst die Sünde in das Paradies und den Schmerz in die Welt brachte? So, so wie Ihr dort schlummert, macht Euch ja einst alle der Tod gleich; warum ist das Leben nun nicht edler als der Tod? Warum Haß? Menschen, bei den schwebenden Sternen dort am Firmamente, bei des Mondes jahrtausendjährigem liebevollen Wächterdienst über die schlummernde Erde, warum hasset Ihr Euch? Warum lächelt Ihr nicht mit holder Liebe, wenn Ihr Euch Einer in des Andern Augenspiegel erblickt, und seid gut, gut, wie der Gott, der Euch geschaffen hat? Heilige Nacht, in Deinen Schatten birgt sich die selige Hoffnung, daß ein Tag kommen muß, wo alle Menschen

ſich durchſchauen wie mit kryſtallenen Leibern, und jede Liſt, jede Lüge, jede Gewalt auf der Zunge und dem Herzen wie Schaum zerrinnt! Genius des Friedens, komm', daß ich die heiße Bruſt an deinem Herzen kühle und ſanft hinüberträume in das Land der Todten!

Ballmuſik hinter den Vorhängen, die jetzt zurückgezogen werden. Kronenleuchter ſieht man auf der verlängerten Bühne, und eine Menge bunt durch einander gehender Masken, welche ſich allmälig auch in den Vordergrund begeben. Lord Tyrconnel, ſelbſt maskirt, mit einer Maske in der Hand, begibt ſich zu dem am Fenſter träumenden Savage.

Lord Tyrconnel.

Hier, Savage! Schon ſind unſere Gäſte in beſtem Zuge —

Savage
(ſchmerzlich bitter).

Und mühen ſich ab, fröhlich zu ſein!

Lord Tyrconnel.

Träumt nicht, junger Freund; Ihr werdet die beſten Bekannten finden. Nehmt die Maske vor! (bindet ihm die Maske an.) Nun (faßt ſeine Hand) kommt und miſcht Euch zu den Andern! (Gehen dem Hintergrunde zu.)

Miß Ellen, geſchmackvoll coſtümirt, tritt ihnen entgegen.

Miß Ellen
(zu Savage).

Was laſeſt Du in den Sternen, Maske?

Savage

(betroffen).

Daß Savage nicht würdig iſt, Miß Ellens Freund zu heißen. Es iſt Eure Stimme, Euer ſüßer Ton, mit dem Ihr für mich ſchon Wunder thatet, die ich Undankbarer —

Miß Ellen

(freundlich und beziehungsvoll einfallend).

Wunder haben meiſt natürliche Urſachen —

Savage.

Aber nie ſo unnatürliche Folgen wie bei mir! Miß, verzeihen Sie, daß ich Ihren Schritt bei der Königin nicht in jedem Fußtapfen verfolgt und die Blumen meines Dankes darauf geſtreut habe. Ach, Sie wiſſen nur zu gut, daß die Freude über die kühne That, die Sie mir widmen konnten, bei mir mit einer ſchmerzlich bittern Täuſchung verbunden war!

Miß Ellen.

Bin ich nicht längſt gewohnt, Savage, nur wie ein Wanderer am Wege Ihnen nachzublicken, während Sie auf dem Flügelroſſe Ihres Schickſals vorüberſprengen? Früher war's die leichte Art, mit der Sie Männern Ihre Freundſchaft ſchenkten, die Sie mir entführte; jetzt iſt es unter den Frauen die Eine, die Sie feſſeln konnte.

Savage.

Hätten Sie je geglaubt, daß die Erfüllung meines einzigen Wunsches auf Erden in so viel bittere Erfahrungen enden würde?

Miß Ellen.

Ich hätte nie die stille Sehnsucht, die Sie nach Ihren unbekannten Aeltern trugen, nähren sollen. Was waren Sie ein Kind, wenn Sie von Ihren nächtlichen Träumen anfingen, wenn Ihnen die Mutter erschienen war, wenn Sie kamen und mit fieberhaft rollendem Auge sagten, es wäre Ihnen, als müßten Sie einst noch Ihre gewiß unglückliche Mutter blutig an Ihrem Vater rächen?

Savage.

Weil ich nur an dies Eine dachte, was hab' ich mir da nicht Alles entgehen lassen! Das ist gerade das Fürchterliche unsers Bewußtseins, wenn wir Jahre lang einer Hoffnung nachjagten und sie zuletzt doch in Nichts zerrinnen sehen mußten, daß wir uns dann vorwerfen, was wir in dem eitlen Streben Alles versäumten, wie der Frühling kam und ein anderer und noch ein anderer, und wir nichts hörten von der Nachtigall, nichts empfanden von der Blume, nichts in volleren Zügen aus dem Becher genossen, den uns die Freundschaft entgegenhielt; ach, Miß, um was Alles bin ich betrogen worden.

Miß Ellen.

O, Richard, verzweifeln Sie nicht! Sie haben an

der Poeſie eine Verjüngungsquelle, aus deren urkräftigem Borne Sie ſich Alles ſelber ſchöpfen und ſchaffen können, was Ihnen die übrigen Menſchen, nach ihrer eignen Schwäche auch Sie beurtheilend, bisher vergebens angeboten haben. Trinken Sie von dieſem Quell, und die Welt wird Ihnen in einem neuen Lichte wieder aufgehen!

Savage.

Nein, Miß, die Herzen der Menſchen ſchafft man ſich nicht. Die verſchmähte Freundſchaft, die abgewieſene Liebe iſt ſo unwiderruflich wie ein Stelldichein, das man verſäumte und das uns nie wieder geboten wird. Mußte ſich mir auch in dieſem einzigen Gedanken an eine Mutter Alles vereinigen, worin ſonſt ein Jünglingsherz ſeine Seligkeit findet! Alles Herrliche im Leben, alle Schönheit der Natur, allen Adel des menſchlichen Gemüthes bezog ich auf ſie, von ihr aus kam mir erſt Licht und Wärme in meine Gefühle, ihr brachte ich die Erſtlinge meines Daſeins, die erleſenſten Früchte meiner Einſamkeit, alles Stolze und Gefällige, was doch auch mit der Armuth und dem Elend eines freien Geiſtes verbunden ſein kann, zum Opfer. Es iſt hin! Mit dem einzigen Fehler in meiner Rechnung ſtürzte das ganze Gebäude zuſammen.

Miß Ellen
(auf den Hintergrund zeigend).

Und rechnen Sie das äußere Glück, in dem Sie leben, dieſe glänzenden Verhältniſſe für nichts?

UNIV. BIBL. BERLIN.

Savage
(bitter).

Sprechen Sie nicht davon, Miß! Ich bin wie eine abgepflückte Blume, über die Einer gekommen iſt, ſie Blatt für Blatt zu verunzieren. Er wird ſie anſehen, ſie zu verdorben finden, um noch in ein Glas friſchen Waſſers geſtellt zu werden — er wird ſie über den Zaun werfen.

Miß Ellen
(ſeinen Arm faſſend, ſchalkhaft).

Kommen Sie! Seien Sie heiter! Ich will Sie erſt recht neugierig machen und Ihnen dann recht Vieles erzählen!

(Beide miſchen ſich unter die Uebrigen.)

Lord Tyrconnel und Lord Winchester treten ſchnell in den Vorgrund.

Lord Winchester.

Unſer Plan iſt vortrefflich gelungen — ſchon fährt ihr Wagen geradeweges hierher. Derwick iſt von ihr zum letzten Male mit dieſem Dienſte beehrt worden — ſie will ſich, ſtellt ſich wenigſtens ſo, ganz von der groſſen Welt zurückziehen —

Lord Tyrconnel.

So wird ſie uns danken, daß wir ihr heute wenigſtens einen Vorwand geben, erzürnt zu ſcheinen — (hinten hinauszeigend) Sehen Sie da!

Lord Wincheſter.

Das iſt ſie!

Lord Tyrconnel
(ihn fortziehend).

So kommen Sie! Wir wollen ihr erſt ſpäter unſere Aufwartung machen!

Lady Macclesfield und Lord Berwick, maskirt, treten vor.

Lady
(befremdet).

Ich finde, daß ſich die Localitäten der Herzogin ſeltſam verändert haben.

Lord Berwich.

Sie hat im Herbſt gebaut — es iſt weit geräumiger hier geworden — ſonſt war ihr Salon ein wahrer Engpaß von Thermopylä, wo oft mehr als dreihundert Menſchen in Gefahr waren, erdrückt zu werden —

Lady.

Auch die Geſellſchaft ſcheint nicht die gewöhnliche zu ſein —

Lord Berwich.

Unter den Masken iſt uns Alles fremd — wenn wir nur erſt die Herzogin finden, ſo werden wir uns ſchneller orientiren können. (Gehen vorüber.)

Steele
(als Arlequin mit der Pritſche, ſchon vorher öfters ſichtbar, hier und da Schläge austheilend).

Bin auch dabei! Heda! Herr Miniſter, was währt ein wenig länger als eine Mondfinſterniß?

Maske.

Mein Miniſterium.

Steele.

Nein, — die Ehrlichkeit; denn die währt am längſten. (Zu einer andern Maske.) Herr Sprecher des Parlaments! Warum hat die Freiheit Englands keine Arme?

Maske.

Weil ſie —

Steele.

Weil Ihr ſie bei der Naſe herumführt. (Zu einer andern Maske.) Miſter Wilkins, warum nanntet Ihr Euer Journal: Argus?

Maske.

Weil man mit hundert Augen beſſer ſieht, als mit zweien.

Steele.

Nein, Miſter Wilkins, weil Ihr da neunundneunzig zudrücken könnt und doch noch immer eins offen behaltet, das Geld zu zählen, das Euch Euer leichtes Gewiſſen einbringt. (Zu einer andern.) Murrkopf! Seid

luſtig! He, warum wird man nie mit Euch einen Rock nähen?

Maske.

Weil —

Steele.

Weil geſchrieben ſteht: Kein Kameel geht durch ein Nadelöhr! (Schlägt einen Andern.) Lord Oberrichter von England, warum iſt Themis blind?

Maske.

Weil —

Steele.

Ja weil, weil! — Weil ſie durch die Finger ſieht. (Zu einer andern Maske.) Herr Handelsminiſter, wovon ſollen die Parzen den Lebensfaden Europa's ſpinnen?

Maske.

Von —

Steele.

Von engliſcher Baumwolle — merkt es Euch — und nicht von franzöſiſcher Seide. (Zu einer andern Maske.) Heda, Herr Oberſteuerdirector, wie viel Uhren werden jährlich aus Genf in Dower eingeführt?

Maske.

Dreizehntauſend.

Steele.

Dreizehntauſend! Und doch weiß man in England nicht, wieviel es an der Zeit iſt! (Zu einer andern Maske.) Ah, Lord Holland, wodurch beweiſt gerade Ihr, daß Aſien die Wiege des Menſchengeſchlechts iſt?

Maske.

Die Wiege?

Steele.

Weil bei der oſtindiſchen Compagnie alle Eure Kinder, Enkel und die noch Ungebornen im Mutterleibe ſchon eine Anſtellung haben! (Zu einer andern Maske.) Heda, Lord Osmond, erſt neunzehn Jahre alt und ſchon Kammerherr! Was kann man von Euerm Kammerherrnſchlüſſel ſagen?

Maske.

Daß —

Steele.

Daß er keinen Bart hat. (Schlägt auch den mit Miß Ellen am Arm vorübergehenden Savage.) Richard Savage! Welches Holz iſt härter als das meiner Pritſche?

Savage
(ernſt).

Der Bettelſtab! (Geht vorüber.)

Steele
(ihm nachblickend).

Biſt Du bei all dem Glanz ſo traurig, armer Freund, dann muß ich mich meiner Fröhlichkeit wohl ſchämen!

(Verliert ſich unter die Uebrigen.)

Lady Macclesfield, ſehr aufgeregt, und Lord Berwick treten vor.

Lady.

Ich entdecke nirgends die Herzogin —

Lord Derwich.

Das Gewühl iſt zu groß — ſie ſcheint nicht ſelbſt die Honneurs zu machen —

Lady.

Und die Stimmen, die ich höre, ſind mir alle ſo fremd — ich finde nicht eine einzige bekannte heraus —

Lord Tyrconnel tritt hinzu.

Lord Tyrconnel.

Schöne Maske, Sie werden hier einen Menſchen finden, den Sie zum glücklichſten aller Sterblichen machen können —

Lady
(bei Seite).

Welche Stimme!

Lord Tyrconnel
(zu der Gruppe, die ſich um ſie herum gebildet hat).

Meine Herren und Damen, wie angenehm würden Sie überraſcht ſein, wüßten Sie, wen uns ein glückliches Ungefähr hinter dieſer Maske hier zugeführt hat!

Lady
(reißt die Maske ab; mit Stolz und Entrüſtung).

Welche Scene ſoll hier geſpielt werden? Wer kann ich anders ſein, als ich?

(Die Muſik hört mit einem ſchneidenden Sextimenaccord auf.)

Alle
(geben Zeichen des Erſtaunens).

Savage
(mit freudiger Beſtürzung).
Meine Mutter!

Lady
(laut und bitter auflachend).

Das iſt dies Gaukelſpiel? (Reißt Lord Tyrconnel die Maske ab.) Sie ſind es, der das Plagiat am Palaſt der Herzogin beging? (Lord Derwick nimmt die Maske ab). Sie bieten zu dem Bubenſtück Ihre Hand? (Zu Lord Winchester) Sie weiden ſich hohnlachend an ſeinem Gelingen? (Zu Miß Ellen) Sie ſind die empfindelnde Närrin, die Ihre Theaterſchminke für die Farbe der Tugend ausgibt?

Savage
(ihr zu Füßen ſtürzend).
Mutter!

Lady
(kalt zurücktretend).

Du? — Dir laſſ' ich die Larve auf dem Armenſündergeſicht! Aus Mitleid für die Schaamröthe, die es für dieſen ſchändlichen Verrath überglühen muß.

Lord Tyrconnel
(hohnlachend).
War er noch nicht ſo glücklich, mit Ihnen zu tanzen?

Lady.

Wenn ich je gefühlt habe, daß ich seine Mutter *sein* könnte, *jetzt* wär' es, wo ich das Recht haben möchte, ihm den *Fluch* einer Mutter zu geben.

Lord Tyrconnel

(bethaft).

Stehen Sie auf, Savage, Ihre Mutter wird Sie jetzt anerkennen!

Lady.

Ja hört es, ihr Alle, und saget's wieder in London, daß ich an mir selber irr' geworden, und der Meinung einer ganzen Welt, ich schwaches Weib, nicht mehr zu trotzen wagte! Saget's aber auch, daß in meinem überwundenen Mutterherzen nun nicht mehr die Kälte der Verachtung frösteln, sondern eine glühende Flamme des Hasses wüthet! Bin ich *früher* schüchtern, und ach, mit tausend Foltern gequält, geflohen vor der Schuld, mit der man mich brandmarkte, *jetzt* werd' ich ihr die Spitze bieten. Jetzt will ich die Gefahren aufsuchen, in die man mich heimlich und tückisch verlockt, will mir das Opfer meines Hasses auf den offnen Markt rufen, mich, seine Mutter *nennen*, *ja*, *ja*, seine *Mutter*, — um dem Leib zu *fluchen*, der ihn empfing, der *Stunde*, die ihn an's Licht des Tages brachte, dem ganzen Leben, das dieser Elende (überwältigt) dem Unglück eines armen Weibes widmet! (*Stürzt hinaus.*)

Savage

(aufſtehend und ruhig entſchloſſen zu Lord Tyrconnel, die Maske abnehmend und vor ihn hinwerfend).

Mylord, hier die Larve, mit der Sie mich zum Mitſchuldigen einer ſchlechten Mummerei machen wollten! (Nimmt eine goldene Halskette ab und wirft ſie ihm zu Füßen.) Hier eine der goldenen Feſſeln, aus denen mich dieſe fürchterliche Stunde erlöſt! (Wirft ihm Uhr, Ringe und ſonſtigen Schmuck, Börſe und Papiere hin.) Hier all das Gold, der Flitter, womit Sie mich zum Schreckbilde für ein Weib, das Sie haßten, aufputzten. Hier Ihre Pretioſen, Ringe, hier Ihr Geld, Ihre Bankzettel; hier der Schlüſſel, wo Sie Alles finden können, was Ihnen gehört — ich habe mehr Muth, Hungers zu ſterben, als von der Gnade eines Mannes zu leben, den ich verachte! Ich kehre in die Armuth zurück, die ich nur verließ, um zu erfahren, daß elend ſein, in Kummer ſterben eine Seligkeit iſt gegen ein Glück, das man mit ſeiner Ehre erkauft. (Bitter) Gehen Sie zu meiner Mutter, durch ihren Fluch hat ſie mich ja nun anerkannt, verſöhnen Sie ſich mit ihr; (hohnlachend) Ihre Herzen dürften doch wol in keinem ſo verſchiedenen Takte ſchlagen. Lachen Sie mit ihr über dieſen Scherz, lachen Sie mit ihr über die Welt; — über mich, Mylord! (Gepreßt) Ich weiß jetzt, woran ich in der Welt bin, und ſehne mich, ſehne mich recht nach einer trocknen Rinde Brotes, nach einem Lager von Stroh, nach einem Elend, wo man doch noch

immer zum seligsten Trost sich sagen kann: Du bist besser, als Dein Schicksal! Sie, Mylord, wenn Sie diesen Glanz verlieren, können nichts mehr werden; ich aber (stolz und mit Nachdruck) kann wieder werden, was ich war!

(Ab.)

Im Fallen des Vorhanges.

Miß Ellen.

Richard!

Steele.

Freund, beruhige Dich!

(Allgemeine Bewegung.)

Fünfter Aufzug.

Ein ärmliches Zimmer, deſſen Ausgang gleich auf die Straße führt. Neben der Thür ein Fenſter, an welchem eine Erhöhung, worauf Toms arbeitet. Vorn links ein alter hoher Lehnſeſſel. An einem Tiſche rechts iſt Kitty mit dem Zurechtlegen von Wäſche beſchäftigt.

Toms.

Warte nur, Kitty, bis Lichtmeß, wenn wir die Rechnungen ausziehen, — viel iſt es freilich nicht — denn bei Unſereinem ſehen ſie's wol, daß es beſſer iſt, gleich zu bezahlen, als anſchreiben zu laſſen — aber dann ſollſt Du ein ordentlich Stück Leinen kaufen und die Dutzende wieder voll machen.

Kitty.

Ja, lange genug hat's gehalten. Es war Alles vom beſten Faden, was mir die Herrſchaften ſchenkten — nun reißt's aber auch, daß kein Aufhaltens iſt.

Toms.

Zwanzig Jahre! 'ne ſchöne Zeit! Geſpart haſt Du übrigens ſchrecklich und zuſammengekratzt bei Deinen

Fürſten und Prälaten, wo Du Alles gedient haſt. — (An's Fenſter ſich lehnend.) Sieh da — Gott, da ſchleicht ja wieder der unglückliche Menſch, von dem ſie ſagen, es wär' ihm hier nicht recht richtig —

Kitty.

Daß er mir nur nicht wieder herein kommt — ſind ſelbſt arm genug —

Toms.

Nu, was nimmt er Dir denn weg? Das Bischen Wärme vom Ofen? Die Paar Tropfen Tinte, die wir ihm müſſen zuſammenſchütten, wenn er ſich was zu notiren hat? Er ſoll mir die Rechnungen auf Lichtmeß ſchreiben. Jeſus, es ſitzt ihm der leibhafte Tod ſchon um den Mund, und es iſt mir, als hört' ich's bis hieher, wie ihm der Magen knurrt —

Kitty.

Er ſoll ſich in's Kirchſpiel einſchreiben laſſen, daß die Reichen für ihn bezahlen — er denkt, es wäre für uns Arme nichts, wenn er des Abends, wo wir aus Sparſamkeit im Dunkeln ſitzen, kommt und will ein Licht in die Ecke haben, um ſich da was aufzuſchreiben; möchte nur wiſſen, was er den ganzen Tag zu fritzeln hat —

Toms.

Und wenn er Männerchen malte, würd' ich ſo gottlos grauſam gegen einen Menſchen nicht ſein, dem man

blos eine Citrone in die Hand zu geben brauchte und einen Sarg hinzustellen, um den einzigen rechten Wunsch, den er noch zu haben scheint, zu befriedigen. So ein Weib hat den Teufel im Leibe!

(Ein Bursche tritt herein.)

Bursche.

Kann ich hier nicht erfahren, wo Richard Savage zu sprechen ist?

Toms
(der aufgestanden).

Kitty, so heißt ja der arme Mensch! Ja, junger Mann, warten Sie doch — da war er ja eben (zum Fenster hinaussehend) noch die Minute! Es ist einzig — ich hab' ihn noch *eben* gesehen —

Bursche.

Ja, in all den finstern Gassen und hinter den Buden soll ich ihn wol finden! Ich hab' da einen Brief für ihn . . . .

Toms
(dienstfertig).

Wissen Sie was, junger Herr? Master Savage kommt zuweilen —

Kitty.

Laß Dich damit nicht ein.

Toms.

Ich weiß nicht, was Du willst — (freundlich zu dem

Burſchen) Laſſen Sie nur den Brief hier, ich kenne den Herrn — (mit Selbſtgefühl) es iſt ſo gut, als hätten Sie ihm ſelbſt den Brief gegeben —

Burſche.

Ich glaube, es hat nicht viel damit auf ſich. Mir gnuz recht.

(Gibt den Brief. Ab.)

Kitty.

Es wird ihn Einer mahnen, dem er ſchuldig iſt —

Toms

(zum Fenſter hinausſehend).

Da iſt er ja wieder! Wie ihn friert, Gott, kaum iſt ſeine Blöße bedeckt. Er ſteht ſtill und grübelt über etwas. Die Leute ſind ihn ſchon gewohnt und wundern ſich nicht mehr dar[illegible]r. Was er gen Himmel blickt! Nun will er wieder die Erde durchbohren! Aha, jetzt kommt er pfeilſchnell auf uns zu —

Savage

(tritt in kahler ſchwarzer Kleidung ſchnell, aber fieberhaft in ſeinem Weſen, herein. Kleine Pauſe).

Eine Feder! einen Streifen Papier, Ihr guten Leute!

Toms

(ſchiebt ihm das Verlangte ſchnell auf den Schneidertiſch am Fenſter. Kitty blickt finſter hinüber und beobachtet Savage. Dieſer ſchreibt, geht mit dem Geſchriebenen ſchnell in den Vorgrund, überlieſ't es und ſagt dann, aus überreizter Spannung in Erſchöpfung ſinkend)

Mein Schwanengeſang!

Toms
(führt ihn auf den Lehnſeſſel).

Erholt Euch, Ihr ſeid erſchöpft! Hier iſt ein Brief für Euch angekommen.

Savage
(greift darnach, erbricht, lieſ't und gibt einen einliegenden Zettel an Toms).

Nehmt — ein Buchhändler ſchickt mir für ein Gedicht zwei Pfund; (ſeufzend und matt) es wird genug ſein — mich damit begraben zu laſſen.

Toms.

O theurer Herr —

Savage.

Einfach — ganz klein — ein mäßiger Hügel! — — aber wißt (dringend) ein Kreuz dabei — mit recht ſchwarzen, deutlichen Buchſtaben: Richard Savage!

Toms.

Ihr werdet leben — erholt Euch — Kitty, eine Erquickung für ihn!

(Kitty ab.)

Savage
(ſchüttelt heftig mit Hand und Kopf).

Brauche nichts — laßt, laßt — nur Ruhe, Ruhe — geht an Eure Arbeit, lieben Leute; nur Ruhe — arbeitet — ich ſtör' Euch nicht — geht, geht! —

Toms

(geht langsam an seinen Tisch).

Ich weiß, Ihr beschäftigt Euch gern mit Euch selbst; wir sind Eure guten Freunde, lieber Herr; es stürmt draußen heftig, gut, daß Ihr bei uns seid.

(Arbeitet ruhig fort.)

Savage

(für sich).

Die Zeit läuft ab — ich sehe den Weiser, wie er immer weiter — weiter — weiter fortschleicht bis an die Zahl, wo das Uhrwerk stockt, alle Räder abgelaufen sind — Lebe wohl, du schöne Erde! Die Himmlischen wollten nicht, daß sie ein Kerker wäre, aus dem man sich zur Freiheit sehnt! Sie gaben ihr das Grün des Feldes, den Gesang der Vögel, die Wärme der Sonne und die Kühle der Gewässer — wir verderben sie uns, wir verpesten sie. Nein der Einzelne kann es gar nicht Alles schaffen, das Weh, das sich zusammenballt und wie eine Lawine uns verschüttet; der Vater hinterläßt es schon dem Sohne und der Sohn dem Enkel — sie arbeiten Alle daran, Alle, Alle, und nur einige Wenige sind es, die über sich die aufsteigenden Dünste zusammenziehen müssen und getroffen werden von den Blitzen, damit die Uebrigen verschont bleiben. (Ironisch) Gut gelebt hab' ich! Geboren in der Stille, heimlich, mit bösem Gewissen der Aeltern, wie ein Diebstahl begangen wird; geboren so niederträchtig

ſchimpflich, wie ein Sprachfehler, über den man roth wird, wie eine Null, die der Knabe beim Rechnen vorn ſtatt hinten anſetzt; — und erzogen im Schmuz, belogen um meine Herkunft, verrathen bei jedem Biſſen Brots, den ich mir durch die knabenhafte gutmüthige Vergeßlichkeit, die ich allen den erlittenen Mißhandlungen entgegenſtellen durfte, erbettelte — ich entfliehe, ich ſchieße in wilder Freiheit zu einem Dichter auf, verſtändige mich mit meinen Pflegeeltern und entdecke das Geheimniß meiner Geburt. O, wenn *leben* ſich an die Natur und Welt traulich anſchmiegen heißt, dann kann ich ſagen: drei *Tage* hab' ich gelebt! (Stark) Tückiſches Schickſal, drei Tage glücklich, und glücklich — über einen Wahn! Seitdem mich dieſer zwiſchen Seligkeit und Verzweiflung hin- und herſchleuderte, bin ich Glied für Glied abgeſtorben. Ich hoffte, Elend und Armuth würden mich heilen, ich floh meine Freunde, um zu geſunden, aber ich verrechnete mich: die Stürme, unter denen ich auf freiem Felde ſchlief, löſchten die Flamme *aus*, ſie *iſt* aus; was noch da iſt, iſt das letzte Glimmen des verkohlten Dochtes und der Rauch — er wirbelt noch ſo — bald wird Alles ſtille ſein — ſtille — ſo ſtille — daß ich die Muſik der Sphären höre . . . .

(Man hört draußen einen Wagen vorfahren.)

Toms
(von ſeinem Tiſche ſpringend).

Eine vornehme Karoſſe —

(Bedienter mit Kitty tritt ein.)

Bedienter.

Wohnt hier Kitty Smith?

Kitty.

Kitty Toms, geborne Kitty Smith?

Bedienter.

Die vor fünfundzwanzig Jahren beim Lord Mohl diente?

Kitty.

Dieſelbe — aus St. Albans — in der Grafſchaft Kent.

Bedienter.

Ganz recht — Ihr müßt es ſein.

(Ab.)

Toms.

Was ſoll das heißen?

Kitty
(neugierig).

Kenn' auch die Livree nicht.

(Lady Macclesfield tritt ein, verſchleiert. Sie hält ſich während des Folgenden auf der rechten Seite, ohne Savage zu bemerken.)

Lady
(zu Kitty, ſie heftig bei der Hand faſſend und halb vorführend).

Ihr ſeid Kitty Smith. Kanntet Ihr Lady Maſon?

Savage
(richtet den Kopf herüber).

Kitty
(zögernd).

Ei, Mylady, — die Dame ist längst todt —

Lady.

Zögert nicht, Euch auf Alles deutlich zu besinnen, was Ihr von Lady Mason wißt!

Savage
(sich aufrichtend und an der Lehne des Stuhles haltend).

Die Stimme?

Kitty.

Mylady, es ist lange her — fünfundzwanzig Jahre — Lady Mason war eine stolze Frau, und was ich von ihr weiß, ist gerade nicht gemacht, Andern wieder erzählt zu werden.

Savage
(sinkt wieder erschöpft in den Sessel zurück).

Lady.

Seid ohne Rückhalt, Frau! Ich bin die Tochter der Lady Mason.

Savage
(richtet sich, ohne aufzustehen, groß und gespannt nach der Lady zu).

Lady.

Ihr hattet ein Kind zu nähren, das der Tochter der Lady Mason gehörte . . .

Kitty.

Den Sohn des Grafen Rivers . . . .

Savage

(immer gespannter und nur durch sein Leiden an lebhafteren Gesten verhindert).

Lady.

Was geschah mit ihm? Seid aufrichtig; Himmel und Erde stehen auf Eure Antwort.

Kitty

(verlegen).

Mylady, ich weiß, daß Ihr Euch aus Haß gegen den treulosen Grafen Rivers ganz von seinem Kinde lossagtet. Ihre Mutter war es, die allein für dessen Schicksal sorgte . . . .

Lady.

Ich weiß es, weiß es — aber lebt das Kind? Hat mich meine Mutter auf ihrem Sterbebette getäuscht, als sie mir sagte, es wäre todt — ?

Savage

(richtet sich hoch und gespenstisch auf).

Kitty.

Mylady, ich bin eine arme Frau —

Lady.

Redet, ich meine es gut mit Euch — redet! —

Kitty.

Mylady, Ihre Mutter war eine ſtolze und unternehmende Frau. Sie haßte den Lord Rivers und um ihn ganz von Euch zu trennen, nahm ſie mir — Ihr verwirrt mich — ich bin eine arme Frau, Mylady —

Lady
(entſchieden).

Lebt das Kind?

Kitty.

Ihre Mutter haßt' es — Wenn ich kam, mir das Nähr- und Pflegegeld zu holen — mochte ſie's nie auf den Arm nehmen — Sie gab es in die Koſt bei einem Schuhmacher — dort wuchs der Knabe auf — entfloh —

Lady
(ſchwindelnd).

Gott!

Kitty.

Seine Pflegeeltern ſtarben und der junge Richard fand die Papiere — Rechnungen — Taufſchein — Lady Maſon mochte das Kind nicht und verſchwieg — Ihnen — wol — wie es in Wahrheit ſich verhält — ich ſchwör's beim heiligen Evangelium!

Lady
(vorſtürzend und wie vernichtet).

Es war doch mein Sohn!

Savage
(zuſammenbrechend).

Erlöſung — Licht — Freiheit —

Lord
(herbeieilend).

Was iſt Euch? Barmherzigkeit! Er ſtirbt!

Lady
(Savage erblickend).

Was — was ſeh' ich — täuſcht mich — täuſcht mich mein Auge — (mit höchſtem Schmerz) Herr des Himmels!

(Die hintere Thür wird ſchnell geöffnet. Steele und Miß Ellen treten ein.)

Steele.

Heda, Ihr Leute! Kennt Ihr nicht Richard Savage?

Miß Ellen
(ſtark).

Allmächtiger Gott! Er iſt todt.

(Stürzt vor dem ſterbenden Savage nieder.)

Steele
(bewegt).

Mein Freund, mein Savage — wir kommen, Dir die Palme des Sieges zu bringen, und müſſen ſie Dir

auf Dein Grab legen! (die Lady erblickend) Mylady? welcher schadenfrohe Dämon führte Sie hierher um das Opfer Ihres stolzen Herzens verbluten zu sehen? Hat Ihnen der Tod den Sohn zuführen müssen, den die Mutter im Leben floh? Mylady, die Ansprüche Ihres Sohnes wurden von mir auf die Tafel des Parlamentes niedergelegt. Ich vertheidigte sie vor den Schranken des Unterhauses; die betreffenden Papiere sind untersucht und einstimmig wurde die Echtheit derselben von den Vertretern der Nation anerkannt.

Lady

(sich aus ihrer Vernichtung sammelnd, würdevoll und sanft).

Erst als mich Richard Savage floh, da sucht' ich ihn auf. Als die Welt über ihn verstummte, fing in meinem Herzen eine Stimme für ihn zu reden an. Ich hatte den Schwur meiner Mutter, daß er todt war. Von tausendfachen Leiden meiner Jugend war mein Geist nicht gebeugt, sondern trotziger und starrer geworden, als ihn mir die Natur und die Erziehung schon gegeben hatten. Ich fliehe gern eine Welt, die mich so fürchterlich haßt, und verhänge über mich selbst die Strafe einer ewigen Verbannung aus England. In der Einsamkeit ferner Länder (auf Savage blickend) wird sein Genius mich umschweben; (überwältigt) nein, nein, ich verdien' es nicht; ich hab' ihm das Leben, ich hab' ihm den Tod gegeben —

Savage

(hebt krampfhaft seine Hand empor, um sie ihr zu reichen).

Lady

(auf ihn zustürzend und sie ergreifend).

Er vergibt mir! Mein Sohn! (Savage stirbt.) Mußtest Du sterben in dem Augenblick, da mein starres Gemüth sich erweicht und ich Dich lieben konnte! (Pause; sammelt und erhebt sich.) Vestattet meinen Sohn in der Gruft meiner Väter — und lasset — zu seinen Füßen — (nachdrucksvoll) zu seinen Füßen — eine Stelle leer — für mich — die Mutter — die bald — bald ihm folgen wird!

(Will mit schwankenden Schritten ab, sinkt aber, überwältigt bei ihrem Sohn nieder.)

Steele

(legt segnend die Hände auf sie).

Zeiten und Sitten, seht hier eure Opfer! O spränge doch die Fessel jedes Vorurtheils, daß stets die Herzen mit dem vollen Athemzuge der Brust zu schlagen wagten und im Getümmel der Welt mit ihrer kalten Bildung und ihren sklavischen Gesetzen nicht auch die Stimme der Natur versagen müßte! Glaubt dem Gott, der aus eurem Innern spricht! Denn selbst der Irrthum in der Liebe wäre doch immer besser, als im Hasse die Wahrheit!

Werner

oder

Herz und Welt.

Schauspiel

in

fünf Aufzügen.

Zum ersten Male aufgeführt in Hamburg
den 21. Februar 1840.

Personen.

Präsident von Jordan*).
Heinrich von Jordan, dessen Adoptiv- und Schwiegersohn, Regierungsassessor.
Julie von Jordan, seine Gemahlin.
Max, Karl, } ihre Kinder.
Justizrath von Mehlhose.
Rittmeister von Rapp.
Commerzienrath Falke.
Baron Fresco.
Assessor Wolf.
Doctor Fels.
Referendar Fels, sein Sohn.
Polizeirath Denker.
Marie Winter.
Ein Polizei-Commissair.
Kanzleibote Schulz.
Dessen Frau.
Conrad, Bedienter im Hause des jungen Herrn von Jordan.
Joseph, Bedienter beim Präsidenten.
Ein Knabe.
Zwei Polizei-Beamte.
Gäste und Bediente.

Die Handlung spielt in der Hauptstadt eines großen Deutschen Staates.

*) Französisch auszusprechen.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

In der Wohnung des Kanzlei-Boten Schulz. Ein einfaches Zimmer mit zwei Ausgängen an der Hinterwand. Beſcheidener Hausrath. Rechts vom Schauſpieler ſteht ein Pianoforte, auf dem Noten und Bücher liegen. Eine Schwarzwalder Uhr zeigt dreiviertel auf 6. Am Fenſter links, das mit Läden verſchloſſen werden kann, ſtehen Blumenſtöcke und hängt ein Vogelbauer. Es iſt Dämmerung.

Frau Schulz und Marie Winter ſitzen am Fenſter, Jene näht an weißer Wäſche. Dieſe ſtickt. Später ein Knabe.

Frau Schulz
(nach einer längern Pauſe aufſtehend und ihr Nähzeug weglegend).

Na, nu laſſen Sie's genug ſein, Mamſell Mariechen! Man verdirbt ſich die Augen und Sie brauchen die Ihrigen mehr wie Einer. Was die Tage ſchon ſo kurz werden! Noch zehn Wochen und wir haben Weihnachten.

Geben Sie Acht, Mariechen, nun kriegen Sie viel zu thun. Die Leute wollen jetzt Alles gestickt haben. Sophakissen und Ofenschirme und was weiß ich — und manche junge Braut schenkt ihrem Bräutigam jetzt zu Weihnachten Tragbänder und Notizbüchelchen, bei denen sie ihr Lebtag nicht daran gedacht hat, sich mit der Nadel auch nur mal's Fingerchen weh zu thun. Ach, wenn die Herren wüßten, wo die Stickereien alle herkommen, die ihnen die Mädchen zum Präsent machen! Kann ja jetzt alles im Laden kaufen, allerhand Straminsachen zu mehr als drei Viertel schon fertig, wo bloß nur noch für ein Paar Stiche Platz da ist, so daß es doch wenigstens den Namen hat. (Komisch ärgerlich) Na, hören Sie auf! Hören Sie auf!

Marie.

Nur noch an dieser Rose den Dorn! (Deckt das Papier von dem Rahmen ab.) Nun, Frau Schulz, wie läßt das Ganze?

Frau Schulz

(hinsehend).

I nun, recht hübsch — recht hübsch! — Wenn's nur mehr einbrächte! — Da kann man sich ja die Finger wund sticheln und es ist doch zuletzt nichts. (Mit vertraulichem Nachdruck) Nein, wenn Sie nur mehr Stunden kriegen könnten — die Stunde acht Groschen! Alles will ja jetzt Klavierspielen lernen. Ich muß lachen, was zu meiner Zeit nur bei reichen Herrschaften Mode war, fangen

jetzt ſchon ganz gewöhnliche Leute an. Hier nebenan — der Victualienhändler — hat kaum das liebe Brod und die dumme Jöre, ſein Mädchen, muß nun auch ſchon Klavier lernen. Am Ende geben ſie ſie auf's Theater und dann wird gar was Rechts draus!

(Ein nett gekleideter Knabe tritt ein.)

Knabe.

Empfehlung an Mamſell Winter!

Marie

(ſteht auf).

Knabe.

Und Sie möchten doch die franzöſ'ſche Stunde heut' um Sechſen geben. Morgen kann meine Schweſter nicht.—

Marie

(ſich beſinnend).

Es iſt mir — doch — vielleicht nicht ganz — recht —

Frau Schulz

(einfallend).

Haben Sie denn heute was vor? Nichts. Machen Sie nur ein Kompliment, kleiner Muſje, und es wäre gut.

Knabe.

Ja, morgen kann meine Schweſter nicht. (Mit kindiſcher Wichtigthuerei.) Wir nehmen beide Tanzſtunde. Adje!

(Ab.)

Frau Schulz.

Sie müſſen nicht immer ſo viel Umſtände machen! Herr Jemine! Wenn man von andern Leuten ſein Fortkommen haben will — (Forſchend und den Ton fallen laſſend) Sie wiſſen recht gut, daß Sie's auch anders haben könnten —

Marie.

Immer das alte Lied, liebe Schulz. Sie kennen recht gut meine Gedanken über den Aſſeſſor und was ich mir überhaupt für meine Zukunft —

Frau Schulz.

Ach, Narrenspoſſen! Sie haben gewiß mal 'ne Liebesgeſchichte gehabt. Werden Sich darum Ihre Zukunft ruiniren! Herr Aſſeſſor Wolf! Ein ſolcher Mann! Mein Alter kann gar nicht genug erzählen, wie hoch er im Miniſterium in Anſehen ſteht und was der Alles noch werden kann! Hat nebenbei einen ſchönen Thaler Geld und iſt ein proportionirlicher, wirklich ins Auge fallender Mann, ein Mann, der bloß die Auswahl hat. Lieber Gott, Mamſell Marie, ich muß Ihnen ſagen, Sie — Sie handeln — Sie handeln (mit vorwurfsvollem Nachdrucke) recht thöricht!

Marie.

Thorheit vor der Welt, liebe Madame Schulz, iſt oft Weisheit vor Gott.

Frau Schulz.

Und wenn Sie denn Ihre Stunden noch ſo recht abhielten; aber ich, — ich weiß nicht, Sie thun immer, als wenn Sie den Leuten ordentlich eine Gnade ſchenkten.

Marie.

Iſt es nicht ſchmerzlich, mit dem geiſtigen kleinen Reichthum, um deſſentwillen man in die Häuſer geht, weil man ihn den Kindern mittheilen ſoll, doch faſt nur wie ein Dienſtbote behandelt zu werden. Ich habe oft gedacht, ich wollte mein Bischen Muſik, mein Engliſch und Franzöſiſch lieber ganz bei Seite liegen laſſen (wieder an den Stickrahmen gehend, um das Papier drauf feſtzuſtecken) und mich ganz auf dieſe Art von Arbeiten beſchränken. Freilich iſt der Ertrag geringer, aber man kommt doch den mancherlei Zumuthungen gegenüber, denen ein armes, auf dieſen Erwerb angewieſenes Mädchen in fremden Häuſern ausgeſetzt iſt, nicht ſo oft — zu falſchen Stellungen — unangenehmen und ſchwierigen —

Frau Schulz
(ſchnell einfallend).

Na, d'rum heirathen Sie den Aſſeſſor! Warum ſtoßen Sie Ihr Glück ſo recht muthwillig von ſich? Der Mann dauert mich, was er ſich für eine unmenſchliche Mühe giebt. Läuft ſich die Schuhe ab. Gibt Ihnen, da Sie doch nichts von ihm nehmen wollen, mehr zu

thun, als Sie fertig machen können. Weiß gar nicht, was er Alles aufbieten soll —

Marie
(erzürnt).

Wie können Sie denn glauben, liebe Madame Schulz, daß die Absichten dieses Mannes reell sind —

Frau Schulz
(verwundert).

Na hören Sie; das ist das Erste, was ich höre! Fragen Sie meinen Mann. Wenn der des Morgens auf die Kanzlei kommt, gleich: „Guten Morgen, Herr Schulz! Was macht Mariechen? Grüßen Sie Mariechen! Heut' Nachmittag mach' ich mir das Vergnügen" — und alle Herren auf der Regierung ziehen ihn ordentlich damit auf.

Marie.

Und werden Böses von mir denken. Es ist endlich Zeit, Madame Schulz, daß ich mich unumwunden ausspreche. Ich muß Sie bitten, daß die Zudringlichkeit dieses Mannes ein Ende nimmt. Entweder ich verlasse Ihr Haus, oder Sie verbieten dem Assessor, je wieder Ihre Schwelle zu betreten.

Zweite Scene.

Aſſeſſor Wolf. Die Vorigen.

Wolf.

Schönen guten Abend, meine Damen!

Frau Schulz

(laut bewillkommnend).

Ach, Herr Aſſeſſor — (herausplatzend) Eben war von Ihnen — (ſich verbeſſernd) Schon ſo frühe heute vom Bureau?

Wolf.

Noch nicht genug des Tages Laſt und Hitze? (Zu Marien höflich) Fräulein! (Auf die Stickerei zeigend) Gewiß erſt wieder von der Arbeit aufgeſtanden? —

Frau Schulz.

Geben Sie doch Ihren Hut, Herr Aſſeſſor! Setzen Sie ſich doch, Herr Aſſeſſor!

Wolf.

Ich ſitze den ganzen Tag (zur Stickerei gehend und ſie etwas lüftend) Bald fertig! Welch' ein Fleiß! Und wie zart und ſinnig gruppirt!

Marie.

Die Muſter werden gekauft.

Wolf.

O auch in der Wahl zeigt ſich der Geſchmack. (Zum Klavier hin) Erhielten Sie, mein Fräulein, die Noten —

Marie.

Ich dank' Ihnen, Herr Aſſeſſor. Ich ſtellte ſie dem Ueberbringer zurück. Ich liebe dieſe neuen Walzercompoſitionen nicht.

Frau Schulz.

Arien, Herr Aſſeſſor, Arien! Immer ſo was — hoch — hoch (wie etwas Phantaſtiſches beſchreiben wollend). So was aus der Ouverture, Herr Aſſeſſor!

Wolf
(zu Marien).

Sie ſind ſo ſpröde gegen die kleinen Angebinde, die ich mir erlaube, Ihrer Nachſicht zu empfehlen. Die Mantille ſchickten Sie auch zurück. —

Frau Schulz.

Ja, und wiſſen Sie warum?

Wolf.

Nun?

Frau Schulz
(lachend).

Es iſt ein eignes Frauenzimmer! Weil ein Zettel dran —

Marie
(verweisend einfallend).

Liebe Schulz! — Herr Assessor, ich würde diesen Putz auch so nicht angenommen haben. Es war nur zufällig, daß mir zugleich der an der Mantille gebliebene Zettel, (verächtlich) worauf der Preis bemerkt stand, die Gabe doppelt unangenehm machte.

(Ab in die Kammer rechts.)

Wolf
(ihr nachrufend).

Ein Zufall! Mein Gott, ich hätte delikater sein können. (Für sich) Eine eigne Species von Kokette! Eine sentimentale Kokette!

Frau Schulz
(vertraulich).

Sie müssen Nachsicht haben, Herr Assessor. Kein Baum fällt vom ersten Schlag. Und sie bildet sich ein, Ihre Absichten wären nicht ganz (forschend) reell, Herr Assessor! (Die Uhr schlägt drei. Marie zum Ausgehen gekleidet, kommt zurück).

Wolf.

Sie wollen uns verlassen, Fräulein Marie?

Marie
(gibt der Schulz einen Schlüssel).

Es ist dreiviertel auf sechs, liebe Schulz! Sie wissen, daß ich die morgende Stunde heute geben muß.

(Will gehen.)

Wolf.

Verſchmähen Sie nicht meine Begleitung, Fräulein? Es iſt ſchon Dämmerung, oder nehmen wir lieber einen Wagen?

Marie.

Ich dank' Ihnen, Herr Aſſeſſor! Ich muß leider den Weg, den ich eben mache, ſo oft einſchlagen, daß ich mich ſchwerlich verirren würde. (Frau Schulz ein wenig bei Seite nehmend, mit Nachdruck) Wie ich Ihnen geſagt habe, liebe Frau. Vergeſſen Sie nicht, unter welcher Bedingung wir noch länger zuſammen bleiben. Mit Palläſten iſt das Schickſal karg; aber Hütten, wo die Armuth, dunkle Kammern, wo das Unglück wohnen kann, gibt es genug! (Mit einer kalten Verbeugung gegen den Aſſeſſor ab.)

Dritte Scene.

Wolf. Frau Schulz.

Wolf.

Immer trotziger! Immer halsſtarriger! Haben Sie denn gar nichts bei ihr ausgerichtet?

Frau Schulz
(mit Achſelzucken).

Es iſt ein eignes Mädchen! Denken Sie ſich die Präpoſition, die ſie mir eben gemacht hat!

Wolf.

Was will ſie? Ich biete alles auf, um die Geſinnungen der jungen Dame für mich günſtig zu ſtimmen, überhäufe ſie mit Geſchenken, die ſie nicht annehmen will, komme jeden Tag, um ihr meine Aufmerkſamkeit zu bezeugen —

Frau Schulz
(einfallend).

Das iſt's eben. Sie will, daß Sie — Ihre Beſuche — einſtellen; (ſchnell) oder ſie miethet ſich anderswo ein.

Wolf
(für ſich).

Ich muß mit größerer Vorſicht zu Werke gehen. (Laut) Im Grunde, liebe Frau Schulz, wenn ich es recht bedenke, hätt' ich auch gegen dieſe Abſicht, von Ihnen wegzuziehn, nichts einzuwenden. Was Sie verlieren, würd' ich Ihnen ſchon — hm — hm — ich ſinne da über einen Plan nach — ſind Sie denn auch ganz gewiß, daß Mamſell Winter keine weitere Bekanntſchaft hat?

Frau Schulz.

Das wiſſen Sie ja, Herr Aſſeſſor. Ihre Aeltern waren früher recht vermögend und konnten ihr noch zu rechter Zeit, ſo lange ſie's hatten, eine feine Erziehung geben. Der Vater war ja Kaufmann, machte Bankrut und ſtarb drüber aus Gram. Die Mutter überlebte ihn nur kurze Zeit. Das Wenige, was ſie noch gerettet hatten,

ging grade auf Krankheit und Begräbniß hin. Nun ſtand Marie allein.

Wolf.

Sagten Sie mir aber nicht früher von einer Bekanntſchaft?

Frau Schulz.

Ich hört' einmal ſo was, es war ein Student oder Doktor — kein Doktor — ſondern ſo ein anderer Dokter — verſtehen Sie, Herr Aſſeſſor?

Wolf.

Doktor Juris vielleicht?

Frau Schulz.

Ja, ja, ſo was! Ich konnt' es nie recht erfahren — aber — (zeigt eins von den Büchern auf dem Klaviere) ſehen Sie, ſolche Bücher muß er ihr wohl immer geſchenkt haben; denn es iſt was eingeſchrieben. Steht, glaub' ich, auch ſein Name d'rin — (ſchlägt auf.)

Wolf
(leſend).

Schleiermachers Monologen! „Seiner geliebten Maria, zur Erhebung der Seele und Befeſtigung des Glaubens an Unſterblichkeit. Was wär' ich und wenn ich die ganze Welt gewönne und hätte der Liebe nicht. Von ihrem ewig treuen H—." Ich meine, ich ſollte die Handſchrift kennen!

(Prüft ſie eine Zeit lang und legt das Buch dann wieder weg.)

Frau Schulz
(fährt fort).

Na, mit der Treue und der Ewigkeit muß es wohl ſo weit nicht her geweſen ſein! Das ſeh' ich wohl, Marie grämt und härmt ſich im Stillen über etwas und recht meine Noth hab' ich, ihr nur die Thränen wegzuſchwatzen.

Wolf.

Sind Sie denn nie hinter etwas Gewiſſeres gekommen?

Frau Schulz.

Sie iſt ſo verſchloſſen, wie — Gott verzeih' mir die Sünde! — die Offenbarung Johannis. Kommt nichts aus ihr heraus. Manchmal lieſt ſie alte Briefe, worin von Thränen die Buchſtaben ſchon ganz zuſammen gelaufen ſind. Des Nachts muß ſie recht ſchwere Träume haben, daß ich oft aufſtehe, um ſie nur zu wecken und von ihren Aengſten zu befreien. Manchmal fährt ſie auch am Fenſter, wenn Jemand vorübergeht, ſo zuſammen, daß ich 'nen Todesſchreck habe. Noch neulich, wie Referendar Fels vorüberging —

Wolf.

Fels? — Liebe Frau Schulz, ich will Ihnen ſagen, was ich mir ausgedacht habe. Sie ſollen nichts verlieren. Ein junger Kanzliſt, der ein anſtändiges Einkommen hat, ſoll zu Ihnen ziehen und Sie einigermaßen, das Uebrige werd' ich bezahlen, für Ihren Verluſt ſchadlos halten Ich will verſuchen, ob ich Marie nicht in eine Familie

bringen kann, wo ich sie täglich sehen, wo sie mir nicht ausweichen darf. Noch dürfen Sie ihr davon Nichts —

Frau Schulz.

Ach, Herr Assessor, was denken Sie?

Wolf
(für sich).

Ich muß es so veranstalten, daß sie keinen angelegten Plan merkt. (Laut) Frau Schulz, Sie sollen das Nähere erfahren! (Will gehen.)

Frau Schulz.

Wollen Sie schon aufbrechen, Herr Assessor? Ach, Herr Assessor, noch Eins — nicht wahr — (forschend und ängstlich lachend) das närrische Frauenzimmer bild't sich ein — Sie meinten's nicht —

Wolf.

Thorheit, Thorheit, liebe Frau Schulz, Sie kennen mich ja! (Für sich) Daß man um einen guten Fang zu machen, sich so viele Mühe geben muß! (Laut) Adieu, Frau Schulz. (Im Abgehen) Ist ja nun bald Weihnachten. Wie lieben Sie denn die Muster? Großblumig oder gewürfelt —?

Frau Schulz
(verschämt lachend).

Ach, Herr Assessor — 'ne alte Frau!

Wolf.

Nun, warten Sie, ich werd's ſchon zum Feſte machen. Ich treffe Ihren Geſchmack. Gute Nacht.

Frau Schulz

(geſchäftig).

Gute Nacht, Herr Aſſeſſor! Nehmen Sie ſich in Acht, die Treppe iſt ein bischen ſteil, Herr Aſſeſſor —

Wolf

(ſie zurückhaltend).

Bleiben Sie nur, bleiben Sie nur! (Ab.)

Frau Schulz

(an der von außen zugehaltenen Thüre).

So laſſen Sie doch, Herr Aſſeſſor, ich muß Ihnen doch das Geleite geben — die Treppe iſt angeſtrichen, Herr Aſſeſſor — (ihm nach).

(Dieſer Schluß muß ad libitum ausgeführt und ſtark aufgetragen werden, damit ein paſſender Einſchnitt zur Verwandlung entſteht.)

Verwandlung.

Vierte Scene.

Eleganter Salon im Hause des Herrn von Jordan. Rechts und links geöffnete Seitenthüren. Im Prospekt große Flügelthüre mit Glasfenstern, durch welche ein brennender Kronenleuchter schimmert. Zuweilen gehen an diesen Fenstern elegant gekleidete Herren vorüber.

Julie. Doktor Fels. (Treten rechts auf.)

Julie.

Nicht wahr, Doktor? Nun müssen Sie mir's selbst bestätigen: ich habe mich nicht geirrt.

D. Fels.

Aufrichtig gesprochen, liebe Frau Assessor, ich habe ihn nie so heiter gesehen.

Julie.

Das läugn' ich nicht. Es wäre ja auch schrecklich, wenn die Beobachtung, die ich nun seit einem Jahre mache, schon so auffallend wäre, daß sie Jedem in's Auge spränge. Nein, ich meine, wenn er eben auf's Lebendigste an den Scherzen der Unterhaltung Theil genommen, so versinkt er plötzlich in eine Gleichgültigkeit — in eine Abwesenheit — wie soll ich es nennen? — er erschrickt, wenn man ihn anredet und sieht dann nicht selten zu mir und den Kindern mit einem so schmerzhaften Blick herü-

ber, daß ich vor innerer Wehmuth und Bangigkeit vergehen möchte —

D. Fels.

Ganz recht, ganz recht — aber es ſcheint doch, liebe Aſſeſſorin, als wenn Sie trotz Ihrer nur fünfjährigen Ehe das Weſen Ihres Heinrichs noch nicht ergründet hätten. Die ganze Art und Weiſe ſeiner Erſcheinung, die eine unmittelbare Folge ſeines Genies und ſeines weichen Herzens iſt, ſollte Ihnen entgangen ſein?

Julie.

Darüber, lieber Doktor, finden Sie mich beruhigt. Als ich Heinrich zum erſten Male ſah, war ich erfahren genug, um mir gleich zu ſagen: das iſt ein ganz anderer Mann, als man ihnen auf der Heerſtraße der Alltäglichkeit begegnet! Worüber Andere erſtaunten, das gerade ſchloß mir das Innere ſeines großen Geiſtes auf. Jede Spötterei meiner Bekannten über die kleinen Verſtöße, die er gegen die Formen des geſelligen Lebens machte, konnt' ich mit freudiger Genugthuung ertragen; denn ich wußte doch, daß ſie mich beneideten! Aber je länger es währte, fand ich, daß es eine Richtung ſeines Gefühlslebens gab, in welche ich ihm nicht folgen konnte. Des Morgens iſt er, wie von ſchweren Träumen, verſtimmt, bei der erſten Begrüßung wie abweſend, des Abends bei Spaziergängen trennt er ſich von den Uebrigen, ſucht ſich einſame Wege auf und oft hab' ich ihn

gefunden, wie er den Arm um einen Baum geſchlungen, den Blick ſtarr auf Gegenſtände richtet, die er kaum zu bemerken ſcheint. Ach, er beglückt mich mit dem ganzen Himmel ſeiner Liebe, er betet die Kinder an, er macht mich zur Vertrauten aller ſeiner Unternehmungen und Lebensverhältniſſe und doch — doch iſt es mir oft, als läge zwiſchen mir und ſeiner Liebe eine Kluft von unermeßlicher Weite!

P. Fels.

Was ihr jungen Weibchen doch nicht alles verlangt! Er ſinnt vielleicht über wiſſenſchaftliche Fragen nach. Steht er nicht auch in einer ſchwierigen amtlichen Stellung? Da gibt es Verdruß auf dem Bureau, kleine Anfeindungen, kleine Aufhetzungen — nun iſt er wieder hieher in ſeine Vaterſtadt verſetzt, denkt an alte Zeiten zurück —

Julie
(ſchnell).

Meinen Sie nicht, daß ihn vielleicht eine frühere Schuld —

P. Fels
(abweiſend).

O!

Julie.

Drückt ſein Gewiſſen etwas?

P. Fels
(lachend).

Ein zweiter Eugen Aram! Nein, nein, Frauchen,

(lachend) ein Mord liegt nicht auf ſeiner Seele, Schulden auch nicht — o, wer wird denn mit ſolchen Grübeleien einen Mann quälen, der ſich zuſammennehmen muß, um die Aufgabe ſeines Lebens —

Julie
(ſchnell).

Nie hab' ich ihm etwas geſagt. Aber Sie, Doktor, Sie, deſſen Großmuth er die Mittel verdankt, ſeinen Geiſt auszubilden, Sie, der Sie nach dem Tode ſeiner armen Aeltern wie ein zweiter Vater an ihm gehandelt haben, Sie ſollten ſich meines geängſteten Herzens annehmen und es verſuchen, in ſein Inneres, vielleicht in ein Geheimniß zu dringen!

D. Felo.

Recht gern, lieb Weibchen, recht gern! Aber geben Sie Acht, wenn ich ihm rathe, täglich ſich mehr Bewegung zu machen und des Morgens ein Paar Gläſer friſchen Waſſers zu trinken, ſo werden die Geſpenſter, die Sie ſehen, bald verſcheucht und gebannt ſein. (Man hört Geräuſch nebenan.) Da, Ihre Gäſte erheben ſich. (Die hintere Thür' wird geöffnet.)

Julie
(im Abgehen nach rechts).

Alſo, Doktor, ich rechne auf Sie! Schieben Sie es nicht ſpäter, als höchſtens bis morgen auf!

(Ab.)

D. Fels.

Verlaſſen Sie ſich auf mich! (Allein) Unnütze Bedenklichkeiten! Ich habe wohl etwas auf dem Herzen gegen ihn (daß er den Adel annahm!) aber hätte er etwas, ich wüßt' es längſt. (Ab nach links.)

Fünfte Scene.

Die aus dem hintern Zimmer hereintretenden Herren ſind im Begriff Abſchied zu nehmen und trinken zum Theil noch Kaffee. Außerdem Baron Fresco, Commerzienrath Falke, Rittmeiſter von Rapp, Juſtizrath von Mehlhofe, Referendar Fels. Später Jordan.

Fresco

(noch im hintern Zimmer, deſſen Schwelle er eben übertreten will, zu einem ihm Kaffee präſentirenden Bedienten).

Danke recht ſehr! (Im vordern Zimmer) Trinke nach Tiſche niemals Kaffee —

Rapp.

Sie wollen ſich den Nachgeſchmack nicht verderben, Herr Baron.

Fresco

(vertraulich zu den Uebrigen der Voranſtehenden).

Nun, das muß aber doch wahr ſein; wir haben vortrefflich gegeſſen — Auſtern in Champagner — die

religiöſe Trüffelſauce zu dem Capaun — Ich weiß nicht, ich fühle mich in dem Hauſe ſo heimiſch —

Falke.

Es hat ſo etwas Ungezwungenes —

Fresco.

Ungezwungenes? — Darum genirten Sie ſich auch nicht, mir von dem Hecht das ſchöne Mittelſtück vorwegzunehmen — (drehend) Commerzienrath!

Falke.

Nun, wir revangiren uns ein Andermal. (Sich umſehend) Wie neu und elegant Alles hier iſt! Man ſieht, daß die Eltern was hergeben können.

Mehlhoſe.

Viel ſilberne Aufſätze, Armleuchter, auch hübſche Livree — das ganze Gepräge iſt maſſiver als ſeine Herkunft —

Rapp.

Dem Herrn von Mehlhoſe hat er nicht Ahnen genug —

Falke.

Er iſt ja überhaupt von Geburt ein Bürgerlicher; aber gegen den alten Hugenottiſchen Adel ſeines Schwiegervaters, der ihn durch den König auf ſeinen Eidam übertragen ließ, werden Sie ſchwerlich etwas einzuwenden haben? —

Frenz.

Wie kann man sich darüber streiten? Nennen Sie mir einen Assessor, der bei 500 Thalern Gehalt zum Dessert dreierlei Eis geben kann! Wenn's ja einmal eine Einladung gibt — Thee und Butterbrod!

Rapp.

Und höchstens eine Vorlesung dazu!

Falke.

Wie bei dem Regierungsrath — da — bei der Allee — wie heißt er doch? —

Frenz.

Ach, Lerchendorf? Wo zwischen jede Tasse Thee immer drei Gedichte kommen? Bin grade kein so großer Feind vom Vorlesen; nur muß es nach, nicht vor dem Essen kommen. Wenn sie so den Tasso von — von — Schiller (die Andern lachen) vorlesen — Gott, es verdaut sich recht nett dabei.

Falke.

Ich breche auf — gehen Sie mit, Baron?

Ref. Felo

(heiter und jovial dazwischen tretend).

Schon so zeitig fort, Herr Commerzienrath?

Falke.

Sie, junger Sausewind, haben freilich keine Zeit zu verlieren. (Sieht nach der Uhr.) Um acht Uhr kommt die Hamburger Post. (Ab.)

Schleier des Geheimnißvollen hüllen will!" rief die Commerzienräthin, ihn zurückhaltend und an ihre Brust ziehend.

„Nein", sagte der Sohn der zärtlichen Mutter, die ihn nicht einmal an das dem Vater gegebene Versprechen erinnerte, „das kommt davon, wenn man an der Gemüthswuth krank ist! Der Vater hat recht gehabt! Diese zoologische Manie frißt nicht nur in den eisernen Käfigen das Fleisch den Affen vor der Nase weg, sondern uns selbst auf!"

Noch bevor des Herbstes Blätter fielen, zog Frau Commerzienräthin Goldenheim ihre Trauerkleider aus, um Wilhelmine zum Altar zu geleiten und von dort als junge Frau in ihr Haus. Die Geschichte von der Entführung des Affenweibchens wurde aber noch häufig in vertrauten Freundeskreisen unter Lachen wiederholt.

In ihren zoologischen Studien hat die Firma „Goldenheim & Sohn" etwas nachgelassen.

Das Leben der Vornehmen in England.

I. In der Stadt.

Das häusliche Leben des englischen Adels ist so feinfühlenden Sitten, Gebräuchen und Formen unterworfen, daß, wer Gelegenheit gehabt hat, eine solche Häuslichkeit kennen zu lernen, sagen kann, er kenne alle.

Das bedeutendere oder geringere Vermögen gestattet natürlich mehr oder minder Luxus, gepuderte oder nichtgepuderte Diener, eine größere oder geringere Zahl von Equipagen. Aber das ist auch die einzige, wesentliche Verschiedenheit. Was die Lebensweise, Tageseintheilung, Art der Geselligkeit, Kindererziehung, die Stellung gegen die Dienerschaft, ja die Stellung der Hausgeräthe betrifft, so wird das alles nach der Schablone gemacht: es besitze Mylord nun die armselige Revenue von 12000 Pf. St. jährlich oder er habe, wie Graf Westminster, täglich über 12000 Pf. St. zu disponiren.

Es ist nicht so leicht für einen Ausländer, die Residenz eines englischen Großen kennen zu lernen; höchstens dringt er in das Eß- und in das Gesellschaftszimmer und auch das kann nur zu gewissen Stunden geschehen. Sei es uns daher gestattet, etwas tiefere Blicke in das Familienleben der englischen Vornehmheit zu thun.

Für Mylord und Mylady beginnt der Tag in London etwa gegen 10 oder 11 Uhr. Die Vorbereitungen zu ihrem Frühstück haben schon seit einigen Stunden ein halbes Dutzend Menschen in der Küche und im Frühstückzimmer in Bewegung gesetzt. Jene kochen, backen und braten, diese serviren den Tisch mit mathematischer Genauigkeit und können es nicht verhindern, daß derselbe, wenn das schöne silberne Theeservice und die Kunstproducte des italienischen oder französischen Kochs (seine eigentlichen Meisterwerke kommen erst beim Dinner zum Vorschein) in Massen dasteht, daß der Tisch, sagen wir, geschmackvoll servirt aussieht.

Auf dem Lande, wo das Frühstück früher ist, gibt eine Glocke dem Hausgesinde ein Signal, wenn Mylord angezogen ist, worauf sich alle zu einem gemeinschaftlichen Gebet versammeln. In London fällt, der späten Stunden wegen, das Gebet in vielen Häusern des Adels fort und Mylord begibt sich direct aus seinem Ankleidezimmer zum Frühstück, das er mit seiner Gemahlin zusammen einnimmt. Ist das geschehen, so verläßt er nach kurzer Audienz, die Koch und butler (Mundschenk) haben, das Haus, um nach dem Parlament oder auch nach seinem Club zu gehen. Seine Gemahlin, welcher schon im Schlafzimmer die Briefe der Morgenpost auf silbernem Teller überreicht worden sind, setzt sich ins Drawingroom, um dieselben zu beantworten. Das ist die Arbeit ihres Vormittags. Der Hauptinhalt ihrer empfangenen und zu schreibenden Briefe ist wesentlich: Einladungen, Antworten auf Einladungen, Verabredungen für Oper und Concerte, Verhandlungen mit Putzmacherinnen, Gouvernanten und Kammermädchen, endlich works of charity. Zu dieser letzten Rubrik rechnen die Engländer alles, was wir gewöhnlich unter Liebeswerken, Almosengeben, Wohlthun zu verstehen pflegen, und noch ein gutes Theilchen mehr. Jede Gefälligkeit, die sie durch Wort oder That einem Individuum erweisen, welches in untergeordneten Verhältnissen lebt, wird — nicht zur Erbauung des betreffenden Individuums — a work of charity genannt.

Wir sahen die Dame bei ihrer Correspondenz, die sie aufs sauberste führt, wie sich denn Sauberkeit in England von selbst versteht, und sehen uns nach ihren Kindern um, was sie selbst heute noch nicht gethan hat.

Die jüngsten sind in der Nursery (Kinderstube). Es sind helle, luftige Zimmer, wo sie unter der Aufsicht von Wärterinnen, die selbst unter der Controle der Oberwärterin stehen, laufen und lärmend umherspielen. Es sind schöne Kinder,

die bei sehr kräftiger Nahrung vortrefflich gedeihen. Jedes Kind hat seine eigene Wärterin, die ihm das Leben nach vorgeschriebenem System comfortabel machen muß. Es ist eine Thatsache, daß englische Kinder weniger schreien als unsere lieben, verhältnißmäßig weniger gepflegten deutschen Kinder. Waschung, Lüftung, körperliche Bewegung und Schlaf werden dem englischen Kinde in angemessenen Dosen zu Theil und die große Regelmäßigkeit bekommt ihnen vortrefflich. Sie sind durchschnittlich stark und schön. Einer deutschen Mutter würde es sehr auffallen, wenn sie sähe, wie man die kleinen Menschen, deren Leben erst nach Wochen oder gar Tagen zählt, schon in Bewegung erhält. Ihre Wärterinnen lassen sie, die Essens- und Schlafzeit ausgenommen, unaufhörlich auf ihren Armen tanzen und springen. „Das macht sie klug", sagt man hier. Die Knaben, welche den Kinderstuben entwachsen sind, befinden sich in auswärtigen Schulen, in Rugby oder Eaton. Die Mädchen erhalten ihren Unterricht zu Hause und wir finden sie im Lehrzimmer mit ihrer Gouvernante. Sie haben von 8—10 Uhr Stunden gehabt, sind darauf zwei Stunden im Park spazieren gewesen und schicken sich eben zu ihrer letzten Vormittagsstunde an. Die Gouvernante ist eine Französin; sie sieht bleich und abgespannt aus wie alle Gouvernanten in England, deren Leben ein mühevolles und freudenloses ist. Die Gouvernante steht ganz vereinsamt da, denn ebenso wenig als die Familie daran denkt, sie als zu ihr gehörend zu betrachten, ebenso wenig mag das gebildete Mädchen sich der Dienerschaft beigesellen. Und so ist und bleibt sie ein vereinzeltes Wesen, über das jedes im Hause seine Witzen macht; aber den allerschwersten Stand hat sie gewöhnlich mit der Oberwärterin, die meistens schon eine lange Reihe von Jahren in der Familie ist und eine unglaubliche Herrschaft über groß und klein ausübt. Die Gouvernante, namentlich die ausländische, ist ihr unangenehm und sie legt sich keinen Zwang auf, um ihr das zu verbergen.

Das Dienerpersonal ist in zwei Klassen eingetheilt: Die Ober- und die Unterdiener. Zu den ersteren gehören: Der Mundschenk, der Koch, die Bedienten in Civil, die Wirthschafterin, die Oberwärterin und die Kammermädchen; zu den Unterdienern gehören der Kutscher, der Groom, die Bedienten, welche Livreen tragen, und alle Küchen- und Stubenmädchen. Letztere sind die Aschenbrödel des Hauses und arbeiten sich bald zu Tode, während die vielen Bedienten faulenzen. Das Scheuern, Bürsten, Putzen und Aufräumen hört in einem guten englischen Hause nicht auf und diese ganze Arbeit fällt den verhältnißmäßig schlecht bezahlten Stubenmädchen zu, dennoch übersteigt auch in einem reichen Hause ihr jährlicher Gehalt selten zehn Pf. St.

Das ganze Dienerpersonal ißt einen Theil der Mahlzeit in der sogenannten Dienerhalle zusammen. Wenn aber Fleisch und Gemüse verzehrt ist, dann ergreifen die Oberdiener ihr Glas Porter und gehen in das Zimmer der Wirthschafterin, wo sie beim Pudding und einer heitern Unterhaltung ein halbes Stündchen oder auch länger beieinander bleiben. Bei dem gemeinschaftlichen Essen in der Halle muß dagegen ein tiefes Schweigen beobachtet werden; wollte jemals ein Unterdiener sich herausnehmen, zu sprechen oder gar zu lachen, so würde er vom butler hinausgewiesen werden. Prinz Albert hat es vor einiger Zeit für gut befunden, der königlichen Dienerschaft nur einen gemeinsamen Tisch zu gestatten, denn er machte die Entdeckung, daß die Oberdiener wahrhaft luxuriös lebten. Infolge dieser demokratischen Einrichtung, welche die englischen Diener mit großem Mißbehagen aufgenommen haben, hat die Königin befohlen, daß ihre Kammerherren keinen ihrer Oberdiener nach Windsor mitbrächten, welche an eine Sondertafel gewöhnt sind.

Zwischen 1 und 2 Uhr wird gefrühstückt. Das erste Signal ruft zum Aufputzen der Toilette, Händewaschen u. s. w., das zweite zum Lunch. Zu dieser Mahlzeit erscheint zwar Mylady gewöhnlich, auch wol ihr Gemahl, wenn er zu Hause ist; aber sie sind nur halb dabei; es ist das Mittagsessen der ältern Kinder; die jüngern haben das ihre unter Aufsicht der Kinderfrauen schon in ihren Räumen eingenommen. Jetzt sieht Mylady ihre Tochter meistens zum ersten mal am Tage und da sie wenig mit Essen beschäftigt ist, so prüft sie die äußere Erscheinung ihrer Umgebung. Gouvernante und Kinder fühlen gar wohl, wie ihre Kleidung, ihre Haltung und ihre Art zu essen einem Examen unterliegt, und man urtheile, ob sie sich sehr behaglich dabei fühlen können. Zuweilen kommt auch ein Besuch um diese Stunde, der dann gleich ins Empfangzimmer geführt wird. Natürlich muß das ein alter Bekannter sein, denn ein Fremder würde einen großen Verstoß begehen, wollte er in dieser Stunde Besuche machen.

Nach Tiſche gehen die Kinder und die Gouvernante zu ihrem Lernen und Lehren zurück; auch wird nachmittags noch ein zweiter Spaziergang gemacht. Mylady „fährt Viſiten", d. h. ſie liegt darum in ihrem Wagen, mit den Füßen auf dem Rücken, und hat einen Korb voll Viſitenkarten und das Adreßbuch neben ſich. Der Bediente holt ſich, mit der Hand am Hute, ihre Befehle; ſie ruft ihm eine Adreſſe zu, er wiederholt ſie dem Kutſcher und dorthin wird gefahren. Daß aber nur niemand glaube, Mylady beabſichtige ihre Bekannten zu beſuchen! Nicht eine, oder höchſtens eine unter den zehn, zu denen gefahren wird, will ſie ſehen, bei allen übrigen wird nur vorgefahren, der Bediente donnert an die Hausthür und gibt dem Portier eine Karte ab. Während auf dieſe Art das Körbchen von Mylady leerer an Karten wird, häufen ſich dieſe auf dem Tiſche ihres Portiers, denn alle Damen von Rang fahren um dieſelbe Stunde Karten abgeben. Iſt das geſchehen, ſo biegen die Wagen nach Hydepark ein und die Damen grüßen ſich dort im Vorüberfahren, ſehen auch wol ihre Männer an ſich vorbeireiten oder in eigenen Cabrioletts fahren.

Abends treffen ſich Mann und Frau (wenn ſie nicht auswärts dinieren) zu Hauſe beim Dinner; ſie iſt in eleganter Balltoilette — auch wenn ſie ganz allein ſind —, er im Frack und weißer Halsbinde. Von den Kindern ſpeiſt nur die erwachſene Tochter mit den Aeltern. Heute ſind einige Gäſte da; man ſeitſtirt unbefangen ſowol die Speiſen als die Weine, lobt oder tadelt ſie. Mylady fragt nach dem Namen dieſes oder jenes Gerichts und läßt ſich von ihren Gäſten ſagen, was gut ſchmeckt. Das kommt uns Deutſchen ſonderbar vor, denn wir bringen andere Begriffe über eine Hausfrau mit. Eine deutſche Hausfrau ſoll in Küche und Keller Beſcheid wiſſen, ſoll für das Wohlbefinden von Mann und Kind, Dienern und Gäſten ſorgen, und wir ſind nur zu geneigt, dieſe Anſprüche auf alle Frauen zu übertragen. Die engliſchen Damen der höhern Klaſſen werden aber für ſolch einen Wirkungskreis gar nicht erzogen und blicken auf ihn als auf einen ſehr untergeordneten herab; ſie ſollen und wollen nichts anderes ſein als eine Zierde der Geſellſchaft; die ganze Hausordnung iſt darauf berechnet. Die Diener gehen an Mylady mit ſcheuer Ehrfurcht vorüber; ihren Bedienten und ihr Kammermädchen ausgenommen, wechſelt ſie ſelten ein Wort mit ihnen. Die Unterdiener werden von den obern in Ordnung gehalten und dieſe legen dem Geſchäftsführer oder Mylord ſelbſt Rechenſchaft und Rechnung ab.

Eine Perſönlichkeit aber gibt's im Hauſe, die unabhängig von jeden und allen ihre Wege geht, und das iſt die oberſte Kinderfrau oder Oberwärterin. Ihr ſind die Kinder von der erſten Stunde an anvertraut worden, ihre Verantwortlichkeit iſt groß. Gedeihen die Kinder unter ihrer Pflege, ſo dankt es ihr niemand; wol aber macht man ihr Vorwürfe, wenn eins derſelben krank wird; man nennt ſie dann eine ungebildete Frau; dennoch iſt es hauptſächlich, von der die Kinder im erſten Jahrzehnd erzogen werden; die Mutter wenigſtens beſtreitet ihr dies Recht nicht, ſelbſt dann nicht, wenn die Kinderfrau roh und ungebildet iſt. Die Hauptſache iſt, daß ſie zuverläſſig in Bezug auf die körperliche Pflege der Kinder iſt und daß der unbequeme Fall eines Wechſels mit Oberwärterinnen nicht zu befürchten iſt. Jehn Gouvernanten gehen zu laſſen und es mit einer elften und zwölften zu verſuchen, das kommt in einem engliſchen Hauſe vor und ſtört weder die Ordnung noch die Laune daſelbſt; aber von einem Wechſel mit der Kinderfrau hört man faſt nie; es iſt, als ob ſolch ein Fall die Kinder zu Waiſen machen würde. Und ähnlich iſt es auch. Daher alſo ſchreibt ſich die Herrſchaft und die Anmaßung dieſer Perſonen.

Wir verließen Mylord und Mylady bei ihrem Dinner. Zum Deſſert kommen die Kleinen im reizendſten Anzuge, um Papa und Mama Gute Nacht zu ſagen und — etwas vom Deſſert zu naſchen. Das iſt der Augenblick, wo der Vater ſeine jüngſten Kinder zu ſehen bekommt, ihre Redensarten belacht, ſie neckt und ſie, beſchenkt mit Bonbons, zu ihren Wärterinnen zurückſchickt. Bald darauf erhebt ſich Mylady, der vornehmſte Herr in der Geſellſchaft öffnet ihr die Thür und gefolgt von den weiblichen Gäſten verläßt ſie den Eßſaal, wo die Herren bei Port und Sherry und Claret zurückbleiben.

Die Unterhaltung im Drawingroom nach dem Dinner iſt immer ſchwerfällig und einſilbig. Heute iſt ſie zum Glück auch nur kurz, denn Wirthin und Gäſte haben noch Toilette zu machen und wollen ſich noch in zwei oder drei andern Geſellſchaften zeigen; deshalb trennt man ſich bald und Mylady begibt ſich nach ihrem Ankleidezimmer, wo Eliſe, das Kammermädchen, ihrer harrt. Eliſe iſt eine Deutſche, ein geſchicktes, williges Mädchen, aber ſie iſt von allzu viel Arbeit und Nacht-

machen niedergedrückt. Heute hat sie ein Kleid, das aus Paris gekommen war, bald auseinandertrennen müssen und ist eben damit fertig geworden. Es liegt ausgebreitet vor dem Toilettentische.

„Die Farbe sieht bei Licht nicht halb so hübsch aus", sagt Mylady, „als bei Tage; ich thue besser daran, heute ein anderes Kleid anzuziehen. Bringen Sie mir das weiße mit den silbernen Sternen, das ich auf dem letzten Hofballe anhatte!"

„Mylady wollen entschuldigen, aber es sind seitdem auf Ihren Befehl die Striche abgetrennt worden! An den Aermeln ist eine kleine Veränderung nöthig — —"

„Wie dumm! Aber wenn Sie schnell sind, können Sie alles in Ordnung bringen, während ich diese Blumen umbinde — —"

Ein anderes Kammermädchen tritt, nachdem sie angeklopft hat, ins Zimmer und meldet, daß Myladys Wagen vorgefahren ist.

„Er kann warten!" ruft Mylady. „Mary, helfen Sie Elisen nähen!"

Und die beiden Kammerjungfern bringen mit fliegenden Händen den Anzug zu Stande. Elise denkt dabei an den Brief, den sie heute von einer Landsmännin und frühern Schulfreundin empfangen. Dieselbe schreibt ihr, daß sie das Leben als Kammerjungfer in England zu angreifend gefunden habe und jetzt, auf Probe, Gouvernante geworden sei; es ginge ihr dabei ganz gut und niemand im Hause habe bisjetzt herausgefunden, daß sie für die Stellung nicht erzogen sei. Elise überlegt, ob sie dem Beispiel der Freundin nicht folgen solle; es gibt ja Gouvernanten aller Art, denkt sie, und ich bin noch dazu Hannoveranerin; man sagt, unser Deutsch sei das beste — —

„Schnell, schnell", ruft Mylady, „es ist 11 Uhr!"

Eine Stunde darauf hörte die französische Gouvernante, deren Zimmer an das von Mylady stößt, Thüren auf- und zumachen. Sie hatte sich beim Schreiben an ihre Aeltern vertieft, denen sie die Mittheilung zu machen hatte, daß die Familie jetzt eine deutsche Gouvernante engagiren wolle und sie deshalb verabschiedet sei. Sie öffnet schlaftrunken ihre Zimmerthür und sieht Mylady in der weißseidenen Robe, ein diamantnes Kreuzchen auf dem Haupte, die Treppe hinuntergehen; die bleichen Gesichter der beiden Zofchen, die ihr nachfolgen, sehen so gespenstisch aus, der Regen schlägt an die Fenster. Es schlägt Mitternacht — —

In Eaton Square, vor dem Palast des Herzogs von S***, drängen sich die Equipagen und der Wagen Myladys kann trotz der späten Stunde nur langsam vordringen. Sie trostelt ungeduldig auf ihren seidenen Kissen und bemüht sich, durch die trüben Fenster Leute oder Wagen zu erkennen. Endlich bringt ihr Wagen bis an das für heute Abend errichtete Zelt, unter dessen schützendem Dache die Gäste bis ins Haus gelangen. Ihr Name wird dem am Portale stehenden Diener zugerufen, dieser ruft ihn einem zweiten, an der Treppe stehenden zu, der zweite einem dritten und der vierte ruft ihn mit lauter Stimme in dem Augenblick in das Gesellschaftszimmer, wenn Mylady hineintritt. Die Säle sind erdrückend voll und ein Theil der Gesellschaft steht in dem Flur und auf der Treppe; aber am vollsten ist es im Tanzsaal und man begreift es kaum, wie man dies unfreie Bewegen auf so beschränktem Raume noch tanzen nennen, noch weniger, wie dies Stoßen, Pressen, Treten irgendeinem Menschen Vergnügen machen kann. Es ist auch die Frage, ob das Vergnügen ist, was die junge elegante Welt auf diesen fashionablen Bällen empfindet. Nachdem Mylady während 10 Minuten in dem Gedränge gestanden, hierhin und dorthin gegrüßt und einige vergebliche Versuche gemacht hat, einer bekannten Dame näher zu kommen, winkt sie einem Diener und befiehlt, daß ihr Wagen vorfahre. Geführt von einem Herrn, gelangt sie auch glücklich die Treppe hinunter und in den Wagen. Dort fällt es ihr erst ein, daß sie zwar die Bedienten ihres Mannes an dem Zelte stehen, ihn selbst aber in der Gesellschaft nicht gesehen habe — —

Hierauf fährt sie noch zu einer andern Gesellschaft, d. h. sie hört ihren Namen noch in einem andern vornehmen Hause ausrufen. Es geht dort genau wie in dem ersten zu, nur bekommt ihre schöne weiße Robe eine Tasse Ananaseis und ein Glas Rothwein zu kosten. Die armen Bedienten! Sie sind geschickt genug, dennoch geschieht es ihnen ab und zu, daß sie, gedrängt und gestoßen, wie sie von allen Seiten werden, Toiletten, die mehrere hundert Thaler kosten, für immer unbrauchbar machen.

Um 2 Uhr legt sich Mylady, erschöpft von den Anstrengungen des Tags, zur Ruhe; aber die Aussicht auf den Bericht in der „Morning-Post" wiegt sie bald angenehm ein und begleitet ihre Träume. Und in der That, die „Morning-Post" versäumt ihre Pflicht nicht, sondern bringt am folgenden Morgen den gehörigen Bericht über

die beiden Gesellschaften in Eaton und Grosvenor Square und den Anzug der daselbst anwesenden hohen Damen. Mit welcher Befriedigung las Mylady, daß sie eine weißseidene Robe, die mit silbernen Sternen überäet war, angehabt und ein diamantenes Krönchen getragen habe!

So kurz diese Berichte auch sind, so entschädigen sie die betreffenden Damen für alle vergangene und alle kommende Langeweile und Ermüdung, bis endlich mit der Schließung des Parlaments die Season vorüber ist und das Haus in der Stadt mit dem Hause auf dem Lande vertauscht wird.

Der englische Adel bringt den bei weitem größern Theil des Jahres auf dem Lande zu; das Haus auf dem Lande ist viel großartiger als das in der Stadt; es ist der alte Familiensitz, auf dessen Einrichtung schon von den Vorältern große Summen verwendet worden sind und der in neuerer Zeit, seitdem es Modesache geworden ist, daß die Aristokratie in England sich für Kunst interessirt, mit den kostbarsten Kunstschätzen und Sammlungen angefüllt worden ist. Das Haus in der Stadt ist nur ein pied-à-terre, verglichen mit dem geräumigen Schlosse in der Provinz, wo ebenein der Lord die Bedeutung eines Fürsten hat und sich nicht in der Menge der andern Lords verliert, wie das in London der Fall ist.

Auch die Gastfreundschaft ist auf dem Lande größer sowie das Dienerpersonal; denn Hunde und Pferde, Gärtnerei, Jagd und Fischerei treten in den Vordergrund und erfordern ein ihnen ausschließlich gewidmetes Personal. Es gilt dort vor allen Dingen, in das Leben des Herrn und der Dame von außen her wieder so viel Anregung und Aufregung zu bringen, daß der eine Urlaub für das politische Leben, seinen Club und seine Dinners, die andere Urlaub für Hofbälle, Hydepark, Italienische Oper und die Artikel in der „Morning-Post" erhält.

Wie das alles geschieht, wollen wir in einem zweiten Artikel schildern.

Zürich.

Von Friedrich Lampert.

I.

Das Dampfboot trägt uns von Horgen herüber. Dort am gewöhnlichen Ausgangspunkt der Rigireise hat es uns aufgenommen. Wir fahren nun hin zwischen den gartengleichen Geländen, die den See begrenzen; anders kann man seine Ufer nicht nennen; mit diesem Reichthum der Natur und der Werke des Menschenfleißes schmücken sich keine andern mehr; Wiesen und üppiges Kornland am See, Weinberge und Obstgärten an den Abhängen der sanft ansteigenden Berge und Höhen. Hinauf an diesen der dichte dunkelnde Wald, und dazwischen, wohin das Auge nur sieht, Dorf an Dorf, ein Meer von weißen freundlichen Häusern, leuchtenden Villen, stattlichen Fabrikgebäuden, überall Leben und Freude, Fülle und Reichthum. Und nun, da vorn, immer näher kommend, immer stattlicher heraustretend, das alte Zürich, so stolz und sicher daliegend, so recht gehütet und geschützt, hinter sich die schirmenden Berge, vor sich die drängende Flut. In raschen Schlägen treibt das Schiff heran. Die Bäume der Bauschanze spiegeln sich schon in den klaren Wellen, die breiten schönen Kais laden uns schon von ferne zum Aussichts- und genußreichen Spaziergang auf ihnen ein; der vergoldete Thurmschmuck des Großmünsters glänzt von der Höhe her, die Limmat schießt in schnellem Strom aus dem See hervor, und gerade da, wo sie seinem Gefängniß entrinnt, um allein ihre Straße zu ziehen, steigen wir ans Land. An Unterkunftsmitteln fehlt es nicht; der Schweizergasthöfe sind ja viele und annehmbare genug zu finden, und so werden wir es uns bald gemüthlich und uns zum ersten Gang durch die Stadt bereit gemacht haben.

Und nicht nur der erste, sondern jeder Gang durch sie und in ihr ist schön und genußreich, mag er nun ein planloses Hin- und Wiederwandeln durch die Straßen und Gassen, über die Plätze und Brücken sein, oder ein bestimmtes Ziel haben, sei das nun ein aussichtsreicher Punkt oder eins der großen öffentlichen Gebäude und Anstalten, an denen Zürich so reich wie jede andere Stadt seiner Größe ist. Bietet uns auch das Rathhaus, dessen solider dauerhafter Bau uns gleich beim Landen aufgefallen ist, außer seinem stattlichen Aeußern nichts Bemerkenswerthes, so erschließen uns dafür die verschiedenen Kirchen, voran vor allen das Großmünster, das Zeughaus mit seiner nicht unbedeutenden historischen Waffensammlung und die Stadtbibliothek ihr reiches Innere. An der Handschriftensammlung der letztern wollen wir nicht vorübergehen, auch nicht an der wirklich reichen antiquarischen Sammlung, die in demselben Gebäude aufbewahrt wird und unter sorglicher Leitung steht. Namentlich die merkwürdigen Funde, die in jüngster Zeit bei Ausgrabungen celtischer Pfahlbauten im See gemacht wurden, verdienen hier genaue Beachtung und über eine andere Sel-

tenheit der Sammlung, eine Kalendertafel aus älteſter Zeit, behalte ich mir beſondere Berichterſtattung vor.

Neben dem Großmünſter auf der die Limmat überragenden Terraſſe erhebt ſich ein im einfachſten Rundbogenſtil aufgeführtes neues Gebäude, die Tochterſchule. Als ſolche würde es uns nicht gerade zum Beſuch auffordern, allein um des uralten Kreuzganges willen, den es umſchließt, betreten wir ſein Inneres. Karl der Große auf ſein Schwert geſtützt, die „Biblia sacra" in der Hand tragend, ſteht als Brunnenfigur in der Mitte dieſes glücklich reſtaurirten Reſtes des grauen Alterthums. Die lange ſeltſame, aus Menſchen- und Thierwelt ihre Geſtalten zuſammentragende, Häßliches und Schönes zuſammenſetzende Symbolik alter Bildnerei hat die Simſe und Säulenknäufe dieſes Kreuzganges geſchmückt; eine merkwürdige Phantaſie hat den Meiſel geleitet, bei ſeiner ähnlichen Ornamentik hat er wol originellere, abenteuerlichere Miſchungen und Verbindungen hervorgebracht. Die ganze Thierwelt erſcheint in grell contraſtirenden Gruppen und Verſetzungen; dazwiſchen wieder Menſchen- und Engelsköpfe von wirklicher Schönheit.

Das iſt ein Stück Bauwerk aus Zürichs älteſter Zeit, die neueſte ſteht fort und fort andere erſtehen, von denen eins das andere an äußerer Pracht und innerer gemeinnütziger Zweckbeſtimmung überbieten zu wollen ſcheint. Da ſtehen faſt in unmittelbarer Aufeinanderfolge, beinahe einen eigenen neuen Stadttheil für ſich bildend, die großartige Cantonsſchule, das Kunſtgebäude, die Taubſtummen- und Blindenanſtalt, das langausgedehnte Cantonsſpital, das St.-Leonhards-Pfründhaus mit der prächtigen Gartenausſicht, und faſt dem gegenüber ſteigen ſchon immer höher die Mauern des neuern Polytechnikums aus dem Boden herauf.

In dieſem Polytechnikum und den mit ihm verbundenen Anſtalten, überhaupt in dem regen wiſſenſchaftlichen Leben, das ſich in ihm, dem geiſtigen Centralpunkt der Schweiz, entfaltet, ruht Zürichs innerer Schwerpunkt. Die Gegenwart iſt der Vergangenheit, die einſt hier Männer von ausgezeichnetem Rufe lehren und bilden ſah, treu geblieben: die, die heutzutage hier wirken, zählen wahrlich nicht zu den geringſten Namen. Auch das Ausland hat ſeinen Theil an dem geiſtigen Leben Zürichs; es hat dort für ſo manchen ſeiner Söhne, die noch immer die Heimat meiden müſſen, einen gaſtlichen Herd gefunden, und jene tragen dieſem ihre Dankesſchuld auch mit geiſtigen Zinſen ab. Das andere, wodurch Zürich unter allen Schweizerſtädten, überwiegt, iſt das induſtrielle Moment; es iſt die blühendſte und gewerbfleißigſte ſchweizeriſche Stadt, von der aus der ganze Canton ſich in eine Stätte fleißigſter und tüchtigſter Gewerbthätigkeit verwandelt hat.

Aber was Zürich doch am reichſten und bleibendſten ſchmückt, das iſt ſeine reiche Natur, die landſchaftliche Schönheitsfülle, in der hier Nähe und Ferne aufgeht. Wir brauchen nur einen Spaziergang von einer Stunde zu machen und wir ſehen eine Reihe von An- und Ausſichtspunkten, von denen uns einer den andern zu überbieten ſcheint. Dort, wo auf der öſtlichen Anhöhe jener obengenannte neue Stadttheil mit den ebenfalls erwähnten Prachtbauten liegt, auf der auf langem Damm als ſtattliche Allee hinziehenden „Hohen Promenade", beginnen wir dieſen Spaziergang. Dicht neben dem langen Baumgang liegen die Friedhöfe der Stadt, freundliche Blumenanlagen, der ſchön geſchmückte Tod inmitten des reichen Lebens ringsherum. Am Ende der Allee ſteht auf einem Halbrund das Denkmal Nägeli's, des berühmten ſchweizer Liedercomponiſten, „Von den ſchweizeriſchen Sangvereinen ihrem Vater Nägeli" errichtet. Dort iſt der ſchönſte Punkt. Weniger die Seite von Zürich, welche die große Stadt zur Schau trägt, als die, in welcher das Land mit ſeinen Gärten, Villen und allem ihm gehörigen idylliſchen Schmuck in die Stadt gedrungen iſt, liegt vor uns und Dorf an Dorf ſetzt den angefangenen Eindruck fort. Weit hinaus blaut der See, auch am jenſeitigen Ufer von einem Gartenkranze umgeben, und über all dieſer Herrlichkeit ſteigt dort drüben eine größere und ſchönere noch auf, die ganze Alpenkette, vom Glärniſch an bis zum Urirothſtock, den beiden gewaltigen Maſſen, die hier den Alpenblick begrenzen. Es iſt faſt zu viel für Einen Blick; man hätte genug an dem unter uns, aber nun muß man theilen zwiſchen Himmel und Erde.

Wir gehen weiter, oben jene ſtattliche Gebäudereihe entlang und treten in den Garten des St.-Leonhard-Pfründnerhauſes. Welch ein ganz anderer Blick! Nur ein Stückchen vom See glänzt herüber; ein ſo recht bürgerlicher, geſchäftslebendiger Stadttheil, die untere Limmathälfte, liegt unter uns; ein hübſcher Kai zieht ſich am Fluße hin, Brücken und Stege überſpannen dieſen; jenſeit des Kai zeigt ſich der Bahnhof, die große Maſchinenfabrik von Eicher & Wyß und näher

die alte, gründepflanzte Pastei des Lindenhofs.

Und zu diesem nun hinüber und hinauf! Der Lindenhof war einst keltische Ansiedlung, dann römische Grenzstation, später kaiserliche Pfalz und im 9. und 10. Jahrhundert der Ort, wo öffentlich Gericht gehalten wurde, „ein schöner, erhöhter Platz, mit Quadersteinen eingefaßt", wie der alte Merian erzählt, „auf welchem viel Lindenbäume und darunter steinerne Tische stehen, darauf die Bürger Sommerszeiten ihre Zechen halten und sich mit dem Armbrustschießen ergötzen können." Noch jetzt stehen die steinernen Tische unter den alten, hohen, den ganzen Raum mit einem Schattendach überziehenden Linden; alte, düstere Gebäude fassen die Terrasse ein und von ihr sieht man hinüber auf den eben verlassenen östlichen Stadttheil, seinen grünen, garten- und weinbergreichen Hügelzug und die Prachtbauten auf seiner Höhe, und wie drüben, so schaut auch hier ein Stückchen See und noch mehr, auch ein Theilchen Alpen dazu, herüber.

Wir stehen, den Markt überschreitend, nun wieder am Seeufer und können nun entweder den vierten der schönsten Aussichtspunkte, die Katz, einen alten Festungstheil im Botanischen Garten, besuchen oder nehmen gleich ein „Schiffli", das uns rasch zur „Bürgliterrasse" hinüberrudert, einer freundlichen Anlage am westlichen Gestade; und hier ist's der ganze See, das ganze Zürich, was den Blick von dort zum eigenthümlichen und fesselnden macht.

Aber hier sind wir auf dem Wege zum Uetliberg, der nördlichen Kuppe des südwestlich von Zürich sich erstreckenden Albisrückens. Ein bequemer, nicht zu steiler Pfad führt hinauf; in zwei Stunden hat man leicht den Gipfel und das auf ihm befindliche gute Gasthaus erreicht; also warum unten bleiben? Ihr lieben Leser, die ihr nach Zürich kommt, laßt mir den Uetli nicht beiseite! Viele thun's und sie wissen nicht, was sie verloren haben. Ihr mögt alle Höhen und Berge der Schweiz bestiegen haben, auf dem Faulhorn und auf dem Rigi gewesen sein und ihr kommt dann noch auf den Uetli, so werdet ihr doch gestehen müssen, daß ihr hier etwas Neues, ja geradezu Einzigartiges findet! An Großartigkeit mögen sie verstehen, jene Aussichten von den in oder den Hochalpen näher gelegenen Gipfeln, aber an Lieblichkeit und harmonischem Reiz können sie diese nicht erreichen. Geht aber nicht nur auf eine Stunde oder während des Tags nur hinauf, sondern des Abends, in der Kühle, wenn das Steigen euch leichter fällt, und bleibt oben über Nacht und nehmt mit, was Abend, Nacht und Morgen bieten! Hier habt ihr nicht zu sorgen, wie auf dem Rigi, ob der Sonnenunter- und -Aufgang rein sein wird oder nicht; für den letztern wenigstens kann man hier fast sicher einstehen, und wenn ich es offen sagen soll, wo mir das Neugeborenwerden der Sonne am großartigsten erschien, ob dort oder hier, so muß ich für hier entscheiden.

Und so war es denn an einem milden, schönen, die Tageshitze wohlthuend kühlenden Abend auch, daß ich auf dem Uetli ankam.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Anregungen.

Briefe von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte.

Vielleicht gewährt nichts ein so deutliches und scharfes Bild von dem Wesen und der geistigen Richtung eines Menschen wie seine Briefe.

Dies scheint vor allem von dem Dichter oder dem Künstler zu gelten.

Allein bei ihnen pflegt gerade am häufigsten mit zwingender Gewalt das Augenblickliche hervorzubrechen, was nur zu oft die Wahrheit selbst verdächtig macht. Indem der geistig begabte Mensch seine Stimmung einem andern zu schildern versucht, ein schmerzliches oder glückliches Ereigniß, das ihn getroffen, in seinen Einzelheiten darlegen will, wird er sich selbst unbewußt zum Dichter. Seine Gedanken nehmen einen höhern Schwung an, sein Wort gewinnt eine lebhaftere Färbung und wenn er sonst bei seinen künstlerischen Schöpfungen es beklagte, daß die Erfüllung so weit hinter dem Ideal zurückbliebe, überrascht ihn hier zuweilen die Lebendigkeit und das frische Colorit, das eine in der Wirklichkeit unbedeutende und alltägliche Begebenheit wie durch Zauberei in seiner Darstellung erhält. Der Mensch belügt sich selbst, in seinen Hoffnungen wie in seinen Erinnerungen; auch er vermag sein Dasein, wenn er es andern zur Erscheinung bringen will, nur noch dichtend zu begreifen.

Seiten haben wir eine Briefsammlung durchblättert, bei der diese Gedanken sich dem Lesenden so unwiderleglich aufdrängten als die von Louis Curtze veröffentlichten „Briefe von Heinrich Stieglitz an seine

Braut Charlotte" (zwei Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1859). Jeder kennt das Schicksal der Charlotte Stieglitz. Es sind 25 Jahre her, daß die erschreckende Kunde sich in Deutschland verbreitete, die Gattin des an der berliner Bibliothek angestellten Custos Dr. Stieglitz, eines talentvollen, wenn auch nicht mit besondern Erfolgen belohnten Dichters, hätte sich mit einem Dolch das Leben genommen. Vielerlei wurde über die Ursachen an Vermuthungen ausgesprochen; die überwiegende Ansicht war zuletzt die, Stieglitz hätte geklagt über ein ihm fehlendes tragisches Geschick; er würde mehr leisten, wenn sein Geschick bei seinen Arbeiten mitdichtete. Die überspannte Frau des überspannten Mannes gab ihm dies Geschick, erdolchte sich und — Stieglitz wurde ein noch unbedeutenderer Dichter, als er war.

Wie verwerflich auch und unheimlich der Vorfall ist, darüber kann kein Zweifel sein, daß die Verirrung der Frau, ihre Liebe, ihr Glaube an den Werth ihres Mannes dem Psychologen werthvoll sind. Eine seltsame Liebe, die nicht weiß, ob sie Heinrich oder seinen Ruhm mehr liebte oder ob sie ihm das Opfer des Lebens darbrachte, weil ihre Leidenschaft keins mehr zu bringen vermochte. Was ist da klar als nur die Ueberschwenglichkeit, in der die unsere Phantasie hemüber- und herübertrieb!

In dieser Briefsammlung lernen wir nun den Ursprung des excentrischen Verhältnisses kennen. Der junge, leidlich unreife Student, der sich in Berlin zu seiner Doctorpromotion vorbereitet, stellt das Bild der Geliebten in seiner kleinen Stube in einer Art Erbenlaube auf, täglich bringt er ihm frische Blumen, als dem Götterbild des Hauses, vor ihm liest er Homer, Goethe, Hotzag, vor ihm dichtet er, tagsüber schwebt das Bild über seinen Träumen, sein erster Blick beim Erwachen grüßt es, mit seinem letzten vor dem Entschlafen sucht er es ganz in seine Seele zu schließen. Fünf Jahre andauernd in solchen Empfindungen zu leben, das Größte wie das Kleinste immer auf die Geliebte zu beziehen, fast täglich eine Dithyrambe an sie zu dichten — denn mehr als einmal besteht sogar der angebliche „Brief" nur aus Versen, denen allein die strophische Eintheilung fehlt — schon darin liegt ein Symptom der Ueberreizung. In seinen Träumen erschien es ihm kaum schöner und lieblicher, wenn statt des Bildes Charlotte selbst in glückbringender Wirklichkeit um ihn walten, den von seinen langweiligen Berufsarbeiten auf der königlichen Bibliothek und in einem Gymnasium Heimkehrenden mit ihrem Kusse empfangen würde: wie mußte da später die Wirklichkeit enttäuscht haben!

Wir lesen weiter... Es ermüdet zuletzt, wenn der Enthusiast in einer Kritik des „Hamlet", in einem sehr hart und bitter ausgesprochenen Tadel gegen die Sontag, auf einer Auswanderung durch die Mark, bei der Schilderung einer „lateinischen Stunde" in Quinta immer „Du Einzige!" — „Du Seele alles Lebens!" und die beständigen Versuche des Ikarus, die Geliebte zu schildern, lesen und sehen muß! Man ahnt, daß seiner Huldigung die ihrige entgegenkam, der „Quell des Genius" sich bei ihnen in gegenseitige Selbstvergötterung verwandelte. Sie betet nach ihm alles: Goethe, Verstand, Schönheit — er ist nach ihr ein geborener Dichter: „nicht Goethe, deinem eigenen Gefühl folge!" Ihr Phantasie mochte sie hinter ihm zurückstehen, an Urtheil, Strenge, an Fülle und Energie der Gedanken übertraf sie ihn; in ihr schlug das Herz einer Römerin; nur war er selbst für die Rolle eines Paetus viel zu schwach. „Paetus, es schmerzt nicht" — selbst nicht der Tod? Ihn schmerzte alles; er saß an Hegel's Tisch mit dem dresdener Poeten Gerhe zusammen. „Da sitzt ja das Dichterpaar", bemerkt Hegel scherzend. Glaubt man wol, daß Stieglitz sich über diese Zusammenstellung ins Herz getroffen fühlte? Da erregt es kein Erstaunen mehr, das Wort zu finden: „Wisse, daß in deinem Heinrich der wahrhaft christliche Dichter geboren ist, der weltumfassende, dessen Panier die Liebe und dessen Schild die Wahrheit ist — und dies erkennend, weißt du ihn als würdig deiner!" Wem nicht Erstaunen, dem kommt dabei Mitleid. Erkannte keiner unter den geistreichen Menschen, die ihn in Berlin umgaben, auch sie, deren Auge „der Sonnen Sonne" war, die Schwäche seiner Flügel? Ein schönes und leichtes Talent, ein gebildeter Geist war Stieglitz gewiß, aber zum epischen Dichter nicht geboren. Er reproducirt, er hat in seinen orientalischen Liedern, was er, oft genug aus ungenügenden Quellen, zusammengelesen, zu Aquarellskizzen verbunden; Goethe begnügen sie nicht: man braucht nur einen wahrhaftigen Parien, Firdusi, und zwei große, malerische Poeten, Victor Hugo und Freiligrath, mit ihm zu vergleichen. Zwischen Mirza-Schaffy und Goethe kann Stieglitz eine mittlere Stellung einnehmen. Es ist tragikomisch, wenn man ihn von „Weltgrabern", von Persepolis und Jerusalem träumen und dann auf Becker's „Weltgeschichte" als „höchst belehrend" für sein Studium zurückkommen sieht.

Ein Mann, anstellig zu vielem, unwillig, aber eifrig sich den profanischen Pflichten des Lebens unterwerfend, leider und verhängnißvoll für ihn mit einem unbestimmten Schöpfungsdrang, einem dunkeln, von Eitelkeit und Liebe genährten Gefühl: Du kannst alles! begabt, weich, lyrisch gestimmt, so war Stieglitz. Ueber jedes hatte er Empfindungen, wie oft rührende, wohllautende Empfindungen — es genügt dafür, seine Briefe über die Opernaufführungen von Mozart, Gluck, Spontini zu lesen — über nichts aber einen klaren, nüchternen Gedanken. Wie hat Hegel ihm nur, selbst im Scherz, eine Kritik seiner großen Logik zumuthen können! Da malt sich so ganz sein eigentliches unfertiges Wesen, wenn er mit Werder über dessen tiefsinnige, freilich allzu „Hegelianische" Erklärung der „Jungfrau von Orleans" in heftigen Streit geräth und sich erst „allmählich der offenbaren Wahrheit" zuneigt. Wir fürchten, er hat Werder nicht verstanden, so wenig wie „Hamlet", an dem

„Shakspeare's Geist geschwebt". Denn „so groß in Anlage und Anwendung, so vielversprechend, im Einzelnen so reich an Bedeutung und im Ganzen so wenig befriedigend; man fühlt am Ende sich so unwohl, so ermüdet, daß man froh ist, wie das schlechte Volk nur allzu hingeschlachtet ist durch seinen eignen Frevel und seine Abscheulichkeit, durch Feigheit und Bösartigkeit gleich verächtlich". Richtiger urtheilt er vom „Kaufmann von Venedig": „Das weiß ich, daß mir vieles vertraut seltsam, wie man wol sagt, recht curios in der Composition vorkam und daß auch wieder nur ein leichtes Spiel mit den Verhältnissen des Lebens blieb; viel in Bezug auf all die Liebesgeschichten, die sich darin kreuzen, bis zu der sonderbaren Entwicklung auf Portia's Landgute."

Zur Unterhaltung.

III.

Marie Norden gibt in „Agnes und Marie" (drei Bände, Nordhausen, Büchting, 1860) eine anmuthende und lebendige Schilderung des englischen Lebens in der Stadt und auf dem Lande. Wir werden von den dunkeln Gassen Londons bis in die Hallen des Palastes der Königin Victoria geführt. Die Erzählung selbst, die Geschicke zweier junger deutschen Mädchen in England, betreffend, nehmen bei mit Vorliebe und Kenntniß behandelten Staffage weniger. Vorzugsweise sind es die Schilderungen (wer lieben die des Krystallpalastes hervor), welche man mit Vergnügen lesen wird.

Höher schwingt sich Sophie Verena in „Ein Sohn des Südens" (zwei Bände, Leipzig, Gebrüder, 1859). Nur schade, daß mit dem schönen Klange auch die Gefahr eines leeren Sturzes da ist. Die hier erzählte Begebenheit ist eine phantastische, im bösen Sinne des Worts. Sie springt von einer Unmöglichkeit zur andern und sucht die Unwahrscheinlichkeit dadurch zu heben, daß sie dieselbe im Gewande der Alltäglichkeit auftreten läßt. Aber weiten darum die wildesten und abenteuerlichen Verhältnisse, Ehe ewiger Entsagung ohne Innerlichkeit noch möglich, weil die Heiden — vorher Schach spielte oder Weintrauben aß? Einem phantastischen Bilde soll man seine phantastische Färbung lassen; je glänzender sie schimmert, desto eher wird sie in dem Betrachter das Gefühl erwecken, daß er nur gedichtetes Leben schaue. Das Lernt der Verfasserin für malerische Schilderung ist anerkennenswerth, im übrigen — „viel Lärm um Nichts".

„Am Glücksee" (zwei Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1859), von Rudolf von Kraudell, führen wir mit dem Gefühl, als läge uns ein „nachgelassenes Werk" vor. Wir erinnerten uns jener mit phantastischen, von Poesie und originalen, freilich gewagten Gedanken gleich lebendig durchdrungenen Märchen und Novellen, die der Verfasser in der Mitte der vierziger Jahre („Außerhalb der Gesellschaft", „Bergen") veröffentlicht. Es war damals noch die Zeit der Hoffnungen und der Zukunftsideale. Damals fand das Seltsamste, was der Dichter erfand, eine Art communistischer Republik, wenigstens einen Widerklang in unserm Herzen, andererseits athmete ein feines und poetisches Gefühl in seinen Betrachtungen über Musik und die Kunst des Liederns. Die ersten Seiten dieses neuen Romans, den der Verfasser nach jahrelangem Schweigen herausgibt, mögten uns wieder in jenen Traum. Eine Vorstellung bei „Fidelio" erscheint gleichsam die Scene; eine leidenschaftliche, italienische Sängerin, bei der bis zu ihrem Namen „Miranda" herab alles romantisch, fremdartig und doch wieder realistisch ist, tritt auf. Aber der Fortgang der Erzählung enttäuscht. Man kann für drei Glückskinder Geld, das auf einem armen Gantereisohn sich in den Orden eines reichen Gutsbesitzers verwandelt, doch nur ein halbes Interesse gewinnen, für die „Geschichte auf Pferde" endlich, die der edle Junker Hans macht, möchte sich kaum der eifrigste Sportsmann begeistern, so daß denn doch Pindar die zu Olympia siegenden Rosse des Hiero nicht besungen. Die Handlungen, die Kraudell erfindet, beginnen immer seltsam, stimmen sich durch Seltsamkeiten hin und — verlaufen. Trefflich sind die Naturschilderungen Litauens und Kurlands, obgleich für unsere Anschauung zu viel „Pferdezucht" beschrieben wird. Der derbe und oft — comische Ton, den Kraudell anschlägt, wird die nicht verletzen, die frühere Werke von ihm kennen und würdigen lernten.

Gedanken

von Daniel Stern.

Unsere moderne Existenz ist so wenig über gewöhnt gegen den Eindruck der Häßlichkeit! Ueberall umgibt sie uns, im Hause, an öffentlichen Plätzen, in den Kirchen. Daß wir nicht davon bemerken, liegt schon im ererbten Blute, das in unsern Adern aus den Zeiten noch größerer Geschmacklosigkeit rollt. Verschönern zunächst nur eure Wohnungen — aus eure Reden und Handlungen werden schon davon die Spuren tragen. Der gewiß fromme und auf Neuerung nicht gerichtete Novalis sagte: „Ich möchte wol, daß unsere jungen Mädchen mit den antiken Statuen von griechischen und römischen Frauen bekannt würden." Sie würden daraus lernen, wie ein leicht nach hinten hin gewundenes Haar, wie volle und langfaltige Gewänder so schön und manchfaltig stehen! Auch sollten sie oft den Malern und den Kunstfreunden zuhören."

Für die Schillerstiftung sind beim Herausgeber dieses Journals seither eingegangen: 20 Thaler von Herrn Dr. Konrad in Emden als fernerer Beitrag seiner Sammlung. 1 Thaler von Herrn Doctor Meyer in Bergen. 2 Thaler von Fräulein Bergelin in Celle bei Hahn als Beitrag einer Sammlung. 5 Gulden von Herrn Professor Obermann in Amsterdam. 22 Gulden von

Schiller's Tochter.

Deutsches von Gleichen-Rußwurm.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 10. Wöchentlich ein Bogen
Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Das Leben der Vornehmen in England. II. Auf dem Lande. — Zürich. Von J. Tempert. II. — Kleine Novellen. Von Fr. Friedrich. — Die Statistenrolle. Erzählung aus dem Alterthum. Von Karl von Holtei. — Lustige Theile für das „liebe Theater". — Kapitel III. — Gedanken von Daniel Stern.

Das Leben der Vornehmen in England.

II. Auf dem Lande.

Wir wollen uns ein Schloß denken und es Lenor-Hall nennen und annehmen, es liegt im Norden von England. Es ist ein großes Gebäude von rothen Steinen, im Elisabethstil erbaut und liegt mitten in einem Park — —

An dem Tage, als Mylady in Lenor-Hall erwartet wird, kommen in den frühen Nachmittagsstunden die jüngern Kinder in Begleitung von Kinderfrauen und Kammermädchen an; ihnen folgen einige Diener und zuletzt noch Myladys bequeme Reisekutsche, in der sich außer der Gesellschafterin von Mis Hetcher, die kleine Tochter, und Fräulein Sommer, die neue Gouvernante, befinden.

Die Parkwächter, in ihren grünen Röcken und schwarzlackirten Mützen recht stattlich aussehend, öffnen das Gitterthor des Parks, der Wagen fährt durch eine hohe Baumallee, dann durch die prächtigen Gartenanlagen, die das Schloß mannichfach umgeben, und hält vor dem Portal.

Ein halbes Dutzend Diener umstehen den im Nu; einer reißt den gestreiften Regenschirm hinter einem Teppich vor dem Wagen aus, ein anderer hebt den Tritt herunter und die übrigen stehen in respectvoller Haltung zur Seite.

Unter der Säulenhalle begrüßen Annie und Cecilia die Mutter und bemühen sich, recht gleichgültige Blicke auf die Fremde zu werfen, auf deren Ankunft sie schon vorbereitet sind und für die sie sich im Grunde lebhaft interessiren, denn sie haben viel Gutes von ihr gehört — —

„Zeigt Fräulein Sommer ihr Zimmer!" sagt Mylady, einer breiten Marmortreppe zuschreitend, die mit kostbaren Teppichen belegt ist, und Cecilia, ein hübsches Mädchen von etwa dreizehn Jahren, führt Clara Sommer durch endlose Corridore, bis sie in einem Seitenflügel des Hauses an eine schmale Treppe kommen. „Nun sind wir gleich da", sagt sie, und die Treppe hinaufspringend öffnet sie eine Thür und führt Clara in ihr Zimmer, in welchem sie sie mit den Worten „Unser Ihee wird bald im Schulzimmer serwirt werden, wir werden Sie dann rufen kommen!" allein läßt.

Clara's Zimmer ist genau so möblirt, wie es alle andern Gouvernantenzimmer in England sind: es enthält ein Bett, einen Waschtisch, eine Kommode, einen kleinen Toilettenspiegel und einen Stuhl. Diese Zimmer zeichnen sich überall dadurch aus, daß sie möglichst einfach möblirt und oft ohne Rücksicht sehr unbequem und häufig gelegen sind: über dem Waschhause, nahe den Ställen, unmittelbar unter dem Dache oder in irgendeinem andern unbehaglichen Winkel. Clara's

Ref. Fels
(ihm nachrufend).

Das Korn soll ja in England sehr hoch stehen. Kaufen Sie brav auf? So ein Hamster von Kornwucherer! (zu Fresco) Sie, Herr Baron, sind ein Menschenfreund.

Fresco.

Ich weiß nicht, Herr Fels; Menschen? Ich zidhe Trüffeln vor. Apropos, Herr Referendar, ich dank' Ihnen für Ihre Unterschrift. Kommt da ein Mensch zu mir, will gelernter Koch sein und hat grade kein Engagement. Sag' ich ihm: Nun, ich will Unterschriften sammeln und riskiren wir einmal ein Probe-Diner. (Zieht eine Liste heraus.) Schon eins — zwei, drei — sechs und zwanzig Couverts. Er hat eine neue Sauce à la Truffaldino versprochen; soll mich doch wundern, ob man ihn wird empfehlen können. Liefern muß er Entree von Pasteten en coquille; dann filet de boeuf mit gefüllten Krebsscheeren und einem Ueberguß von Maderasauce, dann Froschschenkel, eine Schüssel en papillote, die andere à la financière; ein Ortolan à la Cartouche, mit einer leisen Ahnung von Assa foetida — Essen — Essen — meine einzige Leidenschaft; aber gut essen, sehr gut — lieber — etwas mehr! (Ab.)

Ref. Fels.

Wär' das Geschmeiß nur endlich fort, daß ich mich mit voller Seele an die Brust meines alten Freundes

Zimmerfenster ging nach einem von hohen Gebäuden eingeschlossenen Hofraum hinaus, gestattete aber doch einen Blick auf die Baumgipfel des Parks, was sie eben mit Bedauern bemerkte, als Cecilia sie zum Thee zu rufen kam — —

Im Schulzimmer findet Clara die vier Töchter des Hauses versammelt: Victoria, die älteste, die von allen im Hause Miß Hetchet genannt wird, Annie, Cecilia und die kleine Fanny. Das Schulzimmer liegt zu ebener Erde und eine Glasthür führt in den sehr schönen Blumengarten; es ist mit vielen Landkarten und Zeichnungen dekorirt, die von den Mädchen selbst angefertigt sind, hat angefüllte Bücherschränke und ein Piano. Bei dem Thee gehen einige im Zimmer anwesende Hunde den Stoß zur Unterhaltung; es sind die Lieblinge der jungen Mädchen und werden bei der Rückkehr aus der Stadt allemal mit Jubel begrüßt, denn den Thieren gegenüber Gefühl zu zeigen, gelten die Engländer nicht halb so sehr, als wenn sie dergleichen ihren Nebenmenschen zeigen sollen.

Nach dem Thee schlägt Miß Hetchet den Schwestern vor, mit Clara einen Gang durch den Garten zu machen.

„Das geht nicht", sagt Annie, die ihrem Alter nach zwischen Miß Hetchet und Cecilia steht, „Nana hat es verboten!"

Clara versteht „Mama", doch bemerkt sie sogleich ihren Irrthum —

„Geh' zu Nana", sagt Miß Hetchet zu Fanny, „und sage ihr, daß die Mutter das Wetter schön findet und wir gesagt hat, wir dürfen alle noch einmal durch den Garten gehen!"

Fanny kommt nach einigen Minuten von Nana (so war der Name der Ohrenwärterin) zurück und sagt schmollend: „Es war ganz umsonst, mich zu ihr zu schicken' Nana sagt, Mutter versteht nichts davon, was uns gesund oder ungesund ist' Sie hat sie heute mit wenn wir uns erkälteten, so hätte sie Noth und Verdruß mit — —"

Still, sprich nicht alles nach, was Nana sagt!"

„Aber ich muß noch etwas sagen' Nana will, daß Annie traß zu Bett gehe!"

„Weshalb?"

„Weil sie gestern eine halbe Stunde länger aufgeblieben sei als gewöhnlich —"

„Das ist doch nicht arg' Ich bin ganz gesund und muß mit den Hühnern schlafen gehen, weil Nana es will!"

„Das ist noch nicht alles! Die Barkley sagt, ich habe den Husten und soll die Medicin einnehmen, die so garstig schmeckt. Ich muß es aber doch besser wissen, ob ich den Husten habe oder nicht, und ich weiß, daß ich heute kein einziges mal gehustet habe!"

„Wer ist die Barkley?"

„Das ist Fanny's Wärterin. Ach, diese Wärterinnen sind immer launenhaft und grob, aber wir müssen ihnen folgen! Nicht wahr, Sie werden uns einmal erzählen, ob die Wärterinnen in Deutschland auch so tyrannisch sind?"

Clara lächelt bei der Vorstellung einer deutschen Kinderfrau, die sich herausnehmen dürfte, ihren hochadlichen Pfleglingen zu sagen, daß die eigene Mutter nicht wisse, was ihnen gesund oder ungesund sei' Sie ahnte nicht, daß sie noch stärkere Proben von der absoluten Herrschaft der englischen Kinderfrauen erleben sollte.

Am folgenden Tage kommt Mylord, begleitet von mehreren Herren, in Lenor-Hall an; es folgen einige Stunden darauf ältere Herren und Damen zu Wagen, jüngere zu Pferde. Fünf oder sechs Gastzimmer werden belegt, die andern füllen sich im Laufe der Woche.

Der Tag bricht in Lenor-Hall früher an als in London und beginnt, wie wir schon gesagt haben, mit einer Hausandacht, an der alle Diener und in der Regel auch die Gäste theilnehmen. Nachdem der Hausherr, während wir alle Anwesenden, das Morgengebet aus dem seit den Zeiten der Königin Elisabeth eingeführten Gebetbuche vorgelesen hat, erheben sich alle und gehen, die strengste Rangordnung beobachtend, auseinander. Die Gäste gehen ins Frühstückszimmer, die Diener an die Arbeit und der Lord gibt, bevor er seinen Gästen folgt, dem Koch eine Audienz. Der Koch überreicht bei dieser Audienz seinem Herrn ein dickes Buch, in dem die Küchenzettel der letzten Jahre verzeichnet sind; letzteres durchblättert er und gibt danach schriftlich seine Befehle für den heutigen Tag, wobei er immer wieder die Vergangenheit zu Rathe zieht. Wenn sein Koch ein Franzose ist, so leistet er gewöhnlich Ausgezeichnetes im Fache der entremets. Ist er Italiener, so hat er ein besonderes Talent für das Arrangement der Gänge. Doch sei er Franzose oder Italiener, das Roastbeef zu bereiten muß er in England erlernt haben. Er erhält jährlich 100, mel auch 200 Pf. St. Gehalt.

Bei dem Frühstück sehen Herren und Damen über Briefe und theilen sich ihre Wetterbeobach-

jungen mit. Das ist ein Kapitel, das in England täglich, schriftlich und mündlich verhandelt wird. Nach dem Frühstück trennen sich die Gesellschaft; die meisten der Herren gehen auf die Jagd, einige ins Billardzimmer, andere ziehen sich mit der „Times“ in irgendeinen behaglichen Polstersessel zurück. Die jungen Damen gehen, wenn das Wetter schön ist, in den Park spazieren, wo sie möglicherweise die Gouvernante mit ihren Zöglingen antreffen. Tun sie dabei nur von den letztern Notiz nehmen und die ersteren vollständig ignorieren, gerade als wären sie Luft. Ist das Wetter schlecht, so unterhalten sich die jungen Damen mit Federball- oder Billardspielen, die älteren haben sich auf die Wohnzimmer zurückgezogen oder sitzen im Drawingroom und blättern in einem modernen Romane oder — der „Peerage“ — im Adelslexikon.

Gegen Mittag fangen die Jagdreuden mit Flintenschießen an, dann folgt das Rebhühner- und Kaninchenschießen. Aber das alles sind nur schwächliche Vergnügungen, verglichen mit der Fuchsjagd. Das ist der Kulminationspunkt der englischen Jagdfreuden und zugleich die Zeit der Versammelhäuser, die in den kleinen Städten gegeben und von den in der Nähe lagernden Herden auf ihren Jagdritten und Gütern besucht werden.

Bei der Hetzjagd sind die Fuchsjagden in Schatten gestellt. Begleitet von einer Meute prächtiger Jagdhunde, welche entweder von der Gesellschaft, zuweilen auch nur von einem reichen Lord erhalten werden, jagen sie durch die Felder und Täler. Alle Welt ist in höchster Aufregung, aber still, um die weite Schar verabredungsgemäß folgen; die Reiter wechseln, die Hunde bellen, die Jäger ermuntigen sich durch gegenseitiges Zurufen; es gibt nichts Geringeres als den Hetzjagd auf den Fuchs. Ist aber Fuchs jetzt Kaninchen und, so wird jedermann, daß die ganze Schar nicht im entferntesten daran denkt, einen Fuchs zu jagen; man gehetzt hell es, aber Füchse sind gleichgültig werden. Letzteres wäre eine Barbarei der allerbarbarischen Art. Man denke einen Fuchs schießen! Wo sollten die Füchse herkommen, wenn man sie schösse? Und Füchse müssen doch sein, denn es muß doch Fuchsjagd sein, folglich muß sein Fuchs gefangen werden.

Beim „Fuchs“ sieht sich ein großer Teil der Gesellschaft wieder. Die Herren, namentlich die, welche die „Times“ gelesen oder sich mit Billardspielen die Zeit vertrieben haben, gehen in den mit kalten Speisen überladenen Zimmern und prüfen durch ihre Vergnügen, ob sie etwas entdecken können, was ihnen nach den Anstrengungen des gestrigen Tages Appetit zu machen im Stande wäre. Denn sie bei Aalsuppen, Hühnern, kalten Pasteten und Fischspeisen tüchtig vorübergegangen sind, machen sie nicht selten vor einem riesigen Stück Fuchsbraten halt, das in der That nichts anderes ist als ein feines Kapitel und feines fuchsigen Theile herunter halten Schale.

Mit der nachlässig hingeworfenen „Some beef!“ essen dann die Damen, denen das Vergnügen anzuschneiden. Nach dieser Mahlzeit gehen in der Regel schon die Pferde für den jüngeren, die Wagen für den älteren Theil der Gesellschaft vor der Thür, denn jetzt werden Besuche in der Nachbarschaft gemacht. Unter solchen Besuchen meine man sich aber nicht Besuche, wie wir Deutsche sie unter ähnlichen Verhältnissen machen würden; diese englischen Nachbarschaftsbesuche auf dem Lande sollen nur, dünkt uns, ein Vorwand für das Kutschenfahren und das Grüßen im Vorbeifahren sein, denn man fährt meilenweit und sieht sich nur minutenlang, nur eben so lange, als es erforderlich ist, um Pferde und Kostümen und sich selbst hinauf und dann vorteilhaft zu präsentieren. Begegnen sich die Besuchenden auf der Mitte des Weges, so hat man seinen Zweck auch erreicht, man wechselt einige Worte und trennt sich wieder.

Um 6 Uhr, wenn in der Schulstube der Thee eingenommen ist und Lehrer und Schülerinnen sich wieder um den Kamin versammeln, um noch einige Übungen vorzunehmen, kommt die Gelegenheit der Abendtoilette ein und die von Jagd oder Besuchen zurückkehrenden ziehen sich auf ihre Zimmer zurück. Im Schulzimmer weiß man von dem, was die Mädchen im Hause unternommen hat, nur dann etwas, wenn die älteste Tochter, wie es in vielen Hall der Fall ist, schon erwachsen und verheiratet ist, zuweilen bei den jüngeren Schwestern zurückbleibt und ihre Stelle vertritt.

Um die Abendtoilette der Damen elegante Pünktlichkeit ist, haben wir schon einmal gesagt, auch das die Herren in England abends sich nie am Tage den Kopf zerbrechen, aber wir haben auch nicht von der Bedeutung des Wortes Pünktlichkeit gesagt und das müssen wir nachholen. Pünktlichkeit ist es in England einen guten Gastgeber machen, vielleicht gar Barrière machen heißt. Pünktlichkeit, reine Hände und Nägel! Dann ist nur, sonntäglich und glänzende weitere Verbrämung, von Zähnen und Nägeln hängt keine

Zukunft ab. Du kannst was man in Deutschland kleine Verbrechen gegen gute Manieren nennen würde begehen, kannst dir's bequem machen auf Stühlen und Sofas, kannst in der Gesellschaft pfeifen, kannst das Tischtuch statt der Servietten brauchen, das alles hindert dich nicht ein Gentleman zu sein, aber mehr, werde dir, wenn ein Schatten auf deinen Zähnen, ein grauer Strohhalm an deine Fingerringe zu sehen ist, dann ist dein Ruf gefallen! Du bist auf ewig aus dem Kreise der guten englischen Gesellschaft ausgeschlossen!

Bei dem Dinner wird der Küchenzettel, der vor jedem Couvert liegt, eifrigst studiert. Die Herren bringen von der Jagd einen starken Appetit mit und der Mäßigste unter ihnen ist etwa: Schildkrötensuppe, Trutahn mit Austern, eine Fischspeise, Rumpsteak, Hasen-, Fasanen-, Gansbraten und noch ein halbes Rebhuhn. Er leistet von Pers, Crimea, Ale und Champagner, Gelee, Trauben, Nüssen und Pfirsichen, und trinkt Sherry mit Parmesan, Champagner, Madeira und „Hock", das ist der Name, mit dem in England der Rheinwein bezeichnet wird; es soll die Abkürzung von Hochheimer sein. Auch die Damen sind nicht Verächterinnen des Weins, sondern trinken von den leichten, die gerne eingeschenkt werden, und nippen, ehe sie das Eßzimmer verlassen, von den schweren.

Das Drawingroom ist immer das schönste Zimmer im Hause. Die Wände zieren wertvolle Gemälde, in den Ecken und auf den Consolen stehen Statuen und Statuetten, auf den Tischen liegen die kostbarsten Bilder- und Dichterwerke, Albums und Almanache und Journale in verschiedenen Sprachen. Bequeme Fauteuils stehen zu beiden Seiten des Kamins, gegen welchen behaglich flammende Kohlen die Oberwärme einen angenehmen Schutz geben, und fühlen auch sonst noch alles behagliche Winterleben, das sich zwischen den großen Sofas, Causeusen und Bergères entfalten läßt.

Kaum schließen sich die Thüren des Drawingroom, so ergreift jede von den Damen kommende Dame einen Fächer oder kleinen Handschirm — Gegenstände, die in Menge auf dem Kaminsimse liegen — und sucht sich einen recht bequemen, möglichst einsamen Platz aus; sei es in der magischen Beleuchtung des Kamins oder in einer Ecke hinter einem mit Büchern und Nippsachen beigestellten Tisch. So verharren die Damen leise, plaudernd oder schlummernd eine lange Weile; selten hört man eine übergeräuschvolle Bemerkung oder Frage. Diener, die Kaffee umherreichen, gehen so leise wie Gespenster durch das Zimmer. Nach einer halben Stunde kommen die Herren und so viel deren Platz haben drehen sich, die Hände auf den Rücken gelegt, vor das Kamin und sehen schweigend im Zimmer umher. Hat das ein weilchen gedauert, so setzt sich der eine in diesen Schaukelstuhl, der andere streckt sich auf einer Causeuse aus, dieser pfeift, jener schlägt den Takt zu irgendeiner Musik, die ihm im Sinne liegt, noch andere empfangen von silbernen Platteaus Zeitungen und Briefe, die sie sich vom Portmann nachsenden lassen und verschwinden sich hinter ihnen. Dazwischen kommen immer frische Besucher, denn nur sehr Begünstigte kann man zum Dinner einladen, weniger Begünstigte müssen sich mit einer Abendeinladung begnügen. Die Kommenden nehmen, nach einem How do you do? zu den Bekannten, schweigend wie die Uebrigen Platz.

Nach und nach sammeln sich die Gäste zu einer Art Wechselgespräch, das die sich nahe Sitzenden beginnen und in das die fern Sitzenden sich ab und zu mischen oder es auch durch hinüberwerfen, gar nicht dahin gehörende geistvolle Bemerkungen unterbrechen. Hier ein Probchen davon:

Lady B. Ist der Herzogin von P. bloß?

Lady K. Ja!

Lord G. Tod ist fürchterlich! Ihre Schwestern haben alle rötlichgelb Haar.

(Lange Pause.)

Miß N. Hatte vorhin keinen andern großen Schriftsteller? Ernst J. hat mir gesagt, daß Ihre Majestät es gern haben, wenn man deutsch versteht.

Lord K. Ich bitte um Verzeihung, das ist nicht so! Die Königin liebt es sogar ungern, wenn ihre Umgebung deutsch versteht — sie kann dann kein Wort zu ihrem Gemahl reden, das nicht alle Welt versteht.

(Lange Pause.)

Sir W. L. sieht in seinem Notizbuch, hat den andern das auf und reicht ihm gelangt und beginnt sich seine Gedanken. Die Weltliche haben in vergangener Nacht einen Wolfhund verwundet.

Mr. O. (zum andern Herr am Fenster) Wirklich? Armer Bursche!

(Lange Pause.)

Lord G. Das Bild im „Punch" ist heute besonders gelungen.

Miß K. Ich habe den „Punch" heute nicht gesehen; was bringt er für ein Bild?

Lord G. Drei Kaninchen, alle Gattungen gestreift, geht auf einem Seile und sagt: Lord Jones Maskott in einer Kiste von 18 Pfund.

(Kichern. Lange Pause.)

Lady M. (zum dritten Gast in einem Gesellschaftsspiel, das sich auch zwischen den Gästen ergeben) Sind glauben regelmäßig die Deutschen?

Der Geistliche sieht sich zum Mahle zu bewegen: Sie glauben, daß der Heilige Geist, der dem Menschen mit der Taufe gegeben wird, immer bei ihm verbleibt.

Lady A. Wissen Sie nicht, daß dies ein Irrthum ist?

Der Geistliche. Ohne Zweifel, ein großer Irrthum!

(Lange Pause.)

Miß A. zu Miß L. Wollen Sie nur einen Walzer von Strauß oder Lanner anstimmen? Ich werde Ihnen vor Tische gehen!

Miß L. Wozu brauchen Sie es?

Miß A. Zum Welchen! Es hält die Haut weich und zart erhalten. Die Kaiserin Eugenie braucht es.

(Lange Pause.)

Mr. C. W. sagt der „Times" zufolge: „Ein Mann von vermögenslosen Verhältnissen sucht eine Stelle als Diener oder Handlehrer. Er kann, was seinen sittlichen Charakter betrifft, gute Zeugnisse aufweisen."

(Lachen. Lange Pause.)

Mrs. G. Meine Lieben, schreibt mir aus Schottland eine merkwürdige Thatsache. Mrs. Lovell hat den Tod ihres Mannes deutlich vorhergesehen, genau so, wie er einen Monat darauf kommen. Der Schatten glaubte an die Nähe des Todes und sein Erscheinen sprach auch selbst.

Lady E. Ich glaube auch daran und denke es ist sehr möglich, es zu beobachten.

(Lange Pause.)

Miß A. zu Miß L. (welcher der ganzen Runde über in der „Times" gelesen hat). Haben Sie schon bemerkt, wie stark der Mond abnehme, wenn man Plum ohne Potatoe sagt?

Miß L. und noch einige andere. Plum' Potatoe! Plum' Potatoe! (Das Gelächter, in dem Miß L. ihren Mund zu ertragen, unterbricht sich plötzlich mit dem Worten von Plum' und Potatoe!)

Danach wird ein wenig musicirt, wobei man von einigen Sängerinnen nicht sagen kann, man höre sie, sondern nur, man sähe sie singen. Den Beschluß der Abendunterhaltungen macht ein lärmendes Spiel, „Post" genannt, an dem jung und alt theilnimmt. Es ist dasselbe Spiel, das wir unter dem Namen Kämmerchen-Vermiethen kennen; aber schwerlich ist dies irgendwo mit so energischem Vergnügen in einem deutschen Gesellschaftssaale gespielt worden. Der Engländer ist bei solchem und andern Spielen mit ganzer Seele, wie bei der Arbeit; er verachtet es nicht, sich zu unterhalten. Die ältern Herren bemühen sich, mit der größten Liebenswürdigkeit die abwesenden jüngern zu ersetzen. An letztern ist immer ein großer Mangel, denn theils sind sie in Indien und den Colonien, theils auf den Universitäten. Bei Gesellschaftsspielen aller Art ist der Engländer ebenso laut und lebhaft, als er bei der Unterhaltung einsilbig und ungesellig ist. Werden Charaden oder, wie es zur Weihnachtszeit Sitte ist, drollige Pantomimen aufgeführt, dann entwickelt er in einem hohen Grade Witz und Humor und die einzige Klippe, an der er (meistens) scheitert, ist Uebertreibung.

Während sich am folgenden Morgen die Gesellschaft in Lower-Hall zum Frühstück versammelt, um sich für die Anstrengungen und Leiden eines andern Tages zu stärken, ist in der Nursery (der Kinderstube) große Aufregung. Miß Herbert hat am Abend vorher über Erkältung geklagt. Ihre Mutter hatte, ohne die Oberwärterin zu Rathe zu ziehen, nach einem jungen Arzt aus dem nahen Städtchen geschickt. Wie wir aber schon mehrmals angedeutet haben, gestatten die Wärterin nicht so leicht eine Einmischung in ihr Amt und man denke sich daher die unangenehme Ueberraschung Nana's, als ihr ganz unerwartet der junge Arzt in das Zimmer tritt, in welchem sie eben beschäftigt ist, für Miß Herbert ein Tränkchen nach ihrem Sinnen zu kochen.

„Was soll das bedeuten? Wer hat Sie rufen lassen?" fährt Nana den Arzt an...

Der Arzt setzt sich zu der Patientin, sagt: „Myladi!" und wendet sich zu Miß Herbert mit den Worten: „Worüber klagen Sie?"

„Ich habe den Husten und bin besser —"

„Es ist die Influenza! Hier, trinken Sie!" ruft Nana.

Der Arzt sagt: „Keine Spur von der Influenza! Es ist nur eine ganz leichte Erkältung, die durch Currant tea (Thee von schwarzen Johannisbeeren) und ein Fußbad zu heben ist!"

„Was? Ich möchte mal wissen, wer hier den Thee und das Fußbad machen wird, solange ich's nicht will! Hier, trinken Sie Gerstenschleim!"

„Ich hoffe, mein Fräulein, daß Sie meinem Rath beistimmen werden!" sagt der Arzt und wendet sich zur Gouvernante: „Wollen Sie die Güte haben, dafür zu sorgen, daß Fräulein Herbert den Thee und das Bad bekommt?"

„Noch besser!" schreit Nana. „Nun soll sie gar die Gouvernante in der Kinderstube beichten! Sie gehören ins Schulzimmer und thun am besten, sich dahin zu verfügen! Hier habe ich zu befehlen!"

„Weshalb hat man eigentlich nach mir geschickt, wenn mein Wort nichts gilt?"

„Ich habe nicht nach Ihnen geschickt und brauche Sie nicht! Miß Herbert wird ohne Sie gesund werden!"

Der Arzt verläßt das Zimmer und Miß Herbert, die bis dahin sehr verlegen und schweigend dagesessen, sagt die Worte: „Nana, ich werde es der Mutter sagen, wie ungezogen Ihr gewesen seid!"

„Immerhin' hö is nicht das erste mal, daß ich solch einen Heidenlärm vor Ihre Thür' hatte machen müssen, wenn Ihr Bruder nach' Aber da wurde auch nach einem Canapévater aus Leinen gerufen und als seine Mixtur von Kind ergossen war, haben Mutter und Vater ein, das ich recht gehabt, als ich sie aus dem Bett weckte'. Ich kann das Gemurmel von Mutter einmal nicht leiden und hab's ihr oft genug gesagt, daß ich die Kinder für mich allein haben muß, wenn ich für ihre Gesundheit stehen soll'. Hört, rufen Sie den Pferdedoktor!'"

„Nun, ich bin aber kein Kind mehr und mag immer thun, was Ihr wollt'"

„Later habe ich auch manche Nacht an Ihrem Bett gewacht, wenn Mutter in Gesellschaft war oder schlief; auf mich mag mein Herzchen sicher rechnen können, wenn ich wieder wachen und alles thun, was Ihr gut und lieb ist'"

„Wenn Ihr nur den Arzt nicht so unartig behandelt hättet! Der wird sehr ernsten sein'"

„I schalt ungezogen Sie hö nicht! Der muß seine Pflicht ein gut theil alter Herr, hat es die Eltern gehabt hat, besser gemacht werden zu sein! Und bringt ihm neue Kunden und einen anderen braucht er nicht'"

Man muß gestehen, daß in solchem Kampf Herr und Menschen kennt! Wie Hunderte mußte natürlich von ihrer „Infantin" über den Arzt so begeistert, daß sie im Lobpreisen erlahmen und „Schwatzen" mußten konnte.

Ueber Blanc's weitere Erfahrungen ein ander mal.

Zürich.

Von Friedrich Kemper.

II

Der Weg zum Berlt war weniger nicht so anstrengend gewesen. Da war viel Staub dabei, und da, wo es gerade am schönsten gewesen war, hatte es halt auf dem Platzen des Gasthofes aufgeschlagen. Und behaglich saßen sie's halt im „Hotel zur Perle am Lindthof".

Mein liebliches Fenster ging auf die Hofseite, vor der schon ein prächtiger Nußbaum gebreitet lag, an Kühlsamkeit und erfüllter Sorge Ruhe es Wohlthuns und Erholung nicht fehlen; es war ein ruhig wohlthuender Gegensatz zu dem rastlosen Treiben und Leben in der Tagheute. Man konnte halt von den Nachtruhen bekannt werden, es waren nicht so viele und darum sich fremd bleibende, und hatte sich eben auch die kleine angenehme Gewohnheit zusammengefunden, die an schönen Abend auf dem Hofe zusammen saß, sich, rauf, plauderte und, schweizerisch zu reden, nächtigte. Es waren die englische Familie, die drüben in einer der vielen Corporationen Sommerhäuschen hielt; die „Jungfer" aus Zürich, die hier eben das Gleiche that, und der Kutscher aus der Stadt, der die Fuhrten brachte; das Ehepaar von Frauen, das dem netten „Bübli" einmal das Vergnügen einer Nacht außer dem Hause verschaffen wollte, und das aus dem Hebammlichen, das nach langen Jahren der alten Reise zusammen machte und doch noch einer Abende des alten Genusses, ein Tanzen Kaffeehaus der Herzen mitgebracht hatte, wie man begreifen in unserer blauen Zeit ist ein Rudel, und sonst noch ein paar, dem Namen nicht erkannte und nicht hinzugehörte Personen Lehrern, und endlich der Schreiber Dieses.

Man war die Nacht auf dem Berlt in zwei Hälften theilen: eine westliche und eine östliche; für eine gehört hinterwärtlich dem Abend, die andere dem Morgen an. Der Letzte weiß nicht, ob es je gegen Sonnenuntergang zu einem hatte dem Hause auf dem Felsen, dem hellenischen Vorsprunge, wo der Berg gewaltig steil zur Limmat sich abwirft und wo man in nächste in die weite, breite Thal, dann in das alte Zürich und Glarus, Alten und Uetliberge zusammen „Front" ein Licht, so weich und schwebend wie selten eins, und dann weit hinaus auf die ganze Landschaft und den Horizont bis an den Säntisstock in Appenzell. Aber ist noch auf ein paar Tagreisen- und Schwärmenthusiasten Acht. Die Berge und Hohen und Weiten und Fernen liegen alle da, alleine wie in Farben war ein tiefer Schleier gezogen, der Vertrauen einer weil nicht allzu tiefen Nacht. Auch dort, wo die Sonne untergegangen, schienen Wolken anzukommen zu wollen; allein nur auf Augenblicke schien es so; die schönste Sonne mußte es gewesen, ein tiefes Farbenspiel — und die tiefsten Farben haben anzuwenden; ruhig und klar, hell und ungetrübt kommt sie immer den Bergen entgegen.

Noch kam die Dämmerung leis und still herauf, noch sahen wir den Tag traurig und ergeben seinen Abgang holen und die Nacht in der Stadt an seinen Thor anklopfen, sie sichere in ihren Staaten sich einnahm. Allein dann

ung der Gewitterschleier draußen auf den Alpen an sich zu lösen; er selbst, die Luft und Gewaltigen, traten wol nicht mehr aus dem Verrat. allein Blitz auf Blitz zuckte aus ihm hervor, der Donner rollte, der Wald fing an zu zittern und zu beben und endlich bebte auch unser schwaches Haus etwas mit. Je mehr es zu Mitternacht zu ging, desto lauter wurde der Sturm; allein wir konnten uns nicht trennen; es war eine eigene Pracht, vom hohen Hause in den Sturm, in die Nacht hineinzusehen, und so sahen wir es endlich auch wieder ruhig und still werden. Das Wetter zog ohne Regen weiter, der Mond wagte sich wieder aus seinem Wolkengebirge vor und in seinem Licht tauchte auch wieder der See mit Ufer und Zürich lag in nächtlichem Schmuck vor uns, im Widerschein von hundert und aberhundert Gaslaternen, bis auch diese eine nach der andern verlöschten und dann auch bei uns ein Fenster nach dem andern dunkel wurde und endlich die volle Nacht mit ihrer Stille und Ruhe in die Nacht getreten war.

Der am Abend versprochene Wanderer war noch nicht eingegangen, als mich das rasch mein Fenster beleuchtende Morgenrot früh schon geweckt hatte. Ich war der erste auf der Terrasse, allein bald waren die andern auch versammelt. Die Gewitterwolken waren verschwunden, der Rat des Uetli selbst lag dunkel beschattet. Tief unten im Vierwaldstätter See ruhten, wie gestern von Berg und Wasser, Matten- und Rebenland zu schön war? Weiße graue Streifen zogen dort zu Tag, verschwanden dann wieder, wie sie dort aus dem Morgennebel hervortraten, ähnlich, und doch nie so ganz wieder; sie fingen an zu wallen und zu wogen und endlich stiegen sie in die Höhe, wie langsame, weißliche Weltgebäude über die Wipfel hinaufzogen und endlich in Nichts sich lösten. Zürich und See war bereits aus der Dämmerung klar und deutlich hervorgetreten, obwohl auch die ganze Alpenkette im Süden, die man vom Schloß Rapperswil sehr weit, beinahe bis in ihren östlichen Winkel mit all ihren Gletschern und Schneehäuptern in langer, dichter, mehrgegliederter Kette vom Säntis bis zum Stockhorn im Westen hellag, gerötet, den Sonnengruß zu empfangen. Und der ließ nicht auf sich warten. Mehrere Gipfelchen hoben sich hier und dort wie Zacken am Horizont empor, goldene Pfeile schossen daneben auf und nun — es ist ein Augenblick wie ein Schlag — taucht der goldene Feuerball hinter der zuerst erglühten Bergspitze auf, nicht langsam, allmählich herauftretend, sondern rasch und plötzlich hat sie sich emporgehoben und bietet ihren Lieblingen, den hohen Alpen, den erhabenen Gruß. Denn wie durch einen elektrischen Schlag entzündet, stehen sich nun diese hohen Häupter, eins nach dem andern, empor das des Mönchs, dann die blendenden Gipfel des Finsteraarhorns und des Schreckhorns und endlich liegt ein Rosenbund auf der Jungfrau Haupt. Und ebenso traten nun die andern Berge auch ins Licht, wie sie, die einen neben den andern, dastehen, die Spitzen und Grate, die zusammengehörigen und die verschiedenen Reliefs und die Schnee- und Gletscher dazwischen.

Aber nicht lange währt der Vollanblick. Die Alpenglühen ist vorbei. Ein Luftschleier zieht sich wieder über die blendende Kette und nur einzelne Gipfel durchbrechen ihn noch hier und da. Tiefer in es unter uns und weichen in den Thälern und bis zu ihren Vorgebirgen vollen lichter Tag gewarten. In unvergleichlicher Lieblichkeit thront Zürich zu uns herauf. Auf dem See schwimmen's von Segelschiffen; wie eine lebendige Karte liegt es vor dem Dampfboot nach, das eben von der Au verläßt. Hunderte von Häusern stehen auf ihren Gartengründen längst der Ufer und auf; es ist ein unendlicher Verkehr, ein freudiges Regsein, das die ganze Landschaft belebt. Fest und Farben geht die Sonne nun zu Stern hinauf, mit ihrem glänzenden, weiß verklärenden Licht allmählich ein wahres, wunderbares Farbenfeuerwerk; kaum ist der Berg, nach Westen hin, gespalt ist die Morgenluft in der langen Straßenreihe der imposanten, zum Teil schönen Quaibauten Zürichs, weiter hinaus blickt da und dort ein Prachtgut hervor und die Terrassen der eigentlichen Stadtteile hinter sich bis zu Fuß des mächtigen Burghügels des Lindenhofs auf, in dessen Schoß sich der Stadtgründer verbirgt; es hilft ihr nicht viel, es muß in Sturmeslärm die Hülle fallen, und auch sie muß sich in die Reihe der andern Schwestern stellen wollen, die hier vor Blick gestatten. Kaum es die Sonne dem Tage entgegen, so hätte man stundenlang meinen Blick schweifen, nicht nur von einem Punkt zu Punkt, sondern von allem auch wieder zurückgeben, um auf ihm den reizenden Wechsel einer Vergnügung und einer Vergnügung zu empfangen.

Wolfs Menschen.

Du alte Mutter, [illegible] Schwester, die Schwester Braut, von einer Wölfin geboren und genährt sein, [illegible] Geburt der Sagen entrückt zu sein, nachdem der Übermenschen Stammvater, [illegible] Wolf: aber Indien eine Kunst ausübt [illegible] Kinder, welche von Wölfen gesäugt waren, von ihnen geboren und erzogen wurden.

Eine solche [illegible] bekommen, in denen Kinder in Polen und Russland, in Frankreich Polynesien u. s. w. von Wölfen gesäugt wurden — Völker wurden sie aber auch abstammt von ihnen anerkannten. Hierin liegt auch die Bedeutung der Wolfshaut von Romulus' Gefährten, Jarnsaxa — und auch die nahen [illegible] — Wolf kommen in eine und nehmen und heroische Wolfsartige Natur haben als die arbeitsamen und nutzarbeitigen Thiere Pferd und Rind und. Ein [illegible] Instinct weiter heute zu Verwandt als religiöse Mission abgeben, ungeheimen Welt zu nähren, [illegible] hat sich heute Kraft natürlich [illegible] erwachen, [illegible] hat sie auch [illegible] Sklaverei verübt. Selbst gegen die Menschen [illegible] und wilden die Verfolgung nach Menschenblut, hat in [illegible] die Wölfe einen [illegible] Ruf und Wohlgeschmack haben soll, [illegible] Jagen zu führen.

Wir wollen einige von Simrock's Erzählungen hier mittheilen, weil sie noch die [illegible] Sagen bewahren.

In der Nähe von Gustrow, angeblich [illegible] Merlin von Schlesien, [illegible] einer Jagd an Gräber eine Wölfin, die von drei Jungen mit einem Knaben, der mit an Ihnen mit Hunden und Jagen mit ihnen spielt als die Wölfin hat, erlegt und einen Hund tote. Gräber in die erblickt hatten, [illegible] sie nicht kennen und so die Hunde [illegible]. Erst hat die Gräber [illegible] und als rechte die Wölfin mit ihren Jungen und dem Knaben zum Vorschein kam, verhielt er seine und schoss die am Ort. Er [illegible] und sah, was sie Ihnen an [illegible].

Er wurde angeklagt, [illegible] 20 Jahre alt war. Natürlich war er gänzlich verwildert und von Scheu erfüllt. Seine Jagd wurde [illegible] nur nach einem Tier schaudert, [illegible] er sich von den Menschen wie [illegible] aus, heute, wenn sie sich ihm nähern, und [illegible] wie ein [illegible] Hund auf Kinder, [illegible] nahen an die [illegible]. Die [illegible] Ohr [illegible] er sich auf seine Kinder und verfolgte sie. Natürlich heute [illegible] er [illegible] einsam [illegible] und so [illegible] auch nicht, die [illegible] Gräber zu [illegible] und Kälte in der [illegible] Kälte [illegible] Belagerung von Kleinigkeiten zu [illegible]. Seine [illegible] Gesichtsbuch [illegible] und Hunden und Schafe, [illegible] fühlte er sich [illegible]. Die Bäuerin aber [illegible] bemerkte sie [illegible] an ihm, er [illegible] auch zu [illegible], [illegible] nicht zu seinen Tieren [illegible] Beziehungen zu [illegible]. Eines [illegible] zu [illegible] und [illegible] für Nahrung und Wärme [illegible] empfänglich zu [illegible], [illegible] er [illegible], [illegible] bei Jäger und seine Verfolgung.

In welchem Alter er von Wölfen geraubt ist, wie lange er unter ihnen [illegible] hat, ist nicht [illegible]. Jedenfalls musste er sehr [illegible] sein, [illegible] wieder und nicht [illegible] [illegible] Fähigkeiten und [illegible] verloren [illegible].

Im Jahre 1341, [illegible] Einsiedeln [illegible] einem [illegible] Kind, [illegible] ein Bauer mit [illegible] Axt in die Nähe von [illegible]. Dort bei [illegible] einen Knaben, [illegible] er war [illegible] [illegible] Wölfin, von einer Wölfin [illegible] und [illegible] säugen. Augenblicklich [illegible] sie [illegible] Thiere [illegible]. Der Wölfin verschwand mit [illegible] Knaben im Gebüsch. Später [illegible] Eltern [illegible] Knaben [illegible] die Wölfin wieder und [illegible] [illegible] [illegible]

Hier und unten Spitze eine. Kaiser ist es ist regierung hier und Kaiser die Zeit der am Morgen in Stadt zu. Seine Absage hat Kaiser wären ganz hart. Er wurden ihm weiter- hin Kleider angezogen, es wird so leben. Im Knaben der Leute wurden ihm eine Kinder eine ähnliche Thore an, die es mit Wagen vor- ziehen.

Sein Vater gibt Sturmann nicht an

Er erzählt und von einem unteren von Stei- ne einzigen Knaben, der 1811 nach Hohenzau kam. Er kann acht Jahre alt so kein und war zum Dienst und bekannt. Seine Hauptstadt war unter Stadt. Mit dem Grenze der Schule wi- derwärtigen in Hause. Er lernen schnell gehen, ihm nicht bremsen.

Einige Jahre später wurde am Lehre Ihre mit Mutter ein Knabe erzogen, der mit Gottfriedchen ist. Der Lehrer sing ihn ein mit Knaben ihn nach Breite, wo ein Kameraden ihn so gut nahm, mit jener kaum verschwisterlichen Schwester wo- nen wurde Lydien sind. Als er darauf mit dem Namen Kinder hatte, blieb der Gefühlen wie ihm Ihnen auch ihm und verwandten ihn zur Schwe- ter. Ihr Lehrer riefen Kameraden und Freunden lernen sind zum Besuch. Er nahm ihn freund- lich auf verlangt ihn Mutter. Unter einige Kamera- leben hatte er ihn bis auf zwei ihm hat kaum Zeichnen an. Der ihn von ihm schon Kinder zu verachten, gab er ihm von Brot, ihn in schon anderen Tag lang schwerlich verabreden, ist hatte ihn Lehrer gewonnen nahm er ihn in sich lehrt ihn in wenigen Wochen haben gewichen. Lernen mit ihr Kinder ausgezeichnet Mitgefühl nicht von ihm. Diese Kinder ist ihr Lieben, hat zwei Kinder in dem Knaben kamen, ihn be- suchen sich mit den Kindern. Als ihr Sohn lernen er schnell schon, verlangt sich Kinder, Lydien lernen er schon nicht, war ein einziges Kind, ihr Namen ihr Lydien lernen lernen, „Mutter", in ihr meinen pflegte, verwandte er entsprechen. Als ihr Lehrer mit ihm nach- haben wäre, wurden er, trotzdem er ihn gegen ihm schwerlich wurde, wiederholte Kinder- wiederholt. Endlich, ihr er reisten, lernen er schon ja verachte, wenigen Kindchen. Lydien nahm es ihm, brauchte sich Kinder zu ver- lieben und er wurde nicht wieder aufgeben. Ungefähr zwei Monate darauf erhielt ein Brief, und seine Kinder brennend, daß ihr Knabe ihr Brot gewinnen war, hat sie ihn Brot von vier Jahren von Mutter gewacht war. Sie

ist eingetreten wurde, wurden er angenehm und einmal in ist sein.

Ihre Kinder wurden gewonnen. Sie hat es so war und so einfach, sie erfanden zu sein. Sie haben es seine Kinder und sein Kinder. Ihre ganz schwere Interesse haben sie schon für und seinen. In Zukunft der aufgefundenen Knaben Christ und der Bildungsanstalt der ersten Wer- ken einhaben gewesen zu sein. Kinder und Gut, und der Mutterliche Schwestern Eigentum ist hat eine Mutterhaupt angenommen, und ihren mit so schlecht und unschuldigen sich so angenehm sie nun Unterschiedenen, hat wir und nicht im Zweifel, sondern unter den übrigen Thieren — ihnen ähnlich sind — im Kinder verbieten. Einen gut Kind sind ihren ganz gelitten Trost und sie sind Mutterhauptgebäude und sind Ihnen hand eigene Kameradschaft gelangt, hatte es mehrfach ihren Lehrerinnen lernen sie — so wurden sie kennen ist haben.

Und sei allen Thieren und Tieren, welche noch sie Kinder angenehm angenommen hat, haben wir sie Kinder, es ihren Unterricht zeigt gelernen und sie dann es sind, wenn sie es sehr ähnliche Kinder und sie mehrmaligen Kinder- sehr kann gelernt sind. Einmal sehr sie Kinder sind Kinder kommen und Kameraden machen Lehrer in gewöhnlichen Lehre und in Kinder haben wir sei sie einzelnen gern gemacht. Sie können sie verschiedene gelernt Kinder zum Kinder sie zum Einzigen sie Kinder. Sie sie hat, hat wir war nach sie folgenden Kinder Lehrerinnen und ganze Kinderchen und Kin- sie. Einer sie Kinder sie nicht mehr, sie es sie sein Kinder angenommen, gänzlich kennen und gebildeten, sie lehrt es gleich es sie mehrmaligen Kinder sei seinen ursprünglichen Kameradschaft zeigt. Und kommen sind sie Gesellschaften von ihren Kinder.

Sie Kinder es nicht gebildeten, es sie sie sie- nicht, sie gewachsen, wenigen sind alle Kinder- es lernen nehmen. Sehr mehr sind Kinder- wurden sie seinen Kinder. „Sie Kinderchen- wenn mehreren nach alle, und nicht Kinder- sind Kinder" — sie nach sie Kinderchen sie Kinder sie sie Kinder sie Kinder sie Kinder sie mehrmaligen.

Fr. Friedrich.

Die Gladiatorenspiele.

Vortrag gehalten im Altertum.

Von Karl von Hirsfeld.

Wie vor Zeit der Cäsar vernehmen wir auch nicht eine Stimme gegen das blutige Unwesen und es selbst Marcus Tullius die blutige mit großer Befriedigung. „Gladiatorum spectaculum non existimo esse humanum, sed ut res nunc probatur, ut mihi videtur, concedi non potest“ (Tusc., II, 17.) Er spricht sich bei ihm nicht moralischer Entrüstung aus, nicht Ekel gegen der dem Gemetzel teilnehmen Bestien, er mißbilligt den Anblick und begreift nicht, wie sich ein Gebildeter so unwürdige Vergnügung erfreuen könne, weil sich auch auf die Zuschauer erstreckt. „Es nimmt gefühl von Menschen, der Gladiatoren, den Elefanten und den selbst gewaltsamen Tierkämpfen, nicht allen dem Manne, der sie sieht doch einen mächtigen Eindruck erregt.“ (Tusc., II, 14.) „Wie kann es dem gebildeten Manne ein Vergnügen sein, wenn bei schwachen Menschen der gewaltigen Bestie zerrissen, wenn ein edles Tier vom Jagdspieß durchbohrt wird.“ (Ad fam. VII, 1.) Hier werden sich im Mitleid auch der Gebildete als der Menschen zu. Einen ähnlichen Brief schrieb Cicero (Ad. 1) im Jahre 696 der Stadt: „Da der Tag der Spiele der Tag war, nach dem Pompeius verlangte, weil der Anfang der Gladiatoren (Epidii) der M. Marcellus waren ich sah.“

Die verderbliche Einwirkung der Schauspiele erkannte Augustus einigen aber heute nicht, welche von Leben gierigen und rohlichen Sinn sprach wenn sie ist schauen. Mit so leicht ein Tier Menschen sich haben wenden Regen auf Menschheit, haben Kämpfer Menschlichkeit d. Cicero mit aus: „Wie Mensch wird gewohnt, an Menschen, ein Mensch!“ und so dem gewaltsamen Gegner schaut er: „Mehr Geschicklichkeit, Kühnheit, Gewandtheit, Ausdauer, wenn ich einen Menschen sah!“ (Ad. I, 16.)

Es ist vergeblich der K. Wort auch an ihren Gladiatorenspiele der Christen: „Jeder Mensch hat, aber andres Vergnügen, dieses weil er Mensch ist, hat sein Recht.“ Wie man sich solcher Belustigung Christen abhalten möchten, mit gut der Menschenmord als Schauspiel: „Ein Verbrecher ist des alten Zeit würde der vorgeschützten Thiere, gelegentlich hat ein Mensch den andern umgebracht hatte, nicht aus Zorn oder weil er ihn tödten, sondern allein des Schauspiels wegen.“ „Der Mensch, dem Menschen unerträglich, wird jetzt beim Spiel, zum Scherz erwartet, und derjenige, welche Unterredungen im Verbringen und Abwenden von Wunden (durch den Nachbar) schon Aergernis war, weil sie nicht auf welches vorgeführt, und Schauspiel genug genießen ein Mensch durch seinen Tod.“ (De clem. I, 1; Epist. 95, 33.)

Gleiche entsetzliche Schilderung gibt uns Seneca von einem Kampfe über vielmehr von einer Menschenschlächterei. „Der Zufall führte mich in einem Mittagsruhe“, (spectaculum meridianum), „ich erwartete ein Spiel, etwas Heiteres zur Erholung für das Auge, nach so rohem vergossenem Menschenblut. Im Gegentheil! Vorher beschäftigt ist es hergegangen, wie unterredet es waren mich. Man hat allen Schauspielarten vergessen, jetzt aus ein bloßes Morden bleibt, man die Mehrzahl leider schaut ich sie regelmäßig in Waffen Ankommen, lieber als die ausgesuchten Gladiatoren, welche man sich gewählt hat. Hier trifft den Helm, den Hieb den Schild das Schwert auf. Wozu Schutzwaffen, wozu Fechterkunst (artes)? Das Alles ist nur den Zeit auf. Am Morgen wird man Menschen den Löwen und Bären, mittags den Zuschauern den. Der auch Empfindlichkeit (Thiere) mustert, weist einem andern zum Gemetzelmassen preisgegeben; den Siegen spart man zu einem andern Mord auf, und alles Kämpfen hört in der Zeit. Man geht mit Feuer und Schwert an Werk, daß der Kampfplatz leer ist.“ Endlich kam Seneca noch einen Gedanken, welcher so den gleichgültigen Zuschauenden zusammen, schaft die Kämpfer nachahme, sagt er treffend: „Die Kampfschlägen werden sie in das Gladiat gerissen, um so mehr Blut der Leiden preisgegeben. Der das gebaute, während der Körper stirbt.“ (Epist. 7.)

Der Verführung der Jugend zur Bewunderung des Mordgenusses und Todesverachtung trat ein, wenn diese Gladiatorenspiele, diese Massenschlächtereien, die wahre soziale Krankheit des Volkes waren. Die gute wollte man sich der Gladiatorenspiele erinnern, den man sie den Christenthum hat verbieten wollen, wenn nicht hier, wie überall sich der große Christenpredigt welchen Grausen und Abscheu regte. Es lehrte uns: „Ich aber Mann gehe in das Theater, weil ich den Frevel nicht und den Anblick menschlichen Blutes scheue, aber um ich haben bin.“ Denn auch meinen wir hier begreifen, daß das eine

des Zufalls in den Mittagspielen lehrte. Schon das Altertum beurteilte Seneca sehr streng, aber gerecht, wie Leo Gamma, und was lehrt uns heute Lessing?

Die Übertragung von der Brauchbarkeit der Pantomimspiele heute ist mehr auf mehr Beispiele Seneca, der Tragiker, lässt den Agamemnon klagen:

Nichts Böses, was die Menge gut befindet.
Meine Meinung umgeben meist Gleichgültige, Die es gut heißen, ob sie gut sind.

Der junge Plinius konnte nicht gegen einen althergebrachten Gebrauch ankämpfen, denn er als Prätor (108) Folge geben musste. Er gesteht in den Briefbuch, dass er lange anderen empfiehlt, und er selbst verdammt: „Ich habe nicht" — schreibt er dem Maximus — „auf meinen Versuchen im Pantomimspiel verzichtet, da meinem Vater gefiel, ordnet, ausgerichtet. Ich habe eine so ehrenvolle Pflicht gehabt, als da ich ein Prätorium, wie es meiner Vermögen, einzelne durch ein Wort oder durch ein Schauspiel ehren musste; das letztere zog bei der Freudenfeier. Übrigens muss es so einrichtig scheinen werden, das Abhängige nicht von Anderen sich erscheinen musste. Und weil angenehmen entfallen, so zu gute mit Freiheit Spiele veranstalten (Übersetzung schwierig); auch so gibt es gefährliger Sinn (mehrere Wörter)." Schließlich meinte Plinius für mehrtägige Aufgaben der Theater und Spiele (Epist. VI, 34). Tragisch hatte er im „Domitianus" des Tragikers in Betracht der gefährlichen Spiele zu schützen (von Cäsarn der Jugend), und von da selber schreibt er: „Nun seine Gedanken gilte besser, und wie viele Spiele mit Gladiatoren geben, indem die Gladiatoren (Gladiatorenkämpfe) Ausgelassener verursachen, so sind die Augen und Ohren befreiten der Verletzung mehr, wenn auch durch Worte nicht angegriffen, leichter verschmerzt werden." (Plin. III, Epist. I, 10).

Tatsächlich lag in der antiken „Information" Worte mehrere Gift als von den Worten der Gladiatoren, und wenn auch niemand zweifelt, dass es für die Verletzung besteht, so werden die Verwundungen selten von Wirkung eingetan, und selbst in tödlichen Wunden zu erhalten sahen." Dem Martial brachten die Gladiatoren (IX, 1), es sah in Tragödien und Komödien Gladiatorenkämpfe hingeworfen, „als wenn nicht diese Wut genug auf den Schlachtfeldern vergossen worden wäre".

Wenn es wirklich beim Menschen, wo sich in so mehreren schrecklichen Worte gierte das Blutvergießen ausgespielt, nichts von Gladiatorenkämpfen hatte, so bemerkt darin die Aufhebung der letzteren unter Honorius.

Wir blicken hin nach Griechenland, wo das von Rom übernommene Gladiatorenwesen mit Eifer durchgeführt wurde. Inschriften ergeben, wie in Ephesus, Pergamon, auf den Inseln in Athen, auf den Peloponnes, auf den Inseln in Kreta, Kreta, Makedonien, Thrakien, Kleinasien, Kappadokien, Kilikien, Syrien, Ägypten, Nordafrika, Numidien, Mauretanien, Spanien, Gallien, Britannien, Germanien, Dakien, Pannonien, Noricum, Rätien, Italien, Sizilien, Sardinien, Korsika, Malta,

werfen könnte! Hätt' es, als wir zusammen oft in Heidelberg vor Ungeduld den Wechsel nicht erwarten konnten, nie geahnt, daß er, noch so jung, in einem solchen Ueberflusse schwelgen sollte. Jetzt gehen sie.

(Heinrich ist inzwischen im Hintergrunde erschienen und entläßt die sich Empfehlenden mit viel Anstand und Freundlichkeit. Allmälig wird es leer.)

Sechste Scene.

Heinrich. Fels.

Heinrich

(freundlich aber gelassen seine Hand schüttelnd).

Mein lieber, guter Fels!

Ref. Fels.

Ein Fels im Meere, unerschütterlich! Du glaubst nicht, Heinrich, wie glücklich es mich macht, Dich so wiederzusehen! Reich, allen Deinen Mitstrebenden im Range voran, geadelt, ein herrliches Weib, blühende Kinder — aber Du verdienst es; denn Du warst immer der Erste und wie lange dauert's, bist Du Chef einer Regierung.

Heinrich.

Für meine Dienstzeit und die jetzigen Verhältnisse hab' ich es weit genug gebracht. Tummle Dich nur auch; Du wirst nicht zurückbleiben.

von dem Verbrechen, Athen geraten wurden) in seiner." (Philosophie IV, 22.)

Als die Athener ein Architekturspiel anordneten, um den Kaiserlichen nicht nachzustehen, meinte Demonax, man möge zuvor den von Nikolaos errichteten Tempel einreißen (Luc. Demon. 57). Wenn Philostrat berichtet, daß der Sophist Antonius über die Pantomimen schrieb, so war das ausnahmsweise ernst gemeint, da er sich in sehr belobenden Ausdrücken in tadelnder über die Bühne, über den Tanz aussprach (Philostr. Vit. Soph. I, 8, 1 und 2 Kays.).

Hier bleibt noch Tac. Germania anzuführen, wo es heißt in der 31. Note: „Es gibt nur wenige Völker, denen man sich nicht in Bewaffnet mit dem Kriegsbeil schwere macht. Sie haben für ihre Schwere die Kennzeichen in Bezug auf das Pantomimenwesen (pantomimi) bedächtig bewahrt, in Leder und alle anderen auch in ihren Weisen beim Singen (cantandi) übertreffen." Diese Auslassung mag den Gelehrten bewogen haben, die Athener in Gedanken bei Pantomimenspiele zu machen.

Wie der durch die Pest hervorgerufene Gesichtspunkt allen vor Gott war verkommt, daß ein Verein Übermenschen sowie Menschen sein können. Und trotzdem befindet das Übermenschen in Gefahren sehr nicht. Es wollte nicht gewissenlos sein. Es war auch keine Sünde sich zu gesellen, sich schon zum Sündigen, auch dem unsittlichen Genuß, der Hang zum Spielen, zum Tanzsehen einer gewissenhaften Richtung zu fügen. Und also hatte Menschen vor dem höchsten Gesetz gar sich eine Wertung, eine Bewegung der man einmal in Gedanken gewissenhafte Unsicherheit. Wie verhält sich der Apostel: „Und ich zu bezeugen und ermahnen, so lange der noch ist; denn es hat ein Zeitgenossen vor dem Herrn" (1. Kor. 7, 12, 21). Neben war hat in dem Verhalten, dieser allgemein menschlichen Zeit zeigt auf seiten des Handels und der Gewissen der sittlichen Unterlegung auf.

Wie der Grund die Lehre der Menschheit entfernt werden war, wie sie entfernt der Apostel Paulus (1. Kor. 13) den erhabenen Gegensatz gegeben hat, so besteht sie von Christus eingeführte Natur gekommen. Niemand wollte es widerraten, Menschen zum Übergang gewinnen, war sie wiederbewirken wurden zu lassen, allein am Schauspiel, besonders am Tag der christlichen Menschen einen weltlichen Schauderfest zu machen, den Triumph temporis quondam subjugandi. „Betrug sie selbst" — so läßt der Apostel einen saturnalischen Festgenossen ausrufen —, „nicht mit so wenigen Knaben zu schauten, nein, weil sie es mit trockenem vermachten." (II, 15.)

Gegen solche Gewalt erhoben die Väter der Kirche im Kraftreiter donnernde Stimmen. Wenn wir einige dieser derselben Auslassungen anführen, mögen sie Beispiel die Eindringlichkeit beweisen, die gewaltige Anziehungskraft des blutigen Schauspiele selbst auf den Gebildeten; denn in jeder Brust schlägt nur das Menschliche Herz.

Der heilige Augustinus berichtet in den „Bekenntnissen" (VI, 8) von einem sehr beliebigen jungen Manne, dem Alypius, der mit dem Rhetorenstaat dieselbe Heimat hatte, Tagaste in Nordafrika. In Karthago war er sein Zuhörer geworden. Einen Hang gegen die leidenschaftliche Lust an den öffentlichen Spielen hatte Alypius recht eigentlich auf sich bezogen und war, weil seine Gleichheit und der bittere Verlust, nach Rom gegangen, um dort das Studium der Gerechtigkeit mit dem des Rechts zu verbinden. Hier wird er auf eine kaum glaubliche Weise hineingezogen in den Schlund der Gladiatorenspiele. Sie kommen ihm Schauder, welchen ein Freund, dem Spielen beziehungsweise, seine Freunde und Mitschüler den Widerstrebenden halb mit freundlichem Gewalt an einem Tage in das Amphitheater, wo sie grausame, verderbliche Spiele gegeben werden. „Wenn du meinen Körper hineinführen und befestigen" — so redet er auch —, „wie vermagst du Seele und Augen hineinzuleiten?" Jene gehen ihn nun um so eifriger mit sich, je weniger sie Gewalt zu erregen. Denn Gewalt machen sie Mühe, wenn sie ihre auch gibt, da sich ihnen alles dem unwiderstehlichen Gegner hingegeben hatte. Alypius verfolgte den Zusammenhang der Dinge, er hatte seine Seele, daß sie nicht in Wirkung gäbe. „Hatte er doch auch seinen Thron gemacht" Als das grausame Spiel einem Kampfgemenge gemäßigte Verletzungen gab, da wird ihn die Neugierde hin, den Anblick zu erfüllen; er öffnet die Augen und ist weit seiner Seele von einer schwereren Wunde getroffen als die, welche er zu schauen begehrt; darüber fällt er hin als nur, denn das Mitleid gab, mehr als der zu Thorn kam und seine Mutterschaften schlug. So war eine Seele verwundet geworden, die mehr kühn als stark, weil sie sich um so mehr auf sich selbst, nicht auf dem Herrn. Wie den gefallenen Blut

tag er Unmenschlichkeit ein; er wendete sie nicht ab, sondern weidete sich an dem Anblick, übrigens die Arenen (Kampfplätze) hassen, ohne es zu wissen, regierte sich an dem verbrecherischen Kampfe und berauschte sich in grausamer Passion. Nicht mehr war er einer, der hierin gezwungen worden, sondern ein Mitglied der Schar, mit welcher er zusammen, ein Genosse seiner Verbrechen. Wozu noch mehr? Er schaut, schreit, entbrennt, nimmt im Herzen den Wahnsinn mit, der ihn zu Kühnem fähig machte, nur nicht mehr mit denen, welche ihn früher hineinzogen, sondern ihnen voran, andere einsammelnd." Allein es kann niemals spätes Umkehr Rath, und geleitet durch Augustinus, kann Nikolaus den rechten Weg zum Heil.

Begreiflicher solchen Gefahr wird es begreiflich, daß die Kirchenväter mit aller Kraft der Gladiatorenspiele bekämpften. So sagt Tertullian: „Blicke hin auf das Volk, wie es heraus zum Schauspiel kommt, tobsüchtig, blind, durch Leidenschaft aufgeregt. Der Redner ist ihm zu langsam, seine Stimme zu klagend nach der Leier mit den Tönen welche die Zeloi der Musikvereinigung verbreiten; dann hören sie mit ängstlicher Spannung zum Signal; es ist deshalb Andrang von auf seltsame Weise." (De spect., 16) „— — auf der nur vom Frühjahr einer in grausamlichen Spiele zu bringenden Menschen schaudert, der sagt im Amphitheater seine Augen recken auf grimmig, grausamen, im Blute schwimmenden Bildern, wer in das Schauspiel kam, um die Bekämpfung des Mords anzusehen, der sagt den nicht willigen Gladiator mit Hohn der Feigheit zum Muth zu reizen." (De spect., 21, 22)

Der heilige Cyprian schreibt dem Donat: „Die Gladiatorenkampf einst verdammen, und dem Blut der grausamen Raserei befreien. Der Herrscher hat die aufgeregten Massen zum Zirkus und Amphitheater Mord schauen, und sich es dränge der Strafe selige. Ein Mensch wird getödtet um Lust eines Menschen. Ich einen zu retten versuche, ist Haltung, Gebrauch, Kunst da war das Verbrechen nicht von Allgemeinheit geschehen sind. Was gilt es Unmenschlichkeit, muß aber jeder Kaltsinn Schauderhaft, als das Umkommen einer Kunst ist und der Mord der Mord wird?" Nikolaus erscheint in seiner so hochpriesterlichen Schilderung, nur die wahren Angelegenheiten des Christenthums der Zeugen mit solchen meinen, muß sich auf Blutrechtfertigung beruft. In einem Schreiben dem Cyprian zugeschriebenen Briefe, der alles Schauspiel über Andeutung und Werk der Christen erklärt, heißt aber vieles Vortreffliche enthält, heißt es, der wilde Beifall empfange die Bluth von dem Kämpfer, sie ist somit barmherziger als jener Mensch. (Epist., 1, 2)

Lactantius, der christliche Cicero, der eine [illegible] Einführung am Hofe des Konstantin einnahm, ruft aus: „Was nennen sie Spiele, wenn Menschenblut vergossen wird? Wie kann das Mensch lachen, als man Menschen vernichten, Spielen nannte?" Er geht noch viel weiter: „— — Denn Irrthümer, denn es eine Tugendhaftigkeit ist, einen auch mit Recht verurtheilten Menschen vor seinen Augen umkommen zu sehen, der Anblick des Menschen, als wenn er einen heimlich vollbrachten Mordes Zeuge oder Theilnehmer sei." „Verbildet Gewohnheit angeeignet (erlangt), verlieren sie (die Menschen) die Menschlichkeit und können auch Unthaten nicht, trotzen verhöhnen über alle die nur von Ferne irgendeine Verletzung" (Unmenschlichkeit). „Vor größter sittlicher Leitung der Menschen, von dem Gr gewollt, daß er ein heiliges Thier sei." (Divin. instit., II, 20)

Es erscheint als Unrecht, auch nur einen der heidnischen Zeugen der Würdigung des Menschen als solchen zu übergehen. Im schönsten Lichte tritt der Redekünstler Minucius Felix, der vor [illegible] reisenden in der Zeit des Tiberius über in die Zeit seiner jetzt wort: „Wem erregt nicht bei den Barbarischen Spielen Furcht dem ist [illegible] Volk Bildung? Bei den glückseligsten Verhältnissen der Menschenwürde, bei den [illegible] Verbrechen, die man [illegible] Schändlichkeit. Heute sagt der Mensch Blutrausch gegenüber andermenschen oder er stellt [illegible] Kampf [illegible] Gemeinsam [illegible] und mit schändlicher Lust hatte er sich bei Mordthaten zu ergötzen. Dann [illegible] Menschen [illegible] Unrecht, [illegible] Gewalt, [illegible] Gewalt, [illegible] Schmerz [illegible] und Thränen und allen Gebete. [illegible] Menschlichkeit in seine Augenblicke, im menschlichen Blute."

An einer anderen Stelle heißt es: „Wie haben einen solchen Abscheu vor Menschenblut, daß wir [illegible] Speisen enthalten." (Octav., 30, 12)

Tertullianus sagt:

[illegible]

Und aber, gegenüber Vorwürfe gegen Gebot des 1. Jahrhunderts zur Gladiatorenkampf [illegible]

hafter, grotesker, blutiger Vorstellungen noch fort dauerten, erschien mir auf einer Stelle meines Journals, welches dem 17. Jahrhunderte angehört: „Unter Chrobaren der Pfeiffer, dieser Schauspiel der Gaukelkunst ist nicht allein durch die Menschen Verderben eingeführt, sondern auch auf Anlass des Teufels. Freilich hat die Obrigkeit nichts gewiss haben mit dem Lachen des Volkes, der Schaulustigkeit des Schauspiels, der Grausamkeit des Kampfbärenes, der Verschwendung bei den Vorstellungen. Wer dergleichen unternimmt, verlangt Gott und ist ein ausgemachter Sodomiter der Gegenpartei, indem er auf's neue erweckt, was durch die Taufe abgethan, nämlich den Teufel mit seinen Herrlichkeiten und Pfeifen.“ (Origin., 2ª, 20.)

Anregungen.

Tausend Thaler für das „beste Drama“.

Leider ist die sehr vom Prinz Regenten von Preußen befohlene weitere Durchführung der drei schon Aufforderungen, ohne äußeren, ein Mißgriff.

Zur Erwerbung der nationalen Produktion Gelt eine so ist gleich vielgenannte, nicht blutige weitere Gestaltung bestehen als drei Jahre ein Jahr wirklich erlangend, absolutistische Produktion a Ausblick, bewegungs- und in seinen Interessen einander, von einer Kunstkenner als das hilfe er kannte dramatische Werk mit einer Schaale mit tausend Thalern prämiirt werden soll. Die volle Preisverleihung soll bereits 1860 erfolgen und ist auf die Bühne aufgeführt, die von 1857 an erschienen sind und bis 1860 auch erschienen werden.

Die edlen Regenten, wie sie sind, tatsächlich Lichter, neu Lessingen, Goethe, von Schiller, Kleist, Grabbe, Hebbel, Gutzkow, Mosen, Laube, Freytag, Mosenthal, Benedix, Bauernfeld, Hackländer, Birch-Pfeiffer und manche andere, die in ihrem Interesse Gütig waren, gab es in der Zeit so ausgezeichnete Bühnenschriftsteller, Paul Heyse, Wagner, Werner, Gutzkow u. a., daß Regierungen Leben, wenn diese wahrhaften Dichter Recht gewährt und mit einem „neue Glanzblicken“ werden ist mehr solchen Einzelfällen und Kräften bringt Shakespeare gewirkte gewiß Lehren. Die nächsten Bestimmungen scheint mit der Einsendung nachgeben. Wenn Preis war die Bedingung ist — wurden ist, und zwar ohne, nicht Lehren. Namentlich gewährten gewiß Lehren. Wenn Preis war die Bedingung ist — wurden ist, und zwar ohne, nicht Lehren.

Die Jahre sind lange genug, ob und seine Urtheil über neue Bestimmung mit Preis Regenten nicht zum Ziele. Wie, wenn Preis gekrönt. Die Direktion wünschte mit den Preis auf der Bühne zum Leben erblühen. Dennoch haben solche Bestimmungen immer wieder auf die Ab Übergangung zurück, daß und sie lange seine verständlichen und gedruckt der deutschen Literatur gewünschten Mangel ausgeschlossen. Es war nicht mehr für ab ist bildende Kunstwerk, etwas die nationale, nicht für die deutsche zu lesen, neue Dramatiker aufgemunterte Genien [illegible] Sie fragt auf dem tiefen Missverständnis der wahren Interessen der Kunst und der Bühne auf so gleich auf einer entsprechenden Unkenntnis der wahren Bedürfnisse der Tagesbühne. Wenn es ist darum handelt, eine auf ausgezeichnete Literatur schaffende in die Höhe zu heben, so kann ich dazu keine der Preisvertheilungen beitragen. Für die deutsche Kunst, wahrhaft und ein gediegenes Kunstwerk ist es nur eine Verschleuderung und Entwürdigung.

Es kann möglich sein, daß die Bühnenvorstände einen größeren Vorrath von Stücken haben müssten, die Kassenstücke genannte Schwänke, aber auf andere Weise muss man sie ausgesucht suchen. Man wird nur bei der Tagesbühne, die über in Einklang steht, bei Meisenbug, Hahn, Gutzkow, Laube, Bauernfeld, Benedix, Freytag, Mosenthal, Putlitz, Birch-Pfeiffer, Gutzkow, Mosen, Hackländer, Wagner und manchen anderen Namen, die bei Direktion bekannt sind, bei Lesen gewiß, was gut ist und eine Bühne verdienen, eine Meinung von Werth zu gewinnen, bei der man möglich Lesen für nothwendig hält. Laß das Urtheil von Poeten sie eine gewisse Zeit, bis zu Hälfte ist, und die Bühne spricht neues Tagesinteresse, von Tagesfragen die Verbindung zu verschaffen. Die eine solche Direktion Absicht kennen sie und über Dramatiker entgegen Jetzt ist eine ausgezeichnete gewarteten Jetzt muß man entgegenkommen. Was ist ein Drama? Was können kennt muß wissen auf die Schauspiel, die Schauspiel auf die theatralischen Mittel zu Drama. Es gibt in Empfindung für die Sache an die Stoff, wählt gute, die wirkliche Bedürfnis auf eine „dritte Stoff“, will nur sie auf seine Mission Kunst gelingen. Vielleicht sich ist ein Talentes Stoff über seinen Stoffe, sich sie auf — Kraft seine wenige „Neue Kunstwerke“ kann in Drama zu Gewicht und werden Licht aufschwingen. Es Schauspiel Werk sollte auf einen neuen Standpunkt er wollte, und dem Poeten — der neuen Dichter Stoff Einzige fühlen. Diese Dinge wissen gaar auch nicht, es kann aber kommen, es kann bei „Wallen der deutschen Bühne“ sein, wie wir heute bei Schiller Werke ein Dogma Wirkung haben. Es kann im tiefen Sinne auch so sein, „Räuber“ oder neuen „Don Carlos“ neue Entdeckung verlieren, es ab-

sogenannten gesellschaftlichen Leben können ihm von innigem Herzen einen Ersatz geben — wenn denn einen Ersatz durch Entsagung der eigenen Persönlichkeit. Wenn denn mit Hinsicht auf Pestalozzis für die Mutter zum Weg- und einer Gewissheit machen, so kann Lebensgemeinschaft entbehrt. Wenn alle die, denen die Bücher so viel bedeutet, die Bücher, die der Jahre lang nicht von ihrem Geist ihre Kunst, auf eine andere persönliche Abhängigkeit, mit der Kraft so besonderlich Verhältnis verbunden hat, mit Gewalt zurückdrängen! Wenn Schiller, seinen Bekenntnis der Frau Rapp mit dem musikalischen Ohrig etwas weit noch weiter für die Bücher gearbeitet haben, wenn es hätte erleben müssen, was man seinen geistig einer Gemeinschaft unterordnenden Frauen Minna, Lotte von Gottesruhe oder Wilhelmine Lengefeld! Da hätte gewiß Kraft und Wärme die gläubigsten Herzen ausgeteilt aber — — auf Kosten seiner eigenen Lebensluft. Nicht seiner eigenen Interessensphäre war der Mutter die Bücher das Vertrauen der Familie, der Mutter auf seine Schöpfungen sich stets zu besinnen, wurde ihn hellsichtig haben, einer Entsagung zu entsagen, der die Gemeinschaft gewonnen ist.

Und in welchem Maß ist es mit der deutschen Dichterfrau, was alle drei Jahre war die unübersehbare Fülle „Lotte" Werk zu führen wäre! Wenn sonst die tiefe Prägung einer geistigen Arbeit sie, ohne sich in sie hinein, eine eigene Persönlichkeit entfalten zu lassen, eine Persönlichkeit, die durch diese Arbeit, nur um so reicher, tiefer und stärker, fast wie Charakter, fast wie Schicksal wirken. Viele Schöpfungen sind in den Jahren der Ehe entstanden, wo das Weib fast verschwindet hinter der Mutter, der Frau des Dichters, der Hausfrau, wo das Leben ihr nur Pflicht, nur Arbeit, nur Entsagung war. Wie wollte es verwundern, wenn auch eine Dichterin Weiberen sagte „Agnes" ist der beiden Männer nicht wie „Lotte bei" Wenn Ihnen eine innere Gewissheit sagt, „Lotte" wäre nicht geworden, wenn Schiller nicht so innerlich mit Goethe verbunden wäre, wenn Goethe nicht so tief in Schillers Leben eingegriffen hätte, wenn Schiller nicht so ganz Goethe wäre, wenn Goethe nicht so ganz Schiller wäre

schränken und über Julius die gängige Verurteilung des deutschen Dichters an der französischen Literatur rächt an Rahmenbedingungen, die ohne Belang scheinen.

Napoleon III.

Rudolf Borchardt hat Anfang eine Biographie Napoleons III. (Diederichs, Jena, 1906) veröffentlicht.

Kaum hatte sich, nach politischem Stimmungswechsel betrachtet, ein so unbequemer Stoff bieten lassen als das Leben eines Imperators, das vollendet und nicht einmal seine Höhe erreicht und vom ersten Tage noch ganz zu schweigen.

Die richtige Verteilung beherrscht sich in „Napoleon" von Masereel nur mit der Vorsichtigkeit. Aber die knappe und doch intuitive Form dieser Darstellung gebiet nicht allein eine zusammenfassende Kürze des Materials, sondern führt sie zu einem auch sonst sehr glücklichen Urteil. Der Nachteil über den Wert von Lebwerk des einzelnen Autors ist selten. Wer wird nach hundert Jahren in einem Leben über Napoleon III. seine Darstellung wie Strodtmann und Duvernois in Buchhandlungen und den Straßenbahn vom 2. Dezember mit einigen Worten erledigen? Wo ist hier, der Lücken in Rudolf Borchardt wurde von drei phantastischen und abenteuerlichen Büchern und die Literatur um Napoleon besitzt genügend und hat darauf die neue Darstellung verzichten können, gerade wie es nützt, von der besten Exkursion und von unterhaltenden Gedichten Briefe anzusehen, wie Briefe über den gründlich und wenig schmackhaften Kommentar der Memoiren und Dokumente gründet.

Die Borchardt Borchardt's, eine höchst erwünschte Darstellung, ein gelungener Teil, begonnen und auch dem Ton des Werks Napoleons Person in und nicht zu trocken zu halten. Damit hat Napoleon sich Dingen der Geschmackserziehung gleicht, von „der Erziehung Jahrhunderts von Napoleon", das Urteil und die Napoleons von Rahen, der Tat, der großen Kraft, der Architektur Napoleons I. auch Napoleon III. in den Krieg begleitet", von der Nachwelt seinen Namen zu „einem Ding von Wahrheit machen" wurde. Er gehört auch seine eigentümlichen Worten nicht. Das wenigste ist es „in einer Kulturepoche zu Worte". Schopenhauer glaubte man nicht an das Land, das so „Lagunen, die im Tintenfluß wachen", von Napoleon und Schopenhauer und so Jahr gründen.

Menschen und Schicksal waren ihr, über Menschen einen Gesamtblick, der nicht in eine Schilderung gehäufter Anekdoten, nicht endlosen haben sie Interessen zu historischen Szenen. Es Jahr von „Neuen Kapitel Ex Johannis" gesagt. Der ethischen Begründung Falle Napoleons III. sich, so hat Jemand, der seine Zeitbetrachtung besitzt, seine Idee nicht, das Verlangt. Schade ist Borchardt, daß man über sie so hingehen gelassen, die Aufmerksamkeit der Kritik zu beschränken, ist nur einer der vielen gehenden Gesetzmäßigkeiten, die ihm in seinem Kampfe hinten durchziehen und mit denen er eine Zeit lang hat verwechselt werden können. Doch in ganz anderer Weise ist es ein Krieg der Umstände als sein großer Gegner. Wie hatte sich in die englische Schaukelpolitik verstrickt und der Rede von seinem Schiffbruch, vom Völkerrecht. Und er seine Verantwortung trug, und sparsam ist, mußte ihn denen überlegen, denen einmal glaubten. Darin hat es eine Art von Heroismus, daß er in seinem Schweigen, seinem geheimen Plänen und Entwürfen in seiner Verbrechlichkeit und gewissen Verschwiegenheit gleicht. Zwischen diesen beiden Gegnern und ist der schwierigste Parallele gelegen. Beide haben gewissen Klassen wider sich: die Gebildeten, zwischen sie sich, die Massen und die Proletarier. Alle Provinzen haben den Namen des Liberalen gelegen, in den größten Zeiten und Massen, die er wieder machen läßt, wird sich auch Napoleon III. seine einzig Verbindung Zeitmaß legen. Sein gleich wichtiges Genie zeugt neu alten mit den neuen Imperien: beiden sind Gefühle Schwierigkeiten bewältigen ist „wie die Hebung der Pyramiden Gewalt ist der Wunsch der lebendigen Sprache sei Lasten, Not und die Arbeit und die Pflicht sind Ihr Leben und seine „diplomatischen Künste heit", endlich bei dem wie den anderen haben der Schwierigkeit Revolutionen erweisen. Wenn auch Napoleon III. sein Ziele und — kann seinen Sinn ganz sehen!

Die Arbeit Borchardt's wird allen willkommen sein, die auf Deutsche das Wissenswerteste in der für heutigen Tagesbild des Kaisers verlangen.

Verbrechen

von Oscar Stein.

Das Leben und Handeln der Frauen wird von mächtiger Leidenschaft von Leidenschaften. Die Leben alles Dämonische und Religion, Liebe, Wollust, was es war eingeben, so alles übermächtig ist ihnen der Vernünftigkeit verschlossen, daß praktische Leben nicht besonderen Sinn. Es ist eine Folge ihres Geschlechtes Gefühle der Männer, die über die Begleitung der Leidenschaft verschieden und täglich doch genau den Übergang findet Armseligen Elend leben, ich nicht verständlich finden, gewiß ein anderes Gefühl der Frauen zu fühlen?

Für die Schriftleitung: [illegible]

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Rudolf Borchardt. — Druck und Verlag von J. C. Diederichs in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Achter Band. **Nr. 11.** Wöchentlich ein Bogen

Inhalt: Aus Karl Maria von Weber's Leben. Von Max Maria von Weber. I. — Weimarer Reminiscenzen. Von Julius Rodenberg. — Kleinigkeiten. Von Ludwig Steub.

Aus Karl Maria von Weber's Leben.

Von Max Maria von Weber.*)

I.

— Obgleich von der verschiedenen Künstlerschaft, die ihn durch alle möglichen Phasen der Existenz, vom heiteren Jubel des Künstlerthums bis zur bittersten Verachtung seiner und der Welt bis verzweifelten Tage, durch alle Schichten der Gesellschaft, in für musikalischen Interessen geöffnet hatte, abgesehen, verschiedene Werke mit Recht und Vorliebe der Zahl und Mannichfaltigkeit seiner bedeutenden Schöpfungen gegenüber die Bezeichnung eines großen Meisters einnehmen und das Ganze

*) Die hochinteressante Vorgeschichte der Familie Weber-Brandstätter in Venedig ist die nächste Veranlassung für uns unsere Leser an den Lauf der literarischen geistigen Bestrebungen, seiner Heimat Schritt zu halten. Mag auch für den, der sich auf alle Fälle die Entwickelungsstufe des großen Tonheros im allgemeinen Überblick, das Hauptsächlichste kennen, das die Welt gesehen hat, so will dennoch der Gedanke einer Lücke sie, wie die Biographie gestaltet, entgegenstehen, so wird doch jeder Musikfreund die Briefe an Max Maria von Weber willkommen heißen. Auch wir erachten solches gedrängte Material, dem Autoren seiner Pietät über Schein das Opfer seiner Publizität zu bringen, sich bereit sind, schon zum 14. November, zu Karl Maria von Weber's 60. Todestage, ein Denkblatt seiner Werke veröffentlichen zu können. D. Red.

Heft V 2 V 11

gewiß als Opernkomponist in Paris angesehen, hat ihm die Bühne des künstlichen Theaters zu Paris, wie alles Irdisch, im Jahre 1872 seine Pforten geschlossen hat.

Auch für seinen Geschäftsverkehr entbehrte sein hoher Kunstenthusiasmus nicht, indem er Kunstliches in Musik zu setzen und sonstige als gleich schwierig geltende Dinge. Manchmal im Drange der Verhältnisse eingegangene Verpflichtungen betrachtete seine edlere Seele vielleicht nicht als nöthig. In seinem Tagebuche sah es aus: „Italien schon hat' Ehre um die Wenne zu gewinnen, als deutscher Karl meine Schulden bezahlen zu können, und hat gute Ehre gebracht hier!" Er war in seinem Leben am 1. Februar 1817 an.

Für die damaligen Verhältnisse, bei noch der Name Napoleon's und Wellington's eine Kunstempfehlungsgabe bedeutete: zwei Bulletins seiner Siegeszeit (Vaterländisches) seine Ouvertüren W. W. genannte Werke, vollkommene Zeichen des Schreibens und Wirkens in der Oper, zwei bis drei Monate Urlaub, zur Landerholung bei Gewissen z. B. Mit solchen schriftlichen Zeugnissen für den jungen talentvollen Künstler erfahrener Kapellmeister, ein Mann von den stolzen Eigenschaften des Geistes und Herzens, das es ihm von den gewonnenen Künstlern sonnenklar sein mußte, seinen die volle Gerechtigkeit

heit des Tenores zu ertragen, auch hatte Weber trotzdem versprochen, Concerte in Prag und Wien zu geben, sodaß der erste Dienstmonat mit Kennenlernen von den Theater- und geselligen Verhältnissen Prags verging. Schnell gestalteten sich angenehme Beziehungen mit den angesehenen und liebenswürdigen Familien der alten Königsstadt. Die Aufnahme, die Weber beim Fürsten Lobkowitz, den Grafen Clam-Gallas, Wrtby, Nostitz, Kolowrat und in den gastfreien Häusern des Bankiers Kleinwächter und des trefflichen Arztes Jung u. A. fand, ließ ihm, der solange heimatslos umhergezogen war, bald Prag sehr anheimelnd erscheinen, dessen heiteres, frisches, obwol nur äußerlich aufgeregtes Leben wenigstens im Anfange viel Anziehendes für ihn hatte. Künstlerische Producte seiner ersten Ausstellungsjahre hat nur das Lied: „Frage mich immer, tragen meinem", aus C. v. H. und der „Krieger" von Pfeffel zu Weitem sieben ihm seine reiche Correspondenz und die Vorbereitungen zu seinem ersten großen Concerte in Prag nicht gelangen. Das Concert hatte am 4. März im Redoutensaale statt, und die enthusiastische Aufnahme, die seine Compositionen sowol wie sein Pianospiel fanden, ließ ihn schnell mit dem Publikum verwachsen, dessen Verständniß ihm gewiß zu sein schien. Auch der reichliche Ertrag erregte ihn und er hatte sich am Tage nach dem Concert eben angekleidet, um ihn bei einem Bankier als Grundlage seiner Ersparnisse anzulegen, als ihm ein Brief zuging, in dem ihm ein wucherischer Kaufmann anzeigte, daß Weber's Vater (der im April 1812 verstorben war), ihm eine Summe geschuldet habe, die dem Betrage des Concertes nahezu gleichkam. Weber zweifelte keinen Augenblick, was er zu thun habe, und schon des Abends waren viele Goldlinge seiner Ersparnisse auf der Post an den Kaufmann unterwegs. So ist sein Schuldner geblieben, wie viel Glück mit seinen Ersparnissen gehabt zu haben!

Am 27. März ging Weber nach Wien, wo er seine lieben Freunde, den Clarinettisten Barmann, die Familie Meyerbeer's und vor allen seinen besonderen Lehrer den Abt Vogler schon am ersten Tage seiner Ankunft in die Arme schließen konnte. Ueberhaupt war der Aufenthalt in Wien reich für seine so sehr der Mittheilung und dem Austausche angenehme Individualität, indem er sich hier sofort in einem Kreise der hervorragendsten künstlerischen Persönlichkeiten befand, die damals Wien beherbergte, und deren Einwirkung auf Weber, gerade während seines damals kurzen Aufenthalts, wie er selbst schreibt, eine höchst bedeutsame war: Wranitzky, Hummel, Mayerbeer, Clementi, Meichelies, Spohr, Manieder verkehrten häufig mit ihm und für die Leistungen aller hatte er offenen Sinn und anerkennendes Wort. Nur einmal überkommt ihn tiefste, künstlerische Entrüstung, als das Publikum und auch einige seiner Freunde ein sehr stark mit Blech instrumentirtes lärmendes Werk Lipavsky's preisen. „Nein, kein Künstler", ruft er aus „Polaunist oder Stiefelputzer bei Spontini muß er geworden sein!"

Besonders einflußreich war während dieses Aufenthalts auf Weber die hohe Virtuosität und der besonders klare und saubere Vortrag von Hummel, Meichelies, Clementi, Spohr und Manieder auf ihren betreffenden Instrumenten. Der Charakter derselben war ihm niemals näher getreten als in den von ihnen veranstalteten gemeinschaftlichen Productionen, welche die höchste Vollendung athmeten. Weber lernte hier mehr als zuvor auf die völlige Plastik künstlerischer Arbeiten Werth legen und äußerte später häufig, daß die damals in Wien verlebten Musikabende ihm einen außerordentlich kräftigen Impuls zur Durchbildung seines Talentes für umfassende Benutzung der Klangfarbe bei Durchführung seiner Instrumentalwerke gegeben haben.

Die Kaiserstadt mit ihrem damals so unendlich reichen Kunstleben, mit den Orgelconcerten Vogler's im St.-Stephan, den mustergültigen Aufführungen der besten Tonschöpfungen unter des alten Salieri Leitung, ihren Nachklängen aus der von Weber vergötterten Mozart-Zeit, ihrer jubelvollen, dem Aufnehmen von jeder in heiterer Gestalt auftretenden bedeutenden Erscheinung geneigten Stimmung, übte wahrhaft berauschenden Einfluß auf Weber, der sich, wie er sagte: „zum letzten male vom Strom der farbigen Lebenswellen" ohne Pflichten leiten ließ. Ein Schatten fällt in jene sonnige Stimmung durch den Widerwillen, den Weber bei jeder Gelegenheit gegen Salieri zur Schau trägt. Er konnte es nicht fassen, wie man Mozart hassen konnte. Nicht wenig Nahrung gewann Weber's Antipathie gegen Salieri durch die damals auftauchenden Gerüchte von der Unthat, die derselbe gegen Mozart begangen haben sollte; Gerüchte, die sich später als völlig grundlos herausstellten. Nach mancherlei Mühen, aber auch den rührendsten Beweisen von redlicher Freundschaft und Kunstbruderlichkeit, kam endlich am 21. April 1813 Weber's Concert im Redoutensaale zu Stande. Vielleicht

vor diesem Publikum befangener als anderswo, vielleicht auch schon unter dem Einfluß einer Krankheit, die kurz darauf zum Ausbruch kam, spielte Weber nicht so gut, als er wünschte und gewohnt war. Nichtsdestoweniger erntete er mit dem Vortrag seines Concertes in Es- und dem Rondo aus dem Concert in F., das er mit Bärmann spielte, wie er sich selbst ausdrückt, „höllischen" Beifall und die Ouverture zum „Beherrscher der Geister" erregte den lebhaftesten Enthusiasmus. Der Reinertrag war nicht ganz drei Gulden Wiener Währung. Weber aber in seinem bescheidenen Sinne völlig zufrieden damit. Vom Tage des Concertes an kämpfte er mit einem Unbehagen, das ihn mehr und mehr ängstigte, sodaß er seine Abreise von Wien beschleunigte, durch die damit verknüpften Geschäfte, Besuche und Anstrengungen aller Art in der ungünstigen Jahreszeit wurde das Uebel so wesentlich verschlimmert, daß er krank am 6. Mai in Prag ankam. Auch in dieser übereilten Reise trieb ihn sein überaus reges Pflichtgefühl: da er sein Wort gegeben hatte, am 10. Mai in Prag zurück zu sein, so wollte er, wenn auch krank, doch zur rechten Zeit zur Stelle kommen. Kaum hörten seine Freunde, daß er unwohl zurückgekehrt und im Gasthof „Zum Roß" abgestiegen sei, so eilten mehrere, ihm ihre Pflege anzubieten. Graf Pachta aber fuhr gleich vor, packte den Kranken in seinen Wagen und fuhr ihn in sein Haus, wo er die liebevollste Pflege während einer vierzehntägigen harten Krankheit genoß.

Hatte ihn nun schon während dieser Zeit quälerische der Gedanke bewegt, „daß er nicht mehr der freie Mensch sei, der in irgendeinem beliebigen Winkel beliebig krank liegen könne", so trieb ihn der Wunsch, den übernommenen Verpflichtungen im vollen Umfange gerecht zu werden, schon während der Reconvalescenz zu angestrengter Thätigkeit.

Mit einem bei schöpferischen Künstlergemüthern in diesem Umfange seltenen Sinne für Oekonomie, was der Kurtaxtaxt, die er seinen teuren, am Organismus und an der Oekonomie der künstlerischen und pecuniären Kräfte, an äußerlich praktischen Hülfsmitteln u. s. w. noch gebrach, ging er zunächst und vor allem an die Vearbeitung der Gesetze und Instructionen für das bei der prager Oper fungirende Personal, das bis dahin so ziemlich nach Gutdünken gedient hatte und nach Gutdünken regiert worden war. Zu gleicher Zeit hatte er einen Grundriß der dramatisch-musikalischen Darstellung, den Ober, auf dessen Antheil an der Verkörperung der Opernwerke Weber während seines ganzen Lebens, sowol als Componist wie als Dirigent, den größten Werth gelegt hat, sollter als bisher auf, indem er unbrauchbare, besonders unmusikalische Mitglieder ausschied, und sie durch neue, deren er täglich unablässig mehrere prüfte, ersetzte. Da wunderte man sich, daß es Personen in den Ober einschaltete, deren Leistung weit unter dem bis dahin bei solchen Partien Gebotenen stand. „Sie haben aber Musik im Leibe", pflegte er auf dahin abzielende Bemerkungen zu sagen und entzückte Prag mit dem vorher nie gehörten Vortrag seiner Ober.

Bei diesen Bestrebungen mußte es ihn, der überall gern völlig klar durchblickte und durchgriff, daß ihm die Kenntniß der böhmischen Sprache abging und er dem Vorleser seines Personals, wenn er in diesem Irrthum geschah, unthätig beiwohnen mußte. Sein durch Täuschungen aller Art etwas argwöhnisch gemachter Sinn vermuthete Complotte und Verabredungen gegen ihn überall, wo im Theater böhmisch gesprochen wurde. Statt dies aber nun zu verbieten, wie es bei dem ausschließlich deutschen Charakter des Kunstinstituts wol thunlich gewesen wäre, wählte er das edlere Mittel sich Ruhe zu verschaffen und warf sich mit aller Macht und mit Aufopferung der meisten Mußestunden auf das Studium des Böhmischen. In der Kenntniß dieses schwierigen Idioms brachte er es bald dahin, alle Gespräche zu verstehen und fand sich nun beruhigt.

Im Sommer 1813 verweilte Ludwig Tieck, der Weber früher schon in Berlin flüchtig kennen gelernt hatte, in Prag. Bald gesellte sich auch Brentano hinzu, der am 4. Juli ankam. Bei dem nie ersterbenden Zusammenklang, den Weber's poetisch romantisches Kunststreben mit den Schöpfungen dieser beiden Ur- und Normal-Romantiker haben mußte, war es natürlich, daß er mit Eifer den Verkehr mit den bereits auf der Höhe des Ruhmes stehenden älteren Künstlern suchte. Brentano arbeitete damals an seiner später so bekannt gewordenen „Gründung Prags". Mit aller Lebendigkeit erwachte bei Weber, indem er die neuesten Schöpfungen der Dichter hörte, die Lust zur Durchführung seines lange gehegten und zur Reife ausgetragenen Plans zu dem Roman: „Künstlerleben". Die Debatten über Kunst und Kunststreben am gemeinschaftlichen Mittagstische im „Roß" oder auf den Ausflügen nach der Sow-

wermuthung Dibich's, auf die sogenannte „Schildwache" unweit von Prag, bei denen sich Zack so schroff und abstoßend in seinen Ansichten zeigte, daß Weber ein gewisses Mißtrauen gegen die Verlässigkeit und wahre Innerlichkeit seiner Kunstbestrebungen schöpfte und später nie verlor, dienten nicht wenig dazu, in ihm den Drang zu befestigen, alles das, was er von der Kunst und ihrem Treiben erfahren und erkannt hatte, in einem großen Komponwerke niederzulegen. Für flüchtige Aufträge hatte Weber auch in seinen „Gesammelten Schriften" (Leipzig und Dresden, Arnold) gesorgt. Die Mittheilung dieser Schrift erregte die größte Aufmerksamkeit der beiden Dichter, die es an Ermunterungen zur Ausführung des Planes nicht fehlen ließen.

Nicht wenig beschäftigte Weber während der Einrichtung seiner Wohnung. „Zum ersten male in seinem Leben arrangirte er seine andere Existenz auf längere Dauer an einem Orte und, nach dem ihm eigenen Grundsatze, das Unternommene ganz zu thun, richtete er seine Junggesellenwirthschaft auf das normalste ein. Neue Polsterstühle, das Sopha bei meiner Ankunft u. s. w. ist bereits der Mode. Für zur Hausmusik und Lieder hatte meine Wohnung schon eine Weihe und es fand Behagen darin, durch vollständige Einrichtung sich „nicht nur" und „nackend zu machen", damit der „Gedanke an das Streu- und Reisebrod ein für allemal ein Ende habe"! Am 12. August ging Weber, nachdem er sein Personal zur Ruh commandirt und sich einen Chor geschaffen hatte, „aus dem sich was herausbauen ließ", an die Proben zu der ersten von ihm als Kapellmeister in Prag zu leitenden Oper. Es war dies Spontini's „Vestal". Die Lösung dieser schwierigen Aufgabe, durch die besonders die Chöre aufs strengste geprüft werden mußten, sollte das Maß seiner Rührigkeit als Dirigent dem prager Publikum darlegen. Mit unermüdender Ausdauer wirkte er sich seinen so vielfach verpfuschten Chören. Er ging mit fast jedem einzelnen Sänger seine Partie durch, es scheute nicht die Mühe, sogar gewisse Chorstellen, auf deren Wirksamkeit er, wegen ihrer besonders schönen Musik, vorzüglichen Werth legte, selbst vorzusingen selbst zu deklamiren. Belohnungen an besonders strebsame aus eigenen schwachen Mitteln zu zahlen und das Theater sogar abends nach den Vorstellungen noch besuchen zu lassen, um diese oder jene Stelle, diese oder jene Gruppirung noch einmal einüben zu lassen. Außer diesen Privatproben hielt er 14 Proben zu der Oper, davon drei, in denen die Oper von Anfang bis zu Ende complet durchgespielt wurde, als würde sie vor dem Publikum aufgeführt.

Am 3. September ging die Oper glänzend in Scene. Die Aufführung war tadellos, präcis, rasch abgerundet. Weber selbst fand nur einige Kleinigkeiten zu rügen. Die Darstellung wurde vom Publikum mit großer Anerkennung, das Werk selbst sehr kalt aufgenommen. Weber's Ruf als Dirigent war in Prag befestigt.

Um diesen Ruf zu erhalten, mußten nun neue, große Anstrengungen gemacht werden und Weber trat den Tag nach der Aufführung der „Vestal" mit der Ankündigung vor das erstaunte und solcher Thätigkeit ungewohnte Personal, daß er noch im selben Monat Gaul's „Vornehme Gattinnen" und Méhul's „Jakob und seine Söhne" einzustudiren und zu geben gedenke; die letztere Oper, die er dem Lesen, „was Menschen je componirt haben", an die Seite stelle, sollte dem Personale so recht eigentlich zur Belehrung einstudirt werden. Im Anfange des nächsten Monats müsse dann unmittelbar Spontini's „Cortez" folgen.

Im Anfange traute das Personal seinen Ohren nicht recht, auch waren manche Stimmen laut, die Aengstlichkeit aber, mit der der junge Kapellmeister auftrat, vor allem aber der Ernst und die Unerschütterlichkeit, mit denen er allen mit Beispiel, Rath und That voranging, die Lust und Liebe, die er für die Aufführung zeigte, die Sicherheit seiner Haltung, seiner Leitung und seiner Anordnung eben war, lehrte der anfangs Ohr, die verletzenden Prim-donnen und die launische Primadonna sang, wenn er den Taktstab hob, als ob es nicht anders sein könnte; kurz, die „Vornehmen Wirthe" gingen am 19. September, alle zehn Tage nach dem „Cortez", so gut in Scene, daß dem Sänger Morhardt die damals so seltene Ehre des Hervorrufs zu Theil wurde. Nun theilte sich Weber's Feuereifer den Leuten mit; sieben Tage später erschien „Jakob und seine Söhne" mit ungeahntem Beifall; Morhardt wurde wieder gerufen und Weber rief selbst aus: „Alles war brav, auch die Chöre! Nur die Buben, die Buben!"

Der Eifer des Personals ging so weit, daß, als Weber mit besonderer Vorliebe die von ihm ausserordentlich dramatische „Vestalin" einstudirte, die Chöre mehrere mal, im Gefühl, daß hier und da etwas noch nicht so ging, wie es gehen sollte, aus eigenem Antrieb die Abhaltung von mehreren Proben verlangten. Die „Vestalin" erschien am

8 October. Die Begeiſterung, die zu jener Zeit das Perſonal des prager Theaters mit ſeinem Dirigenten ſo eng zuſammenſchloß, verfehlte nicht, auch das Publikum unwiderſtehlich mit in ihren Zauberkreis zu ziehen. Bezeichnend dafür, wie behaglich, ja faſt herzlich dies Zuſammenleben des Publikums mit den Kräften des Theaters war, iſt ein kleiner Vorfall am Geburtstage des Kaiſers Franz. Das Publikum verlangte vor Beginn der Vorſtellung ſtürmiſch nach der Volkshymne „Gott erhalte Franz den Kaiſer", und Weber, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, legte den Taktſtock weg, kehrte ſich nach dem Publikum herum und intonirte das Lied ſelbſt ſingend mit ſeiner Stimme, worauf, als der Marſch geendet hatte, es auch ſein Orcheſter pünktlich mitmachen.

Vor Jahresſchluß las Weber nun noch Oberon's „Elfenſagen", von dem er ſich anfangs alles mit den Feen größten Entzückens ſprach, „Uſbek", „Rambia" und „Rezia Aiſſa", ſämmtlich neu einſtudirt, aber die Mutter ſahen und hörten ſeine und ſeines Perſonals Erſcheinungsfähigkeit für Shakeſpeare's Drama, denen auf dieſe Weiſe neun neue Opern in ſechs Monaten zu Gehör gebracht worden waren, in das angenehmſte Erſtaunen.

„Wie", ruft Weber in einem Briefe an ſeinen Freund W. in Berlin aus, „wie kann man einem Publikum jemals genug thun, das Meiſter zuerſt erkannte? Einem Publikum behagen, heißt was Rechtes ſein!"

Einer ſo feurig ſchauenden und ſtrebenden Seele wie der Weber's konnte aber auf die Dauer die Empfindungsweiſe, welche ihm Beruf und Kunſt boten, nicht ganz genügen. Das Gefühl des Alleinſeins lagte ihn, der mit ſeinen Blutsverwandten in nicht naher geiſtiger Beziehung ſtand, auch überdies entfernt von ihnen lebte und zu jener Zeit keinen ebenbürtigen Freund zur Seite hatte, mit ſo großer Gewalt, daß es den Anfängen einer Manie bekam und ihn zu ſo ſchwermüthigen Aeußerungen veranlaßte, daß ſie die Beſorgniß ſeiner Bekannten erregten, denen er dann in ziemlich ſcherzigen Formen zu erkennen gab, daß er der Anſicht jenes griechiſchen Weltweiſen ſei, der jenes berühmte „Ω φιλοι ουδεις φιλος!" (Viel Freunde — kein Freund!) ausrief.

Mit wahrhaftem Durſt nach dem liebenden und verklärenden Einfluß der Frauenliebe auf das unruhig bewegte Männerleben ſuchte er in ſolchen Zeiten ein weibliches Weſen, das durch den holdſeligen Magnetismus ſeines Naturells die ſeltſamen und raſtloſen Schwingungen ſeiner Gefühle auf Einen Punkt feſten und bei dem er das ſo ſchmerzlich vermißte „Daheim" finden konnte. Freilich bot er dann oft, in ſeinem Wunſche, den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht gefunden zu haben, den ganzen Reichthum ſeiner innern Geſtaltungskraft auf, um ein Weſen, zu dem ihn einige liebenswürdige oder glänzende Eigenſchaften hingezogen, in dem zu machen, was er zu haben wünſchte.

In Prag, wo er ſich auf längere Zeit durch den Eintritt in eine Stellung, welche ſeinem Kunſt-Streben ein Ende machte, gebunden ſah, gewann dieſe Sehnſucht beſtimmtere Formen. Er begann in dem zu findenden Weibe auch ſeine zukünftige Lebensgefährtin zu ſuchen.

Dem ſechsundzwanzigjährigen, offenbar auf eine bedeutende Künſtlerbahn zuſteuernden, angenehmen, allgemein beliebten Operndirektor konnte es an dem verſchiedenartigſten Entgegenkommen in mancherlei Geſellſchaftskreiſen nicht fehlen. Nach den mit jenen ſchmerzlich nachempfundenen aber bitter beladen Empfindungen ſtreifte ſich endlich der irrende Sinn ganz unwiderruflich auf einen Gegenſtand, der Weber alles zu bieten ſchien, was dazu gehört hätte, ihn glücklich zu machen. Mit tiefer Bitterkeit gegen das Geſchick erfüllte es ihn, daß dieſes Weib gerade ſich nicht mehr geboren wußte. Sie war die Mutter eines Mitgliedes des prager Theaters und Weber gedachte Schauſpielerin, Thereſe Brunetti.

Nichts gleicht der Noblheit und Reinheit der Empfindungen, die beim Kampf dieſer Neigung mit den Verhältniſſen und der Pflicht zum Ausdruck kommen, nichts der Liebenswürdigkeit, mit der er ſein Schwanken zwiſchen dem Wunſch nach Gegenliebe und der Sorge um ihre Ruhe und ihr Heil ſchildert, nichts endlich der ſittlichen Schönheit des Verfahrens, durch das er ſeine heiße Neigung in Freundſchaft des wohlwollendſten und wärmſten Art umzugeſtalten ſucht.

Am 21 November ruft er in ſeinem Tagebuche: „Nein, dieſes Frauen iſt auch dahin! Ich will einmal dies Glück nicht kennen und ewig allein leben! Hier liebe ich zum erſten mal und dies Weib hat alles, was mich glücklich machen konnte! Sie bildet ſich auch zuweilen ein, ſie liebe mich, aber es iſt nicht wahr. Das Bedürfniß der Mittheilung und das Vertrauen zu meiner Rechtlichkeit hat ſie zu mir getrieben. Sie kann ſtundenlang ruhig neben mir ſitzen und bringt der

Ref. Felix.

Seit fünf Jahren Referendarius! Ich mache mir nichts daraus. Was mir mein Vater gibt, reicht hin, mir alle kleine Suiten — (lachend) höre, Du bist doch kein Duckmäuser geworden?

Heinrich
(gelassen lächelnd).

Ich denke noch immer mit innigster Freude an unsere akademische Zeit zurück.

Ref. Felix.

Hättest Du sie nur besser genossen! Wir waren Haupthähne; Du mehr unter den Büchern, ich unter den Weibern.

Heinrich.

Bist Du nicht endlich auch gefesselt worden?

Ref. Felix.

Gott behüte! Man sieht wohl 'mal einen Mädchenkopf, den man von den Augen nicht wieder wegbannen kann; aber dieses Freien, dieses Nennen und Laufen, dies Blöde- und Verhimmelthun — ich begreife nicht, wie manche Männer die Geduld haben, den Seidenfaden einer ersten Bekanntschaft sieben Jahre lang auszuspinnen, bis endlich die Schnur fertig ist, an der sie die Ehe strangulirt. Nein, ich werde mich ohne Zweifel einmal verlieben, bin es vielleicht schon; aber soll auf ein solches rosiges Verhältniß die Dornenkrone der Solidität gesetzt

Zufall das Gespräch auf *** — dann ist sie [illegible] Entzücken und Wonne! Ich will mich also wieder in mich selbst verschließen und sie soll Empfindung niemals klagen können, daß ich sie nicht innigst liebe. Alles will ich für ihre Freude thun und meine bittere Ueberzeugung tief in mir begraben und — arbeiten."

So vermochte die Kraft dieser starken Neigung nicht zu mindern, daß die Verhältnisse immer trennender zwischen ihn und die geliebte Frau traten, daß seine Zweifel an ihrer Gegenneigung immer lebhafter wurden, ja ihr wechselndes Verhalten, Ausgehen und Absagen scheint einen eigenen anregenden Zauber auf ihn geübt zu haben. Mit Eifersucht suchte er die Mittel, ihr Freude bereiten zu können. Die Ordnung seiner früheren Manuskripte gestaltete er anders, um Zeit zu gewinnen, ihrer neunjährigen Tochter Reß heimlich Unterricht in der Musik zu geben; seine Ersparnisse wandte er an, um ihre Wünsche nach glänzendem Land und mancherlei Federzeug zu erfüllen. Mit vieler Mühe wird eine goldene Uhr mit feinbaren Verzierungen erschwungen, Mühe und auch Kosten nicht gescheut, die ersten Anfänge ihrer Zuneigung, die er liebte, festzuhalten. Am 24. Dezember 1813 schreibt er: „Heute ist ihr Geburtstag. Ich habe die ganze Nacht unruhig geschlafen. Um 9 Uhr kam sie zum Frühstück. Was wollte sie heute sich beschaffen. Mein Zweck, ihr Vergnügen zu machen, ist erreicht und ich fühle mich sehr glücklich. Es ist doch eigentlich nicht möglich, daß sie nicht weiß, wie sehr ich sie habe!"

So verschwendete ein außerordentlich edles Künstlergemüth, weil es nach tausend Täuschungen immer wieder nicht zweifeln wollte, daß ein von ihm geliebtes Wesen auch wirklich liebenswerth sei, die Kraft seines Herzens und seiner reichen Seele an eine fahle und oberflächliche Frau, die, unfähig, den Werth der Schätze zu erkennen, mit denen er sie überschüttete, die Perlen und Edelsteine achtlos in den Staub fallen ließ; ja das raffinirt und verletzende Treiben in dieser Neigung sieht selbst die Stimme seines Talents schweigen, die ihn so oft zur Irrwegen zum Recht gerufen hatte.

Wer weiß, wie lange dieser für seine künstlerische Entwickelung nicht vortheilhafte Zustand, der selbst der prager Bühne zugute kam, da er in größerer, gesammelterer Arbeit Zuflucht vor seinen Empfindungen suchte, gedauert haben würde, wenn nicht ein guter Stern, der es wünschte, daß „Aschenbrödel" und „Oberon" gedichtet werden sollten, ein homöopathisches Heilmittel für den armen kranken Meister bereit gehalten hätte.

Im Drange des Bedürfnisses, es mit einem recht hohen, klaren Kunstwerke zu thun zu haben und gestaltungen zu sein, um diesem ruhig und groß zu denken, wählte Weber die Aufführung des „Don Juan" zu seiner Beschäftigung. Das Einstudiren dieses Werks war seine Arbeit für ihn, sondern eine Seelenruh. Er badete in dem Gesundbrunnen der göttlichen Harmonien, er schlürfte die einzelnen Nummern der Oper wie Heiltränke. Mit ihm genoß sein Personal die Mozart's Tode zum ersten mal das Werk wieder vollständig und es war, als wurden Proben über Proben für Sänger und Musiker, nicht für das Publikum gemacht. Wie weit Weber's Verehrung für diese Oper und sein Streben, sie würdig aufzuführen, ging, dafür zeugt nachstehender Zug. Der Director Liebich bat ihn, die zwei Musikchöre auf der Bühne wegzulassen, weil es zu viel Lärm verursache. Weber geriet in heiligen Zorn. „Haben wir in der „Beliala" Hörner und Posaunen gegeben, kann es Mozart einfach haben!" Der Director Liebich blieb bei seiner Ansicht, es kam zum Wortwechsel und alles schien damit, daß Weber, aus Furcht gegen Mozart's Werk, die Anfassen der Musikchöre auf dem Theater aus seiner Tasche bezahlte. Die Aufführung am 15. Januar 1814 ging wie aus einem Guß und Weber hatte die Genugthuung, mehr als einmal, wie er es in innerem Behagen zu thun pflegte, wenn sein Orchester tadellos und sicher ging, ganze Nummern lang den Taktstock hinlegen und die Brille abnehmen und putzen zu können. Die Oper wurde enthusiastisch aufgenommen und die Vorstellung trug Weber 1200 Gulden ein. „Liebich", rief er aus, „hätte ich die Ehre, Dir Gulden zu Mozart's Ruhm aus meinem Beutel zu bezahlen!" Die Artistin in dieser Aufführung des „Don Juan" sang seine nachmalige Gattin Karoline Brandt.

Diese hatte, nicht lange vorher in Prag engagirt und anfänglich nur wenig beachtet, in dem unter Weber's Leitung auch zum ersten mal gegebenen „Aschenbrödel" als Trägerin der Titelrolle die Herzen des prager Publikums im Sturm erobert und ihre Grazie, hiernach Schalkhaftigkeit und Zierlichkeit bei einem jederzeit das Richtige treffenden Takt und übersprudelnden Humor bewogen Weber, sie an den guten Vorbegriff der hiesigen Bühne erscheinen zu lassen, der alles schick-

ter, versöhnt und ins Gleichgewicht bringt, wo er erscheint.

Auch beim Einstudieren des „Don Juan" hatte sie so eingewirkt und dadurch selbst Weber's Blick wohlgefällig auf sich gelenkt, der sonst sehr ziemlich mürrisch und kurz angebunden unter dem weiblichen Personal stand.

Mit dem Einstudieren von vier Opern: „Johann von Paris", den „Verlängerinnen", „Adolf und Clara" und „Das Hausgesinde", zwischen der Januar und halbe Februar 1814 und Mitte des letzten Monats desselben Jahres fiegte zum ersten mal, als Zeichen der angehenden Heilung seines Seelenzustandes, seine Muse bei Weber wieder an und ein reizendes Andante für Zither und Piano, im Keim von Theorie Bennett's Lehrstück, entstand. Zugleich regte seinen dramatischen Sinn mächtig der Verkehr mit der großen Schröder an, die, damals in ihrer höchsten Blüte stehend, ein Declamatorium gab, bei welchem Weber die Rede melodramatisch-phantasierend begleitete. Hingerissen von der Gewalt im Vortrage der großen Künstlerin, spielte Weber, wie er selbst sagte, besser als gewöhnlich, und es scheint, als ob die Anschauung dieser außerordentlichen dramatischen Kraft, besonders bei der damaligen Eindrucksfähigkeit seines Gemüts, tief und nachhaltig auf ihn gewirkt habe. Bei der mit großer Liebe vorbereiteten Aufführung von Haydn's „Schöpfung" zum Besten der Hausarmen kam es mit Karoline Brandt wieder einmal in Beziehungen nicht rein geschäftlicher Art. Die Gutmüthigkeit, mit der sie bemüht war, die Einnahme für den wohlthätigen Zweck zu erhöhen, die Heiterkeit, mit der sie häufig seine Schroffheiten ausglich, liessen ihn heilsame Vergleiche zwischen diesem wahrhaft liebenswürdigen Wesen und der Frau anstellen, die ihn bis dahin gequält hatte und gerade in jener Zeit durch Ungleichheit der Stimmung, Launen und mancherlei unklare Handlungen empfindlich quälte, sodass er in seinen Notizen schreibt:

„Sie ist wirklich schrecklich! Ich verlasse mich alles für sie und um nur bei ihr sein zu können. Ohne sie habe ich keine Freude und bei ihr nur Verdruss!" Als nun die Dame, die Weber's zunehmende Zuneigung für Karoline Brandt wohl herausgefühlt hatte, diese eines Tags ohnefernd gültiges Motiv beleidigte, kam es zum Bruch und ihre graziöse Rivalin trat ihr Regiment im Herzen des jungen Meisters an, in dem sie bis an sein Ende unwandelbar zu seinem und ihrem Heil geherrscht hat. Weber lies sich kurze Zeit darauf bei der würdigen Mutter des ihm entgegen lebenden Mädchens, das von seiner Lage eine ziemlich unbefangene Ansicht zum großen Theil erhielt, einführen und kam da das Herzlichste, nach dessen Schein und Wärme er so lange getrachtet hatte.

Mit neuem Muthe ging er an die unterbrochene Niederarbeit des verwahrlosten Repertoirstückes der Opern, wobei ihn nachgerade seine plastischen Kräfte zu verlassen drohten. Bis Ende Juni 1814 förderte er die „Schweizerfamilie", „Sargines", „Die Verwandlungen", „Das Mädchen von Gibichstein" und „Alamon" zu Tage, alles, bis auf die beiden ersten, jetzt fast ganz vergessene Opern. Völlig gelang es ihm, als er, um Karoline Brandt einmal wieder Gelegenheit zu bestimmen zu geben, „Rauben" aufführte. Der Jubel über das Gesangstück, das die Titelrolle gab, wollte kein Ende nehmen. Wer war glücklicher als Weber?

Vortrefflich bei ihm in diese bessere Stimmung Jemaschek hinein, der ihn unglaublich mit dem Vortrag eigener Compositionen behelligte. Weber schreibt am 27. März: „Ich hatte eine Klavierstunde mit Jemaschek zu geben, da liess er wieder eine ganze Menge Compositionen los. Ich musste 12 Duetten, 1 Sonate, 2 Ouverturen, 1 Concert und 1 Chor hören. Ich war halbtodt gelangt! Sind denn alle Componisten des Teufels, wenn sie über ihre eigenen Arbeiten kommen? Und bin ich etwa auch so? Das wolle Gott in Gnaden verhüten!"

Nur das tiefste und nachhaltigste erschütterte es ihn, als er am 12. April die Nachricht vom Hingange seines über alles verehrten und geliebten Meisters und Lehrers, des Abt Vogler, erhielt. Vogler war, wie Weber oft selbst aussprach, „der Vater meines Geistes, wie Anton von Weber der Vater meines Lebens war". In allen Nöthen des Lebens, bei allen Schwierigkeiten des Beginnens seiner Kunstlaufbahn hatte er ihm mit Rath und That zur Seite gestanden, und vor allem, und das war es, was Weber ihm zuhöchst anrechnete, er hatte aus dem Wunderkinde, dessen geniales Talent in der Welt glänzen sollte, in seiner unerbittlich strengen Schule einen guten Musiker gemacht. Hatte er doch dem rastlos strebenden jungen Manne, der damals schon Opern, Symphonieen u. s. w. geschrieben hatte, zwei Jahre lang streng verboten, einen eigenen Gedanken zu Papier zu bringen,

damit er ein des Handwerks der Kunst Herr werde und kennen lerne, was an Vortrefflichem schon geschaffen, damit er prüfen könne, ob es der Mühe werth sei, dass er sein Scherflein zu diesen Schätzen hinzulege. Die Gouvernante der Schule, durch die Bilder der Vogler gegangen war, den ihr außerordentlichen Werth auf die der Form gegen Musikgebieten gewonnenen theoretischen Kenntnisse legen und dem Lehrer, der ihr überdies bei aller Gutmüthigkeit mit Rath, Einsicht und Worte beigestanden hatte, die innigste Liebe widmen.

Der Verlust dieses lieben väterlichen Freundes brachte Weber sehr darnieder; es trat eine leichte Gefährung in der Lebenskraft und war ihm aufs neue ans Krankenlager, und zwar so schnell, dass seine „Benefizakademie", wie man die aus Musik und Declamatorium combinirten Concerte damals in Prag nannte, ohne seine Mitwirkung gegeben werden musste. Das Resultat war ein sehr schlechtes. Der Abend trug ihm nur 162 Gulden 30 Kr. wenig über 100 Thaler) ein.

Der hohe Liebenswürdigkeit, mit der Karoline Brandt an seinem lieben Kummer theilnahm, die Sorgfalt, mit der sie ihn vielfach verletzte Gemüth zu behandeln wusste, die weibliche Ärmlichkeit, mit der sie, auf seine Empfindungen eingehend, vielleicht Reiz zu erheitern und zu beleben verstand, lagen ihn mit glücklicher Intuition erkennen, dass es in der That nichts Besseres thun könne, als sein Geschick an dieses so gegensätzlich auf ihn einwirkende Wesen dauernd zu knüpfen. Die Beziehungen der zueinander gehörenden Persönlichkeiten gestalteten sich daher täglich inniger und Weber fühlte zum ersten mal, dass sein Herz eine weiter seine Verbindung von ihm verlange.

(Ein zweiter Artikel in Lieder Nummer.)

Zu den Kaffern.

Aus dem Reisetagebuch eines Officiers.

I.

An einem unfreundlichen Novembertage verließen wir mit einem königlich englischen Schraubendampfer die Rhede von Spithead bei Portsmouth.

Unsere Reise begann unter ungünstigen Vorzeichen; denn kaum nach der Abfahrt sanken ein Matrose von einer Rah des Hauptmastes und nach wenige Minuten nachher.

Die am Abend des folgenden Tages stattfindende Versenkung der Leiche in das Meer machte auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck als ein Neuheitsverhältniß aus dem Lande. Der Leichnam, der in eine Hängematte gepackt und mit der Flagge bedeckt war, wurde auf dem obern Theile der Treppe niedergelegt. In Gegenwart eines Theiles der Mannschaft las dann der Kapitän des Schiffs im Kreise der entblößten Häupter der neben stehenden Seeleute die in der englischen Kirche gebräuchlichen Gebete vor. Und gerade als die Sonne ihre letzten Strahlen über die See warf, wurde sie mit Kugeln beschwerte Leiche über Bord geworfen.

Es schien es, als ob die alten Matrosen, die von dem stattgefundenen Todesfalle auf eine ungünstige Reise schließen, Recht behalten sollten. Denn das Meer, welches während unserer Fahrt durch den Kanal schon bewegt gewesen war, wurde, nachdem wir denselben verlassen hatten, stürmisch. Infolge hiervon nahm die Zahl der Seekranken mit jedem Tage zu, sodass auch die wenigen, welche von der lästigen Krankheit verschont blieben, auf dem in einem Kajarth gewetzenen Schiffe sich nicht heimisch fühlen konnten. Je mehr wir uns indessen dem Wendekreise des Krebses näherten, desto ruhiger wurde das Meer, desto heiterer der Himmel und desto zahlreicher wurden unsere Tischgesellschaft. Endlich zeigten sich auch die Mitglieder unserer Musikbande auf dem Verdecke und erheiterten uns allabendlich durch ihre zwar nicht künstlerischen, doch erträglichen Leistungen.

Als wir die Canarischen Inseln erreichten und zwischen Porto Canaria und Santacruzura hindurchsteuerten, war unsere Reisegesellschaft innerlich wie äußerlich eine andere geworden. Die letzten Spuren der Winterkleidung waren verschwunden und mit Anlegung der Frühlingstracht war auch der Frohsinn in aller Herzen eingekehrt. Man verbrachte jetzt den größten Theil des Tages unter dem am hintern Theile des Verdecks ausgespannten Dache von Segeltuch und freute sich auf den Eindruck, den die ersten Palmen auf unsere nordische Phantasie machen würden.

Sechzehn Tage waren seit unserer Abreise von dem nebelumhangenen England verflossen, als uns die Nähe des Landes durch Aufsichtsboote verkündet wurde. Die kamen behufs Lotsen waren Neger, deren einziges Kleidungsstück in einem Strohhute bestand und die sich in ihren aus einem Baumstamme verfertigten schwerfälligen Fahrzeugen weit in das damals freilich spiegelglatte Meer hineinwagten. Endlich erkannten wir das

in einen Nebelschleier gehüllte Küste und bewaldete Ufer nördlich vom Sierra-Leone-Fluß und die 2—3000 Fuß hohen Löwenberge südlich desselben. Indem wir uns der Küste mehr und mehr näherten, entwickelte sich vor unsern Blicken ein herrliches Bild, das um einen Hügel erbaute Freetown mit seiner Umgebung von Palmen und tropischen Gewächsen aller Art lag vor uns.

Freetown ist die Hauptstadt der Colonie Sierra-Leone, welche von der englischen Regierung zur Ansiedelung befreiter Negersklaven gegründet worden ist und deren Bewohnerzahl gegenwärtig über 40000 betragen soll. Zur Verhütung des Sklavenhandels kreuzen an der Westküste von Afrika kleine englische Kriegsschiffe. Nehmen dieselben ein Schiff, so werden die Neger nach Sierra-Leone gebracht und hier in Missionsanstalten so lange unterhalten, bis sie ihren Lebensunterhalt selbst gewinnen können.

Unter den 15000 Einwohnern von Freetown sind nur sehr wenig Europäer; selbst die Besatzung besteht aus Negern. Es garnisoniren nämlich hier einige Compagnien der westindischen Regimenter, welche aus Schwarzen rekrutirt werden, weil diese das ungesunde Klima von Westafrika und Westindien besser als Europäer ertragen. Indessen liegen sie doch auch vor jeder Berührung mit unsern in die militärische Ordnung und Zucht nicht leicht anzueignenden Elementen auf Hauptgeld erhalten werden und daß sie für die militärische Subordination sogar mehr Interesse als für die englische. Der Eindruck, den die schwarzen Soldaten auf das Auge machen, ist übrigens bei weitem nicht so arg als der, welchen mit der Nase wahrgenommen wird, indem es bei einem einmaligen Zusammentreffen manchen Ihnen auch dem tapfersten Europäern sehr möglich wäre, wer zuerst davonrennen würde.

Für Europäer ist, wie bereits bemerkt, das Klima von Sierra-Leone höchst ungesund. In Freetown selbst leiden vielleicht nicht weniger als zwölf, welche Besserung des Gesundheitszustandes man der Richtung der Straße und der Austrocknung der Sümpfe in der Nähe der Stadt zuschreibt. Fieber sollen namentlich noch dann vorkommen, wenn der Wind von den Sümpfen her weht, aus denen der Sierra-Leone-Fluß sich herausschlängelt. Die schlammigen Ufer sind dort mit Mangrove-Bäumen, deren Zweige wieder im Sumpfe Wurzel fassen, dicht bewachsen und von Krokodilen bewohnt, welche an den in großer Zahl vorhandenen kleinen Amphibien eine reichliche Nahrung finden. Weht der Wind von dieser Gegend, so sind die Löwenberge zuweilen von Streifen eines trockenen übelriechenden Nebels umlagert.

Da wir, um Kohlen einzunehmen, neben Tage verweilten, so fanden wir hinreichend Zeit, Freetown und die Umgegend kennen zu lernen. Wir begaben uns in der Regel früh morgens ans Land und kehrten uns spät abends nach unserm etwa tausend Schritte von der Küste ankernden Schiffe zurückruderten. Eines Tags besuchten wir ein Tanzlokal solcher Neger, die sich schon einer gewissen Civilisation erfreuten. Wenigstens waren alle auf europäische Art gekleidet, wenn auch das heiße Klima einige Beschränkungen des Anzugs nöthig machte. Namentlich trugen die Negerinnen nichts als Schuhe und hellfarbige Kattunkleider. Man konnte gar keinen lächerlichern Anblick haben als sie nach dem Schall einer kleinen Flöte, meist Trimmel und mehrerer Tromwels sich in Bewegung setzenden Schwarzen. Sie tanzten übrigens nicht die Nationaltänze, heidnischen Ursprungs, Schottisch und eine Art Cancan, der mit jeder Tour unanständiger wurde. In den kurzen Pausen bewunderte man die Frauenzimmer mit Chignons, welche in einem Seitengemache zum Verkauf ausgeboten wurden und die bei der Neuheit aller Putzsachen das Geschäftchen sind, was in Freetown zu haben ist.

Auf dem Markte, welcher wegen der Tags über herrschenden Hitze schon früh morgens eröffnet wird, sieht man die Früchte des Landes zum Verkaufe ausgelegt, u. a. Ananas, Apfelsinen, Bananen, Cashews, Yam, Kokosnüsse, Mangos und Pampawo; außerdem waren noch kurzhaarige Schafe, sehr kleine Kühe, auch Hühner und Papageien zu haben.

In den Magazinen der Kaufleute trafen wir viele Mandingos, welche Gold, Elfenbein und Häute zu Markt bringen und dafür Kleidungsstoffe, Waffen, Pulver und Tabak eintauschen. Sie sind groß und trotz ihrer Magerkeit sehr imposante Gestalten. Ihre Farbe ist glänzend schwarz. Ihre Kopfbildung zwar der der Neger ähnlich, doch haben sie weniger platte Nasen und minder aufgeworfene Lippen. Ihre Kleidung besteht, wie die der Araber, deren Religionsgenossen sie sind, aus einem weiten weißen Burnus und aus weißen Mützen oder auch aus rothen, die mit einem weißen Tuche turbanartig umwickelt sind.

In Ausflügen in die Umgegend kann man in Arecturen leichte Fuhrwerke und Reitpferde mieten. Die Pferde kommen theils von Madeira, theils aus den Gebirgen Sierra-Verde umgebrochen Ländern und sind klein, wie Kinder-Ponies. Auch soll das Klima ihrem Gedeihen nicht günstig sein, indem sie eine sehr kurzhalmige Weide erhalten. Die geringste Vernachlässigung im Füttern oder Tränken oder eine große Anstrengung haben bisher den Tod zur Folge. Als Sattel bedient man sich des Kissens und einer gepolsterten, kreuzförmigen Pfanne.

Die Negerhütten Kibo und Mollingen haben lange, gerade Straßen; aber die Wohnungen sind mit Ausnahme der Missionsgebäude nur elende Hütten. Die Wände bestehen aus Pfählen, die mit Lehmmörtel bewerfen sind und von innen und außen mit Lehm bekleidet sind; die Dächer sind aus Stangen und getrockneten Bananenblättern verfertigt und die Thür- und Fensteröffnungen mit Matten behängt. Kleidung von gegerbtem Thon, um das Wasser möglichst kühl zu halten, Körbe, um Reis zu kochen, einige Teller, Messer und Löffel bilden in der Regel das ganze Handgeräthe. Manchen sind die Hütten mit einem aus dünnen Pfählen bestehenden Zaune, innerhalb dessen die oben erwähnten Ärmchen gebaut werden. An der Krone vieler Palmen sehen wir Affen herumklettern, die bekannt sind, den Saft der Blume aufzunehmen, auf welchem durch Gährung der Genuß berauschender, berauschender Palmwein bereitet wird. Zur Gewinnung des Saftes haben man den Stamm bis zu einer gewissen Höhe an und stößt ein dünnes Rohr hinein, dessen Ende man in die Flasche steckt.

Die Bewohner der Küste um Arecturen machen wenig Aufwand in Kleidungsstücken. Die Kinder laufen nackt umher und von den Erwachsenen sind die Männer gewöhnlich mit einer Art Schurzmantel und einem Strohhute bekleidet, während die Weiber sich ein Tuch, welches sie um die Hüften, und ein anderes, das sie um den Kopf schlingen, beifügen. Wir wurden von mehreren dieser heiteren Sklaven angeredet, die sich zwar von der englischen Sprache nur die Worte „Brandy" und „Schilling" angeeignet hatten, aber durch Zeichen zu ergänzen wußten, daß schon ihre Kinder für eine Flasche Branntwein und einen oder zwei Schillinge feil sei. Hieraus sehe man, und wir haben uns später noch mehr davon überzeugt, daß die Härte und Unmenschlichkeit des Sklavenhandels von den Negern nicht in dem Maße gefühlt wird, wie manche glauben.

Trotz der entsetzlichen Hitze unternahmen wir auch eine Wanderung auf die Hügelberge. Von den vorderen Kuppen derselben hat man eine schöne Aussicht auf die Stadt und einige am Strande unter Palmen gelegene Negerdörfer; mehr landeinwärts dagegen wird die Aussicht durch andere Berge verhindert. Auch das hohe bis acht Fuß hohe Gras beschränkt an vielen Stellen die Aussicht. Aus demselben ragen hier und da Granitblöcke und in der Nähe gelegentlich Negerhütten Palmen sowie Bambus- und andere Bäume hervor. Man findet eine Menge Insekten, niedliche Eidechsen und Vögel mit schönem Gefieder, namentlich Kolibris, die, in allen Farben schillernd, die Kelche der Blumen umflattern. Auf einem nicht weit von der Stadt befindlichen Berge liegt ein Landhaus, von dessen Besitzer wir sehr freundlich empfangen wurden. In dem Garten, durch welchen ein Bach fließt, ragten uns die Äste der tropischen Gewächse. Die Kaffeebäumchen mit ihrem glänzend grünen Blättern, den weißen und rothlichen Blüthen und den in verschiedenen Stufen der Reife befindlichen Früchten, welche gelben, bräunlichen und hochrothen Kirschen gleichen, erregten vorzugsweise unser Interesse, da letzteren die besten Bohnen, die wir trinken, geliefert hatten.

Es ist bekannt, daß Sierra-Verde zuweilen von heftigen Stürmen heimgesucht wird. Die Zeit, wann dieselben eintreten, reicht vom Mai bis zum October; indessen kommt auch in anderen Jahreszeiten zuweilen ein Tornado von geringerer Stärke vor, wie gerade während unseres Aufenthalts daselbst. Der Himmel war den ganzen Tag über außerordentlich klar und die Hitze unerträglich gewesen; kein Blatt hatte sich bewegt. Abends gegen zehn Uhr, gerade als wir uns im Gouverneurshause befanden, erhob sich ein Wind, dessen Heftigkeit sich rasch und fortdauernd steigerte. Gleichzeitig krochen sich dichte Wolken von den Hügelbergen herab, sodaß der vorher wolkenlose Himmel bald in Dunkel gehüllt war. Die Blitze folgten so schnell aufeinander und waren so hell, daß der vor und unter uns gelegene Theil der Stadt sowie die Bai, in welcher die Schiffe hin- und herschwankten, oft mehrere Secunden lang erhellt blieben. Die Blitze wurden nach und nach weiter seltener und schwächer, bis der Sturm, der im ganzen wol kaum eine halbe

Stunde gedauert hatte, einem kurzen, erfrischenden Platzregen wich. Die Natur schien wie neugeboren und von den tropischen Gewächsen im Garten des Gouverneurs strömten die lieblichsten Wohlgerüche aus.

Der unweite Abteile von Aeriewy empfingen wir den Besuch eines Negerfürsten, der von seinem Sohne, einem Minister und einem Leibarzte begleitet war. Er hatte den Gouverneur besucht und war von demselben an Bord gebeten worden, um ein englisches Kriegsschiff anzuschauen. Inzwischen bewunderte er wenigstens den Bau desselben und die großen Kanonen, als eine der an Bord befindlichen Damen, für welche er eine große Anzahl Cocos bot. Im übrigen benahm er sich sehr wundervoll und empfing auch die eine Medaille, die, an einer Seidenschnur befestigt, ihm von einem der Offiziere umgehangen wurde. Der Sprecher hob hervor, daß die Humanitäts-Medaille einen Neger, welcher der Asien so kaltblütig entgegengenommen, wegen der großen Verdienste, die er sich um die Menschheit erworben, seine wertlose Braut gegen kaufe. Da bei diesen Festen aber von Interesse ist, so darf nicht unerwähnt bleiben, daß unser Gast einen europäischen Anzug von blauem Tuche, einen passenden Hut von weißem Filz und — keine Schuhe oder Strümpfe trug.

II.

Um die Mitte des Dezember kamen wir in einer Entfernung von etwa zwei deutschen Meilen längs der Küste von Liberia, dem von den Amerikanern gegründeten Negerstaate hin, welcher den hohen Erwartungen, die man davon gehegt hatte, bis jetzt in keiner Weise entsprochen haben soll.

Während der Fahrt spielten Schaaren von Tummlern um unser Schiff. Dieselben sind sieben bis acht Fuß lang, auf dem Rücken gelbbraun, am Bauche weiß und haben ein sich rüsselartig verlängerndes Maul. Ihre Bewegungen sind unterhaltend; bald heben sie ihr Vorderhaupt langsam aus dem Wasser und verschwinden wieder, indem sie, den Rücken krümmend, sich nach der Seite hin zu überschlagen scheinen; bald schwimmen sie rasch und schnellen sich dabei oft mehrere Fuß hoch über die Oberfläche des Wassers hin.

Wir sahen mehrmals auch sechzig bis siebzig Fuß lange Ungetüme, die man von den Walfischen durch eine starke Flosse, welche sie auf dem Rücken haben, leicht unterscheiden kann. Wenn sie sich an der Oberfläche zeigen, kommt immer erst der unförmliche Kopf zum Vorschein, und während sie das in ein Meer eingedrungene Wasser fontainenartig etwa zwanzig Fuß hoch mit Geräusch ausblasen, wird nach und nach auch der ungeheure Rücken sichtbar.

Die interessantesten Fische, denen man in den Tropen begegnet, sind die fliegenden. Dieselben sind etwa eine gute Spanne lang, am Bauche rein weiß und auf dem Rücken von dunkelgrauer, ins Blauliche übergehender Farbe. Die Flügel, unmittelbar hinter den Kiemen angebracht, sind nichts anderes als lange Brustflossen. Sie bestehen aus feinen durchsichtigen Rippen, welche durch ein dichtes, mit Schleim überzogenes Gewebe verbunden sind, und werden beim Fliegen fächerartig ausgebreitet, während sie beim Schwimmen zusammengelegt dicht an den Seiten des Leibes liegen. Der lange hintere Flosse hat mit dem Blattwerk der Abendmahle seine Aehnlichkeit. Sie schießen in der Regel nicht über die Oberfläche des Wassers hin und beschreiben dieselbe immer nur von ungefähr einzig zu vierzig Schritt, selten so zwischen, als ob sie ruhebedürftig. Manche fliegen sie zuweilen an Bord der Schiffe und sind auf denselben ihres angenehmen Weichmarks wegen sehr willkommen.

Das Leben eines Matrosen bietet so wenig Abwechselung und ist mit so vielen Entbehrungen verknüpft, daß man ihm gern einen Tag der Freude gönnt. Eine Gelegenheit hierzu bot sich das Passiren der Linie dar, welche diejenigen, welche zum ersten mal dieß Jahr machten, die sogenannte tropische Taufe empfingen. Wegen der Neptunen, die zuweilen dabei vorkamen, wird freilich jetzt auf englischen Schiffen zum großen Bedauern der Seeleute nur selten erlaubt. Die des unsrigen waren daher doch erfreut, als ihnen die Taufe gestattet wurde. Am Abend des Tages, welcher dem Ueberschreiten der Linie vorherging, ertönte nach eingetretener Dunkelheit die Stimme des Beherrschers der Meere, der für den folgenden Tag seinen hohen erfreulichen Besuch ankündigte und in Kenntniß am Schiffe vorüberschwamm. Er hinterließ jedoch mehrere Briefe, die von den Matrosen und Steuerleuten heimlich argles auf dem Verdecke Wandelnden als Seemänner besprengten. Am andern Morgen erschien Neptun in seiner ganzen Herrlichkeit; Muschelhart und Muschelbaar, Dreizack, Krone, Königsmantel, mit dem Stern des ozeanischen Hausordens geziert. Der auf Rollen ruhende Thron war mit Algagen bedeckt und von den Gestalten des Meers umgeben; ihm folgten die Gebärden (mit Schreibtafeln bekleidete Matrosen), die durch den

Schall einer Trommel und die haarsträubenden Töne einer Geige zu lustigen Bewegungen angeregt wurden. Der würdige Zug hielt vor der Kajüte des Kapitäns, wurde da mit Wein bewirthet und verfügte sich dann nach dem Vordertheile des Schiffs, wo die Ceremonie vorgenommen werden sollte. Der Schreiber verlas die Namen derjenigen, welche die Linie noch nicht passirt hatten, und der Proteus fragte dieselben, ob sie taufen und getauft zu werden wünschten; im Verneinungsfalle wurde das ohnehin zu gebende Geschenk erhöht. Der Hergang bei der Taufe war folgender: Hinter dem Vordermastel war ein starkes Segel hergestalt angebracht, daß es ein Becken bildete, dessen auf dem Mitteldeck aufliegender Boden vier bis fünf Fuß hoch mit Wasser angefüllt war. Auf dem Vordermastel, und zwar unmittelbar am Rande des Wasserbeckens war ein Schemel aufgestellt, auf welchen sich der zu Taufende, mit dem Rücken nach dem Becken zu, setzen mußte. Alsdann begann das Einseifen und Rasiren, bei den Offizieren und Midshipmen nur pantomimisch; die Matrosen dagegen, die später an die Reihe kamen, wurden mit einem hölzernen Messer, welches die Stelle der Seife vertrat, bestrichen und mit einem großen, rumpfen Rasirmesser gehörig geschabt. War dies beendigt, so wurden die Vorderfüße des Schemels gehoben und der darauf Sitzende rücklings in das Becken gestürzt, wo er von den Gevatern in Empfang genommen und einige mal kräftig untergetaucht wurde. Wollte er sich aus dem Becken entfernen, was an und für sich schon nicht leicht war, so wurde er von oben herab mit Wasser bespritzt, bis endlich neue Opfer seine Entweichung gestatteten. Nachdem das Vergnügen, welches von mannichfachen, lächerlichen Zwischenfällen begleitet war, mehrere Stunden gedauert hatte und endlich Schüsselungen und Hunde gleichzeitig in das Becken geschleudert worden waren, wurde Neptun ersucht, sich zu verabschieden. Derselbe war zuletzt auch so betrunken, daß sein Antlitz beträchtlich zu leiden begann.

Seit unserer Abfahrt von Sierra-Leone herrschte eine drückende Hitze und trotz der Nähe der Küste empfanden wir nichts von der Land- und Seebrise. Das Meer war weit spiegelglatt und sein Anblick ebenso langweilig als der einer ebenen, keinerlei Abwechselung darbietenden Gegend auf dem Lande. Man lebt förmlich auf, wenn sich endlich wieder weiße Gischtflocken zeigen, die nach und nach zahlreicher und bedeutender werden, hier und da zusammenfließend sich in längeren oder kürzeren Linien eine Zeit lang fortwälzen und dann verschwinden, um andern Platz zu machen. So ersetzt das Treiben der Wogen den Wechsel der Scenerie, ohne welche auch die Reisen zu Lande langweilig werden. Man kann stundenlang zusehen, wie eine Woge nach der andern sich an das Schiff heranwälzt und dasselbe mit weißem Schaume umspült. Besonders schön nimmt es sich aus, wenn die von der Sonne bestrahlten, tiefblauen oder in der Nähe des Landes dunkelgrünen Wogen lichtblaue oder hellgrüne Spitzen zeigen, die mit weißer Gischtkappe bedeckt sind.

Als wir in einer Entfernung von etwa sechs deutschen Meilen an der Mündung des Gongo vorüberkamen, sahen wir wol zwanzig schwimmende Inselchen, von denen die größten ungefähr vierzig Fuß lang und zwanzig Fuß breit waren. Es sind dies Theile vom Ufer jenes Flusses, welche durch die Heftigkeit des Stroms abgerissen und dem Meere zugeführt werden. Die meisten trugen nur Schilfgras, einige auch kleine Büsche und eins sogar zwei niedrige Bäumchen. Die Strömung des Gongo ist so bedeutend, daß wir sie nicht nur spürten, sondern auch an der Farbe des Meers erkannten. Da diese von der Beschaffenheit der Atmosphäre wesentlich abhängt, so muß erwähnt werden, daß der Himmel damals ein bedeckter war, und daß das Meer bei diesem schwarzbraun erschien, welche Farbe da, wo man dünnere Wasserschichten sah, namentlich hinter der Schraube des Schiffs, ins Schmutziggelbe überging.

Achtzehn Tage nach unserer Abfahrt von Sierra-Leone liefen wir, nachdem wir die Nacht vorher in der Dandebai vor Anker gelegen hatten, in den geräumigen Hafen von Loanda ein. Derselbe wird durch eine flache, schmale, sandige Insel gebildet, auf welcher einzelne Häuser, Negerhütten und Palmgruppen stehen. Etwa drei Achtel einer deutschen Meile von dieser Insel entfernt und beinahe gleichlaufend mit ihr bildet die Küste eine ziemlich steile Wand. Bei gewöhnlicher Flut tritt die See nicht ganz an dieselbe heran, kommt ihr indes an einzelnen Stellen so nahe, daß man kaum trockenen Fußes vorbeigehen kann; bei hoher Flut dagegen peitschen die Wogen den Fuß jener vorzugsweise aus Sand und Lehm bestehenden Wand, fahren Theile davon hinweg und verursachen dadurch den Einsturz der obern Schichten. Die niedergefallenen Stücke werden dann durch die Ebbe nach und nach fortgerissen und der vorerwähnten Insel oder einer nördlich davon gelegenen Sandbank zugeführt.

Auf diese Weise wird die Gestalt der Küste allmählich ganz verändert.

Die Stadt San-Paolo-de-Loanda ist auf einem fast rechtwinkelig nach der Insel zu vorspringenden Theile der Küste erbaut. Sie gewährt bei günstiger Beleuchtung einen hübschen Anblick. Die Häuser sind meist aus Stein erbaut, weiß angestrichen und mit Ziegeln gedeckt. Unmittelbar am Hafen liegen die Wohnungen und Magazine der Kaufleute; rückwärts davon stehen die Hütten der Neger; dieselben werden von einer Anhöhe überragt, auf welcher sich neben andern größern Häusern auch das des Gouverneurs befindet. Seitwärts von diesem obern Theile der Stadt liegt ein Fort, ein anderes zur Seite des Einganges vom Hafen, ein drittes steht auf einem Felsen im Hafen selbst und ist mit dem Lande durch eine Zugbrücke verbunden. Die dem Eingange vom Hafen zunächst gelegene Befestigung soll mit brauchbaren Geschützen versehen sein. In den beiden übrigen Forts dagegen, von welchen das hochgelegene 84, das andere 64 Kanonen schweren Kalibers enthält, sind sämmtliche Rohre unbrauchbar, die dazu gehörigen hölzernen Gestelle durch die Hitze ganz verdorrt, vielfach gesprungen und außerdem alles Eisentheile beraubt, sodaß man nur noch aus wenigen Rohren dann und wann einen Salutschuß abzugeben wagen darf. Diese Forts scheinen eigentlich nur zur Verschönerung der Gegend zu dienen; sie sind hübsch angestrichen und rechtfertigen dadurch den Vergleich — mit geschminkten Leichen.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Moderne Reliquien.

Die zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schiller's im Saale der Akademie zu Berlin ausgestellten Bildnisse, Handschriften, Drucke, Musikalien und Erinnerungen, zum Besten des Schiller-Denkmals in Berlin ausgestellt, bilden eine der interessantesten Sammlungen, die sich an die Schillerfeier anknüpften. Man wird durch sie so recht in die persönlichen Beziehungen Schiller's eingeführt und thut einen Blick in seinen Familien- und Freundeskreis, als ob man mit in denselben lebte. Solche anschaubare Reliquien, wie sie hier ausgestellt sind, bringen uns einem großen Geist viel näher als alle über ihn geschriebenen Bücher, die ihn uns abstract begreiflich analysiren. Es liegt eine Macht in anschaulichen Reliquien und man kann sich aus ihr sehr leicht den Reliquiencultus, der noch von jeher großen Männern von ihren gläubigen Anhängern zu Theil geworden, erklären. Auch unter uns nüchternen, verstandesmäßigen Menschen ist dieser Reliquiencultus noch nicht ausgestorben.

Was knüpft sich nicht für eine anmuthige Geschichte an den hier ausgestellten silbernen Trinkbecher Schiller's in Loschwitz! Bei dem ersten Ausflug mit der Familie Körner im Freien vor dem Gartenhaus in dem Weinberge zu Loschwitz (im September 1786) entsprang, als Schiller mit Frau Körner auf ein „Herzlich willkommen!" anstieß, der Weinglas. Sogleich nahm Schiller die drei Gläser der andern und warf sie über die Mauer auf den Straßenweg, daß sie in Stücke sprangen, mit der Betheuerung, daß für alle Zukunft das Schicksal der vier innig Verbundenen keine Trennung erfahren solle. Bei dem Ausflug am nächstfolgenden Morgen hatte Frau Körner vier silberne, innen vergoldete, außen mit den Anfangsbuchstaben der Namen eines jeden: K. (Körner), M. (Minna), D. (Dora), S. (Schiller), auf der Linie gestellt, mit dem Bedeuten, daß nun dafür gesorgt sei, daß beim Anstoßen kein Schaden geschehen könne. Beim Abschied von Dresden bat Schiller Frau Körner, mit ihm den Becher zu tauschen, sodaß sie im Besitz des mit S. gezeichneten blieb. Der gegenwärtige Besitzer, Hofrath Dr. Körner in Berlin, erhielt ihn von der verwittweten Frau Körner bei einer festlichen Veranlassung im September 1812.

Viel Interessantes, zum Theil noch Ungedrucktes, bieten die hier ausgestellten Handschriften Schiller's an seine älteste Schwester, Christophine Reinwald, Dresden, den 28. September 1785: „Nun, meine gute Schwester, wiegte sich mein Herz mit glänzenden Hoffnungen für deine und deiner Schweizern Glückseligkeit. Meine Entwürfe sind bewundernswerth gewesen, aber ich gebe noch keinen einzigen auf. Solange mich unter den mannichfaltigen Phasen des Schicksals das Gefühl meiner selbst nicht verlassen wird, hoffe ich alles. Ich kann meinen Vater noch immer nicht überführen, daß ich durch den Verlust meines Vaterlandes alles gewonnen habe. Freilich, meine Liebe, ich trat mit eigenmächtiger Zuversicht aus dem damaligen Kreis meiner Bestimmung heraus, der so eng und so dumpfig war wie ein Sarg. Ich suchte auf eine innere Kraft, die meinem Vater ganz neu und chimärisch war, und ich gerieth mit Gerüchten, daß ich ihm die Erfüllung

meiner stolzen Ansprüche noch bis auf diesen Tag schuldig blieb. Ihn hätte es mehr befriedigt, wenn ich, seinen ernsten Plänen gemäß, in unbemerkbarer, doch ruhiger Mittelmäßigkeit das Brot meines Vaterlandes gegessen hätte, aber dann hätte er nicht zugeben sollen, daß eine glückliche Schnellkraft in mir erwachte, daß sich mein Ehrgeiz entwickelte, dann hätte er mich mit mir selbst ewig unbekannt erhalten sollen. Das, was er noch bisweilen meine Ueberspannung nennt, hat seinen Namen weiter getragen, als er hoffen konnte — Laut genannt zu werden, haben manche mit Aufopferung ihres Lebens und ihres Gewissens gesucht; mich hat es nichts als drei Jünglingsjahre gekostet, die mir vielleicht in den nächstfolgenden wuchern werden. Ich sehe rückwärts in mein Leben und bin fröhlich, liebe Schwester, und voll Muth für die Zukunft. Alle meine Schicksale verschwinden gegen das, was ich gewann — schon allein die Ueberzeugung einiger (und warum soll ich nicht sagen vieler?) edler, herrlicher Menschen war den bedenklichen Glückswurf um mein Schicksal werth." Welche Demuth und doch zugleich welch stolze Zuversicht in diesem herrlichen, den ganzen Schiller uns vor Augen stellenden Briefe!

Aus einem ungedruckten Briefe an seinen Arzt, Hofrath Stark zu Jena, Weimar, 12. December 1802 (im Besitz des Herrn Directors Diezel), geht hervor, daß Schiller, der ehemalige Medicus, auch in seiner Familie als Medicus thätig war. „Ich habe", heißt es in diesem Briefe, „ihm (seinem Sohne Karl) die Senega nehmen lassen, wie Sie verordnet haben, und wegen des kalkleien und krampfhaften Hustens habe ich ihn und meine Frau Ihren Linctus, wenn ich noch etwas Mass. pulul. d. cynoglossi und H. succi gethan, nehmen. Unterdessen weiß ich nichts zu thun, als mit dem Linctus fortzufahren. Ich bitte, auch zu bemerken, ob etwa noch Expectorantia anzuwenden sein möchten. Meiner Frau habe ich gestern Spirit. Mindereri mit der R. Herbar. und einen bittern Extract verschrieben." Tritt uns hier nicht der sorgsame Hausvater vor Augen?

Ein ungedruckter Brief Schiller's an Iffland, Weimar, 5. Januar 1805, spricht von seiner Krankheit, die ihn bewogen, „Demetrius" zurückzulegen, an dem ihm zu viel gelegen sei, „um mit stumpfen Sinnen daran zu arbeiten"; inzwischen habe er Racine's „Phädra" übersetzt.

Außer Schiller's eigenen Briefen bieten auch die ausgestellten Briefe aus dem Familien- und Freundeskreise des Dichters sowie andere ihn betreffende Schriftstücke viel Denkwürdiges, zum Theil noch Ungedrucktes. Ein ungedruckter Brief Goethe's an Körner, Weimar, 22. Juni 1797 (Dictirt), sagt: „Haben Sie schon etwas von dem Prolog zum »Wallenstein« gesehen? Er ist sehr glücklich gerathen und gibt einen freien Blick in die große und sonderbare Welt, in welcher dies Stück spielen wird." In einem andern ungedruckten Briefe Desselben an Denselben, Weimar, 20. Juli 1797, ist zu lesen: „Sie haben durch Schillern erfahren, daß wir uns jetzt im Balladenwesen und Unwesen herumtreiben; die Meinigen sind ihm, wie Sie schon wissen, sehr geglückt. Ich wünsche, daß die meinigen einigermaßen daneben stehen dürfen; er ist zu dieser Dichtart mehr berufen als ich." Ein ehrendes Zeugniß für Goethe's neidlose Anerkennung Schiller's!

Auch die ausgestellten Drucke, Musikalien und Bildnisse bieten viel Seltenes zur Veranschaulichung des Wesens und Wirkens Schiller's dar. Und man kommt beim Anblick einer solchen Sammlung auf den Gedanken eines deutschen Schriftsteller-Museums, in welchem alle derartige Reliquien der größten deutschen Denker, Dichter und sonstiger nationaler Schriftsteller, die jetzt zerstreut sind, zu sammeln und geordnet aufzustellen wären. Es wäre dies eine Art Literatur-Museum, das für die Fortbildung der nationalen Literatur sowie für die Geschichte derselben gewiß hocht förderlich werden könnte. Freilich wäre ein solches Museum nur herzustellen, wenn die Bibliotheken und die Privatbesitzer von schriftstellerischen Reliquien, von seltenen Bildnissen, Handschriften, Drucken u. s. w. dieselben für den allgemeinen Zweck herauszugeben oder zu veräußern sich entschließen könnten.

Julius Frauenstädt.

Anregungen.

Die Schiller-Statuen.

Im Alterthum wurden die Statuen durch Senats- und Volksbeschluß in feierlichen Sitzungen decretirt, nicht in den Wirthshäusern, Gasthöfen oder bei Banketen, wo ein paar Gevattern dem Bildhauer, der eine Büste aus Stroh, Gips und Leinwand zusammensetzte, ein Hoch ausbringen und sofort mit dem Teller

sammeln gehen, um sein Werk in Marmor oder Bronze festzuhalten.

Im Alterthum diente die Errichtung einer Statue theils zur Ehrenbezeugung eines Verdienstes, theils zur Erhaltung des Gedächtnisses. Denn noch gab es keine Hülfsmittel, um von eines Dichters sämmtlichen Werken 100000 Exemplare ins Publikum zu bringen. Als noch nicht jährlich hundzig Kalender herauskamen, war wirklich Gefahr da, daß eine große That und deren Urheber vergessen wurde. Das Denkmal existirte fast handgreiflich davon. Jetzt gilt die Phrase „Er lebt im Gedächtniß der Menschen", für abgenutzt und doch ist sie so ziemlich wahr. Die großen Männer brauchen keine Denkmäler mehr.

Die Schillerfreude hatte ihre herrliche Bedeutung, aber kläglich ist doch manches, was sich daran anknüpfte. Die Maßlosigkeit mancher Huldigungen haben schon andere gerügt. Das gänzliche Verrücken der Stellung, in der Schiller zu den andern Heroen des deutschen Parnaß steht, hatte etwas Betrübendes selbst für die begeistertsten Verehrer Schillers. Von den Festpersen und Prologen wollen wir nicht reden; die dichterischen Ergießungen eines Aretinus Hahn u. s. w. standen so ziemlich allein. Nun soll uns gar alles gesammelt werden, was gesungen und gesprochen wurde. Wir wünschen, daß nach dem Rauche niemandem dabei allzu nüchtern zu Muthe werde.

Gar verkehrt ist die Sucht, aus dem verklungenen Jubel noch einige Schiller-Statuen übrig zu behalten. Das in Berlin die Achtsamere gerade die Richtung auf ein Schiller-Standbild nahm, können wir verstehen, denn in Berlin, der „Hauptstadt der deutschen Intelligenz", war seither noch nicht eine einzige eitle Größe durch ein Monument geehrt, man mußte in der preußischen Armee gedient haben, um in Berlin der Ehre eines öffentlichen Denkmals theilhaftig zu werden. Immer hatte man gehofft, mit Humboldt würde endlich der Anfang gemacht werden, auch die Vertreter des Geistes in Standbildern zu ehren. Wie wir aber schon neulich sagten, Humboldt's Verdienste wurden bei seinem Lebzeiten verewigt, wir zweifeln, ob man sich in Berlin noch gut bis zu einem Standbild Humboldt's erheben könnte. Deshalb war die Gelegenheit mit Schiller ein sehr glücklich benutzter Moment, in Berlin Statuen durchzusetzen, die nicht den Degen tragen.

Aber anderswo und in Frankfurt am Main? In jeder Stadt ist die Errichtung einer Schiller-Statue gerathen eine Instinctlosigkeit. Goethe ist in Frankfurt geboren und Frankfurt hatte, wenn die Statuen irgendetwas durch den Ort, wo sie errichtet werden, bedeuten sollen, die Pflicht, seinerzeit weise und allein Goethe's Gedächtniß zu feiern. Stellt Frankfurt noch eine Schiller-Statue auf, so fällt damit die vaterländische Huldigung fort, dem Goethe-Standbild wird der eigentliche Sinn genommen. Das zu fühlen, bedarf es nur einer einigermaßen geschulten Empfindung, einer sympathischen Empfindung, die sich auch allenfalls in einem Senat, in einer Versammlung von Bürgern und Richtern durchsprechen und geltend machen würde, nicht aber in einer Zeitungsagitation, nicht in Reflexionen, Gesprächen, nicht in cirkulirenden und von Haus zu Haus gehenden Subscriptionslisten. Herr von Laun hat eine Schiller-Figur zum Feste zusammengestellt, wie deren ein Dutzend zu Stande gekommen. Diese Sphäre des naturalistischen Talents steht so niedrig, daß ein Künstler von Ehrgefühl die Lobeserhebungen, die er für eine solche Theaterdecoration erhält, sofort ablehnt. In Frankfurt aber haben ein paar Stimmen so viel Macht und Einfluß, daß sie ein ganzes Publikum alarmiren können. Und natürlich weil sie es in den Vorschlag machten, wird die Sache sofort persönliche Ehrensache für sie und nicht eher wird dann geruht, bis nicht die in Masse urtheilende Menge, Frauen vor allem an der Spitze, das Beschlossene zustandebringt. Ein Standbild Schiller's wird improvisirt wie eine Subscription für ein Haus auf dem Feldberg oder einen Zoologischen Garten. Daß Schiller bereits in Deutschland drei Standbilder hat, daß Frankfurt durch sein viertes vom Goethe-Standbild die vaterländische Weihe nimmt, daß es der einem in Frankfurts Mauern Geborenen gebrachten Huldigung vor ganz Deutschland die Spitze abbricht, kümmert diese Agitationssucht nicht im mindesten.

Das ist das Unglück Deutschlands, das sich schon an der Paulskirche rächte und noch in unserer nächsten, vielleicht verhängnißvollen Zukunft rächen wird, daß jeder das Wort ergreift und jeder mitredet und sein Ding für richtig begründet hält, ehe nicht sein Stempel darauf gedrückt ist. Dadurch entsteht dies blinde Wogen und Hinfahren der Meinungen, dies kolossale, bald zum tigerartigen Ungeheim anschwellende Wachsen des Unsinns. Da ist denn kein Widerspruch mehr möglich, der wildgewordene Dilettantismus zermalmt seine Gegner. An Lucrezen, den Rath der Giftige abzulehnen, wird man auch hier wahrscheinlich Hunderte wollen, z. B. „Goethe ehrte und liebte seinen Schiller", und dergleichen Gemeinplätze mehr, die hier völlig unrathsam ist.

Stechpalmen.

Von Ludwig Berger.

1. Alles spricht.

Ihr sagt uns, was der Wald erzählt,
Ihr habt euch weislich abgequält,
Mit spitzen Ohren zu erlauschen
Und aufzuschreiben Well und Hall,
Was Vögel pfeifen, Lämmer rauschen,
Was auf dem Wipfel pfeift der Aar,
Die Gans quakt am Teich, im Stall
Das Hündchen schnattert mit heiserm Schall.
Wann singt ihr uns in süßem Weh
Das Schaun tiefsinnvoll aus Nöh?

werden, dann ſchick' ich meinen Vater ab. Glaube mir, die Romantik iſt immer mehr im Abſterben begriffen und es gibt weit mehr Paare, die ſich lieben, weil ſie verheirathet ſind, als ſolche, die ſich verheirathen, weil ſie ſich lieben. (Sich umſehend, leiſer) Du hatteſt ja auch früher ſo ein Mondſchein-Verhältniß?

Heinrich
(eben ſo).

Haſt Du nie mehr etwas von Marien erfahren?

Ref. Fels.

Ich weiß nicht, die Alten ſind ja wohl, glaub ich, todt —

Heinrich.

So hört' ich, aber ſie ſollen ihr ein artiges Vermögen hinterlaſſen haben.

Ref. Fels.

Das nicht! (Sich beſinnend) Nein — nein — nein — im Gegentheil — was hört' ich doch?

Heinrich
(ängſtlich).

Sie wäre hülflos, während ich im Ueberfluß ſchwelge? Ich bitte Dich, Fels, weißt Du nichts Genaueres darüber?

Ref. Fels.

Es gäbe einen ſchönen Spaß, wenn Ihr Euch einmal

II. Alte und Junge.

Ich kann das Räthsel nicht ergründen,
Wie ich mir auch den Kopf zerbreche:
Die Alten sitzen an Jugendsünden,
Die Jungen leiden an Altersschwäche.

III. Singe, wem Gesang gegeben.

Frei noch ziehen wir trotz der Schlingen,
Trotz der Fallen und Mordschlage,
Und wir hören nicht auf zu singen
Und sind fröhlich allerwege.

Hätten die Katzen Flügel empfangen,
Hätten sie Land und Luft durchmessen,
Jämmerlich wär's uns Vögeln ergangen,
All uns hätten die Katzen gefressen.

IV. Galisirung.

Herr wissen sie dem Ding zu geben
Und Farbe, die wie gelten kriegt;
Sie machen Wein jetzt ohne Reben,
Sie machen Verse ohne Geist.

V. Die neueste Bühnenposse.

So ekel nie ist die Moral,
Als wenn sie, im Parterreschritt
Stolz wird, einer Zote, die
Davonhaicht, auf die Schleppe tritt.
So ekel ist die Zote nie,
Als wenn sie aus dem Mund das Wort
Der Predigt nimmt: und die Moral
Verschwindet abgelöst sofort.
Wer treibt schneeweiße Schwäne wol
Und schlammbedeckten Borstenvieh
In Einer Heerde auf den Markt?
Die neu'ste Bühnenposse.

VI. Wölf und Schafe.

Schafe, die wie Wölfe jagen,
Wölfe, die wie Schafe klagen,
Das sie haben uns am Kragen,
Wär's in vielen bösen Tagen,
Schafe, Wölfe, ob sie nagen,
Beißen, lecken — ohne Zagen,
Mag sie auch für Pelze tragen:
Draufgeschlagen! Todt geschlagen!

VII. Dem Zukunftsmüßer.

Weich tolle Laune plagt den Mann,
Beim Handwerk nicht zu bleiben?
Wer singen und Lauten spielen kann,
Mag braucht der Bücher zu schreiben?
Wer zu dem Schwerte greift, der fällt
Durchs Schwert, das merke sich jeder:
Wer durch die Feder siegt, erhält
Sein Urtheil durch die Feder.
Die Zukunftsgrillen verscheuche sie,
Laß andre sich kritisch beißen!
Dem ist die That, die Melodie,
Die andern mögen reden!

VIII. Deutsche Kleinstädter.

Ein Jüngling aus gutem Hause hat,
Ein blonder, Novellen und Dramen
Herausgegeben, und, in der That,
Sie entzücken Herren und Damen.
Ein Genie, ein Genie! Das Städtchen hat
Nun doch auch seinen Poeten;
Und weil Krähwinkel ein Plätzchen hat,
So begrüßt es den neuen Kometen.
Fanfaren, Hymnen und Glockengeläut'
Betäuben den Leuten die Ohren:
Herr Gevatter, Frau Nachbarin, uns ist heut'
Ein großes Licht geboren!
Er selber glaubt das ohnedies,
Der Dichterheros, der junge,
Und seines unsterblichen Ruhms gewiß,
Spart er nicht Zunge noch Lunge.
Die Klage Aeson's, ihr kennt sie ja,
Wie auf dem Kutschenschlage
Sie sitzend sich ärgerte und rief: „Seht da,
Wie ich mächtigen Staub aufjage!“

IX. Vorbei.

Ist denn das alte Blumenbeet
Der Phantasie für immer
Verwüstet, verheert, geplündert, verweht
Mit seinem Glanz und Schimmer?
Nicht Märchen sprießt noch Sage mehr
Und nur der Geisterschrecken
Spukt noch im Holz. Der Götter Heer
Verschwand, der Aben und Recken.
Die Nymphe wohnt nicht mehr im Baum,
Im Klee, am wallenden Hügel;
Kein Elfe streift vom Blumenflaum
Den Thau mit luftigem Flügel.
Kein Gnome hält in nächt'ger Ruh'
Den Schatz in Bergesräumen,
Kein Heinzelmännchen tummelt die Kuh
Und schafft, indeß wir träumen.
Der Teufel spukt noch hin und her
Und soll sein Wesen treiben —
Doch Kunde gibt er keine mehr,
Um ihn sich zu verschreiben.

Zur der Schillerschiftung hat [illegible] Herausgeber (Deutsche Dichterhalle) soeben eingesandt: 10 Thaler von Herrn Gallina Diel in Dresden. 2 Thaler von Herrn Peter Schmenke in Mindelheim als Ertrag einer Sammlung. 7 Thaler 5 Ngr. von der Redaktion der Gartenlaube zu München durch Herrn Redakteur Kaulbach. 5 Thaler Ertrag einer Sammlung zu Hamburg am Rhein durch Herrn Pfarrer [illegible]. 4 Thaler von Herrn Dr. Baumann in Breslau. 20 Gulden C. W. von Herrn Theaterdirector Reichenberger in Königsberg. 10 Thaler in Ngr. durch Herrn Notariat Hermann als Ertrag einer Sammlung zu Mittenberg in Sachsen. 22 Thaler vom Männergesangverein zu Neuß am Rhein. 17 Thaler aus Buxtehude. Sammlung durch das verlag Schillerfest-Comité. 10 Thaler 10 Ngr. 6 Pf. aus Mittweida. Ertrag einer heutigen Aufführung durch Herrn Advocat Hänschel. 10 Gulden 42 Kr. C. M. durch Herrn Dr. Grimm zu Prisbram in Böhmen als Ertrag einer Kollekte im heutigen Casino.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 12. Wöchentlich ein Bogen.
Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Aus Karl Maria von Weber's Leben. Von Max Maria von Weber. II. — An den Kaiser. Aus dem Reisetagebuch einer Opernsängerin. III. IV. V. — Eine Opernaufführung zum Schaudern. Von J. Kompert. — Literarische Anzeige. — Aus den Wochenschriften. — Zur Unterhaltung. IV. — Rätsel von Oswald Stern.

Aus Karl Maria von Weber's Leben.

Von Max Maria von Weber.

II.

Mit der Liebe zu Karolinen machte sich in Weber's Seele beim Rückblick auf eine Reihe von Monaten, in denen nichts von Bedeutung geschaffen und nur mit Daransetzung aller seiner geistigen und körperlichen Kräfte die prager Oper in ihren innern und äußern Elementen gefördert worden war, die Erkenntniß immer gebieterischer, daß um jeden Preis in seiner Existenz wieder Raum für die Production geschafft werden müsse.

Eine Umschau im Kreise der Personen, mit denen Weber in Prag verkehrte, zeigte ihm auch eine wahrhaft entsetzenerregende Oede in Beziehung auf alle ebenbürtige, künstlerische Anregung; denn obwol vom Publikum geehrt und in seiner Eigenschaft als Operndirector hoch gehalten, auch als Virtuos gern öffentlich gehört, fand doch Weber keinen Einzigen, in dem man ihm als schaffendem Künstler die geringste Aufmunterung gegeben oder durch den er veranlaßt worden wäre, seinem Talent wieder einmal die Spannung zu geben.

„Diesen ganzen Sommer", rief er in einem Briefe an den Naturforscher Lichtenstein aus, „hat man mich hier dreimal zum Spielen aufgefordert. Du kannst daraus sehen, wie man mich hier zum Schaffen treibt!"

Und weiter schreibt er an andern Ort:

„Es gab eine Zeit, wo die Hauptstadt Böhmens sich auch für denselben Rang in der Kunst anmaßen durfte. Ein Publikum, das zuerst den Mozart'schen Genius zu würdigen wußte, hätte allerdings ein gegründetes Recht hierzu. Dieses wirkliche Recht ist nun durch mancherlei Zeitereignisse und die dadurch bewirkte Umwandlung, Ver- und Umstimmung des Publikums zum bloßen Titularrecht geworden und die Titularherren pochen bekanntlich immer strenger als die wirklichen auf ihre Vorzüge. Die großen fürstlichen und adelichen Häuser, die ehemals eigene Kapellen hielten, die angesehenen bürgerlichen, die sich zu Musikübungen vereinigten, alle diese folgten dem Zeitdrange und schränkten sich ein. Das Bedürfniß vieler, großentheils unterrichteter Regimentsmusiken veränderte die zahlreiche Musiker-Population. Selbst der Tod that das Seinige.

„Weder Unterstützung noch Aufmunterung erregte diesen Mangel und so sank nach und nach die musikalische Bildung und mit ihr der Geschmack und nichts erhielt sich als die Erinnerung an den Ruhm der alten Zeiten und deren Kenner, auf welchem ererbten Lorber nun die junge, lenkangebende Welt, als auf selbsterrungenem, ruht und pocht. Man hat sie oft versichert, in Prag wisse man Musik wahrhaft zu beurtheilen, und siehe da, sie glauben's! Die Hauptquelle, von der alle Bil-

dung zuzugeben, Gastlichkeit und Austausch der Ideen, fehlt hier gänzlich. Es gibt keine Vereinigungspunkte, kein großes, kein reiches oder gelehrtes Haus, auf dessen Gütern Menschen hervorragen oder die Stimmen der Lonangeber gelesen werden. Alle Stände, der Adel, der Kaufmann, der Bürger, sind streng voneinander abgesondert, ohne deshalb unter sich einen Körper zu bilden. Man kann behaupten, daß jede Familie abgetrennt für sich, nur im Kreise ihrer nächsten Umgebung lebt. Ein Theil der Großen verzehrt sein Geld in Wien oder im Auslande und bringt nachdem sie zwei Wochen, höchstens, auf ihren Gütern hier zu. Eine Masse von Fremden, die diese widersprechenden Theile auf gewisse Weise binden und lösen könnte, wie in Wien, Berlin u. s. w. fehlt gänzlich, da der Lage Prags sie weder von selbst zuführungt, noch die Stadt übrigens Reize genug besitzt, sie um ihrer selbst willen hinzulocken. Die wenigen hier lebenden Künstler und Gelehrten sezten meistens unter einem Verhältnisstisch, das ihnen nicht den Sinn und den Muth geben kann, der den wahren, der Welt angehörenden und daher freien Künstler so schön beseelet. Jeder denkt seine Grillen in angebornen steifen Gangt, tyhet den Titel: Gemeinrit der St. Grillen; N. N. Seine Meinungen gehen gleichen Schritt mit denen seines Mäcens; dieser bedingt nun seinen Gompositeu gegen die andern und so erkaltet der Muth, sich einer gemeinschen, das tägliche Brot scheuenden Grillen zu entziehen und auf dem offenen Kunstwolkmeer neuen Entdeckungen und Versuchen entgegenzusteuern."

Bei die Daare mußte diese Richtung seiner Umgebung Weber gerathen unerträglich werden und es bildete sich daher eine heiße Sehnsucht nach einem Ausweg in lebendigere Sphären bei ihm auf, die gegen Mitte des Sommers so intensiv wurde, daß sie selbst den Schmerz einer getwaltigen Trennung von Karoline Brandt als überwindbar zu zeigen begann. Als nun daher der Arzt bei anhaltendem Husten und Klage über Schwindel nun Abspannung auf einem Landaufenthalt in stiller Ruhe und auf eine Reise drang, sprengte der heiße Drang nach geistiger und leiblicher Gelanntheit, Schaffen, Kunstreiben und Künstlerumgang alle Fesseln und Weber reiste am 10. Juli 1814 nach dem kleinen, dem Grafen Clary gehörigen Waldbadeorte Liebwerda bei Friedland in Böhmen ab. Wir einem Jubel wie der Vogel im Morgenthau badete er sich nach dem Theaterlarm und Staub in Prag in Einsamkeit und Waldduft.

„Wenig Leute sind hier", schreibt er an Karoline Brandt, „und wahrscheinlich gar keine Menschen. Ich sehe gerade auf Wald und Wiesen. Am einzigen Fenster steht ein einziger Tisch, an dem ich dies schreibe, ein Bett, eine Kommode und wenn du mich besuchen willst, noch ein Stuhl; das ist alles, was die getäfelten Mauern meiner Wohnung umfassen. Ach Gott, ein Klavier hätte ich bald vergessen, das wie Käfergeschwirr im Mondschein klingt. Meinetwegen, ich danke doch Gott und dem Oberamtmann, daß ich es habe, und hoffentlich wird es häufiger benutzte Sachen geben als mein eigenes Piano in Prag."

Diese Hoffnung hat nicht getrogen, denn der große Theil der Korrespondenz von „Tyer und Schwert" und in Liebwerda an seinem einsigen Teiche componirt.

Eine wahrhaft zauberische Lieblichkeit enthalten die Briefe, die er aus der Waldstille von Liebwerda an Karoline Brandt, die er schon als seine Braut betrachtet, schrieb. Ihr außerordentlich lebhafter Charakter, der alle äußern Eindrücke und momentanen Empfindungen mit ungemeiner Wärme und Kraft in ihren Briefen an ihn zum Ausdruck brachte, übte einen wunderbar zu nennenden Einfluß auf das stets männlich feste Herz des Liebenden aus. Ihn ihn alle Schwankungen ihres Fühlens mitmachen und es führen daher seine Briefe ein wahres Panorama aller Empfindungen, die ein Menschenherz mit bewegen können, am Feier verleiht, immer im Gewande des liebenswürdigsten, wenn auch oft scharfen und heftigen Ausdrucks, immer durchleuchtet vom Glanze der reinsten und edelsten Liebe. Es ist zu bedauern, daß es sich nicht gemein will, auszugsweise Auszüge aus diesem Briefwechsel zu geben, der ein so entschiedenes Bild der unverbrüchlichen Neigung zwischen einer männlichen und anfassenden Künstlerseele und dem geschilderten, aber wie die Libelle beweglichen weiblichen Frauengemüth gibt, deren Mängel ebenso wirksam wie seine Tugenden Anlaß zu dem Geiste des Künstlers schlagen. Nicht wiederholen können wir aber den Verlockung, durch Mittheilung einiger Aussätze aus diesen Briefen an seine Braut die liebliche Klangfarbe zu bezeichnen, die diese symphonischen Kundgebungen charakterisirt:

Liebwerda, 12 Juli.

„— — — Um 5 Uhr stehe ich auf und denke mich in dem Gedanken, wie ruhig Du noch

schlummern wird; um 6 Uhr habe ich und Line so die Zeit herumrücken, wo die Mutter an Tein Bett tritt und dem lieben Töchterlein die Ruhe nicht nehmen will, die denn doch endlich in aller Frühe um ½4 Uhr gebrochen werden muß. Da frühstücke ich und Du vielleicht auch. Dann gehe ich zum Brunnen und trinke und laufe noch jedem halben Glas eine Strecke. Da sieht sich Lina an oder die Bach kommt und Ihr plaudert und gedenkt meiner. Um 10 oder 11 Uhr geht Du in die Probe und ich sehe Gluck und Klavier her üben und singen, aber doch nicht mit der rechten Lust, gelt? Endlich wird es 12 Uhr und Du hast Hunger und ich auch; um ½1 Uhr gehen an Tische und nachher eile ich an Tier, aber — nur auf dem Papier und im Herzen, bis zu einer schönern Zeit. Da schlafe denn mein Mütterl trotz des Verbots ein bißchen und — was ich wollte verschien, wenn es nur träumt; träume ich so doch auch in derselben Zeit mich in Dir. Dann kriech' ich abermals in Walder und Schluchten und Lina kriecht in die Kleider oder in die Lage. Um 8 Uhr esse ich aber und Lina singt. Dann arbeite ich auch noch und um 10 Uhr werfe ich mich aufs Lager und denke der schönen Zeit, wo die verdammten Uhren immer so schlagen.

„Den unterhalb Bodegassen, die hier herumwanken, habe ich ein so tenerncs Gesicht gemacht, das ihnen alle Lust vergangen ist, mir anzubinden. Mit meinen Reisegefährten, die recht wohl und munter sind, stehe ich auf dem guten Fuße, daß ich mich durchaus nicht um sie genire. Früher und später Weg zusammen, sie schlendern mir miteinander; falle es mir aber ein, sie auf einmal im Stich zu lassen und anderswohin zu kommen, so halten sie das meinem Straßenrecht zu gute und denken: Der Mensch ist verliebt, laßt ihn gehen! Und das ist wahrhaftig das Beste, was Sie denken können!"

14. Juli 1814.

„Alle Finger habe ich beinahe wund und kann kaum die Feder halten, so habe ich mich heute und gestern mit Saitenanspielen und Stimmen gequält, um mein Haderer nur einigermaßen genießbar zu machen. Nun habe ich endlich zum Lohn zwei reine Accorde gegriffen und habe darauf die Weise abgenommen, welche bei mir jetzt ungefähr dieselbe Sache ist wie in den Feenmärchen das Drehen eines Zauberringes u. s. w., durch das man schnell dahin versetzt wird, wohin man will. Bei Dir war dies ja auch mein erstes Wunder, wenn ich zwischen die hohen blauen Wände trat, und so muß ich es nun auch jetzt bei meinen traurigen weisen machen, will ich nur einigermaßen alle Nebensachen, die in meiner Nacht stehen, verbrauchen, um die Hauptpersonen desto lebendiger vor meinen innern Augen stehen zu lassen. Wie kindisch ist der Mensch an Kleinigkeiten hängt! Ich glaube im Ernste nicht ordentlich an dich denken und schreiben zu können, wenn ich die kalten Augen aufhabe und meine, die Herabnehmen bringe mich Dir schon um vieles näher. Nache mich nicht aus, ich fühle mich so wohl bei diesen kleinen Lügen der Einbildung und lasse sie mir um keinen Preis nehmen; sie sind das Einzige, was ich gleichsam mit Händen festhalten kann" u. s. w.

„— — Die verdammten Entfernungen! Ich meine immer, wenn ein Brief so lange läuft, müsse er unterwegs wie eine Sache immer kälter werden, bekanntlich, wenn ein der andere halb bekannt, so recht wie Bäume, wie der er aus dem Hemden hat, am Papier stehen mache Ueberhaupt ist es mir mit meiner Ungeduld eine wirkliche Sache ums Briefschreiben. Wenn mich so die Gefühle überströmen und es so unerträglich langsam und schleichend aus dem Federkiel kriecht, mir dabei einmal und andere kalt und warm aber den ganzen Leib läuft und es beinah, wenn ich es überlese, so eisigzig und abgebrochen und zerrissen bricht, — da möchte ich gleich alles in Stücken reißen! Und doch ist es noch das einzige heftige Mittel, sich wenigstens Arrangement seiner Empfindungen zuzuwinken. Das Herz fühlt schon die Lücken aus, und nicht wahr? Mütterl verzeihst mich schon mit halben Worten."

19. Juli 1814.

„— — Sage einem Kinde einig, es sei ein Schmerz, und es wird endlich einer werden, weil es sich doch, auch unschuldig, stets gedrungen fühlt. Gott sei Dank, ich bin kein Kind! Und sollte auch die ganze Welt an mir irre werden, ich werde die Hand auf die Brust legen und sei und offen im reinen Bewußtsein als Mann bestehen und nichts wird mich wankend in meiner reinen Ueberzeugung machen! Es wird mich endlich zusammendrücken, — ja, das fühl' ich nur zu deutlich! — Aber sei es! Nicht die Dauer des Menschenlebens, sondern das Gefühl, mit dem man dem Schlag desselben entgegensehen kann, bestimmt den Werth desselben. Eine solche ist viel — nur zwei Werke noch schaffen zu können, die als Denkmäler eines denkend verlebten Men-

schmeichelte, daß sie gern etwas Bedeutendes geleistet hätte, hatten zeugen können? Ja es aber nicht — in Gottes Namen!"

25. Juni 1814.

„— — Darf Lebe den M. Maro nicht zu viel! Er kann meinetwegen alle Sprachen sprechen, wenn er nur die in Deinem Herzen nicht spricht! Das Ihr alle in der „Verlobungsstimmung, ist ganz in der Ordnung und gebe ich hiermit ein Verlobungsdecret. Uebrigens schweige ich von Deinem Unterdempantoffelsichen; so leben sie aus, die unterm Pantoffel leben! Meinst Du was? Wir wollen uns beide darunterstellen. Und so ist es auch! Das innigste Streben, dem andern Freude zu machen und nach seinem Willen zu leben, beseelt uns ja gewiß! Wie unendlich wohlthuend ist mir das, was Du darüber schreibst! Den reinsten Willen, Dich froh und zufrieden zu machen, hab' ich gewiß und Gott wird mir ja auch die Kraft und Einsicht dazu schenken, wenn Du vertrauend mich liebst so, wie jede Zeile dieses Briefs so beglückend es athmet" u. s. w.

Nach vier, mit im Waldlustbade von Lichtenberg verlebten Wochen, während deren der Schlag seines aufgeregten Pulses wieder in den gewohnten Takt gefallen war und die angegriffene Brust sich wieder kräftig genug erweitet hatte, um für den Empfang tieferer und größerer Eindrücke stark genug zu sein, kehrte auch Weber's ganze Kraft am Wirbel des Lebens und dem Wettkampf der Kunst zurück und er hielt es in der Waldeinsamkeit nicht mehr aus. Es zog ihn nach kräftigen Anregungen, die er in früherer Zeit niemals nachhaltiger und bedeutsamer empfangen hatte als im Jahre 1812 in Berlin, wo ihm das damals dort auf seiner Höhe stehende Kunstleben die herrlichste Sphäre für Gestaltung und Anspannung seiner Kräfte geboten und der Verkehr mit Iffland, Zelter, Gubitz, vor allem aber mit dem theuersten seiner Freunde, dem berühmten Naturforscher Lichtenstein, der zugleich großer Gelehrter, höchst liebenswürdiger Mensch und geschickter Zeichenlehrer war, den segensreichsten Einfluß auf seine künstlerische Entwickelung geübt hatte. So erschien Weber das Kunstleben in dieser Stadt, das Platen zwölf Jahre später nicht mit Unrecht die „Einzige Kröte von Berlin" nennen durfte, als ein Elixier, in das er sich lebhaft zurückwünschte.

Zugleich verband er mit dieser Reise die Absicht, in Berlin seine Cantate: „Gott und die Natur", aufzuführen und vielleicht auch die Kernstellen Lieder, die er zum großen Theil noch im Kopf und Herzen trug, vor einem Publikum singen zu lassen, das nach der Begeisterung für die hehre Sache, die sie feiern, glühte.

Den Rest seines dreimonatlichen Urlaubs benutzend, ging er daher von Liebwerda, so schnell es damals möglich war, nach Berlin, wo er am 3. August 1814 eintraf und bei seinem Freunde Lichtenstein traufliche und behagliche Wohnung fand. Gleichsam als wollte der Ort die Vorliebe Weber's für ihn rechtfertigen, bereitete sich ihm gleich am zweiten Tage seiner Anwesenheit ein ebenso glänzender als rührender Empfang. Er begab sich, schlicht, wie es seine Art war, in die Singakademie, die damals in höchster Blüte und in größtem Renomm stand. Es war gerade bedeutende Aufführung gewesen; 300 Mitglieder und ein ganz auserlesenes Auditorium, worunter Bücher, die Prinzen u. s. w., waren zugegen. Kaum erkannten Weber einige seiner Freunde, so lief die Kunde, daß er da sei, flüsternd und rufend durch alle Kreise der stattlichen Gesellschaft und er sah sich in der nächsten Pause so gerauschvoll und gedrängt zum Mittelpunkt der großen Gesellschaft gemacht, so viele Freunde, Bekannte und Unbekannte und Fremde drängten sich heran, um ihm die Hand zu schütteln oder ihn zu mustern, daß er, fast ebenso erschreckt als beglückt und erhoben, die erste Gelegenheit benutzte, um zu verschwinden.

Die im allgemeinen außerordentlich liebevolle und auszeichnende Aufnahme, die Weber in Berlin fand und die sich in der Liebe und Begeisterung gipfelte, mit der ihn die in den glänzendsten Verhältnissen lebende Familie seines Freundes Meyerbeer empfing, fand nur in der Seele einiger weniger Musiker, besonders aber beim Kapellmeister Bernhard Anselm Weber und bei Zelter, wenig Anklang. Des ersteren nie starke Neigung für Weber verwandelte sich in Antipathie, als das Gerücht auftauchte, daß Weber für Berlin gewonnen werden sollte und sowol höchsten Orts als im Publikum das Verlangen laut wurde, seine Oper „Sylvana", die er im Jahre 1812 in Berlin selbst einstudirt hatte, aufs neue zu hören. Wohl oder übel mußte er sich aber fügen und „Sylvana" wurde für den 20. August angezeigt; auch nahmen die Proben, denen Weber zuweilen beiwohnte, bald ihren Anfang.

Beim Blick auf die reichlichen Kundgebungen, die Weber über seinen berliner Aufenthalt in Briefen und Notizen hinterlassen hat, frappirt

immer aufs neue die Idee früher gemachter Weltumschwung, das er der gewaltigen Zeitereignisse, die Europa damals erschütterten, sich niemals gebeugt und vom Leben und Weben der Kunst spricht, als schwämme dieselbe in einem sanft hingleitenden Strome von Frieden und Ruhe. Um so überraschender ist dies verwunderliche Schweigen von dem Manne, dessen glühende Vaterlandsliebe in „Leier und Schwert" einen so mächtigen und in allen Herzen der Nation so gewaltig nachhallenden Ausdruck fand, daß man seine Wirksamkeit beim Befreiungskampfe als eine nicht unbeträchtliche bezeichnen muß. Dreistigerweise suchen sich offene Kundgebungen seiner Theilnahme an den großen Weltereignissen fast ausschließlich in Notizen über Streitigkeiten mit seiner Braut, die eine warme Verehrerin von Napoleon's Heldengröße war. Die Differenzen der Meinungen scheinen oft zu Mißhelligkeiten ziemlich bitterer Art zwischen den Verlobten geführt zu haben.

Niemals ist Vortrefflicheres und Charakteristischeres von Weber's Leben in den ihm so sehr zugethanen Freundes- und Künstlerkreisen Berlins gesagt worden als das, was Heinrich Lichtenstein als Einleitung zu einer Sammlung Briefe von Weber an ihn selbst, die er sehr hoch hielt, geschrieben hat. Obwol nun diese Darstellung sich mehr auf die Zeit der Anwesenheit Weber's in Berlin im Jahre 1812 bezieht, so wirft sie doch auch ein so lebhaftes und durchdringendes Licht auf die Verhältnisse, unter denen er in der Periode lebte, die uns soeben beschäftigt, daß kaum auf irgendeine Weise ein lebensvolleres Bild des Meisters in jener Zeit dem Leser gegeben werden kann, als indem wir diese ebenso gern als mit den Gegenstand liebevolle Darstellung des großen Gelehrten hier folgen lassen.

Heinrich Lichtenstein schreibt: „Nach einer flüchtigen Bekanntschaft, die ich im Jahre 1808 mit Karl Maria von Weber in Weimar gemacht hatte, sah ich ihn im Mai 1812 in Berlin wieder. Er hatte meinem alten Universitätsfreunde Klemming einen Brief überbracht, diesen ihn auf die Singakademie geführt und nach Beendigung des Gesangs machten wir einen Spaziergang, auf welchem Weber sich über unsere Gesellschaft und ihre wahre Bestimmung sowie über die Kunst überhaupt auf eine so liebenswürdige und anziehende Weise auslies, daß wir uns beim Nachhausegehen nicht von ihm scheiden mochten, sondern bis spät in die Nacht mit ihm auf Klemming's Zimmer beisammen blieben. Wir sahen uns dann oft, auch bei unserm musikalischen Freunde Kurmann, Bielfeld, Mangelsdorf, Hedwig und Gyrowetz sahen wir ihn. Die gastlichen Häuser Jordan, Friedel, Pierre Jordan und Madam boten dem belebten Kreise öfters Vereinigungspunkte. Viele schöne Sommerabende wurden in Pankow bei den beiden ersten und bei Kielmann sowie in Schönhausen in dem liebenswürdigen Familienkreise der Preis verlebt und durch Musik verschönert. Weber war Meister auf der Guitarre wie auf dem Flügel. Seine damals noch wenig bekannten Lieder, von ihm selbst mit schwacher, aber ungemein wohlklingender Stimme und unnachahmlichem Ausdruck vorgetragen und mit höchster Virtuosität auf der Guitarre begleitet, und das Vollendete, was vielleicht je in dieser Gattung geleistet werden, und gewannen ihm aller Herzen. Hatte er damit im weiten Kreise um den Zirkel versammelte Gesellschaft schon in ungewöhnlichen Schwung gebracht, so ging es an den Flügel, wo er mit dem in allen Leistungen geübten Verein von den eben daliegenden Meisterwerken der Kunst das Ganze Beste vernahm und durch seine Gewalt über alle Mittel und Kraft in ungewöhnlichem Grade zu bekunden verstand, daß jeder meinte, so sei es noch nie gelungen und erst nun gehe ihm ein Verständniß des Werks auf. Bald, um den Sängern Ruhe zu gönnen, bald, um den seinen eigenen Klavierstunden hören, unter welchen die damals noch nicht gedruckte große Sonate in C-dur das Beliebteste war. Er wußte nach eigener Laune und nach der Stimmung der Gesellschaft in dieses so oft wiederholte Stück so viel Abwechselung und Mannichfaltigkeit zu legen, daß es immer eine gewisse Neuheit behielt und daß ich dem Hörer, so oft er es vernahm, nur desto mehr die in der Tiefe der Intention liegenden Schönheiten offenbarten. Hatte ihn nachher ein Gesangstück in vorzügliche Begeisterung gesetzt, so pflegte er unaufgefordert, wie wenn er nur in einem längern Nachspiel die Schönheit eines musikalischen Gedankens festhalten und verfolgen wollte, sich in freier Phantasie über ihn in ergehen und schwelgte dann, völlig Herr des Instruments, durch keine Schwierigkeit der Ausführung in dem kühnsten Fluge getrieben und stets von dem klarsten Bewußtsein der Regel geleitet, das Außerordentlichste, was die Kunst der Klavierspieler bis dahin hervorzubringen vermochte. Den höchsten Triumph dieser Art errang er eines Abends bei

Jordan Kriebel in Pankow, nachdem das bekannte vortreffliche dreistimmige Lied von Hardo: „Der Jüngling hört des Grabes Lied", gesungen war, sahe er, wie tief ergriffen von der Wahrheit des dichterischen Gedankens und unter wiederholtem Ausrufen der Schlußworte: „Und keiner nimmt den Irrthum wahr" —, in leichter Modulation des Themas fort, aus dem sich bald eine auf das kunstreichste durchgeführte dreistimmige Fuge entwickelte, die, von den Kennern mit häufigen Ausrufungen gesteigerter Bewunderung begleitet, für den unbefangen genießenden Sinn in ruhiger Klarheit bahnlos und, sich wiegend auf den Wellen des Sechsachteltaktes, den Charakter des zu Grunde liegenden Gedichts, trotz der verwegensten Wendungen, Umkehrungen und rhythmischen Verschiebungen, immer festhielt. Kaum hatte je die muthwillige Keckheit in den glänzendsten Passagen und das Feuer im Fortschreiten vollgriffiger Accorde, womit Weber sich den Beifall sonst zu steigern verstand, eine solche Wirkung hervorgebracht als dieses fast eintönig dahinfließende Jugendlied. C. A. Schneider's damalige übungslustige Schüler sanken vor Weber auf die Knie, andere umarmten seine Schultern, alles drängte sich um ihn, statt des Blumenkranzes war sein Haupt von einem Kreise freundlicher, glücklicher Gesichter wie gekrönt und die feierlich wehmuthige Stimmung, in die ihn dieser Beifall versetzte, klang bis tief in die Nacht in den tiefsten und ernstesten Weisen nach, die ich je von ihm habe hervorbringen hören.

„Sein Phantasiren in solcher Stimmung unterschied sich sehr von allen ähnlichen Kunstleistungen selbst größerer, d. h. fertigerer Klavierspieler, wie Hummel und Kalkbrenner, bei denen, auch wenn sie es noch so wenig meinen, doch immer ein Streben, zu gefallen, durchblickt. Bei Weber aber war es, als ob er in diesem Augenblick erst das Organ fände, seine innersten Empfindungen vertrauten Freunden zu enthüllen, und als ob sein ganzes Wesen damit beschäftigt wäre, sich ihnen verständlich zu machen. Auch Lauska, dessen gemüthliches, hoch correctes und zierliches Spiel noch so vielen unter uns unvergeßlich vorschwebt, mußte doch darin dem jüngern Meister weichen, das sein freies Vortrag, wiewol ungemein fließend und natürlich, doch immer mehr das Gepräge einer vorbereiteten und durchdachten Arbeit als einer wirklichen, unmittelbaren Eingebung hatte und der Mannichfaltigkeit der Erfindung entbehrte, die Weber in so hohem Grade besaß. Doch gelang es ihm nicht immer damit. Wenige Tage nach jenem glücklichen Abende betraten wir uns beim frühen Morgen; Weber war durch irgendetwas gereizt oder verletzt und als er sich zu einer freien Phantasie über ein unmittelbar vorher gegebenes, freilich sehr unglücklich von einer vornehmen, ganz unmusikalischen Person gewähltes Thema niedersetzte, gelang es ihm so wenig, die gespannte Erwartung der Hörer zu befriedigen, daß diese bald aufstanden, um sich im Nebenzimmer zu unterhalten, worauf dann Weber schnell abbrach, seinen Hut nahm und etwas ungehalten (am meisten auf sich selbst) davonging."

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Zu den Kaffern.

Aus dem Reisetagebuch eines Officiers.

III.

Loanda, welches den Beinamen San-Paolo angeblich daher hat, daß es von den Portugiesen am Paulstage gegründet wurde, ist die Hauptstadt der Provinz Angola und der Sitz des Gouverneurs. Es soll 11,000 Einwohner und unter diesen 2000 Weiße zählen. Von den Negern sind die meisten Sklaven. Jedermann kann deren so viele haben als ihm beliebt; dagegen ist die Ausfuhr verboten und durch die an der Küste kreuzenden kleinen englischen Kriegsschiffe verhindert. Seit dem Aufhören des Sklavenhandels ist Loanda sehr zurückgekommen; die portugiesische Regierung hat nichts gethan oder nichts thun können, um die Colonie auf andere Weise zu heben, und die Einwohner selbst scheinen zu träge, um einen Ersatz ihres abhanden gewordenen Handels mit Menschen aufzusuchen. Wie wir aus den Reiseberichten Livingstone's erfahren, soll das Land im Innern sehr ergiebig sein und große Kaffeeplantagen besitzen, welche zwar vorzügliche Früchte liefern, um deren Einsammlung sich aber niemand kümmert. Man hat neuerlich auch reiche Kupferminen entdeckt, deren Ausbeute aber ebenfalls sehr fahrlässig betrieben werden soll. Neger graben die Erze aus und schaffen dieselben in kleinen Körben, die etwa zwanzig Pfund enthalten, nach der über zwanzig deutsche Meilen entfernten Küste. Zur Entschuldigung eines solchen erbärmlichen Betriebs muß erwähnt werden, daß über den Besitz jener Minen zwischen England und Portugal Unterhandlungen geführt werden. Die englische Regierung hat nämlich der portugie-

über den Besitz der Colonie bis zum obern Congo südlicher Breite zugestanden; man will behaupten, es sei zweifelhaft, ob die Minen nicht jenseits der angegebenen Grenze lägen, zur Lösung dieser Streitfrage ist eine Commission abgeordnet worden.

Daß die englische Regierung überhaupt auch auf jenen Theil von Afrika ihr Auge gerichtet hat, geht schon daraus hervor, daß von Zeit zu Zeit kleine Kriegsschiffe in den Congo einlaufen, um den daran wohnenden Negerhäuptlingen Geschenke zu bringen und Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen. Wenn den Portugiesen ihre dortigen Colonieen abgenommen würden, könnte das Allgemeine dadurch nur gewinnen. Die Engländer würden das Land gehörig ausbeuten und somit dem Handel einen Schwung geben, während man jetzt in Loanda nur Zeichen der äußersten Trägheit und des Verfalls sieht. So liegen im Hafen die Wracks von drei ziemlich großen Schiffen; die Wellen spülen eine Planke nach der andern davon weg, aber niemand denkt daran, dieselben auf einmal zu entfernen und dadurch die freiere Bewegung nach allen Richtungen hin wiederherzustellen.

Wir hatten gern einen Ausflug landeinwärts gemacht, konnten aber leider keine Pferde bekommen. Palankins sind das einzige Fortschaffungsmittel, dessen sich die Europäer nicht nur in der Stadt Loanda, sondern auch bei Reisen in das Innere bedienen. Dieselben bestehen aus einer etwa zwölf Fuß langen Stange, an welcher ein mit Kissen bedecktes Brett hängt, das mit Vorhängen von Seide oder buntem Kattun umgeben ist. Zwei Neger nehmen die Enden der Stange auf ihre Schultern und schaffen den auf dem Brette Ruhenden in kurzem Trabe keuchend fort. Man bezahlt für ein Fünftel einer deutschen Meile etwa zehn Silbergroschen. Hat man einen weiten Weg zurückzulegen, so nimmt man vier Träger mit und schickt noch andere voraus, damit eine angemessene Ablösung möglich werde. Bei jeder starken Bewegung, die der im Palankin Ruhende macht, empfinden die Träger einen schmerzhaften Druck auf ihre Schultern, und es gehört eine gewisse Hartherzigkeit dazu, um sich auf längere Strecken zu dieser noch dazu für den Reuling höchst unbequemen Reiseweise zu verstehen.

Um indessen ein Bild von der Gegend um Loanda zu erhalten, nahmen wir eines Morgens ein Boot und ruderten auf eine zugänglich scheinende Stelle der Küste, nahe am Eingange des Hafens, zu. Die Entfernung, welche wir von unserm Schiffe aus bis dahin zurückzulegen hatten, betrug eine deutsche Meile, ungefähr den doppelten Abstand unsers Ankerplatzes von der Stadt. Je näher wir der Küste kamen, desto mehr überzeugten wir uns, daß die Brandung doch sehr stark und die Landung wegen einzelner Steinblöcke, die hier und da aus dem Wasser hervorragten, schwierig sei. Um aber nicht unverrichteter Dinge zurückzukehren, richteten wir das Boot gerade nach der Küste hin und ließen uns auf dieselbe zutreiben. Bald wurden wir gehoben, bald wieder abwärts gerissen, bis endlich das Boot an einen kaum aus dem Wasser hervorragenden Steinblock anstieß. Wir sprangen heraus und schafften es, während die Wogen nach regelmäßigen Pausen über uns hinwegbrausten, mit vieler Mühe zwischen den glatten und verschieden hohen Steinblöcken hin auf den Strand. Da wir uns von Haifischen umgeben wußten, verdoppelten wir natürlich unsere Anstrengung.

Während unserer Wanderung landeinwärts besichtigten wir mehrere Negerhütten. Diese waren viel armseliger als diejenigen, welche wir in Sierra Leone gesehen hatten, und bestanden nur aus Stangen, welche mit getrockneten Palmblättern ausgeflochten waren. Im Innern waren sie durch eine Scheidewand von gleicher Beschaffenheit in zwei Räume getheilt, von welchen der eine zur Schlafstätte diente. Die Bewohner dieser Hütten ziehen viel Gänse und leben fast nur von Vegetabilien; die Milch der Kokosnüsse vertritt bei ihnen die Stelle des Wassers, das in der Umgegend von Loanda sehr spärlich ist. Die Angela-Neger haben eine schwarze, glänzende Haut, sind von mittlerer Größe und kräftiger Muskulatur.

Die Fläche, auf der wir herumwanderten, sah außerordentlich öde aus. Das Gras, welches nach der Regenzeit aus dem rothlichen Sande hervorsprießt, war vertrocknet und von den einzeln umherstehenden Palmen waren viele ganz morsch und mit ungeheuern Mengen von Ameisen angefüllt. Wir begegneten mehreren Karavanen von Negern, welche, Landesprodukte auf dem Kopfe tragend, nach der Stadt zogen. Es ist sonderbar, daß dieselben, wie zahlreich sie auch sein mögen, nie truppweise und nebeneinander, sondern stets einzeln hintereinander hergehen. Wir haben mehrere Abtheilungen von zwanzig bis funfzig Köpfen sich in solcher Ordnung fortbewegen sehen. Hühner, Eier, Wachs, Honig, Gummi,

Böschen auf der schon gestreuten Matten zu bereiten zu Markte bringt, wo sehen das weiß auf Blau gestreifte Zeug, das sie um die Hüften schlingen, oder Gewehre, Pulver und Blei, Beile und andere Werkzeuge einhandeln. Als wir zum Strand zurückkehrten, war gerade die Ebbe wieder eingetreten, die Steine jedoch, die uns bei der Landung so gefährlich gewesen, waren noch hoch genug mit Wasser bedeckt, um das Boot flott machen zu können.

Zu unserm großen Vergnügen lichteten wir nach einem vierzigtägigen Verweilen endlich die Anker. Das Kohlennehmen ist ein widerliches Geschäft, da der Staub alle Räume des Schiffs erfüllt und dasselbe zu einem hoch unangenehmen Aufenthaltsorte macht. Zudem wurde das Treiben der Neger, welche uns mit ihren Booten in Menge umgaben, um Kohlen und Wasser zu bringen oder Früchte und Thiere zum Verkauf anzubieten, so unterhaltend es anfangs war, auf die Dauer des entsetzlichen Lärms wegen höchst störend. Während unsers Aufenthalts im Hafen von Loanda erkrankten mehrere von unsern Leuten. Einige davon starben auf dem Verdeck wieder und mußten nach ihren Hängematten getragen werden. Das bei ihnen sich einstellende Fieber, die Magenkrämpfe und Dysenterie waren vermuthlich eine Wirkung der Hitze sowie des Genusses von ungesunden Früchten und Wasser. Dieses wird, da sich in Loanda keine Quellen befinden, aus dem etwa zwei deutsche Meilen entfernten Bengaluse durch Neger herbeigeschafft. Es ist von gutem Geschmack, aber der darin befindlichen Fremdkörperchen wegen sehr trübe, und wenn es eine Zeit lang in einem Glase gestanden hat, bildet sich ein bedeutender Bodensatz.

IV.

Die Beobachtung des Himmels und der Erscheinungen in der Atmosphäre bilden eine Quelle angenehmer Unterhaltung auf der See. Die Gestalt und die Veränderung der Wolken, die Art, wie die Sonne auf- und untergeht, sind für den Seefahrer wichtige Zeichen des zu erwartenden Windes und der Witterung überhaupt. Vergleicht man den Eindruck, welchen der Auf- und Untergang der Sonne auf das Gemüth des Beobachters macht, so ist ersterer auf dem Lande, letzterer aber auf der See mächtiger. Die belebende Wirkung des Aufgangs wird auf dem Lande besser empfunden, weil dort die Natur eine viel größere Mannichfaltigkeit und Abwechselung bietet und daß um so mehr für den, welcher der Wiederkehr der Sonne nach einem langen Winter entgegensieht. Wenn der Himmel im Osten sich nach und nach erst licht und endlich die goldenen Strahlen der Sonne den Gipfel des Bergs erhellen; wenn von dem unterhalb desselben gelagerten Nebel einzelne Flocken sich ablösen, aufsteigen und zerfließen und bald ein Wiesengrund mit silberglänzendem Bache, bald Wälder, Dörfer und Gehöfte sichtbar werden und wieder verschwinden, bis zuletzt aller Nebel vertrieben und eine schöne Aussicht auf blühende Auen gestattet ist: dann fühlt man sich so lebenstroh und freut sich, herzabsteigend, der thauschweren Blumen, des muntern Gesangs der Vögel und der erwachten Thätigkeit der Menschen. Auf ruhiger See dagegen treffen die Strahlen der aufgehenden Sonne — ein leeres Schön oder einige spielende Fische vielleicht ausgenommen — keinen Gegenstand, an welchem unser Auge mit Vergnügen haftet. Die Wirkung der Sonnenaufgänge auf das Gemüth besteht darin, daß sie uns zur Thätigkeit anregen, während die Untergänge eine ernste, beschauliche Stimmung hervorrufen, und gerade diese wird durch den Anblick einer ebenen Wasserfläche, die uns nach allen Richtungen hin umgibt, wesentlich verstärkt, und deshalb eben ist der Eindruck des Scheidens der Sonne auf dem Meere von größerer Wirkung als auf dem Lande. Auf diesem sind auch die mit dem Untergange verknüpften Erscheinungen in der Atmosphäre schöner wie auf jenem; namentlich gilt dies bei Windstille und einem mit leichten Wolken bedeckten Himmel. Die Strahlen der Sonne werden kürzer und kürzer, bis dieselbe sich als ein großer, dunkelrother, strahlenloser Ball ins Meer senkt und einen gelben, weiß und mehr ins Rothe übergehenden Schein hinterläßt. Die schneeweißen Wölkchen, zwischen welchen in den Tropen ein tiefblauer Himmel sichtbar ist, sind zuerst von einem goldenen Saume umgeben, der immer breiter wird, bis das Ganze im schönsten Golde glänzt. Nach und nach erhalten die Wölkchen einen rothlichen Rand; auch dieser nimmt an Breite zu und verdrängt allmälig alles Gelb. Endlich wird die Farbe matter, bis zuletzt auch der letzte Anflug von Roth gewichen ist.

Wegen der Kürze der Dämmerung sind zwischen den Wendekreisen die Gestirne, von welchen das Südliche Kreuz am meisten unsere Betrachtung fesselt, bald nach Sonnenuntergang sichtbar. Der Glanz der südlichen Sterne verhält sich zu dem der nördlichen wie große, seelenvolle Augen sich

zu Tonnen, weniger, klangloser verhallen; der See des Meeres ist so beträchtlich, daß man einen schwachen Lichtstreif davon auf den Wogen bemerkt. Der Mond selbst hat seinen Aufgang zuerst als eine gelbrothe Scheibe; je mehr er sich aber über den Horizont erhebt, desto goldener und endlich silberner wird sein Glanz. Solange er niedrig steht, sieht man nur einen schmalen Lichtstreif nach dem Schiffe zu auf dem Meere; in dem Maße aber, als er steigt, wird dieser Streifen breiter und heller; schimmernde Wellen verdrängen einander darin in ununterbrochenem Spiele. Ziehen flüchtige Wolken vor dem Monde her, so wird je nachdem dieselben mehr oder weniger weit von uns entfernt sind, der nach dem Schiffe hinfallende zauberische Schimmer bald mehr, bald weniger verkürzt und bleibt zuweilen nur noch fern am Horizont bemerkbar, während in der Nähe des Schiffs alles dunkel ist.

Während unserer Fahrt in den Tropen haben wir häufig Quallen von derjenigen Gattung gesehen, welche die Engländer portugiesische Kriegsschiffe nennen. Der Körper derselben ragt etwa eine Hand hoch aus dem Meere hervor und bildet mit seinem Rücken einen ziemlich stark gewölbten Kamm, der stets in der Richtung liegt, in welcher die Thiere schwimmen. Der Kamm ist hochroth, der übrige Körper etwas blässer und der untere Körperrand violett. Man wird versucht, diese Thiere wegen der Schönheit ihrer Farben für Blumen zu halten, die auf dem Meere umhertreiben.

Nachdem uns die Nähe des Cap durch Albatrosse, die unser Schiff umflogen, einige Tage vorher angekündigt worden war, erblickten wir am fünfundzwanzigsten Tage nach unserer Abfahrt von Lissabon den Tafelberg, den Teufelsberg und die beiden Berge, in denen eine rege Phantasie einen Löwenkopf und Löwenrumpf erkennen will. Wir hatten bereits alles zur Landung vorbereitet, als ein plötzlich entstehender dichter Nebel uns eine bittere Täuschung bereitete und eine Nacht länger auf dem Schiffe zu bleiben nöthigte. Unser Verlangen, das Land zu sehen, war kaum so groß, als das, unser schwimmendes Gefängniß zu verlassen. Da unsere Kajüten über dem Maschinenraume und in der Nähe des Schornsteins lagen, war die Hitze in denselben sehr groß; namentlich wenn der hochgehende See wegen die Schließung der Luken erforderlich und aller Zug verhindert war. Dreiundzwanzig Grad Réaumur waren in den meisten Kajüten die gewöhnliche Temperatur, bei welcher an einen erquickenden Schlaf natürlich nicht zu denken ist.

Während wir uns der Capstadt zu Schiffe, so sahen das Auge zuerst mit Bewunderung auf den grauen steilen, seltsam gefalteten Massen der Tafelberge; indem unsere Blicke dann niederwärts schweiften, sahen wir die Stadt nach dem Meere in sanft abfallen und vom Fuße der Berge durch einen grünen Gürtel, in dem die Pinie vorherrscht und aus dem einzelne Landhäuser hervorragen, geschieden. Die Capstadt hat schöne grüne Plätze und in von langen und breiten Straßen durchschnitten, welche zum Theil mit gepflasterten Fußwegen versehen und an einzelnen Stellen auch mit Bäumen eingefaßt sind. Gepflastert sind die Straßen nicht, wodurch die Unannehmlichkeit erwacht, daß durch jeden Windstoß ganze Wolken von Staub aufgewirbelt werden, der nicht nur die Augen und Athmungsorgane belästigt, sondern auch in den Häusern alles ungemein bedeckt.

Das Treiben in den dem Landungsplatze nahe gelegenen Theilen der Stadt ist sehr lebhaft. Fußgänger von allen Rassen und Farben, Reiter, Lastfuhrwerke und elegante Wagen verursachen ein buntes Gewirr. Die Pferde und Wagen der Miethkutscher sind sehr gut, wie in der Capstadt überhaupt für das, was das Leben in materieller Hinsicht ausnehmlich macht, ziemlich gut gesorgt ist.

Die Bevölkerung besteht aus Engländern, Holländern und einigen Deutschen; ferner aus Malaien, Hottentotten und Negern, sowie aus Mischlingen aller dieser Rassen. Die Engländer sind natürlich das herrschende Volk. In ihren Händen ist hauptsächlich der Handel und ihre Sprache verdrängt immer mehr die holländische. Manche holländische Familien beobachten immer noch eine große Zurückhaltung gegen die „Eindringlinge", obwol ihnen nicht entgeht, daß das Element, welches sie vertreten, von Tag zu Tage mehr dem englischen weichen muß. Die in der Capstadt befindlichen Deutschen gehören vermögenswie dem Handelsstande an und sind meist wohlhabende Leute. Die Malaien treiben Fischerei und Handel mit Früchten; man nimmt sie auch gern in Pferdeställen, da sie als Mohammedaner im allgemeinen nüchterner sind als die übrigen Bewohner, was an und für sich freilich nicht viel sagen will. In ihrem Anzuge unterscheiden sie sich von dem übrigen Theile der gebildeten Klasse durch dicke, kegelförmige Strohhüte und durch Holzsohlen, welche sie unter den Füßen tragen. Diese mit ziemlich hohen Absätzen versehenen Soh-

wieder in den Wurf kämet! Gott sei Dank übrigens, daß aus der Geschichte nichts geworden ist —

Heinrich
(nachsinnend).

Ich hab' ihr die schönsten Jahre meiner Jugend geopfert.

Ref. Fels.

Was kommt aus solchen Erstlingsversuchen heraus? Ich freue mich, was Du jetzt für ein herrliches Weib hast.

Heinrich.

Ich bin in den glücklichsten Verhältnissen — (forschend). Weißt Du denn gar nicht, wie es mit ihr eigentlich steht?

Ref. Fels.

Du weißt, Heinrich, ich habe sie nie gesehen — Gott, wie werden auch mit den anschwellenden Fluthen jedes Tages solche alte Dinge bei Einem weggeschwemmt! — Ich hörte nur, daß Deine Briefe, glaub' ich, seltner würden, und daß Du sie zuletzt so — was man sagt, gewissermaßen — aufgegeben hättest —

Heinrich
(wendet sich ab).

Ref. Fels.

Ich bin nicht davon so unterrichtet, wie ich in diesem Augenblick wohl wünschte. Du weißt, ich war nie ein

ren beiden aus Perlen und Korallen um den vordern Fuß, deren Spitzen zwischen die beiden vordern Zehen geschoben und mit diesen festgehalten wird. Unter den Malaiinnen gibt es recht hübsche Frauen, manche sind fast ganz weiß, andere von gelblicher und nur sehr wenige von gelbbrauner Farbe. Sie haben hübsche schwarze Augen und blauschwarze Haare, die nach der Mitte des Kopfes gestrichen und durch silberne oder zinnige metallene Pfeile zusammengehalten werden, während auf den Schläfen kleine Löckchen ruhen.

Der große Einfluß, welchen die Beschaffenheit eines Landes auf das Wesen seiner Bewohner äußert, zeigt sich auch bei den am Cap lebenden Engländern. Natürlich gilt dies nicht von solchen, welche durch ihr Amt oder Geschäft zu einem vorübergehenden Aufenthalte daselbst gezwungen sind, sondern von denjenigen, welche zur beständigen Bevölkerung des Landes gehören. Das milde Klima und der heitere Himmel desselben stimmen die Menschen froher, machen sie sorgloser, mittheilsamer und zum Verkehre mit andern geneigter, als ihre europäischen Landsleute sind. Während in dem nebelumzogenen, nebelumzogenen England neben Monate lang im Jahre das Kamin den traulichen Sammelplatz aller Familienglieder sowie der Freunde derselben bildet, vereinigt man sich am Cap unter der Veranda der Landhäuser. Indem man auf diese Weise die Besuchenden zwischen Haus und Straße erwartet, rückt man denselben gewissermaßen entgegen und verspricht einen leichten Verkehr. Von den Landhäusern sind einzelne inmitten schöner Gärten gelegen, durch duftende Orangen, rothblühende Granatbäume und allerliebste Myrtenhecken halb versteckt und ihre Veranda noch überdies durch die Ranken der Granatillen in ein dichtes geheimnißvolles Grün gehüllt.

Die Capstadt ist als Handelsplatz von großer Bedeutung, denn die aus China, Indien und Australien kommenden Schiffe legen meistens hier an, um Lebensmittel einzunehmen, wie sie nicht minder die westlichen Provinzen der Colonie mit allen Bedürfnissen versorgt und dafür die Erzeugnisse dieser Gegenden in Empfang nimmt, um dieselben auszuführen. Die östlichen Provinzen machen sich mehr und mehr unabhängig von der alten Hauptstadt, beziehen ihre Bedürfnisse über Port Elisabeth und führen ihre Erzeugnisse von dort aus. Die Ausfuhr von diesem Orte ist jetzt bedeutender als von der Capstadt, wobei die Wolle, zu der auch die Bewohner des Freistaates jenseit des Oranjeflusses einen ansehnlichen Beitrag liefern, den Hauptartikel bildet. Das nachstehenden Zahlen kann man ersehen, wie die Ausfuhr von Wolle in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat. Es wurden versandt:

	Capstadt	Port Elisabeth	Im ganzen
1834	870[illegible] Pfd.	5[illegible] Pfd.	14[illegible] Pfd.
1844	[illegible]	1,297[illegible]	2,[illegible]
1854	2,[illegible]	6,[illegible]	8,[illegible]

Im Jahre 1858 betrug die Gesammtausfuhr an Wolle über 12 Millionen Pfund.

Da die östlichen Provinzen der Colonie im allgemeinen fruchtbarer sind und ein besseres Klima haben als die westlichen, so machen sie auch verhältnißmäßig größere Fortschritte, und diese würden noch bedeutender sein, wenn die Ostküste einige gute Häfen besäße. Trotz dieses Mangels fällt der Schwerpunkt der Colonie immer mehr in die östlichen Provinzen und es kommt gewiß eine Zeit, da die Capstadt nur noch für die westlichen Provinzen Hauptstadt sein wird. Zwischen diesen und jenen besteht auch hinsichtlich der Bevölkerung ein großer Gegensatz; während nämlich die westlichen vorzugsweise von Holländern bewohnt sind, die im ganzen wenig Unternehmungsgeist entwickeln, sind in den östlichen die Engländer vorherrschend, die sich gerade durch diesen auszeichnen. Die Vereinigung der östlichen und westlichen Provinzen mit der Capstadt als Regierungssitz leidet, namentlich in Bezug auf Verwaltung, manche Nachtheile herbei, welche durch die Ernennung eines Lieutenant-Gouverneurs, der in Grahamstown seinen Sitz hat, nicht beseitigt sind, weil derselbe eigentlich nur Oberbefehlshaber der Truppen und in Verwaltungsangelegenheiten an die Entschließungen des Gouverneurs gebunden ist.

Wie sehr übrigens auch die östlichen Provinzen aufstreben mögen, die Capstadt wird trotzdem ungeachtet, schon wegen ihrer Lage, ein bedeutender Handelsplatz bleiben. Die in Aussicht stehenden Hafenbauten sollen dazu dienen, die bei Südostwind dem Stranden ausgesetzten Schiffe mehr zu sichern. Die öffentliche Bibliothek, in welcher neben den bedeutendsten englischen Zeitschriften auch einige deutsche und französische aufgelegt sind, der schöne botanische Garten, der jetzt ansehnlich erweitert wird, und die Naturaliensammlungen des südafrikanischen Museums gewähren dem Fremden eine angenehme Unterhaltung. Unter den Ausflügen nach den benachbarten Orten verdient vorzugsweise die Besteigung

des Tafelberges der Erwähnung. Dieselbe ist nur solchen anzurathen, welche sehr gut zu Fuße sind. Es führen deutlich mehrere Wege auf den Berg, der gerade nicht unersteigbare ist indessen der allerschwierigste, namentlich weil es gefährlich beschwerlich. Man hat auf beiden Seiten hohe und steile, zum Theil überhängende Felswände, welche sich einander mehr nähern, bis man endlich durch eine enge Felsenpforte auf das Plateau gelangt. Hier bietet sich die schönste Aussicht in der Richtung auf die Capstadt, die Tafelbai und das Land jenseit derselben dar.

V.

Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in der Capstadt begaben wir uns zu Lande nach der Simonsbai, wo unser Schiff schon früher angelangt war. Ein heftiger Südostwind hinderte uns mehrere Tage lang am Auslaufen, verursachte, daß ein kleines Handelsschiff am Cap Hanglip scheiterte und daß ein neben uns liegendes Kriegsschiff einen seiner Anker sowie ein Boot verlor. Letzteres wurde an die Küste geworfen und zertrümmert, die Mannschaft jedoch gerettet. Der Wind hatte eine ungeheure Geschwindigkeit und peitschte vergestalt die Spitzen der Wogen, daß es aussah, als ob ein heftiger Regen über das Wasser hinstriche würde. Man bemerkte Bruchstücke von Regenbogen fast horizontal über dem Meere, diese verschwanden natürlich, sobald der Wind sie einige Augenblicke nachließ, und erschienen von neuem, wenn abermalige Windstöße die Spitzen der Wogen als Tropfen forttrieben.

Die nur einige hundert Einwohner zählende Simonsstadt ist merkwürdig durch das Mißverhältniß in der Zahl ihrer vielen Kirchen und Kapellen zu den wenigen Wohnhäusern. Letztere liegen nur eine Straße, hinter welcher sich unmittelbar kahle Berge steil erheben. Die Bewohner finden ihren Unterhalt dadurch, daß ihr Ort Station der Flotille ist, die in der Regel vier Schiffe zählt. Außerdem laufen die aus Indien, China und Australien kommenden oder dahin bestimmten Kriegsschiffe in die Simonsbai ein, wenn sie etwas aus den dortigen Arsenalen und Kohlenvorräthen oder Lebensmittel benöthen.

Nachdem wir Simonsstadt verlassen, am Vorgebirg Hanglip hingefahren und das der Guten Hoffnung gesehen hatten, kamen wir nach siebentägiger Fahrt an der Mündung des Bufalo (Büffelflusses) an und warfen etwa eine halbe deutsche Meile von der Küste entfernt die Anker aus. Erst am folgenden Tage konnten wir einlaufen, da bei unserer Ankunft die Brandung zu ungestüm war. Dieselbe ist längs der Südostküste von Afrika immer stark und da diese Küste keinen völlig sichern Ankerplatz besitzt und häufig namentlich beim Wechsel des Windes durch plötzlich entstehende Nebel verhüllt wird, so ist die Schiffahrt mit Gefahr verknüpft.

Die Küste von Natalia nimmt sich an der Mündung des Bufalo ganz allerliebst aus. Das Land ist hügelig und mit einem hellen Grün bedeckt, das von dem schneeweißen Streifen der hochgehenden Brandung durch einen Streifen blaßgelben Sandes getrennt ist. Die Ufer des Flusses sind steil und mit Gebüsch bedeckt. Am rechten Ufer liegt Fort Pontan, ein unansehnlicher Ort mit etwa 300 weißen Bewohnern, der nebst einem Umkreis von zwei englischen Meilen als zu Capcolonie gehörig erklärt worden ist. Die Zollangelegenheiten und die in Seeplätzen vorkommenden Rechtsfälle, in welche Angehörige fremder Nationen verwickelt sein können, liegen der Trennung von dem mehr willkürlich regierten britischen Kaffernlande wünschenswerth erscheinen.

Der Bufalo ist an der Stelle, wo er sich ins Meer ergießt, etwa 1500 Fuß breit; sein Bett verengt sich aber schon einige hundert Schritte oberhalb fast auf die Hälfte dieser Breite. Zur Zeit der Ebbe bildet fast die ganze Mündung eine Sandbank; nur längs des rechten Ufers bleibt eine schmale Wasserstraße. Der durch die Brandung angehäufte Sand wird nach anhaltendem Regen durch die Gewalt des Flusses zum Theil fortgeschwemmt; es dauert indessen nicht lange, so ist das alte Verhältniß wiederhergestellt. Man hat Hafenarbeiten begonnen, welche den Zweck haben, die Gewalt der Brandung zu vermindern und die der Strömung durch Schmälerung der Mündung zu vermehren, um Schiffen von 2—300 Tonnen das Einlaufen zu ermöglichen. Es ist jedoch noch gar nicht vorauszusehen, wann diese Bauten, von denen das Aufblühen Natals Gastarias wesentlich abhängt, vollendet sein werden. Gegenwärtig können nur Schiffe von höchstens 100 Tonnen zur Zeit der Ebbe und bei günstigem Winde, und zwar selbst dann nicht ohne Gefahr, in den Bufalo einlaufen.

Um die Fahrungen größerer Schiffe durch die heftige Brandung hindurch ans Land schaffen zu können, sind in der Entfernung einer deutschen Viertelmeile von der Küste schwere Anker in das

Wort vergeht. Da hatte ich ein starkes Tau zu [illegible] Schiff anlegte, auch der Kutter gelöscht war, so wurde [illegible] Segel, welche schlecht war, damit die Wogen nicht hineinschlagen, werden daran hin- und hergeworfen. Soll nun ein der Küste liegendes Schiff angegriffen werden, so wird ein Brandungsboot so weit, als es die Länge des Taues erlaubt, in die See gefahren, dann von einem Schiffsboote ins Schlepptau genommen und an das Land gezogen. Nachdem es hinlänglich beladen worden ist, wird es wieder nach dem Brandungsstein und an diesem entlang nach der Küste geschafft.

Auch wir überwanden auf diese Weise die Brandung und betraten nebenumstrauschig Tage nach unserer Abreise von England das Land der Kaffern, über das wir einmal bei kurzweiliger Gelegenheit unsere Wanderung mittheilen wollen.

Eine Generalprobe zum Schillerfest.

Die Tage höchster Freude nun in Gute, die Festwoche, der glanzvolle Deutschland seine weite noch zeigen, in [illegible] Sonnenhöhe, in [illegible] aber in dem Glanze des Einen getrosten Sammt [illegible] haben, sind verblichen, und doch währt die Erinnerung noch lange an ihnen, man lebt noch einmal alles durch, erzählt sich und [illegible] von dem erhebenden Schauspiel geistiger Einheit, das man in unserer wüsten Gegenwart nimmer zu schauen vermeint hatte und das nun doch mehr alles Erwarten so herrlich vor den Augen gestanden ist. Der Festberichte unzählige sollen die Blätter, alle berichten sie Eines — die Eine Liebe und Begeisterung hat den großen Lichtstrahl auf sich und aller wieder sein Bestreben, [illegible] nachdem die aber war Verhältnisse es waren, in welche die Feier eingehen hatte. Wie sie zu schönen und entsprechenden gewesen, darüber ein entscheidendes Urtheil zu fällen, wäre gewagt zu sprechen, indem aber, auch der kleinste Ort, so [illegible] ist, gewiß das Beste und Größte geleistet zu haben. Allerdings werden sich einzelne immer besonders hervorheben, so hatten Stuttgart und Weimar die [illegible] Bedeutung, Wien, Hamburg, Dresden, Leipzig u. a. die Massenhaftigkeit der Mittel, und München die großartigste Entfaltungsfähigkeit der Kunst voraus. Der Antheil letzterer Stadt hat meine Betheiligung gegolten, ich weiß aus erstmaliger Erfahrung, was das anregende, aufregende, die Kräften Zeit verfolgende Streben der münchener Künstler vermag, und so wäre es denn auch Pflicht dieser Huldigung für den Meister im Reich des Schönen gewesen.

Wenn, wenn ich nun die wundervolle Schillerfeier zum Vorwurf meiner Berichterstattung genommen habe, so will ich diese nicht auf alle einzelnen Theile des Festes ausdehnen, ja nicht einmal den Hauptheil vollständig zu ihrem Gegenstande nehmen, der das große Fest im Ganzen gewesen wäre, sondern mich auf ganz Besonderes beschränken, dessen Schilderung man immer noch neben den vielen schon gelesenen Hauptberichten lesen mag, auf die Generalprobe nämlich, welche der jenen Hauptheil stattgefunden hat und der welche durch besondere Gunst mir Einlaß geworden ist. Eine Generalprobe hat immer manches vor der Ausführung voraus, man sieht, hört zweimal, man versteht besser. So gehe ich denn über die Einleitungsfeierlichkeiten des 9. November, den gelungenen Prolog H. Schmid's, die prachtvolle Declamation der „Glocke" durch Sophie Schröder, die große Tragödin aus Schiller's Zeit, an der an diesem Tage 70 Jahre spurlos vorübergegangen zu sein schienen, die vortreffliche Aufführung von „Wallenstein's Lager", den großartigen Fackelzug u. s. hinweg und führe meine Leser gleich am Morgen des 10. November in den prächtigen Saal des Odeon als der Stätte der Hauptfeier.

Eine Zusammenwirkung aller Künste, die in München Heimat und Meisterschaft gefunden haben, sollte sein: die bildende Kunst sollte in lebendigen Gestalten des Gefeierten Meisterwerke vorführen, die Tonkunst sie mit Sang und Klang begleiten, das Dichterwort die geistige Vermittelung geben. Alle die, welche dieser dreifachen Weihe dienen wollen, sehen wir schon versammelt. Da ist Friedrich Bodenstedt, der Verfasser des Prologs, der erklärenden Worte, kurz alles Sprechen, was bei dieser Feier zur Geltung zu kommen hat; hier ordnet Franz Lachner seine Scharen, Orchester und Chöre, sowol die fest mit ihm vereinten als die großen Haufen der Fremden, die sich heute alle, Singverein, Liedertafel, Theatervereine, wie sie heißen mögen, unter seine Leitung begeben haben, und da steht das Häuflein der wackern Künstler — es sind der münchener Kunstwelt erste Namen — die die lebenden Bilder aus acht Dramen Schiller's stellen wollen, die überhaupt alles angeregt, vorbereitet und nun der schönen Ausführung nahe haben. Noch ist uns ihre eigentliche Hauptleistung unbekannt, aber schon in der Ausschmückung, der Decorirung des Saales gewahren

wie ihre kunstgerechte Hand. Zauberbeleuchtung Tageszeiten hängen von den Lampenkünstlern meisterhafte, lebenswahre Partien schwachen sie, Schillerliche Gestaltungsmalen, von G. Neuenmeier eigens für den Zuhörer entworfen. Gleich kunstreich durchdacht und ausgeführt zeigt sich uns die Bühne, welche die ganze Tiefe des einen Saal-Hofes einnimmt, in breitlicher Säulenreihe erhebt sich ein Tempelportal, leben reichverzierten Kreis das festliche Staatsbild Schiller's trägt, über dem die Worte Attinghausen's: „Seid Einig, Einig, Einig!" wie eine große Predigt in die Zuschauerversammlung herabzuströmen scheinen. Ein Vorhang, auf dem nach Rafael's Original die Poesie zu schauen ist, zeigt auf jenem Portal die Stelle an, wo wir die lebenden Bilder sehen werden. Das Ganze wird natürlich alles mit einem bedeutenden Vorhang noch verhüllt sein, und nur eins nach dem andern, das Standbild infolge, um dann von den vier Hauptdamen Deutschlands gebracht zu werden, enthüllt vor die Zuschauer treten. Jetzt haben wir es mit der Probe zu thun und da schält sich nicht so natürlich eins aus dem andern heraus. Da fehlt es noch: Mohr, die Musiker und Sängerschaaren zu ordnen. Ruhe in die wogende Menge zu bringen, aber Frau Lucie ist unermüdlich, der kleine, lebendige Mann ist halb hier halb dort, man sieht es ihm schon jetzt, noch ehe er den Taktstock erhoben hat, an, daß er den nie wenig anderen zu haben weiß. Er hat heut eine Ehre darein gesetzt, auch von seiner Seite das Würdigste und Beste zum großen Ehrentag zu bringen, sein Programm kann nicht ausgesuchter gedacht werden, jedes Musikstück entspricht dem Charakter des ihm vorangehenden lebenden Bildes, und nur die großen Meister hat es, deren Töne seinem Ausdruck geben sollen. Da tritt er an das Dirigentenpult, Mundens Kapelle bewahrt ihren Ruf, es ist ein Geist, ein Guß — die zauberischen Klänge der „Zauberflöten"-Ouvertüre eröffnen den festlichen Tonreigen.

Wie sie verklingen und wir aus dem stammverwandten Jahrhundert erwachen, welch ein Neues unserer Aufmerksamkeit, fremdartige Gestalten haben den Saal betreten, wenn ihr recht phantasievoll ausgeschmückte inmitten dieser nüchternen schwarzen Fräcke und Röcke, und doch weht uns ein frischer poetischer Hauch von ihnen an — wir kennen sie ja alle, diese ritterliche Gestalt in Max Piccolomini „der Helmbusch macht ihn kenntlich und das lange Haar", und der hier in dem dunklen Mantel mit dem hinterschlauen Gesicht kann nur Nick sein und das Mädchen hier im gelben [illegible] mit dem schönen blonden Haar ist das alles Gegebene sich weiter zu gelb [illegible] Festmahl. Die Schillerschen Hauptgestalten nun beisammen, der Heldmut Philipp's und die Neuherbande Meerk, Axel's und Brenner, Gessler und Tell, Thekla und Maria Stuart — nur zwei fehlen noch, in dem Augenblick treten auch sie ein, zwei Schwestern, lieblich, frische Mädchengestalten, wie ausgeschaffen für die Rolle, in der sie erscheinen. Die im blau und weißen Gewande, das über den weißen Atlasrock mit der langen Schleppe herabfällt, während von dem dunklen Haar der weiße Schleier niederwallt, ist Elisabeth von Frankreich, Philipp's von Spanien Gemahlin, „die einst Don Carlos' Braut", und ihre Schwester, sie trägt den glänzenden Harnisch, in der Hand Schwert und Fahne, auf dem Haupt den goldenen Helm, eine Johanna, wie sie edler und lieblicher nicht gedacht werden kann. Sie nimmt neben uns Platz, der ungewohnte Helm drückt das zarte Haupt, sie nimmt ihn ab, eine Fülle schwarzer Locken quillt aus ihm vor, die lebenden Bilder haben begonnen, noch ehe sie treten auf der Bühne in Rahmen und Szene gestellt sind.

Doch das soll nun auch kommen. M. von Schwind ist der erste, der den Reigen beginnt; er führt seine Amalie zur Bühne, das wilde Heer der Mauren folgt ihm. Wegener Lahn hat sich erhoben und spricht, wie dann in jedem folgenden, in seinem ernsten Ton die poetische Einleitung, und siehe schon steht nun vor uns, so vollendet, abgerundet, packend wahr in Darstellung und Decoration so gleich vollkommen, daß der Kunst hier einer der größten Triumphe zugestanden werden muß. Es ist die Lebensszene Amalia's, die wir sehen, ein figurenreiches, dramatisch wirkendes Bild. Der Vorhang fällt, das Mauerlied braust im vollen Chor dahin, so voll und mächtig, wie es auch wohl noch nicht gesungen ist. Und nun folgt Bild auf Bild, jedes das andere an überraschend, jedes den Keim des ihm gehörenden Dramas entwickelnd, kein plastisches Mißverhältnis gleichsam, und jedem folgt wieder eine Musik, bald Orchestermusik, bald Chorgesang, und auch die wieder so mannigfach, so meisterhaft ausgeführt, daß auch nicht Einem das hohe vollste Anerkennung versagt werden kann. Wie fährt doch das feurige „Andante" von Beethoven, in dem Harfe und Flöte den Ton angeben, die Abschiedsstimmung des Bildes aus „Maria Stuart" fort, wie in Mendelssohn's Marsch die rechte Folge auf die Jungfrau

von Lessing und Goethe's prächtige Literatur, die glänzende musikalische Interpretation des Lyrischen Münchens kann hat die Mittel, den Ehrgeiz des Volks nach Kräften zu verherrlichen, gelöst. Bild und Ton, Wort und Klang haben sich in den acht Bildern stetsfort zusammengefunden, sie thun es nun noch einmal in dem Schlußtableau, der Krönung des Lichterhandbildes, ein erhabener, überwältigender Chor von Beethoven schließt die Feier.

Zufrieden legt Meister Lachner den Taktirstock aus der Hand, zufrieden treten Sänger und Sängerinnen vom Podium herab, zufrieden erscheinen die bei den lebenden Bildern Mitwirkenden unter den andern, betrachten wir diese poetischen, kunstreichen Gestalten noch einmal in der Nähe, am Abend werden sie uns ferne gerückt sein, und, kommen sie nach der Darstellung wieder zu uns, so sind sie im prosaischen Kostüm und der poetisch-plastische Hauch ist abgestreift.

So hat die Probe dem Ganzen, dem unmittelbaren Eindruck des folgenden Abends keinen Eintrag gethan, im Gegentheil, sie hat nur ein besseres, vollständiges Verständniß vorbereitet, und, wie nun auch der festliche glänzende Festabend vorüber war, so hatte ich von allem etwas Bleibendes mit hinweggenommen, von dem viele klagten, daß es nur allzu rasch und flüchtig an ihnen vorübergerauscht wäre. Fr. Lampert.

Storchen-Tragödie.

Im „Elsässischen Sonntagsblatt" findet sich, von Hrn. Piton in Straßburg, eine Zuschrift an Dr. Matzat, den Verfasser der „Naturstudien", auf Veranlassung der in diesem bekannten Buche mitgetheilten charakteristischen Züge über die Störche.

Hr. Piton schreibt:

„Der stolze, grandiose Gang dieser Steltvögel auf den Wiesen, der Bau ihrer Füße, mit Schwimmhaut versehen, ließen nicht wohl glauben, daß sie sich auf Bäume setzen, und doch ist es so. Zur Zeit der Ankunft der Störche sah ich mit einigen Freunden auf der Plattform des Münsters; unsere Fernrohre ruhten in der weiten Landschaft umher. Plötzlich bemerkten wir gegen Norden, drei Stunden von der Stadt entfernt, weiße Flecken auf dem blauen Dunkel des Waldes. Da die Witterung seit zwei Tagen etwas rauh war, so glaubten wir, das vielleicht Schnee dort gefallen sei, der noch die Wipfel der Bäume bedecke, was auch, hinsichtlich der Jahreszeit, viel eher Neuigkeit sein gewesen wäre; auch hatten eine gewisse Bewegung, die sich in diesen weißen Flecken bemerkbar machte, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Das Räthsel wurde erst am folgenden Tage gelöst. Nämlich ein Förster, Jagdhüter eines meiner Freunde in dieser Gegend, kam in die Stadt und beantwortete unsere Fragen dahin, daß diese weißen Flecken nichts anderes gewesen seien als Störche, „wie sie sich vor ihrem Abzuge auf den Waldbäumen halten, sich daselbst zu Hunderten sammeln, um alsdann ihre weite Reise miteinander anzutreten". Hier, in der Stadt, vereinigen sie sich auf den hohen Kirchdächern, die sie dort nicht zögernd mit den Bäumen vertauschen."

Wir fahren diesen Schluß seiner Zuschrift an Hr. Matzat zuerst an, um das Vertrauen auf die Wahrheit der nachstehenden Erzählung zu unterstützen.

„Straßburg, meine Vaterstadt", schreibt Hr. Piton, „beherbergt alle Sommer einige Dutzend Paare Störche, welche auf den Schornsteinen ihren hohen, unverletzlichen Sitz und reichliche Nahrung auf den umliegenden Wiesen und Aeckern finden, die vom nahen Rheine, von der Ill und Breusch bewässert werden und aus welchen die Frösche an warmen Sommerabenden ihr harmonisch-einschläferndes Concert ertönen lassen.

„Doch dieses Storchenleben wird sich überall finden, wo bewässerte Wachtheider den Gästen reichliche Nahrung gewähren; ich will Ihnen aber aus demselben ein Drama schildern, welches ich mit eigenen Augen angesehen habe und das vielleicht die Feder Shakspeare's belebt hätte, gleich dem spätern Duell „de la foret de Montargis" (dem Hund des Aubri).

„Auf der West- und Südseite des hiesigen Münsters, vielleicht unter dem Schutze dieses Riesen gegen den kältern Nordwind, sind jährlich einige solcher Gäste angesiedelt und es gewährt mir unendliches Vergnügen, mit meinem guten Fernrohr diese ägyptischen Auswanderer auf ihren Kaminen zu belauschen und ihre Sitten zu studiren. Ich war Zeuge der Ankunft ihrer Avantgarde (Petri Stuhlfeier); ich sah sie ihre Quartiere aufsuchen und später mit ihren Weibchen einziehen, emsig ihr Nest zusammentragen, drei bis fünf Eier legen, sie ausbrüten und die Jungen mit ältlicher Liebe pflegen, ätzen, großziehen und sie fliegen lehren, um sie zur spätern langen Heerreise vorzubereiten.

„Häufig besuche ich damals das Münster, um,

aus Liebhaberei, ein Panorama zu zeichnen und mit dem Fernrohr in die Schwebereien der Landschaft einzudringen. Darum kam denn auch der Storchenvater an. Sie machten einander den Hof, jeder suchte sein Weibchen, sie paarten sich, aber, trotz aller Liebesbezeugungen, konnte Ein Storch seine Braut nicht gewinnen; der Gegenstand seiner Neigung gab seine Liebe einem andern hin.

„Das junge Paar war glücklich in seinem Neste, und der ausgewiesene Nebenbuhler, nun ein trauriger Hagestolz, saß traue und bitter, den Hals eingezogen, ein Bein in der Höhe, auf einem nahen Kamine, wie etwa der »Ritter von Loggenburg«, und sah mit Neid und Eifersucht beruber auf das liebende Paar.

„Der Griesgram nährte Rache, er trug Mordgedanken im Busen.

„Dem jungen Storchenehepaar lagen vier Eier im Neste, ich sah, wie die Mutter sie mit Geduld ausbrutete und mit dem langen Schnabel bepickte, als die Jungen zum Ausschlupfen bereit waren. Die häßlichen grasfarbigen Kleinen, in gelben Flaum gekleidet, mit den schweren schwarzen Schnabeln, konnten schon die Köpfe heben und pfiffen nach Nahrung, sowie sie die Aeltern anfliegen hörten, aber wenn die brutende Mutter, freudig klappernd, den Vater begrüßte, der nun seinen mit Fröschen und Eidechsen gefüllten Kropf vor ihnen ausleerte.

„Der Griesgram und Nebenbuhler sah immer einsam, Haß brütend, auf seinem Schornstein und blickte zornend auf sie beruber.

„Eines Tags waren die Aeltern beide ausgeflogen und ich konnte frei von oben herab mein beobachtendes Rohr auf das rege Leben der Jungen richten, als ich einen Storch sich auf das Nest herabsenken und ihm mit Grimm den mordenden Schnabel ins Fleisch der Jungen hacken sah, das Blut floß, die armen Kleinen neigten das Haupt, das Auge war gebrochen und sie lagen todt im Neste.

„In weit war ich entfernt, um den Mörder zu verjagen, obgleich das Fernrohr mir den Kopfputz manchmal vergrößert ganz nahe vor die Augen brachte. Vergebens suchte ich die Kleinen zu retten, und war eben im Begriffe an der väterlichen Liebe der Alten zu zweifeln, als mir die Sache klar wurde, denn nach vollbrachter That flog der verruchte Mörder fort und setzte sich wieder einsam auf sein Kamin; die Eifersucht, die verhohnte, vereinsamte Liebe, waren die Triebfedern seines Verbrechens gewesen.

„Bald darauf kam aber die Mutter zurück und als sie, ihre Flügel schwingend, über dem Neste flatterte und ihre Kinder todt daliegen sah, entfloh ein schmerzliches Pfeifen ihrer Brust und sie eilte in schnellem Fluge von dannen, um ihren Gatten zu rufen. Beide kamen in Eile an, setzten sich, mit einer unaussprechlichen Mimik des Schmerzes, auf das Nest, rüttelten mit ihren Schnäbeln die entseelten Leiber ihrer Kleinen und ein dumpfes Stohnen und Pfeifen contrastirte seltsam mit dem sonst so fröhlichen Klappern. Aber plötzlich erhoben sich beide Aeltern vom Neste, stiegen senkrecht in die Höhe und stürzten mit Wuth auf den gegenübersitzenden Mörder herunter. Meine Augen waren allein Zeugen seiner That gewesen; sie aber hatten sie geahnt. Ein fürchterlicher Kampf begann, die Schnäbel wurden zum stechenden Speere, zum hauenden Schwerte; die langen Steizen zur drallenden Klaue, zum werfenden Hebel, und die Schläge der breiten Flügel tonten weit hinaus. Die Aeltern flogen in die Runde; bald stürmten die Kämpfer, wie vom Wirbel getrieben, in der Luft herum, bald neigten sie sich kämpfend auf die nahen Dächer, bis endlich der Mörder die Flucht ergriff und, von den Siegern verfolgt, mir aus den Augen kam. Er wurde, scheint es, von ihnen getödtet, denn niemals sah ich ihn wieder auf dem Kamine. Viele hundert Menschen blieben in den Straßen stehen, diese Kampfscene in den Lüften zu betrachten, aber niemand ahnte die Ursache davon.

„Das ist der Auftritt, den ich Ihnen schildern wollte. Wenn Sie in Ihren Charakterschilderungen der Thierwelt davon Gebrauch machen können, so nehmen Sie dies Drama aus dem Storchenleben als Wahrheit auf, die ich Ihnen verbürge."

Anregungen.

Zur den Weihnachtstisch.

In den empfehlenswerthesten geistigen Nahrungs- und zugleich Erholungsmitteln der Jugend und des Volks gehören jene illustrirten Schriften, die uns Gesammtbilder der Natur oder einzelner Reiche derselben, Gesammtbilder des geschichtlichen Lebens der Menschheit oder einzelner Völker in einer nicht blos den Verstand, sondern auch das Gemüth und die Phantasie ansprechenden Form vorführen.

In seinem Verlage der illustrierten Prachtwerke und Bilderbücher hat die Firma Otto Spamer in Leipzig durch ihre „Illustrierte Familienbibliothek", ihr „Buch der Erfindungen", ihr „Hellas" Anerkennenswertes geleistet. Es sind zum Theil namhafte Autoren, die die Abfassung der in Schriften übernommen haben. An der Hand des Dr. Ule machen wir einen höhern Ausflug in den Himmelsraum und lernen die „Wunder der Sternenwelt" kennen. Die deutlich zugleich die Wunder der menschlichen Intelligenz, die vermöge des Fernrohrs und mittels der mathematischen Wissenschaften den Himmel erschlossen, zum Bewußtsein bringt. Dr. Otto Volger führt uns in seinem „Buch der Erde" in die Stein-, Pflanzen- und Thierwelt und deren Geschichte ein. Volger ist ein Selbstforscher und hat seine eigenen Anschauungen in das gediegene „Buch der Erde" aufgenommen. Er offenbart weniger als Ule, der durch einen bedeutenden, phantasiereichen Stil über die Trockenheit der mathematisch-astronomischen Bestimmungen hinwegzugehen sucht.

Von dem „Buch der Reisen und Entdeckungen" des genannten Verlages liegt uns die Erforschungsgeschichte des Missionars Dr. David Livingstone im Innern Afrikas und die Erforschungsreise des Dr. Gerhard Rohlfs in Nordafrika vor. Beide Reisewerke sind der reichsten und mannichfaltigsten geographischen und ethnographischen Belehrung.

Auch ein geschichtliches Buch des genannten Verlages verdient empfohlen zu werden. „Hellas. Das Land und Volk der alten Griechen. Bearbeitet für Freunde des klassischen Alterthums, insbesondere für die deutsche Jugend, von Dr. Wilhelm Wägner." Keinen entsprechenderen Gegenstand zur Bildung des Schönheits-, Wahrheits- und Freiheitssinnes der Jugend kann es geben als „Hellas" mit seinen schönen Kunstwerken, seinen wahrheitsliebenden Philosophen, seinen freiheitsliebenden Staatsmännern. An dem Studium von „Hellas" hat sich noch jetzt und jetzt die Menschheit zu erfrischen.

Zur Unterhaltung.

IV.

Von zwei illustrirten Bändchen gehört das eine „Schiller's Geburtstag oder Ich habe gelebt und geliebet, eine biographische Erzählung von H. Schwerdt" (Leipzig, Wendelstein, 1859), nicht sowol der Schillerliteratur als der Schillerverehrung an. Es ist die Lebensbeschreibung des Dichters mit einigen Bruchstücken aus seinen Briefen, vielen Anekdoten und erfundenen Gesprächen. Es wird sich gut zu einem Festgeschenk für die Jugend eignen, der sie zugleich in artistischen Illustrationen alle Schillerbilder darbietet. Das andere Werk „Aus der Arbeit. Illustrirter Volkskalender auf das Jahr 1860. Vom Verleger Neu" (Frankfurt am Main, Meidinger Sohne) ist eine willkommene Gabe wegen der mannichfachen, belehrenden, einfachen und ergötzenden Geschichten, die er bringt. Die Erzählung „Sonntag 8 Uhr Abends", mit ihrem tragischen Ausgang, ist vortrefflich.

Gustav vom See führt uns in „Vor funfzig Jahren" (zwei Bände, Breslau, Trewendt, 1859) zurück in die traurige Zeit der Franzosenherrschaft und die endliche Erhebung des deutschen Volks. Die allgemeine Noth Deutschlands und das Kriegselend von 1807—1815 bilden den ernsten Hintergrund, auf welchem der Verfasser die bunten, wechselnden und immer anziehenden Bilder seiner Geschichte ausführt. Lebendig schildert er, wie mannichfaltig die Fremdherrschaft in die Schicksale der einzelnen und der Familien eingriff, wie alle aus ihren gewohnten Bahnen und Beschäftigungen gerissen wurden, um nur dem Einen, dem bedrängten Vaterlande, beim Leben. Mit besonderm Interesse verfolgen wir das Schicksal der beiden jungen Freiheitshelden, des Lieutenants von Gebach und des Kürassiers von Benner, die, in ihrem Dienst fürs Vaterland weit umhergeschleudert, manche Gefahren zu bestehen haben, bis sie endlich Hand in Hand mit den Siegern ihres Herzens ins Leben zurückkehren.

Gedanken

von Daniel Stern.

Sich in ein Unglück finden, ist das Zeichen eines starken Charakters; sich ergeben, eines schwachen.

* *

Ein erschreckender Augenblick für Frauen, die nur schön sind, ist der, wo sie die Entdeckung machen, daß sie sich auf dem Uebergang befinden. Mit dem Verlust ihrer Schönheit verlieren sie alles, sogar das Vertrauen zu sich selbst, sogar den erlaubten Ehrgeiz. Frauen von Geist und Bildung pflegen bemerkenswerth lieblich in diesem Uebergange zu sein. Sie besitzen sich gewissermaßen in einem Reiche, wo die Natur noch ihre schönsten Farbenreize entfaltet und Eindrücke zaubert, die selbst der rosige Frühling nicht kennt.

Aus der Schillerstiftung, aus dem Herausgeber (Dresden, Literatur) seine empfangen: an Gaben 1 à 6, 10 und 2 Thaler von einem Ungenannten in Berlin, als Ertrag einer Sammlung 1 Thaler vom Buchhändler Schiller in Kiel und Zins à Thaler von Herrn Dr. phil. Diederici, Schiller zu Weimar in Erinnerung an Herrn Schillers, 1 Thaler vom Gesangverein in Gotha bei Dirigenten durch Herrn Cantor Schiller, 20 Thaler vom Kaufmann Herrn Dr. Becker, 1 Thaler [illegible] einer Sammlung in Krempe im Holsteinischen, 10 Thaler von der Lesegesellschaft zu Greifenhagen in Pommern, 10 Thaler Ertrag Handlung zu Bischofsheim, 10 Thaler durch Herrn Hofbuchhändler Wagner aus seinem Haus- und Kranzverein, 4 Thaler aus Neustadt im Schwarzwald durch Herrn Bürgermeister Schweizer, 20 Thaler Ertrag Handlung, 5 Thaler Schulcommission von Herrn Rector Berger in Freiberg in Sachsen, 10 Thaler in Folge Sammlung von Herrn Dr. Schmidt und Buchhändler Schreiber in Meißen, von welchen Orten auch [illegible] Mitglieder in Wittenberg als Vorschuß der Einnahmen von den in Aussicht stehenden Aufführungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Ernst Pinkerneil. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 13.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Voltaire's Lebensstationen. (Cirey — Sanssouci — Ferney.) I. Voltaire in Cirey. Von Karl Frenzel. — Aus Carl Maria von Weber's Leben. Von Max Maria von Weber. III. — Londoner Skizzen. V. — Weimarer Novellen. I. — Autor Nr. und Karl Gutzkow. — Gedanken von Daniel Stern.

Voltaire's Lebensstationen.

Cirey — Sanssouci — Ferney.

1. Voltaire in Cirey.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lag hart auf der Grenze zwischen der Champagne und Lothringen ein kleines, wüstes, verfallenes Schloß.

Jetzt ist der Sturmschritt der Revolution und die Pflugschar gleich vernichtend darüber hinweggegangen. Damals aber glich dieser kleinste und an sich nicht eben glänzende Erdenfleck einem Stern und strahlte ein wunderbares, weithin schimmerndes Licht aus.

Zwei merkwürdige Menschen bewohnten es, die Marquise Emilie du Châtelet und Arouet Voltaire; in seinen Mauern hat nicht allein eine Liebesgeschichte gespielt, sondern sind auch „Alzire" und „Mahomet" gedichtet worden.

„Mein lieber Cideville", hat Voltaire einmal an einen Freund geschrieben, „was müßte das für ein köstliches Leben sein, wenn wir einmal, drei oder vier Litteraten, ohne Eifersucht, alle voll Talent, zusammenleben, uns lieben, von unserer Kunst sprechen und uns gegenseitig zur Leuchte dienen könnten! Ich denke, daß ich noch einst in diesem kleinen Paradies leben werde."

Zum Glück für ihn baute sich sein irdisches Paradies etwas phantastischer und lieblicher auf, als es mit „drei oder vier Litteraten ohne Eifersucht" hätte geschehen können. Es ist eben die Ruine von Schloß Cirey in einem angenehmen, vielfach sich windenden Thal, das mit sanftem Gemurmel ein kleiner Bach durchströmt und, was für einen Poeten, der schon zweimal in der Bastille gesessen und nie sicher ist, sie wider seinen Willen zum dritten mal besuchen zu müssen, das Beste, mit einem Aug in Frankreich, mit dem andern in dem damals noch unabhängigen Herzogthum Lothringen, wo der Polenkönig Stanislaus zu Nancy und Lunéville einen kleinen Hof hält und die Regierung noch in Patriarchenweise betreibt.

Die Fee des Schlosses, die „göttliche Emilie", ist eine schlanke Frau, ohne Fülle. Zuweilen sieht sie mit ihren starren Augen und ihrem länglichen Gesicht wie ein Gespenst aus. Wenn sie aber auf ihrem raschen Zelter Rovigno „die Nachtigall" durch die Windungen des Thals jagt, mag sie einer dichterischen Einbildung wol wie ein elfenartiges Geschöpf erscheinen. Nicht ganz ohne Gefühl, aber doch mehr leuchtend als wärmend und, was leider auch gesagt werden muß, ohne wirkliches wie geistiges Erröthen. Geboren 1706, hat Emilie de Breteuil eine gelehrte Erziehung erhalten, sie versteht die lateinische Sprache, sie studirt Geometrie und Philosophie, „alle Jahre", bemerkt eine spöttische Zeitgenossin, „hält sie Re-

war über ihre Principien, aus Furcht, daß sie ihn alle enmuthen könnten", allein, den Scherz beiseite, sie ist eine wirklich gelehrte Frau, die mit allem Ernst und Eifer die Naturwissenschaft treibt und die Principien Newton's in das Französische übersetzt. Der Marquis du Châtelet hat sie geheirathet, aus Liebe gewiß nicht, und ebenso wenig aus Interesse, denn Emilie de Breteuil ist ein armes Fräulein; beide führen eine Ehe, wie sie seit der Regentschaft ein Beweis des „guten Tons" geworden war, er hier, sie dort, er erlebt Abenteuer mit Opernsängerinnen, Garnisonliebschaften, sie ist die Eroberung des Herzogs von Richelieu gewesen. Diese traurigen Geschichten waren verübergegangen und in Vergessenheit gerathen, als sie eine „wandellose" Freundschaft mit Voltaire schloß. Es war im Sommer 1733, der Dichter zählte 39, Emilie 27 Jahre.

Schon umstrahlte ihn der Glanz eines europäischen Ruhmes. Es hatte einen Augenblick in seiner Laufbahn gegeben, in dem er bei all seiner außerordentlichen Begabung zu nichts Besserm als zu einem Hofpoeten bestimmt schien. Nach dem Erfolge seines Trauerspiels „Oedipe", im Begriff, seine „Henriade" zu veröffentlichen, durfte er einen Platz in der Akademie, eine königliche Pension erwarten, da schleuderten ihn die Peitschenhiebe, die der Chevalier de Rohan ihm eines Abends wegen eines scharfen Wortes geben ließ, wenigstens vom dicken Leben in eine für ihn neue Welt. Die Herausforderung, die er dem Chevalier zukommen ließ, bußte er mit sechsmonatlicher Haft in der Bastille; freigeworden ging er nach England hinüber. Was er hier gesehen, erlebt und erfahren, das ist seinem die Quelle und das Maß seiner Arbeiten geblieben. Auch er spricht sein „in tyrannos" aber doch so, daß er dabei die Könige auf ihren Thronen und Gott in der Welt läßt. Freilich seine glänzenden Aussichten sind auf immer verloren, er wird sich durch ein Heer von Feinden schlagen müssen; seine Schriften wird die Hand des Henkers auf öffentlichem Platze verbrennen, dafür ist der Nachruhm sein und die Zukunft. Eine innere Unruhe beherrscht und verzehrt ihn, alles ergreift er mit einem Eifer, als gälte es die Eroberung einer Welt: es ist viel in seinem Wesen von einem hin- und herflackernden Irrlicht, das die Finsterniß, in der es glüht, nur unheimlicher macht, aber daneben doch auch ein und ein anderer Strahl himmlischen Lichtes. In den Kampf, den er rastlos und nie erschreckt für die Menschheit und die Menschlichkeit gegen die Gewalten des Staats und der Kirche geführt, erscheint er zuweilen wie jene heiligen Reiter St.-Georg und Michael, welche den Drachen der Finsterniß tödten. „Denn", ruft Carlyle in seiner emphatischen Weise über ihn aus, „nicht um euerm trockenen Misthaufen von einer Welt oder die glücklichen Hähne, die darauf scharren, zu verherrlichen, kam der Mensch Voltaire zur Erde, sondern um Blitze hineinzuschießen und ihn eines Tags in Flammen zu setzen." Es ist doch eine Frage, denke ich, wie weit ihm dies gefährliche Experiment eines neuen Weltbrandes selbst in dem „philosophischen" Jahrhundert ohne Gefahr für seine eigene Persönlichkeit gelungen wäre, wenn nicht „König Voltaire" wie König Midas eine unerschöpfliche Goldader besessen hätte. Mit einigen tausend Pfund Sterling, die er in England durch Subscription auf seine „Henriade" gewonnen, hat er durch die glücklichsten, wenn auch nicht allzu reinlichen Speculationen — in Actien, Kornhandel, Spiellieferungen — ein bedeutendes Vermögen erworben, seine Biographen versichern, daß er jährlich 80000 Livres Renten bezog; damit kann man dann schon sich zu Sans- und Aerney eine liebliche und reizende Einsiedelei schaffen und nebenbei Gott eine Kapelle errichten — „Deo erexit Voltaire". In dieser Welt des Schnörkels, in die ihn nun einmal seine Geburt gebannt, ist er doch ein Riese, wie Swift im Reiche von Lilliput, sie hat ihn nicht anders als mit Rosen, Lorbeer und Opium ersticken können.

Das war der Mann, mit dem Emilie du Châtelet die wandellose Freundschaft zu schließen wagte. Gesehen hatten sie sich oft, in dieser Gesellschaft, an jenem Theaterabend; mit andern vornehmen jungen Frauen ist sie schon einmal noch der abgelegenen Wohnung des Dichters geeilt und hat ihm seinen trüben Abend erhellen helfen. Trotz ihrer Principien und ihrer physikalischen Wissenschaft waltet in der Marquise ein romantischer Zug — „ein wenig Schäferin", hat sie Voltaire genannt, eine Schäferin natürlich mit Diamanten, gepudertem Haar und Schönpflästerchen. Unzweifelhaft hat es eine Zeit gegeben, wo Voltaire sie liebte, nicht mit jener Glut des Herzens, die ihm überhaupt versagt war, aber sein Geist fühlte sich von dem ihrigen angezogen, erregt und beschäftigt. Die fünfzehn Jahre seines Lebens, welche er mit ihr verbrachte, haben seine schönsten Schöpfungen gezeitigt, den dichterischen Schwung, der ihn damals erhob, hat er nur einmal, im

„Tancrède“ später wieder erweckt. Im ganzen war die Marquise erbaut, wahrhaftig auf ihn eingewirkt, ihm ein Kind geschaffen haben, das für seine Beweglichkeit und seinen Leichtsinn so nothwendig war. Von ihr getrennt, ist er wieder in den Strudel des Lebens gerathen, in den harten Strauß, den er mit Friedrich II., dem einzigen ihm ebenbürtigen Mann, zu bestehen hatte.

Im Jahre 1733 schien er indeß in Cirey sein „irdisches Paradies“ gefunden zu haben.

„Ich komme nicht wieder nach Paris zurück“, schreibt er in dieser Stimmung an d'Argental, „um mich der Wuth des Neides und des Aberglaubens auszuliefern. Ich werde in Cirey oder in einem freien Lande leben. Immer habe ich Ihnen gesagt: wenn mein Vater, mein Bruder oder mein Sohn erster Minister in einem despotischen Staat wäre, würde ich ihn morgen verlassen; danach mögen Sie beurtheilen, wie unbehaglich ich mich jetzt in ihm befinde. Aber endlich — die Marquise ist für mich mehr als ein Vater, ein Bruder und ein Sohn, ich habe nur den Einen Wunsch: verschollen in den Bergen von Cirey zu leben.“

Voltaire — und „verschollen“! Große Illusion der Freundschaft und des Herzens. Wie wenig begriffen er und Emilie das Wesen menschlicher Illusionen, wenn sie in einer Abhandlung „Ueber das Glück“ schreiben konnte: „Man muß den Schimmer, welchen die Illusion über die meisten Dinge wirft, nicht zerstören, sondern verdichten.“ Sie sollte an sich selbst erfahren, wie er mit jedem Tage sehr wider unsern Willen sich mehr und mehr verflüchtigt.

Jedoch, wir sind noch in Cirey, Voltaire vielleicht in seinem prachtig eingerichteten Studirzimmer, an „Alzire“ dichtend, es weht doch ein eigener Duft um diese Rococowelt! Es ist Besuch angekommen, Françoise Grassigny, von dem lothringischen Hofe, ziemlich unerwarteter in einer Decembernacht 1738, sie wird unsere Führerin durch das Arkadisches sein. Drei Viertel des Hauses liegen freilich im Dunkeln, der Wind saust durch die Ritzen, die nicht schließenden Thüren, durch das Dach bricht Regen und Hagel, bei schweren Nachtstürmen hört man Ziegel auf Ziegel herabfallen, der Flügel indeß, den Voltaire und die Marquise bewohnen, hat in den Augen der Grassigny etwas von dem Glanz eines Weltwunders. Der Rococostil ist nicht glücklich in großen Prachtbauten geworden, durch die wunderlichen Schnörkeleien und Verzierungen hat er den Eindruck des Gedrückten und Gequetschten, welchen die Architektur durch hervorbringen soll, in tausendfachen Strahlen gebrochen, allein in kleinen, in einsam gelegenen Lustschlössern, inmitten großer Gärten, in der Einrichtung eines Saals, eines zierlichen Gemachs hängt er die Magie aus „Tausendundeine Nacht“. Es ist kein Zauber des Gemüths darin, es spricht nichts zu unserm Herzen von all diesen Pagoden, Porzellanfiguren, diesen mit Goldleisten und Put überkleisterten Gemächern, nur der Wein und die Phantasie empfangen eine freundliche Anregung von ihnen, einen wunderlich phantastischen Hauch, und so sind wir denn im Gemache Voltaire's. Ueberall in der Holztäfelung kleine Gemälde, venetianische Spiegel, Porzellantassen, Pendulen, Silbergeschirr, ein Ringkasten, in dem wir, über die Schulter von Frau von Graffigny sehend, zwölf Ringe mit geschnittenen Steinen und zwei mit Diamanten bemerken. „O!“ ruft sie aus, „das ist alles so theuer, so werthvoll, so rein, daß man den Boden küssen konnte!“ Durch eine kleine Galerie, zwischen Statuetten der Venus und des Cupido, die uns jetzt schwerlich mehr als ein Lächeln entlocken würden, kommen wir in das Allerheiligste, in die Gemächer Armida's, wo sie selbst in Morgentoilette Geometrie studirt, hier entsinkt der Grassigny beinahe die Feder, alles ist „bewundernswerth“, „göttlich“ bis auf die Farben der Wände, ein Kerzenpalast aus „Tausendundeine Nacht“!

So leben die Musen eines Nemen Voltaire's, die auf dem steinigsahlen Boden der Champagne diese Schöpfung hervorzuzaubern wußten!

So wenigstens, nicht allzu schmeichelhaft für Emilie, betrachtete die boshafte Marquise Du-Deffand beider Verhältnisse. „Voltaire“, schreibt sie, „erhebt sie zu einem Gegenstand für die öffentliche Aufmerksamkeit, ihm wird sie in den kommenden Jahrhunderten ihren Nachruhm verdanken, wie sie ihm in der Gegenwart ihren Lebens Unterhalt verdankt.“

Was kümmern sich andererseits die beiden Glücklichen über die Lästerreden der pariser Gesellschaft? Sie arbeiten, jeder rastlos für sich, dies scheint ihres Daseins einziger Zweck. Wenn die Marquise in der Nacht noch geometrische Aufgaben löst, so muß Voltaire drei-, viermal zum Abendessen von seinem Schreibtisch gerufen werden. Dann, beim Strömen des Champagners, verwandelt sich der Dämon, der in ihm wohnt, zu jenem halb drolligen, halb boshaften „Affen“, den seine Freunde in ihm sehen; er erzählt Ge-

Gönner des Verhältnisses; Du wurdest Deinen Freunden dadurch entzogen — Du verzehrtest Dich! — Wenn es hieß: Heinrich, heut' reiten wir zu zwölf nach dem Jägerhaus — so seh' ich noch Deine Verlegenheit; da hattest Du mit ihr eine idyllische Wasserfahrt vor, oder es war Thee bei den Verwandten, oder Du mußtest mit der Flöte accompagniren, wenn sie ihre Kränzchen hatten. Ein Glück, daß Du Dich herausgerissen hast; denn die besten Köpfe hab' ich an solchen kleinen nüchternen Verhältnissen mit Seel' und Leib zu Grunde gehen sehen.

Heinrich
(forschend).

Sie soll oft Gelegenheit gehabt haben, sich zu verheirathen.

Ref. Fels
(sich gutmüthig verwundernd).

Sieh', sieh', was Dich die Sachen noch so interessiren!

Heinrich.

Wenn ich auch recht that, andre Wege einzuschlagen, so hab' ich doch die Achtung noch vor mir selbst, daß ich über meine schönste Jünglingszeit nicht den Stab breche, sondern die heilige Bedeutung ehre, die für mich jene Erinnerungen behalten werden. War jene Liebe eine Schlacke, so barg sie das edelste Metall meines damaligen Geisteslebens, und wer weiß was ich geworden wäre, hätte ein schönes sittliches Verhältniß nicht damals, wie

schicken, bekommt keine Verse, gelesen, kommt — „mit dem einen Auge immer im Grabe, macht er mit dem andern seine Verbeugung". Bei alledem dichtet er „König Voltaire". Sein Kammerdiener steht aufmerksam hinter seinem Sessel bei der Tafel, ihm reichen die Diener erst die Speisen, den Wein — „wie die Pagen den Edelleuten des Königs". Zuweilen wendet sich Voltaire um und sagt: „Sorgen Sie nur für die Frau Marquise!" So alle Abende, bis denn endlich eine literarische Fehde, eine heftige Rezension schwere Gewitterwolken auf die Stirn des Dichters und noch mehr auf die Emilies heraufführt, dann gleichen diese Soupers dem Abendessen des Polyphem in seiner finstern, grellroth von dem Herdfeuer erleuchteten Höhle. Erst allmählich hellt sich der Himmel über Cirey wieder auf und strahlt in seinem ungetrübten Glanze wie an jenem August-morgen 1734, als ein Brief aus einer kleinen, hier nie genannten Stadt der Mark Brandenburg eintraf, aus Rheinsberg, unterzeichnet: „Friedrich, Kronprinz von Preußen." Welche Reihe von Ereignissen und Wandlungen in dem Leben beider Männer sollte nicht dieses erste Schreiben entstehen lassen! In solchem Sonnenschein nimmt Schloß Cirey — wohlverstanden, der kleinste Flügel des Gebäudes — sein Galakleid. Vive la joie! Nun geht es hoch und wild und phantastisch her. Emilie wird ganz „Schäferin", die Komödie beginnt, vom Puppenspiel bis hinauf zur Tragödie — „in 24 Stunden", erzählt uns die Gräfin, „haben wir 32 Akte gespielt". Ist man auf dem Tanzplatz, wo die Hexen mit den Dämonen tanzen, oder besser, im Paradiese? Auf dem ersten sicherlich, wenn Voltaire in „bester Laune" einen Gesang seiner „Pucelle" vorliest.

Im großen und ganzen indeß ist es in Cirey so langweilig wie überall in dieser „besten Welt"; Besuche sind selten, denen zu Ehren Emilie mit ihrer „irrtlichen Stimme" singen und Voltaire Pianisch machen könnte; der Marquis du Châtelet, der zuweilen eintrifft, ist gewöhnlich mürrisch, verstimmt, gichtgequält und verläßt bald das Haus. Nicht immer kommen Lorbeerkränze aus Paris, Rippchen aus Rheinsberg oder gar ein kronprinzlicher Gesandter „Gäsarion" Kaiserling; meist sind Voltaire und Emilie aufeinander beschränkt.

Ich denke doch, daß sie ihn im Anfang ihrer Verbindung liebte. Im Jahre 1734 hatte Voltaire auf eine ihm zugegangene Nachricht, daß man ihn verhaften werde, mitten im Winter fluchtartig Cirey verlassen und sich nach Holland begeben. In Verzweiflung, mit dem Ausdruck eines gänzlichen Schwerzes schreibt sie an d'Argental: „Hundertundfünfzig Meilen bin ich nun von Ihrem Freund entfernt und seit zwölf Tagen habe ich keine Nachricht von ihm empfangen. Vergebung, Vergebung, aber meine Lage ist entsetzlich! Noch vor vierzehn Tagen konnte ich nicht zwei Stunden ohne Schmerz fern von ihm verbringen, dann schrieb ich ihm von meinem Zimmer nach dem seinigen — und jetzt weiß ich nicht, wo er ist, was er thut! Nicht einmal den traurigen Trost kann ich genießen, sein Unglück zu theilen!" Beständig zeigt sie sich so als verständige, fürsorgende Freundin, die den Leichtsinn und die Flatterhaftigkeit des Poeten fürchtet. Der Freund, d'Argental, solle ihn warnen, seine „Metaphysik" oder gar seine allerliebste Geschichte des „Weltfindes" in Holland drucken zu lassen. Nun sieht der Beobachter zugleich, in welche Mißhelligkeiten diese ihre frauenhaften Sorgen sie Voltaire selbst gegenüber stürzen mußten. Es steht schlimm um die Liebe, wenn die Geliebte wider die neun Musen und die Göttin des Ruhms zu kämpfen hat. Noch dazu liebt Emilie weder die Dichtkunst noch die Geschichte; in den Anfällen ihres Mißmuths möchte sie Voltaire „verbieten, Verse zu machen"; seine „Geschichte Ludwig's XIV." hält sie unter Perikles und Tacitus nennt sie — man vergebe mir den Ausdruck — „ein altes Waschweib"! Da gehörten denn auch häusliche Zwiste in dem Herrschloß Cirey nicht geradezu zu den Seltenheiten — einmal haben die Augen der Gräfin mit Entsetzen „Teller über die Tafel fliegen"; sie hat vergessen, ob von Silber oder Porzellan, aber doch sichtbarlich geschleudert nach geliebten Häuptern! „Starre mich nicht so an mit deinen Schielaugen!" hat der erzürnte Poet der Marquise einmal mit seiner tiefen, dunkeln Stimme zugerufen und sie nach dem Messer gegriffen. Stürme, die auch hier wie überall die Luft reinigen und in die Alltäglichkeit des Lebens Schwung bringen müssen! Denn mit jedem Jahre wird Emilie hagerer, immer mehr „ein Rauch ohne Feuer", und er kann stündlich mit größerm Recht sagen:

Wenn du willst, daß ich noch liebe,
Gib das Alter mir der Liebe,
Gib die Jugend mir zurück!

Was vermag die untergehende Sonne der Geliebten gegen das königliche Gestirn, das im

Leben aufbringt, gegen den jungen König von Preußen, Friedrich, der Voltaire beschwört, nach Berlin zu kommen, etwa wie Alexander von den Griechen einen Homer erbat? Ja wohl ist das „ein seltsamer Nebenbuhler" für die arme Emilie! „Welche Vorwürfe habe ich nicht wider den Freund! Wie weit ist sein Herz von dem meinigen ... Daß ich mich aber ihm beklagen muß, ist eine Qual, die ich noch nicht kannte ... Was ich seit einem Monat geduldet habe, würde jede andere als mich von ihm trennen; aber wenn er mich auch unglücklich macht, meine Liebe kann er nicht verringern ... Viel hat sein Herz an mir wieder gut zu machen, wenn er überhaupt des meinen noch werth ist."

Allein trotz ihrer Versicherung löst sich ihre Seele allmählich von ihm los, stückweis. Manchmal wird sie nicht mehr die Briefe des Grafen erbrechen und sie mit den bittersten Vorwürfen überschütten, weil sie den Inhalt eines der Gesänge der „Pucelle" ihren Freunden in Rouen erzählt hat. Das Ideal, das sie anfangs auf Erden suchte, weilt sie jetzt nur noch in ihren Büchern hat, „zwei Wesen, so füreinander geschaffen, daß sie niemals den Ueberdruß und die gegenseitige Erkaltung empfänden". „Aber", fährt sie mit einem traurigen Rückblick auf sich selbst fort, „ein Herz, das solcher Liebe fähig wäre, eine so göttliche und doch so feine Seele scheint die Macht der Gottheit erschöpft zu haben: es wird eine in einem Jahrhundert geboren, zwei aber zu erschaffen übersteigt entweder ihre Kräfte oder sie würde eifersüchtig werden, wenn sich beide auf Erden trafen." Und sie selbst? „Ich bin zehn Jahre durch die Liebe dessen glücklich gewesen, der meine Seele bezwungen hatte, und diese zehn Jahre habe ich im Zusammensein mit ihm ohne einen Augenblick des Ueberdrusses hingebracht. Als das Alter und die Krankheiten seine Neigung geschwächt hatten, habe ich es lange nicht bemerkt; ich liebte für beide, und mein Herz, frei von Verdacht und Furcht, genoß des Glücks, zu lieben und der jungen Täuschung, geliebt zu werden. Es ist wahr, daß auch diese Illusion zerflossen — ach, wie viel Thränen hat sie mir gekostet!"

Trug aber Voltaire allein die Schuld?

Für manchen Zwist, für manche Unruhe ihres Herzens gewiß; in ihm ist eben keine echte Liebesempfänglichkeit, keine Leidenschaft für die Frauen wie in seinem großen Nebenbuhler Jean Jacques Rousseau. Seine Sinne sind so kalt wie sein Phantasie. In Voltaire's Seele leben nur zwei alte Gelüste: die Sehnsucht nach Freundschaft und Muße vor allen Dingen.

Und ich glaube doch, daß ihn die rechte Verstimmt haben würde, so Gitter zu bleiben und zu werden, wenn Emilie nicht — treulos, und treulos im schlimmsten Sinne des Worts, geworden wäre. Einen Theil der Jahre 1747 und 1748 verlebte sie mit Voltaire zu Sommieres und Cuneville an dem kleinen, doch leidlich gebildeten und geistvollen Hofe des Königs Stanislaus. Schwachen der Frauen zu erzählen, ist immer mißlich, und nun gar die einer — vierzigjährigen Frau, einer deutschen Philosophin. Ein Wort mag darum genügen. Sie verlor ihr Herz an Saint-Lambert, einen trotz seiner dreißig Jahre und seines ritterlichen Aussehens kalten, trockenen und beschränkten Mann. In den Briefen, die sie ihm geschrieben, versenkt sie sich, aber freilich auf Kosten der so heilig gelobten „wandellosen" Freundschaft. In der Novemwelt konnte selbst der Ausgang dieser Dinge nur tragikomisch sein: die Marquise du Châtelet starb am 10. September 1749 zu Cuneville, sechs Tage nach ihrer Entbindung.

Die Stürme, die ihrem Ende vorausgingen, die „Scenen", die sie mit Voltaire hatte, entziehen sich von selbst jeder Beschreibung; das greifste Element in ihnen überwiegt der Schmutz, der jede wahre und warme Empfindung, gleichviel ob der Liebe oder des Unwillens, in ihr komisches Gegentheil verzieht.

Voltaire weinte, als er die Nachricht ihres Todes empfing — aber zwei oder drei Tage nachher suchte er nach einem Ringe, den die Marquise zu tragen pflegte und der unter der Kapsel sein Bild verbarg; er fand ihn, er öffnet ihn — statt seines Portraits findet er das Saint-Lambert's. „O Himmel!" ruft er und faßt beide Hände, „so sind diese Frauen! Ich hatte Richelieu verjagt, Saint-Lambert vertreibt mich, ein Nagel treibt den andern, so vergeht die Welt!"

Im Ernst aber schien sein Leben gebrochen. Einen Augenblick hat er daran gedacht, sich in die Abtei von Senones zurückzuziehen und sich in die Wissenschaft zu vergraben; dann lief ihm England, Mylord Bolingbroke und Locke's Philosophie ein; zuletzt ging er nach Paris. Was mußte Emiliens Geist, wenn er ihn noch umschwebte, sagen, daß er ihn „in seiner Verzweiflung in dem gefühlvollen Herzen" der Marquise Dudeffand seine Zuflucht nehmen sah?

Damit versinkt denn Schloß Gitter in seine

wahre Vergnügen, wenn es nicht mehr als ein über und verlorener Zeitaufwand und die Spannen neben melancholie ihr ernstes Gesicht über die „Himmlischen" machten, die „König Voltaire" dichten, lieben und Seitensprünge machen sahen.

Das fernere Leben Voltaire's spinnt sich in zwei andern Schlaffern ab, Sanssouci und Ferney. Von ihnen ein ander mal. Karl Frenzel.

Aus Karl Maria von Weber's Leben.

Von Max Maria von Weber.

III

Wir fahren in den Mittheilungen fort, die uns Nichtemerin von Weber's Aufenthalt in Berlin hinterlassen.

„Am liebenswürdigsten erschien Weber jederzeit in dem engsten Kreise, den Klemming, Weiland und ich um ihn schlossen. Das Dietrich'sche Speisehaus, etwa noch eine Restauration Unter den Linden (Nr. 72) vereinigte uns jeden Abend, den Weber, von allen Seiten mit Einladungen bestürmt, sich frei erringen konnte. Hier erklang zwar keine Musik, sie war aber der Gegenstand aller Gespräche, bald in traulicher Erzählung musikalischer Auftritten, von welchen Weber einen unerschöpflichen Schatz besaß, vorzüglich wenn es galt, die Verkehrtheit des Virtuosenwesens, der Hexerei und Afterkunst aufzudecken, bald in einer hitzigen Erörterung des Kunstmechanismus, der Geheimnisse der Komposition und der Geheimnißkrämerei sogenannter Komponisten, die doch keine wahren Kunstwerke hervorzubringen wußten, wie Kirnberger u. a. Die ganze Theorie dieser Herren sei aus der Erfahrung abstrahirt, alte feine wahre Theorie, die habe die Pflicht zu geben; die Pfuscher aber seien in wenig Physiologen und Psychologen, am wenigsten seien unter ihnen Musiker zu finden. So habe sich der Komponist an die Natur und an die unverkennbare Gestalt des Schönen zu halten und werde dann alle Regeln, die ihm als tiefsinnige Weisheit gelehrt worden, leicht und natürlich befolgen, ohne der mathematischen Formel für sie zu bedürfen u. s. w. Da war gewöhnlich spät in der Nacht, wenn wir schieden, oft folgte noch ein Spaziergang; wer am meisten nach dem Lager verlangte, ward vor seine Thür geleitet. Eines Abends sahen wir in dem Zimmer der Mutter noch Licht. Weber schlug vor, ihr einige Accorde zu singen, bestimmte den Takt und den Gang der Modulation und wir erfuhren, daß die gute Nacht den gehörigsten Klang wie ferner Hornerklang den Ohren der Sängerin zugetragen. Seitdem war es Gebrauch, derglichen Ständchen zu bringen; wir erlangten darin eine erhebliche Uebung und konnten bald auf Weber's Commando die schwersten Uebergänge wagen. Der Versuch gelang, ward von nächtlichen Tischgesellschaften aus einiger Ferne wiederholt, durch doppelte Besetzung verstärkt und gab dann Veranlassung, eine Solostimme über den Accorden anzubringen, Lieder mit Brummstimmen zu schreiben und schon bekannten eine ähnliche Begleitung anzupassen, die, weil sie vollen und weichen Tenorstimmen, wie z. B. Greil sie hatte, sehr zusagte, damals sehr in Gebrauch kam.

„Weber's Hauptzweck in Berlin war die Aufführung seiner Oper „Sylvana". Righini hatte die Partitur gleich nach Weber's Ankunft erhalten und konnte sie, nach seiner Art, nicht anders als ungünstig beurtheilen, sodaß Anfangs Schwierigkeiten machen wollte. Gern und Gunsch wurden indessen in kleineren Proben von dem Werthe der Arbeit überzeugt, dann ward Gurlich zugezogen, der sich der Sache lebhaft annahm und, da Righini ohnehin nach Italien abreiste, das Einstudiren und die Direction bei der Aufführung übernahm. Die erste Darstellung fand am 10. Juli statt und der Erfolg war bekanntlich erwünscht, obgleich einige dem italienischen Stil besonders geneigte Kunstkenner, die zum Theil noch am Leben sind, die Musik nur verwerflich erklärten und meinten, Weber würde nie etwas Erträgliches zu Stande bringen. Niemand konnte damals auch denken, daß das, was einem damals so fremd und zuweilen gar hart klang, in weniger als funfzehn Jahren auf den Straßen gesungen werden und in allen Ohren erklingen werde. Daß die Oper damals nicht noch mehr Glück machte, lag aber nicht allein an dieser Neuheit, noch an der Mittelmäßigkeit des Textes, sondern an der zu geringen Theatererfahrung des Componisten, die ihn das rechte Maß der Stücke und die Oekonomie seiner Mittel verfehlen ließ. Am Klavier machte sie damals denselben Eindruck wie nachmals der „Freischütz"; die Orchesterbegleitung störte dort zuweilen die Wirkung ebenso sehr, als sie sie hier steigerte. Da wir sie vor und nach der Aufführung viel unter seiner eigenen Leitung am Klavier oben hörten, so hatten wir freilich eine sehr hohe Meinung von ihrem Werth, hörten uns ganz in die eigenthümlichen

Weber, in der langen Pausen d. Vergl. bewies und waren leicht unterhalten, wenn uns einer die Freude daran verderben und sie uns herabsetzen wollte. Besonders war Kielmann mit Leidenschaft für diese Musik eingenommen und sein Widerwille gegen Zelter vermehrte sich noch nach einem Streit, den sie über die »Sylvana« führten.

„Ueberhaupt wollte es Webern mit den berühmten Meistern Berlins nicht recht glücken; sie nahmen ihn meist für zu unbedeutend und er trat ihrem Katheder-ton mit ziemlichem Selbstvertrauen und leicht gereizt entgegen. Am wenigsten günstig waren ihm Bernhard Anselm Weber und Zelter, beide, wie es scheint, zunächst wegen seiner persönlichen Erscheinung, deren scheinbare Schwächlichkeit in sehr gegen ihre eigene Kraft abstach und der sie also um so weniger verzeihen, daß sie auch für kräftig gelten wollte. Es sind von mir und andern viele Versuche zur Versöhnung gemacht worden, die aber alle fehlschlugen. Die gegenseitige Abneigung hat in allen bis zum Tode bestanden und obgleich sie nie irgendeine Verletzung des Anstandes und der geselligen Verhältnisse herbeigeführt hat, so habe ich doch auch nie gehört, daß einer von ihnen den Werken des andern hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen. So wußte z. B. Zelter von Weber's »Aufforderung« nichts anderes zu rühmen, als daß die Hellmuthsche mit ziemlichem Geschmack componirt sei, und vom »Oberon« sagte er: das Beste darin sei der schöne Marsch in der vorletzten Scene. Sein Briefwechsel mit Goethe kann noch mehr darüber sagen; Weber klagte oft, von Goethe nicht kalt empfangen zu werden, und schrieb dies Letztern zu. Doch, wie gesagt, ward die Form nie verletzt und bei dem Feste, das ich nach der ersten Aufführung der »Euryanthe« den Künstlern Weber's veranstaltet hatte, führte auf meine Bitte Zelter den Vorsitz.

„Der Aufenthalt in Berlin wirkte sehr wohlthätig auf Weber, so er brachte die Entscheidung seines Lebensziels. Früher in Jugendthorheiten befangen, nicht ganz frei von Geldverlegenheiten, brachte ihm das Gelingen seiner Oper, der innig ergebene Freundeskreis und Herrn Schienitzer's wohlberechnete Pränumeration auf mehrere große Werke mit einem male in ein gewisses Gleichgewicht mit sich selbst und zu dem Entschluß, sich ein festes Besitzthum zu gründen. Von Wien, Prag und Frankfurt am Main liefen Anträge ein; der Herzog von Gotha, seit lange sein eifriger Gönner, lud ihn dringend zu sich ein und Weber beschloß, dort die weitere Entwickelung seines Geschicks abzuwarten. In Ende August 1812 verließ er Berlin. Einige Tage vorher (am 19.) ward ihm ein Abschiedsfest veranstaltet. Es war in dem Hause des Justizcommissarius Hellwig (Brüderstraße Nr. 16). Die Familien Gern, Schrodh, Budig, die Fräulein Koch und Auguste Sebald (Amalie war verreist), Kielmann, Klewing, Wollank, Brell, Jungenhagen, L. Hellwig und Müller waren gegenwärtig. Das ganze Verhalten war dem scheidenden Freunde verheimlicht; in einem Spaziergange glaubte er sich geladen und ward zu seiner Ueberraschung empfangen mit dem Chor:

Singt dem großen Baßa Lieder,
Singt unserm Weber Lieder!

aus der »Entführung«. Eine Menge alter und neuer von Wollank und Jungenhagen dazu componirter Stücke folgten. Er selbst gab Eigenes, z. B. zum ersten mal den Entwurf der großen Sonate in As und mußte vieles schon Gehörte auf Begehren zum dritten geben und gab's mit besonderem Gelingen. Ein ungewöhnlich glänzendes Mahl, zu welchem jeder seine Schüssel oder von seinem Wein geliefert, würzte dann der Gesellschaft. Beim Nachtisch sollten die eigentlichen Witze des Tags folgen. Mir war der Auftrag geworden, eine kleine, scherzhafte Abschiedsrede zu halten. Wir hatten immer schon Weber's Namen und Ton auch in zweiter Komponirt, so noch ein dritter oder Theoretiker Gottfried Weber) ihn führt, auf die bekannte Combination der Tonmusik mit der Feuerwerkskunst gedeutet, und so mußte dieser Gedanke den Spaß zur Abschiedsrede hergeben, die aber, nach meiner Art, mehr gemüthlich als scherzhaft ausgefallen war, vielleicht aber eben darum und weil man etwas anderes erwartet hatte, gut aufgenommen wurde, da sie so offenbar in der Stimmung der Gesellschaft hervorging. Weber selbst zeigte sich am meisten davon ergriffen und wehmüthig, wie wir ihn noch nie gesehen. Nachdem er mich umarmt hatte, setzte er sich nicht wieder an den Tisch, sondern an das Klavier und sang nach einem längern Vorspiel ein wenige Tage vorher componirtes Lied *), das

*) Die Worte der Lieder waren von ihm selbst und brachten einige in seinem damaligen Gemüthszustand noch liegende Reste von Bitterkeit auf Niemand aus. Er wollte das Lied nie hergeben, so oft wir ihn baten, hat aber später in dem Liedchen Lieb: „Sind es Schmerzen, sind es Freuden", einen Text gefunden, der ganz zu dem Charakter dieser Musik paßt und sich mit einigen Abän-

den Lauf der Freundschaft, das Verbergen treuer Anhänglichkeit ausdrückte und allgemeine Rührung hervorbrachte, eine tiefere, als eigentlich das Fest geben sollte. Darum war es erwünscht, daß noch ein Scherz zur Hand war, den Kielmann gedichtet und componirt hatte. Dieses vortrefflich gelungene Musikstück erhielt sich bis zu Weber's Tode in unserm Kreise lebendig und ward jedesmal ausgeführt, wenn Weber's Anwesenheit durch irgendeine Veranlassung, seinen Geburtstag, eine neue Oper, eine funfzigste Vorstellung u. s. w. auf ungewöhnliche Weise hervorgerufen ward. Beim Anfang des Chors war der Ausruf: „Preis, Weber!“ angebracht, um dies zu vergeben, mußte man wissen, daß unter den vielen Scherzen, die Weber in fröhlicher Gesellschaft auf die Bahn zu bringen pflegte, auch der war, daß jeder einen hellen oder spitzen Buchstaben des Alphabets wählte und auf ein verabredetes Zeichen nach Weber's Direction diesen Buchstaben gleichzeitig mit allen übrigen laut aussprach, was dann den Schall eines lauten Niesens abgab. Dieses laute Niesen war hier angebracht und darauf bei das Chor ein: „Prosit, Weber!“

„Mit diesem Abend erhielt das Verhältniß, das zwischen uns benannt, eine höhere Weihe und steigerte sich zu einer innigen und ewigen Freundschaft, von welcher unsere gesammelten Briefe Zeugniß geben. Letzteres Wiederlesen erhielt den Briefwechsel lebendig. Schon im Sommer 1814 kehrte Weber nach Berlin zurück, um seine Oper „Rosamunde“ und die Musik zu „Leyer und Schwert“, und die Körner'schen Lieder aufzuführen, 1815 auf wenige Tage mit seiner Cantate „Kampf und Sieg“. Jenes erste mal wohnte er bei mir, so auch, als er 1817 von Prag abgegangen war und in ruhiger Muße einige größere Arbeiten fertig machen wollte. Ich war schon verheirathet, er selbst im Begriff, diesem Beispiel zu folgen; Karoline Brandt kam im November einige Wochen nach ihm in Berlin an, seine feierliche Verlobung wurde im engern Freundeskreise bei uns gefeiert. Sie kehrte bis Ostern nach Prag zurück; er brachte von hier aus seine Unterhandlungen mit Dresden zu Stande, verließ uns im Frühling 1818 und führte seine Braut bald darauf heim. Die Hoffnung, die im Sommer 1817 ihrer Erfüllung nahe war, ihm, nach dem Wunsche des Grafen Brühl, als Bernhard Anselm Weber's Nachfolger bei der hiesigen Oper angestellt zu leben, vereitelte der Brand des Schauspielhauses und die Concurrenz mit B. Romberg, dem er nicht im Wege stehen wollte. Die Aufführung des „Freischütz“ trug ihn zu seinem größten Triumph 1821 nach Berlin; im Herbst desselben Jahres brachte ich drei Wochen bei ihm in Dresden zu. Dann kam er zum letzten mal im December 1825 hierher, um nach den merkwürdigen, zwei Jahre lang fortgesetzten Unterhandlungen über die „Euryanthe“, die unser gesammelter Briefwechsel ziemlich vollständig enthält, diese Oper hier unter eigener Leitung auf die Bühne zu bringen. Seine Gesundheit war schon in hohem Grade geschwächt, sein baldiger Tod nicht mehr zweifelhaft. Mir allein spielte er noch die fast vollendete Partitur des „Oberon“ und erklärte mir seine ganze Intention im Detail. Auch die Partitur der komischen Oper: „Die drei Pintos“, zeigte er mir fast vollendet. Sie ist in England verloren gegangen. Ein Heft Projektionen von einzelnen Stücken ist alles, was sich von diesem merkwürdigen Werk hat wieder auffinden lassen, die Hoffnung aber hat sich nicht verloren, es noch dereinst aus dem Nachlaß eines reichen Curiositäten- und Handschriftensammlers in London wieder auferstehen zu sehen.

„Die Briefe, die er mir geschrieben hat, sind in unserer Sammlung nicht ganz vollständig vorhanden; manche sind zufällig verloren gegangen, einige nach seinem Tode an Verehrer verschenkt, die seine Handschrift zu besitzen wünschten, andere von Freunden, denen ich die Sammlung geliehen, behalten, noch andere absichtlich vernichtet. Aber genug ist noch übrig, um von dem edeln Sinne des Mannes vollständiges Zeugniß abzulegen, über einige seiner wichtigsten Lebensperioden Aufschluß zu geben und meinen Kindern das Andenken an den liebsten Freund ihres Vaters zu erhalten. Das Leben ist nicht arm, dem auch nur ein solches Verhältniß beschieden gewesen.

Berlin, im Januar 1833.

Heinrich Lichtenstein.“

Am 7. August kehrte der König von Preußen, drei bis vier Tage früher, als man ihn erwartet hatte, nach Berlin zurück. Der Enthusiasmus, mit dem er empfangen wurde, war grenzenlos, ohne Ende die Feste, die er den in Berlin befindlichen Truppen seines geliebtesten Alliirten,

---

bringen ihr unterlegen sey. Sie ist es in dem reichen Liederheft (Op. 39, 1828) mit herausgekommen. Einige unserer Freunde behaupten, die Musik gehöre ursprünglich dem Lied'schen Liede an und Weber habe nur für seinen Abend sich die Worte gemodelt, was sich auch hören läßt.

Kaiser Alexander, das Kreiss Theater, Sprengung der Garden, Hasselbe, Bälle folgten sich in ununterbrochener Reihe. Weber gedenkt all dieses Glanzes und Jubels eigentlich nur mit Mismuth. Nicht, weil er die Empfindungen des Volks und des Fürsten nicht vollständig berechtigt gefunden hätte, sondern weil ihn dies an seinem Zimmer veränderbrauende Treiben am Niederschreiben von „Leier und Schwert" und der Redaction der Cantate „Gott und die Natur" hinderte und die Feste die Aufführung dieser Werke immer weiter hinausschoben. Welch eigenthümlich verstimmtes Instrument ist doch ein Künstlergemüth, auf dem der Nachhall der großen Bewegungen, die es mit seinen besten Tönen feiert, Mißklänge hervorruft!

Das Durcheinanderwogen des Volks bei der zur Feier des Einzugs des Königs nothwendigen Illumination ward sonderbarerweise die beiden Männer in den Kreis, in welchem sich Weber bewegte, die noch gefehlt hatten, um ihm den grundromantischen Charakter zu geben, den er dann geraume Zeit beibehielt und durch den dieser Kreis sich den strengen Klimeistern der Musik in Berlin so sehr antipathisch machte. Zunächst begegnete Weber im Gedränge Tieck, der denselben Abend das „Schwertlied" und Körner's „Wilde Jagd" gehört hatte und sich tief den Augenblick von der Kraft des jungen Meisters hoch erhoben fühlte, sodaß er beim Anblick Weber's ausrief: „Jetzt hat die Illumination doppelte Bedeutung für mich! Jetzt weiß ich, warum ich in Berlin bin!" Arm in Arm arbeiten die beiden sich durch die Massen und weichen mühevoll einem Wagen aus, der sich langsam in dem Strome fortschiebt. Zwei bekannte Damen, Frau von Klein und Frau von Le Bas, die mit einem Weber unbekannten Herrn fahren, grüßen heraus und laden einig zum Einnehmen der freigebliebenen Sitze ein. Der Dichter und der Musiker zwängen sich ein so gut es geht, und Weber findet sich an der Seite des von ihm sehr hoch verehrten A. de la Motte Fouqué, von dessen „Undine" damals Manuscriptbruchstücke mit Enthusiasmus in Berlin gelesen wurden. Der Abend wurde durch dies Zusammentreffen zum genußreichsten.

In diesem Kreise tauchte auch die Idee bei Weber auf, den „Tannhäuser" als Opernstoff zu behandeln. Er hat diesen Gedanken nie wieder ganz fallen lassen und verfehlte später, im Jahre 1816, mit Brentano darüber, der einen Plan bearbeitete und ihn im November dieses Jahres Weber mittheilte. Tieck schreibt darüber: „Brentano war heute morgen bei mir und las mir den Plan zum ‚Tannhäuser' vor. Ich glaube, das es ein seltsam interessantes Ding geben wird, auf jeden Fall voll Leidenschaft und wunderbarem Interesse. Zeit wäre es, daß ich einmal eine ordentliche Oper unter die Füße bekäme!"

Ist es nicht, als hätte Weber damit das herrliche Werk seines berühmten Nachfolgers charakterisiren wollen?

So warm nun Weber's Vorliebe für das Kunstleben in Berlin war, so kräftig er sich von Wort und That von außen her angeregt fühlte, so war es ihm doch nicht möglich, der Leitung der berliner Bühne Geschmack abzugewinnen. „Die hiesigen Vorstellungen der Theater wollen mir gar nicht schmecken", schreibt er in demselben Briefe, in dem er äußert: „In den acht Tagen, die ich hier bin, habe ich mehr gespielt als die ganze Zeit meines Aufenthaltes in Prag; auch fangen in meiner Kreude schon mancherlei musikalische Ideen wieder an, sich in meinem Kopfe zu entwickeln und zu bilden. Ich muß auch gewaltig fleißig sein, wenn ich alles in Stande bringen will, was ich mir vorgenommen habe! Mein Leben ist doch ein ewig unruhiges Treiben ohne Rast und Ruhe und doch gibt es so wenig Resultate, doch bin ich noch immer unzufrieden mit mir und glaube, daß ich mehr thun könnte!"

Mit großem, aber glücklich bewältigtem Widerwillen unterzog sich Weber den fatalen Vorarbeiten für sein Concert. Unermüdlich erbittete und empfing er Visiten, arrangirte und ordnete er. Inzwischen wurde jede Minute zu Arbeiten für Verleger benutzt, denen dies und das versprochen und zugesagt war.

Solche Verpflichtungen lasteten vorzugsweise auf Weber, daß er sich die Ruhe der Nacht und die Muße abbrach, um sie sich „vom Halse zu schaffen". Einen nicht unbedeutenden Theil seiner Zeit absorbirte auch die zwar angenehme, aber den nicht kräftigen Mann immerhin auch abspannende Geselligkeit in den gastlichen Häusern Gubain, Beer, Wollank, Jordan u. s. w., ferner die Proben der „Sylvana", die Musikabende der Singakademie und der Verkehr in den speciell künstlerischen Kreisen der Hauptstadt.

In diesem rastlosen Wirbel faßte ihn dann in Zeiten geistiger Abspannung ein Gefühl fast unüberwindlichen Heimwehs nach dem ruhigen Gange seines Geschäftskreises in Prag, nach seinem Ar-

beitsamkeit und vor allem nach dem „kleinen blauen Stübchen der Braut" — wo die Zeit so kurz war, „daß die Uhren immerfort schlugen"! In einem solchen Augenblicke der Ermattung schreibt er: „Manchmal ist mir das Gefühl des Heimwehs des Schweizers recht wohl deutlich. Eine unnennbare Sehnsucht ergreift mich und macht meinen Geist so weich, so verwundbar, daß ich weinen möchte. Wenn dann der rohe Verstand so dumm ist und anfährt und das übel nehmen möchte, so schlägt ihn das Gefühl auf den Mund und sagt, daß es etwas Herrliches sei, noch so empfinden zu können, und daß dies mit zweier Hülfe noch lange nicht anderen darf, will man nicht ganz elend sein. Zuweilen habe ich doch schon geglaubt, auf diesem Punkte zu stehen."

Am 26. August kam endlich das Concert zu Stande, nicht ohne daß auch noch im letzten Augenblick die kleinlichsten und unvorhergesehensten Schwierigkeiten seine Thatkraft und physischen Kräfte auf die härteste Probe gestellt hatten. Er pflegte dies seinen „Plagegeistern" zu nennen. Die Druckerei lief ihn mit den Zetteln im Stich; aus der Probe kommend, fand er den Befehl des Königs, der Weber's Vorstellung bei ihm und den Prinzen für den Tag des Concerts anberaumte. Dann lief ihn der in diesem Behuf bestellte Wagen fort, sodaß er im Schloß anlangte, als der König anfuhr. Er folgte ihm nach Charlottenburg. Da war der König spazieren und nicht zu finden; er kehrt zurück, flattiert seine Gäste bei den Prinzen ab, speist dann um 4 Uhr bei Jordan mit dem Staatskanzler Hardenberg und tritt um 7 Uhr im Opernhause vor das Dirigentpult, um seine Cantate „In seiner Ordnung schafft der Herr", aufzuführen. Das Concert fiel sehr glänzend aus und er schreibt selbst: „Ich hatte ein hoch auserlesenes, zahlreiches und dankbares Publikum, alle Prinzen und Prinzessinnen waren da und ich empfand einmal wieder, was es heißt, mit Enthusiasmus aufgenommen zu werden und Orchester und Sänger mit so viel Liebe und Eifer arbeiten zu sehen. Nach meiner Phantasie, in die ich ein Lieblingslied vom seligen Himmel verwebte, wollte der Lärm kein Ende nehmen und ging immer wieder von vorn an, solange ich auf dem Orchester sichtbar blieb, sodaß ich unter lauter Bücklingen retirirte." Die Einnahme entsprach den gehegten Erwartungen vollkommen.

Es konnte nicht fehlen, daß der glänzende Erfolg des Concerts die Stimmen wieder lauter werden ließ, die es verlangten, daß Schritte für die Anstellung Weber's in Berlin geschehen möchten. Es war aber unter den obwaltenden Umständen leider unthunlich, irgend durchgreifende Maßnahmen zu treffen. Die General-Intendantur der königlichen Theater bekleidete noch Iffland, der diesem so oft durch die große Unfähigkeit seiner Inhaber bis zur Lächerlichkeit im Ansehen herabgebrachten Posten einen neuen Glanz verliehen hatte; aber der große Mann lag seit Monden im Sterben und doch konnte über die Stellung nicht verfügt werden, sodaß auch alles, was mit ihr in Beziehung stand, in suspenso bleiben mußte. Nichtsdestoweniger empfing Weber so viel Beweise von der Allgemeinheit des Wunsches, daß er in Berlin bleiben möchte, daß er ausrufen konnte: „Meinem dicken Namensvetter, Bernhard Anselm Weber, steht der Angstschweiß ungerührt auf der Stirn, wenn er mich ansieht; Liebich in Prag scheint auch einsehen zu lernen, daß es besser geht, wenn ich da bin. Hier aber haben auch viele bedeutende Menschen denselben Glauben."

Wenn sich nun das eventuelle Interesse an Weber durch das Concert wesentlich erhöht hatte und ihm dies in vieler Beziehung freudige Momente bereitete (so sang z. B. die „Lieder-Mara" ihm zu Ehren sein schönes, frisches, erst viel zu selten in Vergessenheit gerathenes Lied: „Das Lauterbunker", auf einem Ritte, das sie ihm gab), so vermehrten sich aber auch, infolge dessen, die Ansprüche an seine Zeit durch die Vielseitigkeit ganz ungemein, und da er nicht leicht einen ihn schätzenden Kreis verließ, ohne durch eine Probe seines Talents Freude bereitet zu haben, so begann die körperliche Anstrengung dergestalt das Maß seiner Kräfte zu überragen, daß ihn nur noch die Hoffnung, seine „Euryanthe" wieder hören zu können, länger in Berlin festhalten konnte.

„Müde und matrade", klagt er, „werde ich aus diesem ewigen Strudel von Arbeit, Laufen und Ein- und Auspacken u. s. w. in Prag ankommen, um mich da bei neuer Arbeit auszuruhen. Soll da nicht die Maschine bald zu Grunde gehen? Was andern Menschen Strapaze ist, das Reisen selbst, wird mir zur Erholung, da es die ruhigsten Augenblicke sind, wo ich mir doch selbst gehöre und die Menschen keine Ansprüche an mich machen. Manchmal ist es unerträglich, wie man durch diese Beweise von Achtung, dies Andrängen, Bitten u. s. w. gequält wird und die Geduld so reißt, daß man alle massakriren könnte. Aber das sind nur Augenblicke, wo man so rabiat wird.

Der Künstler ist einmal zum Meister des geselligen Lebens erkoren und wohl dem, der seine Bestimmung erfüllt."

Hatte somit der Aufenthalt in Berlin auf einer Seite nicht ganz die schönen Traumbilder verlebendigt, die Weber von seiner Jugendzeit im Jahre 1812 her so lockend bei der Erinnerung an diesen Ort verschwebten, so konnte er sich doch auch nicht verhehlen, daß er ihm seine eigene Erscheinung im Spiegel des Kunstlebens Berlins als von wesentlich vermehrter Bedeutung gezeigt hatte. Und gerade in diesem vergrößerten Gewichte seiner künstlerischen Persönlichkeit lag es, daß ihm das Leben dort nicht mehr in dem heiteren Lichte erscheinen konnte, in dem es sich ihm zwei Jahre früher dargestellt hatte. Damals hob und trug noch der Arm jedes ältern Kunstgenossen den angehenden, anspruchslos bescheidenen Kunstjünger und die junge Künstlerwelt, der er den Jahren nach angehörte, feierte gern das frische Talent, das sich nicht für zu gut hielt, ihre Eitelkeiten und Streiche mitzumachen. Ein Jahr des emsigsten Sammelns und Umherschwärmens auf den Feldern der Kunst, ein Jahr ernstigen Schaffens in neuer Richtung und endlich ein weiteres Jahr angestrengter Thätigkeit in der für Weber neuen Form des öffentlichen geschäftlichen Lebens hatten ihn und seinen Ruf um mehr als ein Jahrzehnt gereift, sodaß er, in Berlin Erquickung und heitere Stimmung suchend, schon die ganze Last eines berühmten Namens zu tragen, Abstumpfung und Widerwilligkeit und, statt der gehofften frischen Blüten geselliger Anregung, den Druck eines Verlustes empfand, dessen Gewicht er selbst nicht geahnt hatte.

Indem hatten diese wenigen Jahre in dem Freundeskreise, dessen Kunstrichtung, Intelligenz und Herz ihm so unaussprechlich lieb geworden war, manche Veränderung herbeigeführt. Einer seiner treuesten Freunde, Klemming, war gestorben, andere waren verletzt oder verreist und durch eingetretene, für Weber gleichgültige Gesichter nicht ersetzt.

So ist daher nicht wunder zu nehmen, daß nur die auf den 5. September angesetzte Aufführung seiner „Sylvana" ihn abhalten konnte, dem Orte, an dem er so ganz anderes als das Gesuchte gefunden, und dessen Getriebe den Müden eher noch mehr abgespannt als gekräftigt hatte, den Rücken zu kehren. Die Angelegenheit mit Aufführung der „Sylvana" diente nicht dazu, Weber heiterer zu stimmen. Bernhard Anselm Weber betrieb das Ganze lässig, alle Verzögerungen damit scheinbar, daß die Proben der Oper auf das sehnlichste durch den Januar Iffland's über auch am 22. September starb, verhindert wurden.

Es brauchte wenig, daß der damalige Kronprinz von Preußen, der jetzige König Friedrich Wilhelm IV., welcher der Generalprobe der Oper beigewohnt hatte, doch erkennt vom Eindruck, der dem großartigen Raume von der Oper geblieben war, Weber zur Tafel zog und ihn, wie es immer seine liebenswürdige Weise war, mit artigen, verletzenden und aufmunternden Aeußerungen darüber überhäufte. Unter anderm hat er, wie Lichtenstein, der demselben Mahle beiwohnte, zu erzählen pflegte, den gesunden und musikalisch mit seltener Kraft zur Geltung gebrachten Humor in der Gestalt des Knaben hervor, der nur in Mozart's Opern seinesgleichen habe. In der That ist Weber die Gestaltung eines humoristischen Charakters nie wieder so gut gelungen, denn weder Kilian noch Scheramin, noch selbst die lieblichen komischen Kinder: „Sagt mir an, was schwimmt da", und „Mein Schapel ist hübsch u. s. w.", sind im Stande, im Hörer das eigentliche Gefühl hervorzurufen, daß dem Meister der Humor selbst so recht aus der Seele gequollen sei, während jener Ton in der Partie des Knaben Behagen athmet.

Am 5. September ging „Sylvana" endlich bei brechend vollem Hause in Scene; jedoch scheint der Beifall, womit Weber die Darstellung lohnte, kein begeisterter gewesen zu sein, da er selbst in den Briefen an seine Braut, der er so gern allen Glanz, den ihm sein Talent gewährte, ins Leben scheinen läßt und der daher selten ein Glück, das ihm zu Theil wurde, verschweigt, nichts von großem Beifall erwähnt. Alle hinderte ihn auch dieser Erfolg nicht, den liebenswürdigen Einladungen zu folgen, welche die Großfürstin Maria Pawlowna, Schwiegertochter Karl August's von Weimar, und vor allem der edle Fürst, auf dessen Zuneigung, die fast Freundschaft war, Weber sehr viel zu sein pflegte, der Herzog Leopold August von Gotha, dringend und wiederholt gerade an ihn gerichtet hatten. Im allgemeinen behagte sich Weber nicht sehr in Weimar, da Goethe, wie schon oben aus Lichtenstein's Niederschrift bekannt ist, ihm nie sehr hold war und ihn kühl und, wie es scheint, etwas von oben herab, behandelte, was Weber schon längst nicht mehr ertragen konnte. Es war aber damals für jemand, den Goethe talen ließ, schwer, sich in Weimar's höhern und Kunstkreisen wohl zu fühlen.

Nicht Jedermann mochten es die Großherzogin, besonders aber Wieland, Weber auf das bevorzugungsvollste auszuzeichnen. Wiederholt schreibt sie so, mit welcher Verehrung und Liebe Weber von Wieland zu sprechen pflegt, höchst drastisch die Schilderung, die er in seinem Tagebuche von seinem Bekanntwerden mit Wieland gibt. Die Bekanntschaft wurde durch die meisterhafte Art vermittelt, mit der Weber einen auf dem Piano ganz leise angeschlagenen Accord nach und nach bis zum Stärksten forte, crescendo ertönen und dann wieder langsam sinkend in nichts verhallen ließ. In einer Gesellschaft beim Minister von Thümmel in Weimar ließ Weber dies Kunststück hören. Da hob sich der greise Wieland, der im Cirkel war, fortgerissen von der durch das Anwachsen der Töne hervorgebrachten Nervenspannung, von seinem Sitze immer mehr empor und stand, als der Künstler fortissimo anschlug, aufrecht wunderlos da. Nach Schluß der Vorführung umarmte er den jungen Meister, für den er seitdem das lebhafteste Interesse behielt.

(Die zweite Hälfte folgt.)

Londoner Skizzen.

(Fortsetzung, S. A., Bd. IV, S. 52.)

V. Meine Hauswirthin.

Vor einigen Monaten — ich wohnte damals in der Montpellier Strasse — trat eines Morgens das Hausmädchen mit einem großen Stück Kuchen in mein Zimmer und sagte:

„Madame läßt sich Ihnen empfehlen und schickt Ihnen heute Hochzeitskuchen!"

„Hochzeitskuchen? Werden Hochzeit in dem Hause?" fragte ich.

„Madame Warlick! Sie hat einen Herrn Roberts geheirathet! A very nice gentleman! Indeed!"

Frau Warlick war aber niemand anders als meine Hauswirthin.

Ich kannte sie wenig, wie man denn überhaupt wenig mit den londoner Hauswirthen bekannt wird.

Ehe ich in die Wohnung zog, hatte ich mir, wie es Gebrauch ist, references geben lassen, d. h. ich hatte bei einigen Hausbesitzern in derselben Straße Erkundigungen über Frau Warlick's Respectabilität eingezogen und da die Antworten günstig lauteten, war ich in ihr Haus gezogen. Sie war eine ziemlich wohlhabende Witwe, etwa in den Dreißigen und zeichnete sich nur durch Eins aus, durch immerwährende üble Laune, die sich täglich durch einen Strom von Tadel und Scheltworten, auf Dienstboten gegossen, Luft machte. Ich hörte ihre scharfe Stimme oft bis zu mir heraufdringen und beklagte im Herzen die armen geprüften Leute, die nicht eher frei aufathmen konnten, als bis Frau Warlick zu Bett war, was zu allgemeiner Befriedigung glücklicherweise schon abends nach 8 Uhr geschah. Die erschöpfte Natur brachte die Anstrengungen der Lunge niemals über viele Zeit hinaus.

Also diese böse Sieben, diese meine exzentrische Wirthin hatte sich verheirathet und hieß jetzt Frau Roberts und ihr glücklicher Gemahl war, nach dem Zeugnis des Hausmädchens, „ein sehr netter Herr, in der That!"

Seinen Geschmack fand ich nicht beneidenswerth.

Am folgenden Morgen wurde mir der Besuch der Frau Roberts zu Theil. Welch eine Verwandlung war mit ihr vorgegangen! Mit Aschenbrödel selbst konnte nie eine größere vorgegangen sein! Das Haar war sonst lose und ungekämmt mit einigen Nadeln am Hinterkopfe befestigt und ein altes wollenes Kleid nebst großem, ausgebleichtem Tuche, das schief auf ihren Schultern hing, machte ihre ganze Toilette aus. Jetzt war ihr Haar nicht allein gereinigt, sondern trug seine Fülle in schönen, breiten Flechten zur Schau; ein dunkelblauseidenes Kleid nach neuestem Schnitt zeichnete ihre Taille vortheilhaft ab und Spitzenkragen und -Aermel vervollständigten einen Anzug, der ebenso kostbar als kleidend war.

Lächelnd und mit niedergeschlagenen Augen machte sie mir die Mittheilung ihres Glücks und fügte noch hinzu, daß sie ihren jetzigen Gemahl von Kindheit auf kenne, daß sie Nachbarskinder aus Windsor wären, daß er früher ein bischen „leicht" gewesen, aber jetzt ganz solid von seinen großen Reisen zurückgekommen wäre. Sie habe ehemals seine Werbungen zurückgewiesen, aber er wäre ein so „bezaubernder" Mann, daß sie zuletzt nicht umhin gekonnt, ihm Hand und Herz zu geben, besonders als er vorgestern mit dem kirchlichen Erlaubnißschein, sich ohne weiteres Aufgebot trauen zu lassen, in der Hand zu ihr gekommen sei.

Wie gesprächig das Glück macht, dachte ich, und wie vortheilhaft es verändert! Hoffentlich wird sie jetzt nicht mehr vom Morgen bis zum Abend keifen!

Sie schloß ihre vertraulichen Mittheilungen

mit der Nachricht, daß Herr Roberts ein Haus in Portland-Road gemiethet habe und sie infolge dessen in drei Wochen dies Haus räumen würden; von meiner Gefälligkeit hoffe sie, daß ich ihre dreiwöchentliche Kündigung für gültig annehmen würde.

Was blieb mir zu thun übrig? Ich mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und mich nach einer andern Wohnung umsehen.

Während ich das that, lebte das junge Paar herrlich und in Freuden. Von Zank konnte gar nicht mehr die Rede sein; Frau Roberts fuhr den Tag über umher und sah sich mit ihrem Gemahl alle Merkwürdigkeiten Londons an; abends besuchten sie Concerte und Theater und kamen niemals vor Mitternacht nach Hause.

Diese Tage — es mochten ungefähr vierzehn Tage auf diese Art vergangen sein — kam ich, müde vom Wohnungensuchen, heim; ich hatte viele unnütze Gänge gemacht, aber endlich doch passende Zimmer gefunden und einen Contract abgeschlossen. Man stelle sich meine Verwunderung vor, als mir auf mein Anklopfen Frau Roberts — nein — Frau Garlick mit zerzaustem Haar, altem Kleid und schiefhängendem Tuch die Thür aufmacht! Aschenbrödel war vom Feste heimgekehrt, aber Aschenbrödel-Garlick war nicht blos ihrer schönen Ballkleider, sondern auch jeglichen Liebreizes verlustig gegangen. Ihre Augen waren verschwollen vom Weinen, sie bat mich, in ihr Wohnzimmer zu treten, wo sie mir mit folgender Mittheilung zum zweiten mal ihr Herz ausschüttete:

„Gestern verließ mich mein Mann frühmorgens und sagte, er hätte Geschäfte in der City und könne mich nicht mitnehmen, würde aber in einigen Stunden zu Hause sein. Mir wurde die Zeit sehr lang; ich wußte gar nicht, was ich vornehmen sollte und wäre ihm gewiß nachgefahren, wenn ich nur gewußt hätte wohin? Um 12 Uhr brachte mir ein Junge eine Hammelkeule und einen Brief von ihm. Er schrieb mir, daß er nicht vor Abend nach Hause kommen würde, weil er seinen Bruder aus Windsor angetroffen, mit dem er den Tag über Geschäfte abzumachen hätte. Die Hammelkeule sei für heute mittag bestimmt; er hoffe, es würde ein Braten zu meiner Betriedigung werden. Wie mir der Tag lang wurde! Ich saß hier am Fenster und wartete und wartete bis spät in die Nacht hinein. Ich bin gar nicht zu Bett gegangen. Aber er kam nicht und heute, eben jetzt, habe ich einen zweiten Brief von ihm erhalten, in dem er mir schreibt, daß er wiederum Geschäfte halber, nach Oxford fahren müsse. Nach Oxford! Geschäfte! Was kommen hat er Geschäfte hier? Wir haben das Haus in Portland-Road gemiethet, da allein hat er Geschäfte und noch dazu kostspielige, denn sie haben mir schon hundert Pf. St. gekostet, und es wird lange dauern, bis uns die Gastwirthschaft etwas einbringen wird. Hinter alledem steckt etwas und ich muß dahinter kommen! Was rathen Sie mir? Soll ich nach Windsor fahren? Soll ich seiner Familie diese Briefe zeigen? Aber ich sage es lieber gleich heraus: Wir haben uns jetzt wie Todfeinde!"

Mein Erstaunen stieg mit jeder Minute — ich hörte ihr sprachlos zu. Endlich sammelte ich mich so weit, um ihr begreiflich zu machen, daß ich, unbekannt, wie mir ihre Verhältnisse waren, die letzte sei, die ihr zu rathen wisse. Es schiene mir aber das Beste, sie spräche noch mit niemand über die Sache und warte Herrn Roberts Zurückkunft so ruhig wie möglich ab.

„Herrn Roberts' Zurückkunft soll ich abwarten?" fuhr sie, immer zerfließender werdend, auf. „Wissen Sie denn nicht, daß mich der Mensch betrogen hat und nie zurückkommen wird? Ich könnte wahnsinnig darüber werden! Und nicht einmal einen Menschen um mich zu haben, mit dem ich sprechen könnte! Die Mägde starren mich an und haben nicht mehr Mitgefühl wie der Tisch da!"

„Haben Sie nicht Verwandte, die Sie besuchen oder zu sich einladen könnten?" fragte ich, fast eingeschüchtert durch ihren Zorn.

„Verwandte? Ob ich Verwandte habe? Dem Himmel sei's geklagt, ja, ich habe welche! Aber wozu nützen die? Verwandte sind immer die Aergsten und haben statt Mitleid nur Schadenfreude. Jeder einzelne von ihnen hat mir von der Heirath abgerathen und mir verhergesagt, wie es enden würde. Alle kannten ihn und wußten, daß er ein Schwindler ist. Ach, ich Unglückliche! Er war so bezaubernd, daß ich, neben ihm, den Verstand verlor! Mein Geld, mein Geld, mein Geld! Wenn's nur schon wieder morgen wäre, damit ich nach unserm Hotel fahren könnte! Vielleicht wissen sie da etwas von ihm!"

Sie schluchzte laut. Ich hörte sie auch die ganze Nacht über die Treppen auf- und abgehen und als endlich der ersehnte Morgen kam, fuhr sie unverzüglich nach Portland-Road.

der Arm eines Engels, mich von Abgründen fern gehalten, in die ich ſpäter (mit ernſtem Sinnen) nur zu tief hinunterſank!

Ref. Fels.

Geh weg! Abgrund?! Wie eine Perle im Abgrund des Meeres! Ich wünſchte, ich läge ſo, wie Du, darin.

Heinrich.

Ach, mein Freund! wenn Du Alles wüßteſt, was in mir ſchläft —

Ref. Fels
(ihm näher tretend und beſorgt).

Heinrich?

Heinrich (erregter).

Nicht ſchläft, nein träumt — nein, auch träumen nicht; ach, es ſteht oft wie leibhafte Wirklichkeit vor mir und ich muß mich mit gedankenloſem Selbſtvergeſſen dem nächſten Augenblick in die Arme werfen, um nicht raſend zu werden.

Ref. Fels.

Jordan, ich war Dein Freund, ich bin es noch, und ich dächte, Du hätteſt Proben, wie ich Dich lieben kann. Haſt Du mir etwas zu vertrauen?

Heinrich (grübelnd).

Nein, Herrmann, nein — nein — Du weißt ja, ich bin ein Träumer, war's von jeher und wird's wohl bleiben.

In Portland Road war kein Ton zu vernehmen, das Hotel, von dem die Herr Roberts so oft gesprochen und vor dem er schon mit seinen Augen sein St. aus der Bank erhoben hatte, existierte gar nicht. Sie eilte heraus im Sturm nach der Bank, wo er ihr ganzes Vermögen hatte — gehabt hatte, wie sie nur zu schnell erfuhr. Nach den englischen Gesetzen geht das Vermögen der Frau, sobald die Trauung vollzogen worden, an den Mann über, es sei denn, daß ein Ehevertrag gemacht ist, welcher die Frau in ihrem Besitz erhält. Das war in diesem Falle nicht geschehen, denn „der Betrügende" hatte ihr eingeredet, daß er, im freien, uneingeschränkten Besitz ihres nicht unbedeutenden Vermögens, es verdoppeln, ja vervielfachen würde. Das Hotel war so günstig gelegen, war so bekannt — er wollte es vergrößern, verschönern und konnte das alles nur unter der Bedingung, daß sein beschränkter Ehevertrag gemacht würde. Die arme Frau Roberts hatte nachgegeben und — jetzt war Herr Roberts sammt dem Vermögen auf und davon — aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem Wege nach Australien. Er hatte jedenfalls nur die Ablaufzeit eines Schecks abgewartet und dann, wie wir gesehen, die vierzehn Tage Verzögerung recht genügsam hingebracht.

Und Frau Roberts, was that sie in ihrer Verzweiflung?

Kaum aus der Bank zurückgekehrt, noch athemlos, schellte sie nach ihrem Mädchen und befahl ihnen, die Teppiche aufzurollen, die Zimmer zu putzen, mit der Seife sparsam umzugehen, die Mausefallen aufzustellen, die verbrochenen Klingelzüge in Ordnung bringen zu lassen und vor allen Dingen einen Zettel aushängen mit der Anzeige, daß die Wohnung wieder zu vermiethen sei. Wie erklärte sie, daß sie mit der Miethe steigen müsse, weil sie jetzt nichts als das Haus habe.

Sie hatte keine Zeit zum Weinen, keinen Athem zum Klagen, denn sie mußte wieder sammeln; all ihre Gedanken wandten sich dem nun nothwendig gewordenen Gelderwerbe zu.

Nur einmal noch hörte ich sie des „Betrügers" Erwähnung thun und das war bei unserem Scheiden. Sie sprach das trostreiche Wort aus: „Ich hoffe, daß er mit sammt seinem geraubten Gelde schon längst auf dem tiefsten Grund des Meeres liegt."

Berliner Ansichten.

I.

Es steht nicht heiter an unserm politischen Himmel aus — — Kalte Herbstnebel sind es, die ihre grauen Schatten gespensterhaft über die beklommenen Gemüther werfen — —

Wenn schon die Schulregulative, die der Cultusminister ganz im Geiste seines verblichenen Vorgängers und seines eigenen trüben Kirchentag-Wirkens entwerfen, jeden frischen Keim des lebendigen Wissens abtödten und den einseitig todten dogmatischen, das Gedächtniß mechanisch überladenden Standpunkt der frühern Regulative wiederaufnehmen, so erregt andererseits die urplötzliche Entlassung des Kriegsministers von Boyen eine noch traurigere Besorgniß — —

Unsere Tagesblätter laufen etwas ungereimt, um nur annähernd einen begreiflichen und den üblen Ausgang motivirenden Grund zu finden, dem dieser das allgemeine Vertrauen genießende Mann weichen, in einem Augenblick, wo er vermöge seiner geistigen Potenz, seiner höhern staatsmännischen Einsicht der einzig Berufene schien, die tief in das organische Leben des preußischen Staats eingreifende Reorganisation unserer Wehrverfassung zu bewerkstelligen. „Vox populi vox Dei" — ich erzähle Ihnen, was man in wohlunterrichteten Kreisen darüber hört — —

Das Bedürfniß einer durchgreifenden Umgestaltung der Wehrverfassung hatte sich längst fühlbar gemacht und ward um so schärfer ins Auge gefaßt, als bei der letzten Mobilmachung sich sehr wesentliche und das Land tief erschütternde Uebelstände herausgestellt hatten. Es wurde dem Kriegsminister von Boyen, dessen organisatorisches Talent allgemein anerkannt ist, dessen umfassender Gesichtskreis die Tragweite der Umgestaltung der Landwehr, einer Institution, die mit den geheiligten Erinnerungen der Erhebung des preußischen Volks gegen das Joch der Fremdherrschaft zusammenhing — vollkommen überschaute, der Auftrag, einen Plan darüber zu entwerfen. Das Problem war: Die Schwierigkeiten und Ungerechtigkeiten zu beseitigen, die mehr als ein volles Drittheil der jungen Wehrpflichtigen und Wehrfähigen zurückstellte, während auf den Schultern der ältern Leute, die zum größten Theil schon ihren Hausstand begründet, eine zwanzigjährige Dienstpflicht lastete, die sie ihrem heimischen Herde, ihren Kindern den Verdienst sofort entriß, wenn von Ost oder West ein politisches

Ungewitter den friedlichen Landeshorizont bedrohte.

Nachdem dieser Grundgedanke als die leitende Idee des Entwurfs vom Kriegsminister von Bonin festgestellt war, ging er mit Heranziehung der ihm in seinem Ressort zu Gebote stehenden ausgezeichneten Kräfte an die Detailausführung. Im Moment, wo mit Aufopferung aller Kräfte das wohlgeordnete Ganze in die Oeffentlichkeit treten und zunächst der Uebereinstimmung des Ministers des Innern und des Finanzministers wegen einer auf zehn Jahre zu vertheilenden, sechs Millionen über den gegenwärtigen Militäretat beanspruchenden Summe vorgelegt werden sollte, um alsdann die Kammern um Bewilligung dieser allerdings schon bedeutenden Geldmittel anzugehen, ward dem Kriegsminister ein im Cabinet des Prinz-Regenten ausgearbeiteter Plan übermittelt, der mit den bei weitem noch ausgedehnteren Ansprüchen von über acht Millionen Thaler und einer noch größeren Truppenaufstellung hervortrat, und zwar mit dem Bedeuten, „diesen Plan statt des seinigen anzunehmen und die beanspruchten Forderungen vor den Kammern zu vertreten".

Der Kriegsminister, der das Vertrauen der preußischen Nation durch das Festhalten seiner politischen Principien und den von jedem persönlichen Vortheil sich erweisenden, andererseits aber stets seine loyale Gesinnung bewährt hat, erklärte mit der ihm eigenthümlichen Offenheit und Geradheit seines durchaus edeln Charakters, daß die Ausführung dieses ihm neu vorgelegten Plans seine höchsten Bedenken erregt, indem das darin geforderte die Grenzen der Gesammtkräfte des Vaterlandes überschreite. Es ward hierauf eine Conferenz von allen commandirenden Generalen und einigen Divisionären anberaumt, welcher der beiden Pläne zur Begutachtung vorgelegt werden sollten — der Kriegsminister hatte die Genugthuung, daß sich zwölf Stimmen für, zwei gegen ihn erklärten.

Dennoch erhielt Hr. von Bonin den Befehl, sich der Annahme und Ausführung des Cabinetsplans zu unterziehen und mußte nun zufolge seiner Pflicht als verantwortlicher constitutioneller Minister aussprechen, daß sein Gewissen ihn verhindere, die ihm gemachte Vorlage bei den Kammern zu vertreten. Er empfing seine Entlassung — —

Unterblickende wollen in dieser ganzen Angelegenheit eine Parteifrage erblicken und die Absicht der Sprengung eines im allgemeinen populären Ministeriums, in welchem eben nur die Kenner zählten. Am bedeutungsvollsten tritt aber für alle patriotisch Gesinnten die Frage in den Vordergrund: „Wie und was werden seine Collegen thun", d. h. hauptsächlich der Finanzminister und der des Innern, die bei der Vorlage unmittelbar betheiligt und dem ganzen Lande als so ehrenwerthe Männer bekannt sind, daß man sie über Glaubensfragen für unfähig, nur nach Recht und Gewissen handelnd zu betrachten hat. Wir wollen hoffen, daß die „kleine, aber mächtige Partei" nicht Gelegenheit findet, Unfrieden zu säen. Die Frage der „Armee" wäre allerdings die passendste Eingangsthorie des Versuches und wer weiß, wie an einer gewissen Stelle es wirkt, wenn Worte „nur so ganz harmlos" hinausgeworfen würden, z. B.: „Die preußische Armee ist also jetzt eine Parlamentsarmee!" — —

Sie sehen, das neue Jahr verspricht anregend zu werden.

Anregungen.

Anton Ree und Karl Volckhausen.

In Hamburg wirken die genannten Schriftsteller schon seit längerer Zeit für die Förderung der Gewissensfreiheit.

Im Verlag von Hoffmann & Campe erschienen Reden: „Ueber Gewissensfreiheit zur Verständigung über unser Streben", von Dr. Anton Ree, und „Drei Reden über Gewissensfreiheit von K. Volckhausen".

Diese Reden sind nicht zu unterschätzen, nur geben sie in manchen Wendungen und Bildern zu weit, so z. B. wenn Volckhausen von „privilegirter Kirche" spricht, von Wiederholung eines auf dem „commerziellen Gebiete längst durch die öffentliche Meinung gebrandmarkten Schutz- und Trutzbündnisses", eines „Monopolwesens", und in ähnlicher Ausdrucksweise. Wer die Entwickelungsgeschichte der christlichen Kirche und ihrer Begründung im Leben und Gemüth der europäischen Menschheit kennt, kann diese Vergleichungen nicht billigen. Ebenso klagt Ree die Kirchlichen, die für ihren Glauben „polizeilichen Schutz" in Anspruch nehmen: „Was verlangt man denn? Hält man sich für so schwach in seinem

Glauben, das man tatsächlich, dieser Glaube könne so leicht zunichte werden?"

Vom Form und abstrahiren, der Worte des Gegenstandes nicht entsprechenden Wendungen abgesehen, sind die Gedankengänge beider Redner sehr anzuerkennen. Nee definirt die Gewissensfreiheit als diejenige Freiheit, deren Verwirklichung ein Zustand ist, in dem jeder völlig ungehindert und offen in Glaubensdingen seinen Ueberzeugungen leben kann und sich gewöhnt hat, andere, von den seinigen abweichende, mit Achtung zu behandeln. Er zeigt, daß zur Erlangung dieser Freiheit zwei Mächte zusammenwirken müssen, erstens der Staat mit seinem Gesetz und zweitens die Gesellschaft mit ihrer öffentlichen Meinung. Wenn der Staat ein Gesetz gibt, das der öffentlichen Meinung voraus ist, so wirkt das Gesetz nach und nach erziehend auf die öffentliche Meinung. Wenn z. B. im preußischen Staate das Gesetz gegeben wäre, das in Zukunft nicht nur derjenige, den ein Geistlicher zu trauen sich weigert, das Recht hat, eine Civilehe zu schließen, sondern das jeder, der sich in seinem Gewissen verletzt fühlt, wenn er um die kirchliche Trauung nachsuchen muß, civil getraut werden kann, so wird das Gesetz auf die öffentliche Meinung dahin wirken, daß man abweichende Ueberzeugungen achten müßte. Umgekehrt wird die öffentliche Meinung niemals lange sich entschieden für eine Sache aussprechen können, ohne daß am Ende das Gesetz seinen Stempel darauf drückt. Gesetz und öffentliche Meinung müssen Hand in Hand gehen, wenn es zu bestimmten Reformen kommen soll. In der öffentlichen Meinung des gebildeten Deutschland ist nun die Gewissensfreiheit bereits anerkannt, es bedarf also nur noch, daß sie auch in allen deutschen Ländern wie in Preußen durch das Gesetz begründet werde.

Veldhausen widerlegt die Bedenken, welche man an die Gewährung unbeschränkter Gewissensfreiheit geknüpft hat. „Das Volk" — so sagen die Reactionäre — „muß seinen positiven Glauben haben." Gott gebe allen zu Gnaden. Die Gebildeten allerdings noch lassen sie ohne positiven Glauben auskommen, denn sie können es nicht leugnen, daß ein Kant, Lessing, Goethe, Schiller, Fichte, Hegel, Humboldt für ihre Person auch ohne den Kirchenglauben ein menschlich würdiges Leben geführt haben. Aber das Volk, d. h. der „Pöbel". Der, meinen sie, könne des positiven Glaubens nicht entbehren. Veldhausen zeigt diesen „Reactionären" einfach, wie unsinnig ihr Begriff vom Volke ist, wenn sie ohne weiteres Volk und Pöbel gleichstellen, zweitens weist er auch nach, wie wenig der positive Glaube allein im Stande ist, verschönernd auf das Volk zu wirken.

Veldhausen hat auch in poetischer Form für seine Ueberzeugungen zu wirken gesucht. Sein Roman „Irren und Finden" (Hamburg, Hoffmann & Campe, 1859), hätte bedeutsamer werden können, wenn manche nur beiläufig angeschlagene Saite mehr zum Hauptgegenstand und zum Mittelpunkt des Ganzen gemacht worden wäre. Dafür schildert es die Liebe eines jungen geachteten Arztes, eines durch Bildung und Charakter ausgezeichneten Mannes, die Rothe zu Hedwig, die er schon als Kind in ihrem ihm befreundeten elterlichen Hause kennen gelernt. Doch ist Hedwig dieser Liebe unwürdig. Trotzdem Rothe sie aus einer lebensgefährlichen Krankheit gerettet, trotzdem er mit ihr gemeinschaftlich den Ehebruchsplan entworfen, der sie aus den Banden eines brutalen Officiers befreien sollte, und trotzdem Hedwig in der Zwischenzeit Rothe's Liebe annimmt und erwidert, bricht sie ihm doch bei der Bekanntschaft mit einem reichen Engländer während ihres Sommeraufenthalts in Bingen plötzlich das gegebene Versprechen und schreibt ihm mit kurzen Worten: „Unsere Liebe war ein Irrthum." Die Charakteristik und die Motivirung des Romans ist gelungen. An effectvollen Scenen fehlt es trotz der Einfachheit des Stoffs nicht. Die Einflechtung geschichtlicher Reminiscenzen aus der jüngsten Vergangenheit, besonders die Reminiscenz an die damalige weibliche Hochschule, die dem Verfasser Gelegenheit gibt, seine Ideen über weibliche Erziehung und Bildung auszusprechen, erhöht das Interesse.

Gedanken

von Daniel Stern

Die wichtigste und am wenigsten gelobte Kunst ist die Lebenskunst. Wie wenig Menschen haben das richtige Gefühl des Verhältnisses, das ohne Rücksicht auf Nebendinge sich nur an das Ganze und Große hält! Wie wenige nur fassen es, daß man ein Ideal haben muß, nach dem man seine Handlungen formt, seine Pläne einrichtet! Wie man sieht: Gartenlaster, höchstens hier und da ein ganz oberflächlicher und unschöner Umriß von dem, was unser menschliches Leben sein könnte.

* *

Höchste Tugend und Weisheit ist, alles, was wir geschehen sehen, sofort in Verbindung zu setzen mit unserm Innern und nach seinem andern Gesichtspunkt darüber zu urtheilen als nach dem der Rücksicht unserer innern Vollkommenheit.

* *

Wissen wir, was uns frommt? Bittet doch die Götter um nichts — sie könnten euch erhören.

* *

Man hat manches und besitzt es doch nicht

Die Schriftleitung hat seine Heimatkunde (Briefe. Leipzig, Lesser) angezeigt. In Thüringen und Hessen-Nassau ist Schwerin als Ortsgruppe der Schillerstiftung. In Hessen-Nassau Herr Dr. Gerhardt als Stab der Buchhandlung übernommen. In Thüringen und der Provinz Sachsen in Halle. In Thüringen Herr Schillerstiftung zu Eisenach im Hessenverein in Thüringen. Pf. vom Vorstand der Schillerstiftung der Handlungsgehilfen in Eisenach.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 14. Wöchentlich ein Bogen
Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Aus der Praxis. Von einem ländlichen Justizbeamten. I. — Sind die Frauenbriefe langweilig? Von Julius Frauenstädt. — Ein Schülerabenteuer vom Herausgeber. — Die Gegenwart und Zukunft der Wissenschaft. Gedanken von Daniel Stern.

Aus der Praxis.

Von einem ländlichen Justizbeamten.

I.

Eines Tages durchlief die kleine Stadt ein Gerücht, das allen Einwohnern Furcht und Entsetzen einflößte.

Kaum eine halbe Meile von der Stadt war in einem kleinen Gehölz ein Doppelmord begangen. Zwei dort fahrende polnische Viehhändler waren erschossen und all ihres Geldes beraubt worden.

Ein Ereigniß, groß genug, der Welt auf Wochen Unterhaltungsstoff zu bieten. Aber auch die Gerichte waren nicht müssig. Einem jungen Richter wurde schleunigst die Aufnahme des Thatbestandes und Führung der Untersuchung übertragen. In bessere Hände konnte die Ermittelung des Mörders nicht gelegt werden, darüber war die Stadt einig. Herr von Pfeffner war allgemein als ein talentvoller, scharfblickender Justizbeamter bekannt und wenn irgendeiner, so war er es, der hier den düsteren Schleier einer entsetzlichen That zu lüften vermochte.

Richter von Pfeffner war ein hoher, stattlicher Mann. Seine dunkeln Inquirentenaugen funkelten so scharf und strafend, daß sie schon manchen Verbrecher verwirrt und zum Geständniß gebracht hatten.

Kaum war die Directorialverfügung ein-

getroffen, als sich Herr von Pfeffner mit einem Protokollführer in den Wagen warf und an den Ort des Verbrechens eilte. Der Bote, der die Anzeige gebracht, wurde als Führer mit aufgenommen. Seine Aufregung mit scheinbarer Ruhe beherrschend, fuhr der Richter an seinen Bestimmungsort.

Bald war der Wald erreicht, die Sonne neigte sich dem Untergange zu und funkelte nur noch in einzelnen verlorenen Strahlen durch die dunkeln Bäume. Fünf Minuten später waren die Männer der Themis am Orte der That, wo man nichts zu verändern gewagt hatte. Der Wagen stand noch mitten auf der durch den Wald gehenden Straße und nur die beiden kleinen polnischen Pferde waren ausgespannt und weideten, an einen Baum gebunden, das magere Waldgras ab — —

Der Richter stieg mit seiner Begleitung aus. Die zahlreich herbeigeströmten Bauern machten ehrfurchtsvoll Platz und murmelten: „Das Gericht!“ Auch eine höhere Persönlichkeit befand sich schon unter ihnen, der aus der Stadt herbeigeeilte Doctor Schmidt. Ein kleiner, rühriger Mann, voll trockenen Humors, in der ganzen Stadt sowol seines vortrefflichen Herzens als seiner ausgebreiteten Kenntnisse wegen allgemein beliebt. Als Arzt wußte er durch seine gute Laune den auf manchen Krankenbetten ächzenden

Hyacinthen ist besser zu beten als durch Medikamente.

„Sind Sie schon da?“ rief der Doctor, seinen Freund, den Assessor, begrüßend. „Nicht wahr, das lohnt sich denn doch einmal der Mühe?“

„Guten Abend, Doctor!“ entgegnete der Assessor ruhig, wenn auch hastig, blickte rundum und rief fort: „Aber ich sehe ja nur einen Verunglückten auf dem Wagen? Wo ist der andere?“

„Da liegt er im Dickicht!“ entgegnete der Arzt und zeigte auf eine Gruppe, die, wie er sah, einen ihm bekannten Ortsvorgesetzten umstand, der auf dem Grase kniete und mit einem auf der Erde Liegenden beschäftigt schien.

„Der lebt wol noch?“ sprach der Assessor freudig — freilich, nur der Gerechtigkeit des Mordes wegen —

„Die Lunge ist durchschossen!“ sagte der Arzt. „Wir wollen sehen —“

Damit wandte er sich zu der kleineren Gruppe zurück.

Die Menge drängte sich dort um den Wagen, der, ganz mit Blut überronnen, einen schrecklichen Anblick gewährte.

„Merkwürdig gut geschossen! Mitten ins Herz!“ sprach der Assessor für sich, neig auf den Wagentritt, schlug das Hemd des Ermordeten zurück und besah sich die Wunde. Der Unglückliche lag noch in derselben Stellung, wie ihn die Kugel getroffen. Der linke Arm ruhte auf seinem Beine, der rechte nachlässig auf der hinteren Wagenlehne. Er musste sich eben etwas rechts, vielleicht gemüthlich plaudernd, zu seinem Reisegefährten gewandt haben, als ihm das Mordgeschoss die Brust durchbohrte. Die Kugel hatte ihn so rasch und plötzlich weggerafft, dass nicht ein Schmerzenszug über seinem Antlitz lag; vielmehr gewahrte man, dass er in der letzten Secunde seines Lebens noch gelacht haben musste. Der Mund war halb geöffnet und zeigte noch die blendendweißen Zähne. Es war ein erschütternder Anblick, dies vom Tode überraschte Lachen, das von Gesundheit und Leben strotzte, wie die breite, gewölbte Brust, aus deren linker Seite noch einige dunkle, dicke Blutstropfen hervorquollen — —

Der Assessor blickte bald auf den in seiner ganzen Kraft und Fülle gemordeten Mann und der Wunsch entbrannte heftiger in ihm, den Mörder um jeden Preis zu entdecken. Er fing an, so weit die hereinbrechende Dämmerung es gestattete, sich in dem Schauplatz der That zu orientiren und rief allen zu, ihm jeden verdächtigen Gegenstand, den sie etwa auf dem Boden fänden, sofort mitzutheilen. . .

Der Doctor hatte sich schon wieder zu Herrn von Pförtner gesellt und sagte:

„Dem Gange der Kugel nach muss der Mörder hinter jenem Baume gestanden haben!“

Er zeigte dabei auf eine Kiefer, die nur zwanzig Schritt vom Wagen entfernt stand und mit ihren bis zur Erde neigenden Aesten ein vortreffliches Versteck abgegeben hatte.

Der Assessor nickte, machte sich Notizen, um danach das Protokoll fertigen zu können, und erkundigte sich nach dem Scholzen, um diesem noch die nöthigen Anweisungen in Betreff der Hinwegschaffung des Wagens und seines stillen Inhabers zu geben. „Hier,“ rief eine militärisch geschulte Stimme. Ein junger Mann trat mit soldatischem Anstand aus der Menge hervor und stellte sich in steifer, gerader Haltung wie auf der Wachtparade vor den Assessor. „Das ist die neueste Schule!“ äußerte der Doctor. Der junge Criminalrichter theilte dem Scholzen einige Anordnungen mit, die jener mit kurzem „Zu Befehl!“ in Empfang nahm und auszuführen versprach.

Jetzt trat der Assessor zu dem zweiten Opfer, das bleich und regungslos am Boden lag auf dem Mantel des Doctors, den dieser augenblicklich hergegeben. Die Bäume rauschten im Abendwinde, hier und da knisterten die Zweige vom Sprunge eines sein Lager suchenden Rehbockchens und ein Schwarm Krähen krächzte geräuschhaft durch den dunkeln Wald, als witterten sie Beute. Die untergehende Sonne schickte ihren letzten Scheidegruß durch den Wald, ihre verglimmenden Strahlen glitten unheimlich auf dem bleichen, regungslosen Antlitz des Gemordeten.

„Er ist todt!“ sagte leise und tief erschüttert der Assessor. . .

„Noch ist Athem in ihm —“

„Sie bringen ihn vielleicht ins Leben zurück!“

„Das sagen Sie, der Sie sonst nichts von unserer Kunst halten?“

„So haben Sie Gelegenheit, mich für Ihre geheimnisvolle Kunst zur Achtung zu zwingen.“

„Ihre Kunst aber werd' ich ehren, wenn Sie den Mörder auch ohne den Namen da herausbringen — Viel geb' ich auf meine Hoffnung nicht —“

Während dieses Wechselgespräches blickte der Assessor immer rundum, spähte die Leute, blickte auf den Erdboden, scharrte jedes Steinchen fort, jeden blitzenden Gegenstand, verließ die Mord-

hatte ganz, ging auf der Landstraße zurück und blickte in den Wald hinaus, so weit als ihm möglich — —

Da blieb sein scharfes Auge auf einem Menschen haften, der jenseit der Straße unter einem Baum gekauert saß und, den Kopf in die Hände gestützt, seine Umgebung nicht zu beachten schien — —

Der Aeltere schritt näher —

Die buntgestreifte Zeugjacke des fernab Liegenden, dessen hohe Wasserstiefeln über die grauen Beinkleider hinweggezogen waren, bekundete den Fremden. Gewiß mußte er zu dem Ermordeten in irgendeiner Beziehung stehen.

Diese Vermuthung des Aelteren theilte auch Doctor Schmidt.

Der letztere blieb einen Augenblick stehen und sagte, auf den Fremden weisend: „Wer ist der Mensch?"

„Es ist der Treiber des Ermordeten" hieß es — „Er hat sich dort hingekauert und weint um den Verlust seines guten Herrn" sagten andere —

Der Aeltere ging über die Straße und blieb nach wenigen Schritten schon vor dem Burschen stehen, der wie in Schmerz versunken die Annäherung der Fremden nicht zu beachten schien. Man hörte nur noch sein leises Schluchzen und sah, wie einzelne Thränentropfen durch seine Finger quollen — —

„Wie heißt du, mein Sohn?" redete ihn der Aeltere rasch, aber freundlich an.

Der Bursche blickte erschrocken auf, ließ die Hände vom Gesicht gleiten und bei dem Anblick der fremden Männer erhob er sich mit polnischer Unterwürfigkeit und Höflichkeit.

Es war ein junger, hübscher Mann von kaum 17 Jahren, mit einem offenen, treuherzigen Gesicht. Zu den war vom Weinen halb verschleierten, gerötheten Augen lag dennoch eine unverkennbare Gutmüthigkeit; nur die langen schwarzen Haare gaben dem sonst deutschen, blauen Auge einen etwas wilden, sarmatischen Ausdruck. Trotz das der junge Mensch von polnischer Abkunft war, bekundete sogleich die eigenthümliche, weiche Aussprache seines Deutsch, das er besser zu verstehen als zu sprechen schien.

„Stanislaus Jablonsky" war die Antwort —

„Warum weinst du noch immer?" fragte der Aeltere —

„O beide, meine Herren geschossen — todt" —

Stanislaus wischte sich mit der Hand die wieder hervorstürzenden Thränen hinweg —

„Und wie kamst du hierher?"

„Pannie vorausgefahren; wie ich in Wald komm', her' ich Schuß — eins, zwei, lauf, was ich kann — Pannie todt, Kerl springt fort vom Wagen —"

Seine unvollkommene Erzählung ergänzte er durch eine so vortreffliche Mimik, daß die ganze Scene den Zuhörern augenblicklich wurde. Das Aufhorchen nach dem Schuß, den furchtbaren Schreck beim Anblick der Todten, das rasche Davonlaufen des Mörders, alles das wußte er mit dramatischer Lebhaftigkeit wiederzugeben —

„Und kannst du den Raubmörder beschreiben? Wie sah er aus?"

Der junge Bursche zögerte einen Moment, dann sagte er hastig: „Nein, gnädiger Herr! Wie ein Blitz fort und ich in wen —"

„Nun, du mußt doch die Farbe seines Rocks gesehen haben und ob der Kerl klein oder groß, dünn oder dick war?" forschte der Aeltere weiter und den jungen Burschen schärfer anstarrend —

Der Bursche schwieg wieder einen Augenblick, als müsse er sich erst besinnen; dann entgegnete er: „Klein? Ich glaube nicht! Groß und dünn und grauen Rock —"

„Näher kannst du ihn nicht beschreiben?"

„Nein, gnädiger Herr!" war die einzige Antwort.

Eben wollte sich der Aeltere umdrehen und sich auch hier, auf dieser schon vom Schauplatz des Mordes entlegenen Stelle orientiren, als ihm ein Gegenstand ins Auge fiel, der nicht weit von der Stelle lag, wo Stanislaus Jablonsky gesessen hatte.

„Was ist denn das?" rief er überrascht und blickte ins Gebüsch. „Da haben wir ja das Mordwerkzeug! Nun ist's gut!"

Damit sprang er einige Schritte vorwärts und griff hastig nach einem auf dem Boden liegenden Gewehr. „Eine Doppelflinte!" rief er triumphirend fort und schwenkte sie in der Luft. „Was war dieser Schurke übereilt und unvorsichtig! Hast sein Gewehr vergessen! Nun haben wir den Kerl!"

„Triumphiren Sie nicht zu früh!" entgegnete trocken der Angeredete. „Ich wußte schon von der Doppelflinte! Sie gehört den Ermordeten selbst. Sie in ihnen von dem ehrlichen Burschen da nachgetragen worden —"

„Von dem? Nachgetragen? Hm! Du hast die Flinte gehabt?" wandte sich der Aeltere zu

dem Burschen und schon ruhten auf ihm seine Augen durchbohrend — —

„Manche haben sie vergessen, im Wirthshaus! Muß' ich sie nachtragen!" entgegnete dieser unbefangen und wieder mit seiner trübern, kindlichen Harmlosigkeit.

Aber im Assessor war ein Gedanke des Verdachts rege geworden, der sich von dieser Maske nicht mehr irre führen ließ. Er heftete seine sprechenden Augen auf den Doctor, als wollte er dessen Zustimmung erhalten, daß er auf richtiger Fährte wäre.

Dieser verstand zwar seinen Blick, sagte aber entschieden abwehrend: „Nein, nein! Das ist hier noch ein Kind!"

Der Assessor lächelte und fuhr mit seinen hellen Glacehandschuhen an dem Schloß der Doppelflinte herum, um frische Spuren des Pulvers zu entdecken. Sein Handschuh blieb hell und unbefleckt. Die Flinte war nicht mehr neu und schon ziemlich verrostet. Ein Schuß hätte Spuren zurücklassen müssen. Sein Handschuh zeigte auch da nicht die mindeste Schwärze, als er die Finger prüfend in beide Läufe steckte.

„Sehen Sie wohl!" bemerkte der Doctor leise und nur sich lachend über den jähen Eifer des Assessors —

„Trotzdem dürfen wir den jungen Menschen nicht aus den Augen lassen!" entgegnete Herr von Pförtner, während der Bursche ruhigen Auges auf das Treiben des fremden Gerichtsbeamten blickte und dabei nicht die mindeste Unruhe verrieth —

„Komm' einmal mit!" sagte er zu dem Burschen —

„Wohin?"

„Zu dem Baume, von dem aus der Mörder geschossen hat!"

„Ich weiß nicht, gnädiger Herr —"

„Schon gut, wir werden dir's zeigen —"

Der ganze Trupp setzte sich in Bewegung. Der Doctor hatte recht; nur von diesem Baume aus konnte der Schuß gefallen sein. Man sah noch, wie hinter demselben das weiche Moos von starken Fußtritten niedergetreten worden, nur hatten sich leider scharfe Spuren eines Stiefels nicht abgedrückt. Der Mörder hatte sich's sogar bequem gemacht und einen Ast ausgebogen, um auflegen zu können und freieres Schießen zu haben. Der Ast lag am Boden und war mit einem einzigen glatten Schnitt vom Baume getrennt worden. „Das Messer muß scharf gewesen sein!" bemerkte der Assessor. „Ein Waidmesser, so glatt und kunstgerecht ist der Schnitt", ergänzte der Doctor.

Des Assessors Augen forschten auf dem ganzen Platze, irgend noch andere Spuren zu finden, die zur Entdeckung des Mörders führen könnten. Vergebens — — Der Doctor wurde ungeduldig und bemerkte: „Ich muß zu meinem Todten hinüber! Die Bahre ist in Ordnung, wie ich sehe —"

Eben wollte er sich entfernen, da trat sein Fuß auf etwas, das unter ihm knackte.

„Was war das?" rief der Assessor und bückte sich augenblicklich.

Er hob eine runde Dose auf mit halb zertretenem Deckel, auf dem das Bild eines alten Schnupfers angebracht war mit der Unterschrift: „Prosit!"

„Diesmal, Doctor, wird mir die Aufgabe leicht! Prosit! Prosit!"

Damit hielt er die Dose in die Höhe. Der junge Bursche stand in einiger Entfernung hinter ihm — —

Plötzlich entdeckt der Pole den Gegenstand, den der Assessor in der Hand hält, erbleicht, ein Zittern geht durch seinen ganzen Körper, sodaß er sich kaum aufrecht zu erhalten vermag —

In dem Augenblick wendet sich der Assessor und sieht in das bleiche, angsterfüllte Gesicht des Burschen. Bei diesem Anblick erwacht sein Verdacht und mit scharfem, inquisitorischem Tone fragt er: „Kennst du die Dose?"

„Nein — gnädiger — Herr!" entgegnete der junge Mensch mit bebenden Lippen — —

„Ist es nicht deine Dose?"

Ein stechender Blick begleitete diese rasche Frage — —

„Nein, gnädiger Herr!" wiederholte der Bursche und legte diesmal, wie zu größerer Betheuerung, die Hand auf die Brust und zeigte auf seine Nase — künstlich lächelnd — „Ich schnupfe nicht — —"

Dem Assessor kam dies Benehmen immer sonderbarer vor. „Ich sehe schon", sagte er, „wir werden dich um manches fragen müssen! Du magst daher nur immer mit in meinen Wagen steigen!"

Damit machte er eine gebieterische Handbewegung — —

Der junge Bursche besaß trotz seiner gedrückten Stimmung eine scharfe Beobachtungsgabe. Er ahnte, welch schwerer Verdacht gegen ihn selbst in dem Herzen des Assessors aufgestiegen, und ein kalter Schauer durchrieselte seine Brust — —

„O Gott, gnädiger Herr, Sie glauben wol gar —?“ sagte er gedrängt und rang die Hände.

„Nichts glaube ich!“ entgegnete der Aſſeſſor kurz. „Steige nur ein!“

Wie gebrochen beſtieg der Arme den Wagen.

Der Aſſeſſor wollte ihm folgen, doch der Doctor hielt ihn zurück mit der leiſen Anrede: „Ein Wort noch! Quälen Sie den armen Jungen nicht!“

Der Aſſeſſor zuckte ſtatt aller Antwort mit den Achſeln, ſtieg in den Wagen und fuhr von dannen —

„Armer Junge!“ rief der Doctor für ſich den Abfahrenden nach. „Sie werden an dir ſo lange herumexaminiren, bis ſie dich wirklich zum Mörder gemacht haben!“

Kopfſchüttelnd ging er zu den Opfern zurück. Der Todte wurde gefahren, der Sterbende getragen.

Unterwegs wurde von dem Aſſeſſor die Landſtraße ſcharf beobachtet. Anfangs ging es noch ein Stück durch hohen Kiefernwald, der allmählich in jungen Anwuchs überging, und bald darauf zeigte ſich das erſte Dorf; es hieß Polgin. Die Straße war nicht breit, voller Biegungen, eine Menge Holzwege liefen kreuz und quer durch den Wald und mußten den Weg bedeutend abkürzen; ja der Scholze erklärte, daß ſogar von ſeinem Gehöft aus über die Wieſe hinweg direct ein Pfad in den Wald führe —

Es war dunkel geworden, als man in der Scholzei ankam. Der Aſſeſſor ſchritt nun zum Verhör. Der junge Burſche war vor der Hand in eine Kammer geſperrt worden und der Aſſeſſor befahl, ihn ſorgfältig zu bewachen —

Zuerſt mußte der Scholze berichten. Dieſer konnte nur wenig zur Aufhellung der Sache beitragen. Die beiden Viehhändler waren heute morgen mit ihrem Treiber bei ihm eingekehrt, hatten in der Schenke ihre letzten Schweine verkauft und waren, nachdem ſie mit den Bauern noch etwas gezecht, um die Mittagszeit in munterer Laune fortgefahren. Der Treiber war ihnen eine halbe Stunde darauf nachgegangen und eine Stunde darauf hatte ein junger Burſche des Nachbardorfes, der des Weges gekommen, die Anzeige des Mordes gebracht.

„Wie hieß dieſer Menſch?“ fragte der Aſſeſſor.

„Johann Pfenning!“ war die Antwort.

Augenblicklich wurde nach Johann Pfenning ein Bote geſchickt. . .

Dieſer kam mit der Nachricht zurück, daß der Genannte wieder in die Stadt gegangen und noch nicht zurückgekehrt wäre.

Noch erklärte der Scholze, daß auf ſeine Anweiſung von den Bauern der Wald ſofort durchſucht, aber kein verdächtiges Subject gefunden worden wäre.

Weiter wußte er nichts. Der Bericht des gedienten Soldaten war kurz und bündig.

Die Frau des Scholzen wurde ebenfalls herbeigerufen und vernommen. Sie erſchien anfangs blöde und ſchüchtern, zupfte beim Eintritt an ihrem Schürzenbande und machte einen tiefen, ebenſo ehrerbietigen als ungeſchickten Knix, der ihrer kurzen Perſon etwas Komiſches gab —

„Sprechen Sie nur ungenirt!“ wandte ſich der Aſſeſſor ermuthigend an die kleine Frau. „Ich werde Ihnen ſehr dankbar ſein, wenn Sie etwas zur Aufhellung der Sache beitragen können!“

„O ich bitte!“ entgegnete die Wirthin mit bäuriſcher Geziertheit.

„Wie lange waren die beiden Händler bei Ihnen?“ fragte der Aſſeſſor.

„Eine reichliche Stunde etwa!“ war die Antwort.

„Waren viel Gäſte in der Stube und darunter vielleicht einige verdächtige Subjecte?“

„Subjecte? O nein, Herr Aſſeſſor, keine Subjecte!“

Die Wirthin ſprach dies Wort mit einer Sicherheit aus, die zeigen ſollte, daß ſie es verſtanden — —

„Wem haben die Händler hier verkauft? Wiſſen Sie das vielleicht?“

Ueber ihre Bekanntſchaft mit dem Worte „Subject“ und die demnach der Beweis ihrer Bildung war, thaute die kleine Scholzenfrau auf. Ihr bisheriges Schweigen ging in die grenzenloſeſte Geſchwätzigkeit über. „Alles hab' ich geſehen!“ begann ſie geſchäftig. „Zuerſt haben ſie dem fahlen Fleiſcher zwei verkauft, dann dem ſchwarzen Krauſe eins, dem Flachsdirndbauer Walther zwei! Sie haben ein ſchönes Geld gemarkſtet und wie war ihre Geldtaſche voll! Aber aus dem Dorfe iſt's niemand! Wir ſind alle ehrliche Leute! Hier gibt's gar keine Subjecte!“

Der Aſſeſſor horchte verwundert auf den jetzt entfeſſelten Redeſtrom der jungen Frau und fragte: „Sie hatten einen Treiber mit, wie Ihr Mann ſagte?“

„Gewiß!“ begann wieder die Frau. „Richtig, richtig! Der iſt ihnen eilig nachgelaufen und

hat die Doppelflinte mitgenommen! Richtig, die Doppelflinte, die sie vergessen hatten, weil sie etwas trunken waren! Eine Doppelflinte war's! Und zwei sind erschossen worden! Na, ich hab's dem Kerl doch gleich angesehen! Mein Vetter sagte es auch!"

„Weib, bist du verrückt?" rief ihr Mann dazwischen. „Weißt du nicht, der Verdacht ist des Teufels!"

„Ich weiß alles!" entgegnete die Frau wichtigthuend und auf die Warnung ihres Mannes nicht achtend. „Ich weiß noch mehr!" fuhr sie fort. „Wenn ich nur reden dürfte!"

„Sprechen Sie ungehindert!" entgegnete der Assessor freudig zustimmend. „Doch bevor beantworten Sie mir noch folgende Fragen: Wann fuhren die Händler fort?"

„Nachmittags 1 Uhr —"

„Woher wissen Sie das so genau?"

„Ich trug gerade für uns das Essen auf, als sie zum Thore hinausfuhren; wir essen erst um 1 Uhr, wenn wir Gäste haben, aber wir essen pünktlich und ich sah vorher nach der Uhr."

„Wann folgte ihnen der Treiber?"

„In der halben Stunde, denn so lange essen wir, und wir waren gerade fertig, als er sich die Flinte auf den Rücken hing und hinauslief —"

„Und eine Stunde darauf ist schon die Anzeige des Mordes gekommen?"

„Es muß wol später gewesen sein!" entgegnete die Frau, die einmal im Zuge und glücklich war, etwas erzählen zu können. Sie fuhr daher eifrig fort: „Aber ich weiß noch mehr! Wie die Händler heute morgen ankamen, da hat der junge Treiber mit einem Manne hinten an der Hecke gestanden und leise mit ihm gesprochen. Der andere Kerl hatte einen großen, schwarzen Bart und sah wild aus. Als er mich sah, da duckte er sich, aber ich hatte ihn schon gesehen und das Gesicht kam mir bekannt vor; ich wußte nur nicht, wohin ich's thun sollte. Ich ging dann wieder in die Stube und wußte genug."

„Und Sie vermögen sich nicht zu besinnen, wer der wol gewesen sein könnte?"

„Nein!" entgegnete die Frau. „Ich erblickte das Gesicht nur einen Augenblick, aber ich muß es schon früher gesehen haben!"

Die Wissenschaft der redseligen Frau war nun erschöpft. Aber immer dichter zogen sich schon die Wolken um das Haupt des polnischen Burschen. Das Nachgeben mit der Doppelflinte, seine Bestürzung beim Finden der Beute und die heimliche Unterredung mit dem Fremden — das waren Momente, die wenigstens seine Mitschuld an dem Verbrechen dem Inquirenten entschieden zweifellos machten. Der Assessor ließ ihn noch einmal vorkommen und fragte ihn, mit wem er heute früh heimlich am Hecktor gesprochen.

Stanislaus schien jetzt gefaßter und vorsichtiger zu werden, seitdem er fühlte, daß sich der fürchterliche Verdacht des Mords auf ihn selbst lenkte. Er entgegnete: „Kenne nicht alle — habe viel gesprochen mit Bauern wegen Handel —"

„Da steckt man doch nicht die Köpfe zusammen und spricht ganz heimlich?" warf der Assessor ein —

„Doch, gnädiger Herr! Erst ganz leise und freundlich, dann wird Zank und wieder freundlich —"

„Aber den Kerl mit dem schwarzen Bart hast du doch gekannt? Gesteh' es nur, die Wirthin hat dich mit ihm sprechen sehen!"

„Weiß ich nicht!" entgegnete der Bursche hartnäckig.

„Siehst du, Bursche, ich wollte nur deine Offenherzigkeit auf die Probe stellen! Die Wirthin hat deinen Spießgesellen vollkommen erkannt! Es ist so —"

Ohne sich einschüchtern zu lassen, blickten die hellen Augen des Burschen auf das breite, runde Gesicht der Schafenfrau. Er las dort augenblicklich deren Unwissenheit. Ein fast teuflisches Lächeln glitt jetzt enthüllend über sein hübsches Gesicht. Als wartete er auf Nennung des Namens, sah er dem Assessor ruhig ins Antlitz.

Dieser war ebenso erstaunt als erfreut über die Verschmitztheit, die jetzt der junge Bursche entwickelte. Denn sie bestätigte seinen rasch in ihm erwachten Verdacht bis zur Evidenz — der Bursche war an dem Doppelmord betheiligt —

„Ich will den Namen gerade von dir haben!" sagte jetzt der Assessor streng. „Und wenn er dir jetzt entfallen, so wirst du im Gefängniß Zeit haben, dich darauf zu besinnen!"

Damit rief er einige Burschen herein und befahl den Polen zu fesseln.

Bei dem Anblick der Stricke, die um seine Hände und Füße gelegt wurden, verlor er die Fassung. Thränen stürzten aus seinen Augen — Er stieß in seiner Muttersprache einige klagende Worte aus, dann wurde er wieder ruhiger und ließ sich ohne Widerstand hinausführen — —

In diesem Augenblick trat aus dem Nebenstübchen, in das der Verwundete geschafft worden

war, der Doctor, sah noch den gefesselten Burschen hinausführen und rief erstaunt: „Ja, aber — was machen Sie denn, Theuerster?“

„Ha, da! Ich lasse den Schurken festnehmen, um ihn zum Geständnis zu bringen!“ entgegnete der Assessor triumphirend —

„Also Sie glauben wirklich, das diese kindliche Natur ein heimtückischer Mörder!“

„Sie glauben wirklich, das dieser heimtückische Mörder eine kindliche Natur?“

„Hätten Sie ihn an den Leichen der beiden Ermordeten gesehen wie ich, Sie würden ihn nicht für schuldig halten!“

Der Assessor lehnte mit der Hand ab —

„Ich verstehe Sie; das war das Erschrecken einer kindlichen Seele über eine furchtbare That und der Ausdruck des reinsten Schmerzes um den Verlust seiner Herren! Glauben Sie mir, ich weiß Lüge von Wahrheit zu unterscheiden! An Todtenbetten hat man die ganze Scala des echten und falschen Schmerzes!“

„Ich wünschte, Sie hätten vorhin den verschmitzten Burschen gesehen!“ entgegnete der Assessor, ebenso von seinen Erfahrungen eingenommen. „Auch die Richter haben Gelegenheit, in die Tiefen der menschlichen Seele zu steigen.“

„Aber bedenken Sie nur! An dem Gewehr ist nicht die Spur eines Schusses!“

„Sie kennen diese Polen nicht! Sie sind schmiegsam wie Wachs! Falsch wie Katzen! Uebrigens ist es klar, er hat den Mord nicht allein vollführt und seine Complicen herauszucurriren, das ist jetzt meine nächste Aufgabe — —“

Der Doctor schüttelte mißmuthig den Kopf. „Ich wünsche nur, daß mein Zögling wieder lebendig wird! Das scheint das einzige Mittel zu sein, den Polen dem schonungslosen Arme der Justiz zu entreißen!“

Der Assessor schwieg jetzt und ließ sich nur erzählen, daß der Verwundete ohne Bewußtsein wäre und für heute keinen weiteren Transport überleben würde.

* * *

Am andern Morgen durchlief schon die Kunde von der so raschen Ermittelung und Verhaftung des Raubmörders die ganze Stadt.

Niemand hatte ihn gesehen — er war im Fenstern und im Wagen des Assessors weiter gefahren worden — aber alle wußten, das es ein Pole und ein großer, starker Mensch mit einem fürchterlichen Bart u. s. w. war. Alle bewunderten den Assessor, der so rasch den Thäter ermittelt hatte, und wollten es vorausgewußt haben, daß es so kommen würde.

Die Untersuchung nahm inzwischen ihren regelmäßigen Fortgang. Am andern Tage wurde der junge Bauernsohn Johann Pfenning in die Stadt beordert und vernommen. Seine Aussage mußte den Angeschuldigten noch schwerer gravirten. Der Zeuge hatte, aus der Stadt kommend, kurz nach 2 Uhr im Walde zwei rasch aufeinanderfolgende Schüsse gehört, darauf aber nicht geachtet, weil er die Schüsse einem Jäger zugeschrieben, und war ruhig seines Wegs gegangen. Erst nach zehn Minuten etwa war er an dem Orte der That angekommen und hatte dort nur den jungen Burschen angetroffen, der stumm und händeringend am Boden gekniet und einen Schrei um Hülfe ausgestoßen hätte. Er hätte ihn gefragt, „ob er den Schützen gesehen?“ und auf seine Bejahung, „warum er ihn nicht verfolgt?“ hätte er nur mit dem Kopfe geschüttelt, und ohne auf ihn weiter zu achten, hätte sich der Pole wieder auf die Erde geworfen und geschrieen —

„Und wissen Sie genau, daß Sie etwa um ½2 Uhr den Schuß gehört?“ wagte der Assessor.

„Ich hatte kurz vorher nach meiner Uhr gesehen“, entgegnete der Zeuge, „und wie ich an die Mordstelle kam, war es noch nicht drei Viertel —“

„Haben Sie dann wieder nach der Uhr? Warum so oft?“

„Ich — sehe oft nach meiner Uhr“, entgegnete der Zeuge beschämt.

Sein Verhör war geschlossen. Er wurde verabschiedet und entlassen.

* * *

Den inzwischen weiter vorgeführten Anklagten suchte der Assessor jetzt durch ein Kreuzfeuer geschickt entgegenstehender Fragen völlig in die Enge zu treiben. Der Bursche war heute noch vorsichtiger als gestern schon. Er blieb bei seinem einfachen Leugnen, die durch sein unterwürfiges Deutsch etwas Unschuldiges erhielten. Er war weder einzuschüchtern, noch zum Geständnis zu bringen. Das kalte Blut des jungen Criminalrichters begann bis zu wallen. Diese verstockte Bosheit, diese ausgezeichnete Schlauheit bei solcher Jugend empörte ihn aufs äußerste. Hätte der jugendliche Verbrecher seine Schuld bekannt und sich ihm reuig zu Füßen geworfen, er würde ihm das größte Mitleid, die wärmste Theilnahme geschenkt haben. Jetzt sollte er seine ganze richterliche Strenge fühlen.

Der Assessor schrieb an die Behörde des Orts, aus dem Jablonski gebürtig war. In Hinsicht

Ref. Fels.

Auf mich, Bruder, kannst Du rechnen. Ich werde Dir, heute ist's zu spät und Du sehnst Dich zu den Deinigen hin — (vertraulich) Manches über Deine hiesige amtliche Stellung mittheilen. Du weißt, ich bin ohne Ehrgeiz und wer die Augen nicht immer nach oben hin hat, der sieht neben sich Manches, was Andern entgeht. Nimm Dich nur gleich vor dem Schleicher, dem Assessor Wolf in Acht. Das ist so Einer, der sich schon auf der Universität durch Angebereien und solche Heldenthaten einen Namen gemacht hat; ließ sich in Verbindungen einschreiben, um hinter Geheimnisse zu kommen; ließ sich nicht selten auch mit fangen, wurde aber nie mit gehangen. Kennst Du noch solche Vögel? Er wohnt über Dir; deßhalb warn' ich Dich vor ihm zuerst! Nun, leb' wohl, lieber Bruder. (Komisch vertraulich) Hör' mal, man trinkt vortrefflichen Wein bei Dir. Teufel, nein, da merkt man, daß Deine Schwiegereltern in den Rheinprovinzen wohnen. (Ihn schnell umarmend) Adieu, guter Junge! (Sieht seinen Siegelring, ernst) Ist das Dein neues adeliges Wappen? Früher siegeltest Du mit einem flammenden Herzen, durchbohrt von einem Pfeile. Jetzt ist es ein flatternder Helmbusch, Lilien im sterndurchwirkten Felde und Ritterſporen. (Pause. — Herzlich) Laß uns Freunde bleiben für die Ewigkeit! (Ab.)

des sichern und meisterhaften Schusses fragte er an, ob über die Schießfertigkeit des Inculpaten irgendetwas, und rücksichtlich der gefundenen Dose, ob er als Schnupfer bekannt wäre. Zugleich wurde in öffentlichen Blättern die Aufforderung erlassen: Wer über die im Gerichtszimmer ausgestellte Dose und ihren letzten Besitzer oder überhaupt irgendeine auf den vorgefallenen Doppelmord bezügliche Auskunft zu geben vermöge, solle schleunigst Anzeige machen.

Die Auskunft über den Charakter Jablonsky's erfolgte rasch. Sie war, wie solche Dorfatteste sind, höchst oberflächlich. Er hatte sich bisher ordentlich geführt und war wegen eines Verbrechens noch nicht zur Untersuchung gezogen und bestraft worden. Vom Schnupfen des jungen Burschen wußte man nichts. Bedeutend wichtiger war die Nachschrift, Jablonsky gälte unter den jungen Burschen als bester Schütze — —

Als der Assessor diese Notiz gelesen, ging er in höchster Aufregung im Zimmer auf und ab — Schon bekämpfte er sich, dem Beweisgrunde gegen Jablonsky nicht zu rasch zu folgen — —

Da sollte noch ein anderer Umstand für den Angeklagten verhängnißvoll werden. Die Ermordung der beiden Händler hatte in der Umgegend großes Aufsehen gemacht und besonders Furcht und Schrecken unter den reisenden Viehhändlern verbreitet. Sie sind meist als wohlhabende, viel Geld bei sich führende Leute bekannt und ein Doppelmord dieser Art machte für sie die Landstraße nicht wenig unsicher. Alle bestrebten sich, zur Aufhellung der Sache irgendwie beizutragen. Den jungen Jablonsky kannten fast alle dort herumreitende Händler, aber die meisten zweifelten an seiner Schuld; er war noch so jung, so gutmüthig — sie munkelten unter sich von einer ganz andern Persönlichkeit, die den Mord ausgeführt haben könnte — —

Die beiden Händler waren trotz des ersten Gerüchts Deutsche gewesen und allgemein geachtete Männer. Sie hatten jahrelang ihr Geschäft in Compagnie getrieben und waren dabei zu leidlichem Vermögen gekommen. Der Todte, Friedrich Pannigky, hatte keine Familie, der andere, Ignaz Hubert, war erst seit einem Jahre verheirathet und seine junge Frau kam auf die Unglückspost augenblicklich an das Krankenlager ihres Mannes. Es war eine resolute, tüchtige Frau, die das Unglück nicht niedergebeugt, sondern nur zu Haß und Wuth gegen den elenden Mörder aufgestachelt hatte. Als sie von der Verhaftung des jungen Jablonsky hörte, sagte sie: „Nein, der ist es nicht, aber ich hab' einen andern Verdacht!" Sie eilte von dem Krankenlager aufs Gericht und ließ sich die Dose zeigen. „Ja, meine Ahnung hat mich nicht getäuscht!" sagte sie aufgeregt. „Die Dose habe ich bei dem Bruder des jungen Jablonsky gesehen! Stephan Jablonsky! Das ist der Mörder!"

„Wie? Wissen Sie das gewiß?" rief der Assessor.

„Der tückische Bube hat meinen Mann und den Pannigky erschossen! Aus Rache hat er's gethan! Er wurde von ihnen aus dem Dienste gejagt!"

„Dann schließt sich die Kette seltsam!" bemerkte der Assessor. „Hm! Nun ist mir alles klar! Der Mann am Hofthor war der Bruder und der Mord ein von beiden Gesellen sorgfältig angelegter und gemeinschaftlich ausgeführter — —"

Nun mußte er des ältern Jablonsky so schnell wie möglich habhaft werden und erließ die dahin zielenden Requisitionen an die betreffenden Gerichte. Acht Tage später wurde der zweite Verbrecher, Stephan Jablonsky, unter Escorte eingebracht. Er hatte sich zum ersten mal nach längerer Zeit wieder in seinem Heimatsorte sehen lassen und war augenblicklich ergriffen worden. Seine Behörde hatte zugleich über ihn berichtet, daß der Arrestant ein wilder, rachsüchtiger Mensch wäre — nur wäre er in Handhabung von Schußwaffen, wie hier allgemein bekannt, nicht bewandert. An Geld waren nur wenige Groschen bei ihm gefunden worden. Der schlaue Bursche mußte daher den Raub sorgfältig verborgen haben.

Stephan wurde dem Richter vorgeführet — Eine kleine, gedrungene Gestalt mit einem finstern, heimtückischen Gesicht, aus dem stechende Augen hinter buschigen Augenbrauen vorsichtig und mißtrauisch hervorlugten. Sein schwarzes, struppiges Haupt- und Barthaar gab ihm vollends ein wildes Aussehen. Er erschien als der vollste Gegensatz seines jüngern Bruders und dies trat bei seiner Vernehmung noch schroffer und deutlicher hervor. Der jüngere, Stanislaus Jablonsky, hatte bei all seinen Verhören wenig gesprochen und selten seine Unschuld zu betheuern gewagt — der ältere dagegen fügte jeder Antwort mit slawischer Zungengewandtheit hinzu, daß er bei seiner Seligkeit unschuldig sei wie ein neugeborenes Kind. Er war des Deutschen vollkommen mächtig und sprach es mit großer Fertigkeit, nur hatte er die Gewohnheit, erst einzelne Worte polnisch zu sagen,

um sie dann deutsch zu wiederholen. Im Anfang seines Verhörs leugnete er alles. Die aufgefundene Dose erkannte er nach einigem Ueberlegen für die seinige an, behauptete aber, daß sie ihm acht Tage vorher in einer Dorfschenke gestohlen worden und daß er sich schon am folgenden Tage eine andere hätte kaufen müssen, die er vorzeigte. Er nannte dabei den Namen des Kaufmanns, der, später vernommen, sich auf die Zeit des Kaufs nicht mehr ganz genau besinnen konnte, dem es aber doch däuchte, als ob es einige Tage vor dem Raubmord geschehen. Ein anderes Zugeständniß machte der Angeklagte nicht. Er wollte zur Zeit des Mords gar nicht in dieser Gegend gewesen sein. Zwei Zeugen straften ihn Lügen. Die Scholzenfrau und ein Händler, der ihn am Morgen des Mordanfalls in einem zwei Stunden entfernten Dorfe gesehen. Beide Zeugen wurden ihm gegenübergestellt. Die kleine Scholzenfrau behauptete aufs entschiedenste: „Das ist das Gesicht, welches ich am Hofthor gesehen, und auch die Figur paßt! Denn er ragte nur mit dem schwarzen Kopfe hervor, als er leise mit seinem Bruder sprach!"

„Procz, ich bitte, Panna hat mich verkannt!" entgegnete der Pole ruhig — —

„Gott bewahre! Panna hat sehr gute Augen", erwiderte die Frau, „Panna sieht alles!"

Als aber auch der Händler ihm gegenübertrat und ihm sagte, an welchem Tisch er gesessen und was er gefrühstückt, da schien der freche Bursche zusammenzubrechen und dennoch wiederholte er: „Ach ja bardzo Czlowiek! O ich Armer! Ich bin doch unschuldig!"

„Du bist unschuldig!" entgegnete der Assessor. „Aber sage mir wenigstens, was du mit deinem Bruder gesprochen!"

„Co? Was? Mit dem Staś?" — polnischer Diminutiv für Stanislaus — „Nichts, gnädiger Herr!" entgegnete der Pole lebhaft. „Ich wollte ihn nur einmal sprechen; wir hatten uns lange nicht gesehen — —"

„Und darum mußtest du dich hinterm Thor verkriechen und leise mit ihm sprechen?" entgegnete der Assessor; und plötzlich den Ton ändernd und sein großes, klares Auge forschend auf den Angeklagten heftend, setzte er hinzu: „Sei nur ruhig! Dein Bruder hat bereits Geständnisse gemacht und auf deren Grund bist du eingezogen worden!"

Ein jäher Schreck zuckte über des Polen Antlitz. Er trat, wie von einer Schlange gestochen, einen Schritt zurück und murmelte einen unverständlichen polnischen Fluch. Dann setzte er, wie sich besinnend, hinzu: „Nun, er kann nichts sagen! Es ist alles Lüge!"

„Ha! Er hat dich als Anstifter des Mords angegeben!" entgegnete der Assessor —

„Der Schurke!" rief der Angeklagte, alle seine bisher gezeigte Besonnenheit verlierend. „Er ist selbst der Mörder, ich nicht!" fuhr er in größter Heftigkeit fort, „und sein armer Bruder soll für ihn leiden? Er hat geschossen, denn er kann schießen wie der beste Jäger! Aber ich hab', bei Gott! in meinem Leben noch nie eine Flinte in der Hand gehabt!"

„Du hast nicht geschossen, aber den Ermordeten berauben helfen und die Geldtasche beiseite geschafft!"

„Gnädiger Herr, nicht die Hand angerührt! Das hat der Schurke allein gethan!"

„Nicht gut möglich, denn zehn Minuten nachher sind Leute gekommen und du allein hast die Ermordeten beraubt! In solcher Schnelligkeit konnte dein Bruder nicht mit allem fertig werden!"

„O, er ist schnell!" entgegnete der Inculpat mit fast komischer Heftigkeit. „Alles hat er gemacht und das Geld wird sich finden im Walde!"

„Du wirst uns die Stelle zeigen!"

„Barmherzigkeit! Nie umiem! Panu powiedziec! Ich weiß es Ihnen nicht zu sagen!"

„Und dein Bruder soll in zehn Minuten den Ermordeten beraubt, das Geld vergraben und das Gewehr wieder sorgfältig gereinigt haben? Nein, nein, das können nur vier Hände und die deinen sind dabei im Spiel gewesen! Gestehe es nur! Ein offenes Geständniß erleichtert deine Strafe! Und weil du nicht geschossen, kommst du ja mit ein paar Jahren davon — —"

Der finstere Bursche blickte bei diesen Worten düster vor sich hin. Man sah es, wie die widersprechendsten Gedanken in seinem Hirn arbeiteten. Plötzlich warf er sich dem Assessor zu Füßen, Thränen stürzten aus seinen dunkeln Augen und unter Schluchzen stieß er heftig hervor: „O, das ist die Strafe für meine Gedanken! Ich will alles bekennen und Gott möge mich blind machen, wenn ich nicht die Wahrheit spreche! Es ist wahr, ich habe meinen früheren Herren gegrollt, weil sie mich aus dem Dienste geschickt, und ich wollt's ihnen gedenken" — er machte dabei eine drohende Bewegung — „aber totschießen — nein, und wenn sie mich wie einen Hund hinausgepeitscht, ich mag keinem Thier den Kopf abschlagen —

und Mönchen —!" — Er hielt erschöpft einen Augenblick inne und fuhr dann aufgeregt fort: „Da mußte mich der Teufel dort hinführen zur Schenke und ich sagte zum Stas: »Wenn sie heut' durch den Wald fahren, peitsch' ich sie durch, daß sie kein Glied mehr rühren können; denn sie sind doch betrunken!« Und der Schurke, der Stas, bat und jammerte, ich tät's nicht thun; das wäre niederträchtig und könnte mir schlecht bekommen. Ich mußte es ihm versprechen, sie ruhig fahren zu lassen, denn er weinte, und es war doch mehr zum Spaß mein ganzes Toben. Und nun ist er hingegangen und hat sie todtgeschossen! Weil er gewußt, daß er's auf mich bringen kann — und das ist der Bruder! Er hat stets gesagt, daß er mir alles zu Liebe thun würde! O, ich könnte ihn — den Schurken!" Er drückte in höchster Wuth seine geballten Hände an die hämmernde Stirn —

Es war wie ein Strom von den Lippen des Polen geflossen und der Assessor hatte ihm ohne Unterbrechung zugehört — —

„Und du bist nicht in den Wald gekommen?" fragte er äußerlich ruhig, obwol er im Innersten empört war über die neue Komödie, die der verschlagene Bursche mit größter Gewandtheit aufgeführt — —

„Ich mußte hindurch, aber ich bin gar nicht auf die Hauptstraße gekommen, da ich die Waldwege kenne; und als ich von dem Mord hörte, ahnte mir nichts Gutes, weil ich in der Nähe gewesen und weil ich selbst böse Gedanken gehabt. Und nun muß ich dennoch leiden für meine bösen Gedanken sogar! Aber ich bin unschuldig, so wahr die Sonne am Himmel scheint!"

Er verschwor sich schon wieder so heftig, daß es ihm erst recht verdächtigen mußte. „Sei ohne Sorge!" entgegnete der Assessor auf diese feurigen Deklamationen und fuhr mit Betonung fort und jede Falte seines Antlitzes ins Auge fassend: „Du hast recht, die Sonne wird es an den Tag bringen! Denn Ignaz Hubert ist nicht todt; er lebt noch und in wenig Tagen wird er so weit hergestellt sein, die Mörder zu nennen!"

Der Pole blickte einen einzigen Moment zweifelnd auf den Assessor, als wollte er sich vergewissern, daß es nicht blos eine richterliche Fiktion war. Aber das Antlitz seines Inquirenten war dabei so streng, so zum Glauben zwingend, daß der Angeklagte von der Wahrheit jener Aeußerung überzeugt wurde. In seinem wilden, düstern Antlitz blitzte es freudig auf und als falle ihm eine fürchterliche Last vom Herzen, entgegnete er leidenschaftlich erregt: „Dann wird er sagen, daß ich unschuldig' O Gott, laß ihn nicht sterben, daß ich wieder frei werde und nicht ein Mörder bleibe!" Dabei faltete er wie zum Himmel flehend die Hände.

Es lag bei alledem eine so tiefe Inbrunst und Wahrheit in dem letzten Benehmen des Angeklagten, daß jeder andere als der Assessor in der Meinung seiner Mitschuld wankend geworden wäre. Dieser erblickte darin nur jene unerschrockene Keckheit, die sich durch nichts erschüttern läßt. „Angewidert" von so „großartiger Heuchelei" ließ er den Angeklagten ins Gefängniß zurückführen, nachdem er die Aussagen desselben sorgfältig zu Protokoll hatte nehmen lassen. Jedenfalls war der Assessor mit diesem halben Geständniß des ältern Bruders der Aufklärung der Sache einen bedeutenden Schritt näher gekommen. Wohl hatte ihm in letzter Zeit der Doctor Hoffnung gemacht, daß der Verwundete noch einmal so weit hergestellt werden würde, um ein Zeugniß ablegen, aber er setzte seine Ehre darein, auch ohne dieses zum Ziele zu kommen und beide Angeklagte so sehr in die Enge zu treiben, daß ihnen kein Ausweg als der des offenen Geständnisses übrig blieb.

Der Assessor schritt noch einmal zum Verhör des jungen Jablonsky und ließ ihm die Aussage des Bruders langsam und deutlich vorlesen. Der junge Bursche schien sich das Ansehen geben zu wollen, als habe er das Vorgelesene nicht verstanden, oder hatte er es wirklich nicht? Leuten seines Schlags und Standes fällt es schwer, Vorgelesenes zu fassen. Es ist ihnen ein dumpfes, verworrenes Geräusch, aus dem sie nur einzelne Worte hören. Damit entsteht für diese mit schwächern Fassungskräften Begabten oft viel Unheil und Verdruß. Sie haben bei der meist zu raschen Verlesung eines Protokolls selten etwas verstanden, unterschreiben und sind dann gefangen — —

Der Angeklagte hatte nur so viel begriffen, daß sein Bruder ihn tiefer in die Untersuchung verwickelt und über das noch immer kindlich ruhige Gesicht flog ein düsterer Schatten. Sein Benehmen sowol im Gefängniß wie bei den Verhören war untadelhaft. Er betheuerte nicht jeden Augenblick wie sein Bruder seine Unschuld, verschwor sich nie, aber seine Stimmung wurde förmlich eine gehobenere, wie die eines unschuldig Angeklagten, der gewiß ist, daß ihn der Himmel nicht verlassen und seine Unschuld an den Tag bringen wird. Ueber sein jugendlich weiches Ge-

sicht hatte sich seit seiner Untersuchungshaft ein tiefer Ernst gebreitet. Es war, als ob diese dunkeln, furchterlichen Tage den harmlosen Jüngling zum Manne gereift und alle Frische, alle Kindlichkeit aus ihm verbannt hätten. Es lag kein Trotz mehr in ihm, nur eine stille, fast hoffnungslose Ergebenheit in sein dusteres Schicksal, die ruhen und von seiner Unschuld überzeugen mußte.

Nur der Assessor wollte darin nichts weiter als eine tiefe Trauer des verstockten Burschen finden, daß er trotz aller aufgewandten Schlauheit und Verschlagenheitskunst in die Schlinge gerathen. Heut, als er ihm noch einmal Satz für Satz des Protokolls wiederholte und hinzufügte: „Du siehst, dein Bruder ist weniger verstockt wie du! Er hat gerade dich als Mörder bezeichnet!" da verlor der junge Mensch die Fassung. Er blickte wie verzweifelnd zur Decke und rang die Hände, dann rief er, wie vom tiefsten Schmerz überwältigt, klagend aus: „O, das ist hart!" Plötzlich schien ein Gedanke durch sein Hirn zu zucken. Ein unheimliches Lächeln spielte um seine Lippen; er wollte den Mund zum Sprechen öffnen, vielleicht seinerseits den Bruder anklagen; aber der finstere Gedanke flog ebenso rasch vorüber als er gekommen war; er stürzte nur vor sich hin: „Es ist ja mein Bruder und ich muß schweigen!" Von jetzt ab schien die Kraft des armen Menschen gebrochen, er vertheidigte sich nicht mehr und verharrte in einem dumpfen, hinbrütenden Schweigen. Er fühlte, daß sich ein dichtes Netz, unaufhaltsam verhängnißvoll, über seinem Haupte zusammenzog und daß er umsonst dagegen ankämpfte. Nur zu einer seinen Bruder belastenden Aussage war er nicht zu bringen. Er bestätigte zwar das von demselben angegebene Gespräch, setzte aber hinzu: „Er ist nicht böse, kann seinem Kind etwas thun — weiß nicht, wie alles gekommen! O, und wer unglücklich, sehr elend!"

So standen die Sachen, als eines Vormittags zum Assessor der Doctor in die Stube trat und ihm freudig entgegenrief: „Licht! Licht! Ich bringe neue Botschaft!"

Der Assessor wußte schon, worum die Rede sein sollte, wandte sich im Schreibsessel und sprach ein halb interessirtes, halb schon wieder zweifelndes „Nun?"

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Sind die Himmelskörper bewohnt?

Es ist eine Frage, die sich wol jedem einmal, der den gestirnten Himmel erblickt, aufdrängt, ob diese Weltkörper von lebenden, empfindenden und denkenden Wesen bewohnt sind?

Der wissenschaftlich Ungebildete, astronomisch Unwissende phantasirt sich etwa gelüftete Engelsgestalten auf diese Weltkörper und glaubt, daß er nach seinem Tode auch auf einen derselben als Engel werde versetzt werden u. s. w.

Anders beantwortet sich der astronomisch Kundige diese Frage. Er weiß, daß Leben da nicht gedeihen kann, wo die Bedingungen des Lebens fehlen, und forscht daher, welche Bedingungen auf andern Himmelskörpern für organische Wesen vorhanden sind und wie etwa unter den dort vorhandenen Bedingungen sich die Organismen gestalten mögen.

In Bezug auf unser Planetensystem finden wir in dem zweiten Theile der „Schöpfungsgedanken" von Professor Dr. K. H. Baumgärtner, der den besondern Titel führt: „Blicke in das All" (Freiburg, Wagner'sche Buchhandlung, 1850), schätzenswerthe Andeutungen hierüber. Der Verfasser neigt sich im allgemeinen zu der Ansicht, daß, da überall in den Schöpfungswerken eine so große Zweckmäßigkeit zu erkennen, da z. B. jede einzelne Schneeflocke an den Herzklappen ihre Bestimmung hat, wol auch die großen Himmelskörper nicht zwecklos da sein werden. Zwar kennten wir die Zwecke, welche durch die Schöpfungswerke erreicht werden sollen, nicht überall erkennen und hätten oft selbst nicht eine Ahnung von denselben; wenn wir aber in Betrachtung zögen, daß sich auf der Erde, durch alle Entwickelungsperioden des Erdkörpers hindurch, nicht allein Schöpfungsakte von organisirten und beseelten Wesen kund gaben, sondern auch eine durch alle Zeiträume hindurch fortgesetzte geistige Entwickelung, und wenn wir daher als den Hauptzweck oder wenigstens als einen der Zwecke der Erschaffung der Erde die Schöpfung und Entwickelung beseelter Wesen anerkennen müßten, so könnten wir unmöglich glauben, daß ganze Systeme von Weltkörpern existirten, denen nicht eine ähnliche Bestimmung zukäme.

Von den Planeten weiß der Verfasser noch, daß es einige gibt, auf denen völlig nach Art der Thiere organisirte Geschöpfe existiren können. Bei den übrigen ließen sich folgende Möglichkeiten denken: 1) Der Himmelskörper ist noch nicht so

weit entwickelt, daß Geschöpfe unserer Art sich auf denselben aufhalten könnten. Er besteht z. B. nur aus einer glühenden Kugel, welche mit Wasserdampf umgeben ist, wie unsere Erde war, bevor sich Pflanzen und Thiere auf derselben befanden; 2) das organische Leben ist schon auf ihm erloschen. Es hat sich vielleicht die Oberfläche dieses Himmelskörpers mit einer Eiskruste überzogen; 3) es hat vielleicht der betreffende Weltkörper nicht die Bestimmung, belebte Wesen zu beherbergen, und dient ausschließlich zu andern Zwecken; 4) es befinden sich auf manchen Weltkörpern Geschöpfe, vielleicht mit großer Intelligenz ausgestattet, welche eine andere Organisation besitzen als wir, namentlich hinsichtlich des Materials, aus welchem sie bestehen.

Zu den Weltkörpern, welche ihrer Beschaffenheit nach Geschöpfe tragen können, die mit festem Gerippe, Muskeln und ähnlichen Geweben versehen sind und athmen, gehören die vier innern Planeten Mercur, Venus, Erde und Mars und, wie es scheint, die Sonne. Denn sie haben alle eine Atmosphäre, sie haben alle auch wahrscheinlich Wasser, und die Dichtigkeit dieser Weltkörper ist eine solche, daß organische Körper, ähnlich denen der Erde, auf ihnen bestehen können. Die Lichtmenge, welche diese Planeten von der Sonne erhalten, zeigt zwar eine bedeutendere Verschiedenheit als ihre Dichtigkeit, doch lassen diese Unterschiede die Möglichkeit der Existenz organischer Geschöpfe ähnlicher Art zu. Die Wärme endlich zeigt wahrscheinlich ähnliche Verschiedenheiten wie die der Lichtmenge, jedoch sind die Unterschiede wahrscheinlich weniger bedeutend als die des Lichts, da es hier auch auf die Beschaffenheit der Planeten ankommt. Wäre die Wärme in demselben Grade auf dem Mercur erhöht, als derselbe stärker beleuchtet ist als die Erde, so könnten freilich Geschöpfe unserer Art auf demselben nicht existiren.

Die Unterschiede der Atmosphäre, des Wassers, der Dichtigkeit, des Lichts und der Wärme auf den genannten Planeten müssen natürlich große Unterschiede in der Beschaffenheit der Pflanzen und Thiere auf denselben hervorbringen; doch können im ganzen die Grundstoffe und der Typus ihrer Organisation dieselben sein. Aber welchen verschiedenen Eindruck würden die Bewohner dieser Planeten von der Sonne empfangen! Den Bewohnern des Mercur und der Venus müßte dieselbe weit ansehnlicher erscheinen als uns Erdgeschöpfen. Die Mercurbewohner würden dieselben in der Sonnennähe einmal größer sehen als die Erdbewohner, und ihr Auf- und Untergang würde bei den wahrscheinlich sehr hohen Bergen des Mercur ein wundervolles Schauspiel darbieten. Doch da der Mercur keine Trabanten besitzt, so würden die Bewohner desselben in der Nacht das Mondlicht entbehren.

Auch der Unterschied der Jahreszeiten, der Tages- und Jahresdauer bringt auf den genannten Planeten erhebliche Unterschiede im Leben ihrer Bewohner hervor. Der Verfasser geht alle diese Unterschiede näher durch, beleuchtet dann auch die verschiedenen Lebensbedingungen auf den vier äußern Planeten: Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun, und kommt in Bezug auf diese zu dem Resultate, daß auf ihnen die äußern Bedingungen zwar noch insofern Lebensprocesse zulassen, die den unserigen analog sind, als eine Atmosphäre vorhanden ist, daß aber die Geschöpfe wegen der geringen Dichtigkeit dieser Weltkörper nur von viel weniger dichten Stoffen zusammengesetzt sein können als auf den vier innern. Man hat z. B. berechnet, daß die Jupiters-Oberfläche nur die Dichtigkeit etwa des Nußbaums oder Ebenholzes besitzen könne. Die Saturnkugel hat nur etwa den achten Theil der Erddichtigkeit, sodaß die Oberfläche derselben kaum die Consistenz des Korkholzes besitzen kann. Der Saturnbewohner muß also sein, da die Dichtigkeit geringer ist als die der leichtesten tropfbaren Flüssigkeit, die wir kennen, „ein halb ätherisches Wesen" sein. Die Dichtigkeit des Uranus ist beträchtlicher als die des Saturns und stimmt ungefähr mit der des Jupiter überein. Der Uranus und Neptun bewegen sich in einer solchen Entfernung von der Sonne (der erstere im Mittel 396½ Million Meilen, der letztere 624 Millionen Meilen), daß die Wirkung der Sonne auf diese Planeten wahrscheinlich nur sehr gering ist, sodaß schon auf ersterm das Sonnenlicht sich nicht stärker als unser Mondlicht zeigt. Doch könnte die eigene Beschaffenheit dieser Planeten die Wirkung zu einer beträchtlichern machen, sodaß alle vortheilhaftere Lebensbedingungen bewirkt würden, als sie nach den Berechnungen durch den bloßen Einfluß der Sonne zu erreichen wären. Der Winter wäre bei einer Umlaufszeit des Uranus von 84 Jahren und des Neptuns von 164 Jahren unter gleichen Verhältnissen wie auf der Erde von einer solchen Dauer und Stärke, daß ein Thierreich auf diesen Planeten für die Dauer nicht existiren könnte, wenn nicht etwa mit dem Wechsel der

Jahreszeiten eine Wanderung nach andern Zonen, nach Art der Wandervögel bei uns, allgemein durchgeführt würde.

Zu merkwürdigen Resultaten kommt der Verfasser in Bezug auf die Sonne. Auf ihr können die Geschöpfe am meisten Aehnlichkeit mit denen auf der Erde haben. Den Kern der Sonne umgiebt zunächst ein Dunstkreis, welcher die Möglichkeit gewährt, daß in ihm Geschöpfe athmen können, und der Sonnenkern ist jedenfalls so kalt, daß auf ihm Organismen mit festem Gerüste eine Wohnung finden können.

Die Hohe der Temperatur ist ungeachtet des die Sonne umgebenden Lichtkreises (Photosphäre) wahrscheinlich nicht so groß, daß nicht irgendwelche Organismen auf der Oberfläche des Kerns existiren könnten; denn man hat die Beobachtung gemacht, daß an den Punkten, an welchen die Sonnenflecken sich zeigen, und also der Kern oder wenigstens die Dunsthülle bloßliegt, eine Temperaturerniedrigung sich darbietet, was beweist, daß der Kern einen geringern Wärmegrad als die Lichthülle besitzen müsse.

Die Organisation der Sonnengeschöpfe müsse freilich von der unserigen in den quantitativen Verhältnissen schon aus dem Grunde abweichen, weil die Schwere der Körper eine so sehr verschiedene ist, daß 28—29mal größerer Kraftaufwand dazu gehört, um einen Körper zu bewegen, und die Geschwindigkeit eines fallenden Körpers beinahe der einer Flintenkugel gleichkommt.

Den Sonnenbewohnern auf der Oberfläche des Kerns der Sonne muß die Natur ein ganz anderes Gemälde darbieten als den Bewohnern der Planeten. Da die Sonne über ihrem Dunstkreise von einem Lichtkreise umgeben ist, so sieht der Bewohner der Sonne niemals das Firmament, mit Ausnahme an den Stellen, über welchen die Lichtsphäre zerrissen ist und wir die Sonnenflecken erblicken. Hier sieht vielleicht der Sonnenbewohner wie durch eine Kluft hindurch eine größere oder geringere Anzahl Sterne. Auch kennt derselbe, allem Anscheine nach, keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht, obgleich die Sonne, wie die Planeten, sich um ihre Achse dreht; denn es fehlt die Wirkung einer Sonne für die Sonne, da es keinen Centralkörper von der Bedeutung der Sonne, sondern nur einen Gravitationspunkt, um welchen die sämmtlichen Gestirne unseres Milchstraßensystems kreisen, zu geben scheint.

Was den Mond betrifft, so bietet er wegen Mangels einer Atmosphäre und wegen Mangels an Wasser keine Lebensbedingungen dar. Seine Bewohner müßten eine Existenz haben, von der wir uns keinen Begriff machen können.

Die Kometen, deren es nach Wahrscheinlichkeitsberechnung über 17 Millionen gibt, welche die Bahnen der Planeten durchfurchen, können nicht Bewohner unserer Art, ja nicht einmal solche haben, wie vielleicht die halb ätherischen Gestalten des Saturns sind, weil ihre Dichtigkeit so äußerst gering ist.

Man ersieht aus diesen und ähnlichen Berechnungen, daß der Mensch, so sehr er auch mit dem Leibe an die Erdscholle gebannt ist, sich doch mit dem Geiste schon hier in andere Welten begeben und, wenn auch nichts Gewisses, doch wenigstens Mögliches und Wahrscheinliches von ihren Bewohnern berichten kann.

Die mehr als solche Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten wollen, mögen sich von Geisterklopfern und Tischrückern mehr sagen lassen; wir unsererseits ziehen die unbestimmten Umrisse von den auf andern Himmelskörpern möglichen Bewohnern, die uns die Astronomie bietet, den mit der Prätension der Gewißheit auftretenden „neuesten Nachrichten aus dem Jenseits", die uns durch das Medium von Dienstmädchen vermittelt werden, vor. Eine auf Wissenschaft gegründete Wahrscheinlichkeit ist immer mehr werth als eine nur in der Einbildung beruhende Gewißheit.

Julius Frauenstädt.

Ein Schillerfestspruch

vom Herausgeber.

Wir sind mehrfach ersucht worden, einen Toast mitzutheilen, den der Herausgeber am letzten 9. November beim Festbankett im Saale der Dresdener Harmonie gesprochen. Die vom Comité gestellte Aufgabe lautete auf „Schiller in seiner Beziehung zum deutschen Volke".

Beglückender Ruhm, ein Liebling seines Volkes zu heißen! Wie dieser Ruhm erworben wird, ist schwer zu sagen, denn oft dem Größesten ward er nicht zu Theil.

Was ist es, das unserm Friedrich Schiller die vollsten, blühendsten Kränze unserer Herzenshuldigung erwarb?

Die Erkenntniß seines hohen Dichterschwunges, seiner Denkertiefe, seines sittlichen Adels?

Ein Geheimniß der Liebe ist schwer zu ergründen — und selbst der deutsche Kern in Schiller's Wesen erschließt nicht ganz das Räthsel dieser bewegenden Liebe des deutschen Volkes. Goethe überragt Schillern in Schilderungen deutscher Art und Sitte. Nicht, daß Schillern die Gabe des Volkerhabenen versagt war — der deutsche Bürger spricht aus dem Musikus Miller, der deutsche Krieger aus

Hoffmeisters Lager, der deutsche Bauernsohn aus Wilhelm Tell — aber im Gegentheil, es auch in die Schiller'sche eigenste Leben nach so sehr mit den deutschesten Farben sich malt vom Zopf des Kutscherschreiers an, bis — um deutlich zu werden, zur Erhebung in den Adelstand, der Deutsche sieht gerade an Schillern, daß er sich bei ihm nicht wiederfinden soll. Je mehr Schiller sein Volk in die Arme führte, desto gefeierter steigt er ihm. Die Hütte lernte durch ihn den Palast kennen, das friedvergessene Leben die große Staatsangelegenheit, sie an sie Erde gebundene Sterblichkeit das Unsterbliche über den Sternen, bei den Göttern Griechenlands, auf den glückseligen Inseln der Phantasie und der Poesie. Und selbst dem Worte: „Schiller war so ein Kosmopolit!" lächelt der Deutsche und weiß sich an seinem Lieblinge wohl zurecht zu legen, wie ein Weltbürgerthum zu Schillers Zeit ein geläuterter Patriotismus war.

Was ist es nun, das Schillern zum Liebling des deutschen Volkes macht? Müssen wir denn heraus mit der Sprache und offen eingestehen: Weil wir mit ihm — schwärmen können? Blutleeres Wort, das nur uns Deutschen angehört! Wie verwerthen diese und die unsere Gemeinheit gewordene Wissen des Gemüths und werden demnach in diesen Festtagen handerfaul das Lehrmeisterlich unserer Liebe zu Schiller durch das zauberische Wort des Ideals gelöst hören. Und auch wir, die wir jetzt auf Schiller, als Liebling des Deutschen, in der Runde anstimmen wollen, wissen nicht minder auf die neue Verlegenheit dieser Herzenslieder aus Brüder unserem Sternenzelt nennen, warum unserem Lauten und Schmettern und Jubiliren aller Huldigungen, die Gemüthsbeilage nur erhaben sein, im Preis des Ideals andere volle Strenge haben und nichts verstehen von einer Stimme, die etwas sprechen wollte — Du unbekanntes Volk! Kaum hatten die deutschen Gauen von klirrenden Waffen, die sich zum blutigen Kampfe rüsteten, kaum verrollten die Donner bevorgenommener Schlachten, kaum hatte sich mit unzweifelm, sein Vertrauen erweckendem Schritt die himmlische Gestalt des Friedens, bot den lächelnden Oelzweig, den wir nicht anzunehmen wußten; da horcht du dich in einen buchstäblichen Aethusiasmus, der einmal Wirklichkeiten haben könnte, wenn er an die Zeiten des tiefsten Friedenslands erinnerte, als Deutschland seine Arbeit weder mit nichts mehr hatte als vor noch seine Volksmalen und seine Dichter! Lieben das Wort, das tief in schmerzlichen Irrungen und in einer tiefen Spaltung deutsche Vaterland durch dies Ach doch gefällig wieder jedem Stamm, jeden Gau, jeden Gleiss, jede Meinung zu einem Denkspruch der gemeinsamen Nationalität vereinigt sieht, mag ich nicht hören, wenn das deutsche Volk nicht vor Europa die ungewöhnlichen Harmonie, die diese Zeit bei uns angenommen hat, durch den Gegenstand selbst zu motiviren weiß. Antwort gebend auf den Vorwurf: Wie in moderner Zeit treibt ein männliches Volk mit einer großen nationalen, geschichtlichen, betreuenden That, nicht für zufällige Dichter einen noch so heimatlichen oder geliebten Dichter!

Unser Schiller! Treu in seiner hohen würdevollen Gestalt und den unbekannten Donnerungen der entbehrenden Begeisterung dieser Tage und strecke dein Volk und die Welt über die wunderbare Schwingung, die dem Gedächtniß dem öffentlichen Geiste Deutschlands gegeben! Nicht dein Talent warm es ja, sondern die Achtung deines Talents! Nicht der sittlichen Reinigung deiner Muse, sondern dem menschlichen Adel in deinem Dienst' Nicht das, was die Himmlischen freiwillig von ihrer Unsterblichkeit gaben, sondern das, was du Sterblich, mit Aufopferung deines Lebens, ihnen abgerungen! Der Geist der That, der belebenden, erhebenden, lebenschaffenden That ist es ja, der das deutsche Volk aus Schiller's Leben und Dichten wie mit Riesenarmen, tätend und entflammend, umfängt und den im Zusammenklang aller deutschen Herzen gerade in diesem Jahre seinen zu hören und wie ein gottgesandtes Geschenk vom Himmel kam!

Oder regnet nicht das Herz ein Erzittern des Muthes, wenn es den Kampf mit dem Leben erblickt, den Schiller gekämpft? Greift seine Hand nicht nach den Zügeln des Geschicks und lenkt den Wagen „vom Steine hier, vom Sterne da", so, wie Goethe von ihm gesagt, nicht selbst erlebte? Schiller's fühlende Kraft im gedrängtesten Reichthum, sein energisches Wollen, im Schaffen und Ringen der Zeit sein unermüdlicher Treuheit, bei jedem Beginnen sein Vorbereitung und an jedes Beginnen der Gluth des Lebens, die die heilige Flamme, zu leuchtend für die irdischen Bedingungen ihrer Nahrung, so rubrend hat erlischt — das ist das klingende Rauschen von Worte und Masken, mit denen die That, das Leben des Helden bekleidet.

Um Held war Schiller nicht nur in seinem menschlichen Sein, sein ganzes Dichten und Trachten hatte das Ziel auf die That gerichtet. „Ich suchte die Natur", spricht Goethe von sich und von Schiller: „Schiller suchte die Freiheit." Die Arbeit jener geistigen Welt, die sich neben der natürlichen und über sie erhebt. Von einer angeregten die Schöpfung, der andere ergänzt sie. Schillers Dichtung, um etwas zu geben, etwas zu sagen, etwas zu beweisen; es rief sein Volk zu befreienden Thaten empor; — Thaten, wie sie oft in der Seele des Menschen vorhanden sein, im Herzen überwunden haben müssen, ehe sie Realität suchen können im Leben, im Staat, in der Kirche, bei Gott. Schiller war der Erzieher seines Volks. Jetzt seine Gedichte, denn wurde er Gemeingut, mehr zu einem Gegenstand, zu dem sich die Menschen in Scharen drängten. Sich im Ideal zu erheben, das ist unsere höchste Kraft! Religion, Vaterland, Liebe, Freundschaft, Treue deutsche Leben und Treue bis zum Tode, jedes Band der Herzen hienieden musste verschwinden, wenn der Druck der Gedrücktheit seine bösmenden Gesetze allein gelten machen wollte. Schon spricht Goethe von der Natur, aber das Goethe'sche Wort hatte Geltung nicht in das einmal nicht zu Verbindende, jene Bedeutung von der Zeit getrennt, meine höchstens, daß immer erst jeder allein das Gute suchen müsse. Schiller'sches Wort — und so will es dir durch unsere Adern; ein Schwung der Gewaltung überkommt die Seele; das Gemeine fällt, im allgemeinen Thun fragt die Menschheit zu jenen Gestalten voll Innerm und Werth, die wie Bildner des Guten sich, Schatten, geworfen sind in einer himmlischeren Sonne als der unsrigen, doch erwärmen, doch der sittlichen Anstrengung ermuntern. Wenn die Romer sagten: „Schöne Naturen gehen mit dem, was sie thun"; — Schiller lehrte das sittliche Sollen mit dem, was wir thun, sich ab. Er spricht: „Der Mensch soll seinem andern Werth als in seinen Wirkungen."

Wie Schiller der deutschen Geschichte ein Dichter der That war, drangen die nationalen Bestrebungen seiner

Schöpfungen. Das vielgetheilte Deutschland der siebziger Jahre mit seinen engherzigen Partei-Interessen, bekämpften wie „Räuber", und deren jugendlichen Uebertreibungen für die Verfassungsgemeinde ein freches Wahrwort der Mannichfaltigkeit entgegenhielt. Den geheimen und offenen Schäden des deutschen Particular-Staatenlebens jener Tage trat „Kabale und Liebe" gegenüber, prüfte mit Fingern auf Hofintrigue, auf der Hofgunst verantwortliche Gattenlosmacher, auf Fürsten, die ihre Unterthanen wie Sklaven verkauften, trieste mit Himmelsgluthen Patriotenbegeisterung, wenn sie auch auf Wissen vom wirklichen Sein des Gewaltthätigen zum Opfer fiel. Wie sich um das Gemeinschädliche Wort: „Gift! Geben Sie Gedankenfreiheit!" die Hoffnungen einer kommenden Zeit scharten, fühlen wir noch jetzt, so oft es uns weltverlassen Kunstlerwund gesprochen wird. In dunkel glühte zwar der Finger des aufgehenden Tags. Klarig schrieb die französische Revolution die Forderungen des Zeitgeistes nieder. Schiller, zum Bürger der französischen Republik ernannt, mißgönnte die nachbürgernde Hast des Rechts mit der Vergangenheit und arbeitete, mit Gefahr verkannt zu werden, an der für Deutschland zuvor zu vollziehenden Reception der Selbsterziehung, der Vertiefung des Charakters, der Belebung durch die Weisheit der, denen endlich Freiheit von dem Volk mit Verehrsamkeit ertheilt. Verschwand, daß die Frage der deutschen Freiheit nach innen, damals wie jetzt, bei Vaterlandsneid zurückstand gegen die Frage um Deutschlands Kraft. Ehre und Besitzen auch andern, daheim den Sage, wie das der Schein, an der Gewalt Napoleon's und über der Nacht ein Gegenbild im Wallenstein, auch als die Kriegsfurien die innersten deutschen Marken zerrissen hatten. Wie dann jener Text das geheime Ringen der Deutschen über die immer näher und näher eindringende Gefahr mit der verhaltenen, verstärkt den Muskel, sichtbaren Ader wahrnimmt, in jenen bewundernswürdigen Schöpfungen, mit der es einer ganzen Nationalheroie die Geschichte nach der andern auf die Bühne verpflanzte. Durch Schiller gesichert sich das deutsche Volk, dem gegenwärtigen Schicksal mit Muthig zu leben und hoffnungsvoll dem Athem der Geschichte. Vor dem bejammernswerthen Zusammenbruch des Vaterlandes erhielt sein edles Lied, aber wie die verzehrende Sorge einer kräftigen Mutter ließ es seinem unglücklichen Volk seine großen humanischen Schöpfungen als Quellen des Trostes und der Hebung zurück. Schon entwirft in Wallen der Befreiung, der Verbrüderung von Norden und Süden, Bilder des aufdämmernden Morgens. Er unterbrechen den ehernen Gang der gewaltsamen Schicksale durch die Mahnungen an Milde und Menschlichkeit. Sie führen das ewig neue am Herzen befestigte Gleich mittelbend in den Gesang der Männer ein. In tiefer Not der Knabe harmlose Frage: „Wirst's hören, Vater, wo nicht Berge sind?", er sprechen beim stillen Hinausgang unserm nicht gesichert hat das Landwehr, vergegenwärtigte dem Leid des gedemüthigten Vaterlandes, das ein Siegesgewaltsamen der Hauch und der tägliche Feind an die Schmach einer langen Fremdherrschaft im Lande herum hat auch nicht die Hoffnung aufbleibt, daß einst wieder von Berg zu Berg die Freudenfeuer lodern können. Und der Knabe ergreift dann die Rechte des Vaters: „Das Glück die Art und schützt ihr Hausrecht —" „Und wenn im Kampf die Mutigsten verbluten", verlegt sie die Lust, auf der sie ihre Kammer wehrt —

Dann muß an Mark die Tochter tragen
Was nie die zarte Schwäche sie that
Den heiligen Nothverein unterschlagen!

Wieder Jüngling sich sich im Befreiungskampf von seiner Liebe los und folgt nicht den Trommeten, die in den Kampf rufen, wer Max Piccolomini? Und welchem von denen, die vom Vaterland den Tod erwarben, legte sich nicht der schwere Kranz, den ein Krieger in seinen Helden umgehen sagt, wenn er den Sieg erringen will, suchen muß, auf sein Grabstein mit dem Wort der schwedischen Hauptmann, das die Ueberlebenden spendet:

Nun sagt — er wollte Freiheit!

Das, das ist das Geheimniß unserer Liebe zu Schiller! Die Erhebung unserer Herzen! Der Muth zur That! Das treue Vertrauen, daß die Nationen in allen ihren Lagen bei ihrem Dichter haben! Muth und Freudigkeit weckt, was uns an Schillers erinnert. Sie lieblich, so reich, so tief geheimnißvoll bei Goethe uns anmuthet, was in seinen Schöpfungen an deutscher Art und Sitte erinnert, es ist wie Orgeln, bei sich traumvoll zu der Vergangenheit kommt. In Schillers ist alles Zukunft. Palmen winken über den Dichter. Deshalb, deshalb feiern wir auch das hundertjährige Gedächtniß seines Namens so singend und weithinschallend, wie das Schlagen — an einen ehernen Schild! Hoch der Tichter der That! Ein Hoch den deutschen Vaterlandes!

Anregungen.

Die Gegenwart und Zukunft der Menschheit.

Wir erwähnten kürzlich eine Schrift des Professors Perty in Bern: „Die Grundkräfte der Weltentwicklung". Wir theilten mit, welchen Eindruck auch Perty die geschichtliche Vergangenheit auf den Beschauer ihres Ueberreste macht.

Ebenso ernst sind Perty's Betrachtungen über geschichtliche Gegenwart und Zukunft. Die neue Zeit arbeitet nach ihm noch immer an der Verschmelzung der sich durch das Christenthum zum Bewußtsein gebrachten Gegensätze, der Gegensätze zwischen Gott und Welt, vom Jenseits und Diesseits, den sittlichen und natürlichen Gebieten, der Kirche und dem Staat, der Ordnung und der Freiheit — Gegensätzen, deren Widerstreit schon das Mittelalter erfüllt hatte.

Das Freiheitsstreben der neuen Zeit charakterisirt sich durch das Bestreben, die Monarchien in constitutionelle umzuwandeln.

Die neue Zeit ist die Zeit der Wissenschaft, wie das klassische Alterthum die der Kunst und das Mittelalter die der Religion war.

Eine ihrer hauptsächlichsten treibenden Principien ist der Weltverkehr.

Ihre gefährlichen Klippen sind die Zunahme des Proletariats, der Selbst- und Genußsucht.

Der weltbeherrschende Macht dieser Zeit ist die europäische Kulturherrschaft. Das stärkste bewegliche Element derselben ist Frankreich, welches die europäische Staatsordnung stets aufs neue in Frage stellt und Probleme zur Sprache bringt, die theils im wirklichen Bewußtsein der Völker begründet, theils bloße Trugbilder der Herrsch- und Eroberungssucht sind. „Es ist zugleich der Vortheil, das Nothwendige zu thun und der verwirrende Vortheil, der zurückzuweisen ist. Frankreich unterhält den Kampf der romanischen gegen die germanische Welt. In diesem Kampfe wird sich hoffentlich herausstellen, daß die germanischen Völker nicht willens sind, den Romanen und Slaven die Präponderanz einzuräumen, und damit leistet sich vielleicht eine Phase in der Geschichte Deutschlands ein, die seinem Geschick eine bestimmende Wendung gibt und dasselbe zu der ihm gebührenden Weltstellung und politischen Verfassung erlangen läßt."

Und was ist nun endlich der Sinn all des geschichtlichen Treibens, Jagens und Kämpfens, des Emporkommens und Zerschmettertwerdens von Nationen, der oft tragischen Verwickelungen und erschütternden Katastrophen?

Scheint nicht das Ganze hienieden eher ein zweckloses Kreisen und Wirbeln als eine planvolle Fortbewegung zu einem hohen Ziel?

Perty weist diese zweifelnden Fragen zunächst mit der Hinweisung auf die einzige Weisheit zurück, welche sich in der Natur ausspreche und an deren gesetzmäßiger Leitung der Geschichte der Menschheit nicht zu zweifeln sei.

Sodann aber zeigt er, daß, wenn uns auch Anfang und Ende des Geschichtsprozesses unbekannt sei, doch uns die Mitte mit ihren Leistungen vorliege und wir aus dieser die tröstliche Gewißheit des Fortschritts zu einem höhern Ziele schöpfen können.

Perty hebt die Vorzüge unserer Kultur und Civilisation vor denen früherer Zeiten hervor. Unsere Zeit überrage in Wissenschaft und Gewerben alle frühern. Die Kultur sei aber eine viel größere Masse von Menschen verbreitet, die Ideen der Gerechtigkeit, der vernünftigen Freiheit, des Werthes der Personen seien zu weit größerer Geltung gekommen als in irgendeiner frühern Periode. Bei aller Klage über zunehmende Genußsucht habe keine Zeit die geistigen Interessen besser gepflegt als die jetzige; nie sei Bildung so verbreitet gewesen. Die neue Bildung habe mildere Sitten erzeugt im geselligen Umgang, im Verhältniß der Geschlechter zu den Untergebenen, der höhern zu den niedern Klassen, in der Rechtspflege, der Behandlung der Gefangenen u. s. w. Insbesondere weist Perty auf die Macht hin, zu der die öffentliche Meinung angewachsen. Nationalhaß und Eifersucht haben sich bei den meisten Völkern vermindert, die Ueberzeugung, daß auch in der Politik nicht blos das Recht des Stärkern gelte, daß die Eigenthümlichkeit eines Volkes zu schonen sei, daß es verschiedene Kultur- und Religionsformen geben müsse, werde nach und nach allgemeiner werden und den Ausbruch von Kriegen erschweren. „Es wird immer weniger gelingen, Regungen des Neides, Gelüste der Herrschsucht und Eroberung unter Phrasen von Freiheit, Civilisation und Völkerbeglückung zu verbergen, aber auch nicht die durch das Weltgericht gebotene Bewegung und Entwickelung mit dem Bannspruch der Ordnung und Ruhe zurückzuhalten, und die Friedensfürsten jeder Farbe werden auf eine immer wachsende Zahl von Gegnern stoßen."

Und die entferntere Zukunft? Ob deren Geschichte ins Unendliche fortdauern werde oder der menschlichen Gattung eine bestimmte Dauer der Existenz gesetzt sei, darüber maßt sich Perty kein Urtheil an, da wir darüber nichts wissen können. Nur wahrscheinlicher als von Wolfgang Menzel'schen Rückgang der Geschichte mit einem allgemeinen Morden und Zerstören hält er das Erlöschen der Menschheit, nachdem sie den Inhalt ihrer Idee herausgearbeitet haben werde, und das Eintreten einer höhern Organisation. Es sei aber ebenso gut möglich, daß mit der Menschheit bereits die absolute Organisation der Erde erschienen, die so lange dauern werde als die Erde selbst. Perty ist einsichtsvoll genug, zu bekennen, „daß es kaum gelingen wird, aus dem bisher zurückgelegten Segment der Geschichtsbahn die Gestalt der ganzen Bahn zu entwickeln".

Glücklicherweise ist ein so weiter Vorblick in die Zukunft auch nicht nöthig. Für den praktischen Beruf genügt es, in Betreff des jedesmal nächstliegenden Zieles guten Glauben und guter Hoffnung zu sein. Eine Philosophie der Geschichte, die sich innerhalb ihrer wahren Grenzen hält, wie die Perty's, und den Glauben an eine bessere Zukunft erweckt, kann die Thatkraft nicht lähmen.

Gedanken

von Daniel Sanders

An das Leben denket und die Schwäche oder die Kraft der Seele. Es ist ganz natürliche Gefühl der Wechselwirkung, sei es, daß wir das Leben beseelen oder das Leben uns

Legt doch Kunst und Leben und Leben in die Kunst!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band — Nr. 15. — Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Aus der Praxis. Von einem schlesischen Justizbeamten. II. — Fünfter Blankenese. Von Hermann Hendrich. I. — Meinung und Glück. — Zur Uebersiedlung für die Wissenschaft. — Unserm Freunde. Von L. P. Folgt.

Aus der Praxis.

Von einem schlesischen Justizbeamten.

II

Doctor Schmidt war von einem Krankenbesuche auf dem Lande eben zurückgekehrt und hatte sich nicht einmal Zeit zum Umkleiden genommen —

„Mein Freund! Eine wichtige Nachricht!“ wiederholte er und nahm Platz —

„Sie machen ihn lebendig?“ unterbrach ihn der Aktuar und rückte auf seinem Arbeitsstuhle und steckte die Feder hinter's Ohr.

„Nein! Davon spreche ich nicht! Davon hoffe ich auch nichts! Der Aermste schwebt zwischen Tod und Leben! Aber der arme Bursche ist unschuldig! Ich bringe Ihnen die Beweise!“

„Ein Alibi! Ein Alibi! Sonst bin nichts!“

„Eben das bringe ich!“ entgegnete der Doctor. „Ich wurde heute früh nach Rehrsdorf gerufen. Sie wissen, es ist das Nachbardorf von Polzin, in dessen Nähe der Mord vorgefallen. Die Tochter des dasigen Bauers Brödner war von einer Leiter gestürzt und hatte das Bein gebrochen. Ein prächtiges Mädchen! Kohlschwarze Haare und Augen wie Karfunkel! Sie streckte mir schon beim Eintritt die Arme entgegen und rief jammernd: »O, es ist nur meine Strafe, Herr Doctor! Ich hab's verdient! Warum hab' ich so lange geschwiegen!« »Mein liebes Kind, das ist ein unglücklicher Zufall, keine Strafe!« erwiderte ich. »Uebrigens hat es damit keine Gefahr. Ein Beinbruch ist nicht das Schlimmste!« Ich wollte das verletzte Bein in Augenschein nehmen — »Es ist meine Strafe!« behauptete das Mädchen — »Strafe? Wofür?« fragte ich — »Daß ich nicht angezeigt, was ich weiß! Denn dann hätte er nicht länger leben, der arme Mensch!« — »Welcher arme Mensch?« fragte ich, immer aufmerksamer geworden. »Ich bin ihm ja unterwegs begegnet, den sie auf Mord untersuchen — es war am Anfang des Waldes; die Uhr im Dorfe schlug gerade zwei — er frug mich, ob ich nicht einen Wagen mit zwei Herren getroffen; ich sagte Ja! — Nun ging er rasch weiter, aber um ½3 Uhr schon hat der Bauernsohn Pfenning die Schüsse gehört und bis zur Mordstelle hat er mindestens, wenn er läuft, eine halbe Stunde nöthig. Er kann's nicht gewesen sein!« Das Mädchen wußte mir das alles so scharf und präcis auseinanderzusetzen, daß ich davon völlig überzeugt bin —“

„Hm!“ sagte der Aktuar nachdenklich. „Warum schweigt das Mädchen jetzt erst davon?“

„Sie müssen ja unsere Landsleute kennen!“ bemerkte der Arzt. „Sie fürchten sich vor dem Gericht! Es ist ihnen stets ein harter Gang, und vollends ein Zeugniß ablegen, schwören müssen — das ist ihnen entsetzlich! Das Unglück des Mäd-

Siebente Scene.

Jordan. Dann Max, Karl und Julie.

Jordan

(sinnend; setzt sich das Haupt auf eine Stuhllehne stützend, tief aufseufzend).

Zu früh — zu früh hat der Geier des Ehrgeizes an meinem Herzen genagt und mich für die Opfer blind gemacht, die ich meinen glühenden Idealen in die grausamen Molochsarme legte. Nun höhnen mich die Streiflichter des Reichthums, der mich umgiebt; die Leiter der Auszeichnungen, die ich erklomm, wankt unter meinen Füßen und ich erschrecke vor den Erinnerungen, die aus einer wild bewegten, aber unendlich schönen Zeit in mein einsames Innere herüber klingen. Vergessen — o! — einst konnt' ich's so gut und jetzt — möcht' ich den Lethestrom austrinken — ich kann es nicht. Jeder Baum, den ich auf dem Schauplatz meiner Jugend jetzt wieder hier begrüße, flüstert mir mit ängstlicher Vertraulichkeit vergangne Leiden und vergangne Seligkeiten zu. Da — dort — überall hab' ich einmal gestanden und von Dingen geträumt, die damals mein ganzes Sein erfüllten und nun aus dem Grabesschutt der Vergangenheit wie mahnende Gespenster winken — (bleibt eine Weile mit den Händen auf den Augen in ängstlicher Stellung so stehen, dann lauschend nach rechts) Horch! Es sind meine Kinder!

chens hat ihr Gewissen erschüttert; sie wird jetzt ohne Rückhalt ihr Zeugnis ablegen und Sie werden daraus wie ich die Ueberzeugung gewinnen, daß der junge Jablonsky unschuldig ist!"

„Ich werde sie vernehmen um morgen schon. Vielleicht komm' ich aber zu ganz andern Resultaten —"

Am andern Tage fuhr der Assessor nach Rohrsdorf. Er fand das Mädchen mit gebrochenem Bein im Bett liegen. Sie war bei vollem Bewußtsein und konnte zur Vernehmung gebracht werden. Sie wiederholte noch einmal ihre gegen den Doctor gemachte Aussage.

Als sie geendet, sagte der Assessor:

„Führt aber nicht ein kürzerer Weg durch den Wald, der wieder auf die Straße ausmündet, und kann der Bursche nicht diesen benutzt haben?"

„Das ist nicht möglich!" sagte das Mädchen. „Ein Weg führt aus dem Hof des Scholzen über die Wiesen in den Wald, da hat man's freilich näher, weil die Fahrstraße einen großen Bogen macht. Dann gibt es noch einen Weg, aber der fängt schon vor dem Walde an, im Kahlicht, und er hätte wieder umkehren müssen, wenn er diesen hätte benutzen wollen. Ich sah ihn aber in schnellen Schritten die Straße weiterlaufen; um halb drei aber hat Penning's Johann schon die Schüsse gehört; wie könnt' er nun —"

„Schon gut, schon gut!" unterbrach sie der Assessor. „Zeugen haben nur Thatsachen zu berichten, niemals Urtheile abzugeben! Sind Sie jetzt bereit, Ihre Aussage zu beschwören?"

„Ja!" entgegnete das Mädchen mit Ernstigkeit. Der Geistliche des Orts wurde gerufen, mit ihm der Küster, der aus der Kirche Gesangbuch und Leuchter zu besorgen hatte, und die Kranke leistete jetzt ohne Furcht und Zagen den Eid.

Der Assessor fuhr, in Nachdenken versunken, zurück. Gewiß war dies Zeugnis für den jungen Jablonsky ein günstiges und es schien die Kette von zusammentreffenden Umständen zerreißen zu wollen, die seine Verbrecherschaft constatirten. Der Assessor begann sich zu prüfen, ob er nur seinem Vorurtheil folge, wenn er dennoch bei seiner Meinung beharre, oder den aus der eingeleiteten Untersuchung gewonnenen Anschauungen gerecht werde. Ihm verblieb die Phantasie bei der Voraussetzung beim Finden der Leiche, beim Verlassen mit dem Bruder — Allerdings hatte ein guter Augenzeuge vom Anfang des Waldes bis zur Stelle des stattgefundenen Mords eine halbe Stunde zu laufen und der Bursche mußte doch den Wagen überholt und eher an der verhängnißvollen Kieker angekommen sein; aber konnte er nicht das Mädchen absichtlich getäuscht und dennoch den Waldweg eingeschlagen haben? Ja, war denn überhaupt auf die Uhr des Johann Penning ein Verlaß? Er wollte zwar einige Minuten nach ½3 Uhr die Schüsse gehört haben. Einige Minuten? Bei den Bauersleuten wird es damit nicht so genau genommen und differiren nicht oft die verschiedenen Tagesuhren um halbe Stunden? Selbst diese Aussage konnte der eingeleiteten Untersuchung keine andere Wendung geben für den Assessor. Jedenfalls blieb der ältere Jablonsky der Anstifter des Mords. Von Rache und Raubsucht getrieben, hatte er seinen Bruder zu dem Verbrechen verleitet, dessen Schuldgewandtheit unentbehrlich war. Der jüngere Jablonsky hatte die Doppelflinte so gestellt, daß sie seinen Herren nicht in die Augen fiel und sie dieselbe zurückließen. Nun ist er dennoch auf jenem Waldwege dem Wagen zuvorgekommen und hat den Doppelmord begangen. Der ältere Jablonsky muß gleich den Weg von der Scholzen aus genommen und den Bruder erwartet haben, er hat dann die Erschossenen beraubt und ist mit dem Gelde entflohen, während der jüngere inzwischen seine Doppelflinte sorgfältig gereinigt und sich dann für seine Heuchlerrolle geschickt gemacht hat. So construirte der Assessor und er mußte sich gestehen, daß die beiden Raubmörder dabei mit äußerster Klugheit zu Werke gegangen, daß ohne das Finden der Leiche und ohne die Aussage der Scholzentöchter schwerlich ein Verdacht auf sie gefallen wäre.

Bei den fortgesetzten Verhören wirkte die Erörterung, die der Assessor über die mögliche Herstellung des Zweiten der Opfer machte, regelmäßig auf den jungen Stanislaus erschreckend. Er fürchtete für seinen Bruder.

Der Viehhändler Hubert war aber selbst nach Wochen noch nicht aus seinem leidenschaftlichen Zustande erlöst. Bisweilen hatte der Unglückliche, ohne einen Laut von sich zu geben, dagelegen; nur seine Augen hatten noch Leben und zuweilen blickte er traurig auf seine Frau, die in unermüdlicher Sorgfalt um ihn beschäftigt blieb. Stundenlang saß sie am Bett des Armen und bewachte jeden Athemzug. Das kräftige Weib wurde über der anstrengenden Pflege zum Schatten. Oft, wenn sie an der Seite ihres Mannes saß, verlor sie sich in dunkeres Hinbrüten. Finstere Gedanken zuckten dann durch ihr Hirn. Sie

glaubte nicht den Versicherungen des Doktors, daß ihr Mann wieder gesunden würde, und um so tiefer grub sich in ihrem Innern der Schmerz um seinen Verlust ein, aber auch der Haß gegen denjenigen, der ihn gemordet und der sie zur Witwe machte. In Sorgen, Bitten Nacht kauerte sie an dem Lager des Kranken, bewachte ihn mit Argusaugen und fragte in nebelhafter Hast: „Sage mir, wer war der Mörder? Kannst du ihn gesehen? Kennst du ihn?“ Sie horchte in athemloser Spannung auf Antwort, aber so tief er sich auch herabbeug, so sehr sie auch ihren Kopf anstrengte, um sein Gemurmel zu verstehen, der Verwundete bewegte nicht einmal die Lippen, nur in seinen Augen zuckte es leise auf. „Du weißt es nicht?“ sagte sie fragend und sank auf ihren Sitz zurück — —

Dann versuchte sie von Hoß und Rache und der Nothwendigkeit des Mords gemäßigte Ideen einen anderen Weg. Sie nannte dem Kranken Namen und wieder Namen, soweit ihr Gedächtniß sie und ihre Bekanntschaft reichte, und fragte bei jedem: „Ist es der?“ Aber kein Schließen der Augen gab ihr zustimmende Antwort; nur wenn sie den Namen Stanislaus Jablonski nannte, zuckten die Augen des Kranken wie verneinend. Der Doktor mußte die arme Frau zwingen, wenigstens während der Nacht einer fremden Pflegerin Platz zu machen; sie sagte sich endlich; nur wenn ihr der Doktor Hoffnung machte, daß ihr Mann dennoch wieder gesund werden würde, lächelte sie bitter und entgegnete, nur von dem einen Gedanken gequält: „Er wird sterben, ohne den Mörder zu nennen!“ „Nein, das wird er nicht!“ erwiderte der Doktor entschieden, und wirklich, nach einigen Tagen erlaubte er dem Kranken, daß der Verwundete wenigstens so weit hergestellt sei, um bei der nöthigen Schonung vernommen werden zu können — —

Wohl lag der arme Mann noch matt und ergebungslos, aber er vermochte heute in der That seine Lippen zu bewegen und leise, wenn auch kaum hörbare Worte hervorzuflüstern. Es war ein eigenthümliches, alle daran Betheiligte tief erschütterndes Verhör.

Der Richter mußte das Ohr dicht an den Mund des Kranken legen und mehr aus seinen Augen die Antwort lesen, als von seinen Lippen abhorchen.

Aber wie wenig entsprach die Antwort des Kranken den darauf gestellten Erwartungen! Ja sie mußte die Sache, statt aufzuhellen, noch mehr verwirren!

Was der Mörder in langen Perioden von dem Verwundeten erfuhr, war etwa Folgendes:

Sie waren in der Mittagsstunde, vielleicht auch später, aus der Schenke weggefahren und hatten im Beisein von etwa 1200 Thalern. Unterwegs hatten sie das Vergessen der Flinte bemerkt und in der Erwartung, daß sie ihr Leiber Jablonski nachbringen würde, waren sie halb langsam gefahren, halb hatten sie wol gar etwas gehalten, um ihn herankommen zu lassen und, wenn er die Flinte nicht brachte, umzukehren. Plötzlich fällt ein Schuß, es springt erschrocken auf und sieht den zweiten und es sinkt der Getroffene in den Wagen zurück — —

„Hat Sie keinen Verdacht? Niemand geahnt?“

„Niemand!“ hauchte der Kranke —

„Und blieben Sie bewußtlos, als Ihnen der Mörder den Gurt abschnallte?“

„Nein! Ich schlug noch einmal die Augen auf — aber ich sah nur eine Hand!“

„Eine Hand?“ Das ist traurig! Sahen Sie nichts weiter? Nicht den Rock? Nicht das mindeste Erkennungszeichen?“

„Nein! Nur die Hand schwamm mir vor den Augen, aber es war eine verkümmerte Hand — es fehlten — ihr — zwei Finger.“

„Zwei Finger fehlten? Sahen Sie das deutlich?“

„Wie im Nebel —“

„Welche Finger fehlten?“

„Ich glaube, der Mittel- und Goldfinger, aber dann — — ich war todt —“

„Wohl wissen Sie nicht?“

„Nein!“

Dann setzte der Kranke von selbst hinzu: „Aber wollen Sterben es nicht! Lassen Sie ihn frei, Herr Richter — den armen Jungen —“

Der schwache Mann schloß erschöpft seine Lippen und vermochte kein Wort mehr hervorzustammeln —

Das Verhör war damit geschlossen — zwei Tage darauf athmete der arme Verwundete seine Seele aus. Seine Frau wanderte wie gebrochen hinter seinem Sarge her. Er war gestorben, ohne den Mörder genannt zu haben, und dieser Gedanke schmerzte sie fast ebenso wie der Verlust ihres Mannes. Sie lebte so arm und elend in ihr Heimat zurück.

„Zwei Finger!“ sagte Doktor Schwede. „Der

müſſen jetzt auf irgendeine Spur des Mörders führen!"

Der Aſſeſſor blickte ihn ganz aller Antwort verwundert und forſchend an. „Ich hätte mir nicht träumen laſſen, daß Sie eine ſolche Behauptung ausſprechen würden! Was iſt dieſe Aeußerung anders als die Halluzination eines Sterbenden? Was ſieht nicht ein Kranker! Ein Furcht- und Schreckerregter! Nein, Doktor, damit kommen wir nicht zum Ziel!"

Der Doktor ſagte halb ſcherzend, halb ſchmerzlich: „Hab' ich mir darum die Mühe gegeben, dem Manne ein paar Wochen das Leben zu erhalten?"

Auch der Aſſeſſor verfiel in eine förmliche Schwermuth. Man hält das Leben eines Juriſten für hart und unerquicklich. Das iſt aber nur bei dem der Subalternen der Fall, die über die Wichtigkeit des Regiſtrierens und Inventariſierens meiſt pedantiſch und unerträglich werden. Aktenſtaubſchlucker, Gerichtsmaſchinen ſind das — aber dem Richter ſelbſt eröffnet ſich doch eine reiche Welt. Er kann ſich erwärmen für ſeine Anſicht. Ein Prozeß mit ſeinem wunderbar verſchlungenen Recht macht das Herz oft höher ſchlagen. Und vollends eine Kriminaluntersuchung! Sie zeigt nicht nur das Bild der menſchlichen Seele in allen ihren Nuancen, ſie zeigt unermüdlich forſchende Richter, die mit unbeugſamer Beharrlichkeit und allem Aufwand menſchlichen Scharfſinns nach dem Beziehungsfaden ſuchen, der in dem Labyrinth der Verbrechen zur wahren Schuld führt. Auch den Aſſeſſor begann dieſe ſchwierige Unterſuchung völlig in Anſpruch zu nehmen.

Hatte der Händler wirklich an der Hand des Raubmörders das Fehlen zweier Finger bemerkt, dann mußten beide Angeſchuldigte unſchuldig ſein. Sie hatten beide unverletzte Hände. Aber war dies in der That eine Ausſage, auf die irgend Gewicht gelegt werden konnte? Der umflorte Blick eines Sterbenden konnte leicht eine verſtümmelte Hand bemerken, ohne daß er ſie wirklich ſah — — Der junge Kriminalrichter legte den von ſolch wirren, ſich widerſprechenden Gedanken gequälten Kopf in die Hände, las dann wieder Akten bis tief in die Nacht hinein und alle Zweifel zerſtreuten ſich — es fügte ſich doch wieder alles verhängnisvoll aneinander zur Darlegung der Schuld — der beiden Brüder.

Einer allein konnte die That nicht vollbracht haben. Dann war die Zeit, in welcher der Raubmord ſtattgefunden, doch zu kurz. Der ältere Jablonſki konnte nicht geſchoſſen haben, da er, wie die ſorgfältigſte Erwägung herausgeſtellt, kein Schütze war. Daß er aber bei dem Raubmord betheiligt war, dafür ſprach ſeine aufgefundene Dole. Wen aber anders durfte er zu ſeinem Gehülfen und Werkzeug auserſehen haben als ſeinen Bruder, mit dem er heimlich verkehrte und der ſo viele verdächtigende Zeichen ſeiner Mitſchuld von ſich gegeben? — — Aber ein Geſtändniß fehlte! Auch die Confrontation fehlte ſchlug fehl. Der ältere Bruder beſchuldigte den jüngern geradezu des Mords. Er ſagte ihm ins Geſicht, daß er ſeine übereilte Mittheilung nur benutzt hätte, um die That zu vollführen und dann auf ihn zu wälzen. Er behauptete, daß ihm Stas die Dole geſtohlen und dort verloren haben müſſe, um ihn vollends zu verderben. Stanislaus ſeinerſeits blieb auf all' dieſe Beſchuldigungen ruhig und gelaſſen. Er klagte nicht den Bruder als Mörder an; er ſagte nur mit ſeiner weichen, klagenden Stimme: „Das hab' ich nicht um dich verdient, Stephan! Gott mag richten!" Und ſo hart der junge Jablonſki auch von ſeinem ältern Bruder angegriffen und als der allein Schuldige dargeſtellt wurden, als beide abgeführt wurden, warf er ihm doch einen Blick voll Liebe und Zärtlichkeit zu, als wollte er ſagen: Sieh', du haſt mir bitter wehe gethan und ich ſchweige doch! . . . Aber gerade dies ruhige, gegen ſeinen Bruder ſo ſchonende Auftreten des jungen Burſchen ſowie ſein ganzes Benehmen während der Unterſuchung mußte gegen einen von beiden ſprechen. Und wenn nun der ältere Bruder den Raubmord allein vollführt, allein geſchoſſen hatte, trotz ſeiner Unfertigkeit im Schießen? War denn die Entfernung ſo weit? — Trifft nicht oft ſelbſt ein ſchlechter Schütze das Ziel? Nachdem er den Raub verborgen — grübelte der Aſſeſſor weiter — und ſich im Lande herumgetrieben, mag er erſt von der Verhaftung ſeines Bruders gehört haben, dann mag in ihm der Gedanke aufgeregen ſein, dieſem, der an ſeiner Verhaftung, wenn auch wider Willen, ſchuld, den Raubmord zuzuwälzen — —

Es blieb kein anderes Mittel, als die Liſt zu Hülfe zu nehmen. Die Tortur iſt abgeſchafft, aber einen Gefangenen ſicher machen, durch einen Mitgefangenen aushorchen laſſen, das iſt erlaubt; die allgemeine Sicherheit geht allen Rückſichten voran. So entſchloß ſich der Aſſeſſor, ſcheinbar die Sache bis auf' weiteres zu vertagen, bei erſter Gelegenheit aber einem der Brüder einen Mitgefangenen zu geben, der ſie ausholen ſollte.

Diese Gelegenheit fand sich.

Ein herrenloser, dem Trunk ergebener Jäger wurde eingebracht, der bei einer Schlägerei einen Menschen verletzt und sich bei seiner Verhaftung gegen die Beamten ungebührlich betragen hatte. Es war ein liederliches, verkommenes Subject. Namentlich hatten ihn seine Schlägereien schon oft vor die Schranken des Gerichts geführt, wirkliche Verbrechen waren ihm bisher noch nicht zur Last gelegt worden, obwol man ihn stark im Verdacht der Wilddieberei hatte; seiner Schlauheit war es stets gelungen, seinen Verfolgern zu entkommen. Er hatte in neuester Zeit wieder ein wildes Leben geführt, viel Geld ausgegeben und mußte gewiß in seinen Wilddiebereien ausgezeichnetes Glück gehabt haben.

Der Jäger war von mittler Größe, stark und breitschulterig, und wenn nicht der Alkohol seine Augen ausgebrannt und sein Gesicht aufgedunsen hätte, wäre er ein hübscher, stattlicher Mann gewesen, den jeder Gutsherr gewiß gern zum Förster gehabt hätte. War er nüchtern, so gab er sich von einschmeichelnd-freundlichem Wesen und zeigte eine Bildung und geistige Gewandtheit, die einnehmen mußte. Sobald er aber auch nur ein Glas getrunken hatte, fuhr der Dämon der Zank- und Streitsucht in ihn; er fand dann in jedem Worte seines Tischnachbars eine Beleidigung und ruhte nicht eher, als bis seine Faust mit den Schädeln einiger Bauern Bekanntschaft gemacht hatte. Freilich wurde es ihm auch ebenso oft vergolten und gerade jetzt trug er den Arm in der Binde.

Der Assessor hatte kaum von der Verhaftung des Jägers gehört, als er diesen Mann augenblicklich am geeignetsten für seine Pläne hielt und sich darin auch nicht täuschen sollte. Er verhandelte deshalb allein mit ihm und las ihm zunächst die gegen ihn selbst gerichtete Anklage vor.

Der Jäger wollte wie immer betrunken gewesen sein und von der Sache nichts wissen, die man ihm zur Last legte —

„Sie wissen, das hilft Ihnen nichts", entgegnete der Assessor, „es ist jetzt das vierte mal!" Er nahm dabei eine bedenkliche Miene an —

„Drei Monat, nicht?" fragte der Jäger und blinzelte dabei listig mit den Augen —

„Nein! So leichten Kaufs kommen Sie diesmal nicht davon!" entgegnete der Assessor mit einem Lächeln über die Naivität des Angeklagten. „Es ist der vierte Fall! Eine lebensgefährliche Wunde und unter einem Jahre kommen Sie nicht davon!"

„Das wäre hart!" entgegnete der Jäger und blickte dem Assessor ungläubig ins Gesicht. Als er aber den Ernst des Richters gewahrte, setzte er hinzu, auf seinen Arm weisend: „Man hat mich doch auch ordentlich appretirt! Ich behalte zeitlebens einen steifen Arm, wie der Chirurg gesagt!"

„Wie können Sie nur den Trunk nicht aufgeben, der Sie noch einst zum Mörder machen wird!"

Der Jäger fuhr erbebend zurück. Dann sagte er ruhiger: „Herr Assessor, Sie sollten meine guten Vorsätze wissen! Ich habe schon tausendmal das erste Glas verflucht!"

Bei dem unverbesserlichen Trunkenbold waren fernere Ermahnungen nicht angebracht. Der Assessor ging daher auf seinen Plan über, gab sich den Anschein, als läse er noch einmal in den Acten, und sagte dann: „Sie besuchen wol die Scholtisei zu Polzin? Es ist das zweite mal, daß Sie dort verhaftet werden!"

„Die Scholzenfrau ist mit mir verwandt!" entgegnete der Jäger mit einiger Betonung —

„Und Sie besuchen sie oft?"

„O ja — Nein —" entgegnete der Jäger verlegen —

„Wenn Sie oft Ihre Verwandte besuchen, waren Sie vielleicht am Tage des Raubmords in der Schenke und haben Sie die beiden Jablonsky gesehen?"

„Nein! Wer kann das sagen? Mit seinem Tritt bin ich hingekommen!"

„Wer kann das sagen? Sie sollen es bald sagen können! Sie dürfen als schwerer Verbrecher nicht mehr im Erdgeschoß bleiben und doch ist oben keine Zelle leer! Ich werde Sie zum jungen Jablonsky sperren müssen! Sie sind ja jetzt nüchtern und daher friedliebend."

„Zu dem, Herr Assessor? — Einem — Raubmörder —?"

„Noch nicht, Törpe!" — so hieß der Jäger — entgegnete der Assessor ruhig. „Sie werden das ja bald finden, wenn Sie mit ihm eine Unterhaltung angeknüpft —"

„Er sitzt ja deshalb mitsammt dem Bruder; alle Leute warten täglich aufs Urtheil —"

„Das geht nicht so rasch! Aber vielleicht können Sie sich nützlich machen und das würde Ihrer Strafe zugute kommen! Sie sind ein gewandter, gescheidter Mensch! Suchen Sie sich in

das Vertrauen des Burschen zu setzen — Er ist noch jung —"

„Das will ich, Herr Assessor!" entgegnete der Jäger bereitwillig, „und es soll mir gar nicht schwer fallen! Ich war lange Zeit in Polen, ich kenne die Leute! Das Gericht kann sie todtschlagen, da geschehen sie nichts, aber gegen ihresgleichen plaudern sie sich gern aus —"

„Nun, versuchen Sie Ihr Heil!" erwiderte der Assessor erstaunt, aber doch scheinbar ruhig. „Freilich ist es für den Gang der Sache ohne Bedeutung, aber wenn Sie klug und verschwiegen sind, könnte es Ihre Strafe mildern —"

„Schon gut", entgegnete der Jäger und seine Augen funkelten, „wir werden bald so vertraut wie Brüder sein — Jablonsky und ich —"

Wie seiner Sache gewiß, ließ er sich mit triumphirendem Lächeln in die Zelle des jungen Jablonsky führen.

Schon einige Tage darauf bat der Jäger um seine Vernehmung.

Etwas Tückisches, Dämonisches lag heute in seinem Gesicht. Wie konnte dies auch anders sein? Es war der häßliche Ausdruck eines Denuncianten! Dies elendeste der Geschäfte gräbt augenblicklich seine verzerrenden Linien ins Antlitz —

Der Jäger berichtete: „Ich hab' ihn zutraulich gemacht und gethan, als ob ich nichts von seiner Sache wüßte, und hab' ihm erzählt, daß ich einen Menschen in der Trunkenheit erschlagen; aber ich würde doch nichts gestehen und wenn sie mich in Stücke rissen. Dazu lachte der junge Kerl beifällig, als wären das auch seine Gedanken. Dann fragte er mich, ob man ohne Geständniß bestraft werden könne. «Bewahre!» entgegnete ich. «Sie müssen mich herauslassen! Da kräht dann kein Hahn oder Hund mehr danach!» «So hat der Bruder doch recht», murmelte er in seiner Sprache, «weil er nicht denkt, daß ich sie verstehe!» Glauben Sie mir, Herr Assessor" — so schloß der Jäger seinen Bericht —, „mein Studiengebäude ist der Schluß! Da ist keine Frage! Aber ich bin auf dem besten Wege, es ganz herauszubekommen! Wir sind schon innen!"

Der Spion hatte ein zustimmendes Lächeln, eine lobende Erklärung des Assessors erwartet und blickte jetzt verwundert in das kalte, verschlossene Antlitz desselben. Er glaubte darin nur eine Verstimmung darüber zu finden, daß sein Bericht noch so dürftig und unvollständig war. Als er wieder abgeführt worden, konnte der Assessor selbst nicht umhin, zu sagen: „Was hatte der Schuft nur eine satanische Freude, den armen Burschen zu überlisten und ihn dem Messer der Gerechtigkeit zu überliefern!" ... Der Assessor erschrak, als acht Tage später Törpe mit triumphirender Miene kam. Er kam mit einer Miene, als litte er selbst unter dem Druck der Gewißheit.

„Hat Ihnen Jablonsky etwas anvertraut?" fragte der Richter.

„Fragen Sie mich nicht, Herr Assessor! Geben Sie mir meine richtige Strafe! Ich mag niemand — ins Unglück bringen —"

„Sprechen Sie doch! Wenn ich auch Ihre Bedenken ehre, es ist damit zu spät. Ich müßte Sie sonst zu Ihrer Aussage zwingen!"

Des Jägers Augen schienen sich zu feuchten.

Der Assessor erstaunte über das Benehmen. Trat wirklich Törpe's besseres Selbst und damit Theilnahme und Mitleid in den Vordergrund?

Der Jäger begann in gedämpftem, fast wehmüthigem Tone zu berichten — —

„Er ist von seinem Bruder verführt worden, an dem er mit großer Liebe hängt und für den er durchs Feuer gegangen wäre! Sein älterer Bruder hat ihm das Leben gerettet und seitdem kann er mit ihm machen, was er will. Die Viehhändler machen alle acht Tage regelmäßig dieselbe Tour. So hat sein Bruder alles vorbereiten können, hatte eine Doppelflinte im Walde versteckt gehalten — — denn daß die Händler die ihre vergessen würden, darauf konnten sie nicht rechnen; ja es war dem jungen Jablonsky sehr fatal, er würde die Flinte nicht mitgenommen haben, wenn ihn nicht ein Gast daran erinnert und so dazu gezwungen hätte. Der junge Bursche hat dann dennoch den Fahrweg verlassen und mitten durch das Gebüsch den Waldweg aufgesucht. Er ist nur um wenige Minuten den Viehhändlern zuvorgekommen. Sein Bruder hatte indessen schon die Flinte bereit gehalten und so hat der junge Bursche nur zielen und abdrücken dürfen! Dann ist er selbst wie ohnmächtig zusammengesunken und hat die bitterste Reue über seine That empfunden, während sein Bruder inzwischen die Ermordeten beraubte und mit dem Raube entfloh, als seine scharfen Augen in weiter Ferne einen Menschen gewahrten —"

Der Assessor hörte mit Staunen —

„Und Sie können diese Ihre geheime Aussage mit gutem Gewissen beschwören?" fragte er.

„Das kann ich!" entgegnete der Jäger fest.

„Und das müssen Sie!" wallte es im Assessor

auf... Es lag kein Grund vor, dem Jäger den Zeugeneid nicht abzunehmen. Zwar war er eine mehrfach bestrafte Persönlichkeit, aber ehrenrührige Verbrechen waren ihm noch nicht zur Last gelegt worden, und so mußte zu seiner Vereidung geschritten werden. Der Jäger wurde in das schwarzverhangene Schwurzimmer geführt. Der Aktuar las ihm noch einmal langsam und deutlich seine Aussage vor. Eben wollte er den Jäger zur Ausstreckung der symbolisch Gott zum Zeugen anrufenden drei Finger auffordern, da gewahrte er erst, daß der Jäger, wenn auch nicht mehr den Arm, doch noch immer die rechte Hand verbunden hatte und das Protokoll mit seiner linken Hand unterschrieben haben mußte.

„Ich habe nicht bemerkt, daß Ihre Hand noch nicht geheilt ist", sagte der Aktuar —

„Das hat nichts zu sagen! Ich kann den Verband abnehmen", entgegnete der Jäger. Er that es augenblicklich und erhob die Hand zum Schwur — —

„Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden —"

„Halt!" rief plötzlich der Aktuar. Der zum Schwur erhobenen Hand fehlten — zwei Finger. Der Mittel- und Goldfinger waren völlig abgelöst und allein der Zeigefinger starrte in die Höhe —

„Mörder!" — stieß der Aktuar sofort hervor. Instinktartig kam ihm das Wort. Er sah es, als hätte sein inneres Auge plötzlich den Schleier gelüftet und das Verborgenste ans Licht gebracht. „Du selbst bist der Thäter!" setzte er tonlos hinzu.

Lorpe taumelte zurück —

Das war die verstümmelte Hand, die über des Ermordeten Auge geglitten und ihn beraubt! Diese blitzartige Anschauung seines Geistes erschien dem Richter als keine Täuschung — sie war volle Wahrheit — das zeigten die kreideweißen Wangen des Greuden, das leise Zittern seines ganzen Körpers, das sein Geist vergeblich zu bewältigen suchte. Es war zu unerwartet, zu rasch über den Mann gekommen, als daß es ihn nicht aller Fassung berauben sollte.

Aber die Aufregung des Aktuars wie des so plötzlich Angeklagten dauerte nur einen Moment; wenige Augenblicke später war auf beiden Gesichtern die frühere Ruhe und niemand hätte ahnen können, welch ein Sturm von Gefühlen und Gedanken ihre Brust durchwogt. Der Protokollführer und die beiden als Schwurzeugen zugezogenen Applikanten blickten wie versteinert auf den Richter — „Führt den Gefangenen fort!" befahl dieser und warf sich erschöpft auf einen Stuhl, die brennende Stirn in seine Hände bergend. Er wußte selbst nicht, was er gethan — vielleicht etwas Thörichtes, Unsinniges, und wie hatte er, der ruhige, ernste Mann sich zu einem solch phantastischen Streiche hinreißen lassen, der an ein zweites Gesicht, an Hellsehen und all dergleichen unheimlichen Spuk erinnerte! Aber es war geschehen — nur mußte jetzt seine wogende Brust zur Ruhe kommen —

Der Jäger versuchte zu sprechen, aber eine gebieterische Handbewegung des Aktuars brachte ihn zum Schweigen. Er wurde abgeführt.

Die Schwurzeugen verschwanden in einer anderen Thür mit — einer leisen Klage über die entgangenen 5 Neugroschen Schwurzeugen-Gebühren! Fünf Neugroschen, die bei armen, ohne Diäten angestellten, hoffnungsvollen Schreibern einen bedeutenden Kassenausfall machen —!

Der Richter rannte sich aus seinem Hinbrüten auf. Er war zu weit gegangen, hatte sich zu sehr vom Affect hinreißen lassen, um nun nicht die Sache weiter verfolgen zu müssen. Jetzt fiel ihm der an der Kleider so scharf und glatt abgeschnittene Zweig ein. Der Doctor hatte den Schnitt „waidmännisch" genannt! Dann erinnerte er sich des lebhaften Widerspruchs, mit dem der Jäger die Vermuthung seiner Anwesenheit in der Schenkei abgelehnt. Augenblicklich schritt er zur nochmaligen Vernehmung der Schenkenfrau —

Diese kam und bekundete, daß der Jäger, ihr „Herr Vetter", sie am gedachten Morgen allerdings besucht hatte und nachmittags noch einmal wiedergekommen wäre. Die sonst so schwatzhafte Frau war heute weit zurückhaltender und wollte die Stunde, in welcher der Jäger gekommen und gegangen, nicht bemerkt und auch vergessen haben — Warum hatte der Jäger seine Anwesenheit am gedachten Tage in der Schenkei geleugnet? Man lügt vor Gericht nicht ohne triftigen Grund. Das allein, verbunden mit dem schuldbewußten Gut legen des Jägers, als ihn der Aktuar des Mords beschuldigte, gab dem letztern wenn auch nur schwache Anhaltspunkte zur Verfolgung seines Verdachts. Er stellte Recherchen über den Lebenswandel des Jägers in den letzten Tagen an, über seinen Verkehr und Umgang und diese brachten ebenfalls einen, wenn auch nur schwachen Schimmer von Verdacht. Der Angeklagte hatte zwar in der letzten Zeit viel Geld durchgebracht,

aber dies war auch früher schon mehrfach der Fall gewesen; hier in der Gegend hatte er fast gar keinen nähern Umgang, weil seine Trunk- und Zanksucht ihm überall Feinde gemacht. Dagegen sollte er in der Nachbarstadt K. eine Zuhälterin haben. Der Name des Mädchens war, wie dies in kleinen Städten nicht anders möglich, wo jeder die Herzensangelegenheit des andern kennt, rasch ermittelt. Sie hieß Albertine Peters. Der Bericht der dasigen Polizei bezeichnete sie als eine Dirne, die ungewöhnlichen Aufwand mache und seit der Verhaftung des Törpe mit einem andern verrufenen Burschen ein Verhältniß angeknüpft. Wenige Tage darauf war das Mädchen mit ihrem neuen Geliebten aus K. verschwunden und allem Vermuthen nach nach Hamburg entflohen, um sich, wie sie in letzter Zeit schon mehrfach geäußert, nach Amerika zu begeben. Sie mußte von den Recherchen Wind erhalten und ein Verflechten in die Törpe'sche Untersuchung gefürchtet haben.

Dies gab plötzlich der ganzen Sache eine andere Wendung. An mehrere Hafenplätze wurde die Flucht des Paares notifizirt und um ihre Verhaftung gebeten. Es bedurfte aber deren nicht mehr. Der Assessor hatte mit einem kühnen Streiche alles entschieden. Sobald er die Anzeige von der Flucht der Albertine in Händen hatte, ließ er den Jäger vorführen. Es war seit der Schwurgerichts das erste mal. Ohne nur ein Wort zu sprechen, legte ihm Herr von Pförtner den Bericht der K.'schen Polizei vor. Anfangs ruhten die Augen des Jägers nur verwundert auf dem Papier, aber plötzlich begannen sie in wilder Wuth zu funkeln. Seine Wangen wurden erdfahl, Schaum trat vor seinen Mund und ein Wuthgeheul wie das des Raubthiers, dem seine Beute entgangen, fuhr über seine Lippen.

„Lassen Sie die Natter verfolgen, gefangen nehmen!" kreischte er. „Sie soll nicht ihren Raub fortschleppen! Lassen Sie die Nichtswürdige nicht nach Amerika, die mich so schändlich betrogen! Mit Dem! Mit Dem!" —

Die wüthendste Eifersucht machte sich rege —

„Es liegt kein Grund vor, ihre und ihres Geliebten Auswanderung nach Amerika zu hindern", entgegnete der Assessor kalt.

„Kein Grund?!" schäumte der Jäger und die Rache ließ ihn alles vergessen. Er wollte lieber sein Leben aufs Spiel setzen, als den Gedanken ertragen, daß die Treulose mit ihrem neuen Geliebten in Amerika glückliche Tage verlebe und ihn und seine Dummheit verspotte. „Kein Grund?" wiederholte er und seine Brust hob sich; ein wildes, unheimliches Lachen quoll aus seinem Munde. „Sie muß verhaftet werden, denn sie geht mit dem Gelde der beiden Viehhändler davon und ich — ich bin der Mörder!" Kaum daß er diese Worte krampfhaft hervorgestoßen, schien ihn sein Bekenntniß zu reuen. Er streckte die Hände aus, als könnte er damit das in blinder Wuth und in Ueberstürzung hervorgestoßene, bestürzte Wort zurückrufen. Er sah das kalte, unbeugsame Antlitz des Assessors, das ihm zu sagen schien: „Du bist der Nemesis verfallen!" blickte in die verwunderten, überraschten Gesichter der herumsitzenden Schreiber und fühlte, daß es zu spät und er unrettbar verloren war. Wie gebrochen sank er zusammen.

Wenige Tage darauf war auch schon das verbrecherische Paar kurz vor der Abfahrt auf dem Schiffe festgenommen worden. Sie hatte noch 1000 Thaler bei sich, das übrige Geld war schon durchgebracht. Das Mädchen gestand nach kurzem Leugnen alles. Törpe hatte ihr, noch am Tage des Mords, eine Summe von über 1200 Thaler lachend in die Schürze geschüttet, die davon zerrissen, sodaß die blanken Thaler in der Stube herumgerollt. Er habe auf ihre Frage, woher das viele Geld sei? geantwortet: „Geerbt, Line! Was sonst?" Sie hätte nicht weiter danach fragen mögen, weil sie seinen Jähzorn gefürchtet. Dann später, als sie von der Ermordung der Viehhändler gehört, hätte sie freilich geahnt, daß es wol von daher kommen möge; aber sie hätte von dem Mord nichts gewußt, daran wäre sie unschuldig. Sie hätte endlich geglaubt, daß Törpe doch nicht mehr zurückkommen würde. Die Erkundigung nach ihr hätte ihr Furcht eingeflößt und so wäre sie mit ihrem Geliebten entflohen.

Die neue Untersuchung nahm jetzt ihren raschen und ruhigen Verlauf. Zwar suchte der Jäger noch einmal sein Bekenntniß zu widerrufen, aber seine Widerstandskraft war gebrochen. Einsehend, daß seine so vorsichtig angelegte Sache doch verloren war, legte er zum zweiten mal ein offenes und reumüthiges Bekenntniß ab. Es lautete dahin: Seine Geliebte hatte Geld von ihm verlangt und ihm gesagt, er bringe ihr nie etwas. Wenn sie einen andern hätte, dann könnte sie in Sammt und Seide gehen. „Das sollst du auch!" hätte er ihr versprochen. Er hätte gewußt, daß die Viehhändler alle Wochen

durch den Wald führen, und an jenem Tage wäre er in der Schenkei geweſen, hätte bei den beiden Händlern die ſtrotzenden Geldſäcken bemerkt und damit ſei der Gedanke in ihm aufgeſtiegen, ſie zu erſchießen und zu berauben. „Ich trank raſch meinen Rum aus, ging den Weg über die Wieſen, ſuchte meine im Walde verſteckte Flinte und erſchoß ſie — — Ich hatte mich mit dem Gedanken, einen Menſchen zu erſchießen, längſt vertraut gemacht. Wenn mich bei meinen Wilddieberein ein Jäger verfolgt, ſo hätte ich ihn auch eher erſchoſſen, als mich gefangen nehmen laſſen. Das wußten ſie auch — aber zwei —!"

Er blickte dabei düſter vor ſich hin, als ob noch einmal die fürchterliche Scene vor ihm auftauche, dann fuhr er mit einem Seufzer fort: „Ich habe manches Wild erſchoſſen, aber das war meine blutigſte Arbeit! Die Geldſäcke verſteckte ich dort, wo ich immer mein Wild unterzubringen; dann ging ich wieder zum Scheiben. Meine Muhme erzählte mir von dem Mord und daß der junge Jablonſky eine Doppelflinte nachgetragen. Ich ſuchte ihren Verdacht auf den jungen Burſchen zu lenken, weil ich" — ſetzte er mit einem hämiſchen Lächeln hinzu — „die ſchwatzhafte Frau kannte und wußte, daß ſie ihre Meinung weiter verbreiten würde — —" Und das Kinden der Jablonſky'ſchen Leute? Jorge hatte ſie wirklich acht Tage vor dem Mord dem ältern Bruder entwendet, als er ſich mit ihm in einer Dorfſchenke befand und jener die Doſe mit dem Taſchentuch auf dem Tiſche liegen gehabt. Er ſtahl die Doſe gerade zu dem Zweck, ſie an der Mordſtelle fallen zu laſſen und den Verdacht von vornherein auf andere zu lenken —

Die Geliebte des Jägers wurde zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt, er ſelbſt ein halbes Jahr ſpäter unter dem Zulauf einer großen Menſchenmenge hingerichtet. Die Frau des Gemordeten kam zu dieſem traurigen Schauſpiel herbeigeeilt und als ſie den Delinquenten in gebrochener Haltung aufs Schaffot wanken ſah, da erſt war ihrer Leidenſchaft Genüge gethan. Die Brüder Jablonſky waren ſonach beide unſchuldig und wurden entlaſſen. Die letzte Annahme des Aſſeſſors hinſichtlich des jungen Jablonſky war die Wahrheit geweſen. Stanislaus hatte ſeinen Bruder für den Mörder gehalten; ſein kindliches Trotzen, dann die Geſtalt des Entfliehenden hatte mit ihm ſo viel Aehnlichkeit gehabt, daß der arme Burſche nichts anderes denken konnte. Deshalb auch ſeine falſche Angabe, daß der Entflohene groß und ſchlank, deshalb ſein Erſchrecken beim Finden der Doſe und ſein ganzes Benehmen während der Unterſuchung. Beſchränktheit und Heftigkeit des Charakters beſtimmten den ältern Bruder, den Verdacht auf den jüngern zurückzuwälzen. Als beide frei geworden, rannen ihm die heißen Thränen über die harten, gebräunten Wangen und ſeinen Bruder feſt an die Bruſt drückend, ſchluchzte er, daß alle es hören ſollten: „Kannſt du mir vergeben — du — mein guter Bruder?" Sie hielten ſich lange umſchlungen. Es war eine herzerſchütternde Scene und ſelbſt die vertrocknete Schreibernatur wiſchte ſich mit dem Schreibärmel verſtohlen eine Thräne aus den Augen.

Doctor Schmidt und Herr von Plötzner bereiten zuletzt volle Muße zur Fortſetzung ihres Principienſtreits. Noch oft geriethen ſie aneinander. Beide waren vortreffliche Menſchen, jeder in ſeiner Art. Sie gehören zu den Lichtpunkten meiner Erinnerungen.

Pariſer Plaudereien.

Von Hermann Hermig.

I.

„Das Stück wird nun wol ſeine hundertmal hintereinander gegeben werden, wie das einmal hier Sitte oder Unſitte iſt."

Alſo ſchrieb Amely Bölte bei Gelegenheit des Dramas „Die Venus von Milo" in Ihren „Unterhaltungen". — —

Da fällt mir immer die ſonſt auch ſo verdienſtvolle Frau Ida Pfeiffer ein. Als ſie auf ihrer Reiſe nach Island durch Leipzig kam, beſuchte ſie das dortige Theater. Es war gerade Meßzeit, der Saal zu klein für die andrängende Menge und ſo räumte man das Orcheſter zu Sitzplätzen um, die Muſik ſuchte unterzukommen wie ſie konnte, ich glaube hinter den Couliſſen. Raſch ſchrieb die Reiſende mit vieler Verwunderung dieſe ausnahmsweiſe ſtattfindende Entfernung der Muſik wie ein regelmäßiges Factum in ihr Tagebuch und die fernen Leſer ihres Berichts machten ſich eine ſonderbare Idee von dem Theater Leipzigs, das doch gerade damals unter Schmidt's Leitung eins der vorzüglichſten Deutſchlands war. Wie würde die Reiſende erſt geſtaunt haben, wenn ſie die nämliche Beobachtung in Paris hätte machen ſollen, wo dies ausnahmsweiſe beim Andrängen des Publikums ebenfalls ſtattfindet — —

Man darf das Theaterleben von Paris nicht nach deutschen Zuständen beurtheilen. Paris zählt nahe an zwei Millionen Einwohner, der Fremdenbesuch ist so groß, daß die Eisenbahnen im Jahre 1856 zehn Millionen an Kommenden und Gehenden befördert haben. Gefällt nun ein Stück, so vergehen leicht hundert Vorstellungen, ehe die sämmtlichen Schaulustigen dieser Menschenmasse es gesehen haben. Nichts ist natürlicher, und man wundert sich darüber? Dann kommt ferner die prachtige Inszenirung, die dem Director Tausende und aber Tausende kostet; wie könnte er auf seine Kosten kommen, wenn er das Stück nach zehn bis zwanzig Vorstellungen liegen lassen wollte?

Es ist diese „Unsitte", wenn man es so mit Amelin Bölte nennen will, ferner von großem Vortheil für den Dichter. Weil Schiller verhungert ist, trotz der Meisterwerke, mit denen er das deutsche Theater bereichert hat, meint das deutsche Publikum, andere dramatische Dichter sollten sich auch mit nichts begnügen, findet es aber ganz natürlich, daß der Schauspieler fürstlich bezahlt wird. Kommt dies daher, weil das Publikum zu niedrig oder zu hoch von dem Dichter denkt? Gleichviel, derselbe muß so gut zu leben haben wie der Tagelöhner, um zu schaffen, bedarf er der Muße. Hätte Schiller als dramatischer Dichter nur halb so viel erworben als Alexander Dumas Sohn, so hätte er sicher länger gelebt und die deutsche Nation besäße einige Meisterwerke mehr. In Frankreich (oder richtiger in Paris, das die ganze Provinz mit Theaterstücken versorgt) sichert das Talent dem dramatischen Dichter seine Existenz; so wenig Dumas Sohn schreibt (alle zwei Jahre ein fünfaktiges Drama), so erwirbt er sich doch ein Vermögen mit seinen Schöpfungen. Wie wäre das aber möglich ohne die „Unsitte" der hundert Vorstellungen? Nicht nur daß die Direction das Stück kauft, so erhält der Dichter auch bei jeder Aufführung seine Tantième, abgesehen noch von den Provinzbühnen, wo die gleiche Berechnung stattfindet und der pariser Schriftstellerverein überall seine Controleurs hat. So ist der Dichter in den Stand gesetzt, mit Muße zu arbeiten und sein Werk auszufeilen.

Thut er es darum immer? Wird ihn der Gewinn nicht zur Effecthascherei, zur Fabrik verleiten? Leider freilich, und hier wird die Sitte allerdings zur wirklichen Unsitte.

Das Theater ist eine Industrie geworden, die der Schriftsteller ausbeutet wie der Fabrikant den Handelsmann. Sind doch die Dramen der Theater auf dem Boulevard mit ihren Rühr- und Grauenscenen sprichwörtlich geworden; Schlußphrasen wie „Sauve! Merci, mon Dieu!" geben als Lachstoff in „Figaro" und „Charivari" über. Selbst Schriftsteller von Werth, wie Octave Feuillet und Jules Sandeau, lassen sich des Gewinns halber zur Dramenfabrik herab, indem sie ihre Romane für das Theater umarbeiten. Ein wirklich guter Roman ist kein Dramenstoff, das weiß jeder, der etwas Aesthetik getrieben hat; aber es ist diesen Schriftstellern dabei auch gar nicht um die Kunst zu thun. Indessen mag das noch hingehen; das Publikum macht bei diesen Stücken keine andern Ansprüche als auf eine angenehme Unterhaltung. Dabei erspart es sich die Mühe den Roman zu lesen. Was soll man aber von den Fabrikanten sagen, die sich zu drei und vier associiren, um ein Vaudeville zu schmieden? Da hört aller Kunstsinn auf. Und das pariser Leben ist so reich an Wechsel und Abenteuern, daß ein Stoff bald gefunden und dramatisirt ist; man muß nur das Handwerk verstehen. Handwerk wird die Kunst ferner, wenn Stücke fabricirt werden, um die Persönlichkeit eines Schauspielers ins Licht zu stellen. Da ist Mélingue, am Ambigutheater, der spielt Bravaderollen mit einer Routine, wie weiland unser Kunz den Otto von Wittelsbach; der „Charivari" hat neulich ein Gespräch auf dem Boulevard zwischen Herrn Asphalt und Herrn Macadam belauscht, die sich Seltsames über ein neues Drama erzählen, das V. Séjour für Mélingue schreibt: „Ein Drama? nein, es ist nur ein Monolog in fünf Akten, den der letztere abzudeclamiren hat." Noch nie ist das Theaterfieber so in die Schriftsteller gefahren; auch Edmund About, der geistreiche Satiriker der päpstlichen Regierung, will für die Bühne schreiben; es ist das Meiste dabei zu verdienen. Selbst Granier, aus Cassagnac, der so laut über den Materialismus unserer Zeit gepoltert hat, verschmäht den Gewinn nicht, ist aber von der Hand von dem Theatermilde abgewiesen worden.

Indessen ist die Lichtseite dieser „Unsitte" immer stärker als die Schattenseite. Denkt man an die kümmerliche Existenz eines Corneille und Schiller, so darf man sich nur freuen, wenn auch dem dramatischen Dichter der gerechte Lohn für seine Arbeit wird; die französische Regierung hat dies anerkannt. Statt eines Zwölftels erhält der Dichter von nun an ein Fünftehntel Tantième vom Hundert für die auf dem Théâtre français

aufgeführten Stücke, damit die wirkliche Kunst nicht darbe, während das Handwerk schwelgt. Dieses Theater ist bekanntlich der Herd der Glaisirart, nur echte Kunstwerke werden von ihm angenommen, und wenn Ausnahmen stattfinden, so erinnere man sich, daß Irren menschlich ist. Aber selbst gediegene Schriftsteller vermeinten, es sei nicht genug zum Ruhme und trugen ihre Stücke lieber zu den einträglichern Theatern des Vaudeville, Gymnase u. s. w. Die Direction des Théâtre français hat sie darum nicht getadelt und den Satz, daß auch der Dichter leben will, so prosaisch er den Schwärmern scheinen mag, gerecht gefunden.

Es gibt auch noch Dichter in Frankreich, die für die Kunst begeistert sind und ihr selbst Opfer bringen. So z. B. der Verfasser der — „Venus von Milo". Herr von Aïas, Verwandter jenes Aïas, der 1760 bei Klosterkamp mit dem Ruf: „A moi, d'Auvergne!" den Heldentod starb. Das Odeon war eifersüchtig auf das Théâtre français wegen der glänzenden Aufführung des „Oedipus", heißt es, da schrieb man ihm die „Venus von Milo". Heißt es!? Nein, Herr von Aïas war ein reiner Junger der Kunst, der ihr selbst Opfer gebracht hat, indem er aus seinen eigenen Mitteln zur würdigen Ausstattung des Stücks beitrug und jetzt, wo ihm der Weg zum Gipfel der Kunst gebahnt war, plötzlich in der Blüte der Jugend durch den Tod dahingerafft war.

In Deutschland sind die erwähnten Verhältnisse unmöglich, weil eben ein Centrum wie Paris fehlt, wo eine stets schwankende Bevölkerung die anfässige das Jahr über verdunkelt. In den größten Städten der französischen Provinz ist es ganz so wie bei uns in Dresden, München u. s. w. Es gibt eben nur Ein Paris. Wissen Sie, was man dort noch im Theaterwesen erfunden hat? Die Theateragentur Marnet und Camille, Boulevard St.-Martin, 68, kündigt an: um für die an die Provinztheater versendeten Schauspieler bürgen zu können, werde sie mit ihrem Geschäfte eine Künstlerpflanzschule verbinden. Ein Winkelconservatorium zur Heranbildung junger Cabotins, wie man die Schauspieler der Provinz geringschätzig nennt.

Es ging seit Wochen das Gerücht in Paris um, Alexander Dumas Sohn wollte seinen eigenen Vater als père prodigue auf die Bühne bringen. „Wo denken Sie hin?" erwiderte er einem neugierigen Fragen, „als père prodigue wäre es eher möglich." Endlich ist die Neugierde befriedigt worden und das neue Stück des Verfassers der „Cameliendame" ist im Gymnase über die Bretter gegangen. Um den Titel zu verstehen, muß man wissen (ich sage das für die, die es eben nicht wissen), daß der verlorene Sohn des Evangeliums im Französischen „l'enfant prodigue", der Verschwender, genannt wird. Der Vater in dem Stücke ist ein Verschwender, der seinem Sohne rechte Verlegenheiten bereitet und zuletzt von ihm gebessert wird. Das ist ziemlich pikant. Ich gehe auf die Details nicht ein. Die Erzählung eines Stücks gibt doch nur sein Gerippe. Nur von dem Erfolge und dem Werthe des Dramas will ich sprechen. Der erstere war groß. Unter seltenem Beifall ward nach dem Fall des Vorhangs der Verfasser gerufen, er kam aber nicht, wie dies in Frankreich überhaupt nicht Gebrauch ist. Was den Werth des Stücks betrifft, so war der Tarpejische Felsen niemals dem Capitol näher, und so enthusiastisch das Stück aufgenommen worden ist, so tief hätte es fallen können, wenn der Verfasser nicht einen fieberhaften Aufwand von Talent gemacht hätte. Seine Theaterkenntniß scheint hier den Gipfel erreicht zu haben, denn er hat das Unmögliche möglich gemacht; was in weniger geschickten Händen dem Dichter nur Scham und Gelächter eingebracht hätte, ist hier zu überschwenglichem Triumphe geworden. Das Wort „Meisterwerk" lief laut durch den Saal, und was die Ausarbeitung anbelangt, so ist dieses Lob wirklich erklärlich, alles ist berechnet und abgezirkelt. Aber mir scheint die Höhe, auf die das Stück den Verfasser gesetzt hat, eine sehr schwindelige zu sein. Nach meiner Meinung hat derselbe überhaupt nur einen genialen Griff gethan, es war die „Cameliendame", von der die „Halbwelt" ein Seitenstück ist; hier war er original, aus dem Leben griff er sich ein noch unbenutztes Thema auf und die natürliche Leidenschaft, wenn auch die der Verderbniß, rollirt durch alle Adern und Akte. In den folgenden Stücken „Die Geldfrage" und „Der natürliche Sohn", war er nur geistreich und deutete seine Theaterkenntniß, nicht sein Genie aus. Dies hat er in „Ein verlorener Vater" auf die Spitze getrieben. Nicht daß gegen den ökonomischen Bau des Stücks schon einzuwenden sei; die französische Kritik erkennt selbst an, daß nach dem zweiten Akt die Handlung stockt. Aber das Ganze ist mit so glänzendem Dialoge ausgesponnen, daß der Zuschauer in steter Spannung erhalten wird. Diese Geistreichigkeit des Gespräches unter freilich schon

(Weich) Meine holden Kinder; mein gutes Weib! Wie ihre Töne ſo lind auf meine geängſtigte Seele wirken. Gott, ich bete zu Dir! Du wirſt mir Ruhe geben.

Julie mit Max und Karl.

Max.

Da iſt der Papa.

Karl.

Sind nun all' die Leute fort?

Heinrich
(in ſeliger Erregung die Kinder aufhebend und ſie küſſend).

Meine Kinder! Mein Max, mein guter Karl!

Julie (recht freundlich).

Sie wollen dem Vater gute Nacht ſagen!

Heinrich.

Meine Julie! Euer bin ich. Ja, ja, ihr ſeid die Sterne meiner Lebensnacht, die Genien des Friedens und der Liebe!

Julie (betroffen).

Heinrich, was haſt Du?

Heinrich (außer ſich).

Frage nicht! frage nicht! Das Räthſel muß ſich löſen. Wer ſpricht vom Kampf, wenn er den Sieg (Julien umarmend) in ſeinen Armen hält!

Vorhang fällt.

in Marivaudage aus, aber ſie iſt ſo funkelnd, daß nur der beſonnene Kritiker nicht geblendet wird. Mit Recht bemerkt auch der vernünftige Feuilletoniſt des Figaro, Jouvin, daß, wenn wir die Perſonen des Dramas de Mœurs, des ariſtokratiſchen Leeren und dummen Stutzers nach der neueſten Mode, ausnehmen, nur ein Charakter in ſcharfer Zeichnung hervortritt, der des Vaters; alle andern verlieren ſich mehr oder minder in Halbdunkel. Und ſelbſt dieſer Charakter des vornehmen Edelmanns, den das unverwüſtliche Jugendfeuer noch im Alter zu Aergerm als Schwächen verleitet, artet zuweilen in Caricatur aus; es gibt unwürdige Züge, die höchſtens für einen Induſtrieritter nicht entwürdigend ſcheinen. Nein, Dumas iſt kein Molière.

Zeichnet oder verzeichnet der Verfaſſer die pariſer Sitten? Man möchte manchmal um die Antwort verlegen ſein. Daß es nur möglich iſt, Scenen wie ſie der „Père prodigue" enthält, als möglich vorzuführen, das allein ſchon iſt ein Sittenzeugniß. Zum Beiſpiel: der Sohn hat als Junggeſell eine — verheirathete Frau zur Geliebten gehabt; als er ſich verheirathet, entſagt er ihr, der Vater aber gibt ſich dann her, ihr eine Unterredung mit ſeinem nun verheiratheten Sohne zu verſchaffen und ihre Briefe an ihn zu beſorgen unter dem Vorwand, ein Edelmann hätte doch aus Galanterie ſeine Geliebte von ſeiner Verheirathung in Kenntniß ſetzen ſollen. Ja, unter das Dach, wo eben ſein Sohn eine noch unſchuldige tugendhafte Gattin eingeführt hat, ſchämt ſich der Vater nicht, die verworfenſte Buhlerin einzuhauſen... Genug! Ich gehe ganz über die Verleumdung hinweg, als ob der Vater ſeine eigene Schwiegertochter zu ſchanden beabſichtige; dies als Motiv in ein Luſtſpiel einzuführen, kann nur in der Stadt der „Halbwelt" begegnen, in auch nur einem Alexander Dumas Sohn möglich! Die franzöſiſche Kritik ſelbſt ſagt: „Dumas hat die Sitten ſeiner Zeit geſchen und danach dieſes Luſtſpiel geſchrieben." Selbſt Jouvin, der die Partei der verletzten Sittlichkeit nimmt, wagt zu ſagen: „Dieſe Hypotheſe der Blutſchande war dem Verfaſſer nothwendig, um mit dem ihm eigenen Draufloſ dieſen von Gelahren ſtrotzenden dritten Act zu überklettern. Bei dem Sturme konnte er den Hals brechen, und das hat ihn gerade gerettet, denn das Publikum liebt die Helden." Nein, das pariſer Publikum, deſſen Geſchmack von den Sitten der „Halbwelt" verdorben worden iſt, liebt nur das Ungeheuerliche.

Eine erlaubte Frage iſt: verderben die Sitten die Literatur oder verdirbt die Literatur die Sitten? Das Verderbniß iſt wechſelſeitig, lautet die Antwort des Schlendrians, der an der Kraft des menſchlichen Willens zweifelt. Wenn die Schriftſteller nur von der zeitweiligen Geſinnung abhängig wären, wenn die ewigen Ideen der naturgeſunden Weltordnung nicht ſelbſtändig trotz der Vergeßlichkeit ſchlaffer Epochen fortdauerten, wie könnte man von Dichtern und Denkern reden, die ihrer Zeit vorausgeeilt ſind? Ließen ſich die Denker Frankreichs, die die Revolution von 1789 vorbereiteten, von der Fäulniß der Bourbonenregierung mit fortreißen? Nein, ſie erhoben das Haupt über den ſinkenden Sumpf und wieſen mit erhobener Hand nach einer beſſern Zukunft hin, die von dem „Berge" der neuen Geiſtgebung herabwinkte. Und darum Schande über Dumas Sohn, daß er, der das Talent hat, die Menge fortzureißen, faul und eitel genug iſt, ſich zu ihrem Photographen herabzuwürdigen! Photograph heißt nichtbildner, das Wort iſt falſch, Bilder der Fäulniß ſind es, die er gibt. So mittelmäßig das Talent Ponſard's iſt, ſo ſteht er doch hoch über Dumas durch den ſittlichen Trieb, der ihn beſeelt.

Der Proceß der Leonie Obereau aus Orleans, die bekanntlich im Tuilleriengarten ein Kind ſtahl, um es für ihres auszugeben und dadurch ihren Verführer zur Ehe zu nöthigen, gab ein Zeugniß von dem tiefgehenden Einfluß, den Dumas als Schriftſteller auf das Volk ausübt. Nicht daß ſeine Dramen zum Kindesraub reizten; nein, dazu gibt nur die römiſche Regierung das Beiſpiel, ſie, die das Kind Mortara ſeinen Aeltern raubte; der ſchädliche Einfluß, den Dumas ausübt, indem er verirrte Leidenſchaften mit zu blendenden Farben ſchildert, trifft die Phantaſie überhaupt, die, mit Beiſpielen der Verderbniß geſchwängert, allen ſittlichen Halt des Gewiſſens untergräbt und die Willenskraft überhaupt ohne Pilot läßt. Hat die ſechzehnjährige Leonie nicht die „Gamelienſame" wie einen Briefſteller abgeſchrieben? Die legitimiſtiſch-fromme „Gazette de France" benutzte dies ſogar, die Revolution überhaupt deshalb anzuklagen, leider veröffentlichte ſie gleichzeitig in ihrem Feuilleton einen Roman „Die vier Haimonskinder", worin ein Kapitel, „Das Schlafzimmer König Pipin's" ſo ſkandalöſe Scenen enthielt, daß ihr der „Charivari" damit auf den Mund ſchlug.

Ich habe bisjetzt nur von dem Stücke Alexan-

der's des Zweiten selbst gesprochen, aber ein ebenso interessantes Schauspiel bot das zuschauende Publikum selbst dar. Ein ganz eigenthümlicher Zug der pariser „Sitten" und bekanntlich „die ersten Vorstellungen", namentlich wenn das Stück einen berühmten Verfasser hat. Bei solchen Gelegenheiten verwandelt sich das Theater in einen Salon, wo sich die Elite der pariser Gesellschaft nebst allen gerade anwesenden europäischen Berühmtheiten ein Rendezvous gibt. Wochenlang vorher und schon alle Plätze verkauft, es ist eine Sache der Eitelkeit, bei der ersten Aufführung gegenwärtig zu sein. Nichts ist pikanter als die Gespräche anzuhören, die da um uns her geführt werden. Dort zeigt man sich berühmte Personen, über die neuen Kameliendamen, die eben in der „Halbwelt" aufgetaucht sind; man erkennt die Gesichter wieder, die man in Baden-Baden letzten Sommer gesehen hat; in einem Zeitraum von fünf Minuten wechselt man Worte mit russischen Fürsten, italienischen Revolutions-Staatsmännern und deutschen Geheimräthen; und nun denke man sich ein solches, man kann sagen europäisches Publikum in wahnsinnigen Beifall über das neue Werk des französischen Schriftstellers ausbrechen! Wer würde da nicht von Eitelkeit trunken werden? Zumal ein Franzose, der seine Nation noch immer für die erste der Welt hält.

Freilich, in einem Jubelstücke, wie dem Andenken unsers Schiller gebracht werden ist, in einer Feier, die sich über den ganzen Erdball verbreitet hat, darin hat es kein französischer Dichter gebracht. Man muß anerkennen, daß Schiller den Vortheil vor Molière und Corneille hatte, in einer reifern philosophisch fortgeschrittenen Zeit geboren zu werden, wo der Dichter, von großern Ideen genährt, als die Zeitgenossen Ludwig's XIV. kannten, nach dem Beifall der ganzen Menschheit ringen konnte. Aber Frankreich besitzt nicht einmal einen Dichter, der sich innerhalb der Nation einen so allgemeinen Enthusiasmus erobert hätte, so populär geworden wäre wie Schiller. Die Dichter des 17. Jahrhunderts sind nur für die Masse zu gelehrt, und der vornehme von allen französischen Dichtern, Voltaire, hat wenigstens Pygmäen und Pfaffen zu entschiedenen Armen.

Die Franzosen wollen allerdings den ungeheuren Eindruck schwächen, den dieses Jubiläum gemacht hat, indem sie sagen: Deutschland hat in Schiller, dem Repräsentanten seiner Literatur, das einzige Symbol seiner Einheit und, um einen Ausdruck für seine Nationalität zu haben, dieses Ziel gesteckt; wir Franzosen haben das nicht nöthig, wir kennen uns als Nation und brauchen keinen Dichter auf den Altar des Vaterlands zu stellen, um uns um ihn herum zu scharen und unserer als Nation bewußt zu werden. Da ist etwas Wahres daran, und eine solche reine Verherrlichung wie die des „Père prodigue" gibt in ihrer Art allein schon eine Idee von dem Einfluß, den eine scharf ausgeprägte centralisirte Nationalität ausübt. Da erwacht sich jetzt das deutsch-patriotische Volksgefühl gegen die Idee einer Suprematie Frankreichs, die sich im Leben des Dichters zu verkörpern scheint. Als ob die Idee mit ihm stehe und falle! Diese Einheit selbst des französischen Volks ist dieses gewaltigen Einen nur aus, und dann sich ein energischer Mann findet, der diesen Hebel da oder dorthin bewegt, so ist nur ein Zufall, der sich immer erneuern kann. Im Grunde kann ein Regent in Frankreich doch nur wollen, was die Nation will. Da ist nun kein anderer Rath für Deutschland, wenn es seiner Suprematie des Auslands verfallen will, als sich selbst als Großmacht hinzustellen, den heimischen Eifersüchteleien zum Trotz sich ein Centrum zu geben und die Feinde seiner Einheit mehr zu fürchten als den fremden Herrscher eines Volks. Seid eins wie dieses, und der Traum einer fremden Suprematie verlischt vor eurem Blicke!

Wohin hat mich nicht ein Drama getrieben? Aber woran denkt man nicht in Paris?

Anregungen.

Bildung und Glück.

Wenn die Civilisation die Menschen nicht glücklicher machte, die Summe ihres Wohlseins nicht vermehrte, was wäre sie werth?

Mußten wir gebildeten und verfeinerten Menschen des 19. Jahrhunderts nicht die rohen Naturvölker oder gar die Thiere des Urwaldes beneiden, wenn diese es mit ihren einfachen Mitteln zu gleichem Genuß und Wohlsein brächten wie wir mit unsern complicirten Mitteln und unserer tausendfältigen Anstrengung?

Dennoch hat es an dieser schroffen Behauptung nicht gefehlt, daß „die Civilisation nicht die

Summe des Wohlseins der Menschen zu steigern vermag", und zu unserer Ueberraschung finden wir sie in einem Werke der gegenwärtigen wissenschaftlichen Literatur, das sonst vorsichtig in Behauptungen ist, in der „Anthropologie der Naturvölker", von Professor Dr. Theodor Waitz (erster Theil, Leipzig, Fr. Fleischer, 1859), auf die wir bereits in Nr. 42 (V. 3. Jg. IV.) dieser Blätter hingewiesen haben.

Es kommt, glauben wir, bei Entscheidung dieser Frage wie bei jeder andern auf klare Grundbegriffe an.

Worin besteht überhaupt das Wohlsein? Jedenfalls doch darin, daß dem Bedürfniß seine Befriedigung wird. Stellen wir also den Thier oder einen Wilden auf den Urwäldern Amerikas neben einen gebildeten Berliner oder Wiener, so können, scheinbar angesehen, beide gleich glücklich sein, gleich wohl sich befinden, wenn beiden Befriedigung ihrer Bedürfnisse wird. Denn zum Wohlsein gehört ja nicht Civilisation, sondern eben nur das, was im Begriff des Wohlseins liegt: Befriedigung der Bedürfnisse.

Folgt aber daraus schon, daß die Summe des Wohlseins in beiden dieselbe ist? Muß sich die Summe des Wohlseins nicht nach der Summe der Bedürfnisse richten und braucht nicht gesagt zu sein, wo das Bedürfniß schwächer ist? Wird es jemand nicht eine Intensität im Gefühl des Wohlseins und Behagens sich denken mit der Bildung?

Der Gebildete hat vor dem Ungebildeten in Hinsicht auf Wohlsein Vorzüge voraus

1) Sein Wohlsein ist ein umfassenderes, denn es besteht nicht blos in der Befriedigung der niedern thierischen Bedürfnisse, in Stillung des Hungers und Durstes u. s. w., sondern auch in Befriedigung der höhern geistigen und moralischen Bedürfnisse. Hat das Wohlsein an einer mit ausgebildeten, mehrbereiteten Sinnen begabten Lust, an der wir ungleich einen höhern, geistlichen Gesellschaft oder angenehmen Musik genießen, ist doch nur ein reicheres als das des Thieres oder des Wilden, die einfach ihr rohes Mahl Aleich essen.

2) Das Wohlsein des Gebildeten ist nicht blos ein reicheres, umfassenderes, sondern auch ein intensiv stärkeres, weil der Gebildete nicht blos einfach genießt, sondern sogenannten Genuß genießt. Der wahrhaft Gebildete genießt nicht blos mit einer Seite seiner Natur, sondern mit allen; er ist bei jedem Genuß ganz thätig, weil er nicht blos nährt, sondern auch ruft. Ja, der Gebildete findet sogar im Schmerz Genuß, denn

> Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
> Wer nie die kummervollen Nächte
> Auf seinem Bette weinend saß,
> Der kennt Euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Freilich läßt sich streiten, daß der rohe, unbildete Mensch somit das Thier bei weitem nicht, ungleich mehr und unmittelbarer zum Wohlsein gelangen kann als der gebildete, civilisirte. Denn je vielfacher die Bedürfnisse, desto schwieriger ist die Befriedigung aller. Das Thier und der Naturmensch mit ihren wenigen Bedürfnissen können leichter zu vollen gestellt werden als der Culturmensch mit seinen vielen Ansprüchen.

Allein erstens ist es dem Gebildeten nicht blos, daß seine Bedürfnisse befriedigt werden, sondern es legt auch Werth auf das Wie. Er will z. B. nicht blos essen und trinken, sondern auch gut essen und trinken; er will nicht blos sich kleiden, sondern auch schön und fein kleiden, es genügt ihm nicht, eine Musik zu hören, sondern dieselbe soll ästhetisch vollendet sein. Der Gebildete begnügt sich nicht mit der Sache, sondern er sieht auch auf die Form der Sache, auf ihren Ursprung. Und dies geht so weit, daß der gebildetere der Mensch ist, er lieber auf einen Genuß verzichtet, als ihn sich in einer Form bieten läßt, die seinen geläuterten Ansprüchen nicht entspricht.

Aus allen diesen Gründen ist der Gebildete weit häufigern und größern Leiden ausgesetzt als das Thier und der rohe Naturmensch. Aber die größere Leidensfähigkeit des Gebildeten ist kein Grund, zu leugnen, daß die Summe des Wohlseins bei ihm größer ist als beim Thier und beim Wilden. Denn einen Gebildeten, dem es wohl ist, neben einen Wilden, dem es wohl ist, gestellt — welches Wohlsein ist intensiv und extensiv größer?

Daß, obgleich das der Gebildete schwerer zum Wohlsein gelangt als das Thier und der rohe Naturmensch, daraus folgt nicht, daß, wenn jener zum Wohlsein gelangt, sein Wohl nicht ein größeres, ein umfassenderes und stärkeres oder intensiveres ist als das des letztern, wenngleich letztere mit der ihnen beschiedenen Summe des Wohls zufrieden sind und nicht darüber hinausstreben. Wir können es Waitz zugeben: „Jedem gefällt seine Welt und er findet in ihr die Befriedigung, welche der Kauf der Natur, der alle mit gleichem Maß mißt, ihr beschieden hat; darum schaut sich der civilisirte Mensch nicht aus den Errungenschaften der Civilisation, der Naturmensch nicht aus denen des Naturzustandes hinaus. Die Natur ist billig gegen beide: in weiter sich unter Mühsalen zu genießen beigelegt, je mehr die Menge der Arten und Objecte und je mehr die Intensität der Lust zunimmt, desto mehr nimmt zugleich die Fähigkeit des Genusses mit, und Schuld geschieht nothwendig in demselben Maße, weil Lust und Schmerz immer aus derselben Quelle fließen, aus Kraft und Verlust der sinnlichen Organe." Aber — wir leben nicht ein, wie daraus folgen soll, daß die Civilisation die Summe des Wohlseins nicht steigere. Das Wohlsein erfüllter doch immer nur ein einzelnes, augenblickendes Individuum und das civilisirte Individuum sollte kein größeres Wohlsein genießen als das uncivilisirte, weil diesem das Maß seiner Wünsche genügt? Kann wirklich das civilisirte Individuum keine größere Intelligenz besitzen als das Thier, weil diesem seine Intelligenz genügt?

Die Civilisation beginnt ja auch schon dadurch die Summe des Wohlseins, daß sie, wie Waitz selbst sagt, es erst möglich macht, daß eine größere Anzahl

den Menschen auf erwachsenen Alters ebe als im Naturzustande, daß es Gnade auch gegen Sicherheit aller Genüsse dem Menschen theuer als irgend.

Mag man alle auch äußerlichen Mittel Genuß und Wohlleben für den Endzweck des menschlichen Lebens ansehen, sondern allseitige Entwickelung der in den Menschen gelegten Kräfte, so wird ich doch nicht leugnen lassen, daß mit dieser Entwickelung ich auch die Summe des Genusses und des Wohlseins steigert.

Zur Ueberzeugung für die Gegenwart.

Ueberall, wo endlich die Staatsarchive sich dem Geschichtsforscher erschließen, kommen bisher unbekannte Thatsachen an den Tag.

Behufs einer Geschichte der Juden hat Dr. Wolf in Wien die Archive der kaiserlich königlichen Ministerien des Innern und des Aeußern benutzen dürfen, und hat einen kleinen Theil der reichen Ausbeute als Vorläufer gebracht in der Schrift: „Ferdinand II. und die Juden. Nach Actenstücken in den Archiven der kaiserlich königlichen Ministerien des Innern und des Aeußern.“ (Wien, Braumüller 1858).

Von den hier mitgetheilten interessanten Documenten geht über die Stellung der Juden unter Ferdinand II. der unter dem Namen „der Katholische“ bekannt ist, Folgendes hervor, was sie Partei ist einen Beweis ansieht, daß Strenggläubigkeit im Katholicismus nicht nothwendig Hand in Hand geht mit Judenhass und Judenverfolgung.

Die Juden waren unter Ferdinand II. ebenso von der allgemeinen bedrängten Lage, wie gewaltig gestellt. Sie waren in ihren religiösen Angelegenheiten frei, konnten über innere Angelegenheiten nach ihrem Gutdünken urtheilen, während in früherer Zeit oft gegen die Autonomie der Juden auch in ihren religiösen Angelegenheiten angegangen wurde. Die Juden durften ohne Einwilligung des Kaisers nirgends im deutschen Reiche verziehen werden und da, wo sie wohnten, konnten sie Synagogen haben, das hebräische Brauchenexemplar enthalten. Bezüglich derselben erlangten sie [illegible] Schutzbriefe, wurden geschützt, die Pflichten gegen ihre Gläubiger [illegible] zu stellen. Und erlaubt nämlich der Gebrauch, das Schulden nur länger als zwei Jahre während, nach Ablauf dieser Termine nicht eingefordert werden konnten. Diese brauchten ihren Wandel, verfügten sich die Auflagen, verrichteten die Gebühren von Tag zu Tag, von Monat zu Monat. Dem gegenüber erließ Ferdinand ein Gesetz, welches bestimmte, daß der Nachlass der Schuld auch nach Ablauf einer Reihe von Jahren nicht erlösche; ferner wurde nicht gestattet, daß während der Kriegszeiten die Juden mit Einquartierungen bedacht wurden, ebenso missbilligte es der Kaiser, daß Autorizationen gegen die Juden Rechtsgründen. Es wird das Verurtheil zurückgewiesen, als ob die Juden Christenblut gebrauchten. Die kaiserlichen Briefe sind von einem wahrhaften Geist der Milde und Liebe durchweht. Wiederholt wird darin bemerkt, daß die Stellung der Juden eine sehr schwierige sei, da man ihnen nicht gestatte, die Handwerke zu betreiben. Von den allgemeinen drückenden Gesetzen waren die Juden bis zu einem gewissen Grade ausgenommen. Sie durften sich freier bewegen, hatten mancherlei Privilegien, konnten überall, wo sie wohnten, Häuser ankaufen und waren nicht mit Zöllen und Abgaben belästigt, die Judenabzeichen zu tragen, war ihnen erlassen. Den patriotischen Sinn der Juden, ihr Einstehen mit Gut und Blut für die Rechte des Vaterlandes achtete Ferdinand II., und aus allem diesem, das durch Documente belegt wird, schließt der Verfasser: „Betrachtet man die damalige Stellung der Juden, würdigt man den Geist, der durch jene Zeit strömte, so wird man die Verdienste Ferdinand's um die Juden in vollem Maße anerkennen. Die Geschichte wird diese Actenstücke nicht übersehen und auf die Wagschale Ferdinand's legen, wenn sie über ihn zu Gericht sitzen wird.“

Von den dem Verfasser erzählten Judenverfolgungen seiner Zeit gegenüber war Ferdinand's II. Stellung zu den Juden eine vergleichungsweise in der That tolerante. Aber daß die Juden dieses kaiserlichen Schutzes über Rechte besonders bewusst war, wie schlecht sie damals angesehen und behandelt wurden

Einem Freunde.

O [illegible] Muse, du ist mit schon
Bei Tag und Nacht nicht Ruh gelassen,
Du mich verfolgst durch alle Gassen —
Wenn ich dir halten wollt, entfliehn,
Hast immer doch nicht von mir lieb,
Bis Muse mich zuletzt, und Ehr mit Klieg,
Wie die Dämmerungsstille, die uns mit Singen,
Jetzen und Summen im Zelt umringen,
Du willst sie hören, du hast sie fest,
Jetzt singt es da, jetzt dort und dort,
Und glaubst du's mir bei der Hand zu greifen,
Kannst's an, am nächsten Baum zu pfeifen —
Du Muse, vergib, daß ich es sage,
Thust du mir oft bei Nacht und Tage,
Ich aber, bitt, daß ich dich preise,
Ich, wenn ich keinen Raum gemacht,
Daß du auf beide eigne Weise
Auch heilige Pflicht mir gebracht.

Doch wie du immer dich einstellen,
Bei mir gelobt und hoch gepriesen'
Nur heute, heute verlaß mich nicht!
Bis mir beim fröhlig ganzes Licht'
Denn ich versprach den Freunde zu singen,
Du, die du selber Zeuge bist,
In den und jenen und allen Dingen
Nicht eben wie die andern ist.
Du nicht entzückt scheint, noch entrüstet,
Sich niemals bückt und niemals brüstet,
Weil, gegen alle Welt gerecht,
Er niemals weiß Maß vergißt.

Vor welchem nichts erstaunlich ist,
Was an den Menschen gut und schlecht.

Woran, du einst so heiße Glut,
Dem sonst der ungebeugte Mut
Nach jedem Äußersten griff schnell,
Ist du so kühl bei Sinn geworden?
Und hast nach rechter Mannesart
Du doch das warme Herz bewahrt,
Das nur nicht gleich in Flammen schlägt,
Wenn jedem Windhauch angeregt,
Aber in echter Glut gestählt,
Niemals den Freund und Feinde fehlt,
Denn Freund und Feind, der sie erkannt,
Er liebt und fürchtet seine Hand.
Das hast du wol von jenen Bäumen,
Drauf am Hymet, dem klaren Heiden,
Hellauging sich die Knaben tränken
Und in der Götterkunst unterwiesen,
Da aus des Träumerkammers Hall
Dringt so manche junge Kraft.
Das blieb du nicht von jenem Geist,
Der in dem Stift der Abteilungen
Gift aus des Glaubens Wurzel zieht,
Dann, um ins Gegenteil gebogen,
Was er gelernt, mit Kein vergißt,
Zu „glauben, was menschenmöglich ist“ —
Dann erst den Glauben — nicht besitzt,
Einmal vom Wirbelwind gerissen,
Und, alle Bahn und Bergehalt,
Kaum an sich selber glaubt zuletzt,
Von aller Wahrheit aufgegeben,
Lebenszagend verwünscht das Leben.

Nein, nicht mit diesem kranken Wahn
Hat dich die Schule angethan!
Hast früh dich von ihrer Schwächen
So schwer getilgter letzter Spur,
Kraft selbstgewordener Natur,
Gewachsen an des Lebens Bächen,
Selber gegurtet und selbstgerichtet,
Dich in der Freiheit Strom gestürzt,
Zu fordern alle Leidenschaft
Minder des eignen Busens Kraft,
Gleichgültig fast, ob du versinkst
Und du die Schuld zum Lobe trinkst,
Kämpfst du nicht des Lebens werth.
Was in tiefsten Tiefen ein Herz erfährt,
Das zeugt mir, schäumende Schwelgerkelche,
Das zeugt mir, Töchter der Schönheit, welche
Schon früh mit ihren vollsten Gaben
Ueberflutend sein Herz begraben
Ihr jungen Stürmer zeugt es mir,
Die ihr verhöhnet und verachtet
Die ihr mit Lust zerstört, was ihr
Vom Väterglauben herüberbrachtet,
Mit aller Welt den Bund zerrissen,
Einigend zu bauen ein Sein und Wissen.

Ihr sahr, welch ein verwegner Held
Der Freund sich schlug auf eurem Feld,
Um allem Streiten, das an ihm hing,
Als Verderber sich abzuwenden,
Wie an der Zweifel letzten Enden,
Wo nun das Wesen beginnen sollte
Und — seine Vernichtung ihn umfing,
Er weder Gott noch Menschen grollte;
Vom tiefen Seil, das er verloren,
Sich hob, als wäre nichts geschehn,
Und nicht die Welt mit andern Thoren
Nun mit dem Rücken angesehn;
Oder, ein Mann an Geist und Herz,
Nichts mehr gehen als seinen „Schmerz“
Denn mit der unverzagten Kraft
Hat die Vernehmung er verlassen,
Um in der Dinge Eigenschaft
Den Leib der Wahrheit zu erfassen,
Die mit dem hellen Angesichte,
Die mit dem Schrifte der Geschichte
Durch unser Leugnen unergrimmt
Ihre unbekümmerten Wege nimmt.

Und wie er nun gehört dem Leben,
Es redlich lieben hat gelernt,
Vom Wirklichkeitigen entfernt,
Ihr Reiche kennt es Irrgnis geben,
Wie ihr bei großer Sinn und Geist
So leicht in groß- und kleinen Dingen
Immer das Nächste und Rechte heißt
Aus sich und andere vollbringen.
Den Mann, der euch so gerne nimmt
Das, was ihr selber sein nun könnt,
Und nie begierig nachgetrabt,
Was über ihn ihr meint und sagt.
„Der stolze Mann“ — sieht ihr zu sagen,
Gekränkt von seinem Ueberragen.
Ja, nennt es Stolz, sein Wohlgefallen
An jedem Tüchtigen, das gefällt,
Stolz den Verachten von allen,
Der gern mit freien Augen sieht,
Für alles die Wahl sich offen hält,
Und ob's gefällt, ob's nicht gefällt,
Ein jedes mit rechtem Namen nennt —
Das ist der Stolz, den ihr benennet,
Der ihn und euch auf ewig scheidet, —
Das ist der Stolz, den er bekennt!

J. G. Fischer.

Aus der Schillerstiftung hat beim Dichterfest Gerhard verschiedene kleinere Zuwendungen. Von Ihnen durch Herrn Professor Duncker in Berlin als Ertrag der in Frankfurt durch versammelt gewesenen Schillerfreunde, 5 Thaler aus Schleiden bei Hennberg durch Herrn Lehrer Schmidtgen, 7 Thaler von Herrn Dr. Kreuzberg in Prag, 10 Thaler durch Herrn Dr. Georg Richter in Hermannstadt als Ertrag einer Vorlesung auf dem dortigen Schützenhause, 21 Thaler 21 Sgr. durch Herrn Ludwig Hirzberg in Zittau als Gabe des dortigen Wissenschaftlichen Vereins, 10 Thaler vom Schillerfest-Comité zu Eisenach.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 16.** Wöchentlich ein Bogen

Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Ein Philolog und ein Botaniker. Briefwechsel von Berthold Sigismund. I. Ein Zug aus Heyne's Leben. II. Frauen-Liebe. — Abraham. Nach jüdischer Sage. Von Ehrenfried Pauli. — Luther über Schulen. Von Heinrich Leonhardi. — Der Seherschwung. Von Alexander Ziegler. — Parties Plaisantes. Von Hermann Frommann. II. — Laotse's Ideen für das „stille Drama". II. — Schiller und Körner. — Zur Unterhaltung. V. — Gedanken von Daniel Stern.

Ein Philolog und ein Botaniker.

Briefwechsel von Berthold Sigismund.

I. Ein Zug aus Heyne's Leben.

Wenn zu Zeiten, wo durch politische Erschütterungen oder durch Handelskrisen die Gewerbe stocken, stille Seufzer oder laute Klagen der arbeitslosen Industriellen uns herzerschneidend zu Ohr dringen: dann brechen wir wol in einen bereuenden Wehruf über unsere Zeit aus und preisen frühere Jahrhunderte glücklich, welche eine hochentwickelte Industrie nicht kannten oder deren Söhne wenigstens die Noth der Mißjahre mit stiller frommer Ergebenheit trugen, ohne durch das eigene Mißgeschick zum Haß gegen die, welche es besser haben, angestachelt zu werden. Auch verfallen in der traurigen Stimmung, die da entsteht, wo man nur bemitleiden, nicht helfen kann, manche dem Wahne, als sei der Groll, den wir in den nothleidenden Arbeitern glücklicherweise seltner gewahren als man erwarten sollte, ein undeutsches, von den des Duldens unfähigen und sich aufbrausenden Franzosen herübergeschlepptes Laster, ein aus den Sümpfen der Revolution aufgestiegenes Miasma.

Daß die Entrüstung der ohne ihre Schuld arbeitslosen Industriellen nicht eine erst in unserm Jahrhundert entstandene und nicht von Frankreich herübergewehte Ausartung sei, lehrt recht klar die Selbstbiographie, die einer der berühmtesten Alterthumsforscher seiner Zeit, der göttinger Professor Heyne (geboren 1729 zu Chemnitz), für die Seinigen aufgezeichnet hat.

Sein Vater war, um seinem protestantischen Glauben ungestört nachleben zu können, aus dem unduldsamen Schlesien nach Sachsen ausgewandert und lebte in Chemnitz als Weber.

„Sein Alter", so erzählt der Sohn, „war der Armuth und ihrer Gefährtin, der Kleinmüthigkeit und Zaghaftigkeit, gänzlich überlassen. Die Fabriken fielen damals (um 1740) zusehends in Sachsen, und das Elend in dem Nahrungsstande war an den Orten, wo Leinwandmanufactur war, ungemein groß. Kaum langte der Erwerb der Hände noch zu, den Arbeiter selbst zu nähren, noch weniger seine Familie. Der schrecklichste Anblick, den das Verderben der bürgerlichen Gesellschaft darstellen kann, hat mir immer der zu sein geschienen, wenn der eheliche, ehrliebende, gewissenhafte Fleiß durch angestrengte Arbeit das Nothwendige nicht mehr erwerben kann, oder wenn der Arbeitsame nicht einmal für seine Hände Arbeit findet und mit übereinander geschränkten Armen seine Unbeschäftigkeit, durch die er Hunger leidet und die Seinigen darben sehen soll, beklagen muß."

Und was empfand dabei der hochbegabte Knabe, der als Jüngling und Mann die bittere Armuth und das bittere Mißgeschick so reichlich erfahren sollte, bis ihm die geringer Universität ihr Ziel bot? Der gerettete Mann gibt davon mit einer Offenherzigkeit Kunde, daß wir durch ihn einen tiefen Blick in die Stimmung gewinnen, die junge edle Herzen in solcher Lage beherrschen kann.

„Ich ward in der größten Dürftigkeit geboren und erzogen. Der früheste Gegenstand meiner Kindheit war der Mangel, und die ersten Eindrücke machten die Thränen meiner Mutter, die für ihre Kinder kein Brot wußte. Wie oft sah ich sie Sonnabends mit weinenden Augen die Hände ringen, wenn sie mit dem, was der angestrengte Fleiß und selbst durchwachte Nächte des Gatten geschafft hatten, wieder nach Hause kam, ohne Käufer gefunden zu haben. Zuweilen ward ein neuer Versuch durch meine Schwester oder durch mich gemacht; ich mußte mit eben den Stücken Waare zum Kaufmann gehen, ob wir es nicht loswerden könnten. Es gibt in diesen Gegenden sogenannte Kaufleute, die eigentlich nichts anderes als Aufkäufer sind, die den Armern die verfertigte Leinwand um den geringsten Preis abkaufen und sie um den höchsten anderwärts zu verkaufen suchen. Mit allem Stolz eines Sonnenkindes sah ich oft einen oder den andern dieser Herren Fremden die ihm angebotene Arbeit zurückgeben oder eine Kleinigkeit vom verlangten Werth und Arbeitslohn abbrechen. Die Noth zwang die Armen, um ein Paar Groschen weniger ihren Schweiß zu verkaufen und die Einbuße durch Farben wieder zu ersetzen. Diese Art von Anblick war das, was den ersten Funken von Empfindlichkeit in meinem kindischen Herzen rege machte. Statt von dem Schimmer der Wohlhabenheit dieser Reichen, die sich von gebarbten Bedienten so vieler Hunderte nährten, mich zur Furcht oder Scheu blenden zu lassen, war ich mit Grimm gegen sie erfüllt. Das erste mal, da ich in der Schule von Tyrannenmord hörte, ward die Vorstellung lebhaft in mir, ein Brutus an allen den Unterdrückern der Armen zu werden, die die Meinigen so oft in Mangel hatten schmachten lassen. Und zum ersten male fand die Bemerkung statt, die ich nachher oft zu machen Gelegenheit fand: daß der Unglückliche, mit Gefühl und einer gewissen Stärke der Seele bewaffnet, nicht das Aeußerste wagt und zum Verbrecher wird, ist blos eine Wohlthat der Umstände, in welche die Vorsehung ihn versetzt, dadurch seine Wirksamkeit fesselt und ihn vor verderblichen Ausbrüchen sichert. Daß der unterdrückende Theil des Menschengeschlechts gesichert sei, war im Plane der unerforschlichen Vorsehung im jetzigen System ein sehr wichtiger Gegenstand."

Wer vermöchte diese Geständnisse des ehrwürdigen Heyne ohne leisen Schauer zu lesen? In solch entsetzliche Versuchung führt die Noth einen in streng bürgerlicher Ehrenhaftigkeit, in warmer Religiosität erzogenen Knaben, der die frommen Lieder, an denen sich seine armen Aeltern getröstet, noch als wohlhabender, weitberühmter Mann stets neben seinem Kopfkissen fühlte!

Zählt es wol in unsern Tagen unter der Zahl derer, die da leiden, wie Heyne's Familie gelitten, an jungen heißblütigen Seelen, die großen und auf Rache sinnen, wie jener für Großes bestimmte Weberlohn? Ist der tiefe Riß zwischen denen, die ohne ihr Verschulden darben, ausgefüllt durch die Entwickelung der Industrie, durch die Gesetzgebung?

Gute Volkswirthschaftler und überspannte Phantasten haben Heilvorschläge in Fülle vorgeschlagen. „Laissez aller, laissez passer!" rufen auch wol einige, die, auf die Naturheilkraft der Weltgeschichte vertrauend, ein expectativ verfahren wollen, denen entgegen, die zu tiefeinschneidenden Curen rathen. Uns andern, die keine Berechtigung haben, an der Consultation über ein so bedenkliches Uebel theilzunehmen, bleibt nichts übrig, als Goethe's Wort im Herzen zu tragen:

Bist du der Mensch, dem Fülle nur gut?

II. Linné's Liebe.

Der große schwedische Naturforscher, dessen Name im vorigen Jahrhundert gleich dem Humboldt's in unserm Jahrhundert eines wohlverdienten Weltruhms genoß, ist vielen der Zeitgenossen, die in der Gegenwart die Naturwissenschaft dilettantisch betreiben, kaum als Schöpfer des Systems bekannt, das wie ein dürres Gerippe von der Vorhalle der liebenswürdigen Blumengöttin abschreckt, und als ein trockener Namengeber und Beschreiber von Arten und Gattungen.

Linné war bescheiden genug, zu äußern: „Nach unserm Tode werden die Knaben, die jetzt um uns spielen, unsere Richter sein." Und wirklich gilt jetzt sein System nur noch als ein Wörterbuch, das die Pflanzen nicht nach ihren wesentlichen Verwandtschaften, sondern nur in einer zum Nachschlagen bequemen, willkürlichen Reihe aufzählt, und die heutige Botanik betrachtet den Theil der Wissenschaft, den Linné bearbeitete, nur als

die Vorschule, in der man die einzelnen Pflanzen nach ihren äußern Merkmalen benennen lernt, um sie beim Studium des feinern Baues und der Lebenserscheinungen identificiren zu können.

Indeß ist Linné durchaus nicht ein bloßer Namenaufleger und Zusammensteller, wie er erscheinen dürfte; wer den genialen Geist, der das ganze Gebiet der Naturwissenschaften seiner Zeit umfaßte und reformirte, erkennen will, braucht sich nur ein wenig in der „Philosophia botanica" umzusehen, um den scharfen Denker und mächtigen Kopf in dem lakonisch-dictatorischen Latein zu bewundern, das die Grundzüge der Wissenschaft so kernig und wuchtig darstellt wie einen Schlachtbefehl.

Welch ein liebenswürdiger, gutlaunigen, kindlich treuherziger, schlichter Mensch dieser Systematiker gewesen, lehren seine Briefe und namentlich die an Haller gerichteten trotz ihres oft knabenhaft unbeholfenen und sorglos hingeworfenen Latein. Wie oft bittet er den übelnehmerischen Haller, der die harmloseste Aeußerung über wissenschaftliche Fragen als einen persönlichen Angriff auslegt, um Verzeihung und erklärt, daß ihm ein Angriff nicht eingefallen sei. „Ich bedaure mehr, als Du wünschen wurdest, daß ich Dich beleidigt habe, und will es öffentlich erklären. Aber wo soll ich Dir denn nur vorgeworfen haben, daß Du die Granatäpfel mit den Gurkengewächsen vereinigst?"

Der anziehendste aller dieser Briefe, ein wahrer Herzensspiegel, ist der, in welchem der zweundzwanzigjährige Linné Haller seine Lebensgeschichte erzählt, der sich nach der Schweizerheimat zurücksehnende Haller hatte Linné für seine gottinger Professur vorgeschlagen, und dieser sendet ihm folgenden Brief, dessen kindlich-naives, holperiges Latein leider seine Uebersetzung wiedergeben kann.

„Was Du an mir gethan, thut kaum ein Bruder dem Bruder, kaum ein Vater dem einzigen Sohne. Ich habe viele Menschen kennen gelernt und lieb gewonnen, aber keiner hat mir so viel Liebes erwiesen wie Du. So lang ich lebe, werde ich Deinen Namen in dankbarem Andenken bewahren...

„Hiermit will ich Dir meine Lebensgeschichte bis auf den heutigen Tag erzählen.*) Im Jahre 1730, wo ich noch Student der Medicin war, lehrte ich als Rudbeck's Stellvertreter Pflanzenkunde im botanischen Garten zu Upsala. Im Jahre 1732 bereiste ich Lappland und lehrte nach meiner Heimkehr ein Jahr lang Physikum und Botanik. Dann verließ ich Upsala und durchwanderte unter Gottes Schutz Dalekarlien. Nach vollendeter Reise lebte ich einen Monat in Fahlun, der Hauptstadt Dalekarliens, wo ich Mineralogie lehrte und eine sehr kleine ärztliche Kundschaft besorgte. Ich wurde von allen freundlich behandelt. Daselbst lebte ein Arzt namens Moraus, der bei den Leuten für reich galt, obgleich er nur eben in jener ärmlichen Gegend der wohlhabendste war; in wissenschaftlicher Hinsicht ragte er wol über alle schwedischen Aerzte hervor. Dieser Mann erklärte tausendmal, es gebe kein elenderes Gewerbe als die Medicin (er meinte nämlich die dortige Praxis); mir [illegible] wegen war er freundlich gegen mich [illegible] (me interim amabat). Ich besuchte ihn und war oft sein dankbarer Gast. Er hatte zwei Töchter, um die ältere bewarb sich ein Baron ohne Erfolg. Ich sah sie und war außer mir, ich fühlte mit Beben mein Herz von ungewohnter Leidenschaft schwellen (vah, absumpsi praecordia mihi [illegible] sensi attonitus novis admoveri curis). Ich liebte, und sie, endlich durch Schmeicheleien und Geduld bewegt, liebte mich wieder und sagte mir Herz und Hand zu (promisit, dixit fata). Den Vater anzugehen trug ich blutarmer Mensch Bedenken; endlich aber wagte ich doch, mit ihm zu reden. Er wollte und wollte auch nicht. Meine Verse war ihm schon recht, aber meine Lage gar nicht. Er sagte: ‚Meine Tochter soll drei Jahre frei (intacta) bleiben, dann will ich mich entschließen.' Als ich das Nothwendige vorbereitet (z. B. Geldstude war all mein Reichthum) verließ ich das Vaterland.*) Promovirt ward ich zwar bald, aber heimkehren konnte ich wegen Geldmangel nicht und blieb deshalb in den Niederlanden. Unterdessen sandte mir mein bester Freund B. die Briefe meiner Geliebten regelmäßig mit gewissenhafter Pünktlichkeit. Im letzten Jahre aber, als ich bei van Royen (einem Botaniker) lebte — es war das vierte Jahr meiner Abwesenheit; mein Schwiegervater hatte zwar nur drei zur Frist gesetzt, aber meine Braut hatte in ein längeres Bleiben gewilligt —, glaubte B., sich selbst der Nächste zu sein; er, der durch meine Empfehlung Professor geworden, gab vor, ich werde nie heimkehren, und bewarb sich um meine Braut. Fast hatte er ihre Hand erhalten, wenn nicht ein

*) Seine Jugendgeschichte übergeht Linné selber. Er galt als Kind für so unfähig, daß ihn sein Vater ein Mal, zu einem Schuhmacher in die Lehre that.

*) Er ging nach Holland, um Doctor zu werden, mit dem übrigens aber — wie eine andere Sage lautet — ihm von der Geliebten gestohlenen Gelde.

anderes den Verrath aufgedeckt und hintertrieben hatte. B. wurde durch tausenderlei Mißgeschick bestraft. Endlich kehrte ich heim, aber blutarm. Die Jungfrau liebte dennoch mich, nicht jenen. Ich ließ mich zu Stockholm nieder, wo ich von allen wegen meiner Botanik verspottet wurde. Niemand sprach davon, wie viel schlaflose Nächte und mühselige Stunden ich darum gegeben hatte, aber wol pflaumen alle einstimmig aus, wie mich Siegesbeck*) vernichtet habe. Niemand wollte mir auch nur einen Liebesbrief zum Curiren anvertrauen. Ich lebte, wie es gehen wollte, schlecht und recht, und bekam sehr langsam eine kleine Kundschaft. Endlich mich jedoch mein Mißgeschick, nach langem Nebel schien die Sonne. Ich kam in Credit und wurde zu Vornehmen gerufen. Nun ging alles glücklich; kam kein Kranker wurde geheilt, zu dem ich nicht gerufen wurde. Ich nahm drei Geld ein, brauchte von früh 4 Uhr bis spät abends Kranke und verbrachte die Nächte an ihren Betten. »Ach«, rief ich damals aus, »Aesculap bescheert mir alles Gute, aber Flora nur — Siegesbeck!« Ich belegte deshalb die Blumengöttin mit dem Bann; was ich von botanischen Beobachtungen gesammelt (es war nur zu viel), beschloß ich, von ewigem Staube begraben zu lassen, und schwur, dem Siegesbeck nie zu entgegnen. Bald ward ich zum Oberhofmedicus ernannt und die Bürgerschaft wählte mich zum königlichen Botaniker, als welcher ich in Stockholm die Pflanzenkunde gegen ein Jahrgehalt öffentlich zu lehren hatte. Da fing ich wieder an, meine Pflanzen zu lieben. Nun endlich holte ich die mir seit fünf Jahren verlobte Braut heim; war ich doch nun würdig, in den Ehestand zu treten. Der Herr Schwiegerpapa sieht das Geld gar zu sehr und gibt dem Schwiegersohne nichts, aber ich hab's auch nicht nöthig und meine Kinder werden's auch nicht bedürfen.

„Jetzt werden die Prosessuren der Medicin und der Botanik zu Upsala erledigt. Vielleicht werd' ich Rudbeck's Nachfolger; wo nicht, so will ich in Stockholm leben und sterben. Sollte ich jedoch nach Upsala kommen, so thue ich die ärztliche Praxis in den Bann und gebe mich lediglich mit den Pflanzen ab."

Ist das nicht eine anmuthige Herzensgeschichte, werth, von einem guten Novellisten ausgeführt zu werden? Der arme junge Doctor, der in den reichen Gärten Hollands an seine Geliebte in Schweden denkt und nicht zu ihr zurückkann und dem ein falscher Freund Gruben gräbt; der arme junge Arzt, der wegen seiner botanischen Leistungen, die schon in allen Landen Anerkennung erworben, kein Zutrauen findet und erst dann mit Kunden gesegnet wird, als er bei den Vornehmen Mode wird; das treue Mädchen, die einen Baron und einen wohlbestallten Professor ausgeschlagen, um ihrem armen, als treulos verleumdeten Karl treu zu bleiben, und die für ihre standhafte, dem geizigen Vater gegenüber ertragene Liebe belohnt wird dadurch, daß sie die Gattin eines liebenswürdigen, genialen Mannes wird, dessen Ruhm bald ganz Europa erfüllte — sind das nicht Charaktere wie gemacht für eine Novelle? Und doch scheint das Sujet den Künstlern, selbst der Landsmännin Linné's, Frederike Bremer, bisher entgangen zu sein.

*) Ein Botaniker in Petersburg, der gegen Linné geschrieben.

Abraham.

Nach jüdischer Sage.

Es scheint eine Eigenthümlichkeit der orientalischen, insbesondere der jüdischen Sage, daß während diese sonst der Geschichte wie die Mutter dem Kinde vorausgeht, sie hier im Gegentheil am geschäftigsten ist, die geschichtlich feingewordenen Gestalten auszuschmücken, umzubilden, ihre Handlungen zu motiviren, mit einem Worte ihre Erscheinung poetisch zu verklären.

Es kann nicht fehlen, daß dann oft solche Gebilde der ewig fortspinnenden Volks-Phantasie, mit ernsterem Sinne betrachtet, unendlich verlieren gegen den einfach erhabenen Charakter der Geschichte; aber es ist auch anzuerkennen, daß erst durch diese Rankengewächse der Dichtung manche starre Züge flüssig, dem Gemüth des Volks vertrauter und dadurch zu dessen Eigenthum geworden.

Es wird freilich darauf ankommen, ob es jemals der Sage gelingt, das Historische so völlig zu entstellen, daß die ursprünglich darin waltenden sittlichen Anschauungen nicht mehr wiederzuerkennen sind; diese Gefahr ist aber in der Regel nicht vorhanden, vielmehr hält die fortbildende Triebkraft des Volksgeistes das Ursprüngliche eigensinnig fest, bewegt sich unablässig um dasselbe und verdeckt bei allen Umhüllungen, die es ihm schafft, doch selten oder nie den ideellen Kern desselben.

Und es ist das nicht zu verwundern, da sowol jenes Ursprüngliche als die folgenden Wand-

lungen desſelben aus dem Volksbewußtſein ſtammen, das nicht willkürlich, wie es wol bei der einzelnen Perſon vorkommt, von ſich ſelbſt abfallen kann. Alles fortbildende Schaffen des Volksgeiſtes auf dieſem Gebiete iſt ja nichts anderes als ein unaufhörliches Zurückgreifen in ſich ſelbſt, ein Schöpfen aus eigener Tiefe; nur daß dabei zugleich die Außenwelt ihr Recht übt, indem ſie zum Schöpfen anregt und auf das Geſchäft ihren Einfluß übt.

Die Schrift „Leben Abraham's nach Auffaſſung der jüdiſchen Sage, von Dr. B. Beer" (Leipzig, Oscar Leiner, 1859) liefert durch eine geſchickt angelegte Zuſammenſtellung aus den hagadiſchen und verwandten Sagenbüchern, wie ſie ſeit den Tagen des babyloniſchen Exils bis ins 14. Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung bei dem israelitiſchen Volke gleichſam als ein mythiſch-moraliſcher Commentar zu den altteſtamentlichen Geſchichtsbüchern entſtanden, ein höchſt belehrendes Beiſpiel der ſoeben charakteriſirten Verherrlichung eines nationalen Helden durch die nachgeſchichtliche Sage. Das gebildete Publikum iſt dem Verfaſſer zu großem Danke verpflichtet, da der Gegenſtand ebenſo anziehend wie das Quellenmaterial dem allgemeinern Gebrauche entlegen und unverſtändlich iſt. Schon früher hat der Verfaſſer in gleicher Weiſe den Moſes wie diesmal den Abraham behandelt und er verſpricht in der Vorrede noch eine Reihe ſolcher Lebensgemälde der hervorragenden bibliſchen Perſönlichkeiten nach Auffaſſung der jüdiſchen Sage. Sie ſollen ſämmtlich zu den Schriften gehören, die das Inſtitut zur Förderung der israelitiſchen Literatur unter Leitung der Herren Philippſon, Jellinek und Joſt herausgibt; das Leben Abraham's bildet den 1. Jahrgang dieſer Sammlung.

Vergleicht man nun die einfache Geſchichte des großen israelitiſchen Nationalhelden nach der Moſaiſchen Erzählung mit dem bunten Gewirr von Sagen und anekdotiſchen Ausſchmückungen, die oft wie aufgebettete Lappen von fremdem Stoffe erſcheinen, ſo kann man ſich bisweilen des Verdruſſes nicht erwehren, das Erhabene in den Staub herabgezogen zu ſehen; aber das Intereſſe der Sache liegt ja nicht darin, über Abraham Neues zu erfahren, ſondern in der Anſchauung, wie die Phantaſie des jüdiſchen Volks, bald an Fremdes ſich anlehnend, bald aus Eigenem ergänzend, ſich ihren Abraham zurecht gemodelt und geformt, bis er zu einem wunderbar geleiteten und wunderbar wirkenden Gottesſohn und Mittler geworden, der doch bei alledem auch die rein menſchlichen Grundzüge ſeines urſprünglichen Charakters feſthält. Zu wünſchen wäre, daß der Verfaſſer die ſtete Vergleichung mit dem Moſaiſchen Berichte ein wenig erleichtert hätte; denn eben auf dieſe Vergleichung ſcheint es überall weſentlich anzukommen.

Schon aus folgenden kurzen Mittheilungen wird ſich das eigenthümliche Gewirk des Urſprünglichen mit dem ſpäter Hinzugedichteten erkennen laſſen. Das Kind Abraham hat dieſelben Gefahren vor König Nimrod zu beſtehen wie der junge Cyrus vor ſeinem Großvater Aſtyages; es wird auch ebenſo wunderbar gerettet und offenbart ſchon im zarteſten Alter ſeine hohe Beſtimmung durch die reinere Gotteserkenntniß, die es kund gibt. Als dann Nimrod zur Verhöhnung des Himmels ſeinen gewaltigen Thurm auftuhet, verwirrt Gott auf Abraham's Bitten die Sprache der Frevler und hindert dadurch den Bau; und als Abraham, weil er die Götzenbilder zerſtört, in den Feuerofen geworfen wurde, errettete ihn Gott wiederum auf wunderbare Weiſe. Den Verſuchungen Satans, der ihn zum Götzendienſt und ſpäter zum Mißtrauen und Ungehorſam gegen den Höchſten verleiten wollte, widerſtrebte der Gottesheld mit Standhaftigkeit; doch blieb er bei aller Reinheit ſeines Glaubens nicht frei von Zweifeln in die wiederholten Verheißungen Gottes, beſonders in Betreff der eigenen Nachkommenſchaft, und mußte deshalb manche Zurechtweiſung erfahren. Als eine Hungersnoth in ſeinem neuen Heimatslande Kanaan, die Gott als Prüfung über ihn verhängte, ihn nach Aegypten trieb, erkannte er hier zum erſten mal in einem Waſſerſpiegel die wunderbare Schönheit ſeiner Gattin Sarah; dieſe bezaubert auch den König und wieder iſt die Vermittelung Gottes nöthig, ſie vor den Nachſtellungen deſſelben zu behüten. Sodann erſtaunen der König und die Gelehrten des Landes über die Weisheit Abraham's und entlaſſen ihn hochgeehrt in die Heimat, ja Pharao gibt ihm ſeine Tochter Hagar als Sklavin mit, eben dieſelbe, welche ſpäter die Eiferſucht der greiſen Sarah erregte und ihrem Gemahl den Ismael gebar. Als bei einem Beſuche Gottes und dreier Engel in Abraham's Zelte einer der letztern die Verheißung eines Sohnes wiederholte, lachte Sarah, eitel auf ihre unvergängliche Schönheit, aber ungläubig in Beziehung auf ihres Mannes Alter. Auf das Flehen der Engelſcharen gebärt ihr Gott trotzdem einen Sohn; bei ſeiner Geburt geſchahen wohlthätige

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Elegantes Studierzimmer Jordans. Drei Thüren. Rechter Hand vom Schauſpieler ein Büreau mit Scripturen und Büchern, die etwas wild durcheinander liegen. Ueber dem Büreau an der Seitencouliſſe eine eingerahmte Stickerei (Blumenſtück).

Wolf. Julie.

Wolf.

Nicht wahr? Wie ich Ihnen geſagt habe, Frau von Jordan. Die junge Dame iſt mir mit Recht empfohlen worden. Sie iſt die Tochter eines früher ſehr bemittelten Kaufmanns. Man rühmte ſie mir in dem Hauſe, wo ich ſie ſahe, als ein Weſen, das für die Erziehung der Jugend wie geboren ſcheint.

Julie.

Dann wäre ja die Arme in manchen Fällen recht zu ihrem Unglück geboren. Ich habe mich über die rückſichtsloſe

Wunder, und als die Frauen beim Festmahle mißtrauisch spöttelten, erlangten sie dadurch die Ueberzeugung von der Wahrheit der Wiederkunft, daß ihre zugleich geborenen Kinder von Sarah's Brüsten Milch empfangen.

Ein besonderer, durch Motivirung ausgeführter Abschnitt ist die Geschichte von der Opferung Isaak's. Aus Rache, weil er in Gestalt eines Bettlers von dem Festmahle abgewiesen worden, erhebt Satan vor Gott eine Anklage gegen den Glauben und die Beständigkeit Abraham's. Der Befehl zur Opferung des Sohnes soll ihn prüfen. Sarah wird in ähnlicher Weise getäuscht wie Iphigeniens Mutter. Auf dem Wege zur Opferstätte versucht Satan in mehrfacher Verkappung, das Opfer zu hindern. Der Seelenkampf in Vater und Sohn wird ergreifend geschildert, bis beide glorreiche Fassung gewinnen. Aber die Engelscharen machen Gott arge Vorwürfe, daß er so mit seinem Getreuesten verfahre, und wie er erweicht durch einen Engel dem Abraham Einhalt gebietet, traut dieser dem Boten noch nicht: der Allmächtige selbst muß seinen Gegenbefehl wiederholen und sich dann gefallen lassen, daß Abraham ihm seine Inconsequenz mißbilligend zu Gemüthe führt. Es ist ergötzlich, aber der reinen Gottesidee wenig genau, wie der Dichter sich nun mit einer jesuitischen Spitzfindigkeit aus der Schlinge zu ziehen sucht, indem er erklärt, er habe nicht befohlen, daß Abraham seinen Sohn als Opfer hinausbringe, sondern vielmehr zum Opfer. Der Erzvater beruhigt sich nicht eher, als bis Gott ihm einen heißen Schwur geleistet, daß er künftig solche Versuchungen unterlassen wolle. Satan eilt rasch voraus, um der Sarah die falsche Nachricht von der Opferung ihres Sohnes zu hinterbringen; da stirbt sie aus Jammer eines plötzlichen Todes. Abraham selbst verschied im hochen Alter, indem er unter einem göttlichen Kusse das Leben aushauchte. Sein Leichnam wurde nicht den Würmern preisgegeben, sein Schatten steht noch auf den Trümmern des Tempels zu Gott um Gnade für sein zerstreutes, mit Elend geschlagenes Volk.

Theodor Paur.

Luther über Schulen.

Wir haben von Dr. Martin Luther, dem „seligen Mann", wie seine frommen Schüler ihn nannten, zwei Schriften, welche ganz dem Jugendunterricht gewidmet sind. Die eine stammt aus dem Jahre 1524 und ist an die Bürgermeister und Rathsherren aller deutschen Städte gerichtet; die andere ist ein Sermon oder wenn man will eine Predigt, worin anbefohlen wird, die Kinder zur Schule anzuhalten.

In Luther's Zeiten beschränkten sich alle Unterrichtsanstalten in unserm Vaterlande einzig und allein auf die Kirchen- und Klosterschulen. Neben diesen ertheilten hier und dort vorzügliche Lehrer in Städten Unterricht; dieser bezog sich gewöhnlich auf Rhetorik, Dialektik, lateinische, zuweilen auch griechische Sprache. In jenen Schulen war es besonders auf die Bildung künftiger Geistlichen abgesehen. Wer nicht für diesen Stand bestimmt war, entbehrte entweder alles Unterrichts oder mußte an jenem für ihn nur wenig berechneten Unterrichte theilnehmen. So blieb ein großer Theil der Jugend gänzlich ununterrichtet und ein anderer empfing einen Unterricht, der für ihn nur wenig zweckmäßig war. Aber auch das wurde noch schlimmer, seitdem Luther auf seine Nation zu wirken angefangen hatte. Klöster wurden verlassen, Stifter geriethen in Verfall, die Aussicht, reichliches Auskommen in dem geistlichen Stand zu finden, verschwand also. So verloren sich auch immermehr die Anstalten, welche für den Unterricht ausschließlich bisher gesorgt hatten, sowie sich die Zahl derer minderte, welche unterrichtet zu sein wünschten.

Daher mußte zweierlei geschehen: es mußten an die Stelle der bisherigen Schulen andere treten und zwar von besserer Einrichtung, und man mußte sie auch brauchen und brauchen wollen. Dies lehrte Luther darauf, sich in jenen Schriften über die Lehrgegenstände zu erklären, und wer für den Jugendunterricht zu sorgen habe. Wir lassen den „seligen Mann" selbst sprechen.

„Warum leben wir Alten anders", sagt er, „als darum, daß wir des jungen Volks warten, lernen und ausrichten? Es ist nicht möglich, daß sich das tolle Volk soll selbst lernen und halten; darum hat sie Gott uns befohlen, die alt und erfahren sind, was ihnen gut ist: und wird gar schwerlich Rechnung von uns über dieselben fordern."

Weiter heißt es: „Wie wohl es Sünde und Schande, daß es dahin mit uns gekommen, daß wir allererst reiten und uns zeigen sollen lassen, unsere Kinder und junges Volk zu ziehen und ihr Bestes bedenken, so doch deshalb uns die Natur selbst sollte treiben und auch der Heiden Exempel auf mannichfaltige Weise. Es ist kein unvernünftig Thier, das seiner Jungen nicht warten

und lehret, was ihnen gebühret. Und was hälfe, daß wir sonst alles hielten und thäten, und wären gleich eitel Heiligen, so wir das unterwegs lassen, darum wir allermeist leben, nämlich des jungen Volks pflegen? Ich achte auch, daß unter den äußerlichen Sünden die Welt für Gott von keiner so hoch beschwert ist, und so gräuliche Strafe verdient, als eben von dieser, die wir an den Kindern thun, daß wir sie nicht ziehen." „Aber", fährt er fort, „es ist eine große ernste Sache, die aller Welt viel anliegt, daß wir dem jungen Volke helfen und rathen, damit ist denn auch uns allen gerathen."

Wir wissen, daß Luther dem Teufel alles zuschreibt, wodurch das Böse gefördert wird; daher Folgendes: „Daß aber der böse Teufel sich so zur Sache stellt und gibt solches ein den fleischlichen Weltherren, die Kinder zu verlassen, ist nicht Wunder und wer wills ihm verdenken? Wie sollt er zugeben oder anregen, daß man jung Volk recht aufziehe? Ja, ein Narr war er, daß er in seinem Reiche sollt das lassen und helfen aufrichten, dadurch es aus aller schwinden müßte zu Boden gehen; wie denn geschehen, wo er das niedliche Büblein, die liebe Jugend verlore, und leiden müßte, daß sie mit seiner Kost und Gnaden erhalten würde zu Gottesdienst. Recht und weislich thut er es, sein Reich zu erhalten, daß ihm der junge Haufe ja bleibe. Wenn er den hat, wächst der unter ihm auf und bleibt sein, wer will ihm etwas nehmen?"

Aber auch das äußere Glück der Welt hängt von der Erziehung und dem Unterricht der Jugend ab.

„Wenn nun gleich kein Seel wäre", sagt Luther, „so wäre doch allein schon diese Ursache genugsam die allerbesten Schulen beide für Knaben und Mädchen an allen Orten aufzurichten, daß die Welt auch ihren weltlichen Stand äußerlich zu halten, doch bedarfs keiner, geschickter Männer und Frauen. Nun, solche Männer müssen aus Knaben werden und solche Frauen müssen aus Mädlein werden. Man muß aber nicht warten, bis feine Leute selbst wachsen; man wird sie auch weder aus Steinen hauen, noch aus Holz schnitzen; so wird Gott nicht Wunder thun, solange man der Sachen, durch andere seine dargebene Güter, gerathen kann. Darum müssen wir dazu thun und Mühe und Kost daran wenden, sie selbst erziehen und machen. Und wenn man gleich den höchsten Fleiß anwendet, daß man eitel feine, gelehrte und geschickte Leute erzöge, zu regieren, es würde dennoch Mühe und Sorge genug haben, daß es wohl zuginge."

An einer anderen Stelle meint Luther, daß die Gemeinden selber, aber nicht die Eltern noch die Fürsten für den Unterricht der Jugend Sorge tragen müssen. „Fürsten und Herren", sagt er, „sollten's thun, aber sie haben auf den Schlitten zu fahren, zu trinken und in der Mummerei zu laufen und sind beladen mit hohen merklichen Geschäften des Kellers, der Küchen und der Kammer. Und ob's etliche gern thäten, müssen sie die andern scheuen, daß sie nicht für Narren oder Ketzer gehalten werden. Darum will's euch, lieben Rathsherren, allein in der Hand bleiben, ihr habt auch Raum und Zug dazu, besser denn Fürsten und Herren."

Wir sehen, diese Stelle gehört in die in so mancher Hinsicht schöne Zeit Deutschlands, wo die Städte (und nicht blos die freien) so viel vermochten. Die Macht der Städte ist gefallen, die der Fürsten gestiegen. Und wer wollte nicht gestehen, hier und dort zum großen Gedeihen der Schulen? Aber dennoch würde es in mancher Fürstenstadt besser um die Schulen stehen, wenn diese Städte auch nur das vor sich thäten, was sie noch können!

Luther will ferner Knaben- und — was bis dahin unerhört war — Mädchenschulen. Wie Luther die Mädchenschulen auffaßt, geht aus einer Stelle hervor in der „Ordnung eines gemeinen Pastors zu Leisnig", die unter seiner Aufsicht entworfen worden ist. „Es soll", heißt es dort, „aus unter gemeinen Kosten, eine ehrliche, betagte, unsträfliche Weibsperson mit einem Jahrgehalt und etlichem Vorrath verlehen werden, die jungen Mädchen unter 12 Jahren in rechter christlicher Zucht, Ehre und Tugend zu unterweisen, deutsch schreiben und lesen lehren, etliche nambafftige Stunden bei hellem lichten Sonnenschein und an einem ehrlichen und unverdächtigen Orte."

Aber selbst bei der geringen Forderung, die Töchter eine oder zwei Stunden dem Unterrichte zu überlassen, befürchtet Luther von seinen Zeitgenossen Widerspruch, denn er setzt hinzu: „Und so viel Zeit kann ja wohl ein Mägdlein haben, daß es des Tags eine Stunde zur Schule gehe, und dennoch seines Geschäfts im Hause wohl warte. Verschläft's und vertanzet und vertändelt es doch wol mehr Zeit." Was er zum Besten der Knaben in den Kreis der Unterrichtsgegenstände gezogen wünscht, sagt er in folgender Stelle: „Wenn ich Söhne hätte, sie müßten mir nicht

allein die Sprachen und die Historien hören, sondern auch singen und die Musica mit der ganzen Mathematica lernen. Darin haben die Griechen ihre Kinder vor Zeiten erzogen, dadurch doch Wunder geschickte Leute aus werden, zu allerlei hernach tüchtig. Ja, wie leid ist es mir jetzt, daß ich nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe und mich auf dieselben niemand gelehrt hat. Habe dafür musst lesen des Teufels Dreck, die Philosophos und Sophisten mit großer Kost, Arbeit und Schaden, daß ich genug habe daran auszulegen."

Vor allem aber dringt er darauf, daß neben den Künsten die alten Sprachen in den Knabenschulen sollen gelehrt werden, denn sie sind, sagt er, schon an sich ein köstlicher Besitz und das sicherste Mittel der Geistesbildung, deren Anbau allein zur wahren Erkenntnis und Freiheit führt. „Du sprichst", — heißt es weiter, „ob man gleich solche und mancherlei Schulen haben, was ist uns nütze, lateinisch und griechisch und andere freie Künste zu lernen, konnten wir doch wohl deutsch, die Bibel und Gottes Wort lernen, die uns genugsam ist, zur Seligkeit. Antwort: Ja, ich weiß leider wohl, daß wir Deutsche immer Bestien und rohe Thiere sein und bleiben, wie uns dann die umliegende Länder nennen und wir auch wohl verdienen. Mich wundert aber, warum wir nicht auch einmal sagen: Was sollen uns Seiden, Wein, Würze und der fremden ausländischen Waaren, da wir doch selber Wein, Korn, Wolle, Flachs, Holz und Stein in deutschen Landen nicht allein die Fülle haben zur Nahrung, sondern auch die Kür und Wahl zu Ehren und Schmuck."

Zum Schluß geben wir folgende charakteristische Worte Luther's:

„Auch hat der Teufel die Sprachen nicht lassen aufkommen durch die Klöster, ja sie haben allezeit aufs höchste darwider getobt, und tuhen noch! Denn der Teufel roch den Braten wohl: wo die Sprachen herfürkamen, würde sein Reich ein Loch gewinnen, das er nicht konnte leicht wieder zustopfen. Weil er nun nicht hat mögen wehren, daß sie hervorkamen, denket er doch sie nun also schmal zu halten, daß sie von ihnen selbst wieder sollen vergehen und fallen. Es ist ihm nicht ein lieber Gast damit ins Haus gekommen und darum will er ihn auch also speisen, daß er nicht lange solle bleiben."

G. Aemus.

Der Seidenschwanz.

Von Alexander Ziegler.

Unter allen gefiederten Bewohnern des „hohen Nordens" hat für mich stets der röthlich-graue Seidenschwanz mit Federhaut (Ampelis garrula, L.; Bombycilla garrula, Naum.) ein großes, ich kann sagen geheimnißvolles Interesse gehabt, weil das Nest desselben bis jetzt so wenig mit Bestimmtheit aufgefunden worden ist wie der Grund des Nichtbrütens des Kukuks.

Unter welchen Himmelszonen mag in aller Welt dieser prächtige und noch dazu gutmüthige, sorglose und einfältige Seidenschwanz brüten, von dem wir aus den Werken unserer ersten Naturforscher und Ornithologen nur wissen, daß er den „hohen Norden" bewohnt, daß er nach einer unbestimmten Zahl von Zwischenjahren (aber nicht alle sieben Jahre) gegen November scharenweise, zuweilen in ungeheurer Menge nach Deutschland kommt, daß er wenig singt, frißt wie ein Vielfraß und stinkaut ist wie ein Raubthier? Wir wissen auch, daß dieser schöne Vogel von ganz fremdartigem Ansehen und Benehmen sich im Käfig recht gut hält und daß er, beim Füttern mit Vogel- und Wachholderbeeren, wenn er nichts mehr in der Krippe findet, aus seinem Kothe die unverdauten Stücke herauszusuchen sich nicht scheut, obgleich dieser Wachholdermist beim Umwühlen einen ungeheuern Gestank verbreitet.

Nachdem der Seidenschwanz in Deutschland überwintert (auch wol ein paar oder einige Jahre hintereinander) zieht er Ende Februar oder im März wieder „nach Norden" zurück. Wohin aber dieser „Mistwühler" zieht und in welchem stillen Winkel der Erde er sein Nest „fern von Europas übermüthiger Hastlichkeit" baut, mögen die Götter wissen. Die „Hammerfesten", bei welchen Hyperboräern ich mich erkundigte, weil ihnen dieses Geheimniß der Natur offenbar sein sollte, wußten es nicht, so wenig wie unsere Naturforscher. Man sagt zwar und kann es in vielen Büchern gedruckt finden — daß des Seidenschwanzes Vaterland vorzüglich die nördliche Gegend Schwedens und Norwegens, daß er in Lappland zu Hause sei, und daß er im Sommer im arktischen Kreise wohne. Auch sagt man, daß der Seidenschwanz mitunter in Deutschland nistet, aber wer hat das Nest gefunden, das jedenfalls viel schwerer zu finden sein dürfte als das eines Zeisigs oder Goldhähnchens, eines Blaukehlchens oder einer Sperbergrasmücke?

Nach Graf Kenerling's und Blasius' „Wirbelthieren" nistet allerdings der Seidenschwanz im Norden Europas und Sibiriens ostwärts bis zur Lena, und nähert sich während der Brutzeit von weichen gefügelten Kerbthieren, die er größtentheils wie ein Fliegenschnapper aus der Luft fängt. Nach dem „Handbuch der Naturgeschichte aller Vögel Deutschlands von Chr. Ludwig Brehm" bewohnen die Seidenschwänze die Wälder und baumreichen Orte des Nordens beider Welten, wandern unregelmäßig, sind sehr wenig schlau, mausern sich jährlich nur einmal, nisten auf Bäumen und legen bläulich-weiße Eier. Der hochköpfige Seidenschwanz bewohnt Lappland, der glattköpfige das nordöstliche Europa. Nach „Deutschlands Fauna" von Ludwig Reichenbach breitet sich der Seidenschwanz in Schweden und Norwegen von 60—70 Grad nördl. Br. aus, scheint spät, vielleicht zweimal zu brüten, auf Bäumen zu nisten und soll bläulich-weiße Eier legen. Unsere Art gehört vorzüglich der Alten Welt, während Amerika eine sehr ähnliche, etwas kleinere Art besitzt, deren Aufenthalt auch weit Züge von der unserigen bisweilen theilen. Nach dem Werke: „The birds of America, by John James Audubon" (Newyork 1840), ist der amerikanische Seidenschwanz, der nach Richardson nie unter dem 55½ Grad nördl. Br. vorkommen soll, in der Nähe von Philadelphia und Long-Island gesehen worden.

Dem Entdecker des Nestes und des Eies vom Seidenschwanz ist ein glückliches Horoskop in Betreff seines Ruhms zu stellen. An Wegweisern fehlt's nicht, die ihn z. B. von Kopenhagen aus ganz gemüthlich nach dem Innern des arktischen Kreises schicken, wo nach ihrer Ansicht — wenn sie auch selbst nicht da gewesen — der Seidenschwanz Pellegiatur hält und nur durch Kälte oder viel Schnee nach Süden getrieben wird. (V. „Danmarks Fugle af Kjøbelling", (Kopenhagen, 1851.) Welcher Mann hat das Nest dieses „übrigen fliegenschnappers mit Borsten statt Federn über den Nasenlöchern" gefunden und die „Kukuksei" siegreich zurückgebracht wie Jason das Goldene Vließ? Einem anderen zufolge soll übrigens das Nest des (amerikanischen?) Seidenschwanzes in der neuesten Zeit entdeckt, ein Ei desselben (veilchenfarbig) im Museum zu London aufbewahrt und schließlich auch das Nest des europäischen Seidenschwanzes (?) von einem Engländer Wolley, der sich in den „arktischen Regionen" aufgehalten hat, in den nördlichen Gegenden von Finnland aufgefunden worden sein. Relata refero — füge aber noch im Interesse der Ornithologen hinzu, daß mir ein bekannter norwegischer Naturforscher persönlich mitgetheilt hat, zwei solche Nester befänden sich in dem Universitätsmuseum zu Helsingfors und mehre seien nach England gebracht worden. Ein Weiteres weiß ich nicht zu berichten.

Pariser Plaudereien.

Von Hermann Semmig

II

Was in Frankreich treibt und drängt, was es sucht seit der Restauration, wo zuerst nach dem Zerstörungswerke der Revolution und dem Thatenleben des Kaiserreichs der Neubau der Gesellschaft begann, das ist „der unbekannte Gott".

Religionen über Religionen werden gegründet wie Constitutionen über Constitutionen.

Da sind zuerst, von den Nachtretern fremder Nationen im philosophischen Gebiete, Robert Owen und Gousin, zu schweigen, die Propheten Charles Fourier, der Evangelist der Association und der auf das Moralische angewendeten Attractionstheorie, Saint-Simon, der Hoherpriester der Industrie, und sein Jünger, der Vater Enfantin, der Papst Pierrus, der sich zum Stellvertreter seines Herrn und Meisters aufwarf; da ist Lamennais, der Savonarola des 19. Jahrhunderts; da sind die kleinen Propheten Ghatel, ein Seitenstück Ronge's, der Primas der französisch-katholischen Kirche, die sich auf die Nationalität beschränkte und Napoleon dem Großen als Nationalheiligen einen Tag im Kalender weihte; Ghatel, dem ein alter Tempelherr die Priesterweihe gab; da ist August Comte, der Stifter der positiven Philosophie, der (hat sich doch auch das Christenthum auf den Väter Konstantin gegründet) dem russischen Zaren Nikolaus einen Bundesantrag machte; da ist Cabet, der lammfromme, der gute Hirt, der die Welt in einen Schafstall verwandeln wollte; da ist auch der Mohammed Proudhon mit dem Schwerte der Zerstörung, der „gemüthlichen Anarchie", wie der Prophet des Orients voll realistischer Verachtung gegen die Frauen, in denen er nur Haushälterinnen sieht, nur daß er nicht verkündet: Gott ist Gott! sondern: Gott ist das Uebel! Dieu est le mal!

Woher dieses Drängen, diese Unruhe in den Gemüthern? Woher dieses Schwanken und Suchen

der glaubensdürftigen und glaubensleeren Herzen? Woher diese Ungewißheit? Diese Menge Propheten, von denen einer den andern verdrängt? Weil — ich habe es schon mehrmals gesagt — weil Frankreich in religiöser Beziehung nicht mit dem Mittelalter gebrochen hat und doch den Gehalt desselben, die Philosophie des 18. Jahrhunderts und die Wissenschaft des 19., nicht aufgeben will. Trauriger Widerspruch, an dem einer der größten Lichter des neuen Frankreich, Alfred de Musset, zu Grunde gegangen ist, der Dichter des „Rolla" und der „Hoffnung auf Gott"! „Dors ta content, Voltaire!" Ach, in seinen Brust hallte diese Frage mit ihrem herzzerschneidenden Schrei nicht nach und wühlte darin fort wie mit zweischneidigen Klingen. Eine Frage, ein Ruf wie der Ruf Gretchen's in den Ruinen eines Kleinods, Schrei der Verzweiflung, den kein Priesterhaupt, kein ehrwürdiger Vater Zelle mit noch so schönen Argumenten übertönte. Wie vor zweitausend Jahren stürzt eine Welt in Trümmer.

Und wißt ihr, wer damals zuerst glaubte den Worten des neuen Glaubens, der guten Botschaft? Die Frauen und nach ihnen die Sklaven. Doch das war beides ungefähr eins (wie es zu zum Theil noch heute, sagt George Sand). Maria, die schöne Sünderin aus Magdala, und Maria aus Bethanien umstehen am Kreuze Maria, die Mutter des neuen Gottes.

Darf man sich wundern, wenn auch heute die Apostel des „neuen Glaubens" in Frankreich sich vorzugsweise an die Frauen wenden, wenn sie in ihnen das Werkzeug der Erlösung, ja die Offenbarung Gottes sehen? Daher die Predigt von dem „freien Weibe" in Menilmontant, die von George Sand so poetisch verklärt ward; daher die Schwärmerei August Lacomte's für die „Marthe" seines Bethaniens — preisend zu reden zur seine Köchin.

In diese religiöse Bewegung hat der Strom der Zeit auch Michelet mit fortgerissen. Ja, dieser Historiker, dieser Mann der Wissenschaft ist kein bloßer Geschichtsschreiber, kein Katheder-Professor; ihn treibt eine Idee, ungeheuer, gewaltig wie das Feuer der Vulkane, deren Lava erwärmt und befruchtet; es ist die Idee der Auferstehung des Volks, der Menschheit. Von seinem „Vico" an hat sie ihm vorgeschwebt, hat ihn begleitet die ganze große Bahn, die er auf dem Strome der französischen Geschichte hinabglitt; „das alles" rief er, als sein „Vogel" sich aufschwang, wie Schiller in seiner „Sehnsucht", als „aus diesen Thales Gründen, die der kalte Nebel drückt", er den Ausweg suchte nach den schönen Hügeln ewig jung und ewig grün; und wie Schiller rief er: „Du mußt glauben!" Ja, aber an wen?

An das Weib! „Denn", sagt er, „das Weib ist eine ganze Religion, das Weib ist Gott!" In dem Munde des Mannes, der der Jungfrau von Orleans das schönste Denkmal gesetzt hat, das ihr neben Schiller's Drama in der Literatur geworden ist, ist dies Wort nur natürlich. Denn, was auch französische Kritiker sagen mögen, die Idee, die er in seinem neuesten Werke: „La femme", ausspricht, ist ihm nicht von außen gekommen, sie lag im Grunde schon in ihm. Der Grundgedanke des letztern ist: „Der Zweck des Weibes auf Erden, sein entschiedener Beruf ist die Liebe", und wäre ihm die Liebe zu einem einzigen verliehen, die thätige Liebe der Barmherzigkeit würde das Weib reichlich entschädigen; hätt Eines Kindes, das sie geboren hätte, würde sie tausend haben und ausrufen, indem sie sie an ihren Busen drückt: „Ich habe nichts verloren!" Die Liebe ist ihr einziger Beruf, darum will Michelet jedes Handwerk soviel als möglich ihr entzogen wissen; nur der Häuslichkeit soll sie sich widmen, Freude, Schmuck und Walterin des Hauses sein, der Genius des häuslichen Herdes. Meine deutschen Leserinnen verstehen nicht, welchen Werth diese Worte im Munde eines Franzosen haben. Bei uns bleibt, wenige Ausnahmen und Gewerbe abgerechnet, die unbedingt der weiblichen Hand bedürfen, das Weib entfernt von dem Geschäft des Mannes, das ihre ist die Verwaltung des Innern und die Erziehung der Kinder. Anders in Frankreich. In allen Gewerben betheiligt sich die Frau an der Arbeit des Mannes als Comptoirdame, vom Handwerker an bis zum Apotheker und Buchhändler (natürlich die großen Verlagshäuser ausgenommen); meistens wohnt selbst die ganze Familie im Magazin und jeder Vorübergehende wirft seinen profanen Blick in das Heiligthum der Familie, wenn dies noch ein Heiligthum zu nennen ist, was sich allen Blicken preisgibt. Jedes Mädchen des Arbeiterstandes erlernt ein „Handwerk" und treibt es fort als Gattin, sodaß die Küche oft darüber zu leiden hat; sie hat ihren Verdienst für sich wie der Mann den seinen. Um diesen Verdienst nicht zu schmälern, entzieht sie sich der zeitraubenden Mutterpflicht und gibt ihr Kind sofort nach der Geburt aufs Land in eine Bauernhütte, wo es

wohl oder übel aufgefüttert wird.*) Bei der obrigkeitlichen Aufbietung der sich Verheirathenden heißt es auch regelmäßig: „Fräulein N., ihres Handwerks Plätterin, Wäscherin" u. s. w., oder: „Fräulein N., ohne Handwerk" (sans profession). Was in Deutschland durch die Sitte geheiligt ist, ist für Frankreich im Munde Michelet's eine Neuerung.

Wer aber denkt dabei nicht an Schiller's Worte in der „Glocke": „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben, doch im Hause waltet die züchtige Hausfrau und hütet zum Guten den Glanz und den Schimmer." Sicherlich, Herr Michelet, Sie kannten diese und andere Worte deutscher Dichter nicht, wie so viele andere Franzosen, die im französischen Leben das Ideal der Gesellschaft sehen; sonst — nun, sonst hätten Sie dem deutschen Ohre nicht so wehe gethan!

Von seinem Grundsatz aus treibt denn auch Michelet alle Junggesellen zur Ehe trotz der großen Bedenklichkeiten, die sich in Frankreich gegen diesen Schritt erheben, als da sind: Die Koketterie und Toilettensucht, die Vertheuerung des Unterhalts, die mangelhafte Erziehung der Mädchen, die Emancipationswuth der jungen Frauen. Er verkennt dies alles nicht und doch ruft er ein Cato'sches Trotzalledem: „Mutzig, junger Freund' heirathe und sieh', wie du fertig wirst!" Ein schönes, heroisches Wort, aber wie viel Männerherzen gibt es in dieser Jugend, darin es Echo fände? Ich kann nicht umhin, auch hier wieder Herrn Michelet zuzurufen: Warum allein von der männlichen Jugend diesen Muth verlangen? Warum nicht einmal ein ernstes Wort zu der weiblichen Jugend sprechen, die in Frankreich in Verzärtelung und Schlaffheit heranwächst ohne Sinn für den Ernst des Lebens? Nicht mit Unrecht haben Kritiker in dieser Beziehung Entschuldigungsgründe für die Ehescheu gefunden und hervorgehoben, wie manche Freier eher zurückgewiesen werden sollten, die nichts als die Mitgift heirathen, während andere der Mangel der letztern von der Ehe abhält. Die Ehe wird werden, was sie sein soll, erst wenn die ökonomischen Verhältnisse der Gesellschaft allgemein nach Grundsätzen der Gerechtigkeit geordnet sein werden.

*) Also die Nebensache zu dem kürzlich von uns mitgetheilten Artikel „Frauenloos" (Nr. 8). Bei dieser Gelegenheit berichtigen wir, daß der Verfasser der in letzterm erwähnten kleinen Schrift, A. Kühne, keine Dame ist. D. Red.

So hat denn auch dies Buch wie das von der Liebe sein Thema nicht erschöpft, ob es gleich gewaltig anregt. Welch schönes Wort z. B. über die Erziehung der Mädchen, denen Michelet die Natur als Hauptgegenstand des Unterrichts gegeben wissen will, den Knaben aber die Geschichte. Ich dachte dabei an die Worte meines Gastfreundes Dr. Guépin in Nantes, der ebenfalls als philosophischer Schriftsteller für die Emancipation der Frauen auf eine mehr naturwissenschaftliche Bildung der Mädchen dringt.

Nicht erschöpft ist der ungeheure Stoff, den das Frauenherz bietet, schon darum, weil der Verfasser von den verschiedenen Seiten des weiblichen Lebens vorzugsweise die eine der Gattin hervorgehoben hat. Uebrigens begegnen wir hier wieder wie in der „Liebe" jener Mischung von Poesie und Medicin, die manchem ein Greuel geweien; wieder hat Michelet, wie er sich ausdrückt, jene „alberne Schranke zerbrochen, die die schöne Literatur von der wissenschaftlichen Freiheit trennte". Was gerade am meisten gewisse Kritiker stört, das ist die poetische, blühende, ja manchmal schwärmerische Sprache, in die er seine anatomischen und physiologischen Entwickelungen einkleidet; eine trockene, ernst wissenschaftlich gehaltene Darstellung würde von den Frauen überschlagen werden, aber diese verführerische Sprache blendet ihre Augen und macht, daß sie sich in den Partien verirren, wo die verbotene Frucht schimmert, deren Genuß Gutes und leider auch Böses verstehen lehrt. Indessen darf man die unverfälschte Lauterkeit und Aufrichtigkeit nicht vergessen, die unsern Frauenlob beseelt; er glaubt, was er sagt; man muß wissen, daß der mystische Schimmer, den er hier und da über sein Werk breitet, von der elektrischen Strömung seiner von weiblichen Nerven herrührt; und wenn auch ich anerkenne, daß die Nacktheit zwar göttlich, die Scham aber menschlich sei, so erinnere ich mich nun auch deiten, was mir gelegentlich der „Liebe" ein Freund aus Paris schrieb: „Dieses Buch ist ein nützliches Gegengift gegen die Einmischung der Bigoterie in Ehe und Familie; hat es doch darum der Papst in den Index setzen lassen."

Von diesem Standpunkt aus finden wir auch das Wort Michelet's: „Die eheliche Beichte (d. h. die Beichte unter Gatten) ist ein Sacrament der Zukunft", völlig gerechtfertigt. Man muß wissen, wie die Jesuiten über diese Art Schriften wüthen, um zu ahnen, welchen Schaden letztere ihnen thun. Zu den Mysterien einer neuen, nur unverhüll-

tern Jhs rust Michelet die Menschen, werfen ihm einzelne Kritiker vor; gut, aber dieser Ruf entzieht den Jesuiten ihre Adepten und das ist ein Verdienst.

Man wirft ihm ferner vor, die Prosa des Lebens nicht beachtet zu haben, nicht genug Oekonomin zu sein; es mag sein. Darum aber haben wir ihn eben in eine Parallele mit den neureligiösen Schriftstellern gestellt, er predigt einen Cultus. Wird er in der Wüste predigen? Ja, aber wie Johannes der Täufer, der da rief: „Die Zeit erfüllet sich und das Himmelreich ist nahe!“ Man hat noch nie recht beachtet, wie die Frauenfrage eine ganz moderne ist. Niemals hat man vor dem 19. Jahrhunderte die Stellung der Frauen in Erwägung gezogen, einzelne Genies des christlichen Mittelalters abgerechnet, wo man über die Frage discutirte, ob die Frauen auch Menschen seien. Die Frauenfrage, die der Arbeit und die Naturwissenschaften sind die drei großen Probleme, deren Lösung die ganze Welt umgestalten wird. Es ist nicht zufällig, daß so große Geister seit kurzem der Stellung der Frauen ihre Aufmerksamkeit zuwenden, und es ist ein Zeichen der Zeit, daß gleichzeitig mit Michelet's Werk ein anderes über das gleiche Thema erschienen ist: „Die Frauen, ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Von J. de Marcher-Girard“ (Paris, Chappe). Der „Siècle“ bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Das weibliche Herz ist ein Räthsel für die Frauen selbst unter sich und der Mann glaubt es zu ergründen?“ Das Werk der Französin zeichnet sich durch ehrenhafte Gesinnung aus; es ist frei von jenen Verirrungen, die die Emancipationsfrage so in Verruf gebracht haben. Die Verfasserin erhebt keine weinerliche Bitte für das „leidende Geschlecht“; sie erkennt eben den Fortschritt der Stellung der Frauen an, von den religiös-mythologischen Anfängen der menschlichen Gesittung an, wo das Weib in Eva, Pandora und Helena als die Verkörperung des bösen Princips erschien. Die hohe Ansicht, die sie von der Ehe hat, beweist sie dadurch, daß sie gegen die Trennung des Vermögens unter Gatten eifert, die ein stetes Mißtrauen, eine stete Selbstsucht unter zwei Personen nährt, die doch Ein Leib und Eine Seele sein sollen. Lamartine hat sich über dies Buch in einem Briefe an Fräulein Girard also ausgedrückt: „Mein Fräulein! Ich habe Ihr schönes Buch gelesen; noch nie ist mehr Verständigkeit von mehr Gelehrsamkeit getragen worden. Die Sache der achtungswerthen, durch Talent und Tugend ausgezeichneten Frauen mußte also von einer Frau vertheidigt werden; die Männer bedurften dieser Vertheidigung nicht, für sie ist diese Sache von vornherein durch Natur und Empfindung gewonnen. Ich habe Sie auch nicht zu meiner Ueberzeugung, sondern zu meinem Entzücken gelesen . . . Ich weiß nicht, ob ich alle Ihre Ideen theile und ob Sie, indem Sie die gesellschaftliche Stimmung des Weibes erweitern, auch dessen Herrschaft erweitern; diese Herrschaft gründet sich nicht auf gesellschaftliches Recht, sie ist von göttlichem Recht; gefallen heißt gebieten, dieser Titel genügt für Ihren Einfluß . . . Die Kindheit, die Jugend, die Zeit der Mannesreife, das Alter, das sich dem Grabe zuneigt, sind für uns nur verschiedene Phasen und Weisen, das zu lieben, was Gott von allen seinen Gebilden als das liebreichste und liebenswürdigste geschaffen hat. Ich gehe aus dieser Welt sehr enttäuscht über die Männer, aber ohne den geringsten Verlust an Achtung oder zarter Verehrung für die Frauen. Die Menschheit ist eine Medaille, die Gott mit zwei Seiten gebildet hat; um sie noch fortbin zu lieben, will ich nur eine davon betrachten; wir Männer sind die Kehrseite der Medaille, Sie Frauen die schöne. Diese allein wird mich einst das Leben betrauern lassen, denn am Morgen war sie meine Wonne und am Abend ist sie mein Trost.“

Anregungen.

Tausend Thaler für das „beste Drama“.

II.

Als wir in Nr. 8 der „Unterhaltungen“ die in Berlin beabsichtigte Prämiirung des alle drei Jahre erscheinenden „besten Dramas“ einen „Mißgriff“ nannten, da eine Maßregel das Andenken Schiller's nicht ehren könne, die die Freiheit der Literatur verletze, durften wir auf Widerspruch gefaßt sein.

Wenn ein Regent und vier Minister, eine Akademie und neun „Notabilitäten“, die zu Richtern in diesem geistigen Gladiatorenkampf ernannt werden sollen, für sich das Wort zu ergreifen haben, so finden sich schon die Organe dafür.

Schmeichler erbieten sich dann auch wol noch von

selbst zur Unterstützung. Einige Vertheidiger der Prämie sind sogar aus den untersten Klassen der Presse gekommen. Da hieß es denn natürlich: „Herr G. ärgert sich nur, daß er" und ähnliche Gemeinheiten mehr.

Seit dreißig Jahren sind wir beim Aussprechen unserer Ueberzeugungen gerade durch letztere Form der Entgegnung immer am sichersten hindurchgekommen. Auch jetzt noch zweifeln wir nicht, daß sich mit der Zeit die Einsicht in die Richtigkeit unseres Behauptung finden wird. Wir bekämpften nicht, was sich König Max von Baiern als förderlich für die Bühne gedacht hat, daß Preise ausgestellt werden für bestimmte Aufgaben, für die man sich in München zur Concurrenz melden kann. Wir bestritten nur die Tauglichkeit und Würdigkeit der berliner Maßregel. Diese legt keinen Preis zur freien Bewerbung aus, sondern zwingt jenen Dramatiker, sich alle drei Jahre eine Beurtheilung gefallen zu lassen, die nicht von ihm gesucht wurde. Mehrere Stimmen, die unserer Ansicht eines so lästigen Brauchthums der Literatur durch eine Akademie im allgemeinen günstig waren, erinnerten: Die berliner Preisrichter werden mehr lächerlich als furchtbar sein. Wir wagen keinen Blick in die Zukunft, glauben aber, daß eine Maßregel, die so hohe Sanktion gefunden hat, die mit solchen Umständlichkeiten in Scene gesetzt werden wird, wie bereits die Publikation derselben war, immerhin verstehen wird, sich in einen gewissen Nimbus zu hüllen.

Wir schrieben gegen jene Art „Schiller zu ehren", einmal der Sache selbst wegen, die entmuthigend ist. Sie ist nicht entmuthigend für renommirte Aesthetiker, für den die Bühne nur dazu da ist, um über sie Artikel schreiben zu können, sie ist nicht entmuthigend für diejenigen, die aus dem Französischen übersetzen oder die kleinen Bühnen mit Darstellungsmaterial versorgen; sie ist es für die, welche für die Bühne mit dem Ziel einer höhern Aufgabe arbeiten. Wenn ein solcher Aesthetiker oder Lohnarbeiter sagt: „Ein wahrer Dichter wird sich nicht abschrecken lassen, für die Bühne zu arbeiten, wenn auch zehnmal jetzt ein Damoklesschwert über seinem Haupte hängt" — so wiederholt er nur eine Dilettantenphrase. Er wende sich doch nur einmal an Autoren, die es mit den höchsten Aufgaben der Bühne versucht haben. Er höre doch nur, was Grillparzer, Uhland, Rückert, Immermann für Erfahrungen machten und aus welchen Stimmungen sie aufhörten, für die Bühne zu schreiben. Sie hörten auf, weil gerade diese Form der Production die ein höchst lästiges Verfahren, müssen äußeres Erfolges durch sich selbst bedingende, zugleich eine die unmittelbare Herausstellung seiner ganzen Persönlichkeit fordernde ist und zuletzt Erfolg und Nichterfolg Rücksichten auf das Gemüth ausüben, die so in keiner andern Dichtgattung wiederkehren. Wer die Thätigkeit des Dichters von Beruf und edlem Ehrgeiz für die Bühne anspornen will, muß jenes Uebermaß der Schaustellung und der Prüfung durch den Erfolg ab vor dem Parterre oder vor der Kritik mildern, nicht schärfen.

Sprachen wir also deshalb, wir möchten sagen aus Liebe zu etwa zehn bis funfzehn bedeutenden Namen, die jetzt schon wirken, und aus Liebe zu zehn oder funfzehn, die in frischen Jahren wirken könnten, unsere Nichtzustimmung zu jener Maßregel aus, so thaten wir es zweitens in Erwägung der kalten Weise, mit der sich eine dilettantische Theilnahme am Leben und Wirken der Literatur hinlegt, völlig die Personen in den Schaffenden ignorirt, nur das von ihnen objektiv Gegebene und Geleistete festhält und mit Auszahlung von tausend Thalern glaubt, Wunder wie erhaben zu seiner gewohnten Tagesordnung zurückkehren zu können. Die Grundmeinung über diese Prämie war eine wohlmeinende, aber unüberlegte. Oder glaubt man in der That, weil man den mächtigen Hebel, der in der Literatur liegt, nicht verkennen kann, durch solche und ähnliche Maßregeln sich der Richtung und Form der Geister ergeben zu können, die man wünscht? Schon tauchen Stimmen auf, die für die Poesie eine Akademie verlangen? Die Geschichte der Literatur scheint an vielen Sprechern ohne Lehre vorübergegangen zu sein. Am wenigsten läßt sich aber die Richtung in der Literatur durch Geld bestimmen und am allerwenigsten durch Abstumpfung für den Ruhm. Wie sich das anhört, wenn am Aber- oder am grünen Parnaß von den Motiven zum Dichten gesprochen wird! „Ein wahrer Dichter wird, wenn er einmal zum Drama eine Inspiration fühlt, nicht an die berliner Absurtheilung denken." Eine artistische Welt das! Ganz die Literatur des Herrn General-Intendanten von Hülsen! Alle Tage ein neuer Messias! Bald ein Akteur in Schlesien, bald ein Provinzler in Pommern, bald da, bald dort ein neuer — Anfänger. Ist das euer Ernst, dann habt ihr freilich recht. In Virginia und Stuttgart träumt alle Tage völlig harmlos ein neues Talent von einem neuen — wenigstens aufführbaren Drama. Aber die Literatur, die schon da ist, die Dichter, die nach fünf Dramen auch noch fünf andere schreiben, diese sind so artistische Naturen nicht. Es mag klug erscheinen, wenn ein dramatischer Autor seinen Ehrgeiz zu verbergen weiß. Aber — sollte nicht Sailer Mozart verspürt haben? — — Wie glaubt ihr wohl, daß Immermann sich aussprach, wenn die Rede davon war, wie sehr Raupach die berliner Bühne beherrsche? Seinen Zorn hörten wir selbst. Und wie sich Platen darüber aussprach, könnt ihr gedruckt lesen.

Zum Beweis, daß es eine kalte, leichtsinnige, undankbare Handlung ist, sich durch ein akademisches Preisgericht in die freie deutsche Production und über auf der Bühne schon durch sich selbst arbeitenden derben Schicksale zu mischen und unter fünf vielleicht braven Stücken, die nur auf den Beifall der Massen, des Parterres und der Kritik, wie sie kommt und geht, geschrieben wurden, eins durchaus — mit pfiffiger Miene als das „beste" erkennen und mit akademischem Pomp belohnen zu wollen, wollen wir einige fernere Thatsachen aus der Theatergeschichte zusammenstellen.

Gerade in jenen [illegible]wollenden, prosaischen Berlin wurde im Jahre 1801 binnen zwei Monaten zum ersten male gespielt. Am 8. Januar 1801 „Maria Stuart" mit großem Erfolg. Am 25. Februar 1801 zum ersten mal „Egmont" mit bedeutend geringerem. Die Verfasser dieses Schiller und Goethe. Wer bekam nun wol die akademische Medaille und die tausend Thaler? „Letztere könnten ja auch getheilt werden." Seid ihr so gewiß, daß dies schon damals wirklich geschehen wäre? Geschehen zu Gunsten des in Berlin in jener Zeit unpopularen Goethe?

In den Jahren 1802, 3, 4, 5 findet man Schiller, Goethe, Kotzebue, Iffland, Gerlin, die Romantiker im Wettkampf — und in welchem Wettkampf! Die Literaturgeschichte erzählt davon. Laßt euch getrost die Geister auseinanderreißen, kümmert euch nicht um den Streit — die Bühne, das Talent haben ihre Vortheile davon. Kotzebue hatte beispiellosen Erfolg. Seine „Deutschen Kleinstädter", seine „Haarsträuche" schätzt man noch heute. Gab aber die Akademie ihre Prämie an Schiller für die gleichzeitige „Braut von Meßina" — so hätte gewiß in diesem Fall alles Beifall gerufen und doch — war diese Krönung kränkend, nicht etwa für Kotzebue — dem hatten wir ja als gute Kenner der Literaturgeschichte und Aesthetik nur Obrigkeit über Obrigkeit wünschen — sondern für Goethe. Goethe's „Iphigenie" ging am berliner Theater der „Braut von Meßina" nur um sechs Monate voraus — — Alle doch schon ein Beweis für die damalige Nothwendigkeit wenigstens von zwei — „Medaillen"!

Nach Schiller's Tode regierten die Romantiker. Sie hatten auf der Bühne keinen Erfolg. Erst nach den Befreiungskriegen begann auf den Brettern ein frisches Leben und da stand Ehrung neben Hoffnung, Freudiges neben Freudigem, dankbar von der Nation Anzuerkennendes neben dankbar Anzuerkennendem. In drei Jahren, wie sie die Prämie zusammentagen will, hatte sie Gelegenheit gehabt, „Die Schuld", von Müllner, zu krönen und doch ein grundfaules, gleichzeitiges Stück, das außerordentlich gefiel. „Die Macht der Verhältnisse" von Ludwig Robert, Bruder jenes. Ludwig Robert — das war nun wol eines deutsches „Dichtergemüth", das „mit Freuden" den Vorzug auf einen andern Stern" erblickt und sich nicht im mindesten verdrossen gefühlt hätte! Ihr ironischen kennt den Bruder der Rahel wenig, wenn ihr euch denkt, daß dieser sanfte und gelassene so „ärgerliche" Zurücksetzung (denn das wird zuletzt die Sache) ertragen hätte. Und Zacharias Werner dichtete gleichfalls noch in dem Irrenhaus — und Theodor Körner concurrirte mit „Zriny" und Heinrich von Kleist mit seinen in Wien gegebenen Stücken. Diese beiden würden freilich das kränkende Urtheil nicht mehr gefühlt haben, da sie im Grabe lagen.

Nun wuchsen die Ansprüche. Immermehr zeigt der Beifall des Publikums — Müllner, Oehlenschläger, Grillparzer, Michael Beer, Houwald, selbst Frau von Weißenthurn sind zu nennen. Letztere hat Lustspiele geschrieben: „Das letzte Mittel", „Welches ist die Braut?", die aus Mangel anderer und besserer gar nicht zu verachten sind und noch heute leben. Jetzt wartet also das Publikum auf euren Ausspruch. Welches ist das beste Drama der Periode 1818, 19, 20? Da haben ihre Schuldigkeit gethan „Die Ahnfrau" von Grillparzer, „Sappho" von Grillparzer, „Klytämnestra" von Michael Beer, „Die Albanesierin" von Müllner, „Der Leuchtthurm" von Houwald, sogar das Judelstück der Zeit, „Preciosa", von P. A. Weiß, und „Die Fürstin Chawansky" von Raupach. Alle diese Stücke machten Glück und sind Zeugnisse schönen, edeln, nach damaligem Geschmack poetischen Strebens. Sie dienten der Kasse, die Kritik lobte und tadelte sie. Ist es nun aus und gut damit? Nein! In Berlin thut sich erst noch die Akademie auf, ruft jeden noch einmal von seinen ihn ermunternden Kerkern zurück und sagt: Ich geb' euch tausend Thaler — erlaubt erst, daß ich noch sage, wer von euch gab das Beste! Die Dichter sagen: Das wollen wir nicht wissen! Danach strebten wir gar nicht! Wir wollten nicht miteinander wetteifern! Laßt uns in Arieten ziehen! Nein, rufen die Professoren, wir bezahlen's euch so! Laßt euch nur erst von uns den Text leben —! Und das Publikum klebt Spaniol dazu — ganz wie im Circus maximus, wenn die Fechter kämpfen mußten, auch ohne zu wollen.

Die Dichter von 1820 an bis 1830 versinken, wie das immer geht, wenn ihrer zu viel zum Vorhof streben — und die Bühne versteht es, daraus Nutzen zu machen — immer mehr in Mittelmäßigkeit. Metternich und die Einmischung der Genius thaten allerdings dazu das Ihrige. Das Terrain gewannen die Ueberlieger, die Bearbeiter, die Absolut Gell, Vernhert, Gabelli, die leichten Talente wie Blumen, Töpfer, Holbein, Schall. Grillparzer rafft sich noch einmal. „Medea" wird heute gegeben. Es ist schwer aufzukommen, wo jetzt nur Melodramen ziehen. Und nun erliegt auch Grillparzer; denn 1826 bekommt die berliner Medaille oder allen Zweifel ein neues preußisches Talent: „Darius und Alexander" von Friedrich von Uechtritz. Lust, Solger, alles ist für Uechtritz. Nun geh, Grillparzer, und tröste dich mit dem Burgtheater, das damals noch keine Lantine hatte! Es ist wahr, die Lantine ist für vieles gut — das wird auch Rosenthal sagen, wenn die „Tarelle" 1860 in Berlin das nicht ist, was sie ihm scheint und was ein richtiges Trauerspiel in fünf Acten sein soll. Aber die Lantine ist nur an einigen Bühnen heimisch — und sich, wie dann Grabbe gethan, der Verzweiflung ergeben, und allein für „nicht angenommene" Stücke — sage „nicht angenommene" — das ist nicht Jedermanns Sache bei rauer — deutschen Harmlosigkeit des Dramatischen.

Von 1830 an herrschte Raupach und hielt einen gänglichen Beifall der Bühne wirklich auf. Leicht aber konnte der Heroische Mann, der schon 40 Jahre

all war, als er für die Bühne zu schreiben anfing und von vielen Nebenarten kein Freund war, bereits eine andere Thätigkeit ergriffen haben. Er konnte verdrießlich gestimmt sein durch die stete Bevorzugung anderer durch die Akademie einer Stadt, in der er wohnte und wo es große Erfolge zu erleben. Im Jahre 1828 konnte ihm das noch die damals aufblühende und geachtete Körner'sche Aesthetik ohne allen Zweifel bejahen. Da folgten sich schnell hintereinander die Concurrenten Oehlenschläger mit „Correggio", Grillparzer mit „Ottokar's Glück und Ende". Wie aber Raupach's Glück allen andern Dichtern dann zum Ende brachte, ist bekannt. Immer wiederholt sich dieselbe Erscheinung in der Theatergeschichte. Sind die Erfolge zu ungleich vertheilt, so entmuthigt der Muth — und Muth gehört dazu, viel Muth, öfter für die Bühne zu schreiben, und daraus kommt es doch an. Man sage nicht, die berliner Prämienrichter würden in der Raupachzeit einen minder glücklichen Richter ermuntert und das Gleichgewicht hergestellt haben. Zu den Bedingungen, die vor der berliner Akademie ein Drama zum „besten" machen, gehört auch der Bühnenerfolg, auch die Kassenverwaltung des Herrn von Hülsen hat mitzusprechen. Es wurden denn also auch damals Grabbe, Immermann, Hebbel, Grillparzer, Schenk, Michael Beer, alle, die durch Raupach verstummten, auch haben erleben müssen, daß der Urheber der deutschen Bühne, der allerhöchst protegirte Verfasser der „Schleichhändler" — auch noch die Medaille bekam. Da hieß es denn freilich bei allen: „Der Rest ist Schweigen".

Und gerade das ist unsere Bemerkübung. Das berliner Ministerium schrieb am 10. November 1859 Schillern deshalb, daß es allen wahren dramatischen, d. h. Genugthuung bedürfenden, ältere sich einstellenden Dichtern wenn nicht für die Zukunft absolutes Schweigen auferlege, doch ihnen ihr ferneres Reden zu seiner harmlosen Kränze mehr mache. Gute Kunst-Kritik soll und bleibt demnach für diejenige Beurtheilung, die ein Gefühl für das innere Walten und Leben in der Literatur hat — wie wir es gleich anfangs nannten — ein „Mißgriff".

Schiller und Körner.

Zu dem berühmten und die wichtigsten Lebensjahre des Dichters umfassenden Briefwechsel Schiller's mit Christian Gottfried Körner hat Hermann Marggraff eine interessante und belehrende Einleitung geschrieben: „Schiller's und Körner's Freundschaftsbund" (Leipzig, Weit & Comp., 1859).

Marggraff hat den Gegenstand hervorgehoben, der zwischen Schiller's Verhältniß zu Goethe und seiner Freundschaft zu Körner liegt. Jenes glich wirklich der „Allianz zweier Großmächte", die sich gegenseitig bedurften, auch ihre Kraft schätzen, aber doch jede ihren eigenen Weg gehen. Ihre besondern Ziele haben, viele war und blieb ein Bedürfniß seines Herzens. Aus einer romantischen Aufwallung entstanden, hat sie in den Bedrängnissen des Lebens einen sichern und realen Boden gefunden. Vielleicht betont hier Marggraff den ökonomischen Punkt, die Geldunterstützung, die Körner dem Freunde mit freigebiger Hand und wahrhaft großherziger Gesinnung gespendet, etwas zu stark. Ohne im geringsten ihren Werth und den Einfluß, den sie auf die Umwandlung einer wesentlich idealen Schwärmerei in eine dauernde, Zeit und Raum und Unglück überdauernde Neigung hatte, zu verkennen, wird man doch auch auf die persönliche Bekanntschaft beider Männer, ihren langen Umgang in Leichtig und Dresden Gewicht, und wol das entscheidende, legen müssen. Schon das Erscheinen des ernsten, an eine strenge und einseitige Berufsthätigkeit gewöhnten Körner wird die wilden Flammen, die noch in Schiller's Brust lohten, als er nach Sachsen kam, wohlthätig gedämpft haben, er ist darum nicht nur der treffliche, sondern auch der geistige Wohlthäter des Dichters geworden. Unermüdlich trieb er ihn voran, beseitigte ihn und entfernte, soviel an ihm lag, die Hindernisse aus seiner Bahn. Wenn Schiller einmal in der Unzufriedenheit des Verhältnisses gelegentlich von seinen Dichtungen und der Kunst überhaupt sprach, so bekämpfte mit edelm Ernst der Freund seine Ansichten. Freilich, Körner stand außerhalb der Wogen und des Bereiches jener Stürme, die in sich aber das Dichters Haupt zusammenschlugen und die nicht wenig dazu beigetragen haben, den muthigen Kämpfer, der sich hindurchschlug, zum Vollendung der Poesie zu machen; er empfand ein aristokratisches Vergnügen an der Poesie, ein Vergnügen in dem Bewußtsein, sich seelenverwandt mit den erlauchten Geistern und den Idealen der Schönheit zu wissen, ohne sie selbst in Schmerzen erzeugen zu müssen. Ist es doch sehr die Frage, ob es im Grunde seine gesicherte Stellung mit der gefährlichen Laufbahn eines Schriftstellers vertauscht hätte, wenn ihn auch in Augenblicken der Reiz und die Aetherheit derselben locken mochten. Im geringern Maße wiederholt sich bei ihm die Gesinnung und Lebensanschauung Wilhelm von Humboldt's, der allerdings von noch höhern Höhen mit genialender Vielseitigkeit das Thal zu seinen Füßen und die Sterne über ihm, die ihm näher standen als dem ringenden Dichter, betrachten konnte. „Wer erstrebt sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt?" hat Schiller gerufen, es fragt sich noch, ob ein Blick in die Tiefen der Kunst eben ein erfreulicheres Bild gewährt.

Uebersichtlich hat Marggraff die Hauptmomente in den Bestrebungen beider Freunde zusammengestellt und manchen dunkeln Punkt in ein helleres Licht gesetzt. Sehr richtig ist die Behauptung, daß wir nur ein sehr gefärbtes, idealisches Bild von Schiller's Leben und Persönlichkeit in uns tragen, dem alle jene so scharfen und bestimmten Züge abgingen,

Art, wie man in manchen Häuſern Erzieherinnen begegnet, oft entrüſtet. Bei uns wird ſie wie in ihrem älterlichen Hauſe ſein. Da ſie in der That die Liebenswürdigkeit beſitzt, von der Sie ſprachen —

Wolf.

Nur was ich Andern nachſpreche —

Julie.

Ich werde ſie wie meine Schweſter halten. Mir fehlte ein weibliches Weſen, das mir an der Laſt und Sorge für unſern nicht kleinen Hausſtand ein wenig tragen hilft. Und, wenn ſie mein Vertrauen verdient, wie oft kommen nicht ſelbſt Fälle vor, wo man ſich recht nach Mitwiſſenſchaft einer vertrauten Freundin ſehnt —

Wolf.

Ich freue mich ſchon, wie früh ſie Ihre liebenswürdigen Kleinen (Sie haben doch zwei herrliche Kinder!) in die Elemente des Wiſſens einweihen wird.

Julie.

Die Kenntniſſe der jungen Dame werd' ich zu ſchätzen wiſſen; allein an ihrem Gemüth, an ihrer Seelengüte und ſittlichen Ausbildung iſt mir weit mehr gelegen. Ich dank' Ihnen alſo nochmals. Und laſſen auch Sie, lieber Aſſeſſor, ſich öfter bei uns ſehen. Wir wohnen uns ſo nahe und ich höre, daß Sie die Abende immer

die ihn zu einem Weisen wie wir alle gemacht, begabt mit außerordentlichen Vorzügen, aber doch auch behaftet mit irdischen Schwächen. Dennoch glauben wir, daß Marggraff namentlich dem ästhetischen und kritischen Theil der Briefe eine allzu große Wichtigkeit beilegt und das Augenblickliche übersieht, was in seinem guten wie schlimmen Sinne das Bezeichnende eines vertraulichen Schreibens ist. Je mehr man die Briefe der Dichter und Künstler liest, desto schätzbarer treten uns die Spuren vorübergehender Stimmungen, einer unglücklichen oder heitern Laune, ja sogar Spuren von dem Einfluß des Luftwechsels auf begabte und feinfühlige Gemüther entgegen; unwillkürlich verlieren ihre Urtheile für die Nachkommen, je abgegeben, an Werth. Jeder weiß, wie so durchaus Alexander von Humboldt das ungünstige Vorurtheil Schiller's über ihn als nichtig bewiesen hat; wer glaubt es, daß den Dichter sein „Don Carlos" immer, nicht nur in einer trüben Stunde, „angeekelt" habe, daß er die Ode „An die Freude" für ein „schlechtes Gedicht" und den „Meistersinger" für „eine Schmiererei" gehalten?

Zur Unterhaltung.

Ludwig Rosen, der in seinem „Buchenhof" uns ein so anziehendes Bild westfälischen Lebens im Dreißigjährigen Kriege gegeben hatte, versucht es in seinem „Werner Thormann. Ein Roman" (drei Bände, Breslau, Trewendt, 1859) die innere Entwickelung und die äußern Schicksale eines jungen Mannes zu schildern, der nach manchen Unfällen und selbstverschuldeten Irrungen das Ziel seines Strebens, eine gewisse bürgerliche Behäbigkeit, die „goldene Mittelmäßigkeit" des Horaz erreicht.

Der Roman umfaßt einen weiten Zeitraum, an seinen beiden Enden berührt er politische Verhältnisse, im Beginn die burschenschaftliche Bewegung, im Ausgang die Revolutionen von 1848. Im allgemeinen sind beide im männlichen und verständigen Geiste aufgefaßt, wenn auch das einzelne hier und da von den Parteien anders gefaßt werden wird. Dieser ärztliche Hauch erscheint uns als ein Vorzug des Buchs. Vielleicht hat der Verfasser an manchen Stellen Selbstbekenntnisse gegeben, die genaue Schilderung einzelner Verhältnisse spricht dafür. Weder in seinem Inhalt noch in seiner Form ist allerdings das Werk von einem eigentlich poetischen Geiste belebt; es beschreibt und malt in wohlgefälliger Darstellung Begebenheiten des täglichen Lebens und läßt nur zuweilen einen schwachen romantischen Schimmer darüberfallen und letzteres dann nicht einmal immer zum Vortheil des Gesammteindrucks. So will sich die Episode von der Gefangenschaft Werner's bei einem Scheik der Sahara nicht recht in das Gesammtbild fügen und entbehrt auch der lebendigern und frischen Farbengebung, die sie wenigstens in ihrer Besonderheit mit Vergnügen betrachten ließe. Es ist schade, daß statt der langgezogenen und lehrhaften Auseinandersetzungen über Roman und Novelle, die gar zu sehr an eine „Deutsche Stunde in Secunda" gemahnen, nicht eine der eingeflochtenen Erzählungen: „Die vornehme Braut", eine größere und tiefere Ausführung erfahren hat; sie berührt das Gebiet der Poesie.

In „Kriegsbilder" (Jena, Deistung, 1860) hat Fr. Friedrich die komischen und tragischen Vorfälle, welche das Leben eines Soldaten ausmachen, in der ihm eigenen, volksthümlichen Weise dargestellt. Es sind unterhaltende Gemeinbilder, die wol in den Kreis des „Soldatenlebens im Frieden" und ähnlicher Werke aufgenommen zu werden verdienen, um so mehr, da selbst durch ihren Scherz ein ernster und gehaltvoller Sinn weht.

In derselben Gesinnung, die freilich hier für unser Gefühl ein- und ein ander mal etwas vom Pietismus und von der Frömmigkeit „angekränkelt" ist, erzählt Heinrich Hensler in „Perlkane auf Gott" (Frankfurt am Main, Verlag für Kunst und Wissenschaft, 1859) einfache Geschichten, meist mit einer rührenden und das Gemüth einfach und natürlich ergreifenden Lösung.

Gedanken

von Daniel Stern.

Der Lärm des Lebens ist erschreckend und verwirrend. Welch ein Aufwand von Anstrengungen für so kleine Wirkungen! Wie tadelhaft kunstvoll oft der Einschlag der Gewebe bei so unbedeutendem Stoff, so grotesker Zeichnung! Hier Neigungen, kaum gehegt und schon gebeugt, dort Pläne, seit Jahren vorbereitet und scheiternd an einer Minute; hier die größten Opfer, die doch niemand nützen, da Entsagungen, die bei alledem keinen Frieden gewähren, Leidenschaften, die man befriedigt, ohne das Glück zu erreichen; gläubige Hingebungen der Seele, die mit dem Zweifel enden, nagende Zweifel, die bis zum Scheintod erstarren — und welche Fülle kleiner lächerlicher dummer Zufallsbegebenheiten von der Wiege an bis zur Bahre — Das ist das Leben der Menschen! Da schafft sich einer sein eigenes Schicksal!

* *

Freilich ist es eine Thorheit, wenn man glaubt, sich rächen zu können; aber man kommt doch wenigstens, wenn man es versucht, zu einer würdigen Zerstreuung.

* *

Wir bereuen niemals nach dem Maße dessen, was wir verbrochen haben, sondern nach dem Maße der uns noch gebliebenen bessern Natur.

* *

Die schlimmste Strafe unserer Vergehen ist die, daß sie fast immer in die Nothwendigkeit versetzen, neue zu begehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 17. Wöchentlich ein Bogen

Inhalt: Ludwig Pauli. Eine Erinnerung. Von R. P. — Die Ehen. Von Dr. H. Hündler. — Fabrikant Klapp. VI. Deutsches Gemüth in London. — Maria Antoinette. — Briefe eines Todten. 3. Theil. — Gedanken von Daniel Stern.

Ludwig Pauli.

Eine Erinnerung.

Zur Herbstzeit traten zwei dresdener Spaziergänger in einen städtischen Begräbnißplatz.

Hier, beim Wandeln unter den dichtgedrängten Monumenten, fielen so manche Namen ins Auge, welche das Gedächtniß in verschiedener Weise beschäftigen konnten. Der Anblick der Grabinschriften an solchem Ort erweckt stets die Empfindung, als ob man von den verdorrten Lebenslauben die letzten Schlußworte vor sich sähe, von denen aus man im Geiste dann etwa rückwärts lesen kann.

Da ward auf einer neben einem Lebensbäumchen emporgerichteten Steinplatte der Name Ludwig Pauli bemerkt.

Alsbald verlegten die Gedanken sich zurück in die bescheidenen Räume eines nicht mehr vorhandenen Komödienhauses, unter die Menschenfülle einer angeregten Zuschauerschaft, und die Erinnerung an einen Mephisto, Franz Moor, Otto und andere und an so manche Lustspielfigur in altfränkischem Rock, Jabot und Perrücke wurde in der Seele lebendig. Nicht fehlen konnte der humoristische Todtengräber aus „Hamlet", denn er bildete zwischen jener Vergangenheit und der Gegenwart die beste Vermittelung. Wie oft hat er nicht, diese kurze Rolle darstellend, auf der Bühne den Todtengräberspaten geführt und Yorick's Schädel aufgeworfen und bewegt, der Schauspieler, der nunmehr hier in Wirklichkeit dies Schicksal des Lustigmachers selber erleben konnte.

Schon lange liegt Ludwig Pauli hier begraben, nachdem er auf der Bühne so lange als einer der Beliebtesten thätig gewesen. Ironie und Sarkasmus, und der derbe, frische Humor, in dessen Bereich denn auch jene epileptische Figur gehört, war ein Kernpunkt seiner Leistungsfähigkeit und Pauli's besondere Art und Natur.

Worin besteht das Eigenthümliche des Schauspielers?

Gewiß kann derselbe nicht — was freilich selbst große Autoritäten von ihm zu verlangen scheinen — ein gleichsam farb- und inhaltloses Medium sein, nur dafür vorhanden, den von außen her gebotenen dramatischen Stoff jedweder Art als Inhalt momentan in sich aufzunehmen und widerzuspiegeln; hiermit würde, wenn es in seinen nothwendigen Konsequenzen überhaupt anwendbar wäre, nur sehr Werthloses und für den Dichter wenig Förderliches zu leisten sein. Das wahrhaft Werthvolle und für den Dichter Ersprießliche vermag der Schauspieler gewiß nur durch ein gerade Entgegengesetztes, durch die bestimmte Eigenthümlichkeit eines scharf ausgeprägten Naturells, welches nicht alle befriedigen, sondern gerade nur die in sein Bereich gehörigen

poetischen Aeußerungen wiederzugeben vermag, diese aber auch mit der rechten Lebenswirklichkeit und Wahrheit, welche allein das Ziel aller dramatischen Dichtung und Schilderung ist. Nur wo der wahrhaft lebendige Darsteller sich ihm vereint, kann so der Dichter in seinen Besonderheiten wahrhaft lebendig werden. Er gibt dem Schauspieler den Stoff und die Idee, aber nimmermehr die ursprüngliche poetische Kraft, welche die Idee in die Wirklichkeit hinausführt und dann wol auch das Undichterische vorübergehend darüber emporhebt.

Ein in solcher Art begabter Schauspieler war der hier genannte. Er beherrschte nicht alle Stimmungsweisen, aber die, welche mit seiner Individualität zusammentrafen, in vollstem Maße, ohne Zwang und Erkünstelung. Er gelangte so, auf selbständigem Wege, zum eigentlich Bedeutenden und Großen.

War sein Wesentlichstes der Humor und zwar zumeist von jenen schärfern Seiten der Ironie und des Sarkasmus, den er wol hinaustreiben konnte bis zum Hämischen und zur giftigen, schneidenden Bosheit, so besaß er doch auch entschieden die ergänzenden Momente des Gefühlvollen und des Freundlich-Gemüthlichen. Doch reichten diese nicht, als entsprechend zu dem, was hinein in die schmelzende Weichheit, worin aber der volle Ausdruck der biedern Treuherzigkeit und der Derbheit da war, dem sich dann wieder das Derbe und die Schroffheit anschloß. Das war es, was er recht eigentlich sein nannte. Und nimmt man dazu das Derbkräftige der straffen kurzen Gestalt und des, zwar mit lebendigem Auge begabten und trappanten, aber durchaus unidealen Gesichts, die äußere Ausdrucksweise, welche in rascher, kurzer Bestimmtheit und feiner Prägnanz ihr überall verwaltendes Charakteristisches hatte, und die Besonderheit endlich des zwar energischen aber harten und spröden Organs, so ergibt sich, worauf Pauli angewiesen war und was er zumeist zu verlebendigen hatte, von selbst. Es war das Realistische. Naturgemäß konnten jene innern und äußern Mittel mit der edeln Weichmeidigkeit und der dämonischen Macht der Leidenschaft nicht verknüpft sein, wie die Poesie des Idealen und des Romantischen sie verlangt. Nur im Ausdruck etwa einer trotzigen, kalten Verruchtheit oder des wurzelnden, rohen Ingrimms, wie ein Jago oder Muley Hassan ihn an sich trägt, konnte der Darsteller auftreten an jenes Gebiet, aber im eigentlichen war das Poetische ihm versagt und namentlich das Pathos und die tragische Leidenschaft ihm nicht gegeben. So wäre ein Richard III. ihm unmöglich gewesen, auch die Höhepunkte eines Franz Moor erstieg er nicht. Hier gerieth er sehr bald in eine unschöne, krampfige Ueberreiztheit, welche, schneidend und hart, die Undefähigung nach jener Seite hin bestätigte. Die prägnante Festigkeit des ganzen Wesens erschien mit der Aufregung der ernsten Leidenschaft wie unvereinbar, und andererseits schloß sie dann auch die Beweglichkeit der eigentlichen mimischen Verwandlungskunst aus, welche an sich freilich nur von sehr relativem Werth ist.

Wenn ihm nun abging, worin für den Schauspieler die wahre Bedeutsamkeit allein zu liegen scheint, was hatte er einzusetzen dafür, um dieselbe dennoch erreichen zu können?

Es läßt sich annehmen, daß es ein durchaus Eigenthümliches gewesen sein müsse. Es lag zunächst in dem Gehaltvollen einer scharf pronancirten Geistigkeit und dann in der Energie der besondern schauspielerischen Mittel an sich. Hieraus ergab sich eine eben nur an diese Persönlichkeit sich anknüpfende, kernige, straffe Darstellungsmanier, welche in jener musikalischen Bewegtheit recht eigentlich den Unterschied und Gegensatz ausdrückte und eben dadurch anziehend und bedeutend war. Man hätte sie die Manier der festen Geschlossenheit nennen können und mit ihr, als einem Originalen und Selbständigen, erhielt sich der Darsteller auf der Höhe seiner Aufgabe auch da, wo er das Leidenschaftliche und Poetische nicht erreichen konnte. Er gab hier ein gleichsam Ebenbürtiges durch das Gewichtige seiner Haltung in der Ruhe; man verzieh ihm dafür, daß er in die Bewegung nicht hineinreichte; man konnte, außerhalb derselben, den fehlenden poetischen Farbenglanz für völlig ersetzt halten. Das erwies sich z. B. bei seinem Burleigh; gewiß fehlte hier die dichterisch reiche Verlebendigung der staatsmännischen Würde in ihrer vollen Hoheit, die zu fordern war, aber schwerlich hätte man die sichere scharf abgewogene Festigkeit und das Kernig-Einfache, das geboten ward, dafür hingeben mögen. Es war eben ein gediegenes, schauspielerisches Etwas, das hervortrat, und überall, wo es Gemessenheit und ernsten Anstand galt, kam diese durch strenge Präzision anziehende Form dafür in Anwendung.

Die Befähigung zur Wirkung allein durch die Ruhe bezeichnete den Werth des Darstellers nach einer Seite hin zumeist und sprach sich in andern

Scenen noch charakteriſtiſcher aus wie dort. So bei einem Secretär Wurm. Das Spiel wurde wiederum zu grell in der Heftigkeit am Schluß, es konnte auch nichts von der reich nuancirten mimiſchen Bewegung haben, wie ſie hier möglich iſt, aber die auf alle theatraliſchen Mittel ſcheinbar ganz verzichtende Regungsloſigkeit und der ſalte Gleichmuth drückten die Herzenshärte und innere Schlechtigkeit des Unbeſtechlichen in einem Stil der Naturwahrheit aus, wie er nicht trefflicher zu denken war. Viel mit wenigem.' Das Hauptkennzeichen aller künſtleriſchen Schönheit'

Durchdrang ſich nun jene eigenthümliche Prägnanz und die innere geiſtige Gewandtheit mit gewiſſen Points des Humors, ſo ergab ſich daraus, was den Darſteller in die ihm verſchiedenen poetiſchen Gebiete von einer Seite denn doch einzuführen ſchien. Er fand damit das Richtige für eine beſondere Gattung des Phantaſtiſchen. Schon manche ſehr untergeordnete Komödienfigur erhielt ſo eine dahin abzielende Färbung und eigentliche Geſtalten jenes Gebiets verlebendigten ſich damit vollſtändiger. So konnte der Narr im „Lear" muſtergültig heißen für den phantaſtiſchen Stil; dieſer leichtſarkaſtiſche Redeton und die unſichtgezwungene, unmerkliche Körperbewegung war völlig das der märchenhaften Gewalt Angemeſſene. Aehnliches gab die erbitterte Humorlaune des Rappoltſchen Otto; die Erzählung von der Jugendgeliebten namentlich, im Munde des ſchmerzbewegten Luſtigmachers, war ein unerreichbares Muſterſtück ſeltſamen Stimmungsausdrucks. Nicht zu vergeſſen iſt der ſpaniſche Hofling Perin, deſſen raſche Leichtigkeit die ungezwungene Verfeinerung des Kavaliers ſehen ließ.

Hiermit iſt der ſchon begrenzte Kreis, innerhalb welches der Künſtler ſein Geiſtvolles gab, ungefähr bezeichnet. Ein Mephiſtopheles gehörte nicht mehr ganz hinein. Er mußte zurückbleiben in den ſchwunghaftern Tönen und Farben, die er nicht entbehren kann, aber er war wunderherrlich im Sarkaſtiſchen und in der Ironie; die Verſpottung der Wiſſenſchaften, dem Schüler gegenüber, mit dem unbeweglichen Gleichmuth und der behaglichen Eintönigkeit des beißenden Witzes hinausgeſprochen, fern von aller Grimaſſe und geſuchten Spaßmacherei, ergoß ſich über die Zuhörer nicht wie ein luſtiger, lachender Strom und elektriſirte völlig durch die draſtiſche Wahrheit des Ausdrucks.

Daß nun aber mit dieſen Elementen des Humors und den andern derb-kräftigen beſonders, die ihm eigen, der Darſteller ſich ganz und voll entwickeln mußte im Realiſtiſchen und auf dem Gebiete des Heitern und der Komik, das iſt ſelbſtverſtändlich. Hier zeigte er denn ſeine Art und Natur und den ihm eigenthümlichen Stil von der noch markigeren Seite. Namentlich bei gewiſſen epiſodiſchen Figuren geſchah es, die er drall, rund reelut und mit ſolcher Lebensfülle vorüberführte, daß man die Bühne faſt dabei vergaß und wiederum ſah, was eben nur abſeits von der Idealität und Romantik ſo prächtig originell gedeihen konnte. Unvergeßlich bleiben in dieſer Weiſe namentlich der Bandit Angelo in der „Maleen" und der weltkundige Schreiber Paulen. Da war Leben vom Scheitel bis zur Sohle, ſchon die Mienen führten die beredteſte Sprache und ein ferniger Zug kunſtfeiner Kraft, der faſt wie männliche Tüchtigkeit ausſah, machte die Schurken faſt liebenswerth. Für vierſchrötigen Luſtſpielrollen einer beſtimmten Gattung und hier anzuſchließen, die wunderlichen Diener, die polternden Alten und komiſch-humoriſtiſchen Väter, die wackern Landleute, die barſchen Militairs und Aehnliches. Mit unverſiegbarer Ausgelaſſenheit und Kraft wußte der Darſteller hier auf einem recht eigentlich ihm zukommenden Terrain und ſpielte derartige Rollen fort und fort bis zum Unzähligen als Schranken Grundanfang ſeines Repertoirs. Ohne forcirte Metamorphoſe ſeiner Perſönlichkeit — was in ſeiner Natur eben nicht lag, wie er denn auch auf das Talent der Sprachverſtellung in Dialekt oder Jargon verzichtete und dergleichen nie von ihm gehört wurde — trat er hier auf, je nachdem mit einer ſchlichten Derbheit oder mit einer trotzigen Derbheit und Grobheit, mit einer gutmüthig-freundlichen Beweglichkeit oder halbängſtlichen eifrigen Unruhe und immer ſo recht in ſeinem Elemente und Reiz in den geläufigen Formen wie neu, zum erquickenden Behagen der Zuſchauer, die weil lächeln konnten unter Thränen oder durch ſchallendes Lachen den Triumph unwiderſtehlicher Komik bethätigen mußten. Auf ſolchen Höhepunkten war ein bisweilen eintretendes Arm- und Händereiben zwar meiſtens unſchön, hier aber ſteigerte es die Fülle des Moments, denn es zeigte in Wahrheit den Humor bis in die Fingerſpitzen gedrungen. Eine liebenswürdige Nuance des verwandtſchaftlichen Zuredens und eifrig eindringlichen Verſicherns hörte man oft; namentlich überwältigend im komiſchen Effect war das Kopfſchütteln eines ſinkenden, perorierenden Ernſts und höchſt geiſtvoll und eigenthümlich der Ausdruck des luſtigen Verſpottens, wenn ein hö-

steindes, körperschüttelndes Jauchzen, die Worte unterspielend, kaum wieder zur Ruhe einzulenken wußte. Das Boshafte, wohin der Sarkasmus sich zuspitzen ließ, machte besonders eine bekannte Lustspielrolle, den Schreiber Pfeffer, zur hervorragenden Talentprobe, hier schuf der Ausdruck des Hämischen und des maliziösen Kitzels der Schadenfreude eine wahre komische Satansfigur von ursprünglichstem Leben.

In dieser Weise erörterten jene Ästhetwanderer in Bezug auf den so oft gesehenen Schauspieler des Dresdener Theaters ihre Gedanken und Erinnerungen.

Wir schrieben sie nieder. Es scheint der Mühe schon wert, einem trefflichen Talent, das trotz seiner Mängel die Mehrzahl der heute gepriesenen Bühnenerscheinungen um vieles überragt, diese Anerkennung zu widmen. Um so mehr, als, nach frühzeitig weitverbreitetem Ruf, das Andenken desselben jetzt schon halb erloschen ist und vielleicht hier und da noch von anderer Seite eine wohlverdiente Erneuerung erfahren könnte. R. B.

Die Ekstase.

Von Dr. H. G. Schneider *)

Einen Zustand der Begeisterung, in welchem die darein Versetzten von den gewöhnlichen Lebensthätigkeiten theils physisch, theils psychisch abweichende Erscheinungen darbieten, bezeichneten die Griechen mit dem Worte Ekstasis, das wir auch ins Deutsche übertragen haben, da keins der deutschen Worte das ganze Gebiet jener abnormen Gemütszustände umfaßt. Luther hat Ekstasis bald mit „Verzucktsein" bald mit „Außersichsein" übersetzt.

Schon die Leidenschaften versetzen den Menschen in einen erhöhten Zustand, der ihm den ruhigen Blick überlegenden Verstandes raubt, indem nicht allein eine einseitige Steigerung einzelner Thätigkeiten, ja ein bewußtloses Handeln stattfindet, sondern auch die Erinnerung an das in jener heftigen Aufregung Gedachte und Gethane fehlt. Man hat diese leidenschaftliche Exaltation häufig mit dem Weinrausche verglichen und sie selbst einen Rausch genannt, und nicht mit Unrecht. Der anfängliche Erhebung der Sinnesthätigkeiten mit nachfolgender Erschöpfung, das Geleitetwerden der Zunge, die lebendige, die zur Vision geneigtere Phantasie, der übersprudelnde Witz, das einseitige Verfolgen eines Gegenstandes, ein ebenso unmotiviertes als unüberlegtes Handeln, die Empfindungslosigkeit gegen körperliche Schmerzen und Verwundungen und schließlich der Mangel der Rückerinnerung an das in dem Zustande Erlebte kommen beiden Zuständen gleichmäßig zu und sprechen für ihre Verwandtschaft. Die Sprache bezeichnet deshalb sehr richtig die Exaltation der Leidenschaft, sie mit dem Rausche vergleichend, als Trunkenheit. Der Liebestrunkene wird zum Dichter und Maler, einzig und allein den Gegenstand seiner Wahl mit seinen Gedanken verfolgend, schwindet die Wirklichkeit seinen Blicken. Und eine gleiche Trunkenheit ist es, wenn der mystische Schwärmer, aufgehend in der Liebe zu Gott, das Menschliche verleugnet, und die schönen frommsten Ergüsse eines sich dem Göttlichen hingebenden Herzens mit dem mystischen Unsinn sich mengen, wie bei einer Mutter Gemon, der Maria a la Coque, einer Bourignon, einer Madame de la Mothe Guion und unzähligen andern.

Wie anders gestaltet sich dagegen jene Exaltation, die als Folge des Schwelgens im Ideale des Schönen auftritt. Erzählen uns nicht alle Künstler und Dichter, die etwas für alle Zeiten geschaffen, daß die Gebilde, die sie sich bemühte plastisch zu gestalten, aus dem Nebel eines phantastischen Ahnens und Schauens ihnen entgegengetreten? Nicht allein Homer und Aeschylus haben die Götter ihre Lieder eingegeben. Schiller und Goethe, Mozart und Beethoven erzählen es uns ja heute noch, wie ihre Schöpfungen entstanden sind. Homer und Sophokles haben gedichtet vor der „Poetik" des Aristoteles und Rafael und Michel Angelo gemalt, ohne Winckelmann's Theorie des Schönen studirt zu haben. Was den Dichtern und Künstlern aller Zeiten als ihre Aufgabe entgegentrat, das war das Gebilde einer inneren Exaltation, die mit Beseitigung alles Fremden und Ungehörigen mit einem Zauberschlage dem innern Auge sich aufthat, und alles wahrhaft Große in Poesie und Kunst in das Werk einer schöpferischen Begeisterung. Der Genius empfängt sein Ideal als Offenbarung, als einen Ausfluß der natürlichen und unermeßlichen Größe des Schönen und Erhabenen der ewigen Natur; der Künstler gibt ihm im intelligenten Geiste die rechte Form, um sich am Ende

*) Kaum im Begriff einer vorgezeichneten den Tochtersinnen der Natur gewidmeten schriftstellerischen Thätigkeit ist der Verfasser vor einigen Monaten zu Breitenburg in Schlesien gestorben. Seine Ansichten haben mannichfachen Widerspruch gefunden, doch konnten seine auf die Tiefe gehende Anschauungsweise, seine unabgelesenen Citaten und eine geschmackvolle Darstellung von niemand bestritten werden. D. Red.

sagen zu müssen, daß er sein Ideal doch nicht erreicht.

Noch ein Schritt und es tritt ein krankhafter Zustand auf, in dem eine einseitige Entwickelung des Traumlebens zur wirklichen Ekstase führt. Der Ekstatische zeigt einen geheimnisvollen, ihm im gesunden Zustande völlig fremden Schwung des Geistes; er spricht mit anderer, wohltönender Stimme, mit nicht gewohnter Verfügung, oft in Versen, ja selbst in fremden Sprachen; er entwickelt eine Fülle von Gedanken, die ihm sonst nicht zu Gebote steht; nicht der eigene Geist scheint in ihm thätig; willenlos folgt er einer höhern Eingebung; phantastische Gestalten tauchen vor seinen Blicken auf und himmlische Töne dringen in sein Ohr. Das Gesicht gewinnt dabei einen verklärten Ausdruck, unempfindlich gegen Schmerz und Verwundung, unempfindlich gegen die Eindrücke der Sinne, werden in dem einstens höhern Zustande die physischen Reize latent; der Geist zieht sich zurück von seinen Aufgaben, mit denen er mit der äußern Natur zusammenhängt. Auf den höhern Stufen der Ekstase werden die Nahrungsmittel nicht mehr nothig, diese schaden dem Körper nicht; der Körper liegt starr, empfindungslos, kataleptisch da; nur ein leises Athmen verräth noch das Leben, aber der Geist scheint in die Ferne des Himmels zu wandeln und nur mit dünnen Fäden noch an den Körper gebunden; oder der Körper selbst scheint an dem ätherischen Fluge des Geistes theilzunehmen und, den physischen Gesetzen der Schwere entrückt, ungewöhnliche Leichtigkeit der Bewegungen zu zeigen. Krämpfe aller Arten gesellen sich dazu und legen Zeugniß ab von der tiefen Störung normalen Lebens. Die „Entzückung" des Sokrates und die „Bekehrung" Pauli, die „Unionen" des Plotinus und die „Visionen" Jamblich's, die „Aurora" Jakob Böhme's und die „Erleuchtung" Swedenborg's geben uns Zeugniß jenes ekstatischen Zustandes. Ekstatische Jungfrauen galten zu allen Zeiten als göttlich inspirirt. Das Verborgene zu wissen, die Zukunft zu entschleiern, Krankheiten zu heilen, den physischen Gesetzen zu gebieten, das ist es, was man ihnen nachrühmt. Jedes Culturvolk hat seine Ekstatischen aufzuweisen. „Weniges ist verabscheuungswürdiger als der Geist", lautet ein Spruch der „Edda", und als höchste Gabe der Götter gilt die Gabe der Weissagung. Während die Druiden und Gallierinnen, jungfräuliche Priesterinnen der Gallier auf der Insel Sena, eine ähnliche Rolle spielen wie die Pythierinnen bei den Griechen, lenken eine Veleda und Aurinia ebenso die Geschicke des Volks der Germanen wie eine Deborah, Miriam die der Hebräer, und die Malen, von denen einer es in der „Wölspa" heißt: „Sie sah weit und breit durch alle Welten", erinnern uns an die Sibyllen von Troja, Phrygien, Libyen, Persien, Griechenland und Rom; die Nornen und Alraunen aber, die aus Opferthieren und Zauberstäben, aus Wasser und Runen wahrsagen, Siedzauber gebrauchen und Zauberlied, die sich verwandeln und den Elementen gebieten, geben den thessalischen Zauberweibern nichts nach. Wir wollen vorläufig der Aehnlichkeit aller dieser Ekstasen mit den Ekstasen unserer Somnambulen und Medien nur gedenken und uns nur mit einer Form der Ekstase, der „religiösen", etwas weiter beschäftigen.

Wie das weltgeschichtliche Gottesbewußtsein der Inder in Brahma wurzelt und alle Ekstasen der Brahmanen die Erleuchtung durch Brahma, das Innerlichwerden Brahma's im Geiste beabsichtigen, so herrscht bei den Hebräern der Glaube an die Einheit des ganzen Menschengeschlechts bei der Bevorzugung Israel's durch Jehovah, der hinzielt auf eine allmähliche Entwickelung des Geschlechts durch Annäherung an das göttliche Ebenbild, das als transscendenter, im Himmel herrschender und strafender Gott gedacht wird, die Hoffnung auf die Befreiung aus dem babylonischen Exil und den Messias, der Judäa in dem mächtigen Reiche erheben wird. Die ganze Prophetie der Hebräer dreht sich um diese im Volke bereits lebendig gewordenen Ideen, die ihnen in phantasiereicher Ausschmückung in ihren Ekstasen als göttliche Offenbarung erscheinen.

Um ganz andere Gegenstände handelt es sich bei dem ekstatischen Schauen der Christen in den ersten Jahrhunderten. In ihrem Geiste durchschauen sie die Seelen anderer, sie sehen das Leben der Menschen voraus und Lohn und Strafe der Seelen; sie verstehen die Schriften der Propheten, Evangelisten und Kirchenväter, ohne ihre Sprachen zu kennen, singen Psalmen zur Ehre Gottes, die sie nie erlernt, und versenken sich mit ihrem ganzen Wesen in die Gottheit. Ihre Offenbarungen aber betreffen die ewig wirkenden Logoien; den Logos, die Sophia, die Gottheit des Sohnes. Die Offenbarung wechselt aber mit dem religiösen Bewußtsein der Zeit und in den spätern Jahrhunderten sehen wir die Dreieinigkeit, die Wandelung des Priesters und Meines,

wie das Wort Fleisch ward, zu Gegenständen der Offenbarung werden, während bei der aufkommenden Verehrung der Himmelskönigin ihre Empfängnis, ihr Verhältnis zu Vater, Gott und Sohn u. s. w. von den Ekstatikern durchschaut ward.

Ganz anders durch ihre dogmatischen Anschauungen beherrscht ist das, was uns die protestantischen Ekstatiken enthalten und ich will nicht wiederholen, was die Geschichte uns von den ekstatischen Kindern in den Cevennen, von den Camisarden, von den Shakers und Jumpers berichtet; die „Historia der Wiedergeborenen" von Neig, das „Leben und auf dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen aus der protestantischen Kirche", die „Letters from a gentleman in New-England" erzählen uns von manchem Ekstatischen, und die Schriften der Jeane Lead und Bourignon geben uns ein Bild ihres mystischen Schauens. In den Versammlungen der Wiedertaufer sah man, zitterte und bekam Gesichte und Offenbarungen. Nachte durchzogen die Straßen und prophezeiten, rasende Weiber feierten auf dem Markte Bacchanalien und fielen in Verzückung, in der sie tagelang liegen blieben, verzückte Mädchen sahen den Himmel offen und Engel zu sich herabsteigen. Matthesius hatte Offenbarungen über die Gütergemeinschaft, Knipperdolling über die Gewaltherrschaft der Heiden, Dionysius über den König der Gerechtigkeit. Bei der Predigerkrankheit in Schweden, deren Augenzeugen noch leben, wo in der Gegend von Werle eine Menge Personen von Ekstasen ergriffen wurden, die sich immer weiter und weiter verbreiteten, war das ekstatische Schauen und Sprechen die fromme Begeisterung eines gläubigen Gemüths. Man nannte die Verzückung „Kortar", Stimmen, das Sprechen selbst aber „Rop", den Ruf. Ob die Personen, oft junge ungebildete Landmädchen, zu ruhen anfingen, wurden sie leiblich gereizt und von Zuckungen befallen, die in plötzlichen Contractionen der Schultern gegen die Brust bestanden, dann geriethen sie in Ekstase mit Zuschließung der Sinne gegen alle äußern Eindrücke. Bald darauf, nachdem die Zuckungen aufgehört hatten, erfolgte der Ruf. Gewöhnlich lagen sie während der Rede ausgestreckt auf dem Rücken oder Bauche auch wol und gesticulirten mit geschlossenen Augen. In ihren gewöhnlichen Zustand zurückgekehrt, wußten sie mit wenig Ausnahmen nichts von dem Gesprochenen, nur blieb ihnen das Gefühl der Kräftigkeit der Seele und eine gewisse körperliche Leichtigkeit. Ihre Reden waren ein Ruf an ein gottloses Volk, Buße zu thun und zu glauben; sie sprachen mit großer Schnelligkeit und außerordentlicher Kraft der Stimme; wie ein Strom floß ihnen das Wort in gewandter Fügung vom Munde. Bald wurde gedroht mit aller Strenge des Gesetzes, mit allen Schrecken der Hölle und der ewigen Verdammniß, bald wieder in aller Liebe getröstet und zum Heilande geführt. Die Wahl der Schriftstellen war immer correct, oft vortrefflich und mehr im Geiste als nach dem Buchstaben der Schrift. Alles athmete aber ein tiefes religiöses Gefühl, Scheu vor der Sünde und lebendigen Glauben an einen gewaltigen, gnädigen Gott. Auch an Verheißungen fehlte es nicht; ein nahendes furchtbares Gottesgericht, große Ereignisse in der Christenheit, die Wiederkehr Christi und der Anfang des tausendjährigen Reiches waren ihr Inhalt.

Die Ekstase ist in der Regel von Visionen begleitet, von Productionen der Phantasie in den Sinnesorganen, welche denselben Gesetzen folgen wie die übrigen Gesichtsvorstellungen. Wie die von Rache und Blutdurst in schwermüthige Stimmung Versetzten im Kampfgewühle die Visionen erhalten, die ihnen den Sieg versprechen oder den Untergang drohen; wie das visionäre Schauen endlich das ganze Heer erfüllt, sodaß sie die Makkabäer fast Männer vom Himmel kommen, um mit ihnen gegen Lysias und Nikanor zu streiten, die Römer dagegen Kastor und Pollux im Vordertreffen sehen, den Skandinaviern die Schatten ihrer gefallenen und verstorbenen Könige in der Schlacht vorschweben und den Kreuzfahrern der heilige Georg; wie die Kriegsgestalten des Hektor der heilige Jakob zum Siege über die Ungläubigen führt und den Brutus der Schatten Cäsar's vor der Schlacht warnt, wie den Traum ein Gebilde seiner Phantasie vor dem Uebergange über die Elbe, so sind auch die Visionen der religiösen Verzückten stets ihren Glaubensmeinungen angemessen, ihr unmittelbar evidenz. Es sei nur kurz erwähnt, wie die Visionen der Juden sich mit Brahma beschäftigen und die Visionäre der Griechen den Olymp zu sich herabziehen, wie die Prophetien ihre Visionen auch ihren persisch-ägyptischen Anschauungen schufen und die alexandrinischen Philosophen Erscheinungen von Löwenen, Heroen, Archonten und Göttern hatten; auch die Visionen der Christen halten mit der Ausbildung der Dogmatik gleichen Schritt. Die Väter der Wüste, die im Löwenenglauben befangen sind, der sich vor in den Engels- und

Teufelsglauben umsetzt, leben in ihren Offizien die Engel; Engel geben ihnen ihre Eingebungen, Engel weisen ihnen den Ort ihres Aufenthalts an, Engel erklären ihnen die heiligen Schriften und schützen sie gegen die ihnen aufpassenden Dämonen, ja der ganze Kampf der alten Religionen mit dem sich entwickelnden Christenthume wird in ihren Erscheinungen durchgekämpft in dem Streite der Engel mit den Dämonen. So sieht der heilige Macarius Christus und die Engel im Kampfe mit Jupiter, Mercur und Venus, ja ein Dämon will ihn in Christi Gestalt verführen; der Heilige aber hat die Gabe, die Larve zu durchschauen; Sulpitius Severus hat ebenso gut Visionen von den heidnischen Göttern wie von der Jungfrau Maria, und Julianus Apostata sieht seinen Schutzgeist und die Mutter Gottes ebenso wie die heidnischen Götter und Dämonen, nur sagt bei ihm, im Gegensatze zu den christlichen Heiligen, die Heidengötter den Sieg davontragen. Bei der gebotenen Abtödtung des Leibes machen die teuflischen Rotten den heiligen Vätern viele Pein und die Dämonen erscheinen ihnen bald als mutlende Thiere, bald als schöne Frauen. So sieht der heilige Antonius sich die Wüste füllen und die Dämonen als Schlangen, Löwen, Stiere, Bären, Skorpione, Panther und Wölfe heulend und brüllend auf sich eindringen. Bei dem heiligen Hilarion erhebt sich jede Nacht ein wüstes Lärm, Kindergeschrei, Schafgeblök, Getrappel von Stieren; bei hellem Mondschein rollt ein Wagen mit Rossen auf ihn zu, wird aber auf den Ruf „Jesus!“ von der Erde verschlungen. Wenn der heilige Adalbert und der heilige Guthlak beten, stürzen die Dämonen in allen möglichen Gestalten, entführen und züchtigen sie; einmal sieht Adalbert ein Gericht von Gladiatoren vor seinen Augen und einer stürzt sterbend zu seinen Füßen. Die christlichen Heiligen einer späteren Zeit sehen Jesus in allen Stufen seines Alters, als Kind, Knabe, Jüngling, Mann und am Kreuz. Als Kind weidet er ihr in Blumen, schaukelt ihn auf ihren Knieen, reicht ihm die Brust, als Jüngling vermählt er sich mit ihnen, bringt ihnen das Abendmahl, wobei Stephan und Laurentius ministriren und die heilige Cäcilia die Orgel spielt, singt mit ihnen Psalmen und erklärt ihnen die Schrift. Als Gekreuzigten erzählt er ihnen, wie viel seine Seitenwunde, wie viel Dornen sein Haupt durchdrungen, wie vielmal er gegeißelt, wie viele Wunden er empfangen, wie viele Blutstropfen verloren. Der Umgang mit Joseph und Maria, mit den Evangelisten und Aposteln, mit Franz und Dominicus wird ein täglicher, wobei natürlich die Dominicaner mit diesen, die Franciscaner mit jenen verkehren.

Durch die ekstatischen Heiligen wissen wir es genau, wie es in Himmel und Hölle aussieht, wie Gott und Christus auf dem Throne sitzen, umwandelt von den Aposteln, Erzvätern und Heiligen, wie da nichts getrieben wird als Anbetung Gottes und Singen von Psalmen, wie aber auch gelegentlich ein Streit zwischen Christus und Maria ausbricht und Gott und Christus der Maria schließlich folgen.

Besonders werden die Klöster der Johannisnonnen ekstatischer Verzückungen, die sich oder ganze Chöre verbreiten, und die Flagellanten, die in ihren Versammlungen vorgehen, die Beginnen und Begharden, die durch die Abtödtung des Leibes von der Sinnenwelt ein Theil der Gottheit zu werden vermögen, erfüllen im 13. und 14. Jahrhunderte die ganze Christenheit und werden die Verkündiger einer verderblichen Moral.

Nur eines einzigen Visionärs der späteren Zeit ist hier ausführlicher gedacht, des Ignatius von Loyola, der im steten Umgange mit der heiligen Jungfrau sich zu ihrem Ritter erklärte. Der heilige Dreieinigkeit sah er so klar, daß er ein Buch von 24 Bogen darüber schrieb, was leider verloren gegangen ist; im Abendmahl sah er die Wandelung deutlich, bei der Contemplation die Verhältnisse in der Hölle, wie die Umwandlung des Leibes und Blutes in Brot und Wein. Ferner erklärte bekanntlich alle Visionen der nach-apostolischen Zeit für Teufelstrug, aber die Erscheinung des Teufels hatte für ihn selbst objective Wahrheit. Die überhandnehmende Teufelsfurcht erzeugte in den nächsten Jahrhunderten auch die Teufelsvisionen. In unserer glaubensarmen nüchternen Zeit sind uns die Engel abhanden gekommen wie die Teufel, deshalb bringen es unsere Visionäre aber auch nicht mehr zu ihrer Erscheinung und begnügen sich mit den armseligen Spukgestalten abgelebter Menschengeister.

Der Spiritualismus ist eine religiöse Manie in der Form unseres heutigen Zeitbewußtseins, das eine Menge Lügnern in ihre Unhaltbarkeit hat gerathen lassen. Der örtliche Himmel ist uns verschwunden und die örtliche Hölle, und unsere Visionäre beschäftigen sich nicht mehr mit der Dreieinigkeit, der Wandelung und der unbefleckten Empfangnis, nicht mehr damit, wie es in Himmel und Hölle aussieht, sondern enthüllen

und einen tiefsten Zustand der abgeschiedenen Seelen — in Swedenborg. Man hat diesen Unsinn selbst in ein System gebracht und Millionen Christen in Amerika schwören auf diese neueste Offenbarung aus dem Geisterreiche um so mehr, als die vermeintlichen Geister sich auch auf andere thörichte Weise manifestiren. Eine Anzahl von Schriften ist bemüht, diese harmonische Philosophie zu verbreiten, von denen wir nur die von Davis, Barrett, Harris, Edmonds, Hare namhaft machen. Liegt nun auch in der Betrachtung der ganzen einen Seite unseres Geisteslebens, der auch die Ekstase entquillt, die Wiedergeburt des Glaubens an die unendliche Gottheit und die Fortdauer unseres Lebens: so hat es doch nicht sein mit allen Schwächen des Gedankens behaftetes, in einem Zustande des Traums, gegen den unser Getriebe paradiesisch ist, verweilendes Jenseitswesen, die uns jenen Glauben nähren können. Ja es würde das ganze Lügengewebe unserer modernen Geister längst offenbar geworden sein, beschwichtigte man sich nicht in derselben Art wie alle Offenbarungsgläubige seit zwei Jahren damit, daß man alles das für wahre Offenbarung hält, was man selbst glaubt, das Widersprechende aber dem Lügengeist in die Schuhe schiebt.

Die Priesterschaft aller Völker benutzte von je die Ekstasen, um durch sie zum Anschauen der Gottheit zu gelangen und die Wahrheit ihrer religiösen Anschauungen durch sie zu beweisen. Die verschiedensten Wege waren ihnen bekannt, um den Geist in jene Stimmung zu versetzen, wo sich das Geisterreich seinem innern Blicke erschließt, „Sonnenartig“ zu werden, Brahma in sich aufzunehmen, in das Streben des Brahminen, in der Nirwana aufzugehen der Sinn des Buddhisten. In dem Tempel Jerusalems werden ebenso gut künstliche Ekstasen hervorgerufen wie in dem Tempel des Bal und in den Tempeln Aegyptens und Griechenlands begegnen wir einem Kultus, der großentheils auf Hervorrufen von Ekstasen baute. Die Prophetie und der Tempelschlaf in den Tempeln, die Mysterien der Ceres, Isis und Demeter, die Feste des Bacchus, die Eleusinischen Geheimnisse, die Photogogie, die Einführung zum Lichte, und die Autopsie, die Einführung zum Erblicksehen, die Geheimnisse in Dodona wie in der Höhle des Trophonius, die Weihungen, durch die man von den Schwächen des Körpers heilen, die Zukunft zu durchschauen und die Unsterblichkeit zu erlangen hoffte, enthüllen ebenso viele Pfade künstlich hervorgerufener Ekstasen, mit denen die Priester der Ceres und des Bacchus, des Jupiter und Apoll, die Sumalpiten und Kariken ebenso vertraut waren wie die Priester der Celten, Gallier, Skandinavier und Germanen.

Je ungebildeter und roher ein Volk, je tiefer die Stufe seiner religiösen Entwickelung und seines Gottesbewußtseins, auf desto niedrigerer Stufe stehen auch seine Ekstasen.

Wie das Gemisch aus gegohrenem Fliegenschwamme den Trunkenen zu tanzen zwingt, daß er gegen seinen Willen, auch wenn er den Abgrund vor Augen sieht, ihm zugetrieben wird und in ihm zerschellt: so weckt auch eine götzendienerische Gottesverehrung alle grobsinnlichen Begierden, und in dem Tollrausche, in den das maßenhaft vergossene Opferblut, der Lärm der Trommeln und der rasende Tanz, Wollust, Blutdurst und Kampfeslust versetzen, tritt eine Ekstase auf, die selbstmörderisch gegen den eigenen Leib wüthet und sich freut über die Todeszuckungen der in die Arme des Moloch gelegten Kinder, eine Ekstase, deren Blick sich zwar auch die Zukunft erschließt, aber in Verbindung mit allem Bösen und Grauenhaften der Menschennatur. Der Duft, der aus dem warmen Blute der Opfer aufsteigt, das Trinken des Opferblutes, das Todeszucken der unter dem Opfermesser dahinsinkenden Menschen und Thiere versetzt die Priester in einen ekstatischen Zustand und macht sie bei den maßenhaften Pferdeopfern der Inder, bei den Hekatomben der Griechen, bei den Opfern der Celten wie bei den Menschenopfern der Mexicaner zu Propheten. So verbinden sich das Weissagen mit allem Opfer wie bei Aemern und Celten, wo das Blutopferhaus auch das Orakelhaus hieß. Wenn die Priesterinnen der Gimbern dem gefangenen Feinde die Kehle über dem großen Opferkessel abschnitten, um aus dem hervorströmenden Blute zu weissagen; wenn bei den Germanen das in die Herzgrube oder den Nacken gestoßene Schwert und das hervorströmende Blut das Opferzeichen wurde; wenn bei den Nordgermanen das Aasschneiden, wo die Rippen wie Adlerflügel auseinandergebogen wurden, um dem lebenden Opfer die Lunge herauszureißen, das Mittel wird, den Priester zum Seher zu machen, wie bei den Mexicanern, wo das aus der Brust herausgerissene Herz in der Hand des Priesters zuckt: da paart sich die Ekstase mit allen Begierden des Fleisches und verlegt in einen wüthenden Tollrausch. Bei dem

Cultus der syrischen Ma, der phrygischen Kybele, der ibērischen Kichera — Attaete, der babylonischen Beltis und Mylitta, der Hekate der Kolcer, bei allem Cult der verderblichen, todbringenden Jungfrau, die in Syrien und Kleinasien neben der gebärenden Naturkraft verehrt wird, bei dem Dienst des indischen Schiwa und Kali, des Osiris und der Pacht bei den Aegyptern, der Proserpina und des Bacchus bei Griechen und Römern begegnen wir künstlich durch die Priester hervorgerufenen Ekstasen, die alle den Charakter einer wilden dämonischen Wuth an sich tragen. Noch bis heut werden diese Ekstasen bei den Schamanen in Sibirien, bei den Ost- und Westjaken, bei Samojeden, Tunguesen, Buräten und Kotschinzen, bei den indischen Derwischen, bei dem Mannbarkeitstanze der Mauren, dem Aïssa in Algier und auf den Inseln der Südsee künstlich erregt.

Bei sich entwickelnder höherer Gottesanschauung ist es die entweihte Reinheit der Seele und des Körpers, welche zum Gottschauen geschickt machen soll; die Abtödtung des Fleisches durch den Kampf mit allen Trieben und Begierden, die Einsamkeit, die Beschäftigung des Geistes mit einem einzigen Gegenstande, das werden die Mittel, den Geist in jene einseitige Richtung hineinzudrängen, wo bei dem Zurückweichen seiner intelligenten Seite die phantastische, traumartige Gefühlsseite das Uebergewicht gewinnt. Wochenlange Vorbereitungen durch Aufenthalt in der Einsamkeit und Fasten folgte in den ägyptischen und griechischen Tempeln das Singen von Hymnen zur Ehre der Götter, das Baden und Trinken aus den heiligen Quellen, das Herumführen in den heiligen Hainen mit Erklärung der an den Bäumen aufgehangenen Weihgeschenke, die Aufregung der Phantasie durch allerhand Erscheinungen, Schweigen und Weihungen, endlich der Eintritt in das Heiligthum. Allerhand magische Künste waren der Priesterschaft nicht fremd und wer wissen es, daß ihnen die Wirkung des Blicks, der Hand und des Wortes zur Hervorrufung ekstatischer Zustände bekannt war. Prophetie, Tempelschlaf, Gotteserscheinung, Heilung waren die in ihnen erweckten Erscheinungen.

Auch im Christenthum bemächtigte sich das Priesterthum sehr bald der Ekstase, und während uns Paulus schon eine Schilderung ekstatischer Zustände gibt und die Jünger bald nach dem Tode des Herrn in ihren Versammlungen in Ekstase gerathen, hört die Ekstase nie auf, als Beweis göttlicher fortgesetzter Offenbarung zu gelten. Wenn Marcus, Schüler des Valentinus, durch magnetische Manipulationen und Beschwerungen Frauen in den Versammlungen in Ekstase versetzt, und die Gemeinde niederfiel und mit gläubigem Ohr den Offenbarungen lauschte; wenn Montanus mit ekstatischen Frauenzimmern, einer Prisca und Maximilla in den Gemeinden herumreiste und uns Tertullian von ihnen schreibt: „In ihren Verzückungen hört und sieht sie die Geheimnisse des Himmels, sie weiß, was die Herzen mancher Menschen verbergen und nennt denen, welche dessen bedürftig sind, heilsame Arzneimittel", so werden wir wol keinen Fehlschluß thun, wenn wir auch daran glauben, daß in jenen religiösen Zusammenkünften der Karpokratianer, Manichäer, Priscillianisten, Messalianer, welche man des Umgangs mit Dämonen und allerhand magischer Künste beschuldigte, künstliche Ekstasen hervorgerufen und gepflegt wurden. Besonders aber ist es die Wüste, welche auch bei den Christen ihre Macht, ein phantastisches visionäres Leben hervorzurufen, wie bei andern Religionen, die aus dem Traumleben der Mönchsmystik hervorgingen, geltend macht. Der Wüste verdanken wir die üppige Traumbildnerei der ägyptischen und arabischen Baukunst, den Märchencharakter arabischer Poesie, die ägyptische und griechische Theogonie; und wie sie ihren Einfluß auf Orpheus und Orpheus, auf Pythagoras und Moses übte, so werden auch die Christen, die sich absichtlich oder gezwungen in die Wüste zurückzogen, zu Propheten und ekstatischen Sehern. Der heilige Pachomius scheint sogar die Höhle des Trophonius nachgeahmt zu haben, wo durch besondere Vorbereitungen, Fasten, Wachen, Geißeln, ekstatische Zustände absichtlich hervorgerufen wurden. Die Zahl der gleichzeitig bei ihm versammelten Novizen, welche alle gekommen waren, jener heiligen Eingebungen theilhaft zu werden, belief sich einst auf 1400. Ebenso berühmt waren die Mönche auf dem Berge Athos, jene Omphaloptychoi, welche nach Vorschrift des Areopagiten durch unausgesetztes Sehen nach dem Nabel sich in eine wonnevolle Ekstase versetzten und zu Hellsehenden wurden, „wenn der Geist den Ort des Herzens gefunden".

Während es niemand einfallen wird, die weltgeschichtliche Bedeutung der hebräischen Prophetie zu leugnen, ebenso wie sie auf den allgemein menschlichen Standpunkt zurückführen, so müssen wir auch den Einfluß anerkennen, den die Ekstase der Väter der Wüste auf die Entwickelung des

auswärts zubringen. Nehmen Sie öfter Theil an unſerm kleinen häuslichen Zirkel!

Wolf.

Ich werde nicht ermangeln, Frau von Jordan! (küßt ihr die Hand.) Ich wüßte kein Haus, das mir bis jetzt angenehmere Stunden verſchafft hätte, als das Ihrige.

(Ab.)

Zweite Scene.

Julie. Dann Heinrich.

Julie.

Ich denke, auch auf Heinrich wird die Nähe eines in ſo hohem Grade gebildeten Frauenzimmers ſehr wohlthätig wirken. (Sieht auf ſeinen Tiſch.) Wie wild hier Alles durcheinander liegt! War ſonſt ſeine Art nicht. Für Jedes hatt' er ein Fach und nie durft' ich ihm daran räumen. Jetzt würd' er es kaum merken, wenn ich ein wenig Ordnung hineinbrächte. (Sieht den Deckel eines Buches) „Mein Tagebuch. Angefangen —" Sieh', er hält ſich jetzt ein Tagebuch. Sonſt ſagt' er, ich wäre ſein Gedächtniß, mir vertraue er an, woran er ſich in ſpätern Jahren gern einmal wieder erinnert ſähe! Er iſt von ſeiner kleinen Dienſtreiſe heut' ganz ſo verſtimmt wie früher

Christenthums aufsuchte. Was bei Arsinoe, am See Möris, am Strande des Mittelländischen und Rothen Meeres, am Mageotischen See und auf dem Sinai und in der Wüste selbst den Vätern offenbart wurde, das hallte nicht nur in den Hunderttausenden von Einsiedlern wider, die ihnen folgten, sondern wurde auch Gegenstand dogmatischer Entwickelung, und Paulus von Theben, Antonius, Pachomius, die beiden Makarii u. a. m. werden die Stützen der Kirche. Die Kirche lehrte die Fortdauer göttlicher Offenbarung in ihren Heiligen und ihre Visionen wurden nebst ihrem Schauen wichtige Hülfsmittel in der Ausbildung der Dogmen.

Den Verzückungen des heiligen Paulinus, Benedict, Gregor des Großen, der heiligen Hildegard, Brigitta, Katharina von Siena verdankt die Kirche Aufschluß über die wichtigsten Glaubenslehren; ja es gibt kein Dogma, welches nicht in der Ekstase irgendeines Heiligen den göttlichen Stempel aufgedrückt erhielte. Die durch göttliche Inspiration verfaßten Schriften Gregor's des Großen, des heiligen Paulinus, Ignatius u. a. zeugen dafür. Die Maria von Agreda, Aebtissin des Klosters gleichen Namens, schreibt, von der heiligen Jungfrau selbst dazu aufgefordert, ihr Leben. Sie geht auf die Zeit zurück, die Maria im Leibe der Mutter Anna verlebt, kennt alle Engel, die gleich nach ihrer Geburt unter Oberbefehl des Erzengels Michael ihr dienten, spricht umständlich von ihrer Empfängniß, und die mystische Stadt wird die Verherrlichung der Himmelskönigin. Ueberall aber bestätigt sich die Beobachtung, daß bei dem Versinken in religiöse Schwärmerei die Sinnlichkeit nur um so mehr sich geltend macht und daß nicht nur die körperliche Wollust sich mit der geistigen Wollust paart, sondern auch die blutdürstigste Grausamkeit ein integrirender Theil gottesdienstlicher Verehrung wird. Obschon trotz aller göttliche Offenbarung nach der apostolischen Zeit geleugnet, blieben doch Jakob Böhme und Swedenborg, zwei reichbegabte mit ekstatischem Schauen ausgestattete Männer, nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung der Glaubenslehren und mochte man die „harmonische Philosophie" zu einem neuen Evangelium stempeln.

So lohnte es sich wol der Mühe, den Einfluß, den die Ekstase bei der Entwickelung der Glaubenslehren gehabt, einer ausführlichen Bearbeitung zu unterziehen; denn sehen wir uns auch genöthigt, den Inhalt des ekstatischen Schauens nur sehr gering anzuschlagen: so läßt sich doch die tiefeingreifende Wichtigkeit der Ekstase in der fortschreitenden Ausbildung des Menschengeschlechts nicht verkennen, und der ist weit von dem Ziele entfernt, der diese ganz eine Seite der Menschennatur mit „Wahn" „Täuschung" und „Prellerei" abgethan zu haben glaubt.

Londoner Skizzen.

VI. Deutsches Gemüth in London.

Wir saßen an unserm Frühstückstische, der ein recht festliches Ansehen hatte.

Es war mein Geburtstag und meine Freundin hatte, wie sie immer zu thun pflegte, liebevoll dafür gesorgt, mich an diesem Tage die Fremde vergessen zu machen.

Geschenke und Blumen lagen auf einer Seite des Tisches und auf der andern stand unser Theeapparat und ein schöner Geburtstagskuchen mit meinem Namen: Hedwig.

Es war eine jener sonnigen Stunden, die in einem Leben voll Mühe und Arbeit doppelt geschätzt und genossen werden. Um sie zu verlängern, waren wir früh aufgestanden; um ½11 Uhr mußte ich fort; ich hatte Stunden außerhalb Londons in einer Schule zu geben und konnte erst abends ganz spät wieder zu Hause sein.

Noch war der Kuchen nicht angeschnitten, als unser Mädchen ins Zimmer trat:

„Es ist ein Herr draußen, ein Ausländer Er fragt nach Ihnen, Madame'"

„Wie sonderbar! So früh am Morgen! Ich weiß, das ist wieder einer von den Betrügern, die uns vor vierzehn Tagen die schreiende Geschichte von ihrem Unglück erzählten, an der kein Wort wahr ist, wie wir herausgefunden, nachdem sie uns das Geld abgeschwatzt hatten. Sarah, ist's einer von ihnen?"

„O nein, Madame! Die beiden kenne ich jetzt und mache nicht mehr auf, wenn sie klingeln. Sie waren gestern Abend wieder an der Thür. Dieser Herr war aber noch niemals hier! Ich denke, es ist ein Deutscher! Er sieht ganz wie ein Gentleman aus!"

„Sollen wir ihn annehmen? Ja? Nein? Wenigstens nicht eher, als bis er uns seinen Namen sagt und irgendein Empfehlungsschreiben von bekannter Hand vorzeigt! Sarah, sagen Sie dem Herrn, daß wir keinen Fremden annehmen!"

Sarah geht hinaus, ist aber gleich wieder zurück —

„Der Herr läßt ſagen, er komme von Deutſchland und habe Grüße von Freunden zu beſtellen. Er ſagte mir auch ſeinen Namen, aber — das war ſo ein — harter, ausländiſcher Ich habe ihn nicht behalten können — —“

Nach abermaliger, minutenlanger Berathung, während der meine herzensliebe Freundin — ich hoffe, ſie zürnt mir nicht, wenn ſie dies leſen ſollte — ſich ihr Morgenhäubchen vor dem Spiegel zurecht rückte, ging ich dem Herrn auf dem Hausflur entgegen.

Es war ein ſehr anſtändig gekleideter junger Mann, der mich begrüßte —

„Mein Name iſt Niemeyer! Ich bitte ſehr um Entſchuldigung, daß ich Sie ſchon ſo früh ſtöre, aber meine Zeit iſt gemeſſen! Ich bringe Ihnen Grüße von Fräulein K**, die ich in Halle bei meinem Bruder geſehen habe.“

Fräulein K**! Das war ein Name von ſehr gutem Klang! Der Name einer Freundin, welche mir in früher Zeit viel Liebes und Gutes erwieſen hatte. Eines andern Falles würde Herr Niemeyer nicht; ich ſchämte mich meines Mißtrauens und lud ihn mit doppelter Zuvorkommenheit ins Zimmer, wo ich ihn meiner Freundin vorſtellte und ihn erſuchte, Theil an unſerm Frühſtück zu nehmen.

Wie natürlich, fragten wir gern nach dem Ergehen des Fräulein K**, die vor einigen Monaten England verlaſſen und von der wir ſeitdem nichts gehört hatten.

Herr Niemeyer hatte ſie aber auch nur flüchtig, und zwar vor Monaten, geſehen, als ſie eben von London kam und er Halle verließ. Sie hatte ihm meine Adreſſe gejagt und ihn Grüße an mich aufgetragen.

„So, ſo! Oi, oi! Sind Sie ſchon ſeit langerer Zeit in London?“

„Nein! Ich kam erſt geſtern morgen hier an und fahre wahrſcheinlich noch heute nach Southampton, wo ein kranker Freund mich erwartet. Kennen Sie, meine Damen, vielleicht ein Fräulein Neuhaus, die ſich ſeit einigen Wochen in London aufhält?“

Wir kannten dies Fräulein nicht.

Es entſtand eine kleine, verlegene Pauſe, denn wir bemerkten an den zitternden Lippen und dem ſtotternden Tone unſers Beſuchs, daß ſein Gemüth lebhaft erregt war. Wir ſannen vergeblich nach einem Gegenſtand der Unterhaltung.

Da Herr Niemeyer entſchieden ablehnte, unſer Frühſtück zu theilen, ſo bot meine Freundin, die als Franzöſin eine beſondere Vorliebe für Eau de ſeur d'Orange hat, ein zierliches Fläſchchen dieſes Univerſalmittels und offerirte es, mit Zuckerwaſſer gemiſcht, unſerm ſchweigend daſitzenden Gaſte.

Das nahm er an.

Ich fragte ihn, ob er ein Verwandter des in Halle verſtorbenen Profeſſors Niemeyer wäre?

„Es war mein Onkel!“ ſagte er. „Unſere ganze Familie iſt aus Halle und der Umgegend. Zwei meiner Brüder haben ſtudirt und ſind dort angeſtellt. Meine Mutter lebt, ſeitdem unſer Vater todt iſt, auf einem Gütchen bei Halle. Ich ſelbſt bin Oekonom — —“

Das brauchſt du mir nicht erſt zu ſagen, dachte ich bei mir ſelbſt. Denn Herr Niemeyer ſah nicht allein wie das Bild eines ehrlichen, einfachen Landmanns aus, ſondern bekundete auch einen oder zwei kleine Sprachfehler, die er machte, daß er mindeſtens kein Studirter war. Es kam mir jetzt erbärmlich komiſch vor, daß uns dieſer einfache Mann ſo viel Mißtrauen eingeflößt hatte, und um ihn, der noch immer ſehr roth und gebückt auf dem Rande ſeines Stuhles ſaß, etwas zu erheitern, erzählte ich ihm, wie angſt und bange uns bei ſeiner Anmeldung geworden war.

Aber auch das nöthigte ihm kein Lächeln ab.

„Iſt es möglich“, ſagte er, „daß es ſo viele Betrüger gibt, die unter falſchen Vorwänden ſich in die Familienkreiſe dringen? Es klingt unglaublich!“

„Und doch fällt dergleichen alle Tage in London vor! Nicht wir armen, leicht zu täuſchenden Frauen werden auf ſolche Art betrogen, ſondern Männer, die man die perſönlichſte Vorſicht nennen möchte!“

„Ich weiß, wen du damit meinſt“, ſchaltete hier meine Freundin ein; „Dr. G. und Profeſſor J.“

„Das ſind deutſche Namen?“ bemerkte Herr Niemeyer.

„Ja! Zwei Landsleute und liebe Bekannte von uns. Beide ſind ſchon ſeit einer Reihe von Jahren in England anſäßig und mit den Pfiffen und Schlichen der Betrüger dieſer Gattung wohlbekannt. Dennoch gelang es einem der abgefeimteſten derſelben, Friedrich Schwarzenberg iſt ſein Name, ſie zu täuſchen und von ihnen Geld zu bekommen!“

„Abſcheulich! Es muß ja das die nothwendige Folge haben, daß alle Gaſtfreundſchaft aus-

Theilnahme, die hier im fremden Lande doppelten Werth haben! Und wenn Sie beide jemals nach Halle kommen sollten, so vergessen Sie nicht, daß meine Mutter in Gründorf wohnt! Weben Sie mir ein Stückchen Papier, damit ich den Namen aufschreibe: »Gründorf bei Halle.« Da werden Sie zu allen Zeiten herzlich willkommen sein!"

Mit vielen Worten schied er und ließ uns Beiden den Eindruck eines mit der Welt unerfahrenen, einfachen, jungen Mannes zurück, dem ein wieder bei der Mutter und dem „Herrn Superintendenten" wohl sein wurde. Mein schöner Geburtstagskuchen und meine Blumen und Geschenke! Ich mußte alles stehen und liegen lassen, ohne mich recht daran erfreuen zu können.

Als ich ins Schulhaus trat, kam mir die Vorsteherin gleich mit der Frage entgegen:

„Ist der Herr, der gestern nach Ihrer Adresse fragen kam, bei Ihnen gewesen?"

Mir wurde etwas sonderbar zu Muthe.

„Welcher Herr? Wie nannte er sich?"

„Das kann ich wirklich nicht sagen! Man behält diese fremden Namen nicht. Er sagte, er wäre ein Freund unserer lieben Fräulein K** und habe ein Päckchen an die Dame abzugeben, welche an ihrer Stelle hier Stunden gibt. Wir freuten uns sehr, durch ihn zu hören, daß es Fräulein K** ganz wohl geht, er hat sie nur vor acht Tagen gesehen; auf seine Bitte gaben wir ihm Ihre Adresse."

Mir fiel's wie Schuppen von den Augen —

„Sprach er geläufig englisch?"

„Vortrefflich! Man hätte ihn fast für einen Engländer halten können.

„Ach, hätten Sie ihm doch nicht die Adresse gegeben! Es ist ein Betrüger! Ganz gewiß ist er einer, wenn ich auch noch nicht weiß, was er im Sinne hat."

Und ich erzählte, was wir am Morgen erlebt hatten, und Mrs. T. schalt sich wegen ihrer Uebereilung und gelobte, niemals wieder Adressen an Unbekannte zu geben; inzwischen waren wir alle gespannt auf das Ende, denn daß das Ende noch fehlte, daran zweifelte keiner.

Bei meiner Nachhausekunft kam mir meine Freundin schon an der Thür entgegen und ehe ich noch mit meinen Begleitern ankommen konnte, rief sie mir zu:

„Herr Niemeyer war wieder da! Der arme Mensch!"

„Es ist ein Betrüger!" platzte ich heraus —

„Was fällt dir ein! Höre doch nur! Kaum warst du eine Stunde fort, als er wieder anklingelte. Sarah führte ihn diesmal mit einem alten Bekannten ohne weiteres herein, er sah sehr bleich aus und das Sprechen wurde ihm sichtlich schwer, man sah es ihm an, daß er sich in einer höchst peinlichen Lage befand."

„Er sprach dich um Geld an?"

„Nicht geradezu! Das brachte er nicht zu Stande! Er zeigte mir aber das Blatt aus dem Telegraphenbureau, auf welchem die Frage nach Halle wegen Fräulein Neuhaus Adresse aufgezeichnet war und sagte, er habe mit Schrecken erfahren, daß diese Depesche mehr kosten würde, als er augenblicklich bei sich hätte. Herr Neuhaus habe ihnen Wechsel durch die Tochter geschickt, aber bis dieselbe aufgefunden, wäre er und sein Freund in der allergrößten Verlegenheit. Du siehst, er deutete nur an, was unbefangen auszusprechen ihn Zartgefühl nicht zuließ, und um den quälenden Augenblick zu kürzen, holte ich fünf Pfund und sagte ihm, daß es mir Vergnügen machen würde, ihm diese Summe auf einige Tage zu leihen. Er war tiefgerührt und versicherte mir, daß ich das Geld spätestens morgen zurückerhalten würde. Darauf brach er eilig auf, um die Depesche zu befördern; ich denke, morgen werden wir ihn wohl wiedersehen."

„Liebste Bette, das bezweifle ich!" rief ich und erzählte, was ich in Peckham erfahren hatte. Aber sonderbar genug — meine Freundin erschrak nur im ersten Augenblick, im nächsten hielt sie solche Gleichartigkeit für unmöglich und vertröstete mich auf den morgenden Tag, der ganz gewiß Herrn Niemeyer's Unschuld ans Licht bringen würde.

Am folgenden Tage waren wir, oder besser war sie, meine Freundin, in großer Spannung; nur mich gab es keinen Zweifel mehr in der Sache. Um uns auf andere Gedanken zu bringen, lasen wir zusammen „Oliver Twist". Wer dies Buch kennt, wird sich einer Stelle erinnern, wo Oliver mit Geld fortgeschickt wird und der Freund seines Beschützers eine Wette darauf eingeht, daß Oliver niemals mit dem Gelde zurückkehren wird. Die beiden Wettenden legen eine Uhr zwischen sich, der Verlauf einer Stunde soll über Oliver's Ehrlichkeit entscheiden, aber die Stunde vergeht und Tage und Wochen vergehen und Oliver kehrt nicht zurück. Der mißtrauische Freund gewinnt seine Wette und jubelt über seine Menschenkenntniß. Und trotzdem war Oliver unschuldig.

Diese Stelle war uns sehr interessant. Meine

Freundin verglich mich mit dem Zweifler an menschlicher Redlichkeit, sah im Geiste Oliver Niemeyer mit der Fünfpfundnote zurückkehren und mich beschämt und reuig ob meines Zweifels.

Was träumen wir nicht oft für schöne Sachen!

In der Wirklichkeit war das Ende anders.

Ich fuhr am zweiten Tage nach dem Telegraphenbureau und erfuhr dort, daß allerdings ein Herr am vorigen Sonnabende — das war mein denkwürdiger Geburtstag — im Bureau gewesen und eine Depesche nach Halle diktirt hatte. Darauf habe er sich das Blatt reichen lassen und nach den Kosten gefragt. Als man ihm die genannt, sei er mit den Worten: „Ich habe meine Worte vergessen!“ aus dem Bureau gegangen und nicht wieder gekommen. Der Besitz der Depesche gab seiner Operation die größere Glaubhaftigkeit.

„Erinnern Sie sich vielleicht des Inhalts jener Adresse?“ fragte ich weiter.

„Er fragte nach einer Adresse. Nach der Aussprache zu urtheilen, war der Herr ein Deutscher.“

Das stimmte alles. Nun schrieb ich noch an meine Freundin K** in Halle.

Da hieß es denn: „Ich kenne gar keinen Herrn Niemeyer in Halle, wohl aber einen Friedrich Schwarzenberg in London! Sie ist derselbe, vor dem Sie der in G. und Preußen 3. gewarnt haben!“

Die Freundin fügte hinzu: „Vor einem Jahre angeblich betrog mich dieser Mensch um einige Schillinge und bei dieser Gelegenheit kam es — wie ich mich deutlich erinnere — zur Sprache, daß ich Stunden gebe und zwar in Peckham an der Schule der Mrs. L. Später muß er in Erfahrung gebracht haben, daß ich nach Halle gegangen bin, und da er nun sah mit Gewißheit annehmen konnte, daß ich — wie wir in England immer thun — eine Bekannte zu meiner Nachfolgerin vorgeschlagen hätte, so — war der Plan zu einem neuen Betruge bald gemacht und die Unvorsichtigkeit der Mrs. L. half ihn ausführen. Wie ist es unbegreiflich, wie eine Frau, die ihr Leben lang wenn auch nicht in London, so doch nicht fern davon gelebt hat, einem Unbekannten und wenn zehnmal einem Deutschen, auf sein Verlangen hin auch nur eine Adresse geben kann! An dem Morgen bei Ihnen wird das geübte Auge des Spitzbuben schnell herausgefunden haben, wer von Ihnen beiden am gerührtesten durch seine Geschichte war und da mag es ihm recht zu statten gekommen sein, als Sie ihm erzählten, Sie führen nach Peckham! Während Sie dort auf seine Spur kamen, fuhrte er den Hauptcoup aus und Fräulein L.'s Freigebigkeit wird seine Erwartungen übertroffen haben. Wäre ich bei Ihnen, so könnte ich Ihnen ein halbes Dutzend von seinen Spitzbübereien erzählen, die mir ebenfalls, nachdem ich selbst angeführt war, mitgetheilt wurden. Er ist ein vortrefflicher Komödiant. Wie er bei Ihnen den einfachen Landmann spielte, so ist er bei andern in andern Rollen aufgetreten: z. B. als frommer Candidat der Theologie, als Flüchtling mit den radicalsten Ansichten; nur dem Kenner verräth er sich sogleich durch einen Verwechselung von Mir und Mich — —“ —

Wir fingen an, uns seitdem gegen das „deutsche Gemüth“ zu verhärten und wurden nicht nur mit Fünfpfundnoten, sondern selbst mit Orangeblütenwasser zurückhaltender.

Anregungen.

Marie Antoinette.

In einer der vorjährigen Nummern (N. S., Bd. IV, S. 317) brachten wir einen längern Aufsatz über die unglückliche Tochter Maria Theresia's.

Das dort erwähnte Buch der beiden Goncourt: Hermann und Julius „Geschichte der Marie Antoinette“, liegt uns jetzt in einer recht trefflichen Uebersetzung von Schmidt-Weißenfels (Prag, Kober & Markgraf, 1859) vor und führt uns noch einmal zu ihr zurück. Die in jenem Aufsatz ausgesprochenen Ansichten theilen wir nicht alle.

Das Werk der Goncourts ist ein echt französisches, ohne Kritik, doch voll Esprit, Witz und geistreicher Ansichten. Es erzählt nicht eigentlich, es gibt nur Bemerkungen über die Ursachen, die das Schicksal Marie Antoinettens bestimmt haben. Im Grunde vertheidigt es nur mit mehr-französischem Verhoh seine Meinung von der Unschuld der Königin, es will ihre Fehler nicht kennen und leitet ihr ganzes Missgeschick von den elenden Verleumdungen der Hofleute her.

Wir halten diese Ansicht für eine durchaus falsche und eine der Würde wie der hingeborenen Nothwendigkeit der Geschichte gleich wenig entsprechende. Ihr Wesen und ihre Stellung bedingten die Schuld und den Fall Marie Antoinettens.

Ob die Königin den einen und den andern der französischen Herren, der vornehmen Fremden, die, wie der Graf Fersen, Lord Seymour, Prinz Georg von Hessen, so lange ihre Gesellschaft in Trianon bildeten, geliebt habe und wie weit ihre Leiden-

schaft sie ihre Würde vergessen ließ, sind Fragen für Anekdotenliebhaber und Pamphletschreiber, die, ohne Beweis hier und dort in Memoiren aufgeworfen, mehr die Frau als die Königin angehen; niemand wird jetzt noch glauben, daß die Königin das berühmte Halsband vom Cardinal von Rohan kaufen ließ oder überhaupt eine Ahnung dieses Verkaufs hatte. Der Schwerpunkt dieser Anklagen liegt nicht in ihrer Wirklichkeit, sondern in dem unbedingten Glauben, den sie bei einer ganzen Nation fanden.

Und dies haben die Goncourts vollständig übersehen. Der Graf Allonville, ein letzter, französischer Ritter, voll großer Verehrung für die Königin, erzählt in seinen Ueberlieferungen einen Zug, der deutlich zeigt, in welchem Lichte damals die Gebildeten jenen Prozeß betrachteten. „Ich war bei Herrn Séguier am Abend des Tages, wo er, wenn ich nicht irre, vor den versammelten Kammern des Parlaments selbst den Bericht des Prozesses abgestattet, mit einer Ärzte, die mich entsetzte, sagte er uns. „Gerechter, herrlicher Gegenstand! Ein Cardinal eine Betrügerin, der zu seiner Entschuldigung gesagt, daß er sich zu einer Liebschaft mit der Königin berufen glaubte — welcher Schmutz auf Bischofsstab und Scepter! Welch ein Triumph für die Ideen der Freiheit!“ Das war es! Ludwig XVI. wie Marie Antoinette, beide haben in den Augen der Franzosen das Königthum entwürdigt. Denn, um es mit dem mildesten Worte zu bezeichnen, waren die nächtlichen Promenaden der Königin mit dem Grafen Artois, das nach Mitternacht, sodaß der König einst selbst den inneren Schloßwachen befahl, sie einzulassen, ihre doch leichtsinnige unwürdige Gesellschaft der Polignacs, Vaudreuils und Besenvals; ihr Theaterspiel zu Trianon, wo sie sogar im „Barbier von Sevilla“ die Rosine als eine vollendete Schauspielerin darstellte, nicht leichtsinnig und bei der damaligen Stimmung Frankreichs verwegen? Dachte sie denn niemals daran, daß sie die Marquise von Pompadour Ludwig XV. beschuldigt, daß sie selber um wenig in die Spuren dieser „liebenswürdigsten aller Gesellen“ trat? In andern Ländern hatten bisher die französischen Königinnen ihren Ruhm gesucht in Zurückgezogenheit und Frömmigkeit, ja, wenn man mehr als ein Jahrhundert zurückging und jener Anna von Oesterreich gedachte, deren Liebe und Abenteuer mit Buckingham in ganz anderer, unverletzlicher Weise begleubigt sind als Marie Antoinettens Leidenschaft zu Axeln, so begegnete man doch auch in ihr von dem Haupt zur Sohle einer Königin. Marie Antoinette besaß nur eine königliche Haltung, einen unpersönlichen Stolz, die Form, aber nicht das Wesen der Majestät. Sie gefiel sich in den Vergnügungen einer reichen, unabhängigen Dame; sie spielte mit dem Leben, als ob sie noch das unschuldige Kind wäre, das im Park von Schönbrunn nach Schmetterlingen jagte. Alle ihre Schritte, Thaten, selbst ihre Verirrungen in den Jahren von 1774—89 werden, einzeln betrachtet, harmlos, anmuthig erscheinen oder doch ihre Entschuldigung finden, allein das Ganze ihres Lebens und Treibens war für sie belastend; es verletzt durch den Schein des Frivolen noch jetzt, wo wir es doch nur in dem Dämmerlicht der Vergangenheit sehen. Ihre Freundschaft mit den Polignacs entfremdete ihr die Herzen der ersten Familien des Landes, seiner der Condés, der Montmorencys wollte mit diesen „hergelaufenen“ Leuten verkehren, die Königin brachte Tag um Tag mit ihnen zu; die größten Pensionen, die verschwenderischen Aemter wurden an sie verschwendet; Julius Polignac, der noch 1775 nicht 8000 Livres Rente hatte, wurde zum Herzog erhoben, seine Gemahlin zur Erzieherin der Kinder Frankreichs. Man hat wol gesagt, die Summen, welche Marie Antoinette vergeudet, wären kaum zu erwähnen in Betracht mit dem, was die Marquise von Pompadour dem Lande gekostet; es ist dasselbe Argument, das die Vertheidiger Karls I. anwenden, wenn sie die harten Maßregeln Elisabeths gegen die Opposition des Parlaments mit den seinigen vergleichen; die Zeiten und die Völker waren eben andere und es ist nicht zu vergessen, daß zwischen der Marquise und der Königin zwei Dinge lagen: die Encyklopädie und das Gericht von Bankerotthill, die beiden Grundsteine der Demokratie.

Widerspricht so der moralische Charakter Marie Antoinettens dem Ideal, welches das französische Volk in seiner Fürstin erwartete, so hat ihre politische Stellung sie ihm ganz entzogen. In den Augen aller „echten“ Franzosen war und blieb sie die „Oesterreicherin“, die das Bündniß mit dem Erbfeind des Landes, dem Habsburgern, und die Schmach von Rosbach heraufbeschworen. Sie hat dann auch nichts gethan, die politischen Sympathien der Nation zu gewinnen. Als Joseph II. den Krieg gegen Baiern begann, hat sie wol die Minister aufgefordert, ihren Bruder gegen den König von Preußen zu unterstützen, ihren Ansichten von königlicher Machtvollkommenheit mißfiel die Begeisterung, welche der nordamerikanische Freiheitskrieg in Frankreich erzeugte; sie bedauerte, daß der König Rebellen unterstütze. Wer will sie darüber anklagen, aber andererseits wer auch in dem Haß aufgeregten Parteileidenschaft gegen sie nur eine grundlose Erbitterung sehen? Nein, die Revolution wußte, wohin sie schlagen mußte, wenn sie ihre stärkste Feindin treffen wollte! Marie Antoinette fiel als Märtyrerin — so ist auch Maria Stuart als Heilige für ihren Glauben und die Majestät des Königthums gestorben. Dieser Ruhm soll ihnen unbestritten bleiben, allein wie die ersten Märtyrer, getreu ihrem Gott und ihrer Ueberzeugung, schuldig gegen das noch gültige Gesetz des Staats befunden wurden, erlegt der Geschichtschreiber auch in Marie Antoinette das nothwendige Verhängniß, daß sie, im Gegensatz ihres Wesens zu der herrschenden Anschauung, allmählich vom Thron zum Schafott geführt. Man kann ihren Heldenmuth in den letzten Tagen des Kampfs bewundern, ihre Passionsgeschichte im Gefängniß mit Rührung noch

einmal durchleben, ohne darum ihren Leichtsinn und ihre für die damalige Welt- und Zeitlage gefährlichen Irrungen in den Sonnentagen ihres Glücks zu vergessen.

Gräfin Dora d'Istria.

Die Gräfin Dora d'Istria, in einem unglücklichen Parga, am Ausgang des Berges von Suli auf der Küste des Adriatischen Meeres geboren, das die Engländer 1819 an Ali Pascha von Janina verkauften, gehört zu jenen außerordentlichen Frauen, welche den Reiz einer großen Bildung mit der angeborenen Anmuth und Phantasie einer halben Griechin vereinigen.

Diese Mischung besticht. Man erstaunt, in dem Buche: „Les femmes en Orient" (zwei Theile, Zürich, Meyer & Zeller, 1860), mit der gewähltesten französischen Sprache, die nur zu Plaudereien im Faubourg St. Germain geeignet scheint, männliche, derbe Gedanken, eine deutsche philosophische Bildung, die kühnsten und anmuthigsten Schilderungen ausgedrückt zu finden.

Aber wie irrthümlich wäre es, wollte man nach diesen glänzenden Ausnahmen ein Urtheil auch nur über die gebildeten Frauen der Südslawen abgeben! Die Gräfin verleugnet ihre Vorliebe für ihre Schwestern nicht, sie flattert sie mit ebenso großer Schönheit wie mit allen Tugenden des Weibes aus, sie stellt sie durchweg auf eine höhere Stufe als die specifisch orientalischen Frauen, Türkinnen, Jüdinnen, Armenierinnen. Allein zwischen dem Ideal, das der Gebildete von einer Frau sich macht, und den an sich originalen Gestalten, welche die Gräfin schildert, bleibt doch ein verhängnißvoller Unterschied. Die reichen, geistvollen Frauen der Bojaren, die sie zu Bukarest und Jassy in erlesenen Gesellschaften traf, waren eben — Pariserinnen, nicht einmal mehr im slavischen Gewande. Sie haben französische Erzieherinnen, französische Lungmeister, einen großen Theil ihres Lebens verbringen sie in Paris, in Wien, in Petersburg; bei solcher Erziehung und in dieser Umgebung schleifen sich natürlich die barbarischen Ecken und Härten ab und es erzeugt sich im Verein mit dem großen, schauspielerischen Talent der Slawen jene Liebenswürdigkeit, die z. B. ganz Paris an den Russen bewundert. Auf dem Lande, in den Dörfern dagegen waltet jene rohe, wenn auch nicht aller Anmuth entbehrende Ursprünglichkeit, da wandeln die bulgarischen Mädchen mit lang nachflatterndem Haar, so dichtem Haar, daß sie sich darin einhüllen können, oder die serbischen Jungfrauen gehen, Krüge auf den Köpfen tragend, zum Brunnen, streiten in den Schlachten neben ihren Brüdern, da sprengen sich die Frauen von Suli verzweiflend in die Luft, um nicht in die Hände der Albanier zu fallen; es ist dieselbe phantastische Poesie des Südslawen. Wilden, die Cooper so oft in den Indianerinnen der Felsgebirge als Ideale der Schönheit und des Reizes erblicken lieh, die ungezwungene Natürlichkeit zieht uns auf Augenblicke in der romantischen Decoration von Fels und Schlucht und Urwald an. Das unbefangene Auge kann in den Südslawen nur eine kräftige, kriegerische Heldenerscheinung erblicken, der vielleicht für Jahrhunderte noch der ritterliche Mann und Kastenbildende Charakterzug fehlen wird; in ihren Frauen kann man nicht finden, als was das Sprichwort der Montenegriner sagt: „Unsere Weiber sind unsere Manteiel." Diese niedrige und entwürdigende Stellung der Frauen entspringt jedoch mit einer gewissen Nothwendigkeit aus der Natur des Landes und der Sage dieser Stämme. Seit Jahrhunderten sind die Männer an ein herumschweifendes Leben, einen beständigen Waffendienst gewöhnt; sie sind Räuber oder kämpfen mit den Türken, die ganze Arbeit des Hauses, des Feldbaus fällt den Frauen anheim. Unter solchen Umständen von der „Verbreitung der Bildung" sprechen, ist thöricht; diese Stämme müssen erst, in einen großen Staatsverband aufgenommen und von ihm gebändigt, wie Kinder zur Cultur erzogen werden.

Das Buch der Gräfin Dora d'Istria beschäftigt sich nicht allein mit den Frauen, es erzählt die Geschichten dieser Länder, die Sagen und Volkslieder, es schildert die halb europäischen, halb orientalischen Städte Bukarest, Belgrad, Belgrad. Es belehrt nicht weniger als es unterhält. Mag sich sonst selten in dem Werke einer Frau finden, eine lebendige Phantasie und Verstandesschärfe, hier tritt es uns überall entgegen, und dabei weht über diese Seiten ein Gefühl der Freiheit, der Vaterlandsliebe, ein Aufschwung nach dem Großen und Schönen, der sie uns doppelt werth und willkommen macht.

Gedanken

von Daniel Stern.

Wenn jemand eingesteht, daß er einen Fehler gemacht hat, so sollte man schon eine einfache Rücksicht auf das Loos aller menschlichen Natur bestimmen, so gerecht zu sein und die schlimmen Folgen desselben theilweise doch auch auf Rechnung des Unglücks zu setzen. Aber ganz im Gegentheil! Ist jemand unglücklich, so werden wir gleich bei der Hand sein und sagen: Er ist aber im Grunde auch seine eigene Schuld!

* *

Wie viel Menschen gibt es doch, die sich ganz vortrefflich aufführen, ohne daß ihr Herz vortrefflich ist! Diese Leute haben eine merkwürdige Geschicklichkeit, immer sogleich herauszufinden, wie sich beim Moralischen auch ihr persönlicher Vortheil am besten befindet.

Für die Schillerstiftung sind beim Dresdener Vereine ferner eingegangen: 1 Thaler von Herrn Kay in Hamburg, 24 Thaler vom Comité der Schillerfeier in Erlangen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 18. Wöchentlich ein Bogen
Preis vierteljährlich 20 Sgr.

Inhalt: Samuel Meyer. Ein Lebensbild. — Übergänge. Von W. Wegner. — Zur Verständigung. Von Dorothea [illegible] aus Berlin. — Von Julius Frauenstädt. — Literarische Umschau. V. — Schiller und die Schule. — Tagesgeschichtliches. Von Heinrich Laube. — Zur Unterhaltung. VI. — Redaktion von Karl Gutzkow.

Samuel Meyer.

Ein Lebensbild.

— — Die anwesenden Deutschen mußten laut auflachen. . .

Miß Arabella hatte gefragt: „Ist Herr Richardson auch reinlich?"

Es war von der Verlobung einer ihrer Freundinnen mit Herrn Richardson die Rede . . .

Eine solche Frage bei solcher Veranlassung kam uns anwesenden Deutschen zu sprunghaft vor. Aber die Engländer fanden die Frage sehr in der Ordnung. . .

„Was kann von größerer Wichtigkeit sein als Reinlichkeit?" sagte Arabella's ältere Schwester. „Nichts ist barbarischer als das Gegentheil!" . . .

„Die geringere oder größere Civilisation der Nationen ist nach einem eigenen Liebig durch den geringern oder größern Verbrauch von Seife zu berechnen!" sagte der ältere Bruder. . .

Wir Deutsche warfen folgende Fragen auf: Ist Reinlichkeit der Inbegriff aller Tugenden? Schließt sie ohne weiteres Großherzigkeit ein? Wahrheitsliebe? Allgemeine Menschenliebe? Oder hat sie überhaupt irgendetwas mit diesen sittlichen Eigenschaften zu thun? Ist Mangel an Reinlichkeit ein Laster? Kann nicht jemand, der, in schlechten Gewohnheiten erzogen, unordentlich und unreinlich ist, dennoch ein freundliches, großmüthiges Herz und Geistesgaben besitzen, die manchem bis zur Pedanterie reinlichen Menschen fehlen?

Die Debatten wurden lebhaft. Der einen behaupteten, man könne nichts Gutes von einem Menschen glauben, der schmutzig sei; die andern gingen ihrerseits wieder so weit, den ganzen sittlichen Charakter eines Menschen in Zweifel zu ziehen, der sich viel mit seiner äußern Erscheinung, überhaupt viel mit „der Toilette" beschäftige. Wie es gewöhnlich bei solchen Streitfragen der Fall ist — man kam zu keiner Vereinigung. Man hätte sich noch mehr bei dem Streite erhitzt, hätte nicht einer von uns Deutschen sich plötzlich zu seinem Nachbar mit der Bitte gewendet: „Erzähle doch der Gesellschaft die Geschichte deines schmutzigen Freundes!"

„Ja!" riefen die Engländerinnen. . .

Dennoch gestattete man, daß Otto das Wort ergriff und erzählte:

Samuel war das letzte Kind eines frommen Rabbiners, der nach dem Verluste mehrerer Kinder dem Himmel gelobt hatte, daß, sollte ihm noch das Glück gewährt werden, einen Sohn zu bekommen, er diesen zum Vertheidiger des jüdischen Glaubens, zu einem Apostel des Judenthums erziehen würde. Herr Meyer hatte noch immer des verheißenen Messias und als endlich seine Gebete erhört und ihm, dem alternden Manne,

noch ein Sohn — mein Freund Samuel — geboren wurde, legte sich in ihm die Vorstellung fest, daß dieser der Verheißene sei und daß es des Vaters ernste Pflicht wäre, das Kind für seine Sendung zu erziehen. Demzufolge erhielt der Knabe schon in seinem fünften Lebensjahre einen Lehrer. Es war dies ein fanatischer und sehr gelehrter Jude. Samuel wurde jeden Morgen um fünf Uhr vom demselben geweckt, in das Studienzimmer geführt und dort lernte er Gebete und sagte sie während ein oder zwei Stunden her; dann erst bekam er sein Frühstück; gleich darauf ging es wieder zum Lernen und Lesen im Talmud und dies dauerte so lange, bis Frau Meyer ihr Kind zum Mittagessen heim kam. Anfänglich war letzteres bemüht gewesen, den fremden Studenten, ehe er zu Tische kam, seinen Morgenanzug wechseln, ihn überhaupt sauberlicher erscheinen zu lassen; aber da stieß sie auf große Schwierigkeiten. Das Kind war zum Umsinken müde; es sträubte sich und der Vater, dies bemerkend, erklärte ein für allemal, daß sein Sohn mit solchen Kleinlichkeiten nicht geplagt werden solle, die wären für Weichlinge gewöhnlicher Verrichtung, hätten aber nichts mit seinem Sohne, mit der einstigen Zierde der Synagoge, zu thun. Frau Meyer mußte nachgeben und Samuelchen kam zu Tische wie er eben war. Er hatte ein wollenes Schlafröckchen an, das mit einer Schnur um seine Taille befestigt war, niedergetretene Pelzpantoffeln und als Schutz gegen Zahn- und Ohrenschmerzen ein Tuch um die Ohren gebunden. In diesem seltsamen Anzuge saß er in seinem kleinen Lehnstuhl, Hunger hatte er wenig; die ganze Portion, die er verzehrte, hatte er trotz aller mütterlichen Vorstellungen mit den Fingern zum Munde, er hatte, wie es schien, eine angeborene natürliche Abneigung gegen Messer und Gabel und, wie es sich von selbst versteht, so wurde auch diese Eigenthümlichkeit von seinem Vater als Zeichen eines hohen Genius gedeutet. Wenn er nur lernt' dem es. Wenn er nur während der Lehrstunden willig und gut war bisher ist! Mehr dürfen wir nicht verlangen' Was die ersten Gesetze und Normalsätzen der Welt betrifft, so mag er es damit halten wie er will' Samuel hat vollkommene Freiheit' Samuel merkte sich alles das und bekreuzte trotz sonstiger Sanftmuth die arme Mutter, sobald diese es versuchte, ihn aus seiner Lethargie herauszubringen. Das Hebräische und wiederum der Talmud füllten den Rest des Tages.

Eine so sonderbare Erziehung mußte natürlich beklagenswerthe Resultate hervorbringen. Samuel's kleiner Körper entwickelte sich langsam und unvollkommen und von all den tausend Kleinigkeiten, die andere Kinder ergötzen, sah und hörte er nichts oder sah und hörte nur so, daß sein Inneres nicht davon berührt wurde. Er fürchtete sich fast vor Kindern seines Alters und nimmer kam es ihm oder andern in den Sinn, daß er theil an ihren Spielen nehmen könnte. Hatte er sich nach seinen Studien noch stark genug, um aufzubleiben, so setzte er sich auf die Hausschwelle und während er die erfrischende Abendluft einsog, unterhielt er sich damit, den Kalk von der Mauer zu kratzen oder mit seinen kleinen Füßen, auch wol mit den Händen ein Loch in die Erde zu wühlen. Seine Hände, die vor am frühen Morgen nothdürftig gewaschen worden, gewannen durch diese Abendbeschäftigung an Erzeugung einer absoluten nur unvertilgbaren Verunreinigung der Haut.

Als Frau Meyer zu der traurigen Einsicht gelangt war, daß von seinem Kleiderwechsel um die Mittagszeit die Rede sein sollte, ließ sie einen Barbier, aber hübschen Knabennamen anfertigen und wandte all ihre Beredungskünste an, um Samuel dahin zu vermögen, denselben statt des Schlafrocks am Morgen anzuziehen. Vergebens! Samuel, der nachgiebigste, gehorsamste Schüler, blieb ungerührt von den Bitten seiner Mutter; diese konnte sich glücklich preisen, wenn sie ihn dahin vermochte, einen neuen, genau nach dem alten Schnitt angefertigten Schlafrock anzulegen. Er hasse jedes neue Kleidungsstück und fühle sich nicht eher wohl, als bis es durch Zeit, Zufall oder mit Absicht beschmutzt und zerrissen war. Wenn seine Mutter mit weiblicher Beharrlichkeit ihm darüber Vorstellungen machte, so gewann er beim Argumentiren den Sieg über sie. „Weshalb soll ich besser gekleidet sein als der arme Moses, des Nachbars Sohn?" sagte er bei einer solchen Gelegenheit; „ich bin nichts Besseres als er!" — — „Aber du bist doch besser als er!" erwiderte die Mutter, die ihm eben einen Honigkuchen gegeben, „Moses bekommt nur trockenes Brot zum Vesper!" . . „Gib mir auch trockenes Brot!" sagte Samuel, den Kuchen hinlegend. Der sechsjährige Philosoph war hartnäckig genug und ab, um den Kleiderwechsel zu vermeiden, niemals wieder Honigkuchen.

Als Samuel neun Jahre alt war, las er hebräisch, lateinisch und griechisch und hatte für

jede dieser Sprachen einen vorzüglichen Lehrer, der vom Vater höchst freigebig bezahlt wurde. Auch in andern Fächern blieb Samuel nicht zurück. Aber es konnte aus mehr als einem Grunde nicht mehr die Rede davon sein, ihn in eine Schule zu schicken. Erstens wußte er von den alten Sprachen mehr als mancher Primaner von achtzehn Jahren, zweitens flocht er noch immer im wattirten Schlafröckchen und drittens würden ihn die Knaben seines Alters unbarmherzig gequält haben, wäre er ihnen näher gekommen. Wußte er doch jetzt schon, in seiner Zurückgezogenheit, viel von ihnen leiden. Nicht allein, daß sie ihm Spottnamen zuriefen und ihn durch Worte zu reizen suchten, sie warfen auch nach ihm Kartoffelstumpen und Aehnliches, sobald er abends an seiner Thür erschien. Sie hofften, er würde einmal heiß werden und sich zu rächen suchen; aber darin irrten sie sich. Samuel hob ruhig die beulen Kartoffelstumpen auf und ohne die Miene zu verziehen, brach er sie in kleine Stücke und untersuchte die Kerne. So berührte ihn die äußere Welt gar wenig und während noch die Knaben jenseits der Mauer ihr Wesen trieben, überhörte er sich im Geiste, was er heute gelernt hatte. Von der Stärke seines Gedächtnisses kann man sich kaum einen Begriff machen; er übte es unausgesetzt. Hatte er sich die Daten der Geschichtstabellen hergesagt, so belebte er seine Einsamkeit, indem er sich alle kleinen Vorfälle und Wechsel ins Gedächtniß zurückrief, die in der Monotonie seines Lebens stattgefunden; er besann sich auf Tag und Stunde, wann dies oder jenes geschehen, bis er zuletzt ein wandelndes Notizbuch wurde, in dem mit höchster Genauigkeit die geringfügigsten Ereignisse des Jahres verzeichnet waren. Er schrieb sich's auch auf: „Am 1. Januar dieses Jahres bereitete mich die Mutter, einen neuen Schlafrock anzuziehen; aber die Taschen waren zu eng, ich konnte die neue Ausgabe vom Euklid nicht hineinbekommen und mußte zum alten Schlafrock zurückkehren. Am 2. Januar zerbrach Dr. Jakobi in der griechischen Stunde seine Brille, indem er den Xenophon darauf legte. Wir lasen gerade S. 112 in der »Anabasis«, als sich das Unglück ereignete. Am 3. Januar versuchte ich, um mich meiner Mutter gefällig zu zeigen, lederne Halbstiefeln anzuziehen, leider — ohne den gewünschten Erfolg. Am 4. Januar hatte ich die erste Stunde bei meinem neuen Geschichtslehrer, Herrn Ludwig", u. s. w.

Das Lob, welches Samuel für seinen Fleiß erntete, das Erstaunen, das er durch die Stärke seines Gedächtnisses hervorrief, waren die ersten Freudenstrahlen, die sein Inneres erwärmten; er fing an, an sich selber zu denken, sich mit andern zu vergleichen; es überraschte ihn, herauszufinden, daß er alle die lauten, trotzigen Knaben, die ihn einen Narren nannten, an Kenntnissen überragte. Der erwachte Ehrgeiz gab jetzt seinen Studien und seinen Gedächtnisübungen einen Reiz, der ihnen bis dahin gefehlt hatte.

Als er vierzehn Jahre alt war, verlor er seinen Vater. Leider stellte es sich heraus (das „Wie" hier zu erklären, wäre zu weitläufig), daß die Hinterbliebenen fast mittellos waren. An ein Weiterstudiren mit den kostbaren Lehrern war nicht mehr zu denken. Ein Onkel Samuel's, ein Bruder seines verstorbenen Vaters, trat ins Mittel und erklärte, das Samuel mehr als genug für einen künftigen Rabbiner studirt hätte, daß ihm andere Beschäftigung noth thäte und daß er ihn in seinem Comptoir beschäftigen wollte, bis er für den Lebensberuf, für den er erzogen, das gehörige Alter erreicht hätte.

In einer ruhigern Gemüthsverfassung hätte man vielleicht Gegenvorstellungen gemacht, hätte eine Vermittelung zwischen Neigung, Gewohnheit und des Onkels Vorschlägen gefunden. So betäubt und fassungslos aber Mutter und Sohn waren, als der energische Onkel unmittelbar nach den großen Schicksalsschlägen diese Vorschläge machte, dachten sie an keine Widerrede. Traurige Veränderung! Samuel, der gelehrte junge Mann, er, der nur im Umgange mit den großen Geistern einer großen Vergangenheit gelebt hatte, sollte jetzt gleich einem gewöhnlichen Commis schreiben und rechnen, was beim Geschäftsgange noth that, was sein Onkel, ein Handelsmann sehr gewöhnlichen Schlages, ihm zu schreiben und zu rechnen aufgab! O, über die Seelenmoral, die Marter! Der erste Tag schien ihm eine Ewigkeit zu sein und als endlich der Abend nahte, stahl er sich durch die langen, still gewordenen Straßen bis zu dem Hause seiner Aeltern, das seine Mutter noch für kurze Zeit bewohnte. Er scheute sich, seine Verzweiflung sehen zu lassen und legte sich, bitterlich weinend und ohne die mindeste Rücksicht auf den neuen — wie gehaßten! — Anzug, auf die alte Thürschwelle. Da lag er, bis die Mutter sich zur Ruhe gelegt hatte; dann erst suchte er seine Schlafstätte auf, von der er, durch keinen Schlummer erquickt, wieder zu den neuen Tagesbeschäftigungen hinwankte. So trieb er es wochenlang. Es bedarf wol kaum der

zurückgekehrt. Wenn nur der würdige Mann, dem ich mich anvertraute, bald etwas ausrichtet! (Sieht nach der Stickerei.) Immer mehr verblaßt die schöne Stickerei. Er hat mir nie ein Hehl daraus gemacht, daß es das Geschenk einer früheren Geliebten ist. Ich habe dazu gelacht, denn welche Frau (schmerzlich lächelnd) kann sich wohl rühmen, daß sie ihres Mannes erste Liebe ist! Nun sind (auf das Bild sehend) die Rosen und dunkelglühenden Nelken auch blässer geworden; wer weiß, wann in seinem Gedächtniß auch ich, auch meine Liebe verwelken wird!

(Heinrich tritt ein.)

Julie.

Lieber Heinrich, da Du nichts dagegen hattest, so hab' ich dem Herrn Wolf nun wirklich festen Auftrag gegeben —

Heinrich

(gelassen, aber zerstreut).

Worüber denn?

Julie.

Wovon wir schon früher sprachen. Wolf empfahl uns ja für die Kinder —

Heinrich.

Ja so! Liebe Julie, Du weißt, in solchen Dingen gebe ich Dir ganz freie Hand.

Versicherung, daß sein Onkel keinen Geschäftsmann aus ihm erzog. Nicht einmal Besorgungen konnte er ausrichten; es gab Mißverständnisse über Mißverständnisse, wo Samuel eine Mittelsperson gewesen.

Eines Abends hatte ihn der Onkel in das Haus eines angesehenen Mannes geschickt; er sollte dort weiter nichts thun, als des Onkels Billet in die Hände des Hausherrn geben. Der Bediente, der ihn kannte, ließ ihn ungehindert die Treppe hinaufgehen, überzeugt, daß er den Weg zu des Herrn Arbeitszimmer allein finden würde. Das hätte Samuel auch vermocht, aber — eben angelangt, hört er im Gesellschaftszimmer musiziren. Es wird wunderschön Klavier gespielt. Samuel, der ein sehr gutes Gehör für Musik und auch viel Liebe dafür hat, bleibt horchend stehen. Er erinnert sich, das Stückchen einmal gehört zu haben, kann sich aber nicht besinnen, von wem es ist und wo er es gehört hat. Das quält ihn, er vergißt seine Sendung, seine Stellung — er kann an nichts anderes als an die Musik denken, und ehe ihm die Besinnung wiederkehrt, steht er mitten in dem erleuchteten Gesellschaftszimmer, sieht unter dem großen Kronleuchter, und die Klavierspielerin, die eben den letzten Ton angeschlagen hat, ein kleines, allerliebstes Mädchen, antwortend, fragt Samuel: „Was war das? Was haben Sie doch eben gespielt?“ — Man kann sich den Schrecken der feinen Gesellschaft und den Verdruß des Onkels vorstellen, als dieser durch einige Leute des beleidigten Hausherrn und Vaters des Wunderkindes von der lächerlichen Scene benachrichtigt wurde. Es stand so: Samuel taugte zu nichts als zum Rabbiner! Aber dazu eignete er sich vorzüglich, dachte selbst der strenge Onkel, und dachte das so lange, bis er zu seiner nicht geringen Ueberraschung entdeckte, daß Samuel, statt in Rechnungsbüchern zu lesen, philosophische Werke studirte. Als dies Geheimniß entdeckt wurde, brach ein Sturm von Vorwürfen über ihn aus. Jetzt erst ward er von allen verurtheilt, jetzt erst sah jeder mit stolzer Mißachtung auf ihn hernieder und glaubte dazu ein gutes Recht zu haben. Samuel sollte versprechen, nie wieder ähnliche und christliche Bücher zu lesen. Dagegen sträubte er sich. „Dann kannst du nie wieder in mein Haus!“ rief der Onkel im höchsten Zorn. „Ich werde es nicht thun!“ antwortete Samuel. „Du kannst nicht Rabbi werden!“ fuhr jener fort. „Nein, Onkel, ich kann es nicht!“ „Sohn, o Sohn, du bist deinem Volke ein Abtrünniger geworden!“ rief schluchzend auch die alte Mutter. „Was würde dein Vater dabei empfinden? Ich fürchte, du bist in deinem Herzen kein Jude mehr! Samuel, Samuel, ich fürchte, du paßt nirgends hin!“

Da man über diese Wendung lachte, machte Freund Otto eine Pause.

Was ich über Samuel's Kindheit und Jugend berichtet habe, sah er nach einer Weile fort, habe ich aus seinem eigenen Munde. Ich lernte ihn in Königsberg kennen und um seiner vielen vortrefflichen Geistes- und Herzensgaben willen lieben und achten; dennoch habe ich, wenn ich sein Thun und Treiben ansah, unzählige mal an das Wort seiner Mutter denken müssen: „Samuel, du paßt nirgends hin!“ Die sonderbare Erziehung, die er erhalten, hat ihn zu dem unpraktischen, unordentlichsten und leider — unsaubersten Menschen gemacht, den man sich nur vorstellen kann. Trotz seiner brillanten Kenntnisse hat er keine namhafte Stellung, ja kaum eine gegen Sorgen gesicherte zu erringen vermocht. Unsere Bekanntschaft fiel in die Zeit, da er Gymnasiast geworden war und sich um eine Anstellung an dem Gymnasium zu Königsberg bewarb; die meisten der dabei Interessirten und Stimmenden waren ihm wohlgesinnt; sie kannten seine umfassenden Kenntnisse, aber sie hielten es für unmöglich, einen Mann, der das Aeußere so völlig vernachlässigte, zum Lehrer der Jugend zu machen. Samuel Meyer, ein stubirter Polyhistor, ist, er lebt noch, aber klein als groß. Seine Gesichtszüge sind regelmäßig, seine Augen sind blau, seine Zähne sind klein und weiß, seine Hautfarbe ist, wenn einmal von allen überflüssigen Bestandtheilen gesäubert, feisch. Kurz, das ganze Gesicht mit dem bald erstaunten, bald ängstlichen Ausdruck könnte für das eines Schülers gelten, der sich einer Ungezogenheit bewußt, frechelam nach dem Lehrer umsieht und gern wissen möchte, ob ihm eine Strafe drohe. Das Gleichniß paßt in der That. Samuel befand sich, der Welt gegenüber, fast immer in der Lage des Schülers, der Verweisen oder noch härterer Strafe entgegensieht. Sein Rock und Hut befanden sich in dem allerklüglichsten Zustande. Am ersteren fehlten Knöpfe, es waren Risse und Löcher sichtbar oder, was noch schlimmer war, die Reparaturen waren buntscheckig und beleidigten alle Augen, die des gelehrten Eigenthümers ausgenommen. Häufig bemerkte man Borstenwurm oder auch andere ek-

bare Krümchen auf Halstuch und Weste, und was das Halstuch selbst betrifft, so war es ein zusammengedrehtes graues oder schwarzes Etwas, das ebenso wol ein Strick genannt werden konnte. Es glich dem Obien- und Kinntuche des tunisäbrigen Talmudlers. Drehte sich Samuel um, so sah man über dem Kragen seines Rocks kurze, geheimnißvolle Bändchen liegen und aus einer der Rocktaschen hing die Hälfte einer Gypece von Taschentuch. Der Hut war von braunem Filz, breitkrämpig, mit vielen Beulen. Meine Wirthin hielt deshalb Samuel, als er mich zum ersten mal besuchte, für einen herumziehenden Kesselflicker; sie wollte ihn durchaus nicht in mein Zimmer führen. Daß Samuel keine Handschuhe trug, brauche ich wol kaum zu erwähnen; er verachtete sie gründlich; Handschuhe waren, seiner Meinung nach, das verdächtigste Merkmal einer in weiblichem Putz und Kleinigkeiten sich verlierenden Zeit. Hier muß ich noch einer Eigenthümlichkeit Samuel's erwähnen: Er verglich sich gern mit Diogenes. Dieser lebte zu einer Zeit, wo der Luxus der Wohnungen überhandgenommen, wo die Athener auf seidenen, schwellenden Kissen ruhten; deshalb zog sich Diogenes in eine Tonne zurück. Samuel trug ebenso den braunen Filzhut, bis er in Stücke zerfiel, ließ seinen alten grauen Rock mit grünen Flicken besetzen. Seine Unreinlichkeit wurde noch sogar zum Prinzip von ihm erhoben. Jede Schmutzkruste betrachtete er mit Wohlgefallen, analysirte Staub und Moder und nannte es eine Substanz an ungehörigem Orte.

Samuel Meyer nährte sich von Stundengeben. In einer festen Anstellung konnte er es nicht bringen. Einmal lud ihn ein Regierungsrath, der eine Abhandlung von ihm bewunderte, zu Tisch. Er erschien zum Schrecken der Wirthin und verdarb mit seinen Stiefeln die Teppiche. Er hatte es nie erlernt, sich mit Messer und Gabel schicklich zu befreunden, noch weniger, je eine Mahlzeit zu beenden, ohne das Tischtuch, sich selbst, seine Nachbarn oder auch alles zusammen mit einigen Erinnerungszeichen zu bedenken. Er war sich dessen auch bewußt und es bedurfte einer solchen Aufregung wie die heutige, um Samuel für Augenblicke vergessen zu machen, daß der Speisesaal nicht der Platz war, auf dem er sich vortheilhaft präsentirte; er hatte sogar eine schwache Ahnung davon, daß die Diener zuweilen über ihn lachten, und trotz seines liebevollen Herzens hatte er eine entschiedene Abneigung gegen bedienende und gar bei Tisch aufwartende Diener. Samuel aß nicht immer und aß ganz sicher nicht aus Grundsatz mit den Fingern, statt mit Gabel und Messer, aber — er that es, wenn er gereizt war. Konnte er nun dafür, daß sein Wirth, gleich nachdem er ihn seiner Gemahlin vorgestellt hatte, mehrere Fragen bezüglich phonizischer Inschriften an ihn that? Samuel vergaß die Frau Regierungsräthin, den betressten Diener und den eleganten Speisesaal. Seine Blicke ruhten auf des Fragers Antlitz; er beantwortete die Fragen mit einer Gründlichkeit und Genauigkeit, als stünde er vor seinem Examinator. „Sie vergessen aber die leibliche Nahrung!" bemerkte der Regierungsrath. Samuel sah auf seinen Teller und in seinen Abhandlungen fortfahrend, ergriff er den zarten Hühnerflügel mit seiner rechten Hand und führte ihn zum Munde. An einem Hühnerflügel ist nicht viel Gefährliches; Samuel merkte das instinctartig und ebenso instinctartig ergriff er das Hühnerbein, das auch auf seinem Teller lag, mit seiner linken Hand, und mit beiden Knochen bewaffnet, fuhr er gestikulirend in seiner Rede fort. Das war denn doch zu arg. Der Regierungsrath blickte nach der Frau Regierungsräthin, diese nach Samuel, der Diener nach allen Dreien und zuletzt blickte Samuel nach den Knochen in seinen Händen, rückte, legte die Knochen auf den Teller zurück, ließ die Arme sinken und starrte mit offenem Munde seinen Gastgeber an. „Schenken Sie sich doch Wein ein!" bittet dieser, dem darum zu thun ist, Samuel wieder die Fassung zurückzugeben; das verschlimmerte aber alles, denn Samuel faßt mit seinen immer ungeschickter werdenden Händen die Flasche mit Rothwein, die vor ihm steht, an, läßt sie fallen und wirft, sich bückend, nach den Serviettenring, den er vorhin nicht neben sich auf den äußersten Rand des Tisches gelegt hat, ihr nach. Man kann sich vorstellen, mit welchen Gefühlen der arme Mann das Haus verließ. Er zürnte sich selbst, aber er zürnte der Gesellschaft noch mehr, die sich, seiner Meinung nach, mit so vielen unnützen Geräthen und Formen überlud, daß jeder geistige Verkehr dadurch Schaden leiden mußte. Binden erfuhr er wenige Tage darauf, daß ein anderer die von ihm nachgesuchte Stelle zugleichen bekommen hatte, und das einzig und allein deshalb, weil Samuel's äußere Erscheinung denn doch in der That zu viel Anstoß gab.

Ich komme zu einer romantischen Epoche in Samuel Meyer's Leben. Er war den Frauen

nicht abhold. Wenn er auch wenig Auge für Schönheit und Grazie hatte, so konnte ihn dafür ein freundlicher Blick oder ein wohlwollendes Wort gewinnen. In Königsberg machte er merkwürdigerweise die Bekanntschaft derselben vom Kinde erwachsenen Dame, die er einst im Klavierspiel gehört hatte. Die junge Dame hatte sich nicht verheirathet, obgleich sie schon 25 Jahre zählte. Ihr Charakter war wunderlich. Von ihrer Musik war sie auf andere Leidenschaften übergegangen und schwärmte jetzt für die Sprachen. Sie wollte lateinisch lernen. Die Erinnerung an den durch „Dr. Meyer" gestörten Musikabend ihrer Kindheit veranlaßte die Neckerei, daß Samuel sich erbot, ihr bei diesem Studium behülflich zu sein. Mein gefälliger Freund ging darauf täglich zu ihr und gab die Stunden mit einem Eifer und mit einem Ernst, als hinge das Glück seiner Schülerin von dem gründlichen Erlernen des Latein ab. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Fräulein Mathilde Herzog einen tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht hatte, so sehr er sich auch gegen das Gefühl sträubte: nur die Wissenschaft sollte seine Geliebte sein. Das Interesse für Fräulein Mathilde Herzog wuchs indessen von Tag zu Tag, besonders seitdem sie ihm angeboten hatte, seine barbarische französische Aussprache zu verbessern und sie auf diese Art Schülerin und Lehrerin zugleich wurde. Wer weiß, zu welcher Höhe diese Neigung gediehen wäre, hätten die Stunden nicht plötzlich ihr Ende erreicht. Es war in einer der französischen Stunden, daß Samuel's Auge, vom „Telemach" wandernd, das kleine Ohr zwischen den rabenschwarzen Locken seiner Minerva (er hatte ihr den Namen gegeben) fortwährend mit Trunkenheit betrachtete. Von Mathildens Schönheit ergriffen, vergaß er „Telemach" und die französische Stunde, gerieth in Starren und Gaffen, verlor die Besinnung und verließ wie in Ohnmacht das Zimmer. Ja noch mehr, er schrieb hinterher zur Entschuldigung eine französische Liebeserklärung.

Samuel erhielt natürlich auf dies Schreiben keine Antwort. In der vielleicht nicht unbegründeten Meinung, das Fräulein Mathilde Herzog durch dies Schweigen ihre Verachtung gegen einen Mann ausdrücken wollte, der seiner Empfindungen halber der Wissenschaft untreu zu werden vermochte, irrte er wie ein Verzweifelnder umher, aß und trank nichts und stammelte nur von Zeit zu Zeit: „Sie hat recht! Sie hat recht!" Endlich fiel er zusammen und sah wo möglich noch verlumpter aus als ehemals. Und dann kam noch, daß ihm ein neuer furchtbarer Schmerz wurde. Man erfuhr, daß Mathilde, seine Minerva, mit ihrem italienischen Lehrer aus dem älterlichen Hause entflohen war. Zuerst war er wie gelähmt und starrte mit weitgeöffneten Augen und offenem Munde den Berichterstatter an. Als die Spannung nachließ, ergriff er den Arm des letztern, schüttelte ihn heftig und fragte: „Unglücksbote, kannst du mir sagen, an welchem Tage, in welcher Stunde — sie — dem Verführer gefolgt ist?" Als er Freitag hörte, beruhigte er sich etwas. Er glaubte an Vorbedeutungen und Ahnungen.

Indessen doch merkwürdig, diese Leidenschaft ist schuld, daß Samuel Meyer sich in spätern Jahren einige mal entschloß, sich zu baden und von Kopf bis zu Fuß umzukleiden — —

Die Herren erstaunten —

Freund Otto schloß seine Erzählung:

Sechs Jahre nach diesem Ereigniß, das in Samuel's weichem Gemüth einen tiefen Stachel zurückließ, erfuhr er aus zuverlässiger Quelle, daß sein ehemaliges Ideal, Jean Mathilde Salviati, von ihrem leichtsinnigen Manne verlassen sei und sich mit ihren zwei Kindern in der allergrößten Noth befände; denn ihre Aeltern hatten inzwischen fallirt. Samuel erkundete ihren Aufenthalt und sann nun Tag und Nacht darüber nach, wie er ihr helfen könnte. Mit seinen eigenen Finanzen stand es nicht brillant, am allerwenigsten damals. Da fiel ihm ein, daß man ihn oft schon aufgefordert hatte, Vorlesungen über deutsche Philosophie zu halten. Es war bald Spott, bald Ernst gewesen. Wie wäre es, dachte er, wenn ich meine — Scheu überwände? Wenn ich mich jetzt zu den Vorlesungen entschlösse und ihr, ihr, ihr den Ertrag überwendete?

Nach einem langen Spaziergange, bei dem er mit sich ins Klare kam, eilte er zu dem Bekannten, der ihm vor Jahren von den Vorlesungen am allerdringendsten gesprochen hatte. Er trug diesem sein Anliegen vor. Sein Freund, Herr Walter, errieth sogleich an Samuel's aufgeregtem Wesen, daß irgendein großmüthiger Impuls ihn zu diesem Schritt veranlaßte, denn er kannte ihn seit vielen Jahren. Er zögerte indessen einige Minuten mit der Antwort. Endlich sagte er: „Lieber Freund, es unterliegt gar keinem Zweifel, daß Sie Vorlesungen geben können und daß dieselben viele Zuhörer anziehen werden! Dafür konnte ich mich jetzt wie früher verbürgen! Nur

Eins müssen Sie mir versprechen, wenn ich, wie ich mit Freuden bereit bin, die Sache in Gang bringen soll — Sie müssen sich von Kopf bis zu Fuß neu kleiden und müssen mir erlauben, daß ich Sie zu jeder Verletzung erst in ein Bad führe, dann ankleide und an meiner Hand in den Saal geleite!" — — Mürbrod erhob sich Doctor Samuel Meyer. Ich muß bemerken, daß jede Erwähnung seiner vernachlässigten äußern Erscheinung ihm unerträglich war; der sonst so sanftmüthige Mann konnte in eine Art von Wuth versetzt werden, wenn man davon sprach. Dennoch erschien Samuel am Morgen darauf mit den Spuren großer Erschöpfung und sagte, dem Freunde die Hand reichend: „Lassen Sie mich wissen, wann ich mit den Verletzungen beginnen kann! Ich nehme Ihr Anerbieten an!" — — Herr Walter badete ihn nun regelmäßig und kleidete ihn jeder Verletzung an und, was ebenso wichtig war, er verstand den neuen Anzug während der Zwischenräume. Nur auf diese Art erhielt er sich sauber. Das einzige, was Samuel selbständig für seine Verschönerung that, war, daß er sich in der letztern ein Paar gewebte, weißbaumwollene Handschuhe kaufte und mit diesem leuchtenden Beweis seiner Nachgiebigkeit seine Zufriedenheit aussprach. — Man war gekommen, zu sachen, und wunderte über seine Abnahme und — seinen Stein. Die Verletzungen waren außerordentlich heilsam.

Frau Mathilde Salviati saß am Bett eines kranken Kindes, als ihr ein ungeschickt zusammengefaltetes Päckchen eingehändigt wurde. Es kam mit der Post. Frau Mathilde öffnete und fand darin eine Summe von mehreren hundert Thalern; eine Summe, groß genug, um sie mit den Kindern während einiger Monate vor allen Nahrungssorgen zu schützen. Die Ueberraschung entriß ihr Freudenthränen. Aber wer, wer war der Retter aus so bitterer Noth? Das merkwürdig schmutzige Papier klärte sie bald auf. Dieses Papier konnte nur von Samuel Meyer kommen. Die bleiche, junge Frau, die seit Monaten nicht mehr gelächelt hatte, lächelte unter Thränen und sprach leise den Namen ihres Wohlthäters mit den Worten: „Möge Gott es ihm lohnen!"

Freund Otto war zu Ende. . .

Die Engländerinnen wollten die Berechtigung dieser Geschichte, Rührung zu erwecken, nicht im mindesten anerkennen. Sie blieben dabei, daß die bejahende Antwort auf die Frage: „Is he clean?" (Ist er reinlich?) den Werth des Menschen entscheide. . .

Die Deutschen wollten darin nur eine Nebenbedingung sehen und sich an den Kern jedes Charakters halten. . .

Man stritt so heftig, daß man kaum hätte sagen mögen, ob Deutsche und Engländer zu verschiedenen Volksstamm gehören. . .

Sogar das Bindeglied beider Nationen, der Humor, wurde jetzt von jeder anders gedeutet. . .

Als wir nach Hause gingen und uns noch die englischen Verwünschungen des armen Samuel Meyer im Ohr gellten, sagte unser Dr. Peters:

„Nun, es ist ja bekannt, daß auch Shakespeare nur noch von den Deutschen verstanden wird!"

Thiergärten.

Von W. Wagener.

Oeffentliche Thiergärten gehören zu den Bildungsanstalten des Volks. Sie sind neben den Naturaliensammlungen die besten Helfer für die Belebung der Naturwissenschaften. Thiergärten sollen aber auch neben den wissenschaftlichen humanitären Zwecken noch besonders den Beruf haben, nützliche Thiere für die Haus- und Landwirthschaft heranzuziehen oder schon vorhandene Hausthiere durch Anschaffung edleren Namen zu vervollkommnen und dadurch die Landwirthschaft und durch diese wieder die allgemeine Volkswohlfahrt zu unterstützen und zu heben.

Man klagt mit Recht über die schlechte Ernährung des Volks. Man hat zur Gekrattigung das Turnen empfohlen. Aber Fleisch! Fleisch! rufen die Aerzte. Wie, wenn wir eine Quelle der besten Ernährung näher hätten als wir denken? Wie, wenn man z. B. mit der Hühnerzucht nicht blos spielen sollte, sondern sich auch ernstere Zwecke damit verbinden ließen?

Man hat berechnet, daß sich bei der Hühnerzucht, im Vergleich mit der Rindviehzucht, was Futteraufwand und Fleischerzeugung betrifft, ein nebensächlicher Vortheil für die erstere herausstellt. Es sollten daher überall, wo es nur irgend thunlich, Hühner gehalten werden, in jedem Hofe und freien Raume, um den Armen den Vortheil leichterer Ernährung zugänglich zu machen.

Unser Landhuhn und die kleinen sogenannten Englischen Hühner eignen sich weniger für das Halten in engen Räumen; aber die seit 1850 in Deutschland eingeführten Cochinchina- oder Schanghai-Hühner befinden sich bei der unumgänglich nothwendigen Reinlichkeit, unter Zutritt der fri-

ſchen Luft, auch in kleinen Räumen ganz wohl. Sie nehmen mit dem Abfall aus der Hauswirthſchaft gern vorlieb, indem ſie alles Eßbare verzehren, und verſchmähen im Winter nichts, was Nahrung gibt; ſie freſſen abgekochte Kartoffelſchalen, mit Kleie vermiſcht, ſehr gern. Natürlich müſſen ſie daher auch Körner oder etwas Brot bekommen und vor allen Dingen hinreichend Salz. Dafür legen ſie aber, wenn ſie einen warmen Aufenthalt haben, auch im Winter Eier.

Gelingt es, die Hühner im reichen Maße überall zu verbreiten, beſonders in ärmern Gegenden, wo ſich die Bewohner, wie es faſt in allen Gebirgsgegenden der Fall iſt, nur an hohen Feſttagen Fleiſch erlauben, ſodaß die Armen ſich jeden Tag zu ihren Kartoffeln auch einige Eier ſchlagen können und des Sonntags ein Huhn im Topfe haben, wird ſich auch die körperliche Tüchtigkeit weit ſchneller und reichlicher einfinden, als man glaubt.

Europas und insbeſondere Deutſchlands wilde Hühner haben ſich nicht zur Zähmung und Fortpflanzung geeignet, obwol man alle wilden Hühner zähmen, ja ſelbſt zur Fortpflanzung bringen kann; aber die aufgewandte Mühe ſteht nicht im Verhältnis zu dem Ergebniß des Lohns; hierauf haben unſere Vorfahren am meiſten geſehen.

Man kann ſogar z. B. den Hirſch gleichwie ſeinen Verwandten, das Rennthier, ſehr gut zähmen und zum Fahren und Tragen abrichten; die Hirſchkühe würden auch etwas mehr Milch geben, als zur Ernährung ihrer Kälber nothwendig iſt, aber ſie pflanzen ſich in engen Räumen nicht fort. Wie anders verhält ſich dagegen das Schaf und das Rind, die Ziege, der Eſel, das Pferd und das Kameel! Das Morgenland, die Wiege der Menſchheit, hat ihr auch alles gegeben, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört. Das Abendland, Europa, hat unter den Säugethieren ſeinen Völkern das Schwein und unter dem Geflügel die Gans und die Ente gegeben. Unſer übriges Hausgeflügel, die Taube, die Hühner, die Pfauen und Kalaunen ſtammen aus dem Morgenlande, das Truthuhn allein aus Amerika, das Perlhuhn aus Afrika.

Das Stammthier unſers Landhuhns iſt mit Gewißheit in dem Bankivahuhn, welches auf Java und Sumatra noch jetzt wild lebt, zu finden. Es ward von Lebenault in Java entdeckt, vor etwa 20 Jahren. Die Zähmung dieſes Vogels gehört wahrſcheinlich der Urzeit an, doch mag die Taube wol noch eher als das Huhn zum Hausgeflügel geworden ſein, denn Noah's Taube war eine Haustaube; ſo bezeichnet ſie der Urtext.

Es läßt ſich denken, daß Vögel vor allen andern Thieren hier und da die Höhle und Hütte der erſten Menſchen getheilt haben; denn nichts iſt natürlicher und leichter, als junge, aufgefundene Neſtvögel zu zähmen, an das Haus und an die Familie zu gewöhnen; was mit den flüchtigen Bewohnern der Luft ohne Mühe gelingt, das mußte ſich wol auch mit den jagdbaren Thieren anſtellen laſſen, und es wurden zuerſt gezähmt und aufgezogen die Jungen der wilden Schafe, der Ziegen, ſpäter der Rinder, Eſel und Kameele. Die Pferde wurden erſt ſpäter gezähmt und kamen z. B. erſt unter Salomo in größerer Anzahl durch Handel mit andern Nationen zu den Juden, obgleich ſie ſchon von ihnen lange vorher gekannt waren.

Von den Raubthieren ſind es nur wenige, die der Menſch ſich unterworfen und zu Hausthieren gemacht und zu ſeinem Gebrauch verwendet hat. Vor allen ſind es der Hund und die Katze. Wie nützlich der Hund iſt und es gewiß Völkerſchaften wird als Jagdhund, Jagdthier, Hirtenhund und Wächter, iſt allgemein bekannt. Die Katze iſt viel ſpäter Hausthier geworden. Einige andere katzenartige Raubthiere werden zur Jagd abgerichtet und gebraucht, z. B. der Jagdleopard, auch Gepard genannt, im Orient. Bei uns gebraucht man auch ein kleines Raubthier aus dem Geſchlecht der Marder, das Frett, zur Jagd auf wilde Kaninchen, die oft zur Landplage werden können. In frühern Zeiten benutzte man bei uns auch mehrere Raubvögel aus dem Falkengeſchlecht zur Jagd, jetzt braucht man ſie nur noch bei den Beduinen und Arabern in Afrika und bei einigen aſiatiſchen Völkerſchaften; in China werden die Cormorane oder Seeraben zum Fiſchfang gebraucht und auch in England wurden ſie vor Zeiten dazu gehalten.

Die meiſten Thiere verändern ihre äußere Form und Farbe, wenn ſie zum Hausthier geworden ſind. Die geographiſchen Verhältniſſe, die Beſchaffenheit des Klimas, die verſchiedene Ernährungsweiſe ſind wol die Urſache der Veränderung und es entſtehen daraus Raſſen, Stämme, Schläge und Varietäten.

Am auffallendſten haben ſich die Pferde, die Hunde und die Hühner in dem gezähmten Zuſtande verändert. Am wenigſten die Ziege, das Schwein, die Katze, das Pfauhuhn, Truthuhn, Perlhuhn und die Gans. Minder ſcheint ſich

die Natur gleichsam zu erholen und es erfolgen Rückschläge bei den Hausthieren, die sich dann nur wenig von ihren wilden Stammältern unterscheiden.

In dem Thiergarten des Vereins für Hühnerzucht in Dresden ist man nach dem Grundsatz verfahren, einerseits die verschiedensten Hühnerrassen als das wichtigste Hausgeflügel, von dem kleinen Zwerghuhn bis zum Riesenhuhn, aufzustellen, nebenbei die Verwandten des Haushuhns, als Perlhuhn, Truthuhn, Pfau und Taubenvogel u. s. w., desgleichen einige Sumpfvögel. In einem Bassin hatte man verschiedene Schwimmvögel. Dem Geflügel gegenüber hat man andererseits die Feinde desselben entgegengestellt: verschiedene Raubthiere und Raubvögel; überhaupt getrebt, soll alle Ordnungen des Thierreichs wenigstens durch einige Exemplare darzustellen.

Das Ganze ist der Anfang zu einem größeren Unternehmen, welches in Dresden zur Ausführung kommen soll, zu einem großen Thiergarten, dem allseitiges Gedeihen und allseitige Förderung zu wünschen ist.

Es wurde sehr interessant sein, einen deutschen Thiergarten in unserm Vaterlande zu besitzen, in welchem alle Thiere vertreten wären, die bei uns leben und gelebt haben. Einige sind allerdings gänzlich ausgestorben. Aber wir würden immer noch den Auerochsen, das Rennthier, welches früher auch in Deutschland gelebt hat, und das Elennthier haben können, Hirsch und Reh, das wilde Steinschaf, den Steinbock, die Gemse, den wilden Eber, den Biber, die Fischotter, Hasen, Kaninchen und andere kleinere Säugethiere, aber auch den Bär, Wolf, Luchs und die wilde Katze, Iltisse, Dachse, Marder, Wiesel, Iltis und die kleinen zierlichen Nager. Dabei die mächtigen Raubvögel, die wilden Tauben und Hühnervögel, die Sumpf- und Schwimmvögel, die Krähen, die Reiher, die Trappen, das Heer unserer lieblichen Sänger alle, bis zu dem niedlichen Goldhähnchen und Zaunkönig herab, müßten da zu sehen und zu hören sein, alle Thiere, groß und klein, von den Küsten des Adriatischen Meeres bis zu den Ufern der Nord- und Ostsee, von den schneebedeckten Alpen bis zu den sumpfigen Niederungen des Rhein, der Elbe, der Oder und der Weichsel, von den Sudeten bis zu den Ardennen, alles, was da in deutschen Landen „kreucht und fleugt".

Aber es ist jetzt leichter, einen Löwen, einen Tiger oder eine Giraffe, seltene Affen und seltene Vögel zu bekommen als einen deutschen Luchs oder eine echte wilde Katze oder einen Biber, denn die Deutschen sind noch immer ein Jägervolk, das mit der Schußwaffe überall hindringt, und nur noch wenige Stellen gibt es im Vaterlande, wo der Wald noch unberührt in seiner Unschuld daliegt. Vor etwa zwölf Jahren bauten ein Paar Biber in der Mulde in der Nähe von Wurzen und die Leute gingen hinaus, die Anlage des Dammes zu bewundern, den sie gebaut und der ihnen das Wasser staute. Aber nicht lange, so waren die Thiere verschwunden und ein leipziger Naturalienhändler kündigte bald darauf ein paar ausgestopfte Biber zum Verkauf an.

Als ich vor einigen Jahren die letzten Reste deutschen Urwaldes besuchte, die sich noch auf dem bairischen Hochwalde und dem angrenzenden Böhmerwalde befinden, kehrte ich in einem Bauerngute am Fuße des hohen Arber ein. Viele der dortigen Waldbewohner und auch mein Wirth hatten noch Bärenjagden mitgemacht; der damals kurz vorher gestorbene Förster zu Waldhaus bei Zwiesel am Regenfluß hatte selbst mit eigener Hand 31 Bären erlegt. Während ich in der Stube saß, kam ein Hirtenbube herein und rief dem Hausvater zu, es stehe ein sonderbares Thier oben auf der Wiese am Walde; es sei so groß wie ein Hund und habe einen Kopf wie eine Katze. Wir liefen hinaus, es zu sehen, und ich sagte, es müsse ein Luchs sein; wahrscheinlich wäre es der letzte seines Geschlechts. Als wir vors Haus kamen, fuhr es zurück in das Gebüsch, und ich hatte noch gerade so viel gesehen, um meine Ansicht zu behaupten. Der Bauer aber meinte kopfschüttelnd, er habe so ein Thier noch in seinem ganzen Leben nicht gesehen. Bei der Verringerung des Waldstandes müssen solche Thiere wie die Luchse, selbst wenn sie sich noch so weit in die entferntesten Schlupfwinkel der Bergwälder zurückziehen und nicht verfolgt würden, doch von selbst aussterben.

Bären können sich viel eher noch halten, weil sie mit Getreide, besonders mit Hafer und mit Eicheln, kärglich nehmen, denn erst im vierten und fünften Jahre wird der Bär ein „Fleischbär" und gefährlich, dann nun schlägt er das Vieh. Wir haben auch noch immer Bären in unsern deutschen Alpen und im Böhmerwald, in den Fortsetzungen des Fürsten von Schwarzenberg; sie stehen aber daselbst unter polizeilicher Aufsicht der Jägerei, welche sie nicht so alt werden lassen;

wenn ein hoher Besuch kommt, wird ein Bär aufgesucht und gejagt.

Bären und Affen sind in einem Thiergarten eine Nothwendigkeit, denn sie erhalten durch ihre Possirlichkeit immer die Schaulust der Besucher. Aber nothwendig und nützlich ist es auch, solche Thiere zu haben, deren weitere Verbreitung oder, wenn sie schon vorhanden, deren Veredelung und Verbesserung der allgemeinen Volkswohlfahrt zu statten kommt, und hierher gehört die Verbreitung der sogenannten französischen Kaninchen. Sie sollen aus Afrika kommen und haben die Größe eines Hasen, ja sie übertreffen denselben wol noch. Dieses große Kaninchen vermehrt sich wie das gemeinen Kaninchen sehr leicht und schnell; es kann fast überall, und selbst in dunkeln Räumen, gehalten werden. Es braucht wenig Platz und nimmt mit jeder vegetabilischen Nahrung fürlieb. Sie geben ein vortreffliches Fleisch und auch noch ein nutzbares Pelzwerk. In Frankreich und besonders in Paris sind sie eine Lieblingsspeise und als Fleisch ein Hauptnahrungsmittel der mittlern und untern Volksklassen; man sieht in Paris ganze Budenreihen, wo diese Thiere lebend und geschlachtet zum Verkauf ausgeboten werden.

Diese sogenannten französischen Kaninchen oder Lapins sollte man daher in Thiergärten und anderwärts, so viel es immer thunlich, zur Vermehrung züchten, um sie unter dem armen Volke zu verbreiten und Zuchtthiere an die Richter und Ortsvorstände armer Dörfer und die Armenvorsteher in den Städten überall abtaufen zu können; denn neben dem Vortheil, den sie als Nahrungsmittel bieten, tritt noch der wichtige hinzu, daß der Arme auch ein Thier sein nennt, es beobachtet und sich über die Güte des Schöpfers freut, der jedem Thier sein gehöriges Vermögen gegeben, wodurch es einen Charakter bekommt und sich seinem Ernährer und Pfleger anschließt. Diese Erkenntniß, daß unsern Mitgeschöpfen, den Thieren, auch etwas innewohnt, was mehr ist als eine in Gang gesetzte Maschine, kann nicht genug gefördert werden in unserer materialistisch gesinnten Zeit.

Die Thiere in erregtern Seelenzuständen zu sehen, hält die Besucher in Thiergärten und Thierbuden immer am meisten vor den Bärenzwingern und Affenhäusern gefesselt, um zu sehen, wie die bebenden Bewohner sich bald an einem Baume, bald an einem Seile auf- und abschwingen und die dargebotenen Näschereien in Empfang nehmen, sich dann beneiden, das Erhaltene zu verbergen suchen vor der Zudringlichkeit der andern und wie sie dann auf einem stillen Plätzchen es zu verzehren suchen. Die meisten Menschen geben deshalb auch zur Fütterungszeit an diese Orte. Sie verlassen die Bären und Affen und drängen sich von Käfig zu Käfig, um das wildblickende Auge des Löwen und Tigers und all der greulichen Katzen zu bewundern oder den mächtigen Adler und Geier zu schauen, die ihrer majestätische Ruhe jetzt verläßt; sie breiten ihre Flügel aus und wuchten mit den mächtigen Schwingen auf und nieder und stürzen sich dann auf das zugeworfene Stück Fleisch von ihrem künstlich aufgebauten Felsen oder knorrigen Eichstamme herab. Dann ist wol keiner, der den Platz nicht verließe mit stillen Betrachtungen über die Mannichfaltigkeit der Schöpfung und die Fülle in der Natur und wie alles so weise geordnet ist, wie die Raubthiere da sind, eine übermäßige Vermehrung der pflanzenfressenden Thiere zu hindern oder auch zu verhüten, daß deren todte Leiber die Luft verpesten und verderben und Schaden geschehe. Die Pflanzenfresser gehen weit ab von dem Orte, wo ein Aas liegt, während die Raubthiere, bei uns die Füchse, die Geier und das schwarze Volk der Krähen aus weiter Ferne herbeikommen, um im Bunde mit der kleinen Insektenwelt aufzuräumen.

Thiergärten gehören, wir wiederholen es, zu den wohlthätigsten Anstalten. Sie unterstützen lebendig die Naturwissenschaften, die Naturwissenschaften aber, im Bunde mit der Religion dem Volke gelehrt, leiten dasselbe zur höchsten Sittlichkeit; denn siehe, was da gemacht ist, was da lebt und webt, das ist Gottes Hand, so gehe hin und achte die Creatur, aber am meisten in der größten von allen, in deinem Mitmenschen!

Die Anbequemung.

Eine Parallele zwischen der natürlichen und sittlichen Welt.

In der sittlichen Welt hat das Sichanbequemen, Accommodiren an gegebene Verhältnisse, wenn diese der Verbesserung bedürftig sind, etwas Verwerfliches und ist ein Zeichen von Charakterschwäche. Der sittlich Starke widersteht den faulen Zuständen seiner Zeit und seiner Umgebung und wenn er sie nicht bessern kann, sucht er wenigstens ihnen gegenüber sich zu bewahren, seine Eigenthümlichkeit zu behaupten.

In der Natur sind Pflanzen und Thiere der Abänderung unterworfen, die sie durch Anbequem-

mung (Acclimatisation) erleiden. Aber auch hier zeigt sich schon der Unterschied, daß, je niedriger das Naturwesen steht, es desto mehr Abänderungen in veränderter Umgebung leidet, je höher es dagegen steht, es desto mehr Widerstandskraft gegen die veränderten Verhältnisse oder Selbsterhaltungskraft ihnen gegenüber besitzt.

Auf diesen Unterschied der sich acclimatisirenden Wesen, demzufolge die einen von dem Wechsel der Umgebung starke Abänderungen erleiden, die andern trotz allen Wechsels ihre Eigenthümlichkeit behaupten, hat Dr. Otto Volger in seinem „Buch der Erde. Naturgeschichte des Erdballs und seiner Bewohner für gebildete Leser aller Stände" (Leipzig, Otto Spamer, 1860) treffend aufmerksam gemacht. Derselbe sagt, es pflege zwar als ein Gesetz aufgestellt zu werden, den Thieren sich leichter „anbequemen" als Pflanzen, und unter den Thieren die höhern leichter als die niedern, und am leichtesten der Mensch. Aber man verwechsele hierbei zwei ganz verschiedene Begriffe. Verstehen wir unter „Anbequemung" die den abgeänderten Verhältnissen entsprechende Abänderung des Wesens, so müsse behauptet werden, daß in dieser die Pflanzen am meisten und unter den Thieren die vollkommenern im geringsten Maße, am wenigsten die Menschen fähig sind. Handele es sich dagegen um die Erhaltung trotz der veränderten Einflüsse, um den Widerstand gegen dieselben, somit um das gerade Gegentheil der Anbequemung, welches leider ganz allgemein mit demselben Worte („Acclimatisation") bezeichnet wird, so kehre sich die Reihefolge gerade um, und dies aus dem begreiflichen Grunde, weil das beweglichere Thier sich den Einflüssen, welche ihm nicht bequem sind, in höherm Grade zu entziehen vermag, um so mehr, je höher es steht, und am meisten der Mensch, welcher durch Kleidung und Wohnung, künstliche Luft und künstliche Nahrung sich gegen solche Einflüsse fast gänzlich zu sichern weiß.

Uebertragen wir diesen Gegensatz auf die sittliche Welt, so finden wir auch hier niedere und höhere, pflanzenartig sich anbequemende Wesen einerseits, und thier- und menschenartig widerstehende andererseits. Der Charakterlose accommodirt sich seiner jedesmaligen Umgebung in der Weise, daß er mit ihr sich ändert, eine andere Farbe im Denken, Fühlen und Wollen annimmt, der Charaktervolle dagegen acclimatisirt sich nach Art der höhern Thiere in dem Sinne, daß er den Einflüssen der veränderten Umgebung widersteht, ihr gegenüber sein eigenthümliches Wesen behauptet.

Solche Parallelen zwischen der natürlichen und sittlichen Welt ließen sich noch mehrere aufstellen. Die sittlichen Unterschiede finden schon in der Natur ihr Vorbild. **Julius Frauenstädt.**

Berliner Umschau.

II.

Vater Arndt, mit dem jetzt vielleicht ein klein, klein wenig zu viel — Zeitungs- und Huldigungsbeunruhigungen getrieben werden, hat den deutschen Männern und Frauen von Berlin, die ihm Stein's Büste geschenkt, in seinem Dankschreiben angerufen: „Segne, mehre und erhebe Gott die Gesinnung, aus welcher eure Glückwünsche erklungen sind! Segne, stärke, beglücke er das geliebte Vaterland für dieses beginnende Jahr 1861 und für alle seine Nachfolger, sodaß dem großen Namen der neuern Geschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr und mehr sein gebührliches Recht werde!"

Herrlich, trefflich gesagt! . . . Und auch an Anerkennung Stein's wird es nicht fehlen. . . . Sonst aber? Die Erfüllung dieses Wunsches tritt in nebelgraue Ferne. . . . Charaktere? Die kommen nicht mehr, die sterben aus! Herr Dr. Cohn aus Breslau hat in den neuerdings begonnenen wissenschaftlichen Vorlesungen eine über die Goethe'sche Metamorphose der Pflanzen gehalten — Ach, wer von der Metamorphose der politischen Charaktere spräche! Von willenlosen Wandelungen! Von Zwittergestalten! Und wozu die Klage? Warum auch in einer Zeit, wo die Wissenschaft der Natur zu Hülfe kommt und sie die Blumen je nach Verlangen umzufärben weiß, immer seine einerlei Farbe halten? Warum in einem Princip wurzeln, wenn unsere — Existenz das Gegentheil erheischt? Sage: Die Existenz! Jene einfachen, anspruchslosen Zeiten, wo die Menschen nur ihren Charakter zu nähren suchten, sind lange vorüber. Die wenigen, die noch Farbe haltend wie die Palme über dem Niveau der Menge emporragen, gehören zu den Wundern der Neuzeit — denen man eben Stein's Büste schenken kann, um sie zu ersticken. Die Matadoren — lachen dazu — — —

Bei unserm Neujahrs- und ersten Kammerreden hat es wieder viel Säbelgerassel gegeben. Es erinnert mich dieser kriegerische Ton stets an jenen Schäfer, der des Wolfs wegen um Hülfe rief und dann

die Getreuen gemachsen kamen, sie nach Hause gehen hieß. Die Unzufriedenheit unter den Offizieren soll infolge dessen bedenklich gewachsen sein; denn einmal ist zuletzt doch der wirkliche Wolf erschienen. So sehr nun aber, diesem Wolf zu begegnen, die Armee vergrößert und den Offizieren, namentlich allen „Rittmeisterstand", sich die glänzendsten Aussichten auf eine nicht blos ideale, sondern auch reale Stellung, d. h. auf Kapitänsgehalt, damit eröffnen, so wenig findet die Vermehrung einer ohnedies kostbaren Armee Anklang im Lande und unter den Bürgern der Stadt, da sie natürlich nur mit großen Opfern der Bevölkerung erhalten werden kann. Die erste Neujahrsfreude war denn auch die Benachrichtigung, daß der außerordentliche Steuerzuschlag, der bei der letzten Mobilmachung erhoben worden, nun in Permanenz bleiben würde — —

Nicht mit Unrecht hört man die Frage aufwerfen: Ob es nicht thöricht sei, sich bis an die Zähne gegen eine Macht zu rüsten, die, wenn sie wirklich den Fehdehandschuh uns ins Gesicht schleuderte, wol wie 1813 alle Söhne des Vaterlandes kampfbereit finden würde, ohne daß darum selbst in tiefster Friedenszeit dem Staat zu der ohnehin nicht geringen Ausgabe von 25 Millionen acht bis zehn Millionen Mehrausgabe diesem Ressort zufließen und außer den nothigen militärischen Exercitien nur noch mehr brauchbare Kräfte nutzlos in den Kasernen an Langeweile Ueberfluß haben müßten? Mit großer Spannung sieht daher alles den Kammerdebatten entgegen. Während von der einen Seite man sich den schmeichelhaftesten Hoffnungen hingibt, meinen die andern, es wäre höchst zweckmäßig, wenn sich jetzt die bekannten „Daumen", schützend über das Staatssiegel legten. Man begegnet diesen letztern Ansichten gegenüber dem Einwurf, daß die Vergrößerung der preußischen Armee wesentlich nur dazu dienen soll, um den Frieden aufrecht zu erhalten, d. h. also ganz einfach einen bewaffneten Frieden mit [illegible] Mann. Klingt das trostreich? „Aber Frankreich ist doch zu fürchten!" Unsere Meinung ist: Isolire sich Preußen nicht zu sehr durch seine gothaische Politik, sondern suche seine Kraft, wenn auch vorläufig ohne das grollende Oesterreich, doch im ganzen übrigen deutschen Volke! — — —

Wollen Sie gelegentlich ein Ministerhotel besuchen?

Nicht ohne tiefen Sinn ruht auf der Treppenwange des untern Flurs die Sphinx und gibt, gleich jener thebaischen, wenn auch nicht von den Musen entfernt, so doch diplomatische Räthsel auf. Noch ist kein Oedipus erschienen, denn so lange ich das Hotel kenne, hat die Sphinx sich nicht in den Abgrund gestürzt. Ich habe eine Dame am Arm. Wenn ein Parvenu die Ehre hat, Damen bei sich zu sehen, so schwebt wunderbarerweise über alle Räume ein „je ne sais quoi". Die Damen treten in erhöhterer Stimmung in diese speciell für sie geschmückten Salons; es kommt ihnen vor, als hätten alle Blumen mehr Duft und alle Flammen mehr Licht; sie erscheinen daher selbst in blendenderm Glanze — und wäre auch der an sich hellste Stern von dunklerm Gewölk umwoben, so gibt es doch außerdem einen wahren Lenz an Farbenreichthum und glitzerndem Geschmeide, gleich Thau auf einem Blumenflor, sodaß einem gleich die Augen übergehen von dieser Runde von Prinzessinnen und zahllosen Excellenzen — — —

Sie wollen hören, was gesprochen wurde?... Wer hält an einem solchen Abend Stand? Wer ist nicht zerstreut und sieht nur noch den Uniformen, nach den Toiletten, den Orden, den — Erfrischungen!... Nur in einem Winkel findet man dann noch einen aus Tages-, d. h. Lampenlicht gekommenen, in seine Studien vertieften Gelehrten und spricht in Ermangelung eines unvergeßlichen Alexander von Humboldt auch mit ihm über — die Japanische Expedition. Die erst im März d. J. von hier abdampfende Unternehmung geht auf dem Landwege nach Ostindien. Was uns dieses überirdische Vergnügen einbringen wird, weiß man nicht. Man ist auf anderthalb Millionen, die es kosten wird, gefaßt. Die Geschenke, die man den Beherrschern von Siam und Japan zugedacht, bestehen in kostbaren Waffen, aber auch die Ausstattung eines ganzen Ateliers für Sonnenstrahlmalerei — vulgo photographische Maschinen, denen gleichzeitig die photographischen Abbildungen unserer Prachtbauten beigegeben sind — spielt dabei eine Hauptrolle. Ferner elektromagnetische Telegraphenapparate — Blitzschreibereien demnach —, die den guten Siameen entschieden den Eindruck beibringen müssen, daß wir Hexenmeister sind. Auch ganz vortrefflich gearbeitete Blasinstrumente sind zu Geschenken bestimmt. Wir wissen nicht, ob auch unsere Preismärsche, die Resultate unserer Neigungen für „beste" Kunstwerke, in Bock- & Borsdorfschen Noten mitgegeben sind.

Nach der musikalischen Seite hin befindet sich

Berlin gegenwärtig in einem gelinden Delirium. Es ist nicht aus der sich kaum zu erretten den Springflut der Concerte entstanden, sondern durch die Italienische Oper, dem Victoria-Theater als kräftigster Magnet jede weise einverleibt, widrigenfalls dasselbe verlassen dastehen und sich nur mit der Münzstraße statt mit Münze begnügen müßte. Der Kapellmeister hat den Namen „Nowadba", den man mit ebenso vielem Recht einem Madagaskarhäuptling als einem Italienischen Operndirigenten geben könnte, dessen Ahnen wir auch nicht unter dem ewig blauen, gegenwärtig grau und gewitterschwer umzogenen Himmel Italiens, sondern im Böhmerland zu suchen haben. Rossini's unsterblicher „Barbier" machte es „dem Standpunkt" aller Hörer „recht", von sich hier ein Ensemble von Stimmen hören, die wir nur noch vom „Hörensagen" aus längstvergangenen Zeiten kannten. Die Primadonna, Signora Lehmann Artot, gleicht der Nachtigall im Haine; sie weckt durch den lauten, sympathischen Schmelz ihrer reinen Silberstimme die Erinnerung an jenen Lenz der ersten Liebe und an Henriette Sontag in ihrer vergötterten Zeit. Ihr würdig zur Seite steht der primo Tenore, Signor de Carion — ein Almaviva, wie wir ihn hier seit Menschengedenken nicht sahen und hörten, trotz unseres Theaterbudgets, trotz einer ausgezeichneten classischen Übersetzung, trotz einer General-Intendantur, die nur leider in diesem Augenblick — Warum verdrießen Sie mir immer diese Späße?' — —

(Der letzte Artikel demnächst.)

Anregungen.

Schiller und die Schule.

„Alles wiederholt sich nur im Leben' Ernüchterung ist nur die Phantasie'" — Auch die Phantasie, daß die Zeiten in Preußen sich gründlich geändert hätten' Herr von Bethmann-Hollweg hatte so vortreffliche Anwandlungen eines Sinns für geistige Freiheit auf dem letzten Landtage. Seine Diffidentenriede, seine Ansichten über die Ehe überraschten — und nun sein Urtheil über die von dem Unterrichtsminister der alten Aera hinterlassenen Schulregulative' Die Schillerfeier und dicht dahinter der Erlaß vom 19. November' Wahrlich, kein geringer Contrast' Doch wir lesen in der erwähnten Verfügung des Herrn von Bethmann-Hollweg Folgendes: „Ich spreche meine besondere Befriedigung über die Erfolge des nach den Regulativen in den Seminarien ertheilten Unterrichts in der deutschen Sprache aus. In meiner Gegenwart sind Gedichte von Uhland und Kerner in der Art behandelt worden, daß der Gesammtinhalt zunächst von dem Lehrer nahe gebracht, dann die Einzelheiten nach Ursprung, Form und Wesen klar gemacht, mit dem Verständniß des einzelnen Hingabe an das Ganze erzielt und endlich mündliche und schriftliche Darstellung im Anschluß an das Gegebene versucht worden sind. Ich habe mir eine selbständige Darlegung der Verarbeitung der sogenannten Normalstoffe im deutschen Sprachunterricht sowie die Resultate der Privatlectüre, z. B. in Auseinandersetzung des Inhalts von Goethe's »Hermann und Dorothea« und von Kapf »Die Revolution« vorführen lassen und habe meine aufrichtige Freude darin gefunden, daß die künftigen Lehrer unseres Volks so in die reichen Schätze unserer volksthümlichen Literatur eingeführt werden, solche Hingabe an deren Verarbeitung bewiesen und an letzterer sich zur freien selbständigen mündlichen und schriftlichen Darstellung ihrer eigenen Gedanken emporarbeiten."

Es scheint also in der Praxis denn doch der Bann, der auf die deutsche Literatur gelegt war, beseitigt durchbrochen zu sein. Uhland, Kerner, Goethe's „Hermann und Dorothea" und Kapf's „Revolution" mag sich hören lassen — aber Schiller? Schiller, der Idealist? Schiller, dessen Lyrik nach leipziger Kritik „vielleicht ein einziger großer Irrthum zu nennen wäre" — ?

Auf den Widerspruch der von Raumer'schen, die Gläubiger in Bann erklärenden Regulative mit der Schillerfeier hat übrigens ein kräftiges „Nachwort zur Feier des 10. November" in der berliner „Protestantischen Kirchenzeitung" (Nr. 47) hingewiesen. Hier wird unter anderm gesagt: „Wie schwer es selbst Widerstrebenden wurde, sich der gemeinsamen Feststimmung zu entziehen, davon gaben die königlichen Schulbehörden in Berlin ein bemerkenswerthes Zeugniß, indem sie die Gedichte des wol nicht ferner nur »sogenannten« Gläubigers Schiller, dessen Schriften die Schulregulative vom October 1854 für die angehenden Volksschullehrer auf den Index prohibitorum librorum gesetzt haben, an die Schüler und Schülerinnen der Elementar-Unterrichtsanstalten austheilen ließen." In der That fällt von der Schillerfeier ein eigenthümliches Licht auf die Aufgabe der Volksbildung. Mit Recht sagt der erwähnte Artikel: „Die Heilige Schrift enthält in ihrem alttestamentlichen Theile gar vieles, was mit der Heilsoberschaft und dem christlichen Geist und Leben in gar keiner oder in weit entfernterer Beziehung steht als so vieles, dem Boden christlichen Familien- und Gemeindelebens, christlicher Cultur und Sitte entstiegenen, wenn auch nicht kirchlich-dogmatischen Erzeugnisse unserer classischen Literatur. Noch we-

Julie.

Doktor Fels ließ im Vorbeifahren ſagen, er wolle einige Augenblicke bei Dir vorſprechen. Du bleibſt doch zu Hauſe?

Heinrich.

Ja.

Julie.

Lieber Heinrich, ich habe einige Gegenbeſuche zu machen; ſollte ſich das junge Mädchen Dir früher vorſtellen wollen, als ich zurück bin, ſo nimm ſie freundlich auf.

Heinrich
(lächelnd aber paſſiv).

Bin ich denn gegen Frauen ſo ungalant?

Julie.

Du biſt mein freundlicher, mein guter Heinrich! Haſt Du den Eltern geſchrieben? Schieb' es nicht ſo lange auf! Der Vater iſt ſonſt noch früher hier, als Du ihm unſere Ankunft gemeldet haſt. Die Eltern ſind ſtreng und haben andere Begriffe vom Leben, als Du, doch lieben ſie Dich, ihren Doppelſohn, ſo innig. Nun unterhalte Dich mit Deinem guten Doktor und der Erzieherin Deiner Kinder! Sie iſt weit gelehrter, als Deine Julie, die vor all' der häuslichen Noth und Arbeit immer nicht dazu kommen kann, all' die Schriften zu leſen, die Du ihr empfiehlſt. Gieb nur Acht, Heinrich, nun kommen die langen Winterabende, da ſitzen wir traulich zuſammen,

nicht hieran eine höheren Schulen Stoff für die nationale Erhebung. Unser Schiller z. B. hat — die Regesten weist heraus — so manche Seite für uns geschrieben, daß unsere Studien unendlich mehr heute als vor sechs Jahr der klassischen Sänger in allen Bauern, welches einem nicht den Gebildeten Ehrer verständlichen Epoch-, Geist- und Kulturleben eines längst abgetanen Volkes angehört.

Auch die Betrachtung bringt für dem Verfasser das wesentlichste Ausfall auf, daß ein Volk durch alt-sklavische Gebräuchen — wie die Regulatoren wollen — nämlich durch unsere christlichen Tugenden gehindert Volk und Schaden bei der Schmuggelfähre verderblichen Romane zum gemeinen Gebrauche bewahrt werden und nicht in Verachtung kämen. Überhaupt Arbeit wie die Schillerverein, zu wissenschaftlichen Bestrebungen anzuregen.

Ja, die Schillerverein war die beherrschende Kraft der von Kommerschen Regulative, die es geben konnte. Sie war die charakteristische Kraft des Volkes. Mögen nun die deutschen Universitätsbehörden diese schlagende Kraft nicht eingenug anerkennen lassen. Die von Kommerschen Schulregulative entsprangen einer Zeit, wo alle Bildung, die nicht rein confessionell-dogmatische Vorträge trug, für un- und widerchristlich galt. Einem Volke, das man von allen Dingen „fernhalten“ machen wollte, mußte man in die Wiege, dem Jünglinge und „mündigen Bürger“ verbieten. Die Schillerverein hat aber das Volken zum Bewußtsein gebracht, daß es der Wahrheit das Prädikat „christlich“ in einem weiteren Sinne verleihen als viele ihrer Gegner.

Altgriechisches Leben.

Kaum hat es hundert Jahre her, daß die deutsche Geschichtsforschung noch nichts anderes zu bieten vermochte als trockene und bisweilen sehr weitläufige Aufzählung von Thatsachen, die mit dem innern Leben des Volks wenig zu schaffen hatten, deshalb auch das Herz kalt ließen und nicht zum Geiste wenig Nahrung boten.

Dann kam die Zeit, wo unsere Geschichtschreiber, im Gegensatz dazu, gerade solche Partien der Vergangenheit hervorsuchten und durch lebendige Darstellung begeisterten, welche dadurch, daß sie die Phantasie in eine angenehme Bewegung versetzen, einen dem Romane verwandten Eindruck hervorzubringen vermögen.

Seit den letzten Jahrzehnten hat die tiefere Auffassung des Volkslebens den Geschichtschreiber die Verpflichtung auferlegt, den geschichtlichen Entwickelungsgang nicht in den äußerlichen Thatsachen, auch nicht in der Romantik hervorstechender Ereignisse, sondern lediglich in dem Wirken der Kulturzustände zu suchen und bei der Darstellung größerer Zeitabschnitte es hauptsächlich auf diese abzusehen, sowie Religion, Staatseinrichtung, Literatur, Kunst und Erziehung ihm nicht mehr bloß als abgesondertes Gebiete, auf die er nur gelegentlich Rücksicht zu nehmen habe, erscheinen, sondern als die Angelpunkte, um die all seine Thatsachen, die er zu berichten hat, sich drehen müssen.

Bei den Engländern, die bereits seit so langer Zeit den entschiedenen Vorteil eines lebendigen Verkehrs von und Deutschen voraushaben, ebendeshalb auch zum Theil bei den Franzosen, ist eine solche Art von Geschichtschreibung viel früher heimisch geworden.

Die griechische Geschichte von G. Grote ist ein glänzender Beweis für die hohe Befähigung der Briten, die Geschichte aus dem vorgenannten Leben der Gegenwart zu verstehen und die Gestalten der großen Vergangenheit in so umfassender und innerlich lebendiger Ausführung nahe zu bringen, daß sie nicht bloß durch die Anziehungskraft ihrer Erscheinung ein poetisches Interesse gewähren, sondern daß man sie praktisch in ihrem ganzen schweren Verhältnisse zu verstehen glauben. In unsern bisherigen griechischen Geschichten sahen wir Miltiades, Themistokles, Perikles fast immer nur auf dem Schlachtfelde oder mit Intrigen zur Selbsterhaltung beschäftigt, was sie für die Fortentwickelung des Staats gethan, wurde zwar erwähnt, aber nicht in entsprechendem und wirklichen Zusammenhang gebracht, während doch gerade das Wirken und Schaffen auf diesem Gebiete die Seele ihres Strebens war und ihre Kriegsthaten nur in begrenzterer Weise Anspruch auf historische Würdigung haben. Bei Grote tritt das staatsbürgerliche Element gerade so weit in den Vordergrund des ganzen Gemäldes, als es in der That eine wesentlich bestimmende Rolle in der Geschichte des Griechen gespielt hat. Dasselbe Recht geschieht den Helden der geistigen Kultur, den Philosophen, den Dichtern und Künstlern, und zwar nicht in der beliebten Weise, daß ihr Leben und Wirken getrennt von der Entwickelung des Ganzen abgehandelt wird, sondern als nothwendiger Theil, dessen Ausfall eine wesentliche Lücke machen würde.

Der ungewöhnliche Werth des Grote'schen Werks rechtfertigt hinlänglich das Unternehmen Theodor Kirchert's, einige wichtige Abschnitte desselben in deutscher Bearbeitung zusammenzustellen, während die Uebertragung des vollständigen Originals bei dem weiten Umfange desselben sich für die allgemeinere Verbreitung weit weniger empfehlen würde. Indem möchte man mit dem Herausgeber des Werks „Lebensbilder griechischer Staatsmänner und Philosophen aus G. Grote's griechischer Geschichte“ (zwei Bände, Königsberg, Voigt und Fernbrück, 1850) vorzugsweise in Verein des ersten Bandes, der die Entwickelung der athenischen Verfassung durch Solon, Kleisthenes, Themistokles und Aristides bis zur entschiedensten Ausbildung der demokratischen Gewalt unter Perikles enthält, rechten, daß er die Geschichte des letztgenannten mit aufgenommen, da trotz der Sicherheit, mit welcher Grote die Verfassungsbestimmungen und Einrichtungen derselben, z. B. die Ver-

sachlich, behandelt und schildert, das Meiste davon noch auf sehr unsicherm Boden beruht. Es fällt das um so mehr auf, als der Verfasser in andern Theilen so gewissenhaft, so vorurtheilsfrei seine Quellen als Zeugen abhört, prüft und die Wahrheit zu finden sucht. Mischt man alle auch, besonders nach G. Curtius' „Griechischer Geschichte", in manchem einzelnen jedenfalls ab, so ist die Auffassung im allgemeinen, hier wie in den folgenden Abschnitten, durchweg im großartigsten Sinne menschlich, das Verständniß der Charaktere überraschend neu und tief, die Entwirrung der verschlungensten Verhältnisse meisterhaft anschaulich. Vergeblich wird man irgendwo anders so consequent, so zwingend begreiflich den Nachweis sehen, wie in Athen sich der demokratische Sinn mit Nothwendigkeit aus Natur und Gewohnheiten entwickelte und fortbildete und es gar kein anderes Ziel der geschichtlichen Lebensprocesses geben konnte als die völlige Auflassung jeder individuellen Kraft und Fähigkeit, und wie eben dadurch und trotzdem die athenische Demokratie auf dem Gipfel ihrer Macht das Bild eines durch und durch lebendigen, harmonisch gegliederten Organismus gewährt. Um nur eine hervorzuheben, noch keinem Geschichtschreiber ist es gelungen, das Wesen und die relative Vernunftigkeit des Ostracismus, des „Scherbengerichts", für die im Zustand der Bildung begriffene Demokratie so schlagend darzulegen wie hier in der Geschichte des Kimbonen, des Themistokles und Aristides. Also von höchster Bedeutung möchte noch hervorgehoben zu werden, daß der Verfasser sich nicht begnügt hat, die thörichten Anklagen gegen die Volksherrschaft an sich, als ob sie der Anarchie gleich sei, aus der Geschichte Athens zu widerlegen und übereinstimmend mit Herodot nachzuweisen, wie die Macht des Staats nach außen Hand in Hand ging mit der bürgerlichen Freiheit im Innern und wie das Volk selbst in der Regel mehr Besonnenheit und Beständigkeit an den Tag legte als seine Führer und Verführer.

Die Pestalozzivereine.

Als Heinrich Pestalozzi 1825 als achtzigjähriger lebensmüder Greis nach Neuhof zurückkehrte, wo er vor einem halben Jahrhundert seine erziehende Thätigkeit begonnen, da ahnte er wol kaum, daß zu Jahre später große, segenspendende Stiftungen sich an seinen Namen knüpfen und denselben in die weitesten Kreise tragen würden.

Wir wollen hier nicht sein Leben erzählen, noch eine Charakteristik des großen Reformators auf pädagogischem Gebiete geben. Nur ein paar Züge aus seinem Leben mögen sein Bild vergegenwärtigen.

Als im Jahre 1814, erzählt Blochmann, der König von Preußen nach Neuchâtel kam, war Pestalozzi sehr krank; dennoch mußte ihn Ramsauer, einer seiner Lehrer, zum König begleiten, damit er ihm danken könne für seinen Eifer um das Volksschulwesen, den er insbesondere durch die Sendung so vieler Eleven nach Iverdun bethätigt. Auf der Hinreise fand Pestalozzi mehrere mal in Ohnmacht und er mußte aus dem Wagen gehoben und in ein nahes Haus gebracht werden. Da wollte ihn Ramsauer bewegen, zurückzubleiben, er aber entgegnete: „Nein, schweig davon! Ich muß den König sehen und sollte ich auch darüber sterben! Wenn durch meine Gegenwart beim König auch nur ein einziges Kind in Preußen einen besseren Unterricht empfängt, so bin ich reichlich belohnt." Pestalozzi hat sein und seiner Frau Vermögen für seine menschenbeglückenden Bestrebungen eingesetzt und lebt in Kummer und Sorgen gelebt, um andern zu helfen. Noch im letzten Sommer seines Lebens, erzählt der vorgenannte Biograph weiter, besuchte Pestalozzi das so vortrefflich eingerichtete und von Zeller mit so großer Liebe geleitete Erziehungshaus armer und verlassener Waisen in Beuggen. Die Kinder empfingen ihn mit Gesang und reichten ihm einen Eichenkranz dar. „Nicht mir", rief Pestalozzi, „sondern der Unschuld gebührt dieser Kranz!" Da sangen darauf die Waisen das auch in „Fernbach und Gertrud" aufgenommene Lied Goethe's:

Wer du nun, dem Himmel hold,
Alles Leid und Schmerzen stillst,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllst,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schimmer, die Ruh'?
Süßer Friede,
Komm', ach komm' in meine Brust!

Da erstickten Thränen die Stimme des Greises. Im November weihte er noch einmal der Gultergesellschaft in Bruga bei und trug eine Abhandlung über die einfachsten Mittel, das Kind von der Wiege bis ins sechste Jahr zu erziehen, voll Ernst und Liebe vor. Bei den Schilderungen der unschuldigen Kinderwelt entquollen seinen Augen oft Thränen. Heimgesucht auf seinem Neuhof, als alles um ihn kalt und öde geworden und er seit einigen Wochen sein 82. Lebensjahr begonnen hatte, fühlte er Mahnungen des nahen Todes. Nur wenige Tage lag er krank. In einer ruhigen Stunde sprach er: „Ich vergebe meinen Feinden; mögen sie den Frieden jetzt finden, da ich zum ewigen Frieden eingehe! Ich hätte gern noch einen Monat gelebt für meine letzten Arbeiten, aber ich danke auch Gott, der mich von diesem Erdenleben abruft. Und ihr, die Meinigen, bleibet still für euch und suchet euer Glück im stillen häuslichen Kreise!" Bald darauf wurden die Fieberkämpfe heftiger. In den Morgenstunden des 17. Februars ist er verschieden und am 19. zur Erde bestattet worden. Seine Leiche trug man bei dem neuen Armenhause vorüber, das er angefangen hatte zu bauen, aber nicht vollenden konnte, und senkte sie zu Birr bei dem Schulhause unter einer stillen, bescheidenen Grabesfeier zur Erde. Wenige Fremde wohnten seinem Begräbniß bei, denn es lag viel Schnee, und seine Beerdigung fand früher statt, als man erwarten konnte; man hatte in Aarau kaum Kunde davon erhalten. Schul-

lehrer aus den umliegenden Ortschaften und Dorf-kinder ihrem dem Verewigten in kindlichem Gefange ihren Dank ins Grab nach.

Durch das ganze wohlthätige Leben unsers seligen Mannes zieht sich die Sehnsucht, den armen, verlassenen Volke zu helfen. Auf gleichem Drange sind die deutschen Volksbibliotheken und Volksbildungsvereine hervorgegangen, zu deren Gründung der hundertjährige Geburtstag Volksbeglückers am 12. Januar 1846 den ersten Anlaß gab. Es sei uns verstattet, hier namentlich des sächsischen Volksbildungsvereins zu gedenken, da derselbe unter allen am meisten im Stande gewirkt ist.

Der Zweck dieses Vereins besteht in der Sorge für Unterstützung und Belehrung unserer alten treuen Lehrer und Schullehrer im Königreich Sachsen. Dieser Zweck wird erreicht, indem der Verein sich bemüht, hülfebedürftigen Lehrern aktive Unterstützungen, Stipendien und andere Wohlthaten zu vermitteln oder selbst Unterstützungen zu gewähren und wirksamste für ihre Unterbringung in achtbaren Familien oder guten Pflegeorten Sorge zu tragen sowie auch ihre Erziehung zu beaufsichtigen. Wenn das Stammkapital künftig einmal die entsprechende Höhe erreicht haben wird, so soll zur Errichtung einer Erziehungsanstalt geschritten werden. Die Mittel zur Erreichung des Vereinszweckes werden erlangt durch Veranstaltung von Konzerten, Gesangsfesten, Vorlesungen u. s. w. und durch geeignete literarische Unternehmungen, insbesondere durch Herausgabe des Volksbildungsblattes und der „Sächsischen Schulzeitung", durch absichtlich unter den Mitgliedern vorgenommene Sammlungen von Beiträgen sowie durch Annahme von Geschenken, Vermächtnissen u. s. w. Der sächsische Volksbildungsverein zählt gegenwärtig gegen 2000 Mitglieder und hat demnach nahezu die Gesammtzahl der naturgemäßen Lehrer in sich. Das Vermögen ist bis auf einige Thaler geflossen und der Verein war im letztvergangenen Jahre in der erfreulichen Lage, an mehr als 200 Lehrer-familien durch größere oder geringere Gaben, je nach Verhältniß der Bedürftigkeit, die Hoffnung auf Wiedererstehen zu verbessern, theils seinen Lehrerwitwen die Fortsetzung der begonnenen Pflegezeit auf dem erwählten Lebensherde möglichen zu helfen, theils mit liebenswürdigen Gaben, welche eine Lehrerwitwe den eigenen Kindern zugedacht, die Sorge für die Verlassene zu theilen, theils der bedrängten und in Noth der unmündigen Kinder allein schuldigen Mutter die Thränen der Noth zu trocknen und freundigere Blicke in die Zukunft zu eröffnen.

Zur Unterhaltung.

VI.

M. Solitaire besann mir schon aus „Mosches Hausrock", einer Erzählung, die meiste „Unterhaltungen" brachten. „Das bronze Buch. Novellen, Phantasiestücke und Historien" (Leipzig, Hübner, 1850) zeigen wieder ganz den Kunstfeuerwerker, der mit bunten Leuchtkugeln, Brillantsonnen und Raketen-garben nächtlich imponirt, dann aber auch tüchtig, pflichtlich erlöschend, manchmal seine Lust macht über phantastischen Gefilden hinterläßt.

In diesem „Bronzen Buch" ist eine Fülle von Phantasie, Witz, Humor und Ironie, die einen zu heiterer Schöpfungen berechtigten Genius bekunden als darin für den Moment leichtere Unterhaltung und gleichsam auf gut Glück nur flüchtig aufs Papier geworfenen und angehauchten phantastischen Novellen mit ihren allzu ausbrütisch witzigen Hauptlungen und grotesk-komischen Situationen. Auch dem obenaus bizarren Phantasiestück „Der Magister zu den zwölf Aposteln", dem Versuche verunglückte Goethesche Manier. „Also verwirrt mit immer wilderlich verrückten Gestalten plötzlich und trübe er [illegible] Traumbild den schwankenden Bild" können wir eher weniger gut auf alle übrigen Novellen Anwendung finden, namentlich auf die „Geschichte von der blauen Aurora", die in Handlung und Personen nicht viel weniger Willkürliches und Gesuchtes Dunkel hat. Unbefriedigend aber bleibt der Versuch, wo er sich auf den Boden der Realität stellt, den er mit scharfem, geistigem Auge zu beherrschen weiß, denn aber seiner Neigung zum Phantastischen hat der Nürnberger (der wahre Name des Dichters) keinerwegs versagen. Welt und Menschen nach der Natur zu schauen.

Gedanken

von Daniel Stern.

Die sogenannten „Launen" verdienen es nur gewöhnlich nur solche Tugenden, die erfand die Nächstenliebe, ihren Charakter zu ergründen, gestatten dem ewigen Richter betrachtend entfällt werden und verdient nicht die Sorge glücklicher Umstände als wahres wahres Kraut sich.

* *

Wenn uns einmal die Freundschaft verletzt, so kennt sie meistens verwundbaren Stellen und hat einen Stachel und die tiefsten Wunden zurück. Der Haß hat mehr diese Sicherheit des Blicks noch überhaupt die Ruhe Schadenfreude der Hand. Er kann mäßig zu, trifft aber meist nur die unempfindlichen Stellen.

* *

Große Männer wollen zu gleicher Zeit Gehorsam, Bewunderung, Liebe. Zuweilen herrscht eine dieser Leidenschaften vor. Napoleon scheint nur auf Gehorsam gerechnet zu haben. Alexander der Große wollte Bewunderung. Julius Cäsar sagte, so viel weiß Wort: „Auch du, Brutus?" scheint auf ein Bedürfniß der Liebe zu deuten.

* *

Vergebung ist zuweilen nur eine höfliche Form der Verachtung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünftes Band. Nr. 19. Wöchentlich ein Bogen

Inhalt: Franziska von Hohenheim. Von Amalie Baisch. — Heinrich Heine. Von K. G. — Der Mörder im Mondschein. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. — Die Kinder von Karl Frenzel. — Die Musik des Jahrhunderts. Biographisch und kritisch. Von H. Koenig. — Der Mörder auf der Heide. Neue Novellen. I. — Der Verbannte. VII.

Franziska von Hohenheim.

Aus den „Karlsschülern" kennt ihr die kluge Vermittlerin zu Gunsten Schiller's: Gräfin Hohenheim hat natürlich den Dichter der „Räuber" nicht so sklavisch „bemuttert", wie Laube es darstellt. Schiller war viel kaum mehr als ein flüchtiger Moment im Leben der merkwürdigen Frau. Aber Güte des Herzens, Wohlwollen und Milderung der tyrannischen Launen des „Karl Eugen", wie er noch oft in Württemberg heißt, sind ihr nicht abzusprechen.

Im Herzogthum Württemberg, an der Grenze des Frankenlandes geboren, ward es der kleinen Franziska nicht an ihrer Wiege gesungen, welch ein holdes und auch wie schweres Los ihr im Leben bevorstand. Ihr Vater, ein Herr von Bernardin, lebte von dem Ertrag eines Gutchens und brachte in Dürftigkeit. Er war ein Sonderling, betrachtete die Welt durch ein gefärbtes Glas und ließ die kleine Tochter nach dem Drang seiner Stimmungen empfinden. Sie wuchs [illegible] auf. Niemand kümmerte sich viel um ihre Erziehung, die der Natur und ihr selbst überlassen blieb. Ihr Vater besaß eine Bibliothek. Diese mochte sie benutzen und eigene Gedanken daran prüfen lernen. Der herrschende Kultus der schönen Künste, die französischen Sitten und Moden der Hauptstadt, der rasche Aufschwung der deutschen Literatur, der Siebenjährige Krieg und der Held Friedrich II. von Preußen — das alles fand seinen Weg auch bis in ihre Einsamkeit und belebte ihre Jugendträume.

Ihres Vaters ernster Sinn und trübe Laune wurden von früh an ein Problem für ihr Gemüth. Sie lernte daran sich selbst vergessen und an das Glück eines andern ihre ganze Kraft setzen. Sie machte Studien an ihm, wie sich des Mannes barocker Sinn beschäftigen und die Ueberzeugung seines Unrechts auf stillen Wegen in seine Seele leiten ließe. Die Prüfungen für ihre Geduld blieben es dabei nicht; dadurch stählte sich ihr Sinn zur Ausdauer.

So unerschöpflich sie nun auch ihrem Vater war, dennoch überwog seine Sorge für ihre Zukunft alle Schwierigkeit, und als sich für das heranwachsende Mädchen ein reicher Freier meldete, war es ein Herr, der sie mit Thränen beschwor, ein Anerbieten nicht auszuschlagen, das sie gegen Mangel schütze. Ihrem Vater die Beruhigung zu gewähren, das sie versorgt sei, nahm sie die Hand des Herrn von Beaulieu an, der, reich und höflich, nach der reichen Blume des Landes begehrte. Herr von Bernardin sah sein Kind ziehen und weinte schwerer noch, denn die Einsamkeit drückte ihn nun vollends zu Boden. Doch der Gedanke der erfüllten Pflicht scheuchte die Reue hinweg.

Glanz und Reichthum umgab die junge Frau, Schmuck und Kleider wurden ihr nach Wunsch gewählt, doch zur Geist und Herz ward nirgends gesorgt. Der Obrist von Leutrum war ein Junker echten Schlages, dem sein Inneres wenig zu thun machte. Sein Körper war gesund, er aß und trank und war vergnügt; was bedurfte er mehr? Franziska erkannte, wie entbehrlich sie ihm war, und die Gewohnheit, eines andern Kummer zu erleichtern, eines andern Sorgen auf ihre Schultern zu nehmen, ließ jetzt eine Lücke in ihrem Leben, die sie schmerzlich empfand. Es kam ihr vor, als hätte ihr Dasein jetzt weder Zweck noch Ziel. Das machte sie traurig. Sie wünschte sich jetzt oft weit hinweg, doch wohin, das konnte sie nicht sagen. Der Obrist von Leutrum ging auf die Jagd, kam heim, speiste vortrefflich, schnarchte dann in seinem behaglichen Lehnstuhl und Franziska las neben ihm und fragte sich: Was sie hier solle, wozu sie hier sei? Das tiefe Bedürfniß, für eines andern Glück zu sorgen, erregte ihr kein Diamantschmuck. Einsam wanderte sie durch den dunkeln Schwarzwald, streifte oft halbe Tage auf ihrem Gebiete umher, um das innere Unbehagen abzuschütteln, das aus dem Gefühl hervorging, ihre schöne Kraft, die lebende Aufgabe, nicht brach liegen zu lassen.

Der Obrist von Leutrum war ein reicher Mann, der seinen Herrn, Herzog Karl Eugen, zu einer Jagd einladen konnte. Seine Gattin sollte bei der Gelegenheit ein herrliches Frühstück bereiten und den hohen Gast empfangen. Franziska entledigte sich dieser Pflicht ohne Verlegenheit. Ohne schön zu sein, lag in ihrem Wesen eine gewisse Hoheit, die aller Blicke auf sich zog. Ihr Anzug war einfach, aber prachtvoll. Die liebenswürdige Art, wie sie den Herzog empfing, gewann ihnen in der ersten Minute sie.

Karl Eugen zählte damals schon 30 Jahre. Er war ein schöner Mann gewesen und noch stattlich von Gestalt; dazu standen dem Weltmanne viele Mittel zu Gebote, um zu gefallen, besonders in einer Umgebung zu gefallen, wo der Ton der vornehmen Gesellschaft unbekannt war. Er hatte viele Reisen gemacht, war am Hofe Friedrich's II. erzogen, dem er nachahmte, kannte alle bedeutenden Personen und liebte die schönen Künste über alles. Franziska fühlte sich durch seine Unterhaltung wie bezaubert und erkannte jetzt, daß es in ihrem Innern noch nicht ausgebaute Seiten gäbe.

Als sie sich wieder allein sah, dachte sie diesem ereignißreichen Tage nach und ein unheimliches Gefühl beschlich sie. So viele schöne Gaben, so viel Geist, so viel feine Sitte und — doch keine Sittlichkeit! In ihrer Einsamkeit waren manche Berichte von der glänzenden Hofhaltung des Fürsten gedrungen und der Ruf hatte, wie immer, vielleicht vieles übertrieben; doch war es gewiß, daß er zu sehr seinen Neigungen fröhne, zu sehr sich von der Minute beherrschen ließ und Vernunft und Gewissen keine Zeit zur Einsprache vergönnte. Von seiner Gattin lebte er getrennt, sie war nach Baireuth zurückgekehrt. Es traten ihr Gedanken entgegen: Warum sollte sie das schöne Amt nicht üben, hier vermittelnd zu wirken, manche gute Eigenschaften zu innerer Harmonie zu bringen und zwischen Fürsten und Unterthanen die Beziehung wie zwischen Leib und Seele herzustellen?

Karl Eugen war indessen mit seinen Gedanken nicht minder bei ihr geweilen. Der Adel ihrer Gestalt, ihr ernster Blick, die Würde ihres ganzen Wesens hatten großen Eindruck auf ihn hervorgebracht. Sie war ihm noch keine Frau entgegengetreten. Er kannte deren viele, weit schönere, ohne daß sie ihn auf gleiche Weise zu fesseln vermocht. Jene alle wollten ihn gewinnen und auf ein Lächeln waren sie sein; diese — durfte er kaum hoffen, je für sich einzunehmen; denn die gewohnten Schmeicheleien brachten hier keine Wirkung hervor, ihr helles Auge suchte die Wahrheit, eine an seinem Hofe „ungefannte Waare", wie sich — alle Irrenden beeilen.

Es verlangte ihn, sie wiederzusehen. Ein Widerspruch, eine der seinigen entgegengesetzte Ansicht waren für ihn die seltensten Dinge und das Neue und Pikante eines solchen Kontrastes reizte den durch Vergnügungen ermüdeten Fürsten. Ganz unerwartet sprach er bei dem Obrist von Leutrum vor und lud ihn zu seinem Hof nach Ludwigsburg.

Diesmal fand er Franziska im Hauskleide, doch nicht minder unbefangen war sie ihm darin entgegen. Sie plauderte mit ihm, als hätte sie ihn lange gekannt, und äußerte unbefangen ihre Freude, seine Residenz kennen zu lernen. Der Obrist von Leutrum fühlte sich höchlich geschmeichelt und trug sein Haupt zweimal höher, seit ihm diese Einladung geworden. Mit Vergnügen gewährte er seiner Gattin, was sie begehrte, um in würdiger Gestalt am Hofe zu erscheinen, und trat die Reise mit Freuden an. Der Herzog empfing seine Gäste mit Auszeichnung und machte

in seinem Schlosse selbst den Unwissenden, um Franziska zu zeigen, was es an Kunstschätzen aufzuhäufen. Der Abbé von Beauvais spielte zwischen Tasso mit den Cavalieren.

Tag um Tag verging, und von der Absicht des Paares hatte immer noch keine Rede sein Franziska fühlte, welchen Einfluss sie auf den Herzog gewann, und ging mit sich zu Rathe, was sie mit ihm beginnen sollte. Sie berichtete ihr nach und nach ihren ganzen Leben. Sie verwandte die ganze Beredsamkeit. Sie schmeichelte ihr bei den leichten Saiten gewöhnliche Traum ein: Bertha sei ihre gute Engel! Der gute Engel des Bauerlandes!

Und in der That sah der Herzog in ihr auf wie in einer Heiligen. Sie verlieren zu sollen, schien ihm ganz unmöglich. Er bot ihr den Abschied von Beatrix eine Stelle an seinem Hofe; sie aber schmeichelte sich auf das Land zurück und hat, die Gnade seines Herrn unaufhörlich zu bitten.

Karl Eugen konnte nur Einen Willen und das war der seinige. Seine Leidenschaft schwelte und war zum Nachtheil auf Franziska schwer zu sein. Nachdem sie aber seine Liebe; sein schönes Nachdem war es, denn der Ueberdruss seiner Stellung viel zu besser. Er bot den Thron von Braunschweig ganz natürlich an, war seinen Absicht ihn noch viel nach seinem Schlosse Hohenheim zu begleiten. Dagegen vermochte dieser seinen Willen durchzubringen.

So sehr man denn gemeinsam als Franziska traute sich bei schönen Tagen und Nächte besser zum blauen Himmel empor. Sie wollte heute noch so manches mit dem Herzoge berathen und besser, in ihre Einsamkeit den Trost mit sich hinzunehmen, dass künftig alle viele Dinge im Lande sich anders gestalten würden. Sein Herz wäre gut, sagte sie sich, wie selbst es alle an der Bedrückung seiner Unterthanen Gefallen finden, schuld es nur die Gunst in deren Lage gekommen? Ihm diese zu verschaffen, das hatte sie sich zur Aufgabe gesetzt.

Sie erreichen sie Schloss Hohenheim.

Der Abbé von Beatrix war heute nicht besser gestimmt; eine Ahnung machte ihm bange, was ihm bevorstand. Dennoch schwieg er, als nach der Tafel ein Cavalier ihm naher auf ihn zutrat, der Wagen stehe bereit, um ihn einzuladen, seine Gemahlin würde jedoch noch bleiben.

Franziska hatte von diesem brutalen Verfahren im Geschmack von Versailles keine Ahnung. Erst später, als sie ihren Gatten vermisste, theilte man ihr seine Absicht mit und begnügte sie als Herrin von Hohenheim. Erbittert sah sie auf den Herzog und suchte in seinen Blicken die Gefinnung zu finden.

Ihnen mehr zu bieten, stehe nicht in meiner Macht!" sagte dieser und sah sie mit einem Blick an, vor dem ihr Auge sich senken musste.

Nicht lange darauf hörte man von allen Kanzeln Württembergs das Bekenntnis der Sünden des Regenten laut erklären; er bereue sein vergangenes Leben, dies oft, und trage einen neuen Menschen an. Das war eine That, die mehr Muth erforderte, als Schlachten zu schlagen, und zu dieser hatte ihn Franziska vermocht. Seine weite Spaziergänge zog damit zugleich in seinen Handbuch ein; es wurden seine Ärte mehr gepflegt; wohin man blickte, gewahrte man in allen Zweigen der Verwaltung einen neuen Geist. Die Thaten Franziska sich durch die Klugheit Herrin in der Kunst zu regieren unterworfen hat, so erhielt Karl Eugen auf seinem Schlosse Hohenheim von seinen neuen Besitzern zu Lehen, durch gute Thaten sich diese Besitze würdig zu machen, und den Segen des Armen wird haben die Lehn.

Im Jahre 1780 starb die Herzogin in Baireuth und trat Franziska an deren Stelle, ohne das diese legitime Gemahlung sie dessen ermuthigt hatte; denn die Lust lag hier zu weit. Jüdes Gerücht, es hatte seinen Zweck in der Erhebung einer Herzogin, das sich selbst verloren erhielt und durch die geliebten sich mehrte erhalten. Es Besitzthe blieb die ganzen Leben gewichtet. Leben selbst die Mit- und Nachwelt die aufrichtigste Bewunderung und selbst die unsere die schönen Frauen, welche das Glück in dem Herzogthum einen würdigen Besitz suchten und fanden, und sich darauf vor der Menschheit heilig sprechen, wenn auch ein strenger Moralist den ersten Beginn ihres Lebenslaufes verwerfen sollte.

Ameig Sollte.

Konrad Celtes.

Im 15. Jahrhundert war unter den deutschen Gelehrten und Schriftstellern, die sich über bisherige Bildung weit auf den italienischen Hochschulen hatten und die lateinische Sprache als Muttersprache beherrschten, die Sitte allgemein, auch ihre Namen und Vaternamen zu übersetzen.

Sie hien auch der alt erbte Celtes und Professor der Poesie war der humanistischen Wissen-

ſchaften bekannte Konrad Celtes eigentlich Konrad Pickel. Unter Pickel verſteht man in Franken eine ſchmale, ſpitze Haue, und da Celt einen Streitmeiſel der alten deutſchen Völker bedeutet, wählte Konrad dieſe Ueberſetzung — doppelt ſinnreich, denn eine Streitart ſchwang er allerdings wider die Scholaſtiker, die den grünen Baum der Wiſſenſchaft und Poeſie immer mehr verdorren ließen und beinahe nur zu einem lebloſen Denkmal machten — und ſchwang ſie auch für die deutſche Cultur und das Studium der deutſchen Geſchichte, trotz ſeines lateiniſchen Namens und ungeachtet er ſich auch noch, gleich allen Zeitgenoſſen, der lateiniſchen Sprache zu ſeinen Schriften bediente.

Konrad Celtes ward am 1. Februar 1459 zu Wipfeld am Main in Franken geboren, wo ſein Vater ein begüterter Weinbergbeſitzer war und den Sohn dazu beſtimmte, ſein ländliches Beſitzthum ſpäter zu verwalten. Konrad aber, der bei vorzüglichen geiſtigen Gaben immer einen unbezwinglichen Trieb zum Lernen empfunden, und im Sterben, die Welt kennen zu lernen, von der er nicht mehr kannte als ſeine kleine Heimat, entfloh einſt Tags, da er ſchon 18 Jahre alt war, um ſich den Wiſſenſchaften zu widmen. Auf einem Maulthier zog er geraden Weges in die Welt hinein, mainab und rheinab, bis er nach Köln kam, der heiligen Stadt. Im Jahre 1477 ward er hier in die Gelehrtenſchule aufgenommen, wo er ſich mit Eifer faſt mit allen Wiſſenſchaften beſchäftigte.

Im Jahre 1480 finden wir ihn in Heidelberg, wo Rudolf Agricola (eigentlich Hausmann), ein Schüler Thomas' a Kempis, nur die humaniſtiſchen Wiſſenſchaften wirkte; er hatte ſelbſt lange in Italien ſtudirt und war begeiſtert für die Idee, daß die Gelehrten Deutſchlands denen Italiens nicht nachſtehen ſollten. Agricola hielt Vorleſungen über römiſche und griechiſche Schriftſteller und Celtes ward bald ſein liebſter Schüler. Freudig ſchrieb Agricola: „Ich hoffe gewiß, es wird einſt dahin kommen, daß wir dem übermüthigen Italiener ſeinen alten Ruhm der Beredſamkeit entreißen und uns von dem Schimpf befreien, uns die Namen Barbaren und Ungelehrte geben zu laſſen! Ich hoffe gewiß, daß unſer Deutſchland ſo gelehrt und aufgeklärt werden ſoll, daß Latium ſelbſt es nicht übertrifft!"

So war es gerade die wärmſte Vaterlandsliebe, welche dieſe Jünger der Wiſſenſchaft zu den claſſiſchen Studien und auf die italieniſchen Hochſchulen trieb; nicht etwa die Sucht, ſich durch Nachäffung des Fremden berühmt zu machen oder gerade durch fremdländiſches Weſen von ihrem Volke ſich zu ſondern oder ſich hervorzuthun. Sie wollten dem Vaterlande erobern, was ihm fehlte, was andere vor ihm voraus beſaßen. Sie wollten an den Beiſpielen der Griechen und Römer zeigen, wie man das Vaterland lieben und ihm dienen könne — es war vielmehr ſeine Ehre, die ſie ſuchten, als die ihre.

Als Privatlehrer auf den Univerſitäten zu Erfurt und Leipzig wirkte Celtes zuerſt in dieſem Sinne. In Leipzig hörte der Kurfürſt von Sachſen, Friedrich der Weiſe, von ihm und zog ihn in ſeine Nähe. In der Begleitung dieſes kunſtſinnigen und aufgeklärten Fürſten kam er nach Nürnberg, wo Kaiſer Friedrich III. 1487 einen Reichstag hielt. Der alte Kaiſer liebte es, als Beſchützer der Künſtler und Gelehrten zu erſcheinen, beſonders wenn ihm die Sache nichts koſtete — eine Maxime, die keineswegs nur ihm allein eigenthümlich geblieben —, und ebenſo liebte er es, beſonders in Nürnberg, wo er zum öftern Hof hielt, auf der Burg prunkvolle Aufzüge zu veranſtalten — das Reich mochte noch ſo ſehr in Noth und die Abgeordneten auf den Reichstagen mochten noch ſo ſehr in Geldbewilligungen ſcheu ſein. Und ſo ließ er denn auf öffentlichem Markt, von allen Großen des Reichs umgeben, den Dichter Konrad Celtes mit dem Lorber krönen, den ihm das ſchönſte Mädchen Nürnbergs auf das Haupt ſetzen mußte; und wir recht unterrichtet, ſo war es eine Schweſter Martin Behaim's, der ſich um die Entdeckung des Seewegs von Oſtindien ſo große, kaum genug gerühmte Verdienſte erwarb. Damals kam der gefeierte Dichter auch in Pirkheimer's Haus, ward bald ein Freund des Sohnes Wilibald und Lehrer der Töchter Charitas und Clara. Er unterrichtete ſie im Lateiniſchen und las mit ihnen die Werke der Claſſiker — mit ſchwärmeriſcher Verehrung hingen die gelehrigen Mädchen an dem begeiſterten Lehrer. Auch Martin Pollich, der Leibarzt Friedrich's des Weiſen und ſein erſter Begleiter, war froh darauf, in Konrad Celtes einen Landsmann zu begrüßen und blieb ihm durch alle Wechſel des Geſchicks ein treuer Freund und Gönner.

Nürnberg, in dem alle Künſte blühten und das an Bildung und Aufklärung faſt allen deutſchen Städten voraus war, ſchien immer die Stadt geweſen zu ſein, in der Celtes am liebſten weilte und daß er auf ſeinen andern Wander-

leben am ehesten begrüßte. Dort mochte es auch sein, wo er sich durch Vorlesungen und Unterricht endlich genug gesammelt, seinen Lieblingswunsch verwirklichen und nach Italien gehen zu können. Im Jahre 1488 ging er dahin und hörte in Bologna, Florenz und Rom die berühmtesten Gelehrten, wandelte entzückt auf dem classischen Boden, den er in zahlreichen Gedichten verherrlichte. Von da ging er über Venedig nach Ungarn und Polen. In Krakau, dem damals bedeutendsten Sitz aller Wissenschaften und Künste, ward er durch Albert Brudzewski mit der Astrologie und Astronomie bekannt, hörte Mathematik und hielt selbst Vorlesungen über Beredsamkeit und Dichtkunst. Von dort machte er zahlreiche Ausflüge an die Ostsee und ging dann nach Prag, wo er einige Zeit verweilte; dann ging er nach Regensburg und nach seinem geliebten Nürnberg, wo er auch wieder oft im Hause Pirkheimer's weilte; nach hatten weder Charitas noch Clara den Schleier genommen.

Im Jahre 1492 erhielt er die Erlaubniß, auf der Universität zu Ingolstadt Rhetorik zu lehren. Aber es duldete ihn nie lange an einem Ort — auch brach dort die Pest aus und er hatte darum doppelten Grund, die Stadt wieder zu verlassen. Er ging nach Wien, dann nach Regensburg und 1493 über Heidelberg nach Mainz, wo er thätigen Antheil an der Gründung der Rheinischen Gesellschaft nahm, die durch ihn bald großen Ruf erhielt. In Mainz blieb er bis zum Jahre 1494, wo er als ordentlicher Lehrer der schönen Wissenschaften nach Ingolstadt berufen ward. Erst 1497 fand er indeß in Wien eine bleibende Stätte, indem ihn hier Kaiser Maximilian I. zum Lehrer der Dichtkunst und Beredsamkeit an der neugegründeten Universität ernannte. Er bereicherte die kaiserliche Bibliothek mit zahlreichen griechischen und lateinischen Werken, Himmelskugeln und Landkarten, betrieb die Veröffentlichung der Handschriften in den Klosterbibliotheken und suchte namentlich auch den Adel und die Ritterschaft für die Wissenschaften zu gewinnen, indem er ihnen vorstellte, daß Bildung, feine Sitte und vorschreitende Erkenntniß von denen ausgehen müsse, welche die Macht und die Mittel dazu in Händen hätten, daß mit dem Schwert sich die Feder sehr wohl vertrage und ein ganzer Mann nur der sei, welcher beides zu führen wisse. Wie sehr entsprachen diese Gesinnungen denen des Kaisers Max, des letzten Ritters, dem im Turnier und Kampf es wenige gleich thaten und der auch mit der Feder ein Meister war. Er ließ auf seine Kosten Celtes eine Reise nach Norddeutschland machen, auf der er auch einigen bis nach Island gekommen sein soll. Ueberall gründete er Zweigvereine der Rheinischen Gelehrtengesellschaft und verbreitete mit ungemeinem Eifer sowol in der Wissenschaft als in der Religion reformatorische Ideen und wirkte im nationalen und patriotischen Sinne. Er hatte insbesondere den Gedanken, auf dem Wege der Geschichte auf sein Volk einzuwirken, indem er die Leistungen der Deutschen zu entwickeln suchte. Leider fehlte es ihm jedoch bei seinem Reiseleben, der gänzlichen Entbehrung eines häuslichen Herdes, bei einer zahlreichen Correspondenz und der außerordentlichen Thätigkeit, die er der Gründung patriotischer und humanistischer Vereine widmete, an Zeit, ein historisch-geographisches Werk über Deutschland zu schreiben, wie er es im Sinne hatte. Wenn sein Vorsatz von ihm auch nicht ausgeführt, so schrieb er doch eine Geschichte und Beschreibung Nürnbergs und viele Gedichte, in denen er die Blüte Deutschlands und die Erfindung der Buchdruckerkunst rühmt. Er erkannte deren Wichtigkeit so sehr, daß er ausrief: „Von nun an dürfen sich Italiener und Griechen seines geistigen Uebergewichts mehr über Deutschland rühmen!“

Auf der Rückreise kam er wieder nach Nürnberg, in das es ihn immer wieder scheint gezogen zu haben, wenn auch jetzt nur zu kurzem Verweilen. War Nürnberg selbst, das durch seine Bildung und Gesittung sich auszeichnete, in dem jetzt durch Peter Vischer, Adam Kraft, Veit Stoß, die beiden Hirschvogel, Albrecht Dürer ein immer reicheres Kunstleben, durch Johann Hagiemeyer, Martin Behaim, Anton Tucher, Kaspar Nagel, Wilibald Pirkheimer und andere ein gleich reiches wissenschaftliches Leben und Interesse sich entfaltete, der Magnetberg, der ihn immer wieder an sich zog? War es die Stadt, in der er vor allem Volk und unter dem Zujauchzen alles Volks den Dichterlorber empfangen und an die ihn deshalb die schönsten Erinnerungen knüpften? Oder weilte darin ein anderer Magnet für sein Herz? War es Elisabeth Behaim oder war es Charitas oder Clara Pirkheimer? Es ist uns nichts Bestimmtes aufbewahrt über sein Verhältniß zu dem weiblichen Geschlechte, nur das wissen wir, daß er nach dem Vorbild seines Lehrers sich niemals vermählte, weil er der Ansicht war, daß der Poet und noch mehr der Verkünder und Verbreiter neuer Ideen durch keine Familienbande und ihre

Empfindungen sich irgendwie dürfe frei lassen, um nicht Gefahr zu laufen, einen Theil seiner Kräfte und Wirksamkeit dem Allgemeinen zu entziehen. Daß er aber die Liebe kannte, zeigen uns viele seiner Gedichte, in denen er ein Nachahmer des Tibull und Horaz war. Ebenso wissen wir, daß er Geliebchaften, in denen Frauen, nach dem damaligen Ausdruck, „ungelassen" waren, den rohen Tumultgriffen der Männer vorzog. In einem Werke schreibt er von vier Mädchen, die er in vier Himmelsgegenden und in seinen vier Lebenssäulen geliebt habe: in Krakau, Regensburg, Mainz und Lübeck. Als er 1491 wieder nach Nürnberg kam, war Charitas Pirkheimer bereits im Glasaltchen.

Trotzdem daß der „Ewige Landfriede" 1495 geboten und daß es die freien Reichsstädter gewesen waren, welche schon früher durch Betheiligung an dem Schwabenkriege wie an dem Löwler-Bunde versucht hatten, dem Unwesen der Raubritter zu steuern und die Nürnberger mehr als einen Herrn vom Adel als „Placker und Straßenräuber" auf offenem Markte hinrichten ließen, so gab es doch immer noch genug wüstes Gesindel auf und außer den Burgen, das die Straßen unsicher machte, und so ward auch Konrad Celtes 1491 unweit Nürnberg von Straßenräubern ausgeplündert, sodaß er es nur seinem guten Schwert zu danken hatte, daß er mit dem Leben davonkam.

Charitas Pirkheimer hörte im Kloster nicht sobald von diesem Verfall, als sie ihm ihre Theilnahme darüber schrieb, aber hinzufügte, daß er dies Ungemach mit Freuden zur Ehre Gottes erdulden haben werde und es sich als ein auserlesenes Kreuz anrechnen, dessen ihn der Herr gewürdigt.

Gerührt davon, antwortet ihr Celtes in einer Sapphischen Ode: „An Charitas, die gottgeweihte Jungfrau aus dem Geschlecht der Pirkheimer, von der Provinz des Ordens der heiligen Clara zu Nürnberg", die wir ganz hierher setzen, da sie nicht nur für Celtes selbst, sondern auch für die Familie Pirkheimer charakteristisch ist, mit der wir uns in frühern Artikeln dieser Zeitschrift beschäftigten. Zugleich sandte er ihr damit seine Beschreibung von Nürnberg und das Leben des heiligen Sebald, des Schutzpatrons von Nürnberg.

Jungfrau, der Sprache Latiums so kundig,
Der Musen glänzender Schmuck und Zierde,
O wenn mir hier'her Gönner nun von mir das
Rühm Unsterblichkeit an

„Den Dank der Heimat sandt' ich heute,
Und wie auf Bitten einst in Glanz gekleidet
Gehalt, und wie einst von des Heiligen Leben,
Einem und Trachten

Du, unserer goldnen Musen hochverdiente,
In Ehr' mir ewig angewandter Schweiher,
O Charitas, die in der Gerechten Reihe so feine
Worte mir weihst:

Treten, eine Zierde fürs neue Deutschland bist du,
Ehr, Jungfrau, ähnlich jenen Römerinnen
Und denen, die in Städten weithin Frankreich
Ruhm und Hispanien

Du, selbst gelehrt, folgst dem gelehrten Vater,
Der der Gelehrt und das Konvent hantig,
Den Hörenden ehrwürdig war und unsere Herden
Oft ein Belehrer.

Du, selbst gelehrt, folgst dem gelehrten Bruder
Und seinen Schrift, der in der ew'gen Stadt verweilt
Und vor Sie und zu den Altären
Fleht und den Gnaden'

Jüngst bei ich wilden Räubern in die Hände,
Mir Gold und Güter nahmen sie mir weg
Und gaben schmerzlos der Tod'nen Blöße
Blutige Schläge

Bald aber erquickt du darauf, o Jungfrau,
Durch deinen Brief mir wieder Lust und Hoffnung,
Die halb den bösen Erinnerungen mir Licht
Ganz und der Seele

Darum nun gilt ich dir verbunden Dank,
O Mädchen, Zier des ganzen deutschen Landes!
O Charitas, die ich in meinem Herzen
Ganz wieder'

In einem andern Briefe sagt ihm Charitas Dank für die Werke der Roswitha, die er aufgefunden, herausgegeben und ihr gewidmet hatte. Sie schreibt:

„Auch Euer bemühtiger Eifer ist allen Lobes und Preises werth, mit dem Ihr die Schriften und Gedichte einer schwachen Weibes studirt, ans Licht gebracht und dem Drucke übergeben habt, und das gebrechliche Geschlecht nicht verachtet noch den niedern Stand einer Nonne. Bei diesem Anlasse habt Ihr, ich gestehe es, ganz gegen die gewöhnliche Sitte so vielen Gelehrten aber Hochmüthigen gehandelt, welche mit großer Verachtung alle Worte, Handlungen und Reden der Frauen so sehr beschelten und geringschätzen, gleich als hätte das andere Geschlecht einen mit beweglichen Schläfen und Gelenken gebaute wie sie, und welche nicht wahrnehmen, daß die Hand des höchsten Künstlers noch lange nicht fertig geworden. Trefflich habt Ihr also darin dem heiligen Hieronymus nachgeahmt, welcher unser Geschlecht nicht verachtete, sondern seine Schen trug, gottgeweihte Jungfrauen in den hohen Wissenschaften zu unterrichten auf ihr Bitten hin.

da sie von gerichtstragen und müßigen Männern gänzlich darin vernachlässigt waren."

Celtes' Beschreibung Nürnbergs gehört zu dem Besten, was damals in dieser Art geschrieben ward und hat noch jetzt großen Werth, weil sie uns über das Leben seiner Zeitgenossen, ihre Sitten und Gewohnheiten den besten Aufschluß gibt. Ebenso die Beschreibung der Salzwerke von Wieliczka bei Krakau. Allerdings ließ er sich selbst nach der Sitte der damaligen Zeit sowol als seinen classischen Vorbildern folgend, oft zu sinnlichen Bildern und Schilderungen verleiten, die roh, da er gerade ein davon wimmelndes Werk dem Kaiser Maximilian widmete, damals wol bei niemandem Anstoß erregen mochten, außer etwa bei sittsüchtigen Frauen — wie denn Abentinus Pirkheimer ihn oftmals darum vermahnte, seine Feder lieber übernirdischen und christlichen Dingen als irdischen Zuständen und dem Dienst der Venus zu widmen.

Wieder nach Wien zurückgekehrt, schildert er dem Kaiser Max in lateinischen Distichen einen Meergarten, den er auf der Reise erlebt und in dessen Wellen ihm Mercur erschienen sei, um ihm zu befehlen, den Kaiser zu bitten, ein poetisches Collegium zu gründen. Wirklich kam bald darauf das Collegium poëticum in Wien zu Stande, das für Dichtkunst, Beredsamkeit und mathematische Wissenschaften gegründet und an Celtes' Geburtstag, den 1. Februar 1501, eingeweiht ward. Vielleicht war bei einer solchen Geburtstagsfeier Celtes ebenso glücklich als in der Stunde, da er in Nürnberg zum Dichter gekrönt wurde. Das war ein schönes Resultat seines eifrigen Strebens für eine Sache, die wir anerkennen müssen, ohne ihre Ausartungen und ihre Fehler (wie den hauptsächlichsten der Humanisten, sich in ihren Schriften der lateinischen Sprache zu bedienen), darum gutzuheißen.

Unausgesetzt blieb er in reger Thätigkeit. Am kaiserlichen Hofe veranstaltete er die ersten theatralischen Vorstellungen und wenn er auch ein schmeichelnder Panegyrist des Kaisers und eine Art von Hofpoet war, so sehen wir ihn doch seinem Einfluß nicht dazu anwenden, sich selbst ein ruhiges oder einträgliches Leben zu bereiten, sondern die gelehrten Schulen zu verbessern und ihnen ein höheres Ansehen zu verschaffen als der Kirche und ihren Dienern. So suchten fast alle Humanisten Eroberungen auf Kosten der Kirche für die Schule zu machen und ergießen daher schon an der Schwelle der Reformation in ihrer ungebrochenen Mehrheit ihren Spott gegen die alte Kirche.

Auf seiner letzten Reise fand Celtes im Kloster Tegernsee eine alte römische Reisekarte, welche er Konrad Peutinger schenkte, der sie später herausgab, weshalb sie die Peutinger'sche Karte genannt ward. Wie mit diesem, war er auch mit dem gelehrten Bischof von Worms, Johann von Dalberg, befreundet.

Celtes starb am 4. Februar 1508, 49 Jahre alt. Mit großen Ehren ward er neben dem Dom von St.-Stephan begraben.

Das Studium der fremden Sprachen betrachtete er nicht als Zweck, sondern als Hülfsmittel zum Anbau der Realwissenschaften, und wenn seine hinterlassenen Poesien von sehr zweifelhaftem Werthe sind, so verdient er doch dadurch unsere Anerkennung, daß er der ersten einer war, der für deutsche Geschichte, Statistik und Topographie den Boden der Schule bearbeitete. C. C.

Die Städte im Mittelalter.

Von Dr. **Matzke**.

Sicherheit und Schutz gegen willkürliche Störung derselben ist das große Bedürfniß, für dessen Befriedigung das Mittelalter außerordentliche Kräfte verschwendet, und was es zu diesem Zweck geschaffen, bekundet sich, wie die unvollendete Todtenmaske der Vergangenheit, in den Händen der Gelehrten. Noch vor den Augen unserer Urenkel werden, wenn nicht eine verwüstende „Gottesgeißel" über Europa kommt, die jetzt oft übertrieben gerühmten Dom- und Kunstdenkmäler der Vorzeit verblassen und am Rande ihrer eigenen Todtengräber, die Steinernen Kinder der Renaissance, des Rococo, der Gräcomanie und der modernen — Abgötterungsmanier überleben.

Betrachten wir einmal die Physiognomie der mittelalterlichen Städte. So wie sie daliegen mit den spitzen Giebeln, den steinernen Fensterkreuzen und Zierathen aller Art, mit den imposanten Rathhäusern und mächtigen Kirchen, so haben sie nicht von vornherein ausgesehen, in dieser Gestalt sind sie nicht, wie etwa die amerikanischen Städte, nach einem vorher fertigen Plan aus dem Boden gewachsen. So ist mit der Entwickelung der deutschen Städte sehr langsam gegangen.

Fürsten und mächtige Herr liebten es, in der Nähe ihrer Burgen volkreiche Niederlassungen ihrer Untergebenen zu sehen: einmal um ihres eigenen Schutzes willen, wenn nicht die Anfeindungen des Schutzes ihrer Burgen noch bedürftiger waren, dann um die Verwaltung der Vogtei, des Ju-

Du erklärſt mir das Schwierige, Du machſt mich auf die Schönheiten der Dichter aufmerkſam und führſt mich in den Kreis Deiner tiefen Ideen ein. Da ſoll Alles, Alles beſſer werden: mein Lieber, Guter, Theurer!

(Küßt ihn. Ab.)

Dritte Scene.

Heinrich

(allein).

Armes Kind, Du ahnſt meine Quaalen nicht. Dieſes läſtige Briefſchreiben an die Eltern! Dieſe ewigen Betheurungen von Liebe und Dankbarkeit gegen Menſchen, die in den läſtigſten Vorurtheilen befangen ſind! Schlimm genug, daß ich mich von ihnen zum Mann machen ließ; ich der ich Kraft genug beſaß, meines Schickſals eigner Schöpfer zu werden. Fünf Jahre ſchleyp' ich das Joch — des Glücks, ja dies Glück unterwühlt innerlich meine Ruhe. Ich fürchte, ich werde vor der Zeit zuſammenbrechen.

Konrad

(durch die Thür' rufend).

Eben iſt Doktor Fels vorgefahren. Herr Aſſeſſor!

(Ab.)

grobes und anderes Angriffsgeräthe zu errichten. Sie erstanden um Burgen oder Abteien herum zahlreiche Wohnungen der Vasallen und Hörigen, deren Rang sich nach dem Grade ihrer Freiheit richtete und theilweise zur Grundlage der späteren Standessonderung in den Städten wurde. Man umgab einen solchen Complex von Wohnungen mit Gräben und Schanzen, um gegen äußere Angriffe geschützt zu sein, ging aber darum auch sehr haushälterisch mit dem Raum der Bauplätze um. Man thürmte nach und nach Stockwerk auf Stockwerk, wenn man trotz der Zunahme der Bevölkerung die Vertheidigungswerke nicht weiter hinausrücken wollte oder konnte; man rückte bei Neubauten immer weiter in die Straße hinein und ließ sogar höhere Stockwerke über die niedrigern hervortreten, um ohne Erweiterung des Bauplatzes doch das Haus selbst zu erweitern. So wurden die Straßen immer enger und winkliger, die Häuser immer höher und äußerer, ja der innern wie äußern Construction nach immer unsymmetrischer und plumper. Durch spitze Giebel und zierliche Erker half man der ineinigen Übereinnahme des Hauses nothdürftig wieder auf, ohne jedoch ein schönes Ganze aus den vielen Einzelheiten machen zu können. Die Straßen waren nicht gepflastert, Rinnsteine kannte man bis zum 13. Jahrhundert nicht, vor jedem Hause fand eine Pfütze, Schornsteine waren wenig zu sehen, kurz — die Städte wenigstens hatten in jener Zeit nichts Romantisches.

Paris machte im Jahre 1185 den Anfang mit der Straßenpflasterung und im 14. Jahrhundert ahmten deutsche Städte dies Beispiel nach. Es erschienen bald auch Bauordnungen, die das unvernünftige Aufthürmen schmaler Häuser verboten.

Viel trug indeß zu solchen Uebelständen der Umstand bei, daß sich die Deutschen sehr schwer von dem alten Baumaterial der Germanen, von dem Holze, entwöhnen konnten. Dieses Material verleitet sowol zum Fachwerk als zu feinlichen, kunstlosen Schnitzeleien. Die größte Mannichfaltigkeit der Form ist der Kunstentwickelung günstiger als die sich in Specialitäten verlierende Zierrat und Schnitzelei.

Wir wollen uns hier nicht in das Gebiet der deutschen Kunstarchäologie verlieren und uns nicht darum bekümmern, wie die Deutschen zu der gothischen Baukunst gekommen sind. Es genügt zu bemerken, daß die Deutschen nicht von selbst bauen gelernt haben, sondern daß römische Baumeister sie vom Holzbau entwöhnen und ihnen in der Form der Basilika auch den Begriff der Baukunst beibrachten. Was unsere Vorfahren in dieser Schule gelernt haben, das sehen wir vor uns: nämlich das Gegentheil von dem, was ihre Meister lehrten. Statt der Mauer finden wir den Pfeiler, statt des Rundbogens den Spitzbogen, und, damit dem Material vollends der möglichste Zwang angethan werde, den fast ungestützten Giebel, der sich nur durch ein hohes unsichres Dach halbwegs motiviren läßt.

Gleichwol, wenn wir die griechische Formvollendung vergessen können, sieht eine reiche deutsche Stadt im 15. Jahrhundert, in gehöriger Entfernung von einer Anhöhe gesehen, malerisch und zierlich genug vor dem Auge des Betrachtenden. Zahlreiche Thürme an Ringmauern und Kirchen, luftige Giebel, spitze zackige Schnörkel an jedem Hause begrenzen scharf und trotzig die dunkle Häusermasse, die im endlosen Gewirr von spitzen und stumpfen Winkeln man möchte sagen sich in sich selbst verliert. Aber noch waren in jener Zeit wenige Häuser von Stein gebaut, statt gläserner Fenster gab es noch viele, die man nur mit Tuch verhing, Röhrbrunnen waren noch selten. Da half der einschlafenden Intelligenz mitunter das Element der Zerstörung selbst wieder auf. Große Feuersbrünste legten die holzarmen, eng- und hochgebauten Häusermassen gleichsam in Asche und die Nothwendigkeit, solchem Unglück vorzubeugen, veranlaßte auch die vom Feuer verschont gebliebenen Bürger, ihre Häuser wenigstens mit steinernen Giebeln und Dächern, auch mit starken Feuermauern zu versehen. Auf diese Weise nahmen manche Städte einen aus andern Gründen nicht zu erklärenden schnellen Aufschwung.

Die Straßen wurden mit Steinen oder Ziegeln gepflastert, Rinnen wurden angelegt, die Fenster mit Glas versehen (in den feinernen Schnörkeln der Spitzbogen mit bunten und bemalten Glase), die Häusergiebel trugen mitunter von Mauerwerk und Bildwerken, von Malereien und Vergoldungen. Das Innere der Patriziershäuser zeichnete sich aus durch reichverzierte, breite Treppen, große Säle, getäfelte Zimmer, prachtvolle Oefen, hochgewölbte Corridore, Prunkbetten, die unter der Last der silbernen Gefäße sich bogen, Teppiche, seltene Blumen und seltsame, fremdländische Vögel, besonders aber (denn in der einen Beziehung sind die Deutschen nie mäßig gewesen) durch wohlgefüllte weite Weinkeller.

Im allgemeinen jedoch waren die Privathäuser im Vergleich mit den öffentlichen Gebäuden

ärmlich. Der Handwerker besonders mußte sich in den engen und schmutzigen Stadttheilen elend genug behelfen und am allererbärmlichsten wohnte der Jude. Noch heute erschrecken uns in den alten Städten die sogenannten Judenviertel oder Judengassen und es ist kein Wunder, wenn eine Menschenklasse, die man in enge, finstere feuchte Löcher von Wohnungen jahrhundertelang einsperrte, auch geräumte Zeit nach einer theilweisen Befreiung durch soziale Veränderungen dem Auge des Vorurtheils noch immer als eine von Natur unsaubere Gesellschaft erscheint.

Dazu kam, daß schon die Gegend, in der die Stadt gebaut worden, nicht selten dazu beitrug, Unsauberkeit und Krankheiten unvertilglich zu machen, indem entweder die Burg, an deren Fuß sich eine Stadt bildete, mitten in Sumpfen lag, oder die Gründer der Stadt absichtlich tiefliegendes, unangebautes Terrain aufsuchten. Darum haben manche alte Städte einen schwarzen, weichen Grund, der beim geringsten Regen auch durch das beste Pflaster tropfichem Schlamm gleich zu Tage tritt.

Schon aus diesem einen Grunde denke man sich die ungepflasterte mittelalterliche Stadt nicht gar zu romantisch! Die Kutschen kamen erst im Anfange des 15. Jahrhunderts auf, was wollten die schönen Patrizierinnen machen, wenn sie genöthigt waren, bei oder nach dem Regen auszugehen? Zur Nachtzeit muß aber die Romantik am bisweilen gewesen sein, denn Straßenlaternen waren zu Ludwig's XIV. Zeiten noch eine ganz bedeutende Erfindung, zu deren Verherrlichung Denkmünzen geschlagen wurden. Indessen fehlte auch den alten Städten die comfortable Sauberkeit der neuen, so läßt sich als Grundzug des alten Städtewesens die Gesinnung des Strebens, möglichst Geschaffenes und Unvergängliches zu schaffen, nicht verkennen. Was bedeutete den deutschen Bürger die Straße? Wie noch heute dem Engländer, war ihm sein Haus seine Burg. In der Regel nur für eine Familie gebaut, war es schmal, wenn auch hoch, zwar dunkel, aber warm, nicht gerade geräumig, aber dauerhaft. Unter den schönsten Städten des Mittelalters werden genannt: Aachen, Mainz, Speier, Straßburg, Frankfurt, Lübeck, Bremen, Prag, Breslau und noch einige andere, vor allen aber rühmt man Nürnberg. Brügge in den Niederlanden verdient Erwähnung. Schon im 13. Jahrhundert durch bedeutenden Handel reich geworden, kann es, vom Seemeer umspült, wie ein deutsches Venedig, groß und prächtig da unter vielen trüben und doch minder schönen Handelsstädten; 1425 Brauden zählte man innerhalb der Stadtmauern.

Genug von den Häusern! Wir wollen noch einen Blick auf das Treiben ihrer Bewohner werfen. Die Patrizier, „bunte Gesellen in rother, spanischer Tracht", lassen wir als ziemlich bedeutungslos passiren, als bedeutungslos wenigstens für die eigentliche historische Würdigung der Städte an sich.

Die deutschen Handwerker interessiren uns mehr, aber an diesem Ort nicht wegen ihrer Gilden und Zünfte und ihres zünftigen Formenwesens, sondern wegen ihrer gewerblichen Intelligenz und ihrer bedeutungsvollen politischen Rolle.

Zwei Handwerke waren es, die sich, von echtdeutschem Idealsinn getragen, zur Kunst erhoben; die Zunft der Goldschmiede und die der Steinmetzen arbeite zuerst die Handarbeit durch erfinderische und schöpferische Intelligenz. Die feinen Goldschmiede standen im Rufe künstlerischer Tüchtigkeit obenan. Die Steinmetzen in ihren privilegirten Verbindungen entsprangen nach den Kreuzzügen den Mönchen das bis dahin kunstlose betriebene Geschäft des Aufbauens, und das Genie begann den Meißel zu führen. Glas- und Leimmalerei, Kupferstecherei, Orgelbau, Papierbereitung, endlich die Buchdruckerkunst brachen in mächtigem Aufschwung dem Genius der Kunst und Wissenschaft Bahn durch die Wildniß unserlicher Roheit und rechtloser Starrsinn, wenn sie sich auch dem letztern anfangs und theilweise dienstbar machen mußten.

In den Freiheitskämpfen der Lombardei (im 12. Jahrhundert) und der Niederlande (13. Jahrhundert), deren Tausende im Kampfe gegen die Junker fielen, der Schweizer gegen das Haus Habsburg, und vieler vereinzelten Städte gegen benachbarte Raubritter oder ritterliche Vertheidigungen hinter das harte, schwerfällige Mittelalter einen abenteuerlichen Uebergang zur stillen Gedankenfreiheit des modernen bürgerlichen Bewußtseins. Aber verschweigen wir die Schattenseite nicht! Spießbürgerlicher Stolz, kaufmännischer Hochmuth war oft genug die Folge des Wohlstandes und der bürgerliche Familienehrgeiz ein meist mächtigeres Gefühl und Sporn als die Familienehre. Nicht menschliche Freiheit wollte der Bürger dem Ritter abringen, auch seine bürgerliche, denn die kannte man gar nicht, sondern stadt- und zunftbürgerlich-privilegirte Unfreiheitsfreiheit.

Das war in den verderblichen Kämpfen und

Bürgerlichkeit der guten alten Zeit des Pudels Kern. Erst der Sturm der Reformation verwehte den Staub des mittelalterlichen Gelehrtenthums und die Vernunft schrieb eine Idee auf die Fahne.

Macaulay.

Ein Nachruf.

Von Hume's „Geschichte Englands" hat Macaulay im Beginn seiner literarischen Laufbahn bemerkt, daß sie wahrscheinlich so lange dauern werde als die englische Sprache. Derselbe Lob haben jetzt bei seinem Tode Freunde wie Gegner seinen eigenen unsterblichen Schriften nachgerühmt und es kann kein Zweifel sein, daß, wenn der Werth eines Schriftstellers und sein Anrecht auf die Erinnerung der Nachwelt zumeist in der Reinheit und dem Glanz seiner Darstellung, dem ebenmäßigen Fall seiner Sätze gesucht wird, Macaulay mehr als Hume dieses Lob verdient. Wie verschieden auch die politischen Parteien Englands den Geschichtschreiber der „glorreichen Revolution" von 1688 beurtheilen, sie sind einstimmig in dem Lobe seines Stils, die Tories haben seine Reden — Reden, die alle gegen sie gerichtet waren — mit aufrichtiger Bewunderung für ebenbürtig den besten Erzeugnissen der parlamentarischen Debatte erklärt.

Vielleicht aber möchte uns Deutschen das reinste und freieste Urtheil über den Werth dieses Mannes vorbehalten sein, der in seinen wesentlichsten Beziehungen eine Zierde der germanischen im Gegensatz zur lateinischen Bildung ist.

Diejenigen, die ihm jetzt so bitter und unverständig seine Verliebe für Compromisse, für den ausgleichenden Wilhelm III gegenüber dem einseitigen, eingenigen, aber unvergleichlich mächtigeren Cromwell vorwerfen, vergessen in ihrer Verdammlichkeit, daß die englische wie überhaupt die Geschichte der germanischen Nationen auf Compromissen beruht. Das deutsche Kaiserthum ist eben nicht das römische Cäsarenthum, das für einen Augenblick die Volkssouveränetät anerkannt, um sie nachher auf immer zu vernichten, sondern die oberste, schirmende Macht, welche verschiedene Stämme und Stände einigt und in ihren Rechten aufrecht erhält; die deutsche Reformation ist eben nicht der römische Jesuitismus, der freilich die Kirche von vielen Mißbräuchen gereinigt, das Dogma tiefer erfaßt, aber dann heute zu seinem ausschließlichen Besitzthum gemacht, sondern sie gab jedem das Recht der freien Forschung und sucht in ihren Symbolen alle streitenden Ansichten zu vereinen; die englische Revolution schloß eben nicht wie die französische mit einem rohen „Kartätschenruf", der die Frager zwar verstummen ließ, aber nicht die Frage, legte eben nicht die heilige Krone auf das Haupt eines Abenteurers, nach Willkür seiner Legionen, sondern gab sie dem Fürsten, der ein Anrecht auf sie hatte. Darum mochte den whiggistischen Staatsmann, weil er für die Unterstützung ständischer Privilegienmasse gestimmt, mit Recht der Tadel seiner Wähler treffen, der Heuchler bewies im Gegentheil die Schärfe seines Blickes, daß er in den wechselvollen Gefechten des englischen Staatslebens das bewegende und schließlich noch allen Kämpfen siegreiche Princip erkannte. In diesem einen Punkt hat er seinen großen Nebenbuhler Carlyle übertroffen und dessen Ideal, die „heroische Monarchie", als ein wesenloses Schattenbild aufgezeigt. Das Leben der romanischen Nationen verläuft, wie Machiavelli so tiefsinnig und schön gesagt, in Knechtschaft, Anarchie und Tyrannis; bei den Germanen streben alle nach Einigung und Versöhnung. Es wäre falsch, aus dieser so wahren wie großartigen Anschauung die Herrendsätze und dürre Nützlichkeitslehre herauleiten, die mit ihr verbunden die Geschichtsphilosophie Macaulay's bilden. Macaulay besaß kein Herz, es behauptet werden; insoweit dies den Menschen angeht, bleibt der Ausspruch am tiefen unergründet, in Bezug auf den Schriftsteller verdient er eine Erklärung.

Noch ein junger Mann, hat sich Macaulay in der Dichtkunst versucht; in jener Neigung der Engländer, versifizierte Lieder zu singen, die Chatterton und Macpherson berühmt und unglücklich gemacht, die Sagen des alten Rom von Horatius Cocles, von der Schlacht am Regillus im Geiste der alten Sänger nachgedichtet. Selten aber wird man nun lieber finden, denen so durchaus wie diesen die Leidenschaft und Begeisterung fehlte, während sie doch in dem Wortlaut, dem Gelehrt und ihrer gelungenen Bilder wegen akademischen Werth besitzen. Es scheint, als habe Macaulay in seiner ihn englischen Sorge für eine glatte und gedenkbare Darstellung nicht nur jede Hast seiner Reden, sondern auch jede Wallung seiner Seele unterdrückt. Später ist ihm dann in der Erkenntniß und Begründung seines Princips, seinem eigenen Wirken im Parlament und der Verwaltung die Theilnahme an den Menschen, ihren Schicksalen und ihren Schwächen verloren gegan-

gen. Ueber der Thür hat er die Worte vergessen, die in der eigenen Brust seiner Helden flammten, ehe sie dort zum Durchbruch und zum Siege kam. Da ist es sein verhängnißvollster Irrthum, in Karl I. und Wilhelm III. nur den absoluten Gegensatz zu erblicken, nicht sehen zu wollen, daß der Stuart ein und ein anderes mal merklich die Verfassung verletzte, der Oranier ebenso oft über die Grenze seiner constitutionellen, von ihm anerkannten Rechte nach der unumschränktern Gewalt trachtete. Macaulay wird weniger den Menschen als den Ideen gerecht und diese werden bei ihm nicht von dem erhabenen Schwunge getragen, der sie über das Irdische des Lebens in die Nähe der Gottheit und an den Weltstuhl der Schöpfung führt. Was seiner Geschichtschreibung als Norm nachgerühmt wird, daß sie auch die kleinern Interessen in die Darstellung zieht und die Verhältnisse mit „Shakespearischem Blicke", mit seinem Widerwillen vor allen äußerlichen und schrecklichen Ereignissen betrachte, bei ihr sehen wir die Kunst der dramatischen Gruppirung in so vollem Maße erwacht, so zugleich ihr Mangel, einzig verwoben die Fülle des Einzelnen, die Perlen der Rechnung werden wichtiger als die Summe. Vor dem englischen Leser schwinden diese Fehler, er ist innig vertraut mit den parlamentarischen Debatten, er nimmt noch heute theil an den alten Streitigkeiten der Tories und der Whigs. Die unnachahmliche monumentale Färbung, die Macaulay's Geschichtswerk von der ersten bis zur letzten Seite vollständig durchdringt und es den glänzenden Bildern Paul Veronese's und Tintoretto's vergleichbar macht, übt diesen Vorzug noch den Reiz der Dichtung bei und läßt es in einzelnen Scenen wie eine Verjüngung der Shakespeare-Romane erscheinen, aber gibt es in Bezug des schwachen Duchesse seine Schilderung, welche Macaulay's Erzählung Wilhelm's und Maria's, seine Schlacht an der Boyne überragt, darum ist es der „Einzige" und doch unvergänglichere Gemälde als Gallait und Leloncke.

Das vorwaltende familiarische Element in Macaulay befähigte gerade ihn zu der lebensvollen und farbenprächtigen Schilderung des einzelnen Momentes, während eine gewisse Uebersättigung und Leidenschaftslosigkeit ihn verhinderte, in die Tiefen der Dinge und die Geheimnisse des menschlichen Herzens zu dringen. Es wurde vergeblich sein, in seinen Schriften solche Offenbarungen zu suchen; nur wenig er das Wesen der Philosophie erkannte, wie so ganz fiel ihm das eigentliche tiefste Verständniß der Kunst verschlossen, beweisen seine Urtheile über Dante, Milton, Lord Byron. Immer war er geneigt, die Sucht des verständigen Weibchen nach ihrer Nützlichkeit für Handel und Wandel zu beurtheilen und an die Schöpfungen freier Kunst den Maßstab der moralischen Gediegenheit zu legen. Wer gedächte da nicht jener komischen, hochverständigen, kunstgebildeten, aber doch ihrer Anschauung nach nüchternen Senatoren, welche durch die Hallen von Olympia als Sorger wandelnd dem Zeus des Phidias und tausend anderen herrlichen Gebilden von Elfenbein und Marmor einen Blick des Beifalls, halb und halb des Mitleids schenken oder zu Athen in der Akademie mit stillem Lächeln überlegener Klugheit die alterreichen Träume des Plato mit anhören? Da ist es denn eben nur ein Zeichen von der Gesinnung des Mannes, wenn er zu Kalkutta — auch ein Pedant auf curialischem Sessel den Indern — die Sanskritstudien und die Wissenschaft der Brahmanen als unnütz und kläglich verurtheilt; denen, die schärfer in den Geist eines Schriftwerkes einzudringen wissen, wird manch ähnlicher Zug in der Erinnerung sein. Das Große, Gute und Schöne hat nach Macaulay dann allein Anspruch auf unsere Huldigung, wenn es in irgendeiner Beziehung der allgemeinen Wohlfahrt dienet, wenn es ein Zeugniß für die Tugend und Arbeit ablegt. Da ihm ist sein Zug, der ihn unwiderstehlich zu den Füßen eines Helden oder Heroen bannte; wenn er sich begeistert, so begeistert er sich nicht im Herzen, sondern mit dem Verstande. Dabei kann man ein großer Redner, ein außerordentlicher Schriftsteller werden — aber doch nur in einer beschränkten Form. Niemand hat mehr an sich vortrefflichen Charakterzügen des Volkes, die Beredsamkeit des Parlaments mit seinen Lorbeern und Palmen zu vergleichen gemacht, die Demosthenes gegen Philippos geschleudert; so haben auch die mächtigen Worte Macaulay's nicht seinen Klang, der berauschend und begeisternd zugleich hallt wie Trommelwirbel, hallt wie Staatsraten durch die Reden von Fox und Mirabeau, von Burke und Beaumont ertönten. Und wenn anderes der Genius des Geschichtschreibers zumeist in den „göttlichen" Blick setzt wird, mit dem er, wie der Zeus des Homer vom Ida die Wirbel der Winden und des Staubs, das Getümmel der Schlacht, der politischen Veränderungen durchdringt und in der Fülle der Erscheinungen die leitenden Kräfte und Gewalten erkennt, so wird auch hierin, Gibbon und Hume gegenüber, wie in der philo-

ſophiſchen Anſchauung vor Carlyle, ſich Macaulay mit einem beſcheidenern Ruhm begnügen müſſen. Nicht darum, weil manche ungenaue Angabe, viel thatſächlich Falſches ſeine Geſchichte wie ſeine Eſſays entſtellt — wer unter uns iſt denn vor Irrthümern ſicher? — ſondern weil ſeine Grundanſichten, ſo wahr ſie ſind, in ſeinem Geiſte ſich nach dem erſten Anlauf zu verflachen beginnen und den Strömen gleichen, die von waldbekränzten Bergen rauſchend im Sande verrinnen.

Und doch wird England ſchwerlich ſeinesgleichen wieder erzeugen. Daß die Partei der Whigs ihn hoch hielt und die treffliche „Geſchichte Englands im 18. Jahrhundert" von Lord Mahon tief unter die ſeinige ſetzte, weil ſie eben „ein Tory" geſchrieben; daß er überall bei der beredtbrechenden Reaction als ein Vertheidiger der Volksrechte, des geſetzlichen Widerſtands begrüßt wurde; daß bei uns, im Gegenſatz zu der geſchmeidigen, ich weiß kein beſſeres Wort als „verwaſſerten" Geſchichtſchreibung Leopold Ranke's, ſeine Mannhaftigkeit und Geſinnungstüchtigkeit im glänzendſten Lichte erſchien: all dieſen Schimmer wird einſt die Vergeſſenheit mit ihrem Schatten bedecken; eins aber wird ſie nicht verlöſchen: Macaulay hatte nicht die Seele, aber das Auge und den Verſtand eines Künſtlers. Was mit vielen Kräften von der Welt und ihrem Geheimniß zu erlauſchen war — und es iſt gewiß ein guter Theil von ihr —, das hat er in ſeinen Werken wiedergegeben. Eine engliſche Zeitung ſagt, daß er für ſeine beiden Aufſätze über Lord Clive und Warren Haſtings, die er nebſt einem unbrauchbaren Skizzenwurf während ſeines fünfjährigen Aufenthalts in Bengalen geſchrieben, 10000 Pf. St. empfangen habe und hielt dieſe Summe für vortrefflich verwendet. Sie hatte — recht; es gibt weniges, was man dieſen Arbeiten an die Seite ſtellen könnte. Das indiſche Leben, der tiefe Gegenſatz zwiſchen den Hindus und den eingewanderten mongoliſchen Eroberern, der es erfüllt und das Land den Fremden zur Beute gegeben, die wunderbare Märchenlandſchaft der Landſchaften, der Schlachtruth Robert Clive's, die Kühnheit Warren Haſtings', die mit der des Cäſar wetteifert und ſie an haushälteriſcher Umſicht übertrifft, hat Macaulay's Auge richtig, klar, wie mit der Schärfe der Lupe geſehen, ſein Verſtand zu überſichtlicher, reiner und vollendeter Compoſition geordnet. Niemals entging ihm das Anſprechende, die Färbung der Landſchaft, der Ton einer Zeit. Den Glauben Machiavelli's mußte er nicht zu entdecken; er hat nicht einmal verſucht, aus ſeinen Briefen annähernd das Geheimniß dieſer erlauchten und doch armen Seele zu enthüllen; und nun ſieht man mit ſteigender Bewunderung die unübertreffliche Schilderung ſeiner Zeitgenoſſen bis herab auf die Kleider und Spieße der Schweizer. Jeder kennt aus dem erſten Theil ſeiner Geſchichte die Schilderung von Cromwell's Lanzenreitern und vergißt ſie ſo wenig wie das Bild Karl's I. von van Dyck. In andern Momenten und Zeitläuften ſtanden ihm die Menſchen wieder näher als Milton und Cromwell; ſo hat er in Temple, Addiſon, William Pitt die feinſten und ſchärfſten Studienköpfe entworfen; ſelbſt ſeine Charakteriſtik Friedrich's des Großen, ſo wunderlich und faſt „verſtorbenreich" ſie allzu parteiiſchen Köpfen erſcheint, weiß das Gegenſätzliche des Weſens und des Herrerthums doch zu einer ganz andern Anſchauung zu bringen als die ſehr gelehrte, ſehr gründliche und doch unausſprechlich langweilige und, wie Carlyle ſagen würde, „weiſeloſe und geiſtarme" Geſchichte Häuſſer's. Macaulay war eben angehaucht vom Geiſte der Kunſt; in ſeinen beſten Stunden geſtaltete ſich in ihm das Angeſchaute wieder zum Bilde; es blieben ſeine Erfahrungen, Kenntniſſe, Forſchungen nicht aufgeſtapeltes Bauholz, zu erſticken und toten Kolloſſen getürmt, ſondern belebten ſich gleichſam unter ſeiner Hand zu lebendigen Formen; er erſpart uns nicht die Mühe des Lernens, aber er macht das Lernen zum Genuß. In ſeinem doch weſentlich heiteren und, die nationalen Anſchauungen und Irrungen abgerechnet, vorurtheilsfreien Geiſte ſtellt ſich die Geſchichte wie ein beſtändiger Fortſchritt zum Beſſern dar, wie ein klarer, durchſichtiger Himmel, an dem die Menſchheit, der Sonne gleich, ihre Bahn dahinwandelt. Alles war in dieſer Wanderung befangen, nicht nur die Könige und die Parlamente, mit ihnen Handwerker, Künſtler, Bauern — alle hatten den gleichen Antheil auf die Erkenntlichkeit der Nachwelt, der ſie das Haus wie die Freiheit gegeben. Der echte Geſchichtſchreiber iſt darum zugleich ein Sittenmaler; er tritt in die Hütte des Landmanns, in die Hallen von Weſtminſter, er ſitzt auf den Bänken des Schauſpielhauſes. Was Shakſpeare dramatiſch, in poetiſchen Schöpfungen geſtaltete, Macaulay ſchildert es epiſch, mit hiſtoriſcher Treue. Allein der Dichter beſaß das Zauberwort, in dem ſich der Zuſammenhang der Dinge offenbarte. Macaulay

Anregungen.

„Die Weisheit auf der Gasse."

Sprichwörter sind die Philosophie des Volks. Aus den Sprichwörtern der verschiedenen Nationen lernt man nicht nur ihren Geist, ihre Anschauungsweise kennen, sondern auch die Beobachtungen und Erfahrungen, die sie gemacht haben. Sprichwörter-Sammlungen sind daher ein nicht unwichtiges Stück der Kulturgeschichte. Trefflich nannte Bischof Sailer die Sprichwörter die „Weisheit auf der Gasse".

So liegt uns eine Sammlung altrömischer Sprichwörter vor: „Latium oder das alte Rom in seinen Sprichwörtern. Herausgegeben von August Kaegelius" (Weimar, Voigt, 1859). Diese Sammlung, welche die beliebtesten lateinischen Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten in alphabetischer Reihe, mit Angabe der Quellen, aus denen sie geschöpft sind, sowie mit Anführung der gleichlautenden oder ähnlichen deutschen Sprichwörter bringt, ist zwar sehr reichhaltig, sie wäre aber nach unserem Erachten interessanter und lehrreicher, wenn der Herausgeber nicht die sprichwörtlichen Redensarten untermischt mit den eigentlichen Sprichwörtern zusammengestellt, sondern eine von diesen streng gesondert hätte.

Die sprichwörtliche Redensart darf keinen Anspruch darauf machen, in gleichem Range mit dem eigentlichen Sprichwort zu stehen. Jene ist ein blos bildlicher Ausdruck, wie z. B. unser „Mit Stumpf und Stiel", welcher der Verfasser das römische „Vom Kalbe bis zum Kalben (a calvo ad calvum)" anführt und den Ursprung dieses Ausdrucke so erklärt: Nach Dionysius bewunderte sich der Kaiser Caligula dieser Redensart, als er einstmals eine Anzahl Gefangener, die vor ihm vorbeigeführt wurden, „vom Kalben bis zum Kalben" (a calvo ad calvum) mit Interjektionen betitelt. Der Ausdruck hat deutlichen Sinn wie „Vom Kopf bis zum Schuh oder bis zur Ferse" (a capite usque ad calcem) und es läßt sich nur daraus erklären, daß die Grausamen alles Mitleidsmenschlichkeit nach mit geschorenem und rasirtem Haupte und nackten Füßen vor Caligula vorbeigingen.

In solchen sprichwörtlichen Redensarten mag sich oft der Witz des Volks aussprechen, aber die eigentliche „Weisheit auf der Gasse" ist doch nur in den eigentlichen Sprichwörtern zu finden, z. B. in jenem vom Verfasser angeführten Wort: „Traue keinem eher, als bis du mit ihm ein Maß Salz verzehrt hast" (Nemini fidas, quin cum eo prius modium salis absumseris). Dies Sprichwort stammt aus dem Griechischen und Pythagoras rühmt es an. Es leitet seinen Ursprung von der bei den alten und noch jetzt bei den nomadisirenden Völkern Asiens und Afrikas (namentlich bei den Arabern) üblichen Sitte her, einkehrenden Fremden, zum Zeichen, daß sie willkommen und unter dem Schutze des Wirths vor aller Gefahr sicher seien, ein Stück Brot mit Salz vorzusetzen. Auch wir sagen: „Ich habe noch keinen Scheffel Salz mit ihr gegessen", wenn es sich darum handelt, einen Zudringlichen mit seinen vielen Vertraulichkeiten zurückzuweisen.

Für viele der vom Verfasser angeführten lateinischen Sprichwörter gibt es im Deutschen gleiche oder ähnliche und es zeigt sich dann, daß die „Weisheit auf der Gasse" bei verschiedenen Völkern dieselbe ist. Für andere jedoch fehlt im Deutschen ein entsprechendes Sprichwort.

Die lateinischen Sprichwörter klingen oft poetischer als die entsprechenden deutschen, in denen mehr Derbheit zu finden ist; z. B.: „Bitte vom Jupiter ist man fern vom Blitz" (Procul a Jove procul a fulmine), womit das deutsche „Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen, sie werfen den Leuten die Kerne ins Gesicht" korrespondirt.

Manche Sprichwörter drücken betrübende Wahrheiten aus, z. B.: „Der Nachlässigkeit lobt man, läßt sie aber scheitern" (Prudentes laudatur et alget). Hierin zum Sprichwort gewordenen Worte des Juvenal leben bei uns im Volksmunde in den Versen

> Der Weisheit lebt niemand,
> Doch lobt man sie gern hinterm Ofen"

Das immoralische Sprichwort: „Der Welt will betrogen sein, also werde sie betrogen" (Mundus vult decipi, ergo decipiatur), erklärt der Verfasser für neueren Ursprungs; der Philosophie des Alten sei ein solcher Grundsatz fremd gewesen. Daß aber auch die Alten keinen hohen Begriff von menschlicher Tugend hatten, dafür spricht das gleich darauf angeführte Sprichwort: „Durch Geschenke lassen sich selbst die Götter bestechen" (Munusculis et Di exorantur), das heißt zu deutsch: Mit Geld läßt sich alles machen. Gleichen Sinn hat das römische „Lupus lanatum trahit aurem lupus", d. h.: „An einem goldenen Strick führt selbst der Hase den Löwen".

Doch genug der Beispiele. Der Verfasser, anstatt sich mit den bisherigen Dennamen vom Sprichwort, nämlich daß solche sc. „Sprichwörter sind kurzgefaßte, treffende, in den Mund des Volks übergegangene Ausdrücke der Erfahrung und Weisheit, die eine Klugheits- oder Sittenregel faßt praktische Leben oder auch nur ein scharfes, in Bild oder Beispiel aufgefaßtes Urtheil über Lebensverhältnisse enthalten." Der Verfasser glaubt mit dieser Definition nicht blos die Sprichwörter im engern Sinne, sondern auch die sprichwörtlichen Redensarten gedeckt zu haben, deren er so viele anführt. Aber wir möchten doch wissen, was für ein Urtheil in solchen Redensarten liegt, wie sie der Verfasser anführt: „Die Ohren spitzen" (aures arrigere), „Von Anfang bis zu Ende" (ab ovo usque ad mala), wörtlich: „Vom Ei bis zu den Aepfeln", weil die Römer ihre Mahl-

art mit Stern anfangen und mit Ochs beschließen), „Vom Pferd auf den Esel" (ab equo ad asinum) u. s. w. Solche bildliche Ausdrücke enthalten weder eine Kinghras- oder Bittenregel noch ein Urtheil über Lebensverhältnisse, sondern nur eine scharfe Lebens- und Sittenbeobachtung. Nach seiner eigenen Definition vom Sprichwort hätte der Verfasser die blos bildlichen Redensarten aus der Sammlung ausschließen müssen.

Neue Gedichte.

I.

Robert Hamerling ist den Lesern der „Unterhaltungen" durch ein und ein anderes vielgefeiertes und im Ausdruck vollendetes Gedicht bekannt. Wieder legt eine neue Sammlung „Sinnen und Minnen" (Prag, Kober & Markgraf. 1859) Zeugniß von der Fülle und der Tiefe und Innigkeit seiner Gedanken ab; es finden sich wieder Strophen von herrlichem Klange — aber wir rufen ihm zu: „Maßhalten ist das erste." Nicht immer verbirgt der glänzende Ausdruck eine Empfindung, die zu ihm stimmt, oft sucht man das einfachste Wort, weil es das bezeichnendste ist, und kann vor Ornamenten und Redenglut nicht zu ihm gelangen. Die Phantasie des Dichters ist noch gewaltiger als sein künstlerischer Verstand. Wo darum sein Lied an die Ode, das Dithyrambische, streift, kann es des Siegs gewiß sein, in den andern Formen aber schadet die Ueberfülle an Bildern und gesuchten Bezeichnungen der Klarheit des Ganzen wie der Wahrheit des Gefühls.

Neue Gedichte von Robert Prutz „Auf der Sommerfrische" (Leipzig, F. L. Brockhaus, 1859), einmerken und an ein Bild, das wir vor einiger Zeit auf der Berliner Kunstausstellung sahen und im Katalog mit „Hafis" bezeichnet fanden. Ein Derwisch, bärtig, aber kurze Figur mit verschränkten Armen auf einem bunten Teppich und läßt sich von einem jungen Mädchen bedienen und umarmen. Mit der linken Hand hat das Mädchen an seinem grauen, struppigen Bart, mit der Rechten hält er eine Kopfhaube. Natürlich ist Ingres nicht mit Pinsel, sondern mit Schreibfeder gefaßt, die Staffage ist trefflich, Blumen, angeschnittene Melonen und ein Rosenbusch auf der Palmen und Minaretts von Jerusalem sehen nicht; und doch wußte sich jeder Betrachtende abwenden. Wir glauben, daß wir bei der Mehrzahl der in dieser Sammlung enthaltenen Gedichte, die schon im „Deutschen Museum" Kunde von der „Kostenentwickelung" und dem immer reicher „werden Inhalt" des Dichters gaben, eine ähnliche Empfindung hatten. In der Form fanden wir nichts, was den Inhalt verklärt oder die Absicht Verfassers, es Petrarca wenigstens versuchsweise nachzuthun, bewiesen hätte. Opernverse sind doch wol Verse, wie

S. 47 Von deinem Arm umschlungen,
Gelehnt an deine Brust,
O holde Dämmerungen,
O wundsch'ne Lust!

Nichts bietet mehr das Leben
Und nichts die Erde mir;
Mein ganzes Sein und Streben,
Es ruht verlacht in dir.

S. 104 Dich zu meiden, mich zu laben,
Nicht dein Auge mehr zu sehn,
Nimmer, Liebe, kannst ich's fassen,
Dürfen mögt' ich nur vergehn.

S. 113 Heilge Liebe, die vertraut ich
Meines Lebens süßen Rahn'
Einen Tempel dir erbaut ich,
Auf zu deinem Lichte schaut ich,
Trotz'ge weiter meine Bahn'
Mag der Sturm das Haar mir zausen,
Mag mein Schiff der Welle Spiel,
Durch des Wetters wilde Sausen,
Durch der Leidenschaften Brausen
Liebe führt zu hohem Ziel!'

S. 123 Jahre kommen, Jahre gehen
Und im Blut verraucht der Wein;
Laß zu schaun mich und stehen
Dir zu Füßen unverwandt
Wenig, wie am Himmelsbogen,
Rückt der Sterne gold'ne Zier,
Ewig hängt mein Herz gezogen
Heilge Liebe, hoch an dir!'

S. 127 Du kannst nur gönnen, kannst mich haben,
Du zu gehorchen ist mir Pflicht.
Doch nie zu meiden, mich zu laben,
Mein Liebe, hat ergeben du nicht!'

Meine „Zauberflöte".

Zur Unterhaltung.

II.

Ein liebenswürdiges Buch sind die Schilderungen vom Andreas Oppermann aus dem soeben bei Fischer „Bilder aus Wald" (Berlin, Hermann. 1859). Mit Vergnügen wandelt man an der Seite des Verfassers durch seine Thäler, über seine Berge und Höhen, erfreut sich mit ihm an den Sitten und der natürlichen Anmuth seiner Bewohner, schaut ihren Festen zu und sieht staunend mit ihm vor den ersten Bildern der so begabten und einst großen Malerin Angelika Kaufmann. In vielen kleinen, aber echten Bildern ist die Geschichte „vom Steinschleifer Jakob und der Annemarie" als Gedicht eingefaßt, eine Dorfgeschichte von jener Natürlichkeit der Darstellung, der Einfachheit der Verhältnisse und Verwicklungen, wie sie dieser Gattung der Erzählung gebühren.

Für die Schillerstiftung sind beim Dresdener Comité weitere eingegangen: 2 Thaler von Herrn Hofrath Berghaß in Dresden. 20 Thaler von Herrn Bürgermeister Herrmann in Radeberg als Ertrag der nachträglichen Schillerfeier. 10 Thaler vom Herrn Hofgerichtsadvocaten Rabenberg in Bautzen. Ueberhaupt sind nunmehr zur Schillerfeier gesammelten Beträge 30 Thaler 22 Ngr. 1 Pf. vom Herrn Kaufmannsgemeinde von Oppell in Barmen, gleichfalls als Ertrag der Feier zur Stiftung des Schillervereins eingesandten Beitrage 10 Thaler D. M. vom Herrn Bürgermeister, Director des Schillervereins in Petersburg als Beitrag zum Schillerstiftung.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Eduard Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 20. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Ein Mutterherz. Erzählung. — Wie alt? Von Leo Hartmann. — Die Frauen. Von H. Frohberg. I. — Blick auf Bildung. Eine Zeitschrift. Von Th. Mundt. — Die beste Erziehung. — Neue Gedichte II. — Verantwortlicher Redakteur Rudolf Gottschall.

Ein Mutterherz.

Erzählung *)

Spät naht der Frühling in die Felsenthäler.

Die Post, welche dreimal in der Woche im Winter vom Thal nach dem Königsberge zieht, geht im April (wenn der Schnee nicht mehr trägt) nur einmal, und die Leute fühlen dann außerhalb des Thals, daß der Schnee beseitigt, das Eis gebrochen ist, die Dampfschiffe in Fahrt gelegt und die Pässe in das Gebirg gemacht sind.

Im Thal liegt der Schnee noch drei Ellen hoch, das Vieh drängt noch im Stalle, die Vögel kommen, aber sie suchen sich warme Schlupfwinkel und frieren doch. Der einzelne Reisende erzählt, daß er einen Wagen nachkommen sah ins Thal, er hat Blumen mitgebracht und selbst für; er hat sie an dem Rande der Landstraße gepflückt. Dann regt sich Ungeduld im Volke, sie reden darüber, blicken fleißig nach der Sonne und sehen, wie viel weiter sie sich täglich emporarbeitet. Sie betreuen den Schnee mit Asche und denken an die, welche nun schon Blumen pflücken.

In einer solchen Zeit war es, als die alte Margit Kampen hinüber nach dem Predigerhofe wanderte und darum bat, mit dem Vater (Prediger) sprechen zu dürfen.

Man bedeutete sie nach der Schreibstube hinauf, wo der Prediger, ein hochgebauter Mann mit blondem Haaren, sanftem Ausdrucke, mit großen Augen, sie freundlich empfing, sogleich erkannte und bat, sich zu setzen.

„Gibt's nun wieder was mit Arne?“ fragte er, als hätten sie sich über diesen Gegenstand unterhalten.

„Ja, Gott bessere uns“, sagte Margit; „ich habe ja nie anderes als Gutes von ihm zu sagen, und doch ist's so schwer!“ Sie sah sehr traurig aus.

*) Wir verdanken diese Mittheilung Hymmen Lieber dank in Kopenhagen, der uns schreibt: „Dieselbe Geschichte ist der Kern einer norwegischen Novelle, der sie gelegte Erzählung entnommen. Sie erregte schon durch einige Theaterstücke und durch die norwegische Novellistin „Cecilie Schelderup“, welche sogleich begann in mehr Sprachen, auch ins Deutsche sowie Tidskrift, Hausbuch, Kunstwerk, Idyll) übersetzt ist. Meine erzählte Skizze „Arne“, gedichtet zu Schimmel im Aarenthal und Die Post geschrieben, liegt

die gelegt Handschriften, für den hohen Reiz gerade solcher Poesie so vorzüglich empfängliche Welt in Deutschland. Novelle gehört in vollendeter Beziehung zu der in Norwegen immer mächtiger werdenden Poesie, welche bei hoher Achtung und Liebe zu Schweden und Dänemark doch vorzugsweise die Entwicklung und ausgeprägte Bedeutung der norwegischen Stammeseigenthümlichkeit, im Gegensatz zu den auch in Norwegen nicht unmächtigen Einflüssen eines westlich sprechenden nordischen Volkes, zum Ziele hat.

„Ich will versuchen, auf Kapitel von Dänemark und Norwegen

„Hat ihn nun wieder die Sehnsucht ergriffen?“ fragte der Prediger.

„Schlimmer als je“, versetzte die Mutter, „ich glaub's nimmer, daß er bei mir bleibt, bis der Frühling zu uns kommt.“

„Er hat dir ja doch versprochen, nie von dir weg zu reisen.“

„Freilich; doch, lieber Gott, er muß selbst entscheiden; wenn der Sinn ihm hinausgeht, dann muß er wol gehen. Was soll dann aus mir werden?“

„Ich glaube doch am längsten, daß er dich nicht verlassen wird“, sagte der Prediger.

„Nein, gewiß; doch, wie, wenn ihm nun daheim nicht mehr wohl wird? Soll ich's dann auf meinem Gewissen haben, daß ich schuld daran? Es gibt Zeiten, wo ich denke, ich müßte ihn selbst bitten zu reisen.“

„Woher weißt du, daß er sich jetzt mehr als sonst hinausdehnt?“

„Ach, — von manchmal. Seit Martinitag hat er seinen einzigen Tag außen auf dem Felde gearbeitet. Dagegen hat er drei Stadtreisen gemacht und jede bei ungewöhnlich lange gedauert. Er spricht sich nie, wenn er arbeitet, und das that er doch sonst so oft. Er kann lange Zeit allein in dem kleinen Laboratorium sitzen und noch den Vögeln blicken; er kann dort den ganzen Sonntagnachmittag verweilen und oft, wenn es Mondschein ist, sitzt er dort bis tief in die Nacht hinaus.“

„Liest er dir nie vor?“

„Jeden Sonntag liest und singt er mir vor, daß es wahr, allein es ist gleichsam, als ob's damit Eile hätte zu Ende zu kommen, ausgenommen ein oder ein andres mal, wo es gar zu viel wird.“

„Spricht er denn nie mit dir?“

„Oft liegt so viel Zeit zwischen jedem mal, daß ich bei mir selbst meinen muß, Dann bemerkt er das wol und fängt an, allein von gleichgültigen Dingen, nie von den wichtigen.“

Der Prediger ging auf und nieder, dann stand er still und fragte: „Warum fängst du nicht an mit ihm zu sprechen?“

Es dauerte lange, ehe sie antwortete, sie senkte mehrere male, sah zu Boden und zur Seite und legte das Tuch, welches sie trug, sorgfältig zusammen:

„Ich bin heut hierher gekommen, um mit Euch über etwas zu reden, welches mir schwer auf der Seele liegt.“

„Nun wol, es wird dich erleichtern!“

„Das weiß ich, denn nun habe ich Jahre da umgetragen, und mit jedem wuchs die Last.“

„Was ist es, liebe Frau?“

Es war eine Weile still, dann sagte sie: „Ich trage schwere Sünde, die ich an meinem Sohn beging“ — sie weinte.

Der Prediger trat nahe heran: „Sage sie mir, dann wollen wir miteinander Gott bitten, daß er sie dir vergebe.“

Margit schluchzte und trocknete die Thränen, fing aber wieder zu weinen an, als sie reden wollte, und sah mehrere male wiederholt.

Der Prediger sprach ihr Trost zu und sagte, es sei gewiß nicht so schlimm, sie sei wol zu strenge gegen sich selbst.

Aber Margit weinte und konnte nicht reden, ehe der Prediger sich neben sie gesetzt hatte und ihr heimlich Muth zugesprochen. Dann kam es nach und nach heraus: „Der Arme hat's schlimm gehabt als Kind und da bekam er die Reiselust. Dann traf er Christian, ihn, der nun reich geworden, drüben wo sie Gold graben, Christian gab Arne so viele Bücher, daß er nicht mehr Dauer hieb, sie saßen lange Nächte miteinander und als Christian reiste, wollte der Freund ihm nach. Doch damals starb der Vater und sie versprach mir der Gute, mich nie zu verlassen. Aber ich war wie eine Henne, die ein Gänsei ausgebrütet; als das Küken Lust bekam, weit's hinaus auf große Wasser, so lief ich hin und wieder und schrie. Kam er nicht selbst daheim, so thorente seine Lieder und ich glaubte jeden Morgen, nun ist sein Bett leer. Da geschah's, daß aus weiter Ferne ein Brief an ihn anlangte und der mußte ja von Christian sein. Gott vergebe mir, daß ich ihn nahm und verwahrte! Ich

---

welche auch als Handschrift mit wenig vollen Zeilen wird mehr kennen, zu verwenden. In diesem Kapitel haben wir es gemacht mit den Handschriften Arne und Ole zu thun. Die andern Seiten zwischen ihnen, in ihrer gleichsam heimlichen geheimlichen Entwickelung, lassen sich eben weil sie mehr ahnen lassen als sagen, nicht gut handschriftlich wiedergeben. Wir müssen auch sie nicht weniger durch die eingeschobenen Briefe, die sich gleichsam dem Herzen Arnes entwinden. Dann hatten wohl aber möchten sich die wenigen gedruckt wiedergeben lassen. Die Hauptrolle haben Kirchherr Ipsen Arnes Vater, Margit Lauritz, eine geschwätzige Bauerin, die den Leser über alles Licht mit ihr hat Verständnis abgewinnen hat, bei ihr zu bleiben, obgleich sie durch Klatsch mit einigen Gut-Leben (Christian) und mit Dichtern nicht-romantischen Sinn ihn mit unerlaubter Sehnsucht über die Arbeit seiner Heimatthal hinaus in die Welt hetzt, wahrend seine stille Treue zu Ole ihn doch wieder heimruft.

glaubte, es bleibe dabei, aber noch einer kam und hatte ich den ersten vermutet, mußt's auch mit dem zweiten geschehen. Aber, war's nicht, als ob sie ein Loch in den Kasten brennen müßten, wo sie lagen? Denken daran mußte ich von dem Augenblick, wo ich die Augen öffnete, bis zu dem, wo ich sie schloß. Und du sollten nie etwas so Nettes sehen, denk dir, es kam ein dritter! Ich hatte mit ihm in der Hand wol eine Viertelstunde, ich trug ihn drei Tage auf der Brust und kämpfte mit mir selbst, ob ich ihn ihm geben oder zu den andern legen sollte; aber vielleicht hatte er die Macht, den Schuß von mir zu lenken, und — ich konnte nicht anders, ich legte ihn zu den andern. Nun ging ich täglich in Angst, Leiden, um derer willen, die im Kasten lagen, und daß mehr kommen sollten. Jeder Mensch, welcher auf Hand zu kam, machte mich zittern; sahen wir beide drin und es klopfte draußen an der Thür, so bebte ich, denn es konnte ja ein Brief sein und dann erhielt er ihn! Wenn er draußen war, ging ich im Haus und dachte, nun erhält er vielleicht drei einen Brief und in demselben steht von seinem, der früher 'Amen' Wenn er heimkehrte, sah ich ihm von weitem ins Gesicht, und, o Gott, wie froh wurde ich, wenn er lächelte, denn dann hatte er ja keinen bekommen! Er war mir auch so schwer geworden, gleich wie sein Vater, aber heller und lauter. Und so hatte er eine Stimme zum Singen! Wenn er draußen vor der Thür saß in der Abendsonne und gegen die Hofmauer sang und horchte auf Antwort, dann fühlte ich bei mir selbst, müßte kommen ich ihn nie' Wenn ich ihn nur sähe oder doch wüßte, er sei in der Nähe, und er sah einigermaßen vergnügt aus und er dann hinwenden mir ein Wort gönnte, so wünschte ich nichts mehr auf der Welt, keine meiner Thränen wollte ich ungeweint wünschen. Aber gerade als ihm nun wohler zu sein schien, auch unter den Leuten, kam Anzeige von der Welt, nun sei der vierte Brief gekommen und darin hundert Thaler. Ich glaubte, ich müßte verzweifeln, wo ich sind: was sollte ich nun thun? Den Brief konnte ich wol beseitigen, aber das Geld? Mehrere Nächte lief es mich nicht schlafen; ich hatte es eine Weile auf dem Boden, eine Weile im Keller hinter einer Tonne, und einmal war ich so teufelsch, es ins Feuer zu legen, das er es fände' Da ich ihn kommen hatte, nahm ich es an mich. Aber jetzt kam ich doch ein Mittel, ich gab ihm das Geld und sagte, es hätte ausgetrunken von der Zeit, wo meine Mutter lebte. Er legte es in die Tasche, warum ich selbst gedacht und dort blieb es. Aber so sollte es sich gerade ereignen, daß er jenen Herbst einen Abends sich mit sich unterhielt, daß Christian ihn so ganz vergessen habe. Da beugt meine Mutter sich auf und das Weh drängte so tief auf meiner Seele, daß ich's nicht in der Stube aushielt. Sünde war es, und die Stunde hatte nichts genützt. Seitdem habe ich ihn nicht in die Augen sehen können, er gelogen sie auch hat. Die Mutter, welche sich an ihrem Kinde versündigt, ist die unglückliche Mutter von allen; . . . und doch that ich's allein aus Liebe. — Es soll ich wol Strafe leiden, in dem ich nun Liebes verliere. Denn seit Mittwinter hat er wieder den Ton, in dem er singt, wenn er sich verirrt, den lang er von klein an und ich hier ihn nur eher zu ersticken. Dann bin ich allein im Stande und hier sollst du sehen" — Er zog ein kleines Papier aus seinem Rock, las es auseinander und gab's dem Prediger. „Da ist einmal, was er mitunter aufschreibt, es gibt es wol in dem Ton . . . ich mahne's mir, denn ich kann in seiner Scheu nicht sehen. Lieber, lieber sei, ob nicht etwas von der Weise darin steht . . ."

Auf dem Blatte stand nur ein Vers. In dem zweiten Takt hier und dort eine Zeile, als sei es ihm sehr, daß er vergessen und sich nun zu erinnern bemühe. Allein der erste Vers lautete:

Wandert meine Thränen, was ich weinen soll
Hinter dem dunklen Hügel?
Glänzt mein Weg doch heller, wenn die Thränen ...
Was zaudert Gott den guten Boten,
Meiner so guten Botschaft,
Daß ich die Arme weiter recken?

„Sucht denn etwas von der Weise?" sagte Margit, an des Predigers Augen hängend.

„Ja, von der Weise" antwortete er und las das Papier vor.

„Klingt ich's nicht! O Gott, ich kannte den Ton!"

Sie sah den Prediger an, die Hände gefaltet, bange gespannt, während Thränen über Thränen über die Wangen strömten.

Aber in diesem Falle wußte der Prediger so wenig Rath als sie selbst. „Nun muß ich da ein wenig nachsinnen", sagte er. Das Leben wird nicht anders am Leben, allein es kommt darauf an, ob es wohl einmal recht darin leben kann. Nun will es mir gleichsam danach aussehen?"

Heinrich
(wirklich erfreut).

Immer willkommen!

D. Fels
(tritt ein).

Guten Morgen, lieber Jordan. Heute nicht auf dem Büreau?

Heinrich.

Guten Morgen, lieber Doktor. Ich war einige Tage verreist, auch glaub' ich, heut' ist keine Sitzung.

D. Fels.

Dienstag? ei, ei — freilich —

Heinrich.

Sieh', sieh', da hab' ich sie heut' versäumt. Gott, ich mache mir nichts d'raus. Die Maschine des Staats bleibt drum nicht stehen.

D. Fels.

Sieh', ich dachte, Heinrich von Jordan hätte sich den Beinamen: Pünktlich, erworben.

Heinrich.

Glauben Sie das nicht, lieber Fels. Ich bin für eine so geregelte Thätigkeit nicht geboren. Meine für die jetzigen Verhältnisse ziemlich beschleunigte Carrière verdanke ich dem Präsidenten, meinem Schwiegervater, dem Mi-

„Aber, Lieber, es ist ja gerade so wie mit jenem alten Weibe!“ sagte Margit.

„Mit welchem alten Weibe?“ fragte der Prediger.

„Ei, ja, die nach dem Sonnenlicht ausreichte, anstatt in ihre Hand ein Fenster zu bauen.“

Der Prediger wurde sehr verwundert, allein es war nicht das erste mal, wenn sie auf diese Dinge zu sprechen kam, Margit hatte ja in sieben, acht Jahren an nichts anderes gedacht. „Glaubst du, daß er reist? Was soll ich thun? Und das Weib? und die Briefe?“ Alles drängte sich auf einmal auf sie ein.

„Ja mit den Briefen ist es nicht ganz richtig. Lag du ihm vorenthalten, was sein ist, kannst du kaum vertheidigen. Schlimmer ist noch, daß du einen Mitmenschen in ein schlimmes Licht bei seinem Sohn gestellt hast, obwol er's nicht verdiente und am schlimmsten, daß es einer ist, den er so lieb hat und der so viel von ihm hielt. Aber wir wollen Gott bitten, dir zu vergeben; wir wollen ihn zusammen bitten.“

Margit senkte ihr Haupt, sie sah noch mit gefalteten Händen: „Wie sollt' ich ihn um Verzeihung bitten, wüßte ich nur erst, daß er bleiben wollte?“ — Sie vermochte mit den lieben Hoffnungen nicht Ernst.

Der Prediger that, als ob er dies nicht bemerke. „Gedenkst du's ihm nun gleich zu schreiben?“ fragte er.

Sie sah tief nieder und sagte leise: „Dürfte ich noch ein wenig warten, so würde ich gerner.“

Der Prediger lächelte, ohne daß sie's sah; er fragte: „Glaubst du nicht, daß deine Sünde größer wird, je länger du säumst mit dem Geständniß?“

Sie bearbeitete das Schnupftuch mit beiden Händen, legte es in ein kleines Viereck zusammen und versuchte es in ein noch kleineres zu falten, allein es wollte nicht gehen: „Gestehe' ich ihm das mit den Briefen, so fürchte ich, er reist.“

„Du hattest dich also nicht auf Gott verlassen?“

„Ja, das verstehe ich“, sagte sie schnell. Dann fügte sie leise hinzu: „Aber wenn er nun dennoch von mir reiste?“

„Du fürchtest also mehr, daß er reise, als selbst in einer Sünde zu beharren?“

Margit hatte das Schnupftuch wieder hervorgeholt; sie führte es nun an die Augen, denn sie fing an zu weinen.

Aber der Prediger sah eine Weile und betrachtete sie; dann sagte er wieder: „Weshalb erzähltest du mir nun alles dieses, wenn es nicht deine Absicht war, daß es zu etwas führen sollte?“

Er wartete lange, allein sie antwortete nicht.

„Glaubtest du vielleicht, deine Sünde würde geringer sein, wenn du sie mir aussprächen?“

„Ich glaubte es“, sagte sie leise, den Kopf noch tiefer auf die Brust hinabsenkend.

Der Prediger erhob sich und lächelte: „Ja ja, meine liebe Margit, sei gutes Muths; du sollst sehen, daß sich noch alles machen läßt.“

„Glaubst du das?“ fragte sie, sah empor und ein schwermüthiges Lächeln zog auf über dem verweinten Antlitz.

„Ich glaub's! Der gute Gott wird dich gewiß nicht länger prüfen wollen. Du sollst sehen, du wirst Freude in deinen alten Tagen erleben.“

„Dürfte ich nur die behalten, welche ich habe!“ sagte sie, und der Prediger glaubte, sie könne sich kein größeres Glück denken als in ihrer dürftigen Angst zu leben. Er lächelte, während er seine Pfeife stopfte: „Gäbe es hier nur irgendein kleines Mädchen, die ihn pflegen könnte; du sollten sehen, er bliebe.“

„Ja, glaubst du nicht, daß ich's auch gedacht habe?“ Sie schüttelte den Kopf.

„Da ist z. B. Gli Dora; das könnte eine sein, die ihm gefiele“.

„Ja, kannst du dir denken, daß ich auch daran gedacht habe?“ Sie wiegte mit dem Kopf und ganzen Oberkörper.

„Was meinst du, wenn wir's so machten, daß sie öfter hier auf dem Predigerhofe zusammenträfen?“

„Ja, meinst du, daß ich's gedacht habe?“ Sie schlug die Hände zusammen, sah den Prediger an und lachte übers ganze Gesicht.

Der Prediger schwieg, während er die Pfeife anzündete: „Wenn's zum Sünde kommt, so war's vielleicht das, was dich heute hierher führte?“

Sie sah nieder, drückte ein Paar Finger in das zusammengelegte Schnupftuch und zog sie wieder heraus: „Ach, ja, Gott verzeih' mir die Sünde: es war wol eigentlich das, was ich wollte.“

Der Prediger ging auf und nieder. „Vielleicht wolltest du's schon, als du hier das letzte Mal warst?“

Sie zupfte am Taschentuche, säumte und säumte: „Da du es nun sagst, so war es wol so, ja.“

Der Prediger that einen tiefen Zug aus der Pfeife: „Um also dies hervorzubringen, gestandest

du mir zur Einleitung etwas von dem andern, woran du trugst."

Sie faltete nun das Schnupftuch auseinander, um es wieder ordentlich zusammenzulegen: „Nein, nein, das lag mir wirklich so schwer auf dem Gewissen, daß ich's dir sagen mußte, Vater."

„Nun nun, meine liebe Margit: wir wollen nicht mehr davon reden." Im Gehen sagte er dann: „Glaubst du, daß du von selbst mit dem herausgekommen wärest, was du wolltest?"

„Ach, — ich war nun mit so vielem andern herausgekommen, daß ich sachtens zuletzt auch wol dies herausgekriegt."

Da lachte der Prediger; aber er sagte ihr nicht, was er dachte. Er hatte Eile: „Sie wollen wir's machen wie du willst, Margit."

Sie glaubte, er wolle nun, he helle gehen, darum erhob sie sich: „Ja, Gott segne dich dafür!"

„Und wir werden ein aufmerksam Auge auf sie haben."

„Ich weiß nicht, wie ich dir's je genug danken soll!" Sie ergriff seine Hand und verneigte sich.

„Gott sei mit dir!" sagte der Predigers.

Sie trocknete sich die Augen mit dem Schnupftuche, ging nach der Thür, nickte wieder und sagte: „Fahrwohl!" indem sie öffnete und langsam die Thür hinter sich schloß.

Aber so leicht, als sie an dem Tage nach Kampen ging, war sie viele, viele Jahre nicht gegangen. Als sie so weit kam, daß sie den Rauch sah und lustig sich aus der Esse wälzen sah, segnete sie das Haus, den ganzen Hof, den Prediger und Arne — und dachte daran, daß sie heute Rauchfleisch zu Mittag haben sollte, ihres Sohnes und ihr bestes Leibgericht.

Wie alt?

Aus dem Leben

„Sie müssen Fräulein R. kennen lernen! Sie gehört durchaus zu den interessanten Erscheinungen, welche unsere so kunstreiche Stadt bietet."

Dies waren die Worte eines liebenswürdigen Gelehrten, der mich infolge eines Empfehlungsschreibens von einem befreundeten Kollegen sehr gütig aufnahm.

Um diese Bekanntschaft zu vermitteln, schlug er mir die Betrachtung des unter ihm liegenden Museums vor, wenn ich, zu einer dem Publikum sonst nicht zugänglichen Stunde, mehrere Damen angemeldet hätten.

Ich eilte in das Hotel zurück, um meinen Reisegefährten diesen Plan mitzuteilen, welche mich auf meinen der Kunst und Wissenschaft geweihten Gängen nicht begleiteten, und flog mehr als ich ging in das Museum.

Bereits hatte die Umführung begonnen. Eine Gesellschaft von Damen, darunter auch eine amerikanische und russische Familie sowie das liebenswürdige Kleeblatt der Prinzessinnen H. verfolgte mit Interesse die Erklärungen des freundlichen Führers. Mein gelehrter Gönner, der etwas von meinen Versuchen in der Malerei gehört hatte, unterbrach sich augenblicklich und stellte mich der obengenannten Künstlerin vor. Eine kleine, magere Gestalt stand vor mir; feine Gesichtszüge, munterer braune Augen, viel Geist in der ausdrucksvollen Physiognomie berührten mich angenehm und die ganze Erscheinung brachte eine Gemütlichkeit aus, welche mit der Tracht sehr kontrastierte. Kleidung und Redeweise bekundeten die älteste Zeit: ein Seidenkleid von altmodischem Schnitt, ein eben solcher Umwurf, Hut und Handschuhe sowie eine Kette aus Brillanten auf schwarzem Sammetbande, welche mit den lebhaften Augen um die Wette blitzte, ein zeremonielles Knixen und weitläufige Redensarten bewiesen, daß das Fräulein den letzten Dezennien nicht gefolgt war, und doch äußerte mir der Führer zu: „Fragt man sie, wie alt sie ist, so lächelt sie und gibt keine Auskunft . . ."

Als wir die Säle durchwandert hatten, ersuchte unser Führer Fräulein R., von mir eine Stunde bestimmen zu lassen, um ihre interessante Blumensammlung sehen zu können. Ich ergriff lebhaft dieses Anerbieten, worauf noch einige Anwesende dazu gezogen wurden, darunter die amerikanische Familie und die Prinzessinnen H. Der anberaumte Tag erschien und ich begab mich zur bestimmten Stunde in die Wohnung der alten Malerin. Ich gestehe, es reizte mich, hinter ihr Alter zu kommen.

Wer je von einer rauhen Schale den gleichen Kern erwarten wollte, der müßte, an dem Thor des Hauses zurückgescheucht, den Angriff nimmermehr gewagt haben. Das Finsterste, Schmutzigste, was die Natur nur bieten kann, ein Aggregat verschiedener Gegenstände, welche in der Einfahrt liegen, ließen nur mit Vorsicht eine dem Ganzen entsprechende Treppe aufsuchen. Zwei Treppen hoch — stand ich vor der Eingangsthür. Auf mein Klopfen öffnete sich ein kleines Fensterchen hinter einem starken Gitterwerk, welches, wie bei Gefangenen, durch Deckel von außen schützt

Die Künstlerin, auch diesmal im Sonntagsgewande, kam mir höflich, gemessen, doch freundlich entgegen; bald versammelten sich die Geladenen in dem ganz altmodischen und trotz der Wohlhabenheit der Besitzerin sehr einfachen Raume, welchen sie seit fünf bis sechs Decennien innehaben soll, trotzdem das sie sich die Miene gibt, kaum sechzig zu sein. Vorstellungen fanden nicht statt, man setzte sich im Nebenzimmer in einem kleinen Kreis. Ein Fenster blieb verhangen. Auf einem Tische stand ein großes Prie- oder Notenpult. Darauf legte das Fräulein die meisterhaft gemalten Blätter.

Obwol dem tiefen Studium der Botanik fremd, wusste sie doch mit so unnachahmlicher Wahrheit der Natur nahe zu kommen und die großen Schwierigkeiten zu überwinden, dass ich, bei jedem neuen Blatt überrascht, nicht wusste, welches den Vorzug verdiene. Blumen und Früchte — erstere theils einzeln, theils in Bouquets, die letztern auch in Form von Stillleben — folgten in bunter Reihe. Ein täuschend gemaltes Moosnest lag auf dem Papier da, aus den Ritzen drängten sich unansehnliche Blümchen und doch so bedeutsam, mit echt künstlerischer Auffassung wiedergegeben. Die Künstlerin nennt's „Brockenflora", da der Stein einem der großen Brockenthäler entnommen ist. Hier findet man ganz wunderbare Ueberraschungen im Gebiet der Botanik, je nachdem der Wind die Samen in die Ritzen der Steine geweht hat und diese dort haften blieben. Auch Muschelschalen bietet die Sammlung in getreuester Nachbildung; doch nun — ein allgemeines Ah! und vor uns lag ein Blatt, welches ich mit verhaltenem Athem betrachtete. Ein Quartett der verschiedenartigsten Vogelstimmen in unglaublicher Weise nachgeahmt, dass man nicht weiß, ob man die Geduld oder die Kunstfertigkeit mehr anstaunen muss. Kanarienvogel, Zeisig, Rothkehlchen, Amsel, ausländische Vögel haben von ihren bunten Kleidern das Material zu dieser seltsamen Zusammenstellung geliefert. Unglaublich scheint es, bei dem Zerbauen der lustigen Gebilde die geborene Ruhe erhalten zu können; ein Seufzer schon erschüttert den zarten Vorbau, Husten brächte die unwiederbringliche Zerstörung hervor.

Zwei Stunden verweilte ich in diesem Atelier, wobei die Gemmentasse der Künstlerin in ihrer reizenden Weise die kleine Ausstellung belebten. Sie war unerwartet. Ich fragte nach ihrem Alter.

Darauf erhielt ich ein Lächeln als Antwort. So möchte Einen die Leuchs gelächelt haben, wenn ihre Verehrer nach ihrem Geburtsschein fragten...

Sie wich der Frage aus...

Noch hatte ich Gelegenheit, öfters das Fräulein zu besuchen; ich versäume es nie, an das vergitterte Heiligthum zu klopfen. Geistesfrische und Wohlwollen kennzeichnen die liebsame Besitzerin dieser Räume. Sie freut sich, wenn man ihre Vaterstadt lobt, und rühmt es als specielle Ehre, wenn dieses Lob der Ausspruch einer Ausländerin ist. In ihren wohlgezirkten Redensarten ist ihr eine besondere Betonung eigen; sie mischt viele französische Worte, oft ganze Phrasen in ihren Dialog.

Nachdem ich Anstand genommen hatte, wieder nach dem Alter zu fragen, das entschieden verschwiegen wurde — und vielleicht aus Zartheit verschwiegen, wie Kranke die Gesunden dadurch zu verletzen fürchten, wenn sie von ihren Leiden sprechen — erfuhr ich eines Tags das Alter des Fräuleins...

Es war das Schillerfest. Der allgemeine Enthusiasmus riss alle Schranken fort, hob alle Reserven auf... Sie aber, unberührt von dem Rausche, sagte nach dem Feste: Nach ihrer Meinung verdiene Weller dieselbe Auszeichnung wie Schiller? Ja er stehe so hoch, wenn nicht höher als Schiller.

Nun sah ich, sie zählte gegen neunzig.

E. Kaufmann.

Die Spinne.

Von Fr. Friedrich.

I.

„Spinnen am Morgen — Kummer und Sorgen; Spinnen am Abend — ein Glücke sich labend" — mit diesen Worten hat das Volk diesen unschuldigen Thieren eine Macht und Bedeutung beigelegt, welche sie in keiner Weise verdient haben. Des Menschen Glück und Kummer, seine Freuden und Sorgen haben einen andern Grund als den Einfluß einer Spinne, sie greifen zu gewaltig und zu unmittelbar in manches Menschenleben ein, als dass es möglich wäre, dies kleine Thier hätte seine Fäden um das Menschengeschick gesponnen, wie einst die Parzen den Faden des Menschenlebens spannen.

Der Aberglaube des Volkes hat sich aber einmal darin gefallen, der Spinne eine große Bedeutung für das Geschick beizulegen und sie selbst

kann nur einen positiven Widerstand dagegen leisten, indem sie noch nimmer etwas gethan hat, wodurch sich dieser Aberglauben erklären und viel weniger rechtfertigen ließe. Das Volk kümmert sich hierum aber nicht. Es hat einmal seine Glücksspinnen, jene kleinen Arten, welche wir überall in Häusern, Gärten, Aeckern und Wäldern antreffen, welche sich häufig mit ihren Fäden an unsern Kleidern festhängen. Sie sind dem Volke willkommene Gäste — selbst des Morgens — nimmer werden sie getödtet, denn sie bringen Glück. Und trifft das Glück trotz dieser kleinen Propheten nicht ein, so muß das einen andern Grund haben.

Verderben trifft aber jede Kreuzspinne und doppeltes Verderben, wenn sie sich am Morgen erblicken und nebenbei auch erwischen läßt. Mag sie ihr Gewebe noch so unschuldig und kunstvoll schön ausgespannt haben, um den Menschen von den ihm lästigen Mücken und Fliegen zu befreien — der Haß des Volkes ruht einmal auf ihr, sie ist einmal eine Kreuzspinne, das ist ihr Verbrechen. Sie gilt für falsch und boshaft, für neidisch und rachsüchtig, weil es dem Volke gefallen hat, denjenigen Menschen, welche diese Eigenschaften in sich vereinen, ihren Namen beizulegen, und schwer genug muß sie diese Namensverwandtschaft büßen.

Es ist dies ein thörichter Aberglauben, aber wie jede Thorheit hat er zahllose Anhänger gefunden und wir machen uns keine Illusion, ihn zu vernichten. Wir würden im Gegentheil zufrieden sein, wenn der Leser unserer Betrachtung der Spinne ohne jedes heimliche Grauen und ohne Widerwillen folgt, denn dann haben wir Hoffnung, daß er am Schluß derselben gerechter über dieses unschuldige und harmlose Thier, dessen Netz so kunstvoll und schön gebaut ist, denken wird.

Und die Spinnen verdienen eine solche nähere Betrachtung. Abgesehen von dem kunstvoll gestrickten Gewebe ihres Fangnetzes, von der ebenso kunstvollen Einrichtung ihrer Wohnung oder ihres Schlupfwinkels, sind mehrere Arten derselben kluge, muntere, zutrauliche und dankbare Thiere. Wir haben Beispiele von der Klugheit und dem Verstande der Spinnen, wie wir sie bei keinem Thiere, das mit ihnen auf gleicher Stufe der Schöpfung steht, finden, ja wie sie selbst bei hoher organisirten Thieren selten sind.

Das Pferd gilt allgemein als ein kluges und verständiges Thier. Wir geben es gern zu, dennoch ist die Spinne, wenn wir den großen Unterschied in der Organisation beider berücksichtigen, im Verhältniß klüger als das Pferd. Selbst ihr Gehirn ist im Verhältniß größer und entwickelter und mag man noch so sehr dagegen eifern, daß das Gehirn das Mittel und die Werkstatt der Verstandesthätigkeiten sei — die Spinne liefert einen neuen und schlagenden Beweis dafür.

Was der Spinne am meisten als Verbrechen angerechnet wird, was ihr den Widerwillen der meisten Menschen zugezogen, ist ihre häßliche Gestalt. Weil wir schon ein Vorurtheil gegen sie mitbringen, erscheinen uns ihre acht langen und weichbehaarten Beine unbeholfen und weitschweifig. Ihr dicker Leib scheint mit ihrem kleinen Oberkörper außer allem Verhältniß zu stehen, aber wir vergessen dabei ganz, daß die Natur bei der Erschaffung der Thiere noch einen andern und vorzüglicheren Gesichtspunkt als die Schönheit im Auge haben mußte, nämlich die Zweckmäßigkeit und Tauglichkeit zu der Lebensweise und dem Berufe der einzelnen Thiere. Deshalb haben z. B. fast alle Sumpfvögel so unangenehm lange Beine, deshalb hat das Kamel jene unförmlichen Ballen statt der Hufe, weil es nur vermöge dieser Ballen leicht und ohne einzusinken über den Wüstensand dahineilen kann; deshalb schwillt der Leib der Seidenraupen bis zur größten Unförmlichkeit an, weil sie von der Natur bestimmt ist, die Mutter einer zahlreichen und sich auf viele Millionen belaufenden Generation zu werden.

Der Leib der Spinne ist die Werkstatte, in welcher jener Stoff, aus dem sie die Fäden zu ihrem Gewebe spinnt, bereitet wird. Dieser Stoff ist für die Spinne die Lebensbedingung, aus ihm bereitet sie ihre Wohnung, aus ihm spinnt sie die Fangnetze, welche ihr den Lebensunterhalt verschaffen, und aus ihm webt sie endlich die Hülle, mit der sie ihre Eier, alle die künftige Generation umhüllt. Würde man ihr diesen Stoff nehmen können, so müßten die meisten Spinnen verhungern, denn nur wenige Arten sind im Stande, sich ihre Beute auf eine andere Weise als durch das Fangnetz zu verschaffen.

Man nennt die Spinne falsch und grausam, eben weil sie ein solches Netz aufspannt, in welchem sich dumme Fliegen, Mücken und andere kleine Insekten selbst fangen, und weil sie schnell und wild auch durch den Hunger angetrieben sich auf ihre Beute wirft und deren Herzblut trinkt. Man nennt sie grausam, weil sie auch dann, wenn sie ihren Hunger gestillt, Insekten, welche sich in ihrem Netze fangen, mit ihren Fä-

den die Angst bindet und sie auf spätere und hungrige Zeiten aufspart.

Dann müssen wir auch den Raben falsch und grausam nennen, der sich an dem Wege, auf dem die gierliche und scheue Antilope zur Quelle oder zum Salze geht, in den Hinterhalt legt, plötzlich auf das arglose Thier springt und seine scharfen Fänge in seinen Nacken schlägt. Dann sind die meisten Thiere falsch und grausam, denn die Mehrzahl lebt von Raub und wendet List an, ihre Beute zu erlangen. Dann ist der Mensch selbst das falscheste und grausamste Geschöpf, denn das Privilegium, welches er sich als Herrn der Schöpfung selbst angemaßt hat, schützt ihn nicht gegen solche Beschuldigung, und er ist in der That hundertmal grausamer als der Spinne, welche nur ihrem Instinkte folgt und sich nicht durch kalte Ueberlegung und ausgedachte Martern an der Qual ihrer Opfer weiden kann.

Auf jede Spinnenart hat acht Augen, welche bei den verschiedenen Arten in verschiedener Weise gruppirt sind. Wie schon der Naturforscher Lyonet beobachtete, sind die Augen bei denjenigen Spinnen, welche wie z. B. die Wasserspinne in engen Löchern leben, und welchen sie auf ihre Beute herausspringen, auf einem Kreis zusammengedrängt, während sie bei den anderen Arten, welche mehr im freien leben, wie z. B. den Kreuzspinnen, mehr verbreitet sind.

Durch vielfache Beobachtungen ist bestätigt, daß der Gesichtssinn bei den Spinnen trotz ihrer acht Augen sehr schwach entwickelt ist. Es kann sich ein Insekt unmittelbar vor den Augen der Spinne im Netze fangen, sie springt nicht eher auf dasselbe los, als bis es sich in heftigen Bewegungen macht und dadurch die Aufmerksamkeit der Spinne reizt. Dann schießt sie schnell hervor.

Um so vollkommener und feiner ist dagegen der Gefühlssinn der Spinne entwickelt. Man schreibt ihr und gewiß nicht mit Unrecht von allen Thieren das feinste Gefühl zu. Bei dem leisesten Zucken eines der vielen Fäden ihres Netzes schießt sie schnell hervor. Ruhig bleibt sie unter in ihrem Schlupfwinkel sitzen, wenn der Wind das ganze Netz schaukelt und erschüttert. Sie empfindet nur sicher genau den Unterschied zwischen dieser heftigen Bewegung und dem leisen, kaum bemerkbaren Zucken eines gefangenen Opfers.

Für die feinentwickelten und ausgebildeten Nerven der Spinnen spricht auch der Umstand noch, daß bei vielen Arten derselben bei einem verhältnißmäßig geringen Drucke werden, sei es nun infolge des Druckes oder aus Schreck. Einige Arten stellen sich indem bei Berührung nur todt. Sie ziehen die Beine an und bleiben eine Zeit lang regungslos liegen, bis sie sich endlich wieder aufmachen und davonrollen. Es ist möglich, daß dies nicht Verstellung, sondern eine Art Ohnmacht, wie sie auch bei anderen Thieren bei heftigem Schreck oder starker Gemüthsbewegung vorkommt.

Verliert die Spinne ein Bein, was sehr leicht geschieht, da ihre Beine mit dem Körper nur lose verbunden sind, oder wird sie selbst nur schwach verletzt, so stirbt sie in den meisten Fällen bereits nach wenigen Stunden. Nach R. Menge's Angabe und Beobachtung indes wachsen ihnen, solange sie sich häuten, verlorene Füßen und Arme wieder und, wenn sie noch jung sind, ganz vollständig.

Um ihren feinen Nerven schonst es auch in Verbindung zu stehen, daß sie empfindliche Anstrengungen und starke Gerüche nicht vertragen kann. Chloroform, dessen Wirkung z. B. ein Hirschkäfer erst nach vierstündigem Liegen unterliegt, tödtet sie fast augenblicklich. Michelet erklärt diese Thatsache dadurch, daß die Spinne nicht wie die übrigen Insekten durch die dazu bestimmten Organe nur wenig atmet, sondern daß bei ihr ein besonderer, Athmungsprozeß stattfinde, während sie auch noch selbst, ähnlich wie durch die Lungenbewegung der höheren Thiere, atmet. Sie schöpft in vollen Zügen Luft und verjagt sie.

Auch hierdurch würde die Spinne eine Stufe höher stehen als die übrigen Insekten.

Neugierig sein ist bei den Spinnen ferner der Geburtsort zugeschrieben. Das geringste Geräusch bemerkt sie und lauert vor ihm in ihren Schlupfwinkel. Ja, was sich wie Uebertreibung klingt, die Spinnen haben Sinn und Ohr für Musik. Sie lieben dieselbe. Es kann leicht ein jeder selbst viele Beobachtung machen. Hat der geistige Freund aller Hausspinnen, der Beter, irgendwo Gewehr in einer dem Thiere nahen Ecke ausbreiter gelassen und man spielt, so kommt die Spinne aus ihrem Schlupfwinkel hervor, läuft an der Wand hin und sucht sich dem Instrumente zu nähern.

Es gibt in dieser Beziehung auffallende Beispiele, welche es außer allen Zweifel stellen, daß die Spinnen die Musik lieben und durch sie angelockt werden.

So erzählt Dickenson von einer Spinne, welche sich, während eine Dame der Harfe spielte, an die Decke gesetzt über ihr legte und ihr folgte, wenn

diese den Platz wechselte. Die Tochter des Grafen von Bearn hielt eine Spinne in einem Taschentuche gefangen und fütterte sie mit Fliegen. Sobald die Dame das Piano zu spielen begann und das Fliegen öffnete, kam die Spinne herunter und lief auf dem Piano umher. Sobald das Spielen aufhörte, kroch sie in das Fliegen zurück.

Auch Bettina erzählt, daß, sobald sie die Saiten ihrer Guitarre berührt habe, eine Spinne an ihr herangekommen sei und sogar bei jedem Wechsel der Accorde eine andere Bewegung gemacht habe.

Noch auffallender ist das Verhältniß, welches zwischen einer Spinne und dem kleinen Violinspieler Berthome, der im Jahre 1830 großes Aufsehen erregte, stattfand. Es ist zugleich sehr interessant, weil es ein äußerst tragisches Ende nahm. Um den achtjährigen Knaben zu den angeordneten Uebungen zu zwingen und durch nichts zu stören, schloß man ihn häufig in ein Zimmer ein, wo er üben mußte. Dort war eine Spinne, welche in einem Mauerwinkel saß, seine einzige Zuhörerin. Anfangs wagte sie sich nur schen aus ihrem Versteck hervor, aber die Töne lockten sie immermehr und unwiderstehlicher heran, gleich einem Sirenengesange. Sie wagte sich von der Mauer auf das Notenpult, von dem Notenpulte auf den kleinen Spieler und nahm endlich auf dem Arme, welcher den Bogen so geschickt führte, Platz. Still saß sie dort und hörte zu, bis die Saiten verstummten.

Das Kind hörte das unheimliche Thier nicht, das, sobald die Saiten der Violine ertönten, aus seinem Schlupfwinkel kam und sofort auf seinem Arme Platz nahm. Es gewöhnte sich an seinen Genossen seiner Einsamkeit.

Während der Knabe wieder einige Tage spielte und seine Zuhörerin auf seinem Arme saß, trat seine Stiefmutter mit einem Kunstfreunde in das Zimmer. Sie sah die große Spinne auf dem Arme des Knaben und ein rascher Pantoffelschlag raubte ihr das Leben. Der Knabe sei erschrocken und ohnmächtig nieder, ein heftiges Fieber ergriff ihn und nach drei Monaten, in denen er nicht wieder genas, starb er.

Viele werden glauben, dies sei eine Gänsespinne oder es sei am Abend gewesen, wo die Spinnen Glück bringen und man sie deshalb nicht todten dürfe oder das Glück wende sich zum Unglück — aber allen Scherz und Aberglauben bei Seite, dies ist eine Thatsache, und wir haben sie nur als einen Beweis, daß die Spinnen große Musikfreundinnen sind, erzählt.

Die meisten Spinnen gewöhnen sich leicht an den Menschen und werden so vertraulich mit ihm, daß sie sich ihre Nahrung aus seiner Hand holen. Namentlich Gefangene haben schon oft in ihren Gefängnissen Spinnen gezähmt. Einen bestimmten und beglaubigten Fall erzählt Walckenaer von Petiton, der in seinem Kerker eine Spinne so gezähmt hatte, daß sie täglich auf seine Hand kam und aus seinen Fingern sich eine Fliege holte. Auch die Spinne des Fräuleins von Bearn holte sich die Fliegen aus der Hand ihrer Herrin.

Ein Zeugmacher in Paris, der aus dem Gewebe der Kreuzspinne Strümpfe anfertigte, hielt sich zu diesem Zwecke 400 dieser Thiere in einem Zimmer, an dessen Decke ein Menge Bindfaden hin- und hergezogen waren. Diese Thiere wurden zuletzt so zahm und zutraulich, daß sie, sobald er mit einem Teller voll Fliegen in das Zimmer trat, sich an einem Faden von der Decke herabließen, ihre Portion in Empfang nahmen und mit derselben wieder in die Höhe stiegen.

Man hat den Spinnen Reizbarkeit vorgeworfen, weil sie sich bei näherndem und treibendem Gewächse in der Regel sofort in ihre Schlupfwinkel und Höhlen flüchten. Sie fühlen, daß ihre Waffen zu gering sind, um einem Feinde erfolgreich entgegentreten zu können. Arg kann man sie deshalb nicht nennen, so angegriffen werden sie sich in vielen Fällen äußerst hartnäckig.

Der Schreiber dieser Zeilen war einst Zeuge eines Kampfes zwischen einer allerdings sehr großen Kreuzspinne und einer gewöhnlichen Wespe, der namentlich von seiten der Spinne mit der größten Unerschrockenheit und Heftigkeit geführt wurde und aus dem sie schließlich, wenn es ihr auch das Leben kostete, als Siegerin hervorging.

Die Wespe hatte sich in einige der starken Fäden des Gewebes so sehr verwickelt, daß sie vergebens einige Versuche machte, sich zu befreien. Sofort eilte aber auch die Spinne aus ihrem Schlupfwinkel unter einem Blatte hervor und kam der Wespe, deren Stachel sie gewiß nicht kannte, heftig und sinnbetäubt mit ihren Zangen zwischen Kopf und Brustschild. Die Wespe suchte sich von allen Kräften zu befreien und hieb die Spinne mehrmals in den Leib. Offenbar verursachte ihr diese heftige Schmerzen, denn mit ihren hintern Füßen suchte sie den so gefährlich bewaffneten Leib der Wespe von sich fortzustoßen, während sie dieselbe mit ihren Zangen und vorderen Füßen um so heftiger und schlauer erfaßte. So war eine kurze Zeit

lang ein zuweilen heftiger Kampf und der Sieg neigte sich noch auf keine Seite. Die Wespe, deren Flügel zwei geblieben waren, schwirrte laut und wie es schien schmerzvoll damit, während sie ihren Stachel aufs neue in den Leib der Spinne einbohrte. Da packte diese die Wespe mit aller Kraft durch ihre Füße um und teilte zugleich ihre Flügel mit einigen Fäden.

Der Widerstand der Wespe war hierdurch ein bedeutend geringerer geworden. Füße und Flügel waren ihr gelähmt, ihren Hals hielten noch fortwährend die scharfen Zangen der Spinne fest, die mit einer gewissen Wucht ihr Maul einlegt, war der bewegliche und lebensfähige Theil ihres Leibes, welcher den Stachel enthält, blieb ihr noch frei. An Abreiben und Rettung war für sie nicht mehr zu denken. Noch zwei- oder dreimal stach sie die Spinne in den Leib, dann ließ diese ihre Beute freiwillig los, sie konnte ihr ja ohnehin nicht mehr entfliehen, und zog sich ziemlich langsam in ihren Schlupfwinkel unter das Blatt zurück.

Ich war gespannt, was aus beiden Thieren werden würde. Nach dem Verlauf von ungefähr einer Stunde suchte ich die Spinne in ihrem Verstecke auf und fand sie dort mit zusammengezogenen Beinen und todt. Ich untersuchte nun die Wespe und auch diese gab kein Lebenszeichen mehr von sich, selbst ihren lebensfähigen Leib bewegte sie nicht mehr.

Auch unter sich bekämpfen sich die Spinnen häufig und mit großer Heftigkeit. Selbst Weibchen und Männchen gerathen zuweilen in Kampf. Sie suchen sich dann mit den Zangen an dem Kopfe zu fassen, reißen sich selbst einander Beine aus und suchen mit ihren Füßen die Beine ihres Gegners zu umstricken und zu binden, was ihnen wenn ebenso geschickt zu verhindern weiß. Der Kampf entscheidet sich meistens zu Gunsten des größern und stärkern Weibchens und dieses ist dann allerdings nach einem solchen Siege noch grausam und, wie wir sagen würden unmenschlich genug, ihrem gemordeten Gatten das Herzblut auszusaugen.

Mit diesem allerdings grausamen, aber in dem Thierleben keineswegs vereinzelt dastehenden Zuge vervollständigt uns wieder die große Sorgfalt, mit der die Spinnen vor ihre Eier und Jungen bedacht sind. Sie schließen die Eier in ein mehlsam und kunstvoll gewebtes Gespinnst oder Säckchen ein. Die nagabundirenden Spinnen schleppen sie stets mit sich, und die Waldspinne trägt ihren eidvergessen Gemahl unter dem Leibe, indem sie ihn mit ihren Scheren festhält. Sie scheint von diesen Eiern unzertrennlich zu sein und vertheidigt sie gegen geringere Feinde mit der größten Hartnäckigkeit. Ja sie läßt sich eher fangen und tödten, ehe sie dieselben verläßt. Sind sie ihr dennoch entrissen, so sucht sie zum wenigsten durch einen rasch gesponnenen Faden mit ihnen in Verbindung zu bleiben, um sie sogleich wieder aufzunehmen. Wird selbst dieser Faden zerrissen, so läuft sie ängstlich suchend umher, ohne Furcht, daß sie selbst gefangen werden kann.

Fast alle Spinnen können eine sehr lange Zeit, die meisten ein halbes Jahr und noch länger ohne jede Nahrung zubringen. Sie werden von Tage zu Tage magerer, schrumpfen immermehr zusammen, dennoch lügen sie mit bewunderungswürdiger Geduld neben ihrem Netze im Schlupfwinkel, um den glücklichen Zeitpunkt abzuwarten, wo eine Fliege sich in ihrem Gewebe fängt. Nach solcher langen Fastenzeit ist ihr Hunger allerdings schwer zu stillen, sie kann dann, wenn das Glück sie begünstigt, einer großen Anzahl von Insekten das Blut aussaugen, und daher schreibt es sich, daß die Spinnen für sehr gefräßig gehalten werden, was sie, wenn sie eine regelmäßige Nahrung haben, nicht sind.

Es ist ja natürlich, daß diejenigen Thiere, welche lange Zeit zu fasten vermögen, auch viel fressen können. Wir bemerken es z. B. bei der Wanze, der Kreuz, Schlange u. a.

Gegen jeden Wechsel der Witterung sind die Spinnen sehr empfindlich und für den aufmerksamen Beobachter ziemlich zuverlässige Wetterpropheten. Namentlich gilt dies von den im freien lebenden Kreuzspinnen. Bei anhaltend heiterem Wetter sitzen sie inmitten ihres weitausgespannten Netzes. Droht nunmehr regnichtes Wetter, so suchen sie schon einen oder zwei Tage, ehe dies eintritt, ihren schützenden Schlupfwinkel auf.

Das Volk hält alle Spinnen für giftig. Dies ist eine neue grundlose Beschuldigung, welche auf viele armen Thiere gehäuft wird, denn bei uns gibt es keine einzige Art, deren Biß nur irgendeine giftige Spur zurückließe. In Spanien gibt es allerdings eine Spinnenart, deren Biß für den Menschen in sehr vielen Fällen tödtlich wird. Sie wurde erst in dem Anfange der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts entdeckt. In Catalonien waren nämlich mehrere Menschen von Spinnen gebissen und starben infolge dessen. Die chirurgisch-medicinische Akademie in Barcelona wollte diese Erscheinung näher untersuchen, gab sich aber vergebens alle Mühe, einige solcher Spinnen zu er-

halten, denn die Bauern hatten keine Lust, ein so gefährliches Thier zu fangen, sondern tödteten alle Spinnen, deren sie habhaft werden konnten, giftige und ungiftige. Drei Jahre später erschien dieselbe Plage bei den Einwohnern von St Pontcell. Mehrere Menschen starben durch den Biß der Spinne, und die Bauern wurden dadurch so sehr in Schrecken gesetzt, daß sie sich nicht mehr auf das Feld wagten, um ihre Arbeit zu verrichten. Jetzt endlich entdeckte man dies giftige Thier, welches sich namentlich in der Gegend von Barcelona ziemlich häufig zeigte. Es nährte sich von dem ekligen Sandkäfer und von Grillen, welche es überlief und mit seinen starken Kiefern zermalmte.

Auch auf Sicilien entdeckte man später diese Spinnenart, doch hatte der ihr Biß niemals den Tod zur Folge, sondern nur langwierige Betäubung, heftige Fieber und sich wiederholende Erschütterungen des Nervensystems. In einzelnen Fällen lagen die Gebissenen in einer zwei bis drei Tage anhaltenden Erstarrung und waren nur mit der größten Mühe daraus zu erwecken.

Nachdem wir nun die verschiedenen und interessantesten Eigenschaften der Spinnen kennen gelernt haben, können wir einen Blick auf ihre Arbeit und ihre verschiedenen kleinen Kunstfertigkeiten werfen. Zuvor müssen wir aber noch das Organ, welches den Stoff zu diesen Arbeiten verrichtet, näher betrachten.

Am Ende des Hinterleibes der Spinnen befinden sich neun Säcke, welche mit einer eiweißartigen Masse, aus der die Fäden gesponnen werden, gefüllt sind. Diese Säcke münden in die Spinnwarzen aus, von denen sich bei den verschiedenen Arten je eine bis sechs vorfinden. Diese Spinnwarzen sind ähnlich wie die Hörner der Schnecken beweglich und können willkürlich eingezogen und ausgedehnt werden. Sie sind am Ende mit einer sehr großen Anzahl — Michelet gibt dieselbe bei jeder Warze auf tausend an — von äußerst feinen Röhrchen versehen, aus denen eine Menge der feinsten Fäden zugleich herausströmen, die aber sogleich zusammenkleben und meist durch die Hände der Spinne zu einem einzigen Faden vereint werden.

Es ist bewundernswerth, mit welcher außerordentlichen Genauigkeit die Natur bei der Bildung dieser Fäden zu Werke gegangen ist. Jeder Faden eines Spinnengewebes ist gleichsam aus mehreren tausend — nach Michelet vier- bis siebentausend — feinster Fädchen zusammengedreht. Und von diesen tausendfachen Fäden erreichen oft die Stärke eines einfachen Seidenwurmfadens und [illegible] den Fäden eines Haarbeutels, ja von jungen Spinnen sind kaum sogar vier Millionen Fäden erforderlich.

Was ist dagegen die Menschenkunst! Wie arm und ungeschickt ist dagegen das vielfach bewunderte Kunstwerk eines Engländers, der auf einer Spinnmaschine aus einem einzigen Pfunde Baumwolle einen Faden spann, der eine ziemliche Anzahl Meilen lang war! Sie lassen sich mit dem Kunstwerke, das jede Spinne liefert, nicht im entferntesten vergleichen.

Wir halten es fast für unmöglich, es ist zum wenigsten unbegreiflich, daß der feine Faden des Spinngewebes aus Tausenden noch feinerer Fäden bestehen kann, nehmen wir aber das Mikroskop zu Hülfe, so werden wir dieses Wunder — und so können wir es treffend nennen — deutlich sehen.

Wir werden bei mehrfachen Versuchen ferner über die Haltbarkeit dieser dünnen Fäden erstaunen, denn jeder derselben trägt das sechsfache Gewicht einer Spinne. Er ist also im Verhältniß bedeutend stärker als der Faden der Seidenraupe, und würde man aus Spinnengeweben Seide spinnen, so würde diese eine überaus große Haltbarkeit haben. Aber welche Schwierigkeiten stellen sich der Gewinnung der Spinnenseide entgegen und wie unlohnend würde dieselbe außerdem sein! Man hat berechnet, daß zu einem einzigen Pfunde Spinnenseide [illegible] große Kreuzspinnen nöthig wären, und wer könnte eine so unverhältnißmäßig große Anzahl überhaupt pflegen? Würde es ihnen aber an Nahrung mangeln, so würden sie wenig Fäden spinnen und sich außerdem einander selbst aufzehren. Schon die Zucht der Seidenraupen ist äußerst mühevoll, erlaubt zu einem Pfunde Seide nicht einmal [illegible] Raupen gehören und viele leichter zu halten sind.

Dennoch ist bereits mehrfach der Versuch gemacht, Spinnen zu halten und aus ihnen Gewebe Seide zu gewinnen. Wir haben oben bereits den pariser Zeugmacher erwähnt, der sich zu diesem Zwecke mit Kreuzspinnen hielt. Auch ein französischer Pfarrer, Namens Bindoni, hat die beschwerdenfreie Muße, welche ihm seine Pfarre schwerlich gestattet, dazu benutzt, Seide von den Spinnen zu gewinnen. Erhebliche Erfolge hat indeß auch er nicht erzielt.

Das Bemerkenswerthe hat in dieser Beziehung ein Franzose, le Plumet, geleistet. Er überreichte dem Könige Ludwig XIV ein Paar aus Spinnengewebe angefertigte Handschuhe und Strümpfe. Leider

fehlen und über die Eigenschaften dieses so leichten und festhaltenden Gewebes nähere Angaben. Gewiß sind es aber die unbezahlbaren Handschuhe und Strümpfe gewesen, welche sie ein König getragen hat.

Die Fäden, welche die Spinnen zu dem Gewebe verwenden, mit dem sie ihre Eier umhüllen, sind ungleich härter und stärker als die des Fangnetzes. Sie haben bei den meisten Arten eine schmutzgelbe Farbe und scheinen aus einem andern Stoffe als die übrigen Fäden gesponnen zu sein. Man hat mehrfache Versuche mit ihnen gemacht und ein solches zwei Fuß langes Faden trug ein Gewicht von 54 Gran, ohne zu zerreißen. Man benutzt sie noch jetzt häufig bei astronomischen Instrumenten, wo sie als Mikrometer in ein Kreuz gespannt werden, dessen schneidender Punkt zur Bestimmung des Durchganges der Sterne dient. Auch zum Aufhängen feiner Magnetnadeln werden sie gebraucht, da sie nicht nur ein Seitenfaden schwankende Bewegungen verursachen, sondern die Nadel ruhig stehen lassen, wie man sie richtet.

In Amerika gibt es eine große Spinnenart, welche ihre Gewebe aus so starken Fäden spinnt, daß diese sogar dem Menschen einigen Widerstand entgegensetzen. In der Kunstsammlung der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindet sich eine gewirkte Landschaft, welche aus Spinngewebe gemacht ist.

Im Wasser sind die Spinnenfäden unsichtbar. Früher wurden sie vom Volke häufig als Aufbewahrungsmittel für Silberzeug verwandt. Ob mit Erfolg? Sie enthalten etwas Ammoniak, ein geringer Erfolg wäre deshalb erklärlich.

Das die Spinnen den Stoff, aus welchem sie die Fäden spinnen, aus den Spinnwarzen willkürlich ausspritzen können, hat sich, obschon es lange Zeit und von vielen bezweifelt ist, nicht mehr bestreiten. Ebenso unbestreitbar ist aber es jetzt, daß die Spinnen verschiedene Fäden aus einem verschiedenen Stoffe spinnen und daß dieses gleichfalls von ihrer Willkür abhängt. Die Fäden, aus denen das Fangnetz gesponnen wird, sind zum Theil klebrig, zum Theil nicht. In der Hülle für ihre Eier und zum Ausbau ihrer Wohnung verwenden sie härtere, aber zugleich weichere und baumwollenartige Fäden.

Ebenso steht es in der freien Willkür der Spinne, ob sie aus allen den feinen Röhrchen ihrer Spinnwarzen oder nur aus einer Anzahl derselben den Stoff ausspritzen, ob sie einige oder sämmtliche Spinnwarzen benutzen will. Bedarf sie zum Grundbau ihres Netzes dickerer Fäden, so öffnet sie sämmtliche Warzen, zieht sie indeß nur zwischen den Hauptfäden des Netzes die dünneren Verbindungsfäden, so schließt sie die Warzen zum Theil. Sie hat die Stärke des Fadens ganz in ihrer Gewalt und benutzt sie mit der größten Einsicht und Klugheit, wie sie kein Baumeister geschickter und verständiger benutzen könnte.

Eigenthümliche Versuche kann man in dieser Beziehung mit den Kreuzspinnen anstellen. Auch wenn sie nicht spinnen, hebt bei ihnen doch fortwährend ein kurzes Fadenende über die Warzen hinaus, um ihn jeder Zeit bei der Hand zu haben, ihn an irgendeinem Gegenstande festzukleben und dann weiter zu spinnen. Nimmt man dieses Fadenende mit einer Nadel auf und zieht den Faden langsam und vorsichtig weiter und aus den Spinnwarzen heraus, so kann man ihn sehr lang fortziehen und endlich die ganzen Säckchen, in denen der Stoff dazu geborgen ist, leeren.

Betrachten wir nun das Gewebe selbst, so wissen wir auf den ersten Blick nicht, worüber wir am meisten staunen sollen, ob über die Feinheit und Regelmäßigkeit der einzelnen Fäden, über die Festigkeit des Ganzen und der einzelnen Verbindungspunkte oder endlich über die Zweckmäßigkeit und die Klugheit, mit der das ganze Gewebe angelegt und ausgeführt ist.

Mit welcher Kühnheit sind die einzelnen Hauptfäden von Zweig zu Zweig oder von Baum zu Baum gezogen, wie richtig sind sie dann alle zu einem Centrum hingeführt, um einen Mittelpunkt zu gewinnen, von dem die einzelnen Hauptfäden ausstrahlen. Mit welcher bewunderungswürdigen Genauigkeit sind dann zwischen den Radien Querfäden gezogen, welche die von den Radien gebildete Fläche in einzelne Felder abtheilen. Unmittelbar am Centrum, von dem die Radien ausstrahlen, ist von den Querfäden ein kleiner freier Kreis gelassen, dann beginnen die Querfäden, anfangs in gewiß dichten Zwischenräumen, welche nach dem Ausgangspunkte der Radien immer weiter und weiter werden und zwar nicht willkürlich, sondern nach einer richtigen geometrischen Progression.

Dies progressive Erweitern der Zwischenräume, diese genaue, geometrische Gleichheit der einzelnen Felder zwischen den verschiedenen Radien sind bewunderungswürdiger als die soviel bewunderten sechseckigen Bienenzellen. Diese stehen fest mit Nothwendigkeit aus den ursprünglich runden Zellen hervor, da diese nicht eine vollständige Ausnutzung

des gegebenen Raums gestatten. Die Bienen folgen darin nur den geometrischen Gesetzen des Raums, denen sie als einer Nothwendigkeit sich nicht entziehen können.

Welches Gesetz zwingt aber die Spinne, die einzelnen Felder mit solcher Genauigkeit abzumessen und in den Zwischenräumen der Quadrate ein progressives Verhältniß zu beachten? Könnte sie nicht, so selbst ohne den Zweck des Netzes zu berücksichtigen, die Felder und Zwischenräume willkürlich abtheilen? Die meisten Menschen wissen eine rasche Antwort auf diese Frage, sie sagen: Die Spinne handelt nach dem Gesetze des Instincts, und glauben hiermit alles abgethan zu haben. In Wirklichkeit haben sie damit das Verständniß auch nicht im geringsten gefördert. Denn wieder müssen wir fragen, welches ist das Gesetz des Instincts? Worin besteht es? Was verlangt es? Ja, was ist der Instinct, der sich hier so wunderbar äußert, überhaupt? Seien wir lieber offen und wahr und gestehen wir, daß wir auf all diese Fragen keine Antwort haben, daß wir nicht wissen und begreifen, was in dem Inneren dieses kleinen Thierlebens wirksam ist und vor sich geht.

(Der zweite Artikel demnächst.)

Glück und Bildung.

Eine Antwort.

„Wenn die Civilisation die Menschen nicht glücklicher machte, die Summe ihres Wohlseins nicht steigerte, was wäre sie werth?"

Die Antwort ist leicht gegeben: Sie wäre gar nichts werth — für den Schüler französischer Weisheit, der nur nach Wohlsein und Lebensgenuß strebt; sie würde aber darum nicht aufhören, das höchste irdische Gut zu sein — für den, der das eigentliche Ziel des Menschenlebens und seiner Entwickelung nicht im Genuß, sondern in der Ausbildung und Bethätigung geistigen Lebens und Strebens erblickt.

Daß es einen Werth des Lebens gibt, abgesehen von allem Genuß, einen Werth menschlicher Größe und Thätigkeit, die sich gegen alles Wohlsein und Glück als solche gleichgültig verhält und sich ganz andere Zielpunkte des Strebens wählt als eben diese, ist leider auch für den größten Theil unseres deutschen gebildeten Publikums zu einem völlig paradoxen Satz, zu einer Phrase geworden, die, für das Leben ohne Bedeutung, nur den schönen Declamationen der Schulweisheit und nächstdem etwa dem Kanzelredner noch gestattet oder vielmehr noch verziehen wird.

„Wie thöricht wäre alle Arbeit, wenn sie nicht die Summe des Genusses steigerte, die uns durch sie zu Theil wird!"

Diese Denkweise ist leider das Los vieler; sie breitet sich immer weiter aus und gerade dies beweist schlagend genug, daß neben den ungeheuren Fortschritten der neuern Zeit in materiellen Cultur der Adel der Gesinnung seltener und seltener wird.

Ist dieses unaufhaltsame, ueberhastete Streben nach Genuß der rechte Weg zur Civilisation oder auch nur zu Glück und Befriedigung? Ob derart seiner langen Auseinandersetzung; ein jeder sage nach seinem Herzen, er wird die rechte Antwort finden.

Wie groß die Summe des Wohlseins ist, die ein anderer genießt, kann ich mit Sicherheit niemals ermessen, da es keinem Menschen gegeben ist, in einen andern hineinzusehen und sich in dessen individuelles Lebensgefühl zu versetzen. Die Fähigkeit aber, die er hat, zu genießen und zu leiden, kann ich wohl ermessen, denn sie richtet sich ganz nach der Größe und Art seiner Bedürfnisse, Interessen und Wünsche. Jedes Bedürfniß, jedes Interesse, jeder Wunsch, den er hegen mag, vermag ihm einen Genuß zu verschaffen, wenn er befriedigt wird, und ein Leiden zu verursachen, wenn diese Befriedigung ihm vorenthalten bleibt oder gestört wird.

Die Fähigkeit zum Genuß jeder Art ist also nothwendig und unter allen Umständen an die Gefahr eines entsprechenden Leidens gebunden — es ist dies ein unabänderliches Naturgesetz.

Auf die größte Summe von Wohlsein kann sich daher nur einige Hoffnung machen, wer seine Bedürfnisse und Interessen nicht über das Maß steigert, welches die Mittel der Befriedigung nicht überschreitet, die ihm zu Gebote stehen und in der Zukunft wahrscheinlich zu Gebote stehen werden. Je alltäglicher, einfacher, naturgemäßer die Bedürfnisse, desto sicherer läßt sich auf ihre Befriedigung rechnen; je individueller, complicirter, künstlicher, desto größer muß die Summe der Entbehrungen im allgemeinen immer werden.

Der raffinirte Genuß des civilisirten Menschen wird reichlich dadurch aufgewogen, daß ihm die Steigerung des Genusses durch zeitweiligen Mangel fehlt. Wir essen und trinken nur aus Gewohnheit und weil die Stunde schlägt, wir verbrauchen tausend Dinge freudelos und genuß-

niſter, ſeinem Bruder; durch Connexionen und Verwendungen bin' ich das willenloſe Geſchöpf meiner Gönner geworden.

P. Fels.

Nicht doch, Heinrich. (Legt Hut und Stock ab und greift nach einem Stuhl.) Sieh', ſieh', ich habe das nicht glauben wollen. Biſt wirklich ein Hypochonder geworden. Wer wird ſich ſolchen Grillen hingeben? Komm', laß uns einmal ein vernünftig Wort zuſammen ſprechen!

Heinrich
(nimmt einen Stuhl. Schmerzlich lächelnd).

Hat man mich bei Ihnen verklagt?

P. Fels.

Das nicht, Heinrich! Nein, nein, ich bemerk' es ſelbſt. War kürzlich ganz erſtaunt bei Tiſch. Dieſe Abweſenheit! Dieſes Hinſtieren auf einen Punkt! Dieſes ſchmerzliche Lächeln, das immer um Deine Mundwinkel ſpielt — ſag' mir nur, was haſt Du denn?

Heinrich
(erregter).

Bemerkt man etwas an mir? Bin ich anders, als Sie mich kannten?

P. Fels.

Mir thut Deine Frau leid. Sie ließ keinen Blick von Dir ab. Menſch, das fällt ja auf. Haſt Du etwa häuslichen Kummer?

loch, wir kennen sogar den höchst intensiven Genuß gar nicht einmal, welchen Spiele und Trank dem Hungerigen und Durstigen zu gewähren im Stande sind. Der rohe Naturmensch hat ihn vor uns voraus. Und die Langeweile, sie quält ihn nicht. Die Armuth des Reichen, seine tausend eingebildeten Bedürfnisse und capriciösen Wünsche, sie sind ihm fremd. Sind denn der Glücklichen in unserer modernen Gesellschaft so viele? Und ist es im Ernst der beste Rath für sie, ihre Bedürfnisse und ihre Genußmittel nur fort und fort ins Unendliche zu steigern?

Wenn Ruhe und Frieden, wenn die Abwesenheit drängender, unbefriedigter Wünsche Bedingung ist — und was wäre es denn? — so kann man es nur da zu finden erwarten, wo keine allzu hohe Bildung des Geistes und Herzens herrscht, wo die geistige Sensibilität des Menschen keinen hohen Grad von Reizbarkeit erlangt hat, wo das Glück beschränkter Lebensverhältnisse einer beschränkten Bildung des Geistes und Gemüths wohlthätig entgegenkommt. Wo dagegen das Glück und die innere Ruhe der Menschen an so zarten und so äußerst verwickelten Fäden hängt, wie dies für die hoher Gebildeten der Jetztzeit der Fall ist, da wird es von so vielen Gefahren fortdauernd umringt, daß es eines ganz ungewöhnlich günstigen Schicksals bedarf, wenn seiner jener Fäden reißen soll.

Höher und menschenwürdiger sind das Glück und die Freuden, die der Gebildete genießt, aber der Summe nach größer oder intensiver als die des rohen Naturmenschen sind sie schwerlich.

Erkennen wir dankbar die Gerechtigkeit und Liebe der Natur gegen die Wesen, welche sie ins Dasein rief, daß für jedes derselben die Fähigkeit zum Genuß und zum Leiden einander aufs genaueste entsprechen. Die Schicksale der einzelnen sind verschieden, aber die Arten und die Gattungen der Wesen sind hierin gleichgestellt.*)

Th. Waitz.

*) Diese Entgegnung ist gegen Nr. 15 unserer Zeitschrift gerichtet, wo unter dem Titel „Anthropologie der Naturvölker" ausgeführt wurde, die Civilisation vermöge die Summe des Wohlseins im Menschen nicht zu steigern, unterbreitete widersprechen wurde. Hier vermahnen wir gegen die Imputation, als hätten wir dem tropischen Genuß das Wort geredet; im Gegentheil überwiegen wir das Gefühl des „Wohlseins" auf geistiger und gemüthlicher Stufe und bleiben noch jetzt bei unserer Behauptung, daß der Mensch, gegenüber allem Gegentheil, das Gefühl allgemeiner mit der Civilisation steigern mag. Doch z. B. den Kindling am erwachen zu sehen und den ersten Strahl der Vernunft zu hören, war nur der Civilisation gelingen wird und auch ein specifisch und allseitig ausgebildetes geistesfreies Wohlsein enthält, als das in einer Angst um seinen Leib so leicht wieder entschwinden Rauch schnelle Kannibale bei seinem Menschenfleischgenuß empfindet. Ja, wenn die Naturvölker nicht auch ihre Leiden hätten und zum Theil schwerere, Unsicherheit ihres Behagens, wenn nicht einmal der von Schadenfreudigen gehaltene Portale der Civilisation ihnen Bedürfnisse in Menge gebären hätten, mehr gesichert werden könnten, als der Mensch der Civilisation z. B. allerdings ein ganzes Leben lang, allein nur zum tödtlichen Schmerz, der Gefahr der Zerstörung, des Unglücks und der mangelnden Befriedigung gebildet werden kann. Gerade hier aber treten Compensationen ganz wunderbarer Art ein. Wem hätten nicht Noth, Dürftigkeit, Religion und die nach der Civilisation verschollen und unendlich gesteigerten Gefühle der Liebe und Barmherzigkeit Blumen gepflanzt, die sogar ein unendlich unglückliches Leben doch zum unendlich glücklichen machen können? T. Herr.

Anregungen.

Die beste Erziehung.

Jedes Volk, jede Zeit hat ein anderes Erziehungsideal.

Die Erziehungsideale der Völker entsprechen aber nur der jedesmaligen Entwickelungsstufe, die sie selbst erreicht haben.

Was ihnen im Denken, Fühlen und Wollen als das höchste erscheint, das nun suchen sie durch die Erziehung auch an sich zu verwirklichen.

Von diesem Gesichtspunkt aus hat Dr. Karl Schmidt in Köthen die geschichtliche Entwickelung der Erziehung dargestellt in: „Die Geschichte der Pädagogik in weltgeschichtlicher Entwickelung und im organischen Zusammenhange mit dem Gesammtleben der Völker". Dritter Band. Die Geschichte der Pädagogik in der neuesten Zeit (Köthen, Schettler, 1860).

Ueber die von dem Geist und gewissenhaft arbeitenden Autor aufgestellte Hypothese, daß die Menschheit im ganzen, gleich dem einzelnen, ein Kindheits-, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter durchläuft, läßt sich streiten.

Sie widerspricht wenigstens jener andern Ansicht, wonach die Menschheit in Fortschritten, also in geistiger Verjüngung begriffen ist.

Höchstens läßt sich bei einzelnen Völkern ein solcher Verlauf von der Kindheit bis zum Greisenalter nachweisen.

Aber im übrigen hat Schmidt allerdings recht, daß kein Volk der heranwachsenden Generation in der Erziehung etwas anderes geben kann, als was es selbst bereits erreicht hat, was sein eigenes Wesen und Leben ausmacht, weshalb die Erziehung mit der Cultur der Völker fortschreitet und die Erziehung

Cultur ist. „Das Leben eines Volks zeichnet sich in seinen Erziehungsprincipien ab, die Erziehungsnormen sind Spiegel seines Lebens. Ein Volk wiederholt seine eigene Entwicklung in der Erziehung der Nachkommen."

Im Kindesalter eines Volks geht nach Schmidt die Erziehung vom Familienhaupte aus und beruht in Einübung der hergebrachten Sitten, Formen und Gebräuche, ohne dabei von einer höher bewußten Idee geleitet zu werden. Nach und nach entwickeln sich durch Beobachtung und Erfahrung einzelne Regeln, Erziehungsmaximen, die in mündlicher Ueberlieferung fortgepflanzt werden. Mit Bewußtsein jedoch wird die Erziehung erst in der gegliederten Gemeinde und in dem organisirten Staate vollzogen — im Jünglingsalter des Volks. Gesetzgeber regeln und läutern nun die durch Herkommen und Sitte überkommenen Erziehungsmaximen. Im Mannesalter des Volks setzann geht die Erziehung und der Unterricht aus klarem, sich des Zwecks und Ziels bewußtem Streben hervor. Hat hier nun wie im Greisenalter des Volks treten die Philosophen und Pädagogiker auf, um eine vollendete Theorie der Erziehung zu geben. Die Entwicklung geht also von der Praxis zur Theorie, von der That zum Gedanken fort. Je mehr ein Volk sich ausbildet, um so theoretischer wird es.

Vor Christus durchlebt nach Schmidt die Geschichte der Pädagogik wie die der Menschheit ihr Kinder- und Jünglingsalter und der vorliegende erste Band handelt von dieser vorchristlichen Zeit, gibt aber in der Einleitung schon eine Uebersicht über den ganzen Entwicklungsgang der Pädagogik in der Geschichte der Menschheit.

Wie in der vorchristlichen Zeit das Leben der hier auftretenden Völker vorwiegend Naturleben, die Bildung naturwüchsig ist; wie die Völker aufgehen in dem Ganzen ihrer Nationalität, der ihre Schranke bildet; wie es nur nationale Völker haben und nur nationale Menschen sind, so ist auch die Erziehung durch und durch hier nur eine nationale. Die Erziehung strebte vor allem das nationale Gefühl und Bewußtsein zu wecken und zu pflegen. In diese Epoche der nationalen Erziehung gehört 1) die substantielle Erziehung der orientalischen Völker, deren Erziehung Schmidt als Familienerziehung, Kastenerziehung, Nationalerziehung und symbolische Erziehung näher charakterisirt. Sie gehört 2) in diese Epoche der nationalen Erziehung die individuelle Erziehung Griechenlands und Roms, die sich von der substantiellen der orientalischen Völker dadurch unterscheidet, daß das Individuum von der erdrückenden Macht der Objectivität sich befreit und in seiner Selbstgenügsamkeit wie der Jüngling sich ihr selbstständig gegenüberstellt. Die Individualität vermag sich jedoch noch nicht über die Grenze ihrer Nationalität zu erheben. Hellas und Rom gelangten noch nicht zum in sich sichern, seines unendlichen Werthes sich bewußten Individuum. Das bildet die Schranke, die ein Volk gibt, der jedesmalige Standpunkt seiner der altclassischen Nationen. Zur vorchristlichen Epoche der nationalen Erziehung gehört endlich 3) die theocratische Erziehung des Volks Israel.

Erst mit Christus tritt die sich ihres ewigen Werths bewußte, die Schranken der Nationalität durchbrechende Individualität in die Geschichte ein. Der Verfasser wird die ganze Periode der nachchristlichen Pädagogik im folgenden Bande abhandeln. Sein Buch athmet sich durch den philosophischen Geist aus, mit dem es die geschichtliche Entwicklung der Pädagogik überblickt. Es läßt, ähnlich wie Hegel in der Geschichte, sich die Wahrheit durch Gegensätze hindurch entwickeln. Schmid's „Geschichte der Pädagogik" scheint durchgängig mehr als ein trockener Bericht über das Vergangene werden zu wollen. Sie bringt zum Bewußtsein, was durch die Vergangenheit für die Gegenwart und Zukunft der Erziehung erobert und errungen worden. Man erhält zuletzt ohne Zweifel auch, wie die Menschheit sich aus den einseitigen und in ihrer Einseitigkeit unwahren Erziehungsprincipien des Alterthums und Mittelalters zu der allseitigen, harmonischen, den ganzen Menschen erfassenden Erziehung der Gegenwart emporgearbeitet hat.

Neue Gedichte.

II.

Ein Märzveilch, von dessen „Liederbuch eines Malteserritters" die zweite Auflage erschienen ist, hat in Betreff, von was oben angedeuteten Scharfen und komischen Blatt in „Satans Leier" (Pest, Heckenast & Margarat, 1850) auch neue die Gebrechen der Zeit gegeißelt, oft das Richtige getroffen und der Gegenwart einen Spiegel vorgehalten, aus dem denn freilich kein sehr anmuthiges aber nur wohlthuendes Bild uns entgegenschaut, indem, wer sünde in einer moralisch wie künstlerisch zerfahrenen Welt besser seine Stelle als der Satiriker?

Wenn Adalbert Harnisch „Gedichte" (Oppeln, Max, 1850) sagt, so muß dies vermuthlich mit der allgemeinen Schwäche des Irdischen entschuldigt werden, das unvermeidlich zum Verbrennen gehängt wird.

Zum Besten des kürzlich von uns in seinem so anschaulichen Bilden geschilderten sächsischen Pestalozzivereins hat Ernst Richter eine kleine Sammlung Gedichte: „Maiengrün" (Dresden, Meinhold, 1850) herausgegeben. Maiengrün heißt ein Umzug, den die mit Blumen und Zweigen geschmückten Waisenkinder zur Pfingstzeit machen, um von milden Herzen Liebesgaben zu empfangen. Der Dichter ist selbst Volksschullehrer und singt seinen Beruf, dessen oft geschilderte trübe Seite auch von ihm nicht unangedeutet bleibt, doch als ein Wandeln wie unter Blumenlauben erscheinen, falls nur das Gemüth des Lehrers an „Liebe im Kleinen" Befriedigung findet und Schätze der Natur- und Seelenbetrachtung auch in seinem nächsten bescheidenen Lebenskreise zu sam-

mein und zu wahrem verklärt. Ist diese Festtagsstimmung, die sich durch das kleine Büchlein zieht, schon an sich eine wohlthuend berührende, so erhöht sie dieselbe durch den Werth der Gedichte selbst. Sie sind weit entfernt von einem nur rhetorischen Verfangen der Lobpreisungen. Die Weise des Dichters ist eine ursprüngliche und von wirklich empfangenen Eindrücken ausgehende. Sie gibt Anschauungen, concrete, wirklich erlebte Situationen und knüpft erst an diese eine Stimmung, die in ihrer lyrischen Weise den besten Klängen der deutschen Poesie, Uhland's und Rückert's Gedichten, nachtönt. Eine dem Dichter eigenthümlich angehörende Anschauung ist die Anerkennung der werkthätigen Liebe im Sinne neuerer Erscheinungen auf dem Gebiet der Krankenpflege. Der Ruhm und Preis, den er einer Diakonissin zollt, bleibt fern von den besondern Betonungen der „Innern Mission", das allgemein Menschliche scheint ihm des Dankes allein schon werth zu sein, nicht erst die besondere, von der Religion geheiligte Pflicht. Zu den vorzugsweise gelungenen Gaben dieser innigen Muse zählen wir „Eines Krankenpflegers", „Sonntagsbesuch", „Ein junger Baum", „An Gräbern", „Der Dorflehrer", „Dank".

Cantonen

von Rudolf Gottmann

1.

Statuen schwimmen, Saal und Zinne ragen —
Da tratst du her — o Liebe, die Gestalt!
O Palme du! — es springen die Fontainen,
Mit jungem Blättern rauscht der nahe Wald —
O sei so froh! Nur einmal will es wagen! —
Doch du — scharf blick ich hin — mir will es wähnen,
Wie schwimmete von Thränen
Dein Aug' — — O ja, man hat an dieser Stätte,
Auf die du aus der Ferne wardst verletzt,
Springquell erfunden, Blum' und Sängerflehen,
Du aber fuhrst dich von der goldnen Kette,
In die man deine Jugend schlug, verletzt
Und denkst an Liebe in verwandten Seelen.

2.

Du kehrst zurück — die Stunde hat geschlagen —
Aus hundert Fenstern lugt das Schloß — doch Glätte
Des Marmors hast du angethan — dein Schritt
Bewegt sich nach dem Maß der Etikette.
Die Schmerzen, die in deinem Innern nagen,
Und was dein Herz in banger Sehnsucht litt,
Was heiß vom Aug' dir glitt —
Man sah es nicht — Nun stehst du am Portal —
Kalt — dein Gemach — nur eine, wenge Wände' —
Den Frauen, die dir nahen, ziemlich theilnahmlich,
Winkst du zurück — Allein mit Freud' und Qual' —
Nun noch — es sinken nieder die Gehänge — —
Und tieferschüttert sinkst du in die Kissen.

3.

Wie eine Rose weit aus dem Gebüsche
Gelockt von Morgens liebeswarmem Strahle,
Sich funkelnd auf die grünen Säume schwingt —
Ihm weht auf sie herab aus gold'ner Schale
Der junge Tag — o viele Jugendfrische'
Dein Auge scherzt und Heiteres spricht und sagt
Dein rother Mund — wer bringt
Dir jene Zeit zurück? — — Hier, wo vergehend
Der Himmel schaut, daß du entrolltest Blatt
An Blatt — in deinem buterfüllten Scherben;
Hier, wo gehemmt der Quell des innern Lebens,
Mußt du, aufschauend, unbefriedigt, matt —
Die frische Blume unter dumpfen — sterben'

4.

Du schläfst — du träumst — es sinken enge Schranken —
Frei ist dein Geist — auf leid'ner Ottomanne
Ruht hingegossen deiner Schönheit Pracht —
Da fährt's heran mit güldenem Gesange,
Um das sich Hyacinth' und Myrte ranken.
Gekönnet ist der große Dom der Nacht,
Den hell wie Tage macht
Das Licht von tausend ringsvertheilten Sternen —
Er tritt und du vor jenen Hochaltar,
Ein Amen tönt ob zwei verbund'nen Händen' — —
Nun fort' Unendlich fort zu schönen Fernen' —
Das alles macht ein heitres Lächeln klar,
Das leis aufzuckt von deines Auges Rändern.

5.

Wol sah ich Rot' und Lilie bei dir prangen
Und mit Erglühn die Antlitze sich verbinden —
Ein Wunder: Blut und Schnee zu Form gemischt'
Nun aber will die Blumeneintracht schwinden,
Da heiße Pfeile tödten auf den Wangen
Die Lilie, die dein Rosenglühn erfrischt.
Im Waldgrund so erlischt
Das sprühende Blättlein sammt dem Perlgehänge,
Wenn Sonne schrankenlos mit Flammen schwärmet.
O wer nur — wer — der dein Erglühen kühle? —
Du träumst — du sinnst — und so in dieser Enge
Entflammst und verzehrst dich Liebesschwüle.

6.

Wol niemals wirst du lesen diese Zeilen,
Weit steh' ich unter deiner holden Kunde,
Zwar nahe dir, doch wieder gänzlich fern.
Der einz'ge Quell blos war mir deine Wunde
Und dir verborgen must' ich dran verweilen —
Du, unter Schalen dort der einz'ge Kern,
Und du der einz'ge Stern
In dem Gewölk' — Tritt vor' Gib Licht und Heilung'
Versuch's' Vielleicht wird alles gut und klar — —
O deine Schönheit trieb zur Uebereilung
Mich an — Ach' niemals zündet Licht in Herzen,
Wo niemals Licht und niemals Seele war.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 21.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Das Gouvernantenhaus. Ein Beitrag zur Schilderung des europäischen Sklavenlebens. Von A. von T. — Berliner Umschau. III. — Das „böse" Drama. — Zur Unterhaltung. VIII. — Gedanken von Daniel Stern.

Das Gouvernantenhaus.

Ein Beitrag zur Schilderung des europäischen Sklavenlebens.

Hackländer hätte in seinem Roman: „Europäisches Sklavenleben", der als Seitenstück zu „Onkel Tom's Hütte" erschien, seine Leser auch noch folgender Scenerie in London versetzen können. . . .

Wir befinden uns in einem großen Zimmer. . . Es ist dürftig möblirt. . . Um einen großen, langen Tisch sitzen etwa 15—20 Gouvernanten —

Man wird sagen, ein Haus mit einer einzigen Gouvernante hat schon sein eigenthümliches Leben — nun gar 15—20 „Jane Eyres"! Da sind junge und alte Wesen — blonde, braune und graue, schöne und unschöne; alle ohne Ausnahme sind sorgfältig gekleidet, manche sogar sehr elegant. Einige lesen, andere nähen, die meisten haben Schreibmappen vor sich und schreiben auf kleinen Briefformaten zahllose Billets. Der Inhalt der Billets, die geschrieben werden, bezieht sich fast ohne Ausnahme auf Stellen, zu denen sich die Gouvernanten melden. Die Deutschen schreiben gewöhnlich die ihren in französischer, weil der bekanntern Sprache, und leiden sich, da die Compositionen französischer Briefe nicht allen leicht wird, gewisse Briefschablonen; hier und da sind natürlich kleine Abänderungen in ihnen zu machen, aber das ist nicht schwierig. Oft muß eine arme Briefstellerin ein Dutzend Briefe schreiben und ebenso oft ihre Zeugnisse copiren, ehe sie es mit Erfolg thut. . . In einer Ecke des Zimmers liest eine Engländerin zur Uebung in einem deutschen Buche; sie bildet sich ein, recht fließend zu lesen, und hat das auch in ihren Briefen bemerkt, bescheiden hinzufügend, daß ihr zum geläufigen Sprechen noch etwas Uebung fehle. Die Worte fließen allerdings wunderbar genug zusammen, ungefähr statt

O Sterben ohne Glauben
Ist ewiges Verderben!

Oder Beben. Ohne Glauben
Blieb Bliger Verderben.

Im Nebenzimmer, zu dem eine die ganze Breite des Zimmers einnehmende Flügelthür führt, wird eine Beethoven'sche Sonate und zwar so schön gespielt, daß man das liebe, seelenvolle Gesicht noch gar nicht zu sehen braucht, um in der Klavierspielerin das deutsche Mädchen zu erkennen. Sie heißt Marie Wilding und ist noch Neuling auf englischer Erde. Deshalb ist sie auch so traurig; sie hat sich von dem Alltagsgeschwätz, das im Vorderzimmer geführt wird, hierher zurückgezogen, wo nur ein paar schweigsame Zeichnerinnen um den runden Sofatisch sitzen, und versucht es, sich Trost ins Herz zu spielen.

Der Schlüssel zu diesem eigenthümlichen Bei-

sammenein ist der, daß es in London Anstalten gibt, in denen Gouvernanten, die Stellen suchen, für ein mäßiges Kostgeld (15 Schillinge = 5 Thaler wöchentlich) einen zeitweiligen Aufenthalt finden. Zwei Empfehlungsschreiben von in London ansässigen respectablen Persönlichkeiten, wo möglich eins von einem Geistlichen, sind die unumstößliche Bedingung zur Aufnahme in ein solches Haus. Es ist nicht zu leugnen, daß die Gründung dieser Anstalten aus einem fühlbaren Bedürfniß entsprungen ist; denn es gibt in London so viele Gouvernanten als Sand am Meer und die meisten unter ihnen sind so fremd in der Stadt, daß es ihnen nur mit der allergrößten Mühe gelingt, sich durch die zweite oder dritte Hand die erforderlichen Empfehlungsschreiben zu verschaffen. Sie bedürfen aber sämmtlich eines Aufenthalts, der eine Vermittelung zwischen ihnen und den Gouvernantensuchenden ermöglicht oder wohin sie sich wenden können, wenn sie — was oft der Fall ist — während der jährlichen Ferienzeit das Haus, in dem sie ein Engagement gefunden haben, verlassen müssen. Diese Homes for Governesses zu gründen, war in der That zweckmäßig und deshalb dankenswerth. Einige reiche Familien haben sich darum verdient gemacht, indem sie die Fonds dazu hergaben. Daß man diese Anstalten alsbald unter den besondern Schutz der Geistlichkeit stellte, bedarf kaum der Erwähnung; denn bekanntlich stehen alle philanthropischen Anstalten Englands unter dem Schutz der Kirche. Die Vorsteherinnen der Gouvernanteninstitute werden von Predigern und einigen vornehmen Damen, welche den Titel Ladies Patronesses führen, gewählt und müssen den hohen Gönnern jährlich Rechnung über Ausgabe und Einnahme ablegen. Mit der Zahl der sich nach London drängenden Gouvernanten wachsen auch die Ueberschüsse dieser Kassen, was einen sehr günstigen Einfluß auf den Gehalt der Vorsteherinnen, aber leider! keinen auf die keineswegs behagliche Einrichtung der Institute hat. Warum nicht? Vielleicht denken die hohen Beschützer der Homes mit Goethe:

Alles kann der Mensch eher ertragen
Als eine Reihe von guten Tagen —

und sorgen, soviel an ihnen ist, dafür, daß in das geplagte Leben der armen Gouvernanten keine solche Reihe guter Tage trete.

Eins ist gewiß: Es ist in die Erfindung in den Homes sehr, sehr unbehaglich, ganz besonders für die armen Deutschen, die frisch aus dem Vaterlande dahin kommen und denen der Zwang, die Steifheit, die trockenen, handwerksmäßig abgehaltenen Hausandachten, das Alleinstehen, ja denen Essen und Trinken, das harte Bett und die dünne wollene Decke, kurz denen alles im Hause neu und fremd ist und die mit dem Ueberschreiten der Schwelle sich vollends verloren und verlassen vorkommen. Ach, wie viele heiße Sehnsuchtsthränen sind in diesen Instituten aus lieben deutschen Mädchenaugen schon geflossen und noch ganz kürzlich erkrankte in einem der bekanntesten eine junge Deutsche infolge des Bangens nach der Heimat und zwar so heftig, daß der Arzt erklärte, sie müsse ohne Zeitverlust nach Deutschland zurückkehren, widrigenfalls ihr Leben in Gefahr wäre! Ohne etwas anderes von London gesehen zu haben als dies Institut, reiste sie ab und wurde gesund. Welch eine trübselige Erinnerung nahm sie von England mit!

Wer mit den zwei Empfehlungsschreiben versehen ist, pflegt ohne weitere Schwierigkeit aufgenommen zu werden und wird aufgefordert, seinen Namen, sein Alter und vor allen Dingen die Summe seiner Talente, Fähigkeiten und Kenntnisse in ein großes Buch einzutragen, das sich die Gouvernantensuchenden von der Vorsteherin zeigen lassen. In ein zweites großes Buch schreiben die Gouvernantensuchenden ihren Namen, ihre Adresse, die Ansprüche, die sie an die zu engagirende Erzieherin machen, und das Honorar, das sie zu geben willens sind. Das ist die eine Art der Vermittelung zwischen Stellensuchenden und Stellenanbietenden. Andere sind die „Times", die Agenten und — die Gunst der Vorsteherin oder Vorsteherinnen, denn es gibt Institute, in denen sich zwei Damen in die Pflichten dieser Stellung theilen.

Alles ist still... Miß Burton, eine rothblonde Engländerin, trägt eine in Gold gefaßte Brille und sitzt, für sich in der Bibel lesend, eben am Tische. Wir fürchten, Miß Burton weiß es genau, daß die Vorsteherin (ihr Name ist Miß Smith) bald ins Zimmer kommen wird und hat deshalb diese Lectüre gewählt. Miß Smith ist dafür bekannt, daß sie die Frommen sehr begünstigt. Neben Miß Burton sitzt eine alte Dame — auch eine Engländerin — die schon dreißig Jahre Gouvernante gewesen und noch immer nicht in den Hafen der Ruhe eingelaufen ist! Sie schreibt eben mit zitternder Hand an einen Landgeistlichen, daß sie bereit wäre, für freie Station die Pflichten der Gouvernante bei seinen acht Kindern zu übernehmen. Es macht einen höchst peinlichen

Eindruck, zu ſehen, wie ſie durch ihre ſteife Haltung und bunte Kleidung bemüht iſt, ſich jünger auszuſehend zu machen und gerade das Gegentheil hervorbringt. Die Reſenknöspchen ihres Kopfputzes heben das ſchneeweiße Haar erſt recht ſcharf hervor. Ihr rechts ſitzt ein Mädchen mit gelbbrauner Geſichtsfarbe, die in Indien geboren und ſeit einigen Wochen im Inſtitut iſt. Auch ſie will, trotz ihrer ſiebzehn Jahre, Gouvernante werden und müht ſich in dieſem Augenblick mit einem Briefchen an eine Miſſis Hunt ab, die eine Gouvernante für ihre fünf Kinder ſucht und 20 Pf. St. Gehalt geben will. Das iſt wenig, aber doch immer mehr, als die arme, alte Gouvernante zu fordern wagen würde; denn die Gouvernanten, die noch der erſten Kindheit nahe ſtehen, können dreiſter auftreten als die, welche ſich der zweiten nähern. Eliſe, das braune Mädchen, hat bereits ſechs Briefblätter verdorben und befeilt jetzt ſeufzend das ſiebente. Um ſich einigermaßen für die ihr überaus langweilige Arbeit zu entſchädigen, kneift ſie zuweilen ihre Nachbarinnen, ſchneidet die lächerlichſten Geſichter, pfeift, ſtrahlt oder treibt ähnliche geiſtvolle Dinge. Ihr gegenüber ſitzt eine junge Frau aus den Rheinlanden. Sie iſt Wittwe und Mutter dreier Kinder. Man hat der durch bittere Erfahrungen und Leiden gebrochenen Frau eingeredet, daß ſie am beſten für ihre Kleinen ſorgt, wenn ſie ihr muſikaliſches Talent in England verwerthet und ihre Einnahmen zur Pflege und Erziehung ihrer bei armen Verwandten untergebrachten Kinder hinüberſchickt. Das hat ſie bereits ſeit Jahr und Tag gethan, ſie gebet ſich aber in ihrer Herzensſamkeit, in Sehnſucht und in Gewiſſensſkrupeln auf. Weiter nach unten ſitzt ein keck ausſehendes deutſches Mädchen von etwa 25 Jahren, Franziska Schulzendorf. Sie iſt in grüne Seide gekleidet und ſchneidet mit ihrem Vis-à-vis den Aermel zu einem hellblauen ſeidenen Kleide zurecht.

Die Stille dauert nur eine Weile. Nur „ein Engel ging durchs Zimmer". Plötzlich wird es lebendig. Ein Zank betreffs einer verloren gegangenen Adreſſe. Miß Stanford hat ſie von einem Agenten erhalten und ehe ſie noch Zeit gefunden hat, ſich nach dem bezeichneten Orte hinzubegeben, war die Adreſſe verſchwunden, und ſie läßt es ſich nicht undeutlich merken, daß ſie Franziska Schulzendorf für ſehr betheiligt an dieſem Verſchwinden hält. Die Unterhaltung wird engliſch geführt, iſt aber oft durch deutſche Ausrufungen von Seiten Franziska's unterbrochen. Sie fordert ihre Landsmänninnen zum Schutz- und Trutzbündnis gegen Miß Stanford auf und ruft:

„Aber, Fräulein Amalie Lichtlein! Sprechen Sie doch mit Miß Stanford und bezeugen Sie es, daß ich am Donnerstag, als die verdammte Adreſſe — "

„St!" ſagt Amalie Lichtlein leiſe. „Nehmen Sie ſich in Acht, ſolche Ausdrücke zu gebrauchen! Man könnte Sie verklagen und Sie bei Miß Smith verklagen!"

„Meinetwegen! Ich werde ſchon mit letzterer fertig werden! Dafür iſt mir nicht bange! Was aber die Adreſſe anbelangt, ſo habe ich ſie nicht einmal zu ſehen bekommen — "

„Sie haben ein ſehr kurzes Gedächtniß! Ich ſelbſt habe ſie in Ihrer Hand erblickt!"

„Noch beſſer! Es fehlt in dieſem erbaulichen Aufenthalt nur noch, daß die Deutſchen gegen die Deutſchen Partei ergreifen, um ihn zu einem völligen Paradieſe zu machen! Kurz und gut, ich weiß von dem elenden Stück Papier nichts!"

„Wie kommt es aber, daß Sie ſich zu der Stelle gemeldet haben, von der auf dem elenden Papier die Rede war?"

„Es kommt einfach daher, daß Mrs. Kennedy mir dieſelbe Adreſſe zugeſchickt hat! Ich habe auch [illegible] fünf Schillinge bei dem Rathen bezahlt [illegible] konnte mancher, die nach Stellen ſeufzt, mit einer aushelfen, wenn ich wollte!"

„Verſchaffen Sie ſich nur zu allererſt ſelbſt eine! Denn die in Rede ſtehende Stelle haben Sie nicht bekommen!"

„Nicht gewollt, weil mir eine viel beſſere angeboten wurde, mit 100 Pf. St., freier Wäſche und Reiſekoſten!"

„Wohin, wenn man fragen darf?"

„Nach Auſtralien! In vier Wochen reiſen wir ab!"

Fräulein Lichtlein war ebenſo luſtig wie Fräulein Schulzendorf. . . Plötzlich aber dämpfte ſie das Feuer ihrer Augen — Miß Smith trat ein. Die Lenkerin des Hauſes iſt eine magere, lange Dame mit einem gerötheten Antlitz und runden, waſſerblauen Augen, die meiſtens ausdruckslos ſind, zuweilen jedoch zornig genug aufblitzen können. Ihre kurze Oberlippe zeigt zwei weiße, ſpitze Zähne, was der allmächtigen Frau Vorſteherin ein erſchreckendes Ausſehen gibt. Sie liebt, ſich in grelle Farben zu kleiden, am liebſten in Roth, Gelb oder Grün —

Man ſah ſogleich allgemein, daß die oberſte Behörde in Wuth war. Die waſſerblauen Augen blitzten in der That mehr, als man es ſolchen Augen zutrauen mochte. Bald vernahm man:

„Wer hat dieſe Anzeige in die »Times« einrücken laſſen, ohne mich vorher um Erlaubniß zu fragen?“

Sie las die erſten Zeilen der in Rede ſtehenden Anzeige vor —

„Ich habe ſie einrücken laſſen!“ ſagte eine zitternde Stimme auf franzöſiſch nach einer kleinen Pauſe. Miß Smith verſtand Deutſch gar nicht und Franzöſiſch nur nothdürftig.

Es war Marie Wilding, die, aus dem Hinterzimmer kommend, dies Bekenntniß machte.

„Ein deutſcher Profeſſor, an den ich empfohlen bin, hat ſie aufgeſetzt“, fuhr ſie fort, „und in die »Times« geſchickt. Ich wußte nicht, daß wir Ihnen die Anzeigen vorlegen müßen. Verzeihen Sie!“ — —

„Und wie konnten Sie ſich herausnehmen, zu ſagen, daß ich über Sie Auskunft geben würde?“ fuhr die ergrimmte Gebieterin fort —

„Mein Gott, ich glaubte — —“

„Mein — »Gott«? Was? Ich dulde es nicht, daß man in dieſem Hauſe den Namen Gottes unnützlich führe! Sie betragen ſich ſehr unpaſſend und es ſoll mir lieb ſein, wenn Sie es bald verlaſſen!“ Zur alten Miß Burton, die noch immer in der Bibel lieſt, folgten die Worte: „Dieſe Deutſchen ſind ſo irreligiös!“

Miß Burton verdrehte ihre Augen hinter den Brillengläſern und ſeufzt: „In der That, ſie ſind ſehr irreligiös!“

Beide verlaßen das Zimmer.

Arme Marie Wilding! — — Das junge Mädchen trat ans Fenſter, um ihre Thränen zu verbergen, aber Fräulein Lichtlein, die älteſte von vier Schweſtern, die ſämmtlich ſeit Jahren in England waren und ſich längſt in alles zu ſchicken wußten, folgte ihr und ſagte gutmüthig:

„Verlieren Sie doch nicht den Muth, liebes Fräulein Wilding! Der böſe Drache iſt es nicht werth, daß man ſich ſeine Worte zu Herzen nimmt!“

„Ich weiß aber nicht, wohin ich gehen ſoll“, erwiderte die Geängſtete, „wenn ich dies traurige Haus verlaßen muß!“

„Davon iſt gar nicht die Rede! Miß Smith droht oft mit ſolchen Ausweiſungen, ſteckt aber nichtsdeſtoweniger recht gern unſer Wochengeld ein; denn je mehr ſie einnimmt, deſto beſſer ſteht ſie ſich ſelbſt. Uebrigens iſt Ihre Woche erſt am Freitag um und bis dahin können Sie ſchon engagirt ſein.“

Wirklich ſchien dieſe Prophezeiung in Erfüllung gehen zu wollen, denn es kamen infolge der Anzeige noch an demſelben Tage zwei Damen, welche nach Marie Wilding fragten und ihr Spiel hören wollten —

Sie wurden ins Hinterzimmer geführt und auf das Sofa genöthigt. Darauf wurde Marie gerufen; ſie ſpielte wiederum die Sonate und zwar ebenſo meiſterhaft als das erſte mal.

Als ſie geendet hatte, ſtand die ältere Dame vom Sofa auf und redete Marien engliſch an. Dieſe verſtand leider noch kein engliſch und rief die immer dienſtfertige, ſich in alles ſchickende Lichtlein zum Dolmetſcher. Die Dame ſchien vom Spiel nicht befriedigt zu ſein und ſprach ſehr lebhaft. Dabei ſtreute ſie mehrmals die Hände übereinander.

„Sagen Sie mir, bitte, was ſagt ſie?“ fragte Marie voll Beſorgniß —

„Ihr Spiel“, ſagte die Lichtlein mit ſcheinbarem Ernſt, „hat ihr gar nicht gefallen; es wäre nicht brillant, es klänge ſo zahm und“ — hier zuckte ein gewiſſes Etwas noch über der Dolmetſcherin niedlichem Geſicht — „ſie will, als Beweis für Virtuoſität, ein Stück hören, bei dem die rechte Hand zuweilen über die linke und die linke über die rechte ſpringt.“

Marie Wilding traute ihrem Ohr nicht. War das Ernſt oder Scherz? — —

Es war Ernſt, voller Ernſt! —

„Sagen Sie Ihrer Landsmännin“, fuhr die Dame fort, „daß ich Sie nicht engagiren kann, wenn ſie mir nicht ſo ein Stück, wie ich es zu hören wünſche, vorſpielen kann! Ich bin feſt entſchloſſen, nur eine Virtuoſin zu nehmen, denn meine Tochter“ — ſie wies dabei auf die junge Dame neben ihr — „hat ein ſo großes Talent für Muſik, daß eine mittelmäßige Klavierlehrerin ihr von keinem Nutzen ſein würde. Ueberdies ſcheint Miß Wilding ſchwächlich zu ſein und ich nehme niemals ſchwächliche Gouvernanten“ —

Der Menſchenhandel ging auseinander. Da faßte aber Fräulein Lichtlein eine Idee und fragte raſch Marien: „Wie viel Gehalt wollte ſie geben?“

„Siebzig Pf. St.! Aber Sie ſehen wohl, es wird nichts daraus, und — ach, ich möchte auch zu der Frau nicht hin! Sie ſieht ſo kalt und hart aus!“ —

„Danach muß man in England nicht fragen!

Das ist sentimental!" sagte die Lichtlein. „Ihr Spiel ist aber in der That zu gut für diese Sorte Leute! Meine Musik wird ihnen besser gefallen! Lassen Sie auf, ich werde ihr jetzt vorspielen! Und gefalle ich, so fordere ich 80 Pf. St.! Sie muß für ihre Unwissenheit büßen!"

Fräulein Lichtlein hatte kein musikalisches Gehör, aber durch Uebung hatte sie es zu einiger Fingerfertigkeit gebracht. Sie trommelte jetzt mit angenommener großer Sicherheit den Damen einen Marsch vor, bei dem die rechte Hand in den Baß, die linke in den Discant hinüberspielte. Marie Wilding erröthete vor Schreck über die Mißgriffe, die Fräulein Lichtlein machte; aber die Dame war entzückt und rief mehrere male: „Hört! Hört! Prächtig! Herrlich! Das nenne ich ein brillantes Spiel!" Fräulein Lichtlein blinzelte Marien zu, wie um sich über sich selbst lustig zu machen; aber als sie zu Ende war, erhob sie sich wie eine Siegerin, die sich ihres wohlverdienten Triumphs bewußt ist.

„Mein Fräulein, Sie spielen wunderschön!" sagte die Dame, „und es würde mir sehr lieb sein, wenn wir einig würden! Wie viel Gehalt verlangen Sie?"

„Neunzig Pf. St.!"

„Das ist viel, aber nicht zu viel für Ihr Talent! Sprechen Sie auch französisch?"

„Naturellement!"

„Haben Sie pariser Aussprache?"

„Comme il faut!" Dabei tuschelte sie nur für sich: „Magdeburger Mädchenschule! Aber ich muß mir noch freie Wäsche und freie Rückreise ausbedingen. Letzteres muß man auf alle Fälle nie versäumen!"

Die Dame bewilligte alles, so entzückt war sie von dem Spiel und dem handfesten Aussehen des Fräulein Lichtlein. In zehn Minuten war das Engagement abgeschlossen und Fräulein Lichtlein kündigte ihren Schwestern an, daß sie in acht Tagen nach Devonshire abgehen würde. An Marie Wilding versprach sie ein Geschenk zu entrichten.

Diese wünschte ihr alles mögliche Gute, seufzte aber in sich hinein: „Ach, ich passe nicht in diese Welt!"

Wir finden uns am folgenden Morgen wieder beisammen — — Es ist Frühstückszeit. Oben am Tische präsidirt Miß Smith, am andern Ende eine Miß Baker, ihre rechte Hand; sie wurde die zweite Behörde genannt. Miß Baker theilte pflichtmäßig alle Antipathieen und Sympathieen der obersten Behörden und demzufolge waren zwei Personen der Gegenstand unaufhörlicher Chicanen von ihrer Seite: Frau Stille, die junge Witwe, und Marie Wilding. Von ersterer wollte sie sogar wissen, daß sie eine geschiedene Frau, mithin der größten Mißachtung werth sei. Da Miß Smith an aufsteigender Hitze litt, so mußten Thüren und Fenster während der Mahlzeiten geöffnet sein, und kaum hatte Miß Baker bemerkt, daß Frau Stille sich vor der Zugluft scheute, als sie ihr ein für allemal den zugigsten Platz anwies. Dagegen zu protestiren, wäre erfolglos gewesen, und Frau Stille zog es vor, an diesem kalten, regnerischen Tage in einen großen Shawl gewickelt zum Frühstück zu kommen. Kaum hatte sie sich hingesetzt, als die untergeordnete Behörde die oberste mit einem bedeutungsvollen Blick ansah und augenblicklich verstanden wurde. „Ich erlaube nicht, daß man hier mit großen Tüchern umhergehe! Nehmen Sie das Ihrige ab!" hieß es — —

„Ich habe die Nacht über infolge von Erkältung Zahnschmerzen gehabt", sagte die arme Frau, „und bitte um Verzeihung, entweder das Tuch umbehalten oder mich auf einen andern Platz setzen zu dürfen."

„Die Ordnung dieses Hauses darf in nichts gestört werden! Wer seine Wohlthaten genießt, muß sich auch in seine Anordnungen finden! Für Kranke gibt es Hospitäler in London!"

Frau Stille nahm ihr Tuch ab und bemühte sich, äußere Fassung zu behalten.

Während die Gouvernanten nur Thee und Brot mit sehr wenig Butter bekommen, labt sich Miß Smith ein nahrhaftes Frühstück, aus Schinken und Eiern bestehend, sehr wohlschmecken. Es ist aber erlaubt, sich von der Haushälterin Fleischspeisen bereiten zu lassen, wenn man dafür besonders bezahlt. Wir sehen die Geschwister Lichtlein und noch andere zur Feier abgeschlossener Engagements ein Frühstück zu sich nehmen, das mit dem der Miß Smith rivalisiren kann.

In den meisten englischen Häusern wird vor dem Frühstück die Morgenandacht abgehalten; in dem Institut geschieht dies erst nach dem Frühstück und ist mit einer Art Bibelstunde verbunden. Nachdem das Theegeschirr abgeräumt ist, werden Bibeln vertheilt — vor Miß Smith wird eine ganz besonders große Bibel nebst dem englischen Prayer Book (Gebetbuch) hingelegt — und nun beginnt das Bibellesen der Reihe nach. Es darf sich niemand davon ausschließen; selbst die Haus-

mädchen, die jenseit der Schwelle auf der äußersten Grenze des Hintergrundes stehn, leise ihr Theil ebenso wie die noch sehr ungeübten Deutschen. Ist das beendet, so fassen alle vor ihre Stühle nieder, das Gesicht in ihre Hände bergend, und Miß Smith betet, auch sie laut, das Morgengebet und schließt mit dem Segen.

In demselben Augenblick donnert es an der Hausthür. Es ist der Briefträger. Die Menge erhebt sich wie elektrisirt. Jeder empfängt seine Briefe. Die Behörden ziehen sich mit den ihren auf die Zimmer der ersten Etage zurück. Die meisten der einlaufenden Billets beziehen sich auf die eine jedes andere Interesse verschlingende Frage: „Stellen?“ Es sind Antworten auf empfangene Briefe und Inserate, Adressen von Agenten überreicht. Mrs. R. händigt Miß E. ein kleines letztes Empfehlungsschreiben ein, Mrs. L. meldet, daß sie um vier Uhr Miß P. in dem Institute zu sprechen wünsche. Alle diese Briefe werden mit Spannung und Herzklopfen eröffnet. Kläglicher Kummerton lauten fast sämmtliche, denn nur einen befassen sich die englischen Damen nicht.

Frau Stille hatte auf Nachricht von ihren Kindern gehofft und als sie sich darin getäuscht sah, ging sie traurig und beklommen in das Schlafzimmer, das sie mit fünf andern theilte. Sie sehnte sich nach einem Augenblick der Einsamkeit und setzte sich, das müde Haupt auf die Hand gestützt, auf den Rand ihres Bettes.

„Sie vergessen ja die Statuten des Hauses“, hörte sie plötzlich kreischen; es war die scharfe Stimme von Miß Baker: „Sehen Sie, hier auf der Tafel steht es geschrieben: Keine Gouvernante darf während des Tags im Schlafzimmer sein! Gehen Sie nach unten und schließen Sie niemals die Fenster, wie Sie eben gethan! Das nennen wir hier sich Freiheiten herausnehmen.“

Frau Stille verließ das Zimmer, aber noch war sie nicht die Treppe hinunter, als der Entschluß in ihr feststand, sich für immer so unnatürlichen Verhältnissen zu entziehen und wieder ganz nur ihren Mutterpflichten zu leben. Fort, fort nach Deutschland! rief es in ihr. Mein Platz ist bei meinen Kindern und dort, im Lande der Musik, werde ich die Mittel zu unserer Existenz nicht minder erwerben können. Mit einem ganz veränderten heitern Gesichtsausdruck trat sie in das Versammlungszimmer, wo es wie in einem Bienenschwarm summte. Die Deutschen (immer die Nebeligen) theilten sich ihre empfangenen Briefe mit, gaben sich guten Rath und studirten die Karte von London, welche ausgebreitet auf dem Tische lag. Die Engländerinnen saßen schon vor ihren Schreibmappen und eine Französin — die einzige, die gerade im Institute war, sang im Nebenzimmer am Klavier.

„Adieu Français, adieu patrie chérie!“

Miß Ellis, das braune Mädchen, flüsterte der Frau Stille zu und warf dabei in ihrem Ungestüm einen Stuhl um. „Madame Stille, Madame Stille!“ [illegible], „ich habe eine Antwort von Mrs. Hunt erhalten. Sie wird heute herkommen, um mich zu sehen, und ich hoffe, sie wird mich engagiren! Es hängt nur noch von einer Kleinigkeit ab.“

„Nun?“

„Dummes Zeug! Ich will's Ihnen sagen, aber versprechen Sie mir, es niemandem wieder zu sagen. Mrs. Hunt forschte, daß ich nicht religiös genug bin und will mit Miß Smith darüber sprechen. Nun bin ich aber zu meinem Glück am vorigen Sonntag dreimal in die Kirche gegangen und ich hoffe, das wird zu meinen Gunsten sprechen. Es war ganz so schrecklich langweilig, daß ich's gar nicht aushalten konnte; ich dachte, in der Kirche sieht man wenigstens Leute mit hübschen Kleidern; deshalb ging ich und nun wird es zu meinem Glücke ausschlagen.“

„Glück? Freuen Sie sich darauf, Gouvernante zu werden?“

„Pah! Man muß sich Geld verdienen.“

„Was haben Sie erhalten, Fräulein Wilding?“ fragte jetzt das Fräulein Lichtlein, das sich in der Glückseligkeit fühlte, untergebracht zu sein —

„Drei Briefe!“ sagte Marie. „Man bestellt mich nach Blackheath, nach St. Johns-Wood und nach Grove-Hill! Ich werde den ganzen Tag umherfahren müssen — —“

„Wie, Sie denken, Sie könnten in Einem Nachmittage nach den drei Orten fahren?“ sagte das leichte Blut. „Kommen Sie her! Ich will Ihnen auf der Karte Ihre Wege zeigen und dann werden Sie verstehen, was das für Reisen sind! Seien Sie froh, wenn Sie morgen Abend die Touren gemacht haben. Jedenfalls gebe ich Ihnen meinen Segen mit, und hoffe, Sie kommen mit einem Hundert-Pfund-Engagement nach Hause. Es will schon gehen! Spielen Sie nur über Kreuz!“

Man ruft jetzt nach einer Miß Bell. Die oberste Behörde will sie sprechen. Es verlautet das Gerücht, es sei die Rede von einer sehr guten Stelle für Miß Bell. Miß Bell ist ein gar lieb-

liches und junges Mädchen. Von englischen Reisen in Deutschland gehoben, vereinigte sie die Vortheile einer halb deutschen, halb englischen Erziehung. Sie hatte unter anderm nichts von der Steifheit der Engländerinnen, aber auch nichts von dem verlassenen Wesen, durch das sich viele deutsche Mädchen bei ersten gesellschaftlichen Versuchen so unangenehm machen. Nach dem Tode ihres Vaters, der Professor der englischen Sprache an einem Lehrinstitute in Bonn gewesen war, war sie, die älteste von acht Geschwistern, nach England herübergekommen, um Gouvernante zu werden und ihrer Mutter unterstützen zu können.

Nach vielen jungen Mädchen schickte Miß Smith und empfing sie auf ihrem Zimmer mit der feierlichen Miene, die sie in solchen Momenten, in denen sie gewissermaßen das Schicksal spielte, anzunehmen pflegte.

„Setzen Sie Sich mir gegenüber, Miß Bell! Lest auf der Stadt! Ich habe hier einen Brief von dem religiösesten Manne England, vom Lord-Bischof von Devon erhalten! Er bittet mich mit dem Anfange, ihm eine Gouvernante für seine Kinder auszusuchen —"

Hier hielt Miß Smith inne, wie um dem jungen Mädchen Zeit zu lassen, sich diese Ehre und den religiösesten Mann Englands und dessen Kinder vorzustellen — —

„Er verlangt natürlich vor allen Dingen ein sehr religiöses Mädchen! Außerdem: Kenntniß der englischen, französischen und deutschen Sprache, Musik, Gesang und Zeichnen. Was sagen Sie dazu? —"

Miß Bell sagte nichts und Miß Smith fuhr fort: „Das Gehalt ist so anständig, wie man es von einem so großen Mann erwarten kann! Er gibt hundert Guineen. Trauen Sie sich zu, den Ansprüchen genügen zu können?"

„Ich weiß wirklich nicht, ob meine Kenntnisse — —"

„Was Ihre Kenntnisse und Talente anbetrifft, so wissen Sie recht wohl, daß sich keine in dem Institut mit Ihnen vergleichen kann. Ueber diesen Punkt können Sie ruhig sein, aber — wie steht es mit Ihren religiösen Principien? Ich fürchte, daß die irreligiöse deutsche Erziehung Sie für eine solche Stelle unbrauchbar gemacht hat. Ich habe Sie an einem Sonntage laut lachen gehört, und heute — eben heute, sah ich auf Ihrer Bibel, in der Schlafstube, den Adreßkalender liegen. Haben Sie vor der Heiligen Schrift nicht mehr Respect?"

Miß Bell erröthete.

Miß Smith's wasserblaue Augen nahmen einen möglichst grimmigen Ausdruck an und das junge Mädchen zitterte entsetzt vor ihr.

„Was denken Sie über das dritte Kapitel des Evangeliums Johannis?"

Arme Miß Bell! Sie kannte Schiller, Goethe, Shakspeare, Tasso und Corneille — aber, das dritte Kapitel —

„Sie haben's vergessen. Ich dachte mir das!"

Schon war alles so gut wie verloren. Dann war sich das Examen noch einmal auf die Philosophie.

„Miß Bell, wie gefällt Ihnen die Welt?"

Die Angeredete glühte wie eine Päonie. Ihre Verlegenheit wuchs mit jeder Minute. Was sollte sie jetzt antworten? Sollte sie sagen, die Welt gefiele ihr nicht? Das wäre ja eine große Unwahrheit. War nicht Bonn und der Rhein wunderherrlich? Hatte sie sich nicht auf den zwei Bällen, die sie im Leben besucht, prächtig amüsirt? Und nun vollends Paris, wo sie vorigen Winter gewesen. Eben spazierte sie in Gedanken auf dem Boulevard des Italiens — —

Miß Smith's rauhe Stimme tönte sie zum andern male:

„Miß Bell, wie gefällt Ihnen die Welt? Ich verlange Antwort!"

„Sehr gut... ziemlich gut wollte ich sagen —"

Das genügsame Mädchen sah an [illegible] immer geringer werdenden Gesichte, daß sie eine gefällige Antwort gegeben. Ach! und sie wünschte so sehr, jene Stelle zu erhalten, die doppelt so viel eintrug, als sie zu fordern gewagt hätte! Wie gut würden Mutter und Geschwister es haben, wenn sie so viel Geld nach Hause schicken könnte! „Ich sehe ein", stammelte sie mit hervorbrechenden Thränen, denn Miß Smith's Augen drohten sie zu durchbohren, „ich sehe ein, daß die Welt nicht gut ist; ich hoffe, sie wird besser werden."

„Sie können hinuntergehen!" sagte ihre Peinigerin, sich vom Sitze erhebend. „Schicken Sie mir Miß Burton her. Sie eignet sich besser für die Kinder eines Lord Bischofs. Ihre Frommigkeit wird für die Mangelhaftigkeit ihrer Kenntnisse entschädigen und es ist zu hoffen, daß der Lord-Bischof von der Forderung der deutschen Sprache abstehe. Weshalb auch die Sprache eines so irreligiösen Volks erlernen!"

Und der Lord-Bischof stand von seiner Forderung ab und Miß Burton erhielt die Stelle.

Begleiten wir jetzt Marie Wilding auf den Irrfahrten nach ihren Adressen...

Heinrich.

Nein.

D. Fels.

Iſt Dir in Deinen Dienſtverhältniſſen (leiſer) etwas paſſirt?

Heinrich
(gekränkt).

Doktor!

D. Fels.

Heinrich, das bekümmert mich. Ich ſollte meinen, ich verdiente Dein Vertrauen. Du hatteſt ſonſt nie Hehl vor mir —

Heinrich.

Mein würdiger Freund, Sie beurtheilen mich nach meinem früheren Weſen. Seit der Zeit, wo ich am Rhein lebte, wo ich meine Abſicht, als Gelehrter zu wirken, mit dem Staatsdienſte vertauſchte, meinen ſehr ſtolzen Schwiegereltern das Opfer brachte, einen von armen aber braven Eltern überkommenen bürgerlichen Namen mit ihrem adeligen zu verwechſeln, ſeit der Zeit, wo ich, um in einem ſo bequemen Comfort zu wohnen, fortwährend von meinen Schwiegereltern abhängig bin — hat ſich in meinem Innern viel, viel verändert.

D. Fels.

Wegen dieſer Dinge? Das kann ich unmöglich glauben. Sind das nicht alles Zufälle, wie ſie keinem

Der Regen goß in Strömen, als sie sich nach St. John's-Wood begab. Jeder erfahrene Mensch nimmt in London aus Sparsamkeit eine Droschke, sobald es an zu regnen fängt, denn der londoner Regen ist kein Krokallwasser, er verdirbt Hut und Rock mit einem male. Neulinge kennen das nicht und da sie sich vor jeder Extraausgabe fürchten, ersparen sie ein Geringes und gewahren den Verlust erst, wenn es zu spät ist...

„Können Sie schon englisch?" fragte die Dame, als Marie Platz genommen hatte.

„Sehr wenig!" antwortete Marie, „ich bin erst seit wenigen Wochen hier" —

„Dann bedaure ich, Sie bemüht zu haben, meine Kinder sind noch klein und verstehen keine andere Sprache!"

Damit war Marie entlassen und konnte sich an den zweiten Ort begeben. Ihre Dame hätte allerdings die Frage nach dem Englischen schriftlich thun und der armen Gouvernante den weiten Weg und die Aufregung ersparen können. Welche reiche Dame denkt aber in England daran, auf Gouvernanten Rücksicht zu nehmen!

Nach Blackheath war's eine stundenlange Fahrt. Erst im Omnibus, dann mit der Eisenbahn, dann noch zu Fuß, an schönen Gärten entlang. Endlich fand Marie das bezeichnete Haus und wurde von einem Mädchen in ein schönes Wohnzimmer geführt, wo eine lange, blasse, kurzsichtige Frau sie [illegible] Sopha nöthigte.

Marie athmete etwas auf, die Atmosphäre war weniger drückend. Die Dame fragte in französischer Sprache. „Sie sind also eine Deutsche?"

„Ja, aus Rheinpreußen."

„Aus — was?"

„Aus Rheinpreußen."

„Preußen! — Ist die preußische Sprache der der Deutschen ähnlich?"

Marie versicherte dies mit großem Nachdruck.

„Aber in Hannover spricht man das beste Deutsch! Nun immerhin. Wollen Sie mein Haus sehen; es ist ganz neu eingerichtet, — bitte, folgen Sie mir —"

Marie Wilding blieb nichts übrig, als dies zu thun, obgleich sie gar nicht begriff, warum die sonderbare Frau ihr nicht lieber ihre Kinder vorstellte und mit ihr über die Gouvernantenangelegenheit sprach.

Nachdem sie in allen Wohn- und Schlafzimmern umhergegangen und die Dame sie auf Teppiche, Matratzen und Marmortische aufmerksam gemacht hat, blieb sie plötzlich stehen und fragte Marie:

„Wie viel Kostgeld würden Sie mir zahlen, wenn ich Sie als Kostgängerin in mein hübsches Haus aufnähme?"

„Welch sonderbares Mißverständniß!" sagte Marie erschreckend. „Haben Sie nicht meine Anzeige in der «Times» gelesen und mir infolge derselben geschrieben, ich solle zu Ihnen kommen? Ich suche eine Stelle als Gouvernante und fordere 60—70 Pfund Gehalt."

„Ganz richtig!" näselte die Dame, „aber sehen Sie, manchmal ändern man seine Pläne, und da ich mir dies schöne Haus neu eingerichtet habe und gern Kostgängerinnen haben möchte, so dachte ich so: Vielleicht entschließt sich die deutsche junge Dame zu mir zu ziehen und bringt mir Glück, indem sie andere nachzieht. Ueberlegen Sie es sich! Dies ist meine Karte und wenn Sie entschlossen sind, in dieses schönes Haus Kostgängerin werden zu wollen, so schreiben Sie mir nur einige Zeilen! Sie sollen willkommen sein! Denn Sie gefallen mir."

Damit öffnete sie Marien die Hausthür und verschwand — —

Das war das zweite Resultat von Mariens kostspieliger Annonce und einem auf der Straße verlebten, nicht minder kostspieligen Tage. Sie hatte nicht einmal Gelegenheit gehabt, über Kreuz zu spielen. Mit bedeutend heruntergestimmten Hoffnungen machte sie sich am nächsten Morgen nach Grove-Hill auf.

Hier wurde sie von einem alten Herrn mit schneeweißem Haare sehr höflich und steif bewillkommt.

Er maß sie vom Scheitel bis zur Sohle und sagte dann in sehr gebrochenem Französisch:

„Ich habe Ihre Annonce in der «Times» gelesen und lege besonders auf den guten Charakter werth, den Sie nach jener Annonce haben sollen!"

Marie Wilding erklärte, daß ein alter Freund ihres Vaters die Anzeige hätte einrücken lassen — —

„Schon recht! Reisen Sie gern?" fragte der Herr —

„O ja!" sagte Marie — „Unter angenehmen Verhältnissen —"

„Das meine ich ja. Immer in den besten Hotels! Keine zu anstrengende Tagereisen! Das kann sich mit der Zeit alles machen. Sie fordern in Ihrer Anzeige nur 70 Pf. jährliches Gehalt. Das ist zu wenig, Sie können das Doppelte, ja das Dreifache haben, wenn wir einig werden und die Geschäfte glücken."

Marie erstaunte...

„Hören Sie!“ sagte der Alte leer. „Ich habe nämlich ein Mittel gegen Taubheit erfunden und suche nun nach einem verständigen weiblichen Wesen, das sich geneigt zeigt, mit diesem meinem Mittel in der Welt umherzureisen und seine Wirkungen zu erproben. . .“

„Wie?“ stammelte Marie. . .

„Unser meinen Landsmännninnen“ sagte der alte Quacksalber fort, „kenne ich nicht eine, der ich dies Anerbieten machen dürfte. Da sei mir vorgestern, als ich in der »Times« las, wie viele Deutsche ohne Stellen sind, ein, daß es unter ihnen wol manche geben mag, die es mit beiden Händen ergreifen möchte. Ich wählte Sie unter den vielen und frage Sie nun, sind Sie geneigt, auf meinen Plan einzugehen? Sie könnten überall mein Mittel an, empfangen die Besuche — machen Besuche — kurz für diesen Fall würde ich Ihnen die nähern Bedingungen mittheilen.“

Marie fühlte keine Neigung für den neuen Lebensplan als reisende Wunderdoctorin. Sie sehnte wieder unentschiedener Sache und mit gelernter Worte — in den Zwinger zurück.

Bei alledem mußte sie lachen und als Fräulein Schulzendorf im neuen blauseidenen Kleide auf der Treppe an ihr vorüberrauschte, dachte sie: Vielleicht ist der damit gedient, der Menschheit ein Mittel gegen die Taubheit zu empfehlen — —

Fräulein Schulzendorf bekam noch von Miß Smith nachgerufen, sie sollte ja nicht am Abend bei der Bibelstunde fehlen — Mister Fair würde beten —

Fräulein Schulzendorf rief hinauf: „Gewiß nicht, wenn es sich irgend thun läßt! Aber ich fürchte — —“

„Mr. Fair ist so religiös! Man merkt es ihm gar nicht an, daß er früher Schiffskapitän war“, sagte sie zu Miß Baker, die neben ihr stand —

Diese sagte: „Das freut mich von Ihnen zu hören, liebe Miß Schulzendorf! Sie sind auf gutem Wege! Man kann das nicht von allen Ihren Landsmänninnen sagen! Nehmen Sie sich übrigens heute Zeit! Ich werde Jane sagen, daß sie Sie — Sie wissen, es ist gegen die Hausordnung — nach 10 Uhr ins Haus läßt!“

Mit warmem Händedruck trennten sich beide fromme Seelen —

Fräulein Schulzendorf fand, um die nächste Straßenecke biegend, einen jungen Mann, der ihr ohne weiteres den Arm bot und sie fragte, ob sie zu Very oder nach dem deutschen Kaffeehaus gehen wollten —

„Ja Herr! Das Eis ist hier unüberwindlich!“ lautete die Antwort. . . „Sie haben das auch, nicht wahr, Hermann?“

Hermann, ein junger deutscher Gewandt ohne Engagement, und Franziska lieben den Tag zusammen . . . Letztere erzählte —

Nach 11 Uhr kam Franziska nach Hause — Aber sie war verdrießlich — Alle ihre Gespielinnen waren in Vergnügungen aufgegangen und das Schlimmste war, sie hatte Verdacht über eine Untreue ihres Hermann — In Cremorne-Gardens gab es Freunde, Bekannte, Begegnungen aller Art — Sie entdeckte ein falsches Spiel ihres Hermann und trennte sich von ihm mit einer Szene —

Am folgenden Morgen erzählte Marie Fräulein ihre Abenteuer —

Bei der schönen Mahnung und bei dem Worte „Kohlenmine“ horchten alle auf. . . Einige kicherten. . . Andere waren entrüstet. . .

Aber bei dem Erfinder eines Mittels gegen die Taubheit lachten alle ohne Unterschied. . . Doch Franziska schrieb sich heimlich wirklich die Adresse auf . .

Franziska Schulzendorf nahm dies Engagement an und erwarb sich in ein paar Jahren ein bedeutendes Geld —

Marie bekam von Fräulein Lichtlein aus Devonshire einen Brief. . . Man machte ihr das Anerbieten, in eine Schule zu treten.

Sie nahm dasselbe an und erlebte ein — zweites Kapitel im Buch Hieb des modernen Zeitgeistes, das die Ueberschrift führt: „Englische Schulen!“

A. von C.

Berliner Umschau.

III.

— Carneval und doch keine rechte Freude . . . Gesellschaften und kein Tanz . . . Kammern und liberale Minister und doch kein Jubel. . .

Lassen Sie mich mit letztern beginnen. . .

Die Eröffnung der Kammern fand bei entschieden niedrigerm Barometerstande als im vorigen Jahre statt. Das junge Hoffnungsgrün der neuen Aera hat einen leisen Anflug von grau bekommen — —

Der Ministertisch zeigte zwei, der Präsidentenstuhl eine neue Persönlichkeit. Was hoffen wir? Zunächst doch endlich für — die Journalistentribüne! Möge sie durch Simson's Stärke auf einen bessern Platz versetzt werden! So oft diese Petition auch schon früher vorgelegen, so hat man

doch nur bessen Act genommen. Man hat den Gehörsaalen der Journalisten eben eine übernatürlich feine Organisation angeerbt.

Der Gestaltung der Parteien ist gänzlich die des vorigen Jahres geblieben. Der Schwerpunkt ruht in der äußersten Linke-Mengel. Sie zählt 143 Stimmen und rechnet noch auf Zuwachs von der linken (volgo Rechten), wo ein kleines, noch übriges Häuflein mit unverkennbarer Neigung nach rechts (volgo links) seinem Drange sucht und auf den jetzt noch wie ein Irrlicht die Reihen durchkreuzenden Kobolz des Mißvergnügens und der Laune, den Kaplan von Berg, hofft, der andererseits nach dem nöthigen Beifall giebt, um die Saat seiner berühmten Dialektik auszustreuen.

Noch ohne Führer, ohne Parolen ausgerüstet zu haben. Sie haben nichts gegen die unschuldigen, wie es soll scheinen, calmirenden Vorlagen der Regierung — wegen Einführung des Allgemeinen Landrechts in den Hohenzollerschen Landen, wegen Abänderung der Wahlbezirke — sie sammeln ihre Kraft für das Ehescheidungsgesetz, die Grundsteuer und den Armee-Reorganisationsplan. Twesten (nicht in die Unterrichtscommission gewählt!) schmiedet Pfeile für die Regulative, die von Vincke ihm diesmal behülflich sein dürfte, passend zu verlenden. Auch Lette's Sprungkraft ist noch nicht geweckt, da das Zauberwort „Parcellirung" ihn noch nicht emporschnellte. Die katholische Fraction, unter der Aegide der Dioskuren Gebrüder Reichensperger, zählt 53 Stimmen und will, so scheint es, einen Compromiß mit der ministeriellen Fraction schließen, während die feudale Opposition noch nach Verbündeten sucht und vielleicht einen Augenblick glaubte, in den Fractionen Graf Pückler und Arnim sie gefunden zu haben — jedoch routen sehr bald schrille Conflicte hervor, da die politischen Auffassungen sich als zu verschiedenartig erwiesen, auch die führenden Persönlichkeiten sich abstoßen sollen — — —

Das wäre eine flüchtige Contourzeichnung der äußern Physiognomie. Die innere Stimmung ist, wie ich eingangs sagte, wol frei, stellenweise fromm, aber nicht frisch und fröhlich. Es schwebt der rechten Seite — volgo „Linken" — das Bewußtsein vor, daß etwas vorgegangen ist, das man nicht recht eigentlich mit dem Namen „Constitutionell" bezeichnen kann und daß das theilweise ihrem Fleisch und Blut entsprossene Ministerium sich denn doch bei der Bonin-Frage als ein zu elastisches erwiesen. Bei alledem warnte die Kölnerin vor einigen Wochen vor zu scharfer Opposition — sie drohte — und diese Drohung ist, da man wol durchgängig die nahe liegende Möglichkeit fühlt, daß mit dem Sturze dieses Ministeriums sich leicht eine zweite, wenn auch nur vorübergehende Auflage eines Kreuzzeitungs-Ministeriums gestalten könnte, nicht ohne Gefolg auf die Gemüther geblieben. So kann es denn kommen, daß, um Schlimmeres zu entgehen, man vielleicht lieber neun Millionen für eine „altpreußische" Armee — im Gegensatz zu Bonin's „Parlaments"-Armee — bewilligen wird, da man überdem für dieses Jahr nur drei Millionen verlangen dürfte.

Da verdient die in den „Mündlichen Mittheilungen" (Heft III) von Herrn l'Homme de Courbière mitgetheilte Kritik über Herrn von Bonin als Kriegsminister als signatura temporis Erwähnung. Da dieser Artikel in militairischen Kreisen viel Anklang gefunden hat, so gehört er zur Tagesgeschichte. Nachdem Herr de l'Homme de Courbière behauptet, der Kriegsminister habe sich zwischen den König und die Armee drängen wollen (vielleicht = le Maître?), und diese kühne Behauptung damit belegt, daß derselbe in der Kammersitzung vom 2. April 1859 geäußert: „Ich hatte diese Uniformirung bereits 1852 begonnen und Ich wollte Erfahrungen machen" — fährt er fort: „Bis zu dem Gefreiten herab, welcher die Ordrebücher an die Officiere austrägt, hatte doch jeder Soldat den Namen Sr. Majestät des Königs unter der betreffenden Ordre gelesen und nun war es plötzlich der Minister, der sich öffentlich das Recht beimaß, selbstständig derartige organische Einrichtungen in der Armee treffen zu können. Mußten nicht alle Leser dieser Ordre, namentlich die Ungebildeten, irre werden und zweifelhaft sein, wer denn eigentlich der Herr der Armee sei: der König oder der Minister?" Nicht? Sie trauen Ihren Augen nicht? Ein constitutioneller Staat! — — Wenn der Verfaßer schließt: „So sehr wir Herrn von Bonin in früherer Zeit als Mensch und Soldat verehrten, so sahen wir ihn jetzt nicht ungern von seinem Posten scheiden. Ein politischer Kriegsminister ist ein Unding für Preußen und ein für etwas anderes als für die Oekonomie verantwortlicher Kriegsminister bedroht die Armee mit den ernstesten Gefahren. Mit der Armee aber steht auch der Staat in Frage; wird erst an dem Atlas gerüttelt, auf dessen Schultern der alte Preußenaar horstet,

wird erst das Treiben constitutioneller Parteien in die Reihen der Armee hineingetragen, dann mag Gott der Herr uns beistehen, die Armee wird es nicht mehr vermögen!" Wie ein constitutioneller Kriegsminister — der Nachfolger Herrn von Boyen's mußte schwören den Eid auf die Constitution schwören — das klingt für Oekonomie der Armee unter sich! Herr von Roon möge sich für die wichtige ganze Lehre beim Verfasser bedanken!

Werden wir uns der heiteren Seite des Lebens, der Geselligkeit zu. Tanzen und Soupiren genug! Nur kommt die Jugend nicht zu ihrem Recht, da nicht getanzt wird — wegen der unerträglichen moralischen Leiden Sr. Majestät des Königs. Ihr Armen! Was helfen die Jockeistraße, die modernen englischen Moden mit den kleinen Stehkragen, die so trefflich an die goldene Zopfzeit erinnern — was die Jauner-Polizei, da es keine Erklärungen oder Erlaubnisse geben kann? Wie die traurenden Töchter Jsraels betrachten die Damen ihre Prachtgewänder, die, von Duft gewebt, mit den selbstgepflückten Kopfschmuckgarben sonst im Tanz wogenden Tänzen sich bauschten und geschwellten Segeln gleich die weiten Wendekreise durchschnitten — —

Wir wohnten kürzlich einer Soirée beim Prinz-Regenten bei und — ich höre und sehe schon, wie Sie voll Sorgen sind über „Indiscretionen". Und doch wollen Sie alles geschildert haben! Aber fürchten Sie nichts! Wir wollen bescheiden sein und thun, als hätten wir nur (der Kammerherr verjagt uns) Anwartschaft — auf das Bedientenzimmer. Denken Sie sich Ihren Freund also in einem Tressenhut, in Schuh und Strümpfen harrend. Er glossirt vom Flurzimmer heute nur die Eintretenden und die Art des Eintritts. Aber auch der kann lehrreich sein. Wird z. B. getanzt, so werden die Töchter sogleich der Mutter entrissen; sie müssen selbständig rechter Hand einen kleinen grünen Zauberhain — der nicht immer (für das Herz) ganz gefahrlos sein dürfte — durchschreiten, ehe sie in den Tanzsaal kommen, wo die glücklichen Tanzaspiranten ihrer harren und wo die Engagements auf Zeit, für Polka und Quadrille abgeschlossen werden. Die von ihrem Kinde losgerissene Mutter hat, wenn sie nicht so glücklich ist, „Excellenz" zu sein, auch die Trennung sogar von ihrem Gatten zu bestehen; denn die Räthe II. Klasse wenigstens müssen sich auch rechts schlagen, wo sie in besondern Räumen aufbewahrt werden, während die Gatten, vom Herrn Marschall und der Herrin begrüßt, in das Zimmer links vom Empfangssalon geworfen werden, wo zwar auch sehr viele höchst excellente Damen, Gräfinnen und Baronessen, aber keine Excellenzen sich befinden, hier genießen den Vortheil, in einem Zimmer sich, vereint mit den Damen des diplomatischen Corps, die Lebenslust zu theilen. Die hohe Excellenz mit dem Prädicat „Excellenz" durchschwärmt, wenn es ihr beliebt, sogar sämmtliche Räume. In diesen geistigen Durchsiebungen gebührt Feldmarschall Wrangel, der die äußeren Zeichen der Jugend imponirt. Erst wenn der Hof erscheint, an welchen sich als unzertrennbare Gefolge die beiderlei Excellenzen, Minister, Generale und das diplomatische Corps anschließen, beginnt das Amalgam der ganzen Gesellschaft — —

Doch werden verirrt ich mich? . . . Vom Tanz ist ja keine Rede — Ich sage ein wenig in die Saloons —

Die Prinzessin von Preußen hat sich außerordentlich erholt. Sie erscheint in einem weißen, duftigen Gewande von bunten Blumen durchwebt. Ein harmonirender Blumenkranz und funkelnder Thau von Diamanten verschönt die hohe, edle Erscheinung. Die anmuthige Schwiegertochter erscheint in weißer Robe mit Volants und einem reichen Diamantendiadem. Als Beleg unverwüstlicher Schönheit leuchtet im hochrothen Gewand, Feder- und Diamantencoiffure, die Herzogin von Sagan durch die stattlichen Reihen. Auch deren Enkelin, die jung vermählte Fürstin von Sagan, ist da, eine durchaus anmuthige Erscheinung mit dem pikantesten Typus der Französin. Unter der Fülle ebenso kostbarer als schöner Toiletten hebe ich noch die der Gräfin Sourma-Jeltsch hervor, die, obwol noch sehr jugendlich, doch schon zum zweiten mal vermählt ist, da sie das tragische Schicksal hatte, ihren ersten Gatten, den jungen Grafen Renard, nach kurzer Ehe auf der Jagd zu verlieren. Welch ein beneidenswerthes Glück ist doch die Jugend! Strahlt sie da nicht in einem Diamantendiadem und rosenrothem, mit Rosen überstreutem Gewande wie das Leben? Das ganze Bild der Freude! Einen liebreizenden Eindruck macht eine russische vornehme junge Dame. Sie trägt ein rosenrothes Unterkleid und ein grünes Petinetgewand darüber, einen so duftig gewundenen grünen Kranz mit Demantthau im Haar, daß sie wie eine Moosrose so lieblich

erscheint und von all den andern Plätzen entfernen sich vortheilhaft absticht, welche — —

Doch ich vergesse meinen Standpunkt —

Aber hören Sie! ich doch? Es gab ein ausgezeichnetes Concert, vom General-Musikdirektor Meyerbeer geleitet. Unsere Opernsänger bemühten sich, volle Ehre einzulegen — zu den aufgeführten Musikstücken gehörten die Ouverture zu „Oberon" vom Ersten Arbeit, die, der Wahrheit die Ehre, höchst schwungvoll und melodisch ist; desgleichen der in Paris für die Schillerfeier komponirte Festmarsch von Meyerbeer. Kurz, der Abend hat einen schönen Ertrag — —

Aus der heutigen Chronik unserer Lebens erwähn' ich Ihnen ein Diner, das der Fürst von Ratibor zu einem Hund, das Concert zu echt Kreuzschreiber, gegeben hat. Man gratulirte hauptsächlich dem Hunde, da die Gäste weil kaum das Kuvert des Vergnügens von 25 Thalern Gold zu Stande gebracht haben werden, selbst wenn die Hammel zu den Hammelsteinen à la Duchesse und Nasturtien verschrieben gewesen — —

Oder interessiren Sie unsere Tanzgesellschaften in der hohen Aristokratie? So hatte die Herzogin von Sagan den Ministerfrauen, sagt man, keine Besuche gemacht. Charaktervoll, wie unsere Minister sind, erschienen auch ihre Frauen nicht auf den Soiréen der Herzogin. Es wurde dies bemerkt und darüber ein Divan abgehalten. Die Herzogin hat sich zu Concessionen entschlossen und so sind die Differenzen ausgeglichen —

Doch flüchten wir uns aus allen diesen buntgemischten, lärmenden Eindrücken in das heitere, stille Reich der Kunst!

Für die Freunde der Malerei ist in zwei Bildern, von Gallait und von Biefve, ein weites Feld der Betrachtung geboten. Vor allen ganz in der Situation aufgehend ist das Bild von Biefve, das der berühmte Meister im Hotel du Nord aufgestellt und allen Kunstfreunden gestattet hat, es unentgeltlich zu sehen. Wir sehen hier Elisabeth von Baiern, die Wittwe Egmont's, am Morgen nach der Hinrichtung ihres Gemahls, in dem Kloster de la Cambre. Es ist eine einfache kleine Klosterzelle, in der die vom tiefsten Schmerz erschütterte edle Gestalt, einen Rosenkranz und ein Gebetbuch in den Händen, neben einer betenden Nonne an einem rothen Sammtstuhl lehnt. Aus dem großen, schönen, gerötheten Auge der Gräfin quillt die Thräne, sich an die Wimper hängend — man fühlt, es werden ihr noch viele, viele folgen. Das Antlitz der edlen Nonne ist in Theilnahme und Gebet wunderbar mild und rein der Natur des Schmerzes für andere abgelauscht, ganz entsprechend mehr hat der Künstler die Gestalt der Gräfin, der tiefgebeugten Gattin dargestellt. Ein schwarzes, schwarzseidenes Sammetkleid umschließt die hohe Frau, das hochlehnige Haus ist weiß gerückgestrichen und gibt die schöne Scene bei, auf der die Wucht tiefster Empfindung lastet, die ein Unglaubliches zu erdulden strebt, während die halb ineinander liegenden zarten Hände in gebrochener Kraft ruhen und ihr ganzes Wesen eine erhabene Hingebung an ein furchtbares Schicksal ausprägt. Zauberhaft ineinander wirken hier die höheren Farbentöne und geben eine tiefe Ruhe und den sprechenden Ausdruck besser, wie in diesen Gestalten vor sich geht. Vor diesem Bilde wird man leider von starker Entrüstung über Goethe's Abschied des Egmont ergriffen. Was hat den Dichter nur vermocht, so die Geschichte zu verlassen?

Das Gallait'sche Bild in der permanenten Gemäldeausstellung von Sachse zeigt uns Jeanne la folle, die Mutter Karl's V., die, wie Sama sagt, ob der Untreue ihres Gatten wahnsinnig wurde, da Philipp von Oesterreich, mit dem Beinamen „der Schöne", zu vielen Frauen huldigte. Als aber ein früher Tod ihr den von ihr bei alledem schwärmerisch geliebten Gatten entriß, klammerte sie sich an seine Leiche, in dem Wahn, er werde in ihren Armen wieder zum Leben erwachen. Diesen Moment hat der Künstler dargestellt. Die schon von dem Grünblau der Verwesung ergriffene Leiche mit dem noch schönen Kopfe ruht auf einem Lager; der linken Hand ist das Scepter entfallen, sie hängt herab — eine schauerliche Todtenhand — So kunstvoll sie der vernichtenden Natur abgelauscht, so ist diese Seite des Bildes doch die unästhetische, es liegt zu viel Verwesung darin. Die Kunst beleidigt sich selbst, wenn sie nach diesem trostlosesten Motiv greift. Dagegen sind der Kopf und die Arme der in Schmerz, Liebe und Wahnsinn ringenden Jeanne meisterhaft ausgeführt. Schmerz und Liebe haben im Ausdruck des Gesichts die Herrschaft gewonnen und der starre Blick, der wie ein Vergessen über den Todten dahingleitet, den sie in ihren rosigen Armen zum Leben zurückzurufen denkt, gemahnt daran. So vollendet nun der Kopf ist, so ist doch etwas Gemachtes in der ganzen Situation; auch gehen alle Linien so schräg, daß man, obwol sie eigentlich am Lager

mit einem Knie zur Erde gesunken ist, doch den Eindruck hat, als müsse sie, die Leiche und die Decke, welche den Leichnam umhüllt, verschlingen. Das gibt dem Bilde ein noch unruhigeres Moment, als es schon der Situation nach hat, und bis ich immer nur zu dem meisterhaft schönen Kopf der Jeanne zurückgekehrt, wenn auch mir

dies andere in dem an sich bedeutenden Kunstwerk mich störte.

Übrigens lassen wir neue Preisfragen — meinen wir nicht, welches von beiden Völkern das „beste" ist; wir wollen einfach hier, daß uns wenigstens gefällt — nicht kaufen.

(Der vierte Brief folgt nächst.)

Anregungen.

Das „beste" Drama.*)

Immer haben wir in unseren Blättern mit der größten Übereinkunft von Ernst Kossak gesprochen. Seine lichtvollen Plaudereien über Berlin und Umgegend sind voll Witz und Humor. Demnach können wir auch ihm gegenüber unsere Meinung über die sogenannten witzigen Menschen und witzigen Schriftsteller nicht unterdrücken. Sie leiden daran, daß sie den Witz, witzig zu sein, niemand verzeihen können, niemand Kopf, der jeden Einfall so ausspricht, wie er ihm über die Zunge läuft, ohne sich etwas daraus zu machen, wenn auch gewollen und daraus eine Bitterkeit wird.

Bei allem Geist und Witz Ernst Kossak's ist ihm begegnet bei Gelegenheit seiner Angriffe gegen uns in Betreff des obigen Themas passirt. Unserer Ansicht, daß der Zwang, den die preußische Regierung von jetzt an jedem deutschen Dramatiker auferlege, sich alle drei Jahre von neun Professoren mit Abstimmung, mit schwarzen und weißen Kugeln, beurtheilen lassen zu müssen — belästigend und störend auf das „stille Walten der Dichterseele" wirke, entgegnet er:

Zunächst machen wir Ihnen bekannt, daß wir uns das stille Walten der Dichterseele ganz anders vorgestellt haben. Wir glauben, daß der Dichter nicht allein durch eine tiefe innere Nothwendigkeit zur Schöpfung eines bestimmten Werks angetrieben werde, sondern auch alle anderweitigen Hintertriebe unserer dieser zwingenden Macht abwenden. Wir haben uns den Dichter als einen Bräutigam seiner Gemüth vorgestellt, als einen Mann, der die höchste Seligkeit in der Ausübung seiner Kunst empfindet, seine Werke auch gar nicht des irdischen Gewinnes, sondern der Seligkeit wegen in die Welt hinausschickt. Wir schmerzlich haben wir uns enttäuscht. Der Dichter heißt keine so unaussprechlich reizenden Eigenschaften, er lebt in den ganz gewöhnlichen Kneipen der Restaurateure und Händler. Sie schlagen neben vielen anderen ihren Laden in einer Straße auf, stellen ihre Waaren an die Schaufenster und hoffen auf Absatz. Ihre Fabrikate sind gut, allein das Glück unterstützt sie nicht. Wir stiller Wirth bemerken sie, daß ihr Nachbar mehr Zulauf hat, daß ihm häufigere Bestellungen zugehen, daß ihm endlich die Regierung eine Medaille für seine industrielle Thätigkeit zuerkannt hat. Nun machen sie andern grimmig ihre Visiten zu und — liegen sich auf unserer Zweige der Industrie.

Und wir alle lieben ihn und pflegen ihn von den Zeit zu geben und ihm zu schmeicheln, weil wir wissen, „witziger" Schriftsteller ist es an sich möglichen, tadeln zu können als zu loben. Das ist eine unter den Professoren sehr weit verbreitete Schwäche gegen Ernst Kossak. Vor zwanzig Jahren hat er, wie alle Journalisten, die in großen Städten leben, den Nachen in seinen tiefsten Gemüthsregungen, nämlich an seinen Kunstgefühlen, gerieben — Prostituirung, sagen wir, nach seiner eigenen Auffassung. Denn merkwürdig, er leidet seine Mitmenschen, wenn dieser bei ihm vorführt, ihn umarmt und „Mein, lieber Freund!" nennt. Und Lächeln, das nicht grundwichtig ist, verwechselt er mit Wahrhaftigkeit. Genug sich zu sagen. Es ist schwer, zu sehen, wie der Genius des 19. Jahrhunderts zum Zeitalter der Industrie, der Concurrenz und der Herrschaft des Tagblattes gestellt ist' — statt sich von jedem Schauspieler, Sänger, Dichter, Componisten, Maler die Schwäche abzustreifen, daß sie ihn besuchen, weil sie ihn fürchten, manchmal allen Grundes lieben, legt er das Wesen derselben nach dieser Furcht oder Liebe aus und malt sich viel edlere, viel bessere, viel respectablere Schauspieler, Sänger, Dichter, Componisten, Maler, solche, die ihn nicht besuchen, solche, die seine Kritiken nicht lesen, die sich überhaupt nichts aus dem Erfolg ihrer Werke machen, die mit Gleichmuth ertragen, wenn sie von ihm und andern ohne Würdigung bleiben, solche, die, wenn sie ihre Stücke von Herrn von Hülsen zurückgesandt oder, wenn gegeben, schlecht aufgeführt bekommen, auch das mit lächelnder Zufriedenheit hinnehmen; solche, die in ihrer Dachstube oder ihrem Atelier schaffen, wie der Seidenwurm spinnen muß „und spinn' er sich den eigenen Tod", lächelnd und lächelnd bleiben, sogar nicht einmal an Gewinn denken, d. h. zuweilen mit sieben Kindern nicht zu verhungern fürchten, nur „Selbstgenuß" z. B. im Dichten von Dramen suchen, „Selbstgenuß", wenn sie Scenen schreiben, die in jedem Wort mit dem urmächtigen Trieb auf die Welt kommen, gesprochen zu werden, gesprochen gerade von Dawison, von Emil Devrient, Dessoir, Döring, der Greiner — kurz, der witzige Ernst Kossak malt sich dramatische Dichter aus, von denen jeder andere, der nur bloß einen gewöhnlichen Verstand hat, sagen muß: Solche Viel existiren nicht!

*) Vergl. „Unterhaltungen", Nr. 10, 16.

Nehmen wir die poetischen Erzeugnisse in der deutschen Literaturgeschichte und sehen wir in ihnen beständigen Wechsel, so muß man finden, daß ein Dramatiker nicht weniger im Banne hat als die Aufführung seines Werks. Es ist gerade der Mangel des dramatischen Schaffens, daß es [illegible] Wird da auf dem Schreibtische vor der Zeit und zwecklich, erzielt eine viel schönere Aufarbeitung und kann gewiß wichtige Talente erst in der Darstellung' Lebenskraft, Kraftfülle, durch und durch menschlich schreibt der Dramatiker seine Dichtung deshalb nieder, damit sie gerade durch Leben auf den Brettern gewinne. Schiller gewann in Mannheim so früh in die innigste Verbindung mit der Schauspielern, daß er sein Leben lang sein Drama mehr schrieb, ohne Ich nicht die Berührung zu denken. Und wie auch der Gelegenheiten mannigfaltig in der Begeisterung für die Sache bei ihm wirksam war, beweisen seine Ankündigungen an Tilling: „Meine Ehre mir einen Gehalt von zweihundert Gulden und ich schenke Ihnen alsdann zum Stücke" — Kleist, Tieck, Zacharias Werner, Grillparzer — in der Kraftfülle der Kraftlosen, der gewiß der Graf Kastel seine Meisterwerke abgab, Ludwig Uhland, Grabbe seinen „Konradin" nicht zu Ende, weil — — Warum? Kraftlich ausgesprochen: Weil es seinen Faden in seinen Busen, daß deutsche, vaterländische Drama zu heben; neben vielen anderen (Raupach, Gutzkow, Müllner) in Einer Straße (die deutsche Bühne) aufschlug, seine Waaren („Graf von Schwaben" und „Ludwig der Baier") an die Schaufenster (Buchläden und Theaterregie-Bureaux) stellte und auf Absatz (Verlebendigung seiner Schöpfungen) hoffte. Seine Fabrikate waren gut (die Literaturgeschichte bezeugt es), allein das Glück unterstützte sie nicht (man kaufte sie nicht auf). Mit stiller Wuth (Schmerz) bemerkt er, daß sein Nachbar mehr Zulauf hat („Die Ahnfrau", „Die Schuld", „Das Bild" die Menge zum Stürmen der Kassen entzücken), daß diesem häufigere Bestellungen zugehen (ihn niemand zu seinem Konradin ermuntert), daß dem Nachbar endlich die Regierung eine Medaille für seine industrielle Thätigkeit zustellen läßt (im Jahre 1817 und 1818, wo „Ludwig der Baier" und „Graf von Schwaben" erschienen, noch in Berlin von neun hochberühmten Namen „Die Schuld" für das „beste" Drama [„Bühnenbewährung" verlangen Herr von Hüllen und Eduard Devrient] der Epoche erklärt und vom König von Preußen gekrönt wird). Nun wird er grimmig (wehmüthig lächelnd) seinen Laden zuschließen (seinen „Konradin" als Fragment liegen lassen) und — legt sich auf andere Zweige der Fabrikation (beschränkt sich auf sein lyrisches Gebiet).

Sehr treffend sagt Hermann Marggraf in den „Blättern für literarische Unterhaltung" über solche Feuilletonistenphrasen:

[illegible]

auch auf andere verwandte und fabelhafte Stoffe, aus sie in ihr eigenes Gebiet nicht zu verwandeln, kommt es nur Schwierigkeiten, mit Verwunderung, von Überlieferung. Eine Reihe von Verwandlungen und Entwicklungen ist im Drama, seinen Begriffen zu machen. Schiller behandelte den Stoff, wenn „Don Carlos", gewiß so nahe gleich ähnlich wie seine Gestaltungen [illegible] Lebendigkeit, die seinen Dichtungen auch so eigenthümlich [illegible] Wilhelm Tell" [illegible] Grillparzer [illegible] Gestaltung zu verschaffen und gewinnig [illegible] Stoffen, [illegible] Gestalten [illegible] Ihnen [illegible] Wesen, abgewandelten [illegible] auch [illegible] Dichtung [illegible] [illegible] [illegible]

und Verwandte aller Klagen, die jemand über die an unserem modernen Leben ohnehin so schwierig gestellte Censurprocedur verhängen kann. — „Inzwischen sieht König Ludwig von Baiern mit so freundlich mild dem Kunstergewitch, als daß ihm je eine solche Verwechslung derselben befremden könnte."

Was ich in Deutschland den Componisten, die Maler, die Bildhauer verehren würden, haben wir und im Namen der „deutschen Dichter" verehren. Schiller genug, daß es sagen und selbst Einsamen geben kann, auf die Tantième Werk passt „Kunst zu verdienen." Die Gesinnungstüchtigkeit gerade unter den Dramatikern in Deutschland ist leider durch die mit diesem Schlagwort verbundene Hoffnung so groß, daß, als vor zwei Jahren die deutschen Intendanten der Bühnenschätze sich versammelten, über „Autorrechte" wie in Frankreich einzuführen und sich von ihnen verbieten zu lassen — ich nicht wenig erhob, den Herausgeber dieses Blattes im Januarheft 1860 S. 721 ff. antagonisirt war. Ich klage diese Manifesten nicht an. Was Lobredner für die deutsche Bühne ist ein solcher Hoffnungsüberschwang durch Schiller, Anerkennung, Gesetze der unentbehrlichen Rücksichtigung, daß ich gerade ein Zukunft solcher Gesetzung eigentlich. Wir können uns über eine Menge nennen, die für die Bühne, daß Herr von Hülsen über neuesten Stücke nur annimmt, in dieser Sache gegen uns schreiben. Eine Stimme hat schon in einer „Berücksichtigung" der Bühne an höchster Stelle eine überraschende Wohlthat gesehen und für die Verwilligung von jährlich 333 Thalern 10 Sgr. ein Hochgefühl ausgesprochen, als müßten sämmtliche Dramatiker nach Berlin reisen und persönlich ihren Dank abstatten.

Principiis obsta! Von unserer Opposition gegen die Bevormundung unserer freien deutschen Literatur durch eine von Fürsten- und Ministergewalt eingesetzte ästhetische Richterbehörde werden wir nicht um ein Haar breit abweichen. Der Muth, den die Künstler haben würden, sollte uns fehlen? Und warum gerade die dramatische Production jetzt erschweren? Was hat das deutsche Originaldrama so Kunstwidriges verbrochen, daß die Neigung, sich ihm zu widmen, in ihren Schwierigkeiten verstärkt werden mußte? Sollen diese berliner Kunststempel, die den Ruin des deutschen Dramas durch ihre französischen Uebersetzungen, ihre Possen, jüdischen Jargonstücke, Perlita-Schwindeleien seit zehn Jahren fast unaufhaltbar gemacht haben, völlig die Oberhand gewinnen, indem man den sieben bis neun dramatischen Autoren, auf deren gute Lust und Neigung zur Sache es überhaupt noch ankommt, durch eine solche Veranstaltung ihr Wirken verleidet?

Und macht euch nicht lächerlich mit den Berufungen auf das Beispiel des alten Griechenland! Ich sehe uns alle in griechischem Trieot, mit der Lyra in der Hand, pilgern zu dem Fest der Panathenäen — bei 50 Grad nördlicher Breite. Wettkämpfe! Weiß ich, wer dazumal in Athen über Sophokles und Aristophanes zu Gericht saß? Keine Preisrichter, keine neue Preisaufgabe — sondern „Musen" und „Schulze", das schöne attische Volksgemüth, unbeleidigte Gemüthe, Leichenbegängnisse, ja sogar, wie ich bei unseren trefflichen, in viele Provinzialblätter gewanderten Bildern nachschlagen kann, zuweilen die Strategen, z. B. Generale, alle Mann Manöver und Lorbeer in der Kunst nicht ohne gerichtliche „Strafe mit Gnade". Griechische Weltkämpfe und — die „Schillerstiftung"! ... Wer die Millionen berechnen könnte, die Stelle des Genies modernster Literatur! Und nicht etwa einer sogenannten „Literatur" oder „Tichterlinge" — sondern würdiger Namen, denen Schicksal vorgeworfen kann, was — wenn man seine Aufstellung mit 3000 Thalern hat — gebrochener Muth, gemordete Selbstvertrauen, schwindende Kraft, Unzufriedenheit der Zeit mit Mode, mit [illegible] Aufreibung, Ungeneigtheit endlich auf die eigene subjective Kraft im Leben bei modernen Dichtern zu bekennen haben. Doch ja, da fällt uns ein, der wackere Gustav Kossak hat auch vor einigen Jahren die Schillerstiftung eine nationale „Ader gemannt", die nur zur Ausführung kommen würde. Er [illegible] mächtig mit der Berliner Akademie, deren Komponist, Jakob Grimm, in seiner Schiller-Rede bekanntlich ganz derselben Meinung ist, vergessend, daß die sieben göttinger Professoren im Jahre 1838 ganz gut die „Schillerstiftung" hätten brauchen können. Ob ist nicht bekannt geworden, ob Jakob Grimm je das Geld zurückschickte, das damals für ihn vom deutschen Volke — erbeten wurde.

Die „Kölnische Zeitung" meint: Die dramatischen Dichter, die es genirt, daß sie bei jedem neuen in die Welt gesandten Werke gezwungen sein sollen, sich eine akademische Beurtheilung gefallen zu lassen, könnten ja sagen: Ich verbitte mir die Concurrenz! ... Mit nichten! Erstens steht davon nichts in dem Publicationspatent, Kaulbach, Bendemann, Schnorr, Schwind, Leising, Schrader, Veit — müssen, sage müssen bei jeder Leinwand, die sie neu auf den Rahmen spannen, ein Concurrenzbild malen, das ist von jetzt an in der deutschen Malerei (dem Nichtverstehenwollen muß man in Bildern reden) unerläßlich. Zweitens würde Herr von Hülsen nie ein Stück aufführen, auf dessen Titel stünde: „Ansprüche auf die preußischen tausend Thaler werden verbeten." Drittens — wer kann sich Gefahren entziehen, ohne feig zu erscheinen? Die Männer von Ruf werden sich ein paar mal die schwarzen und weißen Kugeln gefallen lassen müssen und dann — „zu einer andern Fabrikation übergehen", wie Kossak sagt oder, wie Goethe sagen würde: lieber die „Wahlverwandtschaften" schreiben, als nach der kühlen Aufnahme meines letzten Dramas sobald wieder an einen derjenigen Stoffe gehen, die ich mir schon seit lange für die Bühne aufbewahrt hatte, z. B. eine zweite Iphigenie, „Iphigenie in Delphi". Denn in

der That, wenigen Dank Kosten, die Leute, die produciren, ihnen insofern allerdings den Schaden tragen. Sie haben Bäcke voll Ideen und gehen zum „Handel", „Umsatz" oder zur „Industrie" nur die Hemden, für die ihnen gerade die Confection günstig scheint, d. h. die verkäuflichste aller Dichter-Confection: „Blauer Himmel im Herzen und über ihm".

Zum dritten male also: Das heutige Urtheil ist ein „Mißgriff".

Zur Unterhaltung.

VIII.

Die Schilderung westfälischen Landes und Volkes ist in neuester Zeit vielfach Stoff für unsere Schriftsteller, darunter ersten Ranges, geworden und hat, wie die frühzeitige Naturwüchsigkeit des Stoffes es mit sich bringt, überall, wo [illegible] Hand bearbeitet wurde, bevorzugte Theilnahme gefunden. Da sich überdies nicht verkennen läßt, daß der mit der Zeit immermehr verblassende deutsche Nationalcharakter sich heutzutage verhältnißmäßig noch am meisten und kräftigsten an Westfalen ausgeprägt zeigt, so erscheint das Interesse für westfälisches Land und Volk materiell nur theil vollkommen gerechtfertigt.

Den seitherigen westfälischen Charakteristikern gesellt sich mit dem Buche „Lebens- und Sittenbilder aus Westfalen" (Bremen, Geisler, 1859), auch Hermann Breuſing zu. Er gibt uns seine Studien in Form von kleinen Geschichten, deren letzte (Nr. 5) jedoch, übrigens auch an und für sich abgerissen, unklar und mangelhaft motivirt, so gänzlich allgemein gehalten ist, daß nichts darin zur Aufnahme in den mit obigem Titel bezeichneten Cyklus zu berechtigen scheint und sie ebenso füglich auch ein schwäbisches oder sonst beliebiges Lebensbild genannt werden könnte. Unter den übrigen vier Geschichten verdient dagegen Nr. 3, die die landesübliche Art und Weise des westfälischen Freiens zum Gegenstand hat, als anmuthendes populäres, speciell westfälisches Lebens- und Sittenbild hervorgehoben zu werden, bei dem auch seine Gedrungenheit und Abrundung wohlthuend berührt, während bei den übrigen allzu sehr theils ein Mangel an Abgeschlossenheit und Gedrungenheit in der Anlage, theils ein Uebermaß von Breite in der Ausführung lähmende Wirkung üben.

In dem neuen Roman „Die Eisenfresser" (drei Bände, Breslau, Trewendt, 1859), hat Karl von Holtei wieder allen Neigungen seines Herzens Gehör gegeben, der unerschöpflichen Mittheilungslust über Schlesien, schwankenden Männercharakteren und allerlei Reminiscenzen aus berliner und breslauer Demi-Monde, wie man sie auch nur eben ihm nachsieht. Wäre die Philosophie, die er auf allen Blättern seiner Schriften lehrt: Habt Nachsicht mit [illegible] Menschen! von andern Autoren gelehrt werden, niemand Augenblick hätte ihn länger seine besten Gaben bitter verbreiten.

Zu leugnen ist aber nicht, seiner Darstellungsweise fehlt die Kürze, die man ihm gestattet. Der provinzielle Färbung, das immer wiederkehrende Gefühl: „Diese Geschichten sind alle so passirt" geben seinen Büchern die Anbequemung. Der Diener, der hier z. B. den schlesischen Baron begleitet, ist ein prächtiges Menschenkind. Unter dem unmöglichen, rohen, pöbelhaften Adel mit seinem bestialischen Gesetz taxt wenigstes der Herr als der Diener verhältnißmäßig besser und macht dies Buch neben vielen andern Vorzügen zur angenehmen Lektüre.

Gedanken

von Emma Niern.

Ich soll auf euern Rath hören? Gebt mir erst eure Natur!

Nur selbst Gebrochenes hat wohlgefallen, bei denen die Gottheit Schlimmes sieht.

Die schöne Seele ist selten in der Lage, große Dinge zu vollbringen, aber sie lebt mit allen Wesen auf vertrautem Fuße.

Diejenige Aufrichtigkeit ist verächtlich, die nicht selbst darunter leidet, eine grausame Wahrheit sagen zu müssen.

Es ist ganz gut, daß wir lieber heftige Feinde haben als indolente Freunde. Durch die Maßlosigkeit der Angriffe, die wir von ihnen zu erdulden haben, erzeugt sich im öffentlichen Urtheil eine gegentheilige Stimmung. Da man sieht, daß dergleichen Feinde immer mit uns beschäftigt sind, so reizen sie bei andern das Verlangen, sich ebenso anhaltend mit uns zu beschäftigen. Endlich zwingt uns ihr Angriff, auf der Hut zu sein und unsere Kraft aufs äußerste anzustrengen. Könnte ihre Ungerechtigkeit siegen, so würde sie uns nur veredeln und zu einer allem eiteln Ruhm entsagenden Ergebung führen. Dann urtheilt erst die Nachwelt über uns oder — Gott.

Wie tief sich auch ein großes Herz, wenn es mißtraut, in seinen Argwohn verlieren kann, der Abgrund ist es noch immer nicht, in den man hinunterblickt bei menschlicher Undankbarkeit.

Besehen wir uns von manchen Tugenden nur nicht die Rückseite! Sie ist oft häßlicher als ein Laster.

Für die Göttlerstiftung hat dem Dresdener Verband ferner eingegangen: 10 Thaler von Herrn Dr. Wormann in Breslau. 22 Thaler 1½ Ngr. durch Herrn Kr. Ankersberg in Bunbach als Ertrag der hiesigen Schillerfeier. 50 Thaler durch Herrn Notar Theilkuhl in Namen des Schillerfest-Comité zu Hameln.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band — Nr. 22. — Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Staatspapiere. Vom Hofgerichtsadvocaten H. H. Sopp in Darmstadt. — Schiller's Leben. Von K. M. — Die Corner. Von Fr. Freiherrn v. — Schiller und Schwabenland. Von Julius Frauenstädt. — Johannes Ronge in London. Von A. von T. — Zur Bücherkunde. — Die Maler und der Kunstverein. — Zur Unterhaltung. 18. —

Staatspapiere.

Vom Hofgerichtsadvocaten H. H. Sopp in Darmstadt.

Am Abend des 15. December 1851 wurde dem Peinlichen Verhöramt zu Frankfurt am Main angezeigt, daß am Nachmittage desselben Tags in der Wohnung des ledigen Actienhändlers Pinkus Worms in der Judengasse ein bedeutender Diebstahl durch Einbruch verübt worden sei.

Das Gericht nahm sogleich den Augenschein vor.

An der Thür der Wohnstube des im zweiten Stock zur Miethe wohnenden Bestohlenen fand sich über dem unverletzten Schlosse ein Charnierband, das, durch ein Vorhängschloß mit einer an dem Thürpfosten angebrachten Ringschraube verbunden, die Thür ebenfalls verschloß. Diese Ringschraube war mit dem daranhängenden ungeöffneten Schlosse aus dem Thürpfosten gerissen und dann wieder nicht in denselben gesteckt worden. So war der Weg geöffnet zu einer eisernen Geldkiste von 1 Zoll Breite, 17 Zoll Tiefe und 17 Zoll Höhe, welche in der Stube in der Nähe des Bettes an eisernen Ketten leicht befestigt und durch zwei starke Hängschlösser verschlossen war. Die Kiste war mit ihrem Inhalte verschwunden. Die Schreckensnachricht theilte der Hauseigenthümer, der diese Zeichen eines diebischen Einbruchs entdeckte, dem Beschädigten mit, der sich in dem Gundersheim'schen Wirthshause befand und, nach Hause eilend, sich von dem über ihn hereingebrochenen Geschick überzeugte. Der Verlust war für ihn ein schwerer. In der unsichtbar gewordenen Kiste befanden sich die Beträge von 7500 Gulden in frankfurter zu 3½ Procent verzinslichen Obligationen aus dem Jahr 1839, von 3500 Gulden in Schuldverschreibungen der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt, die großherzoglich hessische Obligation Nr. 964 vom Jahre 1836 über 1000 Gulden zu 3½ Procent, zwei Coupons von 35 und 27 Gulden 30 Kreuzer, 1236 Gulden baar, und sonstige Effecten, als Hemden u. s. w.

Das Polizeiamt fertigte sogleich ein genaues Verzeichniß des Entwendeten, das gedruckt in den benachbarten Orten vertheilt und auch in öffentlichen Blättern unter Verwarnung vor dem Ankaufe der entkommenen Werthpapiere bekannt gemacht wurde. An Bemühungen, die Spur der Schuldigen zu entdecken, fehlte es nicht, aber sie waren fruchtlos, obgleich diese noch monatelang sich in der Gegend herumtrieben. Erst als sie merkten, daß der Verdacht sie ins Auge faßte, entzogen sie sich der Gefahr, indem sie sich entfernten.

Wir finden die beiden berüchtigten Verbrecher, den Valentin Römer von Preungesheim, und Georg Völkner von Heddernheim (Dörfer bei Frankfurt), im Frühling des Jahres 1852 in der Hauptstadt des britischen Reichs, wo sie ein Kyl

Menſchen glücklicher können geboten werden? Wer würde Dich in unſerm Staat empfehlen dürfen, wenn Du die Empfehlung nicht wirklich verdienteſt? Nein, nein, es iſt etwas Andres, was Dich drückt.

Heinrich
(ſinnt vor ſich hin).

D. Felix.

Du ſchweigſt, Jordan? Sprich Dich aus. Heinrich, ſei aufrichtig gegen mich!

Heinrich
(ſteht auf und geht leidenſchaftlich auf und ab).

Ja es iſt noch etwas Andres — ich muß die Bruſt von ihren Feſſeln löſen — ich muß die namenloſe Unruhe, die mich foltert, vor mir ſehen, den Gedanken, der in mir träumt, ausſprechen, und den Grund meiner Verzweiflung endlich einmal wenigſtens in Worten verkörpern.

D. Felix
(aufſtehend).

Thu' es, Heinrich! Wie oft iſt nicht das Geſtändniß einer Krankheit ſchon der Anfang zu ihrer Heilung!

Heinrich
(ihn umarmend).

Vor dem Vater meines einzigen Freundes, vor einem Manne von Ihrem Gefühle, von Ihrem weichen Herzen,

finden. Der eine spiegelt vor, er sei wegen politischer Vergehen in Haft genommen, mit Hülfe des Gefangenwärters entlaufen, der andere spielt die Rolle dieses Helfers in der Noth; der Dritte hat sich mitgenommen. Sympathie zieht sie *instinctmäßig* in das Gasthaus, das dem ehemaligen Führer der hanauer Freischaren, Schärmer, gehört; dieser schöpft indessen Verdacht; die beiden Gäste bemerken es, halten sich hier nicht mehr für sicher und werden plötzlich so unsichtbar wie die von ihnen *skamotirte* Geldkiste. Bemüht, die darin *gefundenen* Werthpapiere zu verwerthen, wenden sie sich unter dem Vorgeben, sie seien politische Flüchtlinge aus Kassel, auch an das Londoner Wechselhaus Baum & Sohne, das auf das Geschäft eingeht und von den Werthpapieren den größten Theil (12000 Gulden) einkauft. Darunter befinden sich auch jene beiden Coupons. Das Angekaufte wandert sofort nach seiner Heimat Frankfurt zurück, wo es in einem Geschäftshause einen neuen Käufer findet. Die verbindende Mittelsperson verzieht sich. Einer der Coupons wird der schuldnerischen israelitischen Gemeinde zur Auszahlung präsentirt, aber sofort als ein Bestandtheil des Entwendeten erkannt und angehalten, er wird zum Leitfaden. Während die Polizeibehörde ihre Hebel in London ansetzt, entwickelt sich ein Proceß zwischen dem Bestohlenen als Kläger und dem frankfurter Geschäftshause als Beklagtem; ersterer vindicirt sein Eigenthum. Glänzende Rechtsfragen werden mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn erörtert; der Charakter der Papiere auf den Inhaber, ein Zankapfel unter die Reihen der Rechtsgelehrten geworfen, wird geprüft und untersucht, von mehr Seiten beleuchtet, als er hat; das Gebiet des Rechts, solche Papiere von jedem dritten unberechtigten Inhaber zurückzufordern, wird durchforscht und nach allen Richtungen begangen. Der Einfluß des bösen Glaubens und der Fahrlässigkeit bei deren Erwerbung ist eine reiche Fundgrube zur Ausstattung der Streitschriften. In allen Instanzen wird das beklagte Geschäftshaus zur Herausgabe verurtheilt, weil es unterlassen hat, jenes unter seinen Geschäftspapieren befindliche Verzeichniß des Entwendeten nachzusehen. Indessen ist sein Schaden nicht bedeutend, da jenes Wechselhaus in London den größten Theil der Kaufsumme noch in Händen hat und diesen so mit Arrest belegt werden kann.

Inzwischen hat der nach London gesendete Polizeirottmeister Krüger die beiden Gauner aufgespürt; sie sind genöthigt, Auskunft zu ertheilen, wissen nicht in Abrede, jene Werthpapiere bei sich zu haben, wollen sie aber redlich erworben haben; ein Unbekannter, den sie in Homburg an der Spielbank getroffen hätten, habe sie ihnen zuerst verpfändet, dann zu eigen überlassen. Das Märchen schien nicht von der Verheißung; es ist aber von kurzer Dauer. Der Lordmayor findet sie den Landesgesetzen zuwider und gestattet kein Strafverfahren gegen die so Verdächtigen; der Diebstahl, dessen sie sich etwa schuldig gemacht haben, sei auf dem Continent erfolgt und berühre Papiere auf den Inhaber. Waren die Gründe des Spruchs unklar, so war doch der Spruch deutlich genug, und die Freigelassenen, speculative Köpfe, wissen ihn auszudeuten; sie ziehen die Hülfe eines Anwalts an und drohen ihrem Verfolger, ihn wegen widerrechtlicher Verhaftung zu verklagen. Jener Arrest auf den betreffenden Theil der Kaufsumme setzt indessen die beiden Flüchtlinge in harte Geldverlegenheit; durch sie gepeinigt erscheinen sie täglich in dem Bureau des Wechselhauses Baum & Sohne; sie drohen auch, und als ihr Zürnen keinen Eingang findet, drohen sie, wenn sie nicht befriedigt würden, jedes ein Constabler herbeigerufen werden muß, um sich ihrer zu entledigen. Sie erheben Klage wegen solcher Behandlung bei dem Lordmayor, sind aber damit nicht glücklich, müssen, wenn sie keinen Bürgen stellen können, durch eine Caution von 10 Pf. St. dafür Sicherheit leisten, daß sie gegen alle Unterthanen Ihrer Majestät Friede halten wollten, widrigenfalls sie eingesteckt werden würden. Dadurch nicht abgeschreckt, erheben die beiden Genossen eine Klage gegen jenes Wechselhaus auf Auszahlung des Restes der Kaufgelder. Günstige Gutachten mehrerer Anwälte gehen diesem Schritte voran und versprechen Erfolg; aber die Gutachten kosten Geld, der Proceß, der wieder die schönsten und interessantesten Rechtsfragen im Vordergrunde erscheinen läßt, ist noch kostspieliger, während man nicht bezahlen, sondern Zahlung erhalten will. Besser ein magerer Vergleich als ein fetter Proceß. Die Genossen lassen sich abfinden und verweilen noch einige Zeit an der Themse. Bei den Acten findet sich darüber eine Urkunde, eine gedruckte Visitenkarte mit der Angabe des von ihnen bewohnten Hauses. Plötzlich sind sie verschwunden, um jenseit des Meeres wieder aufzutauchen.

Das Haus Ballin & Sander in Neuyork sendet — das Jahr 1853 ist herangekommen — zu Anfang desselben eine frankfurter Obligation an ein frankfurter Geschäftshaus zum Zweck weiterer

Veräußerung betreiben. Der Schreiber des Briefs, der wol früher Lehrling des letztern gewesen sein mag, ist ein Gaunerhaus. Er meldet: bei ihnen sei ein Judenmädchen mit dieser Obligation erschienen, und verliert sich in eine lebhafte Schilderung des reizenden Geschöpfs mit seinen Perlenaugen u. s. w., wobei die Waarenkunde die Farbe an den Backen betreiben muß. Der Brief schließt: „Bei dieser Scheuheit des Mädchens werden Sie es begreiflich finden, daß ich sie (nämlich die Obligation) nahm. Habe ich dann unrecht gethan, so sind Sie selbst daran schuld. Warum haben Sie mich nicht besser gezogen?“

Allerdings hatte der Gaunerhaus, der Verehrer der amerikanischen Güter, sich belehren lassen. Denn das Frankfurter Haus entdeckt sofort, daß die übersendete Obligation zu denen gehört, die an jenem verhängnißvollen Nachmittag das Dunkel der Judengasse verlassen haben. Er meldet dieses sofort nach Neuyork unter Beschreibung des Verschwindens des Gutwendeten. Das Schreiben langt dort am 20. Februar an, und, Spiel des Zufalls! am folgenden Tage wird nämlichem Hause die letzte Obligation durch einen in Neuyork wohnenden Juden, Namens Seligmann Trier, zum Kaufe angeboten. Er wird angehalten und stellt folgende, von dem Consul der Freien Stadt Frankfurt in Neuyork, Friedrich Wißmann, beglaubigte Urkunde aus:

„Ich, der unterzeichnete Seligmann Trier — habe heute folgende Obligation den Herren Ballin & Sander in Neuyork zum Verkauf angeboten: 1000 Gulden, Nr. 954 Darmstädter Staatsobligation von 1836. Auf die Bemerkung der Herren Ballin & Sander, daß genannte Obligation eine von vielen andern im Jahr 1851 in Frankfurt am Main gestohlene ist, habe ich Folgendes zu erwidern: Die Obligation wurde mir von einem jungen Mann Namens Michael Marburg, gebürtig aus Dübelsheim bei Büdingen, zum Verkaufe übertragen. Genannter Marburg wohnt bei mir, ist ein Verwandter meiner Frau, und hat sie von einem Verwandten in Sprendlingen geschickt bekommen, dessen Namen ich aber nicht weiß, um sie zu verkaufen. So viel erinnere ich mich, daß Marburg mir gesagt hat, man habe ihm geschrieben, die Obligation koste (xx) Gulden, daß man sie aus Gründen in Sprendlingen nicht verkaufen wolle, daß Marburg sie ihm verkaufen und den Betrag remittiren solle. Sonst weiß ich von der Sache nichts, verspreche aber, den Namen der Person, welche die Obligation geschickt, die Herren Ballin & Sander wissen zu lassen. Ferner willige ich hiermit ein, daß sie die genannte Obligation behalten und sie dem zustellen, dem sie von Rechten angehört.“

Michael Marburg war der Sohn geachteter Aeltern in Dübelsheim, ließ, der englischen Sprache nicht mächtig, die Obligation durch einen Dritten, den Trier, anbieten. Er erschrickt heftig, als er vernimmt, sie sei entwendet worden, und schreibt seinem Oheim Leb Stern in Sprendlingen Briefe, worin sich lebhafte Vorwürfe mit Gefühlen der Zärtlichkeit und rücksichtsvoller Sorge vermischen. So heißt es in einem Brief vom 29. Februar 1852 unter anderm: „Trier hat meinen Namen angegeben. Lieber Onkel! hast du denn nicht gewußt, daß sie (die Obligation) gestohlen war? Schreibe mir Antwort; nur ich muß darunter leiden. Von mir wird das Ganze herausgepreßt werden, was dich ins Unglück stürzen muß. Dann bist du verloren. Rathe mir, was ich zu thun habe. Es stehen mir drei Wege offen. 1) kann ich keinen Brief vorzeigen, dann bin ich frei, aber du, mein lieber Onkel! bist verloren; 2) kann ich die Sache verläugnen und sagen, ich hätte sie auf dem Schiff gekauft; aber ich muß dann einen Eid ablegen und falsch schwören werde ich um keinen Preis. Nur der dritte Plan leuchtet mir ein. Sobald ich deinen Brief erhalten werde und höre, wie die Sache sich verhält — ich hoffe, daß du mir die Wahrheit schreibst — gehe ich aus diesem Staate weiter ins Land. Ich bin jeden Tag reisefertig, und weiß auch schon wohin, aber welche Unannehmlichkeit! Verrathen werde ich dich um keinen Preis; das siehst du und kannst versichert sein u. s. w.“

Der arme junge Mann ergreift den letzten Ausweg und verschwindet im weiten Westen. Er soll später durch Vermittelung des hessischen Consuls vernommen werden, ist aber nicht aufzufinden. Niemand weiß, wo er sich aufhält, auch seine Aeltern nicht.

Nach demselben weiten Ziel mögen sich auch die beiden Diebsgenossen gewendet haben. Vielleicht hielten sie es für gut, sich den Mormonen anzuschließen, vielleicht suchten sie das neue Eldorado, Californien; denn sie waren immer Freunde edler Metalle, wenn auch die Mittel, sie zu erlangen, nicht edel genannt werden konnten. Es ist unwahrscheinlich, daß ihnen die beiden Contumacialurtheile bekannt wurden, welche gegen sie erlassen wurden. Denn Peltner wurde durch Erkenntniß des Schwurgerichts zu Wiesbaden vom 26. September 1853 in eine Zuchthausstrafe

von 4 Jahren, Römer durch Urtheil des Appellationsgerichts in Frankfurt vom 16. Januar 1854 in dieselbe Strafe verurtheilt.

Noch ehe beide von dem Verdacht ergriffen wurden, den verwegenen Diebstahl begangen zu haben, fiel derselbe auf einen Einwohner des benachbarten Dorfs Sprendlingen, zwei Stunden südlich von Frankfurt, auf den jüdischen Handelsmann Leb Stern, sowie auf den übelberüchtigten jüdischen Taschenspieler Levi Reiß von Hanauerhamm, der sich schon seit mehreren Jahren als Logirer in Frankfurt aufhielt.

Stern, in Dudelsheim bei Büdingen, lebte der ersteren schon längere Zeit als verheiratheter Ortsbürger in Sprendlingen und Besitzer eines unbeweglichen Vermögens im Werthe von 3000 Gulden, belastet mit einem Pfandschilling von 2500 Gulden. Das Ortsgericht ertheilte ihm zwar im Jahre 1853 ein vortheilhaftes Zeugniß; allein seine Antecedentien stehen damit in Widerspruch. Schon im Jahre 1850 erhebt sich auf Anlaß einer Untersuchung gegen die auch verurtheilten Polizeidiener Schmidt und Hetzelchen wegen Diebstahls von Silbergeräth durch Einbruch bei der Wittwe Laurence in Frankfurt gegen ihn der Verdacht, das entwendete Silber angekauft zu haben, überhaupt mit Dieben in vertrautem Verkehr zu stehen und dem Ankauf gestohlenen Guts gewerbsmäßig obzuliegen. Er wird darum in Frankfurt verhaftet; allein er stellt beharrlich jede Schuld in Abrede und kann nicht überführt werden, daher er entlassen werden muß, jedoch begleitet von dem Verbote fernern Besuchs der Stadt mit ihrem Gebiete, unter Androhung von Gefängnißstrafe und körperlicher Züchtigung. Dieses Verbot ist dem Verbannten sehr lästig. In den Jahren 1858 und 1859 richtet er, jedoch vergeblich, dringende Vorstellungen an das Polizeiamt, um die Erlaubniß zu erhalten, wöchentlich einmal oder zweimal zur Besorgung seiner Einkäufe die Stadt betreten zu dürfen. Er erbietet sich zuletzt, eine baare Caution zu leisten, aber ebenfalls fruchtlos.

Bald darauf befindet sich der so in seiner Industrie Gestörte in eine Untersuchung, geführt von dem Landgericht Offenbach, verwickelt, und zwar wegen Verdachts der Begünstigung eines im Juni 1849 zum Nachtheile des dortigen Advocaten Gervinus verübten Diebstahls durch Ankauf der entwendeten Kleider; er wird aber, bei beharrlichem Leugnen nicht überführt, von der Instanz losgesprochen.

Später gelingt es dem Verbannten, wieder die Stadt Frankfurt besuchen zu dürfen; er macht die Bekanntschaft mit der Familie dessen, für den der Raub des Dezember 1851 so verhängnißvoll ist, wirthet sogar in dem Hause, das derselbe bewohnt, eine Stube des dritten Stocks, angeblich in der Absicht, darin angekaufte alte Möbel aufzubewahren, indessen hat er diese Stube, ohne einen sichtbaren Gebrauch davon zu machen, kurze Zeit vor dem Diebstahl wieder verlassen. Längere Zeit vor demselben gelingt es ihm unter einem plausiblen Vorwand, von dem Eisenhändler, dem der Ruf den Besitz vielen edeln Metalls zuschreibt, den Schlüssel in dessen Stube gemacht zu erhalten. Er will aber später, als Angeklagter vernommen, die fremde Klinge nicht wahrgenommen haben, indem er sich wegen übeln Geruchs bald habe, sich zu entfernen. Am Tage des Diebstahls ist er in der Stube, die er jedoch schon zur Mittagszeit verlassen haben will. Zwei Tage darauf kehrt er dahin zurück und will da erst von dem Bruder des Verschollenen die Nachricht von dem frechen Einbruch erhalten haben. Schon vier Tage nach demselben wird der Verdächtige dort verhaftet; er wird aber noch an demselben Tage wieder entlassen, weil er den Verdacht auf einen andern, einen Israeliten aus Umstadt, zu lenken weiß, vorgibt, er habe die Spur desselben bereits verfolgt, und verspricht, sich zu bemühen, zur Entdeckung des Schuldigen beizutragen. Aehnlich ist die Kriegslist des gleichfalls verhafteten (später nach seiner Freilassung nach Amerika ausgewanderten) Levi Reiß, der ebenfalls vorspiegelte, dem Schuldigen auf der Spur zu sein und, bemüht, den Verdacht von seinem Freunde Stern abzulenken, denselben gegen einen Unschuldigen lenkte, der darum längere Zeit verhaftet war.

Die Mitte des Jahrs 1852 ist herangekommen. Römer und Völkner leben schon seit dem Frühjahr in London. Der Verkauf jener Werthpapiere an das Geschäftshaus Baum & Söhne deutet darauf hin, daß sie die Thäter sind und der gegen Stern gerichtete Verdacht, daß er den Baldoverer gespielt habe, verstärkt sich durch die Ermittelung, daß er wenigstens mit Römer in Relation steht. In die Hand des Gerichts gelangt ein Brief desselben aus London vom 25. Juni 1852 an seinen „werthesten Freund Stern", wie die Anrede lautet; er mahnt ihn darin, unter der Bemerkung, daß er jetzt Geld sehr nöthig habe, an die Zahlung einer Schuld von 115 Gulden. Der Vernommene gibt zu, den Römer schon seit 20 Jahren gekannt zu haben, will aber nie in Verbindung mit ihm

gefunden haben, als sein Schuldner geworden sein.

Das Jahr 1853 kommt heran. Der Verdacht nimmt an Stärke zu. Nachdem zwei Werthpapiere, welche das fraudener Geschäftshaus an sich gekauft, in die Hand des Gerichts gekommen sind, fehlen nur noch zwei Obligationen, jede im Betrag von 1000 Gulden, zwei hessische und eine frankfurter. Wir wissen, daß beide in Neuyork auftauchen; beide wandern dahin zurück, wo sie entführt worden waren. Wenigstens die eine klagt den Oheim des jungen Mannes an, der von ihm beauftragt ist, sie zu verwerthen. Es ist Löb Stern. Der Vernommene gibt zu, daß er denselben kenne; Michael Marburg sei der Sohn seiner an Benedict Marburg in Lobelsheim verheiratheten Schwester. Er will jedoch nicht wissen, daß dieser Neffe damals in Neuyork gelebt habe; er hat weder an ihn geschrieben, noch an ihn schreiben lassen, auch keine Obligation dahin gesendet. Jene hessische Obligation ist ihm unbekannt; er hätte sie nie besessen. Schlau stellt er sich wieder an, als könne er auf die Spur zur Entdeckung derer führen, welche einen im März 1853 verübten Diebstahl von 15000 Gulden in dem Hause der Gebrüder Schuster in Frankfurt begangen hätten; er wird freigelassen.

Später findet sich das Landgericht Offenbach veranlaßt, gegen den wieder Verhafteten weiter einzuschreiten. Infolge des dem Peinlichen Gericht in Darmstadt ertheilten Auftrags, das Vorverfahren zu Ende zu führen, wird er in dem dortigen Provinzialarresthause verwahrt. Im Mai 1854 wird er gegen eine Caution von 1000 Gulden einstweilen freigelassen, weil es als angemessen erschien, noch einmal auf diplomatischem Wege eine Vernehmung jenes Seligmann Trier und des Neffen Marburg zu veranlassen, was voraussichtlich mit einigem Zeitaufwand verbunden ist. Der Zweck wird erst zu Ende des Jahres 1857, und zwar nur in Bezug auf den erstern, erreicht.

Der Beschuldigte, der die Zeit, in der er nicht verhaftet war, in seinem Interesse benutzt haben mag, führt fort, seine Schuld in Abrede zu stellen und verlangt die Vorlegung seines Briefs an seinen Neffen, worin er denselben, unter Beifügung der Obligation, mit dem Verkauf beauftragt haben soll. Diese Urkunde kann ihm nicht vorgelegt werden, dagegen sprechen andere Briefe. Zeuge ist namentlich jener Brief des Neffen an den Onkel, der durch den Vater des erstern an letztern gelangt.

Das Vorverfahren ist zu Ende geführt und der Beschuldigte wird vor das Schwurgericht in Darmstadt verwiesen, vor welchem die Anklage am 22. Mai 1858 verhandelt wird. Sie ist in erster Linie darauf gerichtet, daß der Angeklagte das Verbrechen des Raubes und Mordes dadurch vorsätzlich erleichtert und befördert habe, daß er ihnen Mittel und Gelegenheit zur Ausführung des Verbrechens anzeigte und verschaffte und ihnen infolge einer bereits vorhergegangenen Anzeige nach der That wissentlich dadurch Vorschub geleistet habe, daß er die durch diesen Diebstahl erworbene gerichtlich hessische Staatsschuldverschreibung Nr. 864 über 1000 Gulden, obgleich er gewußt habe, daß sie entwendet worden, an sich gebracht, verheimlicht und durch einen Verkauf in Neuyork abzusetzen versucht habe.

Der ausführliche Anklagesatz wird verlesen. Der Angeklagte vernimmt ihn und nimmt mehr, welche Rolle von Anfechten ihm gegenüberstehe. Er hat diesen Tag lange herannahen sehen und sich zur Gegenwehr gerüstet. Von dem Präsidenten befragt und vernommen, stellt er wiederholt alle Schuld in Abrede; er ist die verfolgte Unschuld, die nur den Schein gegen sich hat. Das Beweisverfahren wird vorübergeführt. So wird auch ein Brief des Seligmann Trier in Neuyork an den Schwager des Angeklagten, Benedict Marburg, vom 17. April 1853, verlesen. Denn letzterer hat sich im Interesse der Ehre seines Sohnes veranlaßt gesehen, ersteren zu ersuchen, sich darüber zu äußern, wie es sich mit der Sache verhalte, und dieser leistete dieser Aufforderung Genüge und schrieb zurück: „Mit vielem Verdruß haben wir ersehen, wie viele Unannehmlichkeiten Sie durch uns gehabt, woran jedoch nicht wir, sondern Herr Stern in Sprendlingen schuld ist. Hätte ich gewußt, daß er ein Mann sei, der schon mehrere male in solche Geschichten verwickelt war, so würde ich gewiß keinen Schritt für ihn gethan haben. Nun zur Sache. Michel sagte mir, daß sein Onkel ihm geschrieben habe, er habe eine Obligation zu verkaufen, die er ihm zusenden wolle und die er für 900 Gulden haben könnte. Er könne sie zwar draußen verkaufen, aber aus gewissen Gründen wolle er sie hier verkaufen. Ich ging daher zu einem Bekannten und fragte ihn, ob man auch hier Obligationen verkaufen könnte, worauf er mir eine bejahende Antwort gab. Michel bekam diese Obligation und da ich gerade nach Neuyork ging, besuchte ich zwei Bankiers"

u. s. w." Außer diesem Brief hatte Benedix Marburg noch einen Brief seines Sohns vom 18. April 1851 zu übergeben. Dieser Brief, worin es auch heißt: „Schreibt mir, wie es meinem Onkel geht. Er hat mir viel Leid gethan und ich hätte ihn nicht verrathen, wenn es nicht Pflicht gewesen wäre, ihn zu thun" u. s. w., wird ebenfalls verlesen. Hierauf geschieht hinsichtlich eines durch Haussuchung bei dem Angeklagten gefundenen Briefs, der befindet, er habe gewusst, daß sein Neffe sich in der großen Handelsstadt am Hudson befinde. Weiter wird verlesen das Protokoll über die gerichtliche Vernehmung Trier's darüber. Er hat selbst die auf die Angelegenheit sich beziehenden beiden Briefe des Angeklagten an seinen Neffen gelesen und gebraucht der Aeußerung des letztern: er werde sie in seinem Schutz aufbewahren.

Ausgehauen mit diesen und andern Beweismitteln begründet der Staatsanwalt die Anklage.

Der junge und gewandte Vertheidiger hat einen schweren Stand; er sucht mit Scharfsinn die schweren Verdachtsgründe zu entkräften und wenigstens darzuthun, daß der Angeklagte nur hinterdrein der That begünstigt habe.

Die Geschworenen ziehen sich zurück und erscheinen dann wieder mit dem Wahrspruch: Schuldig der Beihülfe! Der Gerichtshof verurtheilt den Schuldigen in eine Correctionshausstrafe von drei Jahren.

Zu den vielen Verschränkungen, zu den Arabesken, die den Rahmen des Bildes bereichern, gehört noch eine Erscheinung:

Ein Geschworener geht während der Vertagung um Mittag nach Hause. Da wird ihm ein angesehener Kaufherr aus Neuwerk gemeldet, und zwar Herr Bellin, dem jene Obligation angeboten worden war. Die Staatsbehörde, davon benachrichtigt, will ihn noch als Zeugen zuziehen; er ist aber schon abgereist.

Eine mystische Erscheinung ist jene schöne Judin. Nur Vermuthungen treiben ihr Spiel. Es ist die Geliebte jenes wahrscheinlichen Mitschuldigen Feist Levi und die von ihr verkaufte Obligation ist der Antheil an der Beute.

Selbst die eiserne Kiste ist wieder im Besitz ihres Eigenthümers; sie war der Najade des Riddarholmsviken in den Schoß gefallen und von ihr dem Junggesellen galant wieder zugestellt worden.

Schiller's Laura.

Anknüpfend an Amely Bölte's gestrige Skizze über Frauenlob von Hohenheim geben wir folgende Mittheilung:

„Bekanntlich stimmen auch die Laura in den »Karlsschülern« nicht mit derjenigen, welche Palleske schließlich als die richtige Laura Schiller's ermittelt hat. Diese hieß nicht einmal Laura, sondern Luise, und war Frau Hauptmann Vischer. Ihr Mann hatte, als Schiller mit dem Hauptmann Reich ein Medellogis bei ihr bezog, seit zwei Jahren das Zeitliche gesegnet. Sie war 30 Jahre alt, nach Dessoir, Frau von Wolzogen und nach den Versicherungen anderer nichts weniger als schön, eine Brünette mit blauen Augen und zwei Kindern. Obschon die den Laura-Gedichten beigedruckte Jahrzahl 1782 mit Schiller's Aufenthalt in diesem Logis zusammentrifft und der Versuch, die manchfach problematischen Anspielungen dieses Verhältnisses, auf dem Wege des Erfahrungssatzes zu erklären, daß die Poesie schließlich doch letzliche Stoffe zu verklären und zu vergeistigen berufen wäre — obschon dieser Versuch, sagen wir, dem Geschmack für den Realismus entgegenkäme, so wird's doch erlaubt sein, die Frage noch nicht als völlig abgeschlossen zu erklären, solange Aussicht auf eine wohlthuendere Beantwortung vorhanden ist.

Als Fingerzeig für diejenigen, welche Freude an solchen Nachgrabungen haben, sei hier in Kürze einer etwas mehr idealen Laura Erwähnung gethan, die derselben Zeit angehörte und aller Wahrscheinlichkeit nach dem jungen Regimentsmedicus nicht ganz fremd geblieben sein dürfte, denn sie war in der That nichts mehr oder weniger als eine Tochter seines Fürsten, des vielseitigen Herzogs Karl Eugen.

Wir finden ihre Beschreibung in den Memoiren einer Dame aus dem Elsaß, der Baronin von Oberkirch, Aufzeichnungen, die, vor einiger Zeit veröffentlicht, in Deutschland wenig beachtet worden sind.

Die Notiz in Betreff der Tochter Karl Eugen's datirt vom Jahre 1781. Die Schreiberin hat vielleicht ihr Lebtag nicht von dem Dichter der Laura-Lieder Kunde erhalten, da ihr Geist durch die genealogischen Nachweise über jede neue pariser Bekanntschaft schon hinreichend in Anspruch genommen war. Sie ist zu dieser Notiz deshalb durch keinerlei romantische Beziehungen veranlaßt und gibt einfach, ohne zu ahnen, daß sie

einem intereſſanten Räthſel vorbeigeht, eine Zeichnung jener Laura, der Herzogstochter.

Hier die Ueberſetzung dieſes Tagebuchblattes:

„Herr von Warnier hatte Briefe von Stuttgart, worin die Verheirathung des regierenden Herzogs, Karl von Würtemberg, mit der Gräfin Franziska von Hohenheim gemeldet wird. Sie geſchah am 2. Februar und ich empfing ſeitdem die übliche Meldung. Madame von Hohenheim verdiente dieſes Glück um ihrer ausgezeichneten Eigenſchaften willen. Von ſeiner erſten Frau hatte der Herzog nur ein frühverſtorbenes Kind. Seine ſeitherige Verbindung mit ſeiner jetzigen Frau iſt ohne Nachkommen. Dagegen weiß man von einer unehelichen Anzahl Kinder, welche vorübergehendem Neigungen entſproſſen. Alle dieſe Kinder tragen den Namen Franquemont und er hat die Abſicht, für ſie ein eigenes Regiment dieſes Namens zu bilden, worin ihnen die ſämmtlichen Offiziersgrade zufallen würden.

„Unter ſeinen Töchtern iſt mir eine zu Geſicht gekommen, Laura mit Namen, ſehr intime mit Mlle de Grammont. Dieſe liebenswürdige junge Dame, deren ausgezeichnete Erziehung ihre ſchönen Eigenſchaften aufs günſtigſte entwickelte, iſt die Tochter des Herzogs und einer italieniſchen Tänzerin, Namens Lanfranco. Ich wünſche, daß ſie ſich gut verheirathen möge. Sie verdient es in der That: Il est impossible d'être plus intéressante."

K. W.

Die Spinne.

Von Fr. Feudrich.

II.

Das innere und äußere Thierleben wird für den Menſchen immer manche undurchdringliche Geheimniſſe bewahren, begreift er doch nicht einmal ſein eigenes Leben! Das ſteht aber feſt, daß er, wenn er allen thörichten Stolz von ſich abthut, viel aus dem Leben und dem Handeln der Thiere lernen kann.

Doch ſchauen wir der Spinne zu, wie ſie die erſten Fäden zu ihrem Gewebe anknüpft und ausſpannt, wie ſie ununterbrochen thätig iſt, ſodaß das Netz vor unſern Augen raſch weiter ſchreitet. Betrachten wir die Arbeit der Kreuzſpinne, deren Hangnetz das kunſtvollſte iſt und zugleich das Arbeitsverfahren am deutlichſten erkennen läßt.

Wir finden die Kreuzſpinne in unſern Häuſern und Gärten, denn mit beſonderer Vorliebe wählt ſie ſich die Stätten aus, wo der Menſch thätig iſt und wohnt, und von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, zu Haus zu Haus iſt ſie ihm faſt über ganz Europa hingefolgt.

Aeußerſt vorſichtig und genau prüfend iſt die Spinne in der Wahl des Ortes, an welchem ſie ihr Netz ausſpannt, denn nicht jede Stätte eignet ſich dazu. Entweder wählt ſie eine ſolche Stelle, wo die Sonnenſtrahlen hinfallen und die tanzenden Mücken verlocken, ſich in dem Netze zu fangen, oder wo von mehreren Seiten der Luftzug durchſtreichen kann. Sie gibt dem Netze, um dies zu ermöglichen, meiſt eine etwas ſchräge Richtung, ähnlich wie manche Segel des Schiffes ſchräg ausgeſpannt werden.

Hat die Spinne irgendeinen Buſch oder einen Baum gefunden, deſſen Zweige ihr zum Ausſpannen ihres Netzes tauglich ſcheinen, ſo ſteigt ſie ihren Faden, indem ſie ihn mit dem Hinterleibe feſt an den Zweig preßt und durch einen kleinen Stoß zugleich zerreißt, tief. Nun ſucht ſie einen andern Zweig zum Anknüpfungspunkte zu erreichen und dies iſt ihr häufig nur dadurch möglich, daß ſie ſich ſelbſt an dem angeknüpften Faden herabläßt und von dem Winde an den gewünſchten Zweig treiben läßt. Oder ſie bleibt auf dem erſten Zweige ſitzen, zieht mit den Hinterfüßen einen langen Faden hervor und läßt ihn im Winde flattern, bis ihn dieſer an die gewünſchte Stelle treibt und er hängen bleibt. Dann unterſucht ſie, indem ſie ihn anzieht, ob er auch gehörig feſthängt, um ſich ihm anvertrauen zu können. Iſt dies der Fall, ſo ſucht ſie auf dieſelbe Weiſe einen dritten und vierten Anknüpfungspunkt zu gewinnen und es iſt bewunderungswürdig, mit welcher Klugheit ſie dabei verfährt, welche ſchwierigen Hinderniſſe ſie oft überwindet. Es ſtört ſie nicht, ob zwiſchen ihren Anknüpfungspunkten ein Abgrund iſt oder ſelbſt ein Bach hindurchrauſcht. Durch ihre Fäden gewinnt ſie Flügel, auf denen ſie ſich durch den Wind durch die Luft tragen läßt. Einen ganz außerordentlichen Fall erzählt uns in dieſer Beziehung Gleditſch. Er beobachtete eine Spinne, die in einem Garten über einem Wege zwiſchen gegenüberſtehenden Obſtbäumen ihr Netz ausgeſpannt hatte; da es ihr nach abwärts an einem Anknüpfungspunkte fehlte, ließ ſie ſich auf die Erde herab, umſpann ein Steinchen, lief dann an dem Faden wieder in die Höhe und zog den angeknüpften kleinen Stein ſo weit in die Höhe, daß Menſchen unter ihm hindurchgehen konnten, ohne ihn zu berühren.

Hat die Spinne die äußeren Befestigungspunkte gewonnen, so spannt sie, indem sie nun auf den aufgespannten Seilen von einem Punkte zum andern gelangen kann, Querfäden zwischen den gegenüberliegenden Anknüpfungspunkten, daß sich dieselben sämmtlich an einem Punkte, dem Centrum, treffen. Nun geht sie von diesem Mittelpunkte aus eine Anzahl Radien nach der Peripherie, wobei sie natürlich stets große Umwege an den bereits gezogenen Radien und der Peripherie hin machen muß. Aber sie ist unermüdlich und scheut einen Umweg.

An jedem Punkte, wo sie der Fäden befestigt, drückt sie dieselben mit dem Hinterleibe fest an. Und dies alles thut selbst die junge Spinne, welche zum ersten male ein Netz anfertigt, mit einer Schnelligkeit, Gewandtheit und Sicherheit, als hätte sie bereits Tausende von Netzen in ihrem Leben aufgespannt.

Ist das Hauptgerüste des Netzes, welches aus sieben, starken Fäden angefertigt wird, vollendet, so fängt sie vom Mittelpunkte an, die einzelnen Querfäden zwischen den Radien zu ziehen, indem sie in spiralförmiger Kreisbewegung dieselben immer weiter und weiter vom Mittelpunkte ausführt.

Es gewährt ein unendliches Vergnügen, eine Spinne arbeiten zu sehen. Sie rastet, wenn sie durch nichts gestört wird, nicht eher, als bis sie das Netz vollendet hat. Nur zuweilen gönnt sie sich einige Augenblicke Erholung, viele scheinen aber vorzugsweise dazu bestimmt zu sein, den Stoff in den Säckchen wieder zu sammeln.

Zerstört man einige Fäden des Netzes, so ist die Spinne sofort bemüht, die schadhafte Stelle wieder auszubessern und bei dieser Arbeit ist sie noch bewunderungswürdiger. Hat man z. B. einen der Hauptfäden durchschnitten, so kostet es der Spinne große Anstrengung, das Netz wieder straff anzuziehen, aber sie weiß sich auch hierbei zu helfen. Nachdem sie ihren Faden an der zerrissenen Stelle angeknüpft und selbst auf dem Punkte, wo sie den Faden befestigen will, Platz genommen hat, so zieht sie denselben noch einmal zurück und sucht nun das ganze Netz wie mit einem Flaschenzuge, wobei ihr ihre geschickten Füße die besten Dienste leisten, straff anzuziehen, und es gelingt ihr.

Wer hat aber die Spinne gelehrt, sich eines solchen Mittels, das ihre Kraft verdoppelt, zu bedienen! Wie viele hundert, ja tausend Jahre sind hingegangen, ehe der Mensch die Erfindung des Flaschenzuges gemacht hat! Von der Spinne hätte er es lernen können. Der Mensch dünkt sich sterblich zu erheben, um von einem Thiere zu lernen.

Ist das Netz vollendet und ein heiterer, klarer Himmel über ihm, so setzt sich die Spinne in den Mittelpunkt desselben und wartet in Ruhe und Geduld ab, bis eine Fliege oder Mücke heranfliegt und sich in den so künstvoll gespannten Fäden verwickelt.

Dann erst ist sie darauf bedacht, sich unter einem Blatte oder an einem andern passenden und zugleich geschützten Orte eine Wohnung und Zufluchtsstätte zu bauen. Das Material dazu trägt sie ja in sich und aus weichen dünnen Fäden spinnt sie es dicht und schützend in Gestalt einer Röhre. Nun mag der Himmel sich trüben, sie weiß, wo sie Zuflucht findet. Mag Sturm und Regen auch durch ihr Gewebe hinfegen, es ist fest und gut gebaut, manchen Stoß hält es aus. Reißt hier und dort ein Faden — ein Tag heiterer Sonnenschein und es wird alles wieder ausgebessert.

Die Hausspinne webt ein dichteres und weniger kunstvolles und regelmäßiges Netz in den Ecken der Zimmer mit einer trichterförmigen Röhre, in der sie ihr Netz hat.

Ueberhaupt sind die Netze der verschiedenen Spinnenarten meist verschieden, die eine hat ein zirkelrundes, perpendicular hängendes, die andere ein horizontal liegendes, zuweilen längliches oder einem Nachen ähnliches Gewebe.

In Staunen setzen uns oft die Tausende und aber Tausende von Fäden, welche die Feldspinne namentlich im Herbste von Stoppel zu Stoppel, ja von Grashalm zu Grashalm zieht. Die ganzen Felder und Fluren sind davon wie von einem schimmernden Netze überzogen, das in einiger Entfernung fast wie Wasserspiegel aussieht. Da zieht der Landmann mit seinem Pfluge in die Stoppel und ackert sie um. Es thut uns leid, daß all diese unzähligen schimmernden und lustigen Fäden durch die Hufe der Pferde und den schonungslosen Pflug vernichtet werden. Wie so schwarz, traurig und leblos sieht der umgepflügte Acker nun aus, wie starren die Erdschollen uns so öde und finster an, alles Leben scheint von der weiten Fläche gewichen zu sein, und treten wir am nächsten Morgen wieder hinaus auf den Acker, da schimmert und glänzt es wieder von tausend und Millionen Fäden. Von Scholle zu Scholle, von Furche zu Furche sind sie gezogen und auf jedem derselben sind zarte Thautropfen wie Perlen und Diamanten gezogen, in denen sich die Strah-

ten des Frühjahrs kochen und gelbig und farbig niederbrennen.

Und wenn die Stoppeln dicke Perlen angezogen, wenn die Sonne der Fäden getrocknet, wenn ein starker Luftzug über die Felder hinbraust, tanzend und aber tanzend Fäden zusammenballt und als weiße schimmernde Seidenflocken durch die Luft und über unsere Häupter hinzieht, dann rufen wir voll aus: „Der Sommer fliegt, der Sommer fliegt!“ Und darüber hoch in der reinen klaren Luft ziehen Kraniche in langer Reihe und hoch über ihnen ist der Himmel so weit und blau, von den Bäumen fallen die gelben, farbigen Blätter spielend nieder, unser Blick reicht weit, weit hin zu den fernen duftigen Bergen, wir ziehen die Brust voll frischer, reiner Luft, sie hebt sich und weitet sich — das ist Herbstesluft! Aber an die kleinen Spinnen mit ihren zarten, schimmernden Fäden denken wir nicht.

Von den äußerst kunstvollen und künstigen Wohnungen und Bauen wollen wir noch die zweier Arten, der im südlichen Frankreich und in Spanien lebenden Minir- oder Maurerspinne, und der auch bei uns nicht seltenen Wasserspinne, näher betrachten. Wir werden bei ihnen aufs neue erkennen, wie klug und geschickt diese kleinen Thiere sind.

Die Minirspinne ist von rostrother Farbe und ungefähr acht Linien lang. Sie wählt einen steilen Abhang aus bindender, meist Mergelerde ohne Steine und Graswuchs und gräbt in dieselbe eine Röhre von einem halben Zoll Weite und einem bis zwei Fuß Tiefe. Die Wände dieser Röhre tapezirt sie mit einem feinen, seidenartigen Gewebe aus, theils um ihnen mehr Festigkeit zu geben und ihr Einstürzen zu verhüten, theils aber auch um durch die Fäden dieses Gewebes, welche für ihr feines Gefühl gleichsam die Leiter und elektrischen Telegraphen bilden und mit der Thür, welche die Röhre schließt, in Verbindung stehen, sofort davon Kunde zu erhalten, wenn sich ein Thier derselben nähert.

Diese Thür oder Fallklappe ist ein wirkliches kleines Kunstwerk. Sie ist vollkommen zirkelrund und nicht aus Holz gemacht, sondern aus mehreren — acht bis neun — ganz dünnen Erdschichten, welche mit feinen Fäden durchwoben und aufeinander gefügt sind, gefertigt. Ihre untere, der Röhre zugekehrte Fläche ist convex und glatt wie polirt, die äußere Fläche ist eben, rauh und der anliegenden Erde vollkommen gleich, sodaß die Thür äußerst schwer zu finden ist.

Die Thür ist durch einen feinen, kunstvollen Falz in der Röhre fest und genau geschlossen. An dem höher gelegenen Theile der Thür — und dies nur an diesem — sind als Angeln einige Fäden angebracht, welche sie mit der Röhre verbinden. Durch die schräge Lage und ihr eigenes Gewicht fällt die kleine kunstvolle Thür, wenn sie geöffnet ist, sogleich von selbst wieder zu. Ja, um die Schwere der Thür zu vergrößern, sind an dem unteren Rande noch immer zu bisweilen selbst noch einige Steinchen eingewebt, welche sie herabziehen.

Verläßt die Spinne die Röhre, so fällt die Thür sogleich wieder zu. Will sie zu mehrerer wieder hineinfliegen, so öffnet sie die Thür durch Einlegen der Freßzangen in die äußere rauhe Fläche. Naht sich der Thür ein Feind, so erhält die Bewohnerin durch die an den Wänden der Röhre hinlaufenden Fäden sogleich Kunde davon und eilt nun rasch herbei, ihr Haus zu verschließen, zu verriegeln und hartnäckig zu vertheidigen. Sie hat nämlich für diesen Fall in der unteren glatten Fläche der Thür einige Löcher gelassen, in diese hackt sie ihre vordern Füße, setzt die hintern an die Wände der Röhre und hält so, den Rücken nach unten gekehrt, die Thür mit aller Kraft zu.

Dasselbe thut sie, wenn man die Thür mit einer Nadel zu öffnen versucht. Ist die Thür gesprengt, so zieht sie sich rasch in ihre Röhre zurück. Versperrt man die Thür von außen, so gräbt sie von innen aus einen neuen Gang und macht eine neue Thür, dies letztere thut sie auch, wenn man ihr die Thür raubt. Zerstört man die ganze Röhre, so baut sie in weniger als zwölf Stunden eine neue mit Thür und allem Zubehör. Am Tage liegt sie wie erstarrt in der Röhre. Nur des Nachts arbeitet sie und geht auf Raub aus.

Ein solches Kunstwerk von einem so kleinen und unscheinbaren Thiere ausgeführt erscheint fast wie ein Märchen und doch läßt es sich mit Worten nicht so schön und genau schildern, wie es in Wirklichkeit ist. Und an Werkzeug und Hülfsmitteln, welche sie dabei benutzt, hat sie nichts als ihre Freßzangen, ihre geschickten Füße und ihre feinen Fäden.

Fast ebenso bewunderungswürdig ist der Bau der Wasserspinne, denn sie baut am Grunde des Wassers sich eine kleine Taucherglocke, ein echtes kleines Luftschloß, in dem sie wie in einem durchsichtigen Krystallpallaste wohnt.

Sie spinnt an Blättern von Wasserpflanzen lose Fäden in verschiedenen Richtungen fest und

zieht darüber einen sehr elastischen und durchsichtigen Faden hin. Hat sie dies vollbracht, so überzieht sie auch ihren ganzen Leib mit solcher dünnen Luftschale, bringt dann aus dem Wasser an die Oberfläche, bringt durch ein Luftloch am Grunde des Bauches eine kleine Luftblase zwischen die zarte Luftschale und ihren Leib, wo die Haare die Hülle ausgespannt und abstehend erhalten, und bringt dann mit ihrem eingeschlossenen Luftvorrath wieder auf den Grund des Wassers. Dort läßt sie vielleicht unter der ausgespannten und elastischen Luftdecke heraus. Die Luft sucht natürlich nach oben zu dringen, aber die Luftdecke hält sie zurück.

Durch Experimente wiederholt die kleine Taucherin oft bis zweimal und nach etwa einer Viertelstunde hat sie so viel Luft unter die Luftdecke gebracht, daß sich diese wie eine Kugel wölbt und sie ein durchsichtiges Luftschloß hat, welches groß genug ist, um darin wohnen zu können. Im Grunde des Wassers hat sie sich ihr Haus gebaut und wohnt doch trocken darin und nichts entgeht ihren Augen durch die durchsichtigen Wände. In diesem Gemache hängt sie auch ihre Eier.

Die Größe dieses kleinen Schlosses erreicht die eines welschen Nuß. Sie verläßt es, wenn sie sich Nahrung sucht und diese besteht in Wasserasseln und Wassermilben. Sie erfaßt sie im Schwimmen mit ihren Kreßzangen, trägt sie in ihre Wohnung und saugt sie dort mit Bequemlichkeit aus.

Wir haben von den zahlreichen und sehr verschiedenen Spinnenarten nur diejenigen erwähnt, welche sich vorzugsweise entweder durch ihre Eigenschaften oder ihre kleinen Kunstwerke auszeichnen. Wir wollen noch eine Art berücksichtigen, nämlich die fliegenden Spinnen. Man hatte lange Zeit über die Behauptung eines Engländers, daß Spinnen fliegen, sich in der Luft schwebend erhalten konnten, ohne irgendwelchen Anhaltepunkt, gelacht. Vogt machte zuerst vor 30 Jahren die sichere Beobachtung, welche die Behauptung des Engländers bestätigte. Er sah eine kleine Spinne vor sich, die sich immer höher in die Luft hob, ohne daß er einen Faden oder Anhaltepunkt bemerkte. Es gelang ihm, sie am Stocke zu erhaschen und er bemerkte, daß sie eine Menge feiner kurzer Fäden am Hinterleibe hatte, mittelst deren sie von der Luft gehoben und fortgetrieben wurde.

Es ist dies seitdem von vielen wieder in Zweifel gezogen, da es seltener vorkommt, denn diese kleine Spinnenart scheint die Vermögen dieses Fliegen zu können seltener zu benutzen, als wir Menschen es thun würden, wenn uns nicht Kunst in dieser Beziehung unnöthig gemacht hätte.

Ich selbst bemerkte im September des vergangenen Jahres eine solche kleine fliegende Spinne. Es war ein heiterer, stiller Nachmittag. Der Luftzug von Südwest, denn Wind war kaum bemerkbar. Ich lag im freien mit einem Buche in der Hand, als eine kleine Spinne in wagrechter Haltung mit rascher Bewegung der Füße vor meinem Gesichte langsam vorüberschwebte. Der horizontale Fortbewegung Hel mir auf; ich folgte ihr. Sie zog langsam nach Nordwest. Ein Faden, der sie hielt, war nicht zu bemerken, aber sie konnte er unter dem freien Himmel auch nicht angeknüpft sein und ihre Fortbewegung war etwas anhaltend. Nachdem ich ihr wol zwanzig Schritte gefolgt war, hielt ich ihr das aufgeschlagene Buch entgegen, auf dem sie einen Augenblick ruhig sitzen blieb. Auf dem weißen Papier vermochte ich deutlich jene abenteuerlichen Farben auf feinen Fäden zu erkennen. Die Spinne ließ sich gleich darauf an diesen Fäden, welche sie an dem Blatte befestigte und zu einem einzigen vereinte, an die Erde nieder, wobei ihr Faden sehr deutlich zu erkennen war.

Die Vermehrung ist bei allen Spinnenarten eine sehr große. Aus jedem der kleinen zahlreichen Eier schlüpft eine kleine Spinne. Taubert hielt in seinem Zimmer unter einem Glase eine Kreuzspinne verborgen, welche Ende October ihre Eier legte und bald darauf starb. Während des Winters entschlüpften die kleinen muntern Spinnen aus den Eiern, das ganze Glas war davon belebt und Taubert zählte deren nicht weniger als 341.

Daß die Spinnen trotz dieser starken Vermehrung nicht häufiger sind, dafür tragen ihre zahlreichen Feinde Sorge. Alle insektenfressenden Vögel betrachten und lieben sie als einen besondern Leckerbissen. Der unersättliche und unverschämte Sperling sucht sie in den Mauerwinkeln und an den Büschen auf, die schnelle Schwalbe hascht sie im Vorüberfliegen und selbst die Nachtigall findet sie als Speise nicht zu häßlich. Sogar die Hühner und kleinen Küchlein lieben sie mit einer für die Spinnen verderblichen Leidenschaft. Die Eidechse fährt aus dem Grase und trockenen sie verbergenden Blättern auf sie los, wenn sie sorglos vorüberläuft, und sogar die träge Kröte streckt ihr ihre klebrige lange Zunge ent-

orgie, durch welche sie ohne Erbarmen in den tiefen unterirdischen Teich hinabgerissen wird.

In der Luft, auf der Erde, selbst im Wasser, überall lauern die Feinde der Spinnen und kümmern sich nicht um ihre Klagen und ihren Kummer. Möchten die Menschen mit ihnen barmherziger sein und ihnen die Stätte nicht mißgönnen, wo sie ihr kunstvolles Gewebe ausspannen! Möchten sie sich durch die Eigenschaften und Fähigkeiten dieses kleinen Thieres mit seiner Geschicklichkeit ausöhnen lassen, möchten sie, ehe sie die Hand ausstrecken, um es zu vernichten, sich die Worte Jean Paul's ins Gedächtniß rufen: „Kein Fleck aus Leben ist vergeblich!"

Schiller und Schopenhauer.

Unter den mancherlei Briefen, welche am 10. November erhalten worden, befindet sich einer, dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, daß er eine Verwandtschaft zwischen Schiller und Schopenhauer nachweist: „Schiller. Eine Gedächtnißrede gehalten am 10. November 1859 im Gemeinderathssaale zu Mailand von Dr. Julius Bahnsen" (Separatabdruck zum Besten der Schillerstiftung. Mailand 1859. In Commission bei A. Krüger).

Der Verfasser charakterisirt Schiller als sentimentalen Idealisten und die sentimentale Seite, der Lebens- und Weltschmerz Schiller's ist es, worin sich seine Verwandtschaft mit Schopenhauer nicht verkennen läßt. Denn Schopenhauer ist ein sentimentaler Philosoph. Was der Verfasser von Schiller sagt: „Ein tiefer Lebensschmerz zieht sich durch Schiller's Dichtung; doch nicht engherzig allein das eigene, nein, das Menschenweh ausströmend, dem wir alle verbunden sind", dasselbe läßt sich von Schopenhauer sagen. Das Leben ist nach Schopenhauer wesentlich Leiden und das Leiden des Lebens ergreift ihn so tief, daß er es für besser hält, nicht zu sein, als zu sein.

Schiller's edle Seele entriß sich schon früh dem Wahn, „dem", wie Dr. Bahnsen sagt, „einzig angehörenen", als wäre das gemeine Glück des Daseins Ziel. Auf dem weiten Erdenrunde

Ist für zehn Glückliche nicht Raum!

So, sagt Dr. Bahnsen, lauten nicht nur vereinzelte Klänge, die als Ausbrüche einer hypochondrischen Verstimmung könnten abgethan werden, wofür die allzu leicht beglückten Kinder dieser Welt am liebsten ausgeben möchten, was ihnen eine Thorheit ist, mit der krankhafter Trübsinn selbstquälerisch die frohe Minute sich vergälle: aus allen Perioden seines Lebens vernehmen wir diese alte und bei Homer in der Poesie der Völker nie verklungene Klage von der Nichtigkeit des Menschenlebens; und nicht die leere Form allein des griechischen Chors sehen wir den nachahmen in der „Braut von Messina" es sind auch ihnen dieselbe Mahnung und entgegen, wie aus denen des Sophokles: niemals geboren sein, ist höchstes Glück!

Dr. Bahnsen hebt noch mehrere Stellen aus Schiller's Dichtungen hervor, die seine Verwandtschaft mit Schopenhauer's sentimentaler Welt- und Lebensanschauung beweisen. Und es ist gut, daß, während gewöhnlich Schiller vorzugsweise als Dichter der „Freude" gefeiert wurde, er hier als Dichter des Schmerzes gefeiert wird. Wie selbst auch ein tragischer Dichter nicht ein Dichter des Schmerzes sein! Gewiß würde auch Schiller, wenn er die Schopenhauer'sche Philosophie noch erlebt hätte, sich innigst durch sie angesprochen gefühlt haben. Immerhin müssen wir zweifeln, ob Schiller sie sich ganz hätte aneignen können. In Schiller war doch etwas, was ihn mit Marianne Pisa sagen ließ: „Das Leben ist doch schön!" Er verneinte nicht das Leben schlechthin, wie Schopenhauer, er erklärte es nicht in Bausch und Bogen für eine Verirrung, wie Schopenhauer, sondern er verneinte nur das unideale, rohe, gemeine Leben, das „enge, dumpfe Leben" mit der „Angst des Irdischen". Er hob aus diesem in das „Ideales Reich" und fand hier Befriedigung. Also gab es doch für Schiller eine Befriedigung! Dies ist sein Unterschied von Schopenhauer. Auch hatte sich Schiller nicht den Schopenhauer'schen Quietismus aneignen können, er, der die Beschäftigung gepriesen hat, die

Verschönigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie gereuet,
Die in dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch treu in der geweihten Schicht der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre häuft.

Man wird also gut thun, über der Verwandtschaft des sentimentalen Schiller mit dem sentimentalen Schopenhauer nicht den Unterschied zwischen dem das Leben bejahenden Schiller und dem das Leben verneinenden Schopenhauer zu übersehen. Auch Dr. Bahnsen bleibt nicht bei dem sentimentalen Schiller stehen und glaubt mit dem Prädicat „sentimental" nicht das Wesen des Dichters erschöpft, sondern weist auf sein Ringen hin, die beiden auseinanderklaffenden Welten zu

komm' ich nicht in die Gefahr, mißverstanden zu werden. Sie, Sie sollen mein Vertrauter sein. (Nach einigen leidenschaftlichen Schritten setzt er sich.)

D. Fels

(sich gleichfalls setzend).

Ich bin begierig, was Du mir zu sagen hast.

Heinrich

(nach einer kleinen Pause).

Doktor, ich hatte einen Jugendfreund, dessen geistige Entwickelung der meinigen sehr ähnlich war. Kaum neunzehn Jahre alt, machte er die Bekanntschaft eines jungen Mädchens aus einer achtbaren Familie, das damals kaum funfzehn zählte. Sie hatte eben die Pension verlassen, war weniger von ausnehmender Schönheit, als von eigenthümlichen Reizen, die Ihrem Auge, ihren schwellenden Lippen, ihrem dunkeln fast schwarzen Haare *), ihrem unendlich süßen Lächeln, etwas Unwiderstehliches gaben. Dem Mädchen mit einem Geständnisse seiner Liebe schnell entgegenzutreten, würd' ihm damals eine Entweihung derselben geschienen haben. Er begnügte sich, durch einen treuen, fast möchte ich sagen Ritterdienst ihr nach und nach sein Inneres zu verrathen. Erst nach einigen Jahren fast täglichen und von den Eltern ge-

*) Ist nach der Persönlichkeit der Darstellerin Mariens zu modifiziren.

vereinigen, zwischen denen sein Dichten wie sein Fühlen getheilt war.

Eine Verwandtschaft Schiller's mit Schopenhauer weist Dr. Pabsien noch in der Ansicht beider vom Willen nach. Die Schuld wie die Sühne liegt nach Schopenhauer im Willen. Diese Schopenhauer'sche Willenslehre findet Dr. Pabsien wieder in Schiller's Versen:

Der Menschen Thaten und Gedanken, wißt!
Sind nicht wie Marionetten bloß bewegte Puppen.
Ihr seid in Welt, kein Mißverstand ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall günstig nicht verwandeln
Hat sich das Menschen Herz erst ausgerungen,
Es weiß sich auch sein Thun und sein Handeln.

Schopenhauer hat übrigens diese berühmte Stelle aus Schiller's „Wallenstein" selbst zum Belege für seine Ansicht von der Willensfreiheit angeführt in seinem Werke: „Die beiden Grundprobleme der Ethik" (1841), wo er auf seine „Vorgänger", auf Augustinus, Luther, Spinoza, u. a. m. hinweist.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß das Erscheinen der dritten, verbesserten und beträchtlich vermehrten Auflage von Schopenhauer's Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung" (zwei Bände, Leipzig, A. L. Brockhaus, 1859) mit der Schillerfeier zusammenfällt. Schopenhauer sagt in der Vorrede zu dieser dritten Auflage: „Das Wahre und Gute würde leichter in der Welt Raum gewinnen, wenn nicht die, welche unfähig sind, es hervorzubringen, zugleich verschworen wären, es nicht aufkommen zu lassen." Dieser Umstand, der schon manches, das der Welt zugute kommen sollte, gehemmt und verzögert, wo nicht gar erstickt, habe für ihn die Folge gehabt, daß, obwol er erst 31 Jahre zählte, als die erste Auflage dieses Werks erschien, er diese dritte nicht früher als im 72. erlebe. Doch der Alte tröstet sich damit, daß er zuletzt doch auch am Abend angelangt sei und die Befriedigung habe, am Ende seiner Laufbahn den Anfang seiner Wirksamkeit zu sehen, „unter der Hoffnung, daß sie, einer alten Regel gemäß, in dem Verhältniß lange dauern wird, als sie spät angefangen hat."

Wer sich nun über die angedeutete Verwandtschaft Schopenhauer's mit Schiller und wiederum über den Unterschied beider unterrichten will, nehme diese dritte Auflage zur Hand.

Julius Frauenstädt.

Johannes Ronge in London.

Was ist aus dem Urheber der deutschkatholischen Bewegung, die so verheißungsvoll begann, geworden?

Für den in London lebenden und arbeitenden Deutschen kann es nächst der Freude am Gedeihen der eigenen Arbeit kein größeres Vergnügen geben, als der redlichen Landsleute Bemühungen mit Erfolg gekrönt zu sehen.

Zu denen, die am beharrlichsten alle Kräfte an eine einmal erwählte Lebensaufgabe setzen, gehört Johannes Ronge. Die Volksschule muß seine wahre Mission gewesen sein, sonst hätte er die unsäglichen Schwierigkeiten, die sich ihm hier auf Schritt und Tritt bei der Gründung seiner Schule in den Weg stellten, nicht so zähe überwunden; nur durch seine Frau unterstützt hat er es so weit gebracht, daß sich jetzt täglich 50—60 Kinder in seinem Hause einfinden. Die Kinder, Knaben und Mädchen, werden dort in den gewöhnlichen Schulwissenschaften und in der Musik unterrichtet, treiben Gymnastik und wachsen zu fröhlichen, braven Menschen empor.

Nachdem wir im Laufe der letzten sechs Jahre dem Wachsen und Gedeihen dieser Schule mit Theilnahme gefolgt waren, hatten wir am 9. Januar Gelegenheit, dem Schulfeste beizuwohnen, welches Ronge und seine Gattin alljährlich um diese Zeit den Schulkindern geben. Die weiten Räume des Hauses waren festlich illuminirt und drinnen tummelten sich die Kinder strahlend vor Freude und Erwartung. Zuerst marschirten sie, die Knaben und Mädchen in kleine Abtheilungen gesondert, mit vorangetragenen Fahnen nach dem Takte der Musik durch die Zimmer, in denen die Aeltern und Freunde versammelt saßen. Hierauf wurde getanzt, gespielt und gesungen. Es ist dem Talente und der Ausdauer der Frau Ronge gelungen, das junge England, das wie das alte nicht für Musik begabt ist, so weit heranzubilden, daß die englischen Stimmchen ganz harmonisch mit den deutschen zusammenklangen. Freilich bleiben die Deutschen immer die Meister im Gesange, was durch folgende Thatsache illustrirt sein mag. Eins der kleinen Mädchen, die wir bei dem Schulfeste singen hörten, das fünfjährige Töchterchen eines deutschen Schneiders, gibt täglich, wenn sie aus ihrer Schule heimkehret, den Kindern ihrer Straße gratis Gesangunterricht; sie singt mitten auf der Straße stehend mit hellem Stimmchen all die Lieder durch, die sie kann, es sam-

mein sich andere Kinder um sie her und versuchen nachzuahmen; die kleine Meisterin beobachtet und verbessert solche Töne so lange, bis ihr feines Ohr nicht mehr verletzt wird. Das hat sie mit so günstigem Erfolge gethan, daß die Aeltern ihrer Gespielen zu dem Schneider gekommen sind und sich erkundigt haben, wo die Kleine all den Gesang her hat und ob auch ihre Kinder in die deutsche Schule aufgenommen werden können. Die unschuldige allen landauer Reclamen, an der Mongé und Frau keinen Theil, aber den Gewinn haben.

Doch zu unserm Rechte zurück. Der Weihnachtsbaum war mit einer großen Anzahl von kleinen Gaben behängt, welche, nachdem sie die bunten Lichterchen und Lämpchen in den hellen Augen der Kinder lustig widergespiegelt hatten, unter die Anwesenden vertheilt wurden. Dann gab es Erfrischungen und wieder Tanz und Spiel. Ein Verfahren, bei dem die allerschönsten Orden mit großer Liberalität vertheilt wurden, endete nach der Meinung der Kinder, die sich um die weiten Wege nach Hause keine Sorge machten, viel zu früh das fröhliche deutsche Kinderfest.

England ist mit Recht stolz darauf, daß der König wie der Bettler hier ein Asyl findet, wenn sie als Flüchtlinge die englische Küste betreten. Aber England weiß auch sehr wohl, daß es diesen Flüchtlingen viel zu danken hat. Von den vertriebenen Hugenotten an, die hier Schutz fanden und ihre Industrie und ihren Fleiß verbreiteten, bis hinab auf unsere kleine Gesangskünstlerin — sie auch eines Flüchtlings Kind ist, haben die Britten dem Lande, das sie gastlich aufnahm, Segen gebracht, indem sie ihm die Schätze ihrer Kenntnisse, Talente, ihrer Arbeitskraft und Geschicklichkeiten zuführten.

Das ist keine unfreundliche Rechte, sondern eine historische Thatsache. Wenn wir den industriellen Unternehmungen und Erfindungen Englands bis auf ihren Ursprung nachgehen, so finden wir zu unserer Ueberraschung, daß sie meistens nicht von eigentlichen Engländern, sondern von Adoptivkindern des freien England herrühren. Es wäre nicht uninteressant, diese Fälle zu sammeln.

Ob wol Manche, sich flüchtend aus der Kirche in die Schule, in Deutschland so ungehindert seinem neuen Berufe, der Kindererziehung, leben konnte wie in England? A. von C.

Anregungen.

Zur Völkerkunde.

Je reicher der Stoff, der durch die Reiseberichte der letzten zehn Jahre für die Völkerkunde anwächst, sodaß man sie wirklich erst im Werden begriffen sieht, um so nothwendiger wird es anderseits, sich auf diesem unermeßlichen Gebiete heizeiten zu orientiren, sollte man sich auch dadurch überzeugen, wie viele Strecken desselben noch völlig wüst liegen oder einen sehr unbestimmten Charakter tragen.

Die Unbestimmtheit liegt hier nur allzu sehr in der Natur des Gegenstandes der wissenschaftlichen Betrachtung. Der Naturforscher hat jederzeit einen fertigen und abgeschlossenen Körper vor sich, der die Untersuchung willig erträgt und sich so viel abtragen läßt als er enthält und die Hülfsmittel des Forschenden zu ertragen vermögen.

Die Lage des Ethnographen (Volksnaturforschers) ist mißlicher. Auf ihn stürmt eine Flut von Mittheilungen der verschiedensten Art, bunt und sich widersprechend, ein, statt eines einheitlichen Objects eine Summe von Charakteräußerungen, bei denen es oft nur darauf ankommt, je nach dem besondern Standpunkt von dieser oder jener als unwesentlich abzusehen, und es ergeben sich so verschiedene Bilder, daß man sie nicht unter denselben Rahmen zu bringen vermag. Man vergleiche nur die Charakteristiken mancher Volksstämme und man wird Beispiele genug finden, wo Aeußeres und Inneres, Geistiges und Körperliches merklich voneinander abweichen.

So wenig man nun auch vernünftigerweise schon jetzt eine erschöpfende und unumstößliche Systematik des Völkerthums erwarten darf, so hat man es doch bereits seit ungefähr einem Jahrhundert für gerathen erachtet, eine solche zu versuchen, und merkwürdig genug, einer der frühesten dieser Versuche, der Blumenbach'sche, der aus einem verhältnißmäßig umfänglichen Material hervorging und sich bei Feststellung der großen Unterschiede der Menschheit mehr von äußerlichen als wesentlichen Entscheidungsgründen leiten ließ, hat sich bis zur Gegenwart, allen andern gegenüber, nicht allein im Volke und auf Schulen, sondern selbst bei Gelehrten in Geltung erhalten. Die bekannten fünf Rassen bieten so faßliche Merkmale des Körperbaus, der Farbe, des Wohnplatzes nach den fünf Erdtheilen, daß alle Welt sich am besten mit dieser Eintheilung zufrieden geben konnte. Die um etwas frühere Linné'sche zählte zwar ebenfalls fünf Rassen, aber die Bezeichnung derselben nach der Farbe stellt schon in den Namen ein einseitiges Princip in den Vordergrund; der spätere Cuvier hingegen, der nur drei Rassen annimmt,

ignorirte daher vollständig die Hottentotten der beiden neuen Welten, indem er sie als unbekannt und zwischen den drei Racen der alten Welt schwankend nicht mitzählt. Die Eintheilungen der übrigen Ethnographen, wie Prichard, Pickering, Waitz, Latham, Meyen und anderer, erwähnte er der nöthigen Uebersichtlichkeit wegen über den Kreis der gelehrten Forschung hinaus nicht zu gewinnen. Deshalb scheint auch noch Klemm in seinem Schriftchen: „Die Völkerstämme und ihre Zwecke" (Frankfurt am Main, Brönner, 1843), die Blumenbach'sche Eintheilung bei; leider ist seine Darstellung etwas dürr, auch sind die vier nichtkaukasischen Racen allzu summarisch behandelt.

Trotz Vermeidung der Unvollständigkeit kann man der schon mehrfach von uns gerühmten Schrift von Dr. Maximilian Perty: „Grundzüge der Ethnographie" (Bonn, Marcus, 1843), keineswegs modernen Zuwachs der einleitende Abschnitt, der die allgemeinen Verhältnisse betrifft, als der mittlere Hauptheil, der die Racenstämme und Völker nach ihren unterscheidenden Natur- und Lebensäußerungen vorführt, als endlich der letzte, von dem Leben der Menschheit, empfehlen sich durch inhaltreiche, anschauliche und geistvolle Darstellung. Der Leser trifft überall nicht blos auf Knochen und Sehnen, sondern auf Mark, Fleisch und Leben, und trotz seiner streng wissenschaftlichen Grundlage ist das Buch eines der anziehendsten, das man zur Hand nehmen kann. Die weilen störend erscheinen die vielen wörtlichen Excerpte aus andern Schriften, die der Verfasser als Belege in den Text aufgenommen, anstatt ihren Inhalt in das Ganze zu verarbeiten, was der Darstellung mehr Einheit verliehen hätte.

Was Ansicht und Auffassung betrifft, so thut es wohl, fast überall der vollsten Unbefangenheit, dem bekennenden Urtheil zu begegnen. Der Verfasser zwingt weder den Stoff willkürlich in ein voraus fertiges Schema, läßt ihn vielmehr in der lebendigsten Mannichfaltigkeit hervortreten, sodaß nicht das System als ein Abstractum, sondern der Inhalt, das Völkerleben selbst, in den Vordergrund tritt, noch auch räumt er irgendeiner andern Autorität als der wissenschaftlichen Forschung einen entscheidenden Einfluß auf seine Ergebnisse ein. Mit Recht bemerkt der Verfasser gegen die allerdings sinnreich durchgeführte, aber doch in nichts zerfallende Abstammungstheorie von den Söhnen Noah's bei Gförörer: „Es ist eitle Mühe, die beschränkte und egoistische Ansicht des hebräischen Volks zum Ausgangspunkt für die Urgeschichte der Menschheit machen zu wollen." Jene Theorie zeigt recht auffallend, in welchen Widerstreit Scharfsinn und Vernunft miteinander gerathen können. Auch die Abstammung von einem Menschenpaar sowie die Noachidische Flut in ihrer Allgemeinheit weichen zurück in das Bereich der religiösen Sage, wo ihr Recht um so unantastbarer fortbestehe.

In der Grundlegung der großen Menschheits-Abtheilungen folgt der Verfasser seinem der bekannten Gebrüder. Wie Cuvier, nimmt zwar auch er drei Hauptracen an, aber sie haben bei ihm einen wesentlich verschiedenen Inhalt, indem auch die Hottentotten der beiden neuen Welten aufgenommen sind. Eine jede der drei Racen ist aus zwei Elementen gemischt, sodaß sich sechs Grundelemente ergeben, von denen je zwei ein näheres Verhältniß zueinander haben. Die arisch-semitische Race umfaßt, mit der Blumenbach'schen Eintheilung verglichen, die Kaukasier und die Völker zunächst gelegenen Theile der Malayen, die turanisch-amerikanische die Mongolen und Uramerikaner, die afrikanisch-australische endlich die Neger und die Malayen Neuhollands, Neuguineas und der westlichen Inseln des Großen Oceans.

Das Eigenthümliche des Perty'schen Gedankens, gegründet dem Blumenbach'schen, liegt offenbar in der Trennung der Malayen; mit welchem Recht diese angenommen wird, vermögen wir nicht zu entscheiden; nur dies erlauben wir uns beizufügen, daß die Durchführung in diesem Theile nicht ganz überzeugend für uns geworden ist. Auch sind uns in der Charakteristik der einzelnen Völker einige gewagte Behauptungen überall geworden, die schwerlich so viel Charakteristik in sich tragen, daß sie als völkerbestimmende Merkmale in der wissenschaftlichen Ethnographie Aufnahme finden sollten. Dahin gehört, daß die Tünen einen ärgerlichen Zug hätten, daß die Engländer wol äußerlich, aber nicht geistig frei seien, daß die Juden der neuern Zeit in der Literatur wie in der Politik sich als zersetzende und negirende Potenz erwiesen haben. In allen drei Fällen gründet sich das Urtheil viel zu sehr auf vereinzelte Erfahrungen, als daß es Anspruch auf Gewißheit erheben dürfte. Uebrigens ist doch wol auch nicht richtig, daß sich die Juden in Deutschland bereits aller staatsbürgerlichen Rechte erfreuen; sind sie doch bis zur Stunde fast überall in unserm Vaterlande von höhern und niedern Staatsämtern ausgeschlossen, und was ihnen, abgesehen davon, der Buchstabe des Gesetzes gewährt, das wird ihnen noch großentheils durch das unbesiegliche Vorurtheil ihrer christlichen Genossen verkümmert.

Es macht einen wohlthuenden Eindruck, daß der Verfasser jenen überwältigenden Naturzwang abweist und als wesentlichen Unterschied zwischen Thier- und Menschenstaaten das in den letztern waltende Freiheitsprincip annimmt. Die Urmenschen erscheinen ihm nicht als Unmenschen, sondern nur als unentwickelte, aber der höchsten Entwickelung fähige Geschöpfe, die, wie sie schon körperlich nicht in scharf geschiedene Klassen gesondert werden können, der überall vorhandenen Uebergänge wegen, so noch weniger geistig eine Trennung in unvermittelte Gegensätze, als etwa in active und passive, in männliche und weibliche Rassen, vertragen. Von den vom Verfasser ausgesprochenen trostreichen Erwartungen für die Zukunft Europas und Deutschlands berichten wir schon.

Wir machen zu gleicher Zeit auf die vor kurzem begonnene „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“, von M. Lazarus und H. Steinthal, aufmerksam, zwei Namen von bestem Klange (Berlin, Dümmler, 1859). Das Ziel dieser neuen Zeitschrift ist ein bisher noch nie auch nur gerade angestrebtes, obwol von A. Kuhn, Wilhelm von Humboldt und manchen andern bereits mehrfach angedeutetes, unter den Neuesten haben Kuhn und von der Gabelentz Vorarbeiten dazu geliefert. Es handelt sich hier nicht, wie bei der allgemeinen Sprachwissenschaft, um die höchsten Gesetzgebungsformen des innern Lebens der Menschheit, sondern ausschließlich um dieses innere Leben selbst, aus welchem jene Gesetzgebungsformen in consequenter Folge hervorgetrieben werden. Die Forschung aber auch nur der unbefangene Beobachtung soll nach allen jenen Aeußerungen und Thatsachen des Volkslebens spüren, aus welchen sich die eingeborenen Gesetze dieses bestimmtesten Quells aller höheren geschichtlichen Daseins erkennen lassen, die gebornen Gesetze, nach welchen der Volksgeist in seiner Entwickelung zur Sprache, Mythologie, Religion, Kunst, Wissenschaft, Sitte und Staat sich darlebt, die Gesetze, zu die er bei all seinem Schaffen sich gebunden sieht und die er doch immer als Zwang empfindet, da sie ja nur die Forderungen seiner Natur sind. Als letztes Ziel der Arbeit bezeichnen die Herausgeber, daß der menschliche Geist sich selber zu klarer Erkenntniß komme, daß in den Geist der Nationen bis dahin eingedrungen werde, wodurch es möglich ist, das Gesetz ihres Wirkens und die Gründe ihrer Erhebung zu begreifen und dadurch zu lernen, wie sie auf rechtem Wege zu fördern sind. Die „leitenden Gedanken“ der beiden Herausgeber sprechen sich umfassend über die Aufgabe und Richtung der Zeitschrift aus. Zugleich regt diese Abhandlung eine Reihe der bedeutendsten Fragen an und beleuchtet mit Scharfsinn und Kreuzinnigkeit das geistige Leben der Menschheit nach den verborgensten Seiten hin.

Die Musen und die Revolutionen.

Eduard Schmidt-Weißenfels hat es unternommen, einen reichen Stoff in seiner „Geschichte der französischen Revolutionsliteratur von 1789—1795“ (Prag, Kober & Markgraf, 1859) zu bearbeiten. Für uns Deutsche ein erster Versuch, diese Dinge zu schildern. Der Verfasser führt uns von Sieyès bis Babeuf alle hervorragenden Schriftsteller der Epoche vor, charakterisirt ihre Eigenthümlichkeit, ihre Stellung zu den herrschenden Parteien. Hier ist der eine und der andere Punkt scharf bezeichnet, eine und die andere Schilderung wohlgelungen. Allein man vermißt doch hier und da ein Eindringen in die Arbeiten. Eine Darstellung der Reden Mirabeau's und der Girondisten ist nicht versucht worden. Ebenso wenig Berücksichtigung hat die Romanliteratur der Zeit gefunden. Marie Joseph Chénier mit Ausnahme seiner Tragödien, trotz der Stellung Rivarol's zur Revolution so verkennen, wie seinen Genius gering schätzen. Was auch seine künstlerischen Schwächen sein mögen, der Gesinnung nach und dem Adel des Herzens steht Chénier in gleicher Linie mit den besten Geistern. Seine Bildung aber gehört dem Zeitalter Voltaire's an. Wie freilich er sich später zur Revolution verhielt, ist bekannt. Unbegreiflich war und muß der Verfasser, der sich so eingehend und langjährig mit der Literatur beschäftigt, Burke's „Betrachtungen über die Revolution“ nicht hinter den Artikeln eines längstvergessenen revolutionären Schriftstellers, Moreau, als etwa von demselben Werthe zu nennen vermochte.

Sonst ist seine Arbeit außerordentlich anregend. Große politische Bewegungen pflegen auch den Künsten höheren Aufschwung zu verleihen, neue Menschen wie neue Geister heraufzurufen. Eine ihrer eigenthümlichsten Schöpfungen, die Komödie des Aristophanes, verdankt die Alte Welt dem Peloponnesischen Krieg, das Leo Arnaud's ist in der Pracht seiner Farben, seiner sinnlich ergreifenden Darstellung durchaus von dem Völkergewitter und der abenteuernden Ritterlichkeit abhängig, die den Dichter, den Zeitgenossen Bayard's und Franz I., umgab. Es genügt, auf Milton und den Einfluß der englischen Revolution auf seinen Genius hinzudeuten.

Die Frage drängt sich bei diesen Betrachtungen auf: Warum hat die Französische Revolution nicht nur nicht einen diesen Dichtern ebenbürtigen Genius hervorgebracht, sondern nicht einmal einen dauernden und bestimmenden Einfluß auf die weitere Entwickelung der französischen Literatur geübt?

Wenn man die Geschichte des 18. Jahrhunderts und die geistigen Momente in ihr genauer betrachtet, löst sich diese Frage von selbst. Das Wesen der Revolution, abgeklärt von ihrer nachherigen blutigen und schrecklichen Erscheinung, hatte sich vollständig in der Literatur von 1715—87 dargestellt und ausgelebt. Es gibt in den „Tagen der That“ keinen Gedanken, der nicht irgendwo in Rousseau, Voltaire, Diderot zu finden wäre; selbst die Uebertreibung, das Theatralische so vieler Revolutionsredner ist bald in Diderot, bald in Rousseau vorgezeichnet. Man wird vergeblich in den Reden der Gesetzgebenden Versammlung, der Clubs, in den Spalten der Journale eine Ansprache suchen, die z. B. stärker, heftiger und hinreißender wäre als der von Diderot überschriebene Aufsatz „Le prêtre“. Die eigentlich schaffenden Geister sind alle, wahrscheinlich zu ihrem Glück, vor der „Morgenröthe der Freiheit“ gestorben; nur ihre Schatten wandelten mit in dem Männerzug nach Versailles, in den Sturmcolonnen des 10. August. Ihre letzten Ausläufer, Condorcet, Volney, Morellet, haben denn auch in der Revolution eine nur unbedeutende Rolle gespielt. Morellet hat sich erst nach dem Schrecken zur muthigen Vertheidigung der Familien der Hingerichteten aufgerafft, Condorcet ist wenigstens männlich einen freiwilligen Tod gestorben.

Die Entwickelung hatte sich das literarische Talent in den vorangegangenen trüben und leidenschaftlichen Epochen aufgerieben, daß sich in der Revolution nicht einmal eine publicistische Kraft, wie die Camille's oder Raymond Garnier's, hatte. Ohne literarische Schöpfung, selbst auf politischem Gebiete von der Bedeutung und Unterhaltlichkeit wie die „Junius-Briefe", hat die Revolution nicht hervorgebracht. Das „Verräthergebrüder" ist das Kennzeichen all ihrer Werke — ihrer Verfassungen wie ihrer Journalartikel, ihrer Trauerspiele und Nationalfeste. Sie glüht eben nur im schrecklichsten Feuer die Gedanken der Encyklopädisten zu gangbaren Münzen um, nicht wie in der Reformation fällt die geistige Bewegung mit der thatsächlichen zusammen. In dreißig Folianten ist der eine Theil der französischen Revolutionsliteratur von Burke und Rouz und aufbewahrt worden. Journale, Flugblätter, die Verhandlungen der Clubs — nichts als eine unermeßliche Steppe, in der als einzige poetische Reihe für die Zukunft die Marseillaise blüht. Was die Römer einst den alten Galliern als Charakterzug zuschrieben, das „Arguta loqui" — die spitzfindige und witzige Rede, ist in der Revolution am schärfsten geworden. Das „Bonmot" springt in ihr aus dem Salon auf die Straße. Alles redet, alles schreibt, jeder will seine Weisheit dem andern verkaufen. Diese Neigung, verbunden mit der Lebendigkeit und dem theatralischen Wesen der Franzosen, hat jene Fülle von Rednern hervorgebracht, die kaum das Beil der Guillotine vernichten konnte. Neben der Herrschaft der Phrase die des Schwerts — und die letzte immer bereit, die erste zu verbessern. Nur ist auch diese Fülle eben nur eine Fülle von Mittelmäßigkeiten; die Revolution hat im Grunde allein drei Redner: Mirabeau, Vergniaud, Danton; sie bilden die Phasen ihrer Entwickelung: die constitutionelle Monarchie, die ideale Republik mit Vergniaud als Perikles und Madame Roland als Aspasia, endlich die Anarchie der rohen Leute. Marat konnte nicht sprechen, weil ihm der Schaum beständig vor den Mund trat. Robespierre und Saint Just waren trockene Systematiker; in dem Reich der „Tugend" galt die bestechende Beredsamkeit für ebenso verderblich als in Plato's Staat die Dichtkunst. Und da wir einmal die Namen aufzählen, die in der Revolution auch für die Künste eine Bedeutung haben, so sei David nicht vergessen, der die französische Malerei von den gepuderten Schäfern und Schäferinnen befreite und zur Geschichte zurückführte, freilich in jener halb grandiosen, halb bettelarmen Weise, in der er die Pappaltäre für die Göttin der Vernunft und das höchste Wesen errichtete und anstreichen ließ.

Ein Blick auf Deutschland im Jahre 1848 bietet eine Vorahnung, wie sich auch die Revolution in Deutschland zur Literatur verhalten würde.

Zur Unterhaltung.

IX.

Alfred Meißner bewährt in „Seltsame Geschichten" (Prag, Kober & Markgraf, 1859) sein Talent für Charakteristik und die Schilderung einer unheimlichen, wilden Natur. „Die Schifferin des Schreckgrundes" und „Klaus" ausgenommen, die mit frischem Humor und einer fast greifbaren Wirklichkeit der Darstellung eine poetische Fahrt des ehrlichen Meisters auf dem aufgeregten Ozeane schildern, behandeln die andern Erzählungen die allerdings „seltsamen" Begebenheiten. Von einer poetischen Verklärung kann bei solchen Gestalten und Irrungen, wie sie „Die Jagd des Todes" und „Ein Abend im Irrenhause" vorführen, nicht immer die Rede sein, die kräftige, lebendige Zeichnung der Charaktere, das Knochenhafte des Baues muß dann die höhere Schönheit ersetzen.

Im Gegensatz zu dem beschaulichen Humor, der aus jedem Buche entgegenweht, schreibt in J. Rodenberg's „Alltagsleben in London. Ein Skizzenbuch" (Berlin, Springer, 1860), der Schwung eines mächtigen, reichen Lebens. Meisterhaft. Die Lebensluft. Die Darstellung des Berliners ist in ihrem halb scherzenden, halb wehmüthig verklingenden Ton nur geeignet für die Gegensätze in dem Leben und Treiben einer großen Stadt. In diesen Schilderungen gibt er uns ein Bild Londons in den verschiedenen Jahreszeiten, von den Frühlingsfesten und italienischen Nächten unter den Bäumen von Greenwone bis zu den Weihnachtstagen und dem Valentinstage, dessen Name schon aus Ophelia's Lied zu uns klingt. All diese wechselnden Scenen, Gestalten und Geschicke, wie die des lieblichen Minnie, sind frisch und lebendig erfaßt, farbig ausgeführt, das lyrische Talent des Verfassers weiß diese Uebergänge aus Nebel und Sonnenschein vortrefflich zu vermitteln und wirkt an manchen Stellen, wie in der Skizze von „Greenwone" und der „Tragik des Nebels", so ergreifend wie das Helldunkel auf den Bildern holländischer Landschaftsmaler.

„Kerfe-Yvonne" heißt ein historischer Roman aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts von W. Bachmann" (Berlin, Decker, 1859), der zur Zeit des Krieges mit Karl XII. von Schweden in Polen spielt. Der Held ist ein junger Pole, der sich durch Tapferkeit und Glück aus untergeordneten Verhältnissen zu einer hohen Stellung emporschwingt. Das Buch ist ein wenig breit und langweilig.

„Bunte Kiesel" (Prag, Kober & Markgraf, 1859) sind Erzählungen von Uffo Horn, die von dem reichen, früher durch eine liebenswürdige Unstetigkeit, jetzt durch ein körperliches Leiden an seiner vollen Entfaltung gehinderten Talent des Dichters mannichfache Beweise geben.

Für die Schillerstiftung sind beim Dresdener Comité ferner eingegangen: 3 Thaler durch Herrn Gerichtscommissar Gruber in Augsburg als Ertrag der dortigen Schillerfeier.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 23. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Die Goethe-Palme zu Padua. Von Ludwig Foglar. — Schwäbischer Witz. Ingredienzien von W. H. — Die Deutschen zur See im Mittelalter. Von R. Asmus. — Mittelalterliches Wunderleben. Von Dr. Melnick. — Heinrich und Charlotte Stieglitz. Erinnerungen von Julius Eduard Hitzig in Berlin. — Der Deutschlands Wiederkehr. Von einem Offizier. I. — Erster Sonnenstrahl der Kultur. — Briefe in die Ferne. — Gedanken von Daniel Stern.

Die Goethe-Palme zu Padua.

Von Ludwig Foglar.

Wenn man das altehrwürdige und höchst bemerkenswerthe Padua betreten und der Pietät für die steinerne Romantik des Prato della valle und den wissenschaftlichen Nimbus der Universität genuggethan hat, so lenke man seine Schritte baldigst dem Botanischen Garten zu. Er ist nicht nur der älteste in Europa, sondern gewiß auch einer der reichhaltigsten.

Schon aus ziemlicher Entfernung kündet er sich durch einen mit Ambradüften geschwängerten Luftkauch an. Jedes in den Formen der Schönheit geübte Auge wird gleich beim Eintritt geblendet werden von dem Glanze seiner Pflanzenwunder. Bäume, Sträucher und Blumen aus allen Zonen gedeihen in diesen mit musterhafter Sorgfalt gepflegten Räumen und die fabelhaften Gestaltungen einer tropischen Vegetation versetzen in fremde, ungeahnte Welten. Die bereitwillige Erklärung eines italienischen Gärtners thut das Uebrige, um die Fremdartigkeit des Eindrucks zu vollenden.

Aber entzückend ist die Ueberraschung für den deutschen Besucher, wenn er vor das den warmen Sonnenstrahlen offen gelegte Palmenhaus geführt wird und plötzlich vor einer riesigen, herrlich entwickelten, üppig grünenden indischen Palme steht, zu welcher eine Art Bogen führt, auf welchem in großen Buchstaben die specielle Benennung Palma Goethe zu lesen ist. Zu Ehren ihm, dem Hohen, Herrlichen, welcher an dieser Stelle, vor diesem jungen Baume vor nun fast einem halben Jahrhundert verweilt hatte, ist der Baum so genannt worden und es geschieht wie durch einen eigenen Götterspruch, daß er so prächtig, mächtig gedeiht, als trüge er mit Stolz seinen Namen.

Es kam aus fernen Zonen
Dahin der junge Baum,
Bei uns sich einzuwohnen
Im gastlich sichern Raum.
In sorglich treuer Pflege
Gedieh das Tropenkind
Im schützenden Gehege
Vor rauhem Alpenwind.
Und als die Zweige mächtig
Entwickelt Schaft an Schaft,
Die junge Pflanze prächtig
Sich hob in Jugendkraft —
Da muß der Götter einer
Ihr nahen weihevoll,
Verkündend, wie ein Reiner
Die Welt erfassen soll.
Du weiser, heil'ger Dichter,
Bist selbst ein Wunderbaum!
Als Blüten deckt du Lichter
Klänge in den Sternenraum

Bringst in deutsche Weiten
Mut heimen Namen trägt,
Mut grüß mir du und sitzen
Im Hain am Bergest schlägt'

Der Freund, welchem ich diese Zeilen ins Gedenkbuch schrieb, beschenkte mich dafür mit folgender Mittheilung. Es ist eine Erinnerung, die sich an diese Goethe-Palme knüpft und bisher nur wenigen bekannt geworden ist.

Ein Jüngling aus dem deutschen Norden, der in Padua die Universität besuchte, wohnte in dem Hause eines angesehenen Bürgers der Stadt und war daselbst seiner liebenswürdigen Eigenschaften wegen sehr bald wie ein Kind des Hauses betrachtet. Er gewann durch Verkehr und Studien in kurzer Zeit eine geläufige Kenntniß der italienischen Sprache und bemühte sich dafür, auch dem deutschen Idiom in jenem Kreise Eingang zu verschaffen. Angelika, die Tochter des Bürgers, ein mit ungewöhnlichen Talenten begabtes Mädchen, an das überdies die Natur ihre reizendsten Geschenke in verschwenderischer Fülle ausgegossen hatte, las Tag und Nacht über deutschen Büchern. Der junge Norbert erhielt die Erlaubniß, ihren Unterricht zu leiten. Er konnte stolz sein auf eine Schülerin, die Verständniß mit Fleiß in solchem Grade paarte, daß des Staunens darüber kein Ende war. Aber auch die gehässige Nachrede fehlte nicht. Denn die Anhänger der nationalen Partei waren nicht wenig ergrimmt darüber, daß ein Fremdling, ein barbaro teutonico, die kostbarste Perle Paduas nicht nur mit deutschen Anschauungen verführte, sondern am Ende gar noch für sich gewinnen sollte. Es war den Kameraden namentlich ein Greuel, daß beim Beginn einer nationalen Erhebung — es war im Anfang des verflossenen Jahres — das schönste Mädchen der Stadt, allbegehrt und umworben, so wenig Begeisterung für die nationale Sache an den Tag legte, daß es deutsch lernte und eine deutsche Idylle zu spielen schien.

Dieses Wunder — und ein solches war es unter den so bewandten Umständen freilich — hatten die beiden Zauberinnen Poesie und Liebe bewirkt. Denn Norbert hatte dem muntern, lernbegierigen Mädchen für die Erläuterung Dante'scher Strophen die Wunder Schiller's und Goethe's erschlossen und über dem holden poetischen Spiele hatten die Herzen sich verstanden und gefunden.

Norbert und Angelika, berauscht von der Seligkeit junger Liebe, hatten kein Auge für die Welt. Diese aber hatte dafür desto mehr Augen für die beiden und es konnte nicht fehlen, daß man den Argwohn der patriotisch gesinnten Aeltern auf jede Weise rege machte. Diese sahen und hörten genug, um bange zu werden. Sie thaten mit schwerem Herzen den ersten Schritt zur Trennung, aber sie thaten ihn und Norbert durfte das Haus nächst dem Prato della valle nicht wieder betreten.

Im Café Pedrocchi war großer Jubel unter der italienischen Studentenschaft über diesen Sieg des heimischen Elements über das nordische Barbarenthum.

Norbert war Mediciner, sein Beruf brachte ihn oft in den Botanischen Garten. Dort vor der Goethe-Palme empfing er Angelika's Geständniß, vor demselben heiligen Baume verlebten sich die jungen Liebenden, indem sie Zweige austauschten, und solch ein Zweiglein von der Goethe-Palme sollte endlich auch Symbol ihres Schicksals werden.

Am Tage der verkündigten Trennung fielen ihre ersten heißen Schmerzensthränen vor der geliebten Palme nieder und netzten ihre Wurzel — sie schwelgten in den Wunden gemeinschaftlicher „junger Leiden". Norbert sagte: „Ich wollte hier mit dir im Blumenduft ersticken!" Angelika blickte mit rührender Innigkeit zu dem schönen Jüngling empor. Dann berührte sie die lebens- und kraftstrotzende Palme und erwiderte: „Dein Goethe lehrt uns lieben, hoffen, leben — laß uns leben, lieben, hoffen!"

Und Norbert darauf:

Leben mußt du und lieben — doch enden Liebe und Leben —
Schmiedet, Parze, du nur beiden die Ketten zugleich!

Angelika seufzte: „Wir müssen scheiden und du mußt fort, denn hier bist du nicht sicher! Geh' in deine Heimat, die auch zum Theil schon die meine ist! Wenn ich dir den Palmzweig sende, dann komm' und hole mich — vor diesem Altar der Natur hier reiche ich dir meine Hand und folge dir, wohin du willst!"

So schieden sie. Norbert flüchtete vor dem schon ausgebrochenen fanatischen Tumult nach Hause an die Küsten der Ostsee.

Einige Monate nach dem Friedensschluß zu Villafranca erhielt er ein unförmliches Briefchen. Es enthielt nichts als das bekannte Zweiglein der Goethe-Palme, eine grünende Friedensbotschaft, ein Symbol seliger Erfüllung.

Als Norbert flog, seine Braut zu holen, glaubte er anfangs, nur zu einer Entführung zu

kommen. Aber heute gingen, verlockt von dem sanften Strahle des Aetermeeres, hin nach dem Botanischen Garten, dessen Wunderblumen noch einmal so leuchtend prangten, dessen berauschende Narkose noch einmal so überwältigend balsamisch die Sinne umwob und im goldigen Lichtmeer der Nachmittagsonne stand. Hier brachten sie Dankesopfer dem günstigsten Schicksal — ein schweigend selig Paar vor der Goethe-Palme zu Padua.

Schwäbischer Wald.

Jugenderinnerungen

Denke ich zurück an die schönen, glückseligen Tage meiner Kindheit, so grüßt immer und überall der Wald mit seinen dunkeln Tannenwipfeln als eine der freundlichsten, traulichsten Gestalten aus dem Zauberspiegel der Erinnerung hervor und es wird mir, als sei es erst gewesen, daß ich ein Stundenlang auf dem grünen Moosteppich gelegen und träumend hinaufgestarrt in die Höhe, wo die Wipfel so geheimnisvoll zusammenflüsterten und der klare Himmel mit seinen eilenden Wolken freundlich dazwischen heruntergrüßte. Und diese herrliche Stille! Nur da und dort von einem fallenden Aste unterbrochen; kaum wagte man es am Ende selbst noch den geringsten Lärm zu machen. Ich war ein lebhaftes, unruhiges Kind, aber der Wald übte stets eine bezähmende Macht auf mich aus; hier in der Stille zogen alle Märchen und Räubergeschichten, die ich mit Leidenschaft las, an mir vorüber und ich selbst spielte natürlich immer eine bedeutende Rolle darin, sodaß auch kein Spiel einen größern Reiz für mich hatte als „Räuberles, Meisterles und Robinsonerles".

Wir erlangten eine fabelhafte Gewandtheit darin, Schluchten und Felsen zu ersteigen, uns zu verstecken, Bäume zu erklettern und die Bäche der Robinsoninsel zu durchwaten und darüber zu segen. Wenn ich jetzt nach Jahren zuweilen noch diese freundlichen, lieben Plätze aufsuche und der Wagstücke der armen, eingeschränkten Stadtkinder gedenke, überkommt mich immer ein gewisses stolzes, freudiges Gefühl, daß ich einst so wild sein konnte und mich jetzt doch unter den zahmsten und civilisirtesten Menschen so ziemlich mit Anstand bewege.

Auch das erste Liebesgeflüster mit all seinem süßen, beseligenden Unsinn hörte der stumme, treue Freund geduldig mit an; nur wenn ihm die Versicherungen von ewiger Liebe und Treue gar zu arg wurden, schüttelte er zweifelnd mit seinen grünen Häuptern.

Doch nicht von mir wollte ich so erzählen, sondern von dem kleinen Walddorf, das am Fuß unsers Berges in einem schönen, klaren See sich spiegelte, welcher uns ebenso lieb und heimisch war als der Wald.

Fast täglich kamen wir hinunter in das erste kleine, weiße Haus zum „Burgermeister", der zugleich Holzhauer und Zimmermann war, letzteres mehr blos dem Namen nach, denn er war Oberholzhauer und hatte mit den übrigen Bewohnern des Weilers fast das ganze Jahr Arbeit im angrenzenden Staatsforst. Unser größtes Glück war es nun, wenn wir mit „den Zimmermanns" „in Wald" durften, z. B. wenn das Wildgras gemäht wurde. Da zog man morgens aus, die Kühe wurden an den Wagen gespannt, der kleine Antonele wurde in einem Korb darauf gelegt, in einem andern verschiedene Krüge mit Milch, Most, Nudeln und Speck und Aepfeln, Sabeln, Sensen und wir alle noch dazu, und fort ging's über die Furt des Mühlbachs in den schönen, heimlich dunkeln Wald hinein, bis man an den Schlag des Häsleswaldes kam, wo zwischen den jungern Pflanzungen und an den Wegen und Bächen das Gras gemäht wurde. Wir Kinder durften es in die sonnigsten Stellen tragen, damit es bis zum Abend dürr wurde. War alles gemäht, so suchte man eine schattige Stelle auf, die Milch wurde eingebrockt und „glücklicher als ein König!" hätte man bei diesem lustig essenden und plaudernden Genrebild ausrufen dürfen. War die Schüssel leer, so zog der alte Burgermeister seine dicke Holzpfeife hervor und erzählte uns, gemüthlich dazwischen schmauchend, was wir schon hundertmal mit dem gleich großen Interesse gehört hatten, „wie er den französischen Werbern Anno 18.. entgangen sei; wie dieselben zur Stubenthür herein, sei er in der Kammer zu dem kleinen Thürle zwischen dem großen Kasten und der Bettlade in die Küche und durch den Stall mit der alten Flinte und dem großen Mantel in den Wald hinaus, wo ihn dann seine Mutter und die Müllerin, sein jetziges Weib, acht Tage mit Nahrung versorgt hätten". Wie wichtig und heilig uns nach dieser Erzählung jedesmal wieder das Thürle, die Flinte und der große Mantel wurden, ist gar nicht zu sagen; und daß dieser Mann, der da wie jeder andere vor uns saß, die Franzosen gesehen hatte und ihnen gar entronnen war, das erfüllte uns stets mit scheuer Ehrfurcht

und Staunen; denn die Franzosen waren für uns nach und nach durch die Erzählungen der Holzhauer zu ebenso grauenhaft schauerlichen Wesen geworden wie der Wau-Wau, der Pelzmärt, der Waldmann und der Schinderhannes. Meine vergeblichen Bemühungen, mir einen Franzosen vorzustellen, endeten auch diesmal wie gewöhnlich in des Schlafes Armen, in die die andern alle schon kürzer oder länger gesunken waren, bis nach einer Stunde die lustige Stimme des Bürgermeisters rief: „Auf, was noch lebt!“ wo dann nach allgemeinem Recken und Strecken alles wieder an die Arbeit ging, wir aber mit dem Victorle den kleinen Antonie hüten mußten, der allein nimmer gutthun wollte, bis wir ihn endlich wieder in den Schlaf gesungen und geschüttelt hatten. Ja, ich muß oft noch mit Bedauern an das arme Kind denken und bin herzlich froh, daß er doch ein stattlicher Bursche mit gesundem Verstand und geraden Gliedern geworden ist, was er gewiß mehr seiner guten, unverwüstlichen Bauernnatur zu verdanken hat als seinen kleinen Wärtern; denn hätten wir damals schon eine Ahnung von der Wirkung des Mohns gehabt, er hätte sicherlich viel schlucken müssen, um noch mehr zu schlafen; ich glaube jetzt manchmal, daß er nur die Augen zugemacht hat, um unserm ewig drohenden „Schläfst noch nicht, kleiner Racker? Wart, ich will dir schlafen!“ und unserm schrecklichen Schlachtgesange zu entgehen, der sicherlich eher die Todten aufgeweckt als einen Lebenden mit normalen Gehörsnerven eingeschläfert hätte. Schlief der Arme nun endlich in der That oder hatten wir nur den „Schlotzer“ so groß gemacht, daß er nicht mehr schreien konnte, was nie so genau unterschieden wurde, so deckten wir ihn schnell fest zu und stellten den Korb in die Sonne; warum wir das immer gethan haben, ist mir immer noch nicht recht klar geworden, denn später bemerkte ich immer, daß man die schlafenden Kinder in den Schatten stellte; es müßte nur gewesen sein, weil unser Orakel, der alte Zimmermann, so oft sagte: „Schwitzen ist g'sund!“ und der Kleine natürlich dann auch in Schweiß gebadet aufwachte, oder auch, was ich aber nicht hoffen will, war es das unklare Gefühl, daß er von der Hitze betäubt noch länger schlafen werde als gewöhnlich.

War nun endlich unter Jubeln und Lärmen der Wagen geladen und wir oben darauf, so ging es wieder fröhlich singend, daß das Echo weithin schallte, durch den dunkeln Wald zurück in das freundlich stille Dörfchen, dessen von der Abendsonne vergoldetes Bild uns aus den schaukelnden Wellen des Sees entgegenlachte, die sich, eine der andern nachdrängend, arglos den mit melodischer Eintönigkeit klappernden Mühlrädern entgegenstürzten, um dort grausam zermalmt und zerrissen zu werden, sodaß sie nachher voll brausenden Zorns sich in das Thal hinabstürzten, um dort, allmählich ruhiger werdend, dem Walde zu erzählen, wie schändlich es ihnen die Menschen gemacht hätten.

Ein gar einziges in seiner Art und eigenthümliches Waldfest durften wir auf vieles Bitten auch einmal mit dem Vater mitmachen. Es war dies das nächtliche Harzsieden, zu welchem man im Herbst spät abends, warm angekleidet, die Taschen voll „Schnitz“ und Aepfel, sich bald fürchtend, mitdurfte. Der junge Verwalter ging mit einer Fackel voraus und an ihn und den Vater sich andrängend, schielte man oft trotzig scheu hinaus nach den schrill und plötzlich beleuchteten und dann wieder in dunkle Nacht zurücksinkenden Waldgeistern, denn lange, ehe wir vom Erlkönig und all den andern Wald- und Wassergeistern gelesen, waren das uns vertraute und doch gefürchtete Bekannte, und wie viele Mühe gaben wir uns nur immer mit Suchen nach dem Waldmann; mein Bruder hatte ihn einmal „beinahe“ gesehen, sein einer Fuß, den er noch schnell ins Gebüsch zog, sah fast aus wie der Schwanz eines Eichhörnchens.

War man eine Strecke auf dem dicht überwölbten Wege fortgegangen, so tauchten von allen Seiten Fackeln auf und der freie Platz mit dem flammenden Opferaltar in der Mitte wurde sichtbar, das Harz kochte und knisterte schon darin und rings standen in Reihe und Glied die hölzernen Kübel bereit, die dampfende Masse aufzunehmen; weiter im Kreise lagerten die nächtlichen Gäste, meinem Vater von allen Seiten ein herzliches Willkomm zurufend, das noch freudiger wurde, als mein Vater Flaschen und verschiedene Cigarren herauszog. Wir Kinder wurden gleich von „des Jägers“ in die Mitte genommen, auch „Zimmermanns“ waren schon da, Victörle hatte auch mitdürfen, da sich der Favorit zu unserer Verwunderung und Dankbarkeit zum Hüter anbot, wir gönnten ihm recht dafür, daß er an Jägers Franzele doch eine Gesellschaft fand, die, wie es schien, ihr kleines Nanele auch nicht von der Hand lassen durfte. Dem alten Jäger wurde ich recht böse, als ich zufällig hinter einem Baume

mit anhörte, wie er leise und zornig zum Franzele sagte, wenn sie noch einmal so freundlich mit dem Bauernlümmel dem Laveri schwätze, so müßt's gleich morgen den Sessen Sepper heirathen; zweierlei war mir an dem alten Jäger unklar; ich dachte, er hätte zu viel von Vaters Mitgebrachtem getrunken, erstens warum Franzele nicht mit dem guten braven Laveri reden sollte, und zweitens, daß ihr als eine Strafe mit dem Heirathen gedroht wurde, was ich doch immer als ein Glück für junge Mädchen rühmen hörte.

Als der Jäger weg war, sagte Franzele, sie hätte gute Lust, heimzugehen, das Nanele werde auch so schläfrig, wenn sie sich nur nicht fürchten thäte; wir wollten sie alle begleiten, aber der Laveri meinte, er wollte ihr lieber geschwind das Kind heimtragen und das Victörle solle indessen bei uns bleiben, was uns allen auch als das Gescheidteste vorkam, besonders da der Weg recht schwer zu finden gewesen sein mußte, da der geschickte Laveri selbst eine volle Stunde dazu brauchte, wo doch das Jägerhaus kaum fünf Minuten entfernt war.

Wir waren nun vollauf am Feuer beschäftigt, das wir Kinder unterhalten durften und gleich kleinen Kobolden von allen Seiten dürres Holz hinzuschleppten, daß die Flammen immer höher und glühender wurden und eine dichte Rauchsäule voll nebelhafter Gestalten zum dunkeln Waldesdach emporstieg, die ruhig schlafenden Wipfel mit seinen Grüßen vom Salamanderreich leise umschleiernd.

Zauberhaft war der Platz erhellt, rings belebt durch die an Holzbeugen oder auf Baumstämmen lagernden Holzhauer und Jäger, das Ganze gehoben und umrahmt durch das endlose Waldesdunkel, dessen weiße Tannenstämme bis aus einer verschwimmenden Ferne hereinschimmerten und näher zu drohen und zu schwanken schienen, um sich ihr Lebensmark noch zu retten, das man habsüchtig ihnen geraubt und nun in ihrer eigenen Mitte schmorte und kochte. Eine magische Stille lag auf dem Ganzen und wirkte so zauberisch bannend auf die Menschen, daß auch das heiterste Gespräch nur halblaut geführt wurde.

Noch eine andere solche Lustpartie hatte der Wald für uns, die uns aber immer mit sonst nicht gewohnter Härte vom Zimmermann versagt wurde, das war das bei dunkler Nacht in den Wald Fahren und Holz oder Streu Holen. Der Zimmermann sagte, Kinder könne man da nicht brauchen, man müsse da gar leise sein, daß die Hasen und Rehe nicht aufwachten, auch könnten wir an einen Baum stoßen oder den Waldmann hören und uns fürchten. Wir meinten, da sie nun einmal bei Tage wegen des Holzmachens keine Zeit hätten, so sollten sie es lieber einmal im Mondschein holen, damit wir mitkönnten; da hieß es aber, die Jäger gingen auf die Jagd und da treffe einen leicht eine Kugel, kurz es war und blieb uns ein unerreichbares Vergnügen und mit großer Sehnsucht sahen wir immer dem Wagen nach, bis er durch die Fuhrt im Bache im lautleisen Dunkel verschwand. Man hatte sogar aus Rücksicht für den Schlaf der Rehe und Hasen den Kühen die Glocken abgenommen und die Räder frisch geschmiert, daß es nicht knarrte.

Abends halfen wir gewöhnlich dem Victörle bei ihrer „Obed Aerbet" (Abendarbeit), Wassertragen, Holzholen, das Vieh zum Tränken führen an den See, Trinkwasser von der fernen Waldquelle holen, die Hühner einsperren und den Antonele mit bekannter Virtuosität einschläfern. Denn so schrecklich es uns zu Haus erschien, an einem schönen Mittag sechsmal herumstricken oder zwanzig Wörter französisch lernen zu sollen oder gar mit dem Bruder noch Geometrie und lateinisch, so gern schafften wir bei Zimmermanns mit an liebsten auch barfuß wie das Victörle, aber das litt die Zimmermännin nicht.

Eines Abends nun, als wir eben den Kühen noch Heu aufsteckten, hörten wir wieder, daß Nachts in den Wald gefahren werden sollte, und machten nun fest aus, heute uns trotz des Verbots mitzuschleichen.

Mit dem Zittern und Zagen des bösen Gewissens folgten wir, nachdem wir zu Hause noch hinten an den Wagen eine lange Schnur heimlich befestigt, an der wir uns nun in dem tiefen Dunkel mit großer Bewunderung über unsere große Pfiffigkeit hielten, um den Wagen nicht zu verlieren.

Weit im Wald hielt man. Kein Wort wurde gesprochen. Kein Scheit hörte man auf den Wagen fallen, so leise legte sie der Zimmermann hin, die Zimmermännin hielt den Kühen etwas Heu vor, damit sie ja ruhig seien, und der Laveri war als Wache ausgestellt, wahrscheinlich für den Waldmann, dachten wir uns.

Unser Entsetzen war grenzenlos, als plötzlich der Laveri fast lautlos sagte: „Er kommt! Legt Euch nur ruhig hin, und du, Mutter, gib mir auch das Fleisch für seinen Hund, daß er nicht bellt!" Alle Gebete, die uns einfielen, beteten wir kleinen Sünder in der Angst unsers Herzens

billigten Zuſammenſeins kam es zu einer Erklärung. Mein Freund war der Abgott ſeines Mädchens geworden, ja er war ihr dies im eigentlichen Sinne, da durch ihn die Welt, die Natur, die Geſchichte dem Gegenſtand ſeiner Liebe erſt aufgeſchloſſen wurden. Er war ihr Alles. Hätte ſie ihn verloren, ſie wäre für die Schöpfung abgeſtorben geweſen, ſie hätte das Leben, die Welt nicht mehr verſtanden.

P. Fels.

Das Verhältniß Deines Freundes bewegt Dich, Heinrich?

Heinrich.

Und ſie verlor ihn. (Pauſe.) Mein Freund war ein unruhiger Kopf. Tauſend ſich widerſprechende Elemente gohren in ſeinem Innern. Er machte, von einem glühenden Ehrgeize getrieben, an das Leben abentheuerliche Anſprüche und ſuchte die Unruhe ſeines Geiſtes durch planloſes Umherreiſen zu beſchwichtigen. Aus der Wirklichkeit glitt die Liebe nun auf das Papier — und das Papier iſt der Fluch unſers Jahrhunderts. Mein Freund kam an den Rhein, wo — ich ihn kennen lernte. Mehre ſeiner Unternehmungen hatten grade damals einen glänzenden Erfolg. Man ſchmeichelte ihm. Man geizte nach der Ehre, ihn bei ſich einzuführen. Man bot ihm Ausſichten in eine Zukunft, die nicht bloß voller Verheißungen, ſondern voll lachender Wirklichkeit waren. Er

und gelobten uns, nie mehr etwas Verbotenes zu thun. Hinzukriechen zum Zimmermann, dazu fürchteten wir zu sehr seinen Zorn und auch durch das Geräusch den Waldmann zu locken; wir legten uns daher halbtodt vor Angst still hin und fast wäre mir das Herz vor Schreck still gestanden, als ich plötzlich etwas Warmes an mir herumschnuppern spürte und mich nun schon im Rachen des Waldmanns wähnte. Ich mußte wol einige Minuten betäubt gelegen haben, denn ich hörte jetzt den Xaveri leise sagen, sie seien fort und das Fleisch habe seine Wirkung gethan, der Hund habe es gleich genommen und sei fort damit, aber er habe in der Nähe weinen hören, er könne gar nicht begreifen, was das sei. Es wird eine Eule sein, meinte der Zimmermann, die seufzen oft so wie die Menschen. Plötzlich rief der Xaveri: „Herr mein Gott, ich habe einen Zopf in der Hand! Da sind auch ein paar Köpfe!" Und halb lachend, halb zornig wurde die Verbrechergruppe hervorgezogen, unter Androhung fürchterlichen Strafen für den nächsten Tag, für heute wolle man es mit der Angst genug sein lassen, wisse man ja auch noch nicht, ob uns der Waldmann nicht schwarz angestrichen habe, was nie mehr wegginge, und dann Strafe genug sei. Ich fuhr mit der Hand über das angsgebadete Gesicht und dachte schon, das sei die Waldmannsschwärze und rieb nun dermaßen mein Gesicht, daß ich zum Ergetzen Xaveri's noch den nächsten Tag roth davon war.

Wir wollten nie mehr mit. Denn ein andermal nach einer finstern, stürmischen Nacht, als mehrere aus dem Weiler wieder im Wald gewesen, hatte der Waldmann sogar den Jäger nicht verschont, man fand ihn den andern Tag angebunden an einen Baum, einen Knoten im Mund, und seinen Hund todtgeschlagen neben ihm, und der arme Xaveri, der wurde gar so arg mitgenommen, daß er mehrere Tage im Bett liegen und man ihm immer an einer Schußwunde Umschläge machen mußte. „Des Burgemeisters" wollten es aber nicht wissen und legten ihn in eine versteckte Bodenkammer, selbst wir glaubten, er sei zu seiner Dote (Patin) nach Grasbrun, wo er zuweilen auf einige Tage hinging, und sagten das auch zu einem Gensdarmen, der uns zufällig nach ihm fragte, bis ihn das Victörle entdeckte und es uns anvertraute.

So wäre beinahe eine recht üble Geschichte geworden, denn der Jäger behauptete sonderbarerweise, die Waldthaler hätten ihn gebunden, die hätten ihn schon länger auf der Muck, man wisse schon warum."

Ein paar Tage nach diesem Vorfall kam abends, als wir auch bei Zimmermanns waren, des Jägers Franzele athemlos dahergelaufen, sie sei zu Haus ganz heblingen (heimlich) fort, um ihnen zu sagen, daß morgen der Oberförster in den Weiler kommen und nach den Holzvorräthen sehen wolle; sie flüsterte dies und noch mehr, was wir nicht verstanden, nur so leise und weinte dazu und man führte sie noch hinauf zum Xaveri. Der Burgemeister sagte, er wolle uns heute selbst den Berg hinaufbegleiten, er müsse noch mit dem Vater sprechen; es that uns leid um den schönen Abend, wo wir noch eine Geschichte vorlesen wollten, aber er pressirte, um den Vater zu fragen, ob er ihm nicht seine 3 Klafter Holz abkaufen wollte, er sagte, er gebe es billiger, er brauche Geld, Vater wollte nicht, er verlangte immer weniger, am Ende bot er es ihm zum Geschenk an, wenn Vater es nur bis andern Mittag auf seinen Hof führen wollte. Vater blieb unerbittlich und unser alter Freund ging gar betrübt von dannen.

Der Verwalter sagte zu Vater, es sei dies doch merkwürdig bei dem sonst so rechtlichen Mann, daß auch er, was den Staatswald anbelange, so ein weites Gewissen habe, während er sonst einen Kreuzer zu veruntreuen für einen Diebstahl ansehen würde. Was er damit sagen wollte, wurde mir erst nach und nach vollends klar, als ich den andern Tag in Zimmermanns Hof fast kein Holz mehr sah und Victörle gestand, man hätte bei Nacht alles in der Dunggrube und im Heu begraben und das übrige mit Steinen in den See versenkt. Der Oberförster fand, als er kam, nicht mehr Holz im Weiler, als sie kauflich rechtmäßig erwerben hatten, aber doch durften die Waldthaler ein ganzes Jahr nicht mehr im Staatswald Holz machen, der Zimmermann half sich mit seinem Handwerk und Xaveri mußte in die Fremde, er hatte an den Sonntagmorgen so ordentlich zeichnen bei meinem Vater gelernt, daß er das Gesellenstück als Zimmermann machen konnte.

Das Franzele kam noch zum Abschied und weinte sich fast die Augen aus. Sie sagte, ihr Vater könne eben jene Nacht nicht verzeihen und nehme keine Raison an, sie möchte nun mit ihm oder sterben, sonst müsse sie den Seffen Sepper nehmen.

Sterben that nun zwar das arme Ding nicht, aber sie mag noch manche schwere Stunde und

manches Herzweh gehabt haben, bis ſie endlich doch noch nach dem Willen des unbeugſamen Vaters Frau Seffen Seyperin geworden war.

Der gute Xaveri kam nach einem Jahr wieder zurück und ſeine erſte Frage war nach Franzele. Keins antwortete. Er ging ſtillſchweigend an die Stelle im Wald, wo man des Jägers Haus ſah und wo er ſo oft mit Franzele zuſammengekommen war. Er kam mit ganz verweintem Geſicht zurück, gab ſeinem Vater ein Beutelchen mit Geld, er brauche es jetzt doch nicht, er gehe wieder fort und komme ſobald nicht wieder. Erſt nach vier Jahren, als ſein Vater krank war, kam er einmal zum Beſuch. Er hat jetzt nach zwanzig Jahren ſeine Jugendliebe noch nicht vergeſſen und wohnt allein mit ſeiner Mutter in dem kleinen weißen Haus.

Sein Vater, unſer guter, treuer Freund, iſt vergangenes Frühjahr geſtorben. Wir wurden wehmüthig ſchmerzlich bewegt durch dieſe Nachricht. Alle vergnügten, heitern Stunden, die wir Kinder bei ihm verlebt hatten, zogen wieder an uns vorüber. Er war ein einfacher, ſchlichter Mann; ſeltene Bildung des Herzens hatte er beſeſſen und ein Verſtändniß für das Gute in unſern gährenden Kinderſeelen, wie ich es ſeitdem nur ſelten ſo wieder in der Elite der Geſellſchaft gefunden habe. Er hatte einen feſten Charakter und wußte, was er wollte. Auch war er ein durchaus treuer, uneigennütziger Mann; er zog mich einmal aus den Fluten des reißenden Mühlbachs, in den ich auf meinem kleinen Schlitten hineingefahren war; ſtets war er unſer Beſchützer; er unterſchied mit einer Feinheit zwiſchen wild und wild, die einem Pädagogen Ehre gemacht hätte. Es wird ihm jetzt auch klar geworden ſein, daß das Holzſtehlen am Staat auch ein Unrecht iſt, obgleich der freie deutſche Wald für die Enkel der alten Germanen ein Gemeingut ſcheint. Die Bewohner der Waldgegenden ſagen ſogar, es liege ſchon im Namen Holz (Hol es), daß man es holen ſolle. Auch die Geſetze haben anerkannt, daß aus dem deutſchen Blut der Begriff, der Wald gehöre wie die Luft und die Sonne allen, nicht ganz zu verbannen iſt.

W. W.

Die Deutſchen zur See im Mittelalter.

Eben leſe ich in den Zeitungen, daß in Berlin die Berathungen über die Befeſtigung der oſt- und nordeutſchen Seeküſten ihren Anfang nehmen ſollen und werde dadurch an die Vergangenheit und zwar an die Zeit erinnert, wo die deutſchen Städte an der Nord- und Oſtſee durch die vielköpfige Hanſa ſo beſchützt und geſichert waren, daß jede Macht, ſelbſt die größte, anſtand, ſie zu bekriegen.

Dieſe Erinnerung brachte bei mir den Gedanken an, den Leſern der „Unterhaltungen" eine ungefähre ſkizzirte Ueberſicht der ehemaligen deutſchen Seemacht und zwar aus dem Mittelalter vorzulegen, aus jener Zeit, wo mitunter (60) hanſiſche Schiffe während des Winters im lübecker Hafen ankerten.

Die Zahl der Städte, welche dieſe Macht auf der See bildeten, hat ſich wol über [illegible] belaufen; namhaft können wir aber nur 85 machen: Andernach, Anklam, Aſchersleben, Bergen (Norwegen), Berlin, Bielefeld, Bolsward (Friesland), Brandenburg, Braunsberg, Braunſchweig, Bremen, Burtehude, Campen, Danzig, Demmin (Pommern), Deventer, Dorpat, Dortmund, Duisburg, Einbeck (Harz), Elbing, Elburg, Emmerich, Frankfurt an der Oder, Gollnow (Pommern), Goslar, Göttingen, Greifswald, Greningen, Halberſtadt, Halle (im Magdeburgiſchen), Hamburg, Hameln, Hamm (Weſtfalen), Hannover, Harderwyk, Helmſtädt, Herworden (Weſtfalen), Hildesheim, Kiel, Kochefeld, Kolberg, Köln, Königsberg, Krakau, Kulm, Lemgo, Lirheim (Lothringen), Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Minden (Hannover), Münſter, Nimwegen, Nordheim, Osnabrück, Oſterburg (Altmark), Paderborn, Quedlinburg, Reval, Riga, Roſtock, Rügenwalde, Ruremonde (Geldern), Salzwedel, Seehauſen, Soeſt, Stade, Stargard, Stavern (Friesland), Stendal, Stettin, Stolpe, Stralſund, Thorn, Venlo (Geldern), Uelzen, Unna, Warburg (Schweden), Werben (Altmark), Weſel, Wisby, Wismar, Zutphen und Zwoll (Geldern).

Dieſe hanſiſchen Städte waren in vier Klaſſen getheilt; in der erſten war Lübeck der Hauptort, in der zweiten Köln, in der dritten Braunſchweig, in der vierten Danzig.

Von der Lebhaftigkeit und Vielſeitigkeit der Schiffahrt dieſer Städte in der Nord- und Oſtſee zu Anfang des 15. Jahrhunderts können wir uns gegenwärtig nur noch einen ſchwachen Begriff machen, denn wenn wir auf der Karte eine gerade Linie von Brügge in den Niederlanden bis Nowgorod in Rußland ziehen und von Stettin aus auf der Nordſeite einen Halbkreis beſchreiben,

den wir die London westwärts erweitern, so haben wir den damaligen Schauplatz der deutschen Handelsflotte, über den hinaus der directe Handel der Deutschen sich damals nie erstreckte. Jedoch herrschte schon die deutsche Flagge vor einem halben Jahrtausend auf der Ostsee: gen Bergen, Schonen, Wisby und Nowgorod steuerten die deutschen Schiffe, den Nordländern zu bringen, was den Körper ziert und die Speise würzt, von der gröbsten Leinwand bis zu den theuersten Stoffen, von dem täglich gebrauchten und dem Nordländer unentbehrlichen Salze, bis zu den feinsten Gewürzen und der Traube köstlichem Safte. Keine drückenden Abgaben erschwerten die Einfuhr, kein Zolldiener durchsuchte die Ladung; überall wurden die deutschen Kaufleute mit offenen Armen empfangen, oft zum Nachtheil der Einheimischen begünstigt. Mit einem Worte, es ist fast unmöglich, ein anschauliches Bild von dem im Mittelalter kräftig blühenden Baum des deutschen Handels zu entwerfen, von seinen Wurzeln, die wir in Flandern, dem Stapelplatz der südlichen Producte, suchen müssen, bis zu den unzähligen Aesten und Zweigen, die sich nach allen Richtungen des Nordens ausbreiteten. Fürstliche und königliche Freibriefe gaben dem Ganzen später seine eigenthümliche Festigkeit, die namentlich durch die zu Koln 1364 abgefaßte Bundesacte des Vereins gesichert wurde. Die Hansa erlangte daher erst im 14. Jahrhundert ihre hohe politische Wichtigkeit, denn aus ihr und in ihr entwickelte sich zuerst die in alle Verhältnisse eingreifende Handelspolitik, von der vielleicht kein gekröntes Haupt damals eine Ahnung hatte.

Der nächste Zweck des Vereins war freilich Handel und Gewerbe zu heben, aber doch auch die Küsten und sich gegen Seeräubereien zu sichern und zu schützen; vielleicht hatte man gar die Absicht, allen auswärtigen Handel ausschließlich an sich zu bringen — aber bald ward die Hansa durch die Macht ihrer Schiffe und Waffen die Beherrscherin über Meere, Kronen und Länder. Sie war siegreich gegen Könige und Fürsten und rüstete in dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts Flotten von nahe an 250 Schiffen aus, die sie mit 12000 Kriegern bemannte. Daher kann nicht auffällig sein, daß sie bei solchen Mitteln Königen den Krieg erklären konnte, sie auf den Thron oder wieder absetzte und die deutsche Flagge überall auf der Ost- und Nordsee Achtung und Gehorsam gebot.

Die Jahrbücher der Städte sind voll von Zügen bürgermeisterlicher Kampfeswuth, denn das amphibienartige, von Jugend auf an Schiffahrt, Wind, Wetter und Meeresgefahr gewöhnte Geschlecht in den Seestädten war ja auf dem Wasser zu Hause. Jede Kauffahrtfahrt in den Norden kam, bei der Unsicherheit der Seewege, fast immer einem mutherprobenden, abhärtenden Kreuzzuge, einer Kaperfahrt gleich, und darum zeichneten sich hansische Bürgermeister- und Rathsherren, wie auch einfache, gewöhnliche Kaufleute als Admirale und Schiffspatrone aus. Der Ruf der seekundigen Norddeutschen wuchs denn auch so mächtig, daß der fromme Venetianer Marino Sanuto, als er zu Anfang des 14. Jahrhunderts Europa durchzogen, dem Papste kein streitbareres Seefahrvolk empfehlen konnte als die „siebenundsiebenzig Gänse". Besonders nannte er neben Friesen, Ditmarsen und Holländern die großen Städte in Holstein und Slawonien, Lübeck, Hamburg, Wismar, Rostock, Stund, Greifswalde und Stettin. Eine so hohe Meinung trug ein Südländer von diesen Städten heim, der gleichwol Venedig, Pisa und Genua kannte und die Welt weit und breit durchwandert hatte.

Aber leider ging mit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts der Hansa manches verloren. Die fremden Nationen nahmen an Bildung zu, die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien brachte den westlichen Ländern ungeahnten Reichthum; die Macht der Fürsten gewann, die Zölle und Abgaben drückten gewaltig den hansischen Handel. Dazu ward der Hansabund immer lockerer, denn der Vortheil der einzelnen schwächte das Ganze, sodaß bald der gegenseitige kräftige Schutz nicht mehr vorhanden war. Dazu erhoben sich die Livländer immer zahlreicher und stärker und wirkten störend auf den hansischen Handel nach Nowgorod und Moskau, obgleich neue Verträge abgeschlossen waren. Auch die Theilnahme der westlichen Völker schmälerte den Handel und die Schiffahrt, und nie blühten die „Comptoire" wieder auf, vielmehr irrte der Handel nach Reval, Riga und Narva herum, wo ihn die Schweden jedoch auch bald vertrieben. In der Folge versuchten zwar die Hansen ihr Glück zu Pleskow und Pernau, allein die eingetretenen unruhigen Kriegszeiten und die, damit verbundenen Ländervertheilungen konnten den hansischen Handel auch nicht begünstigen. In Bergen, wo die Hansa noch fortwährend herrschte, brachte es der Uebermuth auch zum Fall. Man untergrub dadurch die Grundfesten des Handels

und reize die Monarchen und Einwohner zu Beschränkungen, Widerstand und Begünstigung fremder Völker. Mit einem Worte, es ward auch hier der Handel und die Uebermacht ihren Händen entrissen und dafür Zoll und Abgaben geboten. Nur in Schweden allein schien für sie, wenn auch nur für Augenblicke, eine günstigere Zeit eintreten zu wollen. Gustav I, der durch Unterstützung und geleistete Dienste der Hansa verpflichtet war, gab ihr fast alles, was sie nur wünschen konnte: Zollfreiheit und ungehinderten Verkehr im ganzen Lande; auch sollte kein Schwede anders wohin als nach einer Hansastadt Handel treiben. Lübeck war vor allen und fast allein in dessen Besitz. Aber auch dieses Glück war, wie schon erwähnt, nicht von Dauer. Die Eifersucht über die Begünstigungen der Holländer verwandelte das gute Vernehmen in Ausschließungen und offene Fehde, deren Glut Wullenweber noch mehr anfachte. Dieser Krieg brachte für Lübeck großen Verlust an Schiffen und Eigenthum*) und weder Gewalt noch Unterhandlungen konnte die Hansa je wieder zur vorigen Höhe zurückführen, sondern die Zeit, die immer vorwärts schreitet, legte auch der Hansa ihr Ziel im Jahre 1630. **H. Asmus.**

Mittelalterliches Wanderleben.

Von Dr. Matusch.

Bei einer oberflächlichen Betrachtung der Vergangenheit scheint es, als habe dem Mittelalter das gefehlt, was wir unter öffentlichem Leben verstehen. Bei der strengen Sonderung der Stände, der Abgeschlossenheit, mit der der Bürger sich in sein Giebelhaus einpferchte, bei der eigenthümlichen Zusammensetzung des Reichskörpers aus autonomischen Corporationen kann allerdings das politische Leben nicht in unserm Sinne ein öffentliches sein, jedoch macht sich eine andere Art von öffentlichem Leben bemerkbar, hauptsächlich durch das Treiben der fahrenden Schüler und Spielleute charakterisirt.

Im deutschen Nationalcharakter verbinden sich stets die Gegensätze, die man sonst unter verschiedene Nationen vertheilt findet. So wie der Deutsche den Frieden liebt, wird seine Kampflust, einmal angeregt, auch durch langwieriges Kriegsgetümmel nicht geschwächt; so wie er sich leicht elegischem Idealismus hingibt, so belehrt uns doch die Gegenwart, daß der Deutsche, wenn er will, realistischer sein kann als irgendein Volk der Erde. Und so findet sich auch im germanischen Volkscharakter zu allen Zeiten der Gegensatz von Wanderlust und zähem Festhalten an der Heimat, am Vaterhause.

Es ist ein eigenthümliches, rein poetisches Gemisch vom Zauber der Freiheit und dem Elend der Recht- und Ehrlosigkeit im Leben der fahrenden Schüler und Spielleute. Ein poetisches Moment liegt insofern darin, als nur ein kraftvoller, weltverachtender Humor das männliche Gemüth zum Sprunge über die Standes- und Ehrbegriffe hinaus befähigen kann. Denn ein bloßes Lumpengesindel, das aus Widerwillen gegen Arbeit und bürgerliche Verhältnisse zur Fiedel greift, um in seiner vogelfreien Erbärmlichkeit von Dorf zu Dorf zu schweifen, war jene Klasse der fahrenden Schüler und Spielleute nicht durchaus. Zum großen Theil waren es Menschen, die aus irgendeinem Grunde — wie jetzt viele europamüde Auswanderer — die Zwangsjacke der Standespflichten abwarfen, um nichts anderes zu sein als Menschen.

Achten wir einen solchen Trieb! Im Mittelalter konnte eine starke Männerseele durch nichts erwärmt werden als durch eine Illusion. Ritterehre, Lehnstreue, klösterliche Keuschheit, Herrengunst — damit war man fertig. Unmöglich war das Gefühl der wahren Menschenwürde, denn nach dem Stande allein schätzte man die Würde ab; undenkbar war das Bewußtsein der staatsbürgerlichen Freiheit, die in der allgemeinen Achtung vor Gesetz und Verfassung sich sicher und geheiligt fühlt, denn es gab ja im eigentlichen Sinne gar keinen Staat im Mittelalter, sondern nur Reiche und Länder, Städte und Gefolgschaften. Es gab kein Volk, weil es keine eigentlichen Verfassungen gab. Wenn die Gegenwart sich beim Hinblick auf Principien und Ideen über die Schattenseiten der Zeitverhältnisse tröstet, so war es im Mittelalter mit einem solchen Troste nichts. Eine Illusion mußte die Idee ersetzen, und wem es nicht beschieden war, in ritterlichem oder klerikalem Ruhm Befriedigung zu finden, wem für seine Opfer und Anstrengungen, für seine Lehnstreue die Herrengunst nicht genügte, dem waren die Schranken der Verhältnisse Kerkerwände, die er entweder gewaltsam zu sprengen suchte, wie mancher ritterliche Trotzkopf und Friedbrecher, oder aus denen er sich durch Verzicht auf alle corpora-

*) Lübeck baute 1540 ein Schiff von 700 Last und einige Jahre später ein Kriegsschiff „Der Adler" von 900 Last Länge, das mit 1200 Kriegern bemannt war.

tive Ehre loskaufte, wie mancher Spielmann, Komödiant und fahrende Ritter oder Schüler. Wie manches Genie mag im Meere dieser Vogelfreiheit versunken sein!

Unter diesen Bedingungen bildete sich ein eigenthümliches Wanderleben auf den Straßen des Deutschen Reichs. Heruntergekommene Ritter, die für Geld bei Turnieren und Gottesgerichten fochten (champions), Mönche, die dem Kloster entlaufen waren, Spielleute, Histrionen, Seiltänzer, Narren, Schacherer, trieben sich überall umher. Man kann eine vollständige Rangordnung annehmen. Durchaus nicht ohne Achtung war die vornehmere Klasse der Fahrenden, die aus ritterlichen oder klerikalen Dichtern bestand. Diese waren in Ritterburgen und an Höfen gern gesehen, wo sie bei Festlichkeiten die Freuden des Mahles durch ihren Gesang oder rhapsodischen Vortrag ausgezeichneter Dichterwerke veredelten. Sie trugen hauptsächlich dazu bei, lebende Dichter in einer Zeit, die noch nichts von gedruckten Büchern wußte, im ganzen Reiche bekannt zu machen, nach der Art der Rhapsoden bei den griechischen Festspielen im Alterthum. Insofern haben sie eine höhere culturhistorische Bedeutung. Einen ähnlichen Beruf hatten auch die gewöhnlichen Spielleute, die jedoch mehr das Volkslied als Gesänge gebildeter Dichter, mehr den gereimten Humor als die heroische oder lyrische Poesie, mehr die Posse endlich als die feinere Komik in Umlauf brachten. Im Range, d. h. in der öffentlichen Achtung, standen sie jenen schon durch den frühern Stand mehr ausgezeichneten Troubadours nach und sangen auch nicht an Höfen der Ritter und Fürsten, sondern in Heerlagern, in Herbergen, in Dörfern, bei Volksfesten.

In Südfrankreich hatte das Ganze ein mehr ritterbares, mehr vornehmes, mitunter fast idyllisches Gepräge. Wurde doch sogar der Prior des Klosters Montaudon Troubadour, ohne seine Obern dadurch zu erzürnen, weil er den Ertrag seines Sängerlebens dem Kloster zuwandte. Sonst aber war die Kirche solchem Treiben abhold, was aus dem Eifer der Synoden und Concilien im 13. und 14. Jahrhundert gegen die fahrenden Sänger, soweit sich Kleriker unter diese mischten, hervorgeht. Am tiefsten standen in der allgemeinen Achtung und auch dem Gesetze nach, (worüber beispielsweise der Sachsenspiegel Auskunft gibt), die gemeinen Spielleute, Kämpfer, Histrionen und Schalksnarren. Die Kenntnisse der vagabundirenden Kleriker und fahrenden Schüler waren mit Musik und Magie stark versetzt. Geisterbeschwörungen, Zauberbücher und verunstalteter mythologischer Kram spielten eine große Rolle, und insofern diese halbgelehrten Betrüger in aller Herren Länder zogen, von einem Ende Europas zum andern, zur Zeit der Kreuzzüge auch nach Palästina, insofern läßt sich wol die Vermuthung aufstellen, daß die auffallende Aehnlichkeit von Volkssagen und Zaubergeschichten, die man bei Völkern antrifft, welche weder politisch noch culturhistorisch jemals während des Mittelalters in Wechselwirkung getreten sind, durch solche Fahrende vermittelt werden. Es ist wenigstens festgestellt, daß die letztern aus dem Orient Erzählungen und Sagen herüberbrachten, die, durch byzantinische Lauge gezogen, zum Theil unter Mitwirkung der Geistlichkeit den Sinn für das Metaphysische, Traumhafte und Märchendunkle im deutschen Volke steigerten. Mag dabei auch nicht viel Gutes gewonnen worden sein, so haben doch jene zigeunerhaften Wanderer insofern eine Mission erfüllt, als sie die in starrer Absonderung hinlebenden Völker der Vergangenheit in eine Art von geistigem Verkehr versetzten — ein ähnliches Verdienst wie das der Kreuzfahrer.

Im allgemeinen steht der fahrende Spielmann im Mittelalter da als vogelfreier Lump. Sein Schicksal ruht im Humor, in der Duldung, im Mitleid des großen Haufens. Er ist rechtlos, ehrlos, friedlos — nicht viel besser als ein Verfemter. Er ist mit dem Aussatz der öffentlichen Geringschätzung behaftet und mit dem unheilbaren Krebs der Vereinzelung, der Vereinsamung, auch unter der dichtesten Volksmenge. Der Spielmann kann, wie der Kleppflechter um Geld, straflos erschlagen werden; des letztern Leben wird dem Glanz des Schildes in der Sonne (nach dem Sachsenspiegel) gleichgeachtet. Wer den Tod des erschlagenen Spielmanns als Erbe sühnen will, kann es (nach gothländischem Rechte) nur in dem Fall, daß er im Stande ist, mit bittiger Hand eine Kuh, die mit Pettschenbieben bergab getrieben wird, festzuhalten. Selbst vom Landfrieden wurden die Spielleute 1287 durch König Rudolf I. ausgeschlossen. Alle Vogelfreiheit und alle ihre Folgen waren Spielmanns Los. Bis hierher reicht allerdings jenes oben erwähnte poetische Moment nicht. Da der Schmuck des freien Mannes im langen Haar bestand, so folgte von selbst, daß der fahrende Spielmann wie der Knecht dieses Schmuckes entbehren mußte.

Selbst die Stellung jener geachtetern Klasse von Fahrenden wird durch die romanhaften Ver-

stellungen der Halbgebildeten unserer Zeit viel zu poetisch aufgefaßt. Es kam einem Gewaltigen gar nicht daraus an, aus Eifersucht einen Troubadour niederzuhauen; auch waren diese Sänger mehr von den Frauen als von den Männern geschätzt. Dem Ritter galt überhaupt nur kriegerische Tüchtigkeit als bewunderungswürdig, und ein wandernder Sänger mußte zugleich auch ein tüchtiger Zecher und Zecher sein, wenn er ehrende Behandlung verdienen sollte. Dies gilt wenigstens im allgemeinen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß wir bei der Betrachtung der Verhältnisse des ganzen fahrenden Volks an die Zigeuner erinnert werden. Die Fahrenden bieten sich nicht an die im Mittelalter allgemein üblichen Trachten. Seidene Gewänder des Orient über den bunten Lappen des Occident, Schellen, Quasten, Pfauenfedern — alles dies freilich durch Landstraßenleben möglichst abgenutzt und verunstaltet — das bezeichnete die originelle Erscheinung eines Fahrenden. Daß eine solche Menschenklasse sich des Betteins nicht enthält, versteht sich von selbst, wenn auch vielleicht ihre Entsittlichung nie den Grad erreicht hat, der bei den Zigeunern Mährens und Galiziens herrscht.

Es wird durch das eben Gesagte nicht die obige Aeußerung zurückgenommen, daß in dem Leben des fahrenden Volks ein poetisches Moment liege, da hier nur die Schattenseiten der interessanten culturhistorischen Erscheinung dargestellt wurden.

So geht es ja in den meisten Fällen, wenn es sich um Darstellung ethischer Verhältnisse handelt. Immer läßt sich mehr über die Schatten- als über die Lichtseiten sagen. Das trifft aber hauptsächlich die Vergangenheit. Der Lebendige steht nach der Sonne gerichtet und sein Antlitz und seine Brust empfangen viel Licht; der Todte hat der Sonne den Rücken gekehrt und nur seine Umrisse erscheinen noch beleuchtet.

Heinrich und Charlotte Stieglitz.

Erinnerungen von Justizrath Julius Eberwein in Rudolstadt.

Als ich zu Ostern 1822 die Universität Leipzig bezog, war Heinrich Stieglitz (nebst Ilgen und Ernst Große) einer der ersten jungen Leute, welche ich dort kennen lernte.

Aus Arolsen gebürtig, war er eine Zeit lang in Gotha bei Jacobs und auf dem dortigen Gymnasium gewesen und hatte dort Compositionen meines Vaters Max Eberwein kennen lernen.

Dieses wie der Umstand, daß wir uns beide lebhaft für Kunst und Wissenschaft interessirten, führten uns näher zusammen und schloß sich unserm Kreise bald auch Adalbert von Gleichen-Rußwurm, jetziger Gemahl der Emilie Schiller, an.

Stieglitz schwärmte damals besonders für die Erhebung Griechenlands und gab deshalb in Gemeinschaft mit Ernst Große seine „Griechen-Lieder" heraus. Ich theilte ihm meine „Napoleonischen Lieder" mit. Es wurde viel ästhetisirt, einmal nach einem Concert und Balle im Hotel de Prusse sogar bis zum Aufgang der Sonne auf der Promenade um die Stadt.

Stieglitz ging von Leipzig nach Berlin. Zu Michaelis 1824 folgte ich ihm dahin nach und dort war es, wo wir fast täglich zusammen waren. Aus Dankbarkeit gegen den Namen Charlotte war er in die Charlottenstraße gezogen.

Dort in einem Stübchen nach dem Garten zu wurde wilhelmmeistert bis spät in die Nacht. Da entstanden seine „Bilder des Orients" zum großen Theile unter meinen Augen und oft las er mir seine Briefe und die seiner Charlotte vor. Wir bildeten während dieses Winters ein Dichterkränzchen, welchem auch Karl Simrock und Julius Curtius angehörten. In diesem wurden eigene und fremde Dichtungen vorgelesen und von ihm in Verbindung mit Moritz Veit ging auch später die Herausgabe eines „Musen-Almanach" aus. Zu dieser Zeit war ich wol der intimste Freund Stieglitz' und deshalb vertraute er mir auch vieles über sein Verhältniß zu Charlotte Wilhoft. Sie war aus Hamburg gebürtig und wohnte in einem blauen Häuschen im Reichel'schen Garten zu Leipzig.

Da sein Herz der Liebe voll war, so floß auch sein Mund leicht über in den leidenschaftlichsten Liebesergießungen. Stieglitz pflegte seiner Charlotte alles sofort zu schicken, was er gedichtet hatte, diese schrieb es dann ab, schickte ihm davon die saubern Abschriften und begleitete dieselben mit charakteristischen Beurtheilungen. Ihre kritischen Bemerkungen waren meist sehr richtig und treffend. Es wurde dann viel darüber hinüber und herüber gesprochen und ihr Portrait stand dabei allezeit auf dem Schreibepulte. So war ich den ganzen Winter hindurch Stieglitz' theilnehmendster Vertrauter bei seinen dichterischen und herzlichen Bestrebungen, und dieser lebhafte Ideenaustausch gereichte uns beiderseits zu großem Nutzen.

Am Oster-Heilig-Abend 1825 wurde auf dem

Königstädtischen Theater ein Lustspiel von mir „Das Oster-Wasser“ gegeben. Alle Befreundete wohnten der Vorstellung bei. Wir hatten Ursache, mit der Aufnahme zufrieden zu sein, sahen es als einen gemeinschaftlichen Triumph an und feierten den Abend in der freudigsten Stimmung.

Da wir den ganzen Winter ziemlich fleißig gewesen und nicht weiter als vor die Thore Berlins gekommen waren, so erbot sich Stieglitz, mich auf meiner Reise in die Heimat bis Potsdam zu begleiten, und das geschah. Wir wanderten in der Woche nach Ostern fröhlich miteinander gen Potsdam und sprachen dabei die Hoffnung aus, daß uns auch künftig die Musen recht günstig sein und wir uns gegenseitig in allen Stücken nach dessen Kräften fördern möchten. Stieglitz war von Charakter ein vortrefflicher Mensch. Er besaß ein Herz ohne Falsch und ein wahrhaft kindliches Gemüth. Wir trennten uns deshalb nur mit tiefster Wehmuth. Wie sehr er aber dabei zu leidenschaftlicher Ueberspannung geneigt war, davon erlebte ich noch in Potsdam ein auffallendes Beispiel. Als wir am andern Morgen in Potsdam das Bett verließen, geriethen wir beide in eine sehr heitere Stimmung und Stieglitz wurde infolge davon so ausgelassen, daß er sich einen schlechten Witz erlaubte. Ich that ihm deshalb Vorhalt und bemerkte: „Was würde dazu deine Charlotte sagen!“ Diese Mahnung im Scherz nahm er sofort so ernstlich auf, daß er sich die Strafe auferlegte, das Bild seiner Charlotte, das er im Marequin-Futteral bei sich trug, binnen 24 Stunden nicht zu öffnen und nichts anzusehen, weil er sich dessen nicht für würdig achten könne, und gewiß setzte er von dieser Selbstbestrafung auch seine Charlotte in Kenntniß.

Seitdem blieben wir längere Zeit miteinander in lebhaftem Briefwechsel, in welchem er mich namentlich auch zur Theilnahme an dem schon erwähnten „Musen-Almanach“ aufforderte. Ich schickte deshalb einiges ein, was dann auch mit Compositionen meines Vaters in diesem Almanach abgedruckt erschien.

Einige Zeit darauf vermählte sich Stieglitz mit seiner Charlotte in Leipzig und kam unmittelbar darauf mit seiner jungen Frau zu mir nach Rudolstadt. Er war im Gasthaus zum Ritter abgestiegen und nachdem er mich in meiner Wohnung aufgesucht hatte, begleitete ich ihn nach seinem Logis, um dort seine Frau zu begrüßen. Hier sah ich sie zum ersten male von Angesicht zu Angesicht und soviel ich mich entsinne ist das Bild in Theodor Mundt's Biographie dem Originale ganz ähnlich. Sie machte mir einen sehr angenehmen Eindruck. Da ich mich über diesen Besuch sehr freute, so suchte ich dem Gespräch die heiterste Richtung zu geben. Dieses gelang mir denn auch, sodaß bald sowol Heinrich als Charlotte mit mir in die fröhlichste Stimmung geriethen. Wir erinnerten uns der schönen Vergangenheit und der Freude, die uns ihre liebevollen Briefe allezeit bereitet hatten und rüsteten uns dann zu einem Spaziergange, da sie kaum erwarten konnte, das freundliche Saalthal auch von der Höhe der Berge zu betrachten. Wir waren schon im Begriff, das Zimmer zu verlassen, da fiel mir ein großmächtiger Dolch in die Augen, der mitten unter den Kleidungsstücken auf dem Tische lag. „Hu!“ rief ich scherzend, „was ist das für ein Mordgewehr!“ „Das ist mein Dolch“, erwiderte Stieglitz, „den habe ich mir erpreß zu dieser Reise angeschafft!“ „Ei!“ bemerkte ich darauf, „wer ein solches Kleinod wie dieses liebe Frauchen auf der Reise mit sich führt, hat wol Ursache, auf dessen Schutz und Erhaltung Vorsorge zu nehmen. Aber — gottlob! — Thüringen ist kein Italien und so hoffe ich mit Zuversicht, daß die tödliche Waffe unblutig wieder nach Hause kehren und es allezeit bleiben wird!“ Hierauf gingen wir nach Volkstedt und Schiller's Höhe, verbrachten den Tag in glücklichster Laune und trennten uns erst spät mit der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens.

Nach seiner Rückkehr nach Berlin setzten wir noch einige Zeit unsern Briefwechsel fort und ich erinnerte mich der liebenswürdigen Frau immer mit wahrer Freude. Meine Berufsgeschäfte verhinderten mich in der nächsten Zeit darauf, ihnen ihren Besuch in Berlin zu erwidern. Endlich im Jahre 1834 nöthigte mich ein Geschäft, nach Berlin zu reisen. Ende December jenes Jahres kam ich nach Berlin und nachdem ich meine Geschäfte besorgt hatte, war es mein dringendster Wunsch, den guten Stieglitz mit Frau zu besuchen. Schon hatte ich mir durch den Adreßkalender volle Gewißheit über ihre Wohnung verschafft und mich auf den Weg dahin begeben, da begegnet mir in der Nähe des Schlosses ein anderer Universitätsfreund. Wir freuen uns des unerwarteten Wiedersehens, er dringt in mich, ihn auf das Museum zu begleiten und in der Hoffnung, für Stieglitz' Besuch noch den Nachmittag Zeit zu gewinnen, folge ich dem Freunde auf das Museum und gebe

den Besuch Stieglitz' für diesen Morgen auf. Aufgeregt durch die Genüsse des Museums folgt der Freund meiner Einladung zur Mittagstafel. Wir ergeben uns in jugendlichen Erinnerungen bis zum späten Nachmittag, ein nochmaliger unvermeidlicher Geschäftsweg nimmt unerwartet den ganzen übrigen Theil des Nachmittags hinweg und nun am Abend noch einen Besuch bei Stieglitz zu machen, schien mir bedenklich und wurde deshalb aufgegeben in der tröstenden Hoffnung, daß das Geschäft mich bald wieder nach Berlin führen und dann gewiß mein erster Weg sein würde zu den lieben Freunden.

Mit dieser Hoffnung reise ich von Berlin am Sylvesterabend des Jahres 1834 wieder ab nach Magdeburg und nach wenigen Tagen kehre ich nach Rudolstadt zurück. Aber welch Entsetzen, als ich nach Hause zurückgekehrt in der Zeitung lese, daß an demselben Tage, an welchem ich Stieglitz besuchen wollte, Charlotte sich selbst den Tod gegeben hatte! Mit demselben Dolche, den sich Stieglitz zu seiner Hochzeitsreise zu ihrer Sicherheit angeschafft und den ich in Rudolstadt so ohne Arg selbst in Händen gehabt, hatte sie sich den Todesstoß ins Herz versetzt! Bei dieser Nachricht war ich wie betäubt. Ich konnte mir nicht vergeben, daß ich mich von dem süßbeschlossenen Besuche hatte abhalten lassen; denn ich bildete mir ein, daß ich die unglückliche That dadurch hätte verhindern können und nicht unwahrscheinlich, daß sie an diesem Abende dann ihr wirklich unmöglich geworden wäre, da mir aller Wahrscheinlichkeit nach diesen Abend zusammen verbracht hätten.

Das schöne Denkmal, das Theodor Mundt durch seine Lebensskizze der Verewigten setzte, war mir ein wahrer Herzenstrost. Ich konnte und mochte mich nicht entschließen, mich über die That schriftlich an Stieglitz zu wenden. So hörte ich lange nichts wieder von dem armen getrennten Freunde, bis ich aus Italien von ihm eine Aufforderung erhielt, für die Witwe eines italienischen Freundes auf eine hinterlassene Schrift desselben mit zu subscribiren und endlich von eben dort mir die traurige Nachricht zuging, daß er selbst in der alten Dogenstadt Venedig unerwartet sein Grab gefunden. Am Rande seines Grabes widmete ich ihm später noch aufrichtige Freundestränen und bedauerte schmerzlich, ihn dort nicht mehr unter den Lebenden zu finden, indem wir dann wie früher schöne Tage miteinander verlebt haben würden.

Mit Freuden begrüße ich die vor kurzem bei Brockhaus in Leipzig erschienenen von Curze herausgegebenen „Briefe", die mir zum Theil einst bei ihrer Entstehung so nah waren. Wie er darin auch meiner gedenkt (I, 351, 361, 365, 366, 368) erfüllte mich mit Wehmuth.

Dem, was die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" kürzlich (in Nr. 9 dieses Bandes) darüber sonst berichtet haben, kann und muß ich allerdings aus eigener Wahrnehmung unbedingt beistimmen.

Anregungen.

Für Deutschlands Wehrkraft.

Von einem Offizier.

I

„Vaterlandslöhne"! Stolzes Wort, in dem die Kraft, die Freiheit, die Ehre einer Nation liegen! Sind wir nicht aus unserm innersten Leben heraus für die Gefahren der nächsten und entfernten Zukunft gerüstet, so erwartet uns ein dunkles, ein trauriges Los — —

Ich will in diesen Blättern zu Staatsmännern, zu Erziehern, zu Aeltern reden!

Vom sechsten bis zum vierzehnten Jahre besucht der deutsche Knabe die Schule. Man bedenke, daß dies acht Jahre — 416 Wochen — sind. Werden hiervon 50 Wochen auf Schulferien und andere Versäumnisse gerechnet, so bleiben immer noch 366 Lehrwochen.

Kann wol die wissenschaftliche Ausbildung leiden, wenn wöchentlich zwei Stunden ausschließlich der Vorbereitung auf den künftigen Krieger gewidmet sind?

Im Sommer verwende man diese Stunden zu gymnastischen Uebungen, verbunden mit den Anfangsgründen des Infanteriereglements (Wendungen, Marschiren, Aufmärsche u. s. w.). Im Winter und bei ungünstiger Witterung der wärmern Jahreszeiten belehre man die Knaben über militärische Verhältnisse, erkläre die Eintheilung einer Armee, wecke Freude am Kriegsspiel durch Bekanntschaft mit den Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Waffengattungen, bringe ihnen die allgemeinsten Begriffe von der Wirkung und Construction der Waffen bei, endlich, rege die Phantasie und den Muth durch Erzählung von Schlachten und dem Leben großer Helden an.

Wohl würde das Ertheilen eines solchen Unterrichts durch die jetzigen Lehrer seine großen Schwierigkeiten haben. Mancher, der sich vielleicht nie am Reck oder Barren versuchte, sollte plötzlich die liebe Jugend in der Knie- und Kreuzwelle unterweisen;

Leute, die kaum das Aeußere des Kriegs kennen, wären genöthigt, über das Wesen derselben zu sprechen. Doch diese etwaigen Mängel wären bald gehoben, wenn zu Anfang des hier vorgeschlagenen Einrichtung eine Anzahl bemittelter oder in der Reserve stehender, natürlich ganz zuverlässiger Soldaten in ihrem jedesmaligen Aufenthaltsorte zur Ertheilung des militärischen Unterrichts verpflichtet würden. Junge, an Geist und Körper kräftige Schulmänner lernten doch wahrscheinlich in kurzer Zeit dem soldatischen Lehrmeister das Nöthige ab und könnten dann das Regiment selbst in die Hand nehmen.

Aeltern Schullehrern bliebe der militärische Beistand bis zum Schluß der amtlichen Laufbahn. Ihre Nachfolger dagegen bedürften derselben nicht mehr, da sie infolge der bis dahin durchgeführten kriegerischen Ausbildung des gesammten Volks selbständig aufzutreten wüßten.

Die Turnschulen, in welchen oft genug der gesammte Unterricht in der Hand eines einzigen Lehrers liegt, würden vielleicht die meisten Schwierigkeiten bei Durchführung des Obengesagten bieten. Städtische Lehranstalten, die schon jetzt meistentheils besondere Turnlehrer haben, erlaubten gewiß in kurzer Zeit die trefflichsten Einrichtungen.

Um die Belehrung der Knaben über militärische Verhältnisse in den richtigen Grenzen zu halten, dürfte ein gedruckter, von der obersten Militärbehörde zu redigirender Leitfaden dem Lehrer in die Hand zu geben sein. Ein besonderer Abriß könnte vielleicht auch den Religionslehrern Andeutungen geben, in welcher Weise sie auf Weckung des Ehrgefühls, Muthes, der Vaterlandsliebe und anderer, einem guten Soldaten unerläßlichen moralischen Eigenschaften wirken sollen.

Ohne Uebertreibung kann man wol behaupten, daß bei einer solchen Erziehung die Mehrzahl der vierzehnjährigen Knaben (Ausnahmen von der Regel gibt es überall) gesünder, gewandter und besser in militärischen Dingen unterrichtet sein wird als der jetzige Rekrut im zwanzigsten Lebensjahr. „In einem gesunden Körper wohnt auch eine gesunde Seele.“ So mancher moralische Fehltritt unserer jetzigen Jugend entspringt nur aus körperlichem Mißbehagen. Was sind die Folgen des vielen Sitzens, des Zusammenpressens des Unterleibes, der schlechten Luft in den engen Schulstuben? Kurzsichtigkeit, Reizbarkeit der Nerven, geheime Laster! Darum hinaus mit Lehrern und Schülern auf den Turn- und Exerzirplatz und Geist wie Körper werden gekräftigt!

Mit dem vollendeten vierzehnten Jahre beginnt ein neuer Abschnitt im Leben des Knaben. Er verläßt die niedere Schule, um in eine höhere oder in die Lehre zu treten. Jetzt muß auch eine neue Periode in seiner militärischen Ausbildung ihren Anfang nehmen. Man gebe dem angehenden Jüngling das Gewehr in die Hand und an bestimmten Tagen der Woche wird exerzirt, anfangs geschlossen in Linie und Colonne, später übe man das Tirailliren. Wie leicht lassen sich diese Uebungen den Stundenplänen der Gymnasien und anderer öffentlichen Lehranstalten anpassen! Doch auch die jungen Leute anderer Stände und Berufswege, die Lehrlinge der städtischen Handwerker, die Arbeiter der Fabriken müßten von nun an ihre weitere Ausbildung erhalten. Es formirten sich nach den verschiedenen Ortschaften oder auch nach den sozialen Corporationen Uebungstheilungen, die als Züge oder Compagnieen eingeübt würden.

Mit Leitung dieser Uebungen wären vom Staate eigens hierzu angestellte Wehrmeister, unter den ehrenvoll gedienten Unteroffizieren und Soldaten der Armee auszuwählen, zu beauftragen. Je nach der Dichtheit der Bevölkerung würde man sie im ganzen Lande so vertheilen, daß ihr bleibender Aufenthaltsort ungefähr in der Mitte ihres Wehrkreises läge. Die Größe desselben hinge sowol von der Zahl der Wehrpflichtigen als von den Entfernungen der inliegenden Ortschaften ab.

Ueber die Ausdehnungen der Uebungen müßten von seiten der obersten Militärbehörden bestimmte Vorschriften gegeben werden. Von Zeit zu Zeit fänden Inspicirungen durch Offiziere der activen Armee statt, die namentlich ein Zuviel, ein Ausarten der ganzen Einrichtung in nutzlose Spielerei zu verhüten hätten. Für den regelmäßigen und pünktlichen Besuch der Waffenübungen müßten die Schuldirectoren, Meister und Fabrikherren Sorge tragen. Ueber jeden Wehrjüngling führte der Wehrmeister eine Conduitenliste, in welcher seine Brauchbarkeit, Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit und andere für einen guten Soldaten nothwendigen Eigenschaften censirt wären. Am Schluß jeden Jahres würden diese Listen den Vorgesetzten (Brotherren, Aeltern, Vormündern) ausgestellt und den zum spätern Vorkommen im bürgerlichen Leben nothwendigen Zeugnissen beigefügt. Die Aeltern und Zuverlässigen verwendete der Wehrmeister zum Einüben der Jüngern, als Zugführer, Rottmeister, Tambours, Querpfeifer, Signalisten wurden in der nöthigen Anzahl ausgebildet.

Im Winter setzte man den theoretischen Unterricht fort. Grundzüge der Taktik und Allgemeines aus der Waffenkunde wären Gegenstand des Vortrags. Die Hörsäle der Gymnasien, die Arbeitslokale der Fabriken, die Tanzsäle der Gasthöfe hätten Auditorien in großer Zahl.

Was die Bewaffnung und Ausrüstung dieser Jugendwehr betrifft, so würde eine anfangs geringe Anzahl älterer, für den Felddienst nicht mehr brauchbarer Gewehre und Patrontaschen sowie eine entsprechende Menge Plagpatronen für das Exerziren vollkommen ausreichen. Nehmen wir an, ein Wehrkreis zählt 400 wehrpflichtige Jünglinge, so könnten dieselben vielleicht an vier verschiedenen Tagen der Woche in Abtheilungen zu hundert ihre Uebungen abhalten, also nicht mehr als einige und hundert Gewehre nöthig sein, welche nach jedesmaligem Exerziren in das Zeughaus des Wehrkreises abzugeben wären. Für den theoretischen Unterricht dürften

einige gute Modelle neuester Construction auszugeben sein, die zeitweilig erklärt und auseinander genommen würden. Die Bekleidung der Jugendwehr bestünde während der Uebungen aus Drillrock, Beinkleidern von demselben Stoff und einer einfachen Mütze von Wachstuch (vielleicht mit irgendeinem farbigen Abzeichen). Auch die Aermern könnten sich wol einen solchen Anzug aus eigenen Mitteln schaffen. Sollte der Anschaffungspreis dieses einfachen Costüms die finanziellen Kräfte einzelner noch übersteigen, so würden diesen Vorschüsse aus der Wehrkasse gewährt, die dann durch Arbeiten für den Wehrkreis (z. B. Reinigen der Vorräthe) zu restituiren wären. Rückt die Jugendwehr auch nur im leichten Anzug zum Exerciren aus, so kann doch das Packen der Tornister und das Unterbringen des Feldgeräthes zeitweilig angewiesen werden. Bei der oben angenommenen Zahl von 400 Wehrjünglingen würden 50 Tornister vollkommen ausreichen, um in kleinen Abtheilungen das Ausrücken in feldmäßiger Ausrüstung zu üben. Ob und inwieweit das Zielschießen vorzunehmen sei, wollen wir hier nicht näher untersuchen. Jedenfalls dürfte dasselbe nur mit den ältern und besonnenern Altersklassen geübt werden und es genügten dann wenig Hinterladungswehre besserer Construction.

Wir gedachten bisher nur der Ausbildung junger Leute zu Infanteristen, doch auch für solche, welche den Dienst bei den Pferden versehen, muß in einer strategischen und mannhaften Nationalerziehung, wie sie bei Lage Europas gegenüber für Deutschland unerläßlich wird, gesorgt werden.

Darüber in einem zweiten Artikel.

Erstes Seelenleben der Kinder.

Was ist nicht z. B. alles schon allein in das Schreien des neugeborenen Kindes hineingelegt worden!

Hegel sah in diesem Schreien eine Offenbarung der höhern Natur. Durch diese ideelle Thätigkeit zeige sich das Kind sogleich von der Gewißheit durchdrungen, daß es von der Außenwelt die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu fordern ein Recht habe — daß die Selbständigkeit der Außenwelt gegen den Menschen eine nichtige sei. Daher das ungeberdige, gewaltthätige Toben.

Der Hegelianer Michelet nennt den Schrei des Neugeborenen das Entlegen des Geistes über das Unterworfensein unter die Natur.

Selbst der große Kant, obwol nicht solchen Lärm in das Kind hineinlegend wie Hegel und Michelet in Berlin, leitet doch das Schreien aus etwas höherm ab als aus bloßer Schmerzenskundgebung; er läßt den kleinen, neugeborenen Weltbürger schon aufgebracht, entrüstet, verdrießlich sein, indem er in seiner „Anthropologie" sagt: „Das Geschrei, welches ein kaum geborenes Kind hören läßt, hat nicht den Ton des Jammers, sondern der Entrüstung und des mitgebrachten Zorns an sich: nicht weil ihn etwas schmerzt, sondern weil ihn etwas verdrießt; vermuthlich weil es sich bewegen will und sein Unvermögen dazu gleich als eine Fesselung fühlt, wodurch ihm die Freiheit genommen wird."

Kant geht zwar nicht so weit, das neugeborene Kind schreien zu lassen, weil es die zukünftigen Uebel des Lebens, spätere Schopenhauer'sche Philosophie, in Ahnung habe; aber daß das Gefühl der Unbehaglichkeit in ihm nicht von körperlichem Schmerz, sondern von einer dunkeln Idee von Freiheit und dem Hindernis derselben, dem Unrecht, herrühre, entdecke sich durch die ein paar Monate nach der Geburt sich mit seinem Geschrei verbindenden Thränen, die eine Art von Erbitterung anzeigten, wenn es sich gewissen Gegenständen zu nähern oder überhaupt nur seinen Zustand zu verändern bestrebt ist und sich daran gehindert fühlt.

Dieser Ansicht entgegen, welche in dem Neugeborenen schon die Ideen von Recht und Freiheit und von deren Gegentheil, dem Unrecht und der Abhängigkeit, sich regen und durch Geschrei kundgeben läßt, — welche also das Seelenleben des Neugeborenen hoch über die des Thieres stellt — schlägt dagegen Karl Vogt die Intelligenz des Neugeborenen sehr gering an. Er sagt in seinen „Bildern aus dem Thierleben" in dem Abschnitt über „Thierseele" von dem menschlichen Säugling: „Verstand und Vernunft, wie lange bleiben sie oft aus, davon nicht zu reden, daß sie vielen in ihrem Leben nicht kommen! Kann nun jemand behaupten, daß ein Wesen, welches weder seine Bewegungen noch seine Gefühle beherrschen kann, welches keine Spur von Intelligenz oder irgend davon andeutenden Fähigkeiten besitzt, daß ein solches Wesen, wie das menschliche Neugeborene doch wirklich ist, nicht auf unendlich tieferer Stufe der geistigen Begabung stehe als ein Hund oder ein anderes Säugethier?"

So stehen sich hier in dieser Frage philosophischer Idealismus und physiologischer Materialismus entgegen!

Um so willkommener und dankenswerther müssen Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Kindes sein, die, von keiner Voraussetzung, weder einer idealistischen noch materialistischen, ausgehend, die Thatsachen sprechen lassen und in der Erklärung derselben behutsam zu Werke gehen. Solche finden wir in „Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Menschen" von Dr. Adolf Kußmaul, Professor der Medicin in Erlangen" (Leipzig & Heidelberg, Winter'sche Verlagshandlung, 1859).

Professor Kußmaul hat Versuche mit neugeborenen Kindern angestellt und er kommt zu dem Resultat, daß der neugeborene Mensch keineswegs blos automatische Bewegungen vollziehe, sondern Handlungen, deren Quelle nur in der Intelligenz, in Vorstellungen der Seele, gesucht werden darf. Wenn das durstige Kind nach Nahrung sucht, wenn es seinen Kopf nach derjenigen Seite hindreht, auf welcher seine Wange gestreichelt wird, den streichelnden Finger erfaßt und an ihm saugt, so lassen sich,

lernte eine junge liebenswürdige Dame kennen, die unvorsichtig genug war, ihm eine glühende Neigung zu verrathen. Die Geburt derselben, der Stand ihrer Eltern und mehr als dieses, ihre wirkliche Liebe schmeichelten sich — seinem schwachen Gemüth mit so lachenden Farben ein, daß er seine erste Liebe — vergaß und im Strudel eines frivol-üppigen Lebens zur neuen Verbindung die Hand reichte.

P. Felo.

Du spannst meine Neugier, Heinrich.

Heinrich
(aufgeregter).

Einige Jahre hindurch schien mein Freund in seinem neuen Verhältnisse sehr glücklich. Er wurde mit Auszeichnungen überhäuft, seine Frau, ein liebenswürdiges Geschöpf, betete ihn an, Kinder erweiterten den Kreis einer anscheinend glücklichen Häuslichkeit. Aber im Stillen fing schon ein Wurm an seinem Gewissen zu nagen an. So glänzend seine Verhältnisse sind, so ist er doch der Sklave derselben. Die Erinnerung, die er in sich tödten wollte, spiegelte sich in seiner Seele mit einer Frische wieder ab — (aufgeregt) mit einer Frische — die Vergangenheit taucht in seinem Gedächtnisse mit einer so entsetzlichen Lebendigkeit wieder auf —

P. Felo (für sich).

Was überkommt ihn?

wie Professor Kußmaul mit Recht bemerkt, solche Erscheinungen nicht mehr einfach aus Empfindungsreflexen herleiten; wir fühlen uns vielmehr genöthigt, bewegungs-vermittelnde Vorstellungen zu ihrer Erklärung beizuziehen. „Das sind offenbar Handlungen, deren Quelle nur in der Intelligenz gesucht werden darf, mit einer gewissen Auswahl der Mittel vollzogene Bewegungen, welche das Individuum ausführt, um einer Begierde gerecht zu werden."

Der Neugeborene ist nach Professor Kußmaul nicht allein in dem Besitz ausgezeichneter Werkzeuge und ausgestattet mit der Fähigkeit, sich in ihrem Gebrauch bequem einzuüben, sondern er hat auch schon im Mutterleibe begonnen, sich eines Theils derselben zu bedienen, und trotz der ungünstigen Verhältnisse des Orts einige Erfahrungen gesammelt und Fertigkeiten erlangt, die er mit auf die Welt bringt. Es sei durchaus unrichtig, zu behaupten, das Leben des neugeborenen Kindes gleiche dem Leben der Pflanze, wie von namhaften Philosophen und Naturforschern geschehen ist.

Man kann nach Kußmaul's auf Beobachtungen gestützten Forschungen nicht mehr daran zweifeln: der Mensch kommt mit einer, wenn auch dunkeln Vorstellung eines äußern Etwas, mit einer gewissen Raumanschauung, mit dem Vermögen, gewisse Tastempfindungen zu localisiren und einer gewissen Herrschaft über seine Bewegungen zur Welt. Anders läßt es sich nicht erklären, daß, bevor das hungerige Kind geläugt wird, es nicht nur Nahrung sucht, sondern sie auch in derjenigen Gegend sucht, von welcher aus seine Tastempfindung während des Suchens in lebhafte Erregung gesetzt wird. Während der Tastsinn und wahrscheinlich auch der Geschmackssinn und das Hunger- oder Durstgefühl dem Kinde schon im Mutterleibe Empfindungen und Vorstellungen zuführen, womit zugleich die Uebung gewisser Muskelapparate, der Arme, der Halsmuskeln, der Saug- und Schlingwerkzeuge sich verband, leiten der Gesichtssinn, der Gehör- und Geruchsinn dem Kinde erst nach der Geburt Empfindungen und Vorstellungen zu.

Das Geschrei der Neugeborenen, welches sie gleich nach der Geburt ausstoßen, leitet Kußmaul aus Empfindungen schmerzhafter Art ab; wahrscheinlich sei es der ungewohnte plötzliche Eindruck der äußern kalten Luft, der es hervorruft. Die Einwirkung grellen Lichtes, starker Gerüche, schlechter Geschmacke und lauter Geräusche sah Kußmaul bei Neugeborenen kein Geschrei erregen, von diesen Sinnen aus könne es somit nicht erregt werden. Dagegen dürfte vielleicht das Gefühl des Lufthungers, das mit der Geburt eintritt, einigen Antheil an dem Zustandekommen des Schreiens haben. Gegen die Behauptung, daß nur der Mensch, und außer ihm kein Thier, beim Geborenwerden sich laut ankündige, beruft sich Kußmaul auf die Versicherung sachverständiger Thierärzte und Landwirthe, daß auch das Kalb gleich nach der Geburt und manchmal schon unter der Geburt sehr laut zu schreien anhebe.

Die Schrift Kußmaul's ist geeignet, die extremen Ansichten über das Seelenleben der Neugeborenen, deren eine dasselbe zu hoch, die andere zu gering anschlägt, vermeiden zu lehren.

Blicke in die Familie.

Unter diesem Titel erscheint bei Otto Wigand (Leipzig 1860) ein Unternehmen in zwanglosen Heften, das einer allgemeinen Beachtung würdig ist.

Die Herausgeberin, die schon mehrere pädagogische Schriften verfaßte, ist selbst Mutter und Vorsteherin eines großen und glücklichen Familienkreises — das möge ihren Schriften bei denjenigen Eingang verschaffen, die bei den Worten auch gern nach den Werken fragen. Frau Goldschmidt (Schwiegermutter Jenny Lind's) geht von dem Grundsatz Pestalozzi's aus: „Aus der Wohnstube entkeimt das Heil und Weh der Jugend." Dort vorerst versucht sie aufzuräumen und zu ordnen — damit dann überall geordnetere Zustände angebahnt werden, als so mannichfach die gegenwärtigen sind. „Wir können das Heil der Zukunft nur in den Reformen erblicken, die mit dem vollen Zeitbewußtsein Hand in Hand gehen. Wir entfalten in unserm Thema ein Panier, um das sich von fern und nah viele scharen werden, wenn uns die Kraft verliehen ist, die großen Fragen desselben richtig zu behandeln, denn tief in der Brust des bessern Menschen lebt das Interesse für die Familie, und wir dürfen nur diese Saite berühren, um sie harmonisch wieder ertönen zu hören in den Herzen vieler."

In dieser bescheidenen Weise, zugleich aber mit jener sichern Energie, welche immer die durch Erfahrung gewonnene Ueberzeugung von der Richtigkeit der eignen Grundsätze gibt, verfolgt die Verfasserin die übrigen. Unter dem Motto: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen", gibt sie im ersten Heft zunächst eine Darlegung ihrer „Aufgabe", betrachtet „Die Bedeutung der Familie" und „Die Mutter und die kleinen Kinder". Das zweite Heft beschäftigt sich mit dem „Beruf der Jungfrau".

Gedanken.

von Daniel Stern.

Die Schwächen großer Menschen sind eine wahre Wonne für den Pöbel. Da beobachtet er, da zählt, da trachtet er. Furcht kann er gar nicht haben, daß ihm Gleiches begegne. Der Pöbel ist die Schwäche selbst.

* * *

Zuweilen verliebt sich ein Paar um Tugenden, die sie beide gar nicht haben, und sie brechen miteinander um Fehler, die — auch nicht vorhanden sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 24.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Ein Freund. Erzählung von Wilhelm Trapp. — Chioggia. Von Ludwig Foglar. — Für Deutschlands Wehrkraft. Von einem Offizier. II. — Adam und Eva. — Die Winterschläfer. — Gedanke von Daniel Stern.

Ein Freund.

Erzählung von Wilhelm Trapp.

An einem sonnigen Herbstnachmittage jagte ein Zug rothgekleideter Fuchsjäger im schnellsten Lauf durch eine der Landschaften Yorkshires in England dahin.

Das verfolgte Wild hatte den Wald zu erreichen gesucht, war aber durch die Hunde seitwärts gegen ein Dorf getrieben, welches am Eingange des Thales sich an den Wald lehnte.

Dem Zuge eine Strecke voraus ritt ein junger Jäger auf einem feurigen Rappen. Er versuchte über die Umzäunung eines Gartens zu setzen, an welchem der gedrängteste Fuchs Zuflucht suchte — sein Pferd strauchelte jedoch — er stürzte über den Hals desselben hinweg in das Gesträuch des Gartens und blieb hier besinnungslos liegen.

Da ein Hohlweg und eine Hecke diesen Vorgang den Augen der übrigen Jäger verbargen, so verfolgten diese den Fuchs, welcher durch die Hunde aus den Gartengehegen des Dorfs wieder herausgetrieben wurde, nach dem freien Felde hin zu weiter, ohne sich um ihren verunglückten Genossen weiter zu bekümmern.

Als dieser aus seiner Betäubung erwachte, umgaben ihn die dichten Vorhänge eines reinlichen weißen Bettes und er fühlte, wie ihm sein Kopf und sein linker Arm heftig schmerzten.

„Wo bin ich?" rief er ungeduldig, den Umhang des Bettes beiseite schiebend und sich im Zimmer umsehend.

Er befand sich in einem kleinen Alkoven, dessen einziges Fenster von außen durch Weinranken und Baumzweige vor dem Sonnenlichte geschützt war, welches mit voller Mittagshöhe daraufzufallen schien. Eine große, thürartige Oeffnung, vor welcher sich ein grüner, jetzt halb zurückgeschlagener Vorhang befand, verband den Alkoven mit einem größern Zimmer. Hier hatte sich bei seiner ersten Bewegung ein junges Mädchen in einfacher Kleidung, aber von ungemeiner Schönheit, von ihrer Arbeit am Fenster erhoben und war leise nach der Thür geschritten. Die Hand auf dem Griffe antwortete sie erröthend auf seine hastige Frage:

„Sie befinden sich im Dorfe Steadfield in der Wohnung des Pfarrers Morten. Sie brachen gestern bei Ihrem Sturze den Arm, und ich bitte Sie, sich ruhig zu verhalten, damit Ihre Verletzung sich nicht verschlimmere. Der Vater ist mit dem Wundarzte im Nachbarhause — ich werde beide sogleich herbeirufen."

Sie entfernte sich und der junge Mann bemerkte, daß sein linker Arm geschient und sein Kopf verbunden war. Er musterte seine Umgebung nochmals ausführlich, soweit dies der Unmuth über sein Mißgeschick gestattete. Er befand sich offenbar in dem einzigen Wohnzimmer der

Pfarrerfamilie, denn die Bücher des Pfarrers, Schreibmaterialien, ein Klavier und weibliche Arbeiten, welche sich hier vereinigt vorfanden, ließen dies schließen. Eine Wanduhr und ein Canarienvogel in einem Käfig vollendeten das Bild ländlicher Einfachheit und Beschränkung, in welches er so plötzlich versetzt war.

Die beiden Männer kamen und gaben ihm auf seine ungeduldigen Fragen ruhige und vollständige Auskunft. Der zufällige Anwesenheit des Wundarztes aus der nächsten Landstadt, welcher im Nachbarhause zu thun hatte, bewirkte seine Rettung, denn die heftige Blutung seiner Kopfwunde hätte den Tod zur Folge haben können. Der Bruch des linken Armes war die geringere Verletzung. Noch während sie sprachen, fiel der Verwundete in heftiges Fieber und seine frühere Bewußtlosigkeit zurück.

Der Wundarzt entfernte sich und als der Pfarrer ihn begleitend vor die Thür trat, begann jener mit etwas leiser Stimme:

„Ich halte es für nöthig, daß der Verwundete so bald als möglich Ihr Haus verläßt — er ist der Sohn des Sir Edward Huggard von Headborough!"

Der Pfarrer faltete die Hände vor Schrecken.

„Großer Gott! Also dies ist der gottlose Robert Huggard?"

„Der roheste und leichtsinnigste Jüngling in ganz Yorkshire, ja!" entgegnete der Wundarzt. „Ich werde den Vorfall unverzüglich an Sir Edward schreiben, daß er seinen Sohn abholen läßt, sobald sein Zustand es gestattet."

Der Wundarzt ging und der Pfarrer kehrte ins Haus zurück.

Robert Huggard war allerdings in der ganzen Grafschaft als der wildeste Jäger, als ein händelsüchtiger und leichtsinniger Jüngling bekannt, doch hatte, was den letzten Punkt anbetraf, das Gerücht seine Fehler allerdings übertrieben. Als einziges Kind eines reichen nachsichtigen Vaters, von Natur feurig und heftig, hatte er nie andere Schranken seines Willens gekannt als seine Launen, und war, bis auf Reiten, Jagen, Schießen u. s. w. in fast völliger Unwissenheit aufgewachsen. Der Mangel weiblichen Einflusses auf seine Erziehung — seine Mutter starb schon früh — ließ seine Sitten verwildern, und da er in den geselligen Zusammenkünften des Landadels sich häufig durch Unartigkeiten gegen die Damen bemerkbar machte, so war sein Ruf in jenen Kreisen der schlimmste; — unter der niedern Bevölkerung galt er dagegen für gutmüthig und mildthätig.

Die Bewußtlosigkeit, in welche er zurückgefallen war, hielt nicht lange an, — wachend, obgleich aufs äußerste erschöpft, lag er auf seinem Lager, als der alte Pfarrer mit seiner Tochter in das Zimmer zurückkehrte.

Auf den Zehen gehend, näherte sich der alte Mann dem Lager des Kranken, hüpfte die Gardine vorsichtig und betrachtete den Kranken besorgt. Unwillkürlich schloß Robert die Augen, als ob er schlafe.

„Er schläft, du magst noch bleiben, Mary", sagte der Pfarrer an seinen Arbeitstisch zurücktretend; „bis ich meine Predigt vollendet haben werde, kannst du mir Gesellschaft leisten."

Beide setzten sich nieder, der Pfarrer an seinen Schreibtisch, Mary ans Fenster zu ihrer Näharbeit.

In dem grünen Vorhange, welcher den Alkoven von dem größern Zimmer trennte, war eine Lücke offen geblieben, die es dem Kranken möglich machte, den Pfarrer und seine Tochter zu beobachten. Er bemerkte, daß Mary ihn verstohlen dann und wann betrachtete, aber nicht mehr mit jener milden unbefangenen Theilnahme wie bei seinem ersten Erwachen, sondern mit einer Art von scheuer Neugierde, so mit Furcht. Der alte Pfarrer wandte ihm und ihr den Rücken.

„Vater", begann Mary nach einer Pause flüsternd, „ist dies derselbe junge Huggard, der die Frau Pfarrerin in dem benachbarten Flecken einst so gröblich beleidigte — du weißt — nach dem Balle in Snitterfield?"

„Derselbe", antwortete der Pfarrer, ohne aufzublicken, „er ließ ihren Begleiter, den Doctor Plumtree, auf dem Heimwege vom Pferde und vergaß sich so weit, ihn bis in die Kirchenthür zu verfolgen und mit der Reitpeitsche zu schlagen."

„Der Abscheuliche!" sagte Mary mit einem vorwurfsvollen Blicke nach dem Schlafenden.

Nachdem beide wieder eine kurze Zeit gearbeitet hatten, fuhr sie jedoch fort:

„Aber ich hörte, Vater, daß der Doctor Plumtree sein Reitpferd einem armen Pachter habe abpfänden lassen —"

„Gleichviel, Kind!"

„Und daß er der Frau Pfarrerin nur deswegen so aufmerksam den Hof mache, weil er ihre reiche Nichte gern zur Frau haben möchte, um die der Sohn jenes Pachters sich gleichfalls bewerbe —"

„Und wenn auch, vermindert das die Ruchlosigkeit jener That im geringsten?“

„Wenn auch nicht, Vater, aber —“

„Auch steht diese Rohheit in dem Leben des herzlosen jungen Mannes nicht vereinzelt da. Du kennst ja selbst seinen Ruf. Gott bewahre jede honnete Familie vor näherer Berührung mit einem solchen Menschen. Er wird morgen unser Haus verlassen, und ich will dem Himmel danken, wenn er fort ist.“

Bei diesen Worten des Pfarrers schien sich der Verwundete zu rühren; — Vater sowol wie Tochter sahen sich nach ihm um. Als er aber ruhig weiter zu schlafen schien, stand der Pfarrer auf und zog die offene Stelle des Vorhangs zu.

„Dieses Zimmer bietet dir eigentlich zum Arbeiten an dem dunkeln Stoffe der Wintervorhänge zu wenig Licht, liebes Kind“, fuhr der Pfarrer dann fort, die Arbeit seiner Tochter plötzlich mit gedankenvoller Aufmerksamkeit betrachtend.

„Wenn du willst, Vater, so arbeite ich daran auf meiner Kammer oben fort, dort habe ich mehr Licht“, entgegnete Mary, indem sie die Nadel ruhen ließ.

„Das ist's, was ich sagen wollte“, fuhr der Pfarrer fort, „solange noch nicht geheizt wird, ist jenes Zimmer geeigneter zu dieser Arbeit, wer weiß, wie bald wir Frost bekommen, ich fühlte schon gestern so ein Anreichen davon in meiner linken Schulter.“

Robert Huggard sah von jetzt an niemand mehr als den Pfarrer, welcher seine Pflege nach der ihm vom Wundarzte gegebenen Anweisung besorgte. Der Wohnsitz von Sir Edward Huggard lag zu entfernt, als daß die Nachricht des Wundarztes vor dem dritten Tage dorthin gelangen und der alte Baronet sich auf den Weg begeben konnte, um seinen verunglückten Sohn heimzuholen. Dieser lag während dieser ganzen Zeit sich selbst überlassen auf seinem Lager. Von Mary hörte und sah er nichts weiter als nur dann und wann ihren leisen Tritt, wenn sie sich im Zimmer über ihm bewegte oder die Treppe hinabeilte, um in der Küche ihren häuslichen Geschäften nachzugehen.

Als am vierten Tage der alte Baronet mit großem Pompe vor dem Pfarrhause vorfuhr und — den Hut auf dem Kopfe — mit dem ihn begleitenden Pfarrer ins Wohnzimmer trat, sich besorgt nach dem Befinden seines Sohnes erkundigend, ohne aber dabei die Hände aus den Taschen seines Ueberrocks zu ziehen, wandte Robert den Blick finster zur Seite.

Sir Edward ließ darauf das Lager im Reisewagen bereiten und befahl, den Kranken hineinzuheben, indem er zugleich eine schwere Börse mit Goldstücken zog und den Pfarrer kalt fragte, was er ihm schuldig sei.

„Ich werde nichts annehmen“, sagte Robert in bestimmtem Tone und als sein Vater sowol wie der Pfarrer ihn betroffen ansahen, fuhr er in gelinderm Tone fort:

„Ich fühle, daß meine Wunden den Transport noch nicht gestatten, und werde, wenn der Herr Pfarrer es erlaubt, meine völlige Heilung in diesem Hause abwarten.“

Der alte Pfarrer schwieg verwirrt, während Sir Edward mit verächtlicher Miene im Kreise umher sah, die enge Pfarrwohnung musternd. Mehrere Reden und Gegenreden zwischen Vater und Sohn führten zu keinem Erfolge. Endlich wandte sich Robert mit bittender Heftigkeit an den Pfarrer:

„Ehrwürdiger Mann, können Sie einem Unglücklichen ein Plätzchen in Ihrer Hütte verlangen, damit er sich heilen lasse, um wieder unter Menschen zu treten?“

Ueberrascht, ja gerührt reichte der alte Mann dem Kranken beide Hände und sagte dann bald zu ihm, bald zu dem alten Baronet gewandt:

„Mein ganzes Haus steht Ihnen zu Gebote!“

Da fühlte er, wie Robert ihm leise und unbemerkt die Hand küßte.

Die weitern Verhandlungen zwischen dem Baronet, seinem Sohne und dem Pfarrer erbeten damit, daß jener seine Einwilligung zum Verbleiben Robert's im Pfarrhause gab, bis er geheilt sein würde, und sodann nach Heathorough zurückfuhr.

Der Wundarzt kam jetzt jeden Tag und die Heilung des jungen Mannes schritt rasch fort. Er verließ das Lager und ging im Zimmer, ja bald im Hause und der Umgebung desselben umher. Den Anordnungen des Arztes wie des Pfarrers unterwarf er sich mit der Folgsamkeit eines Kindes. Sein Wesen schien überhaupt völlig umgewandelt. Er unterhielt sich oft stundenlang mit dem Pfarrer über wissenschaftliche Gegenstände, über Religion und Natur, und zeigte eine Wißbegierde, der nur seine Fassungskraft gleichkam. Es gewährte dem alten Mann Freude, diesen originellen Schüler zu bilden und zu belehren.

Ein schöner Spätherbst folgte dem milden

Nachtommer, das Laub prangte noch in vollem Schmucke an den Bäumen und die Natur schien ungern der rauhern Jahreszeit Platz zu lassen.

Der Pfarrer war abwesend.

Robert Huggard war eben im Begriff, nach einem kurzen Spaziergange im Garten in das Haus zurückzukehren, als ihm unverhofft Mary, den Bauer mit ihrem Kanarienvogel in der Hand, auf der Schwelle entgegentrat. Sie pflegte den kleinen Sänger bei schönem Wetter an einem Aste des großen Birnbaums, welcher die Westseite des Pfarrhauses beschattete, aufzuhängen, damit er sich des Sonnenscheins und der Gemeinschaft der übrigen Vögel erfreue.

Seit den drei Wochen, daß Robert in dem Pfarrhause verweilte, hatten sich die jungen Leute nicht wieder gesehen.

Mary errötete und trat mit freundlichem, aber stummem Gruße an dem ehrerbietig zur Seite tretenden Robert vorüber in den Garten.

„Darf ich Ihnen behülflich sein?" sagte letzterer, indem er ihr den kleinen Schemel, welcher neben dem Steintische unter dem Birnbaum stand, und dessen sie sich bei Aufhängung des Vogelbauers zu bedienen gewohnt war, mit eiliger Zuvorkommenheit näher rückte.

Sie flüsterte kaum hörbar: „Ich danke Ihnen!" — hob den Käfig empor, zögerte aber doch den Schemel zu betreten.

„Geben Sie her — ich kann die kleine Mühe für Sie übernehmen!" sagte der junge Mann, nach dem Bauer greifend.

„Nein, das darf ich nicht leiden, Ihr Arm ist noch nicht geheilt", erwiderte sie zurücktretend — „Sie könnten sich Schaden thun."

„Sie sehen, mein rechter Arm ist frei, geben Sie."

Damit hatte er der Widerstrebenden den Bauer aus der Hand genommen und am Baume aufgehängt. Den Schemel dann sorgfältig wieder an seine Stelle setzend, betrachtete er das betroffen dastehende junge Mädchen mit einem scheuen Triumphe.

„Wenn der Vater gegenwärtig wäre, würde er uns gewiß beide schelten", sagte Mary nach einer Pause in freundlich vorwurfsvollem Tone.

„Meinen Sie wegen meiner Verletzungen, oder weil —"

Robert wollte offen die Gründe aussprechen, welche der Pfarrer haben konnte, eine Begegnung zwischen ihnen ungern zu sehen, aber ein Gefühl verlegener Scham hielt ihn davon zurück und plötzlich verstummend senkte er den Blick zur Erde.

Mary fühlte darüber Mitleid, sie wollte in das Haus zurückkehren, blieb aber dennoch da.

„Ihr Spaziergang ist Ihnen hoffentlich gut bekommen?" sagte sie nach einer Pause, „das Wetter ist schön."

„O herrlich!" erwiderte er lebhaft, „mir scheint, als ob die Natur hier schöner sei als an andern Orten!"

„Sie haben die Natur früher nicht so genau beobachtet als jetzt", fuhr sie fort, „wenn man Sinn dafür hat, erscheint sie einem überall schön."

„Der Sinn dafür wurde mir in diesem Hause erst geweckt", begann er wieder, „überhaupt wurde ich hier erst zum Menschen erzogen."

„Sir Robert!" entgegnete Mary betreffen.

„Ich rede im Ernste, Miß Mary! Ihr Herr Vater bildete mich in den wenigen Tagen meines Hierseins völlig zu einem gesitteten Menschen um, der ich vorher nicht war!"

„Sie sind ungerecht gegen sich selbst!" sagte sie leichthin.

„Ungerecht gegen mich selbst? Und die Zurückhaltung, welche Sie gegen mich beobachteten, sollte nicht in einer gerechten Scheu vor meinem übeln Rufe ihren Grund gehabt haben? Ihr Herr Vater sollte Sie nicht vor einer nähern Berührung mit mir, dem berüchtigten Robert Huggard, gewarnt haben?"

Mary schlug die Augen nieder.

„O Mary, ich danke dem Himmel, der mich an jener Hecke stürzen ließ! Die ernste Einkehr in mich selbst, welche ich auf meinem Krankenlager fand, wird mir bei Anleitung zum Bessern ersprießlich werden und mich des Glückes einst noch würdig werden lassen, worauf ich jetzt noch keinen Anspruch machen darf, des Glücks Ihres Umganges, Ihrer Freundschaft."

Diese letzte Wendung seiner Worte machte das junge Mädchen noch verlegener. Beide waren während dieses Gespräches den Mittelgang des Gartens zwischen den Blumenbeeten entlang gegangen und wandten nun ihre Schritte, um gegen das Haus zurückzukehren. Mary hatte gedankenlos eine kleine Herbstblume abgepflückt und zerzupfte sie zwischen den Fingern.

Da stieß Robert plötzlich einen Laut des Schreckens aus und entfernte sich im vollen Laufe nach dem Hause zu. Die große Katze des Nachbars hatte den Vogelbauer von dem ihm tragenden Aste heruntergerissen und war im Begriffe mit

n Krallen durch die Sproſſen nach dem klei-
gekäfigten Thiere zu langen. Der Anblick
mte Mary alle Glieder vor Schreck, ſodaß ſie
angewurzelt ſtehen blieb, ohne einen Laut her-
örbringen zu können. Robert hatte das Raub-
r jedoch bereits verjagt, nahm den zitternden
nen Sänger aus dem Käfig hervor und brachte
Mary in der Hand ſorgſam entgegen. Er
te eine Menge Federn verloren, war aber bis
eine geringe Wunde am Halſe unverletzt da-
gekommen. Mit faſſungsloſer Freude eilte
ry jetzt herbei, faßte Robert's Hand in ihre
den Hände und bedeckte ihren geretteten Lieb-
n mit tauſend Küſſen, die bei ihrer Aufregung
großem Theile die Hand ſeines Retters trafen.
ne ihm ein Wort des Dankes zu ſagen, eilte
dann mit dem kleinen Thiere ins Haus, um
e Wunde zu verbinden.

Robert Huggard blieb in einer Stimmung
ück, die ihm bis dahin völlig fremd geweſen
e und welche zwiſchen höchſter Freude und
ſter Rührung ſchwankte.

Es war längere Zeit nach dieſem Vorfall ver-
ſen.

Da das Betragen des jungen Edelmanns ſich
den Schranken der äußerſten Beſcheidenheit hielt
o auch in keiner Hinſicht dem Pfarrer einen
und zum Mißtrauen gab, ſo legte er ſeiner
chter in ihrem Verhalten gegen ihn durchaus
ne Feſſeln auf, ja er fühlte ſich in der Gemein-
aft Robert's — der nun völlig geheilt war —
glücklich, daß er deſſen bevorſtehende Abreiſe
rlich bedauerte.

Der Tag dieſer Abreiſe rückte nun aber wirklich
an. Eine wehmüthige Stimmung lag auf den
n Bewohnern des Pfarrhauſes zu Stradfield,
cher aber niemand von ihnen offen Ausdruck
geben wagte.

Robert und Mary befanden ſich abermals im
rten, ihr Blick ſchweifte über die niedrige Gein-
rthecke in das Feld hin, über welches eben die
ndionne ihren Purpur ausgoß, das Singen
heimkehrenden Hirten und das Schlagen der
chteln allein unterbrach die feierliche Stille des
ndes.

Der Pfarrer war in einiger Entfernung zwi-
n den Beeten beſchäftigt.

Ein ernſthaftes Geſpräch, in welches die jun-
Leute nach und nach ſich vertieft hatten, ſchloß
folgende Weiſe:

„Alſo hätten Sie wirklich geglaubt, Mary, ich
rde mich von der ſchönen Gewohnheit Ihres
täglichen Umganges wieder entwöhnen und ruhig
nach Headborough zurückkehren können?“ ſagte Ro-
bert, ſeinen Blick von der ſchönen Landſchaft und
dem klaren Himmel auf Mary's noch ſchönere Ge-
ſicht und klareres Auge wendend.

„Sie werden es doch müſſen!“ entgegnete ſie
in ruhigem Tone, dem man es jedoch anmerkte,
daß er erzwungen war, und legte den jetzt fertig
gewordenen Kranz von Geißblatt und blauen Fin-
gerhütchen, an welchem ſie geflochten hatte, auf.

Sie ſah wunderſchön aus.

„Theuerſte Mary, ich werde es nicht — ich
kann ohne Ihre Gemeinſchaft nicht mehr leben!“
fuhr Robert feurig fort, indem er die Hand des
jungen Mädchens ergriff.

Beſtürzt traf ihr Auge das ſeinige und wandte
ſich dann furchtſam zur Seite nach ihrem Vater.

„Ich liebe Sie, Mary, und biete Ihnen mein
Herz und meine Hand an!“ begann Robert wie-
der, indem er auch die andere Hand des jungen
Mädchens ergriff.

„Um Gottes willen, wenn uns mein Vater
hörte!“ entgegnete ſie in der ängſtlichſten Ver-
wirrung.

„Ich würde ihm nur wiederholen, was ich eben
gegen Sie ausgeſprochen habe. Mary, erlauben
Sie, daß ich ihn herbeirufe.“

Mit zwei Schritten war Robert bei dem
Pfarrer, welcher, dem jungen Paare den Rücken
zuwendend, an einem Beete prachtvoller Georginen
eifrig beſchäftigt war. Der junge Edelmann
wiederholte ihm mit Ruhe ſeinen Entſchluß, aber
die Beſtürzung des alten Mannes war faſt noch
größer als die ſeiner Tochter und ein unverſiegbarer
Strom abmahnender Vorſtellungen die unmittel-
bare Folge von Robert's Antrag. Mary hatte
ſich, abwechſelnd erröthend und erbleichend, an
den Arm ihres Vaters geklammert und nickte
ſchmerzlich zu ſeinen Worten.

Das Herz löſte dem jungen Manne jedoch die
Zunge und brachte den Pfarrer, trotz deſſen
immer heftiger werdenden Widerſtrebens, zuletzt
ſo weit, daß er Robert die Erlaubniß gab, nach
einem Jahre, während welcher Zeit er Mary weder
ſehen noch an ſie ſchreiben durfte, abermals um
ſie anzuhalten, vorausgeſetzt, daß die Familie
Huggard dann gegen die Verbindung durchaus
nichts einzuwenden haben würde.

Robert reiſte ab und der Pfarrer war über-
zeugt, daß er in ſeiner alten Umgebung die Ein-
drücke des Pfarrhauſes bald vergeſſen, ſein Probe-
jahr alſo nicht beſtehen würde. Mary hatte jedoch

eine aufrichtige Neigung zu dem jungen Edelmanne gefaßt und es war natürlich, daß sie ungeachtet der Hindernisse, welche sich der Verbindung entgegenstellten, wünschte und hoffte, Robert möge seinem Vorsatze treu bleiben.

Dieser fand jedoch zum ersten male in seinem Leben bei seinem von den Vorurtheilen seines Standes beherrschten Vater den hartnäckigsten Widerspruch gegen seinen Wunsch und da er hinsichtlich des Vermögens durchaus von ihm abhing, sah er sich genöthigt, alles der Zeit zu überlassen.

Seine Lebensweise wurde jedoch eine ganz andere, als er sie früher geführt hatte. Fast keiner seiner frühern Genossen fand die alte Aufnahme bei ihm, vielmehr hielt sich Robert, wenn er sich von seinen ruhigen Studien zu Hause oder den landwirthschaftlichen Geschäften, die er mit Eifer zu betreiben anfing, abmüßigte, nur zu dem gebildeten Umgange der Umgegend, und wie seine leichtsinnigen Jugendgenossen des Entschlusses laut spotteten, die arme Pfarrerstochter zu seiner Gattin zu machen, so meinten die verständigern, Robert thäte recht und würde auch Ausdauer genug besitzen, seinen Vorsatz auszuführen.

Sir Edward bemerkte nur zu wohl, daß sein Sohn nur scheinbar seiner Liebe entsagt hatte, und da er fürchtete, daß Robert nach Ablauf des Jahres seinen Umgang mit der Pfarrerfamilie ungeachtet seines Verbots wieder beginnen würde, so beschloß er, ihn durch List von seinem Vorhaben abzubringen.

Unter Robert's Freunden war einer namens Richard Bird, ein gewandter und gebildeter, aber ebenso verschmitzter Mensch. Nicht reich von Haus aus, lebte er, als ein angenehmer Gesellschafter, fast durchaus von den Mitteln der jungen Edelleute in Yorkshire und hielt sich zumeist an Robert Huggard als den reichsten unter ihnen. Hatte er vorher den rohen Jäger mit ihm gespielt, so wurde es ihm jetzt nach Robert's Umwandelung ebenso leicht, auf seine jetzige Lebensweise einzugehen, und Richard Bird war der einzige von Robert's frühern Bekannten, welcher auch jetzt in seiner Nähe blieb.

Diesen jungen Mann gewann der alte Baronet für seinen Plan und Richard war nur zu bereit, darauf einzugehen.

In der Nähe von Steadfield lebte die Witwe eines reichen Lords von altem Adel, mit welcher Sir Edward seinen Sohn zu verbinden wünschte, zumal er erfuhr, daß die Lady in neuester Zeit dem jungen Baronet ihre Gunst zugewandt habe, ohne daß dieser darum wußte.

Richard Bird wußte es nun einzurichten, daß Robert auf einem längern Spazierritte mit ihm den Landsitz der Lady Belcourt besuchte, worin diese sowol wie ihre Umgebung eine Huldigung des jungen Edelmanns erblickte, ohne daß dieser auch nur eine Ahnung von dem Zwecke dieses Besuchs hatte, da sein Herz nur von dem Gedanken an seine Mary voll war. Er kehrte um so lieber nach Belcourt zurück, als der Weg dahin ihn in der Nähe von Steadfield vorüberführte, wo seine Geliebte weilte, und da Richard Bird bald sich überzeugte, daß die Lady nicht im Stande sein werde, diese aus dem Herzen seines Freundes zu verdrängen, so schien er die Neigung desselben zu der schönen Pfarrerstochter plötzlich heimlich zu begünstigen. Er führte Robert oft dicht am Pfarrhause vorüber; ja, als sie eines Tags in der Gesellschaft der Lady Belcourt einen größern Spazierritt machten, wußte er es so einzurichten, daß sie an der Hecke des Gartens vorüberkamen, hinter welcher der Pfarrer mit Mary eben lustwandelte.

Als Mary Robert an der Seite der schönen Lady erblickte, senkte sie ihr Köpfchen und wandte sich ab; ihr Vater aber richtete einen ernsten Blick auf den jungen Baronet, ergriff dann rasch die Hand seiner Tochter und führte sie nach dem Hause zu.

Robert war über und über erröthet, aber eingedenk seines gegebenen Versprechens, wagte er es nicht, seine ehemaligen Gastfreunde anzureden. Verlegen wandte er sich gegen die Lady, welche in diesem Augenblick die größte Liebenswürdigkeit gegen ihn an den Tag legte, und so entging es ihm, daß Richard Bird hinter seinem Rücken den Pfarrer und seine Tochter ehrerbietig grüßte.

Als die beiden Freunde nach Headborough zurückgekehrt waren, gestand Robert seinem Begleiter, daß er, wenn sein Vater nach Ablauf des Probejahres seine Einwilligung zu seiner Verbindung mit Mary nicht geben würde, fest entschlossen sei, sie — zu entführen.

Das flüchtige Wiedersehen hatte die ganze Glut seiner Leidenschaft für das reizende Mädchen in ihm wieder aufgeregt.

Richard Bird war über diese plötzliche Erklärung seines Freundes sichtlich betroffen. Er faßte sich aber bald und entgegnete, als Robert ihn,

eine Antwort erwartend, gespannt anſah, mit leichtem Kopfſchütteln:

„Das wirſt du bleiben laſſen, Bob!“

„Das werde ich thun, ſo wahr Gott über mir iſt!“ fuhr Robert mit funkelndem Auge fort. „Was kümmert mich meines Vaters Ahnenſtolz und Vermögen? Ich kann nicht ohne ſie leben und würde für ihren Beſitz die ganze Welt aufopfern!“

„Würde ſie dir das auch Dank wiſſen?“ begann Richard wieder, indem er ſeinen aufgeregten Freund prüfend von der Seite anſah.

„Wie verſtehſt du das? Sie liebt mich, weiß ich, und würde mir daſſelbe Opfer bringen.“

Richard Bird machte geſenkten Kopfes einige Schritte, dann ergriff er Robert's Hand und ſagte:

„Ich ſehe, Bob, du biſt zu aufgeregt, um heute den aufrichtigen Rath von mir anhören zu können, den ich dir längſt ſchon zu geben verpflichtet war.“

„Welchen Rath? Daß ich meine Liebe aufgebe? Schweig' oder wir ſind getrennt auf ewig! . . .“

Nachdem Robert dieſe Worte in der höchſten Aufregung herausgeſtoßen hatte, verließ er das Zimmer und machte einen Spaziergang durch den bereits dunkelnden Park. Als er ruhiger zurückkehrte, war Richard Bird, den er wirklich liebte, verſchwunden und ließ ſich nach dieſem Tage nicht wieder in Headborough ſehen. Je verhaßter dem jungen Baronet von dieſem Tage an der Anblick aller übrigen Menſchen, ſeinen Vater mit eingeſchloſſen, wurde, um ſo freundlicher und heiterer begegnete ihm dieſer von dieſer Zeit an.

Robert hatte ſich feſt gelobt, ſein Probejahr auszuhalten und es war nicht eher als am Vorabend des Jahrestags ſeiner Abreiſe aus dem Pfarrhauſe in Steadfield, daß er zu ſeinem Vater ins Zimmer trat, um ihn nochmals um ſeine Einwilligung zu einer Verbindung mit Mary Morton zu bitten.

Sir Edward ſaß beim Thee und empfing ſeinen Sohn wie immer in der letzten Zeit mit freundlicher Miene. Er hatte eben einen Brief durchleſen und verbarg dieſen in der Seitentaſche ſeines Rocks, als Robert eintrat. Als letzterer mit kurzen Worten den Zweck ſeines Kommens angegeben hatte, blickte der Baronet einige Minuten ſeitwärts durch das Fenſter und betrachtete die goldenen Abendwolken, welche über den waldigen Höhen von Headborough hingen, mit anſcheinendem Ernſt. Dann lehnte er ſich auf ſeinem Stuhle zurück, verſchränkte die Hände und ſagte wie reſignirt:

„Meinetwegen, thu', was du willſt!“

Robert ſah ihn geſpannt an.

„Wenn du das Mädchen durchaus heirathen willſt, ſo geh' und bringe ſie mir, ich habe nichts weiter dagegen!“

Robert traute ſeinen Sinnen nicht. Dieſe glückliche Wendung der Sache hatte er nicht erwartet. So hatte alſo ſeine Standhaftigkeit ſelbſt den zähen Sinn des alten, ahnenſtolzen Edelmanns erweicht. Innige Rührung bemächtigte ſich plötzlich ſeiner. Er wußte, daß der alte Mann, deſſen größter Stolz die Reinheit ſeines Stammbaums war, mit ſeiner Zuſtimmung zu dieſer Heirath das größte Opfer brachte. Die Thränen traten dem jungen Manne in die Augen. Er wollte die Hand ſeines Vaters ergreifen und ſich im feurigen Dankgefühl zu ſeinen Füßen werfen.

Sir Edward aber ſtand mit einem kurzen „Laß mich, — heute nichts mehr!“ auf und verließ das Zimmer.

Robert verzieh ihm dieſe Kälte gern — mußte er ſich doch ſelbſt ſagen, daß das Herz des alten Mannes ebenſo blutete, wie das ſeinige geblutet hatte, ſolange er in Gefahr ſchwebte, ſeine Geliebte zu verlieren.

Erwartungsvolle Freude ließ ihn die Nacht nicht ſchlafen.

Mit Tagesanbruch fuhr er in einem eleganten Wagen nach Steadfield, um ſeine Braut abzuholen.

An der Ecke des Waldes, dem Gartenthor nahe, ließ er den Wagen im Verſteck halten und eilte zu Fuß auf das Pfarrhaus zu, deſſen Thür und Läden noch verſchloſſen waren.

In der Ungeduld ſeiner Liebe hatte er die Zeit übereilt.

Er ergriff den Thürhammer, um zu klopfen, konnte ſich aber doch nicht entſchließen, den Schlummer der Geliebten — vielleicht den letzten unter ihrem väterlichen Dache — zu ſtören.

Er ging in den Garten, auf deſſen Raſen und Sträuchern der Thau des ſchönen Herbſtmorgens ruhte.

Da prangte das Georginenbeet vor ihm, neben welchem er vor einem Jahre bei ihrem Vater um ſie geworben hatte — da ſtand der alte Birnbaum, an welchem er damals den Vogelbauer aufgehangen hatte! — Alles blickte ihn ſo bekannt, ſo traulich an! — Da durchbebte

alle hier genoſſenen frohen Stunden nochmals in der Erinnerung — ſein Herz klopfte hörbar vor freudiger Erwartung.

Mehrere Dorfbewohner gingen an der Hecke vorüber, blickten nach ihm hin und flüſterten miteinander.

Die Thurmuhr ſchlug 8 Uhr, eine Zeit, zu welcher, wie Robert wußte, Mary ſonſt lange ſchon in häuslicher Geſchäftigkeit begriffen war. Aber heute öffnete ſich die Hausthür ſo wenig wie die grün angeſtrichenen Läden.

Robert wurde unruhig.

Auf ein mäßiges Klopfen an der Thür antwortete ihm nur das Echo im Hauſe. Er horchte lange, nichts rührte ſich; er ging an das Kammerfenſter, wo, wie er wußte, der Pfarrer ſchlief, und klopfte. Nichts rührte ſich.

Schon war er im Begriff, ſeinen Bedienten herbeizurufen, damit er die Thür erbreche, als ſich der alte Schulz des Orts ihm näherte.

„Um Gotteswillen", rief Robert, „was iſt mit dem Pfarrer Morton und ſeiner Tochter geſchehen? Es iſt ihnen doch kein Unglück zugeſtoßen?"

„So wiſſen Sie nicht, daß ſie ſeit einigen Tagen von hier fortgereiſt ſind?" erwiederte der alte Landmann verwundert.

„Fortgereiſt? Wohin?"

„Das weiß niemand! Der Pfarrer hat ſeine Stelle aufgegeben, ſeit Miß Mary ſich mit Herrn Richard Bird verlobte —"

Ohnmächtig ſank Robert zur Erde. Man brachte ihn ins Haus, in daſſelbe Zimmer, in welchem er nach ſeinem Sturz vom Pferde geheilt worden war. Seine Verzweiflung, als er wieder zu ſich ſelbſt kam und durch die ihn umgebenden Räume an ſein ehemaliges Glück und ſeinen gegenwärtigen Verluſt, hauptſächlich aber an die Falſchheit ſeines Freundes erinnert wurde, war grenzenlos. Bald machte ſie jedoch dem glühendſten Rachedurſt Platz. Die Wildheit ſeiner Jägernatur wachte in voller Leidenſchaftlichkeit wieder in ihm auf. Er warf ſich in den Wagen und flog zurück nach Headbereugh. Hier angekommen, ſtürmte er in das Zimmer ſeines Vaters hinauf. Sir Robert war abweſend. Er ſchien ſeinen Sohn auf einige Zeit meiden zu wollen, denn die Diener ſagten, er ſei plötzlich nach London gereiſt, ohne den Tag ſeiner Rückkunft zu beſtimmen.

Außer ſich rannte Robert im Schloſſe hin und her, Treppe auf, Treppe nieder, ohne zu wiſſen, was er beginnen ſollte.

Wo konnte der verrätheriſche Freund, der gleißneriſche Verführer ſich mit ſeiner Beute hingewandt haben? War Mary untreu oder hatte ſie ſich der Gewalt fügen müſſen? Wie die Flüchtlinge entdecken? Niemand wußte die geringſte Auskunft zu geben.

Da fiel Robert's Blick im Zimmer ſeines Vaters plötzlich auf ein Briefcouvert, welches am Fenſter am Rande eines Blumentiſches hing. Er erinnerte ſich, daß ſein Vater am Tage zuvor bei ſeinem Eintreten einen Brief verborgen hatte. Haſtig griff er danach und ſiehe da, er erkannte Richard's Hand und den Poſtſtempel Liverpool. Ein ſchnell herbeigeſchaffites Poſtcurs-Buch belehrte ihn, daß das Datum, welches das Couvert trug, zugleich der Tag der Abfahrt des Dampfboots „Careful" nach Livorno war. Binnen wenigen Tagen ſtand allerdings abermals die Abfahrt einiger Dampfer bevor, aber er zweifelte nicht, daß Richard Bird den „Careful" benutzt haben würde.

Er warf ſich in den Wagen, um nach der nächſten Eiſenbahnſtation und von da nach Liverpool zu fliegen. Hier angelangt, ſetzte er hundert Augen und Ohren in Bewegung, die Flüchtlinge ausfindig zu machen, prüfte ſelbſt die Paſſagierliſten der beiden im Hafen liegenden Dampfer — alles umſonſt. Als er im Begriff war, ſich auf dem zunächſt abgehenden Dampfer einzuſchiffen, erfuhr er zufällig von dem ſein Gepäck tragenden Manne, daß Richard Bird ſammt Mary und dem Pfarrer — die Beſchreibung des Gepäckträgers ſtimmte genau mit der äußern Erſcheinung der drei Perſonen überein — allerdings mit dem „Careful" bereits abgereiſt waren.

Die lange Seereiſe kühlte ſeinen Rachedurſt nicht ab. Tauſend wilde Gedanken und wirre Vermuthungen ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Verdacht gegen Lady Belcourt, Zweifel an der Treue Mary's, Unmuth gegen ſich ſelbſt drängten ſich in ſeiner Seele. Warum hatte er es nicht früher eingeſehen, daß ſeine öftern Reiſen nach Belcourt, ſeine Annäherung an die Lady, welche — erſt jetzt dämmerte dieſe Ahnung in ihm auf — ihn liebte, den Anlaß zu dem ganzen Unglück geben mußten? Er ſah ſich als das Opfer einer fein ausgeſponnenen ſchändlichen Intrigue und Lady Belcourt, ſeinen Vater und Richard Bird gleich ſchuldig; — der ſchrecklichſte Gedanke aber war der, daß Mary, von ſeiner Untreue überzeugt, ihr Herz vielleicht dem heuchleriſchen Freunde wirklich geſchenkt haben konnte.

Mit einem freudig-wilden Jauchzen begrüßte er schon von fern den Leuchtthurm von Livorno, das Ziel seiner Reise. Mit Falkenblicken musterte er von weitem die Spaziergänger auf der Terrasse des Hafens, um diejenigen darunter zu entdecken, deren Gestalten so lebhaft vor seiner Einbildungskraft standen, daß fast alle übrigen menschlichen Figuren ihre Bildung annahmen. Sie waren nicht darunter.

In dem Gasthofe, in welchem er einkehrte, erfuhr er, daß die ganze Einwohnerschaft von Livorno sammt allen anwesenden Fremden am Abend in der Allee am Hafenplatze zu lustwandeln pflege. Hier, davon war er überzeugt, mußte er die Flüchtlinge finden, wenn sie noch in Livorno anwesend waren oder nicht schon Verdacht hegten, verfolgt zu werden.

Er miethete sich einen handfesten, gewandten Bedienten, beschrieb ihm das Aeußere der drei Personen und sie durchkreuzten den ungeheuern, mit Kastanien bepflanzten Hafenplatz und die darauf hin- und herwogende Menschenmenge nach allen Richtungen bis zur anbrechenden Dunkelheit.

Der Mond ging auf, die Menge verlor sich, sie hatten noch nichts gefunden. Robert knirschte vor Wuth.

Als er sammt seinem Begleiter in die Stadt zurückkehrte und die große Brücke zu überschreiten im Begriff war, welche den östlichen und westlichen Theil derselben verband, rollte eben aus dem nächst der Brücke belegenen Gasthofe ein bepackter Reisewagen dem östlichen Thore zu. Ungeachtet des zweifelhaften Lichts der Straßenlaternen und des dämmernden Mondscheins glaubte Robert das Gesicht Richard Bird's am Schlage zu erkennen. Er rief ihn an, aber der Wagen setzte sich, anstatt zu halten, in Galopp, was Robert's Verdacht nur noch vermehrte.

Er eilte nach dem Hotel, welches der Wagen eben verlassen hatte, und siehe da, sein Verdacht war gegründet; der Oberkellner las ihm den vollen Namen der Fremden aus dem Fremdenbuche vor.

„Der Reverend Mr. Morton nebst Tochter und Mr. Richard Bird aus England reisen nach Rom."

Mary war also mit ihrem Entführer noch nicht verheirathet und wie der Glaube an ihre Unschuld, an ihre Treue gegen ihn dadurch neu belebt wurde, um so ungestümer regte sich in ihm das Verlangen nach Aufklärung, nach Rache.

Augenblicklich ließ er Pferde bestellen und jagte mit seinem Diener, welcher die Straße nach Rom kannte, wohl mit Waffen versehen, kurz darauf zum Thore hinaus dem Wagen nach.

Eine halbe Stunde lang waren sie bereits auf der weißen, vom Mond beschienenen Landstraße dahingeflogen, ohne einen Wagen zu sehen und zu hören.

„Sie können unmöglich schon so weit voraus sein", sagte Antonio, der Diener. „Unsere Pferde legen in zehn Minuten eine größere Strecke zurück als die elenden Kutschpferde in einer halben Stunde! Ich möchte behaupten, daß die Flüchtlinge, unsere Verfolgung argwöhnend, den Weg nach Florenz eingeschlagen haben."

„So laß auch uns den Weg nach Florenz einschlagen!" antwortete Robert finster; und da Antonio den Verbindungsweg zwischen beiden Landstraßen gleichfalls zu kennen behauptete, ritten sie querfeldein.

Nach einem mühsamen Ritt von einer Stunde langten sie auf der Florenzer Straße an. Es war aber nichts zu hören und zu sehen.

„Wir sind ihnen abermals voraus!" behauptete Antonio.

Sie ritten abseits vom Wege unter eine große Gruppe von Bäumen, deren dichtbelaubte Zweige sie nach beiden Seiten der Straße hin verbargen. Die Nacht war schwül und still, das leise Summen der Blätter mischte sich in das Geplätscher eines kleinen Bachs, der in einiger Entfernung aus dem Felsen quoll und sich die Straße entlang ins Thal hinabzieht.

Antonio war abgestiegen und horchte, das Ohr auf der Erde.

„Da kommen sie!" rief er plötzlich aufspringend, und Robert, wie im dunkeln Vorgefühl eines Kampfs, ergriff eine seiner Pistolen. Erst nach Verlauf einiger Minuten hörte auch er das Rollen der Räder und sah den Wagen sich dunkel auf der Landstraße heranbewegen.

Als er nahe genug war, daß er ihn völlig erkennen konnte, trat er an den Schlag heran und rief: „Halt!"

Der Wagen hielt jedoch nicht; es streckte sich vielmehr blitzschnell ein Arm aus dem Schlage hervor und feuerte eine Pistole ab.

Robert's Pferd zuckte empor, bäumte sich und stürzte sodann todt unter ihm zusammen.

„Halt' den Wagen auf, Antonio!" rief Robert wüthend, als in demselben Augenblick der Kutscher durch heftige Peitschenhiebe die Pferde in den schnellsten Galopp setzte.

Heinrich.

Sein ganzes Leiden hat ſich auf ſein Gewiſſen, auf ſeine Treuloſigkeit geworfen. Und das iſt die Rache dafür, daß die Erinnerung nicht ſein Gewiſſen allein, ſondern ſeine Phantaſie zu beherrſchen anfing. Von dem Gedanken an ſeine Aufgegebene, jetzt vielleicht Hülfloſe, fühlt er ſich auf allen Wegen umſchwebt, und ſo hold iſt dieſes Bild ſeiner Seele eingeprägt, daß es ſich nicht in die dunkeln Schatten des Vorwurfs einhüllt, ſondern in die alte liebe traute Freundlichkeit der Zeiten, wo er zu ihren Füßen ſaß, ſein Haupt an ſie lehnte und hinaufblickte in die Himmelsbläue ihrer Augen.

D. Felix
(für ſich).

Es iſt beängſtigend —

Heinrich
(in träumeriſchem Sichſelbſtvergeſſen).

O, dann quollen oft, wie von bangen Ahnungen — aus ihnen große ſchwere Thränen — blieben in den langen ſchwarzen Wimpern eine Weile einſam hängen, und rieſelten dann — während ſie zu lächeln ſchien, über die Wange auf meine Lippen herab, die ſie durſtig auffingen —

D. Felix
(erſtaunt).

Du?

Der Diener zog neben dem Wagen her und während des Kampfes, der sich zwischen ihm und dem Kutscher entspann und welcher damit endete, daß Antonio seinen Gegner durch einen geschickten Stoß vom Bocke herunterwarf, rannte Robert, das Pistol in der Hand, hinterher. Als der Wagen hielt, öffnete sich augenblicklich der Schlag und Richard Bird sprang heraus. Robert erkannte ihn und stürzte auf ihn zu. Jener aber feuerte ein zweites Pistol auf ihn ab und rief:

„Stirb, Räuber!"

Schon hatte aber Robert die Hand seines Gegners mit dem Pistol erfaßt und zur Seite gewandt, der Schuß zerriß ihm nur den Rock und streifte ihn in der linken Seite. Richard Bird griff gleichzeitig nach Robert's rechter Hand, mit welcher dieser jetzt sein Pistol erhob, und während des Handgemenges, welches sich nun entspann, ging Robert's Pistol los. Richard Bird stieß einen kurzen Schrei aus, schwankte und stürzte todt zu Boden.

In diesem Augenblick hörte Robert die Stimme des alten Pfarrers Morton hinter sich, welcher mit Antonio's Hülfe dem Wagen entstieg.

„Wo ist Mary? Wo ist Ihre Tochter?" rief Robert.

„Sie liegt ohnmächtig im Wagen."

Robert trat auf den Tritt. Da lag das arme Mädchen bleich auf den Polstern des Rücksitzes, ohne Regung — schöner denn je.

Als sich alle von ihrer Bestürzung erholt hatten und Mary durch etwas Wasser, welches Antonio in seinem Hute aus dem vorüberfließenden Bache herbeiholte, wieder zu sich selbst gebracht worden war, verständigten sie sich nach und nach über das Geschehene.

Richard Bird war zuerst im Pfarrhause erschienen, um im Namen von Sir Edward Huggard die Nachricht zu überbringen, daß Robert sich mit Lady Belcourt vermählen werde. Gleichzeitig überbrachte er das schriftliche Anerbieten des Patrons des Pfarrers, auf welchen Sir Edward zu diesem Zweck einzuwirken gewußt hatte, worin dieser dem Pfarrer Morton eine ansehnliche Pension gegen das Versprechen aussetzte, die Pfarre aufzugeben und diese Gegend zu verlassen. Da der Pfarrer eine Vermählung seiner Tochter mit dem jungen Baronet für unbeilbringend hielt, so war er nur zu bereit, das Anerbieten anzunehmen, zumal er bemerkte, daß das Bild Robert's noch nicht aus der Seele seiner Tochter entschwunden war. Dazu kam, daß Richard Bird sich fast beim ersten Blick in Mary verliebte. Undeutliche Mähe gab er sich, ihre Neigung zu gewinnen, aber Mary wies ihn standhaft ab, obgleich der Vater durch die erheuchelte Theilnahme Richard's vollständig gewonnen war. Halb ohnmächtig wurde sie in den Wagen gehoben, als sie abreisten. Die Secretär zerstreute sie nicht. Sie war es, welche schon in Livorno Robert's Stimme erkannt hatte, als er den Wagen anrief. Ihr Vater hielt dies natürlich für Phantasie. Richard aber zeigte von dem Augenblick an Unruhe und ließ den Kutscher den Weg nach Florenz einschlagen, aus Besorgniß vor Räubern, wie er sagte. Als Robert den Wagen hier zum zweiten male anhielt, erkannte auch der Pfarrer seine Gestalt und seine Stimme; Richard Bird aber erklärte ihn und Antonio für Räuber und feuerte jene beiden Schüsse auf Robert ab. Sein Tod durch das Losgehen des Pistols erschien als eine gerechte Nemesis.

Als sie nun zusammen nach Livorno zurückkehrten, erkrankte Mary an einem heftigen Nervenfieber. Man fürchtete für ihr Leben. Robert schrieb an seinen Vater. Er theilte ihm mit, daß er ihn nicht wiedersehen werde. Als Mary völlig genesen war, langte eine Antwort Sir Edward's an, worin — er seine Einwilligung zu beider Verbindung gab. Wenige Monate darauf wurden Robert und Mary in der Kirche zu Steadfield getraut.

Chioggia.

Von Ludwig Foglar.

Der braune kümmige Gondelführer, mit dem wir eines Abends die geheimnißvoll stillen Lagunen der „Biber-Republik", wie Goethe Venedig nennt, durchstreiften, hatte uns wiederholt zugeraunt: „Morgen ist ein großes Fest in Chioza!"

Wir achteten anfangs nicht darauf und waren überzeugt, es sei nur darauf abgesehen, für den kommenden Tag uns zu einer einträglichen Partie einzufädeln. Das ist verzeihlich, denn die Gondel will bezahlt sein und seit dem letzten Kriege haben die Wasserraker der Piazetta wenig fremdes und gar kein einheimisches Silber zu sehen bekommen.

Wieder aber summte es: „Domani sarà gran festività a Chioza. Se ella commanda, la mia gondola sarà pronta!"

Endlich erinnerte ich mich bei dem Namen Chioggia jener Stelle in Goethe's „Italienischer

Reise", worin er Folgendes anführt: „Endlich kann ich auch sagen, daß ich eine Komödie gesehen habe: ‚Le bourgeois Chioggiotte'. Die Handelnden sind lauter Seeleute, Einwohner von Chiozza (Chioggia) und ihre Weiber, Schwestern und Töchter. Das gewöhnliche Geschrei dieser Leute, im guten und bösen, ihre Händel, Heftigkeit, Gutmüthigkeit, Wahrheit, Witz, Humor und ungezwungene Manieren, alles ist gar brav nachgeahmt. Das Stück ist noch von Goldoni und da ich erst gestern in jener Gegend war und mir Stimmen und Betragen der See- und Hafenleute noch im Aug' und Ohr widerschien und widerklang, so machte es mir gar große Freude."

So weit Goethe. Nicht minder machen Körner, Murray u. a. auf jene eigenthümliche Insel aufmerksam, deren Frauen ob ihrer Schönheit nur darum so berühmt sein mögen, weil — Venedig an solchen Errungenschaften arm ist. Auch hatte ein Freund uns daheim gleichsam die Pflicht auferlegt, das steinerne Märchen, Venedig genannt, nicht zu verlassen, ohne Chioggia gesehen zu haben.

Alle diese Erinnerungen, einem wahren Aufruhr von Planen und Entwürfen, hatte die unschuldige Aeußerung des Rudermeisters hervorgerufen und es ward sofort der Beschluß gefaßt, diesen Wink des Zufalls nicht ungenützt zu lassen.

Um gleichsam unsere Absichten zu besiegeln, lächelte uns beim Landen an der Piazzetta eine Kundmachung der österreichischen Lloyd-Gesellschaft zu, des Inhalts, daß morgen früh 8 Uhr ein Dampfboot nach Chioggia fahre (diese Fahrten waren längere Zeit sistirt gewesen) und übermorgen nach Venedig zurückkehre. Also auf nach Chioggia! lautete unsere Losung und es bedurfte ferner eiceronischen Beredsamkeit, um unsern bewährten Reisegefährten, den Schleppkapitän Signor Padene, für dies Project zu gewinnen. Zwar sträubte sich noch zuweilen sein Gewissen gegen die Lücke eines Elements, das ihm schon mehr angethan, als sich mit Anstand verantworten läßt; aber zuletzt siegte das unwandelbare Vertrauen auf seinen guten Stern, das ihn zum Hauptmann des Familienschlosses an einem „Hafe" gemacht und ihm die wandelbare Gunst gern bemutternder Frauen zu Stande gebracht. In seinem ganzen Wesen sprach sich jene Resignation einer mehr weiblich angelegten Natur aus, die ihn bisher glücklicherweise vor der Ehe bewahrt hat; denn diese verlangt entweder den vollen Leichtsinn verblendeter Jugend oder einen höhern Grad von vermeintem Muth, als ein dilettirender Seefahrer aufzubringen vermag, der den Gefahren eigener Verantwortung gern aus dem Wege geht. Genug, Signor Padene schützte und trug das Protect und so ging es — nach Chioggia.

Wer nun das bequeme und schnelle Dampfboot verschmäht und ihm die abenteuerliche Barke zu zwei Rudern vorzieht, der kann in vier Stunden, mit Segel auch noch eher, ans Ziel gelangen. Wenn du aber, lieber Leser, obwol du vielleicht des Italienischen genug mächtig bist, ohne Jargon leicht auszukommen gedenkst, so irrst du! Sprichst du z. B. dein Chioggia regelrecht aus, so wird dich kein Mensch aus dem Volke verstehen. Du mußt sprechen „Tschioßa", ebenso „Muja", wenn du von Triest nach Muggia rudern willst. Dies zu wissen ist wichtig, denn es erleichtert das Verständniß, und sich verstehen heißt hier — exiporen. Da wir nur die Wahl hatten zwischen Barke und Dampfer, so wählten wir — beides, d. h. wir fuhren hin mit dem letztern und miethteten die erstere für die Rückfahrt, eine Modalität, die jedenfalls anzurathen ist, wenn man mit dem Meere inniger vertraut werden will.

Und wer möchte das nicht wollen? Wer könnte ungerührt bleiben von dem ewig neuen, reizenden Zauber des gewaltigen, erhabenen Elements? Wer könnte widerstehen, wenn seine feierliche Stille dich zu reicher, gliederlösender Ruhe einladet? Ist das Meer nicht wie ein blaues Auge voll Glut und Seele, Empfindung und Liebe, wenn seinen wogenden Busen der Morgengott mit flammenden Küssen bedeckt? Sich verlieren, verschwimmen, verschmachten möchte man in all dem süßen, milden, überschwenglich herrlichen Lichte! Allerdings will es besondere Augen dafür, sagt ein Freund von mir, und wir bringen sie nicht aus dem Norden mit. Erst bilden, gewohnen müssen wir sie, öffnen, daß es wie Schuppen von ihnen falle! Und das geschieht nur mit der Zeit, nur bei allernächster Berührung! Wie sie der Schiffer und Fischer übt, nicht der hochthronende Passagier eines Dampfers oder Dreimasters.

Chioggia ist fast selbst ein kleines Venedig, hat seine Kanäle, seine Piazzetta, seine Säule mit dem Marcuslöwen, seine Treppenbrücken, Kirchen und Paläste mit Kunstwerken (freilich von untergeordneter Bedeutung), auch seine herrlichen Rückblicke auf die Niederlage der Genue-

ſen im Jahre 1379. Doch iſt es eine arme terra di Lavoro und von ſeinen 30000 Einwohnern iſt der männliche Theil faſt das ganze Jahr auf Fiſchfang abweſend. Eine Ausnahme findet nur bei feſtlichen Gelegenheiten ſtatt; daher trafen wir es ſehr günſtig, an einem Tage wie der 25. September zu landen, an welchem ein dreitägiges Volksfeſt zu Ehren der Madonna begann. Es war uns nicht darum zu thun, wie die Realiſten wollen, das Volk bei der Arbeit aufzuſuchen, wir wollten es im Genuß, in der Freude, in heiterer Ruhe oder in vergnügter Bewegung kennen lernen. Arbeit iſt — ernſthaft und muß es ſein; das herzliche Lachen, die Luſt, die Erhebung macht den Menſchen. Wie rührend iſt dieſe Poeſie der Genügſamkeit, dieſer reiche und gerechte Stolz der Armuth, dieſe geſunde Jugend, die Steine in Brot zu verwandeln ſcheint! Hier mangeln freilich die Orangen Sorrents, die Kaſtanien von Caſtellamare, die Ruinen Pozzuolis, die Wälder La Cavas, die Uferſtraßen Salernos, die Coſtüme von Procida, die Bäder von Iſchia und die Felſenthore Capris; aber die friſchen Meereslüfte ſind da und ein fleißig energiſches Volk, das noch keinen Luxus kennt, das wie Kinder ſich mit kleinen Beſitzesgütern zufrieden gibt und Dinge ſchätzt, die wir andern kaum der Beachtung werth halten.

Gleich bei der Landung um 11 Uhr morgens begrüßten uns einige bunte Flaggen an einem Ufer, das allerdings an Reinlichkeit ebenſo viel zu wünſchen übrig läßt wie manches Stadtviertel Venedigs. Wir betreten ſofort den Corſo. Die Fenſter an den beiden Häuſerreihen ſind offenbar feſtlich geſchmückt, wenn wir die herausbängenden Bettdecken, rothen Tiſch- und Sacktücher richtig verſtehen. Auf die großern rothen Teppiche und Pferdedecken ſind Druckplakate geheftet und farbige Ballons wiegen ſich auf den Dächern vieler Häuſer. In den engern Nebengaſſen und gedeckten Steinlauben ſind flatternde Illuſtrationen aufgehängt, Werke des primitivſten Geſchmacks und der barmloſeſten Einfalt; Federzeichnungen und Theaterportale baumeln quer über die Gaſſe von Fenſter zu Fenſter und formloſe Körper aus altem Zeitungspapier enthalten Lichtſtumpfen für den Abend und ſeine Herrlichkeiten.

Es iſt Mittag; aus vielen Fenſtern werden im hellſten Sonnenſchein Feuerwerkskörper abgebrannt und auf dem Hauptplatze prangt eine Rieſenfahne, vom Dach bis zur Erde niederflie-ßend. Im ärmſten Stadttheil ſchmückt man die Fenſter in Ermangelung wirklicher Zierlachen mit Kleidern und Bettwäſche, auch Lederobjecten bedenklichen Ranges.

Kurz, überall die Naivetät, die beſcheidenſte Genügſamkeit beſchränkter Armuth, die auch ihren Feſttag begehen will, eben darum merkwürdig und typiſch.

Die Domkirche, die Kirche di San-Andrea und jene della Trinità, alle ſind mit Fahnen und Blumenguirlanden an den Portalen ausſtaffirt, die Glocken läuten, Orgelklänge und Feſtgeſänge brauſen durch die Räume. Es iſt heute und ſo durch drei Tage hinfort, „il dì' beato, quando Monsignore Vescovo Poretti incoronava solennemente l'immagine taumaturga di Maria SS. della Navicella." Das Feſt der Krönung Maria's durch den Papſt, wie es die an den Teppichen und Tüchern, Thoren und Fenſtern und Ladenthüren angeheften Plakate und Gedichte beſagen. Die Kirchen wimmeln von Bettlern und Frauen, unter den letztern manch ſchönes [illegible]. Ein weißer Ueberwurf aus mehr oder weniger feinem Stoff, der ihre Geſtalt von der Stirn bis an die Knie umhüllt, gibt ihrer Erſcheinung etwas Madonnenhaftes. Tadelloſe „Büſten" ſind ſelten, überhaupt iſt die Architektonik der weiblichen Figuren keineswegs mit den Mailänderinnen vergleichbar, deren junoniſche Linien auch dem blödeſten Auge imponiren müſſen. Entſchieden unbedeutend ſind die Männer, die ſich auch durch den Feſttag weniger in ihrem gewohnten geſchäftigen Treiben beirren laſſen. Auch tragen ſie nicht wie die Frauen ihre geweihten Kreuzlein, Amulete und Ringe zur Schau, ſondern füllen Straße und Weinſtube oder halten Obſt und Seethiere feil, ſchlendern am Ufer im Sonnenſchein, lebhaft für das Kommen und Gehen der Schiffe und Barken intereſſirt. Andere ſchmücken auch wol eben noch ihr Haus mit bunten Lappen und verſchwenden daran ebenſo viel Mühe, Sorgfalt und unmöglichen Geſchmack, als ſie an ihrer eigenen Perſon verabſäumt haben.

Mittag iſt nun vorüber und mit ihm ein Theil des heutigen Gottesdienſtes. Wem ein Dach vergönnt iſt, der eilt, ſich zu laben an etwas Risotto, Frutti di mare, Vino nostrano und, wenn er ein Glücksind iſt, wol auch an einem Glas Prosecco und etwas feſtländiſchem Braten. Wir entdeckten eine Trattoria, wo es feſtlich und lebhaft genug herging und die maritimen Gourmands ſich an allem, was im Salzwaſſer lebt, begeiſterten. Wir beſchloſſen, landes-

gemäß zu leben und ſchloſſen uns mit voller Hingebung der herrſchenden Richtung für Auſtern, Sfoglien, Branzino, Hummern und andere ungewohnte abenteuerliche Gerichte an. Heldenmüthig theilte unſer getreuer Schloßhauptmann alle Gefahren und bedenklichen Stimmungen eines ſolchen Feldzugs gegen „fremde Küche", deren Gewürzreichthum und Oelgeruch um ſo mehr geſunde Reſignation vorausſetzen, als man die Empfindung des ſchaukelnden Bootes noch lange nach jeder Seefahrt nicht überwunden hat. Allein Ritter Vabene that, was er vermochte, und als ihn ſchließlich eine anheimelnde Mandeltorte belohnte, blickte er beruhigter vor ſich hin und verſöhnte ſich mit Fiſchgeruch und Seeigelnenanblick. Kaffee am Corſo genommen und ambroſiſches Obſt, namentlich darunter Trauben von paradieſiſcher Narkoſe und üppigem Fleiſche, beſchloſſen das Mahl, dem ein Gang durch die Straßen und Nebenwege der Stadt folgte. Dieſer Gang durch die Seitengäßchen hätte des Leſers Fanatismus für Ordnung und Reinlichkeit auf die glänzendſte Probe geſtellt. Nenne man dieſe Durchgänge nun Via, Calle, Fondo oder wie immer man will, es ſind jedenfalls Dornenpfade für Menſchen, deren Seh- und Hör- und Riechorgane durch den Aufenthalt in civiliſirten Städten des Luxus und der Cultur ungebührlich verwöhnt ſind. Was du hörſt, ſind verſtimmte Saiten! Was du riechſt, ſind naſſe Kehrichtwinkel! Aber was du ſiehſt, ſind jene Frauen und Mädchen, die vormittags gearbeitet oder gebetet und deren Feſttag erſt jetzt beginnt. Sie machen Toilette, auf offener Straße, vor der Hausthür oder auf der Schwelle ſitzend; ſie beginnen dabei mit dem Kopfe, der wol nur ſelten im Jahre dieſe Wohlthat genießen mag; dieſer Kopf iſt bewohnt — Genug davon. . .

Mit einbrechender Dämmerung beleben ſich mehr und mehr die Gaſſen und Plätze. Die Arcaden ſind mit Glaslampen verſehen, Lichter und Lämpchen allerorten flammen auf, Raketen praſſeln, eine Muſikkapelle ſpielt vor der Hauptwache — alles freut ſich, lebt und liebt und den Tag der Marienkrönung krönt der laue Abend mit ſeinem funkelnden Sternendiadem. Da ſtehen wir auch wieder am Ufer, denn immer nach jenen rauſchenden Rhythmen zieht es uns magiſch — und welch ein Schauſpiel — die Sonne vermählt ſich eben mit dem Meere! Eine rieſige feurige Strahlengarbe zittert und glitzert vom fernſten Horizont bis heran zu den uns zu Füßen funkelnden Muſcheln; die Wellen athmen jenen feinen, erquickenden Duft des Meeres, den wir in Tangen und Algen gern mit heim nehmen möchten. Unſer Barkenführer hat die Ruder eingelegt, Maſtbaum und Segel ſind fertig gemacht, wir beſteigen das kleine Fahrzeug und vertrauen uns den tiefgrünen Wellen an und nun erſt beginnt mein Feſt, da ich wieder auf deinen Armen ſchwebe, allheiliges Meer!

Ein Sternbild ſeh' ich ragen
Durch Nebeldunkelheit;
Sein Strahl ſcheint mir zu ſagen,
Komm', es iſt Hochzeit!
Lichtblaue Meereswogen
Funkſtrahlen ſeinen Glanz,
Im endlos weiten Bogen
Wiegt ſich die Flut im Tanz.
Es küſſern die Sternen
Hold leckenden Gelang
Und ſchattlin Schaumesmähnen
Sich über Stirn und Wang'.
Die weichen Arme breiten
Sich um uns allgemach:
Nun, Schifflein, mußt du gleiten
Den ſchönen Führern nach!
Hinaus, hinaus, es ſchwinden
Die Inſeln und der Strand!
Wir geben bang den Winden
Den letzten Gruß ans Land.
Nun dein mit Leib und Seele,
Weltweites, off'nes Meer!
In deine Huld empfehle
Das Herz ſich ſehnſuchtsſchwer!
Es wird, es wird gelingen!
Die vollen Segel auf!
Und nun mit weißen Schwingen
Beflügle, Schiff, den Lauf!
Kein Wölkchen ſtört die Reine
Der ſonnig blauen Luft,
Die, würzig wie vom Weine,
Uns tränkt mit Meeresduft.

Als wir ſpät in der Nacht an der Piazzetta landeten, wogte der Menſchenſtrom über den Marcusplatz. Geſänge und Muſik wirbelten durch ſeine glänzenden Räume, aber in uns zitterte, wie der Mondſtrahl auf der Meeresfläche, die Wonne der zauberiſchen Fahrt.

Anregungen.

Für Deutschlands Wehrkraft.

Von einem Offizier

II.

Jeder Eigenthümer gesunder und noch kräftiger Pferde ist verpflichtet, seine Söhne und Untergebenen beritten zu machen und zum Reiten unter Oberleitung eines Kreisstallmeisters anzuleiten. Wir nehmen an, daß dies erst im 17. oder 18. Lebensjahre geschieht, als dem Alter, wo der junge Mann stark genug ist, die Strapazen des Reitens zu ertragen; bis dahin würde er als Zuschauer ausgebildet.

Von großen Revuen, Gefechten in Gebirgen und Regimentern kann hier natürlich nicht die Rede sein. Die zum Reitabrichtdienst unumgänglich nothwendigen Bewegungen, Aufmärsche u. s. w. genügten vollkommen. Die Hauptsache bliebe, daß die jungen Leute die Pferde in und außer dem Stalle zweckmäßig behandeln lernen. Dahin gehören selbstverständlich Anweisungen im Satteln und Zäumen, Auflegen des Gepäcks, Aufheben der Füße zum Beschlagen, Behandeln der Druckschäden, Behandeln geschlagener oder wunder Stellen.

Von der Pferdezahl entsprechender Vorrath von Reitequipagen mit Zubehör würde im Zeughause des Wehrkreises aufbewahrt und nur zu den Uebungen ausgegeben. Um Pferde und Leute des platten Landes nicht unnöthig dem Ackerbau zu entziehen, dürfte es zweckmäßig sein, die Stallmeister erst nach Einbringung der Ernte im Spätherbst und Winter in die Dörfer zu stationiren. Frühling und Sommer wären die Jahreszeiten, wo die jungen Wehrleute der Städte eingeübt würden. Mancher Lohnkutscher und Pferdeverleiher würde wol keinen Anstand nehmen, seine Rosse gegen lohnende Entschädigung an diejenigen jungen Leute wöchentlich auf eine oder mehrere Stunden zu vermiethen, welche nicht reich genug sind, sich eigene Pferde zu halten, doch aber gern ihrer Wehrpflicht bereinst bei der Cavalerie zu genügen gedenken. Gewisse gesetzliche Bestimmungen könnten ja die angehenden Reiter vor Uebertheuerung schützen.

In den meisten europäischen Staaten hat der Jüngling sich mit dem vollendeten 20. Lebensjahre der Militärbehörde behufs der Prüfung seiner Dienstfähigkeit zur Verfügung zu stellen. Wir wollen hier ununtersucht lassen, ob es nicht vielleicht zweckmäßiger sein dürfte, gedachten Zeitpunkt etwas weiter hinauszuschieben und die jungen Leute erst dann in die Armee eintreten zu lassen, wenn ihr Körper noch kräftiger, die zum künftigen Lebensberuf vorbereitenden Studien beendet, das Alter der Mündigkeit erreicht worden — und halten uns an das Gegebene.

Nach einer seit dem sechsten Lebensjahre begonnenen militärischen Erziehung würde das Volk Rekruten, nach jetzigen Begriffen, nämlich meist unbeholfene, schwächliche und nichts weniger als heldenmüthige Bürschchen, kaum mehr liefern. Man erhielte dafür eine gewiß größere Anzahl von gesunden, gewandten Leuten, die sämmtlich Kenntniß vom Infanteriedienst und mindestens zum vierten Theil von den Pflichten eines Reiters und Pferdewärters hätten. Die von den Wehr- und Stallmeistern beigebrachten Conduitenlisten gäben den Aushebungscommissionen sofort den nöthigen Aufschluß über die moralischen und physischen Eigenschaften der jungen Leute. Ohne große Mißgriffe befürchten zu müssen, könnte nach diesen Angaben die Vertheilung der Gestellten an die verschiedenen Waffengattungen beginnen. Von den für den Zudienst Ausgebildeten würden die kräftigsten — vorzüglich Handwerker — zur Artillerie, die gewandtesten zur leichten Infanterie, Bergleute zu den Pionnieren, Mineuren, Schiffer zu den Pontonnieren gewiesen. Unter den Reitkundigen möchte man die Kutassiere, Husaren, fahrenden Kanoniere der Fußartillerie, Trainsoldaten aus. Allen denjenigen, welche sich laut des Zeugnisses der Wehr- und Stallmeister schon bei den Uebungen der Jugendwehr als Zugführer, Instructoren eigneten, könnte eine besondere Empfehlung (zum Unteroffizier, Bombardier) mit auf den Weg zur Truppe gegeben werden. Welche mühevollen und zeitraubenden Arbeiten wären den Compagnie- und Escadronscommandanten erspart! Und noch mehr, die jetzt so störend in die Wahl und Ausübung eines Lebensberufs eingreifende Dienstzeit könnte abgekürzt werden.

Der Infanterierekrut, welcher jetzt erst nach mehreren Monaten ohne Gefahr für die Ordnung der Glieder in die Reihen der ältern Soldaten eintritt, würde vielleicht schon nach acht Tagen die Wache beziehen und allen übrigen Garnisonsdienst versehen können. Die an seiner ersten Ausbildung ersparten Wochen und Monate ließen sich zum Zielschießen, Bajonnettfechten und Uebung des Felddienstes verwenden. Bei der Cavalerie bleibt der Rekrut jetzt meistentheils vier Monate in der Instruction. Nach einer militärischen Volkserziehung genügten vielleicht drei, höchstens vier Wochen Dienst bei der Truppe, um ihn fähig zum Eintritt in die Escadron zu machen. Der Artillerie und den Genietruppen wird durch Einstellung von Leuten, welche militärische Vorbildung mitbringen, gewiß ein wesentlicher Dienst geleistet. Nach kurzer Frist könnte die Unterweisung in der Geschützbedienung, dem Schanzenbau, dem Brückenschlagen beginnen. Der theoretische Theil der Ausbildung würde auf Grund der frühern Belehrung über Wirkung der Waffen und Allgemeines der Kriegsmittel schneller von statten gehen.

Wie lange der Soldat wirklich activ bleibe, ob

es zweckmäßiger sei, ihn längere Zeit hintereinander bei der Truppe und nach Ablauf gewisser Jahre in die Reserve treten zu lassen oder ob eine zeitweilige Beurlaubung vorzuziehen sei, wollen wir hier ununtersucht lassen. Auf jeden Fall gestattete aber eine dem Eintritt in die Armee schon vorausgegangene militärische Erziehung eine kürzere Dienstzeit, ja vielleicht sogar ein noch weiteres Verringern des Präsenzstands an nicht dargirten Leuten. Vielleicht ließe sich die Mehrausgabe, welche die Anstellung von Wehrmeistern veranlaßt, durch die Ersparniß an Löhnung und sonstigem Gebührniß der zeitweilig Beurlaubten decken. Wir glauben, daß eine anderthalbjährige Dienstzeit bei der Infanterie und Fußartillerie, eine zweijährige bei der Reiterei und der reitenden Artillerie vollkommen genüge, um den Nichtdargirten vertraut zu machen mit seinen Pflichten, wenn nach Ablauf dieser Frist nur eine alljährliche mehrwöchentliche Einberufung zur Truppe und größere Uebungen stattfinden. Bei der großen Anzahl mehrpflichtiger junger Leute ließe sich die gesammte Zeit des Waffendienstes vielleicht bis auf fünf, sechs Jahre beschränken, nur sollte Bedingung sein, daß kein Soldat während dieser Zeit heirathe, um im Fall der Einberufung nicht Frau und Kind der Sorge Fremder anvertrauen zu müssen.

Die Kraft einer Armee und die Unteroffiziere. Sie würden nach unserm System leichter als sonst gewonnen. Sobald als möglich suchte man die geeigneten Leute aus (die Empfehlungen der Wehr- und Stallmeister würden dies wesentlich erleichtern) und suchte durch theoretischen Unterricht wie praktische Uebungen die früher gezeigten Anlagen weiter zu entwickeln. Ein junger Mann, der schon vor dem Eintritt in die Armee zwei und mehrere Jahre als Rottmeister und Zugführer bei der Jugendwehr zur Zufriedenheit des Wehrmeisters fungirte, wird gewiß auch ein guter Unteroffizier.

Und die Offiziere?

Man theile die Offiziere in zwei Hauptklassen, in solche, welche den Militärstand als einzigen Lebensberuf gewählt, deßhalb in den Militärschulen eine ausschließlich kriegerische Erziehung und Bildung genossen und nach Bestehen der verschiedenen Examina das Reifezeugniß zum Eintritt in die Armee erhalten haben, und in solche, deren Absicht es ist, nur ihrer Wehrpflicht in der Stellung als Offizier zu genügen und nach Ablauf der festgesetzten Zeit wieder in das bürgerliche Leben zurückzukehren.

Wir wollen diesen Vorschlag in einem dritten Artikel genauer erläutern.

Adam und Eva.

Diejenigen, welche den Materialismus in der Naturwissenschaft bekämpfen, ahnen wol nicht, daß die Materialisten in einigen wichtigen Fragen nahe an die Orthodoxie streifen. Da der Materialismus die Individualisirung der Materie, wie sie sich uns in den verschiedenen Thiertypen zeigt, auf den chemischen Proceß zurückführt, da er ferner die körperlichen und geistigen Unterschiede der Menschenrassen aus dem Einfluß von Klima, Gewohnheit, Cultur und vor allem Nahrung herleitet, so führt diese Lehre consequenterweise zur Annahme gewisser, alle Verschiedenheiten ausgleichenden Urformen, ja zur Behauptung, daß wirklich von einem Urpaare, mag es nun Adam und Eva oder sonstwie heißen, die gesammte Menschheit, die sich erst allmählich in Rassen schied, abstammt.

So wenig es geleugnet werden kann, daß die Naturlehre in neuester Zeit bei der Thätigkeit ihrer materialistischen Jünger bedeutende Resultate für Leben und Wissenschaft errungen hat, so sehr ist doch ihr gewaltsames Eindrängen in die andern Gebiete, besonders in das der Zoologie, zurückzuweisen. Mit dem Aufstellen der Gesetze für Verdauung, Blut- und Knochenbildung ist es nicht gethan. Nicht bewiesen wird dadurch, warum dieselben Processe derselben Stoffe ungleiche Gestalten erzeugen. Es wird nicht bewiesen der Unterschied zwischen Windhund und Pudel, der zwischen Butzmann und Gelmo-Lchen. Die Zoologie sträubt sich dagegen, die Differenzen der Rassen aus erblichen Missbildungen und ähnlichen Zufälligkeiten hervorgegangen zu betrachten. Was den Kaukasier zum Kaukasier macht, ist etwas so Wesentliches, etwas so Ursprüngliches, daß es unmöglich, zu sagen, wo und wie die Brücke geschlagen werden soll, die ihn mit dem Neger verbindet. Es klingt schöner als es wahr ist, was Schiller sagt: „Der Mensch ist frei geboren, ist frei!“ Gewisse Völker scheinen doch zur Knechtschaft bestimmt von Anbeginn, sie vertauschen höchstens ihre Herren. Übereilt wäre es, zu glauben, daß diese Herren und jene Sklaven einst Brüder waren, daß jene gekräftigt wurden nur durch gemäßigtes Klima, nur durch Mangel, der sie antrieb, in andern Ländern sich zu bereichern, diese geschwächt nur durch erschlaffende Hitze, durch den Ueberfluß, den ihnen die heimische Erde bot. Wie sich die Biene von andern Insekten nicht nur durch den eigenthümlichen Bau ihres Körpers, sondern auch durch ihren Fleiß und Kunstsinn unterscheidet, so die ähnlichen Verschiedenheiten der Rassen. Warum harrt der Chinese in seinem übervölkerten Vaterlande treulich aus? Woher hat der Europäer jene Lust nach Abenteuern, jene Ungenügsamkeit mit sich und der Welt, die ihn immer Größeres erreichen läßt? Da gibt es in der That kein gemeinsames Band, das sich um alle Menschen schlingt, nur wenige Dinge sind es, in denen die Rassen außer der ungefähren, aber nimmermehr absoluten Gleichheit des Körperbaus sich ähneln. Endlich, wie wäre es möglich gewesen, daß die Abkömmlinge Eines Paares, im Kampf mit allen Elementen, als Einwanderer von Einer Seite aus in ein fremdes Land eindringend, alle Gefahren der Natur bestanden und sich so allmählich in den Besitz der Erdtheile gesetzt hätten?

Es wird denn also doch wol nicht anders möglich sein als anzunehmen, daß eine allgemeine gleichmäßige Vertheilung der Menschen undenklich auf der gesammten Erdoberfläche stattfand.

Besonders die letztere Nothwendigkeit, Adam und Eve nicht für die Ahnen des Menschengeschlechts zu halten, findet eingehende Besprechung in den „Tagesfragen aus der Naturgeschichte von Dr. C. G. Giebel, Professor in Halle" (Berlin, Boetzemann, 1857). Der durch seine gediegenen populären Schriften, auch durch seine wissenschaftliche Vertheidigung der Goethe'schen Farbenlehre gegen Newton bekannte Verfasser gibt hier in verschiedenen Bildern eine anziehende Schilderung des Thierlebens und seiner Entstehungs- und Fortpflanzungsweise in der gegenwärtigen und den frühern Schöpfungsperioden.

Die Winterschläfer.

Wenn wir im Winter über das Feld oder durch den Wald gehen, ist es still und todt. Wie das Pflanzen-, so scheint auch das Thierleben beinahe ganz erstorben. Hier und da sieht der Jäger wol ein Reh im durchsichtig gewordenen Gehölz dahinspringen, sieht einen Fuchs seinem Baue zuschleichen — die Raubvögel streichen auch auf den am Rande der Waldung frierenden Bäumen, schüchtern läßt sich zuweilen daneben die Stimme eines Zeisigs oder Kreuzschnabels vernehmen; aber verschwunden ist die zierliche Blindschleiche, die im Sommer durch das sonnenerhitzte Gestein schlüpft, die geschäftige Ameise, deren Grundsatz wie derjenige der ganzen gegenwärtigen Welt zu lauten scheint: Time is money — die gelangweilte Schnecke, die, auf unserm Wege liegend, fast darauf wartet, daß unser Fuß sie zertritt. Die Bäume schlafen, alle Insekten und Amphibien.

Es ist eine interessante Frage, warum bei unserm Klima kein einziger Vogel in den Winterschlaf fällt.

Man hat viele Erklärungen für dies „Einschlummern an der Brust der Mutter Erde" zu geben gesucht. Da keine einzelne zutrifft, muß man sich mit einer ganzen Reihe von Deutungen behelfen. Es können wol Nahrungsmangel, die Dunkelheit und schlechte Luft der Verstecke, die Kälte und das Dunkel des Winters Ursachen des Schlafs sein; aber dies alles hat nicht die Nothwendigkeit des Schlafs im Gefolge, sondern führt ebenso gut auch zur Auswanderung und zum Hungertode.

Liebig's Ansicht, daß das Athmungsmittel blos das Fett sei — eine Theorie, der oft widersprochen wurde — paßt hierher. Was auch die Thiere zum Schlaf nöthigt, die Fettanhäufung in der sogenannten Winterschlafdrüse, die dadurch verursachte Schwerfälligkeit und Fühllosigkeit bringt ihn vielleicht nicht selbst hervor, jedenfalls aber macht sie ihn möglich und unterhält ihn. Frösche, Schlangen, Igel, Hamster, die sich kugelrund in ihre Löcher begeben, kommen dürr wieder hervor. Die Athmung selbst ist sehr vermindert, ja scheint oft ganz aufzuhören. Läßt sie sich wirklich beobachten, dann dehnt sich die Lunge der Winterschläfer beim Einathmen, wie bei Brustkranken, nicht vollständig aus und sinkt beim Ausathmen zu schnell wieder zusammen. Durch diese geringere Ausweitung der Lungenbläschen und das weniger ungehemmte Strömen des Bluts durch die Hautgefäße wird ein verringerter Verbrennungsvorgang herbeigeführt, sodaß das Athmungsleben aller Winterschläfer sich mehr dem der niedern Thiere nähert.

Im Gegensatz hierzu besitzen die Vögel durch die vollkommene Entwickelung ihrer Athmungswerkzeuge und ihres Gefäßsystems, durch die hohe Temperatur der Eigenwärme eine außerordentliche Widerstandsfähigkeit gegen äußere Luftbedingungen; denn die zwar eingeathmete, in der Luftröhre und den Luftröhrenästen erwärmte, aber noch nicht des Sauerstoffs beraubte Luft dringt in alle Gegenden des Körpers, so bis in die Knochen und bewirkt so noch eine zweite, wenn auch unvollständige Athmung. Dies und die Möglichkeit, schnell nach wärmern Orten zu gelangen, um die aufgegangene Nahrung aufzufinden, mag es erklären, warum die kleinen Sänger sich nicht in die Einsamkeit von Höhlen und Ritzen begeben, um dort Monate zu verschlafen, sondern, wenn der Winter naht, über das Meer in andere Erdtheile oder nur nach südlichern Gegenden ziehen. Die Natur wollte diesen lieblichen Thieren nicht noch das Leben durch Schlaf verkürzen.

Solche und ähnliche Fragen sind es, die Hermann Wäsche in seinem „Leben der Natur im Kreislaufe des Jahres" (Braunschweig, Westermann, 1860) mit vieler Kenntniß und Sinnigkeit, manchmal die Dichter vielleicht zu oft citirend, anregt und erörtert. Er gibt von jeder Jahreszeit einen Gesammtüberblick aller Reiche der Natur und verräth überall, daß sein Auge selbst gesehen, sein Ohr selbst gehört hat.

Gebanke

von Daniel Stern.

In dieser schlechten Welt kann nicht jeder ohne Gefahr und Nachtheil für sich lediglich die Güte seines Herzens walten lassen. Nur ein glückliches Vorrecht ist dies derjenigen, die sich stark fühlen. Darum beneide ich so oft die Kraft.

Berichtigung. In Nr. 21 Seite 320 muß es in der dritten der Gedichte von A. Kalkmann statt:

Hier, wo vergebens
Der Himmel sprengt, daß du entrollest Blatt
An Blatt — in deinem dufterfüllten Scherben

heißen:

Hier, wo vergebens
Der Himmel sprengt, daß sich entrolle Blatt
An Blatt — zu gold'nen, dufterfüllten Scherben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 25.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Marat's Tauben. Eine Erzählung von Heinrich von Sechmer. — Die Gerüchte im Mittelalter. Von L. Asmus. — Berliner Umschau IV. — Aus Deutschlands Wehrkraft. Von einem Offizier III. — Zur Unterhaltung X. — Gedanken von Daniel Stern.

Marat's Tauben.

Eine Erzählung von Heinrich von Sechmer.

„Daß ihr mir heute sorgfältig Haus und Hof verschlossen haltet und nicht zu oft eure neugierigen Augen auf die Straße steckt!"

So rief auf der Flur des Hauses Nr. 10 der Rue St.-Honoré zu Paris eine durchdringende Stimme.

Und mitten auf derselben Stelle rechte und streckte sich eine kurze, dicke Gestalt in der martialischen Kleidung eines Offiziers der Nationalgarde. Der quergesetzte mächtige Federbut beschattete die kleinen grauen Augen eines wohlgenährten Antlitzes, die Quasten der blutrothen Schärpe schleiften fast am Boden hin und der dräuende Säbel schlug klirrend an das krumme Untergestell.

Herr Henri Brissot war der Mann, aus dessen Munde die mahnenden Worte erschollen; seines Berufs Gewürzkrämer, jetzt aber auch, wie erwähnt, einer der Wächter des Gesetzes in Paris.

„Es wird heute stürmisch hergehen", fuhr er fort. „Man hat einen Schlag vor, wie Nachbar Bizot sagt, einen Hauptschlag! Die Nationalgarde ist schon früh auf dem Marsfelde consignirt! Ich hab's schon lange geahnt! Das ging ja gestern treppauf treppab! Darum noch einmal, gebt Acht! Laßt eure Köpfe drinnen, auch wenn dicht bei euern Ohren das schönste „Ca ira" gesungen wird!"

„Schon gut, schon gut!" entgegneten fast gleichzeitig zwei weibliche Stimmen.

Eine kräftigere setzte hinzu: „Du weißt, wie wenig neugierig ich bin, Henri; wie gern ich nicht nur meine Ohren, sondern auch meine Augen verschließen wollte, um nichts mehr von diesem Heidenlärm zu hören und zu sehen, der einem selbst den Schlaf in der Nacht nicht mehr gestattet!"

„Bürgerin Brissot", erwiderte mit gravitätischem Ernst der Ehemann und drohte mit dem Finger, „was geschieht, geschieht zum Heil des Vaterlandes und guten Bürgern ziemt es nicht, über dergleichen kleine Unbequemlichkeiten zu murren!"

Hiermit zog er den Säbel straffer empor und ging mit großen Schritten zur Hausthür hinaus.

Madame Brissot wandte sich nun zu ihrer Tochter, einem blühenden Mädchen von achtzehn Jahren, das neben ihr stand.

„Louisen", sprach sie, „damit wir auf den wüsten Lärm da draußen (horch, da ziehen wieder ganze Scharen vorbei!) so wenig als möglich achten, wollen wir uns tüchtig tummeln! Wir wollen die Zeit benutzen, wo wir Weiber allein das Regiment haben. Unser Miether oben ist

auch schon fort. Räume deshalb eben einmal auf! Es sieht dort wahrhaft greulich aus! Ja, ja, diese Gelehrten können einmal keine Ordnung dulden!"

Eben wandte sich Louisen, um den Befehlen der Mutter nachzukommen, als heftig an der Hausthür geklingelt wurde. Zugleich erschollen draußen rauhe Männerstimmen. Madame Brissot eilte zur Thür und öffnete.

Eine todtenbleiche Mädchengestalt schwankte auf sie zu und sank ihr bewußtlos in die Arme.

„Heraus mit dem Täubchen für Meister Guillotin's Versorgungsanstalt!" krächzte draußen eine widerliche Stimme.

„Zurück, ihr Bürger!" rief eine andere, „dies Haus ist unverletzlich! Ihr steht vor Nr. 10 der Rue St.-Honoré!"

Da wurde es plötzlich still vor den Pforten des Hauses; nur ein dumpfes Summen ließ sich hören, als wenn ein riesiger Drohnenschwarm sich langsam entfernte.

Madame Brissot zog mit Hülfe Louisen's die Fremde, die noch immer die Augen geschlossen hatte, in das Wohnzimmer im Souterrain. Man legte sie dort auf das Sofa und bemühte sich, ihre Lebensgeister wach zu rufen. Die Frauen betrachteten staunend die Unbekannte. Es war eine überaus liebliche Gestalt. Ein durchsichtiger Teint hob noch mehr das bleiche, von langen blonden Locken umwallte Antlitz des jungen Mädchens, deren feingegliederter Körper von leisen Schauern gerüttelt wurde; eine weiche schmale Hand stahl sich unter der Robe hervor.

„Das ist etwas Vornehmes!" flüsterte Louisen der Mutter zu. „Sehen Sie nur die feinen Finger, die Ringe und die kostbaren Spitzen an den Aermeln!"

„Pst!" meinte Madame Brissot, „laß sie sein wer sie will! Sie ist hülflos und das sei für uns augenblicklich genug!"

Der Brust des jungen Mädchens entstieg jetzt ein schwerer Seufzer und ein Paar große blaue Augen starrten auf ihre Umgebung.

„Wo bin ich?" flüsterte sie leise. „Bin ich gerettet oder —" hier zuckte fieberhaft ihr Körper — „oder sind sie noch hinter mir, die Schrecklichen, mit ihren blutigen Händen?"

„Sie sind in Sicherheit, Bürgerin, fassen Sie sich!" entgegnete Madame Brissot; „hier krümmt Ihnen niemand ein Haar!"

„O so sei dir gedankt, mein Erlöser!" bebte es leise von ihren Lippen. „Aber meine Freunde, wo mögen sie weilen?"

„Sie kamen ja allein!" erwiderte Madame Brissot.

„Ja, ja, ich erinnere mich, ich wurde von ihnen getrennt! Schreckliche Gestalten in Lumpen, feuerrothe Mützen auf den Köpfen, kamen uns entgegen, umringten und verfolgten mich, die ich plötzlich mich allein sah —"

„Erholen Sie sich nur, Bürgerin", sagte Madame Brissot, „Sie sind hier bei guten Republikanern und Menschen, die ein Herz haben. Und wer Sie auch sein mögen — ich will es nicht wissen — eine unsersgleichen sind Sie nicht, das sehen wir Ihnen schon an! Solangg Sie unter Brissot's Dache weilen, bürgen wir für Ihre Sicherheit. Dies Haus ist besser wie eine Festung. Doch ich schwatze und schwatze und habe alle Hände voll zu thun! Louisen, bleib' du indeß bei der kranken Bürgerin, ich muß an die Arbeit!"

Mit diesen Worten eilte die geschwätzige, gutmüthige Frau zur Thür hinaus.

„Ich fühle mich schon um vieles besser", nahm die junge Dame das Wort und erhob sich; „lassen Sie sich durch die Sorge um mich nicht in Ihren häuslichen Geschäften stören!"

Der freundliche, aber dabei vornehme Ton, mit dem sie dies sprach, verwirrte fast die schlichte Bürgerstochter. Sie verließ deshalb auch bald das Zimmer und ging ihrer Arbeit nach.

Die Fremde erhob sich von ihrem Sitz und betrachtete ihr Asyl näher. Die ganze Einrichtung war zwar bürgerlich einfach, zeugte aber von einer gewissen Wohlhabenheit. Die Möbel waren schon alt, aber solid gearbeitet, theilweise sogar mit wunderlichen Schnörkeln ausgestattet, gewiß noch Erbstücke der wohlhabenden Ahnen des Brissot'schen Hauses. An den Wänden hingen die Conterfeis der neuesten hervorragenden Ereignisse der jungen Republik. Doch da wurzelte das betrachtende Auge der jungen Dame plötzlich auf einem Bilde in der Ecke. „Was sehe ich?" rief sie mit gedämpfter Stimme, „das Bild der Königin? Wie kommt dies hierher?"

Es war in der That das anmuthstrahlende Antlitz Marie Antoinette's, das ihr aus dem vergoldeten Rahmen entgegentrat.

„O du königliche Dulderin", flüsterte die Dame, „wärst du nur eine Stunde so frei wie ich hier! Doch du bist vielleicht auf ewig der goldenen Freiheit beraubt und wir, deine Ge-

treuen, können nichts für dich thun, denn jeder unserer Schritte ist bewacht!"

Thränenfeucht hing noch ihr Auge an den Zügen der unglücklichen Gebieterin.

Da rauschte es vor der Thür und sich ermannend wendete sie ihr Haupt ab.

„Ist Ihnen nicht gefällig, sich hinauf in das Zimmer meiner Tochter zu bemühen?" sprach Madame Brissot zur Thür hinein. „Sie sind da oben doch sicherer als hier, wenn Besuch zu meinem Manne kommt."

Die junge Dame nickte freundlich und folgte der Mätresse, die sie die Treppe hinaufwies.

Oben auf dem freundlichen Corridor befanden sich mehrere Zimmer. Unschlüssig, in welches sie sich begeben sollte, öffnete sie das ihr zunächst liegende. Eine schwüle, tabackerfüllte Atmosphäre quoll ihr entgegen. Ihr Fuß zauderte, aber da sie nichts sich regen hörte, trat sie hinein. Es war ein mäßig großes Gemach mit einfachem Geräth. Auf einem Tische am Fenster lagen chaotisch Bücher und Papiere durcheinander und selbst den Fußboden bedeckten Blätter und Scripturen.

Hier wohnt sicherlich ein Gelehrter oder Dichter, dachte sie, indem sie sich neugierig umsah —

Kaum hatte sie aber die Mitte der Stube erreicht, als ein starker Luftzug ihre Wangen streifte und es wie Flügelschlag vor ihren Ohren summte. Erschreckt wandte sie sich und erblickte auf ihrer Schulter eine große Taube, die sich vertraulich darauf niedergelassen hatte. Sie betrachtete genauer das Thier; es war ein merkwürdig gezeichnetes Exemplar; der volle Leib von blendend weißer Farbe, nur am Halse ein schmaler blutrother Ring. Das Thier bog schmeichelnd das Köpfchen nach ihrem Antlitz; sie kose es, als schon eine zweite Taube, täuschend der ersten ähnlich, schwirrend auf sie zuflog und sich auf ihre andere Schulter setzte. Das Bild war schön — das junge Mädchen mit diesem lieblichen Schmuck. Ihre Stirn hatte sich geglättet, eine bezaubernde Heiterkeit lagerte auf ihren nunmehr leicht gerötheten Wangen. „Willkommen, ihr lieblichen Boten des Friedens!" rief sie bewegt aus. „Ach, brächtet ihr für das blutende Vaterland den Oelzweig!" Ja sie kniete nieder und ihre leuchtenden Augen flogen im stillen Gebet gen Himmel. . .

Leise öffnete sich da die Thür. Ein Mann war auf der Schwelle erschienen, der stumm die Scene betrachtete. . . .

Es war eine magere, dürftige Gestalt im fadenscheinigen Rock und mit zerknittertem Jabot. In dem hagern, gelblichen Gesicht flimmerten unstet wie Irrwische ein Paar grünliche Augen; eine gebogene Nase zog sich nach einem Munde von abschreckender Häßlichkeit hernieder.

„Welch Schauspiel!" sprach eine schneidende Stimme. „Wer hat sich da zur Wärterin meiner kleinen Menagerie aufgeworfen?"

Die Fremde war rasch aufgesprungen. . . Sie hatte diese Stimme schon einmal gehört. Ein leiser Schauer flog durch ihre Glieder.

Mit grinsender Freundlichkeit näherte sich ihr der Fremde. „Man hat nicht nöthig, sich zu fürchten", sprach er. „Meine Tauben sind gute Fürsprecherinnen! He, Mademoiselle Florinde!" rief er und streckte den Arm nach einer der Tauben aus.

Aber die Thierchen achteten ihres Gebieters heute nicht, unbeweglich blieben sie auf der weißen Achsel des schönen Mädchens sitzen.

„Seht mir einer diese Dinger an!" sprach der Mann. „Wer ist denn diese Zauberin, die mir so schnell die Herzen meiner Lieblinge abspenstig macht? Wer bist du, Mädchen? In der That selbst ein gar weißes, schmuckes Täubchen, wie ich sehe; die Dritte im Bunde; nur der rothe Streifen am Halse fehlt!"

Die Jungfrau erbebte bei diesen Worten, die schnarrend seine dünnen Lippen ausstießen.

In diesem Augenblick aber öffnete sich auch die Thür und die dicke Gestalt der Madame Brissot erschien.

„Komm', Madelon, komm'!" sagte sie zu dem Mädchen, „du bist in dem Studirzimmer des Herrn!"

Aber abwehrend winkte seine knöcherne Hand. „Ruhig, Madame Brissot!" sprach er. „Lassen Sie doch das junge Blut immer hier! Sie sehen so, daß meine Tauben wie Kletten an ihr haften! Sie wird mich nicht stören. Ich bekomme heute Abend Besuch und werde mein Empfangzimmer nebenan beziehen."

Da Madame Brissot ihn noch zögernd und fragend ansah, fuhr er fast kreischend fort: „Ich wünsche, daß die Dirne bei meinen Tauben bleibt! Haben Sie mich verstanden, Madame Brissot?"

Er ging hierauf mit raschen Schritten in das anstoßende Zimmer.

Als sie allein waren, sagte Madame Brissot: „Sie sind wirklich eine Fee, Bürgerin! In so

Heinrich
(ſich beſinnend und bezwingend).

Mein Freund iſt ſehr unglücklich. Ich ſehe ihn den armen Träumer oft an mir vorüber ſchleichen — wie er ſich verzehrt. Er kann nicht ſchlafen — (feuriger) oder — ja — er kann es: aber er dürfte ſo, ſo nicht ſchlafen, ſo nicht träumen — wie er träumt. Kaum ſind die Augenlieder geſchloſſen, ſo ſtraft ihn ſein ſchuldiges Bewußtſein dadurch, daß ſeine erſte Liebe wie eine Zauberin ihn mit Träumen umſtrickt, die ein Verbrechen gegen ſeine Gattin ſind. Wird es ihm hier in der Welt zu eng, ſo flüchtet er ſich, er kann nicht anders — wieder in das kleine Stübchen ſeiner Marie — ach, da ſteht der Roſenſtock auf dem Fenſter, da hüpft der gelbe kleine Vogel auf unſre Schultern, da hängen die kleinen Bilder, die ſie zeichnete und die ich ſelbſt in goldene Rahmen faßte, da laſſ' ich durch meine Finger ihre vollen ſchweren Locken gleiten — ich — ich —

V. Fels
(aufſtehend).

Du, Heinrich?

Heinrich
(ſich erhebend, ſtark und außer ſich).

Ja, ich! Ich! Ich ſelbſt! Verdamme mich, Welt, verdamme mich! Ich bin gefangen in dieſen Erinnerungen; ich kann ſie nicht bannen die aufſteigenden Geiſter der Vergangenheit; ſie war mir zu golden, zu

kurzer Zeit haben Sie schon eine so wichtige Eroberung gemacht!"

„Wer ist jener Herr?"

„Sie kennen ihn nicht? Den Schrecken der Royalisten, den Abgott der Sansculotten, den Helden des Convents?"

„Es ist doch nicht", erwiderte zitternd die Jungfrau — „Aber nein, in diese verderbenbringende Nähe wird ein grausames Schicksal mich nicht geschleudert haben!"

„Niemand anders als Marat!" flüsterte Madame Brissot.

„Ah ihr Heiligen!" murmelte, wie vom Blitz berührt, die Jungfrau und erfaßte krampfhaft die Hand der alten Frau. „In welche Hände bin ich gefallen!"

„Nicht den Kopf verlieren!" mahnte die andere. „Ihr Eintritt ist ja ganz glücklich gewesen. Sie haben seine schwache Seite berührt. Er liebt diese beiden Tauben leidenschaftlich. An wen sich diese attachieren, der hat schon einen Stein bei ihm im Brette! Diese Taubenliebhaberei ist bei ihm schon alt wie er selbst. . . Es soll ein Ereigniß damit verknüpft sein. Wie dem auch sei, Sie haben zur Zeit nichts zu fürchten. Bleiben Sie nur, wie er es wünscht, einstweilen hier! Ich werde auch Louison hinaufschicken, damit sie ein wenig aufräumt."

„Also in Marat's Zimmer bist du, Unglückliche!" stammelte die Jungfrau, als sie allein war; „in der Höhle des Tigers, der, wenn er ahnte, wen er beherbergt, seine grimmen Tatzen nach dir ausstrecken würde! Himmlischer Vater, wer wird mich aus dieser Drangsal erlösen?"

Schmeichelnd näherten die Tauben ihre zierlichen Köpfchen dem Antlitz des Mädchens und pickten an ihren rosigen Lippen.

„Ihr Armen", sprach sie wehmüthig, „ihr, die Symbole der Unschuld und Sanftmuth, ihr, die Trabanten dieser giftigen Schlange!"

Ihre Blicke betrachteten jetzt halb neugierig, halb mit Abscheu die Gegenstände, die um sie her ausgebreitet lagen. Dort noch frucht die letzte Nummer des „Ami du peuple", dort das Brouillon einer Rede, dort einzelne Bände von Rousseau und Voltaire . . „Die Rüstkammer der Hölle!" murmelte sie in ihrer Auffassung der Zeit vor sich hin — —

Louison trat jetzt herein und bemühte sich, die haarliche Unordnung in der Stube des Gelehrten zu beseitigen. Die Fremde sah ihr bitter lächelnd zu.

„Ich glaube, liebes Kind, Ihnen fällt es schwerer, in diesem Zimmer aufzuräumen, als dem da drinnen in ganz Frankreich! Aber Sie haben dafür schließlich auch nur Staub, nicht Blut an den Fingern. Doch jetzt, liebe Louison, wie entrinne ich von hier? Hier bleiben kann ich unmöglich!"

„Jetzt von hier sich entfernen, hieße in Ihr sicheres Verderben rennen!" entgegnete Louison. „Sie sind Aristokratin, darauf deutet Ihre ganze Erscheinung. Hören Sie den wilden Lärm? Die Haufen durchziehen die Straßen! Sie dürfen es nicht wagen, den Fuß vor die Thür zu setzen! Nur rasende, taumelnde Weiber zeigen sich heute den öffentlichen Blicken! Sie müssen durchaus bei uns bleiben!"

„Du meinst es gut!" entgegnete die Dame und drückte mit Wärme ihre Hand.

Louison's Blick fiel auf den blitzenden Edelstein an den Fingern der jungen Dame; sie glaubte eine Grafenkrone darin eingeschnitten zu sehen — —

Inzwischen fing es zu dunkeln an — —

„Verlassen wir das Zimmer!" bat die Fremde. „Mir ist es, als starrten mich unheimliche Gestalten aus den Ecken an!"

„Gleich!" entgegnete Louison. „Aber horen Sie, dort drinnen wird es lebendig! Es scheint Besuch zu kommen!"

Lauschend legten die Mädchen ihr Ohr an die Thür des anstoßenden Zimmers. Ein Lichtstrahl traf das Auge der Dame. „Wer sind nur die da drinnen?" flüsterte sie ihrer Gesellschafterin.

„Was sehen Sie?" fragte diese.

„Ich sehe einen großen, breitschulterigen Mann mit aufgestülpter Nase und wirrem Haar" —

„Das ist niemand anders als der gewaltige Danton!"

„Dann einen schwächtigen, zierlich gekleideten jungen Mann mit fast schwärmerischem Ausdruck in seinen Gesichtszügen."

„Camill Desmoulins, treuester Anhänger, Camille Desmoulins!"

„Dann einen schwächlichen Mann mit hoher Stirn, düster glimmenden Augen, ehernen Mienen in einem blauen Frack mit sorgfältig gepudertem Jabot."

„Maximilian Robespierre" —

Hier hielt die Dame inne, wie um Athem zu schöpfen.

„Maximilian Robespierre!" wiederholte sie mechanisch. „Was konnte nun noch kommen?"...

Leise knarrte die Thür. Ein lächelnder Kopf guckte herein. „Guten Abend, Jungfer Louison!“ sprach eine rauhe Stimme. „Sind Sie allein?“

„Gott, der abscheuliche Hébert!“ raunte Louison ihrer Gefährtin zu.

„Ich habe Besuch!“ setzte sie lauter hinzu.

„Wenn nur keinen männlichen, dann schadet es nichts!“ entgegnete der Mann und schob seine starknochige Gestalt ganz hinein. „So viel ich erkennen kann, eine ganz schmucke Bürgerin!“ sprach er weiter. „Wol Zuzug aus der Provinz? Brissot's Haus ist ja, abgesehen von Bürger Marat's speciellen Passion, ein wahres Taubenhaus! Aber die Krone bleibt doch meine Louison, trotz ihrer Sprödigkeit!“

Mit Zudringlichkeit näherte sich der Wilde Louison, welche mit lautem Schrei sich in die Ecke des Zimmers flüchtete.

Da erschien Marat an der Schwelle des anstoßenden Zimmers. „Was gibt's hier?“ sprach er scharf. „Wenn ich nicht irre, Bürger Hébert! Sie müssen wol die rechte Thür verfehlt haben, denn nicht hier, sondern in dieser Versammlung scheint mir Ihr Platz zu sein!“

Zähneknirschend folgte ihm Hébert.

„Gott sei Dank!“ seufzte Louison. „Dieser Mensch verfolgt mich wo er mich sieht'... Nur die Anwesenheit Marat's, den er fürchtet, ist meine Rettung! Aber ich eile jetzt, Sie in einem andern Zimmer unterzubringen!“

Es war jetzt ganz dunkel geworden, nur die Laternen der Rue St.-Honoré warfen ihr schwankendes Licht in Marat's Arbeitsstube. Die junge Dame war ans Fenster getreten; noch immer wogte es draußen von umherziehenden Volkshaufen. Sie wagte es, das Fenster zu öffnen und ließ die kühle Abendluft ihre brennenden Wangen fächeln.

Da fiel ihr Blick auf zwei Männergestalten, die hart am Hause vorbeigingen und leise miteinander sprachen.

Sollte sie sich getäuscht haben? Aber dieser gedämpfte Ton schien ihr bekannt zu sein... Sie bog sich weit hinaus und gab ein leises Zeichen — —

Der eine der beiden Männer hatte es vernommen; unschlüssig standen beide eine Weile, sahen in die Höhe und schlüpften dann schnell in das offene Haus.

Bebend schritt ihnen die Jungfrau entgegen. „Um Gotteswillen, verrathen Sie uns nicht!“ flüsterte sie der ihr begegnenden Frau Brissot zu, welche jetzt ärgerlich und polternd ein erleuchtetes Zimmer aufschloß und die Fremden mit Verwünschungen hineinstieß.

„Beim Blute des Erlösers“, rief das Fräulein, als der helle Lichtschein auf die dunkeln Gestalten fiel, „so habe ich mich nicht getäuscht! Armand und Henri, ihr seid es?“

„Ja, meine theure Aimée!“ sprach der eine der jungen Männer, indem er seine Verhüllung von sich warf und inbrünstig einen Kuß auf ihre Hand druckte.

„Aber wißt ihr auch, wo ihr seid?“ nahm das Fräulein das Wort. „Ganz Paris enthält keine fürchterlichere Zufluchtsstätte für euch! Ihr seid bei Marat!“

Es war, als zuckte ein elektrischer Schlag durch die Glieder der beiden jungen Edelleute; aber nur auf einen Augenblick, dann schien die Gestalt des einen von ihnen bei dieser Nachricht höher zu wachsen.

„Gleichviel“, sprach er, „auf Pulver wandelt unser Fuß, wohin er immer tritt! Ha! Diese ewig gleiche Gefahr gibt uns den Muth, dem Tode mit Gleichgültigkeit ins Antlitz zu sehen! Also Marat wohnt hier? Wie wäre es, Henri d'Entraques“, setzte er mit wildem Lachen hinzu, „wenn dein guter Degen diese Gelegenheit benutzte, der Revolutionshydra den Kopf vom Rumpfe zu trennen?“

„Um Gotteswillen, Bruder“, flehte Aimée, „woran denkst du? Soeben sind bei ihm die gefürchtetsten Männer des Tribunals versammelt! Ich sah durch das Schlüsselloch die Häupter eines Danton, Robespierre über neuen entsetzlichen Thaten brüten!“

„Um so mehr“, entgegnete Armand, „so wird mir das unberechenbare Glück, diese Heiden des Convents mit Einem Schlage —“

„Keine Unbesonnenheit“, mahnte der andere, „denk' an Aimée!“

„Still, still, ich will mich ganz ruhig verhalten, aber diese Freude lasse ich mir durch niemand auf der Welt stören, diese Menschen wenigstens zu sehen!...“

Armand de Savonnière ging hinaus und huschte geräuschlos in das ihm von Aimée gezeigte Zimmer.

„Nun, meine theure Aimée“, sprach der Zurückgebliebene, das Mädchen mit Zärtlichkeit umfassend, „jetzt lassen Sie uns an Ihre Zukunft denken! Wir wollten in Ihre Wohnung.... Sie ist nicht hundert Schritte von hier.... Befehlen Sie, wohin soll ich Sie führen?“

„Mein Henri", entgegnete innig Aimée Victomteſſe von Savonnière, „denken Sie zunächſt nur an Ihre und meines Bruders Sicherheit! Dieſe iſt für jetzt mehr gefährdet als die meinige! In unſer Hotel dürfen wir nicht zurück!"

„Hier aber, in der gefahrbringenden Nähe dieſes Mannes, können Sie nicht länger bleiben!"

„Marat kennt mich nicht und die Eigentümer dieſes Hauſes ſind, wie ich erkannt, Menſchen, die mich nicht verraten werden."

„Briſſot gehört dies Haus", ſprach der junge Mann; „der iſt freilich unſchädlich — Aber, halt, Madame Briſſot war bis zum Sturz der Monarchie Ihrer Majeſtät allergetreueſte Silberwäſcherin."

„Ich erinnere mich auf ihre Erſcheinung," beſtätigte Aimée, die Hofdame Marie Antoinettens...

„Dies wäre für den nächſten Augenblick", fuhr Henri fort, „aber wie Armand richtig ſagte, iſt ganz Paris gegenwärtig ein Pulverfaß! Sie müſſen durchaus fort von dieſen Septembriſaden, wie ſie dies Morden nennen, Aimée, und ſobald der von uns vorbereitete Fluchtplan zur Reife gelangt — —"

Er hatte nicht vollendet, als ſtürmiſch die Thür aufgeriſſen wurde und Armand mit funkelnden Augen und glühenden Wangen hereinſtürzte.

Henri und Aimée wichen beſtürzt vor ihm zurück.

„Wohlan, nun iſt mir meine Bahn vorgezeichnet", rief der junge Mann mit zitternder Stimme, indem er ſeine geballte Rechte zum Himmel hob.

„Was haſt du?" fragten faſt gleichzeitig die andern.

„O nichts, nichts weiter", entgegnete er, „als — das Haupt der Königin! Ich hörte es... Sagt, ob es jetzt für mich noch eine Wahl geben kann? Klar liegt mein Pfad vor mir ausgebreitet, ein Straucheln iſt nicht möglich. Unglückliche Königin" — ſeine Augen flogen begeiſtert zur Decke — „auch nach deinem edeln Haupte ſtreckt ſich ihre Frevlerhand; ſelbſt nach deiner rührenden Schönheit giert der Schlund der Revolution. Doch geprieſen ſei die Allmacht Gottes, mit jeder neuen Gefahr wächſt das Häuflein deiner Ritter, die deine Befreiung ſich zum heiligen Ziel geſetzt! Noch verzage nicht, hohe Dulderin! Lebt wohl!..."

„Ich begleite dich, Henri!" rief der andere dem Davonſtürmenden nach.

Die Jungfrau ſah den unter dem Druck der allgemeinen Gefahr ſtehenden Männern nach und ſank auf die Kniee — —

Fünf bis ſechs Tage ſpäter ſaß Marat in ſeinem Zimmer, als das breite Geſicht ſeiner Wirthin, der Madame Briſſot, zur Thür hineinſchaute. „Wenn ich Sie nicht ſtöre, Bürger", ſagte ſie, als Marat ſich umſah, „ſo hätte ich Ihnen wol ein Anliegen vorzutragen."

„Nun, was gibt's?"

„Madelon, das arme Ding", hub die Frau an —

„Nun, was hat's mit der? Wer iſt überhaupt dieſe Madelon?" ſetzte Marat raſcher hinzu. „Sie ſind mir noch dieſe Auskunft ſchuldig, Bürgerin."

„Ach, ſollte ich Ihnen noch nicht geſagt haben", entgegnete Madame Briſſot mit dem unſchuldigſten Geſicht von der Welt, „daß das Mädchen meiner Muhme Kind aus Fouligny bei Metz iſt? Sie hat das Heimweh, das arme Ding; der Lärm der großen Stadt betrübt ſie. Ich wollte deshalb bitten, daß Sie ihr gütigſt einen Paß in ihre Heimat ausfertigen ließen."

„So", ſagte Marat mit gedehntem Ton, „und gedenkt ſie nie mehr zurückzukommen?"

„O, ich hoffe doch", entgegnete die Frau zuverſichtlich. „Sie hat ja Ihre Tauben, Bürger, ſo liebgewonnen, daß ſie ſich nicht von ihnen trennen kann! Sie ſollten nur ſehen, wie ſchon jetzt das Kind die hellen Thränen vergießt, wenn ſie nur mit den Tauben ſpielt und ſie zärtlich an ihre Bruſt drückt!"

Auf Marat's gelbem Antlitz zuckte ein Strahl unverhohlener Freude. „Wenn die Bürgerin ein Anliegen hat, warum kommt ſie nicht ſelbſt?" begann er wieder.

„Ach, ſie iſt noch ſo linkiſch und unbeholfen und fürchtet ſich vor großen Herren — aber wenn Sie befehlen, Bürger —"

Marat nickte lächelnd und Madame Briſſot empfahl ſich ſchleunigſt, um das ſchöne Balenkind hinaufzuſchicken.

Bald erſchien auf der Schwelle des Gemachs die bleiche Mädchengeſtalt in bürgerlich einfacher Kleidung.

Marat hatte ſich erhoben, trat ihr näher und heftete ſein durchdringendes Auge auf ſie.

„Sie wollen uns verlaſſen?" ſagte er nach einer Pauſe.

„Ich möchte nach Hauſe", erwiderte ſie mit bebender Stimme. „Es iſt mir hier in der großen Stadt — ſo bange."

„So! Und da gedenkt diese furchtsame Schöne aus der Provinz so allein den weiten Weg nach der Heimat zurückzumachen?" nahm Marat das Wort, indem ein leichtes Lächeln seinen zahnlosen Mund umspielte.

„Nein, nicht allein", fuhr sie fort, „Mutter Beissot — hat mir — einen jungen — Burschen aus ihrer Nachbarschaft geschickt, der — mich begleiten soll."

„Hollah, einen jungen Burschen! Könnte man den nicht einmal zu sehen bekommen?"

Ein eisiger Schauder zuckte durch die Glieder des jungen Mädchens. „Ich werde sehen, ob er noch unten ist", sagte sie fast tonlos und wandte sich mit schwankenden Schritten nach der Thür.

Da öffnete sich diese.

„Die Tauben, die Tauben!" schrie die Stimme der Madame Brissot und von mächtigem Flügelschlage schwirrte es durch das Zimmer. Im Nu saß das liebliche Paar auf den Schultern seiner reizenden Pflegerin.

Stumm ruhte das Auge Marat's auf der entzückenden Gruppe, auf den Lieblingen, die an die blutleeren Wangen des schönen Mädchens pickten. Dann flogen seine Blicke auf die Trägerin und in ihrem festen Anschauen loderte in ihnen, die sonst so glanzlos waren, plötzlich ein düsteres Feuer auf und eine jähe Röthe färbte sein fahles Antlitz, das sich zu verklären schien. Eine beklemmende Pause folgte.

„Wenn Sie wiederzukehren versprechen, Bürgerin, zu meinen Tauben, die Sie gern zu haben scheinen", sagte er, „so sollen Sie den Paß erhalten für sich und Ihren Führer."

Sie vermochte nichts zu erwidern. Doch das Zittern ihrer Lippen sprach den beredtesten Dank.

Marat wandte sich nach seinem Schreibtisch.

Da klirrten Sporentritte vor der Thür und es erschien eine martialische Gestalt, der auf dem Fuße, wie David dem Goliath, der wackere Brissot folgte.

„Haben Sie Acht, Bürger Marat", sprach die rauhe Stimme des Commandanten der Nationalgarde, denn es war Henriot, der eben eingetreten war, „soeben gibt es da unter Ihren Fenstern eine Augenweide für jeden guten Republikaner!"

„Was meinen Sie?" sagte Marat, sich flüchtig umdrehend und sich zum Schreibtisch setzend.

„So sehen Sie nur" — und er riß das Fenster auf — „dort poltert soeben der Henkerskarren mit dem jungen Savoyarden über das Pflaster. Er gehörte zu den tollkühnsten Rittern dieser verwünschten Zauberin, die nicht eher ruhen wird, bis sie selbst den längstverdienten Gang zur Richtstatt geht."

„Sie wird ihn gehen", murmelten die schmalen Lippen Marat's, der ruhig sitzen blieb.

Eine furchtbare Schwüle herrschte in dem Gemach, das dumpf von den draußen dahinrollenden Rädern widerhallte.

Das todesblasse, eisige Antlitz mit den Händen verhüllend, lehnte Aimée, eine gebrochene Lilie, an dem Fenster. Ihre in Nacht gehüllten Blicke sahen nicht, wie des jungen Mannes Gestalt dort unten auf dem Henkerskarren mit stolzer Geberde sich aufrichtete, wie seine von Begeisterung glühenden Augen einen Augenblick wie suchend nach oben blitzten und sich dann mit unbeschreiblicher Verachtung auf die ihn höhnende Volksmasse niedersenkten. Sie sah es nicht, denn ihre Sinne begannen zu schwinden.

„Himmel, was ist der Bürgerin?" rief Brissot, der das Schwanken des Mädchens bemerkt hatte.

Aber pfeilschnell war Madame Brissot, die unbemerkt ihrem Gatten gefolgt war, an ihrer Seite und fing sie in ihren Armen auf. „Was wundert dich das?" herrschte sie ihrem Manne zu. „Die Bürgerin sieht zum ersten male in ihrem Leben den Armesünderkarren und die Henkersknechte — wir freilich sind daran gewöhnt. Komm', Madelon", setzte sie hinzu und faßte das Mädchen kräftig an, „komm', für solche Jungfern wie du ist dies noch kein Anblick" —

Jetzt wandte sich Marat's Kopf nach ihr um.

„Halt", sagte er mit festem Ton, „mir fehlt noch der Familienname der Bürgerin da" —

„Madelon Loiffet", erwiderte resolut die Frau.

„Und ihr Begleiter?"

„Pierre Blanc."

„Hier ist der Freipaß", sprach Marat und reichte ein Papier hin, das Madame Brissot gierig ergriff.

Seine Mienen hatten wieder den frühern starren Ausdruck gewonnen, nur ein stechender Strahl seines Auges streifte noch das Mädchen, dann winkte seine Hand verabschiedend und beide Frauen verließen das Zimmer.

„Wer ist die Bürgerin?" fragte Henriot, als sich die Thür geschlossen.

„Sie haben es ja gehört!" entgegnete Marat; „Madelon Loiffet aus —"

„Hm, dieser feine, durchsichtige Teint! Ist mir's doch, als hätte ich dies Gesicht schon irgendwo gesehen!"

„Mir auch", unterbrach ihn Marat mit eisigem Tone; „aber jetzt, Commandant, zu ernstern Dingen!"

Draußen auf der Landstraße, die nordöstlich von Paris nach Rheims leitet, bewegten sich an demselben Abend zwei Wanderer, die rüstig vorwärts schritten.

Am Arme eines jungen Mannes in ländlicher Tracht hing ein einfach gekleidetes Mädchen.

Jetzt, wo Paris weit hinter ihnen lag und der stolze Bau von Notre-Dame in ungewissen Umrissen verschwamm, hielten sie an und wandten den Blick zurück.

„Wir sind gerettet!" flüsterte Aimée und sank fast ohnmächtig in die Arme ihres Begleiters.

„Aimée", erwiderte dieser, sie zärtlich an sich drückend, „wie preise ich Gott für dieses Glück! Nun ich dich wieder habe, fürchte ich nichts mehr! Dieses Papier bringt uns ungefährdet bis nach Fouligny, von wo die Grenze ganz nahe, und jenseits empfangen uns die Freundesarme!"

„O Henri", entgegnete sie tiefbewegt und lehnte traurig den Kopf an seine Schulter, „wen finde ich dort wieder?"

Stumm neigte er sich zu ihr nieder und seine Lippen berührten ihre brennende Stirn.

„Vertilgt von der Erde ist mein stolzes Geschlecht, einst die Zierde des französischen Adels, und wehe, dies Auge bestimmte ein grausiges Geschick dazu, Zweig auf Zweig fallen zu sehen! Mein theurer Vater, der an den Stufen der Tuilerien sein edles Blut verspritzte, dann meine Mutter — ihr brach aus Gram das Herz, und nun bricht vor meinen brechenden Blicken mein Bruder — o Henri, kaum binnen sechs Monden — ein furchterliches Leichenfeld!" Schauernd barg sie ihr Antlitz an seiner Brust.

„Fasse Muth, Geliebte", sprach d'Entragues mit weicher Stimme, „zu den Sternen schaue vertrauensvoll auf! Sie starben einen schönen Tod! Und ich, dein Schirmherr und deine Stütze, werde, in dieser feierlichen Stunde gelobe ich es, ihr Rächer werden! Ins Lager der Emigrirten fliege ich, sobald ich dich geborgen weiß und unter ihren Fahnen ziehe ich in Paris ein."

Innig hielten sie sich umschlungen, dann eilten sie rastlos weiter, gehüllt in den schützenden Schleier der Nacht.

Auch auf das fieberhaft zuckende Paris hatte sich dieser wohlthätige Schleier gesenkt. Es athmete auf unter seinem blutigen Tagewerk.

In dem Hause in der Rue St.-Honoré war es still geworden.

Allein saß beim matten Schein der Lampe Marat an seinem Arbeitstische, vor ihm ein aufgeschlagenes Buch, in dem er lesen wollte —

Aber er hatte den Faden verloren und murmelte: „Als heute dieses Mädchen, das Madelon Lolliet zu heißen vorgibt, meine Tauben auf den Achseln vor mir stand, sah ich die Vergangenheit, die ich längst begraben wähnte! Täuschend ähnlich in dieser Jugendfrische, in dieser reizenden Gestalt, in dieser anmuthigen Haltung, selbst mit demselben Schmucke, meine Lieblingstauben auf den Schultern, stand auch sie einst — der letzte Jugendtraum, Marion — mir gegenüber! Sie, die ich mit voller Seele liebte und nie vergessen kann — obschon sie mich betrog wie dieses Mädchen — Es war Aimée Vicomtesse von Savonnière... Sei es deine letzte Schwäche! Vergebt sie mir, ihr Rachegötter — um meiner Tauben willen!"

Die Seeräuber im Mittelalter.

Die Unsicherheit, welche im Mittelalter auf dem Meere herrschte und die wir in dem Artikel: „Die Deutschen zur See im Mittelalter", nur flüchtig andeuteten, war fast ebenso mächtig wie die deutsche Schiffahrt selber.

Wir könnten nachweisen, daß allein in Lübeck seit seiner Erbauung bis zur Reformation, also in kaum 400 Jahren, über 20000 solcher Sünder der Staub gebrochen und es gar nichts Seltenes war, daß an einem Tage 30—40 dem Büttel übergeben wurden.

Die Seeräubereien begannen schon sehr früh und riefen eigentlich den Hansabund hervor (1241). In den ältern Zeiten freilich konnte es nur im Mittelländischen Meere Seeräuber geben, da hier nur Beute zu machen war; viel später erst, als in der Ost- und Nord- und Südsee die Schiffahrt lebhafter wurde, stellten sich auch hier Seeräuber ein, die bald unter dem Namen „Bukanier" „Flibustier" und „Vitalianer" durch ihre Verwegenheit Schreck und Furcht verbreiteten. Die Flibustier hatten ihren Hauptsitz auf der Insel St.-Christoph (Kleine Antillen), die Bukanier den übrigen auf St.-Domingo; letztere machten anfangs nur Jagd auf Rinder. Der Ort, wo sie die erbeuteten Thiere einsalzten oder räucherten

und die Häute trockneten, hieß Bukan, und davon leitet sich ihr Name ab; unter sich nannten sie einander „Matelot". Es herrschte unter ihnen die strengste Gütergemeinschaft und der Ueberlebende beerbte den Verstorbenen. Jeder konnte sich aus dem unverschlossenen „Bukan" ohne Umstände holen was er bedurfte. Sie nannten sich zwar Christen, befolgten aber die christlichen Lehren nicht. Wer einer der Übrigen werden wollte, mußte seinem Familiennamen entsagen. Ihre Kleidung war ungemein einfach; sie bestand in einem groben Hemde, ähnlichen Beinkleidern und Schuhen von Schweinshäuten; den Kopf bedeckten sie mit einem runden Hut. Ihre Waffen bestanden in einigen Messern, einem sehr kurzen Degen und einer langen Flinte. Bisher lebten die Bukanier sehr ruhig, behelligten niemand und lebten von der Jagd; als es aber den Spaniern einfiel, sie aus ihrem Hauptsitze zu vertreiben, kämpften sie zwar todesmuthig, mußten aber dennoch, aus andern Gründen, ihren Wohnplatz verlassen und ein anderes Gewerbe ergreifen: sie verbanden sich mit den Flibustiern und wurden den Spaniern sehr bald als Seeräuber gefährlich.

Der Name „Flibustier" ist verstümmelt und von dem englischen Worte „Freebooter" abzuleiten. Diese Freibeuter waren verwegene Gesellen. Sie griffen die größten Kauffahrteischiffe in ihren kleinen Nußschalen an und wußten sich gar bald durch Eroberung von Schiffen, wobei sie weder auf die Zahl der feindlichen Kanonen, noch auf die der Mannschaft sahen, furchtbar zu machen. Nur eins stand bei ihnen fest: sie wollten siegen — und siegten. Der Wille steht höher als der Glaube. Die Wegnahme der Schiffe geschah ohne Ausnahme durch Entern; hatten sie auf einem Schiffe erst Fuß gefaßt, so war dasselbe erobert. Ihr Reglement mußte jeder bei der Aufnahme beschwören. Obenan stand die Gleichheit. Wer ein Mädchen oder eine Frau verkleidet aufs Schiff brachte, war dem Tode verfallen, gleiche Strafe erlitt derjenige, welcher seinen Posten während eines Gefechtes verließ oder desertirte. Der Diebstahl zog die Verbannung nach sich, wobei man ihm eine Flinte, etwas Pulver und Blei und eine mit Wasser gefüllte Flasche gab. Die Neidsucht, Trunkenheit, der Ungehorsam gegen Obere wurde mit dem Ausschlusse des Beuteantheils bestraft. Streitigkeiten wurden durch Duelle am Lande geschlichtet, auf den Schiffen durften sie nicht stattfinden. Jeder Verwundete (bei Angriffen) erhielt eine Schadloshaltung. Der Verlust des rechten Armes trug 600, des linken Armes oder des rechten Beins 500, des linken Beins 400, eines Auges oder Fingers 100 spanische Thaler ein. Der Führer erhielt von der Beute den sechsfachen Antheil, die Offiziere aber drei oder zwei und alle übrigen nur einen Antheil. Auch waren noch für ausgezeichnete Thaten Prämien ausgesetzt. Wer eine feindliche Flagge erbeutete, erhielt 50, und wer einen Gefangenen einbrachte, 100 Piaster. Kurz vor dem Auslaufen machte jeder Flibustier sein Testament; übrigens war sein Wahlspruch: „Heute leben — morgen todt!" Und danach lebten sie denn auch und wußten nicht geschwind genug das Erbeutete zu verschwelgen; sie kannten hierbei weder Maß noch Ziel. Aber wiederum war ein religiöser Zug bei ihnen auffallend: sie beteten vor jeder Mahlzeit und vor jedem Raubgefecht, und zwar sagten die Katholiken einen Lobgesang aus Zacharias, die Protestanten einen Psalm her. Würde man aber als Grund zu ihrem Gewerbe den Flibustiern allein Habsucht die Triebfeder sein lassen, so irrte man sich — der Raub und das zügellose Leben hatten für sie wenig Reiz; mehr als dies trieb sie der Haß gegen ihre Todfeinde, die Spanier, zu ihrem Erwerbzweige. Daher wurde auch kein Spanier in ihren Bund aufgenommen. Durch die Verbrüderung mit den Bukaniern wuchs ihre Macht bedeutend und ihre Räuberei wurde durch Wohlleben und Schwelgerei veredelt, sodaß auch viele Pflanzer sich verleiten ließen, sich durch Seeräuberei zu bereichern. Nennenswerth sind unter den Flibustiern: Peter Legrand (Franzose), Lewis Scot (Engländer), John Davis (aus Amerika), Alexander, mit dem Beinamen Eisenarm (französischer Edelmann), L'Olonois van Horn (Niederländer), Grammont (französischer Edelmann), Laurent de Graff (wird als ein trefflicher Artillerist gerühmt), Morgan (Engländer), Montauban (Franzose), Daviot u. a. Mit dem Ende des 17. Jahrhunderts ging aber mit den Flibustiern eine große Veränderung vor: kaum war ihnen noch der Name geblieben; ihre Unabhängigkeit war dahin; sie begingen Ausschweifungen und Verbrechen und mußten flüchtig werden. Ihr Name jedoch war erst mit dem Jahre 1713 erloschen.

Wir wenden uns jetzt nach der Ostsee und treffen hier, als die deutsche Seemacht im größten Flor, die Vitalianer, welche durch ihre Tollkühnheit mehre Jahrhunderte nicht wenig Schreck und Angst verbreiteten. Seit dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts hatte die Hansa, diese kun-

herrschsüchtige Gewalthaberin der Ostsee, die Welt an den Gedanken gewöhnt, wer eigentlich im Norden herrschen solle und in wessen Händen die Kraft der Entscheidung liege; sie hatte sich Unabhängigkeit und Selbstständigkeit mit blanker Waffe erkämpft, einen bedeutenden Einfluß über das nordöstliche Europa gewonnen und sich zum Herrscher des Baltischen Meeres gemacht. Nichts war natürlicher, daß sie nun auch dahin strebte, diese Macht sich zu sichern und alles anstrengte, die Vereinigung der drei großen nordischen Reiche zu vereiteln. Allein diese gefürchtete Vereinigung geschah dennoch. Doch Margaretha, Königin von Dänemark, Norwegen und Schweden, hatte fürs erste genug zu thun, ihre Macht zu sichern, als daß sie feindlich gegen die Hansa auftreten konnte; aber dennoch hielt sie den abgesetzten König von Schweden, Albrecht, noch immer gefangen. Dafür schwuren aber die hansischen Städte Wismar und Rostock, blutige Rache zu nehmen und ihren gefangenen Stammfürsten aus schmählicher Haft gewaltsam zu befreien. Sie rüsteten Schiffe aus und machten Jagd auf alles, was die Flagge der Königin trug. Von hier datirt sich die Geschichte der „Vitalienbrüder". Ihnen schlossen sich andere Städte an, durchpflügten die Ostsee nach allen Richtungen und verbreiteten Angst und Schrecken. Lübeck, und überhaupt die ganze Hansa, begleitete anfangs diese Kaperzüge gegen den nordischen Koloß mit zustimmenden Blicken, als aber die Macht der Piraten lawinenartig wuchs, wurden die Hansen inne, welchen Nachtheil sie für den Handel hervorgerufen: es liefen Klagen über Klagen ein über die Gewaltthätigkeit der Vitalianer. Allein diese kehrten sich nicht daran. Feuer und Blut bezeichneten ihre Raubzüge; sie plünderten Städte und brannten sie nieder und machten zwischen Feindes und befreundetem Gut durchaus keinen Unterschied: sie hielten jedes Schiff für eine gute Prise. Unter dem Schein des rechtmäßigen Krieges eroberten sie Gothland, schlugen hier Lagerstätte auf, befestigten die Hauptstadt und stellten von hier aus waghalsige Streifzüge gegen die Dänen an; bald fiel auch Bergen in Norwegen in ihre Hände; sie zerstörten es mit Feuer und Schwert und rissen die Waaren deutscher Kaufleute gewaltsam an sich. Dann drangen sie in Schoonen weiter vor, plünderten auch hier die Städte und brannten sie nieder. So vom Glücke überall begünstigt und jedem Widerstande trotzend, mußte gar bald der Augenblick eintreten, der längst gefürchtet: die „Vitalienbrüder" mochten sich die alleinige Herrschaft auf dem Baltischen Meere an. Die Hansen bereuten jetzt, diese Raubzüge in ihren Anfängen geweckt und genährt zu haben, denn der hansische Handel litt gar sehr und es mußte endlich auf Abhülfe dieses Uebels gedacht werden. Es fand demnach eine Berathung statt, die aber genau genommen nichts in der Sache änderte: man drohte nur, die Städte Wismar und Rostock aus dem Bunde zu stoßen, wenn sie ferner den Uebergriffen der Vitalianer Vorschub leisteten — aber dabei blieb's auch. Die Seeräuber dagegen wurden immer kecker, immer verwegener, sodaß selbst England bei der Hansa ernstlich auf Abhülfe des Raubwesens der Piraten drang. Anstatt nun den Wegelagerern der See das Handwerk zu legen, glaubte man das Unwesen allein dadurch zu entfernen, daß man zwischen der Königin Margaretha und dem noch immer in Haft befindenden Albrecht einen Frieden vermittelte, indem die Vitalianer alsdann nicht mehr den Schein eines rechtmäßigen Krieges vorschützen konnten. Dies Manöver lief aber sehr blutig ab und nun erst entschloß man sich zum offenen Kampfe. Stralsund griff die Piraten auf hoher See an, schlug sie und nahm viele gefangen. Das war für den Augenblick aber auch alles, was vom Bunde geschah: Wismar begünstigte die Freibeuter fortwährend und Stralsund bekämpfte sie. Daß diese Kämpfe aber so nicht fortdauern durften, sah man bald ein und entschloß sich, einen Frieden zu vermitteln. Es wurde demnach 1389 eine hansische Gesandtschaft nach Schweden beordert, um mit der Semiramis des Nordens eine Unterhandlung anzuknüpfen, die auch nicht ganz resultatlos blieb. Albrecht und sein Sohn wurden auf drei Jahre in Freiheit gesetzt und während der Zeit sollte das zu zahlende Lösegeld näher bestimmt werden; käme aber ein derartiger Vertrag nicht zu Stande, so sollten die wortführenden Hansastädte dafür haften, daß Vater und Sohn sich wieder zur Haft stellten oder die Summe von 60000 Mark Silber zahlen. Am 26. September 1389 wurden Albrecht und Erich in Freiheit gesetzt. Als aber die drei Jahre um waren und Albrecht die genannte Summe nicht zahlen konnte, aber auch keine Neigung fühlte, in die Haft zurückzukehren, ließen die sieben wortführenden Städte ohne viel Federlesens in Stadt Stockholm, wie es früher verabredet war, der Königin überliefern. Wahrscheinlich hat die hansischen Städte zu diesem Schritte allein ihr Handelsinteresse bewogen, da sie wohl einsehen mochten, daß es rathsam sei, mit der Kö-

nigin dreier Reiche in gutem Einverständniß zu stehen.

Während dessen hatten aber die Vitalienbrüder ihr räuberisches Wesen nicht eingestellt, obgleich die Hansa alle Meerbuten der Ostsee befahren ließ, hier und dort die Freibeuter in die Flucht trieb, viele gefangen nahm und hinrichtete. Und gerade durch diese Angriffe wurde der Muth der Vitalianer nur gesteigert und sie wußten durch ihre Erfahrung im Seekriege ihre völlige Vernichtung immer zu vereiteln. Nun aber wollte die Hansa im Verein mit Margarethen einen Kampf auf Leben und Tod mit ihnen führen, ehe derselbe aber noch ausbrach, nahm die Geschichte der Vitalianer einen ganz andern Verlauf. Sie hatten seit einiger Zeit ihre Raubsucht namentlich an preußischen Schiffen ausgeübt, weshalb die preußische Kaufmannschaft mit einer Beschwerde bei dem Deutschen Orden einkam und dessen Hochmeister um Abhülfe ansprach. Dieser bewehrte Schiffe und Mannschaften gegen die Piraten und schlug sie dergestalt aufs Haupt, daß sie die Ostsee räumten und sich auf ihren Fahrzeugen in die Nordsee flüchteten, wo sie in Friesland eine vorzüglich gute Aufnahme fanden, da die Friesen gemeinschaftlich mit den Flüchtlingen gegen die Niederländer kämpften. Alsogleich griff wieder das Räuberwesen viel weiter um sich als je bisher, sodaß selbst Spaniens, Frankreichs und Englands Küsten nicht verschont blieben. Jetzt glaubte die Hansa den obenerwähnten Vernichtungskrieg gegen die Piraten reif. Zu dem Ende wurde in Lübeck 1398 ein Convent anberaumt, auf dem einstimmig beschlossen wurde, eine mächtige Kriegsflotte auszurüsten, wozu jede Stadt nach Vermögen beisteuern sollte. Lübeck stellte 2 Schiffe und 200 Mann; Hamburg 1 Schiff und 60 Mann; Stralsund, Greifswald und Stettin zusammen 2 Schiffe und 200 Mann; die livländischen Städte stellten 1 Schiff und 100 Mann; Danzig, Thorn, Elbing und Königsberg zusammen 2 Schiffe und 200 Mann u. s. w. Allein der Kampf verschleppte sich abermals? Ein Jahr später kam man wieder zusammen — um den Kampf nochmals auszusetzen. Den Piraten war diese Saumseligkeit sehr erwünscht: man gab ihnen ja Zeit zu ihrer Stärkung. So ging das 14. Jahrhundert zu Ende. Dem ersten Jahre des 15. Jahrhunderts war es vorbehalten, die hansische Flotte auslaufen zu sehen, um auf die Räuber der See Jagd zu machen. Bald standen sich beide Flotten gegenüber; der Kampf war hartnäckig, hier wie dort; endlich neigte sich der Sieg auf die Seite der Hansen; was nicht die See und das Schwert fraß, wurde gefangen. Das Unternehmen schien glänzend ausgefallen" — aber man täuschte sich. Kaum hatten die hansischen Schiffe wieder ihre Häfen erreicht, so begannen die Räubereien aufs neue und schlugen namentlich dem hamburgischen Handel dadurch empfindliche Wunden, daß die Piraten unweit Helgoland mehrere hamburgische Schiffe kaperten. Nun rüsteten die Hamburger nochmals Schiffe aus, griffen die Räuber auf offenem Meere an, besiegten sie, tödteten 40, und machten 70 Gefangene, die später ein gleiches Schicksal hatten. In diesem Kampfe zeichneten sich, wie immer, die beiden Häuptlinge der Vitalianer, Klaus Störtebeker und Wichmann, besonders aus; sie kämpften wie angeschossene Eber. Von dem erstern wird noch manche Sage erzählt; unter andern auch die, daß er einen ungewöhnlich großen Becher gehabt, den nur er und einer seiner Genossen, der Junker Sibinga von Gröningen, zu leeren fähig war. Dieser Becher soll folgende Inschrift gehabt haben.

Ik Jenker Sibinga
Von Gröningen,
Drunk dann Gerke
In een Kanne
Deer mee Kregge
In mine Magge.

Aber viele der Räuber waren entkommen und als diese sich gesammelt, trieben sie ihr ferneres Handwerk auf eigene Faust keck weiter, griffen feindliche Schiffe an, besiegten und plünderten sie. Man verfuhr nun zwar strenger denn je gegen sie, allein waren sie an einem Orte bekämpft, so tauchten sie plötzlich an einem andern gleich einer hundertköpfigen Hyder verstärkt wieder auf; für die Sicherstellung des Handels war alle Mühe wenig gewonnen. Hamburg und Lübeck ließen es sich nun wol angelegen sein, einen Frieden zwischen den Friesen und Holländern zu vermitteln, aber mit vieler Mühe bewirkten sie nur einen Waffenstillstand und der Krieg gegen die Seeräuber ruhte einige Jahre. Dann aber traten die kecken Freibeuter beunruhigend wieder auf, rissen mit Gewalt Schiff und Ladung an sich und fügten namentlich durch ihre Kapereien Hamburg und Bremen empfindliche Verluste zu. Selbst die Ostsee ward wieder der Schauplatz ihrer Räubereien (1420). Abermals lief die Hansaflotte aus, um einen entscheidenden Schlag gegen die Piraten auszuführen; sie traf die Vitalianer unweit der

Insel Fehmarn. Man griff sie an und trieb sie so in die Enge, daß sie, ihre Schiffe im Stiche lassend, landeinwärts in der Flucht ihr Heil suchten. Die Hansen ergriffen jedoch mehrere, ließen 22 durch das Schwert hinrichten und nahmen den Anführer mit nach Lübeck, wo er ein gleiches Schicksal fand. Von nun ab wurde der Vertilgungskrieg fast 70 Jahre gleichmäßig fortgesetzt. Im Jahre 1471 aber rüstete Hamburg im Namen der Hansa 10 große und gutbemannte Schiffe aus, um gegen die Freibeuter an Recht und Gesetz zu kämpfen und die Ost- und Nordsee endlich von dem Raubgesindel rein zu machen; aber es gelang nur halb. Noch im Jahre 1488 wurden 74 gefangene Freibeuter hingerichtet — von da aber war die Macht der Vitalianer gebrochen, auch wenn schon bis zu Ende des 15. Jahrhunderts einzelne sich hier und dort blicken ließen und ihr gefährliches Handwerk fortsetzten.

H. Jonas.

Berliner Umschau.

IV.

— Professor Virchow hatte in der Singakademie von seiner norwegischen Reise gesprochen und die Besorgnisse einiger Damen, die befürchteten, er würde auf die Ursache dieser Reise kommen, auf das Studium des Aussatzes, glücklicherweise ohne Erfüllung gelassen. Der geistvolle Redner hatte sich nur an die Sphäre der Dorfgeschichte gehalten und norwegische Bauern geschildert; Theodor Mügge's „Afraja" und „Arvor Spang" tauchten vor den Blicken der Hörer auf, die Phantasie war so gereizt, daß gewiß alle in die Worte des Prinz-Regenten einstimmten, der dem Redner nach dem Vortrag gesagt haben soll, er hätte ihm noch viel länger so zuhören mögen — —

Dann begaben wir uns dem Friedrichsmonument gegenüber in die musikalische Soirée — Der rauschenden Harmonien Wohllaut wurde leider im Stillen von manchem Seufzer um die Enge des Raums unterbrochen — Aber auch andere stille Ach's' und O's' ertönten... Die Löwin der diesjährigen Saison fehlte, die Ihnen neulich geschilderte Gräfin G.... Sie war krank...

Das Rollen der Equipagen hätten Sie sehen sollen am folgenden Morgen vor dem Hotel der schönen Leidenden!... Diesen Berg von Visitenkarten im Vorzimmer! Sie wissen doch, daß die neueste Visitenkartenform „nicht etwa ein Autograph ist — diese Mode hat sich schon überlebt — nein, eine Miniaturphotographie —! Da lagen Prinzen und Excellenzen durcheinander gemischt wie die Schicksalskarten der Lenormand —

„Am dritten Tage war die schöne Frau nur noch eine interessante Reconvalescentin... Sie nahm Besuche an... Zürnen Sie mir nicht — meine „Umschau" sieht vorläufig nichts als diese schöne Gestalt in violaseidenem, mit weißer Seide gesticktem Unterkleid — ein weißer Kaschmir-Morgenrock darüber — Schnurquasten, mit denen die zarten Händchen spielten — schillernde Pantoffelchen — Spitzenhäubchen um die blonden Locken —

Doch als berliner Kind unterbrechen Sie mich wahrscheinlich mit einem „Nanu?" und erinnern mich an Vernunft und Besonnenheit...

Wohlan — so sei dieser, wie ich Ihnen schrieb, zum zweiten mal verheiratheten Löwin des Tags nur gedacht aus Rücksicht auf das „Ehegesetz und die Erste Kammer... Soll ich Ihnen denn wiederholen, was man nun so bei einem solchen Lever oder einer Soirée oder einem Diner aus hocharistokratischem Munde über die civile Ehe hier zu hören bekommen kann?... Sie haben genug davon! Sie werden sich auf die Kammerdebatten berufen, die in allen Zeitungen standen... Selten, selten, daß in dieser Sphäre einmal eine wetternde Stimme so sich vernehmen läßt:

„Gestatten mir die Herren und Damen, zu bemerken, daß die einfachste Lösung dieser Conflicte darin bestanden hätte, daß die Kammer und das hohe Haus einstimmig darauf gedrungen hätten, den Geistlichen die Wahl zu lassen, ihrer Pflicht als Geistliche der Landeskirche nachzukommen und die Trauung, der kein sittliches und richterliches Votum entgegensteht, zu vollziehen oder ihre Entlassung zu nehmen! Die jetzt so oft betonten Gewissensscrupel würden alsdann sofort verschwinden. Nur die zugestandene exclusive Machtvollkommenheit dieser schwarzen Herren hat solche Uebergriffe und Verwirrungen in eine nach allgemeinem Rechtsbewußtsein so klare Sache gebracht."

Auch er, fügte Herr von O. hinzu, sei nicht principiell für die Civilehe — doch hätte man vor wenig Wochen hier erleben müssen, daß der Frau von R., die rechtmäßig längst geschieden, bei Eingehung einer neuen Ehe mit einem Offizier vom Geistlichen die Trauung verweigert worden sei, die erst auf Befehl des Oberkirchenraths

vollzogen wurde. Das wären nun die Folgen des langen Hätschelns der „Kirche" und immer der „Kirche"... Im Protestantismus gäbe es keine „Kirche"....

„So ist es!" sagen jetzt glücklicherweise dazu „Schultze" und „Müller" wenn nicht mit besonderm Witz, doch mit vielem Behagen, und die Civilehe tritt vielleicht in ein neues Stadium...

Sie haben die Löwin des Tags kennen gelernt... Der Löwe des Tags ist ein Buch — „Alexander von Humboldt's Briefe an Varnhagen von Ense". Es wird verschlungen, besaunt, belacht, verboten, wieder erlaubt... Jedermann spricht davon — — —

Auch ich las es und spreche meine wahre Bewunderung vor vielen geistvollen, treffenden Stellen aus, vor Alexander von Humboldt's ganzer darin abgespiegelter Welt-, Zeit- und Lebensauffassung... Wenn man ihn hört, so hat man das Beste des 18. und das Beste des 19. Jahrhunderts. Dennoch gestehe ich Ihnen offen und spreche es mit Besorgniß vor dem Pietätsgefühl meiner liebenswürdigen Freundin, der Nichte Varnhagen's, Ludmilla Assing, aus, ein unbefangenes Urtheil kann nicht ebenso auch für Varnhagen von Ense schwärmen. Es ist wahr, er hat sich sehr wacker gehalten in seinen letzten Lebensjahren. Er hat eine muthige und unerschrockene Richtung in Staats- und Kirchensachen gezeigt und jedem gegenüber, der etwa sprechen sollte: „Was wollen Sie? Das ist die Tugend aller zurückgestellten Staatsmänner!" läßt sich der Werth des Mannes mit sehr triftigen Gründen vollkommen feststellen. Nur dieses rasche Objectiviren seiner selbst und anderer, dieses schnelle Buchen jeder Lebensäußerung, dies Verwandeln von Blut und Athem sofort in niedergeschriebene „Denkwürdigkeit" hat etwas Peinliches. Unwillkürlich wird man an Freund Ubique, den vielgescholtenen Böttiger, erinnert. In diesem Buche ist das Allerneueste der Privatcauserie schon in eine archivalische Urkunde und, richtiger gesagt, in eine aufgefangene diplomatische Depesche verwandelt. Man sieht einen Universalgenius, Humboldt, der aus seiner Riesenfülle unbedacht hergibt, was ihm über seine vielschreibende Hand und — vielredende Zunge läuft. Man sieht aber auch eine in ihrem Netz lauernde Spinne (Ihr Mitarbeiter Fr. Friedrich sprach kürzlich mit Begeisterung von den mit Unrecht verleumdeten Spinnen), die alle diese Brosamen rasch mehr oder minder gleich druckfertig für die Nachwelt festhält. Blitz und Knall gehören sich da schon nicht mehr als Eins an. Kaum blitzt es, hat Varnhagen schon den Knall notirt. Ich glaube, fünf zwanzig Jahren haben sich in der Mauerstraße in Berlin unter seinem Fenster nicht zwei Höckerinnen gezankt, ohne daß er nicht sofort ein Blättchen ergriff, das Datum darüberschrieb und notirte: „Die Stimmung ist aufgeregt."

Unsern herrlichen Alexander haben Sie nun in diesem Buche, wie ich ihn in meinen „Berliner Briefen" und in meiner Lebensskizze des Nestors (Band IV Ihrer „Unterhaltungen") immer beschrieb. So oft ich unter seinen Fernrohren und seinen Karten saß, sprudelte er von Anklagen des Manteuffel-Raumer'schen Systems über, beklagte die kirchliche Richtung unsers unglücklichen Königs und weissagte diesem ganzen „buddhistischen" Treiben kein gutes Ende. Es ist gewiß, eine Herzenserquickung ist's, diese freimüthigen Aeußerungen zu lesen. In diesem Chaos von Liebedienerei, Heuchelei, Anmaßung, das uns theilweise doch auch noch jetzt umgibt, in diesem durch eine hochbesoldete Polizei und eine über das ganze Land verzweigte Genüdarerie herbeigeführten Stillstand, wie er von 1840—58 währte, solche Ausbrüche des Freimuths und gleich in so geistreichen, treffenden Wendungen kennen zu lernen, gewährt bei der Lectüre dieser Briefe und gedruckten Aeußerungen einen außerordentlichen Genuß, und selbst da noch, wo der Zorn in „Backern" und „Rindvieh" sich auspoltert. Der Leser jubelt alledem zu aus voller, von einem Alp erlöster Brust. Köstlich — diese Krambalerei! Gesegnet — diese Indiscretion! Das Buch wird lustreinigend, erziehend, erhebend wirken. Denn viele unserer Hochgestellten werden sich in ihrem Siege doch nicht allzu sicher dünken; sie werden lernen, auf sich selbst zu achten und dafür zu sorgen, daß es nur Gutes und Edles von ihnen zu sagen und zu — klatschen gibt; sie werden sich immer einen „Schreibtafel her!" in ihrer Nähe vorstellen müssen, eine Plaudertasche, einen alten Bloqueur, wie auch Humboldt von Hofschranzen und Ministern genannt wurde, kurz, irgendeinen Ruhm oder auch nur ein Ohr und eine Zunge, von denen ein Jahr nach ihrem Tode möglicherweise alles wiederherauskommt. Seid auf eurer Hut und thut Werke beides der Weisheit und Barmherzigkeit, daß euren das ewige Leben harre!

In jenen Urtheilen dieses Briefwechsels, die das zu Grabe getragene buddhistisch-byzantinische

ſchön, dieſe verrathene Zeit der Jugend; ich kann nicht laſſen von dem, was einmal mich beglückt hat: ich, ich bin es ſelbſt. (Sinkt an die Bruſt des Doktors. Pauſe.)

D. Fels.

Um Gotteswillen, Heinrich, wie Du mich erſchreckt haſt! Raffe Dich auf! Du ſollteſt nicht die Kraft haben, ſolche Spiele der Phantaſie von Deinen Augen wegzubannen?

Heinrich
(tonlos).

Ich kann es nicht. Es iſt vergebens. Seit drei Jahren quälen mich dieſe Erinnerungen. Je mehr ich dagegen kämpfe, deſto lebendiger umgaukeln ſie mich.

D. Fels.

Hätt' ich doch nie geglaubt, daß Du ſo unter der Herrſchaft Deiner Einbildungskraft ſtündeſt! Schließe Dich an die Gegenwart mit ganzer Seele an und Du wirſt vergeſſen, was hinter Dir liegt.

Heinrich.

Ich hab' es oft verſucht — es gelingt nicht.

D. Fels.

Ich hörte nur früher von dem Verhältniß; Du hielteſt geheim damit; ſollteſt Du Dich wirklich ſo gefeſſelt haben, daß Du Dir eine Treuloſigkeit vorwerfen mußt?

System von 1840—50 betreffen, wird man immer mit den beiden klugen Männern, deren Aeußerungen uns hier geboten werden, übereinstimmen. Möglich aber wäre es, wollte man Humboldt oder Varnhagen bei ihren Urtheilen in allem und jedem für competent erklären. Humboldt täuschte über manche Persönlichkeit völlig im Dunkeln. Er ließ sich dann erst von Varnhagen unterrichten. Von Varnhagen hat aber erst vor kurzem Hermann Marggraff in den „Blättern für literarische Unterhaltung" angedeutet, daß er die lobte, die ihm schmeichelten, und die tadelte, die ihn ignorirten. Tieck machte es ganz ebenso. Um Varnhagen hatte sich am Abend seines Lebens ein Kreis von Autoren gezogen, der in der Mittelsphäre stand. Diesen widmete er Auszeichnungen, eingehendes, mildes Urtheil, Empfehlungen, während in seinen „Tageblättern" möglicherweise die ignorirt oder gering geschätzt sein mögen, die sich von ihm fern hielten. Wie unzuverlässig und rein persönlich bedingt diese Urtheile sind, sieht man z. B. in der Gereiztheit des Briefwechsels gegen den regierenden Großherzog von Weimar. Der in vertrauensvoller Hingebung beiden berühmten Namen sich nähernde Fürst wünscht von ihnen einen Privatsecretär empfohlen zu haben. Dieser soll, ohne zu wissen, welche Prüfung über ihm schwebe, nach Weimar kommen und scheinbar dort nur im Archiv arbeiten. Wir wissen nicht, wer dieser unglückliche Herr ** ist, der diese Reise antritt und dem Fürsten nicht gefällt. Bestätigt sich die Ahnung, die wir von der hier gemeinten Persönlichkeit haben, so war der Großherzog vielleicht in seinem Rechte und all der Aerger, der sich bei den beiden alten Herren Luft macht, hätte nur ihre eigene Uebereilung treffen sollen.

Das Bild, das uns aus diesem Buche über Friedrich Wilhelm IV entgegentritt, ist außerordentlich ruhend. Um so mehr, da der in so drastischen Zügen Geschilderte noch lebt und im Gegensatz zu seinem so mannichfach hervorgehobenen feinen Geiste ohne das Licht des Verstandes lebt. Radowitz, Niebuhr, Ganiz, Bunsen, Gerlach sind die Dämonen, die den Willen des Monarchen brachen und seinen Geist trübten. Er lodert wol noch zuweilen auf, durchschaut die intriguanten, herrschsüchtigen Absichten und äußert sich ergrimmt; aber seine eigene Lust an dem dunkeln, mittelalterlichen System ist doch zu groß, der Sinn für die Welt fehlt, „eine Pilgerfahrt nach Jerusalem" würde den Gipfel der geheimsten Herzenswünsche ausdrücken. Für das viele Große, Gestaltungsreiche, ja selbst Unbefangene im Leben dieses Fürsten ist sein Ende ein mildes Auslöschen seines achtzehnjährigen traurigen Kampfes gegen die Zeit und sein Volk.

Wie sehr wurden wir an seine Schöpfungen wieder erinnert bei Gelegenheit der neulich ausgesprochenen „Erweiterung Berlins"! Berlin wird seine Stadtmauer fallen sehen und dann erst tritt die von dem König angelegte Wasserstraße, die außerhalb der frühern Stadt sich mit der Spree verbindet, in ihrer ganzen Bedeutung auf. Wer jetzt den von breiten Boulevards, von Bäumen und buschigem Grün umgebenen Kanal, der die anmuthigsten Spaziergänge dem Städter darbietet, sieht, dem mag es wie eine ferne Sage klingen, daß noch vor wenig Jahren hier an der Südseite der Stadt, tausend Schritte vor dem Eintritt der Spree, sich der schmale Landwehr- oder Schafgraben mit seinem spärlichen und stagnirenden Wasser durch das bald grüne, bald sandige Terrain zog. Wie mancher schöne Sommerabend ist im Thiergarten durch ihn in üblen Geruch versetzt worden! Wie manches Liebespaar entfloh seiner Malaria, die zu empfinden an den höllischen Styx erinnerte, den Rächer aller Meineide! Schlimmer aber und einflußreicher als die Flucht der Liebenden wirkte auf den commerziellen und industriellen Verkehr das Liegenbleiben der Schiffer, die nicht für Berlin geladen, dennoch bei mangelnder anderweitiger Communication gezwungen wurden, wochenlang hier zu raten, um durch die Schleusen endlich die Spree zu gewinnen. Der oft ausgesprochene Gedanke, diesem zeitraubenden und Geldverlust nach sich ziehenden Uebelstande abzuhelfen, ward durch die Kostbarkeit der Ausführung stets ad acta gelegt. Erst der König ließ ihn ins Leben treten. So wurde der so verkommene Graben in einen schiffbaren Kanal umgewandelt und gleichzeitig die Verschönerung der Umgebung der Stadt dadurch beschlossen. Die Länge dieser neuentstandenen Wasserstraße beträgt drei Stunden. Sie mündet bei Charlottenburg in die Spree. Die nicht für Berlin geladenen Schiffe gehen jetzt ohne Zeitverlust durch zur Havel und sobald jetzt die Stadtmauern fallen, hat Berlin seine Kais von 2—300 Fuß Breite, die an dem von Schiffen belebten Kanal, unter Schatten gewährenden Promenaden, so Fußgänger wie Reiter und Fahrende erquicken werden. Ob jetzt der vom König

mit dem Gartendirector Lenné besprochene und bereits in der Zeichnung existirende Plan, nach welchem das nächste Terrain der ganzen Länge des Kanals nach angekauft und mit geschmackvollen Villen mitten im Grünen bebaut werden sollte, sodaß der Thiergarten, ohnehin zum riesigen Park erweitert, auch architektonische Schöpfungen in sein Bereich gezogen hätte — zur Ausführung kommen wird, nachdem er durch die Märzerschütterung beiseite gelegt wurde, ist fraglich. Des Königs Lust und Freude an derartigen Schöpfungen erzwang sich dafür die nöthige Kasse. Wie und woher sollten die hierzu erforderlichen Summen jetzt kommen, wo die Geldkräfte des Staats in ganz anderer Weise herangezogen werden müssen und es ein immer kostspieligeres Glück wird, preußischer Unterthan zu sein?

Anregungen.

Zur Deutschlands Wehrkraft.

Von einem Offizier.

III

Um Offiziere zu gewinnen, werde jeder aus den höhern Klassen der Gymnasien, aus polytechnischen Schulen in die Armee eintretende Wehrjüngling, wenn das Zeugniß des Wehrmeisters auf selbständige Tüchtigkeit lautet, ohne weiteres sogleich Regimentscadet oder Fähnrich.

In diesem Range würden die jungen Leute mit den Dienstgeschäften des Offiziers vertraut gemacht und nach halbjähriger Probezeit entscheidet eine Commission, die aus ältern Offizieren zusammengesetzt ist, über deren Brauchbarkeit. Die tüchtig befundenen erhalten ihre Offizierspatente mit Anciennetät binnen im selben Jahre aus den Militärschulen ins Regiment getretenen Offizieren und avanciren dann in deren Tour fort. Nach zweijähriger, fortwährend bei der Truppe verbrachter Dienstzeit wird den ehemaligen Regimentscadetten die Wahl gelassen, ob sie behufs ihrer weitern Ausbildung den früher versäumten Cursus in den Militärschulen nachholen oder ständig beurlaubt sein wollen. In beiden Fällen gewährte man ihnen nur die Hälfte ihres seitherigen Diensteinkommens. Entscheiden sie sich für den Eintritt in die Militärschulen, so hätte nach vollbrachten Studien ein zweites, theoretisches Examen über die Anstellung der Betreffenden als präsente oder beurlaubte Offiziere zu entscheiden.

Die Beurlaubung würde im Frieden bis ans Ende der gesetzlich bestimmten Dienstzeit (inclusive Reserve) währen, würde aber alljährlich durch die größern Waffenübungen, zu welchen die Regimenter auf Kriegsfuß gebracht werden, unterbrochen.

Bei einer Mobilmachung aber in Zeiten, welche die Kriegsbereitschaft der Armee nothwendig machen, dürften die beurlaubten und zu ihrer Fortbildung in den Militärschulen commandirten Offiziere ebenfalls zum Dienst zu ziehen sein. Von dem Tage der Mobilmachung an träten die auf Halbsold gesetzten in den vollen Genuß ihrer Gebührnisse. Die Beurlaubten behielten ihre Anciennetät und avancirten nach der Tour des Regiments, in der Regel aber nicht zum Compagniechef oder Batterieführer. Den Rang eines Hauptmanns oder Rittmeisters hätten in Friedenszeiten nur solche zu erlangen, welche ihr Examen zum activen Offizier bestanden, gleichviel, ob bei Beruf der Militärschulen vor der Anstellung in der Armee oder nachträglich stattfand. Im Felde dürfte wol, zumal bei besonderer Auszeichnung der Betreffenden, einem jeden Offizier, gleichviel ob im Frieden aktiv oder beurlaubt, das Recht des Weiteravancirens zu gewähren sein.

Mancher gebildete junge Mann würde gewiß gern die zwei Jahre in der ehrenvollen Stellung eines Offiziers bei der Truppe dienen, zumal wenn ihm nach Ablauf dieser Zeit die Gewißheit eines Zuschusses von seiten des Staats neben dem Einkommen seines im bürgerlichen Leben gewählten Berufs bleibt.

Gering würde die Mehrausgabe sein und doch reiche Früchte tragen. Nehmen wir in einem Regiment 20 active Subalternoffiziere und 20 beurlaubte (inclusive der zur Fortbildung commandirten) an, ihr gesammtes Diensteinkommen betrug so viel wie das von nur 30 fortwährend Präsenten. Die fehlenden 10 Offiziere würde man schon bei den Friedensübungen sehr vermissen, wie viel mehr erst bei Ausbruch eines Kriegs!

Jetzt arbeitet die Nothwendigkeit oft, die Vacanzen mit jungen und unerfahrenen Leuten zu besetzen, welche erst wenige Wochen vorher die Feder mit dem Schwert vertauschten. Die beurlaubten, auf Halbsold gestandenen Offiziere dürften doch bekannter, weil älter und geübter sein. Die zweijährige Dienstzeit hätte sie mit dem Detail, drei bis vier größere Herbstübungen mit der Führung der Truppen vertraut gemacht.

Es ist wol kaum zu befürchten, daß eine Wiederkehr in das bürgerliche Leben die Offiziere kriegsuntüchtig mache. Ein zweijähriges fortwährendes Leben im Offizierscorps, eine wiederholte Berührung mit demselben während der Herbstübungen, das kameradschaftliche Leben, die völlige Gleichstellung der activen wie der beurlaubten Offiziere in gesellschaftlicher wie gesetzlicher Beziehung würden das Ihrige zur Erhaltung des kriegerischen Geistes und Gefühls beitragen.

Dadurch, daß die beurlaubten Offiziere nach Verabschiedung ihrer gesetzlich bestimmten Dienstzeit wieder aus der Armee träten, würde sich außerdem der ge-

weiß nicht seine Ueberzeugung darbieten, daß die fortwährend activen Officiere früher in die Stellung eines Compagnie-, Escadrons-, Batteriecommandanten einrücken könnten. Spätestens mit Beginn des dreißiger Lebensjahre würde der Officier in einen größern Wirkungskreis gelangen und geistig wie physisch kräftige Leute unterstützten die Bataillons- und Regimentscommandanten. Mit dem 40. Lebensjahre könnte mancher somit Führer größerer Truppenkörper werden, ohne daß eine außerordentliche, alle Welt in Staunen setzende Bevorzugung stattgefunden.

Aber nicht nur geübte Leute, auch tüchtige und dabei geschickte, dem Reiter leicht gehorchende Pferde fordert die Schlagfertigkeit des Heeres. Die Reitübungen der Kreisstallmeister würden eine gewiß gute Schule für die später zur Completirung der Cavallerieregimenter und Bespannung der Artillerie nothwendigen Rosse sein. Auch hier könnte das Zeugniß des Stallmeisters über die Eigenschaften der fraglichen Thiere wesentlich zur Beschleunigung der Mobilmachungsarbeiten beitragen.

Von den Vortheilen, welche eine zweckmäßige Vorbildung der wehrpflichtigen Jugend der Armee gewähren könnte, wenden wir uns zu dem Einfluß, den eine solche Institution auf das bürgerliche Leben haben würde. Von frühester Jugend an wird der Mann an Ordnung, Gehorsam, Pünktlichkeit gewöhnt. Ein gesunder, kräftiger Sinn verdrängte die zärtliche, ja fast feige Denkungsweise und manche unpraktische Schwärmerei, an denen unser Zeitalter kränkelt. Würde ein Heer geschlagen, so könnte schnell ein zweites in kurzer Zeit auf den Füßen, wenn wir die Aeltesten der Jugendwehr zu den Waffen riefen. Noch ist es nicht nothwendig, den Bürger, Bauer, den Gelehrten und Kaufmann seinen friedlichen Beschäftigungen zu entziehen. Handel und Gewerbe können nach wie vor betrieben werden und die Verheiratheten bleiben ihren Familien. Und sollte die blutige Bellona auch ein zweites Heer vernichten, dann gälte es jeder, der die Waffen einmal trug, mußte einstehen für das Vaterland und der letzte Kampf würde aufgenommen. Es müßte ein heißer, blutiger werden. Kann auch er den Sieg über die Schaaren des Feindes nicht davontragen, nun besser dann, wie ein Heldenvolk zu Grunde gegangen, als wie Feige ein Scheinleben führen. Doch es läßt sich hoffen, der Ausgang wird ein glücklicher sein. Um drei stets frische Heere zu schlagen, bedarf es eines Glücks und einer Kraft, die wenig Sterblichen zu Theil wird.

Darum, ihr Väter und Mütter eines großen Volks, wollt ihr bei den Stürmen, die über uns heraufzuziehen drohen, frei sein und frei bleiben, so erzieht eure Söhne zu Kriegern im wahren Sinne des Worts! Laßt sie gerüstet sein von Jugend auf! Bildet ein Geschlecht von Männern!

Zur Unterhaltung.

X.

„Gunnhor Solhatten“ heißt eine Erzählung von jenem Björnstierne Björnsen, von dem wir in Nr. 20 der „Unterhaltungen“ „Ein Mutterherz“ brachten, aus dem Norwegischen übersetzt von Otto Lübbert (Bergen und Hamburg, Niemeyer, 1859). Allerdings haben wir hier eine lebensfrische Erzählung aus dem norwegischen Volksleben, die durch eine lebendige Schilderung mitten in jene uns fremde, nordische Gebirgsnatur versetzt und uns Männer, ebenso kernig und fest wie die Berge, welche sie umgeben, Frauen mild und sanft wie ein erster Frühlingstag schildert.

Gedanken

von Daniel Stern.

Es gibt eine Klasse von Geistern, die ich die artischockartigen, die vornehmen nennen möchte. Sie gehen wenig aus oder fahren dann nur; sie reiten nur mit einem Kurier und einem Hausbofmeister; sie beobachten alles Große, haben immer die erhabensten Standpunkte und überlassen es den — „plebejischen“ Intelligenzen, in das Innere der Erde zu dringen, die Flüsse bis an ihre Quellen zu verfolgen und in Vergeblichkeiten — das Geheimniß der Urformen zu entdecken.

* *

Das Talent combinirt, reflectirt, hat zuweilen die Courage, gewisse Regeln zu brechen, ist sich aber immer dabei des guten oder schlechten Geschmacks bewußt, endlich — man kann es überhaupt definiren. Das Genie erfindet, ist unregelmäßig, weiß gar nichts von gutem oder schlechtem Geschmack, nichts von der Tradition. Was es bringt, wird dafür der Geschmack kommender Zeiten; dann wird es guter Geschmack, ihm möglichst ähnlich zu werden.

* *

Das ist so traurig am Alter, daß es uns stückweise hinnimmt. Ein Theil von uns ist kräftig und der andere dicht neben ihm schwach. Ein Herz bleibt jung bei ohnmächtigen Sinnen oder die Sinne sind — schmerzlich genug — heil bei einem tiefverletzten Innern.

* *

Ihr sagt: Die Liebe ist ein vorübergehendes Gefühl! Das ist ein Irrthum! Von allen Leidenschaften, die das menschliche Herz bestürmen, ist gerade sie diejenige, der die längste Dauer nothwendig ist. Um das zu werden, was sie sein muß, um ganz eine Seele zu erfüllen, muß sie tausend Proben bestanden haben: Zusammenleben und Entfernung, Gesundheit und Krankheit, Glück und Unglück, die große Welt und die Einsamkeit, den Fehltritt sogar und die Verzeihung. Sie muß gehörig fein durch Kinder. Eine solche Leidenschaft ist freilich nicht die Frucht der kalten Gedanken-Gegenden, in denen wir zu leben gewohnt sind!

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 26. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Das Indianermädchen. Erzählung von Fr. Friedrich. I. II. III. — Gott. Berlin. Von Emil Klage. I. — Lessing. Von A. F. — Shakespeare und der Aachener Aesthetik. — Die Geschichte der „Leipziger Zeitung". — Gedanken von Daniel Stern.

Das Indianermädchen.

Erzählung von Fr. Friedrich.

I.

Am Huronsee auf der Insel Manetulin hatte sich eine Heerde der Odschibbewäs-Indianer niedergelassen.

Es war um jene Zeit, als die Regierung des Staates Nanyork eine Commission ausgesandt hatte, um die Gegenden am Huron- und Griesee zu untersuchen und diese mit dem Bericht zurückkehrte, „es sei eine gottvergessene oder, um deutlicher zu reden, eine von Gott verdammte Gegend. Nur von Büffelbildern und Trappern bewohnt, durch die weder Mensch noch Thier reisen könne ohne Gefahr zu verhungern und das gastrische oder Kalte Fieber zu bekommen."

Seit jenem Bericht ist die Gegend eine wesentlich andere geworden, denn die Cultur ist in sie gedrungen und hat sich ihrer ganz bemächtigt. Damals hatte sie allerdings wenig Einladendes, sie war starr, großartig wild, noch ein ungetheiltes Eigenthum der Indianer. Ein weißer Fuß hatte sie kaum betreten und ihre großartigen Schönheiten waren vielleicht noch nie von einem blassen Gesicht bewundert.

Verschiedene Indianerstämme fühlten sich wohl und sicher in dieser Gegend. Es war ihre Heimat, an deren Strenge und Mängel sie von Jugend auf gewöhnt waren und deren Vorzüge sie hinreichend zu schätzen wußten. Die Odschibbewäs-Indianer waren vielleicht der mächtigste und zahlreichste Stamm, der diese Gegenden bewohnte. Wie bereits erwähnt, hatte eine Bande derselben auf der Insel Manetulin am Huronsee sich niedergelassen. Die Jagd war der Raubthiere wegen in jenen Gegenden nie sehr günstig gewesen und die Indianer suchten deshalb zu ihren Niederlassungen gern die Ufer der Flüsse und Seen auf, um mit der Jagd den Fischfang zu verbinden.

Die Insel Manetulin war vor allem zu solch einer Niederlassung günstig, da sie beide Vortheile verband und außerdem gegen feindliche Angriffe einigen Schutz gewährte.

Die Niederlassung, welche im ganzen aus wenigen ärmlichen Hütten bestand, aber sehr günstig an dem Ufer eines kleinen klaren und fischreichen Flusses lag, wurde von den Odschibbewäs Manetoualonung, die „Höhle des Großen Geistes", genannt und galt als ein geheiligter Ort. Oefter bereits hatten um den Besitz derselben unter dem Stamme der Odschibbewäs selbst erbitterte Kämpfe stattgefunden und die Sieger waren Besitzer desselben geworden, bis auch sie vielleicht durch einen neuen Kampf davon vertrieben wurden. Um so mehr war es zu verwundern, daß stets nur eine kleine Abtheilung jenes Stammes ihren Wohnsitz hier aufschlug.

Zur Zeit unserer Erzählung war Mack-tik-no, „Der Schwarzadler", der Häuptling der Otschibbewäs, welche sich auf der Insel niedergelassen hatten, nicht aber der des ganzen Stammes. Er war eine mittelgroße, kräftig schöne Gestalt. Sein Gang war stolz und sicher, seine schwarzen Augen glühten und hatten die Schärfe eines Adlers. Seine Bewegungen waren leicht, geschmeidig und doch verriethen sie eine außerordentliche Kraft. Keiner that es ihm gleich an Schnelligkeit, wenn er ein Wild oder einen Feind verfolgte; keiner durchschnitt die Wogen des Sees mit dem Kanot oder den Armen so gewandt als er, keiner sprang mit solcher Sicherheit und Kühnheit über Schluchten und Felsen.

Der Schwarzadler zählte kaum einige zwanzig Jahre und galt für den besten Jäger in dem ganzen Stamme der Otschibbewäs. Schlauheit, Gewandtheit und Kraft befähigten ihn in gleichem Maße dazu. Sein scharfes Auge erblickte die Fährte eines Wildes und unterschied sie genau, wenn andere noch nichts davon bemerkten. Und auch im Kriege hatte er sich schon bewährt. Er verstand den Tomahawk zu schwingen und seine kurze Büchse fehlte selten ihr Ziel. Dabei besaß er eine Kühnheit und Unerschrockenheit, eine kaltblütige Ruhe in den größten Gefahren, die ihm eine große Zukunft in seinem Stamme verhießen.

Sein Vater war von einem Feinde erschlagen und obgleich erst vierzehn Jahre alt, hatte er nicht geruht, ihn zu rächen. Er hatte das Lager der Seinigen verlassen, zehnmal war die Sonne untergegangen und er war nicht wiedergekommen; man hatte auch ihn bereits für verloren gegeben, da war er am elften Tage erschienen, die Kopfhaut des Mörders an seinem Gürtel aufgehängt. Von seiner Verfolgung, von den endlosen Mühen und Beschwerden, die er erduldet, von dem harten, erbitterten Kampfe mit dem Mörder hatte er kein Wort erzählt, das Siegeszeichen allein und seine abgezehrten Wangen hatten alles verrathen.

Hierdurch war sein Ansehen schnell gestiegen und für immer befestigt. Er hatte bewiesen, daß das Blut eines echten Häuptlings in seinen Adern rann.

Manches Mädchenauge seines Stammes blickte mit stillem, heimlichem Verlangen auf ihn; er war der hübscheste Jüngling unter allen. Es konnte ihm dies nicht entgehen, er schien aber kaum darauf zu achten. Die Jagd und der Fischfang, die häufig wiederkehrenden Kriegszüge gegen feindliche Stämme oder gegen die immer weiter vordringenden Trapper nahmen ihn ganz in Anspruch. Nur einem Mädchen war es gelungen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, nämlich Awhmid-way, „die melodisch Einherschreitende".

Sie führte diesen poetischen Namen nicht mit Unrecht. In ihrem Gange, in all ihren Bewegungen lag etwas Melodisches, Weiches, eine natürliche Anmuth. Awhmid-way war schön. Ihre schwarzen Augen hatten einen wundervollen Glanz, eine Tiefe wie der klare See zwischen den Bergen. Vor allem hatte die Haut ihres Körpers eine Zartheit und einen natürlichen Glanz, gegen welche der feinste Teint einer europäischen Dame matt und todt erschienen sein würde. Trotz ihrer röthlichen Färbung schimmerte überall das feine Roth des Blutes hindurch. Sie wußte es, daß sie schön war und daß kein anderes Mädchen auf der Insel das Haar so zierlich aufzubinden und mit Muscheln zu durchflechten verstand wie sie.

Manch anderer Jüngling hatte sich bereits um ihre Gunst beworben, alle hatte sie zurückgewiesen, denn ihre Augen waren auf den Schwarzadler gerichtet, dessen Hütte von der ihres Vaters nur wenig entfernt war. Wenn Mack-tik-no ihr begegnete, ruhte sein Blick starr auf ihr; er blieb vielleicht einen Augenblick stehen und ein Lächeln glitt über sein Gesicht, das sonst immer den Ernst des Kriegers und Häuptlings zeigte; aber noch nie hatte er ein Wort von Liebe zu ihr gesprochen oder ihr angedeutet, daß er sie zu seinem Weibe haben möchte.

Dennoch wußte sie, daß sie von ihm geliebt wurde. Das Auge eines liebenden Mädchens blickt scharf, ein heimlicher Instinct verräth ihr, wenn sie Interesse eingeflößt. Und es liegt ein unendlicher Zauber in der Stille und Schweigsamkeit, mit der sich zwischen ein paar jungen Indianern die Liebe entwickelt. Ihre Sprache ist auf den Blick ihrer Augen, auf einzelne andere Zeichen beschränkt.

Endlich hatte der Schwarzadler beschlossen, das Mädchen zu seinem Weibe zu nehmen; zuvor wollte er indeß ihre Liebe prüfen. Hart an seiner und ihrer Hütte vorbei floß der Fluß. Sein Kanot, das schönste und zierlichste, welches je eine Indianerhand gearbeitet, lag auf ihm. Mit einem aus Bast geflochtenen Stricke war es an einem Pfosten seiner Hütte befestigt. Er liebte das Kanot; mehr als einmal hatte es ihn schon

über den wildbewegten See geführt; es war leicht, aber aus dem feinsten Holze gefertigt.

In einer stillen Nacht trug er trockenes Holz in dasselbe, zündete es an und zerschnitt den Strick, mit dem es an der Hütte befestigt war. Die Flammen loderten hoch auf, langsam schwamm das Canot den Fluß hinab. Noch hatte es des Mädchens Hütte nicht erreicht, als dieses bereits das Feuer bemerkt und das Boot des Geliebten erkannt hatte. Ohne Zögern eilte sie zum Flusse, sprang hinein, zog furchtlos das brennende Canot ans Ufer und löschte das Feuer, ehe es die Seiten des Bootes ergriffen.

Hinter einem nahen Busche versteckt lag der Schwarzadler und seinem Auge war nicht entgangen, daß Sein Herz schlug rascher und lauter, als er das Mädchen so entschlossen in den Fluß springen sah; sie hatte es nur seinetwegen gethan und er wußte jetzt, daß sie ihn innig liebte; aber er war ein Häuptling, das Weib, welches an seiner Seite leben sollte, mußte mehr als einen Beweis abgelegt haben, daß sie seiner würdig war.

Seine Aufregung gewaltsam niederkämpfend, trat er zu ihr und brachte das Canot zu seiner Hütte zurück. Kein Wort des Dankes kam über seine Lippen, aber sein Schweigen und seine leuchtenden Augen verriethen, was in ihm vorging.

Auch Awhmid-way bemerkte es und kehrte erfreut in ihre Hütte zurück. Sie kannte ja die Sitte ihres Stammes, daß die Liebe eines Mädchens erst durch Zeichen erprobt werden mußte und daß sie kein Wort des Dankes und der Aufmunterung von ihrem Geliebten dafür erhielt. Daß ihr der Schwarzadler eine Gelegenheit gegeben hatte, ihre Liebe zu beweisen, genügte und beglückte sie. Aber auch sie wußte, daß er sich mit diesem einen Beweise nicht zufrieden stellen werde. Das that wol ein gewöhnlicher Krieger, aber nicht ein Häuptling.

Tag und Nacht mußte sie jetzt aufmerksam wachen, um eine zweite ihr dargebotene Gelegenheit nicht unbemerkt vorübergehen zu lassen; denn der meisten Jünglinge Lieben es, außer der Liebe die Aufmerksamkeit und den Scharfsinn der Mädchen, auf welche sie ihr Auge geworfen hatten, auf die Probe zu stellen.

Der Schwarzadler that am folgenden Tage fremd, als ob etwas vorgefallen sei; sein Gesicht blieb ernst, ruhig, wie es immer war. Awhmid-way betrachtete ihn und sein Thun im geheimen mit der größten Aufmerksamkeit — nichts fiel ihr auf.

Da verließ er in der vierten Nacht still seine Hütte und schritt vorsichtig an der ihrigen vorüber. Sie wachte und bemerkte ihn. Er war zur Jagd gerüstet und verließ das Lager. Es lag nichts Auffallendes darin, denn oft brach er während der Nacht zur Jagd oder zum Biberfang auf, um mit der frühesten Morgenröthe an Ort und Stelle zu sein und das Wild auf der Rückkehr von seinen Weideplätzen zu überraschen. Aber eins war ihr doch sofort aufgefallen. Der Schwarzadler war allein, er hatte den großen Hund, den er gegen eine Anzahl Biberfelle von einem Europäer erhandelt und ohne den er selten auf die Jagd zu gehen pflegte, daheim gelassen in seiner Hütte. Sollte er eine Prüfung ihrer Liebe dabei im Sinne haben?

Sie dachte im ersten Augenblick, er könne ihn vergessen haben, und war schon entschlossen, nach seiner Hütte zu eilen und den Hund zu befreien, damit er seinem Herrn folgen könne — doch nein, das konnte es nicht sein. Mac-tid-no war zu ruhig und zu schlau, um irgendetwas zu vergessen. Leichter würde ein Krieger seine Streitaxt daheim gelassen haben, wenn er in den Kampf zog. Der Schwarzadler besaß die Erfahrung und Ueberlegung eines Greises — mit Absicht hatte er den Hund in seiner Hütte zurückgelassen.

Als er am Abend des folgenden Tages noch nicht zurückgekehrt war, glaubte Awhmid-way die ihr gebotene Gelegenheit richtig erkannt zu haben. Als ihre Aeltern schliefen, als es still war im Lager, verließ sie die Hütte und eilte zu der des Schwarzadlers. Sie lauschte, ehe sie eintrat. Alles blieb still, nur das leise Knurren des in der Hütte gefesselten Hundes vernahm sie. Wäre der Geliebte daheim geweilen, er würde auf das Zeichen seines Thieres aus der Hütte getreten sein — er erschien nicht. Rasch trat sie ein und warf dem Hunde die mitgebrachte Nahrung hin — ein ganzes Kaninchen, das ihr Vater am Tage zuvor erlegt.

Hastig, wie von einer unrechten That gescheucht, eilte sie zurück in ihre Hütte. Niemand hatte sie bemerkt. Sie wiederholte es in der folgenden Nacht und noch fünf Nächte darauf, da der Schwarzadler immer noch nicht von der Jagd zurückgekehrt war. Jetzt wußte sie, daß er das Thier, nur um sie zu erproben, zurückgelassen hatte, und ihr Herz schlug freudig, weil sie seine

Absicht errathen hatte. Am Morgen des siebenten Tages endlich schritt der Geliebte, von seinem Hunde begleitet, an ihrer Hütte vorüber. Jede Nacht hatte er sie aus sicherm Versteck beobachtet und jetzt verrieth keine seiner Mienen, was in ihm vorging. Ruhig, ernst grüßte er sie. Da trat ihr Vater aus der Hütte.

„Seit wann", sprach er zu Mack-tik-no, „zieht der Jäger auf die Jagd und läßt seine Waffe daheim? Oder ist dein Hund schlechter als eine Waffe, weil er nur die Spur eines Wildes auffindet und verfolgt, die selbst des Schwarzadlers Auge nicht zu erblicken vermag? Ich habe das Thier in deiner Hütte winseln hören, weil sein Herr auf der Jagd war und es vergessen hatte."

„Vergißt der Biber sein Junges, wenn er auf Nahrung ausgeht?" entgegnete der Schwarzadler stolz lächelnd, indem sein Auge flüchtig über Awhmid-way streifte. „Und wenn der Jäger nun ein Wild verfolgt, bei dem ihm der Hund nur im Wege ist? Des Hundes Nase ist scharf, aber eines Thieres Ungeduld ist größer als die eines Menschen. Der Schwarzadler hat seinen Hund mit Absicht an der Hütte gelassen und hat sein Wild auch ohne ihn erreicht."

Unwillkürlich bezog das Mädchen diese Worte auf sich und erröthete.

„Hat Mack-tik-no nach Bibern gejagt?" fuhr ihr Vater forschend fort. „Sein Canot hat ruhig neben seiner Hütte gelegen."

„Der Biber lebt nicht im Wasser allein", entgegnete der Schwarzadler. „Seine Fährte sucht der Jäger am Ufer und wer braucht auf dem Lande ein Canot? Die Kugel fährt über das Wasser hin ohne Boot und des Schwarzadlers Beute ist nicht im Flusse verlaufen."

Stolz schritt er weiter.

Aus seinem Blick hatte Awhmid-way erkannt, daß sie die Prüfung ihrer Liebe in seinen Augen gut bestanden und im Herzen wünschte sie, daß es die letzte sein möge, um ihr Hoffen um so früher erfüllt zu sehen.

Der Schwarzadler dachte anders. Niemand sollte sagen, daß er ein Mädchen zum Weibe genommen habe, ohne ihrer Liebe gewiß zu sein. Er liebte Awhmid-way glühend, leidenschaftlich, aber er war stark genug, sich dadurch nicht hinreißen zu lassen. Seine Häuptlingsehre galt ihm als das Höchste und hätte sie es verlangt, ohne Andern einer Miene würde er das geliebte Mädchen für immer aus seinem Herzen gerissen haben.

Tage vergingen, ohne daß sich ihm eine Gelegenheit darbot, ihre Liebe eine neue Probe bestehen zu lassen. Da fuhr er in seinem Canot auf die See hinaus. Ihre Wasser waren von einem heftigen Winde stark bewegt und die Wogen drohten die Seiten des kleinen Bootes fast zu zerschlagen. Er dachte nicht daran, wußte er doch, daß sie stark waren und daß sie bereits noch stärkern Wellen widerstanden hatten. Er dachte nicht an Fischfang. Es that ihm wohl, mit dem aufgeregten Elemente seine Kräfte und seine Geschicklichkeit messen zu können; er hoffte, seine eigene Unruhe dadurch zu mildern. In der Hütte war es ihm zu still, zu der Jagd fehlte ihm die Lust, da das geliebte Mädchen alle seine Gedanken in Anspruch nahm.

Da erblickte er sie beim Umfahren einer kleinen Landzunge am Ufer. Er hätte laut aufjubeln mögen vor Freude. War sie ihm gefolgt? Ihre Augen waren forschend auf den See gerichtet — sie mußte ihn erblicken. Ein Gedanke tauchte in ihm auf und schon war er entschlossen, ihn auszuführen. Absichtlich brachte er das Canot durch eine scheinbar ungeschickte Bewegung zum Umsturz und er hörte, wie Awhmid-way in demselben Augenblicke laut aufschrie. Es wäre für seine geübten Arme ein Leichtes gewesen, die Wogen zu überwinden und das Ufer zu erreichen, aber es galt ihm, des Mädchens Liebe auf die schwerste Probe zu stellen.

Er ließ seine Arme scheinbar ermatten, rang mit den Wogen und ließ sich von ihnen bezwingen — da sah er, wie die Geliebte ein am Ufer liegendes Canot mit der Kraft der Verzweiflung in den See schob, hineinsprang und das Ruder ergriff, um ihm zu Hülfe zu eilen.

Seine Augen leuchteten glücklich und glühend auf, hoch erhob er sich über die Wogen und zertheilte sie leicht, fast spielend mit den Armen. In wenigen Minuten stand er an des Mädchens Seite am Ufer. Die Angst hatte ihre Wangen geröthet und ihre dunkeln, großen Augen waren auf den Boden gerichtet.

Schweigend stand der Schwarzadler neben ihr. Stolz und leicht schüttelte er sein triefendes Haar. Da ergriff er des Mädchens Hand.

„Awhmid-way", sprach er, „du hast des Schwarzadlers Canot gerettet, als es brennend an deiner Hütte vorüberschwamm! Du hast, als er auf die Jagd gezogen war, nachts gewacht und seinen Hund gefüttert! Du hast für sein Leben gebangt, als die Wasser es zu vernichten

drohen! Würdest du dich auch in der Hütte des Mack-tick-no glücklich fühlen?"

Da schlug das Mädchen innig lächelnd die Augen zu ihm auf.

„Mein Herz kennt keinen größern Wunsch", erwiderte sie, „als die Sklavin Mack-tick-no's zu sein. Ich würde wachen, wenn er ruhte, und wäre er auf die Jagd gezogen, würde ich an dem Feuer sitzen und es schüren, damit er bei seiner Heimkehr eine warme Stätte in seiner Hütte fände — doch ich bin zu gering für den Schwarzadler. Er ist ein Häuptling und ich bin nur die Tochter eines einfachen Kriegers!"

Des Jünglings Auge blitzte freudig auf.

„Des Schwarzadlers Auge hat längst erkannt, daß du die Schönste seines Stammes bist!" fuhr er fort. „Sein Herz verlangt nur nach der Awhmid-way. Ist es eine Schande für einen Häuptling, daß er die Tochter eines einfachen Kriegers sich zum Weibe nimmt? Ich werde dich von deinem Vater mit so viel Fellen kaufen, daß er reicher ist als mancher Häuptling! Des Schwarzadlers Weib soll nicht um ein Geringes erworben sein! Dein Vater mag viel fordern, ich werde ihm geben wie ein Häuptling, mehr als er verlangt. Mit Biberfellen will ich seine Hütte behängen, mit schwarzen Kaninchen den Weg bedecken, der von Mack-tick-no's Hütte zu der seinigen führt! Und Awhmid-way soll nicht die Aermste als mein Weib sein! Morgen ziehe ich fort auf die Jagd und der Große Geist wird mir die Fährte des Wildes zeigen, daß ich heimkehre reich — dann komme ich zu deinem Vater!"

Des Mädchens Gesicht strahlte im höchsten Glücke.

„Und wie lange wird Awhmid-way den Schwarzadler nicht sehen?" fragte sie.

„Du wirst zehnmal die Sonne aufgehen sehen und meine Hütte leer finden und dann wirst du noch zehn Nächte dich nach mir sehnen und ich werde fern sein! Dann aber werde ich zurückkehren und mein Kanot soll meine Beute kaum tragen können!"

„Und wo wird Mack-tick-no jagen? Daß ich in Gedanken seiner Spur folgen kann und abends bei ihm sitzen, wenn er allein sich ein Feuer anzündet?"

Der Jüngling zeigte mit der Linken nach einer fern schimmernden Bergkette.

„Dort, wo des Jägers Fuß selten den Biber scheucht", entgegnete er, „wo das Wild aus dem Flusse trinkt, der sich in den See stürzt, dort werde ich mein Auge umherschweifen lassen und die Berge sollen mir zurufen, wenn meine Büchse knallt! Dorthin lenke deine Gedanken, wenn sie den Schwarzadler suchen!"

„Darf mein Vater wissen, welches Glück seiner Tochter bevorsteht?"

„Sag' ihm, der Schwarzadler werde in seine Hütte treten, wenn er von seinem Jagdzuge zurückgekehrt sei!"

Er hielt noch immer des Mädchens Hand in der seinigen und blickte der Geliebten fest und innig in die Augen.

„Wird Awhmid-way", fuhr er fort, „während der Schwarzadler an den Bergen jagt, auch keinen andern jungen Krieger in ihr Herz schauen lassen?"

„Awhmid-way", entgegnete sie, „wird still in der Hütte ihres Vaters sitzen wie eine Trauernde. Sie wird die Thür ihres Herzens verschließen halten, bis der zurückkehrt, dem es allein gziemt, darin einzutreten!"

Der Jüngling schwieg. Seine Augen verrieten, daß er vollständig befriedigt war. Rasch nahm er von der Geliebten Abschied, holte sein Kanot, das die Wellen ans Ufer getrieben, stieg hinein und fuhr zu seiner Hütte zurück.

Früh am folgenden Morgen, als die Sonne kaum im Osten emporstieg, sah ihn Awhmid-way still im Kanot, von seinem Hunde begleitet, den Fluß hinabgleiten. Rasch eilte sie ans Ufer und warf ihm eine Schnur mit aufgereihten Muscheln zu. Er fing sie auf, hing sie um seinen Hals und nickte dem Mädchen freundlich grüßend zu. Dann bewegte er rasch das Ruder und in wenig Augenblicken war er ihren Blicken entschwunden.

II.

Awhmid-way blieb traurig zurück. In zweimal zehn Tagen sollte sie den Geliebten nicht wiedersehen, sich nicht erfreuen an seinem stolzen Gange und glühendem Auge. Oefter als sonst schaute sie jetzt an seiner Hütte vorüber und beruhigte sich mit dem Gedanken, daß sie bald an des Schwarzadlers Seite leben werde. Ihrem Vater erhellte sie des Häuptlings Absicht mit und der war gern damit einverstanden, er hoffte einen großen Kaufpreis für seine Tochter.

Da fuhr schon am zweiten Tage nach des Schwarzadlers Entfernung ein Mann in einem Kanot über den See und landete an der Insel. Es war eine große, mächtige Gestalt von vielleicht vierzig Jahren; aber er schritt leicht wie ein

Jüngling und seine kleinen dunkeln, funkelnden Augen fuhren unruhig umher. Den Kopf trug er hoch, stolz. Das Fell eines Pelzthieres bildete seinen Kopfschmuck und gab ihm ein mächtiges, wildes Aussehen. Muschelschnüre hingen um seinen Hals und um seine Hüften. An seinem Gürtel prangten, des Kriegers größter Stolz, neun Kopfhäute und daneben hing das Scalpmesser. Ueber seiner Schulter hing eine kurze Büchse und den zierlich mit Messing ausgelegten Tomahawk trug er in der Linken.

Es war Schawwanossowä, eine echte, stolze und wilde Häuptlingserscheinung. Und er war auch ein mächtiger und gefürchteter Häuptling der Salteaux, eines jenseit des Sees wohnenden Zweiges der Odschibbewäs.

Als er sein Canot am Ufer befestigt hatte, schritt er stolz, langsam, aber mit leichten Schritten dem Lager zu. Mehrere Krieger traten ihm wohlgerüstet, aber mit friedlicher Absicht entgegen. Stolz blieb er vor ihnen stehen. „Es ist Schawwanossowä, der vor den Kriegern steht!" sprach er.

„Wir kennen ‚Das Auge des Sees', den Häuptling der Salteaux", erwiderte einer der Krieger. „Kommt er in feindlicher Absicht auf die Insel?"

„Wird ein Krieger, wenn er in eines Lager eines Feindes tritt, seine Waffe ruhen lassen?" warf der Häuptling ein. „Hat Schawwanossowä sich den Brüdern seines Stammes schon feindlich gezeigt? Doch, haben die Bewohner der Insel keinen Häuptling, der mich in seiner Hütte aufnimmt? Leben sie ohne Schutz und ohne Führer, wenn es zum Kampfe geht?"

„Mack-tick-no ist ihr Häuptling", erwiderte einer der Krieger. „Sein Auge erspäht das Wild, das jenseit des Sees weidet. Seine Füße sind schneller als die des schwarzen Kaninchens; in seiner Hand ruht immer der Sieg, wenn er kämpft."

„Ich kenne den Schwarzadler", warf der Häuptling ein — „er ist ein Jüngling."

„Seine Winter lassen sich noch zählen", entgegnete Awhmid-wawä's Vater, jederzeit bereit, den Ruhm seines Häuptlings zu verkünden. „Er ist ein Jüngling an Kraft und Mund, aber ein Greis an Erfahrung! Sein Rath hat sich noch nie in der Versammlung der Krieger als übereilt erwiesen! Er ist jetzt auf der Jagd und kann den Schawwanossowä in seiner Hütte nicht empfangen. Ist dieser mehr zu Gast, auf der Matte eines gewöhnlichen Kriegers zu schlafen, so steht ihm meine Hütte zu Gebote und ich werde Sorge tragen, daß der Häuptling der Salteaux nicht klagt, wenn er zu den Seinen zurückkehrt und sagt, auf der Insel wisse man seinen Häuptling zu ehren!"

Schawwanossowä nahm das Anerbieten an. Er wollte nur kurze Zeit auf der Insel bleiben, änderte indeß sofort seinen Entschluß, als er Awhmid-wawä erblickte. Seine kleinen Augen ruhten glühend, verlangend auf ihrer lieblichen Gestalt. Seine Frau daheim war alt, dies blühende Mädchen hatte es ihm sofort angethan.

Durch sein Wort verrieth der Häuptling, was in ihm vorging. Er wollte sich erst in seiner ganzen Größe zeigen. An dem Lagerfeuer ausgestreckt, von den Kriegern umringt, erzählte er von seinen Thaten und den Gefahren, die er glücklich bestanden. Die Kopfhäute an seinem Gürtel kannten seinen Ruhm verkündigen. Und viele Abende konnte er so sitzen und erzählen und die Krieger lauschten mit gesteigerter Verwunderung. Wer war seinen Zügen gefolgt, wer hatte die Gefahren mit ihm getheilt? Wer wußte, ob er die Wahrheit sprach? Aber die Krieger glaubten seinen Erzählungen und hielten ihn noch für größer als ihren eigenen Häuptling, den Schwarzadler.

So waren Tage vergangen. Niemand wagte den Fremden zu fragen, wie lange er noch auf der Insel bleiben werde, welche Absicht er mit seinem Besuche verband, das war gegen das geheiligte Gastrecht, und Schawwanossowä sprach sich hierüber nicht aus.

Mit Awhmid-wawä war er täglich zusammen und richtete manch freundliches Wort an sie, sie suchte ihm indeß möglichst auszuweichen. Ihre Gedanken suchten nur den Pfad, auf dem der Schwarzadler schritt, und eine heimliche Furcht hielt sie von dem Fremden fern. Wie blickte er so ganz anders als ihr Geliebter! Er mochte ein großer Häuptling und Krieger sein — sie mochte nichts mit ihm gemein haben.

Da trat er endlich gegen ihren Vater offen mit seiner Absicht hervor. Er versprach ihm so viel Felle als Kaufpreis, daß dieser gern einwilligte und seine Tochter verkaufte, ehe diese etwas davon wußte. Was kümmerte es ihn, ob auch der Schwarzadler sein Auge auf sie geworfen hatte und sie begehrte? Konnte er sich mit Schawwanossowä messen? Hingen an seinem Gürtel so viele Kopfhäute als an dem dieses

Häuptlings? Konnte er wie dieser viele Abende hintereinander bis tief in die Nacht hinein am Lagerfeuer sitzen und nur von seinen Thaten erzählen? Mack-tik-no liebte es nicht, sich selbst zu rühmen — mochte er schweigen, ein Schawwanossewä war er nimmer.

Als Awhmid-wan von des Häuptlings Werbung Kenntniß erhielt, weigerte sie sich hartnäckig, denn ihr Herz gehörte nur dem Schwarzadler. Ihre Aeltern, alle ihre Verwandten suchten sie zu überreden, der Häuptling überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten — sie gab nicht nach. Oft eilte sie fort von den Hütten, ihr Auge sehnsuchtsvoll nach jener Gegend gerichtet, in der der Geliebte der Fährte des Wildes folgte. Käme er doch früher wieder, als er versprochen hatte, denn er allein konnte sie in der bedrängten Lage, in der sie sich befand, befreien. Selbst des Nachts sprang sie unruhig von ihrem Lager auf und eilte zur Hütte des Geliebten, um sich zu überzeugen, daß sie noch leer sei.

Da ihre Aeltern und Verwandte immer mehr drängten, beschloß sie endlich, zu Schawwanossewä's Großmuth ihre Zuflucht zu nehmen und ihm ihre Liebe zu gestehen. Sie folgte ihm, als er das Lager verließ, und an dem Ufer des Sees trat sie zu ihm. Ihr Herz schlug laut, fast bange, als sie sich diesem Manne allein gegenüberfand, er schien ihr ja zu grollen, weil sie seine Werbung zurückgewiesen.

„Wird das Auge des Sees ein offenes Ohr für die Worte eines armen Mädchens haben?" fragte sie schüchtern.

„Sprich, Awhmid-wan!" erwiderte der Häuptling. „Sprich, daß meine Ohren, die noch kein freundliches Wort von dir vernommen haben, sich überzeugen, daß Awhmid-wan auch ein Herz besitzt!"

„Schawwanossewä", fuhr das Mädchen fort, „ist ein großer Krieger und Häuptling! Wohin er kommt, wird sich jede Hütte ihm freundlich öffnen, jedes Ohr wird seinen Erzählungen lauschen, jedes Auge ihn bewundern! Er kann, wenn er in seiner Hütte ein junges Weib zu besitzen wünscht, unter den schönsten Töchtern seines Stammes wählen, weshalb hat er sein Auge auf Awhmid-wan geworfen, deren Herz bereits einem Manne gehört?"

„Und wem gehört es?" forschte der Häuptling.

„Mack-tik-no", erwiderte sie, „ist in die fernen Berge zur Jagd gezogen, um den Kaufpreis für mich zu erjagen. Sein Mund hat zu mir gesprochen, daß ich seine Hütte mit ihm theilen solle."

„Ist das Auge des Sees geringer als der Schwarzadler?" fiel der Häuptling mit bitterm Lächeln ein. „Seine Hütte sieht nicht aus wie die eines gewöhnlichen Kriegers; er besitzt vielleicht mehr Biberfelle, als der Schwarzadler in seinem Leben gesehen hat! Schawwanossewä ist reich und seine Frau hat es gut!"

„Wird ein Häuptling ein Mädchen zu seiner Frau nehmen, ohne daß er ihre Liebe erprobt hat, ebenein, wenn er weiß, daß ihr Herz einem andern Manne gehört? Schawwanossewä ist großmüthig, er wird das Glück eines armen Mädchens nicht vernichten."

„Awhmid-wan weiß zu sprechen und wenn Ohr ist nicht taub für ihre Worte", erwiderte der Häuptling. „Meine Hütte wird nicht leer bleiben, wenn ich nach einem Weibe begehre. Wohin ist der Schwarzadler?"

„Nach jenen Bergen, wo das Wild aus dem Auge trinkt, bevor er sich in den See stürzt."

„Und wann hat er versprochen, wieder in seine Hütte zu treten?"

„Als er schied, in zweimal zehn Tagen", erwiderte das Mädchen.

„Dann werde ich nicht mehr auf der Insel sein!" fuhr der Häuptling fort. „Sage zu dem Schwarzadler, daß Schawwanossewä das Gastrecht seiner Krieger genossen habe und daß Friede zwischen uns sein werde, wo wir uns auch begegneten. Jenseit des Sees werde stets für ihn eine Hütte geöffnet sein!"

Das Mädchen war entfernt, kein Argwohn stieg in ihr auf, selbst des Fremden bitteres Lächeln bemerkte sie nicht einmal. Würde sie sonst den Pfad des Geliebten verrathen haben? Nur an seine Heimkehr dachte sie und an das Glück, ihm dann anzugehören.

Noch an demselben Tage verließ der Häuptling die Insel. Awhmid-wan's Vater war erbittert, um so froher sie selbst. Ihr Herz schlug wieder unbefangen und leicht.

III.

Schawwanossewä lenkte seinen Kahn nicht zu seiner Hütte zurück — ein finsterer Plan hatte ihn erfaßt. Das liebliche Mädchen der Insel vermochte er nicht zu vergessen, er wollte sie besitzen — das Hinderniß, welches ihm im Wege stand, schreckte ihn nicht zurück.

Mit größter Eile suchte er die fernen Berge

Heinrich.

Sie trägt von mir den Verlobungsring.

P. Fels.

So weit? Wie kamſt Du aber darauf, ſie preiszugeben?

Heinrich.

Es war über mich ein winterliches froſtiges Gedanken-Leben gekommen: eine kalte nach dem Blendenden und Witzigen haſchende Frivolität verſchneite den Frühling meiner Gefühle. Jetzt, wo ich dem Leben nicht mehr Trotz biete, thaut die Decke auf und ich ſehe einen lachenden Reichthum grüner Lenzeskeime wieder aufblühen, die nun für mich verloren ſind.

P. Fels.

Beſitzeſt Du nicht eine Frau, die Dich liebt und Deiner Gegenliebe würdig iſt?

Heinrich.

Sie iſt die Mutter meiner Kinder.

P. Fels.

O, mehr, mehr iſt ſie Dir!

Heinrich.

Ich werde mein Weib nie betrüben —

P. Fels.

Sonſt aber warſt Du ein Philoſoph. Heinrich, Du wußteſt Dich zu beherrſchen.

zu erreichen, ehe der Schwarzadler zurückkehrte. Tagelang suchte er dessen Spur auf mit dem Scharfsinn eines Wilden, der die Fährte seines Feindes aus dem niedergetretenen Grase, aus dem abgestreiften Thau oder dem leichten Fußtritt auf dem sandigen Grunde eines Baches erkennt, dessen Auge nie ruht und dessen Ohr jeden Ton der Wildnis kennt. Endlich glaubte er sie gefunden zu haben; noch war er indeß in Zweifel, da er nie zuvor die Länge von dem Fuße des Schwarzadlers gemessen hatte; da entdeckte er in geringer Entfernung auch die Spur seines Hundes, den der Jäger mit sich genommen, und mit erneuertem Eifer folgte er diesen Zeichen. Einmal aufgefunden, verlor er sie nicht wieder aus den Augen. Sie schienen noch frisch zu sein. Eifriger und ungestümer kann kein Hund der Fährte eines angeschossenen Wildes folgen als er diesen Zeichen. Endlich erblickte er den Schwarzadler und sofort erkannte er ihn. Mit der Jagdbeute dieses Tages beladen, sah er ihn sorglos dahinschreiten. Keinen Augenblick war er im Zweifel, daß er sie zu seinem Lager, welches zugleich seine übrige Jagdbeute enthielt, bringen werde.

Er verbarg sich und folgte ihm.

Der Abend dämmerte bereits, als der Schwarzadler sein Lager erreichte. Auf einem Hügel neben der hinrauschenden Flute lag sein Gemach; in ihm barg er seine Beute, dann machte er sich daran, ein Feuer anzuzünden, an dem er sich niederstreckte.

In geringer Entfernung lag Schawwanossowä im Verstreck. Keine Bewegung des Schwarzadlers entging ihm, starr hielt er seine kleinen, stechenden Augen auf ihn gerichtet. Er hatte seinen Tod längst beschlossen, aber wie ein Jäger mit Ruhe den günstigsten Augenblick zum Schuß abwartet, zögerte auch er. Ohne Kampf wollte er ihn tödten, heimlich, unerwartet.

Als der junge Häuptling ruhig sein Abendbrot verzehrt hatte und sich zum Schlaf neben dem Feuer ausgedehnt hatte, kroch Schawwanossowä leise, vorsichtig näher. Kaum 20 Schritt war er noch von ihm entfernt, alles schien günstig für ihn zu sein, selbst der Lufthauch, sodaß des Jägers Hund ihn nicht wittern konnte. Da spannte er langsam den Hahn seiner Büchse; das Knacken des Schlosses klang trotzdem ziemlich laut in der Stille ringsum. Und der Schwarzadler sprang in demselben Augenblick empor. Diesen Ton kannte er zu gut, sein scharfes Ohr hatte ihn vernommen. Mit seiner Büchse in der Hand stand er da, seine Augen suchten die Finsternis zu durchdringen. Schon näherte sich sein Hund, da legte der Mörder hastig an, er schoß und sah den Jäger niederstürzen. Ein zweiter Schuß hallte laut in der Nacht wider. Hatte sein Finger im Todeszucken die gespannte Büchse abgeschossen? War sie beim Niederstürzen losgegangen?

Der Hund stürzte sich auf den Mörder seines Herrn, ein rascher Schlag mit dem Tomahawk machte ihn für immer unschädlich. Der Indianer schritt auf den Erschossenen zu. Er lebte noch und seine dunkeln Augen blickten glühend, drohend auf seinen Mörder. Er war nicht im Stande, sich zu erheben, aber sein Zug seines Gesichts verriet den Schmerz. Kaum hatte sich Schawwanossowä ihm bis auf wenige Schritte genähert, als der Schwerverwundete ihn erkannte. Er versuchte sich aufzurichten — vergebens. Da griff er nach seinem Skalpmesser und es schwirrte durch die Luft. Schawwanossowä hatte es früh genug bemerkt — behend war er zur Seite gewichen und das Messer streifte nur seine Brust. Hätte es ihn getroffen, er würde nimmer in seine Hütte zurückgekehrt sein.

Ein hohnisches Lächeln glitt um seinen Mund.

„Der Schwarzadler", rief er, „wird seine Insel nie wiedersehen. Kwhmid-wan wird in Schawwanossowä's Hütte leben."

Ein lauter, gellender Schmerzensschrei unterbrach ihn. Einen Augenblick lang starrte der Jüngling seinen Feind glühend an, dann suchte er einen neben ihm liegenden Feuerbrand zu erfassen, aber der Häuptling kam ihm zuvor, ein Schlag seines Tomahawk spaltete ihm den Kopf.

Ohne einen Laut sank der Schwarzadler todt zurück. Der Häuptling untersuchte ihn, lief sich dann gleichgültig neben ihm nieder und verzehrte die Reste seines Mahls. Mit geschicktem Schnitt trennte er die Kopfhaut des Erwordeten und hing sie an seinen Gürtel.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Echte Perlen.

Von Emil Klinger.

I.

Seit den ältesten Zeiten haben sich die echten Perlen, welche in gewissen Muscheln des Meeres und der Flüsse gebildet werden, die Aufmerksamkeit der Menschen durch das angenehme und

glänzende Aeußere, das sie dem Auge darbieten, wenn sie mit regelmäßiger Form den eigenthümlichen sanften Regenbogenglanz vereinigen, erworben; seit den ältesten Zeiten ward deshalb die Perle als ein Sinnbild des Keuschen, Reinen und Schönen angesehen und ebenso weit gehen deshalb auch die Grübeleien der Menschen über den Ursprung der Perlen zurück. Die verschiedenartigsten Vorstellungen haben sich in dieser Richtung gegenseitig abgelöst, von den phantastischen, wenn auch schönen Volksdichtungen an, daß die Perlen Thränen gefallener Engel oder auch Thautropfen des Himmels wären, welche in Mittsommernächten in den Schoß des Meeres niedergefallen oder während der Nacht von den Muscheln aufgefangen würden, indem sie ihre Schalen öffneten u. s. w., bis zu der großen, gewiß weniger schönen, aber sicher der Wahrheit näher kommenden Vorstellung, daß die Perlen nur krankhafte Bildungen seien, nach Beschädigungen des Thieres erzeugt oder während der Krankheit desselben hervorgebracht und deshalb mit Nierensteinen und andern ähnlichen harten Massen in den Körpern der höhern Thiere zu vergleichen seien.

Die Menschheit bedurfte einer langen Entwickelung, um einzusehen, daß man das Werden an sich nicht errathen, aber auch nicht unmittelbar sinnlich beobachten, sondern nur aus der Beschaffenheit des Gewordenen erschließen könne. Hellere Einsicht in das Wesen der Perle erlangte man daher erst in der neuern Zeit nach Vervollkommnung des Mikroskops. Der erste Satz, den wir demselben verdanken, ist der, daß die Perlen dieselbe Bildung wie die Muschelschale haben. Die Schalen aber werden vom Mantel abgesondert; wir müssen daher diesem Theile des Thieres vor allem Aufmerksamkeit schenken.

Der platte, von den Seiten her zusammengedrückte kopflose Körper des Muschelthieres wird nämlich von zwei seitlichen Blättern eingeschlossen, welche hart an der innern Fläche der Schale anliegen und der Mantel genannt werden. Die beiden Mantelblätter sind an ihrem ganzen Rande hin frei und erscheinen nur an dem Schloßrande der Schale und an dem Sacke, der die Eingeweide umhüllt, angewachsen; sie umgeben daher das ganze Thier wie ein loser, oben geschlossener Sack. An dem formlosen, unschönen Thierkörper ist nur der für die Perlenbildung wichtige Umstand zu erwähnen, daß das Adersystem, das besonders im Mantel und in den Eingeweiden sehr verästelt ist, sich fast nach außen öffnet, indem das farblose Blut in durchaus wandungslosen Kanälen fließt, sodaß das Thier außer den Speisen, die es durch den Mund verschluckt, auch Wasser und die darin aufgelösten Nahrungsbestandtheile unmittelbar in sein Blut einführen, natürlich aber auch sich willkürlich einen Aderlaß veranstalten kann, ohne eine Verwundung zu bedürfen. Die Structur des Mantels selbst ist nicht vollkommen ermittelt. Die Hauptmasse der dünnen, an den freien Rändern verdickten Mantelblätter besteht aus mannichfach gekreuzten Sehnen und Muskelfasern, die von vielen Gefäßen und Nerven durchzogen werden. Auf seiner innern Fläche ist der Mantel von stets flimmernden Wimpern besetzt, die sich überhaupt auf fast allen Oberflächen, innern wie äußern, der Muschelthiere vorfinden und für das Athmen und Ernähren derselben von der größten Bedeutung sind. An dem Mantelrande sowie an der äußern Fläche desselben finden sich drüsige Bildungen, welche zur Absonderung der Stoffe dienen, aus denen die Schale zusammengesetzt ist. Man findet deshalb in den Zeiten, wo die Schalenbildung besonders lebhaft ist, eine milchige Flüssigkeit in dem Mantelrande, die mit Säuren aufbraust und vielen Niederschlag von kohlensaurem Kalk enthält.

Die Muschelschalen selbst bestehen nun bei allen denjenigen Thieren, welche Perlen liefern, wie die Seeperlmuschel, Flußperlmuschel, Miesmuschel u. s. w., aus drei verschiedenen Schichten, die von außen nach innen in folgender Ordnung sich erkennen lassen. Die äußerste Schichte der Schale wird von einem zerreiblichen, meist schwarzbraungrünen Ueberzuge von hornartiger Natur, der Oberhaut, gebildet, die aus dünnen Blättchen besteht, in denen das Mikroskop feine Bildungstheile von regelmäßiger Form zeigt. Auf diese Schichte folgt nach innen hin eine zweite, die aus unzähligen winzigen hornigen Säulchenzellen zusammengesetzt ist, welche mit Kalkmasse gefüllt sind und die ziemlich senkrecht auf den andern Schichten stehen. In dieser Lamellenschichte sind hauptsächlich die verschiedenen Pigmente abgelagert, welche manche Muschel so herrlich färben. Die Ablagerung dieser Farbstoffe machte es möglich, zu bestimmen, daß der Mantelrand allein diese Schichte absondere. Muscheln nämlich, welche über dem Mantelrande verletzt wurden, ersetzen den Substanzverlust ihrer Schalen durch eine Masse, welche der ungefärbten Schichte der innern Schale entspricht; geschieht aber die Verletzung am Mantelrande, so erhält die Ersatzstelle die

Farbe, welche der Mantelrand an der verletzten Stelle beſitzt. Die feine innerſte Schalenſchichte hat einen mehr blätterigen Bau und eine gleichförmige Grundmaſſe, welche äußerſt fein gefaltet erſcheint und durch die Brechung des Lichts den eigenthümlichen Perlmutterglanz hervorbringt, welcher ſo vielen Muſcheln eigenthümlich iſt. Daß die Perlmutter den größten Theil ihrer unvergleichlichen Schönheit nicht ihrem Stoffe verdankt, welcher nichts iſt als Kalk, ſondern lediglich den zarten Unebenheiten ihrer Oberfläche, weiß man durch Brewſter. Nach den Unterſuchungen des Dr. von Heßling ſind dieſe Unebenheiten nicht Furchen, wie man bisher geglaubt, ſondern zickzackförmige, an das Moiré der Kleiderſtoffe erinnernde ſaumartige Anſätze der dünnen Kalktäfelchen, die ſich etwa ſo verhalten mögen wie dünne Lagen eines durchſcheinenden Lacks, die man mit abgerupften Pinſelſtrichen lückenhaft aufeinander legt. Auf dieſen zarten Terraſſen ſind noch feine netzartige Linien angedeutet, die wahrſcheinlich den Abklatſch der Manteloberfläche darſtellen.

Die Oberhaut- und Lamellenſchichte einer Muſchelſchale wird alſo vom Mantelſaume, die Perlmutterſchichte jedoch von der äußern Mantelfläche abgeſondert. Unterſuchen wir nun den innern Bau einer Perle, ſo finden wir, daß derſelbe, ähnlich den Häuten einer Zwiebel, aus lauter concentriſchen Schalen beſteht, welche um einen Mittelpunkt herum, ein Sandkorn, Krümchen u. ſ. w., abgelagert ſind. Dieſe verſchiedenen Schalen beſtehen aber nun entweder ausſchließlich aus einer einzigen der obenerwähnten Muſchelſchalenſchichten oder aus einer Verbindung von mehreren, die ſich oft in buntem Wechſel ablöſen. Eine lediglich aus Oberhaut- und Lamellenſchichte beſtehende Perle iſt dunkelfarbig und matt; ſind dieſe unedeln Schichten nur von einer dünnen Perlmutterſchichte umhüllt, ſo ſcheinen ſie durch und geben der glänzenden Perle eine braune oder grüne Farbe; ſind ſie aber von einer größern Zahl von Perlmutterlagen umfangen oder beſteht gar die Perle vollſtändig aus Perlmutterſtoff, dann beſitzt ſie die ſchönſte Milchweiße und das reinſte Waſſer.

Die reinſten Perlen findet man in der Seeperlmuſchel; unſere Perlen ſind meiſt gefärbt, namentlich ſchmutzig-rothbraun oder grün. Jedoch findet man auch hin und wieder in der Elſter in Sachſen, Wettawe in Böhmen, Ilz in Baiern u. ſ. w. Perlen, welche den ſchönſten orientaliſchen an Reinheit des Waſſers nichts nachgeben. In Europa ſind die vollkommen weißen Perlen am geſuchteſten und diejenigen, welche etwas ins Bläuliche fallen; die Juden, Araber und Chineſen ziehen dagegen die von gelber oder gelblicher Farbe vor; letztere ſind auch dauerhafter, da die rein weißen, auf der bloßen Haut getragen, mit der Zeit durch das Eindringen des Schweißes etwas von ihrem Glanz und ihrer Reinheit verlieren.

Man unterſcheidet freie und angewachſene Perlen. Die letztern, die ſogenannten Barocco- oder Phantaſieperlen, haften an der Schale und haben ſtets eine ſo unregelmäßige Geſtalt, daß ſie zu Perlenſchnüren untauglich ſind. Sie entſtehen offenbar ſo, daß der Mantel, gereizt durch die Unebenheiten einer verletzten Schale, über der wunden Stelle reichlicher abſondert und die Vertiefung derſelben ausfüllt und überwölbt. Räthſelhaft aber iſt die Bildung der freien Perlen, die man häufig vollkommen rund (Tropfen- oder Perlenaugen) in den Adern oder in dem Mantel oder in den Hohlräumen des Thieres verſteckt findet.

Ein italieniſcher Naturforſcher, Ph. de Filippi, Profeſſor in Turin, veröffentlichte im Jahre 1852 mikroſkopiſche Unterſuchungen über die Perlen und Eingeweidewürmer, namentlich über die Ixien, welche in den Perlenmuſcheln leben, und zeigte, daß die Muſchel Perlenmaſſe in den Säcken oder Futteralen abſetzt, worin ſie, gleichſam wie in einem Gefängniß, den Eingeweidewurm einzuſchließen ſucht; er bewies, daß der hohle Raum in den Perlen gerade ſolche Säcke ſind, um welche ſich, Schichte auf Schichte, die Perlenmaſſe allmählich gelagert hat; innerhalb aller kleinern Perlen, den ſogenannten Perlenſamen, hat er mit Leichtigkeit den eingeſchloſſenen Eingeweidewurm, der gewöhnlich ein Ixie war, gefunden. Die Perlen würden hiernach größtentheils mit den Maſſen von Kalk und andern unorganiſchen Theilen zu vergleichen ſein, welche in den höhern Thieren oft an den Wandungen der Säcke abgeſetzt werden, worin namentlich die Blaſenwürmer eingeſchloſſen liegen und die „verkalkte Eingeweidewürmer" genannt werden.

Dr. Küchenmeiſter, deſſen glänzende Entdeckungen über den Generationswechſel der Eingeweidewürmer, namentlich der Bandwürmer, bekannt ſind, unterſuchte bald darauf die Perlenmuſcheln der Elſter im ſächſiſchen Voigtlande und fand in mehreren Perlen derſelben zwar keine

Eingeweidewürmer, aber Reste einer Wassermilbe (Limnochares anodontae) als Kerne. Th. von Hessling, der viele hundert Flußperlenmuscheln aus bairischen Bächen untersuchte, fand nie ein Schmarotzerthier im Thierleibe, nie eine Milbe als Kern. In einigen Fällen traf er im Innersten der Perle ein zerlegtes Pflanzentheilchen oder ein Sandkörnchen, meist aber blos Krümchen der körnigen, aus Kalk, organischer Substanz und Farbstoff bestehenden Masse, welche die Schalenoberhaut bildet. Welcher von den drei Forschern recht habe, ob einer oder alle (was nicht unmöglich ist, da Filippi nur italienische Anodonten, Küchenmeister blos sächsische und Hessling nur bairische Flußperlenmuscheln untersuchte), steht dahin. So viel aber ist gewiß, daß die Perle nicht das Erzeugniß des regelmäßigen Lebens, sondern eine Art Krankheitsproduct ist. Das Thier wird durch irgendein fremdartiges Körperchen, welches in seinen Leib eingedrungen ist, gereizt, Perlenmasse an Stellen abzusondern, wo es im gesunden Zustande nicht geschieht. Ist dies nun aber der Fall, so liegt die Frage sehr nahe, ob man es nicht künstlich zur Perlenerzeugung veranlassen könne.

Der berühmte Linné soll die Kunst der Perlenerzeugung verstanden haben. Nach Bachmann's „Geschichte der Erfindungen" hat derselbe wirklich im großen auf künstliche Weise Perlen hervorgebracht, aber er hielt das nähere Verfahren dabei geheim. Sein Geheimniß soll er jedoch später, nachdem er es vergebens der Regierung angeboten hatte, in einem versiegelten Packet einem Kaufmann in Gothenburg für 1000 Kupferthaler, ungefähr 500 Dukaten, verkauft haben. Dieser ließ sich mit dem Bewußtsein genügen, der einzige im Besitz dieser Kunst zu sein, und er versuchte es nicht, sie in Ausführung zu bringen. Seine Erben sollen es für 500 Banknthaler oder weniger das versiegelte Geheimniß ausgeboten haben, jedoch vergebens.

Man hat hier und da versucht, künstliche Perlen hervorzubringen. Man verletzte zu diesem Zweck die Schalen durch Anbohren oder außerdem durch Einführung von Metallspitzen in das Bohrloch; man verwundete das Thier selbst oder brachte runde Körperchen zwischen Mantel und Thierkörper ein. Diese künstliche Perlenerzeugung hat indeß nie recht glücken wollen; wie fein und regelmäßig auch die Wunden waren, welche man der Muschel beibrachte, wie rund und regelmäßig man auch die kleinen Körper zu machen sich bemühte, welche man hineinbrachte, und wie gleichförmig man diese auch mit der Perlenmasse selbst zu machen sich bestrebte, indem man kleine feine Kugeln dazu benutzte, welche aus der Perlmutterschicht der Schale gedreht waren, so haben doch diese künstlich erzeugten Perlen sich niemals in der Regelmäßigkeit der Form, der Glätte der Oberfläche und besonders nicht in dem eigenthümlichen Farbenschmelz mit den natürlichen Perlen messen können. Am weitesten scheinen die Chinesen in dieser Kunst gekommen zu sein und sie sollen recht gute Perlen von Halbkugelform hervorbringen können; aber diese sollen von den Kennern durch ihren Glanz von den natürlichen leicht zu unterscheiden sein. Eine überwiegende Menge derselben hat einen kleinen, regelmäßig hohlen Raum und es scheint also, als ob die festen Körper in der Regel den Organismus zu stark reizten, sodaß sich die Perlenmasse nicht mit der nöthigen Ruhe um sie ablegen konnte; diesen hohlen Raum haben mehrere für die innere Höhlung eines Eies ausgegeben und zu den obengenannten zahlreichen Ansichtungen über den Ursprung der Perlen gehört auch die, daß jede Perle um ein Ei der Muschel, das sich verirrt hatte und an die unrechte Stelle gekommen war, gebildet sei.

In China sollen sich gegen 1000 Familien damit beschäftigen, im Mai Pillen aus Erde oder Metall sowie kleine Gegenbildchen aus Elfenbein oder Perlmutter zwischen Mantel und Schale der dortigen Teichmuschel (Mytilus cygneus) zu schieben. Nicht wenige Muscheln sterben an der Operation, die überlebenden werden im November geöffnet. Daß wenigstens einzelne der eingebrachten fremden Körper mit hübschem Perlglanz überzogen werden, sollen die auf der londoner Industrie-Ausstellung befindlichen Perlen bewiesen haben. Die Bildung einer wirklich runden, allseitig überzogenen Perle dürfte aber sehr selten, vielleicht nie erzielt werden. Mehr Aussicht auf Herstellung regelmäßiger Perlen würde, falls die Theorie richtig ist, auf die er sich stützt, Küchenmeister's Vorschlag haben. Er glaubt durch künstliche Einbringung von Milben oder deren Eier das Muschelthier zur Perlbildung anregen zu können.

Weniger leicht und unter allen Umständen eine complicirtere Verfahrungsmethode würde die sein, welche von Filippi angeregt wurde, die Flußperlenmuschel mit Eingeweidewürmern anzustecken. Die Entwickelung der Eingeweidewürmer

zeigt nämlich viele Eigenthümlichkeiten; wir wissen, namentlich von den Ästen derselben, mit ziemlicher Gewißheit, daß sie innerhalb der Muschel nicht fortpflanzungsfähig werden und daß sie, um dies zu sein, in andere und höhere Thiere, der Analogie nach wahrscheinlich in Fische oder Kröten, übergeführt werden müssen. Erst aus den Eiern dieser verpflanzten Äste kommen dann Junge, die wieder auf die Muscheln zurückgeben und in diesen die Perlbildung hervorrufen können, wenn nämlich die stärkere Natur der Muschel die eindringenden Feinde überwältigt und es ihr gelingt, sie in starke Perlmuttergefängnisse einzuhüllen. Es komme also darauf an, ausfindig zu machen, in welchen höhern Thieren die Eingeweidewürmer der Perlenmuschel in der Regel ihren fortpflanzungsfähigen Zustand erreichen, und mit diesen muß man alsdann die Gewässer bevölkern, in welchen die Muscheln leben. Es muß allerdings in einer Dame eigenthümliche Gedanken erregen, in ihrem schimmernden Halsbande Geschöpfe zu beherbergen, deren Mutter die Wanderung durch Frosch- und Krötenleib gemacht haben und die selbst als ekelhafte Schmarotzer in einem Muschelthiere in ein glänzendes Gefängniß eingekapselt wurden — jedoch Schneppendreck ist für Gourmands auch eine Delikatesse und sieht noch lange nicht so schön aus als eine edle Perle.

Glücklicher als mit der künstlichen Erzeugung echter Perlen ist man mit der Darstellung falscher gewesen. Die Kunst, echte Perlen nachzuahmen, schreibt man allgemein einem Perlenfertiger von Rosenkranzen, Namens Jacquin, zu, welcher im Jahre 1656, gegen das Ende der Regierung Heinrich's IV., lebte. Derselbe bemerkte einst auf seinem Landhause zu Paris, als er in einem Kübel Fische von der Gattung der Weißfische (Leuciscus alburnus) wusch, daß der Ueberzug, welcher sich durch die Reibung von den Bauchschuppen derselben loslöste, dem Wasser einen silbernen Schmelz ertheilte. Erkennend, daß dieser Silberschimmer ganz den Schmelz der Perlen hatte, kam er auf die Idee, die einzelnen Stäubchen durch einen zähen Schleim miteinander zu verbinden, mit dieser Flüssigkeit, der er den Namen Essence d'orient gab, das Innere kleiner dünner Glaskugeln auszugießen und dieselben dann vollends mit Wachs zu füllen. Nach diesem Verfahren, welches jetzt noch im allgemeinen dasselbe ist, bereitet man jetzt Perlen von so wunderbarer Schönheit, daß selbst die bewährtesten Kenner dieselben nicht ohne eingehende Prüfung von echten unterscheiden können. Die Herren Sowary und Rosbach in Paris, die sich als die besten Nachahmer der Edelsteine auszeichnen, werden neben Constant Balès und Lopard als die größten Meister in künstlichen Perlen gerühmt. Wie groß der Verbrauch solcher künstlicher Perlen ist, kann man daraus ersehen, daß allein von Paris aus jährlich für über eine Million Francs ins Ausland verführt werden und der Umsatz in Frankreich ebenfalls ein sehr bedeutender ist. Man verkauft dieselben in Reihen von 40 Centimeter Länge nach dem Dutzend; die Preise eines solchen variiren nach dem Grade der Schönheit und Größe. Besonders große Perlen jedoch sowie die Baroqueperlen werden nach dem Stück verkauft.

Die Schönheit und der Werth der echten Perlen werden durch ihre Größe, tadellose Form, ferner durch ihre feine Politur (ohne Rauheiten), Durchscheinenheit (Wasser) und Glanz bedingt. Diese Eigenschaften, vereinigt mit einem gewissen Gewicht, beispielsweise 10 Karat (1 Karat = $^1/_{12}$ Loth Köln), lassen sie enorme Preise erreichen, im Verhältniß zu den niedrigen Preisen der ganz kleinen, welche nach der Unze verkauft werden. Am meisten geschätzt sind die vollkommen runden oder rein birnenförmigen von schöner weißer Farbe. Die Baroqueperlen (unregelmäßigen) werden nur in Polen und Spanien geschätzt und angewendet, bei uns erlangen dieselben erst einigen Werth durch eine geschickte Anwendung im Schmuck, wodurch ihre Fehler verdeckt werden. Perlen mit stark ausgesprochener Färbung haben, außer den rosenfärbigen, welche von Ceylon kommen, ebenfalls keinen Werth. Die Preise sind im allgemeinen nach Größe, Schönheit und Seltenheit am Platze äußerst veränderlich. Unter gewöhnlichen Verhältnissen kostet eine Perle

von 1	Grän	= $^1/_4$	Karat	4	Francs,
„ 2	„	= $^1/_2$	„	10	„
„ 3	„	= $^3/_4$	„	25	„
„ 4	„	= 1	„	50	„

Unter dem Gewichte von 1 Grän verkauft man die Perlen nach der Unze. Die allerkleinste Sorte, die sogenannten Staubperlen, werden, wenn sie schön rund sind, immer noch mit 120 Francs die Unze bezahlt. Sind die Perlen jedoch schwerer als ein Karat, so werden sie nach dem Stück verkauft und es gilt hier im allgemeinen dieselbe Regel wie bei den Diamanten. Man multiplicirt die Summe der Karate (das Gewicht

der Perle) mit sich selbst und das erhaltene Product mit der für das erste Karat festgesetzten Summe. Ist z. B. eine Perle 6 Karat schwer (= ¾ Loth), so würde diese, das erste Karat zu 50 Francs gerechnet, also 6 × 6 × 50 Francs = 1800 Francs kosten. Eine der größten in Europa bekannt gewordenen Perlen, La Peregrina, die Unvergleichliche genannt, wog 126 Karat und hatte die Form einer Birne. Hergegeben von Calais brachte sie im Jahre 1628 aus Indien. Als er sie Philipp IV. König von Spanien verlegte und dieser ihm fragte, wie er sein ganzes Vermögen an einen Gegenstand von so eingebildetem Werth hätte setzen können, erwiderte er: „Sire, ich dachte, daß es in der Welt einen König von Spanien gäbe, der mir dieselbe abkaufen würde." Eine andere große Perle von Gestalt und Größe eines Taubeneis wog 134 Grän und kam von Panama. Sie gehörte Philipp II. von Spanien und wurde auf 80000 Dukaten geschätzt, während die vorige für 80000 Dukaten gekauft wurde. Kaiser Rudolf II. bezahlte nach Boetius von Boot eine Perle von 180 Grän und nicht viel geringer war die, welche Kaiser Napoleon I. in Berlin raubte und welche, durch Lemonnier in eine Brosche gefaßt, in der pariser Ausstellung von 1855 glänzte. Die berühmte Perle des Schah von Persien von 1 Zoll 4 Linien Höhe und 11 Linien Dicke wurde im Jahre 1633 auf 1,000000 Francs geschätzt und die des arabischen Fürsten von Muskat auf 800000 Francs. In welchem Ansehen übrigens die Perlen noch heutzutage stehen, können wir daraus schließen, daß der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen seiner Braut, der Princeß-Royal von England, Victoria, ein Collier von 52 Perlen als Brautgeschmeide schenkte, welches auf 500000 Francs geschätzt wurde.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Frau von Oberkirch.

In einem Aufsatz der „Unterhaltungen" (Nr. 22 dieses Bandes): „Schiller's Laura", wird zur Ergänzung einer Mittheilung über die Gräfin Hohenheim der Memoiren der Baronin Oberkirch, einer Dame aus dem Elsaß, gedacht und zugleich die Meinung ausgesprochen, daß sie schwerlich von den Lauragedichten gewußt, überhaupt sich mehr mit ihren pariser Bekanntschaften als mit der deutschen Literatur beschäftigt habe.

Beides mag zugegeben werden, außer allem Zusammenhang aber mit denselben stand die vornehme und feingebildete Dame nicht.

Ich ziehe aus ihren vielfach anziehenden Aufzeichnungen, die außerordentlich reich an novellistischen Stoffen sind, zwei Stellen aus, die dies beweisen werden.

Es ist im Jahre 1776; sie schreibt:

Goethe wirkte mit seine „Gedichte", welche mich nicht weniger lebhaft berührte als sein „Werther". Ich schwärme vor diesem Dichter. Wenigstens zweimal hab' ich sein Trauerspiel: „Götz von Berlichingen", mit immer neuem Genusse gelesen. Er hat sein Studium in Straßburg vollendet. Bei der Durchreise der Dauphine, jetzt unserer geliebten Königin Marie Antoinette, befand er sich hier. In seinem Begleitschreiben sagt er mir: „Ich bitte Ihnen meine Gedanken, daß sie Ihnen doch einen angenehmen Augenblick gewähren möchten." In meiner schriftstellerischen Laufbahn — sonst ein traurig Handwerk — bin ich glücklich genug gewesen, vielen Ehrenmännern zu begegnen, die hochherzigen, vielen schönen Seelen, in deren Zahl ich Sie mitzurechnen liebe. Als Sie zuerst schrieb ich, was am tiefsten mir Geist und Herz bewegt. Danach werden Sie begreifen, daß ich für Sie schreibe. Ich glaube auch Ihnen dies Bekenntniß trauen zu dürfen, daß Sie nachsichtig aufnehmen werden. Leben Sie so glücklich, als man es nur mit einem Herzen wie das Ihrige sein kann und zählen Sie mich gänzlich immer unter die ergebensten Ihrer Diener. Goethe. Weymar, 12 Mai 1776." (Memoiren, I, 85.)

Und später:

Bei meiner Ankunft in Straßburg wurde ich angenehm überrascht. Merland, dem Goethe von mir erzählt hatte, schickte mir einige Nummern seines Journals, worin er sehr anziehende Aufsätze schrieb. Außer ein sehr ausgezeichneter Professor der Universität Erfurt, wohnte er seit einigen Jahren in Weimar, die Erziehung des jungen Prinzen zu leiten. Er zählte erst 40 Jahre und sein Talent voll Feinheit und Anmuth wuchs mit jedem Tage. Ich habe ihm einen freundschaftlichen Brief geschrieben; er gefiel ihm, wie es scheint, denn er antwortete:

„Weymar, 12. November 1776.

„Hochgeehrte Baronin!

„Die außerordentliche Güte, mit der Ew. Gnaden (vielen gütigen sagt der Text) mich versichern, daß Sie über meine Kleinheit, Ihnen einige Nummern des „Deutschen Merkur" zugesendet, nicht erzürnt sind, läßt mich meinerseits Ew. Gnaden versichern, daß ich keinen passenden Augenblick finde, Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeugen. Wie beneide ich meinen Freunde das Glück, gnädige Frau, Sie persönlich zu kennen und von Ihnen gekannt zu werden! Sollte mir je dies letztere Glück zu Theil werden, dann könnte ich vielleicht hoffen, daß Ew. Gnaden die Achtung, die Sie jetzt aus Ehrgeiz, nicht mit Gerechtigkeit dem Schriftsteller widmet, auch dem Menschen beilegen schenkt. Erlauben Sie, hochgeehrte, gnädige Frau, mich in Gehorsamkeit und Ehrfurcht Ihnen sehr gehorsamer Diener zu nennen. Wieland." (Memoiren I, 83.)

Sonst finde ich leider keine weitere Spur die-

ses interessanten literarischen Verkehrs in den Memoiren der Baronin. Diese Worte mögen indeß ihre Geltung noch bezeugen:

„Ich hatte immer die gewaltsamen Menschen gerne und hätte ich ein größeres Vermögen besessen, hätte ich die Rolle eines Mäcenas gespielt!“

E. L.

Anregungen.

Shakspeare und die Katheder-Aesthetik.

Seit Jahr und Tag hat der Herausgeber dieser Blätter über Shakspeare Ansichten ausgesprochen, die sich unserer ästhetischen und literargeschichtlichen Praxis gegenüber nicht Bahn brechen konnten.

Letztere betrachtet Shakspeare wie einen Dichter, der einen Stoß Papier nahm, die Feder anspitzte, seine Werke von Anfang bis zu Ende so niederschrieb, wie A. W. von Schlegel und Ludwig Tieck sie später deutsch herausgaben, dann die Rollen ausschreiben und von seinen Schauspielern wörtlich auswendiglernen und darstellen ließ. Der unsterbliche Dichter thronte in seiner Theaterbude, dem „Globus“, über seinen Umgebungen majestätisch und unnahbar. Er schrieb jedem Witz, jedes Lied seinen Komikern vor; er setzte nie bei der dritten oder vierten Vorstellung eine Scene hinzu oder ließ eine andere weg; Burbadge, der den Richard oder Lear spielte, stand vor ihm so demüthig wie nur Graff oder Oels in Weimar vor Sr. Excellenz dem Herrn Geheimrath von Goethe.

Daß aber selbst Goethe, eben weil er dem Theater so nahe stand und mit der Vollmacht betraut war, auf seiner Bühne thun zu können, was er wollte, seinen Götz dreimal umschrieb, seinen Egmont sogar von andern „bühnengerecht“ machen ließ, Tasso dreimal umarbeitete, Iphigenie aus Prosa in Verse übersetzte, Stella zu verschiedenen malen mit verschiedenen Ausgängen der Fabel, bald mit, bald ohne Tod herausstreichen ließ, sollte unsere Katheder-Aesthetik und Katheder-Literaturgeschichte über die seltsame Verbindung der praktischen Scene mit dem dichterischen Genius klug machen. Gervinus, der im Hinnehmen des gedruckten Shakspeare, des sogenannten Gesammelte Werke Shakspeare, ein erster Meister ist, gesteht doch selbst zu, das demjenigen, der Shakspeare's Werke immer in lebendiger Anschauung auf der Bühne zu sehen bekäme, noch viel von einer heidelberger Studirstube nicht geahnte Ideen aufgehen müßten. Natürlich sind dies bei ihm nur immer noch mehr Wunder des primitiven Nachdenkens und Schaffens über — einem leeren Bogen Papier.

Unsere Ansicht hat niemals die erhabene Größe Shakspeare's bestreiten wollen. William Shakspeare tauchte im londoner Theaterleben als ein mittelmäßiger Schauspieler auf, der sich plötzlich überraschend bewährte, als man seine dichterische Ader erkannte und ihm fremde Stücke zum Um- und Ueberarbeiten gab. Dies Amt hat er unter den londoner Schauspielern und Theaterdirektoren lange betrieben, bis er auf eigenen Füßen stand und selbständig dichtete. Er dichtete unmittelbar für eine Bühne, die er selbst in Unternehmen nahm. Er dichtete für seine Garderobe, für seine Decorationen, für seine Gagen, die er zahlen und herausbringen mußte. Er war heimisch in einer Welt, in welche sich Schiller und Goethe, vollends Herr Horn und Gervinus erst künstlich versetzen und das Graufe, darunter eben die Theorie, erst mit bunten Farben überziehen müssen. Die Umgebung und Lebenstage Shakspeare's brachte, das ist unser Satz, mindestens einen großen Theil der Möglichkeit seines Genius mit sich; sie half ihm.

Wir sind wenige gewesen und haben vom zweierlei Dichtmethoden jener Zeit gesprochen, einer gleichsam, die wol auch, wie bei Ben Jonson geschah, alles bis aufs Jota fertig an die Schauspieler abliefernde, und einer natürlich praktischen, die ohne gerade Commedia dell' arte zu sein, eine Blüte des Zusammenlebens der dichterischen Phantasie mit dem täglichen Bedürfnis der Bühne war. Shakspeare's Werke sind nicht zu seinen Lebzeiten gedruckt. Sie wurden den Souffirbüchern seines Theaters entnommen. Sehe ich nun jeden ein dreißig Jahre lang gebrauchten Souffirbuch einer Bühne an! Es sieht wahrlich nicht so aus wie Shakspeare's sämmtliche Werke in Einem Bande in Goldschnitt gebunden. Wir haben immer behauptet und geben auch noch jetzt unsere Meinung nicht auf, daß die Clowns sich ihre Späße zum großen Theil selbst machten. Shakspeare ist zwar höchst erbittert gegen diese Unsitte. Er läßt sie von Hamlet aufs schärfste rügen. Es fragt sich aber, ob er die Energie, die er bekanntlich als Mensch nicht besaß, als Theaterdirektor hatte. Seine Natur war der Hamlet's verwandt und — des Unerfahrenen, das seine größten Verehrer wegwünschen, gibt es doch genug in seinen Mündelreihen genug.

Der große Schöpfer und Regierer des Ganzen in seinen Dichtungen blieb Shakspeare unbestreitbar, wenn sie auch nach und nach die Illusion eines dreißig Jahre alten Souffirbuchs wurden. Er selbst nahm sie nach der Anschauung vom Zuschauerraume aus oft neu wieder vor, fügte Scenen ein, änderte da und dort, berücksichtigte die Wünsche und Bedürfnisse seiner Darsteller, schrieb unter der fühlbar eingreifenden moralischen Nachhülfe der Darstellungsgegenstände, die er brauchte und die seiner Imagination eine Scene wie die des Lear mit Gloster und dem Narren auf der Heide nur überhaupt als möglich erscheinen ließen. Shakspeare wäre mit einem Wort nicht ganz das geworden, was er war und ist, wenn er nicht unter den ganz eigenthümlichen Bedingungen, unter denen er lebte, gedichtet und geschaffen hätte.

Deshalb haben wir seit zwanzig Jahren diese

Ansicht ausgesprochen und wiederholen sie, obgleich dafür schon oft gerügt? Um Shakspeare's Genius herabzuwürdigen? Nimmermehr! Nur deshalb, 1) um den Satz zu beweisen: Laßt die Dichter in ein intimeres, in beschränkendes Verhältniß zur Bühne treten und ihre Leistungen werden wachsen an nachhaltiger Kraft und Bedeutung; und 2) faßt den Genius überhaupt natürlicher und harmloser auf.

Da ist eine Schrift über Hamlet erschienen: „Psychologische Aufschlüsse über Shakspeare's „Hamlet" von D. Derffrich" (Bremen, Schünemann, 1859)." Sie ist geistvoll und brav in jeder Beziehung. Aber das hat sie mit allen sachlichen ästhetischen Schriften über Shakspeare gemein, daß sie immer sagt: Das wollte der Dichter — „das entwickelte er so — da hatte er diese Absicht, da jene —".

Im Gegentheil. Shakspeare nahm beim Hamlet ein altes Theaterstück und bearbeitete es neu, zunächst des Stoffes wegen. Die Anekdote als solche hat einem Theaterdichter, der Publikum anziehen muß, das erste Recht. Später legte sich der Reiz des Werkes fest; es war ein namenloser, die Kritik entwaffnender, unausgesprochener Reiz. Nun erst vertiefte und verbreiterte sich der Dichter in seiner Arbeit, dehnte und weitete sie durch Einlagen im Stil dieses Reizes immer mehr aus und so entstanden 1) die auffallenden Ungleichheiten des Stücks in seinen verschiedenen alten Ausgaben, denn „Hamlet" wurde nach einer Veruntreuung schon vor Shakspeare's Tode gedruckt, und 2) entstanden nachträgliche secundäre Motivirungen.

Diese gibt aber unsere Katheder-Aesthetik für die primären aus. Taxirt der Monolog: „Sein oder Nichtsein?" in das ganze Stück? Es ist ein sekundärer Zusatz, der die Thatlosigkeit Hamlet's erklären soll, jene Thatlosigkeit, die anfangs nur als fast accompli der Fabel dastand (Verstellung in Wahnsinn) und dann eine principielle Begründung empfing in einer später „eingelegten Arie", wie man zu sagen pflegt.

Wir wollen z. B. den Verfasser hören. Er sagt, der „eigentliche Mittelpunkt" und der „Schlüssel" des Stücks läge in Hamlet's Worten (Act I, Scene 5), wo er von dem „bösen Male in der Naturanlage" des Menschen spricht (nach des Verfassers Uebersetzung):

So ist's auch oft bei Fall mit einzelnen Menschen,
Daß wegen eines bösen Males in ihrer Naturanlage
Wie in ihrer Geburt (wofern sie selbst nicht schuld
Da unsre Natur nicht ihren Ursprung wählen kann)
Durch die Uebermeisterung irgendeiner Seite ihrer Lompernamente
(Wogegen oft die Tugenden und Schatzen der Vernunft machtlos sind),
Oder durch eine gewisse Angewöhnung, die zu sehr
Die Formen gefälligen äußern Benehmens überschwellen läßt,
Daß diese Menschen, sage ich, den Stempel eines Fehlers tragen,
Der der innern Natur als Form dient, bis Schicksals
Sterne ist

Sterne sind ihre Tugenden auch rein wie Gnade,
So unendlich, wie sie Menschennatur auch verträgt,
Im allgemeinen Urtheil trifft sie doch der eine Tadel an,
Dies Unrechten Uebel
Leicht allen sonstigen Preis ihrem Gehalt oftmals
Zu seiner eigenen Schande aus.

Diesen gesperrt gedruckten Worten gemäß, welche die Grundidee des Stücks aussprechen sollen, legt uns der Verfasser das böse Mal in Hamlet's Natur dar, das sein Schicksal bildet. Der Zwiespalt in unsers Helden Natur, sein böse Mal seiner Geburt, dessen Stempel, wie geringfügig auch in seinem Ursprung, alle seine edle Sinnlage zu Grunde richte, äußert sich nach dem Verfasser in zwei negativen Erscheinungen, auf die alle Einzelheiten zurückzuführen seien. Shakspeare bezeichne sie in ihrer Allgemeinheit mit „Nichtsagenkönnen" und „Nichtsthunkönnen". In ersterer Beziehung stehe dem Hamlet der Werther Faustus, in letzterer Fortinbras, der Mann der That, gegenüber; u. s. w.

Ist das nun nicht, erwidern wir, eine reine Ex post-Erklärung? Hat sich Shakspeare diesen ersten übereilten Grundriß, diese gesuchten Gedankengänge gemacht, als er die Geschichte von einem Sohn auf die Bühne brachte, der seinen Vater durch eine Verstellung rächen wollte?

Es ist höchst anerkennenswerth, wie der Verfasser aus diesem seinem Mittelpunkte des Stücks heraus die „Symmetrie" nachweist. Ein Beweis, wie der Verfasser in Hamlet's Charakter als psychologischen Typus eindringt, ist es, daß er dessen einziges, ihn lähmendes Bereuen und Reflektiren nicht sowol die Ursache, als vielmehr die Folge seiner Unmacht sein läßt. Hamlet sagt bekanntlich „So macht Bedenken Feiglinge aus uns allen, daß wir lieber die gegenwärtigen Uebel tragen, als zu andern, uns noch unbekannten flüchten, und so wird die frische Farbe des Entschlusses mit dem bleichen Anwurf des Bedenkens überkränkelt, und Anläufe voll großen Nachdrucks und Ernstes durch diesen Rückblick wenden ihre Strömung seitwärts und verlieren den Namen der That." In diesen so von ihm übersetzten Worten findet der Verfasser die Spitze von Hamlet's Wesen und sagt: „Das Bedenken, dies lähmende Rückblicken, welches seinem Anlauf den Nachdruck nimmt, in der Gleichzeitigkeit, wie es unsern Helden in allem, im großen wie im kleinen, nach außen wie nach innen beherrscht, ist es, wissenschaftlich betrachtet, die Ursache oder nur die Folge seiner Unmacht? Wir möchten für letzteres entscheiden" u. s. w., u. s. w.

An sich alles ganz recht! Das ist die Kritik über Hamlet, die — Shakspeare gleichfalls fühlte und erst ex post in sein Werk hineinlegte. Diese Reflexionen waren ihm im ersten Entwurf nicht gegenwärtig. Er schrieb einen dänischen Brutus, d. h. einen Sohn, der sich wahnsinnig stellt, um seinen Vater zu rächen. Alles, was sich auf diese That und Absicht bezieht, war sein erstes Werk, seine erste Anschauung des Stoffes. Die Motivirungen dann aber, die unsere Kathedar-Aesthetik, wie auch z. B. in dieser Schrift,

ist das Primäre gibt, diese Betrachtungen über productive Thatkraft, Mäßer in der menschlichen Natur u. s. w. waren bei Shakspeare selbst schon das Gerundete und vielleicht nicht einmal in den ersten Vorstellungen des Hamlet schon vorhanden. Der Herausgeber dieser Blätter kann es nicht beweisen, daß bei Hamlet's erster Vorstellung der Monolog „Sein oder Nichtsein" und die vielen monologen Selbstanklagen und pragmatischen Selbstrechtfertigungen des Helden noch fehlten, aber er glaubt es.

Schließlich wolle man diese unsere Hypothese aufnehmen wie eine jede andere kunstästhetische auch, die z. B. Homer zu einer Gesellschaft von Homeriden zu machen, und wolle nicht von Herabsetzung sprechen. Wir wiederholen sie deshalb, weil wir, namentlich durch die Schillerfeiertage, von einer sein schulmäßigen, die Dichter gleichsam schon gedruckt zur Welt kommen lassenden, alles individuelle und harmlos natürliche Sein derselben mit pomphaften Redensarten ausschmückenden Lutherer Aesthetik wahrhaft wieder überflutet werden.

Die Geschichte der „Leipziger Zeitung".

In unserer jubiläumsreichen Zeit konnte es nicht auffallen, daß vor kurzem auch das zweihundertjährige Jubiläum einer Zeitung gefeiert wurde.

Wie bedeutsam die Gedankenreihen sind, die sich an das Leben und die Geschichte einer Zeitung anknüpfen, beweist die von dem gegenwärtigen obern Dirigenten der „Leipziger Zeitung" herausgegebene Jubelschrift „Geschichte der »Leipziger Zeitung« von C. T. von Wiseleben" (Leipzig 1860). Diese interessante Chronik führt in angenehmer Darstellung den Leser in die Anfänge der deutschen Publicistik zurück, wo es trotz bloßer Curiositätenjägerei in praxi doch an einer höhern Auffassung des Zeitungswesens in der Theorie nicht ganz mangelte, wie wenigstens ein Brief des ersten Herausgebers der „Leipziger Zeitung", Timotheus Ritzsch, an den Herzog Johann Georg zu Sachsen bekundet. Regenten und Staatsmänner werden in diesem interessanten Actenstücke zur Ergänzung ihrer mangelnden Erfahrung auf die Geschichte alter und neuerer Zeit verwiesen. „Also hat Alexander Homeri Gedichte, ein Werk in der That voller poetischen Zierrathen; Scipio Xenophontis Lectionem; Brutus Polybii Schriften; Pabst Clemens der Siebende den Tacitum, Xavier Carl der Fünfte des Commines Aufzeichnung, und der Große Heinrich in Frankreich, wie auch der Marschall Piero Strozzi Caesars Werke eingenommen und sich solche geeignet zur Exercitie der Vorsicht, als davon sie genugsam angefüllet. Vor allen aber ist sich zu befleißen auf diejenigen, so sich nächst oder auch mit unserer Zeit zugetragen; Denn die Gleichheit zwischen selben und denen täglichen Handlungen unterweist am geschwindesten, welcher gestalt sie auf füglichste zu practiciren."

Das ganze Buch ist ein Beitrag zur Culturgeschichte. Da nichts so sehr den Zeitgeist spiegelt als die Zeitungen, so wirft man bei Lectüre derselben einen lehrreichen Blick in die seltsamen Wandelungen des Zeitgeistes und in die Fortschritte desselben. Und an Zeitungsenten hat es schon vor 200 Jahren nicht gefehlt. Ergötzlich ist der aus dem Jahrgang 1732 in der Beilage Nr. 9 mitgetheilte Bericht von einem in dem Walde bei Fontainebleau gefangenen unbekannten Thier, „gleich einem Wolff, aber mit einem Rachen, lang herausshängenden Zungen, und Füße eines Greiffens. Dieses ungeheure Monstrum hatte innerhalb Jahres-Frist, mehr als 140 Menschen theils aus denen umliegenden Dörffern, theils von andern mehr daselbst durchgereisten Personen, erbärmlicher Weise zerrissen und aufgefressen ..... Nebst der ungewöhnlichen Grausamkeit dieses Thieres hat man auch wahrgenommen, daß seine hintern Füße, eines Löwens, oder Greiffens gleich, die vordern aber eines Bären, der Kopf eines Wolffs, der Bauch und Schweiß aber eines Windspiels, ungeachtet es im Freyen jederzeit ganz unerschrocken gewesen und auf einmal die größten Menschen aufgefressen hat, sich auch wol nicht allezeit daran begnügen lassen." Also schon damals die complete „Seeschlange"!

Die „Leipziger Zeitung" ist ein Regierungsorgan, aber von größerer Freiheit als das „Dresdener Journal". Eine anerkannte Bereicherung ihres Inhalts wurde seit einigen Jahren eine wöchentlich zweimal erscheinende „Wissenschaftliche Beilage".

Gedanken

von Daniel Stern.

Es gibt eine Menge kleiner Wahrheiten, die, wenn man sie übertreibt, ganz erschreckliche Lügen werden.

* *

Eine schöne Unterhaltung ist die, die einer Gondelfahrt in Venedig gleicht. Man sieht alles, Kirchen, Paläste, hört den Lärm des Rialto, das Läuten von allen Glockenthürmen — die Gondel aber fährt still und lautlos dahin. So soll man Conversation führen.

* *

Ein liebenswürdiger Geist ist derjenige, der seine Behauptungen nur innerhalb der nothwendigsten Grenzen aufstellt.

* *

Es gibt eine Art zu sprechen, die nicht correct ist, nicht logisch, nicht künstlerisch und doch anziehend. Geistvolle Schriftsteller pflegen sich in der Unterhaltung so — „gehen zu lassen".

Für die Schillerstiftung sind beim Dresdener Vorstand ferner eingegangen: 2a Thaler in Agr. durch Herrn Gutsverwalter Hantelmann als Gabe des Schillervereins Gemeinde zu Gudow in Obermecklenburg.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 27.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Voltaire in Sanssouci. Von Karl Frenzel. — Das Judenmädchen. Erzählung von Fr. Friedrich IV. — Ochse Perlen. Von Emil Klinge. II. — Religiöse Forschung. Von Julius Frauenstädt. — Philosophie der Zukunft. — Das Klavier. — Neue Romane und Novellen. I. — Gedanken von Daniel Stern.

Voltaire in Sanssouci.

Von Karl Frenzel. *)

— — Im Ausgang des Jahres 1742 wohnte Voltaire nach dem Tode der Marquise du Chatelet in Paris.

Schon war die tragikomische Stimmung, in die ihn dieses Ereignis gestürzt, dem Drang seiner Thätigkeit, der Unruhe seines Geistes gewichen.

Seiner leichtbeweglichen Feder entströmen wieder Verse, Schmeicheleien, Angriffe, Tragödien — bunt und wirr durcheinander.

Nur behagt ihm Paris nicht; der Hof erweist ihm nicht genug Ehre; der kalte, gleichgültige, ewig gelangweilte Ludwig XV. ist an dem Dichter, der ihm nach einer Oper zu seiner Ehre mit der Frage entgegengetreten: „Ist Trajan zufrieden?" schweigend vorübergegangen.

Aber welcher Dämon der Eitelkeit heißt auch Voltaire in diesem König einen Trajan suchen, wo ihm der „Alexander und Salomo des Nordens", Friedrich II. von Preußen, schreibt: „Sie sind wie der weiße Elefant, um dessen Besitz der Schah von Persien und der Großmogul Krieg führen; wer ihn endlich erlangt, vermehrt seine Titel mit der Angabe dieses Besitzes. Wenn Sie hierher kommen, sollen Sie an der Spitze der meinigen stehen: Friedrich von Gottes Gnaden König von Preußen, Kurfürst von Brandenburg, Besitzer von Voltaire" —? Gibt es ein Mittel, solchem Zauber zu widerstehen? „Ach", hat der Dichter selbst einmal gesagt, „sonst schmeichelte mit den Königen, hier schmeichelte ein König mir!"

Von fern gesehen schimmert dies Sanssouci mit seinen sechs Terrassen, die allmählich entstehen, mit seinen Orangenbäumen, Antiken des Cardinals Polignac, seinen Marmorvasen, Bildern von Pesne, dem Flötenspiel eines Königs und den Soupers, die wenigstens im Gelächter nichts denen der Götter nachgeben, wie ein verzaubertes Eiland. Hier ist die größte Ruhe, die höchste Freiheit, eine Gesellschaft und ein Genuß, wie sie sich am besten für einen doch schon den sechziger Jahren zueilenden Manne geziemen. Die Romantik ist vorbei, Liebschaften mit Adrienne Lecouvreur, mit Jaire-Gaussin, selbst die „unvergängliche Freundschaft" mit der „göttlichen Emilie" dahin! Es lebe fortan die Philosophie! Ging jener Plato nicht zu Dionys von Syrakus, der nicht halb so viel Schlachten gewonnen als Friedrich und entschieden noch schlechtere Verse machte als diese etwa:

Wenn auf Erden deine Seele
Weilt nicht mehr,
Welche Zukunft wartet deiner,
Göttlicher Voltaire!

*) Zweiter Artikel der in Nr. 13 dieser Blätter begonnenen Schilderung „Voltaire's Gedenktage".

Heinrich
(mit banger nach Feſtigkeit ringender Stimme).

Verlaſſen Sie ſich darauf, Fels — nie — nie — Gott iſt mein Zeuge — werd' ich mein Weib betrüben; verlaſſen Sie ſich darauf. (Weich) Aber, es hat mir doch ſo unendlich wohl gethan, daß ich endlich eine Bruſt gefunden, in die ich mein Herz ausſchütten konnte.

P. Fels.

Und gewiß, das ſchon wird der Anfang zur Heilung ſein. In Dichtungen lieſt man wohl von der unwiderſtehlichen Macht der erſten Liebe: aber wir in unſern praktiſchen Verhältniſſen! Reiß Dich von dem Gedanken los!

Heinrich.

Ich reiße mich los! Ja, nun wage ich es, da ich ein Herz kenne, das meine Leiden verſteht und wo ich im Spiegel meiner Reue wagen kann, mich ſelber wieder anzublicken.

P. Fels.

Solche Fälle kommen ja heut' zu Tauſenden vor. Mache nun nicht mehr die Einſamkeit zu Deiner Vertrauten, ſondern jetzt, wo Du Dein Herz erleichtert haſt, tritt unbefangen und freundlich Deiner Gattin entgegen.

Heinrich
(ruhiger).

Gab ſie Ihnen einen Auftrag, mich auszuforſchen?

Die zu Füßen sich die Nachwelt,
Die sie flicht, die Zeit,
Sie verbrüderte im voraus
Schon Unsterblichkeit.

Ueberdies hatten sich der Held und der Poet zu wiederholten malen schon gesehen.

Ihr erstes Begegniß hätte Hogarth malen sollen; es ist im Schlosse Moyland bei Cleve am 11. September 1740, in einem abscheulichen, kläglich eingerichteten Gemach des verfallenen Gebäudes; der König liegt im Fieber auf einem Feldbett, im blauen Rocke; ein einziges Licht warf seinen flackernden Schein über die kahlen Mauern, das bleiche Gesicht des Königs, als Voltaire eintrat. Indeß sie erkannten und verstanden sich gleich an den Augenblicken ihrer Augen; in deren Glanz konnte, wie alle, die sie beide gesehen, einmüthig bekennen, niemand lange schauen, ohne die seinen niederzuschlagen. Entzückt voneinander, begrüßt Friedrich zu Ausgang desselben Jahres seinen Freund und „Lehrer der Beredsamkeit" zu Berlin und feiert ihn mit Festen, die nur — leider auch die Aufführung von „Cäsar's Tod" — der verhängnißvolle Brief aus Wien am 20. October mit der Todesnachricht eines andern Cäsar unterbrach. Nun folgen Schlachten, Siege, Eroberungen und dazwischen die Briefe, die fast alle Monate von dem einen zum andern gehen; wie eine Sternschnuppe fällt dann noch einmal Voltaire, angeblich mit einer diplomatischen Sendung, 1743, in Berlin auf sechs Tage nieder — „von denen jeder", schreibt der König an Jordan, „mich 550 Thaler kostet" — und die nicht ohne gewisse kleine Reibungen bleiben, da der Dichter in Troubadourlaune der Prinzessin Ulrike eine zierliche Liebeserklärung gemacht hatte. Nun, man weiß, wie es der König mit seinen Schwestern und deren Rittern hielt und was uns der arme Trenck davon erzählt. Damals flog der Sturm mit einigen französischen Versen vorüber und nach Voltaire's Abreise dauerte die Correspondenz in der alten Weise fort. Man lobt, man besingt sich gegenseitig; jeder Brief nennt den einen Marc Aurel, den andern Homer und Virgil. Etwas vom Löwengeschlecht haben beide, sie zeigen einander die Tatzen. „Machen Sie mir keine Vorwürfe über die on dit! On dit ist die Zeitung der Thoren", sagt der König. „Sie sind ein ganz verr — — Marc Antonin!" entgegnet der Dichter; „mit der einen Hand beschützen, mit der andern fragen Sie!" Es wäre ein Irrthum, wollte man in diesem Briefwechsel Aufklärungen, auch nur Andeutungen der höchsten Fragen der Kunst, des Lebens suchen; dazu war Voltaire zu geistreich oberflächlich, zu sehr vom Haupt zur Sohle nur eine glänzende Quecksilbersäule und Friedrich ohne tieferes Verständniß der Poesie. Auch der erhabenste Genius nimmt die Form seiner Zeit an und es erscheint als ebenso klägliche und unwürdige Huldigung, Friedrich von dem geistigen Zopf und den Schnörkeleien des Rococo befreien zu wollen. Nein, so wenig die „Henriade" eine „Ilias", so wenig ist Friedrich ein Alexander. Auf dem Schlachtfelde und noch mehr in seinem einsamen Schlosse die Welt lenkend, gleicht er jenem Julius Cäsar; wenn er sich den Vergnügungen seiner Mußestunden hingibt und die „neun Schwestern des Parnasses" anruft, ist er ganz wie Hadrian — eine Mischung wunderlichster Eigenschaften und Seelenkräfte, die sich eben nur harmonisch — unter dem Zopf gehalten konnte. So währte der Briefwechsel zwischen ihm und Voltaire bis zum Tode Emiliens fort. Mit den Gedichten, die Voltaire verbessern muß, kommen zuweilen einige Flaschen Ungarwein, ein Päckchen Pillen, die Krankheiten des Poeten zu heilen. Der erste Streit, der ausbricht, wird durch das Stillschweigen Voltaire's noch glücklich beseitigt. Der König ist mit der „Semiramis" und dem Schatten des Ninus nicht zufrieden:

Thränen weint' ich um Semiramis,
Und mein Herz der Freundschaft schlägt;
Doch das Schaudern der Geisterwelt
Rührt als Mitleid mir erregt —

noch weniger mit der Widmung des Trauerspiels an den Cardinal Quirini. „Philosophen glauben nicht an Gespenster", aus den Knittelversen geht es in die Prosa über. Zuletzt überwiegt dann auf beiden Seiten das Verlangen, sich näher kennen zu lernen, die Gewohnheit langjährigen Verkehrs, die Unmöglichkeit der Trennung. Die Bitten des Königs werden dringender, das Widerstreben Voltaire's schwächer. Allein seine Prätensnatur gibt ihm beständig neue Ausflüchte ein, läßt auch vielleicht seinen Willen selbst in Schwankungen hin- und herirren. Erst bittet er um den Orden pour le mérite, „um ein Stückchen schwarzen Bandes", dann würde es natürlich sein, daß er nach Sanssouci eile, „sich zu bedanken". Eine Woche darauf erschreckt ihn das Klima — „ein Land, das seinen Weizen aus Magdeburg beziehen muß"; ihn zu beruhigen, sendet man ihm Melonen aus den Gärten von Potsdam. Darget,

gar in Versen „ein Zeugniß", daß „seit zwei Monaten in Sanssouci eine italienische Hitze sei und man dort so gut wie in der Türkei Aprikosen esse". Auch die Geldfrage wird geregelt: der König stellt ihm einen Wechsel auf 4000 Reichsthaler zur Reise aus und begleitet sein Geschenk mit einer „poetischen" Epistel, in der er seine Erwerbung Voltaire's mit Jupiter's Liebe zu Danae vergleicht. Diese Verse, fortwährend in die kleinlichsten Angelegenheiten des Lebens gewoben, geben allen Briefen ein wunderliches und buntscheckiges Ansehen; es ist — ich kann den Ausdruck nicht zurückhalten — etwas an die chinesischen Pagoden und buntbemalten Porzellanfiguren Erinnerndes darin, beinahe wie die Schönpflästerchen auf den Wangen und Stirnen der Rococodamen. Aber der entscheidende, letzte Grund, der Voltaire zur Abreise bestimmte, ist denn doch noch ein anderer gewesen. Eines Morgens — er liegt noch im Bett und Maupertuis ist bei ihm, tritt einer seiner Freunde, Thiriot, ein, „mit sardonischem Lächeln und dem nasalen Ton eines Kapuziners" erzählt er, daß ein junger französischer Poet, Arnaud, vom König in Potsdam mit offenen Armen empfangen worden sei, daß der König eine Epistel an ihn gerichtet habe. Er gibt sie Voltaire; der liest achtelzuckend, mitleidigen Blicks bis zu den Worten:

Während Voltaire's Genie fliegt,
Steigt dem Morgenrot zugeneigt . .

mit einem Sprung ist er aus dem Bett und nun im Gemach umher mit jenen halb wilden, halb possirlichen Sprüngen, die nun einmal auch wegen Voltaire's schlanker und kleiner Gestalt an einen Affen erinnerten, immer rufend: „Und ein König schreibt solche Dummheit? Wenn er sich doch nur um seine Regierung kümmern wollte! Aber ich werde ihm zeigen, Menschen kennen zu lernen!" Keine Abmahnung der Freunde, die eine dunkle Ahnung von seinem Misgeschick schon im voraus beunruhigte, hielt ihn länger zurück — er fordert von Friedrich den nöthigen Vorspann, der wieder nichts Besseres zu thun findet, als diesen „ausgedienten Postillonspferden" — „Sandkracken" ist der brandenburgische Provinzialismus — die Flügel des Pegasus zu wünschen, während Ludwig XV. dem Dichter, der seine Befehle einholt, kalt und verächtlich den Rücken wendet.

Am 10. Juli 1750 traf er denn endlich, lange erwartet und ersehnt, in Potsdam bei dem König ein.

Wie glänzend seine Phantasie sich auch immer diese Zusammenkunft ausgemalt hatte, die Wirklichkeit befriedigte alle seine Wünsche. Mit 2000 Thalern Pension für ihn, 1000 Thalern für seine Nichte, Madame Denis, die in Paris blieb, und mit einem Orden glaubte Friedrich den Besitz und Umgang dieses einzigen Menschen nicht zu theuer erkauft zu haben. Es gab in Friedrich's Seele, wie sehr ihn auch die Unglücksfälle und Täuschungen späterer Jahre betrüben, seinen Leib wie sein Herz krümmen mochten, einen Schatz reichsten Gefühls, das zuweilen bis zur Sentimentalität sich steigerte und bei dem Tode der Markgräfin von Baireuth in ergreifendster Weise, in den Thränen sich äußerte, die er über Racine's und Voltaire's Dichtungen vergoß; eine außerordentliche Sehnsucht nach ewiger, unverbrüchlicher Freundschaft, da ihm die Liebe zu den Frauen schon frühzeitig kosperlich wie geistig verleidet war. Suchte der König auch schwerlich diese Herzensbefriedigung in Voltaire, so hoffte er doch von ihm eine beständige Anhänglichkeit, eine stete Bereicherung seines Geistes, den geistvollsten Umgang, tiefe und langdauernde Anregung. Nicht nur mit Geschenken, gleichsam durch die Verpfändung seines königlichen Wortes beruhigte er den für die Zukunft vielfach Besorgten; er schreibt ihm am 23. August 1750: „Ich würde in Verzweiflung sein, das Unglück meines Freundes zu verursachen, wie konnte ich da das Misgeschick eines Mannes wollen, den ich achte, liebe und der mir sein Vaterland und das Theuerste auf Erden opfert? Nein, mein theurer Voltaire, könnte ich voraussehen, daß Ihre Uebersiedelung zu mir nur im geringsten zu Ihrem Nachtheil ausschlagen würde, ich selbst riethe Ihnen zuerst ab! Ja, ja, ich würde Ihr Glück dem außerordentlichen Vergnügen vorziehen, das mir Ihre Gegenwart verschafft! Aber Sie sind ein Philosoph, ich bin es auch. Was ist natürlicher, als das Philosophen, die dasselbe Studium, dieselbe Geschmack, dieselbe Denkweise verbindet, auch zusammen leben? Ich achte Sie als meinen Lehrer in der Beredsamkeit und in den Wissenschaften, ich liebe Sie als einen tugendhaften Freund. . . Die Freundschaft, die Sie mit Frau von Châtelet vereinigte, habe ich geachtet, aber nach ihr war ich einer der ältesten Ihrer Freunde. Wie, weil Sie sich in mein Haus zurückziehen, soll dieses Haus für Sie ein Gefängniß werden? Weil ich Ihr Freund bin, sollte ich Ihr Tyrann werden? Nein, diese Logik verstehe ich nicht — ich bin vollkommen sicher, daß Sie hier, solange ich

lebe, sehr glücklich sein werden!" In Friedensschlüsse setzt man gewöhnlich „für ewige Zeiten", in diesem Schimmer erschien damals beiden ihre Freundschaft. Das gegenseitige Bedürfniß ihres Geistes, die Kraft, die zwischen Magnet und Eisen wirkt, das Erkennen ihres Genius und ihrer Ebenbürtigkeit ließ sie die Verschiedenheit ihrer Stellung, den Dichter seine Eitelkeit, seinen Neid, seine Leidenschaft, den König seinen argwöhnischen, despotischen Sinn übersehen. „Einen Fürsten", wie d'Alembert schreibt, „ist es schon zur Geliebten, aber nicht zur Frau zu haben."

Im Anfang war alles Sonnenschein. Auf dem Schloßtheater in Berlin, bei den Prinzen spielte Voltaire Komödie, den Cicero in seinem „Gerreteten Rom", den Lusignan im „Zaire". Seine Lebendigkeit, sein Witz, die Anmuth seines Geistes entzückte jedermann; selbst der langweilige und rechtgläubige Formey, der Secretär der Berliner Akademie, der sich sein Lebtage mit dem Problem quälte, warum er kein großer Mann geworden, geräth in Feuer und sendet ihm Verse, als er ihn den Cicero hat spielen sehen. Die Generale und Minister, die kleinen deutschen Fürsten drängen sich in Voltaire's Gemächern im Schloße zu Potsdam, die Prinzen des Hauses spielen Schach mit ihm. Und da sollte nicht in der Einbildung eines Dichters alles von Gold und Elfenbein strahlen, seine Worte nicht „wie Milch und Honig" von den Lippen fließen? Wenn er bei dem prächtigen Carroussel, das der König im August 1750 seiner Lieblingsschwester von Baireuth zu Ehren gab, in der Mitte des vornehmsten Adels über den Schloßplatz geht, begrüßt ihn die Menge mit beifälligem Gemurmel: „Voltaire! Voltaire!" und so bescheiden seine Haltung ist, strahlt doch sein Auge von befriedigter Eitelkeit. Wahrlich, dieses Schloß des „nordischen Salomo" sieht um nichts jenem Zauberpalast der Alcine nach, den Ariosto's Phantasie mit allen Wundern geschmückt. Und nun erst die Soupers in Sanssouci! Wer sie zu schildern vermochte! Die Witzfunken, die da versprühten, den Champagner, der da verschäumte, die Götter und die Glaser, die da zusammen zerschlagen wurden! Das Gastmahl des Plato war eine „klägliche Philisterkneiperei" dagegen und Horaz, Virgil und Mäcenas „trockene Bursche" gegen König Friedrich, König Voltaire und ihren Ueberfluß Lamettrie! Der Optimismus erlebte einen Augenblick seine schönste Verwirklichung — Sanssouci war das herrlichste der Schlösser in dieser „besten Welt", wie Pangloß es im Hause des Barons von Thunder-ten-tronckh in Westfalen fand und sein Schüler Candide es ihm nachsprach, bis ein Fußstoß den armen Candide in die Wellen des Lebens stürzte. Noch schrieb Voltaire die berauschendsten Schilderungen seines neuen Aufenthalts an seine Freunde nach Paris, Arnaud hat ihm trotz seiner „aufgehenden Morgenröthe" weichen und Berlin binnen 24 Stunden verlassen müssen... Aber die Zeit kam für Plato, wo er flüchtend das Gestade des heitern Syrakus verließ, die Nacht nahte für Zadig, die ihn aus Babylon und dem Schloß des Königs in die Wüste vertrieb — auch Voltaire's Stunde sollte schlagen.

Schon im November brachen die Mißhelligkeiten aus, die ersten bittern Briefe wandern von Zimmer zu Zimmer, ohne Verse, die reinste, ungemüthlichste Prosa. Das dauert bis in den Februar 1751 hinaus — „wenn die Königin von Saba in Salomo's Ungnade gefallen wäre, sie hätte nicht mehr gelitten als ich", sagt der Dichter. Candide wurde doch noch eines Kusses wegen auf Kunigundens schöne Hand vertrieben, König Voltaire's erster Stein des Anstoßes ist ein — jüdischer, betrügerischer Wechsler. O „beste" Welt, mußte der Zufall den Namen Abraham Hirschel in unlösliche Verbindung mit denen deines Virgil und Euripides zusammenbringen? Ueber einen Diamantenkauf entsteht zwischen beiden ein Proceß, der schließlich zu des Dichters Gunsten entschieden wird, ihn aber doch in Friedrich's Augen erniedrigt. Voltaire liebte das Geld, er konnte selbst die Reste der königlichen Wachslichter sparen, weil er zu andern Zeiten eben wie ein König auszugeben und zu verschwenden vermochte. Er hat es für eine vortreffliche Finanzoperation gehalten, sein Geld in sächsischen Steuerscheinen anzulegen und nun als preußischer Unterthan nach einer Clausel des Dresdener Friedens volle Baarzahlung zu verlangen; man gewinnt im besten Fall 10 Procent dabei — o „beste" Welt, ist das ein Gegenstand, der einen König gegen seinen Dichter erzürnen kann? Und doch ist es so! Dazu kommen andere Vergehen Voltaire's: er hat mit dem russischen Gesandten gesprochen, sich in die Angelegenheiten der Frau von Bentinck gedrängt — der Despot in Friedrich regt sich, sein Brief vom 24. Februar 1751 schließt drohend: „Ich habe bis zu Ihrer Ankunft den Frieden in meinem Hause bewahrt und ich sage Ihnen, wenn Sie die Leidenschaft zu

Ränken und Intriguen endet, sind Sie bei mir schlecht angekommen! Ich liebe die friedlichen und sanften Menschen, die in ihrem Umgang nicht die heftigen Leidenschaften der Tragödie mitbringen... Wenn Sie sich nicht mäßigen, werden Sie mir kein Vergnügen bereiten, wenn Sie nach Potsdam eilen! Dann können Sie ebenso gut in Berlin bleiben!" Ich glaube, ein ruhiger und verständiger Mann hätte in diesen Zeilen die Nothwendigkeit der Trennung erkannt und wäre, wenn auch getäuscht und viel verletzt, doch ehrenvoll aus der Löwenhöhle entwichen. Daß sich beiden diese Erkenntniß entzog, spricht vielleicht ebenso für den ursprünglich leidenschaftlichen Zug ihres Wesens als für die Theilnahme, die geistige Neigung, die beide füreinander empfanden und ewig empfinden sollten. Man möchte sie zwei elektrischen Wolken vergleichen, die sich beständig suchen und sobald sie zusammentreffen, sich mit Donnern und Blitzen begegnen.

Indeß ein leidlicher Friede stellt sich damals noch zwischen ihnen her, der, soviel ich sehe, bis in den Herbst des Jahres 1752 ohne Irrung und Zwiespalt bleibt. Nur einmal scheint Friedrich an Voltaire's Verschwiegenheit gezweifelt und argwöhnt zu haben, daß er ein und ein anderes seiner Gedichte den Freunden in Paris mittheilt, diesmal weiß sich Voltaire siegreich zu vertheidigen. Er arbeitet viel, des Königs Arbeiten wie die eigenen beschäftigen ihn vom Morgen zum Abend. Beständig schreiben zwei Secretäre, ein Italiener Cosmo Collini, den er bei der Tänzerin Barberina kennen gelernt, und Francheville, der Sohn eines Hofraths aus der französischen Colonie in Berlin, an seinen Werken, die Briefe, die er diktirt; sie wohnen neben ihm im Schlosse zu Potsdam und wenn er sich in Sanssouci aufhält, gehen sie des Morgens hinaus und empfangen von ihm, was er am vergangenen Tage geschaffen. Auch diese Arbeitskraft und Unermüdlichkeit sind ein Zeichen dieses außerordentlichen Menschen, dessen nicht reiche, aber immer angeregte und lebendige Phantasie sich jedes Kühnen und Ernsten wenigstens im Geiste zu bemächtigen suchte. In ihm wie um ihn tanzten viel Irrlichter, neckische Kobolde, ein Hexensabbat ganz eigener Art, in dem, ach! auch die Dämonen des Neides und der Eitelkeit nicht fehlten, aber zuweilen stieg doch über diesem Unwesen und Nachtspuk eine reinigende Raphaelsflamme edelster Gesinnung, der Schönheit und der Wahrheit empor. In ihm schien die Natur den umfassendsten Geist und ein ursprünglich gemüthiges und empfindsames Herz mit allen Schwächen und Mängeln der Sterblichkeit vereinigt zu haben.

Wie heiter jene Jahre für Friedrich verflossen, bezeugt am besten das Wort des Prinzen von Preußen: „daß der König die schönsten Stunden seines Lebens mit Voltaire zugebracht." Noch lebten Wilhelmine, Algarotti, Winterfeldt; noch lag über dem glückseligen Sanssouci, der Burg der Philosophie, ein ungetrübter Sonnenschein; noch blies Friedrich sein Flötenadagio inniger, seelenvoller als Quanz, war noch nicht der „Alte Fritz", sondern der jugendliche „Alexander und Salomo" zugleich. Und welche Muse und Ruhe Voltaire umgab, sehen wir aus der Fülle des dort von ihm Geschaffenen. Sein „Jahrhundert Ludwig's XIV." erschien zuerst in Berlin, mehrere Gesänge der „Pucelle" sind hier gedichtet, das Trauerspiel: „Die Waise von China" — (wie bezeichnet dieser Stoff schon das Jahrhundert und den Rococogeschmack!) hier begonnen worden. Wenn in einer Abendstunde von Friedrich der Gedanke eines philosophischen Wörterbuchs angeregt wird, finden wir Voltaire am nächsten Morgen in der eifrigsten Arbeit darüber: er sendet dem König die einzelnen Artikel bis nach Schlesien nach. Und es war nicht alles nur Witz und Spott und „Atheismus", nicht immer machte Lamettrie aus dem Menschen „eine Pflanze". Graf Rothenburg, ein Liebling des Königs, ist gestorben und Voltaire schreibt: „O mein Gott! Wie sehr bitte ich Sie um Verzeihung, Majestät! Ich hatte Ew. Majestät in dieser Nacht in einer Angelegenheit geschrieben, die nicht der Mühe werth ist, und ich wußte nicht, daß Sie während dieser Zeit Herrn von Rothenburg verloren! Welch ein Traum ist das Leben und welch ein schrecklicher Traum! Ew. Majestät verlieren einen Mann, der Sie wahrhaft liebte. Ich wage das Wort, daß ich in ihm den Einzigen in der Nähe Ew. Majestät verliere, der mein Herz und meine Gefühle für Sie kannte. Gott lasse Sie Menschen finden, die Ihnen ebenso treu anhängen! Ich weiß nicht, was aus meinem unglücklichen Leben werden wird, aber es wird Ihnen immer gehören und Sie werden sich überzeugen, daß ich Ihrer Gnade nicht unwürdig war."

Ahnte Voltaire, als er diese Zeilen im Augenblick erster und tiefster Erschütterung am 21. December 1751 niederschrieb, seinen Himmelssturz? Fühlte er, daß die Zügel der Sonnenrosse schon mehr und mehr seinen Händen zu entgleiten

drohten? In dem Cirkel der Königin-Mutter zu Mondijon heißt es, er sei in Ungnade bei dem Herrn; er beklagt sich darüber — „jetzt", sagt er dem Könige bald darauf, „wo Sie in der Kenntniß und dem Gebrauch aller Feinheiten unserer Sprache, in Vers und Prosa vollkommen sind, jetzt, wo ich Ihnen für diese Kleinigkeiten von keinem Nutzen mehr bin, dulden Sie mich aus Güte, aus Großmuth, in jener Beständigkeit, die mit Ihren Tugenden verknüpft ist." Wer fühlte hierin nicht den Nachhall jener angeblichen herzlosen Aeußerung Friedrich's über Voltaire: „Man preßt die Orange, solange es geht, und wirft die Schale fort"? Erfährt anderereits aber nicht auch der König von Voltaire's Spötteleien? Oberst Manstein bittet den Dichter, ihm seine russischen Memoiren zu verbessern, als ein Diener einen Brief des Königs bringt. „Ein andermal also, lieber Manstein", ruft Voltaire diesem zu, „heute muß ich des Königs schwarze Wäsche waschen!"

Bis zu seines Lebens Ende hat Voltaire in diesem doch leidlich kindischen Wort, das er nie gesprochen, das nur Maupertuis aus Eifersucht gegen ihn dem König berichtet habe, die Ursache seines Falls gesehen. Es gab aber, was sein Freund Formey auch zu seinen und seines Geistes Gunsten sagen mag, keinen größern Narren auf Sanssouci als Maupertuis, der vom Cavallerieoffizier zum Präsidenten der berliner Akademie und dem Ruhme eines „großen Philosophen" hinaufgestiegen. Sein ganzes Haus steckte voll Papagaien, Hühner und Kolibris, auf allen Stiegen lagen Hunde und Katzen, bei feierlichen Gelegenheiten trug er eine rundgeschnittene, reihhaarige Perrücke, aus der einige gelbe Borsten hervorstarrten. Seiner Narrheit kam seine Eitelkeit gleich. In einer akademischen Schrift stellte er 1752 die Behauptung auf, daß die Natur bei ihren Schöpfungen nur den geringsten Kraftaufwand verwende — eine jener thörichten Behauptungen, mit denen man damals geometrisch das Räthsel des Absoluten lösen wollte. Ein holländischer Professor, König, ein alter Freund der „göttlichen" Emilie, Voltaire's und Maupertuis', bestritt diese Ansicht und veröffentlichte das Fragment eines Briefs von Leibniz, in dem dieser das „Princip der geringsten Kraftäußerung" erwähnte, aber als unrichtig zurückwies. Maupertuis besaß die Despotenlaune seines königlichen Gönners und die berliner Akademiker die ganze Jämmerlichkeit der Senatoren unter Tiberius. König wurde aufgefordert, das Original des Leibniz'schen Briefs vorzulegen, und da er dies nicht besaß, als Fälscher erklärt. Es war am 13. April 1752. Ueber solchen Richterspruch gerieth billig jede freie Seele in Schmerz und Erbitterung. In Voltaire's Blut hätte nicht eine Ader jenes ritterlichen Geistes rollen müssen, der seinen Tancred für Amenaide in die Schranken eilen läßt, der ihn selbst zur Vertheidigung de la Barre's und Calas', zu seinen besten Thaten entflammte, hätte er diese Willkür und Beleidigung eines Freundes ruhig ertragen. In einer Fülle von Flugblättern arbeitete er seit dem September 1752 daran, die Akademie und Maupertuis lächerlich zu machen. Niemand wird dies Benehmen klug und vorsichtig an dem Hofe eines Fürsten nennen, der sich immer mehr als Dionys enthüllt und der nun — ich meine doch der königlichen Würde vergessend — mit in die Arena hinabsteigt und für Maupertuis die Feder ergreift, während er beim Souper selber über den Narren lacht. Voltaire's schärfste Satire ist der bekannte „Akakia", der Arzt ohne Falsch, unter den wüsten und gedankenleeren Streitschriften die einzig noch lesbare. Freilich bot selten ein „Gelehrter" den Pfeilen eines witzigen Kopfes so viele Blößen als dieser arme Maupertuis, der sich mitten unter seinen Papagaien „so weit exaltiren konnte, daß er die Zukunft sah", leider sich selbst nicht, wie er elend zwischen zwei Kapuzinern starb. In dieser geistigen Erhebung hatte er vorgeschlagen, ein Loch nach dem Mittelpunkt der Erde zu graben und in dem Gehirn von Patagoniern die geheimnißvolle Natur der Seele zu untersuchen. Selbst im Scherz haben diese Vorschläge etwas von Bedlam. Um den „Akakia" zu drucken, benutzte Voltaire ein Privilegium, das ihm der König für seine „Vertheidigung Bolingbroke's" gegen die Angriffe Formey's bewilligt. Mit seinem Erscheinen brach der Sturm aus. Friedrich erhob sich mit Löwengrimm. Im November 1752 schreibt er — da Voltaire wahrscheinlich an der Herausgabe der Schrift schuldlos zu sein behauptete —: „Ihre Unverschämtheit setzt mich in Erstaunen. Was Sie gethan, ist klar wie der Tag und Sie beharren in Ihrem Leugnen, statt Ihre Schuld zu gestehen. Mich werden Sie nicht dahin bringen, schwarz für weiß zu halten. Treiben Sie es noch weiter, werde ich alles drucken lassen und man wird sehen, daß, wenn Ihre Werke Statuen, Ihr Betragen Ketten verdienen würde!" Und da redet man noch von dem Edelmuth Friedrich's gegen

Voltaire! Er verdient Ketten, weil er einen Liebling des Monarchen einen Narren schilt! Wenn Voltaire eine stählerne Seele besessen, so wäre mit diesem Ausdruck alles beendet gewesen, aber er war zu eitel auf die Huld eines Königs, zu schwach in seinem Willen — er unterwarf sich, er unterschrieb einen von Friedrich diktirten Revers, „fortan nichts gegen berühmte Schriftsteller" zu veröffentlichen, ein Versprechen, das er der Natur der Sache nach nicht halten konnte. Dennoch erkaufte er sich mit solcher Demüthigung seine Ruhe.

Am 24. December 1752 ließ Friedrich auf dem Gensdarmenmarkte zu Berlin den „Akakia" verbrennen — das ist die Freundschaft der Könige, ihre Liebe zur Literatur in dieser „besten" Welt. In der Taubenstraße, im Francheville'schen Hause, sah Collini ahnungslos von seinem Zenster dies Auto da fé, im Nebenzimmer befand sich Voltaire. „Ich wette", sagte er zu seinem Secretär, „daß man da unten den «Akakia» verbrennt!" Am Nachmittag besuchten ihn der Marquis d'Argens, der Abbé de Prades, Friedrich's Vorleser. Im Anfang des Gespräches zeigte sich Voltaire tief verletzt über die ihm gewordene Beleidigung; zuletzt schien er geneigt, das Ganze von der lächerlichen Seite zu betrachten, aber der Stachel blieb ihm im Herzen. Seinen Orden, sein Pensionspatent, den goldenen Schlüssel sandte er mit diesen Versen zurück:

Zärtlich hab' ich sie empfangen,
Gab sie wieder, tiefbewegt.
Wie im ehrlich'ges Bangen
Der Geliebten Bild der Freund.

Weiter strömte dann sein Unmuth, sein Schmerz in rührenden, beredten Worten aus, die zweifellos den König im ersten Augenblick erschütterten und in ihm das Gefühl seines Unrechts erweckten. Fredersdorf, sein Kammerdiener und Factotum, brachte dem gekränkten Dichter den Orden zurück, die Staatszeitung verzeichnete in dem Bericht dieses Factums für alle, die zwischen den Zeilen zu lesen verstanden, den wiederhergestellten Frieden.

Was ist doch die Menschenseele für ein nichtiges Spielwerk des leisesten Windes, des blinden Zufalls! Alles, bis hinab zu den Steinen, mußte Voltaire Trennung zurufen; dennoch unterhandelte er. Für mich liegt in Friedrich's Handlungsweise etwas von dem grausamen Spiel der Schlange mit dem armen Vogel, den ihr Auge auf seinem Zweige festbannt. Scheinbar gibt er nach, er trägt eine lächelnde Maske wie Tiberius, der schon am Verderben des Seianus arbeitet. Voltaire hat eine unwillkürliche Ahnung davon — wenn er in seiner neuen Wohnung im Belvedere am Stralauer Thor in den ersten Frühlingstagen 1753 eine Stunde mit seinem getreuen Collini luftwandelt, ersinnt er in geschäftiger Phantasie Fluchtversuche, gerade wie Astolf in Ariosto's Liede, als er Alcine in all ihrer Häßlichkeit erkannte. Man sieht, wie Friedrich's „Ketten" auf diesen feurigen und erregbaren Kopf wirken. Unter dem Vorwand, seine geschwächte Gesundheit in den Bädern von Plombières herzustellen, erbittet er einen längern Urlaub; erst am 16. März 1753 antwortet Friedrich: „Dieser Vorwand zu Ihrer Bitte war nicht nöthig . Sie können meinen Dienst verlassen, wenn Sie wollen, aber vor Ihrer Abreise fordere ich die Zurückgabe Ihres Patents, Ihres Ordens, Ihres Schlüssels und der Dichtungen, die ich Ihnen anvertraut habe. Ich wünschte, daß meine Werke allein Ihrer und König's Bosheit ausgesetzt gewesen. Gern opfere ich sie denen, die ihren Ruf zu erhöhen glauben, wenn sie den der andern erniedrigen. Ich hasse weder die Eitelkeit noch die Thorheit gewisser Schriftsteller. Die Ränke der Autoren erscheinen mir als die Schwäche der Literatur. Nichtsdestoweniger schätze ich die Ehrenmänner, die sich ihr widmen. Die Führer der Kabale sind allein in meinen Augen erniedrigt. Darüber bitte ich zu Gott, er möge Sie in seinen heiligen Schutz nehmen." Von dem Feuer der Freundschaft war nichts geblieben als schwerer, trüber Rauch. Wäre es nicht in Betracht der menschlichen Gebrechlichkeit und der elenden Einrichtung dieser „besten" Welt für alle Vergangenheit und Zukunft, für alle gewesenen und noch kommenden Träume des Glücks, die in Rauch zerstieben — wäre es nicht das Beste, mochte er empfinden, diese Welt hätte sich nie dem Chaos entrungen?

Auf die Erlaubniß des Königs begab sich Voltaire noch einmal nach Potsdam. Am Nachmittag des 19. März sprach er mit Friedrich zwei Stunden lang, allein, niemand wagte es, diese Unterredung zu belauschen; keiner der beiden hat je einen Laut davon geäußert. Was Voltaire später zu Collini sagte, kam über Allgemeinheiten und Nichtigkeiten nicht hinaus. Sechs Tage spritze er dann noch an der Abendtafel seines „Alexander" — lachte, spottete, alles „unter dem Schwerte wie Damokles". Nie sollte er das Flötenadagio Friedrich's, das Klingen königlicher Champagnergläser bei seinem Witz, nie mehr von

diesen Lippen seine Verse mit „herzerschütterndem" Ausdruck weinen hören, nie wieder die Terrassen von Sanssouci, seine Laubgänge, seine Schatten sehen — das, was doch auch für ihn eine Insel der Seligen gewesen — er konnte nicht einmal wie jener spanische Ritter das Kreuz des Segens da hinaufmachen zu den Fenstern des Schlosses, wo er glücklich gewesen. Am 26. März verließ er Potsdam — fortan war das Haus des philosophischen Königs, sein Musensitz und seine Mausefalle zugleich, für ihn eine Erinnerung.

Eine bessere und berühmtere Feder als die meinige, die Varnhagen von Ense's, hat mit der ihr eigenen Sauberkeit und Feinheit das Satyrspiel zu dieser Tragödie der Freundschaft, das sich dann noch in verletzender Roheit zu Frankfurt am Main wider den Dichter zutrug, unnachahmlich geschildert, die Arrestation Voltaire's auf Friedrich's Befehl. *) Mir sei es ein ander mal gestattet, ihn an das Ufer jenes entzückenden Sees zu begleiten, dessen Herrlichkeit er besang und der in unvergänglichem Sonnenschein beständig auch vor Rousseau's trunkenen Augen wallte.

Das Indianermädchen.

Erzählung von Fr. Friedrich

IV.

Früh am folgenden Morgen schorrte der Mörder den herrlichen Jüngling, den Stolz seines Stammes, in die Erde und legte seine Waffen neben ihn.

Sie würden ihn verrathen haben, hätte er sie als sein Eigenthum behalten.

Kein Todtenfeuer wurde dem Ermordeten angezündet, in die Erde verscharrt mußte sein Leichnam verwesen. Keine Todtenklage wurde angestimmt, kein Mund verkündete den Ruhm des jungen tapfern Kriegers. Nicht im ehrlichen Kampfe war er gefallen, sondern schmachvoll ermordet wie ein Wild, das der Jäger in seinem Lager überrascht oder dem er auflauert an der Stätte, wo es sich dem klaren Bache nähert, um zu trinken. Mack-tick-no war dahin, ermordet, und kein Auge hatte es gesehen, das seinen Tod zu rächen vermochte.

In des Schwarzadlers Canot mit dessen reicher Jagdbeute an Fellen, dem Kaufpreis für das liebliche Mädchen der Insel, fuhr Schawwanossowä den Fluß hinab, bis er den See und sein eigenes Boot erreichte. Sicher barg er die Felle in seiner Barke und versenkte das Canot des Ermordeten, daß es tief unten auf dem Grunde des Sees vergehe. Rascher fuhr er jetzt der Insel zu.

Als er sie am folgenden Morgen erreichte, traf er Awhmid-way am Ufer, welche vergebens nach dem Geliebten ausschaute. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht. Jetzt konnte sie ihm nimmer entgehen.

Das Mädchen erschrak, als sie den Häuptling erblickte. Stieg eine dunkle Ahnung des Geschehenen in ihr auf? Sollte ihre Angst um den Geliebten begründet sein? Zweimal zehn Tage nach seiner Abreise waren vergangen, dreimal hatte sich die Sonne bereits wieder über dem See erhoben und noch stand seine Hütte leer! Nur ein Unfall konnte ihn zurückgehalten haben, denn Mack-tick-no hatte nie sein Versprechen gebrochen.

„Hat der Schwarzadler Awhmid-way schon wieder verlassen, daß sie am See steht und ihren Blick in die Ferne richtet?" fragte Schawwanossowä, indem nichts in seinen wilden Zügen Unruhe oder Reue verrieth.

„Seine Hütte steht leer, seitdem er fortgegangen ist nach den fernen Bergen", erwiderte das Mädchen.

„Zweimal zehn Tage sind verflossen", fuhr der Häuptling fort, „seine Jagd wird nicht nach seinem Wunsch gewesen sein und er wartet, bis der Große Geist ihm Beute sendet."

Awhmid-way schwieg.

„Ich bin in meiner Hütte gewesen", fuhr Schawwanossowä mit milderer Stimme fort, „sie erschien mir leer trotz der Waffen, die in ihr hängen, trotz der zahlreichen Felle und der Kopfhäute meiner Feinde, welche von meiner Hand gefallen sind. Sie erschien mir leer, weil meine Augen Awhmid-way suchten und meine Gedanken über den See eilten, um an ihrer Seite zu weilen. Ich fand keine Ruhe. Die Jagd lockte mich nicht an, die Erinnerung meiner Thaten bot mir keine Zerstreuung, wenn ich am Feuer mich lagerte. Das Auge des Sees wurde trübe, Schawwanossowä erschien sich kein Häuptling mehr, bis er das Mädchen der Insel in seiner Hütte sieht. Da habe ich meine schönsten Felle in mein Canot gepackt, der Wind hat mich über den See getrieben wie einen Vogel, der abends zu seinem Neste kehrt. Awhmid-way möge

*) „Denkwürdigkeiten", Bd. VIII (Voltaire. A. A. Brockhaus, 1850).

sehen, welchen Reichthum mein Canoe birgt, dies alles werde ich ihrem Vater geben! Solchen Reichthum besitzt der Schwarzadler nicht! Diese Insel ist arm gegen die Gegend, in der Schawwanossowä sein Jagdgebiet hat! Hat Mack-tick-no mehr zu geben, so wird das Auge des Sees sein Boot zum jenseitigen Ufer zurücklenken, die Insel wird sein Fuß nie wieder betreten!"

Das Mädchen erbebte. All ihre Hoffnungen schwanden. „Awhmid-way wird nur des Schwarzadlers Hütte theilen, nur sein Feuer schüren!" sprach sie. „Er hat ihr Herz mitgenommen, als er fortzog in die Berge!"

Der Häuptling lächelte bitter.

„Schawwanossowä hat dir gesagt, wann er fortziehen wird", erwiderte er. „Sein Arm ist stark. Welcher Krieger wird ihm seine Tochter verweigern, wenn er ihm einen Kaufpreis gibt, wie es einem Häuptling geziemt? Das Auge des Sees hat Feinde, aber sie zittern, wenn sie seinen Namen hören — wer wird sich ihn zum Feinde machen? Sein Stamm ist groß, seine Krieger zahlreich. Er ist gefürchtet, so weit das Ufer des Sees reicht."

Ohne noch ein Wort hinzuzufügen, schritt er den Fluß hinauf zu den Hütten. Bei des Mädchens Vater trat er ein. Schweigend ließ er sich auf einer Binsenmatte nieder.

„Schawwanossowä ist wiedergekehrt", sprach er endlich. „Sein Canoe liegt am Ufer des Sees und ist mit Fellen erfüllt, welche er dem Krieger bringt. Awhmid-way's Vater wird reich sein wie ein Häuptling und ich verlange seine Tochter in meiner Hütte zu sehen, damit ich mich weide an ihrer Schönheit und meine Augen nicht vergebens nach ihr suchen."

Bereitwillig nahm der Krieger die Werbung an. Der Schwarzadler war ja nicht heimgekehrt.

Aufs neue wurde Awhmid-way von ihren Aeltern und Verwandten bestürmt, ihr Weigern erzürnte sie. Ihr Muth sank, weil ihr Geliebter noch nicht zurückgekehrt war. Da eilte sie aus der Hütte und kehrte mit einer Hand voll weißer Stäbe zurück. Sie theilte sie in zwei gleiche Hälften.

„Schawwanossowä drängt", sprach sie, indem sie ihm die eine Hälfte der Stäbe reichte, „er wird mir eine Frist gewähren. Jeden Morgen, wenn die Sonne über dem See aufsteigt, mege er einen der Stäbe nehmen und zerbrechen, auch ich werde es mit denen, die ich zurückbehalten habe, thun. Hat er den letzten Stab zerbrochen und der Schwarzadler ist noch nicht zurückgekehrt, so mag mein Vater das Brautcanoe in Bereitschaft legen und ich will dem Häuptling in seine Hütte folgen."

Der Häuptling war es zufrieden, wußte er doch, daß Mack-tick-no nimmer zurückkehren werde.

Zwölf Stäbe hatte ihm Awhmid-way gegeben, zwölf hatte sie behalten — zwölf Tage hatte sie Frist. In dieser Zeit mußte der Geliebte ja zurückkehren und dann brauchte sie den Fremden nicht mehr zu fürchten. Mack-tick-no würde sie nimmer gutwillig aufgeben und sein Arm war stark, sein Tomahawk fehlte nie.

Aber Tag auf Tag schwand, einen Stab nach dem andern zerbrach das Mädchen unter Thränen und die Hütte des Geliebten blieb leer. Und doch hatte sie die Hoffnung noch nicht aufgegeben, immer fester und fester klammerte sie sich daran, je näher der entscheidende Tag heranrückte. Kaum stieg die Sonne im Osten empor, so stand sie am Ufer des Sees, und wenn sie abends die Wipfel der Bäume vergoldete, traf sie das unglückliche Mädchen oft noch an derselben Stelle.

Eine finstere Idee, eine dustere Ahnung hatte sie erfaßt. Schawwanossowä saß in der Hütte ihres Vaters und sah mit Ruhe dem Tage der Entscheidung entgegen. Mit dämonischem Lächeln ruhte sein Auge häufig auf ihr. Ha! Sollte er wissen, weshalb der Geliebte nicht kam? Sollte er ihn zurückgehalten haben? Und wer vermochte den Schwarzadler zu halten, solange er den Arm rühren konnte?

Ihre Angst steigerte sich. Nur zwei Stäbe hatte sie noch, nur zwei Tage Frist waren ihr noch gewährt. Ihr Herz zitterte. Ihre Augen waren von Thränen und all dem Schauen in die Ferne fast erblindet.

Da hatte sie auch den letzten, letzten Stab zerbrochen und hatte die Freude gesehen, die aus des Häuptlings Auge leuchtete. Zum letzten male eilte sie fort an das Ufer des Sees — ihr Auge schweifte vergebens über die weite, endlose Wasserfläche. In Verzweiflung warf sie sich am Ufer nieder und rang im Schmerz die Hände. Mack-tick-no war nicht mehr am Leben, sonst würde er gekommen sein, sonst hätte er ahnen müssen, wie sie um ihn weinte und klagte. Sein glühendes Auge war erloschen, sonst hätte es ihre Angst gesehen.

In der Hütte ihres Vaters lag der Kaufpreis aufgeschichtet — Felle schön und reich an Zahl, und sie wußte nicht, daß die Hand ihres Ge-

liebten sie in den fernen Bergen erbeutet, sie wußte nicht, mit welchen freudigen Hoffnungen er Stück für Stück zusammengefügt und an der Sonne getrocknet. In der Hütte ihres Vaters wurden die Vorkehrungen zum Hochzeitsschmause getroffen, an dem Flusse wurde das Brautcanot in Bereitschaft gesetzt — sie kümmerte sich nicht darum. Wäre sie eine Witwe gewesen, hätte der Leichnam ihres Gatten noch unverbrannt in der Hütte gelegen und wäre der Holzstoß bereits aufgeschichtet, dessen Flammen auch ihr Leben mit verzehren sollten, es hätte kommen nicht schwerer auf ihrem Herzen liegen.

Einfach war die Hochzeitsfeier ihres Stammes. War das Hochzeitsmahl in des Mädchens älterlicher Hütte verzehrt, so bestieg sie mit dem, der von dieser Stunde an ihr Gatte und Herr wurde, ein zu dem Zwecke stattlich geschmücktes Hochzeitsboot. Auf ihm fuhren sie hinaus auf die See und blieben mehrere Tage und Nächte dort. Aber das Mädchen suchte ihrem Geliebten auch zum Schein in dem Hochzeitsboote zu entfliehen, bis er sie in einem andern Canot einholte und nun mit ihr die Brautfahrt vereint ausführte. Kehrten sie zurück, so waren sie für das Leben verbunden und eine gemeinsame Hütte nahm sie auf.

Ohne Hoffnung für Awhmid-way sank der Abend heran. Freundinnen holten sie vom Ufer des Sees zum Hochzeitsschmause. Als sie an des Schwarzadlers Hütte vorüberkam, die so still und verlassen dalag, brach sie fast zusammen. In ihr hatte sie das Glück ihres Lebens zu finden gehofft und nun sollte sie in wenig Stunden für immer von ihr scheiden. Und wenn er nun zurückkehrte und nach der fragte, deren Herz ihm zu eigen war? Wenn er Awhmid-way vergebens in der Hütte ihres Vaters suchte? Sie vermochte nicht weiter zu denken.

Willenlos ließ sie sich zum Mahle führen, verweigerte aber die Speise. Um das große Kastfeuer gelagert saßen Schawwanossewä, ihre Aeltern, ihre Verwandten und Freundinnen. Man pries sie glücklich, daß sie das Weib eines so großen Häuptlings werde, daß sie mit dem Auge des Sees in einer Hütte wohnen dürfe, daß sie an seinem Feuer eine Stätte finden werde.

Sie hörte nichts davon. Zusammengekauert, in finstern, traurigen Gedanken saß sie da. Da richtete sie die Augen furchtsam, bang auf den Mann, dem sie nun angehören sollte. Sein breiter Gürtel hatte sich verschoben, eine dunkle, glänzende Kopfhaut schimmerte darunter hervor. Fast entsetzt starrte sie dieselbe an — eine Ahnung stieg in ihr auf, sie vermochte sie nicht mehr zurückzudrängen. Das waren die Haare ihres Geliebten! Er war todt — todt und Schawwanossewä hatte ihn ermordet! Deshalb war er nicht zurückgekehrt! Deshalb hatte der Fremde nach der Gegend gefragt, in der ihr Geliebter jage! Und sie, sie hatte dies verrathen!

Sie sprang auf und verließ die Hütte. Wie ein verfolgtes Wild eilte sie fort, sie wußte selbst nicht wohin — nur fort, um dem zu entfliehen, den sie haßte, der ihren Geliebten ermordet. Fast unbewußt eilte sie zum Ufer. Das Brautcanot lag fertig da, das Ruder daneben. Hastig, kaum wissend, was sie that, sprang sie hinein, stieß das Boot vom Ufer ab und trieb es mit der Kraft der Angst und Verzweiflung den Fluß hinab in den See. Immer weiter und weiter, ihr Arm ermüdete nicht.

Nicht sogleich hatte der Häuptling ihre Entfernung bemerkt. Schon trieb sie den Fluß hinab, als er sie vermißte. Er sprang auf, ihr zu folgen und sie in ihrer Scheinflucht möglichst bald einzuholen. Er eilte zum Ufer des Flusses — das Brautcanot war nicht mehr da. Ohne Zögern bestieg er ein anderes Boot und folgte ihr, den Fluß hinab auf den See.

Vergebens strengte er sein scharfes Auge an, sie zu erblicken. Der Abend war finster — vergebens rief er ihren Namen, sie antwortete nicht, selbst das Rauschen ihres Ruders vernahm er nicht. Ein heftiger Wind bewegte die Wasser, hohe Wellen schlugen an sein Boot. Er achtete nicht darauf, sein Arm vermochte das Ruder zu führen und die Wogen zu überwinden, aber sie — sie, für sie war er besorgt.

Vergebens ruderte er fast die ganze Nacht hindurch die Ufer entlang und weit hinaus auf den See, vergebens unterstützte ihn ihr Vater, durch die stürmischen Wogen besorgt gemacht — keine Spur der Entflohenen bemerkten sie.

Erst als der Morgen hereinbrach, entdeckte Schawwanossewa's scharfes Auge sie in der Ferne. Mit allen Kräften gebrauchte er das Ruder und suchte sie zu erreichen, aber auch sie hatte ihn bereits bemerkt und die Verzweiflung verlieh ihr neue Kraft.

Dennoch kam ihr Verfolger ihr näher und näher. Sein Boot war leichter, sein Arm stärker und geschickter im Führen des Ruders. Schon hörte sie seine Stimme, die ihr zurief, innezu-

halten. Dieser Ruf verdoppelte nur ihre Anstrengung. In geringer Entfernung stürzte sich ein Fluß mit jäher Macht von hohem Felsen herab und weithin brausten die Wasser des Sees auf und zogen sich wie zum Strudel, der alles, was in sein Bereich kam, mit sich in die Tiefe zog, zusammen. Keines Menschen Hand vermochte den zu erretten, der von der Gewalt dieses Strudels einmal erfaßt war. An den Felsen wurde er zerschellt, begraben in der steinigen Tiefe.

Dorthin ruderte sie, als sie sich jeden Weg zur Flucht abgeschnitten sah. Noch schien ihr Verfolger keine Ahnung von ihrem Vorhaben zu haben, denn warnend rief er ihr zu, sich dem Strudel nicht zu nahen. Er rief lauter und lauter, mit äußerster Kraft gebrauchte er sein Ruder, bald, bald hatte er sie erreicht — da erfaßte der Strudel ihr Boot und mitleidslos riß er es mit sich hinab in die Tiefe.

Ein lauter Schrei rang sich aus der Brust des Häuptlings. Er dachte nur daran, ihr zu folgen — vielleicht war es dennoch möglich, sie zu retten, ehe ihr Körper an den Felsen zerschellt wurde. Es war zu spät. Auch sein Canot wurde schon von dem Strudel erfaßt und angezogen und es bedurfte seiner ganzen Kraft, um sich aus ihm hervorzuringen. Es gelang ihm.

Vergebens ließ er sein Auge ängstlich forschend umherschweifen und umfuhr den Strudel. Er sah das Mädchen nicht wieder. Einige Stücke ihres zerschellten Bootes trieben zu ihm vorüber, sie verriethen ihm nur zu bestimmt Awhmid-way's Geschick. Zerschellt, vernichtet ruhte ihr Körper auf dem Grunde des Sees.

Auch sie war dahingefahren ohne Todtenfeuer, ohne Klagelied. Aber lange noch klang die Erzählung von der schönen Awhmid-way, die sich selbst den Tod gegeben, um dem Geliebten ihres Herzens nicht ungetreu zu werden, auf der Insel wider.

Echte Perlen.

Von Emil Kluge.

II.

Perlen bedeuten Thränen, sagt ein altes Sprichwort, und die Kaiserin Josephine erfuhr die Wahrheit desselben herbe genug, als ihr Napoleon I. mit dem berühmten Collier zugleich die Scheidungsurkunde überreichte. Trotz dieser unglückweissagenden Beziehung ist aber ein Schmuck aus echten Perlen seit den ältesten Zeiten ein Gegenstand des Strebens und der Sehnsucht für jedes den Luxus liebende Frauenherz gewesen. Schon Hiob, der nach Perazius 1575 v. Chr. Geb. starb, legt sie unter die größten Kostbarkeiten und Salomo sagt: „Die Weisheit ist edler denn Perlen." Theophrast erwähnt zuerst ihre Anwendung zu kostbaren Halsbändern oder Halsschnuren. Das machtberauschte babylonische Reich, die üppigen Meder, die in Verweichlichung schwelgenden Perser, überhaupt die meisten damaligen in der Geschichte epochemachenden Völker Asiens und Afrikas wegen die Perlen zu den höchsten Preisen und mit Golde auf. Wie die persischen Großen nur im rechten Ohr ein goldenes Gehänge mit Perlen trugen, so war auch in Athen ein Ohrgehänge im rechten Ohr des Knaben ein Abzeichen edler Geburt, wohingegen die Mädchen in jedem Ohr ein Gehänge trugen. Die goldenen Ohrgehänge hatten gewöhnlich zwei bis drei Glockenperlen, die bei jeder Kopfbewegung ein Geklapper verursachten, weshalb sie auch Crotalia genannt wurden. So hat man zu Pompeji ein Frauenskelet mit drei goldenen Ringen und zwei Ohrgehängen, woran an jedem Ende des Querstäbchens zwei schöne Perlen hingen, aufgefunden. Bei den alten Aethiopiern und Aegyptern umgaben und zierten sich die Fürsten und Beherrscher des Landes und die vornehmsten Umgebungen derselben meist mit Perlenschmuck. Ebenso eng sind die Perlen mit den Sagen und der frühesten Geschichte Indiens verknüpft. Nach der Tradition soll der Gott Wischnu, das Symbol der erhaltenden Kraft in der göttlichen Natur, die Perlen zuerst entdeckt und sie als Verzierung angewendet haben, um seine Tochter damit zu schmücken; daher sind die ersten Anfänge der Perlengewinnung in Indien in mythisches Dunkel gehüllt. Indische Frauen trugen seit den ältesten Zeiten Goldzierrathen, Schildpatt und Elfenbein, reich mit Perlen besetzt; ihre Haare schmückten sie mit Blumen und durchwoben sie mit Perlenschnüren, ebenso zierten sie Hals und Ohren mit Perlen. Berian bemerkt, daß in Indien die Perle gegen das dreifache Gewicht an reinem Golde geschätzt werde, was aber viel zu niedrig ist, denn die heutigen Inder bezahlen, wie Legour versichert, eine Kugelperle von schönem Wasser, die 9 – 10 Linien im Durchmesser hält, mit 3000 Rupien und Garcias ab horto gibt den Werth für eine, die 100 Grän wiegt, auf 1500 Friedrichsdor an. Merkwürdig war das

D. Fels.

Sie klagte über Deine öftere Verſtimmung. (Jovial) Ich werde nun natürlich eine Ausrede brauchen müſſen. Sei heiter! Mach' Dir Bewegung, Heinrich. Es iſt ja nichts, als rein eine Phantaſie, die aus dem Blut entſteht. Was iſt da nun weiter? Hin iſt hin. Adieu, Heinrich. Ich denke, ich treffe Dich morgen ganz beruhigt. (Im Abgehen) Laß die Todten ruhen und beherzige was Schiller ſagt, nur der Lebende hat Recht!

(Ab.)

Vierte Scene.

Heinrich. Dann Konrad.

Heinrich

(allein).

Ich will es verſuchen — ja, ja — ich fühle mich erleichtert, nun ich mich endlich einmal ausſprechen durfte. Das eben ſteigert ja Schmerzen ſo fürchterlich, wenn ſie ſtumm ſein müſſen. Ich habe treulos gehandelt — was konnt' ich thun? Ich wollte mich dem Geiſt des Jahrhunderts in die Arme werfen und riß mich aus denen einer idylliſchen Liebe los. Wenn man auch die Männer der Geſchichte nimmt, wer weiß, wie Viele ſich über Den, den Alle bewunderten, im Stillen zu beklagen hatten — —

Gesetz bei den Juden, daß derjenige, der die Perlen und Edelsteine schlecht durchbohrte, nicht allein den Schaden ersetzen, sondern auch noch eine Geldstrafe von 25 Panas entrichten mußte, und wer jene Kostbarkeiten entwendete, hatte sein Leben verwirkt.

Daß die ältesten Colonieen der Phönizier, welche schon früh durch die arabische Sandwüste den Weg nach den persischen Bahrein-Inseln gefunden hatten, und die Pflanzstädte Griechenlands in Klein-Asien und Italien die Perlen kannten und schätzten, daß Hellas und Rom sie benutzten, ist durch geschichtliche Ueberlieferungen festgestellt, allein ganz sicher weiß man es und allgemeiner kam ihr Gebrauch in die Mode, seit die siegreichen römischen Adler dauernd bis Syrien und Aegypten vorgedrungen waren. Pompejus, der siegreiche römische Feldherr, der Eroberer des Pontus und Syriens, fand in dem Palaste des Mithridates einen so bedeutenden Schatz edler Perlen, daß dem capitolinischen Jupiter in Rom ein ansehnliches Weihgeschenk davon gebracht werden konnte und zwar in einer solchen Menge und Auswahl, daß dasselbe später ein beträchtliches und höchst werthvolles Perlenmuseum bildete. In seinem dritten Triumphzuge (61 v. Chr.) führte er allein 33 Perlenkronen und sein Bildniß in Perlen-Mosaik auf. Diese Pracht mußte bei den Römern, die überhaupt das Seltene lieben, Lust zum Besitz eines so kostbaren Naturerzeugnisses erwecken, und Arrian erzählt, daß die Kaufleute, welche in Indien Waaren einkauften, noch zu seiner Zeit viele Perlen von dort brachten, die von den reichen Römern so gierig gesucht wurden wie früher von den begüterten Griechen. Die Perlen wurden namentlich auf der Insel Cycborus durchbohrt, woher auch mit Perlen gestickte baumwollene Zeuge kamen, die den römischen Damen zu Kaldeln an ihren Kleidern dienten.

Vom letzten Jahrhundert v. Chr. an wurde in Rom und den dazugehörigen Ländern ein fast namenloser Luxus mit Perlen getrieben und diese sich steigernde Liebhaberei erreichte, je mehr das kolossale Weltreich durch die Ueppigkeit seiner Bevölkerung dem Verfalle entgegenging, den höchsten Gipfel. Gleichzeitige Schriftsteller eiferten gegen diese verderbliche Manie; so war der Philosoph Seneca namentlich sehr unwillig über die vielen Perlen, die die Römerinnen in den Ohren trugen: „der Unsinn der Frauen ginge so weit, daß sie sich nicht eher vor ihren Männern beugten, bis das doppelte oder dreifache väterliche Vermögen in ihren Ohren baumelte.“ Die römischen Damen trugen Halsschnüre aus Perlen, die eine Million Sesterzien oder 100000 Gulden kosteten, Busengeschmeide, worin 34 halbkugelförmige Perlen mit 34 cylinderförmig geschliffenen Edelsteinen abwechselten, mit kostbaren Perlen besetzte Kleider, Schuhe, Armspangen u. dergl. Julius Cäsar schenkte der Servilia, der Mutter des Marcus Brutus, eine kostbare Perle, die er in Aegypten erbeutet hatte, im Werthe von 6 Millionen Sesterzien (ungefähr 330000 Thaler). Eine andere ausgezeichnete Perle im Besitz der ägyptischen Königin Kleopatra wurde nach deren Tode durch einen römischen Gesandten dem damaligen Imperator Septimius Severus für seine Gemahlin überreicht, der, um dem übertriebenen Perlenluxus durch ein öffentliches Beispiel entgegenzutreten, befahl, dieselbe zum Wohle des Staats zum Verkauf auszubieten. Da sich aber kein Käufer fand, der sie nach ihrem Werthe bezahlen konnte, ließ sie der Kaiser, in zwei Hälften, der Göttin Venus, deren Statue im Pantheon stand, als Ohrengeschmeide weihen, indem er erklärte, die Kaiserin würde ein böses Beispiel geben, wenn sie so unbezahlbare Kleinodien trüge. Lollia Paulina, auf kurze Zeit die Gemahlin des tollen Caligula, trug bei einem Mahle allein für 40000000 Sesterzien Perlen und Smaragden an Kopf-, Hals- und Armschmuck, ja sie trieb die Verschwendung sogar so weit, ihre Möbel und Schuhe damit zu verzieren. Nero streute sie auf dem Bett seiner Ausschweifungen aus und bedeckte seine Günstlinge damit. Wie klein erscheint es dagegen, wenn der schöne Buckingham in den Salons Anna's von Oesterreich für 300000 Francs Perlen verschwendete.

Schwelger lösten damals sogar kostbare Perlen in Essig auf und verschlangen diesen Kalktrank, wie Claudius, der bei einem Mahle aus dem Ohrgehänge der Metella eine Perle von einer Million Sesterzien an Werth nahm, sie in Essig auflöste und so der Gurgel weihte und ebenso jedem seiner Gäste eine zu trinken gab. Auch der Kaiser Caligula pflegte seinen Gaumen durch solchen Trank zu kitzeln. Die prachtliebende und verschwenderische Kleopatra, welche die zwei größten und schönsten Kugelperlen, die das Alterthum kannte, besaß, ging einst mit Antonius eine Wette ein, daß sie in einer Mahlzeit 10000000 Sesterzien oder eine Million Gulden verzehren wollte. Antonius, dem dies unglaublich schien, wurde

davon überzeugt, indem ſie eine von dieſen Perlen aus ihrem Ohrgehänge nahm, dieſe in Eſſig auflöſte und einſchlürfte. So wollte ſie es auch mit der andern machen, wenn nicht Lucius Plancus ſie davon abgehalten und die Wette für gewonnen erklärt hätte.

Auch in den ſpätern Zeiten behaupteten die Perlen immer ihren hohen Ruf. Plinius gibt ihnen den nächſten Rang nach den Diamanten, und Iſidorus, Biſchof von Sevilla (630 n. Chr.), beginnt das 10. Kapitel ſeines Werks über die heilfarbigen Edelſteine mit den Perlen, welche unter ihnen den höchſten Rang behaupten. Von da an fing man auch an, ihnen wie den Edelſteinen die wunderbarſten Kräfte zuzuſchreiben, viel über ihre Entſtehung zu fabeln und die ſeltſamſten und verkehrteſten Anſichten und Beſchreibungen von ihnen zu verbreiten. Wie alle andern koſtbaren Stoffe, wurden ſie auch pulveriſirt in der Arzneikunde verwendet, obwol ihre Wirkung keine andere als die gewöhnliche von jedem kalkigen Mineral ſein konnte. Merkwürdig iſt, daß auch auf der weſtlichen Hemiſphäre bei den amerikaniſchen Urbewohnern ſchon lange vor der Entdeckung des neuen Welttheils der Perlenluxus in der üppigſten Blüte ſtand. Im alten Peru ſtanden ſie in ſo hohem Anſehen, daß nur Abkömmlinge von königlichem Blute dieſelben tragen durften, und der Tempel Montezuma's in Mexico war nach Art des Tempels Salomonis mit Gold und Silberblech ausgeſchlagen, auf welch koſtbarem Grunde die werthvollſten Perlen angebracht waren.

Zu bewundern iſt nur, wie bei dieſem enormen Perlenverbrauch ſeit Jahrtauſenden und der langen Zeit, die dieſelben zu ihrem Wachsthum brauchen, die Perlen immer noch an den uralten Fundorten in großer Menge ausgebeutet werden. Den Werth der Perlen, die jährlich auf den Bahrein-Inſeln im Perſiſchen Golf von indiſchen, perſiſchen und arabiſchen Handelsleuten an Ort und Stelle gekauft werden, ſchätzt man allein auf 3—4 Millionen Thaler, und der jährliche Ertrag der Küſten Ceylons, des Rothen Meeres, der Sunda-Inſeln und Amerikas dürfte dieſe Summe wol um das Dreifache überſteigen. Wie klein erſcheint dagegen der Geſammtertrag der voigtländiſchen Perlenfiſcherei, welcher in einem Zeitraume von 117 Jahren, von 1719—1836, für 15883 Perlen 13849 Thaler betrug, woraus ſich alſo ein durchſchnittlicher Jahresertrag von 111 Thalern ergibt. Dennoch wird man es mit der Seeperlenmuſchel in künftigen Zeiten machen müſſen wie jetzt mit der Flußperlenmuſchel, man wird ſie ſchonen und pflegen müſſen, ſonſt wird es ihr um ihrer Perlen willen dereinſt ergehen, wie es dem Walfiſch wegen ſeines Fiſchbeins oder dem Strauße wegen ſeiner Federn ergang, ſie werden der Ausrottung nahe gebracht werden zu Gunſten der Frauen, und dann wird es an edeln Perlen mangeln.

Religiöſe Forſchung.

Es gibt eine Art von Gläubigkeit, der man mit Recht ihren Unglauben verwerfen kann. Es iſt dies jene Gläubigkeit, welche ſo ſchwächlicher Natur iſt, daß ſie den geringſten Anflug der Wiſſenſchaft fürchtet. Sie hat ſo wenig Vertrauen zu der Lebenskraft ihres Glaubens, daß ſie vor der Sonde der Kritik zurückbebt, als müßte dieſe ihm den Garaus machen. Und wirklich mag auch mancher Glaube ſo beſchaffen ſein, daß er die Kritik nicht beſtehen kann.

Anders der echte, von allem Egoismus freie religiöſe Glaube. Dieſer iſt ſo ſicher in ſich begründet, daß er die Zuverſicht in ſich trägt, die Wiſſenſchaft könne ihm nichts ſchaden, die Kritik könne ihm ſeine Wahrheit nicht rauben. Der ſittlich begründete religiöſe Glaube, weit entfernt, ein Feind der Wiſſenſchaft zu ſein und „Unlicht" derſelben zu predigen, ſucht ſie vielmehr auf, um an ihr ſeine Lebenskraft zu prüfen, im voraus gewiß, daß es nur Kulturwerke und nur Irrthümer ſein können, welche die Wiſſenſchaft zerſtört, nicht aber die tiefen, ewigen Heilswahrheiten, deren beſeligende Macht das Gemüth erfährt.

Von dieſem Geſichtspunkt aus können wir Bücher wie den „Meſſiasgeiſt, eine chriſtliche Vorſchule" (Hamburg, Meißner, 1850) dem wahren Glauben nicht gefährlich halten. Die Vorurtheile, welche der Verfaſſer in Bezug auf die Evangelien und das in ihnen geſchilderte Leben Jeſu zerſtört, indem er die denſelben zu Grunde liegenden Sagenkreiſe nachweiſt — ſollten ſie etwa zum Weſen und Kern des chriſtlichen Glaubens gehören? Dann freilich ſtünde es ſchlimm um dieſen. Aber ſo iſt es nicht. Die Evangelien behalten ihren religiöſen Werth, auch wenn nachgewieſen wird, daß ſie kein Geſchichtsbuch, ſondern mythiſche Gebilde des dichtenden religiöſen Geiſtes ſind. Es kommt ja nur darauf an, daß der religiöſe Geiſt, der ſie

geschaffen, seinem innersten und tiefsten Wesen nach der wahre sei.

In dieser Beziehung kann nicht genug beherzigt werden, was der Verfasser eines schon in diesen Blättern besprochenen Buchs (vergl. „Unterhaltungen", 1859, Nr. 28), Heinrich Lang, evangelischer Pfarrer zu Wartau, Canton St.-Gallen, in seinem „Gang durch die christliche Welt" (Berlin, Reimer, 1859) über die Ungefährlichkeit der Evangelienkritik für den Bestand des christlichen Glaubens sagt. Lang erklärt es für das größte Unrecht, welches man an der Bibel begehen kann, wenn man ihren religiösen Werth abhängig macht von der Richtigkeit ihrer Erzählungen und ihrer dogmatischen Vorstellungen. Es sei dies gerade so, als ob man Shakspeare vom Gesichtspunkt des Historikers, Chronologen, Geographen beurtheilen und seinen dramatischen Werth von der historischen, chronologischen, geographischen Richtigkeit in seinen Werken abhängig machen wollte. „Aehnlich wie mit Shakspeare, den man nicht mit Unrecht die weltliche Bibel genannt hat, verhält es sich mit der eigentlichen Bibel." Wenn, sagt Lang, der Verfasser des Evangeliums nach Johannes den in der Gemeinde fortgepflanzten, vor ihm liegenden geschichtlichen Stoff frei benutzt und behandelt hat, um in der Form von Reden und Thaten Christi das Wesen und die ewige Bedeutung Christi für die Menschheit nach der Gestalt, welche Christus in seinem Bewußtsein gewonnen hatte, anschaulich zu machen — was ist da Unrechtes? Hat er etwas anderes gethan, als was selbst Thucydides mit seinen Helden sich erlaubt hat? Etwas anderes, als was der dramatische Dichter immer thut, der, wenn er eine geschichtliche Persönlichkeit behandelt, ihr Wesen und ihre Bedeutung in freigeschaffenen Reden und Handlungen vor unsere Augen stellt? Wenn Schiller seinen Tell und Stauffacher redend und handelnd einführt, verlangt irgendjemand, daß diese Reden und Handlungen gerade so müssen gesprochen und geschehen sein, und sagt er: Ja, wenn das nicht wirklich ganz so gewesen ist, so gebe ich gar nichts darum? Nur das ungebildetste Bewußtsein kann so reden. Was schadet's, wenn der Heilige Geist auch einmal dichtet? Wie, wenn unsere Evangelien nichts anderes wären und als nichts anderes wollten betrachtet sein denn als epische Versuche auf dem geschichtlichen Grunde des in der Gemeinde überlieferten und fortlebenden Christusbildes, das Wesen und die ewige Bedeutung Christi in religiösen Erzählungen, deren Stoff theils durch die Tradition, theils durch den Typus der alttestamentlichen Bilder an die Hand gegeben war, zur Anschauung zu bringen? Würde dies dem hohern religiösen Werthe dieser Bücher Eintrag thun? Die Sage ist ja nie bloße Erdichtung, sondern sie knüpft sich immer an historisch bedeutsame Momente und Persönlichkeiten an und gibt den epochemachenden Eindruck, den sie hinterlassen haben, wie er sich in der Phantasie des Volks abspiegelt.

Ferner bemerkt Lang: „Wie wir immer wieder zu den Schriften und Kunstdenkmälern der alten Griechen zurückkehren, wenn wir unsern ästhetischen Sinn bilden und die Gesetze der Schönheit kennen lernen wollen, so kehren wir stets von neuem zur Bibel zurück, wenn wir im tiefsten Grund der Seele wollen religiös erweckt werden; aber so wenig wir glauben, wenn wir unsern Geschmack an jener unversiegbaren Quelle der Schönheit bilden, darum auch die Götterlehre und Mythologie der alten Griechen uns aneignen zu müssen, so wenig fällt uns ein, alle naturhistorischen und theologischen Vorstellungen der Bibel uns aufzwängen zu lassen und nach ihnen unser gesammtes Wissen von Natur und Welt und Menschheit, welches durch ein achtzehnhundertjähriges Ringen des Geistes unser Eigenthum geworden ist, umstoßen und umwandeln zu wollen."

Mit diesen Grundgedanken eines evangelischen Pfarrers kann man sich getrost an die Lectüre solcher Bücher, wie die unter dem Titel „Mystagogos" erschienene „christliche Vorschule", welche die mythischen Bestandtheile der Evangelien nachweist, machen, ohne befürchten zu müssen, dadurch in dem, was das Wesen und den Kern des christlichen Glaubens ausmacht, erschüttert zu werden. Was durch solche Bücher erschüttert werden kann, ist nicht der ethisch-christliche, sondern nur der den Fortschritten der Wissenschaft sich verschließende dogmatisch-kirchliche Glaube. Und gegen letztern polemisirt der Verfasser des „Mystagogos" im Vorwort mit Recht und weist den Anmaßungen beschränkter Glaubensseligkeit gegenüber auf den Ausspruch Kant's hin: „Unser Zeitalter ist das eigentliche Zeitalter der Kritik, der sich alles unterwerfen muß. Religion durch ihre Heiligkeit und Gesetzgebung durch ihre Majestät wollen sich gemeiniglich derselben entziehen; aber alsdann erregen sie gerechten Verdacht wider sich und können auf unverstellte Achtung nicht Anspruch machen, die die Vernunft nur demjeni-

gen bewilligt, was ihre freie und öffentliche Prüfung hat aushalten können."

Man sollte eigentlich an dergleichen Sätze nicht mehr zu erinnern brauchen. Aber leider gibt es ja noch immer eine mächtige Partei, die der Wissenschaft das Recht, in Sachen des Glaubens mitzureden, streitig macht. Dieser Partei gegenüber muß man immer wieder von neuem das Recht der Kritik, welchem kein Gebiet des geistigen Lebens sich entziehen kann, geltend machen.

Julius Frauenstädt.

Anregungen.

Philosophie der Zukunft.

Mit Hegel glaubten wir am Ende aller Philosophie zu sein und dann kam dennoch Schopenhauer. Und wird es mit Schopenhauer zu Ende sein? Welches ist die Philosophie der Zukunft?

„Kunstwerk der Zukunft" — „Musik der Zukunft" — vielleicht auch Poesie, Malerei, Architektur der Zukunft?

Wenn die Gegenwart in einem Gebiete des Lebens unbefriedigend ist, dann tauchen Ideale für die Zukunft auf, in der es besser werden soll, und es werden die Mittel und Wege aufgesucht, die im Stande wären, die ersehnte bessere Zukunft herbeizuführen. So ist es auch im Gebiete des geistigen Lebens. Befriedigt die Poesie, die Philosophie, die Theologie der Gegenwart nicht mehr, dann erscheinen jene Programme für die Zukunft, die sich unter obigem Titel einführen. Es kann eine Appellation der bloßen Anmaßung an ein künftiges „gerechteres" Geschlecht sein; es können aber auch Ahnungen, neue Bahnen, neue, noch nicht durchgedrungene Kriterien in diesem vertröstenden Worte enthalten liegen.

Zukunftskunst — möchte man schon bei Kaulbach sagen, wenn man sein eigenthümlich bewegtes, reiches Massenleben betrachtet, das sein Pinsel so kühn bewältigt. Auch Richard Wagner hat in seiner Zukunftsmusik die Vorstellung von einer Allheit der Wirkungen auf die sinnliche und geistige Empfänglichkeit des Menschen. In Humboldt's „Kosmos" ist die Allheit der Naturbetrachtung, die Beschreibung derselben nach allen ihren Ausstrahlungen, nach allen Resultaten der gleichzeitig zu ihrer Begründung in Bewegung gesetzten wissenschaftlichen Doctrinen bis zur Aesthetik hin der leitende Grundgedanke. Die „Poesie der Zukunft" dürfte die letzte dramatisch-episch-lyrische Allergründung des Lebens, das in Gott und dem Dichter ruhende Geheimniß der Coexistenz sein. . .

Ebenso nach der Theorie des Nebeneinander definirt Dr. Kirchner in seiner Schrift: „Die speculativen Systeme seit Kant und die philosophische Aufgabe der Gegenwart" (Leipzig, Barth, 1861). ein Programm für die Zukunft, indem er sagt: „Die speculativen Systeme seit Kant bilden den letzten wissenschaftlichen Abschluß jener individualistischen Welt- und Lebensbetrachtung, die das ganze 18. Jahrhundert beherrscht und die besonders in Deutschland in so mannichfachen Wendungen entwickelt wurde." Die Philosophie hätte die Idee der in sich selbst vollendeten Persönlichkeit zur allgemein gültigen Form erhoben. Sie hat die geniale Willkür und den ästhetischen Egoismus dem Ernste des Gedankens und der Sittlichkeit unterworfen, das Ich mit dem Inhalt der Vernunft erfüllt. In dieser Beziehung rühmt der Verfasser besonders die Objectivität Hegel's, welche auf die Vernunft des Verhaltens gerichtet war und Hegel's eigener Persönlichkeit das Mächtige und Gediegene, die plastische Sicherheit und Tüchtigkeit gab. Indessen die Gegenwart dränge auf den mannichfachsten Gebieten des gesellschaftlichen und staatlichen Daseins, der Wissenschaft und der Kunst, von den Auffassungen der Epoche des Individualismus und Subjectivismus zur Unmittelbarkeit des Lebens, zur Fülle und Gesundheit der realistischen Wirklichkeit zurückzukehren. Es ist Zeit, von den kritischen Fragen wieder zu den sachlichen, von der Versenkung in die Tiefe des Innern, zur Betrachtung des Seins in seiner Ganzheit zu kommen. Doch will der Verfasser den Gewinn der individualistischen Epoche seit Kant nicht gepriesen wissen. Die Hegel'sche „Souveränität des Gedankens" könne die Wissenschaft nicht aufgeben, ohne auf ihren höchsten Begriff Verzicht zu leisten. Nur soll der Fortschritt darin bestehen, die Form des Subjectivismus abzulegen und eine real-ideale Anschauung der Dinge rein zu entfalten. Erst mit der Rückkehr des Gedankens zur Unmittelbarkeit des Lebens werde die Epoche des wahren Idealismus in der Philosophie beginnen. „Die neue Wissenschaft wird Denken und Sein, Idee und Erscheinung nicht als entgegengesetzte Mächte behandeln, sondern sie in unmittelbarer Einheit auffassen. Sie wird das Göttliche nicht in der Tiefe des Geistes suchen, sondern im lebendigen All. Sie wird den Reichthum der Dinge nicht in die leere Identität versenken, sondern in kunstlerischer Einheit begreifen."

Der Verfasser, sehen wir demnach, ist ergriffen von dem großen Zuge der Zeit, das Kleine, Particuläre, Aparte, Seltsame, Individuelle u. s. w. zu verlassen und nach der Begründung der Totalität im einzelnen, nach einer idealen Bürgschaft im Realen, zu streben. Die Sinnenwelt und ihre Fülle kommen zu ihrem Rechte und erfrischen und verlebendigen jene todte Metaphysik, die sich in Hegel gipfelte. Allerdings wird die Philosophie der Zukunft auch

wieder auf eine Vereinzelung des Allgemeinen zurückkommen, auf Grundgesetze und Principien, die werden aber vielleicht anders lauten als die bisherigen.

Das Klavier.

Ein anziehend geschriebenes, für Musikfreunde sehr inhaltreiches Buch ist „Der Klavierunterricht. Von Louis Köhler" (Leipzig, J. J. Weber, 1860). Bei den schroffen Gegensätzen, die sich jetzt in der musikalischen Theorie bekämpfen, lassen „sich im allgemeinen als verdienstvoll und gelungen die Anschauungen des Verfassers empfehlen.

Natürlich steht der Verfasser zu sehr selbst im Strom, um nach irgendeiner Seite hin den vollen Ausschlag geben zu können. Was er unbefangen verwirft, ist eine in der That sehr geringfügige Zahl von Componisten, während doch leider der unmusikalischen Musiker seit lange eine erschreckende Menge unsere Straßenhäuser unbewohnbar machen.

Zur Zukunftsmusik verhält er sich vorsichtig hoffnungsvoll. Die Leipziger suchen nach seinem Ausdruck „eine Vergeistigung des technisch Virtuosen zu bethätigen, deren weitere Entwickelung erst in späterer Zeit richtig zu würdigen sein wird."

Mit Schrecken hat uns aber der Ausspruch S. 269 erfüllt: „Eigentlich sollte jeder, auch der Talentlose Musik lernen!" Da haben wir das Geheimniß unserer klaviergesegneten Zeit! Musik um jeden Preis, ob Gehör und Anlage dazu vorhanden oder nicht! Als ob das Leben nicht ohnehin kurz genug wäre, um es nicht an Beschäftigungen zu verschwenden, für die wir keinen Beruf haben! Als ob wir nicht von sogenannten Gebildeten täglich genug sähen, die ihre Finger zu Maschinen vervollkommneten, während das Seelenkind Geist bei der elendesten Kost verkümmert und zu Grunde geht! Man weiß doch, daß unsern Kindern kaum noch Zeit bleibt, zu turnen, zu baden, zu spielen, und man weiß, wie weit die englische Jugend der unsern voraus ist, obschon oder weil sie nicht mit Musikmachen gequält wird.

Ueberhaupt aber wäre es wol an der Zeit, das Klavier in seine Schranken zurückzuweisen. Durch das jetzt aus den Concertsälen vertriebene Virtuosenthum haben wir einen Ballast von Kunstfertigkeiten überkommen, der nahezu alle Schüler zu Parforce-Reitern macht. Geist, Gemüth und Geschmack können kaum noch zum Vorrang gelangen. Und schließlich bleibt höchstens noch die Freude am Herunterspielen eines solchen Paradestücks vor Gästen und Bewunderern. Wie viel reizvoller wäre da die Wiederbelebung unsers Geschmacks für Kammermusik! Wir haben eine Familie gekannt, in welcher Söhne und Töchter Geige, Bratsche, Viola und Cello trefflich spielten und wo die anmuthigste Häuslichkeit durch das Zusammenspiel jahrzehndelang ausblieb. Wo findet man dergleichen heute? Es ist ein Drängen um die Stunde, wo das Hausklavier frei ist, und schließlich bringt man's höchstens zu vierhändigem Zusammenspiel. Ein Familienvater, der seinen Kinderkreis zusammenhalten und auch für spätere Jahre noch Berührungspunkte schaffen will, durch die sich verbunden fühlt, was sonst auseinander fällt, ein solcher Familienvater sorge, daß die Streichinstrumente wieder im Hause zu Ehren kommen — die Musik und das Herz werden darunter gewinnen.

Neue Romane und Novellen.

I.

Albert Träger, dessen lyrisches Talent Anerkennung fand, hat in „Uebergänge" (Leipzig, Winter, 1860) einen ersten novellistischen Versuch „gewagt". Auch ihm „ist nicht das Erzählen die Hauptsache, sondern das, was aus dem Erzählten sich erklärt". Nach diesem Grundsatz streift die Erfindung seiner Novelle zu sehr an das täglich Gegebene. In dem Gegensatz Fanny's und Döring's liegt jedoch ein poetischer Kern. Hätte er nicht einen tragischen Ausgang gewinnen müssen?

Die letzten Bände des „Album" (Prag, Kober & Markgraf) für das Jahr 1859 bringen eine entsprechend erzählte und auch ihrem sittlichen Kern nach erfreuliche Geschichte von Elfried von Taura: „Die Malerin von Dresden", in der sich poetisch die Veredelung des Herzens durch die Kunst vollzieht.

Weniger kann man mit der Lösung desselben Problems in Max Ring's „Eine arme Seele" (drei Bände) zufrieden sein. Wiederholt haben wir in diesen Blättern auf das Talent des Verfassers in der genrebildlichen Darstellung des modernen Lebens hingewiesen. Auch der vorliegende Roman enthält nach dieser Richtung hin einige ganz vortreffliche Skizzen, aber die Composition ist vielfach gebrochen und nur nothdürftig gekittet.

In „Vergangene Tage" erzählt uns Edmund Höfer in seiner lebhaften, scharfen und originalen Weise drei Geschichten, alle mit jener Vorliebe für das Grauenerregende und schrecklich Seltsame, zu dem, wir glauben nicht zu seinem Vortheil, sich in der letzten Zeit dieser so begabte Erzähler hingewandt.

Gedanken

von Daniel Stern.

Man kann sein Haus nicht verlassen, ohne daß uns eine Mahnung entgegentritt, wie wir uns schon wieder in etwas geirrt haben!

* *

Der Vater der französischen Philosophie, Carteslus, war ein Soldat. Daher ihr positiver Charakter.

Für die Schillerstiftung sind beim Dresdener Vorstand ferner eingegangen: Anonym aus Kassel 15 Thaler.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band

Nr. 28.

Wöchentlich ein Bogen
Preis vierteljährlich 20 Ngr

Inhalt: Faustina Hasse. — Stephen Heller. — Todesursachen. Von Dr. Wagmann. — Paris in Florins. — Wie wurden Goethe und Schiller erzogen? — Altdeutsches Leben. — Ein neuer „Faust“. — Neue Romane und Novellen II. — Gedanken von Daniel Stern.

Faustina Hasse.

Elise Polko, die Schwester des unglücklichen Dr. Vogel, hat das Leben einer berühmten Sängerin zum Gegenstand eines Romans gemacht.

Ein Frauenleben von einer Frau geschildert, besonders noch, wenn diese innig und feinfühlend, hat einen Reiz für den Leser. Sie sollte die Fäden zu sondern vermögen, welche Lebensschicksale gesponnen, die den ihrigen — wie fern sie ihr scheinbar liegen — immer doch verwandt sind.

Faustina Hasse ist eine höchst anziehende Gestalt des vorigen Jahrhunderts. Schön, begabt, stolz. Elise Polko schildert uns das Jugendleben der Heldin. Faustina Bordoni, in Venedig geboren, das damals in der Kunst des Gesanges mit Bologna wetteiferte, reifte unter der Leitung der ersten Meister ihrer Zeit zu einer Vollendung heran, die sie gar bald zum Stern erster Größe erhob. Wir wissen aus jener Zeit wenig von ihr. Elise Polko erfindet, was ihre Biographen nicht wußten. Sie läßt sie, ein Kind noch, dem Kurprinzen von Sachsen in ihrer Vaterstadt begegnen und ihm geloben — ohne alle Veranlassung geloben — eine Sängerin erster Größe werden und ihn dann in Sachsens Hauptstadt aufsuchen zu wollen. Für die Dichtung war dies zu wenig, für die Wahrheit wol zu viel. Auch bedurfte es solcher Zugabe nicht für ein an sich so bedeutungsvolles Leben, dessen innere Empfindungsweise man nur den Thatsachen nach hervorheben konnte, um schon allein das höchste Interesse zu erregen.

Faustina trat in London auf, wo Händel damals die erste Rolle spielte. Sie sang am Hofe, sang in Concerten, sang auf der Bühne und erntete so viel Geld und so viel Bewunderung, daß sie, reich und gesättigt, ja übersättigt in ihre Vaterstadt zurückkehrte. Sie zählte 27 Jahre, war schön, sang wie ein Engel und — glaubte den Becher des Lebens geleert zu haben. Sie lebte von dem erworbenen Vermögen in einfacher Zurückgezogenheit und wollte nicht mehr öffentlich singen.

Eines Abends befindet sie sich in einem Salon ihrer Bekannten, als ein blonder Deutscher erscheint, den man ihr als einen reisenden Musiker vorstellt. Es ist Adolf Hasse. Er nimmt vor dem kleinen Klavier Platz und singt mit einer himmlischen Stimme Lieder. Faustina, die so viel erlebt, so viel gesehen, wird durch diese Töne aus ihrer Apathie geweckt und lebt wie bezaubert ihr Ohr. Sie erhebt sich, tritt zu ihm, stellt sich ihm gegenüber — ihre dunkeln, tiefglühenden Augen begegnen den seinigen, die sanft und mild auf ihr weilen. Ihr wird ruhig und wohl in seinem Anschauen, wie sie sich lange nicht

gefühlt; sie fordert ihn auf, sie in ihrer Wohnung zu besuchen.

Ganz Venedig redet bald von dem caro Sassone und diesem Lieblinge aller Damen reicht Faustina Bordoni ihre Hand.

Adolf Hasse wird als Kapellmeister an den sächsischen Hof berufen von August II., König von Polen und Kurfürst von Sachsen. Faustina begleitet den Gatten und tritt in seinen Opern als erste Sängerin in Dresden auf. Hier herrschte damals noch eine sehr strenge Etikette. Die Vorstellungen im Theater waren dem Volke nicht zugänglich, es wurde auf fürstliche Kosten unterhalten und nur auf Einladungen erhielt man Zutritt. Faustina sang daher vor einem sehr ausgewählten Publikum.

Der König war entzückt von seiner neuen Sängerin, aber mehr noch war es der Kurprinz, der Gemahl der österreichischen Erzherzogin Josepha. Unverhohlen drückte dieser seine Bewunderung aus und ohne Scheu huldigte er ihr, angesichts des ganzen Hofes.

Faustina nahm mit erhobenem Haupte diese Huldigungen an. Wie konnte sie sie auch vermeiden? Die prächtigen Gaben, Kleinodien, Armbänder, welche der Prinz ihr darbot, durfte sie nicht zurückweisen — sie waren ein der Künstlerin gerechter Tribut, den die Frau nicht zu beachten hatte. Und doch — warum schlug ihr das Herz so schwer und warum bückte Adolf Hasse täglich trüber? Sie liebte ihren Gatten, sie bewunderte ihn, sie schätzte ihn; sie war nicht eitel mehr nach Lob, sie war nur — stolz.

Der Stolz sucht Herrschaft. Am Hofe Dresdens aber herrschten schöne Frauen und unter diesen die erste zu sein, darin bestand noch ein Reiz für das so überlistige Herz.

Der König starb.

Der Kurprinz nahm als August III. die Krone Polens und damit begann des Großen Dresdens bekannte Herrschaft, die jeden Wunsch seines Fürsten, ohne Prüfung, mit stummer Unterthänigkeit erfüllte. Lag es nicht schon lange in dessen Blicken, wie theuer ihm Faustina? Was gab es da zu sinnen?

Italien, das Land der schönen Künste, im Auftrag seines Herrn noch einmal zu besuchen und dort Sänger für die Oper aufzufinden, mußte für den armen Herrn Kapellmeister ein unaussprechliches Vergnügen sein. So ließ ihn der Herr Minister zu sich berufen und kündigte ihm an, was Se. königliche Majestät ihm zugedacht.

Dem Künstler kam das unerwartet, es schien die Gunst ihm viel zu groß, er bat um Frist, die Sache in Ueberlegung ziehen zu dürfen.

Ueberlegung? — Konnte davon die Rede sein, wenn ein Fürst ihm seine Huld beweisen wollte? Faustina aber durfte ihn nicht begleiten. Ihre Stelle war nicht auszufüllen. Man konnte ihn entbehren; doch seine Gattin nicht.

So blieb sie.

Und Jahr um Jahr verging und immer noch war Adolf Hasse in Italien. Als er endlich wiederkehren durfte, war sein Haar ergraut, sein Sinn gebeugt und nie mehr konnt' er heiter sein.

Diesen Theil der Geschichte der berühmten Sängerin Faustina hat Elise Polko unausgeführt gelassen. Nur wie Schattenrisse heben die beiden Figuren uns gegenüber.

Unter den Pastellmalereien der dresdener Galerie gleich im ersten Zimmer hängt das Portrait Faustinens, gemalt von Rosalba Carriera, ihrer Freundin. Wir haben lange davor gestanden, dies an sich schöne Angesicht betrachtet und uns gefragt:

Konnte diese Frau jenen Mann ihr gegenüber lieben, einen Fürsten mit — solchem Ausdruck seiner Züge? Konnte sie ihn nur beherrschen wollen?

Frauenherz, du hast viel Glück verbreitet und wie viel schon verschuldet!

Stephen Heller.

Wir haben einmal in Ferrara einen Brief gelesen, der uns von neuem ins Gedächtniß zurückkommt, so oft wir von Künstlerneid und Künstlerzorn hören.

Er war aus dem Gefängniß geschrieben — wie man schon errathen haben wird, von Tasso.

„Lieber Bruder", hieß es darin, „ich bitte dich um den großen Dienst, fünf Hemden für mich waschen zu lassen, die sämmtlich auch ausgebessert zu werden verdienen."

Der arme Sänger des „Befreiten Jerusalem" ist zum Glück eine Ausnahme geblieben, nicht was die Noth betrifft, aber wol soweit sein übriges Elend in Betracht kommt, wenn auch seine unbedingte Ausnahme... Schubart, Kinkel und andere haben im Käfig gelitten und gesungen. Es wird noch ferner vorkommen, daß man Dichter einkerkert, um sich zu spät zu überzeugen, daß die allgemeine Theilnahme für den Gefangenen Unbequemlichkeit bei Lebzeiten mit sich bringt und

diese Nachsicht nach dem Tode. Es wird noch ferner vorkommen, aber zum Glück als Ausnahme.

Dagegen scheint das Thema von der Kunst der Ausbesserung bedürftigen Menschen recht eigentlich eines jener Morgenlieder, das dem Genius zu allen Zeiten und immer vergebens vorgesungen wurde, wird und werden wird. Wenn sich's nur wenigstens als Warnung für die vielen, unzählig vielen vernehmbar machte, die mit dem Genius erst in fünfter oder sechster Linie verwandt sind! Sie hören's aber ebenso wenig und so pocht das Elend denn an viele Dichter- und Künstler-Claviaturen, an weit mehr, als wir es im allgemeinen ahnen.

Wir werden durch die hübsche Skizze: „Stephen Heller", von Moriz Hartmann („Bilder und Büsten"), an den Taschirlich Brief erinnert. Wir zählen nicht zu Heller's Bewunderern, obschon er sich von dem modernen Troß der Pianoforte-Componisten vortheilhaft abhebt. Aber viele unserer Leserinnen werden ihn verehren und wir wollen deshalb ihres Lieblings hier, ohne kritische Würdigung, lediglich von dem nüchternen Standpunkte seines Lebenslaufes und -Rathen gedenken. Sie mögen einen Augenblick dem Nachtessen gönnen, wenn sie sonst, wie natürlich und in der Ordnung, den Componisten nur im Bücherschrein der Kunst gehörigen, schön vignettirten Verlagsexemplaren vor Augen haben wie den Maler aus dem fünften Stock im Rahmen des strahlenden Bilderrahmens, den darbenden Dichter in der farblosen Spiegelung des prächtigen Goldleistenarabesk.

In Amerika ist seit einiger Zeit dem Schriftsteller eine neue Möglichkeit eröffnet worden, die Resultate seines Fleißes selbst zu ernten, wir meinen durch das Allgemeinwerden öffentlicher Vorlesungen (Lectures von Thackeray, Dickens, Lowell u. a.). Diese, unter Umständen sehr zweckmäßige Lösung eines alten Problems — das Verdienst nämlich und den Verdienst in Einklang zu bringen — diese Lösung hat sich viel früher dem musikalischen Componisten, da er in den meisten Fällen auch Virtuose auf irgendeinem Instrument ist. Auch Stephen Heller hat diese Zeit des Virtuosenthums durchgemacht, ehe er zu ernsterem Schaffen gelangte, und wir können diese Seite künstlerischer Thätigkeit im allgemeinen mit Moriz Hartmann's Worten kennzeichnen.

„Die drei letzten Decennien", sagt er, „haben Scharen von Virtuosen an uns vorübergeführt; die Zahl ihrer Herolde und Verkünder ihres Ruhmes war noch größer und die Zahl ihrer Bewunderer unendlich. Alle Ehrenbezeigungen, wie sie Weltbädern der Menschheit angemessen scheinen, Titel und Würden, verherrlichender Glanz, Anbetung von seiten der Frauen — alles, alles wurde ihnen zu Theil! Sie legten ruhige Staaten in Bewegung, sie veranlaßten Zusammenströmungen, sie erweckten Parteikämpfe, und wie sie die Mittelpunkte begeisterter, brüderlicher Kreise waren, so wurden sie auch die Urheber von Zwietracht und Zerwürfnis. Wo sind sie heute, diese weltbewegenden, gewaltigen Erscheinungen? Verschwunden, verschollen, vergessen! Ihre alten Bewunderer erröthen, wenn sie sich ihrer Thorheit erinnern; ihre Freunde verleugnen sie. Die Götter sind zusammengebrochen und man sah die Hohlheit ihres Innern. Dennoch hatte man unrecht, sich dieser Begeisterung zu schämen; sie war nur natürlich. Die Bewunderung für den ertraumierenden Virtuosen, den Schauspieler des Componisten, war ursprünglich an eine andere Adresse gerichtet, an die des Landschirte. Das sie der Virtuose als treuloser Vete unterschlug, merkte das Publikum zu seinem Entsetzen erst spät oder glaubte auch, daß dem Vetern alles gebühre. In seiner Gedankenlosigkeit krönte es die in Goldlitzen gekleideten Tänzer und Tänzer von dem Wagen des Triumphators, der in seiner schlichten Größe kaum beachtet wurde. Aber der Triumphator ist noch heute der Triumphator — wo sind die Tänzer, Tänzer und Hofnarren?"

— — Es hat musikalische Virtuosen gegeben, seit es Componisten gab. Als die Musik mit Beethoven die höchste Höhe erreichte, wußte es von Virtuosen zu wimmeln anfangen. Sie waren in der Musik, was nach einem großen Dramatiker die Gesamtstarren, die Gliedertaxen u. s. w. sind. Sie brauchten zu ihrem Geschäft wenig Talent, imponierenden Nachahmungstrieb, viel Geduld und gleichliche Arbeitskraft. Das Genie, das man ihnen so freigebig nachrühmte, lag mein im Segelsieg.

Leider hat dieser Schaden viel Böses. Unsere musikalische Literatur kränkelt noch heute an den Nachwehen. Der verlockende Glanz eines Virtuosen zog eine Unzahl mittelmäßiger Talente von andern Berufsmöglichkeiten ab und macht sie zu Musikmachern. Und die Flut verlief sich und nun bleiben die Schalthiere in ganzen Massen auf dem Strande liegen. Was thun? Die einen wurden Musiklehrer, die andern griffen nach Re-

tempapier und Feder und umschrieben Opernmelodien, Lieder von Schubert und was sonst ihrem galleriartigen Talent einen feinen Knochen geben konnte. Noch andere suchten in den Dichtern aller Zeiten und Nationen nach Ueberschriften und Gedankenthemata, commentirten, was sie solcherart dem Worte entlehnten, wieder in Worten und sogenannten Programmen und versuchten die im Concertsaal ihnen verloren gegangene Macht durch die Kunst Gutenberg's in der Poesie wiederzuerobern.

Zum Glück für die ewigen Gesetze des guten Geschmacks ist jede Kunst in letzter Instanz nur durch sich selbst vertretbar und binnen längstens einem Jahrzehend werden auch diese Nachwehen einer lediglich reproductiven Zeit verhallt sein und nur noch den Historiographen des Virtuosenthums interessiren.

Die Schwierigkeiten aber, während der Dauer dieses musikalischen Sabbats gediegenere Bestrebungen zur Geltung zu bringen, hat Stephen Heller erprobt, und da es vielen wie ihm gegangen ist (wir erinnern an den früher schon durch uns besprochenen hochbegabten Componisten Christian Gräbner in Hamburg), so geben Hartmann's Mittheilungen einen belehrenden Einblick in die Zustände einer so gestalteten Zeit.

Stephen Heller ist im Jahre 1813 zu Pesth geboren, wir vermuthen, von deutschen Aeltern. Von seinem Vater lang schon als Pianos in der Welt umhergeführt, schien er in Augsburg in lautleiser Stille zum Ausruhen und zur Sammlung kommen zu sollen. Aber — wir glauben zu seinem Unglück — Kalbrenner kam nach Augsburg und Heller ließ sich durch ihn nach Paris hinüberlocken, um — der Sirene sich ganz zu eigen zu geben. Er ist seit zwanzig Jahren in Paris.

Jetzt begann für ihn, welchen Schumann wohlwollend ausgezeichnet hatte, der Kampf um seine Existenz. Wir erfahren nicht, wie weit die Noth ihn entschuldigt, aber er ließ sich zu Arbeiten herbei, die er selbst als Travaux forcés brandmarkte, Umschreibungen von gegebenen Melodieen und Aehnliches, das sich ohne innern Drang aufs Papier werfen ließ. So weit gegangen, hätte er sich ganz ins Meer oder Spectakelmachende werfen müssen, um sein Talent zur meilenden Kuh umzuwandeln. Dazu aber konnte er sich nicht entschließen und so wurde er die erwünschte Beute speculirender Verleger. Die „Chasse" von Stephen Heller ist ein kleines Kunstwerk. Das Motto ist vortrefflich gewählt: „La meute est déchaînée — les fanfares éclatent. Messire le roi Philippe sur son ardent coursier, s'efforce à dissiper le chagrin que lui cause le trépas de son amie Agnès de Meranie . . ." Alle Concertvirtuosen haben Lorbern damit eingeerntet, „La chasse" ist in vielen Auflagen erschienen und französische, deutsche, englische Verleger haben sich daran bereichert. Nun wohlan, der Componist hat keinen Pfennig dafür erhalten! Fast als eine Gefälligkeit nahm der Verleger Schlesinger in Paris sie in seine „Méthode des méthodes" auf, nachdem er, vermuthlich um nicht dafür zahlen zu müssen, sie zuvor als untauglich zurückgewiesen hatte.

Zum Glück verschaffte eine fremde Dame, Madame Montgolfier, dem schlechtberathenen Componisten einen Provinz-Verleger, welcher ihm für die vier Caprices, Op. 33—36, die geforderten 400 Francs bewilligte, nachdem Schlesinger sie um den Preis von 200 Francs zu erhandeln versucht hatte. Die 24 Etuden, Op. 16, waren demselben Verleger schon früher für — 300 Francs mit dem Rechte abgetreten worden, sie in allen Ländern wieder zu verkaufen. Als Heller die Etuden, Op. 45—47, schrieb (80 Etuden), die seitdem in Zehntausenden verbreitet worden sind, machte er bei dem Provinz-Verleger 2000 Francs. Diese Summe klingt schon anständig, und doch, wenn man bedenkt, daß ein Jahr nur 52 Wochen hat und bei weitem noch keine 80 Etuden in 52 Wochen zur Welt kommen, so verlieren auch diese 2000 Francs ihren lockenden Metallklang: das Arbeiten mit Art und Sage wird besser bezahlt. Auch zeigt sich's bald, wie selbst dieser liberalere Verleger zu rechnen verstand. Nach zwölfjähriger Ausbeutung dieses Verlagsrechts starb der arme Mann und seine Erben veräußerten das Eigenthumsrecht für jene 80 Etuden nun für 1000 Francs — nicht gar lange nach der Zeit, wo der mit 200 Francs nebst abgefundene Componist die unerschwingbare Cigarre durch den höllischen Tabac-caporal ersetzen mußte.

Da haben wir, ins Moderne übersetzt, die Tasso'schen „fünf Hemden, die sämmtlich auch ausgebessert zu werden verdienten".

Zum Glück für Stephen Heller ist er nicht in der traurigen Zeit des Ringens zu Grunde gegangen, in jener den wenigsten Künstlern erspart Durchgangsgrad durchs Fegefeuer der Verleger-Noth. Wenn unsere klavierkundigen Lese-

einnen die „Spaziergänge eines Einſamen“ unter ihren Fingern dahingerollen laſſen, ſo können ſie ſich den Einſamen als einen nicht mehr ganz Einſamen vorſtellen, vielmehr als den gaſtlich gepflegten Hausgenoſſen einer nach Paris übergeſiedelten hamburger Familie, welche ihm ſeit kurzem Heimat und Familie erſetzt.

Todesurſachen.

Von Dr. **Wormann.**

O glücklich, wer auch heften kann
Auf dieſem Meer des Irrthums aufzutauchen
Und nicht mehr weiß, was eben Traumbild war,
Was man erſt weiß, kann nicht mehr trauben.
Goethe.

Unbeſchadet dem troſtreichen Glauben, daß ein Gott das Geſchick jedes einzelnen Menſchen nach ſeinem unerforſchlichen Rathſchluß lenkt und ihn abruft nach ſeinem Willen, iſt der Tod die Wirkung eines unerbittlichen Naturgeſetzes. Auch dieſe Auffaſſung wie hundert andere verſuchte Einblicke in das Weſen der Dinge und die Vorgänge der ſinnlichen Welt, weit entfernt, uns die erhebenden Hoffnungen zu rauben, die uns an den Gräbern und Sterbelagern erfüllen, führt uns vielmehr zu dem einheitlichen Grunde alles Lebens, zu Gott zurück. Auch die nachſtehenden Erwägungen werden dem Glauben und den Hoffnungen unſerer denkenden Leſer am „häuslichen Herd“ nicht entgegenwirken.

Mit der Ueberzeugung, daß der einzig denkbare vernünftige Zweck der menſchlichen Exiſtenz erſt mit dem Abſchluß dieſes Erdenlebens erreicht werde, vor dem tröſtlichen Bilde der aus der Aſche des Todes ſich emporſchwingenden Phönix geht die Mehrzahl der Menſchen betrübt und macht die ſchmerzliche Frage, warum die Verſehung mit dem Menſchen keine Ausnahme gemacht, ſondern ihn, gleich dem Thiere, gleich der Pflanze preisgegeben habe dem, freilich nur ſcheinbaren, aber oft ſo grauſamen Spiele nicht zu bezwingender phyſikaliſch-chemiſcher Kräfte? In jedem einzelnen Fall, wo ein Menſch ſtirbt, mit dem wir durch ein nahes oder entferntes Intereſſe verbunden waren, wird die Klage laut: Warum konnte er nicht erhalten werden? Welches iſt die Urſache ſeines Todes? Man verlangt von den Aerzten eine Rechtfertigung ſeines Todes durch die Wiſſenſchaft. Wenn ihnen dies im allgemeinen und den Laien gegenüber keine Schwierigkeiten machen wird, ſo werden ſie ſich dafür häufig genug ſelbſt geſtehen müſſen, daß trotz beſter Erkenntniß des Krankheitsproceſſes ihnen die Art, wie der traurige Ausgang unzweifelhaft vermittelt wurde, vollkommen dunkel iſt.

Die mikroſkopiſche Vertiefung in den innern Bau des menſchlichen Körpers, die experimentale Erforſchung der Beſtimmung der Organe und ihrer Thätigkeiten, die chemiſch-analytiſche Methode der Unterſuchung hat ja immer gegen ſich, daß auch den ſchärfſten menſchlichen Sinnen Grenzen geſetzt ſind, daß ſie ſich täuſchen können. Die beklagenswerth mag hier eine Aeußerung eines der bedeutendſten Phyſiologen, des Profeſſors Valentin an der berner Hochſchule, Platz finden, die er in ſeinem „Grundriß der Phyſiologie“, S. 769, gelegentlich der Betrachtung der Nerventhätigkeit ausſpricht: „Die pathologiſche Anatomie gibt meiſtentheils keine ſichern Aufſchlüſſe, weil ſich nie beſtimmen läßt, wie weit ſich z. B. der Einfluß einer örtlichen Entartung ausdehnt und viele Störungen des centralen Nervenſyſtems weder mit freiem Auge noch unter dem Mikroſkope erkannt werden. Die Thierverſuche, auf die man unter dieſen Verhältniſſen faſt ausſchließlich angewieſen wird, haben den Nachtheil, daß die ſichere anatomiſche Grundlage für die Combination und oft auch für die Beurtheilung des Experiments mangelt, daß man mit etwas Anderm und Unvollkommenerm als dem centralen Nervenſyſteme des Menſchen arbeitet und kein ſicheres Urtheil über die Empfindungen der verſtummelten Geſchöpfe gewinnen kann.“

Ueberdies iſt aus den Ergebniſſen der Leichenunterſuchung häufig kein ſicherer Schluß auf die eigentliche Veranlaſſung des Todes zu machen; wir kommen nicht hinaus über eine rein anatomiſche und äußerliche pathologiſche Betrachtung der Objecte, welche die vollendete Thatſache des Todes darſtellen.

Wir ſind gezwungen, uns bei einem der erſten Fundamentalgeſetze zu beruhigen, welches die Organismen regiert.

Nach dieſem hat jede Thiergattung eine verausbeſtimmte relativ-längſte Lebensdauer, die ſie auch bei dem vollkommenen Zuſammentreffen aller ihrer Gattung zuſagenden Lebensbedingungen nur um ein Weniges ſelten überſchreiten darf, meiſtens aber nicht erreicht. Wie weit die Beobachtungen reichen und Buffon, Cuvier, Flourens u. a. beſtätigen, lebt z. B. das Kameel 40 Jahre, das Pferd 25, das Rind 15—20, der Löwe 20, der Hund 10—12, die Katze 9—10, der Haſe 8, das

Nur Eines könnte mich wieder in die ganze Unruhe meines Gewiſſens zurückſchleudern, — —

Konrad
(noch draußen).

Den Augenblick. Ich will Sie dem Herrn Aſſeſſor erſt melden. (Eintretend mit einem Aktenſtoß.) Iſt vom Büreau gekommen. Waren ja heut' nicht in der Sitzung, Herr Aſſeſſor? Iſt ja Dienſtag! Die junge Mamſell iſt da —

Heinrich
(in den Akten blätternd, ſanft).

Wer?

Konrad.

Die neue Gouvernante wollte ſich Ihnen vorſtellen.

Heinrich.

Ach ſo! — Mein Gott, wozu iſt das jetzt nöthig?

Konrad.

Die Kinder haben ſich ſchon recht an ſie gewöhnt. Soll ſie wiederkommen?

Heinrich.

Es iſt ſo läſtig. Ich bin grade nicht in der Stimmung — (ſetzt ſich an den Schreibtiſch) nun, führ ſie herein!

Konrad (im Abgehen).

Treten Sie nur beim Herrn Aſſeſſor ein!

(Ab, indem er Marien die Thür' öffnet.)

Meerschweinchen 5—7 Jahre, u. s. w. Die relativ längste menschliche Lebensdauer sind 100 Jahre und ausnahmsweise auch noch einige darüber. In der That aber erreicht die Mehrzahl der Menschen nicht einmal die Hälfte dieser Jahre. Flourens sagt bekanntlich, gestützt auf seine Untersuchungen über das Wachsthum der Knochen, daß jedes Thier fünfmal so lange lebt, als es zum Wachsen braucht. Das Wachsen hört aber auf, sobald die Mittelstücke der Röhrenknochen mit ihren Endstücken verwachsen sind. Diese Verwachsung findet beim Menschen um das zwanzigste Jahr statt.

Jedem Einzelorganismus — wir bleiben bei dem Menschen stehen, der uns zunächst interessirt — wohnt bis zu einem gewissen Grade die Tugend bei, sich gegen die physikalischen und chemischen Kräfte, welche in ihm und auf ihn fortwährend wirken, selbständig zu behaupten. Bis zu einem gewissen Grade! Dieser scheint vorausbestimmt zu werden von den geheimnißvollen, das Leben des Embryo vorbereitenden Vorgängen, („die katalytische Kraft" des Berzelius und Dutrochet's oder Liebig's „Contactwirkung") und zum Theil modificirt zu werden von den Einflüssen, welche das Leben des Säuglings und die spätern Lebensperioden begleiten. Wir können diese Tugend in seiner physiologischen Formel ausdrücken und darum wird sie bestritten. Auf das θεῖον und ἐκφυσᾶν des Hippokrates, den von van Helmont erfundenen „Archäus", auf die „Seele" Stahl's, auf die Bichat'sche „Vis essentialis" u. s. w. weist man höhnisch hin, um solche mystische Begriffe zu belächeln. Von der „Lebenskraft" weiß die heutige Physiologie und Pathologie nur, daß sie ein charakteristisches Merkmal unwissenschaftlicher oder philosophisch verstimmter Aerzte ist. Gleichviel, wenn auch wir dieses Merkmal anhängt. Alle Ehrfurcht vor den mühevollen Arbeiten, den scharfsinnigen und geistreichen Versuchen zur Lösung physiologischer und pathologischer Probleme, durch welche einige Forscher glänzen! Indeß zeigt uns noch immer die Natur des Lebens, daß die tausend Fäden, mit denen es sich hier langsam, dort schneller abwickelt, in einem Punkte zusammenlaufen, den wir erst finden müssen, um die Lebensvorgänge befriedigend zu erklären, und das Sterben ist eben nur der letzte Lebensvorgang.

Ein Pistolenschuß, der den Kopf zerschmettert oder das Herz zerreißt, ein tiefer Messerstich mitten in das Herz, ein Sturz aus der Höhe zweier Stockwerke auf das Straßenpflaster herab, Erhängen, Ertrinken u. s. w. nun, das sind Todesursachen, die der gemeine Menschenverstand ohne Hülfe der Wissenschaft begreift. Aber hier wird ein Mensch in der Blüte seiner Jahre, der sich bisher einer ungetrübten Gesundheit erfreute, plötzlich krank. In wenigen Tagen treten die Zeichen eines Nervenfiebers ein. Der erfahrenste und geschickteste Arzt, vielleicht auch mehrere, behandeln ihn nach allen Regeln der Kunst und doch ist er in kaum vierzehn Tagen eine Leiche. Derselbe Arzt oder dieselben mehreren Aerzte behandeln zu gleicher Zeit einen an derselben Krankheit schwer daniederliegenden Menschen, der bisher fortwährend kränklich oder schwächlicher Constitution war, oder einen Mann im Alter von sechzig und einigen Jahren. Dieser überlebt sein Nervenfieber und lebt noch viele Jahre. Was nun hat jenen getödtet und diesen erhalten? Sollte man denn nicht annehmen dürfen, daß ein an sich leidender oder ein alternder Körper weniger fähig sein müsse, einem das Leben bedrohenden Krankheitsprocesse Widerstand zu leisten?

Nichtärzte werden natürlich gleich bereit sein, sich die Sache damit am bündigsten zu erklären, daß der Arzt bei dem Verstorbenen doch wol die rechten Mittel verfehlt haben müsse; eine Erklärung, die ihre Bedeutung verliert, wenn man bedenkt, daß ja so häufig auch überlegte Rathschläge, indifferente Mittel und vollständiger Mangel an ärztlicher Hülfe gar nicht den Verlauf einer Krankheit in Genesung verhindern. Man erwäge folgenden Fall.

Als Knappschaftsarzt in einem kleinen Städtchen des niederschlesischen Bergreviers fungirend, wurde ich aufgefordert, über einen jungen Bergmann zu berichten, der an eiternder Lungenschwindsucht litt und dagegen den Rath einer sogenannten „Klugen Frau", die am Orte das gläubigste Vertrauen fand, in Anspruch genommen hatte. Drei Wochen lang füllte er täglich über eine Oberuße voll mit Lungeneiter — zuweilen betrug die Masse 1 medicinisches Pfund. Seine Füße waren hoch hinauf ödematös (wässerige Anschwellung des Zellgewebes) angeschwollen; im übrigen war er bis zum Skelet abgemagert und unfähig, ohne Erstickungszufälle sich im Bett aufzurichten. Die „Kluge Frau" hatte ihm einen Thee, dessen Hauptbestandtheil Hollunder war, und Einreibungen der Brust mit Hasenfett dagegen verordnet, was er gewissenhaft und jeden andern Rath hartnäckig ablehnend ge-

brauchte. Ich benutze diese Gelegenheit, die Wirkungen der Volkstherapie zu verfolgen, und muß nun sagen, daß er nach etwa drei bis vier Monaten wieder auf den Beinen und, um sich zum Dienstantritt persönlich bei mir gesund zu melden, fähig war, aus seinem Dorfe bis in die Stadt einen Marsch von einer Stunde zurückzulegen. Er war freilich nicht arbeitsfähig, denn Kurzathmigkeit und eine Herzerweiterung waren ihm verblieben.

Ein anderer Bergmann am gleichen Orte, ebenfalls lungenleidend, eiter- und blutspuckend, wenn auch keineswegs in diesem Grade leidend und heruntergekommen wie jener, sodaß er doch noch im Hause ein wenig arbeiten konnte, hatte, auf das Beispiel seines Kameraden gestützt, sich ebenfalls den glücklichen Händen jener Frau anvertraut und ganz dieselben Mittel gebraucht. Dieser aber starb nach einer sechswöchentlichen Behandlung unter dem Verfalle derselben Symptome, mit oder noch denen jener leidlich genas und noch zwei Jahre, glaub' ich, zu vegetiren vermochte.

Ohne die Tugenden des Hoflattig und Huflattig gering zu schätzen, muß doch jeder Sachverständige zugeben, daß in beiden Fällen die ärztliche Hülfe so gut wie keine war. Die wackere Frau Gellegin, mit der ich öfter in Conflikte gerieth, gehörte der untersten Volksklasse an und war eine ganz ungebildete, aber sittige Person. Das Haferstroh hatte nach ihrer Meinung darum eine so gute Einwirkung auf Lungenkranke, weil — der Hafer gute Lungen habe.

Ein anderes Interesse bietet der folgende Fall.

Zwei kräftige Arbeiter legten sich in einem vollkommen ruhigen Zustande, nachdem einer dem andern bis 11 Uhr aus einem Buche vorgelesen hatte, wie sie gewohnt waren, in ein Bett nebeneinander. Sie begingen jedoch zuvor die Unvorsichtigkeit, die Klappe des mit Steinkohlen mäßig geheizten Ofens zu schließen. Am Morgen gegen 6 Uhr, hörte ein an der Thür vorübergehendes Mädchen ein starkes Schnarchen und Stöhnen. Sie rief Leute herbei, man öffnet die Thür und findet beide in einem besinnungslosen Zustande, aus dem sie durch Rufen und Schütteln nicht zu erwecken sind. Der Arzt wird gerufen und erkennt an beiden dieselben Symptome einer Kohlenoxydgasbetäubung. Die vorgeschriebenen Lebensrettungsversuche werden mit Unterstützung der Leute im Hause sofort zu gleicher Zeit an beiden angestellt und haben bei dem einen den Erfolg, daß er in einer Stunde die Besinnung wiedergewonnen hat und noch im Laufe desselben Vormittags fähig ist, auszugehen. Der andere, trotz bekannter Geduld des Arztes, gewinnt die Besinnung nicht wieder, wird in das Hospital gebracht und stirbt an dem Abend desselben Tages.

Nun — warum zeigte eine unter ganz gleichen äußern Umständen bei beiden erfolgte Kohlengasbetäubung einen so ganz entgegengesetzten Ausgang?

Es gibt von unbekannten Ursachen erzeugte und unterhaltene Veränderungen des normalen Chemismus, welche das Blut, diese Muttersüssigkeit, aus der alle Gewebe des Körpers sich ernähren und erneuern, in eine stromende Giftquelle verwandeln und die tiefgreifendsten Störungen des organischen Lebens, umfangreiche, wuchernde und zum Theil wieder sich in Fäulniß verflüssigende Entartungen innerer oder äußerer Organe bedingen. Ich weise nur hin auf die schmerzensreiche Gruben mancher Krebskranken. Der Arzt gibt es auf, die Qualen zu verlängern, die treueste Liebe sieht sich gezwungen, den Tod vom Himmel herabzuflehen, aber — eine räthselhafte Zähe hält den organischen Mechanismus wider alles Erwarten im Gange, monate-, jahrelang.

So zeigt auch die Skrofelkrankheit mehrfach schaudererregende Formen, in denen uns die drohenden Symptome verleiten, den gewissen Tod in den nächsten Tagen oder Wochen zu befürchten. Indeß die Kranken sterben nicht, sondern überleben, wenn auch oft als Krüppel, doch noch viele Jahre eine große Zahl tüchtiger Menschen, die ein oft nur wenige Tage oder Wochen dauernder Krankheitsprozeß dahinraffte.

Einige Organe stellen Centralpunkte des Lebens dar; ihr Ergriffensein in einer Krankheit erhöht die Bedeutung für die Erhaltung des Lebens. Doch ein wie langes Siechthum unter allen unsern Ansichten von Menschengröße wahrhaft bedauernswerthen Erscheinungen in der geistigen Sphäre der Menschennatur können und müssen manche jener Unglücklichen erdulden, die an gewissen, noch wenig begriffenen Krankheiten der großen Nervencentren, Gehirn und Rückenmark, leiden!

Vergleichen wir dagegen die Fälle, wo ein Mensch, erhitzt, ein Glas kalten Wassers allzu hastig hinunterstürzt und einen Augenblick darauf lautlos zusammenbricht und todt war oder ein anderer vollkommen wohl sein Haus verließ,

nach wenigen Schritten auf der Straße schwindelnd niedersinkt und todt aufgehoben wurde, oder wo sich jemand ohne Aufregung, ohne eine Klage über sein Befinden vorher zu äußern, abends zu Bett legte und am Morgen todt gefunden wurde, ohne daß seine Körperlage auf einen stattgehabten Todeskampf deutete oder ein äußerer, seinem Leben gewaltsamer Eingriff nachzuweisen war!

Man glaubt gewöhnlich hier die Todesursache mit der Bezeichnung Gehirn- oder Nervenschlag, Gehirn-, Herz- oder Lungenlähmung hinlänglich erklärt zu haben, in der That aber bezeichnet man damit nichts mehr als die Thatsache, daß ein Mensch plötzlich gestorben ist. Die Frage heißt: Was hat denn das Gehirn, das Herz, die Lungen so heftig berührt und was ist in ihnen vorgegangen, daß alle dem Körper eigenen Lebensthätigkeiten zusammen und auf einmal zum Stillstand für immer gezwungen wurden? Obgleich es habe die plötzliche Zerreißung eines Blutgefäßes und Austritt des Blutes ins Gehirn oder ein diesem ähnlicher Vorgang stattgefunden, so bleibt diese urplötzliche Unterbrechung des Lebens doch immer merkwürdig deshalb, weil in manchen Gehirn- oder infolge anderer Krankheiten oft viel Blut, Wasser oder Eiter in die Schädelhöhle oder ins Gehirn ergießen und absitzen kann, ohne daß dadurch das Leben sofort vernichtet wird. Hat doch mancher Schuß durch den Kopf, der eine bedeutende Partie des Gehirns zerreißt, wie authentische Mittheilungen aus den Kriegslazarethen und die Obduktionen in andern Spitälern bestätigen, nicht den augenblicklichen Tod zur Folge gehabt.

Ein allgemeines Vorurtheil und die zu entschuldigende Abneigung gegen Leichenöffnungen seitens des großen Publikums verschafft den Aerzten nur selten die Gelegenheit, sich in der Sache näher zu orientiren; doch wo es geschehen, war da immer die Nothwendigkeit des Todes aus dem Befunde zu beweisen?

Es sind etwa 12—15 Jahre her, als ich in dem Garnisonslazareth zu N. einmal dazu gelangte, die Section eines, wie es hieß, auf dem Exercirplatze vom Schlage getroffenen jungen und bis dahin gesunden Soldaten zu machen. Wir fanden nicht mehr als einen ungeheuren Blutreichthum im Gehirn wie in den Lungen und ein fast blutleeres Herz, alle andern Organe unversehrt. Man konnte sich nun denken, daß die in ihrem Rückfluß durch irgendeine unbekannte Ursache plötzlich gehemmte Blutmasse einen heftigen Druck auf das Gehirn ausgeübt und also seine Thätigkeit gelähmt hatte. Der wie immer, wo größere Truppenmengen versammelt sind, gegenwärtige Wundarzt war dem umsinkenden Soldaten sofort zur Hülfe geeilt, hatte einen Aderlaß gemacht — aber das Blut floß spärlich und die andern Belebungsversuche blieben erfolglos. Warum ließ sich die Blutcirculation nicht wiederherstellen? Welches war die Ursache und in welchem Organ war sie zu suchen, die den Blutrückfluß mit einem mal und so energisch unterbrach?

Die plötzlichen Todesfälle gehören glücklicherweise zu den seltenen, wenn auch in neuester Zeit hier und da die Zeitungen häufiger davon berichten. Die Symptome, unter denen die Todesüberraschung erfolgte, haben erklärlicherweise die Aerzte noch seltener beobachten können. Ich bin in der Lage, über einen solchen Fall, der sich unter meinen Augen ereignete, Folgendes mittheilen. Es war die zwanzigjährige Tochter der Wittwe eines Apothekers L—d in Neuende, die, an Bleichsucht leidend, sich von mir behandeln ließ. Ihr Befinden unterschied sich in nichts von dem Befinden, welches hundert andere bleichsüchtige Mädchen bekunden. Eine sorgfältig und öfter wiederholte physikalische Untersuchung des Herzens und der Lungen zeigte eben auch nur die den Aerzten bekannten Verhältnisse, welche der Blutarmuth eigen sind. An dem Tage oder Vormittag, an welchem ich sie zuletzt sprach, versicherte sie im Beisein ihrer Mutter, sich leidlich wohl zu fühlen und bewies auch in der Unterhaltung heitere Stimmung. Eben hatte ich mich empfehlen und stand noch in der Thür, als die Mutter mit dem lauten Ausrufe: „Meine Tochter wird ohnmächtig!“ auf diese zusprang und die Zusammensinkende in ihren Armen auffing. Ich, unterstützend, um sie auf das Bett zu legen, sah, daß ihr Kopf schlaff hinten überfiel und Hände und Beine ebenso schlaff herabhingen. Ihre bleichen Gesichtszüge waren unverändert. Eine auf der Stelle unter den Wiederbelebungsversuchen angestellte Untersuchung, ob sie wirklich nur ohnmächtig sei, ergab: Fehlen des Pulses und Herzschlages, Fehlen der Herztöne und des Athmungsgeräusches, erweiterte Pupille, die auf vorgehaltenes Licht sich nicht zusammenzog, ein vor den Mund gehaltener Spiegel wurde nicht vom Athem getrübt, alle bekannten Reizmittel und Reizversuche waren und blieben erfolglos, nichts regte sich an ihr, bis ihr schließlich aufgelegten brennenden Schwammkegel brann-

ten wieder auf zwei Stunden lang fortgesetzte Anstrengungen überzeugten endlich auch die Umgebung, daß sie seit zwei Stunden schon eine wirkliche Leiche war.

Leider mußte ich meine Hoffnung, durch Vermittelung eines Arztes der Familie von der Mutter die Einwilligung zur Section zu erlangen, aufgeben.

Solche Todesweise gleicht in den äußern Erscheinungen vollständig der Wirkung eines bekannten Giftes, der reinen Cyanwasserstoffsäure oder Blausäure. So endete, es sind viele Jahre her, in einer hiesigen Apotheke ein Obergerichtsassessor durch ein Versehen. Zwischen dem Verschlucken eines Glases voll Wasser, in welchem, wenn ich nicht irre, 2 Gran dieses Giftes enthalten waren, und dem lautlosen Zusammenfallen und Todtsein vergingen nur wenige Secunden.

Wir überlassen der Wissenschaft, der Physik, Chemie und Physiologie gern die nähere Erörterung daran sich knüpfender Fragen und wünschen nur, durch den einfachen Hinweis auf jene Reihe merkwürdiger Thatsachen unsere Leser wenigstens zurückzuhalten von den Verwürfen gegen die Kunst der Aerzte, wenn der Ausgang der Krankheiten nicht immer den Voraussagungen oder Erwartungen entspricht. Sie sollen die voreiligen oder unbestimmten Aeußerungen der Aerzte über die möglichen Gründe, aus denen in diesem Fall der Tod schneller eintritt, wo er in einem andern Fall unter gleichen Umständen erst spät erfolgt ist, nicht für Zeichen geringer praktischer Erfahrung und mangelnden ärztlichen Scharfblicks gelten lassen.

Die Kraft, welche den Mechanismus des Thierkörpers in rastloser Bewegung erhält und bei dem unaufhörlichen Wechsel und Wandel der Materie des Lebens, lebig seine Molecule an ihrer Stelle bleibt, doch die unendliche Zahl neuer, in den Kreislauf eintretender Molecule zwingt, sich zu den vorherbestimmten Formen zu gruppiren, welche dem thierischen Organismus naturgesetzmäßig eigen sind — diese Kraft läßt sich nicht meistern durch ein Recipe der Aerzte, nicht vermehren über die Grenze hinaus, welche dem vergänglichen Stoff gesetzt ist, an welchem sie zur Erscheinung kommt.

Wir haben von den Ursachen jener Vorgänge, welche durch Krankheit oder Alter einen Menschen tödten, so wenig ein richtiges Verständniß wie von den Verhältnissen, unter denen die erste Bewegung des Lebens im Thierkeim stattfindet. Die Wissenschaft wird und darf nicht verlegen sein um Erklärungsversuche und es ist wahrlich nicht ihre Schuld, wenn sie sich begnügt, uns nur — die Vergeblichkeit der Mühe und die Klippe physiologischer Dialektik zu beweisen. Darum:

O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen!
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen.

Paris in Aeribus.

— — Wie gern möcht' ich Ihnen, schreibt man uns aus Paris, zu schildern versuchen, wie sich der junge Fürst Metternich zu Napoleon III, im Vergleich seines Vaters zu Napoleon I., ausnimmt! .... Das Thema ist in allen seinen Beziehungen schwierig und ich kann Ihnen nur eine Partie des Gemäldes verrathen, die an Metternich Vater fehlte — die Fürstin Metternich.

Sie, eine Ungarin, Gräfin Sándor, Enkelin des alten Metternich, die ihren Onkel, Metternich's Sohn aus zweiter Ehe, der Verwandtschaft wegen nur mit Dispense's Genehmigung heirathen konnte, ist in kurzer Zeit durch ihr lebendiges Wesen, durch die Unbefangenheit auf der einen und ihren brillanten Verstand auf der andern Seite, trotz aller Etiquettsucht, trotz allen Cigarrenrauchens am Kamin die Matadorin der Gesellschaft geworden und wegt die Schlachten von Magenta und Solferino aus. Schon in Compiègne hat ihr guter Humor die Kaiserin besänftigt, sobald in den etwas abgeblaßten, steifen, geheimnißvoll intriguirenden Damenkreis ein frisches, anregendes Element gekommen ist. Die Fürstin Metternich ist eine kühne Reiterin, sie schießt, sie schwimmt, sie turnt. Sie ist von ihrem Vater in dieser Weise erzogen worden. Wer sah sie nicht in Marienbad allmorgens von 11—1 Uhr am Schießstand den Vogel abschießen?

Bei dem tiefen Schmerz, der uns wahrlich über die Demüthigung Oesterreichs beseelen darf, bei der Gefahr, die für Deutschland heimlich und offen hebet und wallet, ist es ein wahrer Trost, unsere Vertreter in der Gesellschaft hier nicht mit hängenden Flügeln zu sehen. Auch über die Haltung des Fürsten ist nur Eine Stimme. Das will etwas sagen. Denn wie ist ein österreichischer Diplomat in einer so schwierigen Stellung am Hofe der Tuilerien gewesen,

zumal seitdem das englisch-französische Freundschaftsbündnis durch Freihandel und Zollerlaß so gründlich wieder neu gefestigt wurde. Der päpstliche Nuntius secundirt ihm schlecht. Er mag das tiefe Leid, das dem Kirchenstaat droht, vollständig zur Schau. Wer sich verlieren gibt, ist verloren.

Herr von Thouvenel gilt für einen sehr gewandten, in allen Irrgängen und Verschlingungen der diplomatischen Kunst wohlerfahrenen, aber im Geschäfts- und Conversationen übermäßig pedantischen Chef. Sie kennen die Räume des Hotel des Capucines, des auswärtigen Ministeriums ... Leider war Frau von Thouvenel fast ununterbrochen durch Krankheit an das Bett gefesselt, sodaß die schönen Tage von Aranjuez, die Soiréen der Frau von Walewska sehr vermißt wurden und auch in der höhern Gesellschaft jene Mißstimmung, jo Verstimmung während des Carnevals herrschte, die unsere ganze hiesige Atmosphäre bis in die untersten Volksschichten durchzieht.

Als noch nicht der Umschwung und Rückschlag der römischen Politik erfolgt und die Wirkung des Broschüre: „Der Papst und der Congreß", im höchsten Stadium war, sah ich mir auf einem Hofball die Geheimräthe — und man kann hier wol von wirklichen Geheimräthen Ludwig Napoleon's reden — genauer an. Graf Walewski erschien lächelnd, wohlwollend und seine Bekannten begrüßend, als wenn er, statt sein Portefeuille verloren zu haben, noch ein zweites bekommen hätte. Der damals gerade erst mit der interimistischen Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragte Herr Baroche (seiner Gattin wegen Mr. Baroque genannt) folgte ihm auf dem Fuße und war bloß der Schatten des „Generalen". Die Wahrheit ist, daß Napoleon den engern Kreis seiner Vertrauten zwar erweitert, aber niemand ganz aus ihm ausgeschieden sagt. Der ehemalige Lieutenant der thurgauer Artillerie ist dankbar, sein alter häufiger Jug im Leben der Empfangenen. Die kleine Schar seiner alten Freunde von Straßburg, Boulogne und Ham kann unter allen Umständen auf ihn rechnen, wenn sie ihn auch nicht mehr — duzen.

Reizbarer und mehr im Charakter der römischen Imperatoren ist das Verhältniß zu den höhern Beamten, namentlich den Generalen. Da ist die Intimität bedingt. Ich sah dem Marschall Mac-Mahon, Herzog von Magenta, von allen Seiten den Hof machen. Minutenlang so lange, bis der Kaiser erschien. Im allgemeinen erscheint Ludwig Napoleon in diesem Jahre jünger und frischer aussehend als im vorigen. Er hat bewiesen, daß er Soldat ist. Er hat die Spottreden der Prinzessin Mathilde widerlegt und Pulver gerochen. Die Kaiserin war graziös und reizend wie immer. Sie trug ein weißes, duftiges Gewand von „Tülle-illusion" mit Epheuranken garnirt, reicher Diamantenschmuck durchflogterte die grünen Blätter; ebenso erstrahlte dem Epheukranze, der sich durch den goldenen Lockenscheitel wand, ein herrliches Diadem. Man ging in den Saal des maréchaux, wo wie gewöhnlich getanzt wurde, nach den herkömmlichen Begrüßungen, bei denen es nicht viel hergibt. So hatte z. B. Gräfin P. gewünscht, bei Hofe vorgestellt zu werden, und etwas schüchtern von Natur, fürchtete sie diesen Moment um so mehr, als sie noch niemand bei Hofe kannte. Die Kaiserin bemerkte eine sehr verlassen stehende Dame und da sie den Namen einer Gräfin P. auf der ihr überreichten Präsenzliste neben Namen gelesen und keine der ihr zur Seite stehenden ihr Auskunft geben konnte, so ging sie mit Umgehung aller Hofdamenvermittelung selbst auf die Isolirte zu und zog sie in ihren engern Kreis.

Unter den glänzenden Fremdenerscheinungen dieses Winters zeichnete sich eine Prinzessin Odescalchi durch Schönheit, Grazie und Eleganz ganz besonders aus. Man war bald darüber einig, daß sie für diesen Winter die Löwin des Salons bleiben würde.

Wenn Ludwig Napoleon sich unterhält, ist er sehr animirt. Ich sah ihn mit Graf Persigny in längerem Gespräch. Ich dachte: Vorsicht! Vorsicht! So soll man die „Karte Europas" nicht auseinanderklügeln! Fürst Metternich sah in seiner reichen Uniform glänzend und stattlich aus. Wie wunderlich das ist! Oesterreich tanzt mit Sardinien. Prinzessin Clotilde sieht gar nicht mehr so mürrisch aus, seitdem ihr Königshaus die Lombardei verschluckt. Und Marschall Niel tanzt Contretanz! Er macht so graziös und kühn seine Beine im Contrechat, daß ich an unsere alten Generalfeldmarschälle und Heerführer denken mußte, wenn es Krieg gäbe! Der alte Waffengott war ja wol auch — 80 Jahre?

Bei Edgar Ney, auch einem der Intimen, Fürst von der Moskwa, Generaladjutanten des Kaisers, war ein Maskenball arrangirt. Er zeichnete sich ganz besonders durch Originalität in der Kostümirung aus. Der Gedanke lag so

Grunde, die Herren der kaiserlichen Parforce- und andern Jagdgesellschaften in Thier-Travestissements erscheinen zu lassen, während für die Damen, um diesem Gedanken bei der Wahl ihres Costüms auch möglichst naturverwandt zu bleiben, die Tracht von Blumen und vorzugsweise von Gemüse vorgeschrieben war. Man hatte dem Humor wirklich den Zügel schießen lassen. Es zeigte sich ein Wildstand üppigster Art. Vorsichtig vermied man die Auswahl der Thiercharaktere nach frivolischen Anspielungen auf die Politik. Wir Preußen wurden durch Prinz Reuß und Grafen Hatzfeld als Füchse repräsentirt. Finden Sie da einen Vers darauf? Die Kaiserin Metternich erschien als Artischocke. Diese Wahl war schon bezeichnender. Ein stachlichter Gastus und doch, richtig behandelt, weich und mild. Wollte ich auf das Wahre und Gedichtete aller Verzierungen dieser improvisirten Jagd eingehen, gäbe es Jagdgeschichten à la Münchhausen. Man amüsirte sich vortrefflich.

In dem Ball beim Kriegsminister waren 4000 Einladungen ergangen. Das erste Vorzimmer machte in den Stunden von 9—11 Uhr den Eindruck eines pariser Eisenbahnhofs, wo immerfort Züge mit Reisenden ankommen und abgehen. Die Gesellschaft bestand aus der Elite der militärischen Welt und war ein überaus reizender und belebender Panache aller Uniformen im großen Maßstabe. Die Diplomatie spielte hier nur eine untergeordnete Rolle.

Bei Rouher, dem Hausminister, der bekanntlich einem der Stämme Israel's angehört, war in eigenthümlicher Idiosynkrasie das Völkerelement vertreten. Man kam maskirt und schien sich das Einverständniß stillschweigend gegeben zu haben, so ethnographisch wie möglich zu sein. Fernerhin Gemälde erschien als vornehme Gemüsefrau aus dem 17. Jahrhundert, dann Italienerinnen, Mexicanerinnen, Schotten und Zigeuner. Fräulein Hausmann: eine sehr anmuthige Erscheinung, trat als Nordstern auf. Es fehlte nur noch „Dimorah" mit ihrer Ziege. Dem Kaiser hat es auf diesem Feste, der so länger beiwohnte, viel Spaß gemacht, in seiner Domine mit einem seiner Freunde verwechselt zu werden. Er neckte, da er es sehr auf Deutschland abgesehen hat, eine junge Dame, Fräulein von B., Stieftochter des Fürsten H., welche den Winter hier verlebt und viel Beifall in der Gesellschaft findet. Diese sah, ganz nach dem Standpunkt, den die „Kölnische Zeitung" so heftig bekämpft, in dem sie verfolgenden Domino mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit nur einen edeln, unvergänglichen, die Freiheit und Einheit Deutschlands liebenden Landsmann, einen jungen Mann, dessen alter Onkel ihr aus ihrer Kindheit Tagen in der freundlichsten Erinnerung stand, und glaubte sich um so weniger zu irren, als die Unterhaltung von Ludwig Napoleon deutsch geführt wurde. Als daher der Domino die kritische Frage an Fräulein von B. richtete: „Liebst du mich auch recht?" antwortete sie sehr entschieden: „Ich kenne Dich noch zu wenig dazu." Aber deinen alten Onkel, den Commandanten von B., den habe ich allerdings immer sehr lieb gehabt!" „Onkel"? Der „Neffe" stutzte. War er erkannt? Er glaubte es, und da ihm die äußere Unabhängigkeit mit seinem Onkel immer ein drückender Akt ist, so verrieth er sich alsbald und brachte unsere liebenswürdige Landsmännin außer sich vor Ueberraschung und Verlegenheit. In Degen in Angelung mag verrathen, aber diese Scene aus einem pariser Sommernachtstraum einem Bleistift zu schreiben.

Uebrigens kommen diese Dampfroms oft vor, weshalb sich der dem Kaiser so außerordentlich ähnliche Graf Bacciochi, auch ein Napoleonide und Kammerherr des Kaisers, ganz den Gang und die Bewegungen des Kaisers einstudirt hat, um bei dergleichen Festen die größtmöglichste Täuschung hervorzurufen. Beide tragen gewöhnlich einen ganz gleichen Domino. So kann mancher glauben, von dem Kaiser intriguirt worden zu sein und es war hernach denn doch nur, wie am Ende auch noch in der Komischen Frage, Herr von — Lagerrennière.

Als etwas überaus Großartiges ist noch des Festes beim General Fleury, dem Ober-Stallmeister des Kaisers, zu erwähnen. Der General bewohnt einen Flügel des neuen Louvre. Die Auffahrt ist vom Kai aus, gegenüber dem Pont du Carrousel. Schon der Hof, durch welchen man, um ins Palais zu kommen, passiren muß, war mit transparenten Bildern reich geschmückt. In der Mitte desselben war ein Orchester errichtet. Die Musiker saßen hier „en perruque poudrée" und trugen alle das Costüm aus Ludwig's XV. Zeit. Eine schmetternde Fanfare begrüßte, gleich einer heiteren Vorrede dieses splendiden Fastnachtspoems, schon am Fuße der Treppe die Ankommenden, die Hellebardiere präsentirten, ihre Waffen auf die Erde stoßend. Der General trug die rothe Prachtuniform des Ober-Jägermeisters aus Ludwig's XV.

Zeit und seine Gemahlin erschien im Costüm der Gräfin Perrault. Beide empfingen im Vorsaal des Lokals, das man, geblendet wie man war, für einen Lichtpalast aus Tausendundeine Nacht, nur von Feen und Blumengeistern bewohnt, halten konnte. Unter den Costümen hervortretend war Prinzessin Clotilde als Amphitrite, die Göttin des Meeres, mit Gefolg von Nymphen und Tritonen. Prinzessin Mathilde erschien als Frau eines indischen Nabob, strotzend von Diamanten und Perlen, fast um die Eifersucht der Meeresgöttin zu erregen. Die Fürstin Metternich, als Marquise, gab der Frau des Nabob an Pracht nichts nach. Als ein wenig Ordnung eingetreten, begannen Aufzüge und Quadrillen der verschiedensten Art. Am meisten amusirte eine aus den Gestalten der Perrault'schen Märchen zusammengesetzte Gruppe, bei welcher Frau von Bée als Gestiefelter Kater überaus possirlich anzuschauen war und viel Sensation erregte. Sie vertrat Herrenrolle in der Quadrille und die Damen machten diesem reizvollen Kater gewaltige Avancen. Sie trug große, oberhalb sehr weite Stiefeln, ein Pantalon von weißem Schwan fiel in diese hinein, ein schwarzes Sammtmieder, gleichfalls mit reicher Schwanenverbrämung, umschloß die zierliche Taille; der Kopfputz bestand in einem Katzenkopf in Form eines Diadems, in welchem die Katzenaugen besonders hervorleuchteten, und Handschuhe von Schwan. Sie amusirte sich ganz special, allen Damen „Sammtpfötchen" zu machen und wurde von vielen für ein „Mignon adorable" erklärt. Wie gut hatte sie nach Friedrich Wilhelm's IV. Sanssouci gepaßt! Ich gedachte der kleinen Hartmann in Berlin, als diese Tieck'sche Gestalten den schon damals nicht mehr auf Romantik gestimmten Berlinern vorführte.

Unter den Damen der Gesellschaft zeichneten sich viele verschiedene sogenannte „Nächte" aus, schwarze, weiße — Nuit boreale — überstet von Sternen und Halbmonden. Die Herrencostüme standen in keiner Weise denen der Damen nach. Um 2 Uhr wurde das Souper eingenommen, von hoher gastronomischer Weisheit angeordnet. Alle Weinsorten hatten wie zu einem großartigen Congreß Abgesandte hier zusammentreten lassen — sehr charakteristisch gab es für die verschiedenen Weine auch in Form oder Farbe verschiedene Gläser, vom grün und gelben Rheinwein durch rosigen Champagner zum weißen Frangweinglas hin. Die Dienerschaft war gleichfalls im Costüm und vollendete den Eindruck eines Festes Ludwig's XV. Erst um 5 Uhr morgens trennte sich dieser Kreis als durchaus befriedigt. Man behauptet, daß es das schönste der diesjährigen Feste gewesen.

Und glauben Sie, daß nur die Höflinge sich in solcher Weise bewegen? Ein Fest in kleinerm Rahmen und in anderer Sphäre, aber durchaus nicht minder amusant, fand bei der Witwe des berühmten Chemikers Orfila statt. Hier erschienen nicht Grafen und Fürsten, sondern Künstler und Gelehrte, aber auch im Costüm. Doch ging es schon gedankenreicher her. Es wurden Scenen aus Orpheus dargestellt, gesprochen und gesungen. Plessy, Herr Sainte-Foy und Regnier, Madame Ugalde und Ponchard. Ganz besonders ward die Gesellschaft durch eine von Madame Taglioni und Emma Livry, beide als Marquisinnen gekleidet, durch die Ausführung einer Gavotte, einer Menuet und eines graziösen Walzers überrascht. Zwischen beiden Damen herrscht eine gegenseitig so große Sympathie, daß sie in ihren choreographischen Leistungen wie zu einer Doppelgestalt verschmelzen und wahre Offenbarungen der Grazie und Anmuth geben.

So viel über die jüngste Vergangenheit des Salonlebens in diesem — Paris! Nach der Kehrseite ist, während man auswärts Armeen aus der Erde stampft, die hiesige Armee, wenn auch nicht ganz aufgelöst, doch wirklich bedeutend reducirt worden, sodaß kaum genug Leute zum Wachtdienst übrig blieben. Fremde, die vor einigen Tagen von der belgischen und preußisch-französischen Grenze nach Paris kamen, versichern, im Lande selbst nur Friedenseindrücke empfangen zu haben. Aber bei Frankreichs Centralisation ist alles möglich. Ein Wort — und eine Armee steht da. Wir haben diese Berichte als culturhistorische Beiträge zur Kenntniß unserer Weltlage geben wollen. Jeder Tag kann Ereignisse bringen, die so im Contrast zu diesen Freuden stehen, daß selbst der strenge Historiker mit Interesse dabei verweilen dürfte.

Anregungen.

Wie wurden Goethe und Schiller erzogen?

Einen ſehr anerkennenswerthen Beitrag zur Erziehungsliteratur liefert die kleine Schrift „Mittheilungen aus der Bildungsgeſchichte Goethe's und Schiller's zur Beantwortung der Frage: Haus oder Schule? oder Haus und Schule? Von Dr. Gotthilf Löſchin, Director der höheren Bürgerſchule zu St. Johann in Danzig" (Danzig, Verlag, 1859).

Goethe's Vater beſchäftigte ſich zwar viel mit der Erziehung ſeines Sohnes, aber der weibliche Einfluß überwog doch. Goethe's Bildung iſt weſentlich ein Erzeugniß der Hauserziehung.

Goethe's Vielgeſchäftigkeit und Mangel an Ausdauer, Goethe's behäbiger Quietismus, ſeine Scheu vor allem Gewaltſamen, Aufregenden, Erſchütternden, Umwälzenden; Goethe's Neigung zum Aberglauben, Goethe's Ariſtokratismus, Goethe's überwiegende Hinneigung zu den Frauen und intime Kenntniß des weiblichen Weſens, die ihm die Schilderung der Frauencharaktere beſſer gelingen läßt als die der Männercharaktere — das alles wird vom Verfaſſer aus Goethe's häuslicher Erziehung und Jugendeindrücken hergeleitet. Der Mangel an männlicher Einwirkung auf Goethe's Erziehung wird vom Verfaſſer in ſeinen nachtheiligen Folgen gezeigt. „Es fehlte die kräftigere männliche Einwirkung, die, bei überwiegender Autorität, Willen gegen Willen legt und ſeine belehrende und launenhafte Zuthat gelten läßt, ſondern eine unbedingte, ſich nie verſagende fordert. An eine ſolche aber war der Knabe nicht gewöhnt und mochte ſich auch daran nicht gewöhnen, wobei noch der Umſtand mitwirkte, daß die leicht zu beſchämende Kunſt der Frauen, der ihn letzteren, ſeinem früherwachten Selbſtgefühl ſchmeichelte, dem ſeine Schulgenoſſen den ſchwungloſen Spiegel beſtändig vorhielt."

Man wird über dieſe Anſichten des Verfaſſers einen leichten Zweifel ſich allerdings nicht erwehren können und doch viel Wahrheit darin anerkennen müſſen.

War Goethe's häusliche, überwiegend unter dem Einfluſſe von Frauen ſtehende Erziehung und Bildung nachtheilig, ſo war es, wenn auch in anderer Erziehung, Schiller's militäriſch-akademiſche nicht minder. Sehr richtig bemerkt der Verfaſſer: „Auf alle Fehler, die bei der ſittlichen Erziehung eines Menſchen gemacht werden, geben verhältnißmäßig auch dem Umſtande hervor, daß man das rechte Maß der Freiheit, die dem Jünglinge von ſeinen Erziehern gelaſſen werden muß, nicht herausgefunden hat und alle dabei entweder zu viel oder zu wenig thun. Auch dieſes Zuviel damals in ſo verderblicher Weiſe auf den ſogenannten Philanthropinen Statt, ſo ging die Militärakademie auf der andern Seite bis an die äußerſte Grenze des Zuwenig." Der Verfaſſer ſchildert nun den geiſttödtenden Mechanismus der Karlsſchule und zeigt, welche Folgen derſelbe für die Zöglinge hatte, wie die Schulbeamten die heimliche Opposition der Unterdrückten, ihre Lüge, Tücke und Trug, Heuchelei und Schmeichelei entwickelte. „Wer befragt nicht die einem ſolchen Verderbniß Preisgegebenen, die, der milden Leitung eines Vaters und Mutterhand entbehrend, ſo früh ihren in Künſte eingeweiht wurden, zu denen ſich im Militärſtaate faſt nur ſelten Anregung und Anleitung findet und in deren Irrgewebe der Menſch, wenn er ihnen anheimfällt, doch meiſtens erſt in den Wirren des ſpäteren Lebens zu gerathen pflegt."

Schiller's Charakter bildete ſich zwar unter dem Zwange der Karlsſchule, aber vielſeitige Menſchen- und Weltkenntniß zu erwerben, wie ſie Goethe früh- zeitig auf dem Markte des Lebens ſammelte, war ihm in der Militärakademie, wo die Vierhundert „ein einziges Geſchlecht" bildeten, der „ſeltene Abguß einer und derſelben Medaille, von welchem die plaſtiſche Natur ſich" freilich „losſagte", nicht möglich. Auch fehlte der die Sitten mildernde und verfeinernde Umgang mit achtbaren und gebildeten Frauen und Jungfrauen, wie er andererſeits bei der Erziehung Goethe's vorherrſchend war.

Der Verfaſſer ſucht die nachtheiligen Folgen der militäriſch-akademiſchen Erziehung auf Schiller noch näher auf, hebt insbeſondere ſogar den Gegenſatz zwiſchen Goethe und Schiller in ihren Dichtungen, daß nämlich erſterer vom Beſonderen zum Allgemeinen aufſteige, letzterer hingegen vom Allgemeinen ausgehend, den beſonderen, concreten Fall dazu ſuche, — auf ihren entgegengeſetzten Erziehungsweiſe zurück und kommt zu dem Reſultate, daß ſowol die einſeitig häusliche als die einſeitig anſtaltliche Erziehung zu verwerfen und daß auf die Zweckmäßige zu antworten ſei: „Nicht Haus, nicht Schule allein, ſondern Haus und Schule vereint."

Man könnte freilich gegen den Verfaſſer einwenden, es habe eine ganz exceptionelle häusliche einer ganz exceptionellen anſtaltlichen Erziehung gegenüber geſtellt, während es ſich doch um den allgemeinen Gegenſatz zwiſchen Haus und Schule handele. Goethe häusliche Erziehung, wie die Goethe's, und ſolche anſtaltliche, wie die Schiller's, bilden ja nicht die Regel. Es hätte die Beiſpiele mehr aus dem gewöhnlichen Leben nehmen ſollen. Indeſſen, um einen allgemeinen Satz zu erhärten, iſt es immerhin gut, etwas grelle Beiſpiele zu wählen; um die Unzuträglichkeit einer beſtimmten vorwiegend häuslichen beziehungsweiſe Erziehung und andererſeits einer vorwiegend von perſönlichen militäriſchen Männern allein geleiteten Erziehung vor Augen zu führen, können die

Beispiele Goethe's und Schiller's allerdings gute Dienste leisten. Aeltern und Erzieher können aus dem vom Verfasser über die Bildungsgeschichte beider Mitgetheilten schon, wenn sie sich darüber in die Sprache ihrer Verhältnisse übersetzen, entnehmen, welche Fehler bei der Erziehung zu vermeiden sind und in welcher Weise Haus und Schule sich zu ergänzen haben, um Geist und Charakter des Zöglings harmonisch zu entwickeln.

Altdeutsches Leben.

Das schöne alte Nürnberg! Wie oft ist es schon in alten Tagen besungen worden!

Leider enthalten diese Gesänge, so gut sie gemeint sind, meistens nur ein sehr bescheidenes Maß von Poesie.

Dasselbe ist der Fall mit dem nach einem alten Drucke von H. Barack aufs neue veröffentlichten Lobgedichte des Meistersängers Kunz Haß vom Jahre 1590 (Nürnberg, Bauer & Raspe, 1858).

Der Herausgeber hat diesen schätzbaren Beitrag zur deutschen Culturgeschichte durch eine längere Einleitung verständlich und genießbar gemacht. Das Gedicht ist weniger aufprechend als das bekannte Sprachgericht des Hans Sachs, in welchem die Pracht und Würde der deutschen Reichsstadt gar lieblich zum Vorschein kommt. Kunz Haß geht ganz prosaisch zu Werke, indem er sich vornimmt, „regiment, gebot und satzung eines ehrsamen weisen Raths zu bringen und der Reihe nach Kuchenbäckerei, Bäckerei, Spezereiwaaren, Salz, Nüsse, Honig, Obst, Wein, Küche, Brot, Getreide, Kohlen und Holzhandel, Verkauf von Bausteinen, Stroh und Heu, Marktaufsicht, Wachenhalten, Straßenreinlichkeit, Sicherheitsmaßregeln gegen Herumtreiber in kriegerischen Zeitläuften abhandelt. Ferner: Wie Handwerksbrauch streng aufrecht erhalten, Vergehen gegen die Sittlichkeit bestraft, die zum Tode Verurtheilten noch menschlich behandelt, überhaupt Recht und Gerechtigkeit gehandhabt werden. Ferner: Wie zwar im Rathe vornehmlich die alten ehrbaren Geschlechter vertreten erscheinen, doch zur Vermehrung des Ansehens auch echte Männer aus dem Handwerk zum Stadtregiment berufen sind.

So unpoetisch nun auch alle diese Dinge, so wichtig sind sie zur Charakteristik der Zustände jener Zeit. Dabei spricht eine wohlthuende patriotische Wärme aus der Haltung des Ganzen. Gleich Nestorin in dessen Lobgedichte spricht auch unser Dichter bemjenigen, der Nürnberg schützen könne, alle Weisheit ab und so empfiehlt er seine Vaterstadt dem Schutze des Allmächtigen:

Behüt sich gut vor falschen gesten,
Die sind in der rathstuben,
Nicht als ein rathsgast gesinnet,
Die andern retten doch verbrennt.

Ein neuer „Faust".

Wäre der zweite Theil des Goethe'schen „Faust" ebenso vollendet wie der erste und böte eine befriedigende Lösung des Faustproblems, dann müßte es ebenso vermessen erscheinen, einen „Faust" nach dem Goethe'schen zu dichten wie eine „Ilias" nach Homer.

Aber der Goethe'sche „Faust" hat eben, als Ganzes, den Gipfel nicht erstiegen. Es wird daher Spätergekommenen immer noch das Recht einzuräumen sein, einen neuen „Faust" zu wagen.

Einen solchen gibt Ferdinand Stolte: „Faust. Dramatisch-didaktisches Gedicht in zwei Theilen. Erster Theil" (Leipzig, Veit & Comp., 1860).

Stolte's „Faust" ist den Manen Friedrich Schiller's am Tage seiner hundertjährigen Jubelfeier den 10 November 1859 geweihet und der Verfasser bekennt in der „Widmung", besonders durch Schiller's eine „edle Absicht" verfolgende Poesie, durch Schiller's Streben, im Geiste wahrer Menschenliebe überall den hemmenden Schutt und verpestenden Moder aus dem Leben hinwegzuräumen, um den in voller Reinheit und Klarheit prangenden Tempel des göttlich schönen Menschenthums aufzubauen, — bis zum Drange des Selbstschaffens begeistert worden zu sein. So war es vor allem der „Don Carlos" und in diesem der Charakter des Posa, der den Verfasser schon als Knaben in eine seine Gesundheit erschütternde, begeisterte Aufregung versetzte. Ein Schiller'scher „Faust", meint der Verfasser, würde sicher seinem Ideale entsprechen, wie es vor seinem Geistesblicke schwebt, und hätte Schiller einen „Faust" geschrieben, so würde es ihm viel erspart geblieben sein, seine schwache Kraft an dem hier vorliegenden Wagnisse versuchen zu müssen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß in Stolte's Art zu dichten mehr Verwandtschaft mit Schiller'scher als mit Goethe'scher Poesie ist. Nicht die dichterische Intuition, sondern das didaktische Ziel, die „edle Absicht" hat Stolte zum Dichter gemacht. Ob aber auch ein Schiller'scher „Faust" das Dramatische von dem Didaktischen so hätte überragen lassen wie Stolte in dem hier vorliegenden ersten Theile seines „Faust", müssen wir bezweifeln. Dieses Philosophiren Faust's mit Mephistopheles und mit Gutenberg, mit welchem letztern Faust sich zur Menschenerlösung verbindet, wirkt, wenn es nicht von der begeisterten und höchst kunstgerechten Vortragsweise des Dichters selbst gehoben wird (wir hörten ihn), zuletzt ermüdend. So mahr auch mitunter die Philosophemen Faust's über „Sein und Nichtsein", über Gott und Mensch und Teufel sind, es hätte sich in der Poesie müssen kürzer und dann auch wirksamer sagen lassen. Und an Mephisto ist noch obendrein allzu verschwendet.

Faust ist für Ferdinand Stolte der gefallene, einer innern Wiedergeburt bedürftige Mensch. Somit mußte ein dramatisches Epos, das die Menschheit selbst zum Helden hat, entstehen. Es mußte in demselben eine Verantwortung der wichtig-

den Lebensfragen angeknüpft und deshalb ein zu breites Material in den Bau des Werks hineingezogen und zur Verarbeitung gebracht werden, als dass es sich innerhalb jener engen Grenzen hätte bewegen können, welche bei einem Drama überall innezuhalten sind, wenn es für die Aufführung auf der Bühne bestimmt ist. Den rein didaktischen Zweck verfolgen nun im Auge haltend, ließ der Verfasser das dramatische Element oft gänzlich zurücktreten und das Gedicht sogar den Charakter des erzählenden Romans annehmen, wo dieß Form seiner Absicht entsprechender erschien. Dieß aber ging nicht soweit dahin, „ein kunstlerisch sublimes Gedicht mit bis zur Dunkelheit poetisch umschleierten und im unbestimmten Dämmerlicht schwebenden Wahrheiten zu schreiben, das durch Inhalt wie durch innere Form die theils übersinnlichen, theils abgekämpften Geschmacksnerven einzelner bestimmter Kunstkenner affizirt, sondern vielmehr dahin, durch möglichste Klarheit und Entschiedenheit des Gedankens den einfachen und natürlichen Bestrebungen des sittlichen Menschen im allgemeinen eine Befriedigung zu gewähren."

Der Dichter beabsichtigte ein Volksbuch, das durch seinen Inhalt dem geistig und moralisch gesunden Menschen wohlthut, den Kranken aber zur Heilung mahnt und treibt. Faust soll nach einem irrthumvollen, verfehlten Leben ganz natürlich zur Reflexion über dasselbe hingedrängt werden, weshalb bei dem Dichter die Vorgänge im ersten Theil des Goethe'schen „Faust", die Verführung Gretchens und ihr Ende, den Hintergrund bilden, auf dem sich sein „Faust" erhebt. Dieser den ersten Theil des Goethe'schen vorliegende „Faust" hat nach des Dichters Plan erst noch verschiedene Phasen der eigenen inneren Entwickelung durchzumachen und wird dadurch zunächst nur erst ein Gedankenheld und ein Held des Werks. Deshalb ist nach dem Dichter dieser erste Theil seines „Faust" mehr didaktisch als dramatisch. Es wird in demselben gleichsam das geistige Material vorbereitet für die im zweiten Theil noch folgen sollende dramatische Gestaltung und Abschließung des Ganzen.

Ehe das Werk abgeschlossen ist, darf der Autor billig erwarten, daß man kein Endurtheil fällt. Denn die Menschheit repräsentirenden Faust gehen bei seiner innern Entwickelung zwei allegorisch mythische Gestalten zur Seite, Mephistopheles und Abaddonna, als Verkörperungen seiner eigenen innern Natur. Aus der in Faust selbst erwachten „Negation" und dem mit ihr sich verbindenden thierischen Gelüst entspringt Mephisto, dem er sich ergibt und der ihn zum Abgrund führt. Faust schaut in denselben hinein und Schauer, Schmerz und Reue ergreifen ihn. Entsetzt weicht er jetzt vor der Negation zurück und sehnt sich nach Rettung, nach Erlösung vom Bösen. Tod ist für ihn der innere Zwangsmoment, auf dem der Abaddonna gehorcht wird, welcher den Irrthum repräsentirt, die mit genialer Sinnlichkeit gepaarte und aus ihr entspringende grübelige Verstocktheit, welche das Licht der Offenbarung von sich stieß, bis es — durch Leiden erweicht — zur Demuth gelangt und seinem Licht den Eingang gestattet.

Es läßt sich aus dem bisher vorliegenden ersten Theil nicht absehen, wie der Dichter seinen die Menschheit repräsentirenden Faust zum Ziel der Erlösung vom Bösen führen wird. In dem Vorwort sind darüber nur Andeutungen enthalten. In dem zweiten Theile soll auch Luther, der katholischen Kirche gegenüber, eine „faustisch titanische Natur", eine Rolle spielen. Das weibliche Element ist in dem jetzt vorliegenden ersten Theile nur schwach vertreten durch zwei untergeordnete Naturen, im zweiten Theil sollen Maria, Göttesina, Mephisto und Rauhina auftreten. Letztere, ein dem Faust ebenbürtiges Weib, soll die Heldin des letzten Theils werden. In diesem hat der Verfasser die Intention, Kirche und Staat vollkommen miteinander zu versöhnen, weshalb er auch die politisch sozialen Elemente für diesen Theil aufgespart hat.

In allen diesen Allegorien und Absichten spricht sich ein schöner, warmer, lebendiger Sinn für die Humanität aus. Der Veredlungstrieb im Dichter ist bewunderungswürdig, selbst auf Kosten des Klassischen. Warum nur Faust erlösen wollen? Warum ihm die Schuld nehmen? Warum Antworten geben, wo die ungelösten Fragen viel poetischer und ergreifender sind? Diesen Ruhm darf man dem Dichter lassen, daß er nun bei nur zwanzig, dreißig Jahren in ihnen Weise, sich mit seinen Intuitionen an große Sagenstoffe zu hängen, von sich von ihnen tragen zu lassen, hat ist. Die aus Lessing's „Nathan" stammende Begeisterung, die seine Flügel hebt, ist eine echte, wenn auch der Reiz des wirklich Dichterischen und den Gestalten im Concreten Widerspiegelnden seiner Muse fehlt.

Neue Romane und Novellen.

II

Nach längerem Schweigen hat Leopold Kompert „Neue Geschichten aus dem Ghetto" (zwei Bände, Prag, Kober & Markgraf, 1860) veröffentlicht.

Es ist nicht eben ein großes Gebiet, welches der Dichter beherrscht; bestimmend haben die Eindrücke der Jugend, der lebhaft empfundene Zusammenhang mit seinen Landsleuten und Religionsgenossen im Ghetto auf seine Phantasie eingewirkt. Das hervorragende Talent dieses feinen und zarten Geistes für eine liebenswürdige Miniaturmalerei fand hier einen willigen und bereiten Stoff, der zugleich durch seine Fremdartigkeit, seine Farben und Schroffheit, sein Unaufgedrungenes die Aufmerksamkeit anzog, die Neugier reizte. Was für Auerbach der Schwarzwald, für Hetzer die Schlesier, das sind für Kompert die böhmischen Juden geworden.

Seine Weise ist nur, daß er seine Gestalten gern

Fünfte Scene.

Heinrich (ſitzt am Tiſch und blättert ohne ſich umzuſehen in ſeinen Akten und notirt in ihnen). Marie nähert ſich langſam dem Vordergrunde. Später Konrad.

Heinrich
(ohne aufzublicken).

Ich ſtehe Ihnen ſogleich zu Dienſten, Fräulein —

Marie
(für ſich).

Mein Gott, welche Stimme!

Heinrich
(wie vorhin).

Nur einige kleine, dringend nothwendige —

Marie
(in großer Angſt die Stickerei erblickend; für ſich).

Wo bin ich? Mir wird ſo beklommen. Was ſeh' ich dort! — Der Kranz iſt ja — von meiner Hand —

Heinrich
(wie oben).

Sie ſollen ja neben einem ſeltenen Talent in Sprachen — Muſik —

auf dem Elend und der Nacktheit der Wirklichkeit in ein ideales Licht zu erheben pflegt. Seine Helden sind nicht die Trödeljuden vom prager Markt, die Hausirer durch Feld und Dorf, sondern gleichen alle etwa den Rabbinern, die im stattlich verbrämten Pelzrock, in kostbaren Thorarollen lesend, die holländischen Meister gemalt. Die Heldinnen Kompert's haben nicht jene schmutzigelben orientalischen Gesichter mit den stark hervortretenden Backenknochen und spitzen Nasen, die wir von den Jüdinnen, wenn sie nicht „en grande tenue" sind, kennen, sie erinnern im Gegentheil an die Bilder, die Schönheiten in den „Arkaden der Bibel".

Diese vielleicht nicht ganz wahre Verklärung ist dennoch eine wohlthuende. Sie nimmt dem Hintergrunde nichts von seiner Wunderlichkeit, von seiner für diese bestimmten Kreise treu wiedergegebenen Wirklichkeit, sie versöhnt den fremden Leser mit dem auch sein ästhetisches Gefühl Verletzenden, was schon im Namen des „Ghetto" liegt. Wie jener Schwan, den eine muthwillige Hand mit Schmutz beworfen, so lange im Wasser untertauchte, bis seine Federn wieder weiß und glänzend geworden, badet auch Kompert in seiner reinen und keuschen Phantasie die Gegenstände seiner Schilderungen von allem Staub des Lebens rein.

Unterstützt dann noch die Sauberkeit und Reinheit des Ausdrucks, dem es freilich zur Schilderung der Leidenschaft an Wärme und Bedeutung gebricht, sein innerliches Schauen und gibt ihm die entsprechende äußere sprachliche Form, so glauben wir die Vorzüge dieser Muse, die ihr zuerkannt werden müssen, ausgesprochen zu haben.

Es liegt in der Natur des gewählten Stoffes, daß der eigentliche Inhalt des Erzählten nur auf eine, doch immer specifische Anekdote hinausläuft, daß die Anregung irgendwelcher Fragen, die Lösung irgend eines psychologischen oder poetischen Problems dem Dichter fern bleibt. In der „Prinzessin", der längsten und in ihrer Weise vortrefflichsten Erzählung, versucht er es zwar, die Gegensätze der städtischen Bildung und des Bauernlebens in Harmonie zu bringen, aber er gelangt auf das schnellste und leichteste zu diesem Einklang, indem seine „Prinzessin" ihre Bücher einfach in den Dorfbach wirft. Es ist da entscheidend für die Weltanschauung des Dichters, daß er eben seine Tragik kennt oder nicht kennen will. So läßt sich bei ihm alles leicht und friedlich in seinem besten Urtheil des „Ghetto" auf:

Auf in andern Kreis verpflanzt
Der Zauber der Familie.

Die schöne Form möchte der größere Vorzug der „Novellen" von Karl Grenzel (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp., 1860) sein. Die schwächere Seite des Verfassers ist die Erfindung. Mit der ersten „Szene" führt sich das Grundthema aller dieser Geschichten, „Entsagungsschmerz der Liebe", ein und die übrigen bieten auf dasselbe nur Variationen, die sich beim Schluß in eine der Anlage des Ganzen überlassene Perspective verlieren; sie sind bis auf „Gläubig", die wir in diesen Blättern mittheilten und wo dem Verfasser die Geschichte hülfreich zur Seite stand, und „Füreinander geboren" schlaffos. Die hochgestimmten, etwas hyperpoetischen Naturen seiner Helden und Heldinnen mit all ihren feinen Spitzen, Launen und Seltsamkeiten prägen sich als zu phantastische Gebilde aus. Am anmuthigsten und natürlichsten bleiben „Gläubig" und das Idyll „Amor's Erwachen", in der ein besonderes Talent, die mit leuchtenden und warmen Tönen ausgeführten Naturschilderungen, mit dem Kern der Erzählung in Zusammenhang tritt. Karl Grenzel's geistreiche Weise ist aus unsern „Unterhaltungen" bekannt. Sie gleicht in der Feinheit des Stils jenen Aetschern, wo wir auch an der Kunst, ein Aetzblatt zu malen, das geschilderte Sujet selbst vergessen oder nachsichtiger beurtheilen; in den vorzugsweise von ihm gewählten Staffagen und Lebensanschauungen aber jenen Watteaus mit ihren vornehmen Schäferscenen und artistischen Veduten; halb Renaissance, halb Rococo. Die Anwendung dieser Manier auf Situationen und Charaktere der Neuzeit hängt, ob sie glücken soll oder nicht, von der zufälligen Bildung und Stimmung des Lesers ab.

Gedanken

von Daniel Stern.

Immer nur mit kleinen Geistern zu leben, wird zuletzt furchterlich. Nichts können sie im großen und ganzen fassen, keinem Gegenstand gewinnen sie sein richtiges Verhältniß ab. Plump und schwer verbreiten sie über das Kleinste ein müßiges und wichtigthuendes Denken und Sinnen. Ja, da sie sogar Leidenschaft in ihre Behandlung der kleinen Jämmerlichkeiten des Lebens bringen, so bekommen sie den Schein, mit Recht die Oberhand zu haben und wirklich die Menschen vom Geist regieren zu dürfen.

* *

Denken und Wollen machen den Menschen. Was kann aus einem Kinde werden, das zehn Jahre lang keine eigenen Gedanken und keinen eigenen Willen haben soll?

* *

Kaum glaubt man endlich die Lebenskunst gelernt zu haben, so muß man schon die Kunst zu sterben lernen. Kein Stillstand, kein Feiertag in dieser rauhen Schule des Lebens!

* *

Wie lange existirt doch noch ein Mensch, eine Schöpfung, ein Volk, nachdem sie längst aufgehört haben zu leben!

Für die Gattenstiftung sind beim Vorsteher Brockhaus ferner eingegangen: 20 Thaler 20 Ngr. durch Herrn C. A. Wittgenstein in Siegerland.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 29. Wöchentlich ein Bogen

Inhalt: Der Harnisch der Jungfrau von Orleans. Ein Lebensbild von M. Goldaxer. — Das Gold der Einsamkeit. Eine Novelle für Frauen. I. — Berliner Gemälde. V. — Moritz Hartmann. — Volksleben. — Ein religiöser Skeptiker. — Kinder ohne — „Liebe“. — Neue Gedichte. III. — Gedanken von Daniel Stern.

Der Harnisch der Jungfrau von Orleans.

Ein Lebensbild von M. Goldaxer.

Es war im Hochsommer, zu Anfang des August.

Trotzdem war's draußen kalt, naß, finster und stürmisch. Die Gassen des Städtleins Humpenhausen waren wie gefegt.

In den Nachmittagsstunden hatte sich, wie in dem in Rede stehenden Sommer fast täglich, ein Gewitter lustig gemacht und hatte bis zum Sonnenuntergange wacker getobt und gewütet, zu welcher Zeit es sich denn für heute empfohlen, um einem unerquicklich und ebenso unermüdlich niederplätschernden kalten Landregen gänzlich das Feld zu räumen.

Drinnen aber im mäßig erleuchteten Weingewölbe, das ausschließlich von den humpenhausener Honoratioren und etwaigen fremden Gästen besucht zu werden pflegte, war's heute freundlicher und behaglicher. Die tief niederhängenden, grungrünlichen Spitzgewölbe mit weißen Rändern, die die Decke des lieblichen Lokals bildeten, sahen zwar etwas verräuchert aus, schwebten aber leicht und ätherisch über dem großen runden Tische, der, mit grünem Wachstuch bedeckt, mitten im Zimmer stand und dasselbe fast vollständig ausfüllte.

An diesem Tische nun saß in dem Augenblick, da wir in das Zimmer eintreten, eine scheinbar in tiefe Gedanken versunkene winzige und in ihrer äußern Erscheinung eigentlich etwas schäbig und heruntergekommen aussehende Mannesgestalt, den grau und schwarz melierten, fast zu großen Kopf in beide Hände gestützt. Selbige Gestalt repräsentirte niemand anders als Seiner Achtbaren den Doctor der Philosophie und Schulamtskandidaten, dem interimistischen Lehrer an der höhern Töchterschule von Humpenhausen, Cornelius Kummerreich Scheppenstecher, der seinerseits wieder die Blume des Belletristenthums seines derzeitigen Wohnorts repräsentirte und gegenwärtig insofern eine außerordentlich wichtige Rolle spielte, als er sich schmeicheln durfte, im hohen Auftrage des vielgefeierten Sommertheater-Directors, Herrn Philippus Plan, einziger und unbestrittener Theaterreferent des in Humpenhausen glorreich gegenwärtig domicilirten Sommertheaters zu sein.

Freund Scheppenstecher war ein kleines, mageres Kerlchen mit so einer Art Spitzbüchelchen, das seiner Figur eigentlich eine gewisse Würde verlieh. Aus jeder Falte des hagern Antlitzes sprach eine unendliche Gutmüthigkeit, in den kleinen Augen brannte der Schwermuth stilles Feuer. Der Mann hatte keine Schulden, er war keinem Menschen in Humpenhausen auch nur für einen Pfennig verbindlich; trotzdem aber war er arm und kannte die Noth, und weil er die Noth

kannte, erbarmte er sich über die Noth seiner Mitmenschen, die Noth derer, die unter den wenigen ähnlichen Verhältnissen die unerquickliche Pilgerreise über den langen Erdenstern zurückzulegen hatten, und erbarmte sich namentlich derer, die von Ort zu Ort wandernde Schauspieler waren und hier und da der darniederliegenden Kunst Altäre errichteten. So war denn auch der gegenwärtige Sommertheater-Director, der ehemals so stolze und vielgefeierte Mime Philippus Plan, einer seiner besten und vertrautesten Freunde geworden und Schoppenstecher bot seine ganze Beletristengabe auf, ließ sämmtliche Reserven seines Geistes ins Feld rücken, um dem Philisterium von Humpenhausen zu beweisen und im humpenhausener Tageblättchen sonnenklar zu demonstriren, daß es unmöglich sei, die langen, hellen Sommerabende besser zu verbringen als vor den Thoren, auf denen Philippus', des großen Mimen, bunte, vielgewandte Künstlerbande sich bemühte, Menschen darzustellen und Gestalte des reichen Menschenlebens den an die humpenhausener Schelle gebannten Erdenwürmern vorzugaukeln.

Die Sachen des holden Philippus standen schlecht; an jedem Morgen, an welchem er das rothe Tageslicht abermals begrüßte, hatte er, nachdem er mit seinem Gott abgerechnet, zunächst mit dem Executor abzurechnen, der ihm wie eine Grimasse an den Thoren saß und wie ein Geier an seiner Leber nagte. Mochte sich der unermüdliche Doctor sonnagen die Finger lahm schreiben, um dem armen Teufel auf die Leben oder wenigstens auf die Strümpfe zu helfen; mochte er den rothen Liebhaber, der, beiläufig gesagt, eine hohe Schulter à la Franz Moor hatte, mit einem Apollo, wenn nicht gar mit dem holden Gotte Odin der nordischen Mythologie vergleichen; mochte er die Primadonna, die, unter uns gesagt, das schielte, eine schönäugige Diana, eine schlankwüchsige Minerva nennen, es war alles, alles vergeblich! Denn abgesehen davon, daß das diesjährige Sommerwetter sich als eine rauchschippenharte, regenklatschende, heillose Hexe erwies und den armen Plan mit einer Ausdauer verfolgte, die an Niederträchtigkeit und zähe Beharrlichkeit bloß von dem Eifern des humpenhausener Stadtgerichts erreicht wurde, so zeigte sich das Philisterium des obgenannten Städtchens in so überaus niedrigem Grade von Leidenschaft für dramatische Genüsse beseelt, daß, einige wenige schwärmerische Gemüther, unter denen eine in unglücklicher Ehe lebende Bierbrauerfrau, drei verliebte alte Rähmamsells und ein ästhetisch gebildeter Buchbinder namhaft zu machen sein möchten, abgerechnet, die meisten Humpenhausener drei Krüge Weißbier und eine Portie Spremberger allen Genüssen vorzogen, die irgend die Leidenschaft des Menschenherzens über die menschlichen Verhältnisse bringen kann; und so geschah es fast allabendlich, daß der Klang, den das tönende Erz von des Philippus blechernem Kasse von sich gab, eher von einigen tausend Regentropfen als von einigen wenigen kleinen Münzen herrührte, die die gutmüthigen Schwärmer spendeten.

Unter Beletristengaben war von jenen mühseligen Theaterverhältnissen, gegen deren Unglück er so nutzlos ankämpfte, auf das allerschmerzlichste berührt und es war eine recht verzweifelte Stimmung, in welcher er, einen vierundvierzigsten Geist heraufzuschellen, nach der Klingel griff, die neben der großen, aus Champagnerblei gearbeiteten Wirthsbeule stand.

Im selbigen Augenblick, da er dies heilbringende Werk vollziehen wollte, öffnete sich die schwere, eichene Thür des gothischen Weinlokals und es trat, den Hut tief in die Stirn gedrückt, den triefenden Regenmantel um die Schultern, eine kolossale Hünengestalt, schaudernd, mit den Zähnen klappernd und verdrießlich fluchend, in das Zimmer. Mantel und Hut warf der neue Gast verächtlich in den Sessel am Ofen, auf dem des Wirths schwarzer Pudel liegt, und vor uns steht die mächtige Gestalt des großen Mimen Philippus.

Spuren ehemaliger Schönheit zeigt das Antlitz des jetzt doch in den Fünfzigern stehenden Mannes; sein Auge funkelt noch donjuanisch; hat er doch manchen Pfeil liegreich aus dem Strahlenköcher verschossen, aber das Haupt ist kahl und der Leib ist fett geworden; der Mund, an dem manche Märchenlippe gehangen haben mag, ist zahnlos. Aber Philippus kann es trotzdem nicht unterlassen, daran erinnern zu wollen, daß er ehemals ein schöner, bildschöner Mann und erfolgreicher Herzenstürmer gewesen ist; denn sein Gesicht ist von wunderbarer Frische. Eine mächtige, weißblendende Vulkanasie zeigt sich aus der nur mit drei Knöpfen geknöpften rothflammigen Weste; der mächtige Hals ist à la Hamlet entblößt und eine vielfach gewundene goldene Kette, die er jeden Abend irgendwo vergräbt, damit sie der Executor nicht finden kann, ziert die Gigantenbrust. Er trägt einen Wallensteiner und einen

Schmarotzer, die ihm der Apotheker wöchentlich einmal mit chemischen Ingredienzien kunstreich färben muß. Manschetten von brüsseler Spitzen umringen die schneeweißen, mit großen Ringen gezierten Hände, mit denen er manchem unterrockten Weibchen „das Pulschen gefühlt", und so nebt er vor uns, die gepuzte Ruine einer seligen Vergangenheit.

Dreimal schritt der Director mit dem Anstand eines Fürsten, ohne ein Wort zu sprechen, auf der Diele hin und her; dann schlug er sich dreimal vor die Stirn und sprach zu dem ihn anstarrenden Doctor, wie aus tiefen Gedanken erwachend, die Worte:

„Doctor! Bruderherz! Thu' was für mich, klingele für mich! Mir ist im Leibe so wunde, als hätte ich ein Stück Nordpol zur Nacht gegessen! Rasch einen Cognac! und einen Schoppen, sonst muß ich sterben!"

Ein Kellner erschien durch die Seitenthür, ein Fläschlein in der Hand, das er nebst Glas vor den Doctor setzte. Es war ein häßlicher Mensch; ein dreimäuliges, höhnisches Vollmondsgesicht saß auf einer unnatürlich langen, dünnen Bohnenstange; die lederne Küchenschürze, die der Kerl vorgebunden, verlieh indeß der Erscheinung etwas Bedeutung.

„Pitt!" rief der Director.

„Herr Director!" sagte Pitt.

„Mir einen Schoppen und einen Cognac, einen viereckigen, wie man zu sagen pflegt! Merke dir's, Pitt! Und nun eile! Eile! sagt Goethe. Wenn du nicht eilst, wirst du schrecklich hudeln müssen!"

Pitt stand still wie aus Marmor gegossen und kratzte sich mit der höflichen Hand den langen Nacken.

„Kerl, was stehst du da wie eine aus Versehen in einem Zimmer stehen gebliebene Strauch- oder vielmehr Stangendecoration? Warum bringst du nicht die in Rede stehenden Requisiten, ohne die ich, bei Gott! nicht weiterspielen kann? Antworte, Mensch, oder ich erwürge dich! Ich laß' dich in der Brautnacht erdrosseln! Durch deine Hand laß' ich dich erdrosseln und mit Wollust laß' ich mich dann auf das Rad flechten! Mensch, bekenne! Wenn dich dies Leben freut, bekenne!"

Der wackere Pitt wich zwei Schritte zurück, um sich auf alle Fälle den Rücken freizuhalten, dann flotterte er schadenfroh zugleich und furchtsam lächelnd: „Der Herr Stadtrath haben es mir verboten."

„Was hat der Stadtrath verboten, Ungeheuer?!" rief der empörte Philippus.

„Ihnen auch nur noch einen einzigen Schoppen einzuschenken!" versetzte der weinsäpfende Sklave. „Er sagt, Sie hätten sich schon so lächerlich in das Kreideberggwerk vergraben, daß es seiner Maschinerie der Welt mehr gelingen dürfte, Sie wieder an das Tageslicht zu heben. Er will, sagt der Stadtrath, gar nichts von Ihnen haben, es soll alles vergessen sein, aber Sie sollen nun Ihrerseits auch eins vergessen, nämlich das Wiederkommen!"

„Laß deine Witze!" schäumte der Mime. „Was hat der Stadtrath gesagt? Ich sei lächerlich im Kreideberggwerk? Das hat er gesagt? Der Knabe Karl fängt an mir fürchterlich zu werden! Aber nun soll es fürchterlich tagen! Sie gehe denn hinaus, Pitt, und sage deinem gnädigen Herrn, der gnädige Herr soll im Namen der ganzen Hölle daheimkommen!"

„Der Herr Stadtrath sind nicht daheim", versetzte der immer furchtsamer werdende Kellnerbursche. „Der gnädige Herr sind in der Loge."

„In der Loge?" rief Philippus, indem er mit der einen Hand dem Kellner an den Kragen griff und den stotternden Pitt dermaßen schüttelte, daß ihm das Herz im Leibe wackelte. „Was hat der Philister in der Loge zu thun? Wenn er durchaus in die Loge muß, warum geht er nicht in meine Loge? Ich kenne keine andere Loge als die Loge in meinem Sommertheater und kenne keine Logenmeister als die von Kotzebue. Das soll der Stadtrath mit entgelten! Ich warte, bis er nach Hause kommt, und ich will ihn zur Rede stellen wegen des Kreideberggwerks, will ihm sein Verlangen zu einer Wette zu Gemüth führen, daß er mit dem Hofmarschall Kalb angestellt werden soll: ‚O mein Gott, wer hier weg wäre! Hundert Meilen von hier, im Theater zu Paris, nur bei diesem nicht!' Die Pitt, aber rufe ich zu: Fort, schlechter Kerl! Für dergleichen ist kein Pulver erfunden!"

Und so ergoß die Hünengestalt den unseligen Kuker abermals beim Kragen und mit unwiderstehlicher Kraft schleuderte er den nur allzu treuen und gewissenhaften Jüngling zum Tempel hinaus. Dann warf er sich in einen Sessel, der zur Seite des Doctors stand. Hoch hob er die Hände gen Himmel und sprach:

„Als der Prophet Daniel in der Löwengrube sasse, da sandte der Engel den Habakuk beim Schopf und trug Meilen durch die Lüfte führte

er Sie dahin mit der für die Schnitter bestimmten Speise, auf daß er examinirte des Propheten hungernden Leib. Aber dem armen Philippus, der im Kerkerbergwerk versunken, weigert die schnöde Welt sein letztes Labsal, einen armseligen Imperi Wein'"

„Aber, Häuptling der Mimen", sagte der gutmüthige Doctor, „welch Gebaren ist doch das Eurige! Thut's mir zu Liebe und laßt Euer Toben! Es ist schon andern Leuten als wie Euch passirt, daß ihnen die Weinstube fernern Gebot verlegt! Und eingestehen müßt Ihr's doch, Ihr habt viel Kreide beim Stadtrath verbraucht! Kommt, setzt hier, trinkt ein Glas mit mir! Ich geb's Euch gern'"

„Barnim!" brauste der wüthende Philipp. „Du, der du die pergamentweiße Haut zarter Mädchengestalten mit dem blutigen Griffel beschreibst, den du dein spanisches Rohr nennst! Ich soll von dir geschenkt nehmen? O sie ist wüthend, eine Scheppenstecher, Philippus hat zwar viel Kreide verbraucht, hat stellenweise eher wir wollen auch sagen meinentheils das Bezahlen vergessen, aber geschenkt nahm der großen Menschendarsteller Lorient einiger Nixle in Deutschlands weiten Gauen, der hochherzige Philippus, niemals einen Dent oder auch nur ein Glas Wein! Um selbst dein Darleben anzunehmen, würde ich meine Natur verleugnen, mich weigern, träte wirklich der undenkbare Fall ein, daß du derartige Dönzen mir machen könntest'"

Der Doctor sagte nichts mehr, er leerte schweigend sein Glas. Der angedeutete Fall war wirklich undenkbar.

Desto stürmischer aber geberdete sich wieder Philippus. „Staut mich!" so rief er mit leidenschaftlichem Pathos, „Staut mich mit Blindheit, Unglück! Und wandele mein genaht Fühlen in eine einzige reiche Thräne! Denn der Schmerz, der mich verzehrt, er reichte hin, wenn er in Flammen sich verwandelte, um mit seinen Lohen einen ganzen Erdball zu vernichten! Meer!" rief er nach einer Pause, indem er die beringte Hand vor seine Augen legte, „Meer, leihe die beiden Funken aus! Alle darum Räuber und Mörder! Darum bin ich zum Vergnügen der Einwohner mehr als tausendmal gepreßt, gerädert, erschossen und erdolcht worden! Als Ferdinand Lüde ich ebenso oft den Giftbecher getrunken! Darum habe ich die dreiundzwanzig Wunden des Cäsar einhundertundsiebenmal in meinem Busen gefühlt, daß man mir jetzt das letzte Labsal, den armseligen Becher Wein verweigert! O diese Welt! Verbrenne das Haar ihres Hauptes an, Lenker der Dinge! Meinen Athem aber wandele zu Sturm und gönne mir die Luft, mit ihm diese Flammen zu fachen! So will ich denn", sagte er wieder nach einer Pause, „mit den Kapuzinern zur Nacht essen!"

Er griff bei diesen Worten nach der Dose und bemeisterte sich einer riesigen Prise.

„Nun", sagte der Doctor, die Pause benutzend, die die Abforderung des in Rede stehenden Nachtmahls den Sprachorganen des emphatisch aufgeregten Mannes auferlegte, „Ihr wolltet ja heute Schiller's »Jungfrau« geben? War denn was denn im Theater und seid Ihr zum Spielen gekommen?"

„Etwas war drin im Theater", versetzte der gereizte Mime. „Den Geist meiner unvergeßlichen Frida sah ich als weiße Taube durch die leuchtenden Räume flattern; sie winkte mir mit lockendem Finger und es war mir, als wenn ich aus den Wipfeln des Nußbaums, der das Regendach meines Theaters stützt, die Worte säuseln hörte: »Warte nur, bald ruhest auch du!« Unser Frida's Geist war es einziger Verwandter der ganzen kunstliebenden Einwohnerschaft von Hammelhausen der säuberlich gebildete Buchbindermeister erschienen, der später, als nicht gespielt wurde, seine vier Groschen Entree beim Gartenwirth reclamiren mußte, da diese geldbedürftige Menschencreatur auf diesen Planken gleich nach seinem Eingange mit der Wuth einer Hyäne Beschlag gelegt. Aber es heißt und glaubt der Mensch ja so gern und immer wieder baut er auf zerstörte Illusionen neue Illusionen. So glaube ich, daß trotz alledem die schändliche Regenflut, die sich mit Harpyenkrallen an meinen Lebensfäden verklammert, einzig und allein mir heute den Spaß verderben, und ich glaube zur Ehre der Menschheit, daß, wäre das Wetter heute erträglich gewesen, die restirenden 6000 Hammelhausener diesem modernen Oberaugen, dem liebenswürdigen Buchbinder, in die Hallen meines Kunsttempels gern und willig gefolgt wären. Denn wenn auch die herrlichste aller Tragödien, die Schiller'sche »Jungfrau«, deren Zauberwirkung nicht mehr auszuüben im Stande ist, denn ist es vorbei mit dem ganzen Plunder! Doctor! Lieber Barnim! Nun aber mißt Ihr mir ins Feuer! Spitzt mir Euer Stahlfeder! Und schwinge sie mir muthig als eine das Eis, das um die Herzen der Philister liegt, spaltende Lanze. Wir haben die »Jungfrau«

zum Sonntag wieder angesetzt. Nun, so setzt Euch hin und spritzt mir den Humpenhausern etwas duftende Tinte ins Angesicht! Schreibt mir von dem Einflusse, den die in Rede stehende romantische Tragödie auf meine persönlichen Schicksale gehabt! Kündet dem Publikum, daß, als ich vor dreißig Jahren in Zürich als Dumeis gastirt, ich zum ersten male mein unvergeßliches, mir allzu früh verstorbenes Weib, die berühmte Heldenspielerin, die Frida Aechberg, vor als Jungfrau auftrat, gesehen! Schreibt, wie drückend voll das Haus gewesen, wie ich mit meiner seligen Frida zugleich nach jedem Akt stürmisch gerufen worden und wie der wohlede, kunstsinnige Stadtrath von Zürich der Frida einen sehr kunstreich gearbeiteten ernenen, stark versilberten Küraß zum Geschenk gemacht! Kündet, daß selbiger Küraß annoch in meiner Garderobekammer als ernes Pracht- und Schaustück figurirt, und meldet, daß der Küraß, den die Jungfrau am nächsten Sonntag um ihren keuschen Busen schnallen wird, derselbe ist, den einst meine selige Frida getragen! Wollt Ihr das, Doctor, so bekräftigt es mit einem lauten und feierlichen Amen!"

„Ich werde für Euch, Häuptling der Mimen, thun, was ich immer gethan habe!" versetzte der Doctor. „Ich werde das Schwarze weiß und das Schiefe gerade machen! Das bekannte Goethe'sche Grau aber werde ich in rosenfarbigem Lichte erscheinen lassen!"

„Ha, ha! Gut, erwählt gesagt, sublim gesagt!" versetzte Philippus. „Aber meine Frida gehörig herauszustreichen, vergeßt mir darüber nicht! Euer Lob soll über Mimen ertönen! Ihre Manen sind zur Zeit ganz besonders lobredig. Noch in keinem Sommer habe ich ihre geistige Nähe so lebhaft empfunden als in diesem; sie schwimmt, in Aetome zerflossen, in der Luft, die ich athme. Pflücke ich mir des Morgens während der Proben im Garten ambulirend eine Feuerlilie oder eine Schwertlilie, so sehe ich in dem mit Regentropfen gefüllten duftigen Kelche ihr Bild mir entgegenschimmern, ihr Bild, das unter Thränen lächelt. Auf den alten Nußbaum aber, auf dem das Regendach des Sommertheaters ruht, hat sie es, wie gesagt, ganz besonders abgesehen, in jedem Blatte höre ich ihre liebe, hohe Stimme flüstern. Sie ruft mir so zärtlich, so sehnsuchtsvoll! Also, Doctor, thut mir die Liebe!"

„Ihr sollt zufrieden sein!" entgegnete Schoppenstecher. „Ich will den Humpenhausern ganz energisch zu Leibe gehen und will spüren lassen das Feuer meiner Beredsamkeit! Eure Frida im Himmel da droben aber soll vor Freude tanzen vor dem Herrn wie David vor der Bundeslade! Süß und berauschend soll der Weihrauch, den ich streuen werde, aufsteigen in die Wohnungen der Seligen!"

In diesem Augenblick ging die Thür auf und hereintrat ein Jüngling, der einen in einen rothen Teppich gehüllten Gegenstand auf seiner Schulter trug.

Es war ein hübscher, lieblicher, blonder Junge in dem Alter zwischen sechzehn und siebzehn Jahren. Zwei mächtige, große blaue Augen standen vernunftlos an dem Himmel des knabenhaft holden Angesichts. Der Junge war schlank und hehend wie ein Reh; in seinen Augen schimmerte Geist, leider hing aber der ganzen Erscheinung, die beim ersten Anblick daran mahnte, daß dieser Knabe kein anderer sein konnte als des großen Mann hochbegabter Sohn in leibhaftiger Gestalt, der trübe Schleier der Verkommenheit und der angehenden Verdummung.

„Was bringst du, mein Sohn Aredor?" so redete der Alte den Sprossen an, indem dieser das in den rothen Teppich gehüllte Object auf den ihm zunächst an der Wand stehenden Tisch deponirte.

„Ich bringe die Kuh, Papa", replicirte der blauäugige, angehende Mimenjüngling, „und dann bringe ich das Aequivalent, den Kuraß, den ich, wie du befohlen, diesmal nach der Vertheilung der »Jungfrau« in unserer Wohnung zu deponiren habe."

„Du thust recht, o Sohn meiner Schmerzen!" entgegnete Philippus. „Und was enthält, wenn ich fragen darf, das kürzere Ding, das du unsere Kuh nennst?"

„Nichts, mein Vater!" versetzte der naturkundige Naturbursche. „Es ist unmöglich, daß sie noch weniger enthält!"

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus, mein Sohn Aredor!" versetzte der Alte. „Der Junge spricht wahrhaftig wie ein Buch, Schoppenstecher! Nicht wahr? Sei mir gegrüßt, Ebenbild meiner Frida! Hast du weiter etwelche Schmerzen, Aredor?"

„Der Durst, er plagt mich fürchterlich!" versetzte der Jüngling. „Auch hatte ich gern zur Nacht einen kleinen Imbiß gehalten, wäre er auch nur so groß wie der Dotter in dem Ei des Kanarienvogels, wie Gotte in Hertzenberg's »Ugolino« sagt. Ein Glas Wein, o mein Er-

gruger! würde dem Sprossen deiner Liebe ganz besondere Glaskunst verleihen!"

„Dein Vater aß zur Nacht mit den Kapuzinern", sagte Philippus; „thue desgleichen, mein Sohn! Ich kann dir nichts bieten, Hector, als eine Prise aus der großen Zinndose des Stadtraths; eine Prise, der einzige Gegenstand auf dieser weiten Gotteswelt, der nächst dem Tode und der Gottesluft bisweilen wenigstens gratis verabreicht zu werden pflegt!"

Der Director hüpfte das Gericht in beide Hände und stierte auf den Tisch. Dann murmelte er:

„Immer niedriger umschweben und umkreisen mich deine Züge, du schwarze Sorge! Und immer starrer und tiefer blickst du mir in das Antlitz, o menschliches Elend! Hätte ich der Söhne mehrere, mein Hector, so wären wir heute Abend eine prächtige Laokoon-Gruppe abgeben! Die uns umringelnden und erdrosselnden Schlangen, sie heißen Noth, Elend, Hunger und Durst. So aber lohnt es nicht der Mühe! Einen Trost aber habe ich dennoch, mein guter Sohn, den, daß mein Haupt kahl ist wie deine Hand! Sonst fürchte du, bei der Asche des großen Demosthenes! an jedem meiner Haare eine unbezahlte Rechnung pfundschwer baumeln!"

Unter der schweren, großen Tabaksdose hatte das Pumpenhausener Tageblättchen gelegen; als Philippus die letzte Prise genommen, hatte er's hervorgezogen. Jetzt fiel sein Blick unwillkürlich auf die Rubrik „Kanonen". Da deutete er mit dem dringten Zeigefinger auf das eine der Inserate und sprach:

„Mein Blick ist umflort! Sohn meiner Frida, lies mir doch dieses hier!"

Hector nahm das Blatt und las wie folgt:

„Für alles Gisen, Messing, Erz, Tombak, Blei, Salmei u. s. w. zahle ich zu jeder Zeit die höchsten Preise. Florenz, Geldgießermeister, am Markt, wo der große Kastanienbaum steht."

„Ha!" sprach der Alte, „dem Manne, Schoppenstecher, dem Manne, Hector, soll geholfen werden! Dieser Florenz soll florieren! Doctor, bleibt noch hier! Nun soll's mal wieder hübsch werden in der Weinstube des Herrn Stadtraths, der allemal schlafen oder in die Lage gegangen ist, will ein Mensch ein menschliches Wort zu ihm reden! Du aber, Hector, nimm du den Krug in den rechten Teppich und trage das Palladium unserer Familie zu dem in Nähe lebenden Geldgießermeister! Du nimmst jeden Preis, den er bewilligt, und eile, die blanken Thaler, die der wackere Mann dir bewilligen wird, in die Hände deines Vaters zu legen! Wir wollen eine lustige Fastnacht feiern, Hector, und, den Becher in der Hand, zwar nicht die schwedische Avantgarde, aber doch den grauenden Morgen des kommenden trüben Augusttags erwarten! Sohn meiner Frida! Dir und deinem leiblichen Bedürfniß bringe ich mein Kleinod zum Opfer! Und so eile! Nimm und geh'!"

Hector eilte, nahm das rothe Packet und ging. Demnächst erhob sich Schoppenstecher und schickte sich an, ebenfalls das Lokal zu verlassen. Ein Grauen, das er vor dem wild aufgeregten Manne empfunden mußte, hatte ihn heimlich überschlichen. Ihm war so leichenhaft, so abmagervoll in seiner Nähe! Und so machte er sich, wie der Alte wieder in tiefen Gedanken sah, einige Worte der Entschuldigung wegen zu corrigirender Schülerarbeit vorbringend, sachte von dannen.

Der Alte hatte sein Hinausgehen kaum bemerkt.

„Fah!" sprach er für sich, „ist es in einerlei! Ich darf den armen Jungen doch nicht darben lassen! Was würde die mich umschwebende Frida sagen, liefe ich die Zunge ihres Lieblings vertrocknen und gönnte ihr keinen Tropfen Wein! Für das Pumpengesindel, das heutzutage, und namentlich hier in Pumpenhausen, das Theater besucht, bedarf es gar nicht eines so kostbaren Requisitenstücks gleichwie dieses Panzers! Wir kennen selbigen wahrhaftig ungefähr, wie man zu sagen pflegt, vermöge'm. Da bitte ich meinen ästhetischen Buchbinder und ersuche ihn, mir einen andern Küraß zu machen. Der Mann wird genähet sein und mir so ein Ding aus dicker Pappe zusammenleimen, wird es mit Silberpapier bekleben und die Herzen meiner ersten Heldinnen werden unter dem papiernen Harnisch nicht weniger ungestüm klopfen, als wie sie unter dem ehernen gethan. Ja, ja, es geht ein dunkler Geist durch dieses Haus! Und es geschehen Dinge zwischen Himmel und Erde, Horatio, von denen sich eure Philosophen nichts träumen lassen! Hättest du das gedacht, o meine Frida! als wir, angeglüht von Jugend und von Glück, den Beifall Tausender um uns rauschen hörten, als uns Blumen, Kränze und Gedichte umflatterten, daß der silberleuchtende Panzer, der deine Hüften so herrlich als sieges-strahlende Jungfrau umfloß, einst dazu würde dienen sollen, einen Trunk für dein sechendes Kind und deinen trübselig ver-

kommenden und allmählich zu Grunde gehenden von Gott und der Welt verlaſſenen Gatten zu erkaufen?"

Da ging die Thür auf und hereinſprang, ſelig wie ein junger Gott, der glückliche Naturburſche.

„Wir haben genügt, Papa!" ſo jubelte das jugendliche Kleinod. „Wir haben ihn gefangen! Hier iſt Geld! Geld, Papa! Sechs Thaler hat der wackere Florenz für das Palladium bezahlt! Noch dazu meint er, unſer Küraß wäre ein herrliches Kunſtwerk und eigentlich wäre es ſchade, ihn einzuſchmelzen. Aber da es einmal nicht anders ſein konnte und nicht anders ſein ſollte, ſo wollte er mir den Preis des Metallwerths bezahlen. Dennoch, Vater, mußte ich eine Thräne weinen, als ich das Geld in meiner Hand hielt! Es war mir ſo, als hätte ich den Stern unſers Hauſes und unſer letztes Glück verkauft! Lieber Vater! Wenn ſich der Verluſt des Dinges, das du immer unſer Palladium nannteſt, nur nicht rächen wird!"

„Laß das jetzt, mein Sohn!" ſprach der Alte. „Jetzt wollen wir vergnügt ſein und wollen den bösen Geiſtern, die uns verfolgen, Wein opfern in Fülle! Mag ihr der Geruch des Opfertrunks, uns soll der Geiſt erquicken! Und wir wollen ſelig noch einmal, Ärodor, uns deiner Mutter und des entſchwundenen Glücks erinnern! Gib mir das Geld! Gib mir die — ſechs Gotteslästerer, hätte ich beinahe geſagt — gib mir die Königsbilder! Ha, da ſeid ihr ja, ihr unbegreiflichen Geſellen! Ihr kommt noch zu mir — das iſt doch ſchön von euch! In meinen kühnſten, überſchwenglichſten Träumen habe ich es mir nie einfallen laſſen, daß ich jemals auf dieſer Gotteswelt noch ſo reiche, ſo unendlich viel Silberblick in meinen Händen halten würde! Und ich kann mich des Gedankens nicht entſchlagen: das, was ich da habe, iſt ein ſilberner Traum! Du lieber, guter König! Wie herrlich ſtehſt du aus! Wie himmliſch prangt und leuchtet dein geiſtvolles Hohenzollern-Geſicht! Erhabener Monarch! Wüßten du, welche Fülle des Patriotismus in der Bruſt des armen, zerlumpten Philippus ſchlummert, der zur Zeit nichts mehr iſt als ein überwundener Standpunkt, du gönnteſt ihm ſeher das Glück, ſeinen Geiſt in den Anblick deines herrlichen Bildes zu vertiefen, ſolltеſt du den armen, verlorenen Mann ſogar mit einer Penſion aus deiner Chatoulle begnadigen! Doch jetzt fort mit euch, ihr ſilbernen Sterne, die ich doch nicht eben kann! Der Pitt ſoll euch ſofort in Rüdesheimer verwandeln, den ich mir und meiner ſüßen Frida ebenerm Ebenbilde ſofort einzupumpen und einzuverleiben gedenken bin! Ärodor! Mein Kleinod! Hoer, nimm mir die Glocke und läute mir Sturm! Läute mir Weinſturm! Es brennt in unſerer beider Seele, Ärodor, und der Brand muß gelöſcht werden! Alſo, läute nach dem Feuerwehrmann! Läute, läute, und ich werde rufen: ‹Samiel, erſcheine!› Feuerwehrmann Pitt, mache dich eilends auf die Beine!"

Der Weinzapf Hieronymus Pitt gehörte glücklicherweiſe zu denen, die das Leben in ſeiner rauhen Wiege zur Genüge gewiegt hatte und die fünf Minuten nachher, nachdem man ſie zur Thür hinausgeworfen, kaum noch eine Erinnerung an das an ihrer Perſon verübte Attentat haben. Pitt hatte das Leben von der richtigen Seite aufzufaſſen ſich gewöhnt und trug über ſeiner mißadeln Menſchenhaut eine Büffelhaut, wie ſie eigentlich alle tragen müßten, die das lange Gebiet des Menſchendaſeins durchwandeln wollen, ohne zu wiſſen, daß es ein Ding gibt zwiſchen Himmel und Erde, welches man einen „halbjährig fälligen Heupen" nennt, und daß es Scheren gibt, die dieſen halbjährig fälligen zur richtigen Zeit abſchneiden können. Und ſo ſtand Pitt, kaum daß der Weinſturm zu läuten begonnen, vor dem Director.

„Pitt", ſagte Philippus mit vornehmer Herablaſſung, „hier habt Ihr zwei Thaler! Ich meine, mit zwei Flaſchen Rüdesheimer zufrieden!"

Pitt nickte und griff haſtig nach dem blinkenden Metalle.

Der Director hielt die zwei Thaler noch eine Weile nickend in der Hand und ſagte:

„Ärodor! Sieh', mit welcher unnennbaren, gefräßigen Gier dies krokodilenhafte Menſchenungeheuer, das man abgerichtet hat, den Zapfen zu werfen und den Korkzieher zu ſchwingen, nach der blanken Münze greift! Sieh' dies abſchreckende Beiſpiel der modernen diebiſchen Geldgier! Schaue, Ärodor, wie ſich ſeine elende Naſe haifiſchförmig krümmt, gleich dem Schnabel des Geiers, der von den Gipfeln der Anden niederſchießt auf ein in der Savannah geſäugtes Rind! Sieh', wie des Burſchen Schnauze weltartig aufleuchtet! Wie ſeine Augen vampyrartig glimmen, als witterte die Eule um Mitternacht eine friſche Leiche! Kerl! Pitt! Wenn es einmal wieder eine faule, verfluchte Concurswaare zu

verwalten gibt, dann, thu' es mir zu Liebe, dann melde dich! Du scheinst mir zu einem niederträchtigen Concursmassen-Verwalter geboren wie nur ein aus dem Galgen geschnittener Schultheiß außer Diensten! Pitt, du mußt mir versprechen, dich zu einem derartigen Pesten zu melden! Und nun gehe mir und hole den Wein!"

Pitt sprang hinaus. Feodor aber zog, da es in dem Weinlokal ziemlich schwül war, ohne weiteres seinen kalmuckuen Ueberrock aus und so saß er in dem idealen Costüm eines Bauernjungen aus dem 14. Jahrhundert, aus Dom-Remy bei Orleans, im rothen Röckchen neben seinem stolzen Erzeuger und sah so allerliebst aus, daß jeder, der den armen Jungen gesehen, sicherlich ihm alles nur mögliche Gute gegönnt hätte.

Pitt kam und pflanzte die beiden bereits entkorkten Flaschen nebst zwei englischen Viertelsgläsern vor das durstige Paar.

Hastig füllte Philippus die großen Gläser und stieß nun an mit seinem Sohne, und nun sog er den goldenen Wein in langen, schweren Zügen in seine große, bald goldig aufleuchtende Seele. So hat einem Tiger noch sein heißes Blut geschmeckt wie dem armen Philippus dieser kühle Trunk! Und aus Feodor's Augen strahlte nicht minder bald purpurne Seligkeit.

Pitt stand im Winkel. Da sagte Philippus: „Pitt, sage deinem Herrn, daß ich mir nichts, daß ich mir gar nichts aus ihm mache! Melde dem mit dem Stadtrathstitel bekleideten maximirten Heringe, daß ich ihn gar nicht sprechen will! Daß er ruhig zu Bett gehen kann, wenn er aus seiner verwünschten Lage kommt! Sage ihm, daß ich den großen Judenschwur geschworen habe wider ihn! Melde ihm, daß sein Haupt verwünscht sein soll in den Wohnungen der obern und der untern Richter! Ungeheure Plagen mögen über ihn kommen! Sein Haus soll eine Wohnung der Drachen und der Schlangen sein und sein Stern soll herunterfallen vom Himmel! Er sei verflucht von den Zungen Adonirezra's und Achariel's, von den Zungen Sandalpheru's und Handaziel's! Und sein Geschlecht gehe unter wie die Rotte Korah! Und darauf, Feodor, laß uns anstoßen! Schmeckt dir der Wein, mein englisches Kind? Pitt, noch einmal zwei Flaschen!"

„Himmlisch, himmlisch, mein Vater!" versetzte der Jüngling. „Mir wird so wohl in meiner Seele wie noch nie!"

„Das macht", sagte der Alte, als die beiden folgenden Flaschen kamen und bezahlt waren, „der Geist deiner Mutter schwebt über uns und waltet über der duftenden Seligkeit! Tropfen himmlischen Manna träufeln aus ihren schneeweißen Schwingen in unsere leuchtenden Gläser und sie versüßt den herben Wein mit der Erinnerung an unser entschwundenes Glück! Feodor! Könnte ich dich hassen, ich würde dich hassen, weil es dir nie vergönnt gewesen, deine Mutter zu kennen und Zeuge des Glücks zu sein, das wir selbander genossen! Weil du erst erwacht bist aus der Befangenheit deines kindischen Traumes, nachdem der Stern zu Grabe gegangen, nachdem das Glück versunken, nachdem der Mime alt geworden, nachdem der alte Mime sich verwandelt in einen alten Hund!"

„Vater", sagte Feodor, „der Wein hat mich so müde gemacht! Mich schläfert unwiderstehlich! Gönne mir einen Augenblick Schlaf!"

„Schlaf, mein Sohn!" versetzte Philippus, „schlafe und träume! Erscheint dir im kindlichen Traum der Geist deiner Mutter, so grüße sie und bitte sie, sie möchte mir nicht zürnen! Hörst du, Feodor! Und so schlafe denn! Du aber, Pitt, noch zwei Flaschen!"

Indeß neigte sich das blonde Haupt und bald war sein Bewußtsein entschwunden im seligen Traum! Pitt, dem bei Schwörung des großen Judenfluches, dessen der hochherzige Philippus sich mit Aufwand des größtmöglichen theatralischen Pathos entäußert, doch etwas verfänglich zu Muthe geworden, hatte sich still und gehorsam entfernt, brachte gegen Bezahlung die fünfte und sechste Flasche, ging wieder und so saß der alte König der Bretter im rothen Schein der immer trüber brennenden Lampe allein hinter seinen Flaschen, neben ihm sein tiefschlummernder Sprosse. Er trank eifrig; Glas auf Glas stürzte in die geräumige Kehle. Er wurde sehr heiter, deklamirte mit hochtönender Stimme manche Glanzstelle aus einer oder der andern seiner zahlreichen Rollen, wobei er nicht verfehlte, auch die Rolle des Publikums insofern zu übernehmen, als er die Hände erhob und sich bestens Beifall klatschte. Mit einem male aber verfinsterte sich sein Blick und eine wilde Unruhe kam über ihn. Er starrte mit angstverzerrten Zügen in sein Glas, er neigte sein Ohr dem Glase, als spräche aus demselben eine Stimme zu ihm.

„Was willst du", flüsterte er, „was willst du, Frida? Ich verstehe dich nicht! Sprich lauter! Ja so, du willst deinen Kürass wieder haben! Du hast recht, der Kürass war dein

rechtmäßiges Eigenthum! Aber was soll ich machen? Wie kann ich dir ihn wieder schaffen? Den Kürass hat der Hexer verkauft und für den Erlös haben sich Vater und Sohn eine frohe Minute gemacht! Vergib mir, Frida! Ich habe unrecht gethan, unrecht, das Palladium der Familie, das Erz, das so oft dein hochwallendes, kämpfendes Herz bedeckt, für elende sechs Silberlinge in die Hände des schnöden Philisters zu liefern! Aber was sollte ich thun? Was soll ich nun thun? Du meinst mir, ich soll mit dir kommen! Gern, gern, Frida! Löse nur die elende Lebenslast von den schwachen Schultern des alten Mimen, der ja doch nur ein alter Hund ist, und führe den verklärten Geist mit dir hinauf! So etwas scheinst du übrigens schon lange im Schilde zu führen und lange schon trug ich mich mit dieser Ahnung! Aber nein, nein! Laß mich noch hier! Laß mich noch leben um Hexer's willen! Wie soll der arme, verlassene Junge den Pfad finden durch des Lebens labyrinthisch verlorene Gänge! Ich will dir das Palladium ja wiederschaffen! Dem Geldgierhermeister will ich mich zu Füßen werfen und will ihm warm und herzlich meine Bitte vortragen! Ich will ihm die Hände meiner Hand, von denen ich mich noch nie, auch nicht in der Tiefe des Elends getrennt, verpfänden! Und er wird mich erhören! Also laß mich, Frida! Laß mich!"

Seine Stimme wurde immer lallender und langsamer, als er die Worte sprach; sein Auge wurde klar. Da flammte noch Wille in ihm auf. Wie von einer fremden Macht getrieben, langte seine Hand nach einem Stück Kreide, das neben der großen Tafel auf dem Tische lag. Mühselig und mit strauchelnder Hand schrieb er eine Zeile auf die grüne Decke des Tisches, dann richtete er sich noch einmal auf und rief: „Frida, ich komme!" Und er fügte mit der vollen Kraft seiner schon röchelnden Stimme die Worte hinzu: „Den Heerruf hör' ich muthig zu mir dringen — das Schlachtroß steigt und die Drommeten klingen." Schlaff und gelähmt sank er in den Lehnstuhl zurück. Sein mächtiges Haupt hing hinten über. So lag er da — und wie fiel im selben Augenblick der Lampe rothes Dämmerlicht verleiht, fiele ein durch das hohe Regenfenster in das düstere Gemach dringender Strahl des die schweren Regenwolken, die noch am nächtigen Himmel hingen, durchbrechenden Vollmondes die bleiche Stirn des todten Philippus Piso. Vor ihm auf dem Tische aber standen die Worte, die der sterbende Geist gedacht: „Ein alter Mime ist ein alter Hund!"

Auf dem Kirchhofe zu Humpenhausen liegt der tolle Philippus begraben. Hier ruht er aus von seinen zahlreichen Kreuz- und Querzügen durch alle Länder, in denen das deutsche Idiom klingt. Der wackere Stadtrath hat ihn auf seine Kosten begraben lassen. Niemand hat ihn begleitet hinaus zu seiner Ruhestätte als der arme Hexer und der gute Scheppenstecher — den schwarzen Hund des Stadtraths nicht zu vergessen. Pitt wäre auch mit hinausgegangen, unglücklicherweise aber mußte er an dem in Rede stehenden Tage einen Eimer Eis aus dem Eiskeller für die Champagnerkühler holen.

Die Truppe der Schauspieler war schon am Morgen, der der Sterbenacht ihres Häuptlings folgte, in alle vier Winde zerblasen.

Was aus Hexer geworden, weiß niemand zu erzählen.

Kommst du aber nach Humpenhausen, geliebter Leser, so besuche das Grab des vielgeprüften Mimen. Es liegt einsam dicht an der Mauer. Eine kränkelnde Fichte steht auf dem Hügel, neben der Fichte ein einfaches schwarzes Kreuz; auf ihm die Worte:

Wo bist du nun geblieben,
Philipp, Philippe mein?
Du Pilger! Armer Pilger!

Das Gebiß der Säugethiere.

Von Professor Dr. Giebel.

I.

Wer Haare auf den Zähnen hat, dem sollen wir unsere Achtung, und wer seinem Gegner Furcht einflößen will, zeigt ihm die Zähne.

Mit welchem Recht, fragen wir, macht die gemeine Volksanschauung die Zähne zum Sinnbild körperlicher und geistiger Kraft und Ueberlegenheit?

Ihrer eigentlichen Bedeutung nach für den thierischen Organismus sind die Zähne doch nichts weiter als ein Werkzeug zur ersten und rohesten Zerkleinerung der Speise, zur mechanischen Vorbereitung des Verdauungsprocesses. Wir dürfen sie also in erster Reihe nur mit dieser Thätigkeit und der Art der Nahrung in nächste Beziehung bringen; aber Schlüsse aus der Verdauung und der Speise auf die körperliche und geistige Kraft sind denn doch sehr gewagte und trügerische. Und mustern wir nur die Thiere im einzelnen nach

Marie
(in höchster Aufregung).
Allmächtiger Gott! Es ist Heinrich!
(Zur Flucht gewendet).

Heinrich.
So — so — (Steht schnell auf und spricht dabei mit Galanterie) Mein Fräulein! (Erkennt Marien und ruft erschüttert) Marie!

Marie
(heftet einen rührenden von Freude und Schmerz bewegten Blick auf ihn).

Heinrich
(wie vernichtet).
So sehen wir uns wieder!

Marie
(bedeckt mit ihrem Tuch, um die hervorstürzenden Thränen zu verbergen, schnell ihr Gesicht und will fort).

Heinrich
(ergreift ihre Hand und hält sie zurück).
Marie, bleibe! (Sie lange und seelenvoll betrachtend) So sehen wir uns wieder!

Marie
(sich zusammennehmend).
Herr Assessor — ich konnte nicht ahnen — daß — die Aufforderung — die an mich erging — mich in Ihr Haus —

ihren Zähnen, wir finden so völlig zahnlose und einfach und schwach bezahnte nicht minder gefräßig wie solche mit sehr kräftigem, vollem Gebiß. Dennoch sind die Zähne und das Gebiß überhaupt ein sehr bedeutungsvolles Charakterorgan, welches der zoologischen Forschung die interessantesten und sichersten Resultate liefert, dessen Form und Bau die interessantesten Aufschlüsse über die Lebensweise und das Naturell der einzelnen Thiere gewährt und zu den übrigen Organen in der innigsten Beziehung, unter der strengsten Abhängigkeit steht. Sehen wir sie nur näher an und prüfen wir ihre Beziehungen im einzelnen, bevor wir über ihre allgemeine Bedeutung aburtheilen.

Die Zähne haben, weil den Verdauungsproceß einleitend, auch im Eingange des verdauenden Kanals, in der Mundhöhle, ihren Platz. Hier ist ihnen jede Stelle recht, in den Kiefern, am Gaumengewölbe, auf der Zunge, am Eingange in den Schlund, sogar noch im Magen; den einzelnen Thieren freilich ist die Stellung ihrer Zähne nicht gleichgültig, denn die Säugethiere tragen sie ausschließlich nur in den eigentlichen Kieferknochen, die Amphibien auf diesen und zugleich noch auf Knochen der Gaumengegend, die Fische gar in allen weichen und harten Theilen der Mundhöhle; aber keins dieser Thiere besitzt Magenzähne; diese eignen sich erst die Insekten und Krebse an, deren Kieferzähne, wenn überhaupt vorhanden, eigentlich nur stachelartige und höckerige Fortsätze der harten Kiefer sind, also nicht selbständige, in Bildung und Structur eigenthümliche Theile wie bei den Wirbelthieren. Ueber den Magen hinaus, im eigentlichen Darmkanal kommen Zähne niemals vor, weil im Magen die mechanische Vorbereitung der Speise bereits vollendet wird, im Darm nur noch der chemische Proceß spielt.

Bei weitem nicht alle Thiere bewaffnen den Eingang ihres Verdauungsapparats mit Zähnen. Gleich unter den Säugethieren finden sich einzelne, wie die Ameisenbären, das Schuppenthier und der Ameisenigel, deren Kiefer völlig zahnlos sind. Warum, ist schwer anzugeben; die verdauende Kraft ihres Magens reicht aus, die Nahrung aufzulösen, aber warum ist denn bei andern und sehr nahe verwandten Thieren diese Kraft schwächer? Nein, sie ist bei dem Schnabelthier mit bezahnten Kiefern gewiß nicht geringer wie bei dem zahnlosen Ameisenigel! In diesem wie in hundert andern Fällen verschweigt uns die Natur die Antwort auf das Warum und sagt uns damit, daß sie diese und jene Einrichtung getroffen hat, nicht, weil sie nur in dieser Weise zweckmäßig ist, sondern weil sie dieselbe auszuführen beabsichtigte, erscheint sie ihr auch zweckmäßig. Mustern wir weiter, so vermissen wir in der ganzen Klasse der Vögel die Zähne; der hornige, ganzrandige Schnabel macht den Dichter schon mundrecht, wenn die Spezie überhaupt geformt werden muß. Ganz ebenso überkleiden auch die Schildkröten ihre Kiefer nur mit Horn, wogegen Eidechsen, Schlangen, Frösche, Kröten und Molche allerweist Zähne, und zwar gewöhnlich kegelförmige und dolchige, besitzen. Unter den Fischen haben wieder die meisten Zähne, und zwar überaus verschiedene nach Anzahl, Stellung, Form und Structur; andern fehlen sie gänzlich. Für sämmtliche übrige Thiere kann man als allgemeine Regel aufstellen, daß alle von flüssigen, breiartigen und sehr weichen Substanzen sich nährenden keine Zähne besitzen, die von festern, der mechanischen Zerkleinerung benothigten Stoffen lebenden dagegen Zähne oder zahnartige Organe aufzuweisen haben. Am interessantesten unter den niedern Thieren sind hinsichtlich des Gebisses die Schnecken, welche über elastisch bandförmige Zunge mit Hunderten und Tausenden, freilich nur mikroskopisch kleiner Zähnchen bewaffnen, deren Formen aber eine ebenso bestimmte und innige Beziehung zur Nahrung, Lebensweise und dem Charakter des Thieres haben wie bei den Säugethieren und Fischen, und deren Mannichfaltigkeit daher auch, bei der großen Verschiedenheit der Schnecken selbst, eine wahrhaft wunderbare ist. Kein Muschelthier hat Zähne, keine Qualle, kein Korallenthier, kein Infusorium. Wollten wir das Gebiß bei den verschiedenen Thieren so weit ins einzelne verfolgen, als der Fachzoolog Interesse daran nimmt und auch findet, müßten wir ein viele Bände starkes Werk schreiben, und trotz der vielen bereits vorliegenden Untersuchungen ist dieser Gegenstand wissenschaftlich noch lange nicht erschöpft, unsere Forschungen bringen ihn auch nicht zum Abschluß, sie lassen den nachfolgenden Generationen vielmehr noch reichlichen Stoff zur Thätigkeit übrig. Nur im allgemeinen, und zwar auch nur von den uns selbst zunächst stehenden Säugethieren, wollen wir auf die Wichtigkeit, Bedeutung und verschiedenen Beziehungen des Gebisses aufmerksam machen.

Wie bei dem Menschen, werden auch bei allen Säugethieren die Schneide-, Eck- und Backzähne nach ihrer Stellung im Kiefer unterschieden, er-

stere beide stets einfacher in ihren Formen und einwurzelig, die letztern meist grosser, mannichfaltiger und wieder in vordere und hintere oder auch in Back- und echte Mahlzähne getrennt, beide ein- und mehrwurzelig. Die Zähne sind mit der Wurzel in tiefe Gruben der Kiefernknochen, in die sogenannten Alveolen, eingekeilt, was ausser bei den Säugethieren, wo es allgemein ist, nur noch bei den Krokodilen vorkommt; bei allen übrigen Thieren sind die Zähne auf andere Weise befestigt, ein-, an- oder aufgewachsen oder auch beweglich angeheftet. Das Vorkommen von mehr als einem Wurzelast charakterisirt ausschliesslich die Backzähne der Säugethiere; die Zähne aller übrigen Thiere sind, wenn sie überhaupt einen Wurzeltheil unter ihrer Krone haben, einwurzelig. Warum es freilich nicht auch Krokodile mit zweiwurzeligen Zähnen gibt, das hat der Scharfsinn der Teleologen noch nicht erspürt. Schon in den allgemeinsten Beziehungen zeichnet sich also das Gebiss der Säugethiere sehr bestimmt vor dem anderer Thiere aus, indem es blos auf die Kiefernknochen beschränkt ist, hier in einfache und einwurzelige Schneide- und Eckzähne und in ein- und mehrwurzelige Backzähne sich sondert, alle stets nur einreihig in jeder Kieferhälfte auftreten. Die Zahl der Zähne steigert sich bei Fischen und Amphibien ins völlig Unbestimmte; bei den Säugethieren haben die fischförmigen Delphine, mit 60 in jeder Reihe, die höchste Anzahl; demnächst die Gürtelthiere bis zu 26; bei andern Säugethieren pflegen 6 — 12, seltener einige mehr oder auch weniger in jeder Kieferhälfte vorzukommen. Die Zahl ist daher eine sehr begrenzte. Im hohen Alter fallen gar häufig einzelne Zähne aus, auch ganz unwichtige Zähne verschwinden bisweilen schon frühzeitig, im allgemeinen aber ist die Anzahl bei jeder Säugethierart eine ganz bestimmte.

Hinsichtlich ihrer Structur und Substanz zeigen die Zähne der Säugethiere sehr charakteristische Eigenthümlichkeiten. Mit wenigen Ausnahmen bestehen sie nämlich aus drei in Härte und Structur verschiedenen Substanzen, aus dem Schmelz oder Email, welcher die Zahnsubstanz oder Dentine umgibt und selbst wieder von dem Kitt oder Cäment bekleidet ist. Das Cäment pflegt nur einen sehr dünnen Ueberzug auf dem cylindrischen Schmelz zu bilden, bei den schmelzartigen und bei den lamellirten Elefantenzähnen erscheint es freilich dicker. Die Zahnsubstanz endlich mehrfach ab, wird in den Stosszähnen des Elefanten und Walrosses zu Elfenbein, bei andern mehr knochig. Sie besteht aus einer Zellen und Röhrchen mit $^1/_{3000}$ — $^1/_{1000}$ Zoll Durchmesser bildenden thierischen Grundsubstanz und aus feinen, in und zwischen jenen angehäuften Kalkerdetheilchen. Die Zellen und Röhrchen strahlen unter verschiedentlicher Verästelung von der Mitte des Zahnes zur Oberfläche aus. Auch die Cämentsubstanz besteht aus radialen, kalkführenden Zellen in parallelen Schichten, der Schmelz dagegen aus mehr oder minder gekrümmten, wellig prismatischen Kalkfasern von etwa $^1/_{2000}$ Zoll Durchmesser. Richard Owen's umfassende und tief eingehende Untersuchungen über die mikroskopische Structur der Zähne haben dargethan, dass die Form, Grösse und Anordnung dieser Zellen, Röhrchen und Fasern der drei Substanzen bei jeder Säugethierart, Gattung und Familie ganz bestimmte, unabänderliche Eigenthümlichkeiten zeigen, sodass die mikroskopische Untersuchung eines Zahnsplitters genügt zur Ermittelung des verwandtschaftlichen Verhältnisses eines im übrigen völlig unbekannten Thieres. Für die systematische Bestimmung vorweltlicher Ueberreste, welche gar nicht selten nur in einzelnen Zähnen und Zahnstücken bestehen, wird die strenge Gesetzmässigkeit in dem mikroskopischen Bau allein massgebend und entscheidend; sie befähigt uns, Naturell, Lebensweise und die allgemeinen äussern Lebensbedingungen eines untergegangenen Thieres zu ermitteln, von welchem uns nichts weiter als ein unscheinbares Zahnstück vorliegt.

Die Entwickelung der Zähne beginnt bereits im fötalen Lebensalter und zwar mit einer Papille auf einer gefässreichen Grundlage im Innern des Kieferknochens. Eine diese Papille umgebende Kapsel liefert bei ihrer Verkalkung die Cämentbülle und scheidet nach innen die Schmelzpulpa aus, während ihr innerer Kern die Zahnsubstanz erzeugt. Schmelz und Dentine entwickeln sich aus Zellen, welche bei ersterm in prismatische Kalkfasern, bei letzterm in baumartig verästelte Röhrchen sich verwandeln. Die Kalkerdetheilchen lagern sich bereits in den Zellen ab und häufen sich mit deren allmählicher Ausbildung. Bald früher, bald später brechen die jungen Zähne über den Zahnrand hervor, bei einigen Säugethieren theilweise schon vor der Geburt, bei andern nach derselben und ganz allmählich. Dieses frühere Gebiss (Milchgebiss) pflegt aus einer geringern Anzahl Zähne von oft etwas anderer Form zu bestehen als das bleibende, welches durch

die unter jenen sich allmählich entwickelnden Ersatzzähne gebildet wird. Alle Säugethiere wechseln die Zähne, einige sogar wiederholt, wie der Elefant, der stets nur einen Backzahn in jedem Kiefer hat und diesen während seines Lebens fünfmal ersetzt.

Nach diesen wenigen allgemeinen Bemerkungen wenden wir uns zu den eigenthümlichen Formen der Säugethierzähne.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Berliner Umschau.

V.

— Wovon soll ich Sie in meinem heutigen Briefe unterhalten? — —

Von unserm so düstern politischen Horizont? — —

Wir stehen leider am Vorabend großer Ereignisse. Die Militärvorlagen werden ohne Zweifel unser Ministerium in Verlegenheit bringen, wenn nicht stürzen. Der Prinz-Regent wird dann nicht weiter links, sondern jedenfalls nach rechts gehen; ein Ministerium Graf Arnim war schon im vorigen Jahre im Anzuge.

Graf Arnim-Boitzenburg ist das etwas liberalere System Rochow-Bodelschwingh. Graf Arnim ist allerdings ein geistvoller Mann, geneigt zu einer Auffassung des parlamentarischen Lebens im Sinne Englands, ein hochbegüterter Pair, ein Tory, der durch die Zeitumstände, durch die jahrelange Unmöglichkeit seines Gegners manches gelernt und hoffentlich noch mehr vergessen hat. Seine innerste Natur ist die der alten Junkerkaste. Seine staatsmännische Bildung datirt noch von den Zeiten Friedrich Wilhelm's III. Die neuen Schöpfungen im Geiste der besten nachmärzlichen Zustände würden ohne Zweifel unterbrochen werden, die alte polizeiliche Tendenzpolitik würde wieder die kaum beseitigten Schranken aufrichten und der Prinz-Regent, der seinem innersten Wesen nach nur in kirchlichen Dingen ganz freimüthig denken mag, würde wahrscheinlich in dieser Sphäre der Rathschläge und Auffassungen sich leidlich wohl fühlen, zumal wenn die Opposition gegen die Militärvorlagen gerade aus den Kreisen der Kammer kommen sollte, die bisher die maßgebenden waren. Des Kampfes mit dem Adel kann bei uns nur diejenige Kraft nicht müde werden, die mehr als den Grafen Schwerin und Auerswald aufzuspielen wagt. Daß dies nicht geschieht, nicht geschehen kann und wird, dafür wurde schon bei den Wahlen gesorgt, wo man so außerordentlich dringend jede Wiederherstellung derjenigen Elemente vermied, die sich 1848 stellten — „unmöglich" gemacht haben.

Aus dem Untergang der Gothaer, gesteh' ich Ihnen, machen die Einsichtsvollen sich wenig. Sie sind ohne Widerrede das Verderben Preußens und Deutschlands geworden. Ohne die Kraft und den Muth, zu Deutschlands Einheit am Bundestag eine rettende That zu vollziehen, isolirten sie Preußen und lockerten den Verband desselben mit dem übrigen Deutschland. Der Anschluß an Rußland gelingt ebenso wenig wie die volle Allianz mit England — nun soll Preußen, ein Land von 16 Millionen Seelen, eine Armee hinstellen, die nöthigenfalls allein mit Napoleon fertig würde! Wie ist das möglich? Wir ehren den sich regenden kriegerischen Sinn, wir verwünschen das Raubsystem der Annexationen, wir möchten die Flamme anblasen helfen zu einem energischen Halt! gegen diese Wiederherstellung des Napoleonismus, aber kann das alles geschehen ohne die innigste Uebereinstimmung mit dem deutschen Volke? Die natürlichen Vertreter des deutschen Volkes sind, solange wir keine Revolutionen machen, seine Fürsten. Mit diesen Hand in Hand zu gehen ist nicht so schwer, wie die gothaische Politik sich einbildet. Wenn seit Paul Pfizer's ersten Wort über die preußische Hegemonie dieser Gedanke auch immer und immer das Ziel der Wünsche aller Gebildeten, der leitende Gedanke unserer Geschichte bleiben wird, so währt es doch noch lange, bis die auf den Katheder der Herren Geschichtsprofessoren gelehrte Ueberzeugung auch der leitende Gedanke der deutschen Cabinete werden wird. Preußen muß ablassen von seinen Ansprüchen, muß nachgeben, muß die ungeheure Kraft, die in den deutschen Volksstämmen Süd- und Mitteldeutschlands liegt und militärisch so tüchtig organisirt ist, durch Bescheidenheit zu gewinnen suchen und nicht durch französische Ränke wol gar die Theilung des Vaterlandes eintreten lassen. Es ist nicht wahr, daß die Herren von Beust und von der Pfordten nur allein für Oesterreich wirken. Sie lehnen sich nur an Oesterreich, um als Sachsen und Baiern einen Schutz gegen den Gothaismus zu haben. Fällt unsere Politik und die Nachfolger in der Verwaltung wissen Freimuth mit deutschem Sinn zu paaren, so kann die bevorstehende Krisis eine höchst heilsame werden. Indessen —

ich sagte schon — die Namen, die genannt werden, verbürgen wenig.

Inzwischen gibt man sich noch Mühen des Friedens hin. Man denkt an zwei großartige Bauten. Ein neues Rathhaus und eine neue Börse sollen erstehen. Das alte Rathhaus war historisch merkwürdig und mancher Freund des Alterthums sieht das alte düstere Gebäude ungern schwinden. Schon vor einigen Jahren hatten die Väter der Stadt Concurrenzpläne für den Bau eines neuen Rathhauses ausgeschrieben, jedoch boten alle eingereichten Arbeiten mehr oder minder unausführbare Schwierigkeiten, sodaß man nach mehrfachen Berathungen von denselben ganz abstrahirte und auf die ursprünglichen Grundbedingungen, von denen sich die meisten Pläne entfernt hatten, zurückging. Es wurde beschlossen, den Bauinspector Wäsemann mit dem Entwurf eines neuen Bauplans zu betrauen.

Per aspera ad astra! So ist man denn auch hier aus dem Dunkel aller Bedenken zum Lichte durchgedrungen und hat dem neuvorgelegten Bauplane, wenn auch mit Vorbehalt einzelner näherer Anordnungen, seine Zustimmung gegeben. Zunächst ward in der Sitzung der Stadtverordnetenversammlung vom 1. December 1859 der Beschluß gefaßt, ein Gypsmodell des Hauses in 1/50 anfertigen zu lassen und solches öffentlich, für Fach- und Kunstkenner zur Begutachtung, für das Publikum zum Vergnügen, aufzustellen.

Der Grundriß ist in diesem Wäsemann'schen Plan seiner innern Einrichtung nach ebenso verschieden von allen Concurrenzplänen als seine Façade, die vielleicht etwas schwer, der Masse nach, dennoch würdig und charaktervoll sich ausprägt und in den Detailformen manches als schwungvoll und edel hervortreten lassen dürfte.

Das neue Gebäude soll einen Flächenraum von ungefähr [illegible] Quadratfuß einnehmen; daher müssen eine Menge in jenem Viereck befindliche Häuser erst verschwinden, ehe das berliner „Hotel-de-Ville", wie gewünscht, emporsteigen kann. Die Hauptfaçade des Gebäudes ist der Königsstraße zugewandt und wird eine Frontlänge von 313 Fuß haben, in der Mitte durch ein mächtiges, mit bezüglichen Ornamenten und Figuren geschmücktes Portal unterbrochen. In gleichem Verhältniß treten auch in den Nebenstraßen die Seiteneingänge, durch Statuengruppen und Reliefs gehoben, hervor. Vier Thürme an den Ecken des Gebäudes bilden den Abschluß und geben dem Ganzen etwas Schloßartiges. Die beiden Thürme an der Seite der Nagelgasse überragen die Fronten nur um ein Geringes, während die beiden Thürme in der Hauptfronte der Königsstraße einen achteckigen Aufbau mit pyramidaler Spitze tragen und 180 Fuß Höhe bekommen sollen — es werden die Uhrthurme sein, die den Vätern der Stadt allezeit verkünden sollen, was die Glocke geschlagen hat.

Ueber diese Thürme sind vielfache Debatten gewesen, da man von mehreren Seiten sich für die Herstellung nur Eines Rathhausthurmes ausgesprochen — d. h. nur Einer Spitze und nur Einer Uhr! Dennoch hat man sich schließlich gegenseitige Concessionen für vier Thürme und zwei Uhren gemacht. Ist es Karl V. zu Sankt Just nicht geglückt, nur zwei Uhren in völlig dauernde Uebereinstimmung zu bringen, so wollen jetzt die deutschen Rathsherren das Problem lösen: denn beide Uhren müssen im Takte gehen.

Das Gebäude wird übrigens im Ziegelrohbau mit sogenannten Formsteinen ausgeführt werden, eine hier übliche, nicht eben schöne Manier. Die Fenster des ersten und zweiten Stocks haben den Halbkreisbogen; sie werden von polirten Granitplatten eingefaßt, wodurch der weißen Fläche Licht und Schatten gegeben wird; auch ist die symmetrische Trennung der Fensteröffnungen des ersten und zweiten Stocks durch ein Zwischengeschoß (Entresol) noch mehr hervorgehoben. Reliefgürtungen, die unterhalb der Fenster der ersten und zweiten Etage laufen, bilden die Durchschnittslinien der langen Fronten; das hervortretende Hauptgesims, auch im Farbenwechsel von Sandstein und Ziegel, soll, nächst einer von Bogen zierlich durchbrochenen Galerie, die Dachrinne verbergen und das ganze Gebäude oberhalb umschließen. Die Fenster des Erdgeschosses tragen den einfach flachen Kreisbogen. Unter den natürlich vielen Verhältnissen angemessenen Räumlichkeiten für Sitzungssäle und Bureaux wird auch ein großer Festsaal von [illegible] Quadratfuß mit Galerien den Vätern der Stadt Gelegenheit bieten, vielleicht so großartige Bankets zu geben, wie Herr Baron Haußmann, Bürgermeister von Paris, namens seiner Mündel — der Stadt — in hocht splendider Weise thut; auch soll an diesen Monster-Saal die überaus großartige Wohnung des Oberbürgermeisters selbst.

Laut dieser Angaben dürfte sich das große Ganze allen Anforderungen der Neuzeit und dem guten Geschmack, den Schinkel's Genius an die Ufer der Spree verpflanzte, fügen machen. Die

aber bei allen derartigen Ausführungen, so wird man auch hier erst nach der Vollendung des Baus über die monumentale Einheit und Würde wie über die darin ausgeprägte praktische Innerlichkeit umfassend urtheilen können. Jahre werden noch vergehen, ehe wir nach dieser Seite hin kritisch an das Ganze herantreten können; denn vorläufig ist in der Sitzung vom 23. Februar 1862 erst die Zulage zu der Aufbringung der Geldmittel zum Bau des Rathhauses ausgesprochen worden. Der vom Bauinspector Wätzmann aufgestellte Kostenanschlag belief sich auf 1,700000 Thaler; die Finanzdeputation hat denselben auf 1,500000 Thaler herabgesetzt. Um inzwischen das Terrain für den Bau vorzubereiten, beantragte der Magistrat einen Vorschuß von 300000 Thalern; aber die Stadtverordneten legten wiederum die Daumen auf den Beutel der Stadt und bewilligten nur 200000 Thaler, bemerkend, daß diese Summe, um zu zerstören, vorläufig ausreichen würde.

Die neue Börse betreffend, so heben sich schon an der Ecke der Burg- und Neuen Friedrichsstraße ihre riesigen Mauern aus dem Fundament empor. Man sagt, daß nach der Börse in Philadelphia diese die größte der Welt werden soll. Begreiflicherweise will man sich für die unsägliche Einzwängung, die die Handelswelt jahrelang hier erduldet, entschädigen. Unter den Concurrenzplänen gewann der des Baurath Hitzig den Vorzug. Bei der Schiller-Ausstellung prangte im Vorsaal auch in allgemeiner Bewunderung das Gypsmodell der neuen Börse. Unleugbar wird sie in ihrer Vollendung, durch mächtige Säulenhallen und Bogenfaçaden geziert, ein großartiges, architektonisch hervorragendes, imposantes Gebäude werden. Die korinthische Säule, die zur Trägerin gewählt, gab zu der Bemerkung eines Kaufmanns Veranlassung: „Er hätte doch nie gehört, daß Berlin jemals seines Korinthenhandels wegen berühmt gewesen sei." Uebrigens hat uns Herr Senft von Pilsach in der Kammer belehrt, daß wir hier 157 Bankiers haben, darunter 106 jüdische. Das Kapital zum Bau ist durch Actien zusammengebracht und beläuft sich auf ungefähr zwei Millionen Thaler.

Der Kampf gegen das Judenthum wird leider immer ernster und bedenklicher. Man weiß noch nicht, wie diese Reizbarkeiten sich legen werden. In alles mischt sich die Anklage der jüdischen Abstammung, selbst in den Vorwurf, den man der Veröffentlichung der Humboldt'schen Briefe macht. Manchen Albernheiten unserer hiesigen Lebens gegenüber möchte man wol dem Professor Leo in Halle einräumen, daß ein frischer und fröhlicher Krieg aufräumen und Gefühl und Verstand zu besserer Gesundheit läutern und reinigen würde.

Anregungen.

Moriz Hartmann.

Wir erwähnten schon kürzlich „Bilder und Büsten von Moriz Hartmann" (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp., 1862).

Ein buntes Buch! In den drei ersten Abschnitten sagt der Verfasser: „Wir haben mit ihnen vorzugsweise beweisen wollen, daß Männer, die von dem Sittenverfall Frankreichs nicht berührt sind, im heutigen Frankreich noch athmen und daß Frankreich wol noch lange ihnen ebenbürtige hervorbringen werde. Das unmoralische Treiben ist uns ebenso verhaßt wie den Moralisten, die über Paris und Frankreich nach vierzehntägigem Aufenthalt Urtheile fällen — vielleicht noch etwas mehr verhaßt; aber eben diesen Moralisten und den noch moralischern Zeitungsartikeln gegenüber ist es Pflicht, auf die kleine Republik der Ehrenhaften aufmerksam zu machen, welche kleine Republik denn doch auch als ein Symptom betrachtet werden darf, wenn jeder Actienschwindel und jeder skandalöse Bankerott zur Würde eines historischen Sittlichkeitsmomentes erhoben wird."

Es ist nach Vorstehendem unnöthig hinzuzufügen, daß wir uns, soweit uns Franzosen vorgeführt werden, in gute Gesellschaft eingeführt sehen.

Nach den Bildhauern François Rude und Barye und nach dem Chansonnier aus Paris, Beranger, begegnen wir der Thonfigur des schottischen Sonderlings Carlyle, dessen Lieblingsbuch bekanntlich im „Heroencultus" besteht, einer Vergötterung bevorzugter Naturen, die ihn doch wol zu nahe mit den Lippen an den Saum der Trikoten aller Zeiten und Nationen bringt.

Dann folgt die Schilderung der Gouvernante von Spanien, der Fürstin Orsini in ihrem Allerweltsberufe. Wir nehmen Partei für diese politische Marionetten-Spielerin, die sonderbarste und begabteste, welche je mals blödsinnige Könige nach ihrem Gefallen am Drahte hielt. In der That, wenn Ludwig Napoleon ihre Devise studirt haben sollte, er hätte einen andern Beleg für die ungeheure Macht derjenigen Bundesgenossenschaft gefunden, welche sich aus nationalen und antikirchlichen Sympathien zusammensetzt. Wie wirthschaftet dieser weibliche Minister, welche Gros-

turen à la Hasenplatz und ihre Helfershelfer, welche Mittel und ihr recht und gedenkt' Und doch hält die spanische Nation zu ihr und sie erscheint dem an französische Herrschaft verkauften Lande als die letzte Schildwache', die mit geladener Donnerbüchse vor dem Rüsthause altspanischer Sitten und Gewohnheiten auf dem Posten steht. Die Spanier können in alle Aemter und Würden gelangen — für Gold nämlich, und zwar, indem sie für das zahlen, was an Franzosen gratis vergeben werden mußte, aber sie haben doch bei williger Hand und gefülltem Beutel ein Mittel, sich selber in jenen Aemtern festzusetzen, und die Rückkehr gebietet, weil ihr der Mammon ja lieb ist wie das Geld auf der portier Münze. Und dann, was mehr ist, sie besitzen die Inquisition. Unter dem schwachköpfigen Philipp V. sind allerdings Ketzer immer noch genug verbrannt worden — Herrot bei Rio zählt nahe an 1800 zusammen, und während diese Scheiterhaufen flammten und wieder brannten, war die Gouvernante von Spanien auf ihrem Posten, aber sie war doch ohne Schuld an diesen traurigen Rauchopfern — im Gegentheil, sie umgab sich mit Schriftstellern, welche die Inquisition bekämpften, und sowol aus Klugheit wie aus aufgeklärter Denkart fand sie auf Seite derjenigen Partei, mit welcher das Auge des großen Ketzers jetzt liebäugelt, er, dem man wunderbarerweise noch niemals von kirchlicher Seite vorwarf, daß der Teufel erst aus ihm hinausgetrieben wurde, als das Kind der schönen Hortense schon 31 Monate zählte — denn so lange war der jetzige Franzosenkaiser, um im korrektesten Stile zu reden — ein Heide.

Aber wir verlassen die greuelhafte Diplomatin, die vor Ludwig XIV. mit einem Mops auf dem Arm erschienen durfte und diesen Vorfall in die Mode brachte, die in Rom vor Zeiten Päpste zu machen verstand und bei einer spätern Papstwahl aus Spanien an ihre in Rom sie vertretende Schwester schrieb: „Ihr alle (que vous pouvez faire au pape ... ses vils ravis! Faites-en un vrai Monsieur. C'est une jolie occupation, comme celle de voir une «Cavalcade».“ Wir verlassen die unermüdliche Oberhofmeisterin, welche an die Herzogin von Noailles schreiben durfte: „Sagen Sie der Madame de Maintenon, daß ich es bin, die dem Könige von Spanien den Schlafrock abnimmt, wenn er sich zu Bett legt, und ihm die Pantoffeln reicht, wenn er aufsteht. Es wäre ein Sacrilège, wenn eine andere als ich, solange das Paar zu Bett ist, in ihr Schlafzimmer träte, und der König bliebe liegen, wenn ich es nicht wäre, die seinen Vorhang aufzöge'“ Wir verlassen diese Lady Marlborough des Hofes von Guadalajara, die als achtzigjährige Matrone plötzlich von der jungen Königin Elisabeth ohne Sporte und Reitzeug über die Grenze gejagt wird und nach weitern sieben Jahren, die sie in Rom mit den vertriebenen Stuarts verlebt — ein köstlicher Vorwurf für ein historisches Plauderstündchen! Bild mit der Devise: „Gestaltene Größen“ — ihren Lebenshauch verlöschen sieht. Wir verlassen sie, um zu den übrigen Theilen des Buchs zurückzukehren.

Wir haben mit einer Hebe zu thun, die fürs Feuilleton zu plaudern gewohnt ist, und so finden wir uns mit einem Sprunge plötzlich wieder auf modernem Boden. Stephen Heller, der beliebte Klavierkomponist, ist der Nächste in der Bildergalerie. Oder gehört seine Skizze zu den Bildern? Wir wollen gleich hier, um unser Lob zu würzen, ein paar Worte des Bedauerns einstreuen. Warum dies französische Obenhinberühren bei der Befähigung zu wirklichen Porträts? Wie kann man seine Leser für Leute, wie z. B. Barye, interessiren wollen und dabei selbst nicht einmal den Weg nach der Werkstatt des Künstlers machen? Nachdem wir viel Anziehendes von ihm, seinen Schicksalen und seinen Werken hörten — er hat namentlich die Darstellung von Thieren auf Briefbeschwertern, Uhren u. s. w. zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet — gesteht uns Hartmann naiv: „Ueber Barye's Persönlichkeit kann ich dem Leser nicht die geringste Mittheilung machen — ich habe den Geheimnißvollen nie gesehen.“ Da fühlt man sich etwas abgekühlt und wird an der begrifflichen Theilnahme, welche Barye neben Béranger, Rude, Garnier u. s. w. stellt, zur Unzeit irre. Denn schließlich bleibt in solchem Falle die Vernicht wach. Es gibt so manche Skizze in der pariser Kunstliteratur, die zu Ueberarbeitungen verführt. Bietet dergleichen darum immer „Zuverlässiges“ Rückt nicht der Zufall, der gerade zu diesem oder jenem greifen ließ, Bedeutendes und minder Bedeutendes zu nahe zusammen?

Und hier sei zugleich der Wunsch ausgesprochen, Hartmann möge sich zu einer zusammenhängenden Lösung der im Eingange ausgesprochenen Aufgabe erheben, der Aufgabe nämlich, uns mit bedeutenden Charakteren, Künstlern, Schriftstellern und Staatsmännern des jetzigen Frankreich nach eigenen Studien bekannt zu machen. Ein Versuch ist hier gemacht, doch freilich nur einer aus dem Stegreif. Vorzüge des interessanten Buchs sind des Autors liberaler Standpunkt, seine Weltersahrenheit und — daß uns immer eine dichterische Begabung in der Nähe ist.

Wallenstein — ein relegirter Student.

Bekanntlich wissen wir nur sehr wenig aus dem Jugendleben Wallenstein's.

Zu diesem Wenigen gehörte, bis zum Jahre 1831 unangefochten, sein mehrmonatlicher Aufenthalt an der protestantischen Universität Altdorf.

Eine Eingabe derselben an den Rath von Nürnberg, den Patron der Anstalt, vom 20. Januar 1600 um Erlaß der verfügten Relegation „Albrecht von Waldstein Freiher“ unterzeichnet, lag seit 1790 aus den Akten gedruckt vor und dennoch erklärte der böhmische Geschichtsforscher Palacky in dem obengenannten Jahre den Studienaufenthalt des spätern Feldherrn in Altdorf für ein Märchen, und zwar

einzig und allein darum, weil die Lebensgeschichte Wallenstein's von dem Domherrn Gerwenka, der jedoch erst zwei Jahre nach dessen Ermordung geboren wurde, nichts davon erwähnt, jener Albrecht von Wallenstein aber, der um Erlaß der Relegation gebeten, meint Palacky, möge irgendein anderer dieses Namens gewesen sein.

Der Archivarvater Raabe weiß nun in einem Schriftchen „Wallenstein als Student an der Universität Altdorf" (Nürnberg 1860), dem alle betreffenden Urkunden beigefügt sind, die Identität jenes als Albrecht von Wallenstein unterzeichneten Raufbolds, der wegen Straßentumultes und körperlicher Mißhandlung seines Komilos bereits bestraft worden, als Schuldenmacher sich einen schlimmen Namen erworben und dann wegen Mitheilnahme an der nächtlichen Ermordung des Bürgersohnes und Rathsherrn Wolf Fuchs auf offener Straße (am 23. December 1599) von der Universität entfernt werden sollte, mit dem nachmaligen Herzoge Friedland als unzweifelhaft nach.

Der kurze Bericht Gerwenka's von Wallenstein's Erziehung und Ausbildung in Reichenberg und Olmütz schließt die Möglichkeit eines halbjährigen Aufenthalts in Altdorf nicht aus. Die durch das erwähnte Actenstück festgestellte Reiterlosigkeit des altdorfer Studenten trifft ebenfalls genau zu; endlich bezeugt der Verfasser außerdem die entschiedene Verwandtschaft der Schriftzüge mit den aus der spätern Zeit Wallenstein's bekannten. Ein weiterer Zweifel an der Identität beider Wallensteine scheint demnach unmöglich. Uebrigens haben auch nach Palacky's Leugnung die Historiker Pfister und Schlosser sich an die alte Annahme gehalten.

Lieder ohne — „Liebe".

Was sollen junge Mädchen singen? „Du meine Seele, du mein Herz"? Die Stimme ist im siebzehnten Lebensjahre vielleicht noch nicht so reif wie schon das Herz und dennoch kann die Familie Bedenken tragen, die siebzehnjährigen Töchter des Hauses am Klavier nichts als jene Sehnsuchten und Hingebungen ausströmen zu hören, die lieber doch noch einige Jahre in den Schleier des Geheimnisses gehüllt bleiben.

So ist denn ein rühmlich bekannter Componist, Graben-Hoffmann, auf den Gedanken gekommen, eine Sammlung von Liedern „ohne Liebe" zusammenzustellen. „Das Mägdleins Liederwald" (Dresden & Leipzig, Bock) heißt die Sammlung, die 24 schöne Arien, theilweise von ersten Meistern, enthält. Wir finden hier das ewig duftende „Veilchen" von Mozart, den die Geister der Unterwelt um Erbarmen flehenden Gesang des Orpheus von Gluck, die tiefempfundenen, zur Andacht stimmenden Abendlieder von Löwe, Rheinen und Taubert, das feurige Lied von Mariano, das Frühlingswonne verkündende Schneeglöckchen vom Herausgeber selbst, Gutschmann's „Der Schiffer fährt zu Land", lauter eine in jeder Hinsicht den Familienkreisen willkommene Auswahl.

Neue Gedichte.

III.

Der Italiener G. Gerri hat sich in deutschen Versen versucht: „Inneres Leben" (Wien, Gerold, 1860).

Diese Bemühung darf auf Anerkennung Anspruch machen, gelungen ist sie aber nicht ganz. Hier und dort zeugen einzelne empfundene Verse von dem Herzen und der lebendigen Phantasie des Dichters, von dem Versuch, die tiefsten und höchsten Empfindungen und Gedanken in individuellstem Ausdruck wiederzugeben, allein man bemerkt doch das Ringen mit der Sprache und den Widerstand, den das Instrument dem Künstler leistet. Ganz gelungen sind uns einige Uebersetzungen aus modernen italienischen Dichtern erschienen.

„Aus der Verbannung", Gedichte von Alexander Grün (Straßburg, Treuttel & Würz, 1859), sind gemachte Blumen.

August Silberstein hat in „Trug-Nachtigall", Lieder „aus deutschem Walde" (Leipzig, Fried, 1859) in dem verhängnißvollen Sommer des vergangenen Jahres Einigung zur Einheit und Freiheit des Vaterlandes. Es ist manch kräftiges Wort, manch kräftiger Ton in dem kleinen Heft.

Dichterischer hat unstreitig Heinrich Steinheuer sein „Lieben und Leben" (Hannover, Rümpler, 1860) gestaltet. Ein Naturmaler von großer Wahrheit, feiner Beobachtung und Empfindung des Lauschigen, Abendstillen und Sehnsüchtigen in der Landschaft. Gemeinplätze finden sich freilich auch; zu oft besungene Abendröthen, zu oft erklungenes Waldrauschen; eine größere Sichtung würde dem anmuthigen und frischen Buche ersprießlich gewesen sein.

Gedanken

von Daniel Stern.

So ist eine wahre Mutter für Kinder, sie immer nur im Kreise von Erwachsenen zu sehen. Wie würde uns wol zu Muthe werden, wenn wir verurtheilt wären, immer mit Greisen und Matronen umzugehen?

* * *

Die Kirchen, die das Mittelalter baute, waren versteinerte Gebete; die Kirchen, die wir bauen, sind Gebetsgefängnisse.

* * *

Als Napoleon in Erfurt Goethen entlassen hatte, sagte er hinter ihm her zu seinen Umgebungen: „Das ist ein Mensch!" Dies kurze Wort will etwas sagen im Mund eines Mannes, der nur Automaten brauchen konnte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 30.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Hafisa. Eine Erzählung von Gustav Reisewitz. — Das Gebiß der Säugethiere. Von Professor Dr. Giebel. II. — Englisches Christenthum. Ein Brief aus London. Von A. von Tagerström. — Zur Schiller-Literatur. I. — Gedanken von Daniel Stern.

Hafisa.

Eine Erzählung von Gustav Reisewitz.

In der frischen Kühle eines Lenzmorgens segelte eine kleine gebrechliche Brigg in der Mitte des Bosporus, gerade an jener Stelle, wo die weißen, reichlich mit Zinnen versehenen und durch wilden Wein überrankten Thürme Rumeli Hissars und das graue, finstere Mauerwerk des anatolischen Schlosses sich gegenüberstehen.

Die im Osten bei Skutari über den Berg Bulgurlu emportauchende Sonne bleichte die auf dem höchsten Top flatternde Flagge, welche ein weißes Kreuz im grünen Grunde zeigte und hiermit das Schiff als ein griechisches kennzeichnete. Die Uferhöhen standen mit ihren dunkeln Cypressen und den über geborstene Gartenmauern hängenden weißen Glockenblumen des Erdbeerbaumes und den plastischen Blättern des Lorber schon im lichten Purpur des Morgens, nur das Meer athmete noch einzelne leichte Nebelwölkchen, welche es die Nacht über in dichte Schleier gehüllt und die jetzt von dem brennenden Tagesgestirn aufgesogen wurden und in nichts zerflossen. Eine leichte, vom Schwarzen Meer wehende Brise füllte die vom Frühgolde rosig angehauchten Segel und die Brigg flog dahin, einem riesigen, über die Wasser langsam dahinziehenden Flamingo nicht unähnlich, dessen Flügel in den sieben Farben der Iris glänzten, hervorgebracht durch die glitzernden Bogen, welche die Sonnenstrahlen über die Wellen spannten.

Nur wenige Matrosen in blauen Hemden, die weiten Hosen durch eine rothe Schärpe, in der ein Messer steckte, zusammengehalten, die blaue Quaste des Fes hinabhängend in den gebräunten Nacken, verrichteten ihre gewöhnliche Arbeit, und einige bärtige Männer, welche einen langen gelben Kaftan, thurmförmige Fellmütze und im Gürtel den Yatagan und reich mit Silber ausgelegte Pistolen trugen, promenirten gravitätisch auf dem Verdeck, blieben aber plötzlich stehen und lauschten einige Augenblicke den näselnd gesungenen Tönen eines Muezzin, der vom Minaret der Moschee zu Kandilli zum Frühgebet rief. Dann setzten sie ihre Promenade plaudernd wieder fort, wobei sie indessen vermieden, einer Barrière nahe zu kommen, welche den „Stern" der Brigg von dem andern Raum des Deckes trennte.

In diesem reservirten Theile des Schiffes kauerten auf Teppichen eine Anzahl verschleierter Frauen. Die meisten derselben ergötzten sich an dem großartigen Naturschauspiele, an der ungewohnten Welt, die sie umgab, und drückten ihr Erstaunen und ihre Verwunderung durch die Worte: „Allah il Allah" — Gott ist groß — aus.

Nur ein ganz junges, wenig über dreizehn Jahre zählendes Mädchen, die Falten des Schleiers mit einer kleinen Hand, deren Nägel mit Hennah rosig gefärbt waren, zusammenhaltend, lehnte am Bollwerk des Decks und gönnte weder der Gegend noch den sie umgebenden Gefährtinnen einen Blick. Ihre sanften blauen Augen hefteten sich starr und bewegungslos auf die gekräuselten Wellen, die hinter dem Steuer eine lange, schaumgekrönte Straße bildeten. Von ihrer eigentlichen Kleidung war nichts zu bemerken, da eine faltige fleischfarbene Feredschi, eine Art weiter Toga, den Körper verhüllte, so jedoch, daß sich dieselbe an die Glieder anschmiegte und deren anmuthige Formen durchscheinen ließ. Nach der Sitte der Frauen des Ostens trug sie an den Füßen gelbe Saffianstiefeln.

Als die Brigg um ein heiteres, mit Kiosken gekröntes Vorgebirge, wo der Bosporus seine Richtung ändert und dessen Wogen daher mit nauneneregender Schnelligkeit dahinbrausen, segelte, und Aja Sophias und der übrigen kaiserlichen Moscheen Minarets und Halbmonde den überraschten Blicken der Weiber sichtbar wurden, gab der Kapitän den Befehl zum Einreffen der Segel, was in wenig Minuten geschehen war.

Die Brigg trieb jetzt einzig mit der Gewalt des Meerstromes; nur einige Drehungen des Steuerrades brachten sie bis auf einige hundert Schritte der asiatischen Küste nahe, woselbst außerhalb des Bereichs der Strudel die lange eiserne Ankerkette ins Meer rasselte.

Die auf- und abwandelnden Männer ließen sich an der Gangspill nieder und hielten eine einfache Mahlzeit, indem sie aus ledernen Taschen, die sie um den Leib trugen, etwas Maisbrot, getrocknete Oliven und Orangen hervorlangten. Den Frauen brachte eine ebenfalls mit Gaze verschleierte Negersklavin aus dem untern Raum des Schiffs eine verdeckte Schüssel, welche sie auf den Teppich hinstellte. Im Moment waren die Hände der Frauen in Thätigkeit, indem sie in Reis gekochte und stark mit Ingwer und Pfeffer gewürzte Hühner mit den Fingern zerpflückten und hastig aßen.

Das junge Mädchen war bisher in ihrer bewegungslosen Stellung geblieben; erst als eine Schale voll Scherbet, ein dem Sorbet verwandtes Getränk, ihren Gefährtinnen gereicht wurde, wandte sich eine derselben zu ihr mit den Worten:

„Tochter Abu Taleb's, verschmähst du unsere letzte Mahlzeit?"

Die Angeredete, deren Gedanken weit über den Pontus geirrt waren, nach jener Stadt, deren weiße Kuppe der Schneegipfel des Elbrus überragt, die der sie umgebenden Wirklichkeit vollkommen entrückt war und nur der für immer verlorenen Heimat gedachte, fuhr aus ihrem Traum auf, kauerte an derselben Stelle, wo sie gestanden, nieder und nahm den ihr dargereichten Schildpattlöffel, einige Züge schlürfend.

„Du bist noch ein Kind und verstehst dein Glück nicht", sagte eins der Weiber, deren schwarze glänzende Locken üppig unter dem Schleier hervorquollen — —

„Sieh' uns an! Trifft uns nicht das gleiche Schicksal? Und stehen wir darum in einsamer Trauer? Freuen sollte dich und es deiner Mutter Dank wissen, daß sie dich verkaufte; sie, die früher das Leben eines Lastthieres führte, ist durch deine Schönheit reich geworden, und wirst du nicht selber im prächtigen, goldschimmernden Haremlik wohnen?"

Ein tiefer Seufzer des Mädchens gab kund, wie tief erniedrigt sie sich fühle; sie erhob sich, ohne ein Wort zu entgegnen und lehnte sich an dieselbe Stelle.

Die Schaumflecken des Kielwassers waren verschwunden; das Wasser des Bosporus war rein und klar, sie gewahrte in der feuchten Tiefe fröhlich dahinziehende Fische, Seegras und Tang, die phantastisch ihre Blätterarme ihr entgegenstreckten, als hätten sie Mitleid mit dem Weh der Armen und wollten ihr Ruhe und Kühlung bringen, indem sie dieselbe in ihr stilles Reich herniederzögen. Einige Wanderersvögel, von den alten Hellenen „Halcyon" genannt, denen die schöne Sage nacherzählt, sie zögen rastlos über das Meer, den verlorenen Geliebten zu suchen, flogen nahe an ihr vorbei und erweckten die Sehnsucht in ihr, frei und fesselles wie diese geschwerten Segler zu sein.

Jetzt vernahm man Ruderschläge und sah ein Kaik, geführt von zwei alten Männern in seidenen, weiß und gelb gestreiften Hemden, auf dessen Teppich ein fetter Nubier kauerte, gerade auf die Brigg zufliegen. „Da kommt das Kaik des Paschas!" sagte der größere der Kaftanträger zum andern; „schade, daß diese reizende Blume in den Armen des alten Wüstlings verwelken soll!"

„Meinst du Hassa?" fragte der Angeredete, dessen schiefstehende grüne Augen viel Aehnlichkeit mit denen eines Katers hatten und der die wenigen borstigen Haare seines Schnurrbarts mit

der Bernsteinspitze seines Tschibuk, den er eben entflammt hatte, glatt strich.

„Wen sonst? Denn die Frauen, denen du zum Begleiter gegeben, sind kaum werth, das Harem eines Effendi zu schmücken.“

In diesem Augenblick war das nahende Boot an der Kaitreppentreppe angekommen, die Kaikschis legten die helltropfenden schmalen Ruder über Bord und der Nubier fasste das von der Verschanzung der Brigg herabhängende Tau, um sich daran mühsam aufs Deck zu schwingen.

Die beiden eben im Gespräch gewesenen Wächter erhoben sich bei seinem Nahen und gingen ihm entgegen, indem sie nach Moslemsitte Stirn und Brust als Zeichen des Grußes berührten und der Mann mit den Katzenaugen dem Nubier seine Pfeife entgegenhielt, aus der er einige blaue Wolken zog.

„Dschanum! Bei meiner Seele, Ihr kommt spät!“ zankte der Schwarze widerlich durch die Zähne. „Der Pascha erwartete sein schönes Vögelchen schon gestern!“ — —

„Hier ist noch ein Gnadengeschenk meines Herrn, das ihr der Mutter der Sklavin einhändigen sollt, wenn Euch Allah glücklich unsere Heimath erreichen läßt!“

„Das gebe Gott, der gnädige und barmherzige!“ sagten die beiden Kaftanträger wie aus einem Munde; dann schob der Greis die auf die Dielen des Decks vom Nubier gezählten Goldstücke zusammen, steckte sie in einen ledernen Beutel, den er aus seinem Gürtel hervorzog, und indem er an die Barrière heranttrat, die den Aufenthalt der Weiber trennte, rief er ehrfurchtsvoll und fast scheu: „Hafsia!“

Die Angeredete drehte mechanisch das schöne Haupt nach der Richtung, aus welcher der Ruf kam, kreuzte hierauf die weißen Hände über der Brust und neigte sich zu den andern Frauen, leise lispelnd: „Salem ul aleik!“ (Friede sei mit euch!)

Mit diesem frommen Lebewohl trat sie aus dem verschlossenen Raume zu den Männern.

„Sendest du deiner Mutter nicht ein Wort des Segens?“ fragte der Mann, welcher ihren Namen gerufen hatte. „Wehklagend und voll Trauer stand sie am Ufer, als wir die Anker lichteten; erst als du ihr verloren warst, empfand sie den unnennbaren Verlust ihres einzigen Kindes. Ist deine Mutter doch nicht schlecht, sondern nur bedacht für dein und ihr eignes Glück!“

„Segne sie!“ sagte Hafsia mit einer Stimme, die wie aus einer Gruft tönte.

Ihr Schleier hatte sich verschoben und ihr marmorblasses Antlitz, mit dem die hochrothen Blüten des Mundes seltsam contrastirten, wurde den drei Männern sichtbar, während ihr dunkles Auge, von den langen Seidenfransen der Wimpern beschattet, sich auf den Boden heftete.

In der nächsten Secunde lag sie auf den Teppichen des Kaiks und der Nubier spannte einen Schirm über sie zum Schutz gegen die Sonne, deren glühende Pfeile heiß vom Himmel strahlten.

In dem Platanenlaub am Ufer schlug lang schluchzend eine Nachtigall während der kurzen Fahrt; ein warmer Wind brachte Duft von den blühenden Jasmin- und Weinranken; Hafsia trug bis ins innerste Mark. Wäre sie schuldbeladener zum Tode geführt worden, ihre Seele konnte nicht betrübter sein.

Die Fahrt aus Ufer dauerte nur einige Minuten. An einer weißen Marmortreppe, deren Stufen bis zum Niveau des Bosporus reichten, traten Hafsia und der Nubier ans Land und befanden sich in einem Garten, dessen Gänge mit schwarzen und weißen Meerkieseln mosaikartig gepflastert waren und welcher einige mit Goldfischen gefüllte Bassins enthielt, in deren Mitte Fontainen ihre hellen Wassergarben in die Luft schleuderten. Aus Muschelgrotten und wie Schwäne gestalteten Rohren, die von Lianen und Epheu überkleidet waren, floß den Behältern frisches Wasser zu. Der Garten erhob sich terrassenförmig an den Uferhügeln und in ihm blühten die sieblich rothen Blumen der Pirus-, Mandel- und Pfirsichbäume, zu denen die dunkeln Kronen der Cypressen eines nahe liegenden Friedhofs, durch deren ernste Stämme hier und dort ein weißer Leichenstein sichtbar wurde, einen trüben Gegensatz bildeten. Etwa in halber Uferhöhe auf einer breiten Terrasse stand der Palast von Abdullah-Pascha, so märchenhaft und arabisch gebaut wie manche Wohnung, die uns in „Tausendundeine Nacht“ geschildert wird. Zierliche Säulen, deren Capitäle mit Barenklau umwunden waren, trugen das Vestibül, über welchem gewölbte Arkaden sich erhoben, in denen Orangenbäume und sonstige Gewächse jener Zone standen. Es bildete diese Vorhalle den mittlern Theil von Abdullah's Hallt, zwei Seitenflügel stießen im rechten Winkel daran, reichlich mit vergitterten Fenstern versehen, einer derselben bildete das Selamlik oder die Empfangs-

Heinrich
(ſie noch immer mit trunknem Blick betrachtend).

O, dieſe Töne! Dieſe Alphorntöne, mit denen der Sohn des Gebirgs, in ſeine Thäler zurückkehrend, das Heimweh-kranke Herz heilt!

Marie
(wieder zur Flucht gewendet).

Unter dieſen Verhältniſſen darf ich nicht —

Heinrich ——
(ſanft).

Bleibe, Marie! Der Himmel ſelbſt hat Dich mir zugeführt!

Marie.

Ich beſchwöre Sie — die Pflichten — die Sie gegen Ihre Gattin —

Heinrich
(vertritt ihr den Weg).

Marie.

Laſſen Sie mich, Herr von Jordan!

Heinrich
(bitter).

Herr von Jordan!

Marie.

Sie foltern mich, jetzt muß ich Ihr Haus verlaſſen — ich darf — ich kann nicht —

zimmer des Besitzers, der andere war für den Aufenthalt der Frauen bestimmt. Einige Kiosks, deren metallgrünes Dach von goldenen Halbmonden überstrahlt war, versteckt in Bosquets von Lorber und Steckpalmen, krönten die Spitze des Überhügels und eine hohe Mauer grenzte das Palchas Eigenthum von dem anderer Osmanli ab.

Hassia ging dem hinter ihr keuchenden Neger voran und wurde im Erdgeschoß des Palastes in ein Zimmer geführt, dessen Estrich mit einem Wachsteppich bedeckt war und welches zwei reihe Divans enthielt; die Wände waren mit Arabeskentapeten bekleidet. Gedankenlos kauerte sie auf einen der Divans und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Bald auch erschienen zwei bewaffnete Sklaven und führten das Mädchen durch einen langen Corridor in ein kuppelüberwölbtes Gemach, das sein Licht von oben durch gläserne Kugeln erhielt. Zwei ältliche Frauen geleiteten Hassia auf eine erhöhte Balustrade, woselbst sie dieselbe entkleideten und ihr ein feines Musselingewand, die bei orientalischen Bädern übliche Toilette, anlegten. Sie brachten sie hierauf in einen mit heißen Dämpfen gefüllten Marmorsaal, an denen Wänden Kontainen heißes und kaltes Wasser nach Belieben des Badenden spendeten, und begannen Hassia's Glieder den verschiedenartigsten Reinigungsoperationen zu unterwerfen. Hierauf führten sie die von dem Bade Ermattete in ein weniger heißes Zimmer, färbten der auf einer Ottomane willenlos Ruhenden die Nägel der Hände und Füße mit Hennah, gaben durch Surmah ihren Brauen ein tiefes Dunkel und flochten in die rosen- und jasmineduftenden Locken weiße, schimmernde Perlenschnüre. Kleider aus kostbaren Stoffen, unter denen ein blaues, reich in Goldstickereien prangendes Mieder den jungfräulichen Wuchs reizend hob, machten die Unglückliche würdig, vor dem Pascha zu erscheinen, nachdem man ihr vorher in dem Zimmer, das sie zuerst im Palast betreten, Scherbet und verschiedene Konfituren zur Erquickung gereicht.

Der Nubier, welcher sie vom Schiff ans Land gebracht, stellte sie ihrem neuen Gebieter vor.

Nachdem der grünseidene Vorhang, welcher statt der Thür diente, zur Seite geschoben war, überschritt Hassia die Schwelle in des Paschas Empfangszimmer und blieb stehen, die Hände auf der Brust gefaltet. „Komm' näher!" sagte der an einem Marmortisch lehnende Pascha, dessen wenigen silberweißes Haar an den Schläfen unter dem Fes hervorsah. Hassia empfand einen unerträglichen Abscheu. Nie hatte sie in ein so von gemeinen Leidenschaften entstelltes Gesicht gesehen, das noch obendrein, um die Häßlichkeit zu erhöhen, von Blatternarben zerrissen war — —

Das Mädchen stand wie an den Boden gewurzelt.

„Hierher, mein Lamm!" rief abermals Abdullah und seine unheimlichen Augen quollen wie die einer Hummer aus ihren tiefen Höhlen.

Hassia that keinen Schritt vorwärts —

„Wie, verstehst du die Sprache der Osmanli nicht? Beim Barte des Propheten, so ist meine süße Nachtigall stumm für mich! Doch meine Liebe braucht keine Worte und verständigt sich doch!"

So sprechend fuhr der dürre Abdullah, einer Spinne gleich, die auf ihrem Versteck auf ihr Opfer stürzt, auf Hassia zu und versuchte sie zu umfangen, indem er seine Hand an ihre Hüften legte —

„Laß mich oder ich erdrossele dich!" schrie furchtbar das Mädchen. Sie hatte im Moment eine goldene Schnur von dem reich bordirten Mieder gerissen und warf sie ihrem Feinde um den Hals. Helle Zornesröthe brannte auf ihren Wangen, ihr Auge flammte in fieberhafter Glut; sie stand vor dem feigen und winselnden Pascha wie der Würgengel, der einst durch Aegyptenland zog.

„Ein einziger Zug mit dieser goldenen Leine und der Todesengel Monker stößt dich hinab in den Schwefelpfuhl der Hölle, Scheu'tal!" sagte mit zitternder Stimme das muthige Kind. „Nur ein Schwur gibt dich dem Leben wieder! Schwöre, mich nie zu berühren!"

„Ich schwör's bei Allah — Mohammed — und — dem heiligen — Steine — in der Kaaba zu Mekka!" —

Hassia ließ in demselben Augenblick die Schlinge fahren, als der ihr bekannte Nubier, welcher die kläglich jammernde Rede seines Herren im Vorsaal vernommen, durch den weggeschobenen Vorhang sah. Wie das Mädchen seiner ansichtig wurde, sagte sie gebieterisch zu ihm:

„Führe Hassia in die Gemächer, welche der Pascha ihr bestimmt!"

Und während sie dem vorangehenden Sohne der Nacht folgte, hörte sie noch eine Zeit den Corridor entlang die wilden Fluchworter Abdullah's, der sich sein spärliches Haar ausriß und

ſich die ſeligſte Mumme unter dem Firmament nannte.

Die beiden Zimmer der neuen Haremsbewohnerin waren mit orientaliſcher Pracht ausgeſtattet. Die Wände ſchmückten goldene Tapeten, künſtlich mit Korallen und Perlmutter ausgelegte Schränke, mit Parfüms gefüllt, und ein ſilbernes Mangal, in welchem wenige Kohlen zum Entflammen des Tſchibuk glimmten; herrliche Spiegel in goldenen Rahmen und kleine Tabourets, auf denen Fächer von Pfauenfedern, Toilettenkaſten und niedliche Flacons voll Roſenöl lagen, ſammtne Divans, über welche ein Thronhimmel von feinſtem Kaſchmir geſpannt war, bildeten die übrigen, zum Daſein öſtlicher Frauen gehörigen Gegenſtände.

Ein heiteres, freudiges Kichern tönte von des fetten Nubiers Lippen, als er mit Haſſa in dem Zimmer ſich allein befand. Sie glaubte, er ſei kindiſch erfreut über den ihm Erſtaunen abzwingenden Glanz; doch hatte ſie ſich getäuſcht, denn der Sklave kniete vor ihr hin, nahm einen Zipfel ihres Schalwars und küßte dieſen, indem er ſagte:

„Im Namen Allah's habe Dank, Haſſa, für die Züchtigung, welche du Abdullah gabſt! Er hat mich und ſeine andern Sklaven ſtets mißhandelt, als wären wir Giaurs und nicht ſtrenggläubige Moslems; jetzt ſind wir gerächt!"

Langſam erhob er ſich und ging rückwärts zur Thür, wo er ſich dreimal zur Erde beugte und verſchwand.

Als Haſſa ſich allein in dem ſchimmernden Gemach ſah, empfand ſie in herber Qual den tiefen Schmerz der Verlaſſenheit und Einſamkeit. Die mit ſchönem Schnitzwerk geſchmückte Decke drohte auf ſie herabzuſtürzen; eine allgemeine Abſpannung, geiſtige und körperliche, bemächtigte ſich ihrer. Hinaus ins Freie, im roſigen Hauch der Luft hätte ſie ſich baden mögen, aber ſie war ja ihrer Freiheit beraubt. Sie dachte ihrer Mutter. Das Erinnern an dieſe machte ſie noch trauriger. Es war ihr bekannt, daß nicht Liebloſigkeit gegen ſie dieſelbe beſtimmt hatte, ihr einziges Kind an Manſur Effendi zu verkaufen. Die Mutter hatte von dieſem gehört, daß Manſur ſie dem reichen und einflußreichen Abdullah Paſcha zum Geſchenk machen würde. Konnte ſie nicht vielleicht ſogar Gnade vor den Augen des Padiſchah finden und Ruhm und Glück über ihre Familie bringen? Solche Ideen hegen faſt alle Mütter des Oſtens; Haſſa fand ihrer Mutter Verfahren in keinem Widerſpruch mit der üblichen Sitte und hatte keinen Groll gegen ſie, namentlich da ſie ihr eigenes Leid nie in Rechnung brachte, wenn ſie andern dadurch Freuden und Genüſſe bereiten konnte. Nur der Gedanke an die Scholle, wo ſie ihre Jugendzeit verlebt, brachte ihr bittere Thränen. Dort, wo der Terek brauſt, hatte ſie ſich Blumen gepflückt, unter ſeinen Platanen hatte ſie manches liebliche Märchen geträumt; nun war ſie für immer getrennt von jenen ſeligen Gefilden.

So lange das bittere Naß den Zähren aus ihren Wimpern drang, erleichterten dieſe den ſchweren Buſen, dann überhäufte ſie mit doppelter Gewalt die ſonnen- und ſternenleere Oede ihres Daſeins. Vor des Paſcha roher Begierde fürchtete ſie nichts; er war durch einen heiligen Eid gebunden und ſie wußte, jeder Moslem hielt denſelben.

Woher ſie, das ohnmächtige Mädchen, plötzlich den Muth genommen, dem Paſcha ſo kraftvoll zu begegnen, war ihr ſelber ein Räthſel; eine höhere Macht war in der Schwachen ſtark geweſen. Sie zitterte jetzt im Gedanken an ihre kühne That und war doch ſo furchtlos beim Ausführen derſelben geweſen. Ein altes Liedchen kam ihr in den Sinn und leiſe ſummte ſie:

Und haſt du tauſend arge Plagen
Und tauſend Leide zu verklagen,
Mit einer Blume ſie zu ſchlagen
Ein Frauenbild, wird es nicht wagen!

So träumend war der Abend gekommen. Sein Purpurgold fiel in langen Streifen durch die Rohrgitter der Fenſter auf die violetten Teppiche des Bodens ihres Gemaches; die lichten Sonnenſtäubchen tanzten und zitterten, doch warfen ſie keinen hellen Schein in die öde Nacht ihres Gemüths. Sie erhob ſich vom Divan und trat ans Fenſter. Klüſſiges Gold war des Bosporus blaue Flut geworden, auf den europäiſchen Uferhügeln ſtanden die Cypreſſenkronen in hellem Feuer. Am Himmel war eine lange, roſige Glorie zu ſchauen, wie brennende Eiskryſtalle ſtiegen die Minarets in dieſe Glut. Vergeſſen war beim Anblick dieſer Pracht Haſſa's Weh. Ihre trunkene Seele jauchzte begeiſtert dem unendlichen Weſen zu, das dieſe Pracht hervorgezaubert. Und leiſe, kaum bemerklich ſtarben dieſe magiſchen Lichter; der Abendſtern blinkte ſchon am Firmament, das noch mit einem leichten roſigen Hauch übergoſſen war. Stern auf Stern erſchien endlich auf der wieder blau gewordenen Himmelstiefe; je länger, anhaltender Haſſa in dieſen flimmern-

den Reigen der Gedanken beherrschte, denke nicht daran sich ihre Seele, jedes Wort, jeden Schmerz auch, sie empfand eine nie gekannte Ruhe beim Rauschen der laubigten Himmelskörper und ein dumpfes bewunderndes Gefühl drang aus ihrem Innern mit Schmerz sich hinauf in die ungeheure Ferne wo Ephesus, der es den Weg sie verborgte.

Die Morgenröte des Meeres hatten schon lange zum hellen Tage gewirkt, als endlich Hypatia sich in die weichen, von Rosenblättern und Epheuden aus dem Boden gebetten Decken hüllte, die ihr von einer Sklavin gereicht wurden, und sich auf dem Divan zum Schlummer legte. Ruhig und friedlich lag und lachte sich ihre Brust; nur sie schlafen sah, hatte nimmer gelacht, und schwache Wort hatte in viel von Tag vorher an geistigem Werth und glücklichem Anregungsgehalt erhalten.

Früh am Morgen, noch ehe ein Sonnenstrahl über die durchgesichte Erde glitt, weckte sie das Lied der Nachtigall, die der Jünger und der Alten Nähe erschütternden Mord zu Nutzerhaltungslied sang. Hypatia lud eine Cour bei Kosen und schlürfte den duftigen Trank der Mittelmeere, den sie selbst sich aus dem Mangel an Hülle verschiedener Ingredienzien, die sich verlangten, bereitete und mit den Chaldäern, für die bei ihrem Wagen behaglich sich weilen, einnahm. Heraus hatte sie von Nero, der Psyche rufen sich zur Natur nach Troppau, wohin der Wille bei Gelegenheit sie gerufen, um an nächtlichem Gestade, welches abendländische Schiffe an Hafen bereits überfallen und gestanden, Vergnügung zu üben. Das schöne Mädchen theilte die Ansicht vieler Einzelnen über alles Vergnügen des Palastes mit; sie selben Abendlichen Jagd ihres Vaters während einen heimen Schauder an und sie sang ihren Lieblingen ein Lied der Hypatia, welches Ruhe und schöne Mäßigkeit pries. Ein Lang ihrer innigen Kosen wurde sie von Nero als Ehrenzeichen gegeben.

Die Sonne konnte eben im Zenith stehen, als Hypatia selber unter am Podagrone des Sarkophag des Patricius, gelegt von schweren Gedanken, erwachte. Jetzt jener Nacht, in dem schönsten Gedanken aller Nachtzeit, legten die Nacht ein und das Meer lag wie eine Marmorwüste über die Wogen und den Gestaden hier, welche der Dampfer „Nebenbuhler" kaum zur Ruhe machen.

Ergötzt an dem lebendigen, prächtigen Bilde gewann, schlief sie sich wie ein Vogel, der nach langer Hast sich freigab der Lüften hingab.

Eine Woche nach der andern verging schnell in fröhlichen Momenten. Nur ist in ihren Gedanken vermandt als ihre Sklavinnen; auf dem Podagrone sahen täglich Schiffe aller Nationen vorüber, denen sie nachwinkte, denn sie wußte, auf manchem derselben waren schöne Augen auf dem fernen Abendlande, die Herzen grüßen, von denen Medizinmeister, kaum eine Ahnung hatten. Ein heimlich Mißmuth, den sie zuweilen manchmal an heimatlichen Ufer bei Tanz gespenden, hatte ihr von jenen Lieben erzählt; nur sie gedachte und gelüstig wußten von der fernen Männern Gedichte und nur viele sich bewirken, ihnen innerlich zu huldigen. Hypatia konnte vergleichen nur in Schäferspielen und perlichen Märchen; wie auch die Wirklichkeit war, erfuhr sie ja selbst in ganzer Strenge. Nur oft schaute sie sich nach einem starken Mannesarm, der ihr Schwacher, Hülfsbare gelüge, dem sie sich beid, ihr Weh vertrauen konnte und der sie dann tragen half.

Aber im öffentlichen Leben schien diese Mannesgebilde erreichen zu sein.

Das schien hatte sie niemals den Wunsch gehegt, wie ihre andern Schwestern ehrenhaft auf den Straßen und zwischen den Lustgängen des Museums zu wandeln; oft als einer der wundervollsten Tage sie dazu aufforderte, kam ihr der Gedanke, auf Straßen ihren schimmernden Gedanken zu entfliehen und die hellenische Luft trunken in der Nähe zu schauen. Doch nicht eher verlang sie das Museum zum ersten male, als bis der Rektor der Musik hatte, denn sie wußte, daß dieser sie nicht wenn, gleich den andern Tagen, auf den Fersen folgen würde, ihren ihren Schritten ängstlich beobachtend. Um ihr sich noch genügsam zu machen, gab ihr Hypatia eine Begleiterin, die in ihre Haushaltung gewandert war, an dem Tage, da sie Alexandria's Palast betraten. Die Sklavin, der Justinia und der Nero bestens heiß und wünsch, und sonderlich der Abendmahl in den Kreisen der Sternwarte und Bibliothek, als Hypatia unter ihrem Leichtsinn schlummerte. In der Einsamkeit, ihren Plan in der grünen Farbe der Hoffnung sich ihr zu, hörte nicht aufzugeben. In den Reichen der weichen Ufern tauchten goldene Küsse, Silberwimpern, wie leichte Liebesgrüßen, gestützt durch Lanzen und Pfeile; manchmal sah eine Sternschnuppe vom Himmel, eine lange glühende Straße bildend und plötzlich in nichts verschwindend. Hypatia war aufgestanden mit Kind, in ihrer heiligen Arbeit hatte sie

alle Menschen beglücken mögen, denn sie wird nur in treuen Herzen sicher und glücklich.

Aber mitten in der Pracht, die sie umgab, dem Duft, der sie umwehte, fühlte sie plötzlich eine unendliche Oede und Leere. Ein Leid ist niemand, dem sie mitfühlen konnte, weil sie vermeint, der du weinst, weißt Gott, verbrauten, denn sie es hätte offenbaren können. Und manchmal verlangt schlossen sich wieder die Thore des Harems. Immer an den Abenden, wenn Salomon, der Meister, Hyazinth's Mädchen war, genoß sie einige Erholungsstunden im Schoße des Meisters. Meister sie dann wieder heim, saß sie lange Stunden auf den Treppen am Ufer, lauschte den Tönen der Nachtigall oder schaute den Fischen zu, welche in ihren Bassin auf Jagd gefangen waren. Manchmal ergoss diese Leere sich in Thränen, manchmal trug der Wind heiße Liebe an die Ufer, gefangen von Frauen, welche ihr gewohntes Handwerk unter barmherzigen Sängen trieben.

Sie begab sich aber in einer Nacht, als Hyazinth länger als sonst die Idumäerinnen unterhalten, daß sie ein unbeschreibliches Schauspiel genoß.

Jemehren den Blumenbeeren der Terrasse befanden sich kleine Hügel, die Blüten und Früchte des Südens in einem eigenthümlichen phantastischen Glanz; Trauben und Trauben sogen sie einander; Aepfel und blaue Pflaumen, die hohen Zweigen wuchsen aber tiefen Früchten die weißliche Duft.

Nicht lange währte der nie gekannte Anblick; ein Schwanken nach dem andern erfolgt, das nächtliche gewebene Dunkel lag wieder auf der Erde und ihren Blumen; nur der Mond schien gleichgültig mit verklärtem Licht der Traum.

Hyazinth hatte erkannt den wunderbaren Frühling zu pflegen; sie konnte nicht ergründen, was für seltsame Illusionen verursachten hatte und wem sie besonders, persönliche Huldigung gilte.

Lieber das letzte Geheimniß klärte sie Salomon auf, der die ewige Lage kannte, die gewisse von Hyazinthen gebildeten Kreisen und verschiedenen Reihen abwechselte.

„Wer weiß die wunderbare Mutter?“ fragte Hyazinth zweifelnd Hyazinth.

„Er, welcher auf den Schultern seines Schöpfers dessen Thron betrügt und sie gestützt den Blumen unbeschreiblichen Lieb und Duftes, der aus seiner Brust soll Wohlthäte für das Unterthanen der Reich gab.“

„Und wie Name?“ versetzte [illegible] gespannt merkte, indem sie Name tragend gefühlt hatte.

„Ich glaube Erdbeergras!“ versetzte Salomon.

„Dann nimm deine Reben wieder!“

„Nein“, antwortete sie der Alte, „du mußt ihnen Sinn deuten!“

Hyazinth, der vor im Osten überall schöne Blumenpracht gesehen war, lächelte sie sich mit ihrem Jubelen kaum vernehmlich:

„Reben bedeuten Liebe und heiße Begierden, einige tiefes Sterben.“

Salomon hatte verstanden, aber es lag etwas von Thränen in seinen ausgetrockneten Augen.

„Hyazinth“, sagte er leise, indem er sich nach allen Seiten umsah, als fürchte er, belauscht zu werden, „du wirst den, der sie seine Seele zu nennen gewohnt, von Angesicht zu Angesicht schauen!“

Eine tiefe Röthe lag über die Wangen und als die Sklaven verschwunden, weinte sie heiße Thränen, die nur Thau auf die Reben niederregneten. Ihr so lang bangen Wunsch hatte sie nie empfunden, sie konnte ihre Thränen nicht bezwingen, denn das tiefe Herz und Leben hatte ihren Gefühle und niemals erfahren. Nach Sonnen der Tage voll Thränenthau und wiederum Lächeln sie und sang schwermüthig die schönen Reben.

Hyazinth empfand nur für die Liebe ihrer Kinder, die Thränen Liebe, welche sie verspürte. Ihr weinen die mächtige Trauer ihnen, zu weinen und zu schauen, am herrlichsten schien dann sie sich dem Gatten näher gegeben. Konnte sie solche tiefen mächtigen Gefühle den Sklaven lehren? Ja, sie fühlte sich in ihrem Herzen; der Liebe war doch genug, Pflegen und Reben zu bauen, Tag lag es vor ihren Seele, war in der Fremden konnte sie sich entfalten und gedeihen.

Und sie wollte sie werden, und war die Thränen, und in der Fremden lernen sich der Menschen lieben.

Jahre um Jahre rannen nach in hohen Glanz und Reich des Schmerz. Hyazinth wachte, und Leben sich und immer weiter schlief. Nach Hyazinth war an der Seite geschmückten und der Königin Herren Begleitung dahin sie nicht reisen. Sie überkam sich eine Schwierigkeit auf der anderen. Jenes war es gerade sehr wahrend der Pracht Blumenfreude und der Reben Gefühlen sie so lieb gewachsen, zu entfernen, und was sollte begonnen? Die Welt konnte sie nicht abwenden, denn ihrige Arbeiten hat Berg von

Verlobte des tapfern Markos geschieden. Wieder hatte sie als Sklavin dienen müssen und diesem Schicksal wollte sie ja eben entfliehen.

Da kam der Dampfer endlich ein Getränke, der sie gleichwohl schamhaft erröthen machte, obschon kein menschliches Auge sie beobachtete. Sie hatte in ihrem Sinn sich oft und gern mit dem Gedanken der dunkeläugigen Huris beschäftigt; ihre edle Phantasie schmückte ihn mit jener Mannesjugend; durch Blumen hatte er gern seine Liebe bekannt; der stärkere Mann sollte ihre Stärke werden, denn Suleiman hatte ihr so versprochen, sie werde sein Kalif schauen.

Daß so bald das erhabene Glück ihr blühen würde, ahnte sie nicht.

Wider Gewohnheit ergriff sie sich an einem Freitag, dem Freitage des Ramasan, unter im Garten, kam am Vorgange, wo vor Springquellen rauschten und tausende Granatblumen und dem östlich grünen Schirm über Blüten herrerleuchteten. Friedlich still lagen die Gärten, nur in der Mitte des hohen Morgenrund wälzten sich in schweren Delphine, hin und wieder wurde ein Ruf hörbar, und manchem tönten die Klänge einer Zither. Der Himmel war mit Sternen besät, wie die weißen Lichte auf Pfauen und Fasanen waren, einige leichte Wolkchen zogen wie weiterhin kommen am Firmament hin, nach dem Domus zu.

Hafsia lehnte sich an den schmalen Stamm einer Dattelpalme, der in der Nähe einer Fontaine stand, und schaute dem Spiel der Wasserstrahlen zu. Ein ewiges Steigen und Fallen, ein Jubiliren und Wiederjubilieren und Wiederjubilieren zeigte wie der Springquell? dachte sie bei sich. Würde nicht darin manches, tadelnd klingende Wasser dem menschlichen leben?

Viele Leute auf dem Meiadi der Moschee lagen sie ihrem Bild nicht einmal aufheben, denn sie vermutete den auf- und niederwandelnden Suleiman.

Er war es nicht, sondern ein Jüngling, der plötzlich vor ihr stand und mit leiser Stimme bat:

„Ach mich Gnade haben vor deinen Augen, denn mein Herz verginnt sich in Liebe zu dir!"

Hafsia erschrak, als der Mensch heben und den Wort der Entgegnung heraus sie geben —

Der Jüngling aber, der augenblicks sich wieder erhoben, sprach weiter:

„Vor einmal auf deinem abendlichen Gange war es mir gegeben, daß, freudige Sonne meiner Tage, zu schauen; ich konnte die Reize und Gewalten, daß du sie gebrauchst!"

Das schöne Mädchen sah ihn mit erschrockenen Augen an; etwas der selbst Unbekanntes klopfte in ihrer Brust; war's eine große Freude, ein Leid, sie hatte kein Verständnis dafür; aber heiß rollte das Blut in ihren Adern und gefügsamen Schrecken eilte sie zurück an den, ihr entgegenkommenden Suleiman, der ihr zu melden kam, es sei die Stunde, wo sie in das Harem zurückkehren wolle, wieder ihrem Gemach zu. Er sagte ihr, daß sie mit Ali, dem Sohne des Pascha, gingenden.

So war Hafsia die Nacht über nicht möglich, das Auge zum Schlummer zu schließen, obgleich das schrille, eintönende Singen der Grillen entschlummert an der Ohr klang. War es doch ihr sehnlichster Wunsch gewesen, den Mann zu schauen, der sie liebte! Und schön er etwa ein anderer, als sie ihn gedacht? Hafsia sah ihn in Gedanken wieder und wieder vor sich treten; sie erinnerte sich großer, schöner Augen, eines edelgeformten Antlitzes, dem Energie und Mut innewohnen schien. Sie schalt ihre Ängstlichkeit und Zaghaftigkeit und der Gedanken reihte in sie, wenn Ali sich ihr nachmals nähern sollte, die mädchenhafte Scheu zu überwältigen.

Da übernahm das melancholische Zirpen der Grillen ein leises Klang der Zither.

Hafsia hatte mit den entblößten Füßen in das auf dem Teppich liegenden lammenen Pelzkissen und sich aus Arabien, das sie übrig, nachdem sie das Nötigste in die Hafte gerafft.

Und sie horchte in der tiefsten Stille der Nacht den Worten:

> Ich bin von Sinnen ohne Nahrung,
> Ich kenne meiner Schmerzen:

Hafsia erblickte Ali, der eben die Zweige eines Johannisbrotbaumes auseinanderbog und aus dem Schatten in die hellen Straßen des Mondes trat. Sie drach eine der Rosen, die das Fenster umrankten, warf sie dem Sänger zu und legte sich wieder auf den Diwan. Wieder klang es sehr bewegt:

> Mein Herz, mein Herz ist krank,
> Ach, Huris, heilt die Kranken nur.
> Ihr habt ich euch zum Gebete bekehrt,
> Ihr ist mein Herze ehrbar.

Die Klänge ihrem der Schlummernden noch lange in den Traum hinein; denn sie war endlich eingeschlafen und schlief bis tief in den Morgen hinein, als heute sie ein schönes Bild umfing.

Die Nebenbuhler in der Nähe einer der Kinder auf der höchsten Terrasse, welche Ali seine eigene Hütte bei ihrem nächsten nächtlichen Gange traf und Erkundung seines Feindes zum, wurde für beide Glückliche der Schauplatz ihrer Liebe, goldenen Liebesraum. Nur mit wenig Ausnahmen sahen sie sich fast regelmäßig, die Arme Hatija's umschlangen den starken Mann und die schlanken, schwarzbraunen Beine die mehr schönen Glieder und Platanen.

„Liebst du mich?“ fragte Hatija ihren Geliebten Ali.

Sie that diese Frage tausendmal und immer wieder und wieder und immer schien sie tausend beglückende Antworten.

In solchem seligen Treiben verschwand der Sommer und der Herbst kam und der Hütte seiner Bruder, seinen herumwandernden Pferden und goldenen Tagen der Ruh und der Wonne.

Die Leiden Liebenden wollten sich weniger auf den Terrassen, wo bald weiße Hand der Männer schon niederzusinken begann. Ali, der sein Roß wohl zu regieren verstand, schwang sich behende auf den Rücken und hatte Liebe bald dann mit den Worten hin und her schwärmt, wenn auf verschiedenartige —

Pferde, mächtige Temperamente mit heftigen Neigungen sogleich ohnmächtig zu Boden sanken.

Ali konnte sie nicht ohne gefährliche Kämpfe besuchen, denn sie hatten über den Besitz und der weißen Hatija, um die den Nebenbuh ergen die muthig Pferde zu kämpfen.

Ihr selbst auch war der Tod nah Thore, theilnehmen an dem Kampfe, nur hinaus über den der dem Schweife der Tränung der Hatija, die in ihrer Hartnäckigkeit nicht verwandten von den Kriegslustigen zwischen dem Gebrüder der Muslime und dem Reiter der Mostemore.

Ali sah darüber die Zeit nicht halten und als sie an den der Hatija that, wenden in mit heftigster Hastigkeit zu Ende sagen. Und als sie es hörte, fragte sie erbleichend: „Ali, und du wirst du dem Kampfe nicht theil?“

„Hatija, wie kannst du die Trennung von der ersteren und wer wird auf Schande, wenn Mädchen, wie Pferd, wollen zuschauen und Tapferen?“

Ein Moment der Besinnung — —

„Ihr sollt!“ sagte sie plötzlich leuchtenden Auges, indem sie ihm den an Stirne sinkenden Lockenkranz mit Küssen reich.

Ali entfernte die zarten Arme aus seinem Haar und schwang sich auf sein Pferd, aber es hatte der Kampf mit der starken Schmerz verwundet.

„Ich schwöre nicht!“ sagte das Mädchen, indem sie die Hände auf die heftige Wunde drückte, ohne sie den heftig verletzten Schmerzen zu verziehen.

Ali wandte seinen Kriegsmuthen, der sein und weich wie Sonnenstrahle war, vom Ritt und umfaßte die verwundete Hand.

„Versprich mir, in jenen heiligen Kampf zu gehen! Ich will kein schmerzend Weib, sondern einen tapferen Helden!“ sagte sie.

„Ich gehe es!“ versetzte Ali, indem er sie hob und niederhob sagte. „Wo aber wirst du bleiben, nimmer sah ich dich in dem Kampfe mit Pferd.“

„Ich?“ fragte Hatija erstaunt — und schnell sagte sie hinzu: „Ich werde dich begleiten; auch ich will kämpfen! Steinen mir sind gegen die Feinde meine Pfeile!“

„Wir sollen im Leben und Tode vereint bleiben!“ sprach Ali und umarmte sie.

Schon acht Tage nach jenem Gespräche lagerten Ali und Hatija, welche letztere die Männerkleider der Osmanli als einem begeisterten Jünglinge entnommen hat, in Palatiana.

Es war am dritten Tage des Gefechtes und schon am dritten heißen Morgen hatten beide Liebenden den Hügelrand beim Ufer des Nahr auf jener Seite, welche die Besatzung der Palatiana verschlossen. Ihr Roß schien ihnen Gefährten hat sie dort bekannt machen. Die Reiter verbanden sich damit allgemein. Jene hatte erkannt, jenglichen Reiz Hatija's, der sie sehr gewertet, rastlichen Liebe Pferden, die dem hingegebenen Paare entsprechen, einer Nachtigall schlägt in einem edlen Tannenbaum die schwärmende Brust an der in treu und brünst Liebesgedanken.

Das Gebiß der Saugthiere.

Von Professor Dr. Rudolf

II.

Der Hauptbestimmung des Zahnes ist, zu Nahrung zu präsentiren, zu greifen, zu zerkleinern, zu zermalmen; andere Nebenzwecke übernimmt er nur in Nothfall oder gelegentlich und in wenigen Fällen. So verleiht es den Pferdezähnen besondere Eigenthümer zum Kampfe mit Pferden, mächtigen Kampfe, den Hirschen zu gleichem Zweck gewaltigen geweihartig gebildeten Hörnern.

dem gemeinen Pferd gewöhnlich kurzes Haar zur Mähne und über dem Rücken des einzigen langen, pinselförmigen Schwanzhaar. Ueberhaupt sind solche fernhaarige und besonders Zweihufer, welche einzelnen Organen gleichsam gewöhnlich aufgetragen worden sind, Pferde und wenn die meisten Thiere ihre Zähne zur Vertheidigung im Angriff und Kampfe brauchen, so entspricht dies so ganz dem nur auf Zerstörung und Vernichtung gerichteten ursprünglichen Zweck der Zähne, daß darum über Horn und die Zähne nicht besonders weiteres zu reden brauchte.

Die Nahrungsweise der Säugthiere zeigt zunächst einen vierfachen Unterschied, welcher sich sehr auffallend auch im Bau des Gebisses ausspricht, nämlich den der blos pflanzlichen, der blos thierischen und den aus beiden gemischten Kreis über die hinausgeht, die animale und die omnivore Nahrungsweise. Pflanzen sind überall und ohne besondere Schwierigkeit, ohne Raubthiernatur zu gewinnen, aber, weil spärlich, dem thierischen Organismus verhältnißmäßig als kalt Kraft, erfordern sie auch eine umfänglichere Verarbeitung zu ihrer Umwandlung in Nährstoff. Sie werden unzerkaut abgepflückt, abgebissen oder einfach gerissen, hat gründlich, wenn die muskulösen Lippen nicht ganz und völlig genug sind, durch die einfache Maschinerie des vorderen oben Schneidezähne. Dieselben sind bei den Pflanzenfressern darum nicht einmal allgemein vorhanden, fehlen z. B. den Kauthieren, einigen Dickhäutern, den Wiederkäuern und zum Theil auch den Nagethieren; andere aber, wie die von Ochs, welchen Nähnen und Pferden sich oberseitige Vorderzähne haben nur im Unterkiefer breit-meißel-, ich schneidförmige Schneidezähne, mit denen dieselben Schnitte für die Halme und Blätter wie leicht abbeißen. Jene Schneidezähne in den Vorderkiefern ausschließlich eigenthümlich und wie haben in der Regel bei ganz Kauwerk dieser gesehen, ausgenommen Säugthierfamilie. Wenn bei den Pferden die zwei mittleren Schneidezähne durch abgerundete Hiebe und Schneidezähne sich den Vorderkiefern nähern, dann fehlen Eckzähne auch die äußeren Körperreihen nicht, in welchen die schneidenden Vorderzwischenzähne entweder, nicht die großen, starken Hauer, auf denen halt der Eber, der Hirsch, halt die Hauptwaffe des Thieres sind. Man ist den Pferden nicht nur den Thieren vergleichen, allein die Natur hat es doch, auf jeden höheren Grundcharakterzug einen Theil ihrer Mannichfaltigkeit durch Unterbrechung niederer Stufen zu üben. Wie so unter den Säugthieren mit den Affen die Arche, mit den Fledermäusen die Kampfhähne, mit den Flattermäusen die Vögel, also die drei unvollkommenen Wirbelthierklassen wiederholt, in ganz ähnlicher Weise nähert sie, um eben die individuelle Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit zu steigern, die mannichfache Gestalt bis zu einem gewissen Grade doch hinein, halt innern Säugthierverband. Es bleibt aber bei einer bloßen Annäherung, die sich überhaupt nur auf die am meisten charakteristischen äußeren Formen des besonderen Typus bezieht.

Die übrigen pflanzenfressenden Säugthiere wie die fragmentären Hufthiere, die phantasiegen Dickhäuter, die Nagethiere und das Pferd haben obere und untere Schneidezähne und am eigenthümlichsten sind dieselben bei den Nagethieren gebildet. Sind nur zwei oben und zwei unten, welchen sich hier durch ihre sehr scharfe, halb spitz, halb breit-meißelförmige Schneide, ihre Zahlbasirten Schmelz nur an der Vorderseite, die lange Wurzelform und das unendliche Wachsthum auf. Die Nagethiere arbeiten mit dieser Zähnen wie mit zwei scharfen, sogenannt fällig gegeneinander gerichteten Messern. Die Schneide nagt sich vorzüglich von vielem Gebrauche scharf ab, indem in eben dem Maße welches sie Zahn am Wurzel rückte nach. Von diesem unendlichen Wachsthum kommt man sich leicht, wenn man einem Kaninchen die unteren Nagezähne gewaltsam ausbricht; dann wächst den oberen der abgenagte Gegner und so wachsen sie in Kreis- und Spiralform weit aus dem Munde hervor. In den Eingeweiden des Nagethiers, welche ihrer Nahrung nach Schmelzzähne sind, ist deren ununterbrochenes Wachsthum ganz normal. Sie durchschneiden auch den zähesten Pflanzenstoff ebenso scharf wie die beiden meißelförmigen Nagezähne der Nagethiere. Solche Kraft aber in diesen Werkzeugen sind, davon zeugen die Holzarbeiten des Bibers, der Nutzen Mäuse und Eichhörnchen.

Schließlich als Anhang bemerkt, daß die Pflanzenfressenden zwanzig Backenzähne, so selten deren haben auch sehr gewöhnlich wie eben Nagethieren, den meisten Dickhäutern, den Einhufern gleich, bilden bei dem Pferde bekanntgeben und vollständigsten aber vollkommenen Fuß, bei dem fleischfressenden Reißzahnthiere eine das Gebiß ergänzende Vorrichtung, bei dem Raubthiere hinaus für sich gewissen Hauer als furchtbare Waffe im Kampfe.

In der Form und Struktur der Backzähne

Englisches Christenthum.

Wer im nächsten die protestantischen Sitten der Engländer kennenlernen zu wollen, kommt mit den religiösen Verhältnissen, die in England herrschen, und dem heutigen kirchlichen Leben seine besonders originelle Schilderung geben.

Eine weit Reich King hat Gelegenheiten einer Predigtreise nach London.

Es scheint es ist, daß man bei englischen Damen, die eine solche Reise beabsichtigen, Gesundheits- und Heimathsbescheinigungen mit sich führen muß, wenn ausländischen Geistlichen die Predigt gestattet wird.

Man hat sie so umständlich daß man es gewöhnt, wenn ich das Vergnügen gehabt habe, mit den beiden Liebenswürdigen Schwestern zusammengetroffen zu sein. Auch verschiedene Damen einer ganzen Gesellschaft, mit denen Verbindung und Bekanntschaft so vollkommen schnell machen, weil ich durch zu Freunden des Hauptes zugelassen; daß Mängel in einem langen Glauben des Briefe einer Schwester ist, weil die Bekannten, bei denen ich den einzelnen Kreis auf Visite, Gastfreundschaft waren.

Die Mehrzahl der Englischen Kinder haben sich in jenen Hallen gefunden, wo Namen die einen zu Vergnügungen Gesellschaft, die anderen sich zur Erweiterte Schul- und Wissenschaft befreiten. Diese Hoch- und Kirchliche spalten sich wiederum in verschiedene viele Theile und Abteilungen. Junge ist zwei meinen Kirchen Personen, die mir Einzelgespräche religiöse Meinungsäußerungen zu sein schienen, ob dort der Fall ist, so lassen die Meinen sich abmessen. „O nein, es sind die so viel hoch- eine Lieblichkeiten als ich!"

In seinen besonders Einzelne, was Namen die Hauptkirche in der einzelne Gottesdienste, die der Erwachsenen und Vorgesetzten und Kirchenordnungen enthalten, welches letzteres mindestens zweistündige Ansprachen hat — dort seiner Gelegenheit Europa sind sich sehr freundlich gefunden und sehen sich nicht allein Kinder Vorgesetzten in der Kirche auf von der Kanzel herab, es kommen selbst auch an Gottesdienste Predigten in der Kirche mehrere und Gemeinschaften. Die Predigten beginnen mit meinen Minuten von drei Viertelstunden, daß gewöhnlich in der St.-Georgs in der Hyde-Kirche (Hauptkirche) gehalten sind an Gottes Predigten und der eingetragenen Personen sind

Hunter; und eben jetzt ist der Vertrag jener Kinder in Unterrichtungsfach, weil er beschäftigt ist, sich an einem der wilden Rabenvater vergriffen zu haben.

Die äußere Verfassungsform der beiden Parteien ist kurz zusammengefaßt diese: Die zur äußersten Hochkirche Gehörenden, von den Protestantischen „Ritualisten" genannt, hat den geistigen Freuden nicht abgesagt und halten sie für erlaubt. Sie besuchen demnach Concerte, Theater und Bälle und halten es mit der Sonntagsfeier nicht so gar strenge. Dafür gehen sie an gewissen Heiligentagen und in der Fastenzeit streng in sich, zum großen Aergernis der protestantischen mit Kreuzen und Crucifixen geschmückten Kirchen. Ihre Geistlichen tragen kostbare Ornate, führen die Patrarbücher ein und machen sich gern zum Vermittler ihrer Beichtkinder, sowol in geistlichen wie in weltlichen Dingen. Sie sind Unterstützer einiger Mönchsorden.

Die zur äußersten protestantischen Gebietenden halten sich vom Theater gänzlich fern und erklären Bälle und Theater für Pflanzschulen des Satans. Sie beheiligen sich lediglich mit großem Eifer an sogenannten Liebeswerken, unterstützen die Missions- und Bibelgesellschaften und alle Sonntagsschulen. Ihre Kassen sind namentlich im Frühjahre und Herbst von Almosengebühren für Bedürftige. Ihre Kirchen entbehren jeden äußeren Schmucks und sind so beschaffen, daß der Gottesdienst ein Sinnenreiz werde, vermeidlichsten sie Musik und Gesang ist auf eine das Ohr verletzende Weise. Die Sonntagsfeier beobachten sie so streng, daß schon ein lautes Wort, geschweige denn ein weltliches Lachen für eine Entheiligung des Tags verstanden. Das verschiedene Element ist unter ihnen verbreitet.

Die Damen King gehörten der protestantischen an. Obgleich sie nun häufig erklärt hatten, daß sie Mitglieder der Hoch-milden seien und nur gerade die nothwendige Strenge in Beobachtung religiöser Formen hätten, so hatte ich doch unglücklich genug bekommt es anzuhören, daß namentlich Miß Alice ihren natürlichen Heiterkeit — und Lebensmuth — so viel Zwang auferlegen mußte, daß sie schwach und ganz krank war, obgleich sie reich und klug viel besser stand mit und schon Clemens XIV. darauf aufmerksam gemacht hat, daß der menschliche Körper ungefähr eine Periode für jährige Leben angewiesen wird, warum wollte man denn alle Tage in sein und

hier? Aber freilich, Miß Alice wollte nicht von Clemens XIV. wissen!

Vor ungefähr einem Jahre hörte ich, daß Miss King kränkele, daß der Arzt ihr gesagt hätte, daß sie London verlassen, ein oder zwei Jahre auf dem Lande oder noch besser, an der Seeküste leben müsse und daß sie infolge dessen sich von ihrer Schwester getrennt und die Stadt verlassen hätte. Darauf verlor ich sie ganz aus dem Auge.

Während ich noch immer glaubte, sie möge auf dem Lande, war ich nicht wenig überrascht, als ich vor einigen Tagen mit ihr bei einer gemeinschaftlichen Bekannten zusammentraf. Ich freute mich, daß sie, auch immer anmuthige Miene machte zu erblicken und sagte sie natürlich gerne nach ihrem Befinden.

„Ich bin noch immer nicht ganz gesund", antwortete sie. „Auf dem Lande schien es mir besser zu gehen, aber hier in der kalten Winterluft kommen auch meine alten Leiden wieder."

„Ich hoffe, Sie werden weitere Jahre abwesend sein."

„Vielleicht wäre das für meine Gesundheit sehr zuträglich — aber ich mache mir keine Hoffnung. Ich will Ihnen erzählen, wenn Sie zuhören wollen."

Und mit der ihr natürlichen Lebhaftigkeit, die sie stets mühsam zu unterdrücken pflegte, theilte mir Miß Alice ihre neuesten Erlebnisse mit.

Als Miß Alice King sich im vorigen Jahre genöthigt sah, aufs Land zu gehen und der Gedanken lange vergebens nach einem passenden Aufenthalt suchten, der ihr auch Krankenpflege genügen konnte, entsann sie sich, daß eine ehemalige Schulfreundin auf dem Lande und noch dazu nahe an der Seeküste lebte. Diese sie hörte sich, dachte sie, in deren Hause ein angenehmer Aufenthalt für sie ermöglicht. Miß Sarah, so hieß die Jugendfreundin, war vor zehn Jahren, damals noch ein junges, reizendes Mädchen und richtiges Mitglied der äußersten Hochkirche, als Miß Alice nach Indien gegangen, dann dem ihrer jetzigen Mann, den Reverend Mr. Sarah, kennen gelernt, heftig eine Zeit in einer schwerhaften Krankheit, der sie auch unterlag, sehr verzogen und darauf den Pfarrer geheirathet. Durch nach Verlauf von zwei Jahren Ehestand bekleidig Herr Sarah, der Rector, die ihm vom Herrn verliehen, dem englischen Klima Deutschland zu entziehen und sie, wie sich alle dem geistlichen englischen Familien thun, nach England herüber-

zubringen. Und gerade. Aber statt daß Mr. und Mrs. Parks nur einige Monate in London bliebe und dann wieder nach Kalkutta zurückginge, wie sie beabsichtigt hatten, erklärte sie ihr altes Heimat zu meiden, das sie sie nicht mehr verlassen. Noch mehr, Herr Parks, der schon in Kalkutta auf einem Ringkampf mit Europäischen (Matrosenkämpfer) gewonnen war, begann in Green-Hall zu verfallen, daß der ärztlichen Erklärung einer Abreisen für immer auf und nahm daher der dortige Parks einen Regimentsportugiesen in einer Vertrauensstelle an, die ihm der Gewinn, auch ein Vergnügen, anstrug.

Obgleich Mrs Blue in den letzten Jahren sich außer alle Beziehung mit ihren ehemaligen Freunden gesetzt und so sich niemand hatte genommen wissen, so hatte sie doch, daß sich der alten Dame wieder anschließen dürfen. Sie schrieb an Mrs. Parks und sagte bei ihr in sehr englischer, unumwundener Weise an, ob sie Hoffe bei dem Unterricht der Kinder brauchen könne und ob sie die alte Schuldverschuldung, die bei Mrs Blue ihr Vermögen verringert, dann in die Hand zurückgeben würde?

Der Brief war ebenso klug und zusammengesetzt wie der Verfasser. Der jüngere Bruder brauchte noch wenig Unterricht, sagte sie, aber Mr. Parks sah sich eine nicht dringliche Person für eine Tochter und wenn schon Ihr an, und in der Hoffnung, daß die Mrs Blue Person durch Naturbeziehungen entzückte, wollte er seine Tochter an Stelle nach London schicken und hatte meine Blue in seinem Hause ein willkommener Gast sein, wenn sie seine Bedürfnis wünsche. Irgendeine Unterredung hat sie in Parks über allfällig mit Gatten seine Person statt, die sich vollständig damit sah.

Nicht einfacher als, als daß Blue an bestimmten Morgen von London schon, an dem auch Mrs Parks von ihrem Vierteljahr Abschied nahm, und daß in dritten Stunde, als Ingram sich sehr schon seinen Abschiedsbesuch nach einer neuen Freundin machte. Blue sah alle Freundin so schwarz sahen. Nach dem einen sehr hübschen Mädchen war eine weiblicher Rose gewesen, deren Bewegungen lebhaft und eckig, deren Stimme auch mit deren Worte wunderbar schnell waren. Mrs. Parks' gesagte Blue schwarze an der eine schöne Blonde, von deren man nur sagen kann, sie sagen sie Gesichter und weniger die Farb, aber lieblich und angenehm sind sie nicht.

Blue hatte schon immer mit großem Interesse von dem Dasein der Portugiesinnen auf dem Lande, namentlich von der Frauen der Regimentsmitbeamtengattigen gehört und hatte gewünscht gewünscht, sich mit eigenen Augen davon überzeugen zu können. Nun sollte ihr diese Wunsch erfüllt werden. Man müßte sagen, daß Mrs. Parks der Lieblingsmensch aller in allem war, wenn man bedenkt nicht einer Ungerechtigkeit gegen Mr. Parks wäre begingt, es ist richtiger, zu sagen, daß sie die Vorgänge in ihr Leben gerührt hatten. Sie sahen den Engeln im Kindergarten des Himmel zu hören. Sie betrügen sie in dem Weg schönen Pläne. Und mit welchen Gefühle sie das tat! Sie konnte ihre Lust und ihre Kraft ihrer Nachbarinnen, sich bewußt, daß sie viel oder zu wenig empfindlich und daß alle mit ihre glänzend sein gehalten wurde. Zur Verfügung — so nennt man in England die Fähigkeit, welche in abhängiger Stellung in dem Leben sehen — wurden, daß Mrs. Parks, die Frau des Ingram, die andere Gattinnen, welche sie allmählich zum Leben der Gemeinde verwandte, bei Mrs Parks sicherlich gut behalten zu haben Indessen hatte. Und verwandte der Mensch, der schon die Kraft ihrer Vorfahren schon an sich sie einlasse, nicht wenig. Sie blickte in die wie in einem Spiegel. Sie wußte keinen andern Ihren ernsten empfinden, sie ein warmes Einverständnis empfinden, ohne Mrs Parks Wunsch zu ersetzen der Sache und der Kinder empfinden, und hatte einen von ihnen den Hunden, so hatte er sie aus Mrs. Parks' humoristischen Kreuzbuch für meinen Augenblick. Mrs. Parks' erklärte Thätigkeitsbuch hatte sie einen möglichst weiten Wirkungskreis gewährt und in diesen — um und unsere Empfindungen auch einmal zu betrachten — sagt man sagte sie dem Morgen bis zum Abend wachen. Freilich gab es tausenden Pausen. Da waren die Sonntage, der täglich regelmäßig waren der Tätigkeit ihrer Mutter mit Bibellesen und Gebet ausgefüllt wurden. Was war natürlich waren auf die natürliche Kinder verfassen, waren sie anzuhören. Und Mrs. Parks' gewann es in einer Sammlung bringen, die sie verbessert hatte, der Schule auf Mutter's Hut, die gegen das vornehmen Hausgeschwätz war, eine Kinder gründen Haus zu sein. Sie hatte alle Fenster mit einem Blick weg und die beiden Schulen schien es selbstständig und alle Tod hinein sich war noch gestimmt der Note der Lieben Herrn Parks so, der allmal wie „Gelieben Mutterchen" zu-

Heinrich
(entſchloſſener).

Dürfen! Das iſt meine Sache. - Können? (Schwärmeriſch) Können, Marie? Warum willſt Du entfliehen? Ergreife dieſen überirrdiſchen Augenblick (ernſt niederblickend) und vernichte mich mit Deinen Vorwürfen!

Marie
(gefaßter).

Erwarten Sie dieſe nicht von mir! Was Sie gethan und was ich gelitten, kann nicht in Vergleichung kommen. Wenn die Liebe die Natur des Magnets haben muß, ſo iſt es nicht des Eiſens Schuld, daß es abfällt, ſondern die ſchwindende Kraft jener Gewalt, die es anziehn ſollte. Jetzt — Jetzt — (ſich losreißend) hab' ich keine Anſprüche mehr.

Heinrich
(kräftig).

Aber ich — ich habe Anſprüche an mich ſelbſt. Marie, bleibe, bis ich für Deine Zukunft geſorgt habe, in unſerm Hauſe.

Marie
(ſich wegwendend).

Nimmermehr.

Heinrich.

Deine Eltern ſind todt — unſer Verhältniß wurde Wenigen bekannt — wir werden nur zwiſchen uns Beiden

[illegible] — [illegible] — [illegible]

[illegible]

[illegible]

[

[illegible] [illegible] [illegible] [

Anregungen.

Zur Schiller-Literatur.

I.

Emil Palleske: „Schiller's Leben und Werke" (Berlin, A. Duncker. 1889. 2 Bde.) kann gewiß zu den gediegensten und charakteristischen Schriften, die im Laufe des verflossenen halben Jahrhunderts erschienen sind, gezählt werden.

Leben und Werke Schiller's standen in diesen Blättern mehrmals Revision. Der jetzige Anlaß scheint es für Jubiläumsbetrachtungen des nahenden Jahres; doch war es bei der frühzeitigen Druckfertigkeit des ersten Bandes dieses Werkes für das Buch, gemäß von der ersten Hälfte zu schweigen. Es gibt wenige Bücher, in denen der Gegenstand so selbstverständlich und gründlich abgehandelt ist und aus denen Haltung und Gediegenheit des Charakters der Darstellung so vortheilhaft entgegenleuchten, als dies bei dem Palleske'schen Werke über Schiller der Fall ist.

Indeß hätte es auch nicht an Gelegenheit zu mancherlei Ausstellungen. Der Entwicklungsgeschichte des „Don Carlos" z. B. ist nicht überzeugend naturgemäß, beispielsweise wie es sich aus der Anlehnung des Dramas an Lessing und Diderot handelt. Dann hätte manches auch dem Skizzirten, der Schiller'schen Phantasie Entsprungenen, einer poetischen Betrachtung, welcher Lust haben könnte, das Dichterwerk der Schiller'schen Anlage zu entdecken oder den Keim zu solchen Gedichten nachzuspüren.

Doch das betrifft nichts gegen die schöne Gesammtanlage des Ganzen. Der erste Band ist durchaus selbständig und von Charakter erschöpfend und mit gutem Urtheilsvermögen durchdacht, manches neue Quellenmaterial ganz neu, manche bisher gehörte Tradition wesentlich berichtigt, manche Lücken und manchmangelnde Motivirungsgründe in anderem Lichte als bisher erläutert. Nun und zu wird das Verhältniß der Darstellung Lesern wenig z. B. bei Besprechung der Dichter Bahn im „Tod von der Wiege" alle seine Vorgänge und so oben seine Phantasie zu Lebensgestalten, niemand urtheilt, der verständlichen Lust. wird langsam Klarheit, daß Schiller in seinem Werke die eigenthümliche Kraft der Dichtung, seiner Persönlichkeit und von Natur innere dramatische Gestaltungsweise zum „Wallenstein" so in sicherer Entwicklung wollte als in den vorliegenden von Palleske.

Insgesammt hat die Kenntniß Schiller's und seiner Verhältnisse auch durch Palleske die wichtige Bereicherung gewonnen, während durch Vollständigkeit der Bilder seiner Jahre und Aufzeichnungen auch der Mittheilungen über Familie („Schiller's Beziehungen" u. s. w. Stuttgart, Cotta, 1870), dann durch das Lehrreiche erläuternden reichen Text der Briefe von und Schiller und seiner Verwandten, Charlotte von Schiller und ihre Freunde", Stuttgart, Cotta, 1879)

Jenes führt uns in die Jünglingsjahre seiner Jünglingsliebe zurück, seine Lust an den schönen Erscheinungen seiner Heimat und an Begegnungen bei der Flucht aus seiner Knabenzeit vertraut.

Das Palleske'sche Buch erläutert zugleich diesen Briefveröffentlichungen gegenüber besonders Lücken, da der Verfasser Gelegenheit hatte, alle im Besitz der Familie befindlichen Papiere zu benutzen, sodaß man den Inhalt seiner Schriften als von ihm für seinen Zweck vollständig ausgebeutet annehmen kann.

Es steht und war ein Wunsch, daß wir recht bald ein Buch über und Leben und Werke Goethe's, in ähnlicher Weise und mit gleicher Liebe geschrieben, empfangen möchten; denn die bekannte Schrift von Heglingen kann kaum und Irrthum einen Mangel nicht ersetzen.

Gedanken

von Daniel Stern.

In der Kunst begeistern heißt nicht die Natur verschönern wollen, sondern sie [illegible] die Natur die wahre Gestalt suchen lassen, und so dem betreffenden Gegenstande gelingt, was das Leben wesentlich ist. Es belebt auch die Darstellung. Auch sie ergründet das Mögliche aus dem Vorhandenen der Wirklichkeit.

* * *

Kunst der aufmerksamsten Lesens und Wiederholens nennen Leben ist die kurze Dauer des Genusses der Jugend und seiner Kraft. Wer zu viel lesen will, lernt es nicht, wenn er [illegible] Wenn er [illegible] Bücher kennen will. Jeder Augenblick, der [illegible] Ich versuche zu werden und im Besitz der Gaben aber die größere Fülle der wahren Zeit zu empfinden, nur so viel verschenke und — so wenig als möglich.

* * *

Die Geschichte unserer Zeit ist [illegible] Junge Leute, die in die Welt treten, fragen sich nur: Wie werden wir [illegible] Kraft, Vermögen, [illegible] Ich habe Jünglinge gekannt, die sich, in Erwägung einer anderen Pflicht, entschlossen, für Bücher [illegible] Ich [illegible]

* * *

Die Kunstler braucht, wer sich Tage nicht Stoff und Gegenstandsschwierigkeit genug bietet, um in vollständigem Grade der Hilfsmittel seiner zu entbehren. Wenn es sich nicht Mancher lang in einer [illegible] Kammer ein. Wie viel Großes [illegible] Tage, gefördert durch das Verlangen, [illegible] Ideen zu [illegible] Werk geben! Sich abschließen ist der einzige Weg, in seinen Entwicklungen [illegible] zu bleiben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Ernst Keilhack. — Druck und Verlag von B. G. Teubner in Dresden.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 31.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Sgr.

Inhalt: Aus meiner Pilgertasche. Von Hermann von Gersdorff. I. Eine Begegnung mit Friedrich de la Motte Fouqué. — Im Leuchthurm. Von F. Bungert. — Der Weihnachtsabend. Von B. A. — Die Bauern von Oberwerth. 36. Glückes Fortsetzung und neue „Pilgrim“ an ihrer Verwandlungsstätte.

Aus meiner Pilgertasche.

Von Hermann von Gersdorff.

I. Eine Begegnung mit Friedrich de la Motte Fouqué.

Von der Sehnsucht nach persönlicher Bekanntschaft getrieben, besuchte ich den aus einem der ältesten Geschlechter Frankreichs stammenden deutschen Dichter bald nach meiner Ankunft in Berlin.

Ich fand den Dichter der „Undine“ in der preußischen Armeeuniform — es war preußischer Major — und zum Ausgehen bereit.

Eine kleine, kräftige Persönlichkeit von eigentlich Genialität, aber dabei so einfach, so mild und herzlich, wie der Ausdruck seiner nicht regelmäßig schönen, aber edeln Züge und der offenen Augen voll tiefen Ernstes und gewinnender Herzensgüte es erwarten ließ.

Nach einem herzlichen Händedruck des Willkommens legte er den Hut ab, schob mir einen Stuhl zurecht und nahm selbst Platz mit dem Rücken gegen den Ofen.

Nach gemütlich flüchtiger Einigung der nächsten Fragen und Antworten lenkte er das Gespräch auf meine Begleitkarte, worin er meine Absichten und Bestrebungen mit wohlwollendem Understatement bezeichnet, manche seiner romantischen Ideen über Wissenschaft und Beruf des Adels erläutert, den innern Schmerz über viel Verkehrtes und Verletzliches und über die Hoffnungslosigkeit in dieser Beziehung persönlich, oft wirklich rührend ausgesprochen und wieder Betrachtungen über die Gegenwart einflechtet, welche mir auf meinem Standpunkte in Berlin nützlich werden konnten.

Ich entnehme mich dabei des mit Nachsicht aufgenommenen bisherigen Austausches in Wien gesprochenen Wortes:

„Sagt man den Wienern vielleicht mit Unrecht nach, daß sie einigen Werth darauf legen, witzig scheinen zu wollen, als sie es wirklich sind, so kann man doch mit Recht von ihnen sagen, daß sie sich im gewöhnlichen Leben erwiesenermaßen viel Mühe geben, nicht so gebildet zu erscheinen, als sie es sind. Dieser Umstand macht einen wesentlichen Unterschied zwischen Wien und Berlin, weil in dem letztern anerkanntermaßen alle Welt sich einzig bemüht, viel gebildeter zu erscheinen, als man es in der That sehr häufig ist. Dieser Unterschied äußert seinen Einfluß auch auf alle Richtungen des geistigen Lebens, besonders aber auf das Theater. Der Wiener hatte auch in den mittelmäßigsten Productionen die excellenten Schauspieler glücklich heraus, genießt sie mit Lust und geht vergnügt nach Haus, ohne an großen Ansprüchen an manchen poetischen Unternehmen zu scheitern. Der Berliner will auch im Theater die

Gebildeter und Kenner auftreten, benimmt sich als solcher, anerkannt gelegentlich mit vornehmem Kopfnicken das Schöne, ereifert sich aber eigentlich nur seiner kritischen Schärfrichte bei der Jagd nach Mängeln und Fehlern, findet eigentlich daran allein einen lieben Genuß und wiederholt ihn selbstgefällig in allen Gesellschaften, dem vornehmen Ton wie beim gewöhnlichen Weinhaus."

Es war 1821. Wien soll sich jetzt sehr geändert haben!

In seinen Anforderungen an das Theater überbot Zenner noch Schiller's ideale Ansprüche, wenigstens im Gespräch, und ließ sich auch nicht zur geringsten Concession herab, obschon er sonst in mancher Beziehung sehr nachgiebig sich zeigte, was nunmehr als Schwäche ausgelegt wurde, gewiß mit Unrecht. Er machte es bei seiner ersten Zusammenkunft auch selbst niemals an sich fehlen, indem er nach den allerstrengst teutschen und entschieden preußischen Aeußerungen in mitten Grundsätzen einlenkte und selbst Entschuldigungen für Thatsachen vorzubringen suchte, die er im innersten Herzen verabscheute und verdammte. Er sagte unter anderm:

„Der unglückselige Fall, welchen der Basler Zeitgeist von neuem in die deutsche Gemüthsruhe gebracht, schmerzt leider noch immer nicht völlig verschmerzt und vergessen zu sein, obschon gewöhnlich das Vollbringen der Rache für eine erlittene Unbill den Unmuth beschwichtigt, der sittenreiche Volksmund sich 1806 und 1813 an Preußens Fall erfreuen gelacht hat und durch die glänzenden Thaten der Befreiungskriege in den Befreiungskämpfen für Verjüngung vollkommen hergestellt zu sein schien. Ich bin entfernt der Ansicht, daß man den Schweizern mit den Vorwürfen von Ausartung und Kapitulantenthum Unrecht anthue. Man sieht dabei vorzüglich, welche ungeheuren Lücken und Brüche jenes Basler Zeichen auf alle sittenreichen Bande geworfen, wie hoffnungslos der Wurm von 1801 und die Entzweiung des Reichsverbandes die zwischen Oesterreich, Preußen und Frankreich vereinsamt an die Luft gebrachte kam. Man übersieht gewöhnlich, daß unser Abscheu sich nur einer unmittelbaren Folge des Zwiespaltes zwischen Preußen und Oesterreich gewesen, daß es jene unheilvolle und lähmende Zersplitterung Teutschlands durch Sonderinteressen, Mediatisirung und Zusammenlegung in vier souveräne Staaten aufgehoben, neue Kräfte und neues Streben hat entwickeln, ein Hervorgehen von die großartigen Plane hat gestalten, eine ganze Generation mit Siegeshoffnung begeistert hat, während Oesterreich und Preußen so tief sanken, daß sie selbst über Heere zu jenem Gottesgerichtskampfe in Rußland dem Eroberer leihen, seinen Geboten sich fügen mußten. Die Vorwürfe zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands gleichen sich wol aus. Providentiell war die nationale Erniedrigung; unter dem äußersten Druck der Schmach sollten Geist und Kriegskraft der Nation gestählt und jene Sehnsucht nach Einheit in allen Herzen geweckt, jene Wunder der Befreiungskämpfe ermöglicht werden. Die heiligen Worte Vaterland und Deutschland mußten wieder zu so innigem Gefühl sich steigern, daß sie in jeder deutschen Brust zum Glaubensartikel, zur Religion sich erheben und der Ruf: „Mit Gott!" seinen als allgemeiner deutscher Schlachtruf ertönen konnte und hoffentlich dereinst ertönen wird."

Noch allem, was ich bis dahin über Zenner's Gemüthsart der kurzen, prägnanten und poetischen Redeweise gehört hatte, befremdeten mich diese Raisonnementsergüsse. Auf eine bedächtige Aeußerung gegen Ludwig Robert antwortete dieser lachend: „Gratuliren Sie sich dazu!" Wenn Zenner sich auf langes Reden einließ, so deutet dies auf ein gewisses Verlegen- und Befangensein; bei einem Zusammensein wird es an kurzen, epherischen, witzigen geistreichen Sätzen gewiß nicht fehlen."

So fand ich ihn auch in der Folge sehr häufig, vorzüglich wenn die Rede auf Adel, Ritterthum und dergleichen kam, worüber er mit Standesgenossen sich gern einzulassen schien und in Belehrungsreden seinem Mißmuth an Wärme und Redepracht nachhing.

Dadurch war er aber alle diese Beziehungen mit sich selbst nicht ganz im Klaren und im beständigen innern Kampfe. Seine lebhafte Phantasie, Erziehung und besonders Lieblingsstudien beschäftigten ihn unaufhörlich mit den schönsten Bildern eines idealen Adel- und Rittersthums, gegen welche sein Verstand, seine Bildung und die klare Weltansicht beständig die lebhaftesten Oppositionen machten, ohne daß er zu einem bestimmten Resultat gelangen konnte. Das verstimmte, ja erbitterte ihn gewissermaßen so sehr, daß er nicht selten in Fällen, wo zierliche Opposition bei andern sich gegen ihn äußerte, plötzlich heftig und scharf entgegnete — um hinterdrein sich selbst seinen Vorwurf darüber zu machen.

Dieser Kampf im Innern des grundehrlichen

Mannes wurde viele Jahre später auf eine sehr schwere und mühsame Probe gestellt. Der Adel mehrerer deutschen Gebiete widersetzte sich nämlich seinen Widersachern und Hass gegen alle durch die Zeit hervorgerufenen Benachteiligungen seiner früheren Privilegien, Freiheiten und Rechte. Man bildete Reactionäre- und Reactionspvereine in verschiedener Weise, veranstaltete daher Werbungen in allen deutschen Staaten, sowol von Mitgliedern als von Actien, und bearbeitete möglichst die Stimmungen an den Höfen und bei Regierungen. Einer der thätigsten und mächtigsten jener Vereine, die sogenannte Deutsche Adelsseite, bemühte sich sogar eifrigst, jedoch umsonst, irgend einen deutschen Souverän als Oberhaupt und Vorsitzenden an ihre Spitze zu bekommen. Die seinerseitigen Bemühungen in Hessenkassel, Braunschweig u. s. w. scheiterten und im vollen Maasse, bei die Zeit dazu hinlänglich nur gewonnen, bewirkte man endlich die Herausgabe einer eigenen, umfassenden „Adelszeitung" und Arnoldi sah sich — der Himmel weiß weshalb — bestimmt, die Oberredaction an deren Spitze zu setzen, während L. von Alexandrien in Leipzig die merkantilische Actionen übernahm. Auch war Inhalt und Leitung dieser Zeitung wissen im Programm, wenigstens zwischen den Zeilen, deutlich genug kundgegeben und sprachen sich in den ersten Nummern noch deutlicher aus, wobei es an unterwürfigen Schmeichelungen und gehässigen Ausfällen keineswegs fehlte. Mit manchem ferneren Journal vermöchte dann einverstanden sein und manches hat es auch bei dem Abstand offenbar nicht zu scheuen bekommen, wenn nicht es dann ganz anders gewesen. Er war mit seinem charakteristischen und ehrlichen Wollen in eine schiefe Stellung geraten und erlebte dabei vielen öffentlichen und noch mehr geheimen Verdruß.

Der Ausführung zur Minderen hatte ich nicht entsprechen, weil die Leitung der Zeitung mir als eine verfehlte, zum Misserfolg führende schien. Was bei solchen ähnlichen Unternehmungen eines zu gerichten pflegt, erfolgte bald auch hier: es fehlte an Manuscript. Persönliche Bekannte baten mich um Aushilfe. Ich konnte nicht wohl nein sagen und lieferte einen schon längst begonnenen Aufsatz „Ueber Deutschheit, Zweck und natürlichen Beruf des Adels im modernen Staat", dessen eigentlicher Inhalt mir nicht einfällt. Dieser Aufsatz widerstritt schlechterdings den Tendenzen des Blattes, indem er, im Gegensatz zu der dort beabsichtigten Verherrlichung alter Verhältnisse und Vorzüglichkeiten, das schwierige Problem der Zeit durch eine Organisation des Adels im Sinne des modernen Staates zu lösen suchte. Ich hatte halber, dass er mir zurückgegeben und mich künftig vor allen ähnlichen Autorversuchungen bewahren würde; allein er wurde angenommen.

Um die Chiffrirtafeln auch von diesem Aufsatze für den Abdruck seine Notiz erhalten hatte, benachrichtigte einige Tage später ein Brief von Arnoldi, der in mir den Verfasser nicht ahnte. Unterrichtet informierte er über diesen Aufsatz und seine Aufnahme, beklagte sich bitter, dass ihm Inquisitorik und Zeit zu dessen effectiver und gewissenhafter Durchsicht fehle, und schrieb mich mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken, dagegen ernstlich aufzutreten. Dieser dringende Antrag an mich war natürlich ein schmerzlicher Ausdruck der Mißstimmung über seine verfehlte Stellung zu der Leitung und grimmiges Grollen gegen Verleger, während der Inhalt des Aufsatzes selbst den Kampf in seiner Seele entschied und bei ihm den Sieg der instinctmäßigen Gewissheit und Ueberzeugung über alle anderen Rücksichten endlich davongetragen haben schien. Darin mußte der Leitung selbst.

Unterzeichnet bemerkt ich bei dieser Gelegenheit, dass in Journalen der „Deutschen Adelsseite" Aufsätze, Mitteilungen und Meinungen angegangen wurden. Für jene regelmäßige Einsendung von Meinungen schien als Gelegenheitsmittel eine solche Verwandlung eines Journalartikels mit Aenderungen ab, welche meinen Widerwillen und meinen Hohn erregten.*)

Im Zuchthaus.

Von L. Lampert.

Es war nun schon eine Stunden bei mir und noch immer schlug der Regen einförmig mit Hast auf Verzweiflung bringend aus Kranken.

Ich klagte meine Verlegenheit, dass eben eine nicht allzu freundliche Ode an „Das schöne Heil am Ein" aufgenommen, in mir Hand auf, um hinauszugehen.

*) Einige Mitteilung einer Erfahrung, dass sich viele Adressaten, Zuschriften schreiben, die bereits in „Mitteilungen" Kritik, Tadel, Lob, Widerspruch zu Aeußerungen über Gut Bekanntes und Vermutes in Journalen Verbreitung ihre Persönlichkeit, die wir schon in 25 andere „Zeitschriften" angeschrieben. L. Lam.

Draußen ist es nun kein Haar freundlicher und ich beiße; der Wind ist kalt, grimm Eis ging in Mähren, hohen Wolken; man konnte kaum das gegenüberliegende Ufer erkennen, so lehnen die Nebel auf ihm, und am ganzen Horizont war kein Stückchen blauer Himmel aufzufinden.

Und drinnen in dem dumpfigen Zimmer begegnete ich nichts Besserem; nur der nichtssagenden Physiognomie des Wirths, der schläfrigen der Kellnerin und den modernen Gesichtern meiner Reisegefährten.

„Also da? Signor Adolfo, Signora Amalia? Etwas muß geschehen, ein Entschluß muß gefaßt werden!“

„Ja, aber was? Hierher müssen wir aber doch!“ stimmte die klagende Mehrheit.

„Ja, hierher müssen wir, und das morgen, wenn wir zu rechter Zeit in Heiligenblut und in vier Tagen in Venedig sein wollen! Aber wie bei dem Wetter hinüberkommen?“

Unser nothdürftiges „Hierher“, lieber Leser, mußt du wol von selbst eine Vorgeschichte verstehen, die sich und entgegenrollte; aber es war eben keine gewöhnliche, bei der man allenfalls auch einen Regen in den Kauf hätte nehmen können, sondern eine ganz respectable, von 8—9000 Fuß Höhe, das Hohe Thor des Hochgebirgs-Kanales Tauern, der seiner Ueberschreitung wie acht Stunden lang eine natürliche Zufluchtsstätte zu enthehren hatte, also eine günstige Wetterung schlechterdings nicht entbehren konnte. Es konnte wenigstens nicht schlechter, vielleicht aber gegen Abend doch besser werden: darum mußten wir heute noch jedenfalls das tückische Tauernhaus Rathrian zu erreichen suchen. Und dafür entschieden wir uns denn auch.

„Wie weit kann man im Fuscherthal fahren, Herr Postkalter?“

„Bis zum Dorfe Fusch.“

„Nun, so geben Sie einen Einspänner, und Sie, Herrmann, fahren mit Ihrer Frau! Ich nehme es schon mit Weg und Wetter auf und gehe; in Fusch treffen wir uns!“

Ich war nun froh, der Ungewißheit und der engen Stube entgangen zu sein, und wie man's im Reisen auch beim Unwetter stets erträglicher findet, als man sich's daheim vorgestellt, so schien ich auch ganz fröhlich und muthig darauf los, durch den Schatten des im hohen Sonnenschein so ebenmäßig ergrünten Forst hin; dann über die große Thalgasse Embach, die von hier nach Salzburg abwärts und in die Gastein hinaufführt, hinüber und endlich in das Fuscherthal hinein. War es hell gewesen, so hätten mich gleich hier beim Eingang die Hochgipfel der Tauernkette begrüßen müssen; aber so mußte ich freilich diesen hart vor die Thür rücken, bis sie mich ihres Anblicks würdigten. Allerdächerheit ist immer gut, aber man muß nur entbehren um sie werden, endlich gibt sie sich einem doch voll und beglückend hin.

Unmerklich stieg das Thälchen zu den schönen Alpenhöhen, wie sie sich als Sennenwege größerer Thalgebiete oder Thalstufen höherer Gebirgsketten finden. Im Anfang gemächlich noch der Ebene angehörend und auf beide Seiten breite Schaaue an Wald und Flur mit sich nehmend, treten sie allmählich in den Charakter der höhern Alpenregionen ein und leiten nach und nach in deren Erhabenheit über. So zeigt auch anfangs die Fusch manche freundliche Bilder: grüne Wiesenflächen, frische Waldhallen, freundliche Blumen, weidende Heerden: allein bald geht der Weg steiler und öder, die wilde, gletscherdurchrauschte Fusch-Ache stemmt dem Wanderer entgegen, leitet rauhe Hochgeröllwüsten und tobend, brausend in ihrem obern Laufe, wo sie tief unter den Pfade dahinbraust, oft prachtvolle Fälle bildend. Und je höher man steigt, desto schroffer werden zu beiden Seiten die Bergwände; die Vegetation verschwindet auf ihnen, Wasserfälle stürzen links und rechts herab, ihr donnernd Brausen zu dem wilden Rauschen des Alpenbachs gesellend und die Stille der Einsamkeit durchtosend; die unnennbare Großartigkeit der Alpennatur macht sich immer mehr fühlbar, man merkt, daß man sich schon in der Vorhalle des Königspalastes der Gletscherfürsten befindet und in diesem bald selbst eintreten wird.

Derweil — die Gefährten hatten sich richtig in dem deutschen Dörfchen Fusch mit uns wieder zusammengefunden und sie ihren Wagen verlassen — wanderten wir darein zu, immer höher hinauf. Es war Abend geworden, der Regen hatte einmal nachgelassen, wenigstens kam uns das laue Riesen gegen die Höhe, die uns schon umrauschen hatten, sehr barmlos vor; hier und da hatte es sogar den Anschein, als wolle noch ein Stückchen Abendroth durchbrechen; kurz, es war zu erwarten und glücklich waren wir den schwierigsten Theil vielen Tagen nahe. Der Schlucht, in der der Weg aufwärts führt, kann sich so verengt, daß man sie gerade da, wo auf beiden Seiten zwei mächtige Felsriesen in die nächt-

Gasthaus, ganz gut durch ein Thor hatte schließen können. Und durch diese Thorwege traten wir nun in ein ziemlich breites, von großen, zerklüfteten Bergen umschlossenes, von der Kuhl durchschlängeltes Hochthal ein, das, ähnlich dem gastreicher, den Namen des Kapellthals führt. Eine durch den Fluß voneinander getrennte Häusergruppe lag vor uns. In der rechts zeichnete sich ein etwas größeres Haus vor den andern aus; ein kleines Glockenthürmchen schmückte sein Dach; zur Seite stand eine Kapelle — es war unser Nachtquartier, das Tauernhaus Hebleiten.

Der geneigte Leser wird mich einer eingehenden Schilderung eines Tauernhauses überheben; er wird wissen, daß es ein Mittelding zwischen Hospiz und Wirthshaus ist, von denen das eine die Verpflichtung hat, das ganze Jahr den alpenüberreisenden Reisenden zu Diensten zu sein, das andere sich aber dafür bezahlen läßt. Große Anforderungen darf man natürlich an ein Tauernhaus nicht stellen; die verwöhnten Begriffe Comfort, Bequemlichkeit, ja selbst Reinlichkeit muß man zurücklassen; aber am Ende hat man trotz alledem von einer solchen weltentlegenen Hütte mehr Poesie als von den glänzenden, fashionablen Hotels unserer großen Herrstraßen. Von diesem Tauernhaus Hebleiten nun insbesondere hatte uns das Gerücht sein allen verschwenderisch Heil angetragen; selbst Schaubach und Bädeker, die beiden Unerbittlichen, hatten von nur alle vier Wochen gewechselten Betäubungen und dürftiger Alpenkost gesprochen und der erste Eindruck des Hauses und seiner Bewohner war wirklich auch nicht dazu geschaffen, solche sich nothwendige Voreingenommenheit zu zerstreuen. Letztere, häufige und unhäufige, waren bei der Hausthür versammelt und Gretes mit ziemlich gekünstelter Neugierde den Ankommenden entgegen: Knechte, Mägde, allesammt in der malerischen Tracht des salzburgischen Pinzgaues; ein paar Individuen mit möglichst langen Haaren und möglichst zwanglosen, phantastischen Toiletten, unverweg der ebene Malerhaus Hebleiten, für die ja sein Herz zu hoch, sein Ortsmaßstab zu entlegen ist; die gemüthliche Gestalt der Tauernhausmutter mit Kind und Kegel ihrem saltenreichen Rock herumflatternd ein stattlicher Spitz, dessen drohende Stellung mit den Absperrungsketten in der an und für sich nicht wichtigen Thorangelegenheit seiner Herrin in wesentlichstem Gegensatz stand.

Das Alles freilich sah nur angelaufen! Wir waren auf „schlechte Betten und Kinderlärm" gefaßt, aber man wollte uns am Ende das nicht einmal geben. Sollte wirklich das triviale alter Sprichwörter: „Vom Regen in die Traufe", an uns buchstäblich zur Geltung kommen? Doch Muth! Es galt ja nur für wenige Nachtstunden. Um 2 Uhr wollten wir ja im Schein des Vollmondes schon wieder zum Tauernübergang aufbrechen; bis dahin mußte es sich schon thun lassen.

Wir machten freilich auch kein allzu freundliches Gesicht zu dieser Aussicht, konnten es aber der Frau Aeß eigentlich nicht so übel nehmen, daß sie unsere erste Frage nach Nachtquartier mit einem ziemlich mürrischen, kurzen Ja beantwortete; aber schon im Verlauf der Installirung in das von ihr erschlossene Gemach wurde sie verbindlicher; offenbar gehörte sie zu den armen Menschen, die das Wetter „nervös" macht, und weil es draußen etwas heller wurde, verfehlte das auch bei ihr nicht, ganz Wirkung zu thun; und als sie auf unsere zweite, mit großer Resignation vorgebrachte Frage hin es gänzlich verneinte, unsern auf Beer und Käse gerichteten Ohren sich unverständlich klingende Kunde gab: „Nur, Sie können gebratene oder gebackene Hühner" — „Und zum Trinken?" — „Ganz guten, aber erst recht ausgekommenen Tiroler haben" — da klappte Schaubach und Bädeker, als unerlaubter Betäubung überführt, zur Seite und wir die knurrende und knackende Sorge hinab, um den ermüdeten Beinen Ruhe zu gönnen und mit der ersten Flasche des wirklich köstlichen rothen Tirolers das erste Vorurtheil gegen das Tauernhaus wegzuspülen.

Und dem ersten folgten auch bald die andern nach. Die Knechte und Mägde deten uns nun die Zeit, die Maler luden uns ein, an ihrem Tische Platz zu nehmen und fingen an zu fragen und zu reden, was man so bei Bekanntschaftsanknüpfungen frägt und redet; der Spitz knurrte nicht mehr, sondern bettelte bei unserer Begleiterin, und Aeß fing an, sich in Kulturkämpfen zu überbieten. Die Herren freilich — da schienen die Herren vom Reisehandbuch recht zu haben — die sahen nicht danach aus, als ob sie in der vertrauten Umgang mit dem Wasser, das hier oben doch wohlfeiler als „Brunnerer" ist, fänden; die Zimmer waren so niedrig, daß Brenner, wenn sie hier „zum Morgenrath aus dem Traum empfinden" wäre", sich schwerlich den Schädel eingerannt haben, dadurch freilich aber auch dem Unglück entgangen sein würde; das unsere Gemach, ziemlich geräumig, war aber-

lange und noch auf andere Bücher als hier Bezug nehmen, auf Hütten, Ställe, Scheunen, die sich unmöglich unter den Bäumen gelagert hatten, und auf sämmtliche menschliche Behausungen des Hauses brauchen, und dazu gibt der Ton zu dem trotz des Regens nicht seinen Augenblicken eine Hoffnung aus, als ob er die Gleichen draußen vorgefunden hätte: — es war alles, wenn man wollte, immer noch einmal Unvorhergesehenes beisammen; aber wir wollen nicht mit unsern nun ganz in der Nähe, um die peinliche Lage unserer Aufmerksamkeit zum Nachdenken zu lassen.

Und peinlich ist es einen Tag, ein einziges in Abgeschiedenheit, in solcher einfachen, auf der Naturgebote der Gastfreiheit noch verharrenden Verhältnissen zu leben und dabei inmitten einer Natur zu sein, die eben noch abgründlich und abgründlich und dabei gemütlich und erhaben ist wie keine andere.

Kann man in der unmittelbaren Nähe des ewigen Schnees und des Eises des Alpengebirgs, in dem bereits alles ewiger Erstarrung verfallen ist, von einer letzten Anspannung und Konzentration des Gesammtlebens der niederen Regionen reden, so müßten wir eine solche in der Umgebung unserer Taverne haben.

Die Ebene, in der es liegt, das Rheintal, ist noch grün, mit Matten, Hütten, Gesträuchen bedeckt; Heerden weiden auf den durch die so durchdringende Kühle frisch erhaltenen Wiesen. Viel Getreide allerdings die Ackerbeete viel mehr noch reifer, aber noch unsicherer in seinen Aehren und kaum Mähder und die Gleicher brauchen noch über grüne Matten herein. Aber je weiter das Auge hinaus in die Helle und tiefer in den Hintergrund des Thales dringt, desto ernster und erhabener, einer anderen Welt angehörend, werden die Bilder; man ist in unmittelbarer Nähe einer der großartigsten Scenerien des ganzen deutschen Alpenzugs. Jenen ganzen Hintergrund einnehmen hohe, gletscherreiche Felsenberge, auf denen jeden Sturzbächlein nur noch der Pflanzenteppich hinzugeflossen mag zur ewigen Eisdecke. Zunächst dem sich steigenden Felsenriesen des fernen Tauern beginnt die Reihe der Hochgipfel mit dem Vorderlogel und setzt sich über den Spitzmann und Gleiten; diesen schließen die Plattenhörner und den hohen zackigsten Simonsmahd und noch höheren Hochkopf. Von hinten hohen hohen Schneefeldern und zerklüfteten Eisen senken sich Gletscher vielfach zerklüftet herab und vereinigen sich zu einer großen Eismasse, die auf einer hohen Felsenbank aufliegt. Zahllose Wasserfälle stürzen von Gletscher und werden sich in die Tiefe des Thales. Rechts vom Hochkopf verbirgt der rauschbemooste Fuß des Wiesbachhorns die Größe der gleichen Gebirgs auf eine Stunde; doch hebt darauf weiter hinter Mund gerückt und der Blick ein ohne jede Hemmungen, aber weiche sich ein Bach in breitlichen Cascaden herabreißt, zu dem hinaufragenden, in einen höheren Schneemantel gehüllten Vorberg eines kleineren Wiesbachhorns, ein von den vorigen abgesonderter, isolirt gegenüber Blick.

Das ist eine schwache Andeutung der Herrlichkeit der Umgebung unserer Tauernhauses. Man kann sie nur einen Blick überschauen, wenn man nur wenige Schritte vor die Thüre thut; und doch war es an jenem Abend für uns nur nicht vorhanden. Wo wir hinaufsahen, Wolken, nichts als Wolken! Wir waren buchstäblich in, über und unter ihnen. Und eine Nacht und ein ganzer Tag vergingen und noch immer hatten wir keine Aussicht, welche Majestät hinter diesen Wolkenschleiern verhüllt lag; und darum war es auch der abenteuerlichste Schauspiel, der mir je geworden, als in der zweiten Nacht auf einmal alle jene Schleier gelüftet waren und die ganze schneeweiße Pracht jener Eis- und Schneewelt im vollen, hell tagesklaren Mondeglanze vor den von solcher Ueberraschung trunkenen und verwirrten Blicken lag.

Doch nicht vorgegriffen! Wir sind ja eben erst angekommen und denken nicht im entferntesten daran, dem Tauernhaus länger als nöthig, d. h. bis zum Mittwoch, die Ehre unseres Besuches zu schenken. Der Führer, der beste und tüchtigste der Tauernthäler, ist schon gewechselt und will uns in aller Frühe abholen, damit wir noch bevor die hohen Gipfel der Tauern die Schneefelder erreicht und betreten sie das Gehen lästig machen, den Gipfel des Thales erreichen; wir gehen uns nachdem es uns vollends Abend geworden, in das kleine Kämmerchen neben abgemessenen Tisch- und Bettgeschirren zurück, haben uns abgemüdet auch mit der Wärme, auch mehr aber mit den Hoffnungen und dem Anblick gestärkt und kommen endlich die wonnige Stiege zu unserem Schlafgemach hinauf.

Dieses enthält vier Betten. Denken man sich für eine Alpenreise zusammen, so wird man nicht an „ein Zimmer für sich“ denken und sich ganz auch in eine theilen. Wer auf solchen Reisen

ein Aufsehen machen will, darf den Wagen nicht verlassen und sich in die eigentlichen Heiligthümer der Gegend, wo die Bauernschaften anfangen, nicht wagen. Eben Nr. 4 unserer Reise bläst uns ein ganz fremdes Grausen entgegen, wovon wir doch nicht verschonet. Viel Bewegungsfreiheit war uns allerdings nicht gegeben und Stehle hatten kaum Platz; zu den Fenstern konnte man auch kaum den ganzen Kopf herausstecken — aber, wie schon gesagt, wir sahen alles von der besten Seite an und herum hörte es sich: „Nun Nacht und morgen nicht verschlafen, es wird gewiß gut Wetter sein!“

Ja, wird sein — liebliche Täuschung! Ich verschlief nicht; ich brauche nur der Hälfte wiederkommen und werde selbst verschlafender Instinkten, — es war Zeit, ich machte nicht — da traf ein leiser nur zu wohlbekannter, monotoner Klang nicht leise, sondern in ungewöhnlicher Stärke mein Ohr — entsetzlich! Es regnet, nein,“ es strömte vom Himmel nieder! Und damit ich ja nicht in Zweifel sei, schrie jetzt auch eine wahre Schreckstimme zur Thür herein: „Bleiben Sie nur liegen, es kann kein Mensch über den Berg!“ Da war's freilich das Geschickteste, liegen zu bleiben und im Schlaf Aerger, Ungestüm, Verstimmung zuzuschütten. Denn das sind liebenswürdigen Verwandelungen, als es Tag geworden und das Unwetter immer noch anhielt, in unsere Stärke wieder hervorzusuchen, wer kann und das verargen?

Es gut der Kutscher war, wir konnten uns seiner nicht freuen. Freund Adolf schwärzte seine Augen nicht, und das will viel sagen, und selbst unsere Frau so liebenswürdig heiter und in bewundernswürdigen Humor alle Inconvenienzen tragende Dame konnte ihre Verstimmung nicht verbergen. Aber auch jetzt wieder handelte es sich nur um einen Entschluß; stand es einmal fest, daß wir nicht über den Tauern konnten, daß wir hier bleiben mußten, dann war gewiß auch unsere Ruhe und volle Ergebung in unser Schicksal, und sollte das auch tagelang Warten sein, wiedergefunden. Und so kam es auch. Niemand erklärte, der Uebergang könnte gar gewagt werden, aber gewiß ist die Unmöglichkeit jeder Rückkehr und möglich ist ein richtiger, unter Umständen gefährlicher Schneesturm; seiner Meinung nach müßte es am andern Tage anderes Wetter werden. Nicht darf man auf Alpenwanderungen weniger thun und nichts kraft sich empfindlicher, als den Rucksack erleichtern lassen zu wollen; darum über mußgepackt, und so mußten auch wir keinen Einspruch und richteten uns ein und versuchten es, einen Tag im Tauernhaus zu verbringen, wie wir eine Nacht glücklich herumgebracht hatten.

Und wahrlich, es ging leichter, als wir uns vorgestellt; wir gewannen unsere unfreiwillige Gefangenschaft und Herberge lieb. Die Ausrubetage thun immer nach angestrengten Wandertagen wohl, für die leibliche und geistige Erholung, das Sammeln und Ordnen ist der Erinnerung wie im Notizenbuch.

So hätten wir unsere Morgenstunden ganz gut herumgebracht, wenn uns auch nicht eine angenehme Unterbrechung unserer stillen Betrachtungen in dem Eintritt eines neuen Gastes, der in die Stube von Fuß aufgetreten war, geworden wäre. Er kam noch etwas weiter her als wir, aus Obersteiermark, und mußte noch unsere Abendruhe heute noch über den Tauern. Er legte es auch durch, aber, wie versicherte, aber den Genuß irgendeiner Aussicht zu haben. Ich fragte den liebenswürdigen, interessanten Fremdling damals nicht nach seinem Namen; erst anderen Tags erfuhr ich, daß er ein Arzt sei, daß er in den besten und reichen Verhältnissen lebte, so aber war er meist wieder in Heiligenblut, ging von einem Kranken nach Venedig, saßen und ein Jahr später in merkwürdigen Zusammentreffen in Paris und immer und in jedem Briefe hatten gedenken wir gern jener Morgenstunden im Tauernhaus, die für uns der Anfang einer reichen und innigen Freundschaft wurden.

Auch wenigstens kam ein Wanderer, aber von der entgegengesetzten Seite, vom Tauern herab den Weg daher: ein Kapuziner in brauner Kutte, den Strohhut hinterüber gehängt, ein schlichter, einfacher, gemüthlicher Mönchlein. Die Handwerker, Arzt an der Spitze, eilen, ihm entgegenzugehen, ihm die Hand zu küssen und Speise und Trank in Fülle darzureichen. Er hatte einen weiten Weg zu machen; er war von Innsbruck nach Salzburg verlegt worden und freute sich, bei der mühsamen Wanderung doch ein Stückchen der schönen Welt zu sehen, ehe ihn von neuem die Kerkermauern umgaben.

Der Kapuziner hatte schon einmal trauriges Wetter mitgebracht, wenigstens regnete es nicht mehr lang; ich glaube es mögen zu Mittag, den Nachmittag zu einer kleinen Schneewanderung angewendet, und zwar das zwei Stunden von Heiligenblut entfernte, in einem Seitenthal des Fuscher-

ein Geheimniß haben — Ich bleibe meinem Weibe treu, ich werde ſie nie betrüben, aber glücklich ſein, wenn ein vergebender Blick Deines Auges mein Gewiſſen beruhigt.

Marie.

Geben Sie dieſen Gedanken auf, der uns namenloſem Elende zuführen würde —

Heinrich.

Ich habe Dich verrathen, ich habe Deine Zukunft verſchüttet.

Marie.

So können Sie's nicht wieder gut machen. Wie ſollt' ich daſtehen — ich darf nicht —

Heinrich.

Du ſtehſt arm und verlaſſen in der Welt — durch meine Schuld. In einer feierlichen Stunde hab' ich einſt Deinen Eltern geſchworen, Dich nie zu verlaſſen und ich verließ Dich, ich Undankbarer!

Marie
(ſchwärmeriſch).

Die Welle reißt ſich von dem Ufer los und ſtirbt im Ocean. Ich darf — ich kann nicht — (will fort).

Heinrich
(ſie entſchloſſen zurückführend).

Marie, wenn Dir an dem Glück meiner Gattin etwas gelegen iſt, wenn Du meinen Kindern den Vater

dem Berchtesgadener Thal, liegende Bad St.-Wolfgang zu besuchen.

Bei uns „Im Reich" ist freilich St.-Wolfgang ein sehr obscures, wol gänzlich unbekanntes Bad, allein im Salzburger Land rangirt es gleich nach Gastein, und wenn es auch, wie ich gleich dem freundlichen Leser zeigen werde, noch auf sehr primitiver Stufe steht, so zählt es doch jährlich 3—400 Gäste. Mich gelüstete es, einmal einen solchen, tief in den Bergen drin liegenden, weltabgeschiedenen Badeaufenthalt zu schauen, und rasch war ich in seine Einsamkeit eingedrungen. Er hält sich allerdings sehr versteckt; nur eine enge und steil ansteigende Schlucht führt zu ihm. Es war ein einsamer, öder Weg; nichts verrieth die Nähe eines Badeorts; da zeigten sich an der Höhe bei einigen verkrüppelten Tannen ein paar sehr einfache Bänke: alle Promenadenpunkte der Curgäste und hier ein Häuschen mit heiterem Altan und auf diesem ein paar Damen, alle schon Curgäste selbst; — und nun, bei einer Biegung des Wegs, erblickt man auf einem etwas erweiterten Raum des engen, von hohen, tief finsterlich abfallenden Bergen umschlossenen Thales das neue Badehaus selbst, ein einfaches, im Alpenstil erbautes dreistöckiges Haus, ihm gegenüber die Kirche. Früher — denn St.-Wolfgang war schon ziemlich berühmt und besucht — war viele größer und ansehnlicher; allein im Jahre 1786 verheerte eine Wasserflut, die vom Mönchsberg niederfuhr, Kirche, Badehaus und Stallungen.

Es ist eine wahre Nachtherberge, die sich das Bad erwählt hat; das Donnern der Lawinen und Wasserbrüche weckt die Gäste manchmal aus dem Schlaf. Allein es ist gut für sie, daß sie doch manchmal wenigstens eine elementare Abwechslung haben; denn ihr einsames, einförmiges Leben muß blutarmen englischen Lords ähnlich sein. Die Leute mit der Welt sind in St.-Wolfgang so ziemlich ganz gleich. Ich gweiß halt, es nur die Post jede Woche den Weg hinauf findet; die einzige vorhandene Zeitung wenigstens war sehr alten Datums. Sie lag im „Sprechsaal", dem Curhaus von St.-Wolfgang, auf. Ihr dürft euch unter diesem ein sehr bescheidenes langes, niedriges Zimmer denken, das eure Phantasie mit möglichst einfacher Einrichtung, also ja nicht mit Sopha oder Polstersesseln, ausstatten mag. An der Thür hing in sonderbarer Orthographie der Tarif des Badelebens angeschrieben; billig, fürwahr billig konnte derselbe allerdings und darum verdient St.-Wolfgang einen Stern unter den deutschen Bädern. Ich glaube, mit dem Gut einer Woche für Baden-Baden könnte man hier einen ganzen Sommer anbringen.

Ein Theil der Badegesellschaft war im „Sprechsaal" versammelt; ein ungefähr in der Mitte seiner gemeinsamen Lebensdauer befindliches Ehepaar, dessen weibliche Hälfte höhere Politik trieb und sich in beständigen heftigen Controversen mit einem Preußer erging, welcher seiner Lebhaftigkeit selbst im Ausnahmszustand des Badelebens nicht untreu werden konnte, indem er wenigstens dem Gemahl seines politischen Widerparts Unterricht in dem edeln Spiel des „Zwickens" gab; dann ein ganz kriegerisches Jüngferinnen des Gretchentrumpfs; auch etliche Verwerfer des Bauernstandes, die es für ihre Pflicht hielten, zu schweigen und höchstens nur über ein paar bedrängen ihnen hingeworfene Worte der „Nobilire" zu lachen. Es war eine gewisse Unruhe in der Gesellschaft; man sah hinaus, auf die Uhr, fragte, horchte und redete immer von „dem Herrn Doctor", der doch jeden Augenblick kommen muß. Es mußte der Löwe des Bades, die Centralsonne dieser abgelegenen Sternenwelt sein; endlich entstand ein allgemeiner Tumult; der Erwartete erschien, wahrscheinlich von einem Bergausflug zurückkehrend, in durchnäßter Joppe, Alpenrosensträußchen an die Damen vertheilend. Der arme Mensch konnte nicht zu Athem, geschweige denn zur Möglichkeit eines trockenen Rockes kommen, so stürmte die viel zu vollzählige Badegesellschaft — denn ein halbes Dutzend Damen war ihm ins Zimmer nachgerückt — auf ihn ein. „Wo haben Sie denn eigentlich gesteckt, Herr Doctor?" — „Ach, auf der Raxalp! Hat's dort auch so geregnet?" — „Nun, ziehen Sie sich nur um!" — „Sie müssen Thee mit uns trinken, Herr Doctor!" — „Nein, nein, mit mir!" — „Ach, was Thee, Erdbeeren essen Sie mit mir!" so gellte es in den verschiedensten Stimmen durcheinander und dem Badelieblig ins Ohr. „Nicht wahr, Sie glauben auch, daß Gemsbock! halb gestimmen muß?" rief die Polnische dazwischen. „Können Sie auch zwicken?" fragte ihr Gemahl. „Eine Partie Domino nachher, Herr Doctor!" hieß es dort wieder, und hier: „Sie, Herr Doctor, sagen Sie doch —". Aber der Herr Doctor war verschwunden; jetzt war so beschäftigt, den Löwen für sich haftbar zu machen, daß eigentlich keiner bemerkte, daß er sich ganz leise aus dem Tumult gemacht und so ver-

nigstens das beste Theil eines Umzugs erwählt hatte.

Das Verschwinden des Doctors kam mir zugute. Ein „Fremder", der nur „vergnügungshalber" heraufkam, war eine zu seltene Erscheinung, als daß man nicht von ihm hätte Notiz nehmen sollen. Man suchte sich und sein Bad im bestmöglichen Lichte darzustellen, beantwortete bereitwilligst alle meine Fragen nach Quelle und Wasser, Bad und Badeleben, so man mir nötigte die für einen Gorgel bestimmten kühlen Getränke ab und wußte sich sichtlich geehrt haben, hätte man gemußt, daß auch „der fremde Herr" „das schöne Bad" durch eine wohlwollend-getreue Beschreibung verherrlichen würde.

Ganz zufrieden gestellt über meinen Ausflug, trat ich den Rückweg nach meinem Standquartier an, den Geliebten von meinen Erlebnissen treulich Bericht zu erstatten. Auch sie hatten mir manches zu erzählen. Wieder war ein Patient dagewesen, ein Magdeburger, der den Gliedern bedürfen, wegen des Wetters aber auch nur geringen Lohn seiner Mühe gehabt hatte. Die Maler hatten einige der Hausbewohner und -Bewohnerinnen in ihrem Gebiete gezeichnet und die Gesellschaft gingen ganz stolz unter dem andern Gesinde herum; es war viel Humor in diesen Zeichnungen, noch mehr aber in den Karten, mit denen jene abends spielten; sie hatten sie selbst gefertigt und mit Bildern aus dem Tannenhaus und den Porträts fast aller seiner Insassen geschmückt; **echte Künstlerlust und -Erfindung!**

Wieder saßen wir behaglich und guter Dinge in dem warmen Verschlage neben der großen Stube und tranken noch einmal auf das Wohl des Tannenhauses, des es so verschmähen und nun so sich gewordenen — und dann doch auf friedlichen Abschied und glückliches Wiederkommen. Und dann schien es nun auch endlich gute Aussicht zu geben; wir durften ruhiger als gestern zu Bett gehen. Wir wollten die Ersten sein, die in der Frühe aufbrachen; wir gingen auch die Letzten zur Ruhe. Im Hause blieb's noch lange lebendig. Spät abends waren noch Neulinge angekommen, wo war für sie noch Platz aufzufinden? Nes wußte sich zu helfen; die Mägde wurden in die Heuwagen gelegt und die Fremden in deren Kammer — natürlich ohne jegliche Veränderung der Lagerstätte — einquartiert. Die fanden natürlich die eminenten Anderungen der rechten Bücher noch mehr belästigt, als wir es gefunden hatten.

Diesmal war es ein anderes Erwachen! Voll, klar und lockend schien der Mond durchs kleine Fenster herein; in seinem magischen Lichte doppelt verklärt erwartete uns die Wunderwelt draußen. Wir waren zum Uebergang gerüstet. Ein Morgen dämmerte für mich herauf, der zu den großartigsten meiner Reiseerlebnisse gehört. Ihn zu schildern, ist hier nicht mehr der Ort; denn als er angebrochen, war das Tannenhaus, dem viele Erinnerungsfäden galt, bereits längst dem Blick entschwunden.

Der Witterungskalender.

Bei all den Sprüchwörtern, die die Witterung auf einzelne Tage vorherbestimmen, den sogenannten Bauernregeln, ist zwar ebenso wenig peinliche Genauigkeit als höhere Glaubwürdigkeit anzunehmen. Selbst ein verkehrter Aberglaube liegt ihnen zu Grunde, indem sich das Wetter nach den Namen richten soll oder auch dem Heer, die gerade an dem Tage im Kalender stehen. Bei andern ist die ganze Beobachtung, die auf einzelnen Erfahrungen beruht, nur auf ein gewisses Klima, auf eine gewisse Art von Boden und Gewächsen gegründet, wird aber so bestimmt ausgedrückt, als ob es überall so wäre und sein müßte. Aber längnen kann man nicht, daß mancher Schäfer, Fischer und Landmann aus der Luft, dem Wasser, von Thieren Witterungsbeobachtungen herausgenommen hat, die wenigstens ebenso sicher sind als die bisherigen Erfahrungen der gelehrtesten **Witterungsbeobachter.**

Aus diesem Grunde theilen wir folgende, mit Bemerkungen versehene Kalendersprüche mit.

Im Januar heißt es:

Kühler Sonnenschein
Läßt den Hirt in die Winter gehn.

Um diese Zeit scheint sich die Natur allmählich wieder zu beleben; wenigstens wird ihre Bewegung im Pflanzenreiche wieder merklich.

Frühlingsluft regelt,
Macht den Bauer zum Hantler.

Jeder Himmel an diesem Tage ist einen wenigen Frühling und überhaupt ein fruchtbares Jahr bedeutend; natürlich wollte man damit überhaupt sagen, daß ein frischer Lebensmut die Fruchtbarkeit befördere.

Es sagt der Bauer,
Ein kurzer Hermann (Lebensart) ist ein kurzes (Leben).

Die Kälte dauert gleichsam auf den folgenden Monat, wenigstens hat man gewöhnliche Kälte bei

Vorjahres zu fürchten; aus der Ursache will der Landmann im Februar Nordwinde, damit sie nicht im März und April kommen. Wider einen warmen Februar hatten schon die Alten die Redensart: „Sie wollten lieber einen hungrigen Wolf als einen Mann im Hemde auf dem Felde arbeiten sehen." Dem ähnlich ist der Spruch: „Auf Lichtmeßen hat der Schäfer lieber den Wolf im Stalle als die Sonne". Jedenfalls ist es Aberglaube, daß man diesen einzigen Tag (den 2. Februar) für gar zu bedeutsam hält.

So lange die Kerze vor Lichtmeßen brennt,
So lange schweigt sie nach Lichtmeßen still.

Das soll wieder die Warnung geben, auf einen gelinden Januar und Februar sei späte Kälte für März und April zu fürchten.

Matthes bricht Eis,
Findet er keins, so macht er eins.
Nach Matthesi geht kein Fuchs über Eis.

Um diese Zeit, den 24. Februar, nimmt der Winter Abschied; weder der Fuchs noch ein behutsamer Mensch vertraut sich dann noch dem Eise mehr.

Lichtmeß, Mariä Reinigung

Oder:

Wenn sich die Tage beginnen zu längen (Januar),
So beginnt sich der Winter zu strengen.

Die Sonne ist noch von schwacher Wirkung, die Nächte sind lang, der Boden naß, die Kälte muß also bis in den Februar fortdauern, obgleich die Tage allmählich länger werden. Man könnte ebenso richtig sagen: Wenn die Nächte beginnen zu kürzen — So kommt erst der Sommer gekürzen.

Strenge Winternächte, weiße Ostern
Warmes nasses Frühjahr, so wachsen sie gern.

Das letztere erklärt das erste: Fürchte den Frost im März und April, wenn er im Januar und Februar sein Recht versäumte.

Märzschnee ist dem Getreide gleich
Gutes, kaltes März
Ist der Bauern Schmerz.

Im Februar fängt gewöhnlich der Schnee an zu schmelzen und dringt in die Erde. Thaut es nun im März tüchtig auf, so wird die Erde sehr durchgefeuchtet. Die Kälte hat den getrockneten Boden gelockert; in diese Ritze dringt die Nässe und die Erde wird ungleich, um gepflügt, gegraben, bebaut zu werden. Im trockenen März dagegen trocknet der Boden und gibt sich von selbst wieder zusammen, obgleich er immer locker und feucht bleibt, aber nicht so viel Nässe behält; nun kann er gut umgearbeitet, der Same gut gezogt werden und kann gut wurzeln. Bei übrigens gleichen Umständen ist demnach nach einem trockenen März ein fruchtbareres Jahr zu erwarten als nach einem sehr feuchten.

Märzenschnee
Thut den Früchten weh

Unmöglich aber Schnee, der im März fällt, sondern der liegen bleibt, sonst würden Korn und Früchte gar in keinem Jahr gedeihen; dieser schadet wie alle überflüssige Nässe dieser Jahreszeit. Ob dieser Schnee eine solche verderbende Kraft habe, daß die Alten gewissermaßen mit Grund sagen konnten: „Er schade den Früchten, wenn man ihn auch nur im Sacke über das Feld trage" — das läßt sich wol nicht ganz behaupten, aber auch nicht ganz leugnen.

So lange der Schnee vor Mariä (25. April) aber vor
Marien (25. März) schneit
So lange mußen sie nach Mariä oder Marien schweigen.

In einige Wärme pflegt spätere Kälte auf sich folgend zu haben — weiter sagen beide Sprüche nichts.

Viel Schnee, viel Heu — aber wenig Korn und Früchte.

Viel Schnee, also viel Wasser — viel Gras, denn wasserreiche Jahre geben gewöhnlich reiche Heuernten. Salzen oder Laugen, die Bestandtheile der Pflanzen, welche hier für Gartengewächse und Fruchtbäume überhaupt stehen, erfordern, wie das Getreide, weniger Schnee oder Nässe, wenn sie gut gerathen sollen.

Arther Donner, hoher Hunger

Donner im März soll ein fruchtbares Jahr bedeuten.

März bringt den Pflug beim Stert,
Donnert's April, daß's Haus erzittert,
März ist der Bauern Schatz,
April macht sie werden in die Stadt (Stadt).

Der Landmann klagt im März an zu ackern, die Lämmer spielen schon in den Sonnenstrahlen der heitern Tage; aber der April mit seinen Stürmen, Schneegrübern und Hagelschauern verjagt den Feldarbeiter vom Acker und die Lämmer in den wärmern Stall.

Launischer April
Ist nicht der Bauern Will.

Wenn die im März gewünschte Trockenheit im April fortwährt, so besorgt der Landmann Gefahr für das Keimen und Fortkommen der Pflanzen. Den Aprilschnee, der sich bald auflöst, sieht er so sehr, daß er ihm sogar eine besondere düngende Kraft zuschreibt.

Trockener März, nasser April und kühler Mai
Füllt Scheuern, Keller und Lunge voll Heu

Oder:

Marmont fuhl nor Brachmond (Juni) nap
Hüllen beide Beben und Kalt.

Nachtfröste verhütet man sich im Mai, doch wünscht man kühle Luft, damit das Getreide nicht vor der Zeit an Stroh grünmar und an Körnern verliere; theils auch, damit das Vorend Eäte nicht zu sehr austrocknen. Ein durchaus trockener Juni würde manche Gewächse zur Reife bringen, ehe sie Samen und Körner gelegt hätten.

Pflanzt manchest nicht aus der Kirche,
Es reifet gerne einen Baum an.

Pilatus hält hier die ganze „Stille Woche" vor; sie gehe selten ohne Schnee oder Hagel vorüber, nicht, weil sie die „Stille" oder „Leidenswoche" heißt, sondern weil sie gewöhnlich gegen das Ende des März oder zu Anfang April in einer sehr stürmischen Zeit einmit.

Gang-Georg mit Donn Monde (von 23. und 25. April)
Trohen viel Regt

Diese beiden Tage wie auch die spätern Pancratius und Servatius (der 12. und 13. Mai) sind auch über Witterung wegen sehr wichtig; das ist aber wieder nicht von der Jahreszeit, zu welcher diese Tage gehören, als von ihnen selber zu nehmen.

Der Mai ist selten so gut,
Er hat dem Januarlicht nur einen Hut.

Er bringt bisweilen noch Schnee, man ist nicht ganz sicher davor.

Auf Sanct-Urban (den 25. Mai) ist gar Obstbaum nicht
gerathen noch verdorben.

Es ist noch so weit zurück, daß es nicht mit Sicherheit anzunehmen ist, wie die Ernte ausfällt.

Nasse Pfingsten, selte Weihnachten.

Pfingsten fällt oft im Juni, soll aber nas sein wie der ganze Monat; besonders hat die Gerste Regen nöthig, damit die Aehre nicht zurückbleibe.

Wenn wir singen: „Nun bitten wir den Heil'gen Geist"
Dann gibt der Regen allermeist.

Um Pfingsten nimmt der **alte Verstand** es mit der jungen Saat es noch nicht zu bekümmern; beide Umstände und vielleicht auch noch andere erhöhen den Getreidepreis.

Sonnenschein im Brachmonat macht Korn und Land.

Nicht zu heftige Nordwinde mögen für die Zeit noch nicht für sehr nachtheilig gehalten werden.

Nordwind im Juni bringt keinen Heu mehr hin,
Der dem Bauersmann gefährlich sein.

Wenigstens in solcher Art in unsern Gegenden ist er außerordentlich.

Vor Johannis muß man am Regen bitten,
Nach Johannis kommt er von selbst.

Der Juli ist die gewöhnliche Regenzeit.

Was der August nicht kocht,
Läßt der September ungebraten.

Weil im September die Sonnenhitze merklich nachläßt und die längern Nächte kälter werden.

Wie die Glock in der Frauen singt,
So singt sie auch wieder heraus.

Das erstere geschieht auf Regidius (den 1. September), **das letztere vier Wochen später.** Das Sprichwort will sagen: zu beiden Zeiten soll sich das Wetter gleich sein; aber die Erfahrung ist ebenso unzuverlässig als der Grund.

Mariä Himmelfahrt (15. August) hat Sonnenschein,
Bringt gewöhnlich gute guten Wein.

Der Tag allein macht es nicht, sondern der ganze Monat (Mochmonat).

Wenn's am Sonnenstein (22. Januar)
Hallt die Bäch' mit Wein.

Sanct-Paulus (25. Januar) hat,
Bringt gutes Jahr.

Ist es Gregorii (12. März) klar,
Bringt es ein gutes Jahr.

Drei Sprüche, bei welchen entweder **sich nichts als Aberglaube zu Grunde liegt oder doch die** einzelnen Tage nur genannt und einige Zeit vor und nach ihnen gemeint ist.

Matthäus teilt das Licht aus,
Macht Nächte wieder gut.

Von Moritz (22. März) an **beeren die Abende des Gestirnes bei Licht auf**, mit Michaelis fangen sie wieder an. In einigen Gegenden ist es noch bei einigen Handwerkern Sitte, daß man den Gesellen einen „Lichtbraten" geben muß, ehe sie diesen bekommen haben, arbeiten sie nicht bei Licht.

Allerheiligen (1. November) bringt einen großen Sommer.

Im November, früher oder später, pflegen noch einige warme Tage mit einzutreten.

Die Tage (Paulus, den 25. December)
Macht den Tag lange.

Der bis dahin gleichsam bergab laufende Jahr wird flacher, indem sich zu ebnen und traten Weg anzukündigen. **G. J.**

Der neue Kreder: Das Gebäude der Königsberger, in südlicher Richtung

Die Baronin von Gravenreuth, geb. Gräfin Hirſchberg, und mein „Plagiat“ an ihrer Lebensbeſchreibung.

Die Leſer der „Unterhaltungen“ ſind nicht gewohnt, den Herausgeber derſelben zu oft von ſeinen eigenen Angelegenheiten ſprechen zu hören.

Mögen die folgenden Mittheilungen ausnahmsweiſe deshalb geſtattet ſein, weil ſie vielleicht „unterhaltend“ genug ſind, um eine „Literaturnovelle“ genannt zu werden.

Der Gegenſtand iſt die zuerſt in hamburger Blättern von Wien herüber gegen mich erhobene Anklage, ich hätte bei meinem „Zauberer von Rom“ ein mir zur Publication anvertraut geweſenes Manuſcript benutzt; eine Anklage, die jetzt die Verfaſſerin des letztern in einer auch ihrerſeits erfolgten Erklärung zwar im weſentlichen nur auf „mehrere Charaktere und Situationen“ mediſizirt, aber doch aufrecht erhält und durch eine „Broſchüre“ beweiſen will.

Es wird niemand, der mit geſunder Vernunft begabt iſt, verlangen, daß ich in einem aus mehr als 3000 engen Druckſeiten beſtehenden Werke nicht auch zahlreich mir Erzähltes und Geleſenes benutzt und in meiner Weiſe verarbeitet haben dürfte. Doch zieh' ich vor, über dieſen Punkt nicht zu ſchweigen. Die in Frage ſtehende Lebensgeſchichte iſt nicht gedruckt und man könnte Wunder glauben, was ich aus ihr entnommen hätte. Auch kann ſie alle Tage aus meinem Roman anſtandslos vernichtet und erſetzt werden.

Noch ehe ich meine „Ritter vom Geiſte“ ganz beendet, war zu dem Herrn Verleger derſelben oft von mir geäußert worden, daß ich ein zweites Culturgemälde ſüdlicher Verhältniſſe, vorzugsweiſe den Katholicismus betreffender, entwerfen und zur fünftigen Herausgabe vorbereiten würde. Dieſe ſchon 1851 vor Vollendung der „Ritter vom Geiſte“ vollſtändig ergriffene Idee beſtand ſich auf eine Anhäufung von Studien und Erfahrungen, wie ich ſie theils jahrelang ſchon gemacht hatte, theils noch machen wollte. Die Anlage des Gewebes, das ich verſuchte, bildete ein Prieſterleben, das ich ſchon 1851 (und zwar in Verſen) begann und worüber ſich die Spuren im „Zauberer von Rom“ Band II, S. 53 finden. Aus der Anſchauung zweier an einem ſtillen Meer ſich ergänzender und langſam ſich verzehrender Herzen entſtand die Grundanſchauung des Ganzen, deſſen Verlorm ich beim Sichten des Materials anlegte. Ein Prieſter und eine Prieſterin waren die Helden des neuen Culturbildes, das ich verſuchen wollte.

Angelika, ſpäter Paula, nannte ich das Prinzip, das ich mir von vornherein als die Eva dachte. Eine elfenhafte Jungfrau, eine Seherin, eine Traumverlorene, eine zweite Hildegard, eine idealiſirte Nonne von Dülmen. Die „rothe Erde“, das Wunderland der Schauplatz. Die Seherin, eine Gräfin, ſollte entwickelt werden von ihren zarteſten Anfängen, ihrem Kindesleben an. Dies Kindesleben mußte ſeiner Natur nach ſchon den Keim einer ſeltſamerlichen Lebensentwickelung bergen. Das Kind Paula mußte krank ſein.

Dieſe erſte Anlage des neuen Werks ſteht faſt wörtlich ſo in meinem Notizbüchern vom Jahre 1851.*)

Ein krankes Kindesleben, das in ſtiller Einſamkeit und Beſchaulichkeit früh ſchon auf die Spiele der Phantaſie hingewieſen wurde, verband ſich mir mit einem Lieblingsgedanken, den ich ſchon ſeit dem Jahre 1835 hegte. Die Schweſter meiner eigenen Frau lag zwei Jahre in einer orthopädiſchen Heilanſtalt auf dem Streckbett. Immer und immer, bei wiederholten Begegnungen mit Familien, deren Kinder auf dem Streckbett lagen, trat mir das alte Verlangen entgegen, zu ſchildern, wie wol bei ſolchem jahrelangen Abſcheiden des Kindergemüths von Spiel und Erholung, vom Tummelplatz jugendlicher Lebensluſt, wie ſich namentlich ein Mädchen entwickeln würde, das jahrelang in Gebundenheit auf einem Prokruſtebett ausharren müſſe. Der Eindruck wiederholte ſich bei Verwandten. Er wiederholte ſich bei einer Tochter meines Freundes Emil Devrient. Dem berühmten Orthopäden Dr. Langgaard in Hamburg ſprach ich ſchon vor Jahren, daß ich in der Schilderung einer orthopädiſchen Heilanſtalt eine Dichteraufgabe erblickte.

Mit gründlicher Fertigkeit und ſchon vorarbeitend im IX. 1851 geſchriebenen Bande meiner „Ritter vom Geiſte“ in den Scenen, wo Olga, ein todtes Kind, in Starrheit und ſcheinbarer Lebloſigkeit auf einem Bett, umgeben von Prieſtern und von einem Kreuz magnetiſirt liegt. Band IX, S. 44 — ſtand vor meinen Augen die Geſtalt der Gräfin Paula als einer aus einem leichten Hüſteleiden (da natürlich ſeine Entſtehung des Körpers zufällig war), und aus einem durch das Streckbett geweckten und genährten Phantaſieleben ſich zur Willensärtin Durchringenden. Für die zweite Hälfte. Für gegenüber ein Prieſter. Das Thema einer ſolchen Liebe iſt ja weit. Müller's „Siegfried“ gab einer Modelſtimmung die Richtung. Den vielen Anregungen, die ich Studien, mündlichen und ſchriftlichen Belehrungen über Katholicismus verdanke, hätte entſprechen können, daß Paula auch jenes Kind war, das einem Prieſter bei ſeiner Weihe als geiſtliche Braut angetraut wird. Der Gedanke reizte, ich ließ ihn fallen, weil er erkannt ſchon benutzt iſt (in „Thomas Thomas“: ähnlich auch in Anderſen's „Improviſator“) und weil die Jahre ſich nicht entſprechen. Alles das meine Gedankenarbeit im Jahre 1851.

Während der Vorbereitungen zum weitern Aufbau dieſes Werkes erhielt ich im Jahre 1853 ein Manuſcript zugeſchickt, in welchem ein abenteuerlicher, ich möchte ſagen Univerſal-Lebenslauf einer Frau — von Kindheitsjahren an bis zum gereifteren Alter — erzählt wird und in welchem ſich neben einer Fülle Details,

*) Auf Grund genommener Einſicht in jene und verſchiedener Bücher und gewiſſenhafter Vergleichung aller einſchlagenden Daten beſtätigen dies: Advocat Engel, Advocat und Notar Jaſtrow, Dr. Robert Geiſler, Notar Gleiſer, Gerichts-Secretär Hamelow, Advocat und Notar Jaſtrow.

der in einer Kindererziehung einschlagen, auch eine orthopädische Anstalt erwähnt und geschildert befindet, geschildert in einer Menge, der Heilkin der Biographie gleichalteriger Kindern, geschildert in grauenerregenden Details über — Dinge, die ich nicht nennen will. In der Mitte des Manuscripts, nicht beim Geschlecht eines Kindes mehr, wie bei mir, kommt die Heilkin als wilder Frau, geschieden von ihrem Manne, als Declamatorin auf dem Lande herumgehend, nach hundert Abenteuern, den Inhalt aller Romane bildenden Lebensmotiven, auch auf einer Orgie, wo sie sonnenklar wird. In ihren Träumen begegnet sie der Mutter, deren Liebe sie beschworen wäre, jetzt in Baiern von Ort zu Ort und wird für eine Geisterbeschwörerin, der die Polizei nur als Landstreicherin auflaufen, in der münchener Irrenanstalt gehalten.

Wußte ich nun, nachdem ich unter fairbotsprech abwechselnden Namen auch dies gelesen, meine schon seit zwei Jahren in mir lebende Pauke als Geschwätzerin und Diskordin aufgeben? Ich kann sie aus Grund sagen. Im Gegentheil, meine Combination zwang mich, dieselbe Arbeit zu wählen. Es gab nur einer damals in ganz Deutschland, der hierher paßte, die in den dreißiger Jahren fast täglich in der „Allgemeinen Zeitung“ empfohlene. Ich benutzte sie für das erste Eintreten des Katheterismus in mein Buch, sie gehörte mir so gut wie jedem andern. Jetzt erfuhr, daß ich der Heine'sche Normalanstalt in Würzburg meine.

Zu den Leiden eines Schriftstellers meiner Stellung gehört der Zudrang von Manuscripten, der nicht endet. Ein genannter Name ist eine offene Adresse, an die sich jedermann wendet, der seine Arbeit probiert. Man schickt Manuscripte und verlangt sogar Verleger. Ist man dann noch Redacteur einer Unterhaltungszeitschrift, so ergießt sich die Fülle von gelesenen und zurückgeschickten Manuscripten Romanenanfänge bei jährlich in die Hunderte. Wie hoch sollte einst Autors und Redacteurs harren, wenn er bei seinem Manuscripte sagen müßte: Da ist ein Abend auf der heidelberger Terrasse geschildert — nun darfst du nicht mehr ein Gleiches thun! Da ist ein tendenziöses Kaffeehaus gesprochen — das ist hier von jetzt an verboten! Da wird der rührende Gedanke von blinden Kindern in einem Blindeninstitut erwähnt — diese Motive mußte ich aus meinen Wege schaffen, so ob der Inhalt einer Combination sich auch daraus führen könnte! Den Culturmaler unserer Zeit, wie man mich hier und da zu nennen so freundlich ist, hat vorzugsweise in seinen Anschauungen, seinen Sammlungen, seinen Vorzeichnungen, in schreiend eingelegten Collectaneen sich Themata gestellt, die gerade ihm zunächst liegen, ein Raubes Haus, eine Antwanderarbeiterei, eine Diskussionsanstalt, einen Einblick in die Sphäre der Heilgymnastik — nichts kann ihm gelegener sein als die Erziehungssphäre, die ich selbst in meiner „Seraphine“ bis zur orthopädischen Anstalt schon berührte. Der Gemmenbildhauer ist vollends ein Hebel in der Romanenwelt, der für abgenutzt gelten kann. Im Hochrot meiner „Ritter vom Geiste“ hab' ich Mondsucht behandelt. Vor zwei Jahren schickte mir eben von P. in Posen ein Manuscript: „Eine Diskordin“. Schalkheitweise hatte ich drei Jahre vorher selbst „Verbannen“ geschildert. Noch vor wenig Tagen schickt' ich eine „Herbstnacht“ zurück; zum Glück befindet sich schon im „Zauberer von Rom“, Band V, S. 4, eine Anspielung auf den Tanz der Herbstnacht. Die Gemeinsamen und Choralbuch, die einem Autor meiner Lage seit Jahren in Manuscripten vorkommen, sind nicht zu zählen. Ja sie werden, selbst wenn es sie nicht drucken lassen kann, oft angesprochen, oft angeregt und seine geistige Thätigkeit gefördert haben. Kaum ich in dem Lebenslauf, von dem ich erzähle, eine Beschreibung von vielerlei auf dem Gebiete begabten Kindern, so bestätigte und ergänzte die Schilderung nur meine eigene Ansicht. Kann ich tausend Seiten weiter eine Gemmenbuch, so war dies — ob eine echte oder falsche — eine Erscheinung, die ich vergleichen konnte mit einer großen Zahl von Schriften, die ich kannte, und persönlicher Bekanntschaft der Frau Dr. Auguste H. in Dresden, mit einer früheren Beobachtung in Frankfurt am Main über das Verhältniß von Frau Legationsrath D. und Dr. Gatzert, mit einem noch täglich in nächster Nähe mir vor Augen lebenden Beispiele magnetischen Lebens u. s. w. Nimmermehr ist meine „arme“ Phantasie, die gern neuschaffige Romane erfunden hat, in der That gewesen, die würzburger Gedächtnis und den Gemmenbildhauer erst von einem gelesenen Manuscript kennen zu lernen!

Jeder andere bescheidene und aufrichtige Autor würde ich gebeten haben, in meinem Roman Gyges zu fahren, daß ich ihr Leben mit Eindruck las. Nichts weiß seinem Manuscripte dadurch von seinem Werthe genommen. Ich hätte sogar Bd. I, S. 359, wo ich in aller Offenheit eine einfache katholische Notiz von wenigen Zeilen aus jenem Leben mittheile, es ausdrücklich nennen dürfen.

Erzählen wir, wie mein nähreres Verhältniß zu jener Lebensbeschreibung mit der Zeit die Verfasserin zu dem Wunsch bekommte, ich möchte die Memoiren ihres Lebens sichtbarlich benutzen.

Unterm 24. April 1863 schreibt mir aus Nizza bei Lille eine Baronin Charlotte von Grotenreuth, geborene Gräfin Hardenberg, sie hätte mich andere Leben, der Welt ihr Leben zu verkünden. „Andere Leben von einer adeligen Familie, um einen Kreis von Angehörigen wegen allen Schicksalen preiszugeben“, hätte sie ihr Leben aufgeschrieben. „Durch Sie bearbeitet, wird meine Lebensgeschichte das interessanteste Werk der Jetztzeit.“ Im Verlauf des schmeichelhaften Briefs war die Rede von einer gelesenen — Theaterunternehmung in Rußland — —

Diese Theaterunternehmung in Rußland und eine bairische Gräfin — und viel Verpreisung und ein Kasten des Wunsch — was sie hinzufügte — Ich schrieb ihr mit allem einer gehörigen Courtoisie gebil-

renden Formen, in möchte mir gerne ihr Leben schaffen.

Ein mehrere Pfund schweres Manuskript kam an. Ich begann die Lektüre in der Voraussetzung, es handelte sich um eine Unglückliche, Verkannte, Verzweifelnde, der ein Recht, der Hülfe verschafft werden müsse.

Die Gräfin ist eine Baierin, ihr Vater Offizier; er fällt in Tirol für Napoleon. Offizierstochter, Gräfin und sie in München, im exemplarischen Adelsinstitut erzogen. Ihr Kinderleben, ihre Laufe einer Hofdame, ihre Genossinnen. Die Töchter des Königs Max sind ihre Mitschülerinnen, die jetzt noch lebenden Königinnen von Preußen, Sachsen, Erzherzoginnen von Oestreich. Ihr Wuchs entwickelt sich nicht. König Max schickt sie nach der von ihm protegierten würzburger Ressource. Sie liegt auf dem Sterbebett, macht Bekanntschaft mit einer Menge leidender Kinder. Sie schildert allerlei Charaktere, zarte, gebrechliche, mutwillige, ja frivole. Einem, nach ihrer Behauptung, soll meine Paula „nachgebildet" sein. Aber sie schildert auch eine Russin, die exzentrisch unter einer Fülle ihrer Muster leidet, ein Motiv, das ich drei Jahre früher in den „Rittern vom Geiste" in der Russin Olga und Adele Wildmeister, ihrer Mutter, mir selbst erfand. Der Aufenthalt endigt mit einer Verleumdung wegen einer Liebschaft und mit einem sittlichen Attentat, das mir nicht erzählen können. Neue Carrière. Ein Paar alte Verwandte auf dem Lande, wo sie weilen soll. Ein Präsident ihr Onkel. Neues Attentat auf ihre Tugend. München, Starenberg — der Hof wechselt, die Laufe Hofdame. Neue Verheirathung ihrer Mutter. Gebirgsklima u. s. w., u. s. w.

Ich gab die Mitte etwa zur Hälfte zurück. Ich sah bei aller Oberflächlichkeit des Inhalts ein wirkliches Leben. Mochte die Darstellung grauenhaft unwahr, phrasenhaft, unsittlich der Inhalt sein, es stand alles handgreiflich vor dem Auge. Ich gedachte der „unglücklichen" Lage der Frau, sah die Verwandten in dem Licht, das sie über ihre Handlungsweise verbreitete, ich glaubte, diese Biographie könne zur Verherrlichung und Verklärung alles Entsetzlichen erscheinen. Auch schrieb ich das der Baronin nach Lübeck. Ich sagte ihr, daß ich bisjetzt trotz noch nicht benutzten Leben an die Möglichkeit einer Ueberarbeitung glaubte und „Denkwürdigkeiten einer deutschen Gräfin" gewiß als ein merkwürdiges Buch unserer Zeit und deutscher Unsittlichkeit einen Verlager finden und sie aus ihrer unglücklichen Lage retten würden. In einem literarischen Kreis, dem Auerbach, Julius Hammer, die Brüder Duncker und mehrere andere bewohnten, trat ich, erfüllt von der Absicht, der Frau zu helfen, ergählte einige Scenen, wo der Schweigrammatiker der Ignaz vom verheiratheten Baronin, eine gräflich Liebeskunst über Ihre, nachgt vor ihrem Gatte erscheint, etwa so spukend, wie in der „Maria von Lowood" eine solche Gestalt vorkommt. Ich erzählte die Mysterien der orthodoxen Unkeuschheit — mit dem ausdrücklich hinzugeworfenen Zwischensatz: Uebrigens eine Lieblingsidee von mir, ein auf dem Standbett vorgetragenes Kindergemälde zu schildern! Denn warf ich die Frage auf, wozu denn eine Bearbeitung, natürlich mit Hinweglassung aller Zweideutigkeiten, zu haben wäre?

Die Meinungen waren getheilt und neigten zuletzt auf die Seite der Verneinung. Das Zweideutigen wäre zu viel, die Conflicte mit den Verwandten wären zu gefahrvoll. Auch die Meinung eines angesehenen Buchhändlers sprach dagegen.

Die Briefe von Lilli drängten und drängten ungestüm. Ich las weiter und sah allmählich die Unmöglichkeit einer Veröffentlichung ein. Der Lebensmuth sank und sank. Die Heldin wird Direktrice einer Schauspielertruppe, lebt im steten Kampf mit der Polizei, flüchtet von Ort zu Ort; traurlüchtige Schauspieler, Improvisatoren hängen sich an sie an, ihr Sohn [illegible] einmal im Arresthause, königliche Gnade weist sie ins Irrenhaus. Neue Flucht. Sie erlebt neue Abenteuer in Oestreich und macht, emigrierend aus Baiern, den Uebergang nach Hannover und Berlin. Endlich folgt ein resignatorisches Beruhigen der hohen Herrschaften, mit denen sie erzogen ist, ein ewiger Kampf mit abschlägigen Antworten und Antwortungen. Zuletzt Pensionen und die Generösen zu einer reisenden Theatergesellschaft in der Mark Brandenburg. 1848 hält sie ein Sommertheater in Moabit bei Berlin.

Mit aller Delikatesse stellte ich der Frau meine Bedenken vor. Gewisse Dinge würden sich nicht verschleiern lassen, ihre Familie würde sich erboßen, ihr Leben wäre noch nicht abgeschlossen — Ja, sagte ich scherzend, wenn der Herausgeber ein ägyptisches Todtengericht hätten, [illegible] wäre der Helden nicht mehr wäre! Aber Sie leben noch — ich kann meine Hand zur Veröffentlichung nicht bieten, daß einige „Fortsetzung folgt" Ihres Lebens würde und stören — kurz, ich hatte durch den Totaleindruck dieses Lebens den Glauben für die Anfänge verloren.

Als auf solche Erklärungen ein Schreiben von Lilli kam und die Wendung gebraucht wurde: „Ich bitte in die Hände der Mutter!" schrieb ich, um dem Aeußersten vorzubeugen, eine ungeheuchelte Gefühle, wie sie meiner Hochachtung entsprach.

Nicht lange, so wurden die Briefe täglich zahlreich. Der Ehrenpunkt stellte sich ein, wahrscheinlich ist ein Arrangement mit den Verwandten erfolgt, die Baronin ist in den Städtchen Schweiz an der Rogat, hat bald wieder eine reisende Truppe, spielt selbst Komödie und will jetzt nur noch ihre Biographie sein, d. h. als Romanheft. Es sprächen jetzt alles gegen die strafbare Aufdeckung der „Nichtswürdigkeiten und Intriguen" — sie hatte ohne Zweifel ein Arrangement mit ihren über diese „Memoiren" erschrockenen Familie getroffen infolge meiner ersten Bereitwilligkeit, einer Bearbeitung zu verfallen. Ich hörte, nach einer Wallung meines Herzens, daß ich wieder einmal täuschte, meine Menschenkenntniß berechnet.

Aber ein Jahr lang kann die Baronin den Gedanken nicht los werden, ich, gerade ich müßte es sein, der das Ganze für 100 Thaler kauft und nach Be-

lichen als „Eigenthum" bringt. „Ich gebe Ihnen einen Schein, welcher Ihnen volles Recht gibt, die Stoffe zu bearbeiten und anzuwenden, wie Sie wollen." Ueber die Hälfte, die ich ihr nach Alles geschickt, „Herrn für unsern 12. Dec. 1853: „Um sich für diese mir gütig geliehene Summe bezahlt zu machen, bitte ich, daß Sie sich irgendeinen Stoff heraus-nehmen zu einer Novelle u. s. w." Ein Vorschuß wollte sie — selbstverständlich wiederholt — nicht annehmen haben, sondern nur ein Darlehen. Sie überließ mir die freie Auswahl.

Ich konnte hier abbrechen. Ich konnte meinen Gegnern erwidern: Da ist das Geheimniß gelöst! Das Gewinnen von Quellen schönen seinen Romanschreiber. Jeremias Gotthelf hatte einen Knecht, der statt seiner in den Wirthshäuser ging und den Bauern ihre wunden Händel abfragte. Von Berthold Auerbach ist bekannt, daß ihm anfangs seine Landsleute gram waren, weil sie sich und ihre Verwandschaft in seinen Geschichten wiedererkennen wollten. Goethe hat im „Wilhelm Meister" nie gelogen, wenn die Bekenntnisse der schönen Seele gehören. Ein Dichter gibt Gehörtes, Gelesenes in seiner Weise wieder, das ist sein Amt und sein Wesen. Wenn mir jetzt oft gesagt wird: „Wo haben Sie die katholischen Sachen in Ihrem „Zauberer von Rom" her?" so darf ich aufrichtig erwidern: Ich verdanke sie dem Studium, meinen Lectürebrücken, aber auch vielen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen von Freunden und Fremden. Manche haben einen ehrlichen Eifer gehabt, mich unterrichten zu wollen. Jede treue, redliche Seele hat im Gegentheil in solchem Falle bei der Lectüre ihre Freude, wenn sie sagen kann: „Das hat es von mir!" Ich konnte also ruhig erwidern: Ich habe, wie ein Philolog fremde Vergleichungen alter Handschriften kauft, ebenso es der Frau bezahlt, daß ich z. B. das Strecklett Paula's nach Würzburg verlegte" — — Aber ich will nicht. Mein Recht ist zwei Jahre älter als ihr Manuscript.

Die Wahrnehmung der Frau, ich möchte ihr Manuscript als Darmmagazin taufen, hörte nicht auf. Am 27. Jan. 1858 schrieb sie: „Wollen Sie nicht, so vermitteln Sie mich mit Alexander Dumas!" Sie bietet mir einen Antheil „für meinen Zeitverlust".

Da ich recht merkwürdige Talent einer Frau, heute hilf zur Verzweiflung mit dem Leben fertig zu sein und morgen mit einer bewundernswürdigen Lebendigkeit wieder aufzuschwellen, immer mehr durchschaute und der hohen und höchsten Herrschaften in Berlin, Dresden, Wien bemächtigte, die bei ihren „Erinnerungen an die evangelischen Gespräche" aufgelegt waren, so hatte ich das Verhältniß in einem Grade überdrüssig bekommen, daß ich den ganzen Roman, wie andere Operation abbrechen und das mir lästig gewordene Manuscript zurückschickte.

Die Dame ging nach Wien und kam selbst zu Geschäftlichen an. Ich durfte annehmen, daß sie der Meinung ihrer Freunde endlich selbst beigetreten hat. Sie schrieb für die Revolutions meiner Gottlosigkeit, sie verstand Gründe, sie war über alles so klar, und auf dem literarischen Markte verging.

Inzwischen erledigte ich meinen Roman. Im Bewußtsein der höchsten Anstrengung meiner Kräfte, die er mich gekostet hat und noch kostet, ließ ich mich durch seine Weitergeschichte machen, daß mir vielleicht in einem Werke von 3000 engen Druckseiten irgendeine Remuneration wie an vielen, was sich in meiner Erinnerung aufspeichert, so auch an das Leben jener Frau beträchtlichen könnte. Meine orthopädische Anstalt steht ich nicht auf. Ich hatte, kann ich wohl sagen, meinen Humanismus probirt. Ich schrieb ihr nach der kurzem: „Geben Sie, wenn Ihre Biographie gar nichts aus meinem Roman abschreibt, das, was Sie von Ihr. *** und seinem Wirken am Strecklett erzählen, heraus, es wird vollkommen original und selbständig neben meinen kleinen und kurzen Erzählung einer solchen Anstalt bestehen." Daß ich bei Ratisch auf die Lectüre ihres Lebens hinwies, und natürlich den König Max Bd. I. S. 359 erwähnte, war, glaube ich annehmen zu dürfen, das Minimum der „Benutzung", um die für mich noch obiger Autorisation gebeten hatte. Ich entnahm meinem Gedächtniß vier Zeilen, wo ich nach obiger Variation 2—300 ihrer geschriebenen Seiten hätte brauchen und bearbeiten dürfen.

Unterm 29. November v. J. schrieb, nach langem Anhören des Briefwechsels, ein Jahr nach Erscheinen der angefochtenen Bücher, die Baronin aus Wien, ich sollte ihr von der Schillerstiftung dreihundert Thaler und eine lebenslängliche Pension erwirken.

Sie schilderte ihre Lage wie gewöhnlich. Trotz der Pensionen, die sie bezieht, Elend über Elend in einer bekannten Weise, die dem Theater angehört. Ihre Hoffnungen auf einen Benefizabend, der in Hamburg hätte die Bühne bessern sollen, und am Abend gerade vor Beginn der Vorstellung die Summe verlor, sind gescheitert. Sie wollte der Schillerstiftung eine Anzahl Schauspiele zum Verlag geben und so viel Bände schreiben, daß die Schillerstiftung sich Summe bezahlt machen.

Es that mir leid, ihr erwidern zu müssen, daß ich ihrem Verschlagen keinen Erfolg verbürgen könne und sie bitten müsse, sich mit der Darstellung ihrer Lebenslage an das Kollegium der Schillerstiftung in Wien zu wenden.

Nach einiger Zeit schrieb sie, sie hätte nur 30 Gulden bekommen können, ergoß sich in den heftigsten Schmähungen gegen eine Sammlung, in der sie sich vollkommen gränzlos hätte, der eigene Mann — (Ludwig Otto", schrieb sie) — einen Gruß von ihr gäbe — von einer Frau, die unglücklich wäre — Man wünschte sie am Sonntag meinen „Zauberer von Rom" zu hören.

Ich erwiderte ihr, daß Uebersiedlungen von solch Bänden nach Oesterreich wäre sehr unthunlich, sie sollte sich das Buch in Wien zu verschaffen suchen. Ihre Lectüre verstehen würde mir um so mehr Freude

machen, als sie im ersten Bande einer Lokalität begegnen dürfte, die sie auch in ihrer Biographie berührt hätte, der orthopädischen Anstalt in Würzburg.

Kaum ist dieser Brief bei ihr eingetroffen, so schreibt der Schriftsteller, den sie Müller nannte, hätte sie auf Aehnlichkeiten meines Romans mit ihrer Lebensgeschichte aufmerksam gemacht, sie hätte nun zwei Bände gelesen und müsse im zweiten Bande allerdings nichts, aber im ersten die Heilanstalt, den Somnambulismus Paula's und die Erwähnung, daß bei der Brüderwache ein Kind die geistliche Braut darstelle, als ihr angehörend bezeichnen. Herr Müller würde gewiß sehr scharf verfahren, denn ich „möchte ihn wol einmal beleidigt haben“. Es rührt mir zu Gemüthe, daß ich wol einsähe, wie sie nun ihre Biographie interessant machen und im Preise steigern könne. Indeß schließt sie: „Wenn Sie sich gefällig mit mir abfinden, will ich Ihnen schriftlich geben, daß Sie zur Benutzung dieser Ihnen berechtigt waren.“

Ich hätte von ihrem Gesichtspunkt erwidern können, sie vergäße ihre Annotation vom 12. December 1853; diese kleinen Citate wären eben das, was ich benutzt hätte. Doch blieb ich bei meinem Rechte. Ich erwiderte mit allem, was ich im Obigen entwickelt habe und schloß, daß, wenn Herr Müller nichts aus meinem Roman in ihre Biographie hineinschriebe, ich seinen Angriff ruhig abwarten könne. Ich machte noch nicht einen Heranlaß, daß, wenn mein erster Band, der Lucindens Leben erzählt, in seiner Gemeinschaftlichkeit und Abnormerlichkeit ihrem Leben ähnelte, dies allerdings die Aehnlichkeit aller — Conversations-Romane wäre — —

Vierzehn Tage vergingen, da erscheint in einer hamburger Zeitung eine scharfe Anklage auf „Plagiat“ mit Benutzung und Entstellung meiner an die Frau gerichteten Briefe. Der Artikel war überschrieben „Ein Skandälchen“.

Als Vermittler desselben meldete sich ein Herr von *, der die Anklage wiederholte und von mir schleunige Antwort erbat. „Ew. Hochwohlgeboren müssen wahrscheinlich die bereits gefälschte Biographie der Baronin von Gravenreuth, geborene Gräfin Hirschberg, gelesen haben, wenn Sie von einer «ungeheuren Aehnlichkeit» berichten mit dem «Zauberer von Rom» sprechen. Ist es die alte Biographie, die ich vor sieben Jahren las, wie ich Hunderte von Manuscripten lese, gelesen habe und lesen werde, so kann das Urtheil nur lauten: Mein erster Band — ja, der schildert das Leben einer Abenteurerin! Seine Folgt auf Seite auch so! Gerade wie im Leben aller Gräfinnen, auch der weiblichen! Es können noch hundert Lebensläufe a la Baronin von Gravenreuth geführt und beschrieben werden, und sie werden sämmtlich, ich sage sämmtlich, mit dem Schlußstein meiner Laufbahn eine «ungeheure Aehnlichkeit» haben. Daß ich noch hundert völlig original von mir erfundenen Abenteurern gelegt auch im ersten Band eine orthopädische Heilanstalt enthalten habe, ist der Inhalt meiner Verleumdern. Vor zwei Jahren schrieb mir Herr Baron von L. in Dessau eine «Dankesode». Glücklicherweise hatte ich drei Jahre früher selbst eine Dankesinsenanstalt gesehen, und beschrieben. Glauben Sie, daß ein Mann, der alle Tage Manuscripte lesen muß, seine Ideen aufgibt, wenn er sie in seinen wiederfindet? Was ich vom Streichen schon seit 1835 mit von einem dadurch geprüften Kinderfreunden immer und immer mir zu schildern vorgenommen hatte, hat nichts mit Situationen gemein. wo — — — — (Ich lasse diese Stellen weg). Ich war so harmlos in meinem Rechte, daß ich voraussetzte, der Baronin würde eine ausdrückliche kleine Kritische Notiz über König Max, die ich ihr allerdings verdankte, Freude machen! Ihre Erlebnisse in dieser Lage haben ihr so völlig unbenommen. Unter den vielen geschilderten Kuren, die sie mit der Baronin auf dem Streckbette befanden, soll auch eine Gräfin Ida Gerlach heißen? Meine Paula heißt nicht so. Die Form Theorie von Seefelden, die bei mir vorkommt, ist eine Nonne. Ich habe in fünfundzwanzigjähriger Autorthätigkeit wol schon so Namen erfinden müssen. Kommt da einmal auch eine Form von Seefelden — «Sorbung» brauche ich selbst schon in meinem «Weißen Buch» — und will das sagen' «Hüttenden» schwanzt der gehirnhafte Verleumder! Als wenn eine auf Streckbett gegebene ganz Vermächtnis sähe wäre einer Entwickelung, wie ich sie Paula in neun Bänden gebe, in Situationen gebe, für die sich im Leben der Frau von Gravenreuth auch nicht eine Spur des Vorbildes findet. «Priesterliche?» — Wo ist davon bei der Baronin die Rede! Der Magnetismus wäre entlehnt! Glauben Sie, daß meine Paula entstanden ist aus der Kenntniß des Somnambulismus, die ich erst der Frau von Gravenreuth verdanke! Abgesehen ist leider dies Romanmotiv an sich und meine Versicherung, dafür kennte mir wahrlich eine Person nicht einfallen, die für ihr Schlafreden — (Folgt das oben Erzählte). Ein «Gespräch» sogar über «Magnetismus» hätt' ich dieser im Dialog und Nationennet so ungeschickten Biographie entlehnt? Lüge!“

Als ich der Frau von Gravenreuth anzeige, daß ich mich in meinem Vertrauen auf ihre „gesunde Vernunft“ getäuscht hätte, und nun in meiner Vertheidigung die Lebenssituationen erzählen müsse, für deren Reproduction sie mich vor dem Publikum Deutschlands verantwortlich machte, brachte sie zwar mit allen Mächten der Erde, vorzugsweise mit dem König von Baiern, schloß aber doch auf die Selbstreproduction zurückkommend: „Finden Sie, daß eine Ausgleichung besser sei, so schicken Sie mir eine schriftliche Beweise.“

Ich glaube, jeder Unbefangene kennt in meinem Antwort die tiefste — Verachtung ein

Dresden im April 1860.

Gutzkow.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 32. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Thrond. Von Björnstjerne Björnson. — Das Gebiß der Säugethiere. Von Professor Dr. Giebel. III. — Aus meiner Pilgertasche. Von Freiherrn von Reinsberg. II. Zacharias Werner. — Ein neues Werk von Friedrich von Raumer. — „Die deutsche Schaubühne". — Gedichte von Daniel Stern. — Deutschland. Von Rudolf Gottmann.

Thrond.

Von Björnstjerne Björnson.

Inmitten der größten Gebirgsstrecken in Norwegen findet man mitunter eine warme Vertiefung, welche urbar gemacht und zuweilen bewohnt ist. Gewöhnlich wird eine solche Stelle jedoch nur umzäunt und zur Erzeugung von Viehfutter verwandt; dies wird eingesammelt in eine Heuscheuer und bleibt dort liegen, bis der Winter feste Wege macht, um dann zu Wagen nach dem Haupthofe hinabgefahren zu werden. Es geschieht seltener, daß jemand sich dort häuslich niederläßt, am seltensten, wenn das kleine Landstückchen zwei oder vier norwegische Meilen von andern Leuten entfernt ist; die ebene Landstraße und das Wetter jeden Tages führen nicht gerade dorthin. Es ist daher meist eine abenteuerlichere Seele, welche dort eine Nachbarschaft mit sich selbst zu versuchen wagt.

In einer solchen Gegend, genannt der Kesselboden, wurde Thrond geboren. Die Mutter bewegte ihn selbst mit etwas Wasser und sagte: „Taufe Thrond in Gottes Namen; so hieß mein Vater vor dir, und seinem wird es Schaden bringen, nach ihm genannt zu sein!"

Alf, ihr Gatte, saß dabei; er sagte nichts und so hatte es dabei sein Bewenden. Dies geschah während der Herbstzeit, aber es mußte erst wieder Frühling werden, ehe das Ehepaar sich bis zur Kirche durchschlagen konnte und des Predigers Hand dem Geschehenen Weihe und Bestätigung gab. Ihre Angehörigen in der Vogt*) hatten halbwegs eine solche Kirchfahrt erwartet; denn als das Paar eines Sonntags dort erschien und um Begleitung und Pathenhalte bat, meinte Arne, der Schmied: „Zu früh kommt ihr nicht!" — „Hm, früh genug!" antwortete Alf.

Das war Thrond's erste Kirchfahrt; er ward acht Jahre alt und hatte noch die zweite nicht gemacht. „Kann ich nicht auch, Vater, das große Haus zu sehen bekommen, das sie Kirche nennen?" bat der Bube. „Nimm ihn einmal mit dir nach der Vogt!" bat die Mutter, aber Alf antwortete: „Ich habe genug außerdem zu tragen" — und dabei blieb's für dieses mal.

Seit Thrond's zweitem Jahre war noch ein zweites Wesen in der kleinen Neubauerfamilie gewesen; es war nicht noch ein Kind; „dazu hab' ich keinen Rath!" meinte Alf. Es war eine arme Magd, welche das Kind warten sollte, wenn die Aeltern zu Holze oder zur Vogt waren — und dazu hatten sie ein halbtaubes gebrechliches Mädchen genommen, daß sie ohne Lohn bekommen konnten. Ihr und der Mutter gegenüber erwachte die Seele des Knaben zuerst, sie

*) Sprich Voo (Dorfschaft, Hebrid).

erhalten willst, wenn Du schauderst vor der Zerrüttung, in die mich die Dämonen der Schuld stürzen würden, wenn sie zur Strafe für mein Vergehen wieder die Leidenschaft meiner ersten Liebe entfesselten — so gibt es nur ein Mittel — Du bleibst.

Marie.

Wie seine Augen rollen — seine Pulse fiebern — Heinrich — mäßige Dich, — beherrschen Sie Ihre Gefühle!

Heinrich.

Ich werde mich beherrschen. Dies plötzliche Wiedersehen hat mich übermannt und Erleichterung kann ich nur in dem Gedanken finden, daß meine Gattin sich an Dich gewöhnt, Deine Freundin wird, und wir einen innigen trauten Bund der Seelen schließen.

Marie.

Sie irren sich, sie würde vor Gram vergehen —

Heinrich.

Die Mutter meiner Kinder soll Alles erfahren, sie wird Deine Freundin werden —

Konrad

(tritt ein).

Gnädige Frau sind gekommen und erwarten Sie. (Ab.)

Marie.

Gerechter Gott, jetzt nach dieser Entdeckung!

sahen seine Augen täglich, stündlich. Er begriff bald, daß er „zur einen schreien müsse", „leise reden zur andern", was sich vor seiner Einbildungskraft so stellte, daß das, was die Magd in ihrem Innern trüge, schwer sei, das, was die Mutter dort hege, leicht sei und lustig, wenn man seiner habhaft werden könnte. Der Vater sprach selten mit ihm; er hatte tagesstrenge Arbeit und war müde, wenn der Abend kam. Sonntags schlief er meist, um sich für die Woche zu stärken, und dieser Tag war deshalb der schlimmste für den Knaben. „Sei doch still, Thrond!" flüsterte dann die Mutter unaufhörlich und drohte ihm mit der Hand.

Aber der Vater hatte längst einen so großen Platz in des Knaben Vorstellungen eingenommen, daß er gar nicht mit ihm zu reden wünschte. Es war das der Fall seit jenem Weihnachtsabend, an dem Thrond seine neue Mütze bekam; sie brannten Licht auf dem Tische (statt einer Thranlampe), aßen Grütze mit Rahm und — sangen. Da hatte der Vater eine Flasche hervorgezogen, wie Thrond sie nie zuvor gesehen, „denn sie war weiß". Nachdem er daraus getrunken, hatte er den Sohn auf den Schoß genommen, ihm finster in die Augen gestarrt und — gerufen: „Hub, Junge!" Dann hatte er gesagt: „Ich sehe, du bist nicht zaghaft und darum sollst du nun ein Märchen hören." Dies Märchen handelt von einer Blessom (See), die in Einer Nacht von des Königs Schloß in Kopenhagen bis nach Walders (in Norwegen) fuhr. Er stand mit hinten auf dem Schlitten, neben einem Jutul (Berggeist) und hielt sich nur mit Mühe fest in der scharfen Fahrt.

Etwas so Wunderbares hatte Thrond in seinem Leben nicht gehört, er konnte es nicht „aus dem Kopfe bekommen" und verband es mehrere Jahre mit der Vorstellung vom Vater. Wenn dieser spät nach Hause kam, war er stets in Kopenhagen gewesen; legte er sich müde und schweigend nieder, so geschah es lediglich, weil der Jutul so stark gefahren war und überhaupt das Ganze nicht mit rechten Dingen zuging. Alles, was über des Hauses Gesichtskreis hinauslag und wohin nur der Vater allein kam, war gewissermaßen Kopenhagen oder Walders; es lag wunderbar fern und dort gingen die Dinge ganz anders zu als zu Hause.

Das Märchen nahm ihn mehrere Tage und Nächte so sehr in Anspruch, daß er nicht sogleich daran dachte, seine Mutter oder Aunti (die halbtaube Dienstmagd) nach mehreren zu fragen. Zu seiner großen Freude wußte die Mutter viele, aber doch keins, das dem ersten zu vergleichen war. Das Merkwürdigste in denen der Mutter war, daß darin sowol die Kuhe als die Schafe und die Kuh eine Zeit lang sprechen konnten; und konnten sie es nicht immer, so waren sie doch nahe daran, meinte Thrond, — und schielte etwas bange nach der Kuhe hinüber. Auch gab es mancherlei Dinge im Walde, denen man am besten fern bliebe, wie es schiene. Die Gnomen ließen sich bald hier, bald da blicken und wenn es an zu dämmern fing, so meinte Thrond zu sehen, wie sie die ganze kleine Bickbeerde in Nebel hüllten. Der Vater kam bald dahinter, daß die Mutter ihm Märchen erzähle; davon wollte er aber nichts wissen. Einmal, als Thrond sich fürchtete, hinauszugehen, wurde Alf so zornig, daß er zur Frau sagte: Sie habe verdient, daß die Gnomen kämen, um sie zu holen, dafür, daß sie den Buben so bange gemacht habe. So gibt es also doch wirklich Gnomen! dachte Thrond und drückte sich, Schutz suchend, fester an die Mutter an. Von nun an wollte sie ihm nichts mehr erzählen, er hielt sich daher an Aunti, welche stets so still war und sich für sich hielt. Sie wußte nur Eine Geschichte, von einem blinden Mädchen, das sein Gesicht wieder bekommen sollte, wenn ein schöner Prinz käme und ihr seine Hand und sein halbes Königreich anbiete.

Gottes Wort lernte er spät genug; es war der Vater selbst, der ihn damit bekannt machte, denn Alf war ein beleseuer Mann. Alles wurde ihm mit den Worten der Schrift eingegeben, allein es kam nicht ganz so im Kopfe des Knaben zu stehen, wie es im Buche stand. Der „Herrgott" war lange Zeit der höchste Gnomenkönig mit langem, grauem Bart und großen Augen; er wohnte irgendwo ganz in der Nähe und konnte alles sehen. Deshalb war es auch nicht rathsam, den — Finger mehr in den Rahmtopf zu stecken, wenn die Mutter im Kuhstall war.

Thrond mochte wol an die acht Jahre alt sein, als an einem Winterabend nach Weihnachten ein Fremder ins Haus trat, welcher einen Koben auf dem Rücken trug.

„Gottes Frieden über dein Haus!" sagte er und sah sich um. Thrond schlich sich hin zu Aunti. „Gottes Frieden auch dir!" sagte die Mutter und schob einen Krak (Stuhl ohne Rücklehne) vor, damit er sich darauf setze.

„Bist du nicht der Kirdel-Knut?" sagte sie

weiter, als das Feuer auf dem Herde aufflackerte und sein Gesicht beleuchtete. „Diesmal irrest du nicht, Nasse; manches haben wir durchgemacht, seit ich zu deiner Hochzeit aufspielte.“ Nun berichtete er, daß er in der Vogd an der andern Seite (des Gebirgs) bis nach Weihnacht gewesen sei und schönes Geld verdient habe. Auf dem Heimwege, mitten auf dem Bergkamme, sei ihm so seltsam unwohl geworden, daß er gedacht habe, es sei am besten, zu Menschen zu kommen, ehe er über die Heide ginge. Ihrend bemerkte, daß der Mann schwarze Haare *) hatte, — was er nie zuvor gesehen — und eine viel längere Jacke als der Vater. Er hatte eine Narbe im Gesicht und sagte nicht: „In Jesu Namen!“ wenn er sich zu Tisch setzte. Dieser Mann wurde bald darauf so krank, daß er zu Bett gehen mußte. „Ich glaub', ich werd' nicht mehr aufstehen“, sagte er. „Ei, red' nicht so!“ sagte Nasse und deckte ihn warm zu. Ihrend mußte die Nacht auf dem Fußboden liegen, das Feuer flammte auf dem Herde und er schlief nicht.

Es wurde auf einmal so kalt; ihn fror, besonders an der einen Seite. Aber er verstand schon warum: er lag eigentlich draußen im Walde. Er verwunderte sich und staunte, wie er doch eigentlich dort hinaus gekommen sei; das Feuer sah er in weiter Ferne und doch sollte es eigentlich im Hause brennen, weil der Fremde krank sei. Er stand auf, um sich dem Feuer zu nahern, aber er kam nicht vom Fleck. Er erbeuete und dachte, denn wie, in Gottes Namen, sollte es eine ganze Nacht im Walde geben? Da hörte er es in weiter Ferne singen. Er hatte die Melodie früher gehört, es war ein Choral; zuerst sang einer, und das war die Mutter, dann waren es zwei, drei, zwanzig, viele, es war so schön zu hören. Möglich verstummte es gänzlich und einer sagte: „Laßt uns ihn aufheben und irgendwo hintragen.“ Da fiel es ihm ein, daß er eigentlich im Walde sei; es wurde wieder kalt und er wollte schreien, konnte aber nicht. Es soll gut sein, Vater Unser zu beten, dachte er, konnte aber den Anfang nicht finden.

Da ergriff ihn jemand an der Schulter, daß er die Sprache wieder gewann, und „Mutter!“ schrie, daß er selbst sich entsetzte. „Du schläfst ja sehr unruhig“, sagte diese; sie stand neben ihm und half ihm auf.

Von dem Fremden sah er nichts mehr: „er sei abgereist“, sagte die Mutter. Tags darauf kam der Vater nach Hause und arbeitete an einem schwarzen Kasten. Die Mutter kam vom Boden in ihrem schwarzen Kleide; sie hatte nach der Vogd. Sie kam heim mit drei Männern, die einander so ähnlich sahen! Obwol der eine eine Spitzmütze trug, die andern flache Mützen, so wußte er doch nie, wer die Spitze eigentlich trüge. Sie aßen und setzten dann den Kasten, den der Vater gemacht, auf einen Karren. „Hier ist noch einer“, sagte die Mutter und kam mit dem Kasten, den Knud auf dem Rücken getragen. „Ach, den kann er dort nehmen!“ sagte er und wies auf Ihrend. Die Mutter bat ihn, schön zu danken: „Brauch' ihn so gut als der, den du nun beerbt hast“, sagte jener und lachte. Dann entfernten sie sich.

„Was ist in dem Kasten, Mutter?“ fragte der Knabe, als sie wieder in der Stube waren. „Siehe selbst zu!“ Das that er, in einem Sacke lag etwas Feines und Leichtes, daß er Ögen blieb und es blos ansah. „Nimm es“, sagte die Mutter. „Es zerbricht doch nicht?“ fragte er und deckte den Finger hinein. Ganz bleich sprang er auf: „Es wimmt!“

So geschah es, daß Ihrend Albion seine Geige bekam.

— Die Geige war schwarz; das war auch der Zigeuner, welcher sie besaß, und, wie es nun war oder nicht war, es schien ihm, daß sie einander ähnlich sahen. Das ihm Unerklärliche, Neue an jenem trug er auf diese über und jene geheimnisvolle Nacht, in der er gekommen, lag darin mit all ihrem Streite zwischen Wirklichkeit und Traum. Mit Hohe eine etwas Geigenspiel gelernt und groß war Ihrend's Andacht, als er von diesem lernte, wie er sie handieren mußte. Es erfüllte ihn selbst ganz mit Entsetzen, als er sie zwang, die einzigen beiden Melodieen, welche er kannte, zu singen, nämlich die „Barneweise“ und den „Hauklefalb“. *) Alle Märchen, so alles, was er gedacht, mußte mit zu tanzen hier. Der Bogen war der Inuit und wenn er über alle Saiten und durch alle Scalen fuhr, war es die Bisöen (See), welche von Kopenhagen nach Malmö in Einer Nacht fuhr. Die weiche Quinte war seine Mutter; die nächste Saite, welche stets der Mutter folgte, war Nandi, die dritte hatte eine grobe Sprache und das war der Vater; der Baß war eine prächtige Saite, aber geheimnis-

*) Die Norweger sind fast alle stark- oder schwarzhaarig.

*) Vgl. diese beiden Lieder, ebenfalls Hausmärchen aus dem Norden.

voll; ſie drohte zu ihm empor, er fürchtete ſich halbwegs vor ihr und durfte ihr keinen Namen geben. Hatte er ſo darüber, daß ſie mit der dritten einen Ton ausmachte, dann waren es die drei Fremden; ſie glichen einander ſo ſehr, daß er nie wußte, wer von ihnen die Spitzmütze trüge. Hieß er den Bogen mit ſeiner eigenen Schwere ſtreichen, ſodaß es ein leiſes, fernes Spiel wurde, ſo waren's die Gnomen, welche im Berge ſpielten. Ein Fehlgriff — auf der Quinte — war die Katze, auf dem Baſſe die Kuh. Jeder Tanz, den er lernte, war wieder etwas Beſtimmtes. Einer war Moſes, welcher flotterte und mit ſeinem Stabe ſchlug, ein anderer die Mutter in ihrem ſchwarzen Kleide, endlich einer von lauter langen Strichen — der König.

„Das iſt doch auch ein ewiges Gegidel!“ ſchalt der Vater. „Ach, du kannſt dich nicht beklagen, biſt draußen den ganzen Tag“, antwortete Hatte; „was aber ſollen wir ſagen, die nicht Frieden haben von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang?“ „Nimm ihm die Geige ab“, ſagte der Vater. „Ich hab' oft daran gedacht“, ſagte die Mutter. Dann aber lehrte ſie ihn Tags darauf einen neuen Tanz. Sie konnte mehr, als ſie ſelbſt wußte; denn Hatte war nicht immer über dreißig Jahre alt geweſen und hatte nicht immer ſo ſtill gelebt als jetzt. „Woran denkſt du, Mutter?“ fragte der Knabe mitunter; „mal eine halbe Stunde lang haſt du mir denſelben Tanz vorgeſungen.“

Bisher hatte er noch ſeinen Sommer mit auf die Viehweide gebraucht. Nun konnte es kein ſchöner Tag ſein, ohne daß er allein dort hinauf wanderte; wurde ihm mitunter angſt zu Muthe, ſo ſpielte er ſeine Geige und was Beſes es unter gab, mußte hinein in ſie. Wenn er droben ſaß und ſpielte, ſtand nichts feil, weder Hügel, Buſch noch Feld; es floß. Als er größer ward, machte er ſelbſt Tänze, und da er den größten Theil des Tages ſpielte, mußte das, was er ſonſt lernte und erlebte, auch dort hinein. Jeder Tanz war ihm daher gleich ſchön; ja, es fiel ihm nicht ein, Vergleiche anzuſtellen; denn ſie waren das Werk der Nothwendigkeit, jedes Stück. Nur bemerkte er, daß ſonſt ganze Melodieen Vater, Mutter, den Berg oder Wald bedeuteten, während dies jetzt mit einzelnen Tönen, ja mit einem einzigen Striche der Fall ſein konnte. Schöner wurde ihm jeder Tanz, je nachdem ſich mehr hineinlegte.

Er hörte einſt den Vater erzählen, daß ein Knabe, etwas größer als er, viel Geld auf dem letzten Markte durch ſein Spiel verdient habe. Dies fing an, in ſeinem Kopfe herumzugehen; der Knabe konnte gewiß nicht ſo gut ſpielen als ich, dachte Thraud. Als die Zeit des nächſten Marktes ſich näherte, bat er die Mutter, ſo, daß der Vater es nicht hörte, ob er nicht mit zu Markte dürfe. „Biſt du nicht recht klug, Junge! Soll ein deinen Vater dergleichen hören“, ſagte die Mutter. Doch eines Tags, als ſie zuſammen auf dem Felde arbeiteten, ſagte ſie zu Ulf: „Mit Thraud'n eigentlich ſündlich an dem Knaben. Nur ein einziges mal iſt er von dem Fleck Erde gekommen, auf dem er das Tageslicht ſah, nämlich, als er getauft wurde.“ — „Ach, wir werden ihn früh genug miſſen, Hatte“, ſagte der Vater ſo, daß die Mutter plötzlich ein ſeltſames Weh beſchlich. Thraud ſchwieg und ſchwieg ſeitdem, da aber wagte ſie ſich eines Tags in der Dämmerung, als ſie Korn droſchen, weiter: „Er, unſern Thraud mein' ich, ſpielt wahrhaftig ſo ſchön, daß er ſchönes Geld auf dem Markte verdienen könnte, nimm ihn mit!“ Ulf wußte aber, was der Knabe dort zu ſehen bekommen und nachher in ſeinem Kopf herumwälzen würde, daher ſagte er: „Das könnte theures Geld werden, das er da verdiente.“ Hatte ſah ihn an und ſchwieg.

Als nun aber der Knabe einmal die Augen nach außen gerichtet hatte, konnte er ſie nicht wieder in ſich nehmen. Einſt, beim Eſſen, einige Monate ſpäter, ſprachen Ulf und Hatte über einige neue Anſiedler in der Nähe, welche gerade Hochzeit haben ſollten; aber ſie hatten Mühe, das eine wie das andere zu bekommen, darunter auch Spielleute. Aber, Gott ſegne ſie, könnt' nicht ich Spielmann ſein? dachte Thraud, ſagte aber nichts. Er paßte der Mutter auf, als ſie allein in der Küche war. Und trotz allem, was der Vater vorbrachte, war die Mutter nun auf dem Wege und gebot dem Sohne, ſich anzubieten: „Er iſt nur noch ein ganzer Knabe, aber doch ſpielt er, daß es einem ganz weh wird ums Herz“, ſagte die Mutter. Gewiß würde er kommen und ſie zur Kirche begleiten, wie es Sitte ſei, meinten die Brautleute. Wollt's nicht gehen, ſo hätt's ja nichts auf ſich, ſie könnten ſich ja einen andern nehmen in der Bygd.

Wer nun froh war, das war Thraud Ulfſon. Alles, was er nun ſehen ſollte, begannte in Gedanken denjenigen, was er ſpielen wollte; und es war nur mit genauer Noth, daß er den Zuſammenhang aushielt.

Wenig ſchlief er in den Nächten, welche zwi-

schen diesem und dem Hochzeitstage lagen, und von dem Augenblick, wo er aufstand, bis der Vater nach Hause kam, spielte er unablässig; er begab sich mit seiner Geige von der Stube nach dem Walde, vom Felsabhange nach dem Tannengrunde — und spielte.

„Du bleichst mir ganz ab, Knabe", sagte die Mutter und strich ihm das Haar aus der Stirn.

„Ach, ich muß sehen, was ich kann!" antwortete Ihrend.

An dem Sonntagmorgen, wo er in neuem Kleide hinauf übers Gebirge zog, erhob sich die Sonne blank und fein auf rein blauem Himmel. Die Mutter saß auf der Thürschwelle im Schwabl (eine Art Veranda) und folgte ihm mit den Augen, so weit sie konnte — der Vater stand im Fenster, ging aber weg, um sich niederzulegen, als er die Mutter kommen hörte. Keiner von ihnen sollte zur Kirche den Tag. Als Nase das Frühstück bereitet hatte und sie gegessen, sprach sie es aus vor Alf, daß sie wol Lust habe, ihm nachzuwandern.

„Thu', was du willst", sagte Alf, und nun kleidete sie sich eilig an und ging.

Ihrend meinte, als er wanderte, daß die Vögel nie zuvor so mannichfaltig gesungen hätten; es war möglich, daß er selbst Lust hatte, mit einzustimmen. Aber es ist doch das Beste, seine Kräfte zu sparen, dachte er; hatte er ja doch die ganze Nacht nicht schlafen können. Er kam zum Hochzeitshause, ohne eigentlich zu wissen wie; er konnte nicht essen und stellte sich sogleich an die Spitze des Zugs, wie seine Pflicht es ihm vorschrieb; aber weder der Zug, noch der Hochzeitsgast flößte ihm das geringste Interesse ein. Denn die Erwartung dessen, was er sehen sollte, machte ihn fast blind vor dem, was er sah. Er ging voraus und spielte und es schien ihm, als ob Braut und Bräutigam, Alt und Jung, Vögel und Wald, Himmel und Sonne mitsangen, — wenn nicht laut, so doch in ihrem innersten Herzen. Er wurde nie müde, schritt vorwärts wie ein Trunkener, ohne den Boden unter sich zu fühlen; er blickte endlos in die Weite — und spielte. Mitunter dachte er mechanisch: Nun sind wir in der Bygd, aber stets war es nur noch eine Krümmung, noch ein Abhang. Er tröstete sich damit, daß sie auf einmal vor ihm liegen würde, denn sie lag so — das wußte er wohl.

„Biegen wir nun dort um den Hammer (Felsvorsprung), dann sehen wir gerade in der Bygd", hörte er einen hinter sich sagen.

Der Bogen machte kürzere Striche, der Finger preßte stärker auf die Saite und — da glitt der Hammer zur Seite. Er sah einen leichten, blauen Rauch gegen den Himmel liegen und unter ihm ein Schimmern und Glitzern, einen Glanz und ein Gefunkel, was er unmöglich gleich voneinander zu trennen vermochte. Nach und nach floß es voneinander, er zog bestimmte Wege darin und dort lag ein Haus mit so viel Fenstern, daß ihm war, als sah' er eine Eisfläche an einem sonnigen Wintertage — dort lag ein anderes, so groß, „daß des Vaters Haus in seinem Schwable hätte stehen können, selbst wenn es den Viehstall noch mit auf dem Kopf gehabt hätte" — und rings umher Haus bei Haus, Hof neben Hof, das eine weiß, das andere rot — keins hatte Strohdach, sondern blanke Schieferbedeckung, sodaß die Augen an zu schmerzen fingen. Fein und leicht stand es da in der Luft, fein und leicht hing der Nebel darüber, künstlich wie seine Geige, ja viel künstlicher war alles ringsum, die Wagen in den Höfen, die Pferde, welche abgespannt daneben standen, die bunten Kleider der Leute, die Hunde, welche am Walde spielten, die Kinder, welche standen und zuschauten — und hin über dies alles klangen Töne, lang und stark, in bestimmtem Takt, sodaß es ihm verkam, als ob jedes Ding, das er sah, sich nach demselben bewegte. Auf einmal erinnerte er sich seines eigenen Tones — aber in Gottes Namen, wo war der geblieben? Die Violine mußte gewiß geborsten sein, denn keine Spur von Klang war mehr in ihr. „Gerade jetzt, wo ich sie erst recht gebrauchen sollte!" schrie Ihrend halblaut und erblaßte. Vielleicht strich er nur nicht kräftig genug; er legte daher alle Macht in den Bogen. Etwas half es, aber geborsten mußte die Geige sein; denn wohl wußte er, wie sie klingen konnte — und wenn er dies dachte, so war er nahe daran, in Thränen auszubrechen. Da sah er wieder gerade vor sich hinaus und erblickte ein Haus, viel, viel größer als die andern und so wunderbar schön, daß es war „wie der Schatten eines Baumes auf dem Wasserspiegel". Denn einen Wipfel hatte es und feiner und schlanker wurde er, je höher er gen Himmel emporstieg. Fenster waren da, so hoch wie das ganze Haus — und wie es dort allein lag, umgeben von einer Mauer, und nach oben wies, da begriff er auf einmal, daß die Töne von dort kämen, richtig aus der Höhe. Das ganze Haus wurde vor seinem Gedanken zur Musik; es konnte alles klingen und

war eigentlich Gesang. Das ist die Kirche, dachte er. Eine „unglaublich große“ Menge Volks stand umher, alle glichen einander, alle sahen so heiter aus. Diese sind's, die die Kirche bauten, dachte er und wagte nicht, sie anzusehen vor lauter Hochachtung. Dachte dann an sich selbst, wie er hier ging, an den klaglichen Ton, den die Geige gerade bekommen, hier, wo alle standen, „die die Kirche gebaut“. Er hätte in die Erde sinken mögen vor Scham, aber vorwärts mußte er gar an der Spitze des Zugs. „Das kann nicht der rechte Marsch sein“, tröstete er sich und begann einen andern. Ein anderer ertönte unter dem Bogen, aber fort war alles, was sonst darin gelegen hatte, es war Bogenstrich auf Bogenstrich und nichts anderes. „O verlaß mich nun nicht, du lieber Herrgott!“ betete der Knabe; er hielt sich an den Weisen, den er kannte. Er fühlte, sie sahen ihn an, die, so die Kirche gebaut; er konnte sich nicht erinnern des Hallens oder des Wasserfalls, des Waldes und was er umschloß, so gern er auch wollte. Gut, daß weder Vater noch Mutter hier sind und meine Schande sehen, dachte Ibrend, — aber zu seinem Schrecken meinte er die Mutter zu sehen in ihrem schwarzen Kleide mitten in der Menge; „sie war so blaß“.

„Hubaha!“ hörte er; es war wol dicht hinter ihm; denn er sah seinen lachen. Die Finger verloren den rechten Griff und der Bogen glitt über das Brett; „nun kann ich wol nicht einmal den Ton treffen?“ sauste es durch seinen Kopf; er preßte die Geige unter das Kinn, nahm den Bogen in die volle Hand und mit der Kraft der Angst taumelte er etwas über die Saiten nieder, gerade aus dem Gemüthe; ein Laut war es, aber er kannte ihn selbst nicht.

Es ging auf zwei Saiten und drei Saiten, er wollte auch gern die vierte mitnehmen... es sollte noch eine fünfte und sechste da sein, aber die konnte er auch nicht erreichen.... „Hei, nun geht's wol gut!“ lachte es wieder, — er sah den Zigeuner auf dem Thurmknopf sitzen und ihm Gesichter schneiden. „Bist du gekommen, du auch?“ und nun war's ihm, als ob die Geige dort hinauf sollte, wenn er den Zigeuner nicht herunterspielen könnte. Das Spiel wurde zu Wolken, die ihm vor den Augen trieben; die Thurmspitze neigte sich und ging wieder empor mit dem Zigeuner, die Häuser tanzten, die Leute standen still, die Erde ging an den Seiten empor.... wenn die Finger blos aushielten, wenn nur seine Knien an den Saiten wären! Aber aus dem Gewühl arbeitete die Mutter sich hervor: „Um Gottes willen, was ist's, das du spielst, Ibrend?“ Er blickte sie an und sank zurück im Nebel, weit, weit. „Ja, geh' du mit, ich muß mir helfen, so gut ich kann!“ Er lachte, so sehr er auch bebte.

Da stand er bei der Kirchenthür und ohne auf den Zug zu sehen, kehrte er sich um, den Bogen in der einen Hand, die Geige in der andern, und wie durch die Luft fuhr es, den Leuten vorbei, auf gut Glück, durch Hecke, über Felder, solange er Kraft hatte, sank dann zur Erde und weinte bitterlich. Lange lag er da, das Gesicht zur Erde gekehrt, still war's ringsum, so still, daß er den Himmel konnte sausen hören. Dann erhob er sich und sah die Geige; sie lag neben ihm und sagte kein Wort. „Ja, deine Schuld ist doch alles!“ sagte Ibrend und griff nach ihr. „In Stücke sollst du, da du mich so heben machtest!“ Er packte sie in die Hand und wollte sie auf den Boden schleudern mit voller Kraft. Aber früh mußte er sie noch einmal sehen. Da schien es ihm, daß sie doch alles umschlos, was er gelebt und gelernt, er erinnerte sich wieder der Hallen, des Vaters, des Zugs. ... Ibrend weinte wieder: „Ja, ja, möge es nun dabei bleiben, aber die elenden Saiten zerschneid' ich, denn mehr spielen — das darf ich nimmermehr in der Welt!“

Er zog sein Messer hervor, beeilte sich, als sei keine Zeit zu verlieren, und setzte es an die Quinte. „Weh!“ weinte die Quinte. Ich thu', als ob ich's nicht höre, dachte Ibrend und setzte das Messer an die nächste. Sie sprang auch; die dritte mit. Nun war nur noch der Baß übrig.... Der Baß ist eine liebe Saite, dachte Ibrend; „sie ist schwer zu bekommen....“ „Ich glaub', ich — laß' sie sitzen, ich“, sagte er weiter und sah sich seltsam um.

Als ich dies meinem Freunde vorgelesen hatte, machte ich eine Pause. Er sagte jedoch nichts und ich mußte ihn ansehen. „Nun, und was weiter?“ fragte er. „Wie so?“ fragte ich. „Nun, der Schluß?“ „Der Schluß? Ich glaubte, du hättest den Knaben so aufgefaßt, daß er ihn schon selbst lieber würde.“ „Wurde er denn ein Künstler?“ Was ich antwortete, will ich hier auf meines Freundes Bitte niederschreiben, wär's auch nur, ihm zu dienen. „Es ist eben derselbe junge Mann, der neben dir spielt.“

Nicht war der geschaffen, welcher Ibrend

wieder nach dem Walde gebracht hatte. Er wollte wol versuchen, zu spielen, was er an dem Tage gesehen hatte und was er noch sah, als er das Messer vom Baße zurückzog. Er hatte es angesetzt, als der Zigeuner sich auf dem Thurmknopfe zeigte und die Geige zu sich emporziehen wollte; es war nur ein Augenblick, aber Thrond war auf dem Wege — den Verstand zu verlieren.

Dies Spiel war's, das entsetzte, aber es lockte auch. Er gedachte seiner, als er die drei Saiten zerschnitt; aber er gedachte seiner auch, als er die vierte schonte. Er zweifelt nun nicht mehr, daß er es einmal erreichen wird; ja, was mehr ist, all das erreichen wird, was um ihn klang, aber wofür er nicht genug Saiten finden konnte. Du hörst selbst, wie verzweifelt er spielt; es ist diesem Ziele zu. Jahre sind gegangen, Jahre werden gehen und dort sitzt er noch und spielt. Wunderbare Dinge dichtet er mitunter, aber seltsam ist ein Stück, worin er klagt, daß mein Auge feucht wird; denn er meint, das Herdfeuer in der Heimat flackern zu sehen, während er selbst im Walde liegt und friert — besonders auf der einen Seite.

Aber ich gedachte des Tages, an dem Thrond mir seine Geschichte erzählte: wie ein Mann ein Künstler wird, kann wol kaum dargestellt werden; aber ungefähr so muß es wol zugehen.

Er hat gewiß Träume von Kindheit an und einen dunkeln Trieb, der mit dem Instrumente zu ihm kommt; aber ein Punkt (vermutlich unbewußt) muß es sein, an dem er plötzlich die Luft fängt, an dem er plötzlich alle Fähigkeit zu verlieren scheint, gerade als sie sich recht zu regen begann. Ist etwas an ihm, so steht das, was er erreichen will, auf einmal so unendlich groß vor ihm, daß sein Instrument ihm geborsten scheint. Ist etwas Rechtes an ihm, so spielt er in solchem Augenblick um sein Leben oder seinen Verstand. Ist er eine echt kräftige, gesunde Natur, so siegt doch die Lust, einen Versuch zu machen; sie hing nur an einer Saite, aber es war — eine tiefe.

Im Augenblicke der Wahl schnitt Thrond, ohne zu wissen, was er that, die drei Saiten durch; manchmal nachher, wenn er allein saß, tüchtig verlassen, arm, hungrig, verstand er, welche Saiten er zerschnitten.

Das ist — Künstlerleben.

Das Gebiß der Säugethiere.

Von Professor Dr. Giebel.

III.

Die zum Zerreiben und Mahlen der Nahrung dienenden Backzähne bilden die feinern Nagezähne auf ihren ebenen Kauflächen durch eigenthümliche Vertheilung ihrer in Härte verschiedenen Substanzen. Die Form dieser Zähne ist eine prismatische und aus Zahnsubstanz oder Dentine bestehend; die sonst die ganze Krone überziehende äußere Schmelzkruste dringt nun mit eigenthümlich gewundenen Falten in die Zahnsubstanz ein. Viel härter als diese erscheinen die Schmelzfalten stets als erhabene, glänzende Linien oder schmale Leistchen auf der ebenen Kaufläche. Das sind die schmelzfaltigen Backzähne, welche in der Windung und Anordnung ihrer Falten die überraschendste Mannichfaltigkeit bei Pferden, Wiederkäuern, Nashörnern und einer großen Anzahl von Nagethieren zeigen. Dieselbe strenge Gesetzmäßigkeit, welche die Höckerbildung bekundet, beherrscht auch die Faltenbildung; jede Art, jede Gattung mit schmelzfaltigen Backzähnen hat ihre specifisch eigenthümlichen Falten, welche stets auf der ebenen Kaufläche erhabene Schmelzfiguren zeichnen. Eine andere Bildungsweise der mahlenden Kaufläche treffen wir bei dem Elefanten, den Hasen, Meerschweinchen, Wasserratten und Feldmäusen. Hier laufen nämlich quer über die Kaufläche gerade oder feinwellige, stellenweise auch stark ein- und ausgebogene Schmelzlinien, welche am Rande zusammentreten und sich schließen. Sie sind die Schmelzhülle einzelner, aus Zahnsubstanz bestehender Platten, welche durch das Cément miteinander verkittet sind. Solche Backzähne heißen ganz passend Blätterzähne oder lamellirte Backzähne, weil doch die Platten, zumal wenn sie sehr dünn sind, wie Blätter aneinander liegen. Die dickern und größern, zugleich zahlreichsten Platten hat der Elefant in seinem einzigen Zahne jederseits, dünne einfache und gerade Platten der Hase, zickzackartig geknickte die Feldmaus, im Querschnitt viereckige die Meerschweinchen, im Querschnitt ovale oder elliptische die Chinchillen. Diese Hauptformen ändern wiederum mit der großen Mannichfaltigkeit der zahlreichen Arten ab, bei welchen sie vorkommen, und ihre strenge Gesetzmäßigkeit berechtigt uns, aus scheinbar geringfügigen Eigenthümlichkeiten in der Zahl und Form der Platten auf Verschiedenheit im übrigen Bau des Organismus zu schließen

Die stumpfhöckerigen, zum Zermalmen harter Pflanzenstoffe bestimmten Backzähne setzen selbstverständlich kräftigere Kiefer und eine stärkere Muskulatur voraus als die schmelzfaltigen und die Blätterzähne. Wer die Zahnformen im einzelnen vergleicht, dem fallen deren innige Beziehungen zu der Gestaltung der Kiefer und der daran haftenden Muskeln sehr bald in die Augen. Die Unterkiefermuskeln entspringen am Oberschädel, ihre Eigenthümlichkeiten sind also auch an diesem ausgeprägt. Die Thätigkeit der Schneidezähne setzt den ganzen Kopf in Bewegung, wir können also von dieser auf die Muskulatur und die Form des Schädels schließen, welche zu ferneren Schlüssen auf die Bildung der Hals- und Rückenwirbel berechtigt. So haben wir in der Form der Zähne und dem Bau des Gebisses überhaupt zugleich den allgemeinen Bau des Kopfes. Alle Pflanzenfresser bewegen ihren Unterkiefer nicht blos auf und nieder, sondern, um mit den Backzähnen zu mahlen, auch seitwärts; ihr Unterkiefergelenk muß daher die senkrechte und die seitliche Bewegung gestatten. Besondere Hebelkraft der Kiefer ist dazu nicht erforderlich, darum liegt der Kiefergelenkkopf stets hoch über der Zahnlinie und hiermit steht in innigster Beziehung weiter die Schwäche des Jochbogens, die Kleinheit des Kronfortsatzes und der geringe Umfang der Schläfengrube, in welcher der Hauptkaumuskel seinen Platz nimmt.

Ganz andere Verhältnisse bieten uns die Fleischfresser. Das Fleisch ist ein leichter, assimilirbarer Nahrungsstoff und bedarf darum schon weniger der mechanischen Zerkleinerung; es wird blos in Stücke zerrissen oder geschnitten oder einfach zerquetscht, wenn es nämlich in kleinen Portionen vorliegt. Aber Fleisch ist nicht so leicht zu haben wie Gras, Blätter und Früchte, es muß erjagt und erkämpft werden; dazu gehören denn andere Hülfsmittel und ein größerer Kraftaufwand, als die Pflanzenfresser nöthig haben. Doch nicht alle Fleischfresser ohne Unterschied sind kühne und muthige Jäger, nicht alle erbeuten ihre Nahrung durch Muskelkraft und kräftiges Gebiß. Der Unterschied zwischen echten Fleischfressern, welche sich nur vom Fleisch der Wirbelthiere ernähren, und Insektenfressern, die Insekten und weiches Gewürm verzehren, ist ein sehr erheblicher, welcher durch den ganzen Bau des Organismus hindurchgeht und daher auch im Gebiß gar auffällig ausgeprägt ist.

Die Ameisenbären, um mit den allerunvollkommensten Raubthieren zu beginnen, fangen Termiten und Ameisen durch Ausstrecken ihrer klebrigen, wurmförmigen Zunge und verschlucken diese weichen Thierchen sogleich, ohne sie erst zu kauen. Sie bedürfen keiner Zähne. Die riesigen Walfische füllen ihren ungeheuern Rachen mit Meerwasser und indem sie dasselbe an den Seiten des Mundes wieder herausstreiben, bleiben ganze Scharen winzig kleiner weicher Meeresthierchen (Pteropoden und Krusten) in den Fasern der Barten hängen; diese verschlucken sie ungetheilt. Auch sie haben keine Zähne. Daß die als Fischbein allgemein bekannten, aus hornigen Fasern bestehenden Barten des Walfisches keine Zähne sind, dafür mag hier nur angeführt werden, daß dieselben am Gaumengewölbe stehen und daß ferner die Walfische in ihrem embryonalen Lebensalter echte Zahnkeime in den Kiefern besitzen, die jedoch bald nach der Geburt verloren gehen und durch keine bleibenden Zähne ersetzt werden. Das wären die Fleischfresser ohne alles Gebiß. Andere haben nur in den Formen der Zähne ein ebenso einfaches Gebiß, wie wir es bei den Kaubthieren unter den Herbivoren fanden, die von weichen Blättern leben, nämlich die Gürtelthiere. Diese fressen nur weiches Gewürm und Insektenlarven, die sie durch leichten Druck zerquetschen oder zerschneiden; dazu genügen ganz einfach cylindrische Zähne mit stumpfschneidiger Krone. Auffallend nahe durch die Einfachheit der Zahnformen, aber weit entfernt durch die Festigkeit der Zähne stehen den Gürtelthieren die Delphine, welche von Weichthieren, Krusten und Fischen leben. Sie bewältigen dieselben durch ihre Schnelligkeit und Gewandtheit, todten sie mit ihren harten Kegelzähnen und verschlucken sie ohne weitere Zerstückelung. Bei allen übrigen Raubthieren ist das Gebiß vollkommen ausgebildet, stets in Schneide-, Eck- und Backzähne gesondert und letztere wieder in einfache Reißzähne und mehrfache echte Backzähne unterschieden.

Die eigentlichen Insektenfresser, wie die Halbaffen, echten Fledermäuse, Maulwurf und Spitzmaus und die Beutelratten, haben es meist nur mit kleinem, schwachem Gethier zu thun, mit Insekten und deren Larven, mit Gewürm aller Art und mit weichen Schnecken. Der Fang derselben wird ihnen leicht, aber sie bedürfen deren ungeheure Quantitäten zum Unterhalt, denn die Insekten sind überhaupt eine nicht eben nahrhafte Speise. Große spitzkegelförmige Eckzähne fungiren hier als eigentliche Fangzähne, welche das einmal

erlegte Beutethier nicht wieder loslassen; seine, scharfschneidende Vorderzähne lösen, wenn es nöthig ist, die harten, unverdaulichen Flügel und Beine ab und ungemein scharfzackige Backzähne zerquetschen die Beute vollständig. Die zwei bis vier vordern Backzähne oder sogenannten Lückzähne pflegen aus je einem scharfspitzigen Hauptzacken mit kleinen Nebenzacken zu bestehen, die hintern, echten Backzähne sind aus je drei bis fünf scharf dyskantigen und spitzigen Höckern (näher betrachtet die spitzigen Ecken dreikantiger Prismen) zusammengesetzt, die der obern Zähne zwischen die der untern greifend. Der Schärfe ihrer Spitzen und Kanten widerstehe nichts, was zwischen die in zwei oder drei Längskreihen geordneten Höcker gebracht wird. Obwol bei allen Insektenfressern das Gebiß nach demselben allgemeinen, obenbezeichneten Typus angelegt ist, zeigen die einzelnen Gattungen und Arten doch in der Zahl der Zähne, in den feinern Formen der Schneidezähne und der Höcker und Zacken der Lück- und echten Backzähne so viele und zum Theil so erhebliche Unterschiede, daß man nach ihnen allein schon die Charakteristik entwerfen kann.

Die echten Fleischfresser, welche vornehmlich auf Fleisch, Blut und Knochen der Wirbelthiere angewiesen sind, stimmen darin mit den Insektenfressern überein, daß sie stets alle Zahnarten, große kegelförmige Eckzähne, und spitzzackige, als Lück- und echte Backzähne unterschiedene Backzähne, besitzen. Die Schneidezähne dienen bei ihnen nur dazu, kleinere Fleisch- und Knorpelpartieen von den Knochen abzulösen oder leicht theilbare Fetzen abzureißen. Die gewaltigen Eckzähne sind die eigentlichen Mordinstrumente, einmal eingeschlagen, verwunden sie gefährlich und zerreißen mit unwiderstehlicher Kraft das Schlachtopfer. Ihre Form, für die ganze Gruppe sehr charakteristisch, unterscheidet nur im allgemeinen Katzen, Hyänen, Hunde und Marder; die verschiedenen Arten derselben Gattungstypus bieten nur hin und wieder charakteristische Eigenthümlichkeiten. Die Lückzähne, deren Hauptzacken stets comprimirt kegelförmig ist und am vordern und hintern Rande ein oder zwei scharfschneidende Nebenzacken trägt, unterstützen die Function des Fleischzahns. Dieser ist der eigentliche Charakterzahn der carnivoren Raubthiere, der größte überhaupt, in jeder Kieferreihe nur einmal vorhanden und aus zwei oder drei scharfschneidenden Hauptzacken mit Nebenhöckern und Nebenzacken gebildet. In dem Verhältniß und der Form der Zacken spricht sich nun der Grad der Raubgier ganz entschieden aus. Er zerschneidet die Fleischstücken in verschlingbare Bissen und zersplittert die Knochen. Der untere Fleischzahn, um seine Form noch näher zu betrachten, besteht bei den Katzen nur aus den beiden scharfen Hauptzacken, welche mit den drei obern scharfen Zacken des obern Fleischzahns wie eine Schere schneiden. Der Schnitt geht ohne Widerstand scharf durch. Hinter ihm folgen keine Zähne mehr, außer im Oberkiefer ein kleiner, unbedeutender Kornzahn, der bisweilen ausfällt. Keine Katze kann kauen, sie zerschneidet jede Nahrung, also die zahme Katze auch das Brot und die Kartoffel. Ganz anders schon die Hunde, deren Raubthiernaturell minder blutgierig ist, die sich auch an gefallenes Vieh machen, das jede wilde Katzenart verschmäht, ja die selbst Gliedthiere und Frösche, Insekten und Gewürm fressen, wenn Warmblüter fehlen, und sogar saftige Früchte verzehren. Dieser größern Auswahl in der Nahrung ist auch das Gebiß angepaßt. Die beiden Hauptzacken am untern Fleischzahn gleichen denen der Katzen, nur daß sie relativ kleiner sind; am Hinterrande aber steht noch ein ganz stumpfer Anlag und an der Innenseite des zweiten Hauptzackens ein kleiner Zipfelhöcker. So kann dieser Fleischzahn in seiner vordern Hälfte zerschneiden, in seiner hintern Hälfte zerquetschen, zermalmen und hierin unterstützt ihn noch ein kleiner, ganz stumpfer Backzahn. Der obere Fleischzahn schneidet mit nur zwei scharfen Zacken und hinter ihm folgen dann zwei andere, ganz stumpfhöckerige echte Mahl- oder Kauzähne. Fleisch und Knochen zertheilt der Hund mit seinen Lück- und Fleischzähnen, das Brot kaut er mit den echten Mahlzähnen hinter den Fleischzähnen. Je größer diese Mahlzähne im Verhältniß zu den Fleischzähnen sind, desto milder ist das Raubthiernaturell, und je schärfer und größer die Fleischzähne im Verhältniß zu den hintern Kauzähnen sind, desto raubthierischer das Naturell. Man kann die Verschiedenheit des Naturells von Wolf und Fuchs und der verschiedenen Hundsbarietäten noch hinlänglich mit dem Maßstabe an den Fleisch- und Kauzähnen bestimmen und dasselbe läßt sich mit gleicher Bestimmtheit bei den Hyänen, Mardern, Zibethkatzen, Ottern, dem Vielfraß und Dachs ausführen. In einer solchen geometrischen Raubthierscala würden die Katzen den Anfang bilden, dann die Hyänen und echten Marder folgen, der Dachs als das zahmhaftigste und trägste

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.
3-598-51032-2
FN. 19192/084

aller Raubthiere, mit dem großen Mahl- und kleinsten Fleischzahn, das äußerste Ende einnehmen.

So streng bestimmt die Zahnformen der carnivoren Raubthiere hiernach auch sind, so entschieden sich die Grade des Raubthiernaturells bis in die scheinbar geringfügigsten Formen ausprägen, so hat sich dennoch die Natur in diesem Typus die wunderlichsten Ausschweifungen erlaubt. Dem Erdwolf, einer ganz entschiedenen Hyänengestalt, gab sie nur kleine, einfache Lückzähne, keinen Fleischzahn, keine Kauzähne, dem Löffelhunde und dem vorweltlichen Amphicyon drei große Mahlzähne und nur einen ganz unbedeutenden Fleischzahn, dagegen aber dem urweltlichen Hyänodon drei Fleischzähne im Unterkiefer hintereinander.

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

Aus meiner Pilgertasche.

Von Freiherrn von Biedenfeld.

II. Zacharias Werner.

Der seltsame, mitunter barocke und überschwengliche Romanticismus und Mysticismus in den Werken Zacharias Werner's, besonders in den Dramen, hatten ohne Zweifel die allgemeine Aufmerksamkeit ebenso lebhaft auf ihn gelenkt wie seine unverkennbar reiche und schöne Dichterbegabung. Sein Drama: „Die Weihe der Kraft", hatte einen äußerst erbitterten Kampf in der Presse erweckt, sein Drama: „Der 24. Februar", jene wüste Periode der Schicksalsdramen hervorgerufen, welche den Horizont unserer deutschen Bühne verdüsterte, von Adolf Müllner sehr speculativ als weidende Kuh benutzt wurde, Grillparzer auf einen Abweg zu führen drohte, eine Menge von argen Machwerken hervorrief, ein langweiliges Wettrennen von Parodieen und Travestieen eröffnete, wobei der überlustige „Schicksalstrumpf" von Gastelli bei der Masse den Sieg errang, ohne dem poetischen Unfug ein Ende machen zu können.

Diesen merkwürdigen Romantiker hatte während dessen sein Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche noch interessanter gemacht. Er lebte fortan zu Wien als Priester im Hause der regulirten Geistlichen des heiligen Liguori, der Liguorianer oder Redemptoristen, predigte nicht selten in der kleinen Kirche über der Kaisergruft und erfreute sich dabei stets eines großen Publikums aus allen Ständen und Confessionen, obgleich die Kritik über seine Predigten in viele übertrieben lobende wie tadelnde Ansichten zerfiel.

Mir war niemals Gelegenheit geworden, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, also war ich um so begieriger, eine seiner Predigten zu hören. Das Glück begünstigte mich, unter der gedrängten Menge einen erträglichen Stand der Kanzel gegenüber zu finden.

Die Kirche ist klein und leider eben nicht an einem Ueberfluß von Helle. Der Erlebnte erschien auf der Kanzel; seine schroffen, abgemagerten Züge sahen in dem schwarzen Anzuge noch fahler und bleicher aus, fast wie eine mit Staub überzogene Gypsbüste, welche nur ein bald nach oben sich öffnendes Auge oder ein über die Zuhörer hinstreifender Blick momentan belebte. Er ähnelte einem nach langer Krankheit aus dem Hospitale entlassenen Halbgenesenen. Diesen Eindruck erhöhte noch die kränkelnd schwache, etwas scharfe, zuweilen mühsam sich erhebende, zuweilen hohl klingende, durch das Accentuiren dennoch allen verständliche Stimme.

Die Straf- und Bußpredigt über Sittenverderbniß, Indifferentismus, Unglauben u. s. w. mit wärmster Empfehlung der von der Kirche dagegen so reichlich gebotenen Heilmittel schien allgemeinen, lebhaften Eindruck zu machen, obgleich oder vielleicht gerade weil sie die gewöhnliche logische Eintheilung, die strenge rhetorische Form und Symmetrie, die mächtigen ciceronianischen Schachtelsätze entbehrte, mehr wie eine unmittelbar aus der Seele hervorströmende, den Redner selbst völlig durchdringende Improvisation erschien, durch frappante Ueberraschungen stets wach und gespannt hielt, bald poetisch sich aufschwingend an den Dichter der Söhne des Thals erinnerte, bald mit Humoresken à la Abraham a Santa Clara erfrischte, bald irgendeinen auffälligen Moment aus der Stadt- oder Weltgeschichte in scharfen Conturen skizzirend, um daran eine prägnante Lehre der Kirche und der Moral zu knüpfen, seinen wienerischen Phäaken sehr derb den Text zu lesen. Keine Silbe von confessioneller Anspielung oder Polemik, unwandelbar erging er sich im Gebiete der heiligen Römisch-katholischen Kirche, als gäbe es gar keine andere auf dieser Welt. Von dem ihm häufig vorgeworfenen Zelotismus und Cynismus habe ich in keiner seiner Predigten eine Spur vernommen. Die Erinnerung daran vergegenwärtigte sich mir erst wieder sehr lebhaft bei einigen Predigten der besonnensten und begabtesten von den

Heinrich
(erſt betroffen, dann lauſchend).

Ich höre ſie. Geh' zu ihr, Marie! Sie iſt edel und gut. Du wirſt ſie, ſie wird Dich liebgewinnen. Zögre nicht, Marie! Geh': ſie könnte kommen und meine Aufregung ſehen. Du gehſt, Marie? (Sie wehmüthig anblickend) Meine erſte Liebe!

Marie
(mit Thränen, gefühlvoll).

Heinrich — (ſich beſinnend) ich gehe — aber rechnen Sie nicht, daß ich bleiben werde. Ich habe mich daran gewöhnt, Sie für todt zu halten und die Erinnerung an unſre Liebe nur noch wie die Blumen eines Grabes zu pflegen. (Sie geht langſam an die Thür' rechts).

Heinrich
(ihr nachblickend, allein).

„Dich beſäße doch mein Kummer
Meinem Leide lebteſt Du!"

Ach! Auch das iſt ein Troſt, daß man ſeinen Gram nicht flieht und ſeinem Schmerz und ſeinen Thränen ſich vermählt! (Pauſe. Nach der Wand horchend.) Da durchkreuzen ſich jetzt die beiden Bahnen, durch welche der Ball meines Schickſals rollt! Suche nur, ſuche nur den Ton, in dem Du zu ihr reden willſt! (Schmerzlich) Ach, wie kalt, wie vornehm ſpricht ſie mit ihr! Können doch ſelbſt die edelſten Gemüther nicht immer gleich den Ton

jüngsten jesuitischen Missionen. Dergleichen Predigten berücksichtigen freilich in der Regel die Gesetze einer gesunden Exegese ebenso wenig wie die der Hermeneutik; sie haben auch ohne Zweifel bei den Supernaturalisten wie Rationalisten, bei den Spiritualisten wie bei den Pietisten mancherlei kritische Anfechtungen zu bestehen, sogar häufig keine streng wissenschaftliche Berechtigung; ob man sie aber deshalb ohne weiteres aus dem Gebiet der Predigten ausstreichen dürfe, ist mir noch nicht völlig klar geworden und mag dem Urteil von Theologen überlassen bleiben. Der Laie begnügt sich mit der Wirkung und fragt nicht, von wem sie komme.

Geraume Zeit verstrich, bevor es mir gelang, bei Zacharias Werner Zutritt zu finden. Er war kein Freund von Fremdenbesuchen noch von allen daraus gewöhnlich entstehenden Frage- und Antwortspielen über Gegenstände, welche hinter ihm lagen, wie er sich ausdrückte, über Religion, Politik u. s. w.; er fürchtete sich vor der Indiskretion von Korrespondenten und Zeitungen und sich begonnen zu lassen, war ihm besonders zuwider. Namentlich vermied er möglichst Besuche von Protestanten. „Die meisten dieser Leute", sagte er, „kommen lediglich aus Neugierde, wie denn ein Apostat eigentlich aussiehe, und leiten alsdann aus meinem Aeußern Empfindungen und Zustände heraus, wovon meine Seele nichts ahnt." Die Nekeie hatte sich einmal seiner Phantasie und seines Herzens bemächtigt, er verwendete am liebsten jede berufsfreie Stunde auf Studien und Betrachtungen, um so mehr, da sein körperliches Befinden ihn oft daran hinderte, ohne daß er eigentlich krank war. Eine auffällige, oft fast unfreundliche Einsilbigkeit, eine gewisse scheue Verlegenheit und eine Art von mißtrauischem, lauerndem Beobachten machten die Besuche bei ihm nicht selten peinlich, und man war gewissermaßen froh, eine solche Beengung wieder loszuwerden.

Mir selbst erging es in einer ganzen Reihe von Besuchen nicht besser, obgleich einer seiner vertrautesten Kollegen bei ihm mich eingeführt hatte, und es war unmöglich, ihn in ein zusammenhängendes oder nur einigermaßen ergiebiges Gespräch zu verflechten, von welcher Seite man ihm auch beizukommen suchen mochte. Den oft gegen ihn wiederholten Vorwurf der Unsauberkeit im Gesicht und an den Händen glaube ich aus eigener Ansicht als unbegründet hier bezeichnen zu dürfen, weil ich in der That dergleichen niemals an ihm bemerkt habe, sondern nur eine gewisse Nachlässigkeit im Anzuge, der sonst bei seinen Ordensbrüdern ich möchte sagen militärisch sauber gehalten wird. Eine Eigentümlichkeit mehr oder weniger an einem ungewöhnlichen Menschen hat zwar an sich keine große Bedeutung, aber diese bei Zacharias Werner bestreite ich, da doch wol nicht angenommen werden kann, daß er gerade bei meinen Besuchen stets zufällig rein gewesen sein solle.

Das Glück lächelte mir sehr unvermutet. Eines Tags war ich mit einer muntern Gesellschaft durch das köstliche Helenenthal nach Baden gefahren. In Baden begann das Banketiren. Das Banketiren war niemals meine Sache; ich schlich mich also auch damals beiseite und wandelte nach der Promenade, um in dieser Stunde gewiß einsam meinen Gedanken nachzuhängen und Verschönerungsträume zu träumen. Auf einer Bank der Allee sah eine schwarze Gestalt, tief vorwärts gebeugt, mit dem Stock in dem Sande zu ihren Füßen herumvagirend. Bald erkannte ich in dieser Gestalt unsern Zacharias Werner.

Begierig zu erfahren, weshalb er so emsig mit seinem Stock im Sand herumfuhr, dann auf seiner Bank sich aufrichtete und vor sich hin auf den Boden starrte, schlich ich in der Allee hinter ihm möglichst leise hin, kam glücklich unbemerkt hinter ihn und schaute über ihn hinweg auf den Boden. Er hatte in den Sand gezeichnet und nach einigem Horchen erkannte ich in der Sandfigur die eben nicht rafaelisch gezeichnete Gestalt einer Lyra mit zerrissenen Saiten.

Er starrte noch immer darauf hin. Ich trat nun laut hinter ihm auf und sagte, als käme ich eben heran: „Guten Morgen!"

„Guten Morgen!" antwortete er, ohne seine Stellung zu verändern, immer noch mit dem Blick am Boden.

„Wie freut es mich, Sie so unvermutet hier zu finden!"

Er drehte den Kopf nach mir, erkannte mich und wiederholte mit bitter süßem Tone fast unhörbar: „Guten Morgen!"

Auf seinen Zügen spiegelte sich die ganze Passionsgeschichte einer einsamen Stunde. Auf die Lyra im Sande deutend, fuhr er ebenso leise und mit dem Ausdruck tiefinnersten Schmerzes fort: „Es waren doch schöne Zeiten!" erhob sich dann plötzlich wie erschrocken darüber, daß er ein Wort zu viel gesagt, verwischte hastig mit den Füßen die Figur im Sande und sagte mit unbe-

schreiblicher Wehmuth: „Es ist mir heute so seltsam zu Muthe, als lauerte in meinem Innern eine schwere Krankheit auf den günstigen Augenblick, auszubrechen und mich niederzuwerfen; ich muß mich noch ein wenig ergehen."

Nun wandelten wir einige Zeit langsam dahin. In ihm arbeitete sichtbar ein Kämpfen und Ringen gegen Erinnerungen und Gefühle, die sich in seiner Seele festsetzen wollten. Der Saulus war in einem unbewachten Augenblick fast Meister über ihn geworden und noch hatte der Paulus nicht wieder völlig gesiegt.

Ich sprach kein Wort. Bei einem solchen Kampfe muß man die Seele ihrer eigenen Kraft überlassen und sie nicht stören in ihren strategischen Operationen.

Endlich schien er überwältigt zu haben; sein Antlitz wurde nicht heiter, gewann aber wieder jenes eigenthümlich mystische Gepräge contemplativer Ruhe und priesterlicher Ueberzeugung; er ging unwillkürlich ein wenig rascher und unterbrach das Schweigen mit zerstreuten Bemerkungen über unbedeutende Dinge, als wollte er mich vergessen machen, wie ich ihn gefunden, und sich selbst in eine Welt anderer Betrachtungen hinübergängeln. Er wurde immer gesprächiger; meine Einsilbigkeit schien ihn zu drücken, lebendiger und lebendiger entwickelte sich bei ihm das Bedürfniß, auch die letzten Bande der vergangenen Stunde zu sprengen, der Freiheit sich zu erfreuen, im Fluß der Rede sich badend wieder ganz zu erstarken. So habe ich ihn weder zuvor noch nachher jemals gesehen.

Gern folgte ich der Einladung in sein Zimmer. Von der Aufregung und dem Spaziergange ziemlich ermüdet, sank er auf einen Sessel, streckte sich behaglich, faltete die Hände im Schoß, legte den Kopf auf die Lehne zurück und schloß die Augen.

Noch mit geschlossenen Augen begann er: „Sie haben mir lange nicht mehr von Ihrem Plan zu einer Geschichte der Mönchsorden gesprochen! Ist etwa dieses Vorhaben aufgegeben?"

„Nein, aber es erfordert viele Vorstudien, wozu jetzt häufig die Zeit mir mangelt, und aufrichtig gestanden, kosten diese Studien auch oft entsetzlich viel Selbstüberwindung, um den geschichtlichen Kern aus jenem Meer von Legenden und Wundern herauszufischen."

„Sie glauben nicht an Wunder?"

„Ich glaube an die zahllosen Wunder, welche ich stündlich auf der Erde und am Himmel vor mir sehe, nicht analysiren kann und welche genügend zu erklären noch keinem Menschenverstand gelungen ist, wahrscheinlich auch niemals gelingen wird!" —

„Seltsame menschliche Weisheit! Sie glaubt an die Wunder im Gebiet der leblosen Dinge und verschmäht den Glauben an die viel höhern Wunder im Gebiet des Menschlichen, obgleich sie ganz so offen vor Augen liegen wie jene Wunder in der Natur!"

„Ich lasse alle jene Wunder unerörtert beiseite! Ich bedarf ihrer nicht zu dem vorliegenden Zweck einer skizzirten historischen Zusammenstellung der Mönchs- und Klosterfrauenorden, so vollständig, wie solche meines Wissens nirgends besteht."

„Gut! Ich erlasse Ihnen die Besprechung aller Wunder, welche Sie jene Wunder nennen! Aber Sie beabsichtigen eine historische Skizze: haben Sie dazu auch alle Wunder berücksichtigt, welche nirgends als Wunder verzeichnet stehen und dennoch zu den merkwürdigsten aller Wunder gehören, unwiderstehlich in die Weltgeschichte eingegriffen haben und noch täglich eingreifen?"

„Ich bekenne, Sie nicht ganz zu verstehen."

„Ein Beweis, daß Sie die Wunder, welche ich meine, nicht bemerkt, nicht beachtet haben. Oder erscheint es Ihnen etwa nicht als ein Wunder, daß Gott durch den ganzen Verlauf der Menschengeschichte stets am rechten Ort und zu rechter Zeit irgendeinen Menschen hervorruft, den er seiner Offenbarung würdigt und ausrüstet mit dem Lichte und der Kraft des Geistes, welche nöthig sind für eine Umgestaltung der Zeit, für eine Heranbildung besserer Zustände, für eine heilsame Bekämpfung aller Verirrungen und Fehler, für die Herbeiführung einer neuen Morgenröthe mitten in den Finsternissen der Nacht, für eine Neutralisirung aller Gefahren, welche irdische Weisheit und Menschendünkel über die Menschheit heimzuführen drohen?"

„Allerdings glaube ich an providentielle Menschen und Erscheinungen; aber —"

„Wunder wollen Sie solche nicht genannt wissen? Gut, auf den Namen kommt es am Ende nicht an! Verstehen Sie also immer Ihren Namen darunter, wenn ich den meinigen ausspreche!"

„Trotz des alten »Nomina sunt omina« fühle ich eine ziemliche Gleichgültigkeit für Namen und halte mich dafür um so fester an die Dinge. Also bitte ich um die versprochene Erörterung,

gleichviel, ob Sie solche Wunder, Wirkung der Providenz oder Schicksal nennen wollen!"

Bei dem Worte Schicksal flog eine trübe Wolke über sein Antlitz, vorwurfsvoll und mistrauisch sah er mir fest in die Augen und sagte hastig, wie von innerm Entsetzen ergriffen: „Schicksal? Nein, das ist kein christlicher, das ist ein heidnischer Gedanke, entsprungen aus den Studien der antiken Literatur!"

Er schwieg erschöpft, senkte den Blick zu Boden und schien eine Erinnerung an seine eigene poetische Laufbahn zu besorgen. Hätte ich auch unartig genug sein können, so sträubte sich doch diesem Manne gegenüber mein innerstes Gefühl gegen solche Grausamkeit. Ich schwieg. Sichtbar erleichtert schöpfte er tief Athem und begann nach einer kleinen Pause.

„So unterhalten wir uns mit bitterzynischer Ruhe über die vier großen Wunder in der heiligen Römisch-katholischen Kirche! Diese Wunder beruhen nicht auf poetischen Sagen und Traditionen, nicht auf Legenden, sondern sie gründen sich unbestritten auf die Geschichte, sie sind wirkliche, noch jetzt fortlebende Thatsachen. Sie erinnern sich, in welchen greulichen Zuständen sich die Welt zu Anfang des 6. Jahrhunderts befand, greulicher als jemals zuvor und jemals danach. Wildeste Barbarei durch alle Länder, das brutalste Regiment der Leidenschaften, Zwiespalte in der Kirche selbst, das Christenthum in Europa auf Byzanz, Italien, Frankreich, einen Theil von Spanien und England beschränkt, die Propaganda des Mönchthums nur in einzelnen Basilianischen Anstalten geordnet, sonst vereinzelt, ohne feste Satzung und feste Sitze vagabundirend, individuellen Ansichten und Leidenschaften anheimgegeben, den Kirchenobern nirgends streng gehorsam, häufig zum Aergernis, fast ganz unwirksam für Verbreitung von Glauben und Cultur. Da erschien plötzlich das erste Wunder: ein bis dahin völlig unbekannter Mann, ein strenger Ascet, Benedict von Nursia, fühlte sich plötzlich vom Heiligen Geist erleuchtet, dem Mönchswesen eine andere Gestalt zu geben, es an eine feste Regel und an bestimmte Wohnorte zu binden und ihm die Satzungen zu ertheilen, welche, der Zeit angemessen, alle Keime der raschen Verbreitung und unwiderstehlichen Einwirkung auf die Welt umfassen, da sie geeignet waren, je nach Zeit und Umständen modificirt zu werden. Dieser strenge Ascet kam durch Inspiration auf den Gedanken, den alten Grundsatz des „Ora et labora" in der Satzung des neuen Ordens thatsächlich in ein „Labora et ora" umzuwandeln, indem er allen für kirchliche und Culturzwecke arbeitenden Ordensbrüdern Befreiung von manchen ascetischen Pflichten gestattete, welche zu viel Zeit dem Arbeitenden wegnehmen, seine Lebenskräfte schwächen konnten. So erstand im Jahre 530 das Musterkloster zu Monte-Cassino. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitete sich der Orden, arbeitete überall emsigst für Verbreitung des Christenthums, Auffindung und Erhaltung der antiken classischen Literatur und Kirchenschriften, sorgte durch Schulen für die Cultur der Menschen, durch Landwirthschaft und Gartenbau für Cultur des Bodens, beherrschte bald das gesammte occidentalische Mönchswesen durch seinen unwiderstehlichen Geist einer heilsamen Ordnung und Thätigkeit. Zwei Jahrhunderte später brachte er siegreich das Christenthum nach Deutschland, von da immer weiter nach Böhmen, Ungarn, Mähren, Polen, Schweden, Norwegen, Dänemark — alle diese Länder befruchtete das Blut seiner Märtyrer. Das Wunder war vollbracht und ganz Europa hatte dadurch eine andere Gestalt gewonnen. Das Menschliche im Orden selbst konnte dabei nicht ausbleiben. Des Ordens Macht und Reichthum war bis zum Unglaublichen herangewachsen und trug durch die weltlichen Anstalten, durch die Fürstenwürde vieler Aebte mit Fürstenpracht und Fürstenleben, durch die immer wachsende Verweltlichung in seinen wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten und großentheils auch in seinen Schulen, durch täglich schreiendere Vernachlässigung der ascetischen Pflichten den Keim des Verderbens in sich, das Siegel des Verfalls sichtbar auf der Stirn. Die Zeit der Heilsamkeit seines Wirkens war vorüber, die Völker bedurften einer neuen, lebenskräftigern Erfrischung in Religiosität und Glauben, einer Erwärmung im Christenthum, welche von allen benedictinischen Scheinformen zu Cluguy, Citeaux, von Ste.-Maure und mehrerer deutschen Congregationen nicht mehr bewerkstelligt werden konnte. Das zweite Wunder erschien in der Person eines schlichten, gutmüthigen, aber höchst energischen Mannes, der sich plötzlich erleuchtet und erwärmt fühlte für den Gedanken, einen Verein von Mönchen zu gründen, welche außer ihrer festen Wohnung und Schlafstätte durchaus nichts besitzen und lediglich vom Almosen der Mildthätigkeit leben sollten und hauptsächlich der Bestimmung sich widmeten, durch heiligen Wandel, eifrige Seelsorge und unermüd-

liche Bemühung beim Volke den religiösen Sinn zu beleben, die Segnungen der Kirche ihm wieder theuer zu machen, dem priesterlichen Stande der Mönche wieder Achtung zu verschaffen. Dieser Mann war Franz von Assisi. Der grelle Gegensatz der Armuth und Entsagung zu dem Reichthum und der gar weltlichen Prunksucht vieler benedictinischen Anstalten, die Schlichtheit im Umgang mit dem Volke, der Feuereifer in Ausübung aller menschlichen und priesterlichen Pflichten bei diesem neuen Orden wirkten zauberähnlich. Er verbreitete sich in seinen männlichen und weiblichen Anstalten ungemein rasch über ganz Europa, sogar viele Benedictiner traten zu ihm über, und diese Fratres minores, Minoriten oder Franciscaner, entsprachen in den ersten hundert Jahren mit bewundernswerther Beharrlichkeit ihrer heilsamen Bestimmung: sie brachten alles Religiöse und Kirchliche den Begriffen des Volks näher, sie popularisirten das Priesterthum, befreundeten näher mit Maria und deren Ursprung, gewannen mehr und mehr das Zutrauen des Volks durch ihren schlichten Wandel, ihre Armuth, die Wärme und Einfalt ihrer Predigten. Währenddessen hatte die Verbreitung weltlicher Wissenschaftlichkeit durch die Benedictiner, das Aufblühen der Städte in Gewerben und Handel, der Verkehr mit fremden Volkerschaften durch die Kreuzzüge, die Bekanntschaft mit einer Menge von fremden Dingen und fremden Lehren durch alle höhern Schichten der christlichen Gesellschaft einen Geist der Forschung, der Unruhe und der Zweifel verbreitet, der mehr und mehr in Gleichgültigkeit für Religion und Kirche ausartete, von Irrlehren sich täglich ärger verblenden ließ und gleich einem um sich fressenden giftigen Krebsschaden mit ketzerischen Sekten heimsuchte, das Heil der Kirche und der ganzen Christenheit gefährdete. Zu Bekämpfung so schwerer Greuel waren die Franciscaner nicht gerüstet noch bewehrt, dazu bedurfte es einer andern Kraft. Und das dritte Wunder erfolgte: eine solche Kraft erstand auf den Wink Gottes in dem spanischen Mönche Domingo. Durch seine glühende Beredsamkeit begeisterte er die Kämpfer Gottes und ertränkte in Strömen Blutes die Ketzerei in Oberitalien, Frankreich, der Schweiz und Navarra. Sein Gedanke einer beständigen Inquisition legte allen künftigen Versuchen von Irrlehrern gewaltige und abschreckende Hindernisse in den Weg und trachtete unermüdlich, die letzten Keime und Wurzelchen solcher Ausgeburten menschlichen Dünkels zu vertilgen. Weil Deutschland dieser Einführung so starrsinnig sich widersetzte, verfiel es den gräulichsten Bruderkriegen eines halben Jahrhunderts, der innern Zerklüftung und einer Abschwächung nach außen bis zum heutigen Tage. Mit seinem neuen Orden der Dominicaner oder Predigermönche begründete Domingo eine neue, lebenskräftige Propaganda und errang denselben mächtigen Einfluß an den Höfen und bei den bevorzugten Ständen, dessen die Franciscaner bei der Masse sich erfreuten. Der Gedanke des Rosenkranzes mit allen damit verknüpften Gebeten und Andachten, womit der Heilige Geist in einer Stunde der glühendsten Contemplation seine Seele inspirirte, erwies sich bald als einer der fruchtbarsten und segensreichsten für die heilige Römisch-katholische Kirche. Das Böse ist niemals ganz aus dieser sündigen Welt zu vertilgen. Der Böse schleicht beständig umher und sucht, welchen er verschlinge. Auch bei den glaubenseifrigen Söhnen des heiligen Franciscus und des heiligen Dominicus wußte er sich mit der Zeit einzuschleichen, warf den Sauerteig verweltlichter Wissenschaftlichkeit, weltlicher Eifersüchteleien und weltlichen Dünkels in die reinen Seelen, lähmte ihren Eifer, schwächte ihre Wirksamkeit und ermöglichte dadurch in Helvetien und Deutschland gleichzeitig jenen verhängnißreichsten aller Ausbrüche von Irrlehren, der die Völker am blendenden Gängelbande des Hochmuths und der Freiheit mit sich fortriß, so viele Fürsten mit dem Köder der Vergrößerung von Macht und Reichthum angelte, der Menschheit im allgemeinen durch die Vorspiegelung eines dauernden Sieges des menschlichen Verstandes über alle tausendjährigen Vorurtheile und Phantasmagorieen schmeichelte. Zum Heil brach diese Irrlehre selbst sogleich im Ursprung ihre Macht durch Spaltung in zwei feindliche Hauptlager, deren Versöhnung, allen Versuchen zum Trotz, bis zur Stunde unmöglich geblieben. Aber die Allbarmherzigkeit Gottes beschloß, die Welt vor weiterer Ueberflutung mit diesem Uebel zu bewahren und durch einen mächtigern Damm ihr «Bis hieher und nicht weiter!» zuzurufen; sie erweckte das vierte Wunder für die heilige Römisch-katholische Kirche, so staunenswerth wie jenes erste von Monte-Cassino, so weltgestaltend, vielleicht noch merkwürdiger in seinen mittelbaren und unmittelbaren Folgen, glanzvoll wie ein Meteor und dabei so nachhaltig leuchtend und erwärmend wie die Sonne, die nach jeder Nacht und aus jedem Wolkenschleier immer jung und immer kräftig wieder am Himmel erscheint. Von den Schmerzen

seiner Wunden, von Uebersättigung eines wüsten Lebens, vom Ekel an der Welt gequält und zerfressen, flüchtet in Spanien ein Jüngling in die Einsamkeit einer Gebirgshöhle, wirft sich nieder in brünstigem Gebet, geht in sich, bereut, widmet sich vollständig der Betrachtung seiner selbst, des Zustandes der Menschheit, des Zweckes der Erlösung, der Allweisheit und Allgüte Gottes. Der Heilige Geist spricht zu ihm in Gesichten und Träumen, die Mutter Gottes ermuthigt und stärkt ihn in himmlischen Erscheinungen. Nach wenigen Wochen ist er ein anderer Mensch geworden; gesund, willensstark, erleuchtet tritt er aus seiner Höhle hervor, begeistert einige junge Freunde, sich mit ihm dem Dienste Gottes und der Menschheit in kirchlichem Wandel und kirchlichem Streben zu widmen, wandert mit ihnen nach Paris, Venedig und Rom, neue Belehrung und neue Theilnehmer zu finden und — unter dem stürmischen Wallen und den Wirren der Irrlehren in Helvetien, Deutschland und England erscheint plötzlich auf dem Kampfplatze, mit dem Flammenschwerte des Wortes ausgerüstet, die Gesellschaft Jesu, beschränkt die Irrlehre auf die Gebiete, worin sie bereits die Herrschaft gewonnen hatte, neutralisirt und vernichtet deren Wirksamkeit in allen Landen und legt den Kampf dagegen mit unversiegbarer Begeisterung, unverwüstlicher Beharrlichkeit und unerschöpflichen Mitteln durch die Jahrhunderte fort. Gott allein weiß, wie lange dieser Kampf dauern, wann der endliche Sieg der heiligen Kirche erfolgen und Einheit wieder herbeiführen wird!"

Das waren im wesentlichen Sinne die von ihm durchgeführten Gedankengänge.

Ich fragte:

„Ob ein solcher Sieg jemals erfolgen werde und könne, scheint Ihnen gar nicht zweifelhaft zu sein?"

„Er wird, er muß erfolgen! Wohl alsdann der Menschheit, wenn sie ausruhen kann von dem langen Kampfe, in Frieden emporblickt zum Himmel, nur Eines Herzens, Eines Sinnes und Eines Glaubens betet zu Gott! O der Seligkeit, in solcher Zeit auf Erden zu wandeln!"

Die Arme auf der Brust gekreuzt, lehnte er den Kopf zurück und schloß die Augen und sein Antlitz lächelte, wie von innerstem Entzücken verklärt.

Ich hätte manchen Widerspruch gegen seine Aeußerungen wagen mögen, aber es war mir unmöglich, aus solcher Stimmung ihn aufzuschrecken, einen Streit zu entspinnen, der ihn offenbar nur schmerzen würde, ohne noch eine wesentliche Frucht hervorbringen zu können.

Anregungen.

Ein neues Werk von Friedrich von Raumer.

In den Jahren von der Restauration 1815 bis zur Revolution von 1848 hatten sich die Ideenwelt vom Staat und der Gesellschaft, deren scheinbar unauflöslicher Gegensatz damals zuerst ins Bewußtsein der Menschen trat, fast ganz von dem Gegebenen und der Gegenwart abgewandt.

Die einen forderten eine Wiederherstellung des Mittelalters, die andern eine völlige Umgestaltung des Bestehenden zu Gunsten eines Ideals, dessen Vollendung und Verwirklichung, ob man es nun als eine reine, demokratische Republik, als ein Phalanstère Fourier's oder am bescheidensten als Nachbild der englischen Verfassung begreifen wollte, erst in eine späte Zukunft zu setzen war.

Die Revolution hat die Unmöglichkeit des einen wie des andern Schema bewiesen.

Sie hat eine dritte Staatsform geboren, von der in jenem Februar 1848 die Welt weiter als je entfernt zu sein schien: das Cäsarentum in seiner unheimlichsten und widrigsten Gestalt, eben — ohne einen Cäsar.

Wir alle wissen, daß es Jahre gebraucht hat, die Menschen an diesen Untergang all ihrer besten und edelsten Hoffnungen, an diesen Umschwung der Dinge zu gewöhnen. Nicht wie den beiden athenischen Bürgern in den „Vögeln" des Aristophanes war es uns vergönnt, im Streit gegen die Götter den Siegespreis — die Freiheit — heranzutragen und eine luftige Stadt zwischen Himmel und Erde zu errichten, sondern auf die Erde herabgestürzt, mußten wir uns wieder im harten Kampf mit den Dingen und Zuständen der Gegenwart versuchen.

Ganz ohne heilsamen Einfluß ist auch diese Krankheit nicht gewesen. Sie hat zumeist die Staatslehre auf den Boden der Erfahrung und der Geschichte zurückgeführt. Ein Buch, das aus dem Drange entstanden ist, wenigstens eine Gewißheit, eine sichere Planke in dem allgemeinen Schiffbruch sich zu retten, sind Friedrich von Raumer's „Historisch-politische Briefe über die geselligen Verhältnisse der Menschen" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1851).

Vor Jahren, vom April bis zum November 1850, einem Freunde geschrieben, der den berühmten Historiker aufgefordert hatte, ein wissenschaftliches Handbuch des Staatsrechts und der Politik zu schreiben, erscheinen sie jetzt mit Aenderungen und Zusätzen. In zwangloser und durchaus nicht streng wissenschaftlicher Form behandeln sie in 38 Briefen die wichtigsten Fragen, die man eben im Gespräch über politische Gegenstände anzuregen kann. Sie

gehen weder in die ganze Tiefe des Gegenstandes ein, noch versuchen sie eine neue gesellschaftliche Theorie; sie ziehen nur aus einer Fülle von Beispielen gewisse allgemeine Erfahrungssätze. Die außerordentliche Belesenheit des Verfassers, die ihm gestattet, auf fast allen Gebieten der Völkerkunde und Geschichte sich frei zu bewegen und für jede aufgestellte Behauptung den treffendsten Beleg zu finden, macht diese Briefe ebenso lehrreich wie unterhaltend. Von dem Begriff des Staats bis zu dem Werth oder Unwerth der natürlichen Grenzen finden alle politischen Begriffe und Normen ihre Erklärung, zumeist durch die Gegenüberstellung verschiedener Ansichten, aus denen sich der Verfasser eine mittlere und ausgleichende bildet. Das Buch ist ein Lexikon über die geläufigen und doch so mannichfach der nähern Bestimmung bedürfenden Staatsbegriffe.

„Die deutsche Schaubühne".

Unter diesem Titel geben Martin Perels und Freder Wehl eine Monatsschrift als Organ „für die Interessen der deutschen Bühne und für die Hebung der dramatischen Kunst" heraus. Der Versuch, dem Urtheil über Theaterangelegenheiten ein von den Reclamen und Umtrieben mancher Theateragenten freies Asyl zu eröffnen, ist aller Empfehlung werth. Wie es mit diesem Urtheil aussieht, beweist die neuliche Mahnung des Heinrichschen „Theaterdiener" an Michaelson's „Horizont", nicht alle die von der Heinrichschen Agentur vertretenen Stücke systematisch anfeinden zu wollen. Die deutschen dramatischen Autoren sind demnach nicht blos das Opfer einiger Intendanten, zahlloser schlechter Schauspieler, gehässiger Recensenten, blasirter Zuschauer, königlicher Preisrichter, sondern zuletzt auch noch der Agenten, die ein Stück deshalb schlecht machen, weil ein Concurrent den Vertrieb besorgt.

In dem vorliegenden ersten Heft einer unabhängigen und ehrlichen Theaterzeitschrift beklagt Brachvogel den Mangel fester Gesetze für den Bau und Werth eines neuen Dramas. Diese Klage ist doch etwas wunderlich. Namentlich dem Ausspruch des Professors Kuno Fischer in Jena gegenüber, nach welchem alle neuern Dramen über eine einzige Schablone geschrieben wären. Die Theorie des modernen deutschen (nicht französischen) Dramas ist in der That völlig vorhanden. Sie lautet: Naturgemäßer, von der Claque möglichst zweckmäßig zu unterstützender zweimaliger Hervorruf aller auf der Scene befindlichen Schauspieler nach jedem Actschluß. Dieser Actschluß darf allerdings nicht eine Verwirrung haben, die nach dem „durchgesetzten" Hervorruf eine gewisse Leere erzeugt und trotz zehn Hervorrufe doch Fiasco bedeutet. Organisch muß er im Guten, im Mitspiel des Publikums begründet sein. Immer muß gleichsam vor Fallen des Vorhangs ein Situations-Epigramm zünden oder noch besser eine Situations-Bombe platzen. Der Begründer dieser Theorie des Herausjubelns nach jedem Actschluß ist bekanntlich — — Friedrich Schiller. Brachvogel hätte sich nicht so neu stellen sollen.

Sehr beachtenswerthe, sehr sinnige und bühnenkundige Winke über die Scenirung von „Romeo und Julie" beginnt Freder Wehl mitzutheilen. Einige Wünsche, der z. B., daß im Anfang des Stücks auch die Frau Gräfin Capulet auf Veranlassung des Parteienkampfs in den Straßen an das Fenster ihres Palastes eilen und oben gesehen werden soll, gehen für eine Welt aus Pappe und Leinwand zu weit.

Verkauft.

von Daniel Stern.

Adel des Benehmens — was ist dies anderes als ein künstlerischer, ästhetischer Sinn, übertragen auf die Formen des Lebens! Und gerade den Adel sehen wir in der Kunst meist nur dem Kleinen nachlaufen und die Künstler — so oft ohne den mindesten Adel des Benehmens!

Deutschland.

Deutschland!
Das sei der Name,
Dein Ruf und deine Fahne
Am Rhein, am Belt, am Donaustrand!
O schau
Das Heer der Eichen,
Die sich die Aeste reichen
Zu Eines Wipfels festem Bau!
Wie groß!
Wenn nun die Wellen
Des Blättermeeres schwellen —
Ein Hauch, Ein Sturm, Ein mächt'ger Stoß!
Ein Herz!
Das, hochaufwallend,
Die Völker überschallend,
Durchschmettert der Trompete Erz!
Ein Reich!
Das ob den Schranken,
Die an die Meere wanken,
Sich hochhinwölbt, dem Himmel gleich!
Ein Mann!
Der sich im Straffen
Aufwuchs mit Wehr und Waffen
Erhebt! — Nun stürm', o Feind, stürm' an!
Dein Schwall
Und Lärm — zerschellen
Wird er, wie dort die Wellen
Des Oceans am Klippenwall!
Deutschland!
Das sei der Name,
Dein Ruf und deine Fahne
Am Rhein, am Belt, am Donaustrand!

Rudolf Lindau.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 33.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Der schöne Valvassen. Novelle von Franz von Kemmersdorf. I. II. — Das Gebiß der Säugethiere. Von Professor Dr. Siebel. IV. — Aus meiner Pilgertasche. Von Freiherrn von Liebenfeld. III. Charlotte von Ahlefeld. — Die „Jägermann". Der Hund des Kabys. — Die Kunst des Predigens. — Gedanken von Daniel Stern.

Der schöne Valvassen.

Novelle von **Franz von Kemmersdorf.**

I.

In der Mitte eines parkartigen Gartens steht das Herrenhaus von Valvassen.

Es ist ein großes Gebäude mit dicken Mauern ohne besondern Stil. Nur ein eiserner Balcon unterbricht die geradlinige Vorderseite. Von ihm herab können die Bewohner auf die Föhren des Gartens sehen — dieser Baum ist mit Vorliebe gepflanzt. Der Anwurf ist längst von den Mauern abgefallen. Das Herrenhaus von Valvassen kann nicht auf malerische Schönheit Anspruch erheben; es gleicht mehr einem warmen Rock, der seinen Eigenthümer vor Kälte und Nässe bewahrt. Die gewölbte Küche befindet sich im Erdgeschoß.

In ihr ist eben die Familie versammelt.

Das Haupt derselben steht mit einem großen Messer bewaffnet.

Vor ihm ein so hübscher Junge, als jemals mit muntern Augen in die Welt geblickt.

Doch hat der Vater keineswegs die Absicht, seinen Erstgeborenen wie Abraham zu behandeln. Er schneidet mit der fürchterlichen Waffe ganz einfach nur einen der fettigen Schinken ab, die an Querbalken von der Decke herabhängen.

Hierauf trägt der ältere Valvassen eine Maschine herbei, die eine Guillotine in verkleinertem Maßstabe zu sein scheint. Während unter der Aufsicht des Herrn ein Diener die geräucherte Schweinskeule in sehr dünne Schnitte schneidet, benutzt der erstere die Zeit zu Ermahnungen an den Sohn. Mit dem Gelde behutsam umzugehen, ist wol die wichtigste und am meisten eingeschärfte Lehre. Ferner empfiehlt er ihm noch, sich nicht in die Politik zu mischen, keiner Partei sich anzuschließen, mit keiner es zu verderben. Bei dem Gouverneur und den hohen Regierungsbeamten fleißig aufzuwarten; darüber aber keineswegs die italienischen Verwandten zu vernachlässigen. Die verschiedenen Empfangstage genau einzuhalten und wenn er zum Essen geladen, nur wenig zu frühstücken.

Der ältere Graf von Valvassen geht in die kleinsten Vorkommnisse des täglichen Lebens ein.

Der hübsche Junge hört nur mit halbem Ohr zu, er malt sich die Zukunft anders, als wie sie aus den Worten des Vaters hervorgeht.

Graf Tadaico Valvassen gleicht seinem Haus, auch er ist einfach und schmucklos, aber sturmfest. Er gehört einer alten, vornehmen venetianischen Familie an, die, gleich so vielen andern, beim Sturz der Republik die Stadt verlassen und ihre festländischen Besitzungen bezogen hatte. Comte Tadaico war auf dem Lande geboren und ein

wenig verdauert. Er trug gewöhnlich einen schlechten Rock und nahm von frühem Morgen bis zum späten Abend Antheil an der Wirthschaft. Dessenungeachtet hatte der Graf die Verbindungen mit seinen angesehenen Verwandten in Venedig aufrecht erhalten. Geschäfte führten ihn überdies häufig nach der Lagunenstadt. In seiner Provinz genoß er den Ruf eines praktischen Mannes. Wenn irgendein neues Unternehmen auftauchte, so fragte man: „Nimmt Conte Tadaico Antheil?" War dies der Fall, dann unterzeichneten getrost die übrigen Possidenti.

Jetzt sandte er seinen ältesten Sohn Perrin in die Stadt, damit dieser dort sein Glück mache. In welcher Art, das stand noch nicht ganz fest. Gelernt hatte der hübsche Junge wenig oder gar nichts. Am liebsten wäre es dem Vater gewesen, wenn Perrin eine gute Heirath geschlossen hätte, um sich dann auch auf eigener Hufe niederzulassen. Im schlimmsten Fall sollte er zum Militär gehen. Diese Eventualität sah Conte Tadaico ungern, weil sie ihn genöthigt haben würde, aus langbewahrter Neutralität zu treten und er auch fürchtete, sein leichtsinniger Sohn könne in dieser Stellung viel Geld ausgeben. Jedoch meinte Graf Valvasson der Aeltere, der Perrin's hübsches Ausehen von der praktischen Seite taxirte, es könne seinem Sohn bei einiger Klugheit nicht fehlen, im Leben vorwärts zu kommen.

Mittlerweile waren die Schinkenschnitte in Schachteln von blau und weißem Papier zierlich verpackt. Perrin wurde noch genau instruirt, an welche Personen er diese Probe väterlicher Landwirthschaft zu überbringen habe; hierauf reichte ihm Conte Tadaico einige Briefe und eine sehr leichte Börse, die Mutter schloß den hübschen Liebling noch einmal in die Arme; die Verwandten riefen ihre Abschiedsgrüße und endlich konnte der ungeduldige Junge den bereits harrenden Klepper besteigen.

Munter trabte er von hinnen. Die kastanienbraunen Locken flatterten im Winde. Nicht ein einziges mal wandte er den Kopf nach dem Hause, das seine Kindheit beschirmte; wanderte doch sein Geist in dem Feenlande Zukunft. Der Weg vor ihm hätte zum ahnungsvollen Bilde dienen können. Sie ritten eben einen steilen Hügel aufwärts; der Reitknecht mahnte Conte Perrin, vom Pferde zu steigen und es am Zügel zu führen, denn wenn die Thiere abgehetzt heimkämen, so zürne der Graf. Leichtfüßig schritt der Jüngling hinan, drüben ging es bergab. Nach kurzer Fläche abermals bergan und so fort. Beim letzten Hügel wanderte Conte Perrin weniger frisch. Gegen Abend erreichten sie jenen namenlosen Lagunenausfluß, zu dem die Friauler über steile Bergpfade gelangen. Hier bestieg der Jüngling die Barke, der Reitknecht kehrte mit den Pferden heim.

Die sanft schaukelnde Bewegung that Perrin nach der Ermüdung des Weges wohl. Er lehnte in behaglichem Schauen in seinem Fahrzeug. Nach und nach tauchten die Kuppeln der Lagunenstadt aus den Fluten. Herrlicher wurde der Anblick von Minute zu Minute. An der Brücke von Canareggio hielt die Barke. Der Jüngling sprang ans Land, der Barcarole rief ihm noch eine Anweisung über den zu nehmenden Weg nach. Perrin stürmte fort. Neugierig betrachtete er die Häuser und das lebhafte Getreibe auf der Straße. Allmählich mäßigte sich die Eile, die vielen Brücken ermüdeten ihn, er begann sich nach dem Nachtquartier zu sehnen.

So rüstig der Junge wanderte, das Ziel erreichte er nicht; zuweilen verfehlte er sogar die Richtung und mußte umkehren. Bis er endlich auf den Marcusplatz gelangte, war es Nacht, die Gaslaternen brannten. Perrin beachtete die zweiundzwanzig architektonischen Stile nicht; er hatte kein Auge mehr für jenen Platz, von dem Petrarca behauptet, daß er auf Erden seinesgleichen nicht zähle. Müde Beine und hungeriger Magen stumpfen gewaltig gegen das Schöne ab. Aber er ist jetzt dem ersehnten Nachtlager nahe; der Strom des Menschengewoges trägt ihn mit sich in die Frezzeria.

Hier steht der Junge und sucht beim Schein der Laternen das kleine Café del Lazzarone.

Indessen ist die Frezzeria wirklich zu enge und viel zu frequent, um sich ungestört der Häuserbetrachtung zu überlassen; Perrin erhält manche Stöße und manches Scheltwort. Ein paar geputzte Damen sind mehrmals vorübergegangen. Die wallenden Federn ihrer Hüte, die bunte Pracht ihres Anzugs, die rothen Wangen und blitzenden Augen gefallen Perrin. Stets lächeln sie freundlich, wenn sie ihn erblicken. Perrin ist durchaus nicht schüchtern, er lüftet den Hut und fragt nach dem Café del Lazzarone. Es zeigt sich, daß er über das Ziel hinausgegangen; die freundlichen Frauen nehmen ihn in die Mitte und geben ihm das Geleite. Das Woher und Wohin haben sie bald erfahren, dann lachen sie unter sich, spielen auf Dinge an, die Perrin nicht versteht. Am Eck der Frezzeria zeigen sie ihm die

Thüre, durch die er eintreten muß, fordern Perrin's Versprechen, sie bald zu besuchen, und verabschieden sich wie alte Freundinnen.

Auf der Schwelle des Cafés steht, den Eingang ausfüllend und versperrend, eine dicke, rothe Frau.

Sie hat die kleine Scene beobachtet, schüttelt den Kopf und bemerkt: „Per carita! So ein unedles Blut!"

Da aber der hübsche Junge Anstalten macht, einzutreten, stutzt die Hausfrau auf einen Sitz und scherzt entsetzt: „Sie sind doch nicht Conte Perrin?"

„Das bin ich, Signora! Ueberdies noch müde und hungrig. Unmöglich hätte ich Venedig in einem Tage erreicht, wenn ich nicht über die Berge gekommen wäre!"

Die Padrona faßt sich wieder. Conte Perrin's Ankunft ist ihr von dessen Vater gemeldet worden und sie war unter die Thür getreten, um nach dem verspäteten Gast zu sehen. Jetzt denkt sie, daß die Sache vielleicht doch nicht so schlimm sei, als sie auf den ersten Anblick erschienen. So führt sie denn den Jüngling nach der Hinterstube und vor dampfendem Risotto vergißt Conte Perrin sowol der Mühen des Wegs als des sonderbaren Empfangs. Während er ißt, betrachtet die Padrona mit Muße die schönen, regelmäßigen Züge, die hohe, freie Stirn, von üppig wallenden braunen Locken überragt, das lachende blaue Auge so heiter und keck, die frische, volle Wange, den Mund mit den herrlichen Zähnen, das reine Oval des Gesichts. Auf breiten Schultern sitzt dieser Kopf, die weiche Rundung der Jünglingsgestalt thut in Nichts der Kraft Eintrag, der Flaum der Lippe kündet bereits die beginnende Männlichkeit. Die gute Frau erkennt den Typus ihrer heimischen Berge wieder — nur in seinem schönsten Ideal. Perrin hat sich gestärkt und die Padrona bringt ihn mit mütterlicher Sorgfalt zu Bett. Er beantwortet ihre vielen Fragen noch daheim, bis ihm die Augen zufallen.

Am nächsten Morgen steht die Hausfrau mit dem Kaffee vor ihm. Sie fragt, wie er geschlafen und was er geträumt, denn vielbedeutend sei der Traum der ersten Nacht in einem fremden Orte.

Darauf kann sich nun freilich der hübsche Junge nicht mehr besinnen. Rasch kleidet er sich an und macht sich mit den Schinkenschachteln auf den Weg. Perrin gibt sie ab nach seines Vaters Weisung. Zuletzt, nach vielen Fragen, findet er den kleinen Campo Garampan. Den schönen, alten Palast, der eine ganze Seite desselben einnimmt, bewohnt seine nächste Verwandte, die reiche Gräfin Farsetti.

Zwei Lakaien stehen im Vorsaal. Sie prüfen den jungen Mann ziemlich impertinent. Sie nehmen ihm die Schinkenschachteln ab und als er begehrt, zur Gräfin geführt zu werden, lachen sie aus vollem Halse. Aber das Blut der Italiäner rollt weder langsam noch kalt. Perrin packt die zunächststehende der Jungfern, schüttelt sie so derb, daß ihr auf eine Meile die Unhöflichkeit vergeht, und eilt im Unmuth über die Treppe hinab.

Der junge Mann ist mit seinem ersten Auftreten in Venedig gar nicht zufrieden. Ueberall hat er nur die Gesichter der Diener gesehen, kein freundliches Wort hat ihn bewillkommt, einsam fühlt er sich unter Fremden. Fast wie Heimweh beschleicht es ihn. Hätte er doch niemals gedacht, sich nach dem alten Hause im Friaul zurückzusehnen, als er im traulichen Hinterstübchen des Café del Lazzareni beim Mahle saß. Dem Gaste zulieb hatte die Padrona ein schmackhaftes Gericht ihrem täglichen Speisezettel hinzugefügt. Der Aerger verdarb Perrin's Appetit keineswegs. Neben dem Essen schante er in das gutmüthige Gesicht seiner Wirthin und theilte ihr die Ereignisse des Vormittags mit.

Sie tröstete ihn und meinte, es ginge wol jedem so in der Fremde; man müsse sich erst eingewöhnen und bekannt werden. Hierauf erzählte sie das Geschick ihres eigenen Lebens. Wie sie als Pigelanta (Wasserträgerin) nach Venedig gekommen, dort mit ihrem Seligen bekannt geworden und endlich nach jahrelangen Bemühungen von den beiderseitigen Ersparnissen das Café gekauft, mit schwerem Anfang sich zum Wohlstand emporgearbeitet. Es war ein einfaches, naturfrisches und wahres Bild, wie es die Padrona in ihrer prolaischen Art vor dem Jüngling aufrollte. Mündliche Lehre entbieten es, wollte nur Perrin sie daraus ziehen. Arbeit in der Jugend, nachher als Lohn und Kampfpreis ein gemächliches Alter. Die rundliche Fülle der Padrona, die heitere Lebhaftigkeit ihres Wesens bot den besten Commentar zu ihren Worten. Wer aber mit der Ruhe beginnen will, wählt den verfehlten Gang und findet niemals Zufriedenheit.

Einige Tage noch trete Perrin vollkommen fremd auf den Straßen umher und wurde ungeachtet des vielen Neuen, welches er sah, ein Raub der Langeweile.

Später faßte er den vernünftigen Entschluß, der Welt, die sich nicht um ihn bekümmerte, seinerseits entgegenzukommen.

Er langte die von seinem Vater erhaltene Besuchsliste aus der Rocktasche und fand, daß gerade derjenige Wochentag angebrochen war, an dem Gräfin Rarfetti empfing.

Zum zweiten mal begab er sich nach dem Campo Carampan.

Heute hatte der alte Palast ein sehr verändertes Ansehen.

Schon an der Hausthür traten ihm mehrere in Livree gekleidete Bediente entgegen, die unhöflichen Zofen sah er nicht. Im Portsaal befand sich ein elegant aussehender Mann, der Comte Perrin mit großer Höflichkeit nach seinem Namen fragte.

Nachdem letzterer sich genannt, öffnete der artige Mann eine Thür und bat den jungen Herrn, einzutreten.

Mit Verwunderung erblickte sich Perrin in einem prachtvollen Saal. Die großen Figuren der kostbaren Gobelins, sein eigenes Bild, das ihm aus kolossalen Spiegeln vielfach entgegenstrahlte, verwirrten den Jüngling. Am Ende des weiten, hohen Gemachs befand sich eine Gruppe hauptsächlich junger Leute. Aus dem Knäuel löste sich eine schöne Frau und kam dem Besucher entgegen.

„Vetter Perrin, vermuthe ich!" sagte sie, ihre Hand hinstreckend und mit freundlichem Lächeln den hübschen Jungen musternd.

„Es ist keine Zauberei dabei, daß ich Ihren Namen weiß' Comte Tadaico schrieb an Mama, er würde seinen ältesten Sohn nach Venedig schicken'" antwortete sie auf einen verwunderten Blick aus den großen blauen Augen. „Auch erhielten wir ja vor einigen Tagen als Visitenkarte die Schinkenschachteln. Nur theilten diese uns leider nicht mit, wo der Comte abgestiegen, daher wir Ihnen kein Lebenszeichen senden konnten."

„Es scheint, ich benahm mich sehr ungeschickt", stammelte Perrin und wurde roth.

Die Dame schien dessenungeachtet keine ungünstige Meinung von dem jungen Vetter zu fassen. Sie blickte fortwährend äußerst freundlich in das von Erregung glühende Gesicht. „Kommen Sie jetzt zu Mama!" sagte sie.

Perrin verneigte sich vor ein paar alten Frauen, die er beisammensitzend fand.

Nach wenigen Worten der Begrüßung trat er unter die jungen Leute zurück.

Bald war seine Bekanntschaft mit Gräfin Rarfetti's zahlreicher Familie geschlossen. Die älteste, bereits verheirathete Tochter, dieselbe, die ihn empfangen hatte, Comte Federico und die muntere Laura, die jüngste, zogen Perrin am meisten an.

Doch streifte, trotz der lebhaften Unterhaltung, häufig sein Blick nach einem jungen Mädchen, welches ziemlich still in einem Lehnstuhl saß und nur auf Anrede der neben ihr sitzenden Dame zuweilen eine leise Erwiderung gab. Es war eine zarte Erscheinung mit außerordentlich weißem Teint und üppigen aschblonden Haaren, wie sie in Italien außerordentlich selten sind und dennoch den großen Meistern immer als Ideal weiblicher Schöne vorgeschwebt. Die tiefe Trauerkleidung hob noch das poetisch melancholische Aussehen der jungen Dame; sie stach gewaltig ab gegen die lebhaften, selbstbewußten Gräfinnen Rarfetti.

Einmal begegnete der sanfte Blick des Mädchens dem feurigen Auge Balbuffon's. Schnell senkte sich die lange Wimper über die Iris und eine leichte, zarte Incarnation belebte das reizende Köpfchen. Gegenseitig das Wort aneinander zu richten, dazu waren die jungen Leute noch im Leben zu neu.

Die steife, gelbe, trockene alte Dame zur Rechten der Hausfrau erhob sich und diesem Beispiel folgte die ganze Versammlung.

Mit geschickter Schwenkung verbarg sich Comte Federico hinter die faltigen Gardinen.

Gräfin Rarfetti gab, gefolgt von ihren Töchtern, selbst dem Besuche das Geleite, an der Thür blickte sie zögernd und suchend in den Saal zurück; aber der einzige ihrer Söhne, der zugegen gewesen, war und blieb verschwunden.

„Comte Perrin wird die Gefälligkeit haben, mein Cavalier zu sein", versetzte die fremde Dame und schoß aus ihren grauen Augen einen aufmunternden Blick nach dem Jüngling, während sich das gelbe, faltige Gesicht zum Versuch eines Lächelns verzog.

„Das heißt, du faßt die alte Herzogin von Urbino keck um die Hüften und trägst sie die Treppe hinab in die Gondel!" sagte die muntere Laura halblaut zu ihrem Vetter, da sie nichts so sehr liebte als einen Spaß und sich in Ermangelung eines guten auch mit einem schlechten begnügte.

Schon trat Perrin vor, um den ihm allerdings höchst sonderbar erscheinenden Auftrag seiner Cousine zu erfüllen; wußte er doch nichts

treffen, den ſie gegen das Unglück anſchlagen ſollten! (Horchend) Nun — nun ſoll ſie gar ans Klavier. (Man hört einige ſehr zarte Accorde auf dem Klavier, die ſich allmälig zu einer ſtürmiſch-ſchmerzlichen Paſſage ſteigern.) Gott — was mußt Du leiden, arme Dulderin — Sie haucht in die Töne des Inſtrumentes ihre Schmerzen hinein! Ha, ſie wirft ſich dem Genius der Muſik an die Bruſt, um ihre Gefühle auszutoben. — Wie wild! wie wild! — Stürme nur! Stürme nur! (Die Muſik ſchweigt plötzlich. Erſchrocken wie über etwas Dämoniſches.) Eine Saite iſt geriſſen. Es rieſelt mir ein kalter Schauer über den Nacken; (entſchieden nach vorn) aber ſie bleibt! (Erſchreckend) Sie bleibt? — Wohin verirr' ich mich? — — Schwindelnd ſteh' ich an einem Scheidewege: Dort meine Pflicht, hier ein Schwur. (Sinnend) Dies plötzliche Wiederſehen — die Macht der Erinnerung — meine Jugendzeit — (Entſchloſſen) Mein Inneres ſpricht mich frei: ich entdecke mich meiner Gattin; ſie ſelbſt ſoll die Richterin meiner Gefühle ſein. Die Welt mag mir einen andern Ausweg rathen; aber wem ein Herz im Buſen ſchlägt, der wird mich verſtehen, wie mich Gott verſteht! (Ab.)

Vorhang fällt.

von der Weltsitte und hatte seit einer Stunde so viel Neues gesehen, daß ihn wenig mehr überraschte.

„Ums Himmelswillen, thun Sie das ja nicht!“ flüsterte die schöne Blondine in Trauer ihm ins Ohr.

Die Zweifel Valvasson's endete die alte Herzogin selbst, indem sie seinen Arm ergriff.

Das schwarz gekleidete Fräulein folgte ihnen die Treppe hinab.

Oben ließ sich Contessina Laura auf eine der gepolsterten Bänke des Vestibuls nieder, um sich bequemer auslachen zu können. Auch ihr Bruder Federico kam wieder aus seinem Verneck; sie theilte ihm den gehabten Einfall mit.

„Hahaha! Clara verdarb mir einen köstlichen Spaß!“ bemerkte das junge Mädchen, als Perrin wieder zurückgekehrt war.

„Erkläre mir nun endlich die Geschichte! Wer ist die hübsche Blondine und weshalb macht man mit der Alten so viele Umstände?“ fragte Valvasson.

„Die Sache verhält sich also“, begann Laura ernsthaft. „Die alte Dame stammt aus regierendem Hause und ist Witwe des Herzogs von Urbino. Mama war früher ihr Hoffräulein. Gegenwärtig befindet sich die Herzogin auf dem Wege nach Paris, wo sie einen Proceß hat, und beehrte Mama auf der Durchreise mit einem Besuche.“

„Komm' endlich zu der Blonden!“ unterbrach Perrin ungeduldig die Contessina.

„Warte nur! Marchese Belleti, der Hofcavalier der Herzogin, ist krank! Daher kam sie blos in Gesellschaft ihrer Dame Clara Gondulmer zu uns.“

Hier ging die mobile Physiognomie des jungen Mädchens aus dem ernsthaften Ausdruck, den es ihr zu verleihen gestrebt, in den gewöhnlichen schelmischen über. „Und nun behaupte ich, daß die alte Herzogin sich auf den ersten Blick in meinen schönen Vetter verliebt hat“, schloß Laura lachend.

Perrin stimmte ein in ihre Heiterkeit. Das volle Metall der Jugend klang in seinem Gelächter, es klang auch noch in seiner Brust, als er entgegnete: „Mir wäre lieber, ich gefiele der Blonden!“

„Laß meine verstockte Schwester und folge mir!“ bemerkte Federico. „Ich will dir einen Beweis meiner Freundschaft geben.“

Arm in Arm schlenderten die jungen Leute dem Rialto zu über die Brücke durch die Mercerien auf den Marcusplatz. Hier traten sie in die Ville de France. Fertige Kleider wurden ihnen in Menge vorgelegt. Zarletti wählte einen vollständigen Anzug und übergab ihn Perrin.

„Was soll ich damit?“ fragte dieser.

„Als ein anderer Mann den Laden verlassen! Wirklich gehörte Heldenmuth dazu, mit dir so, wie du jetzt bist, über die Straße zu gehen!“

„Wenn du dich meiner schämst?“ brauste Valvasson auf.

„Nun, Knabe, explodire nur nicht gleich wie Schießpulver! Nicht deiner schäme ich mich, sondern deines Rocks“, entgegnete Conte Zarletti mit der kühlen Gelassenheit eines Weltmannes, den nichts aus der Fassung zu bringen vermag. „Nun sieh' dich an“, fügte er hinzu, nachdem Perrin mit Beihülfe des Gommis die neuen Kleider angezogen hatte.

Ueber den Anblick, der sich ihm bot, vergaß der hübsche Junge den Aerger. Federico bestellte noch vielerlei zur Ausstattung seines Vetters. Aber auf den ersten Eindruck der Befriedigung über die vortheilhafte Hervorhebung seiner natürlichen Vorzüge folgte bei Perrin ein entgegengesetzter. War er doch Conte Tadeo's Sohn! So schnell konnte kein fremder Einfluß die in der Kindheit empfangene Richtung, die erst vor kurzem noch erhaltenen väterlichen Lehren verdrängen!

„Federico, die Kleider werden viel Geld kosten!“ versetzte er zögernd, „und der Vater gibt mir nur zehn Napoleons des Monats.“

„Junge, du bist unschuldig wie ein neugeborenes Lamm!“ bemerkte Zarletti: „Wer sagt dir, daß du nöthig hast, zu bezahlen? Der von mir eingeführte Sohn des Grafen Valvasson hat überall Credit! Uebrigens übst du nur die Pflicht der Selbsterhaltung, denn wenn du dich nicht kleidest wie einer von uns, die nämlichen Häuser besuchst, mit einem Wort lebst wie jedermann, so bist du moralisch todt!“

Diese Argumente überzeugten Perrin nicht vollständig. Auch begriff er nicht, warum er moralisch todt sein sollte, wenn er einen andern Rock trüge wie Federico. Indessen hatte der ältere und bedeutend erfahrenere Zarletti bereits einen Halt über den Jüngling bekommen, den abzuschütteln diesem die Willenskraft fehlte, daher folgte er ihm in mehrere Magazine, wo Perrin's modische Ausstattung vervollkommnet wurde.

„Nun bin ich tüchtig hungerig und werde beim zum Essen gehen.", bemerkte Valvasson endlich.

Farfetti zog die Uhr. „Gerade noch eine Viertelstunde Zeit, um mit dem Besitzer des Hotels San-Marco zu sprechen, damit er dir ein paar Zimmer gibt; dann gehen wir nach Bellevue speisen, weil ich gegenwärtig dieses Etablissement protegire. Den Gedanken, in deine Höhle zurückzukehren, gib auf!"

Mehrere Bekannte schlossen sich den beiden an und in lebhaftem Geplauder, welches den dem großstädtischen Treiben noch ganz fremden Jüngling betäubte, verfloß das von vielem Wein erfrischte heitere Mahl.

Nach Tische waren alle Bedenklichkeiten Perrin's wie durch Zauber verschwunden. Wer gut gegessen hat, noch besser getrunken, dabei jung und gesund ist, fordert mit stolzer Siegeszuversicht sein Jahrhundert in die Schranken.

In alle gehobener Stimmung begleitete Valvasson die neugewonnenen Freunde ins Café Florian.

Hier fand sich Venedigs Jugend versammelt; Perrin fühlte sich bald heimisch; er rauchte seine erste Cigarre ohne die bekannten üblen Folgen. Nur ein leichter Schwindel umflorte sein Haupt und fieberisch klopften ihm die Pulse, während er behaglich auf dem Sammtsopha lehnte und in seine angenehm erregten Lebensgeister das Gewirr der Stimmen klang.

Später fand er sich wieder im freien inmitten eines Haufens junger Leute auf dem Wege nach San-Benedetto, denn das Theater Fenice war geschlossen. In der Frezzeria begegneten dem lärmenden Trupp die geputzten Damen, deren Bekanntschaft Perrin am Tage seiner Ankunft gemacht. Valvasson nahm grüßend den Hut ab und ein homerisches Gelächter seiner Gefährten folgte auf diesen Act der Höflichkeit — —

Der junge Mann lernte viel an diesem einen Tage. Das Leben, in welches ihn Farfetti eingeführt, gefiel ihm außerordentlich. Die stete Erregung und Abwechslung erzeugten in dem jugendlich kräftigen Organismus keinerlei üble Reaction. Conte Federico erwies bei grauendem Morgen seinem Vetter den letzten Freundschaftsdienst, indem er ihn nach dem Hotel San-Marco brachte. Perrin sank sogleich aufs Lager und in gesunden, tiefen Schlaf.

Am nächsten Tage holte ihn sein Mentor ab zu einer ähnlichen Reihenfolge von Zerstreuungen. Bald bedurfte der hübsche Junge des Führers nicht mehr. Er war vollständig lancirt in dem Schlaraffenleben der genußsüchtigen Jugend einer großen Stadt.

Auf diesem blumigen Wege suchte Valvasson das Glück.

II.

Fast jeder Mensch besitzt Fähigkeiten in irgendeiner Richtung, welche unter den zur Entwickelung günstigen Umständen auf die Oberfläche treten.

Perrin besaß Talent zum hohlen Leben eines Weltmannes.

In Zeit von wenigen Monaten hatte er jene traurige Wissenschaft gründlich erlernt, welche das Denkvermögen verwirrt, anstatt es aufzuklären, und Falsches an die Stelle des Wahren setzt.

Der hübsche Junge hatte der feilen Welt sein Herz verkauft.

Da erbleichen erst unter dem Giftbauch des Egoismus die Gefühle, die frischen Blumen; dann kranken die hohen Stämme, als da sind Arbeitstrieb und Wissbegierde. In tödtlicher Letbargie gebunden liegt jedes ernste Streben.

Perrin eignete sich rasch das leichte, gewandte Benehmen der guten Gesellschaft an.

Seine äußere Erscheinung war untadelhaft. Er besaß von Natur guten Geschmack, der ihm das richtige Maß lehrte. Des jungen Mannes keckes, frisches Wesen, unterstützt von der Lebhaftigkeit eines Geistes, den nicht die Wucht ernsten Studiums niederdrückte, verstärkte noch den angenehmen Eindruck, den Perrin überall hervorbrachte.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß er Schoßkind und Liebling der Gesellschaft wurde und den Beinamen der „schöne Valvasson" erhielt.

Die Dunste der Eitelkeit stiegen wol zu seinem Kopfe auf, allein er besaß einen guten Kopf, der sich nicht leicht verwirren ließ. Nur die Sirene Trägheit hielt ihn in ihren Ketten gefangen, diese vermochte er nicht zu sprengen. Warum arbeiten und ringen, während der Erfolg sich von selbst bot, die Welt ihm mit Blüten freigebig überhäufte? Wohl waren es taube Blüten. Sie glichen dem Hexengold, das bei der Berührung sich in dürres Laub verwandelt. Aber der Verdörte merkte es nicht. Die Mahnungen der Vernunft, welche ihn zuweilen aus dem gefährlichen Taumel wach riefen, beschwichtigte Perrin damit, daß er seine Gaben benutzen wolle, eine glänzende, unabhängige Stellung zu erlangen, um dann ohne fernere Gewissensbisse zur Existenz

eines vornehmen Müßiggängers sich autorisirt zu fühlen.

Nur über das Wie schwebte Perrin noch im Dunkeln. Er schwankte in seiner Wahl wie Kaiser Caligula, als er sich für eine bestimmte Todesart entscheiden sollte.

Was Anstrengung kostete, verwarf Perrin. Vor der Ehe schrak er instinctmäßig zurück und wurde in dieser vorgefaßten Meinung durch Beispiel und Wort der Kameraden bestärkt. Gegenwärtig lag noch die Nothwendigkeit, seine hübsche Person an die Meistbietende zu verhandeln, in weiter Ferne. Zwar liefen viele Rechnungen ein, die der junge Mann zu bezahlen unfähig war, ein Besuch des Vaters stand zu erwarten — indessen ging Perrin das Wasser noch nicht bis an den Hals, einstweilen schwamm er behaglich in der Flut und ließ sich von den Wogen treiben.

Ungefähr ein Jahr nach seiner Ankunft in Venedig saß Valvasson beim Frühstück vor dem Café delle Nationi auf der Riva dei Schiavoni.

Der würzige Trank der Levante dampfte einladend aus der kleinen Schale. Die verschiedenartigen, goldgelben Backereien lagen im zierlichen Körbchen zur Auswahl bereit.

Nachdem der junge Mann an den Barcarolis und den köstlichen frischen Zegatten seinen Appetit gestillt, zündete er eine Cigarre an und schaute auf das wogende Menschengetreibe um sich.

Zuweilen tauchte er einen Blick in die Ferne, auf die ewig belebte Wasserstraße mit den Inseln bis dorthin, wo der Lido den Horizont grün umsäumt. Auf so beschwerliche Art begann Valvasson sein Tagwerk.

Später nahm er ein Zeitungsblatt zur Hand, um zu erwarten, bis das elegante Venedig erwache.

Während der Morgenstunden treiben sich die rothbemützten Castellanis auf der Riva umher, die deren eigentliches Quartier ist. Schiffsvolk aller Nationen kommt hier ans Land, um Lebensbedarf zu kaufen und die Beine zu strecken. Soldaten ziehen feuerrathend nach ihren Kasernen, pittoreske hübsche Weiber mit schmutzigen Kindern sind auf Steinstufen der Brücken und Kirchen aufgepflanzt und fassen Glasperlen ein; vom Juden, der goldene Orangen ausruft, bis zum Tractätlein-Verkäufer wird lebhafter Kleinhandel getrieben. Beständig wogt und gährt es im bunten Volkshaufen des Südens. Nach und nach mischen sich gepuzte Gestalten darunter — Damen in bauschigen Roben, Herren, fast schmächtig und dünn daneben; die Stunde ist vorgerückt und die Promenadenzeit hat begonnen.

Auch Valvasson erhebt sich nachlässig, steigt über den Ponte della Pietà mit seinen Betern und über den herrlichen Ponte della Paglia, jenseit dessen der eigentliche Tummelplatz des eleganten Lebens beginnt. Perrin mustert von den Stufen der Brücke herab die glänzende Menge wie ein Feldherr seine Scharen.

Eine Dame, ganz in dunkeln Sammt gehüllt, den Spitzenschleier dicht vor dem Gesicht, eilt, das Blutauge zu Boden gesenkt, flüchtigen Fußes über den Molo. Sie führt ein kleines Mädchen an der Hand.

In ihr erräth mehr Perrin seine älteste Gespielin, als daß er sie erkennt. Die vornehmen italienischen Frauen zeigen sich öffentlich nicht viel, ausgenommen in der Oper oder bei besondern Festen.

Schnell ist Perrin an ihrer Seite und die tändelnde Liebeswerbung bei der warmblütigen Frau beginnt.

Nachher kommt eine dicke englische Matrone mit hübsch aufblühenden Töchtern an die Reihe, aber bei diesen weilt Perrin nicht lange. Die Engländerinnen fordern so viel! Sie verstehen blos die Liebe vor dem Notar und das ist nicht nach seinem Geschmack.

Eine deutsche Reichsgräfin blickt kalt und hochmüthig auf die Leute, doch des schönen Valvasson's Gruß erwidert sie mit gnädigem Lächeln; hat man ihr doch gesagt, er stamme aus edelm, altem Geschlecht, und wie vielfaches Vorurtheil eine Brust umpanzere, Weib bleibt Weib.

Feurige Ungarinnen und liebenswürdige Polinnen halten Perrin noch eine Weile fest mit gewandtem Fluß der Rede und hüpfenden Geistesfunken. Er ist noch jung genug, um an diesem Getreibe seiner Bekanntschaften Vergnügen zu finden.

Zuletzt ergreift Federico seinen Arm und bemerkt: „Es ist Zeit, nach Hause zu gehen; Mama würde es uns niemals verzeihen, wenn wir zu spät kämen! Allerdings bleibt es eine langweilige Geschichte, aber ich sehe nicht ein, wie man derselben entgehen könne!"

Mit Fassung ergibt sich Valvasson in das Geschick, schlendert am Arm des Vetters über die Piazzetta, den Marcusplatz, durch den Uhrenthurm nach den Merceries, an den vielen Buden mit mannichfachen Auslagen vorbei zum Riesenbau der Rialtobrücke. Drüben beginnt ein anderer

Stadttheil mit weniger Raum, weniger Farbenpracht. Stiller und öder wird es, je mehr sie sich dem kleinen, versteckten Campo Carampan nähern.

Die Herzogin von Urbino ist von ihrer Reise nach Paris zurückgekehrt und hat ein Mittagessen bei Gräfin Karletti angenommen.

Den hohen Gast zu empfangen, steht an der Haupttreppe der alte Graf selbst, der außerdem seinen Gemächer verläßt.

Neben ihm die Gattin in reichem Brillantschmuck, hinter beiden die zahlreiche Familie.

Die Herzogin von Urbino schreitet durch die Reihe und ihr Blick fällt auf Valvasson. Die Züge sind wol noch die nämlichen, die sie vor der Abreise gesehen, aber so vortheilhaft verändert ist die Haltung, daß die Dame den jungen Mann nicht sogleich erkennt.

Der stolze Palast sieht heute einen Tag des Glanzes wie in der guten Zeit. Zahlreiche Gäste umfaßt die fürstliche Halle. Ein üppiges Mahl bekundet des Hauses Reichthum. Häufig streift der Blick der Herzogin von Urbino nach dem Ende der Tafel, an dem die jungen Leute Platz genommen haben; das Ziel ihrer Augen ist Valvasson. Zuweilen auch schüchtern und flüchtig betrachtet ihn das blonde Mädchen, wie er so in gewohnter Lebhaftigkeit und Sicherheit den Mittelpunkt seines Kreises bildet. Der Champagner perlt im Glase, auch die Zungen lösen sich unter der Einwirkung des leichten Franzweins.

Laura rückt nahe an den schönen Vetter und flüsterte in sein Ohr: „So ist richtig! Der Alten gefällst du!"

Doch er antwortet nicht mehr mit dem frischen, herzlichen Lachen wie vor einem Jahre. Die Welt, das böse Zauberweib hält sein Gemüth umgarnt. Die Scherzrede des munteren Mädchens hat eine Saite berührt, welche lange nachhallt in Perrin's Innerm. Er wird schweigsam und hängt Gedanken nach.

Bei Fackelschein besteigt die Herzogin von Urbino ihre Gondel. Pechpfannen beleuchten mäßig den kleinen Kanal an des Palastes Hinterseite; der Schein der Flammen fällt auf den Mann, der mit einem Fuß auf den Marmorstufen, mit dem andern das Fahrzeug heranbrückt, den Oberleib vorgebeugt der alten Dame den Arm zur Stütze bietet; es ist kein gewöhnlicher Gondolier.

„Ich habe Ihnen Mittheilungen zu machen und erwarte Sie morgen!" sagt die Herzogin und verschwindet unter dem Felze — dem Dach der Gondel —

Clara Gondulmer springt leichtfüßig ihr nach. Kaum hat ihr Finger Valvasson's Arm berührt und dennoch klopft ihr Herz in mächtigen Schlägen. Den Rest des Abends bleibt Perrin in sich gekehrt. Wie aus tiefer Träumerei schreckt er bei der Anrede empor. Die jungen Leute plaudern rücksichtslos von Clara Gondulmer, dem Waisenmädchen, der Letzten eines verarmten Patriciergeschlechts. „Sie sei wol hübsch", meinte Conte Federico, „aber wer wird sich die Last einer vermögenslosen Frau auf den Hals laden?" Dann kam' die Herzogin von Urbino an die Reihe. Mancher behauptete, es sei ein Glücksumstand, die Aufmerksamkeit einer großen Dame zu erregen, andere bestritten es. Perrin schenkte dem Gespräch Gehör. Sobald sie auf ein anderes Thema übergingen, fiel der junge Mann in sein Nachdenken zurück.

Am nächsten Morgen erhält Perrin einen Brief. Keins der kleinen, duftenden Billets, an die er bereits gewöhnt ist; das viereckige Schreiben trägt seines Vaters Schriftzüge und mit ahnungsvollem Bangen bricht der junge Mann das Siegel.

Der Inhalt übertrifft noch alle Erwartungen. Conte Tadaico besitzt wol Agenten in Venedig, die ihm über Perrin's Treiben berichten. Die Padrona des Café bei Lazzaroni hat allerdings, entrüstet darüber, daß der junge Mann ihr Quartier verlassen, haarsträubende Schilderungen heimgesandt, allein überdies mußte Conte Tadaico etwas in der Wirthschaft quer gegangen sein, sonst hätte er kaum in solcher Weise an den Sohn geschrieben.

Zuerst kam ein langes Sündenregister. Graf Tadaico Valvasson glich in nichts einem Komödienvater, der blos mit seinem Fluche droht, sondern er schrieb in nüchternen Worten: „Den Verschwender enterbe ich!" Als Ultimatum befahl er augenblickliche Heimkehr. Perrin warf das Blatt zornig zu Boden.

Einige Stunden später, als er in höchster Eleganz nach dem Albergo reale eilte, erinnerte er sich seiner Ankunft in Venedig, wie er seines Vaters Schinkenschachteln zu den Bekannten trug. Welche kurze Spanne Zeit zwischen damals und jetzt und dennoch welch ein Unterschied! Der frische Jugendmuth hatte bereits wieder seinen sanguinischen Hoffnungsschimmer über die Mienen der Gegenwart gebreitet, bis Valvasson

in das Vorzimmer der Herzogin von Urbino trat.

Marchese Belloti, ihr Intendant, empfing ihn mit sauerer Miene.

Perrin maß den bleichen, schmächtigen, rothhaarigen Mann mit dem vollen Uebermuth seiner zwanzig Jahre und dem Bewußtsein persönlicher Vorzüge. Nur mühsam verbarg sich beider feindliche Gesinnung hinter den socialen Umgangsformen.

Gerade rechtzeitig, um Streit zu verhindern, erschien Clara und brief Malvaßen zur Gebieterin.

Die alte Dame lag im Morgenanzug auf dem Divan; dem Eintretenden reichte sie die Hand zum Kuß. Hatte sie schon im gestrigen Festkleid einem Reliquienleib geglichen, so sah sie im Négligé und bei Tageslicht noch weit bedenklicher aus. Malvaßen hatte starke Nerven — er bebte vor ihrer Freundlichkeit nicht zurück.

Die fortwährende Kränklichkeit des Marchese nöthige sie, diesem einen Nachfolger oder Beistand zu geben. Bei ihrer Vorliebe für die gute Korsetti sei die Wahl auf ein Mitglied der Familie der Gräfin gefallen, nämlich auf ihn selbst, bemerkte die Herzogin sehr gnädig. Sie wollte ihr Kammerherrenpersonal vervollständigen.

Ein zweites mal führte der schöne Malvaßen die saftige Hand an die Lippen: der Pact war geschlossen, er gehörte dem Hofstaat der Herzogin von Urbino an; er — dachte mit Schwärmerei an Clare.

In seiner Wohnung traf Perrin den Sohn von seines Vaters Gärtner, Francesco Lucchi, welcher den Brief gebracht hatte und nun auf Antwort wartete.

Der schöne Malvaßen berichtete flüchtig die Ernennung, faltete das Blatt und übergab es dem ehemaligen Spielkameraden.

„Sie kommen also nicht mit heim?" fragte der letztere zögernd. „Conte Tabaico ist ernstlich böse!"

„Nein, Checo! Aber beruhige dich, für meine Zukunft ist gesorgt!"

Nun wandte er sich wie ein Protector an Checo und fragte:

„Was soll denn aus dir werden?"

Bei dieser Frage färbte ein leichtes Roth das bleiche, etwas harte Gesicht des Jünglings, im sanften Auge blitzte ein Strahl der Freude. „Es ist entschieden, ich kann die Hohe Schule zu Padua besuchen!" stammelte er.

„Ein Glück, worüber ich dich nicht beneide", Junge!" bemerkte der Aeltere der beiden. „Da gehe ich noch lieber als Kammerherr zu einer Herzogin!"

„Erlauben Sie, Conte Perrin, aus was wird Ihre Beschäftigung bestehen?" versetzte Checo.

Diese einfache Frage hätte beinahe einige Verwirrung erzeugt.

„Je nun, ich werde die Dame begleiten, ihre Besuche empfangen, ihre Finanzen zusammenhalten —"

„Ich werde hart und angestrengt arbeiten, bis ich mein Ziel erreiche!" erwiderte der Sohn des Gärtners.

Es war ein stürmisches Wogen in dem Jüngling; die breite Brust hob sich, die Augen blitzten. Conte Perrin stand ihm gegenüber. Sie sahen sich ein wenig ähnlich. In beiden der nämliche Typus, feiner ausgeprägt beim Grafensohn und in gefälligerer Form. Indessen veredelte Lucchi's Züge der Ausdruck ungewöhnlicher Intelligenz.

„Wie heißt das Ziel deines Ehrgeizes, Checo?"

Der Junge hatte nicht umsonst seinen „Plutarch" studirt. „Ich will ein berühmter Mann werden!" rief er feurig.

„In diesem Falle bitte ich um deine Protection!" versetzte Malvaßen mit leichtem Spott.

Doch schon war die momentane Erregung wieder verklungen, mit welcher Checo die günstige Wendung seines Geschicks dem Jugendkameraden mitgetheilt. Seine Physiognomie nahm ihren gewöhnlichen Ausdruck nüchternen Ernstes an. „Halten Sie mich für keinen Phantasten, Conte Perrin!" bemerkte der Jüngling. „Der Becher ist meinen durstigen Lippen nahe gebracht, niemand wird mich verhindern, tief zu trinken! Mir bangt nicht vor diesem Ringen, nur zuweilen will ich zur Stärkung und als Pabiat auf den Kampfpreis blicken! Per aspera ad astra!"

Die zwei jungen Männer standen am Eingang ins wirkliche Leben, beide sahen mit Zuversicht der Zukunft entgegen. Auf dem glatten Parquet der Hofgunst suchte der eine sein Glück, im Hörsaal der Wissenschaft der andere. Jeder war wohlausgerüstet mit den zur Erfüllung seines Berufs nöthigen Eigenschaften. Die trostlose Leere seines Amtes schreckte Perrin nicht. Er sah nicht die Langeweile das Medusenhaupt erheben aus dem giftgeschwängerten Schoß des Müßiggangs. Er fühlte nicht das Fieber des Genußsüchtigen, der stets nach der Erde solchen Freuden hascht und dort Labung sucht, wo der Seele

niemals Befriedigung wird. Auf dem Wege, den er gehen will, blühen keine Blumen; dessen natürliches Ziel ist tödtlicher Marasmus der Seele. Aber auch der Jüngling, der edlerem, männlicherem Streben seine Kraft geweiht, kennt die Klippen des gewählten Lebenswegs nicht. Er sucht mit heißem Mühen die Frucht vom Baume der Erkenntniß zu brechen, mit hehrer Begeisterung will er sie in sich aufnehmen. Keine warnende Stimme mahnt ihn, daß die nämlichen Früchte, deren richtiger Genuß herrliches Aufblühen der Seele bereitet, sie belebt wie der Morgenthau die Blume, aber auch des Wahnsinns bittern Samen in sich tragen, den grauenhaften Keim des geistigen Todes.

Jedoch gehorcht der Mensch seinem blinden Fatum. Er wählt den eigenen Weg, immer steht ihm die Umkehr frei. Gott gab ihm eine Leuchte, welche alle Irrthümer zeigt. Nur wer sein Licht durch eigene Schuld verlöscht, befindet sich im Finstern. Mache zuvor!

Werrin reiste mit der Herzogin, Marchese Belloti, der schönen Clara Gondulmer und dem ganzen Troß des Hofmanns auf das Schloß der Herzogin, die Rocca von Castelburen.

(Das dritte Kapitel in nächster Nummer.)

Das Gebiß der Säugethiere.

Von Professor Dr. Giebel.

II.

Wie sich das herbivore Naturell gleich in den großen, schaufelförmigen Schneidezähnen ausspricht oder auch nach Nagethierweise in kleinen Zähnen mit vorherrschend seitlicher Bewegung der Kiefer bei dem Kauen, so prägt sich das Fleischfresser-Naturell bei Menschen nicht minder entschieden in der Größe und Stärke der Eckzähne aus, welche die keineswegs kleinen Schneidezähne noch merklich überragen. Man werfe nur in einer größern, zu einem Zweckessen vereinigten Gesellschaft einen vergleichenden Blick auf die Form der Schneide- und der Eckzähne und prüfe dann die angestellten Beobachtungen, wenn die Schüsseln herumwandern: über große Eckzähne geht wenig Brot und Gemüse, aber desto mehr Fleisch; über kleine, zierliche Zähne und große, schaufelförmige Schneidezähne sicherlich mehr Gemüse als Fleisch.

Die ungleich stärkere Muskelkraft, welche das Raubthiergebiß voraussetzt, die größere Sicherheit in der blos senkrechten Bewegung der Kiefer zum Zerschneiden und Zerquetschen der Fleischnahrung, die zur Thätigkeit der großen Eckzähne erforderliche Muskulatur des Kopfes, das alles bekundet auch hier die innigste und strengste Beziehung der Zahnformen zum Schädelbau. Das Unterscheidende von den Pflanzenfressern fällt schon bei der flüchtigsten Vergleichung in die Augen. Am Unterkiefer, zur Steigerung der Hebelkraft, ein im Niveau oder nur wenig über der Zahnlinie gelegener, quer cylindrischer Gelenkkopf, dem eine tief concave Gelenkgrube am Jochfortsatz des Schläfenbeins zur Sicherheit der Bewegung entspricht, ein hoch aufsteigender Kronfortsatz und eine weite, tiefe Massetergrube, starke, weit vom Schädel abstehende Jochbogen, sehr geräumige Schläfengruben, scharf ausgebildete Muskelleisten am Hinterhaupt, breite Flügelfortsätze am ersten und ein hoher, starker Dornfortsatz am zweiten Halswirbel, das alles folgt unmittelbar aus dem Raubthiergebiß. Und jene bedeutungsvollen Unterschiede in der Entwickelung der Fleisch- und Mahlzähne können wir bei aufmerksamer Vergleichung auch in der Form der Kiefer, im Bau des Schädels, in dessen wichtigern Theilen des Knochengerüstes und im Bau des Verdauungsapparates wiederfinden. Die Abhängigkeit der Organe voneinander spricht sich dem aufmerksamen Beobachter überall aus, die Veränderung einer Form zieht entsprechende in den übrigen Organen nach sich und diese strenge Gesetzmäßigkeit, diese Einheit und das innige Zusammenwirken aller Organe im Organismus befähigt uns eben, aus einem Theile das ganze Thier zu construiren.

Noch ist uns die dritte Gruppe von Säugethieren, die von gemischter Kost lebenden Omnivoren, übrig. Es gehören dahin die Schweine, die bärenartigen Raubthiere, die eigentlichen Affen und der Mensch. Ihr Gebiß muß selbstverständlich die Mitte halten zwischen dem der Pflanzen- und Fleischfresser, weil es die Functionen beider vereinigt und keiner von beiden einen entschiedenen Vorzug einräumt. Alle Zahnarten, Schneide-, Eck-, Lück-, und echte Backzähne von je eigenthümlicher Form sind allgemein verbanden. Die Eckzähne dienen bald als Waffe, wenn sie ungeheuer groß und stark sind, bald als Fangzähne bei omnivoren Raubthieren, bald, und zwar bei den entschiedenen Omnivoren, unterstützen sie die zerbeißende und haltende Thätigkeit der Vorderzähne. Die schmalen, noch ziemlich scharfen vordern Backzähne zerschneiden die Nahrung und die stumpfhöckerigen echten Mahlzähne zermalmen sie. Je nachdem die pflanzliche oder

thierische Kost bevorzugt und die Nahrung überhaupt eine ausgewählte ist, gestaltet sich das Verhältniß der einzelnen Zahnformen zueinander. Die Schweine haben fast horizontal liegende Schneidezähne und unter allen Omnivoren die zahlreichsten und spitzesten Höcker auf den Backzähnen. Die Bären, ebenso sehr Freund von einer Ziege und einem Rind wie von saftigen Beeren und Obst, gleichen hinsichtlich ihrer Schneide-, Eck- und vordern Backzähne völlig den entschiedenen Fleischfressern, in den stumpfhöckerigen Mahlzähnen dagegen den Fruchtfressern. Bei den Affen und Menschen gleicht sich dieser Unterschied aus; die vordern Backzähne werden dicker und stumpfer, den hintern ganz stumpfhöckerigen ähnlicher, die Schneidezähne erhalten eine scharfe Meißelform zum Abbeißen jeglicher Nahrung, die Eckzähne überragen, wenn sie nicht mehr als Waffe zur Vertheidigung — zum Angriff niemals mehr — dienen sollen, nur noch mit ihrer Spitze die Schneide- und Backzähne. Hier, bei den vollendetsten Omnivoren, stehen die Zähne im Oberkiefer wie im Unterkiefer in geschlossener Reihe dicht nebeneinander und greifen auch bei geschlossenen Kiefern eng und scharf ineinander, sodaß nirgends eine Lücke oder Unterbrechung sichtbar bleibt. Und trotz dieser großen Uebereinstimmung im allgemeinen Typus des omnivoren Gebisses hat auch hier die Natur in der Zahl und Stellung, in der relativen Größe und in den Einzelheiten der Formen der Zähne wieder jene Mannichfaltigkeit entwickelt, in welcher die zahlreichen Gattungen und Arten unterschieden werden können. Und sie hat vom dieser ebenfalls einzelne Eigenthümlichkeiten zur Charakteristik menschlicher Individualitäten benutzt. Die sehr geneigte Stellung der scharfen Schneidezähne im Verein mit den vorgeschobenen Kiefern ist ein Hauptcharakter des vollendeten Affentypus; finden wir diesen bei dem Menschen, dann fehlen auch die kleinen, lüsternden Augen, die schmalen langen Hände und noch viele andere äußerliche Beziehungen zu jenem nicht. Wir wollen durch solche Andeutungen gewisse Aehnlichkeiten der menschlichen Gestalt mit einzelnen, besonders ausgezeichneten Thiertypen nicht im entferntesten weder die körperlichen noch die geistigen Vorzüge der dadurch gekennzeichneten Persönlichkeiten herabwürdigen; jene Aehnlichkeiten sind ja blos äußerliche und oberflächliche und, soweit sie an den moralischen Charakter streifen, ganz der Willenskraft unterthänig. Am allerwenigsten aber will ich damit jener völlig beipflichten, allen Zeigen der organischen Entwickelung hohnsprechenden Ansicht das Wort reden, nach welcher der Mensch in gerader Linie vom Affen abstammen soll. Der Affentypus ist in Anlage und Ausführung so durchaus verschieden vom Menschen, daß nur die gänzliche Verkennung seines eigentlichen Wesens jene enge Verwandtschaft behaupten kann.

Aus meiner Pilgertasche.

Von Freiherrn von Biedenfeld

III. Charlotte von Ahlefeld. „Die Jagemann". Der Hund des Aubry.

Nach Goethe's Tod gehörte neben dem Kanzler von Müller, dem Präsidenten Peucer, dem General-Superintendenten Röhr, dem Geheimen Medicinalrath von Froriep, den Hofräthen Riemer und Eckermann, dem Hofkapellmeister Hummel u. a. die Freifrau Charlotte von Ahlefeld zu den interessantesten und allgemein geachteten Notabilitäten Weimars.

Sie war die bejahrte Schwester des Generals von Seebach, eines der Ausgetretenen vom Großherzog Karl August, eines äußerst geistreichen Mannes, der wegen seines stets schlagfertigen Witzes Weimars Prince de Ligne genannt werden konnte.

An Geist und Ton des Hofs und der höhern Gesellschaft in Weimar gewöhnt, konnte ihr das Leben mit ihrem Gemahl in Holstein unmöglich lange entsprechen; sie trennte sich von ihm mit Achtung und Freundlichkeit, zog wieder nach Weimar, wo sie auf der ehrenvoll betretenen Bahn der Romanschriftstellerei mit Glück fortschritt und sehr talentvoll mit Malerei sich beschäftigte.

Nach allen Dimensionen war sie eine kolossale Gestalt mit natürlich würdevoller Haltung. Der Umriß ihres Gesichts näherte sich sehr der reinen Kreisform; die stumpfe Nase mag in ihrer Jugend pikant, ja reizend gewesen sein, verlieh aber jetzt über dem ziemlich großen Munde dem ganzen Antlitz den Charakter von ruhiger Entschlossenheit und männlichem Ernst, der belebt durch den Blick voll Geist und Herzensgüte aus den nicht großen, aber schönen Augen, welche indessen gelegentlich auch sehr drohend blitzen, Mißmuth, Zorn und Verachtung sehr vernehmlich aussprechen konnten.

Die wenigen Hoftage abgerechnet, lebte diese vortreffliche Frau sehr einfach und regelmäßig, zu

Hause den Musen, bei Verwandten und in befreundeten Kreisen einer stets geistig belebten und heiteren Unterhaltung, überall mit Rath und That bei der Hand, unter ihresgleichen, obschon immer die Erste, doch niemals sich vordrängend oder ihren geistigen Vorrang zur Schau stellend; allen Bedrängten eine herzliche Trösterin, Fürsprecherin, Helferin; jeder Art von Dünkel und Anmaßung gegenüber unbarmherzig und voll strafender Hoheit. Wenn sie morgens malte oder mit seinen weiblichen Arbeiten sich beschäftigte, liebte sie dazu ein förderndes Gespräch über Kunst, Literatur, wissenschaftliche Gegenstände. Deshalb forderte sie auch von ihren besondern Freunden oder, wie sie oft lächelnd sagte, von ihren Courmachern häufige Besuche und konnte sehr empfindlich werden, wenn man dieser Huldigungspflicht nicht nachkam. Diese Klage führte sie besonders oft gegen A. von Sternberg, dem sie in der That eine wahrhaft mütterliche Sorge und Theilnahme bewies, und gegen meine Wenigkeit, obgleich sie selbst die Fesseln einer andern Pflicht mir angelegt hatte. Aber wer auch bei ihr sein mochte, Schlag 12 Uhr mußte man sich empfehlen, weil um diese Zeit der Großherzog Karl Friedrich zu kommen pflegte und nicht gern Gesellschaft bei ihr fand.

Unter die mancherlei Eigenthümlichkeiten des liebenswürdigen und edeln Fürsten gehörte auch das harmlose Bedürfniß, sich täglich einige Stunden mit durch Geist und Charakter ausgezeichneten bejahrten Damen zu unterhalten. Dazu hatte er sich damals besonders auserkoren die hochbetagte und höchst originelle Gräfin Henckel von Donnersmarck, die Witwe des Generals von Oglosheim, eine wegen ihrer sehr deutschen Sprache gerühmte Gräfin Marschall und die verstandesreiche Frau von Schwendler, vor allen aber schien er die verehrungswürdige Ahlefeld zu bevorzugen, denn sie besuchte er fast täglich. Dadurch war sie eine Macht im Staate oder erschien wenigstens als eine solche. Ihr Verstand, ihre Herzensgüte, die Festigkeit und Besonnenheit ihres Charakters zeigten sich nirgends glänzender als in diesem ehrenvollen Verhältniß eines besondern Vertrauens ihres Fürsten. Hunderten hat sie Hülfe und Wohlthaten vermittelt, niemand jemals Unangenehmes zugezogen und nie in Fragen sich gemischt, welche nur zwischen dem Fürsten und seinen Staatsräthen verhandelt werden sollen. Das war es, was den Neid der Hauptstadt entwaffnete und ihr die Achtung und Liebe des ganzen Publikums gewonnen hatte. Sie war in der That eine der populärsten Persönlichkeiten Weimars und bethätigte das ut homines a me alienum immer und überall auf das sinnigste und liebenswürdigste.

Der Schriftstellerei hatte sie seit einigen Jahren fast gänzlich entsagt. Sie war in eine entsetzliche Menge großer und kleiner Correspondenzen verwickelt und dabei passiv und activ so sehr mit Besuchen beschäftigt und dabei nicht selten mit Unwohlsein behaftet, daß ihr Zeit und Schreiblust mehr und mehr verginnen. An ihre Memoiren, wovon sie oft mit Vorliebe sprach, scheint sie gar nicht mehr ernstlich gekommen zu sein, wenigstens hat man nach ihrem Tode und bis heute nichts darüber vernommen. Das ist zu beklagen, denn von ihrem klaren Verstande, ihrer scharfen Beobachtung und Aufrichtigkeit konnte man sich wirklich Interessantes und manches immer Neue aus ihrem reichen Leben und Weimars Glanzperiode mit allen hervorragenden Personen versprechen.

Eines Tags trafen wir gleichzeitig bei Frau von Heygendorf (dem früher als Schauspielerin und Sängerin mit Recht berühmten Fräulein Jagemann) zusammen.

Bei unserm Eintritt beseitigte diese geistesblühende und herzwarme Frau, mit den großen, noch immer strahlenden Mandelschnittaugen, hastig eine Menge von Papieren und schob das Schreibzeug weit fort.

„Guten Morgen!" begann die Ahlefeld. „Störe ich schon wieder im Schriftstellern?"

„Allerdings, aber abermals herzlichst willkommen!" Zu mir sich wendend fuhr sie freundlichst fort: „Wie geht's unserer lieben Dicken?" (meine Frau, ihre Jugendbekannte in Mannheim).

„Aber heute müssen Sie wahrhaftig in Gegenwart dieses Cavaliers ehrlich beichten: Woran arbeiten Sie denn so eifrig, daß man Sie immer dabei überrascht?"

Lachend erwiderte die Heygendorf: „Da Sie, die Königin unserer weiblichen Literatur, gänzlich verstummen, so müssen sich andere Federn in Bewegung setzen, damit nicht etwa die Leute draußen meinen, unser Weimar sei ausgestorben!"

„Damit hat's keine Noth! Der Nachwuchs ist zahlreich genug und an Schreibseligkeit scheinen die jungen Damen eher zu- als abzunehmen. Aber — Sie wollen mir entwischen! Mit nichten! Was schreiben wir?"

„Unsere Memoiren!“ antwortete die kleine Frau mit komischem Pathos.

„Da sei uns der Himmel gnädig!“

„Warum? Ich weiß meine Freunde und Freundinnen nöthigenfalls zu schonen! Sie sollten auch Ihre Memoiren schreiben!“

„Ich selbst habe schon öfters daran gedacht — aber —“

„Wahrheit und Dichtung, wie Goethe —“

„Nein, liebe Heygendorf, das ist es eben, was immer von neuem in mir Bedenken erweckt! Ein Goethe mag immerhin Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben durcheinanderwerfen, von einem Goethe bleibt auch das Geringfügigste interessant und das »Dichtung« selbst wird wieder zu einer Wahrheit anderer Natur. Aber Memoiren von uns übrigen Erdenwürmern können nur einige Bedeutung gewinnen, wenn sie unverbrüchlich an die Wahrheit sich halten, die Wahrheit rein und voll geben. Dagegen flüstert jedoch das staatskluge »Alles, was du sagst, sei wahr, doch hüte dich, alles zu sagen, was wahr ist!« einem wieder täglich neue Bedenken ins Ohr —“

„Ei was, lassen wir die Staatsklugheit flüstern, meinetwegen brüllen, so viel sie mag, wir gescheidten Leute thun doch, was wir wollen, und meine Memoiren sollen auferstehen, sobald ich mich niedergelegt habe. Schon jetzt wurde ich manche schmachvolle Lüge zu Schanden machen, allein ich bin Epikuräerin und mag mir auch nicht einmal eine ärgerliche Viertelstunde selbst bereiten!“

Nach den wenigen Mittheilungen der Frau von Heygendorf aus ihren Memoiren wundert es mich nicht, daß diese nach ihrem Tode verschwunden sind. Denn sie griffen in der That sehr schneidend in die Geschichte jener Tage ein. Darüber hätte O. L. B. Wolff Interessantes mittheilen können, da sie ihm ein reiches Kapitel in Versen anvertraut hatte, „deren krumme und hinkende Füße“, wie sie sich ausdrückte, „er gerade machen sollte“. Sie war mit den Memoiren bis dahin gekommen, wo sie unter Stromeyer's Namen das Theater dirigirte; ob sie später noch weiter damit vorgeschritten, weiß ich nicht, aber ich zweifle daran, da sie häufiger an Unwohlsein litt. Bis zum Jahre 1827 zeigte sie mir die Jahreshefte und las mir einzelnes daraus vor, wenn sie besonders heiterer Laune war.

Bei jenem Besuch kam die Rede auf den Hund des Rubry.

„Wie wird's denn aber mit dem Hund des Rubry werden?“ fragte Frau von Ahlefeld.

„Ei ganz natürlich, wie es damals mit ihm zugegangen ist!“ sagte die Veranlaßerin des Rückrittes Goethe's von der Theaterverwaltung.

„Wird das nicht einen Schatten auf Karl August's Andenken werfen?“

„Karl August ist so glanz- und lichtumstrahlt, daß er auch ein bischen Schatten vertragen kann! Ueberhaupt war er kein Gott, sondern nur ein Mensch wie wir und alle andern. Daher soll die Wahrheit über jene Hundegeschichte buchstäblich kund werden!“

„Aber, liebe Heygendorf, werden Sie nicht Ihrem eigenen Andenken dadurch schaden?“

„Immerhin! Allein auch gewiß zugleich den Triumph noch einmal genießen, einem sich allmächtig Dünkenden bewiesen zu haben, daß seiner Allmacht Schranken gesetzt sind, daß auch er nur ein Sterblicher ist!“

„Goethe wird in den Augen der Welt immer Recht behalten!“

„Das soll er auch! Bin ich denn etwa Böotierin genug, um ihm in der Sache selbst Unrecht zu geben? Aber er mußte für jenes Benehmen gegen eine Dame bestraft werden und der Hund des Rubry gab mir dazu das beste Mittel an die Hand!“

Wie jene Memoiren sagen und auch Lerping und Graff mir erzählten, verhielt es sich mit jener Hundegeschichte also:

Goethe lebte mit der Heygendorf beständig in einer Art von Hader, obgleich ein gegenseitiges Anerkennen der Verdienste herrschte; er ehrlich und in seinem männlichen Stolz ganz offen und von oben herab, sie mehr unter der Hand und nicht ohne weibliche Schlauheit im kleinen Uebermuth der Künstlerin und Favoritin, die keinen über sich dulden wollte. Das bekennt sie in jenem Memoirenkapitel selbst offenherzig. Goethe hatte die gewiß von jedem Praktiker als richtig anerkannte Ansicht, bei Theaterproben jede nicht unmittelbar betheiligte Person nicht zu dulden und hielt in der Regel sehr streng darauf. Als er bei einer Probe wie gewöhnlich in der mittlern Parterreloge saß und wahrscheinlich nicht sehr guter Laune war, hörte er über sich im ersten Rang Menschentritte, rief den Theaterdiener und herrschte ihn an: „Da oben ist Volk, hinaus mit dem Volk!“ Leise bemerkte der Diener: „Es ist ja die Frau Gräfin B.!“ „Gräfin hin, Gräfin her, hinaus mit ihr!“ Natürlich schlüpfte die Dame zur Thür hinaus und erzählte der Heygendorf den ihr widerfahre-

nen Affront. Das war Waſſer auf die Mühle der kleinen Frau. Sie weckte in Karl Auguſt momentan das Herrſchergefühl und fand dabei um ſo leichteres Spiel, da in ihm als Naturfreund und Jäger ohnehin der Luſt herrſchte, einem ſo exklatanten Beweis von Hundedreſſur zu ſehen. Er befahl die Zulaſſung des auf Gaſtrollen reiſenden Hundes. Goethe war nicht der Mann dazu, gegen ſeine innerſte Ueberzeugung einem Befehle zu gehorchen — er trat ab. Darüber erſchrak die kleine Frau ſelbſt; ſo weit war ihre Abſicht nicht gegangen, ſie hatte den Stolzen nur ein wenig ärgern und demüthigen wollen. Wie es mir erzählt worden, erzähle ich es einfach wieder, ohne für die lautere Wahrheit einzuſtehen.

„Nun, bringen Sie ſich der Welt zum Opfer dar!“ ſagte damals Frau von Ahlefeld. „Sie üben damit das Edle, daß Sie, nachdem Sie den Goethe für ſeine Unart tüchtig gedrängert haben, nun zwiſchen den Zeilen bekennen, ſo weit hatten wir es doch nicht treiben, nicht die ganze Anſtalt plötzlich ihres hohen Geiſtes berauben ſollen. Ueberdies wird Ihnen die geſammte deutſche Welt Dank dafür wiſſen, daß Sie volles Licht über einen Fall verbreiten, der noch immer von ſo mancherlei Dunkel umnebelt iſt.“

Und an mich ſich wendend, fragte die Heygendorf neckend:

„Und was meint denn mein langer, ſchweigſamer Herr Landsmann dazu?“

„Ich ſtimme in dieſem Betracht mit dem verehrten Vorredner vollkommen überein.“

„Nun, weil ihr ſo hübſch übereinſtimmt und ſo artig ſeid, ſo will ich euch gegen das Verſprechen der tiefſten Verſchwiegenheit die Beichte über den Hund des Rubin verleihen, aber vorhinein verbitte ich mir jede Recenſion von euch Schriftgelehrten und jede Veröffentlichung!“

Sie kramte lange in ihrem ungeheuern Handſchriftenpack, bis ſie endlich das Heft von 1817 gefunden hatte. Mit unübertrefflicher Grazie las ſie uns nun aus ihren Memoiren jene für Weimars Theater ſo verhängnißreiche Geſchichte, voll ihrer eigenthümlichen Anſchauungen, reich an originellen Wendungen und blühenden Humoresken und, was bei ihren mancherlei Antipathieen gegen Goethe am merkwürdigſten erſchien, voll der reinſten und wahrſten Verehrung für dieſen Einzigen.

Im Augenblick, als ſie ihre Vorleſung geendigt hatte und die treffliche Ahlefeld bemerkte: „So laße ich mir die Hundegeſchichte gefallen! Sie berichten ehrlich und huldigen trotzdem dem Geiſt und der Würde des großen Mannes, den Sie ſchwer gekränkt haben!“ trat Stromeyer ein. Die Heygendorf packte ihre Papiere haſtig zuſammen und rief ihm lachend entgegen: „Merke! Wäre der Oberdirector hübſch zu rechter Zeit gekommen, ſo hätte er auch ein Stückchen aus meinen Memoiren zu genießen erhalten! Nun muß er leer ausgehen!“

„Schon wieder die Memoiren?“ antwortete Stromeyer halb ärgerlich in ſeinem Phlegma. „Dauert dieſe Krankheit wirklich noch fort?“

„Ja, Papa Brummbaß, ſie wird ſogar täglich heftiger!“

„Meinetwegen! Sie haben ſich im Leben den Mund oft genug verbrannt, da könnten Sie es wol nach dem Tode hübſch bleiben laſſen!“ Damit legte er ſich behaglich auf einem Polſterſtuhle zurecht.

„Heute ſcheint wieder einmal recht ſchlechtes Wetter zu ſein“, meinte ſie, „und da iſt mit dem Herrn nicht gut Kirſchen eſſen! Fangen wir einen andern Diskurs an!“

„Immer zu! Ich ſpiele den aufmerkſamen Zuhörer!“

Stromeyer war ein großer, ſtattlicher, ungewöhnlich breitbruſtiger Mann, ein tüchtiger Muſiker, ein wundervoller Baſſiſt, unübertroffen an Kraft, Klang und Schmelz der umfangreichen Stimme, an Umfang nur übertroffen von Joſeph Reichel, an Schönheit und Glanz der Coloratur von Michaſche, an Mark und dramatiſchem Ausdruck von Spitzeder. Unter der Regide der Heygendorf war er Oberdirector des Hoftheaters geworden und mit ihr von dem öffentlichen Schauplatz abgetreten, als Sänger viel zu früh, obſchon ſein Nachfolger, Genaſt, durch Schauſpielkunſt reichlich erſetzte, was ihm an Macht der Stimme mangelte. Stets war er der vertrauteſte Freund der Heygendorf geweſen und blieb es auch bis an ihr Ende.

Sind jene Memoiren durchaus in dieſem Geiſt und Ton geſchrieben, ſo gehören ſie zu dem Vortrefflichſten, was dieſer Literaturzweig aufzuweiſen hat. Um ſo betrübender iſt es, daß ſie nach dem Tode der gefeierten Frau verſchwunden zu ſein ſcheinen; über manches Dunkel hätten ſie Licht verbreitet; Karl Auguſt würde uns zuweilen in neuer Liebenswürdigkeit erſcheinen und neue Streiflichter auf Goethe's Geiſt und Weſen würden die Verehrung für ihn noch erhöhen, da ſie ſelbſt aus jedem Kampf mit ihm im einſamen

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Wohnzimmer im Hause Jordan's. Drei Thüren. Links ein Fenster. Rechts ein Tisch, auf dem Materialien zum Zeichnen liegen. Eine Klingel auf dem Tisch.

Heinrich. Dann Konrad und Referendar Fels.

Heinrich

(tritt in geschmackvollem Reitkostüm, mit Sporen und Reitpeitsche, den Hut auf dem Kopfe, in bester Laune aus der Thür' links).

Konrad! Konrad! Wird's bald?

Konrad

(tritt ein).

Herr Assessor, den Augenblick. Christian hat sie schon beide aus dem Stall gezogen.

Heinrich.

Nur die Sattelgurte nicht zu fest, damit die Thiere ausholen können! Und den Braunen für mich blos auf

Kammerlein neue Verehrung schöpfte und, ihrer kleinen Weiblichkeiten klar bewußt, zu voller Anerkennung sich erhob.

Die gute Adlefeld war nicht mehr zur literarischen Production zu bewegen und in den letzten Jahren auch in der That dazu körperlich zu leidend. Dagegen fühlte sie sich sehr behaglich als Oberpriesterin und Rathgeberin jener kleinen Schar von Schriftstellerinnen Weimars, einer Natalie von Herder, Frau von Schorn (geb. von Egloffstein), Amalie Winter (Frau von Greß, geb. von Seebach), Amalie von Berg (Frau von Deney), Frau von Pitzthum und anderer.

Anregungen.

Die Kunst des Predigens.

Man schreibt uns aus Hannover Mittheilungen über die dortigen Jesuitenpredigten, die wir aus Rücksicht auf das äußerliche Heil der Kanzel und mit Anknüpfung an die Bemerkungen, die wir schon früher über die Predigten von Karl Schwarz (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1859) machten, hier wiedergeben wollen.

„Der bekannte Pater Roh, der hier seit einiger Zeit vor einer größtentheils protestantischen Zuhörerschaft Predigten oder vielmehr Vorträge hält, übt eine außerordentliche Anziehungskraft aus. Schon eine Stunde vor sieben Uhr abends, wo seine Vorträge beginnen, sind die Straßen von Zuwandernden belebt. Stattliche Kameragen mit bedeckbaren Dienern rollen heran. Die höchste Hautevolée scheint sehr stark vertreten zu sein. Drinnen in der Kirche steht es Kopf an Kopf. An den Innenthüren halten militärische Posten mit Gewehr an Fuß. Wenn dieser aufgestaute Menschenschwall sich in Bewegung setzt! Aber es ist still — bis auf einige schwachnervige Frauen, die sich aus der Schwüle des Mittelpunktes mit äußerster Mühe nach den Thüren hindrängen, um Luft zu schöpfen. Aller Augen sind nach der Kanzel gerichtet. Uhren entsteigen den Taschen; schlägt es nicht halb? Endlich schlägt es. Eine Minute lang ertönt Gesang, dann erscheint der Redner — eine runde, kurzleibige Gestalt mit viel Gentlemanlike in Blick und Miene. In seinem über die Versammlung hinschweifenden Auge spiegelt sich Befriedigung; in der That, welcher Virtuos möchte sich vor einer solchen Menge nicht zeigen? — Nun senkt er sich auf das Knie und hält, indem er sein Antlitz dem Hochaltar zuwendet, ein brünstiges Gebet. Aber mitten in diesem Gebet bemerkt er, daß er die Kanzelthür hinter sich offen gelassen hat — er wendet sich — er geht die Thür an — und lächelt in seinem Gebet fort — mit sonorer, gemessener Stimme, die auch die kleinsten Silben, selbst die am Ende der Wörter verschwimmenden n und en scharf und ausprägt. Der Mann entfaltet Beredtsamkeit, aber dieser Strom der Empfindung kann nicht die Inseln und Reflexionen überfluten, die sich, und sei es auch nur in der Form einer Kanzelthür, seiner beobachtenden und überwachenden Seele darbieten.

„Nach Beendigung des Vortrags, wenn sich der in die katholische Kirche eingetretene Strom in die gute, protestantische Stadt Hannover zurückergießt, äußert es sich in unzähligen Lobsprüchen. Ja, das ist ein Mann! Der versteht es! Der nimmt kein Blatt vor den Mund! Wenn unsere protestantischen Geistlichen so predigen könnten! Was bringt er nicht alles zu Tage! Erstaunlich! Woher er das alles nur hat?

„In dem Vortrage des Redners kommt denn freilich mancherlei vor. Sie mit der Belagerung von Sewastopol in Parallele gezogene Belagerung des Christenthums, die Unterredung Napoleon's mit dem General Bertrand auf der Insel St. Helena, die philosophischen Systeme von Thales bis Hegel, der Contrat social von Jean Jacques Rousseau, das Leben Jesu von Strauß, Moleschott's Stoffwechsellehre — — alles das etwa in einer Stunde, nicht erschöpfend, nicht die Sache vertiefend, sondern berührend, reizend, überraschend — ja, es ist erstaunlich, woher er das alles hat!

„Der protestantische, wir meinen der in moderner Fortbildung gezogene protestantische Geistliche würde übel fahren, wenn er in seine, dicht an der Basis eines biblischen Textes zu haltende Predigt dergleichen Dinge hineinmischen wollte, ein Visitator würde gar bald mit dem dogmatisch-kirchlichen Eifer über ihn kommen und diese weltlichen Ueberwüchse und Naturexcursionen auf das richtige Maß zurückführen.

„Zwar der Redner hat recht, wenn er die Dinge da draußen als Vorwurf für seine religiösen Kritiken benutzt. Die Welt ist einmal eine Verleiblichung des Innern, der Idee, und es empfiehlt sich demnach, wenn man die zeitlichen Erscheinungen als dieser Idee entsprechend oder widersprechend nachweist. Aber so in den Topf der Mannichfaltigkeit hineingreifen und die weltlichen Sachen anekdotenmäßig nebeneinander häufen, heißt mehr dem Zufall als dem organisatorischen Princip die Ehre geben. Man will Perlen aufreihen, aber sie fallen vom Faden in die Zerstreuung. Eine gut ausgemeißelte Statue ist unendlich mehr werth als eine Bude mit tausend schimmernden Siebensachen.

„Dennoch aber — dies Mannichfaltige, dies Wechselnde, Schillernde — wie meteoren sind dagegen die Predigten der protestantischen Geistlichen, denen man modernste Richtungen vorschreibt. Geistreiche Män-

net geht es unsere thun, aber dürfen sie so predigen, wie sie wollen? In diesen protestantischen Kirchen und Kirchlein, wo man von einem Ende bis zum andern mit dem Volk reichen und jede Miene beobachten kann, die sich intelligent auf der Hinterwand des Algorithmus hin- und herzuringen sucht? Wo ein vollständiges Ueberwachungs- und Controlirsystem um sich zu greifen droht? Wo man die von reformatorischer Kraft niedergerissenen Hände des pharisäischen Buchstabenthums wiederum vor die Freiheit des Christenthums zieht? Wo man den sich sträubenden Gemeinden und dem Geistlichen, der an die Erlösung des menschlichen Geschlechts glaubt, Gesangbücher aufzwingt, welche die gänzliche Verderbtheit der menschlichen Natur zum Grundsatz haben? Das Herz die sen Geistlichen — sein Auge nimmt eine gute Miene an, aber sein Herz ist traurig. Das Dogma hängt über seiner Stirn wie das Schwert des Damokles, das er fürchten, bewundern, anstarren soll. Wehe ihm, wenn er es angreift, untersucht, polirt, schärft, wenn er es von dem Roste befreit, den ihm die Jahrhunderte angehaucht; wenn er es gar fest und selbständig in die Hand nimmt, um damit in die Gemüthswelt der Menschen hineinzuavanciren, und wenn vollends diese Menschen ihm entgegenkommen, ihm Beifall zollen vor so und so viel hochgestellten der Kirche, die eben nur äußerlich, aber nicht innerlich avancirten — dann — dann rufen Räthe, Assessoren, Secretäre, Notare, Vedere immer Verrath' Empörung' Willkür' Subjectivismus' Einen Visitator über ihn' Und ach, der Mann hat Frau und Kinder und die Frau weiß, wie viel eine Küche kostet. Was thun? Er begibt sich wieder in das orthodoxe, wohlumzäunte Buchsbaumgärtlein, er wandert wie zwischen den geschorenen hohen Heckenmauern von Herrenhausen, hinter welchen er nichts von dem Parke sieht. Und mit ihm auf und ab sollen seine Zuhörer wandern oder fahren, immer in demselben Gliede, auf derselben Kalesche und mit denselben Postillons, die immer in dasselbe Horn stoßen. «Nein, laßt uns zum Pater laufen' — Ja, wenn unsere protestantischen Pfarrer so predigen könnten!»

„Der Pater ist ein gewandter, kluger Mann — warum nicht? Er gehört zu dem Orden der Gesellschaft Jesu, der nach bestimmten Instructionen und Operationen verfahren läßt. Aber man sieht ja nichts (wenigstens der Laie sieht nichts) von diesen Plänen, nichts von einem besondern confessionellen Standpunkte, von welchem herab er die andern Confessionen zu bekämpfen und zu erobern sucht' Seine Discussion erscheint wie — Freiheit — — Das moderne protestantische Christenthum mit seiner Gefangenschaft des Denkens unter dem Glauben stellt sich in seinen pietistischen oder orthodoxen Predigern roh, unverhohlen, abschreckend dar. Der Pater hält diese Gefangenschaft in tiefer, sich verklärender Perspective. Er öffnet vermittelst seiner freien Discussion die Thore der Kirche so weit, daß man, wenn man hineinwandert, über der Weite vergißt, daß es eben ein Thor ist. Kommt alle, die ihr mühselig und beladen seid — beladen mit dieser Monotonie, mit diesem farblosen Einerlei unserer Predigt- und Anschauungsweise' Hört — welche Ruh und Erquickung' Laßt uns zusammenwandern' Ich führe euch von Position zu Position' — — Wohl' — aber je weiter, desto enger der Pfad. Das Ziel ist Rom' Welche Mittel zu einem engen Zweck!"

Den wissenschaftlichen Inhalt der Reden des Peter Roh hat vor einigen Jahren sehr treffend Pfarrer Steitz in Frankfurt am Main beleuchtet.

Nymphen.

von Daniel Stern.

Die griechische Mythologie erzählt von Frauen, die in den Wäldern lebten und die Freude und die Liebe der Sterblichen oft durch ein höhnisches Gelächter störten. Die Satyrn und Faunen haben die Wälder verlassen und sind bei uns in den Kopf und in unser Herz gezogen, wo sie oft genug durch ihr Gelächter unsere heiligsten Freuden stören.

* * *

Schriften, die für das Volk bestimmt sind, haben oft Schönheit, Fülle und Glanz der Diction und doch fehlt ihnen etwas: ein gewisser Hauch, für den gerade das Volk so empfänglich ist. Theophrast erzählt von einer Verkäuferin, die behauptete, jeden am Orte Fremden an einem gewissen Etwas zu erkennen, das ihm fehle und sich gar nicht näher bezeichnen liebe.

* * *

Die französische Sprache ist durchaus aristokratisch. Es ist, als hätte sie Ludwig XIV. vor zwei Jahrhunderten mit nach Versailles genommen, um sie in stolzer Einsamkeit vor der Berührung mit dem Volke zu bewahren. Die französische Revolution führte das Königthum mit Gewalt wieder nach Paris zurück, aber die Sprache Racine's scheint sie in Versailles gelassen zu haben.

* * *

Von Natur ist das Volk nicht im mindesten gehässig gegen die Besitzenden. Ist seine Lage leidlich, so nimmt es mit einer bewundernswerthen Vernunft die ungleich vertheilten Loose als etwas hin, was zur gesellschaftlichen Harmonie nothwendig ist. Es erfreut sich, wie an einem Schauspiel der Natur, am Glanz des vornehmen Lebens. Es nimmt Antheil an allen Leiden desselben, soweit sie von ihm übersehen werden, am Verlust von Verwandten, Kindern, ja der Reichthümer selbst, um die es niemanden beneidet. Sieht man nun dennoch so viel Gereiztheit und Mißtrauen in den gegenseitigen Stellungen des socialen Lebens, so möchte man glauben, daß es sich hier nur um ein Mißverständniß handelt, das weise Staatsmänner aufklären könnten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 34. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Der schöne Valvaſſon. Novelle von Franz von Nemmersdorf. III. IV. — Die Seidenzucht. I. — Literariſche Reiſeerinnerungen. Mitgetheilt von Heinrich Koenig. — Menſchliche Größe und menſchliches Verdienſt. — Gedanke von Daniel Stern. — Verſuche.

Der ſchöne Valvaſſon.

Novelle von Franz von Nemmersdorf.

III.

Die Rocca Caſtelbuon liegt hoch auf einem Hügel über dem kleinen Orte gleiches Namens.

Das weitläufige, große Gebäude und der in altfranzöſiſchem Geſchmack gehaltene Garten bedecken den felſigen Rücken vollſtändig. Nicht eine handbreit Boden bleibt übrig, ſondern jenſeit des Hofthors ſteigt der Pfad ſogleich ſteil abwärts.

In dieſer Felſenfeſte hatte die verwittwete Herzogin von Urbino ihren Wohnſitz aufgeſchlagen. Sie glich darin Julius Cäſar, daß ſie lieber die Erſte in Caſtelbuon als die Zweite in der Reſidenz ihres Sohnes ſein wollte.

So lebte die alte Dame, von zahlreichem Hofſtaat umgeben, beinahe von aller Welt geſchieden.

In bleierner Eintönigkeit und leerem Ceremoniel ſchlichen die Tage dahin.

Kaum ſah ſich Benin im glänzenden Käfig eingeſchloſſen, als die Sehnſucht nach den jugendlichen Genoſſen, den traulichen Caſés, der Riva, dem Marcusplatze in ihm erwachte.

Er wurde traurig. Es überkam ihn Heimweh nach ſeiner Venezia.

Indeſſen war das ewige Element nur äußerſt ſchwach in Valvaſſon's kräftigem Naturell vertreten. Die Schwermuth ging bald in ruhige, gleichmäßige Langeweile über. Er bedauerte nicht einmal mehr, ſeine Freiheit verkauft zu haben.

Aß er doch die feinſten Erzeugniſſe der pariſer Kochkunſt, trank die edelſten Weine und ritt die beſten Pferde. Wenn die fürchterliche Whiſtpartie des Abends vorüber war und er die Herzogin bis an die Thür ihres Gemachs geleitet und ſich verbeugt hatte, dann wenigſtens war er ein freier Mann.

Allnächtlich brauſte Valvaſſon auf ſeinem Renner thalwärts. Für die ſteife Eintönigkeit ſeines Amtes entſchädigte er ſich in einer behaglichen Oſteria mit gleichgeſinnten Genoſſen. Auch flammte zuweilen noch ein Lämpchen in der Hütte eines Contadine und — Abenteuer findet, wer ſucht.

Im Haushalt der Herzogin war durch den neuen Ankömmling keine Veränderung eingetreten. Er ſo gut wie jeder andere mußte ſich der ſtarren Form beugen.

Nur für ein Mitglied deſſelben war die Rocca von Caſtelbuon verwandelt, ſeit ſie den ſchönen Valvaſſon beherbergte. Zum erſten male im Leben fühlte Clara Condulmer den Sonnenſchein des Glücks. Bei den Nonnen von Santa-Chiara in Venedig erzogen, kannte das junge Mädchen nichts von der Welt. Im gothiſchen Claustrum hatte ſie ſich oft an einen der kunſtvoll gemeißelte

ten Saulenknaufe gelehnt und das kleine Stück Himmel angestarrt, welches der eingeschlossene Raum zu sehen erlaubte. Unbestimmtes, weiches Sehnen lockte dann Clara in die Ferne, die Mädchenphantasie wob goldene Träume, wie es da draußen aussehe jenseit der Klostermauern. Immer stürmischer wurde das Verlangen, immer weniger befriedigten die im Kloster geduldeten kindischen Spiele. Endlich schlug die Stunde der Befreiung. Allein die Wirklichkeit glich den Ideale nicht. Für die Vermögenslose galt es als großes Glück, in den Hofstaat der Herzogin von Urbino aufgenommen zu werden. So tauschte denn Clara um Gefangnisse, für das Kloster von Santa Chiara die Rocca von Castelduon. Eine launenhafte Herrin, das in einer unausstehlichen Reihe kleinlicher Plackereien bestehende Los weiblicher Dienstbarkeit erdrückten des Mädchens frischen Lebensmuth. Manchen Seufzer, manche Thräne sahen die grotesk verschnittenen Lindenalleen des Schloßgartens. Nach und nach ging Clara's Weinen in sanfte Resignation über; den harten, ungerechten Tadel der Herzogin ertrug sie schweigend. So erschien das schöne Hoffräulein Clara Contullmer nach außen als eine jener charakterlichwachen Personen, welche häufig die Stürme des Lebens besser bestehen als energische, weil sie sich jedem Windstoß neigen. Tief im Innern trug Clara die Trauer verborgen. Die Reise nach Paris war die erste Unterbrechung der Einförmigkeit ihres Daseins und als sie wieder heimkehrten nach Castelduon, da schien ein Sonnenstrahl auf dem alten Gemäuer zu ruhen. Clara Contullmer's Schritte waren elastisch und leicht geworden; die finstern Gänge flochten ihr keine Furcht mehr ein, unweilen sogar trällerte sie leis ein Liedchen. Doch hatte sich in ihrer äußern Lage nichts verändert. Die steife Vormittagspromenade auf der Terrasse des Schlosses, die furchterliche Whistpartie des Abends, bei der das Hoffräulein Mangels an Aufmerksamkeit halber beständig gescholten wurde, fanden alltäglich statt. So lange Marchese Belloni der Gefahrte dabei gewesen, waren Clara diese Stunden in tödlicher Langeweile verstrichen; nun aber freute sie sich auf jeden kommenden Tag. Die Whistpartie währte nicht mehr lange genug, denn der schöne Valvassen ließ während derselben häufig seine Augen auf der reizenden Blondine ruhen. Oft diente er ihr als Schirm gegen Tadel und nahm gefällig ihre Spielfehler auf sich. Wenn sie sich hierauf zur Nacht trennten, reichte er ihr dann einfach die Hand wie ein Bruder der Schwester. Entfernt kam ihm nicht in den Sinn, ein Verhältniß mit dem Hoffräulein seiner Herzogin anzuknüpfen. Das hübsche Mädchen war Valvassen eine freundliche Erscheinung, er weihte ihr ruhiges Wohlwollen. Sobald er auf dem Rücken seines Pferdes saß, dachte er niemals mehr an Clara. Er ahnte nicht, daß sie ihren Kopf zum Fenster hinausneige und ihm nachsehe so lange als möglich, daß ihr Herz bei dem halsbrechenden Ritt bebe, den er im brausenden Uebermuth allnächtlich wagte. Gewöhnlich verlieh Clara erst nach langem Sinnen den Beobachterposten, nachher suchte sie ihr Lager und dachte an das glückliche „Morgen"! Der Traum der Nacht wob die Bilder des Traums des Tages weiter. Auf solche Weise lebte Clara Contullmer zufrieden in der Gegenwart.

Einige Jahre waren sie bereits Hausgenossen, Valvassen aus dem hübschen Jüngling in den schönen, stattlichen Mann übergegangen, Clara trug zarte Rosen auf den Wangen wie früher niemals, ihr Auge leuchtete unter beseligenden Gefühlen; weshalb sollte die schöne Zeit nicht ewig dauern?

Die Frühlingssonne lag auf der Rocca von Castelduon, golden glänzten die vielen Thürme und Erker des Feudalschlosses. Auf den symmetrischen Beeten der Hauptterrasse sproßten die ersten Blumen, eine balsamische Luft lud ins Freie.

Es befanden sich auch Spaziergänger auf dem Parterre. Voraus ging die steife, hagere Witwe mit der fast unnatürlich aufrechten Haltung. Sie trug ein schleppendes Brocatkleid. Das runzelvolle Gesicht sah aus der Spitzenhaube hervor mit noch bitterem Ausdruck als sonst.

An ihrer Seite befand sich ein kleiner, dicker Mann, im Gehen sprach und gesticulirte er lebhaft. Gegenwärtig lagerte auf den breiten, flachen Zügen der Schatten einer Verlegenheit. Der Gegenstand der Unterredung schien nicht angenehmer Art.

Hinter dem ersten Paar folgte ein zweites ungleich hübscheres. Clara Contullmer war mit zierlicher Sorgfalt gekleidet, der blaßblaue Atlas paßte vortrefflich zu dem Madonnengesichtchen, die blonden Haare waren geschmackvoll geordnet; es that wohl, das schöne, fröhliche Weib anzusehen. So schien auch Perrin zu denken; seine klaren, blauen Augen ruhten freundlich auf dem Mädchen.

„Ich dachte Ihnen eine kleine Unterhaltung

für den nächsten Sommer aus. Raten Sie, was es ist!" bemerkte er.

Ihr Leben erschien ihr jetzt ohnehin so angenehm ausgefüllt, was mochte es sein? Clara bekannte lächelnd die Unfähigkeit, das Räthsel zu lösen.

„Neulich haben Sie doch den niedlichen Apfelschimmel, den ich seit einigen Monaten ritte; er ist sanft genug, ein zartes Fräulein zu tragen; ich will Sie reiten lehren", fuhr Valvasson fort.

Ein freudiges Roth flog für einen Moment bis zu den Schläfen des jungen Mädchens empor, es fühlte sich so überglücklich; dann trat Clara eine Thräne ins Auge. Bisher hatte ja noch niemand daran gedacht, der armen Waise Freude zu machen. „Aber wird es die Herzogin erlauben?" lispelte sie schüchtern.

„Das ist meine Sorge!" entgegnete Comte Perrin. „Sie sind kaum jemals zwei Miglien vom Schlosse entfernt gewesen, wir wollen miteinander in die schöne Gegend hinausreiten."

Diese Aussicht war entzückend. Sanftes Hoffen schwellte das Seidenleibchen.

„Die Unterredung da vorn scheint weniger angenehmen Inhalts wie die unsrige", versetzte Valvasson.

„Was mag es sein? Seit ihr Sohn angekommen, scheint mir die Herzogin noch übler gestimmt als gewohnlich", erwiderte Clara.

Perrin war etwas mehr bekannt mit dem Sachverhalte, der aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen der verwitweten Herzogin von Urbino und deren ältestem Sohne abgehandelt wurde. Der Graf hatte Briefe aus Venedig erhalten, die ihm einigermaßen auf die Spur halfen, und dann war er auch nicht so fremd in den Verhältnissen des Lebens wie das junge Mädchen. Er zögerte nur, wie wenig oder wie viel von der Angelegenheit, die er theilweise errieth, für das Ohr seiner Gefährtin passe.

„Gefällt Ihnen der Herzog von Urbino?" fragte er endlich.

„Nein!" antwortete Clara.

„Nun denn, seiner Frau gefällt er ebenfalls nicht!" versetzte Valvasson.

Das Hoffräulein blickte fragend zu dem schönen Gesicht des Begleiters empor.

„Sehen Sie", fuhr dieser lächelnd fort, „der gute Sohn kam, um bei der Frau Mama Rath und Schutz zu suchen. So eine alte Schwiegermutter ist eine formidable Hülfstruppe gegen eine junge Frau."

Während der leichtsinnige Hofcavalier diese Bemerkung machte, hielt die Herzogin im Gehen inne wie jemand, der mächtig durch einen Gedanken bewegt wird.

„Mir scheint, es muß eine Unschicklichkeit von deiner Seite vorgefallen sein", versetzte sie mit einer Stimme, die vor Aufregung zitterte.

„Ich that, was in meinen Kräften stand", betheuerte der Herzog. „Sobald ich entdeckte, daß Paule in Urbino ein Gavroche sachte, brachte ich sie weg nach Venedig und meinte, die veränderte Umgebung solle sie heilen; allein nach kurzer Zeit ward der Comte Federico Fantetti ihr Anbeter. Allerdings hatte die alte Mama die Gefälligkeit, ihren Sohn auf Reisen zu schicken, aber Gleiches können wir nicht von allen Frauen erwarten, folglich kommt bald ein anderer an die Reihe. Vorstellungen und Drohungen sind fruchtlos, Gewalt mag ich nicht gegen Paule anzuwenden wegen ihrer hohen Verwandten, namentlich ihres Oheims, des Großherzogs von S."

„Kein König darf einen Urbino hindern, sein Hausrecht zu üben! Energische Maßregeln müssen sofort ergriffen werden! Laß mich dafür sorgen! Man gibt ihr eine zuverlässige Duenna, die ihr auf Schritt und Tritt folgt. Sollte auch das noch nicht helfen, dann läßt du deine Frau gleich einer Gefangenen in ihren Zimmern bewachen."

Die alte Herzogin sah bei diesen Worten aus wie ein Ketzerrichter, der eine neue Folterqual erfunden hat; sie blickte triumphirend auf ihren Sohn herab, den sie um halbe Kopflänge überragte.

„Ich fürchte, die Sache läßt sich leichter sagen als ausführen, gnädige Mama", bemerkte der Herzog von Urbino, dem für seine Gemächlichkeit bangte.

Die alte Dame kniff zornig die Lippen, blaßen Lippen zusammen, ihre Augen schleuderten einen verächtlichen Blitz auf den Mann an ihrer Seite. „Ich werde das Opfer bringen, selbst nach Venedig zu reisen!" sagte sie.

„So darf ich die ganze Angelegenheit getrost in die Hände der gnädigen Mama legen?"

„Morgen früh breche ich auf", versetzte die Witwe, ergriff den Arm des Sohnes und kehrte nach ihren Gemächern zurück.

Der Herzog trat wieder auf die Terrasse in den hellen Sonnenschein, zündete behaglich eine Cigarre an und winkte Valvasson zu sich heran.

„Verdrießliche Geschichten, Comte", bemerkte

er gebietend. „Sorgen Sie mir wenigstens für einen vergnügten Abend!“

„In Castellbuon ist wenig Stoff dazu vorhanden, Hoheit! Vielleicht ein kleines Spiel? Zwei Miglien von hier entfernt liegt eine Oderie, wo es niemals an muntern Kameraden und gutem Weine fehlt. Wenn Sie sich incognito dorthin begeben wollen, stehe ich für einige angenehme Stunden.“

„Prächtiger Einfall, Valvasson! Diese Rocca von Castellbuon ist ein verwünscht trauriger Aufenthalt! Sie sind wirklich ein Schatz für meine Mutter!“ sagte der Herzog aufrichtig.

IV.

Neugierig harrten die Einwohner von Castellbuon den stattlichen Reisezug an, der sich von der Rocca abwärts bewegte. Im ersten Wagen saß die verwittwete Frau Herzogin mit ihrem Sohne, im zweiten zwei Hoffräulein und der Cavalier, dann folgte zahlreiches Gefolge. Der Hofjunker mit einem Theil der Dienerschaft war bereits voraus.

So war es denn anders gekommen, besser und schöner, als Clara jemals geträumt. An Perrin's Seite fuhr sie durchs lenzumblühte Land, die süße, traute Abgeschiedenheit des Reisewagens umgab die kleine Gesellschaft zu Dreien. Munter blies der Postillon, der rasche Luftzug erregte die Lebensgeister, die kaum je gesehene Schönheit der Natur erzeugte ein festliches Gefühl in Clara. Freiheit, Lust und Leben schwellten das Mädchenherz. Zauberschöne schmückte die Gegend, welche sie an Perrin's Seite durchstreifte. Auch Valvasson war freundlicher und zuvorkommender als jemals. Hatte er doch gegenwärtig keine andere Zerstreuung als die mit dem hübschen Mädchen und der ältern Begleiterin. Für ihn war es bloßes Tändeln und Spielen, wenn er ihr einen Becher Wasser schöpfte aus der frischen Quelle oder eine Blume am Rande des Weges brach. Kam ein steiler Hügel, so stiegen sie aus und Clara ging auf Perrin's Arm gestützt. Diese Vertraulichkeiten, unbedeutend und klein, wie sie waren, bestimmten Clara's Geschick. Anfangs fühlte sie sich unnennbar selig, bald aber trat an die Stelle der innern Befriedigung stürmisches Wogen und Sehnen. Eine Ahnung tauchte auf, als läge über dem gegenwärtigen Grad ihres Glücks hinaus noch ein unendlich höherer. Clara wollte Perrin's Liebe, wollte in innigster Vereinigung sein Geschick theilen, seine Gattin wollte sie heißen. Sollte er auch aufhören, der elegante Cavalier zu sein, sollte er der Jacke des Arbeiters anlegen, sie würde dennoch freudig ihm zur Seite stehen. Clara gestand es sich nun — sie liebte Perrin.

Valvasson las das Gefühl im sanften blauen Auge, gedankenlos gab er sich dem Reiz des Moments hin. Neuerig wie niemals küßte er die Hand des Mädchens. Für Perrin war sie eine Blume am Wege, die er im Vorbeigehen mitnahm, für Clara Gondulmer die Blume des Lebens, eine ernste, treue Liebe. Wenige kurze Tage hatte das Beisammensein gewährt, als die ersten Ausflüsse der Lagunen sichtbar wurden. Valvasson wurde heiter, er gedachte der ihn erwartenden Genüsse in der lieben Stadt, des Wiedersehens der frohen Genossen seiner Jugend; Clara Gondulmer wurde traurig; es durchzuckte sie bangen Ahnen, als habe sie die ihr zugemessene Summe Lebensglück bereits verbraucht. Der schöne Valvasson begrüßte die Kuppeln von cara Venezia mit freudigem Hurrah!

Die Wagen hielten in Fusina. Alle zusammen bestiegen eine Gondel, die alte Herzogin mit dem finstern, bösen Gesicht, ihr Sohn, der sich im stillen fürchtete auf den Zusammenstoß der beiden Damen, das Hoffräulein und Comte Perrin.

Der Herzog von Urbino hatte für die Dauer seines Aufenthalts in Venedig das unfern der Tolentini gelegene geräumige Gartenhaus eines reichen griechischen Kaufmanns gemiethet. Ein kleines gothisches Thürmchen desselben beherrschte die weite Aussicht zur Linken über die Lagunen, die Schlangenwindung des Canale grande mit seiner herrlichen Paläste Umdämmung zur rechten.

Die im Gemach des Thurms sehen die Ankommenden bereits aus der Ferne. Daher gelingt der Ueberfall keineswegs so vollständig, wie es die alte Herzogin gehofft. Ihre Schwiegertochter, eine stolze, junge Frau, tritt ihr, von zahlreicher Gesellschaft umgeben, entgegen. Kampfbereit messen sich die beiden Frauen. Doch mäßigt sich das dunkle Feuerauge Luise von Urbino's allmählich, der böse Ausdruck verschwindet von ihren Zügen, mit freundlichem Nicken erwidert sie die Verbeugung des schönen Valvasson. Comte Federico Farfetti hat oft in seiner rücksichtslosen Art der fürstlichen Dame von seinem Vetter erzählt, dem Hofcavalier ihrer Schwiegermutter. Doch tritt dieses mal ein seltener Fall ein, die Wirklichkeit übertrifft die Erwartung.

An der Tafel saß Herzogin Luise mit prü-

fenden Augen den Gemahl und den Hofcavalier. Ein zart Abneigung um ihre Lippen, hervor entwindet sich der Brust ein Seufzer. Vier Frauenaugen haben den Blick beobachtet, welcher Perrin streifte. Die Witwe und das liebende Mädchen, die alte Herzogin wird darüber böse und Clara traurig. Der Herr des Hauses allein merkt nichts; ihn beschäftigt vollkommen seine Palette. Comte Perrin plaudert geistreich, lebhaft, unbefangen. So geht der Tag vorüber, ohne daß die alte Herzogin Gelegenheit gefunden, wie sie es wünschte, ohne Zeugen mit ihrer Schwiegertochter zu reden. Die Witwe muß ihren Zorn gewaltsam an sich halten, einen Theil davon empfindet Clara Gondulmer. Dem blonden Hoffräulein ist ohnehin schon schwer zu Muthe und Thränen fallen häufig die sanften Augen.

Eine blaue italienische Nacht bricht an. Silbern steigt die Mondscheibe herauf. Kein Lüftchen regt sich, kein Blatt zittert auf den Bäumen. In diese weiche, lautlose Stille tönt zuweilen das Schlagen der Nachtigall. Perrin fühlt keine Lust, zu schlafen; er tritt hinaus in die herrliche Nacht und wandelt zwischen den magisch beleuchteten Bäumen. Da athmet die Mimosa ihre süßen Lüfte aus, der japanische Mispelbaum streckt seine fächerartigen Blätter in die Luft, saftig grüne Pflanzen bilden ein üppiges Gewirr, am Mauerwerk schlingt sich Epheu und die Pensanetrose empor. Bescheiden verborgen unter der üppigen Vegetation blühen zahllose Veilchen und theilen der Atmosphäre ihre Wohlgerüche mit.

Valvasson tritt aus dem Dickicht in die Lichtung, er nähert sich der Terrasse mit dem gothischen Thürmchen. Der Mond zeichnet die kräftige Mannesgestalt, deutlich werden die schönen, regelmäßigen Züge mit ihrem warmen Colorit sichtbar. Perrin will über die neuen Verhältnisse nachdenken, die sich vorbereiten; denn ungeachtet scheinbarer Unbefangenheit hat er rasch und richtig die Sachlage erkannt. Das Zünglein der Wage schwankte zwischen den zwei fürstlichen Frauen, Clara Gondulmer zählte gar nicht mit. Die unbedeutende Episode war mit der Ankunft in Venedig beendet. Sollten sie wieder gemeinschaftliche Bewohner der öden Mesta von Castelbuon werden, alsdann mochte Perrin die Tändelei mit dem Mädchen von neuem aufnehmen, gegenwärtig lag es seinen Gedanken vollständig fern. Es galt eine Wahl zu treffen. Valvasson war jung, sein Blut wallte noch hinreichend frisch, um dem Romantischen Rechnung zu tragen; allein Comte Lahaire's Sohn vergaß zugleich niemals seinen materiellen Vortheil. Welche der beiden bot glücklichere Aussichten für die Zukunft?

Seltsam stimmte die Umgebung zum kaufmännischen Abwägen des jungen Mannes. Denken und Rechnen sind mühsame Arbeiten; sie gedeihen besser unter dem grauen Himmel des Nordens als im farbenprächtigen, sinnlichen Süden. Bei trüber Oellampe und heißem Ofen ist die Welt um manchen Schritt vorwärts gerückt worden. Aber in der lauen italienischen Nacht, belebt von Vogelgesang und Blumenduft, denkt der Mensch nicht fürder mehr, sondern empfindet und genießt.

So erging es auch Valvasson. So mächtig trat das Concrete an ihn heran, daß darüber der abstracte Gedankenfaden riß. In weichem Träumen sank er auf eine Bank zu Füßen des gothischen Schneckenthurms. Naß ohne Ziel schweiften die Augen über grünes Labyrinth, silberne Fluten und alte Paläste. Es war ein leises, harmonisches Wogen in seinem Innern, jeder Sinn angenehm erregt. Wie lange er so gesessen, Perrin hätte es später nicht zu sagen vermocht. Die große Tyrannin des Menschen, die Zeit selbst, verliert unter gewissen Bedingungen ihr Recht.

Plötzlich schreckt Perrin zusammen. Ein Gegenstand traf ihn von oben, er bückte sich danach und fand eine halbaufgeblühte Rosenknospe. Valvasson sprang in die Höhe, von dem Söller des Thurms herab neigte sich eine weiße Gestalt und wie ein Seufzer klang es durch die Stille der Nacht.

Es war die Herzogin.

Sie erkannte Valvasson. Er redete sie an. Sie erwiderte. Sie hörte seine Liebesbetheurungen, lachte dazu und verschwand.

Aber dennoch trafen sie sich so noch manche Nacht.

Der schöne Valvasson war klug. Er fand Mittel, die vier Frauenaugen zu täuschen, die eifersüchtig jeder seiner Bewegungen folgten. Allein Herzogin Luise war es nicht. In ihrem ganzen Wesen drückte sich die Leidenschaft für Perrin aus. Natürlich errieth am ersten die Witwe die Sachlage und sprach darüber mit ihrem Sohne, doch ohne den von ihrer Schwiegertochter Begünstigten zu nennen. Sie wollte sich Valvasson nicht unmöglich machen. Der Herzog legte bereitwillig die Schlichtung der Familienangelegenheit in die Hände der Mutter und reiste nach Genua, weit weg vom Getümmel. Auf ihre Ermahnungen erhielt die Witwe eine kalte, zornige Antwort von

Herzogin Luise. Im dachen Groll schieden die beiden Frauen und der abgehenden Schwiegertochter folgen schwere Drohungen. Die alte Frau entschloß sich zu hartem Opfer; sie schickte Perrin fort.

Der Hofcavalier nahm Abschied in Gegenwart seiner Gebieterin, dennoch fand Herzogin Luise Gelegenheit, ein Blatt in seine Hand gleiten zu lassen. Zwei Stunden später besuchte die jüngere Herzogin von Urbino die Kirche Santa-Maria della Salute. Während ihre Leute an der Landungstreppe harrten, trat sie rasch durch eine Seitenthür und eilte nach dem Quartier. An dem Boote lunge lehnte eine Gondel. Valvasson reicht der Dame die Hand zum Einsteigen. Die Diener wundern sich über die lange Andacht ihrer Herrin; die endlich einer davon, die Herzogin zu suchen, sich in die Kirche begibt, schwimmen die Liebenden bereits in der Nähe von Mestre.

So war die kühne, unter Feindesaugen ausgeführte Flucht vollkommen gelungen.

Bei der zu späten Entdeckung brach die Schwiegermutter in maßlosen Zorn aus. Eine Weile blieb sie wie erstarrt. Die ausgesandten Boten kehrten ohne Nachrichten über die Flüchtlinge zurück. Alle Nachforschungen erwiesen sich fruchtlos. Die Witwe von Urbino mußte sich in ihr Geschick ergeben.

Kein Wunder, daß der Schlaf ihr Lager floh und Ruhelosigkeit sie aufschreckte mitten in der Nacht. Sie schlich nach Clara's Zimmer. Wollte sie Trost suchen bei dem Hoffräulein? That ihr menschliche Nähe wohl? Oder war es blos ein Spiel des Zufalls, der sie gerade dorthin den Weg nehmen ließ? Geräuschlos öffnete die alte Dame die Thür. Das junge Mädchen vernahm es nicht.

Auch Clara Gondulmer saß wach am Tisch. Vor ihr lagen welke Blumen, welk wie das Geschick ihres Lebens. Bänder, kleine Liebeszeichen, die sie aus der Hand desjenigen empfangen, den sie nun auf ewig verloren hatte. Clara hielt ein Pastellgemälde des schönen Valvasson in den Händen. Es war ein herber Schmerz, der Clara's Busen hob und Thränen fehlten den heißen, trockenen Augenlidern. Das Waisenmädchen hatte Gegenliebe gehofft und war getäuscht worden. Es durfte nicht einmal sich mittheilen und klagen. Nur in der stillen, einsamen Nacht konnte der Kummer sich Luft machen. So versunken war auch Clara Gondulmer in die Betrachtung des Treulosen, den ihr schwaches Herz noch immer liebte, selbst nachdem alles Hoffen untergegangen in der peinlichen Ueberzeugung des Verlustes, daß die Herzogin herankam, ohne von ihr bemerkt zu werden.

Das war eine unerwartete Entdeckung! Also auch Clara liebte Valvasson! Einen bösen Blick warf die Witwe auf das Bild desjenigen, der zum Verräther an stiller, heimlicher Liebe geworden, dann entriß sie es zornig der Erschreckenen. Ein Ungewitter ergoß sich über das gramgebeugte Haupt des Mädchens. Die Herzogin von Urbino redete sich in immer vermehrte Hitze und stieß endlich mit harten Worten die Maitre von sich.

Merklich erleichtert kehrte die Witwe in ihr Gemach zurück. Ihr Aerger, den sie zu ersticken strebte, hatte ein Opfer gefunden.

In rastloser Eile reisten die Flüchtlinge, bis sie jenseit der Berge sich auf freiem schweizer Boden befanden. Im Wesen Valvasson's war eine Veränderung vorgegangen. Der zärtliche Liebhaber hatte einem kalt höflichen Manne Platz gemacht. Dieses Benehmen brachte die Herzogin zur Verzweiflung. Fast schien es, als sei Perrin der Reisemarschall der hohen Dame, so ehrfurchtsvoll fern hielt er sich ihr. Endlich durchbrach Luisens Ungeduld die Schranken; sie forderte Erklärung. Valvasson stand aufrecht vor der erregten Frau, seine kühle Ruhe contrastirte gewaltig mit ihrer Stimmung. Schöner als jemals erschien er der leidenschaftlichen Herzogin.

„Ueber den Schritt, den wir in rascher Aufwallung thaten, dachte ich nach, durchlauchtigste Frau", sagte Valvasson, langsam jedes Wort betonend. „Es gibt nur noch einen Ausweg für Ihre und meine Ehre — die Ehe. Wenn Sie nicht darein willigen, müssen wir uns trennen!"

„Aber bedenken Sie die Unmöglichkeit!" entgegnete die Dame.

„In diesem Falle muß ich Ew. Hoheit bitten, zum Herzog von Urbino zurückzukehren", versetzte Perrin gleichmüthig.

Wie im Fieber bebte der Körper der gequälten Frau.

Der schöne Valvasson sah sich Sieger. Er beugte ein Knie und sagte: „Luise, ein Edelmann muß seine Gefühle gewaltsam überwinden, wo die Ehre im Spiel ist! Sprechen Sie nicht mein Verdammungsurtheil! Willigen Sie ein, Luise! Alle Hindernisse zu beseitigen, überlassen Sie meiner Liebe!"

Die von Leidenschaft Berhörte sank an seine Brust.

Comte Perrin ging mit kaltem Blut zu Werke.

Wenn er auch Ernst und Trägheit über alles liebte, so war er doch darin Cesare Tadaico's echter Sohn, daß er den Besitz sich zu sichern bestrebte und die geschäftliche Seite einer Sache nicht leicht aus den Augen ließ.

Zuerst machte er sich zum Herrn der stolzen, eigenmächtigen Dame. Hierauf leitete er deren Ehescheidung mit dem Herzog von Urbino ein. Gleichzeitig knüpfte er Unterhandlungen mit ihren hohen Verwandten an. Herzogin Luise war die Erbtochter eines alten, im Mannesstamme erloschenen Fürstenhauses. Trotzdem, daß es zwei Knaben aus ihrer Ehe mit dem Herzog von Urbino gab, gelang es Valvasson, einen bedeutenden Theil des Allodialvermögens herausbezahlt zu erhalten. Nachdem diese Angelegenheit geordnet war, traten beide zur reformirten Kirche über und wurden getraut.

Vollständig war bereits die Poesie aus ihrem Verhältniß geschieden. Die Ehe konnte ihnen kein beglückendes Band sein, sondern nur eine lästige Fessel, wenn auch golden für Valvasson. Bald zeigte auch Luise, daß ihre Liebe nicht die echte gewesen. Sie sah andere Männer, die sich an äußern Vorzügen keineswegs mit demjenigen messen konnten, dem sie ein so großes Opfer gebracht hatte, und dennoch gefielen ihr jene besser. Valvasson glich aber durchaus nicht dem apathischen, schwachen Herzog von Urbino. Er besaß jahe Eigenschaften des Charakters, die Luisens erstem Gemahl gänzlich gebrachen. So wurde denn Werin der Kerkermeister seiner Frau. Eine dahe Ruhe hatte sich die Leichtsinnige gebunden, indem sie mehr auf die Stimme der Leidenschaft als auf jene der Vernunft gehört. Sie fühlte sich sehr unglücklich, aber die Kraft zum Widerstand war gebrochen; hatte sie sich ja doch selbst aller frühern Verhältnisse entledigt und entfremdet. Die Reue kam, wie immer, zu spät. Zwei Kinder brachten keinen Frieden in die schlimme Ehe, in der die gegenseitige Achtung gleich im Keime erstickt war. Die Liebe fiel der Getäuschten ab gleich einer welken Knospe, ohne Frucht zu treiben. Das Immergrün einer edeln Vereinigung, die „Freundschaft", konnte aus dem verdorbenen Schos nicht sprossen. Selten sah man die schöne, bleiche Frau im Oeffentlichen, niemals ohne den Gemahl an ihrer Seite.

So lebten sie einige Jahre in Bitterkeit und Haß neben, nicht miteinander. Es braucht geraume Zeit, bis ein Herz bricht. Endlich kam ein bösartiges Fieber und half müde Augen schließen. Luise starb mit Verwünschungen auf den Lippen gegen den Mann, der einst von ihr angebetet wurde, dann ihr Tyrann geworden.

Der schöne Valvasson war frei und — reich.

(Das sechste Kapitel in nächster Nummer.)

Die Seidenzucht.

I.

Die Seidenraupe spinnt ihren Faden seit Jahrtausenden durch die Kulturgeschichte der Völker.

Sie beginnt mit China, wo der Sage nach die schöne Kaiserin Selingh vor 4000 Jahren den kleinen weißen Nachtfalter Ti-tsang gegen einen Raubvogel, der ihn verschlingen wollte, in Schutz nahm, ihn hegte und pflegte und der ihr bei seinem Verscheiden, wie sie meinte, aus Erkenntlichkeit viel kleine zarte Perlchen zurückließ.

Selingh hing die zarte Hülle des Schmetterlings in ein Theekästchen, bedeckte sie mit Blumenblättern, legte die Perlchen als ein heiliges Vermächtniß der Dankbarkeit oben auf und band den kleinen Sarg an die Zweige des Maulbeerbaums, der vor ihrem Fenster stand, das Zimmer ihres Palastes beschattend und ein stummer Zeuge der namenlosen Langeweile der hohen Frau.

Als der Lenz kam, Selingh an einem warmen Tage zum Fenster trat und das kleine hängende Grabmal in den frisch begrünten Zweigen betrachtete, da waren, o Wunder! die Perlchen verschwunden, aber eine Menge kleiner Raupchen saßen auf den zarten grünen Blättern des Baums. Diese kleinen Thiere konnte ihr keiner als ihr lieber Ti-tsang geschickt haben, damit sie in ihrer Einsamkeit eine Unterhaltung habe, und obwol ihr die kleinen schwarzen Raupen lange nicht so gefielen als der flatternde Ti-tsang (chinesisch Seidenvogel), so sollten sie, von ihm stammend, dennoch von ihr gepflegt werden. Selingh schützte sie vor Sturm und Regen und gab den gefräßigen Thierchen immer neue Blätterzweige. Dabei bemerkte sie, wie sie allmählich groß und größer wurden und viermal ihr Kleidchen wechselten, natürlich nur, um ihr zu gefallen; denn der Farbenwechsel ist, wenn auch in unscheinbaren Tinten, doch immer ein Genuß, zumal für ein chinesisches Auge, das eigentlich nur an den grellsten Schattirungen sich erquickt.

Als die schöne Kaiserin ihren gefräßigen Lieblingen fast alle Blätter ihres Baums geopfert und nach 40 Tagen sah, wie sie ängstlich hin- und herliefen, dabei aber ein gelbliches Kleidchen

anlegten, daß dieselbe Farbe ihres kleinen Lieblings hatte, wurde es ihr immer einleuchtender, daß Ti-sang noch mit ihr in seiner Seelenwanderung verkehre. Darüber versäumte die schöne Selingh, sich dem Sohn der Sonne, ihrem hohen Gemahl, mit jenem Ernst gebotenen, heitern Antlitz zu zeigen; sie erschien gedankenvoll, wol auch später als sonst an den Stufen seines Throns, und Ti-Hoang-Schi, der die schöne Selingh liebte, entbrannte in wilder Eifersucht ob dieser Vernachlässigung seiner Geliebten — Späher wurden ausgestellt, sie zu überwachen. Nach zwei schlaflos zugebrachten Nächten berichtete ein Eunuche dem Kaiser, wie es ihm scheine, daß Selingh einen geheimen Verkehr mit dem Maulbeerbaum vor ihrem Fenster habe, da er wunderbare Unterredungen belauscht, der Baum sich aber, wie es scheine, vor lauter Leidenschaft selbst verzehre, denn er habe kein einziges Blatt mehr.

Dem Sohn der Sonne erschien es allerdings thöricht, seine Eifersucht bis auf einen Maulbeerbaum auszudehnen, jedoch wollte er um jeden Preis allein Herrscher ihres Herzens sein und wissen, was im Stande sei, die Gedanken seiner Gemahlin von ihm abzulenken, daß sie selbst in seiner Gegenwart zerstreut erschien. So drang er eines Morgens, als der Theekessel in ihrem Zimmer dampfte, in dem Augenblick ein, als sie eben beschäftigt war, eine Fülle zarter, gelblichrunder Eierchen, in welche sich die sorgfältig gepflegten Thiere verwandelt hatten, von den dürren Zweigen, wo sie sich angesponnen, abzunehmen.

Der Kaiser, empört, daß diese müßige Spielerei sie fesseln und ihm ihr Sinnen und Trachten raube, griff danach und warf sie in den siedenden Kessel, Selingh fortan von seinem Angesicht verbannend.

Als der würdige Sohn der Sonne sich entfernt, sammelte Selingh sorgfältig die schwimmenden Eierchen, trocknete sie und drang forschend in ihr Inneres; ein feiner weißer Faden kam ihr in die Hand und wickelte sich leicht in schimmerndem Glanze fast endlos daraus hervor.

Nachdem Selingh alle Fäden beisammen hatte, webte sie in stiller Einsamkeit ein Band, auf welches sie die Geschichte ihrer unschuldigen Liebe und Pflege des kleinen Vogels Ti-sang schrieb, es ihrem Gemahl als Rechtfertigung überschickend.

Ti-Hoang-Schi hatte längst seine blinde Eifersucht bereut — aber der Sohn der Sonne darf niemals unrecht haben, noch Reue zeigen — dieses Band aber, von welchem entschieden alle alt- und neugeknüpften Liebes- und Freundschaftsbänder hatten, gewebt aus den Leichenhüllen ihrer Lieblinge, verherrlichte ihn nicht nur, sondern er erhob seine Gattin zu neuem Glanz und neuer Würde, indem er sie als die Erfinderin eines unnachahmlich schönen Gewebes pries und sie bat, dasselbe in seinem himmlischen Reiche zu cultiviren, da die Gottheit selbst als Lohn ihrer Tugend ihr dieses Geheimniß durch den kleinen Vogel Ti-sang geoffenbart hätte.

Selingh war beglückt — denn viele der gelben Eierchen waren an den Zweigen hängen geblieben, aus welchen neue Ti-sang-Vögelchen sie umflattern, die, wie sie fürchtete, ihr den Tod bringen würden, sobald der Kaiser es erfahren werde. Jetzt aber, nach der glücklichen Wendung ihres Schicksals, pflegte sie die Thiere in gleicher Weise auf Wunsch des Kaisers und führte die Seidencultur und -Weberei ein, infolge dessen bis zum heutigen Tage die Kaiserin von China Vorsteherin und Schützerin der Seidenzucht ist.

Im neunten Monat jeden Jahres findet noch gegenwärtig ein großartiges Fest statt; es gilt der Anpflanzung des Maulbeerbaums, der Erziehung der Seidenwürmer und dem Einschütten der Cocons in heißes Wasser, damit das Gespinst sich abwickeln lasse. Es werden damit der tugendsamen Erfinderin gebührende Opfer in Gebeten und Libationen dargebracht, wobei die Kaiserin von ihren ersten Hofdamen unterstützt wird.

Historisch steht fest, daß zur Zeit des Confucius, 497 n. Chr., die Seidenraupenzucht schon ein uralter Gebrauch war und ein Gesetz bestand, wonach jede Familie, die Frau an der Spitze, welche fünf Acker Landes besaß, dieses mit Maulbeerbäumen zu bepflanzen hatte, da alle, die ein gewisses Alter erreichten, sich in Seide kleiden mußten. Auch galt die Seide ihrer wärmenden Eigenschaft wegen als ein Mittel, Frostbeulen zu heilen und jeden vor Erkältung zu bewahren.

Außer der echten Seidenraupe (Bombyx mori) cultiviren die Chinesen auch einige Abarten. So werden in der Provinz Schantong auf allen Eichen und Buchen, Bäumen und Sträuchern Raupen genährt, die Kyen-schen heißen (Saturnia mylitta) und einen Seidenstoff liefern, der noch dauerhafter, aber nicht so schön wie die echte Seide ist, in der Farbe nur bräunliche, graue und schwarze Stoffe liefert; zu diesen wilden Seidenwürmern zählt noch Bombyx Pernyi und Bombyx cynthia.

Stangen, daß er endlich lernt den Kopf tragen. Für Fels die Minka, ganz wie immer!

Konrad.

Sehr wohl, Herr Aſſeſſor! (Ab.)

Heinrich

(allein, zieht freudig einen Brief aus der Taſche und erbricht ihn).

Sie ſteckte mir's im Vorbeigehen in die Hand. Was wird's ſein? Ich hatte noch nicht den Muth, mich meiner Frau zu entdecken und ſo die alte Klage: Fort! Fort! Seit den acht Tagen wo ſie hier iſt, muß ich's ja täglich hören. (Lieſt) Sieh' einmal! Dieſer Wolf in Schaafskleidern! Schleicht dem armen Mädchen nach auf Flur und Hof, durch Feld und Garten, wo ſie nur eben ſich blicken läßt! (Lieſt) „Ich halte dieſe Lage nicht länger aus. Immer von dem Schmerz durchwühlt, wie tief ich Ihr edles, liebevolles Weib kränke — äußerlich beunruhigt von einem Manne, der mich nun ſchon ſeit faſt einem Jahre mit den zweideutigſten Abſichten verfolgt —" (Lachend) Seit faſt einem Jahre! Und um ſich den Gang leichter zu machen, hat er ſie in's Haus empfohlen! Wart, wenn ich von meinem Ritt zurück bin, wollen wir doch ein ernſtliches Wort zuſammen ſprechen, Herr Aſſeſſor! Welche Angſt muß es für Roſen ſein, wenn ſie von einem grün und blau glänzenden, brummenden dicken Käfer ſo umſchwirrt werden! Weiß ich doch

Die echte Seidenraupe geht seit uralten Zeiten mit dem Maulbeerbaum vereint durch die Welt, denn die Cultur des einen bedingt die Pflege des andern.

Ehe wir nun den Spuren der Auswanderung des kleinen Ti-tsang folgen, sei hier noch einiges über die gegenwärtige Pflege des Maulbeerbaums und der Cultur der echten Seidenraupe in China eingeschaltet. Wie jetzt bei uns, werden nach neueren Berichten die Seidenraupen in besondern Häusern verpflegt, um sie vor den Wechselfällen der Witterung zu schützen. Das Zimmer, wo man sie pflegt, wird abschüssig gebaut, ein Abzugscanal läuft durch, weil man die Eier Gramas gern mit fließendem Wasser bespült. Dabei muß tiefe Stille ringsumher herrschen, da jedes Geräusch, ein bellender Hund, ein krähender Hahn die Raupe erschreckt und nachtheilig auf ihre Entwickelung wirkt. Der Wärmegrad muß genau beobachtet werden; er wird durch Sonnenwärme oder kleine Oefen in den Ecken des Zimmers bewerkstelligt. Kuhmist an der Sonne gedörrt, ist die beste Feuerung, da die Thiere diesen Geruch am besten vertragen. Die Thüren bringt man südlich, nie nach Norden hin an und hängt, um jeden kalten Luftzug zu vermeiden, noch Matten davor. Die Fenster werden mit weißem, durchsichtigem Papier beklebt, dahinter Matten, um das Licht einzulassen oder abzuschließen, auch als Schutz gegen die bösen Süd- und Ostwinde.

Allen Insekten sowie den dort so häufigen Ratten und kleinen Eidechsen wird das Eindringen gewehrt; einige Katzen fungiren in dieser Beziehung als Polizei im Vorzimmer.

Auf Etageren und Simse werden Binsengeflechte gelegt; auf diesen kriechen die Würmer aus. Da es wichtig ist, daß alle zu gleicher Zeit das Licht erblicken, gleichzeitig fressen, wachen, schlafen und sich häuten, so tödtet man alle zu früh auskriechende und behält nur die, welche haufenweise zugleich da sind. Die Chineien wählen die Zucht sehr sorgsam nach den Hülsen (Cocons) aus; die zugespitzten, dichten, feinen und kleinern enthalten die Männchen, die runden und größern die Weibchen. Die besten Cocons sind klar, etwas durchscheinend, rein und schwer. Sind die Schmetterlinge ausgekrochen, so legen sie Männchen und Weibchen paarweise auf ein aus Maulbeerrinde gefertigtes Papier und decken leichte Matten darüber. Nach zwölf Stunden des Beisammenseins nimmt man alle Männchen fort, um den Weibchen Platz zu geben; hier legen sie die Eier, die man vier bis fünf Tage bedeckt hält. Dann wickelt man die Papierbogen, auf welchen die Grains sich befinden, leicht zusammen und hängt sie in dem Zimmer auf. Anfang Januar taucht man die Grains in leichtes Salzwasser, trocknet sie und wickelt sie dichter zusammen. Einige Züchter legen sie auch einen ganzen Tag in eine Lauge von Maulbeerbaumasche und tauchen sie dann momentan in Schneewasser oder hängen sie 24 Stunden ins freie und lassen sie gelinde beregnen oder beschneien.

Mit dem Moment, wo die Zweige des Maulbeerbaums Blätter treiben, läßt man die Raupen auskriechen, was man durch die Temperatur verzögern oder beschleunigen kann. Die Chineien bereiten von den Maulbeerblättern, die sie im Herbst abnehmen und an der Sonne trocknen, ein feines Pulver, das sie in irdene Töpfe hermetisch verschließen; sobald die Räupchen aber auskriechen, streuen sie es ihnen als erste Nahrung hin, die ihnen sehr zu munden scheint.

Man schreitet nun zur Auswahl einer speciellen Wärterin für jedes Zimmer. Ehe sie dasselbe betritt, muß sie sich baden und ganz rein ankleiden; sie darf durchaus keine stark riechende Speise genossen oder berührt haben, da die Raupen sehr empfindlich gegen alle Gerüche sind und leicht danach absterben. Sie muß ferner ein ganz leichtes Kleid ohne Futter tragen, damit sie gleich am eigenen Körper den Wärmegrad des Zimmers beurtheilen und ihren zarten Pfleglingen als Thermometer dienen kann. Die Chineien sagen: „Jeder Tag ist für die Raupe ein Jahr mit seinen vier Jahreszeiten; der Morgen ist der Frühling, der Mittag der Sommer, der Abend der Herbst und die Nacht ist der Winter."

Haben die Raupen vor dem Auskriechen Kühle verlangt, so verlangen sie nach demselben große Wärme, die je nach dem Stadium, in dem sie sich befinden, wechselt. Nach der großen Häutung müssen sie Kühle, beim Spinnen große Wärme haben; bei diesem Geschäft darf sie nichts irritiren und kein Athem, der nach Wein, Salat oder gebratenen Fischen riecht, sie anhauchen; auch ist die tiefste Stille aufs strengste geboten.

Die Blätter werden zwei Tage vor dem Gebrauch gesammelt und im Anfang kleingeschnitten untergebreitet. In den ersten Tagen halten sie stündlich zwei Mahlzeiten, nach und nach beschränkt man sie. Es ist Thatsache, daß diese Raupen verhältnißmäßig mehr als das größte Säugethier fressen. Die Behandlung muß durch-

weg ganz frei. Hallenluften, Trocken, Stoßen sowie Mangel an Raum schaden ihnen. Le Halde gibt die umfassendsten Anweisungen und meint, daß in der sorgfältigen Behandlung die großen Resultate zu suchen sind, die die Chinesen in diesem Culturzweige erreichen.

Gleich den Raupen pflegt man den Maulbeerbaum; die beste Art trägt keine Früchte, der Samen muß in Wasser, worin Hühnermist aufgelöst worden, eingeweicht werden, damit er gut gedeiht.

In den ersten drei Jahren dürfen den Bäumen die Blätter nur mäßig abgenommen werden und die Wurzel muß mit Schlamm, Asche oder Dünger reich bestreut und gepflegt werden. Auch biegen die Chinesen die langen Zweige der ältern Bäume herab und pflanzen sie ein; hat der Sprößling Wurzel geschlagen, so trennt man ihn durch einen Schnitt vom Mutterstamme ab.

In dem Maße, als man der Gewinnung der Seide Aufmerksamkeit zuwendet, mühr man sich auch bei der Bearbeitung derselben. Nachdem die Cocons sorgfältig sortirt und alle schlechten entfernt sind, werden sie in einen Kessel mit heißem Wasser, wie einst durch Li-Hoang-Schi, geworfen, nur fügt man gegenwärtig diesem Wasser eine halbe Unze Rettigöl und eine Unze Salz hinzu, damit die Seide sich leichter abwickele.

Fünf Frauen wickeln von der einfach construirten Maschine in einem Tage 30 Pfund Seide ab, wobei dieselbe gleich gezwirnt ist. Der Webstuhl ist einfach, aber sehr sinnreich erfunden; seine Abbildung findet man in der „Technologischen Encyklopädie".

Der Verbrauch der Seide ist in China fast bedeutender als bei uns der des Linnen, daher die Regierung diesem Gewerbszweige auch die größte Aufmerksamkeit zuwendet.

Die besten Seidenzuchtereien sind in Sche-Kiang, die schönsten Webereien in der Provinz Kyangnan, wo auch die Färbereien vorzüglich sind. Alle ganz fehlerfreien und vorzüglichen Seidengewebe werden dem Kaiser eingeschickt.

In keinem Orte des Orients ist die Seidenraupenzucht bis zu dieser Culturstufe gediehen als in China und Japan — die preußische Expedition kann nach dieser Seite hin reiche Erfahrungen sammeln —; selbst Persien, wo auch viel Seide gewonnen wird, kann mit der chinesischen nicht concurriren; sie ist meist gelblich und hat nur selten das die chinesische Seide auszeichnende schöne Weiß. Von Schanghai werden jährlich 12,000 Ballen Seide im Preise von neun Millionen Pf. St. ausgeführt. Die Griechen nannten die Pamphila von Kos ihre Lehrerin in der Seidenzucht und Weberei.

Nach einer andern Tradition ließ erst Kaiser Justinian die Seidenraupe heimlich durch Mönche, in ausgehöhlten Pilgerstäben bewahrt, aus Indien kommen und pflanzte selbst (500 n. Chr.) die gleichzeitig von Asien herübergebrachten Samenkerne des Maulbeerbaums in Griechenland. Von dort kam sie nach Italien, Frankreich und Spanien. Friedrich II., König von Preußen, war aber der erste, der sich bemühte, ihr auch in Norddeutschland eine neue Heimat zu begründen.

Durch bedeutende Prämien, die er aussetzte, wurden 1774 in der Provinz Sachsen, Brandenburg und Pommern 1,561,570 Stück Maulbeerpflänzlinge gezählt und 685½ Pfund Rohseide gewonnen. Im nächsten Jahre stiegen die Anpflanzungen und die Ernte. Wie schnell verbreitet und bedeutend der Seidenbau in den letzten Regierungsjahren Friedrich's II. war, erhellt daraus, daß bei einem damaligen Verbrauch von Seidenstoffen für ungefähr eine Million Thaler schon 14,000 Pfund à 7 Thaler gewonnen wurden, also beinahe ein Zehntel der Summe, die sonst ins Ausland wanderte. Aber Friedrich II. starb und mit ihm freilich noch mehr als die industrielle Pflege des Maulbeerbaums. Nur hin und wieder sah man noch die hundertjährigen Zeugen des Willens des großen Königs, die Seidenzucht in Preußen einzuführen — sie verschwanden von Jahr zu Jahr, obgleich der Bedarf an Seidenstoffen in gleichen Abschnitten stieg.

Als Hauptgrund dieser Vernachlässigung betrachtete man die langen Kriege von 1806—15, welche die letzten Maulbeerplantagen zerstört haben sollten. Doch datirte der Rückgang schon mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II. Um die wenigen Bäume, die stehen geblieben, hatte man sich gar nicht gekümmert; theils waren sie umgehauen, theils große Waldbäume geworden, deren Laub nur mit Kosten und Mühe eingesammelt werden konnte und doch zu keinem Unternehmen einer Seidenzucht ausreichend gelangt hätte. Ja diese verwilderten Bäume, sagt man, waren es hauptsächlich, die in Gemeinschaft mit den Vorurtheilen, die mehr vom Hörensagen aus falschen Vorstellungen und dunkeln Erinnerungen über einen früher sorgfältig gepflegten Industriezweig sich Glauben und Geltung verschafft, jetzt der neuern Ausbreitung hemmend in

den Weg bauen, weil sie in dieser Weise nicht leicht zu beschaffen waren. Rechnet man hierzu die Unkenntniß und Aengstlichkeit aller neuen Unternehmungen, so ist es nicht zu verwundern, daß dieser Culturzweig, statt mit dem Mehrverbrauch wenigstens Schritt zu halten, weit zurückging und endlich ganz verschwand, obwol der Verbrauch der Seide sich um das Zwanzigfache gesteigert hatte. Der verstorbene Regierungs-Schulrath von Turk war es, der in den dreißiger Jahren die erste Anregung zur erneuten Aufnahme der Pflege und Cultur der Seidenzucht in Preußen gab. Sein Scharfblick machte besonders darauf aufmerksam, wie gerade der Seidenbau dazu beitragen könne, die bedrückte Lage des Schullehrers auf dem Lande zu erleichtern, indem ihm das Züchten der Seidenraupe eine vermehrte Erwerbsquelle werden könnte. Die Regierung hat gerade diesen Hinweis auch besonders ins Auge gefaßt und populäre Schriften über Zucht und Pflege der Seidenraupen vertheilen lassen. Herr von Turk ging selbst mit gutem Beispiel voran, indem er in Klein-Glienecke auf seiner Besitzung bei Potsdam eine kleine Maulbeerplantage anlegte und Seidenwürmer zog, die ganz vortreffliche Cocons lieferten. Das Interesse, einmal wach gerufen, stieg nun von Jahr zu Jahr, sodaß sich seit einem Decennium ein Seidenbau-Verein für die Provinz Brandenburg gebildet hat, an dessen Spitze der Oberpräsident Flottwell, Gartendirector Lenné und von Schlicht stehen, der zu seinen Mitgliedern auch eine Menge von hohern Beamten sowie Seidenfabrikanten zählt, die für die Verbreitung gemeinnütziger Schriften in diesem Fache wie für die Prämiirung guter Züchtereien Sorge tragen. Wie in China, übernimmt man aber auch hier das Protectorat des Seidenbau-Vereins der Königin.

Kaum hatte Berlin den Anfang gemacht, so bildeten sich auch in den verschiedenen Provinzen gleiche Vereine, sodaß der berliner, da eine Organisation aller zu einem Ganzen dringend wünschenswerth erschien, sich zum Centralverein gestaltete.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Literarische Reiseeindrücke.

Mitgetheilt von Heinrich Koenig.

Melgunow, der russische Freund, dessen Besuch bei Immermann im August 1837 wir in Nr. 19 dieser Blätter mitgetheilt haben, war drei Jahre später von seiner russischen Pflicht noch nicht befreit und wurde vom Arzt im Juni 1840 nach Gastein geschickt.

Von dort gab er über seine Reise durch Süddeutschland Nachrichten, die uns lebhaft in jene Zeit und unter Notabilitäten versetzen, an denen ein Mann von Melgunow's Kenntnissen und Interesse nicht leicht ohne einen Besuch vorüberging.

Wie doch heute mich selbst der kleine Kupferstich auf dem rosenfarbenen Briefbogen in der Erinnerung an jenen gewaltigen Wasserfall der Ache versetzt, unter dessen Donnern ich, aber zehn Jahre später, die hohe Luft jenes Alpenthals unter den beschneiten Tauern zu athmen damals nicht ahnen konnte!

Die letzten Tage des Mai brachte der Freund in Frankfurt am Main unter ganz russischen Anregungen zu. Der Großfürst-Thronfolger, der jetzige Kaiser, kehrte auf seiner Reise in demselben Gasthofe ein, Melgunow fand ihn blaß aussehend. „Schon recht!" schreibt der Freund. „Ein schöner junger Mann ist mehr oder weniger von sich eingenommen; und wenn ein Fürst allenfalls unausstehlich ist, so wäre er es vollends auf dem Throne. Es bleibt immer zu wünschen, daß ein Prinz sich durch irgendeinige andere Vorzüge als durch äußere Gaben hervorthue!"

Im Gefolge des ihm gefallenden Prinzen befand sich dessen Erzieher, der Dichter Schukowsky.

„Da sein Zimmer an das meinige stieß", schrieb Melgunow, „so kam er mit seiner Cigarre herüber, während seine Diener packten, da er im Begriff stand, seinen Freund, Herrn von Reutern in Düsseldorf, zu besuchen. Wir plauderten viel über Literatur, Schukowsky mit der größten Offenherzigkeit. Für die russische Literatur, meinte er, sei es ein rechtes Unglück, daß sie, bisher immer in die Fußstapfen der europäischen Literatur tretend, nun auch mit diesen Literaturen in die fatale Reihe erwerbsüchtiger Speculation gerathe. Die alten Literaturen, die einen Shakspeare, einen Goethe und Voltaire aufweisen konnten, möchten schon eher einmal ihrer Würde vergessen; daß aber auch die Russen, die noch nichts Bedeutendes geleistet hätten, deren Literatur kaum solchen Namen verdiene, schon als Jünglinge in diese Altersschwäche fielen, sei zu beklagen. Einige Russen hätten Schukowsky's energische Bezeichnung ihrer Verdienste hören sollen. Wer möchte sich mit ihren Schriften befassen, hieß es da, wer möchte als gesunder Mensch im Schlamm baden?"

Melgunow machte im Gasthofe auch die Bekanntschaft des russischen Geistlichen, der ganz besonders von Wien berufen war, die Prinzessin von Darmstadt, die jetzige Kaiserin, in der Lehre der griechischen Kirche zu unterrichten. Der Freund wurde sehr vertraut mit ihm und konnte sich überzeugen, wie viel höher in der Bildung der russische Klerus z. B. über dem italienischen steht. Und welche Früchtchen werden erst aus den deutschen Knabenseminaren erwachsen! Der russische Geistliche stand auf der vollen Höhe der deutschen theologischen und philosophischen Wissenschaft, kannte Hegel, Strauß, Neander, Schleiermacher, beschäftigte sich aber aus besonderer Vorliebe mit den griechischen Kirchenvätern und stellte ihre rein christliche Philosophie weit über die Wissenschaft Hegel's, Schelling's und der Mystiker; ja er behauptete, viel selbst für Deutschland Neues und Erstaunliches mittheilen zu können, wenn es nur gewisse Rücksichten erlaubten.

„Sonntag, den 31. Mai", schreibt Melgunow weiter, „brachte ich in Heidelberg zu und besuchte Leonhard, der mit mir Ihre Verbannung nach Fulda bedauerte. Er und seine Frau aus Hanau haben mich höchst freundlich aufgenommen und sich lebhaft nach ihren hanauer Bekannten erkundigt. Leonhard führte mich nach Handschuchsheim, das Cabinet der mexicanischen Antiquitäten des Herrn Uhde zu besehen, das höchst interessant, ja in seiner Art einzig ist. Den Nachmittag brachten wir auf dem Schloßberge und im Innern des Schlosses zu. Abgesehen von einer kleinen Dosis Eitelkeit, die aus allen seinen Reden hervorsticht, fand ich Leonhard sehr herzlich, selbst jovial und voll Aufmerksamkeit für mich. Abends brachte er mich ins Museum, wo ich Creuzer's Bekanntschaft machte. Der gute Marburger sprach wie ein schlichter hanauer Handwerker. Diese Sprache und sein ganzes Aussehen verriethen durchaus nichts Klassisches. Sonst war aber der würdige Greis voll Güte und Gutmüthigkeit.

„Das herrlichste Wetter trug noch zu meinem vergnügten Aufenthalt in Heidelberg bei und begleitete mich auf meinem ganzen Zuge durch das schöne Schwaben. Nur als ich Weinsberg und Justinus Kerner verließ, trübte es sich auf ein paar Stunden.

„Denn ich bin an diesem Poeten und Geisterbeschwörer nicht vorübergegangen und mein Besuch reut mich nicht. Dieser merkwürdige Mann ist das personificirte Schwaben; ich habe den einfachsten, poetisch-natürlichsten, gemüthlichsten Menschen an ihm gefunden. Gehen Sie ja nicht über Heilbronn, ohne ihn zu besuchen! Ich setze voraus, daß Sie den Artikel über ihn von Strauß in dessen zwei „Friedliche Blätter" gelesen haben. Gerade dieser Artikel hat mich so begierig auf den Dichter Kerner gemacht. Denn Dichter ist er doch vor allem. Seine ganze Persönlichkeit und alles, was ihn umgibt — seine Familie, sein Haus und Garten, seine ganze Lebensweise sind ungewöhnlich poetisch, beinahe ihm unbewußt poetisch.

„Ich habe 24 Stunden bei ihm zugebracht und wir sind als Freunde geschieden. Er, seine Frau und Kinder, seine Dienstboten, seine Hunde, Katzen, Vögel und alles machen eine patriarchalische Familie aus, deren Haupt und Seele er ist. Und — der arme Mann ist vom Erblinden bedroht! Als Arzt weiß er das selbst nur zu genau! Was soll aus seiner Familie werden, deren einzige Stütze er ist? Wird irgendein guter Geist aus der andern Welt mit reellem Trost erscheinen? Sein Gesicht wird schwächer und schwächer und der Verlust eines eben gestorbenen theuern Bruders hat ihn sehr niedergeschlagen und ihm die sonstige Heiterkeit und Laune fast ganz genommen. Und doch sprudelte seine Unterhaltung zuweilen von wahrhaft komischen Einfällen. Ich denke, ein Bild von ihm für ein russisches Journal zu entwerfen und zweifle nicht, daß es mir gelinge. Denn Kerner's Individualität ist von so scharfem und eigenthümlichem Ausdruck, daß man es mit der Aehnlichkeit der Zeichnung kaum verfehlen kann.

„Auf seinen kräftigen Arm gestützt, habe ich die berühmte Burg Weibertreue bestiegen. Dort gab mir Kerner einen Kiesel, um ihn mir in einen Ring fassen zu lassen, wie solche dort, einer Sage nach, von unverheiratheten jungen Männern ihren Bräuten geschenkt zu werden pflegten. Ein Wiener, erzählte mir Kerner, hatte alle Taschen voll solcher Kiesel mitgenommen, um sie in Wien zu Schnupftabak für die schönen Wienerinnen zerstoßen zu lassen.

„Beim Abschied gab mir Kerner einen Brief an Lenau in Stuttgart und herzliche Grüße an Strauß mit. Dieser und Kerner sind mit all ihren sich widersprechenden religiösen Ueberzeugungen die innigsten Freunde. Kerner spricht nur das Beste von Strauß und findet für dessen „Unglauben", so betrübend derselbe für ihn sei, doch eine Entschuldigung darin, daß solcher in aufrichtiger Ueberzeugung wurzele.

„Was Strauß über Kerner geschrieben und dieser mir hinwieder von jenem erzählt, beweist mir, daß Strauß wenigstens seiner schwäbischen, gemüthlichen Natur treu geblieben ist. Und so habe ich ihn denn abermals, diesmal in Stuttgart, aufgesucht. Ich fand ihn inmitten seiner naubigen Atlanten und griechischen wie hebräischen Citaten, doch in einer Art von poetischer Atmosphäre. »Bei Ihrem frühern Besuch in Ludwigsburg, vor vier Jahren, fanden Sie mich in großer Betrübniß«, sagte mir Strauß nach meiner Begrüßung. »Es war eine Zeit der Prüfung. Jetzt hat sich mir der Horizont wieder aufgehellt. Ich kann mir zum Ausgang meiner ‚Züricher Geschichte' Glück wünschen, denn ich sehe jetzt ein, daß mir als Schriftsteller eine durchaus freie, unabhängige Stellung noth thut. Ich habe nun die Thorheit, Professor zu sein, aufgegeben. In welcher Zeit wir jetzt leben, kann ich kaum frei schreiben — frei zu lehren, hätte ich ganz und gar aufgeben müssen. Als Professor in Zürich, selbst bei noch mehr Toleranz, als sie dort herrscht, hätte ich nie sagen dürfen, was ich hier niedergeschrieben habe.« Er wies auf das Manuscript des ersten Bandes seiner »Dogmatik«, mit deren zweitem er eben beschäftigt ist, und sprach dann weiter: »Seit meinem ‚Leben Jesu' habe ich nichts mit solcher Liebe und mit so viel Seelenruhe geschrieben wie dieses Buch!« Und er hätte mir das kaum zu sagen gebraucht; denn ein friedlicher Enthusiasmus — wenn ich so sagen darf — leuchtete aus seiner ganzen Erscheinung; und gewiß sind auch so neue und kühne philosophische Ideen nicht ohne eine erhabene Poesie'

„Strauß wohnt in der Einsamkeit eines Gartenhauses, wohin kein störendes Geräusch dringt. Den Tag über arbeitet er und geht erst am Abend aus, einige Freunde zu finden. Da legt er den Doctermantel daheim, um sich in einfacher Fröhlichkeit und liebenswürdiger Hingebung gehen zu lassen. Der kühne Theolog verschwindet und macht dem guten, einfach lustigen Schwaben Platz.

„So erzählte mir Lewald, der mich, dank Ihren Zeilen an ihn, in seinem eleganten, in prunkvollen und im Renaissancestil möblirten Cabinet höchst artig empfing. Ein hübscher Eingang, ein Jockey, der die Thüre öffnet und den Besuch ankündigt, wohin man blickt Bronze, Porzellan, persische Tapeten, seidene Vorhänge, vergoldete Möbel, kurz alles, was uns eine schöne Frau erwarten läßt, wo wir einen Literaten finden. Lewald arbeitet inmitten seines Boudoirs, denn ein Boudoir ist es, in einem seidenen Schlafrocke, den er sowie seinen Thee, Caviar und sein Pelzwerk aus Rußland kommen läßt. »Mit vielen Sachen«, sagte er mir, »unterhalte ich meine alten Verbindungen in Rußland, wo ich eine kurze Zeit im Dienste stand. Mit etwas mehr Beharrlichkeit könnte ich jetzt wol, statt eines deutschen Journalisten, ein hoher Beamter sein.«

„Ich weiß nicht, ob Sie Lewald von Person kennen; obgleich klein und beinahe ganz grau, ist er doch immer noch ein hübscher Mann, von gutem Teint, schönen Augen und regelmäßigen Zügen. Im Schonen erinnert er an Daguerre, dessen Bild die »Europa« brachte. Als echter Cavalier erwiderte er mir sofort meinen Besuch und ich denke, von Wien aus, wohin er reisen wird, in seiner Gesellschaft Serbien und Belgrad zu besuchen.

„Mit Lenau hab' ich Unglück. Am Tage meiner Ankunft war er aufs Land zu seinem Freunde, dem Grafen von Württemberg, gereist. Ich blieb daher nur einen halben Tag in Stuttgart, um meinen Freund Schwizrem in München nicht zu verfehlen. Hoffentlich finde ich Lenau in Wien, wohin er in Monatsfrist gehen wird. Inzwischen habe ich von seinem Freunde Reinbeck, bei welchem er zu wohnen pflegt, und zum Theil von Kerner manches Betrübende über ihn gehört. Durch eine unglückliche Speculation in Amerika, wo Lenau für den Erlös aus seiner ungarischen Besitzung einen Urwald gekauft hatte, ist er um den größten Theil seines Vermögens gekommen. Sein poetischer Traum hat sich nicht verwirklicht und er hat von alledem, was er jenseit des Oceans erwartete, nichts gefunden als erbärmlich prosaische Menschen in einer Natur, die, mit Ausnahme des leider aber auch bereits industriell ausgebeuteten Niagara, von ihrer ursprünglichen Größe herabkommt und statt des Urwaldes ein abscheuliches, zum Theil schon ausgehauenes Gehölz. Selbst die berühmte Freiheit Amerikas, um deren willen er ein so schweres Opfer gebracht, ist ihm nur als verlarvter Despotismus erschienen und alles das hat ihn so verstimmt, daß er die Vereinigten Staaten nie anders als „Verschweinerte Staaten" nennt. Um dieser und anderer Mißlichkeiten halber, die den Rest seines Vermögens bedrohen, ruft ihm jetzt seine Freunde, eine Professur an irgendeiner Uni-

verität zu suchen. Denn Venau besitzt ausgebreitete Gelehrsamkeit. Er hat neun Jahre auf Universitäten mit Studien der Philosophie, der Medicin, der Rechtswissenschaft zugebracht, ist ein guter Philolog, spricht das eleganteste Latein und besitzt dabei die Gabe freien Vortrags. Außerdem wurde ihn sein dichterischer Ruf und seine adeliche Herkunft in das anziehendste Licht auf einem Katheder stellen.

„Von dem alten Lindner will ich Sie nicht unterhalten. Ich war so glücklich, ihm für das Werk über die »Skythen des Herodot«, an dem er seit Jahren arbeitet, einige Notizen zu geben und einige Schriften zu bezeichnen und habe ihm mein Manuscript über die russische Sekte der Duchoborzen versprochen, für die er sich sehr interessirt.

„Ebenso will ich Ihnen von Wiedemann, dem Redacteur des »Auslandes«, den ich in Augsburg besuchte, nur bemerken, welchen außerordentlichen Sprachenkenner ich an ihm gefunden habe. Er kennt wirklich alle europäischen Sprachen, darunter drei bis vier slawische Mundarten, und versteht das Russische vollkommen. Er war so freundlich, mir einige russische Journale nach München mitzugeben. Hier muß ich Ihnen bemerken, daß dermalen Freund Newerow, den Sie zu kennen, in unserer Monatsschrift: »Vaterländische Denkwürdigkeiten«, Berichterstatter über die laufende deutsche Literatur ist. Im Aprilheft finde ich einen sehr ausführlichen Artikel über Ihren Roman »William«. Newerow spricht mit wahrem Enthusiasmus von diesem Buche, daß er recht bald in einer russischen Uebersetzung zu sehen wünscht.

„Von meinen münchener Bekanntschaften habe ich nur Baader wiedergesehen und war so frisch, so aufgelegt, geistreich und beißend wie früher. Aber welch unglücklichen Stil schreibt dieser Mann! Wahrlich, hinter einem so barbarischen Stil muß auch ein Mann wie Baader versteckt und unbekannt bleiben — er, der, wie dunkel, verwickelt und schwerfällig auch in seinen Schriften, doch so klar, so einfach und geistreich in mündlicher Unterhaltung ist! Seine Gespräche haben etwas Hinreißendes, etwas Magisches, und man darf nur diesen Siebziger in Feuer und Flammen für seine Wissenschaft, mit solchem Enthusiasmus und Schwung reden hören, um von seinen kühnen und großen Ideen eingenommen zu werden. In diesem Augenblick steht er in offenem Widerspruch gegen Rom, das er in einer seiner Schriften sammt dem Papst und dem Pfaffenthum aus dem Schoße der Wahrheit und der wahren Kirche excommunicirt hat. Eben beendigt er und zeigte mir ein Werk, um das sich zwei Verleger bewerben: »Ueber den Papst und die Synoden«. Diese stellt er über jenen und weist die dringende Nothwendigkeit nach, eine deutsche nationale Kirche unabhängig von Rom und ohne sichtbares Haupt zu gründen.

„In München betrachtet man Baader als einen Mann, den sein hohes Alter abenteuerig mache. Mir aber kam er als ein Mann vor, der mit voller Kraft die dringendsten Fragen der Zeit behandelt.

„Durch Herrn von Kolle, den Redacteur der »Deutschen Vierteljahrsschrift«, mit dem ich täglich an der Wirthstafel im Hahn speiste, fand ich mich sehr bald im Hause unsere Gesandtschaftsrathe, des Herrn von Maltitz, heimisch. Wie tolerant das russische Gouvernement ist, sehen Sie daraus, daß dieser russische Diplomat ohne russische Censur seine »Deutschen Blätter« herausgeben kann. An einem literarischen Abend fand ich bei ihm Herrn von Zu-Rhein, von Globoig und andere Aristokraten und Diplomaten und ich freute mich, neben einem württembergischen Exminister auch Emil Devrient aus Dresden zu sehen, um den sich besonders auch die Damen drängten, wahrscheinlich weil ein Mann in der vollen Kraft seines Talents neben einem Greis-Mann sich versprechender ausnahm.

„Unter andern Anekdoten erzählte Devrient, daß er einmal den Marquis Posa mit Frau Schroder als Königin und — irre ich nicht — mit Anschütz als Don Carlos gespielt habe. Diese beiden hatten das hübsche Alter von 109 Jahren zusammengebracht und er selbst sich neben ihnen als ihr Enkel aufgenommen. Doch von ihrem Spiel wäre das ganze volle Theater elektrisirt gewesen.

„Alle diese Herren Zu und Von aber, die ich bei Maltitz kennen lernte, erschienen mir in ihren einfachen Manieren höchst liebenswürdig. Und wenn Sie, mein Freund, im Augenblick vielleicht nichts Näheres von Herrn Baron Zu Rhein wissen, so kann ich Ihnen sagen, daß er selbst bereits von Ihrer ungnädigen Verletzung nach Fulda und von Ihrer Absicht, die Gutenbergfeste in Mainz zu besuchen, unterrichtet ist. Das letztere war mir selber noch neu. Ich denke nicht, mein Freund, daß die Nachricht von dem Interesse, das man in den münchener literarisch-

aristokratischen Kreisen an Ihnen nimmt, Sie übermüthig machen wird, sonst füge ich gleich ein niederschlagendes Pulver bei. In Salzburg nämlich habe ich in der ersten Buchhandlung nach Ihren Romanen gefragt. Der Buchhändler wußte gar nichts von Ihren Büchern. Auch Ihr »William« stand nicht, wie er mir sagte, auf der ihm aus Wien von Zeit zu Zeit zugehenden Liste der erlaubten Bücher. Und in Rußland liest man Ihren Roman und bespricht ihn auch in den Journalen!

„Ich nahm mir noch die Zeit, den Buchladen ein wenig zu untersuchen und — befand mich unter Schriften, von denen Sie, mein Freund, keine Vorstellung haben. Ich war hundert Meilen weit von dem jetzt lebenden Teutschland!" — —

So zeigt uns denn unser Tourist aus Moskau wenigstens eine geographische Grenze, wo sonst unsere Literatur ihr „Finis Poloniae" anschreiben konnte!

Anregungen.

Menschliche Größe und menschliches Verdienst.

Die Urtheile über menschliche Größe und menschliches Verdienst werden stets verschieden ausfallen, weil der Maßstab, wonach die Größe und das Verdienst gemessen werden, ein verschiedener ist.

Dieselben welthistorischen Individuen, die dem einen von ihrem Standpunkt aus „groß" und „verdient" erscheinen, werden von andern wie Lumpe angesehen.

Hat nicht z. B. Börne von seinem überwiegend politischen und praktischen Gesichtspunkt aus unsere besten Dichterheroen, Goethe und Schiller, höchst geringschätzend behandelt? Weil sie keine politischen Helden waren, darum waren sie in seinen Augen überhaupt keine Helden. „Goethe", sagt Börne, „hätte ein Herkules sein können, sein Vaterland von großem Unrath zu befreien; aber er holte sich blos die goldenen Aepfel der Hesperiden, die er für sich behielt, und dann setzte er sich zu den Füßen der Omphale und blieb da sitzen." Und Schiller wird von Börne gescholten, daß er noch ein schlimmerer Aristokrat war als Goethe. „Dieser hielt es mit den Vornehmen, den Mächtigen, Reichen, mit dem bürgerlichen Adel. Schiller aber zechte mit dem Adel der Menschheit an einem kleinen Tischchen und den ungebetenen Gast warf er zornig hinaus. Und seine Ritter der Menschheit wissen das Schwert nicht zu führen, sie schwatzen blos und lassen sich todtschlagen; es ist ein deklamirender Komödiantenadel. Marquis Posa spricht in der Höhle des Tigers wie ein Pfarrer vor seiner zahmen Gemeinde und vergißt, daß man mit Tyrannen kämpfen soll, nicht rechten. Der Vormund eines Volks muß auch sein Anführer sein, einer Themis ohne Schwert wirft man die Wage an den Kopf." (Vergl. Börne's „Gesammelte Schriften", VIII, 82, 90)

Wie Börne gegen Goethe und Schiller ungerecht war, so waren es andere wieder gegen Einen von diesen beiden: sie erhoben entweder Schiller auf Kosten Goethe's oder umgekehrt Goethe auf Kosten Schiller's.

Gegen alle solche Einseitigkeiten und Ungerechtigkeiten ist ein zeitgemäßes Wort zu finden in der Schrift „Ueber den Charakter des Menschen und menschliche Größe. Ein kleines Nach Schiller-Goethe-Feuer von Moritz Müller in Pforzheim" (zweite Auflage, Frankfurt a. M., Gebhard & Körber, 1861).

Der Verfasser findet, daß Goethe offenbar beim Volke im Nachtheil sei gegen Schiller. „Lautende parteiin nach, daß er eben gegen Schiller kein Mann des Volks, kein Charakter gewesen sei. Das ist unwürdig." Jedoch wendet sich der Verfasser nicht blos gegen die Goethe-Verkleinerer, sondern überhaupt gegen jede einseitige Schätzung menschlicher Größe und menschlicher Verdienste. Er greift deshalb Professor Schleiden an, welcher alle intellektuelle Größe, gegenüber der sittlich-religiösen, zu gering anschlage. Geistige Thätigkeit und Entwicklung hat nach Schleiden nur Bedeutung für das Erdenleben, die sittlich-religiöse hingegen für das ewige Leben, und deshalb sagt er: „Hier mag einer Großes geleistet haben, es gibt ihm nicht den leisesten Anspruch auf meine Achtung, meine Anerkennung, wenn er der höhern Anforderung sittlich-religiöser Ausbildung nicht nachgekommen ist. Was er etwa als Künstler, als Gelehrter geleistet, ich nehme es an und verwende es für meinen Nutzen, aber ohne Dank, wie ich das Goldstück einstecke, was ich finde, während ich den Schmutzwisch, in den es gewickelt war, mit Ekel von mir werfe."

Mit Recht wendet sich Moritz Müller gegen die in diesen Worten liegende Trennung zwischen geistiger und sittlicher Größe und gegen die Behauptung, daß jene nur dem zeitlichen irdischen, diese dem ewigen Leben dienen. Wenn, bemerkt Müller, unser Wesen fortlebt nach dem Tode des Leibes, so werden ihm auch hoffentlich alle Vorzüge verbleiben. „Wenn Schleiden mit seinem Schmutzwisch recht hätte, dann hätte Strauß auch recht, daß nämlich die Wissenschaft umkehren müsse, ja dann soll sie sich lieber begraben lassen. Wenn sie auf einer so irdisch nichtigen Stufe steht, wozu plagt sich mancher und reibt ihr sein Leben? Warum geht er nicht in ein Kloster und sorgt blos für das geistige Leben?"

Die Trennung zwischen geistiger und sittlicher Bildung und Entwickelung in der Schroffheit, wie sie Schleiden ausgesprochen, ist schon darum unhaltbar, weil die geistige Bildung und Entwickelung nicht ohne Einfluß auf die sittliche bleiben kann. Ein Goldstück kann wol in einen Schmutzwisch gewickelt sein, aber einen wirklich unsittlichen Charakter mit geistiger Größe und Hoheit verbunden zu denken, fällt uns schwer. Die Unsittlichkeit, die man einem Goethe und andern Geisteshereen vorwirft, ist nur eine scheinbare. Nur dem oberflächlichen, nicht in die Tiefe dringenden Blick dienen äußerliche, gegen Sitte und Convenienz verstoßende Ausschweifungkeiten der Genies dazu, sittlich über sie den Stab zu brechen. Es mag wol im einzelnen vorkommen, daß geistig reichbegabte und Großes leistende Menschen so disharmonisch entwickelt sind, daß sie sittlich hinter ihrer geistigen Größe zurückbleiben, wie Bacco von Verulam, Voltaire u. a. Aber im großen und ganzen zieht geistige Größe auch sittliche Hoheit nach sich. Und Moritz Müller hat gegen Schleiden ganz recht, wenn er den veredelnden und versittlichenden Einfluß der Kunst und Wissenschaft auf die Menschheit geltend macht. „Die Menschheit ohne Wissenschaft, Kunst und Gründung fräße nur. Aller Wissenschaft Endzweck ist, das Göttliche zu erkennen, aller Kunst Endzweck ist Menschenveredelung. Die Hohenpriester der Menschheit sind von Homer bis Alexander von Humboldt ihre großen Männer, in ihnen ist, aus ihnen spricht, mit ihnen schafft Gott am meisten, während ohne sie alle Pfaffen nur von Gott plapperen würden."

Auch macht Müller mit Recht darauf hin, wie schwer es sei, den sittlichen Charakter eines Menschen richtig zu beurtheilen, wie es hier, um nicht ungerecht und lieblos zu verdammen, nothwendig sei, alle Momente in Anschlag zu bringen, die auf die Bildung des Charakters eingewirkt haben. Der Mensch müsse allseitig beurtheilt und seine ganze Existenz in jeder Beziehung genau gewogen werden, ehe wir ihn der Verachtung preisgeben dürfen. Ein und derselbe Mensch könne infolge seines angeborenen Naturells und seiner erworbenen Fertigkeiten in der einen Beziehung sehr groß, in der andern sehr klein sein. Jeder sei eben mit Tugenden und Fehlern zugleich behaftet. Nach Schleiden's Princip müßten am Ende große Staatsmänner wie Männer der Wissenschaft, die ganze Geschlechter glücklich machen durch Errettung aus irdischem Elend — sie müßten sich, wenn sie sich nicht aufs ewige Leben vorbereiteten und statt der Erde zu vergessen, irdisch lebten, gefaßt machen, von „Muckern" verdammt zu werden. In seiner drastischen, volksthümlichen Weise sagt Müller: „Ein sittlich-religiöser Schuster, der schlechte Stiefeln macht, ist so fehlerhaft als ein Schleiden, der nur besagten Unsinn gesprochen hätte." Ein Shakspeare aber, selbst wenn es möglich wäre, daß er nicht sittlich religiös sei, habe mehr als tausendmal Dank für Gott und Religion und Sitte gethan — und kein Pfaffe der Welt habe so viel Sünde und Teufel ausgetrieben und so viele Seelen veredelt als ein Mozart, ein Goethe. „Darum nehmen wir auch dankbar das Gold von dem Forscher Schleiden, aber seinen Mucker-Schmutzwisch werfen wir ihm vor die Füße."

Moritz Müller ist ein Bijouteriefabrikant in Badenschen, ein „Mann für das Volk" und ein „Mann aus dem Volk". Es thut wohl, gerade aus dieser Sphäre die nachgerade überhandnehmende Betonung der sittlichen Seite im Leben großer Männer (salva integritate morum) bekämpft zu sehen. Wir wissen wohl, daß auch Schleiden bekennen wird, sich nur im Extrem ausgesprochen zu haben; doch thut es darum nichts, ihn auch im Extrem zu bekämpfen. In der Mitte möge die Erkenntniß liegen, daß man mit dem Absprechen über das sittliche Wesen eines Menschen immer viel zu rasch zur Hand ist. Wir haben im vorigen Jahr von Schiller, dessen geistiges Wirken allerdings ganz in Idealität gehüllt ist, wie von einem Hohenpriester gesprochen und viele, die ihn persönlich kannten, wollen behaupten — reden wir davon nicht. Sagen wir nur, daß allerdings von dem für kalt verschrienen Goethe eine Menge Züge des Herzens, des Mitleids, der Neidlosigkeit, der Ergebung bekannt geworden sind, die für sein Gemüth sprechen. . . . „Herzlos"! Was nennt ihr überhaupt „herzlos"? Gewöhnlich doch nur unsere Anmaßung, Unserm „rechthaben" gestrübter auch auf unsere Weise recht haben zu wollen.

Gedanke

von Daniel Stern.

Willst du das Volk an die Tugenden des häuslichen Herdes mahnen, so sorge erst, daß sich auf dem Herde Feuer befindet. Willst du es von der Süßigkeit des Familienlebens überzeugen, so gib den Kindern Brot, damit ihr Hunger deine Predigt nicht unterbricht.

Sprüche

von M. A. W.

So nur das Kleinod birgt der sammtne Schrein,
Schließ dich das Haus, o Frauenschönheit, ein
Vor Neidesblick und sonstigen Gefahren!
Und wie den kostbar schönen Edelstein
Der Eine immer nur besitzt allein,
So sollst auch du für Einen dich bewahren!

Laß bösen Zwist nie lange klaffen,
Und achte des Freundes Groll nicht gering!
Es mögen die Menschen höhnen und gaffen,
Wenn milde dein Arm den Starren umfing.
Ergrimmte Freunde sind schneidige Waffen,
Von denen die Scheide verloren ging.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 35.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Aus meiner Pilgertasche. Von Freiherrn von Gudenfeld. IV. Kaiserin Marie Luise und die ersten Camelienbäume in Wien. — Der schöne Valvasor. Novelle von Franz von Kemmerschorf. V. VI. VII. — Die Seidenzucht. II. — Oesterreich und Wien. Vom Herausgeber. — Zur Schillerliteratur. II. — Zur Erziehung des weiblichen Geschlechts. — Gedanken von Daniel Stern. — Anzeigen.

Aus meiner Pilgertasche.

Von Freiherrn von Gudenfeld.

IV. Kaiserin Marie Luise und die ersten Camelienbäume in Wien.

Graf Ferdinand Palffy gehörte zu den ausgezeichnetsten Cavalieren der hohen Aristokratie in Wien und hatte sich durch den Glanz seines Theaters an der Wien während der Congresse durch ganz Europa-Ruhm und Freunde erworben.

Er war ein kleines, schmächtiges Männchen des abgeschliffensten Ton der höhern Gesellschaft, eines lebendigen Geistes, vertraut mit der Wissenschaft, gebildeten Geschmacks in der Kunst und Literatur, bei guter Laune ungemein gutmüthig und generös, in jeder Klemme hinsichts der Auskunftsmittel nicht verlegen und nicht sehr gewissenhaft, dem hohen Spiel und dem schönen Geschlechte leidenschaftlich ergeben, verschwenderisch und raffinirt in seinen Genüssen, finanziell so ruinirt, daß die Kasse seines weitüberschuldeten Theaters an der Wien die einzigen Einkünfte mit jährlich 60000 Gulden Papier ihm lieferte, gefährlich als Feind, unzuverlässig als Freund, getäuscht von fast allen, denen er Wohlthaten erwiesen, stets unterthan seiner Lieblingsdiener und seiner Regie, in Momenten der Aufregung derb und despotisch, seine Nationalität in Erinnerung bringend, wo es ihm vortheilhaft schien, sonst aber mit einer Art von Verachtung ihr abhold, ein unbarmherzig strenger Kritiker aller dramatischen Werke, jedoch das Jämmerlichste auf seiner Bühne gestattend, sofern davon sich Einnahmen versprechen ließen, begabt mit so wunderbarem Zauber eines Blicks seiner großen schönen Augen, daß der soeben von ihm Getäuschte sogleich wieder unwiderstehlich zum Vertrauen hingerissen wurde, selbst mißtrauisch gegen alle, ohne jemals zur Vorsicht sich erheben zu können. Außer dem Theater besaß er noch die stattliche Villa in der Vorstadt Hernals mit einem sehr hübsch angelegten Garten, berühmt durch die dort gehaltenen Lucullusaden und Feste. Die Villa enthielt nur eine kleine Galerie italienischer Meisterwerke und eine ziemlich reiche Sammlung ausländischer Dramen. Der Garten kostete große Summen, weil die ewig rege Phantasie unaufhörlich daran änderte, stets alles Neueste um jeden Preis beschaffte, bevor ein anderer es haben konnte, das Kostbarste wieder wegwarf, sobald es nicht mehr neu war, das einzige Glashaus für allerlei außergärtnerische Bestimmungen häufig im Innern neu gestalten ließ. Auch die vernünftigsten Vorstellungen dagegen waren in der That lächerlich, denn Se. Excellenz selbst lachte immer darüber und verwirklichte ihre Einfälle um so hastiger.

Es war in jener Periode, als der ziemlich

durchlöcherte Credit des Grafen einer Generalreparatur bedurfte und zu diesem Behuf jenen Schein von Theateradministration durch den Baron Peter von Braun sowie den Plan zu jener famosen Lotterieausspielung des Theaters an der Wien und der dermaligen Villa herbeigeführt hatte.

Bei dem allen verlor der Herr Graf keinen Augenblick seine hocharistokratische Lebenslust und Unbefangenheit, dirigirte sein Theater selbst nach wie vor, prunkte mit allerlei Ausgaben, beschäftigte das Volk mit den überall in der Stadt umherfahrenden, zwei Wappen und Farben tragenden Maschinenwagen, welche eine Klafter Holz im Nu herb- und eisenrecht klein machten; errichtete eine Fabrik für Bereitung künstlichen Leders von der Erfindung eines Dr. Bernhard, stellte deren erste schönen Producte in Stiefeln, Schuhen, Hüten u. s. w. mit Emphase allerwärts zur Schau und ließ dann den armen Doctor im Stich, um sogleich wieder mit anderm Neuen vor der Welt zu erscheinen.

Einige für die Kasse des Theaters sehr glückliche Dramen, deren Andenken mir jetzt eine Gänsehaut über den Körper treibt, und mehrere Uebersetzungen italienischer Opern hatten mir die Zuneigung des Grafen gewonnen, meine Liebe zu dem Villagarten ihm den Gedanken eingeflößt, mir dort einen angenehmen Zeitvertreib anzuweisen. Equipage, Küche und Keller von Hernals wurden zu meiner Verfügung gestellt, damit ich die Mußestunden zu ordentlicher Aufstellung der dramatischen Bibliothek und zu seiner Aushülfe bei Durchführung der Gartenpläne bequem benutzen könnte. Was nun diese Bequemlichkeit betrifft, so war sie eigentlich eine namhafte, mitunter sehr verdrießliche Unbequemlichkeit. Der Wagen kam zu unbestimmten Stunden und unterbrach mich oft im besten Arbeiten, bis ich, endlich gewitzigt, ihn selbst bestellte und meine Arbeiten mit hinausnahm. Was ich heute in der Bibliothek geordnet hatte, brachten morgen die Besuche, besonders die hohen Damen, wieder in Unordnung und nahmen sogar nicht selten mit, was ihre Neugierde stachelte. War im Garten eine Arbeit kaum begonnen, so mußte sie wieder liegen bleiben, um eine andere anzufangen; alle neu verschriebenen, oft sehr kostbaren Pflanzen sollten weggeworfen werden, wenn sie nicht, der Ungeduld des Herrn Grafen gehorchend, schon nach acht Tagen blühten; Warmhauspflanzen sollten im Freien überwintert, an Bäumen, Sträuchen u. s. w. niemals gelbe Blätter geben werden, alle Wege kasirein sein, alle Beete in ewiger Blüte prangen; und das alles mußte ein Gärtner mit einem Tagelöhner besorgen, dabei noch zusehen, daß die Hunde der hohen Herrschaften die Beete zerkratzten, die Herren und Damen selbst oft sehr arg mit Blumenraub wirthschafteten und dem Gärtner das Leben recht sauer machten.

Eines Morgens kam ein sehr unerwarteter Besuch: Napoleon's Witwe!

Die stattliche Kaiserin Marie Luise mit dem General Neipperg und einer Hofdame.

Graf Palffy schien davon unterrichtet zu sein, denn sie ließ mich sogleich rufen, bat wegen der Störung in meiner Bibliothekarbeit sehr huldreich um Entschuldigung und wünschte meine Begleitung durch den Garten, um nähere Bekanntschaft mit manchen Pflanzen zu machen.

Die damals noch nicht alltäglichen Dahlien, Calmien, Ketmien, Cama indien u. s. w. erregten ihre besondere Aufmerksamkeit. Ich ertheilte ihr darüber sehr kurzgefaßte Erläuterungen, weil ich in der That auf Ausführliches mich einzulassen nicht Sachkenntniß genug besaß. Das einfache, aber sehr reine und nette Glashaus schien vorzüglich Beifall zu finden und auch dem Herrn General einzuleuchten, während die schwarzäugige schalkhaft hübsche Hofdame mir lächelnd zuflüsterte: „Ein Bouquetchen für die Majestät!" Der Gärtner brachte ein solches bald, geschmückt mit der einzigen halboffenen Camellienblume des Gartens, einem Spätling, der ihren Beifall vorzugsweise gewonnen hatte. Ich überreichte es ihr beim Abschied. Sie nahm es sehr gnädig auf, bedauerte aber das Abschneiden der einzigen Camellie, tröstete sich jedoch bei meiner Versicherung, „daß die Camellie für ihr verspätetes Erscheinen ein so glückliches Los nicht verdient habe", und dankte ausnehmend freundlich für die „gütige Begleitung".

Dies scheint auch nicht blos façon de parler, sondern ihr Ernst gewesen zu sein, sowie daß meine Erläuterungen über die Pflanzen ihr gefallen haben; denn am andern Morgen erschien Palffy ungewöhnlich vergnügt, riß schlechte Witze und versicherte, die Kaiserin habe mich einen charmanten und sehr gelehrten Cavalier genannt, auch der General sehr rühmend sich geäußert. Der Graf bedeutete mir ferner, daß er selbst hinauskommen und einiges Dringende anordnen würde, auch bereits den Tischler und Tapezierer hinausbestellt habe. Alle kamen auch bald hinaus. Die Kaiserin hatte sich in dem Garten so

nun, warum ich in ſeiner Gegenwart immer das Fenſter öffnen und mit dem Tuche etwas hinaus wehen möchte!

Ref. Fels
(auch im Reitkoſtüm).

Guten Morgen, Jordan! Weißt Du, was ich Dir für eine Neuigkeit bringe?

Heinrich.

Nun?

Ref. Fels.

Jetzt wollen wir noch einmal ſo heiter den Zügel ſchießen laſſen. Es iſt im Werke, daß Du binnen vier Wochen Rath wirſt.

Heinrich.

Endlich.

Ref. Fels.

Endlich? Menſch, willſt Du Alles im Sturme erobern?

Heinrich.

Ich muß weiter — weiter — bis ich aus dieſen Vorbereitungen zu einer freien, umfaſſenderen Thätigkeit, aus dieſem collegialiſchen Wirken zu ſelbſtſtändigen Schöpfungen im Staate komme. Sieh' Fels, dann bin ich erſt in meinem Element. Gegenüber einem großen Ganzen, Ueberlebtes einreißen, Neues aufbauen, als Staatsmann, im höhern Sinne des Wortes, mein Vaterland mit dem

behaglich gefühlt, daß sie um die Vergünstigung gebeten, für die Dauer ihres Aufenthalts in Wien, an Dienstagen und Freitagen, Morgenconferenzen mit ihrem Oberhofmeister, General Neipperg, in dem traulichen Glashause halten zu dürfen. Es galt daher, dieses einfache Glashaus, ein längliches Viereck von 50 Fuß Länge, des erhabenen Besuches würdig einzurichten. Einmal mußte darin fortan ewiger Pflanzenfrühling herrschen, dann der Boden parquettirt, die Verglasung mit grünseidenen Rouleaux versehen, das Rondel in der Mitte mit einer prächtigen Ottomane und einem dito Arbeitstisch nebst Stühlen geschmückt werden. So geschah denn auch alles. Meine Aufgabe bestand nun darin, einmal für fortwährenden Flor zu sorgen, für die Tage des höchsten Besuchs stets das Glashaus auszustatten, vom Garten während desselben jeden andern Besuch fern zu halten, selbst anwesend zu sein und der Hofdame für die Dauer der kaiserlichen Conferenz Gesellschaft zu leisten.

Solchem Kammerherrendienst hatte ich beim ersten Besuch meinen Anzug angepaßt. Nachdem ihr Diener das mitgebrachte mächtige Actenportefeuille auf den Tisch gelegt und ich sie aufmerksam gemacht hatte, daß ein Klingelzug jeden Augenblick zu ihrem Dienste mich herbeirufen würde, frug ich, ob die Majestät noch etwas zu befehlen geruhe. Mit der liebenswürdigsten Anmuth antwortete sie: „Nein — Doch ja! Sie haben Toilette gemacht; das incommodirt immer, ich wünsche nicht, daß meine Besuche auch noch damit Sie belästigen, und bitte daher, daß Sie künftig stets in Ihrem Gartenanzug bleiben.“ Sie winkte sehr freundlich Adieu, ich empfahl mich devotest und eilte zu der Hofdame, nicht ohne einige Besorgniß, wie ich sie wol würde unterhalten können. Aber die Sache ging mit der lebhaften und gebildeten Wienerin erstaunlich leicht: bald waren wir in unsern Dialog über Wetter, Blumen, Poesie, Musik und Toilette so eifrig verwickelt, daß wir beinahe den Glockenruf der Majestät überhört hätten.

Einige Tage danach bat ich den Grafen um gütige Auszahlung einiger alten Rückstände, weil ich eben Geld brauche. „Ich brauche auch Geld und habe jetzt keins; schickt euch in die Zeit!“ war des Grafen kurze und bündige Antwort. Am folgenden Morgen ließ er mich ungewöhnlich früh und sehr dringend rufen. Zu nicht geringem Erstaunen fand ich ihn nicht mehr im Bett, sondern schon in elegantem Ausgehanzug. Offenbar beschäftigte ihn irgendein großer Gedanke. Hastig schritt er auf und nieder, blieb dann plötzlich stehen und sprach aufgeregt: „Guten Morgen! Seidel von Dresden ist angekommen, hat 100 Camelienbäume mitgebracht, die einzigen auf dem Continente. Fahren Sie sogleich zu ihm hinein, sehen Sie, ob die Bäumchen wirklich so schön sind und bringen Sie mir schnell Antwort, bevor einer unserer Narren sie mir wegschnappt.“

Die Camelienbäumchen des höchst achtungswerthen Gartenmeisters Seidel waren in der That so schön, gesund, rundkronig, glattstämmig und hoffnungsreich, wie jetzt die schönen Rosenbäume von Berger in Köstritz, 4—5 Fuß hoch, für eine malerische Aufstellung ganz geeignet. Seidel hatte, wie er sagte, den Ertrag für seine Tochter bestimmt und war deshalb selbst damit nach Wien gekommen, wo er jährlich mit der hohen Aristokratie und einigen Bankiers bedeutende Geschäfte in Pflanzen machte. Weil diese Bäumchen noch etwas in ihrer Art Einziges waren, hatte er sie zuerst dem Kaiser Franz für zusammen 1000 Dukaten angeboten, aber von diesem den kurzen Bescheid erhalten: „Das Zeug ist schön, aber ich kann es nicht brauchen. Glaubt der Herr, daß mir die Dukaten vom Himmel fallen? Es ist zu theuer für den Kaiser, gebe der Herr damit zu einem hohen Adel, der kann es besser als ich.“ Tausend Dukaten für 100 Camelienbäumchen erschien mir selbst übertrieben; allein ich schwieg dazu, weil ich keinen Auftrag zu kaufen, sondern nur zum Besichtigen hatte. Daß Palffy zugreifen werde, war ich vollkommen überzeugt, aber bei dem Tags zuvor mir geoffenbarten Geldmangel sah ich nicht ein, woher er die 1000 Dukaten nehmen sollte. Aber — das war ja seine, nicht meine Sache. So stattete ich ihm der Wahrheit getreu meinen Bericht über die Bäumchen ab. Palffy schnitt ein gewaltiges Gesicht bei der Forderung von 1000 Dukaten, fuhr darüber Herrn Seidel gewaltig an, aber Kaiser Franz hatte richtig prophezeit: nach einer halben Stunde zahlte Bankier Henninchstein das Summchen an Seidel aus, die Bäumchen wurden eiligst nach Hernals geschafft und wir fuhren hinaus, deren Aufstellung anzuordnen.

Die Umwandelung im Glashaus war kein kleine Arbeit und mußte wie gewöhnlich in möglichster Hast geschehen. Die ganze Pflanzenstellage mußte hinaus und wurde durch eine Art von Estrade mit sanftester Abdachung ersetzt, deren Boden einen Rasenplatz darstellen, also Erde durch

Moos u. s. w. grün erhalten werden mußte. Auf diesen Boden wurden nun die Formen für Gruppirungen der Camellien gezeichnet und die Löcher so darein geschnitten, daß die Töpfe hineinpaßten, ohne über den Boden hervorzuragen. In ähnlicher Weise sorgte man zwischen den Camelliengruppen für kleine Gruppen niedriger Blütengewächse. Das Ganze bildete in einem Ensemble in der That einen höchst ergötzenden kleinen pleasure-ground, dessen Erhaltung aber für den Gärtner eine wahre Qual wurde, indessen, wie gewöhnlich alles bei Pallin, nur eine kurze Zeit in fast krampfhafter Spannung anhielt, dann gleichgültig erschien und wieder Neuem Platz machen mußte.

Hierbei war alles darauf abgesehen, der Kaiserin eine angenehme Ueberraschung zu bereiten und alsdann ganz Wien zur Beschauung der Tausendducatenbäume auf die Beine zu bringen. Beide Zwecke wurden vollkommen erreicht und die Popularität Sr. Excellenz wesentlich erhöht. Der Wiener kannte sich damals gemüthlich im Glanze seiner hohen Aristokratie, und der geachtetste und liebste war ihnen, wer am meisten aufhaute: der Reichthum und die Verschwendung der Aristokratie belebte Wien, bereicherte viele seiner Bürger, ernährte Tausende von Arbeitern, erhielt seinen behäbigen, gutmüthigen, heitern Geist im öffentlichen Verkehr wie in der Familie und machte das berühmte: „'s gibt nur eine Kaiserstadt, 's gibt nur ein Wien'" zu einer allgemein gefühlten Wahrheit.

Jene ersten Camelliendäume sind längst dahin. Baron Hügel errichtete unter Metternich's Aegide prächtigere und werthvollere Gartenanstalten, als jener hübsche Garten von Hermale gewesen, das Karlstheater ist schöner als jener alte Kasten der Leopoldstadt; aber blüht noch heute die alte harmlose, freundliche Lebensluft in Wien? Erscheint die Kaiserstadt noch im reinen Gepräge ihres so oft verschrieenen wie gepriesenen Philaxenthums? Ein Alter kann solche Fragen nicht maßgebend beantworten, denn jeder Alte erfennt überall und immer die Zeiten seiner Jugend als die schönsten und beklagt sich über die Gegenwart, weil die Welt ihm selbst keine Zukunft mehr bietet und — das apres moi le deluge taucht, mehr oder minder klar, zuweilen in jeder Seele auf.

Der schöne Valvasson.

Novelle von Franz von Demmerodorf.

V.

In reichem Herbstsegen erfüllten sich die Hoffnungen des Jahres. Die schwerbeladenen Wagen fuhren in das Hofthor von Valvasson. Der goldene Mais, die bräunlichrothe Traube waren in Fülle vorhanden. Wenn man dazu rechnete, daß auch die Seidenraupen gerathen waren, so mochten die Possidenti wol zufrieden sein. Der altehrwürdige Grundbesitz bewährte sich wieder einmal in seinem Recht, das Solideste zu sein, worauf der Mensch sein irdisches Hoffen bauen kann. Das gute Jahr entschädigte vollkommen für drei bis vier schlimme.

Conte Tadaico stand unter dem Thore geschäftig anordnend und, wo es noth that, selbst Hand anlegend.

Weder er noch sein altes Haus hatten sich im Laufe der Zeit merklich verändert. Im gesunden, freien Leben auf eigener Hufe, bei steter Arbeit waren ihm die Jahre gleichmäßig und rasch geschwunden.

Im gegenwärtigen Augenblick herrschte große Bewegung in Valvasson. Die eleganten Perlhühner, die Pfauen, die stolz ausschreitenden Straßburger Hähne sahen sich in ihrem gewöhnlichen Tummelplatz gestört und flatterten scheu im Hofe umher. Eine zierliche Diavetta war nahe daran, vom Rade eines schweren Wagens zerquetscht zu werden, als der alte Valvasson vorsprang und das Thierchen zurückzog.

Wieder wirbelte der Staub der Landstraße empor. Conte Tadaico bildete mit der Hand einen Schirm für die Augen und blickte darunter neugierig auf die herausfahrende elegante Equipage, von einer Art, wie man sie in diesem Theil des Landes noch nicht kannte. Reisegepäck in englischen Utensilien lag auf dem leichten Korbwagen, der vor dem Hofthor von Valvasson hielt.

Ein schöner, stattlicher und sehr sorgfältig gekleideter Mann stieg aus und blickte bedenklich auf den Weg, den er zu Fuß zurücklegen mußte, weil die Einfahrt versperrt war.

Endlich hatte er sich entschlossen durch den Koth zu arbeiten, wenn auch nicht ohne Nachtheil für die Lackstiefeln, und stand Conte Tadaico gegenüber.

Das klare, durchdringende Auge des alten Mannes ruhte einen Moment prüfend auf dem Ankömmling, dann schlug er in die dargebotene

Hand derſelben und rief: „Willkommen, Perrin!“

Da ſtand alſo wieder der Erſtgeborene auf der heimiſchen Scholle.

Faſt auf dem nämlichen Fleck hatte er vor Jahren ſich auf den Klepper geſchwungen, als der Vater ihn nach Venedig ſandte, um dort ſein Glück zu machen. Wäre er wiedergekommen, arm, verbraucht, krank, Conte Tadaico würde alle diejenige Galle über ihn ergoſſen haben, die der reiche Ermelegen ihm im Leibe gelaſſen. Der Menſch beſitzt keinen wahren Freund auf Erden; gelingt ſein Streben, ſo hat er recht und findet alle Thüre ſowie alle Arme offen. Rührt er aber die Lebensrechnung falſch, macht die Bilanz ein Defizit, dann trage er einſam und mannhaft das Mißgeſchick wie ein Mann; in dieſem Falle wird man wenigſtens nicht wagen, ihn noch mehr zu Boden zu drücken, als es bereits das Schickſal that. Schwache, gutmüthige Seelen träumen zuweilen davon, ihren Schmerz an der Bruſt theilnehmender Freunde ausweinen zu können. In Wirklichkeit ſteht der Menſch allein, alles Uebrige iſt Selbſttäuſchung.

Je länger Conte Tadaico den Erſtgeborenen betrachtete, der in Weſen und Ausſehen ein ſtattlicher Mann geworden, um ſo mehr erheiterten ſich die Züge des alten Mannes. „Komm zu Bettina!“ ſagte er. „Dieſe wird überraſcht und erfreut ſein!“

Er war ja immer der Mutter Liebling geweſen, der hübſche Perrin, welcher nun ſo lange fern vom heimiſchen Herd geweilt. Die Sorge um die übrigen Kinder, um Haus und Wirthſchaft, die ſie treulich mit dem Gatten theilte, hatten die Gräfin glücklicherweiſe vor jeder krankhaften Sentimentalität bewahrt, vor allem Sehnen und Schmachten. Wie aber jetzt Perrin ſo ſchön in ſtolzer Mannheit vor ihr ſtand, ſo herrlich entfaltet, was im Jüngling gelegen, da umarmte ihn die Mutter dennoch unter Thränen. Müſſen ja doch die Weiber ſtets elegiſche Weichheit ins Leben miſchen. Der alte Graf ſchlich bei dieſer Wiederſehensſcene davon. Wie ein vernünftiger Mann ſtieg er in den Keller hinab und holte von ſeinem Beſten.

Bald nachher dampfte die mächtige Meneſtra (Reisſuppe) vor ihnen. Conte Perrin gab ſich alle Mühe, davon hinabzuſchlingen; es wollte nicht gehen — er war heimiſcher Speiſe und heimiſcher Sitte entwöhnt. Bettina wurde faſt beſorgt um den Appetit des Sohnes. Dem Gatten häufte ſie Teller auf Teller voll, welchen Speiſevorrath dieſer auch mit Behagen verzehrte. Die zierliche Dindietta, die heute morgen der alte Graf gerettet, hatte ſpäter dennoch das Leben laſſen müſſen. Ihr zartes, zu weich gekochtes Fleiſch vermochte der ſchöne Valvaſſen zu genießen, nur ſah er ſich vergebens nach irgendeiner Art von Sauce um. Hierauf folgte das Hauptgericht — Polenta nebſt in Fett geſchmorten Schweinsleibern. Mit unbehaglichem Magendrücken büßte Perrin den Verſuch, von dieſer Speiſe zu eſſen. In der Verzweiflung goß er das alte, geſchliffene Glas mit ſeinem Geſchlechtswappen voll von dem Rothen und leerte es auf einen Zug. Was war das! Conte Perrin füllte raſch zum zweiten mal und ließ die köſtliche Flüſſigkeit langſam durch die Kehle hinabgleiten.

„Vater“, ſagte er mit wahrer Begeiſterung, „ich komme ſoeben aus Frankreich, wo ich die verſchiedenen Sorten koſtete. In Deutſchland trank ich vom berühmten Rheinwein, aber ſo herrlich wie dieſer da mundete mir keiner. Er iſt ſo kühl und mild, dabei der Früchtegeſchmack.“

„Eigenes Gewächs“, erwiderte Conte Tadaico fröhlich.

Bis ans Ende des Mahles leiſtete der Hausherr Außerordentliches, was ſehr zu Gunſten ſeiner Lebensweiſe und der friauler Luft ſprach.

Perrin dagegen leerte ohne eines Menſchen Beihülfe fünf Flaſchen vom guten Rothen. Nach Tiſche zündete letzterer ſeine Cigarre an und ging ſpazieren zwiſchen den Föhren des Gartens. Die ſchlechte Mahlzeit ſtimmte ihn melancholiſch. Mit Unmuth erinnerte er ſich des übereilt gegebenen Verſprechens, eine Woche auszuharren. Der ungebahnte Weg, der verwilderte Garten, der Anblick des alten, unſchönen Hauſes, die mühſame Verdauung, alles das zuſammen preßte Perrin einen Seufzer aus.

„Du ſiehſt ja wie ein liebekrankes Mädchen? Doch nicht um deiner verdorbenen Herzogin willen?“ fragte lächelnd Conte Tadaico, der eben vom Hauſe herkam. „Dieſe Heimath war im ganzen eine ſonderbare Geſchichte“, fügte er hinzu, da ſein Sohn auf die erſte Bemerkung nichts erwiderte.

Es war nicht Poeſie oder ein Sehnen nach der Heimat ſeiner Kindheit, was Perrin nach Valvaſſen getrieben, ſondern ſehr beſtimmte Abſichten lagen dem Beſuch zu Grunde. Die Vergangenheit kümmerte ihn nicht; er hatte ſo viel Nutzen als möglich daraus gezogen, nun lag ſie abgeſchloſſen hinter ihm. Perrin gehörte nicht zu

der reflectiven Gattung von Menſchen, die gern hinter ſich blicken. Er liebte es, behaglich in der Gegenwart zu leben und ſich Ruhe für die Zukunft zu ſichern. Eben weil er wußte, daß er zur Befriedigung ſeiner üppigen Gewohnheiten viel brauchte, fand er es ganz natürlich, ſich, was in ſeinem Bereich lag, anzueignen. Sein Charakter wies jetzt, nachdem er im Leben gereift war, die unliebenswürdige Nuance eines habſüchtigen Verſchwenders.

Perrin entgegnete auch diesmal nicht direct auf die Worte ſeines Vaters, ſondern verſetzte blos, er hätte im Sinn, künftig im Lande zu bleiben.

„Ein vernünftiger Entſchluß", ſagte der ältere Balvaſſon, fügte aber auch nicht eine Silbe von derjenigen Angelegenheit hinzu, die ſeinen Sohn am meiſten intereſſirt haben würde. „Du, als mein Aelteſter, wirſt Balvaſſon übernehmen", davon äußerte Conte Tadaico nichts. Möglich auch, daß der ruhige, rüſtige Mann der Zeit, die nach ihm kommen ſollte, nur ungern gedachte. Mit großer Weitſchweifigkeit ſprach dagegen der alte Graf von den übrigen Familienangelegenheiten. Er ſetzte ſeinen Sohn von all den Schritten in Kenntniß, die er zur Verſorgung ſeiner zahlreichen Nachkommenſchaft gethan. Wirklich waren jetzt alle Kinder glücklich aus dem Hauſe, ſtanden auf ihren eigenen Füßen und bedurften ſeiner Nachhülfe mehr. Die alten Leute wohnten allein zuſammen; gelegentliche Beſuche von Freunden und Bekannten erheiterten ihr patriarchaliſches Stilleben.

Conte Perrin lieh dieſen Erzählungen nur ſehr zerſtreute Aufmerkſamkeit. Es klang ihm dabei ſeine ſympathiſche Saite, die Bilder ſeines eigenen Innern waren total verſchieden.

„Weißt du, wer uns auch ein beſuchte?" fragte plötzlich Conte Tadaico mit ſchlauem Lächeln.

„Wie kann ich es wiſſen", antwortete Perrin mit einem Gähnen, welches nur zu deutlich zeigte, daß ihn die Verhältniſſe des alten Herrenhauſes keineswegs intereſſirten.

„Clara Gondulmer' Sie wohnt in der Nähe bei einer Verwandten."

„So!" entgegnete der jüngere Balvaſſon in ſeinem kühlen, ſchlaffen Ton, die den muntern, lebhaften alten Herrn ſtets ärgerte.

„Ich war auch einmal jung, Perrin, und glaube nicht, daß man mehrere Jahre mit einem hübſchen Mädchen unter dem nämlichen Dach wohnen und am ſelben Tiſch eſſen kann, ohne ſich ein wenig zu verlieben."

„Hm! Ja! Sie haben recht! Clara war eine gute Perſon und vertrieb mir manche langweilige Stunde auf der Rocca von Caſtelbuon. Allein mein Verhältniß zu Luiſe, Reiſen, neue Eindrücke verdrängten das Mädchen ſo ziemlich aus meinem Gedächtniß."

„Wenn du ſo gleichgiltig gegen alte Freunde biſt, wird es dich auch ſchwerlich intereſſiren, daß Ebero Lucchi ein berühmter Mann geworden iſt. Im letzten Aufſtande war er Volksführer und übte erſtaunlichen Einfluß auf die Maſſe. Der Haufe kam auch in unſere Gegend und Lucchi bewahrte meine Güter vor jedem Schaden. Auf der Höhe ſeiner Erfolge ſtellte er ſich plötzlich freiwillig der Regierung und wurde zu Gefängnißſtrafe verurtheilt. In der Haft ſoll er noch fleißig ſtudirt haben. Nachdem er auf meine und anderer Fürbitten Begnadigung erhielt, trat er in den geiſtlichen Stand, für den er ja, wie du weißt, urſprünglich beſtimmt geweſen. Jetzt iſt er der beſte Kanzelredner in Padua; es läuft die ganze Univerſität in die Kirche, um ſeine claſſiſchen Predigten, wie ſie es nennen, zu hören. Man meint, er werde nächſtens Biſchof."

„Eine große Ehre für den Sohn Ihres Gärtners!"

„Ja, der Junge lernte fleißig und es iſt etwas Tüchtiges aus ihm geworden! Mich freut, daß ich ihn früher unterſtützte. Er iſt auch dankbar. Alle Jahre zu meinem Namenstage ſchickt er mir einen lateiniſchen Glückwunſch. Ich verſtehe ihn zwar nicht, aber es bleibt nichtsdeſtoweniger ein Beweis von Ebero's gutem Willen."

„Doch ſieh', da ſchickt Bettina nach uns zum Nachteſſen!" bemerkte Conte Tadaico, der mit ſeinen ſcharfen Augen ungeachtet der hereinbrechenden Dämmerung die aus dem Hauſe tretende Perſon gewahrte.

„Zum Nachteſſen?" wiederholte der ſchöne Balvaſſon. „Mir ſcheint, wir haben ja vor ganz kurzer Zeit außerordentlich viel gegeſſen! Ich werde um eine Taſſe Thee bitten."

„Wenn du krank biſt, Junge, dann ſchicken wir nach der nächſten Apotheke. Bei mir im Hauſe findet ſich von dem Zeuge nichts."

Oben erwartete Gräfin Balvaſſon die beiden Herren, nachdem ſie unterdeſſen Perrin's Gemach mit mütterlicher Sorgfalt bereitet hatte. Man ſetzte ſich zu Tiſche und Conte Tadaico beſchloß das Tagwerk mit einem tüchtigen Nachtmahl. Hierauf legte er ſich zufrieden nieder an der Seite ſeiner treuen, langjährigen Gefährtin und auf

Bettina's Geplauder antwortete bald kräftiges, tiefes Athemholen. Der ältere Balvaßon schlief den Schlaf des Gerechten.

VI.

Ruhelos warf sich dagegen der schöne Balvaßon auf dem Lager hin und her.

In wirren Träumen verfloß ihm die Nacht. Die Schwinsleberm mit der durch sie gestörten Verdauung lasteten gleich einem Alp auf ihm. Im Traumgesicht erblickte er das blonde Hoffräulein an seiner Seite und Ehore Lucchi im großen Ornate als Patriarch von Venedig traute sie zusammen.

So traten wieder neue Bilder oder vielmehr alte, an die er viele Jahre nicht gedacht, in den Vordergrund.

Plötzlich stoben die Phantasmen vor dem Klang einer menschlichen Stimme.

„Guten Morgen, Perrin!"

Die heitere Sonne schaute ins Fenster, der schöne Balvaßon schlug die Augen auf.

Die Gräfin wiederholte lächelnd ihr „guten Morgen, Perrin!" und bot ihm den mitgebrachten schwarzen Kaffee.

Während er behaglich und langsam den Morgentrunk schlürfte, maß die alte Frau den Liebling mit neuem, mütterlichem Auge und richtete verschiedene, seine Vergangenheit betreffende Fragen an ihn.

„Während du vielleicht niemals an Balvaßon gedacht, haben wir uns hier oft stundenlang mit dir beschäftigt", schloß sie. „Rathe, mit wem ich so viel von dir sprach!"

„Weitläufig, dazu hat man nicht nöthig, Oedipus zu sein! Mit Clara Gondulmer."

„Willst du sie besuchen?"

„Warum nicht? Das Herbstwetter ist schön und die Fahrt fällt angenehm meinen Vormittag."

„Perrin, mir scheint, das Mädchen liebt dich!"

„Wol möglich! Es wäre nicht die einzige."

Lächelnd verließ die Gräfin das Zimmer.

Eine halbe Stunde später lag Perrin in seinem hübschen Wagen ausgestreckt und fuhr durch die würzige Morgenluft nach dem nächsten Dorfe, wo Clara Gondulmer bei einer Tante wohnte.

Zufällig kam das Fräulein eben aus der Kirche, als Balvaßon sein Ziel erreichte. Clara hielt den Kopf gesenkt, ein gewisser Ausdruck von Trauer lag über die ganze Gestalt ausgegossen. Sie trug ein einfaches schwarzes Wollkleid und war noch immer hübsch, nur etwas schärfer und bleicher als früher sah ihr Gesicht aus. Als die Pferde rasch anzogen, hob sie den Kopf. Da ergoß sich mit einem mal ein tiefes Roth bis über den Nacken und aus dem milden Auge strahlte die Freude. Der Augenblick war gekommen, auf den sie in gläubiger Frauenart gehofft, aller begründeten Hoffnung entgegen.

Nachdem sich der erste stürmische Schmerz gelegt, hatte Clara alle Blüten der Vergangenheit in die öde leere Gegenwart übertragen und ein kindliches Vertrauen in die Zukunft hielt sie aufrecht.

Balvaßon sprang aus dem Wagen und reichte Clara den Arm. Das zitternde Mädchen stützte sich auf den schönen, starken Mann.

„Vor allem theilen Sie mir mit, wie Sie hierher kommen, Clara!" sagte er.

„Die Herzogin wurde sehr aufgebracht durch Ihre Flucht, Conte Perrin —"

„Und die Unschuldige mußte für den Schuldigen leiden", ergänzte er den Satz, den sie zögernd unvollendet ließ. „Aber wie leben Sie hier?"

„Aeußerst einsam und still. Gelegentliche Besuche der Ihren Aeltern sind die einzige Unterbrechung meiner Einförmigkeit. Die Tante kann mich nie lange entbehren; sie ist blind und mistrauisch."

Mittlerweile hatten sie das Haus erreicht, welches Clara bewohnte. Balvaßon sah sich in dem unwohnlichen, unfreundlichen Gemache um, dem Blumen, Vögel, Gemälde und Bücher fehlten.

„Hier war also jahrelang Ihr Gefängniß", sagte er und seine Stimme klang weich. Es regte sich etwas wie Mitleid in seiner Brust. Er ahnte nicht, mit welchen Nebelbildern, welchen Phantasiegestalten das Mädchen die schrecklichen Räume bevölkerte. Sein nüchterner Geist sah die Dinge, wie sie wirklich waren.

„Mit wem sprichst du da draußen?" rief eine scharfe Stimme aus dem Nebenzimmer.

Clara eilte hinein. Balvaßon war ein unfreiwilliger Zeuge des Gespräches, des Mädchens letzte Erwiderung erreicht er aus dem Zusammenhang.

„Also Conte Perrin ist da, der so schön ist, daß er allen Weibern den Kopf verrückt?" sagte die gänsliche Stimme drinnen fest, „und darum vergißt du mir meine Morgensuppe zu reichen? Schlage die die Thorheiten aus dem Sinn, Mädchen! Er nimmt dich jetzt ebenso wenig wie damals und ich habe nicht Lust, dein Weinen ein zweites mal anzuhören! Schicke ihn fort, sage

ich, schicke ihn fort!" schrie die Alte, sich immer mehr ereifernd.

Mit hochrothen Wangen trat Clara ihrem Besucher entgegen.

„Clara, warum dulden Sie das?" versetzte Valvasson in seinem Tone freundschaftlicher Theilnahme von ehemals und faßte ihre Hand.

„Ich bin arm", lispelte sie, „und ohne Stütze in der Welt! Die Tante nahm mich auf, als ich nicht wußte wohin. Unter der Bedingung, daß ich bis an ihr Ende ausharre, vermachte sie mir ihr kleines Vermögen."

Mit ruhiger Resignation rollte Clara ihr düsteres Lebensbild vor ihm auf. Er aber drückte leise ihre weißen, zarten Finger. Das Mädchen war in diesem Augenblick glücklich.

„Sprechen wir von Ihnen, Perrin! Ihre Erlebnisse sind mannichfaltiger und interessanter wie die meinigen."

Valvasson that nach ihrem Wunsch und theilte ihr die Geschicke seiner letzten Jahre mit. Auf Clara's schönen Zügen vermochte er die Theilnahme zu lesen, die rasch bereite Thräne verkündete sie, das sonnige Lächeln je nach dem Inhalt der Schilderung. Er sprach lebhaft und gut, ging in die ausführlichste Mittheilung der Particularitäten über, wie man sie eben nur Vertrauten macht. Da wurde ein in diesen Räumen ungewöhnlicher Ton gehört, der schöne Mann und das blonde Mädchen lachten zusammen fröhlich. Die Heiterkeit ärgert die schwarzgallige Alte noch mehr, sie stößt drinnen den Stock auf den Boden, ein Zeichen des höchsten Zornes.

Valvasson sieht seine Uhr und sieht, daß er in traulichem Geplauder die Essenszeit versäumte.

Er springt rasch in die Höhe, drückt die Hand des blonden Mädchens zärtlich und sagt: „Auf morgen, Clara!"

Umsonst schilt die Tante; solange er in Sehweite, blickt ihm Clara nach. Dann legt sie sich nieder und denkt an das magische „Auf morgen." Sie hat jahrelang sich auf kein morgen gefreut. Ein Tag glich dem andern in trüber Monotonie.

Der schöne Valvasson hielt Wort. Er kam jeden Tag — zwei Wochen lang. Sie wußte genau die Stunde, zu der er eintreffen würde, und harrte freudig des Besuchs. Das blonde Mädchen war unter dem Sonnenschein des Glücks neu aufgeblüht. Es liebte wieder sich zu schmücken wie vordem. Die eleganten Seidenkleider wurden aus der Kiste hervorgesucht, in der sie bisher vergessen gelegen.

Am vierzehnten Tage, nachdem sie Perrin wiedergesehen, stand Clara des Morgens am geöffneten Fenster, zierlich gekleidet in himmelblau. Unwillkührlich versenkte sie sich in angenehme Gedanken und überhörte so die herannahenden Hufschläge.

Perrin schaute zum Fenster empor, er verglich das blühende, liebliche Bild mit dem gramgebeugten Wesen, das er angetroffen. Eine Liebe, die solche Wunder wirken konnte, glich nicht der Klatschrose von Gefühlen, wie man sie in der Welt dem schönen Manne so oft geboten. Im reinen, jungfräulichen Cultus, den ihm Clara geweihe, dem treuen Ausharren, ungeachtet dessen, daß er sie verlassen, lag noch duftender Weihrauch selbst für seine Eitelkeit. Dazu kam, daß er dem schönen Mädchen Mitleid und freundschaftliche Theilnahme niemals versagt hatte. Das Bewußtsein, Clara sei durch ihn unglücklich geworden, verstärkte das Interesse, welches er empfand. Diese verschiedenen Beweggründe rührten verändergebend selbst den kalten, weltlich gesinnten Mann. Sie erzeugten ein Gefühl in ihm, das weitaus das zärtlichste seines Lebens war.

Diese Stimmung that sich auch in den schönen Augen kund. Perrin stand vor Clara und neigte sein Haupt nahe zu dem übrigen herab. Zum ersten male schlang er den Arm um ihre Hüften.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen", sagte er das Mädchen an sich ziehend.

Abschied! Dies Wort klang so schneidend kalt in Clara's freudig bewegte Seele. Die süße Gewohnheit des täglichen Zusammenseins war bereits so innig mit ihrem Herzen verwachsen, daß es für sie kein Nachher mehr gab. Wenn Valvasson sie abermals verließ, dann war auch die Kraft gebrochen und der Lebensmuth dahin. Unwillkührlich traten Thränen an die langen Fransen der Augenlieder.

„Weine nicht, Clara! Allerdings muß ich Abschied nehmen auf einige langweilige Wochen, während deren ich uns eine Heimat bereite in Venedig. Aber bald komme ich wieder und hole dich —"

Sie sagte nur das eine Wort „Perrin", dann erstarb ihre Sprache in der mächtigen Erregung.

Der schöne Valvasson hielt das bald bewußtlose Mädchen im Arm, bedeckte es mit Küssen, hob es hierauf sanft auf einen Sitz und schied mit den freundlichen Worten: „Auf baldiges Wiedersehen!"

Clara erwachte allmählich aus ihrer Betäu-

hung. Sie verstand ihr Glück und erlangte das Bewußtsein ihrer Seligkeit. Das hübsche Mädchen ließ sich auf der nämlichen Stelle, wo er es verlassen, auf die Knie nieder und barg den Kopf in den Kissen. Heiß und reichlich flossen die Thränen. Das höchste Entzücken und der höchste Schmerz haben einen und denselben Dolmetscher auf Erden.

Selten gab es wol eine seligere Braut wie Clara Gondulmer.

Dem Manne, den sie so lange und so treu geliebt, ganz anzugehören; endlich einmal dem schrecklichen Joch weiblicher Abhängigkeit und Dienstbarkeit enthoben zu sein, steigerte ihr Entzücken auf den höchsten Grad. Das Waisenmädchen hatte eine Heimat gefunden und zwar die beste auf Erden, das Haus des Geliebten.

Unter allen menschlichen Verhältnissen, die auf Gegenseitigkeit beruhen, ist die Ehe der größte Prüfstein persönlichen Werthes.

Bestochen von seinen glänzenden, äußern Eigenschaften, liebte Clara den schönen Mann weit über Verdienst.

Bei Ueberschätzung liegt Enttäuschung nahe. Perrin hatte einen Schritt gethan, der außerhalb seiner Individualität lag, sein Charakter stand nicht auf der Höhe seines Entschlusses.

Kaum war er mit Clara verheirathet, so reute es ihn. Die Ruhe seines Haushalts, die stille Tugend seiner Frau langweilten ihn. Fast vermißte er, das Einerlei zu würzen, die ewigen Streitigkeiten mit Laura.

Umsonst versuchte Clara ihre unschuldigen Künste, Perrin zu fesseln. Er floh von seinem friedlichen Herde ins wüste Getümmel. Unter Karten und Würfeln, bei starkem Trinken, da wurde ihm wohl. Für Clara hatte er so mehr als genug gethan; er hatte sie geheirathet, was konnte sie vernünftigerweise noch weiter erwarten? Das Opfer, welches er ihr gebracht zu haben wähnte, verzieh ihr sein Egoismus niemals.

Die junge Frau klagte nicht. Den Schmerz verschloß sie in sich selbst. Nur verlor sich rasch wieder jene Blüte, welche thörichte Hoffen auf ihre Wangen gezaubert. Vergebens merkte sie die muntere Laura, die nun selbst längst bereits vermählt war. Wie Wort und Beispiel zeigte sie Clara, wie man sich über die Vernachlässigung des Gatten trösten müsse. Ihre Lehre fand keinen Eingang. Conte Federico Fortesti deuchte es pikant, der Liebhaber von Balvasson's Frau zu sein, wie dieser ihm in der Gunst Luisens von Urbino nachgefolgt. Aber alle bestallten Bemühungen scheiterten.

Nach einem Jahr gebar die junge Gräfin Balvassen einen Knaben. Conte Perrin gab ein glänzendes Mahl, das Taufest zu feiern. Mitten unter dem Becherklang wurde er hinausgerufen. Es traf ihn noch Clara's brechender Blick, dann hatte sie ausgekämpft. Nach einer Weile kehrte der Witwer zur Tafel zurück, von der die Gäste geflohen.

Es schnürte ihm ein Etwas die Kehle zusammen, was den edeln Wein nicht recht hinabfließen lassen wollte.

Jedenfalls währete die Rührung nicht lange. Den Werth echter Zuneigung hatte Perrin niemals zu schätzen vermocht. Vor ihm lag offen die Welt mit ihren Freuden und Genüssen. Sollte er auch das Band der Ehe gebalten, es erschien ihm dennoch als Fessel. Nun war der schöne Balvassen wieder frei und gedachte es fortan zu bleiben.

VII.

Conte Perrin wurde eine stereotype Figur des Marcusplatzes und der Riva.

Er faßte so recht Wurzel in dem Venedig und wußte in das dolce far niente des dortigen Lebens allerliebste Variationen zu bringen.

Bald bildete er das Centrum eines Kreises müßiger, genußsüchtiger Männer. Sie aßen zusammen in den besten Restaurationen so gut wie möglich. Sie hielten sich Logen in allen Theatern. Der schöne Balvassen sprach im Kreise seiner Jünger häufig seine grenzenlose Abneigung vor der Ehe aus. Dieselben adoptirten willig eine Meinung, zu der die meisten früher schon hinneigten.

Dessenungeachtet blieb Perrin das Glück bei den Frauen getreu. Wähnte eine den Lebemann zu bekehren, wähnte eine, wirkliches Gefühl in der hohlen Brust zu erwecken, sie sahen sich alle getäuscht. Er verständete mit denjenigen, die schwach genug waren, ihm Gehör zu schenken, etliche müßige Stunden. Etwas Gemüthliches mischte sich niemals in Perrin's unerquickliches Treiben. Nie wurde er der Freund einer Frau, deren Geliebter er gewesen.

Schnell verflossen ihm die Jahre. Sie ließen keine besondere Spur zurück. Er blieb phosphorescirend, verlor die Genußfähigkeit nicht und behielt sein gutes Aussehen. Conte Federico Fortesti litt schon längst an der Gicht, die muntere Laura

verheirathete ihre Tochter, Perrin fuhr immer in der alten Weise fort.

Nur fanden zuweilen seine nähern Bekannten die Stirn des noch immer schönen Salvation bewölkt. Es mußten ihn geheime Sorgen drücken. Mit der Zeit nahmen die finstern Momente zu und zuletzt kam es an den Tag, was man sich bereits lange schon zugeflüstert und geahnt.

Eines Morgens fehlte Perrin auf dem Marcusplatze. Er war verschwunden aus den Reihen der eleganten Welt, die sich so lange um ihn geschart. Diejenigen, welche er angeführt in dem mühsamen Tagwerk eines berufslosen Daseins, mochten sich nach einem andern Proteinp umsehen, das übrige war untergegangen.

Als sich zum ersten male die täglichen Gefährten wieder trafen, erschien ihre Gemeinschaft noch schaler und hohler wie sonst. Salvation fehlte, der Bewegung und Leben in ihren Kreis gebracht. Conte Federico Farfetti befand sich in ungewöhnlich guter Laune. Wenn er auch äußerlich seines Vetters Freund schien, so fühlte er doch längst Neid gegen Perrin, der einst sein Schüler gewesen in den Rudimenten des fashionablen Lebens und den Lehrer rasch so vollständig überflügelte. Jetzt war er fort, zeigte nicht mehr seine noch immer kräftige, noch immer schöne und ungebrochene Gestalt unter ihren ausgemergelten. Conte Federico Farfetti schnupfte behaglich seinen Kaffee auf der Arca, sein krankes Bein lag bequem auf einem Stuhl, es schmerzte gegenwärtig nicht. Die Herbstsonne erwärmte wohlthätig die Gruppe vor dem Kaffeehaus delle Nazione. Der alte Junggeselle fühlte sich wohl, er ließ seine Augen in die bläuliche Ferne schweifen und hierauf blickte er auf das lebhafte Getreibe im unmittelbaren Vordergrund. Ein Lächeln begann über die dünnen, bleichen Lippen zu spielen, Farfetti dehnte sich behaglich. Nachher richtete er sich halb in die Höhe, um dem Abgeschiedenen aus ihrem Kreise, seinem Freund und Vetter eine Leichenrede zu halten.

„Eine Neuigkeit meine Herren! Perrin ist vollständig zu Grunde gerichtet. Er hat sogar das Vermögen seiner Kinder angegriffen! Jetzt verbirgt er sich in Salvation, das einer Disposition seines Vaters gemäß nicht veräußert werden darf. Uebrigens gehört ihm davon kein halbbreit Land mehr, alles ist verpfändet und verhypothecirt. Denken Sie sich unsern unfreiwilligen Cincinnatus Kohlköpfe pflanzend, ha! ha! Ich wette, meine Herren, wir hatten ihm nächstes Frühjahr in corpore einen Besuch ab."

Dieser Einfall wurde aufgenommen. Noch eine Weile dachten Perrin's ehemalige Genossen über die Schrecken eines einsamen Landlebens nach, bar aller jener künstlichen Reize, mit denen sie ihr morsches Dasein überkleisterten und stützten. In der Zurückgezogenheit ist der Mensch auf sich selbst angewiesen, auf seine Arbeit oder sein Studium, und darin waren sie alle so unbeschreiblich arm wie auch ihr glänzender Führer. Jeder wünschte sich Glück, daß ihn Perrin's Los nicht betroffen, pries sich klüger und besser, weil er noch immer gegen den Strom ankämpfte. Bedauern folgte dem schönen Salvation nicht aus jenem Kreise, in dem er die beste Kraft seines Daseins vergeudet.

In wortlosem Unmuth legte Perrin den Weg nach seinem Bestimmungsort zurück.

Wenn er sich nicht den Hals abschnitt, so unterblieb es nur darum, weil sein Organismus zu gesund und zu kräftig war, um dem partiellen Wahnsinn anheimzufallen, welcher der Selbstvernichtung vorhergehen muß. Uebrigens fehlte seiner Stimmung jeder Lichtstrahl. Er nahm zu kein geistiges Eigen, keinen Erwerb mit hinüber in sein neues Leben. Alles, was ihn bisher beschäftigt, mußte er zurücklassen und war hier der unerquicklichen Einkehr in sich selbst rettungslos preisgegeben. In seinem Innern nagte die Reue, nicht über das Grundprincip, die Wurzel des Uebels, sondern darum, daß er es nicht klüger angefangen, nicht eine Summe aus dem Meere der Verschwendung gerettet, groß genug, um in gewohnter Weise sein Dasein behaglich abzuspinnen.

Trostlos dünchte Perrin das alte Herrenhaus. Gesenkten Kopfes ging er durch den Garten, der unter langer Vernachlässigung nun förmlich zur Wildniß verwachsen. Die Föhren erhoben ihre düstern Häupter über Brennesseln und wüstes, wirres Gesträuch. Unerfreulich jedem Besitzer mochte dieser Anblick sein. Er hätte eines innern Lichts bedurft, um Trost zu schöpfen und Stärkung zu der riesenhaften Aufgabe, hier wieder Ordnung und Wohlstand einzuführen. Aber Salvation fehlte jede moralische Kraft. Er lebte von außen nach innen und nicht umgekehrt.

Und doch gehörte er zu den Naturen, die das Schicksal nie im Stiche läßt.

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

Die Seidenzucht.

II.

Schöne Damen, wieviel Thätigkeit gehört zu dem neuesten Seidenkleide, mit dem Sie in die letzte Wintergesellschaft hereinrauschten? Wieviel jener kleinen Raupen mußten spinnen und spinnen, um diesen brillanten Effect zu sichern?

Man rechnet — ohne Schneidererextravaganz — für nicht junonische, sondern Mittelgestalten, für Hebes und gewöhnliche Grazien, $1\frac{1}{2}$ Elle $\frac{5}{4}$breiten Seidenstoff zu einem Kleide ohne, 20 Ellen zu einem Kleide mit Schleppe.

Diese Galaroben fallen begreiflicherweise schwer aus, sie wiegen 1 Pfund 4 Loth und mehr, dagegen die leichten Stoffe von gleichem Ellenmaß nur $\frac{3}{4}$ Pfund wiegen. Ist der Stoff aber goldgelb, so rechnet man 5—8 Loth auf die Farbe, da Bleioxyd dabei vieläthig ist und nicht ganz daraus verschwindet.

Zu einem Loth Seide sind 80—100 gesunde Cocons nöthig, daher zu einem Pfund 2560 bis 3200 — es haben daher an einem leichten seidenen Kleide 1445—1547, an einem schweren seidenen Kleide 3177—3438, ja inclusive Verlust und Fehlschlag in runder Summe 4000 Raupen gesponnen.

Um diese Arbeiter ins Leben zu rufen, bedarf man 1 Quentchen Grains oder die Eier von zehn Tausend Ehepärchen. Da eine Raupe $2\frac{1}{2}$ Loth Blätter verzehrt, so brauchen 4000 Raupen $2\frac{1}{2}$ Centner Laub, ein zwanzigjähriger Maulbeerbaum gibt durchschnittsmäßig 80 bis 100 Pfund Blätter. Drei solche Bäume müssen daher ihr Laub zu einem solchen Kleide geben. Da man aber die Bäume nicht gern so ganz entkräftet, so nimmt man lieber 6 Bäume von 20, oder 24 Bäume von 12 Jahren zur Verpflegung — 2000 lebende und 344 getrocknete Cocons geben auf 1 Pfund, und 10 Pfund Cocons geben 1 Pfund abgehaspelte Rohseide (Grège). Getrocknete Cocons verkauft der Producent zu 2 Gulden C.-M. 1 Pfund Grège zu 12 Gulden C.-M. Der Fabrikant, der sie zur Kettenseide (Organsin) und Durchschlagseide (Tramin) mouliniert, hält 1 Pfund Organsin im Preise von 18, und Tramin seide im Preise von 16 Gulden C.-M. Ein 1 Pfund schweres Kleid kostet durchschnittlich 34 bis 130 Gulden C.-M. Somit stellt sich das Verhältniß der rohen Seide zur mouliniten Seide und zur Seidenwaare wie $1—1\frac{1}{2}—3$ heraus. 1 Quentchen Grains braucht, wenn die Räupchen ausgekrochen, in der ersten Lebensperiode $1\frac{1}{2}$ Zoll Flächenraum, 6 zwanzigjährige Bäume brauchen $\frac{1}{4}$ Quadratioch Gartenland.

Doch kehren wir zur Geschichte und Statistik des Seidenbaues in Europa und namentlich in Deutschland zurück.

Daß der Seidenbau bei sorgfältiger Pflege auch bei uns in Deutschland gewinnbringend ist, hat die Erfahrung bereits gelehrt und die gegebenen Anregungen dazu müssen als sehr zweckmäßig erscheinen.

Wenn man im Jahre 1786 für eine Million Seide einführte, so steigerte sich der Bedarf dieses gesuchten Artikels so sehr, daß 1828 schon für sieben Millionen, 1836 für elf Millionen und in den letzten funfzehn Jahren für 20 Millionen Thaler alljährlich Rohseide und Seidenstoffe aus dem Auslande bezogen wurden. Aus Frankreich allein werden für 50 Millionen Bänder und 250 Millionen Thaler Seidenzeuge eingeführt.

Nach einem Bericht des berliner Seidenbau-Vereins vom Jahre 1855 betrug die Seidenernte in den östlichen Provinzen 20000 Metzen Cocons und die daraus gewonnene Rohseide 2000 Pfund à 6 Thaler = 12000 Thaler. Die Ernte der westlichen Provinzen gab 8000 Metzen, mithin für den ganzen Staat 28,000 Metzen Cocons, das Product belief sich auf 2800 Pfund Rohseide zum Werthe von 16800 Thalern. Freilich ein noch sehr geringes Resultat, wenn man erwägt, daß der Seidenertrag im Jahre 1786 schon 1400000 Pfund betrug und die Einfuhr nur eine Million, danach hat man es gegenwärtig erst auf ein Fünftel des damaligen Werthertrags gebracht. Durch die bisherigen Unterstützungen des Landwirthschaftlichen Ministeriums (die leider gegenwärtig bedeutend verringert wurden), die Prämirungen und die Begründung der Centralhaspelanstalt des Herrn Heese zu Steglitz und des Seidenproducenten Naumlow zu Berlin sowie anderer, sich eifrig darum bemühender thätiger Männer hatte die vaterländische Seidenzucht einen neuen Aufschwung erhalten.

Unsere Seidenzüchter schickten zur pariser Industrieausstellung die hier gezogenen Cocons und Grains (Seidenraupeneier) und erfuhren zu ihrer Genugthuung, daß französische Seidenzüchter offen aussprachen, daß die bei uns gezogenen Cocons und Grains nichts zu wünschen übrig ließen, ja den entschiedenen Vorzug eines gesunden und kräftigen Ausliebens hätten.

Außer dieser deutschen Rasse waren es die

von André, Jean und Bronski eingesandten, die als vorzüglich anerkannt und von der Jury den Preis erhielten. In Frankreich hatte sich leider schon seit einem Jahrzehnd eine immer stärker umsichgreifende Krankheit der Seidenraupen gezeigt, die die Seidenzüchter mit Besorgniß erfüllte.

Demzufolge hatten die Seidenzüchter Séringe in Lyon, Guérin in Chabeuil bei Valence, Baruffi aus Turin u. a. sich von Herie und Rammlow eine namhafte Quantität berliner Grains kommen lassen; diese bewährten sich als untadelhaft, die daraus gezogenen Seidenraupen blieben von der Krankheit verschont, sodaß die genannten Herren schon damals die berliner Seidenzüchter um erneute Zusendungen von guten preußischen Grains angingen. Diese vereinzelten Versuche konnten aber dem sehr starken Bedarf an Grains in Frankreich wie in Italien nicht Genüge leisten und das Uebel führte dort, wo man nicht mit der nöthigen Sorgfalt verfuhr und schlechte Cocons zur Zucht benutzte, zu einer vollständigen Degeneration des Geschlechts. Nach Mittheilungen, die wir von dorther erhielten, befällt das Uebel, an welchem die französische und italienische Seidenzucht so schwer leidet, nicht blos in dem Auftreten einer tödtlichen, den Züchtern bekannten Krankheit, der „Mustardine", sondern in einer Schwindsucht, die das Insekt aller Reproductionskraft beraubt hat, sodaß kaum ein Viertel so viel Grains von gleichen Coconmassen erzielt werden als jetzt bei uns, und daß dieses Viertel des Erzeugnisses nicht einmal als gesund bezeichnet werden kann. Wir kommen später auf die Krankheit zurück, infolge deren schon im Jahre 1854 die französischen Seidenzüchter sich 4351,3 Kilogramme (1 Kilogramm = 2 Pfund preußisch) Grains aus Italien, Spanien und dem Orient kommen ließen, die sie mit neun Millionen Francs (= 2,4[illegible] Thaler) bezahlen mußten, eine Summe, welche die Seidenstoffe bedeutend vertheuerte und sich für das Publikum nur durch die guten Bestände früherer Jahre wieder mobilisirte.

In dem „Journal de Commerce" vom 30. April 1856 erließ der Präfect des Drôme-Departement zu Valence einen amtlichen Aufruf, in welchem er berichtete, daß die aus Italien bezogenen Grains sich leider auch nicht bewährt, man im Gegentheil zu dem erschreckenden Resultat gekommen, daß dieselbe Krankheit, welche Frankreich heimgesucht, auch in Italien unter den Seidenwürmern herrsche.

In dieser trostlosen Lage wurden die Seidenzüchter Frankreichs aufgefordert, die eigene Grains-Zucht wieder zu beginnen; man hoffte, daß die Krankheit der Würmer, ähnlich denen der Kartoffel- und Traubenfäule, welche seit den letzten Decennien so viele Calamitäten herbeigeführt, durch eine größere Achtsamkeit bei der Behandlung und Zucht der Grains sich wieder verlieren werde, um dadurch nicht nur die großen Kosten des Ankaufs, sondern auch die Betrügereien, welche sich bei dem Handel mit ausländischen Grains herausgestellt, zu beseitigen.

Wie tiefgreifend der Ausfall der Seidenernte für die ärmern Klassen im Süden von Europa, der Lombardei, der Provence und anderer Länderstriche ist, erhellt, wenn man aus amtlichen Nachweisen ersieht, daß in günstigen Zeiten diese Industrie den Producenten in den verschiedenen Ländern der Erde weit über eine Milliarde Francs einbrachte, die während der andauernden Calamität auf weniger als die Hälfte reducirt ist. Nach Dumas' Zusammenstellung ergibt sich, daß Europa in der Seidenproduction sich dem Mutterlande dieses vielbegehrten, schönen Stoffs, dem großen China, fast gleichstellen kann und daß von der vorgenannten Milliarde über 414 Millionen Francs auf Europa kommen, von denen ein Viertel in Frankreich, d. h. 2[illegible] Millionen Thaler, für Rohseide und Seidenstoffe gewonnen werden, zwei Drittel auf Italien mit einer Baareinnahme von 75 Millionen, ein Sechszehntel auf Spanien und die übrigen Länder zu berechnen sind, während China für 425 Millionen im ganzen producirt und das ganze übrige Asien, Indien, Japan und Persien nicht mehr Seide gewinnt als das kleine Italien allein.

Nachdem in den Jahren 1855—57 die verheerende Krankheit völlig zum Ausbruch gekommen und eine gänzliche Verarmung einer bisher durch den Seidenbau so reich gewordenen Länderstriche zu befürchten stand, reichte Herr André-Jean im März 1855 bei der Société d'encouragement ein versiegeltes Packet ein, welches nicht nur die Beschreibung seines Verfahrens der Seidenwürmerzucht enthalten sollte, sondern auch das Geheimmittel der Wiedergenesung und Erzielung einer ganz vorzüglichen Rasse von Seidenwürmern und Cocons, die schon bei der pariser Ausstellung unter dem Namen „Race André-Jean et Bronsky" Aufsehen erregten und die Prämie erhielten.

André-Jean erbot sich, das Verfahren vor einer zu ernennenden Prüfungscommission im großen auszuführen und zu beweisen, daß das

Jahrhundert vermitteln und jede gesunde ächte Frucht des Zeitgeistes vom Baum der modernen Erkenntniß pflücken — das ist mein Ziel, das ich zu erreichen fast ungeduldig werde.

Ref. Fels.

Wenn Du solche Dinge im Kopfe hast, Heinrich, dann freilich mußt Du in jungen Jahren an's Ruder kommen, so lange Dein Enthusiasmus noch nicht verraucht ist. Sie wissen recht gut, warum sie da oben nur Leute (lachend) von einem gewissen, gesetzten Alter, Männer, die sehr viel Weisheit, aber auch schon stark das Podagra haben, hinstellen! Uebrigens freu' ich mich, Heinrich, Dich so heiter und lebenslustig zu sehen.

Heinrich.

Seit acht Tagen bin ich ein andrer Mensch geworden.

Ref. Fels.

Seh' ich mit Vergnügen. Kamst so mürrisch und kopfhängerisch hier an. Nun sieht man Dich in den Gesellschaften; Casino, im Theater, zu Pferde —

Heinrich.

Ich habe nie in den Bügel steigen können, wenn mein Kopf nicht ganz frei, mein Gemüth jeder Sorge ledig war. Ich war geistig sehr, sehr bedenklich krank. Nun fühl' ich mich wie neugeboren und möchte alle Welt mit solcher Freundschaft an's Herz drücken, wie (ihm die Hand

vielbesprochene Product wirklich das Resultat eines neuen, vollkommen praktischen Verfahrens sei. Das ganze Geheimniß bestand indessen, nach der Prüfung des als praktischer Seidenzüchter und tüchtiger Naturforscher bekannten Herrn Guérin-Menneville, Inhaber der berühmten Magnanerie zu St.-Tulle, nur in einer, namentlich von Frau André-Jean streng beobachteten Sorgfalt und Pflege, wie sie schon de Halde anempfiehlt, gegen welche man durch zu große Sicherheit gewaltig verstoßen hatte.

Welchen Einfluß diese Uebelstände des Auslandes auf den preußischen Seidenbau hatten, erhellt nun daraus, daß im Jahre 1857 für 12000 Thaler Grains nach Frankreich verlangt wurden und sich wiederum so bewährten, daß sie unsern Seidenzüchtern einen guten Credit im Auslande wünschten und dazu dienen sollten, eine neue Grundlage zu einer gedeihlichen Zucht zu gewinnen.

Leider konnte allen Bestellungen nicht Genüge gethan werden, da sie unsere Vorräthe bei weitem überstiegen; nach dem südlichen Frankreich allein wurden zwei Centner Grains bestellt.

Die preußische Zucht und Einrichtung der größern Raupereien wird nach besten Erfahrungen geleitet. Man sorgt dafür, daß die großen Raupenzüchtereien frei stehen, möglichst in Gestalt eines langen Vierecks von Morgen nach Abend und eine Höhe von 12 Fuß haben, sodaß man sie vor Hitze und Kälte durch zweckmäßige Zwischenräume schützen kann. Thüren und Fenster werden gleich sorgsam verschlossen, eine erforderliche Ventilation angebracht, Mäuse, Ratten und andere ungebetene Gäste streng fern gehalten.

Ehe wir aber auf die Krankheit zurückkommen, müssen wir die gesunde Seidenraupe nicht nur äußerlich, sondern auch ihr Inneres, unter das Mikroskop bringend, genau betrachten, ein Einblick, zu welchem wir auch diejenigen unserer Leserinnen auffordern, welche sich im allgemeinen nicht gern mit Raupen befassen.

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Oesterreich und Wien.

Vom Herausgeber *)

Oesterreich und Wien! . . .

Wer konnte sonst beide Namen nennen hören und vernahm nicht sofort Musik! . . .

Und wenn dich auch jetzt noch mit Windesflügeln das Dampfroß in einem einzigen Tag von der Elbe an die Donau entführt, so grüßen den haltenden Zug mitten auf der Heide, mitten in der Nacht, zwei Stationen vor Ankunft in Wien, Clarinette und Geige . . . Der Sturmwind fegt den Novemberregen an die Fenster . . . Hinaus blickst du durch die beschlagenen Scheiben . . . Nichts als öde gespenstische Nacht vor deinem Auge — und doch empfängt dich Jubel und Lust . . . Seltsames Bild . . . Auf einen Stab gestützt, am Rand des Erdwalls, starrt ein Schäfer im zottigen Lammfell auf den haltenden Zug . . . Ein Wanderhirt, der aus Ungarn kommt und weiter zieht mit seiner nächtlich rastenden Heerde . . . Die österreichische Geschichte . . . Einsame Nachtträume der Völker, still am Weg sich sehnend nach Erfüllung . . . Unter lachender Lust und Freude . . .

Am Donaustrand — auch da wispert es ebenso — leise und leise — um die alten Ruinenburgen . . . Klagelaute um versunkene Banner und Kronen . . . Was liegt nicht begraben im feuchten Schooße der Donau! . . . Was könnte sich nicht melden zur Auferstehung unter dem nächtlichen Sternenhimmel, wenn ringsum auf den duftern Bergwänden die Geisterjungfrauen geheimnißvoll ihre Harfen zu schlagen beginnen! . . .

Von Tirol und Salzburg her, aus den sagenhaften Schluchten des Untersbergs und von den österreichischen grünen Berglern Steiermarks erschallt die Zither . . .

Die Zither, dies liebliche Instrument, könnte Sancta-Cäcilia statt der Orgel erfunden haben . . .

Du kennst es nur aus dem lampendunstigen und cigarrendurchqualmten Keller der leipziger Messe, kennst es nur aus dem Concert aufgeputzter Jodeltiroler . . . Aber auch da wird die Zither dich gerührt haben — so, daß du den Genius Oesterreichs hättest fragen mögen:

Was lachst du so traurig, was weinst du so froh?

Wenn so rührend die bebende Saite unter kraftvollem Finger ihre Schwingungen austönt . . . Wenn der Ton, immer gebrochen, immer in der Geburt des Halls schon halbverstorben und doch, neugefaßt vom kunstgeübten Finger, neubelebt, Riesenfermaten aus lauter kleinen zitternden Tremolos hält . . . Wenn der Ton sich schlängelt, gleich einem Knaben, der nicht ruht den höchsten Ast eines Blütenbaums zu erklettern . . . Auf der höchsten Höhe, in die und die Töne der Alpenzither schwingen können, welch ein Blick dann

*) Einleitung zu dem soeben erschienenen siebenten Bande des Romans: „Der Zauberer von Rom."

auf die Thäler der Erde! . . . Deine Jugend steht du, steht den grünen Plan deiner Kindheit, athmest im Herzen auch die reinste Alpenluft . . . Selbst unter dem „Soll und Haben" und dem Strumpf- und langen und kurzen Waarenhandel der leipziger Messe in Auerbach's Keller konntest du die Thränen nicht zurückhalten, wenn das berühmte Tirolerquartett — nur nicht singt! Das schenke ihm die Muse! — nur die Zither schlägt . . . Die Spielerin sammelt mit dem Notenblatt . . . Im koketten Brustlatz, mit dem spitzen Hut ein unschönes Mannweib . . . Aber — sie spielte die — und sich auf der Zither — Oesterreich . . . Sie spielte ein Ahnen, Suchen, Sehnen nach unbestimmten, dem Land und Volk selbst nicht klaren Zielen . . . Sie spielte das Wittern einer Geisterluft, Morgengrauen schemerter Hoffnungen . . . Sie spielte die Freude, die sich selbst nicht vertraut, und ein Leid, das dem Schöpfer zürnen möchte, weil er die Erde bei alledem und alledem — so schön erschuf . . .

Musik ist der erste Gruß in Oesterreich . . .

Auch in Wien . . .

Die große Hauptstadt ist erreicht, die bremer echte Havanacigarre glücklich eingeschmuggelt . . . Der Venusberg geöffnet . . . Tanhäuser zieht den schwarzen Frack an und die geschnürten Tanzstiefel und vertanzt sich das gebrochene Herz . . . Strauß und Lanner! Sie geben schon lange Trost für die „Zerrissenheit" selbst im Alpengemüth — selbst für „Weltschmerz" im Pusztenfohne . . .

Hört diese Tänze! . . . Ein Dämon liegt in ihnen . . .

Wie mit Kirchenglocken fangen sie an, sanft und feierlich . . . Das Adagio eines Meßganges . . . Sittsamer, concordatsmäßiger Niederschlag der Augen . . . Das führt, denkt man, geradewegs nach Mariazell und Loreto —! . . .

Plötzlich wirft der kaum geordnete Nonnenzug die Kapuzen ab . . . Nun hüpft die Freude — erst wie ein Füllen lustig über den Klee. Erst nur noch — ein saltirendes Ausschlagen des Uebermuths . . . Erst nur Kopfüber der Fröhlichkeit, Humor, der, wie Harlekin Colombinen neckt, spaßelt, thabbädelt — alles so, wie sich nach dem genommenen Ablaßzettel im einleitenden Adagio vergeben läßt . . .

Dann aber wird der Humor zur Selbstironie . . . Der Walzer cancant, die Grazie tanzt auch hier wie in Paris mit Hermen der Epilepsie, die Melodie geht rückwärts, läßt sich die Augen verbinden, tanzt unter Eiern, schiebt einen Karren auf dem Seil zum Thurm hinauf, geht auf beiden Händen, verdreht sich als Kopf überm Rumpf und sagt dem Rücken „guten Tag"! . . .

Halt! springt die Sittenpolizei dazwischen . . . Metternich's Censur und Moral, die noch in den von uns geschilderten Tagen regieren, und der Dämon wird rasch wieder ein Kind, das unter Blumen spielt, ein Kind, das nur nach Schmetterlingen haicht oder vor einer Hummel entflieht — aber — welch einer Hummel! . . . Brummelt die so spaßig, so tanmlig, so tockig . . . Baßgeige, wohin rennst du? . . . Baßgeige, bist du betrunken? — Leute, entfliehet! Entfliehet! . . . Staberl spannt seinen Regenschirm auf — haltet doch! Das gibt ja Sturm — Wo führt's dich hin? . . . Zum „Stuwer?" . . . Sind das Pot-à-feu's? Dobler'sche Strauchen? Sternschnuppen? . . . Wohinaus? . . .

Ins Firmament! Grad' in die Milchstraße, aber von Wurstein und Kringeln behangen . . . In einen Kometenschweif von feurigen Nasen . . . Ein einziger Strohhalm die schwindelnde Brücke, auf der alle Walzenden zugleich über den unermeßlichen Abgrund hinübermüssen . . . Heiliger Nepomuk, jetzt hilf! . . . Sie fassen sich an, klammern sich an die Rockschöße . . . Strauß nimmt den Fidibus, steckt noch den Strohhalm über das Weltgebäude hinweg in Brand und nun müssen die Paare hinüber . . . Die Glöckchen, die klingen, die Pickelflöte, die lacht, die Geigen, die quinkeln über den äußersten Steg hinweg . . . Das gibt ein Unglück! . . .

Aber — der Maestro bringt sie alle wohlbehalten in seine Schlußreda zurück . . . Baß, Trommel, Posaune finden sich in harmonischer Vereinigung bei den letzten Takten wieder zusammen . . . Alles bricht in pyramidalen Jubel, in „Fanatismo" aus . . . Der taktirende Maestro verbeugt sich gelassen und ruhig, „der Tanz ein Leben" oder „das Leben ein Tanz" ist beendet und nebenan — sind die Tische weiß gedeckt für die harmlosesten Bedingungen des irdischen Daseins — „Backhähnerln", „Rostbratln", „Beefsteaks", „lämmernen Hasen", „Engländern" und allen möglichen Nationalgerichten der classischen Küche Oesterreichs.

Anregungen.

Zur Schiller-Literatur.

II.

Unter den vielen Schriften, die zur Erläuterung Schiller'schen Denkens und Dichtens erschienen, erwähnen wir Eduard Baltzer's Schrift: „Schiller, besonders in seiner religiösen Bedeutung. Zur Erinnerung an die hundertjährige Gedächtnißfeier derselben in der Freien Religionsgemeinde zu Nordhausen" (Gotha, Stollberg, 1860).

Baltzer läßt sich näher darüber aus, erstens, daß die bestehende Religion nicht Schiller's Religion war; zweitens, daß Schiller's Religion, wie die der Freien Gemeinden, nicht in einem abgeschlossenen, in bestimmten Glaubenssätzen formulirten Bekenntniß bestand; sondern, drittens, seine Religion die centrale Kraft seines Wesens war. Die Religion, die dies wirklich ist, ist die Seele, die durch des Menschen ganze innere Welt geht und in Wort und in That mit hinaustritt in das äußere Leben. Möge man immerhin an Schiller eine politische, eine philosophische und andere „Seiten" unterscheiden, nur eine religiöse nicht, denn seine Religion sei in diesen „Seiten" die durchgehende Seele, sie sei die centrale Kraft seines ganzen Wesens, seiner ganzen Größe und Herrlichkeit. Und so schließt denn Baltzer viertens mit der Folgerung: „Schiller ist einer der größten Propheten unserer Religion, nämlich der der freireligiösen Gemeinde."

Doch mit diesem Nachweis will sich Baltzer nicht begnügen. Er rechtfertigt auch Schiller noch denen gegenüber, die etwa fragen möchten: Warum, wenn unsere Religionsgemeinschaft eine Consequenz des Schiller'schen Geistes ist, warum hat er sie nicht selbst gezogen, warum ward er nicht ein speciell religiöser Reformator, etwa nach Luther's Art?

Baltzer beantwortet diese Frage aus der Zeit und aus der Individualität Schiller's. Der freigemeindliche Standpunkt war damals noch nicht an der Zeit. „was in einem persönlichen Geiste sich rein und schön vollzieht, das vermag deshalb noch nicht die Menge des Volks." Und daß Schiller nicht unmittelbar religiöser Gemeinschaftsgründer ward, sei noch viel natürlicher, als daß Jesus keine Gemeinde stiftete. Auch dieser stand in der alten Gemeinschaft mit der neuen Idee, die verjüngt aus seinem Geiste als Evangelium ausging. Erst nach seinem Tode, vielleicht nur zu schnell, schuf Paulus die neue Gemeinde, die des Meisters Geist nicht ohne gefährliche Deutung in sich aufnahm. „Wer macht nun wol Jesu einen Vorwurf daraus, daß er nicht selbst die Gemeinde gründete, oder wer schließt daraus, daß er nur eine Aristokratie des Geistes beabsichtigt und nicht gewollt habe, daß allen Menschen geholfen werde?"

Wir halten diese Erläuterungen für im allgemeinen richtig, möchten aber doch fragen: Die Antwort, die Faust Gretchen auf deren Frage nach seiner Religion gibt, ist sie nicht auch freireligiös? Und ließe sich nicht auch in Wieland und Herder so gut wie in Goethe und Schiller der Keim der freireligiösen Richtung der Gegenwart nachweisen?

Das Bedenkliche ist nur, daß es auch im Religiösen wie im Politischen die großen Geister unserer klassischen Periode, *wenn sie noch lebten*, schwerlich nach dem Sinne unserer Tage würden gehalten haben. Die Entschlossenheit, die Gesinnung, die Verachtung aller Gefahren, die mit dem Bekenntniß seiner Ueberzeugungen mit allen ihren Consequenzen jetzt verbunden ist, endlich die Entsagung, in solchen Dingen die Berührung mit dem unzulänglichen und oft bei den besten Dingen verkehrten Volksgeist nicht zu fürchten, kurz der unhofräthliche Sinn des freien Dichtens und Denkens gehört doch erst — unsern Tagen an.

Zur Erziehung des weiblichen Geschlechts.

Eine Anweisung zur Erziehung des weiblichen Geschlechts ist „Darwin's und Hufeland's Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts. Zweite deutsche neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Dr. Friedr. August von Ammon" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1860).

Hier werden in aller Kürze goldene Regeln für die physische wie für die moralische Erziehung des weiblichen Geschlechts aufgestellt, entwickelt aus dem weiblichen Charakter und der weiblichen Bestimmung.

George Sand soll einmal gesagt haben: Jeder habe die Fehler seiner Tugenden (Chacun a les défauts de ses vertus). Man kann auch sagen: Jede tugendhafte Anlage kann durch falsche und verkehrte Richtung oder durch Uebermaß in Fehler umschlagen.

Von diesem Gesichtspunkte geht das vorliegende Büchlein aus, das in keinem mit Töchtern gesegneten Hause fehlen sollte.

Die Grundzüge des weiblichen Charakters sind nach demselben Zartheit des Gefühls, Weichheit, Sanftheit, Milde, Biegsamkeit im Praktischen wie im Physischen, große Empfänglichkeit, Eindrücke aufzunehmen, geringe Selbständigkeit, nach außen zu wirken, leichte Erregbarkeit und Beweglichkeit und dabei eine mächtige innere Ausdauer, daher zum Ertragen von Schmerzen und andern Leiden mehr gemacht als das männliche Geschlecht; weniger physische Stärke und daher mehr Schüchternheit, aber auch mehr Bescheidenheit und Schamhaftigkeit, mehr Sinn für Schönheit und Grazie, weniger Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit, aber größere Tiefe des Gefühls; daher mehr geeignet für das innere Leben, das Leben des Gefühls und des Herzens, als für das äußere, mehr für die stillen und sanften Tugenden, die andere beglücken, als für glänzende und heroische Thaten, die die Welt in Erstaunen setzen, mehr zum

Gefallen als zum Beherrschen, mehr für die Gewalt des Herzens als für die des Verstandes, durch alles dieses aber vorzüglich empfänglich für die Himmelsgaben Liebe, Glaube, Hoffnung und Treue.

Eben diese Anlage aber, die den Stand zu dem Höchsten und Heiligsten enthält, kann auch bei falscher Richtung die Quelle vielfacher Verirrungen, ja der allerverwerflichsten und verabscheuungswürdigsten Laster werden, welche leider auch zur Charakteristik des weiblichen Geschlechts zu rechnen sind. Daher: Ueberwiegende Herrschaft der Phantasie, sonderbare Denkart, Aberglaube, Schwärmerei, Eitelkeit, Gefall- und Putzsucht, übertriebene Reizbarkeit und Empfindlichkeit, völlige Schwäche, Willenlosigkeit und Unthätigkeit oder Eigensinn und Trotz, gänzliche Hingebung an Gefühle und Leidenschaften, so zuletzt Verworfenheit, wenn die Unschuld und Reinheit des Herzens verloren, wenn das Licht und die Kraft der Religion aus demselben gewichen sind, welche allein dem weiblichen Herzen die rechte Haltung und Richtung verleihen. Aus der Verkehrung der in der weiblichen Natur angelegten Tugenden in Fehler kommt es, daß Shakspeare, der die Frauen so innig liebte und doch so viel unglückliche Erfahrungen mit ihnen machte, so oft Recht behält: „Schwachheit, dein Name ist Weib."

Die wahre, echte Erziehung des Weibes wird hauptsächlich dem Umschlagen der in der weiblichen Natur angelegten Vorzüge in Fehler entgegenzuwirken haben, und dies wird nur geschehen können dadurch, daß jenen die wahre Richtung und das richtige Maß angewiesen wird. Darum ist das erwähnte Büchlein, welches hierauf sein Augenmerk richtet und neben Darwin's und Huxland's Verdienst auch das des Herausgebers, der in der Sphäre des vom ärztlichen Standpunkte betrachteten Lebenskunst so anerkannten und bewährten Ammon, ins günstigste Licht stellt, sehr zu empfehlen. Wie weise die Regeln beschaffen sind, geht auch daraus hervor, daß es die Mütter und Erzieherinnen davor warnt, alle jungen Mädchen nach einem Typus oder wol gar nach einem Ideal in ihrer Aeußerlichkeit zu erziehen, es kommt hier darauf an, der Individualität ihr Recht, ihre ganze Entwickelung zu lassen. „Die weibliche Jugend ist eine Pflanze, die wächst und ans Licht muß, man lege keinen Stein auf sie. Man traue ihrer edlern Natur, ihrem natürlichen Gefühl für das Schickliche, daß walten mehr vor als die Reflexion, die hier leicht zur Ziererei und Unnatur führen würde."

Dieser Rath kann nicht genug beherzigt werden. Leider nur zu viele junge Mädchen machen den Eindruck von Reflexionspuppen. Man „merkt die Absicht und wird verstimmt".

Gedanken

von Daniel Stern.

„Mama! Du hast ich etwas Schönes!" rief ich einem Kinde zu, das im Hofe spielte. „Was Lebendiges?" antwortete es. Kinder und das Volk lieben nur, was Leben hat. Wundert euch nicht, wenn eure Auseinandersetzungen, eure Systeme, eure Beweisführungen nur zerstreute Hörer finden.

* * *

Die Gesellschaft, wie sie ist, nimmt an, glaubt aber nicht mehr. Auch ihre Religion ist nur Politik. Die Gesellschaft, die werden möchte, die in den sogenannten Thatsachen eine Lüge nach der andern abstreift, glaubt — auch nicht mehr, aber sie sucht und hofft. Das Priesterthum stellt sich auf die erste Seite. Es will nicht begreifen, daß ein lebendiger Zweifel Gott näher ist als eine todte Verehrung.

Frühlingssehnsucht.

Küsse, wonniger Frühlingshauch,
Küsse die Blumen halbe,
Wecke den schlummernden Rosenstrauch,
Wecke die Knospen im Walde.
Klagend noch rauschet der nackte Baum,
Laß ihn mit Laub sich bekleiden,
Laß mich schlummern im süßen Traum
Unter den säuselnden Weiden.

Rufe die Sänger alle herbei,
Finken, Amseln und Meisen,
Daß sie jubelnd dich preisen,
Daß sie singend dich preisen,
Laß sie kommen die Nachtigall
Und die Lerche laß schlagen,
Und es werden die Vöglein all
Jauchzenden Dank dir sagen.

Lange bedeckte Schnee und Eis
Alle Blumen im Garten
Und das Veilchen und Ehrenpreis
Wollen nicht länger mehr warten.
In der Erde durchdringendem Schoß,
Reife die Hüllen zerspaltend,
Ringen die zarten Keime sich los,
Lieblich und reich sich entfaltend.

Siehe, schon ziehen einsam durchs Thal
Bienen mit glänzenden Schwingen,
Möchten sich tummeln im Sonnenstrahl,
Naschen vom Saft der Blumen.
Und es wandert durch Feld und Flur
Murmelnd die plaudernde Quelle,
Ueber ihr wiegt sich im leichten Flor
Schaukelnd die schlanke Libelle.

Küsse, wonniger Frühlingshauch,
Küsse die Blumen balde,
Wecke den schlummernden Rosenstrauch,
Wecke die Knospen im Walde.
Klagend noch rauschet der nackte Baum,
Laß ihn mit Laub sich bekleiden,
Laß mich schlummern im süßen Traum
Unter den säuselnden Weiden.

Heinrich Leik.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 36. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Der schöne Valvaſſen. Novelle von Franz von Kemmerodorf. VIII. IX. X. — Die Seidenzucht. III. — Das Frauenkirchgemeind in Venedig. Von P. J. Kraszewski. — Böhmisches. — Für das tägliche Leben. — „Kraft und Stoff“ in Poesie und Prosa. — Gedanke von Daniel Stern. — Die Heimatglocken von Ernst Fischer.

Der schöne Valvaſſen.

Novelle von Franz von Kemmerodorf.

VIII.

Auf der Schwelle des Herrnhauſes ſtand eines Tags, bald nachdem Valvaſſen in ſeinem Elend angekommen, ein breitſchultteriger, hochgewachſener Mann in ſchwarzem Prieſterrock. Seine regelmäßigen Züge mit ernſtem, etwas barſchem Ausdruck ließen das Alter nicht genau erkennen. Nur die weißen Haupthaare deuteten auf vorgerückte Jahre. Eine faſt marmorartige Ruhe lag auf dem intereſſanten Geſicht. Das Schönſte daran waren die lichtblauen, intelligenten Augen. Eben jetzt waren ſie prüfend auf den Ankömmling gerichtet. Der Prieſter trat einen Schritt zurück, als er merkte, daß jener, in ſein Brüten verſunken, an ihn anzuſtoßen drohte.

„Willkommen in dem Haus Ihrer Väter, Conte Perrin!“ ſagte er mit ſonorer Stimme.

Valvaſſen betrachtete den Mann auf der Schwelle ſeines Hauſes. Es tauchte ſeine Erinnerung auf, es wollte ſich ſein Erkennen im Geſicht des Grafen.

„Ich bin Franceſco Lucchi, Signore, und herübergekommen von Caſazza, um den Sohn meines Wohlthäters bei ſeiner Ankunft zu begrüßen.“

„Von Caſazza? Wie kamen Sie dahin?“

„Ich bin dort Pfarrer.“

In dieſem Augenblick ſiegte des Grafen heiteres, ſanguiniſches Naturell über die Schwermuth, die ihm ja doch nur von außen kam, nicht in ſeinem Charakter begründet lag. Lachend ließ er ſich in dem Parterreſaal, in welchen ſie getreten waren, auf einen Sitz nieder.

„Alſo dahin iſt es mit unſern hochfliegenden Plänen gekommen, Lucchi!“ bemerkte der Graf, nachdem er ſich gefaßt. „Es iſt ein merkwürdiges Zuſammentreffen! Ich glaubte Sie längſt Biſchof, anſtatt deſſen halten Sie ceremoniſche Reden an die Bauern von Caſazza »margaritas ante porcos« — Mann! Und mir wird das Glück zu Theil, Sie in dieſem öden, verfallenen alten Rattenneſte zu empfangen, dem einzigen, was mir auf Erden geblieben, nachdem ich lange in der Welt eine glänzende Rolle geſpielt. Ha! wenn die Geſchichte nicht ſo traurig wäre, ſo gäbe ſie guten Stoff zum Lachen. Mein Herbei!“ wandte ſich Valvaſſen an den einzigen Diener, dem die Obhut des verlaſſenen Herrnhauſes anvertraut geweſen.

„Was mich betrifft, ſo bin ich mit meinem Geſchick vollkommen zufrieden“, entgegnete der Geiſtliche ruhig.

„Aber Sie wollten ja doch ein berühmter Mann

werden, Francesco! Ich bitte, erzählen Sie, was Sie nach Cafarra verschlug. Das Anhören fremden Mißgeschicks gibt meinen Gedanken eine wohlthätige Diversion."

„Es blieb Ihnen wahrscheinlich nicht unbekannt, daß ich an der politischen Bewegung unseres Vaterlandes Antheil genommen. Die Volksgunst hob mich hoch. Doch ich sah bald ein, daß wir unter den damaligen Verhältnissen niemals siegen würden, noch mehr, ich lernte an der Integrität meiner eigenen Meinung sowie an der meiner Partei zweifeln. Daher beschloß ich Umkehr und stellte mich dem Gericht. Mein Urtheil war hart, es lautete auf zehn Jahre Festungsarrest. Uebrigens vergönnte man mir, meine Studien im Gefängniß fortzusetzen. Nach zwei Jahren erhielt ich meine Begnadigung und trat wieder in das Seminar, welches ich beim Beginn der Volksbewegung verlassen hatte. Auszeichnung in meinem Berufe erschien mir jetzt als Ziel, wonach ich mit allen Kräften rang. Was der Mensch mit energischer Consequenz will, erreicht er. Ich erhielt eine Anstellung in Padua und bald waren meine Predigten stark besucht. Zu gleicher Zeit gab ich einige Schriften heraus, welche großen Erfolg erlangten. Meine Obern wurden auf mich aufmerksam, der Weg zu den höchsten kirchlichen Ehren stand mir offen. Aber mein Gewissen im Vereine mit der Vernunft warfen mir vor, daß mein Streben jetzt wieder selbstisch sei, wie zu jener Zeit, als ich Volksführer gewesen, daß strafbare Eitelkeit die Haupttriebfeder meiner Handlungen bildete damals und jetzt. Sobald ich das erkannte, bat ich um Versetzung auf eine Landpfarre. Diese erhielt ich und so sehen Sie mich hier."

Ruhig hatte Lucchi gesprochen, ohne Spur von Bewegung, und leerte jetzt das Glas Wein, welches man vor ihn gestellt.

Balvasson that das Gleiche, verzog aber dabei bedenklich das Gesicht, denn es war eine geringe Sorte von herbem, saurem Landwein, wie man ihn dem Gesinde verlegt. „Es, ist weit mit mir gekommen!" rief er und stieß das Glas mißmuthig von sich.

„Sie finden viel Arbeit hier vor, Conte Pertin", versetzte der Pfarrer. „Die Grundstücke sind unter der langen Vernachlässigung gänzlich herabgekommen, der Viehstand ist auf Null gesunken und ein Theil der Wirthschaftsgebäude droht einzustürzen. Es bedarf energischer Thätigkeit, um den verkommenen Haushalt wiederaufzurichten und bessere Erträgnisse zu erzielen."

Balvasson starrte mit naiver Verwunderung in das Gesicht seines Besuchers.

„Sie besitzen eine außerordentlich gute Meinung von mir, Lucchi, wenn Sie voraussetzen, meine Schultern seien stark genug, das Riesenwerk zu tragen, welches Sie ihnen aufzubürden versuchen. Ich gedenke mich um dies alles nicht zu kümmern, sondern die Pächter fortwirthschaften zu lassen wie bisher. Das sind meine ökonomischen Pläne. Mir fehlt sowol das Geld zur Bezahlung der Arbeitslöhne als zu Anschaffungen, und mehr noch, die Lust, den Bauer zu spielen."

„Aber was wollen Sie eigentlich dann auf dem Lande beginnen?"

„Lucchi, Sie sprechen, als ob ich aus Vorliebe zur Idylle hierhergekommen wäre. Es war nicht freie Wahl, sondern die Nothwendigkeit, die mich nach Balvasson führte. Nun, da ich hoffnungs- und rettungslos hier verkumpft bin, will ich einen Vogel todten so oft ich kann, Cigarren rauchen und die Grillen in vino nero ertränken. Jedoch in einer bessern Sorte als diejenige, die man uns verrätherisch aufsetzte. Es gab hier ein vortreffliches Gewächs zu meines Vaters Zeiten! Im übrigen will ich mit so gutem Muthe als möglich in meinem alten Steinnest sitzen, bis es mir über dem Kopf zusammenstürzt und mich unter seinen Trümmern begräbt."

„Das Herrnhaus von Balvasson ist ein fester Bau, der Jahrhunderten trotzt und wird noch Ihren Enkeln ein sicheres Obdach bieten, Graf", erwiderte der Priester ernst. „Zu Conte Ludovico's Zeiten wohnten rührige Thätigkeit und Zufriedenheit in dessen Mauern. Der Wohlstand füllte Kästen und Speicher. Warum sollen diese Tage nicht unter seinem Sohne wiederkehren?"

„Wenn ich nur vier Wochen in der nämlichen Weise wie mein Vater leben müßte, so schösse ich mir eine Kugel durch den Kopf, so wenig diese kindischen Verzweiflungsmaßregeln nach meinem Geschmack sind."

„Und dennoch war Conte Ludovico ein glücklicher Mann, sein Dasein ein harmonisches, vollständig ausgefülltes. Den Seinigen ein sorglicher Hausvater, lebte er geehrt und in nützlicher Thätigkeit schwanden seine Tage. In hohem Alter ging er ohne Schmerz und Kampf zur Ruhe, wie der gesättigte Gast sich vom Mahle erhebt, der müde Reisende die Herberge sucht. Sein Los ist ein beneidens-, sein Leben ein nachahmungswerthes."

„Bah! meine Philoſophie beſteht darin, daß ich das Gute ſuche und den Uebeln aus dem Wege gehe. Es iſt ſchlimm genug, fern von der civiliſirten Welt, ohne Oper, ohne Kaffeehaus, ohne Reſtaurant zu leben, aber wenigſtens will ich Mühe und Sorge fliehen. Wo das Poſitive fehlt, muß man ſich mit dem Negativen begnügen."

Die kalten, ernſten Züge des Pfarrers von Caſarza drückten auch bei den letzten Worten des Grafen, die ihm ſo ganz das hohle Innere ſeines Jugendkameraden bloßlegten, weder Mißbilligung noch irgendeine Art von Bewegung aus.

„Sollten Sie Ihren Entſchluß noch ändern, Conte Perrin", ſagte er, „ſo bin ich bereit, Ihnen, durch langjährige Erfahrung befähigt, mit Rath und That beizuſtehen." Hierauf erhob ſich der Pfarrer zum Fortgehen.

Ungeſtört blieb nun der ſchöne Balvaſſon der Einſamkeit ſeines Herrnhauſes überlaſſen. Er hatte von ſeinem Jugendfreunde, zu deſſen Sprengel Balvaſſon gehörte, den Vortheil, daß er ohne viel Beläſtigung ſeinen alten Uebertritt zur reformirten Kirche in Vergeſſenheit bringen konnte.

IX.

Die Zeit brachte keine Aenderung weder in die äußere Lage des Grafen noch in ſeine Denkweiſe. Den männlichen Kampf gegen das Geſchick nahm er nicht auf. Der Winter verſtrich ihm, weil eben die Zeit niemals ſtille ſteht, auch demjenigen nicht, deſſen Daſein einer Sandwüſte ohne Markſtein gleicht.

Der Sirocco ſchmolz den Schnee. Die harte braune Erde wurde ſichtbar. Conte Perrin ging in ſeinem großen, weiten Garten ſpazieren.

Mißmuthig wandte er um an der Mauer, die ſein Beſitzthum begrenzte. Die Sehnſucht, hinaus in die Welt zu ziehen, erwachte mächtig in ihm. Aber womit? Das triviale Medium, deſſen Bedürfniß ſich wie Bleigewicht an unſere Herzen hängt und unſere Bewegungen hemmt, fehlte gänzlich.

Der ſchöne Balvaſſon ſtieß einen Seufzer aus. Nur eine jener Summen, wenn er ſie zurückhaben könnte, die er ſo oft in einer Nacht verſpielt, für ein Gaſtmahl vergeudet hatte, ſie würde hinreichen, ſeinen Wunſch zu befriedigen. Indeſſen bringt unnützes Bedauern niemals ein verlorenes Gut wieder.

Finſtere Entmuthigung bemächtigte ſich des Grafen. Leben und Sterben in dieſer Wildniß! Der Schauer, welcher ihn ergriff, bewies, daß er mit dieſem ſeinem wahrſcheinlichen Loſe durchaus nicht ausgeſöhnt ſei. Sein Blick ſtreifte die Föhren, die nun zum förmlichen Walde zuſammengewachſen. Viele Bäume waren wie ſchon in meiner Kindheit zuwider, dachte er und brehte mißmuthig den Kopf. Dafür fielen ſeine Augen auf eine Gruppe hochſtämmiger ſtattlicher Ulmen, die ſich eben mit jungem Grün ſchmückten. Plötzlich erheiterten ſich Balvaſſon's Züge, ein neuer Einfall ſchien ſeinen verdrießlichen Gedanken veränderte Richtung zu geben. Mit elaſtiſchen Schritten ging er auf das Herrnhaus zu, es erwachte ja wieder eine Hoffnung in ſeiner Seele, hinreichend, den Lebensmuth des ſanguiniſchen Mannes zu hellen Flammen anzufachen.

Perrin ertheilte die nöthigen Befehle, trat auf den Balcon hinaus, zündete ſich eine Cigarre an, lehnte über die Eiſenbrüſtung und beobachtete behaglich das Treiben ſeines Knechts. Die Art wurde an die dicken Baumſtämme gelegt. Unter ihren Schlägen ſanken die Zierden des Gartens, die mächtigen, hundertjährigen Ulmen. Aber beſonders unter den Föhren ließ Balvaſſon ein Blutbad anrichten. Nicht allein die ehrwürdigen Veteranen fielen als Opfer, auch kein junges, ſchlankes Stämmchen wurde verſchont. Beinahe ſchien es, als wolle er Rache an den verhaßten Bäumen ausüben. Auf ſolche Weiſe verſchaffte ſich Conte Perrin Reitegeld.

Munter wie eine Lerche zog er hinaus mit leichter Börſe und leichtem Sinn. Zu Fuß durchſtreifte er die Berge und hielt diesmal ſeinen kleinen Schatz ſorgfältig zu Rathe, um ſo lange wie möglich der Freiheit zu genießen.

Eines Abends hielt er, von tüchtiger Wanderung ermüdet, vor dem einſam gelegenen Wirthshaus eines Alpenpaſſes. Die Tochter des Wirths bewillkommte freundlich den hübſchen Jägersmann, denn für einen ſolchen hielt ſie Perrin ſeiner Kleidung gemäß. Eine loſe, graue Jacke hing um die kräftige Geſtalt, das wohlgeformte Bein ſah in einem Wollſtrumpf und war am Knie entblößt, auf dem Kopf trug er einen grünen Hut mit Spielhahnfedern. Der nackte, weiße, gedrungene Hals, der Bart, der ungebindert bis zu der Bruſt herabhing, ſtanden Balvaſſon vortrefflich. Niemals war er ſchöner geweſen, hatte das Bild kräftiger Männlichkeit echter geboten als eben jetzt.

Er gefiel wol auch außerdem dem Wirthsmädchen Tereſa. Immer wieder fand ſie etwas

zu flüstern mit dem gefährlichen Jäger. Mußte sie ihn auch auf einige Augenblicke verlassen, um die übrigen Gäste zu bedienen, stets kehrte sie so rasch als möglich nach der Gartenlaube zurück, in welcher er Platz genommen. Hier wurden auch die ersten Gunstbezeigungen ausgetauscht. Perrin war nach der langen gezwungenen Enthaltsamkeit nicht wählerisch. Lächelnd maß er die hübsche Dirne. Dann flüsterte er ein paar Worte in ihr Ohr. Das Mädchen wurde über und über roth und verbat sich alles Unziemliche.

Valvasson hatte seine Foglietta geleert, er ging nach der Bank vor dem Hause, brannte eine Cigarre an und wartete gelassen auf das Anbrechen einer dennoch erhofften Schäferstunde.

Nähliches Verlöschen der Lichter und Ersterben der Töne kündete das Herannahen der stillen, schweigsamen Nacht, als ein schwerer Reisewagen den steilen Bergkamm hinaufuhr.

Perrin folgte mit seinen Augen gleichgültig den mit Stricken befestigten zahllosen Koffern und Schachteln, die bei jeder Bewegung der Pferde zu tanzen schienen.

Ein letzter kräftiger Ruck und die Maschine hielt.

Aus dem Inneren des Wagens wurden barbarische Töne laut, die nur italienisch zu gelten bestimmt waren.

Der Vetturino stieg unbekümmert um eine Reclamation, die er nicht verstand, von seinem Sitz herab und spannte die Pferde aus.

Es sei nicht seine Schuld, wenn die Signora so oft ausgestiegen, um Eidechsen zu fangen und Blumen zu pflücken; nun könne und wolle er in der Nacht nicht weiter, erklärte der Wagenlenker mehr seinem Viergespann als den Passagieren, mit welchen er schon längst den Versuch einer Verständigung aufgegeben. Hernach riß er den Schlag auf.

Diese bezeichnende Pantomime zusammengenommen mit dem Halten des Wagens und Ausspannens der Pferde begriffen die Reisenden. Unmuthig ergaben sie sich in das unausbleibliche Geschick derjenigen Touristen, welche der Landessprache und Landessitte gleich unkundig sind. Sie leisteten unbedinglich Folge dem Willen desjenigen, den sie für theures Geld als Diener gemiethet, welchen aber die Macht der Umstände zum Herrn gestempelt hatten.

Teresa war mit der Laterne vor das Haus gesprungen. Sie befand sich eben einer sehr schlanken, weiblichen Gestalt gegenüber. Der Schein des Lichts traf die beiden unendlich verschiedenen Frauen.

Conte Perrin unterhielt sich damit, Vergleichungen anzustellen.

Die Neuangekommene wies überall scharfe Ecken, während das Wirthsmädchen am ganzen Körper die Wellenlinie zeigte. Ein bleiches, von Sommersprossen entstelltes Gesicht, matte Augen hinter blauer Brille, die einen geisterhaften Schimmer auf das Antlitz warf, brennendrothe Haare unter einem großen Strohhut mit dem so bezeichnend ugli benannten Schirm. So stand die Fremde vor Valvasson's prüfendem Auge. Im ganzen Wesen drückte sich jener eigenthümliche Typus aus, der alte Jungfrauen bezeichnet. Von ihr weg blickte Perrin mit Vergnügen auf die in frischer Jugendblüte schwellende Gestalt, die blitzenden Augen, das warme Colorit im ovalen Gesichte, die schwarzen flechten Teresa's, die ihm wiederholt abschlug, an ihrer Kammer pochen zu dürfen.

Sorgfältig hielt die Fremde in ihren langen, dürren Armen einen Käfig, in der Hand trug sie mächtige Sträuße von Alpenblumen.

Dienstfertig beeilte sich Teresa ihr einen Theil der Last abzunehmen, aber mit durchdringendem Schrei ließ das Wirthsmädchen den Käfig zur Erde fallen, der erst noch sanft am jungfräulichen Busen geruht.

„Per amore di Dio! Schlangen und Nattern!" rief das italienische Mädchen entsetzt.

Die Jungfrau schoß einen bösen Blick hinter ihren blauen Gläsern vor und kniete rasch im Staube nieder, um ihre Kinder, wie sie sie nannte, wieder zu sammeln. Das Gewürm hatte keinen Schaden erlitten und wurde in seinen frühern, auserwählten Platz zurückgebracht. Mit ihrer kostbaren Bürde beladen trat die Miß ins Haus.

Auf sie folgte ein sehr verschiedenartiges Paar, Mann und Frau, das in übermäßiger Körperfülle den Wohlstand physisch auszudrücken schien.

Die Ankunft der verspäteten Gäste brachte das kleine Gebirgswirthshaus, welches meistens nur Ausreisende beherbergte, in vollständigen Aufruhr.

Teresa fand keine Zeit mehr, mit dem hübschen Jäger sich zu necken.

Dieser, nachdem er dem Abpacken zugesehen, zündete eine neue Cigarre an und wartete geduldig.

Lange weilte er noch in der lauschigen Nacht. Die einfache Diät, die Landluft, die Bergwanderung hatten ihn wie verjüngt. Er wollte ein Abenteuer.

Spät, als jeder Laut verklungen, das Haus in tiefem Schlaf zu liegen ſchien, ging Balvaſſon leiſe zu dem Fenſter, das er ſich am Tage wohlgemerkt.

Es war blos angelehnt. Geräuſchlos ſtieg er ein. Ruhige, gleichmäßige Athemzüge bewieſen ihm, daß er die Schlafende nicht erweckt. Aber — hatte er ſich geirrt? Er war nicht im rechten Zimmer. Da lag noch die Engländerin im Sopha und träumte. Wie er noch ſeinen Irrthum kaum gewahrte, erwachte die Miß. „Ums Himmels willen", rief ſie und fuhr auf.

Balvaſſon wurde von ſeinen Sinnen gerieſſen... Er warf ſich ihr zu Füßen, bat flehentlich um Verzeihung... Eine Weile genoß ſie dieſen Anblick, kämpfte und kämpfte... Dann flüchtete ſie davon in das Nebenzimmer zu ihren Reitern — — Balvaſſon mußte umkehren und ging zur Ruhe.

Am Morgen reiſten die Engländer ab. Perrin unterhielt ſich damit, den Abfahrt zuzuſehen. Die Miß kam ihm heute weniger häßlich vor wie geſtern. Es lag wie ein Schimmer von Jugend über ihr Weſen gebreitet. Auch war ſie nicht mehr ſo bleich — im Gegentheil, ſie erglühte — —

Merkwürdigerweiſe hatte die Miß ihre geliebten Kinder im Schlafzimmer vergeſſen. Teresa, welche ihren anfänglichen Abſcheu vor dem Gemurm überwunden, trug ſie der Fremden an den Wagen nach.

Perrin trank behaglich ſeinen Kaffee. Dann näherte er ſich dem hübſchen Mädchen; mit einem maledetto floh ſie vor ihm — hatte ſie ihn erwartet? Balvaſſon konnte ſich ihr heutiges und geſtriges Betragen nicht recht zuſammenreimen. Uebrigens zerbrach er ſich darüber den Kopf nicht länger, ſondern griff wieder zu dem Wanderſtab und ſchritt von dannen.

Perrin wandte das Haupt nicht ein einziges mal nach dem Bergwirthshauſe zurück. Die friſche, würzige Morgenluft dehnte ihm die Bruſt freier aus. Unwillkürlich ging ſein ganzes Weſen im Genuß der herrlichen Naturſcene auf, die ihn rings umgab. Das ſaftige Grün der Hügel, die eigenthümlichen Formationen der Dolomitfelſen dahinter, welche ihre Zacken vom tiefblauen Aether abhoben, die goldene Sonnenſcheibe, deren Strahlen leuchtend und wärmend das geſegnete Land überfluteten, woben zuſammen eine Farbenpracht und Reichthum, welche das Auge ſättigte. Die kleine Beſchämung mit der Miß im Bergwirthshauſe war vergeſſen.

X.

So mäßig auch Balvaſſon die Bedürfniſſe ſeiner Fußreiſe einrichtete, der kleine Schatz mußte dennoch ſchmelzen, da er ohne Nachſchub blieb.

Der Tag erſchien, an welchem ihn die Nothwendigkeit zur Heimkehr in die ungeliebte Heimath trieb.

Balvaſſon vermochte ſich in die ihm apathiſchen Verhältniſſe nicht einzuleben, ſeinem Geſchick keine tröſtliche Seite abzugewinnen.

Der zweite Winter auf dem Lande däuchte ihm noch troſtloſer, noch unerträglicher wie der erſte.

Mißmuthig ſchaute Comte Perrin von ſeinem Fenſter in den Schneeſturm und befahl, den Schlitten anzuſpannen.

Eine Stunde ſpäter betrat er den Pfarrhof von Catarza, das gewöhnliche Ziel ſeiner Nachmittagsfahrt. So wenig er und Fuchſi zuſammenpaßten, war es doch der einzige gebildete Umgang in nicht allzu großer Entfernung. Der Hausherr kam ſeinem Gaſte unter die Thür entgegen.

„Sie ſind heute früher als ſonſt daran, Comte Perrin", ſagte der Pfarrer nach der Begrüßung, „das Feuer brennt noch nicht."

Balvaſſon zog nach dieſer tröſtlichen Verſicherung ſeinen Pelz dichter übereinander und ließ ſich in den Lederſtuhl vor dem Kamin nieder, deſſen ſchwarze, wärmeleere Oeffnung ihm entgegengähnte. Die Umgebung bot natürlich nichts Neues für Perrin. Oft genug hatte er die weißgetünchten Wände, den Tiſch, die etlichen Stühle, den kleinen Schrank betrachtet, woraus die ganze Einrichtung des Erdgeſchoßzimmers beſtand. Indeſſen in der heutigen Stimmung dünkte ihm die Stube öder und trauriger denn jemals. Von der Decke hingen zwei Käfige herab, wovon jeder einen Canarienvogel enthielt. Es ſchien, als ſeien die Thierchen dem nämlichen Geiz des Gebieters unterworfen wie ihr Eigenthümer. In melancholiſchem Pfeifen drückten ſie ihre Klagen aus. Die bejahrte Dienerin des Pfarrers, weit über das kanoniſche Alter hinaus, ſetzte eine kleine Platte mit ſchwarzem Kaffee auf den Tiſch. Hierauf kniete ſie vor den Kamin, in deſſen Höhlung ſie eine Pyramide von Bottoli, den ausgekörnten Kolben des Maiſes, aufrichtete.

Fuchſi rieb ſich erſt die halberſtarrten Finger, um ihnen wieder einige Beweglichkeit zu verleihen. Nachher gab er mit ſeiner eiſernen Ruhe Zucker in die kleine Taſſe, fragte den Gaſt, ob er die

rechte Quantität errathen und goß hierauf die braune Flüſſigkeit darüber.

Einen Moment vergaß Valvaſſon die eigene Lage, um ſich im Geiſte mit dem Geſchick des Jugendkameraden zu beſchäftigen. Dieſes nackte, fahle Daſein, aller äußern Reize bar, ſchien ihm ein Räthſel, er wollte ſuchen nach irgendeinem greifbaren, fühlbaren Intereſſe.

Umſonſt, es bot ſich ſeiner Forſchung nichts dar. Das Problem blieb ohne Löſung.

„Sie zeigten mir noch niemals Ihre Bibliothek, Lucchi", ſagte er nach einer Weile. „Wahrſcheinlich iſt in dem verwünſchten Neſte ſtudiren Ihre einzige Unterhaltung."

Bei dieſer Anrede glitt der Schein eines Lächelns über die marmorkalten, marmorglatten Züge des Pfarrers. Er ſchloß den kleinen Schrank auf, der ungefähr einige Dutzend Bände enthielt und verſetzte: „Sehen Sie hier meine Bibliothek! Oben ſind einige Kirchenſchriftſteller, unten die guten Freunde Horaz, Virgil, Dante und Petrarca, das iſt alles! Ich halte es mit der geiſtigen Diät wie mit der leiblichen, wenig genießen, das Aufgenommene aber tüchtig verarbeiten, ſo gedeiht es."

Valvaſſon verzichtete darauf, das Weſen dieſes Mannes zu begreifen, den er ungeachtet täglichen Verkehres noch ſo wenig kannte. Die Aufgabe zeigte ſich ſeiner Trägheit zu mühſam, überdies fehlte ihm für Lucchi's Charakter der Höhe- und Tiefemeſſer. Er neigte ſich über die Bottoli, ſchob ſie mit der Feuerzange dichter zuſammen und ſtarrte wie gedankenlos auf den Haufen Maiskolben. Erſt dampfte und ſchwigte die künſtlich aufgethürmte Pyramide, hernach ſchlugen dicke Rauchwolken daraus hervor und zuletzt brach die luſtige Flamme durch. Valvaſſon hielt die Hände ans Feuer und rieb ſie, um den geſtörten Blutlauf wiederherzuſtellen.

Nach längerer Pauſe fragte er: „Wie kommt der ſchmachtende Liebesſpott in Ihre Sammlung, Lucchi?"

„Wegen der Reinheit und Eleganz ſeiner Sprache. Den rauhen Granitblock, welchen Dante vom römiſchen Mutterfelſen abhieb, meißelte und polirte Petrarca zu der Feinheit eines Edelſteines. Sonſt hat der Mann, der auf Vaucluſe ſeine Seufzer und Klagen ausſtieß, nichts Anſprechendes für mich. Das Programm meines Lebens iſt Kampf und That."

Der Graf erwiderte nichts auf dieſe Bemerkung. Plötzlich fühlte er eine Hand auf ſeiner Schulter, er wandte den Kopf und ſah die hohe, markige Geſtalt des Pfarrers vor ſich. Die lichtblauen, durchdringenden Augen waren feſt auf Valvaſſon gerichtet.

„Perrin! Der auf Vaucluſe klagte um ſeine Laura; wenn er auch als Mann und Menſch darüber unterging, ſo gab er doch der Welt unſterbliche Sonette. Der gezwungene Eremit von Valvaſſon trauert wortlos, in unmännlicher Erſchlaffung um ein verlorenes Vermögen, geminderte weltliche Stellung. Der Schwärmer von Vaucluſe genas, als er aus ſeiner Felſenklauſe tretend an den diplomatiſchen Geſchäften ſeiner Zeit thätigen Antheil nahm. Sie finden Heilung, ſobald Sie Ihre Familie um ſich ſammeln und Ihr Feld bebauen, wie es Ihr Vater vor Ihnen gethan."

Comte Perrin ließ lautes Gähnen hören. „Ihr Mittel iſt viel ſchlimmer als das Uebel, Lucchi", ſagte er und verſank in ſchweigſames Brüten.

Der Pfarrer ging gelaſſen an den Tiſch zurück, nahm ein darauf liegendes Zeitungsblatt zur Hand und vertiefte ſich in daſſelbe.

„Tolles Zeug das!" rief er nach einer Weile, „da hören Sie!"

„Derjenige Mann, welcher am 20. Mai laufenden Jahres zugleich mit einer engliſchen Familie in einem einſamen Bergwirthshaus auf der Straße nach Belluno übernachtete, wird dringend aufgefordert, ſich zu Mr. Borwell, Sachwalter in London, zu verfügen. Dort erhält er wichtige Eröffnungen mitgetheilt." Hierauf folgt noch die genaue Adreſſe und das Anerbieten des Reiſegeldes."

Valvaſſon war, während Lucchi las, in die Höhe geſprungen. „Geben Sie mir Feder und Papier", ſagte er, „der Geſuchte bin ich!"

„Wie, Sie wollten dieſer ſonderbaren Einladung Folge leiſten?"

„Warum nicht! Die Sache verſpricht einigen Zeitvertreib!"

Valvaſſon ſchrieb ſolche Umſtände über die Nacht des 20. Mai, daß die Identität ſeiner Perſon über allen Zweifel hinaus feſtgeſtellt war.

Gegneriſcherſeits zeigte man ſich zurückhaltender in den Mittheilungen.

Auf Comte Perrin's zweiten Brief wurde ihm der Antrag geſtellt, ſich ſelbſt nach London zu verfügen und zu dieſem Zweck ein nicht unbedeutender Wechſel beigelegt.

Mit Vergnügen verließ er die ſeinem Geſchmack ſo wenig zuſagende ländliche Einſamkeit.

In London angekommen, führte ihn Mr. Bor-

ſchüttelnd) Dich, mein Herrmann. Nun, die Pferde warten. Weißt Du irgendwo eine Schöne?

Ref. Fels
(grübelnd).

Ich war gewohnt, immer durch eine Straße zu reiten —

Heinrich
(lachend).

Verliebt?

Ref. Fels
(abweiſend).

Ach, verliebt! Ich halte die Ehe für einen Salto mortale, der nur dann gelingt, wenn man ſo wenig Vorbereitungen wie möglich dazu macht! (Mit der Reitgerte durch die Luft ſchlagend.) Ein Satz — und mitten drin muß man ſein! Komm, ich weiß einige Fenſter, wo acht Tage lang davon geſprochen wird, wenn ihre weibliche Garnitur von einem Herrn zu Pferde gegrüßt wird!

Heinrich
(ihn im Abgehen neckend umfaſſend).

Nein, nein, vor dem Fenſter der Einen müſſen wir vorüber.

Ref. Fels
(ſich im Abgehen losringend).

Ach, Du machſt mich ſchaamroth.

(Beide ſehr heiter ab.)

ſtellt nach einigen weitern Unterhandlungen in das Haus eines Citykaufmanns.

Valvaſſon hatte ſchon mehrmals im Leben ſtarke Nerven bewieſen, ſo auch jetzt. Er erſchrak weder über die Miß, die ihn mit allen Zeichen großer Aufregung empfing, noch über die etwas gemeinen Manieren von deren Bruder und Schwägerin.

Die Familie ihrerſeits, insbeſondere Miß Bertha, war entzückt, daß der Unbekannte, den der zufällige Umſtand einer Zimmerverwechſelung in ein ſo eigenthümliches Verhältniß zu ihnen gebracht, ſich als feiner Gentleman mit ſonorem, ariſtokratiſchem Namen auswies.

Nachdem Perrin die feſte Ueberzeugung des ſoliden Wohlſtandes ſeiner neuen Bekannten erlangt hatte, ſuchte er alte, oft mit Erfolg geübte Künſte wieder vor.

Wahrlich, es bedurfte deren kaum. Seit der Bekanntſchaft mit dem hübſchen, eleganten Mann, mit dem ſie ſich freilich nur nothdürftig zu verſtändigen vermochte, fing Miß Bertha an, ſich mit der ihr ſo kritiſchen Nacht des 20. Mai auszuſöhnen. Ein mißtrauiſcher, ſcheuer Charakter hatte ſie bisher abgehalten, Vermögen und Perſon irgendeinem Manne anzuvertrauen. Auf der italieniſchen Reiſe gefiel es dem Geſchick, den gordiſchen Knoten der Bedenklichkeiten des Mädchens zu zerhauen. Nach nicht allzu langem Werben willigte Miß Bertha ein, Gräfin Valvaſſon zu heißen.

Eines Morgens drängten ſich die Spaziergänger auf dem Marcusplatz. Ein ſtattlicher, ſchöner Mann mit einer Dame am Arm erregte die allgemeine Aufmerkſamkeit.

Cyrus Federico Farfetti hielt ſein Glas an die Augen. „Teufel! es iſt wirklich Perrin", ſagte er zu einem Herrn, mit dem er ſoeben aus dem Café Florian getreten war.

„Demnach ſcheint das Gerücht einer reichen Heirath ſich zu beſtätigen", erwiderte der Angeredete.

„Man muß geſtehen, Valvaſſon beſitzt ein unverſchämtes Glück", bemerkte ein dritter von Perrin's alter Genoſſenſchaft, „in ſeinen Jahren noch einen Goldvogel zu kirren! Und wie gut er ausſieht!"

Nach dieſem kleinen Commentar eilten die Herren, ihren Freund zu begrüßen und in cara Venezia zu bewillkommnen.

So war alſo Perrin dem alten Schauplatz ſeiner Erfolge, den frühern üppigen Lebensgewohnheiten wiedergegeben, reicher als jemals und mit der nöthigen Klugheit ausgerüſtet, um nicht noch einmal in Armuth zu verſinken. Er blieb der ſchöne Valvaſſon bis an ſein Ende und die Leute prieſen ihn glücklich.

Sollte man nicht zuweilen daran verzweifeln, begreifen zu lernen, was in dieſer Welt das Gute und Rechte iſt!

Die Seidenzucht.

III.

Daß der Schmetterling Bombyx mori mit ausgebreiteten Flügeln 1½ Zoll breit, 1 Zoll lang, ein unſcheinbar gelblichweißer Nachtfalter mit drei blaßbraunen Streifen und einem mondförmigen Fleck iſt, weiß man. Kaum hat die Paarung ſtattgefunden, ſo ſtirbt das Männchen, indeß das Weibchen ihm einige Tage überlebt, in welchen es nach und nach gegen 3—500 Eier legt und dann dem Gatten nachfolgt — dieſer beflügelten kleinen Geſchöpfe einziges Geſchäft iſt die Fortpflanzung. Den Winter über bleiben die Eier in der Heimat des Spinners theils an den Bäumen ſitzen, theils werden ſie in den Züchtereien, wie erzählt worden, aufbewahrt. Im Frühling ſchlüpfen die Räupchen, ſobald die Sonnenſtrahlen oder künſtliche Wärme ſie geweckt und die Maulbeerbäume ſich friſch begrünen, hervor. Die Bedingungen des Gedeihens ſind hier wie in China und überall: Wärme, trockene, heitere Luft und Ruhe. Anfangs ſehen die Raupen ſchwarz aus, häuten ſich aber während ihres ſechs bis ſieben Wochen langen Lebens mehrere male und verändern bei jeder Häutung die Farbe. Nach der letzten erſcheint die Raupe weißlich oder bräunlich mit dunklerm Kopfe; ſechs Tage darauf zeigt ſich ein rother Fleck unter dem Halſe, woraus man ſchließen kann, daß die Zeit der Verwandelung nahe iſt. Die ſonſt ſo gefräßige Raupe, der man auch hier in den erſten Tagen faſt ſtündlich neue Mahlzeiten bereitet, hört dann auf, Nahrung zu ſich zu nehmen, läuft unruhig hin und her und ſucht nach einem bequemen Platz, um ſich zu verwandeln. Sobald ſie dieſen gefunden, fängt ſie ihr Geſpinſt (Cocon) an. Sie hat dazu, wie alle Spinner unter den Raupen, eigene Gefäße in ihrem Innern, in welchen ſich zur Zeit der Verwandelung aus dem Nahrungsſafte klebrige, gleichſam harzige Säfte, die ſehr fein und durchſichtig ſind, abſondern.

Wenn man eine in Weingeiſt getödtete Raupe

länge des Rückens aufschneidet, so erblickt man mit Hülfe des Mikroskops ein Bündel cylindrischer Röhrchen, die wie Gedärme aussehen, vielfach durcheinander gewunden sind und über dem Großen Darm liegen. Sie laufen vorn am Maul in zwei sehr feine Oeffnungen aus, durch welche sich der obenerwähnte klebrige Saft ergießt.

Wenn die Raupe das Gespinst beginnt, so klebt sie zwei äußerst feine Tröpfchen des besagten Saftes an den Gegenstand an, an welchem sie ihr Gespinst anheften will, bewegt den Kopf nach links und rechts und haspelt auf diese Weise zwei sehr feine Fädchen aus beiden Oeffnungen heraus, die sich augenblicklich an der Luft verhärten. Die Raupe weiß aber wie eine geschickte Spinnerin die beiden Fädchen in einen zu verbinden, was sie mit den Vorderfüßchen vollbringt. Den ersten Tag spinnt sie nur ein unordentliches, weitläufiges und unzusammenhängendes Gewebe, das dem eigentlichen Cocon zur Befestigung dient. Den zweiten Tag zieht sie die Fäden um sich herum und bildet die eirunde Hülle des Gewebes, in dessen Mitte sich die spinnende Raupe immer tiefer hüllt, bis sie endlich dem Auge des Beobachters ganz entschwindet. Die Arbeit dauert sieben bis acht Tage; ganz inwendig macht die Raupe aus dem Netz des klebrigen Saftes um sich herum eine dichte häutige Hülle, die weder der Luft noch der Feuchtigkeit Eingang verstattet, und verwandelt sich selbst in diesem eigen gezimmerten Sarge zur Nymphe oder Puppe, indem sie zum letzten mal ihre Raupenhaut abstreift. Der Nymphenstand währt zwei bis drei Wochen, worauf der obenbeschriebene Schmetterling durch ein kleines rundes Loch, das er, bei jeglichem Mangel an Nagewerkzeug, nur vermittelst eines ihm noch als Letztes innewohnenden ätzenden Saftes vollbringen kann, aus welcher kleinen Oeffnung dann der Schmetterling herausfliegt. Diese Oeffnung unterbricht aber den Zusammenhang des Fadens, das Gespinst wird dadurch unbrauchbar, daher man die Cocons in einen Kessel mit siedendem Wasser wirft, um die Puppe vor dem Auskriechen zu tödten. In diesem Verfahren hat man jetzt mehrfache Abweichungen; man tödtet sie sowol durch Backofenhitze als durch Wasserdämpfe. Ein unversehrtes und schönes Cocon wiegt 2½ Grän und hat einen ununterbrochenen Faden von 800—1000 Fuß Länge.

Ueber die Anzahl der Mahlzeiten bemerkt einer der gelehrtesten Raupenzüchter, August Vassi zu Lodi in Piemont, daß es am zweckmäßigsten sei, ihnen im ersten Stadium innerhalb 24 Stunden sechzehn-, im zweiten zwölf-, im dritten zehn-, im vierten acht-, im fünften sechsmal Nahrung zu geben. Es finden darin jedoch die verschiedensten Annahmen statt, sodaß es Züchter gibt, die nur achtmal, andere, die nur viermal des Tags Futter geben. Bei mangelnden Maulbeerblättern hat schon vor zwanzig Jahren Freiherr von Babo durch Anwendung der Kartoffelstärke, mit welcher die feuchten Blätter bestreut wurden, günstige Resultate erzielt. Diesen Erfahrungen nachgehend, hatte der Seidenzüchter Heß in Oehringen seit einer Reihe von Jahren bei eintretendem Futtermangel den Raupen neben einer geringen Quantität Blätter feines Stärkemehl gereicht und hervorgehoben, daß dadurch der oft gefährliche Durchfall der Raupen bei zu feuchter Fütterung beseitigt werde. Neuerdings hat der Seidenbau-Verein in Hannover einen interessanten Bericht darüber veröffentlicht. Derselbe hatte unter zehn Privatraupenpfleger sechs Loth Eier vertheilt, bemerkte aber zu spät, daß er die Rechnung ohne den Wirth gemacht und daß zur Erhaltung des kommenden Geschlechts 15—20 Centner Laub fehlten. Es handelte sich um die Erhaltung von 12000000 schöner Raupen und um die Ehre des Vereins. Man beschloß daher, nach dem chinesischen Werk des St.-Julien, das, auf Befehl des Königs von Würtemberg vom Legationsrath Lindner übersetzt, den Titel führt: „Ueber Maulbeerbaumzucht und Erziehung der Seidenraupen", die Pflege zu vollenden, indem dort als Ersatz der fehlenden Blätternahrung Reismehl und feingestoßener Zucker als zweckmäßig angepriesen ward. Man mengte neun Theile Reismehl mit einem Theil Zucker und bepuderte die etwas feuchten Blätter. Die concentrirte Nahrung gestattete, daß man täglich nur dreimal zu füttern brauchte, und der Erfolg überstieg alle Erwartung — die Raupen blieben gesund und spannen vortreffliche Cocons.

Der Verein in Hannover setzte diese Versuche fort; es ergaben sich nicht allein pecuniäre Ersparnisse, sondern es stellte sich heraus, daß eine Züchterei bei spärlichem Futter und Zugabe von Reismehl und Zucker 54 Pfund 28 Loth Cocons erzielte. Am reichlichsten fiel die Ernte da aus, wo bei reichem Blattfutter noch Reismehl und Zucker gereicht wurden. Das „Würtembergische Wochenblatt für Land- und Forstwissenschaft" empfiehlt diese wichtige Erfahrung allen inländischen Seidenzüchtern zu ähnlichen Versuchen und bittet um Mittheilungen von Resultaten.

Die Krankheit des Seideninsekts, dessen Degenerirten wir eingangs erwähnten, ist bei den verschiedenartigsten Insekten und Culturpflanzen seit einer Reihe von Jahren wahrgenommen worden; so eifrig man den Ursachen der Kartoffelkrankheit und des Odium Tuckeri der Traubenkrankheit nachspürte, so wenig kümmerte man sich um das Erkranken und Sterben der Fliegen, Käfer und Schmetterlinge. Interessant ist jedoch, daß schon Goethe in den zwanziger Jahren auf die eigenthümliche, strichweise Erkrankung der Stubenfliege aufmerksam machte.

Nachdem sich nun gleiche Symptome unter den Seidenwürmern zeigten, ist man eifrig bemüht gewesen, den Grund des Uebels zu entdecken; denn sehr bald stellte es sich heraus, daß es nicht die unter dem Namen „Muscardine" bekannte Krankheit sei. Diese ist, laut authentischen Nachrichten, vielleicht so alt als der Seidenwurm selbst und zu den verschiedensten Zeiten aufgetreten. In den „Memoires sur l'education des vers à soie, par Boissier de Sauvages" (Paris 1763), erzählt derselbe, daß sie vor hundert Jahren erst in Piemont, dann im südlichen Frankreich aufgetreten sei. Den Namen „Muscardine" habe sie ihrer Aehnlichkeit wegen mit einem dort beliebten Zuckerwerk erhalten, da die Raupe nach ihrem Tode weiß incrustirt, wie von Zucker überzogen aussieht. In Italien nannte man sie wegen des kalkartigen Ueberzuge „Calcino".

Die Muscardine, sagt Dumas, trifft jedoch nur strichweise wie Hagelschlag, d. h. vereinzelte Seidenculturen, die sie alsdann zerstört, während die neue Krankheit, für welche noch kein spezifisch richtiger Name feststeht, den Charakter der Epidemie angenommen hat.

Durch die neuesten wissenschaftlichen Forschungen ergibt sich die immer wachsende Ausbreitung der Pilzkrankheiten, welche, früher unbeachtet, in der neuern Zeit aber durch die verderblichen Folgen der Cultur Pflanzen und Insekten sich empfindlich bemerkbar machen.

Professor Lebert aus Zürich, der gegenwärtig einem Ruf der breslauer Universität gefolgt ist, reichte im Jahre 1857 eine überaus dankenswerthe Abhandlung über den Parasitismus in der Thier- und Pflanzenwelt ein. Dieser geistvolle Naturforscher weist in Bezug des Wesens der Krankheit unter den Seidenraupen nach, daß weder die französische Benennung „Etisie" noch die italienische, „Gattina", die richtige sei, da „Etisie" (Schwindsucht) darum unbezeichnend ist, weil sie nur eine Theilerscheinung infolge der ganzen Krankheit ist, „Gattina" (Kätzchen) aber ganz ohne Boden für die Sache ist. Ebenso verhält es sich mit dem andern Namen; er bezeichnet die Krankheit als eine „Degeneration, Ernährungsstörung mit Pilzbildung" (Dystrophia mycetica).

Bei der Muscardine, die nach den Untersuchungen des Marquis Balsame Griselli und des Dr. Carlo Bassi aus Lodi für eine ansteckungsfähige Pilzbildung erkannt wurde, sinkt die scheinbar lebenskräftige Raupe zusammen, schimmert tödtlich und wird so weich und schlaff, daß man meint, sie müsse sich auflösen; statt dessen sprießt ein feines, silberweißes Gewebe aus allen Poren, umspinnt den Körper, als wäre er überpudert, indeß der Leib steinhart zur Mumie vertrocknet. Das Mikroskop zeigt, daß dieser weiße Ueberzug aus feinen verzweigten Fäden besteht, deren Breite kaum den sechshundertsten Theil einer Linie betragen; an den Spitzen derselben finden sich eine Menge kleiner kugeliger Körperchen, die kaum $^1/_{100}$ Linie breit und der eigentliche Pilzsame, Sporen genannt, ist. Durch ihre Leichtigkeit werden sie meilenweit getragen und inficiren andere Seidenzuchten. Vom ersten Eindringen bis zum Tode reicht eine Woche aus.

Professor Lebert führt aus, daß die Muscardine gemeinhin durch Vernachlässigung der Pflege entstehe, wie in Lazarethen durch mangelhafte Lüftung und Reinlichkeit sich der Hospitalbrand erzeuge, der große Sterblichkeit nach sich ziehe. Dagegen wären Luftreinigungen und Pflege das beste Mittel. Der „Calcino" sei, sobald man die kranken und todten Raupen sofort beseitige und passende Räucherungen vornehme, zu bewältigen.

Der Hauptunterschied der gegenwärtigen Seuche und der Muscardine bestehe darin, „daß bei dieser die pflanzlichen Parasiten aus dem Körper herauswachsen, während sie bei der jetzt grassirenden Krankheit im Innern des Körpers verborgen bleiben".

Um diesen schlimmen Feind des Seideninsekts zu ergründen, hat Professor Lebert sich mit Fachgenossen verbunden, nicht nur anatomische, sondern mikroskopische und chemische Untersuchungen angestellt, von denen sich die des Professors Städeler: „Ueber das gesunde und kranke Blut der Seidenraupe", wie die Dumas'schen Untersuchungen als besonders interessant herausgestellt haben. Dieselben hier zu definiren, würde zu weit führen; wir bemerken nur, daß auf die Frage: „Woher der eingelige Pilz der gegenwär-

tigen Krankheit komme", die Erwiderung der Gelehrten: „Wir wissen es nicht", lautet. Die Ansicht, daß die Ursache der Pilzbildung im Maulbeerblatt und in den Krankheiten dieses Baumes liegen könne, ist durch die Forschung nicht bestätigt worden, da man diesen Pilz, wie er beim Seidenwurm erschienen, nur noch bei dem Ennomos aufgefunden, sonst nirgends, trotz allen darauf hin untersuchten Thieren und Pflanzen. Nach der Analogie verschiedener Experimente aber ist es möglich, daß derselbe auf verschiedenem Wege durch die Nahrung oder durch die Luft in den Körper der Thiere eindringe.

Die Raupe siecht aber nicht von Woche zu Woche, sondern von Generation zu Generation. In der ersten tritt das Uebel noch vereinzelt hervor, die Raupen liefern noch verhältnißmäßig eine große Anzahl gesunder Cocons. Doch zeigt sich das Weibchen bei der Begattung träge und legt nur wenig Eier, diese zeigen bei ihrer Entwickelung in der zweiten Generation gleich den Keim schwerer Erkrankung. In der dritten Generation tritt vollständige Sterilität ein und ein fortschreitendes Degeneriren des Insekts. Bei der anatomischen Untersuchung zeigten sich Störungen aller Art; an der Spinndrüse hafteten eine Menge kleiner weißer Knötchen, vom Mohnkorn bis zur Größe des Senfkorns; in diesen Auswüchsen befinden sich die Myriaden jener einzelligen kleinen Pilzchen.

Daß die räthselhaften Erscheinungen des „Mehlthaus", des „Rostes" im Getreide, des „Mutterkorns" u. s. w. sich alle als Pilzbildungen erwiesen und neuerdings, nächst der Kartoffel und Traube, auch Mohrrüben, Bohnen und andere Gemüse wie Sträucher und Bäume von dieser Krankheit befallen sind, hat der intelligente Botaniker, Professor Braun, in einem Werkchen: „Ueber die Krankheiten der Pflanzen, welche durch Pilze erzeugt werden", sehr umfassend und interessant dargelegt. Professor Braun sagt in demselben, daß wie im Gebiet der Krankheiten des Menschen jede Zeit ihren herrschenden Charakter hat, so auch in der vegetabilischen Natur gewisse verändernde und den Charakter der Zeit beherrschende Einflüsse walteten, denen es zuzuschreiben, daß gerade die Pilzkrankheiten jetzt mit solcher Heftigkeit auftreten.

Dem aufmerksamen Beobachter kann andererseits nicht entgehen, daß die erste Ursache wol in den nassen Jahren zu suchen sein möchte; sie haben gewissermaßen den Boden bereitet, wo durch Sattesaugung der Pflanzen sich das Uebel entwickelt und um sich gegriffen hat; die letztvergangenen trockenen Jahre haben wenigstens der Kartoffelfäule wesentlichen Einhalt gethan.

Ueber die geographische Verbreitung der Seuche des Seideninsekts erfahren wir aus dem Dumas'schen Bericht, daß sie im Departement Vaucluse begann, 1846—47 die Zuchten von Hérault und Drôme befiel, 1849 und 50 Hoch- und Nieder-Ardèche und Isère ergriff. Die Zuchten der Cevennen und Valraugue wurden 1821 befallen und von da erstreckte sich dieselbe über alle Zuchten des südlichen Frankreich. Im Jahre 1853 hob sich die Cultur, da man fremden und guten Samen hatte; jedoch sank dieselbe bis zum Jahre 1857 zum vierten Theil des sonstigen Ertrags. Von Italien berichtet Cornelia, daß sie zuerst die venetianischen Provinzen, dann die Lombardei, Toscana, Romagna und Neapel 1857—58 ergriff.

Ebenso ist Spanien dem Uebel erlegen und leidet fand Herr Bertschinger aus Mailand im vorigen Jahre bei seiner Reise nach Deutschland, um hier gesunde Grains aufzukaufen, auch in norddeutschen Zuchten, namentlich in der Mark Brandenburg, wo sie von unsern Seidenzüchtern noch gar nicht erkannt war, die ersten Symptome derselben, was Herrn Professor Lebert speciell veranlaßte, seine auf strenge Forschung basirende Brochure: „Ueber die gegenwärtig herrschende Krankheit des Insekts der Seide", seinen deutschen Landsleuten zur allgemeinen Belehrung zukommen zu lassen. Professor Ehrenberg's und Unger's „Mikroskopische Untersuchungen des atmosphärischen Staubes" haben andererseits das Vorhandensein von Pilzsporen in demselben nachgewiesen. Wie bei allen ansteckenden Krankheiten jedoch nicht unbedingt, sondern nur bedingungsweise das Individuum ergriffen wird, je nachdem in demselben die Krankheit vorbereitet ist, so werden auch hier einige Raupen von der Pilzkrankheit befallen, indeß andere verschont bleiben, und man die gesunde und kranke Raupe beieinander liegend sehen kann — dem Naturforscher die sublimsten Räthsel aufgebend.

Das Geschrei, das man vor einigen Jahren erhob, als man Seidenwürmer aus der Klasse der Saturnien für ebenbürtige Spinner des Bombyx mori erklärte, die den ganzen Seidenbau in Frankreich und Italien regeneriren, sich höchst bequem von Eichen, Buchen und Salat nähren sollten, ist verstummt. Keiner der angepriesenen

Spinner, weder Bombyx cynthia noch der von Guérin-Méneville erwähnte, aus Californien stammende Bombyx cecropia vermochten auch nur annähernd den echten Tussah zu verdrängen.

Am 10. August 1858 wurden in Berlin im Acclimatisationsverein Cocons gezeigt, die eine englische Gouvernante eingeschickt hatte. Die Grains waren ihr aus Norfolk zugekommen, sie hatte die Raupen mit Salat auferzogen — das Gespinst war gut, natürlich nur ein vereinzelter Erfolg.

Wer Gelegenheit hat, die Central-Haspelanstalt des Herrn Heese zu besuchen, dem entfaltet sich noch ein reiches Feld neuer interessanter Anschauungen in diesem Fache. Wir sehen, wie die in heißem Wasser schwimmenden Cocons, um den Leim, welcher die Fäden innerhalb zusammenklebt, zu lösen, von einer Maschine abgehaspelt werden. Das äußere rauhe Gespinst gibt die Florettseide; sie wird von der feinen, festen Seide getrennt. Bei der festen Seide werden sechs bis acht und mehr einfache Cocosfäden zu einem stärkern Faden zusammengehaspelt. Die Cocons sind weiß oder gelblich und der Faden hat die gleiche Farbe; er kann aber nicht wie Flachs gebleicht werden, nur durch Degummiren (Auskochen) mit 20—25 Procent Seife gibt man ihm die gehörige Weiße und nimmt den eingeborenen Firniß, der ihn verhindert, Farben aller Art leicht anzunehmen. Eine solche degummirte Seide wird auf eigenen Maschinen, vorzüglich im Piemontesischen, gezwirnt und je nachdem sie lockerer oder fester ist, benannt. Die lockere Seide ist die Organsinseide, die festere die Tramseide. Die Organsinseide nimmt man zur Kette, die Tramseide zum Einschuß.

Die Verbesserungen der Maschinen zum Abhaspeln der Seide von den Cocons sind in Frankreich seit fast einem Jahrhundert das Ziel vieler Forschungen gewesen. Namentlich hat man sich in Italien bemüht, die allervollkommensten und zugleich sparsamsten Mittel aufzusuchen; aber die zum Abhaspeln der Cocons in Frankreich angewandten Haspeln sind, mit Ausnahme einiger Veränderungen, noch heutzutage die alten, in Piemont angewandten. Alle Versuche absonderlicher Neuerungen haben sich als unpraktisch erwiesen, indem sie durch einen Zuwachs von Mechanismus in den Haspelmaschinen die Arbeit verlangsamt und vertheuert haben, sodaß die verfertigten Gespinste unter solchen Umständen mehr als Ausnahmen zählen können, durch welche man das mühsam gefertigte Schöne, nicht das Zweckmäßige darbietet.

Wenn Lamartine durch das „Rauschen" des seidenen Kleides einer sich nahenden schönen Frau, wie er sagt, „elektrisch" berührt wird, so möchten wir unsere Leserinnen überhaupt noch nach dieser Seite hin auf die interessanten Abhandlungen des Engländers Sommer aufmerksam machen, der die Elektricität der Seide schon an den seidenen Strümpfen bewies. Zog er den schwarzseidenen Strumpf vom weißseidenen ab, so knisterte es, im Dunkeln sah er Funken, der weißseidene Strumpf zeigte sich positiv, der schwarze negativ elektrisch. Brachte man beide aneinander, ohne daß sie sich unmittelbar berührten, so waren sie aufgeblasen, als sei die Form noch darin; legte man sie aufeinander, so fielen sie zusammen, hingen aber magnetisch so fest aneinander, daß kaum 12 Unzen Gewicht sie voneinander trennen konnten, daher ein Witzbold meinte, man müsse verschränkte Strümpfe und nicht mehr verschränkte Hände als Freundschaftssymbol wählen. Sommer macht übrigens darauf aufmerksam, daß nur schwarz und weiß sich elektrisch anziehe — sollten deshalb die Damen in schwarzen Roben nicht doppelt gefährlich sein?

Wie hoch im Preise die Seide in Europa war, geht aus der Anklage des Sohnes eines bairischen Herzogs hervor. Derselbe ward als „Verschwender" verurtheilt, da es sich ergab, daß er im Besitz von „ein Paar weißseidenen Strümpfen" sei.

Heinrich II. von Frankreich trug als etwas durchaus Prachtvolles ein Paar weißseidene Strümpfe bei der Vermählung seiner Schwester mit Philibert von Savoyen; ebenso war Elisabeth von England die erste, die ein Paar gestrickte seidene Strümpfe sich kommen ließ und 100 Pf. St. dafür bezahlte. Jetzt werden 68 Millionen Pfund Rohseide nach England eingeführt, exclusive der verarbeiteten Seidenstoffe.

Auf das „Frissonnement" Lamartine's zurückkommend, das ihm die „rauschende Seidenrobe" verursacht, erwähnen wir, daß ein Seidenfärber in Basel, Philipp David, sich speciell damit beschäftigt hat, das Rauschen der Seidenstoffe zu ergründen und uns einige interessante Aufschlüsse, nicht sowol in poetischer Beziehung a la Lamartine, sondern in technischer Weise darüber gibt.

Das Rauschen der seidenen Gewänder, überhaupt der Stoffe ist eine langbekannte Thatsache; der Fabrikant benennt dieses leise, knisternde Geräusch auch wol mit dem technischen Ausdruck

„Griff" und die Seide alsdann „griffig" oder „krachend", der Franzose „soie craquante".

So bekannt das Factum, so wenig aufgeklärt war man über die Thatsache selbst. Fast durchweg nahm man an, daß alle und jede Seide ganz ohne weiteres als wie von selbst krache und krachen müsse und nannte dieses kurzweg das der Seide eigenthümlich angeborene „Knistern". Bei andern Erklärungen geriethen einige, die technische Praxis ganz außer Augen lassend, auf die abstrusesten Dinge. So sollte es unter anderm die auf der Seide vor sich gehende Krystallisation früher angewandter Substanzen sein — die Färberpraxis konnte das aber durch nichts begründen; denn wenn man annahm, daß die zum Färben verwandten Substanzen, zunächst Salze, in und auf einer Faser krystallisiren könnten, so müßte mit gleicher Möglichkeit diese Krystallisation auch bei andern Fasern eintreten. Man färbte aber Wolle, Baumwolle und Linnen mit gleichen Substanzen, ohne daß sie krachten oder rauschten. Hingegen krachten auch solche Seidenstoffe, zu deren Farbentinten gar keine krystallisirbaren Substanzen angewandt wurden, z. B. nach Bädern in verschiedenen, nichtkrystallisirbaren Säuren, wie nach Schwefel- oder Salzsäure. Davit gibt nun nach jahrelangen Forschungen wissenschaftlich begründete Erklärungen. Der Griff oder das Rauschen kann der Seide nicht angeboren sein, denn die Rohseide, wie sie in dem Handel vorkommt, kracht nicht.

Durch die Zubereitung zum Färben wird die Seide ebenfalls noch nicht krachend, denn weder das Abkochen noch Souplíren und Bleichen gibt ihr den Griff. Die Seide kracht erst nach dem Färben und hier ist es nicht die Farbe, d. h. der Farbestoff, welcher das genannte Rauschen herbeiführt, sondern der allgemeine Charakter des letzten oder vorletzten Bades, in dem die Seide steht, sei dieses Bad nun ein eigentliches Farbebad oder eine bloße Avivage. Die Seide wird allemal krachend, wenn das letzte oder vorletzte Bad eine freie Säure oder ein saures Salz aufgelöst enthält; die Seide wird nicht krachend, wenn das letzte Bad blos neutrale Salze enthält oder wenn sich im weitern Verlauf der Operation, z. B. durch Waschen, basische Salze in und auf der Seide gebildet haben oder die Seide aus einem alkalischen oder starken Seifenbade kommt, vorausgesetzt, daß diesen Bädern nicht etwa ein Säurebad vorausging. Die Ursache des Rauschens oder des „Griffs" ist also entschieden auf die Einwirkung einer Säure oder eines sauern Salzes auf den Seidenfaden zurückzuführen.

Der Seidenfaden, wie er von der Raupe kommt, ist nach chemischen Untersuchungen kein in sich homogener Stoff, sondern besteht aus reiner Seidensubstanz: Eiweiß, Gummi, etwas Wachs, Fett, Harz und vorkommendenfalls gelbem Farbenstoff. Nun entsteht die Frage: Auf welchen dieser sechs Stoffe geschieht die Säureeinwirkung, die das Rauschen hervorbringt? Die Seide, die zum Färben vorbereitet werden soll, verliert fast durchweg von ihren Bestandtheilen und zwar, je nachdem sie behandelt wird, bald mehr, bald weniger. Beim Bleichen geht nur der Farbestoff verloren, beim Souplíren wird Harz, Fett und Wachs ausgeschieden; es bleiben dann nur übrig: die reine Seidensubstanz (Eiweiß) und Gummi (oder Gallertstoff). Wird jedoch die Seide, wie es häufig geschieht und wodurch sie so vortrefflich wird, abgekocht (tout cuite), so verliert dieselbe auch den Gallert- oder Gummistoff; es bleibt dann nur die reine Seidensubstanz. Diese abgekochte Seide läßt sich am leichtesten „griffig" machen und so folgt der einfache Schluß, daß das Rauschen durch eine Säureeinwirkung auf die reine Seidensubstanz, Fibrin oder Eiweiß, entstehe und vornehmlich durch den Einfluß der Säure auf das Eiweiß ausgeübt werde. Bedeutende Chemiker haben sich für die richtige Annahme dieses Processes ausgesprochen, doch sind die Untersuchungen darüber noch nicht geschlossen.

Damit das Rauschen der seidenen Gewänder jedoch nicht gleichzeitig zu Charakterenthüllungen führe, bitten wir unsere Leserinnen, sich in einem solchen Kleide aller „sauern Gesichter" zu enthalten, da anerkannt „die Säure" das einwirkende Moment ist. M.

Das Fronleichnamsfest in Venedig.

Von J. J. Kraszewski. (Mitgetheilt von J. N. Frh.)

— — Ich hatte mir nach der Ankunft in der Lagunenstadt kaum einige Minuten Ruhe gegönnt, um nur so schnell wie möglich den Platz zu erreichen, auf welchem die Procession stattfinden sollte.

Es schien, als wenn sich ganz Venedig auf dem Marcusplatz versammeln wollte, und der Anblick, der sich mir daselbst darbot und den die Mittagssonne eines heitern Tages beleuchtete, setzte mich ebenso in Erstaunen wie das Leben

in dem vor mir aufgerollten Bilde, das ich keineswegs erwartet hatte.

Was ich sah, glich einer aus der Tiefe der Vergangenheit heraufbeschworenen Erscheinung und war ganz geeignet, Auge und Ohr des Fremden vollständig zu beschäftigen.

Ringe um die Colonnaden herum flatterten aus den Fenstern über den Arcaden der Procuratien rothe Tücher, Teppiche und andere kostbare Stoffe, an den vor der Kirche aufgerichteten Masten spielten lange Flaggen im Winde. Der Platz selbst glich einem Ameisenhaufen von allerhand bunt durcheinander wogenden Menschen der verschiedensten Stände, welche in der Kirche selbst kein Unterkommen mehr fanden, sich deshalb vor derselben lagerten und die Zeit mit Limonadetrinken, Cigarrenrauchen und fröhlichem Geplauder hinbrachten. Das Ganze war das heitere Bild entschwundener glücklicher Tage.

Die feierliche Procession, welche zwei Stunden dauern sollte, begann in dem Augenblick, in welchem ich auf dem Platze anlangte. Ich drängte mich bis zur Kirchenthür, an einen Eintritt war jedoch nicht zu denken und der Haufen, in welchen ich mich eingezwängt hatte, so dicht, daß ich mit einem nichts weniger als bequemen Platz zufrieden sein mußte, der mir jedoch glücklicherweise die Aussicht auf den Zug vergönnte. Ein kleiner Knabe wußte mit trotz des Gedränges einen Schemel unter die Füße zu bringen, der zwar auf eine gefahrdrohende Art „wankte, auf dem ich jedoch gleich wie Saul eines Kopfes höher über alles Volk wegschauen und Anzüge sowie den ganzen zur Feierlichkeit gehörigen Apparat nach Gefallen betrachten konnte.

Das Schicksal gab mir eine unansehliche, dazu unordentliche und schmutzige Figur zum Nachbar, in dem ich ohne vieles Grübeln den Schuhmacher erkannte. Er war sehr redseliger Natur und erbot sich mir mit Vergnügen zum Cicerone. Er mochte wol bald in mir den Fremden herausgefunden haben und hielt es für Pflicht, mir alles zu erklären was ich sah. Mit ebenso viel lebhaftem Interesse wie einem tiefen Gefühl in Betreff der Pracht des Umzugs, die ihn als Venezianer mit Stolz erfüllte, entledigte er sich der freiwillig übernommenen Aufgabe, und die Beredsamkeit, welche er dabei entfaltete, hatte ein eigenthümliches, charakteristisches Gepräge, daß meine Aufmerksamkeit sich unwillkürlich zwischen ihm Manne und der Procession theilte. Mein Schuhmacher wußte über alles, Menschen und Dinge, Bescheid zu geben, kannte die Brüderschaften jeder Parochie, von der ältesten di San-Angelo an bis hinab zur jüngsten di San-Salvatore, wußte die verschiedenen Reliquien an den Fingern herzuzählen und außerdem noch die Namen der ältern Klosterbrüder. Der Wettstreit unter den verschiedenen Ordensverbrüderungen in Betreff des Gepränges, mit welchem jede derselben aufzutreten suchte, veranlaßte ihn zu allerlei Bemerkungen, guten oder mißliebigen, je nachdem er mit der Parochie auf freundschaftlichem oder mehr gespanntem Fuße stand.

Im ganzen genommen hatte der fromme Umzug nicht den Charakter einer religiösen Feierlichkeit, sondern glich eher einer Schaustellung von allerhand Vermächtnißstücken. Ich bemerkte nicht, daß um mich her jemand gebetet hätte; man flüsterte, plauderte, lachte oder machte über die Vorübergehenden seine Glossen und rauchte dabei seine Cigarre, aß irgendein Backwerk oder trank Limonade, die dicht am Portikus von St.-Marcus feil geboten wurde.

Den Zug eröffneten die theilweise aus dem XII. und XIII. Jahrhundert stammenden Brüderschaften der Parochieen der Stadt, jede in ihrem Staatsornate. Sie erschienen theils barfuß, theils in weißen Schuhen, alle aber in Kapuzengewändern von allerlei Farbe und Schnitt, mit daraufgehefteten Schildchen oder Bildern, dem Wahrzeichen der Träger. Ihnen voraus ging der Reliquie mit dem Scepter [illegible], hinter welchem auf Leuchtern von wenigstens 12 Fuß Höhe und in vergoldeten Laternen von ähnlichen Dimensionen wahre Riesenkerzen getragen wurden. Manche von diesen waren kunstvoll mit goldenen Engeln oder sonstigen Zierathen geschmückt und so schwer, daß die Leute sie kaum schleppen konnten. Ja ihnen, schien es, wollten die Brüderschaften einander überbieten und es fehlte deshalb nirgends an der gehörigen Zuthat von Flaggenbändern, Blumen, glänzendem Metallschmuck u. s. w.

Neben den Kerzen kamen aber auch noch reichverzierte, von Gold strotzende Altäre, Reliquien mit mancherlei Figuren, Bildsäulen, Kreuze und dgl. zum Vorschein und jedes Stück fiel ins Gewicht, daß die Träger, kräftige Leute mit ausdrucksvollen Mienen, augenscheinlich Mühe hatten, unter der Last sich aufrecht zu halten. In etwas wurde ihnen die schwere Aufgabe dadurch erleichtert, daß sie am Gurt eine Kapsel trugen, in welcher die Kerze oder der Fahnenstock ruhte.

In den Anzügen der Ordensbrüder herrschte

große Mannichfaltigkeit. In der Farbe derſelben war das Roth vorwaltend, doch ſah man auch zweifarbige, weiße, reich in Falten gelegte mit blauen oder grünen Pilgerkragen und überall auf die Bruſt geheftete Medaillen, oft von bedeutender Größe. An der Spitze einzelner Abtheilungen erſchienen nach altem Gebrauch Kinder als Heilige verkleidet; Johannes der Täufer mit über die Schulter geworfenem Schafpelz und einem Lamm an der Seite war beſonders ſtark vertreten, und einer darunter in noch ſo jugendlichem Alter, daß er getragen werden mußte. Wie früher ſchon, ſo zeigte ſich auch bei dieſen Sprößlingen die genaue Ortsbekanntſchaft und Kenntniß des einzelnen Individuums meines Schuſters in ihrer ganzen Größe; er nannte mir jeden beim Namen und, um nichts ſchuldig zu bleiben, dabei zugleich die hervorragendern Perſönlichkeiten jedes an uns vorbeiziehenden Ordens.

Die Pracht und Originalität der Proceſſion, die einige Stunden lang in Bewegung war, zu beſchreiben, iſt faſt ein Ding der Unmöglichkeit; ſie glich einer ſcheinbar endloſen Rieſenſchlange, deren Glieder die von dem Erzprieſter angeführten zahlreichen Bruderſchaften mit dem glänzenden Kirchenapparat bildeten. Dem langen Zuge der Geiſtlichkeit folgten ſingend die Schul- und Waiſenkinder, die Beamten und Vereine. Alle Augenblicke zupfte mich mein Cicerone am Aermel oder ergriff mich bei der Hand, um mich recht nachdrücklich aufmerkſam zu machen, und dabei ging ſein Mundwerk wie eine aufgezogene Uhr. Ecco San-Maria del Carmen ... Ecco San-Christophoro, or seconda del Morte, Ecco San-Rocho ...

Die Statue und das Reliquienkäſtchen des heil. Rochus, beide von Silber, verdienten in der That genauer betrachtet zu werden; ſie ſind prächtig.

An den langen Zug von Kloſter- und Weltgeiſtlichen, Beamten in Paradeuniform, und Militär ſchloß ſich unter den Klängen der Muſik und dem Donner der Geſchütze, der in kurzen Zwiſchenräumen vom Hafen her ertönte, zuletzt der Patriarch mit dem heiligen Sacramente. Er ſchritt unter einem goldenen Baldachin einher, deſſen Schnüre vier Kammerherren, der Gouverneur und andere hohe Würdenträger in den Händen hielten.

Während alle Perſonen des Zugs bemüht waren, mit einer freilich oft komiſchen Würde aufzutreten, ließ das Volk deutlich erkennen, daß es mit dem lieben Herrgott auf ſehr vertrautem Fuße leben muß, denn in ſeiner Herzenseinfalt unterhielt es ſich mehr als es betete. Während man den Patriarchen erwartete, wurden Limonade und Eis herumgereicht, eine Cigarre nach der andern angeſteckt und Zuckerwerk gemacht, Schemel vermiethet und, da dieſe nicht ausreichten, aus den benachbarten Häuſern ſelbſt Tiſche und Bänke herbeigeſchleppt. Der Ton, welcher ſich im allgemeinen kundgab, war, wenn auch kein unreligiöſer, jedenfalls ein ſehr heiterer, denn überall wurde geſcherzt und gelacht, und zwar ſo recht aus vollem Herzen.

Es iſt wol möglich, daß mein Schickſal mir an dieſem Tage nicht zu angenehmer Nachbarſchaft verhelfen wollte, gewiß aber, daß die Menge, die ich um mich herum ſah, mich in Bezug auf Typus und Geſichtsbildung ſehr wenig befriedigte. Schöne Züge konnte ich nicht entdecken, dafür jedoch recht viel gewöhnliche, triviale und ſelbſt caricaturenhafte, ſo etwa von der Sorte meines Schuhmachers. Die Frauen, vornehmlich die ältern, konnte man mit Fug und Recht häßlich nennen; da war auch nicht die entfernteſte Spur von dem zu ſehen, was uns die Giorgione und Tiziano zeigen, ſondern Geſichter, in denen ſich neben Elend, Leiden und Arbeit auch eine gewiſſe Ermüdung ausſprach, und die durch die unordentlich um den Kopf herumhängenden oder theilweiſe durch eine ſilberne Nadel nothdürftig zuſammengehaltenen grauen Haare nicht eben erhoben wurden.

Landesart, Landesſitte! Die Kirchenfeier, der ich jetzt beiwohnte, ſtach gegen diejenigen, die ich bisher mit durchgemacht hatte, ganz gewaltig ab, und machte auf mich eigentlich den Eindruck eines recht belebten, geräuſchvollen Volksfeſtes. Die Stimmung des Volkes war eher eine erregte, leidenſchaftliche als gehobene, und von der Stille, an welche wir bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnt ſind, keine Spur vorhanden. Da ſchrie es bald rechts, bald links; höher, niedriger, wenn die verſchiedenen Altäre und Kerzen bei der Kirchthür angekommen waren, und dieſes Geſchrei und Gekumme, das lebhaft an ein Jahrmarktsgewirr erinnerte, begleiteten die Geſchütze von Malamocco mit ihrem majeſtätiſchen Baſſe. Nicht weniger unangenehm berührte der ſchmutzige Anzug des Volks neben der Pracht, welche die Kirche entfaltete; durch den Abſtand gerade trat das Bild von Elend und Verfall in nur ſchärfern Umriſſen hervor.

Bei alledem ſchienen die guten Leute das

Traurige ihrer Lage nicht zu empfinden, wenigstens merkte man's ihnen nicht an. Man sah deutlich, wie vollständig sie bei dem Feste und nur bei diesem waren; dies sprach sich in jeder Physiognomie aus und machte sie zu einer Strahlenden. Jeder der Anwesenden betrachtete sich bestimmt als unbedingt nothwendig bei einem Acte, der seiner Ueberzeugung nach ohne ihn nicht in Scene gehen konnte.

Menschen und Dinge, sie erschienen als Acte eines von dem heutigen mächtig verschiedenen Lebens.

Aus dem bisher Gesagten läßt sich auf den Eindruck schließen, welchen Venezia in seine beim ersten Ausgang auf mich machte. Das Bild, welches sich vor mir entrollte, war originell, reich in seinen Eigenthümlichkeiten und des Pinsels eines Canaletto würdig; trotz österreichischer Flaggen und weißer Uniformen leuchtete aus demselben immer noch etwas von der untergegangenen Republik hervor. Der buntfarbige Zug entfaltete sich in aller seiner Herrlichkeit auf dem Marcusplatz, um welchen herum er sich bewegte, und eine Reihe prachtvoller Gebäude mit wunderbar schöner Architektonik bildete den Rahmen zu diesem zaubervollen Gemälde. Mein Blick schwelgte in dem, was sich vor ihm auftat, und die Seele gerieth mehr und mehr in die Stimmung, die in einem Volk wach gerufen werden muß, welches auf derartige Zeugen seiner ehemaligen Größe schaut. Ein Anblick, bei dem man an eine Auferstehung der Republik glauben konnte, und der die Sinne so vollkommen gefangen nimmt, kann uns ein minder brünstiges Gebet wenigstens verzeihlich finden lassen.

Die Procession hatte ihr Ende erreicht, Gesang und Geschützesdonner waren verklungen und die Gondeln begannen schon einen Theil der schaulustigen Menge wegzuführen, da verließ auch ich, entkräftet und von der Sonne, gegen welche man sich nicht schützen konnte, aufs schrecklichste durchbrannt, meinen schwankenden Schemel und suchte Ruhe in der Luna, meinem Gasthofe. Mancher folgte meinem Beispiel, allein trotzdem wurde der Marcusplatz nicht leer. An solchen Tagen ist er, mit Ausnahme der Ruhestunde, immer sehr belebt und besonders in der Nähe des Kaffeehauses unter den Arcaden so vollgepfropft von Menschen, daß man sich nur mit Mühe durchdrängen kann. Und so findet man es zu jeder Zeit; um vier Uhr in der Frühe selbst sind die Tischchen schon besetzt.

Anregungen.

Böhmisches.

Unsere „Unterhaltungen" stehen, da sie Böhmen für eine Eroberung deutscher Cultur halten, in einem gespannten Verhältniß zu den sehr reizbaren czechischen Schriftstellern und Wortführern. Das hindert uns nicht, die Verdienste Alfred Waldau's für böhmische Poesie und Kunst anzuerkennen. Aus einen Norddeutschen zumal wandeln böhmische Musikanten, fragen Studenten, immer in romantischem Glanz. Man denkt an Eichendorff's „Taugenichts". So ist zu bedauern, daß Waldau die Sammlung seiner böhmischen Länze abschließen" mußte, weil er die den einzelnen Gelegenheiten gewidmeten Länze nicht mehr fixiren zu können meint. Wer in den unbesuchten Theilen Böhmens auch nur einige Wochen umherwanderte, weiß, wie sich der Volksgeist aller Ereignisse freudvoll und leidvoll, poetisch, musikalisch und tanzend bemächtigt. Es ist sicher anzunehmen, daß ein so sinniger Patriot sich durch fehlgeschlagene Versuche nicht abschrecken lassen wird, seine graziöse Sammlung mit charakteristischen Nachträgen zu versorgen.

Sein „Böhmisches Märchenbuch" (Prag, 1860, 8. Gerzabek, bis jetzt vier Lieferungen), verspricht vor allem die zu interessiren, welche durch auch neuerdings angeregte Bedenken sich nicht von dieser ursprünglichsten Poesie wollen abwendig machen lassen. Aber auch der Forscher findet eigenthümliche Umgestaltungen, Acclimatisirungen; ferner Bilder und allgemeine Ideen; es ist in der That zu bedauern, daß die slawischen Märchen noch nicht in glückliche Hände geriethen. Steffens' Behauptung, daß die Märchenfiguration mit der geologischen Formation in Harmonie stände, macht es wol der Mühe werth, das räthselhafte Kesselland Böhmen zu einem Gegenstand besondern Studiums zu machen. Namentlich sind es hier die Märchen vom Wassermann, die das Interesse zum Theil schaurig erregen und die auch in wo von fremden Mächten entlehnten Märchen hineinspielen.

Gewarnt sei der Herausgeber freundlichst vor jedem romantischen Anputz. Dergleichen fällt von dem uralten Gemäuer bald ab. Solange er haftet, stört er den verstehenden Beschauer. Das größere Publikum, dem die Sammlung als eine das kindlichste Gemüth nicht trübende aufs wärmste empfohlen werden muß, entbehrt dergleichen Zuthat gern.

Für das tägliche Leben.

Für die sogenannten angewandten Wissenschaften, die man füglich auch die nützlichen nennen könnte,

weil sie die Resultate der rein theoretischen Wissenschaften praktisch verwerthen, gibt es kaum eine Stätte, wo sie alle auf einmal zur Anwendung gelangen, als das Haus.

Das Haus- und Familienleben setzt durch den Nahrungs-, Kleidungs- und Wohnungsbedarf, durch die häuslichen Arbeiten und Verrichtungen, durch die Erziehung der Kinder, durch die Stellung zur Gesellschaft in Beziehung zu fast allen Wissenschaften, zur Physik, Chemie, Heil- und Arzneikunde, zur Rechtswissenschaft, Pädagogik und Oekonomie. Hier ist gleichsam das Centrum, wo die Ergebnisse aller Wissenschaften für das Leben zusammenlaufen.

Es ist daher natürlich, daß Encyklopädieen für das Haus- und Familienleben, die nicht blos, wie die Conversations-Lexika, den Zweck der Bildung verfolgen, sondern den praktischen Zweck im Auge haben, ein starkes Bedürfniß sind.

Eine diesem Bedürfniß zu dienen bestimmte, sehr empfehlenswerthe Encyklopädie ist das „Illustrirte Haus- und Familien-Lexikon. Ein Handbuch für das praktische Leben", das im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig lieferungsweise erscheint, redigirt von Dr. Rudolf Arendt.

Hier findet man in allgemein verständlicher Form Belehrung über alle in das Haus- und Familienleben einschlagenden, irgendwie in Beziehung zu demselben stehenden Fragen, sowie über die sich daran anknüpfenden Gesellschaftsfragen. Die materielle wie die ethische Seite des Lebens kommt hier gleicherweise zu ihrem Rechte. Unter dem Buchstaben A finden wir neben Belehrungen über Abhärtung und Abhäuten auch einen Artikel über Abbitte, der die moralische Wirkung der Abbitte der Kinder nach geschehenem Unrecht beleuchtet. Hier wird nachgewiesen, daß die Abbitte von nicht geringem pädagogischen Werth und die Hervorbringung und Erzeugung derselben innerhalb des kindlichen Gemüthe von allgemeinem Interesse sein wird. Treffend wird jedoch bemerkt, daß die Abbitte, wenn sie ihren Zweck erreichen solle, keine blos angelernte leere Form und namentlich keine Schaustellung für andere sein dürfe. Wenn das Kind nicht bereue, so sei ein Hand- oder Kußgeben oder ein „Sei nicht mehr böse" nicht nur eine leere, sondern sogar eine falsche und unwahre Form. Das Kind müsse durch Einsicht seines Unrechts zum reuevollen Selbstbekenntniß gebracht werden. Die Abbitte gehöre ferner nur dem, der verletzt worden, sie dürfe daher in keinem Fall zum Schauspiel vor Fremden gemacht werden, wenn das Ehrbewußtsein des Kindes nicht Schaden leiden solle. Nur in dem Fall, daß das Unrecht vor oder gegen fremde Personen begangen worden, sei die Abbitte vor diesen statthaft.

Man wird gestehen, daß eine umfassendere Belehrung und Anregung zum Nachdenken kaum denkbar ist, wie in einem Werke, das solche Gegenstände und gerade so zu vereinigen weiß — wie es eben das tägliche Leben auch thut.

„Kraft und Stoff" in Speise und Trank.

Seit lange haben wir seine klaren und praktischen Winke über die Nahrung und Erhaltung des Menschen, innerhalb der Bedingungen des deutschen Familienlebens, gelesen, als in einem — Kochbuch.

Ein wohlfeiles kleines Kochbuch, geschrieben von einer Frau, Wilhelmine Rühr ig (Frankfurt a. M., W. Küchler, 1860) enthält nicht nur alle die Methoden der Zubereitung jener Speisen, die die frankfurter Küche zur Sehnsucht aller Reisenden und Bundestagsattachés gemacht haben, sondern auch eine wissenschaftliche Einleitung von einem ausgezeichneten, der ärztlichen Schule angehörenden Arzt, Dr. H. Walter, über die richtige Ernährung des Menschen und die Zubereitung der Speisen nach den Grundsätzen von Liebig und Moleschott.

Welche Hausfrau also mit ihrem dem Fortschritt der Zeit huldigenden Manne in Frieden leben will, welche Küche auf Erzielung von „Kraft und Stoff" in der Generation dirigirt sein soll und darum doch nicht das „Monatsgeld" der Küchlerin des Ganzen zu sehr angreifen darf, die suche sich an dieser Quelle über die Hülfsmittel zu unterrichten, um dem deutschen Volk ein starkes und kräftiges Geschlecht, einem Nachwuchs von wohl-, d. h. richtig genährten Männern und Frauen zu ergielen.

Gedanke

von Daniel Stern.

Was soll man vorziehen — die entnervte Delikatesse der aristokratischen Manieren oder die ungraziöse Plumpheit der demokratischen? Ich würde mich immer noch lieber an die letztere halten und doch wäre dringend eine Verschmelzung beider zu wünschen. Hier seh' ich eine Aufgabe für die Frauen.

Die Heimatglocken.

O Heimatglocken, unverloren
Liegt mir im Ohre eure Klang —
Seit jenem Tag, da aus den Thoren
Zur Fremde lief mein Lebensgang!

Ihr seid dahin, die Gluten haben
Bei mitternächt'gem Sturmesbrausen
In Schutt und Asche euch begraben
Sammt dem uralten Gotteshaus.

Doch mochten Flammen euch zerstören,
Nach Jahren noch und meilenweit
Wähn' eure Stimme ich zu hören
In schweigender Nachteinsamkeit.

Ernst Fischer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zweite Scene.

Dr. Fels (mit Hut und Stock), Julie, treten rechts auf.

D. Fels.

Nun, was verlangen Sie mehr? Zu meiner Verwunderung sehe ich im Hof gesattelt. Will ausreiten! Ist das untrügliche Zeichen der Genesung. Sehen Sie doch! (an's Fenster tretend) wie er im Sattel sitzt! Die edle männliche Gestalt! Wie kraftvoll er den wilden Gaul bändigt! So grüßen Sie doch; er nickt Ihnen ja in Einem fort.

Julie

(grüßt mit passiver Freundlichkeit).

D. Fels.

Ich glaube gar, nun fangen Sie an, den Kopf hängen zu lassen. Ist es noch nicht recht?

Julie

(gedrückt).

Mich kann diese Fröhlichkeit meines Heinrich nur sehr glücklich machen!

D. Fels.

Nun äußerlich sieht man Ihnen davon nichts an. Was haben Sie denn, Frauchen?

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 37.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Voltaire in Ferney. Von Karl Frenzel. — Engelberg. Eine Skizze aus der Schweiz von M. Norden. — Macaulay. Auch ein Nachruf. Von Friedrich Görg. I. — Berliner Umschau. VI. — Zur Verständigung. — Literarische Satire. — Schauspielerleben. — Neue Gedichte. IV. — Osmanische Poesie.

Voltaire in Ferney.

— — Am 22. December 1754, spät abends, kam Voltaire nach manchen Irrfahrten, auf denen er freilich weder eine Circe noch eine Kalypso, und nur einmal bei Karl Theodor in Schwetzingen ein Asyl, das an die Inseln der glückseligen Phäaken erinnern konnte, gefunden, vor den Thoren Genfs an.

Die Thore der Stadt waren schon geschlossen und es schien einige Mühe zu kosten, sie dem halbverlorenen Reisenden öffnen zu lassen — allein der Name „Voltaire" war etwas wie jener Zauberspruch, der im arabischen Märchen die Höhle mit all ihren Schätzen erschließt.

So stand er denn auch schon am Morgen des nächsten Tages auf jenem Platz, wo Calvin „beim langsamen Feuer" den armen Michel Servet hatte verbrennen sehen; eine Erinnerung, die ihm zunächst nur die Wandelung des Irdischen in schärfster Weise offenbarte, denn er fand, daß die meisten Einwohner Genfs jetzt den Ansichten anhingen, für die Servet gestorben.

Bis in den März des nächsten Jahres hinein ist er dann in der Umgebung der Stadt von Schloß zu Sch... gereist. Ihn entzückte ebenso sehr die Schönheit der Landschaft wie die republikanische Freiheit ihrer Bewohner. Der Gedanke, sich hier dauernd niederzulassen, ward immer stärker in ihm. Er versuchte es zuerst mit einigen kleinern Ankäufen, er miethete die Villa Monrion bei Lausanne und erwarb dann für 7[illegible] Livres ein schönes Landgut in der Nähe des Sees — „Bei St. Johann" hieß es früher, er nannte es sein „Entzücken", les délices. Um dem Gesetz der Republik nachzukommen, das den Katholiken die Erwerbung von Grundeigenthum versagte, hatte man den Verkauf für eine Vermiethung auf Lebenszeit ausgegeben und darum die Summe von [illegible] Livres als Entschädigung gesetzt, wenn Voltaire das Haus verlassen sollte. Es lag aber, sagt uns sein Secretär Collini, in der schönsten und malerischsten Lage, hoch über der Stadt und dem See, ihm gegenüber erhoben sich die Hochalpen mit ihren Gletschern, hinter ihm breitete sich der Garten mit seinen Terrassen aus. Wol ist es nicht mehr der Garten von Sanssouci, aber doch „ein Garten des Epicur, ein Haus des Aristipp", wie er in seinem schönsten Gedichte ausruft, und eins ist hier, was er vergeblich zu den Füßen des „nordischen Salomo" gesucht:

Auf meinen Gott Gefahr der beste Wirth theure,
Die, größer Thaten Seele, in edlen Herzen wohnt,
Den Sterblichen hochherzig ihr Name ist und werth,
Am Hofe der Tyrannen ganz kalt noch verehrt.
Die Freiheit ist's, die Freiheit!

Hier begann Voltaire sich einzurichten. „Es ist herrlich in der Nähe einer Stadt zu wohnen, deren Consuln und Senatoren man zu Tische einladen und denen man, ohne sie zu beleidigen, seine Kutsche zuschicken kann.“ Wie wir schon von Cirey her wissen, liebte er das Bauen, das Anlegen von Gärten, die Herrichtung von Springbrunnen. Es war bei aller „Knickerei“ und Sparsamkeit im kleinen, die anwelen, wie ich gern zugebe, bei ihm wie bei Friedrich etwas Schmutziges hatte, doch eine königliche Ader in ihm, er lebte fürstlich, nach einem Ausdruck der Zeit „wie ein Generalpächter“. Sein Haus stand offen, in Ferney bewirthete er später oft vierzehn Personen wochenlang, seine Pferde und Wagen benutzten die Fremden mehr als er selbst. Auch eine Haushälterin wohnte in „Délices“, nur keine „göttliche Emilie“, sondern eine bejahrte und nicht mehr schöne Muse, runzelig, wie die Verse auch schon werden, die Voltaire noch immer unermüdlich schreibt, seine Nichte, Witwe eines Lehiers, Madame Denis. Etwas verstand sie von der Musik, sie componirte jahrelang an einer Oper „Alcette“, sie hatte schauspielerisches Talent, was nicht ganz ohne Witz und unverkennbar in der Anordnung eines Souper. Für den alternden, „unsterblichen“ Mann an ihrer Seite besaß sie die Sorge, Pflege und Aufmerksamkeit einer Tochter; wer sie beide zusammen unter der Linde von Ferney sitzen sehen, hinfällige, weiße Gestalten, hätte sie wol mit Philemon und Baucis verglichen; darum mögen billig ihre kleinen verliebten Schwächen, ihre Eifersüchteleien vergessen werden, die den armen Gellini schon im Sommer 1756 aus seinem irdischen Paradiese vertrieben. Das Einzige, was diesem prächtigen Haushalt fehlte, war eine Bühne, für Voltaire die schmerzlichste Entbehrung. Zwar hat er am Genfersee und zu Ferney außer „Tancred“ keine Tragödie geschrieben, die der Erinnerung werth wäre; sind selbst „Olympias“ und „Irene“ nur ein Aschenhaufen, so hing er doch mit einer schwärmerischen Begeisterung dieser Jugendneigung an. Trotz der Predigten darum, die in den ganzen Kirchen von den strengen Calvinisten gegen die Errichtung eines Theaters gehalten wurden, trotz Rousseau's berühmtem Briefe wider eine Neuerung, die nur die alte republikanische Tugend vernichten werde, ward in „Délices“ an mehr als einem Sonntage Komödie gespielt. Und wie gespielt! Frau Denis spielte mit ihren fünfzig Jahren Zaire, Alzire und war, wie Voltaire Marmontel versicherte, „erhaben wie die Statuen“; Cramer, ein junger Buchhändler aus Genf, „verarbeitete“ — ich übertreibe nur den Dichter selbst, die Liebhaber, für Voltaire blieben die Greise, die er von jeher mit Vorliebe geschildert — den edeln, väterlichen Lusignan, den zärtlichen Argire, Mérope's treuen Diener, den braven Narbas. Zum großen Schauspieler hatte ihn nun freilich die Natur nicht bestimmt, sein Vortrag war emphatisch, eintönig und durch rasch einfallende Hexameter unverständlich, nur in einem, bezeugt Marmontel, war er groß, unnachahmlich, göttlich in seiner Weise, wenn er die Verse der „Pucelle“ vorlas. Zu Tournay auf französischem Gebiete, wohin später, um den ewigen Anklagen den Mund zu schließen, die Bühne verlegt wurde, ging es ein wenig besser. Zwar blieb das Theater „klein wie eine Hand“, die Hinterwand stellte einfach eine Arkadentreibe dar, die Gehälle der Coulissen waren mit Papierblumen und Flittergold bedeckt — aber es erschienen erlauchte Gäste auf diesen Brettern, Lekain, der „Lieblingsspieler“ Voltaire's, die „erhabene“ Clairon, denn:

> Es malt die Barbarei, Apollo Licht
> Der Stamm, wo auch sein Sohn geblieben.
> Und scheitert von Parterre und Logen Fluchen
> Sich Nichtswerth zu den Altvordern.

Indeß verlöschte dies nicht den Haß und die Feindschaft der streng gesinnten Republikaner gegen ihn. Wenn es begreiflich ist, daß Rousseau's leidenschaftliche Briefe in die Heimat, ganz in jener Mischung brennendster Eitelkeit und einer tiefen Ueberzeugung für seine „Umkehr zur Natur“ geschrieben, die das Wesen dieses außerordentlichen Menschen bezeichnet, den Sturm wider Voltaire nährten, so darf doch nicht vergessen werden, daß Voltaire's Anwesenheit das Staatsgericht verletzte und daß sein Benehmen, seine Ausfälle gegen Calvin, das Christenthum überhaupt, wenig geeignet waren, ihm die Liebe und Achtung der Bevölkerung Genfs zu erwerben. Innere Spaltungen zwischen der Bürgerschaft und den Behörden kamen hinzu, in seiner Besorgniß vor jedem Neuerern gab er „sein Entzücken“ auf, mit allen Gärten, die er dort angelegt, mit allem, was er daraus gebaut; er zog sich noch Ferney zurück.

Wie jenes glückselige Märchenidyll Cirey, lag auch Ferney hart auf schweizerischer und französischer Grenze, in der ehemals burgundischen Landschaft Gex, hinter sich den Jura, vor sich in der Weiten ragend den König der Berge, den

Montblanc. In einer Stunde konnte man vom Schloße aus Genf erreichen. Als Voltaire 1758 die Herrschaft übernahm und seine Briefe scherzweise als „Graf von Tournay und Ferney" zu unterzeichnen anfing, war alles klein, verfallen und wüst. In dem Dorfe lebten seine hundert Menschen, das Schloß ward hastig und rasch von Ostern bis Johannis 1760 gebaut. So schöne und ewig wechselnde Aussichten wie les délices bot es freilich nicht dar, allein durch den Garten zogen sich sammtgrüne Rasenflächen, breite und schattige Laubgänge nach einem Eichenwäldchen hin, erhob sich in seiner Mitte etwa eine jahrhundertealte, mächtige Linde, ihre Zweige wie ein Schutzdach über die Laube ausbreitend, in der Voltaire des Abends saß und sein Auge an dem Spiel der Wolken und des Lichts, seine Seele an der Erscheinung geliebter Schatten ergötzte. Im Schlosse herrschte fürstliche Pracht, wie sie einem Manne geziemte, dessen jährliches Einkommen man auf 1[illegible] Livres schätzte. Der Kenner mochte dort eine Venus von Paul Veronese, eine Flora von Guido Reni oder liebliche und gefällige Bilder Albani's — den Puptisch der Venus und die eingeschlafenen Liebesgötter bewundern. Im Empfangssaal fielen die Blicke der Eintretenden immer nur auf ein Gemälde, auf das Porträt der „göttlichen Emilie", das dort zwischen Rosen und Locke hing, ein Erinnerungszeichen zärtlichster Freundschaft. Sonst schmückten die Gaben von Königen und Fürstinnen die Zimmer. Antoinette Poissen, die Marquise von Pompadour, „die Gefiertenkönigin", hatte sich selbst gemalt, Katharina II. von Rußland ihr Antlitz in ein großes Medaillon von Seide wirken lassen, dort war auch die elfenbeinerne Dose, die sie gedrechselt und wofür ihr Voltaire zum Dank ein Armband strickte, und zuletzt oder besser zuerst die Marmorbüste Voltaire's, darunter der verstorbene Held, Friedrich, als er sie hinübersandte, mit eigener Hand geschrieben „vivo immortali" — dem Unsterblichen. Wer kein Auge für die Kunst hatte, fand in einer reichen, (200) Bände zählenden Bibliothek Unterhaltung und wessen Herz in diesem ungläubigen und zweifelsüchtigen Jahrhundert in Augenblicken wenigstens von dem Schauer ergriffen ward, der den Gedanken an die letzten Dinge begleitet, brauchte nur aus den Fenstern des Schlosses hinauszusehen — nach der kleinen Kirche gegenüber, mit der Inschrift Deo erexit Voltaire, dort in der Kirchenmauer, in der Form einer zugespitzten Säule, hatte er sich sein Grab mauern lassen — seine Feinde sagten, um sich durch den beständigen Anblick desselben an den Tod zu gewöhnen, den er fürchtete. Jetzt ruht nur sein Herz dort, „sein Geist ist allenthalben". Und wenn man in den engen, dunkern Kapellenraum trat, ragte auf dem Altar ein kleines Crucifix und daneben in Holz, vergoldet, ein lebensgroßes Bild des Erlösers, das im Sonnenschein wie Bronze schimmerte — der Herr des Schlosses aber blieb dabei, daß es nur eine wohlgelungene Copie einer antiken Bildsäule, eines römischen Consuls sei. Zuweilen sahen ihn die Dorfbewohner auch in seinem Lehnstuhl dicht an der Eingangsthür knien, wie sie: des Abends freilich hatte ihm niemand „von den zwölf gallikanischen Herumtreibern" sprechen und als er einst auf seine Frage — Freunde, die aus Rom kamen, ob die Säulen der Peterskirche noch ständen, die Antwort erhielt: „Fest wie früher!" sagte er mit einem dämonischen Funkeln seiner schwarzen Augen: „Um so schlimmer!"

Beinahe 18 Jahre sind Voltaire auf diesem Fleck Erde verflossen. „Das Klima ist rauh, aber die Lage ist entzückend", schreibt er einmal an Collini — und da fallen ihm die Abendgespräche von Sanssouci ein: „Demetrius hat den Menschen zu einer Pflanze gemacht, aber ach! wie traurig ist es, nur eine Pflanze im Lande Gex zu sein, ich würde viel herrlicher in den Gärten von Schwetzingen blühen." Der Gedanke, daß er krank sei, sein Gesicht und sein Gehör sich schwäche, verließ ihn nicht, von Jugend auf hatte er diesen Aberglauben gehabt, jetzt mochte ihn die Sorge und die Furcht seiner Umgebung noch erhöhen. Allen, die ihn besuchten, sagte er gewöhnlich als erstes Wort des Grußes: sie kämen ihn sterben zu sehen. Ein Schwede, Bjernstahl, der 1770 und 1773 in Ferney war, mag seine Erscheinung beschreiben: „Voltaire ist etwas lang, sehr schmal, mager und bleich, seine hohe Stirn bedecken viele und tiefe Runzeln, sonst hat er große, schwarze Augen, einen großen, breiten Mund, eine hervorstehende Nase, ein großes Kinn — und was wäre nicht groß an ihm? Alles in allem, er sieht satirisch aus." Denkt euch nun diese lange Gestalt in einen reichen persischen Schlafrock gehüllt, mit einer Perrücke, Spitzenmanschetten, die ihm die schmale Hand ganz bedecken, mit weißen Strümpfen, niedergetretenen Schuhen — das ist der Genius und der Dämon dieses Jahrhunderts. An Festtagen, wenn ihn Damen besuchen, trägt er viel seidene Strümpfe, die Seide haben ihm

seine eigenen Seidenwürmer gesponnen, die er neben seiner Bude sich aufzieht. Eine feste Lebensordnung befolgte er nicht, oft blieb er sechszehn Stunden im Bett und arbeitete so die Nacht. Wenn er auf den Boden kämpfte, mußte sein Secretär, der unter ihm wohnte, heraufkommen. An solchen Tagen war er nur beim Abendessen sichtbar, bis dahin trank er Kaffee und Chocolade, zu Mittag aß er dann nie. Im Glanz der Kerzen oder im Sonnenschein, wenn er in warmen Sommernachmittagen in seinem Garten lustwandelte, belebte ihn der alte Geist, der Geist des Widerspruchs, des Scherzes, des Gelächters, dann war er wieder der Voltaire von Cirey und Sanssouci. Mit seiner „Gradesstimme" sang er, das Glas in der Hand, die pariser Straßenlieder und machte trotz des Podagras, das er nun einmal in den Füßen haben wollte und worüber niemand lachen durfte, die possirlichsten Sprünge — da geschah es wol, daß die ganze Gesellschaft sich im wilden Gelächter in ebenso viele tolle Kobolde zu verwandeln schien und er selbst, wenn auch nicht „dem gestürzten Sohn des Morgens", den Milton sah, doch jenem andern „Obersten der Dämonen" in deutschen Phantasieen glich. Es gab Stunden, nicht des vollkommensten Glücks, aber doch jenes „mittelmäßigen" Glücks für ihn, wie ein Greis in den siebziger Jahren es eben ertragen kann, der „sein eigenes Feld bebaut". In seinem Garten beförderte und beackerte er einen kleinen Fleck Erde selbst, wie sein Lieblingscandide oder der von ihm gefeierte „charmante" Kaiser von China, Kien-long. Dies kleine Schloß in einem versteckten Alpenthale fesselte einst die Augen der Welt. Denn von hier erscholl jene beredte, eherne Stimme, welche das Andenken des Calas, des armen, thörichten de la Barre vertheidigte, der verbrannt ward, weil er einer vorübergehenden Procession ein Gassenlied nachgesungen; hier ist das erste Wort der Menschenrechte für die unterdrückten, leibeigenen Bauern des Jura gesprochen worden; dies war das Asyl der Verfolgten, dies „das heilige Rom" aller Unglücklichen — „und wenn mein ärgster Feind, der schuftige Fréron, zu mir käme, elend, verlassen, ich würde ihm mein bestes Gemach anweisen", hat Voltaire ohne Zögern auf eine scherzhafte Frage geantwortet. Und wie viel kleine Wohlthaten, bei denen die linke Hand wirklich nicht wußte, was die rechte that, kamen zu diesen großen und edeln Thaten! Ist das Wort, daß er über die arme Verwandte Corneille's ausrief, als er sie zu sich nahm: „Es ist die Pflicht eines Soldaten, die Nichte seines Feldherrn zu unterstützen", darum weniger rührend, weil es gerade Voltaire sprach? Man hat ihm vorgeworfen, er hätte seine Stimme für die Unglücklichen nur darum erhoben, um einen neuen Lorberzweig in seinen Kranz zu flechten, da die alten zu verdorren drohten und es freilich mit dem Dichter der „Henriade" und von „Zaire" nur immer vorbei war. Aber wer kannte denn den armen, verlassenen, französischen Hauslehrer Jori zu Mailand, dem Voltaire jahraus jahrein eine nicht unbedeutende Pension auszahlen ließ — demselben Manne, der einst die entehrendsten Schmähungen gegen ihn gedruckt? Und wenn man billig zu dieser Güte, dieser sich nie verleugnenden Gastfreundschaft und Liebe zur Menschheit das Schöne und Unsterbliche legt, das von diesem Herzen, eine Welt erleuchtend, ausströmte — die „Henriade", „Zaire", „Alzire", „Tancred", die Ode an die Freiheit und die zärtliche und rührende Klage über den Tod der Markgräfin von Baireuth — so viel weise und milde Worte, sollten sie nicht die Wage des Guten niederdrücken und die Wage der Sünde leicht wie eine Feder emporschnellen?

So lebte er denn in Ferney, Gutes thuend und schreibend. Ausschließlich beherrschten ihn diese beiden Leidenschaften; „alle Tage sollten seine Freunde, die Pariser, einen Witz von ihm hören". Gewiß, es war weder leicht, Atome Voltaire, noch leicht, sein Secretär zu sein. An Gellini's Stelle trat bald nachher Wagnière, von Geburt ein Schweizer, er mußte die ganze ausgebreitete Correspondenz führen, denn Voltaire unterschrieb die Briefe nur, oft mit einem einzigen Buchstaben. Bis in sein hohes Alter war er im poetischen Schaffen, nicht mit dem Pinsel, aber doch mit der Schnelligkeit eines Malers begabt. In fünf Tagen hat er Wagnière einmal ein Trauerspiel „Minos" diktirt, sechszig Verse in einem Athemzuge. Wagnière bewohnte mit seiner Familie ein schönes Haus im Dorfe, das ihm Voltaire geschenkt. Zwei andere Männer waren zugleich seine Freunde, Genossen, die ihn nie verließen, und literarische Handlanger; es bedarf eines flüchtigen Blicks auf Voltaire's gesammte literarische Thätigkeit, um zu erkennen, daß nicht der Kopf und die Hand eines Menschen zu ihrer Vollendung genügt. Durchaus „ein mittelmäßiger Sohn dieser Erde", verstand sich Du Rey de Marian, ein ehemaliger Rechtsgelehrter in Paris und Mitglied der Akademie des

Königs Stanislaus in Nancy, leidlich auf die ſpaniſche Sprache und hatte nebenher ſchöne Erinnerungen und verlorene Hoffnungen zu beklagen. Als Karl Eduard Stuart ſeinen phantaſtiſchen ritterlichen Marſch von den ſchottiſchen Hochlanden bis in das Herz Englands machte, träumte Du Rey von einer engliſchen Pairie, er hatte dem Prätendenten 20000 Livres geborgt — es ging immer ein lautes „Ach!“ durch die Geſellſchaft, wenn Du Rey jetzt, am Teich von Ferney, erzählte, wie ſeine und des Prinzen Luſtſchloſſer und ſeine leider nur zu „realen“ Goldſtücke auf der Heide von Culloden ihren Untergang gefunden. Mehr Eindruck brachte indeß der Haushofmeiſter des Schloſſes hervor; was Malvolio im Hauſe der Gräfin nur träumte, ihm geſchah es wirklich, alle Augen ruhten auf ihm. „Das iſt Herr Adam“, ſo ſtellte ihn Voltaire vor, „aber leider nicht der erſte Mann der Welt.“ Herr Adam gehörte zum Orden Jeſu und kam, kurz vor der Aufhebung deſſelben in Frankreich, nach Ferney. Er ſpielte Schach mit Voltaire und war ſo höflich, ſich beſiegen zu laſſen. Von dieſer Stunde blieben beide Männer unzertrennlich; am Vormittage beſorgte Adam die Geldgeſchäfte, des Nachmittags machte er Auszüge aus griechiſchen und engliſchen Büchern, des Abends, wenn nicht Schach geſpielt wurde, lernte keiner beſſer als er Geiſterſeher- und Liebesgeſchichten mit dem nöthigen Schauer vortragen. Wie von ſelbſt verſtand es ſich, daß in dieſem Zauberſchloſſe die Damen, Madame Denis, Fräulein Corneille, von aller irdiſchen Beſchwerlichkeit entbunden waren und ſich nur ſchmückten, am Klavier ſaßen oder Komödie ſpielten. Wenn dann Luiſe d'Epinay, Hippolyta Glairon, ſchöne Bürgerinnen von Genf, hinüberkamen, ſtanden auf der Terraſſe von Ferney in Wahrheit Muſen und Grazien um den neuen Apollo — ach! es iſt eben in der Rococowelt und nicht mehr auf dem Parnaß, unter helleniſchem Himmel. Draußen vor dem Park arbeiteten während dieſer Götterverſammlungen die Bauern auf ihrem Felde, die Uhrmacher in ihren Werkſtätten. Dieſer Kunſt widmeten ſich die meiſten; die bürgerliche Zwietracht in Genf, die in Straßengefechte ausartete, vertrieb viele der tüchtigſten und beſten Männer, ſie fanden in Ferney gaſtliche Aufnahme und durch Voltaire's Empfehlung guten Abſatz für ihre Waaren. Ihre Uhren gingen demnächſt nach Frankreich, oft für 6000 Livres in einem Jahre. Alle Fürſten der Welt unterſtützen Voltaire's Schöpfung, er ſelbſt lieh die Häuſer dauen und vermiethete ſie für einen geringen Zins. Bei ſeinem Tode zählte Ferney 1200 Einwohner, während eine Colonie, Perſoy, in ſeiner Nähe, welche die Regierung verſuchte, gänzlich ſcheiterte. Im ganzen lebte er in Frieden mit ſeinen Unterthanen; einmal ſtellte er ſich weil nach der Meſſe vor die Kirchthür und bot den Bauern eine Stunderde zu Gunſten des ſiebenten Gebots wider alle, die ſeinen Wald plünderten; dies war im Anfang, ſpäter beſſerte ſich das Verhältniß. Nur mit Einem blieb er „wie der Tag zur Nacht“, das war Se. biſchöfliche Gnaden von Annecy, in deſſen Sprengel Ferney gehörte. . . Dieſe Feindſchaft mag ihm denn freundlich von uns und allen Nachkommen vergeben und vergeſſen ſein.

Ihn ſelbſt ärgerten die Fremde oft mehr als die Feinde; ſie erſtickten ihn faſt mit ihrer Bewunderung. Alle vierzehn Fremdenzimmer des Schloſſes waren belegt und es kamen immer neue Beſuche. „Halten ſie mich denn für ein Wunderthier?“ rief Voltaire und verſchloß ſich tagelang in ſein Arbeitszimmer. Viele folgten der Neugier, viele dem Zug ihres Herzens; alle waren beglückt, wenn ein Strahl dieſes noch glänzenden Auges auf ſie gefallen, wenn ein Wort von dieſen welken Lippen zu ihnen gedrungen. Die Audienz bei den Fürſten erkauft man durch Geld von den Dienern; um zu Voltaire zu gelangen, muß man ihn ſelbſt gewinnen. Endlich erſcheint er dann, er iſt wunderlich, faſt, man iſt in Verwirrung — da fallen einem zufällig, wie dem Baron Rudbeck, drei oder vier Verſe aus der „Henriade“ ein, man recitirt ſie und die Sonne geht in Voltaire's Antlitz auf; dann macht er Verſe für ſeinen Beſuch, für die Damen wieder oder gibt ſeine letzte Tragödie zu leſen — eine Freundlichkeit, die freilich auf Stunden in einen Abgrund von Langeweile ſtürzt. Glücklichen traf ihn der gelehrte Bettinelli noch in „Delices“, im Garten, ſein Feld beſtellend; „ich ſäe meine Früchte und meinen Salat“, ſagt er ihm, „Korn für Korn, aber dieſe Ernte iſt reicher als jene andere, die ich in den Büchern zum Wohl der Menſchheit ausſtreue.“ Sie reden nun von Italien, von Venedig und Verona, vom St.-Peter. . . „ich aber, ich ziehe die Freiheit und ein gutes engliſches Buch hunderttauſend Säulen von carrariſchem Marmor vor!“ Was ihr auch tadeln, verdammen möget, er war ein Ritter des Geiſtes und hatte, wie kein anderer Mann des gallichen Stammes, den tauſendſtimmigen Ruf des franzöſiſchen Volks verdient: „Es lebe die Freiheit! Es lebe Voltaire!“

Dieten seinen Triumphzug und seine Vergötterung hat schon einmal in diesen Blättern meine verehrte Freundin Amely Bölte (Bd. III, N. F., S. 769) eingehend und, soweit die Form des Romans es ihr gestattet, in treuen und lebendigen Farben geschildert; darauf möchte ich die Feier dieser Zeilen als auf den schönsten Schluß eines langen, für viele wohlthätigen und für die Zukunft fruchtbaren Daseins verweisen. Was Sperx in der Ernte Voltaire's war, ein Sturm, den ich wol einen göttlichen nennen darf, die Revolution hat es in alle Winde verweht; was noch von ihr geblieben, wird weiter reifen und keimen, zum Segen aller, zum Frieden und zur Verbrüderung des Menschengeschlechts.

Karl Frenzel.

Engelberg.

Eine Skizze aus der Schweiz von M. Norden.

Die moderne Welt hat mit ihrer überfeinerten Cultur und ihrem verfehlten Erziehungssystem ein Uebel heraufbeschworen gemacht, das in frühern Jahrhunderten wenigstens unter dieser Benennung nicht in dem Katalog menschlicher Leidensgeschichten obenan gestellt wurde, die Nervenschwäche. Die Nerven sind die grimmigen, unnachlaßenden Feinde vieler Constitutionen geworden. Ihre Reizbarkeit oder Schwäche hemmt den Fleiß des Gelehrten, lähmt den hohen Gedankenflug des Dichters, verwirrt die schönen Gefühle der Salendame. Wer die aus ihnen entspringenden Leiden nicht kennt, begreift sie nicht und verurtheilt oft sehr ungerecht ihre Träger.

Wo nun Hülfe finden gegen das Treiben dieser Quälgeister, wenn alle jene gewöhnlichen Vorschriften der Aerzte befolgt sind, ohne ein günstiges Resultat herbeizuführen? Wo neuen Lebensmuth, wo Gesundheit, Stärkung und Beschwichtigung der selten ruhenden Widersacher vernehmen?

In dem letzten Jahrzehnd hat sich auf dem Gebiet ärztlicher Forschung eine Antwort auf diese schwere Frage gefunden. Sucht man sehr hoch gelegene Gegenden auf, womöglich 3000 Fuß über den Thälern der Menschen, und athmet dort wenigstens vier Wochen lang die reine Bergluft, so wird man sich wunderbar gekräftigt und gestärkt fühlen. Man wende seinen Fuß nach Helvetias Alpenpyramiden, erreiche Zürich und Luzern, überschiffe den Vierwaldstätterse und getreste dabei Kopfnachts sowie der „hohlen Gasse". Man betrachte das Rütli, wo die drei Orte den Bund der Nothwehr gegen Gewaltherrschaft schlossen, und die „Tellskapelle", wo der Träger der schweizer Freiheit Geßlern mit seinem Trotz in die empörte Flut zurückstieß. Endlich lande man in Stanzstadt und fahre durch ein lachendes, von hohen Bergwänden umgebenes Wiesenthal nach Stanz.

Hier glaubt man sich von einem fruchtreichen Garten umgeben. Es öffnet sich hinter mächtigen Nußbäumen das Thal von Wolfenschieß. Die rauschende Aar bringt uns den ersten Gruß aus Engelberg; die Niederung verengt sich zur Schlucht; einzelne Steinblöcke des Wallenstocks schauen drohend genug aus Wolkenhöhen auf sie herab. Im Waldesschatten geht die ziemlich steile Kunststraße jetzt den Engelberg hinan. Der Titlis ist der höchste in der Reihe der umgebenden Alpenriesen, deren Spitzen und Zacken mehr und mehr hervortreten. Früher sah man auf diesem Wege nur den „Säumer mit schwerbelad'nem Roß" oder fromme Wallfahrer, kühne Gemsjäger und fleißige Botaniker. Jetzt begegnet man auf ihm Reisenden von nah und fern. Der breite Kopf des Titlis mit seiner gewaltigen Schneeperrücke wird sichtbar. In dem jähen, baumbewachsenen Abgrunde zur Seite stürzt die Aar schäumend über Felsblöcke. Fast 7000 Fuß hoch sind wir drei Stunden lang gestiegen, da öffnet sich, umgeben von einem Ringe schneebedeckter Berggipfel, ein liebliches, grünendes Wiesenbecken, das zwei Stunden lang, eine halbe breit ist; es erscheint uns wie eine frische Oase inmitten schneebedeckter Gletscher. Die Aar durchschneidet sie wieder brausend, drängt sich durch enge Schluchten nach Grafenort und fällt später in den Vierwaldstätterse. Neben ihr schlängelt sich der krystallhelle Grienbach. Frische Quellen sprudeln hier und dort, Wasserfälle stürzen zuweilen in einer Höhe von 100 Fuß von den Bergen.

Ueber das ganze Thal, links und rechts die Berge hinan bis zu den Schneegipfeln, sind Wohnungen verstreut, sodaß sich eine Bevölkerung von 2000 Menschen in dieser Hochebene findet.

Inmitten seiner Matte, umgeben von seinen weidenden Heerden, nennt der schweizer Landmann sein Haus seine Heimat.

Hier trifft man das Sennerleben, wie es seit Wilhelm Tell's Zeiten einfach und natürlich, unverändert fortgeübt wurde. Die alten und die jungen Sennlene springen in klappernden Holzschuhen mit der Behendigkeit ihrer Ziegen über

das Gerölle; der ſcheinbar ſteilſte Abhang iſt für ſie ein gewohntes Terrain; die Männer trennen ſich ungern von ihren Holzſcheitchen, die Knaben und Mädchen jodeln, indem ſie das „Räf" oder die „Brände" auf dem Rücken tragen. Der Kleidung der Bäuerinnen iſt auch hier ſo maleriſch, daß er ein paſſendes Coſtüm für manche reizende Tänzerin des Carnevals abgeben würde. Der ſilberne mit Goldblumen geſchmückte Pfeil im Haar iſt ein bedeutungsreiches Sinnbild. Mögen einheimiſche und aus der Fremde angelangte Männerherzen ſich vor Verwundung in Acht nehmen! Ein ſchwarzes ſeidenes Tuch umgibt den Hals; das Mieder von dunkler Seide iſt reich mit bunten Blumen geſtickt, ſilberne Ketten fallen darüber. Die weißen, bauſchigen, ſpitzenbeſetzten Aermel werden über dem Ellbogen durch breite Armbänder von gleichfalls dunkelm, buntgeſticktem Seidenſtoff gehalten; der kurze wollene Rock iſt buntgeſtreift. Herrn das friſche, roſige Geſicht, die drolle Geſtalt des „Dirnel" — und ſie kommt uns wie eine wahre Heimatsfee vor.

Am Ende des Dorfes liegt das Gaſthaus zum Engel. Es bietet mäßige Preiſe und mancherlei Comforts. Das Gebäude iſt geräumig und mit einem Leſezimmer, einem Salon, einem Geſellſchaftslokale verſehen. Frau Catani und ihre Kinder ſorgen für gute Bedienung und ſuchen nach freundlicher Schweizerweiſe alles zu thun, um den billigen Forderungen ihrer zahlreichen Gäſte Genüge zu leiſten oder ihnen zuvorzukommen. Eine Bäderanſtalt iſt mit dem gaſtlichen Hotel verbunden, ärztliche Hülfe in der Perſon des Dr. Catani in der Nähe. Wohlgepflegte Gärten umſchließen die Gebäude, Lauben und Luſthäuſer finden ſich als willkommene Ruhepunkte in ihnen; aus mehreren Fenſtern und von den Balcons genießt man die Ausſicht auf das Thal, in die Gletſcher, auf Morgen- und Abendgluthen in der Sonne, auf den Mond, welcher ſich auf den weißgepuderten Gipfeln der koloſſalen Maſſen ſpiegelt. Nicht weit davon erhebt ſich das Benedictinerkloſter von Engelberg, dem Papſt Calixtus II. ſeinen Namen gab, als es unter Kaiſer Heinrich IV. erbaut wurde. Seine größten Merkwürdigkeiten beſtehen aus einer Bibliothek von 3000 Bänden und aus großen Käſekellern. Die Sennereien des Kloſters ſind bedeutend, da durch Schenkungen, Kauf und Tauſch nach und nach das ganze Thal nebſt den umliegenden Alpen in den Beſitz der frommen Väter kam. Es häufen ſich daher in dieſen localartigen unterirdiſchen Gewölben die Käſe zu Tauſenden, ehe ſie dahingehen in alle Welt; gleich Folianten ſind ſie hier auf beſondern Geſtellen ausgebreitet. Auch ein Nonnenkloſter wurde hier im Mittelalter angelegt; 1388 waren nicht weniger als 200 Schweſtern darin. Die Königin Agnes, „die Strenge", ließ fünfundzwanzig Jahre früher nicht weniger als gegen vierzig Töchter einkleiden. Dieſes Nonnenkloſter iſt jedoch jetzt gänzlich verſchwunden. Auch das Mönchskloſter war thöricht genug, im vorigen Jahrhundert abzubrennen, worauf es in einem jeden guten Geſchmack beleidigenden, wahrhaften Zopfſtil wiederaufgebaut wurde. Viel richtiger hätte ein ſolches Aufgehen in Schutt und Aſche um ein oder mehre Jahrhunderte früher ſtattgefunden, da die Gebäude dann hoffentlich in reinerm Kunſtgeſchmack wiedererſtanden wären, mit jener ſteinernen Poeſie, die wir an ſo manchem Dome Germaniens bewundern.

Die Bewohner des Thals waren Hörige des Kloſters, ſtille, friedliche und keineswegs aufgeklärte Hirten. Einige Rechte errichteten in den weiten Räumen des Kloſters Werkſtätten für Seidenſpinnereien, welche auch im Winter den Hirten Beſchäftigung gewähren. Auch beſteht eine Penſionsanſtalt dort. Die Zahl der Mönche iſt gegenwärtig auf 18 geſchmolzen; die aufräumende Hand der ſchweizer Regierung ſchwebt auch über dieſer Stiftung. Man wünſcht ihre Säculariſirung und vielleicht iſt dieſe bisjetzt nur durch die Schwierigkeit verhindert worden, wozu man dieſes ſehr weitläufige, von der gewöhnlichen Verkehrsſtraße abgelegene Gebäude benutzen könne. Zum Hoſpital wäre es wegen der herrlichen, geſunden Bergluft beſonders paſſend; zur Arbeitsanſtalt ließe es ſich auch benutzen — ſogar zum Gefängniß würde es einzurichten ſein, wobei die Gefangenen wegen der großartig ſchönen Ausſicht zu beneiden wären, d. h. wenn ſie ihnen aus ihren engen Zellenfenſtern geſtattet würde. Die guten, im allgemeinen keineswegs zu ſehr beſchäftigten Brüder wiſſen, daß das Schwert des Damokles über ihnen ſchwebt, und man ſagt, daß ſie aus dieſem Grunde nur die nothwendigſten Reparaturen u. ſ. w. in den Baulichkeiten anordnen, ohne auf irgend fernere Vergrößerungen und Verſchönerungen Rückſicht zu nehmen.

Aber auf dem Engelberge glänzt ſo wenig weniger Sonnenſchein wie auf den übrigen Höhen und Tiefen des menſchlichen Daſeins. Das wun-

derbare Spiel des Nebels ist besonders nach Regentagen merkwürdig. In mächtigen Ballen gerollt entsteigen sie der westlichen Eingangsschlucht und schleichen am Fuß der Berge hin, bis sie in der Nähe der Abtei anlangen, dort sich erheben, zertheilen und eine längere Weile an den Wänden der Gletscher stehen bleiben. Die Mitte des Thals lassen sie unberührt; die Bewohner nennen diesen Nebel Thalvogt. Auch das Farbenspiel des Regenbogens erscheint in eigenthümlicher Majestät. Man sieht es nicht nur in der Luft, sondern seinen glänzenden Widerschein auf den gigantischen Bergrücken, denen er gleich dem Glauben der Abendsonne ein wahrhaft zauberisches Ansehen verleiht. Der Himmel wird wieder klar, die Geißheerden ziehen unter hellem Glockenklang heim in ihr altgewohntes Ställe, umschwärmt von der munteren Dorfjugend, und jenes Gepräge der Ruhe und des Friedens kehrt wieder, welches unser „Thal der armen Hirten" so anziehend für den ermüdeten Großstädter wie für den Freund reicher Naturschönheiten macht. Die zingartig umschließende Gletscherreihe verleiht dieser Hochebene Schutz vor den Windzügen, welche sonst die Höhen zu bestreichen pflegen. Es ist daher für schwächliche Naturen der Aufenthalt in diesem Cureorte — denn es fehlen natürlich weder Molken noch Geißmilch — weit demjenigen in den Pensionen des Pilatus oder des Rigi vorzuziehen, wo die Rauheit oder der Wechsel der Witterung sich weit empfindlicher bemerklich macht. Die Luft des Engelbergs ist so wunderbar rein und mild, daß es dem Bewohner der Niederungen schon nach kurzem Aufenthalt vorkommt, als finke ihm eine Centnerlast von der Brust. Wenn hier „der Mensch hinkommt mit seiner Qual", so wird er bald von hinten betrogt. Er fühlt nicht mehr, daß er Nerven hat, trinkt das krystallhelle Bergwasser, „und athmet lang und athmet tief und begrüßt das himmlische Licht". — Erkältungsleiden, Kopfschmerzen, Nervenreizbarkeit kennt der Bewohner dieser Gegenden nicht. Die Menschen werden hier alt wie anderswo; meistens erreichen sie ein hohes, von Kränklichkeit nicht beschwertes Lebensziel. Ruhe und Frieden überall — Schlangen ringeln sich giftlos im Grase und verletzen kein lebendiges Geschöpf. Stiere zeigen Sanftmuth und Schonung auch dem unvorsichtig nahenden Städter; Hunde spielen einträchtig mit Katzen, als seien selbst die naturgeschichtlichen Antipathieen der Geschlechter hier verbannt. Man läßt der bewegte Welt mit allen ihren Plackereien hinter sich und sieht sich in eine liebliche Idylle versetzt, wo das „possenhafte Gaukelspiel" des Alltagslebens aufgehört hat — und bringt gekräftigte Nerven von ihr zurück, um mit ihnen gestärkt der Luft oder dem Kampf des Daseins entgegenzutreten. Ja,

„aus der Welten Mühe und ewiger Qual
„möcht' ich flüchten in dies gnadenvolle Thal!" —

In dem Bergringe zeichnet sich durch Höhe, Form und Gestalt der Titlis aus; die Spannitze, der Büdlidock, der Nigidal und die Wallenstöcke machen sich gleichfalls sehr bemerklich. Der Titlis ist ein ungeheurer, fast gothaisirend Fuß hoher Block; sein sonst gewölbter Kopf, der Rollen genannt, trägt eine 170 Fuß dicke Schneedecke. Der unmittelbar aus diesem Thal weiter aufsteigende Engelberg ist eine interessante Felsenpyramide. Unter seinem Gipfel finden wir eine kleine, fast senkrecht gelegene Alpenwiese, welche Gemsispiel genannt wird. Die früher häufig hier gesehenen Gemsen dringen gegenwärtig nur noch selten zu diesem den Blicken zu sehr ausgesetzten Punkte vor; der kühne Jäger muß sie tiefer in den Schluchten oder höher auf dem felsigen Rücken suchen.

Alle diese Berge werden häufig vom engelberger Curhause aus besucht. Den größten Reiz für rüstige Bergwanderer hat jedoch die Besteigung des Titlis. Unter dem Geleite eines oder mehrerer Führer pflegen diese sich in kleinern oder größern Gesellschaften nachmittags um 4 Uhr auf den Weg zu machen. Auf der „Trübsee-Alp" erreicht man nach vier Stunden eine Sennhütte, das einzige wirthliche Quartier, welches auf dem ganzen Wege gefunden wird. Ein wahrer Schatz oft sehr merkwürdiger Pflanzen wächst auf dem theilweise sehr blumenreichen Rücken des Titlis; die Flora ist außerordentlich reichhaltig und gewährt dem Botaniker die lohnendste Ausbeute. Nachts um 1 Uhr wird nach einigen Stunden des Schlummers die Wanderung fortgesetzt. Die Führer erleuchten den vielfach verbundenen Pfad mit einer Laterne, denn ein Fehltritt — und der schreckliche Tod der Zerschmetterung ist dem Fallenden gewiß. Die wunderbare Schnee- und Gletscherwelt mit ihren gähnenden Abgründen, mit ihren kolossalen Riffen, mit ihren ungeheuren Eisthürmen, mit ihren zackigen Riffen und Gipfeln enthüllt sich den Blicken des erstaunten Wanderers. Nun müssen auch die Männer die mitgebrachten schwarzen Schleier vorbinden, denn kein menschliches Auge vermag der

Blendung durch die unüberſehbaren Schneemaſſen unbeſchützt zu ertragen. Dann wieder trifft man kleine Dörfer von Steinhütten, welche die Bewohner zum Schutz gegen Unwetter für ſich und ihre Heerden bauen. Selbſt in dieſer Oede von Stein und Schnee, hoch über allem blühenden Leben, zeigen ſich Spuren von der Menſchen Mühen und Sorgen. Nun geht der Pfad wie an einer ſenkrecht ſich erhebenden Mauer hinan; die Führer machen das zuvörderſt Scheinende erreichbar, indem ſie Stufen in das Eis des Felſens hauen, auf welchen, ſich mit den Händen anklammernd, die Bergſteiger hinaufklimmen. Hinauf iſt die Sache dem geübten Kletterer nicht übermäßig beſchwerlich; herunter, wo man nicht unter ſich ſehen kann und darf, für einen jeden im höchſten Grade bedenklich. Endlich iſt der Gipfel erreicht; wir haben das Auge an dem immer neu ſich geſtaltenden Gletſcherpanorama geſättigt auf der langen Wanderung, denn ſchon iſt es 8 Uhr Morgens. Hätten wir ſie ſpäter beendigt, ſo würde der Strahl der Morgenſonne ſogleich die Schneedecke erweicht haben und dieſe für den Wanderer nicht mehr zu paſſiren ſein. Die mitgeführten Lebensmittel an Wein und Vorräthen ſind ausgepackt und der irdiſche Adam wird mit ihnen geſtärkt. Die Erde und ihre Bilder liegen unter uns; die Grabesſtille ringsum wird nach längern Pauſen von einem donnerähnlichen Getöſe unterbrochen. Es iſt der Sturz der Lawinen, welche ſich in nicht weiter Ferne von den ungeheuern Schneemaſſen losgeriſſen haben und der Tiefe zueilen. Kreuzten ſie den Weg der Reiſenden, ſo würden ſeine Gefahren noch vermehrt werden. Endlich wird nach einem nicht langen Aufenthalt auf dem Rollen der Heimweg angetreten, der noch beſchwerlicher iſt als das Hinaufſteigen. Um 2 Uhr pflegt die Geſellſchaft wieder im Gaſthauſe anzulangen, mit ſtark gerötheten Augen und Augenſchern. Verſchwunden iſt der rauhe Nordwind, deſſen Wirken ſie noch ſoeben beläſtigte, mit ſeinem ſcharfen Zugwinde haben ſie auf der friedvollen Hochebene zu kämpfen. Dennoch bleibt davon am Tage noch genug, um vor drückender Schwüle geſchützt zu ſein. Auch im tiefſten Winter ſinkt die Kälte nicht über 12 Grad Réaumur. *)

*) Vgl. „Eine Beſteigung des Titlis" von Hermann Noll in „Unterhaltungen am häuslichen Herd", Jahrgang 1854, Bd. II, S. 161 fg.

Macaulay.

Nach ein Nachruf. Als Ergänzung zu Nr. 19 dieſer Blätter *)

I.

Für die Bedeutung Macaulay's und für das Weſen ſeiner literariſchen Wirkſamkeit gibt das treffendſte Zeugniß die große Verſchiedenheit in der Beurtheilung, die gleich nach dem Tode des berühmteſten Briten der Jetztzeit in den zahlreichen Organen der eigentlich ſtimmfähigen Kritik ſowol als auch in den politiſchen Blättern und in den großen Schichten des engliſchen Volks an den Tag trat.

Ein künftiger Biograph Macaulay's wird nicht ermangeln, dieſen Umſtand als höchſt bedeutungsvoll zu regiſtriren, — und allerdings mit Recht, denn nur den größten Geiſtern wird dies zu Theil. Der Genius wird in den Himmel erhoben oder er wird, weil er z. B. minder fleißig die Kirche beſucht, weil er die griechiſche Kunſt der romaniſch-chriſtlichen vorgezogen, weil er in der Kammer ſich zur Linken gehalten oder weil er die Politik ganz beiſeite gelegt, — von den Gegnern, ſei es von ſolchen, die, den ſchwarzen Mantel um die Schultern geworfen, ihm mit ernſter Stirn ſeine Sünden aufzählen, ſei es auch von ſolchen, die als überaus witzige Köpfe in weiten Kreiſen den Ton angeben und unerbittlich das Scepter der Tageskritik führen, mit ſtolzem Herabſehen oder mit ſpöttiſchem Achſelzucken in den Staub getreten. Doch dies alles beiſeit. Es handelt ſich für uns darum, unbeirrt vom Geſchrei der engliſchen Parteien, vom deutſchen Standpunkt aus Macaulay zu betrachten. Wir verſtehen unter deutſchem Standpunkte zunächſt einen ſolchen, der hoch wie eine Warte über den aufrühreriſchen und kämpfenden Wogen emporragt, immer aufrecht ſchauend und unbewegt vom ſprühenden Wellenſchaum. Wir meinen die Kritik, auf die wir als Deutſche ſtolz ſind, die wir von unſern großen Denkern, die zugleich die tiefſinnigſten Philoſophen wie die unparteiiſchſten Beurtheiler fremder Gedanken geweſen ſind, gelernt haben, — die Kritik, welche nichts anderes iſt als Dienſt der Wahrheit. Dieſe Kritik, ein Kleinod des deutſchen Geiſtes, iſt es, welche in den Gegenſtand nach allen ſeinen Beziehungen einzugehen

*) Unſer verſtorbener, geſchätzter Mitarbeiter Karl Arnold wird ſein Urtheil darin finden, wenn wir einen warm und beredt geſchriebenen andern Artikel Macaulay's, als der heutige, der Aufnahme nicht verſagen wollten.

D. Red.

sucht, welche frei und muthig alles wegwirft, was den Blick trüben könnte, und die wie Luther dann sagt: „So ist es; ich kann nicht anders.“ Auf diesem deutschen Standpunkt, wenn auch natürlich in der engen Ausführung, wie sie diesen Blättern entsprechen muß, stellen sich diese Zeilen und schließen sich hiermit in freudiger Anerkennung an jene, welche sie als Vorgänger an der Stirn tragen, und die sie eigentlich zu ergänzen, wenn auch zugleich durch Versuch eines Amendements zu berichtigen im Sinne haben.

So wie jede wahrhaft vollendete Statue, so ist auch der Mensch, und zumal der geniale, nicht ohne Postament. Es ist dem Menschen angeboren, sich von Kindheit auf durch Umgebung und Eindruck, durch Natur und Menschen zu entwickeln. Am deutlichsten zeigt dies die Lebensgeschichte großer Männer und unsere Culturdisciplinen haben daher nach dem Beispiel Rosenkranz', der selbst bei Kant, dem größten Genius der reinen Speculation und abstracten Kritik, eine solche durch Umgebung und Natureindrücke beeinflußte Geistesentwickelung nachwies, nicht versäumt, die Bilder der großen Culturheiden mit Sorgfalt und Studium gemeißelt, bedächtig auf entsprechendem Sockel und sogar mit zugehörigem Vordergrund, Grundgrün und Landschaft hinzustellen. — Auf was für einem Piedestal stand der Mann mit dem klaren, durchdringenden Auge, mit der Geschichtsrolle in den Händen, die er nicht einmal zu Ende geschrieben, als er hinuntersteigen mußte zum Heerenwinkel der Weltunsterblichen?

Er stand auf der größten politischen Bühne der Welt, — einer größern als die des Demos und Ochlos in Athen, und höher als die des weltbeherrschenden Rom, vor denen sie das voraushat, was das 19. Jahrhundert an Culturhöhe, sittlichem Schwung und Macht des Menschengeistes, aber auch an Mitteln der Intrigue und des Eigennutzes vor dem Alterthum. Vor den Augen Europas, das, an Absolutismus und damit kämpfendem Feudalismus erkrankt, neidisch und bewundernd hinüberblickte, entwickelte sich ruhig und bescheiden auf dieser glücklichen Insel ein Staatsleben und eine bürgerliche Gesellschaft, welche von Denkern und Philosophen als ein goldenes, überall anzustrebendes Ideal gepriesen wurden. Die glänzenden Entwürfe der Theorie wurden hier, was doch sicher nicht oft im Leben vorkommt, von der Realität übertroffen, sodaß die Staatskünstler Hammer und Meißel wegwarfen und sich vor [illegible] anbetend beugten. —

Es ist hier nicht der Ort, englische Staatsgeschichte zu treiben, aber einige Worte sind durchaus erforderlich.

Das eigentliche Fahrwasser für das englische Staatssystem, die wahre Aera der Macht und Weltherrschaft Großbritanniens begann mit der großen Revolution, als die volksfeindlichen Stuarts, die wie ein Unheil in Englands Stamm saßen, gestürzt waren und der Statthalter Wilhelm unter dem Jubel des Volks in London einging. Er war der erste jener Reihe von Königen in Europa, wie sie bis dahin nicht üblich gewesen; — jener Könige, welche ihre Hauptaufgabe darin fanden, nicht ihre eigene Gewalt gegenüber dem Volke, sondern in der Macht, dem Wohlstand und dem Ruhm ihres Volks ihren eigenen Ruhm und ihre eigene Herrschaft zu suchen. Die Old constitution kam durch Wilhelm den Compromißfreundlichen zu einer solchen Blüte, daß sie später nicht mehr des guten Willens der George bedurfte, sondern stärker und ehrner als das Königthum, fest wie Britannia im Meeresgrund dastand. Und so spann sich das englische Staatswesen durch anderthalb Jahrhunderte, zwar gleichfalls durchweg vom Parteienkampf (denn wo ist Großes im Leben nicht unter Kämpfen errichtet worden), aber eben deshalb um so glänzender bis auf unsere Tage fort. Hier feierte der germanische Geist seine glänzendsten Triumphe; denn wo in der Geschichte ist mehr Macht nach außen mit mehr Freiheit nach innen, mehr Reichthum und Herrschaft mit mehr sittlicher Kraft und Würde, mehr Mittel zum socialen Ruin mit mehr Kraft und Willen zur Mäßigung und wahren Selbsterhaltung vereinigt gewesen? Blickt in diese Geschichte, schaut weit um euch her auf das kleine England und Schottland, menschenbelebt und industriegefüllt, auf den weiten Ocean, von englischen Masten durchzogen, auf British-America, auf das europäische Indien, voller Gold und Edelsteine, voll Millionen von Mohammedanern und Buddhisten, — laßt auffahren vor eurem Blick die Hunderte englischer Heroiden, laßt schallen an euer Ohr die warmernsten Reden des Altmeisters Burke, des gewaltigen Pitt, des hochgenialen Fox, des Sonnenhellen Brougham — und ihr werdet sagen: Hier feiert der Menschengeist seinen Triumph, hier ist es des Mannes werth, geboren zu sein.

Und diese Geschichte, diese Menschen voller Kraft und Thaten, diese Reden des Gedankens und der Leidenschaft, aneinanderstürmend mit der

Julie.

Es muß wohl sein, daß ich an meinem Mann nur immer jene finstere Stimmung gewohnt war. Nun er plötzlich so heiter und lebensfroh geworden ist, kann ich mich wohl an den schnellen Wechsel nicht sobald gewöhnen.

P. Fels.

So etwas muß es wohl sein. Denn sonst, Frau Assessor — nehmen Sie mir's nicht übel —

Julie.

Ich bitte Sie, lieber Fels, was glauben Sie denn? Wenn mich etwas verstimmte, so wäre es höchstens, daß es einer bloßen Unterredung mit Ihnen, einer veränderten Lebensweise, und fast möcht' ich sagen, nur einer andern Diät bedurfte, um aus Heinrich's Gemüth eine Verstimmung zu entfernen, die mich Jahre lang unglücklich gemacht hat. Von wie geringfügigen Dingen hängen wir armen Frauen doch ab!

P. Fels.

Alle Menschen — alle Menschen, liebe Frau von Jordan. Zur rechten Zeit ein Aderlaß, ein Bad, regelmäßige Bewegung — Sie glauben nicht, was man mit solchen Mitteln ungeschehen machen könnte. Die ganze Weltgeschichte würde eine andere Gestalt haben, wenn die Menschen in der Diät mehr Aufmerksamkeit auf sich selbst gehabt hätten.

tigen Klange des Worts und der europadurchtönenden Rede, der die Fürsten auf ihren Thronen zitternd lauschen und auf die die Völker jubelnd hoffen, — viele Menschen von Erz und Marmor, viele Charaktere von Fleisch und Blut — sie sollten nicht ihren Dichter, ihren epischen Erzähler finden? Und um so mehr, als ja Alt-England weiß, daß es die Blütenjahre zurückgiebt, daß seine rauschende Jugend, wo es gleich den Helden des Alterthums ungeübt Ausflüge in die fernsten Weltgegenden und Inseln machte, dahin ist? — Ist nur Haus- und Familienintrigue, — ist nur flogende Mondscheindust und jugendlicher Liebesschwärmerei oder nur verschollener Balladenstoff und dem Urzustand nachjagende Schwermuth es werth, daß sie der Dichter benütze? Schaut auf Shakspeare, den größten der Dichter, seine ewigen Gestalten sind solche, die auf der großen Lebensbühne gekämpft und gestritten. Des Dichters Geist umweht sie; seine Hand hat sie mit dem göttlichen Meißel in Menschenworte und Menschengedanken gehauen. Die großen Dichter aller Zeiten sind der Natur nachgegangen und haben „tief ins Leben gegriffen", und dadurch sind sie spätern Zeiten und Geschlechtern verständlich geblieben.

Wir wollen hiermit nur jene zurückweisen, welche vielleicht in den obigen Worten einen Angriff auf die Rechte der Poesie finden dürften, weil sie gewohnt sind, den Poeten nur zwischen den Sternen und auf Wintersflügeln, nur im lampenbeleuchteten Pathos und im Rührei einherspazieren zu sehen. Irrig würde durch Unterordnung der Poesie unter den Zweck der Geschichte, etwa wie des Opernverses unter die Musik, der Selbstzweck der erstern aufgehoben; aber in Macaulay sehen wir eine Unterordnung der Geschichtswerke unter die poetische Gestaltung, wir sehen ein Meisterwerk realistischer Dichtkunst, wie sich kaum ein zweites damit messen darf. Was anbetrifft das innerste Seelenleben und die historische Geistesentwickelung der meisterhaft entworfenen Gestalten, aus dem stillen Werden der Seelenkräfte abgehoben und in Fleisch und Blut, in Rubens'sche Farben umgegossen, — was anbetrifft Cultur- und Sittenmalerei, die klar wie der blaue Himmel uns erleuchtet und anlacht, — und endlich die kleinen Stätten und verborgenen Seiten- und Kreuzwege des Lebens und dessen warmen Pulsschlag — welchen anerkannten großen, nicht als Geschichtschreiber auftretenden, sondern unverkünstelten Dichter, aus der Nähe oder aus der Ferne, kannte man über Macaulay setzen? Wir sind weit entfernt, etwa Macaulay mit den ersten Dichtergenien in eine Reihe zu stellen; ein Genius wie solche giebt nicht das Gewand des Historikers an. Aber ein Dichter und großer realistischer Meister war jedenfalls der Geschichtschreiber Macaulay. Einer der letzten jener kühnen englischen Staatsmänner, welche die germanisch-sittliche und ausgleichende Constitution geboren hatte, sang er, ein whigistischer Barde, ihren Ruhm. So wie Mirabeau, wenn er Poet gewesen wäre, einzig und allein seine Genialität, die Volksleidenschaft, besungen hätte, so gestaltete der episch und künstlerisch hochbegabte Macaulay ein Jahrhundert der Geschichte seines Vaterlandes zu einem großen Epos ganz eigener Art. Die Weise, wie er dies that, lag in der Natur der Sache. Eine Idee, der Jahrhunderte zur Unterlage, zum Fleisch und Blut gedient, wird am besten verkörpert durch Zusammenziehung der Zeiträume selbst. Es geschieht dramatisch oder erzählend. Hier bewegte sich sein feiner und klarer historischer Sinn, die Riesenkraft seines Gedächtnisses mit dem Ideal, das seine Brust erfüllte, und mit der classisch glänzenden, diamantharten und doch sich schmiegenden Darstellung, um ein Geschichtswerk hervorzubringen, wie es in dieser Art und Vollkommenheit zum ersten male der staunende Welt überraschte. Nur so läßt sich Macaulay's Geschichtswerk erklären, daß man in ihm den Dichter sucht und verliert. Darin liegt das Eigenthümliche dieses großen Werks, welches gleich bei seinem Erscheinen Tausende von Herzen in und außer dem Vaterlande hingerissen. Geschichtswerke pflegen nicht hinzureißen und sollen es auch nicht, denn die Geschichte ist das Gericht: Klio ist ruhig und erhaben, aus ihren Augen spricht der wägende und abmessende Verstand, die die Linie nach Ursache und Wirkung sichtende Vernunft; sie sucht den Causalnexus im Gewühl des Geschehenen, und lehrt die ewigen Gesetze der Weltordnung erkennen. Hat euch Thukydides, Griechenlands größter Historiker, hat euch Gibbon, der gedankenreiche Britte, hat euch Gervinus, Deutschlands edelstes und reinstes historisches Genie — hingerissen oder begeistert? Wol aber thut's Schiller, der Dichter, in seinem „Dreißigjährigen Krieg", diesem poetisch schwunghaften, protestantisch einseitigen, die Idee der Aufklärung verherrlichenden Geschichtswerke, dessen Wichtigkeit jedoch weit hinter der Macaulay's zurücksteht.

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

Berliner Anſichten.

VI

— Preußen beſitzt einen neuen Prinz Louis Ferdinand! Wir wiſſen nicht, ob ſein Privatleben ſo romantiſch iſt, um eine künftige Rahel Levin-Stadt zur poetiſchen Darſtellung zu begeiſtern; wir wiſſen nicht, ob auch die Liebe zur ſchönen Kunſt und Literatur in ſeinem Herzen Opferaltäre errichtet hat; aber die Armee ſelbſt ganz für ſich einzunehmen ſein und ſeine energiſche Art, ſich zu äußern, muß auch ſchon denſelben Anſtoß erregen, den Prinz Louis Ferdinand in ſeiner eigenen Sphäre fand.

Gewiß iſt, daß einer unſerer Prinzen mit dem tiefſten Ernſt danach ſtrebt, auf dem geiſtigen Felde Eroberungen zu machen und für die Ausbildung unſerer Armee zu wirken. Seit lange machte in militäriſchen Kreiſen nichts ſo viel Aufſehen als die ſchriftſtelleriſchen Arbeiten des Prinzen Friedrich Karl. Der Prinz hatte am 18. Januar d. J. in Stettin den Offizieren einen Vortrag über die Weiterbildung der franzöſiſchen Armee im allgemeinen wie ſpeciell über die Ausbildung des einzelnen Mannes und die Gefechtsweiſe der Franzoſen gehalten. Infolge einiger Einwürfe, die ihm von andern Militärs gemacht wurden, unterzog er ſich der Arbeit eines noch detaillirtern Aufſatzes. In beiden Abhandlungen feſſelt vorzugsweiſe die philoſophiſch richtige und klare Auffaſſung der menſchlichen Natur, aus welcher heraus der Prinz ſeine Lehrſätze conſtruirt, um den militäriſchen Geiſt in ſeiner Vollendung zu jener Selbſtändigkeit zu erheben, die bei den Franzoſen ſo maßgebend jeden einzelnen mit vollſtem Selbſtbewußtſein zum Helden und Sieger macht, indem wir gegenwärtig durch zu viel Parademarſch und Drillen die innere Freiheit und das Selbſtbewußtſein tödten. In dieſen Arbeiten documentirt ſich, daß der Prinz in weiteſter Peripherie ſein Studium gemacht hat, daß ſeine Betrachtung Geiſt und Körper zugleich erfaßt. Er hat unzweifelhaft ſelbſt geſehen und richtig beurtheilt, welche Hebel in Frankreich in Bewegung geſetzt werden, um mit der körperlichen Ausbildung und Gewandtheit, die durch Fechten, Schwimmen, Turnen, den Pas de gymnastique, der ſo bedeutungsvoll im letzten Kriege ſich bewährte, jene Leichtigkeit und Sicherheit dem Kämpfenden zu gewinnen, wodurch allein er Sieger über den ſchwerfälligern Gegner und auch dem geiſtigen Moment des Ehrgeizes eine Sprungfeder aufgeſtellt wird, um durch alle Arten von Auszeichnung den perſönlichen Heldenmuth anzufeuern. Wir fühlten uns bei Lectüre dieſer Aufſätze lebhaft an das erinnert, was im vorigen Jahre, während des italieniſchen Kriegs, in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" unter der Aufſchrift „An die Befehlshaber unſerer Krieger" S. 639 fg. zu leſen war.

Inwieweit der Prinz in ſeinen rationellen und ganz vorurtheilsfreien, von tiefſter Vaterlandsbegeiſterung getragenen Anſichten mit ſeinem Kriegsherrn übereinſtimmt, iſt nur dunkel bekannt geworden. Doch hat die geiſtvolle Behandlung dieſes Themas dem Prinzen Friedrich Karl allgemeine Bewunderung eingetragen. Preußen weiß jetzt, daß es einen hellen Stern an ſeinem Horizont glänzen hat und daß ein junger Fürſt voll Energie der Aufgabe ſeiner militäriſchen Miſſion in geiſtig regenerirender Weiſe thätig iſt. An einer Stelle ſeines Vortrags heißt es, daß es freilich noch viele geben würde, die ſchwer von dieſer oder jener Verbeſſerung zu überzeugen ſein würden, Leute, „für welche es auch am hellen Mittag nicht Tag iſt" — ſolche zu überzeugen, könne natürlich nicht ſeine Aufgabe ſein. Der unmittelbare Erfolg dieſer Vorträge zeigt ſich darin, daß man die Turn- und Fechtübungen in ausgedehnterm Verhältniß als früher in Kraft treten läßt und daß einige Compagnieführer, von der Wahrheit ſeiner Worte, „die vaterländiſche Geſchichte als Fundament des nationalen Selbſtbewußtſeins zu legen", durchdrungen, derartige Vorträge bereits angeordnet haben. Prinz Friedrich Karl wird als praktiſcher General von der Anſicht geleitet, daß wir, wenn man unſerer Armee die richtigen Wege der Entwickelung durch Beachtung der Geiſt und Körper immanenten Geſetze bahnt, ſie überdem mit der Fechtweiſe der Franzoſen vertraut macht und ſie bis zum jüngſten Offizier herab ohne jene ſtets hemmende Beſorgniß um die Verantwortlichkeit einſchüchtern, dieſe gewandten und kühnen Feinde dennoch nicht zu fürchten hätten. Gewöhnt man aber die jungen Offiziere an die Phraſe: „Das iſt mir nicht beigebracht worden!" oder droht ihnen à la Prinz von Homburg für eine durch „Inſubordination" gewonnene Schlacht mit dem Tode, ſo läßt ſich über jede Feigheit ein Deckmantel werfen, jede kühne That wird im Keime erſtickt. Wehe einer Armee, in deren Reihen nur Angſt und Schrecken vor den Vorgeſetzten herrſchen!

Wehe einer Armee, wo die Obersten und Generale sich geberden wie die Profeten oder nur zugeknöpfte berittene Geheimräthe sind! Die französischen Offiziere haben, wie gleichfalls die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" schon so oft gesagt haben, etwas Stylentisetes. Eine pedantische Armee war die, die bei Jena geschlagen wurde.

Die „Militärvorlagen" sind denn nun glücklich, wenn auch nur vorläufig „provisorisch", durchgegangen.

Die langerwartete Kammereröffnung, die darüber zu entscheiden hatte, fand, nachdem ihr allerdings die Kampfesspitze durch die am 12. Mai vorausgegangene Eröffnung des Finanzministers abgebrochen war, am 15. Mai bei überfüllten Tribünen statt und sah man eine große Anzahl jüngerer wie hochgestellter Militärs unter den Zuhörern, um, wenn auch an der Bewilligung der 9 Millionen nicht zweifelnd, doch Zeuge der Art und Weise dieses bedeutungsvollen parlamentarischen Actes zu sein. Das Ministerium war vollzählig erschienen und vor allen richtete sich die Aufmerksamkeit auf den Kriegsminister, Herrn von Roon. Seine Erscheinung hat etwas Martialisches. Er ist von großer, stattlicher Gestalt und Haltung, in der man den preußischen Militär nicht verkennen kann. Da er in frühern Jahren vielfach als Lehrer fungirte, so ist er auch der freien Rede ziemlich mächtig, wobei er von einem guten Organ unterstützt wird. Es bot sich ihm in der bezeichneten Sitzung eine Gelegenheit dar, gegen den Berichterstatter der Commission, Herrn von Vincke, eine Lanze zu brechen, indem derselbe der Regierung „Ungeschick" vorwarf. In diesem kurzen Turnier stand das Recht auf der Seite des stets pikanten parlamentarischen Streites — dem ich übrigens nicht immer ein solches zuerkenne. Hier hatte er in milder Weise jene noch vor Genehmigung der fraglichen Summe ertheilte militärische Ordre so bezeichnet, eine Ordre, die allerdings angethan sei, Mißtrauen zu erwecken und jedenfalls acht bis zehn Tage später organischer in das constitutionelle Gefüge gepaßt haben würde. Die kleinen hier und da aufsiedernden Debatten verklangen schließlich in der Einheit der Stimmen gleichfalls zu einem harmonischen „Ja!" Jedoch mit scharf accentuirtem Vorbehalt wurde das Wort „einstweilig", d. h. in Anbetracht der kritischen Lage Europas, ausgesprochen.

Daß interimistische Zustände nie Segen bringen — namentlich nicht in einer Zeit, die ihrer innersten Wesenheit nach, eben weil sie so vieles in Frage stellt, nach einem organischen Ganzen, das für die Zeitverhältnisse paßt, aus innerster Nothwendigkeit drängt — liegt auf der Hand. Dabei hat das Auskunftsmittel nach keiner Seite hin befriedigt, weder die liberale noch die Kreuzzeitungspartei. Man fragt, was nach dem großen Interimistikum, das in den combinirten Regimentern ein wahres Quodlibet von Uniformen zusammenstellt (da die Offiziere nur als „commandirt" denselben zugetheilt sind), kommen werde, wenn im nächsten Jahr der alte Kampf von neuem beginnt. Die aus ihren Regimentern Commandirten sind überdem in die kritische Lage versetzt, nicht zu wissen, ob sie ihren abgetragenen Rock durch einen in der Farbe und dem Schnitt ihrer eben verlassenen oder der neu combinirten Stellung sollen ergänzen lassen. Man sieht, um dem Humor auch dabei Rechnung zu tragen, zu Uniformen zum Umwenden, das Futter möglicherweise auch zum Herauskehren, je nach künftiger Bestimmung.

Auf Winter- und Frühjahrseindrücke komm' ich nicht mehr zurück — — Ich höre auf, Oden zu singen auf die schöne Gräfin P. — — Nur die Einweihung des neuen Palais Pourtalès will ich erwähnen. Diese Lokalität sowol wie die Festlichkeit bezeugte den Geschmack des vielgereisten Besitzers, der mit dem Schein der Einfachheit einen Luxus entfaltet, der harmonisch wirkt, weil alles in der Peripherie sich Ausdehnende doch wieder zum Mittelpunkt im bewunderten Einklang steht. Von der Marmortreppe durch die Enfilade einer reichen, werthvollen Zimmerausstattung bis in das Bijou, das Boudoir der Gräfin, ist alles verwebt, was Wohnlichkeit, höchster Comfort und Eleganz vereinen kann; selbst die kunstvoll maskirte Argenterie wie das Tafelservice fordert die Bewunderung der Gäste heraus. Noch ehe man sich trennte, cumulirte das mit allgemeinem Beifall aufgenommene Impromptu eines Gastes, der beim Scheiden der liebenswürdigen Wirthin mit Courtoisie sagte: „Madame, c'est un palais enchanté, il n'y manque rien, pas même la fée!"

Es scheint, als erhoben überhaupt die „ältesten märkischen Grafen" ihr Haupt höher als sonst und als wollte der Adel nicht nur in der Opposition sich seinen Schwerpunkt bilden, sondern thun auch, wie in Oesterreich, den Winter über hier durch Glanz und Reichthum kennzeichnen, da sich

mehrere jener Herren Paläste bauen lassen, um sie im Winter zu bewohnen. Man behauptet, Graf Arnim hätte diese Idee speziell angeregt, wenigstens ist er selbst mit gutem Beispiel vorangegangen. Sein Hotel auf dem Pariserplatz, das dem Palais des Grafen Redern nahe liegt, zählt als ein bedeutungsvolles der reichen Aristokratie. Ebenso steht am Wilhelmsplatz das Hotel des sehr begüterten Herrn von Behr-Negendank seiner Vollendung entgegen, um im nächsten Winter von seinem Besitzer bewohnt zu werden. So erfreulich für eine Residenz dergleichen Zuwachs ist, so wäre nur zu wünschen, daß mit dem aristokratischen Selbstbewußtsein auch die Erkenntniß seiner hohen und schönen Aufgabe, die echte Stütze eines Throns zu sein, der ohne eigene Geltendung sich nicht mehr an das reckenhaft Vorzeitliche einer ersitzenen Kaste anschließen darf, ihm klarer und klarer würde, für welche Erkenntniß uns leider die neuesten Vorgänge keine Hoffnung geben.

Das Frühjahr brachte uns den sich allwöchentlich wiederholenden „Corso". Die Berliner scheinen sich diesem ausländischen Vergnügen mit großer Wonne hinzugeben, denn der letztverflossene bot ein Bild, wie man nur zur Zeit der lebendigsten Prateriahrten in Wien sehen kann. In das großartige Farbenconcert von eleganten Equipagen und exquisiten Toiletten mischen sich laute und gebrochene Töne als humoristische Abwechselung. Eine Droschke hier, dort ein berliner Straßenbube, der mit wahrem Genie sein Bouquet den Damen ins Gesicht wirft und doch stets in der Hand behält, um den Wurf zu erneuen, wozu eine angebundene Schnur ihm behülflich ist — Reiter mit Kränzen über dem Arm, ihren Gegenstand im Galopp suchend oder verfolgend, alles das läßt, wie bei jenem echten Corso auf italienischem Boden, die Noth der Gegenwart vergessen und sich in sorgloser Freude für Stunden dem bunten Treiben hingeben. Musikchore, Blumenverkäuferinnen und ein Durcheinander aller Gesellschaftskasten vervollständigen dieses unschuldsvolle Chaos, aus dem allerdings nichts Großes geboren werden wird.

Die Herren der Kammer wie die Minister sahen mit Sehnsucht dem Schluß ihrer vielbewegten, wenig erquicklichen Sitzungen entgegen und viele der letztern rüsten sich, in Kissingen oder Homburg die erregte Galle zu beschwichtigen. Man sprach von einem — nein, von zwei Duellen, die noch den „le roman Vincke" bedrohen. Doch wird Held Aja, wie bisher, auch diesmal mit blauem Auge, d. h. einer zufrieden stellenden Erklärung, davonkommen.

Ueberhaupt sieht es friedlicher aus. Das Ministerium hat sich erhalten und die Gewitterwolken des Kriegs ziehen sich wieder gen Süden. Sicilien und die Türkei sind eine Diversion, als wenn sie die berliner Börse oder unsere Staatsschuldenverwaltung eigens erfunden hätten.

Zur Berichtigung. Wir erhalten von Herrn von Alvensleben einige Data, die den in Nr. 31 dieser Blätter befindlichen Aufsatz des Herrn von Diebenfeld: „Eine Begegnung mit de la Motte Fouqué", theils ergänzen, theils berichtigen.

Die „Adelegnung" wurde, Herrn von Alvensleben zufolge, nicht von der deutschen „Adelskette" begründet. Sie enthielt „zwischen den Zeilen" nichts zu lesen, was nicht im Programm offen ausgesprochen wurde. Unzufriedenheit des Herrn von Fouqué mit der Führung seiner Zeitung ist dem verantwortlichen Herausgeber derselben nicht bekannt geworden.

Anregungen.

Literarische Satire.

Im Charakter der Platen'schen, früher Schlegel'schen und Tieck'schen poetischen Polemik erscheinen nur noch selten literarische Satiren. Die Polemik entbehrt der Feinheit. Ein grober polemischer Ausfall in maßloser Prosa liegt der Tagesstreit bequemer als eine feine Arbeit im Stil des Aristophanes.

Mit Vergnügen wird man die kleine Publication lesen, die unter dem Titel „Satiren" (Dresden, Heft. 1860) erschienen ist. Diejenigen Partieen, die der Andeutung ihrer Beziehlichkeit leicht zugänglich sind, werden auf jeden Fall belacht werden. Anderes ist allerdings viel zu dunkel und zu abstract gehalten.

Den Ausfall auf die Schillerstiftung als „Schillerspinel" wird kein Vorurtheilloser billigen. Das Jakob Grimm'sche Wort ist nur von denen wiederholt worden, denen es gerade in ihren übrigen Kram paßte. Die Idee der Schillerstiftung als Kränze spendender Akademie haben die Gründer selbst gehabt und werden sie ausführen, wenn die Mittel dazu da sind. Hier zeigt sich nur aber über Geringes zu verfügen und der Hauptgesichtspunkt bleibt die Bedürftigkeit, wo sich denn freilich die „Oeffentlichkeit" der Berichterstattung, die mögliche Analo-

tung der Gründung das Unglück in den illustrirten Journalen, die möglicher Verletzung der Gemeinnützigkeit des Unterstützen selbst u. s. w. ausschließt. In Frankreich sagt die wortige Stiftung gleicher Tendenz „Der Verwaltung ist das absolutes Stillschweigen auferlegt." In England „Schimpfliche Auskoppung irgend, der eine Unterstützung nennt." Als die Satzungen der Schillerstiftung in Dresden berathen wurden, wurde mit 9 Stimmen gegen 3 die Oeffentlichkeit abgewiesen.

Einhundertundvierzig Männer aber wissen in Deutschland, wenn die Schillerstiftung unterstützt. Zwanzig Comités, jedes mindestens aus sieben Personen bestehend, controliren und sprechen ihre Wünsche oder Rügen aus. Will sich Deutschland mit einer Fürsorge, die in irgendeinem Organisationsfalle 140 wohlberufene Männer für das Allgemeine übernehmen, nicht beruhigen und soll jeder einzelne rufen dürfen: „Ich will aber auch dabei sein und meine, meine Stimme ist auch zu hören", dann scheint uns Deutschland zum Untergang reif.

Daß sich zweideutige Existenzen zur Schillerstiftung drängen, ist nicht zu leugnen. Ekkehard genug ist, daß sie abgewiesen werden.

Schauspielerleo.

Vor einigen Monaten entleibte sich in Dresden ein achtzigjähriger Schauspieler, ein ehemaliger preußischer Officier adeliger Herkunft — in der Theaterwelt bekannt unter dem Namen Julius, ein Komparse der alten Zeit des dresdener Theaters, Zeitgenosse der Werdy, Burmeister, Pauli, ein Marinelli ersten Ranges, von Tieck in seinen „Dramaturgischen Blättern" in seitenlangen Aufsätzen gewürdigt — und nicht eine Silbe eingehender Erinnerung in der gesammten Presse, ja nicht einmal drei Zeilen in — dresdener Blättern selbst!

Achtzig Jahre alt geworden und des Lebens überdrüssig bis zum Selbstmord! Man mag gestehen, schon allein dies Faktum hätte manche Feder veranlassen dürfen, eine so verdüsterte, menschenfeindliche Hypochondrie zum Gegenstand einer kurzen Betrachtung zu machen. Julius lebte in Dresden in völliger Gleichgültigkeit für die Hofbühne, von der er eine Pension bezog. Er trat vor mehr als 20 Jahren aus Mißmuth um eine Rolle ab und gab die Aussichten zu einer größern Pension mit Gleichgültigkeit hin. Er lebte in einer düstern Strenge, las, ging spazieren, grüßte niemand, duldete keinen Umgang, der ihn an Künstler erinnerte, die nach ihm kamen, selbst ein Buch, wie Gaudy's „Dreißig Novellen", gab er ungelesen zurück.

Wir kannten ihn nicht und wissen nur, wie eingehend Tieck über ihn geschrieben hat. Man nennt eine Reihe von Rollen, in denen er vorzüglich gewesen sein soll. Vielleicht fühlt sich irgendein alter Freund des Theaters veranlaßt, über den Verschollenen für unsere „Unterhaltungen" in der Weise ein Wort der Erinnerung zu schreiben, wie wir ein solches über Pauli gebracht haben.

Neue Gedichte.

IV.

Der Dichter der „Bilder und [illegible]" (Breslau, Trewendt, 1860), Freiherr Hugo von Blomberg, ist in berliner Kreisen als Dichter und Maler bekannt. Seinen beiden Talenten fehlt doch die Kraft der Schwinge, ihn immer sicher „über das „Gewöhnliche" dahinzutragen. Eine leicht erregbare und des Schönen nicht unkundige Phantasie, eine schnell gestaltige Hand, große Gewandtheit, selbst in dem schwierigen Versmaß der Terzinen, bezeugen die vorliegenden Gedichte. Vom Fernsten wie vom Nächsten hat der Dichter seine Bilder geholt, bald aus alten Legenden, verblaßten Malereifedern, bald von der Straße der Tag verbindende Band aller ist der malerische Effect. Die ethische und sittliche Bedeutung des Geschilderten kann nicht hoch angeschlagen werden, doch die Lebendigkeit der Darstellung, ihr Farbenglanz, das „Fa presto", das aus jeder Zeile spricht, übt einen gewissen Reiz aus.

Die kleine Gedichtsammlung von Eduard Werner: „Hinaus" (Berlin, Janke, 1859), erfreut durch ihr kräftiges und frisches Gefühl und die Einigkeit ihrer Naturbetrachtung. Es ist ein harmloses, sich der Grenzen seiner Kraft wohlbewußtes Gemüth, das diese anmuthigen Herbst- und Frühlingslieder gesungen. Ist es dem Dichter auch nicht immer gelungen, seinem beschränkten Stoff neue Töne zu entlocken, so hat er doch selbst die alten durch die ihm eigene lebensfrohe Weise neu belebt.

Gedichte in ihrem Wollen treten drei poetische Erzählungen auf: „Alt und neue Welt, zum Besten der Schillerstiftung herausgegeben als Jubelfestgabe aus Westpreußen" (Berlin, Schlingmann, 1859). Ein gewisser Schwung, poetische Fülle, die leider nur zu sehr an die Ueberschwenglichkeit der österreichischen Dichter gemahnen, sind überall unverkennbar. Aber wir haben wiederholt in diesen Blättern auf das Gebrechliche hingewiesen, jede Anekdote zu einem „Epos" zu verarbeiten. Der Gegensatz zwischen dem Formenreichthum und dem absolut nichtigen Inhalt ist zu grell, als daß er nicht auf dem Gebiet der Schönheit in das der Häßlichkeit überschlagen sollte. Am meisten hat uns von den drei poetischen Erzählungen „König Ludolf, Kaiser Otto's Sohn", angesprochen.

Als ein weit anderer Meister in der Form der Ballade stellt sich Gisbert Freiherr von Vincke in seinen „Gedichten" (Berlin, Nicolai, 1860) dar. Viele seiner westfälischen Erzählungen sind in der Kraft ihrer Darstellung und Treue des Lokaltons musterhaft zu nennen. Es fehlt ihnen, um Volksbücher zu werden, vielleicht ein stärker hervortretendes, melodiöses Element und hier und dort eine leicht zu gewinnende kürzere Fassung. Daneben beweist der

Dichter in dem Märchen vom „Rubin" tut anmutige und gefällige Spiel seiner Phantasie. Wir möchten nur die in einem der Lieder angewandte Lerginenform nicht recht für den Stoff geeignet finden. Schon Chamisso hat unsers Bedünkens die Lergine viel zu oft am unrechten Orte verwandt. Die angefügten Uebertragungen sind, wenigstens in den Uebertragungen aus Virgil und Horaz, von musterhafter Sorgfalt.

In einer dritten Auflage erscheinen, vielfach vermehrt, die „Gedichte des Rothenburger Einsiedlers" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1860). Sie werden Freunden der „geistlichen" oder, wie andere jetzt ganz offen von sich bekennen, der „frommen" Muse willkommen sein. Durch eine lange Reihe von Jahren, 1826—58, ziehen diese Gedichte, ohne einen wesentlich veränderten Ton. Am freiesten und schönsten bewegt sich der Dichter in der Betrachtung der Natur. Hier sind sich allerdings die Muse und Gott am nächsten.

Osmanische Poesie.

Julius Hammer will uns in „Unter dem Halbmond" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1860) die Blüten der osmanischen Dichtkunst, die Reinheit ihrer Gedanken, die Fülle und Fülle ihrer phantastischen Bilder in treuer Form wiedergeben. Es soll eine Form sein, die sich weder allzu weit von dem orientalischen Charakter entfernt, noch unser Gefühl durch eine leere Wortspielerei oder übertriebene Phantastik verletzt.

Die beschauliche Stimmung des Dichters, die ihm schon so viel Freunde erworben, sein, den Gleichnissen und Sprüchen des Orients zugewandter Sinn sprechen sich auch hier wieder in gefälliger und anmuthiger Weise aus. Die meisten dieser Gedichte werden in einer stillen Stunde der Betrachtung wohlklingend in dem Herzen des Lesers widertönen.

Es wohnt ihnen zunächst das Einschmeichelnde, Geistreiche, Spielende, Lebhafte inne, worin der höchste und allerdings einzige Werth der orientalischen Poesie Mirza-Schaffy's und Hafis' und des Rückert'schen Brahmanen zu setzen ist. In den seltensten Fällen gehen ihre Gedanken über die Horazische Lebensweisheit hinaus. Ihre Cypressen und Hyazinthenlocken der Geliebten wiederholen sich in großer Einförmigkeit und den irgendein persisches oder osmanisches Lied zu Ehren Gottes sich mit dem Schwung der Psalmen oder der Erhabenheit Hiob's vergleichen könne, wird niemand behaupten.

Soweit der Dichter in diesem sehr engen Kreise — der Liebe, des Weins, der Lebensbetrachtung — schöpferisch, original und vor allem erhebend und erquickend sein kann, ist es die Muse Hammer's gewesen. Einige Wunderlichkeiten, einige allzu gezierte Vergleichungen waren bei einem solchen Versuch, „osmanisch" zu dichten, nicht zu vermeiden. Nicht immer hält sich der „bemützte Derwisch" auf der Höhe des Weisen, von der Lucrez spricht, sondern er fragt auch zuweilen auf die Lebensangel eines Predigers, der nur noch Effect hascht. Doch der Eindruck des Ganzen ist wohlthuend.

Warum aber nahm der Dichter Abschied von Osmanen nach? Diese Frage wird sich dem Leser unwillkürlich aufdrängen. Die beiden schönsten Gedichte der Sammlung (S. 83 und S. 100), sind vom Autor selbst und ganz durchweht vom deutschen Geiste und dem Hauch der griechischen Musen.

Wir setzen sie her:

Soll ich im Moslemstreite
Wenn die Becher leeren,
Laßt in meiner deutschen Weise
Mich auch frei gewähren.

Fragt ihr mich, warum ich träumend
In den Becher schaue,
Glas mir verlend, was mir schäumend
Duft der Quell vertraue?

Doppelflamm'gen Elementes
Schönes Wintervieren,
Abendlande und Orientes
Ineinanderscheinen!

Laßt mich schwärmen, laßt mich glühen!
Ob ich auch ertrunken,
Steigt ins Herz mir heimlich Blühen
Wunderhelle Funken.

Längst Vergang'nes ist mir Gegenwart,
Klingert süße Märchen;
Traut verschlungen mahn als Schwestern
Sich und Klarchen.

Jen' erzählt vom Paradiese,
Das herüberscheine,
Und ein rührend Lied sagt diese
Vom geliebten Rheine.

Ihren Stimmen, still verlauschen,
Lausch' ich, bis ich beide,
Poesie und Ueberrauschen
Nicht mehr unterscheide.

Ungläubig hebet heute meinen Sinn
Der ganze Schrick von Nun, Dschelaleddin;
Des Hellasvolkes Musen waren gestern
Vor mir im Traum, die neun verwirrten Schwestern.

Bleich, aber schön, mit leisem Tanz umschwebten
Mein Lager sie aus Nebelglanz Gewebten.
Nun, da es wieder Nacht ist, hält gefangen
Die Seele mir ein zauberhaft Verlangen.

Die dunklen Schrift liegen still im Hafen,
Die Wogen schweigen und die Menschen schlafen, —
Mich aber sucht die Nah'; die Brust gefreuten,
Sehn' ich mich nach dem Hellenlied des Alten.

Steig auf, Homer, du bist zu Gast geladen,
Heb' an Gesang vom Zorn des Peleiaden,
Und mit Gesang beschwöre mir im Herzen
Den Unmut und des Mitbewerbers Schmerzen!

Für die Schillerstiftung sind beim Dresdener Vorstand ferner eingegangen: 21 Thaler als Ertrag der vorjährigen Aufführung zu Darlehen durch Herrn Kirchhofrath Dr. Engelhardt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 38.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Die Blumenmalerin. Von Franz Marx von Gaudy. — Nazarener. Noch ein Nachruf. Von Friedrich Görr. II. — Lamentirte. Von D. Henning. I. — Ein Zeitgemälde Shakespeare's. — Neue Romane und Novellen. III. — Gedanke von Daniel Stern. — Alte Sprichwörter. — Briefkasten. Von H. Hirsch.

Die Blumenmalerin. *)

Nahe der Königsholmer Brücke zu Stockholm, im Mittelpunkte des bewegten Handels von Schwedens Hauptstadt, steht ein stattliches steinernes Haus mit Blechplatten gedeckt, das sich von den eingenommen gelegenen großen Privatpalästen wol äußerlich unterscheidet, in seiner innern Einrichtung jedoch an Geschmack und reicher Kunstausstattung sich den Schlössern der schwedischen Aristokratie zu jener Zeit vergleichen durfte, als der Leibmedicus Blackwell mit seiner jungen Frau dasselbe bewohnte und nach Neigung und Bedürfniß eingerichtet hatte. Das Haus war der gesellschaftliche Sammelpunkt der wissenschaftlichen Welt, der Gelehrten und Künstler Schwedens und selten geschah es, daß eine irgendwie bemerkenswerthe Notabilität sich in Stockholm aufhielt, ohne sich bei Blackwells einführen zu lassen.

Lebhaft wurde von dem Medicus der Verkehr mit seinen Universitätsfreunden zu Upsala unterhalten und kein Jahr verstrich, in welchem ihn nicht eine Reise selber dorthin führte. Seitdem er verheirathet war, machte er diese Reisen nicht mehr allein, ebenso war der geselllige Verkehr im Hause erst seit dieser Epoche recht in Schwung gekommen. Frau Elisabeth war aber auch ganz die Frau dazu, einem Kreise von gelehrten Männern Anregung und Reiz zu sein. Ihre liebenswürdige äußere Persönlichkeit, ihre feine Bildung, ihr lebhafter Geist und ihr seltenes Talent machten sie zu einer ebenso ungewöhnlichen wie beliebten Erscheinung.

Wir besuchen die junge Frau in ihrem Arbeitszimmer. Es ist ein hohes, geräumiges Gemach mit vielen Spitzbogenfenstern, die einen reizenden Anblick der bunten Schiffahrt auf den Kanälen und der See wie nach den großen königlichen Gärten gewähren; einige derselben sind jedoch mit dunkelrothen Wollrouleaux verhangen. An einem der offen gebliebenen Fenster steht eine Staffelei neben einem Blumentisch mit frischblühenden Topfpflanzen; die Wände des Zimmers sind mit Bildern und schöngebundenen Büchern geschmückt, die auf feingeschnitzten Holzgalerien geordnet sind. Auf einem Sockel von schwedischem grünen Marmor steht die Büste Gustav Adolf's. Die Bilder sind meistens feinemalerirte Blumenstücke in dunkeln Holzrahmen. Elisabeth hat diese Bilder selbst gemalt und wir finden sie mit einer ähnlichen

*) Es wird unsern Lesern von Interesse sein, eine zweite, gleichfalls in den Annalen der Wissenschaften rühmlichst genannte Elisabeth Blackwell kennen zu lernen, nachdem wir ihnen in Nr. 51 des vorigen Jahrgangs der „Unterhaltungen" den bekannten amerikanischen Doctor Elisabeth Blackwell vorgeführt haben. D. Red.

Arbeit beschäftigt, während eine ältere Dame ihr aus einem Buche vorlieſt, das noch druckfeucht zu ſein ſcheint. Es iſt der Vorleſerin eigenes Werk, eben aus der Druckerei geholt, zur Herausgabe fertig.

„Sie können nicht ermeſſen, meine theuere Nordenflycht", ſagt Eliſabeth, da die Vorleſerin eine Pauſe in ihrem Vortrage macht, „wie vielen Dank ich Ihnen für dieſes Buch weiß! Es iſt aus meinen Gedanken geſchrieben. Hätte ich Zeit und Ihren Stil, es würde wörtlich ebenſo verfaßt ſein. Wahrlich, es that noth, daß eine unſerer Frauen ſich erhob, um dem Verdammungsurtheile des Genfers einige Kapitel zu leſen, damit das ſittenloſe und frivole Verfahren franzöſiſcher Mütter, das er mit ſchärfer Feder geißelt, nicht den weiblichen Zeitgenoſſen unſerer nordiſchen Länder zugerechnet werde. Die ſchwediſchen Frauen wiſſen ihre Kinder in ihrem eigenen Hauſe zu erziehen, nachdem ſie die Säuglinge mit ihrer eigenen Milch nährten, ſelbſt — wenn ſie ſo ſchön ſind, ihre Talente zu pflegen."

„Davon geben Sie den thatſächlichen Beweis, Eliſabeth", erwiderte die Nordenflycht. „Sie wiſſen, wie viel bei meinem Buche Ihr Verdienſt iſt. Was die Künſtlerin als Haupttheil zu ſein vermag, wenn ich erſt durch Sie. Wie viele unſerer Mädchen mit den ranzenden Schlüſſeln, den ſchallenden Commandoworten, der mathematiſchen Ordnungsliebe verſtehen die ſchöne Poeſie des Hauſes?"

„Sie übertreiben!" rief Eliſabeth. „Schweden iſt nicht arm an ſtrebſamen Frauen. Chriſtinens ſeltene geiſtige Vorzüge, ihre hohen Eigenſchaften ſind bei vielen ihrer Landestöchter wiederzufinden, ja die Königin repräſentirt eigentlich die Majeſtät von Schwedens Töchterſchaft. Erhielten alle eine Erziehung gleich der Tochter Guſtav Adolf's, gäbe es mehr Väter gleich unſerm guten Könige, die ernſtlich über die Lebensfrage ihrer Töchter nachzudenken ſich Zeit nehmen wollten und Verſtand und Geiſt genug hätten, dieſe Erziehung zu leiten und zu regeln, ſo — doch was rede ich von den Töchtern, ſehen die Söhne dem Verſtändniß des Vaters doch näher und wie wenige gibt es unter den Papas, die ihren talentvollen Sproſſen nicht erſt das Leben verbittern und verekeln, ehe ſie ihnen die Erfüllung ihrer Beſtimmung gönnen; erſt nachdem ſie alles experimentirt, was gegen die Natur iſt, laſſen ſie dieſer ihr unabweisliches Recht."

„Sie denken unſers Freundes Linné dabei", bemerkte Frau von Nordenflycht.

„Linné iſt einer von den wenigen, die ſich nicht opfern ließen", fiel Eliſabeth lebhaft ein, „aber können wir die Zahl aller jener ergründen, deren Kraft vor ihrem Aufwachen zerſtört wurde? Karl wäre vielleicht auch dem Pedanten verblieben, wenn nicht Rothmann, der feinfühlende und verſtändnißvolle Arzt, den Aeltern den Blick geſchärft. Die Augenoperation fiel dieſes eine mal günſtig aus, wie oft aber mißlingt ſie. Eine blode Mutter, die ihren Sohn nur im Prieſterrocke ſehen will, ein verſtockter Lehrer, der in allen kindlichen Neigungen Uebertretungen des Schulgeſetzes ſieht, und ein ſtarrköpfiger Vater, der nur an Broterwerb denkt, iſt eine Corporation, gegen welche jugendliche Unerfahrenheit mit gläſernen Klingen ficht. Ich ſehe unſern Linné noch, als er das erſte mal mit ſchwarzen Händen und ſchwarzem Geſicht — er nahm ſich die Zeit zum Waſchen nicht — vom Schuſterſchemel delogirt war, um mit dem Schmetterlingsfänger und der Strohtaſche in den Wald zu fliehen. Ich lief ihm noch bis zu den Felſen von Småland und wir ſuchten nach der Gorenilla wie nach einem Diamanten; denn wir wollten, wie wir es in einem Buche, das ſein Märchenbuch war, geleſen, aus den Blättern der Skorpionsſterne eine ſchöne indigoblaue Farbe preſſen."

„Damals ſchon waren Sie Malerin und Naturforſcher", ſagte die Nordenflycht.

Eliſabeth's Neigung zur Blumenmalerei, die ſich ſehr früh und mit entſchiedenem Talent äußerte, wurde ſorgſam gepflegt; das Kind erhielt guten Unterricht und entwickelte dabei ſo viel Geduld und Genigkeit, daß ſie ſich nicht nur Lob, ſondern auch Achtung und Vertrauen erwarb. Sie verband mit ihren Malerſtudien das Botaniſiren und auf einer ihrer Wanderungen, da ſie große Büſchel von Ginſter, Wurzen, Hechſamen und Habnenkopf im Arm ſchwertragend heimkehrte, begegnete ihr der Mediciner Blackwell, damals noch Student auf der Univerſität zu Upſala, wohin Eliſabeth's Mutter, der Ausbildung der Tochter wegen, von Rosbult in Småland übergeſiedelt war. Blackwell erbot ſich, dem jungen Mädchen die geſammelten Kräuter zu tragen und ſie überließ ihm gern die duftende Laſt mit der Frage, ob er etwas von Botanik verſtünde? Das Geſpräch war ſogleich im Gange und als ſie zur Stadt kamen, lud die Mutter den jungen freundlichen Mediciner zu Tiſche ein. Damit war ein Umgang angeknüpft, dem das innigſte Verhältniß entwuchs. Blackwell, ein offener Kopf und lebhafter Geiſt, ſtrebte ſo

rasch wie möglich sein Doctordiplom zu erlangen und damit Elisabeth als Gattin. Das Glück begünstigte ihn, er machte in Stockholm einige erfolgreiche Curen und wurde zum Leibmedicus ernannt. Aber der in gutem Fahrwasser flott Gewordene konnte nicht steuern. Der Wunsch, Elisabeth mit allem zu umgeben, was Kunst und Wissenschaft in reizenden Gaben darboten, alle neueren bedeutenderen gelehrten Werke selber zu besitzen, mit den ersten Geistern des Landes zu verkehren und sein Haus demgemäß auf brillantem Fuße zu erhalten, veranlaßte ihn zu Auslagen, durch er schon nach wenigen Jahren seiner Verheirathung und amtlichen Stellung nicht mehr Herr zu werden vermochte, und es drohte ein Zustand trostloser Verlegenheiten über ihn und Elisabeth zu kommen. Die junge Frau, ohne Blackwell davon zu sprechen, arbeitete seitdem eifriger als zuvor an ihrem Zeichentisch und wußte es gelassen hören, sie vernachlässige ihrer Kunst wegen ihr Haus.

Die Nordenflycht war Elisabeth's einzige Vertraute; sie half aus den peinlichsten Geldverlegenheiten und den Credit des Hauses aufrecht erhalten; jeder Tag drohte diesen jedoch durch die unmachsende Schuldenlast zu zerstören.

„Ich habe mit Linné über unsere zerrütteten Vermögensverhältnisse endlich gesprochen", sagte die junge Frau zur Nordenflycht, „und er stimmt meiner Absicht nicht nur bei, er gibt mir sogar den Rath, die Kunstblätter meiner Sammlung einstweilen einzeln zu verkaufen, bevor ich dazu gelange, das Kräuterbuch vollständig ausgearbeitet herauszugeben. Seitdem Brunsfels vor zwei Jahrhunderten begonnen, die Kräuterkunde durch Abbildungen von Pflanzen zu erläutern, ist nichts von Bedeutung für diese Wissenschaft geschehen. Die Akademieen verlangen die Lücke ausgefüllt zu sehen und werden meine Arbeit gut aufnehmen. Nicht allein Linné und Blackwell, auch der Prälat Rothus, unser biblischer Pflanzenforscher, ebenso Rothhaus, der zwei Wochen bei uns wohnte, als er das letzte mal von Lund heruberkam, haben meine Studienblätter einer gründlichen Kritik unterzogen; da ist kein Staubfädchen, kein Zahn, kein Spalt, kein Röhrchen unbeachtet geblieben."

„So wird ein unaussprechliches Vergnügen für Sie sein", rief die Nordenflycht, „mit der Ehre und den Auszeichnungen, die Ihnen bevorstehen, auch den Zustand der Bedrängniß aufheben zu können, von welchem Sie und Blackwell so lange gequält sind. Ach, schon jetzt sehe ich Ihren Namen eingereiht in den Kranz der Männer, deren Gedenkblätter und Pathenbriefe der Wissenschaft ich hier rings an den Wänden erblicke. Neben der Brunsfelsia die Durante, die Immortelle auf dem Grabe Genio Durante's, des berühmten Pflanzenkundigen und beliebten Leibarztes Sixtus' V.; dort die am Cap der guten Hoffnung erbeute Margravie von Georg Marggrav dem Herbarium des 17. Jahrhunderts beigefügt, und die ein Jahrhundert früher von Sibiriens Triften heimgebrachte Oviede, die neben der Ader des spanischen Barons Gonzales Hernandez de Oviede als Beute und Trophäe getragen; die Volkmeria, des nurnberger Kaufmanns Gedenkmein, und die Hermannia, ihr Blütengewand zur Erinnerung an den Weltreisenden also genannt."

Lebhaft gestikulirend, wie es ihre Art, hatte die Nordenflycht, die Bildergalerie durchwandernd, gesprochen; als sie innehielt, rief Elisabeth feurig: „Der Schwede wird kein unwürdiger Nachbar des Spaniers und Deutschen sein! Die Zeit steht nahe bevor, in welcher Linné zu den glänzendsten Sternen dieser Entdecker gehören soll! Einem Jünglinge, der mit zwanzig Jahren schon Veranlassung zu einem Siebenmännerbunde von Gelehrten ist und dem die Professoren bescheiden ihre Plätze auf dem Katheder überlassen, steht eine große Zukunft bevor!"

Blackwell unterbrach das Gespräch der Frauen, ein schöner hochgewachsener, blonder Mann mit feurigen Augen und lebhaften Bewegungen, die zuweilen, wenn sein Gemüth beunruhigt war, hastig wurden. Heute schien jenes der Fall. Nachdem der Leibmedicus einige male im Zimmer auf- und abgegangen war, die Rouleaux aufgezogen und die Fenster geöffnet hatte, sagte er wie beiläufig: „Morgen wird Linné mit einigen Freunden den letzten Abend vor seiner Abreise nach Lappland bei uns zubringen und meine Elisabeth wird trachten, dem Freunde ein kleines Abschiedsfest zu bereiten!"

Blackwell wußte, daß er von Elisabeth etwas verbreite, das ihre geringen Geldmittel verlangten. Die Nordenflycht, welche bemerkte, daß die junge Frau in großer Verlegenheit um eine Erwiderung war, warf ihr einen durstigen Blick der Verdammung zu und äußerte: „Morgen zahlt Quistorp mir das Honorar für mein Werk; verfügen Sie über das Geld! Nach Veröffentlichung Ihres Kräuterbuchs geben Sie es mir zurück!"

Elisabeth drückte der Freundin dankbar die Hand und Blackwell war beruhigt, da er seinen

Widerspruch erfuhr. „Er hatte die Freunde bereits eingeladen, ohne zu wissen, ob es möglich sein würde, sie gastlich aufzunehmen. Der Weinkeller war erschöpft und neue Vorräthe anzuschaffen unmöglich. Kuchenbäcker, Frucht- und Wildprethändler hatten ihre Rechnungen schon zu wiederholten malen eingereicht; niemand von diesen Leuten ließ sich auf neue Lieferungen ohne Bezahlung ein. Daß Frau von Nordenflycht die Sorge für das Abschiedsfest auf sich nahm, gab Elisabeth eine große Erleichterung, die sie fast entschlossen war, jeder gastlichen Kriegerlichkeit für so lange zu entsagen, als ihre Rechnungen nicht getilgt sein würden.

„Nicht im Kreise von Freunden, hier unter vier Augen will ich von Ihnen Abschied nehmen", sagte Elisabeth Blackwell zu Linné, der zu seiner ersten großen Entdeckungsreise sich bescheiden ausgerüstet hatte und dankbar ein hübsches Schreibetui in einer ledernen Kapsel von Elisabeth als Abschiedsgeschenk annahm. Sie wußte, daß Blackwell seine Börse mit dem jungen Naturforscher getheilt, um diesem den Ankauf eines Reitpferdes zu ermöglichen, und sie wollte diesmal ihrem Manne nicht nachstehen. Sie sah in dem jungen Manne einen Kämpfer auf das Schlachtfeld hinausziehen. Noch war es kein Jahr, daß er dem Tode entronnen, als ihm das Gift der Höllenfurie die kräutersammelnde Hand verwundet. „Ich möchte Ihnen noch Charpie und Wundsalbe in Ihren Mantelsack geben", sagte sie, „denn in Sibirien wird Ihnen kein Freund wie Stobäus zur Seite sein!"

„Ich hoffe, Ihnen nach Verlauf eines Halbjahres schon neue Berichterstatter von Lapplands Bergen bringen zu können", erwiderte Linné; „denn den Winter werde ich wol nicht beim Schein des Nordlichts auf blumenleeren Gletschern, da der Sommer mit seinen tageshellen Nächten mir das Halbjahr zu einem Jahr verlängert."

„Lassen Sie heute noch einmal vor Ihrem Scheiden Ihren Prüferblick über meine Farbenbilder gleiten, Linné!" bat Elisabeth. „Es gibt mir Beruhigung vor der Herausgabe."

Der Wunsch wurde gern erfüllt und eine letzte Correctur vorgenommen. Inzwischen ordnete Frau von Nordenflycht im Nebenzimmer die Tafel für die Abendgäste. Es fehlte nichts auf dem reichbesetzten Tische, der augenblicklichen Mangel im Hause war keinem Auge wahrnehmbar; die Freunde sollten in ungestörtem Genuß die letzten Stunden des Beisammenseins durchleben, so beabsichtigte es die Nordenflycht. Sie selbst war dabei nicht ohne Besorgnisse für die Zukunft Blackwell's, der nicht allein mit seinen Verschwendungsgelüsten, auch mit seinen offenen politischen Bekenntnissen seinen Sturz vorbereitete; denn er stand hoch in Gunst bei Hofe und hatte der Neider ebenso viele als der Bewunderer. Die Studenten ließen seine Anwesenheit zu Upsala niemals ohne Huldigungsgesänge unter seinen Fenstern vorübergehen und der Inhalt der bei solchen Gelegenheiten gesungenen Lieder war für die Partei der Königlichen bedenklich geworden.

Das alles wußte auch Elisabeth und sie blieb in ununterbrochener Spannung, ein Zustand, den sie nur dadurch erträglich machte, daß sie mit Blackwell eifrig arbeitete, um eine selbständige, von Fürstengunst unabhängige Existenz für ihn und sich vorzubereiten. Ihre traurigen Ahnungen erfüllten sich in dem Augenblick, als sie neben Linné glücklich in dem Gedanken an ihr bald vollendetes Werk war und einen frohen Abend mit Blackwell und dessen Freunden voraussah.

Frau von Nordenflycht wurde beim Nahmentlichen für den Thee sehr unangenehm gestört, nicht dadurch, daß sie mit dem Ellbogen die große japanische Theebüchse umstieß und zerbrach, sondern durch einen sonderbaren Briefboten, der ihr einen Zettel brachte, auf welchem nur die wenigen Worte standen: „Bleiben Sie Elisabeth zur Seite, ich bin verhaftet!" Ihr also, die alle Bitterkeiten des Lebens von ihrer jungen Freundin fern zu halten suchte, war es zugetheilt, Elisabeth die schreckliche Botschaft zu überbringen.

Elisabeth war einige Augenblicke stumm und blieb, dann sagte sie leis: „Es ist gut für ihn und mich, daß es also kam; er wird überlegter, verträglicher, zurückhaltender, weiser werden und ich werde um so mehr zum Arbeiten gedrängt sein, seine größere Freude an dem Gelingen meines Unternehmens haben. Ich verbinde jetzt mit der Entschlossenheit gegen unsere Gläubiger noch die Hoffnung, ihn zu befreien. Lassen Sie uns das Abschiedsfest, das Ihr Liebe und Verehrer, auch ohne ihn begehen! Wir dürfen unsere Freunde nicht der schönen Stunden berauben, die sie mit Linné genießen wollen. Niemand von ihnen erfahre Blackwell's gegenwärtigen Aufenthalt! Erst dann, wenn eine längere Verheimlichung zwecklos und unmöglich ist, werde die Trauernachricht bekannt gegeben."

Julie
(wendet ſich ab).

P. Fels.

Ich glaube gar, Sie weinen. Sind Sie denn wunderlich, liebſte beſte Freundin! Haben Sie Urſache, traurig zu ſein! (Aergerlich.) Da gibt es in der Welt ganz anderes Elend, das man mit Thränen vergebens wegzuſchwemmen ſucht. Wie ſind Sie denn ſo närriſch!

Julie.

Wahrhaft unglücklich ſein, iſt nichts gegen eine Lage, wo unter der grünſchimmernden Decke ſcheinbarer Glückſeligkeit der Boden wankt und Gefühle uns grade darum ſo beängſtigen, weil wir nicht wiſſen, wo ſie her kommen und wohin ſie gehen.

P. Fels.

Nicht meine Philoſophie das! Wenn Sie noch ſagten: Oft iſt unſer Glück ſo namenlos und überwältigend, daß wir unſre Seligkeit nicht anders, als durch Thränen äußern können. Was Sie da behaupten, das iſt recht aus dem Treiben der jetzigen Geſellſchaft hergeholt, die an allem Ueberdruß empfindet. Wohl dem, der nöthig hat, in Kummer ſeine Nächte — zu durchwachen —

Julie
(mit ſinnendem Ernſt).

Es müſſen dies mehr, als man glaubt.

Mit heiterem Geſicht kehrte die junge Frau zu Linné zurück, der wol die Zeichenſprache ihres Geſichts, aber nicht die ihrer Züge verſtand und dem die Qual ihrer Seele verborgen blieb. Den Freunden, die ſich zum Abſchiedsmahl verſammelten, bei welchem der heitere, geniale Blackwell fehlte, wurde mitgetheilt, daß ein gefährlich Erkrankter den Leibmedicus nach Ladegardsland gerufen, von wo man ihn in jedem Augenblick zurückerwarten könne. Niemand ahnte die furchtbaren Martern Eliſabeth's, während die Gläſer aneinanderklangen und heitere Scherze von Lippe zu Lippe flogen, während man die für Dänemark nunmehr geſperrt gewordenen kalekuttiſchen Hühner mit gutem Appetit verzehrte, den Lachs vortrefflich fand, der aus den Käſten der Schmuggler, dem Gefängniß mit doppeltem Boden glücklich entronnen war und boshafte Witze auf die „Strömlinge" machte. Die ſogenannten „Kapergerichte", die das Mahl würzten, ließen eine Menge politiſcher Anſpielungen, wie es in Blackwell's Geſellſchaften zum Ton gehörte, aufblitzen. Eliſabeth miſchte ſich niemals in politiſche Geſpräche; es lag darum weniger auf, daß ſie heute ſchweigſamer war.

„Leben Sie wohl", ſagte ſie zu dem ſcheidenden Linné, „ich bringe Blackwell Ihre letzten Grüße! Der Stich der Höllenfurie, der Sie an der Hand verwundete, als Sie eine Pflanze pflückten, hat mich heute im Herzen getroffen, als ich dieſe Pflanze nannte. Blackwell liegt in Schutzhaft!"

Linné fand ſprachlos. Der junge Mann hatte bisher nur in beſchränkten Verhältniſſen gelebt, ja von Kind auf die Noth gekannt, aber niemals den Alp einer Schuldforderung gefühlt; dann kam hier die öffentliche Brandmarkung, der Jubel ſchadenfroher Menge — was hatte Eliſabeth nicht auszuſtehen!"

„Ich bin ruhig", ſagte ſie, „denn ich werde ſeine Gefangenſchaft aufheben, und ich danke es Ihnen, Linné, daß ich dies vermag!"

So ſchieden ſie.

Das Strafgefangenhaus, ein aus Steinen im Quadrat aufgeführtes Gebäude mit vielen kleinen, dicht vergitterten Fenſtern, hatte ſeinen Eingang durch eine niedere, unſcheinbare Pforte, die zu einem langen, unverdeckten, gepflaſterten Gange Einlaß bot; der Gang führte bis an die Thür des Gefängnishofes, der für Beſuchende zu beſtimmten Erlaubnißſtunden geöffnet wurde. Eliſabeth war durch ein Schreiben Blackwell's von allem unterrichtet worden, was zu den Kerkerregeln gehörte, und mit beklommenem Gemüth ſchickte ſie ſich zur erlaubten Stunde an, in einer geſchloſſenen Kutſche den Leibmedicus zu beſuchen und ihm ein Kopfpolſter, etwas Schwarze und einige Bücher und Zeitungen zu bringen. Sie kam um einige Minuten zu früh und fand bereits den offenen Gang mit Männern, Frauen und Kindern aller Stände angefüllt, auf deren aufgeſpannte Regenſchirme ein heftiger Gußregen niederklatſchte. Eliſabeth ſtand unbedeckt. Ein elegant gekleideter Herr näherte ſich ihr und bot ihr die Hälfte ſeines Schirmdaches an. Sie beruhigte ſie; ſie fand ſich in guter Geſellſchaft, ſie theilte ihr Schickſal mit Leuten ihres Standes und ihrer Bildung; es dünkte ſie dadurch minder hart.

Mit dem letzten Glockenſchlag der Gefängnißthurmuhr wurde der Riegel an der Gangpforte zurückgeſchoben und ein Wachtpoſten meldete, daß die Paſſage frei ſei. Eliſabeth ſchritt mit den Beſuchenden durch einen ziemlich geräumigen Vorhof nach dem eigentlichen Gefängnisbau, an deſſen Fenſtern ſie im bunten Durcheinander eine Menge Geſichter bemerkte, die den Ankommenden zugewendet waren; Blackwell aber konnte ſie nicht unterſcheiden. Sie wurde von zwei Schildwachen im Verhaus nach dem Sprachzimmer zum Offizier des Tags gewieſen, dem ſie ihren Namen zu nennen und ihr Anliegen vorzutragen hatte.

„Sie ſind die Frau des Doctor Blackwell?" fragte er.

Eliſabeth bejahte.

„Dann können Sie zu ihm hinaufgehen — Zimmer Nr. 2 rechter Hand. Zuvor zeigen Sie mir aber, was Sie ihm bringen!"

Eliſabeth hob den Deckel von ihrem Korbe, welcher die Ueberreſte des für Linné veranſtalteten Abſchiedsmahls bewahrte. Der Offizier hob die Einſätze heraus, durchblätterte die Zeitungen und Bücher, bewilligte das Bettpolſter und wies hierauf der jungen Frau die Thür zur Treppe. Sie mußte an einem großen Wachtzimmer vorüber, in welchem halbentkleidete Soldaten, ſolche, die den Nachtdienſt gehabt hatten, auf Strohſäcken ſchliefen; andere zerſchnitten große ſchwarze Brote mit ihrem Knif und aßen kleine weiße Käſe dazu; wieder andere waren mit Umkleiden beſchäftigt. Tabak- und Branntweingeruch drang aus dem Zimmer.

Elisabeth eilte auf die Treppe hinauf und pochte leise an die bezeichnete Thür. „Herein!“ riefen fünf bis sechs Stimmen zugleich. Sie hatte gehofft, Blackwell allein zu finden, aber er war von fünf Zimmergenossen umgeben, die Zeugen ihrer Gespräche blieben.

Der Leibmedicus kam seiner Frau mit heiterer Miene entgegen und hob sogleich alle Vortheile hervor, welche der sonst unliebsame Aufenthalt darbot. Seine freundlichen Mitgefangenen hatten sich beeilt, ihm das harte Lager des Gefängnisses so weich wie möglich zu machen und sich der eigenen Betten und Decken entäußert. Blackwell hatte wie ein Pascha auf türkischem Divan geschlafen, während Elisabeth die ganze Nacht hindurch in Sorge um ihn kein Auge geschlossen. Die Betten der Gefangenen standen längs den Wänden und waren aufmerksam geordnet; über denselben befanden sich Bretter an eisernen Haken, auf denen die Haushaltungsgeräthe und Bücher der Gefangenen aufgestellt waren. In der Mitte des Zimmers stand ein langer Tisch, an welchem gespeist, gearbeitet und Karten gespielt wurde. Blackwell hatte sich von diesem Kartentische getrennt, ein kleines Arbeitsplätzchen auf einem erhöhten Schemel eingerichtet und die Weihe der Eleganz selbst diesem armseligen Raume durch die Zusammenstellung der ihm gebliebenen Mittel gegeben; ein zierliches Taschenschreibzeug schmückte mit seinem emaillirten Inhalt den kahlen Holzstuhl, der auf einer Kohlenkiste stand und zum Sitzpult des Leibmedicus avancirt war. Er empfing Elisabeth mit dem ihn auszeichnenden Anstand in seinem neuen Studirzimmer und nachdem den mitgebrachten Gegenständen ihr Platz angewiesen und das kleine Mahl gemeinsam eingenommen war, besprach man die Arbeit, welche die langen Mußestunden der Kerkerhaft ausfüllen sollte. Jede Minute gehörte der Ausführung des Kräuterbuchs, für welches der Leibmedicus die noch fehlenden Commentare in verschiedenen Sprachen ausarbeitete, und keine Viertelstunde wurde versäumt zur Besprechung für die Herausgabe des Werks.

Elisabeth, so behaupteten die Gefangenwächter, war die pünktlichste aller Besuchenden und wer sie in dieser Zeit mit der Mappe unter dem Arm in den Straßen Stockholms begegnete, zog achtungsvoll den Hut vor ihr, denn jedermann wußte, wohin ihr Weg sie führte und zu welchem Zweck sie rastlos thätig war. Jeder Pinselstrich Elisabeth's war gewissermaßen ein Heilen an der Kette, die Blackwell fesselte, und die Kette zersprang unter diesem unermüdlich fortgesetzten Feilen.

Nach Verlauf von einigen Monaten schon konnte Elisabeth ihr Werk dem Verlag übergeben und überraschend schnell wurde es nicht allein in Schweden, sondern auch im Auslande Hülfs- und Handbuch des Botanikers.

Als Linné das liebgewordene Haus an der Königsholmer Brücke, von seiner Forscherreise heimkehrend, aufsuchte, begrüßten sich zwei Menschen, die, auf gleichen Wegen wandelnd, Auszeichnungen und Ehren zu ernten begonnen hatten: der zum Schusterpriemen bestimmt gewesene junge Forscher und die für die Hauswirthschaft durch ihr Geschlecht berufene Gelehrte. Linné wußte bereits, daß Elisabeth durch die königlich schwedische Akademie aufgefordert war, ihr Werk persönlich der Akademie der Wissenschaften in England zu überreichen.

„Blackwell wird mich begleiten“, sagte sie, wie sich entschuldigend, daß sie eine größere Auszeichnung als der Leibmedicus genießen sollte. Die junge Frau betrat am 15. September des Jahres 1739 unter bangem Herzklopfen die große Aula der Universität zu London. Ein zahlreicher Männerkreis erwartete sie, auf erhobten Bänken sitzend. Sobald sie eintrat, erhoben sich die Versammelten und begrüßten sie stehend. Sie mußte das Spalier, welches die Mitglieder der Akademie bildeten, durchschreiten bis hin zu dem Stuhl des Präsidenten. Ihr Buch hielt sie in der Hand, ihren Blick darauf gerichtet, bis sie vor dem Präsidenten stand. Als sie das Auge aufschlug, begegnete ihr Blick einem greisen, wohlwollenden Antlitz und ihr Ohr vernahm eine Lobrede ihrer Gleichen: „Hochgeehrt ist heute unsere Versammlung“, sprach der Veteran, „durch die Anwesenheit einer Frau, deren Kenntniß und Kunstfähigkeit (scientific in art) für unserer Körperschaft einverleibt. Sie empfange unsern Dank, unsere Anerkennung und gebe uns die Ehre, unser Mitglied zu heißen!“

Elisabeth verneigte sich vor dem Redner und erwiderte mit ihrer wohltönenden Stimme, daß sie nie gehofft, über ihres Vaterlandes Grenzen hinaus gekannt zu sein und daß sie es als die schönste Bürgschaft für eine nicht unglückverbrachte Lebenszeit betrachte, von der ersten Akademie der Wissenschaften beehrt worden zu sein.

Es blieb nicht bei dem bloßen Lobe; der Präsident entfaltete ein mit dem königlichen

Wappen diplomirtes Blatt und las Elisabeth ein Zeugniß vor, welches ihr Verdienst in eine bestimmte Form der Anerkennung faßte. „Das Zeugniß spricht aus, was diese Versammlung bestätigt", sagte der Präsident zu Elisabeth; „empfangen Sie es mit einem kleinen Gegengeschenk für das von Ihnen uns gegebene kostbare Buch!"

Die junge Frau empfing hierauf aus der Hand des Präsidenten ein Kästchen, dessen kostbarer Inhalt sie in den Stand setzte, den letzten Schuldenrest Blackwell's zu tilgen.

„Ich bin zu glücklich, mein Alexander", sagte Elisabeth, von ihrer Reise heimgekehrt, „ich werde es nicht allzu lange sein!"

Sie hatte wahr gesprochen. Sie starb im Jahre 1744, noch jung an Jahren; ein Nervenschlag rührte sie, an der Staffelei sitzend. Blackwell fand sie, die er vor wenigen Stunden noch froh und thätig verlassen, starr und kalt — eine Leiche.

Ein zu früher Tod schützte Elisabeth vor dem Erleben des Entsetzlichsten. Blackwell, der es nicht unterlassen konnte, sich in Dinge zu mischen, die der schwedischen Krone gefährlich waren, wurde abermals festgenommen und wegen geheimer Verschwörungen zu Vernichtung der festgesetzten Thronfolge am 9. August 1747 enthauptet.

Das Buch des Fleißes und der Ausdauer, das Elisabeth, die Künstlerin, auf den Altar der Liebe legte und das dem Tische der Gelehrten ihrer Zeit zur Zierde gereichte, ist noch heute, wo die Erfindung des Naturselbstdrucks Stift und Pinsel für die Pflanzenmalerei entbehrlich zu machen scheint, eine hochgeschätzte Ueberlieferung und ein verdienstvoller Beitrag für die naturwissenschaftliche Bibliothek.

Jeanne Marie von Gapette.

Macaulay.

Nach ein Nachruf. Als Fortsetzung auf Nr. 18 dieser Blätter.

II.

Macaulay werden späte Jahrhunderte mit Schauer und Entzücken lesen; sein Buch füllen Gestalten und Bilder, würdig der Schöpferkraft des größten Dichters, des Meißels eines Polyklet oder Lysipp, des Pinsels eines Gallait oder Delaroche; durch seine Blätter rauschen Heer und Schlachten, Volksmenge sowie Land- und Stadt-, Haus- und Herdgemälde, wie sie ein jedes für sich hinreichen würden, späte Dichter zu begeistern. Wer diese Gestalten einmal an sich vorüberziehen gelassen, wird sie nicht vergessen, wer diese Schilderungen voll prächtigen Kolorits, voll Licht und Schatten betrachtet, dem werden sie stets ins Gedächtnis eingeprägt sein. Die Worte sind bald Tauben, bald sind sie Pflanzen, denn bald bauen sie sich, fern und gedrängt aneinander gefügt, thurmhoch und felsenfest auf, bald aber schlingen sie sich zur grünen Laube, zum anmuthigen Maienplatz. Wenn wir diese kurzen gedankenreichen Sätze zu lesen begonnen, so lesen wir fort und fort, — wie wir in der Natur stets weiter und weiter schweifen, und überall neues Leben, frischen Labung suchen und finden.

Aber dies alles, sagt man, hat der einseitige Historiker, der parteiische Whig durch seine Meisterschaft in der Form zuwege gebracht. Man raisonnirt etwa so: Es war ein Historiker, mit einer erstaunlichen Menge von Notizen und Studium; daß er nicht in strenger Objectivität, sondern einseitig als Whig geschrieben, wird von jedermann zugegeben; er schrieb aber sehr schön, so einzig in seiner Art, weil er neben einem kalten Herzen, einer unergriffen gebliebenen Seele mit wahrhaft künstlerischem Blick begabt war; daß er kein Dichter war, beweisen die Balladen seiner Jünglingsjahre, welche bei glatter Form den Leser kalt lassen, endlich die schiefen und zwerghaften Ansichten von Kunst und Philosophie, die er in den „Essays" über Poesie und Dante an den Tag gelegt, es ist also nur die hohle Form, die gute Schilderung, die an ihm und entzückt. — Und könnt ihr das im Ernst behaupten? O fürwahr! ihr erinnert mich (wenn auch die Vergleichung bedeutend hinken mag) an die Lästerungen, die man gegen unsern Goethe ausgestreut; er ist kalt wie Marmor, wenn auch so schön — er ist kein Dichter — er hat so und so, damals und damals, durch dieses und jenes Wort bewiesen, daß er kein Herz hat — anathema sit! — Kann man durch diese Meisterschaft der Darstellung, durch malerische Anordnung und Schilderung ein ganzes Volk begeistern, kann man Schauer und Entzücken in die Seele flößen und den Kunstrichter sogar gänzlich gefangen nehmen? — Wißt ihr, was die hohe Schönheit und Kunst der Form, der akademische Glanz der Sprache zuwege bringen? Die französische classische Tragödie kann es euch zeigen. — Wer gab euch aber auch ein Recht, den Mann kalt zu nennen? Etwa weil er Jahrzehnde im Strudel der Parlamentsacten gewühlt?

oder weil er wenig gesprochen? Oder weil die torvistischen Parteiblätter es sagen? — Und was hat dies mit dem Urtheil über die Kunst und die Geschichtschreibung des Mannes zu schaffen? Die deutsche Kritik steht hoch genug, um ihr Gebiet ebenso vor Eingriffen zu schützen, als auch selbst es nicht zu überschreiten. Ob Macaulay mehr oder weniger Herz gehabt, ob er liebenswerth gewesen oder nicht, das überlassen wir der Entscheidung seiner Landsleute, die bis jetzt, soviel wir wissen, darüber noch nicht einig sind. Eben die Einseitigkeit war ein nothwendiges Element des Macaulay'schen Werks, der von einer Idee erfüllte Heloriker ging ganz auf in der Welt, die ihm vorschwebte. Es ist ein Werk, entsprossen dem Boden und der Zeit, dem Geiste und der Anschauung, die es realistisch verlorperte. Man vergesse nur nicht, die Macht des Nationalgeistes gehörig zu würdigen. Es gibt sicher viele im englischen Volke, welche, wenn sie Macaulay lesen, sich unwillkürlich an Shakspeare's nationale Dramen erinnern, wenn auch der Whig im ernsten Gewande des Historikers auftritt, und ob es gleich sicher niemandem in den Sinn kommen dürfte, die beiden Männer irgendwie zu vergleichen. Findet in auch in Walter Scott der Schotte nichts anderes als die ihn begeisternde Historie Altschottlands in lebendigen Bildern und Schilderungen der Nachwelt hinterlassen und unzweifelhaft ist's auch in der That, daß der nationale Gedanke in Scott der vermögendste ist. Auch in Macaulay's Werk thront der Nationalgeist.

Doch wir dürfen auch die Macaulay vorgeworfenen Balladen nicht unerwähnt lassen. Daß in dieser der englisch-schottischen Volkspoesie eigenthümlichen Dichtungsart die Spielerei der Form die Hauptsache ist, ist bekannt. Diese Balladen erzählen alte verschollene Stoffe in sagenhaft-unheimlicher, lebendigmachender, gemüthsaufregender Form, mag das historische Substrat sagenhaft sein oder altrömisch. Wesentlich ist dabei Alterthümlichkeit, Prägnanz, Kürze und Seltsamkeit der Redewendungen neben künstlerisch gesuchter Glätte des Ausdrucks. Solche Balladen und Motive wirken namentlich durch ihr wahres oder nachahmend fingirtes Alter, durch ihre Verwandtschaft mit der althergebrachten Denkweise; jedermann wird zugeben, daß so eine verschollene Ballade, ihrer Form entkleidet, nicht des Anhörens werth ist und in der That ihre poetische Existenz einbüßt. Bekanntlich (man hat es ja schon oft gerühmt) sind die Versuche junger englischer Schriftsteller in Balladen, Romanzen und sonstigen an eine strenge und künstlerische Form gebundenen Compositionen oder in sorgsam gefeilten und geglätteten Uebersetzungen aus den Classikern eine herkömmliche, akademische Anstalt der Sprache und des Talents, woran Dichter ebenso wie zukünftige Staatsmänner und Parlamentsredner, die strengen Reviewers mit den ernsten Kritikerfalten auf der Stirn ebenso wie Novellisten und Dramatiker stets theilgenommen haben. Wenn man dieses alles zusammenhält, so ergibt sich leicht, daß solche Jugendversuche ein kaum nennenswerther Maßstab der Beurtheilung eines Schriftstellers sind. Wer Gelegenheit hat, mit richtigem Sinn und Verständniß ein Schriftstellerleben zu beobachten, der weiß, wo er die geistige Offenbarung zu finden hat und daß dieselbe sich nicht in Einen Punkt, auf Ein Gebiet bannen läßt. Nur des Beispiels halber erinnern wir an die Worte des Herausgebers dieser Blätter, daß es nur wenigen Dichterentwickelungen gegeben ist, sowie das Kind der Mutter, sogleich durch ihr erstes Lallen ihrer Zeit gerade das zu sagen, was diese am liebsten von ihnen hören mag und wodurch sogleich das Band geknüpft wird, das ohne Verschulden von seiten des Schaffenden nicht sobald zerrissen wird.

Wir erlauben uns hier eine Abschweifung, ohne jedoch den englischen Boden zu verlassen und ohne irgendwie eine Parallele zwischen Macaulay und den Namen, die wir nennen werden, zu ziehen. Wer wüßte nicht, daß Shakspeare allerlei mythologische und Schäfer-Kleinigkeiten geschrieben und daß sie ebenso schäferisch, ebenso unschuldig grasgrün gewesen wie die seiner Zeitgenossen. Sprechen unsere Literaturgeschichten viel davon? Hat sie die bewundernde Kritik der Jahrhunderte registrirt? Hat sie ihm dieselben gut oder übel angerechnet? Wer kümmert sich darum, ob John Milton kleine Schauspiele geschrieben, Fielding je für die Bühne gearbeitet und ob vorem Sterne Predigten herausgegeben? Wen kümmert es unter uns Deutschen, daß des Novellisten Scott Minnestralladen vielleicht die besten ihrer Art sind und durch ganz Schottland im Munde des Volks sind?

Freilich kann man Macaulay verwerfen, daß er in seinen „Essays" über Bacon und Byron die Denkerhöhe des erstern und den genialen Kunstflug des letztern nicht sahe. Allein kann dies den Werken seines Genius Abbruch thun? Heißt es das Richtige treffen, wenn man einen

unter einen engern Geſichtspunkt bringen will, weil er es ebenſo mit andern gethan? Was hat die Kunſt mit dem Glaubensbekenntniß zu ſchaffen oder mit der philoſophiſchen Höhe des producirenden Geiſtes? Haben wir vergeſſen, daß erſt in uns Gervinus das Haar der Reflexion gefunden, daß erſt uns ob unſerer großen Weisheit die Muſen den Rücken gekehrt haben, ihren zurückweichend vor den geiſtesfahlen Häuptern?

Hier iſt gerade der Ort, eine Eigenthümlichkeit des engliſchen Geiſtes nicht unerörtert zu laſſen. So wie die Inſel vom Continente abgeſchloſſen und gleichſam auf ſich ſelbſt angewieſen, ſo iſt auch der Geiſt des Volks oft inſulariſch einſeitig und fremdes Leben zu erfaſſen nicht vermögend. Wir reden hier nicht von der bekannten Nationalexcentricität, ſondern von der auch in hervorragenden Intelligenzen ſich breit machenden nationalen Abgeſperrtheit. Wer denkt da nicht an Walter Scott, den größten Novelliſten, den es je gegeben, den Mann, der zu malen und zu ſchildern, zu erheben und zu rühren verſteht wie keiner, — aber doch puritaniſch farbenlos und geiſtesarm in ſeinem Innern geweſen ſein ſoll und einem Torycabinetsminiſterium zu Gefallen öffentlich der Welt Seichtheiten und Oedheiten ins Geſicht zu ſagen und einen Napoleon mit unwürdigem Hohn ins Exil zu geleiten ſich nicht ſcheute? Wie hat man mehr Schmähungen fremden Genies und fremden Wiſſens, mehr Selbſtüberſchätzung und gemüthliche Unwiſſenheit vernommen als aus dem Munde britiſcher Autoren? Carlyle und Macaulay, „Times“ und „Athenaeum“ ſagen daſſelbe heute, was in anderer Faſſung ihre Vorfahren geſprochen. Das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ gibt uns in einer ſeiner letzten Nummern einige Stellen aus dem Eſſay eines „Atticus“ (das „Magazin“ nennt ihn ſehr treffend „Böoticus“) über Schiller im Literaturblatt „Critic“. Held Böoticus ruft entrüſtet aus, was man wol vom größten deutſchen Idealiſten und ergo vom deutſchen Idealismus halten müſſe, wenn man hört, daß Schiller in Mannheim ſo und ſo viel Pfund ſchuldig geblieben!! — Die Verſtimmung eines echten Briten, wie Macaulay gegen Byron, der ſo wenig als möglich Engländer geweſen, iſt leicht erklärlich, ohne daß daraus zu weite Conſequenzen gezogen werden müßten. Ebenſo findet die Verachtung des Sanskrit und die Abſicht, den engliſchen Elementarunterricht durchweg in Indien einzuführen, im excluſiven Britenthum ihre Erklärung.

Doch wir ſchließen. Macaulay war ein bedeutendes realiſtiſch-poetiſches Talent. Sein tiefer hiſtoriſcher und politiſcher Sinn wies ihn auf die edle, große Welt ſeines Vaterlandes und er unternahm es, gleich ausgeſtattet einerſeits mit einer Fülle dichteriſcher Erfaſſung und Plaſtik ſowie mit einem glänzenden Realismus in der Beobachtung der Lebens- und Culturzuſtände, andererſeits aber mit aller Klarheit und Gründlichkeit des größten Hiſtorikers ſowie mit gläubiger Begeiſterung für die Idee des Britenthums, der Nachwelt das große Buch von England ſeit der Vertreibung der Stuarts zu hinterlaſſen. Nur ſo iſt Macaulay zu erklären, nur ſo hat er groß, artig gutgemacht, was dem Hiſtoriker vorgeworfen wird. Am beſten hat es das engliſche Volk begriffen, welches den großen Todten im Poetenwinkel der Weſtminſterabtei in die Erde grünkt.

Es iſt ſomit auch erklärlich, daß die große Mehrzahl der engliſchen Leſer Macaulay's Geſchichte kaum einſeitig nennt; denn die Seite, die er nicht ſehen läßt, iſt eine ſo kleine und unwerthe in Vergleich mit den großen, menſchheitswürdigen Ideen, die er wie eine Fahne vor unſern Augen aufrollt, in Vergleich mit dem vollen, kräftigen Leben, das er vor uns ſeinen Acte durchlaufen läßt, daß jeder, der ein Freund der Menſchheit und ihres Fortſchritts iſt, ihm warm die Hand drücken möchte. Vor allem aber wir Teutſchen ſehen hier das Werk des germaniſchen Geiſtes verzeichnet, der tief ſittlich und erhaltend, ſtolz und ungebeugt eine Welt von Thaten und Ruhm durchlebt. Jeder von uns kann ſich freudig ſagen: Wie es hier auf der meerumſpülten Inſel gelungen, ſo wird und muß es auch im ältern Vaterland gelingen! Ehle Mannestugend und ernſtes, unaufhaltſames Streben können wir in Macaulay's Buch lernen. Macaulay lehrt uns nicht nur, ſondern erhebt und entzückt uns auch, labt und berauſcht uns, und dies um ſo mehr, als das, was er auf ſeine Fahne geſchrieben, die Idee des menſchheitlichen Fortſchritts, die Idee aller guten und edeln Menſchen iſt.

Friedrich Görre.

Lamericière.

Von G. Kramer.

I.

— — Il a été Rome! „Und er hat: Rom“ Das iſt der Sinn des Namens — Lamericière

Gott selbst hatte dem General seine Sendung durch seinen Namen angedeutet.

Sie lachen? Sie finden das gar zu spaßhaft, durch ein Anagramm die geschichtliche Bedeutung eines Mannes erklären zu wollen?

Lachen Sie nicht! Die ganze legitimistische Partei — und sie ist noch immer ziemlich stark — meint es im vollen Ernst! Lesen Sie nur die „Union", die im Bunde mit der „Gazette de France" für die Wiederherstellung der Bourbonenherrschaft in Frankreich kämpft. Diese „Union" berichtete aus Bordeaux: „Ein geistvoller Schriftsteller, ausgezeichnet durch seine hohe Stellung in der Gesellschaft sowie durch mehrere vortreffliche Werke, bekannt durch seinen glänzenden Witz im Gespräch, unerschöpflich in sinnreichen Einfällen, kurz Herr — aber der Leser hat ihn schon genannt — Herr G*** hat aus dem Namen des Generals Lamoricière das schöne Anagramm gebildet, das uns" u. s. w. Sie kennen das Anagramm, nur leider den Namen des Herrn G***, „den der Leser schon genannt hat", kennt keine lebende Seele, und darum lachen Sie nur, der „Charivari" lacht auch, und wer die Lacher auf seiner Seite hat, der hat gewonnenes Spiel!

Dieses Anagramm gibt dem pariser „Charivari" Stoff zu den köstlichsten Spottereien. Er erzählt unter anderm, die päpstliche Regierung habe in Ancona und — ich weiß nicht gleich wonoch — zwei Bureaux errichtet, die sich mit der Anagrammatisirung der Namen aller Rekruten für die römische Armee beschäftigen sollen; wessen Name in einem Anagramm der geringsten Mißdeutung fähig ist, wird unerbittlich abgewiesen; Herr Janinet, einer der Mitredacteure der „Gazette de France", sei zum Director der Bureaux ernannt. Das könnte freilich für den General selbst schlimme Folgen haben, denn mit der Zuthat von zwei armseligen Buchstaben lautet sein Name: La mort ne ment. Sie deutet man ihn auch in Rom, wenn man dem „Charivari" trauen darf. Und warum soll man ihm nicht trauen? Er lügt ja nur zum Spaß.

Außer den Anagrammen laufen noch andere Witze über den General um. Man nennt ihn z. B. Lamortsiege, weil er, wie die Siegen (Nerven), im kirchlichem Dienste verbraucht wird. Man verwechselt wol auch die Titel und sagt in der Lebhaftigkeit des Gespräches le general Dupanloup et Monseigneur Lamoricière (letzteS bekanntlich der bischöfliche Titel), denn der Bischof von Orleans ist ja ein ebenso leidenschaftlicher Kämpfer für die weltliche Herrschaft des Papstes als der ehemalige Commandant der Zuaven.

Damit ist denn auch schon angedeutet, was die Stimmung des französischen Volks in der römischen Frage ist. Wenn die öffentliche Meinung auf Bravoden, wie der Tagesbefehl Lamoricière's in Rom, mit Spott oder Witzeleien antwortet, dann kann sicher keine Sympathie mit dem „Kirchenstaate" existiren. Und „le ridicule tue" ist für Frankreich, obgleich es seit 1789 ernster geworden ist, doch noch wahr. Den letzten Hieb hat dem römischen Regiment Edmond About mit seinem Buche: „La question romaine", versetzt; der brennenden Lauge seines Witzes konnte eine solche Sache nicht widerstehen. Und wenn Sie einen noch klingendern Beweis für die Abneigung haben wollen, die im Volke gegen das priesterliche Rom besteht, so fragen Sie nur den Kassirer des Theaters an der Porte St.-Martin, wie viel ihm „Die Kartenschlägerin" eingebracht hat. Der kleine Mortara! Die Kirche hat dem Moloch Fanatismus schon Hunderttausende von Juden in die Arme geworfen, aber diesen kleinen Mortara wird sie nicht verdauen, einen so guten Magen sie auch, nach Goethe, haben mag.

Und für diese Dinge nimmt ein General das Schwert auf, der als Organisator der Zuavenregimenter sich durch seine Bravheit so hervorthat? Der in den Dienst der Republik trat, der infolge des Staatsstreichs in das Exil wandern mußte und noch im Exil die Achtung aller genoß? Da lohnt es sich doch wol der Mühe, sich den Mann einmal näher zu betrachten. An und für sich ist die Conversion gerade nicht zu wunderbar. Nach dem Krimkriege sah man schon einen Zuaven auf demselben afrikanischen Boden, auf dem er wie ein Löwe gefochten hatte, in ein Trappistenkloster gehen, und ein herrlicher Kupferstich, der diese Umwandelung darstellte, machte damals die Runde durch Frankreich. Man sprach ferner von einem andern „afrikanischen General", von Bedeau, der ebenfalls im Dienste der Republik gestanden hat und ebenfalls ins Exil gehen mußte, daß auch er in römische Dienste treten wolle; und das wäre spaßhaft, denn bedeute Küster. Also ein Ausnahmefall ist Lamoricière's Stellung gerade nicht; was sie hervorhebt, ist nur der unableugbare Klang seines Namens. Wir wollen auch die Franzosen über ihn lachen lassen und vor der Hand seinen Eifer auf ihn werfen; wenn er aus ehrlicher Ueberzeu-

gung für diese Sache in die Schranken tritt, so muß man ihn dieser Ehrlichkeit wegen achten; denn sicherlich gehört Muth dazu, der öffentlichen Meinung so entschieden entgegenzutreten. Wenn er aber dabei, unbeschadet seines Charakters, ohne rechte Ueberlegung gehandelt hat, wenn er vielleicht nicht aus eigener Selbstbestimmung nach reiflicher eigener Prüfung sein Werk unternommen, sondern sich dazu hat bestimmen lassen, immerhin (ich wiederhole es) in der besten Meinung von der Welt, dann — ? Nun, dann mag er sich abmagen oder abmagen lassen, dann ist er kein Staatsmann, sondern ein Werkzeug. Und wer ihn genauer kennt, sagt auch, daß ihm die höhere politische Tendenz abgeht. Ein trefflicher Soldat, hat er praktischen Blick für das Heerwesen, soweit es nur auf Organisation von Truppen ankommt, und hat dies Talent in Afrika glänzend bewährt. Aber die Einsicht in das Getriebe der Geschichte mangelt ihm. Man nannte ihn einmal une tête carrée (was auch ein Spottname für uns Deutsche ist), d. h. einen hartnäckigen Dickkopf, der weniger durch rasche Auffassung und Ausführung sich auszeichnet als durch hartnäckiges Festhalten an einmal gefaßten Meinungen. Und in der That, Lamoricière ist ein Bretagner und dieser Volksstamm ist durch ganz Frankreich und Navarra als starrköpfig bekannt.

Der Familiennome des Generals ist Juchault; die verschiedenen Glieder dieser Familie benennen sich je nach ihren Grundbesitzungen, welche um den See von Grand-lieu bei Nantes auf dem linken Loireufer liegen. Dort an der Grenze der Vendée und Bretagne ist der beschiedene Meierhof la Moricière, von dem der General den Namen hat. Die Familie wird bei seinem historischen Ereigniß der Vendée genannt, selbst nicht in den Memoiren der Frau de Larochejacquelein; Lamoricière ist der erste, der ihr einen Namen in der Geschichte macht.

Sein Gesuch wollte, daß er nach beendigten Schulstudien als Soldat in Afrika stand, als Algier eingenommen wurde. Kurz darauf brach die Julirevolution aus und Bourmont, der im Dienste der Bourbonen die Expedition gegen den Dei geleitet hatte, mußte sein Commando niederlegen. Lamoricière begleitete den General bei dessen Abfahrt nach Frankreich ans Ufer, ohne ihm oder der Dynastie nachzufolgen. Ein Legitimist hätte der Revolution nicht dienen sollen und viele verließen auch damals die Armee, um weiten nicht ohne ihre Zukunft aufzuopfern. Lamoricière aber, schrieb jüngst ein Lobredner von ihm, „behielt seinen Degen trotz imposanter Beispiele und peinlichen Seelenkampfes". Große Worte, die wenig zu bedeuten haben. Es war sein wohlverstandenes Interesse, das ihn zurückhielt. Er bildete sich nicht nur gleichzeitig mit der Armee in Afrika, er half auch die Zuaven bilden, deren zweiter Commandant er war, und dies ist sein größtes Verdienst.

Wer kennt nicht dieses furchtbare Corps, diese von afrikanischer Sonne gebräunten Krieger, die mit europäischer Disciplin die Wildheit der Wüstensöhne vereinigen! Sie kümmern sich den Teufel um Zelt und Quartier; wochen-, monatelang begnügen sie sich mit dem Erdboden als Lagerstatt. Kein Terrain bringt sie in Verlegenheit; die steilen Höhen der Alma bei Sewastopol erklettern sie wie Katzen und wenn der Kugelwechsel nicht rasch wirkt, so stürzen sie aus bloßer Ungeduld mit dem Bajonnet auf den Feind und stoßen ihn nieder, daß das Gutsiegen seine Reihe fast. Seinen Namen hat dieses Corps, das ich schon anderswo einmal geschildert habe, bekanntlich von einem tropigen Kabylenstamme erhalten, der in den Schluchten des Dschurdschura hauste, und bestand bei seiner Gründung im März 1831 aus Eingeborenen. Bald aber trat alles, was von verlorenen Kindern aus Paris nach Afrika kam, zu dieser gemischten Schar und diese pariser Wildfänge kabulirten sich in Charakter, Uniform, ja selbst Physiognomie so schnell und vollkommen, daß sie zu mancher ergötzlichen Anekdote den Stoff lieferten. Selbst den Herzog von Orleans täuschte ihr Anblick; denn als er einmal einen Zuaven durch seinen Dolmetscher fragen ließ, von welcher Tribus er sei, antwortete ihm der erstere auf gut französisch selbst, daß der Umweg nicht nöthig sei, er stamme von den Beni Montfaucon (Montfaucon ist der Name einer lärmenden, volkreichen Straße von Paris).

Verschiedene Generale verdanken ihr Emporkommen diesem Corps; seinen Name aber ist damit so verwachsen als der Lamoricière's. In solchem Kreise und auf diesem Boden bildeten sich nun jene Männer, die man unter dem allgemeinen Namen „afrikanische Generale" zusammenfaßt: Bedeau, Changarnier, Lamoricière. Mehr alle entschieden orleanistisch gesinnt, hätten sie der Wiederherstellung des Julithrons allerdings nützlich werden können und wurden daher am 2. December 1851 auch zum

beseitigt. Wenn ihnen aber Kriegskenntniß und militärische Bravheit in hohem Grade eigen ist, so fehlte ihnen doch die politische Einsicht und namentlich das, was in solchen Zeiten der Krise das Nöthigste ist: die geschichtliche Initiative. Und darum sind sie gefallen.

Sein Organisationstalent bewährte Lamoricière glänzend, als er durch die Errichtung der „Arabischen Bureaux" die französische Verwaltung bei den unterworfenen Arabern einführte. Marschall Bugeaud hat diese Bureaux „die Fackeln der Expeditionsführer" genannt. Wenn ich sage, daß damit die Eingeborenen nach französischer Weise verwaltet wurden, so versteht sich von selbst, daß das Geschäft dieser Aufseher die Steuervertheilung, die Polizei und Justiz, die Straßenpflege und die Statistik war; für den Fall einer Expedition waren sie namentlich von großem Werthe.

Die erste bedeutende Waffenthat, durch die sich Lamoricière hervorthat, fällt meines Wissens in das Jahr 1835, wo er die an der Macta zurückgeworfenen Truppen sammeln sollte. Statt zur See zu fliehen, führte er ohn Schwadronen Reiterei von Arzew bis Oran unverletzt durch die empörten Tribus und verwandelte den Rückzug in einen Triumphzug. Wenn er einmal einen Lieutenant unter Pistolenschüssen und Säbelhieben allein aus der umringenden feindlichen Schar rettet und mit sich fortträgt, so ist das nichts Außerordentliches auf afrikanischem Boden; mehr als Einem ist so etwas begegnet. Den Glanzpunkt seiner kriegerischen Laufbahn aber bildet die Einnahme von Konstantine am 13. October 1837, wo er an der Spitze der ersten Zuavencolonne auf der Breche stand. Eine furchtbare Explosion verschüttete ihn in diesem Augenblick und erst nach der Einnahme ward er wieder aufgefunden. In einem Gemälde, das sich in der historischen Galerie zu Versailles befindet, hat Horace Vernet, der große Schlachtenmaler, diesen Augenblick verherrlicht und Lamoricière's Gestalt dabei eingerahmt.

Im Jahre 1842 lernte Lamoricière Charras kennen. Er commandirte damals die Provinz Oran, wohin Charras als Artilleriecommandant versetzt ward. Derselbe wurde nicht nur sein Ordonnanzoffizier, sondern selbst sein vertrauter Freund. Ich zweifle, ob der hartnäckige Republikaner Charras auch mit der neuen Thätigkeit seines ehemaligen Chefs sympathisirt. Freilich, es verbindet viele Afrikaner ein gewaltig starkes Band, der gemeinsame Haß gegen Napoleon, und da ist vieles möglich. Man hat widerliche, unnatürliche Lügen von diesem Haß inspirirt gesehen. In diesem Sinne wurde Guizot der Bundesgenosse von Veuillot, der aufgeklärte Protestant der Mitkämpfer des Jesuiten. Allerdings hat dieser selbe Guizot 1847 schon den Sonderbund beschützt, da darf es denn nicht wundern. Ueberhaupt muß man nur lächeln, wenn man Guizot und die gelehrte Clique des „Journal des Débats" in ihrer Opposition sich als Sprecher für die Freiheit geberden sieht, Wortkrämer und Kammerredner, die nach dem Parlamentarismus schreien, nur weil er ihnen Einfluß gibt. Das nebenbei.

Neuen Ruhm erwarb sich Lamoricière in Bugeaud's Feldzug gegen Abd-el-Kader. Er zog aus Oran gegen die Hascheus, welche Tribus den Kern und das Centrum der Streitkräfte des Propheten bildeten, und unterwarf die Provinz in einem Feldzug von vier Monaten, während dessen er seine Soldaten mit dem Getreide ernährte, das die Araber vor einem Aufstande zu vergraben pflegen. Abd-el-Kader fiel in Lamoricière's Hände, von diesem erhielt ihn der Herzog von Aumale.

Mit der Einnahme von Algier waren die Bourbonen der Restauration gefallen, mit dem Siege über Abd-el-Kader stürzte die Julidynastie. Eine neue Carrière that sich vor Lamoricière auf. Damals waren Alexis von Tocqueville, Gustav von Beaumont und Herr von Corcelles, welch letzterer jetzt mit dem General in Rom ist, nach Afrika gegangen, um die französische Eroberung kennen zu lernen. Diese luden Lamoricière ein, in die Deputirtenkammer zu treten. Die Revolution that ihm die Thore zum Palais de Bourbon, zur Nationalversammlung auf. Von Karl X. war er zu Ludwig Philipp gegangen, von diesem ging er zur Republik und zwar seinen Worten nach nicht blos zum Schein, denn er versprach eben, ihr treu zu bleiben. Seien wir nachsichtig! Es ist dem an so vielfache Regierungswechsel gewöhnten Franzosen schwer, eine politische Ueberzeugung durchzuführen; selbst persönliche Verpflichtung schützt nicht immer vor Abfall und eine kluge Regierung wird immer ein relatives Mistrauen gegen ihre Diener bewahren. Die Vertheidigungsformel: „Wir schulden uns vor allem dem Vaterlande", ist so leicht gefunden und hat im Grunde ja doch etwas Wahres für sich. Wenn man hat wittern wollen, auch Lamoricière

habe den Gregorij gemacht, einmal den Präsidentenstuhl zu besteigen, so wollen wir das Mißverhältniß nennen; indessen haben wir es von Personen gehört, die ihn näher kannten. In Wirklichkeit kam Lamoricière unter Cavaignac zu stehen, dessen Commandant er schon gewesen war.

Wie in Algerien, machte sich Lamoricière auch in Frankreich um die Armee verdient. Wer das französische Heer damals, selbst noch 1848, gesehen hat, weiß, welche Lücken die Revolution auch in die militärische Disciplin gerissen hatte. Der republikanische Begeisterung wäre gar zu leicht zum Schwindel. Man hat im kleinen dafselbe in Deutschland erlebt. Als 1849 in Baden die Revolutionen ausgebrochen war, liefen eine Menge Soldaten nach Hause und Beamte war nicht der Mann, ein Heer, noch weniger eine Revolution zu organisiren.

Lamoricière saß mit Bedeau, Charras u. a. in der Commission der Nationalvertheidigung und arbeitete nach Kräften für die Ordnung im Heerwesen. Am 11. Mai 1848 wurde die Provisorische Regierung nach Zusammentritt der Nationalversammlung von der Executivcommission ersetzt; am 17. Mai wurde Cavaignac Kriegsminister und durch den Juniaufstand Dictator; er übertrug nun Lamoricière das Portefeuille des Krieges.

Wir kommen hiermit zu dem Ereigniß, mit welchem der Umschwung der öffentlichen Meinung, der Untergang der Republik begann, zu den Junitagen. Bekanntlich brach der Aufstand infolge der Auflösung der Nationalwerkstätten aus. Kein verständiger, einsichtsvoller Mann wird diesen, wenn auch gutgemeinten, doch gänzlich verfehlten Versuch einer Organisation der Arbeit in Schutz nehmen; ich verliere kein Wort über diese Mißgeburt Louis Blanc's. Allein bei der Aufregung, die damals in den arbeitenden Volksschichten herrschte, war es die Aufgabe und die Pflicht jedes ehrlichen Patrioten, diese Anomalien auf gesetzliche Weise zu beseitigen, um das gährende Volk nicht noch mehr zu reizen und zu neuer Vergießung von Bürgerblut anzutreiben. Statt dessen setzte Herr von Falloux, reicher Grundherr bei Angers, in der Nationalversammlung die sofortige Auflösung der Nationalwerkstätten durch, stachelte durch diese gewaltsame Maßregel die wildesten Leidenschaften auf und der entsetzliche Bürgerkrieg begann. Das ist die wahre Ursache jenes Aufstandes, dessen Andenken wie ein fester Fluch auf dem Herzen Falloux' lasten wird. Der Oberst Charras, der damals Unterstaatssecretär im Kriegsministerium war, sah in dem Aufstande nur den Arm des Bonapartismus. Man hat Charras einen Spartaner genannt; er ist so streng, aber auch so beschränkt wie ein Spartaner. Als ob damals nicht jede Partei jedes Ereigniß zu benutzen gesucht hätte! Es ist notorisch näher und gewiß, daß tagelang vorher im Westen Frankreichs um Angers und Nantes die Legitimisten von einem nahen guten Schlage in Paris gesprochen haben und von einem legitimisten wurde der Aufstand provocirt. Wie ihn Cavaignac unterdrückt hat, weiß man. Er war so kurzsichtig wie die meisten Republikaner. Gerade die Erinnerung an die Schrecken dieses Kampfes erleichterte dem Staatsstreiche vom 2. December den Sieg. In das volle, [illegible] — Cavaignac' Lamoricière kämpfte mit gleicher Energie wie der Dictator und die andern Generale während der Insurrection; nach der Niederschmetterung derselben nahm er es als Kriegsminister auf sich, die traurige Maßregel auszuführen, die Insurgenten ohne Urtheilsspruch zu transportiren. Er mochte fühlen, wie traurig es war, denn er hatte nicht den Muth, seinem Unterstaatssecretär Charras, der sich entschieden dagegen erklärt hatte, nur ein Wort darauf zu sagen. Drei Jahre später, als er verwiesen ward, wagte er es, er und die Seinen, über Gewalt zu schreien, als ob er sich alles Recht dazu nicht selbst vergeben.

Kurze Zeit nach diesen verhängnißvollen Tagen ward Lamoricière zum ersten mal in die italienische Bewegung verflochten. Wenige Worte zuvor über diese selbst. Es herrscht überall, nicht blos in Deutschland, eine unglückliche Ideenverwirrung darüber, unglücklich für alle; die Folgen werden es lehren. Was Deutschland betrifft, so begreift man, wie die Erinnerungen an das erste Kaiserreich seine Auffassung und Handlungsweise verfälscht. Im Grunde aber bleibt immer das Princip stehen: Jede Nation soll sich allein angehören, nicht von einer fremden bestimmt werden. So wenig Deutschland sein linkes Rheinufer an die französische Nation abtreten will, so wenig sollte es auch seine Herrschaft den fremden Italienern aufdringen. Im Sommer 1848 unterlagen die Bestrebungen Piemonts. Venedig sah seiner Niederlage entgegen. Da wandte es sich an Frankreich, die Minister waren entschlossen, ihm zu helfen und große Kriegsrüstungen hatten

chen begonnen. Täglich ging der Finanzminister an zu klagen und bat Lamartine, Frankreich nicht ins Unglück zu stürzen. Es hatte niemand Muth als — Lamoricière, derselbe, der heute gegen die piemontesische Republik ankämpft. Ja er gab sogar seine Entlassung, als seine Stimme nicht durchdrang, und nur Lamartine's flehenden Bitten gelang es, ihn zur Zurücknahme zu bewegen. Stützen wir uns indessen auf diese Thatsache nicht zu sehr. Herr Lamoricière ist in Sachen der Politik, namentlich nach außen, ein zu wenig genialer Kopf, als daß so viel Initiative aus ihm selbst hätte kommen können. Als im Jahre 1847 der General Changarnier seinen Staatsstreich beabsichtigte und für diesen Fall die Verhaftung Lamoricière's vorgeschlagen wurde, erklärte man, diese sei unnöthig. So wenig fürchtete man ihn als Politiker.

Die Republik war schwächlich zur Welt gekommen, seit dem 13 Juni ward sie kränker und kränker und die Häupter ihrer Partei waren schlechte Aerzte. Nur sich selbst müssen sie anklagen, wenn die Kranke nicht geheilt worden ist. Die Nation war zerrissen von Parteien; in der Bretagne und Vendée ließ man Heinrich V. als Monarchen sie erwählt herumreiten, das Gewitz der Straße Parteien spann seine Intriguen; der eine wollte dies, der andere das. Frankreich brauchte unbedingt einen Dictator. Es gibt gewisse Feuerbrennes der Politik (Sie kennen jenen Typus der „Biedermänner", den Henry Monnier geschaffen hat), ehrenwerthe Leute, aber schlechte Musikanten; sie singen den Refrain „Gesetzverletzung". Als ob jede der verschiedenen Parteien von damals, gleichviel welcher der Sieg hätte zufallen können, anders als durch einen Staatsstreich hätte siegen können! Die Sache lag nun einmal so, daß es nicht genügte, zu wissen, was man wollte, daß man auch wollen mußte, was man wußte. Wenn aber die deutsche Gemüthlichkeit einst von der Erde fliehen sollte, so wird sie gewiß noch im Herzen eines französischen Republikaners ein Winkelchen finden, wo sie wärmer als irgendwo gepflegt wird. Was die übrigen betrifft, die heuchlerischen Reactionäre Changarnier, Bedeau und Ehrgleichen, so beklage ich wenigstens sie nicht. Wohin sie Frankreich geführt hätten, das sehen nun diejenigen nicht, die zwar in Nikolaus I. ein „Heroenbild" sahen, aber über „Gesetzverletzung" klagen, wenn gerade ihre Heroen nicht den Muth zur That haben.

Lamoricière ging ins Exil. Er hatte sich, nachdem er vom Präsidenten die Sendung nach Petersburg angenommen hatte, um das Asylrecht der ungarischen Flüchtlinge in der Türkei in Schutz zu nehmen, von demselben getrennt und mußte nun die unfreiwillige Sendung nach Preußen annehmen; von hier ging er nach Belgien. Wer da weiß, was es heißt, verbannt zu sein, seinem natürlichen Wirkungskreise entrissen und zur Unthätigkeit verdammt zu werden, der allein kann ermessen, was der General gelitten haben mag, als er aus weiter Ferne den Siegen seiner Zuaven zusehen mußte, jener Soldaten, die er einst gebildet hatte, die unter seinen Augen durch seine Disciplin und sein Beispiel geworden waren was sie sind. Wie manche schlaflose Nacht mag er in verbissenem Schmerz zugebracht, wie manchen Groll und Blutanwall hinuntergekämpft haben! Dieser fressende Gram erklärt zu großem Theil, warum er in peinlicher Ungeduld sich nach einem Felde der Thätigkeit umgeschaut hat. Es gibt Augenblicke, wo man in seinem nutzlos wallenden Blute zu ersticken glaubt, und es gehört eine große Stärke der Ueberzeugung dazu, treu auszuharren, zumal wenn Vaterland und Partei, nach denen wir, bis zum Tode ermattet, die treue Rechte strecken, uns mit Gleichgültigkeit in ohnmächtigen Zuckungen zu Grunde gehen lassen. Doch — wer in diesem kalten Geschlecht hat das Verständniß solches Leidens?

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

Anregungen.

Ein Zeitgenosse Shakspeare's.

In seiner dankenswerthen und eingehenden Arbeit über „Shakspeare's Zeitgenossen und ihre Werke. In Charakteristiken und Uebersetzungen" (Berlin, Decker, 1858) schildert Friedrich Bodenstedt einen jüngern Zeitgenossen des großen Dichters, John Ford.

In den mächtig hervorragenden Talenten gehört John Ford nicht. Er steht hinter dem farbenreichen, phantastischen Fletcher ebenso weit wie hinter dem tragischen, tiefen Massinger zurück. An ihm wird sichtbar, wie eine vortreffliche Schule selbst mittelmäßigen Talenten einen gewissen Glanz verleiht.

John Ford ist 1586 geboren und etwa seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts in London gewesen.

P. Felix.

Nun, Sie doch wahrhaftig nicht? Ist jetzt Ihr Gatte wieder mit ganzer Seele gegenwärtig, wenn er Sie in seine Arme schließt, lacht mit Behagen, nimmt in der Gesellschaft am Wichtigen wie am Unbedeutenden gleich fröhlichen Antheil und nun stimmt es doch nicht!

Julie.

Grade seine jetzige Heiterkeit hat Etwas, das mich ängstlicher anspricht, als früher seine Melancholie. Woher diese plötzliche Wiedergeburt? Warum verdankt er sie nicht meinem Zuspruch? Und so etwas Gereiztes, so etwas Krampfhaftes ist in seiner Fröhlichkeit; etwas, das mehr verwundet als erfreut.

P. Felix

(lachend).

Ist mir je eine solche Zergliederung des inneren Menschen vorgekommen?

Julie

(entschiedener).

Mögen Sie mich nun verurtheilen; ich kann nicht anders. Ich fühle mich unheimlich berührt von seinem Wesen. Er überschreitet in Allem die Gränzen, die Lust und Freude doch auch haben. Ich erschrecke über die Heftigkeit, mit der er die Kinder umarmt, über seine Ausgelassenheit, wenn er mit mir oder der Erzieherin, mit Marie —

Er hat einige der vollendetsten Schöpfungen Shakspeare's entstehen sehen. Viele Muster haben ihn und nachahmung auf seine Phantasie, selbst auf den Ausdruck seiner Empfindungen eingewirkt. Doch begann er erst in reiferen Jahren für die Bühne zu dichten. Von 1623—32 hat er neun und noch erhaltene Schauspiele geschrieben, andere sollen verloren gegangen sein; zuweilen arbeitete er, wie dies allgemein in der Blütezeit des altenglischen Theaters Sitte war, mit andern Dichtern zusammen. Es gibt in diesen Dichterwerken Stellen von unnachahmlicher und bezaubernder Schönheit, was den Ausdruck einer tiefen, göttlichen oder melancholischen Gefühls betrifft; aber die eigentliche dramatische Kraft konnte er nicht eben hoch anschlagen. Shakspeare's Genius wußte die ihm vorliegende Novelle und Sage zu einer dramatischen Handlung zu benutzen und zu verflechten, weder seine Vorgänger noch seine Nachahmer haben ihn in dieser Kunst auch nur annähernd erreicht. In seinem Stücke Lord's laufen zwei, oft drei Handlungen nebenher, ganz wie in Shakspeare, aber ohne jene symbolischen Bezüge, durch welche z. B. die spanischen Dramatiker ihre Epizoen auf einen innerlichen Kern zurückführen. Während aus Shakspeare immer ein Gesammtbild des Lebens und menschlicher Leidenschaft aufwallt und das Zusammengehörige des Ganzen bis zu einem gewissen Grade wenigstens durch das Widerspiel der Charaktere hervorbringt, bleibt bei Lord alles planlos und ohne die Bezüglichkeit des Nebeneinander. In seinem von Bodenstedt vortrefflich übertragenen „Perkin Warbeck" treffen die beiden voneinander unabhängigen Handlungen nur ein einziges mal, auf der londoner Richtstätte, zusammen. Was Bodenstedt als Lord's besonderes Verdienst rühmt, seine feinen, psychologischen Entwickelungen bewerten seine novellistische Begabung; seine theatralischen Effecte wirken im Leben besser und eingreifender, als wenn man sie sich auf einer Bühne sichtbar gegenüber sehen würde. Nachklänge an Shakspeare und dabei nichts Seltenes. Bodenstedt bemerkt richtig, daß der Pater Bonaventura in „Giovanni und Annabella" an den Bruder Lorenzo in „Romeo und Julia" erinnert; noch auffälliger war uns die Anfangsscene in „Das gebrochene Herz", die in Inhalt und Sprache, in dem Weben der auftretenden Personen durchaus nach den Reden zwischen Polonius, Laertes und Ophelia im zweiten Act des „Hamlet" gearbeitet ist. Letzteres Stück wurde vor einer Reihe von Jahren auf Tieck's Veranlassung auf der königlichen Bühne in Berlin aufgeführt.

Friedrich Hebbel hat bald nach dem Erscheinen des ersten Bandes dieser in so vieler Hinsicht verdienstvollen Sammlung sich in schärfster Weise in einer Reihe von Aufsätzen in der „Wiener Zeitung" gegen dies Unternehmen ausgesprochen. Er that, als würde damit dem Ruhm Shakspeare's Eintrag gethan. Diese Zeitgenossen Shakspeare's verhielten sich nach ihm zu Shakspeare wie die Affen zum Menschen. Wir theilen ganz die Bodenstedt'sche Verwunderung über diese Ansicht. Kenner, der ein gesundes Auge besitzt, wird ein Bild Perugino's oder gar Aurelio's mit einem vollendeten Schöpfungen verwechseln, welche Raphael's römische Pinsel zieren, aber nun behaupten wollen, ohne Aurelio und Perugino wäre Raphael — Raphael geworden, heißt in gleicher Weise die Nothwendigkeit des Genius überschätzen und den Gang menschlicher Entwickelung verkennen. Ihnen, Marlow, Dietrich und nicht Shakspeare, allein in ihnen wie in ihm ist deutsche Kunst der Zeit. In Marlow's „Eduard II." findet sich eine Scene über die Vergänglichkeit, die gleich erhaben ist wie ein Wort Shakspeare's, so daß ganze Scenen ist — mögen die Aesthetiker sagen was sie wollen — besser, ergreifender als die meisten Scenen, die Shakspeare's „Heinrich VI." bilden. Wir billigen durch und durch Bodenstedt's Arbeit. Sie lehrt den Deutschen kennen und die Kenner, und denen der Palmbaum spricht Wir wünschen nur eine Ergänzung: es gehört zu vollständiger Uebertragung der Schauspiele als die einzelnen poetischen Ausflüge. Von Ford z. B. wäre gewiß allen eine Uebertragung des „Perkin Warbeck", der zwar nicht das beste, aber immerhin ein eigenthümliches historisches Drama ist, erwünschter gewesen als der lange und noch ungenügende Auszug der Mordgeschichte von „Giovanni und Annabella".

Neue Romane und Novellen.

III.

„Die Erben von Schloß Ehrenfels, von Luise Otto" (drei Bände, Leipzig, Hubner, 1860) haben der Licht- und Schattenseiten eines Theaterromans reicht und viel bewegt sich die Verfasserin in drastischer Weise unter Menschen und Verhältnissen. Eine Vertiefung der Charaktere lag dermal nicht in ihrer Absicht; sie gibt nur ein bewegtes, unterrichtungsreiches, unterhaltendes Gemälde. Der Bruch zwischen idealer Gedankenwelt und realer Wirklichkeit bleibt etwas unvermittelt. Als gelungen heben wir die Schilderung der Frauencharaktere hervor.

— Die ersten Bände des „Album" (Prag, Kober & Markgraf) bieten in ihrem 15. Jahrgange wieder des Mannichfaltigen genug. Daß eine „Bibliothek deutscher Originalromane" sich so lange des dauernden Beifalls ihrer Leser erfreut, spricht neben ihrer Zweckmäßigkeit im großen und ganzen auch für den Werth des Gebotenen. In jedem Jahre 24 Bände vortrefflicher Romane verlangen zu wollen, heißt die Fähigkeit und die etwaige Fülle der Talente weit überschätzen.

Von den uns vorliegenden Arbeiten erscheint in jeder Hinsicht „Im Strom der Zeit" von Bernd von Guseck, als die beste. Sie erzählt in lebhafter Darstellung eine romantische Geschichte im Rahmen des 17. Jahrhunderts, von Türkenkriegen und den Siegen des „edeln Ritters", Prinzen Eugenius.

Auf einem tiefen Meere und darum kinderleichten ist „Noch Jacht“ von Johannes Scherr angelegt und auch in der bunten, bewegten Zeichnung der Charaktere wohlgelungen. Aber — es schlägt wieder einer schwerfälligen Bauernkunst ein spanisch grandioses Herz. Was man auch sagen mag, diese Verbindung ist unnatürlich. Es braucht in Wirklichkeit, daß die Schwaben auch tragische Gleichnisse erleben können und erleiden, wenn Romeo und Othello, Lear, Faust, diese hochtragischen Empfindungen „ordnungsgemäß“ durchkommen, denn sonst wäre gerade diese Ode, wenn gedichtete Ode, etwas gedrechselte Form entweder als komisch wirken. Die Kunst ist doch einmal nicht das Leben, sondern nur seine Spiegelung im Reiche des Schönen.

Anmerkenswerth ist Hermann Hüter's „Vom Gleichen zum Gleichen“, von geringer Gestaltung, aber schöner und lebendiger Charakterschilderung. Ein tüchtiger, der Verfasser gewiß immer mehr auf Abwege. Der Gefangenschaftsgedanke macht sich immer heimischer in seinen Erzählungen. Wandelnde Klöße und Mordthaten, die an Traum Erlebnis in Fieberphantasien, sind schon nichts Seltenes bei ihm — und gelingt ihm doch alles seine reale Wahrheit! Wo der Kauf mit dem Bauernhof mißrieth, ist natürlich ein Mensch erschlagen und der Teufel im Spiel — im Bauern verkannt worden. Tollerten nur hübsch wäre entsetzlich eine Bruche zu gönnen. Nicht, daß sie ganz schwimmen sollten; nur in der Auffaat ihres Herrn sollten sie mehrein. Einige Jahre einmal statt der Erzählung Träumen über Meineidsrache, Meuterei, Krankheit.

Gedanken.

von Daniel Stern.

Es ist ein grundfalscher Satz, den man, um die Weltgeschichte zu gestalten, erfindet, daß man den thätigen Neigungen der Völker schmeicheln solle, wer das Volk beherrschen wolle, müsse es bei seinen Gebrechen packen. Diese falsche Weisheit hat die Weltgeschichte nicht gebildet. Die größten Begebenheiten verdanken entlarvten im Gegentheil und dem Gefühl der Empörung und der Gerechtigkeit. Von Mal der Gerechtigkeit erschallt und tausend Stimmen der Hingebung seinen Wiederhall ein. Und wenn zuletzt eine falsche, eitle Regung mächtig in einem Freundeskreis des Siegenden wachte, so liegt der Grund in der Unvollkommenheit alles Irdischen.

Besser ist ein Mann, der Gutes bedarf, als Gold, das eines Mannes bedarf.

Noch zu sein und nun nicht sein Gut mehren, sondern seine Begierden mindern.

Manchen mangelt, was er hat und nicht hat; was er hat, das braucht er nicht, und was er nicht hat, nach ihm nicht.

Reichthum ist wie Wasser zu gewinnen, was da nicht bedarf, das laß liegen.

Alte Kernsprüche.

Besser werden ist größere Kunst, als reicher werden.

Wer edle Thaten thut, hat edles Blut.

Wer sich heute nicht bessert, ist morgen schlechter.

Im Wachsen und Zunehmen nehmen wir ab.

Kreislauf.

Greife nur mit vollen Händen
In das Leben frisch hinein,
Nimmer wird der Kreislauf enden
Seiner Freuden, tiefer Pein.
Nach der Krankheit folgt Genesung,
Folgt Genesung oder Tod,
Leben blüht aus der Verwesung
Hoffnungsfreich und morgenrothl.

Matt am Stabe schwankt das Alter
Und das Herz, das müde, bricht,
Doch der Greis schwingt sich, ein Falter,
Kühn hinauf zum Sonnenlicht
Und es kommen und vergehen
Die Geschlechter fort und fort,
Umringen und Verstehen
Ist das große Lösungswort!

Welle, die und Kühlung brachten,
Lustkauch, der in Blumen wühlt,
Hat vielleicht in heißen Schlachten
Gaiser's Heldenlein gekühlt.
Hell ist nicht für eitle Träume,
Wenn zu Häupt, daß jenes Laub
Riesenhafter Palmendäume
Einhüllt Alexander's Staub.

Auf den Gräbern unserer Väter
Ziehn wir, Wellen sind's im Meer,
Und es spannt der blaue Aether
Seinen Lichtkreis um mich her.
In dem reichen Weltgetriebe
— Scheint es manchmal sinnlos bir —
Schwingt die Allmacht und die Liebe
Unvergänglich das Panier.

Über, du willst die Räder halten,
Die sich unablässig drehn,
Ewig werdenin die Gestalten,
Neu in Formen zu erstehn.
Reicht zum Bunde euch die Hände,
Ewig ist kein leerer Schall,
Ohne Anfang, ohne Ende
Ist das gewaltige All.

Heinrich Zeise.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 39. Wöchentlich ein Bogen. Vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Englische Abenteuer einer deutschen Gouvernante. Von A. von Lagerstedt I. — Eine Tanzstunde. Von Philipp Jos. Gabor. Von Wilhelm Bornu. I. — Tanzstunde. Von B. Frenzel II. — Der Schiller und Goethe I. — Neue Romane und Novellen. IV. — Aus Kotzebue. — Feuerzeichen. Von Ernst Fischer.

Englische Abenteuer einer deutschen Gouvernante.

I

Wir gaben unseren Lesern vor einiger Zeit (in Nr. 21 unserer „Unterhaltungen") das Bild eines komfortablen Gouvernantenhauses und luden sie daselbst die Bekanntschaft eines deutschen Mädchens, Namens Marie Wilding, machen.

Wir versprachen, auch die ferneren Schicksale derselben zu erzählen.

Marie Wilding verließ das Gouvernantenhaus und ging nach einer Stadt in Devonshire, wo sie als Musik- und Deutschlehrerin für eine Schule oder Pensionsanstalt, wie wir in Deutschland sagen möchten, engagirt wurde.

Der Gehalt war sehr gering. Aber Miß Welch, die Vorsteherin, hatte Marien geschrieben, daß sie im nächsten Vierteljahre das Doppelte bekommen würde, wenn ihre Leistungen befriedigend wären.

Es war 6 Uhr abends, als Marie Wilding vor dem in einem Garten gelegenen großen Schulhaus vorfuhr.

Sie wurde von Miß Welch, einer sehr eleganten gefleideten Dame, in einem ebenfalls sehr eleganten Zimmer begrüßt und dann von einem der Hausmädchen in einen der Schlafsäle geführt.

Miß Welch hatte ihr Bedauern ausgesprochen, daß die Übergabe schon vorüber sei und hinzugefügt, daß Miß Wilding im Musikzimmer erwartet würde.

Marie legte alle eiligst Hut und Shawl ab und trat sich von dem Mädchen den Weg nach jenem Zimmer zeigen.

Dort saß eine junge Dame am Klavier; sie machte bei Mariens Eintritt eine leichte Kopfverbeugung, sah nach dem leerstehenden Stuhl neben sich und begann, als Marie, den Wink verstehend, sich hingesetzt hatte, ihre Etude.

Nach einer halben Stunde erschien eine zweite Schülerin und saß die erste ab; es kam eine dritte, eine vierte. Mit dem Glockenschlag acht wurde das Ende der Stunden und das Abendbrot eingenommen. Bei diesem sah nichts weiter Bemerkenswerthes vor, als daß eine Schülerin für einen Kleckse, den sie auf das Tischtuch, eine zweite für ein Stückchen Brot, das sie verkrümelt hatte, einen Penny Strafe zahlen mußte.

Es herrschte tiefes Schweigen während der Mahlzeit, aber aller Augen waren auf Marie gerichtet und musterten ihren Anzug bis ins kleinste Detail. Wie froh war sie, als sich um 9 Uhr alle zu Bette verfügten und sie mit dem Auslöschen des Lichts die tröstliche Gewißheit hatte, daß sie dem peinlichen Examen entgehen war.

Um 6 Uhr morgens läutete die Glocke zum Aufstehen. Man zog sich eilig an — denn die sorgfältige Toilette wird erst kurz vor Tische gemacht — und eilte zu den Frühstunden. Marie wiederum zum Klavier. Um 8 Uhr allgemeine Morgenandacht und dann erst das Frühstück. Darauf folgte der zweistündige Spaziergang, der in England für die Jugend zur Tagesordnung gehört und auf dem Marie und eine englische Lehrerin die jungen Mädchen, die paarweise gehen müssen, zu begleiten hatten. Unsere Landsmännin versuchte bei dieser Gelegenheit einer oder der andern näher zu kommen, denn es kam ihr unnatürlich vor, daß sie ihren Schülerinnen so durchaus fremd gegenüberstehen sollte. Den jungen Engländerinnen kam es dagegen sehr unnatürlich vor, daß eine Musiklehrerin, und noch dazu eine, die erst gestern ins Schulhaus gekommen, ihnen zulächelte und sich mit ihnen unterhalten wollte. Sie beantworteten ihre Fragen kurz und trocken. Nach Hause zurückgekehrt, begannen wieder die Stunden und dauerten — die Eßstunde und die Ehrenstunde ausgenommen — bis abends 8 Uhr; dann Abendbrot, dann zu Bett.

So ging's den ersten Tag und so ging's alle Tage der Woche in strengster Regelmäßigkeit. Am Sonntage wurde der Katechismus abgefragt und zwei-, zuweilen auch dreimal in die Kirche gegangen.

Miß Welch's Schuleinrichtung ist die aller Mädchenschulen in England. Dabei ist nichts Auffälliges, wenn das Auffällige nicht darin liegt, daß die englische weibliche Jugend ein so monotones, geisttödtendes Leben in den Schulen führt. Und nun erst die Art des Unterrichts daselbst! Es ist ein ewiges Frag- und Antwortspiel. Die Lehrerinnen brauchen, um für den Unterricht geeignet zu sein, nur lesen zu können — und können oft auch nicht viel mehr. Die sogenannten Schulwissenschaften sind in den Schulbüchern mundgerecht und in solch Frag- und Antwortspiel gebracht. Auf Seite 1, 3, 5 die Fragen, welche die Lehrerin abliest, auf Seite 2, 4, 6 die Antworten, welche die Schülerin für die Lehrstunden auswendig gelernt hat und hersagt. Ein sehr beliebtes Schulbuch, das selten in den Schulen fehlt und das ein Résumé von allem Wissenswerthen zu enthalten scheint, heißt „Guide of knowledge" (Der Führer in den Wissenschaften). Dieser beliebte Führer erklärt sowol, wie die alten Briten sich kleideten und wie sie wohnten, als auch, daß die Macaroni in Deutschland in Sternförmchen vorkommen und in Milch oder Fleischbrühe gekocht werden. Fragt nun die Lehrerin: „Wie bereitet man die Macaroni in Deutschland?" so darf die Schülerin kein Wörtchen bei der Antwort verlegen, etwa mit der Fleischbrühe anfangen mit den Sternchen aufhören. Solche Willkür wird ernstlich gerügt.

Die Orthographie lernen die Kleinen und Großen in den Schulen auf die Art, daß erstere die ein- und zweisilbigen, letztere die mehrsilbigen Wörter, welche orthographische Schwierigkeit haben, zu buchstabiren auswendig lernen. Es gibt alphabetisch geordnete Sammlungen für diesen Zweck und die Regellosigkeit der englischen Orthographie mag sie rechtfertigen. Daß aber auch Kenntnisse, die in Kopf und Herzen dringen und Kopf und Herz bewegen sollen, auf diese Art gelehrt und gelernt werden, ist nicht zu entschuldigen und erklärt den Umstand, daß der Lehrerstand im allgemeinen in England so wenig Achtung genießt.

Es ist nur zu wahr, es drängen sich hier die Roheiten und Unwissenheiten in den Lehrerstand! Es ist fast zum Sprichwort geworden, daß bejahrte weibliche Wesen, die nichts gelernt und kein Vermögen haben, wol aber an ein gewisses behagliches Leben gewohnt sind, ihre Zuflucht zu Eröffnungen von Schulen nehmen. Das ist die Schattenseite der unbeschränkten Lehrfreiheit! Miß P., die Dame en question, miethet z. B. (von geborgtem Geld) ein hübsches Haus in irgendeiner freien, gesunden Gegend und möblirt es. Es kommt vor allen Dingen darauf an, daß sie ein Empfangzimmer mit schönem Teppich, Spiegel, Sopha und ein Schlafzimmer mit neuen Matratzen, großem Fenster, Ventilation und Marmor-Waschtisch herstellt. Letzteres wird als Schauzimmer für Personen, welche Erkundigungen einzuziehen kommen, benutzt. Darauf läßt Miß P. Prospekte drucken, auf denen unter andern guten Dingen steht, daß der berühmte deutsche Musikus, ehemaliger Kapellmeister zu Wien, Herr N. N., den Musikunterricht in Miß P.'s Schule gibt, Monsieur le professeur T. den französischen und Herr Dr. H. den deutschen Unterricht. Miß P. hat diese Herren in ihrem Leben nicht gesehen! Sie weiß aber, daß es Männer sind, die schon einen bedeutenden Ruf haben, sonst hätte sie sie nicht genannt. Nun nimmt es aber in London niemand, der sich durch Stundengeben erhält, übel, wenn sein Name noch bekannter wird, als

er es schon ist. Daher kann Miß P. dreist jene Namen auf ihre Prospecte drucken lassen — es erspart den Herren eine Annonce in der „Times". Und sollte ja einer unter ihnen empfindlich sein und sie zur Rechenschaft ziehen, so bleibt ihr allemal noch übrig, recht höflich um Entschuldigung zu bitten und ihre Absicht auszusprechen, den besagten Herrn um seine Dienste zu bitten, sobald die Schule den blühenden Standpunkt erreicht hat, dem sie mit großen Schritten entgegengeht. Damit ist die Sache erledigt. Eine Zeitfehde würde nicht beachtet und wäre sehr theuer.

Während die Prospecte nach allen Himmelsgegenden wandern und den Ruhm von Miß P.'s Schule verkünden, sitzt dieselbe „einsam und allein", aber in schönem braunseidenen Kleide in ihrem Empfangzimmer und studirt die Seite der „Times", auf der sich täglich deutsche junge Mädchen zu Dutzenden als Lehrerinnen anbieten. Miß P. hat zwei Dinge zunächst im Auge; erstens zwei oder drei wohlgekleidete junge Engländerinnen für einige Stunden täglich ins Haus zu ziehen, damit sie Schülerinnen vorstellen, die wirklich angelockt sind; zweitens eine deutsche Dame „für ein Butterbrot" oder, wenn es sich machen läßt, noch billiger als Lehrerin zu engagiren. Zu den Schein-Schülerinnen verhelfen ihr alte Freunde. Die „Times" soll zu der Lehrerin verhelfen und thut sie es nicht, thun es die Agenten. Und ehe acht Tage vergehen, theilt Miß P. ihrer Schwester mit, daß sie richtig ein junges Mädchen für freie Station engagirt habe. Sie scheine sehr anstellig zu sein und gäbe den drei „geborgten" Schülerinnen so viel Stunden, als diese nur nehmen wollten. „Den Geschichts- und Geographie-Unterricht muß ich natürlich geben", fügt Miß P. hinzu; „das verstehen die Deutschen nicht, selbst wenn sie im Englischen geübt sind. Sie bringen immer ihr Eigenes hinein und statt das Buch, wie es sich gehört, vor sich hinzulegen und abzufragen, machen sie es zu und sprechen ganze Stücke aus sich selbst heraus. Man hat mich von mehreren Seiten darauf aufmerksam gemacht."

Doch überlassen wir Miß P. ihrem Schicksal: Sie kann ebenso wol wie so viele, die auf diese Art eine Schule eröffnen, Bankrott machen, kann möglicherweise auch wohlhabend dabei werden. Wir kehren zu der Schule in Devonshire zurück, in der Marie Wilding die erste Bekanntschaft mit englischen Schulen machte.

Das Stillschweigen während der Mahlzeiten, das ihr im Anfang so drückend gewesen, that ihr zuletzt wohl, als sie wochenlang täglich sieben Stunden Musik und eine Stunde deutschen Unterricht gegeben hatte. Ihre armen Ohren, die so viel angestrengt wurden, schwiegen während der kurzen Eßenszeit.

Von allen Tagen fand sie natürlich den Sonntag am traurigsten. Es schien ihr, als wiche dann alles Leben von ihr und machte einem dumpfen Zustande zwischen Wachen und Schlaf Platz. Sie hätte mit der jüngsten ihrer Schülerinnen, denen man sonntäglich die Bilderbibel in die Hand gab, fragen mögen, warum der Sonntag so sehr viel länger ist als die andern Tage. In der Kirche kämpfte sie auch mit ihnen um die Wette, um sich wach zu erhalten, denn Miß Welch warnte auf jedem Kirchgange vor dem Einschlafen wie vor einer Todsünde. Auch hing die Geschichte des Eutychus, der vom dritten Söller hinabfiel, „dieweil Paulus so lange redete" (Apostelgeschichte 20), als Warnungstafel im Schulzimmer. Aber es hilft nichts, der Engländer schläft viel in seiner Kirche trotz vorschriftsmäßigen Wechsels von Niederknien, Aufstehen und Hinsetzen. Aber wer hält es auch aus, immer und immer wieder dieselben Worte monoton hersprechen zu hören! Bei jedem Vormittags-Gottesdienst wird z. B. fünfmal das Vaterunser und zweimal das Glaubensbekenntniß hergesagt.

Marie Wilding befand sich gegen Ende des Vierteljahrs in großer Verlegenheit. Sie fühlte sich nicht behaglich in ihrem Verhältniß und doch wagte sie, in Ermangelung von Besserm, nicht zu kündigen, um so weniger, da auch dem einen Uebelstande, dem geringen Gehalte, abgeholfen werden sollte. Denn daß das geschehen würde, daran zweifelte sie keinen Augenblick; hatte Miß Welch doch niemals Unzufriedenheit mit ihren Leistungen geäußert.

Eines Morgens saß sie, das alles überdenkend, allein im Schulzimmer, während die übrigen, diesmal ohne sie, auf dem Spaziergange waren, als Miß Welch hereintrat und lakonisch sagte: „In vierzehn Tagen ist Ihr Quartal um, Sie können sich nach einer andern Stelle umsehen! Ich werde Ihnen ein Zeugniß über Ihre Fähigkeiten und Ihr angemessenes Betragen ausstellen, wenn Sie es wünschen."

Miß Welch war also nicht unzufrieden mit Marien. Sie hatte nur von einem armen deutschen Mädchen gehört, das sich bereit zeigte,

ohne Gehalt, nur um unterzukommen, in ihr Haus zu gehen, und das war natürlich vorzuziehen. Was übrigens ihr Versprechen, den Gehalt zu verdoppeln, betraf, so war das nur eine gebräuchliche Redensart bei ersten Engagements. Sie verdoppelte es nie. Nach Ablauf des ersten Quartals ließ sie den Engagirten die Wahl, fortzugehen oder unter denselben Bedingungen zu bleiben. Engländerinnen gehen nie in solche Fallen; es sind nur Ausländer, die sich darin fangen lassen und um ihrer Leichtgläubigkeit willen viel verspottet werden.

Marie Wilding blieb nichts anderes zu thun übrig, als ihre Sachen zu packen und nach London zurückzukehren. Das Abschiednehmen nahm ihr keine Zeit fort. Miß Welch sagte, es wäre ganz unnöthig und würde nur die Stunden unterbrechen.

In London angekommen, erinnerte Marie sich zum Glück der Adresse eines anständigen Wirthshauses. Sie fuhr dort vor und war auch so glücklich, ein bescheidenes Stübchen unbesetzt zu finden. Das geringste Plätzchen, auf dem sie sich selbständig und zwanglos bewegen konnte, begrüßte sie nach ihren Erfahrungen im Gouvernantenhause und in der Schule mit einer Art Entzücken. Freilich wurde ihre Freude durch Ueberzählung ihrer Gelder getrübt. Sie sah ein, daß sie keine Woche unthätig bleiben, sondern sich sofort um Beschäftigung bemühen mußte. In dem weiten, weiten London lebte ihr nur Eine befreundete Seele, aber wohl ihr, daß sie die eine hatte — nicht alle sind so glücklich! Ida K., auch eine deutsche Lehrerin, ein vortreffliches, warmherziges Wesen, hatte sich gleich bei ihrer Ankunft freundlich ihrer angenommen und ihr so viel Zeit gewidmet, als sie erübrigen konnte. Ida trug zwar selbst seit Jahren das Gouvernantenjoch, aber es war keins der schwersten. An diese Freundin schrieb Marie und fragte sie um ihren Rath.

Die Antwort lautete:

„Bleiben Sie wo Sie sind und bis wir Besseres finden! Geben Sie Privatstunden! Ich bin so glücklich, Ihnen gleich zwei Schülerinnen besorgen zu können! Man fragte mich nämlich gestern nach einer guten Klavierlehrerin und ich habe ohne weiteres Ihre Adresse gegeben. Sie werden eine Anfrage erhalten und müssen nicht bescheiden in Ihren Forderungen sein — das würde den Damen nur alles Vertrauen zu Ihrem Talent nehmen, von dem ich mit gebührender Anerkennung gesprochen habe. Noch Eins: lassen Sie sich ja nicht merken, daß Sie noch keine andern Schüler haben! In England mehr wie irgendwo bewährt sich das Wort: «Wer da hat, dem wird gegeben!» Sobald ich kann, komme ich Sie zu besuchen. Inzwischen werde ich um Schüler für Sie."

Gute Seele! Das war ein Sonnenblick!

Die angemeldeten Briefe liefen auch ein und Marie bekam beide Schülerinnen.

Es vergingen nur wenige Wochen, so hatte sie schon so viel Einnahme, daß sie nach der Bezahlung ihrer Wochenrechnung einen kleinen Ueberschuß behielt. Sie athmete frisch und fröhlich auf und träumte davon, sich ganz als Privatlehrerin zu etabliren und die Zwangsjacke der Gouvernante nie mehr anzulegen. Solche hoffnungsvolle Zeiten kommen und gehen. Sie sind dem kämpfenden Menschen eine große Ermuthigung, selbst wenn sich seine Hoffnungen als taube Blüten erweisen sollten.

Die erste Unannehmlichkeit, die Marie in ihrem neuen Verhältnis betraf, wurde ihr durch ihre Wirthin bereitet. Diese fromme Dame nahm Anstoß daran, daß ihre neue Mieterin, die von dem vielen Fahren und Gehen in der Woche sehr ermüdet war, am Sonntag zu Hause blieb und nicht, wie es sich gehörte, in die Kirche ging. Als sie nun gar Marie an einem Sonntagmorgen bei dem Annähen eines Bandes antraf, kündigte sie ihr die Wohnung.

Marie mußte sich eine andere suchen und zog als Kostgängerin in das Haus zweier Schwestern, Misses Henley. Es waren Irländerinnen. Beide Damen waren noch ziemlich jung und hübsch und sehr gesprächig, wie ihre Landsmänninnen gewöhnlich sind. Aber auch noch in andern Dingen offenbarten sie ihre Abkunft. Ihr Anzug war flatterhaft und unordentlich. Sie zeigten so wenig Mistrauen gegen Fremde, daß sie z. B. von Marien gar keine Empfehlungen verlangten. Gleich in den ersten Tagen erzählten sie letzterer, daß ihr Vater sein Vermögen durch Speculationen verloren und nach Australien gegangen sei; daß ihre Mutter gestorben und daß sie nun für zwei jüngere Geschwister zu sorgen hätten. Marie hörte mit vieler Theilnahme zu und als die ältere Schwester nun gar so weit ging, ihr zu vertrauen, daß sie ihre Haupteinnahmen aus der Wiedervermiethung des Hauses zögen, für das sie selbst einen hohen Zins zahlten, da freute sie sich recht, zu Menschen gekom-

arm zu sein, denen ihre Gegenwart einen kleinen Vortheil brachte, und zögerte keinen Augenblick, Miß Henley's Bitte zu erfüllen und ihr einige Guineen — vorzuschießen.

Mittlerweile war der Winter herangekommen. Er brachte Marien wieder einige Schüler, aber unglücklicherweise wohnten dieselben so entfernt, daß sie viel mehr Zeit auf dem Wege zu ihnen als bei ihnen zubrachte. Einen Theil des Wegs ging sie gewöhnlich zu Fuß, den andern fuhr sie. An ein regelmäßiges Mittagessen war unter solchen Umständen nicht mehr zu denken, ja an manchen Tagen hatte sie nur eben die Zeit, zwischen ihren Stunden in einen Bäckerladen zu treten und ein Brötchen zu verzehren; sie kam dann hungrig und müde nach Hause. Das hatte aber nichts auf sich. Marie war eine thätige Natur und hatte Freude an der Anstrengung. Was sie zuweilen niederdrückte, waren nur die häufigen Erkältungen, die ihr Nebel und Regen und Miß Henley's große Sparsamkeit mit Kohlen zuzogen.

Eines Tags, als sie, stark erkältet, traurig vor ihrem kleinen Kamin saß, klopfte es an die Thür und auf ihr „Herein!" trat Ida ins Zimmer.

Das war eine Freude!

Man muß es kennen gelernt haben, wie man oft am fremden Ort nach Freundesumgang hungert und dürstet, um die Freude eines solch unerwarteten Besuchs gehörig schätzen zu können. Husten und Ohren- und Zahnschmerz, alles war vergessen!

„O Sie liebe Ida, wie gütig es ist, daß Sie kommen und noch dazu bei diesem Wetter! Nun laß' ich Sie auch gar nicht mehr fort — nein — wenigstens nicht vor spät abends! Sie bleiben doch bis um zehn, nicht wahr?"

„Ich bleibe mehrere Stunden, wenn Sie mich behalten wollen", erwiderte Ida, Hut und Mantel ablegend. „Sie müssen mir erzählen, wie es Ihnen ergeht und ob Sie Briefe aus Deutschland haben! Ich will alles wissen, denn alles, was Sie betrifft, interessirt mich!"

Und die beiden Freundinnen rückten ihre Stühle nahe an das Feuer und nun ging es an ein gegenseitiges Fragen und Erzählen, bis die Theestunde eine kleine Unterbrechung machte. Sie wurden hin untergebeten und tranken mit den Misses Henley den Thee; dann verfügten sie sich wieder nach oben.

Ida's scharfer Blick und größere Bekanntschaft mit Land und Leuten hatte schnell entdeckt, daß Mariens Wirthinnen nicht ganz zu trauen sei, und als die Freundinnen wieder allein beisammen waren, sprach sie ihre Besorgniß darüber aus.

Marie nahm die Sache leicht, gestand aber doch auf dringenderes Befragen, daß die Damen schon zweimal Geld von ihr geborgt hätten und daß der Lehrer der jüngern Geschwister ihr einmal, als sie sich allein mit ihm befand, gutmüthig gerathen, sie möchte sich in Acht nehmen, die ganze Familie Henley wäre leichtsinnig: Vater, Brüder und Schwestern. Der Vater hätte sich Schulden halber aus dem Staube gemacht und er, der Lehrer, hätte nun schon seit einem halben Jahre vergebens sein Honorar gefordert und würde die Damen verklagen.

„Aber, Beste", rief Ida ganz erschreckt, „wie wagten Sie nur nach dieser Offenbarung im Hause zu bleiben? Wissen Sie auch, daß die Damen Henley, im Fall sie den Hauszins nicht gezahlt haben, ausgepfändet werden und daß dann auch auf die Sachen der Aftermiether Beschlag gelegt wird?"

Marie kannte natürlich dies barbarische Gesetz nicht.

„Und haben Sie sich nicht die Quittungen über die Hausrente vorlegen lassen, ehe Sie hier einzogen?" fragte Ida weiter.

„Was?" rief Marie lachend. „Welch eine Idee! Ich soll diese fremden Damen, meine Wirthe, fragen, ob sie auch richtig ihre Miethe zahlen?"

„Natürlich! Das thut man immer, wenn man in London zu fremden Leuten ins Haus zieht!" erklärte Ida. „Es ist ja die einzige Garantie, welche der Miether für die Sicherheit seines Besitzes hat! Ich werde nicht eher ruhig sein, als bis ich Sie in einem andern Hause weiß! Ich kenne liebe, vortreffliche Menschen, die eine Kostgängerin suchen. Ich werde Sie dort empfehlen und Ihnen die Adresse aufschreiben."

Die Stunde des Abschieds schlug nur zu bald. Marie hätte noch zehnerlei fragen mögen und Ida schärfte ihr immer wieder ein, ihren Wirthinnen nicht mehr Vorschüsse zu machen, sondern sie je eher je lieber zu verlassen.

Ida's Besorgniß war nicht ungegründet, denn wenige Tage später kam Miß Henley sehr verwirrt zu Marien und erzählte ihr, daß sie die Hausmiethe nicht zahlen könnten und ausgepfändet werden würden. Sie ersuchte Marie zu gleicher Zeit, ihr noch dies einzige mal einige Schillinge leihen zu wollen.

Unsere junge Freundin hatte nicht das Herz, die Bitte abzuschlagen. Sie verließ aber noch an demselben Tage das Haus und zog zu der Familie Diron, die ihr von Ida so warm empfohlen war.

Frau Diron hatte mehrere erwachsene Kinder, von denen einige ihr Brot im Ausland erwarben, andere im Hause bei ihr lebten und durch Fleiß und Sparsamkeit die beschränkten Mittel der Mutter zu vermehren und zusammenzuhalten suchten. Sie und ihre Töchter waren wirkliche Tausendkünstler. Sie waren ihre eigenen Schneider, Schuhmacher und Tapezierer. Das allein machte es möglich, den Hausstand aufrecht zu erhalten. Abends rückten alle, die durch die Tagesarbeit zerstreut waren, wieder nahe zueinander und teilten sich heiter ihre Erlebnisse mit oder Frau Diron las mit ihrer wohlklingenden Stimme aus einem guten Buche vor, während sich die andern mit Handarbeiten beschäftigten. In solchem Kreise mit Wohlwollen und Herzlichkeit aufgenommen zu werden, war wirkliches Glück und Marie erkannte es auch als ein solches. Sie schloß sich endlich an Frau Diron an, deren warmes Mutterherz Liebe und Teilnahme für jedes junge Wesen hatte, das sich ihr mit Vertrauen nahte. Eine ihrer Töchter war in Rußland Gouvernante. Sie hieß auch Marie. Vielleicht trug dieser kleine Umstand noch dazu bei, daß die deutsche Marie gleich vom ersten Tage an mit günstigen Vorurteilen betrachtet wurde. Gewiß ist, daß, wenn sie, gerührt durch die mütterliche Fürsorge, mit der Frau Diron über ihre Gesundheit wachte, ihre Empfindungen äußern wollte, die freundliche Frau ihr mit den Worten den Mund schloß: „Pst! Sie haben gar nicht zu danken — es ist ganz natürlich, daß ich für Sie armes Kind sorge! Und dann — denke ich dabei auch an meine Marie und hoffe, es wacht in jenem fremden Lande ebenfalls ein Mutterherz über sie!"

Es war im Monat März, als Marie eines Tags, von ihren Stunden heimkehrend, fröstelnd auf einen Omnibus wartete. Es hatte den ganzen Tag über geregnet, jetzt aber goß es in Strömen und ach! alle Omnibus waren gedrängt voll. Endlich kommt wieder einer und diesmal schüttelt der Conducteur auf ihren Wink nicht mit dem Kopfe. Der Omnibus hält und sie steigt ein. Dicht hinter ihr drängt sich noch ein weibliches Wesen hinein. Aber der Conducteur ruft ihr sein energisches „Voll!" zu. „Es regnet so entsetzlich!" bittet die Arme.

„Hilft nichts! Es sind ihrer zwölf Passagiere drin, die gesetzliche Zahl!"

„Ich werde stehen und der Dame meinen Platz geben!" rief jetzt ein ältlicher Herr aus der Tiefe des Omnibus.

Das war sehr artig und aller Augen wandten sich nach dem chevaleresken alten Herrn, der, sich an der eisernen Stange, welche die Wagendecke entlang läuft, haltend, seinen engen Stehplatz einnahm — an ihm vorbei schiebt sich der Gegenstand seiner Aufopferung.

Es war nicht so recht eigentlich eine zarte Dame, wie er gedacht, sondern eine handfeste, große Frau mit einem Packet unter dem einen und einem Korbe an dem andern Arm, die, den Regen verwünschend und mit den Ellbogen sich Platz machend, in die Tiefe des Wagens drängt.

Als sie sich seufzend und stöhnend endlich niedergelegt, fällt ihr Blick auf den gefälligen Herrn, dem sie das trockene Plätzchen verdankt, und plötzlich erstarrt ihr Gesicht, wenn man so sagen darf, in den Ausdruck des äußersten Erstaunens. „Je", ruft sie mit gutmütigem irischen Accent, „ist's möglich? Sie sind's, Herr? Ich bin ja die Kelly, Ihre alte Köchin!"

Die Wirkung, die diese kleine Scene hervorbrachte, war ein allgemeines Gelächter — eine unerhörte Sache in einem englischen Omnibus. Der artige Herr allein lachte nicht, ihm kam die Scene gar nicht spaßhaft vor und um ihr so schnell als möglich zu entgehen, rief er nach einer Droschke und würdigte die arme Mistreß Kelly keines Blicks mehr.

Diese Omnibusfahrt sollte für Marie denkwürdig werden.

Als die Passagiere sich nach und nach verloren hatten und nur noch drei Personen im Wagen waren — Marie und eine starke Dame auf der einen, ein Knabe ihnen gegenüber auf der andern Seite, rief plötzlich die Dame neben ihr: „Meine Uhr ist fort! Conducteur, halte! Meine Uhr ist mir hier im Omnibus gestohlen worden! Ich hatte sie noch vor fünf Minuten und stecke sie hier in meine Uhrtasche! Jetzt ist sie fort! Hier ist nur noch die Kette!"

Marie und der Knabe sahen beide wie die Unschuld selbst aus. Das half ihnen aber nichts, die Dame blieb bei ihrer Behauptung, daß eine von ihnen die Uhr gestohlen haben müßte. Sie rief nach einem Policeman und begleitet von

einem solchen, der im Nu da war und eine Droschke herbeiholte, fuhr Marie, der Knabe und die erhitzte dicke Dame nach dem nächsten Polizeibureau.

Arme Marie! Was war dagegen Husten, Regen und Sturm! Sie hätte jetzt meilenweit in die Nacht hinaus zu Fuß gehen mögen, um dieser Beschämung zu entkommen. Davon konnte aber nicht die Rede sein; sie mußte geduldig zuhören, wie die Dame dem diensthuenden Polizeibeamten die Geschichte ihres Verlustes noch einmal weitläufig erzählte. Trotz ihrer innern Aufregung bewunderte sie die würdige Haltung des Beamten.

Als die Dame mit ihrem Bericht fertig war, wandte er sich an einen Aufwärter, der im Hintergrund des Zimmers stand, und sagte sehr ruhig: „Rufen Sie Mistreß Hott!" Darauf fuhr er fort in den Blättern zu lesen, mit denen er vorher beschäftigt gewesen.

Eine anständig gekleidete Frau erschien nach Verlauf von etwa zehn Minuten.

„Führen Sie diese Dame", auf die Klägerin weisend, „ins Nebenzimmer und untersuchen Sie deren Kleidung! Es ist eine Uhr verschwunden, die sie, nach ihrer Angabe, in die Tasche ihres Kleides gesteckt hat. Warum setzen Sie sich nicht?" sagte er, zu Marie und den Knaben sich wendend. Dann sah er wieder in seine Blätter und die Dame mußte wohl oder übel der Mistreß Hott folgen.

Vergebens beteuerte sie, daß die Uhr nicht mehr in ihrem Kleide sei. Sie mußte ins Nebenzimmer und — über die Freude! — die Uhr fand sich richtig vor. Sie war aus dem geöffneten Ring der Kette durch die aufgetrennte Tasche zwischen Futter und Oberzeug des Kleides gefallen und wurde von den sachgeübten Augen und Händen der Mistreß Hott im Saume des Kleides gefunden.

Die starke Dame kam sehr verlegen, aber doch erfreut wieder und bezahlte ohne Gegenrede das Geld, welches der Beamte „für die veranlaßte Mühe" von ihr einforderte. „Und nun haben Sie", fuhr er fort, „noch den beiden unschuldig Angeklagten eine Entschädigung für verlorene Zeit und falsche Anklage zu geben, vorausgesetzt, daß diese es verlangen!"

Die Dame zog aus ihrer wohlgefüllten Börse ein Geldstück heraus und hielt es Marien hin; da diese es aber mit einer heftigen Bewegung zurückwies, reichte sie es dem Knaben, der es mit sichtlicher Freude annahm. Darauf trennte man sich.

Marie, müde von den Anstrengungen des Tags, nahm die erste Droschke, der sie begegnete, und eilte nach Hause. Dort angelangt, will sie den Kutscher bezahlen, aber — ihre Börse mit dem Honorar eines Vierteljahrs, das ihr am Vormittag ausgezahlt worden war, ist verschwunden! Es war in der That ein Taschendieb im Omnibus gewesen. Schon vor dem Verschwinden der Uhr hatte er sich mit Mariens Börse aus dem Staube gemacht. War es jener höfliche alte Herr, der Vetter der Köchin? War es die Dame, die die Uhr verloren haben wollte? In London wird man mißtrauisch gegen jedermann.

Die häufigen, unterdrückten Erkältungen, Gemüthsaufregung und zu große Anstrengung, alles dies wirkte zusammen und warf Marie aufs Krankenbett.

Mistreß Dixon schickte nach ihrem Arzt und dieser erklärte den Zustand für entzündlich und sehr bedenklich; nur die sorgfältigste Pflege und ungestörteste Ruhe allein könnten ihn beseitigen.

Welch ein Glück war es unter diesen Umständen, daß die arme Kranke in so liebevollen Händen war! Mistreß Dixon wachte Tag und Nacht bei ihr und erlaubte höchstens ihren Töchtern, sie abzulösen, wenn sie des Schlafs allzu bedürftig wurde. Die brave Frau hatte nur die eine Sorge, ob auch nichts versäumt würde und ob sie, der der Himmel lauter gesunde Kinder gegeben und die demnach wenig Uebung im Krankenpflegen gehabt, nichts übersehen würde. Ihr warmes Herz errieth, was noth that, und ihre weiche, geschickte Hand that der Kranken immer wohl. Nach acht angstvollen Tagen und fast ebenso vielen unruhigen Nächten fand Dr. M. den Zustand um vieles besser und wieder einige Tage später sagte er mit heiterm Lächeln: „Gottlob, wir haben dem Vater auf dem Continent dort sein Kind glücklich durchgebracht, die Gefahr ist vorüber!" Da war im ganzen Hause Freude.

Dr. M. fügte aber hinzu, daß Marie gar nicht mehr daran denken müsse, Privatstunden zu geben, weil dazu eine eiserne Gesundheit erforderlich wäre, sie aber unfehlbar über kurz oder lang einer Brustentzündung unterliegen würde, wenn sie sich nicht diesen beständigen Aufregungen und Uebermüdungen entzöge. „Es wäre am besten, sie kehrte in ihre Heimat zurück", schloß er; „muß sie aber hier bleiben, was sie allein

zu beurtheilen vermag — so möge sie lieber wieder Gouvernante werden —'"

Mit der Wiederkehr ihrer Kräfte kehrten auch Mariens Sorgen wieder. Die Ihrigen waren nicht in den Verhältnissen, ihr Geld zu schicken — sie hatte ja im Gegentheil gehofft, deren Lage durch ihren Erwerb verbessern zu können — nun war der Arzt und der Apotheker zu bezahlen und ihre gütige Pflegerin hatte ebenfalls große und kleine Auslagen für sie gemacht.

„Deshalb machen Sie sich keine Sorgen, liebes Kind!" sagte Mistreß Diron, als Marie den Gegenstand berührte. „Hier ist meine Rechnung; sie ist nicht sehr lang und Sie berichtigen sie einmal, wenn Sie gut bei Kasse sind! Ich bin gar nicht eilig. Und dies" — fügte sie lächelnd hinzu — „ist die Rechnung des Arztes, die er mir bei seinem letzten Besuche für Sie eingehändigt hat!"

Mit diesen Worten überreichte sie Marien ein Schreiben von Dr. M., dem eine quittirte Rechnung des Apothekers beigelegt war. Der menschenfreundliche Arzt wünschte ihr Glück zur wiederhergestellten Gesundheit und erklärte, keine Bezahlung annehmen zu wollen, wol aber noch ein letztes Recept verschreiben zu müssen; es lautete: „Keine Privatstunden mehr!"

Als Marie Brief und Quittung ihrer mütterlichen Freundin zeigte, klopfte ihr diese freundlich auf die Schulter und sagte: „Und Dr. M. ist einer von den besten Engländern, über die Sie sich so viel beklagen!"

„Er ist einer von den guten, vortrefflichen Menschen, deren es auch in England genug gibt", erwiderte Marie und küßte Mistreß Diron's Hand. „Ich bin so froh, daß ich Sie und ihn und noch andere edle Engländer kennen gelernt habe, denn das wird mich gerechter in meinem Urtheil machen, als ich es leider bisher war! Ach, dürfte ich nur nicht wieder Gouvernante werden! Das bringt mich wieder in das Gebiet englischer Zustände, in die weder Licht noch Wärme, weder gesunder Menschenverstand noch Cultur gedrungen ist!"

Und wer könnte Marien darin widerlegen? Nicht einmal die Engländer selbst. Sie suchen die Achseln und lassen alles beim alten.

Marie wurde einer vornehmen Dame, einer Vicomtesse, empfohlen und bekam die Aufforderung, sich an dem und dem Tage um 2 Uhr ihr vorzustellen.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Eine Donaufahrt.

Von Pest bis Orsova.

Von Wilhelm Hamm.

I.

Früh war der Morgen und früh ward es lebendig in der „Königin von England", denn um 7 Uhr wurde das Schnellschiff von Wien erwartet.

Nach einem ärgerlichen Spießruthenlaufen durch die zahlreiche, sich zum Abschied herandrängende Dienerschaft des Hotels und mit etwas erleichterten Taschen, dann nach dem üblichen Kampf um den Curs und die Währung trat ich an Bord des prächtigen Eildampfers „Franz Joseph". Es blieb immer noch eine Stunde Zeit bis zur Abfahrt und so war es vergönnt, noch einmal alle Erinnerungen aus den Zwillingsstädten, die vereinigt die Capitale des Magyarenlandes bilden, in der Seele zu sammeln.

Zur linken Pesth. Mit Begeisterung preist der Ungar diese seine Lieblingsstadt; vielleicht muß man aber Ungar sein, um sie ganz theilen zu können, oder wirft ihr erst die Saison den glänzenden Mantel um, der ihr so vielen Reiz verleiht? Jetzt im Sommer erschien Pesth bei aller Regsamkeit in den wenigen Hauptstraßen doch gar zu todt; in entfernteren Quartieren wuchs das Gras auf der Straße, keine andern lebenden Wesen häufig darin zu erblicken wie vierfüßige. Todt war es am langen Donaukai. Welche prächtige Avenue könnte derselbe bilden — er bildet sie auch von fern — aber in der Nähe sieht alles so verwahrlost aus, daß man nicht weiß, was man davon denken soll. Die Häuser sind aufs nachlässigste gehalten, mit wenigen Ausnahmen; da der Bewurf herunter gefallen, dort die Fenster blind, die Balcone zerbrochen. Die breite Straße davor ist übel gepflegt, der Schmutz auf ihr gehäuft wie in einer Kloake; von Straßenpolizei scheint keine Rede zu sein, sonst dürfte man hier nicht verendete Katzen oder Hunde finden; das Donauufer ist überhaupt der Ablagerungsort für allen Auswurf der angrenzenden Stadttheile und die Miasmen, welche sie entwickeln, machen den Spaziergang keineswegs zu einem lieblichen. Dennoch verweilt man gern in dem fremdartigen Getriebe vor den Getreideschiffen, ein Bild des Südens rollt es vor uns auf; braune nackte Lastträger, blos mit einem Schurz um die Lenden, gleich Indianern, laufen über die Planke mit dem schweren Sack voll Weizen oder Kukurutz; im Vorbeigehen empfangen sie die Marken des Aufsehers und stecken sie in den Mund, der die Stelle der

D. Fels
(abſchneidend, ihr die Hand haltend und ſie anſehend).
Sind doch nicht wohl gar eiferſüchtig?

Julie.
Ich bitte Sie, Doktor! Aber — — unglücklich bin ich.

D. Fels
(lachend).
Hören Sie, ich will Ihnen etwas ſagen: Wir Aerzte glauben an ſo Was von einer Materia peccans, d. h. an eine förmliche Stoffartigkeit der Krankheiten, die im Körper ihre Wanderungen und Spaziergänge hält. Wenn dieſe nun jetzt aus Ihrem Manne zu Ihnen übergeſiedelt wäre! O, den Kopf oben behalten, Frauchen! Sollten's machen, wie er — ja, ja, ich ſpreche noch heute mit dem Stallmeiſter, Sie müſſen Manége reiten — hilft Ihnen nichts — morgen führ' ich Sie auf die Bahn. Ihr Nervenſyſtem hat um einen halben Ton nachgelaſſen — muß neu geſtimmt werden — höher — höher — (Im Abgehen) hilft Ihnen nichts. Sie müſſen Manége reiten. Ich halte ſelbſt den Steigbügel.

(Ab.)

Tasche vertreten muß. Ungarische Bauern mit blitzenden Augen, mächtigen Schnurrbärten und geflickten Jacken und Beinkleidern, die so weit sind, daß sie aussehen wie ein Weiberrock, gehen und kommen, reiten und fahren; eine Gruppe Zigeuner kauert neben einem ausgespannten Wagen. Aber es ist kein Gewühl, es sind nur wenige Menschen in dem langen, breiten Raum. So sieht es nicht aus in einer rechten Handelsstadt und doch liegen Schiffe genug da vor Anker, namentlich viele gewaltige Remorqueurs, unter welchen die „Europa" weiter als ein wahrer Koloß hervorragt.

Die Hauptader des pester Lebens ist die Waitznergasse, aber sie kann mit den Hauptstraßen anderer großer Städte, mindestens im Sommer, nicht an Lebendigkeit wetteifern, wie sie ihnen auch an Pracht der Gebäude, an Größe der Verkaufsmagazine, überhaupt an äußerm Glanze nachsteht. Der Fremde freut sich an der Schönheit und Toilettenpracht der Frauen, die ihm darin begegnen, aber er besitzt noch nicht das sichere Auge, um die echten Edelsteine von den falschen zu unterscheiden, und der letztern soll es recht viele geben in Pesth. In den Gasthäusern und Restaurationen, wohin ihn die Langeweile treibt, findet er genug reellen Genuß, aber schwer wird es ihm werden, sich in die fremdartigen Ausdrücke der Speisekarten zu finden — Prokolt, Tes-Lepeni und wie die wunderlichen Gerichte noch alle heißen mögen. Nach dem Diner kämpft er mit Lebensgefahr um einen Platz im Stellwagen und fährt in gemischtester Gesellschaft hinaus in das Stadtwäldchen. Das ist ein hübscher Platz, reich an Wiesen und Buschwerk; was von beau monde in der Stadt zurückgeblieben ist, trägt hier seine Toilette zur Schau, Magyarenkinder mit großen braunen Augen und meistens doch mit einem Stück vaterländischer Tracht springen und spielen auf dem grünen Rasen; von der stolzen Schönheit der Ungarinnen sagt der Ruf nicht zu viel, aber nicht minder schön und stattlich sind auch die Männer. Wer seine Umschau vergrößern will, der wandert dann durch verschiedene gewerbliche Etablissements, besucht Maschinenfabriken, Dampfmühlen oder das großartige Werft der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Nicht blos für den Archäologen und Historiker merkwürdig ist das Nationalmuseum mit seinen reichen Schätzen. Mich zogen darunter am meisten an die magyarischen Alterthümer, uralte Bilder, König Bela's Krone, Kostbarkeiten der mannichfaltigsten Art, Rüstungen, zahllose Waffen, besonders türkische Beute, dann die vielen römischen Alterthümer aus Pannonien, darunter die seltensten wohlerhaltenen Stücke; die naturhistorische Sammlung ist noch unbedeutend, der mindesten Beachtung werth diejenige der Gemälde. Abends besucht man das Theater; es ist nicht schön, aber hell und geräumig. Ein dankbareres Publikum habe ich selten gesehen; wenn der Komiker — gerade spielte ein berühmter wiener Gast und das Haus war zum Erdrücken voll — seine Burlesken vorbringt, bleibt es kühl und ernst, sobald er aber sentimentale Arien singt, kommt es außer sich. Besser kann man den Tag nicht beschließen als im Hopfengarten, um die Zigeunerbande Szarkösi's spielen zu hören. Die wenigsten von der Kapelle scheinen altägyptischen Ursprungs; alle sind im schwarzen Frack und weißer Halsbinde; sie sehen vollkommen aus wie andere Menschen. Was sie spielen, ist nicht Musik, nur Tongewirr; die Geigen und Flöten fauen und raten durcheinander ohne Idee, ohne Melodie; man hört die Sache an wie eine fremdartige Merkwürdigkeit, empfangt aber keinen andern Eindruck davon wie den der Ermüdung.

Hinüber auf die rechte Donauseite nach Ofen, der Schwesterstadt, verbunden durch den wundervollen Bau der Kettenbrücke. Es ist doch ein Glück, daß die Heldenthat des Oberst Allnoch, der sie sprengen wollte, nicht gerathen ist; kaltblütig warf er die brennende Cigarre in die offene Pulvertonne, aber von dem ungeheuern aufgehäuften Material des Verderbens flog nur das eine Roß in die Luft und er mit. Vor 150 Jahren war Buda eine Türkenstadt und vieles erinnert noch daran. Die neuerstaunte und befestigte Burg bildet eine stattliche Citadelle. Welches seltsame Stück Geschichte unserer Zeit ruft das Denkmal des Generals Henzi und seiner Todesgenossen vor die Seele! Die Christinastadt besteht aus lauter kleinen Häusern von Weingärtnern. Die letzten davon stehen schon mitten in den Reben, ein großes Christusbild segnet diese. An Stationen der Passion vorüber, durch reiche Traubengelände, wo Pfirsichbäume und Mandeln ihre reichbeladenen Kronen über die niedern Stöcke erheben, führt ein in der Sonnenglut nicht unbeschwerlicher Klimmweg hinauf auf den Blocksberg. Hier erhebt sich drauend die neuangelegte Veste, welche die Doppelstadt beherrscht. Ein prachtvolles Panorama eröffnet sich dem Blick, zu Füßen der breite Strom, weithin sichtbar im Flachland; das Häusermeer zur Hälfte umwunden von einem Kranz grüner Weinberge,

in der Ferne die blauen Züge der Karpaten; es lohnt sich schon der Mühe des Steigens. Ist man wieder im Thalgrund und bedarf der Erfrischung, so tritt man ohne Umstände ins erste beste Häuslein und läßt sich den Wein vom Faße zapfen. Vom besten Weißwein die ganze Flasche für 8 Kreuzer; o du gesegnetes Land! Ueberhaupt ist das Leben hier viel besser und billiger wie in dem gerühmten Wien, wenigstens habe ich es so gefunden. Zum Beschluß, um den Umweg zu vermeiden, setzt man im Tschinakel über den Strom — in diesem Ungarkahn habe ich meine erste Donaufahrt gemacht.

Und da sehe ich immer noch am Bord des „Franz Joseph" mit vollkommener Muße, meine Erinnerungen auszuspinnen. Zwei volle Stunden lag das Boot vor Anker, ehe seine gewaltigen Schaufeln sich in Bewegung setzten. Es konnte mittlerweile die wahrhaft glänzende Einrichtung desselben gemächlich beschaut werden. Weder auf der Nordsee noch auf der Ostsee, weder im Schwarzen noch im Mittelländischen Meere fahren Dampfer, welche sich in dieser Hinsicht wie in der andern, noch wichtigern, der Beköstigung, mit den österreichischen Gilbooten der Donau messen können. Die Kost ist im Passagegeld einbegriffen. Morgens Kaffee oder Thee, um 11 Uhr warmes Gabelfrühstück, um 4 Uhr Mittagmahl, bei beiden Wein nach Discretion; danach Kaffee, abends Thee. Der „Franz Joseph" hatte einen exquisiten Koch an Bord und ich erinnere mich kaum besser gespeist zu haben wie hier; die Bedienung war sehr aufmerksam; Comfort und Reinlichkeit lassen nichts zu wünschen übrig. Befehlshaber, Offiziere und Beamte des Bootes sind durchgängig höchst gebildete und liebenswürdige Männer. Ich habe die ganze Donaureise zweimal gemacht; das erste mal mit dem „Széchényi", dem zweiten Gilboot, kaum weiß ich, welchem ich den Vorzug geben soll, vielleicht ist es die Frische des Andenkens, welche die Wagschale zu Gunsten des „Franz Joseph" sinken läßt. Auch andere haben ihre Vorliebe für das treffliche Boot bekundet; keiner thatsächlicher wie der Engländer, der sich vor zwei Jahren darauf einmiethete und unverdrossen alle Fahrten eines ganzen Jahres mitmachte, hin und zurück, ohne Langeweile.

Die Maschine leuchte, stoßweise warf der Schlot den weißen Dampf aus, wie ein verwundeter Wal das Wasser, und in großem Bogen sich in des Stromes Mitte schwenkend nahm das Schiff Abschied vom Lande. Westhin winkten noch die Thürme und Höhen der Zwillingsstadt; nach und nach lenkte sich die Aufmerksamkeit auf die Ufer rechts und links nach Neuem begierig. Allein viel gab es da nicht zu sehen, weit und breit Flachland, Wiesen, Weiden und Heerden; die Einförmigkeit wurde nur hier und da durch ein stromaufwärts arbeitendes Schiff unterbrochen, das auf dem Leinpfade des rechten Ufers von langen Pferdereihen fortgeschleppt ward. Ich zählte in einer solchen 32 Stück Pferde und die armen Thiere mußten manchmal bis an den Hals ins Wasser. Eine willkommene Abwechslung bot das Frühstück, hier war zugleich die Gelegenheit geboten, mit der Gesellschaft am Bord bekannt zu werden. Den Mittelpunkt derselben bildete eine Bojarenfamilie aus Bukarest mit allerliebsten Kindern und begleitet von zwei noch viel lieblichern Nichten, jungen Damen von vollendeter Erziehung, aber völlig südliche Gestalten und Charaktere. Eine Unmaße von Dienern aller Art umringte sie fortwährend, für jedes Glied der Familie waren mindestens drei Leute zur Bedienung vorhanden, sodaß das halbe Fahrzeug von ihnen eingenommen war. Ich schloß mich vorzüglich an einen frühern preußischen Offizier, der sich auf dem Wege nach Smyrna, wie es schien in diplomatischen Angelegenheiten, befand.

Die Landschaft draußen ward immer eintöniger. Dürre Ochsen, deren Rippen man trotz der Entfernung zählen konnte, standen melancholisch am Ufer, hier und da waren ein paar Leute in der Heumahd beschäftigt oder mit einer späten Schafwäsche im Strom; flaches, ebenes Land, so weit der Blick reichte, oft unterbrochen von Wald, der seine Wurzeln im Wasser spülte. Ohne die außerordentlich zahlreichen Strommühlen sähe die Gegend so öd und verlassen aus wie nur irgendeine am Missouri; es gehört wahrlich wenig Phantasie dazu, um sich auf die Ströme des fernen Westen versetzt zu wähnen. Die weißgrauen Rinderheerden erfüllen hinlänglich die Bisons und die kegelförmigen, spitzen Schilfhütten der Hirten sehen vollkommen so aus wie Indianerwigwams. Der Bestand der Wälder sind Eichen und Weidenbäume; sie sind frei von Unterholz, aber selten leer von Schweineheerden. Ein paarmal fällt das Ufer hoch und steil genug ab, um einen hübschen Eindruck zu machen. Hunderttausende von Schwalben haben ihre Erdnester in die abschüssige Wand gegraben und pfeifend widertönt die Luft von ihrem rastlosen Flügelschlag. Um die Stunde des Diner legten wir eine kurze Zeit vor der

Stadt Modern an, sie präsentirt sich in einer Weise, welche nicht sehr nach näherer Bekanntschaft lüstern macht. Darauf hatten wir eine kleine Wettfahrt mit einem anderen Boote der Gesellschaft, dem „Karl Ludwig", das aber bald besiegt war. Die milde Pracht des Abends auf dem Verdeck zu genießen, konnte man kaum satt werden, allerorten leuchteten die Hirtenfeuer aus dem Dunkeln und es klang aus der Luft wie Musik, spät ward daher erst das Nachtlager gesucht.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Lamoricière.

Von C. Bernaig.

II.

Lamoricière war nach seinem Sturz nicht ganz verlassen. Er hatte Freunde und Verwandte, die ihm treu blieben.

Ob aber der Einfluß, den sie auf ihn ausübten und dem er gehorcht hat, ein heilbringender war, das wird die Geschichte lehren.

Daß sich das Herz in den Tagen des Unglücks und der einsamen Stille leicht der religiösen Betrachtung zuwendet, ist sehr natürlich. Möglich, daß sich Lamoricière von selbst zu jenen Ideen bekehrt hat, in denen er als Kind auf dem legitimistischen Boden der Vendée erwachsen ist. Aber wahrscheinlicher ist, daß er, dessen Stärke nie die Initiative gewesen, sich von außen hat bestimmen lassen. Zuvörderst ward er der Fusion gewonnen, die der ehemalige Minister Ludwig Philipp's, Graf von Salvandy, nach der Februarrevolution erfunden hatte. Selbst die liberalen Deputirten von 1844, die damals die legitimistischen Wallfahrer zu Heinrich V. nach Belgrave-Square „stürzen" hatten, hatten sich zum Theil dazu bekehrt; warum nicht auch Lamoricière, der mit seiner legitimistischen Verwandtschaft und Bekanntschaft in der Bretagne, Orleans, Bordeaux u. s. w. in steter Verbindung stand? Nach der Rückkehr zu den Bourbonen war die kirchliche Umwandelung ganz natürlich, es bestieht zu zwischen ihnen ein inniges Verhältniß. So wußte man im Jahre 1851 wohl, daß die Gattin des Generals eine Wallfahrt nach Auray in der Bretagne gemacht hatte, zu jener „Kapelle der Märtyrer", wo die Gebeine der nach der Landung auf Quiberon erschossenen Legitimisten liegen. Einen großen Einfluß aber übte auf ihn der Graf Xavier de Mercke, der mit ihm sowie mit Montalembert verwandt ist und über den wir in wenigen Worten den Leser aufklären wollen.

Die Familie Merode leitet sich von der heiligen Elisabeth, Königin von Ungarn, her. Vielleicht ist es deshalb, weil Montalembert das Leben dieser Heiligen beschrieben hat; er feierte damit seine eigene Familie. Seit der belgischen Revolution ward diese Familie einflußreicher und in ihrer Art berühmt. Friedrich von Merode fiel 1831 bei Dirdem vor Antwerpen im Kampfe gegen die Holländer. Sein Bruder Felix, Mitglied der Provisorischen Regierung, war mehrmals Minister, ward Senator und das Haupt der katholischen Partei. Sein Sohn, der erwähnte Xavier, ergriff die militärische Laufbahn. Nachdem er acht Jahre lang in der belgischen Armee gedient und zuletzt Kapitän in einem Infanterieregiment gewesen war, trat er in französische Dienste und ward Offizier bei den Chasseurs d'Afrique, einem der trefflichsten Truppencorps. Beim Stab in Afrika machte er unter Bugeaud, auf dessen Vorschlag er das Kreuz der Ehrenlegion erhielt, zwei Feldzüge mit; mit Cavaignac in Tlemcen blokirt, lernte er hier Lamoricière kennen. Im Jahre 1849 trat er in den geistlichen Stand; solche Umwandelungen kommen in Frankreich immer von Zeit zu Zeit vor und wundern niemand, der das gesellig sittliche Leben dieses Volkes kennt. Bei dem Grafen Merode war sie um so weniger wunderbar, als Familienansichten ihn genugsam vorbereitet hatten; alle Welt kennt die kirchlich-religiöse Gährung in Belgien. Graf Xavier machte seine Studien in Rom zur Zeit der Revolution, auch nach dem Fall der Republik blieb er dort und zeigte seinen kirchlichen Eifer namentlich dadurch, daß er die französischen Soldaten zu bekehren und zu bekehren suchte. Besitzer eines bedeutenden Vermögens, wandte er dasselbe zur Unterstützung von Wohlthätigkeitsanstalten an und gewann daher einen großen Einfluß. Der Papst ernannte ihn dafür zum Kämmerer und Prälaten seines Hauses, was die Eifersucht der römischen Prälaten weckte, die solche Ehre keinem Fremden ertheilt wissen wollten. Da aber auf der Hand lag, daß diese einheimischen Priester mit ihrer Politik den Kirchenstaat nicht zu retten vermochten, so ward der Einfluß der Fremden immer stärker. Einem Engländer war es gegeben, den Papst über die unpolitische Politik des Cardinals Antonelli aufzuklären; es ist dies der Cardinal Wiseman, ein Mann von hohem Wissen, glänzender Schrift-

heller und reich an staatsmännischer Bildung, die in England wild wächst. Von ihm ging auch wol der Gedanke aus, den General Lamoricière zur Neugestaltung der päpstlichen Armee zu berufen. Graf Merode ward zum Vermittler erlesen. Wie der General innerlich und äußerlich zu der neuen Rolle vorbereitet war, sahen wir schon. Aber die Gicht hielt ihn ans Lager gefesselt, das war die einzige Entschuldigung, mit der er ablehnte. „O, wenn's weiter nichts ist", ruft der gläubige Prälat, „so ist Ihre Annahme entschieden! »Das Gebet des Gläubigen vermag viel«, sagt die Schrift!" Und siehe da, nach zwei Tagen war der General geheilt. Die ultramontane Presse („Gazette de France", „Union", „Monde", „Ami de la Religion") hat das wenigstens so als Wunder erzählt.

Um den Posten anzunehmen, bedurfte es noch der Genehmigung der französischen Regierung, da nach den Gesetzen des Landes ohne dieselbe der Dienst in fremden Armeen Verlust aller Rechte in der Heimat nach sich zieht. Der General erhielt die Genehmigung. Warum hätte die Regierung sie ihm nicht erteilen sollen? Eine fortdauernde Besetzung Roms durch französische Truppen liegt durchaus nicht im Interesse der französischen Regierung; nur um die Einmischung Oesterreichs abzuwehren, war erstere nötig befunden worden. Die päpstliche Regierung aber mit nichts für nichts sich selbst zu überlassen, war nach den eingegangenen Verpflichtungen gegen dieselbe nicht möglich. Als katholisches Staatsoberhaupt durfte der Kaiser nicht mit dem Kirchenoberhaupt brechen; aber als Staatsoberhaupt einer Nation, die Voltaire zu ihrem Luther gehabt hat, durfte er auch jenes Priesterregiment nicht schlechthin unterstützen, das der öffentlichen Meinung schon so manches Aergernis gegeben hat. Die Annahme Lamoricière's bot scheinbar genügende Garantie für die Stärke der päpstlichen Regierung und indem die französische Regierung diese Annahme genehmigte, ward sie nach beiden Seiten hin allen Forderungen gerecht.

Man weiß recht wohl, daß sich der General im Grunde nur compromittirt. Als nach der Annexion der Romagna an Sardinien die Katholiken in Frankreich den Gesetzgebenden Körper mit ihrer Petition um Schutz des Papstes bestürmten, welche Petitionen bekanntlich beiseite gelegt worden sind, erinnerte Dupin deutlich genug daran, wie es noch keinem französischen Offizier Glück gebracht habe, unter fremden Fahnen zu dienen. Der Vergleich mit dem Connetable von Bourbon war gerade nicht geschickt gewählt, aber der Hieb traf doch. Die Katholiken meinen freilich, der Papst sei kein Fremder, sondern der Vater aller Christen, die Kirche sei das gemeinsame Vaterland aller Gläubigen, welcher Nation sie auch angehören. Aber das 19. Jahrhundert hat andere Grundsätze des Völkerrechts und Staatslebens als die des Mittelalters und kein Mensch ist so blind, die legitimistischen Umtriebe nicht zu sehen, die sich an Lamoricière's Ernennung anknüpfen. Die kirchliche Frage ist eine sehr weltliche geworden. Ein Legitimist, Graf Larochefoucauld, schenkt dem Papste ein Dutzend gezogener Kanonen; bigote oder legitimistische Offiziere folgen Lamoricière nach; der Sohn des erschossenen Ortega tritt in päpstliche Dienste. Kurz, man bereitet einen Kreuzzug gegen das vor, was die Ultramontanen die „Revolution" nennen, d. h. gegen die Grundsätze des modernen Staatslebens. Lamoricière hat es selbst erklärt und schon begonnen — sich zu compromittiren.

In dem ersten Tagesbefehl, den er an die päpstliche Armee erlassen, vergleicht er die „Revolution" mit dem Islamismus; wie dieser im Mittelalter die Christenheit bedroht habe, so bedrohe die „Revolution" heute die Gesellschaft, und „die Sache des Papstes" nennt er „die Sache der Civilisation und der Freiheit der Welt". Im 16. Jahrhundert sagte sich die deutsche Nation von dem Papste eben im Namen der Civilisation und Freiheit der Welt los; denkt sie heute anders? Fast scheint es so, denn sie nimmt in Italien für Oesterreich Partei, das wie im Dreißigjährigen Kriege der Sache des Papstes wieder zu Hülfe kommen will. Ich verkenne nicht die andere nationale Seite der Frage, das ist aber eben das Unglück unserer Zeit, daß sich die Interessen der Völker und mit ihnen die Ideen so vielfach verwirren. Indessen ist Rom der Knotenpunkt der Bewegung und die Frage ist: Soll die priesterlich-monarchische Autorität der Bourbonenzeit wiederhergestellt werden oder sollen die liberalen Grundsätze von 1789 herrschen? Die „Union", das legitimistische Blatt, meint, ohne den Papst würde die Menschheit in die ärgste Sklaverei und unter den rohesten Despotismus fallen.

Was aber ist sie mit den Päpsten gewesen? Wir brauchen nicht zu weit zu gehen, wir wollen nur Rom ansehen. Der heutige Papst, ein ge-

wiß ehrenwerther Mann, der nur der Nothwendigkeit ſeiner Sache gehorcht, iſt gezwungen, Fremde zu Hülfe zu rufen, um ſeinen durch das Prieſterregiment untergrabenen Staat zu reformiren. Ein Engländer hat ihn über Antonelli aufgeklärt, ein Belgier iſt ſein Kriegsminiſter, ein Franzoſe der Commandant ſeiner Armee, ein anderer Miniſter der Finanzen, ein dritter der des Innern; ſeine Soldaten ſind zum größten Theil Fremde, Irländer, und namentlich Oeſterreicher und Schweizer, die man im Auslande kurzweg Deutſche nennt. Und was für Schäden hat Lamoricière nicht ſchon in der bisherigen Verwaltung des Heerweſens aufgedeckt! Trotz dieſer ſprechenden Zeugniſſe gegen den Kirchenſtaat weiht ſich der ehemalige Kriegsminiſter der franzöſiſchen Republik dieſem Staate, deſſen Verwaltung von Palmerſton vor der ganzen Welt als die ſchlechteſte bezeichnet worden iſt!

Das officiöſe Blatt „Le Pays" will ihn entſchuldigen, indem es ſagt: Lamoricière habe ſich nur die Organiſation der Armee zur Aufgabe geſtellt, er wolle nicht angreifen; ein Beweis dafür ſei, daß er den ſo wichtigen ſtrategiſchen Punkt Foligno nicht zum Generalquartier gewählt habe. Die Legitimiſten wollen das beſſer. Als ob unter gegebenen, einſt unvermeidlichen Umſtänden ein Zuſammentreffen mit ſei es feindlichen oder aufſtändiſchen Truppen nicht ſtattfinden werde, ſtattfinden müſſe! Und dann —?

Es iſt unleugbar, Lamoricière iſt der Sache der Legitimiſten und der Ultramontanen verfallen. Er, der im Anfang nicht ohne liberale Inſtincte war, hat ſich von Geiſtlichen und Frauen gewinnen laſſen und iſt in die Dienſte der Reaction gegangen. Er wird weiter gehen, als er anfangs zu gehen träumte. Er wird ſich führen laſſen, wie er ſich bisher führen ließ. Wie die Zeitungen berichten, hat ihn die revolutionäre Junta zum Tode verurtheilt. Das wird ihn freilich nicht ſchrecken, im Gegentheil, einmal von Schwärmerei erfaßt, wird man vom Märtyrerthum nur angezogen. Und überhaupt haben politiſche Mordverſuche der Sache, die ſie tödten wollten, immer nur genutzt. Auch iſt es nicht unglaublich, wenn von der „Union" z. B. berichtet wird, Soldaten der annectirten Romagna deſertirten zu der päpſtlichen Armee; warum ſollte die katholiſche Erziehung, die ſie genoſſen haben, nicht noch mächtig genug ſein, ihnen Furcht vor der Excommunication einzuflößen? Auch haben, die ſardiniſche Armee ausgenommen, die italieniſchen Truppen ſich in dieſem Jahrhundert nicht gerade glänzend bewährt.

Die Miniſterien des Papſtes ſind bekanntlich alle beſetzt: Merode, obgleich Prieſter, hat zufolge ſeiner militäriſchen Erziehung das Portefeuille — des Krieges; Lamoricière hatte es abgelehnt, um Obercommandant der Armee zu bleiben; der erwähnte Freund des Generals, de Gerceüles, hat das Miniſterium des Innern und der Polizei; Kalleur aber hat das der Finanzen. Wo ſich Kalleur einmiſcht, da verhüllt der gute Engel der Menſchheit das Haupt.

Aus allem geht von ſelbſt hervor, wie das franzöſiſche Volk die römiſche Frage auffaßt. Es herrſcht eine große Gleichgültigkeit in ihm, der religiöſe Indifferentismus erdrückt den Haß wie die Begeiſterung und läßt nur noch den Spott zu. Die Legitimiſten allein und die Vereine ſind im ſtillen und hier und da auch öffentlich werkthätig dafür. Seit Jahren iſt vom „Siècle" vor den Vincentiusvereinen gewarnt worden, die unter dem Deckmantel der Wohlthätigkeit politiſche Zwecke verfolgten; man ſieht jetzt, welche Macht die Vereine überhaupt ausüben können.

Anregungen.

Nur Schiller und Goethe?

I.

Bei jenen vorjährigen Feſtmahlen zu Ehren Schiller's, wo die Toaſte auf das Ideal mit dem Realismus der Rindsfilets, der Geſang des Liedes an der Freude „ſchönen Götterfunken" mit den inzwiſchen kalt gewordenen Puddings abwechſelte, konnte man unter den Reihen der Gäſte manchen beobachten, der es zwar am Beifallthun mit ſeinem Glaſe nicht fehlen ließ, jedoch nach jeder Rede, der ein ſchmetternder Tuſch gefolgt war, ſich zu ſeinem Nachbar wandte und allerlei kleine Verſchwörungsgedanken zu brüten ſchien.

Jedenfalls war es eine der bedeutſamern Phyſiognomieen.

Entweder ein Gelehrter mit einem feinen und geiſtreichen Lächeln, hinter dem ſich allerlei kritiſche Bedenken zu verſtecken ſchienen, oder ein Beamter mit einem Ordensbande, der mit gelaſſener Miene hinnahm, was ſich heute alles von gefährlichen demagogiſchen Anſchauungen unter dem Deckmantel — der Literaturgeſchichte einſchmuggelte, oder einer jener höchſt verehrungswürdigen Handelsherren, die, unbe-

schadet ihres Commerzienrathtitels, für höhere Interessen als die der Kredit mobilierd nicht unempfänglich geblieben sind und z. B. beim Kunstverein die maßgebende Stimme haben.

Alle diese Flüsternden und eigentlich etwas ironisch in den Jubel Dreinschauenden hatten offenbar einen geheimen Privatcultus. Auf die rauschendsten Loose brachten sie kleine Wahrheiten aus, nickten sich mit bedeutsamen Mienen, blinzelten mit sinnbedeutsamem Augenlein.

„Nicht wahr", höhnte der Geheime Ober Regierungsrath seinem Nachbar, dem Gymnasialdirector, „Ihr Herz gehört denn doch wesentlich nur Goethen an?"

Der Gymnasialdirector steht schmunzelnd auf seinem eben gewechselten Teller und spricht: „Man macht das nun in diesen Tagen eben so mit' . . ."

Ja der Mann erhebt sich sogar nach einigen Minuten und bringt einen Toast aus auf Schiller als den Sänger der Frauen, einen officiellen, auf dem Programm vorgezeichneten, der mit „Ihnen die Frauen, sie flechten und weben —" beginnt. Er erntet ein stürmisches Bravo; jeder Ehemann nickt schwärmerisch seiner Ehehälfte, die Damen in der Nähe der Rednerin beeilen sich, mit dem Director, einem alten Junggesellen, ermunternd anzustoßen.

Zehn Secunden darauf sagt der Justizrath ihm zur linken: „Wie fein Sie aber andeuteten, daß im Grunde doch Goethe die Frauen viel besser verstanden hat und — Schiller sie eigentlich alle nach einer einzigen Schablone zeichnete."

„Still! Still! Vorsicht!" heißt es beim Director ringsum, denn schon hat sich die Zahl der stillen Goethe-Separatisten vermehrt und wieder hält ein anderer einen Vortrag über — Schiller's enges Verhältniß — sogar zur Religion und zum Christenthum' — —

Gewiß eine merkwürdige Erscheinung, daß eine Nation zwei Dichter hat, die so ganz entgegengesetzten Naturen, der beschaulichen sowol wie der thatkräftigen, als voller Ausdruck ihres Seins und Empfindens dienen können.

Wenn man in Weimar das Doppelstandbild sieht, das Rietschel's Kunst geschaffen, glaubt man anfangs an eine organische Einheit beider Gegensätze. Das überlaute unruhige, weder Schillern noch Goethen ganz zu dem ihnen gerade auf weimarischem Boden gebührenden Recht der eigenen und getrennten Individualität kommenlassende Bildwerk will gleichsam sagen: Hier ist Anfang und Ende der deutschen Literatur! Hier ist ein Ganzes, bestehend aus zwei gleichen, ebenbürtigen Theilen! Hier ist eine in sich abgeschlossene große und einheitliche Epoche!

Wie nahe sich Goethe und Schiller berührten, wie sie in den Zeiten ihrer Reife sogar ihr Schaffen zum Gegenstand einer gemeinschaftlichen Berathung machten, sie sind an sich in ihrem Wesen doch mehr getrennt, als man einzuräumen pflegt. Aus dem kleinsten Gedicht Goethe's oder Schiller's weht ein verschiedener Geist. Man kann sie nicht in demselben Tonfall lesen, man kann sie nicht mit derselben Wirkung für das Ohr hören. Selbst die ruhige Betrachtung, wo sie in Schiller überwiegt, hat eine Wirkung auf das sanguinisch-melancholische Temperament, während die ruhige Betrachtung Goethe's, obgleich sie lebensvoller scheint, obgleich sie sich von der wirklichen Erscheinung der Dinge nicht in bloßes Denken und Beobachten nach allgemeinen Begriffsmerkmalen zurückzieht, beruhigend wirkt und das choleriſch-phlegmatische Temperament ergreift. Der Moment der That, die sittliche Wirkung fehlt keinem, aber bei Schiller geht die Wirkung mehr nach außen und reißt den Menschen zum Anschluß an das Schöne und Gute hin, das ihm in allgemeinen Idealgestalten vorschwebt (daher ein bei seinen Schöpfungen durchgehendes Preisen der Freundschaft und Verbrüderung); bei Goethe geht der sittliche Entschluß mehr innenwärts und festigt die Widerstandskraft im Menschen bei den Stürmen des Geschicks und vorzugsweise durch Leitung. Bei Schiller suchen sich die Wipfel der Bäume zu berühren, bei Goethe die Wurzeln. Man kann nicht sagen, was besser. Die angeborene Natur entscheidet, jene Mischungen des Bluts, die das Temperament und die Empfänglichkeit bilden. Und nach dieser Voraussetzung sagen in dem Denkmal Goethe und Schiller gleichsam: Mann und Weib bilden den Menschen, Tag und Nacht die Zeit — auch wir sind in dieser Art eine Einheit.

Es liegt hierin viel Wahres und doch kann man in solchen Parallelen zu weit gehen. Wenn man z. B. nur allein sagen wollte, Goethe wäre der Dichter der männlichen Kraft und Weisheit, Schiller der Dichter der strahlenden Jugend, so irrt man sich. Goethe zeigt wol einen frühen Abschluß des ersten Lenzstrebens, er macht den Eindruck, daß die erste Frühlingsluft des Daseins bald in ihm verwehte und alles in und an ihm dem schönen Herbst und kräftigenden Winter zueilte; andern dagegen, denen seine Weise wegen ihrer gleichgearteten Natur entspricht, wirkt sie gerade unausgesetzt lenzhaft, immer jugendlich und neubelebend, immer zu frischem Beginnen anspornend. Unser Leben ist eben kein Leben der ständigen That. Was wir thun, verrechnet die große Staatshaushalterei des 19. Jahrhunderts zu den allgemeinen Thatsachen des Friedens und der Ordnung. Wir würden erschrecken über einen jugendlichen Sinn, der gleich in der ersten Bewährung seiner Kraft nach Goethe's Lebensregeln handeln wollte — der Student, der künftige engherzige Aristokrat würde uns fertig erscheinen —, um aber ausharren zu können auf dem Posten, den unsere schwache Kraft in Zeiten wie die unserigen erreichen kann, um sich eine stets lebendige Empfänglichkeit und einen freudigen Sinn der Antheilnahme an allem, was die Zeit und das Leben bietet, sichern zu können, erhält die Bildung mehr Ermunterung durch Goethe als durch Schiller. Wen erhebt das Gefühl, sich sagen zu müssen: Du bist im Alter der entschwundenen „Ideale"! Wen erhebt

es, anfangs die Welt und das Leben nach Schiller's Auffassungen zu ergreifen und dann doch aus Schiller's eigenen Epigrammen und Xenien hören zu müssen, daß es eigentlich „so nicht gemeint gewesen"!

Scheine es aber darum nicht etwa, als ob wir allzu lebhaft jenen stillen Separatisten das Wort redeten, die unter den grünen Kränzen und Fahnen zu Ehren Schiller's nur Goethe sagten. Wir wollen das Gleichgewicht herstellen und nur bestreiten, daß Schiller und Goethe ein Ganzes ausdrücken.

Aus Tausenden von Abbildungen sind dem, der in Weimar nicht die Rietschel'sche Schöpfung selbst sah, die beiden hehren Gestalten bekannt. Beide hatten Einen Lorbeerkranz. In Goethe's Hand ruht er schon länger, schon sicherer. Schiller berührt ihn halb, halb erst sagt er danach. Goethe's linker Arm ruht auf Schiller's rechter Schulter. Goethe steht fest, Schiller scheint im Vorschreiten begriffen. Im ganzen genommen macht die Gruppe den Eindruck, als führte Goethe dem deutschen Volke eine Erscheinung vor, die die Zeit gemacht hat, neben ihn zu stellen und die er als ihm ebenbürtig anerkennt. Diese Auffassung entspricht dem Gesammtbilde, das wir von dem Doppelwerth und der Doppelbedeutung beider großen Namen haben dürfen. Richtiger historisch müßte allerdings das handelnde Spiel der Gruppe umgekehrt sein. Schiller müßte Goethen vorrufen. Schiller müßte gerade dem zagenden, der Tüchtigkeit aber verzweifelnden, in tiefe Verstimmung und Lebensverdüsterung gefallenen Goethe die Kränze zeigen, die ihm immer noch in der Ferne winkten, während seine bisherigen alten zu des reifern Mannes Füßen von ihm zu unbeachtet und verstreut lagen. Doch wollen wir von der Gruppe nicht alle unsere Bedenken wiederholen. Sie ist unruhiger, als sie sein sollte; sie macht den Eindruck eines Actes, der der monumentalen Würde widerspricht, sie hebt eben durch den Act die irdische Zuthat zum Ideellen, z. B. die Bekleidung, zu sehr hervor und beschäftigt durch die Gegensätze, z. B. dieser Tracht, das Auge bis zum Eindruck des Gemeinbildes. Nur alle Fälle lieber wäre uns, Weimar hätte ein Standbild, das Goethen allein, und ein anderes, das Schillern allein feiert, oder beide Standbilder zusammen — dann freilich als ideale Allegorie, als Gedanke in antikem Gewande.

Zusammen also standen sie im Leben allerdings — —.

Als der lebensvolle, ruhmgefeierte Dichter des „Werther", „Götz", „Clavigo" mit seinem fürstlichen Protector und jüngern Freunde eine gemeinschaftliche Reise nach der Schweiz machte, kehrten sie auf der Rückfahrt in Stuttgart ein und wohnten einem jener Acte der herzoglich württembergischen „Karlsschule" bei, die wir in neuerer Zeit auf der Bühne und durch bildliche Darstellung uns so gegenwärtig veranschaulicht gehabt haben. Schiller, gerade 20 Jahre alt (1779), erhielt drei Preise — nicht für deutsche Sprache und Philosophie — für Arbeiten in der Medicin. Wie befriedigt, zufriedenlächelnd und stolz mag der junge Rath des Herzogs von Weimar auf den schüchternen Eleven geblickt haben, der mit den andern jungen Akademikern in seiner hellblauen Uniform, mit Zopf und in Kamaschen, vor den hohen Herrschaften seine Verbeugungen erhielt! Und diesem Bilde bedeutungsvoll analog — sehen wir zehn Jahre später in engster Verknüpfung mit Schiller den aus Italien heimkehrenden Goethe, von dessen wiedergewonnener Kraft und Sammlung man Großes erwartete, der unter den Anschauungen der alten classischen Trümmerwelt nach aller Hoffnung die erhabensten Betrachtungen der Phantasie mitbringen sollte und von allerem nichts wahr machte; selbst „Iphigenie" und „Tasso" hatte er aus Deutschland bereits mitgenommen und brachte sie nur umgeschmolzen in Verse zurück, ebenso wie die Ueberarbeitung von „Egmont". Ein tiefer Verdruß nagte an Goethe's Leben; die lange Einsamkeit der Reise hatte ihn auch für Weimar zum Einsiedler gemacht; neues Leben, neue Bewegung rauschte um ihn her; er begann eins und das andere und ließ es liegen, nahe daran, seine dichterischen Stimmungen bereits für abgeschlossen zu erklären. Eingebungen einer ihn immer mehr beschleichenden Philosophie der Abstreifung aller Blütenhoffnungen vom Leben, eines fast gewaltsamen Verharrenwollens im kleinen und unbedeutenden, im kleinsten Theile, der jedem das Ganze erscheinen dürfte, griffen immer mehr in ihm Platz. Wohl mag die immer ernster werdende Zeit diesen Druck auf Goethe's Innere unterstützt haben. Seine Natur wurde die, sich in dem Maße, als der Mensch in das Allgemeine herausgefordert wird, in das Allerbesondertste zurückzuziehen. Gegen die Zumuthungen des immer lebendiger, in Deutschland namentlich von der Philosophie mächtig bewegten Jahrhunderts war Goethe im Stande, sich mit mathematischem Planzeichnen und Anlegung von Herbarien zu verwahren. In diesen Stimmungen nahete sich ihm Schiller. Schiller war inzwischen durch die „Räuber", „Fiesko", „Kabale und Liebe", „Don Carlos", seinen „Abfall der Niederlande", seine schwungvollen philosophischen größern Gedichte ein Liebling des Tags geworden, ein schon gefeierter Schriftsteller, ein Mittelpunkt, um den sich begeisterte Freunde schaaren, ein Mittelpunkt der tonangebenden Production, der er in einem neu von ihm begründeten Journal einen Sammelplatz eröffnete. Goethe's keine Mühe Aufforderung zur Mitarbeiterschaft an einer Zeitschrift, die der emporgekommene Karlsschüler herausgab, ist der Anfang der Vereinigung. Goethe antwortet, sagt zu, erbietet sich zu jeder Beihülfe, selbst zu Lückenbüßern, selbst zur Füllung leerer Räume. Wie ein Neuling, wie ein Anfänger feiert der in Mißmuth und Vertrocknung Gerathene eine Wiedergeburt und einen neuen Anlauf zum Leben durch Schiller.

Alles das ist unleugbar. Und doch sind Goethe und Schiller zu sehr zwei Begriffe geworden, die sich gegenseitig ergänzen und die volle, von allen

Seiten mögliche Betrachtung der Literatur ausdrücken sollen. Diese Allheit bestreiten wir. „Schiller und Goethe" drücken nicht das ganze Gebiet des dichterischen Schaffens aus, bezeichnen nicht die Bahnen, in denen allein die deutsche Literatur zu wandeln hat. Es gibt Nothwendigkeiten im geschichtlichen Gang unserer Literatur, für welche sich weder bei Schiller noch bei Goethe der entsprechende Ausdruck findet.

Darüber in einem zweiten Artikel.

Neue Romane und Novellen.

IV.

Nach dem Titel der Erzählung von M. Rodkowska: „Polnische Mütter" (Prag, Kober & Markgraf, 1880) erwartet man Frauencharaktere voll Seelengröße, Heldenmuth und aufopfernder Vaterlandsliebe, Tugenden, die die polnischen Frauen von jeher vorzugsweise schmückten. Wir finden sie aber nur in den episodischen und passiv gehaltenen Gestalten der Generalin Tyszkiewicz und ihrer Tochter Maronia. Der Hauptcharakter dagegen, die Gräfin Strzelno, vertritt jenen frevelhaften Egoismus, den wir in der polnischen Geschichte zu allen Zeiten neben dem glühendsten Patriotismus zur Erscheinung kommen und allmählich den Untergang der einst so mächtigen Nation herbeiführen sehen. Als Patriotin würde die Gräfin Strzelno die liberale Constitution vom 3. Mai 1791 gebilligt haben, wenn nicht die darin festgesetzte „Gleichheit im Hause Sachsen" ihrem egoistischen, durch zwanzig Jahre still gehegten Plan, für ihren Sohn die polnische Königskrone zu erringen, für immer einen Riegel vorgeschoben hätte. Sie knüpft daher am russischen Hofe Intriguen an, verkauft sich und die Ihrigen dem Interesse des Erbfeindes und befördert die unselige Conföderation von Targowicza, welche zur Wiederherstellung der alten polnischen Constitution mit ihrem Wahlkönigthum Rußlands Intervention gegen König Stanislaus August und gegen den Reichstag verlangte und nach kurzem, für die Patrioten unglücklichem Feldzuge im Jahre 1793 die zweite Theilung Polens veranlaßte. Die Gräfin beginnt in der ränkevollen Kunst der russischen Katharina die Früchte ihrer Intriguen zu ernten und ihre Hoffnung auf einstige Erreichung ihres ehrgeizigen Zieles wachsen zu sehen. Da bricht die Revolution von 1794 aus und ein Waffe der Gräfin kehrt sich gegen sie selbst. Ihr Gemahl wird als Landesverräther vom Pöbel an den Galgen geknüpft, ihr Sohn selbst tritt in die Reihen der Insurgenten und fällt in dem Augenblick, wo er in der Schlacht bei Maciejowice den „Vivat Kosciuszko!" rufenden Kosciuszko von der Gefangenschaft erretten will. Damit stürzt das luftige Gebäude ihrer ehrgeizigen Träume zusammen und sie sucht im Kloster Leben den Verrath des Vaterlandes zu sühnen.

Die Anlage des Stoffs ist talentvoll, nur fehlt der Verfasserin noch die Kraft der Durchführung. Die Erzählung bemüht sich, den Landesverrath der Heldin durch leidenschaftliche „Mutterliebe" zu motiviren. Es gelingt nicht immer.

Alte Kernsprüche.

Lobe die Berge und bleib auf der Ebene.

* * *

Man sucht, was man schon gefunden hat.

* * *

Es steckt nicht im Spiegel, was man drinnen sieht.

* * *

Gut meinen macht oft die Leute weinen.

* * *

Zu zeitige Weisheit gibt ungezeitige Thorheit.

* * *

Kurze Lust, lange Reue.

* * *

Krankheit kommt meist geritten und hinkt wieder weg.

* * *

Es sind nicht alle lustig, die da tanzen.

* * *

Lob ist leichter zu erlangen als zu erhalten.

* * *

Aendern und bessern ist zweierlei.

* * *

Hans ohne Sorge läßt seinem Kummer hoch machen; brennt sein Haus, so wärmt er sich an den Kohlen.

* * *

Wenn Neid heizte wie Feuer, so wäre das Holz nicht so theuer.

* * *

Wer Betrug angreift, faßt den Aal beim Schwanze.

* * *

Halte den Baum in Ehren, der dich beschattet.

Traumgewalten.

O weich ein räthselvolles Spiel
Beginnt im Traum! Da nahn die Todten,
Ob längst ihr Leib in Staub zerfiel,
Leibhaft in Zügen, lebensrothen,
Und wiederum im Sterbekleid,
Dahingestreckt auf schwarzer Bahre,
Sehn wir die Lebenden mit Leid,
Die blühend stehn im Lenz der Jahre.

Doch wenn ein solches Traumgesicht
Vorüberzog nachts an den Blicken,
Der wird beim neuen Tageslicht
Aus Herz die Lieben minnme rücken.
Der wird im Abenddämmer weil
An den versunk'nen Hügeln stehen
Und, heiliger Entschlüsse voll,
Ins Leben heim vom Tode gehen.

Ernst Fischer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 40. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Englische Abenteuer einer deutschen Gouvernante. Von A. von Lagerström. II. — Eine Donaufahrt. Von Pesth bis Galacz. II. Von Wilhelm Lowe. — Das menschliche Herz. Von H. A. — Aus meiner Pilgertasche. Von Freiherrn von Biedenfeld. V. „Gemischte Ehen". — Sonst und Jetzt. — Die Zweideutigkeit der englischen Literatur. — Nur Schiller und Goethe? II. — Neue Romane und Novellen. V. — „Unter dem Hund".

Englische Abenteuer einer deutschen Gouvernante.

II.

Marie ging um die bestimmte Zeit nach dem palastähnlichen Hause der vornehmen Vicomtesse und reichte dem gepuderten Diener, der ihr die Thür öffnete, ihre Karte hin.

Er ließ sie in der Hausflur stehen und ging mit der Karte in den Speisesaal, der in den englischen Stadthäusern zu ebener Erde ist.

Marie wartete lange, was um so peinlicher für sie war, als ein Dutzend Diener unaufhörlich mit Tellern und Schüsseln an ihr vorübereilten und sie musterten.

Nach einer guten Viertelstunde hörte sie Stühle rücken, die Thür des Speisesaals öffnete sich und eine große, stattliche Dame, eine Visitenkarte in der Hand haltend, trat ihr einige Schritte entgegen.

Es war die Vicomtesse. Sie führte das Augenglas, das an langer goldener Kette von ihrem Gürtel herabfiel, an die Augen und blickte Marie einen Augenblick an. Dann, sich gegen den Diener wendend, der ihr gefolgt war, fragte sie: „John, wo ist die Person, die mich sprechen will?"

„Das ist sie, Miladi!" antwortete der Diener, auf Marie weisend.

Die Dame trat einen Schritt zurück, erhob noch einmal ihr Augenglas und sagte mit unbeschreiblich geringschätzendem Tone:

„Sie melden sich als Gouvernante für Lady Florence, meine Tochter? Das ist zu absurd! Lady Florence ist ja drei Zoll größer als Sie!"

Damit winkte sie den Dienern, die Flügelthüren sprangen vor ihr auf und sie verschwand, wie sie gekommen.

Marie, um eine neue Erfahrung bereichert, kehrte zu ihren Freunden zurück. Sie hörte dort, daß es durchaus nicht zu den Seltenheiten gehört, daß englische Familien ihren Haushalt nur aus langen Leuten zusammensetzen. Den brauchbarsten Personen, seien es nun Gouvernanten, Kammermädchen oder andere dienende Geister, werden weniger brauchbare vorgezogen, wenn sie ein längeres Ellenmaß haben; ganz wie bei Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

Also wieder Stillstand, wieder Harren und Hoffen — —

Unsere Leser erinnern sich vielleicht noch aus dem Gouvernantenhause her des für alles rathschaffenden Fräuleins Lichtlein. Diese „nützliche Freundin", wie die Engländer sagen würden, erschien eines Tags, frisch und fröhlich wie immer, bei Marien und hatte alle Taschen voll Neuigkeiten, Agentenbriefe und Adressen.

Vor allen Dingen wünschte sie Marien Glück, nicht zu der Dame gekommen zu sein, von der wir erzählten, daß sie nur für „ober Kreuzpieken" Anerkennung hatte. „Sechs unerträgliche Monate habe ich bei ihr verlebt", erzählte die Lichtlein, „und während der ganzen Zeit nur Hammelfleisch zu essen bekommen, denn Mistreß G. gehört zu den Engländern, welche glauben, daß ihre Kinder des Todes wären, wenn sie einmal von anderm Fleische kosteten. Nach dem Lunch mußten ihre Kinder während einer Stunde ganz bewegungslos still sitzen — Gesundheitsregeln halber — und ich mußte präsidiren und immer rufen: ‚Sitze still — lies nicht, schreib' nicht!' Wenn meine sechs Plaggeister zu Bett waren, beehrte mich Mistreß G. mit einer Einladung nach dem Drawingroom; war ich einfältig genug, in die Falle zu gehen, dann gab es dort ein halbes Dutzend angefangener oder noch anzufangender Handarbeiten und viele schöne Complimente über die Geschicklichkeit der deutschen Damen in Bezug auf Näh- und Stickarbeiten. Das lief aber nur darauf hinaus, daß ich die Arbeiten machen mußte, für die sie zu ungeschickt war. In den letzten Monaten brachte mich nichts mehr aus dem Schulzimmer; da hatte ich wenigstens die letzte Stunde des Tags zu meiner eigenen Disposition."

„So haben Sie die Stelle also verlassen?" fragte Marie.

„Natürlich! Sie sehen, wie weise es von mir war, mir damals gleich das Geld für die Rückreise auszubedingen! Das muß man hier nie versäumen!"

„Waren die Kinder nett? Haben Sie keins von ihnen lieb gewonnen?"

„Himmel! Wie deutsch und Sie noch, meine liebe Marie! Das müssen Sie sich abgewöhnen, Kinder lieb zu bekommen! Darum Sklavin bleiben! So lange Sie mit so sentimental-orientalen Begriffen in die Familien Englands treten, wird Ihr Verhältniß immer ein schiefes sein und Sie werden unaufhörlich Anstoß geben. Erinnern Sie sich nicht aus Charlotte Bronte's Leben, wie deren Principalin dem kleinen Schüler Charlottens mißbilligend zurief: ‚Die Gouvernante lieben?' Das ist in den Augen englischer Aeltern eine Verirrung, eine Art jugendlicher Mesalliance! Ebenso umgekehrt! Was mich betrifft, so weiß ich nach einem Jahr nicht mehr die Namen meiner diesjährigen Zöglinge, und ich glaube, daß es meine ruhige, kühle Auffassung des Verhältnisses ist, das mich gesund erhält und mir eine Art Respect bei den Engländern verschafft. Ich habe jetzt eine vortreffliche Stelle. Guter Tisch, großer Gehalt und wenig zu thun. Ich wollte nur, meine jüngste Schwester wäre schon so weit. Aber die leidet auch noch an ‚Gefühlen' und das ist ihrem Fortkommen hier nicht günstig. Oder ja! Haha! Sie kommt alle sechs oder acht Wochen fort und ich komme aus der Correspondenz mit den betrügerischen Agenten, die alle Stellen und alle Gouvernanten loben, auch nicht fort. Eben jetzt ist sie wieder Bewohnerin des Gouvernantenhauses, aber, dank ihrer thätigen Schwester, auch Expectantin einer Siebzig-Pfund-Stelle."

Auf Mariens Frage nach den jetzigen Bewohnerinnen des Gouvernantenhauses erfuhr sie, daß unter andern originellen Erscheinungen ein Fräulein von Hochleburg dort sei, die ihre Landsmänninnen ohne ihr Wissen und Wollen höchlich belustigte. Das Fräulein hatte ihre Jugend in den Militärkreisen zugebracht, denen ihre Familie angehörte, und es fehlte ihr durchaus die gesunde tüchtige Schulbildung; sie hatte nur ein bischen französisch plappern gelernt und besaß ebenem eine gute Portion Hochmuth und Standesvorurtheile. Wer kennt sie nicht, die Geschichte unserer Militärfamilien! So lange der Vater, der Ernährer, da ist, leben sie munter und gedankenlos von einem Tag zum andern, als würde es ewig so währen. Stirbt der Vater, so zieht das Elend mit dem ganzen Gefolge bitterer Demüthigung ins Haus und mit denen „Arbeiten!" zu, die alles eher als arbeiten gelernt haben. Fräulein von Hochleburg, auf ihre sechzehn Ahnen trotzend, wollte Hofdame werden und als ihr dies nicht glückte, Kammerfrau — bei einer Prinzessin versteht sich. Aber selbst das glückte ihr nicht. Da kam sie auf den Einfall, nach England zu gehen und Gouvernante zu werden. Vergebens erinnerten sie ihre Freunde an die untergeordnete Stellung, welche die Lehrerinnen dort einnehmen; Fräulein von Hochleburg verbat ihnen, das häßliche Wort jemals wieder gegen sie auszusprechen und versicherte, sich eine angenehme Stellung verschaffen zu wollen. Sie hoffte nämlich, daß der adelsnelze Engländer auch ihrem Adel die gebührende Ehrfurcht zollen würde, und dachte weniger daran, womit sie den Tag ausfüllen würde, als an den Abend, den sie im „Salon" zu verleben und zu vertändeln hoffte. Ueber die derben Täuschungen dieses Fräuleins! Ihr „von" bedeutete hier gar nichts. Dem Engländer hätte

Dritte Scene.

Julie. Dann Konrad. Später Wolf.

Julie

(setzt sich an den Tisch zum Zeichnen).

Ein guter Mann; aber befangen in gewöhnlichen Anschauungen. Jeden Schmerz der Seele leitet er aus dem Blute her. Da wäre leicht geholfen! Ich muß nach Zerstreuungen greifen, um wenigstens auf Augenblicke von meiner Angst mich zu befreien. (Sinnend.) Er sagte neulich, ich sollt' einmal versuchen, Marien zu zeichnen. Er wollte damit mehr ausdrücken, als bloß eine Schmeichelei gegen mein schwaches Talent und die anmuthsvollen Züge des jungen Mädchens. Er wollte mehr sagen. Was er nur so drängt, daß wir uns an einander schlössen und zu einander Vertrauen gewönnen! Er sagte, jedes sich liebende Paar müßte einmal den Versuch machen, sich gegenseitig zu zeichnen. So würde man mit jedem Zuge des Andern vertraut und blicke durch das Auge in den Grund der Seele. Ach, (schmerzlich) ich sehne mich nach der Ankunft meines Vaters.

Konrad

(durch die Thür' rufend).

Herr Assessor Wolf!

ein Durch, Für oder Wegen vor Hocklebury gesetzt ebenso viel Eindruck gemacht. Alle Präpositionen erinnern ihn nur an die Schwierigkeiten der deutschen Declinationen und sind ihm allesammt unbequem; deshalb umgeht er sie so viel als möglich. Vielleicht ist das der Grund, warum Fräulein von Hocklebury zu ihrem unsäglichen Verdruß englische Briefe erhielt, auf deren Adresse das „von" fehlte. Sie sind nur unwissend, dachte sie und erklärte der Dame, mit der sie in Unterhandlungen stand, das es so viel als das englische „right honourable" bedeute. „Das ist nicht wahr!" sagte Mistreß Hall, die nahe daran gewesen, das Fräulein ihrer französischen Aussprache wegen zu engagiren — „right honourable Ladies gibt es nur in England und die sind reich und werden niemals Gouvernanten werden! Lady S.'s Töchter sind nur right honourable Misses." Die gute Dame war so erzürnt über die vermeintliche Lüge oder Charlatanerie, mit der Fräulein von Hocklebury debutirte, daß sie ihr den Rücken wandte.

Fräulein Lichtlein erzählte weiter . . . .

Ich muß die Sache anders anfangen, dachte das Fräulein, als sie nach vielen Bemühungen um ein adeliches Haus endlich so glücklich war, von Lady S. engagirt zu werden. Ich werde nach Deutschland schreiben, daß man fortwährend meine Briefe an Lady von Hocklebury adressiren soll. Gesagt, gethan. Ehe vierzehn Tage vergangen waren, kamen von den gefälligen Vettern und Basen Briefe an Lady von Hocklebury bei Lady S. an. Der oberste Kammerdiener, durch dessen Hände alle ankommenden Briefe gingen und der sie dann, laut ihrer Adressen, im Hause ablieferte, war der erste, der über den begangenen Frevel Feuer fing. Anstatt Fräulein von Hocklebury die Briefe zu bringen, legte er sie auf den silbernen Teller, auf dem Mylady die übrigen präsentirt wurden, und überreichte sie schweigend Mylady. Diese las die Adresse und wurde roth. Das hatte der Diener erwartet — mehr wollte er nicht. Er verließ geräuschlos das Zimmer. Aber kaum schloß sich hinter ihm die Thür, als Mylady stark an der Klingel zog. Ihr Kammermädchen erschien.

„Miß — wie heißt sie denn — Miß Lingo die Gouvernante soll kommen!"

„Hier sind zwei Briefe angekommen mit der albernsten Adresse, die ich in meinem Leben gesehen habe!" fuhr Mylady das Fräulein an, „ich vermuthe, daß diejenigen, die Ihnen geschrieben, dem Irrenhause entsprungen sind. Es gibt hier im Hause nur Eine Lady, wie es im Buckinghampalast nur Eine Königin gibt. Meine Kinder haben mir schon erzählt, daß Sie viel von Ihrem deutschen Adel sprechen, der, wie ich höre, älter als der unsrige sein soll. Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß mich ein so dummes Geschwätz langweilt und ich es daher für besser finde, wenn wir uns trennen. Man wird Ihnen den Gehalt für ein Vierteljahr auszahlen — Sie können morgen — oder noch heute — mein Haus verlassen."

Darauf war, nach der Erzählung der Lichtlein, Fräulein von Hocklebury noch in einer zweiten Familie gewesen, aus der sie infolge einer Ohrfeige geschieden, die sie ihrem Schüler, einem vorlauten Jungen, der sich über ihre Unwissenheit lustig gemacht hatte, gegeben, und nun befand sie sich, wie gesagt, im Gouvernantenhause und zog weidlich auf das „Krämervolk" los, das hinterm Ladentisch die Pfennige zusammenscharrt und wenn es deren genug beisammen hat, geadelt wird und das Drawingroom des St.-Jamespalastes beehrt. Fräulein von Hocklebury konnte nicht müde werden, zu wiederholen, welch ein Trost es für sie sei, daß sie nicht diesem Shopkeeper-Adel angehörte.

„Ich prophezeie ihr ein Gallenfieber", schloß Fräulein Lichtlein ihre Erzählung, „und rathe ihr, nach Deutschland zurückzukehren, wo man wieder Respect vor ihrem Rang haben wird. Ich versprach ihr, daß auch ich dort respectvoller mit ihr reden würde, hier auf dieser englischen Erde verlernen wir unsere alten guten Gewohnheiten."

Der eigentliche Zweck von Fräulein Lichtlein's Besuch war, Marie zu fragen, ob sie Lust hätte, eine Stelle in Irland anzunehmen. Eine Lady Williams suchte eine deutsche Gouvernante — eine englische war schon im Hause — und Fräulein Lichtlein zweifelte keinen Augenblick daran, daß Marie nur ihre Zeugnisse einschicken hätte, um in Irland angenommen zu werden, weil sie der Lady vielfach empfohlen war.

Fräulein Lichtlein wußte zwar aus eigener und anderer Erfahrung, daß die Kinder der irischen Großen in der Regel die der englischen an Unbändigkeit übertreffen, aber sie behauptete, daß sie auch gutmüthiger wären, und da Marie keine Wahl hatte, so schickte sie ihre Zeugnisse ein, wurde engagirt und reiste nach Dublin.

Da Herr und Dame beim Dinner saßen, als

sie ankam, so sah sie dieselben erst am folgenden Tage. Sie machte aber die Bekanntschaft der englischen Gouvernante, einer Miß Smart, und ihrer sechs lauten, unerzogenen Zöglinge. Master James warf sein Butterbrot an die Erde, weil er es nicht nach seinem Geschmack fand, Miß Lizzi ließ einen Hund aus dem Milchtopfe trinken und goß den Rest davon in ihrer Schwester Dorka's Tasse und Master Alik pfiff ein Lied und schlug dazu den Takt, indem er mit den Füßen auf den Theetisch paukte.

Zu alledem schwieg Miß Smart. In allem, was sich Mariens Augen in jener Umgebung darstellte, offenbarte sich chaotische Unordnung oder Widerspruch der grellsten Art. Silbernes Tischgeschirr und zerknüllte Wäsche, seidene Kleider und leinene Fetzen statt der Taschentücher, prachtvolle Salons und ärmliche, schmutzige Domestikenzimmer, Bibelleien und Psalmenversagen (Lord Williams war irischer Protestant) neben Eitelkeit und Unwahrheit.

Am folgenden Morgen war Marie zu Lady Williams beschieden. Sie fand sie in ihrem Ankleidezimmer, unter den Händen ihres Kammermädchens. Sie war nicht halb so weiß und steif wie die vornehmen Damen, denen Marie bisjetzt begegnet war. Sie fragte, ob dieselbe eine angenehme Reise gehabt und ob sie seekrank gewesen. Dann ging sie zu dem über, was sie ihr Erziehungssystem nannte, was allerdings nichts als ein unzusammenhängendes Geschwätz war. Miß Smart, sagte sie, sei eine vortreffliche Person und werde mit den Kindern katechisiren und ihnen den englischen Unterricht geben; Marie sei hauptsächlich für die Musik und die deutsche und französische Sprache engagirt. „Können Sie auch tanzen?" fragte Mylady plötzlich.

Marie bejahte, bezweifelte aber, daß sie Tanzunterricht geben könne.

„Nun", sagte Mylady, „ich kann ja auch den Tanzlehrer aus Dublin kommen lassen! Aber — Strümpfe können Sie doch stricken, so schöne lange für Mylord? Das wäre mir sehr lieb! Die gewebten sind nicht halb so gut! Das ist meine älteste Tochter", fuhr Mylady, auf die Eintretende blickend, fort und ohne eine Antwort abgewartet zu haben. „Sie ist mir ganz ähnlich und ich hoffe, sie wird sich recht jung verheirathen. Ich habe mit sechzehn Jahren geheirathet. Meine zweite Tochter, Olivia, ist gar nicht schön; sie ist eigentlich häßlich, das wahre Ebenbild ihres Vaters! Nicht wahr, Kind?"

„Ja! Sie hat Papas dicke Nase und deshalb muß sie eine silberne Klammer darauf tragen!" antwortete die älteste. „Sie trägt auch eine silberne Maschine im Munde, denn ihr Gaumen ist so schmal, daß die Zähne übereinander wachsen. Aber solch eine Maschine habe ich auch getragen, auch James und Alik."

„St!" gebot die Mutter, die lieber selbst sprach, als sprechen hörte — „Solche Mundmaschinen sind ganz allgemein und Miß Wilding hat gewiß schon welche bei englischen Kindern gesehen" — was wirklich der Fall war. „Was an Olivia das Häßlichste ist, ist ihr Teint — man möchte gar nicht glauben, daß sie ein irländisches Kind ist! Seien Sie recht streng gegen Olivia! Und wenn sie nicht folgen will, so schicken Sie sie immer zu Bett — wenn's auch Vormittag ist! Jetzt können Sie gehen! Dorka, wo ist dein Schulterhalter? Geh' und leg' ihn an und sieh' zu, daß Lizzi ihn auch anlegt!"

Unsere Leser werden sich ein ungefähres Bild von Mariens Leben in Oriel Castle machen können, wenn sie erfahren, daß Miß Smart, die vortreffliche Person, das Feld allein behaupten wollte und danach ihre Maßregeln nahm. Sie raumte Marien nicht die allergeringste Autorität ein und ließ den Kindern jede Unart durch. Auf Mariens Vorschlag, einen Stundenplan aufzusetzen, erwiderte sie, das sei deutscher Unsinn; kluge irische Kinder zwänge man nicht so ein, sondern liebe ihnen Freiheit. Freiheit und Freiheiten, so viel die Kinder sich davon nehmen wollten! Mylady, das sah Marie gleich, durfte mit nichts behelligt werden. Hatten die Kinder nur alle ihre Maschinen um und an und hörte sie keine Klage von ihnen, dann war nach Mylady's Meinung alles, wie es sein sollte. „Miß Smart, die liebe Miß Smart, wird Ihnen sagen, was Sie zu thun haben", hörte Marie mehrere male im Laufe der ersten Woche, in der es ihr aber schon ganz klar geworden war, daß sie hier nur ein Vierteljahr bleiben und sich nicht anstrengen wollte, von den Kindern auf Anstiften der eifersüchtigen einen Gouvernante mißhandelt zu werden. Es war unter andern Späßen, die sich die Kinder mit einer Vorgängerin Mariens erlaubt hatten, vorgekommen, daß dieselbe eines Morgens dem Ertrinken sehr nahe gebracht war. Das junge Mädchen, eine Französin, hatte einen sehr festen Schlaf und es war vorgekommen, daß sie die Morgenglocke nicht gehört hatte, die zum Aufstehen läutete. Als das

einmal wieder vorkam, ſchlichen die Kinder in ihr Zimmer, warfen alle Kiſſen, deren ſie habhaft werden konnten, auf ſie und beſchnürten ſie dann mit Stricken. Maſter James erzählte Marien dieſe Heldenthat und fügte hinzu, daß Papa ſich bald todt darüber gelacht hätte.

Dieſer Papa war wirklich ſo häßlich, wie Marie ihn nach der Beſchreibung ſeiner Gemahlin zu finden erwartet hatte. Dabei war er unſäglich roh, aber gutmüthig. Mit ſeiner Frau zankte er den ganzen Abend — die Zeit abgerechnet, wenn er im Lehnſtuhl oder auf dem Sopha liegend ſchnarchte oder mit Miß Smart Dame ſpielte. Marie gelangte auch einige mal zu dieſer Ehre. Uebrigens hatte Miß Smart nicht ſo bald von ihrem Entſchluß gehört, Oriel Caſtle nach Verlauf des erſten Vierteljahrs zu verlaſſen, als ihre Exiſtenz ganz erträglich wurde. Sie fügte ſich in die Verhältniſſe, gab es auf, Ordnung in dies Chaos zu bringen, und begnügte ſich damit, viele echt iriſche Wirthſchaft zu beobachten und zu belächeln.

Wenn die Roheit nur nicht überall zum Vorſchein gekommen wäre!

Ein Hauptvergnügen, das Mylord zuweilen ſeinen Kindern machte, war, daß er ein Häschen in einen Sack ſtecken und dann alle Hunde zuſammenrufen ließ. War das geſchehen, dann wurde der Sack geöffnet, das arme Häschen ſprang heraus und ergriff die Flucht; die Hunde ſetzten ihm nach und begleitet von dem Jubelgeſchrei der Kinder und dem Anhetzen des Lords und der Lorne rubten ſie natürlich nicht eher, als bis das Häschen in Stücke gerißen war.

Im Schloße lebte ein alter Herr, ein weitläufiger Verwandter Mylords. Dieſer ſchon bald kindiſche Greis wurde, ſobald keine beſſere Unterhaltung da war, die Zielſcheibe des Witzes für die Kinder. Sie ſchrieben ihm zuweilen falſche Briefe, die ſie mit der Poſt an ihn befördern ließen. In einem derſelben meldeten ſie die Ankunft einer alten Freundin, von der Sir Richard einmals geſprochen hatte. Der alte Herr war ganz aufgeregt bei der Ausſicht auf das verheißene Wiederſehen und als nun Dorka im altmodiſchen Coſtüm, durch Haarputz und Schminke verſtellt, die alte Freundin repräſentirend in den Salon trat, zitterte der alte Mann ſichtlich; aber niemand, außer Marie, achtete darauf. Alle fanden den Spaß vortrefflich und zogen ihn ſo weit wie möglich in die Länge. Dorka war eine geborene Schauſpielerin und Sir Richard war bald blind, bald taub und bald kindiſch; als er dennoch, theils durch das unmäßige Gelächter der Knaben, theils auch durch einen Wink Marieus hinter die Wahrheit kam, da bebte ſeine Stimme und er verlangte zu Bett zu gehen, obgleich es noch lange nicht ſeine Schlafenszeit war. Man kann ſich wol nicht wundern, daß er ſich ſehnte, ſich zur Ruhe zu legen.

Marie hörte Aeußerungen der Lady, wie: „Mein liebes Kind, es iſt ſehr unpaſſend für eine junge Dame deines Standes, von einer Jahnbürſte zu ſprechen, wenn die Bedienten im Zimmer ſind!“ Oder der Lord ſagte: „James, wenn ich das noch einmal ſehe, daß du den Gentleman ſo weit vergißt, daß du den Tiſch mit dem Meßer berührſt, ſo ſchick' ich dich aus dem Gezimmer!“ Oder die Lady: „Es ſchickt ſich nicht,' Alik, daß du deiner Schweſter das Buch mit dem Fuße aus der Hand ſchlägſt!“ Oder Alik: „Papa that's geſtern ſo mit dir' Ich mach's ihm nach!“ Oder Mylady zu ihrem Gemahl: „Lachen Sie nicht ſo unanſtandig, Mylord' Du mußt Papa nicht alles nachmachen! Der iſt einmal ein Bär!“ „Nein“, entgegnet Mylord, „ahme lieber deiner Mama und ihrer Höflichkeit nach!“

Nachdem wir nun mit Obigem noch zu guter letzt einen Beweis dafür geliefert haben, daß die Erziehung doch nicht ganz ſo in Oriel Caſtle vernachläßigt wurde, als es bisher ſcheinen mochte, nehmen wir von Lord und Lady Williams Abſchied.

Aber auch Marien müßen wir Lebewohl ſagen, denn der Raum geſtattet uns nicht, ſie noch weiter in dem Labyrinth ihres engliſchen Lebens zu begleiten. Es glückte ihr in der That nicht beſonders mit England, aber das iſt nicht das Letzte, was wir über ſie zu ſagen haben. Sie iſt trotz alledem des Schickſals Liebling. Verlangte es ihr das Auffinden guter Stellen in England, ſo war das nächſtens nur deshalb, weil ihr auf heimatlicher Erde die einzige Stelle aufbewahrt war, auf der das Frauengemüth vollkommen gedeihen kann: die Stelle an dem Herzen eines edeln Mannes. Wohl ihr! Und möchte allen deutſchen Mädchen, die in England ein warmes deutſches Herz im Buſen tragen, im Vaterland ein ähnliches Glück beſchieden ſein!

Wir hellen ihre Schickſale aus den Plaudereien zuſammen, mit denen uns Frau Profeſſor B., geborene Marie Wilding, in den Abendſtunden beim „Thee am Kamin“ zu unterhalten

pflegte, eine englische Reminiscenz, die zu ihren freundlichen gehört.

A. von Lagerström.

Eine Donaufahrt.

Von Wilhelm Hamm.

II.

Am nächsten Morgen um 5 Uhr langten wir in Semlin an. Weit mehr interessirte uns aber das am andern Ufer der Save liegende Belgrad, die Serbenstadt und Turkenfestung. Letztere sah stattlich und belebt genug aus, es war gerade Gretzirübung und ohne den rothen Fez hätten die Compagnieen auf dem Glacis gerade so ausgesehen wie Preußen. Bei der nächsten Wendung ward auch der türkische Theil der Stadt sichtbar, seltsam ragten die Minarets über die grauen verworrenen Häusergruppen hervor. Eben kam uns ein Armeenauer entgegen mit neun Booten im Schlepptau; daraus erschallte ohrzerreißendes Gejauz und Gequiek, sie trugen den Reichthum der Donauländer, den Stolz Serbiens, Schweine, zur Ausfuhr. Sie eignen sich und zweckmäßig eingerichtet sind. Dann erschien Semendria, eine weitläufige, zerfallene Festung, deren crenelirte Mauern mit den daran gelehnten Pfefferbüchsen ihr ein ganz mittelalterlich-deutsches Ansehen verleihen. Auf den Zinnen saßen zwar einige Soldaten und rauchten gemächlich ihre Tschibuks, allein es ist kaum anzunehmen, daß diese Ruinen noch eine Besatzung halten sollten. Hohenzinge werden jetzt sichtbar, nicht lange, so legt das Boot am linken Ufer bei der Station Banatsch an, um Kohlen einzunehmen, und zugleich die einmündende Eisenbahn zu erwarten. Es ist hier ein kleiner Badeort, wenige Häuser bilden ihn. Die paar Stunden gezwungenen Aufenthalts können in dem einförmigen Bergkessel, wo allenthalben die Sonnenstrahlen widerprallen, recht langweilig werden.

Von nun an beginnt der interessanteste Theil der Donaufahrt. Der Markstein ihres Anfangs ist der Felsen Babakay, der seltsam mitten im Strome aufragt; die Sage erzählt, ein frommer Mönch habe darin eine böse Frau, die ihn verspottet, eingesperrt und sie möge jedem, der sie neckt, als Echo Antwort geben bis zum Ende der Welt. Ein Böller wird gelöst und zehnmal gebrochen rollt sein Laut von einer Bergwand zur andern, bis er in der Ferne erstirbt. Rechts erscheint nicht am Ufer Schloß Golubacz und darüber der zerklüftete Kalkfelsen, in welchem die Kinder des Drachen wohnen. Hier soll nämlich St. Georg den Lindwurm getödtet und seinen ungeheuern abgeschlagenen Kopf in eine Felsenhöhle geschleudert haben. Aus diesem entstehen nun die berüchtigten Golubaczer Mücken, deren Schwärme für die Heerden und selbst für die Menschen tödtlich sind. In frühern Zeiten hat man versucht, durch Zumauern der Felsenklüfte der Ausbreitung der verderblichen Insekten vorzubeugen, aber begreiflicherweise kommen sie nicht aus diesen, sondern entwickeln sich in den Sümpfen der Umgegend und werden erst der Cultur späterer Zeiten weichen, wie sie auch jetzt schon seltener geworden sind wie früher.

Wie prachtvoll rauscht der Strom dahin, eingeengt zwischen hohen, waldigen Bergen, viel schöner und romantischer wie der Rhein an seinen gefeiertsten Stellen. Nunmehr aber wird auch die Fahrt gefährlich; Felsen liegen in ihrer Bahn, Stromschnellen müssen überwunden werden. Daher steigt der Lotsenkowa ein Lootse an Bord und übernimmt die Führung des Bootes. Immer enger rücken die Ufer zusammen, immer höher wird ihr Gebirge, doch über den zerrissenen Kalkgipfeln kreisen langsam schwarze Punkte in der blauen Luft, es sind Königsadler, die hier zahlreich auf den unzugänglichen Höhen horsten. Auf der linken Uferseite, nicht hoch über dem Wasserspiegel, erscheint der Eingang der Veteranhöhle, auf der rechten werden die Reste der Trajansstraße sichtbar, es sind in den Felsen eingemeißelte Löcher, jedenfalls bestimmt zur Aufnahme von eisernen Bolzen für einen Bohlenpfad über dem Wasser, da wo das mächtige Gestein den Gang dicht am Ufer verbietet. Hier sind wir an der schmalsten Stelle der Donau, mit unheimlicher Hast drängt sich der Strom zwischen den himmelhohen Felsen hindurch; wie der Kapitän versichert, ist er an dieser Stelle unermeßlich tief und hat man bei 80 Klaftern mit dem Loth noch keinen Grund gefunden. Plötzlich treten wir wie durch ein Thor ins Freiere und legen auf der linken Seite an, bei Alt-Orsowa, der ungarischen Grenzstadt. Hier liegen mehrere Dampfer vor Anker, immer in Bereitschaft für den Dienst der gefahrvollsten Stelle auf der ganzen Donau; außerdem aber bemerken wir auch zwei stattliche kaiserliche Kriegsextradampfer, welche dem lieben Serbien gegenüber zu Gefallen verweilen. Bei einem Spaziergang am Ufer verfolgten uns einige Zigeunerknaben, deren gesammte Bekleidung in einem

Hut und einem ehemaligen Frack bekannt, welche sie natürlich eine Belohnung empfingen. Die Paßrevision erfordert hinreichenden Aufenthalt, um sich das Städtchen anzusehen, was sehr schnell beendet ist, und um ein Glas Bier zu trinken; aber der Mensch versuche die Götter nicht! Von hier führt die Straße nach den nahen, berühmten Herculesbädern von Mehadia, dem Baden Baden der untern Donau. Endlich setzen wir uns wieder in Bewegung. Auf einer Insel mitten im Strom erscheint die türkische Veste Neu-Orsowa in kläglicher Zerfallenheit, Soldaten sitzen auf ihren Mauern, bei welchen das Preischießen unnöthig geworden ist; gegenüber auf der rechten Stromseite klemmt sich ein kleines serbisches Nest romantisch auf den Felsen. Auf der linken zieht sich ein grünes Wiesenthal zwischen zwei Höhen tief in den Hintergrund. In der Mitte desselben steht eine ganz neue gothische Kapelle, auf dem Platz, wo die von Kossuth vergrabene Königskrone der Ungarn wiedergefunden worden ist. Hier sind auch die letzten Häuschen der Tschaikisten, der Flußmarinesoldaten der Grenzregimenter, denn wir schauen nun in drei Lande, in das Banat, die Walachei und Serbien. Die ersten rumänischen Dörfer, die uns anstießen, ganz von Holz zusammengeschindelt, machen gerade keinen besondern Anspruch auf architektonische Schönheit, aber unendlich hoch stehen sie über den serbischen Häusern jenseits, die da aussehen wie große Heuhaufen mit einem Loch.

In diesem Augenblick treten wir in das Eiserne Thor, den langen, gefährlichen Strudel, der schon so viele Opfer gefordert hat. Tiefe Stille herrscht auf dem Deck, welches von Aussicht verlangenden Passagieren geklärt ist, der Lootse steht am Steuerrad, einige Damen zittern gelinde, vielleicht auch einige Herren. Allerdings wogt der Strom auf eine weite Strecke hin recht bedenklich, die gelblichgrünen spitzen Wellen werfen hier und dort weiße Schaumflocken drohend empor, langsam mit verminderter Kraft folgt das Schiff der schmalen Straße zwischen den verrätherischen Klippen. Aber indem man fragt: Wann kommt die Gefahr? hat man sie schon hinter sich und ruhig fliegt auf einmal das Boot wieder ungehindert vorwärts, in der Weite mit der walachischen Post, die mit acht Pferden und zwei Vorreitern die Straße längs des Stromes dahin braust. Auf der rumänischen Seite stehen in gemessenen Zwischenräumen die Wachthäuschen der Donau; jedesmal tritt die Wache ins Gewehr und präsentirt, wie mich der Offizier bedeutete, aus Hochachtung vor einer Nationalität, die so unendlich erhaben über der übrigen ist. Der Abend bricht herein, mit ihm die Romantik des Verdecks, denn es kann nicht fehlen, daß bei dem engen ungezwungenen Zusammenleben sich Seelen gesucht und gefunden haben.

Die Sonne des dritten Tages der Fahrt beleuchtet eine flache, öde Gegend. Türkische Schiffe mit sonderbarem, hohem Gestell und von Schmutz außen und innen starrend, ziehen häufiger an uns vorüber, auch ein paar griechische, die stromaufwärts gehen. Am rechten Ufer erscheint Sistow, eine ganz türkische Stadt; tüchtig aussehende Bursel stehen bis an die Brust im seichten, einem See ähnlichen Wasser, verhüllte Frauen sitzen am Strand, auf einer Höhe ein alter Türke mit weißem Barte, inmitten einer Heerde schwarzer Ziegen, Fischadler und Möven kreisen in der Luft, zwischen dem Schilf am Ufer baden stattliche Pelikane. Dann kommt Rustschuk, wieder eine kläglich zerfallene Veste, Kanonen liegen am Ufer in regellosen Haufen übereinander geworfen. Vor den Kaffeehäusern lange Reihen von Türken, am Ufer ein Gewühl von Militär; der Sohn des Pascha kommt an Bord, Omar-Bei; ein junger liebenswürdiger Mann, der in Berlin studirt hat und leidlich deutsch spricht. Trotz seiner Jugend bekleidet er den Grad eines Majors. Immer bunter werden die Trachten auf dem Verdeck des Bootes.

Mit dem Mittag gelangen wir nach Giurgewo; hier verließ ein großer Theil der Passagiere das Schiff, um nach Bukarest abzugehen. Nach ihrem Abschied überfällt die Zurückbleibenden einiges Gefühl der Vereinsamung, sie haben nicht mehr Zeit, mit den neuen Ankömmlingen näher bekannt zu werden. Unter diesen befand sich eine ganze Sammlung griechischer Priester mit allen möglichen Bärten. Das Gewühl am Hafen war groß, eine Menge von Fuhrwerken, alle mit acht Pferden bespannt, und die Räder bis an die Naben im walachischen Schmutz, harrten auf die Weiterreisenden. Der Regen rieselte in Strömen herab, trotzdem wurde auf vielen Schiffen Mais eingeladen. Während wir Kohlen einnahmen, konnte ein rascher Gang durch die Stadt unternommen werden, er war nicht der Mühe und des Kothes werth. Später passirten wir Oltenitza auf der linken Stromseite, wo die Dampfschiffahrtsgesellschaft ein Werft und Werkstätten errichtet hat, deren blendende Gebäude einen großen Abstand

zu den gewöhnlichen Ansiedelungen des Landes bilden. Sodann erschien am rechten Ufer die berühmte Festung Silistria, welche der Oberst Grach so heldenmüthig im letzten Krieg gegen die Russen vertheidigt hat. Ihre Citadelle liegt auf einer mäßigen Anhöhe und macht, wie die bis an den Strom herabreichenden Erdwerke, nicht im entferntesten den Eindruck der Unüberwindlichkeit. Ich entsinne mich einer lebhaften Unterhaltung dieses Abends mit dem preußischen Offizier. Er war durch längern Aufenthalt im Orient, in Syrien und Persien wie in Konstantinopel mit den türkischen Verhältnissen sehr genau bekannt und entwarf ein keineswegs günstiges Bild derselben. Namentlich hob er die Nothwendigkeit des Schutzes der Ausländer durch die fremden Mächte und ihre Vertreter, aber auch leider das noch vielfach Ungenügende desselben hervor und belegte es durch viele interessante Beispiele. Dann kam die Rede auf die Kosten der Reise; die Route der Donaufahrt nach Konstantinopel ist ungleich kostspieliger wie über Triest, am billigsten aber diejenige über Marseille, trotz des großen Umwegs. Freilich gewähren die französischen Dampfer mit ihrer sehr salopen Einrichtung auch bei weitem nicht den Comfort wie die prächtigen Boote der Donau und des Lloyd.

In der Frühe des vierten Tages lagen wir vor Braila oder Ibraila. Diese Stadt gewinnt alljährlich an Bedeutung für den Handel und wird zweifelsohne der mächtigste Platz desselben an der untern Donau werden. Dafür zeugte der Wald der Masten in ihrem Hafen, das Gewühl am Landungsplatz, die vielen neuen Gebäude der Stadt. Zahllose Kähne und Seeschiffe belebten den Strom, der Anblick war erfreulich lebendig, zur rechten in der Ferne erhoben sich wieder langgedehnte blaue Berge, sie traten immer näher und näher heran, bis deutlich in ziemliche Nähe des Ufers, gegenüber der Stadt Galacz, dem ersten Ziele der Fahrt.

Das menschliche Herz.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts machte in der Provinz Holland ein einzelner Mensch durch seine furchtbare Stärke, durch die Kühnheit seiner Unternehmungen und durch die Schlauheit, womit er sie ausführte, alle Landstraßen unsicher und verbreitete bis in die Städte Furcht und Schrecken.

Die wiederholten Erzählungen von seinen unerhörten Thaten, die jeden Glauben übersteigenden Beschreibungen von seiner riesenmäßigen Gestalt verschafften ihm, da man weiter nichts von seiner Herkunft oder seinem Namen wußte, als daß er ein Bauer von der deutschen Grenze war, den Ehrentitel des „vigikantigen Boeren".

Er schärfte, wie sich denken läßt, die Wachsamkeit der Gerichte, denen er aber aller angewandten Mühe und der von ihnen ausgesetzten Belohnung für seine Ergreifung ungeachtet dennoch stets entging und manche wohlgegründete Hoffnung, seiner endlich habhaft zu werden, schadenfroh verbarb. Seine ungemeine Kraft, auf deren Rechnung die geschreckte Einbildungskraft des gemeinen Mannes auch manches grauenvolle Märchen zu erzählen anfing, hatte sozusagen einen Zauberkreis um ihn gezogen, dem auch der bewaffnete Arm des Gesetzes nur mit Schaudern sich zu nähern wagte. So raubte und mordete dieser gefürchtete Bösewicht ungebunden fort. Selbst alle Aufforderungen zu freiwilliger, für ihn vortheilhafter Uebergabe, alle Anerbietungen von Vergebung und sogar von Belohnung, jeder Kunstgriff und jede List, zu denen sich die Gerechtigkeit nicht selten herbeilassen muß, gingen an diesem in sein blutiges Handwerk verliebten Sünder verloren: er raubte und mordete ungehindert fort.

Auf einer seiner nächtlichen Streifereien in dem großen und wohlbewachten Amsterdam, als ihn Dunkelheit und Furcht vor seinen Verfolgern zu weit nach der Wasserseite der Stadt getrieben, wohin ihn, wegen der wenigen bemittelten Bewohner dieses Quartiers, Raub- und Gewinnsucht wahrscheinlich nur selten geführt hatten, brach er, um doch etwas zu versuchen, in einen Thorweg, hinter dem seine geprüfte Erfahrung ein reiches Waarenlager oder sonst das Wohnhaus eines begüterten Privatmannes zu finden hoffte. Diesmal aber betrog er sich. Der Thorweg öffnete sich und zeigte ihm nichts als einen öden, grasbewachsenen Hofraum, den an zwei Seiten hohe Mauern umfaßten und weiterhin die Hinterwand eines kleinen, wenig versprechenden Häuschens einschloß. Unmuth über fehlgeschlagene Erwartung und die Neugier, zu wissen, wohin ihn der Zufall eigentlich geführt, trieben ihn dennoch den Hof entlang bis an das Häuschen im Hintergrunde. Des Eingangs ward er nicht gewahr. Die Wand hatte nur ein einziges, leichtverschlossenes Fenster; er stieß es auf und schwang sich hinein. Sein unternehmender Sinn, der noch vor keiner Gefahr zurückgeschreckt, ließ sich auch hier, durch das tiefe Dunkel der Nacht, das ihn

umgab, und die kahlen, kalten Wände, an denen er forschend herumgriff und die zum mindesten kein mit Möbeln gefülltes Haus vermuthen, nicht abschrecken; endlich faßten seine Hände den Drücker einer Thür und öffneten sie. Auch hier umgab ihn eine lautlose Finsterniß; es schien ein schmaler Gang zu sein, in den er getreten. Lauschend neigte er das Ohr bald links, bald rechts — nirgends eine Bewegung, kein Laut, kein Athemzug, nirgends eine Ahnung von Leben. Aber dennoch schritt er weiter, als plötzlich sein Fuß ausglitt und er, trotz seines Bestrebens, sich im Niedergleiten zu halten, rücklings ein paar steinerne, erdeinwärts führende Stufen hinunter gegen eine Thür fiel, die durch den Andrang seiner Füße aufsprang und ihm mit einem male zeigte, wo er war.

Er war in dem engen, armseligen Kellerstübchen einer alten Frau, deren ganzer Reichthum in dem bischen Stroh, auf welchem sie schlief, einem kleinen, vor Gebrechlichkeit knitternden Tischchen und einer brennenden Lampe neben ihrem Lager bestand. Das Geräusch der aufspringenden Thür hatte sie erweckt. Man denke sich das Gefühl dieser armen Frau bei dem Anblick der furchtbaren Gestalt, die sie schon durch das Gerücht kannte und im Geist nie anders als mit mordgierigen Augen und blutriefenden Händen gesehen hatte. Jetzt stand das übermenschliche Wesen wirklich nur einige Schritte von ihr.

Aber sein Erstaunen war nicht minder groß. Diese erschütternde Scene von Elend und Dürftigkeit mußte ihm, der nur die Wohnungen der Begüterten heimzusuchen pflegte und selbst nie den nagenden Zahn des Mangels gefühlt hatte, etwas ganz Neues und Ueberraschendes sein. Er stand wie in Erz gegossen. Endlich rief er: „Was ist das? Wer bist du?“ und trat einen Schritt näher. Zitternd richtete sich die arme Alte, der das blanke Mordmesser schon vor den zerrütteten Sinnen schwebte, auf ihrem Strohlager in die Höhe und stotterte mit beklemmender Angst die Worte hervor: „Ach, ich habe ja nichts in der Welt — laß mich leben — du gehst gewiß unrecht!“

„Wer bist du?“ fragte der Räuber nochmals.

„Eine arme, siebzigjährige Frau“, entgegnete die Alte, „die niemandem und der nichts mehr auf Erden gehört.“

„Wovon lebst du?“

„Ich arbeite“, versetzte die Frau, „Tags über mit den wenigen Kräften, die mir Alter und Mangel gelassen haben, um nur so viel trockenes Brot zu gewinnen, daß ich mein Leben ehrlich fristen kann.“

„Und nachts?“ fragte der Mann weiter.

„Des Nachts schlaf' ich auf diesem Stroh“, belehrte die Alte, „aber es reicht nicht hin und die Erde darunter ist feucht und die Wände umher sind durchlöchert.“

„Wie lange schläfst du schon auf solchem Lager?“

„Dreizehn Jahre!“

„Dreizehn Jahre? Steh' auf!“ rief er dann.

Die alte Frau wollte sich aufrichten, aber der Schreck saß ihr noch in den Gliedern. Hilfreich bückte sich der Räuber zu ihr nieder und zärtlicher kann kein Sohn einer sterbenden Mutter aufhelfen, um sein schönstes Erbtheil, ihren Segen, zu empfangen, als er dieser verlassenen Frau seinen stützenden Arm darbot. Sie wankte. Weder Stuhl noch Bank war in diesem Aufenthalt der bittersten Armuth vorhanden; er stemmte daher ihre flachen Hände auf den Tisch, um sie so angelehnt im Stehen zu erhalten, und sprach ihr mit herzlicher Stimme Trost und Muth ein; dann blickte er wiederum auf das feuchte Lager und dies ausgehungerte Menschengerippe. Plötzlich zog er seine Uhr. „Hier, Alte“, sagte er rasch entschlossen, indem er die Uhr auf den Tisch legte, „jetzt ist es halb drei — mit dem Schlage drei bin ich wieder hier!“ Und rasch entfernte er sich.

Die alte Frau hatte die Augen starr auf die Uhr gerichtet und ihre Hände stützten sich mechanisch auf den Tisch. So stand sie eine geraume Zeit, ohne zu wissen, was mit ihr vorgegangen. Eben als ihre Gedanken sich wieder zu sammeln anfingen und ihr Geist die abgerissenen Fäden derselben aufs neue aneinander reihen wollte, hörte sie im Gange schleichende Schritte, die schleunig näher kamen. Sie blickte wieder auf die Uhr — es fehlten noch mehrere Minuten an der Stunde. Da rauschte es die Stufen hinab, welche zu ihrer Wohnung führten, die Thür sprang auf und herein trat, bis zur Erde niedergebückt, athemlos, keuchend unter einer Last von Decken, Kissen und Matratzen — eben jener Bösewicht, der wenige Jahre darauf gefoltert, gerädert wurde, den die Mitwelt wie eine Pest floh, die Nachwelt wie ein Ungeheuer verabscheute.

Mit der befriedigten Miene eines Siegers, den die Gerechtigkeit seiner Sache vor jeder Selbstanklage sichert, warf er seinen Raub auf das Strohlager und breitete ihn sorgfältig auseinander. „Nun schlaf' dich einmal satt, Alte!“ sagte

er. „Im Hause des Mannes, dem ich diesen Ueberfluß nahm, stehen noch fünf hochaufgefüllte Betten zur Schau und nützen niemandem, während du armes Weib nicht so viel Stroh hattest, warm darauf liegen zu können.“ Dann griff er in die Tasche und legte fünf Ryder (holländische Goldmünze, an Werth 14 Gulden) auf den Tisch. So viel Güte überwältigte das schwache Weib; sie wollte etwas sagen, glitt aber ohnmächtig am Tische nieder. Der Räuber hob die Sinkende auf und legte sie behutsam in die erwärmenden Betten.

Ich habe des Mannes Tücher- und Messerinstrumente in Händen gehabt. Sie werden im Stadthause zu Amsterdam aufbewahrt. Mein Führer wußte mir bei jedem derselben eine schauervolle Geschichte zu erzählen. Schon zuckte mir eine Verwünschung auf den Lippen — da dachte ich an die Alte und ihr Strohlager.

Unter diesen gräßlichen Werkzeugen ist eins, das die Figur eines Krückstockes, aber eben in der Krümmung, worauf die Hand ruht, einen scharfen stählernen Haken hat, der durch eine schleudernde Bewegung hervorspringt. Diesen Haken schlug er denen, die auf offener Landstraße oder abends in den Gassen arglos vor ihm herwandelten, hinten in den Nacken und zog sie so mit unglaublicher Schnelle rücklings zu sich nieder.

Welch ein Räthsel ist das menschliche Herz!

G. A.

Aus meiner Pilgertasche.

Von Freiherrn von Gudenfels.

1. „Gemischte Ehen“ — Sonst und Jetzt.

Es war in den hoffnungsreichen Jubeltagen, kurz nach dem Rheinübergang der Alliirten, als alle andern Fragen zu ruhen schienen und kein anderer Gedanke als „Paris“ in den Herzen aller Deutschen Raum fand.

Gegen meine Ueberzeugung und gegen meine wärmste Protestation hatte ich mich von der Praxis beim Landamt Karlsruhe unter dem trefflichen Eisenlohr losreißen und das Munitionskommissariat in Graben übernehmen müssen. Eine seltsame, mir viel Bedenken und Kummer verursachende Bestallung, da mir für die Verpflegung von Armeen und eine gleiche, gerechte Vertheilung aller Lasten auf mehrere Städte und eine Menge Dörfer eigentlich nicht weniger als alle Kenntnisse und Erfahrungen mangelten. Indessen kann der Mensch mit redlichem Willen, Energie und Ausdauer manches durchsetzen; ich fand mich hinein und alles ging in der That viel leichter und besser, als ich selbst und viele Freunde erwartet hatten. Quartiernehmer und Quartiergeber waren mit mir zufrieden und ich freute mich, nicht Unwesentliches für das ganze Leben dabei zu lernen.

Der erste Pariser Frieden versetzte mich wieder nach Karlsruhe, wo ich selbst mit meinem Bureau bei dem Bankier Haber neben dem Wasserthurm — dem Vater der später so oft genannten und so vielfach verwickelten Herren von Haber — einquartiert wurde. Das hatte sein Angenehmes; unmittelbar nebenan wohnte meine Braut, der ich fortan jedes freie Viertelstündchen widmen konnte. Aber der freien Viertelstündchen gab es nicht viele, denn außer meinem Bureau mußte ich noch bei der Deputation mithelfen, welche die schwierige Einleitung zur Abrechnung mit den Alliirten zu ordnen hatte. Dieses ewige Rechnen nahm alle meine Kräfte um so mehr in Anspruch, weil ich von Natur alles einmal Gefaßte mit beharrlichstem Eifer betrieb und den Rechenwürmern in keiner Arbeit nachstehen wollte. Auch dieses glückte und der Ministerialchef äußerte mir wiederholt seine lebendigste Zufriedenheit.

Währenddessen verstimmte ein Kapuziner alle Geigen an meinem Himmel.

Meine gewöhnlich sehr heitere Braut zeigte sich seit einigen Tagen auffällig ernst, trübe und oft vermochte sie nicht die Spuren frischvergossener Thränen zu verwischen.

Alle meine Fragen wurden ausweichend beantwortet, ein vorübergehendes Unwohlsein vorgeschützt. Sie hing mehr als gewöhnlich am Besuch der Kirche und an Gebetbüchern zu Hause, erheiterte sich seltener durch französische und deutsche Lektüre, sang weniger. Dieser Zustand wurde mir bald so unerträglich, daß ich ihm kategorisch ein Ende machen mußte. Unter einem Strom von Thränen gestand mir denn endlich die innigst religiöse und nach außen ihrer Kirche sich hingebende Katholikin, der Pater Kapuziner, ihr Beichtvater, habe ihr jede Absolution versagt und mit allen Strafen des Himmels und der heiligen Kirche gedroht, wofern sie nicht allen ihren Einfluß aufböte, mich zum Convertiten zu machen, und falls dies nicht gelingen sollte, wenigstens alle Kinder der römisch-katholischen Kirche zu gewinnen.

Diese Seelenangst des sonst in allem so klaren und verständigen Wesens war mir ebenso unbegreiflich wie der plötzliche Einfall des Kapu-

seits, weil damals die Confessionen in Baden in vollster Eintracht lebten, von solchen Dingen niemals die Rede war, gemischte Ehen unangefochten sehr häufig geschlossen wurden und gewöhnlich die Kinder, als ob es sich so von selbst verstünde, je nach dem Glauben der beiden Aeltern, in die beiden Confessionen friedlich nebeneinander vertheilt wurden oder sämmtlich dem Glauben des Vaters folgten.

An der Spitze der obersten katholischen Kirchenbehörde stand damals ein — ich entsinne mich nicht mehr — Staatsrath oder Geheimer Kirchenrath Brunner. Ph. Joseph Brunner aus Philippsburg hatte sich bereits im Alumnat zu Heidelberg der schärfern Prüfung mancher kirchlichen Lehren unterzogen und durch einige Abhandlungen antijesuitischer Ansicht die Aufmerksamkeit der Gesellschaft Jesu unangenehm erregt und stand dort im Geruch halber Ketzerei. Brunner war ein kleiner, runder, heiterer, ja jovialer Mann, ein trefflicher Gesellschafter, übrigens von tiefer Wissenschaftlichkeit, in Sachen seiner Kirche ernst und nachdrucksvoll, im Wirkungskreise seiner Behörde so energisch und einflußreich, daß man ihn im Scherz nur den „kleinen Papst" nannte. Fast allabendlich besuchte er die Rotunde im Museum, allen willkommen, vorzüglich an Hebel und dessen Kreis sich anschließend. Dort hatte ich seine persönliche Bekanntschaft gemacht und dort bat ich ihn denn auch um Rath und Hülfe in der Angelegenheit meiner Braut.

„Beruhigen Sie sich", antwortete er, „an dieser Hecke wird sich wol ein Stiel finden lassen! Sagen Sie Ihrer verehrten Braut, sie soll übermorgen nach dem Hochamte zu mir in die Sakristei kommen und so Gott will, wird auch sie beruhigt in ihrem Gewissen von dannen gehen!"

Meine Braut erschrak gewaltig über den Befehl des jedem Katholiken so hochehrwürdigen Meisters, denn sie konnte den Gedanken nicht überwinden, daß er mit ihr darüber rechten wollte, weil sie mir, gegen ein heiliges Gebot ihrer Kirche, ihr Beichtgeheimniß verrathen hatte. Die beiden Tage wurden ihr zu wahren Höllentagen, aber sie beharrte fest bei dem Gehorsam, als dem Anfang der schuldigen Buße. Feierlichst schwarz gekleidet und um so bleicher und verkürmter fand ich sie am Sonntagsmorgen, als ich, wie gewöhnlich, erschien, sie bis an die Kirchthür zu begleiten. Es war diesmal ein trauriger, einsilbiger Kirchgang.

Am Fenster eines gegenüber wohnenden Freundes harrte ich ihrer Rückkehr aus der Kirche. Soll ich bekennen, daß diese zwei Stunden des Harrens auch mir sehr trübe, schwere, peinliche Stunden geworden? Besorgnisse beschlichen mich, ich traute dem guten Wetter nicht mehr. Alles, was ich von Jesuiten jemals gehört und gelesen hatte, wirbelte durcheinander in meinem Kopfe umher. War Brunner nicht vielleicht doch ein Jesuit? Hat er mit dem Rock auch wirklich den Loyolamenschen ausgezogen? Kann er dies jemals? Meinem ärgsten Feinde wünsche ich nicht solche Stunden!

Endlich waren sie vorüber; nachdem die Gemeinde wol seit einer halben Stunde die Kirche verlassen hatte, erschien auch meine Braut in der Kirchthür und ich flog hinüber, ihr den Arm zu bieten, durch ihren Anblick plötzlich befreit von allen Qualen. Sie drückte mir herzlich die Hand, sie athmete Ruhe, über ihre Wangen war ein lichter Hauch von Röthe gegossen, ihr Auge weilte mit Liebe in meinem Blick und unverschleiert strahlte daraus ihre schöne Seele.

„Nun, Eugenie?" frug ich in heftiger Ungeduld.

„Nicht hier! Machen wir eine kleine Promenade in den Schloßgarten!"

Beide in Sinnen vertieft und gleich begierig, zu hören wie zu reden, wandelten wir einsilbig, ziemlich raschen Schrittes über den Paradeplatz in den Schloßgarten, nach dem traulichen Plätzchen unter den großen Tulpenbäumen, wo wir uns niederließen.

„Nun, Eugenie?" frug ich wieder, meiner Ungeduld nicht mehr mächtig.

„Halbtodt vor Beklemmung und Angst betrat ich die Sakristei. Er kam mir sehr freundlich entgegen, nöthigte mich sogleich auf einen Sessel, nahm mir gegenüber Platz und begann mit väterlicher Herzlichkeit und Würde: »Sie sind bleich, Thränen stehen in Ihrem Auge, Sie zittern; es drängt mich, die Last von Ihrem Herzen und Ihrem Gewissen zu nehmen! Geben wir alle ohne weiteres zur Sache selbst! Haben Sie die Güte, mir einige Fragen so einfach und offen zu beantworten, als wäre ich Ihr leiblicher Vater oder Ihr Beichtiger! Haben Sie Vertrauen zu meiner priesterlichen Weihe und Würde, als wenn ich im vollen Ornat am Hochaltar vor Ihnen stünde?«

»Ja, von ganzem Herzen!«

»Wohlan! Ihr Beichtvater ist Pater Joseph von den Kapuzinern?«

»Ja!«

»Er iſt ein guter, ehrwürdiger alter Prieſter, aber in manchen Dingen kann er ſich nicht mehr über die Kapuziner-Perſpective erheben; er bedarf der Ruhe und wird daher in ſein Kloſter zurückkehren und Sie werden ſich einen andern Beichtvater wählen. Zwei Pflichten hat er Ihnen auferlegt: einmal, daß Sie Ihren Herrn Bräutigam zum Uebertritt in unſere heilige römiſche Kirche bringen ſollen, nicht wahr?«

»Ja!«

»Damit hat Pater Joſeph vollkommen recht, aber Sie haben ihn nicht recht verſtanden. Er meinte nur, Sie ſollten, wie es überhaupt jedes Katholiken Pflicht iſt, jede Gelegenheit benutzen, Ihren Herrn Bräutigam von den Vorzügen der heiligen römiſchen Kirche und ihrer Lehre zu überzeugen, nicht aber ihn zu drängen und zu preſſen, daß er aus andern Rückſichten und ohne eigentliche Ueberzeugung zu uns übertrete. Denn die heilige römiſch-katholiſche Kirche braucht und will keine Scheinbekehrung aus weltlichen Rückſichten, ſondern nur eine wirkliche, volle Bekehrung aus reiner Ueberzeugung. Glauben Sie alſo, ſelbſt nicht mächtig genug zu ſein, ihn zu überzeugen, ſo laſſen Sie alles Uebrige auf ſich beruhen! Folgen Sie treu dem Geſetz der Liebe und beten Sie für das Seelenheil Ihres Gemahls! Haben Sie mich verſtanden?«

»Ja!«

»Die Unruhe Ihrer Seele ſcheint zu beweiſen, daß Sie auch die zweite Aufgabe des guten Paters Joſeph nicht richtig aufgefaßt haben. Er meinte nämlich gewiß nur, daß Sie als treue Katholikin bei dem Ehevertrage Ihrem Herrn Bräutigam friedlich und freundlich die Vorſtellung machen ſollten, wie wünſchenswerth es ſein würde, wenn er ſich mit voller Ueberzeugung entſchließen könnte, alle Ihre Kinder der römiſch-katholiſchen Kirche zu widmen. Denn hat er dieſe Ueberzeugung nicht und thut es doch, allenfalls aus Liebe zu Ihnen, ſo konnte dadurch leicht der Same des künftigen Unfriedens in die Ehe geſtreut werden und ſolches will die heilige Kirche gewiß nicht. Hoffentlich iſt damit Ihr Gewiſſen nun beruhigt. Vielleicht geſchieht es in noch höherm Grade, wenn Sie die Sache zugleich aus dem weltlichen Geſichtspunkte betrachten. Welchen Namen werden Sie und — wenn Gott Sie damit ſegnet — Ihre Kinder führen?«

»Den Namen meines Mannes.«

»Wer wird die Kinder ernähren und erziehen?«

»Gewiß mein Mann!«

»Wenn Ihr Mann Proteſtant bleibt und nicht die Ueberzeugung hat, ſeine Kinder katholiſch werden zu laſſen, ſo kann ich nur rathen, ſie alle proteſtantiſch zu erziehen, weil eine Theilung in zwei Confeſſionen einer Familie nur höchſt ſelten zum Heil ausſchlägt. Beruhigen Sie ſich dabei, meine Verehrte! Gott ſei mit Ihnen!«"

Wie Herr Brunner gerathen hatte, ſo geſchah alles. Wir lebten über vierzig Jahre in der glücklichſten „gemiſchten" Ehe, bis der Tod ſie gelöſt hat.

Die Ideenloſigkeit der engliſchen Literatur.

Bekanntlich iſt die engliſche Poeſie in unſern Tagen ganz auf die Anforderungen des Hauſes, der Familie, der Tugend und Moral geſtellt. Ideen und Tendenzen, die irgendwie in Widerſpruch mit dem Puritanismus gerathen, finden jenſeit des Kanals keinen Anklang. Das Poetiſche iſt in der Lyrik zum beſten der jungen Mädchen die Verherrlichung des Sweet und Lovely, in Proſa die Gouvernantenſphäre zum beſten der Frauen und Matronen. Nirgends wird mehr für Dorfgeſchichte geſchwärmt als in England.

Da aber der Charakter des Engländers doch muthig, ſcherzgeneigt und phantaſtiſch iſt, ſo hilft ſich die Tarnuferie der Schriftſteller ſo gut es geht. Der Humor ergreift allerlei Gegenſtände und die Engländer und Engländerinnen lachen über das Läppiſchſte.

Furore machen z. B. ſchon ſeit einiger Zeit Frau Caundle's „Gardinenpredigten" von dem kürzlich verſtorbenen Douglas Jerrold. Wir wollen zum Beweiſe, wie albern die engliſche Literatur der Familie und Reſpectabilität iſt, die Gardinenpredigt der Frau Caundle herſetzen, „als ihr Mann fünf Pfund verliehen hatte".

„Du mußt ſehr reich ſein, Caundle! Ich möchte nur wiſſen, wer dir fünf Pfund leihen würde? Aber ſo iſt es einmal, wir Frauen arbeiten wie die Sklaven und alles für nichts. Was nicht alles mit dieſem Gelde hätte angeſchafft werden können! Gerade als wenn man Geld auf der Straße fände! Aber es ſteht dir ähnlich! Ich brauche ſeit Jahren ein neues ſchwarzſeidenes Kleid und hätte es für das Geld haben können. Natürlich, dir iſt es gleich, wie ich gehe! Alle Welt findet zwar, daß ich nicht ſo gekleidet bin, wie es ſich für mich ſchickt, aber — darum machſt du dir nichts! Für andere Leute kannſt du ſchöne Anſtändigkeiten haben, nur nicht für die Deinigen! Ich

Julie
(ſteht auf).

Wolf.

Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Frau von Jordan; bleiben Sie, bleiben Sie!

Julie
(zeigt auf einen Seſſel).

Nehmen Sie an meiner Seite Platz! (Setzt ſich wieder.)

Wolf
(holt einen Seſſel).

Ich wollte nur in Kürze meinen Morgengruß — Ei, ſieh da, (auf die Zeichnung deutend) ſchon wieder im Wetteifer mit Raphael?

Julie
(lächelnd).

Kleine Gedankenſpiele!

Wolf.

O, bitte, Ihr letztes Gemälde auf der Ausſtellung war ja fortwährend vom Publikum umringt —

Julie.

Wahrſcheinlich, um über die Unzahl von Fehlern, die ich gemacht, zu lachen.

Wolf.

Zu beſcheiden! Sie gehören ja gewiſſermaaßen auch der Düſſeldorf'ſchen Schule an. Sieh, ſieh, das wird ja das Bild der Demoiſelle Winter.

wünschte nur, es möchten dich alle so kennen, wie ich dich kenne! Du willst für großmüthig gelten und dafür muß deine Familie büßen.

„Unsere Töchter brauchen neue Hüte, aber ich möchte nur wissen, wo die herkommen sollen! Mit der Hälfte des Geldes hätte man sie kaufen können. Das ist nun verloren! Freilich, es sind nur deine Töchter — die müssen natürlich fremden Leuten nachstehen!

„Heute kam der Mann nach dem Gelde für die Fensterversicherung, aber ich möchte wissen, wir Leute, welche Banknotenbündnoten wegwerfen, ihre Steuern bezahlen sollen!

„Du weißt wol noch nicht, daß John heute den Ball durch das Fenster seines Schlafzimmers geworfen hat? Ich wollte eben nach einem Glaser senden, als ich erfuhr, daß du fünf Pfund verliehen hast. Nun kann das Fenster nicht zurecht gemacht werden, wir haben dazu kein Geld übrig. Das arme Kind muß in diesem Wetter bei zerbrochenem Fenster schlafen! John leidet schon an der Lunge und ich würde mich nicht wundern, wenn ihm das Fenster den Rest gibt. Sollte er sterben, so komme sein Tod über dich! Ich wenigstens bin sicher, daß wir jetzt das Fenster nicht zurecht machen lassen können. Wir hätten das und noch viel mehr haben können, wenn das Geld nicht weggeworfen würde.

„Am nächsten Donnerstag soll auch die Feuerversicherung eingezahlt werden. Ich möchte nur wissen, woher! Wir haben kein Geld dazu. Die fünf Pfund würden mehr als genügt haben. Nun hat's damit ein Ende! Und daß hat es niemals so oft gebrannt wie eben jetzt. Ich werde meine Augen nicht mehr schließen können — aber was kümmert dich das? Wenn dich die Leute nur für großmüthig halten, Frau und Kinder können immerhin lebendig in ihren Betten verbrennen und werden es auch ganz ohne Zweifel, denn wir können uns länger nicht mehr versichern. Und all das, nachdem wir so viele Jahre das Geld für die Versicherung eingezahlt haben! Aber wir können Leute sich versichern, die Banknotenbündnoten zum Fenster hinauswerfen!

„Ich hatte gehofft, daß wir in diesem Sommer an die See gehen würden. Karolinens Gesundheit erfordert es. Aber — das arme Kind muß jetzt zu Hause bleiben wie wir alle! Sie wird die Schwindsucht bekommen — ganz ohne Zweifel! Ja, du süßer, kleiner Engel, ich weiß es jetzt, ich werde dich verlieren! Sie hätte gerettet werden können, aber — man kann nicht seine Kinder retten und zu gleicher Zeit auch Banknotenbündnoten wegwerfen!

„Ich möchte nur wissen, wo Mopsy geblieben ist? Als du das Geld weggabst, ließest du die Thür offen stehen und da lief der Hund fort. Ich lasse ihn nie auf die Straße laufen, aus Besorgniß, er könne von einem tollen Hunde gebissen werden und dann nach Hause kommen und die Kinder beißen. Mich soll's nicht wundern, wenn er jetzt mit der Tollwuth nach Hause kommt und sie uns allen gibt. Aber was machst du dir daraus, wenn du nur mit fünf Pfund den Großmüthigen spielen kannst!

„Hörst du, wie die Fensterladen klappern? Ja, ich weiß so gut als du, daß die Haken los sind und wollte schon lange nach dem Schlosser schicken — jetzt muß es unterbleiben, jetzt muß das Klappern die ganze Nacht über dauern, denn es sind fünf Pfund weggeworfen worden!

„Wie der Wind durchs Kamin saust! Wenn mir etwas in den Kopf gesetzt ist, so ist's der Mensch von Mut. Du weißt das, aber was kümmert du dich um meine Empfindungen?

„‚Das das Kamin fegen!' sagst du — Ja, das läßt sich leicht sagen — ‚Laß das Kamin fegen!' Das kostet Geld und wo soll es herkommen bei Leuten, die ihre Banknotenbündnoten nicht besser zusammenhalten?

„Hörst du die Mäuse? Ich höre sie. Wenn sie dich nur fräßen, so würde es nicht viel schaden!

„‚Stell Mausefallen auf!' Das ist bald gesagt. ‚Stell Mausefallen auf!' Aber wie soll man sich auch Mausefallen zu kaufen erfinden, wenn man alle Tage Banknotenbündnoten verliert!

„Horch! Ich höre unten im Hause Geräusch! Mich soll's nicht wundern, wenn es Diebe sind. Gut, es mag vielleicht die Katze sein, aber es werden doch noch Diebe bei uns einbrechen! Das Schloß an der Hinterthür taugt nichts und das sind nicht Zeiten, um neue Schlösser und Riegel machen zu lassen, wenn man Banknotenbündnoten wegwirft!"

„Mary-Anna hat morgen zum Zahnarzt gehen sollen; es sollten drei Zähne ausgenommen werden. Jetzt muß es unterbleiben! Drei Zähne, die drei Kinder Mund ganz entstellen! Jetzt müssen sie drin bleiben und das reizende Gesichtchen verderben, das jemals existirt hat. Sie wäre schon genug gewesen, um einmal die Frau eines Lords zu werden. Mit dem Zahnweh wird niemand sie haben wollen! Wir werden sterben und sie wird allein und unvermögt in der Welt zurückbleiben. Aber du machst dir daraus nichts, nichts, wenn du nur Banknotenbündnoten vergeuden kannst!"

„Und so", erklärt Gamble, „nach der Meinung meiner lieben Frau konnte sie kein leidenes Kleid bekommen, die Mädchen keine Hüte, die Fensterbesitzerin konnte nicht bezahlt werden, John mußte wegen des zerbrochenen Fensters sterben, wir alle seien als Opfer einer Feuersbrunst, konnten nicht an die See gehen, Karoline aber stieg in ihr frühes Grab, der Hund kam toll nach Hause und biß uns, die Fensterladen rüttelten in alle Ewigkeit, der Wind fuhr immer in das Kamin, die Mäuse machten allen Schlaf unmöglich, Diebe brachen ins Haus, unsere liebe Mary-Anna blieb unverziert zurück — und all das Unglück, weil ich nicht aufhören wollte, Banknotenbündnoten zu verleihen."

Man schickt uns aus London diese Probe als Beweis „köstlichen Humors" — —

Wird es der „realistische" Schwindel unserer deutschen Literatur so weit bringen, solche Trivialitäten auch für „sittlich", „gesund" und dergleichen auszugeben?

Wir sprechen natürlich dies Urtheil mit dem Vorbehalt aller der Anerkennung aus, die wir einzelnen Leistungen der neuern englischen Literatur nicht versagen dürfen. So werden wir in der nächsten Nummer unserer „Unterhaltungen" einige Gedichte von Francis Brown mittheilen, die uns für solche „Gardinenpredigten" entschädigen werden.

Anregungen.

Nur Schiller und Goethe?

II

Zwei Richtungen werden in der deutschen Literatur immer gleichzeitig nebeneinander gehen: die ideale und die reale.

Bei andern Nationen ist dies nicht der Fall. Bei uns bekämpfen sie sich — oft mit dem bittersten Haß. Man kann nicht liebloser urtheilen, als die Romantiker über Schiller urtheilten. Ebenso ist von der in Schiller lebenden Kritik Goethe verketzert worden. Der Gegensatz dauert bis auf den heutigen Tag und richtet Verwirrung und Entmuthigung genug an.

Andere Literaturen sind zur Vermeidung solchen Elendes besser daran. Ihre Sprache hat größere Armuth, aber festere Grundsätze. Gerade der Reichthum der deutschen Sprache läßt bei uns so vieles zu, was der Franzose sogleich ausschließt. Der Franzose hat eine einzige bestimmte poetische Sprechweise, die auf jedem Gebiet der Poesie gleich ist, während sogar der Deutsche nicht einmal die Sprache der Bilder und des pathetischen Glanzes, vorzugsweise für alle Gebiete der Poesie fordert und in der That im Gebahren noch naiv sein kann. Die Franzosen haben bis zur Stunde nicht gewagt, die Tragödien Shakspeare's auf ihre Bühne zu verpflanzen. Das schallende Gelächter, das sich erhob, als man „Othello" in Ducis Uebersetzung gab und der Mohr seine auf den höchsten Ernst berechnete Leidenschaft an ein Schnupftuch anknüpfte, hat jeden Versuch, es in Paris mit Macbeth's, Lear's, Richard's III. Natürlichkeiten zu wagen, abgeschreckt. Der Franzose steht ganz auf dem Standpunkte Schiller's und kann von Goethe's Art nur die eine Hälfte begreifen.

Schiller und Goethe passen allerdings im wesentlichen für ein vollständiges Decken der Begriffe Ideal und Real, aber dennoch muß man das Anfügen und Aufgipfeln unserer ganzen Literatur in die Pyramide „Schiller und Goethe" nicht nur eine Ungerechtigkeit gegen so viel anderweitig Würdiges und Bedeutendes, sondern auch ein gefahrvolles Prinzip für die Beurtheilung der Gegenwart nennen.

Man hat in diesen beiden Heroen alles finden wollen: man hat schon angefangen, Lessing, Herder, Wieland ihnen nur in der Art beizuordnen, daß sie allenfalls in ihrem Schatten Platz haben. Die Erläuterungen über Schiller und Goethe nehmen kein Ende. Vom Standpunkt des wirklich Geleisteten mag diese Huldigung begründet sein: bedenklich wird sie für das lebenschaffende, befruchtende, fortzeugende Prinzip der Literatur.

Um aus dem Bann des Begriffs „Schiller und Goethe" herauszukommen, hat man angefangen, andere Namen höher zu heben, als sie bisher standen, z. B. Heinrich von Kleist, eine Neuerung jedoch, die wir bei aller Achtung vor diesem Dichter nicht unterschreiben können.

„Glücklicher war es, als man (vorzugsweise noch Gottschall's Literaturgeschichte) mit gleicher Berechtigung des tonangebenden Werthes neben Schiller und Goethe Jean Paul stellte.

Dieser Ausweg läßt sich nicht rechtfertigen durch die Leistungen Jean Paul's, denn sie sind vergessen bis auf einige Bruchstücke, die in den „Musterfammlungen" mitgetheilt werden; aber in Jean Paul's dichterischem Wesen liegt etwas, das sich als vollkommen gleichberechtigt neben Goethe und Schiller stellen darf. Es ist dies eine Eigenthümlichkeit, die sogar nachhaltiger und bedeutsamer wirkend geworden ist als die Nachzeugung des Goethe-Schiller'schen Geistes. Wir meinen damit nicht allein den Humor an sich, sondern die ganze freie Subjectivität, das dichterische Ich, im Gegensatz zur Gebundenheit dieses Ichs durch die Dichtgattungen.

Man muß aufrichtig sein und sagen, daß, nachdem sich in Schiller alles sofort zum Drama, in Goethe alles zum Epos und Roman drängte, das fernere und nach beiden gekommene anderweitige Festhalten ihrer Wirkungen und ihres Vorbildes im Drama und im Epos keine besondere Betrachtung unserer Literatur geworden ist. Auch jetzt noch ist dies ständige Preisen, Deuten und Auslegen z. B. der Schiller'schen Dramen zwar eine hochverdiente Huldigung, die dem Dichter selbst gebührt, aber völlig zwecklos für die Theorie des Dramas. Schiller gab seine Dramen so wie sie sind. Sie sind Denkmale seines Geistes. Sind sie mustergültig? Genügen sie der Theorie des Dramas? Kann und soll man in ihrer Weise für die Bühne dichten? Für die Bühne mag vorübergehend etwas gewonnen sein, wenn sich neben „Tell", „Jungfrau", „Wallenstein", „Maria Stuart" in gleicher, mehr oder minder behaglicher Breite „Uffo", „Cromwell", „Oldenbarneveldt", „De Witt" u. s. w. stellen, aber literargeschichtlich bedeutungsvoll wird nach solcher Richtung hin schwerlich wieder etwas hervorgebracht werden, ebenso wenig wie nach der Richtung des Goethe'schen „Tasso" und der „Iphigenie" durch die neuen „Kinstämmstreu", „Sabinerinnen", „Witwen des Agis", „Iphigenien in Delphi" u. dergl. hervorgebracht worden ist. Alles das sind schöne akademische Studien; sie drücken einen achtbaren Ruhepunkt, eine Stockung aus, eine Pause vor dem Beginn des Neuen, eine anmuthige Verbreiterung, keine Vertiefung.

Jean Paul ist nun aber in der That in genialem Sinne mehr als Schiller und Goethe der Vater der ganzen neuern Literatur von Bedeutung geworden. Er ist es nicht deshalb, weil sein Humor sofort ansteckte und eine neue Form der Dichtweise aufbrachte, die im wesentlichen die Romantiker angenommen haben, sie nur von ihrer Ueberladung

betreuend, sie sozusagen fortdichtend, noch weniger durch seine gestaltungslosen Romane — er ist es geworden z. B. durch seinen durchgängigen Gebrauch der Prosa, einer Dichtform, deren unwiderleglich dennoch poetische Wirkung die Nothwendigkeit des Verses für den Begriff des Dichters bei uns ein für allemal ausgeschlossen hat; er ist es geworden durch das in seinem Dichten und Schaffen festgehaltene, nicht in die überlieferten Dichtungsformen übergetauchte, nicht von ihnen absolut verbrauchte Ich. Nenne man dies Jean Paul'sche Princip Humor oder Ironie, nenne man es Geist oder Esprit, nenne man es Witz oder Phantasie — Goethe und Schiller stehen vereinsamt, wenn man sich vergegenwärtigt, was um sie her sich seit ihrer Blüthezeit in Deutschland an Schönheit und Eigenthümlichkeit entwickelte. Tieck ist z. B. der geläuterte und geschmackvollere wiedergegebene Jean Paul, soweit der Jean Paul der Erfindung wie der Jean Paul der Selbstironie und der Ansicht des bürgerlichen Lebens. Bei E. T. A. Hoffmann kann man sich nicht lange aufhalten wollen; aber die ganze Periode unserer späteren Lyrik, von Platen an bis Lenau, ist das subjective, träumerische, gestaltungslose Ich und mit Schiller gar nicht, mit Goethe nur im „Faust" und im Liede verwandt. Immermann ist der potenzirte und kräftigere Tieck. Heine und Börne bekennen sich ausdrücklich zu Jean Paul. Und der Reiz dieser Individualitätsprosa entfaltete sich immer mehr; er wurde zur Poesie der Arabeske, des Beiwerks, jener sinnigen Betrachtung, die dem träumerischen, die Dinge am Sonnenstrahl wiederglänzenlassenden Ich entspricht; er wurde so zur Poesie des Details, des nothwendigen Details, und führte zum Idyll. Unsere Dorfgeschichten, einige unserer neuern Theaterstücke sind Eingebungen jenes sich im Detail vertiefenden All-Blicks, der am einzelnen verweilt und im subjectiven Behagen die schöpferische Kraft mit ihrem Stoffe heiter und frei spielen läßt. Diese Macht des Ich kann sich in der Behandlung ihrer Stoffe zum abgeschlossenen Kunstwerk erheben. Der richtige Weg, die Literatur der Deutschen fortzuführen, bleibt es gewiß. Alle unsere neuern Arbeiten von Bedeutung auf dem Gebiet der Novelle und des Dramas haben mit Schiller und Goethe wenig gemein.

Als Goethe und Schiller zu schaffen anfingen, gab es einen Begriff, den man wol hier und da als das Kennzeichen des Nichtpoeten hinstellte und der doch damals, als „Räuber" und „Clavigo" geschaffen wurden, mit dem dichterischen Genie völlig gleich bedeutend war, den „witzigen Kopf". Das sind die Dichter noch bei Gottsched, Gellert, Bodmer, Haller, Lessing. „Originalgenies", „ingeniöse Köpfe" kamen nach ihnen auf und erst später kamen mit den Romantikern die „Titanen", die „Propheten", die „träumerischen Menschenkinder", die „Offenbarungen Gottes" u. s. w. Wir möchten wol, daß die Dichter wieder „witzige Köpfe", „ingeniöse Köpfe" und „Originalgenies" würden. Diese Bezeichnung schließt die Möglichkeit, ein Dichterleben später im großen und ganzen wieder einen „Tempel" u. dergl. zu nennen, wie bei den rhetorischen Decorationen des Schillerfestes geschehen, gar nicht aus — Schiller's „Geisterseher", könnte sich mit seinem verirrend spielenden Inhalt aus Voltaire's und Diderot's Schule alle Tage in einem französischen Feuilleton sehen lassen.

Doch nicht blos das freie Ich und der „ingeniöse", „witzige Kopf" möge der Literaturgeschichte erhalten bleiben als Drittes neben der „classischen Harmonie" Schiller's und Goethe's, sondern die reinplastische Freiheit des Dichtens, Denkens und Empfindens überhaupt in ihrem ganzen Umfange. Es hat gewiß sein Herrliches, wenn man das Doppelstandbild in Weimar von allen Seiten betrachtet und andachtsvoll von diesen beiden großen Genien, von ihren Wirkungen und von der Welt spricht, die sie in sich bargen, und von ihrer weihevollen Weise, diese Welt zu beherrschen und zu verkündigen; heilige Worte sind: Adel der Anschauungen, sittliche Vertiefung, Cultus des Schönen, classische Vollendung. Wollte man aber sofort jeden jetzt noch Schaffenden nach diesen Maßstäben beurtheilen, wollte man seinem ersten Worte, das uns von der Feier entgegenrauscht, gleich aufhorchen und dann erwarten, daß sofort auch bei ihm und über ihn diese majestätischen Inhaltklänge ertönen, so würde sich die Literatur bald in Sonntags-Nachmittagsgottesdienst verwandeln; selbst die Festfeste, auf den Schiller- und Goethe-Cultus gegründete Akademie mit dem glänzendsten Marmorgetäfel der „Hermen" würde etwas Oedes, Kaltes und Langweiliges haben.

Eine kritisch-pragmatische deutsche Literaturgeschichte mit scharfer Hervorhebung Leipzigs, Berlins, Hamburgs, Braunschweigs, Frankfurts am Main, Straßburgs, Zürichs, Pempelforts, Münchens, Jenas und mit bedeutender — Einschränkung Weimars wäre eine Arbeit von großem Verdienst.

Neue Romane und Novellen.

V.

Wilhelmine Gutschard, die Verfasserin eines ungarischen Romans „Die Hunnaden", gibt jetzt einen australischen „Black Douglas" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861). Nachdem die Räuberromantik in den böhmischen Wäldern, in den Apenninen und in den Abruzzen, die seit Schiller's genialem Trauerspiel und Vulpius' „Rinaldo Rinaldini" lange Zeit hindurch in der deutschen Belletristik eine so große Rolle spielte, in unsern Tagen für antiquirt gilt und nur noch allenfalls der „gellende Pfiff" einer in einem Walde daherdrahtenden Dampflocomotive an sie erinnert, versucht eine junge Dame nach dem Beispiel der Gerstäcker u. a. mit vorliegendem Buche ihre Restauration jenseit des Weltmeers, im urwüchsigen „australischen Busch".

Black Douglas, der Hauptmann der „Buschranger", der die Minengegenden Victorias, des zweiten Cali-

formirend, unthätig macht, ist ganz der „edle Räuber", den die Natur für die Höhen der Menschheit bildete, der aber in einer „finstern Stunde" von der Ungunst des Geschicks in ihre Tiefen hinabgeschleudert wurde. „Unschuldig" von der Gesellschaft ausgestoßen, ist sein verbrecherisches Treiben nach seiner Philosophie, die sich uns in öftern Monologen a la Karl Moor offenbart, nur die consequente Nothwendigkeit der Selbsthülfe und gerechten Wiedervergeltung für die schreienden Ungerechtigkeiten der vieldeutigen, tückischen gesellschaftlichen Gesetze. So erscheint er denn ganz in jenem herkömmlichen poetischen Nimbus, der von jeher die romantische Gestalt eines „furchtbaren Räuberhauptmanns" zu umgeben pflegt, ein Opfer der Verhältnisse und seiner Leidenschaften, aber zugleich geschmückt mit allen Tugenden und trefflichen Eigenschaften.

Nichtsdestoweniger ist sein willenskräftiger, ehrener Charakter nicht stark genug, sich sentimentalen Stimmungen zu entziehen, die sich zeitweise aus dem Conflict seiner ruhelosen Lebensstellung mit seinem Herzensbedürfniß, der Sehnsucht nach seiner heißgeliebten Gattin, ergeben und ihn schwach genug machen, diese mit in sein unseliges Los und seinen endlichen verzweiflungsvollen Untergang hineinzuziehen. In dieser Schwäche liegt der sittliche Berührungspunkt, der einem solchen, sein persönliches Ich überschätzenden Titanencharakter poetische Wahrheit und menschliche Sympathie verleiht. Es verweben sich in den Lebensabend des Black Douglas, dessen Schilderung den Kern des Romans bildet, die Abenteuer zweier junger Matrosen, die Goldsucher in den Minen von Ballarat und schließlich die Schwäger des berüchtigten Räuberhauptmanns werden.

Charakteristik und Darstellung bekunden im allgemeinen ein beachtenswerthes Talent. Bemerkenswerth ist die Schmiegsamkeit an die dem Frauenleben so fern liegenden fremdartigen Situationen und Scenerien innerhalb der auf roher Natur und rafsinirter Civilisation so bunt durcheinander gewirrten australischen Zustände, wenn wir auch schon aus der Vorrede entnehmen, daß ihr der auf einer „wahren, im Jahre 1852 spielenden Begebenheit" beruhende „Stoff" des Romans von einem persönlichen Kenner Australiens zufloß und sie dem „Entwurf" desselben möglichst „gewissenhaft folgte". Einige Breiten in Monologen und Dialogen hätten wir vermieden gewünscht.

„Unter dem Hund."

Es ist ein Buch erschienen „Auszug aus dem Tagebuch eines Materialisten von Richard Schurich" (Hamburg, Hoffmann & Campe, 1860), in welchem der Weltschmerz sich mit mephistophelischem Spott paart auf alles, worin der Mensch noch bisher seinen Trost suchte und oft gefunden hat.

In allem, was das Erdenleben verklärt, sieht der Verfasser nur die sich belügende Selbstsucht. Mit mehr Wollust hat sich nie ein Mensch alle Illusionen zerstört oder vielmehr alles für Illusion, für Lug und Trug erklärt als dieser Autor. Man sollte meinen, auf dem Standpunkte, auf welchem der Verfasser steht, müßte ihm nichts in der Welt mehr Vergnügen machen; es müßte ihm alles menschliche Thun und Treiben und jeder Genuß eitel erscheinen wie weiland dem König Salomo; auch gesteht er im Vorwort, daß er sich weder aus der Anerkennung noch dem Anathem seiner Leser etwas mache. Dennoch hat er — im Widerspruch damit — dieses Buch geschrieben und es würde ihm Vergnügen bereiten, wenn es die Klarheit in der brennenden Frage bei andern förderte. Also doch noch etwas, was in unserm Dasein nicht „unter dem Hund" ist. Das Hundeleben zieht er nämlich dem Menschenleben vor.

„Der Mensch ist recht eigentlich ein Product des Zufalls, weil er ein unendlich kleiner Theil der zufällig existirenden Welt ist, er ist eine der Blasen, welche der Sturm zu Milliarden an der Oberfläche des Meeres erzeugt und die alsbald wieder zerspringen, weil niemand sich um sie kümmert."

„Hätte jener Zufall für uns besser gesorgt, so hätten auch wir Ursache, uns glücklich zu fühlen, aber im Angesicht der Trostlosigkeit unserer Lage stimmen uns die Unabänderlichkeit der Naturgesetze nur an die Unabänderlichkeit unsers Unglücks."

Der Verfasser hat auch ein eigenes Kapitel über die „Trostlosigkeit unserer Lage". Er findet diese hauptsächlich darin, daß der Mensch nicht einfach, wie das Thier, genießt, sondern seine Genüsse kritisirt. Das Leben würde nur dann (nach dem Verfasser) der Mühe werth sein, „wenn der Mensch seine Genüsse nicht kritisiren könnte, wenn er nur den Geschmack, kein Urtheil hätte. Darin beruht aber unser Unglück, daß der Geschmack immer auf das zurückkommt, was das Urtheil schon längst verworfen hat."

Der Verfasser beneidet das Thier und das Kind, die sich ihrer Schranken nicht bewußt werden und nicht darüber hinausstreben. Den Fluch des gebildeten, namentlich wissenschaftlich gebildeten und reflectirenden Menschen dagegen findet er darin, die engen Schranken zu erkennen, in die das menschliche Dasein gebannt ist; und doch darüber hinauszustreben. Es will ihm schier das Herz verbrennen, daß wir nichts wissen und nichts Dauerndes erreichen können und daß alle Ideale, mit denen sich der gläubige Mensch trägt, vor dem materialistischen Wissen sich in Hirngespinste, die der Eitelkeit und Selbstbewunderung des Menschen schmeicheln, auflösen.

Dies ist die Stimmung, in der das ganze Buch geschrieben ist. Als Ausdruck der Stimmung eines vom Idealismus herkommenden und durch den Materialismus ernüchterten Individuums, das über den Verlust seiner Ideale trauert, und als äußerstes Schopenhauerthum mag man es gelten lassen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 41.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Hedwig. Eine Erzählung. Von Rosa Horn. I. — Schloß Wienau. Von Ida von Bürmgsfeld. — Im Murgthale. Von Friedrich Tamprel. — Die Gefangene von Mildisbuch. Von Theodor Paur. — Die englische Bühne. Mittheilung aus London. — Englische Billette. — Gott in der Natur. — Neue Gedichte. V. — Alte Kernsprüche.

Hedwig.

Eine Erzählung.

I.

Die Wolken ziehen tief und schwer. Das Waſſer des kleinen, zur Hälfte mit Schilf bedeckten Teichs zeigt ſich infolge der trüben Widerſpiegelung in faſt ſchwarzer Färbung. Wer die Gebirge da drüben mit ihren waldigen Gipfeln nicht ſonnenbeſchienen ſah, kann ſich jetzt keinen Begriff von ihrer eigenthümlichen Schönheit machen — jetzt ſind ſie faſt grau und blicken ſo mürriſch herab, als wollten ſie über Hohenmühl zuſammenfallen.

Hohenmühl — das ſind da die ziegelgedeckten ſtattlichen Gebäude! Umgrenzt vom Walde! Zu dieſem alten Mittelſitz — jetzt in bürgerlichen Händen — gehören die weitläufigen Felder, welche ſich bis tief in das Thal hineinziehen und erſt dort an der Fernbach, kenntlich an der Reihe einzeln ſtehender Weiden, ihr Ende finden —

Wir umgehen langſam den Rand des Teichs.

Es fällt ſchon hin und wieder ein Tropfen aus den drohenden Wolken. Erhebe ſich erſt der Wind, ſo wird es vollſtändigen Regen geben. Und ſchon beginnt es im Rohre zu raſcheln und zu flüſtern und die Halme wachen auf und neigen ſich einander zu und erzählen ſich — ja — wer weiß es denn wol, was?

Drüben iſt eine ziemlich dürre Schafdrift. Die hochſommerliche Sonne hat den der Mittagsſeite ſich zuneigenden Platz faſt ausgetrocknet. Nur hin und wieder zeigt eine Pflanze gelben Klees oder eine Feldthymianfamilie, daß der kürzlich gefallene Regen an all der Dürre nicht ganz verloren ging. Oede, melancholiſche Kiefern mit ihren ſchwarzen Kronen bieten dem Auge eben keinen erfreulichen Ruhepunkt.

Auf den knorrigen Wurzeln von einem dieſer Bäume ſitzt ein alter Schäfer. Keineswegs ein arkadiſcher Hirt im idealen Coſtüm, ſondern ein alter, verwitterter Mann mit einem klugen, nach allen Seiten hin von Falten zertheilten Geſicht.

Er hat vorſorglich einen uralten Mantel um ſich geſchlagen und wartet, das Kinn auf den Stock geſtützt, ruhig ab, was der Himmel nun ferner beſchließen werde.

Vor ihm, mit dem Rücken an den Stamm einer der nächſten Kiefern gedrückt, ſteht ein junges Mädchen — ein Kind noch, denn ſie iſt doch wol kaum älter als vierzehn Jahre.

Zwiſchen beiden ſitzt Apoll, der alte Hund, dem irgendein neckiſcher Zufall dieſen mythiſchen Namen gegeben hatte, ſpitzt, ein Sinnbild aller Häßlichkeit, ſeine Fledermausohren und bemüht ſich, durch eifriges Herumwerfen des Kopfes ſo viel Antheil wie eben möglich an dem Geſpräch

zu nehmen, welches die beiden ebenbeschriebenen menschlichen Wesen führen.

Das Gesicht des Mädchens wird gegenwärtig ernst und nachdenkend. Sie heftet ihr Auge auf ihren Fuß, mit dessen Spitze sie gedankenlos spielend das Moos von den Baumwurzeln klopft. Sie trägt ein Kleid von einfachem blauem Musselin, den braunen runden Strohhut hat sie an dem einen etwas sonnverbrannten Arme hängen.

Der alte Schäfer sieht und spricht vor sich hin. . . . .

„Denken Sie", fährt er nun fort, „daß es Gott wohlgefällt, daß Sie nicht mehr so sind wie früher? Nicht mehr so gut und fromm? Sie denken auch nicht mehr an die Armen!"

„Das ist Emiliens Sache!" lautete die Antwort.

„Emiliens Sache? Haben Sie denn Ihr Herz der Emilie gegeben?"

„Mein Herz — was ist's denn damit? Ich weiß, du trägst mir's nach, daß ich neulich die Schmidt-Leni nicht besuchte, als sie krank war! Emilie kam mir zuvor. Ich war abends einmal da — ich wollte durchs Fenster steigen — da waren sie alle drinnen — die Männer — die Emilie — der Hofmeister — da kehrt' ich um — Vergessen hab' ich drum die Leni nicht!"

„Was hat sie um Sie gejammert, das arme Weib, als Sie immer und immer nicht kamen! Die Leni hat Sie doch auferzogen! Und was für Mühe haben Sie ihr gemacht! Sie schrieen Tag und Nacht — monatelang — da wollte nichts helfen — und niemand durfte Sie anrühren als die Leni — die wurde davon ganz krank und matt — was hätte der Herr wol angefangen mit dem kleinen, schwächlichen Ding ohne die Leni?"

„Ihr sprecht gerade, als sei es meine Schuld, daß ich schrie und weinte! Immer derselbe Vorwurf!"

„Kein Vorwurf! Aber dankbar sollen Sie sein! Denn wenn Ihr Vater auch reich ist, so konnte er alle die Liebe, mit der die Leni Sie pflegte, nicht bezahlen — dafür gibt's keine Münze! Und er sagt's oft selber, der gute Herr: ‚Der Leni mag Hedwig einmal vergelten, wenn sie groß ist!' Und thun Sie das? Nein!"

Jetzt erhob das junge Mädchen rasch ihren Kopf. Ihre ganze Unbeweglichkeit verlor sich. Ihre Augen blitzten und mit dem Fuße stampfend sagte sie: „Emilie kommt mir zuvor! Warum drängt sie sich in alles? Warum nennt Ihr sie gut und mich böse? Bei Emilien, sie mag thun, was sie will, es geht alles in der Ordnung — Ihr wollt sie gut haben — da habt Ihr sie, wie Ihr sie wollt — Ihr habt schuld, wenn ich böse bin! Ich mag nun gar nicht mehr gut sein — ihr könnt denken, ich sei's Euch zu Liebe oder gar aus Furcht! Ha, ha!"

Während dieser heftig gesprochenen Worte bemächtigte sich des alten Apollo eine unbeschreibliche Unruhe. Er schüttelte, winselte, als wollte er sagen: So schilt doch nicht! Sei doch gut! Aber das Mädchen sah und hörte es nicht. Sie rang mit Thränen, die sie sich alle Mühe gab, nicht zu weinen.

Der alte Schäfer seufzte tief und schwer.

„Hedwig, Hedwig", sprach er, „es ist doch nicht alles so, wie es sein soll! Wär's nicht anders besser?"

Hedwig strich leise mit der Hand über ihre Augen. Sie waren trocken — die Thränen waren wieder zurückgedrängt.

„Laß mich, Jakob!" sagte sie. „Ich stehe nun lange genug hier und höre dir zu! Ob's besser sein könnte, das weiß ich nicht — da mußt du die andern mitfragen, nicht mich allein! Apoll — du alter guter Apoll — hier gib Acht! Sieh', du bist mein guter Hund — dich habe ich lieb — die andern aber alle nicht! Nein, nein, nur dich!"

Apollo stieß unter diesen Schmeicheireden ein weit zu hörendes Freudengebell aus.

Hedwig bückte sich, wie um einen Stein aufzuheben und fortzuwerfen; in der That war aber der Gegenstand, den sie dem Hund zurückzuholen befahl, nichts anderes als ein in der Hand verborgen gehaltener Thaler.

Der Hund lief danach. Ehe er ihn aber zurückbrachte, rief das Mädchen: „Guten Abend!" und flatterte, dem Winde entgegen, auf Hohenmühl zu.

Das Kind, welches dort so luftig und leicht über die theils schon leeren Aecker dahinfliegt, ist — wer sollte es wol meinen — die Ursache manches geheimen, stillgetragenen Kummers, die unschuldige Ursache mancher Spaltung — der ungenannte Gegenstand des Anstoßes einer sonst glücklichen Familie.

Während sie so dahineilte, um ihr Vaterhaus zu erreichen, bevor der Regen allzu heftig wurde, war ihr Herz schmerzlich verletzt. Es waren nicht die Vorwürfe des alten Jakob — sie war mit

ſich ſelbſt unzufrieden. Sie fühlte, der alte Mann hatte recht, wenn er ſagte: „Wär's nicht beſſer, wenn es anders wäre?" Ach, aber dieſes anders! Hing es von ihr ab? Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Sie konnte — ſie war ja ein Kind nur — fühlen, und daß dieſes Fühlen ſchmerzte, das wußte ſie. Da lag das ſchöne Hohenmühl vor ihr. Hatte ich recht, nach der Leni nicht zu ſehen? fragte ſie ſich. Wie oft hab' ich ihrer gedacht — das weiß niemand! Daß ich aber nicht bei ihr war, das weiß alle Welt!

Sie ging langſamer.

Ich will jetzt zu ihr gehen — Sie iſt ſicher allein — und ich habe Geld — ſie ſoll's haben!

So bog ſie ab vom Wege und wandte ſich den kleinen Häuſern zu, welche zum Anbau von Hohenmühl gehörten.

Da lag Leni's Häuschen mit dem kleinen Grasplatz hinter demſelben, mit den abgrenzenden Hagedornſträuchen. Den Apfelbaum kannte ſie ja — wie oft hatte ſie von den Früchten gegeſſen — jetzt fingen ſie ſchon an zu reifen. Die Ziege war angepflockt.

Ob Leni daheim war? . . . Ihr ſchlug das Herz. Faſt als hätte ſie etwas Böſes begangen. Der Stall für die Ziege war recht baufällig geworden — da mußte ihr Vater nachhelfen. Jetzt war nur noch der Holzriegel zu heben — konnte ſie's wol? Nein, ſie konnte es nicht, ſie that's nicht. Fürchtete ſie den Vorwurf der alten Pflegerin? Vielleicht. Sie konnte die Thür nicht öffnen. Aber was konnte ihr denn geſchehen? Nichts, nichts, aber — „ich kann, ich mag nicht —!"

Da knirſchen langſame Schritte drinnen — das iſt die Leni —! Wie krank ſie ausſehen mag! Aber das Geld ſoll ſie haben!

Schon auf dem Sprunge, wirft ſie ein paar Geldſtücke ins offene Fenſter — und fort geht's — wer war wol flinker als Hedwig —?

Da blieb das Kleid an einem Zaunnagel hängen. Sie riß es los und erſt als ſie an der vierfachen Kaſtanienallee ankam, die nach der Einfahrt von Hohenmühl hinaufführte, ſuchte ſie am Strohhut nach einer Stecknadel, um das zerriſſene Kleid zuſammenzuſtecken.

Die Allee war vergraſt, die Wege nicht abgeſtochen — nur das Fahrgleis ſandig. Hedwig, von ihrem Lauf erhitzt, ging langſam zwiſchen den hohen Stämmen und wehte ſich mit dem Strohhut Kühlung zu.

Jetzt erſt fielen ihr ihre Sünden bei — ſie war faſt den ganzen Nachmittag draußen geweſen — verſäumt war die Klavierſtunde ſammt allerlei Uebungsſtunden und vergeſſen war der Auftrag der Mutter, in der Wirthſchaft nach dem Rechten zu ſehen — und es gab zur Ernte ſo viel zu thun.

Was ihr den ganzen Nachmittag nicht eingefallen war, das trat jetzt vor ihre Seele. Wie zerknirſcht war ſie innerlich, wie ängſtlich — und wie gleichgültig ſah ſie doch aus! Hohenmühl ſtand ſo nahe!

Sie trat unter das Hofthor. Da ging Mamſell Friederike über den mit Steinplatten belegten Weg hinüber nach den Ställen — Hedwig hätte ſich mögen unſichtbar machen. „Wenn ich nur erſt in meinem Zimmer wäre!" In einem Unterzimmer wurde Klavier geſpielt, ſehr mangelhaft; man hörte deutlich die Anleitungen des Lehrers — die Spielende war ihre Schweſter Emilie. Sie trat in die Halle. Da war kein Menſch. Sie ſchlich an des Vaters Schreibzimmer vorüber und flog nun die Stufen hinauf.

Der Menſch aber entgeht ſeinem Geſchick nicht. Der Hauslehrer hatte den ganzen Nachmittag mit innerſtem Aerger an Hedwig gedacht. Dieſe hatte den Thürſpalt überſehen, den er ſich gelaſſen, um die Zurückkehrende ſofort in Empfang zu nehmen. Sie hatte demnach noch kaum zehn Stufen erſtiegen, ſo hörte ſie hinter ſich ihren Namen rufen. Sie wollte nicht hören — aber aus dem Saal oben trat die Mutter.

Der mußte ſie Stand halten. Hedwig fühlte ihr Herz klopfen —

Die Mutter ſagte nichts. Sie ſchwieg wenigſtens eine Secunde lang und Secunden können unter Umſtänden recht lang ſein. Dann ſeufzte ſie und ſagte ruhig: „Du haſt dein Zimmer nicht ordentlich gemacht, geh' hinauf und zieh' auch ein anderes Kleid an, bevor du Klavier ſpielſt!"

Die Mutter ſtieg die Treppe hinab — der Riß im Kleide war alſo in aller Schnelligkeit entdeckt. Hedwig ſchlich ſich in ihr Zimmer. Die Mutter hatte recht, es war unordentlich. Hin und wieder lag etwas auf den Stühlen, was beſſer im Kommodenkaſten aufgehoben geweſen wäre. Nach einer halben Stunde ſaß Hedwig am Piano und bemühte ſich, mit fis und cis zurecht zu kommen.

Der Mann, der jetzt eben in die Allee von Hohenmühl, ein ſchönes ſchwarzes Pferd reitend, einbiegt, iſt Herr Heinrich Wartenhof, der Eigenthümer dieſer ſchönen und einträglichen Beſitzung.

In seinen Zügen zeigt er volle Aehnlichkeit mit Hedwig. Diese ist daher nicht auffallend hübsch. Mädchen, die dem Vater gleichen, pflegen dies nicht zu sein. Seine Erscheinung ist jugendlich; jetzt lüftet er den Hut und trocknet sich die mehr breite als hohe Stirn, von der er sich die schwarzen krausen Locken streicht. Er scheint nachzudenken. Und das vermehrt die Aehnlichkeit mit Hedwig. Seine Augen, von starken Brauen fast etwas gedrückt, sind dunkel und forschend. Das ganze Gesicht hat etwas Strenges, Ernstes und dieser Eindruck wird noch erhöht durch seine athletische Gestalt, durch sein festes, sicheres, ruhiges Auftreten. Im ganzen war Heinrich Wartenfels ein guter Herr auf Hohenmühl; er war gerecht oder bestrebte sich mindestens es zu sein. Dabei war er, trotz bedeutenden Vermögens, ein thätiger, guter Landwirth und sein Haus gehörte zu den achtbarsten der ganzen Gegend. Seine Frau stand ihm getreu zur Seite. Heinrich Wartenfels konnte glücklich sein und war es wol auch. Frühere Schicksale hatten seinen schon von Natur ernsten Sinn noch ernster gemacht. Er hatte in seiner Jugend ein Mädchen mit aller Tiefe geliebt, wie nur stille Charaktere jählig zu lieben pflegen. Sein Vater, ein strenger, ja sogar oft harter Mann, war wider diesen Bund — er wurde dennoch geschlossen. Heinrich Wartenfels blieb seiner Neigung treu. Aber der Kummer über die Hindernisse, die Ungewißheit, der Gram hatten das Herz der jungen Frau gebrochen; sie mußte, reich an Liebe, aus der Welt scheiden — nichts als Hedwig blieb ihrem Vater. Wenige Monate nach dem Tode der Geliebten wurde Wartenfels Herr auf Hohenmühl, sein Vater starb plötzlich an einem Schlagfluß in der Kraft seiner Jahre. Anfangs ließ Wartenfels das Kind pflegen, weil es eben der Pflege bedurfte und weil die Sorge für dasselbe das Einzige war, was ihn noch mit der Todten verband. Als es sich aber selbständig regen konnte, da spürte er den Werth dieser traurigen Verlassenschaft; er liebte fast nichts als die kleine Hedwig. Diese war bereits drei Jahre alt, als ihr Vater sich entschloß, wieder zu heirathen. Hedwig war gegenwärtig, als die Verlobung geschlossen wurde. Beide, die Braut und der Vater, küßten das kleine Wesen, welches eben nichts gewöhnt war, als geliebt zu werden. Die Uebernahme eines lieblichen Kindes schien nun eben keine große Verpflichtung mit sich zu bringen und dennoch zeigte sich sehr bald, daß dies nicht so war. Hedwig wurde der Gegenstand stiller, nagender Eifersucht; denn ihr, das fühlte die junge Frau ganz unwiderleglich, gehörte der erste Platz in des Gatten Herzen. Das war eine Eigenthümlichkeit in dem Charakter des jungen Wartenfels — ein Zug, so leise, so vorwurfsfrei, wider den sich gar nichts thun ließ. Er versäumte keine Rücksicht um Hedwig's willen, es lag auch nicht der kleinste Anhalt zur unbedeutendsten Klage vor und doch fühlte sich's deutlich, wie vorzugsweise er das Kind liebte. Die heiße Liebe zur Mutter war, veredelt durch den Tod, beruhigt durch den nach und nach sich verlierenden Trennungsschmerz, auf die Tochter übergegangen; das war so natürlich und doch grämte sich die junge Frau deshalb und schämte sich doch eigentlich, gutherzig, wie sie war, dieses Grams. Nach Jahresfrist schenkte die junge Frau ihrem Gatten auch eine Tochter — eine Rivalin Hedwig's. Wär's ein Sohn gewesen! Aber so war's ein Mädchen und blieb das einzige Kind. Mit Hedwig, die frisch und fröhlich heranwuchs, wuchs auch die geheime, nie ausgesprochene, wenigstens nie mit dem richtigen Namen ausgesprochene Spannung. Emilie, die kleinere Tochter zu lieben, verstand sich von selbst. In dieser Neigung lag kein Zwang — die Mutter konnte sich geben wie sie's fühlte: liebkosen, schelten, wer fragte danach? Bei Hedwig war das anders. Hier gab es Liebesmangel zu bedecken. Wo sie Emilien getadelt hätte, schwieg sie hier, aus Furcht, zu viel zu sagen. Dabei war Hedwig ein ganz anderes Geschöpf als die kleine Schwester. Jedermann fühlte, daß sie auf ganz Hohenmühl nur den Vater liebte. Dieser selbst fühlte diese innerlichen Beunruhigungen, die das Mädchen verursachte; er wollte die Gattin, die blühende Gefährtin, die er innig liebte, nicht kränken. Hedwig gab oft Anstoß; schwieg die Mutter zu solchem, so strafte der Vater strenger, als es ihm je einging. Die Mutter beobachtete die gereizte Stimmung des Gatten, mühte sich, zu zeigen, daß sie mit ihm fühle, und suchte ängstlich zu verbergen, wie sie diese erhöhte Reizbarkeit kränke. Diese Mißstimmung der Herrschaft theilte sich ganz Hohenmühl mit. Jedermann suchte dem Herrn sowol wie der Frau recht zu thun und zwischen dem allen stand die kleine Hedwig, deren Mutter tief im Grabe ruhte. Das Mädchen aber hatte bei alledem die Gemüthstiefe des Vaters. Freilich — liebte sie die Mutter? Nein! Liebte sie Emilien? Nein! Obgleich das blondlockige, engelschöne Kind mit gar nicht zurückzu-

weisender Zärtlichkeit an der ältern Schwester hing. Früher lief Hedwig zum Vater in die Schreibstube, plauderte mit ihm, setzte sich auf sein Knie — das hatte nach und nach aufgehört. Hedwig war kein gedankenloses Kind; sie fühlte schmerzlich und tief, wenn der Vater sie leise von sich wegdrückte, wenn die Mutter kam. So besuchte sie den Vater seltener und immer seltener; auch gegen ihn wurde sie nachgerade zurückhaltend. Die Klagen über Hedwig mehrten sich. Sie war nicht aufmerksam, aber versteckt, trotzig. Daß der verschiedene Ton, den sie im Vaterhause hörte, die Ursache davon war, das berücksichtigten ihre Lehrer nicht, die Emilien überschwenglich lobten, weil sie eben ein gutes Kind war, das keine Ursache, böse zu sein, hat, sondern immer auf gleichen Wegen fortgeht. Die Menschen sind so servil; wie anders sprach man mit ihr, wenn der Vater dabei war — wie anders vor der Mutter! Das empörte Hedwig innerlich. Sie fühlte sich erbittert, und konnte sie das gelegentlich zeigen, so that sie's. Das nannte man vorzugsweise „böse". Machte ihr dann der Vater Vorwürfe, so zog sich ihr Herz zusammen. Gern wäre sie gut gewesen um seinetwillen. Gern hätte sie gesagt: „Verzeihe mir, Vater!" Aber die Mutter —? So blieb sie scheinbar starr und lag im Geiste — doch zu des Vaters Füßen.

Es hatte eine heftige Szene im Schreibzimmer gegeben. Man hatte Hedwig wieder verklagt. Sie sollte sich reuig zeigen, der Vater wollte es. Sie konnte es nicht. So war sie unter all dem Kummer, den Thränen der Angst denn endlich eingeschlafen.

Wartenfels war in der unglücklichsten Stimmung von der Welt. Hedwig's Betragen hatte ihn aufgeregt und doch fand er den Kommentar zu dem allen in der eigenen Brust. Da lag die Schuld, da! Thränengebeugt, wie ihre Mutter in der letzten Zeit ihres Lebens so oft gewesen, schlummerte Hedwig. Es dünkte ihm, sie glich dieser. Er verlor sich im Beschauen des Kindes.

So überraschte ihn die Gattin. Sie sprachen kein Wort über Hedwig. Wartenfels änderte fast nicht seine Stellung. Ja er fuhr sogar fort, das Kind zu betrachten, während er sprach. Nur als sie ging, traf sie sein Blick, als wollte er fragen: Nimmst du denn die Kleine gar nicht an dein Herz?

Dieser Blick war der Mutter freilich neu. Er durchzitterte sie. Mein Gott, was gab's denn hier zu sagen? Und worin lag denn eigentlich die Unterlassung? Lebhaft, wie sie eigentlich war, ging sie in ihr Zimmer und weinte bitterlich, fast ebenso schmerzlich wie vor kurzem Hedwig.

Der Regen hatte sich an jenem Abend doch noch verzogen. Ein heftiger Wind, der dem Aufgang des fast vollen Mondes voranwehte, brach sich Bahn und trieb die schwerfälligen Wolken zur Eile an. So kam's, daß nur ein leichter Regenschauer die Natur erfrischte.

Als die Sonne andern Tags aufging, konnte sie sich in Millionen glänzender Wassertropfen spiegeln. Die Ernte war bald vollendet; das Wetter war bisjetzt prächtig gewesen; gegen Abend ging Hedwig hinaus aufs Feld und bald schwankte der letzte Erntewagen Hohenmühl zu.

Der letzte Erntewagen! Wer nie auf dem Lande lebte, kennt kaum die wichtige Bedeutung desselben. Da zeigt sich also der letzte Halm geborgen! Wie viel hat man um die Ernte gesorgt! Wie hat man das Aufgehen, das Grünen, das Wachsen der Saaten beobachtet! Wie hat man vor jeder schweren Wetterwolke gebangt! Wie hat man oft gutes, oft Regenwetter herbeigewünscht! Mit welcher Freude sah man die Aehren blühen und schwer werden! Wie hoffte und betete man um günstige Erntewitterung! Und jetzt ist die Ernte geborgen! Die Felder sind leer bis auf diesen letzten, einzigen Wagen — —

Hedwig sah den Vater nicht, aber unter den Leuten erblickte sie die kräftige Gestalt eines großen jungen Mannes. Es war eines wohlhabenden Pfarrers Sohn und Volontär auf Hohenmühl. Der junge Oekonom, Alfred Moosen, war eine auf Hohenmühl sehr beliebte Persönlichkeit. Er war jung, sorglos, ernst, heiter, wie's eben kam. Gegenwärtig hatte er mit der fröhlichsten Stimmung von der Welt den letzten Erntewagen eigenhändig laden helfen. Da kam Hedwig —

„Das trifft sich ja prächtig!" rief Moosen, als er sie sah. „Bringt den Kranz! Hedwig setzt sich auf den Wagen und ich fahre ihn so hinunter!"

Hedwig war überglücklich. Denn im Grunde wäre sie ja so gern freudig und sorglos gewesen. Sie sah alsbald einen vollen, prächtigen Kranz auf ihrem Kopf und von Moosen getragen, gestützt und gehoben, erreichte sie die schwindelnde Höhe des Wagens.

Da saß sie oben und Moosen ergriff die Zügel. Der Wagen schwankte und Hedwig lachte hell und laut und schlug in die Hände. Sie bogen die Auffahrt an —

Da schlüpfte Emilie hinter den Bäumen —

„Fahren Sie mit, Emmi!“ rief Moosen —

Hedwig, doch oben thronend, rief gleichfalls: „So komm' doch, Emmi!“

Diese aber hatte die Hände nicht leer — sie trat heran und sagte: „Ich muß zur Leni, die ist wieder recht krank!“

Ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel! Was war nun der Mohnblumenkranz, der Erntewagen und Moosen, der ihn lenkte? Nichts gegen die Worte: „Leni ist wieder krank!“ Es kam Hedwig vor, als müßte sie mit diesem Rückfall in irgendeiner Beziehung stehen. Wie war das nur —! Da schlüpfte Emmi mit ihrer Schüssel liebevoll hin und Moosen spottete ihrer und fragte, ob ihr die Hühner das Brot weggegessen hätten — so betrübt sah sie aus — —

Nun war's eine Kunst, herunterzukommen. Die Garben waren so glatt. Sie lachte nicht mehr. Endlich stand sie unten neben Moosen.

Sie traf allgemeine Verstimmung auf Hohenmühl; um so drückender, da niemand ihr Worte gab. Leni, die alte Frau, jetzt Witwe eines Schmieds, war wirklich wieder krank geworden. Sie hatte auch Hedwig geliebt und das Betragen derselben; ihr Lachen und Jubeln hatte sie so erschüttert. Das war so ausgedeutet worden. Ueberall Mißbilligung, überall Tadel. Dazu das eigene innere Unbehagen, die geringste Gelegenheit und Hedwig hatte die Meinung der Leute, daß sie böse sei, vollkommen gerechtfertigt.

Nach dem Abendessen nahm sie den Hut und ging hinunter zur Leni. Jetzt war ihr das ganz natürlich. Sie hatte den Entschluß gefaßt, jetzt begriff sie sich selbst.

Leni lag im Bett.

„Herr Gott, Hedwig!“ rief die alte Frau.

„Ja, ich!“ antwortete diese. „Sei wann bist du denn nur so empfindlich, daß du über jede Kleinigkeit krank wirst?“

Hedwig wandte das Blatt. Sie war vor — —

Leni war erschüttert.

„Hedwig, ich habe ja gar nicht geklagt!“ sagte sie. . .

„Laß gut sein, Leni — nun bin ich ja da — bleib' nur mit dem Kopf auf den Kissen — Papa wird deiner Ziege einen neuen Stall bauen lassen — und Herr Moosen hat mir versprochen, deine Nachbarin ein paar Stunden eher aus der Arbeit zu schicken, daß sie nach dir sieht.“

„Hedwig, mein liebes Kind —“

„Ja, dein liebes Kind! Weine lieber nicht —“

„Wenn du noch so wärst wie früher — aber jetzt —“

„Jetzt? Du bist krank. Da will ich nichts sagen.“

Nun unterwarf Hedwig, im Grunde die echte Tochter eines Landwirths, das Hauswesen Leni's einer gründlichen Prüfung. Leni erzählte von der Kuge, von der Ziege, von den Staaren draußen auf dem Apfelbaum und von sämmtlichen Hühnern und Gänsen nah und fern und von dem Schaden, den sie an Bohnen, Erbsen und sonstigen Gartengewächsen verübt hatten. Wie selig die alte Leni war, als sie das Mädchen so im Zimmer umhergehen sah! Und doch war Hedwig so gar nicht eigentlich liebenswürdig. Aber trotzdem hatte sie etwas Festes, Sicheres, was dieses ersetzte, ja noch überragte.

Nun eilte sie davon — leichten Herzens. Mit einer Bohnenstange schlug sie sich für den Heimweg ein paar Aepfel von Leni's Baume. Diese speisend, schwirrte sie frei und fröhlich wie ein Leuchtkäferchen dahin.

Zu Hause hatte Wartenfels einen Entschluß gefaßt. Er wollte Hedwig in ein Pensionat geben. Er hatte dieses seiner Gattin mitgetheilt und in derselben weit mehr Sympathieen dafür angeregt, als sie darlegen wollte. Er hatte sich für das erste Pensionat der Hauptstadt bestimmt. Die Mutter Emiliens erschrak fast darüber. Wurden doch in demselben meist die Töchter der höchsten Aristokratie erzogen. Doch sagte sie kein Wort, ja sie bemühte sich auf das eifrigste, Hedwig demgemäß auszustatten.

Niemand als Hedwig hatte ein Gefühl, eine Ahnung für die stillen Seufzer, die über diese sorgfältig zusammengesetzte Masse von Musselin, Atlas und Wolle dahinwehten. Sie fühlte das alles und hatte darum keinen Blick der Freude. Emilie bekam die Kleider, die sie zurückließ — Mamsell Friederike zuckte die Achseln — fast unmerklich, aber doch sichtbar — Hedwig sah es und sollte sich freuen. Sie konnte nicht. Das gab ihr den Anstrich einer Undankbarkeit, die selbst der Vater, dem rastlosen Bemühen der Mutter gegenüber, bitter empfand; die Essenz jeder Gabe, die Liebe fehlte; diese für Hedwig fehlende Liebe überschüttete Emilie, trotz der abgetragenen Kleider der Schwester. Daher jubelte diese über jede neue, das heißt eigentlich alte Errungenschaft. Das war liebenswürdig, dankbar und doch so ganz natürlich.

Julie.

Finden Sie eine Aehnlichkeit?

Wolf.

Unverkennbar. Wollen Sie vielleicht dem Herrn Gemahl damit eine Ueberraſchung machen?

Julie.

Meinem Mann?

Wolf

(tückiſch).

Ich meinte nur — es iſt wirklich — wiſſen Sie, was er neulich in einer Geſellſchaft — geſagt haben ſoll?

Julie.

Sie machen mich recht neugierig.

Wolf

(lachend).

Hat ſeit einiger Zeit viel Humor, Ihr Herr Gemahl! —

Julie.

Was ſagte er denn?

Wolf

(wie über etwas Spaßhaftes lachend).

Er gliche dem Grafen von Gleichen, denn er hätte auch zwei Frauen.

Der Tag der Abreise war bestimmt. Frau Emma Wartenfels sah den besten Phaeton aus der Remise ziehen — den Wagen, in dem sie zur Kirche fuhr!

Wartenfels wollte in demselben sein geliebtes Kind nach der nächsten Bahnstation bringen.

Das alles griff kalt an der Stiefmutter Herz; wie unendlich mußte er das Mädchen lieben!

Hedwig zeigte sich ernst und still. Sie schien das Vaterhaus gern zu verlassen.

Am letzten Abend ging sie hinaus. Es dunkelte bereits. Im Park war alles still. Kein Lüftchen regte sich; nur die Mondsichel schiffte freundlich und einsam, die Begleiterin so manchen Menschenkindes, durch den tiefblauen Himmel. Als Hedwig nicht mehr fürchten mußte, von Emilien begleitet zu werden, ging sie langsam durch den Garten. Die Blumen dufteten so vertraut. Es war alles so still, so heimatlich, wie sie's von Kind auf kannte.

Da schloß der alte Diener die Läden des Saals wie alle Tage. Es war für sie stets das Zeichen gewesen, daß nun zum Vaterhaus nur noch der große offizielle Weg durch die Halle offen sei. Wie kannte sie dieses Knarren von Holz und Eisen —

Sie ging langsam weiter, über die große Wiese hinüber nach einer Gruppe Wallnußbäume, die jetzt, fruchtbeladen, in schönen, malerischen Konturen gegen den Nachthimmel hervortraten.

Hierher wollte sie gehen, von hier aus konnte sie Hohenmühl übersehen.

Da stand sie unter den gewaltigen Bäumen und vor ihr lag das schöne Vaterhaus traut und behaglich, ein alter, guter, sicherer Freund! Die Mutter hatte Licht im Zimmer, auch das Schreibzimmer des Vaters war hell — ihre Fenster waren dunkel — nur der Mond spiegelte sich in einer der Scheiben. Das war bisjetzt ihre ganze Welt gewesen! Eine feste Heimat war für sie Hohenmühl durch die wandellose Liebe ihres Vaters; alles, was sie gedacht, gelitten, trat an ihr Herz. Sie fühlte sich ergriffen, als könnte sie gar nicht scheiden, als müßte beim Losreißen von diesem theuern Ort das Band zwischen ihr und dem Vater zerreißen. Heiße Wehmuth, ungerechte Erbitterung kam über sie. Sie reißen dich los! Du wirst ausgestoßen, verwiesen! So jammerte ihr Herz. Der Wind begann sich zu heben, jene leise, geheimnißvolle Andeutung seines Wesens, die, von fernher kommend, wie der geheimnißvolle Gruß unbekannter Geister nur empfunden zu sein scheint, unsere brennende Stirn zu kühlen. Sie weinte nicht — nein! Aber sie schlich sich dem Hause zu; ihr Weh schien end- und namenlos und bestand doch in gar nichts als in dem Eintreten in ein Pensionat, in dem man Fürstentöchter erzog!

Es gibt Augenblicke, wo wir uns die kleine Ursache eines großen Grams gar nicht klar machen können oder auch nur klar machen wollen. Hedwig wollte in die Halle treten — die Thür zu des Vaters Schreibzimmer stand weit offen. Ein breiter, heller Lichtstrahl kämpfte siegreich mit der matten Beleuchtung der von der Decke herabhängenden Lampe. Wartenfels saß am Schreibtisch.

„Sieh', ich warte auf dich, Hedwig!" sagte er, als diese vorbeiging.

Hedwig trat ein.

Wartenfels hatte alle Sentimentalität. Deshalb sagte er in seinem gewöhnlichen ruhigen Ton: „Ich wollte nur noch ein paar Worte mit dir sprechen! Hedwig, jetzt ist die beste Zeit! Morgen nimmt die Reise uns in Anspruch. Erstens, Hedwig, vergiß nicht zu schreiben, mir und Mama!"

„Gewiß nicht!"

„Ich komme öfter nach der Stadt, dann werden wir uns sehen — Hier dein Taschengeld!"

„Ich danke, Papa!"

„Hast du Abschied genommen von Hohenmühl? Hedwig", fuhr der Vater fort, den ihre Blässe beunruhigte, „es ist kühl — ich glaube, du friert . . ."

Wartenfels nahm ihre Hand und zog sie an sich. „Meine Hedwig, mein liebes Kind, wünschest du noch etwas, so sag' es!"

„Nichts, Papa, gar nichts! Was sollte ich wünschen?"

„So geh' hinauf, erwärme dich und schlaf' wohl, Hedwig!" — —

Hedwig warf sich an des Vaters Brust mit erschreckender Heftigkeit. Alles unterdrückte Gefühl lebte auf und machte sich geltend — wogte und suchte einen Ausdruck. „Mein Vater", schluchzte sie, „muß ich denn wirklich von dir weg? Willst du mich denn gar nicht mehr sehen?"

„Aber Hedwig, beruhige dich! Du bist ja mein — liebes Kind —"

„Papa, wenn du mich nicht mehr lieb hättest!"

„Aber wer spricht denn davon? Wer denkt nur daran?"

Hedwig warf ſich in dieſe neue Annahme mit allem Ungeſtüm des Schmerzes. Was konnte Wartenfels thun? Er trieb zärtlich ihre feuchte [illegible], er beſchwichtigte ſie mit den liebevollſten Worten — von Ermahnungen war keine Rede mehr. So trocknete ſie ihre Thränen, bald müde ihres übertriebenen Kummers, bald beſiegt von ſeiner Liebe —

Mit dieſem ſüßen, liebevollen Eindruck ſchlief ſie ein, zum letzten mal auf Hohenmühl —

Am folgenden Morgen fuhr ſie in der prächtigſten Kutſche an die Station und dann in die nahe Reſidenz.

(Das zweite Capitel in nächſter Nummer.)

Schloß Vlonay.

Eine meiner lieblichſten Frühlingserinnerungen iſt das Schloß Vlonay im Waadtlande.

Es liegt ungefähr eine Stunde von Vevay, doch nicht am See, ſondern landeinwärts nach den Plenaux zu. Dieſe Berggruppe tritt weniger dicht an den See als die übrigen und läßt daher dem Anbau größern Spielraum. Während auf den Gipfeln von Savoyen noch Schnee liegt, während über Glarmis und Monteur die Weinpflanzungen noch braun und kahl ſind, ſchimmern die reizenden Thäler, aus denen Vlonay aufſteigt, in der vollen Pracht der Baumblüte. So geſchmückt waren ſie, als wir im Anfange des Mai von Vevay aus nach dem Schloſſe fuhren, welches im 11. Jahrhundert von Otto, dem Neffen des Biſchofs von Lauſanne, Lampert von Grandſon, oder von Otto's Sohn Vaulcher (Wolfer) erbaut wurde. Die Architektur der ſchweizer Schlöſſer iſt ſchwerfällig, auch Vlonay iſt an und für ſich nicht maleriſch, aber durch ſeine Lage wird es zum Bilde. Der Hügel, deſſen Höhe es bedeckt, iſt an der ſteilen Seite, welche nach dem See zu abfällt, mit prächtigen Bäumen bewachſen. An einem großen Thor kriegt man aus und geht einen gepflaſterten Weg hinan. Aus einem alterthümlichen Röhrbrunnen rieſelt eine Quelle langſam in ein Becken von Stein und einige gerundene Stufen führen hinauf in den Preau, wo zwei Reihen ſchöner alter Kaſtanien ſtanden und hoffentlich noch ſtehen. Auf der Brüſtung ſitzend betrachteten wir ein Stück des Sees, jenſeits die Felſen von Meillerie und im Vorgrunde zur linken den maleriſchen Flecken Latour de Peilz und Vevay mit ſeiner Kathedrale. Und dabei dachten wir an die allerliebſte Sage, in welcher der junge fremde Ritter die Herrin von Vlonay mit ihrem Kinde auf dem Arme an derſelben Stelle trifft, wo wir jetzt ſaßen.

Am Hofe zu Turin ſaßen bei einem großen Bankett viele Ritter des Herzogs Karl von Savoyen. Unter vielen andern Dingen wurde auch von den Vorzügen des ledigen Standes geſprochen. Meſſire Symon von Vlonay nahm es über ſich, den ehelichen Stand zu vertheidigen, welchem er angehörte, und zwar erbot er ſich, es auch mit Schwert und Lanze zu thun. Dieſe Aufforderung wurde im Namen der Unverheiratheten von einem Herrn von Gorſant angenommen, der aus Breſſe in Savoyen war. Der Herzog geſtattete den Kampf und beſtimmte, daß er aus zwei Rennen mit ſtumpfen Lanzen und einem Schwertkampf mit funfzehn Hieben für jeden beſtehen ſollte. Wurde der Kämpfer der Verheiratheten überwunden, ſo mußte er bei Mademoiſelle von Savoyen, bei allen Fräulein des herzoglichen Hauſes und noch bei einer jungen Dame außerhalb des Hofes, welche der Sieger ihm nennen würde, um Gnade rufen, daſſelbe mußte im entgegengeſetzten Falle der Verfechter der Ledigen bei Madame von Savoyen, den verheiratheten Damen des Hofes und endlich bei der Gemahlin des Herrn von Vlonay thun.

Am 12. Mai 1434 fand der Kampf auf dem Platz vor dem Schloſſe in Turin ſtatt. Der Herr von Vlonay war in Schwarz und Roth und ritt auf einem Grauſchimmel, Gorſant trug ſich ganz grau, nur halb in Atlas, halb in Damaſt, und hatte einen Schecken. Das erſte Rennen war ihm günſtig, beim zweiten ſtürzte er. Der Herr von Vlonay hatte die Artigkeit, ihn ein neues Pferd beſteigen zu laſſen, und der Schwertkampf begann. Da er zu lebhaft zu werden drohte, machte der Herzog ihm ein Ende, Meſſire Symon wurde zum Sieger erklärt und Gorſant rief auf beiden Knieen die Herzogin, auf einem Knie die verheiratheten Damen des Hofes an und fragte dann ſeinen Ueberwinder, wo die Dame von Vlonay zu finden ſei. Meſſire Symon wußte es ſelbſt nicht, er hatte ſie in den Wochen verlaſſen, um an den Hof ſeines Herrn zu kommen, ſie war entweder „in ſeinem Schloſſe von St.-Pol de Melleria im Chablais, oder in ſeinem Schloſſe Vlonay in Vaulx".

Gorſant verlor keine Zeit und machte ſich mit ſeinem Knappen nach St.-Pol de Melleria auf, fand aber die Dame nicht dort und ſtieg daher in einen Kahn, um ſich nach „Vlonay" überführen zu laſſen. Der Wind war ihm entgegen, der

See ſchlimm und erſt mit der Morgenröthe konnte er in „Vivey" landen. So müde er nun auch war, begab er ſich doch augenblicklich nach Blonay. Die erſte Perſon, welche er im Perſon erblickte, war die edle Dame Katharina, welche ihr Kind ſäugte. Gorſant eilte, das Knie vor ihr zu beugen und ſie dreimal um Gnade anzurufen, wie es im Original heißt: „par trois fois crya merci bien piteusement." Die Dame wußte nicht recht, was das heißen ſollte, hob ihn auf, ließ ihn ſich neben ſie ſetzen und erfuhr nun die Geſchichte von dem Kampfe der Verehelichten und Unverehelichten und den Sieg ihres Gemahls.

Allein wie ſie war, konnte ſie den jungen Ritter nicht im Schloſſe behalten, ſondern ſchickte ihn zu einer guten Nachtruhe nach Perau zurück, lud ihn aber am nächſten Tage zu Mittag ein, sur la myjour, querir sa quittance et congié. Er kam und fand ein prächtiges Mahl, zu welchem die Dame von Blonay alle Nachbarn und Verwandte eingeladen hatte, deren ſie in der Eile hatte habhaft werden können. Außer dieſen Herren war auch eine Couſine von Meſſire Symon da, Fräulein Poland von Villette, ein ſchönes, aber armes Mädchen. Und die that mehr, als ihr Vetter gethan hatte, denn ſie bekehrte den Kämpfer für die Unverehelichten zum ehelichen Stande. Noch an demſelben Abend bekannte er der Dame von Blonay ſeine veränderte Geſinnung. Katharina wies ihn lächelnd an Polande und Polande antwortete erröthend: „Ja, wenn mein Vetter nichts dagegen hat." Der Vetter, welcher vier Tage ſpäter ankam und von Gorſant voller Ungeduld in Perau erwartet wurde, hatte nicht nur nichts gegen die Bekehrung ſeines jungen Gegners, ſondern richtete ſeiner ſchönen Cousine zu Blonay eine prächtige Hochzeit aus. Und Gorſant ſagte zu ihm: „Edler Vetter, es hat mir nichts geſchadet, daß ich durch Euch überwunden worden bin und hierher kommen mußte, um Gnade zu rufen, im Gegentheil, ich habe dadurch eine ſchöne und gute Frau bekommen, und wenn jetzt jemand etwas gegen die Verheiratheten ſagen ſollte, ſo hätte er es mit mir zu thun und würde von mir ein gleiches Schickſal erfahren, wie ich von Euch im Kampfe zu Turin erfahren habe!"

Nachdem wir uns mit Vergnügen dieſe kleine heitere Geſchichte zurückgerufen und vergegenwärtigt hatten, gingen wir auf einem engen, aber ſichern Wege über das große Thor in einen andern Theil des Perau, der zum Garten eingerichtet war und auf die Plewaux ſah, welche zur linken des Schloſſes in ſteilen, felſigen Abſätzen emporſtiegen. Von einer dritten Seite ſah man abermals die Plewaux und zugleich den Dent de Midi, den herrlichen Gletſcher, welcher tief aus dem Valais ſeinen Glanz auf den Genferſee wirft. Im Innern des Schloſſes, wohin man aus dem gepflaſterten Wege vermittelſt eines kleinen Thurmes gelangt, ſtieg man auf kleinen Treppen unaufhörlich hinauf oder hinab und kam immer zu irgendeinem Gärtchen, welches auf irgendeiner Poſition neben irgendeinem Thurme blühte und grünte, ſodaß Blonay recht eigentlich ein Frühlingsgewand angethan hatte.

Auch als wir hinab in die Thäler fuhren, durch welche wir nach Berner, wo wir wohnten, zurückkehren ſollten, war der zweite Frühling des Waadtlandes überall vor uns ausgebreitet. Den erſten hatten wir im Februar gehabt, und Anfang April war er traurig erfroren, dieſer zweite hatte kein ähnliches Schickſal zu befürchten. Es konnte noch kalt und unfreundlich werden, aber geradezu frieren konnte es nicht mehr, das wäre im Mai doch gar zu arg geweſen. Und ſo blühten die Bäume im vollen Uebermuth ihrer erſten Schönheit, das Vergißmeinnicht bekränzte die Gräben und der Epheu trieb unter dem Schnee des Weißdorns ſeine funkelnden jungen Blätter, während die Vinca den Schloßhügel noch immer dunkelblau machte und das Gold der letzten Primeln zwiſchen dem Moos der Steine noch immer flimmerte. Das Schönſte aber, was dieſer Frühling gebracht hatte, das waren die Narciſſen. Nie hatten wir noch dieſe Schneeſterne der Blumenwelt ſo groß und ſo rein leuchten ſehen wie an den langen ſchwanken Stielen, welche ſich unter den Blütenbäumen von Blonay in dem hohen Gras der üppigen Wieſen beugten. Wir hatten viel von dieſem lieblichſten Schmuck des waadtländer Mai gehört, waren durch die köſtlichſten Schneeglöckchen, welche zwei Monate früher die kleinen grünen Thäler gefüllt hatten, ſchon einigermaßen darauf vorbereitet, was wir von den Narciſſen zu erwarten hätten, aber was wir ſahen, übertraf doch noch alle unſere Erwartungen. Die Verſuchung war zu groß, wir ließen den Wagen halten, brachen rückſichtslos in den geheiligten Bezirk einer Wieſe ein und pflückten mit athemloſer Haſt die unvergleichlichen Blumen. Als die zu erwartende Beſitzerin der Wieſe uns mit den herauszufordernden Schimpfreden überſchüttete und in die Flucht trieb, brachten wir triumphirend zwei mächtige weiße

Strauße mit, welche unſern Salon im Schwan zu Berner eine ganze Woche lang durchduften. Seitdem kommen mir alle Narciſſen, die ich ſehe, blaß und klein vor, und doch ſehe ich auch wieder nie Narciſſen, ohne mit einem augenblicklichen Wohlgefühl an Bleuay zu denken, wie wir es im Maimonat beſucht haben.

Ida von Düringsfeld.

Im Murgthale.

Von Friedrich Lampert.

Die Julisonne brannte erdrückend heiß. Selbſt das köſtliche „Oberblut", der tiefdunkle Wein, der an den ſonnigen Abhängen des Schloßberges von Neueberſtein reift, vermochte keine Kühlung zu geben.

Darum verlangten auch wahrſcheinlich die Herren, die eben von Baden angefahren gekommen waren, nur Mineralwaſſer, weiter nichts. Die Tochter des Caſtellans brachte es. „Iſt das bieſiges?" „Nein, Selterswaſſer!" „So!" — Das „So" der in die badener Modefarbe des vorigen Sommers, in das ausdrucksvolle Canariengelb gekleideten Herren ließ einige Unſicherheit in Betreff der geographiſchen Verhältniſſe von Selters errathen; das wäre allenfalls verzeihlich geweſen, aber nun traten ſie an die Mauerbrüſtung, unterhalb deren ſich der Schloßberg ſteil ins Murgthal abſenkt, zogen den „Baedeker" aus der Taſche und einer rückte die goldene Brille auf der langen Naſe zurecht und fing an zu leſen: „Oberſteinburg — altes Schloß — Ausſicht in das Rheinthal, weiter offener Blick." Und doch ſtand bei weitem kein altes, ſondern ein ganz neuhergerichtetes Schloß ihnen zur Seite und kein weiter, ſondern ein ſehr engbegrenzter Blick lag vor ihnen aufgethan; auch konnte das Thal da unten wol ſchwerlich das Rheinthal ſein, ſondern es war eben das Murgthal; aber das kümmerte dieſe edeln Exemplare der traurigen Species, die ich „Reiſevehel" nennen möchte, nicht im geringſten, daß ſie die Beſchreibung von Oberſteinburg und Oberſteinſchloß verwechſelt hatten; ſie fanden Natur und Buch in ſchönſter Uebereinſtimmung, ſtellichten mit der Wirthin um den Krug Selterswaſſer und fuhren nach dieſem einen Blick auf eins der reizendſten Schloſſer und in eins der reizendſten Thäler wieder fort, um ein paar Stunden ſpäter unter den Colonnaden des Curſaales in Baden von ihrem „magnifiquen" Ausflug ins Murgthal renommiren zu können.

Es iſt ein Glück, daß die Natur ſich's nicht verdrießen läßt, wenn auch ſolche Leute über ſie kommen, daß ſie ſich trotz der in ihr vorkommenden Menſchenverkehrtheiten immer gleich bleibt, immer gleich ſchön und herrlich, wo ſie einmal ſchön und herrlich iſt. Und das iſt ſie hier bei, um und zu Füßen von Schloß Oberſtein. Aus jedem Fenſter der an Farben- und anderm künſtleriſchen Schmuck reichen Zimmer ein anderer überraſchender Blick — hier hinüber in dunkeln, einſamen Wald, dort hinaus in das offene Gefilde, wo die Murg ſich ſchon einen freiern, offenern Weg gebahnt hat; hier wieder hinauf in das engere Thal, aus dem ſie als ein echter und rechter Bergfluß herabkommt. Und da hinauf, ſie entlang, ging mein Weg. Von jener Mauerbrüſtung, vor dem Schloßthor unter dem Schatten hoher Kaſtanienbäume, konnte ich ihn ziemlich weit überſehen, wie er ſich hinzog am Flußrand, deſſen vielfachen Krümmungen folgend, am Fuß der ſanft anſteigenden Berge beſchattet von reichen, dichtgepflanzten Obſtgeländen. Auch die Dörfer, durch die er hingeht, zeigten ſich zahlreich, ihre ſchlanken Thürme wie zierliche Wegzeiger emporrichtend.

Es war ein gewiſſer Troſt, dieſe Ausſchau, daß die Murg an ſo vielen Menſchenwohnungen vorübertreibt; konnte ich doch einen Unterſtand finden, wenn die ſchwarzen Wolken, die, von der dumpfen Schwüle getrieben, dort heraufzogen, doch etwas Gruſtes im Schilde führten. Das Caſtellanstöchterchen ſchien ſie allerdings mit etwas mißtrauiſchen Augen zu betrachten. „Dort iſt nicht das Wetterloch", meinte ſie. Sie mußte als Eingeborene es allerdings beſſer verſtehen, obwol meine Anſchauungen vom „Wetterloch" gerade auf jene Himmelsgegend hinzielten, aus der es immer dunkler und finſterer heraufkam. Und darum mehr mir als jener trauend, hielt ich es für räthlicher, die Entwickelung unten im Thale als oben auf der Burg abzuwarten, zumal ich in Erfahrung gebracht, daß um die dritte oder vierte Nachmittagsſtunde ein Poſtwägelchen von Gernsbach nach Schönmünzach fahre, das mich im Nothfall doch mitnehmen konnte.

Raſch ging es den Schloßberg hinab, denn hart an ſeinem Fuße kauernden Dörfchen Oberweiler zu; ſchon fielen einzelne ſchwere Tropfen, dann kam's immer ſtärker und als ich in die Thür des freundlichen Wirthshauſes trat, rauſchte ſchon der Regen in vollen Strömen herab. Das Poſtwägelchen blieb offenbar das einzige Aſylum

s ließ nicht lange auf ſich warten — allerdings n ſehr einfaches Gefährte, ohne Dach, mit durchäſtem Sitz, aber doch wenigſtens einem raſchen ferde und gefälligem Kutſcher, und beſſer ſchlecht fahren als ſchlecht gegangen.

Lieber Leſer, vergiß nun, daß ich ſie anfänglich im Regenſchleier angeſchaut habe, die Landſchaft, die ſich dir zeichnen will! Sie macht ſich auch in dieſem ſchon und es kamen doch genug Sonnenblicke auch dazwiſchen. Und da waren es dann doppelt freundliche Bilder, die mir entgegentraten. Der ganze Weg durchs Murgthal iſt überreich an ſolchen.

Das Murgthal iſt ein Gebirgsthal wie nur irgendeins; je weiter wir in ihm vordringen, deſto mehr iſt es als ſolches angethan; die es einengenden Bergwände ſteigen ſteil hinan, düſterer Hochwald wirft ſeinen finſtern Schatten auf das ohnehin ſchon dunkle Waſſer, dieſes braust über Steinſchwellen und Felsblöcke hin, — aber hier, wo wir es betreten, da trägt es noch das mildere, mannichfaltigere Gepräge, in dem es ſich in dem Grade, daß es ſich dem Rhein mehr nähert, weiter und reicher entfaltet. Noch ſehen wir hier bei Oberkroth die Hänge und Ausgeſtelle der beiderſeitigen Berge von Felſen frei, mit Reben und Obſtbäumen bepflanzt; noch iſt hier das Thal offen und breit zu nennen, aber ſchon beim erſten Schritt aufwärts wird es enge, der Weg führt ſo dicht an dem Fluße hin, daß aufgeſetzte Steine ihn ſichern müſſen; nur einzelne Weinrocke zeigen ſich noch auf den künſtlich geebneten Abhängen und nur einmal noch treten ſie zu größerer Zahl zuſammen, da, wo ſie auf dem linken Ufer der Murg auf einem vereinzelten Hügel den kleinen Kirchhof des Dorfes Au mit ſeiner Kapelle maleriſch in ihre Mitte nehmen. Der Lauf der Murg wird iſt raſcher, wilder. Haufen von geſchnittenen und ungeſchnittenen Stämmen, die am Ufer liegen, raſtlos arbeitende Sägemühlen, denen man immer wieder begegnet, die Flöße, die in manchen Orten das Waſſer bedecken, verrathen, wozu dieſe Raſchheit und Wildheit dienſtbar gemacht werden kann. Die Murg iſt die Lebensader des Schwarzwaldes, die Vermittlerin ſeines Reichthums, ſeines Holzexportes an das In- und Ausland. Ueberall im Bergwald tönt die Waldaxt. Hohe Tannen, halbtauſendjährige Eichen fallen auf jeden Hieb. Die vielen Waldbäche, die in ſie einmünden, treiben dieſe, oft durch künſtliche Anſchwellungen und Abſtürze unterſtützt, zur Murg hinab. Die Mühle, der Flößer beginnen nun ihr Werk; während die knarrende Säge mit eiſernem Fleiß den dicken Stamm in dünne Bretter gleichförmig vereinzelt, fügt dieſer ganz nahebei lange Reihen von Dickſtämmen in Flöße zuſammen. Dieſe laden wieder jene Bretter auf, die Murg trägt ſie zum Rhein und der ſie weiter nach Holland, wo der Schwarzwaldtanne die Lebensbeſtimmung angewieſen wird, über die Freiligrath ſie klagen läßt:

In meinen jungen Jahren
Hat man mich umgehauen,
Das Meer ſollt ich befahren
Und fremde Länder ſchauen.

Dorf auf Dorf folgt ſich anfangs noch, Hilpertsau, Weitenbach mit ſeiner neuen, einfach ſchönen gothiſchen, von einem einfachen Maurer des Orts aus rothem Sandſtein erbauten Kirche; Langenbrand, das an den Berghang ſich ſchmiegt. Höher ſteigt die Straße, über hohe Felslager geführt; tief unten rauſcht und ſchäumt der Fluß. Da treten bei einer plötzlichen Wendung des Wegs zwei reizend gelegene Dörfer vor: Gausbach und Forbach. Von grüner Wieſenmatte leuchtet die ſchöne neue Kirche des letztern herüber; ſie beherrſcht den ganzen anſehnlichen Ort, deſſen Häuſer ſich in anſteigendem Halbzirkel zu ihr erheben. Das Thal hat hier ſeine weiteſte Stelle; faſt ſcheinen auch die Berge niedriger geworden zu ſein, ſie verſtecken ſich ringsum hintereinander, jedes nur ihre Gipfel bemerkbar werden und ſie deswegen minder hoch erſcheinen. Mit Wohlgefallen weilt man auf dem durchaus freundlichen Bilde, das ſich einem hier noch zeigt. Von hier an ändert ſich die Landſchaft; ihr eigentlicher Hochgebirgscharakter beginnt. Auch der Ackergrund hört auf; der Wald allein hat Herrſcherrecht; nur Nadelholz bedeckt die hohen, giebelartigen Berge und reicht herunter bis an Straße und Fluß. Immer ungebändigter tobt der über ſein Bett hin; dies iſt auch ein anderes geworden; mächtige Felsblöcke haben ſich ihm in den Weg geworfen und machen dem klarbraunen Waſſer jeden Schritt ſtreitig. Feind und brandend will dieſes zwiſchen ſie hindurch, ſpaltet ſich hier in zahlloſe Waſſerfälle, vereinigt ſich dort wieder, um hier aufs neue ſich zu trennen und den ſie in dieſer neuen Wiederkehr glättenden und abſchleifenden Wogenſchaum über neue Felſen hinzuſchleudern. Faſt das ganze, ſehr ſchmal gewordene Thal iſt vom Fluß ausgefüllt, mühſam findet die Straße neben ihm ihren Weg; düſter und finſter iſt ihre Waldumgebung; das Waſſerrauſchen iſt

der einzige Laut in der Einsamkeit ringsum. Aber es wandert sich prächtig in dieser Einsamkeit; ein belebender, erfrischender Hauch weht uns aus Wald und Fluß an; der überall emporspritzende Silberschaum des letztern tränkt die Luft mit einer kräftenden Feuchtigkeit, die, von ringsemporstarrenden Wänden niedergeschlagen, in rauschenden Bächen dem Hauptfluß wieder zugeführt wird. An dem Einfluß eines solchen Seitenbaches, der Abamünzach, kommen wir ein paar Stunden hinter Forbach vorüber. Ueber ein Gewirr zertrümmerter Felsen stürzt sie aus einem wilden Thal hervor; sie ist einer der Hauptkanäle für den Holzabsturz: mächtige Schwellungen helfen ihr ihren Dienst erleichtern. Würden wir ihr Thal verfolgen, so würden wir in kurzer Zeit die „Herrenwiese" erreichen, jene rauhe Waldkuppe, wo die Vegetation fast ganz erstorben ist, wo die Kirsche in denselben Tagen zeitigt, in denen unten am Rhein die Trauben reifen und die deshalb nicht mit Unrecht das badische Sibirien genannt wird.

Doch nicht da hinaus steht unser Sinn; würden wir einen Seitenweg, tiefer hinein in den Wald, einschlagen können, so möchten wir lieber die Wohn- und Arbeitsstätten der dieser Gegend des Schwarzwaldes eigenthümlichen Gewerbe, der Theerschweler oder der Harzreißer, der Wiedenbrecher, der Kienruß- und Kohlenbrenner besuchen. Sie führen ein einsames, in harter Arbeit hingehendes Leben, diese Menschen; wochenlang sieht oft der Theerschweler keine fremde menschliche Seele; von seiner eingeschneiten Blockhütte muß er sich oft mühsam einen Weg bahnen, um Lebensmittel für sich und die Seinen herbeizuholen, aber seinen wird man klagen hören, man wird sie alle bedürfnißlos und genügsam finden.

Es war Abend über meiner Fahrt geworden und mit ihm auch die Sonne wieder hinter den Regenwolken hervorgekommen. Mich hatten, wie gesagt, diese wenig geirrt; der trübe Himmel paßte eigentlich zu dem düstern, ernsten Charakter des Thales, wie es sich in der letzten Hälfte meines Weges mir gezeigt hatte. Das Ziel dieses Reisetages lag vor mir; die Grenze des badischen und württemberger Landes, die ein auf beiden Gebieten stehendes Wirthshaus bezeichnet, und unfern dieser die zerstreuten Häuser von Schönmünzach, unter ihnen die Post, deren Besitzer all seine Freundlichkeit aufbot, den doch etwas naß und müde gewordenen Gast zu stärken und zu erquicken. Noch ein Besuch in der vielbeschäftigten Glashütte — dann brach die Nacht ein, in dieser Waldtiefe das schmale Thal und seine hohen Bergwände schneller von dem Tageslicht scheidend, als es draußen in der Ebene der Fall gewesen sein würde. Im einsamen Posthause ward es auch still, aber durchs offene Fenster herein ließen die hier auch die Nacht nicht lautlos werden lassenden Wald- und Flußgeister ihre geheimnißvollen Stimmen hereinklingen; die Murg und die Tannen rauschten, aber es war nicht mehr das Rauschen des Sturmes, sondern das sanfte, gestillte und befriedigte, das einen schönen Morgen, eine frische, sonnige Wanderung zur geheimnißvollen Höhe des Mummelsees verhieß.

Die Gekreuzigte von Wildisbuch.

Unter allen Richtungen der Schwärmerei hat von jeher die religiöse die beklagenswerthesten Abirrungen von der Bahn der Vernunft, des Rechtes und der Sittlichkeit erzeugt.

Woher diese Erscheinung?

Man sollte doch meinen, daß gerade auf diesem Gebiete, wo die Anknüpfung an das Göttliche oberstes Gesetz ist, selbst der Irrthum nicht zu Thaten führen könnte, die das gemeine Recht aller gesitteten Völker als Verbrechen bezeichnet.

Aber man bedenke, der religiöse Eifer legt an das, was er als das Höchste erfaßt oder von dem er als dem Höchsten erfaßt wird, auch das höchste irdische Gut, nämlich das Leben, und bethätigt sich eben dadurch als religiöser Eifer.

Nun kommt es auf die Art der Vorstellung von dem Göttlichen an. Ist sie auf eine unbefangene Betrachtung des Lebens gegründet und nährt sie sich fortwährend von dem eigenen innern Quell des Geistes und Herzens, so wird sie nach allen Seiten hin wärmend und erleuchtend wirken, wird an sich selbst ein helles, freudiges Gepräge offenbaren, wird zu Thaten der Liebe leiten und, wo es der Erreichung eines klar erkannten und klar erkennbaren hohen Zieles gilt, auch zur Aufopferung des Lebens. So wirkte die religiöse Begeisterung vor allen in Jesu selbst.

Wendet sich dagegen der religiöse Sinn von dem Leben ab, verleugnet er den eigenen innern Schatz und läßt sich von fremden Bildern mythischen Ursprunges, von festgehämmerten, der Vernunft widerstrebenden Lehrsätzen gefangen nehmen, dann wird er, je lebendiger sein Eifer, um so mehr zum Sklaven eines dämonischen Dranges, dem unerkannten, unbegreiflichen Gedankending,

das aller Vernunft und Natur Hohn spricht, durch unerhörte naturwidrige Thaten einen Schein von Wahrheit und Wirklichkeit zu erzwingen. Da ist dann kein Halt mehr, Blut muß fließen, eigenes und fremdes; je grauenhafter die Vernichtung des Lebens, desto strahlender das Verdienst im Himmel; ein wahrhafter Schlächtersinn im Dienste eines Wahnbildes von Gott, als wenn dieser seine schöne Welt geschaffen, damit der Wahnsinn sie zerfleische und schände. Ein Glück, daß die Orthodoxen von heute trotz ihrer Starrheit es doch nur selten recht ernstlich mit ihrer Wundergläubigkeit meinen und daß sie ihnen mehr ein herkömmliches Spiel der Vorstellung als eine wahrhafte Herzenssache ist; wäre dies der Fall und gingen auch heut noch Saft und Kraft der Orthodoxie den Leuten in ihr geistiges Lebensmark über, dann hätten wir Selbstopferungen, Hinrichtungen und Scheiterhaufen um Christi willen wie ehedem.

Gott sei Dank! An solchem Molochsglauben ist die Welt arm geworden, und es verlautet von Thaten der Art nur aus einzelnen versteckten Winkeln.

Einer von diesen ist Wildisbuch in der Schweiz und die dort im Jahre 1832 vorgefallene Begebenheit die entsetzlichste von allen denkbaren.

Aufrichtigen Glaubens voll an Christum den Erlöser, begehen schlichte ehrliche Landleute, anfangs zögernd, dann zu blutdürstiger Wuth aufgestachelt, einen Doppelmord, um den Opfertod Christi aufs neue ins Leben zu führen. Ein Mädchen erschlägt die Schwester, nachdem sie dieselbe zur Einwilligung überredet, und läßt sich dann selbst kreuzigen, und die wahngläubigen Angehörigen leisten ihnen Hülfe; erst nach der That erwachen sie wie aus einem schweren Traum und ihr Verdienst vor Christo zerrinnt ihnen wie Schnee zwischen den Fingern.

Das weltliche Gericht vermochte nichts gegen die unschuldigen Mörder; sie hatten ja nichts anderes gethan als Ernst gemacht aus ihrem orthodoxen Glauben!

Wer mehr von alledem erfahren will, der lese die jüngst erschienene Schrift von J. Scherr: „Die Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch" (St.-Gallen, Scheitlin & Zollikofer, 1853).

Der Titel des Buches ist nicht zu billigen, da man nach demselben geneigt ist zu glauben, es handle sich darin nicht um eine wirkliche Thatsache, sondern um die Mittheilung eines jener alten dramatischen Spiele, die von der Kirche gepflegt wurden und noch hier und da, z. B. in Oberammergau im bairischen Hochlande, von den Landleuten aufgeführt werden.

Theodor Paur.

Die englische Bühne.

Mittheilung aus London.

Das Princeß-Theater in London hat seinen Director, Charles Kean, verloren. An dessen Stelle ist Herr Harris getreten. Charles Kean hatte als Künstler wie auch als Schauspieldirector seine unleugbaren Verdienste, aber es wurde ihm in seiner letztgenannten Eigenschaft der Vorwurf gemacht, daß er die Bühne hauptsächlich durch äußere Mittel zu heben suchte und sorgfältiger bei der Wahl der Decorationsmaler und Maschinisten als bei der Wahl der Schauspieler zu Werke ging. Auch nahm er sich heraus, die Shakspeare'schen Stücke nach seinem Gutdünken übermäßig zu ändern. Wir selbst haben der Aufführung von „Richard II." beigewohnt, in welches Stück Herr Kean mehrere Scenen eingeschoben hat, von denen sich der große Dichter nichts träumen ließ, die aber auf der Galerie im Jahre 1858 sehr effectvoll gefunden wurden.

Ein Shakspeare'sches Drama wird überdies in England fast ohne Ausnahme zwischen zwei Farcen gegeben, ungefähr wie man Kindern eine bittere Arznei zwischen zwei Rosinen legt. Der arbeitsame und lachlustige Engländer will vor allen Dingen im Theater lachen. Ob dies auf Kosten der Feinheit geschieht, darauf kommt es ihm nicht an. Die Lustspiele, meistens Variationen auf Themata, die in Deutschland oder Frankreich entstanden sind, die bei der Bearbeitung an englischem Humor gewonnen, aber an Feinheit des Ausdrucks verloren haben, werden von Schauspielern gegeben, die schrecklich viel Lärmen machen und durch übertriebene Beweglichkeit des Mienenspiels und der Glieder Ohr und Auge ermüden. Wir Ausländer möchten ihnen immer ein „Genug! Genug!" zurufen. Der Engländer jedoch, der seine kräftige Natur überall in eiserne Normen preßt und seinen Gefühlsäußerungen eine Zwangsjacke angelegt hat, ergötzt sich im Theater gerade an den wildesten Ausbrüchen einer ungezähmten Laune. Die englische Natur hat sich gewissermaßen aufs Theater geflüchtet, aber eben deshalb steht dasselbe in so übelm Rufe bei allen denen, welche die Natur niemals und unter keiner Bedingung ohne das Costüm sehen wollen, unter

dem sie dieselbe im Alltagsleben verborgen halten. Die gewaltsame Unterdrückung von Gefühls- und Seelenregungen rächt sich in Kunst und Leben. Auch die schauerlichen Verbrechen, die hier begangen werden, haben zum Theil ihren Ursprung in der Unnatur, zu der der kräftige Mensch dressirt werden soll.

Herr Harris, Charles Kean's Nachfolger, hat durch das Engagement von Phelps und einigen andern Künstlern das Princes-Theater sehr gehoben. Wir hatten vor einigen Tagen Gelegenheit, ersteren in einer höchst schwierigen Rolle zu bewundern. Auf dem Zettel waren zwei kleine Lustspiele und dazwischen „Des Narren Rache", von Tom Taylor, angezeigt. In diesem letztern spielte Phelps die Hauptrolle. Das sogenannte Taylor'sche Stück war kein anderes als das Hugo'sche „Le roi s'amuse". Eins der Lustspiele: „Dreimal verheirathet", von Paul Howard, erwies sich zu unserer Ueberraschung als dasselbe französische Lustspiel, das wir in Deutschland unter dem Namen „Zwei Frauen und doch keine" aufführen gesehen.*)

Die hier gastirenden französischen Schauspieler — ganz besonders die Damen — besitzen in hohem Grade die Feinheit und die Mäßigung, die den englischen Schauspielern abgeht. Es ist schade, daß sie in London nicht die Anerkennung finden, die sie verdienen. Das hübsche, aber kleine St.-James-Theater ist meistens wenig besucht und die Besucher sind Ausländer.

Albert Smith, über dessen drolligе Leistungen als Solo-Schauspieler und dessen Popularität wir in einer frühern Nummer dieses Blattes gesprochen haben, ist an der in England grassirenden Krankheit — Luftröhrenentzündung — gestorben. Noch am Tage vor seinem Tode hatte er durch seinen Humor Hunderte unterhalten. Er hinterläßt eine junge Wittwe und ein sehr bedeutendes Vermögen.

Englische Etikette.

Einen Beitrag zur Beurtheilung der strengen Regeln, die in England über den Anstand herrschen, giebt uns eine Anekdote in folgender Mittheilung unsers londoner Correspondenten:

„Louis Blanc hat eine Reihe von Vorlesungen über die Salons des 18. Jahrhunderts angezeigt. Wir haben die beiden ersten dieser weniger lehrreichen oder durch originelle Auffassung und Behandlung ausgezeichneten, aber unterhaltenden Vorlesungen gehört. Er accommodirt sich ganz dem Geschmack des englischen Publikums und so sind seine Vorträge mit Anekdoten gespickt, in denen die berühmten Engländer, welche sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts in den pariser Salons bewegten: Gibbon, Horace Walpole, David Hume, Richardson, eine Rolle spielen.

„Vermöge einiger herzlichen Worte, die Louis Blanc in seine Vorlesung einflocht und die den Zweck hatten, die englische, bekanntlich zuweilen ernstlich bezweifelte Gastfreundschaft kräftig zu vertheidigen, hatte er sich so sehr die Gunst seiner Zuhörer gewonnen, daß sie nun auch einige feinere Stiche, gegen sie selbst gerichtet, mit vielem Humor und Applaus aufnahmen. Von der englischen Manie redend, die es absolut nothwendig macht, daß man vorgestellt ist, ehe man es wagt, jemand anzureden, nahm Blanc den Schein an, als bezweifle er die Anekdote, nach der ein dem Ertrinken naher Engländer die Hand eines Herbeieilenden zurückweist — »weil derselbe ihm nicht vorgestellt wäre«; dagegen wollte er Folgendes von einem glaubwürdigen Ohrenzeugen gehört haben.

„»Während einer der blutigen Schlachten in der Krim sprengt ein englischer Offizier an einen Kameraden heran und ruft während des Kugelregens in höchster Aufregung: ›Sie erinnern sich wol, daß ich Ihnen im vorigen Jahre auf einem Balle bei Lady Palmerston vorgestellt wurde? — Können Sie einige Soldaten aus Ihrer Compagnie entbehren, so bitt' ich darum, damit ich mein Detachement verstärke!‹«

„Es ist sehr zu bedauern, daß Louis Blanc seine Vorlesungen nicht in seiner Muttersprache hält, die er ganz besonders schön spricht. Alle diese „rhetorischen Kleinigkeiten" würden sich im Französischen besser ausnehmen, ja einige waren so specifisch französisch, daß sie im Englischen alles Pikante verloren. Ueberdies spricht Louis Blanc das Englische zwar sehr geläufig, aber mit einem so fremden Accent, daß man anfangs Mühe hat, ihn zu verstehen."

*) Man schreibt uns aus Manchester, daß dort Friedrich Halm's „Sohn der Wildniß" mit Gesang und Ballet gegeben wird. D. Red.

Anregungen.

Gott in der Natur.

Wie verhält ſich das Menſchengeſchlecht zu dem Naturgange? Welche Erfüllung ſeiner ſittlichen Bedürfniſſe und religiöſen Hoffnungen hat es von dem Laufe der Natur und deſſen ſtrenger Geſetzmäßigkeit zu erwarten? Sind vielleicht die ethiſchen und religiöſen Ideale nur ſchöne Hirngeſpinſte, fromme Träume oder liegt in der Natur etwas, was auf ihre dereinſtige Verwirklichung hindeutet?

Erſt durch den Ausſpruch, den Moleſchott's „Kreislauf des Lebens" gegeben, haben ſich die Naturforſcher in jüngſter Zeit öfter genöthigt gefühlt, auf dieſe und ähnliche Fragen einzugehen. Die Haſt, mit der die „Kraft- und Stofftitanen" gegen den „Glauben" zu Felde gezogen und die Rückſichtsloſigkeit, mit der ſie alles, was noch irgendwie nach „Idealismus" ſchmeckte, über Bord warfen — trieb beſonnenere Naturforſcher, theils die Gebietsgrenzen der Naturwiſſenſchaften feſtzuſtellen, theils aber auch zu beweiſen, daß auch auf die Ergebniſſe der ſtrengen, exacten Wiſſenſchaft ſich eine Religion bauen laſſe, wenngleich keine confeſſionell-kirchliche mit Wunden und Wundern.

Ein ſehr achtungswerther Verſuch der letztern Art liegt uns vor in Profeſſor Baumgärtner's „Blick in das All" (Freiburg, Wagner, 1859), auf die wir ſchon einmal (in Nr. 14 dieſes Bandes in dem Artikel „Sind die Himmelskörper bewohnt?") hingewieſen haben.

Dr. Baumgärtner, Profeſſor der Medicin, gehört zu den acht proteſtantiſchen Profeſſoren der badiſchen Landesuniverſität Freiburg, welche gegen die durch das badiſche Concordat bedrohte Lehrfreiheit in einem beſondern „Promemoria" aufgetreten waren. Auf mediciniſchem Gebiet ſeit lange wirkend und die Lebenserſcheinungen ergründend, iſt Profeſſor Baumgärtner zu einer eigenthümlichen Theorie der Entwickelung alles Lebens aus Keimſpaltungen gelangt und hat zuletzt die Ueberzeugung gewonnen, daß die Phyſiologie fernerhin nicht mehr ausſchließlich die Dienerin der Arzneikunde bleiben dürfe, ſondern die noch wichtigere Aufgabe zu erfüllen habe, das Buch der Natur allen denen zu öffnen, welche in den Naturwiſſenſchaften Belehrung über die höchſten Intereſſen des Menſchen zu finden hoffen. Deshalb veröffentlichte er ſchon 1856 den erſten Theil ſeiner „Schöpfungsgedanken, phyſiologiſche Studien für Gebildete", deren zweiter Theil „Blicke in das All", uns jetzt vorliegt.

Profeſſor Baumgärtner's Anſichten über „Gott und die Natur" liefern den Beweis, daß eine denkende Betrachtung des Alls nicht von Gott ab-, ſondern zu dem Glauben an ihn hinführe, wenngleich der naturwiſſenſchaftlich begründete Gottesglaube allerdings „manche Lehren der verſchiedenen jetzt beſtehenden Confeſſionen als jugendliche Vorſtellungen erſcheinen" läßt, wie auch in der That die Menſchheit noch in ihrem Kindes- oder Jugendalter zu verweilen ſcheint, wenn wir die wahrſcheinlich bisher zurückgelegte Lebenszeit derſelben mit der Dauer einer Schöpfungsperiode vergleichen".

Zwei Dinge ſind es beſonders, auf welche ſich nach Baumgärtner der naturwiſſenſchaftliche Gottesglaube gründet: erſtens die große, bewundernswürdige Planmäßigkeit in allen Schöpfungsacten und Producten, ſodann das Geſetz der aufſteigenden Entwickelung. „Wenn es", ſagt Baumgärtner, „Naturforſcher gibt, welche leugnen, daß es ein außerhalb der Zeit und des Raums exiſtirendes Weſen gebe und welche in den Naturkräften ſelbſt Gott erkennen wollen, ſo können wir ſie nicht als Gegner der Religion betrachten, wenn ſie nämlich anerkennen, daß ein Plan in den Schöpfungswerken liege und alſo auch eine denkende Kraft, die Quelle dieſer Schöpfungsgedanken, exiſtiren müſſe." Dieſe Anerkennung verſage aber kaum ein Naturforſcher, ſondern gewähre ſie bewußt oder unbewußt, indem er ſtets bei jeder Unterſuchung eines Naturgegenſtandes nach den Zwecken forſche, welchen derſelbe zu dienen beſtimmt iſt.

Baumgärtner bringt einige merkwürdige Beiſpiele der Planmäßigkeit in den Schöpfungswerken bei. Er weiſt auf die ſinnreiche Vorrichtung hin, durch welche bewirkt wird, daß die Vögel während des Schlafs am Zweige ſich feſthalten. Es iſt nämlich die Sehne eines der Beugemuskeln der Zehen über das Gelenk des Vogels gezogen, ſtatt daß ſie, wie gewöhnlich, in der Biegung des Gelenks ihren Lauf nimmt. Hierdurch wird bewirkt, daß, wenn der Vogel im Schlafe zuſammenſinkt, die bezeichnete Sehne ſich ſpannt, wodurch ſchon für ſich die Zehen zuſammengezogen werden und ſich alſo um den Zweig legen, wodurch aber auch der betreffende Muskel gezerrt wird und daher, ungeachtet des Schlafs der Thiere, zur Zuſammenziehung veranlaßt wird.

Ein zweites Beiſpiel iſt die Einrichtung, wodurch bewirkt wird, daß bei dem auf ſeine Beute aus großer Höhe herabſtürzenden Raubvogel das Auge ſich ſchnell der Sehweite anpaßt. Bei den Augen anderer Thiere wird die Bewegung der Regenbogenhaut und alſo der Pupille durch glatte Muskelfaſern bewirkt, die ſich nur langſam bewegen, welche Einrichtung bei dem Raubvogel zur Folge haben würde, daß er bei ſeiner Annäherung an den Gegenſtand ſeines Angriffs denſelben nicht mehr zu erkennen vermöchte. Bei dieſem Thiere ſind aber feine derartigen, ſondern quergeſtreifte Muskelfaſern angebracht, was es möglich macht, daß das Auge nach der ſo plötzlich veränderten Sehweite ebenſo ſchnell ſich einrichtet. Das für uns wichtigſte Beiſpiel der das Ganze beherrſchenden Planmäßigkeit ſind aber nach dem Verfaſſer die ſtaunenswerthen Geſtaltungen

der Thierwelt aus der einfachen Zelle, aus welchen zuletzt das Menschengeschlecht hervorging.

Wie der Verfasser aus der Planmäßigkeit der Schöpfung im einzelnen und im ganzen den Glauben an Gott entwickelt, so entwickelt er aus dem wiederholten Hervorgehen neuer, höherer Schöpfungen aus den untergegangenen alten den Glauben an Unsterblichkeit, d. h. den Glauben an eine höhere Zukunft des Menschengeschlechts. „Ist es wahr, daß aus der einfachen Zelle durch eine Reihe von Entwickelungen endlich das Menschengeschlecht hervorging und hat also jeder Theil dieser Entwickelungsreihe eine Zukunft, so dürfen wir wol im allgemeinen annehmen, daß dieser große Schöpfungsplan, welcher so beharrlich durch ungeheure Zeiträume hindurchgeführt wurde, ein anderes Ziel haben müsse als die Auflösung der Geschöpfe in die Elemente. Die Menschheit hat ebenso gewiß, wie es bei den zuerst entstandenen Zellen der Fall war, ihre Zukunft." Besonders findet der Verfasser in den moralischen Anlagen der Menschheit, in dem Gewissen, in der Befriedigung, welche die gute That gewährt, die Hindeutung auf ein Jenseits, ein entsprechendes Ziel für unsere Veredelung. „Wir finden", sagt der Verfasser, „in der Natur für jeden dem Geschöpf eingepflanzten Trieb ein entsprechendes Aeußeres; für den Nahrungstrieb ist die Speise da, und zwar erkennt jedes Thier die ihm von der Natur angewiesene bestimmte Art des Nahrungsstoffs durch den Instinct; für den Durst dient die Quelle und die Liebe findet ihren Gegenstand. Können wir daher unsere moralischen Gefühle, welche eine höhere Bestimmung des Menschen fordern, als wirklich von der Natur uns eingepflanzte Gefühle ansehen, so dürfen wir dieselben wol auch als einen Beweis der Existenz eines entsprechenden Aeußern betrachten."

Die Erde ist dem Verfasser nur ein Glied in dem Gesammtorganismus der Welt, sie muß den Bewegungen und Entwickelungen des Ganzen folgen; aber diese Bewegungen und Entwickelungen lassen ein Gesetz erkennen, nach welchem die niedern Entwickelungsreihen fruchtbare Keime für die höhern zurücklassen, und somit ergebe sich aus der Naturreligion die doppelte Anforderung, nach Selbstveredelung zu streben und sich unbedingt in die Pläne des Schöpfers zu ergeben. „So erhebt sich auf dem Boden der Wissenschaft ein Tempel, der einfachen Anbetung Gottes geweiht, an dessen Altar der Christ, der Mohammedaner und der Israelit gemeinschaftlich Erhebung finden werden."

Dieser so unbestimmt, in den allgemeinsten Umrissen gehaltene Glaube wird freilich denen nicht genügen, die eine genaue Beschreibung Gottes und ein detaillirtes Gemälde der Unsterblichkeit von der Religion verlangen. Er wird ferner denen nicht genügen, die entweder demüthig sich als ein Glied der Erde und die Erde als ein Glied des Kosmos zu betrachten und demgemäß sich in den Schöpfungsplan zu ergeben, vielmehr hochmüthig sich mit ihrer Persönlichkeit zum Mittelpunkt des Universums machen, zu ihren Gunsten von dem Schöpfer Wunder, also Durchbrechung der Naturordnung verlangen und denen mit einer bloßen Fortentwickelung der Menschheit nicht gedient ist, sondern die ihr theuerstes Ich auch dem Tode conserviren wissen wollen.

Diesen, sagen wir, wird die Baumgärtner'sche Naturreligion nicht behagen. Aber die Naturreligion, d. h. die naturwissenschaftlich begründete, vermag überhaupt nicht egoistisch-religiösen Interessen zu dienen. Ergebung in die Naturordnung ist ihre Losung und der einzige Trost, den sie gewähren kann, ist dieser, daß das Ganze zu höhern Zielen fortschreitet, daß nicht Zufall, sondern ein weiser Plan in dem Universum waltet, daß folglich auch die Menschheit das ihr in diesem Plan vorgezeichnete Ziel erreichen wird.

Neue Gedichte.

V.

Den „Liebesmemoiren. Ein Roman in Liedern" von A. Wank (Prag, Kober & Markgraf, 1860), vermochten wir auch bei dem besten Willen, in die Gedankengänge eines liebenden Herzens einzugehen, nicht viel Geschmack abzugewinnen. Wiedergegeben sind hier die Töne, die von H. Heine's Leier auf dem Boulevard des Italiens klangen, als er nicht mehr der Dichter des „Buch der Lieder" und noch nicht der „Lazarus in der Matratzengruft" war; eine Selbstbespiegelung in tausend unbedeutenden Abenteuern, die sich schließlich — von den bekannten zwei Engelsaugen bekehren läßt.

„Bellona Orientalis" von Friedrich Karl Meyer (Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1859) hat etwas im Stil und im Inhalt von einer politischen Offenbarung St. Johannis, leider ohne die Originalität derselben. Es sind — oder sollen doch wenigstens „Hymnen" auf den Krimkrieg sein. Der Verfasser hat eine lebhafte Phantasie. Zu lebhaft vielleicht, wenn er sich in die Zukunftsgeschicke Europas vertieft. Einzelne Bilder sind ihm wohlgelungen, sein Stil aber ist aufgelöste Prosa. Das rhythmische Schema desselben, das er in einer Note bringt, beruht auf der Selbsttäuschung, daß man die deutsche Sprache wie die griechische behandeln könne — und vor allem lesen könne, wie die hellenischen Strophen gesungen wurden.

Alte Kernsprüche.

Wer viel disputirt, glaubt oft wenig.

* * *

Die Händel bleiben, die Leute vergehen.

* * *

Wer kein Licht hat, sollte auch andern nicht leuchten wollen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Julie

(die Augen niederſchlagend und ſich als Weltdame faſſend).

Ei, ei — ich dächte, er hätte an Einer genug. (Nach einer kleinen Pauſe ſteht ſie leidenſchaftlich auf und geht an's Fenſter, als wollte ſie dort etwas ſehen.)

Wolf

(während dieſer Bewegung).

Und ſchon um dieſe Eine hat die Welt ihn zu beneiden! (Aufſtehend für ſich) Es wirkt. Marie muß aus dem Hauſe. Dünkt ſich ſicher. Ich will ihr den Trotz benehmen.

Julie

(am Fenſter).

Es iſt nichts. (Rückkehrend) Ich glaubte etwas Bekanntes zu ſehen. (Setzt ſich wieder und ſtreicht die Zeichnung mit einigen nicht zu heftigen Strichen aus.)

Wolf.

O Sie vernichten ja — (Sich wieder ſetzend) ich ſah meinen Collegen vorhin ausreiten. Es iſt merkwürdig, wie ſehr er ſeit kurzer Zeit ſich gegen früher verändert hat.

Julie.

Finden Sie das auch?

Wolf.

Gar nicht mehr zum Wiedererkennen. Als Sie das Haus mietheten, was erſchrak ich vor dem Anblick Ihres

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

ne Folge. Fünfter Band. **Nr. 42.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

halt: Hedwig. Eine Erzählung. Von Rosa Horn. II. — Die blinde Dichterin. — Unsere „besten Jahre". Von v. Dr. Rödbeck. — Berliner Umschau. VII. — Kriegsgeschichten. — Alte Kernsprüche.

Hedwig.

Eine Erzählung.

II.

ri Jahre sind vorüber —

Wieder sind wir auf Hohenmühl —

„Da bin ich, Papa!" rief Hedwig, die Thür des Vaters Zimmer öffnend.

Dieser wandte überrascht den Kopf. Er glaubte noch in der Stadt, wohin sie mit der Mutter Emilien gefahren war. „Wo kommst du her? Ich hörte ja gar keinen Wagen?"

„Ich bin zu Fuß gekommen, Papa!" antwortete das Mädchen lachend und drängte ihre hohe, schlanke Gestalt durch die Thürlücke. „Mama ist nach der Felsmühle. Da ist irgendwer krank — ich weiß nicht, ob ein Mensch oder eine Kuh — genauer gefragt habe ich nicht —"

Hedwig warf mit großer Sorglosigkeit ihren Hut auf den ersten besten Stuhl.

„Aber ich denke", sagte der Vater, „ihr wolltet ins Theater gehen?"

„Ja", lautete die lachende Antwort, „der Onkel denkt und Mama lenkt — wir kamen nicht dazu."

„Nicht dazu?"

„Nein, gewiß nicht! Erst gingen wir zu einer Putzhändlerin; wir wollten Blumen kaufen zu dem Ball auf dem neuen Saal — ich wählte Rosen — Mama fand die Blumen, die ihr gefielen und die auch schön waren, zu theuer; sie zögerte — überlegte —"

„Du zögertest, überlegtest natürlich nicht —" sagte Wartenfels lächelnd.

„Natürlich nicht, guter Papa! Emmi und Mama gingen darauf in einen Laden, wo es allerhand Maschinen gab; ich blieb einstweilen draußen — es handelte sich um eine Kaffeemühle."

„Nun, das wird doch so lange nicht gedauert haben?" bemerkte Wartenfels, während er mit unterdrücktem Lächeln mit der Feder die Striche des bereits Geschriebenen überzog.

„Und doch!"

„Und du bliebst die ganze Zeit auf der Straße allein, Hedwig?"

„Das war allerdings schlimm, Papa! Zum Glück kam Valeska. Sie fuhr mit ihrem Bruder — ich stieg mit in den Wagen, fuhr ein Stück hinaus nach dem Park und als wir zurückkehrten, bezahlte Mama eben die Kaffeemühle und von der andern Seite schloß man bereits den Laden. Nun aber waren noch keine Blumen gekauft. Mama eilte nach dem Modewagazin — Ja! Fest zu! Kein Mensch drin — Straße auf und ab. Endlich finden wir noch einen kleinen Laden offen — ich sage dir, Papa — Blumen — nun, du

wirft zu ſehen — Mama kaufte ſie — eine Art Tuberoſe. Zum Theater war es nun doch zu früh."

Hedwig war groß und ſtattlich geworden. Ihr Geſicht hatte etwas Feſtes, Bezeichnendes, ohne eigentlich ſchön zu ſein. Vielleicht fehlte ihm der Ausdruck der Güte. Das konnte man jetzt kaum unterſcheiden; die erſte prangende Blüte der Jugend lag auf dieſen Zügen.

Drei Jahre waren im Penſionat vergangen. Hedwig hatte der Confirmation der Schweſter beigewohnt. Wie verſchieden die Mädchen waren! Emilie das vollendete Abbild einer normal ſich entwickelnden Weiblichkeit, maßhaltend in allem — Hedwig hochaufgewachſen, unruhig, ungeſtüm — gar nicht wiſſend, wohin eigentlich mit dem Strome des Lebens ſchwimmen. Die drei Jahre im Penſionat hatten ihr Selbſtbewußtſein gegeben. Dort war alles anders als im Vaterhaus — dort hatte ſie gleiche Bedeutung wie die andern. Die fünfmal geſiegelten Briefe von Hohenmühl enthielten denſelben reichen Beitrag wie irgendandere mit fürſtlichen Wappen bezeichnete. Zudem war Hedwig ein Mädchen, das ſich fühlte, das innerliche Bedeutung hatte; ihr Gang machte dem Tanzmeiſter nicht viel zu ſchaffen. Ihre ganze Haltung war bezeichnend. Zeitweilen fuhr ſie mitten in ihrem Sinnen auf, ſchüttelte ſich die Locken von der Stirn, was ihr den Ausdruck eines Uebermuthes gab, von dem man ſich vollſtändig überzeugen konnte, wenn ſie in ſolchen Momenten den vollen Einblick in ein Paar dunkle, tiefe Augen geſtattete, die ſie gewöhnlich, und gleichſam als wären ſie zum Alltagsgebrauch zu gut, mit den langen Wimpern verſchleierte. Ein angehender Charakter, gleichſam noch im Flügelkleide, gewahrt Intereſſe, erregt aber noch weit eher Mißtrauen.

Emiliens Mutter fühlte ſich noch wie vor von Hedwig abgeſtoßen. Zudem klagten die Leute auf Hohenmühl jetzt noch mehr über das Mädchen. Sie gab mit vollen Händen, aber nicht mit der patriarchaliſchen Manier wie Madame Wartenſleb oder Emilie. Der Landmann will alles detaillirt haben. Er hat es gern, wenn ihm der über ihn Geſetzte die genaue Vorſchrift macht: Hier haſt du ein Tuch, eine Schürze zur Kirche — Hier haſt du Mehl zur Suppe — So und ſo viel Löffel voll! Das that Hedwig nicht. Sie ſchenkte, warf den Leuten ihre Gaben zu und kümmerte ſich nicht darum, ob die Mägde derjenigen aus der Stadt mitgebrachten Halstücher in der Kirche oder in der Milchkammer trugen, ob der alte Schäfer für das ihm gegebene Geld Brot oder einmal Wurſt für ſeinen Kpoll kaufte. Natürlich war Hedwig im Munde der Leute „ſtolz". Wollte ſie mit dieſem Ton proſtituiren? Keineswegs. Ebenſo wenig war es die Sprache des Penſionats — es war nur ſo die eigene Eingebung, der ſie folgte.

Hedwig hatte eine Freundin gefunden. Die junge Gräfin Valeska von Sondersleben war mit ihr zugleich im Penſionat. Beide Mädchen liebten einander und Hedwig hing mit ſo tiefem Gefühl an der Freundin, wie ſich nur immer unter ihrer Außenſeite verbarg.

An jenem Abend hatte Hedwig ihren Vater verlaſſen; ſie hatte den Hut an einem Band ergriffen und war mit demſelben hinaufgeſtiegen in ihr Zimmer. Die Mutter und Emilie waren noch nicht da. Bald war ein bequemeres Kleid angezogen — ein Blick zum Fenſter hinaus zeigte Herrn Mooſen — er kam vom Feld herein. Er iſt gewiß recht müde! dachte Hedwig, als er den grauen Hut lüftete.

Mooſen war ein ganz ſtattlicher Mann geworden, der von fern intereſſanter ausſah, als er vielleicht in der That war.

Nun ſprang Hedwig hinunter in den Saal, wo man mit dem Abendeſſen auf Frau und Tochter wartete. Mamſell Friederike ſah ob des langen Wartens ganz echauffirt aus — es mußte in der Küche etwas Gefahr laufen zu verbrennen.

Auf dem Lande nimmt man es mit ein Paar beſtäubten Stiefeln nicht ſo genau — Herrn Mooſen's ganze Soupervorbereitung beſtand in einem gelegentlichen Zurechtzupfen der Kravatte vor dem Spiegel. Bei dieſer Beſchäftigung traf ihn Hedwig. War dieſe in der geeigneten Stimmung, ſo ſchwatzte ſie gelegentlich ſo viel, daß ſie oft ſelbſt nicht wußte, ob ſie das ſelbſt geſagt hatte oder jemand anders. Daher kam ihr in verzeihlicher Perſonenverwechſelung Herr Mooſen zuweilen geiſtreich vor. In der That war dieſer aber ein guter, braver, alltäglicher Menſch.

Zu ſo klarer Anſchauung hatte es indeſſen Hedwig bei ihren ſechzehn Jahren einem Manne gegenüber noch nicht gebracht, der, nach Valeska's maßgebendem Ausſpruch, einen Kopf hatte von „rein römiſchem Typus" — Was die Mädchen nicht alles wiſſen!

Die Hauptunterhaltung in und um Hohenmühl drehte ſich ſeit Wochen nächſt den Düngungsfragen um die Einweihung eines gewiſſen,

im Forst gelegenen Neubaues, den man den „Neuen Saal" nannte.

Die Ritterschaft der Umgegend hatte das Bedürfniß gefühlt, im Laufe jedes Winters doch auch einige Bälle abzuhalten, sich zu versichern, daß man nicht allein in dem Eis und Schnee noch lebensfähig sei, sondern sogar den Muth hätte, im blumenaufgesteckten Tarlatan, mit allen möglichen Pelzen von fremden und einheimischen Thieren umgeben, einige Meilen oder auch nur Stunden zu fahren. Die reichen Herren zogen willig ihre Portefeuilles und bald war eine Summe gezeichnet, die für den Neuen Saal alle nur möglichen Comforts an Kronleuchtern, Parquets und von mittelmäßigen Meistern gemalten Frescobildern in Aussicht stellte. Durch Protection und auch aus althergebrachtem Behagen sollte der Neue Saal unmittelbar der alten Waldschenke droben an der Hannenschanze angebaut werden. Diese alte Schenke war das Ziel der ganzen Gegend, der Mittelpunkt der Jagden; es war zwar nur ein unbedeutendes, einstöckiges Haus — eine niedere Schenkstube, halb verbaut, mit einem gewinnen allbekannten grünen Kachelofen — aber welche Erinnerungen weckte dieser alte Ofen! Wie behaglich speiste es sich hinter demselben, wenn die Herren, erfroren fast, sich Rendezvous in der alten Schenke gaben! Frau Brigitte Teichmeier hatte vom Himmel keine auch noch so kleinen körperlichen Reize erhalten; sie war eine hagere, unschöne Persönlichkeit; auch war ihre Geistesausbildung höchst vernachlässigt, sie konnte keinen Buchstaben in den Zeitungen lesen, die der hohenmühler Bote wöchentlich zweimal zu ihrer Küchenthür hineinlangte und die sie um der „Herren" willen hielt; aber eine Gabe, ein wahres Talent hatte die Mutter Natur ihr als Wiegengeschenk eingebunden: die Gabe, zu kochen. Man mußte staunen, Frau Teichmeier konnte poetisch werden, wenn es sich um die Beize eines Auerhahns oder um die Kirschsauce zu einem Wildbraten handelte. Sämmtliche Herren und Damen der Umgegend behandelten Frau Teichmeier mit der Aufmerksamkeit, die man einem anerkannten Genie gern zollt — und der Neue Saal wurde dicht in die Nähe von Küche und Kachelofen der alten Waldschenke gebaut. Welche Soupers fanden da im Aussicht! Wie gemüthlich dachten sich's die Herren aus, den glänzenden Saal für kurze Zeit hinunter hinter den grünen Ofen zu flüchten, um irgendeine Delicatesse in aller Eile noch vor dem Souper zu essen und mit einem Glas Portwein zu begießen — — Hedwig hatte eigentlich dieses Thema ziemlich überdrüssig. Da es aber Herr Mooten war, der nach den Toilettevorbereitungen zu dem großen Eröffnungsballe fragte, so lachte sie lustig. Sie dachte an die in jenem obscuren Laden gekauften Unterröcke der Mutter. Herr Mooten machte über dieses unmotivirte Lachen ein etwas bedenkliches Gesicht; überhaupt sah er Hedwig, seit sie zurückgekehrt, zeitweilen fast zweifelhaft, um nicht zu sagen mißtrauisch an. Es war ihm etwas unklar an ihr — sie war anders als seine Schwestern, als seine Cousinen und auch als Emilie; das stand fest und es sprach nicht zu ihren Gunsten. Ein Landwirth liebt es nicht, wenn eine Frau über irgendeinen die Wirthschaft betreffenden Gegenstand lachen kann, und Hedwig hatte neulich fortwährend über die Beine eines Hochzeitsgabns gelacht. Das war „leichtsinnig". Im ganzen genommen war sie aber doch ein stattliches, kräftiges Mädchen; so urtheilte er, und Herr Wartenfels war ein reicher Mann — Hedwig der „Verstand" und der „Vorzug" — der Pensionsübermuth gab sich wol mit den Jahren.

Zum Unglück aber residirte Valeska, zwei Stunden von Hohenmühl entfernt, auf Nieten-nein, einem Schlosse, welches ihr Bruder von einem alten Onkel geerbt hatte zu einer Zeit, als er just nicht wußte — der Bruder —, woher er eine ziemlich cavaliermäßige Schuldenlast tilgen sollte, die ihn ziemlich unfreiwillig in Paris festhielt. Der Tod des alten steinreichen Onkels half aber; ein halbes Jahrhundert lang verschlossen gewesene Schränke öffneten sich, die pariser Schuld wurde zur Bagatelle. Nach einem solchen, zum Ueberdruß ausgebeuteten Boulevard-, Salon- und Theaterleben war es dem jungen Grafen von Sonderslieben eine sehr angenehme Vorstellung, sich im Herzen Deutschlands in der gesunden Luft eines herrlich gelegenen Schlosses neue und frischere Lebensanschauungen zu holen als unter den geschminkten Schönheiten der Seinestadt. Nietenstein war eine vielbesuchte Ruine. Man konnte sich, ohne seine Phantasie allzu sehr anzustrengen, in längstentschwundene Tage zurückversetzen — alles war hier zusammenhängend altersthümlich, und als Valeska zum ersten male Hedwig mit hinübernahm und die beiden Mädchen durch das Schloßthor fuhren und vor der Halle ausstiegen, da sah Hedwig die Freundin so erstaunt an, daß diese lachend

lachte, bis die alten wappengeschmückten Trinkgläser gleichsam zum Gruße anklangen. Das war ein seltsames Zeichen — —

Den Bruder kannte Hedwig schon. Sie ging ihm aus dem Wege und nahm seine Gesellschaft nur aus Rücksicht für Waleska mit in den Kauf. Es lag etwas in seinem Wesen, was sie nicht ansprach, und verstohlen und von der Seite betrachtete sie die freie, markirte Stirn, die etwas weiten Schläfe, die scharf gebogene Nase und die dünnen, feinen Lippen, die übrigens recht geistreich lächelten. Hedwig gefiel das alles nicht. Sie entging gern dem forschenden, kalten Blick dieser Augen — sie verdeckte die ihrigen zu gern, als daß sie es gern gehabt hätte, sich so geradewegs betrachtet zu sehen. Zudem hatte der junge Mann etwas Ueberlegenes — genug, sie sah ihn lieber gehen als kommen.

Was gab es aber auf dem Riesenstein nicht alles zu sehen! Hier ein Arbeitskästchen, noch verblichene Seide darin — es gehörte Waleska. Die frischen, rosigen Mädchenhände wickelten die Vergangenheit nur so ab. Dort gab es einen abenteuerlichen Vogelbauer. Waleska hatte ihren Kanarienvogel hineingesperrt, der sich vor Angst über den unheimlichen Bau fast den Kopf einrannte. Hedwig's Geschmack war das Alterthümliche nicht. Gott sei Dank, daß ich damals nicht gelebt habe! dachte sie. Bei alledem blieb das Wohnen auf dem alten Schlosse auch nur ein Project. Die jungen Bewohner fanden es unheimlich. Man hatte es aber auch gar nicht nöthig, denn unten gab es eine reizende Villa mit breiter Terrasse, luftigen Fenstern, bunten Tapeten und ausgestattet so schön und bequem wie möglich. Dem Kanarienvogel wurde sein Bronzebauer an dem Tage wiedergegeben, an dem Waleska drei Zimmer, auf die Terrasse der Villa hinausgehend, bezog.

Herrn Wartenfels war diese Beziehung zu Riesenstein, in die seine Tochter immer mehr hineingezogen wurde, keineswegs lieb.

Riesenstein oder sein alter aristokratischer Schloßherr hatte in einer beständigen Opposition mit den bürgerlichen Besitzern der Ritterhöfe gestanden. Herrn Wartenfels' Familie repräsentirte diesen Stand und er war nicht weniger bürgerlicher Aristokrat wie jener ein adelicher.

Nun sollte seine Tochter so mir nichts dir nichts auf Riesenstein verkehren?

Waleska kümmerte sich um diese Abneigung gar nicht. Sie entführte früh und spät, vor und nach Tische Hedwig und schien zu haben oder hatte wirklich ein gewisses naives Blindsein für die ernsten Blicke der Aeltern.

Hedwig sollte eine Hausfrau werden, auf Riesenstein wurde sie's nicht. Wartenfels sagte ihr das einmal, aber es war zu verlockend und Waleska in ihrem schimmernden Putz mit ihrem weißgefütterten Phaethon eine wahre Sirene. Daß sich die Leute im Leben so schwer entschließen, etwas direct zu verbieten! Hätte der Vater Hedwig's bestimmt ausgedrückt, daß es sein Wille sei, zur Besuche zu unterlassen, so wäre es geschehen; aber so klug er immer war, die hohe Gestalt seiner Tochter ließ ihn ganz vergessen, daß Mädchen in ihrem Alter der führenden Hand weit mehr bedürfen als in den Kinderjahren. So grämte er ihr im Innern, Hedwig war mit sich selbst unzufrieden und ging doch. Waleska plauderte so lebhaft, es war gar kein Leichtsinn, daß Hedwig gewöhnlich an einem gewissen, nicht allzu weit von Hohenmühl entlegenen Kreuzwege ihr letztes Unbehagen bereits überwunden hatte.

Der Herbst kam und schlechtes Wetter, wo man dann innerlich gutes brauchte. Folglich war man auf Hohenmühl schon durch den Himmel selbst gereizt. Herr Moosen schickte die Leute hinaus — er wollte den Sonnenschein förmlich erzwingen; aber nach einer Stunde kehrten sie im vollen Regen heim.

An einem solchen Tage fiel der Wochenrechnungsschluß. Moosen und Mamsell Friederike waren im Schreibzimmer. Man wartete auf Hedwig, die eben die Wirthschaftswoche gehabt hatte. Endlich kam sie, ihr Notizbuch in der Hand. Es waren die Vergleiche zwischen dem, was sie von Moosen entnommen, zu machen — dieser hatte seine Angaben bereits geliefert.

Herr Wartenfels nahm Hedwig das Buch aus der Hand. Er prüfte, runzelte die Stirn. Wie war das, das traf nicht zu! Montag nicht — Dienstag zu viel — Mittwoch zu wenig. „Hedwig, was ist denn das? Das trifft ja nirgends! Moosen, sehen Sie her!..."

Hedwig trat längst von einem Fuß auf den andern. Sie hätte das Buch den väterlichen Händen gern entrissen. Daß die Notizen nicht trafen, war gar kein Wunder. Sie waren in das Buch gewöhnlich nachträglich in Waleska's Phaethon auf dem Wege nach Riesenstein eingetragen worden. Das Gedächtniß trügt und ist unzuverlässig, wenn es sich um einen halben oder ganzen Scheffel Weizen oder Gerste handelt. Schon

ie Schrift empörte den Vater. Man sah deutlich das Schwanken des Wagens an den zitternden Strichen.

Herz Wartenfels wurde immer aufgeregter.

Mooſen hätte vermitteln können. Aber wie ollte es um die Ordnung auf Hohenmuhl aushen, wenn dergleichen in der Mechanik dieser Musterwirthschaft vorkommen konnte? So strich sich mit der Hand über die Stirn und dachte, ine kleine Lection kann ihr gar nichts schaden. Daß Hedwig's dunkle Augen ihn, Rettung suchend, on der Seite anblickten, das sah er nicht oder ollte es nicht sehen.

Herr Wartenfels sagte noch immer nichts. r schickte nur hinauf, um seine Frau entbieten zu ſen.

Madame Wartenfels erschien. Man prüfte e Wirthschaftsbücher. Nichts paßte.

Madame Wartenfels suchte zu vermitteln, er mit einem Gesicht, welches aussah auch wie ne personificirte unrichtige Notiz. Das erbitterte n Hausherrn noch mehr. Im Hinblick auf ine Frau sagte er nichts — die alten Tage uren noch nicht vorüber; er warf nur Hedig's Buch in ein Fach seines Tisches, schloß nn geräuschvoll zu und kümmerte sich nun nicht hr um Hedwig, die fast weinend das Zimmer ließ.

Sie zürnte nun mit allen, vorzüglich aber t Mooſen. Und doch kam ihr die Haltung Helden so eigentlich männlich und imponirend vor. ie hätte es vielleicht gar nicht gemocht, daß er sie Schutz genommen hätte — hätte es ihm gar ht einmal gedankt. So mischten sich in ihre ränen, als sie sich eben in ihrem Zimmer auf s kleine, einfache Sofa warf, Gefühle, die für rrn. Mooſen sprachen. Jeder weibliche Charter fühlt das Bedürfniß, sich dem männlichen illen unterzuordnen, ja vielleicht noch in erheitem Maßstabe, wenn er selbst starkwillig ist. rnen ist wol eine selten verstandene und selten lich auch in rechter Form gewährte Wonne es Frauengemüths.

Nachmittags erzählte Hedwig den Verlauf der rundin.

Die junge Aristokratin begriff gar nicht, daß von Wichtigkeit sein könne, ein paar Zahlen in em Wirthschaftsbuch falsch oder richtig zu haben. Dabei duckten die beiden Mädchen ihre Köpfe er das Dach des Pharthons, auf den der gen herunterzuprasseln begann — es gibt nichts ereß als solch eine Fahrt.

Herr Mooſen war auf dem Felde. Er hatte erzwingen wollen, zu arbeiten und stand unter einer Menge Frauen. Man erntete Kartoffeln. „Er sieht wie ein Paſcha in seinem Serail!“ sagte Waleska lachend. Hedwig drehte ihr den Rücken.

Und doch versank letztere auf eigenthümliche Art zum öftern in sich selbst. So glänzend auch vielleicht dermaleinst ihre Phantaſie sich beschwingen konnte, jetzt war das Ziel ihrer Wünsche nur Herrn Mooſen's Herz. Vor ihm im Brautkranz zu stehen, vor ihm den Blick zu senken, vor ihm alle die kleinen Unarten ihres Wesens zu beherrschen — beherrschen, zu sich von ihm zügeln zu lassen! Und wie sehr sie eigentlich des Zügels bedurfte, das spürte und ahnte sie instinctmäßig.

So fuhren sie dahin.

Wie angenehm wird es sein, den Thee zu trinken! Das Wetter war so gewiß vorwinterlich — und Hedwig liebte den Winter trotz seiner Einsamkeit; er fesselte ans Haus — und innerhalb des traulichen Zimmers auf Hohenmuhl befand sich für sie alles, was es für sie Wünschenswerthes auf der Erde gab. Nämlich wenn Herr Mooſen seine letzte Runde vollendet hatte und sich an seinen Platz neben dem Kamin setzte.

Jetzt fuhren sie in die Einfahrt von Nieſenheim neuen Anbaus. Der Kies knirschte unter den Rädern, als sie durch die englischen Anlagen fuhren.

Trotz des Regens, der immer dichter wurde, kam Waleska's Bruder aus dem Garten; er hatte einen großen Strauß so herrlicher Monatsrosen in der Hand, wie sie in langsamerer Entfaltung nur der Herbst bietet. Der Wagen hielt und er theilte seinen Strauß unter die beiden Mädchen.

Seit einiger Zeit sprach er zu Hedwig immer in einem so werbenden Tone, wie junge Männer von Welt oft zu thun pflegen gegenüber so jungen Wesen. Vielleicht zeigte ihn der unterdrückte Aerger, mit dem die Freundin seiner Schwester diesen Ton hinnahm. Sie war gegen ihn ganz so scheu und zurückhaltend, wie ein Mädchen nur immer ist, wenn es einen Gegner sich gegenüber weiß, mit dem es nicht wohl weiß fertig zu werden.

Hedwig nahm die Rosen ungern. Es war für sie fast die Verletzung eines Glaubensartikels, Blumen anzunehmen von einem andern Manne als dem, dem es in gegenwärtigen Zeiten noch gar nicht einfiel, ihr irgendwelche zu spenden —

gleichwol forderte es in der Gultur ihres jungen Herzens. Zögernd streckte sie ihre kleine Hand nach dem ihr zugereichten Strauß theil hin — die Handschuhe hatte sie wie gewöhnlich in der Tasche.

Der junge Herr auf Nieenstein merkte dieses Zögern recht wohl. Er wußte, daß es eine mühsam erlernte und theuer bezahlte Pensionsbildungserrungenschaft war, daß sie nicht allein die Gabe nicht abschlug, sondern sogar ein wenig zu lächeln versuchte. Das Lächeln war längst vorüber, als der Wagen weiter fuhr.

Der Bruder Valeska's ging langsam, die nun leeren Hände auf dem Rücken zusammenlegend, um ein großes Rundtheil, welches, mit reicher Georginenpflanzung bedacht, einem prächtigen Teppich glich. „Alle Originalität, allen Willen nimmt man den Mädchen!“ dachte er in unangenehmem Hinblick auf die „modernen Erziehungsresultate“. Ob sanguinisch, ob phlegmatisch, ob sentimental — alles erzieht man über dieselbe Schablone!“

Als er in die Villa trat, sah er die Mädchen auf einem Theil der Terrasse, den eine wasserdichte Marquise vor dem Regen schützte. Sie schienen heiter zu sein. Valeska hatte von Moosen gesprochen und Hedwig — schmähte weidlich auf ihn!

Graf Sondersleben saß indessen am Schreibtisch und versuchte zu schreiben und Rechnungen zu prüfen. Als er dessen überdrüssig war, schnitt er einige der neuesten literarischen Erzeugnisse auf, die man ihm aus der Stadt schickte. Die Mädchen gaukelten unweit seines Fensters wie zwei Sirenen umher. Er legte ein Buch um das andere aus der Hand — —

Hinter den Mädchen ordnete die Hausmeisterin auf Nieenstein im Salon bereits zum Thee zu und die kleine Spiritusflamme leuchtete lustig in dem schon dunkler werdenden Zimmer.

Valeska hatte ihre Rosen gerupft. Es liegt förmlich in mancher Menschenhand, Blumen zu entblättern. Hedwig hatte sie unversehrt behalten. Sie lehnte mit dem Rücken am Geländer und horchte plaudernd, wie Valeska ein Rosenblatt ums andere abzupfte, über den Fingern zusammenbrach und auf dem Rücken der Hand zersprengte.

Jetzt trat der Schloßherr dazu.

„O, ex, Valeska, Schwesterchen!“ sagte er neckend. „Muß denn das Orakel gar so oft gefragt werden? So viele Rosenblätter —“

„Ist es denn nicht gleich, Eduard, ob ich das thue, was der Sturm und der Regen doch gethan haben würden? Blumen sind einmal vergänglich.“

„Blumen allein?“ fragte der Bruder — „Blumen und Menschen! Indessen wünschen wir beide in Hände gegeben zu sehen, die ihr kurzes Leben möglichst weit hinausschieben — wie zum Beispiel die Rosen da in Fräulein Hedwig's Händen — —“

Hedwig würde eine retrograde Bewegung gemacht haben, aber das Geländer hinderte sie daran.

Graf Sondersleben lächelte wieder sein spöttisch und sah, wie gern Hedwig die Blumen weggelegt hätte.

„Nicht wahr, Sie thun mir die Liebe“, fuhr er neckend fort, „und legen die Blumen zu Hause ins Wasser — in Ihrem Zimmer natürlich — in Ihrem Heiligthum!“

Hedwig zitterte vor Zorn. Sie wehte mit den Blumen wie mit einem Fächer.

„Wie freundlich diese Schonung ist! Wie dankenswerth, wie rücksichtsvoll — für —“

„Mich“? war noch nicht ausgesprochen — ohne rasche Handbewegung Hedwig's — und im weiten, heftigen Wurf rauschten die Rosen davon und fielen schwer hinunter auf die Steinfliesen der Terrasse.

Da stand Hedwig, die Hände halb erhoben, die Augen weit offen, zitternd nach der raschen That. Und einen leichten Schrei ausstoßend, lief sie ohne Abschied, ohne einen Blick für Valeska davon.

Ein lautes „Ah!“ — langgedehnt, ausdrucksvoll, hörte man von Valeska's Bruder.

Beider Augen hatten sich begegnet, beide hatten sich mit den Blicken gemessen, ungefähr wie ein Paar kampffertige Gegner. Hedwig hatte einen Moment den vollen Blick in ihre großen dunkeln Augen gestattet, zu gleicher Zeit aber auch durch dieselben den stolzen, kalten und fragenden Blick des jungen Mannes in ihre Seele aufgenommen. Jetzt war es beinahe noch schlimmer wie beim Annehmen der Blumen. In diesem Blick lag etwas so Ueberlegenes, daß sie sich der Macht desselben nicht entziehen konnte. Und doch sollte ihr nichts imponiren, als was von Herrn Moosen kam. So wollte sie's nun einmal. Mit schnellem Griff hatte sie Hut und Mantel erfaßt. Sich mit beiden Gegenständen zu bekleiden, gab sie sich keine Zeit. So lief sie fort durch den

Dorf, ein Stück Landstraße entlang, einem Feldwege zu, der näher nach Hohenmühl führte.

Indessen stemmte Waleska's Bruder beide Ellenbogen auf das Terrassengeländer. Seine Augen schienen in ruhiger Betrachtung ohne jegliche innere Aufregung auf dem unten liegenden Raine zu haften, auf den der Regen herabfiel. Waleska war in großer Verlegenheit. Indessen der ihr angeborene Takt hieß ihr, zu schweigen. Nach einigen Minuten sagte der junge Schleuberer leichthin: „Das närrische Mädchen läuft wirklich im Landregen hinüber! Schick' doch den Wagen nach, Waleska!"

Diese gab dem betreffenden Befehl, welcher sich jedoch als unnütz erwies. Bingo sah man keine Spur mehr von der Entflohenen.

Eine Viertelstunde von Nieswitzen erst nahm sich Hedwig Zeit, den Hut aufzuziehen. In der Kirchallee am nächsten Orte schlug sie den Mantel um die Schultern. Sie fühlte gar nicht den kalten, unbehaglichen Wind, der einen Regenschauer um den andern aus den grauen, meuternden Wolken schnell und dampfartig dahertrieb. Eine leise, frostelnde Ahnung einer möglichen Erkältung hatte das Mädchen wohl. Aber sie kannte dergleichen nur vom Hörensagen.

Wäre der Himmel hell gewesen, so würde sie Hohenmühl in ihrem Trotze schon von weitem haben liegen sehen. Aber so war es dicht eingehüllt in die kalten, verdrießlichen Wolken. Eine gute Weile brauchte Hedwig, um ihre Aufregung abzukühlen.

Mit der Ruhe kam Reue. Was hatte denn Waleska's Bruder eigentlich getan, was solcher Heftigkeit zur Entschuldigung dienen konnte? Nichts!

Das wollte sie sich nicht eingestehen, sondern zog es vor, die Oberlippe trotzig aufzuwerfen und ihren Zorn von neuem anzufachen. Sie befand sich wohler dabei.

Wie sollte sie aber wieder vor dem jungen Manne erscheinen? Die Frage war bald gelöst. Ich gehe nicht mehr nach Nieswitzen und wenn es kommt, so verstecke ich mich! Gnädiges Fräulein hatte Hohenmühl seinen ersten nachbarlichen Besuch gewidmet. Einladungen waren darauf ergangen, herüber und hinüber — die Nieswitzener Herrschaften hatten auf Hohenmühl dinirt und Madame Wartenfels hatte sich seufzend in das Schicksal gefunden, im engen Seidenkleide in ihrem eigenen Haus am Tisch zu sitzen — sie fing an, die Bequemlichkeit und ihr Hausüberrocke zu lieben. Eine Woche darauf tobte man nach Nieswitzen, Madame Wartenfels in einem noch engern Kleide. Hedwig flatterte einher, umweht von einem weiten himmelblauen Seidenstoff — Emilie, wie eine Rose, deren Schönheit sich von selbst versteht. Sie suchte im Wagen möglichst ihr weißes Kleid vor dem Zerdrücken zu bewahren — Hedwig kannte solche Sorgen nicht. Doch diese Besuche und Einladungen waren bereits sämmtlich vorüber, als der unselige Herbstabend Hedwig auf dem Wege nach Hohenmühl traf. Er wird nicht kommen, dachte sie alle.

Jetzt war sie glücklich zur Mühle gelangt. Der Bach rauschte. Wasser gab es da freilich genug. Von da ging es aufwärts durch einen Hohlweg und von demselben links stand ziemlich abwärts und einsam ein kleines Haus, welches einer hohenmühler Taglöhnerin zugehörte, deren Mann vor kurzem gestorben war. Dies Haus war Hedwig's nächste Aussicht.

Es war ziemlich dunkel. In den Fenstern des Häuschens zeigte sich bereits Licht. Ich möchte wissen, was die Leute da für splendide Beleuchtung haben! dachte sie, weiter gehend, unterbrach aber alsbald diesen Gedanken durch einen jähen Ausruf, dem ein schnelles Dahineilen folgte. In dem Häuschen mußte Feuer sein, man sah deutlich die sich mehrende Glut.

Himmel, wie beflügelte Hedwig ihre Schritte! Sie flog fast, denn sie hörte deutlich weinende Kinder. Die Flamme brach durchs Dach, als sie in stürmender Hast den schweren Holzriegel wegschob — Rauch und Dampf — Flammen — drinnen die Kinder. Sie mußte vier oder fünf Holzstufen erklettern, dort schienen die Kinder zu sein. Bingo um sie her prasselten die Flammen, sie schienen sich's zur Aufgabe gemacht zu haben, den ganzen aus Lehm und Holz bestehenden Bau so fest von einer Viertelstunde zu vertilgen. Hedwig brannte daher. Sie rief den Namen der Kinder. Die armen Kinder waren eingesperrt. Der Riegel flog unter Hedwig's Händen weg. Zwei der Kinder nahm sie in die Arme. Der Weg ins freie war zwar nahe, aber weit genug für die fast unerträgliche Glut. Das kleinste der Kinder lag noch in der Wiege. Schon versengte die Flamme Hedwig's Kleider. Das Kind war genommen, aber die Treppe brannte. Sie mußte seitwärts über ein kleines Geländer hinweg — wo aber, ohne sich anzuhalten, mit dem schweren, schreienden Kinde. „Himmel, hört und sieht man denn in Hohenmühl gar nicht!" rief sie laut.

Ihr war's gleichwol, als hörte sie Stimmen. Es konnte aber auch der Mühlbach sein, der nur so rauschte.

Es blieb keine Wahl, sie mußte durch die Flamme — sie nahm das Kind unter den nassen Mantel.

Da stürmte Mooren herein. Er griff nach dem Kinde, welches sie ihm hinhielt. Nun konnte sie über das Geländer weg. Mooren warf das Kind laß ins Chaos draußen — Hedwig kam ihm entgegen. Aber sie fühlte sich so angegriffen, daß es vor ihren Augen trotz der Flammen dunkelte. Was Herr Mooren sprach, vermischte sich mit dem fernen Rauschen des Mühlbachs. Die Kinder schrieen. So schwankte sie und sah sich willenlos, schwach der Stütze bin, die Herrn Mooren's kräftiger Arm ihr gewährte.

Endlich hörte man Leute. Die Mutter stürzte herein. Vor ihrem lauten Weinen kam Hedwig wieder zu sich. Auch ihr Vater war da. Er nahm sie in die Arme. Sie fühlte einen heißen, brennenden Kuß — —

Die Frau sammt den Kindern schickte Mooren nach Hohenmühl. Er hatte auf Anzeige Emiliens die Mutter eine versäumte Arbeitszeit nachholen lassen und die Kinder hatten inzwischen ohne Zweifel spielend das Haus angezündet.

Wäre Hedwig die Ursache gewesen, so würde man sie ohne Zweifel schwer angeklagt haben. Bei Emmi fand man das alles in der Ordnung. Wenigstens dachte das Hedwig, als sie sich erholt hatte.

(Das vierte Kapitel in nächster Nummer.)

Die blinde Dichterin.

Es lebt in London eine blinde Dichterin, deren feurige, ernste Weisen von Zeit zu Zeit im „Athenäum" und auch in andern Zeitschriften erscheinen und ihr die reichste Theilnahme des Publikums zugewendet haben.

Ihr Talent, ihre Energie, ihre Heiterkeit ist bewundernswürdig. Ganz besonders, wenn man erfährt, unter welch ungünstigen Verhältnissen die blinde Dichterin aufwuchs!

Francis Brown wurde im Jahre 1816 in einem kleinen Dörfchen, Namens Stranorlar, in der Provinz Ulster, Nord-Irland, geboren. Ihr Vater war daselbst Postbalter. Sie war das siebente Kind ihrer Aeltern und hatte, da sie nicht gesimpft worden war, das Unglück, im achtzehnten Monate ihres Lebens die Blattern zu bekommen und zu erblinden.

Ihre ältern Geschwister besuchten die Dorfschule. Wenn sie nach Hause kamen und ihre Lectionen auswendig lernten, hörte Francis zu und das Gehörte prägte sich so schnell und sicher ihrem Gedächtniß ein, daß sie im Stande war, ihre Geschwister zu überhören und ihnen einzuhelfen, wenn sie stecken blieben. Eine zweite Art des Unterrichts schuf sie sich dadurch, daß sie sich alle Wörter merkte, die sie gehört und nicht verstanden hatte, und daß sie Freunde und Bekannte gelegentlich um ihre Bedeutung fragte. Alle Bücher, deren sie habhaft werden konnte — aber es waren deren nur wenige und sehr veraltete —, ließ sie sich von den Geschwistern vorlesen, wofür sie ihnen wiederum Gegendienste erwies, Hausarbeiten abnahm und Geschichten erzählte. Es waren oft dieselben Geschichten, die Francis von ihnen selbst hatte vorlesen hören, aber die von den Geschwistern längst vergessen waren, während das blinde Mädchen sich alles einmal Gehörte Tag und Nacht wiederholte und somit niemals vergaß. Freilich gilt dies nur für gesammelte literarische Kenntnisse, denn Francis beklagt sich über ein schlechtes Gedächtniß, wenn es sich um Begebenheiten des Alltagslebens handelt, und gesteht, daß es ihr z. B. nur die Gewöhnung zur strengsten Ordnung möglich macht, ihre Sachen zu finden.

Bis zu ihrem dreizehnten Jahre hatte sie noch keine andern Bücher als einige Jugendschriften und alte Romane vorlesen gehört. Da machte eine Bekannte sie mit einem Theil von Paine's „Geschichte des französischen Krieges" bekannt und von da ab verloren Werke der Fiction einen großen Theil des Interesse, das sie ihr früher eingeflößt hatten, und sie dürstete nach Geschichtswerken, die aber in jener von der literarischen Welt fernab gelegenen Gegend sehr schwer zu erlangen waren. Und wenn sie endlich leihweise erlangt waren, so blieb noch eine zweite Schwierigkeit zu überwinden übrig. Francis' Geschwister theilten nicht ihren Wissensdurst und fanden Hume's „Geschichte Englands" und nun gar römische und griechische Geschichte unbeschreiblich trocken und langweilig und es bedurfte verdoppelter Bitten und des Erzählens ganzer Romane, um sie zu dieser Lectüre zu bewegen.

Francis' Fortschritte in der Geschichte erweckten auch den Wunsch nach vermehrten Kenntnissen in der Geographie. Die bis dahin erlangten waren selbstverständlich sehr gering und sie hatte sie nur dadurch erlangt, daß sie von klein auf, sobald sie

einen Ort nennen hörte, sogleich nach dessen Lage und Beschaffenheit fragte und eifrigst mitlernte, was Brüder und Schwestern für ihre kurzen geographischen Lehrstunden zu Hause einübten. Ein unerklärliches Räthsel wurde ihr einmal aufgegeben, als sie das Leben von Columbus vorlesen hörte. Columbus beabsichtigte, hieß es daselbst, die Küste Asiens zu erreichen, indem er westwärts segelte. Francis wußte aber, daß Asien östlich von Europa lag, und wußte noch nicht, daß die Erde rund ist. Das Problem störte ihr manche ihrem eigenen Zeugniß eine schlaflose Nacht. Sie bat zuweilen einen Bekannten, der ein Kartenzeichner war, eine Landkarte vor sie hinzulegen und, nachdem er sie mit der Richtung der Himmelsgegenden bekannt gemacht hatte, ihren Finger auf diesen oder jenen von ihr bezeichneten Ort zu legen und einen Finger der andern Hand, von dort ausgehend, nach einem andern, von ihr genannten Orte zu führen und ihr dabei alle die Oerter, Berge oder Flüsse zu nennen, die der wandernde Finger auf seiner Reise berührte. Auf diese Weise erlangte sie ziemlich klare Begriffe, nicht allein über die Grenzen und Größen mancher Länder, sondern auch über den Lauf der Flüsse und Bergketten. Auch Latein und Französisch lernte Francis, so gut, als der Dorfschullehrer es zu lehren vermochte. Als wir ihr einst unsere Verwunderung über ihre Sprachkenntnisse ausdrückten, bemerkte sie, daß die Sprache für das Ohr gemacht ist und durch dasselbe seinen Eingang in das Gedächtniß findet; der Mangel des Gesichts könne, ihrer Meinung nach, das Erlernen von Sprachen nicht erschweren.

Francis Brown hat von Kindheit auf viel Sinn und Liebe für die Dichtkunst gehabt, was sich zuerst durch den Eifer und die Schnelligkeit, mit der sie alle Gedichte erlernte, die sie hörte, offenbarte. Ihre eigenen kindlichen Versuche im Reimmachen begannen mit dem Vaterunser und sie setzte sie fort, während ihre Kenntniß der lebenden englischen Dichter an den Productionen wuchs, die sich in den wenigen Wochenschriften und Journalen vorfanden, die ihr mitgetheilt wurden. Für Burns' Gedichte hatte sie eine ganz besondere Vorliebe. Aber mit der endlichen Bekanntschaft der Homerischen Gesänge und des Virgil war ihr zu Muthe, als hätte sich eine neue Welt für sie aufgethan, und die Veränderung, die mit ihren Begriffen über Poesie vorging, offenbarte sich zuerst dadurch, daß sie die ganze Sammlung ihrer eigenen Gedichte, auf die sie sonst Werth gelegt hatte, verbrannte und bis zu ihrem 24. Jahre nichts niederschreiben ließ.

Um diese Zeit hörte sie eine Erzählung vorlesen, die den berühmten Seefahrer Lapeyrouse und sein untergegangenes Schiff zum Gegenstand hatte, und diese Erzählung regte sie innerlich so sehr auf, daß sie ihrem Dichterdrange nicht länger widerstehen konnte. Es entstand ihr hübsches Gedicht: „Lapeyrouse."

Sein Banner hißt der kühne Held
Des Meeres Gefahren zum,
Auf sein Segel hochgeschwellt
Der Winde starker Schwung.
Die Hoffnung lockt nach fernem Strand
Der tapfren Jugend Heer,
Doch nimmer kam zum Vaterland
Von ihnen Kunde mehr.

Ihr Ruder trug von Land zu Land
Durch Sieg und Sturmgefahr,
Sie sah sein Banner oftmals Strand —
Wer hat sein Ziel erspäht?
Die Nacht bringt Stürme. Thau der Tag
In seiner Wiederkehr;
Von den Gefährten aber, ach!
Kam keine Kunde mehr.

Ihr, fanden Ihr im Meere weit
Ein selig Zauberland,
Wo das Gedächtniß alter Zeit
Aus ihrem Sinn entschwand?
Ihr seyd vielleicht manch edles Schiff
Auf ihrer Spur gefahr,
Bei Tag und Nacht, durch Zeit und Riff
Nicht minder es Kunde mehr.

Es schwand die Zeit — das Alter bleicht
Der Jugend Haar zu Schnee;
Des Glaubens trostlos Herz erweicht,
Die Liebe vergißt der Weh
Im Grabe ruht die weiße Hand,
Das Herz, einst sommerwarm;
Doch nimmer kam zum Vaterland
Von ihnen Kunde mehr.

Ach, es verbreitet Jedes auf Schwert
Der unerbittlichen Hand
Und Hungers, der die Kraft'gen zehrt
Begrab der fremde Sand
Doch ob es Kampf auf Sturm durchzieht
Wie sonst sein Muth sie bot,
Trotz der Gefahren — kam auch nie
Von ihnen Kunde mehr.

Ihm folgten andere, die sie in das Blatt „Das irische Pfennig-Journal" einrücken ließ. Als letzteres einging, schickte ihr der bisherige Herausgeber desselben den letzten Jahrgang zum Geschenk. Das war Francis' erstes eigenes Buch. Als solches wie auch als das erste Zeichen von

Anerkennung und Ermuthigung war es ihr unschätzbar.

Einige Berichte, die sie bald darauf über das londoner „Athenaum" vernehmen hörte, erregten den heftigen Wunsch in ihr, es kennen zu lernen; aber wie sollte sie dazu gelangen?

Sie besaß kein Geld — sie besaß nichts als einige kleine, von ihr neuerdings gemachte Gedichte — Konnte damit etwas in Browns erlangt werden? Sie faßte Muth, und sie zusammenpackend, sandte sie die Gedichte an den Redacteur, versprach ihm noch andere Einsendungen und bat dafür um ein Exemplar des „Athenäum".

Diese Zuschrift blieb lange unbeantwortet und schon gab Francis alle Hoffnung auf Antwort auf, als plötzlich ein Päckchen ankam, das einen freundlichen Brief des Redacteurs und mehrere Nummern des „Athenäum" enthielt.

Das war ein heller Freudentag in dem einförmigen Leben der blinden Dichterin, von dem sie selber sagt: „Die Geschichte meiner geistigen Entwickelung ist die Geschichte meines Lebens, ich habe nichts anderes erfahren."

Von jenem denkwürdigen Tage an wurden ihrem Wissensdurste viele bis dahin kaum geahnte Quellen geöffnet, aus denen sie sich Kräftigung und Erheiterung trank; denn nicht allein, daß sie durch das Wohlwollen des Redacteurs Bücher zugesandt bekam, es wurde auch ihr Name in der englischen Welt bekannt, andere Blätter nahmen ihre Gedichte auf und eins derselben entzückte den Grafen von Lansdowne so sehr, daß er ihr ein reiches Geldgeschenk machte, dem bald darauf ein Jahresgehalt folgte, das ihr die englische Regierung zusicherte.

Im Jahre 1843 erschien eine Sammlung ihrer Gedichte mit einer Vorrede des Verlegers, die zugleich eine biographische Skizze von Francis Brown ist und der wir Vorstehendes entnommen haben. Es heißt darin mit Recht, daß Francis Brown's Geschichte zugleich ihr Lebenslauf ist. „Energie und Beharrlichkeit sind im Stande gewesen, eine innere Welt des Gedankens zu schaffen als Ersatz für die verlorene äußere Welt."

Mit den ersten goldenen Früchten ihrer Arbeiten hat sie einer jüngeren Schwester eine Erziehung geben lassen, die sie befähigte, ihr zur Hand zu gehen, ihr vorzulesen und für sie zu schreiben. Beide zogen nach London und lebten miteinander, bis die jüngere Schwester sich verheirathete und Francis sich zur Vollendung ihres geistigen Lebens nach einem andern Aufenthalt umsehen mußte.

Sie arbeitet jetzt an ihrer zweiten Novelle. Ihre erste ist in diesem Jahre herausgekommen, aber auf ihren Wunsch anonym.

Setzen wir, in einer Uebersetzung von Therese Hoppner, noch eins ihrer Gedichte her:

Die Schätze der Erde.

Was hat deine Schätze? Meer, Erde, Nacht
Dein Schooß so dunkeln Lichts?
Verborgne Minen regen sich hier
Und drunt, wo niemals noch Sonnen
Wo nur das Ungeheuer schaut, es liegt
Der Perlmutt in funkelnden Schalen
Und Gold, unbegehrt noch und unerwacht
Mehr, Erde, in deinen Gründen.

Dort liegt versunken manch alte Stadt,
Die längst vom Lichte vergessen;
In deiner Tiefe begraben da den Glanz
Und die Macht, die einst sie besessen
Und Beute langstvergangener Zeit
Aus der Wüste, vom sündlichen Herde,
Vom heiligen Tempel und heiligem Schrein
Hast du deine Schätze, o Erde!

Dein Grab die Wüsten, die hoch auf dem
In ewigen Firnen prangen;
Die Halle des Lebens, der Ozean hat
Aus seinem Schrein empfangen.
Der spendende Quell, der als mächtiger Strom
Begleitet die Aller auf ihr Gebiet,
Mit Blumen, zuthunend himmlischen Duft
Sind deine Schätze, o Erde!

Doch mehr, noch mehr! In deiner Gruft
Ist manch ein Geschlecht schon verschwunden;
Der Mutter Stolz hat in deinem Kleid
Die Todtenhülle gefunden.
Du nimmst auf die zur letzter Ruh —
Das Herrlichste, Theuerste raubend,
Im Busen, aber Herz und Hand
Du hältst starre Schätze verschlossen!

Und gehe auch — sündliche Liebe ist dein
Für deiner Geschöpfe gewogen;
Du hast es den Menschen Sonne und Schnee
Und gemischt Gewand gezogen
Und Blumen gibst du ein jeglicher Art,
Die schönen duftig Grün und Geschmeide;
Drum bringt zu dir auffliegend bei die
Deine weiten Kinder, o Erde!

Unsere „besten Jahre".

Von Th. Kobbertin.

Vier Jahrzehnte, wichtig und bedeutungsvoll, bezeichnen das Leben des Menschen von seiner Wiege bis zum Grabe. Unsere Dichter haben sie in bald ernsten, bald launigen Allegorien die Stationen des

Herrn Gemahls? Jetzt — wie lange kann es her sein? Ja, seit ich Sie wegen der jungen Dame zu sprechen das Vergnügen hatte — ganz ein Anderer geworden —

Julie.

Die Unbequemlichkeiten der Reise hatten ihn etwas angegriffen.

Wolf.

Das wohl, und Manches kommt hinzu; soll er doch neulich geäußert haben —

Julie.

Ich erstaune, mit welcher Gewissenhaftigkeit Sie über seine Aeußerungen Buch führen. — Was sagte er denn?

Wolf.

Das Leben müsse schöne Staffagen haben. Gemälde kaufe er sich jedoch nicht mehr, seitdem sich ihm in seinem Hause statt todter, so viel lebendige Anregungen seines Schönheitssinnes darböten. (Lacht.)

Julie.

Finden Sie darin etwas?

Wolf.

Nichts, nichts, gnädige Frau, als daß man Aeußerungen solcher Art von Ihrem Gemahl sich merkt. Ich bewundere ihn oft, wenn ich ihm im Garten begegne. Das Laub fällt schon ab, die Boskete, die Gänge werden

Lebens genannt oder in lieblichen Metaphern den vier Jahreszeiten verglichen. Beides ist treffend. Denn gleichwie jene ein Wegmaß von einer gewissen Länge, den Abschnitt einer Reise anzeigen und das Eigenthümliche dieser nicht in die Erscheinung treten kann, bevor nicht unsere Erde den jedesmaligen vierten Theil ihrer Jahresbahn um die Sonne beschrieben hat, ebenso bedingen, fördern, mindern und hemmen die vier Lebensstufen: Kindheit, Jugend, Mannes- und Greisenalter, des Menschen irdisches Sein — sein Werden, Reifen und Wirken.

Die alten Griechen, bei denen die Zahl sieben in großen Ehren stand, die ihre sieben Weltwunder und sieben Weltweisen hatten, theilten auch das menschliche Leben in Perioden von sieben zu sieben Jahren. Schwebten ihnen vielleicht dabei die sieben Grundtöne in der Musik oder die sieben damals bekannten Planeten vor?... Der Römer Varro nahm fünf Altersstufen von 15 zu 15, 45, 60 und 75 Jahren an, die er mit pueri (Kinder), adolescentes (Jünglinge und Jungfrauen), juvenes (junge Männer und Frauen), seniores (Bejahrte) und senes (Greise und Greisinnen) bezeichnete. Es sind dies die sogenannten Stufenjahre (anni climacterici) der Alten, die, als vermeintlich höchst wichtig in ihren Folgen, Jedermann von großer bedenklicher Bedeutung für sie waren.

Aber auch in unsern Tagen ist der Glaube an die Stufenjahre keineswegs ein gänzlich überwundener. Man hält im Gegentheil vielfach noch dieses oder jenes Lebensjahr für höchst ominös und getraut sich nicht darüber hinwegzukommen, weil man der Meinung ist, daß in einem solchen Stufenjahre der Körper plötzlich höchst bedenkliche Veränderungen erleide. Für ganz besonders gefährlich wird das 49. und 63. Lebensjahr gehalten und zwar jenes, weil darin siebenmal sieben, dieses, weil darin siebenmal neun zusammenkommen, weshalb denn auch diese Jahre die großen Stufenjahre genannt werden.

Es ist also wiederum die dem Aberglauben von jeher vorzugsweise dienstbar gewesene Zahl sieben, welche ängstliche Gemüther in Schrecken setzt. Gleichwohl läßt sich nicht in Abrede stellen, daß etwas Wahres diesen Betrachtungen zum Grunde liegt. Die Klippe, welche den Lebensnachen des schwachen Geschlechts im Augenblicke des ersten und schwersten Lebenssturms (7×7) bedroht, wird leider nicht immer glücklich umschifft, und der Mann, welcher das Unglück hat, einen organischen Fehler in sich zu tragen, hat sicherlich mit seinem siebenmal neun einen harten Strauß zu bestehen. Die Annahme aber, daß der menschliche Körper in diesen oder allen andern sogenannten Stufenjahren plötzlich eine allgemeine Veränderung erleide, ist falsch, denn sie steht im Widerspruche mit den ewigen Gesetzen, nach welchen die Vorgänge im Gesammtbereiche der belebten Natur unabänderlich geregelt sind. Allmählich nur nehmen Thiere und Pflanzen zu oder ab. Auch der Zeitkreis, welchen der Mensch durchläuft, ist in zwei große Segmente getheilt — sie heißen vorwärts und rückwärts. Keine Macht hemmt die Speichen des fort und fort umschwingenden Rades; ein Zug, ein Streben, eine Gravitation waltet immerdar vor; jedoch ist das Gepräge auf keiner der verschiedenen Altersstufen ein plötzliches, vielmehr findet der Uebergang aus einer Lebensperiode in die andere auch hier stets nur allmählich statt.

Doch nicht von diesen Stufenjahren und den Lebensaltern im allgemeinen, nur von den besten Jahren wollten wir sprechen. Welches Lebensalter versteht man darunter, wenn es heißt: „Er ist ein Mann in seinen besten Jahren"?... Der bekannte volksthümliche Kanon: „Zehn Jahr ein Kind, zwanzig Jahr ein Jüngling", gibt Antwort auf die Frage. „Funfzig noch, wohl sich hält", heißt es. Alle funfzig und darüber, meine Lieben!... Die Jugend lächelt und auch manche, die bereits auf dieser ernsten Höhe des Lebens angelangt sind, schütteln bedenklich das Haupt und wollen nichts wissen von diesen sogenannten besten Jahren. Ungerecht! Wer haushälterisch mit seinem Leben umging und nach Luk. 19, 23 sein Pfund gut anlegte, wird als Funfziger — so noch weit über diese Linie hinaus an Geist, Herz und Körper frisch und rüstig sein. Ist doch die Lenkkraft eben in diesem Alter auf ihrem Gipfelpunkte und das sittliche Leben in seiner vollen Entfaltung! An die Stelle jugendlicher Ueberstürzung, stürmischer Hitze in Fassung des Gemüths, Sicherheit und ruhige Ueberlegung getreten — die Sehnsucht ist Wunsch, die Leidenschaft Neigung geworden — für die stürmischen Vergnügungen der Jugend ist der Sinn für Häuslichkeit, Familienleben und stilles Glück eingetauscht. Fehlt dem jetzt erst vollendeten Menschen, dessen Hinneigung zu diesen stillern Freuden des Lebens, wie Zimmermann in seinem klassischen Werke „Von der Erfahrung" sagt, eine moralische Anlage bei verwachsener Vernunft ist, fehlt diesem wahrhaften Ideale der Menschheit die An-

muth der Jugend, so hat sie nur den reifenden Früchten einer mehr weiblichen Liebenswürdigkeit Platz gemacht: dem männlichen Ernste, der gereiften Urtheilskraft — der Klugheit, die sich hütet

— rasch zu beginnen, was ihr reuen würde.

Ist es zu viel gesagt, wenn unsere vortreffliche, so ausdrucksvolle Sprache diese wahrhafte zweite Blüte des menschlichen Lebensalters „die besten Jahre" nennt? Strahlt doch eben in dieser Epoche das Genie im erhabensten Glanze und tritt eben jetzt das Verlangen nach Ruhm und Auszeichnung am stärksten hervor. Rousseau legte im 50. Jahre den Grundstein zu seiner Unsterblichkeit, so wie viele begleitete die Muse in ihrer jugendlichen Lebendigkeit weit über dieses Alter hinaus! Plato starb in seinem 81. Jahre am Schreibtisch, Aristoteles starb im 63., Anakreon im 85. und Lemosthenes in einem noch viel höhern Alter. Sophokles dichtete in seinem 90. Jahre seinen „Oedipus auf Kolonos", Isokrates schrieb die Schrift „Panathenaikos" in seinem 94. Jahre und auch sein Lehrer Gorgias lebte volle 107 Jahre, ohne in seiner Thätigkeit nachzulassen. Michel Angelo ward 89, Tizian 96 Jahre alt, Nicaury glänzte als Staatsmann im 90. und eben so alt war Kant, als er den heiter-klaren „Streit der Facultäten" schrieb. Voltaire hatte im 88. Jahre noch Kraft genug, zwei Trauerspiele zu schreiben, die seines Namens nicht unwürdig sind. Goethe dichtete hochbetagt seinen „Divan", und der greise Humboldt vollendete erst kurz vor seinem Lebensende seinen „Kosmos" — ein Werk, das allein hinreichen würde, seinen Namen unsterblich zu machen.

Wer möchte den Genuss höher oder tiefer stellen je nach der Jahreszahl? Der galante Fontenelle, der hundert Lebensjahre hindurch eine seltene Thätigkeit, Geistesfrische und bis an sein Ende ungeschwächte Gesundheit des Körpers und der Seele bewahrte, antwortete auf die Frage: „Sie sind 90 Jahre alt?" —: „Nicht ich, mein Taufschein!" Franklin, der Mann, von dem geschrieben steht:

Muthig entriß er dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter —

ging, ein schlichter, ehrfurchtgebietender Greis, 71 Jahre alt als Unterhändler nach Paris, um Amerikas Freiheit zu vermitteln.

Auch die Helden des Kriegs sammelten nicht selten ihre schönsten Lorbern im Greisenalter. König Massinissa erfocht im 92. Jahre einen Sieg über die Karthager und was der dreiundachtzigjährige Radetzky, das Schwert Oesterreichs, 1849 geleistet — was Blücher, der siebzigjährige, jugendlich rüstige „Marschall Vorwärts" mit dem Herzen voll Muth und Tapferkeit vollbrachte, als es galt, schmachvollen Druck vom deutschen Vaterlande abzuwälzen — das ist den Gedenktafeln jener ruhmreichen Epoche zu tief eingegraben, als dass es je aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwinden könnte.

Aber nicht blos des gestrengen Kriegsgottes strapazengewohnte Söhne, auch die Priester und Priesterinnen der holdseligen Musen Thalia und Terpsichore bewahrten nicht selten ihre Jugendlichkeit weit über die sogenannten besten Jahre hinaus. Der berühmte Schauspieler Baron spielte noch im seinem 100. Jahre den Shylok in Shakspeare's „Kaufmann von Venedig" auf der londoner Bühne *) und Mistress Kemer, Balletänzerin, trat noch einmal in ihrem 80. Jahre in ihrer Kunst auf. Madame Josephine Saqui, eine Seiltänzerin von 76 Jahren, ging 1852 noch auf dem Seile und erregte nicht geringes Aufsehen durch ihre Gewandtheit, ihre Entrechats, ihre Sarabanden u. s. w. Auch des sechzigjährigen pariser „Père Ghicard", dem Tanz Bedürfniss ist und der fast jeden Abend im Jardin Mabille anzutreffen, sei hier gedacht. Er widerlegt nicht minder das Sprichwort: „Was alt ist, das hinkt", denn Père Ghicard tanzt stets in derselben ausgelassenen Heiterkeit und mit denselben ausdrucksvollen Pantomimen zu seiner Dame. Cavatillen und Lanciers sind seine Lieblingstänze.

Dass die Jahre nicht immer die Stirn falten, die Schläfen lichten und die Wangen höhlen, zeigt auch die bekannte pariser Schauspielerin Déjazet, die sich im Herbst 1858, 64 Jahre alt, nach Wien begab, um dort Gastrollen zu geben. Diese wegen ihrer vielen galanten Abenteuer bekannte Dame gewann zwei Jahre zuvor, als sie in Lille gastirte, das Herz eines jungen Kaufmanns dieser Stadt. Sie nahm dessen feurige Liebeserklärung durch für Spott und erhörte ihn nicht, was die tragische Folge hatte, dass ihr Anbeter sich erschoss.

Klingt diese Anekdote so unglaublich? Madame de Maintenon ward in ihrem 50. Jahre die Geliebte des siebenundvierzigjährigen Königs Ludwig's XIV., den ihre Liebenswürdigkeit dergestalt bezauberte, dass der stolze Herrscher seine Neigung

*) Companion to the playhouse. II. Artikel Bailey (London 1764).

durch die unauflöslichen Bande einer zwar gebrämen, aber mit allen kirchlichen Gebräuchen vollzogenen Ehe legitimirte. Und Ninon de Lenclos, die Zeitgenossin und intime Freundin der Maintenon, hatte gar noch in ihrem 80. Jahre 'une belle aventure'.

Auch an Männern fehlt es nicht, die im hohen Greisenalter noch Eroberungen machten. Pompejus wußte sich den römischen Damen so liebenswürdig zu machen, daß ihn Julia und Cornelia in seinem 60. Jahre mit aller Leidenschaftlichkeit liebten. Nigidus, ein Philosoph aus dem 16. Jahrhundert, ein Mann, der eher häßlich als schön war, verstand die Kunst zu gefallen in einem so hohen Grade, daß sein Leben in einem Alter von 70 Jahren noch voll romantischer Greignisse und sentimentaler Episoden war. Auf den Bällen galt er bei den jungen Damen von Neapel als der zierlichste Tänzer. Der Herzog von Richelieu, dieser französische Alcibiades, der bis zum letzten Augenblick seines Lebens dem schönen Geschlechte leidenschaftlich huldigte, heirathete 1788, 84 Jahre alt, noch zum dritten male. Auch Chateaubriand, im 79. Jahre seines Alters noch gut conservirt, wollte, als er eben seine Frau durch den Tod verloren, die Récamier heirathen.*)

Man sieht, das Herz altert nicht, und daß es glückliche Greisenköpfe gibt, denen die Lust, die Liebe und die Grazien bis an das spärliche Ende Gesellschaft leisten.

Es sind das allerdings Ausnahmen. Aber ein stilles, heiteres Leben am ironischen häuslichen Herde, das da ausruht im Schatten vergangener Tage, das in den alten Freundschaften, alten Gewohnheiten und den sanften Freuden der Familie gemüthliche Befriedigung findet — dieses glückliche Los können alle, die mit ihrem Pfunde haushgehalten, erringen für jenen Lebensabschnitt, den wir die besten Jahre nennen. Und da heftet denn die Gegenwart täglich ein Blatt mehr in das Buch des vergangenen Lebens und manch freundliche, wohlthuende Erinnerung verdoppelt gleichsam unser Dasein. „Alles aus der Vergangenheit ist mir gegenwärtig und entzückt mich von neuem", sagt Rousseau in seinen „Bekenntnissen". „Süße Augenblicke", setzt er hinzu, „o, beginnt noch einmal euren lieblichen Lauf! Steigt wo möglich länger in der Erinnerung, als eure flüchtige Weile in der Wirklichkeit dahinrauschte!"

Und so denn glückauf, meine gereiften Leser und Leserinnen! Möchten Aesculap's rosenumkränzte Töchter, Hygieia und Iaso, auch euer Alter mit dem Kranze der Jugendlichkeit schmücken — weit über die besten Jahre hinaus!

*) Vgl. „Souvenirs et correspondance tirés des papiers de Madame Récamier" (zwei Bände. Paris 1859).

Berliner Umschau.

VII.

Wo sind die Zeiten hin, als ich vor zwanzig Jahren das in seiner Ursprünglichkeit mit dem vollen Zauber der Aufrichtigkeit überhauchte patriarchalische Bild solider Wollhabenheit erblickte!? Damals saßen die sogenannten „Wollbäuchen" in höchst eigener Person auf ihren zu Rettungen aufgethürmten Wollsäcken; sie saßen da so fest und sicher wie weiland die Ritter des Mittelalters auf ihrer Reisenveste und blickten auf das Gewühl in der Ebene — auf die, so keine Schafe zu scheren hatten. Da gab es keine Zelte noch Buden. Frei unter dem blau oder auch wol grau aufgespannten weiten Himmelszelt saßen sie, weder vor sich noch für ihre Wolle Regenschauer oder Sonnenstich fürchtend. Producent und Käufer schüttelten sich in deutscher Cordialität die Hände und rückten sich im gleichen Interesse bis zur Verwischung der Standesverhältnisse nahe. Hatten sie sich geeint, so setzten sie sich wol an einen Tisch und stießen auf gute Kundschaft an.

Wollmarkt! Das klingt heute schon so fabelhaft. Die „ukermärkischen Grafen" gehen „zur Zeit der Wollmesse" und des „Sport" in die Residenz, weil sie außerdem „verschiedene Vorbereitungen zu einer demnächst folgenden Badereise" zu treffen haben. Große, mächtige Hallen und Zelte sind aufgebaut; da liegen die Säcke. Die berliner Gamins dürfen diese Festungen nicht wie ehedem belagern und stürmen; die Gensdarmen wachen. Der Standesunterschied des Wolle erzeugenden Grafen und des Wolle spinnenden Kaufmanns wird streng aufrecht erhalten. Der Herr Baron von W. hat dem Kaufmann M. seine Wolle zu hohem Preise verkauft; sie schütteln sich aber nicht mehr wie ehedem die Hände — der Herr Baron speist mit dem Grafen B. bei Möder — die Angelegenheit des Verkaufs war bereits brieflich durch den Verwalter eingeleitet und ist auch das Geld dem ukermärkischen Grafen ebenso wenig Chimäre wie dem armen Gretchen, wenn sie seufzend einsteckt:

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles!

so wird doch der exclusive Standpunkt der „Kreuzzeitung", der Unterschied der Stände im Stahl-Preußischen Geiste mehr denn je gewahrt.

Das Resultat der diesjährigen „Wollmesse" war für die Wollhabenden bedeutungsvoller als im vergangenen Jahr, wo jene unselige, weil zwecklose Mobilisirung der drei Armeecorps ausgesprochen wurde, die alle Hoffnungen auf reichen Gewinn wie ein Hagelschlag zerstörte. Man hat über [illegible] Centner Wolle und zwar zu 15, 20, 25 Procent höher als im vergangenen Jahre verkauft — —

Doch es schlägt 5 Uhr! Es ist die höchste Zeit, wenn wir noch zum „Herrenreiten" wollen. Sehen Sie nur, das Naturgesetz ist aus den Augen seiner ewigen Bahn gedrängt! Nicht bergab, nein bergauf wälzt sich jene dunkle Lawine auf den einzigen Hügel zu, den Berlin im weiten Umkreise hat! Tausende von Menschen sind es, die dem Kreuzberg zueilen. Der Sportsman will sein Vollblut mit dem Halbblut dort erproben. Schon die Araber machten jene aristokratische Scheidewand und theilten ihre Pferde in zwei Arten, von denen sie die von dunkler, unbekannter Abkunft „kadischeh", die andern aber „kochlani" oder „kochleh", d. h. Pferd von edler, bekannter Abkunft, nannten, deren Stammbaum wenn auch nicht bei Adam, so doch, einer alten Tradition nach, in der Stuterei des Königs Salomo seinen Ursprung fand. Diese „kochlanis" (Geborene) wurden nur unter sich nach bestimmten Geschlechtsregistern in Gegenwart von Zeugen gepaart, worüber ein Protokoll aufgenommen wurde. Ihre Nachkommen gehörten zur höchsten Pferdearistokratie, durften nie zu Lastträgen oder gemeiner Arbeit benutzt werden, sondern dienten nur zum Ritt. Sie wurden in verschiedene Familien getheilt, von denen die von Hedschi, von Seglani, von Manaki, von Hamdani und einige andere Adelsgeschlechter die berühmtesten wurden. Der Bürger- und Bauernstand der Pferde ward aus den Kadischis gebildet.

Kein Wunder, wenn ein solcher Ruf der alten Turniere auch die Massen reizt, wenn das Pferderennen geradezu zum Volksfest bei uns wird. Die Straße ist mit Fußvolk, Reitern und Carossen bedeckt. Die Prinzen voran, die hohe Generalität, die Officiere aller Chargen und zahllose andere Cavaliere sprengen dahin; in eleganten Equipagen folgen Herren und Damen in bunten, duftigen Sommertoiletten; Miethwagen, Omnibus, Droschken — alles hat nur Ein Ziel! Dort, welches Chaos von ambulanten Restaurationen! Conditoreien mit Eisbergen und „Erdbeercardinal". Hier eine Sodanymphe neben einer Baierisch-Bier-Actien-Brauerei-Gambrinus — Semmel- und Brotmagazine — eine dampfende Hexenküche voll Wiener „und anderer" Würstel — so wird den Bedürfnissen des Lebens Rechnung getragen.

Das Rennfeld, das dort vor uns liegt, bezeichnen die Cavaliere mit Ramos' Crême! Fahnen über Fahnen wehen von den kolossalen Tribünen, welche in ihrer Mitte einen wie aus Luft und Duft mit Glas überdachten Feenpavillon umschließen. Er ist auch vorzugsweise für die Feen bestimmt. Hier nehmen die Prinzessinnen, Prinzen, Edelfrauen und Fräulein des Hofes Platz. Wie in den Zeiten der ritterlichen Turniere ihren sie im schönen Kranz und bezeigen den Rittern und Herren ihre Theilnahme an der edeln Lust des Sports durch das Siegeswinken mit dem feinen Taschentuch. Auf der Tribune rechts hat die hohe Aristokratie und Diplomatie, die noch in den städtischen Mauern weilt, Platz genommen und leuchtet in glänzender Toilette wie ein Sommerblumenbeet — auch manche entblätterte darunter. Links, bis unter das Leinwanddach gedrängt, sitzt die reiche Industrie, die Geldaristokratie und jener opulente Bürger, der sich „für sein Geld jeden kost". Kunst und Wissenschaft sind auch durch bekannte Persönlichkeiten vertreten. Hier wurde das Billet von einem bis zu fünf Thaler im Wege der hausse erstanden. Die Gardemusik ertönt und übertönt doch nicht den Jubel der gaffenden und schreienden Menge. Trotz der verdammten Schichtungen und Scheidungen der Stände macht das Fest den Eindruck: „Alle Menschen werden Brüder"! Dahinter kommt die Wagenburg: große und kleine, halbe und ganze Carossen, Gigs und Gags, Tandems, Gabriolets, Omnibus, Droschken, Leiterwagen mit improvisirten Tribünen — Platz 2½ Sgr. Vom Sonntagsreiter wird die Wagenburg umschwärmt; die berittenen Gensdarmen fliegen hin und her; „die Bummler", stellenweise schon die Rowdies von Berlin werden hier unentgeltlich aufgeladen, mit obligatem Faustkampf, wenn auch noch nicht mit Gebrauch von les preservers. Die Polizei bekämpft Amerikas Sitten und treibt die Kämpfenden auseinander. Gleich einem Kaleidoskop wechseln die Bilder; über die Gardisten hinweg ragt der Riese Murphy, heute unentgeltlich. Er

hat von Bewunderung zu leiden, ist aber ganz Auge und verschlingt die Reiter.

Doch nun hinein „ins volle — Pferdeleben", wo die Helden des Tags ihre Krone erwarten. Die blaue Vereinskarte im Knopfloch gilt hier als Ehrenlegion. Diese Herren haben den Platz zwischen der Tribüne und dem Wäg- und Richterstand inne — eine Jury, zu der jeder achtungsvoll hinaufgrüßt. Mitten unter die „Gerechten" haben sich auch „Wilde" eingedrängt, die man duldet — es sind „Brüder in Cliquotveuve"!

„Bahn frei!" Jockeys wie aus dem Ei geschält — „gepellt", sagt Rentier Bufen — in allen Farben — einer in schwarzer Sammtjacke mit riesigen silbernen Knöpfen. Federn wallen vom feinem kleinen Hut. Wen das nicht im Geist der „Grünen Kammer" anhaucht, der hat kein Gefühl für Poesie, Romantik und Wagner's „Staats-Lexikon". Die Sportsmen springen hinter die Barrièren, die Glocke tönt, die Fahne wird geschwenkt und wie zwei abgeschossene Pfeile sausen die beiden Jockeys durch die Luft. Wie wenn die Wilde Jagd nachsetzen müsste, ist es? alles bekommen. Dann wird es lebendig; in allgemeiner Spannung lauschen alle, recken sich, stehen auf, um den Lauf zu verfolgen — Hier wird der Sieger sein? Gannt und Wieteman heissen die Rivalen. „Auf Wieteman zehn Friedrichsdor gegen Gannt!" ruft eine Stimme; die Wette wird angenommen — wie allen das Herz pocht — fast hörbar hörte ich das meiner jugendlichen Nachbarin schlagen — nahm sie für Gannt so lebendig Partei?! Hurrah! Wieteman hat Gannt besiegt — der glückliche Besitzer des edeln Wieteman ist um 3000 Thaler reicher! — — „Pro patria est dum ludere videmur" heißt die Devise des Vereins; deutsch: „Das Geld bekommt einer, aber die vaterländische Pferdezucht hat moralische Zinsen davon." Mit Rührung blickt man auf die hängenden Köpfe der Droschkenpferde.

Da klingelt es wieder! Die Fahne weht. Ein „Herren-Reiten" ist es — die Damen sind ganz Auge. Drei Reiter im ausgesucht elegantem Jockeycostüm sprengen vor, voran der Matador Graf Lehndorf, ein Reggewohnter Reiter. Fort jagen sie — der Schimmel Salem überholt den Thüringer und den hamburger Sportsman — Graf Lehndorf schießt am Pfahl vorüber — die Damen jubeln förmlich und Hunderte von weißen Fächerchen erflehen in ihrer Hand und wehen dem kühnen Reiter nach. Er kann nicht danken. Auf Windesflügeln ist er wie ein Phantom entschwunden, aber der Bruder des Siegers sprengt voll Courtoisie vor, in seinem Namen den edeln Frauen auf hoher Tribüne zu danken. Da muß er ein Blumenbombardement ertragen, daß er der süßen Last fast erliegt; denn hundert geschäftige Hände sammeln die Blumenbouquets auf und reichen sie ihm dar, damit er sie dem Sieger bringe. So geht es noch vielfach fort. Da stellt sich ein Weber aus Kirdorf ein — er will in 13 Minuten die Bahn gleich einem edeln Renner durchmessen und den Beweis führen, daß nicht alle Weber kurzathmig sind. Das hors-d'œuvre wird angenommen. Der Weber Pflug, 30 Jahre alt, durchrennt im kurzen, munteren Trab in 13 Minuten 11 Secunden die Bahnstrecke und kommt wohlgemuth ohne sichtliche Erschöpfung ans Ziel. Die für ihn angeregte Sammlung, an der die Prinzen splendid wie die andern Cavaliere betheiligten, betrug in den wenigen Minuten 78 Thaler, die er hocht vergnüglich in seine Tasche steckte, vom einem Beifallsjubel, ähnlich dem des Mr. Sayers in London, begleitet. So mischen sich die Clowns in die großen Waffenthaten der Ritter!

Die Sonne des Tags ist herabgesunken, es ist 9½ Uhr. Nun drängt alles zur Stadt zurück — die glücklichen Sieger haben ihr Rendezvous bei Mader, bei Borchard und wie sonst die Gastronomen der Residenz sich nennen mögen. Beim lichten Schaum der „Seel"-Quelle versichern sie sich, daß es heute „famos gewesen"! Die Damen träumen von einigen Siegern.

Anregungen.

Kriegsgeschichten.

Die blutigen Kämpfe des vergangenen Jahres in Italien, die Unruhe und Besorgniß in Deutschland die ihnen folgte, erweckten überall eine größere Theilnahme für militärische Dinge, von allen Seiten sind Vorschläge zur Erneuerung unserer Armeen, zur Erziehung der Jugend für den Waffendienst gemacht worden.

Mit diesem praktischen Streben ist das mehr ideale Hand in Hand gegangen, ein klares Bild der Kriegsgeschichte zu gewinnen und — soweit eben die

Geschichte im realen Sinne eine Lehrerin zu sein vermag — die begangenen Fehler vermeiden, dem Vortrefflichen nacheifern zu lernen.

Max Piffart, ein württembergischer Offizier, hat die vielfach anziehende und dankenswerthe Arbeit unternommen, in einer Reihe von Gefechtsbildern und biographischen Skizzen „Die Kämpfe in Europa in den letzten zwölf Jahren (1848—1860)“ (Stuttgart, Scheitlin, 1860) darzustellen. Er führt uns von den ersten Kämpfen der Garibaldier und Oesterreicher, 1848, über Ungarn, die Krim, Baden und Schleswig wieder auf den blutgetränkten, für die Waffen classischen Boden der Lombardei, nach Magenta und Solferino, zurück. Selbstverständlich ist das Meiste in diesen Darstellungen aus fremden Quellen geschöpft, einiges, die Kämpfe in Schleswig und in Baden, mag auf Berichten von Augenzeugen und eigenen Erlebnissen beruhen. Alle Schilderungen zeichnen sich, was hoch anzuschlagen ist, durch Klarheit und übersichtliche Anordnung aus; sie werden im allgemeinen jeder der kämpfenden Parteien gerecht und ergehen sich nur, namentlich in den Krimschlachten, zu sehr in dem bekannten Ruhmposaunenstil. Weniger gelungen erscheinen uns die biographischen Skizzen; es sind zu nothdürftig aneinandergereihte Notizen und Daten.

Nicht gerade speciell mit den kriegerischen Tagesereignissen zusammenhängend, aber ihnen doch verwandt ist das ebenso lehrreiche wie unterhaltende Buch, das Richard vom Meerheim, sächsischer Hauptmann und bekannter Dichter, aus dem Nachlaß seines Vaters herausgegeben: „Erlebnisse eines Veteranen der Großen Armee während des Feldzugs in Rußland 1812“ (Dresden, Meinhold & Söhne, 1860). Eins ist freilich hier so nothwendig, wie wenn man in München den Obelisken sieht, den König Ludwig den in Rußland gebliebenen Baiern mit der Inschrift „Auch sie starben für das Vaterland“, gesetzt hat, oder gar im Schlosse die Gemälde, welche die Siege der Baiern unter Napoleon I. über Oesterreich darstellen, man muß den gerechten Unwillen über die so tiefe Erniedrigung des Vaterlandes erst überwunden haben, ehe man sich an diesen Heldenthaten erfreuen kann. Das ist auch ein Fluch, der an dem Besten und Schönsten haftet, was im Dienste eines Despoten gethan wird. Begeisternd wirkt auf die Nachwelt nur die freie Aufopferung für einen erhabenen und edeln Gedanken.

Der Verfasser dieser Memoiren diente in jenen tapfern sächsischen Reiterregimentern, welche die große Redoute bei Borodino stürmten, eine der schönsten Heldenthaten der Reiterei, der seitdem nur der unvergleichlich heroische und ritterliche Angriff der englischen Kürassiere und Dragoner bei Balaklava in das Kreuzfeuer der russischen Batterien hinein würdig an die Seite gestellt werden kann. Mit seinen werthvollen Beilagen aus mannichfachen Familienpapieren gewährt das vorliegende Buch einen vortrefflichen Einblick in das „Kleinleben“ der Großen Armee, in die Noth ihrer Bivouaks vom Beginn des Feldzugs an, in das wunderlich gefahrene und wüste Wesen, das mit dem Uebergang über den Niemen Napoleon und all seine Marschälle gleich stark und betäubend ergriffen zu haben scheint. Aus den phantastischen Schilderungen Ségur's, denen wir ihre effectvolle, malerische Darstellung nicht absprechen, den Lobenzügen und Ungenauigkeiten Thiers', den russischen, alles auf die Klugheit Kutusow's und den sichtbaren Schutz Gottes zurückführenden Berichten gelangen wir hier zur Wahrheit — natürlich nur im einzelnen. Aber auch hieraus schon ergibt sich zweierlei unwiderleglich: der Rückzug der Russen war nicht vorherbedacht, die französische Armee war schon vor dem Brande von Moskau so gut wie verloren. Bei Borodino gab es kaum noch Lebensmittel, Futter für die Pferde schon lange nicht mehr. Der Brand that dann das Seine. Der mißlungene Versuch, nach Kaluga hin eine Straße zu gewinnen, demoralisirte die Armee vollends. Wenn man Meerheim's Bericht von dem Anblick des heimziehenden Heeres am ersten Tage liest, glaubt man inmitten einer Lazarenherde zu sein. Wol war es ein Schicksalswechsel sondergleichen, wol streckte die Nemesis sichtbar auch dem blödesten Auge ihren Arm aus den Wolken — aber wie alles Irdische, war auch dies von lange her vorbereitet und entsprang aus tausend verschiedenen Quellen, aus nothwendigen und letzten, in der Natur des russischen Landes, in der Zusammensetzung der Großen Armee und dem Charakter Napoleon's liegenden Ursachen. Für das Ganze und Allgemeine ist diese Entwickelung des Feldzugs schon früher aufgestellt worden, die Memoiren Meerheim's beweisen sie unwiderleglich für den berittenen Theil der Armee.

Alte Kernsprüche.

Wenn man einem übel will, so findet sich leicht zur Art ein Stiel.

* * *

Die Welflingen wollen immer gern auf Eiern gehen, ohne sie zu zertreten.

* * *

Wer weise ist, steckt sich nie ohne Noth zwischen Hammer und Amboß.

* * *

In wichtigen Sachen dulde, ehe du weichst; in geringern weiche, ehe du duldest.

* * *

Alte Bäume sind zähe, sollen sie weichen, das thut ihnen wehe.

* * *

Was hilft's, der Aeltern Geld erben und nicht ihre Tugend?

* *

Es ist nie eine so böse Mutter, die nicht gern eine gute Tochter hätte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 43. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Ein Ort, wo's spukt. I. — Hedwig. Eine Erzählung. Von Rosa Horn. III. IV. — Die Farbe des Menschen — in der Geschichte. Von Julius Frauenstädt. — Musik und ihre Bedeutung. — Zwei altdeutsche Charaktere. — Panzermenschen. — Karl Arengel. — Alte Kernsprüche. — Spruch von Ludwig Foglar.

Ein Ort, wo's spukt.

I.

Kürzlich erhielt ich von einem allerdings zuweilen seltsam humoristischen Freunde folgende offenbar bis an die Grenze der Wahrheit gehende, dennoch unglaubliche Epistel — —

„Es ist in der That gerade so, wie ich's erzähle und ich kann niemandem helfen, wenn er den Kopf dazu schüttelt. Außer mir selbst haben besonnene Leute es mit Augen geschaut. Man hat es schon schwarz auf weiß gedruckt, sogar in einer Zeitung, so, wenn ich recht errathe, unter dem Dictat des Verfassers der »Gielsdreier«. Warum also länger ein Geheimniß daraus machen? Es gibt eine Gegend, wo das, was hier wiedererzählt wird, in Wirklichkeit Tag für Tag vor sich geht. Will man mir nicht glauben, gut, ich habe nichts dagegen. Ich kann es dennoch nicht unerzählt lassen, denn es sitzt einmal in meinem Lumenstoffe.

„Wir reisen in der Richtung nach Hasperien und zwar über Wien, sechs Stunden über die Aceisgrenze der Kaiserstadt hinaus. Da machen wir halt. Sechzehn Stunden Wegs trennen uns noch von Triest, zwanzig von der Dogenstadt, zehn von der Heimat des Rakezy-Marsches. Es ist, so lockenden Zielen gegenüber, ein schmerzlicher Verzicht, wenn wir halt machen, aber wir glauben nicht an Wunder, und hier eben, wo wir halt machen, ist der wunderbare Ort, wo man uns gläubig machen will. Die Station heißt Kapfenberg — „Kampf im Berg" nach künstlicher Deutung. Berge sind freilich in Menge zur Hand und nicht minder, zu weiterer Namenserklärung, ein hier heimischer Vogelsteller, der uns ein Gimpelweibchen für einen Hahn aufschwatzt und dabei die Mär in den Kauf gibt, daß auf dem Rennfelde droben die Ritter von Stubenberg sich um den Haarzopf der edeln Agnes von Kronenzahel die Rippen zerbrachen. Wir haben den Zopf ein paar Tage später im gräflichen Schlosse derer von Stubenberg wirklich gesehen und schalten das hier ein, um beizeiten an kleinen Proben die Berichte darzuthun, mit welcher wir unglaublichern Erzählungen begegnen. Wir prüfen genau — aber wenn in dieser Gegend das Wunderbare einmal die Oberhand hat, was hilft es, sich dagegen sperren?

„Der Vogelsteller hat die feine Witterung seines Standes. Nachdem er uns das unmusikalische Thierchen für einen Nachtpfeifer verkauft und sich dann erkannt hat, daß wir dem kleinen Einzelhäfler die Freiheit gaben — nach diesem unserm Zeitvertreib, der ihm zu denken gibt, erkennt er in uns den Sonderling und erräth gar rasch, was uns hierher geführt hat. Er singt

an, von eben dem wunderlichen Orte zu reden, nach welchem wir uns umzuschauen im Begriffe sind. Wir überlassen uns seiner Führerschaft und sind in fünf Minuten im Angesicht eines geheimnißvollen Fleckens Erde.

„Da liegt in einem wasserreichen, üppig grünen Thale zwischen polternden Eisenhämmern und holzduftigen Sägemühlen ein Meierhof, dessen Wohnhaus sich an der mariazeller Processionsstraße breit hingelagert hat. Neben dem Blumengarten erhebt sich ein zweites Gebäude, dahinter ein Wandelsaal mit säulengetragenem Dache; noch weiter nach dem Gebirge schließen sich Obstbaumgänge an, hinter diesen wieder Felder mit fettem, maid- und bienenumschwärmtem Klee und endlich locken schattige Waldabhänge zur Lagerung und kühliger Einkehr.

„Wir haben längst den Wanderstecken in den Boden gepflanzt und unter Kellerlein von der Achsel gleiten lassen. Wohin das Auge schweift, will's uns verführen, mit dem Fuße zu folgen — nach dem Loretto-Kirchlein hinauf, das wie ein Eichendorff'scher Aestmorgen über die Wipfel der Tannen herüber- und herabgrüßt; nach den Sennhütten oberhalb der Nettwand, die eben wie ein Nebelbild aus dem Rahmen zerfließender Wolkendüfte hervorlugen; nach dem grasenden Vieh hoch oben auf der Kuppe des Flaning; den singenden Processionen nach, die mit Bändern, Kränzen, Fahnen an uns vorbeiziehen, voraus der Pfarrer, hinterdrein die wohlgefüllten, fettergeschmückten Proviantwagen und zwischen den aufgeschichteten guten Dingen drinnen lustige Dirnen, die sich für durchgelaufene Füße und Schuhe durch herzhafte Magenstärkung entschädigen.

„Das alles ist schön, ist gebirgsluftig, ist verführerisch zum Stillstehen und Augenaufsperren. Aber Wunder sind das alles nicht. Es muß noch anders kommen, wenn wir zum Seltsamsten belehrt werden sollen. Der Vogelsteller hat sich's auf seinem sangeslustigen Drahtzwinger bequem gemacht, den er während des Wanderns auf dem Kopfe trug. Unter seinem Sitze zwitschert's und tiriliert's. Nun? Er merkt, daß seine Führerschaft wieder in Anspruch genommen wird. Ein paar Ave-Maria, ein halbes Dutzend Kreuze und er faßt sich ein Herz. Er will's wagen, mich dem Spuke näher zu bringen.

„Bedarf's der Versicherung, daß mir's noch immer leicht zu Muthe ist? Daß ich [illegible] auf der Fährte eines Volksaberglaubens zu sein [illegible], wie es sich den Grimm'schen Sagenforschungen anfügen lassen könnte? Daß ich mit einem Worte mehr neugierig als schauerlich gestimmt bin?

„Aber nun hat mich der Alte in den Versteck einer Hecke — ich denke einer Ligusterhecke — gezogen und nun zeigt er mir — eine Lücke in der Hecke. Ich soll hindurchgucken — nur dreist, es werde mir nichts geschehen; er selbst habe es zwanzigmal schon gewagt, wenn auch nicht gerade in der ersten Mainacht und wenn auch nicht gerade in so später Abendstunde. Und dabei geht er sich auf seinen musikalischen Sitz zurück und schlägt ein Kreuz über das andere.

„Mir fällt, während ich seine Vorsicht bemerke, der 1. Mai schwerer aufs Herz, als ich's beim Kommen selbst für möglich gehalten hatte. Ist es die Nachwirkung einer vortrefflichen Flasche Ungarweins, die ich mit Landsleuten Zrinyi's als Abschluß einer flüchtigen Reisebekanntschaft kurz vor meinem Scheiden aus unserm gemeinsamen Coupé geleert habe? Thut es der Waldmeister, mit dessen deutschheimlichem Duft wir den umnebelnden Feuertrank noch berauschender machen? Oder steigert sich meine Einbildungskraft unter der hinzutretenden Aehnlichkeit, die ich bei einem Umschauen nach meinem Führer zwischen uns beiden und einem alten Bilde der verwandten Scene im „Faust" entdecke? Wenn ich eine Helena erblicken würde, es nähme mich jetzt kaum Wunder.

„Und etwas Aehnliches freilich stellt das Gerücht in Aussicht. Ich habe den Tag über funfzehnmal meine Reisenachbarschaft gewechselt, immer kam die Rede wieder auf diese spukhafte Siedelei an dem Kapfenberg-Mariazeller-Processionswege. Ich glaube betheuern zu dürfen, daß ich selbst nicht den Anstoß dazu gab, wenngleich mir der 1. Mai im Kopfe spukte und meine Gedanken in dieser Richtung irren lassen mochte. Schon gleich hinter Wien sprach mir eine alte Dame davon. Es sei zum Erstaunen, sagte sie, der Breughel'sche „Alte Weiberteich" habe danach kaum noch etwas Unbegreifliches. Auf der höchsten Stelle des Semmering wendete sich eine blatternarbige Mulattin mit echten Steinen an Hals und Armen nach meiner Seite und fragte, ob denn auch für Farbige Hoffnung sei? In jedem der siebzehn Tunnels benutzte irgendeine verschämte Unbekannte die Dunkelheit, um durch Aeußerungen des Zweifels oder des Vertrauens das nämliche Thema zum Gegenstande eines unbemerkten Gedankenaustausches zu machen, und wenn der Vogelsteller mich bei der Ankunft nicht

ſo früh in ſeine Netze gelockt hätte, ich wäre ohne alle Frage in eine ganze Karavane ſpukſtändiger Vertreterinnen des mildern Geſchlechts gerathen; denn es ſchien mir die halbe Welt mit mir auf gleichem Wege.

„Aber der Alte will ſeinen Führerlohn. Der Mond iſt aufgegangen. Im fernen Kirchlein läutet's zum Engliſchen Gruß. Es ſei nur um des Dekans willen, ſagt er, die Waldroſſel habe er dem geiſtlichen Herrn ſchon im Anfang des Monats verſprochen. Komme er erſt morgen damit zum Vorſchein, d. h. am 1. Mai, ſo habe der geiſtliche Herr ſich am Ende anders beſinnen. Er wolle gleich ſehen, daß er ihn noch in der Sakriſtei erwiſche. Und damit ſchiebt er den empfangenen Botenlohn in ſeinen grünen Wollenſtrumpf, hockt die Käfige auf und macht ſich aus dem Staube. Als jage ihn der Mondſchein, ſo buckelig ſtapft er davon.

„Wer hat nicht ſchon einmal in einen Guckkaſten geſchaut? Wer nicht durch die Gläſer eines Stereoſkops? Unbekannte Menſchen rücken uns plötzlich in greifbar ſcheinende Nähe — argloſe Mädchen überraſchen wir am Putztiſche, Bräute am Altar, Verliebte beim Leſen eines goldumrandeten Briefchens, tanzmüde Schönen auf dem Seſſel vor ihrem Lager vom Schlafe überfallen — was enthüllen uns nicht alles dieſe verrätheriſchen Doppelſpiegel, die mit der ganzen Welt auf du und du zu ſtehen und alle Gardinengeheimniſſe auszuplaudern ſcheinen. Wir ſind alſo heutzutage gewiß an Einblicke aller Art gewöhnt. Aber wenn wir den ganzen Tag mit fürbittenartigen Alten zu thun hatten, welche ſchwarze Sammt-Stirnbänder und falſche Locken trugen, deren Kopf wackelt und deren Augenſpiel ins Grauweiße ſpielen — eine hatte ihre goldene Brille gar an das Stirnband befeſtigt — und wir erblickten ſie dann nach wenigen Stunden in einem Zuſtande wieder, den die Göttinnen des Olymps beneidenswerth finden würden — da, in der That, haben wir die Pflicht, in den Ruf: Wunder, Wunder! mit einzuſtimmen, es ſei nun der 1. Mai oder der 1. April.

„Weblon' Ovid's Metamorphoſen beginnen von neuem! Wie vor Zeiten verfolgte Jungfrauen ſich in Myrte, Lorber und Oelbaum verwandelt ſahen, ſo gibt es Mittel — der Himmel weiß welche —, um durch eine ähnliche Uebergangsverwandelung eine Neugeburt der unglaublichſten Art zu bewerkſtelligen, und ſeit jener Nacht des 1. Mai bin ich meinerſeits wenigſtens vor allen Schönen, deren Reiz mir älter als ihr Ausſehen dünkt, mit großer Vorſicht auf der Hut — es könnte gar leicht eine verjüngte Matrone dahinter ſtecken.

„Was aber ſah ich denn durch jene Lücke in der Liguſterhecke? Zuerſt eine Birke — nicht etwa im Sinne eines poetiſchen Bildes. Es war eine leibhaftige, doch — eine menſchliche Birke, wenn anders mein Auge noch Birkenlaub und Weiberkleider zu unterſcheiden weiß. Nur eine Hand war ſchon wieder von menſchlicher Geſtaltung und ſtatt des Wipfels gewahrte ich ein ſehr ſchönes Mädchengeſicht; ſchwarze, langherabhängende Locken, dunkle Augen, lange, ſchattige Wimpern und einen Mund, deſſen feiner Schnitt nur für das Ausſprechen der zierlichſten Gedanken geſchaffen ſchien. Das alles im zweifelhaften Lichte des niedrig ſtehenden Vollmondes. Sie ſah mich nicht. Zurückgelehnt, ich glaube auf einer Art Ruhebank, ſchaute die wandelnde Birke gedankenvoll nach dem Siebenſtern hinauf und ſtrich mit der Hand die Locken zurück, mit denen der Abendwind ſein Spiel trieb. Man wird den Kopf ſchütteln, man wird an den Ungarwein und an die Blocksbergsnacht denken — ich ſtelle es jedem frei. Dennoch betheuere ich, daß ich mit Augen ſah, was ich hier beſchreibe.

„Aber die Unruhe meines Blutes gönnte mir nicht Sammlung genug, um vor dem zauberhaften Bilde in Geduld auszuharren. Statt mich ſeiner zu freuen, wandte ich den Kopf ſpähend nach der Seite und gewahrte mit Schrecken eine Greiſin, welche, eben in der Verpuppung begriffen, bis an das ſpitze Kinn ſchon zur Zwergeiche geworden war. Ich habe nie etwas Entſetzlicheres empfunden als bei dieſem Einblick in das grauenhafte Weben geheimnißvollſter Unnatur. Kaum wagte ich mich nach der ſchönen Birke umzuſchauen, ſo ſehr ſtörte mich der Gedanke, auch ſie ſei noch kurz zuvor gebrechlich und verſchrumpft wie dieſe Alte geweſen, ſei es innerlich wol gar noch zur Stunde, wie ſehr die Jugendmaske auch darüber täuſche.

„Und nun das Spukhafte ſelbſt des Reizvollen mich mehr noch zu ſchrecken begann als das Verfallende in ſeiner Häßlichkeit — denn ich fühlte von neuem den wunderbaren Schönheitszauber auf mich wirken —, nun glaubte ich ganz nahe an der Hecke meine Mulattin zu erkennen; ja, ſie mußte es ſein! Sie war es ſelbſt mit ihren funkelnden Steinen um Hand und Hals und zackiges Bachuslaub ringelte ſich um ihren Nacken — ein Rebenſtock war ſie geworden.

„Kein Vogel, ſagt man, fliegt über das Todte Meer. Wenn es wahr iſt, daß wir mit innern Flügeln geboren werden, die uns erſt zu begeiſtertem Aufſchwunge fähig machen, wie Swedenborg dies behauptet, ſo füge ich hinzu, daß dieſe Flügel in dem Augenblick verlagen, wo die Erſcheinungswelt um uns ſich verwirrt und die Pole der Anziehungs- und Abſtoßungskraft in Unordnung geraten. Die ganze Welt war mir, im Angeſicht dieſes grauen Durcheinander, zu einem Todten Meere geworden, und unfähig, für und Wider zu trennen, wandte ich mich zur Flucht aus dieſen verzauberten Bezirken.

„Ich habe ſie nicht wiedergeſehen. Monden-lang ſchon trage ich mich mit den Eindrücken dieſer Nacht, ohne daß ich mich entſchließen konnte, ſie auszuſprechen. Jetzt endlich iſt es geſchehen. Ich behaupte nicht, daß jedermann ſehen wird, was ich ſah. Es ſoll ja Sonntagskinder geben, vielleicht bin ich eins. Möglich ſogar, daß Menſchenwitz auch hier natürliche Erklärungen erflügelt. Ich finde keine. Es iſt dieſe Nacht der dunkle Punkt in meinem Gemüth geworden, vor deſſen dämoniſcher Macht Feuchtersleben warnt. Wenn ich mich nicht dem Wunderglauben ganz anheimgebe, ſo fürchte ich das Aergſte. Vielleicht rettet mich ein völliger Bruch mit unſerer verſtandesnüchternen Religion. Es zieht mich etwas — wenn nicht nach Rom, doch nach Jakob Böhme — —"

Bis hierher unſer Freund — —

Und die Auflöſung des Spuks?

Wir wollen ſagen: Rathet! und die Erklärung in nächſter Nummer geben.

Hedwig.

Eine Erzählung.

III.

Wer beſchreibt und kennt wol alle die Zuſammenſtellungen, welche am Tage der Einweihung des Neuen Saals in Frau Teichmeier's Küche auf dem großen Herde in geſchloſſenen oder geöffneten Geſchirren brodelten, kochten und ſotten!

Der Tag war für die Frau von ſeltener Bedeutung. Hatte ſie ſich ſchon von dieſem Herde aus in der Vergangenheit eine gar nicht unbeträchtliche Summe erworben, ſo mußte der Neue Saal mit ſeinen Bällen, ſeinen Verlobungen und Concerten (ſogar Komödie wollte man ſpielen) ſie zur reichen Frau machen.

Und der Reichthum verſchönt bekanntlich ſelbſt unſchöne Geſichter. Madame Teichmeier konnte bei ihren vierzig Jahren unter ſo bewandten Umſtänden ſelbſt in der Männerwelt noch auf Erfolg hoffen. Daher war ſie heute ſozuſagen bräutlicher Laune. Sie entſchuppte Fiſche mit einer virtuoſen Kaltblütigkeit, die annehmen ließ, daß die wärmern Gefühle ihres Herzens ſich anderweit concentrirt haben mußten. Sie ordnete Deſſertſchüſſeln ſo ſinnig wie emblematiſche Seſams an und ihrem ſcharfen Blick entging nicht der leichteſte Anhauch an den rübenrothen Champagnerſchalen, die der Landrath von Trautleben, die maßgebende Eleganz der Gegend, als das Neueſte aus der Stadt mitgebracht und als freiwilliges Geſchenk der ganzen Landſchaft gewidmet hatte. Derartige Widmungen gab es mehrere an Vaſen, Tafelaufſätzen — die vergänglichen an Blumen und Früchten gar nicht zu rechnen. So mochte der Saal einen wirklich glänzenden Eindruck, als ein Wagen um den andern vorfuhr. Auch die Toiletten waren großentheils gewählt.

Wer beſchreibt Hedwig's Ungeduld! Sie ſollte ja mit Moſen tanzen. Welches Glück — nicht einmal durch den Gedanken getrübt, daß Valeska nicht dabei ſein würde! Die Familientrauer verhinderte die vielen ſeiner Herrſchaften in der Theilnahme an dieſem Ball.

Hedwig fuhr allein mit dem Vater hinüber. Die Mutter und Emilie und Mamſell Friederike, faſt zur Familie gehörig, waren ſchon vorangefahren, letztere in einem Kopfputz, von dem Hedwig zu Moſen ſagte, ſie dächte ſich ſo das Fundament des Thurms von Babel, noch bevor er ſeine Gott mißfällige Höhe erreicht hatte — was Moſen mit einem bedenklichen Stirnrunzeln anhörte.

Hedwig ſah freilich in ihrem ſo eigenthümlich weißen, nebelartigen indiſchen Muſſelin, mit den ſchönſten Roſen aufgeſteckt, die je ein pariſer Modemagazin der Natur nachformte und allerdings ſo hoch im Preiſe, daß Madame Wartenfels gerechtes Bedenken getragen hatte, ebenſo koſtbare zu wählen.

Hedwig ſollte alſo mit dem Vater hinüberfahren. Der Wagen wartete bereits.

„Gefall' ich dir, Papa?" fragte Hedwig, als ſie bei ihm eintrat. Sie legte den Mantel ab. Wartenfels ſollte den vollen Anblick ihrer Erſcheinung haben.

„Ganz hübſch!" ſagte dieſer. „Aber die Roſen von Mama ſind auch nicht ſo übel! Du hatteſt ſie zu ſchlimm geſchildert und wollteſt deine

durchsichtig. Wenn er denn so einsam schreitet oder er verliert sich in Gespräche mit Demoiselle Winter —

Julie.

Mit Marie?

Wolf.

O, es ist ein schöner Zug seines Herzens, wie er die Liebe zu seinen Kindern in einer seltenen Aufmerksamkeit für die Erzieherin derselben verräth. Wie verpflichtet muß ich ihm sein — da ich die junge Dame in's Haus brachte. Hält er das liebenswürdige Wesen nicht wie seine Schwester?

Julie

(in großer Aufregung sich erhebend, als wollte sie zur Rechten ab).

Herr Assessor — Sie entschuldigen — einige kleine häusliche Geschäfte, die mich noch in Anspruch nehmen —

Wolf

(will seinen Stuhl wegstellen).

Ich bitte um Vergebung, wenn ich schon zu lange —

Vierte Scene.

Konrad hereinstürzend. Nach ihm Heinrich (sehr blaß) und Ref. Fels. Die Vorigen.

Konrad.

Erschrecken Sie nicht, gnädige Frau!

Rosen nur noch glänzender machen, Verschwenderin!"

Hedwig saß bald neben dem Vater im Wagen. Es beschäftigte sie etwas — etwas, worüber ihr niemand als eben Wartenfels Auskunft geben konnte. Von dem Brande jener Hütte war auf Hohenmühl nicht besonders viel gesprochen worden — auf dem Lande ist man nicht so gefühlsüberstießend wie in der Stadt. Da Hedwig gerade daraus kam, war es ja sehr natürlich, daß sie die Kinder herausholte. War sie doch ein paar mal fast selbst ertrunken, um ein ertrinkendes Küchlein zu retten. Zudem wurde Tags nach dem Feuer gutes Wetter. Nun rührten sich alle Hände.

Nur für Hedwig gab es etwas zu denken — etwas, das sie bald aus den Blicken des Vaters, bald aus denen Moosen's zu erforschen suchte. Jedoch immer vergebens. Und doch, wie gern, wie gern hätte sie's erforscht.

So fuhren sie hin. Hedwig, den Kopf nachdenklich gesenkt, was ihm, jetzt so mit Rosen geschmückt, ein fast befremdliches Aussehen gab. Jetzt sah sie nach dem Vater und wurde gewahr, daß dieser seinerseits sie betrachtete. Sie wurde roth. Dann sagte sie, auf ein paar breite rothe Male am Arme zeigend: „Sieh', Papa, das schmerzt immer noch!"

„Du hattest aber doch lindernde Mittel!" sagte Wartenfels, hinblickend.

„Ja! Friederike brachte Alee heute — gepreßte Kartoffeln morgen — und dann Oel — und was noch alles — endlich verlor ich die Geduld, denn es schmerzte doch nun einmal, und warf die Verbände weg."

„Ein Glück, daß du nasse Kleider anhattest!" erwiderte der Vater.

Hedwig plauderte weiter. „Sonderbar", sagte sie zuletzt, „Papa, als ich die Kleine da herausnahm und ich sie auf meinem Arm zappeln fühlte und der Rauch mir in die Kehle und in die Augen kam, da, glaub' ich, schrie ich nach euch, nach dir, nach ganz Hohenmühl. Ich konnte nicht über das Geländer wegspringen mit dem Kinde — da kam Moosen und nahm mir's ab — nun war ich wol bald hinüber, aber mir wurde ganz schwindelig, so kalt um die Stirn, ich hörte gar nichts mehr — und erst —" fuhr sie stockend fort — „als du mir einen Kuß gabst — da wußte ich wieder, wo ich war. Nicht wahr, du gabst mir einen Kuß?"

„Kind", sagte Wartenfels lachend, „daß ich nicht wüßte!"

„Ei freilich, du küßtest mich!"

„Nein! Nein! Ich hatte dazu keine Zeit. Es gab allerhand zu thun, was wichtiger war, zum Beispiel die Kuh aus dem Stalle zu ziehen. Es genügte mir, zu sehen, daß du ganz und unverbrannt warst. Das von einem Kuß hat dir geträumt."

Hedwig hatte sich längst in besonderer Aufregung dem Fenster zugewandt. Sie vergaß ganz die zarten Fingerspitzen der weißen Handschuhe und wäre bald in der Verlegenheit mit dem Taschentuch über das angelaufene Glas gefahren. In der That aber wollte sie dem Vater ihr Gesicht nicht zeigen. Sie lächelte — glücklich und sagte kleinlaut: „Hm! Hat mir's nur so geschienen?" Im Innern jubelte sie über Moosen's Kuß.

Als Wartenfels mit Hedwig ankam, war der Saal bereits gefüllt. Madame Moosen mit vier Töchtern — sie hatte nur einen Sohn — war bereits mit dem ganzen Anhang eingetreten, der den meisten dieser Damen auf dem Lande unwillkürlich eigen ist. Auf dem Lande fühlt man seine Wichtigkeit und das mit Recht.

Madame Wartenfels hatte sich mit Emilien, die noch für ganz unfähig galt, sofort zu den Damen der Moosen'schen Familie gesetzt; Emilien zwischen die beiden Mütter wie eine kleine, weiße halbflügge Taube. Nun kam Vater und Schwester. Alfred Moosen ging natürlich seinem Chef entgegen. Hedwig grüßte die Damen ziemlich schnell; sie hatte sich die herzlichste Scene gedacht, aber Emilie, die nicht von dem Platze wich, brachte sie aus der Stimmung. So ging sie plaudernd davon, scheinbar gleichgültig und doch innerlich erregt. Sie wollte von fern beobachten, wenn Emmi einmal aufstand, und dann sofort Madame Moosen gründlich begrüßen. Aber Emmi dankte Gott, daß sie in dem glänzenden Gewirr saß und dachte gar nicht an Aufstehen. Warum sich Hedwig durch die Schwester abhalten ließ, ihrer eigenen Neigung zu folgen, kann man sich nur damit erklären, daß es wol für jeden Momente gibt, wo das Unerhebliche, das uns nur einigermaßen stört, maßgebend wird. So bewachte Hedwig Emmi's Sitz und blieb fern — was die Damen sehr übel vermerkten.

Nun tanzte man. Hedwig mit Moosen. Und innerlich immer beunruhigt und gestört durch die Idee, jene formelle Begrüßung unterlassen zu haben. Wie gern hätte sie sich der Mutter Moosen's mit der höflichen Frage zugewendet: „Wie geht es Ihnen? Dem Herrn Vater? Was macht

Luise und mein kleines Pathchen, die wilde Hedwig?" Aber diese Emmi iſt auch gar nicht zu vertilgen, dachte ſie nach der Polonaiſe, und rauſchte an Emmi mit einem finſtern Blick vorüber, den dieſe in aller Unſchuld gar nicht zu deuten wußte und infolge deſſen ſie bald geweint hätte. Die beiden Damen hatten den Blick gleichfalls geſehen und ſofort beurtheilt.

Jetzt kam das Diner. Von allen Theilen der Geſellſchaft herbeigewünſchter Genuß. Nach einiger Zeit paralyſirten die Ergebniſſe der Frau Teichmeier'ſchen Kochkunſt alle Stimmungen. Selbſt Hedwig beſchäftigte ſich mit einer Hühnerpaſtete. Nun miſchten ſich allerlei Trinkſprüche ein; glücklicherweiſe aber nicht gleich nach der Suppe, ſondern erſt nach dem dritten Gang. Man ehrte den Landesherrn, ſein Haus, die Landſchaft, alle Anweſende — ſpäter noch ſpeciell die Frauen, welchen Trinkſpruch wie gewöhnlich ein alter Junggeſell formulirte. Endlich, Sieg des Genies, ließ man auch neben all dieſen gekrönten und behelmten, begüterten und maßgebenden Perſönlichkeiten, neben verſchiedenen landwirthſchaftlichen Geſellſchaften und Vereinen Madame Teichmeier's kulinariſche Kochkunſt leben! Gerade als man Seefiſche in einer ſelbſt der bewährteſten Hausfrau unerreichbaren Sauce herumgab.

Hedwig hatte vor der Tafel mit Madame Mooſen reden wollen. Aber hatte dieſe ſich abſichtlich oder unabſichtlich weggewandt, das blieb unentſchieden. Factiſch war, daß ſie ſich ebenſo angelegentlich mit andern zu unterhalten anfing, als Hedwig ſich ihr näherte. Dieſe, ſchüchtern und ſtolz, zog ſich ſofort zurück. Jetzt war ſie ſchon ſo weit, daß ſie die Gegend an der Tafel mit ihren Blicken vermied, wo die Mooſens ſaßen.

Indeſſen war die Tafel doch anregend. Obgleich Herr Wartenfels die Champagnerſchale ſeiner Tochter echt väterlich nur halb füllte, ſo wirkten ſelbſt dieſe halben Gläſer, welche ſich durch einen ſchnellen Kunſtgriff des ihr zur linken ſitzenden alten Junggeſellen in ganze verwandelten, immerhin belebend. Sie würde ſich ganz glücklich gefühlt haben, wenn nicht Alfred Mooſen ſeinerſeits bedenklich ernſt nach ihr hinübergeblickt hätte.

Nach der Tafel befeſtigte man im Saale eine Bouquetſtafel. Dieſe ſelbſt hätte man gern bekränzt, aber hierzu fehlte es an der Hauptſache — am Kranze. Wartenfels, in beſſerer Stimmung, trug ſeiner Tochter auf, für einen ſolchen zu ſorgen. Die Bouquets waren alle verwelkt. So flog Hedwig hinunter in das Bereich der Küche. Eine geheimnißvolle Thür verband das alte mit dem neuen Gebäude. Das Mädchen rief der Madame Teichmeier. Im Garten mußte es ja Blumen genug noch geben. Madame Teichmeier war noch immer ihrer bräutlichen Stimmung treu. Sie war die Bereitwilligkeit ſelbſt und ſteckte eigenhändig ein Licht in die große Stalllaterne. So bewaffnet, ging ſie mit Hedwig in den Garten. Dieſe folgte unſicher in ihrem Putz. Sie hatte doch eine kleine Vorſtellung, daß die Säume eines Kleides von indiſchem Muſſelin ſich nicht ungeſtraft mit einer herbſtlich naſſen Buchsbaumeinfaſſung in Berührung bringen laſſen. So blieb ſie ſtehen, ſah dem Licht der Laterne nach und hörte nur, wie Madame Teichmeier alles abriß, was ihr unter die Hände kam. Ein Korb Blumen war bald da und in einem kleinen Stübchen neben dem größern Raume, wo der grimme Kachelofen ſtand, machte ſie ſich daran, den Kranz zu binden, nachdem Madame Teichmeier ihr eigenhändig eine Schürze umgeknüpft und einen Garnwickel eingehändigt hatte.

Wäre nur Emilie da, dir die Blumen zuzureichen! dachte ſie und war bei ihrer Beſchäftigung ſo haſtig, daß ſie ſich ſelbſt in derſelben hinderte.

Jetzt rauſchten Kleider im Nebenzimmer. Ein Seufzer. Man ſetzte ſich in einen Stuhl. Es trat noch jemand ein. „Himmel! Friederike!" rief Madame Mooſen. Hedwig ließ die blauen Glocken fallen und griff nach einer purpurnen Dalie. „Ich bitte Sie, Friederike", fuhr Madame Mooſen fort, „ich bitte Sie, wird Alfred kommen?" „Ich habe es ihm geſagt", antwortete dieſe, „er ſtand an der Thür vom Saal — da hieß ich ihn herherkommen." Ein abermaliges Rauſchen. Madame Mooſen erhob ſich und ging hin und her. „Nein! Friederike!" fuhr ſie fort. „Ich hätte keine Ruhe mehr, wenn ich das auf dem Herzen behalten müßte. Um keinen, keinen Preis gebe ich meine Einwilligung, wenn er das Mädchen heirathen wollte! Um Gotteswillen", fuhr ſie eifrig fort, „unglücklich wäre ich, wenn ich ſolch ein Weſen um mich haben müßte! Die arme Wartenfels! Heute erſt weiß ich, was ſie mag gelitten haben — Sie meines einzigen Sohnes Frau? Nimmermehr!"

Abermaliges Rauſchen — —

Drinnen im Nebenſtübchen zerdrückten kalte Finger die rothe Dalie — —

„Alfred wird auf mich hören", fuhr die ge-

reizte Frau fort. „Ach, da bist du!“ unterbrach sie sich. Keine Schritte. Alfred Moosen trat ins Zimmer. „Alfred!“ „Mama!“ „Ich bitte dich, Alfred, erinnere dich, was du mir neulich sagtest — vor einem Monat — ich bitte dich, vergiß das! Es wäre dein Unglück, das Mädchen —! Sie ist keine Frau für dich! Es ist kein Ernst, keine Ruhe in ihr, und nun gar ihre Freundschaft mit den Riesensteinern —! Mag sie ein Prinz heirathen, nur du nicht —!“ „Aber Mama —!“ Herr Moosen schien sehr betroffen. „Sieh', Alfred“, fuhr die Mutter fort, „wähle Emilien, das ist ein Mädchen —! Diese Hedwig war die beständige Ursache zum Kummer für die arme Wartenfels —! Solche Kinder bringen Unglück! Ich lasse mir's nicht nehmen, sie würde auch Unglück und Unruhe in unser Haus bringen — das liegt in ihrer Art! Ich bitte dich, Alfred, denke nicht mehr an sie! — —“

Draußen hörte unter diesen Worten ein Herz fast auf zu schlagen. Zwei marmorkalte Hände preßten sich vor die Brust. Was wird Moosen erwidern — was? Er, der sie geküßt hatte? — —

Die Antwort zögerte.

Mein Himmel, er spricht nicht für dich —! Hast du denn etwas verbrochen?

„Mama, Sie wissen, was ich neulich sagte, war ja noch nichts Bestimmtes! Es brachte es nur so die Rede mit sich. Ich will ja nichts thun, was Sie nicht wollen! Und — Emilie, nun ja, Emilie ist — ein recht hübsches Mädchen — nun beruhigen Sie sich! — —“

Die drei im Zimmer befindlichen Personen horchten. Es war, als rauschte etwas im Nebenzimmer — —

„Das denk' ich auch!“ fuhr Madame Moosen nach einer Secunde eifrig fort. „Emmi ist ein liebes, sanftes Mädchen. Aber Hedwig — ich kann dir sagen, mir ist der Gedanke unheimlich, sie nur um mich haben zu müssen. Das lacht und kindelt nur so mit dem Leben. Das mag wol recht unterhaltend sein für den, der es liebt, aber für uns, für den Vater und für mich, ist das nichts — bring' uns eine ruhige, gesetzte Schwiegertochter, Alfred — ein Mädchen wie Emmi! Auf Kindern wie Hedwig — ich lasse mir's nicht nehmen, ruht ein Unsegen. Wie glücklich die Wartenfels ohne dies Mädchen gewesen wäre, das wissen alle! Aber so war sie immer der Stachel zwischen ihr und ihrem Manne. Ich hoffe doch nicht, Alfred, daß du etwa mit Hedwig irgend schon etwas gesprochen hast? Es wäre mir lieber, du hättest heute nicht so viel mit ihr getanzt! — —“

Der arme Alfred Moosen — er erwiderte nichts mehr, gar nichts. Es that ihm zwar wol das Herz weh und er würde wol nicht so bereitwillig entsagt haben, wenn Hedwig nicht diesen Abend durch ihr Betragen geradewegs Ursache peinlicher Verlegenheit für ihn, seiner Familie gegenüber, gewesen wäre. Es kam ihm selbst der düstere, unangenehme Gedanke etwaiger Familienconflicte und Alfred war der beste Sohn von der Welt. Eigenmächtig wider den Willen seiner Aeltern in einer so wichtigen Angelegenheit zu handeln, widerstand seinem ehrlichen Herzen. Und paßte denn im Grunde Hedwig für ihn — ? Das hatte er sich schon den ganzen Abend gefragt, als Hedwig, rosengeschmückt, glänzend und feenhaft an seinem Arm sich fortbielt.

So standen die Sachen. Als Madame Teichmeier in das Stübchen trat, um nach Hedwig und nach dem Kranze zu sehen, fand sie nichts als den zur Erde gefallenen Korb, die Blumen ringsum verstreut. Von einem Kranze sowie von Hedwig fand man keine Spur.

Hedwig wanderte hinaus, unstet, fröstelnd, einsam unter dem kalten, klaren Nachthimmel. Es sprach vielerlei in ihr, aber so verworren, so drohend, daß sie zum öftern nach der Stirn faßte. So ging sie über die nächste Wiese wie ein Kind aus der Märchenwelt.

Es hatte geregnet. Die weißen Ballschuhe waren bald durchnäßt. Wohin es eigentlich gehen sollte, das wußte sie selbst nicht. Nur nicht nach Hohenmühl! Das stand fest. „Emilie, nun ja, Emilie ist ja ein ganz hübsches Mädchen —“, das hatte Moosen gesagt, Moosen, an dessen fester Hand sie durchs Leben gehen wollte! Konnte er denn nichts anderes sagen! Wie hatte sie auf seine Antwort bebend gehofft! Wie hatte sie schon die Worte gefühlt: „Mama, Hedwig ist nicht so schlimm! Ist sie nicht so wie sie sein soll, so wird sie sich ändern, ich bürge für sie!“ Aber — „Emilie ist ja auch ein ganz hübsches Mädchen —“ Und sie, sie war die Störung im Aeltenhause! Was sie dunkel nur empfunden, nur geahnt hatte, was des Vaters Liebe in ihrer Ueberschwenglichkeit kaum auszugleichen vermochte — da lag es vor ihr jetzt in Buchstaben von kaltem Eis. „Sie ist der Stachel dieser Ehe“! Die Ursache tausend geheimer Thränen! — —

So ging Hedwig fort und alle diese Gedanken umrauschten sie überwältigend und dämonenartig

Wohin —! Daß sie kein Geld hatte, daß die Rosen auf ihrem Kleid sich nicht münzen ließen, das fiel ihr gar nicht ein — Sie war gewohnt reich zu sein — Sie wollte „in die weite, weite Welt" — —

So kam sie an die Landstraße. Unweit des Platzes, wo damals der alte Schäfer mit ihr sprach. Eine Ueberbrückung führte die Landstraße über die Ausläufer des nahen Moores hinweg. Sie setzte sich auf die niedere Brustwehr. Es mußte wol schon Mitternacht vorüber sein. Es war todtenstill ringsum. Der Mond spann seine kalten Strahlen geheimnißvoll in die weißen eisigen Erddämpfe hinein. Kälte fing an sie zu schütteln. Unwillkürlich schlugen ihr die Zähne zusammen. Sie hatte keine Energie mehr. Nur einen fehlstehenden Gedanken: Nicht nach Hohenmühl! Hohl brauste es in ihrem Kopf — Sie hörte gar nicht, daß Hufschläge auf der Chaussee hörbar wurden. Wie seltsam ihr Anblick dem einsam Daherkommenden sein mußte, das bedachte sie gar nicht.

Jetzt kam der Reiter, denn ein solcher war es, immer näher.

Als das Pferd die weiße Gestalt am Wege sah, sprang es scheu ab und hätte seinen Reiter bald abgeworfen.

„Herr mein Gott!" hörte man diesen ausrufen, „wer ist denn das — du?"

Nun wollte Hedwig fort. Der Reiter saß ab. Es war Waleska's Bruder.

„Fräulein Wartenfels, was ist Ihnen denn in aller Welt geschehen?" fragte er erstaunt.

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich!" bat Hedwig. „Mir ist nichts geschehen — lassen Sie mich allein!"

„Das werde ich sicherlich nicht!" erwiderte Eduard von Sondersleben, während er ihren seltsamen Aufzug betrachtete. „Ich sehe mich wirklich genöthigt, Sie auch wider Ihren Willen zu — beschützen — Ich will Sie nach Hohenmühl führen!"

„Nimmermehr!"

„Nimmermehr?" wiederholte der Graf — „Ja, das sind ja Räthsel, die sich aber hier auf der Landstraße nicht lösen lassen —"

Daß hier etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein mußte, das leuchtete ihm ein. Deshalb sagte Waleska's Bruder: „Sie wissen also keinen Weg? So kommen Sie vorläufig nach Riesenstein!"

„Nein!" rief sie — „Ich will zu Leni — zum Jakob —"

Es war ihr, als riefen sie so die guten Geister ihres Lebens —

Aber sie taftete dahin. Der Graf hielt sie und sagte: „Nach Riesenstein! Von dort aus können wir ja ruhig operiren —"

Hedwig sagte jetzt nichts, sondern wollte querfeldein. Aber das Pferd am Zügel folgte der Graf und hielt sie fest an seiner Hand.

So gingen sie schweigend ein Stück. Zum Glück war Riesenstein nicht weit —

Das Mädchen ist offenbar krank oder es ist ihr etwas Ernstliches begegnet, dachte der Begleiter Hedwig's und entwarf seine Pläne, wie er sie am besten und unverfänglichsten nach Riesenstein bringen könnte. Die große Treppe konnte er nachts 1 Uhr doch unmöglich vor aller Welt hinaufsteigen mit einem Mädchen im Ballanzug — ohne jegliche Hülle —! So schloß er eine in der Mauer befindliche Thür auf, band das Pferd an einen Baum und sah gespannt nach der Terrasse hinüber, ob nicht eine der Fensterthüren etwa offen sei. Ein Laden war offen. Sie erstiegen die Terrasse und der Graf schloß die Glasthür auf. Hedwig trat ein — hier war es warm. „Soll ich Waleska wecken lassen?" Sie ließ alles geschehen. Jetzt klingelte der Graf. Sein Kammerdiener trat ein, Hedwig hielt sich halb bewußtlos an einen großen Lehnstuhl vor dem Schreibtisch. Das Feuer im Kamin wurde geschürt, Thee bestellt. Waleska kam... Hedwig erkannte sie nicht mehr... Sie lag besinnungslos im Fieberwahn.....

IV.

Drei Monate nach diesem so verhängnißvollen Abend war Hedwig Gräfin Sondersleben.

Graf Eduard hatte in das Chaos ihrer Gefühle, in ihre Furcht vor der Rückkehr in das Vaterhaus die Werbung um ihre Hand wie einen Schicksalsspruch hineingeworfen. Hedwig hatte diese Werbung als solchen betrachtet und widerstandslos angenommen. Fast an derselben Stelle verlobten sie sich, wo die von ihrem jetzigen Bräutigam erhaltenen Rosen damals von ihr auf die harten Steinfliesen hinabgeschleudert wurden.

Das junge Paar zog nach der Residenz. Waleska folgte — Nach einem Jahre war Hedwig Mutter einer Tochter, die in ihrer rosigen Lieblichkeit an Emmi erinnerte. „Sie soll Emmi heißen!" hatte Hedwig gesagt und somit jeden anderweiten Vorschlag ihres Gatten abgeschnitten.

Nach drei Jahren verließen die beiden Gatten die Residenz. Hedwig hatte sich ins Leben, innerlich haltlos, gestürzt. Gräfin Hedwig Sondersleben war die gefeierte Löwin der Gesellschaft, die

geiſtreiche Erfinderin allerhand ſeltſamer Capricen. So ſtand ſie auf dem Höhepunkt des Glanzes. Nach drei Jahren war der ſchöne, faſt fürſtliche Beſitz von Rieſenſtein dahin. Als ihr Gemahl ihr eröffnete, daß Geſchäfte ihn nach Paris riefen, verfolgte ſie ohne die mindeſte Ironie mit dem Finger auf der vor ihr liegenden Landkarte den Weg nach Nizza. Hier fand ſie Briefe aus der Heimat. Die Schweſter meldete ihr die ſtattgehabte Verlobung mit Alfred Moſen. Hedwig konnte dieſen Brief nicht beantworten. Emilie verzieh es ihr.

Jahre vergingen — — lange, vielgeprüfte, inhaltſchwere Jahre —

Die herrlichſte Frühjahrsſchöpfung umfing mit ihren blühenden Armen das alte, ſchöne Hohenmühl. Linde Lüfte koſten um ſeine feſten Mauern. Um die Fenſter rankten ſich Weinreben. Im Garten blühten bereits die Roſen und da, wo dieſer, in einer weiten, blumigen Wieſe endend, in die hohenmühler Fluren hinausführte, ſchwirrten Scharen geſchwätziger Sperlinge um eine Kirſchallee. Man konnte daraus ſchließen, daß die Früchte derſelben zu reifen begannen. Wie ſchön war alles ringsum! Wie geeignet die Fluren! Wie ſehnſuchtsvoll und leiſe ſchwankten die blühenden Kornähren einander zu! Wie ſummte und ſchwirrte es in den Blumenkelchen der nahen Wieſe in Freude und Frühlingsluſt! Der Himmel zeigte ſich wolkenlos. Die Luft war rein, klar und duftfrei. Drüben am Fuße der waldigen Bergkette konnte man von hier aus die Thürme von Rieſenſtein erkennen.

Auf der Landſtraße, welche an letzterm Schloße vorüber durch den Anbau von Hohenmühl hindurchführte, fuhr langſam im Schritt eine leere Poſtchaiſe. Die Dame, welche dieſelbe bis hinter Rieſenſtein innegehabt hatte, war ausgeſtiegen und hatte den Poſtillon bedeutet, weiter zu fahren und ihrer oberhalb Hohenmühl an der durch eine alte Linde kenntlichen Wegſcheide zu harren. Da wanderte ſie einſam zwiſchen den wogenden Feldern — die Säume ihres ſchweren, dunkeln Reiſekleides rauſchten über das Gras hinweg. Einen gedankenvollen, langen Blick hatte ſie auf die ſeit Jahrzehnden geſchloſſenen Fenſterblenden der Façade von Rieſenſtein geworfen. Erſt jenſeit des Mühlbachs verließ ſie den Wagen.

Ein langer, düſterer Blick ringsum. Da wogte das Waſſer ſo ungeſtüm wie früher! Da blühten auch Vergißmeinnicht! Sie hatten gut blühen — keine Hand ſtreckte ſich nach ihnen aus, ſie zu pflücken.

Hohenmühl brachte jeder Schritt näher — das Geſicht der noch immer ſchönen Frau zeigte keinerlei Erregung. Stumm, abgeſchloſſen, ſtolz ging Gräfin Sondersleben ihren einſamen Weg. Dort war die Stelle, wo einſtmals jene Hütte brannte! Aus derſelben war ein hübſches Anweſen geworden. Die Kinder der Witwe waren herangewachſen und hatten ſich geregt. Der Pfad führte dicht vorüber. Was auch die Seele bewegte, das dunkle Auge warf einen feſten Blick hinüber. Der Fuß ging weiter. In der Kirſchallee lärmten jetzt nicht nur Scharen gefräßiger Sperlinge, auch Menſchen-, Kinderſtimmen erfüllten von dorther die Lüfte mit fröhlichen Rufen. Ein alter Mann ſchleppte eine Leiter über den Raſen. Ein junges Mädchen, in lichten Sommerſtoff gekleidet, ging nebenher; drei Kinder umſchwirrten ſie — zwei Mädchen und ein Knabe. Letzterer behauptete, die Leiter mittragen zu müſſen, und erſchwerte dadurch dem alten Manne die Laſt derſelben. Man ſuchte den Baum mit den reifſten Früchten. Das Mädchen lugte blinzelnd hinauf. Die Kinder ſuchten natürlich mit und ertheilten ihren Rath. Was hatte das junge Mädchen nicht alles zu ſtreiten und zu ordnen! Wie hatte ſie nach dem Rechten zu ſehen, daß Alfred nicht alle Kirſchen bekam und die andern nichts! In glänzenden, rubinfarbenen Bouquets regneten ſie von dem Baume herab ins Gras, auf die Köpfe, am ſeltenſten in die hingehaltenen Hüte. Welche Luſt! Hildegard, die junge, nun bald fünfzehnjährige Tochter Emiliens, fühlte ihre Würde und Bedeutung. Ganz Hohenmühl wiegte ſich auf ihren jungen, kräftigen Schultern. Madame Moſen überließ gern die Sorgen der Wirthſchaft dem jungen, verſtändigen Mädchen. Wie der Schlüſſelbund an ihrem Gürtel klirrte! Wie heiter und metallreich ihre Stimme klang, wenn ſie der kleinen Hedwig verſicherte, die ihr zugetheilten Kirſchen wären die ſchönſten —! Auch Madame Wartenfels kam jetzt langſam mit ihrer Tochter über den ſchmalen ländlichen Pfad. Welch roſiges, lichtes Geſicht hatte Madame Moſen! Um welch glückliche, reine Stirn wellte ſich das blonde, ſchöne Haar! Madame Wartenfels trauerte noch um den Gatten, der vor Jahresfriſt geſtorben war. Nun lief der kleine Alfred davon und winkte mit dem Hut. Dieſe lebhaften Zeichen galten Herrn Moſen ſelbſt, der eben von der Trift am Kiefernmoor dahergeritten kam. Er kam von Rieſenſtein, deſſen Oekonomie er zu Gunſten ſeiner Schwägerin gepachtet hatte. Mitten unter

den Seinen sah er ab. Betty, sein Pferd, raufte mit hängenden Zügeln mähierisch das Gras am Wiesenrand. Nun hatte Hildegard zu thun — Herrn Moosen's Hut mit Kirschen zu füllen, Hedwig abzuhalten, auf die Leiter zu klettern und Alfred zu überwachen, der sich mit den Steigbügeln Betty's zu beschäftigen begann. Betty war ein gutes Thier. Wer konnte ihm aber trauen in dieser Welt von Fliegen, Mücken und mehr oder minder hochbeinigen Käfern? Ganz Hohenmühl war da beisammen.

Dort hinter dem die Lauscherin versteckenden Unterholze lehnte die Gräfin. Einen Augenblick wol zog sie's hinunter, die jungen, blühenden Kinder an ihr Herz zu ziehen — Lange lehnte sie dort. Sie faßte einen Entschluß mit ihrer Emilie, die in Wien in Pension war und ihr nicht gefiel, seitdem sie das Kind nicht gesehen. Sie wollte es hierher geben in die Moosen'sche Erziehung.

Der Abend sank duftig herab — die Bewohner von Hohenmühl gingen dem Hause zu. „Jetzt hab' ich euch Lebenden meinen Gruß gebracht", sagte die Einsame fast halblaut, „nun zu den Todten —!" Der Friedhof war nicht weit, das Grab des Vaters bald gefunden. In seiner Nähe schlummerte der alte Schäfer. Er war kurz nach seinem Herrn, fast hundert Jahre alt, gestorben. Auch Leni deckte grüner Rasen. Hedwig setzte sich auf des Schäfers Grab; sie neigte sich und verbarg ihr Gesicht tief in die wehenden Halme auf des Vaters Hügel. „Du", schluchzte sie, „du hast mich geliebt! Vielleicht zu viel!" Nach einiger Zeit erhob sie sich; sie nahm aus ihrer Brieftasche ein paar welke Blumen, ordnete sie und legte zu ihnen Blumen und Grashalme vom Grabe des Vaters, an denen ihre frischen Thränen glänzten.

Der Wagen rollte vor und sie fuhr nach Schloß Nienstein. Es gehörte jetzt ihr allein, durch ihr Erbe vom Vater hatte sie es von ihrem Manne erstanden. Doch wollte sie nicht bleiben, nur hierher ihre Tochter schicken.

Das besprach sie am folgenden Tage beim Wiedersehen. Man fand sie da merkwürdig ruhig und gefaßt. Die Thränen, die dem Gedanken galten: Wie oft entscheidet ein einziger Augenblick ein ganzes Menschenleben! hatte sie am Tage vorher geweint. Sie ließ allen ihr Glück und gestand niemanden, wodurch sie das ihre verloren.

Rosa Dorn.

Die Farbe des Menschen — in der Geschichte.

Wie man auch über den Ursprung der menschlichen Rassen denke, ob man dieselben, wie z. B. Burdach, als Abweichungen von einem erloschenen Urtypus oder als ursprünglich mit der Schöpfung des Menschen gesetzte Unterschiede betrachte, wie Neuere thun, — genug, die Rassenunterschiede sind da und wirken und ihre Wirkung bleibt dieselbe, mag man sich den Ursprung so oder so denken.

Alexander von Humboldt und andere philanthropische Naturforscher, die Einheit des Menschengeschlechts behauptend, widerstrebten „jeder unerfreulichen Annahme von höhern und niedern Menschenrassen". Es gibt nach Humboldt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Cultur veredelte, aber keine edlern Volksstämme. „Alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt; zur Freiheit, welche in rohern Zuständen dem einzelnen, in dem Staatenleben bei dem Genuß politischer Institutionen der Gesammtheit als Berechtigung zukommt." Humboldt beruft sich für diese seine milde, menschenfreundliche Ansicht auch auf einige Sätze seines sprachforschenden Bruders Wilhelm von Humboldt. (Vgl. „Kosmos", I, 385 fg.)

Nicht so idealistisch, sondern mehr realistisch, auf die geschichtliche Erfahrung sich stützend, urtheilt Gervinus über die Rassenunterschiede. In der vor kurzem erschienenen zweiten Hälfte des vierten Bandes seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen" (Leipzig, Engelmann, 1860) schildert Gervinus die Wirkungen der Unabhängigkeit in Südamerika in einer jener umfassenden Uebersichten, in denen er Meister ist und die ihm immer Anlaß zur Entwickelung seiner politischen und geschichtsphilosophischen Ideen geben. Er weist die vielfachen Ursachen nach, die es machten, daß die erstrittene Unabhängigkeit in Südamerika so ganz andere Folgen hatte als in Nordamerika, und kommt dabei gelegentlich auch auf die in Südamerika angestrebte Verbrüderung mit den Farbigen zu sprechen.

In dem unabhängig gewordenen Südamerika nehmte sich der Fanatismus gegen die Fremden in zäher Hartnäckigkeit gegen die Einwanderung; man wandte die Gefährdung der „Nationalität" ein, die doch, wie Gervinus sagt, die Anschwellung der Farbigen in Peru und Mexico mehr zerstört hat, als die bunteste europäische Gesell-

schaft vermöchte. Der herabziehende Einfluß der farbigen Rassen ist durch diese Widerspenstigkeit gegen alle Europäisirung wie früher ohne Widerstand geblieben. In Beziehung auf diese Menschenklasse hat die Revolution nur auf einzelne befreiende Wirkungen üben können. Die Indianer sind, wo sie nicht unter beständigem creolischen Zwang waren, dieselbe „schweinische Masse" geblieben wie immer, deren Elend und Verworfenheit den Fremden die schönste Freude an der wunderbaren Pracht und Größe jener Lande vergällt. Die Gewalt der Natur war mächtiger als die neuen Gesetze, die Vorurtheil und Abneigung zwischen Indianern und Weißen nicht zu tilgen vermochten; vielmehr ist durch die Gleichstellung und häufigere Berührung mit den Indianern der Widerwille der Creolen, durch das Eindrängen dieser in die Indianerdörfer, das ihnen früher versagt war, der Haß der Indianer eher gestiegen. So sind auch die Neger überall ein diebischer, sinnlicher, viehischer Haufe geblieben, die Freien desto verthierter, je besser erzogen, die Sklaven geneigter ihren Erwerb gedankenlos zu vergeuden, als sich loszukaufen.

Die Verschmelzung mit den Farbigen in jenem Welttheil ist, wie Gervinus nachweist, dem Aufschwung der Culturverhältnisse nicht zur Forderung, sondern zur Hemmung geworden. Sie hemmt mit unzerbrechlichen Ketten das Gedeihen jeder geistigen wie staatlichen Entwickelung; denn die geistträge und vagabundische Masse der Farbigen ist in den Händen bald des Klerus, bald der Soldatenhäupter ein zu bereites Material und Mittel, jeden unerwünschten Fortschritt zu Bildung und Gesittung zu vereiteln.

Der Widerstand des Klerus gegen alles Fremdenthum hatte, wie Gervinus zeigt, in und nach der Zeit der Revolution nur zu große Unterstützung gefunden in dem herrschenden Gegensatze gegen alles Europäische. Für das Geschlecht jener Kriegszeit war die Unabhängigkeit der Hauptzweck aller Bestrebung, das Hauptmittel dazu die Verbindung mit den farbigen Eingeborenen und die Unterhaltung des allgemeinen Hasses gegen Europa. Man schwärmte in den Zeiten, wo der bloße Name Europa und Einwanderung die schmerzlichen Erinnerungen an die Colonisation weckte, für die Verbrüderung mit Schwarzen und Rothhäuten, die nie in die politische Gesellschaft gezählt hatten; und noch dauert heute bei vielen „diese krankhafte Schwäche der Europaerfurcht und des Fremdenhasses, der fortgiebt die Ursache des Ruins der Staaten von spanischem Typus sein wird". Denn es sei unmöglich, ein Staats- und Gesellschaftsideal, wie es damals viele thaten, in Haiti zu suchen, unmöglich eine neue Nationalität von der Verschmelzung der Rassen und der Bildsamkeit der Farbigen zu erwarten.

Gervinus beruft sich hierfür auf die natürliche Beschaffenheit der Tropenwelt, in der das vegetabile und thierische Leben die üppigste Entfaltung erreiche, aber der Mensch auf den untersten Stufen stehe. Der echte Indianer, wie im dunkeln Bewußtsein von seiner Nähe bei dem Thier- und Pflanzenleben, lege nie den finstern, ungeselligen Hang ab, der ihn ewig in die Wälder, die er „sein Land" nennt, zurückzieht. Er ist in dem Innern, seinen natürlichen Instincten allein überlassen, von dem Jagdleben nie zum Hirtenleben emporgestiegen; und selbst wo er anfänglig unter den Europäern am fortgeschrittensten ist, hat er nie den Sinn und die Fähigkeit bewiesen, das Werk der Bodencultur in jenen wunderbaren Regionen in eigene Hand zu nehmen, wo die unbenutzten Producte der Pflanzenwelt, zur Erde fallend und modernd, ein ungeheueres Lager des kostbarsten Fruchtbodens aufgeschwellt haben, das viele Millionen ernähren könnte, wo jetzt nur zerstreute Horden von Müßiggängern schweifen.

Wenn, meint Gervinus, diese Geschlechter einer höhern Bildsamkeit irgend fähig wären, dann allerdings wäre in jedem Moment zu fürchten, es müsse durch sie das Schicksal über die Creolen unfehlbar hereinbrechen, das sie selbst den Spaniern bereitet haben. Aber nichts von einer solchen Bildsamkeit habe sich bis heute erwiesen. Es seien Züge von schönem religiösem Gemüth oder von milder Schonung der menschlichen Schwäche oder von idealem Vertrauen auf die Kraft des menschlichen Geistes, wol auch von barocker Eigenthümlichkeit singulärer Menschenbetrachtung, wenn ein Las Casas die Indianer sittlich und geistig so begabt nannte wie irgend eine andere Nation; wenn ein Humboldt von dem Zustande der Mexicaner zu Cortes' Zeit auf ihre Entwickelungsfähigkeit nicht wollte geschlossen haben; wenn Hawkisham das Gehirn aller Völker verstärkbar glaubte wie die Muskeln ihrer Arme; wenn Orbigny die Indianer im besondern unter die zur Aufklärung befähigtsten Stämme zählte und den Beweis dafür von dem Gange der Civilisation unzweifelhaft erwartete. Die Sinnen-

schärfe, die Schlauheit, die Beobachtungsgabe dieser Völker und die Ausbildung einzelner Fähigkeiten im einzelnen habe selbst viele der kundigsten Beurtheiler lange und oft geirrt, die die düstere Schweigsamkeit der Indianer für absichtliche Rückhaltung und Verstellung hielten und überzeugt waren, daß sich ihr Ehrgeiz (jetzt nichts als selbstgefällige Eitelkeit und Putzsucht) dereinst auch in weitern Wirkungskreisen versuchen werde. Gleichwol haben selbst diese nächsten Kenner nicht leugnen mögen, daß ihr Leben nur ein rein sinnliches und mechanisches sei, daß ihre Rückhaltung gemeinhin nichts als Folge ihrer Unwissenheit ist; daß ihr Geist einen weitern Ideenkreis nicht zu umspannen vermag; daß sie jeder Abstraction, vernünftigen Erwägung und Schlußfolge unfähig sind; daß sich ihr Sprachschatz nur auf sinnliche Dinge und Wahrnehmungen beschränkt; daß sie heute wie vor 300 Jahren in der trägen Bedürfnißlosigkeit verharren, die schon die ersten Eroberer zweifeln ließ, ob sie sich nicht bekleideten, um nicht spinnen zu müssen, oder ob sie nicht spinnen, um sich nicht bekleiden zu müssen.

Man muß Gervinus allerdings beistimmen, wer je in den Berichten eines Garcilaso las, wie die Indianerväter damals ihre mit Sklavinnen gezeugten Kinder mästeten und fraßen, oder wer mit neuern, vorurtheilslosen Reisenden erlebt und gesehen hätte, wie sie sie heute gleichgültig verkaufen, oder wie die Mütter die eine Brust ihrem Kinde und die andere zugleich einem Hunde oder Affen reichen, der werde andere Begriffe über den Menschenwerth dieser Rassen haben als der menschenfreundliche Idealist in der Ferne, der von dem Geruch des Negers und dem Schmutze des Indianers kein Ungemach hat.

Der Glaube, daß Indianer und Neger die Bildsamkeit der Europäer je besessen haben oder ihre Bildung je besitzen werden, ist nach Gervinus „ein Wahn, wie der Versuch, mit Windhunden zu jagen oder an dem Brombeerstrauche Feigen zu ziehen". Man könne auf verwandte Bäume edlere Reiser propfen, man könne durch Nahrung und Gewöhnung einzelne Thiere weit über ihre Natur hinaustreiben, man könne auch einzelne Fähigkeiten und Einrichten auf begabtere Farbige impfen; „es ist aber wider jede Vernunft und Erfahrung, zu hoffen, daß diese Stämme in Masse durch irgendwelche Zucht in der Energie der Empfindung und Intelligenz des Europäers je könnten gehoben werden". Nichts begünstige eine solche Annahme in der Natur, die ihren Reiz und Reichthum auf die Fülle und Mannichfaltigkeit abgestufter Schöpfungen und Bildungen gestellt habe, und nichts in der Geschichte, die in Jahrhunderten nicht zu entwickeln vermöge, wozu sich in Jahrhunderten kein Keim gezeigt.

Wer nach den politischen Erfahrungen in Haiti, nach den gesellschaftlichen in Liberia, nach den wirthschaftlichen in Jamaica, nach den pädagogischen in den gemischten Schulen der menschenfreundlichen Neu-Engländer (wo die Kinder der Farbigen in einem gewissen Alter auf der erreichten Bildungsstufe festgebannt stehen) fortwährend gleiche Befähigung aller Menschenrassen behauptet, an dem ist nach Gervinus „jede Erfahrung verloren". „Die große Frage, ob Indianer und Neger mit den Abkömmlingen der Europäer in Eine Gesellschaft verschmolzen werden können oder nicht, wird von der Zukunft nicht anders beantwortet werden, als sie bereits beantwortet ist; und dies darum, weil sich dieser Verschmelzung ein hartes Naturgesetz widersetzt, das der Milde menschlicher Gefühle unerbittlich trotzt, nicht weil ihr nur zufällige Sitten und Vorurtheile widerstreben; denn eben dies, was menschliche Willkür und Selbstsucht in dieser Abstammung ist, zu überwinden, haben kirchliche und weltliche Gesetze unter den Romanen alles Mögliche und mehr als räthlich war, gethan."

Es ist interessant, den Historiker hier größeres Gewicht auf die trennenden Naturunterschiede der Rassen legen zu sehen, als ein Humboldt und andere Naturforscher darauf gelegt; und es läßt sich nicht leugnen, daß hier der Historiker die geschichtliche Erfahrung für sich hat. Dennoch wird sich aus der ungleichen Befähigung der Menschenrassen nicht die Berechtigung der Menschen, die Neger zu Sklaven zu machen, herleiten lassen. Mag es auch immerhin wahr sein, daß die Farbigen sich nie zu gleicher Cultur mit den Europäern erheben werden, so werden darum doch die christlichen Humanitätsprincipien ihre Geltung behalten und wir werden nicht in das Heidenthum eines Aristoteles, der in der Sklaverei eine naturgemäße Einrichtung sah, zurückfallen dürfen. Auch ist, soviel wir wissen, Gervinus kein Vertheidiger der Sklaverei. **Julius Frauenstädt.**

Anregungen.

Musik und ihre Bedeutung.

Ueber die höhere Bedeutung musikalischer Genüsse schrieb man früher nur vom ästhetischen und moralischen Gesichtspunkt. Die verdienstlichen Arbeiten von Rochlitz, Thibaut, Kahlert, Wendt sind bekannt. Unsere Zeit erst hat die „culturhistorischen" Maßstäbe aufgebracht; Riehl in München war es, der seine feine Beobachtungsgabe über Sittenzustände alter und neuer Zeit mit einem zufälligen Nebentalent für Musik in Verbindung bringen konnte und seine „culturhistorischen" Auffassungen des Staats, der Kirche, der Gesellschaft, der Sitte, der Literatur und Kunst im besondern auch auf die Musik übertrug. Wenn auch ein Gegner Richard Wagner's, hat er doch wie dieser in der Musik das Bewußtsein des Gedankens gefördert und die leere, in der „Freude an sich selbst" zu weit gehende Musikmacherei unserer Virtuosenzeit mit Glück bekämpft. Das unschöne Wort „Charakterköpfe" hätten wir ihm allerdings gern geschenkt und manches zu weit gehende Confrauenzmachen ohnehin, ob er nun vom Einfluß der Zöpfe Bach's und Händel's auf das System der Augen oder vom Zusammenhang der Lehmbauten der westerwalder Bauern mit den nothwendigen Gliederungen unserer Staatsgebäude spricht.

Ein Buch im Riehl'schen Geiste sind „Culturhistorische Bilder aus dem Musikleben der Gegenwart. Von A. W. Ambros" (Leipzig, Matthes, 1860). Der Verfasser ist durch seine vielseitige Ausbildung ganz dazu befähigt, den Einfluß zu schildern, welchen die Musik auf die Cultur ausgeübt hat und stets ausüben wird, sowie andererseits ihr Beeinflußtwerden durch den großen geschichtlichen Gang der allgemeinen Culturentwickelung.

Deuten wir als Beleg hierfür einiges an, was der Verfasser über den Zusammenhang und die Gegensätze der „sogenannten Romantik, wie sie von Tieck, den Schlegel, Novalis u. s. w. als Opposition gegen das antikisirende Wesen der Winckelmann'schen Zeit ins Leben gerufen wurde", mit den Opern Weber's, welche er als die „reinsten und schönsten Blüten" jener Periode bezeichnet.

„Die Romantik", äußert der Verfasser, „steckte bereits in allen Kreisen des Lebens, als die begeisterten Kämpfe der Freiheitskriege sie zur That werden ließen. Nur der Umstand, daß jene für exclusiv classisch gesinnte Liebhaberkreise berechnete fremde Bildung, nachdem sie den Maßlosigkeiten der Sturm- und Drangperiode ein Ende gemacht und damit ihre Mission erfüllt hatte, den unmittelbaren Bedürfnissen des Lebens (Einkehr ins eigene Innere, Glauben an ein höheres Walten) genugzuthun nicht vermochte, nur der Umstand macht es erklärlich, daß trotz ihres Mangels an aufrichtiger Wahrhaftigkeit, an männlichem Sinn, an schlichter Tüchtigkeit die romantische Richtung die trotz ihrer Einseitigkeit innerlich gesunde, welcher Goethe anhing, verdrängen konnte." Die Erscheinung, daß Weber's Opern, obgleich sich bei ihm alle Züge wiederfinden, welche die Romantiker kennzeichnen, doch ein nicht veraltendes Gut, ein werther Besitz des ganzen deutschen Volks blieben, während die Werke der Romantiker beinahe schon der Vergessenheit anheimgefallen sind und zum Theil nur noch der Literaturhistoriker sie kennt und hervorsucht, erklärt der Verfasser dadurch, daß es Weber mit dem allen immer Ernst war, was die Romantiker oft ohne innern Glauben daran als Würze verbrauchten. Sie nahmen ihre Stoffe gern aus heimischen Volkssagen, aus Volksbüchern, Genovefa, Magelone u. s. w., nahmen wol auch Volkslieder unverändert auf; ebenso weiß Weber den Volkston anzuschlagen, nur viel wirksamer, weil er von ganzem Herzen bei der Sache war und sich nicht, gleich jenen Poeten, aus vornehmer Höhe herabließ. „So ist für Weber auch das Böse, wenn er es gleich in romantische Beleuchtung stellt, kein bloßer Popanz, kein durch Ironie in nichts aufgelösendes Gespenst. Kaspar ist ein romantischer Bösewicht, aber doch ein Bösewicht, und vollends großartig ist in «Euryanthe» das böse Paar gezeichnet. Die Zigeunerchöre in «Preciosa» sind voll wahrhafter, nicht affectirter Freude an der bei den Romantikern so beliebten «Waldeinsamkeit». Ein noch höheres «Waldlied der Romantik» sang Weber in seinem «Freischütz». Wie seltsam unheimlich und burlesk klingt das Geschmetter der Waldvögel, ehe die erste Kugel aus der Form fällt! Man sehe die Harmonieen im letzten Presto der Wolfsschlucht. Da ist wirklich «der Teufel los» — —"

So weit der Verfasser. Empfehlen wir noch den interessanten biographischen Aufsatz „Robert Schumann's Lage und Werke", welcher durch ebenso liebevolle wie kritisch-logische Auffassung befriedigt, die Artikel „Karl Löwe, der Romantiker", „Die Tanzmusik seit hundert Jahren" und das ganze Werk allen denen, welche ein wenig mehr oder weniger Generalbaß studirt haben — ohne einige musikalische Vorkenntnisse dürfte man schwerlich den vollen Genuß des Buchs haben —, so müssen wir uns doch zuletzt verwahren gegen die Voraussetzung unsers ebenso mit dem Genusse parallel laufenden steten Einverständnisses mit dem Verfasser. In seiner Behauptung, die Romantik der Poesie wäre Lüge, die Romantik der Musik Wahrheit gewesen, können wir nichts Ueberzeugendes finden. Er vergißt, daß es das Wesen der bildenden Künste sowol wie der Musik ist, *neben* dem Gedanken noch einen, der Poesie nicht zugute kommenden besondern Reiz der *Form* zu besitzen. Es kann etwas in der Poesie längst als verfehlt Entdecktes sich in der Malerei und Musik doch noch lange durch den Reiz der Farben und der

Töne erhalten. Der Dichter kann bei bloßen Stimmungen nicht stehen bleiben, während der Musiker sich gerade innerhalb der bloßen Stimmung mit seiner ganzen Virtuosität ergehen kann. Dichterischer Gedanke und musikalischer Ton sind überhaupt in keiner Weise commensurabel.

Zwei altdeutsche Charaktere.

Als eigenthümliche Merkmale der in Deutschland zur Zeit der Reformation hervortretenden Persönlichkeiten können im allgemeinen derbe Kraft und ein entschiedener Trieb, das Geistige mit dem thätigen Leben zu vermitteln, angenommen werden.

Auch der eigentliche Gelehrte übte seine Strenge nicht so weit, daß er sich gänzlich dem Volksleben entzogen und nicht das Bedürfniß gefühlt hätte, durch seine Gelehrsamkeit irgendwie auf die Entscheidung der großen Fragen des Tags einzuwirken.

Stubengelehrte im heutigen Sinne gab es damals am wenigsten. Entweder war es die Theologie oder die Pädagogik oder die Poesie in lateinischer und deutscher Sprache, wodurch die gelehrten Disciplinen sich mit dem Leben auszugleichen suchten; ja selbst die Wundersucht wurde in Anspruch genommen und Zauberei getrieben, wenn es galt, die Ergebnisse der Naturforschung im Volke zu verbreiten. Wer etwas gelten wollte, mußte einen Weg finden, der Allgemeinheit nahe zu treten.

So konnte es freilich auch nicht fehlen, daß die Roheiten der aufgeregten großen Masse sich den höhern Kreisen mittheilten und jene derbe Kraft, die zur Eigenthümlichkeit des Zeitalters gehört, nur zu oft mit widerwärtigem Schwung behaftet erscheint. Und das zeigt sich im Leben wie in der Schriftstellerei.

Allerdings kam dabei viel auf die Natur und den Bildungsgang an: die einen offenbaren in ungezügeltem Drange, frei und rücksichtslos, ja mit Behagen die sonst nur dem ungebildeten Naturleben eigene Art, die Wahrheit ohne jegliche Form des Anstandes und der Billigkeit herauszusagen; die andern finden an dieser Aeußerungsweise keinen Anstoß, nehmen selbst aber eine gemäßigtere Haltung an und sprechen und schreiben, ohne daß sie dabei der Wahrheit etwas vergeben, in schonenden und anständigen Ausdrücken.

Auf protestantischer Seite können Luther und Melanchthon als erste Beispiele dieses Gegensatzes gelten; an sie schlossen sich die ihnen verwandten Naturen an.

Zwei jüngst erschienene Schriften stellen uns ebenfalls Charaktere desselben Gegensatzes dar. Der eine ist Jakob Micyllus (eigentlich Moiger), ein begeisterter Schüler Melanchthon's und der milden Art desselben ergeben, der unter Entbehrungen und Anfechtungen aller Art die griechischen Studien trieb und lehrte, als einsichtsvoller und humaner Lehrer und Leiter von gelehrten Unterrichtsanstalten zweimal in Frankfurt am Main und zweimal in Heidelberg wirkte und zugleich als lateinischer Dichter sich einen geschätzten Namen erwarb. Er starb im Jahre 1558. Die von J. Classen in Frankfurt am Main erschienene Schrift über ihn schildert sein Leben und seine Wirksamkeit als Schulmann, Dichter und Gelehrter gründlich und unparteiisch; sehr dankenswerth ist außerdem die Beifügung des einen längern lateinischen Gedichts mit deutscher Uebersetzung, des „Hodoeporicon", das die Jugendreise des Dichters durch das mittlere Deutschland erzählt und manche beachtenswerthe Züge enthält.

Waren die Schauplätze der Thätigkeit für Micyllus Studirzimmer und Katheder, so sehen wir dagegen den andern, nämlich Bartholomäus Sastrow, sich in allen Schichten des damaligen Lebens umhertreiben, sehen ihn mit immer gleichem Muthe, gleicher Selbständigkeit und unverwüstlicher Laune sich durch zahllose Gefahren für Leib und Seele hindurcharbeiten, sehen ihn kräftig und frisch in der gemeinsten Herberge wie am Tische der Großen, sehen ihn gegenwärtig oder mitwirkend bei den wichtigsten Ereignissen und Verhandlungen, die in der Mitte des 16. Jahrhunderts die Geschicke Deutschlands bestimmten.

Ein solcher Mann mußte in seiner Denk- und Ausdrucksweise jener zweiten Gattung von Charakteren angehören; denn eine feinere Natur hätte sich davor bewahrt, so vieles zu sehen und zu hören, wie er es dann am Schlusse seiner Laufbahn im Stande war, speciell bis in die feinsten Züge des Volkslebens derb und schmucklos zu Papier zu bringen. Darum gibt es kaum ein Buch aus jener Periode, das so reich an Mittheilungen über eine Reihe von Thatsachen und Charakteren, über Leben und Treiben der verschiedenen Volksklassen und im ganzen über den Geist der Zeit wäre als die Sastrow'sche Selbstbiographie. Hauptsächlich sind es allerdings die Zustände von Pommern, besonders seiner Vaterstadt Greifswalde und die von Stralsund, wo er als Stadtschreiber, dann Jahrzehnde hindurch als Bürgermeister wirkte, was im Anfang und zu Ende des Werks zur Darstellung kommt; die große Mitte derselben nehmen jedoch fast ausschließlich die allgemeinen deutschen Verhältnisse zur Zeit des schmalkaldischen Kriegs ein und hier entfalten die Sastrow'schen Denkwürdigkeiten, gegenüber den gleichzeitigen andern Chroniken der Zeit, z. B. Sleidan, viel Eigenthümliches und Neues, das der Historiker nicht übersehen dürfte. Besonders zur Charakteristik des Reichskammergerichts, zur Geschichte des verhängnißvollen Reichstags zu Augsburg im Jahre 1548 sowie des Interims und der Gefangenschaft der beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes gewährt dieser mittlere Abschnitt die reichste Ausbeute. Die Hauptbedeutung des Werks liegt in der völlig zwanglosen oder, wie wir zu sagen pflegen, ungenirten Art der Mittheilung; nur so wurde es Sastrow möglich, von unzähligen Dingen zu berichten, die einem überlegteren Aufzeichner vielleicht bedeutungslos erschienen wären, uns Nachlebenden aber von unschätzbarem Werthe sind. Es ist der

Julie.

Um Gotteswillen, was iſt?

Ref. Fels

(Konrad hinausſchiebend).

Nichts — nichts — Was der alte Plauderer ſo vorſchnell iſt!

Heinrich.

Nichts von Bedeutung — ich hatte das Unglück, mit dem Pferde zu ſtürzen.

Julie.

Heinrich, Du erſchreckſt mich —

Ref. Fels.

Er iſt ja heil und geſund. Die alten Weidenſtämme rechts am Wege vor dem Thor und die Windmühlflügel — immer werden dort die Thiere unruhig. Wir ſind mit dem Schreck ſo weggekommen.

Heinrich

(ſich erſchöpft ſetzend).

Beruhige Dich, liebe Julie. Es hat nichts auf ſich.

Wolf.

Bedaure unendlich den Unfall. Sie werden der Ruhe bedürfen: ich habe die Ehre mich zu empfehlen. (Will fort.)

Heinrich.

Bitte, Herr Wolf, bitte — ich wünſchte Sie noch einen Augenblick wegen einer Angelegenheit zu ſprechen —

selbe naive Darstellungsweise, die so vieles verräth, wie wir sie bei Thomas Platter, bei dem Italiener Benvenuto Cellini finden.

Das vollständige Werk liegt uns bereits — so weit es aufbehalten — seit 1823 in drei Bänden, gütigen nach den besten Handschriften herausgegeben von Mohnike, vor; in dieser Form jedoch blieb es ausschließliches Eigenthum der Gelehrten. Es war deshalb ein dankenswerthes Unternehmen von Ludwig Giesebrecht, den Inhalt des umfangreichen Werkes durch geeignete Verkürzung und sprachliche Ueberarbeitung für einen weitern Kreis aber, wie der Verfasser auf dem Titel sagt, „für jung und alt" genießbar zu machen. Dieser Auszug (Halle, Anicke) bietet trotzdem ungeachtet einen ziemlich starken, exaggerirten Band, der alles enthält, was irgend allgemeineres Interesse haben kann; besonders für die Sittengeschichte des Zeitalters sind die Mittheilungen so reich und zusammenhängend und so gewissenhaft, daß das Buch, bei der Seltenheit des vollständigen Abdrucks, nicht blos dem Geschichtsfreunde, sondern selbst dem Forscher der Culturgeschichte die besten Dienste zu leisten geeignet ist. Hier und da eine Anmerkung des Verfassers, z. B. S. 71, aus der hervorgeht, daß er selbst, wie Gustrow und seine Zeitgenossen, an die Ehrlichkeit des Teufels glaubt, thut der Nützlichkeit des Ganzen keinen Eintrag. Es läßt sich keine unterhaltendere, belehrendere und kräftigere Lectüre denken als die der Gustrow'schen Selbstbiographie in der Bearbeitung von Ludwig Giesebrecht.

Pangermanismus.

Wir blätterten kürzlich in dem ersten Hefte eines „Calendrier belge", den Herr von Meinsberg, Gemahl der bekannten Dichterin Ida von Düringsfeld, herausgibt. Es ist eine Zusammenstellung aller auf die Kalendertage bezüglichen Sagen und Legenden Belgiens. Der Hauptbestandtheil des mit großem Fleiß zusammengetragenen Materials sind vlämische, niederdeutsche Sprach- und Sittenmomente, die unserm deutschen Interesse von besonderm Werthe sein dürften.

Wir erhalten über die Bestrebungen, Deutschland und Belgien enger zu verbinden, folgende Mittheilung:

„Es regt sich jenseit der Ardennen. Das alte Germanische, über welches das Romanische unterwälzt dahingeströmt ist, wird wieder jung. Die Idee des Pangermanismus, in welcher der Keim unserer Zukunft enthalten ist, wird weg- und leidenschaftlicher gehegt und gepflegt als dort, wo die Sonne aufgeht und die Schelde gegen das Meer geht. Conscience ist keine vereinzelte Erscheinung; seltsam, daß man ihn so hatte gehalten. Als ob eine solche Pflanze keines Bodens bedürfte, der Boden, der sie hervorbrachte, keines Landes als Nährerin, das Germanische regt sich jenseit der Ardennen. — Ein Buch, welches uns vorliegt: „Reisebriefen uit Duitschland en Denemark, van C. H. Hansens", würde aufs neue dafür zeugen, wenn Zeugnisse noch nöthig wären. Zwar ist in dem Buche nur das Dietsche, nämlich der platt- und niederdeutsche Sprachstamm, als „völkerumschlingend" vertreten; das Hochdeutsche dünkt dem Verfasser, obwol er es versteht und liebt, doch noch minder heimatlich, noch mehr ausländisch (ausheimisch), wie die Vlamingen bezeichnend sagen, indessen dietsch oder deutsch, immer ist es eine germanische Verbrüderung, welche bezweckt und betrauert wird. Immer müssen sich erst einzelne Abtheilungen sammeln und gruppiren, bevor die große germanische Stammgruppe sich bilden und schließen kann, und der Gedanke des Allgermanischen schwebt ohnedies bereits über dem Werke des jungen Schriftstellers, der, wenngleich nicht einer der Großen, doch einer der Glücklichsten unter den Seinen ist. Als bedeutungsvoll können auch die drei Verlagsorte gelten, welche auf den „Mittheilungen" von Banten stehen: Gent, Amsterdam, Kiel, Hannover."

Bei alledem, fürchten wir, geht es mit diesem belgischen Pangermanismus wie mit den elsaßer Sagen und Liedern, den Bestrebungen der Gebrüder Stöber und den Gedichten des Bäckermeisters Daniel Hitz in Straßburg. Sie werden in einigen Zeitschriften anerkannt, gepriesen, lassen kleine Kameradschaften entstehen, raten auch einzelne Sonnenblicke der Hoffnung für den nicht gänzlichen Untergang deutscher Art und deutschen Geistes in den vom Strom germanischer Herrlichkeit abgerissenen Ländern hervor; die große Strömung des Pangermanismus geht aber doch vorüber. Unser Volk hat an gewissen Gebrechen unsers allgeschichtlichen Territoriums eine durch die mächtigsten Schicksale der Dynastien, der Stämme, der geistlichen Herrschaften entstandene höchst gründliche Undeutschheit. Alles Fremde imponirt und überhaupt und das Französische nirgends mehr als am Rhein selbst und jenseits. Wenn wir den Pangermanismus zu mehr als zum Lesungswerk einiger deutsch verstehenden jungen belgischen Dichter machen wollen, müssen unsere Zustände im großen und ganzen zu Hülfe kommen. Ein zerrissenes Deutschland ist nicht zum geistigen „Annexiren" gemacht. Der Romanismus und Slawismus stehen thatsächlich da; Deutschland ist ein Gallert ohne Halt und Form. Ohne einen Krieg mit Frankreich, ohne die Aufnahme des uns noch Baden Baden zeigt wie seither hundertmal ins Gesicht geschleuderten Handschuhs der Franzosen wie sie jetzt sind und unter napoleonischer Herrschaft immer bleiben werden, kann von einer „Zukunft" des Pangermanismus keine Rede sein.

Karl Arenzel.

Eine zweite Sammlung „Dichter und Frauen. Studien von Karl Arenzel" (Hannover, Rümpler, 1860), ist rasch der ersten gefolgt und beweist somit den Anklang, den die theils in unsern Blättern zuerst er-

schienenen, theils öfters schon in ihnen gewürdigten Skizzen gesammelt haben. Hier sind in besonders eingehender Weise Machiavelli, Cervantes besprochen; Virgil, Petrarca's Laura, Voltaire und ähnliche Charaktere folgen, verhängnisvolle Zeugen für jenes mannichfache Märtyrerthum, das dem Genius auf Erden beschieden ist. Cervantes, Molière erscheinen in einem besonders freundlich verklärten Lichte.

In der Schilderung Machiavelli's schwankt das Urtheil des Verfassers zwischen Liebe und Haß, wie natürlich ist, wenn man ihn „den, nach politischem Maßstab gemessen, größten Menschen, den Italien Boden hervorgebracht hat", nennt und an einer andern Stelle von ihm sagen muß: „Seinen Schriften wie seinem Leben fehlt ein großes Herz." Ebenso gebrochen ist die Stimmung bei Petrarca, wenn seine Sonette „bürftig, fruchtig, ausgeklügelt", und dann doch „der so innig und gesund nie wieder ausgetönte Accord der Sehnsucht" heißen können, oder wenn bei Theodor Körner die Theilnahme für seine Muse nicht gleiches Maß haben darf mit der Theilnahme für den Menschen. Der kurze Aufsatz „Ueber die Dichter der Freiheitskriege" führt sehr erquickend aus den südlichen Gärten und französischen Salons, in denen der Autor vielleicht mit zu vieler Vorliebe verweilt, in das Rauschen deutscher Eichenwälder zurück; ein glücklicher Gedanke, daß diese Skizze am Schlusse eines Werkes steht, in dem Voltaire wol etwas über die Gebühr erhoben wird und von Corneille's Helden doch gesagt werden muß: Sie sind „Figuren, aus Holz geschnitzt, mit einer Seele von Feuer, die sie zuletzt selbst verbrennt".

Der Verfasser entkleidet zu oft mit seiner feinen und feinen Feder das ihm zufällig Gegenständliche. Fräulein Aissé ist eine Freundin von Marquisen der Regentschaftszeit, die Geliebte ihres Pflegevaters, die Mutter eines Kindes, welches nicht wissen darf, daß es eine Mutter hat, und sie soll doch etwas „Vestalisches" haben! Auf ein Verrath hin, welchen wir nicht sehen; auf ihre eigene Vermuthung hin, daß sie unter andern Verhältnissen jedenfalls tugendhaft geworden wäre; darauf hin, daß sie, von der Schwindsucht auf das Lager gestreckt, ihrem Verehrer Entsagung abgewinnt? In einer Novelle, die bei den verhandenen rührenden Zügen verweilte und das bedenkliche Detail und nur von fern und entschuldigend andeutete, wäre dieser Stoff wol denk- und dankbar zu machen, aber mit biederischer Treue behandelt, erscheint er uns als ein Verschwören von Greisen, „die der Aehren besser verschlingt".

Das Feld des gründlichsten Wissens, auf dem sich Karl Frenzel bewegt, ist so groß, daß Urtheile, die von den seinigen abweichen, nicht fehlen können. Auf dem Gebiete der Poesie haben Stimmung und Wahlverwandtschaft des Gemüths zuletzt den meisten Einfluß auf die Beurtheilung. Wer möchte ganz von Petrarca's Laura so denken wie der Verfasser? Immer und immer wird von ihr behauptet, daß sie, im Widerspruch mit den phantastischen Lügen des Dichters, einer Gestalt von entschiedenster Prosa gewesen sei. Ja wir müssen uns sehr irren, wenn ihr nicht auch dem Kindersegen ihrer Ehe ein leiser Vorwurf gemacht wird. Auch eitel soll sie gewesen sein, abstoßend dazu, und dennoch soll auch wieder Petrarca außerhalb seiner Sonette ihr keineswegs platonisch gegenüber gestanden haben. Kann alles das so, wie es sich zu widersprechen scheint, aus Quellen bewiesen werden oder ist es nur Divination unsers oft zu sehr von ayarten Neigungen angeregten Glaubens?

Wie dem aber auch sei, die Welt, in der sich wiederum auch dieses geistvolle, anregende und belehrende Buch bewegt, ist die der Schönheit. Und gerade die Fülle des Schönen findet Karl Frenzel in dem aufrichtigsten Ausdruck der reinen Menschlichkeit. Seine apologetischen Bestrebungen führen darum zu keiner lässigen Toleranz gegen Unrecht und Unwürdiges. Den vielen Schroffheiten und Einseitigkeiten unserer kritischen Aburtheilungen gegenüber hat der feine, den gegebenen Thatbeständen der Zeit, Sitte und einmal nicht zu ändernden Menschennatur Rechnung tragende Analyse, die auch diese Sammlung aufspricht, einen ganz besonders verdienstlichen Werth.

Alte Kernsprüche.

Mit vielen soll man die Feinde schlagen, mit wenigen zu Rathe gehen.

* * *

Strafe die Lebendigen und nicht die Todten.

* * *

Wer über sich haut, dem fallen die Späne in die Augen.

* * *

Ein gutes Werk ist leichter geschehen als vergolten.

* * *

Gide bringen dem Mann seinen Glauben, sondern der Mann den Eiden.

Spruch

von Ludwig Foglar.

Laß doch gefallen den Schleier,
Der um die Dinge schwebt!
Dem wird der Blick nicht freier,
Der ihren Vorhang hebt.
Mit weiser Vatergüte
Verhüllte Wärterhand
Dem schwachen Gemüthe
Das allverheißne Land.
Zu ahnen, nicht zu schauen,
Frommt dir, o Menschenkind!
Der sagt geheimes Grauen,
Daß ew'ge Räthsel sind!

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 44.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Liebe überwindet. Novelle von Franz von Nemmersdorf. I. II. — Ein Ort, wo's spukt. II. — Die Camellie. — Kleine Erinnerungen. Von Emma Birnbaum. I. II. III. — Comtessen und Lo Rosarette. — Wahrnehmungen. — Die Johannisnacht. Von Otto Ruppius.

Liebe überwindet.

Novelle von Franz von Nemmersdorf.

I.

Im wolkenlosen Tiefblau strahlte der Horizont. Ein heiterer Sabbatmorgen war über Venedig angebrochen. Die Natur hatte nichts von ihrer köstlichen Weihe verloren, obwohl das Jahr sich bereits zu Ende neigte.

Ueber den Campo San-Stefano ging ein elegant gekleideter Mann. Unwillkürlich richteten sich dessen Augen auf den großen alten Palast, der mit echt venetianischer Geheimnißliebe seine Fronte von der Straße ablehrt. Des Wanderers Fuß blieb wie gefesselt auf der Stelle unter dem Steinbogen haften, welcher den Eingang in den Hof bildete. Dieser Standpunkt gewährte den vollen Anblick des versteckten Palastes.

Lange hatte der Beschauer das steinerne Schild über der Thür betrachtet; doch boten ihm die heraldischen Zeichen nichts Neues. Es war seines eigenen Geschlechtes Wappen; denn er gehörte der nämlichen vornehmen Familie an, die hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Nur war er ein Querini von San-Rocco, während die ältere Linie seines Hauses seit Jahrhunderten ihre Residenz in Campo San-Stefano besaß. Jedes alte Patriciergeschlecht in Venedig hat seinen historischen Wohnort, durch dessen Beinamen sich die verschiedenen Zweige unterscheiden. Ebenso besitzt jeder District seinen Santo, der wiederum die Bezeichnung abgibt. So war der Heilige des Grafen Momolo San-Rocco und der seiner Cousine Gräfin Adrienne San-Stefano.

Die drei verstümmelten goldenen Ameisen im rothem Felde hatte der Graf hinreichend studirt und auch der Zweifel seines Innern, ob er eintreten oder vorübergehen sollte, war gelöst. Entschlossen hob er seinen Fuß zum Vorwärtsschreiten über die glatten Steine des Hofs. Eben schlug die Thurmuhr des nahen San-Stefano die elfte Stunde. Melodisch fielen die Glockentöne ein, die zur Messe läuteten. Eine ungewöhnliche Zeit, Besuche abzustatten, aber er war ja ein naher Verwandter. Mit diesem letzten Argument überwand Graf Momolo Querini vollends seine Bedenklichkeiten.

Im nämlichen Augenblick, als der Graf von der Landseite in die Vorhalle trat, sprang eine schlanke männliche Gestalt aus der Gondel auf die Marmorstufen des Wassertheres — —

„Ihre Excellenz ist in der Kirche!" sagte ein Diener, dem Grafen den Weg versperrend.

Der andere Schlanke aber fragte nicht und man hielt ihn nicht an. Mit raschen Schritten flog er die Treppe hinauf — —

Momolo's Blick folgte ihm voll Mißmuth — „Wer ist dieser da?“ bemerkte der Graf.

„Signore Carlo!“ antwortete der Diener.

„Was macht der hier? Kommt der oft? Ist es ein Arbeitsmann, den die Gräfin rufen ließ, oder ein Besuch?“

„Das weiß ich nicht!“ entgegnete kurz und gleichmüthig der Diener.

Des Grafen geübtes Auge hatte Stand und Lebensgewohnheit an der flüchtigen Erscheinung nicht zu unterscheiden vermocht. Signore Carlo konnte den bevorzugten Klassen der menschlichen Gesellschaft angehören oder auch nicht, er trug kein besonderes Kennzeichen. Uebrigens wußte Momolo Querini, daß ein venetianischer Diener selten die Geheimnisse seiner Herrschaft verräth. Die Schweigsamkeit ist eine alte, gute Gewohnheit, die noch aus früherer Zeit im Volke fortlebt. Daher verzichtete er auch auf alle weitern Versuche, den ihm dunkeln Punkt aufzuklären.

„Gib mir Feuer!“ sagte er und zündete mit äußerlicher Ruhe seine Havana an.

Der Diener trat zurück zu seinen Gefährten unter das Wasserthor und sie lieferten keinen Commentar, weder über diesen, der gegangen, noch über jenen, der geblieben war.

Graf Momolo befand sich wieder draußen im freien in der köstlichen Morgenluft. Seine feine Cigarre verbreitete ihr Aroma. Der junge Mann fühlte das Behagliche seiner Lage nicht. Die alterthümlichen, malerischen Gebäude des Platzes zeichneten ihre Umrisse im reinen Aether. Wol hing des Grafen Auge an denselben, allein er sah sie nicht. Ein schönes Mädchen schlüpfte an ihm vorbei und lachte aus ihrem dunkeln Umschlagtuch freundlich auf den hübschen, modisch gekleideten Mann. Es war eine „ragazza in zazzoletto“, wie sie die Venetianer so sehr lieben. Eine fünfzehnjährige Menschenknospe, vom warmen Hauch des Südens wach geküßt. Querini achtete des Mädchens so wenig, als wäre er ein von Kräutern und Wurzeln lebender Anachoret. Wir dürfen daraus nicht den gewagten Schluß ziehen, als sei er jemals im Leben einer Versuchung aus dem Wege gegangen oder hätte in der Bekämpfung derselben seine Mannhaftigkeit erprobt. Im Gegentheil; der Graf war schlechter als sein Ruf. Es gab intimen Gründe, welche ihn bestimmten, über die Zerrüttung seines Innern einen Schleier zu werfen. Jetzt war er zu sehr in Gedanken vertieft, um äußere Gegenstände auch nur wahrzunehmen.

In dem alten Palaste — bei seiner Cousine Adrienne weilte sein Geist! Hatte er doch um sie gedient zweimal sieben Jahre lang wie der Patriarch der Bibel und war in der langen Zeit seinem Ziele nicht um eine Linie näher gerückt. Mannichfaltig waren die Gründe und Hoffnungen, welche den Grafen bei seiner seltsamen Werbung aufrecht erhielten. Aber die Ursache dieser Beständigkeit, dieser einzig consequenten und energischen Handlungsweise seines Lebens, lag in den zwei Millionen, welche die Erbtochter der Querini von San Stefano ihrem Gemahl zur Mitgift brachte. Diese glänzende Aussicht erzeugte jene wunderbare Beharrlichkeit.

Seltsam und eigenthümlich war auch die Lage des Gegenstandes seiner Berechnungen. Gräfin Adrienne's Aeltern hatten in höchst unglücklicher Ehe gelebt. Die Mutter verwünschte täglich den Gatten, dem sie ein großes Vermögen zugebracht und der darin die Mittel zur Befriedigung seiner Launen fand. Nervenschwach und kränklich, lebte sie zurückgezogen in ihrem alten Palaste. Ihr einziges Kind Adrienne hörte ihre Klagen. Unter solchen Eindrücken wuchs die junge Gräfin zu einem ernsten, frühreifen Mädchen heran. Als Adrienne funfzehn Jahre alt war, starb die Mutter. Der Abbate des Hauses wurde zum Vormund bestellt, dem Vater so viel, als gesetzlich möglich, sowol von der Verwaltung als Nutznießung des Vermögens entzogen. Nach dem Tode seiner Frau nahm Graf Querini mehr häusliche Gewohnheiten an. Der Vater erwies der jungen Dame alle Aufmerksamkeiten. Mit einem Worte, er war der Erbe, welcher Adrienne um ihres Geldes willen diente. Als er von ihrer noch unerfahrenen Freigebigkeit, durch Vermittelung des Vormundes, mehrere Summen erpreßt, da wurden dem nüchternen Verstande des Mädchens die Beweggründe seines Handelns klar. Auf den Abbate, den Freund und Lehrer ihrer Jugend, concentrirte sich nun das Bedürfniß nach Theilnahme und Liebe, welches in jedem jungen Herzen lebt. Dieser war ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der, um seinen Lieblingsstudien mit Muße und frei von Nahrungssorgen leben zu können, den Platz im Hause Querini angenommen. Der Vertraute der Mutter, der Lehrer des Kindes und — der heimliche Freund des Vaters, bedurfte er seiner vollen italienischen Geschmeidigkeit, um so widersprechende Functionen ohne Anstoß durchzuführen. Nur als Lehrer war er treu und wahr gewesen und hatte seine Pflicht erfüllt. Es unter-

hielt den Abbate, dem offenen Sinn, der leichten Auffassungsgabe des Mädchens spielend einen Theil seines Wissens beizubringen. Darum hing auch Adrienne mit kindlicher Liebe an ihm. Eines Tags hatte der Lehrer mit der Schülerin eine ernste Unterredung gehabt. Er hatte ihr das Verkehrte ihres Widerwillens gegen den Ehestand auseinandergesetzt sowol aus Gründen der Moral als der Vernunft. Vorsichtig hatte er angedeutet, wie die verstorbene Mutter an dem Unglück ihres Lebens nicht ganz schuldlos gewesen. Es lag zu viel Wahrheit in seinen Worten, um nicht das verständige Mädchen beinahe zu überzeugen. Der geschickte Abbate ließ auch die Unterhaltung fallen, als er seines Erfolgs sicher zu sein glaubte. Graf Querini war bei Tische ungewöhnlich heiter. Er trank viel vom starken Miranowein, der auf den Gütern seiner Tochter wuchs. Indem er sein Tuch aus der Tasche zog, fiel ein Blatt zu Boden. „Gib, es ist kein Ehevertrag!" rief der alte Graf lachend, der über die Grenzen der Nüchternheit längst hinaus war. Adrienne wurde leichenblaß. Sie hatte schon früher das Vertrauen zu ihrem Vater verloren. Rasch bog sie das Blatt auseinander — — „Gräfin, wie können Sie sich erlauben, etwas zu lesen, was nicht für Sie bestimmt war?" sagte der Abbate ruhig und verlor seine Fassung nicht in diesem kritischen Moment. Doch Adrienne hatte bereits genug gelesen. Mit blitzenden Augen wandte sich das Mädchen nach ihm. „Sie, welcher der Beschützer meiner Jugend sein sollten, haben einen schändlichen Handel um meine Hand abgeschlossen! Und — auch Sie, mein Vater, wollten Geld nehmen für Ihr Kind!" brach es mühsam zwischen ihren Lippen hervor, dann löste sich der Sturm ihres Innern in heftigen Thränen — — Wer war der Dritte in jenem Bunde der Schlechtigkeit? Wer war der Ehrlose, der durch Bestechung der Hüter ein Weib und dessen Gut in seine Gewalt zu bekommen trachtete? Dieses Geheimniß erfuhr Adrienne niemals. Der Abbate, noch besonnen in der Niederlage, entriß ihr das Papier und hielt es an die brennenden Wachskerzen der Tafel.

Memole athmete tief auf, als ihm seine Erinnerung jene längstvergangenen Ereignisse wieder ins Gedächtniß zurückrief. Er wäre wol im Stande gewesen, die Lücken in Gräfin Adrienne's Entdeckungen auszufüllen, aber damit würde er seinen eigenen Hoffnungen den Todesstoß versetzt haben.

Und auf was beruhten diese Hoffnungen?

Sie waren mehr negativer als positiver Art. Die Erbrechter der Querini hatte — die dreißig, den Rubicon der weiblichen Jugend, überschritten. Ihr Charakter, stolz und hart hervorgegangen aus der Feuerprobe ihres kaum zum Denken und Fühlen erwachenden Lebens, nebst dem oft ausgesprochenen Entschlusse, sich niemals zu vermählen, schreckte die Bewerber zurück. In unserer Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen, der Duodezformat-Bildung wird alles rasch betrieben, auch Liebe und Ehe. Das specifische Kennzeichen des 19. Jahrhunderts ist es, stets pressirt zu sein. Wie es so gewöhnlich geht, waren, nachdem Adrienne mehrere passende Anträge ausgeschlagen, übertriebene Gerüchte ins Publikum gedrungen. Man nannte sie einen Sonderling und schrieb ihr eine Idiosynkrasie gegen das ganze männliche Geschlecht zu. Damit lichtete sich auch der Kreis ihrer heimischen Freier; nur ein Fremder versuchte noch zuweilen sein Glück. Aber Memole Querini blieb auf dem Platze; er erkannte nach dem Tode des Vaters den Vortheil seiner Stellung, welche ihm freien Zutritt in das Haus seiner Cousine gewährte, während die neuen Bekannten an den Empfangstag gebunden waren. Weil der Graf alle seine geistigen Kräfte auf Einen Punkt concentrirte, so erhob er sich in dieser Angelegenheit über seine indolenten, schlaffen Gewohnheiten bis zur scharfsinnigen Berechnung. Memole Querini kannte seine Cousine besser, als die Welt sie kannte. Er wußte, daß sie keine jener krankhaften Naturen war, welche gegen den Strom zu schwimmen versuchen und den Grundbedingungen des Lebens einen Hohn entgegenwerfen. Nur gerechtes Mißtrauen hatte die starre Schranke um ihre Brust gezogen. Kalt und hart erschien die Außenseite, doch tief im Innern lebte — Trauer. Und Er, Memole, war auf dem Platze, jeden Wechsel in der Stimmung seiner Cousine zu beachten, aus jeder günstigen Regung Vortheil zu ziehen. „Meine Beharrlichkeit muß den Sieg davontragen!" wiederholte sich der Graf auch jetzt zu seiner Beruhigung. „Adrienne wird niemals lieben! Da gibt sie zuletzt der Vernunft Gehör und sieht das Passende unserer Verbindung ein!"

Passend mochte auch wirklich diese Vermählung in den Augen der Welt gelten; gehörten sie ja demselben alten, historischen Geschlecht an und war Memole durchaus nicht arm. Für ein mäßiges, nüchternes Leben hätten seine Einkünfte vollkommen ausgereicht. Nur seinen üppigen Ge-

wohnheiten, seiner verderbenen Phantaſie, seiner Neigung zum Müßiggang genügten ſie nicht. Wie wir bereits oben geſagt, der Graf war für seinen Ruf beſorgt wie ein junges Mädchen, daher auch von den etwas ſtrengen Grundſätzen seiner Cousine keine Einwendung zu befürchten ſtand.

Mitten in diesen tröſtlichen Argumenten tauchte nun eine ſchlanke männliche Geſtalt vor dem geiſtigen Auge des Grafen auf — — Wie, wenn jener räthſelhafte Signore Carlo ihr Anbeter wäre?

Dieſer Gedanke brachte eine ſo elektriſche Wirkung auf Memmo — auch auf ſeine Füße hervor, daß er faſt laufend den Weg zurücklegte, welcher ihn von dem Hofthor mit dem Wappenſchilde trennte. Zum zweiten male an diesem Vormittage trat Querini in die fürſtliche Halle, geſchmückt mit reichen Trophäen aus den Seeſiegen ſeiner Ahnen. Zum zweiten male ſtand er dem in die hiſtoriſchen Farben ſeines Hauſes gekleideten Dienerhaufen gegenüber.

„Iſt meine Cousine aus der Kirche zurück?“ fragte er ſo ruhig, als ihm möglich — —

„Ja, Excellenza! — —“

Raſch ſprang der Graf die niedern, breiten Marmorſtufen hinan. Ernſt blickten die Standbilder der Querini von beiden Seiten der Treppe auf ihren Nachkommling herab.

Mit ehrfurchtsvollem Gruße erwartete ihn oben der vertraute Kammerdiener. „Die Frau Gräfin empfängt nicht!“ ſagte der alte Mann mit den ehrwürdigen weißen Haaren.

Memmo war erſtarrt. Er war nun drei Sonntage hintereinander gekommen und hatte jedesmal dieſelbe Antwort erhalten. In ſeinem Verſtande knüpften ſich dieſe leſen Fäden zu dem Anfange eines Verdachts.

„Iſt meine Cousine allein?“ fragte er, die Augen feſt auf den Kammerdiener gerichtet.

„Excellenza illuſtriſſima!“ erwiderte der Greis mit einem gewiſſen Anflug von Würde, „ſeit funfzig Jahren diene ich Ihrem hochedeln Hauſe, allein den Spion meiner Herrſchaft habe ich niemals gemacht!“

„Wer kennt nicht deine Treue, mein guter Giovanni“, lenkte der Graf ein, da er durchaus nicht im Sinne hatte, eine im Haushalt ſeiner Cousine ſo einflußreiche Perſon zu beleidigen. „Adrienne ſchätzt und liebt dich!“

„Wohl iſt die Frau Gräfin ſehr gnädig gegen mich. Sehen Sie, Excellenza, ſie ließ mir einen Ofen in den Vorſaal ſetzen, damit ich nicht frieren ſolle. Ich bat aber unterthänigſt, ihn nicht zu heizen, weil er mir Kopfweh verurſachte. Es ſind an die dreißig Jahre, daß man den erſten Ofen nach Venedig brachte; wir Leute aus der alten Zeit können uns aber nicht daran gewöhnen. In meiner Jugend heizte man nicht einmal die Kamine. Mir ſcheint aber auch, es iſt kälter geworden, ſeit man aufgehört hat, ‚Evviva San-Marco!‘ zu rufen!“

So plauderte Giovanni fort, während er den Grafen, ungeachtet deſſen abwehrender Bewegung, ehrfurchtsvoll bis unter das Hausthor geleitete.

Mißmuthig bog dieſer um die Ecke. Immer wieder neue Steine auf ſeinem Wege, neue Hinderniſſe und er wurde nachgerade wild. Nur war der Plan auf den Beſitz ſeiner Cousine ſo innig mit ſeinem ganzen Weſen verwachſen, daß er den Gedanken, dieſem Streben zu entſagen, nicht einmal zu faſſen vermochte. So ſchritt er denn weiter in finſterer Laune, durch enge Gäßchen und über Brücken bis zum Herzen Venedigs, dem Marcusplatz. Auch hier brachte er die bunten Gruppen nicht, welche, von heiterer Sonne beſchienen, gemiſcht auf- und abwallten und den Tönen einer öſterreichiſchen Regimentsmuſik lauſchten. Querini trat ins Ariſtokraten-Kaffehaus. Aber es ſchien, als ſei heute ein Unglückstag über ihn angebrochen, denn ſein Lieblingsplatz war beſetzt. Die Venetianer waren ſo gewohnt, Memmo Querini links am Fenſter zu ſehen, daß es ſeinem eingefallen wäre, dieſen durch lange Jahre beſeſſenen Platz zu uſurpiren.

Memmo Querini warf einen zornigen Blick auf den wenigſtens in dieſer Hinſicht Unſchuldigen.

Es war Fürſt Arnheim, der nur aus Unwiſſenheit gefehlt hatte.

„Guten Morgen!“ rief der Fürſt lebhaft aus, als er den Eintretenden erkannte, und hielt ihm ſeine Hand hin.

Es war ein kleines, rundliches Männchen, nahe den Sechzigen, aber geiſtreiche Augen blitzten munter aus den buſchigen Brauen hervor; einfach und ſorgfältig gekleidet mochte Arnheim noch immer für weiberfeindlich gelten.

„Wie geht es Ihrer Cousine?“ fragte er, nachdem er Querini's Hand geſchüttelt und gedrückt.

„Ich weiß es nicht!“ entgegnete Memmo unmuthig.

„Junger Mann! Zu unſerer Zeit wußten wir nach drei Monaten alles, was von einer Frau zu wiſſen iſt, wenn wir es nur der Mühe werth hielten!“ verſetzte der Fürſt lachend.

Ohne auf diese Bemerkung zu achten, nahm Querini die „Indépendance belge“ auf.

„Vielleicht kann ich Ihnen Nachricht von Gräfin Adrienne bringen!“ sagte Arnheim, zog gelassen seine Handschuhe an, nickte dem heute so mürrischen Grafen freundlich zu und verließ das Gemach.

Momolo nahm mechanisch seinen nun freigewordenen Stammplatz ein. Er hielt die Zeitung blos in der Hand, um nicht sprechen zu müssen. In seinem Geiste tauchte ein neuer Argwohn auf. Sollte Fürst Arnheim ebenfalls Absichten auf Adrienne hegen?

Unwillkürlich richteten sich des Grafen Augen nach einem Spiegel gegenüber an der Wand. Manches hatte die Natur und vieles sein Schneider für ihn gethan. Er war ein hübsches Exemplar des venetianischen Typus. Momolo Querini beruhigte sich wunderbar. Der alte Orang-Utang, wie er seinen vermeinten Nebenbuhler taufte, konnte ihm nicht gefährlich werden.

Letzterer wand sich unterdessen durch das Gewoge des Marcusplatzes. Mit dem echten Genusse eines gebildeten Touristen betrachtete er das Gewühl. Den Hauptbestandtheil bildete Militär, in seinen verschiedenen Uniformen eine Musterkarte der österreichischen Armee bietend; dazwischen zeigten sich die eigenthümlichen Kutten der Mönche, weiß, braun, schwarz, altertümlichen, phantastischen Schnittes; gewaltig stachen davon ab die eleganten Damenkleider. Aber des Fürsten Blick weilte vorzugsweise auf den vollen Gestalten der Weiber aus dem Volke mit vielerlei goldenem Zierath geschmückt und rothen Korallen. Ein Blumenmädchen bot Arnheim Sträuße. Ein General hing sich an den einen Arm des Fürsten; ein Husar, aus vornehmer, ungarischer Familie und sein Verwandter, hübsch genug, allen Weibern den Kopf zu verdrehen, hing sich an den andern Arm. Ein langbärtiger Kapuziner nickte seinen ernsten Gruß. Bei mehreren Damen der Gesellschaft und mehreren der Oper hielt Arnheim, um mit ihnen zu plaudern. Zuletzt richtete er noch einige Worte im Volksdialekt an ein Paar schwarzbraune Gondoliere. Ungeachtet seines kurzen Aufenthalts kannte der Fürst alle diese verschiedenartigen Leute. Hierauf machte er seine Arme frei und sagte lächelnd: „Meine Herren, ich wünsche Ihnen einen guten Tag! Es gibt Augenblicke, in denen ein Mann das gebieterische Bedürfniß fühlt, allein zu sein!“

Damit verließ er den Platz in der Richtung von San-Moisè hin.

Im Spätherbst war Fürst Arnheim nach Venedig gekommen, in einem der ersten Gasthöfe abgestiegen und hatte sich, seiner Gewohnheit gemäß, vom Oberkellner über die lokalen Verhältnisse Bericht erstatten lassen. Der Fürst that solches, wo immer ihn sein Reiseleben hinführte. Er controllirte dann nach eigener Beobachtung und Erfahrung die erhaltenen Nachrichten. Das Bedientenzimmer sieht zuweilen schärfer und richtiger als der Salon. In der Schilderung des Venetianers kam der Name Gräfin Querini von San-Stefano häufig und mit wunderbarer Ausschmückung vor. Arnheim's Neugierde, der die Familie schon kannte, wurde aufs neue erregt. Die Erkundigungen bestätigten zum Theil die Sagen der Fama. Wenn der Fürst Adrienne's Reichthum begehrte, schmeichelte zugleich seiner Eitelkeit der Gedanke, daß ein Mann von seiner Geschicklichkeit dazu berufen sei, die schöne Dame von dem sie bewachenden bösen Drachen ihrer Einbildungen zu befreien. Daher legte er Adrienne ebenso auf seine Heirathsliste. Dieses merkwürdige Document, welches erdrutlich in Zungen und Provinzen eingetheilt war wie der Johanniterorden, trug der Fürst erst seit einigen Jahren bei sich. Früher, in den Tagen einer frischen Jugend und einer vollen Börse, hatte er so selbstmörderische Absichten gegen seine Freiheit niemals gehegt, sondern ein fröhliches Wander- und Reiseleben geführt. Nun fühlte er nachgerade das Bedürfniß, sein Zelt irgendwo aufzuschlagen; seine Börse war wunderbar leicht und seine Hände schwer geworden. Nur wollte er nicht leichtsinnig über seine Hand, die Hand eines deutschen Reichsunmittelbaren, verfügen, wol aber einen möglichst großen Preis aus der Ehestandslotterie ziehen.

Der ehrwürdige Kammerdiener und der fürstliche [illegible] fanden sich in dem Vorsaale des Palastes Querini gegenüber.

„Melden Sie mich, lieber Freund!“ sagte Arnheim gut gelaunt. Er hatte die Bekanntschaft ihres Vaters, eine frühere Präsentation für sich und seine Karte schon gestern abgegeben —

„Die Frau Gräfin empfangen heute nicht“, lautete die uns bereits bekannte Antwort Giovanni's.

Also darum die üble Laune des langjährigen Bewerbers? dachte Arnheim und versetzte: „Aber sie ist doch nicht unwohl? Kommt heute Abend zum Gouverneur? Dort hoffe ich sie zu treffen. Legen Sie mich der Gräfin zu Füßen! Adieu!“

Der kleine Mann entschloß sich indessen noch

nicht zum Sehen, sondern er lief im Vorsaal hin und her und musterte ihn so genau, als hätte er die Absicht, ein Inventar aufzunehmen.

„Hier ist es fürchterlich kalt", bemerkte der Fürst, seinen Oberrock zuknöpfend; „ich würde die Luftheizung einführen!" Damit blies er sich in die Hände und zog abwechselnd einen Fuß in die Höhe. Endlich hatte der Fürst jedes Bild an den Wänden betrachtet und trat den Rückweg an.

„Nein, alter Knabe, schonen Sie Ihre Beine!" rief er, als Giovanni, der höflichen venetianischen Sitte gemäß, sich anschickte, ihn die Treppe hinab zu begleiten.

Luftheizung, einen dicken Teppich auf diese fürchterlichen, kalten Steine, blühende Sträucher an die Stelle jener Standbilder ohne allen artistischen Werth! Es würde comfortable hier werden, sobald Fürst Arnheim Herr des Hauses ist!

Diese Gedanken waren in dem kleinen Manne so lebhaft, daß er sie halblaut vor sich hin murmelte. Reformen, die er im Palaste Querini zu treffen sich vornahm, beschäftigten Arnheim vollkommen, bis er wieder ins Café Suttil trat.

Momolo hatte trotz aller guten Meinung von sich selbst eine schlechte halbe Stunde zugebracht. Er begrüßte diesmal lächelnd seinen Nebenbuhler. „Wollen wir uns Appetit zum Mittagessen holen?" sagte er zum Fürsten.

„Gern", erwiderte dieser, immer zu allem bereit. Und damit schob der kleine Mann seinen Arm in den des Grafen, beide brannten ihre Cigarren an und schlenderten nach der Riva dei Schiavoni. Fürst Arnheim war eine versatile Natur. Er vergaß einstweilen sein Project, bereit, es bei der nächsten Gelegenheit wiederaufzunehmen. Jetzt genoß er ruhig die heitere, belebte und dennoch wieder so malerische Scene. Er plauderte wirklich so unbefangen, als ob er noch immer der Junker Oscar's wäre wie vor Jahren. Querini hörte nicht alle Worte seines Begleiters; zuweilen versank er in düsteres Sinnen. Aber wenn diese kurzen Anfälle verdüsterten, so stimmte auch er wieder in den fluchtigen Conversationston ein. Der finstere Blick seines Auges allein bewies, daß jenes leichte, fast gute Wesen eine Maske sei und an seinem Herzen der Unmuth gebarte wie der Geier an der Leber des Prometheus.

Dies waren die beiden Männer, welche nach Gräfin Adrienne's Besitz strebten — um ihres Mammons willen.

II.

Bereits senkten sich die Schatten des Abends auf die alte Lagunenstadt. Feuchte Nebelwolken zogen am Horizonte hin. Düster spiegelten sich die schweigsamen Paläste in den Kanälen. Auf dem Campo San-Stefano brannten keine Gaslaternen, Mondschein stand im Kalender; in Wirklichkeit sandte jene magische Leuchte nur ein fahles Licht durch feuchte Nebelstreifen. Die finstere Steinmasse des Palazzo Querini blieb ganz im Dunkeln, beschattet vom Hofthor. Nur einige Fenster sandten matte Lichtstrahlen durch schwere, verhüllende Vorhänge in den Hof hinab. Hier wohnte die kalte, einsame Frau, die Erbin so vieler unnützer Reichthümer, übermäßig geeignet mit den falschen Gütern des Lebens, arm an den wahren. Wohl ihr, daß ein gelehrter Mann ihren Geist erschlossen, um Genuß aus Büchern zu schöpfen. Wie trostlos wäre die Herzensöde ohne Liebe und Lust zur Arbeit! Ja, eine geordnete geistige Thätigkeit verleiht der Seele ruhigen Gleichmuth. Der Mensch ist dann nicht glücklich und nicht unglücklich; er gleicht den Patriarchen der Vorhölle, die des Messias harren. Auch die Menschenseele hat ihren Messias, der sie zu erlösen niederringt aus Himmelshöhe. Dieser Messias heißt Liebe. Bringt er nicht den wahren Frieden, so ist er nicht der echte.

Ein großes, hohes Gemach im Palaste Querini war von dem Büschel Wachskerzen, der auf massiven, silbernen Armleuchtern saß, theilweise erhellt. Der Schein derselben fiel gerade auf zwei Personen, eine männliche und eine weibliche, beide im kräftigen Zenith des Lebens. In der ersten erkennen wir Signore Carlo wieder, eine jugendlich schlanke Gestalt, Glieder fest wie Stahl und biegsam wie Wachs. Sein Gesicht zeichnet die Tinta calda aus, der Hauptreiz italienischer Meister; große feurige Augen sehen frei und offen in die Welt, ein voller, schwarzer Bart rahmt die männlichen Züge ein, auf denen im gegenwärtigen Augenblick der Sonnenschein des Glücks lagert. Schweigend ruht jetzt die leuchtende Iris auf der Frau an seiner Seite. Er mißt die göttlichen Formen, die regelmäßigen Züge, jetzt von der Freude geröthet, vom Lächeln verschönert. Adrienne stützt ihren Arm auf die niedern Seitenpolster des Divans, den Körper in bequemer Lage zurückgebogen; ihre Augen hängen an Carlo. Der magnetische Strom der Seelen fließt hin und her. Jenes mystische Gefühl lebt in beiden, welches der Seelen Einklang bezeichnet und die Worte des

Apostels bestätigt: „So werden Zwei sein in Einem."

Sabre, lautloses Schweigen herrschte in dem hohen Gemach. Da brach es hervor wie eine Hymne von Carlo's Lippen:

„Du bist schön, meine Freundin, und es ist kein Flecken an dir! Du hast mir das Herz verwundet mit deiner Augen einem, meine Schwester, meine Braut!"

„Ihr schönes orientalisches Liebeslied mag mit poetischer Erregung der Gefühle sehr wohl die Schilderung der Geliebten im Munde des Liebenden sein, aber was soll ich daraus auf Sie anwenden? Der Mann, weiß wie Milch und roth wie Blut, wäre nicht nach meinem Geschmack", sagte die Gräfin. „Doch da fällt mir eine Stelle ein. Die Haare meines Freundes sind schwarz wie ein Rabe", fügte sie hinzu und strich tändelnd über sein Haupt, dessen bläuliche Schwärze die Bezeichnung richtig machte.

„Adrienne, Sie haben durch Ihre Liebe mir Leben verliehen und es liegt in meinem Charakter, festzuhalten, was ich einmal besitze! Wie ein Geizigen seine Schätze will ich dieses mein höchstes Gut hüten, meinen Kopf darauf legen und sterben, ehe mich davon zu trennen. So werde ich glücklich sein auch noch nach meinem Tode!"

„Sie gewährten eine größere Wohlthat als Sie empfingen, Carlo! Wie der Thau des Himmels senkten sich Ihre frischen, warmen Getränke auf mein verdorrtes, vertrocknetes Herz und herrliche Blüten sprossen empor. Erklären Sie mir, mein gelehrter Mitbürger der Padova della, was ist die Liebe?"

Carlo richtete sich aus seiner nachlässigen Stellung in die Höhe und begann ihrer Aufforderung gemäß: „Die Menschenvereinen haben die Neigungen, sich zu vereinigen nach Wahl! Die Sympathie der einen für eine andere heißt Sympathie. Letztere ist eine Art von geistiger Elektrizität, wodurch sich zwei Seelen angezogen fühlen. Sie besitzen nunmehr einen Willen, das individuelle Interesse ist beinahe vernichtet, Freude und Schmerz werden gemeinschaftlich, sie haben kein Geheimniß mehr voreinander. In der innigsten Vereinigung werden sie Befriedigung finden; die vollständigste Mittheilung wird ihre Glückseligkeit ausmachen. Trennung wäre ihr Tod. Es gibt keine äußere Ursache mehr, welche diese Seelen voneinander losmachen könnte; nur innere Störung kann sie theilen. Sympathie mit den Empfindungen der äußern Sinne vermischt heißt Liebe oder Freundschaft, was, wie Sie sehen, eine äußere Sache ist."

„Ihre Auffassung ist etwas metaphysischer wie die meinige, allein sie entspricht so wohl Ihrem liebenswürdigen Charakter, als daß ich damit hadern sollte! Wissen Sie, Carlo, daß man von mir im Grunde behauptet, ich hasse die Männer?" erwiderte Adrienne.

„Die Thoren —!" Und in fröhlichem Lächeln fuhr Carlo fort: „Wahrscheinlich haben Sie noch keinen so in Ihr Herz blicken lassen wie mich!"

„Niemals, mein Carlo! Sie waren Pygmalion, der Galatea zum Leben erweckte! Wenig dachte ich daran, als ich an einem schwülen Herbstnachmittag von meinem an den Euganeischen Hügeln gelegenen Landhaus ausfuhr, daß mir an diesem Tage noch die wahre, innere Sonne aufgehen sollte, von der alles Leben und alle Wärme herrühren!"

„Ich wanderte phantasirend längs der Hügel hin", nahm er das Wort. „Die drückende Schwüle der Atmosphäre hatte sich bleischwer auf meine Glieder gesenkt. Tiefdunkle Gewitterwolken zogen sich zusammen, rothe Blitze zuckten und der Donner krachte, in Strömen goß der Regen herab. Bald war die Landstraße, welche ich beim Herannahen des Unwetters aufgesucht, vollständig überschwemmt. Mühsam arbeitete ich mich vorwärts. Plötzlich kam rasch ein Wagen gefahren, die Pferde hielten, eine Dame neigte sich über den Schlag und lud den müden, nassen Wanderer freundlich ein, ihren Sitz zu theilen."

„Jeder andere wäre in dieser Lage lächerlich geworden, Sie nicht, Carlo!" bemerkte die Gräfin. „Das war der Anfang meines Wohlgefallens. Als Sie neben mir im Wagen saßen, fehlte Ihnen zwar der geläufige Junge des Weltmanns, bald kam aber etwas unendlich Besseres zum Vorschein — Sie wurden heiter, wo jener verstummt. Sie nahmen für die Nacht die Gastfreundschaft meines Landhauses an und als wir den kommenden Tag schauten, war mein Schicksal besiegelt — unser Schicksal, Carlo!"

Eine Weile blickte er sinnend, dann fuhr er fort:

„Lächerlich? Ich traf vom Regen! Ob ich Ihnen wol in jeder Situation, in die mich das Schicksal werfen konnte, derselbe blieb?"

„In jeder!" sagte Adrienne leis und sicher —

„Auch in jeder lächerlichen? —"

„In jeder!" wiederholte sie —

„Als ich nach Padua zurückgekehrt", fuhr

Carlo ernst sein, — mußte ich eine astronomische Vorlesung halten. Mein der Himmel, was ich meinen Hören vertrug! Ich vermochte nur an das Gestirn meines Lebens zu denken, das mir leuchtend und glänzend aufgegangen. Von da ab waren die Wochen stets sechs Tage zu viel für mich. So ein glücklicher siebenter ist nun schon wieder zu Ende. Ich muß fort!"

Der Schatten, welcher bei diesen Worten sich auf das schöne Antlitz des Mannes lagerte, fand einen sympathischen Widerschein auf den Zügen der Gräfin.

„Einen Augenblick noch, Carlo! Meine Gondoliere sollen Sie blitzschnell auf den Bahnhof bringen!" sagte Adrienne und legte ihre Hand auf die Schulter des Mannes, ihm voll in die Augen sehend. „Sie geben ungern, ich sehe Sie noch unlieber scheiden, warum quälen wir uns nutzlos?"

„Es ist wahr, was Sie sagen, aber ich finde kein Mittel, dem Uebel abzuhelfen", erwiderte Carlo.

„Doch ist dieses Mittel einfach und liegt nahe; Sie müssen es nur nicht auf dem Wege der Metaphysik suchen! Wo Trennen schmerzlich ist, muß man zusammenbleiben!" versetzte Adrienne.

„Theure Freundin, ich wünsche nichts sehnlicher, als immer in Ihrer Nähe zu weilen, aber ..."

Carlo stockte ...

„Nun?" fragte sie drängend ...

„Ich bin Professor an der Universität zu Padua und lebe von den Erträgnissen meines Lehramtes, folglich kann ich meinen Aufenthaltsort nicht willkürlich wählen!"

„Gehört nicht Ihnen, was mein ist?" rief die Gräfin lebhaft aus. „Wie kann Sie ein Grund Sie festhalten? Wählen Sie mein Gut in der Lomellina, die Weingüter am Mirano, wo der Blumothe wächst, den Sie so lieben! Oder das kleine, freundliche Landhaus bei Padua mit den umliegenden Meierhöfen. Wo immer Sie Ihren Wohnsitz aufschlagen, werde ich oft Ihr Gast sein, aber machen Sie sich frei und unabhängig!"

„Dieser Vorschlag ist im Widerspruch — mit meinen Grundsätzen! Ich muß ihn ablehnen!" antwortete Carlo fest und beinahe traurig.

„Mein Gott! Hätte ich Sie beleidigt? Kann mein Geliebter die Absicht meines Herzens verkennen? Ich wollte ja nur eine der Schranken niederreißen, die uns trennen!" sagte sie bestürzt.

„Verzeihung, Adrienne!" entgegnete Carlo mit melancholischem Lächeln, „ich beuge den Stolz des armen Mannes. Bewahren Sie mir, ich bitte darum, den Schatz Ihrer Liebe, aber sprechen Sie niemals mehr davon, mir Geld oder Gut zu schenken! Beleidigt haben Sie mich nicht, denn das Motiv Ihres Anerbietens war Ihre Liebe!"

Die Schwermuth, welche in diesem Augenblick auf Carlo's Zügen lag, verschönte und vergeistigte sie den Ausdruck seines Gesichts, daß er mehr für das Ideal eines Künstlers gelten konnte als für ein Geschöpf der Alltagswelt. Voll drückte sich ein Zug seines Charakters aus, daß er weich genug war, den Schmerz zu fühlen, und stark genug, ihn zu tragen.

Adrienne preßte in stummer Bewegung seine Hände. „Ich danke Gott, daß er mich Sie finden ließ!" stammelte sie leise.

Er zog die hohe Gestalt leicht an sich heran und äußerte mit dem Hohenliede: „Meine Schwester, meine Braut! Du bist ein verschlossener Garten, ein versiegelter Brunnen!" Er hauchte einen Kuß auf ihre Stirn und verschwand.

Carlo dachte weder an die Luftheizung noch an die fehlenden Teppiche, als er die Treppe hinabstieg. Unten empfingen ihn die Gondoliere. Ohne den dargebotenen Arm zu berühren, sprang er rasch in das kleine Fahrzeug. Auf den Kissen der Gondel lag eine Blume; sie war wol dem Strauße der Gräfin entfallen. Ein glückliches Lächeln glitt bei dem Fund über Carlo's Lippen, er küßte den zarten Kelch und schob sie dann hinter sein faltiges Obergewand auf die Brust.

Pfeilschnell flog das Schiffchen dahin unter den gleichmäßigen, geübten Ruderschlägen. Auf den Polstern lag ausgegossen mit natürlicher Grazie eine biegsame, weiche Jünglingsgestalt. Sanft schaukelte der Kahn, die duftende Cigarre füllte mit ihren blauen Wolken den Raum unter dem Gondeldach und Carlo's große, glänzende Augen folgten träumerisch den phantastischen Rauchgestalten. Es zogen an seinem Geiste die Bilder der Vergangenheit vorüber. Eine ruhige Jugend, niemals durch das Fieber der Leidenschaften gestört, frei von den kindischen Träumen des Ehrgeizes, den gemeinen Berechnungen der Habsucht, gemüthliches Stillleben im Dienste der Wissenschaft, Erholung auf weiten Reisen — das schien zu überwiegen. Auf diese Weise wenigstens hatte er geistige und körperliche Frische sich er-

Wolf.

Mich?

Ref. Fels.

Dann will ich nicht ſtören; ich habe Eile. Schone Dich, Heinrich, und rege Dich nicht auf. Dein Brauner hat eine kleine Contuſion; das iſt Alles. (Sich gegen Julien verbeugend) Gnädige Frau! (Gegen Wolf) Herr Wolf! (Pauſe. Ironiſch) Soll ja ſchon wieder mit der Penſionscaſſe nicht richtig ſein?

Wolf
(erblaſſend).

Wie ſo?

Ref. Fels.

Ich meine nur, weil Sie die Reviſion haben. (Zu Allen) Empfehle mich beſtens! (Ab.)

Fünfte Scene.

Heinrich. Wolf. Julie.

Wolf (ſetzt ſich).

Sie machen mich neugierig, Herr von Jordan!

Heinrich
(bekämpft ſeine Aufregung und iſt ſehr verſtimmt).

Herr Wolf, ich höre, daß Sie ſich manchmal ein Geſchäft daraus machen, zufällige Aeußerungen, die mir

wahrer und voll vom Jüngling mit hinübergenommen ins reifere Mannesalter. In der Lebenskräftigen Mitte war ihm Adrienne begegnet, die Frau, die seinem Geschick eine Wendung geben sollte; er fühlte, daß sie seines Wesens richtige Ergänzung sei wie er die des theigen. Sind der integrierende Theil des andern.' Die Hinderniße, die einem mehr weiblich denkenden Mann abgeschreckt, die glänzende Stellung der Gattin, welche denselben angespornt haben würde, lagen Carlo's poetischer Natur gleich fern. Er fühlte, daß Adrienne sein eigen sei für Gegenwart und Zukunft. Und die Form — ? Noch kümmerte sie ihn nicht. Sie hatte ein seltsames Wort gesprochen: „Selbst wenn er lächerlich erscheine —"

In ernster Selbstprüfung weilte sie noch lange, nachdem er geschieden. Die Achtung vor dem geliebten Mann war geblieben, die Zärtlichkeit vermehrt. Zum ersten mal dämmerte an diesem Abend in Adrienne's Seele der Gedanke an eine entfernte Möglichkeit. Mit der ihrem Charakter eigenen Entschiedenheit prüfte sie sie hin und wider. Zuletzt beschloß sie, sich selbst einen Termin zu setzen, ruhig zu überlegen und besonnen zu handeln. Im Frühjahr wollte sie entweder in die Welt hinausziehen, um sich von den Reizen eines größeren Kampfes zu erholen oder — Carlo ganz angehören. Nach Vernunft und innerer Ueberzeugung zu entscheiden, gelobte sie sich in dieser ernsten Stunde.

(Das erste Kapitel in nächster Nummer.)

Ein Ort, wo's spukt.

II.

Die Wunderkuche aller Spukorten lag seit einigen Wochen auf unserm Pult, ohne daß wir wußten, was daraus zu machen.

Endlich schrieb uns ein Freund, welcher jene Gegend bewohnt und bei dem wir anfragten, ob in dieser Tollheit des unverkeßerlichen und zu seinem Gemmenter sich herbeilassenden Humorismus nicht doch wie gewöhnlich ein Kernchen gesunden Menschenverstandes verborgen liegen möge.

Es hat sich denn richtig eins gefunden und wenn der halb ergötzliche, halb entsetzliche Gründer jener Spukgeschichte, wie wir wünschen, dieses Blatt zu Gesicht bekommt, so werden Ruh oder Jakob Böhme ihn vielleicht doch nicht völlig um seinen Verstand bringen. Natürlich hat der Mahnung das Verdikt des poetischen Schimmers. Was wir ihm entgegenzuweisen haben, ist ebendeshalb mehr als prosaisch.

Zuvörderst trifft die uns gegebene Schilderung des Orts und der Umgebung aufs genauste zu. Auch die Hexe ist vorhanden und bei jedem Mondlicht — freilich auch bei hellem Tage — ist in Wirklichkeit dasselbe oder Verwandtes zu schauen, wie der Vogelweller nachwies. Das sehr zum Aberglauben hinneigende Volk der Nachbarschaft läßt sich auch nicht ausreden, daß auf dem Steinerhof — so heißt der geheimnißvolle Meierhof — eine Art mittelalterlichen Zauberspuks alt im jung, häßlich in schön, krank in gesund verwandelt und zwar erst seit ganz kurzem.

Es ist dort nämlich ein Arzt aufgetreten, der die Anwendung eines in Rußland, namentlich unter den russischen Bauern, seit Jahren beobachteten Heilverfahrens eingeführt hat. Der Kranke wird dadurch gewissermaßen während seiner Cur zu demjenigen Baume, dessen Eigenthümlichkeiten denjenigen seines Zustandes entsprechen, und zwar, indem er, in frisch gepflücktes Birken-, Buchen-, Eichen-, Eichen- oder anderes Laub gepackt, den Ausdünstungen der frischen Blätter derselben so lange ausgesetzt wird, bis entweder seine Blutarmuth oder Bleichsucht oder was es sonst an chronischen Uebeln mit und der Aerzten hierher schleppte, geheilt erscheint.

Ein auf Rädern beweglicher lebensartiger Korb ist das Krankenbett. In diesem, auf und unter frische Laubzweige gebettet, sodaß nur das Haupt und eine Hand, etwa zum Umblättern eines Lesebuchs, frei bleibt, rollt man ihn unter irgendeinen schattenspendenden Baum und läßt die wohlthuende Nähe schöner Umgebung und frischer Gebirgsluft die natürlichste aller Curmethoden noch unterstützen. Wir hören beispielsweise, daß gegen Blutarmuth das eisenhaltige Laub der Eiche angewandt wird. In der That, eine Anwendung des Vitruvischen Verses:

> Dem gab die deutsche Eiche Kraft,
> Der es sein Lieblingsbaum leiht
> Und stieß, was schwächlich,
> Aus Leib und Herz scheidet.

Wenn unser Freund nun also nicht gar zu hartnäckig an seinen Wahngebilden hängt, so dürften die Pole der Anziehungs- und Abstoßungskraft für ihn wieder ins Gleiche gebracht sein — die Aehe hat ebenso wenig wie die Inversion eine Verpuppung vorgehabt, sondern nichts weiter als eine Cur gegen vielleicht epileptische Anfälle die eine und gegen Blutarmuth die an-

Herr. Ihr schöne schwarzlockige Diva entlich — gewährt sie der andrängenden Phantasie auf? Reich hin und schaut durch die Lyngerhecke!

Die Camellie.

Unter den Blumen, die seit einem Jahrhundert aus weiter Ferne eingewandert sind und sich durch üppiges Gedeihen und Farbenpracht als bevorzugte Lieblinge bei uns eingebürgert haben, nimmt die Camellie (Rosa japonica) den ersten Platz ein.

Wir sehen ganze Wände unserer Lieblinge mit ihren grünen, hellglänzenden Blättern überzogen, von reicher Knospen- und Blütenfülle durchbrochen und geschmückt. Aber trotz dieses Blütenreichthums und der Farbenpracht, die uns blendet, vor der wir bewundernd haschen, fehlt ihr doch die bezaubernde Anmuth und Grazie ihrer älteren Schwester, der Rose. Die Rose wird die Venus Uranie, die Camellie nur die Juno der Blumenwelt bleiben. Sage und Dichtung weben um die vielgestaltigen Kinder Flora's stets neue Reize — auch die Camellie ist nicht leer ausgegangen. Ehe wir jedoch zur Dichtung übergehen, forschen wir nach dem historischen Moment ihrer Völkerwanderung.

Im allgemeinen circuliren verschiedene Legenden über ihr erstes Auftreten in Europa. Der Jesuitenpater Georg Joseph Kamel, italienisirt Camelli, aus Brünn gebürtig, der als Missionar nach den Philippinen gegangen, sollte sie zu Ende des 17. Jahrhunderts aus Japan mitgebracht haben; Herr von Turbelz, der bekannte Wanderer nach Japan, transplantirt den frommen Pater in einen Apotheker; andere lassen ihn als einen enthusiastischen Pflanzer, dessen Leben so rein wie der nach ihm benannte weiße Strauch war, erscheinen. Das Wahrscheinliche der Sache ist, daß Kamel Missionar gewesen und nicht unbedeutenden botanischen Kenntnissen für die damalige Zeit, denn er übergab nach seiner Rückkehr „Naturschilderungen der Insel Manila oder Luzon sowie botanische Studien" der Royal society of London, welche vereinzelt durch Zeitungen der Gesellschaft mitgetheilt wurden; das ganze Werk mit den Zeichnungen konnte aus Mangel an Geld nicht publicirt werden; es blieb daher nur das Eigenthum der gelehrten Gesellschaft.

Andere Forscher nehmen dem Kamel die Ehre der Einführung und nennen einen gelehrten Venetianer, auch einen Lord Petre, der sie 1739 nach England gebracht haben soll, von wo sie nach dem Continent gekommen.

In der „Encyclopédie de Lemaire et Reynaud", III, 1840, heißt sie Thea oder Camellia sasanqua, dennoch soll Linné sie Camellie getauft haben.

Die Japanesen haben verschiedene Namen, unter denen „Jabi tsubaki" einen wilden Strauch oder Baum bezeichnet, den die Chinesen Sun-tsia „Le thee de la montagne" nennen. Indessen Japanesen und Chinesen müssen vor einem alten Mitgliede der Botanischen Gesellschaft von Gent die Segel streichen. Vertraut mit der Chronique scandaleuse des Olymp, die ihm durch den vertrauten Verkehr mit Frau Flora, wie es scheint, aus erster Quelle zufließt, ist seine ebenso geistreiche als malitiöse Feder stets bereit, die dort passirenden Klatschgeschichten den Menschen zu verkünden, um das Blumenleben dem der Erdenkinder möglichst nahe zu rücken.

Schon 1838 publicirte Norbert Cornelissen*) ein allegorisches Märchen in Prosa auf die Camellie, das den Titel „Le fatal Camellia japonica ou la jeune fleuriste" führt, das nach der Gelehrsamkeit des Verfassers auch den Zeitgeist charakterisirt. Dem lateinischen Titel folgt das in französischer Sprache geschriebene Märchen.

„Es kommt", sagt er, „aus jener Zeit, wo sich die Gartenkunst noch mit dem Cultus der Musen vereinte, wo alle Dichter mit Azaleen, Rhododendren und Camellien liebkosen.

„Jupiter saß da auf seinem Throne im Westentalen und erzählte sich trotz der sehr pikanten Geschichten, die ihm Juno aus der heute calmen des Olymp mittheilte. Da kamen Hebe und Flora von einem vergnüglichen Gastmahl, wo die erstere als Mundschenk fungirt hatte, hineingeschwebt und liebkosten den Donnerer; als jedoch trotzdem seine hohe Stirn sich nicht entrunzeln wollte, bat Flora um die Erlaubniß, ihm die Geschichte einer Blume erzählen zu dürfen, die jetzt ein Jesuit nach Europa gebracht haben sollte. Die Göttin begann die alte Geschichte zu recapitulieren, nach welcher Venus mit dem Mars im zärtlichen Schäferstündchen durch ihren Gatten, den Vulcan, überrascht worden ist, über welches Abenteuer Amor in sehr respectwidriger Weise gegen seine Mutter sich geäußert haben sollte. Nach der beliebten Art des Hin- und Herntragens kamen die Neuigkeiten Amor's der Venus sehr bald zu Ohren und sie beschloß ein Beispiel an

*) „Annales belgiques des sciences", III.

Gewissen und den Amor für seinen losen Mund recht gründlich auspeitschen zu lassen. Die Grazien wurden sofort von ihr beauftragt, die Strafe zu exekutiren und befahl, so lautete das Urtheil, die Ruthen aus dornenreichen Rosenzweigen herzustellen, damit die Haut des gottlosen Knaben gründlich blutig aufgerissen werde. Kaum hatte Amor von diesem Strafgericht Kenntniß, als er zu Flora eilte, sie bittend, ihn aus dieser schrecklichen Lage zu befreien. Indem dem Gebot der Venus sich zu widersetzen, war unmöglich; sie konnte ihm nur Milderung in der Art und Weise der Strafen versprechen. Zu diesem Zweck sandte sie den Zephyr aus, ihr die Rose von Paphos zu holen. „Du wirst die Staude, welche ich meine", sagte Flora zu Zephyr, „sehr bald erkennen. Die Zweige sind mit herrlich grünen Blättern, die wie Smaragde glänzen, ganz bedeckt; die Blüte ist der Rose ähnlich, ebenso schön und duftend, nur noch leuchtender, und hat der Strauch den Vorzug, keine Dornen zu tragen, sodaß die Hand, die sie pflückt, nicht unverletzt bleibt. Die Götter nennen sie Amaranthis (Unvergeßliche), die Menschen Sammetblume (spanische Rose)".

„Zephyr machte sich auf die Reise und brachte sehr bald die von Flora ihm bezeichnete Staude. Als er dieselbe, noch von reicher Blumenfülle umwoben, den Grazien darbot, waren sie im höchsten Grade entzückt, und im gewohnten Schönheitswahn für neue Gaben empfänglich und der angeborenen Koketterie, die bekanntlich vom Hofe Lagers Cytherens ausgegangen, ward der Anadiomene für einen Augenblick Schmuck ihrer jungfräulichen Stirn und verdrängte auch Rose und Lilie von ihrer Brust, indem sie dieselben verwarfen. Die Grazien verschworen einander, daß diese Blumen der Grazie in Würde stehe, mußten aber, der höheren Ordre nachkommend, doch zur Pardonnade Amor's schreiten. Natürlich ging dieselbe so milde vor sich als nur denkbar war. Kein Dorn ritzte das zarte, rosig hohe Fleisch des berüchtigten „Lobes corporis". Darüber entbrannte der Zorn der Venus, die ihn sehr ernstlich gestraft wissen wollte, und ihr Haß warf sich auf die Rose von Paphos, der sie den Duft nur immer nahm und sie dadurch entgiftigte.

„Flora, die unzählige mal seit jenem fatalen Tage vereint mit den Grazien sich bemühte, die Toilette der Venus zu verschönern und bei dieser Gelegenheit stets um Vergebung für die arme, unschuldige Blume bat, erlangte sie nicht. Venus blieb in diesem Punkte unerbittlich — sie konnte nie vergessen, wie sehr sie durch die ganze Geschichte gedemüthigt worden war und war diese somit die Rose mit ihrem Wohlgeruch erfüllende Staude schuld war, daß Amor's Haut unverletzt blieb, so mußte diese dafür büßen — die Rose von Paphos ward auf jene ferne und den Musen völlig unbekannte Insel für ewig relegirt — sie wollte der göttlichen Poesie weder ihr Bild noch ihre Schönheit, nicht einmal die Sage ihres uralten Namens verkünden. Aus der Verbannung erlöste sie ein Zufall — nur blieb sie für alle Zeiten duftlos."

Nach dieser anmuthig erfundenen Fabel verlassen wir den Olymp und kehren nach China und Japan zurück.

Sie wächst dort allerorten auf den Kiusiu'schen Inseln und in einigen Provinzen der Insel Nipphon, sogar 800 Fuß über dem Meeresspiegel. Winterwohnend trägt sie sich als ein Gesellschaftsgewächs und bildet dichte Wälder von zwei bis drei Morgen, wie bei uns die Buchen von 15—20 Jahren. In ihrer Heimat blüht sie im Februar und März, ihre Früchte reifen im September.

Der botanische Botaniker Nebeul nimmt zwei Species an, von Siebold aber behauptet, es gäbe nur eine Species mit Varietäten. Die normale Blüte besteht aus fünf Blättern. Jedoch trifft man auch in der Wildniß buschähnliche Bäume mit halbgefüllten Blüten und die Einwohner bezeichnen sie selbst als „einfache und gefüllte".

Von Siebold schildert die „wilde Camellie" als einen Baum von 15—20 Fuß Höhe, oft auch nur Strauchwerk mit Zweigen von 3—6 Zoll Umfang, aus einer Wurzel emporschießend. Die Schale ist glatt und dichtfarben, aus den Samenkernen preßt man ein Oel, ähnlich dem milden Wachs des Blau-Sumachbaumes, das gewöhnlich dem Kopfer- und Geraniumöl beigemischt wird, das die Japanesen zu Pommaden verbrauchen. Die Schale der Wurzel wird als ein vorzügliches Mittel gegen Diarrhöe angewandt. Doch nicht allein den praktischen Bedürfnissen, auch denen des Herzens und der Liebe ist sie dienstbar. Ihre immergrünen Zweige dienen das ganze Jahr hindurch vorzugsweise zur Ausschmückung der Kirchhöfe, wie es die Landessitte verlangt. Zur Zeit der Blüte des Camelliabaums wird in den Tempeln ein Fest gefeiert, die Gräber sind dann am reichsten mit Blumenzweigen geschmückt und werden, sowie der Abend kommt und die ganze Nacht hin-

durch, mit kleinen Lampen erleuchtet — ein idealer Cultus, der einen reichen Gewinn für das arme Landvolk abwirft, das, wie bei uns um die Weihnachtszeit die Tannenbäume, so hier Camellienbäume massenhaft zur Stadt bringt. Uebrigens herrscht in manchen Städten am Rhein auch die Sitte, daß am Tage Allerseelen die Gräber erleuchtet werden und die Angehörigen wie auf jenem fernen Inselreiche ihre Blumenspenden hintragen. Es wurde schwierig sein, den Ursprung dieser beiden Culten, die so fern und doch so nahe verwandt, das Morgen- mit dem Abendlande verbinden, zu ermitteln; nur das menschlich schöne Empfinden — Liebe und Wehmuth — wird dort wie hier in symbolischer Deutung die Flamme auf dem Grabeshügel des geliebten Todten angezündet haben.

Das Holz der Staude ist sehr hart und wird theils zu kleinen Kunstsachen verarbeitet, theils, als Brennholz in jenen Provinzen, wo es sich massenhaft vorfindet, wie in Nangasaki, benutzt.

In Japan, China und Korai cultivirt man den Baum seit Jahrhunderten und die Varietäten, durch Zufall oder Cultur erzeugt, sind zahllos.

Es findet auch durch Tausch wie Verkauf ein großer Handel damit statt. Nicht nur die Gärtner beschäftigen sich mit diesem, sondern auch die Landleute; daher findet man mitten im Felde große Ebenen von den herrlichsten Stämmchen der Mutterpflanze, gleich einer Baumplantage, bedeckt.

Auch in ihrem Vaterlande erliegen sie der Mode, denn bald sind die rothen, bald die gestreiften weißen oder die gesprenkelten vorzugsweise gesucht. Sie bilden sich in Japan leicht zu Zwergbäumen aus, daher pflegt man sie auf wilde, hohe Zweige recht nahe an der Wurzel. In den Bosquets, die die Tempel umgeben, sowie in den Gärten haben sie deshalb die Höhe großer Bäume; in der Blüthezeit sieht man einen solchen im Schmuck von Hunderten von Blumen, rothen, weißen, gesprenkelten, halbvollen und einfachen, alle an einem Stamme, das Wunder wird durch das Pfropfen der verschiedenen Zweige bewirkt und bietet einen zauberhaften Anblick dar. Die cultivirte Camellie blüht etwas später als die wilde.

Das erste Camelliengewächs soll Prinz Heinrich von Preußen seiner Gemahlin 1754 geschenkt haben — es war aus den berühmten Treibhäusern des Markgrafen von Baden, aus Schwetzingen, wo sie zuerst in Deutschland gezogen wurden; jede Pflanze kostete zwei Friedrichsd'or. Prinz Heinrich ward damals um die Liebe der Fürstin, deren innige, ihm entgegenkommende Neigung er so zu lohnen wußte, daß keine Blumenfackel sie neu zu entzünden vermochte, alsdann — er sie zu lieben begann!

Loudon und Sweet geben das Jahr 1811 als das Einführungsjahr der Camellia sasanqua in England an. In Frankreich soll sie 1780 eingeführt sein. Man hielt sie anfänglich für die echte chinesische Theestaude. Gewiß ist, daß man auf dem Continent sehr unbestimmte Varietäten antreffe; Chaseles nennt nur drei: roth, weiß, purpur, doppelte und einfache Blüten. Die erste Einführung ihrer Existenz in Belgien findet sich in dem Katalog der Blumenausstellung zu Gent vom 10. Februar 1822, cultivirt von H. Willems. Von da an kommt sie öfter unter dem Namen Camellia, eingedenk ihres ersten Freundes, der sie nach Europa brachte, vor und ihr Ruf steigerte sich mit jedem Jahre, sodaß gegenwärtig das Interesse des Publikums und das der Concurrenten vorzüglich auf ihre Pflege gerichtet ist. Man bezeichnet ihre Acclimatisation als einen Sieg über die Natur. Von 1816—20 hat Gent nicht aufgehört, die größten Anstrengungen zu machen, um ihre ausgezeichnetsten Sorten sich zu verschaffen, und man behauptet, daß erst von der Hauptstadt Flanderns aus sie sich über ganz Europa verbreitet habe. Es existirt auch eine Camellie, die ganz speciell „Le triomphe de Gand" heißt.

Den schönsten Camelliensaal in Paris hat der Gärtner Courtois; es sind Bäume von 25 Fuß Höhe. Die zwei größten sind seinem Vorgänger Lampenner im Jahre 1809 von der nachmaligen Kaiserin Josephine geschenkt worden, jetzt alte 42 Jahre alt; es sind die Aeltern von dreißig- bis vierzigjährigen Bäumen.

Nach den historischen Details der Camellia sasanqua legen die Japanerinnen den Blättern derselben, die im Schatten getrocknet einen süßen Duft von sich geben, besondere Schönheitskräfte bei. So waschen sie auch mit dem aus den Blättern gekochten Decoct ihre Haare, was denselben sehr dienlich sein soll. Nach Siebold erreicht die Camellia sasanqua selten die Höhe eines Baumes; sie bleibt eine gerade Staude von 6—10 Fuß Höhe, sehr gezweigt und blätterreich. Diese findet sich auch selten im wilden Zustande und wo es der Fall ist, steht sie zwischen Lorbeer, immergrünen Eichen, Cypressen oder blühenden Rosen oder sonst derartigen Stauden oder Bäumen, gleichsam als wüßte sie, daß sie edlern Ge-

ſchlechte ſei als ihre Waldbrüder. Sie blüht vom December bis Februar mit roth und weißen Blüten, die letztern ſeltener. Ihre Früchte reifen im September und October.

Bei den frühen Japaneſen ſind die Gärten in vier Abtheilungen nach den Jahreszeiten eingetheilt, wobei jede Abtheilung ein ſpecielles Blumenbild einer Jahreszeit bietet. In den Übergangstagen pflanzt man die Camellia [illegible] n. [illegible] Aus auseinander, als Schutzmauer für die zarten Überblätter; im Frühling will ſie den Nordweſtwind abhalten, im Sommer ihnen Schutz gegen die Sonnenſtrahlen ſein. Man mischt ihnen ihre eigenen Blätter zum Dünger, aber die Landleute behaupten, daß die Blumen dem Dünger einen ſüßen und ſchönen Geruch geben. Dieſen feinen Sorte in der Zeit ihrer Blüte eingeſammelt wird. Man behauptet auch, daß die langen Überblätter ſehr leicht den Geruch der ſie umgebenden Gegenſtände annehmen, daher vermeidet man, Dünger und dergleichen intenſive Stoffe auf das Überlicht zu bringen. Auf Grund dieſer überaus empfindlichen Eigenſchaft meiden auch die den ſogenannten Kaiſerthee abpflückenden Perſonen Parfumhandſchuhe anziehen.

Als eine noch der wilden und der [illegible] kommende dritte Art wird die Camellia reticulata bezeichnet. Kapitän Rawe ſoll ſie 1824 aus China nach England gebracht haben. Verhältnißweiſe gelbich ſie in Belgien durch die Pflege eines Kunſtgärtners, der ſie 1833 ausſtellte. An dieſer herrlichen Art machte man zwei nicht unwichtige Entdeckungen in Gent. Einmal gelang es, durch künſtliche Befruchtung Samen von ihr zu bekommen, den ſie ſonſt nie trägt, und zum andern brachte es Dr. Van Aken, Mitglied der Société royale d'agriculture et de botanique, dahin, daß die Camellia reticulata einen Panache von gelben, blaßgrünen und faſt weißen Blättern trägt. Liebhaber ſuchen ganz beſonders die Pflanzen, wo die Blätter die verſchiedenſten Farbennüancen liefern. Ein „Panachures des feuilles", eigentlich Inſekten einer wirklichen Krankheit, die aber den Anthophilen in gleicher Weiſe wie den Gourmands die weißen Lebern der Straßburger Gänſe zulagen.

Linné ſtellte die Camellie in die Monadelphia polyandria, als Zeichen, daß die zahlreichen Staubfäden in ihrer Baſis vereint wären. Jetzt sind Verſchiedenheiten in dieſer Annahme eingetreten. Decandolle hat eine Camellienfamilie, die er in die Oleaceen ſtellt, welche die Camellie mit den Orangen verbinden ſollte. Aber der berühmte große Botaniker verhehlte ſich nicht, wie ſchwierig es ſei, die Blume in beſtimmter Weiſe als eine abgetrennte Familie zu charakteriſiren und die Camellien und die Theeſtaude als einzige Genre der Art darzuſtellen; er zeigte bereits an der Vereinigung dieſer Stande mit den Ternſtroemiaceen. Seit 1843 zeigten die Camellien nach Mirbel in die Klaſſe der Ternſtroemiaceen.

In Endlicher's „Genera plantarum" ſind alle verſchiedenen Arten, deren er jetzt acht aufzählt, charakteriſirt; ihre Synonimen gehen wie bei den Roſen bis ins Unglaubliche.

Paris hatte ſchon am 9. März 1843 ſeine achtundſiebzigſte Blumenausſtellung und als erſten und zweiten Preis goldene und ſilberne Medaillen, namentlich für 40 Sorten verſchiedener Camellien in Blüte und für 15 Stöcke, die ſich durch ihre ſeltene Kultur auszeichneten.

Es wäre nicht mehr wie billig, daß die franzöſiſch-japaniſche Expedition einige dieſer abſcheulichen Exemplare vergleichsweiſe in ihre Heimat zurückführte, ohne ſich darum dem Verdachte, Eulen nach Athen zu tragen, auszuſetzen, da ſie ein Jahrhundert hindurch in einer feinen Zone ſich ſelbſtſtändig entwickelten und jedenfalls ihren Stammältern über machen, indem ſie europäiſche Kultur und Sitte annahmen. So ſoll es in Nizza einem Gärtner in neuerer Zeit gelungen ſein, eine blaue Camellie durch ſorgfältigen Alaun zu erziehen; aber die Gelehrten ſchütteln doch den Kopf darüber und meinen, ſie ſei bei ihrer Ärmlichkeit vielleicht mehr aus Ärger über die — Annexionen blau geworden.

Kleine Erinnerungen.

Von Emma Herbert.

1. Wirkungen des Krachs.

Vor einer Reihe von Jahren, bei einer frühern Anweſenheit in meiner Vaterſtadt, erzählte uns der Conſulent Julius Mohl von einem perſiſchen Prinzen, welcher damals in Paris lebte, aber ſchon ſehr lange zählte und Mirza Ismael hieß.

„Er iſt ſehr indolent", ſagte der berühmte Ueberſetzer des Sanskrit. „Wenn wir an ſeinem Kamin ſitzen und das Feuer will ausgehen und raucht, ſodaß man vielleicht nur einen Schirm brauchte, um es wieder in helle Lohe zu bringen, ſo ſchellt er ſeinem Diener. Die Perſer ſind das höflichſte Volk. Einmal ſah ich ein Schreiben bei ihm auf Schilf vom Euphrat. Ich lobte es, er ſchenkte es mir und ſagte, ich

sollte es umarmen. Ich schlug es wieder aus. Nachmals erzählte er gelegentlich Mohl, daß er nur dies eine bereue, und wenn es ihm jetzt nicht mehr schaden könne. „Wenn ich es nun aber angenommen hätte?“ fragte ich ihn. „O, das hätten Sie nicht gethan!“ (Dann: „Sie unhöflich hat Sie nicht!“) Er erkundigte sich bei mir, woher ich sei? „Aus Stuttgart.“ „Das ist das Auge der Welt!“ Wenn ich ihn um etwas in der persischen Sprache fragen will, drückt er die Hände über die Brust und erwidert: „Sie sind mein Leben!“ Als der Prinz nach der Julirevolution von England zurückkam, traute er sich kaum, daß die Prinzessin seine Warnung? Der Herzogin von Angoulême hatte ihm einst bei Hofe eine gleichgültige Frage gestellt und er antwortete darauf geistreicher — und trübem, weil er sich diese Mühe vor ihr gegeben, hasse er die Prinzessin mit Inbrunst. Viel beschäftigte er sich mit Astrologie. „Er hat Vertrauen zu mir“, sagte Mohl, „weil ich, wie er meint, ein ernsthafter Mann bin, der nicht lacht. So erzählte er mir auch einmal vertieft Träumer und gebot mir Rabet, wie immer bei ähnlichen Anlässen, tiefes Schweigen. Sechs Monate nachher reisgierte sich ein russisches Blatt bad. Da kam Mirza Ismael zu mir und rief mir gleich entgegen: „Nicht wahr, daß ich es aus meinem Traume vorher gewußt habe?“ „Ja wie so denn?“ „Erinnern Sie sich nicht, daß ich erzählte, mir hätte geträumt, ich sei in der Sophienkirche zu Konstantinopel. Die Kuppel offne sich oben und ein blutiger Arm lange herein, der einen abgehauenen Kopf an den Haaren hatte.“ Ich besann mich, daß er mir dies erzählt hatte. Ein andermal brachte er durch seinen Besuch bei mir das ganze Haus in Aufregung. Er trägt einen Shawl als Turban, einen goldbrokatenen Kaftan. Als er wieder fort war, kam die Frau des Portiers herauf zu meiner Frau. Sie habe eine Bitte, welche sie mir vortragen müsse: „Monsieur pensera sans doute [illegible]“ „Comment ça?“ „Il manquera [illegible] pour la loterie!“ „Dites-lui que monsieur est tout à [illegible]“ Jetzt kam es heraus: Sie hielten den Prinzen für einen Zauberer und hätten wol ihre ganze kleine Habe auf die fünf Nummern gesetzt.“

Mirza Ismael gab Herrn von Mohl Anlaß, noch an gleichen Abend einen andern Vorgang anzuführen.

„Als ich neulich von Paris abreiste“, erzählte er, „befreite gerade mit Anfragung in einer englischen Familie meiner Bekanntschaft. Der persische Gesandte wollte durchaus die Tochter heirathen und sie ihn. Die Aeltern machten nicht einwilligen, über Tochter so weit fort in einen andern Erdteil ziehen zu lassen. Endlich mußten sie sich aber doch, wie schwer es ihnen auch fiel, mit der Trennung vertraut machen und den Bitten eines geliebten Kindes, das sein Glück in diese Verbindung setzte, weichen. Nur Eine Bedingung stellten sie: der künftige Schwiegersohn sollte sich zuvor nach den Landessitte kleiden. Ihm war kein Opfer zu groß — er ließ sich den Bart scheren und kleidete sich nach der Mode. Aber nun — wollte ihn das Mädchen nicht mehr! Der beigeliebter, plötzlich in einem Pariser umgewandelte Perser erschien ihr ein Anderer, ein Fremder. So hatten die Aeltern, gegen alles Erwarten, gerade durch ihr Nachgeben ihren Willen durchgesetzt.“

V. Französische Ignoranz.

Die Franzosen, stets so sehr geneigt zum Spott und das Lächerliche über alles fürchtend, verstehen ihm doch so oft aus Oberflächlichkeit, die in Ignoranz ausartet. Ich habe mir längst eine kleine Sammlung von derglichen Stücken angelegt, aus der ich Proben mittheilen möchte, und gerate etwas weiter zurück.

Dürfen wir uns wundern, daß dieses „ridicule“ die Massen trifft, wenn ihm ein Victor Hugo mit seinem Talent nicht entgeht? Einen Abend erzählte mir Arstigrath zu St.-Cloud, daß jener in seinem Werke „Le Rhin“ von einem Ort berichte, an welchem allerdings die ich weiß nicht mehr blos eingetrocknete oder einbalsamirte Leiche eines Bürgermeisters in einem Gewölbe bewahrt werde. Der Verfasser von „Notre Dame de Paris“ lasse sich aber so darüber vernehmen: In vielen Orten finde man am Rhein auch Mumien; dies seien Engländer, welche die Deutschen erschlagen haben, und diese Mumien heiße man „Bourgmestres“, was einen anderen berühmten Pariser, der ebenfalls anwesend war, zu dem Hinzufügen herausforderte: Es gäbe freilich am Rhein viele trockene Bürgermeister, die sich die Kehle mit Wein anfeuchten; viele seien aber auch trocken, trotz dem Rheinwein, den sie trinken.

Das glänzendste Beispiel dieses französischen Ueberzeugungstalents lieferte der „Moniteur“, in welchem wir alle „Züge von Verletzungen“ ange-

kundigt seien kommen als „Liebe der Verschwörungen". In einem brillanten pariser Almanach, der den Titel „Amusements" trägt, drängte sich ein Geschichtchen uns entgegen, das im Schwarzwalde spielt und die Ueberschrift hat: „La fin Moreau".

Leichter zu verzeihen ist schon der Dame, welche im „Don Quixote" vom „Retiro" („Asyl") gelesen haben wollte! Von einem neuen Aufenthalt aus der Provinz, welcher, als wir ihm beim Umherfahren das Palais Bleue zeigten, befriedigt ausrief: „Da ist doch einmal ein Fenster hier!" Ich könnte Personen nennen, welche es beschworen, in den pariser Salons selbst gehört zu haben, wie man den zwischen Orleanden Pont di Berge dort kennzeichnet als „La poste de Bordeaux" anmeldete!

Aber sogar im Ministère de la guerre konnte es geschehen, daß aus Anlaß des Krieges in der Krim bei einer Statistik von Kanonenkugeln, wenn man ein deutsches Werk benutze, wir man denn überhaupt dort unsere Gelehrten über den Cäsar, z. B. Rudenbeck, aussprechen vernahm, „Rennskirche" durch „Armenische Kirche" übertragen ward. Nicht genug! Zufällig weiß ich genau, daß im ungenannten (Rue St. Dominique 84) Depot des fortifications sich eine alte deutsche Karte befindet vom „Schlaraffenland", ein Curiosum, welches laut der Schilderung, die mir Genieoffiziere davon entwarfen, nicht ohne Originalität sein mag. Ich will nur wünschen, daß es kein Omen ist — diese deutsche Schlaraffenlandkarte in Napoleon's Kriegsministerium! Bei Gelegenheit nun der Expedition nach Bomarsund, wo von Åmuland so viel die Rede war, hat man jene Karte, nach der französischen Aussprache von „Schlaraffenland" und „Finlande" als „Carte de la Finlande" einregistrirt!

Allerlei Verkehrtes brachte auch neuerlich der „Moniteur" mit einer Beschreibung der Schillerfeier zu Stuttgart. Da werden in dem Aufzuge namentlich aufgeführt die „Ecole royale" — die Realschule. Ferner die Zunft der „Faiseurs de bonnettes" — die Klaschner. Da malt man das Residenzschloß, „von Gold und Elfenbein strotzend, wie nur noch ein zweites in Petersburg sich findet, mit einer Krone von Granit auf der Zinne" u. dergl. m.

Diese Unkenntniß des Nachbarlandes findet ihren charakteristischen Ausdruck in der Aenderung eines pariser Restaurants, dem eine meiner Bekannten, eine Dame, deren Gemahl der Diplomatie angehörte, einen Irrthum seines Journals in Bezug auf Dänemark berichtigen wollte. „Voyez-vous", entgegnete er ihr, „ces pays du nord — que cela soit bâtir ou non — que nous importe?"

Am mehr möchte man wünschen, daß es jetzt dabei zwischen uns und ihnen sein Bewenden haben möchte. Besonders daß ihnen Gold und Elfenbein unserer Schlösser noch länger fremd bleiben und sie es unterlassen, ihre Unwissenheit bei uns berichtigen zu wollen.

III. Bastien — „Erlaß" und „Schiff".

Raupach, dessen sehr angeregte Unterhaltung, wobei ihm das dramatische Talent zu Hülfe kam, ich während einer Saison zu Baden trotz seiner späteren Menschenscheu täglich mehrere Stunden genoß, erzählte zuweilen auf Züge aus seiner Gefangenschaft in Rußland.

So gedachte er eines Franzosen, der in Petersburg sein Gefängniß war und sehr hübsch sprach, was ihm der Deutsche auch einmal anerkennend sagte. Der andere entgegnete: „Comment? Voulez-vous que je ne parle pas bien le français, moi qui le parle depuis vingt ans par terre et par mer?" Eben wegen dieses vortrefflichen Accents, den auch Raupach, beiläufig bemerkt, noch im Alter nicht verleugnete, hielt er sich dem Franzosen nahe. Dieser sprach aber rasend gern von Politik und das mied Raupach. Nicht gerade weil es in Rußland gefährlich war, sondern weil man so wenig erfuhr. Einmal kommt der Franzose mordsmäßig zu ihm. Raupach hatte schon früh ein Hühnerauge zum Blutspeien. Durch ein Versehen der Patientin war im Lavoir das Blut noch nicht ausgegossen, das ihm zuweilen aus der Brust quoll. „Comment! Du sang!" ruft der Gallier. Der Patient entgegnet: „C'est seulement un vaisseau qui s'est rompu" . . . „Ah! Savez-vous que le vaisseau anglais —" unterbricht ihn der Franzose und beginnt nun von den neuesten, in Petersburg mit einem englischen Schiff angekommenen Nachrichten. „Man entgeht seinem Schicksal nicht!" sagte Raupach.

(Der zweite Artikel: Die Franzosen im Baltischen Meer, in nächster Nummer.)

Anregungen.

Lamoignon und La Roquette.

Wiener Blätter machen dem Verfasser des Lustspiels „Das Urbild des Tartüffe" einen Vorwurf daraus, daß er bei einer neulichen Wiederaufnahme dieses Stücks auf dem Burgtheater statt des bisherigen Prototyps, das Molière dem Tartüffe im Auge gehabt haben soll, des Präsidenten Lamoignon, einen „Angiolini" Namen „Präsident La Roquette", wählte.

Im Gegentheil. Die Wahl des Präsidenten Lamoignon beruhte seit lange nur auf der, wie man behaupten will, nicht einmal verbürgten Anekdote, daß Molière beim Verbot seines „Tartüffe" durch den obersten Gerichtshof von Paris, dessen Präsident allerdings Lamoignon war, die Worte brauchte „Monsieur le président ne veut pas qu'on se joue."

Nach den neuesten Forschungen hat Molière für seine Satire eine in Paris allgemein als Urbild des Tartüffe bekannt gewesene Persönlichkeit gewählt, einen Geistlichen, Abbé Roquette, Bischof von Autun und Almosenier des Prinzen von Conti. Das Leben dieses Mannes entsprach dem Inhalt des Stücks und lag so offen da, daß alle Welt beim Erscheinen des „Tartüffe" das Werk auf ihn bezog. Molière selbst hatte mehrere feindselige Begegnungen mit ihm sowol öffentlich wie im Privatleben. Wir verweisen auf die in der „Revue française" (Jahrgang 1859) erschienenen Abhandlungen.

Da vor Jahren und vorzugsweise in französischen Blättern über die Wahl des Präsidenten Lamoignon zu einem „Urbild des Tartüffe" gelacht worden ist, so glaubt der Verfasser das Richtige getroffen zu haben, wenn er die Bühnen gebeten hat, statt des Namens Lamoignen künftig La Roquette zu wählen.

Naturbetrachtungen.

Es gibt Gärtnersen, die auch liebenswürdig sind und den Umgang feinerwegs erschweren. Nur müssen sie dann nicht auf das gerichtet sein, was dem Wesen des Betreffenden seinen ganzen und vollständigen Ausdruck gibt. Ein Dichter, der auf seine Poesie, ein Maler, der auf seine Kunst eitel ist, eine Schöne, die ganz von ihrer Schönheit erfüllt ist, wirken unerträglich. Ist der Dichter aber nur eitel auf die Philosophie, die er nebenbei treibt, der Maler nur auf seine Kunst, besonders die Gewänder zu malen, die Schöne lediglich auf ihre weiße Hand, so läßt sich mit so wunderlichen Heiligen schon auskommen.

* * *

Kindern erscheint nichts schöner als das alte Kunststück ihrer Großmutter. Der Sinn für das Schöne entwickelt sich überhaupt oft spät. Und der Jüngling einen Begriff von Frauenschönheit hat, sann er schon längst zu seinem ewigen Heil — freilich auch nicht selten zu seinem ewigen Verderben — sich verliebt und gebunden haben.

* * *

Nichts schmeichelt mehr, als wenn man uns Schwächen verwirft, die, näher betrachtet, interessant sind.

Die Johannisnacht.

In Stuttgart hat eine neue Oper: „Die Johannisnacht" von Gustav Pfeffel, großen Beifall gefunden. Wir erhalten ein diesem Werke zugrunde liegendes Gedicht von Otto Baisch, dem wir gern unsere Spalten öffnen.

Nachtig zeigt mich traumt auf den Schauplatz
meiner Gefangnis,
Weil ich es lebend empfand, nehmen es gerne
die Todten.

Umwehet mich, ihr kühlen Lüfte
Der heiligen Johannisnacht,
Die ich im Friedenskreis der Grüfte
Andächtig still herangewacht!
Umstrahlet mich, ihr Sternenhorte,
Und gießet euern milden Schein
Vom blauumschlungenen Aetherpforte
Tief in mein sehnend Herz hinein!
Du Mond, der hinter jenen Bergen
Ins Grab der Mitternacht versinkt,
Du hast den Kranzen hier und Särgen
Ein schönes Lebewohl gewinkt!
Sie sahn dich aus den Wolken spähen
In einem nie gekannten Rot —
So wolltest du mit Zauberglühen
Erwecken den verschlafnen Tod?
Nun blüht der Duft der Nachtviolen
Berauschender zu mir empor;
Es ist, als raunten sie verstohlen
Geheimnisgrüße mir ins Ohr:
Gleich vielen düstern Leichenkerzen,
Die nur der treue Sinn gewahrt,
Hat eine Welt gebrochner Herzen
Dem meinen sich gesellschaft.
Denn was mit niegelöschten Gluten
Der Seelen sehnsucht durchdrang,
Mit unermeßnen Liebesfluten
Sich an die schöne Erde schlang,
Das wachte zahllings wol zerspringen
In diesem schicksalvollen Akkord,
Nachhallend aber muß es klingen
Durchs All der Räume fort und fort.
Und wo in mitternächt'gem Trauern
Ein Mensch an Todtenhügeln kniet,
Da wird ihn dieser Geist durchschauern,
Der um die trauten Stätten zieht;
Da wird sein eig'ner Schmerz verfließen
In jenes tausendfache Leid
Und über ihn sich voll ergießen
Die Weihe der Unsterblichkeit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band | Nr. 45. | Wöchentlich ein Bogen
Preis vierteljährlich 20 Ngr

Inhalt: Liebe überwindet. Novelle von Franz von Kemmerodorf. III. IV. V. — Kleine Erinnerungen. Von Emma Niendorf. IV. — Amerikanische Reminiscenzen. Von A. Böring. — Ludwig Tieck als Vorleser. Von R. W. Griesbach. — Inserate — Blande — Anglande I. — „Der liebe Gott und Napoleon III.“

Liebe überwindet.

Novelle von Franz von Kemmerodorf.

III.

Die frischen Abendwolken haben sich im Regen aufgelöst. Schwarz und finster liegt der Canale grande. Gleich einer dunkeln Riesenschlange windet er sich um die ernsten, stillen Paläste.

Nur einer darunter schwimmt wie im Lichtermeer. Zahlreiche Gondeln landen an den Marmorstufen. Damenfüße gleiten flüchtig darüber hinweg, während ein Diener den schützenden Schirm hält, um den Anzug vor weiterm Schaden zu bewahren.

Mancher Ausländer betrachtet bedenklich die Mischung von Schmutz und Regen, auf den Steinen gebildet, bevor er seinen Fuß darauf setzt. Nach und nach umlagert ein dichter Wald von Gondeln den Palazzo Gozzer — die Gelabenen scheinen alle eingetroffen. Der Musik mannigfache Töne klingen bis auf die äußern Wasser herab.

Spät gleitet noch eine Gondel aus einem der Seitenkanäle auf die breite Wasserstraße. Mit geübten Ruderschlägen, untermischt mit vielem Rufen, bahnen sich die Gondoliere den Weg durch die zahlreichen Fahrzeuge.

Gräfin Adrienne tritt in den Vorsaal. Memole's elegante Gestalt löst sich vom Thürgerüst,

an dem sie lehnte und mit ihren Augen den Eingang beherrschte. Fürst Arnheim hat ebenfalls auf das Eintreffen der Dame gewartet, nur nicht seinem, unbeweglich wie sein Nebenbuhler. Im gegenwärtigen Augenblick war der kleine Mann in lebhaftes Gespräch mit einem königlichen Herrn verwickelt. Arnheim's reines pariser Französisch klang wol angenehm im Ohr des edeln Prinzen, denn dieser fand immer wieder etwas Neues zu fragen. Daneben schweifen die raschen grauen Augen umher und entdecken Gräfin Querini's Gestalt unter dem Eingang. Zur rechten Zeit naht ein Erzherzog als Vertreter. Die Fesseln des Gespräches lösen sich. Mit zwei Sätzen ist Arnheim an der Seite der Dame. Der Graf, welcher in würdevollem Schritt naht, kommt zu spät.

„Piantato, Ser conte!“ ruft der Fürst heiter und reicht Adrienne den Arm.

Wer auch Bocksprünge machen möchte, mitten im Salen, unter den Augen der ganzen Gesellschaft! dachte Memole und zog sich unmuthig in eine Ecke zurück.

„Wohin befehlen die Gräfin geführt zu werden?“ sagte der Cavalliere, rasch die verschiedenen Gruppen durch sein Glas musternd.

„Ich will eine Weile dem Tanze zusehen!“ erwiderte Adrienne.

Wirklich hielt es die Gräfin eine Stunde aus trotz des Gedränges und des banalen Inhalts eines solchen Ballabendgesprächs. Selbst Nemole fand Zeit, zwischen den Vielen, die sie umdrängten, ihre Aufmerksamkeit zu erringen.

Aber Graf Guerini hatte heute wieder seinen glücklichen Tag. Die verschiedenen Verdrießlichkeiten hatten in der Nähe auf seine Stimmung gewirkt, daß sich seine Maske verschob. Es gelang ihm nicht ganz, den höflichen, glatten Ton anzuschlagen, den er seiner Cousine gegenüber gewöhnlich annahm. Seine ironische Denkungsweise war nicht so sorgfältig wie sonst verschleiert. Es kamen zu viel hohle Töne aus dem Innern, in dem nur der Hohn lebte, das eigene Ich.

Wie ermüdet schaute die Gräfin empor. Der anerkennende Mann befand sich bereits an ihrer Seite —

„Ich denke, Sie haben den Genuß, die Lieutenants singen zu hören, nun lange genug gelebt!" bemerkte der Fürst. „Erlauben Sie mir als erfahrenem Piloten, Sie durch alle Klippen und Untiefen in einen beruhigten Lehnstuhl zu steuern, wo Sie in Ruhe Sorbette essen können — —"

Adrienne nahm dankbar diesen Vorschlag an. Im zweiten Salon befanden sich nur einzelne Damen, aber desto mehr Männer. Eine reizende Frau besonders, mit dunkler Haut, blitzenden Augen und kleinen, zierlichen Gliedern, bildete den Mittelpunkt einer Gruppe. Ein halbes Dutzend Männer standen und saßen um sie her. Das Gespräch betraf Liebe, den Hauptfaktor des italienischen Lebens. Die Dame hob eben das Bein etwas höher als nötig gewesen; des Fürsten Augen ruhten auf einem niedlichen Fuß.

„Unsere venetianische Schönheit!" versetzte Adrienne lächelnd. „Wir zeigen sie Fremden so gern!"

„Ich liebe nur große, stattliche Figuren", entgegnete Arnheim gleichgültig.

Wieder ein Zimmer weiter saßen ernste Männer mit langen Bärten um den Kamin. Es trugen die Meisten stark ausgeprägt, was man in Europa fälschlich den orientalischen Typus nennt, während es einfach der israelitische ist. In diesem Kreise wurde nicht die Cour gemacht; man langweilte sich mäßig und sprach zuweilen von Geschäften.

„Hier, Gräfin, sind unsere Leute!" bemerkte Arnheim lächelnd, auf eine andere Gruppe in entfernter Ecke des Salons deutend.

Dort saßen die wenigen vornehmen Venetianer beisammen, welche die Gesellschaften der Oesterreicher besuchen. Eine bleiche, magere Dame, in deren Hause die gehörnte Mütze des Dogen achtmal geglänzt, bildete den Mittelpunkt. Nemole Guerini war zu diesen getreten. Arnheim hatte Adrienne noch an russischen Fürstinnen, ehemaligen Tänzerinnen, englischen Müttern mit einer Unzahl von Töchtern, österreichischen Generalsfrauen und all den verschiedenen Bestandtheilen einer jede kosmopolitischen Gesellschaft verübt, bis sie endlich in ein behagliches, kleines, anscheinend leeres Gemach gelangten. Ein Fauteuil, einladend weich, streckte seine Arme der Gräfin entgegen.

Der kleine Mann kannte Leute und Welt. In geistreichen, kurzen Sätzen rollte er vor seiner Zuhörerin ein heiteres Bild auf von dem, was er gesehen. Hier kam alles glatt und harmonisch zu Tage; es schien, als hätte den See seines Innern niemals ein Sturmwind gekräuselt, darum hätte dieser alle äußern Gegenstände in ruhigem Spiegel erfaßt. Adrienne unterbrach sich. Arnheim entwickelte sich immer vortheilhafter; das Augenscheinliche seines Erfolgs belebte ihn noch mehr.

Mitten in einer geistreichen, lebendigen Schilderung brach er ab und ließ einen leichten Seufzer aus. „Man sehnt sich zuletzt doch nach Intimität", sagte er, „einem kleinen vertrauten Kreis, einer Heimat und einer Frau; die übrigen Dinge befriedigen nicht auf die Länge."

„Und wie müßte die Gattin beschaffen sein, welche so einen Schmetterling wie Sie zu fesseln vermöchte?" fragte Adrienne lächelnd.

Der Fürst antwortete diesmal nicht, er drehte nur mit einem raschen Ruck den Lehnstuhl der Gräfin, sodaß sie einem prächtigen venetianischen Spiegel sich gegenüber befand.

Ein wunderhübscher Kopf hob sich von den Seidenpolstern des Divans, auf dem der Husar von heute morgen ausgestreckt lag, und schaute Arnheim's Beginnen zu. Der schlanke Ungar hatte ermüdet das stille Gemach gesucht und war ruhig eingeschlafen. Nach und nach hatte ihn seines Vetters Stimme erweckt und seither unterhielt er sich damit, des fürstlichen ci-devant jeune homme Brautwerbung zu beobachten. Aber man ist nicht ungestraft der schönste Mann in seinem Regiment. Während er so behaglich dalag und sich eine Scene vorspielen ließ, rauschte eine Dame herein. Leidenschaftlich nahte sie dem langen Schläfer.

im ſcherzhaften Geſpräch dann und wann entfallen, aufzuleſen, aus Schneebällen Lawinen, aus Mücken Elephanten zu machen, Herr Wolf?

Wolf

(abweſend und auf Julie ſehend).

Herr von Jordan, ich bitte!

Julie

(will gehen).

Heinrich.

Bleib', liebes Kind, ich bitte Dich, bleib'! (Zu Wolf) Herr Wolf, Sie gehen etwas unvorſichtig mit der Ehre meines Hauſes um —

Wolf

(will aufſtehen).

Herr College!

Heinrich.

Die junge Dame, die Sie uns empfohlen, ſcheint nicht geneigt, Ihnen auf die Art, wie Sie es wünſchen, ihren Dank abzuſtatten.

Julie

(will ſich entfernen).

Heinrich.

Liebe Julie, bleib'! Es iſt eine Sache, die mehr Dich als mich angeht. Ich bitte Dich!

„Wie, Arthur, finde ich Sie hier?“ bemerkte er vorwurfsvoll und ein paar Thränen glänzten in den dunkeln Augen.

„Wir sind nicht allein, Gräfin?“ versetzte der hübsche Ungar. „Gewiß Arnheim probirt seine antiken Künste an Gräfin Guerini's steinhartem Herzen. Wissen Sie, daß so eine eisskalte Frau mitunter sehr angenehm sein muß?“ Und der schlanke Husar überließ sich mit einem Seufzer, der bald in Gähnen endete, seinem Schicksal, mehr geliebt zu werden, als ihm bequem war.

„Sie wissen ja, daß ich eine Männerhasserin bin! Ich bleibe ledig!“ erwiderte Adrienne halb scherzend, halb ernst.

„Das Nämliche kann man von Gräfin Gozzi nicht sagen“, flüsterte der Fürst, die Aufmerksamkeit der Dame auf das Paar am Divan lenkend.

„Und was sollen wir armen Frauen beginnen, wenn wir zu reich sind, unsern Haushalt selbst zu besorgen? Man hält uns ja meistens ängstlich von geringer Beschäftigung fern! Womit sollen wir die langen Stunden ausfüllen, wenn nicht mit Liebeständeln? In diesem Falle tritt noch ein anderes Uebel unserer socialen Zustände hinzu; Gräfin Gozzi wurde mit sunzehn Jahren an einen bedeutend ältern Mann verheirathet. Beklagen kann ich die arme Frau, aber verdammen nicht!“ bemerkte Adrienne mild.

Der kleine Mann ergriff mit Wärme ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. Diesmal war es eine aufrichtige Huldigung. „Sie haben ein gutes Herz, Gräfin!“ versetzte er. „Sie gestatten die andern Frauen nicht und das ist vielleicht der größte Ihrer Vorzüge, so mannichfache Sie besitzen!“

„Gräfin Gozzi! Gräfin Gozzi! Wo stecken Sie? Der Erzherzog erwartet Sie zum Tanz!“ rief der Haushofmeister, an der Thür des kleinen Gemachs erscheinend.

So trat an diesem Abend zum zweiten mal der junge Prinz als Retter in der Noth auf. Der schöne Ungar konnte wieder seine Beine auf den Divan ziehen, das freundschaftliche Geplauder am Kamin kam als leises Geflüster zum schlanken Husaren herüber und wiegte ihn in jenen köstlichen Zustand, der nicht Schlafen ist und nicht Wachen.

Wieder rauscht ein Frauenkleid. Schöne Formen nehmen den Raum ein, welchen die Gestalt des Ungars auf dem Divan leer gelassen. „Warum entziehen Sie sich der Gesellschaft, Arthur?“ flüstert die Dame mit zärtlichem Blick.

Seine hübschen Augen mahnen die zweite von der ersten so verschiedene Sterbliche. Die Witwe eines triestiner Kaufmanns sitzt jetzt an seiner Seite. Der erste Mann brachte ihr Geld, der zweite soll ihr einen Titel geben. Daneben war aber Arthur unglücklicherweise so hübsch, daß sich die Witwe verliebte und daher das Manöver ungeschickt ausführte. Die Töne des Mazurka rauschen herüber bis ins stille Gemach. Mit spöttischem Lächeln maß der schlanke Ungar das eng zusammengepreßte Leibchen seiner Anbeterin. Wie von einer Feder geschnellt sprang er empor und reichte der Ueberraschten die Hand zum Tanz.

„Ein superber Junge, dieser Arthur!“ bemerkte Arnheim. „So blond, zart und mädchenhaft er aussieht, reitet er die wildesten Pferde und trinkt die stärksten Weine! Seine Constitution scheint von Eisen!“

„Wollen wir ihn tanzen sehen?“ versetzte Adrienne.

Am Arme des Fürsten kehrte die Gräfin in den Saal zurück. Es war wirklich ein hübscher Anblick, wie diese schlanke, gedrechselte Gestalt in den anmuthigen Bewegungen des Mazurka dahinglitt. Immer wilder rauschte der Tanz; Arthur durchflog mit zwei Sätzen den großen Raum. Hochathmend und dunkelroth, einem Schlaganfall nahe, kämpfte seine ungleiche Partnerin mit. Endlich sinkt die Witwe auf einen Sitz. Aber auch die Tänzerin des Erzherzogs ist frei geworden. Rasch umfängt Arthur die zierliche Gestalt, kaum einen Takt der Musik hat er verloren — So fliegt das hübsche Paar dahin, bis der Mazurka verklungen.

„Ich möchte nach Hause!“ sagte Gräfin Guerini ermüdet.

Momolo war bereits fort. Er hatte heute einen seiner flottern Tage und hielt die Tantalusqualen nicht länger aus, sondern räumte dem Orang-Utang den Platz.

Fürst Arnheim trennt sich an der Gondel von Adrienne mit bedeutungsvollem „Auf morgen!“

IV.

Der junge Tag vergoldete die Fensterscheiben des alten Palastes auf Campo San-Stefano. Leise huschte die Kammerfrau ins Schlafgemach der Gräfin und legte einen ebengekommenen Brief auf den Nachttisch.

Adrienne schlief tief und ruhig. Nichts von dem Getreibe des Balladends mischte sich in ihre

Träume — nicht der äußere Schimmer und die innere Hohlheit, das falsche Fieber der Leidenschaften mit seiner Folge von Abspannung; die untreue Flamme, die hier Liebe heißt und verlangt und brennt, nicht leuchtet noch wärmt; die Käuflichkeit der Gesinnung in der Welt, die stets ihr Knie beugt vor Rang, Macht und Reichthum; das Haschen nach den unechten Freuden des Lebens, welche nur Ermüdung bringen, nicht Erquickung. Dazwischen hüpfen die Dämonen Eitelkeit, Haß, Neid, Verleumdung; sie zwicken mit ihren glühenden Zangen diejenigen, welche sich selbst in die Hölle gestürzt und ihr Herz der Welt verkauft haben.

Wie mochte es einer Seele schwül werden, die in jenen Dunstkreis gezogen worden, und dennoch schwebte das heitere, glückliche Lächeln auf Adrienne's Lippen. Mitten aus den Larven und Fratzen war ihr Geist weiter gezogen in eine einsame Stube, in der ein Mann unter seinen Büchern sitzt. Sein schöner Kopf ist über ein Blatt gebeugt, das er mit den Zügen seiner Schrift füllt. Gleichheit des Geistes und Körpers leuchtet aus dem frischen, freien Auge. Der Friede hat in dieser Brust seinen Sitz aufgeschlagen. Es wird dem Beschauer unwillkürlich wohl bei dem Anblick. So ist auch die Wechselwirkung auf den Geist der Gräfin im glücklichen Lächeln [illegible].

Zum zweiten mal erscheint die Kammerfrau. Diesmal bringt sie die kleine Tasse duftenden, schwarzen Kaffee nebst „Baicoli". Die Gräfin schlägt die Augen auf und ihr erster Blick fällt auf den Morgengruß aus Padua. Rasch bricht sie das Siegel. Glühende Worte der Liebe enthält das Briefchen, dabei doch wieder sinnige und zarte. Das freundliche Blatt wird viel mehrere male gelesen, auch geküßt und hierauf zu vielen Vergängern in eine kostbare Schatulle gelegt.

Die kleine Schale Mokka hat Adrienne heiß hinabgestürzt und von dem feinen Gebäck gegessen; dann ist ihr Kopf wieder auf die Polster zurückgefallen. Im breiten, weichen Himmelbett, unter der warmen, seidenen Decke ließ es sich behaglich wachend träumen. Angenehme Gedanken sind eine allerliebste Gesellschaft.

„Contessina!" mahnt die alte Kammerfrau. „Wäre es nicht Zeit, an den Anzug zu denken? Conte Memolo befindet sich bereits im Salon und es ist heute Ihr Empfangstag."

Die Ungeschicklichkeit des Abends wollte Querini am Morgen verbessern. Er beschloß, doppelt aufmerksam zu sein. Der Graf hatte, bevor er sich zu seiner Cousine begab, körperliche und geistige Toilette gemacht. Kein Fältchen störte die Harmonie seiner äußern Erscheinung. Ermüdung und Bitterkeit waren aus seinem Innern verbannt. Er zupfte nun eben seine Cravatte zurecht und fuhr mit der feinen, aristokratischen Hand durch die mit zu viel Sorgfalt geordneten Haare. Der alte Giovanni stellte auf einen Seitentisch die goldgelben Fegatzen. Hierauf bedurfte der Kammerdiener den Vetter seiner Herrin eigenhändig. Memolo Querini schlürfte den würzigen Trank hinunter, machte es sich in einem Lehnstuhl bequem und las, bis Giovanni die Flügelthüren aufriß und Gräfin Adrienne eintrat.

Sie bot ihm mit so ruhiger Freundlichkeit die Hand hin, daß in Memolo's Seele der Gedanke auftauchte, sie habe seinen gestrigen Mangel an Aufmerksamkeit nicht einmal bemerkt. Adrienne schritt mit ihrem Vetter in dem großen Gemach auf und ab, bis die Besuche eintrafen. Zwei Diener in reicher Livree boten jedem der Ankommenden die kleinen türkischen Schalen. Der alte Giovanni öffnete blos die Salonthüren. Es war ein ermüdendes Geschäft, die vielen Leute zu empfangen. Memolo Querini stand seiner Cousine getreulich bei. Wie er so das Amt des Hausherrn übte, war ihm wol zu verzeihen, daß er sich wirklich an den Platz wünschte. Manche dachten, wie gut die Beiden zusammenpaßten würden, welch stattliches Paar sie bildeten und wie Adrienne unverantwortlich lange mit dem Jawort zögerte!

Hier war das alte Venedig versammelt. Die Unterhaltung drehte sich meistens um den gestrigen Ball, auf dem wenige der Gesellschaft gewesen; auch das unerschöpfliche Kapitel der Verwandtschaft wurde abgehandelt. Auf den etwas steif im Halbkreis aufgestellten Lehnstühlen saßen neunzigjährige Greise, vertrocknet, verweinert, wie Gespenster einer andern Zeit. Beim Eintritt vergaßen dieselben niemals, sich über die Hand der Dame vom Hause zu beugen. Dann schauten sie mit verglasten Augen auf das jüngere Geschlecht, wenig mehr als körperlich anwesend. Die kleine alte Frau, die sich so tief und linkisch vor Adrienne verneigt und erst auf wiederholtes Nöthigen Platz nimmt, ist die directe Nachkommin jenes paduanischen Herrschergeschlechts, dessen ältere Linie durch Venedigs Garotte im Beginn des 15. Jahrhunderts ihren tragischen Ausgang fand. Auch die Kinder und Enkel jener Patrar-

chen sind da; indessen ist die jüngere Generation mehr durch das weibliche Geschlecht vertreten. Die Fremden fehlen. Nur Fürst Arnheim hatte auch hier seinen Eingang zu finden gewußt. Querini's finstere Augen blicken häufig nach der Thür, wenn er den Ankommenden einige Schritte entgegengeht oder die Abgehenden begleitet. Der Erwartete erscheint nicht. Nach und nach leeren sich die Räume, der letzte Akte ist glücklich über die Treppe hinab.

Auch Momolo Querini nimmt seinen Hut. Gewöhnlich ist er an den Montagen mit seiner Cousine, allein heute verhindert ihn eine Einladung des Vicekönigs. Er bringt weit mehr höfliche Worte vor, um sein Bedauern auszudrücken, als bei ihrer nahen Verwandtschaft und der Geringfügigkeit der Sache gerechtfertigt erscheint.

Adrienne unterbricht ihn lächelnd und sagt: „Entschädige mich morgen!"

Momolo Querini verläßt den Campo San-Stefano, mehr verliebt als jemals in den herrlichen alten Palast und den Reichthum seiner Cousine.

Der alte Giovanni öffnet seinem Herrn die Klingelthüren und er tritt in die Galerie, wo er ihr Mittagsmahl einzunehmen pflegt.

Fürst Arnheim stürzt herein, an den verwunderten Dienern vorbei. Der kleine Mann hat richtig calculirt, er denkt lächelnd auf den Lehnstuhl, der für Momolo hingelegt war. Wieder einmal Graf Querini aus dem Sattel gehoben!

Obwol der Fürst ein großes Project in sich trägt, ist er mit vortrefflichem Appetit, findet auch nebenbei Zeit, geistreich zu plaudern und seine Umgebung zu mustern. Das Gemach ist mehr lang als breit. An beiden Enden stehen Schenktische aus Brunoleum's Meisterhand. Neger aus Ebenholz dienen ihnen zur Stütze, fein und duftig erhebt sich das künstlich geschnitzte Seegras, Schilf; die Nymphen und Thierfiguren über die Schalen aus altem japanischem Porzellan. An den Wänden stehen ähnlich geschnitzte Lehnstühle mit kostbarem Hautelisse überzogen. Hoch hinauf reichen die kunstvollen Holzlambris.

Darüber hängt schwerer dunkelgrüner Damast an, von dem sich ein paar Tizians und Paul Veroneses vortheilhaft abheben. Gerade Arnheim gegenüber hängt das Modell der berühmten Hochzeit zu Kana, des letztern Meisters. Hier möchte der Fürst nichts ändern. Das Ensemble gefällt ihm wohl; es paßt vortrefflich zusammen. Nur störte seine Behaglichkeit der Terrazzo des Fußbodens, der eisekalt selbst durch den dicken Teppich drang.

Der kleine Mann benutzte seine Zeit, die ungestörte Stunde gemüthlichen Beisammenseins. Das Mahl war vorüber. Sie schoben ihre Lehnstühle zurück.

„Sie nahmen wol, was ich ernsten sprach, für Scherz, Gräfin, und dennoch ist es mein guter, nüchterner Ernst. Ich bitte um Ihre Hand!" sagte der Fürst. „Das Alleinstehen taugt nun einmal für Damen nicht. Sie werden an mir keinen unbequemen Ehemann finden!"

Adrienne blickte ruhig und fest in Arnheim's Gesicht. Wäre er um zwanzig Jahre jünger gewesen und sein Herz weniger von der Welt verlacht, dann — vielleicht ein Gegenstand des Nachdenkens. So aber, wo die verwitterte Menschenruine nun einmal beschaffen, kam ein inneres Frösteln bei dem bloßen Gedanken eines solchen Lebensgefährten über die Gräfin. „Niemals konnte ich mich zur Ehe entschließen ohne Liebe!" versetzte sie ernst.

„So bin ich denn gerichtet!" sprach der Fürst ohne eine Spur von übler Laune. „Wir bleiben dennoch Freunde."

Bald nachher begab sich Arnheim ins Café Suttil. Dort nahm er ruhig aus seiner Brieftasche die merkwürdige Heirathsliste und zog einen Strich durch Nr. 1. Später trat ihn Graf Querini lebhaft plaudernd mit seiner gewohnlichen Unbefangenheit. Die beiden Herren schlenderten nach der Fenice.

„Wissen Sie, wen Ihre Cousine noch endlich heirathen wird?" bemerkte der Fürst, auf dem Ponte dei Barcaroli still stehend.

Momolo Querini schrak zusammen bei dieser ihn so nahe berührenden Frage. Es schillerte ein fahler Ausdruck in dem Blick, den er auf den kleinen Mann warf. „Vielleicht steht meiner Familie das Glück bevor, sich mit einem erlauchten deutschen Hause zu verbinden?" erwiderte er in concentrirter Wuth. Ein Dolchstoß bebte in seiner Stimme.

„Sie haben weit vom Ziel gerathen, Graf!" entgegnete der kleine Mann, der die Aufregung seines Gefährten wahrnahm. „Diese Lösung wäre viel zu einfach und natürlich, um nach dem Geschmack einer geistreichen, liebenswürdigen, aber etwas excentrischen Dame zu sein. Sie wird irgendeinen Mann aus dem Mond heirathen, einen namenlosen Abenteurer, dem es gelingt, die Gräfin glauben zu machen, daß er sie um ihrer

selbst willen liebe. Nur muß er jung, kräftig und hübsch sein. Solche Eigenschaften geben der geistig hochstehenden Frauen den Ausschlag —"

Diese leicht hingeworfenen Worte des Fürsten befruchteten den in Querini's Brust vorhandenen Keim des Argwohns. Sollte wirklich der räthselhafte Signore Carlo in näherer Beziehung zu Adrienne stehen? Memolo versank in einen Strom finsterer Gedanken. Es gewährte ihm in seiner gegenwärtigen Stimmung geringen Trost, zu erfahren, Fürst Arnheim sei abgereist.

Der gepuzte Frauenkranz zierte bereits die Brüstungen des heitern Kerntheaters, als die Beiden in den glänzend erleuchteten Saal traten. Der kleine Mann zog sein Glas heraus und musterte die Gesichter. Bald entdeckte er, was er suchte. Die Loge des reichen wiener Bankiers Baron Ehrenberg war besetzt. Dahin nahm Arnheim jetzt seinen Weg — die älteste der Fräuleins Ehrenberg stand als Nr. 2 auf seiner Heirathsliste.

Auch Gräfin Adrienne war bereits gekommen. Ein paar Patriarchen saßen bei ihr, die gewöhnlich den Abend in ihrer Loge schweigsam verbrachten. Memolo Querini schloß sich dieser Gesellschaft an, aber es gelang ihm nicht, seine finstere Laune zu bewältigen und in den gleichgültigen Conversationston zu fallen. Als Fürst Arnheim im Laufe der Vorstellung zum Besuch kam, war er der Einzige, der mit der Dame lebhaft plauderte.

Um Mitternacht reichte Memolo mechanisch seiner Gemahlin den Arm, um sie nach der Gondel zu führen. Adrienne suchte eine bequeme Lage auf den Polstern und während sie durch die finstern, engen Kanäle nach Hause fuhr, dachte sie, glücklich, daß wieder ein Tag mit seinem leeren Gewühle vorüber. Einer der häßlichen Wochentage, die zwischen den lieben Sonntagen liegen.

V.

Memolo Querini brauch von jenem Abend an seine Nachforschungen mit rastloser Thätigkeit. Es war ein mühsames Unternehmen. Der Graf verlor viel Zeit dabei. Die schweigsamen Diener seiner Gemahlin, die dicke Steinmauer ihres Palastes und die verschlossene, schwarze Gondel vermochten ihm nichts. Da er nicht am Wasserthor und auf dem Campo zugleich Wache halten konnte, so sagte es der Zufall mehrere male, daß Carlo eben den vorgeschriebenen Weg nahm. Der Graf gelangte in der nämlichen Berechnung, die zuweilen ein Lotteriespieler annimmt, gerade oder ungerade. Memolo wählte das Wasserthor als Standort seines Beobachterpostens. Querini's Gondel hielt auf der entgegengesetzten Seite des engen Kanals im Schatten eines großen, alten Thorbogens.

Da lag der Graf, in seinen Mantel gewickelt, manchen kalten Winterabend und der Schnee breitete seine weiße Decke über die schwarze Gondel. Wenn endlich seine Gemahlin auf die Marmorstufen ihres Palastes trat, um ins Theater oder in Gesellschaft zu fahren, dann wußte Memolo, daß seine Wache beendet, aber auch, daß sie vergeblich gewesen. Unverdrossen, wie der Jäger im grünen Wald auf dem Anstande paßt, bis ihm das Wild schußgerecht naht, wie der Fischer seine Angel in die Flut hält, bis das Opfer angebissen, so lebte auch Querini jeden Sonntag auf seinen Platz zurück.

Endlich wird eines Abends seine Ausdauer belohnt. Auf den Stufen des Wasserthors erscheint eine schlanke, männliche Gestalt; Signore Carlo springt leichtfüßig in die Gondel. Unter den gewandten Ruderschlägen gleitet das kleine Fahrzeug rasch dahin. „Nach! Nach!" ruft der Graf seinem Gondelier Peppo zu und die eigenthümliche Jagd beginnt. Manchmal droht der schwarze Punkt in den düstern, engen Kanälen unsichtbar zu werden oder er verschwindet unter der Menge anderer Fahrzeuge; allein Peppo verlor ihn niemals gänzlich aus den Augen. So oft die erste Gondel um die Ecke biegt, folgt ihr rasch die zweite. Einmal kommen sie dicht aneinander, als der bekannte Warnungsruf, der das Zusammenstoßen verhindern soll, die vordere aufhält. Die Gondeln liegen Seite an Seite, bis die Straße wieder frei geworden. Memolo kann den Gegenstand seiner Verfolgung sehen, wie dieser, in phlegmatischer Ruhe auf den Polstern ausgestreckt, seine Cigarre raucht. Der Raum wird freier, die Schiffchen schwimmen auf den Canale grande heraus. Querini stützt sich auf den Steinbogen und schaut unverwandt auf das kleine Fahrzeug. An welchem der Paläste wird es landen? Sollte Signore Carlo ein Venetianer sein, so mußte er einer niedern Klasse angehören, denn die eingemauerten zählten, kannte Memolo. Vielleicht ein Schauspieler oder gar nur der Diener eines vornehmen Hauses? Ha! Vielleicht, weil er nur an Sonntagen kam, so war er unter der Woche beschäftigt, seinen Kunden Pfeffer abzuwägen oder Seidenzeug vorzumessen! Neben diesen gemeinen Bildern tauchte im Geiste des Grafen die heiße Gestalt der Querini auf. Plötzlich entschlüpfte die vordere Gondel dem beiden Auge, das

auf ihr geruht. Aber Beppo's Blick war schärfer als der seines Herrn — er beg rasch um eine Ecke. Noch einige Schlangenwindungen durch finstere, enge Kanäle an ruinenartigen Gebäuden vorbei und sie befinden sich wieder auf der breiten Wasserstraße. Die beiden Gondeln halten — am Bahnhof! Carlo nimmt ein Billet nach Padua, Mencele thut das Gleiche. Sie sind im letzten Augenblick gekommen und stürzen athemlos nach den Wagen. Cucerini muß wissen, wen er — zu vernichten hat! — —

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Kleine Erinnerungen.

Von **Emma Hiendorf.**

IV. Die Franzosen im Baltischen Meer.

Wir haben es unserlich wiederholt erfahren und werden es wol noch öfter erfahren müssen, wie im Kriege — ganz im Tempo des Dampfes — sich heutigen Tags das Drama eines Krieges abwickelt.

So mochte es uns im Herbste 1864 zu Paris fast nur wie ein Traum dünken, als wir, nachdem kaum erst Telegramme und Briefe uns „la prise de Komarsound" verkündet hatten, auch schon Kugeln von dort, welche die Sieger heimgebracht, in den Händen wiegten.

Sie trafen zum Glück keinen Bekannten von uns. Es befanden sich sehr nahe Freunde von uns bei der Expedition nach dem Baltischen Meer und zwar in der Umgebung der commandirenden Generale. Wir dürfen buchstäblich sagen, daß diese Freunde unmittelbar von Komarsund in der Rue St.-Honoré bei uns anfuhren.

Wie viel gab es da zu ergänzen, wie mußte sich wurde erzählt! Es ließ sich so gut lauschen, nun das Schwert so still neben uns ausruhte. Wir erlebten alles mit. Diese merkwürdige militärische Tragikomödie, diese „prise de Komarsound" entrollte sich vor uns, Scene für Scene. In zwei Stunden habe ich mehr von Landungen und Belagerungen gelernt als sonst in meinem Leben. Nicht, daß ich etwa diese meine Lection hertagen wollte, ich dürfte schlecht dabei bestehen; nur versuchen möchte ich, aus meinen über diese Kriegsbilder niedergeschriebenen Notizen einige Züge zu skizziren, ebenso wol, weil es nur zu nahe liegt, sich für den kämpfenden Soldaten zu interessiren, von dem man doch so selten etwas Unbefangenes und Vertrauliches erfährt, als auch, um einem künftigen Geschichtschreiber dieser ersten Waffengroßthaten des jungen Kaiserreichs zu dem Material auch noch einige Details beizusteuern, welche sonst unbekannt blieben.

Als Einleitung wurden uns in den Zwischenbuchstaben kleine, an Ort und Stelle entworfene Ansichten der Trümmer Bomarsunds gereicht, gleichsam als Titelblatt für die folgenden Mittheilungen der Officiere. Dieselben konnten nicht genug die offenen Aeußerungen des Königs von Schweden rühmen, dem sie beim Beginn ihres Kreuzzugs in Stockholm vorgestellt wurden. Der Kronprinz, meinten sie, hätte schon mehr diplomatisirt. Seitdem ist er seinem Vater auf dem Throne gefolgt. Aber überall, auch von dem schwedischen Volke, wurden die französischen Herren mit offenen Armen aufgenommen.

Ergötzlich schilderte einer der Freunde, wie er in den schwedischen Dörfern herumspazierte und sich dabei mit den Landleuten unterhielt, zu Pferde, das Wörterbuch in der Hand. Um Zucker, versicherte er, hätte das derbe Landvolk alles gegeben; denn der Zucker ist selten bei ihnen und sie haben ihn gern. Jener reichte einem kleinen, klugen Bauernjungen partier Chocolade. Er wußte nicht, was es sei, betrachtete es lange, drehte es her und hin; als er es endlich in den Mund steckte, rief er: „Chocolat!"

Indem man vor Bomarsund sich der Küste näherte, wurde vorerst ein „simulacre" der Landung beliebt, gewissermaßen Probe vor der Aufführung gehalten, und zwar zu dem praktischen Zweck, die junge Mannschaft einzuüben, das Verfahren der Russen auszukundschaften, sie selbst aber über die Absichten ihrer Feinde zu täuschen. Dies glückte so sehr, daß die Franzosen, als sie nun wirklich landen wollten, nicht den geringsten Widerstand erfuhren, da ihre Gegner wähnten, es geschehe wieder blos zum Schein, und sich nicht zur Wehr setzten. Nachher, während der Belagerung, kamen die russischen Soldaten- und Officiersfrauen immer in die Lager und baten die Franzosen inständigst, sie sollten ihre Männer schonen im Fall derselben besonders berücksichtigt haben.

Jetzt brachen für das Genielorps die langweiligen und mühevollen Tage in der „Tranchée" an. Der Laufgraben forderte die unerklecklichsten Anstrengungen auf diesem ganz flachen Terrain. Es mußten allein hunderttausend Säcke voll Erde auf den Granit getragen werden. Die praktischen und weniger von Vorurtheilen befangenen Franzosen, denen sich bis auf unsere jüngsten Tage bereits das Festhalten ihrer Gegner am Herkom-

men und an Formalitäten ſo günſtig erwies, wünſchten ſich Glück zu dem ungeſchickten regelmäßigen Schießen der Ruſſen aus der Veſte, welches in Zwiſchenräumen erfolgte, die man genau berechnen und ſich daher immer wieder verſtecken konnte auf dem Wege durch die Tranchéen. Ich bilde mir, gegenüber den heutigen Ereigniſſen, etwas darauf ein, dieſen Wink für einen Beſſern in der Kriegsführung geben zu können.

Es verſteht ſich, daß dieſe Herren bei ihrem Berichte von Haubitzen und Granaten denn doch hinwerfen mußten: „Et cela nous gênait.“ Oder ich weiß nicht, von welchem Wieviel-Pfünder: „Il nous en ayait fort.“ Aber auch der gefallenen „Braven“ wurde in franzöſiſcher Weiſe gedacht. So eines Kameraden, ein junger engliſcher Genieoffizier, welcher den Tod fand. Sie nannten ihn „gentil“. Unſer Freund war einmal mit ihm auf Recognoscirung. Wieder begegneten ſie ſich im Laufgraben: „C'est là qu'il fut tué! Je ne sais trop comment il a fait, il a reçu un boulet.“

Schon hier ſcheinen gewiſſe „Chicanen“, deren man Napier bezüchtigte, ſich anzudeuten. Von ihm geſperrt, will Hilliers, der Commandirende, eine äußerſt wichtige Tranchée verlegt haben, wogegen Niel, der Chef des Geniecorps, ſich energiſch widerſetzt, zum großen, ja entſcheidenden Nutzen des Unternehmens.

Die Belagerer machten ſich, je mehr ſie dem Fort nahten, auf merkwürdige Augen gefaßt. Statt deſſen blieben die Geſchütze völlig ſtumm. Dieß gänzliche Schweigen, dieſe Grabesſtille war noch unheimlicher, noch verhängnißvoller als ein Regen von Geſchoſſen. Die Angreifenden mußten jeden Augenblick erwarten, in die Luft zu fliegen mit der Feſtung Bomarſund. Und dann auf dieſe Spannung, ſtatt der tragiſchen Kataſtrophe, plötzlich die ſonderbare, faſt komiſche Entwickelung des Dramas! Unſer kleiner Freund hat eigentlich den ganzen Thurm Preſte ganz allein genommen. Er war der Genieoffizier, welcher zuerſt hineinging. Im Umkreiſen ging er mit eiligen Schritten immer weiter und weiter vorwärts, bis endlich die Gefährten lange hinter ihm zurückblieben und er ſich ganz allein in dem Thurme ſah, was unter andern Umſtänden gar mißlich, ja gefährlich hätte werden können. Zu ſeiner Verwunderung ſtieß er jedoch nicht auf den geringſten Widerſtand, nicht einmal auf ein Hinderniß. Gleichwol hat ihn ſein General und Anführer nachher geſcholten über die zwecklose Unbeſonnenheit.

Mit Gemächlichkeit betrachteten ſie ſich alles. Die „Söhne Frankreichs“ machten große Augen dazu, daß neben jeder Kanone in Bomarſund — eine Knute hing als unerläßliches Zubehör. Mit Widerwillen erfüllte die Soldatenherzen das niedrige Benehmen der Beſatzung, die ſich in einem wilden Taumel von Ausgelaſſenheit gefiel. Man konnte ſie nicht für die der Verzweiflung halten. Es glich vielmehr dem Jubel, von der Feſte erlöſt zu ſein! Ob vielleicht bei der Mannſchaft auch Spirituoſen, welche man dem Sieger nicht gönnen wollte, mit in Rechnung kamen? Kurz, dieſe Unglücklichen tanzten, ſchnitten Fratzen, einer ſpannte bei Sonnenſchein den Regenſchirm auf und ſpazierte darunter. So perſiflirten ſie ſich ſelbſt auf jede Art! Ein einziger Ruſſe von allen zeigte Energie und Muth und hätte lieber ſeine Feſtung in die Luft geſprengt, als ſie dem Feinde übergeben.

Merkwürdig und maleriſch faſt durch die Verſchiedenheit der Trachten waren die herbeiſtrömenden Züge der Landleute, als die in der Feſtung aufgeſpeicherten Vorräthe und Lebensmittel, die man vorgefunden hatte und nicht nutzlos verderben laſſen wollte, vertheilt werden ſollten. Nach dem Aufrufe des Commandirenden ſtrömte ſich das Volk in Scharen bei den Franzoſen ein. Ganze Proceſſionen zogen in die Feſte. In der Kapelle der letztern fand man originelle griechiſche Madonnenbilder, bald Gemälde, bald Relief, puppenhaft mit den koſtbarſten gold- und ſilberdurchwirkten bunten Stoffen, in Wirklichkeit mit edeln Metallen und Kleinodien geziert, noch ganz orientaliſch, ſo hoch im Norden. Wir konnten uns durch den Augenſchein davon überzeugen; denn kaum hatten die pariſer Zeitungen dieſer Kriegsbeute und Cultusgegenſtände erwähnt, als die Schaufenſter im Palais-Royal von Nachahmungen ſolcher kleiner, farbig und funkelnd aufgeputzter Muttergottesbilder wimmelten.

Die Zeitungen, verſicherten uns die Heimgeſuchten, brächten alle Nachrichten falſch. So hätte der franzöſiſche General auch dem biſchöflichen Odinskoi kein ſchriftliches Zeugniß ausgeſtellt über ſeine muthige Vertheidigung Bomarſunds, ſammt der Erklärung, daß er nur der Noth wich und die Feſtung unmöglich länger zu halten vermochte; es beſchränkte ſich vielmehr auf ein hingeworfenes, abgedrängtes Wort. Er ſei alt, erzählten jene, ſeine Gattin jung; ſie Schwedin, er Ruſſe; das Ehepaar verſtändigte ſich nur, indem ſie beide franzöſiſch miteinander redeten. Sie fuhr immer

im Lager umher: „Il n'y avait que Madame Obinska au champ.“

Ich berührte vorhin die „Chiconen“ Napier's. Er konnte die Franzoſen nicht leiden, behaupteten ſie, und dachte nur daran, was man in England ſagen würde, zu welchem Ende er auch ſtets zwei Correſpondenten der „Times“ mit ſich führte. Die Rapporte und Depeſchen ſeiner Alliirten ſoll er, je nachdem es ihm paßte, zurückgehalten haben. Sie beſchuldigten ihn ſogar, daß er den General Jehn, den Ueberbringer ihrer Depeſchen, an Bord ſeines eigenen Schiffs, des „Wellington“, verſteckte, damit die Siegesfunde früher in London als in Paris einträfe.

„Er will nichts thun, haßt die Franzoſen“, ſagten ſie, „iſt mißmuthig, mauſſade, ſpricht keinen Menſchen, geht umher und brummt, «marmotte», alles aus Eiferſucht auf das Heer des Kaiſers. Die Truppen ſind brüderlich zuſammen, die Führer aber, die Generale, ſterben ſchlecht und ſind neidiſch aufeinander. Die Flotte iſt neidiſch auf die Landtruppen. Sie wollte zu viel thun, wollte Sweaborg, Kronſtadt nehmen und weil ſie dies nicht konnte, that ſie gar nichts und mißgonnte auch den Landungstruppen den glücklichen Wurf mit Bomarſund. Die ſollten nun auch nichts haben. Die Flotte war nur gut dafür, daß ſie nicht verhungerten. Beim Zurückſchiffen des Corps wollten die Briten keinen Zug mehr thun und beim Hinüberſegeln hatten ſie doch die Hand dazu geboten. Wäre es ihnen noch gegangen, hätte man gar nicht mehr alle Mannſchaft vor dem Winter zurückbringen können, ſondern einige hundert Soldaten auf einer Inſel ausſetzen müſſen und ſie wären verloren geweſen, denn die Ruſſen wären gewiß zurückgekommen.“

Unſer Freund lag einmal vier Tage krank in einer elenden Fiſcherhütte. In ganz kurzer Zeit verloren ſie (30) Soldaten an der Cholera. Nicht die Belagerung, aber die Cholera demoraliſirte die junge Mannſchaft. Dieſe Epidemie wirkt auch anerkannt noch verderblicher und folgenſchwerer auf die Seele als auf das Phyſiſche. Und ſo umgrieſelt; bei der Nachricht der Heimkehr nach Frankreich war die Hälfte der Kranken ſogleich geſund. Der Freund ſah die Leidenden einſchiffen. Man nahm eine Menge Kugeln von Bomarſund mit an Bord. „Wozu denn?“ fragte er. „Für die Kranken.“ „Was ſollen die damit?“ „Wenn ſie ſterben, um ſie in das Meer damit zu ſenken.“ Sein Pferd erkannte er bei der Einſchiffung kaum wieder, ſo ſehr war es heruntergekommen; ſein treues Roß, mit dem er auf Recognoſcirung nachts durch die finniſchen Wälder ritt und das ihn ſo ſicher über die Gräben trug, wenn er es nur ruhig gewähren ließ.

Am einſamen, düſtern Geſtade, wo die Woge endlos ſchäumend ſich an den Klippen bricht, entdeckte er im Vorbeiſchiffen an einer nahe überhängenden Granitwand, tief in den Felſen gegraben, einen Pfeil und dabei mit koloſſalen Buchſtaben, welche man vom Boot aus entziffern konnte, in ſchwediſcher Sprache die Worte: „Erinnerung an meine traurige Zeit.“ Wer hat dieſes ſchlichte und doch ſo großartige, in ſeiner Verlaſſenheit ſo tief ergreifende Denkmal geſetzt? Weſſen iſt der Pfeil und welche Hand grub ihn in den Stein? In welchen Jahren vielleicht einer langausgeſponnenen Gefangenſchaft? Als ein Symbol des tiefſten Wehs! Mit dieſem Pfeil, den wir alle in der Seele tragen, habe ich meine flüchtigen Skizzen von ferner Oſtſee ſchließen wollen.

Amerikaniſche Rednerinnen.

Von A. Böring in New-Jerſey.

Es iſt bekannt, daß Amerika das Paradies der Frauen iſt. Die feinſte Galanterie iſt unverbrüchliches Geſetz in allen Ständen; der freieſte Spielraum für die Entfaltung ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit wird dem ſchönen Geſchlecht auf großmüthigſte gewährt. Alle Unterrichtsanſtalten, außer den Colleges und Universities, ſtehen dem weiblichen Geſchlecht offen und werden ebenſo viel von Mädchen wie von Knaben beſucht. Sie leſen Cicero, Horaz, Salluſt, Herodot, Homer und treiben Mathematik, Rhetorik, Aſtronomie und Philoſophie. Die völlige Gleichheit beider Geſchlechter wird ſo ſtark betont, daß man darüber ihre Verſchiedenheit faſt ganz aus dem Auge verliert.

Kein Wunder, daß unter dem Zuſammenwirken ſolcher Umſtände in dieſem Lande der Oeffentlichkeit und des öffentlichen Redens ſich auch manche Mitglieder des ſchwächern Geſchlechts zum Reden berufen fühlen. Zwar erſcheint dies dem allgemeinen Urtheile nach in den meiſten Fällen als eine Art von Emancipation und Irregularität, aber dieſe Irregularität hat ihre Wurzel in den allgemeinen Sitten und Anſichten des Volks.

Die öffentlichen Rednerinnen laſſen ſich in drei Klaſſen eintheilen: religiöſe, politiſche

und female lecturers, Frauen, die öffentliche populäre Vorlesungen halten.

Trotz des apostolischen „Taceat mulier in ecclesia" ist es hierzulande selbst in den orthodoxesten Kirchen bei gewöhnlichen Veranlassungen gebräuchlich, daß Frauen redend auftreten. Es sind dies die sogenannten Covenant-meetings oder Bundesversammlungen, die zur Vorbereitung auf die Abendmahlsfeier dienen. Man betrachtet sich da nicht als eine versammelte Gemeinde, sondern mehr als ein Freundeskreis. Ich hörte einst in einer solchen Versammlung zwei ehrwürdige Matronen reden, muß aber leider gestehen, daß ihre Vorträge nicht sehr erbaulich auf mich wirkten, sondern mir mehr als Beweis der weiblichen Schwäche und der Weisheit des Apostels Paulus dienten. Die guten Damen geriethen in eine unnatürliche Aufregung, verloren die Controle über ihre Empfindungen und ihre Rede löste sich in Schluchzen und Weinen auf.

Im Kreise der mehr heterodoxen Anschauungen, wo die Autorität des großen Heidenapostels nicht mehr gilt, wo es heißt:

St. Paul is dead and rotten,
And ought to be forgotten —

gibt es sogar weibliche Geistliche. Reverend Antoinette Blackwell in Newyork z. B. ist nicht etwa eine Pastorin nach deutschem Sprachgebrauch, sondern eine wirkliche Predigerin, obwol leider ohne Gemeinde.

Eine sehr bedeutende Rolle spielt die weibliche Beredsamkeit in der wunderlichen Sekte der Spiritualisten, die bekanntlich vom Tischrücken her datiren. Die anfangs durch das unbehilfliche Tischbein vermittelte Offenbarung aus dem Kreise der Abgeschiedenen hat sich allmählich immer bequemerer Organe zu bedienen gelernt; erst kam der Psychograph, dann ein Bleistift in der Hand einer Verzückten und endlich wird auch dieser unwürdige Gehülfe weggeworfen und der Mund des „Mediums" selbst verkündet die erhabenen Geheimnisse.

Eines Sonntagabends ließ ich mich in Boston durch die Ankündigung, daß „the famous Trance-speaker, Miss Fanny Davis", sich hören lassen werde, verlocken, diesem Wunder nachzugehen. Ich fand in einem ziemlich großen Theater an tausend Personen versammelt. Auf der Bühne befanden sich fünf bis sechs seltsam aussehende männliche und weibliche Gestalten, unter denen mir namentlich ein ältlicher Herr auffiel, dem sein tiefliegendes, von breiten, weißen Rändern umgebenes Auge, das seltsam gegen den sonst dunkeln Teint abstach, ein gespenstisches Aussehen gab. An einem besondern Tischchen saß ein junges Frauenzimmer, blaß und starr wie eine Leiche, die Augen beständig nach oben verdrehend. Die kleine Schar auf der Bühne stimmte einen wunderlichen Gesang an, der von einem mitternächtlichen Schutzengel handelte. Dann wurde die Versammlung aufgefordert, Themata einzureichen, über deren eins die kleine Prophetin sich auslassen würde. Gegen dreißig der wunderlichsten Themata wurden eingereicht, z. B. „Ueber das Gesetz der Cohäsion", „Ueber den Zustand vor der Geburt und die indische Lehre von der Seelenwanderung", „Ob es wahr sei, daß der Mensch nur nach Nothwendigkeit handle" u. s. w. Nach langem Abstimmen ward man einig, daß man die Ansichten der Geister über „Regierung und Gesellschaft" vernehmen wolle.

Die bleiche Jungfrau erhob sich langsam, trat einen Schritt vor und richtete ein Gebet an ihren „spirit", worauf sie ganz in Verzückung zu sein schien und in einen unendlichen Phrasenschwall ausbrach, der auf alles und jedes paßte. Es war meistens jene entsetzlich süße Rhetorik, die hier in Amerika so beliebt ist und auch in den „Lectures" sich breit macht.

Der Spiritualismus, belehrte uns der Geist, der sich dieser gezierten Diction befleißigte, sei die Religion der Zukunft und werde alle Zustände der Gesellschaft vollkommen verändern. Das Bestehende sei relativ und vorläufig gut und recht. Das Christenthum sei dem gegenwärtigen Bildungszustande noch ganz angemessen und Christus selbst sei eigentlich nur ein unvollkommener Spiritualist. Selbst der europäische Absolutismus sei relativ nothwendig. Nur die Sklaverei fand entschiedene Verdammung.

Schließlich durfte die Versammlung Fragen an den Geist stellen, die sofort im Pluralis majestaticus mit der Würde von unfehlbaren Ex-cathedra-Entscheidungen beantwortet wurden. Die Geister zogen sich recht gut aus der Affaire. Die sinnliche Frage z. B. über den Charakter Daniel Webster's — des großen amerikanischen Redners, der als der Stolz der Nation nicht scharf getadelt, als Parteigenosse der Sklavenhalter aber auch nicht unbedingt gelobt werden durfte — beantworteten sie dahin, er habe jetzt (im Jenseits) über manche Dinge ein richtigeres Urtheil als früher.

Die ganze Sache, die von manchem für einen

dieſen Humbug gehalten wird, erſchien mir vielmehr als eine jener traurigen geiſtigen Verirrungen, die immer bei Menſchen Anklang finden, bei denen Mangel an wiſſenſchaftlicher Bildung mit einem Triebe zu ſelbſtändigem Denken zuſammentrifft.

Die zweite, bedeutendere Klaſſe von Rednerinnen, die der politiſchen, gehört ausſchließlich den Reihen einer politiſch und religiös radicalen Partei an, deren Führer Garrison und Wendell Philipps, zwei wirklich bedeutende Männer, und deren politiſches Glaubensbekenntniß Abſchaffung der Sklaverei und politiſche und ſociale Gleichſtellung der Frauen iſt. Sie verlangen für die Frau das Stimmrecht und Zulaſſung zu den höchſten Bildungsanſtalten ſowol wie zu allen Berufsarten, die ihr convenirten.

Die Sprecher und Sprecherinnen dieſer Partei gehen unermüdlich agitirend im Lande umher und halten Anti-Slavery- und Womens-Rights-Meetings. Bei ſolchen Verſammlungen wird oft ein weiblicher Präſident ernannt und manche der Rednerinnen ſind ſo freundlich — oder vielleicht ſo ſtolz —, die gewöhnliche Anrede: „Ladies and Gentlemen“ in „Gentlemen and Ladies“ umzukehren, vielleicht um das ihrer Anſicht nach ſchwächere Geſchlecht voranzuſtellen.

Ich muß leider geſtehen, daß mir die meiſten auch dieſer Rednerinnen keinen angenehmen Eindruck hinterlaſſen haben. Bei einem Anti-Slavery-Meeting z. B. bemerkte ich auf der Platform hinter der Rednerbühne eine kräftige, ehrwürdig ausſehende Dame in Schwarz. Ihr Haar war grau, obwol ſie gewiß noch nicht 50 Jahre alt war. Auf ihrem Antlitz lag von Anfang an eine dunkle Gewitterwolke, das unverkennbare Vorzeichen eines bevorſtehenden oratoriſchen Unwetters. Sie ſprach mit Würde und Gefühl, aber während ſie ſprach, entſtand auf ihrer linken Wange ein großer, ſcharfgezeichneter hochrother Fleck, der ſich bis zum Hals herunterzog, während rings herum alles kreideweiß war. Eine andere, die ich bei einer ähnlichen Veranlaſſung hörte, hatte ihr Concept vor ſich und deklamirte daraus in einem ſo pathetiſch einſchläfernden Tone, daß ich auf einem Schul-Redeactus zu ſein glaubte.

Am größten ſollten die Frauen billig ſein, wenn ſie in ihrer eigenen Sache reden. Eine ſolche Womens Rights-Rednerin hörte ich neulich in Newyork. Sie war ſehr unſchön und verzog ihren Mund wie eine Hökerin. Ihr Beſtreben, pikant zu ſein, artete in einen bittern, ungerechten, kindiſchen und oft ſich ſelbſt widerſprechenden Sarkasmus aus. Sie ſchimpfte über die ganze Welt, über die Ladendiener in Modemagazinen und Damenſchuhläden, über die verzärtelten Töchter der Reichen, die, in den glänzenden Parleurs müßig ſitzend, in ihrer geiſtigen Erſchlaffung ſich gern die untergeordnete Rolle gefallen ließen, die ihnen die „orthodoxe Geſellſchaft“ zuweiſe; über brutale Ehemänner und ungerechte Regierungen, die den Männern den Verdienſt der Frauen zuſprächen. Die Hörſäle der Univerſitäten ſollen den Frauen geöffnet werden; es ſoll weibliche Aerzte, weibliche Advocaten und, wenn ſie zu einem ſo veralteten Berufe noch Neigung verſpüren, weibliche Prediger geben.

Ich komme zu den weiblichen Lecturers. Die populären Vorleſungen ſind in Amerika zu einem förmlichen Syſtem ausgebildet. In den mittlern und kleinern Städten beſteht gewöhnlich eine Geſellſchaft von jungen Männern, Lyceum oder Athenäum genannt, die ein Leſezimmer und eine Bibliothek unterhalten und im Winter gewöhnlich das Arrangement eines Cyclus von Vorleſungen übernehmen. Dazu werden dann aus allen Theilen des Landes Männer und Frauen, die als Lecturers Renommée haben, berufen, und da dieſe Art von Unterhaltungen bei dem mittlern Publikum in hoher Gunſt ſteht, ſo iſt das Lyceum neben der Preſſe und der Kanzel eine bedeutende, die öffentliche Meinung beſtimmende Macht. Männer wie Agaſſiz, Bayard Taylor, Beecher ziehen umher und halten Vorleſungen, und Lecturers von Profeſſion präpariren ſich jeden Sommer eine neue Vorleſung, mit der ſie dann im Winter oft an 60—70 verſchiedenen Orten die Runde machen. Bei dem durchſchnittlichen Honorar von 50 Dollars für jede Vorleſung machen ſie ein hübſches Geld, während auch für die arrangirende Geſellſchaft noch ein netter Profit abfällt.

Voran in der Reihe der weiblichen Lecturers ſteht Lola Montez, glorreichen Angedenkens. Sie iſt mit der Zeit ſolid geworden und hat ſich darauf geworfen, ihre „World-wide experience among kings and emperors“ in „Lectures“ zu verwerthen. Voriges Jahr reiſte ſie nach England und hielt dort Vorleſungen über Amerika, dann kam ſie zurück und hielt hier Vorleſungen über England.

Eine andere derartige Dame iſt Grace Greenwood, die noch eine ziemlich fruchtbare Schrift-

ſtellerin iſt. Sie iſt von wohlhabender Familie, aber die Aeltern verarmten und die gedrückte Lage ihrer Familie hat ſie früh zur öffentlichen Schauſtellung ihrer Talente getrieben.

Man kann ſich manches gefallen laſſen, aber ſich von einer Frau einen wiſſenſchaftlichen Vortrag halten zu laſſen, iſt unter Umſtänden peinlich. Indeß ſind hier in Amerika die Frauen oft viel beſſer gebildet als die Männer, die in dem geſchäftlichen Treiben aufwachſen und aufgehen; und ferner ſind die amerikaniſchen Lectures weniger auf ſtoffliche Belehrung als auf Amuſement durch pikante Reflexionen und Anekdoten und auf rhetoriſchen Ohrenkitzel berechnet.

In Erwägung aller dieſer Umſtände gebot ich meinem männlichen Stolz für einige Stunden Schweigen und folgte den Lockungen meiner Neugierde in die Vorleſung von Mrs. Grace Greenwood über „Heroism in common life".

Ich fand eine ſchöne, blühende, majeſtätiſche Frau in mittlern Jahren. Ihr Gegenſtand war glücklich gewählt und im ganzen anziehend durchgeführt. Beſonders gelungen brachte ſie die alte Geſchichte von den Weibern von Weinsberg an, indem ſie zu denſelben die ſchwächlichen, verzärtelten Amerikanerinnen, die in einer ähnlichen Situation wol den Muth haben würden, mit dem Gatten zu ſterben, nicht aber die Fähigkeit, den gewichtigen Eheherrn auf ihren Rücken zu laden, in einen wirkſamen Contraſt ſetzte. Aber auch bei ihr trat die Schwäche des Geſchlechts hervor. Ihre Stimme zitterte, bis ſie in Fluß kam, von heftiger Aufregung und ein unendlich ſüßes Lächeln, das faſt nicht von ihren Zügen wich, konnte einen Zuhörer, der nicht auf ſeiner Hut war, in Gefahr bringen, in Sentimentalität zu zerſchmelzen.

Schließlich muß ich noch einer ungewöhnlichen und beſonders rührenden Scene erwähnen, der ich beizuwohnen Gelegenheit hatte. In einer Methodiſtenkirche in Rocheſter im Staate Neuyork trat vorigen Winter eine Indianerin aus Canada als Rednerin auf. Sie war die Tochter eines Häuptlings, war, wie ſie ſelbſt ſich ausdrückte, als Kind wie ein wildes Rebhuhn im Walde umhergeſprungen, war dann aber mit ihrer Familie getauft worden und hatte einen guten Schulunterricht genoſſen. Ihr Name bei den Indianern war Upright woman; ſie war mit einem Prieſter verheirathet und hatte ſich auf den alten Beſitzungen ihres Stammes eine ſchöne Farm urbar gemacht, die ihr ſelbſt von den engliſchen Beamten unter dem Vorwande entriſſen werden ſollte, daß Indianer überhaupt keinen Grundbeſitz haben könnten. Sie hatte ſich auf den Weg zur Königin Victoria gemacht, um da ihr Recht zu ſuchen, und verſuchte durch die Theilnahme der Amerikaner das Reiſegeld aufzubringen. Sie las einen ziemlich langen Aufſatz vor, in dem ſie in ſehr klarer und intereſſanter Weiſe die ganze Sachlage, die mannichfachen Unbilden der habſüchtigen Engländer gegen ihren Stamm darſtellte. Sie war eine ſehr ſtattliche Frau in mittlern Jahren, ihre Kleidung, mit Ausnahme eines kleinen Hütchens mit ſchmalem Rande, das die Indianerinnen gern tragen und das ſie während ihres Vortrags auf dem Kopfe behielt, ganz europäiſch. Ihre Stimme hatte wie ihre ganze Erſcheinung, in ſcharfem Contraſt gegen das ſichere, keck Auftreten der Amerikanerinnen, eine klagende, für mich unendlich rührende und anziehende Weichheit und mit Freuden gab ich einen Obolus, um ihr Unternehmen zu befördern.

Ludwig Tieck als Vorleſer.

Wer in Dresden über den Altmarkt ſchreitet, mag an einem oſtwärts an der Kreuzkirche gelegenen hohen Eckgebäude deſſelben nach dem erſten Stockwerk emporblicken, wo er in ein dreifenſteriges, ſaalartiges Eckzimmer, im Plafond mit altmodiſcher Stuccaturarbeit verziert, ſchauen wird.

Hier war es, wo einſt ſo viele Jahre hindurch Gäſte von nahe und fern um den häuslichen Vorleſertiſch Ludwig Tieck's ſich verſammelten und von der Kunſt des dramatiſchen Vortrags ſich entzücken ließen, deren der gefeierte Dichter in ſo hohem Grade mächtig war.

Sei ein erneuertes Wort geſtattet über den ſchon oft erörterten, eigentlich einer abgeſchloſſenen Periode angehörigen Gegenſtand! Es waren jene Leiſtungen ſo eigenthümliche und für das Verſtändniß der geſammten Individualität ihres Urhebers ſo bedeutſame, daß ſie — in der letztern Beziehung vielleicht noch nicht einmal hinlänglich gewürdigt — Stoff zur Beſprechung wol immer noch übrig laſſen. Dabei könnte gerade heute die Erinnerung an jene beſondere Kunſtübung mahnend und lehrreich werden. Denn nichts liegt mit wenigen Ausnahmen gerade unſern Tagen ferner als ein der äſthetiſchen Schönheit gewidmetes, völlig uneigennütziges und ſelbſtaufopferndes Mühen und Streben, wie eben dort der Dichter es bethätigte.

Julie
(ſetzt ſich wieder an ihre Zeichnungen. Für ſich).

An dem Ton, in welchem er von ihr ſpricht, will ich ſehen, wie es mit ihnen beiden ſteht.

Wolf
(aufſtehend).

Könnten wir nicht einandermal!

Heinrich.

Herr Wolf, ich muß Sie ſehr dringend erſuchen, zu bleiben! Es iſt mir verrathen worden, daß Sie der Erzieherin meiner Kinder nachſtellen!

Julie (für ſich).

Ihm!

Wolf.

Nachſtellen? Herr College!

Heinrich
(aufgebracht aber ſich bekämpfend).

Die Dame iſt nicht geneigt, Herr Wolf — verſtehen Sie mich — unter keinerlei Bedingung — nicht geneigt —

Wolf.

Wozu? Herr College!

Heinrich.

Wirklich, Herr Wolf, gar nicht geneigt — Sie ſind ihr ſo zu ſagen, nicht genehm — zuwider ſogar, Herr

Tieck lesen zu hören, gehörte zu dem Genußreichsten und Interessantesten, das sich denken läßt. In jener eigenthümlichen Vortragsweise — zwischen der Recitation des Declamators und der scenischen Darstellung gleichsam mitten inne stehend und von letzterer nur die Seele bietend — war er der wol unübertroffene Meister, allen gegenüber, die sie vor oder nach ihm versucht haben.

Zunächst durfte es überraschen, gerade eben den Dichter, den Literator und Kritiker mit diesem besondern Talent noch ausgestattet zu sehen, als überreicher Zuthat zu seinen sonstigen Gaben. Dies Mimisch-Schauspielerische schien ihn eigentlich hinzuweisen auf die Bühne. Mehrfach bekanntlich ist Tieck's Verhältniß zur letztern in Betracht gezogen worden, wie er selbst in seiner Jugend beabsichtigt hatte, sie als Darsteller zu betreten.

Indeß war hier doch nie an die Bühne zu denken. Das besondere Talent, seiner feingeistigen Natur nach, stand im Einklang mit des Dichters tieferer Wesenheit. Vielleicht erschien das Schauspielerische hier nur als Vervollständigung der Genußfähigkeit für das Dichterisch-Schöne und vor allem für Shakspeare, an welchem jenes vielumfassende Vorleserthum sich zuerst entwickelt hatte und auf den es sich zumeist bezog.

Wir müssen uns hier mit Andeutungen begnügen, da die nähere Untersuchung viel zu weit führen würde. Jedenfalls gaben jene geistigen Beziehungen ein Hauptgewicht ab für das Hervorragende der künstlerischen Leistung. Andererseits kam dabei aber auch allerdings die Virtuosität der äußern Gewandtheit wesentlich mit in Betracht, welche hier einen ganz besondern Charakter angenommen hatte.

Das Vorlesen war im Lauf der Umstände für den Dichter zur täglichen Gewohnheit, endlich durch die Ausdauer, mit der er an ihr festhielt, zum unentbehrlichen Lebensbedürfniß geworden und von beinahe diätetischer Bedeutung. Das Vorlesen war ihm der stete, tägliche Genuß, die stete Erholung, Erquickung und nothwendige Körperthätigkeit. Denn Tieck ging nie aus. Nothwendig erwuchs damit die Virtuosität zur allerhöchsten, ja man durfte sagen, daß sie mit des Dichters Persönlichkeit sich selber verschwistert und in dieser unmittelbar ihren Ausdruck gefunden habe. Sicherlich war die leichte Geschmeidigkeit und die aristokratische Anmuth, welche an Tieck's Erscheinung so wohlthuend auffiel, bis in sein höchstes Alter — wenn zum Theil der Ausgangspunkt — zum Theil auch das Resultat nur jenes Vorleserthums und des von ihm so unablässig gepflegten künstlerischen Elements. Selbst die körperlichen Unebenheiten oder Gebrechen, welche dem Dichter gichtische Krankheit zuzog, und die mit den Jahren sich steigerten, schienen durch letzteres verdeckt und verschleiert zu werden.

Es ergibt sich, was Tieck als Vorleser war. Er handhabte die künstlerische Fertigkeit als etwas unmittelbar mit seiner Persönlichkeit Verknüpftes und schien das elastisch abgerundete, geistig zarte Element, mit dem er die Dichtung harmonisch verlebendigte, wie selbstverständlich zu benutzen. Die Feinheit der dramatischen Belebung, der Wohllaut der Sprache — Tieck's Organ war wahrhaft außerordentlich, namentlich durch die trotz des Umfangs alle Härten, Schärfen, Uebereinzelheiten völlig von sich ausschließende Geschmeidigkeit —, ihr leichter Fluß, die Art der Geberdung wirkten dafür zusammen als ungezwungene, natürlichste Einheit. Das Künstlerische erkannte man nur aus der Eindringlichkeit des Effects. So hatten diese Vorlesungen recht eigentlich die Mission, das dichterische Werk in seiner Ganzheit, überzeugend und überwältigend unmittelbar nahe zu bringen. Sie thaten dies um so mehr, je gesellig-anspruchsloser sie sich darboten.

Was den eigentlichen innern Charakter des Vortrags angeht, so lag es wol in der witzigen Schärfe und der leicht anmuthigen Ironie, welche Tieck's persönlicher Haltung zumeist ihr Gepräge gab, daß der lebendigste Eindruck vielleicht gerade in der Komik erreicht wurde, der Harmonie des Ganzen überall unbeschadet.

Vielleicht nahm Tieck in der Tragik den Ton allzu leicht und gemäßigt, allzu antideclamatorisch und ließ darum hier an Wirkung wol manchmal vermissen. Zweifelsohne geschah jenes in Anknüpfung an die theatralischen Jugendeindrücke, welche seine Ansicht über schauspielerische Darstellung vor allem bedingten, an den schlichten Natürlichkeitston der Fleck und Schröder und der hamburgischen Schule überhaupt. Möglich aber auch, daß die fein angelegte Natur mit jener sinnlichen Fülle und Stoffgewaltigkeit nicht gepaart war, deren die Macht der Tragik bedarf. Der schon angedeutete Hinweis auf Tieck's etwaigen Schauspielerberuf hätte sich hiermit vielleicht vervollständigt. So wissen wir nicht, ob z. B. die Raserei des Othello bei Tieck wirklich jene tiefgreifende Energie besessen hat, von der einzelne Hörer berichten wollen, ob er in den

Klüchen eines Lear oder Macbeth gewaltig genug gewesen.

In der Komik aber war Tieck's Vortrag außerordentlich und zündend. Hier bot er in der Ergiebigkeit einer lustig-behaglichen Laune die größten Schönheiten, namentlich in der Auffassung von Einzelnem, in eigenthümlich spielenden Accenten und Betonungen, überraschenden Bewenden der allerleichtesten, freisinnigen Schöpferkraft. Hier war er im eigentlichen Sinne unübertrefflich und schien mit dem Talent des Vorlesers gleichsam den geistreichen Witz des Dichters selbst unmittelbar zu verschwistern.

Wenn wir unter anderm des täppischen Launce in Shakspeare's „Edelleuten von Verona", den Tieck in solcher Weise wahrhaft unvergleichlich las, gedenken, so ist dabei noch eins zu erwähnen, als wesentlich charakteristisch für die echt künstlerische Stimmung jener Vorträge. Dort und anderswo wagte es Tieck, seine Zuhörer manche Dinge vernehmen zu lassen, wie sie, dem poetischen Humor überall unverwehrt, mit den Begriffen der Gesellschaftswelt freilich oft in Widerspruch gerathen. Aber das machte sich hier und auch vor damenreichen Zirkeln wenig oder gar nicht fühlbar. Die poetische Unbefangenheit, welche sich an der Macht des Witzes auch in ihrer keckern Form erfreut, ging aus der Begeisterung des Lesenden unabweislich auch auf die Hörenden über und das fröhlichste Gelächter wagte sich ungescheut hervor, auch im bedenklichen Falle. Es waren das lehrreiche Erfahrungen allerbedeutsamster Art.

Die gegen den Dichter so vielfältig scharwerkende Opposition dresdener Intrigue hat ihrerzeit wol auch jene Natürlichkeit zu hämischen Seitenblicken benutzt. Der Gewohnlichkeit liegt nichts ferner als Gefühl und Verständniß für die genialische Freiheit der Kunst. Auch noch in bessern Regionen macht dieser Mangel sich oft genug merkbar. Auf ihn, als letzten Urgrund, sind, genau genommen, meist all die Verkennungen und Verdächtigungen zurückzuführen, denen das Wirken Tieck's seinerzeit so reichlich ausgesetzt war.

Mit diesem Talent wirkte Tieck recht eigentlich als Beförderer ästhetischer Kenntniß und Anschauung. In ihrer langjährigen Fortsetzung, mit ihrer theils so stabilen, theils so vielfach wechselnden, stets aber warm interessirten Zuhörerschaft machten diese Vorlesungen des Dichters häusliches Gesellschaftszimmer zu einer Heimat der Kunst, einer Pflegestätte des Schönen, wie die gebildete Welt deren fürwahr nicht viele besessen hat. So mancher lernte dort kennen und für immer schätzen und lieben, von dessen Vorhandensein er zuvor kaum die Ahnung gehabt. Es gäben jene „Tieck'schen Leseabende" recht eigentlich ein charakteristisches Illustrationsbild ab zur Geschichte des deutschen Literatur- und Geisteslebens einer bestimmten Epoche und verdienten so für die Erinnerung noch mehr verfestigt zu werden, als bisher im ganzen geschehen ist.

Wenn die Werke aufgezählt werden könnten, welche damals zum Vortrag gekommen! Die Reihe müßte unendlich werden und so ziemlich alle Namen umfassen. Ihr Hauptinhalt ergäbe sich zum Theil aus der sonst bekannten Geschmacksrichtung des Romantikers. Neben Shakspeare wurden Goethe in seinen verschiedenartigsten Dramen, Heinrich von Kleist, die Lustspieldichter der Spanier, Goldoni, Holberg, Fr. Ludwig Schröder gewählt. Lessing war zumeist durch „Miß Sarah Sampson", Schiller durch „Wallenstein" und „Die Räuber" vertreten. Auch antike Tragödien wurden nicht selten versucht. Von eigenen Dichtungen pflegte Tieck am liebsten dem Gebiet der Erzählung und der Novelle Angehöriges für die Vorlesung zu wählen, wo er dann durch die Lebendigkeit des Vortrags hier und da manches zur Wirkung des Dramatischen erhob. Nach Shakspeare entwickelte vielleicht Holberg die künstlerische Virtuosität mit am glänzendsten. Die holzschnittartige Einfachheit und Derbheit des Dänen mit der Feinheit gerade des Tieck'schen Geistes gepaart zu sehen, war ungemein genußreich; der kernige Volkspoet verlor nichts durch das höhere Element. Völlig ausgeschlossen war die französische Dramatik. Es mag dies schließlich mit erwähnt werden als Bestätigung für Tieck's bekannte Consequenz in literarischen Dingen. Selbst Molière, der hier und da sich vielleicht angepaßt hätte, blieb unbeachtet.

A. W. Schneider.

Anregungen.

Zweifel — Glaube — Unglaube.

I.

Ludwig Feuerbach war nicht der erste, der die Götter für das Eben- und Gegenbild der Menschen erklärte und demgemäß alle Gotteslehre in Menschenlehre auflöste. Schon der alte eleatische Philosoph Xenophanes (540 v. Chr.) sang über den Ursprung der Götter:

> Die Menschen wähnen, daß die Götter so wie sie
> Geboren werden und wie sie Gewand
> Und Form und Stimme haben.
> Ja, wären Löw' und Stier mit Händen nur
> Versehen, um zu malen und zu thun,
> Was Menschen können: sicher würden sie
> Die Götter malen, wie sie selber sind,
> Und ihnen Körper geben, die den ihren
> Vollkommen gleichen.

Daß das Interesse an Forschungen über das Wesen und den Ursprung der Religion auch in neuester Zeit nicht abgenommen, ließe sich aus den vielen Schriften belegen, die noch immer über diesen Gegenstand erscheinen. Wir selbst haben in diesen Blättern (Jahrgang 1858, Nr. 17, 18, 20) auf einige derselben, auf die Schriften von Apelt, Hirschfeld und Frauenstädt bereits hingewiesen. Gegenwärtig liegt uns wieder eine beachtenswerthe, in dieses Gebiet der Literatur gehörige Schrift vor: „Der religiöse Glaube. Eine psychologische Studie, als Beitrag zur Psychologie und Religionsphilosophie von Dr. David Asher" (Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung, 1860).

Wir haben den Verfasser bereits als geistreichen Erklärer des ersten Theils des Goethe'schen „Faust", dessen Sinn derselbe mittels der Schopenhauer'schen Philosophie zu erschließen suchte, kennen gelernt. (Vgl. „Unterhaltungen", Jahrgang 1859, Nr. 24.) Wenn wir auch seinen Faust-Commentar nicht durchaus genügend fanden, so mußten wir doch das viele Wahre und Anregende, das er enthält, anerkennen.

Mit der vorliegenden religionsphilosophischen Schrift des Verfassers verhält es sich ebenso. Dieselbe ist geistreich, vielfach anregend, enthält viele wahre und treffende Bemerkungen, ist jedoch nicht erschöpfend. Der Verfasser hat sie bereits vor acht Jahren geschrieben und betrachtet sie jetzt selbst nur als Vorläufer für eine spätere Schrift, gleichsam als Durchgangspunkt zu dieser.

Treffend sind besonders des Verfassers Bemerkungen über Zweifel und Unglauben. Jener, sagt er mit Recht, führe nicht nothwendig zu diesem. Habe man auch, sobald sich der Zweifel einstellt, die unmittelbare Gewißheit verloren, so sei er doch gerade das beste Mittel, um zur Wahrheit zu gelangen, und mit Recht habe daher die neuere Philosophie den Zweifel allem Philosophiren vorangestellt. Wie Großes aus dem Zweifel hervorgehen könne, zeigt der Verfasser an dem Beispiel Kant's, dessen System wir dem Hume'schen Skepticismus zu verdanken hätten. Auch zeigt der Verfasser an dem Beispiel Pascal's, welch tiefes Ringen nach Wahrheit, welch schmerzliches Verlangen nach Gewißheit die Seele des echten wissenschaftlichen Zweifelers bewegt, wie das Schwanken nach entgegengesetzten Seiten in der Seele dieses Zweifelers aus der inbrunstigen Sehnsucht nach Licht in dem Dunkel menschlichen Erkennens entspringt. „Mit dem leichtfertigen Sinne und dem kalten Gemüth wird es allerdings anders bestellt sein: hier wird weder der Ernst, welcher zur Erforschung der Wahrheit anreibt, noch der Eifer und die Wärme für die gute Sache, welche der Jugend ihre Hauptstütze zu erhalten wünscht und strebt, anzutreffen sein und hier wird demnach der Zweifel nur zu bald in Unglauben umschlagen und ausarten. Auf solche Fälle wird der Ausruf des Psalmisten anwendbar sein: «Es spricht der Niederträchtige in seinem Herzen: ‚Es ist kein Gott'. Verderbt, greuelvoll handeln sie.» Denn eben, weil er nach dem Niedrigen trachtet und kein höherer Zug nach dem Göttlichen seiner Seele innewohnt, spricht er dreist die Behauptung aus: «Es ist kein Gott!» Hingegen heißt es weiter (Psalm 14, 2), und dies wiederum ließe sich auf den obenbeschriebenen Zweifler treffend anwenden: «Der Ewige schaut vom Himmel auf die Menschenkinder, zu sehen, ob ein Verständiger da ist, der Gott suchet.»"

Minder befriedigt als diese Betrachtungen über Zweifel und Unglauben haben uns des Verfassers Auseinandersetzungen über den Glauben.

Wir wollen in einem zweiten Artikel darauf zurückkommen.

„Der liebe Gott und Napoleon III."

Unter diesem barocken Titel hat Moriz Müller in Pforzheim, dessen Ansichten über „Menschliche Größe und menschliches Verdienst" wir neulich in diesen Blättern (Nr. 34) anerkennend hervorhoben, eine Betrachtung über Gottes unmittelbare Einwirkung auf die Menschheit veröffentlicht: „Der liebe Gott und Napoleon III. Eine Betrachtung über Gottes unmittelbare Einwirkung auf die Menschheit von Moriz Müller in Pforzheim" (Karlsruhe, Bielefeld, 1860).

Leugnen läßt sich nicht, daß auch in dieser Klugschrift Müller's sowie in seinen zahlreichen andern neben großer Belesenheit in der Geschichte und Nationalliteratur sich ein eigenes Nachdenken kund gibt. Eine frische Kritik herrschender Ansichten und Verkehrtheiten waltet durch seine Schriften und macht sie trotz des mitunter ungeordneten, chaotischen Gedankengangs zu einer anregenden Lectüre.

Aber in manchen seiner Angriffe geht doch der Verfasser zu weit oder legt ein mangelhaftes Ver-

ständniß an den Tag. Zugegeben, daß, wie der Verfasser in der vorliegenden Schrift klagt, mit dem Namen Gottes vielfach Mißbrauch getrieben wird; zugegeben, daß die Verbindung, in die man den Namen Gottes mit außergewöhnlichen geschichtlichen Ereignissen und Persönlichkeiten bringt, die Art, wie man da und dort den „Finger Gottes", das unmittelbare Eingreifen Gottes in die Geschicke der Menschheit zu sehen glaubt, vor einer geläuterten Welt- und Geschichtsanschauung nicht Stich hält, da das göttliche Walten sich nicht bruchstückweise, durch einzelne übernatürliche Acte und Eingriffe, sondern in zusammenhängender Weise durch den ganzen natürlich-gesetzmäßigen Entwickelungsgang der Geschichte zu erkennen gibt — das, sagen wir, zugegeben, wird dennoch das Sprichwort immer volle Wahrheit behalten: „Wen Gott verderben will, den verblendet er". Die Polemik Müller's gegen dieses Sprichwort scheint uns ungerechtfertigt.

In einer „Deutschen Geschichte" hat Moriz Müller mit Bezug auf Napoleon I. und seinen Sturz jenes Sprichwort angewendet gefunden. Solche „Redensarten", meint er nun, mögen sie noch so gut ausgelegt werden, seien doch ohne allen Werth und könnten durch bessere Sprichwörter ersetzt werden. Wer an Gottes Einwirkung glaube, sei nur zu loben und könne es in allgemeinen Ausdrücken aussprechen; wenn aber die Einwirkung näher bezeichnet werde, z. B. in einer Blendung wie besagte, so sei gewöhnlich nichts dahinter. Und nun gibt Müller seine Gegengründe gegen die „Blendung" Napoleon's I. an: „Wenn Gott Napoleon I. hätte stürzen wollen, so hätte er dies gewiß auf eine andere Weise thun können, ohne jene furchtbaren Kriege und all das grenzenlose Unglück, das sie mit sich führten, als Mittel zu gebrauchen. Warum sollte Napoleon gerade durch Gott geblendet worden sein und nicht durch seinen eigenen Stolz und Hochmuth?"

In diesem Sinne fährt Müller fort, gegen besagtes Sprichwort zu polemisiren. Aber er hat dasselbe seltsam buchstäblich genommen. Sprichwörter enthalten philosophische Wahrheiten in poetischer Form. Das Sprichwort: „Wen Gott verderben will, den verblendet er", ist nach unserm Verständniß nur ein poetischer Ausdruck für die tiefe moralische Wahrheit: Wer durch Hochmuth, Herrschsucht oder sonstige Leidenschaft gegen die göttliche, das ist gegen die sittliche Weltordnung frevelt, der geht nach eben dieser sittlichen Weltordnung zu Grunde an der Verblendung, welche maßlose Leidenschaft nach sich zieht. Was ist, so aufgefaßt, Bedenkliches an jenem Sprichwort? Ist nicht Napoleon I. durch die Verblendung, welche nach sittlicher Weltordnung die Maßlosigkeit der Leidenschaft nach sich zieht, zu Grunde gegangen? Und wird nicht Napoleon III. an derselben Verblendung zu Grunde gehen? Die Müller'sche Schrift enthält zwar keine directen Anwendungen auf Napoleon III., aber dieselben schimmern durch.

So wie wir Müller's Polemik gegen das besagte Sprichwort nicht billigen können, so finden wir auch seine Polemik gegen die Ansicht, daß die Geschichte der Menschheit, wie sie ins Dasein tritt, so geschehen mußte, wie sie geschieht, nicht tief. Müller nennt diesen Glauben den „allerunwürdigsten". Er meint, die Ereignisse hätten auch eine andere, bessere Wendung nehmen können. Alsdann wären diese Ereignisse ebenso wie erstere durch dieselben göttlichen Gesetze zu erklären gewesen. „Die geistige Welt hat ihre unabänderlichen Gesetze wie die Natur. Aber weil sie freien Geistern gegeben sind, können sie von jedem Schuft übertreten werden. Der Mensch hat das Vorrecht, auch ein Unmensch sein oder werden zu können. Wenn einen solchen aber die Nemesis erreicht, haben wir uns wohl zu hüten, unmittelbare Einwirkung Gottes zu behaupten. Pabst Alexander trinkt aus Versehen von dem vergifteten Wein, den er seinen Tischgenossen zugedacht hatte, und haucht seine lasterhafte Seele aus. Die Nemesis hat ihn allerdings erreicht, aber diese Strafe (ob er ein Gewissen hatte, weiß man nicht gewiß) — Gott zuschieben, ist lästerlich. Konnte dieser Mensch nicht einen Tag, eine Woche, ein Jahr eher enden und so viele Schandthaten verhütet werden? Mußte ihn Gott erst eine Dummheit begehen lassen, damit die Welt von ihm befreit würde?"

Auch wir sind nicht der Ansicht, daß die göttliche Nemesis sich durch unmittelbare Ereignisse in der Geschichte kund gebe; die göttliche Nemesis ist vielmehr eine Folge der sittlichen Weltordnung. Aber darum sind wir doch auch noch nicht der Ansicht, daß in der Geschichte alles hätte anders kommen können, wie es gekommen ist, daß die Ereignisse „eine andere, bessere Wendung" hätten nehmen können. Das Gesetz der Entwickelung bringt es nothwendig mit sich, daß sowol einzelne Völker als die Menschheit im großen und ganzen durch Irrthum und Fehl hindurch zur Wahrheit und Tugend, durch Knechtschaft hindurch zur Freiheit, durch den Krieg zum Frieden, durch Zwietracht zur Eintracht gelangt. Wie die Geschichte im wesentlichen sich entwickelt hat, halten wir ihre Entwickelung für eine nothwendige und glauben, daß diese Ansicht eine der Versöhnung würdigere ist als die entgegengesetzte, daß „Schufte", die das „Vorrecht, Unmenschen zu sein", geltend machen, den Plan der Vorsehung mit der Menschheit umstoßen könnten. Auch die Schufte sind in den göttlichen Weltplan aufgenommen, auch die Geister, die verneinen, müssen sein und müssen wider Willen das Gute schaffen helfen. Moriz Müller, der Goethe so hochstellt, ihn gegen die einseitige Vergötterung Schiller's in Schutz genommen und noch gegenwärtiger Schrift ein Motto aus Goethe vorangesetzt hat, höre sich von Goethe's Auffassung des bösen Princips im „Faust", namentlich im Prolog, mehr durchdringen lassen sollen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 46.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Nach der Schlacht bei Solferino. Von Gustav Kreisewitz. — Liebe überwindet. Novelle von Franz von Hemmersdorf. VI. VII. — Berliner Umschau. VIII. — Gott als Schriftsteller.

Nach der Schlacht bei Solferino.

Von Gustav Kreisewitz.

Es war an einem tiefgoldigen Morgen im Juni, als ich aus dem Thor des Palazzo Pellegrini in Chievo ritt und die Straße auf Verona einschlug. Die Schlacht bei Solferino war eben geschlagen und die zurückgedrängte, aber unbesiegte Armee, deren Heroismus man nur bewundern konnte, lagerte um die mächtige Etschfestung und in dem Rayon ihrer vortrefflichen Außenwerke.

In Tanda, Santa-Lucia und Massimo, deren Felder schon im Jahre 1848 und 1849 mit soviel Blut gedüngt worden waren, schallte wieder der Klang der Waffen. Auch weiter hinauf, gen Welsch-Tirol, in Grezzana, Negrar und Garagnano, in welch letzterm Orte der unsterbliche Dante sein „Purgatorio" schrieb, war der arbeitsame Campagnole durch Hörnerklang und Trommelwirbel sammt seinen Pferden und Ochsen vom Acker zum Vorspanndienst berufen.

Ich hatte die Nacht, mit mehreren Offizieren um ein Wachtfeuer sitzend, in dem Garten des Palastes, dessen Laubgänge die dunkelrothe Glut zurückwarfen, verplaudert. Nach solchen verwachten Stunden war mir der Ritt auf meinem Maulthier, dessen Kopf phantastisch mit Rosetten und Quasten geziert war und dessen silberne Glöckchen bei jedem Schritt hell in den Morgen läuteten, recht wohlthuend. Freilich, Leib und Seele durch ihren thaufeuchten Duft erquickende Kühle umwehte mich nicht, denn gerade in dem verflossenen Sommer trat mit der Ankunft des flammenbuntgen Gespanns des Sonnengottes auch ermattende Hitze ein.

Ueber den Bergen glühte das rothe Morgengold, nur tiefer in den Thälern, über die Spitzen schwarzer Cypressen und anmuthig im Winde lispelnder Pappeln zog manchmal ein weißes Nebelwölkchen. Die Monti Lessini, kahl und felsig, erschienen weicher im blauen, sie umfließenden Frühduft und ließen nicht ahnen, daß aus ihren Schluchten einst die trotzigen, rauhen Cimbern hervorbrachen, denen Consul Marius bis zur Chiusa entgegenzog und welche er auf den Raudischen Feldern schlug. Nachkommen einzelner dieser germanischen Stämme leben noch heute unter dem dortigen Gebirgsvolk, in Tracht, Sprache und Sitte von den anwohnenden verschieden.

Mein Auge schweifte weiter, hinweg über die kecken, vielgipfelten Alpen, über weiße, am Abhang lehnende Klöster und Pignenhäuser, und ruhte auf jenem Hügel, der zur Zeit der Römerherrschaft das Capitolium trug, jetzt aber mit dem Castel San-Pietro und der reizend gelegenen Kirche San-Zeno-in-Monte geschmückt ist. Hell-

beleuchtet trat das alte, rothlich angehauchte Gemäuer des ehemaligen Theoderich-Palastes hervor, in dessen Spalten heute nur grüngelbige Eidechsen schlüpfen und dreiblätterige Feigenbäume wurzeln, an welches sich dann die von Wartthürmen unterbrochene, zinnengezackte Festungsmauer schließt.

Verona selbst bietet gerade von dieser Seite — es ist die nordwestliche — den majestätischen Anblick. Zwischen den Kuppeln der Chiesa Canonegia und des Campo Santo erheben sich die Thürme von San-Zeno Maggiore, des Bernhardinerklosters, die luftigen Wiedengerüste des Doms, der Ananiasskathedrale, das ungeheure, aus rothen Backsteinen aufgeführte Gassel-rechte, das riesige Steinskelet des Amphitheaters, und dies alles einschließend die jeder Bombe spottenden Bastionen, welche mit Kanonen gespickt sind und bei denen Weißröcke Wache halten, deren Flintenläufe im Abendlicht glänzen.

Mit mir zogen denselben Weg, zwischen niedergetretenen Maisfeldern und ihrer Zweige beraubten Maulbeerbäumen, noch andere Gestalten: Fiemontesen, die bei dem Einrücken der österreichischen Armee in die Lombardei gepreßt worden waren und nun gelangweilt neben ihren weißen Gäulen gingen, Marketenderinnen, Soldaten aller Waffengattungen und Länder des weiten Kaiserstaats. Uns entgegen aber kam ein Bataillon neuer Freiwilliger, eine dicke Staubwolke als Avant- und Reservegarde. Es sind mein zwanzig Bursche, viele darunter, die dem edeln Kellnerhandwerk, dem Kutschieren des Meisters Schuhmacher oder der Nadel und Schere entsagen und lieber unter die Soldaten gingen.

„Nun, wie geht's? Seid ihr muth?" fragte ich einen Trupp Nachzügler.

„Na, wir ziehen's schon noch a Weil', wenn nur der Kutscher was kennt!"

Alle Respect! Die Kerle sind nicht dumm und wissen zu antworten.

Die belebten Zugbrücke, welche über den Festungsgraben nach Porta San-Zeno führt, hallte bald wider vom Hufschlag meines Thieres und aus der Tiefe des Thores trat mir die Schildwache entgegen, eine Legitimation verlangend. Ich zeigte mein vom Grafen Vetter, dem Generaladjutantenmeister des Hauptquartiers, ausgestelltes Patent, auf dem zu lesen, daß ich zum Gefolge des Kaisers gehöre. So ließ man mich achtungsvoll passiren und ich betrat Verona, mein Maulthier zaumend und einen Augenblick unschlüssig, ob ich den geraden Weg, am Prunkthurme vorüber, einschlagen sollte oder nach rechts lenken, um an den Circumvallationslinien entlang bis Porta Stuppa zu reiten. Eine militärische Escorte, welche auf eine Traverse der nächsten Bastione zuschritt, weckte mich aus meinem Nachdenken. Zwei Soldaten vom Regiment Kellner führten einen Delinquenten, in weißleinener Hosen und einen Kittel vom selben Stoff gekleidet, Arme und Beine fesselweis gefesselt, vor sich her. Der Mann war todtbleich; manchmal schüttelte es ihn wie im Fieber, sodaß die Ketten leise rasselten. Mir ahnte, was geschehen sollte, und ein gleich hinterdrein marschirender Trupp Jäger nebst dem Feldpater bestärkte meine Vermuthung. Ich ritt auf den Kaplan zu, ihn befragend um des Mannes Schuld. Er hatte im Lager gemeutert und als man ihn festnahm, mehrere seiner Kameraden erheblich mit dem Bajonnet verletzt. Das Urtheil des ihn richtenden Kriegsraths lautete auf Tod durch Erschießen.

Alle Wetter noch, als ich die Stadt betrat. Mir schien es ein unglückbedeutendes Omen, indeß ließ ich mich nicht traurig und sorgbangerisch stimmen; hatte ich doch eben in den letzten Tagen Blut und Leichen und Sterbende genug gesehen, sodaß ich abgehärtet war. Ich schlug den Weg die Bastionen entlang nicht ein, sondern ritt die breite Straße hinan, die Kirche San-Zeno Maggiore bald zur Linken. Sie steht auf einem weiten, ebenen Platz, den nur auf zwei Seiten Häuser begrenzen, die mit denen viel Aehnlichkeit haben, welche man auf Gemälden zu sehen gewohnt ist; von außen und aus der Ferne betrachtet haben sie eine sehr saubere Physiognomie, aber keiner mag das von Schmutz starrende Innere zu betreten. Ueberhaupt ist dieser ganze Stadttheil nicht eben geeignet, dem Fremden von Veronas Schönheit einen hohen Begriff beizubringen. Mit Prügeln aller Art beladene Saumthiere sieht man zwar häufig den Weg nach Porta San-Zeno hinaufstreben, indeß bleibt noch genug Aehnlichkeit und Unrath liegen, um jedem den Aufenthalt in jenen Schlupfwinkeln, wo Armuth und Elend hausen, zu verleiden. Ich begnügte mich diesmal, nur das Aeußere der Kirche San-Zeno Maggiore zu betrachten, da mir das Innere aus früherer Zeit schon bekannt, dasselbe auch, außer einigen Madonnen von Torbido und Bernardino Indio, nicht sonderlich viel Sehenswerthes bietet. Der heilige Zeno wird von den Veronesern als Schutzpatron verehrt und spielt in vielen Kathedralen und Kapellen eine hervorragende Rolle.

Die Legende läßt ihn aus Kleinasien aus über der Erde ziehen und an deren Gestaden das Fischerhandwerk treiben, welche Beschäftigung ihm noch Muße genug ließ, Projekten für die Lehre Christi zu gewinnen.

An der mit rohen Skulpturen bedeckten Façade verdient ein über dem Giebel des Portikus angebrachtes Fenster von Brunelleto Erwähnung. Es stellt ein von zwölf marmornen Säulchen gebildetes Rad vor, an dessen äußerer Peripherie sechs allegorische Figuren, je nach der Stellung steigend oder fallend, angebracht sind. Die um das vom Volk „Glücksrad" genannte Fenster geschiedenen Pforten münden besser als an einer Kirche an den Portalen, welche in unsern modernen Ländern nach den Spielsalons führen.

Links vom Beschauer der Façade erhebt sich der aus rothen Backsteinen errichtete Thurm des Pipin, der einzige Rest seines ehemaligen Palastes, und ein marmorner Sarkophag, der zuverlässig die Gebeine irgendeines Bischofs enthält. Unwissende behaupten, er berge die Asche der Julia, Romeo's Geliebten: aber trage in der Baterstadt des Protektors meiner Liebe einen aus dem Volke nach ihrer Ruhestätte, so weist er euch nach der nächsten, ihm bekannten Kapelle, an deren Außenseite ein Sarg eingemauert ist, und sagt stolz: „Ecco, Signore, la tomba di Giulietta!" In einem Strome von Kriegern, welche, gleich der zur Seite fließenden Etsch, hastig die Via San-Zeno hinabfluteten, bewegte auch ich mich mit. Es waren meist Artilleristen, hinter ihren bespannten Geschützen rennend und keck nach den offenen, fransengeschmückten Balconen hinaufblickend.

Beim Castel-vecchio, von Cangrande II., Herzog aus dem Hause della Scala, erbaut, wölbt sich eine kühne Bogenbrücke über den reißenden Etsch. Die vielen Zinnen des alten Schlosses, der breite Graben auf der Stadtseite, in welchem Reben und Feigenbäume in wilder Ueppigkeit wuchern, und das durch eine gewaltige Zugbrücke zu schließende Thor geben ihm ein echt mittelalterliches, ritterliches Ansehen. Jetzt befinden sich auf der Plattform seines hohen Thurmes Armeetelegraphen, die fortwährend ihre Signale nach Mantua geben oder über Mantua nach der Festung Peschiera.

Dem Castel-vecchio gegenüber, nur ein paar Schritte in die Theaterstraße hinein, steht der Palazzo Carli, den einst Raffael bewohnte — und welcher nun des Kaisers Hauptquartier bildet.

Dort herrscht geschäftiges Treiben. Zwei Grenadiere halten am Eingang Wache, hindern mich jedoch nicht, in den weiten Hofraum einzutreten, aus welchem man das eigentliche Palais betrachten kann. Im Erdgeschoß befinden sich die Operationskanzlei und die Wohnungen der Adjutanten, in der Beletage die Zimmer des österreichischen Herrschers, der häufig mit seinen Generalen unter einer blumenreichen Veranda sitzt — — ernste, blutige Dinge erwägend. Offiziere von allen Regimentern der Armee gehen hier ein und aus, Depeschen bringend oder solche in Empfang nehmend. Eben haben zwei Husarenoffiziere in ihren reichen, goldgestickten Uniformen ihren Rapport gemacht und schwingen sich auf die Pferde, um wieder hinaus ins Feld zu reiten, als auch schon durchs Thor ein Rittmeister von Schwarzenberg-Ulanen sprengt, staubig und erhitzt vom langen Ritt, der augenblicklich zum Marschall Heß geführt sein will. Die Palastwache ist seit den ganzen Tag unterm Gewehr und die Posten haben nichts anderes zu thun als fortwährend zu präsentiren. In dem anstoßenden Garten blühen Sträucher und Blumen in prächtiger Fülle; auch Lorbeer gewahrt man, dessen Zweige einst Radetzky's greises Haupt beschatteten.

Hier im Hauptquartier fand ich einen Freund und nachdem ich mein Maulthier der Pflege seines Dieners übergeben, wanderten wir zusammen den Corso hinunter. Diese Straße ist der stattlichsten eine, welche Verona zählt, und bildet eine Häuserreihe mit vielen Palästen. Gleich zu Anfang derselben schien mir durch seine prächtige Façade, deren Attika mit Statuen geziert ist, bemerkenswerth der Palazzo Canossa, in welchem der Marchese gleichen Namens, der zugleich Podestà der Stadt ist, wohnt. Sammicheli, dem Verona noch andere herrliche Bauten verdankt, ist der Architekt und in einem seiner reichdecorirten Zimmer starb Maria Ludovica, Gemahlin Franz' I. Eine umfassende Petrefaktensammlung aus der Punta di Bolca wird namentlich für den Naturforscher von großem Interesse sein und unter den Bildern der Galerie schien Goethe's eine Lanze bemerklich. An diesen Palast reihen sich andere von gleicher Höhe, den Familien Portalupi, Muselli und Bevilacqua gehörend, welche manches vortreffliche Werk der Malerei aufzuweisen zu haben und und möchte ein Paradies von Tintoretto im letztgenannten Palais Kenner wie Laien durch die Frische des Pinsels, den Reichthum

der Composition und die Gefälligkeit des Ausdrucks zur Bewunderung hinreißen.

Nur einige Schritte und wir stehen vor einem architektonischen Denkmale der Römer, der Porta Borsari, welcher von vielen die Ehre eines Triumphbogens vindicirt wird, während andere behaupten, es sei ein gewöhnliches Stadtthor. Die Porta hat viel Aehnlichkeit mit der Porta nigra in Trier, selbst das Material scheint dasselbe zu sein, und in der baulichen Anordnung sind es vornehmlich die beiden übereinander errichteten Aeußerreihen, welche die Aehnlichkeit rechtfertigen. Keine Säulen stützen den Bau, denn die im Relief dargestellten auf der Seite des Gäßchens rechts gehören zum äußern Schmuck. Archäologen und Geschichtsforscher streiten sich, wie immer bei solchen Gelegenheiten, um die Zeit der Entstehung und haben sie unter die Regierung der ersten Imperatoren verlegt.

Im Mittelalter scheint eine zwischen den beiden Thorbogen befindliche Nische zur Kapelle gedient zu haben und noch heute wird an dieser Stelle eine von Pisanti gemalte Maria verehrt, unter welcher die Gebetsworte „Salve sanctissima Maria" zu lesen und deren bleiche Gesichtszüge eine in rother Ampel brennende Ewige Lampe sanft erhellt. Mein Freund, welcher zum Stabe des Generals Schlik gehört, begibt sich geraden Wegs mit mir in dessen Quartier, welches sich in der schönen Gaia Maffei befindet, einst Eigenthum des berühmten Geschichtschreibers Scipio Maffei.

Die Hauptzierde dieses Palastes ist eine Serapisstatue und nachdem ich dieselbe hinlänglich betrachtet, trat ich wieder hinaus ins Freie, um das wirre Treiben der Fruchthändler, Campagnolen und Soldaten der Piazza Erbe in der Nähe zu genießen. An der hohen Marmorsäule, die zur Zeit der Venetianerherrschaft den Marcuslöwen trug, stehen die Namen Pergetelli und Michael Lee, vielleicht die Künstler dieses Werks, und ihm gegenüber ragen, schon verwischt in den Conturen und beschädigt in der Farbe durch abgefallene Kalkbrocken, die gigantisch al fresco gemalten Figuren des Alberto Gavelli an der Gaia Mazzanti, welche einst die Residenz des Herzogs Alberto della Scala bildete.

In der Mitte des Platzes aber, welcher ein von stattlichen Gebäuden eingeschlossenes Oblongum bildet, erhebt sich über einem Marmorbrunnen die schützende Göttin Verona, auf dem Haupt die einer Krone ähnliche Arena, das Wahrzeichen der Stadt. Es wird von dieser Statue berichtet, sie sei griechischen Ursprungs, und die edle hellenische Gesichtsbildung sowol wie ihr früherer Standort geben dieser Vermuthung Anhalt. Sie war nämlich auf dem Capitolium aufgestellt, welches sich, wie bereits mitgetheilt, auf dem Hügel San-Pietro ausdehnte, und Kaiser Theodosius ließ sie im Jahre 391 nach ihrem heutigen Platze bringen. Der Brunnen selbst wurde unter Berengar angelegt und Cangrande, Herr von Verona, aus dem mächtigen Geschlecht der Scaliger, führte ihm durch Marmorkanäle sein Wasser aus der Abtei San-Giorgio zu, welche auf dem linken Etschufer liegt. Erwähnt sei ferner auf Piazza Erbe der 100 Meter hohe Rathhausthurm, den die Lombarden aufführen ließen, ein altes Recht zur Geltung bringend, welches jedem Grafen erlaubte, Thürme zu bauen. Es scheint, daß dies etwas bizarre Vorrecht ziemlich ausgedehnt werden ist, denn Verona führte seinerzeit den Beinamen „La cità turrita".

Diesem Rathhausthurm gerade über fällt dem Beschauer durch seine schönen Arcaden und die Fresken der Mauern die Gaia dei Mercanti auf, welche 1301 von Alberto della Scala erbaut wurde und zur Schlichtung von Handelsstreitigkeiten diente. Unter den Arcaden befinden sich Bazars mit allen möglichen Waaren, meist von „Hebräern" gehalten. Sie gleichen ganz den italienischen Fliegen, die, wenn sie sich einmal wohin gesetzt haben, nicht zu vertreiben sind oder, obgleich vertrieben, doch im Moment ihre alte Stelle wieder behaupten.

Da es noch früh am Morgen, ist der Platz angefüllt mit Verkäufern und Käufern, Müßiggängern und neugierig Schauenden. An den Stufen, die zur Gaia dei Mercanti hinaufführen, sitzen die Fischhändler, Aale, Schleien, Hechte, Karpfen und auch wol Krebse feilbietend; sie machen einen heillosen Lärm, um die Vorübergehenden zum Kauf zu verlocken, und gesticuliren leidenschaftlich mit Händen und Füßen, gleich den mit Schwanz und Flossen zappelnden, meist in trockener Butte liegenden Fischen. Viele der Pescatoren, nur mit einer durch eine rothe Schärpe zusammengehaltenen Hose und einem früher weißen Hemde bekleidet, liegen auf den Steintreppen, das schwarzlockige Haupt auf die nervige Faust stützend. Neben ihnen kauern Melonenhändlerinnen mit schönen südlichen Gesichtern, eine Korallenschnur um den gebräunten Hals, das Haar verdeckt durch ein so schweres Tuch, wie wir selten in Italien sahen. Am meisten belagert von

Kaschimi und Soldaten und noch die Händler mit Wassermelonen. Ihre großen, dembenähnlichen, grungestreiften Früchte sind so aufgehäuft wie die Kugelhaufen; doch schießt man mit ihnen nicht Bretche, sondern sie selber werden Bretche gelegt, was die Herren Artilleristen, Husaren, Grenzer und Zigeuner besorgen, denen die Früchte aus ihrer Heimat noch in saftiger Erinnerung. In der That, so schön rotfarben ist das Fleisch dieser Melonen, daß wir selbst nicht übel Lust haben hineinzubeißen. Auch Vogelhändler sind von der Campagna hereingekommen und preisen in widerlichem Idiom den Sang ihrer Nachtigallen und Drosseln, Finken und Grasmücken. Auf dem großen Bauer eines derselben sitzt trauernd und am Hunger gekrallt eine alte Eule, mit ihren trüben, rothgeränderten Augen blinzelnd und ihr struppiges Federkleid schüttelnd wie ein altes grämliches Mütterchen. Wie passiren dies Thier der Nacht, ihm neckend über den Schnabel fahrend, und sollen unglücklicherweise einem Stachelpuper in die Hände, der unter Schadwerk [illegible] mit grasse [illegible] und Dürste so lange beobachtet, bis es, strahlend in dunkelm Glanz, unserm Antlitz zum Spiegel dienen konnte.

„Bell' gli — ac — ce, bell' gli — ac — ce!" brüllt mit der Stimme des echten Marktschreiers, indem er den Ton der letzten Silbe lang aushält, ein zerlumpter Lazarone; in einem Athem wiederholt er den Ruf wol hundertmal, und zur Verwunderung, da wir sein Waarenlager von Eis auf höchstens hundert Centimi taxiren, die Lungenkrankheit hingegen, welche er unterwegs bekommen muß, sicher von einem Arzt nicht unter zehn bis zwölf Lire taxirt wird.

Noch übertönt wird das Geschrei dieses Obstmannes durch das eines andern, der verführerisch lockt: „Uno soldo, Signore!" Und was erhalten die Verführten für einen Soldo? Siehe, auf dem Boden eines Bechers, der so schmutzig, daß man kaum durch das Glas zu sehen im Stande ist, liegen einige eingemachte Kirschen. Mit virtuoser Geschwindigkeit wirft der Verkäufer ein Stückchen Eis dazu, gießt etwas Wasser darauf, der Trank voll süßer Labe wird rasch gerührt und von dem dürstigen Soldaten oder Kaschim hinuntergestürzt. Manche schneiden Gesichter dabei, als müßten sie Oel; indeß der schlaue Händler ruft zu: „Uno soldo, Signore!" und wird man Herr tituliert, so man gewohnt ist, sich nur zu oft mit dem Titel „Canaille, Bestie, Saffermenter" angeredet zu hören, thut man schon etwas Uebriges.

Außer diesen Scharlatanen findet man auf dem Gabelplatz Metzger, deren Fleisch allein von der glühenden Sonne, ohne Zuthun von Brennmaterial, gebraten wird, Wildpret- und Federviehhändler, welch letztere Gänse, Tauben, Hühner und Hähne rupfen und einzelne Kügelhahne Pulverhähne auf ihrem Käfig herumbolzieren lassen.

Geistlicher und zum Genuß mehr einladend präsentieren sich die Körbe und Schwingen voll der köstlichsten Früchte in saftiger Fülle. Grüngelbe Limonen, zu tausenden und mehr Stück an einem Zweige, goldene Orangen, von saftigem Roth angehauchte Pfirsiche, Trauben von einer Größe wie jene, welche die Juden ihren darbenden Brüdern aus dem Gelobten Lande heimbrachten, und für wenig Centimi zu kaufen und unter nordischer Baumen schwelgt in lange nicht gekannter Wonne. Und Alexis hat ihr reichliches, fruchtbringendes Antheren dort ausgeschüttet. Mädchen eben aus kleinen, von Weidenzweigen geflochtenen Bauben und wilden Kränzen oder hohen Sträußen aus Pfirsichen, Pfirsichen, feinriechenden Gaperblumen, Granat- und Orangeblüten. Es scheint, das Gewerbe einer Florista oder Blumenhändlerin ist ein einträgliches; wenigstens tragen sie fast alle kostbar goldenen Schmuck, bestehend aus mehrfach gewundener Kette, an welcher ein Talisman hängt, über den der Beichtvater den Segen gesprochen. Ihre Kleidung ist einfach und anmuthig, unterscheidet sich jedoch nicht von der anderer Verkäuferinnen des mittlern oder niedern Standes. Aehnlich den Frauen Maltas oder Andalusiens, bedeckt ein mein schwarzer Schleier das volle schwarze Haar und die Schultern; einige tragen dergleichen auch von weißen Stoffen; doch gibt dies ihnen ein nonnenhaftes Aussehen und letzteres steht in großem Gegensatz zu ihrer Art zu leben, denn Blumenmädchen huldigen viel mehr irdischen Freuden als himmlischen.

Auf dem Wege zur Annahakathedrale geben wir die von uns gekauften Blumen einem jungen blassen, zur Kirche wallfahrtenden Mädchen, die sie, einen Augenblick erschrocken, nimmt. Etwa eine Viertelstunde später treffen wir dieselbe in tiefer Andacht vor einem Madonnenbilde eines der Altäre knieend. Unsere duftenden Blumen ragen aus silbernen Vasen, die zwischen den Kerzen des Altars standen. Die Lippen der Betenden bewegten sich im Gebet; sprach sie vielleicht Gretchen's Worte:

Ach, neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Ein wirklich harmonisches Kunstwerk ist die Anastasiakirche in der gleich am rechten des Eingetretenen von Cansignorio erbaute Altar, den Herculeo Angelo seinem Vater Giani, welcher im 15. Jahrhundert Feldherr der Venetianer war, errichten ließ. Korinthische Marmorsäulen tragen einen einfachen Giebel, der sich schirmend über eine treffliche Statue Giani's breitet, während in den Nischen der Säulen, von denen sich zwei auf jeder Seite befinden, kriegerische Gestalten stehen. Die Balken für das Weihwasser, die in katholischen Kirchen in der Regel an den das Schiff tragenden Säulen angebracht sind, werden in hiesigen Gotteshäusern durch die sogenannten „Pedde" oder „Pedelini" gehalten. Sie sind aus grauem und weißem Marmor gearbeitet, von überraschender Lebenswahrheit und namentlich trefflich aus dem Antlitz des von Alexandro Vittoria ein klarer Geist, indem er uns Nero ähnlich dünkt, während das von der Hand zu Boden gedrückte Pentagramm über einer wühlsam kriechenden Schildkröte glänzt. Der Bildhauer des letzteren Werks ist Gabriele Caglioni, welcher einen berühmten Sohn gezeugt, Namens Paolo, dem dieser zur Bezeichnung seiner Heimat noch das Wort „Veronese" beifügte.

Obwohl Verona an Kirchen und Kapellen reich ist, bringt es keinen derartigen Bau, der unsere Bewunderung in Anspruch zu nehmen im Stande wäre. Selbst die Kathedrale, in neugriechischem Stil über den Trümmern eines Minervatempels erbaut, hat durchaus nichts Imponierendes, und wir würden auch das Innere nicht betreten, lockte uns nicht die von Giulio Romano gezeichnete und von Torbido ausgeführte Ancona der hohen Chors mit ein Altarbild, die Himmelfahrt Maria von Tizian. Ein Mönch Custos hat den Kopf hier noch kahl geschoren, die Hände wie betend gefaltet, nicht auch eben schauen über Augen, sondern lauscht an den Ärmeln, welchen sie in lichter Gestalt entschwebt.

Vom der Kathedrale schaute ich, weil solches Hinderniß in den mit Zeltdach, Armeekuhwerken, Kanonen und Bagagewagen vollgepfropften Straßen unmöglich ist, nach den Grabmälern Scaligeri, in der Nähe der Kirche Maria antica. Sie sind ein herrliches Denkmal der einstigen Pracht und Größe der Herrscher aus dem Hause Scala. Ueber dem Eingang zur Kirche thront ein marmorner Sarkophag, in welchem Arnaldo, auch unter dem Namen Cangrande I. bekannt, ruht; auf einem Sockel darüber steht seine eherne Statue zu Pferde und in voller Rüstung. Er hatte seine Herrschaft nicht nur über Verona und Vicenza ausgebreitet, sondern auch bis Ariani und Treviso. Dante wurde als Flüchtling von ihm aufgenommen und lebte in seinem prächtigen Palaste und der Dichter gibt seinem Mäcen den ehrenvollen Beinamen Gran Lombardo. An Pracht und kunstreicher Arbeit wird Arnaldo's Denkmal weit übertroffen durch die Mausoleen Mastino's II. und Cansignorio's, die sich an der der Straße zugekehrten Seite erheben. Des ersteren Monument besteht aus vier Säulen, welche durch eine Platte verbunden sind, auf der der Sarg ruht; andere kleinere Säulen stützen den Baldachin, der sich über das Ganze wölbt, das mit allegorischen Figuren geschmückt ist. Mastino hatte zur Zeit seiner höchsten Macht die Absicht, sich zum König der Lombardei zu machen; doch zerschellte sein Plan an dem Haß der Visconti, Gonzaga und der Signoria Venedigs. Cansignorio ließ seine Gruft schon bei Lebzeiten mit einem Aufwand von 100000 Goldgulden errichten. In der Construction hat das Monument viel Aehnlichkeit mit dem ebenbesprochenen; nur ist die Anzahl der Säulen noch um zwei vermehrt; auch ist das Material kostbarerer Marmor und seine ebenfalls zu Pferde sitzende Statue von kunstreicherer Arbeit.

Durch ein Thor betritt man die Piazza dei Signori, von den Palästen eingeschlossen, welche die Scaliger einst bewohnten. Der Platz erinnert in der Anlage an San Marco in Venedig, wenn auch der Raum beschränkter, die Paläste nicht so gewaltig und der Reiz der Heiterie schwächer ist. Das alte Rathhaus oder der Palazzo del Consiglio, von Fra Giocondo erbaut, nimmt unter den Gebäuden des Platzes den ersten Rang ein. Eine breite Freitreppe führt nach einem geräumigen, von Säulen getragenen Vorsaal, an dessen einer Wand man den von den Venetianern der Stadt Verona gespendeten Lobspruch liest: „Per sanctas fides annuos anno MDXII." Ein vortreffliches Prunkrelief von Campagna, Maria und den Erzengel Gabriel darstellend, prangt an der westerreichischen Façade; milde Ruhe spricht aus den Zügen der Mutter des Gottessohnes, das Gewand fließt in weichen Falten um den feinen Leib, der Rechte hält einen Pflanzenzweig. Umgeben wird der Palast von den Bildsäulen des lateinischen Dichters, des Historikers Nepos, Cornelius Nepos, Plinius des Aelteren und Vitruv's, welche Maffei Verona mit gerechtem Stolz zu seinen Söhnen zählt.

Wolf — ich erſuche Sie daher — Sie verſtehen mich wohl, Herr Wolf?

Wolf

(indignirt aufſtehend und als wollte er ſeinen Stuhl wegſetzen).

Herr College —

Heinrich

(aufſpringend).

Herr, der Satan iſt Ihr College! (Julie zieht ſich mit gemeſſenen Schritten in das Nebenzimmer zurück, deſſen Thür' offen bleibt.) Wie können Sie ſich unterſtehen, einem Mädchen nachzuſtellen, das für Sie ſo unerreichbar iſt, wie das Paradies dem Verbrecher! Wie dürfen Sie, eine welke Schlange der Verführung, zu einem Weibe hinaufblicken, das ſchon in Ihrer Atmoſphäre ihr Herzblut ſtocken fühlt? Ich rathe Ihnen, Ihre Netze dahinauszuwerfen, wo Sie im Trüben fiſchen können.

Wolf

(höhniſch zu der Seite hin, wo Julie abgegangen).

Das hieſige Waſſer, ſeh' ich, wird nun klar. Herr von Jordan, wie können Sie ſich erlauben, gegen mich eine ſolche Sprache zu führen?

Heinrich.

Darüber bin ich Ihnen keine Rechenſchaft ſchuldig. Genug, daß ich Ihnen ſage, ich verbiete Ihnen dieſe Bewerbungen.

Die andern Paläste der Großen, der Marine d'I., die Neuern Alberoni, in deren Räumen der aus Alexeni verbannte Dänz wohnte, und leider durch Restaurationen fast vollständig umgewandelt. In einigen derselben war elegante Cafés etablirt, in denen es namentlich von Officieren wimmelt, die dort ihr Sorbette oder Eis schlürfen. Eins der schönsten ist das Café Inghilterra, vor dessen Thüren fast den ganzen Tag Musik ertönt. Bald kommen Harfenmädchen, bald Mandolinenspieler, oft auch eine ganze Bande und alle finden ihre Rechnung.

Wir wandern über Piazza Orbe nach der Via nuova, in welcher die schönsten Kaufläden und Kunsthandlungen sich befinden. An den Schaufenstern der letztern sieht man schon Kampfscenen dargestellt aus den Schlachten von Montebello, Palestro und Magenta. Hauptsächlich spielen auf diesen Bildern die Zuaven der Turco eine große Rolle, wie denn überhaupt eine Apotheose der Turcos schwer zu verkennen ist. Die Via nuova mündet in den Platz S. Pietro, an dem die Arena sich erhebt. Dieser riesige Steinkolos erfüllt unsern Geist mit Staunen und Bewunderung und wir erkennen bei seinem Anblick den Größenwahn zu Rom, dem es zwar an Umfang nachsteht, ihn aber durch das kostbare Material, aus dem es erbaut ist, übertrifft; denn Roms Amphitheater wurde aus Travertin errichtet, das verwandte man Marmor. Aus den morschen Gewölben seiner Arkaden drängen sich überall Bettlerfrauen und Bettlerkranken, in grauen Lumpen Alte und Greise, welche ein zweimaliges Betteln verwehrt, mit Wuth überfallen. Die Form dieser Arena ist eine Ellipse und man erkennt diese deutlich, wenn man, wie Goethe sich ausdrückt, auf der Mauer des amphitheatralischen Areales hinwandelt. Einen Begriff von seiner imposanten Ausdehnung kommt man jedoch nur dann erhalten, wenn das Theater mit Menschen angefüllt wäre, wo dann aber einzelne zum Maßstab der Größe des Ganzen dienen könnte. Die äußern Einsichten sind immer auf eine Entfernung von vierzig Schritt durch Treppen unterbrochen, die zu den Vomitorien oder Ausgängen führen. Von den an der Mauer hinlaufenden Arkaden sind leider nur vier Bogen stehen geblieben und von den Statuen der Götter und Helden, mit denen sie gekrönt waren, ist keine mehr vorhanden. Auf der Bühne befindet sich noch heute ein Portal, welches mit den Thüren der Orte gesperrt war zur Darstellung der Komödien benutzt wurde. Früher entfaltet das Innere jetzt die Perspektive einer Sommerdekoration wie eine Anzahl von Frachtwagen der in der Arena befindlichen Truppen, von denen ein Regiment Dragoner ihre Stallungen in den Gewölbern genommen. Während der Ochsenverfolgungen hat sich mancher Matrose innerhalb dieser Mauern verblutet und wie viele Matadoren starben schon vorher kläglich unter dem Jubel der „Lazzaroni" Verlangenden!

Der Palazzo Gualtieri, augenblicklich zu einem Hospital eingerichtet, die Nuova Gran Guardia, die bis zu den Pforten della Pace sich erstreckenden innengezackten Mauern des Theaters und eine Reihe Privathäuser schließen die Piazza Pace, welche die größte und belebteste der Stadt ist. Namentlich in dem Getümmel des Karnevals werden die weiten Räume nicht leer von vorüberziehenden Truppen, kantonirten Offizieren, nach dem Hafen wankenden Verwundeten, Krankenwagen, Munitions- und Pferdewagen. Und so der Abend gemach einbricht, entfaltet nun auf dem Platz und dem sich zur Porta nuova erstreckenden Corso die vornehme Welt ihren Glanz unter den strahlenden Gaslaternen. Die Zahnärzte der Damen öffnen sich, jeder will die elastischste Kniebeuge nach des Tages Hitze genießen; Musik ertönt, auf den Balkonen erscheinen geschmackte Arrangements. Die Fußwelt gleicht für auf dem Trottoir auf- und abwandelnde Menge ein Erdrücken. Jedermann umgeben den mit einer reichen goldenen Tressen besetzten Sarg, Polizisten in ihren weißen Uebergurten folgen, kleine Münzknaben schwenken die tuftenden, nach empyreumatischen Weihrauch duftenden Gefäße.

Wir folgen dem Zuge über Porta nuova zum Campo-santo, der nahe an der See gelegen ist und zu welchem eine Allee duftender Cypressen führt. Dieser Friedhof bietet keinen poetischen Anblick; alle Gräber, ohne Hügel, und in Columbarien eingesenkt, hier und dort zeigt ein kleines Kreuz die Stelle einer Todtengrabstätte. Kein Kranz, keine Blume in den liebenden Hinterbliebenen auf ein Grab gelegt. Auch der Verstorbene, dessen Sarge wir gefolgt sind, wird einer Grotte einverleibt, nachdem einer der Priester Weihwasser in die Gruft gesprengt. Mit noch weniger Feierlichkeit und fast ohne Begleitung werden indessen in den Grund eines an den Friedhof grenzenden Feldes einige Kämpfer von Solferino gescharrt, die ihren Wunden erlagen. Nur in ein Hemd gewickelt, auch von ihrem Blut, nimmt man sie aus dem Sarge, der, nachdem die wilden Krieger

in die Grube gesenkt, wieder nach dem Hospital gebracht wird, um am folgenden Tage andere Texte in sich aufzunehmen — —

Inzwischen ist es Abend geworden. In der lauen Sommernacht schimmern Mond und Sterne, ihr Licht schwankt durch die dunklen Zweige der Cypressen und fällt auf allen frische Gräber, deren Bewohnern die Lebenden im Gebete hoffender Gnaden ein Lebelicht singen und trauernde Gedanken — auch uns für die Zukunft weihen.

Liebe überwindet.

Novelle von Franz von Newmerzhof.

VI

Auf den Polstern des Wagens tritt in Guerrini's Verfolgung des Unbekannten ein Moment des Stillstands ein.

Guerrini hat seinen Mann im Auge. Dieser kann ihm nicht mehr entgehen. Der Graf gewinnt so viel ruhige Fassung wieder, um ihn ruhig zu prüfen.

Der Kerl ist hübsch! denkt er. Selbst der Gegner kann es nicht leugnen, obwol die Haare fanatisch herumgeworfen und sein gerötheter Schnurrbärtchen die Ekstase schmückt, sondern der tiefvolle Mannesblick mit seinen Lippen Garle's breite Braut berückt. Die großen, kühnen Augen verschwimmen zuweilen sanftmüthig. Aber das Schönste ist sein seltsames Gelock. Diese warmen, gelben lichtdurchsonnten Kräuselungen hat Europas Sonne nicht gezeitigt, sie gehört einem andern Weltheil an. Diese weiche, glatte, so jugendlich frische Haut trägt keine kosmische Salbe hervor. Sie beweist, daß Garle sich fern gehalten von allen seinen Leidenschaften. Seine Gliedmaßen sind in ernsten Übungen, ordnungs-, maßvoll, ungehemmte Wagnerfahrt kostend. Was hätte Garle aus sich machen können, wenn er Graf Guerrini's Schneider bliebe!

Bei diesen Gedanken kräuselt ein halb verächtliches, halb mitleidiges Lächeln Memole's Lippen, während er seine eigenen magern, aber wohlbekleideten Beine mustert. Nun aber denkt er: lächerlich muß er ihr doch erscheinen! Die Weste ist von vorjährigem Schnitt! Grammatie trägt der Mensch keine! Ärgerlich zupft das kein Tuch einen häßlichen, weißen Hals! Die Ärmel bedecken sich in bequemen Stulpen, die ihren Träger nicht am Gehen hindern, wogegen aber die des Grafen modebewußt gerüscht erscheinen. Die eingebrannte Hand, welche seine Spur von Arbeit weist, ist — hat immer ohne Handschuhe! Er spielt mit ihnen wie ein Mensch vom Lande! Wer mag er sein?

Der Graf fängt an, sich zu beruhigen. Dieser da kann ihm nicht gefährlich werden. Mit sicher Reflexion hat er seinen Nebenbuhler, von Bekanntem auf Unbekanntes schließend, beurtheilt. Garle ist ein rohes Juwel, dem Fassung und Schliff fehlen; er vermag seine Vorzüge nicht zu benutzen, mit einem Worte, er ist ungeschickt. Die Welt kennt kein schlimmeres Verdammungsurtheil. Folglich war Garle im Geiste des Grafen gerichtet und auf die Länge für Adrienne „unmöglich".

Während Memole brütend und sinnend in seiner Ecke lehnte, plauderte der Fremde gemüthlich mit den Reisegefährten. Das ganze Wesen Garle's durchleuchtete der Sonnenschein der Freude. Sie äußerte sich zwar weder lärmend noch kindisch, aber er lachte zuweilen, seine Wangen rötheten sich, es that sich die erhöhte Poren- des Lebens kund. Nun paßte vielleicht zu seiner Physiognomie gerade die Ärmlichkeit nicht. Memole bebte und bebte — —

Mit höflichem Gruße trennte sich Garle in Padua von der Reisegesellschaft, selbst vor dem nahen, wortlargen Gegenüber verneigte er das Haupt. Memole folgte ihm wieder auf dem Fuße. Sie traten ins Café Pedrocchi. Einige Hände streckten sich dem Ankommling entgegen und hießen ihn an einem Tisch mit mehreren Universitätsgenossen Platz. Graf Guerrini durchwanderte die Säle, bis er einen Bekannten fand, der ihm Auskunft ertheilen konnte.

Memole lenkte das Gespräch auf den Gegenstand seiner Nachforschung.

„Es ist unser Professor der Ökonomie und Statistik!" versetzte der Paduaner.

„Hat er — Schulden?" war Guerrini's zweite Frage.

„Wie denken Sie hin! Signore Auger ist ein Mann von einfachen, nüchternen Gewohnheiten. Dazu bezieht er einen guten Gehalt. Seine Vorlesungen werden stark besucht. Ueberdies schreibt er für wissenschaftliche Journale. Auf diese Weise hat er immer Geld genug, sogar um große, interessante Reisen zu unternehmen."

So die Antwort.

„Ist er hier geboren?" fragte Guerrini, befremdet, eine dunkle, ähnliche Aehnlichkeit des Fremden seiner Gewalt zu entdecken.

„Nein", entgegnete der Paduaner. „Signore Garle Auger kommt aus dem Orient — Alexa-

allen, glaub' ich — Er ist zu Venedig bei den Armeniern erzogen — ein so guter Christ wie wir alle — was interessirt Sie an ihm?"

„Nichts!" sagte Memelo. „Ich kam nur, den Grafen Pappafava zu besuchen."

Memelo besaß die gute Eigenschaft, niemals im Verlegenheit zu gerathen.

Den Besuch machte er auch am nächsten Morgen. Zu seiner Ueberraschung fand er Signore Carlo Auger bei Pappafava, einem großen Liebhaber der Naturwissenschaften. Bei der Nennung des Namens Guerini färbte ein lebhaftes Roth die Wangen des Professors. Er war nicht mehr in der überreizten Stimmung von gestern. Wenn er seinen beiden vornehmen Gesellschaftern an weltmännischer Glätte und Gewandtheit nachstand, besaß er dafür etwas unendlich Höheres und Besseres — ruhige Manneswürde.

Später blieben die zwei Grafen allein.

„Sagen Sie mir, Pappafava, ist — dieser Mann — einer?" fragte Guerini.

„Ich glaube nicht", lautete die Antwort. „Vor kurzem erschien eine wissenschaftliche Broschüre, welche großes Aufsehen erregte. Der Verfasser war nicht genannt. Ich erriet denselben, weil in der Abschrift eine Frage behandelt war, die wir oft zusammen nach allen Seiten beleuchtet. Auf mein Drängen endlich gestand mir Auger, daß er es sei, wollte mir aber nicht erlauben, seine Autorschaft öffentlich bekannt zu geben."

„Pah! Ein Narr!" bemerkte Guerini.

„Nicht eigentlich!" entgegnete Pappafava lächelnd. „Er liebt die Wissenschaft um ihrer selbst willen, nicht weil sie Ehre und Geld einbringt. Ich theile seine Ansicht und kann den Mann nicht tadeln."

Um vieles leichter sah Memelo Guerini nach Venedig zurück. Der träumerische, unpraktische Carlo erschien auf die Länge vollkommen ungefährlich. Dem Mann fehlten offenbar die Sporen, die einen Menschen mächtig vorwärts treiben — Habsucht und Ehrgeiz. Und wenn es ihm blos um Adrienne's Liebe zu thun war, nun, die gewann er ihm gewonnen; in diesem Sinne war der Graf nicht eifersüchtig. Gewann Adrienne hatte ein Capitale für Carlo, welches sich wie jede andere Waare abmessen ließ. Dann war Er, Memelo Guerini, wieder auf dem Platze und vermochte vielleicht Vortheil aus der Situation zu ziehen. Das Eis war einmal gebrochen und in der Liebe, mehr als in jeder anderen Angelegenheit, kostet blos der erste Schritt Ueberwindung. So war denn der böse Alp von seiner Brust genommen. Das Ganze erschien Memelo eigentlich nur als ein Anachronismus von Adrienne's Seite, daß sie sich in den Kopf setzte, eine Intrigue vor, anstatt nach der Heimath zu haben. In diesem mehr erfreulichen Falle hätte sich Memelo die langweiligen Wartestunden vor dem Gartenthore des Palazzo Guerini gespart. Dem Liebhaber seiner eigenen Frau gegenüber hatte er sich nicht so viel Mühe gegeben. Die Dolche italienischer Ehemänner sind längst stumpf geworden.

VII.

Die letzten Streifen Schnee sind vom Dampe San-Stefano verschwunden. Einige Tage hielt der Sirocco die Lagunenluft unter seinem Nebelmantel und als er ihn hinwegzog, war der helle, erschütterte Knabe, der Frühling, da. Zarte, junge Knospen sprossten aus den Bäumen, die vielen immergrünen Sträucher glänzten in goldenem Sonnenschein. In der reinen, milden Luft schwirrte die Lerche und sang ihr munteres Lied.

Die hohen Fenster des Palazzo Guerini standen geöffnet; Cyprian Adrienne sah in den Hof, denn es war ein Sonntagmorgen angebrochen und der Zeiger wies auf die elfte Stunde. Die Zeit der Entscheidung war da, der Termin verstrichen, den sie sich selbst gesetzt. Wol hatte der träumerische, ungeschickte Carlo seine Sache nicht gut geführt, wie Memelo ganz richtig vorausgesehen. Was dem scharfen Auge eines Weltmanns erkennbar, vermochte der Graf vollkommen zu unterschreiben. Carlo sah weder wie eine männliche Aderne Röthe mit Blut wechseln, um Adrienne zu retten, noch setzte er die Ehe als Bedingung der Fortdauer ihrer Freundschaft hin. Auch drang er nicht ungestüm in sie, ihm ganz anzugehören. Er klagte sie nicht durch stumme Tränen an. Er machte sich kein Verdienst daraus, daß er Geduld hätte mit ihrem Zögern. Das Sehnen einer innigeren Vereinigung regte sich nicht in verliebtem Schmachten, welches er kindisch und eines Mannes unwürdig hielt. Was er in dieser Hinsicht empfinden mochte, bezwang er mit ruhiger Festigkeit. Zuweilen ein dunkleres Glühen seiner Wangen, ein Aderschlag aus seinem Auge waren die einzigen Zeichen, die seine Gefühle verriethen. Er that nichts, ihr Gewissen zu bekämpfen. Der ehrliche Carlo liebte seine Frau, wie er die Wissenschaft liebte — ohne Nebengedanken.

So war denn Memelo Guerini recht, den Nebenbuhler für ungefährlich zu halten.

Wie aber ward es mit Adrienne's Gattin? Wenn es galt, ein Gericht zu kochen, da trübte sich das Auge sonst so helles Blick. Sie begriff Andeutungen, leichte Bemerkungen, durchaus Einfachheiten; aber was dann? Nachher war natürlich Verwirrung, Erwärmung, Langeweile ein. Den menschlichen Uebelstand für alle Zeiten vermochte er nicht zu fassen, dazu schlug seinem Gemüth die Liebe. Was die Kunst betrachtet, das Spielzeug gebrochen, der Wege gewiesen, dann verfiel die Sache wieder in Nichts. Ein Mann kann, wenn er geschickt ist und den rechten Moment benutzt, unbedingt den Kunstpreis für seine Person bekommen, weibliche Schwachheit wird ihn gewähren. Aber dieser Frauenzimmer! Dieser Sternzucker! Niemals Cameron lachte bei dem Gedanken der Schwierigkeit des Unternehmens und der Individualität Gaste's. Sie überlegte es Adrienne ungefähr ihrem Gatten; hundertmal betrachten eine hartnäckige Arbeit.

Schlag 11 Uhr schritt Gaste leicht und elastisch durch den Hof des Palazzo Cameron. Mit freudigem Lächeln begrüßte ihn die Gräfin und sie lagen sich traulich zusammen auf der niedern Ottomane in der Mitte des Salons. An dem weihnachtlichen Festtage ihrer Liebe war niemals ein Schatten hingezogen, keine Kälte, keine Mißstimmung hatte die schöne Eintracht der Seelen getrübt. Nach der langen Trennung von sechs Tagen gab es immer viel zu berichten, zu erzählen. Endlich war der erste Durst des Beisammenseins gestillt.

„Mein Gaste", sagte Adrienne, „den Gefühlen nach sind wir sehr alte und gute Freunde, obwol, nach äußerlichen Begriffen bemessen, unsere Bekanntschaft neu und oberflächlich ist. Sie wissen nichts von Ihrer Jugend, von Ihrer Vergangenheit! Bin ich es denn damit? —"

Gaste schwieg eine Weile — dann richtete sein Blick forschend auf den Zügen der Gräfin und er sagte: „Sie wissen nicht einmal, daß ich verheirathet bin?"

Adrienne wandte blaß. Ihr unruhiger Auge sprach die Frage aus, ehe es die bebende Lippe vermochte: „Sie sind der Gatte einer andern?"

Adrienne atmete heftig und griff nach den Kissen der Ottomane als Stütze.

Gaste schob seinen Arm hinunter und sah die Gräfin an sich.

„Glauben Sie wirklich, ich sei wie ein Dieb in der Nacht gekommen, Ihre Gefühle zu stehlen, ohne vollkommen frei zu sein, darüber zu verfügen?"

Gaste's Physiognomie hatte den so oft verschiedenen schwermüthigen Ausdruck angenommen, seine Stimme war zu weichem Gesange herausgerufen.

„Ich glaube es nicht, Gaste!" entgegnete Adrienne zärtlich, leise. „Ich glaube es nicht, denn sonst müßte ich aufhören, Sie zu lieben und damit wäre mir die Arznei, aber Lebensmark entrissen!"

„Alle doch — ein Aufhören!" . . .

„Gaste!" rief Adrienne — „was könnte noch nennen! . . ."

„Das Lächerliche!" entgegnete Gaste . . .

„Meine Ehe — ist lächerlich! . . ."

Die Gräfin hatte sich erhoben und stand voll Tränen . . .

Gaste führte sie mit sanftem Arm von einem Sprung. Er fragte: „Was thun Sie?"

„Mich selbst!" antwortete sie, das Haupt senkend . . .

„Ich will erklären, was Sie thun!" sagte Gaste. „Ein Weib, das schön ist! Aber das ist noch nicht seine beste Eigenschaft, denn sein Mund ist hell und sein Herz ist gut. Nehmen Sie von all diesem das Gegentheil, so haben Sie das Gegentheil — meines Weibes —"

„Lieben heißt Ihre Liebe nicht, Gaste?"

Gaste blickte unter, schüttelte das edle Haupt und sprach:

„Ich bin ein Armenier! Ich wurde hier in Venedig bei meinen Landsleuten erzogen. . . Ihr Bruder von San-Lazzaro gedachte mich zum Priester zu bilden. Doch kehrte ich nach Isfahan zurück. Selbst verwandtschaftlich hatten wir meine Verwandte eine reiche Partie ausgesucht. Das heilige Mysterium vollzog ich vollkommen unbefangen mit der Welt und dem Leben, und der Ehe konnte ich mir keinen Begriff bilden. Ich war ich, ein unerfahrener Knabe, dem Erlangen meiner Hände nach. Die Braut sah ich nur zweimal. Viel gibt es mir nicht, allein von ihrem weiblichen Charakter konnte ich während des kurzen, steten Beisammenseins mir kein Bild entwerfen. Wir hatten eine glänzende, lärmende Hochzeit. Die Mutter nahm Abschied, ich betrank mich mit der angeheirathenden Frau allein. Sie legte ihren Schleier und ihren Schmuck ab. Das Blut begann mir schwer in den Adern zu rollen, eine unerklärliche Angst überkam mich; meiner selbst nicht mächtig, trat ich auf Deck und blieb in der schönen Nacht allein. Als ich am Morgen zurückkehrte, schallte mir lautes Weinen und Klagen, untermischt mit

rauer, schwankender Stimme, entgegnen. Meine Frau wurde einen gefährlichen Vorgehens wegen ihre Chance im Zimmer bringen. Wie es mir bei dem Anblick der häßlichen, verschwatzten Weiber zu Mute war, vermag ich nicht zu beschreiben. Der Opfer entrang ich der Wahnsinnigen mit Mühe. Sie hatte ich schon am ersten Morgen für Gretchen gemacht, das sie war ist. Meine Frau nahm diese Schilder wieder an, trug sie mit ihrem reichen Schmuck voll und bot sie allen Vornehmen, mich zu verklagen. Da riefen Hunderte gleichzeitig erkannte ich den roten Hexenhut, die Lumpen. Aber welchen Sturm brachten sie über mein gewittrig Haupt! Alle Diener mit Fäusten schlugen mit und machen mich völlig um den Verstand. Nicht mit Vernunft schlugen sie einen gut, den Grund des ehelichen Zusammenlebens einzubleuen vollkommen zu unterm. Wir mußt mit im Kot. Die zweite Nacht schlief ich mit meiner Frau allein. Ich hatte die besten Vorsätze gefaßt, weil man mir gut zu nachdrücklich zugesprochen. Sie legte ihre Kleider ab. Ich war ein Jüngling ohne Arg. Da brach ein Strom von Liebkosungen über mich. In der dritten Nacht wollte sie auch erwachen. Ich saß auf der Kante mit bloßen Füßen auf dem Berge und Kommandeur. Fest schloß ich mich meiner Pflicht an. Die Wiederholungen wurden mein Heil, meine Zuflucht. Ich machte Reisen in Briefe. Jetzt ein wurde ich Mann — ich habe Jahre gearbeitet — da kam ich Sie'... Ich schlief, nun ich ein Schatten über mich legt... Ein Mann, der sich verschwatzen läßt, ist lächerlich ..."

„Nun, nun!" rief Artemone. „Mein Freund! Mein Einziger!"

Er lag in ihrer Arme an ihrer starken Brust.

„Ist Ihre Ehe unausführlich?" fragte sie, sich mit herzzerreißendem Weh auf den Mangen schlagend.

„Sie ist nur vollzogen — Nicht das macht mich unglücklich, mein Weib lebt — mir anderen — — Der Scheidebrief muß mir werden."

Ihre Hände trat ein. „Artemone reichte ihm beiden die Hand — Sie weinte laut. „Wir sind Ihre auf Lebzeit!" Da richteten Marianne sanft der Ihre. Sie war das Leiden, das sie Lust trennt. Wie war der lange Tag hingekommen? Die Verlobten wußten es nicht.

Heute, wie es sie niemals gaben, wandte sich die Mutter nach dem alten, treuen Diener und sagte, auf den Geliebten deutend: „Sind Sie meinen künftigen Herrn und den seinigen"

Der Kammerdiener sagte glückwünschend die Hand der Dame, Karle drückte dankend die ihr entgegenstehende Hand.

Jene zum mal schaute sich Artemone weit und glücklich in ihrem Palaste um, fragte sich, ob Gitz solches Gut zu bieten, nun, da sie es auf den Gelichten häufen konnte.

„Bleiben Sie auch nach unserer Heirath Verwalter in Padua bleiben?" hagte sie lächelnd und schaute ihm in Antwort ab. „Ich denke: Mein' Sie sehr Ihnen in der Nähe. Graf Karle Angen Lorenz muß das Majorat verwalten, sollen einer Besitzer er sein muß."

„Artemone, es ist weiter Ihr Gelt nach Ihr Gut, das ich begehre!"

„Ich wie schon, Sie haben mir einen ehrlichen Charakter als wie alles", erwiderte sie Gelte, küßte in sein braunes Antlitz blickend. „Sie mögten Sie sich bereits, Ihre Pflicht zu erfüllen, das Vermögen Ihrer Frau zu verwalten, vielleicht vor Gericht zu vertreten und auch der Trauung, die lauten Sie hören! Man kennt Ihre schlechten Gewohnheiten."

Sie war ein schöne Gestalt, das aus ihren Augen leuchtete —

„Artemone, wenn Sie solchen Argwohn hegen, versprache ich, den mir anvertrauten Berg nie zu verwalten, bis ich ihn einem jungen Majorate heute übergeben kann."

Nun hatte sie Gewißheit der Augen und in seinem strahlenden Blick.

Und schon am nämlichen Abend richteten sich in der Armee alle Blicke nach Grafen Lorenz hin. Es zeigte sich an der Tafelung bestätigen ein neues Gesicht. Graf Memele, der Heiter, verwandte natürlich Kostbarkeit zu erhalten. Er trat heute sehr spät ein und wurde begleitet mit Augen begrüßt. Das Opernglas glitt in der Hand, als er Karle erkannte. Das Gespräch war in einer neue Phase getreten. Artemone erschien ihrem Verlobten gewählt. Seine Lehre sprachen von innerer Wirk — —

„Eine Bekanntschaft meiner Gemahlin von ihrem Vaterhaus aus der Nähe von Padua!" erklärte er mit stammelnder Gemütlichkeit.

„Sollte das der Mann aus dem Grabe sein, von dem gesprochen?" flüsterte Anna Brabeim, der heute das Lorenz von Sr. P erhalten.

Memele wußte sich taten, bevor er sich im Stande sahlte, die Frau seiner Gattin zu bringen. Der kleine Mann war ihm zuvorgekommen; die Gesellschaft hatte denselben bereits bewundert

den. Er sah neben Carlo in lebhaftem Gespräch mit diesem.

„Ihr zukünftiger Gemahl und ich sind alte Bekannte" wandte sich der Arzt an die Gräfin. „Wir reisten zusammen durch die Wüste. Signore Angeli erinnerte sich meiner, aber ich erkannte ihn nicht sogleich und darf es sehr undankbar von mir, denn er rettete damals mein Leben."

„Durchlaucht überhäufen den geringen Diener, welchen ich in jener Zeit Ihnen zu leisten mich in der Lage befand!"

„Nicht doch! Sie hielten bei dem von der Pest Befallenen aus, während meine Gefährten sich Ihrem rechtzeitig angewendeten Mittel verdanke ich meine Errettung" fuhr der Arzt dankbar fort und man merkte wohl Arzte —

Memmolo Carrini war ein fast verächtlicher Name durch Europa. „Ihr zukünftiger Gemahl" — dies Wort gellte in seinen Ohren und hielt ihn auf der Schwelle gebannt. Sein durchdringendes Auge sog den leuchtenden Blick, den Arzienne nach Arnheim's Erzählung auf Carlo warf. Er sah nur, wie seine Cousine die Hand mit kalter Höflichkeit der beiden Herren in ihre Hand. Auch Arnheim verlor vergeblich in den Augen des Grafen. Er fand kein äußeres Zeichen innerer Bewegung. Carrini sprach unbefangen einige Worte mit seiner Cousine und Arnheim. Hierauf erinnerte er sich, Signore Angeli der Papageien gerieben zu haben und fragte nach des letzteren Befinden. Zum Glück für Memmolo, der in seinem Augenblick Zeit und Nacht suchte, erschien der erste Diener auf der Bühne und sang eine Lieblingsarie des Publikums. Eine kurze Weile erlaubten sie lebhaften Unterhaltungen in den tiefen Logen. Man hörte auf den Gesang. Besonders trat Memmolo's Nachbarschaft war eine tiefe. Sein Kopf sank wie im Vergessen bis auf die Brust herab. Als die Arie vorüber war, verließ Carrini das Theater. Er hatte noch sehen müssen, wie der Verkehr in die Hände eines englischen Agenten trat, eines armenischen reichen Kaufherrn, der die Papiere zur Hochzeit besorgen sollte. Der reiche Bankier Nicolaus lud ihn noch für heute ein, da er morgen früh nach Paris müsse, bei ihm seine Wünsche schriftlich niederzulegen und eine Schale Sorbet zu nehmen — —

Carrini dachte, daß die Brüder dem Bankier für seine Freundlichkeit danken und den Verleben für den Rest des Abends an seine Gesellschaft abzumieten versprach —

Draußen erhob sich der gewaltsam niedergehaltene Sturm. Carrini verließ seine Gondel vor dem Vestibüle der Arnica und eilte zu Fuß nach dem Campo San-Stefano. Er war sehr, bis Arzienne allein sein konnte —

„Ich muß heute noch mit meiner Cousine sprechen!" rief er endlich dem alten Giovanni zu und trat in Arzienne's Schlafzimmer.

Eine kostbare, eingelegte Thüre war das erste Möbel an der Thür. Auf dieser bei Memmolo — seine Knie trugen ihn nicht mehr bis zum nächsten Sitz.

Zusammengebrochen, den Kopf in den Händen begraben, so fand ihn die Gräfin, als sie von der Oper nach Hause kam und von Carlo Abschied genommen und ihr der weißhaarige Diener mit Ehr rannte, Cousin Memmolo sei da.

Arzienne stand vor ihm, ruhig die Erklärung erwartend.

Carrini konnte den Charakter seiner Cousine durchschauen sie sie sich nicht. Vorwürfe, Drohungen prallten von ihrer Ärmlichkeit ab. Aber sie war ja eine Arzt — es galt nur, ihr Herz zu rühren. Ueberzeugung folgte dann von selbst.

Die Uhren schlugen auf Mitternacht an. Hell brannten die Kerzen vor dem Kaminspiegel und dem Kamin. Lustig schlugen die Flammen aus letzterem hervor. Das Gemach sah wohnlich aus mit seinem bunten türkischen Teppich, dem reichvergoldeten Plafond, dem kostbaren Gerüth. Die schweren seidenen Gardinen der Fenster und des Himmelbetts drapirten freundlich. In der Mitte stand die Herrin des Hauses. Von ihrer hohen Gestalt wallte veilchenblauer Sammt in anmuthigen Falten, das Diamantdiadem verlieh der weißen Erscheinung ein beinahe königliches Ansehen. Ruhe und Klarheit, die Ärmlichkeit des Entschlusses prägte sich in ihrem Wesen aus.

Memmolo Carrini hob sein zitterndes Antlitz zu der vor ihm stehenden Frau empor. Ein seltsames Gefühl durchzuckte ihn. Jetzt, da er sie für immer verlieren sollte, fand er sie zum ersten mal als Weib begehrenswerth. Bisher hatten seine Huldigungen der Erbrechter eines alten, vornehmen Hauses gegolten. Nun, im Beginn furchtbarer Pein, fühlte er, daß er Arzienne liebte oder wenigstens für sie empfand, was er Liebe nannte. Mit raschem Ueberblick erkannte der Graf den Vortheil dieser momentanen Stimmung. Sie verlieh seinen Worten Wahrheit, jene Natürlichkeit, welche so schwer durch Kunst erzeugt wird. Er sprach:

„Der Schlag kam so plötzlich, daß ich noch nicht gefaßt bin! Ich bitte dich, habe Nachsicht und höre mich geduldig an! Für mich selbst gebe ich jede Hoffnung auf," aber meine Pflicht als dein nächster Verwandter gebietet mir, über den Schritt, welchen du zu begehen im Begriff stehst, die Vorstellungen zu machen! Höre mich geduldig! Das sei der einzige Preis, den ich für meine verschmähte Ergebenheit fordere! — —"

Sie nickte stumm Gewährung — —

Graf Taverni erhob sich von der Laube, reichte seiner Cousine den Arm und führte sie zu einem vor dem Kamin stehenden Lehnstuhl. Er selbst setzte auf das Polster zu ihren Füßen.

„Was thust du, Memole?" fragte die Gräfin, welche trotz ihres kalten Antlitzes ein unbeschreibliches Gefühl beschlich.

„Laß mich, Adrienne!" rief er, ihre Hand ergreifend. „Ein Verirrter bin ich vor dir und als solchem gestatte mir diese Stellung. Ja, ich leide und flehe um des theuren Namens willen, den wir gemeinschaftlich tragen, folge diesmal nicht unbedingt deiner Neigung! Führe keinen fremden Abenteurer in unsere Familie ein! Sieh', meine Adrienne, du stehst vor andern Frauen hoch an Geist und Bildung, warum willst du freiwillig zur allgemeinen Schwachheit des weiblichen Geschlechts hinabsteigen und einen gewöhnlichen Mann als selbstgeschaffenes Ideal auf das Piedestal heben? Kurzes Zusammenleben stürzt ihn herab. Deine Stellung ist gefährdet, Reue folgt unausbleiblich! Und je höher du in deiner Einbildung den Auserwählten hebst, um so tiefer wirst er sinken, sobald du erkennst, daß er dem Ideal nicht gleicht."

„Du erzählst die Geschichte der Frauenherzen vollkommen richtig, Memole", entgegnete die Gräfin ruhig. „Nur säumtest du mir selbst den Beginn einer Ausnahme ein, ich gab nicht willenlos einem dunklen Gefühl nach, sondern überlegte und prüfte monatelang. Carlo Auger ist derjenige, der unter Tausenden mein Herz mit so seltsamer Sympathie anzog! Er ist meiner Liebe in vollem Maße würdig!"

„Aber wenn die Herzogin, Cousine?" stammelte Memole. „Glaube mir, die Ehe ist nur vernünftig denkbar zwischen Gleichgestellten! Du, welche die Blüte unseres Adels ausgeschlagen, selbst so vielen vornehmen Ausländern, willst den fremden Abenteurer zu dir erheben oder vielmehr zu ihm hinabsteigen? Bedenke!"

„Auch daran habe ich gedacht, Vetter! Aber meine bevorzugte Stellung erlaubt mir, frei nach körperlichen und geistigen Vorzügen zu wählen, ohne die äußere Lage zu beachten. Es ist ja ganz gewöhnlich, daß Gebieter großer Länder Titel und Namen auf den Gatten übertragen. Carlo gehört einem in seiner Heimat geachteten Geschlecht an! Eigenes Verdienst erwarb ihm in unserm Vaterland ehrenvolles Avancement, ich habe mich meines Freundes in keiner Weise zu schämen."

Ein lebhaftes Roth färbte bei diesen Worten die Wangen der Gräfin, sie sprach zum Vetter mit mehr Wärme als bisher.

„Meine Macht der Erbe wird mich erhalten, dem Geliebten mich zu eigen zu geben!" fuhr sie fort. „Lebe wohl und bemühe dich nicht weiter, Memole! Jetzt hab' auf! Laß uns eine Unterredung abbrechen, die uns beiden peinlich ist! Gute Nacht!"

Die Gräfin drückte einen Kuß auf die Stirn des Vetters.

Memole sprang in die Höhe. Seine Arme legten sich wie Eisenklammern um Adrienne. Ihre bebende Brust ruhte an der seinigen. Heißer durchrauschte sein Blut. Der Atem seiner Sterbenden, der Athem kam heiß und ungleich. Wallende Haare bedeckten das Gesicht und den Hals der Dame — —

„Wollen wir experiren, ob sich meine Liebe nicht mit der Carlo's messen kann?" schrie er auf im Paroxismus seiner Leidenschaft — —

Umsonst versuchte die Gräfin sich los zu machen. Immer heißer, immer krampfhafter umschlang er sie. Adrienne zitterte am ganzen Leibe; doch war's nicht Schrecken, sondern Zorn.

„Graf Taverni!" rief sie. „Wer eine Frau zur Liebe zwingen will, ist ein Elender!"

Memole's Arme sanken matt und kraftlos . .

Die Verzweifelnde, aber Muthigmarke hatte gesiegt —

„Cousine", sagte er, „du wirst dich künftig nicht mehr über mich zu beklagen haben!" Noch ehe die Damen kamen, griff er mechanisch nach seinem Hut und eilte fort.

Er stürmte nach der Gegend hin, wo der reiche Mechitar wohnte. Der Mann, der wie wahnsinnig durch die nächtlichen Straßen Venedigs eilte, hatte eine furchtbare Leere in seiner Brust. Der Mond war hinter Wolken getreten. Finster sah es auch in und um ihn aus.

Er irrte eine Stunde auf und ab. Bei Mechitar schien noch Gesellschaft zu sein. Er schlich

davon. Gondoliere hatten am Mauerthor des schönen Palastes. Einer sagte, er brächte morgen in der Frühe nach der Eisenbahn einen Passagier, der im Hotel San-Luca wohnte. San-Luca! Ohne welche Ahnung! lachte es in Memolo's Innerm auf. Er erhebte vor dem Gedanken, der ihm blitzschnell durch die Seele fuhr. Ins Wasser mit dem Hund! Er sah vor sich selbst.

San-Luca lag auf seinem Wege.

Er kannte durch die engen Straßwege und Brücken haben.

Alles still.

Er konnte nicht nach Hause. Er fand und lauerte an dem Punkt, den man passiren mußte, um nach San-Luca zu kommen, wenn Carlo wie er zu Aus ging und den Gondolier vielleicht entlassen hatte.

Da schallte in seine Stimmung eine kräftige, männliche Stimme, die eine Barcarole sang. Leichte, elastische Schritte nahten und eine schlanke Gestalt trat vor an den Wasserspiegel des Großen Kanals.

Memolo Caretini schrak zusammen — er zog seinen Mantelkragen in die Höhe und drückte den Hut tief in die Stirn.

„Erlauben Sie, mein Herr! Ist das der Tragheto Barozzini? Ich wollte zu Aus gehen und habe mich in den engen Gäßchen verirrt!"

Das sagte eine frische, weibliche Stimme.

Es erfolgte aber keine Antwort. Schweigend lehnte der Verhaßte an dem Geländer der hölzernen Brücke, welche in den Kanal führte.

Nach wenigen Minuten kam die Dame herüber. Graf Caretini ging ein, ihm folgte auch der Sänger, nachdem der Gondolier die Frage bejaht, ob dies der Tragheto Barozzini sei.

Indem beim Aussteigen befolgten sie eine andere Ordnung. Der Fremde ging zuerst ans Land, hieß sich die nach San-Luca zu nehmende Richtung erklären und schritt dann munter vorwärts, seine abgebrochene Barcarole wiederaufnehmend.

Memolo folgte.

In diesem entlegenen Stadttheil ruhte bereits alles Leben. Die beiden so verschieden gestimmten nächtlichen Wanderer befanden sich auf der Straße allein. Ihr Weg führte sie am Rande eines Kanals hin. Memolo Caretini kam nicht an den Vorgänger heran. Es war kein Irrthum, er sah sich Seite an Seite mit seinem Nebenbuhler Carlo Auge! Das reiche Erbe der Caretini, der Stolz ihres vornehmen Hauses, Reisenar's Besitz — [illegible] waren diese Verhältnisse deutlicher und schärfer vor das Auge des Grafen getreten. Die Wuth flog bis an Memolo's Gehirn; er geriet in Wahnsinn, seine Begriffe verwirrten sich, er glaubte an Nothwehr, die Kraft seiner Muskeln verdoppelte sich —

Zur Besinnung kam Memolo Caretini erst wieder, als ein schwerer Fall im Wasser ihm bewies, was er gethan.

Durch das Geräusch aufgescheucht, erhob sich eine Schar Straßentauben.

Der in seinem Gewissen kranke Mann sah mit wahnsinniger Hast vor den beobachtenden Zeugen seines Verbrechens.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Berliner Umschau.

VIII.

Am 19. Juli hat Preußens königliche Familie ein stilles, schmerzliches Erinnerungsfest gefeiert. Es waren fünfzig Jahre, daß Königin Luise starb. Und wenn auch wir dieses Gedächtnißtages gedenken, so geschieht es, weil er auf einen weiteren Kreis der Theilnahme Anspruch hat als nur auf einen engeren, der ihn in unmittelbarer Nähe beging.

Ein halbes Jahrhundert ist hingegangen, seit die Todtenklage um Luise von Preußen erscholl. Sie erscholl nicht beim preußischen allein, sondern beim ganzen deutschen Volke. Sie war Deutschlands Königin, eine deutsche Frau. Die deutsche Geschichte kennt keine zweite Frau, die so der Mittelpunkt ihrer Zeit geworden ist, an die sich Deutschlands Liebe und Hoffnung so angelehnt hat, in der Deutschlands Schmerz gleichsam so verkörpert erschien. Als Königin Luise vor fünfzig Jahren die Augen schloß, da war nicht das das Tragische an ihrem frühen Tode, daß sie so mitten ihr Haus und Land verlassen mußte, die volle Blüte, am frischen Sommertag vom Sturm geknickt, sondern das, daß sie sterben mußte zu der Zeit, da der, der ihr das Herz gebrochen, auf dem Gipfel seiner Macht und seines Uebermuthes stand und daß da in ihr Deutschlands Ehre, Glück und Hoffnung auf immer begraben schienen.

Ein wahres, echtes, reines Weib und doch vom Geist und der Willenskräfte eines Mannes, mit einem Herzen so warm und reich für alles, am wärmsten und reichsten aber für ihr deutsches Land und Volk schlagend; mit einem Auge so

wenstar, vor dem nicht nur jede Lüge schwinden, sondern dem sich auch die dunkelsten Zeitfragen lichten mußten; mit einer Kraft, die das Unglück nur stählen, die Noth nur fördern konnte. So stand sie da „in der Zeit voll Unruhe, in der Hoffnung zu Gott", fest und ohne Schwanken, eine starke, heilige Säule im wildempörten Meer; auch darin ein Bild des deutschen Volksgeistes, der wol gebeugt, aber nicht gebrochen werden kann.

Wie sie von Deutschlands Geschicken dachte, wie seine Ehre ihre Ehre, sein Glück ihr Glück, seine tiefe Erniedrigung ihr tiefster Schmerz war, wie sie in seiner Ohnmacht seine Unüberwindlichkeit, in seiner Zersplitterung seine Vernichtung sah — das zu beweisen, könnten wir unzählige ihrer Worte anführen. Aber es will einzelnes in ihrem Innern wir uns nicht vertiefen.

Im September 1808 schrieb sie bekannte Zeilen, in denen die ganze feuerglühende Seele dieser Königin athmet: „Hat es denn nicht wie in Spanien so auch in Tirol schon gegründet? — Auf den Bergen ist die Freiheit! — Klingt diese Stelle, die ich jetzt erst vernehme, nicht wie eine Prophezeiung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf eines Hofer erhoben hat. Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr und was für einer! Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knieen und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs'" „Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wiederkäme und wenn der Feind, der diese Feind doch endlich überwunden würde! Ueberwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, den Erbfeind aus dem Lande schlugen!" „Ach Gott", schrieb sie im Frühjahr 1809, „Oesterreich singt sein Schwanenlied und dann Ade Germania!" Und in demselben Jahre am 12. März: „Der Krieg mit Oesterreich wird losbrechen. Das weiß alle Welt, aber was Sie nicht wissen und was mich bis in den Tod betrübt, ist, daß Rußland durch seine neue Verbindung mit Napoleon am Ende gar genöthigt ist, gemeinsam mit Frankreich gegen Oesterreich loszuschlagen. Erwägen Sie die Folgen, die das für uns haben kann, daß wir, wenn es wirklich dazu kommt, mit in dieser Partei übergehen müssen. Preußen gegen Oesterreich! Was soll aus Deutschland werden! Nein, ich kann es nicht aussprechen, was ich fühle; die Brust möchte es mir zersprengen!"

Was sie bei Schiller's Tode gesagt hatte: „Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich", das wurde an ihr selbst wahr. In ihrem Heimatlande, das sie einst als beglückte und beglückende Braut verlassen, das sie wieder grüßte, um dort zu sterben, brachte ihr der Tod den Frieden, den ihr der Sturm ihrer Zeit so tief erschüttert hatte. Wol wenig Fürstinnen haben so wie sie den Leidenskelch bis zur tiefsten Neige leeren müssen. Aber wie die Leiden des einzelnen oft auch dem Ganzen zum Heil ausschlagen, so haben auch ihre Leiden dazu mit geholfen, ihr Volk zu befreien; ihr Martyrium war mit der theuren Preis des endlichen Sieges.

Weil heute, gedenken wir des halbhundertjährigen Todestages der Königin Luise, unsere Erinnerung ihr ganzes Bild, ihr Leben und Sterben, aufrollen; aber weil das anderwärts und heute geschehen und weil wir doch zunächst an der Todtenfeier theilnehmen wollen, so soll uns jene uns an einen Ort verlegen, dorthin, wo sie an der Seite des fürstlichen Gemahls im Tode ruht, wo uns bei Todten Bild diese selbst lebendig vor die Seele tritt.

Hier sind im Königspark von Charlottenburg. Ein langer, mit Cypressen und dunkeln Tannen bewachsener Gang führt uns an einen stillen Platz des großen Gartens. Da weht sich wie ein Weihnachtsbäumlein von vielen Bäumen über das Herz heben, der unter ihren Schatten wandelt. Da ist der Lieblingsweg der Fürstin, zu deren Grab wir gehen; er endet vor einem kleinen Blumenrondel, hinter welchem sich das einfache Mausoleum erhebt. Vier Säulen tragen einen korinthischen Tempel, auf dessen Architrav zu lesen ist: A — Ω — Ruhe der Friedensgruß für den Hinterbliebenden. Das Grün, was dieser gewahrt, ist die zur Gruft führende eiserne Thür; einige Stufen leiten hinan zum offnen Theil der Kapelle, deren dunkel bekleidete Wände mit Cypressenkränzen geschmückt sind. In halber Höhe läßt durch blaue Fenster, an welche die grünen Bäume des Parks streichen, ein magisches Licht herein; goldene Sterne blinken von der weißen Decke. Zwei Marmorplatten bedecken die Gräber Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise. In ergreifender Einfachheit glänzt auf dem letztern die Inschrift: „Hier ruht in Gott Luise, Königin von Preußen, getreu ihrem Wahlspruch: ‚Wie Gott es wollte, alles ist es geschehen.'"

Vier Säulen von schwarzem Marmor schreiben den zweiten Theil des Mausoleums ab, an dessen

Lode und Wände der Oberraum der Schrift mit goldenen Buchstaben geschrieben ist. Vor dem marmornen Altare, den ein großes Kreuzgewölbe schmückt, stehen zwei Sarkophage mit den schlummernden Gestalten des Königs und der Königin. Ihn umhüllt der schlichte Feldherrenmantel; theilnehmend ruht das Auge auf der edeln Todtengestalt, in die der Künstler des Lebenden Wahlspruch: „Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott", hineingemeißelt hat.

Aber mehr noch, und das gewaltig, unwiderstehlich, ergreift uns der schönen Königin Todtenbild. Nicht Rauch's Kunst allein, sondern vor aller Zeiten hat in diesen Marmorgestalt einen ihrer höchsten Triumphe gefeiert. Wem langen griechischen Gewande leicht umflossen, die edle, reine Stirn vom Lorbeer umwunden, die Hände über der Brust gefaltet, liegt die Schlummernde auf dem Marmorbett. Man hat in dieser Götterruhe, welche die ganze wundervolle Gestalt umgibt, die höchste Verklärung der antiken Todesdarstellung sehen wollen. Ich habe das nicht finden können; ich glaube vielmehr, daß hier eine sonst unerreichte Verschmelzung des Antiken und des Christlichen gegeben ist. Wol bezeichnet die Stellung der übereinandergeschlagenen Füße das schöne Bild der Alten von dem Tode, nach welchem Kreuzung der Füße Ruhe bedeutet; aber welche Ruhe hier ihren überirdischen Ausdruck gefunden hat, das sagt uns der über diese theuren Züge hingehauchte Schlummerfriede: — „Die Ruhe, welche vorhanden ist für das Volk Gottes."

Und wollen wir mehr noch finden in diesem Todtenbilde, nun, so ist es das: Tod ist mehr Schlaf als Tod! Ein Schlaf, der vom Auferwachen träumt! Und wenn man einst in der Lebenden den Genius Deutschlands sah, so wollen wir ihn hier auch im Bild der Todten sehen, — er schläft, aber auch ihm kommt ein Auferstehen — ein Ostertag.

Anregungen.

Gott als Schriftsteller.

Der Verfasser des im Jahre 1851 erschienenen seltsamen Romans „Kritik unsrer Zeit" hat uns in diesem Jahre mit einer noch seltsamern Broschüre beschenkt, in der er der gläubigen und ungläubigen Welt das bisher unterschlagene Lebenswunder offenbaren will, das bisher auf der Autorschaft seines Werks ruhte.

Der Grundgedanke der Broschüre, wenn anders die abenteuerlichen Sprünge einer etwas überreichen Phantasie diesen bescheidenen Namen verdienen, ist etwa folgender.

Das bewegende Element, auch in der Entwickelung der letzten zehn Jahre seit 1848, ist der Kampf zwischen dem Glauben an den lebendigen persönlichen Gott und dem Unglauben. Als die Spitze dieses Unglaubens wird der Geist des Genius bezeichnet, der seinen letzten bedeutendsten Ausdruck im Schiller'schen erhalten hat. Nun gehört wol Schiller selbst zu den Männern, die sogar unter Verfasser königlich nennt, doch weil er den Heiland nicht gefunden hat, bleibt er immer ein Ungläubiger, und ihn nach Art der Schillerfeste feiern heißt, ihn auf den Thron des Heilands setzen. Allein dieser Geist des Genius hat ungeachtet jenes Glanzes der Schillerfeste einen Stoß erlitten, von dem er sich heute noch nicht erholt hat. Diesen Stoß hat der Roman „Kritik unsrer Zeit" geführt.

Ueber den Autor dieses Buchs hat die staunende Welt die grundverschiedensten Hypothesen aufgestellt. Anfangs nannte man Dr. H. Merz als Verfasser; später kam Dr. A. Widmann in die Lage, die Autorschaft ableugnen zu müssen; auch eine weibliche Feder wurde genannt. Alle diese Hypothesen waren nichtig, denn den wahren Verfasser hätte kein Mensch errathen können — „es ist Gott selbst". Der Geist Gottes ist es, der dieses Werk einer schwachen, ungelehrten, geistig beschränkten Person zu unternehmen geboten, der ihr die Gedanken und die Kraft der Ausführung verliehen hat. Durch solche göttliche Hülfe hat dann auch der Verfasser die bisher für unüberwindlich gehaltene Wissenschaft aus ihrer Festen Burg vertrieben und das Heiligthum gesäubert.

Freilich, wenn die Gläubigen noch die Welt werden diesen Sieg anerkennen. Indessen wagt er schon das Letzte Wort. „Der christliche Roman wird der rechte Roman, die christliche Aesthetik die rechte Aesthetik. In „Kritik unsrer Zeit" ist nur durchgebrochen, das Reich erobert; aber die Ausbreitung zu vollenden wollen wir andern überlassen."

Der geistliche Hochmuth, den diese Broschüre trotz ihres demuthsvollen geistlichen Gewandes fast auf jeder Zeile durchblicken läßt, richtet sich selbst.

Wenn man übrigens füglich in den „Grenzboten" las, daß George Sand und das „Junge Deutschland" an der Erscheinung solcher Werke wie „Kritik unsrer Zeit" schuld wären, so zweifeln wir nicht, nächstens in den Spalten jener Zeitschrift auch zu lesen, daß das „Junge Deutschland", in Folge seiner „sittlichen" Haltung schuld ist an der Kartoffelfäule.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wolf.

Mit welchem Rechte? Hat Sie das Frauenzimmer zu ihrem Vormund bestellt?

Heinrich.

Ich, ich bestelle mich selbst dazu.

Wolf

(boshaft).

Nun, so halt ich bei Ihnen um die Hand der jungen Dame an?

Heinrich.

Bei mir? Bei mir? Herr, was wollen Sie damit sagen?

Wolf.

Sie verwickeln sich in Widersprüche, Herr von Jordan!

Heinrich

(sich ganz vergessend)

Sie wollen mir hier Schlingen legen? Sie wollen ein Wesen das Ihrige nennen, das die Götter für zu außerordentlich hielten und es selbst dem versagten — Für ein solches Weib muß man geboren sein, um ein Recht zu haben, sie vom Traualtar in des Lebens gemeine Wirklichkeit einzuführen. Man muß mit ihr gelitten, mit ihr gelacht, mit ihr geweint haben — und Sie, Sie wollen um diese von Gottes Meisterhand gezeichnete Landschaft einen schwarzen, wurmstichigen Rahmen legen, um

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 47. Wöchentlich ein Bogen
Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Die Ehe einer Irren. Von Ida von Gumpertz. — Liebe überwindet. Novelle von Franz von Braunsdorf. VIII. — Leiden und Freuden einer Gouvernante. Von G. Horny. — Aus der Natur. I. — Kulturhistorisches. — Naturerscheinungen.

Die Ehe einer Irren.

Von Ida von Gumpertz.

„Du siehst du nun meine liebe Vaterstadt!“ sagte der Arzt zu dem Maler, der ihn aus Gefälligkeit, vielleicht auch, weil er gerade nichts anderes zu thun wußte, zu der Eisenbahnfahrt verleitet hatte.

Sie standen im besten Gasthof der Stadt, im „Goldenen Anker“, an einem Fenster des ersten Stocks. Vor ihnen lag der Markt, ein großes Viereck, gebildet von Häusern, die theils noch alt, theils modern umgebaut waren. Das Rathhaus gegenüber schien ihnen eine Kronte mit drei Thürmchen und drei Giebeln zu, auf deren jedem drei Männchen mit Fähnchen standen. Die Giebellinie wurde durch einen schon skulptirten Erker verziert.

„Nicht übel“, sagte der Maler. Er sah den Markt zum ersten male. Sie waren in der vorigen Mitternacht angekommen und der Mond hatte nicht geschienen.

„Kannst du was davon brauchen?“ fragte der Arzt.

„Weiß nicht“ antwortete der Maler. „Denke wol! Einzuweilen werd' ich den Markt hier zu bitten. Wochenmarkt, nicht?“

„Ja, dreimal!“

„Viel Gewalt! Werden die Buden jedesmal aufgeschlagen?“

„Verstehe mich! Die Bauernweiber sollen doch nicht in eine Straße, um ein Stück Seife oder ein Paar Schuhe zu kaufen?“

„Nein, du hast du recht! Aber, wie gesagt, ich bewundere deine Mitbürger!“

„Sie können etwas leisten im Wiederholen“, sprach der Arzt phlegmatisch-humoristisch. „Ein wenig hab' ich auch von dieser Schildkrötenroutine abgekriegt.“

„Ich bin zu höflich, um dir zu widersprechen“, sagte lachend der Maler. „Nur sage mir, wie hast du deine gute Großmama in diesem unveränderlichen Orte angefangen, sich so gründlich zu verändern, daß sie starb?“

„Weiß nicht!“ sagte der andere. „Ich denke, es muß doch wol gegangen sein! Gerung — jetzt ist sie —“

„Und du bist ihr Erbe?“

Der Arzt suchte die Achseln, die Erbschaft bedeutete nicht viel. Indessen genommen mußte sie werden. Darum war er hier, darum hielt er jetzt auch den Freund allein am Fenster und ging zu irgendeinem alten Herrn, der einst Senator gewesen war, noch immer so hieß und sich erinnern konnte, den Arzt noch im kleinen Röckchen gesehen zu haben.

Der Maler blieb am Fenster vergnügt in der Runde, die er sich selten genauer und eigentlich lieber. Er sah sich die rothen Röcke der Bauernmädchen, die braunen runden Hüte der einkaufenden Damen und die vielen Körbe mit leuchtenden, lustigen Sommerblumen behaglich grüßend an und zeichnete seinen Strich.

Gegen 2 Uhr kam der Arzt zurück und sie speisten an der Wirthstafel mit vielen preußischen Artillerieoffizieren, welche die fremden Gesichter mit gründlicher Geringschätzung in Augenschein nahmen und dann ihren Diener. Den Maler „schon" das wenig; er ließ sich den vortrefflichen Hirschbraten schmecken und erklärte dem Arzt, er schätze eine Vaterstadt, wo man so wie nichts als nichts Hirschbraten bekäme. Der Arzt war etwas ärgerlich über die schlechte Behandlung, die sie erfuhren.

„Das kommt davon, wenn eine Großstadt einen zum Gröbsten macht!" sprach der Maler vorsichtig; „da wird man hochmüthig und erhebt Ansprüche! Die Herren können unmöglich wissen, daß du Arzt bist und — daß ich ein großer Künstler bin! Und — wenn sie's wüßten", sagte er traurig hinzu, „so würden sie es gerade ebenso machen wie jetzt!"

Der Arzt meinte: „Wer möglich." Sie gingen hinauf in ihr Zimmer, legten sich auf die „Kanapees" und schliefen.

Nachdem sie ausgeschlafen, setzten sie sich abermals ans Fenster und rauchten. Das währte an zwei Stunden. Da hatte der Maler seine Trägheit so gründlich genossen, daß er sie über und über satt hatte und seinem Freund ins Gesicht gähnte. „O des seligen Lebens in solcher Stadt!" rief er. „Nicht einen Tag hält's vor! Wie müßte es dem sein, der alle seine Jahre hier zubringen sollte!" Er sprang auf. „Wohin gehen wir? Was thun wir? Schildkröte! Liebe, theuere, eingeborene Schildkröte, setze dich in Bewegung, krieche mir als Wegweiser voran! Wohin ist gleichviel, nur irgendwohin! Du mußt ja die Wege wissen, auf denen das Geschlecht hier dahinzieht die dreihundertsunfundsiebzig Tage des Jahres hindurch!"

„Willst du nach Sandkrug?" fragte der metamorphosirte Arzt gleichmüthig.

„Was ist das?"

„Eine Wirthschaft auf dem Wege nach dem Großen Teich."

„Wohl! So komm' nach Sandkrug auf dem Wege nach dem Großen Teich!"

„Aber willst du lieber auf den „Gesundbrunnen"?"

„Was ist der „Gesundbrunnen"?"

„Eine Wirthschaft am Großen Teich."

„Sandkrug oder Gesundbrunnen", sprach kopfschüttelnd resignirt der Maler, „führe mich nur!"

Der Arzt suchte auf und suchte seine Handschuhe, die er stets verlegte; der Maler eilte in die Küche ans Fenster.

„Sieh doch die Masse hoffnungsvoller Jungenzugend, gewaschen und gekämmt, mit weißen Zwirnhandschuhen und neue Strümpfen in schwarzen Schuhen! Was soll das bedeuten?"

„Tanzstunde vermuthlich", entgegnete der Arzt. „Du siehst ja, da kommen auch Mädchen aber, wie meine Großtante gesagt haben würde, „Damen"!"

Es war so. Sie erfuhren es, als sie hinabkamen. Im „Goldenen Anker" wurde städtische Tanzstunde abgehalten.

Während sie über den Markt gingen, der jetzt von Buden leer war, sagte der Arzt, auf einige Fenster des Rathhauses zunächst dem Erker deutend: „Dort hatten wir zu meiner Zeit Tanzstunde! Früher war da die „Tanzstube", wo laut Magistratsverordnung die Weiber nicht hineindurften, um ihre Ehehälften nicht etwa in ihrem Vergnügen zu stören, wenn sie etwas mehr als recht von unserm damals berühmten Bier zechten."

„Interessante historische Notiz", bemerkte der Maler.

„Ja wohl", erwiderte gelassen der Eingeborene, „und die Tanzstunden waren auch sehr interessant! Ich erinnere mich besonders eines hübschen Mädchens, einer Concordia von Bonin, mit der ich auch cavalirte."

„Im Frack?" unterbrach der Maler den Freund.

„Ja, im Frack! Noch dazu im schwarzen! In die Tanzstunden durften wir zum Glück in Ueberröcken kommen, im Frack hätten die Aeltern mich schwerlich hineingebracht. Aber so ging ich gern und tanzte so viel wie möglich mit — Concordia."

„Wie war denn diese Con — cordia?"

„Schlank, fast groß, fein, bleich, auch feines Gesicht, eine Masse schwarzen, lockigen Haares, in den Augen etwas schwärmerisch Strenges."

„Doctor, Doctor! Die Augen — welche Farbe?"

„Ich weiß nicht — schwarz oder ganz dunkel blau, dächt' ich — Ja, richtig, dunkelblau!"

„Die schöne Gonoretha? Wo ist sie jetzt? Noch hier?“

„Schwerlich.“ Der Mann war hier Major, die Schwester heirathete den frühern hiesigen Platzmajor und ist dann an der Cholera gestorben —“

„Kurze, bündige, erbauliche Biographie.“

„Von Gonoretha hab' ich seither nichts mehr gehört. Sie wird wol verheirathet sein. Ich will aber doch einmal fragen!“

Die Gelegenheit dazu fand sich noch in derselben Stunde.

Auf dem „Entenfang“, diesem feuchten Vergnügungsort, welcher, wie der Maler sagte, eine Anleihe für Fieber und Rheumatismen ersten Ranges sein mußte, sah eine Kaffeegesellschaft von alten Frauen beisammen, von denen drei den Arzt auch gekannt hatten, als er noch kleine Knöchen trug. Da sie bereits erfahren, daß er seit der vorigen Nacht hier in der Stadt sei, erwarteten sie ihn leicht in einem der beiden einzigen Fremden, welche sich auf dem „Entenfang“ zeigten. Anfangs wußten sie nicht recht, wer von beiden das Stadtkind sei; doch allmählich kamen sie darüber ins Klare und als er nur erst erkannt war, da wurde er auch begrüßt und nebst seinem Begleiter gastfreundlich an den Kaffeetisch geladen. Die beiden noch jungen Männer nahmen sich wunderlich genug in dem weißen Kranze aus, doch richteten sie sich bald ein; der Maler unterhielt sich und die Gesellschaft aufs beste, der Arzt hörte viele Neuigkeiten über alle Bekannte und that hin und wieder eine Frage.

Endlich auch nach Gonoretha.

„Herr Gott, wissen Sie denn das nicht?“ fragte man ihn.

„Ist ihr was Besonderes passirt?“

„Das Allerbesonderste“, antwortete eine Landräthin, welche Anspruch darauf machte, die „Konversation zu verstehen“. „Sie ist verheirathet gewesen mit einem Manne, den niemand kannte, der nie herkam —“

„Ja, wie ist das zu verstehen?“ fragte der Arzt, der wirklich die Landräthin nicht verstand.

„Das ist sehr einfach: Sie bildete ihn sich ein.“

„Den Mann?“

Die Landräthin mußte lachend, der Arzt sah unangenehm betroffen aus, der Maler fand „das gar nicht so einfach, sondern recht traurig“.

„Ja, traurig ist es!“ nahm eine gutmüthige Oberstin das Wort. „Sie wohnt aber nun! Da hören wir sie denn oft; die Leute sind so dünn.“ Die Oberstin sagte nicht, daß sie über an den Thüren horche, wenn Gonoretha drinnen spreche. Sie fuhr fort: „Sie ist noch immer recht schön, aber — verrückt!“

„Wahnsinnig also?“ sprach der Arzt. „Schade! Wie lange ist sie schon so?“

„O, die Majorin war mit ihr nach des Vaters Tode auf ein Jahr nach Berlin gereist und als sie zurückkamen, da hatte sie ihren Herr! Der Graf — denn der Mann war ein Graf — der Graf — wer nannte sie ihn doch, Frau Oberstin?“

„Ludwig.“

„Richtig! Nun, der Graf Ludwig war der schönste Mann, den es gab; er war auch sehr reich und liebte sie außerordentlich. Er schrieb ihr und sie schrieb ihm; sie las der Mutter seine und ihre Briefe vor. Die Majorin Briefen versichert, sie hätten in jedem Buche stehen können, so schön wären sie geschrieben gewesen.“

„Schreibt sie denn keine mehr?“ fragte der Maler.

„Nein“, antwortete die Landräthin, in Lachen ausbrechend, ein Lachen, welches sich allen den alten Damen mittheilte, „seit vierzehn Tagen ist er todt.“

„Der nicht gelebt hat, ist gestorben“, deklamirte der Maler. „Wenigstens hat er keine Mühe, weder von seiner Geburt noch von ihrem Aufhören gehabt.“

„Und sie trägt Trauerkleider“, fuhr die Landräthin nach der für sie unverständlichen Unterbrechung fort, „und kann stehen vor dem Spiegel und sagt: ‚Ich bin eigentlich noch eine sehr junge Witwe und sehr schön auch noch, aber ich werde ihm doch treu bleiben, denn er war doch der schönste und der beste von allen Männern!‘“ Die Landräthin hatte der Oberstin das Verslein horchen helfen.

Der Maler sprach: „Das will sagen, daß sie nächstens ein neues Hirngespinst haben wird, welches noch vortrefflicher in sie sein wird als der selig verstorbene Graf. Wie aber hat sie es sich denn erklärt, daß er sie nie abgeholt hat?“

„Er ließ immerfort das Schloß auf seinem Gute ausbauen, um sie recht prächtig zu logiren, und das wurde nie fertig. Jetzt ist es fertig geworden und nun gerade stirbt er!“

„So ist doch Methode in dieser Narrheit“, sprach der Maler. „Meinst du nicht?“ wandte er sich an den Arzt.

„Ich begreife nicht, wie die Majorin Briefen

das unglückliche Mädchen so bemitleiden lassen kann, ohne ihre Heilung zu versuchen?" sprach der Arzt mit Erregung.

„Wie soll das herkommen, lieber Herr Doctor?" fragte die gutmüthige Oberinn. „Von einer Witwenpension kann man keine Tochter ins Irrenhaus schicken."

„Die Frau hat recht!" sprach, als die Freunde bald nachher aufbrachen und zurückgingen, der Maler. „Um verrückt werden zu dürfen, muß man heutiges Tags auch Geld haben, weil man nur dann sich heilen lassen kann. Aber wer hätte gedacht haben, daß in der grauen Alltagsmiene einer solchen Stadt sich ein so poetischer Wahnsinn entwickeln könnte? Denn poetisch ist es jedenfalls, daß dieses arme Weiben sich nicht nur die Liebe, sondern sogar den Geliebten schafft, in ihre geträumte Welt gleich den Menschen hineindichtet."

„Ist es nicht vielleicht, weil sie hier gar nichts fand, daß sie sich alles erfand?" fragte der Arzt. „Mir ist gerade in der Oede einer solchen Provinz, wie sie in meiner lieben Vaterstadt herrscht, die höchste Poesie des Wahnsinns am leichtesten erklärlich. Da malt auf die leere Leinwand, der Irrsinn wirft seine Phantasieen in das unausgefüllte Gehirn. Da die Wirklichkeit es an wahrer Speise Mangel leiden läßt, nährt er es mit erträumten Dingen. Uebrigens kennen wir es ja auch noch nicht wissen, ob nicht dieser Zustand durch eine wirkliche Veranlassung erzeugt wurde. Aus Berlin ist sie so zurückgekommen? Wer weiß, was da geschehen, was an ihr verbrochen worden ist!"

„Wer weiß es, in der That!" bestätigte der Maler. „Und ich weiß, daß ich sie gern, sehr gern leben möchte!"

„Dann kann Rath werden", sprach der Arzt. „Ich habe es mir schon vorgenommen. Ich reise nicht ab, ohne wenigstens zu versuchen, ob ich nicht etwas für die arme Concordia thun kann! Dann muß ich sie jedoch vor allen Dingen sehen."

„Wie das anfangen?"

„Indem ich ganz einfach gleich jetzt noch zu Frau von Briesen hinausgehe. Ich bin als Knabe oft in ihrem Hause gewesen — sie war immer sehr gut gegen mich — in der Erinnerung daran wird sie Zutrauen zu mir fassen."

„Und ich?"

„Du kommst mit als mein Freund, als Maler, der sich auf die Physiognomie versteht. Ich gebe das nicht blos vor, ich erwarte wirklich von deinem Scharfblick irgendwelche Wahrnehmungen."

„Ich bin ganz bereit, scharf zu blicken", erklärte der Maler.

Der Heimweg führte sie durch die Straße, wo Frau von Briesen wohnte, deren Haus der Arzt vorsorglich erfragt hatte. Sie stiegen ins erste Stock hinauf und ließen sich durch eine Magd mit ihren Namen melden.

Der des Arztes war der Majorin noch sehr wohl erinnerlich und beide Männer wurden eingeführt.

Frau von Briesen empfing den zum Mann gereiften Knabenbekannten auf eine Art, die genügsam verbürgte, daß die Frau nicht in dem kleinen Getriebe dieses Orts groß geworden war. Sie war wohlwollend und wahrhaft erfreut. Doch sah durch ihre Freundlichkeit die Melancholie hindurch. In dieser hatte sie wol Grund. Diese, in beschränkten Verhältnissen, eine Tochter todt, die andere —

Der Arzt, eine gerade Natur, dem ohnedies als thätigem Praktikus alle Verläumdung als Zeitvertreib erschien, hielt nicht weiter hinter dem Berge, sondern fragte nach dieser andern Tochter. Indem er sie Concordia nannte, begründete er gleichsam sein Recht zum thätigen Antheilnehmen durch die Erinnerungen des gemeinsamen Jugendlebens.

Die Mutter antwortete nicht minder offen, als der Arzt fragte. Sie versicherte, daß ihres Wissens Concordia nie in einem, selbst dem entferntesten Verhältniß zu einem Manne gestanden, der als Urbild für ihren geträumten Gatten hätte dienen können.

„Sie war, wie Sie wissen, als ganz junges Mädchen immer scheu und fremd", sagte sie; „nun, so ist sie auch geblieben, obwol sie jetzt doch schon einundzwanzig Jahre alt ist! Nie ist sie ohne mich spazieren oder in Gesellschaft gegangen, weder hier noch in Berlin. Einen Heirathsantrag hat sie ganz ruhig zurückgewiesen, weil der Mann ihr nicht gefiel. Wo sie ihre Einbildung hergenommen hat — ich weiß es nicht!"

„Aus ihrem Herzen, das brach lag!" sagte der Maler. „Schade um die Liebeskraft, die da an einen Schemen verschwendet wird! Manchem armen, liebesbungrigen Menschen könnte sie so gut zu Hause kommen!"

In diesem Augenblick trat langsam und einfach Concordia ein. Der Arzt hatte eben die

Mutter bitten wollen, ſie zum Kommen zu überreden; nun war ſeine Bitte überflüſſig und der Wunſch des Malers erfüllt.

Concordia ging gerade auf den Arzt zu und ſagte, indem ſie ihm die Hand hinhielt, mit herzgewinnender Freundlichkeit: „Ich habe mir Ihren Namen ſagen laſſen; ich wußte gleich, Sie müßten mein Tänzer aus der Trinkſtube ſein! Wie freu' ich mich! Seien Sie mir tauſendmal willkommen — meine Jugendkraft ſteht mir in Ihnen gegenüber!“

„Sie iſt auch noch bei Ihnen!“ ſprach der Arzt, ſie bewegt betrachtend. „Sie haben ſich wenig verändert, Fräulein Concordia — ich hätte Sie überall gleich erkannt!“

Sie nahm die Schmeichelei freundlich lächelnd an, zugleich aber ſagte ſie: „In etwas bin ich doch recht verändert; ich heiße nicht mehr Fräulein Concordia, ſondern Gräfin Rodwitz! Die Witwe des Grafen Rodwitz“, ſetzte ſie ernſt hinzu, indem ſie mit der Hand über ihr Trauerkleid ſtrich. „Ich bin es früh geworden, nicht wahr, Rudolf?“ fuhr ſie fort, den Arzt unwillkürlich nennend, wie ſie den Geiſterlen genannt. „Aberdennoch werde ich nie an eine neue Liebe denken, denn einen wie ihn finde ich nie wieder!“

Die Freunde hörten jetzt ihre eigenen Worte, nachdem ſie vorher die Verdrehung derſelben durch die Herſcherinnen gehört.

Ebenſo natürlich und einfach äußerte Concordia ſich die ganze Zeit über, wo die Freunde blieben. Ihr Wahnbild verdrängte kein auch noch ſo geringes Theilchen der Wirklichkeit; es ſchwebte wie eine Fata-Morgana in der Luft, wo es freien Spielraum hatte.

Nach einer Stunde nahm der Arzt Abſchied, nachdem er verſprochen, am nächſten Tage wiederzukommen. Der Maler, welcher Concordien vorgeſtellt worden war, ohne daß ſie von ihm weiter Notiz genommen hätte, empfahl ſich ſtillſchweigend, wie er ſich die ganze Dauer des Beſuchs hindurch verhalten hatte.

Kaum waren ſie auf der Straße, ſo fragte der Arzt ungeduldig: „Nun, was haſt du beobachtet? Es muß viel ſein, denn du haſt den Mund nicht aufgethan; man hätte denken ſollen, du verſtändeſt nur Augen.“

„Wenn wir im Hotel ſind!“ ſagte der Maler abwehrend.

In ſeinem Zimmer angelangt, ſprach er, tief aufathmend: „Freund, ich kenne dieſes Mädchen!“

„Was!“ ſchrie der Arzt, ernſtlich erſchrecken. „Du biſt's doch nicht etwa?“

„Nein“, ſprach der Maler, „wenigſtens weiß ich nichts davon! Aber geſehen habe ich das Mädchen in Berlin oft und — habe ſie viel angeſehen, das muß ich bekennen! Wo ich ihr, ohne Aufſehen zu erregen, begegnen konnte, da benutzte ich es. Denn mich ihr bemerklich machen wollte ich nicht; ich wünſchte nicht, ſie kennen zu lernen, ſie war für mich ein Bild, welches ich eben malen wollte: die Erſcheinung eines ſchönen Fräuleingeſtes aus dem 17. Jahrhundert in einer Prachtſtube — Ich hatte einmal dergleichen geſehen, es hatte mich gefaßt, ich wollte es malen, bin nicht dazu gekommen, aber das Fräulein Concordia habe ich in zehn und mehr Skizzen, die ich dir zeigen will, wenn wir wieder bei mir zurück in Weimar ſind. Ihre blaſſe, vornehme und etwas unirdiſche Schönheit paßte ganz zu meinem Entwurf. Auch heute dachte ich wieder: Wenn es im Himmel Ariſtokratie gibt, ſo muß ein himmliſches adeliches Fräulein ungefähr ſo ausſehen. Etwas anderes habe ich nicht gewollt! Habe ich, ohne es zu wiſſen, Unheil angerichtet, hat ſie, während ich ſie anſah, mich auch angeſehen, bin ich in ihrem Wahn, der vielleicht in einem müßigen, willkürlichen Romanträumen ſeinen Anfang genommen hat, ihr zum Grafen Rodwitz, zum Liebhaber, zum Gatten, jetzt endlich zum Verſtorbenen geworden — ich kann nichts anderes ſagen als —: Liegt's an ein paar hundert Thalern, um das unglückliche Fräulein irgendwohin zu bringen, wo ſie wieder geſund werden kann — ich lebe zum Glück nicht von meinen Bildern, ich kann und will das Nothwendige geben und nun — Punktum.“

„Aber, Freund“, ſagte überlegend der Arzt, „ſie hat auch nicht ein Zeichen von Erkennung bei deinem Anblick gegeben!“

„Aber“, rief ungeduldig der ſeltene Künſtler, der nicht von ſeinen Bildern lebte, „es iſt ſieben Jahre her, ſeit ich ihr nachlief; ich habe mich ſeitdem verändert, bin über und über behaart, damals war ich glatt und ſchön. Und wenn ich denn nun auch nicht der Graf Rodwitz ſein ſollte, kannſt du betrogene mein Geld nicht nehmen? Thu's! Ich verſichere dich, du thuſt mir damit eine Güte! Ich würde ſonſt das blaſſe Fräulein nimmer los und ſie könnte mir, zur Strafe dafür, daß ich einſt ein Geſpenſt aus ihr machen wollte, nun jetzt wirklich zum Geſpenſt werden.“

Nach einer überraschenden Entwickelung eines rein zufälligen Vorgangs scheint nun ein Schluß zu passen: Die Heirath Concordia's entweder mit dem Arzt oder mit dem Maler, natürlich nachdem der Graf Ludwig aufgehört, in ihrer Phantasie zu existiren.

Davon läßt sich nun allerdings nichts berichten. Doch sollte Concordia's schlimmes Geschick sich darum nicht minder erfreulich und nicht weniger unerwartet dazu aufklären. Dank den Betrügen des Malers, die der Majorin als eine durch die Vermittelung des Arztes erlangte Unterstützung einer hohen Person zukamen, welche hohe Person nicht genannt zu werden wünsche, wurde Concordia in eine der besten Irrenanstalten gebracht und glücklich geheilt. Ein junger Arzt, der sie vorzüglich behandelt hatte, lernte sie dabei schätzen, lieben, wurde ihr treuer glücklicher Gatte und seine thätige Gehülfin. Wenn Rudolf an ihren Wohnsitz kommt, wird er von ihr als Wohlthäter begrüßt, was ihm etwas unbehaglich ist. Der wirkliche Wohlthäter indessen hat ihn im Falle des Verrathes mit so vielen irdischen und himmlischen Strafen bedroht, daß er sich ihnen nicht aussetzen mag und fortfährt zu schweigen. Der Maler hat Concordia auch besucht und sie gemalt, und zwar diesmal nicht als Megäre, sondern als schöne Frau, worauf ihm, wie er sich ausdrückt, wieder wohl zu Muthe ist, ganz so, als hätte er jenen „hellseien Gedanken" niemals gehabt oder verfolgt.

Liebe überwindet.

Novelle von Franz von Kummersdorf.

VIII.

Adrienne hatte ihrer Kammerfrau zum Ankleiden geläutet, sobald ihr Vetter gegangen war.

Die Erinnerung an das Vorgefallene vermochte ihr die peinlichste Regung. Aus der Gedanke an Carlo goß Oel in die aufgeregten Wellen ihres Innern. Ein sanfter Friede folgte der Verstimmung. Sie war ich und sicher in ihrer Wahl. Herr strahlte kein Zweifel die reine Seligkeit.

Gewiß seiner Liebe, gewiß seines Werthes, konnte Adrienne nur mit freudigem Herzklopfen an den theuern Mann und sein Wiedersehen denken. Die Voraussicht einer baldigen, nach innigern Vereinigung goß Freude in ihr Gemüth. Alles neben und um sie schwand, bis sogar die Traumbilder ihr den Geliebten verführerisch in des Lebens Vollkraft und Hochgenuß.

Der Gräfin Traumgesicht war kein prophetisches. Eine verbrecherische Hand hatte Carlo eben aus den Reihen der Lebenden! Sie mordet damit auch das Glück der Frau, die im Schlaf so heiter lächelt! Sie schlummert fort, schlummert arglos fort bis in den späten Morgen — —

Auch für Memolo Querini ist die Nacht mit ihren vierzehn Stunden hingerichtlichen. Den Abend vorher war er nach Hause gekommen wie ein verstörter Geist. Er hatte sich Wein geben lassen, um sich zu betäuben und zum Schlaf zu zwingen. Jetzt ordnet er seine wichtigsten Werthpapiere. Hierauf läßt er sich ankleiden und fährt — zu seiner Geliebten.

Der Mörder, der in gewohnter Weise auf den Polstern der Gondel lehnt, fühlt während des langen Wegs alle Höllenqualen in seiner Seele toben. Aber äußerlich scheint er ruhig. Er darf sich nicht verrathen, muß durch sein Betragen den etwa aufsteigenden Verdacht entfernen. Die Maske sitzt fest — —

„Ich komme, um deine Vergebung zu bitten, Adrienne!" sagte er, sich über ihre Hand beugend. „Gestern ließ ich mich von meinen Gefühlen hinreißen."

„Es sei vergessen, Memolo!" erwidert die Gräfin ruhig. Ihr glänzendes Auge, ihr glückliches Lächeln gelten einem andern.

Querini freut sich seiner That. Das Gefühl des Hasses gewinnt die Oberhand — —

Aber der Erwartete bleibt aus. Umsonst hebt die Gräfin bei jedem leichten Geräusch. Umsonst hängt ihr Blick an der Thür. Endlich schickt sie den alten Giovanni nach San-Luca, um sich nach Carlo's Befinden zu erkundigen. Die lange Zeit, während der alte Mann ausbleibt, wechseln die Beiden kaum ein Wort. Für gleichgültige Gespräche ist ihre Stimmung zu aufgeregt — —

„Signore Carlo kam gestern gar nicht nach Hause", berichtet der alte Mann.

Ein jäher Schreck durchzuckt die Gräfin. Der Wahrscheinlichkeit eines nächtlichen Unfalls lag nahe. Adrienne faßt sich rasch — die Straßen in Venedig sind ja so sicher! Ihre Befürchtungen erscheinen der Gräfin grundlos. Sie schreibt ein paar Zeilen — — Memolo zittert in seinem Lehnstuhl. Der Anfang des Endes war gekommen.

„Giovanni", wandte sich die Gräfin an den nebenstehenden Diener, „schicke Ludovico damit sogleich nach Padua! Er soll heute noch Antwort bringen! Welcher Weg führt von hier nach San-

Luca?“ fragte ſie darauf, da ſie die Straßen ihrer Vaterſtadt leicht zu Fuß durchwandert.

„Man muß den Fragbette Margiano palmern“ erwiderte Giovanni.

Adrienne befahl ſogleich Hut und Schawl zu bringen.

Memolo Guerini fuhr wie aus tiefer Träumerei empor. „Darf ich dich begleiten, Cousine?“ fragte er — — Der Arm der Gräfin zitterte, als ſie ihre Hand darauf legte. Giovanni folgte ihnen.

„Wer hatte hier heute Nacht die Wache von euch?“ fragte Adrienne, am Fragbette angekommen, und richtete dieſe Worte an den grimmigen Vorſtand der dortigen Gondeliere.

Der bezeichnete Burſche wurde grauen. Er erinnerte ſich, in der erſten Stunde nach Mitternacht zwei Männer übergefahren zu haben; aber es war zu finſter, um ſie deutlich zu erkennen. Nur daß einer davon heiter und fröhlich geweſen, einen dicken, ſchwarzen Bart gehabt, weiter als ihn die Herren gewöhnlich tragen, und ſich nach dem Hauſe in San-Luca erkundigt. Das allein vermochte der Gondelier anzugeben.

Die Gräfin ſank faſt zuſammen. Das alles paßte gar zu gut. Carlo.

Der andere Herr ſei vollſtändig verhüllt geweſen, hieß es. Nur kleine Füße in Lackſtiefeln und perlgraue Handſchuhe hatte der Barcarole wahrgenommen.

Graf Guerini zog unwillkürlich ſeinen eleganten Fuß zurück. Mar es ihm doch, als hätte das Auge des Burſchen darauf geruht.

„Perlgraue Handſchuhe!“ ſagte die Gräfin dumpf. „Solche — trugſt — du ſo geſtern? Und trägſt ſie auch heute! Ja ja — heute — Liebſter! Und dein Weg nach San-Marco führt ſo auch — über den Fragbette Canalazzo —“

Die Worte erſtarben auf Adrienne's Lippen — —

„Cousine! Das Verſchwinden deines Liebhabers ſcheint deinen ſonſt ſo klaren Verſtand verwirrt zu haben!“ entgegnete Memolo heiter auf franzöſiſch. Adrienne hatte ſich auch dieſer Sprache bedient —

„Rude' uns hinüber!“ wandte ſich Adrienne an den nämlichen Barcarole, der die Nachtwache gehabt.

Memolo lächelte, als er in die Gondel ſtieg; die Gondeliere am Fragbette lachten. Sie meinten wohl, der elegante Herr hätte ſo früh ſchon des Guten zu viel gethan. Die Dame lehnte am Gondeldach und betrachtete das Treiben des Canales — mit Augen, die dem Wahnſinn nahe ſchienen — —

„Hier liegen die Beiden aus und verloren ſich in dem dunkeln Gäßchen!“ verſetzte der Barcarole, am jenſeitigen Ufer anlegend.

„Giovanni! Geh' — voraus — zu Signore Galimberti! Ich laß' ihn bitten — uns entgegenzukommen und — in unſern Nachforſchungen beizuſtehen. Denn — zwiſchen hier und ſeinem Haus verſchwand Carlo! — —“ So befahl die Gräfin —

Sie blieb mit Memolo in dem kleinen, finſtern Gäßchen allein, das am Rande eines Seitenkanals hinführte. Die ſchlafloſe Nacht hatte nichts dazu gethan, Guerini's Nerven zu kräftigen. Der ſcharfe, immer auf ihn gerichtete furchtbare Blick Adrienne's verwirrte ihn, aber er gab ihm auch zugleich die Nothwendigkeit ein, ſich zu faſſen. Der Faden war bereits in ihrer Hand. Er wußte wohl, ſie würde nicht raſten, nicht ruhen, bis ſie Carlo aufgefunden. Das Reſultat ſolcher Forſchungen konnte zur Entdeckung des Schuldigen führen. Memolo wollte ſich vor allem bemühen, die gegenwärtige Richtung ihrer Gedanken zu trennen —

„Kürchtſt du nicht, daß wir uns hier lächerlich machen, Cousine“, bemerkte er, „indem wir einen Mann wie ein verlorenes kleines Kind ſuchen? Wahrſcheinlich erholt ſich Signore Augier irgendwo in Venedig oder ſchon in Padua von den Folgen einer luſtigen Nacht! Gewiß, er fuhr nach Padua und vergaß dich davon zu benachrichtigen!“

Memolo's erzwungene Heiterkeit war ſo unnatürlich, daß ſie Adrienne nur noch mehr in Verzweiflung ſtürzte. „Carlo würde mich nicht warten laſſen und ſicher Kunde von ſich geben, wenn ihm nicht ein Unfall begegnet wäre!“ erwiderte die Gräfin. „In ſolcher Lage Zeit verlieren, heißt die Möglichkeit der Rettung verſäumen —“ ſprach ſie dumpf brütend — —

Die Beiden waren nun ungefähr in die Mitte des engen, finſtern Gäßchens gelangt. Sie bogen um eine Ecke. Bei ihrem unerwarteten Erſcheinen erhob ſich ein Flug Straßentauben in die Luft.

„Ha! Die Tauben!“ ſtammelte Memolo Guerini und ſeine Knie drohten unter ihm zu brechen. Der Graf und ſeine Cousine befanden ſich auf der Stelle des Mords.

„Die Tauben?“ fragte ſie, ihn ſtierend . .

„Dieſe Thiere ſuchten erſt neulich zur Entdeckung eines längſtbegangenen Verbrechens“ ſuhr ſie fort . . „Vor zwanzig Jahren kam hier

in Venedig ein Engländer um. Auf welche Art, blieb verborgen. Nun traf es sich, daß vor einigen Wochen zwei Gondeln, den Canale grande kreuzend, aneinander vorüberfuhren und im nämlichen Augenblick ein Flug Tauben über ihren Häuptern schwebte. »Nicolo, wenn diese Tauben sprechen könnten!« rief der eine Barcarole im raschen Vorbeifahren. Der so Angeredete aber erblaßte und befahl grimmig seinem Kameraden, zu schweigen. Zufällig rudernte Nicolo einen gewöhnlichen Passagier, einen der höhern Polizeibeamten. Diesem kam die Scene verdächtig vor, er leitete die Untersuchung ein und die beiden, durch die Tauben verrathenen Schuldigen bekannten — den Mord — des Engländers —"

„Wozu wiederholst du mir diese in ganz Venedig bekannte Geschichte?" sagte Querini, hörte aber ihre Gegenworte nicht mehr. Unter ihrem starren Blick brach er zusammen. Er verlor die Besinnung.

Adrienne war selbst dem Tode nahe. Sie hatte die Gewißheit eines begangenen Verbrechens!

Carlo Fabio! Carlo gemordet! Memolo der Mörder! Zu dem Bewußtsein, ihr Theuerstes auf Erden verloren zu haben, gesellte sich der furchterliche Gedanke, in ihrem nächsten Verwandten den Schuldigen zu wissen. Sie hätte ihren Schmerz aber der Erde hinausweinen mögen — —

Aber hier durfte sie seiner weiblichen Schwachheit nachgeben. Hier war es mit Weinen und Klagen nicht gethan. Der schlimme Tage erforderte die letzte, die äußerste Anstrengung der Seele — —

Bleich und ernst, aber gefaßt, wandte die Gräfin den beiden Männern entgegen, die eben um die Ecke bogen.

„Giovanni! Rudere sogleich Graf Memolo nach Hause! Er ist — von — plötzlichem Unwohlsein befallen worden! Sie, Signore Galiberti, bitte ich um Ihren Beistand! Ich habe allen Grund, zu vermuthen, daß — Carlo — auf dem Heimweg in — diesen Kanal — gefallen ist — —"

Der Freund Angelo's, den er hier in der Nähe von San-Luca wohnend wußte, erklärte sich zu jeder Hülfeleistung bereit.

Die Gondeliere des Tragetto wurden aufgeboten.

„Wenn Graf Memolo in seiner Wohnung ist, so rufe Doctor Bernardo! Er möchte hierher kommen —" befahl Adrienne ruhig und nun floß wieder wie im Anfange einer Flut von — ewigen Thränen —

In weniger als einer Stunde hatten die Nachforschungen bereits begonnen. Aber auch diese Zeit ließ Adrienne nicht ungenützt vorübergehen. Sie trat in jedes der Häuser, die zwischen dem Tragetto Gargagon und Galiberti's Wohnung lagen. Indeß vergebens. Niemand wollte etwas gehört haben. Nur in einer schmutzigen Hütte lautete die Antwort weniger bestimmt. Dort fanden sich blos Kinder. Der Vater sei mitten in der Nacht fortgegangen und seither nicht wiedergekommen. „Möglich, daß er ein Geräusch vernommen", erklärte das älteste Mädchen. Die Kinder hatten fest geschlafen. Adrienne notirte mit zitternden Händen die Nummer des Hauses. Sie trug dem Mädchen auf, sobald der Vater heimkäme, denselben nach Palazzo Querini San-Stefano zu schicken. Indem sie sprach, schlugen ihre Zähne vor Kälte zusammen —

Mittlerweile erschien Doctor Bernardo. Die fruchtlosen Nachforschungen wurden bis in die hereinbrechende Nacht fortgesetzt. Die Begleiter der Gräfin waren ermüdet. Sie selbst hielt sich kaum mehr aufrecht. Die Gondel der Dame harrte, sie heimzuführen. Sie sank wie todt in die Gondel. Unter Giovanni's Leitung wurde noch bei Fackelschein die Durchsuchung des Kanals nicht unterbrochen. Auch Galiberti versprach, nach kurzer Ruh wieder zurückzukehren; daß der Körper fortgeschwemmt, war bei der Verschlammung des Kanals nicht denkbar.

Zu Hause legte sich Adrienne nieder wie eine Sterbende — — Der Doctor saß an ihrem Bett und verlangte, daß sie Nahrung nehme. Noch während sie es versuchte, kehrte der Bote von Padua zurück. Wenn Adrienne in dieser Richtung noch einige Hoffnung hegte, so wurde diese durch den erhaltenen Bescheid vernichtet. Niemand hatte seit Sonntag früh mehr Carlo Angelo in Padua gesehen noch eine Nachricht von ihm erhalten. Sie brach in ein verzweiflungsvolles Weinen aus — —

Die Tröstungen der Umstehenden genommen endlich so viel über sie, daß sie sich der Schreibkunst reichen ließ. Sie schrieb an Memolo:

„Graf Querini! Der theuere Name, wie Sie ihn so richtig nannten, retten Sie! Ein Mitkommen unsers edeln Beichtkindes darf nicht der Criminalinstiz zur Beute werden! Verlassen Sie unverzüglich Venedig! Meine Nachforschungen im Kanal könnten zu einem Resultat führen, wo

ich Sie — — Doch nein, retten Sie! Ich nehme an, Sie fischen Angie in den Kanal! Sei Ihr Leben ein einziges Gebet zu Gott!"

Marder verfloß eine bange Stunde. Dann traf Giovanni ein, welchen Galinberti abgelöst. Der Kanal wäre überall durchsucht, aber kein Körper darin gefunden. Signore Galinberti würde selbst noch Bericht abstatten. Der Bewohner der Höhle war bisher noch nicht nach Hause gekommen. Adrienne athmete in schwacher Hoffnung — —

„Mein guter Giovanni! Ich muß heute deine Kräfte außergewöhnlich in Anspruch nehmen; aber es ist ja eine Frage des Lebens! Dies Billet mußt du sogleich und eigenhändig Graf Memolo übergeben!" wandte sie sich an den alten Diener — Sie sprach das alles und hatte im selben Augenblicke schon wieder ihren Gedankengang verloren — — Sie hätte ja, da Carlo nicht im Kanal zu finden war, eine andere Auskunft von Querini begehren können — Ihre Gedanken verloren sie

Der Greis eilte trotz seiner Müdigkeit den Auftrag zu erfüllen. Er fand Querini im Bett von den Folgen seiner Ohnmacht nervlich erholt. Ein Zittern durchfuhr den Körper des Grafen, als er Adrienne's Zeilen überlas; nachher schien ihn der Inhalt des Blattes wieder zu beruhigen. Er verbrannte es indessen rasch an den Kerzen auf seinem Nachttisch und sagte zu Giovanni mit einer Stimme, der er vergeblich Festigkeit zu verleihen suchte: „Bitte der Frau Gräfin aus, ich würde ihren Befehl sogleich erfüllen, und da ich morgen reise, bleibe mir leider nicht mehr die Zeit, mich persönlich zu verabschieden — — Im übrigen wäre Ihre Vermuthung — gegründet." Nach diesen Worten fiel der Graf wie erschöpft auf seine Kissen zurück. „Reiche mir ein Glas Wein, Giovanni!" sprach er matt. Der alte Mann that das Verlangte und brachte hierauf seine Botschaft in den Palast Campo San-Stefano.

Bald nach Giovanni erschien bei der Verzweifelnden auch Galinberti, um Bericht zu erstatten. Doctor Bernardo wurde hinausgerufen. Der Kanal war aufs neue durchsucht und Carlo's Körper nicht darin gefunden worden. „Folglich kann hier Angie nicht ertrunken sein!" schloß der Doctor seine Mittheilung.

Diese negative Hoffnung blieb ein Lichtstrahl in Adrienne's Zimmer. Sie schwieg eine Weile überlegend. Dann sagte sie: „Glauben Sie nicht, daß Carlo, wenn ihm ein Unfall begegnet, in eins der Hospitäler gebracht werden sein könnte? — —"

„Allerdings hat diese Annahme viel Wahrscheinlichkeit für sich!" sprach der Arzt. „Wenn Signore Angie nicht zu sprechen vermochte, wurde er gewiß dorthin gebracht — Wir werden bald Beruhigung haben —"

„Nun, Doctor, so beginnen wir bei dem Hauptspital, dessen Vorstand Sie sind!" hauchte Adrienne. Sie ängstigte sich fast, Freude zu verrathen. Sie suchte Carlo unter den Lebenden — —

Aber Doctor Bernardo legte mit dem Ernst seines Amts und seines Alters die Hand auf den nach der Klingel ausgestreckten Arm der Dame. „Was wäre es, wenn Sie ihn wiederfänden und einige Stunden später dann selbst das Opfer einer Gehirnentzündung würden? Nein! Nein! — Sie müssen schlafen, Gräfin!" bemerkte er mit Bestimmtheit.

„Schlafen?" rief Adrienne und ein irrsinniger Ausdruck zuckte über ihre gequälten Mienen. „Aber so sei es!" sagte sie nach einer Weile.

Sie schwankte hoffnungslos in ihr Schlafcabinet — —

Der Kamin des nach Triest bestimmten Dampfers sandte in die grünliche Morgendämmerung seine Rauchwolken.

Die Witterung war unfreundlich und kalt.

Venedig zeigte sich den Abfahrenden nicht mehr im Festgewand. Es eilten auch die Passagiere, aus ihren Betten unter Dach zu kommen, sie weilten nicht mehr auf dem Verdeck, um den letzten Anblick der herrlichen Lagunenstadt zu genießen.

Ein kleiner Mann schritt hastig nach der Kajüte der ersten Klasse. Ihm folgte fast mechanisch eine elegante, männliche Gestalt. Letzterer ließ sich auf die gepolsterte Bank nieder, schlug seine Rockkragen zurück und zeigte ein bleiches, verhärmtes Antlitz wie nach langer Krankheit.

„Wie? Sie reisen auch, Querini?" rief Fürst Rudheim verwundert. „Wahrscheinlich nach Wien, um als galanter Gemahl für den Mann aus dem Monde eine Stellung zu holen? Das Beste, was man in dergleichen Fällen thun kann, wenn die Sache nicht mehr rückgängig zu machen ist."

Der Fürst wußte also noch nichts —

„Die Heirath meiner Cousine bleibt einstweilen aufgeschoben!" antwortete der Graf dumpf und schloß sich unmittelbar — —

Der Fürst verstand diese Mittheilung nur als Folge eines leichten und vorübergehenden Hinder-

wärts — Nun aber legte er seiner Heiterkeit Schranken an und versuchte sogar seiner mobilen Physiognomie den Ausdruck aufmerksamer Betrübnis zu verleihen. „Denken Sie, Graf, welch ein Unglück mich von Venedig abruft!“ sagte er. „Mein armer Neffe ertrank beim Baden! Heute Nacht erhielt ich ein Telegramm —“

„Ertrank!“ Das Wort klang widerlich in Corsini's Stimmung. Er entgegnete nichts auf Arnheim's merkwürdige Nachricht. Das Gespräch mit diesem fortzusetzen, war ihm peinlich; berührte doch der Ärmste unwissend die wundesten Punkte seiner Seele — —

„Wo gehen Sie denn aber eigentlich hin, Corsini?“ fragte der kleine Mann.

Darum hatte der Verbrecher selbst noch nicht gedacht. „Nach Paris!“ sagte er geradezu — —

„Nehmen Sie sich in Acht, lieber Graf“, versetzte Arnheim, „Sie leben hier auf! Ganz das Aussehen eines Conspirateurs! Noch dazu Italiener!“

Der Arme lachte, ungeachtet des erzwungenen Reizes.

Damit verließ er den schwerblütigen Aristokraten. Es wurde ihm nicht möglich, die Rolle eines eingeweihten Chrimo durchzuführen; kam doch die Verhaftung eines Kameraden so unerwartet und rücksichtslos, denn acht Tage später wäre Arnheim mit Nr. 7 vermählt gewesen. Der kleine Mann ging glänzender Unabhängigkeit entgegen und hinter sich ließ er eine ihm lästige Braut. Kein Wunder, wenn seine Lebensgeister wogen.

In seiner Zelle sah aber Marcelo Corsini wie ein Bankerotteur. Das Ziel im Leben hatte er nur immer verloren. Aus der Vaterstadt folgte ihm die Erinnerung seiner ruchlosen That. Das Gesicht in den Händen begraben, blieb er lange unbeweglich, nachdem ihn Baron Arnheim verlassen —

In derselben frühen Morgenstunde, als der Dampfer nach Livorno fuhr, begrüßte Gräfin Corsini's Wandel von dem Wasserthor des großen Hospitals in San-Giovanni e Paolo.

Von Doctor Bernardo geführt, durchwanderte eine Lampe wie ein bleicher Schatten die Säle. Vor den meisten Betten stand der Name zu lesen. Da lagen Sterbende, Genesende — Da waren gerade diese Nacht so viel neue Kranke gekommen — Keiner war der Erbetene — Carlo ist nicht — Der Kanal hat ihn hinweggeschwemmt —

Endlich, in einem der letzten Säle, sieht der Doctor einen Kapuziner über einen Kranken gebeugt. Er hebt ihm eben zur Stärkung ein. Große dunkle Augen öffnen sich, der Arzt gewann an Sicherheit, der Mann im Bett mit den langen Haaren und Bart blickt ganz nah der Eingetretenen. Plötzlich zerriß der Schleier, der seine Sinne gefesselt hielt. „Mariana!“ rief eine Stimme zum Herzzerreißen — Der Kranke breitete die Arme aus und sank in die Kissen zurück.

„Carlo! Mein Carlo!“ schrie Mariana und sank über den Ohnmächtigen zusammen — —

Nach italienischer Unsitte hatte man ihm Bart und Haar gelassen. Daher die gänzliche Entstellung.

Doctor Bernardo widersetzte sich nicht, daß man den Kranken sogleich nach dem Palazzo Corsini brachte. Es ließ sich wagen — —

Carlo Auger wurde in die Gondel getragen — Er blieb bewußtlos — Sein Puls schlug kaum wahrnehmbar.

„Wird er leben?“ sprach Mariana, die Hände faltend . . .

Der Doctor gab Beruhigung . . .

Inzwischen gaben die Gondoliere Aufklärung. Der Bewohner der Hütte auf der Giudecca von San-Marco war der Gräfin gefolgt. Um die Ergangene der Nacht des Sonntags auf den Montag befragt, gab er an: Er hätte sich unwohl gefühlt und sei deshalb aufgestanden. Ein dumpfer Fall und das Geklatter der Straßentauben an seinem Fenster hätte seine Aufmerksamkeit erregt. So sei er vor das Haus getreten und hätte gemeint, einen schwachen Hilferuf zu hören. Bis er endlich seine Laterne angezündet und an den Kanal getreten, hätte er gesehen, wie ein Mann mit äußerster Anstrengung sich aus dem Schlamm emporarbeitete, worauf er denselben mit einer Stange zu Hülfe genommen. Doch kaum auf festen Boden hätte der Gerettete die Besinnung verloren. Wie er so ruhelos gebunden, ohne zu wissen, was mit dem Körper beginnen, sei eine Patrouille gekommen. Dieser hätte er den Mann übergeben und sei hierauf seinen Geschäften nachgegangen.

Mariana erriet dem zufälligen Rettungswerkzeug ihres Freundes ihre Dankbarkeit. Er bat sie, über das Vorgefallene zu schweigen. Dann eilte sie zu Carlo — —

Unter der sorgfältigen Pflege und der Einwirkung der Arznei nahm seine kräftige Constitution bald die Folgen des Unfalls ab. Einige Tage später lag er in tiefem Schlummer. Die

ſie in Ihr Zimmer zu hängen — Herr, Sie machen mich lachen.

Wolf.

Lachen Sie nur! (Auf das Zimmer nebenan blickend, ohne daß es Heinrich ſieht.) Andern werden dabei die Augen übergehen.

Heinrich
(eraltirt).

Ein Freier in ſchwarzem Frack, mit gebranntem Jabot, Blumenſtrauß auf der Weſte, hintretend vor die Morgenröthe und mit ihr liebäugelnd bedeutungsvoll auf das Notariatsinſtrument in der Rocktaſche klopfend — (mit bitterſtem Humor) Morgenröthe, willſt Du mich? Morgenröthe, ich will Dich unter die Haube bringen — Herr, ich weiß nicht, ſoll ich lachen oder ſoll ich raſen?

Wolf.

Ich würde mich an den Ausbrüchen Ihres Humors noch länger vergnügen; (auf Julie, die ganz vernichtet zugehört, zeigend) aber ich müßte fürchten, es auf fremde Koſten zu thun!

Heinrich.

Verlaſſen Sie meine Schwelle!

Wolf.

Ich werd' es thun, ich werd' es thun —, aber was Ihre Beleidigungen anbetrifft, (im Abgehen) ſo ſollen Sie an mich denken!

seligen Gefühlen betrachtete der Graf den bereits Totgeglaubten und Wiedergefundenen. Lange sah er so, den Arm um sich haltend, um seine Ruhe nicht zu stören. Endlich erwachte er, der Schlaf hatte Stärkung und Erholung gebracht.

„Mir ist es wie ein Traum, Adrienne! Seit ich Euch Sonntag nachts verlassen — erklärt mir, wie ich hierher kam — —"

Dabei richtete er sich langsam in die Höhe. Seine Augen hingen mit dem ihnen eigenen seelenvollen Ausdruck an den Zügen der edelsten Frau an seiner Seite — — „Jetzt ahn' ich — Ja, ich weiß —" sprach er dann. „Mein Leben — ach, es ist Ihr Eigenthum —"

Adrienne sank an Carlo's Brust. Alle weiteren Worte gingen unter in Kuß und Umarmung.

Es währte Wochen, bis sich Carlo Auger ganz wiederhergestellt fühlte. Adrienne hatte auf Verschwiegenheit aller Betheiligten gedrungen; bald aber wußte ganz Venedig, was geschehen. Ja sogar Momolo's schnelle Abreise wurde mit „dem im Kanal Ertrunkenen" in Verbindung gebracht. Man sprach von einem Mordanfall — —

Als Fürst Arnheim von dieser Affaire erfuhr, äußerte er: „Allez vertrefflich — mais, mon Dieu! — Kann man einen Mann küssen, der in den Kloaken Venedigs nahe daran war, zu ersticken — Es gibt viele Kloaken, aber welche gleichen denen Venedigs —!" — —

Auger erfuhr diese Aeußerung und die Verwandtschaften und die neidischen Besucher des Café Quadri wiederholten sie . . .

„Das ist das »Lächerliche«!" sagte er zu Adrienne . . . „Ja, ein Mann, den man hinterrücks in einen Kanal stößt und aus dem Morast herausfischen muß — ist lächerlich . . . Graf Momolo Quarini hat mich in der That für Sie — unmöglich gemacht! —"

„Nein!" rief Adrienne und warf sich an seine Brust. „Ich habe jede Prüfung überwinden wollen und auch diese bestehen auch nicht! Du bleibst mein Stolz, der Träger meines Namens, der Wahrer der reinen Farben der Quarini!"

Carlo Auger erhielt aus Armenien die Urkunde über die Lösung seiner nicht vollzogenen Ehe und wurde Adrienne's Gatte.

Momolo Quarini lebt in Paris. Er sucht Vergessenheit — in den Strudeln der „Gesellschaft".

Leiden und Freuden eines Secretärs.

Von G. Lorenz.

Als noch vor langer Zeit die Abschreiberlehrer, die Kanzlisten oder wie Pütz — nicht Fink, aber auch nicht Klug — war, hießen, da hatte ich bei manchem jämmerlichen Concept, das ich ins Reine, wenn auch nicht ins Richtige, zu bringen hatte, keinen höhern Wunsch, als — Secretär zu sein, der für ein ganzes Collegium die Concepte aufzusetzen hätte.

Der Mensch weiß aber gar oft nicht, was er sich wünscht. Ich erkannte damals nur den mangelhaften Ausdruck eines verarbeiteten Stoffs und erfuhr erst später, als ich wirklich Secretär geworden war, mit welchen widerwärtigen und schwierigen Stoffen man sich quälen muß, indem man nicht für jeden eine angemessene Form wählen kann, sondern alle in den vorgeschriebenen Geschäftsstil zu bringen hat. Und wenn nun das ganze Collegium nicht über dieses Gleis hinausfahren läßt, so wollte auch noch jedes einzelne Mitglied seine gewohnten oder Lieblingsworte und Wendungen in den Concepten wiederfinden und den Stoff nach eigener Logik gelegt und gewunden haben.

Ehe nun meine Feder es dem Chamäleon erlernte, jedem Collegien-Kameel die ihm zusagende Farbe unter die Augen zu bringen, kamen meine Concepte mit mehr Schmarren von Secretären in die Kanzlei, als irgendein Aufsatz mit von der Universität bringt. Und bei meinem Verdruß mußte ich immer noch dabei denken, daß über meiner Arbeit mir auch manchem Abschreiber derselbe Wunsch, den ich gehabt hatte, aufsteigen möchte, — Secretär zu werden, um es besser zu machen, als es ihm eben vor Augen lag.

Nur in einem Falle hatte sich mein Concept unangefochten, wenn es nämlich galt, in einer Adresse die Theilnahme des Collegiums an einem dem fürstlichen Hause zugefallenen glücklichen — oder zugemessenen unglücklichen Ereigniß auszusprechen. Zu jenen als regelmäßig gehörten die Glückwünsche beim Jahreswechsel und zu den Geburtstagen des Regenten und des Mitregenten. So durfte ich zum Neujahr sagen:

„Beim abermaligen Wechsel der Jahre gereicht es uns zur innigsten Befriedigung, daß im ewigen Fluß und Wechsel der menschlichen Dinge doch die Gefühle und Gesinnungen der Ehrfurcht, der Treue und Anhänglichkeit an Ew. K. in unseren wie in den Herzen Allerhöchstdero Unterthanen stets unwandelbar bleiben" u. dergl.

Ihr lämpelichen Herren ägnirten das Lauber Concept, dankbar für die ganze Entdeckung, die ich in ihren Herzen gemacht hatte.

Der beste Mensch aber kann nicht immer mehr, poetisch und neu zugleich in Tingen sein, die eben unwanderbar sind. Dafür pflegte ich zum folgenden Neujahr die beiden Glückwünsche zwischen Vater und Sohn dies zu vertauschen und überzeugte mich am Ende des dritten Jahres, daß etwas Gutes auch in der alten Gestalt wiederkehren dürfte, so daß es eben dadurch selbst etwas Unwandelbares gewänne.

Vielleicht war früher, als ich mir heimlich schmeichelte, Secretär zu werden, der Stolz mit im Spiel, daß der Secretär im Collegio selbst Sitz — und wenn auch keine Stimme, doch Gehör habe.

Dieser Sitz war aber gilt etwa so viel als im preußischen und holländischen Militärdienste der Offiziertressen an der Seite des Feldwebels, dessen Ehrenschmuck eben auch nicht zum Commandiren erlogen wird.

Das Gehör aber — gehört zum Beruf des Secretärs; er hat das abzulassen, was er gar manchmal nicht lassen kann. Und so hatte ich eine Gelegenheit mehr, dem realen, dem paradiesischen Hang des Menschen nachzugeben, der auch in höheren Dingen das am begierigsten kosten will, was eben nicht zu begreifen ist.

Wie der Vogel Strauß — Struthio camelus — statt anderweiter Flügel nur gefiederte Stummel hat, um anzudeuten, daß er an der Grenze des höheren Reichs der Vierfüßler steht und mit solchen durch die Lüfte rennt, so ist auch einem Collegiensecretär wenigstens ein votum consultativum, eine berathende, wenn auch keine entscheidende Stimme verliehen, schon daß er in der Actenwüste mitlaufen kann, auch ohne Vierfüßler zu sein.

Von diesem beruhigenden Verein machte ich zuweilen in Tingen Gebrauch, die mir zuweilen einen feinen Spaß machten. Einmal z. B. hatte ich der Vorstellung einer armen Frau, die um Erlaß einer Kostenrate bat, in die sie wegen eines „Jagers" Waldhelzes genommen werden, mit dem verbesserten Worte „Jrachs" ins Protokoll getragen. Der alte Referent aber, der gern den Mund patherisch voll nahm, sprach das rechtliche Wort Jagd jambisch: Jagd, und auf Jagd nicht begreifen, und „Bretterzaun" unter einem Jagd-Zaun verstehe. Ich bemerkte ihm mit hohem Ernst, sie meine unter Jagd so viel als sie habe tragen können.

Ein anderesmal hatte dasselbe gründliche Mißgeschick einen Hämmerle vorzubringen, der im Frühjahr um Bewilligung von vier Simmer Saatgerste vom herrschaftlichen Forstboden „gegen einen Dachs" bat.

Referent meinte, mit der Saatgerste müsse man dem Manne schnell zu Hülfe kommen, ihn aber durch die Rentrei bescheiden lassen, daß die Rentkammer keinen Gebrauch von dem angebotenen „Dachs" machen könne.

„Aus diesem Grunde, Herr Kammerrath", wandte ich ein, „habe ich hier im Protokoll auch den Dachs gleich in die doch wol gemeinte Tare verwandelt."

Ich hatte die Satisfaction, daß das ganze Collegium mit dieser Metamorphose einverstanden war.

Damit nahm ich so meine kleine Revanche für die Schmarren in meinen Concepten.

Einmal aber wagte ich es sauer.

Mein Director und der älteste Rath waren, was man „dicke Freunde" nennt, obgleich der eine sich mager genug ausnahm. Beide suchten sie sich durch eine edle, eingebildete Dame — des Directors Frau und des Raths liebe Freundin. Mit dieser verdarb ich es aber, wenn ich in meiner Kurzsichtigkeit, ohne ergründet zu haben, an ihr vorübergegangen war. Dies bekam dann meinen Concepten sehr übel, schon einmal in der nächsten Sitzung, nachdem der Director einige meiner Protokoll-Einträge — es waren zuweilen über hundert an einem Morgen zu machen — als ungenau getadelt hatte, der Rath mir einen Bericht an den Minister als mangelhaft zurückgab.

„Womit haben Sie's denn verdorben?" äußerte mir der jüngste Rath zu, der früher als Secretär als geworden war und neben mir saß.

„Vielleicht dasjenige beim canto", antwortete ich halblaut aus Virgil — „Ein Weibsbild regt mir das Gehirn auf" — — Sprach's und schrieb nun doch den Bericht Wort für Wort auf einen neuen Bogen ab — nun der sonst gutmüthige Mann seinem Frauendienste genügt hatte, war der Bericht ganz recht.

Diese Widerwärtigkeit nahm durch einen sonderbaren Brauch des Raths mit der Augustin für immer ein Ende.

An einem Spätabende, nach traulichem Nachessen beim Director, eilte der Hausherr und die Hausfrau leuchtete ihm über das Treppengeländer hinab. Wie ein Held auf der Bühne, schritt der vergnügte Mann über die Kellerthür in der Hausflur, ohne den Hohlboden zu bedenken, und fiele —

die Diele brach ein und der Held verſank bis an die Hüften. An Theaterverſenkungen nicht gewohnt, fiel er aus der Rolle ſeiner hohen Stimmung und ſchrie um Hülfe, während oben die Freundin, wie ſie ihn ſo halb der Ober-, halb der Unterwelt angehörig angſtvoll ſchweben ſah, ſich todt lachen wollte. Mit Hülfe des Direktors und der Decorateurs wieder auf die Füße gehoben, ſtand der empörte Freund ſtill. Schwärmer war er nie geweſen, hatte auch nie Verſe gemacht; jetzt aber fühlte er lebhaft, was junge Poeten mit den Worten: „O du Grauſame, o du Herzloſe!“ ſagen wollen. Und in dieſem Sinn ſchrieb er andern Morgens ſeinen Scheidebrief.

Vergebens ſuchte ihm die Freundin begreiflich zu machen und rief Goethe'n zu Hülfe, den der Rath unbekannterweiſe ſehr beſchäftigte, daß „Hangen und Bangen in ſchwebender Pein“ und wiederum „Himmelhoch jauchzend zum Tode betrübt“ die wahren Zeichen tiefer Liebe wären. Er replicirte: „Ja, wenn Hangen und Bangen bei Himmelhoch jauchzen in einem und demſelben Herzen wohnten, möchten es die Widerſprüche der Liebe ſein; wenn ſie aber an eine Kellerthür und an ein Treppengeländer vertheilt waren, dann wär' etwas faul im Freundſchaftsbund und bräche ein, und die verehrte Frau möge zuſehen, wo — ſie eine neue Diele zum Einlag herbekäme!“

Seitdem war das entgleiſte Trio in einer ſanfteren Stimmung. Die Dame begegnete mir ſehr freundlich und ich verſah's auch nicht mehr ſo oft mit ihr; denn ſie ging jetzt nicht ohne Schleier — vielleicht um ſich nach einer neuen Diele umzuſehen. Der Direktor aber wendete mir ſelbſt einiges ſchriftſtelleriſche Vertrauen zu, indem er mir die kleinen kulturhiſtoriſchen Abhandlungen, die er aus alten Akten zuſammenſtellte, zur Durchſicht mittheilte. Hier konnte ich auch den fatalen Participialconſtructionen beikommen, die er liebte und die ich im Geſchäft nicht hatte angreifen können; wenn er zum Beiſpiel einen jungen Mann zur Verbeſſerung ſeines Gehalts dem Miniſter mit den Worten empfahl: „Der ſeit 12 Jahren in der Probatur gearbeitete Calculator N. verdient Beförderung“ —

Nach und nach ließ er mich auch in ſein freundliches Herz blicken. Dies Herz, mit dem er früher dem ſchönen Geſchlecht, auch in unvorgeſehenen Acten, gehuldigt hatte, wendete er jetzt einem Hündchen zu und theilte mir ſeine Thierſeelenbeobachtungen mit. Nur eine Erfahrung über ſeine Erziehungsreſultate habe ich nicht von ihm ſelbſt. Er hatte nämlich ſeine Bella in Bedürfniſſen, die der Hund mit dem Menſchen gemein hat, gewöhnt, auch die menſchlichen Wege nach einem beſtimmten Ort zu ſuchen, und hatte es allerdings dahin gebracht, daß Bella bei ſolchen Anwandlungen aus ihrem Korbe ſprang, der neben ſeinem Papierkorbe ſtand, und mit der Pfote an der Thür kratzte, was ungefähr das bedeutete, was wir Studenten auf dem Gymnaſium mit aufgehobenem Finger ausſprachen: „Pete semum exemuli!“ Ueber dem Eifer aber, dem lieben Thiere gute Gewohnheiten beizubringen, ward der gute Mann lange nicht inne, daß er es auch an ſeine Begleitung gewöhnte, ſodaß Bella nun auch bei Nacht nicht anders als von ihm im Schlafrock und mit Licht geführt von der Stelle ging. Und was wollte er auch machen, wenn das Thier nicht aus dem angewohnten Betragen der guten Geſellſchaft wieder in die Naivität ſeines Geſchlechts fallen ſollte?

Zum Glück war der Direktor als ehemaliger galanter Mann an die Launen und Grillen der Schönen ſo gewöhnt, daß er auch über Bella nicht ungeduldig wurde. Vielmehr behandelte er das liebe Geſchöpf, wie man nur ein Töchterchen berückſichtigen kann. So zog er mich kurz vor Ehriſttag in folgendes Vertrauen: „Hören Sie“, ſagte er, „worauf ich ſehr begierig bin! Ich habe geſtern einen Mops aus Papiermaché gekauft, groß und ſehr naturgetreu in Formen und Farben gemacht, und der Blaſebalg, auf dem der künſtliche Hund ſteht, gibt zum Erſtaunen den Bellton eines Mopſes. Nun verlangt es mich recht, den Eindruck zu beobachten, den das Kunſtproduct auf meine Bella macht. Ich werde den Mops erſt bellen laſſen, ohne daß ihn Bella ſieht, und dann erſt werde ich ihn auch vorzeigen. Ich bin ſehr, ſehr begierig auf den Eindruck und das Benehmen meiner Bella.“

„Aber, Herr Director“, ſagte ich, „warum haben Sie es denn nicht gleich verſucht, da Sie doch auf den Eindruck ſo verlangend ſind?“

„Nein“, erwiderte er, „ich will mir den Spaß nicht verderben! Ich habe die Abſicht, den Mops meiner Bella zugleich zum Chriſtabend zu beſcheren.“

Anregungen.

Aus der Natur.

I.

Wenn je eine Wissenschaft zur Förderung aller menschlichen Interessen beigetragen hat, so ist es über die Naturwissenschaft.

Was sie für den gewerblichen Verkehr wie für die Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens geleistet hat, davon geben ein laut redendes Zeugniß die ragenden Schlote der Fabriken, die stattlichen Schiffe, welche Wind und Wetter zum Trotz mit eigener Kraft die Wellen durchfurchen, die Schienenwege mit ihren sturmgeschwinden Locomotiven, die rebenden Drähte der Telegraphen und tausend andere Dinge von mehr oder weniger Bedeutung, welche ihr das Daseyn verdanken.

Aber die Naturwissenschaft hat ein weit größeres, wenngleich weit weniger allgemein erkanntes und gewürdigtes Verdienst um das menschliche Leben, wir meinen den Einfluß, den sie in so gewaltiger Weise auf den Fortschritt des Geistes ausgeübt hat. Noch liegt unsre Zeit in nicht sehr großer Ferne hinter uns, da die Welt in der Nacht des Aberglaubens gehüllt war; da harmlose Naturerscheinungen, wie feurige Meteore oder die Erscheinung eines prächtigen Kometen, Angst und Schrecken einflößten, weil man sie als Offenbarungen des Unwillens oder als Zeichen des göttlichen Zorns und Vorbotern böser Ereignisse zu betrachten pflegte; ja in den Flammen des Scheiterhaufens Hexen und Zauberer ein sonnenvolles Ende fanden; da der Kerker der Inquisition von dem Schmerzensschrei gefolterter Ketzer widerhallte, da die erlöschenden Lebensgeister des armen Kranken nicht nur mit den erlittenen Störungen des leiblichen Organismus, sondern vor allem mit den lebensfeindlichen Quacksalbereien hochmüthiger Doctoren zu kämpfen hatten. Um die Größe der Schändlichkeit eines solchen Zustandes an einem einzigen Beispiel würdigen zu können, mögen wir bedenken, daß die Zahl der seit siebenhundert Jahren verbrannten Zauberer und Hexen mehr als neun Millionen beträgt. Nicht ohne Schauder können wir uns diese gewaltige Heer unschuldiger Opfer des Aberglaubens vor Augen stellen; aber die Zahl wird glaubhaft, wenn wir uns erinnern, daß noch im 17. Jahrhundert die sogenannten „Hexenbrände" gewöhnlich und gebräuchlich waren. Im 18. Jahrhundert erst verschwanden allmählich die Hexenverbrennungen. In Quedlinburg fand eine solche noch 1750, in Glarus 1782 statt, und zu Tarbes in Holland wurde noch 1823 aus einer Hexe der sogenannte Wasserprobe vorgenommen.

Die Naturwissenschaft war der schützende Genius, der die Menschheit von den Greueln und dem Elend des Aberglaubens befreit hat, der uns die reine, strahlende Flamme der Aufklärung entzündet hat, daß sie fröhlich gen Himmel schlägt und unsere Pfade beleuchtet. Da thut sich das Auge auf und mag es erschaut im unendlichen Reiche der Welt, das wird ihm Erquickung, und führer erhebt der Menschengeist seine Schwingen zu der Quelle des Lichts und des Lebens. In die Stelle der kindlichen Weltanschauung früherer Zeiten, welche in den Sternen nichts weiter zu bewundern vermochte als das Gefunkel der kleinen tausend Lichtlein, angeheftet am ehernen Himmelsgewölbe, trat die Erkenntniß, daß wir als winzige Bewohner unsers kleinen Erdballs mitten unter unzähligen Weltkörpern die geregelte Bahn mit der Geschwindigkeit des Gedankens dahingetragen werden. Was Kopernicus, Kepler und Galilei nur erst als Märtyrer der Wissenschaft, verfolgt von der blinden Wuth des Aberglaubens, aussprechen konnten, das ist nunmehr eine Lehre geworden, die man in den untersten Schulen dem nachwachsenden Geschlecht darzubieten für nöthig befindet. Das alles hat die Naturwissenschaft geleistet und in diesem Sinne kann man sagen, sie hat Erde und Himmel erobert.

Kann es demnach befremden, daß die Naturwissenschaft sich täglich neue Freunde erwirbt? Wohl aber ist es geeignet, Befremden zu erregen, wenn das an sich gewiß höchst edle und verdienstliche Streben, die göttliche Werkstatt zu ergründen, von mancher Seite für gefährlich und der Beschränkung bedürftig erachtet wird. Und es ist auch in der That nicht die Naturwissenschaft, welche auf diese Weise verdächtigt werden kann, sondern vielmehr eine philosophische Weltanschauung, welche bei manchem Naturforscher infolge einer Einseitigkeit sich ausgebildet hat; ich meine den sogenannten Materialismus, der seinen Gegensatz im Spiritualismus findet. Diese beiden philosophischen Weltanschauungen führen eine lebhafte Fehde, welche interessant genug ist, um wiederum eine Erwähnung zu finden.

Als bereinst bei dem höchst unvollkommenen Zustande der Naturwissenschaft die Erkenntniß der Naturdinge eine sehr geringe war, fanden die Philosophen in dem menschlichen Geiste einen viel dankbareren Stoff der Betrachtung und Untersuchung als in der körperlichen Welt. Sie vernachlässigten die letztere, indem sie, vom Menschen auf die Natur übergehend, den Geist (spiritus) als das Wesen der Dinge setzten und alles aus ihm herleiteten. Der Geist ist nach der Ansicht dieser Philosophen, der sogenannten Spiritualisten, das einzige Werthvolle, Bleibende an den Dingen; die Materie, der Stoff aber ist das Werthlose, Vergängliche. So ist im Menschen der Geist der Herrscher, der Leib das unterthänige, niedrige Werkzeug desselben.

Nachdem nun aber mit der fortschreitenden Erkenntniß der Natur die Materie besser durchschaut und gewürdigt werden mußte, richteten sich manche

Arbeiter auf diesem Gebiete, indem sie den Antlitz des Spiritualismus erkannten, gegen diesen und verleiten in den entgegengesetzten Irrthum durch die Behauptung, der Stoff, die Materie, sei das Wesen der Dinge und der Geist sei nichts mehr als eine Eigenschaft des Stoffs. Geistvolle Naturforscher haben diese Ansicht, den Materialismus, auszubilden und zur Geltung zu bringen versucht.

Betrachten wir ungetrübten Auges die Welt, so finden wir: Es gibt keinen Geist ohne Stoff und keinen Stoff ohne Geist. Körperlose Geister oder Gespenster sind ebenso wie geistlose Natur zu Dingen des Aberglaubens, zu logischem Unsinn geworden. Stoff und Geist, das sind die beiden Factoren alles Lebens; Stoff und Geist sind Begriffe, die man von den natürlichen Dingen losgelöst und einander entgegengesetzt hat; aber in Wirklichkeit sind sie verbunden und bilden die Dinge in ihrer Vereinigung.

Darum hat der Spiritualismus unrecht wie der Materialismus, und es ist nothwendig, daß sie einander die Hände reichen und aufgeben in der einzig gerechtfertigten Einheitslehre. Man könnte sagen, der Spiritualismus sei die Aristokratie der Wissenschaft; darin liegt aber bereits ausgedrückt, daß er nur eine Seite des Ganzen vertritt, und es ist an sich gleichgültig, ob diese die höhere oder die niedere Seite sei. Aber die Geringschätzung, mit welcher der Spiritualismus auf die Materie herabsieht, ist eine Thorheit, deren er sich schuldig macht. Es gibt in der Natur nichts Kleines und Großes, nichts Niederes und Hohes, nichts Geringes und Bedeutendes; das Kleinste ist unmittelbar das Größte, denn alles ist um seiner selbst willen da und eins ist so wichtig als das andere für das Bestehen und die harmonische Entwickelung der Welt. Der Geist ist göttlich — wohl, aber der Stoff ist es nicht minder. Denn abgesehen davon, daß an ihm das Göttliche zur Offenbarung kommt, ist der Stoff seiner Natur nach unvergänglich und ewig. Die Naturwissenschaft, welche sich mit der Erkenntniß des Stoffs zu beschäftigen hat, ist übrigens genöthigt, die Materie der bisher üblichen materialistischen Auffassungsweise zu entziehen. Denn die bedeutenden Fortschritte, welche auf den Gebieten der Physik und Chemie in neuerer Zeit gemacht worden sind, drängen zu der Ansicht, daß der Unterschied der Dinge weniger ein materieller sei — im gewöhnlichen Sinne des Worts — als vielmehr ein dynamischer. Damit aber gewinnt die Lehre älterer Philosophen von der Einheit des Stoffs, an welchem alles zur Gestaltung kommt, auch neue Grund und Boden.

Bis in die neueste Zeit nahm man in der Physik zur Erklärung des Lichts, der Wärme, des Magnetismus und der Elektricität seine Zuflucht zur Materie. Es gibt feine, unwägbare Materien, sagte man, mit welchen die Dinge angefüllt sind oder angefüllt werden können. Da strömt von der Sonne die Materie des Lichts und die der Wärme aus und wir empfinden dieselben, sobald sie uns berühren. Diese materialistische Anschauungsweise ist gänzlich überwunden. Die Functionen des Schalls, des Lichts, der Wärme, des Magnetismus, der Elektricität und des Galvanismus, ja wol auch des Chemismus sind keine Aeußerungen besonderer Materien, sondern wesentlich Bewegungszustände der Körper, an welchen sie zur Erscheinung kommen, und noch dazu sind diese Zustände weniger durch die Art als durch den Grad der Bewegung unterschieden, sodaß die Verschiedenheit jener Functionen gewissermaßen gar nicht absolut besteht, sondern nur für unsere menschliche Wahrnehmung, da unsere Sinne jeder nur für einen beschränkten Kreis von Erscheinungen Wahrnehmungsfähigkeit besitzen.

Um dies zu verstehen, mögen wir uns in ein stilles, finsteres Zimmer versetzt denken. In demselben möge sich ein Metallstab durch irgendeine Vorrichtung der Art geräuschlos bewegen lassen, daß er zuerst langsame, dann schnellere und immer schnellere Schwingungen, d. h. Hin- und Hergänge macht. Solange der Stab in der Secunde weniger als achtmal auf- und niedergeht, wird es nur dem Tastsinne möglich sein, diese Bewegung wahrzunehmen. Von hier aber beginnt das Ohr einen Eindruck zu erhalten, es entsteht ein Ton, und zwar der tiefste hörbare, die Octave unter dem Subcontra C. Bei sechzehn Schwingungen des Stabs in der Zeit einer Secunde wird das Subcontra C gehört. Mit der zunehmenden Geschwindigkeit der Schwingungen des Stabes erhöht sich dieser Ton; er durchläuft die ganze Reihe der Töne, bis endlich bei 24000 Schwingungen in der Secunde unser Gehörorgan die Höhe jener Töne nicht mehr zu ertragen vermag und die Empfindlichkeit dagegen verliert. Nunmehr spricht der schwingende Stab unser Gemeingefühl an, indem er Wärme ausstrahlt. Bei 483 Billionen Schwingungen in der Secunde beginnt er zu glühen und rothes Licht auszusenden, welche Farbe bei immer mehr vergrößerter Geschwindigkeit durch Orange, Gelb, Grün und Blau in Violett übergeht, welchem letztern 727 Billionen Schwingungen in der Secunde zukommen. Eine erhöhte Schwingungsgeschwindigkeit würde zwar unserm Auge zunächst sich verbergen, aber es würden nunmehr galvanische Vorgänge Raum finden, zu denen die Erscheinungen des Magnetismus und chemischen Actionen zu rechnen sind.

Es ist nöthig, hier zu erwähnen, daß die Körper als aus außerordentlich kleinen Theilchen, den Atomen, zusammengesetzt gedacht werden müssen. Da nun die Körper in irgendeinem physikalischen Zustande sich befinden müssen, so folgt, daß diese Atome niemals in Ruhe sind, sondern vielmehr eine gewisse Bewegung vollführen. So spiegelt sich das Weltall ab in den kleinsten seiner Theile. Wie die Weltkörper kreisen und mit dieser Thätigkeit höhern, uns unbekannten Zwecken dienen, so kreisen die Atome, jedes für sich, in kleinen Bahnen und die Gesammtwirkung dieser Bewegungen ist die entsprechende physikalische Erscheinung.

Wir sehen daraus, daß die Verschiedenheit, welche unsere sinnliche Wahrnehmung an der Materie und ihren Eigenschaften bemerkt, in der That nicht in dieser Weise existirt. Verschiedene Schwingungszustände ein und derselben Materie bringen alles hervor, was uns von physikalischen Erscheinungen bekannt ist, und bei der Verwandtschaft, welche Galvanismus und Chemismus zeigen, findet man Veranlassung genug, diese Anschauungsweise auch auf die chemischen Vorgänge zu übertragen. Somit verschwindet das Gehässige, das der Spiritualismus dem Wort Materie angeheftet hat, vollständig. Wir wollen sagen: Der Geist ist vorhanden und ein Stoff ist vorhanden, an welchem er sich zu bethätigen vermag. Der Geist ist die Kraft, der Stoff zeigt uns die Wirkung. Nirgends ist Ruhe, überall ist Bewegung und Leben, und was sich um uns verändert, ist doch nur der Wechsel der Erscheinungen.

So sehen wir die Natur höchst einfach in ihren Mitteln und doch so mannichfaltig in ihren Erscheinungen.

Kerkerliteratur.

Schon in alten Tagen schrieb Ovid Klagen aus der Verbannung. Die Berichte jedoch über die Leiden der Gefangenschaft und des Exils gehören vorzugsweise der neuern Zeit an, wo unterirdische Kerkerhöhlen und die Oeffnung unwirthbarer Inseln den Unterlegenen im Kampf der Meinungen und Parteien ihr oft so grausames „Lebe wohl!“ gerufen. Von Silvio Pellico's „Prigioni“ an bis zur neuesten Zeit kann man eine Kerkerliteratur aufzählen, welcher leider auch Deutschland das stärkste Contingent liefert.

Wir lasen mit vielem Antheil die Schrift „Aus dem Gefängnißleben von Theodor Oelckers“ (zwei Bände. Leipzig, Otto Wigand, 1860). Der Verfasser, ein nicht unverdienter Schriftsteller, gerieth 1849 wegen einer Preßangelegenheit, später wegen Betheiligung an dem sächsischen Maiaufstande in Untersuchung und brachte die Zeit vom 12. Mai 1849 in den Gefängnissen von Leipzig und Hubertusburg und vom 12. März 1851 an im Zuchthause zu Waldheim zu.

Die Stellung, welche er der Untersuchung gegenüber einnahm, begründet er Bd. I, S. 9 mit den Worten: „Wenn ich von Rechtscompetenz des Gerichts spreche, so verstehe man mich recht. Bezüglich meiner persönlichen Handlungen konnte es natürlich nicht anders als competent sein, aber es lagen mir der Anklage noch ganz freie Handlungen vor, die als individuelle betrachtet werden durften, es lag nicht selten eine That als ein Ereigniß vor, nämlich ein großer Volksaufstand, der, wie ich meinte, ebenso wenig vor ein Criminalgericht gehörte als ein Gewitter.“

Ohne auf eine Kritik dieser Auffassung einzugehen, können wir nicht umhin, seinem Buche alle Anerkennung zu zollen. Ohne wahrheitswidrige Uebertreibungen versteht es der Verfasser, der Einförmigkeit eines Gefangenenlebens so viel abwechselnde Bilder, so viel bunte Farben, so viel eingehende Betrachtungen abzugewinnen, daß er den Leser bis zu Ende fesselt.

Wenn man sich vergegenwärtigen darf, daß alle unsere neuern Kämpfe und politischen Zustände eine Folge der Bewegungen des Jahres 1848 sind, wenn selbst manche unserer deutschen Fürsten und Regierungen einzugestehen haben, daß ihre Stellung zum Gemeinwesen Deutschlands gegenwärtig eine agitatorische und dem neuerwachten Geiste der Jahre 1848 und 1849 nahezu verwandte ist, so macht nicht gerade das Gefängniß als solches in Schilderungen wie diese einen betrübenden Eindruck — dem Gesetz wollen wir nicht von seiner Geltung entziehen —, wohl aber die Degradation gebildeter Menschen zu einem Leben unter so trauligen Bedingungen, wie sie Theodor Oelckers schildert. Eine so große Bewegungszeit wie die unserige, eine Zeit, wo eingestandenermaßen gerade Deutschland Ursache hat, eine Neugestaltung anzustreben, sollte so viel Achtung vor sich selbst haben, daß an die Stelle der Zuchthausstrafe in den Gesetzbüchern für „Hochverrath“ die Festungshaft tritt.

Betrachtungen.

Ein Almosen, eine gewährte Bitte fassen schnell von dem Mitleid und der Rührung ab, die unser Herz verdeln sollen. Da kann denn ein auch einmal vergessenes Almosen, eine auch einmal abgeschlagene Bitte und hinterdrein mit einer Reue und Beschämung erfüllen, die bessernder und regierender wirkt. Wir wollen damit keine Unterlassungssünde anrathen, sondern nur gelegentlich für eine Selbstanklage, die gerechtfertigt sein darf, einen Trost geben.

* *

„Ich kann ihm direkt ins Gesicht sehen!“ sagt der freche Bube, der dich zu beleidigen gewagt hatte. Du freilich, auch wenn deine Ehre unverletzt blieb und die Beleidigung männlich gedämpft wurde, gingst erröthend an ihm vorüber und senktest den Blick zu Boden.

* *

Sprichst du vor vielen, so sei nur niemals auf die Länge natürlich! Der größte Stümper, der sich dann erhebt und sich freilich geberdet, schlägt dich.

* *

Kinder nehmen sich gut und schlimm in all der Falten ein, die der Charakter und die Aufführung ihrer Aeltern wirft.

* * *

Wie einmal unser Erdenleben ist — um sein Glück dürfen wir jeden beneiden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 48. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Die Entführung. Eine Erzählung aus alter Zeit. — Ein Denkmal für Irrsinnen. Gesetzt von einem Juden. Von E. von R. — Ein „unsichtbarer" Naturforscher des 17. Jahrhunderts. Von Fr. Gerstäcker. — Aus der Natur. II. — Deutsche Handwerker. — Der Bahnwärter. Von Amely Bölte.

Die Entführung.

Eine Erzählung aus alter Zeit.

Eine schöne alte Stadt in Westfalen, die noch reich an Ueberresten mittelalterlicher Baukunst und voll historischer Erinnerungen ist, besitzt einen ganz besonders herrlichen Platz, auf dem die Domkirche liegt.

Zwei ehrwürdige graue Thürme ragen so hoch in den Himmel, daß man die Goldkreuzchen ihrer Spitze beinahe für Sternbilder halten könnte; die hohen Portale mit den zierlichen Steingebilden, die gothischen Fenster mit bunten Glasmalereien, die Giebel mit feingemeißelter Dachgalerie, die Thürmchen, Kapellchen und all die vielen Zierathen, welche die Baukunst in der Uebergangszeit des Mittelalters entfaltete, sind an dieser Domkirche in seltener Vollendung zu schauen. Eine Doppelreihe von Linden, diese vorzugsweise heiligen Bäume, deren Duft immerdar an Weihrauch erinnert, umgibt den Platz und ihre Kronen bilden, von fern gesehen, wenn die Stämme von den umgebenden Häusern verdeckt werden, einen dichten, großen Kranz um die erhöht liegende Domkirche. Rings um sie her, aber in einiger Entfernung, stehen die stattlichen Häuser der Domherren, Curien genannt; sie sind durch Gärten von der Straße getrennt und ein rundbogiges Pförtchen, immer verschlossen wie eine Klosterthür, führt zu ihnen. Von den modernen Häusern, die leider anfangen, auch in der schönen alten Stadt zu sehr zu mehren, unterscheiden sie sich durch ihre Giebel, die sie wie ernsthafte Matronengesichter, mit einer zierlichen Spitzenhaube von Stein, der Straße zuwenden. Häufig befindet sich auch ein großes Wappen über dem Eingange, denn die Domherren sind alle von altem Adel und die Curien werden meistentheils auf die jüngern Söhne einer und derselben Familie vererbt. In frühern Jahren wurden aus dem Kreise der Domherren stets die Bischofsstühle und andere höhere Kirchenämter besetzt; jetzt hat sich dieser Gebrauch verloren; die geistlichen Herren führen meistens ein ungestörtes, beschauliches Leben, ohne andere Amtspflichten, als im hohen Chor des Doms eine Mette zu singen. Oft ist es nicht einmal nöthig, daß ihnen die höhern Weihegrade ertheilt werden; sie können sich sogar ziemlich leicht Dispens von dem geistlichen Leben erwerben und in die Welt, ja auch in die Ehe treten, wenn sie ihre Pfründe als Domherren aufgeben wollen. Es finden sich jedoch fast gar keine Beispiele eines solchen Falles in Westfalen; der conservative Charakter der Bewohner bewahrt auch das alte Institut der Domherren wie ihre hübschen Giebelhäuser vor dem Einsturz.

In einem derselben strahlte eines Abends im Spätherbst dieses Jahres helles Licht aus den nach alter Sitte gardinenlosen Fenstern des ersten Stockwerks; es wurden offenbar Gäste erwartet. Im größten Zimmer war ein Tisch mit glänzend weißem Damast gedeckt, wie er nur auf einer westfälischen Bleiche hergestellt werden kann. Silberne Candelaber mit gefälteten Wachslichtern standen darauf und erhellten das altertümliche Gemach, das noch Gobelinstapeten und einen Kamin mit Marmorgesims besaß. Stühle mit hohen Lehnen reihten sich gravitätisch an den Wänden entlang und unter den eingemauerten Pfeilerspiegeln spreizten sich die vergoldeten Bockfüße jener Tische, die jetzt wieder zu so hohem Ansehen in der neuesten Tagesmode gelangt sind. Ein mächtig großer Schrank von Nußbaumholz mit ausgelegter Arbeit nahm fast ganz die Rückwand des Zimmers ein; er war geöffnet und zeigte in seinem rothausgeschlagenen Innern einen beträchtlichen Reichthum an Silbergeschirr. Auf dem Tische war bereits ein großer Theil desselben aufgestellt, aber es schien alles doppelt verhanden, der Schrank ließ noch keine Lücken bemerken. Ein alter Bedienter kramte darin und suchte nach irgendeinem Gegenstande, den er zum Decken der Tafel bedürfen mochte. Etwas Nothwendiges schien es nicht zu sein, denn er verließ seine Beschäftigung mehrmals, um an der nahen Thür des kleinen Nebenzimmers zu horchen; mit Geberden der äußersten Ungeduld schlich er dann wieder zu der gedeckten Tafel und machte absichtlich viel Geräusch mit Tellern und Gläsern, als wollte er ein deutliches Zeichen geben, daß es hohe Zeit zum Empfang der Gäste und zur Entlassung eines unzeitigen Besuchs sei, dessen leise, laute Stimme sich ununterbrochen, aber unverständlich vernehmen ließ. Der Bediente stand wieder an der Thür, nicht in der bösen Absicht, seinen Herrn zu belauschen, sondern in der guten, zu erlauschen, ob sich in der Unterhaltung noch immer kein Zeichen eines nahenden Abschieds erkennen ließe. Die gellende Klingel am Hofthor bestätigte seine Vermuthung, daß die Gäste nahten, er eilte hinab, um ihnen Einlaß zu geben, und überließ es seinem Herrn, sich vor ihnen zu entschuldigen und seinen andern Besuch durch sie zu vertreiben.

Es waren zwei junge Männer und ein alter grämlicher Herr, ihr Oheim, ein; auf dem Hausflur wehte ihnen ein angenehmer Bratengeruch entgegen und die Köchin mit hochrothem Gesicht, blendendweißer Schürze, etwas derbaht, wie es sich für einen domherrlichen Haushalt schickt, knixte in der offenen Küchenthür, sichtlich erfreut über das pünktliche Erscheinen der Gäste, wodurch ihren Reklipetien das verderbliche Warten erspart wurde. Der Bediente öffnete so geräuschvoll als möglich die Thür zum Vorsaal und feurte sich, daß die scharrenden Männerfüße endlich den lästigen Besuch seines Herrn verscheuchen würden. Er hatte sich nicht geirrt; die Stühle im Nebenzimmer wurden gerückt, die Thür wurde rasch geöffnet und eine Dame im prächtigsten Anzug, den Spitzenschleier über den Atlashut ziehend, rauschte vorüber, ohne die Herren anzusehen, ihnen nur einen flüchtigen Blick in das wunderbar schöne Antlitz gestattend. Der Domherr eilte ihr nach; er hielt sein schwarzes Käppchen ehrfurchtsvoll in den Händen, sein Gesicht drückte eine eigenthümliche Mischung von Empfindungen aus. Auf der Stirn schwebte eine heitere Verklärung und um den Mund ein verlegenes Lächeln, welches er offenbar für seine eintretenden Gäste bestimmte. Er ergriff einen der großen schweren Leuchter, schwang ihn wie eine Fackel über seinem Haupte und wollte damit der hohen weiblichen Gestalt folgen. Diese war jedoch wie ein Schatten die Treppe hinabgeglitten und ehe der Domherr mit seinem schweren Leuchter den ersten Absatz derselben erreicht hatte, hörte man einen Wagen fortrollen und ein Posthorn blasen.

„Ah, die Extrapost, die neben dem Hofthor hielt, hat Ihnen so schönen Besuch gebracht, liebster Domherr? Aber warum haben Sie uns nicht auch davon mitgenießen lassen?“ sagte einer der jungen Männer und machte ein ziemlich langes Gesicht voll getäuschter Erwartung.

„Sagen Sie uns, Onkelchen, wer die Dame war!“ rief der andere begeistert. „Es weht hier ein Duft ihrer Gegenwart, als wenn eine Gesellschaft in vollster Blüte im Zimmer stünde!“

„Sie wird sich mit Rosenöl parfümirt haben“, sagte der alttiche Gast und schneuzte sich geräuschvoll in ein seidenes Taschentuch, als wollte er seine Nase zur Ermittelung des Wohlgeruchs befähigen. „Sage nur aber, mein alter Junge“, fuhr er fort, sich zum Hausherrn wendend, „hast du denn für Beziehungen mit schönen Frauen? Du hast ja nicht einmal das Recht, sie beichten zu lassen! Was wollte das reizende Wesen denn von dir? Vielleicht ein Almosen? Aber nein, dazu sah sie zu vornehm aus!“

„Meine Beziehungen zu jener Dame sind

allerdings ſchwer zu errathen!" ſagte der Hausherr, ſetzte den Leuchter wieder auf die Tafel, winkte ſeinen Gäſten, Platz zu nehmen, und befahl dem Bedienten, das Abendeſſen ſogleich aufzutragen. Dann trocknete er ſich die Stirn, ſetzte das Sammtkäppchen auf, wodurch ſein Geſicht wieder den gewohnten Ausdruck erhielt, und ſagte mit einem verſchmitzten, vergnügten Lächeln: „Nach Tiſche erzähle ich euch vielleicht die Geſchichte, worin dieſe Dame eine Rolle ſpielte. Ihr werdet es mir wol kaum glauben, daß ich einſt als Gutführer aufgetreten bin!"

Die Gäſte lachten allerdings etwas ungläubig, mußten aber den Gegenſtand des Geſprächs ändern, weil der Bediente mit einer dampfenden Schüſſel eintrat; ſie ließen ſich durch die Ausſicht auf des Hausherrn Erzählung auch keineswegs in den Genüſſen ſeiner guten Küche und ſeines noch beſſern Weinkellers ſtören oder zur Eile antreiben. Es hatte ſchon 9 Uhr auf den Domthürmen geſchlagen, als die Tafel aufgehoben wurde und der Hausherr ſeine Gäſte in ſein Studirzimmerchen führte, wo für jeden ein bequemer Lehnſeſſel, eine Flaſche Wein und eine kleine holländiſche Pfeife von Thon bereit war. Die beiden jungen Männer warfen ſich auf das kleine, altmodiſche Sofa und behaupteten, daß der Roſenduft der ſchönen Unbekannten dort noch immer zu ſpüren ſei. Sie ſteckten ſich jedoch ihren Tabak alsbald in Brand, wodurch die letzte Spur davon verſchwinden mußte, und nahmen möglichſt bequeme Stellungen an, um der Geſchichte aus dem Leben ihres Wirths ein williges Ohr zu leihen. Dieſer begann denn auch, ohne weiter daran erinnert zu werden, mit ſichtlicher Neigung zum ausführlichen Erzählen folgendermaßen:

Als ich ein Knabe war, mußte ich meine Ferienzeit regelmäßig im Stift zu Hohenthal bei meiner Tante zubringen, welche dort die Stelle einer Aebtiſſin bekleidete; ſie ließ mich auf ihre Koſten erziehen, denn ich war ein armer Burſche und ahnte damals nicht, daß ich einſt Inhaber einer fetten Domherrnpfründe ſein würde. Das iſt der Segen des geiſtlichen Lebens jüngerer Söhne; irgendein alter Onkel oder Vetter iſt der Bewahrer irdiſcher Güter für ſie, bis ſie an ſeine Stelle rücken und ſelbſt alte Onkel werden. Mein ſeliger Herr Vater hatte dazu leider keine Neigung; er war ein ſehr leichtſinniger jüngerer Sohn und hatte ſchon als ſehr junger Junker die Abſicht, Vater zu werden. Er verliebte ſich hinter dem Rücken ſeiner Aeltern mit einem armen Fräulein und heirathete auf ſeine ſchmale Abfindung, die kaum ausreichte, ein Bauerngütchen zu pachten. Hier wurde ich in die Welt geſetzt und verlor beide Aeltern, als ich noch in den Kinderſchuhen ſteckte; meine zahlreiche Verwandtſchaft ſtritt ſich geraume Zeit darüber, wer die nächſte Pflicht, meine Verſorgung zu übernehmen, hätte. Mein älteſter Onkel, mein Großvater, Bruno, hatte ſelbſt ſehr viele Kinder und ſo wurde ich denn der Aebtiſſin zu Hohenthal aufgebürdet, die eigentlich mir ferner ſtand als die übrigen Verwandten, denn ſie war nur meine Großtante, eine ſehr bejahrte und etwas geizige Dame. Sie ließ mich, hauptſächlich um das Koſtgeld in der Stadt zu ſparen, während der Ferien zu ſich entbieten, denn in dem großen Haushalt des Stifts wurde meine Ernährung kaum bemerkt. Die ſchöne Ferienzeit ſollte mir aber nie zum freien Genuß werden; ich war nur zur ärgſten Qual im Stift, denn die ſämmtlichen Damen beeiferten ſich, an mir zu Tyrannen zu werden. Ich wurde fortwährend getadelt und geſcholten; ich fühlte mich höchſt unglücklich, wenn im Beginn der Ferienzeit der Küchenwagen des Stifts ankam und ich nebſt meinem Kofferchen aufgeladen wurde, als ſei ich auch einer der vielen Zuckerhüte, Kaffeeſäcke, Kalbskeulen und Schweinebraten, die im Stift verzehrt werden ſollten. Der Knecht, dem dieſe Fahrt nach der Stadt aufgetragen war, hatte ſtets eine Maſſe Commiſſionen von den Bewohnern der weiblichen Colonie, den Stiftsdamen, ihren Kammerjungfern und Köchinnen erhalten, daß wir immer mehrere Stunden herumfahren und vor verſchiedenen Kramläden ſtillhalten mußten. Ich machte den Dolmetſcher der ſchriftlichen Aufträge und las die lange Liſte dem bevollmächtigten Knechte immer wieder unverdroſſen vor. Toilettengegenſtände aller Art, Schminke, Schönpflaſterchen, Puder und Schnürleiber mußten wir beſorgen und ernteten ſtets den größten Undank dafür, denn nie waren die Damen zufrieden. Das einzige Vergnügen beſtand für mich in der Fahrt ſelbſt; ich ſchwang dem Knecht Peitſche und Zügel ab und fuhr, ſolange der Sandweg dauerte. Später ſtellten ſich ſolche umfangreiche und gefahrdrohende Löcher ein, wie damals jede Landſtraße unſers Landes zierten, daß meine Kunſt des Roſſelenkens nicht mehr ausreichte. Während der Knecht dieſelben mühſam umſchiffte, mußte ich mich bemühen, unſere Ladung zu hüten, die ſehr oft Gefahr

lief, in die Abgründe zu rollen. Wenn wir auf das holperige Pflaster des Fleckens kamen, der zum Stift gehörte, bemächtigte sich meiner schon die Empfindung der Furcht, aus allen Häusern sprangen uns klaffende Hunde entgegen und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß sie gerade so über mich herfallen würden wie die Stiftsdamen, wenn sie meiner habhaft werden könnten. Zuweilen suchte ich die Kläffer noch mehr zu reizen und schwankte dann zwischen Vergnügen und Grauen.

Der Stiftshof hatte eigentlich ein überaus friedliches und freundliches Aussehen. Es standen mehrere kleine Häuser darauf, die mit Blumenbeeten und Weinreben zierlich geschmückt waren, ein Küchengarten voll Obstbäume zeigte sich hinter weißem Gitter, Hühner gackerten und Tauben schwärmten. Diese Wohnungen für die ältern Stiftsfräulein wurden streng nach der Anciennetät bezogen; sie richteten sich mit großem Behagen hausfraulich darin ein und vergaßen am eigenen Herd, daß sie alte Jungfern waren. Gewöhnlich nahmen sie eine jüngere Schwester oder eine Nichte zu sich und machten sich so für ihre Familien nützlich. Es ist recht schade, daß heutzutage diese Einrichtung nicht mehr besteht, wo in den vornehmen Ständen so viele Mädchen unversorgt sind! Was man jetzt zu wenig thut, geschah damals zu viel; alle adelichen Töchter erhielten Stiftsplätze, auch wenn sie reich waren und es vorauszusehen war, daß sie sich verheirathen würden. Meistens verließen sie schon mit zwölf oder vierzehn Jahren das Aeltern-haus, um ihre Stiftseinnahmen zu genießen, und führten dann ein recht heiteres Leben, bis sie alt wurden, sich verheiratheten oder starben. Es konnte nichts Reizenderes geben als solch eine junge Stiftsdame, die durch ihr Ordensbändchen an der linken Schulter andeutete, daß sie schon selbständig, unabhängig, also frei in der Wahl eines Gemahls sei; sie brauchte nicht um der Versorgung willen zu heirathen, sondern nahm nur einen, der ihr wirklich gefiel. Die Freier drängten sich vielleicht gerade deshalb herzu und die meisten Stiftsdamen aus jener Zeit sind Mütter und Großmutter unserer jetzigen Adelsgenerationen geworden. Die jüngern Fräulein wurden übrigens stets unter Obhut gehalten; sie mußten in dem eigentlichen Stiftshause wohnen, aßen in einem großen Saal mit der Aebtissin zusammen und durften ohne ihre Erlaubniß nicht ausgehen. Sie entschädigten sich für die klösterliche Strenge ihres Stiftslebens, wenn sie ihre alljährlichen Besuche bei den Aeltern oder Verwandten machten und benutzten außerdem jede Gelegenheit zu kleinen Vergnügungsreisen. Auch trieben sie unter sich in den dunklen Gängen des Stiftshauses manchen Unfug, den die strenge Aebtissin, im Hauptgebäude wohnend, nicht bemerkte. Ihr jugendlicher Muthwillen erwählte ganz besonders mich zum Spielball; sie setzten mich in dieselbe Klasse mit dem Mops meiner Tante, nur machten sie den Unterschied, diesen nur heimlich zu mißhandeln, weil er ein Liebling derselben war, mich aber quälten sie ganz ohne Scheu öffentlich und behaupteten unter sich, leider mit vieler Wahrheit, daß die Aebtissin mich armen Jungen an Hundesstatt, den Hund aber an Kindesstatt angenommen habe. Sie meinten es übrigens nicht so böse mit mir, wie ich in meiner kindischen Angst mir einbildete; sie hatten nur das Bedürfniß der Jugend, zu necken, und ahnten gewiß nicht, wie unglücklich sie mich dadurch machten, denn ich ließ mir nichts merken; ich biß die Zähne zusammen, um nicht zu weinen, was ich für einen Knaben schmachvoll hielt. Ich galt deshalb für tückisch und unempfindlich; die Nadelstiche der Neckerei und Tadelsucht reizten mich innerlich zum bittersten Haß gegen meine mitleidlosen Quälerinnen. Ich wurde förmlich hypochondrisch und empfand eine krankhafte Sehnsucht nach Freiheit, nach Knabenspielen, nach männlicher Gesellschaft. Der Aufenthalt unter den vielen Frauenzimmern wurde auf diese Weise eine ganz gute Vorbereitung für den ehelosen Stand, dem ich als künftiger Geistlicher mich zu widmen hatte. Die einzigen männlichen Wesen, welche ich zu sehen bekam, waren der Stiftskutscher, der Hausknecht, Sonntags der Kaplan, welcher die Messe las, und zuweilen der Arzt aus der Umgegend. Aber alle diese Männer bekümmerten sich nicht um mich. Einen einzigen Spielkameraden hatte ich mir erworben, aber ich konnte nur einen heimlichen, streng verbotenen Verkehr mit ihm treiben; denn um ihn zu erreichen, mußte ich auf die vergoldeten Lehnen der schönen damaszenen Polsterstühle steigen, die das Putzzimmer meiner Tante zierten. Es war nämlich der kleine David, den Riesen Goliath erschlagend, der in hübschen bunten Farben auf der Gobelintapete dargestellt war. Ich wurde nicht müde, den kleinen Mann, der von meiner Statur war, zu betrachten, lange Reden an ihn zu halten, seine Heldenthat zu bewundern und den kopflosen Riesen mit Hämmern zu schlagen, eine Aeußerung meines Muthes, die mir zuweilen

Heinrich
(ſich umblickend).

Sie wollen mir drohen?

Wolf
(an der Thür).

Sie ſollen an mich denken.

Heinrich
(ihm nach).

Ich fürchte von Ihnen nichts, als daß Sie einen Kirchenraub an einem Weibe begehen, das ich, ich beſchützen werde (ihn hinausdrängend, während Julie wieder erſcheint). Beſtehlen Sie die Wittwen, die Waiſen, beſtehlen Sie die Menſchheit: aber laſſen Sie dem Himmel, was vom Himmel ſtammt.

(Er wirft die Thür' hinter ihm zu.)

Sechſte Scene.

Heinrich. Julie.

Julie
(die in der vorigen Scene mit tiefſtem Schmerz der Theilnahme ihres Mannes für Marie wahrgenommen hat, tritt heraus. Mit zitternder Stimme).

Heinrich, ſeit ich Dich ſahe, hätte ich nie glauben mögen, daß ein Augenblick kommen könnte, wo ſich

theuer zu stehen kam; denn wurde ich dabei betroffen, erhielt ich eine derbe Züchtigung. Ueberhaupt war es mir streng verboten, auf die Stühle zu steigen, und ich mußte mich begnügen, meinen kleinen David von weitem zu betrachten; ich that es mit besonders wehmüthigen Blicken während der qualvollen Zeit, die ich im Zimmer meiner strengen Tante mit einer sogenannten Uebung im Stillsitzen zubringen mußte, wobei ich zu meiner größten Demüthigung seidene Läppchen auszupfen sollte. Ich hatte mir jedoch unter dem Fensterbret, vor dem ich saß, eine sehr künstliche Vorrichtung angebracht, um verstohlen in einem köstlichen Märchenbuche zu lesen, wenn meine Tante auf ihrem Sofa ein wenig einnickte. Ich sehe die gute Alte noch vor mir, wie ich sie damals mit angstvollen Blicken bewachte; sie meinte es eigentlich nicht böse mit mir, es war nur damals allgemeine Landessitte, ein strenges Regiment über die Kinder zu führen. Jetzt ist mir ihr Bild lieb geworden wie jede Kindheitserinnerung und es kommt mir vor, als wären die alten Damen jetzt lange nicht mehr so hübsch, wie sie damals schienen. Das feine, alte Gesicht sah aus, als wenn es aus vergildetem Elfenbein geschnitzt wäre, die weißen Haare lagen in gerundeten Puffen zierlich mit Puder bestreut über den Schläfen und bildeten einen Rahmen um das Gesicht, der unendlich viel besser kleidete als die geschmacklosen Hauben der jetzigen Mode. Die Hände der Tante waren durchsichtig wie Wachs, sie pflegte sie im Einschlafen zu falten und sah dann ungemein ehrwürdig aus. Nur störte sie immer einiges Gähnen, denn der Schlaf des Alters erinnert zu lebhaft an den Tod. Die tiefe Stille im Zimmer war mir auch unheimlich; das einförmige Ticken der großen Uhr, die zwischen kleinen Porzellanpüppchen und Tassen auf der Kommode stand, kam mir oft vor wie der Herzschlag eines verzauberten Wesens, das gleich mir nach Erlösung seufzte. Zu den Füßen meiner Tante lag ihr Mops, der mit schwarzem Kopf, weißen Zähnen, blitzenden Augen und feuerrothem Halsband wie ein kleiner Teufel aussah und jede meiner Bewegungen durch ein drohendes Knurren bemerkte. Er benahm sich überhaupt vollkommen wie ein übermüthiger Günstling gegen einen Supplicanten; ich wagte kaum die Blätter in meinem Märchenbuche umzuwenden. Meine ängstlichen Gebehrden erregten in dem klugen Thiere offenbar den Verdacht, daß ich wie ein Dieb bewacht werden müßte; es ließ mich nicht aus den Augen und das Knurren, welches auch durch die Lectüre der geisterreichen Märchen erregt sein mochte, stieg oft bis zur Unverträglichkeit. Ich war froh, wenn endlich die Stiftsdamen zur Kaffeestunde in dem stillen Zimmer erschienen, obgleich sie mich dann unaufhörlich quälten; aber es waren doch wenigstens menschliche Wesen und nicht die grausigen Ausgeburten meiner kindischen Phantasie, die mir die Nerven krankhaft erregten.

Eines Tags stellten sich die jungen Mädchen zu mir ans Fenster und spähten gelangweilt in die einförmige Gegend hinaus — es war sehr selten ein Wagen oder Reiter zu erblicken; wenn sich irgend etwas auf der fernen Landstraße regte, richtete sich die allgemeinste Aufmerksamkeit darauf. Leider zeigte sich gar nichts und die jungen Damen begannen schon, sich unbarmherzig mit mir zu beschäftigen. Es hieß bald: „Ei, Hänschen, du hast ja wieder schmutzige Nägel" — ein Factum, das leider oft vorkam; oder sie fanden meine Halskrause nicht tadellos, meine Manschetten zerknittert. Ich wehrte mich mit knabenhaftem Ungeschick gegen ihre tausend Nadelstiche, aber wahre Verzweiflung erfaßte mich, als eine von ihnen plötzlich sagte: „Hänschen, was hast du denn da unterm Tisch versteckt?" Meinem Märchenbuche drohte Verrath und mir die Strafe der Tante. Ich preßte die Knie als Bollwerk für mein theuerstes Besitzthum zusammen und wurde eiskalt vor Angst.

Da wurde ein rettender Engel für mich in der Person eines Reiters entdeckt, der von der Landstraße ablenkte und munter auf das Stiftshaus zuritt. Aller Augen richteten sich auf ihn und alle Hände ließen mich los. Ich athmete freier und wendete ebenfalls meine Aufmerksamkeit auf den stattlichen Reitersmann, der ein herrliches weißes Pferd ritt und von einem vornehm aussehenden Reitknecht auf einem hübschen Fuchs begleitet wurde. „Es ist wahrhaftig Fränzchen!" riefen die jungen Damen und stürzten ohne alles Ceremoniell aus dem Zimmer, dem Reiter ein Willkommen zujubelnd. Die Tante Aebtissin sah ihnen kopfschüttelnd nach, trat aber doch auch ans Fenster und schien sich über die zierliche Erscheinung zu freuen.

Ich war ganz entzückt von diesem Anblick. Es war ein blutjunges Bürschchen, das ich als gar nicht viel älter wie mich selbst taxirte. Braune ungepuderte Locken hingen unter dem Federhut hervor, ein goldgestickter Jägerdolman schien mir ungemein vornehm und reizend. Mein Herz klopfte vor Vergnügen und Erwartung, als ich

seine Sporen auf der Treppe klingen hörte, es war mir, als müßte ein Fremdling, ein Besitzer für mich eintreten. Er ging mit kleinen Schritten und ganz roth vom Lachen auf die Tante Aebtissin zu, behielt den Federhut auf dem Kopfe und küßte ihr die Hände. Sie klopfte ihm gnädig auf die Schulter und sagte so freundlich, wie ich sie noch nie gesehen: „Seien Sie nicht zu wild, liebes Fränzchen, Sie könnten sich schaden durch das heftige Reiten!“

Das rücksichtsvolle Benehmen meiner Tante bestärkte mich in meiner hohen Idee von dem Ankömmling; ich hielt ihn wenigstens für einen Prinzen und wagte nicht zu hoffen, daß er sich um mich armen Aschenbrödel bekümmern würde. Aber er entdeckte mein demüthiges Gesicht in der Fensterecke und hielt mir teufelig die Hand hin, indem er sagte: „Der kleine Mann ist wol Hänschen, Ihr Neffe? Nun, komm' näher, Johannes, wir wollen gute Freunde sein und du sollst nachher auf mein Pferd steigen!“ Ich fühlte mich überglücklich und hielt mich an seiner Hand fest, als wollte ich dem neuen Beschützer ewig nahe bleiben. Es that mir schon so wohl, daß ich einmal Johannes genannt wurde, denn es war mir fast vorgekommen, daß ich den Namen Hans nur trüge, um gehänselt zu werden. Die Stiftsdamen schienen beschämt und verwundert über die gute Behandlung, die mir zu Theil wurde.

„Aber, liebes Fränzchen, wollen Sie es sich nicht bequem machen? Sie finden alles zum Umkleiden in der Logirstube bereit“, sagte die Aebtissin.

„Nein, Ew. Gnaden, ich will gleich wieder fort und Sie müssen mir den Gefallen thun, Ihre Carrosse anspannen zu lassen; ich möchte hier die jungen Täubchen auf einige Tage mit nach Grafenberg nehmen. Ich habe das Regiment dort allein, Günther ist verreist.“

„Ach, welch herrlicher Einfall, Fränzchen, du bist zum Küssen — O, bitte Ew. Gnaden, machen Sie keine Einwendung, geben Sie uns Erlaubniß!“ riefen die vergnügungslustigen Stiftsdamen und stürmten fort, um sich zur Fahrt zu rüsten.

Ich machte ein klägliches Gesicht, aber mein Liebling heiterte es schnell dadurch auf, daß er auch für mich die Erlaubniß der Begleitung erbat. Ich glaube noch jetzt, daß dies der glücklichste Tag meines Lebens war, aber er sollte freilich nicht so heiter enden; ich sollte noch eine Ahnung von dem Unglück erhalten, das in so vielen verschiedenen Gestalten auf Erden wandelt.

Nachdem die Tante Aebtissin ihren jungen Gast mit Chocolade und Kuchenwerk bewirthet hatte, der Pferde aber abgekühlt waren, fuhr der große gelbe Stiftscarrosse vor; so viel Damen nur darin unterzubringen waren, wurden hineingeladen. Ich kletterte auf den Kutscherſitz, der mir beneidenswerther als ein Thron erschien. Fränzchen ritt nebenher und machte recht hübsche Reiterkunststücke, die mich zur höchsten Bewunderung entflammten.

Nach zweistündiger Fahrt sahen wir Grafenberg auf einem waldigen Hügel vor uns liegen; es war ein hübsches Schloß mit Thürmen und Zugbrücken nach altem Stil. Ich besann mich auf einmal, daß ich von dem Besitzer dieses stattlichen Rittergutes viel Böses im Stift gehört hatte; er galt für einen wilden Gesellen und man hielt ihn für halb verrückt. Namentlich erzählte man sich in der Umgegend wahre Blaubartgeschichten über die grausame Behandlung, die er sich gegen seine junge Gemahlin erlaubte. Die Burg eines solchen Mannes zu betreten, erschien ein wenig kühn. Die erleuchteten Fenster starrten wie glühende Augen in die dunkle Gegend, mir wurde ganz so zu Muthe, als sollte ich eins der vielen Märchen, welche ich kürzlich gelesen, selbst erleben; ich schwankte zwischen Wonne und Grauen. Fränzchens muntere Gegenwart ermuthigte mich indessen. Er wird uns und die junge Gräfin gewiß vor dem Unmenschen schützen, dachte ich; die Stiftsdamen schienen sich auch gar nicht zu fürchten, sie lachten und schwatzten überlaut. „Höre, Fränzchen“, rief eine, „du mußt uns einen Ball veranstalten! Schicke doch einen reitenden Boten nach den nächsten Gütern! Es werden sich dort sicherlich einige Egons, Egberts, Josephs oder wie sie sonst heißen mögen, vorfinden und mit Vergnügen unserer Aufforderung, hierher zu kommen, Folge leisten!“ Die andern stimmten dem Vorschlage bei und Fränzchen sprengte voraus, um ihn sogleich auszuführen. Als sich die Zugbrücke vor ihm senkte und eine Menge Diener ihm ehrfurchtsvoll entgegentraten, wurde ich von neuem in meinem Glauben bestärkt, daß er ein Prinz sein müßte.

Ein vierspänniger Wagen sollte abgeschickt werden, um tanzende Cavaliere von den benachbarten Gütern zu holen, und die lustigen Stiftsdamen bereiteten sich, alles zum Ball einzurichten. Im Schlosse brannten bereits alle Kronleuchter und in den oberen Gemächern sah es sehr festlich aus; die Diener stellten gedeckte Tische auf und

bislang so mutterseelenallein Dagewesen, sprachen mit lauter Stimme. Die Stiftsdamen liefen ein Klavier in den Tanzsaal tragen, nannten einige alte Geige zur Vervollständigung des Orchesters und trieben allerlei vergnügten Unfug. Plötzlich hörte man dazwischen Peitschenknall und Wagengerassel auf dem Schloßhofe.

Das lustige Getümmel schwieg und herrschte einen Augenblick. „Ach, das ist herrlich, es kommt Besuch!“ rief es dann jubelnd.

„Still, wir sind verloren! Das ist Günther! Er muß wieder umgekehrt sein und hat mich vielleicht nur auf die Probe stellen wollen!“ sagte Kränzchen mit Todesblässe auf dem reizenden, eben noch so fröhlichen Gesicht. „Flieht so schnell Ihr könnt, ich werde ihm entgegengehen und ihn zu besänftigen suchen!“

Das mußte nicht gelungen sein, denn es schallte ein wahrer Höllenlärm von unten herauf. Die Stiftsdamen wurden bleich und starr, als lähmte sie die Furcht. Ich kroch erschrocken unter einen Tisch und zog das weiße Tuch so tief wie möglich über mich.

Schwere Tritte dröhnten auf der Treppe, die Saalthür ward aufgerissen und ein Mann von riesiger Größe trat ein; um das rothe wilde Gesicht hing ein langer schwarzer Bart und dunkle Locken fielen wie Schlangen bis auf seine Schultern herab. Ich glaubte, es sei ein Waldmensch, denn damals ging kein vornehmer Mann ohne Puder und Perrücke; die wilden Barte, welche jetzt unser junger Adel trägt, überließ man den Straßenräubern und Mördern. Glaubte sich meine Kinderphantasie schon den ganzen Tag in ein Märchen versetzt, so war ich nun fest überzeugt, der Held desselben stehe leibhaftig vor mir, wenigstens ein Blaubart schien er mir zu sein. Ich erwartete im nächsten Augenblick ein blankes Schwert in seiner Hand zu sehen, um die unglücklichen Stiftsdamen todt zu hauen. Seine Augen rollten so blitzend, als wollte er seine Schlachtopfer schon durch seinen Blick tödten; sie zitterten wie Lämmer, wenn der Geier seine Krallen über ihnen ausspannt.

„Meine gnädigen Comtessen und Edelfräulein, ich habe soeben Ihren Wagen wieder anspannen lassen! Wollen Sie die Gewogenheit haben, sich sogleich zu entfernen?“ sagte er mit wuthzitternder Stimme.

„Aber, Herr Graf, Sie werden doch nicht ...“ begann die muthigste der jungen Damen.

„Ich werde nicht unterlassen, Sie zum Wagen zu führen“, unterbrach er sie höhnisch und sagte sie anfaßt am Arm, indem er mit einem seinen glänzenden Taschentuch den übrigen Mädchen deutete, sich voranzugehen. Bebend und zitternd gehorchten sie in kummer Eile, sogar ihre Hüllen im Stich lassend. Mir klopfte das Herz so laut in meinem Versteck, daß ich nicht deutlich zu hören vermochte, was unten vorging. Daß der Unhold die Damen wirklich nur einsteigen und fortfahren lassen würde, schien mir viel zu einfach; ich dachte wenigstens, daß sie beraubt und zu Gefangenen gemacht werden würden. Als ich indessen den Wagen alsbald wirklich fortrollen hörte, überfiel mich die größte Angst, daß ich in diesem unheimlichen Schlosse allein zurückbleiben sollte.

Ich lief so schnell ich konnte die Treppe hinab, aber als ich unten im Portal anlangte, rasselte gerade die Zugbrücke hinter dem Wagen wieder in die Höhe. Ich war gefangen. Ich konnte nicht einmal den allerdings schwierigen Versuch machen, zu Fuß nach dem Stift zurückzukehren. Ich wollte mich auf dem dunkeln Hofe verbergen, denn unter dem hellen Portale fürchtete ich jeden Augenblick dem furchtbaren Schloßherrn zu begegnen. Eine Laterne bewegte sich über den Hof, ich suchte den Träger derselben zu erreichen, ich hoffte, es sei der Stallknecht, der mit Kränzchen im Stift gewesen war. Als ich mich der Gegend näherte, wo die Laterne in der Thür eines Seitengebäudes verschwunden war, sprangen zwei Kettenhunde ein rasendes Gebell an und ich schrie in meiner Angst, ihnen in der Dunkelheit zu nahe zu kommen, laut um Hülfe. Die Laterne erschien wieder in der Thür und Kränzchen, erschrocken über meinen Angstruf, kam eiligst herbei. Er war sehr verwundert, mich allein in dem dunkeln Hofe zu finden und schalt auf die Stiftsdamen, die „den armen Jungen“ vergessen hatten. Freundlich, aber nicht so lustig wie vorher, sprach er mit mir und verbiß mir ein großes schönes Brot in der besten Leipkuche des Schlosses. Dann nahm er die grobe Stalllaterne wieder in seine Hand, ließ sich von dem Reitknecht das Pferd des Grafen zeigen, gab ihm Futter und pflegte es wie ein gelernter Stallbedienter.

Erstaunt sah ich ihm zu und fragte endlich schaudernd, was das zu bedeuten habe; er sei mir erschienen wie ein Prinz und thäte doch gemeine Arbeit wie Aschenbrödel im Märchen. „Sage mir nur, warum bist du dem wilden Manne unterthan?“ fügte ich neugierig hinzu.

„Weil ich geschworen habe, ihm zu gehorchen“, seufzte Kränzchen. „Man muß sein Wort halten, nicht wahr, Johannes?“

„Will er mich denn vielleicht anderswo oder auch zum Stallknecht machen?“ fragte ich wieder.

„Sei du nur ohne Furcht! Der Graf liebt die Knaben und wird dir nichts zu Leide thun“, lautete die freundliche Antwort.

„Aber du bist ja auch fast noch ein Knabe und wirst so hart von ihm behandelt —“

„Komme ich dir noch so jung vor?“ lächelte Fränzchen und betab sich von oben bis unten. „Ja, ich bin wirklich so schlank wie ein englischer Reitknecht; wenn der Graf guter Laune ist, sagt er das selbst. Er meint sein rauhes Wesen nicht so böse; er liebt dies Pferd sehr und will es nur unter meiner Obhut wissen. Du wirst sehen, er kann auch recht freundlich sein. Komm', ich will dich zur Haushälterin bringen, damit du dich schlafen legen kannst!“

Kaum waren wir in die helle Vorhalle getreten, als des Grafen Stimme wie eine Trommete erschallte und Fränzchens Aussicht auf Freundlichkeit Lügen strafte. Er rief lebend nach dem Reitknecht; Fränzchen ließ meine Hand los und ging wie ein Lamm zur Schlachtbank in den Saal des Erdgeschosses. Die braune Flügelthür blieb ein wenig offen und ich lauschte durch die Spalte.

Neben dem furchtbar zottigen Kopfe des Grafen erblickte ich ein edles, feines Männergesicht; es war offenbar ein Herr vom Adel, der mit ihm angekommen war. Als Fränzchen eintrat, herrschte der Graf: „Es ist kalt, lege Holz nach und dann zieh' uns die Stiefeln aus!“

Diese Demüthigung schien für Fränzchen doch zu hart; leichenblaß und bebend hielt er sich an einem Stuhle fest.

„Nun, wird's bald? Schnell bringe die warmen Hausschuhe!“ tobte der Graf und ein eigenthümliches Zerdrücken seiner Augen begleitete den Donner seiner Rede.

Fränzchen senkte den Kopf und weinte, wie es mir schien, nahm aber gehorsam die Filzsocken von dem Ofenrohr und näherte sich mit niedergeschlagenen Augen dem fremden Herrn. Dieser machte unwillkürlich eine Art Verbeugung vor der feinen Gestalt und sagte abwehrend: „Nein, lieber Grafenberg, ich pflege erst auf meinem Schlafzimmer es mir so bequem zu machen! Auch hoffe ich, beim Abendessen noch deiner Frau vorgestellt zu werden — das würde sich doch in Pantoffeln nicht schicken.“

„Ei, mache nicht so viel Umstände! Die Gräfin ist das gar nicht gewohnt! Auch weiß ich nicht, ob du sie heute noch sprechen wirst; sei nicht so neugierig darauf, die Fuß kannst du vergeben! Ihr zimperliches Stadtherz kann zu nichts vertragen, was ein bischen nach derberem Haudegenmuth aussieht“, lachte der Graf mit einem wahrhaft teuflischen Gesichtsausdruck.

Mir wurde eiskalt dabei und ich faßte den Verdacht, daß er ein Blaubart sei und seine Frau erdrosselt habe, weil sie nirgends zu sehen war. Mein Zorn gegen den Unhold stieg mit jeder Minute, als ich sehen mußte, daß er sich wirklich von dem zarten Fränzchen die schmutzigen Reiterstiefeln ausziehen ließ.

Die Idee, dem armen Unterdrückten helfen zu können, beflügelte meine Furchtsamkeit; ich hielt mich berufen, wie der kleine David den grausigen Goliath zu strafen und ergriff eine Ofengabel, die in der Vorhalle stand. Damit stürmte ich in das Zimmer, aber ich erstarrte vor den schrecklichen Blicken und fing an bitterlich zu weinen, was ein schallendes Gelächter bei meinem Gegner bewirkte. Ich mochte auch wol drollig genug anzusehen sein — die drohende Haltung und die Thränen paßten gar zu wenig zusammen.

Fränzchen nahm ein feines Battisttuch aus der Tasche und trocknete tröstend meine Augen, erklärte meine Anwesenheit durch die Flucht der Stiftsdamen und wollte mich hinausdrängen. Aber der Graf litt es nicht, er schenkte mir ein Glas Wein ein und war wirklich freundlich gegen mich; dennoch sah ich mich bänglich nach Fränzchen um, der rasch die Zimmer verließ; daß er mich dem bösen Manne allein überlassen würde, traute ich ihm zwar nicht zu, auch schien mir der fremde Herr ein Schutz zu sein. Dieser sagte:

„Aber erkläre mir, was es für eine Bewandtniß mit deinem Jäger hat, Grafenberg! Er sieht viel zu jung und zu fein aus zum Dienen, man könnte ihn fast für einen geraubten Königssohn halten!“

Das war mir aus der Seele gesprochen und mit der größten Spannung horchte ich auf die Lösung des Räthsels, das mich schon so lange beunruhigt hatte. Aber Grafenberg schwieg und deutete auf mich, als könne er in meiner Gegenwart die Sache nicht besprechen; das verdroß mich, denn außer der unbefriedigten Neugier quälte mich auch das gekränkte Selbstgefühl. Kinder nehmen es ebenso übel wie Große, wenn man Mißtrauen zeigt.

Der Graf nahm indessen keine Rücksicht darauf, er klingelte und statt Fränzchen kam ein ganz gewöhnlicher Bedienter, der mich zu Bett bringen sollte.

Ich wurde in ein hohes, dunkles Zimmer gebracht. Die einzige Wachskerze ließ mir kaum bei, die Umrisse alter Wandgemälde noch ungewisser erscheinen zu lassen; die tiefen Schatten ballten sich wie Phantome zusammen.

Der Diener ließ mich unbarmherzig allein und meine Furchtsamkeit stieg bis zur Verzweiflung. Zwei ungeheure Himmelbetten standen mir zur Auswahl bereit, aber ich wagte nicht, die Vorhänge fortzuziehen, weil ich fürchtete, in einem derselben läge die ermordete Frau des Blaubart oder sonst etwas Entsetzliches.

Endlich faßte ich den Entschluß, die grausige Stube zu verlassen und nicht eher zu ruhen, bis ich Fränzchen, meinen Beschützer, wiedergefunden hatte. Ich riß eine der vielen braunen Flügelthüren auf, aber es mußte die unrechte sein; sie führte in einen Hof, der wahrscheinlich in der Nähe der Küche lag, wenigstens hing einiges geschlachtetes Vieh dort. Das Blut und die blanken Messer brachten meine Phantasie völlig in Verwirrung; hastig schlug ich die Thür wieder zu; der Luftzug war so stark, daß er mein flackerndes Licht rasch auslöschte und ich nun in der trostlosesten Dunkelheit umhertappte.

Das kleinere Uebel dem größern vorziehend, kroch ich nun rasch mit allen Kleidern in eins der großen Himmelbetten und merkte bald, daß es weich und vortrefflich war ohne irgendeine Spur von Blaubart's Missethaten.

Ich zog die Decke über den Kopf und wäre wahrscheinlich gleich eingeschlafen, wenn mich nicht ein heftiger Wortwechsel überzeugt hätte, daß ich nur durch eine Tapetenthür von dem Zimmer getrennt wurde, in welchem ich die beiden Herren allein gelassen hatte; sie zankten sich über Fränzchen und die Gräfin, weshalb ich mich bestrebte, zu lauschen.

„Wenn du mir noch einmal diese Bedienung zumuthest, so mußt du dich wahrhaftig mit mir schlagen! Du bist ein wahrer Unmensch, ein so zartes Wesen auf diese Weise zu mißhandeln!" sagte der fremde Herr.

„Wenn es mir aber so gefällt, wer will es mir wehren? Ein Duell wäre mir nur ein Spaß mehr, damit schreckst du mich nicht! Hast du Lust, so komm' gleich mit in die Rüstkammer, Fränzchen soll mir secundiren —"

„Du bist ein Unmensch! Ich werde die Brüder deiner Frau benachrichtigen, sie muß sich von dir scheiden lassen!"

„Bist du toll? Welcher ehrliche Christ läßt sich bei uns zu Lande denn scheiden? Das hab du draußen im Reich von den Lutzern gelernt!" lachte Graffenberg, „und die Brüder sind mir auch nicht abgeneigt! Sie sind mir dankbar, daß ich ihre arme Schwester zur reichsten und vornehmsten Edelfrau des Landes gemacht habe! Wenn sie erst einen Sohn hat, soll sie wie eine Fürstin leben; solange aber muß sie mir gehorchen wie Griseldis —"

„Die brauchte wenigstens keine Stalldienste zu thun —"

„Das hat meine Frau auch nicht nöthig, es macht ihr aber selbst Vergnügen; sie reitet wie der Satan und macht die tollsten Streiche, wenn ich nicht zu Hause bin. Dafür mußte ich sie heute besonders bestrafen, sie wird mir sonst vor der Zeit übermüthig. Ich hatte ihr weisgemacht, ich würde drei Tage ausbleiben, sie sollte sie fein still zu Hause sitzen und höchstens einmal die Frau Aebtissin im nächsten Stift besuchen. Was thut sie? Kaum bin ich fort, so reitet sie als Jägerbursche einher und ladet sich die ganze Nachbarschaft zum Ball ein. Und so ein zartes Wesen willst du vertheidigen und unterstehst dich, mir Lehren zu geben? Ei warte, ich werde dir auch noch eins aufspielen, denn Strafe muß sein!" Damit warf er den Stuhl um und rannte polternd die Treppe hinauf.

Mir war aller Schlaf vergangen. Fränzchen war die Gräfin selbst gewesen!

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Ein Denkmal für Tyrannen.

Erlebt von einem Juden.

Vor einiger Zeit brachten die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" eine Erinnerung an die Goethe-Palme des Botanischen Gartens in Padua. Vielfache Beschreibungen sind von diesem ältesten der botanischen Gärten Europas bekannt und wer den Merkwürdigkeiten Paduas seine Aufmerksamkeit schenkt, wird es nicht versäumen, auch diese, eine hervorragende, aufzusuchen.

Schreiten auch wir durch die lange Strada Lorenzo, in welcher uns neben einem inmitten der Straße stehenden, mit Zinnen versehenen alten Palaste, der oft Zeuge der früher üblichen Straßenfehden gewesen, die schönen Gebäude des Lese- und Musikvereins auffallen und Antenor's Grabmal zur rechten Seite bleibt. Von da biegen wir in die Strada del Santo ein.

„Schwer liegt der Himmel von Padua über

und" über welchem der dichte Portikus, der ehemalige Vorgarten einen willkommenen Schutz bietet. Zahlreiche Spinnenweben hängen an den Laub. Der wunderliche Kauz Heliogabal, der in Rom einst alle Spinnenweben sammeln und abwiegen ließ — das Gewicht betrug [illegible] Pfund — hätte hier genügendes Material zu einer ähnlichen Sammlung gefunden.

Endlich ist der große Platz erreicht. Man athmet freier. Links steht die Basilika, Il Santo genannt, zu Ehren des heiligen Antonius im byzantinischen Stil erbaut. Alljährlich werden hier im Monat Juni während drei Wochen verschiedene Volksfeste, Tombola, Wettläufe der Biga und Seddioli — letztere kleine Wagen mit zwei Rädern — und eine große Prozession gehalten.

Der Fremde, dem nur einige Tage in der düstern, historisch denkwürdigen Stadt zu Gebote stehen, kann in diesem Zeitraum alles zusammenfassen. Wer aber dazu verurtheilt ist, in diesem offenen Grabe vier lange Wochen aushalten zu sollen, der trachtet, für jeden dieser Tage, welche nicht enden wollen, einen sehenswerthen Palast, einen Garten, eine Kirche oder öffentliche Anstalt aufzuspüren. So ging es mir. Ich hatte bereits den Botanischen Garten in der Nähe der obenerwähnten Basilika mannichfach besucht, mich jederzeit an den herrlichen Blüten erfreut, die schönen Tropengewächse bewundert und den milden Himmel gepriesen, unter dessen tiefblauer Wölbung all die seltenen Blüten sich in freier Bewegung entfalten können und kein krankhaftes, durch künstliche Wärme mühsam gefristetes Dasein in den engen Räumen eines Gewächshauses vertrauern müssen. Ich sah, wie die Pflanzen nach dem System Jussieu's so schön geordnet sind — der artige Obergärtner Carlo war mir ein freundlicher und besonders zuverlässiger Führer; denn so zuvorkommend und gefällig ich alle Gärtner in Italien gefunden, kann man sich doch bezüglich der richtigen botanischen Benennungen durchaus nicht auf sie verlassen. Ich hatte auch hier das Boschetto, einen dichten Wald aus Nadel- und Laubbäumen, in dem man sich vor den brennenden Strahlen der Sonne schützen kann, dieses herrliche Asyl, nachdem ich der Wissenschaft den gebührenden Tribut gezollt hatte, Keine hohe Mauer oder Planke scheidet das Boschetto von einem angrenzenden Privatgarten; nur ein ziemlich breiter Bach fließt dazwischen. Da zeigte mir aber ein Blick auf das jenseitige Gebiet ein wunderliches Schloß im mittelalterlichen Stil, bewacht mit Schießscharten und mit einem hohen Thurm — als echter Nachbar an der Landseite. Ich fragte nach der Bedeutung dieses merkwürdigen Hauses.

Carlo erzählte mir, daß ein italienischer Jude, Signore Vaschierotto, viele tausend Lire darauf verwendet hatte, diesen phantastischen Bau zu errichten.

Es reizte mich, diese Ausgeburt einer krankhaften Einbildungskraft in der Nähe zu betrachten. Ich erfuhr, daß es dem Besitzer jederzeit sehr schmeichelhaft wäre, wenn Fremde seinem Palast ihre Aufmerksamkeit schenken. Deshalb wurde es mir nicht schwer, in Begleitung eines bekannten Italieners ebenfalls Eintritt zu erlangen.

Ein eleganter freundlicher Diener empfing uns. Wir traten erst durch einen kleinen Vorhof in eine Halle, von da auf eine Veranda mit Gartenbänken und Tischen belegt. In einer Ecke stand ein zierliches — Affenhaus. Der kleine Vierhänder, der es allein bewohnte und hier stundenlang seine Sprünge zum eigenen Vergnügen ausführte, konnte die Aufmerksamkeit der Diener mittels einer Glocke auf sich lenken, welche knapp vor dem Gitter des Hauses angebracht war. Er brauchte nur die Klingelschnur zu ziehen und der Diener eilte herbei, um ihm Nahrung oder sonst eine Hülfeleistung zu bringen. Unwillkürlich mußte ich der Nähe des Ghetto und der Erinnerungen an Shylock und des Aergers gedenken, den Shylock über jenen Affen empfand, für den seine flüchtig gewordene Tochter Jessika den Ring der Leo hingegeben. An den Wänden der Veranda standen ausgewählte Lehrsprüche in verschiedenen Sprachen. Das Schloß selbst wird von Vaschierotto und seiner Familie bewohnt; wir mußten uns also mit der äußern Ansicht begnügen.

Der Diener richtete aber jetzt die Frage an uns, ob wir i carceri (die Kerker) zu sehen wünschten? Die Kerker? Ist Signore Vaschierotto wirklich ein Shylock?

Indessen schloß der Diener eine Thür auf, zündete eine Fackel an, wir stiegen niederwärts und sahen die merkwürdigsten Keller von der Welt.

Eine Zelle folgte der andern; jede war mit einer schreckensvollen Aufschrift versehen. Ueber einer Thür stand: „Lebenslängliche Gefangenschaft." Ueber einer andern: „Langsamer Hungertod." In der That hingen Gerippe an den Wänden in eisernen Haken! Todtenköpfe standen hier und da vertheilt — hölzerne Särge lehnten an den Wänden, in denen man ebenfalls Gerippe

bewunderte. Oben war ein Loch in Accademia ausgeschnitten, durch das die armen Opfer mit immer mehr verlangten Narcoticis genährt wurden, bis sie dem longissimo hinschleichenden Hungertode verfielen. So von Marter zu Marter geführt, erblickten wir ausgestreckt eine steinerne Figur — der Kopf war vom Rumpfe getrennt. Daher stand eine Art Guillotine, die so eingerichtet war, daß die Operation eine halbe Stunde dauerte. Endlich erreichten wir ein Zimmer, wo uns Tageshelle entgegenleuchtete. Dennoch war die innere Einrichtung auch hier noch immer eine Mahnung an finstere Zeiten. Zangen, Daumenschrauben, Dolche, Messer, Sägen, eine eiserne Jungfrau, Hemden und Mützen mit Flammen bemalt, welche die Opfer der Inquisition trugen, bildeten dieses tolle Museum.

Das die Grille eines Juden! Eine mit großem Kostenaufwand hergestellte getreue Kopie der furchtbaren Kerker Ezzelino's, des blutgierigsten Tyrannen von Padua! Reliquien, über die man zur Ehre der Menschheit weit lieber einen Schleier werfen sollte! Aber Signore Pacchierotto ist ein origineller Satiriker. Er wollte im Jahrhundert der Aufklärung die Humanität auf seine Art preisen. Es fehlte nichts als — das Tonfleckchen des kleinen Mortara.

Dennoch konnte ich das Bild von einem wiedererstandenen Shylock nicht mehr vom Auge und die Worte: „Wenn ihr uns sticht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht?" nicht mehr vom Ohr verbannen. Wir bestiegen den Thurm. Es that mir wohl, wieder freie Luft zu schöpfen und, oben angelangt, mich der schönen Aussicht zu erfreuen. Der Aufgang ist bequem und hell. An der innern Wand hängen die Porträts aller venetianischen Dogen. Oben angelangt, schweift der Blick über die schöne Campagna, begrenzt von der Euganäischen Bergkette. Dort liegt Arqua mit Petrarca's Haus, der in Padua Domherr gewesen; Jacopo Ortis, der italienische Werther, vertiefte sich hier in seine Schwärmereien und endete durch Selbstmord — Dort liegt Venedig —! Die Sonne bestrahlte das Gefilde, der schöne blaue Himmel wölbte sich über der herrlichen Landschaft. Es freue sich, was da athmet im himmlischen Licht! Signore Pacchierotto, dein Humor ist denn doch für diese Zeit zu bitter!

E. von G.

Ein „unfehlbarer" Naturforscher des 17. Jahrhunderts.

Die glänzenden Resultate, welche in unserer Gegenwart auf dem Gebiet der Naturwissenschaft erreicht wurden, führen uns in ihren Keimen auf das 17. Jahrhundert zurück.

Mit die Entdeckung des Fernrohrs zu Anfang und des Mikroskops in der Mitte desselben gaben Antrieb und Mittel zum allmählichen, immer tieferen Eindringen in die bis dahin noch so dunkel und unbekannt gebliebenen Regionen der Naturforscher wie Galilei, Malpighi, Harvey, Swammerdam, de Graaf, Bartholin, Aurbeck, Steenonis, Leuwenhoeck, Hartsoeker und andere traten noch im Laufe jenes Jahrhunderts mit Entdeckungen hervor, die der Wissenschaft neue Bahnen eröffneten.

Unter ihnen nimmt nächst Galilei der Holländer Johann Swammerdam als Begründer der mikroskopischen Anatomie und Entdecker einer bis dahin noch unsichtbar gebliebenen Lebenswelt die hervorragendste Stelle ein. Geboren im Jahre 1637 zu Amsterdam, zeigte er schon frühzeitig eine auffallende Neigung zu anatomischen und naturhistorischen Forschungen und machte dieselben, nach Vollendung seiner anatomisch-medicinischen Studien auf der Universität Leyden als Doctor medicinae in seine Vaterstadt zurückgekehrt, bald zu seinem ausschließlichen Lebensberuf. Viele anatomisch-medicinische Entdeckungen verdankt ihm die Wissenschaft, darunter als die wichtigste die Auffindung des thierischen und menschlichen Ovariums (Eierstocks). Den größten Ruhm aber hat er sich erworben als unübertroffener Forscher und Anatom in der Insektenwelt, deren Lebensgesetze und Geheimnisse er mit von ihm selbst erfundenen und aufs sorgfältigste gearbeiteten Mikroskopen und Zergliederungsinstrumenten rastlos erhellte. Auf diese Forschungen begründete er seine scharfsinnige Evolutionstheorie der Weiterentwickelung und seine Lehre vom Gesetz der Metamorphose, der Wandlung eines Wesens in verschiedene Gestalten. Die Ueberanstrengung seines Forschertriebes jedoch zerstörte schon frühzeitig seine schwächliche Gesundheit und er verfiel gegen das Ende seines Lebens in die tiefste Melancholie und Hypochondrie, wandte sich dem Pietismus zu und begab sich sogar eigens nach Holstein, um den Anhang der damals viel Aufsehen erregenden religiösen Schwär-

meine Kenntniß Vorgängen zu verdanken. Sie trieb indeß von der holländischen Insel Walcheren, aus Schleswig und Hamburg wie früher aus Breslau, Flandern und Holland vertrieben, im Jahre 1677 sich nach Christenland wandte, kehrte er, aber nur noch zerrütteter als vorher, nach Amsterdam zurück, vernichtete seine noch übrigen Manuscripte und vegetirte in gänzlicher Zurückgezogenheit und Einsamkeit bis zu seinem im Jahre 1680 erfolgten Tode. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Verhandeling van de bloedeloose Dierkjes" (1669), „Miraculum naturae seu uteri muliebris fabrica" (1672) und „Biblia naturae seu historia insectorum in certas classes redacta" (zwei Bände, mit vielen Kupfern, 1737 und 1738). Letzteres Werk ist aus seinen hinterlassenen Manuscripten von dem berühmten Arzt Boerhave herausgegeben und enthält die genauesten anatomischen Beschreibungen der verschiedenartigsten Insekten. „Eine allgemeine Anerkennung wurde diesem Werke zu Theil; der Name Swammerdam glänzte von nun an unter den besten Naturforschern, denn seine angestrengtesten Beobachtungen und unermüdlichen Aufschlüsse des Naturlebens sind noch unübertroffen; er ahnte die große Zukunft seiner mikroskopischen Welt und lebte, seiner Zeit voraus, für eine spätere Epoche, sein Andenken zu bewahren und seine Verdienste parteilos und gerecht anzuerkennen."

Mit diesen Worten schließt die neueste Charakteristik dieses großen Naturforschers des 17. Jahrhunderts von Dr. Hermann Klencke, dem bekannten Verfasser mehrerer literarhistorischer Romane und naturwissenschaftlicher Schriften. Sie führt den Titel: „Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein culturhistorischer Roman" (drei Bände, Leipzig, Gebrüder, 1858).

Die Form des Romans scheint Dr. Klencke nur gewählt zu haben, um die aus Swammerdam's Werken resultirenden tiefen, geistvollen, dem Denker eine ahnungsreiche Welt erschließenden Anschauungen und Auffassungen der Natur auch einem größern Kreise in allgemein verständlicher Art zugänglich zu machen. Mag der Verfasser auch manche unserer Gegenwart speciell angehörende Idee in jene Auffassungen verwebt haben, so tritt uns doch selbst in dieser Mischung noch charakteristisch der Geist Swammerdam's entgegen, der in der That, wie es jetzt nochmals im vorerwähnten Citate heißt, „seiner Zeit vorausgeeilt war" und der aller Wahrscheinlichkeit nach weit mehr noch erreicht hätte, als er der Nachwelt in seinem posthumen Werke überlieferte, da er in der mannigfach physischen Periode seiner tiefern Lebensjahre viele seiner noch unveröffentlichten Manuscripte vernichtete. Diese Thatsache im Leben Swammerdam's in Verbindung gebracht mit der früher von ihm selbst gewählten rationalistischen Titelbezeichnung seines posthumen Hauptwerks „Biblia naturae", dessen Manuscript er, nach Klencke, glücklicherweise noch vor der Reise zur Beerdigung den Händen eines edeln Gönners für die Nachwelt anvertraute, gibt uns den Schlüssel zu der auf den ersten Blick so räthselhaften Erscheinung, wie ein so freigeistiger, kühner, positiver Forscher zuletzt ein wunderlicher, finsterer Pietist werden konnte. Auch Klencke erklärt und vermittelt diesen Widerspruch in gutem Verständniß von den betonten beiden divergirenden Punkten aus mit Wahrheit und Anschaulichkeit. Er schildert uns in Swammerdam von früh auf den sehnsüchtigsten Drang eines schwärmerischen, aber gleichwohl objectiven Geistes nach sinnlicher Anschauung und Erkennung des Unsichtbaren und Ewigen. In der Welt des „unendlich Kleinen", die ihm das selbsterfundene Mikroskop erschließt, wie kurz vor ihm dem Galilei das Fernrohr die Welt des „unendlich Großen", wird dem nach der Quelle des Lebens Suchenden die „Offenbarung der Natur". Aber sie stimmt nicht überein mit der traditionellen Offenbarung der Religion. „Kraft und Stoff", „Geist und Natur" lehrt die neue Offenbarung ihn in allem und jedem, im kleinsten und größten, als „untrennliche Einheit" erkennen.

Und diese neuerobernte Erfahrungswissenschaft bemächtigt sich ihm auch theoretisch durch die pantheistische Philosophie seines großen Zeitgenossen Spinoza. Gegen seinen immer kühner und tiefer wühlenden Wahrheitsdrang reagiren aber, begünstigt von seiner kränklichen, schüchternen und ängstlichen Natur, die Verdammungen und Einschüchterungen seiner die Grundfesten der erhobenen Dogmatik und Scholastik mehr noch als jene Philosophie erschütternden Entdeckungen und Erfahrungssätze. Nicht blos vom Katholicismus und Jesuitismus aus, sondern auch von seinem protestantischen Vaterlande, sogar von der Universität Leyden selbst, „von der damals der wissenschaftliche Geist des Jahrhunderts ausging". Dann die zahllosen polemischen Angriffe und ungünstigen Verkleinerungen concurrirender und neidischer Fachgelehrter. Dann die grausame Ver-

Trennung und Verfeindung von seinem innern entdecken, am allgemeinen Aberglauben seiner Zeit verlangsamen Puncte, seiner Gewerbung bei derselben Verleumdung, Gemeinverfolgung und gänzlichem Mangel an Wehrlosigkeit; die Trennung von Liebe und Freundschaft. Endlich als entscheidendstes Reagens sein eigenes schweres Zurückbeben vor den ihn schreckenden Consequenzen der „Naturoffenbarung, die seine noch „Unsterblichkeit" dürstende Seele auf das „gleiche Fatum" verweisen, „das Mensch und Insekt vernichtet" — Metamorphose — Verwesung! —

Wer denkt hier nicht unwillkürlich an den Jüngling vor dem entschleierten Bilde zu Sais? Nun erscheint es uns vollkommen erklärlich, wenn wir den kühnen, furchtlos den Schleier des Unbedeutenden positiven Forscher allmählich melancholisch und hypochondrisch mit sich selbst zerfallen, vom sittlichen Gegenstand in philosophische und religiöse Speculationen abschweifen, sich endlich in der damals unter dem Namen „Quietismus" wuchernden Gefühlsmystik hinneigen und als religiösen Schwärmer, der „sein irrgeleitetes Eindringen in die Geheimnisse Gottes" zu büßen sucht, in das frühe Grab sinken sehen, „um die große Frage an sich selber zu lösen, welche ihn sein Leben hindurch wie ein unseres Fatum beherrscht hatte".

Dies die Grundzüge der erschöpfenden Meinel'schen Charakteristik.

Was die ergänzenden Romanelemente, die wir hier nur in zweiter Linie in Betracht zu ziehen haben, betrifft, so schließen sie sich dem historisch-biographischen Stoff verständig an. So Swammerdam's platonische Liebe zur naturverwandten und naturseligen Goetze, die subjectiv mit ihrer Empfindung dieselben Resultate der Naturbetrachtung gewinnt wie Swammerdam objectiv mit seinem wissenschaftlichen Forschungen, aber nicht, wie dieser, Seelenqual, sondern Seelenfrieden daraus schöpft. So seine Freundschaft zum Maler Jakob Ruysdael, der des kühnen Naturforschers geistige Natur in seinem ernsten Meisterbilde verkörpert: in einer Dünengegend schreitet auf einsamem Landpfade ein finster gesinnt Mann dem aufziehenden Sturme entgegen. (Liegt in der Gemäldegalerie des Louvre zu Paris befindlich.) So seine Conflicte mit dem Vaterhaus, in welchem die Scene am Sterbelager der Mutter von ergreifender Naturwahrheit erscheint. Wenn der Verfasser den Anforderungen der Compositionskunst, die die einzelnen Elemente zu einem einheitlichen organischen Ganzen verbinden soll, nicht durchgängig gerecht wird, so mag die Schuld wol größtentheils mit in der Gebundenheit des biographischen Stoffs liegen, der nicht die volle Freiheit der Dichtung gestattete. Unbedingt scheint uns aber, im Verhältniß zu der breiten Behandlung so mancher Perioden und Episoden, über den doch hinreichenden Aufenthalt Swammerdam's bei der Neuigkeit zu flüchtig hinweggegangen zu sein. Die auffallende Menge von Wiederholungen und Variationen in Thatsachen, Gedanken, Sentenzen und Bildern beeinträchtigt leider den günstigen Eindruck des Ganzen in fühlbarer Weise.

Ganz ohne Noth begegnen wir einigen Anachronismen. Der berühmte dänische Anatom Nikolaus Stenonis (Stenonius), geb. 1637, hätte wol Swammerdam's Commilitone, nicht aber sein akademischer Lehrer in Leyden sein können. Die Swammerdam im Jahre 1672 gelegentlich seiner Doctordissertation zugeschriebene Priorität der Entdeckung der Lymphgefäße gegenüber dem Schweden Olav Rudbeck (geb. 1630) widerlegt sich durch des letztern bereits sieben Jahre früher, im Jahre 1652, gedruckte „Exercitatio anatomica, exhibens ductus novos hepaticos, spinosos et vasa glandularum serosa" (Arolsen 1652, Leyden 1654).

Doch alle diese Mängel treten zurück gegen die überwiegenden Vorzüge des Buchs, das nicht nur speciell zur zeitgemäßen gerechten Würdigung eines bisher noch immer nicht ganz nach Verdienst erkannten großen Naturforschers, sondern auch überhaupt zur geistigen Anregung für jeden Gebildeten Empfehlung verdient.

Fr. Biedermann.

Anregungen.

Aus der Natur.

II

Ein bisher noch fast unbekanntes Gebiet der Körperschwingungen

Richten wir wiederholt unsere Aufmerksamkeit auf die einfachen Bewegungen eines schwingenden Körpers und sehen wir, wie aus diesen einfachen Bewegungen complicirtere und höchst interessante Bewegungserscheinungen entspringen

Wie ein Körper in Bewegung ist, so haben wir eine Kraft vorausgesetzt, welche die Bewegung hervorgebracht hat. Wir dürfen uns gestattet, die Kraft lediglich als einen Stoß vorstellen, welcher auf den Körper einwirkt. Ist nun die Kraftwirkung nur momentan, so wird der Körper — vorausgesetzt, daß er sich im leeren Weltraum befindet, also von andern Kraftwirkungen befreit gedacht werden muß — unaufhörlich in gerader Richtung sich fortbewegen und zwar mit gleicher Geschwindigkeit, d. h. er wird in gleichen Zeitmomenten denselben Strecken zurücklegen, deren Größe von der Stärke des Stoßes abhängt. Er kann niemals wieder zur Ruhe gelangen, so wenig er von selbst in Bewegung zu gerathen vermochte. Man nennt diese Eigenschaft der Körper deren Beharrungsvermögen oder Trägheit.

Solche Bewegungen mit gleicher Geschwindigkeit kommen aber nur in höchst beschränktem Maße vor, denn jeder Körper ist der Einwirkung sehr verschiedener Kräfte ausgesetzt, wie man schon daraus erkennt, daß alle Materie eine gegenseitige Anziehung aufeinander ausübt. Werfen wir einen Stein auf wärts, so wird seine Geschwindigkeit, welche ihr mitgetheilt wurde, beständig geringer und sie hört endlich ganz auf; denn die Anziehung der Erde wirkt unablässig auf den Stein und treibt ihn herabzugehen. So bewegt sich Pfeil also mit verzögerter Geschwindigkeit aufwärts, kommt in einem Moment zur Ruhe und tritt auf die entsprechende Weise den Rückweg an, d. h. er fällt mit beschleunigter Geschwindigkeit herab und kommt mit derselben Geschwindigkeit unten an, mit welcher er aufgeworfen wurde.

Hängen wir einen Körper an einem Faden auf und bewegen ihn aus seiner Ruhelage, so muß wesentlich dieselbe Erscheinung eintreten. Wenn er nunmehr auch genöthigt ist, sich auf dem Bogen eines Kreises zu bewegen, so steigt er auf diesem mit verzögerter Geschwindigkeit, um wieder mit beschleunigter herabzufallen. Diese Art Vorrichtung, welche man ein Pendel nennt, gestattet jedoch die Fortsetzung der Bewegung nach der andern Seite und so haben wir denn einen schwingenden Körper erhalten.

Hängen wir demnach ein Seil auf und bewegen dessen unteres Ende durch einen Stoß, so wird dieses eine Pendelbewegung machen. Diese Bewegung wird sich indeß während einer gewissen Zeit dem benachbarten Punkte des Seils mittheilen und endlich wird das ganze Seil in Schwingung gerathen. Jeder Punkt des Seils vollführt die Bewegung des vorhergehenden, nur mit dem Unterschied, daß er dieselbe etwas später beginnt. Dadurch erhält das bewegte Seil die Gestalt einer Schlangen- oder Wellenlinie, welche vom bewegten Ende aus das Seil entlang fortrückt. Man nennt daher diese Art der Bewegung eine fortschreitende Wellenbewegung und versteht unter Länge einer Welle die einzige Strecke, um welche sich die Wellenbewegung fortgepflanzt hat, während das Verlangsamliche einer Schwingung, z. B. einen Hin- und Hergang vollzogen hat oder, auch deutlicher ist, der Entfernung von einem schwingenden Theilchen bis zu dem nächstfolgenden, welches sich genau in derselben Schwingungszustande befindet.

Bei der Ausführung dieses Versuchs wird jedoch sehr bald bemerkbar sein, daß die anfängliche fortschreitende Wellenbewegung in eine Bewegung ganz anderer Art übergeht. Das Seil theilt sich durch Punkte, welche an der Bewegung keinen Antheil nehmen, in eine Anzahl gleicher Theile, es gelangt in die gradlinige Ruhelage und nun beginnen und vollführen alle Theilchen desselben gleichzeitig ihre Schwingungen. Die Wellenlinie, welche das Seil dabei annimmt, ist eine veränderliche, indem die Ausbiegungen von der geradlinigen Ruhelage aus bis zu einer bestimmten Größe an Krümmung zunehmen, um darauf wieder zur geraden Linie abzunehmen, wonach dieselbe Linie nach der entgegengesetzten Seite erfolgt. Solche Schwingungen heißen Stehende und sie kommen dadurch zu Stande, daß die ursprüngliche fortschreitende Welle am Befestigungspunkte des Seils reflectirt wird. Indem nämlich dieses Seilende durch die Befestigung verhindert ist, die Bewegung auszuführen, welche dem jedesmaligen Antheil der eintreffenden Welle entspricht, bringt es dieselbe Wirkung hervor, als wäre es nicht befestigt, erhielte aber dort einen dem ursprünglichen Stoß gleichen, aber entgegengerichteten Stoß; es durchlaufen demnach das Seil zwei Wellensysteme in entgegengesetzter Richtung und die Interferenz, d. h. Zusammenwirkung derselben äußert sich bald in einem Aufheben, bald in einem Verstärken der Schwingungen.

Wäre dem schwingenden Seil eine horizontale Lage gegeben worden, so hätten sich sogleich die Ausbiegungen desselben gemäß ihrer Richtung nach oben oder unten unterscheiden lassen. Die Ausdrücke Wellenberg und Wellenthal, ursprünglich den Wasserwellen zukommend, lassen sich mithin auch auf die Seilwellen anwenden, und die Erscheinung der Interferenz solcher Seilwellen läßt sich dann dadurch näher bezeichnen, daß Berg und Berg sowie Thal und Thal sich zu einem erhabenern Berge und tiefern Thal verstärken, während Berg mit Thal, wo sie zusammentreffen, sich ausgleichen. Die bei stehenden Schwingungen vorhandenen, an der Bewegung gar nicht mehr theilnehmenden Ruhepunkte heißen Schwingungsknoten.

Betrachten wir nunmehr eine ruhende Wasserfläche, welche durch einen Steinwurf in Bewegung versetzt wird, so erblicken wir in den von der getroffenen Stelle ausgehenden und durch Erweiterung fortschreitenden Ringeln wiederum eine Wellenbewegung. Die getroffene Stelle senkt und hebt sich zu wiederholten malen und da sie ihre Bewegung allen sie umgebenden Wassertheilchen mittheilt, welche wiederum die folgenden zu diesen Schwingungen veran-

zwiſchen uns die Erde zu einer ſo unermeßlichen Kluft auseinanderſpaltete, daß ſich auch nicht einmal eine Brücke mehr darüber ſchlagen ließe. Dieſe Scene trennt mich zwar nicht von dem Vater meiner Kinder, aber ſie löſ't das Band, welches mich bisher an das Herz des Geliebten feſſelte.

Heinrich
(für ſich).

Ich verrieth mich. Jetzt geſteh' ich ihr Alles. So geht's in Einem hin.

Julie.

Ich war gefaßt auf kleine Wolken am Horizont unſrer Ehe. Auf tiefe Nacht aber, (weich) auf den Verluſt Deiner Liebe war ich's nicht.

Heinrich
(zart).

Liebe Julie!

Julie
(wieder ſich ſammelnd).

Schlage nicht mehr Töne an, die ihren verſöhnenden Schmelz für mich verloren haben. (Sich ſteigernd) Seitdem ich ſahe, wie es mit feurigen Engelzungen über Dich kam, als Du die Wonne eines Beſitzes malteſt, die ich — ich Dir nie gewähren konnte. — (Vernichtet) O Gott, was hab' ich hören müſſen!

sehen, so entdecken Berge und Thäler, welche auf einer Seiten der Oberfläche. Auch durch sein Durchsehen der Wasserwelle wird Gegenstände, wie es allerdings auf den ersten Anblick scheint, davon bedeckt und sofort ein schimmerndes Holzstückchen, welches von den Wellen nicht fortgetragen, sondern vielmehr an Ort und Stelle auf- und abgehoben wird. Auch in die Tiefe des Wassers hinein pflanzt sich die Wellenbewegung fort, denn wir bemerken, daß der Schlamm des Bodens aufgewühlt wird, wenn die Wellenbewegung auf der Oberfläche vermittelst der Spitze eines Stabes geweckt wurde. Natürlich setzen sich den Schwingungen der Wassertheile immer mehr Hindernisse entgegen, in je größerer Tiefe sich diese befinden, was von dem Druck der auf ihnen lastenden Wasserschicht herrührt, und es wird demnach in einer gewissen Tiefe des Meeres die heftigste Bewegung der Oberfläche nicht mehr bemerkt werden können.

Sehr gut läßt sich an einer ruhenden Wasserfläche die Erscheinung der Interferenz beobachten, man darf nur durch zwei Steinchen gleichzeitig zwei verschiedene Ringsysteme erregen, um sogleich zu bemerken, daß an den Kreuzungsstellen höhere Berge und tiefere Thäler in schachbrettartiger Unordnung erscheinen, welche miteinander das Spiel der Abwechslung treiben.

Zwei große Wellen, wie auf Berg und Thal befindet, umgeben beständig unsern Erdball, welcher bei seiner Achtendrehung unter ihnen binnen 24 Stunden hinweggleitet. Nach dem Gesetz der gegenseitigen Anziehung aller Körper nämlich übt nicht allein die Erde ihre anziehende Kraft auf ihren Trabanten, den Mond, aus, sondern auch dieser zieht den Erdball nach sich. Da hierbei die bewegliche Wassermasse auf der zugewandten Seite vorauseilt, auf der abgewandten dagegen zurückbleibt, so bildet sich auf jeder dieser Seiten eine Erhebung des Wassers, ein Wellenberg, während auf den zwischen ihnen befindlichen Stellen eine Senkung, ein Wellenthal entsteht. Dies ist die bekannte Erscheinung der Ebbe und Fluth. Da die Sonne in ihrer Wirkung auf die Erde in geringerem Grade dieselbe Erscheinung hervorruft, so wird es von der Stellung dieser Gestirne zur Erde abhängen, ob die Interferenz beider Wellensysteme eine Verstärkung der Erscheinung in der Springfluth oder eine Schwächung derselben in der Nippfluth hervorruft.

So einfach und geringfügig nun auch die bisher am Ball und der ruhenden Wasserfläche betrachtete Wellenbewegung erscheinen mag, so gewinnt sie doch Bedeutung, sobald an die Stelle des schwingenden Mediums die Luft oder gar der Lichtäther gesetzt wird. Dann spricht die nunmehr unsichtbare Wellenbewegung geheimnißvoll an Ohr oder Auge, welche Organe an der Bewegung theilnehmen und sie dem Gehirn zuführen, wodurch die Empfindung von Schall und Licht zum Bewußtsein gelangt.

Deutsche Dankbarkeit.

T. A. Strauß hat zur Begleitung seiner auf gezeichneten Biographie Ulrichs von Hutten einen Band Hutten'scher Gespräche erscheinen lassen (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1860) und dieser verdienstlichen Arbeit, auf die wir noch zurückkommen werden, eine Vorrede vorangeschickt, die nicht verfehlen wird, allgemeines Aufsehen zu machen.

Auf Anlaß einer persönlichen Abwehr gegen die jetzigen Theologen, die sein „Leben Jesu" für einen „überwundenen Standpunkt" erklären, gibt er ein erschreckendes Bild der Zerfahrenheit unserer dogmatischen Schulen. Er zeichnet ebenso die Heuchelei gegen andere wie die Lüge gegen sich selbst, die vor allem sei bei der Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. sowol in Preußen wie im übrigen Deutschland. Die Arme der wissenschaftlichen Gewissenlosigkeit, die Arme der Uebereinstimmung des Denkens mit dem Dogma angenommen hat. So wie Schopenhauer die Katheder-Philosophie als eine solche bezeichnet, die aus der Philosophie nie etwas anderes ableiten wird, als was der Staat und die Cultusministerien gelehrt und geglaubt wissen wollen, so zeigt uns auch Strauß die Theologie der Universitäten in jenem trüben Dämmerlicht, das uns nahezu an die Unterordnung des Protestantismus unter die von den Jesuiten gestörte allgemeine kirchliche Reaction zurückgeführt hat. Strauß nimmt selbst die halbwegs Arrivirten von diesem Vorwurf der diplomatischen Rücksichtnahme nicht aus. Um der Kanzel und dem Lehrstuhl zu genügen, beginnen auch sie ihre Vorlesungen und Ableitungen von Voraussetzungen, die selten ehrlich sind.

Sehr treffend sagt Strauß, daß, wie bei dem jungen katholischen Geistlichen, so auch bei den protestantischen von oben der im ersten Bildungsstadium schon der Trieb und Regierung, der geistlichen Zucht, der Maßregelungen der Sitte und des geselligen Lebens durch die Kirche gelehrt wird. Dieser Geist, der auf einem der Jugend angeborenen Drange und dem ganz achtbaren Bestreben nach praktisch reformatorischer Bewährung beruht, wagt sich dann in seinen Ansprüchen auf Kirche, kirchlichen Verband, kirchliche Zucht unbekümmert so weit hinaus, daß er die Schiffe, die ihn zur Vernunft zurückführen konnten, bald verbrannt sehen und wohl oder übel auf dem fahlen und öden Gelande der Orthodoxie stehen bleiben muß. Um eine offenbarungsgläubige Theologie zu erhalten, kannten die Jesuiten kein besseres Hülfsmittel in die katholischen und protestantischen Seminarien einzuführen.

Strauß darf sich sagen, daß sein „Leben Jesu" eine wissenschaftliche Revolution hervorgerufen hat und niemand wird ihm verargen, wenn er sich über die Undankbarkeit seines Zeitalters beklagt. Herrscht doch diese Undankbarkeit auf vielen geistigen Gebieten Deutschlands. Ein Volk, das sein literarisches Leben mit so viel Industrie ausbeutet wie das deutsche, verleugnet die schönen Eigenschaften,

die nur von anderen Nationen geerbte und zu verbrauchen gelegen, auf dem literarischen Gebiete. Da bei uns vom ganz Gebildeten immer einer ein Buch geschrieben haben muß, da unsere tausend Buchhändler jährlich auf im Durchschnitt zehn Verlagsartikel werden und kein Privatdocent für voll gilt, ehe er nicht ein Buch geschrieben hat, so scheint es, muß bei uns das Kind den Vater verleugnen, der Bruder den Bruder. Treue, Unterordnung, Schülerschaft gibt es kaum noch im geistigen Verkehr der Deutschen. Wir haben ein paar Namen, die mit Respect ausgesprochen werden, sonst aber wird Eigensinn, Stellenjägerei und jener protestantische Zug, der unserer Gelehrsamkeit fanatisch macht, wie Anstand nehmen, um ein paar von seinem Vorgänger abweichende Meinungen, um ein paar entdeckte halbe Irrthümer sich die Miene eines selbstständigen Initiativen zu geben. Auf dem mathematischen, naturwissenschaftlichen, juristischen Gebiete sehen wir täglich Beispiele dieser Scheidt. Nirgends herrscht sie mehr als auf dem theologischen Gebiete. Kann noch ein bedeutender poetischer Genius in unseren Tagen zur Geltung kommen, wo auf der einen Seite die Katheder-Aesthetiker von nichts als von Schiller und Goethe reden und auf der anderen eine Horde theologischer Tölpeln um so mehr sich geltend zu machen bestrebt ist, als so auch die hervorragenden Namen jeden Augenblick beschmutzt werden? Strauß hat gewiß recht, wenn er sagt, jede bedeutende Erscheinung auf dem theologischen Gebiete sei 25 Jahren wäre von seinem „Leben Jesu" zu datiren, nichtsdestoweniger ergreift fast jeder theologische Privatdocent, der eine Professur anstrebt, die Gelegenheit, wo er, wenn auch nur in einer Note, sagen kann: „Ich weiche auch hierin von Strauß ab, der in seinem „Leben Jesu" u. s. w.

Unter solchen Umständen kommt das große Sache der Wahrheit, der großen Sache unseres Volks die Treue bewahren können — ist dann eine neue Verdienste des deutschen Genius, für welches die Nachwelt wunden wird. In der Gegenwart kann man es manchem Deutschen nicht verdenken, wenn er sich in seinem Zorn über das gedankenlose und undankbare Treiben auf unserem geistigen Gebiet eine Zeit der Verwüstung möglich denkt, wo Fürsten, Völker, Regierungen, Katheder, kritische Journale, alle, die so unendlich weise und unverletzlich sind, auch durch das Gaudinische Joch hindurch müssen. Im Druck der Armuthsherrschaft, in der Gebundenheit nach Befreiung wird der Deutsche wieder schätzen lernen, was ihm seine wahre Kraft gab und seinem Streben zur wahren Ehre gereichte.

Möge der Unmuth, der jene Strauß'sche Recension schreiben ließ, sein dauernder sein! Möge er einen tiefen und vermöthigen Griff nicht noch länger an Verhältnissen setzen, die ihm nicht die ganze Gelegenheit boten, seine Kraft voll und ungeschwächt zu bewähren.

Der Pessimist.

Der Wintermorgen war da. Wie in Glut
Die Sonne taut vom blauen Himmel schimmert,
Der Schnee, der über Nacht gefallen war,
Auf Feld und Wiesen blendend weithin flimmert!
Und mitten durch zieht wie ein dunkles Band
Die eingefrorte Bahn sich hin durchs Land.

Klingt's hell. Des Wärters kleines Haus
Blickt hell und freundlich durch die blanken Scheiben.
Sehnsüchtig lugt ein blondes Kind heraus.
Die Sonne lädt's gewiß nicht drinnen bleiben!
Sieh' da — schon öffnet sich das niedr'ge Thor
Und trippelnd kommt ein Mädchen draus hervor.

Vorsichtig hebt's das Röckchen in die Höh',
Das Füßchen zögert auf der Schwelle Zieren;
Das wing'ge Gärtchen ist gefüllt mit Schnee,
Da freilich, denkt es, kann man heut' nicht spazieren.
Doch hurtig öffnet es den kleinen Steg
Und setzt sich nieder auf den Schienenweg.

Nun werden bunte Strümpfchen hervorgeholt,
Die sorglich in der Tasche sind verborgen.
Warum hat denn die Mutter nur gewollt,
Ich soll zu Hause sein heut', am Sonntagsmorgen?
Sie ging doch auch zur Kirche. Strümpfchen, fleug'!
Wär nur der Bruder da, wir spielten Krieg'.

Da tönt ein Pfiff. Horch, das ist ein Signal!
Der Wärter ruhig auf dem Hause schreitet,
Er kommt ein Lied und nähert sich dem Pfahl,
Wo man die Wechsel für den Zug bereitet.
Doch eh' er das gewohnte Werk gethan,
Sieht plötzlich er sein Kind — dort, auf der Bahn'

Er preßt den Schrei in seine Brust zurück,
Das Blut stockt in den Adern ihm zu gerinnen —
Der Zug ist hundert — nur ein Augenblick —'
Hier spielt sein Kind! Wen sehen? Was beginnen?
Und mahnend ertönet das Signal
Und schreckt ihn auf zu namenloser Qual.

Gott steh' ihm bei! Sein Herz nun wieder schlug,
Ein Zittern fährt durch die gelähmten Glieder.
Er stürzt zum Wechsel, stellt ihn für den Zug
Und sinkt gelähmt dann auf die Kniee nieder.
Vorüber braust der Zug mit schrillem Ton —
Das kleine Kind ist bei den Engeln schon!

Ihr Zweifler alle, die in trübem Wahn
Ich höre oft an Menschenwerth verzagen,
Das hat noch jüngst ein schlichter Mann gethan!
Hört auf, vergang'ne Größe zu beklagen!
Wer je ein Kind erlassen und geliebt,
Den frag' ich, ob es höh're Opfer gibt!*)

Amely Bölte.

*) Eine Tagesarbeit, die im Januar d. J. bei Graz vorgefallen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Sechster Band — Nr. 49. — Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Beaumarchais in Madrid. Von Karl Frenzel. — Die Entstehung. Eine Erzählung aus alter Zeit. (Fortsetzung und Schluß.) — Aus der Natur. III. — Hebel's hundertjähriges Gedächtniß. — Praktische Philosophie. Neue Romane. I. — Gedanken von Hopfen von Schweitzer.

Beaumarchais in Madrid.

Was ist Wahres an Goethe's „Clavigo"?

Im Jahre 1774, in den letzten glücklichen Tagen des absoluten Königthums, erfüllte, aus Mangel an andern, größern politischen Fragen, mit athemlosem Staunen nicht nur Paris, sondern die ganze gebildete Welt ein tragikomischer Proceß.

Dieser Proceß wurde zwischen dem pariser Parlamentsrath Goezmann, einem Elsasser, und Pierre Augustin Caron, der sich, vielleicht von einem kleinen Gute seiner ersten Gattin, vielleicht, was mir wahrscheinlicher dünkt, aus Laune und einem gewissen phantastischen Hochmuth Beaumarchais nannte, seit Monaten verhandelt. Goezmann hatte Beaumarchais des Versuchs der Bestechung angeklagt in einem frühern, von ihm, Goezmann, geführten Civilproceß; es gelang aber Beaumarchais, bis zu einem gewissen Grade sich von diesem Verdachte zu reinigen und im Gegentheil unwiderleglich nachzuweisen, daß ihm die Gattin des Parlamentsraths den Zutritt zu ihrem Mann theuer verkauft und endlich noch 15 Louisdor, die sie von ihm unter dem Vorwand erpreßt, sie dem Schreiber ihres Mannes für seine Mühwaltung zu geben, in schmählichster Weise für sich selbst behalten habe.

In gegenseitigen Denkschriften bekämpften sich nun die beiden Gegner, unerbittlich, bis aufs Messer. Die französische Literatur rechnet die vier Memoiren Beaumarchais' zu den Glänzendsten, Scharfsinnigsten und Bittersten, was sie in der Form juristischer Federscheiften aufzuweisen hat. Leicht wird sich auch jetzt noch niemand, der sie zufällig oder aus Theilnahme für den Menschen — hat er uns doch wieder und wieder im „Barbier von Sevilla" und in „Figaro's Hochzeit" entzückt — durchblättert, ihrem Schwunge, ihrer Kampflust, ihrem vernichtenden Witze entziehen; wenn man sie liest, glaubt man oft Keulenschläge auf einen Helm niederrasseln zu hören. Allein für die allgemeine Literatur scheint mir nur Eine Stelle dieser Memoiren von wahrer Bedeutung und dauerndem, künstlerischem Werthe zu sein; es sind funfzig Seiten der vierten Denkschrift, an Lebendigkeit, Eindringlichkeit die besten, die Beaumarchais je geschrieben — die Geschichte Clavigo's.*)

Goethe's Trauerspiel hat jeder gelesen, gesehen, erinnert sich auch jener Stelle aus „Wahrheit und Dichtung", in der er die Entstehung des Dramas aus den Memoiren Beaumarchais' er-

*) „Clavigo" schreibt Goethe, vermuthlich gegen das „Clavico" der Memoiren, obwol die dem vollständigen Namen richtig unterzeichnet hat „Clavijo".

zählt. Sei es hier gestattet, diese Verhältnisse in ihren realen Umrissen darzustellen.

Von den fünf Schwestern Beaumarchais' waren zwei seit einer Reihe von Jahren in Madrid, denn der Vater, Uhrmacher und Bijouteriehändler zu Paris, in der Straße St.-Louis, führte in nicht unbedeutendem Maße einen Handel mit den vornehmsten Personen des spanischen Hofs. Unter seinen Käuferinnen findet sich eine Gräfin von Auen-Clara, die ihm eigenhändig Briefe schreibt. So romantisch, wie Beaumarchais in seinem Memoire und in Goethe's „Clavigo" erzählt, kamen die beiden Mädchen doch nicht nach Spanien. Nicht ein reicher Kaufmann, bei Jahren und kinderlos, ein Freund Caron's nahm sie mit sich, versprach, sie als seine Töchter zu erziehen und starb dann plötzlich, ohne ihrer in seinem Testamente zu gedenken, sondern ein junger, französischer Architekt Guilbert heirathete die ältere, Marie Josephe, und ließ sich in Madrid nieder. Beaumarchais verschaffte ihm bei seiner Anwesenheit in Madrid 1764 den Titel und die Besoldung eines „königlichen Baumeisters und Ingenieurs"; er schreibt dem Vater nach Paris: „Dein Schwiegersohn ist höchst vernünftig geworden und arbeitet wie ein Pferd; ich stachle ihn mit der Ehre, aber er geht auch ohne Sporen vortrefflich." Obgleich Guilbert und seine Gattin nicht eben reich waren, zeichneten sie sich doch durch ihre Bildung vor vielen der in Madrid lebenden Franzosen aus. Der Gesandte ihres Hofs versicherte sie wiederholt seines besondern Schutzes und Wohlwollens. Die Zierde des Hauses aber war die Schwester Josephe's, Maria Lutz, welche ihr in die neue Heimat gefolgt war. Es ist die spätere Verlobte Clavijo's, leider muß ich wieder eine allgemeine, liebgewordene Täuschung zerstören; zur Zeit, als Clavijo sich von ihr trennte, 1765, zählte Marie dreiunddreißig Jahre und dachte nicht daran, aus Liebe zu ihm zu sterben. Im Anfang des Jahres 1764 erhielt der Vater Briefe über Briefe von seiner ältern Tochter: über die lange Freundschaft, die zwischen den Schwestern und Clavijo bestanden, die Heirath, die er Marien gelobt und schmählich gebrochen, die beklagenswerthe Lage, in die sie vor der Welt durch diese Treulosigkeit versetzt seien. Nach einigem Zögern, als in einem neuen Schreiben von der zunehmenden Nervenschwäche Maria's gesprochen ward, entschloß sich Beaumarchais auf das Wort des Vaters: „es sind ja doch auch deine Schwestern", zur Reise nach Madrid. Freilich, er ging nicht „wie der Bruder in den Lustspielen", einzig, um „seine Schwester zu verheirathen", im Gegentheil hatte er, in Spanien große spekulative Unternehmungen auszuführen. Er hatte damals das ungetheilte Vertrauen eines der reichsten pariser Bankiers Duverney und führte Wechsel von ihm mit sich, die sich auf [illegible] Francs beliefen. Es galt, die spanische Regierung zur Ertheilung von Vollmachten und Privilegien für eine „Handelsgesellschaft nach Louisiana" zu gewinnen, einen Vertrag mit ihr zur „Cultivirung der Sierra Morena" abzuschließen — wohin man dann später deutsche Auswanderer gerufen hat —; man trug sich sogar in Duverney's Hause mit dem Plane, gegen jährlich 20 Millionen Francs „alle Truppen der Königreiche Spanien, Majorca und der Presidios an der afrikanischen Küste" mit Lebensmitteln zu versorgen. Bald nur als treuer Paladin, der die Unschuld und die Frauen vertheidigt, bald als ein echter Industrieritter und „spekulirender" Abenteurer reiste Beaumarchais im Mai 1764 nach Madrid.

Eines Morgens gegen 11 Uhr kam er, längst erwartet, im Hause Guilbert's an. Eine Familienberathung fand statt; ehe er sich in die Geschäfte und Vergnügungen stürzte, wollte Beaumarchais mit Clavijo Abrechnung halten. Dachte Maria noch an eine Heirath mit ihm? Kaum, denn Beaumarchais schreibt nach Paris: „Ich fand Maria so gut wie schon versprochen mit Durand (einem in Madrid lebenden Franzosen), denn in der Mißachtung, worein das arme Mädchen gefallen zu sein glaubte, erschien ihr jeder Ehrenmann, der bereit war, sich ihrer anzunehmen, wie ein Gott!" Aber, sagt meine Leserin vielleicht, abgesehen von allen Heirathsgedanken, mochte ihre Herzensneigung doch noch immer dem treulosen Clavijo gehören... Darüber weiter unten.

In der Familie machte sich die Meinung geltend, Beaumarchais sollte gegen Clavijo nichts unternehmen, bevor er mit dem französischen Gesandten, dem Marquis d'Ossun, in Aranjuez Rücksprache genommen. Der Heftigkeit und dem abenteuernden, hochfahrenden Sinn Beaumarchais' — er ist ganz in Eine Persönlichkeit zusammengeschmolzen Figaro und Graf Almaviva — mißfiel diese Zögerung; ohne seinen Angehörigen das Geringste zu sagen, begibt er sich am 19. Mai in seinem besten Kleide, nur von einem Bekannten begleitet, der die Reise von Paris her mit ihm gemacht, zu Joseph Clavijo, dem Herausgeber des „Pensador", dem der König die Leitung in einer

Abtheilung des Staatsarchivs anvertraut hatte. Damals wohnte Clavijo im Hause eines seiner Freunde, eines Ministerialrathes, des Don Antonio Portugez; die beiden Männer, die so auseinander stehen, waren etwa in gleichem Alter, ein und ein anderes Jahr über dreißig hinaus, beide geistvolle, mutige Köpfe; aber der Spanier schwankend, feige, verschlagen, der Franzose keck, unternehmend, in seinem Recht, mit einer Art schauspielerischer Ueberschwenglichkeit. Was zwischen ihnen sich zutrug, bildet den zweiten Akt in Goethe's „Clavigo"; es ist die fast wörtliche, selbst in den Parenthesen getreue Uebertragung von Beaumarchais' eigener, unübertrefflicher Erzählung. Mit seiner Erklärung seiner Schuld, die Clavijo eigenhändig geschrieben und unterzeichnet, kam Beaumarchais zu seiner Familie zurück. Nach den Umarmungen und Thränen waren die Meinungen über das weitere Verfahren getheilt; die einen wollten Clavijo verderben, die andern ihm verzeihen, nur Maria sagte: „Ich will nicht mehr von ihm sprechen hören! Geh' nach Aranjuez, mein Bruder, und folge den Rathschlägen des Grimaldi!" Von den Prinzessinnen von Frankreich, den Töchtern Ludwig's XV., denen Beaumarchais Unterricht auf der Harfe gegeben, hatte er ein Empfehlungsschreiben an den Marquis d'Ossun: er ward mit vielem Wohlwollen aufgenommen. Schließlich erklärte sich der Marquis für eine Heirath Maria's mit Clavijo; dies scheine ihm das beste wie das einfachste Mittel, die Sache zu einem leidlichen Abschluß zu bringen. Auch Clavijo dachte so; in Beaumarchais' Abwesenheit hatte er eine Unterredung mit der ältern Schwester erbeten und erhalten. Am 26. Mai schrieb er, nach Beaumarchais' Heimkehr, eine Bitte um Versöhnung, eine Werbung um Mariens Hand. Maria gerieth in Thränen; „es koste Mühe", berichtet der Bruder nach Paris, „ihre Verbindung mit Durand zu lösen, welche Hoffnung und Gewohnheit von ihrer und seiner Seite fest und fester geschlossen." Am demselben Tage fand sich Clavijo noch in Gudbert's Hause ein; er fiel Marien zu Füßen; diese, von allen bestürmt, nachzugeben, warf sich ihrem Bruder in die Arme: „Du bist ein harter und mitleidloser Mensch!" In Gegenwart von neun Zeugen unterschrieben beide, Maria und Clavijo, ein neues Eheversprechen. Wenn man alles bedenkt, die Gunst, in der Clavijo beim Publikum und dem Minister Grimaldi stand, die etwas verwegene Weise, in der Beaumarchais sich bei ihm eingeführt, war dieser Ausweg für beide Parteien der rühmlichste; die Neigung des Herzens hatte in diesem Falle mit der Klugheit und dem Schicklichen zusammengetroffen.

Die Sache schien beendigt; da Clavijo plötzlich seine Wohnung im Hause des Don Portugez verließ und zu einem seiner Freunde in das Invalidenhaus zog, entschuldigte er damit, daß Don Portugez sich am eindringlichsten gegen seine Heirath mit Maria Caron ausgesprochen. Seine Freunde betrieben indeß die Vorbereitungen zur Hochzeit; sie führten Beaumarchais in seinem Namen zum apostolischen Notar, zum Vicar des Erzbischofs von Madrid. In der ihm eigenen großmüthigen Freigebigkeit bot Beaumarchais seinem zukünftigen Schwager, wenn er vielleicht nicht eben „bei Gelde" wäre, seine Börse an, um Marien ein passendes Geschenk zu machen; überdies französische Bänder, Spitzen, Schmucksachen; Clavijo nahm nur die letztern an. Zehn Tage verflossen so, der Freundlichkeit des einen antwortete die scheinbare Dankbarkeit des andern. Da verschwindet Clavijo am 5. Juni wiederum aus seiner Wohnung bei den Invaliden, ohne Beaumarchais eine Anzeige zugehen zu lassen, und erst nach langem Suchen findet ihn dieser in der Ludwigsstraße. Er gab vor, man hätte seinem Freunde vorgeworfen, daß er sein Quartier, das der König ihm allein gegeben, mit einem andern theile; darüber hätte er sich verpflichtet gefühlt, das Haus zu verlassen. Vergebens bat ihn Beaumarchais, zu den Gudberts zu ziehen; er lehnte ab; überdies sei er krank und der Arzt habe ihm Medicin verordnet. Noch scheint ihm Beaumarchais geglaubt zu haben; aber Maria, mit dem feinen Gefühl der Frauen, die auch wol aus frühern Erfahrungen das unreine und hinterlistige Wesen Clavijo's kannte, durchschaute die Absicht des Treulosen und ahnte einen neuen Bruch. Am 7. Juni ward denn auch Beaumarchais enttäuscht; er erfuhr von dem Notar, daß Clavijo eine andere Ehe eingehen müsse, ein Mädchen, die ein Eheversprechen Clavijo's von 1765 besitze, habe gestern gegen seine Heirath mit Maria Caron Einspruch erhoben; die spanischen Gesetze seien in diesem Punkte unerbittlich. „Und wer ist dieses Mädchen?" fragt Beaumarchais. „Ein Kammermädchen der Donna Portugez." Eine Viertelstunde darauf ist er bei Clavijo; noch bringt er dessen Erklärung, die, bekannt geworden, den verrätherischen Mann in der öffentlichen Meinung tödten muß. Clavijo weiß jetzt von dem Antrag des Kammermädchens nichts, das in eine alte, längst

vergessene Liebesgeschichte, ein paar Geldstücke wurden sie beschwichtigen. Als aber am Abend, gegen 9 Uhr, Beaumarchais mit zwei Bekannten, Perier und Lowand, wieder bei ihm vorspricht, ruft ihnen die Wirthin schon von der Treppe zu: „Señor Clavijo ist vor einer Stunde ausgezogen, ich weiß nicht wohin."

So war es denn entschieden. In seiner Wohnung empfing Beaumarchais einen Brief des Marquis d'Ossun aus Aranjuez: Don Rubin, der Commandant von Madrid, habe Befehl, ihn gefangen zu nehmen; Clavijo beschuldige ihn, daß er ihn überfallen und, ihm die Pistole auf die Brust setzend, gezwungen habe, seiner Schwester schriftlich die Ehe zu versprechen. Noch ließ Beaumarchais, als Vera, einer seiner Freunde, Officier bei der wallonischen Garde, eintritt: „Ihr habt keine Stunde zu verlieren, morgen mit Tagesanbruch werdet Ihr verhaftet!" In etwas mag Beaumarchais sein Gefahr wie seine Kaltblütigkeit übertrieben haben; er reiste im Auftrag des reichsten Bankiers, er sollte mit der Regierung die wichtigsten Geschäfte verhandeln, er hatte Schreiben von Prinzessinnen, Damen Francs bei sich — solchen Mann läßt man nicht plötzlich in irgendeinem dunkeln Kerker verschwinden, am wenigsten unter der liberalen und hochherzigen Regierung Karl's III. In der Nacht schrieb er ein Tagebuch von seiner Ankunft in Madrid an bis zu dieser Stunde nieder, legte alle Documente, Clavijo's Briefe und Erklärungen dazu und bestieg um 5 Uhr Morgens einen Wagen, der ihn nach Aranjuez führen sollte. In einem spätern Briefe an seinen Vater hat er diese Fahrt beschrieben: „Ich hülle mich in meinen spanischen Mantel, mit einem großen, guten, breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe. . . Das nennt man hier in capa y sombrero — und wenn ich, den Mantel über die Schulter geworfen, drei Viertel meines Gesichts in seine Falten verberge, bin ich, wie es heißt, embozado. . . Mein Wagen ist gut verschlossen, sechs Maulthiere ziehen ihn." Viel Ironisches wußte ihm der Gesandte nicht zu sagen, er rieth zur augenblicklichen Flucht nach Frankreich, wenn er „ewiger Gefangenschaft in den Pyrenäen" entgehen wolle; Clavijo hätte den ganzen Hof, die Minister, selbst den König gegen ihn erzürnt. In dem allen spricht doch mehr der Verfasser des „Barbier von Sevilla" als der in Wahrheit ernst bedrohte Mann. Es gelang ihm am nächsten Tage — die Nacht hatte er, nach seiner Versicherung, „in den dunkeln Laubgängen des Parks von Aranjuez in unaussprechlicher Aufregung" zugebracht —, um bei dem frühern Minister des spanischen Amerika, einem geborenen Franzosen, Herrn Wbal, Audienz zu erhalten. Seine Beweise in der Hand, war es ihm nicht eben schwer, seine Unschuld und die Heimtücke Clavijo's darzuthun. Wbal, der bisher viel Theilnahme für Clavijo gezeigt, fühlte sich durch dessen ehrlose Handlungsweise persönlich verletzt; er führte Beaumarchais zum Könige. Die Beredsamkeit, das Abenteuerliche des Franzosen gefiel dem Monarchen, er verlangte die Denkschrift desselben. Es braucht kaum der Erwähnung, daß Clavijo seines Postens im Archiv enthoben wurde. Im Laufe eines Monats hatte Beaumarchais diese verwickelte und gefährliche Geschichte für sich und seine Schwester ehrenvoll zu Ende gebracht.

Und was ward aus Maria? Sie starb nicht vor Schmerz, endete aber auch die Romantik ihres Lebens nicht durch eine Heirath. Der letzte Biograph Beaumarchais', Louis de Loménie, dem es vergönnt war, die Familienpapiere einzusehen und dessen Werk nach dieser Richtung hin das reichste und schätzbarste Material enthält, vermuthet, daß sie im Kloster der Damen zum heiligen Kreuz, zu Roye in der Picardie, gestorben sei. Nach dem Tode Guilbert's nämlich kehrte dessen Frau mit ihrer Schwester nach Frankreich (1772) zurück und lebte mit ihr in jenem Kloster. Aus Beaumarchais' Correspondenz verschwindet bald nachher Maria, die einzige seiner Schwestern, die mit ihm und durch ihn die Unsterblichkeit seines Namens theilt. Ein Enkel Beaumarchais' versicherte freilich Loménie, er habe gehört, Maria sei in Amerika gestorben, wußte aber diese Angabe durch nichts zu bestätigen. Clavijo seinerseits erhob sich bald nachher von seiner Niederlage; wie leicht werden Treulosigkeiten in der Liebe vergeben! Als er 1806 in Madrid starb, nahm er den Ruhm eines ausgezeichneten Schriftstellers mit sich ins Grab; er hatte seit Jahren den „Historisch-politischen Mercur" redigirt, Buffon ins Spanische übersetzt und war Vicedirector des Naturhistorischen Museums.

Beaumarchais verweilte bis Ende März 1765 in Madrid. Des Morgens arbeitete er in seinen finanziellen Unternehmungen mit den Ministern, am Abend war er überall der willkommenste Gesellschafter bei dem russischen Gesandten, dem Grafen Buturlin, dem englischen, Lord Rochford. Als ihresgleichen lebte er mit den vornehmen Herren; er verlor und gewann an Einem Abend

[illegible] Domherr, er spielte mit ihnen zusammen Komödie, er hatte mir für die zärtlichsten und angenehmsten Abenteuer mit den schönsten Frauen. Seit seiner Jugend trieb er leidenschaftlich Musik; ein wenig spielte er alle Instrumente, vorzüglich die Harfe. Jetzt, angeregt von den spanischen Liedern — das einzige, was ihm im spanischen Theater Freude machte, fing er an, ein und ein anderes Couplet zu dichten; es sind die Halme, die im „Barbier von Sevilla" zu Aehren aufschießen sollten. Wenn man für den Ausgang des Rococo ein Symbol haben wollte, kein besseres könnte man finden als dieses Beaumarchais, der eine reiche Lebenskraft, einen außerordentlichen Geist, eine Thätigkeit ohne gleichen in tausend Kleinigkeiten zersplitterte, alles war, vom Abenteurer bis zum Finanzier, vom Uhrmacher bis zum Schriftsteller hinauf; der Voltaire eifersüchtig machte und doch in keinem Fache die höchsten Ziele erreichte, vielleicht nicht einmal danach strebte. In Spanien scheiterten seine Unternehmungen an der Unbeweglichkeit und Langsamkeit der Regierung; nicht Eine verwirklichte sich — heim brachte er außer einigen vornehmen Bekanntschaften, die ihm später wol die Ehre erwiesen, in Paris bei ihm zu speisen, drei Dinge: sein Tagebuch, das ihm zehn Jahre nachher im Streit mit Goezmann, als man ihn in einem anonymen Briefe der schmählichsten Dinge beschuldigte, so vortreffliche Dienste leistete, ein kleines Miniaturporträt der schönsten und liebenswürdigsten Dame und im Kopfe einige noch wirre und wüste Gedanken, Schattenbilder vom „Barbier von Sevilla" und „Figaro's Hochzeit".

Karl Frenzel.

Die Entführung.

Eine Erzählung aus alter Zeit.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Domherr fuhr in seiner Erzählung fort:

Ich konnte mich nicht beruhigen, daß mein sanftes Fränzchen eine Frau sein sollte. Es fiel mir zwar ein, daß man die Namen Franziska und Friederike hierzulande oft in die männlich klingenden Fränzchen und Fritzchen abkürze, auch daß die Stiftsdamen allerdings so zutraulich gegen Fränzchen gewesen waren, wie Frauenzimmer es nur unter ihresgleichen sind, aber es wollte mir gar nicht gefallen, daß ich meinen Liebling so aufgeben sollte.

Nach einer Weile kam der fremde Herr in mein Zimmer, das andere Himmelbett war offenbar für ihn bestimmt; er schien sehr aufgeregt und ging nachdenklich hastig auf und nieder. Endlich legte er sich zu Bett und ich begann nun recht süß einzuschlafen, da ich eine angenehme Sicherheit empfand, die Nacht nicht allein in dem großen, fremden Raume zu sein.

Ein furchtbarer Lärm erweckte mich aber schon nach einigen Minuten; das ganze Haus dröhnte, die Decke unsers Zimmers drohte einzustürzen, es war dort ein Getrampel, als wenn ein ganzer Pferdestall oben in Bewegung gesetzt wäre.

Der fremde Herr richtete sich erstaunt im Bett auf, sein Licht brannte glücklicherweise noch, er zog mehrmals heftig die Klingelschnur. Nach einer Weile erschien ein Diener, den er nach der Ursache des seltsamen Getöses fragte; verlegen antwortete dieser: „Der Herr Graf haben die Tanzmädchen mit ihren Holzschuhen heraufkommen und tanzen lassen, damit Ihre Gnaden nicht einschlafen können."

„Er ist verrückt; man darf die Frau nicht bei ihm lassen!" murmelte der fremde Herr.

„Ja, Sie haben recht, wir wollen sie befreien!" rief ich dazwischen und wurde natürlich ausgelacht, aber doch freundlich behandelt. Ich schlief denn auch bald ein trotz des Lärmens über uns.

Am andern Morgen sagte mir der fremde Herr, daß die Gräfin ihn habe bitten lassen, mich ins Stift zurückzubringen; ich nahm es natürlich dankbar an. Der Schloßherr ließ sich nicht blicken bei unserer Abfahrt, aber als ich schon im Wagen saß und der fremde Herr sich noch mit der Dienerschaft beschäftigte, kam von der andern Seite aus einer Stallthür eine schlanke blasse Frau in dunkelm Seidenkleide herangehuscht, reichte mir ein Packet Kuchen zu und flüsterte:

„Bleib' mir gut, Johannes, ich komme bald wieder ins Stift, dann sollst du auf meinem Schimmel reiten!"

Die Macht der Weiblichkeit kam plötzlich bei mir armem Jungen zur Geltung; Fränzchen erschien mir als Frau noch viel liebenswerther wie als Jüngling, mein ganzes kleines Herz kam in Aufruhr, ich lehnte mich immer wieder aus dem Wagen, um nur noch einmal die Gestalt zu sehen, die, meinen Wunsch errathend, wie ein Schatten leise und behende in einer Seitenallee dem Wagen eine Weile folgte und mit einem weißen Tuche mir zuwinkte. Die Erscheinung einer Frau, die uns Theilnahme zeigt, bringt immer etwas Neues in unser Leben; sie er-

unsere und an die vergangene Liebe einer todten Mutter oder an die zukünftige einer lebenden Braut, wenn man nämlich ein wenig früher ergraut ist wie die rothe Menge.

„Zu der ich gehöre", warf der andere Dombey ein. „Ich hätte nicht gedacht, daß du so sentimental sein könntest, Freundchen, aber ich besinne mich jetzt auf die Geschichte; die Grafenbergs sind ja bekannt, daß sie alle einen Sparren haben. Dieser war wirklich mehr toll wie grausam. Nicht wahr, die Frau verließ ihn damals und du halfst ihr dabei — das war die ganze Entführungsgeschichte?"

„Warum willst du mir denn meinen Effect verderben? Dauert's dir zu lange, will ich meine Erzählung gern kürzer fassen. Du irrst dich übrigens in den Generationen, wie das alten Leuten leicht passiret; nein, die Dame, welche ich entführte, war keine andere als mein schöner Besuch von vorhin —"

„Die Dame von Rosenduft? Onkelchen, wie alt sind Sie? Himmel, er hat ja nicht die höhern Weihen! Er wäre im Stande, sich noch zu verheirathen!" rief einer der jungen Männer.

„Das junge schöne Weiben und ich alter Graukopf!" sagte der Erzähler und zog sein Käppchen ab, als wollte er den Freunden zeigen, daß er wahr gesprochen; indessen sah er ohne dasselbe gerade viel jugendlicher aus, denn von dem grauen Haar waren nur wenige Spuren in dem dichten Lockengewühl zu entdecken.

„Er nimmt wahrhaftig das Käppchen ab und guckt in den Spiegel über dem Kamin mit seinen guten alten Augen, die nicht kurzsichtig sind wie unsere jungen! Doch fahren Sie nur fort, Onkelchen! Die Entführung scheint mir nicht so harmlos gewesen zu sein, wie Sie uns glauben machen wollen. Sie leben jetzt noch viel zu gefährlich aus und müssen mit zwanzig Jahren ein ganz kapitaler Bonmacher gewesen sein!"

„Nein, dazu hatte ich wirklich nie Talent! Auch war ich bereits dreißig Jahre alt, als die Entführung stattfand. Ich will euch mit meiner übrigen Lebensgeschichte verschonen und nur erwähnen, was sich auf jene bezieht. So hört denn!"

Ins Stift, fuhr der Dombey fort, kam ich für lange Zeit nicht wieder. Meine Großtante starb und bewies, daß sie es doch gut mit mir gemeint hatte, denn sie vermachte mir ihr ganzes Vermögen; all das hübsche Silberzeug auf meiner Tafel stammt von ihr. Indessen hatte sie ihrem Lebensend eine Clausel hinzugefügt, die mir nicht genehm war; der Nießbrauch war ihrer Nachfolgerin zugesprochen und da meine verhältnißmäßig Seelenruhe gewiß alt werden, so konnte ich in meiner Jugend nicht auf den Genuß meiner Erbschaft rechnen. Ich mußte meine Laufbahn des Gnadenbrots bei andern Verwandten noch eine geraume Zeit fortsetzen; indessen hatte ich selbst doch das Gefühl, daß ich ihnen bereits ihre Wohlthaten vergelten könne.

Nach zwanzig Jahren starb die Nachfolgerin meiner Großtante und ich reiste zum endlichen Antritt meiner Erbschaft nach dem unterdessen säcularisirten Damenstift. Ich fand nur noch wenige alte Reste dort, die meisten Fräulein waren todt oder verheirathet oder verzehrten ihre Pensionen in der Ferne. Die Zimmer der Großtante waren aber unverändert; die Nutznießerin ihres Nachlasses hatte mit wahrhafter Pietät jedes Porzellanpüppchen und jede wackelige Kommode geschont. Sogar derselbe Geruch wehte mir entgegen, der sonst den Zimmern eigen war, nach getrockneten Blumen, Salben und Kölnischem Wasser, vermischt mit jenem leisen Moderhauch, der entsteht, wenn viele alte Gerätschaften beisammenstehen.

Ich konnte mich vollkommen in meine Kindheit zurückträumen; die alte Uhr pendelte mit demselben ängstlichen Eifer und sogar der alte Mops war noch vorhanden; er saß ausgestopft, stolz wie ein Kunstwerk auf der Kommode zwischen den altmodischen Tassen und Gläsern. Ich betrachtete mir alles, besonders genau aber die Tapete mit dem kleinen David, die mich einst so entzückt hatte; dabei fiel mir jener Nachmittag ein, an dem ich nach Schloß Grafenberg gefahren war. Die Bewohner desselben waren mir nie ganz aus dem Gedächtniß entschwunden, obwol ich selten etwas von ihnen erfahren hatte, denn damals gab es noch nicht so viel Communicationsmittel wie jetzt. Nur die wichtigsten Ereignisse erfuhr man aus dem Leben der Landsleute, ob sie lebten, starben oder geboren wurden.

Ich wußte demgemäß, daß Grafenbergs noch lebten und ein Kind besaßen, wodurch die Ehe für die unglückliche Frau jedenfalls erträglicher geworden sein mußte; ich nahm mir vor, sie zu besuchen und lächelte in der Erinnerung an die Furcht, welche ich einst dort ausgestanden hatte, nicht ahnend, daß ich noch einmal einen Tag des Schreckens und der Angst dort verleben sollte.

Das Knarren einer Thür erweckte mich aus meinen Erinnerungen; ich sah mich um und er-

blühe eine Dame, die ich auf der Stelle für Amanden — die Gräfin erkannte. Sie war noch ebenso schlank wie damals, aber aus dem Gesicht war alles Blut und alles Licht der Jugend gewichen; mit vierzig Jahren ist freilich weit bei jeder Frau die wahre Schönheit untergegangen, aber so unwiderruflich zerstört hatte ich doch noch keine gesehen. Man fühlte bei ihrem Anblick, daß Kummer und Angst langer Jahre tiefe Züge gezeichnet hatten. Sie war aufs lebhafteste überrascht, mich so verändert wiederzusehen, weinte aber nach der Art nervenschwacher Menschen einen Strom von Thränen vor Freude, während sie mit mir sprach. Ich erfuhr von ihr, daß sie seit einigen Wochen im Stift bei einer Freundin wohne und sich unendlich auf meine Ankunft gefreut habe. Leise ist sie in die Zimmer der Aebtissin geschlichen, um mich zu überraschen und schon vorher ein wenig zu beobachten, ob der kleine Johannes sich innerlich ebenso verändert hätte wie äußerlich.

Ich versicherte ihr, das Herz sei noch dasselbe, obgleich es auch ein wenig größer geworden; ich fühlte, daß meine kindlichen Empfindungen für die kummervolle Matrone sich noch lebhafter regten wie einst für die junge leidende Frau. Auch sie zeigte sich mir wie eine Mutter zu und bald merkte ich, daß sie eine große Hoffnung auf mich gesetzt hatte.

Sie erzählte mir, welche seltsame Bewandtniß es mit ihrem Aufenthalt im Stift hatte. Sie befand sich eigentlich auf der Flucht vor ihrem tyrannischen Gatten; seine Wildheit und Verkehrtheit waren mit den Jahren und durch sein abgeschiedenes Landleben immer mehr bis zur Manie gestiegen. Die Gräfin klagte, daß seit der Geburt ihrer Tochter, von der man allgemein eine Aenderung zum Besseren gehofft hatte, gerade Verschlimmerung eingetreten sei, weil der Graf sich leidenschaftlich einen Sohn gewünscht. Das Kind selbst wurde von dem Vater noch mehr mißhandelt wie die Mutter einst; es mußte fortwährend Knabenkleider tragen, bekam Schläge, wenn es das kleinste Versehen beging, und erhielt gar keinen Unterricht. Der wachende Autokrat ließ sich von seinen Familienmitgliedern Vorstellungen machen; alle zogen sich von ihm zurück, da er mit Beleidigungen und Beschimpfungen freigebig um sich warf, und die unglückliche Frau mit ihrer nun fast zehnjährigen Tochter blieb rettungslos in seiner Gewalt. „Solange ich jung und gesund war", sagte die Gräfin, „konnte ich ein solches Leben ertragen; auch kamen ähnliche Scenen wie damals mit dem Reisekoffer nur selten vor; inzwischen wurde ich älter und begann kränklich zu werden; die Sorge um meine Tochter, der mit jedem Jahre ein so verwahrlosender Zustand schädlicher werden mußte, trieb mich endlich zur Verzweiflung. Ich versuchte es, mit meinem Kinde zu entfliehen. Nur wenige Sachen ließ ich einpacken und wollte scheinbar spazieren fahren. An einem Försterhäuschen hatte mir ein treuer Diener Postpferde vom Stift bereit gehalten, aber der Graf entdeckte sie und wartete in einem Versteck, bis ich mich ihrer bedienen wollte. So auf der That ertappt, glaubte er mich nicht im geringsten schonen zu dürfen; er riß mir das Kind aus den Armen, verbot mir, jemals sein Haus wieder zu betreten, schwang sogar in Gegenwart der Dienstboten die Peitsche gegen mich und befahl dem Postillon, zuzufahren. Im ersten Schrecken wollte ich mich ihm zu Füßen werfen und mich lieber todtschlagen lassen, als von meinem Kinde trennen; er hörte aber nicht auf mein Flehen und mir fuhr der Trostgedanke durch den Kopf, wenn ich selbst frei bin, kann ich das Kind ja auch eher befreien. Ihre erwartete Ankunft, mein junger Freund, erschien mir wie eine Fügung. Sie sollen mir helfen, meine Tochter zu entführen. Versprechen Sie mir diesen Trost?" sagte die unglückliche Frau und wartete unter heißen Thränen auf meine Antwort.

So konnte natürlich keine abschlägliche sein; mein Herz und meine Thatenlust drängten mich zu dem Unternehmen, dessen Schwierigkeit mir indessen gehörig einleuchtete, denn die Gräfin verbarg mir nicht, daß ihre Kundschafter ihr berichtet hätten, wie das Schloß jetzt gleich einer Festung bewacht sei und keine noch so unverfänglichen Besuche eingelassen würden. Die Angst um ihr Kind ließ der Mutter keine Ruhe; sie trieb mich zu dem ziemlich hoffnungslosen Versuch an, als Jahrmarktskrämer Eingang bei dem Hofgesinde zu erhalten.

Auf dem Lande ist nämlich ein solcher Handelsmann mit Zwirn, Nadeln, bunten Tüchern und Bändern ein wahrer Verführer, um derentwillen die strengsten Befehle der Herrschaft umgangen werden; denn er bringt Unterhaltungsgegenstände in das einförmige Landleben; er wird als Rathgeber, als Freund, als Neuigkeitskrämer, Kundschafter von andern Gütern, als Brautwerber und oft auch als Arzt betrachtet. Die Sache war für mich jedoch eine allzu schwere Aufgabe, weil ich gänzlich unerfahren in allen diesen Be-

schungen war, mir beschlossen deshalb, den gewöhnlichen Tabulettkrämer, der gerade auf seiner Kunstreise begriffen war, heim zu laden und zu berücken, damit er mich als Schulden, respective Pachtträger mitnehmen und sobald als möglich seinen ambulanten Kaufladen nach dem Schlosse tragen sollte. Ich sorgte dafür, daß er auch einiges Spielzeug einpackte, um die kleine Gemieß herbeizulocken, und erhielt ein Briefchen an sie von der zärtlichen Mutter, denn ein wenig Lesen und Schreiben war ihr von derselben beigebracht worden.

Als ich mich der Gräfin in meiner Verkleidung vorstellte, sagte sie ängstlich: „Sie werden Verdacht erregen; Sie sehen zu vornehm aus! Halten Sie sich weniger gerade, verbergen Sie Ihre Hände und kämmen Sie sich die Haare mehr ins Gesicht!“

Ich that, wie sie geheißen, und fand mich abscheulich genug aussehend; ich hätte meine Heldenthaten lieber in einem ritterlichern Costüm unternommen, indessen war mir ohnehin nicht sehr romantisch dabei zu Muthe, sondern nüchtern und geschäftsmäßig wegen des Erfolgs, der mir höchst ungewiß schien. Die Gräfin machte sich weit mehr Illusionen darüber und obwol der Angst sie sichtlich verzehrte, so merkte ich doch, daß sie fest überzeugt war, das Unternehmen würde mir gelingen. Im letzten Augenblick brachte sie mir noch einige Papiere, die sie selbst angefertigt hatte; in der Tasche der einen befand sich eine Wiederholung des Briefchens, damit ich auf diese Weise versuchen konnte, es ohne Aufsehen in des Kindes Hände zu spielen. Beim Abschied bat sie mich noch, auf keinen Fall Gewalt zu versuchen; denn wie sie den Grafen kannte, würde er dadurch in die äußerste Wuth gebracht werden, die leicht ein Menschenleben kosten konnte, ja sein eigenes Kind nicht schonen würde. Ich zeigte ihr meinen Tragkorb, eine sogenannte Kiepe, in welcher ich die kleine Dame unsichtbar machen konnte durch einen übergeworfenen bunten Teppich des Tabulettkrämers. Die besorgte Mutter wollte durchaus so rasch wie möglich von dem Erfolg unterrichtet und mit ihrem Kinde wieder vereinigt sein, deshalb verabredete sie mit mir ein Zusammentreffen im äußern Park, ein verwildertes Gehölz, welches sich am Schloßgraben hinzog. Ein verfallenes steinernes Erbbegräbniß bot allerdings ein gutes Versteck dar, doch vergesse ich nie die Angst, die ich darin ausgestanden habe.

Es war schon ein wenig dämmerig, als wir im Schlosse anlangten; der Tabulettkrämer war nicht mit Behutsamkeit gegangen, es wurde ihm nur gelagt, ich solle einen Theil der zurückgelassenen Kleider der Gräfin von der Kammerfrau fordern, welche der geringe Schimpfern nicht schicken wollte. Es macht solchen Leuten immer Vergnügen, gegen die Mächtigen der Erde zu conspiriren. Wir waren die besten Freunde und er versprach, mich nach Kräften zu unterstützen. Wir verabredeten, daß er schon am Abend sich fortmachen sollte, während ich erst am andern Morgen ganz harmlos mit meinem vollgepackten Korbe abziehen wollte. Ich durfte in der Nacht das Kind nicht den Schrecken einer Flucht aussetzen und mußte auch einige Zeit haben, es darauf vorzubereiten und mit mir bekannt zu machen. Als wir Einlaß begehrten, mußte erst beim Schloßherrn um Erlaubniß gefragt und der Schlüssel zum Thor geholt werden. Die Zugbrücke rasselte schon halb nieder und das Dienstpersonal versammelte sich um uns, wie wir es erwartet hatten. Der Tabulettkrämer holte aus meiner Kiepe ganze Ballen bunter Waaren hervor. „Wir haben auch Spielzeug“, sagte ich: „sind denn keine Kinder hier?“ „Ach ja, holt doch einer das Gemütchen herbei! Das arme Ding hat den ganzen Nachmittag die Kegel aufsetzen müssen für den Grafen und den Herrn Inspector“, sagte eine freundliche Magd. Aber ferner ging; „der Graf möchte beim werden“, hieß es. Da lief die Magd selbst hin und kam mit einem kleinen blassen Kinde in Knabentracht zurück; es fror augenscheinlich in den dünnen Leinwandbeschen und die rothen Hände waren hart und schmutzig von den Kegelkugeln.

Ich beschäftigte mich freundlich mit der Kleinen, die durch ihren Anblick mein innigstes Mitleid erregte, als zu meinem Schrecken auch der Graf mit seinem Inspector an unserm Handel heraustrat. Das Kind hielt eben entzückt die eine Puppe in der Hand und rief: „Der Mann will sie mir schenken, Papa! Sieh nur, wie gut sie angezogen ist! Sie hat sogar Taschen, sagt der Mann —“

„Taschen? Ei, wie hübsch! Aber die dürfen nicht leer sein! Gib mir das Püppchen, ich will sie füllen!“ Damit nahm der Graf in einem Anfall von Großmuth einige Silbermünzen und wollte sie spielend in die kleine Puppentasche stecken, in der sich der gefährliche Brief der Gräfin befand.

Ohne zu wissen, was ich that, riß ich ihm das Spielzeug so rasch aus der Hand, daß er einen Zipfel des Puppenkleides zwischen den Fingern behielt. Verwundert sah er mich an und

Heinrich
(ruhig und sanft).

Liebe Julie, jeder andere Mann in meiner Lage würde Dich jetzt zu trösten, Dir einen Verdacht auszureden suchen —

Julie
(einfallend).

Und nicht einmal Beruhigung hättest Du?

Heinrich (zart).

Sieh, mein Kind, ich habe einen so felsenfesten Glauben, diese Scene werde versöhnend zwischen uns enden, daß ich sogar den Muth habe, zu den Besorgnissen, die so eben auf Dich einstürmen, noch etwas zu fügen, was bei Andern die Gährung überschäumend machen würde, bei Dir aber, nach ruhiger Ueberlegung sie niederschlagen wird.

Julie
(außer sich).

Noch mehr? Noch mehr?

Heinrich.

Ein Thatsache mehr, aber eine Besorgniß weniger. (Zwingt sie auf ihren Stuhl nieder und rückt zu ihr dicht heran.) Julie! Du kennst über meinem Schreibtisch die ausgeblaßte Stickerei? — — Sie ist von Mariens Hand.

Julie
(will vom Stuhle auf).

Von Mariens Hand!

ſchon begann die Zornader auf ſeiner Stirn zu ſchwellen; ich fand aber in der Angſt, ihn zu beſchwichtigen, einer guten Ausrede und ſagte, ich hätte mich geirrt, für einen jungen Grafen wäre die Puppe zu ſchlecht; dafür hätte ich einen kleinen Prinzen mitgebracht und zog einen beſitzteren Hampelmann hervor, den nur eine Kinderphantaſie für einen Prinzen halten konnte. Der kleine Gomeß war aber eigenſinnig und rief zu meinem Schrecken: „Nein, ich will die andere Puppe haben! Ihr Kleid iſt von derſelben Seide, wie meine liebe Mama eine Schürze trug!“ Das gute Gedächtnis ihres Kindes wurde der Mutter geraubt haben, hier war es aber unbedeutend. Ich wandte die gefährliche Puppe hervor und ſah zitternd der Entdeckung und Vernichtung meines Unternehmens entgegen. Glücklicherweiſe hörte der Graf ſeinen Verdacht zu faſſen, er warf das Stückchen Zeug fort, ohne es näher zu beſehen, und ſchien ſich nur zu ärgern, daß ſein Kind der Mutter mit Zärtlichkeit gedachte. Die Silbermünzen ſchienen es in meine Augen und ſagte: „Für das Spielzeug kann ich ſeiner Tochter nichts ſchenken!“ Ich vermochte mich bewährt und bat, mich meiner Rolle als Handelsmann erinnernd, der gnädige Graf möchte mir doch noch mehr abkaufen. Er fragte nach Perlen und Nähnadeln, wurde wieder ganz guter Laune und befahl ſeinen Leuten, mir zu bewerfen. Ich hatte unterdeſſen den Brief heimlich aus dem Täſchchen entfernt, denn es ſchien mir zu gefährlich, ihn auf dieſe Weiſe der kleinen Gomeß zu übergeben, da der Vater offenbar noch länger mit ihr zuſammenblieb.

In dem Vorderzimmer ſuchte ich Freundſchaft zu ſchließen mit der freundlichen Magd, die ſich für das arme Grafenkind zu intereſſieren ſchien. Sie erzählte mir, daß ſie zur Bedienung beſtellt ſei. Die eigentliche Ueberwachung und ſogenannte Erziehung beſorgte eine Art Handdrache von Beſchließerin. Auf mein Bitten verſprach mir dieſe Mädchen, mich in das Zimmer der Kleinen zu bringen während des Abendeſſens der Leute, welchem die Beſchließerin ſtets präſidirte. Einer der Knechte hatte mir ſchon ein Nachtlager verheißen, um meinem angeblichen Herrn, dem Tabakskrämer, folgen zu können. Aus Vorſicht ließ ich mir alles genau zeigen und orientirte mich möglichſt gut.

Ich ſchickte die Magd voraus, um das Kind nicht durch mein plötzliches Eintreten zu erſchrecken, und folgte dann mit meinen Spielſachen nach, die es ſo ſehr erfreuten, daß es keinen Argwohn gegen mich faßte. Ich gab den Brief der Mutter nach einigen Verſicherungen ab und erregte den größten Jubel damit; dann zeigte ich meinen Tragkorb und probirte die beſte Stellung darin. Es ging alles vortrefflich; nur fiel es mir auf, daß die Kleine öfter mit den großen dunkeln Augen ängſtlich prüfend im Zimmer umherſuchte. Vielleicht fürchtete ſie, ihr Vater möchte kommen; das wäre für mich auch wol ein ſehr ſchlimmes Ereigniß geweſen; aus dem Kerker würde mich der Wärterich mindeſtens werfen, das war mir klar. Ich hatte zwar ein kleines Taſchenpiſtol bei mir, aber ich hatte verſprochen, ihn zu ſchonen. Als Nothwehr freilich mußte mir die Waffe erlaubt ſein und der Gedanke fuhr mir durch den Kopf, ein ſo unvernünftiges, grauſames Weſen von der Erde zu vertilgen, könne kaum ein Verbrechen ſein, wenn man von ihm zur Gegenwehr gezwungen würde. Doch wurde mir höchſt unheimlich zu Muthe, denn zu tödten iſt und bleibt nun einmal ein ſchauderhafter Gedanke; aber freilich iſt es auch kein angenehmer, getödtet zu werden. Ich begann ebenſo ängſtlich zu horchen und umherzuſehen wie die Kleine; der Möglichkeit, jeden Augenblick meine Unternehmung mit meinem Leben bezahlen zu müſſen, war wenigſtens verbunden, daß konnte ich mir nicht wegleugnen.

„Hörſt du etwas, mein Kind?“ fragte ich ſie endlich. „Du ſcheinſt ſo ängſtlich?“

„Nein! Aber ſehen Sie nicht auch dort den großen Kopf in der dunkeln Ecke?“

Ich ſah mich erſchrocken um; aber ich konnte bei der flackernden Wachskerze keine beſtimmten Umriſſe erkennen; jedenfalls war für mich nicht mehr an Flucht zu denken, wenn der Graf wirklich ſchon im Zimmer ſein ſollte. Da alles ſtill blieb, wollte ich aufſtehen und mich überzeugen, woher die Erſcheinung komme, die das Kind in Furcht ſetzte; aber es bat mich ſehr und ſagte: „Bitte, verlaſſen Sie mich nicht! Seit meine Mama fort iſt, muß ich immer allein bleiben und da fürchte ich mich vor allem! Ueberall kommen dunkle Geſtalten hervor! Ach wenn das Licht ausgemacht iſt und ich nicht mehr ſehen kann, dort meine Angſt auf.“

Ich merkte nun wohl, daß die arme Kleine an dem Grauen litt, das allen Kindern von lebhafter Phantaſie eigen iſt und das mich ſelbſt vor vielen Jahren gerade in demſelben Schloſſe ſo gequält hatte. Ich nahm das Licht und führte ſie unter freundlichem Zuſpruch in die ge-

furchtbare Gebiß. Dort überzeugte ich sie und mich, daß der große Kopf nur durch den Schatten einer Bäume hervorgerufen war, die auf einem Gebüsch stand. Ich mußte selbst herzlich lachen, daß ich mein Blut hatte hemmen lassen durch ein solches Phantasiegebilde; die Kleine wurde ruhiger von meinen Erklärungen und wir sagten uns ganz vergnügt eine Gute Nacht. Sie leuchtete mir verständig die Treppe hinab und empfahl mir, ja recht früh mit dem Jagdhorn zu kommen; dann läge der Vater noch zu Bett und der Schlüssel zum Hoftheor mit der Jagdrute würde von dem Thorwächter gehandhabt.

Mit dem besten Muth für das Gelingen meines gewagten Unternehmens wollte ich mich über den Hof nach meiner Schlafkammer tappen, als ein furchtbares, ohrenzerreißendes Hundegebell mich belehrte, daß die vierfüßigen Wächter ihrer Ketten entledigt seien. Ich habe von jeher eine unüberwindliche Furcht vor wüthenden Hunden gehabt, namentlich im Dunkeln, wo man sich ihrer nicht erwehren kann. Ein furchtbares Entsetzen bemächtigte sich meiner; Hülfe rufen durfte ich nicht, fliehen konnte ich nicht, denn jeder Schritt vorwärts oder rückwärts brachte mich den Bestien nur näher, die in wilden Sprüngen auf meiner Spur waren. Ich stand wie angewurzelt auf derselben Stelle und erwartete mit entsetztem Blut, daß ich die Zähne und den Geifer der rasenden Thiere in der nächsten Minute in Gesicht und Händen fühlen würde.

Es war, als wenn meine Passivität sie einen Augenblick in Erstaunen setzte und von dem Angriffe zurückhielt; aber sie bellten nur um so lauter und es ward mir unzweifelhaft, daß sie alles alarmiren müßten und daß ich dem Schließherrn in die Hände fallen würde, wenn ich wirklich von ihren Zähnen verschont blieb. Schon sah ich Lichter hin- und herbewegen, hörte Thüren werfen und dachte noch einmal an Flucht. Mein Schlafkämmerchen lag neben einem Pferdestall, in drei Sprüngen konnte ich es erreichen; aber schon beim ersten fühlte ich die Hunde an meinen Kleidern und kämpfte vergeblich, mich loszureißen.

Da erschien ein Rettungsengel; das Kind im weißen Nachtkleidchen, mit dem Licht in der Hand, kam auf den Hof und rief mit schmeichelnder Stimme die wüthenden Thiere; sie gehorchten auf der Stelle und krochen winselnd, die rothe Zunge lechzend zu seinen Füßen. Es war ein reizendes, contrastreiches Bildchen, das ich nie vergessen werde.

Aber ich hatte nicht Zeit, es lange zu bewundern, denn der gefürchtete Gast stand plötzlich vor mir; er trug einen schweren silbernen Armleuchter und eine Pistole, mit der er furchtbar in der Luft herumfocht. Bei seinem wüthenden Anblick fingen die Hunde wieder an, gegen mich zu knurren, als wüßten sie, daß ihm Dank gedient sei.

Mich ohne weiteres erschießen zu lassen, hatte ich denn doch keine Lust; ich griff nach meiner Taschenpistole und wollte mich wenigstens zur Wehr setzen.

Der Kampf hatte etwas unbeschreiblich Grauenhaftes. In dunkler Nacht, von schwach flackernden Lichtern spärlich erleuchtet, die wüthenden Hunde die Zeugen, und die kleine Jammergestalt des Kindes der Kampfpreis!

Als dasselbe die Waffe in meiner Hand blitzen sah, lief es an mich heran und bat: „Thun Sie ihm nichts zu Leide —" Augenblicklich ließ ich die Pistole sinken; es war ja unmöglich, den Vater zu tödten im Gegenwart des Kindes. Aber zu meinem Erstaunen warf er auch den Leuchter und die Pistole fort, rollte die Augen in wahrhaft convulsivischer Weise und schwankte einige Schritte vorwärts.

„Was fehlt ihm?" rief ich.

„Still, still, er hat nur zu viel getrunken! Das thut er oft!" sagte das Kind mit einem Ausdruck von Aerger und Mitleid in dem kleinen, klugen Gesicht; dann ergriff es schmeichelnd die eine Hand des Vaters und leitete ihn vorsichtig an der Mauer entlang in eine Seitenthür, die Hunde folgten mit gesenktem Kopfe und ich sah dem seltsamen Zuge bewegten Herzens nach.

Es kamen mir Zweifel, ob es recht sei, dem Unglücklichen seinen Schutzengel zu rauben? Doch dachte ich an die Gefahren und Entwürdigungen, die dem kleinen Mädchen in solcher Umgebung drohten und an die Angst, welche die Mutter ausstand. Ich hatte ihr versprochen, sie nach Kräften davon zu befreien; ich durfte keinen andern Verrichtlichkeiten mehr Gehör geben. Vor Aufregung vermochte ich nicht einzuschlafen und sehr einladend war meine Knechtsbettstelle auch nicht; endlich siegte die Müdigkeit und ich erwachte zu meinem Schrecken sehr spät. Die Gräfin mußte uns schon lange erwartet haben an dem Ort des verabredeten Zusammentreffens; wir sollten zu dieser Stunde schon weit entfernt vom Schlosse sein in einem protestantischen Pfarrdörfchen, das wir zu Fuße erreichen konnten und wo der Geistliche

und mit seinem Wagen weiter befördern wollte bis an die nächste holländische Grenze.

Ich dachte voll Besorgniß daran, daß der Graf seinen Rausch, durch den am Abend vorher die Gefahr so wunderbar vorübergegangen war, längst ausgeschlafen haben mußte und seiner argwöhnischen Wachsamkeit die Flucht oder jedenfalls die Abwesenheit des Kindes nicht lange verborgen bleiben konnte.

Es ging indessen anfangs besser als ich dachte. Die Kleine hatte meiner ungeduldig und war sehr vergnügt, als ich sie in den Korb setzte; das Ganze kam ihr wie ein Spiel vor, sie überlegte meine Angst gar nicht. Den Weg über die Jagdhunde lagern wir ungefährdet zurück — der Überwachter schien gar keinen Verdacht gegen den Inhalt meiner Bürde zu hegen. Trauben naschte die Kleine lustig das Körbchen aus dem verhallenden Lerchen und belachte mich über den Ausgang der zu dem verfallenen Gradgewölbe führte. Die Landstraße ging dicht nebenher, was mir gleich Besorgniß erweckte; doch hatte ich nicht Zeit, darüber nachzudenken, denn das Wiederfinden zwischen Mutter und Kind war zu ergreifend. Ich ermahnte zur Stille und bat um einigen Vorsprung nach dem Pfarrhofe. Aber die Gräfin bemerkte darauf, daß ich mich erst anziehen sollte von dem anhaftenden Grase und ungewohnter Last; auch meinte sie, daß wir in dem Versteck sicherer seien als auf dem Waldwege, da es nicht unwahrscheinlich war, daß jede Hast im Schloß Alarm sein würde über die Abwesenheit des Kindes und nach allen Richtungen Verfolger ausgesendet würden. In der nächsten Nähe Nachsuchungen zu halten, hielt den Leuten ganz gewiß nicht ein. Das klang allerdings wahrscheinlich und ich beschränkte mich darauf, ängstlich auf jedes Geräusch zu horchen, während Mutter und Kind leise miteinander sprachen. Die Unheimlichkeit des Orts schien sie durchaus nicht zu berühren. Ein riesiger Sarkophag nahm fast das ganze Gewölbe ein und bildete eine förmliche Schutzwand nach außen, wenn man sich auf die Stufen zwischen der Mauer und dem Sarge niederließe. Die Gräfin erzählte ihrer kleinen Tochter, daß ich sie in ein Ursulinerinnenkloster zur Erziehung bringen sollte, und bat sie, mir zu gehorchen und mir zu folgen, was auch geschehen möge; es könnte sein, daß im Augenblick der Gefahr die Mutter sie nicht folgen dürfte. Darüber weinte die Kleine und wollte von keiner abermaligen Trennung wissen.

Wir verstummten plötzlich alle drei, denn ein heftiger Lärm erfüllte uns mit Furcht; auf der nahen Landstraße hörte man Pferdehufe und Menschenstimmen wild durcheinander; die Gräfin hatte ganz recht gehabt; die Verfolger machten sich schon auf den Weg. Ein Reiter sollte nach dem Stift sprengen und dort den Landrath zu einer polizeilichen Haussuchung veranlassen; außerdem wurden Boten zu Fuß und zu Pferde nach allen Richtungen durch den Wald geschickt. Der Graf selbst war offenbar zu unruhig, um im Schlosse zu bleiben; er bewegte sich sein Reitpferd in den Park und wir hörten seine schallenden Tritte auf der Chaussee; er rief den Boten wuthende, widersprechende Befehle zu; sie mußten meinetwegen wieder umkehren, wenn sie kaum fort waren, und wir erfuhren auf diese Weise ganz genau, was für Maßregeln gegen uns ergriffen werden sollten. Glücklicherweise war keine davon meiner Zufluchtsort beim protestantischen Pfarrer, denn dieser war eine neue Bekanntschaft der Gräfin, die erst seit ihrer Flucht ihn kennen und vertrauen gelernt hatte; der Graf konnte also keine Ahnung davon haben.

Als es etwas ruhiger wurde, athmeten wir auf; es galt nun noch zu erforschen, welchen Weg der Graf selbst einschlagen würde. Sein Pferd wurde ihm gebracht und lebhaftes Hundegebell begleitete seine Hufschläge. „Das ist Diana", sagte die Kleine, „der Lieblingshundgebieterin des Vaters' Er will uns jagen wie ein Stück Wild' Gottlob, daß er uns nicht finden kann!"

Aber wer beschreibt unsern Schrecken, als Diana's feine Spürnase uns witterte und mit eifrigem Gebell und Gewinsel durch das Dornengestrüpp in unser Versteck drang!

Das kluge Kind, das ich schon als siegreiche Thierbändigerin kennen gelernt hatte, fiel dem Jagdhund um den Hals und erstickte mit Liebkosungen sein Knurren; aber lange konnte das nicht dauern. Auf den ersten Pfiff seines Herrn mußte sich das wachsame Thier losreißen und zu ihm laufen, dann war unser Aufenthalt verrathen. Die Gräfin ergriff krampfhaft meine Hand und bat mich mit heiserer Stimme, den Hund zu tödten. Ich hatte aber keine andere Waffe als mein Pistol und ein Schuß mußte uns noch eher verrathen als alles andere. Auch machte der Graf noch keine Anstalt, fortzureiten; der Stallknecht führte das Pferd auf und ab, so ruhig und regelmäßig, als sei nichts vorgefallen und als hätte er völlig taube Ohren für den Schmerz seines Gebieters. Dieser suchte in allen Tonarten

und hörte die furchtbarsten Drohungen aus gegen seine Frau, die er natürlich als Urheberin des Kindesraubes ansah. Auch auf mich war sein Verdacht gefallen und ich glaubte fest, daß er Wort halten würde, als er mehrmals knirschte: „Jermaiwern will ich den Kerl!“ und dann mit seiner Hexenstiefe unbeirrt um sich schlug.

Wie alle heftige Menschen, war der Graf auch zu totalem Umschwung der Empfindungen geneigt. Sein Leben ging nach und nach in heftigen Schluchzen aber; er jammerte in wahrhaft herzerschütternden Ausdrücken über den Verlust seines Kindes, klagte, daß er sie so wenig geliebt, daß es ihn verlassen konnte, und rief in völliger Verzweiflung immer wieder den Namen, als müsse seine Sehnsucht es herbeirufen.

Die Gräfin wurde nun ein rührender Anblick; weder alle Achtung, denn sie sah, welche Wirkung ihre auf die Kleine machte; diese brachte wie verwundert, große Thränen perlten aus ihren Augen, sie sagte bittend: „Ich muß zu dem armen Papa gehen, er weint ja! Ich muß ihn trösten!“

„Mein Kind, er wird deine Mutter rächen! Oh, wie wird dich ärgern, als er wahrnehmen, wie einsperren! Bleib hier, du sollst so später wieder zu ihm gehen, wenn du größer bist und er ruhiger geworden ist!“

„Laß mich nur einen Augenblick zu ihm, er thut mir nichts! Jetzt ist sein Herz offen! Wenn ich dann zu ihm rede, ist er sanft und gut! O, laß mich zu ihm!“ flehte das Kind. Der klage Hund begann zu winseln, als wollte er mitbitten; sein Geruch mußte sein Herr bald hören.

Unsere Lage wurde mit jedem Augenblick gefährlicher; eine Entdeckung schien mir unausbleiblich zu sein, es gab keinen Ausweg. Rand aus der Qual, so mußte seine Wuth aufs neue erwachen. Er war nicht zurechnungsfähig — die unglückliche Frau wäre unfehlbar ein Opfer derselben geworden. Einen Mutterwerk zu verhüten, konnte kein Mittel zu schwer sein. Ich sagte: „Lassen Sie das Kind seinem Herzen folgen, das ist Gottes Stimme! Seine Engel werden es begleiten, es wird den Vater milder stimmen!“ Die Gräfin gab mit einem stummen Zeichen ihre Einwilligung, dann sank sie halb ohnmächtig in meine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Das Kind folgte dem freihockenden Hunde durch das Gebüsch — ich horchte mit erhaltenem Blute.

Bald darauf hörte ich das süße Stimmchen, bald schmeichelnd, bald bittend sagen: „Willst du mir dein Ehrenwort geben, Papa, daß du mir nichts abtätigen willst, um was ich dich bitte?“

Ein Strom von wilden Liebkosungen war die Antwort und ein lautes: „Ja, ja, mein Ehrenwort, du liebes adeliches Blut! Ach, daß du kein Knabe bist, du würdest es nie brechen!“

„Ich gehe jetzt auf einige Zeit fort in ein gutes Kloster, um fromm und vornehm erzogen zu werden, wie es sich gehört; aber alle Jahre komme ich wieder zu dir, stelle dir die Kegel auf und thue alles, was du willst! Jetzt mußt du mich aber ungehindert gehen lassen und auch nicht fragen, wer! Du hast es versprochen! Den Reitknecht gib mir nun und du gehe ins Schloß zurück! Dann will ich auch die Mutter bitten, daß sie wieder zu dir kommt, und du mußt sie nun gegen sie sein wie jetzt gegen mich!“

„Sage mir nur, wo sie ist und wo der Betrüger steckt, der dich mir geraubt hat!“ fragte er verbissend.

„Nein! Ehe ich das verrathe, laße ich mich wie der heilige Nepomuk ins Wasser werfen! Ja, Vater, ich habe manche Nacht mir gewünscht, im Schloßgraben zu liegen! Thue, was du willst, ich fürchte mich nicht! Wenn du dein Ehrenwort nicht halten willst, so mache mich nur gleich todt! Aber meine Mutter und meinen Retter gebe ich dir nicht an!“

Ein neuer Strom von Liebkosungen zeigte, daß das Herz des wilden Mannes wirklich gerührt war. Er nahm Abschied und that genau, wie ihm die muthige Tochter geheißen hatte.

Als er fort war, kam sie zurück und fuhr die angstvolle Mutter wieder zum Leben. Ihr Haar war grau geworden unter den eisigkalten Händen!

Der Reitknecht trug meine Sachen und ich führte die Zitternde nach unserem Asyl, wo sie blieb und mich allein mit dem entführten Kinde nach Holland reisen ließ. Die Kleine hielt Wort. Sie besuchte den Vater alljährlich und hatte die Freude, ihn jedesmal stiller und sanfter zu finden. Der Mutter zog wieder ins Schloß und hielt geduldig die zeitweisen Anfälle von Tobsucht aus um des verlobenden Engels willen, der zwischen ihnen stand. Jetzt ist der arme tolle Grafenberg längst todt und seine Frau auch, aber die Tochter besucht mich noch alljährlich auf der Durchreise zu ihren Verwandten. Den größten Theil des Jahres lebt sie einsam auf Schloß Grafenberg.

„Und hat sich nicht verheirathet?“ fragte Bruno.

„Doktor noch nicht, sie ist ja noch ganz grün. Sie suchen wol die Ehe nach den Entbehrungen, die sie mit ihren Aeltern gemacht hat."

„Unsinn, Sie wissen mich recht leben das nächste mal! Wann kommt sie wieder?"

„Ueberst Jahr", seufzte der Lambert und nahm sein Käppchen ab, sich die Stirn zu trocknen.

„Das ist mir zu lange! Sie wollen mir einen Empfehlungsbrief an sie mitgeben!"

„Ich will dich begleiten, wenn du es wünschst —"

„Nein, nein! Die Gottheit ist ein schlechter Brautwerber!"

„Sei ruhig, bewegen! Ein westfälischer Lambert hält viel zu sehr auf das Herkommen, um zu heiraten, aber wenn die Dame aus Neuyork ein das kanonische Alter erreicht hat, wird sie in meine Gasse hier am Domplatz ziehen und mir den Himmel auf Erden bereiten", lächelte der Lambert und wich sich die dunkeln Locken zurück, das Käppchen nicht wieder aufsetzend.

Anregungen.

Aus der Natur.

III.

Schweigend, in tiefer Ruhe, bedeckt vom Schleier der Nacht, liegt das Thal.

Auf der Höhe des Berges grüßt schon der Morgen und weckend küßt der Hirtenknabe auf seinem Lied gelehnt, seine Blicke nach dem östlich sich verfärbenden Ufern wendend, die Königin der Tage zu begrüßen.

Schon glühen die Alpengipfel, die weiter dem entfernte Fläche ist blauer, goldene Wölkchen wallen an ihr dahin. Die Sonne geht auf und weckt in den ersten heiligen Schimmer über die grünen Matten, unten im Thal liegt sich die Nacht unter dem Schleier des Morgennebels, der wie Gebilden des Traumes emporschwebt. Still und traulich ist es ringsum.

Da läßt der Hirtenknabe seine Schalmei ertönen und flattet liebliche, süße Klänge hinaus in den Tag, die ihn um so lieblicher aus der Ferne zurückbringt. Du vernimmst diese Klänge, es schwillt dein Herz, du weißt nicht wilde, der Melodie zu lauschen, die doch so einfach ist, aber ein wunderlich Sehnen in deiner Brust zu erwecken vermag.

Und mächtiger noch fühlst du dich ergriffen, wenn erst von nah und fern die Morgenglocken erschallen und bald lauter, bald leiser der sanften Töne den andern zittern. Du fühlst dich erheben. Dein nun schon tritt deine Seele auf die Brücke. Und ist eine in einige Ferne des Morgens, zu der dich die Schalmei des Hirtenknaben, zu der dich der friedliche Gesang der Glocken lader.

Und nun durch, welch ein donnerndes Brausen plötzlich aus den Bergen! Ist es das Grollen nächtlicher Lawinen, entfernter Wetter der Berge? Schwarzes Gewölk steigt auf — lauter braust und rollt es — da kommt ein Blitzstrahl und krachend und dröhnend prallt sich der Donner durch die Lüfte, zischend und grollend antworten im Widerhall die Bergklüften. Bebt deine Seele sterben in Wonne, so bebt sie auch in Furcht, daß sich diese aufgerissen hat in ernste Betrachtung der erhabenen Schauspiele der Natur.

Dichter, tragen wir die Natur, welche Laute sie angewandt hat, so mächtige und doch so weiche, so starke Wirkungen in uns hervorzubringen. Wenn wollig ausgerüstet sie dem rauhen Krieger und ob sie sich gern in einem dichten Schleier verhüllt, sie läßt ihn verstohlen sehen, nachdem sie ihr mit seinen, angeblichen Augen. Wirst du das Geheimnis lösen können, daß sie so anziehend? Ist es kein räthselhafter Vorgang, auf welchen die Natur die Wirkung des allgemeinen Reizes der Ehe gegründet hat, indem sie Umstände gerade als das Mannherrlich haben erscheinen möchte. Eine Bewegung, eine einfache Bewegung hin und her, ein Zittern, eine Schwingung — und ist die geringfügige Erregung des Schalls.

Es mag befremdlich erscheinen, zu behaupten: die Natur hätte weder Schall, noch Wärme, noch Licht. Und doch ist es so, wie im Früheren bereits angedeutet wurde. Die Natur ist einfach; sie hat nur Schwingungen, wie sie das Pendel der Uhr zeigt, nur das dortige Hin und Her hat zu ersinnen, hält zu unserm unteren Sinne spricht. Treffen wir unsere Seele des Leibes beraubt, so wird sie keinerlei Wahrnehmungsvermögen für Schall oder Licht besitzen können.

Setzen wir uns beim Gastmahle zu begrüßen mit der Gabel einen Schall, so thun wir dasselbe im kleinen, was der Pflugschar im großen ausführt. Indem wir die Luft durchschlagen, stoßen wir deren Theilchen aus ihrer Stelle und die nächste Folge ist, daß dieselben in ihre Ruhelage zurückkehren, denn die Luft ist ein elastischer Körper. Aber das Zurückweichen der erwähnten Lufttheilchen wirkt sofort als ein Stoß auf die benachbarten Lufttheilchen, welche eine kurze Zeit später als jene die letzte Bewegung ausführen, und auf diese Weise pflanzt sich die Bewegung nach allen Seiten um die erregte Stelle fort und wirkt auf das Trommelfell unseres Ohres als ein Stoß, der als Knall empfunden wird.

Was hier vorgeht, veranschaulicht uns ein Beispiel, das von einem plötzlichen Windstoß erregt wird. Jeder Halm kann nur eine Bewegung hin und her vollführen, aber indem einer nach dem andern in

Bewegung gerät, schon wie etwas mit einer Wasserwelle Vergleichbares.

Wenn der erregten Stelle auch schwirrt alle, infolge der Verringerung der betreffenden Luftteile, eine Verdichtung der Luft nach allen Seiten fort. Ihr folgt eine verdünnte Stelle, veranlaßt durch das Zurückweichen der Luftteile, und so haben wir eine Luftwelle, deren einer Theil als Wellenberg, deren anderer als Wellenthal bezeichnet werden kann. Ist nun die ursprüngliche Erregung der Art, daß sie eine andauernde Schwingung hervorruft, wie beim Anschlagen einer Gabel, so entsteht das Ohr den Eindruck eines andauernden Schalles oder Tones. Hierbei umhüllen die erregte Stelle sogenige Schalen von Luftverdichtungen und -Verdünnungen, welche sich erweitern wie die Ringe, die ein Stein auf der Oberfläche des Wassers erregt, wenn mit jeder neuen Schwingung entsteht eine neue Welle. Ist auch der Fall ein, daß die aufeinander folgenden Schwingungen von ungleicher Art sind, so kann die Wirkung nur im Auftreten einer Folge ungleichartiger Schallerregungen bestehen, die wir Geräusch nennen. Zur Bezeichnung der Intensität der Schallstärke dient die gehörte Stärke eines gewissen Instrumentes zu Vergleich, welche Instrumente in ihrem Klange nachzuahmen, als rauschen, pfeifen, brausen, flattern, knattern, knarren u. s. w.

Wir haben bei den Luftwellen, wie überhaupt bei den Wellen, wohl zu unterscheiden zwischen der thatsächlichen Fortpflanzung der Welle und der eigentlichen Bewegung der einzelnen schwingenden Theilchen. Die größere oder geringere Weite der Schwingungen, welche jedes Theilchen ausführt und welche von der größeren oder geringeren Heftigkeit der weiterregenden Stoße abhängt, die eine größere oder geringere Erregung des Gehörorganes zur Folge und somit hängt von jener Schwingungsweite der Stärke (Intensität) des Schalles ab. Die Art des Schalles erleidet durch eine veränderte Schwingungsdauer bei sonst gleichen Umständen keinerlei Aenderung, sie hängt vielmehr von der Schnelligkeit der Schwingungen ab, indem langsame Schwingungen einen tiefen Ton, schnellere einen höheren geben. Es ist leicht einzusehen, daß eine einzige Luftwelle, damit sie in unserm Ohre den Eindruck eines Schalles hervorbringe, eine gewisse Schwingungsdauer besitzen muß; dagegen besitzt unser Ohr eine entsprechende Empfindlichkeit für die Einwirkung gleichmäßig aufeinanderfolgender Luftwellen und das Vermögen, die Schnelligkeit der Schwingungen zu schätzen, ein Vermögen, das, wie bekannt, durch Uebung zu großer Vollkommenheit ausgebildet werden kann.

Es ist eine gewisse Anzahl von Schwingungen in der Sekunde erforderlich, damit wir überhaupt einen Ton wahrnehmen. Mit den gewöhnlichen Mitteln, etwa durch Anblasen einer sehr langen Orgelpfeife, deren mit der vorgeschriebenen Länge einer solchen Pfeife wird deren Ton berechnet kann, vermögen wir als tiefsten hörbaren Ton denjenigen hervorzubringen, welchem sechzehn Schwingungen in der Sekunde zukommen. Ist es dies das Subcontra C. Um einen tieferen Ton wahrzunehmen, ist es nöthig, seine Intensität bedeutend zu verstärken, was durch eine besondere Vorrichtung möglich ist, und auf diese Weise vermögen wir noch eine ganze Octave unter dem Subcontra C hörbar zu machen. Wir dürfen somit als den tiefsten hörbaren Ton denjenigen annehmen, welcher durch acht Hin- und Hergänge der Luftteile innerhalb einer Sekunde erzeugt wird.

Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß für verschiedene Ohren die Grenzen der Wahrnehmbarkeit der Töne verschieden sind. Die meisten Menschen hören und unterscheiden von musikalischen Tönen neun Octaven, einige gehn. Ob den höchsten, überhaupt noch wahrnehmbaren Ton haben wir denjenigen anzunehmen, welchem 21000 Schwingungen in der Sekunde zukommen. Die tiefe beiden Töne sind insofern ohne von einer unangenehmen Wirkung auf das menschliche Ohr, seighaften Nerven sind sie unerträglich und das Gehörorgan klingt und auf eine Weise verstimmt, daß es sich an der Grenze seiner Vermögens befindet.

Was aber von dem menschlichen Ohr gilt, das dürfen wir nicht sofort auf das Gehör anderer lebender Wesen übertragen. Daß wir überhaupt nicht berechtigt sind, nach menschlichen Verhältnissen anderer Geschöpfe zu beurtheilen, das weist uns auf den einfachen Umstande hin, daß viele kleine Thiere eine im Verhältniß zu ihrer Größe überaus starke Kraft besitzen. Es dürfen wir auch aus dem sehr hohen Tone, welchen viele Insekten bei ihren Flugschlage durch die Bewegung der Brustmuskeln erregen, den Schluß ziehen, daß sie ihre Muskeln in der Sekunde mehrere tausend mal zu Stoßen vermögen, während der stärkste englische Renner dies nur einige hundertmal vermag. Darin begründet sich aber zugleich die Vermuthung, daß Thiere, welche so hohe Töne hervorbringen vermögen, auch noch viel höhere zu vernehmen im Stande sind und daß für sie der Sphäre des Klanges vielleicht erst da beginnt, wo für uns aufhört, schon sie, wenn wir vollkommen Stille um uns wähnen, vielleicht ihre lebhafte Unterhaltung führen. Ferner sagt man, daß gewisse wilde Thiere nur sehr tiefe Töne keine Empfindung besitzen, weil ihre Nerven bei solchen völlige Erschütterlichkeit zeigen. Was die Wirkung betrifft, welche der Mensch auf verschiedene Thiere ausübt, so fällt eine große Verschiedenheit auf. Singvögel erregt sie zum Singen, das Pferd äußert eine lebendige Aufmerksamkeit, Hunde und Katzen bekunden dagegen meist einen gänzlichen Mangel an musikalischem Interesse durch ungestümes Winseln und Schreien. Man erzählt, daß einst ein Bauer im Walde einen halberfrorenen Zigeuner im Schnee liegen sah und ihn auf seinen Schlitten lud. Bald darauf zeigt sich hinter ihnen ein Rudel Wölfe. Während der Bauer überlegt, ob er seine eigene Rettung dadurch versuchen soll, daß er den armen Zigeuner den Bestien preisgiebt, die

ihn ohne treue Dazwischenkunft so hoch anzuerkennen haben würden, gerade hierin in seiner Angst nach dem Todesstab und beginnt ein lustiges Stück zu treiben. Schnell haben die Mäuse wie besessen Heu, stopfen ein Heupferd an und ziehen in wildester Flucht von dannen.

Hebel's hundertjähriges Gedächtnis.

Den hundertjährigen Geburtstag Hebel's hätten wir am 10. Mai d. J. Eine Festschrift: „Aus Hebel's Briefwechsel. Zur Erinnerung an den 10. Mai 1860" (Freiburg, Wagner. 1860) gibt eine biographische Skizze und Charakteristik desselben.

Die „Allemannischen Gedichte", die Hebel's Namen zuerst über die Grenzen seiner engern Vaterlandes hinaustrugen, gestalteten sich in seinem Geist, als er schon ein Mann von 40 Jahren war, schon mehrere Jahre aus seiner Heimat, dem badischen Oberlande, entfernt war. Man hat bedauert, daß es Hebel nicht vergönnt war, sein ganzes Leben in seinem geliebten Oberlande zuzubringen, und hat gemeint, daß er unter solchen Verhältnissen noch weit mehr gedichtet haben würde. Mit Recht bemerkt der Verfasser der erwähnten Festschrift hiergegen, die Entfernung lehre, daß für intensive poetische Auffassung eine gewisse, soweit räumliche als geistige Entfernung von dem Gegenstande vorhanden sei. Nur so einen solchen erspart sich ein wahres Gesamtbild, in der Nähe verschwinden die Umgebungen. Das gilt nur für die Landschaftsmalerei, so auch für die Tonkunst. Die Entfernung erregt die Sehnsucht, wie an und für sich schon eine poetische Stimmung ist. Die Heimat lebt man am meisten, wenn man von ihr ist, und die Jugendzeit erscheint dann in verklärtem Lichte, wenn sie entschwunden. Hebel schrieb im reiferen Alter und fern von der Heimat, daher konnte Gervinus mit Recht von seinen Gedichten sagen: „Eine Art Heimweh war die Stimmung, die sie erzeugte, die poetische aller patriotischen Gesinnungen, weil sie, auch der Ferne wirkend, verbindend erscheint." Die Sehnsucht nach der Heimat drückt auch Hebel ausdrücklich in Hebel's Briefwechsel heraus. Er schreibt es im Jahre 1803: „Ich muß mit Oberland reisen, ich muß auf der Post fragen nach den Ortschaften im Klettgau Schleitheim, wenn ich nicht in kurzer Zeit zu dem gemeinen, gefühllosen Hausvater hinunter ermatten soll."

Hebel's Originalität ist ausgesprochen worden. Man hat eine Einwirkung der plattdeutschen Gedichte von Voß angenommen, deren Bekanntschaft Hebel im Jahre 1803 machte und von er in einem seiner Briefe einem „Room. redigem Kerlchen" vergleicht. Gegen diese falsche Auffassung der Originalität Hebel's hat Goethe in den Gesprächen mit Eckermann mit dem Versuche verglichen, bei einem gesunden, wohlgebauten Manne die Schale und Hülsen ausfindig zu machen, die ihm zu seinem Wachstume verholfen. Aber ich bei Hebel in der Hauptsache Gutzuthun, doch ist Hebel's Verhältnis und die Anregung, die er Hebel gab, allerdings anzuerkennen.

Nicht blos der Dialekt, sondern die Natur machte, mit der uns Hebel den Oberländer schildert, die innere Wahrheit ist es, was seine Gedichte so anziehend macht. Wenn aber der Verfasser sagt: „Hier haben wir weder die Unnatur der entsetzlich langweiligen Hirten von Salomon Gessner noch die theokratische Naturwirklichkeit der Bauern von Jeremias Gotthelf, die mit allem, was drauf und dran ist, auch dem Schmutz abgemalt sind, wenn es ist die höhere poetische Wahrheit einer Gemälde und verhält sich zu jener ungefähr wie ein von Tag zu einer mittelmäßigen Photographie", so wollen wir ihm gern die Berechtigung des Vergleichens zu der höhern Verklärung einräumen, können aber auch von Hebel nicht in Abrede stellen, daß er vorzüglich in der Anschauung seiner Bauern dachte, was uns der hochdeutsche und kunstmäßigere Poesie angehörte dartut. Er mag dagegen, wenn er singt:

D' Aepfel chemme, und wie Gschmäckle send
Eichel a'nick wellem Ma (Mann) sie gnet.
Ma chonnt sie koche, schmore, as Kompot

Wenn aber die Venus, der Morgenstern, der „Samen ihr Buebli", gegen den Willen der Mutter einem Sterblichen nachläuft und dabei der Lage auf's Licht, doch

Wenn sie Stern 8 Wuchen lebe,
Es wird es schwindlich mit Liebe

so liegt schon in dem hochdeutschen und kunstmäßigeren „schwindlich" die Kritik des Dichters. In seiner Weise ist auch Hebel in der neuern plattdeutschen Poesie und selbst bei Klaus Groth nicht an seiner passenden Stelle.

Wenn Hebel's „Allemannische Gedichte", die sich der lebendigen Anerkennung eines Goethe und Jean Paul zu erfreuen hatten, seine Stimmungslyrik, seine poetischen Appercuttionen der Heimat- und Jugendgefühle, so hat er dagegen in den „Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes", mehr seine Kunde als Hausfreund des Volks, als Lehrer und Vorleser auf. Manchen die ersteren als eine Eingebung aus dem Volke bezeichnet werden, so darf man die letztern mehr eine Schrift für das Volk nennen. Die Erzählungen sind für den Kalendermann gedichtet und hier, in Prosa, wendete Hebel den alemannischen Dialekt nicht an, wenn ich ein übrigens Takt fand gibt. „In einer Volksschrift den Dialekt anwenden, ist ebenso unpassend, als im Gespräch mit Kindern, in der Absicht, ihnen verständlich zu werden, die Aussprache des Kindes nachahmen." In Hebel's Erzählungen weht der heiterste Humor, ein tiefer, aber nicht bitterer. Selbst seine Späße haben die „Innerlichkeit", für die er eine besondere Vorliebe gehabt, die er überzeugte durch eine besondere Entwicklung eines gewissen rhetorischen Organs erklärt, sind nicht geschmacklos und sogar lehrreich. Den Stoff zu seinen Erzählungen nahm er, wo er sich ihm darbot; bald ist es ein Gegen

Kunst der Natur, heißt der Grundsatz, den er in populärer Weise verarbeitet und zur Belehrung des Volks benutzt.

Hebel war ein beliebter Gesellschafter. Die in den vorliegenden Tagebüchern mitgetheilten Briefe und Briefauszüge ergänzen die Charakteristik des trefflichen, poetisch veranlagten Mannes. Seine Erholung predigte und übte er zu allen Zeiten in echt christlicher Toleranz. Ihn kann auch nur zu lieben, wer dem wahrhaft sinnenden Dichter, der in unserer Zeit einige Verehrer gefunden und Plattenverbreiter zur Schau trugen, gewachsen ist. Bei der Beschäftigung mit seiner treuherzigen und kindlichen Muse einen besonderen Genuß.

Praktische Philosophie.

Wenn den Denker vielleicht weniger Philosophen am meisten interessiren, welche über der Welt schöne, kühnen Gedankenbau aufführen, der, auf ihr nur mit wenigen Pfeilern ruhend, soll als eine Welt außer ihr erscheint, so wird die größere Zahl der Menschen sich mehr angezogen fühlen von denjenigen, welche in nähern, beständigern Zusammenhange mit den täglichen Erfahrungen aller Menschen und auch den dort gehäuften Beobachtungen nähere liegende Folgerungen ziehen, die meist zugleich eine unmittelbare Nutzanwendung auf den Zustand der Gesammtheit haben sollen.

Ein Philosoph der letztern Gattung ist John Locke. In seinem Charakter des praktischen Mannes, als Engländer überhaupt, „der ein absolutes Gut so lange betrachtet, bis endlich ein Vergnügen danach erwächst und er eine größere Lust empfindet, seinen nachzustreben, als einem unmittelbar gegenwärtigen", als Engländer des ausgehenden 17. Jahrhunderts zumal, der seine Abhandlung „Ueber die bürgerliche Regierung" ausdrücklich zu dem Zweck schreibt, „den Ihron König Wilhelm's zu befestigen", wird er mit großer Lebendigkeit vor die Augen seiner treten, welche Schärer's „John Locke" (Leipzig, J. J. Weber, 1861) lesen, ein Werk, das auch mit wissenschaftlicher Schärfe das Verhältniß der Locke'schen Verstandestheorie zu dem offenbar an Herbart sich anschließenden Standpunkt des Verfassers darlegt.

Neue Romane.

I.

Von dem Erfolg, den ihre „Frau von Staël" verhältnißmäßig bei der Lesewelt gefunden, angeregt, hat Amely Bölte einen zweiten biographischen Roman „Maria Antonia oder Dresden vor hundert Jahren (drei Bände. Prag, Kober & Markgraf, 1860), erscheinen lassen.

Wieder klagt er sich auf gründliche historische Studien, deren Schwerfälligkeit die Phantasie und auch mehr der leichte und gewandte Stil der Verfasserin vergessen zu machen weiß.

Maria Antonia, eine bayrische Prinzessin, war die Gemahlin des Kurprinzen von Sachsen, des ältesten Sohnes August's III. Eine gebildete, kunstsinnige Frau. Nach allem trachtend, allem auf Augenblicke ein scheinbar regen Interesse entgegenbringend, aber den innern Beruf verfehlend. Gold und Musik, halb mit italienischer Poesie und Malerei beschäftigt, mischte sie in bittern Zwiespalt mit ihrem eigenen Sohne, Friedrich August, und in seinen bekannten politischen Intriguen.

Diesem Leben war in seiner Weise der Zauber abzugewinnen, der sich nie von selbst an den Namen und die Abenteuer der Frau von Staël knüpft, ihm fehlt wesentlich das geistige, ich scheue mich das schöne romantische Element, vielleicht auch jene schöne und hochherzige Begeisterung, die allen — Leben und Schriften — der Frau von Staël durchweht. Aber darin steht die Verfasserin hier auf vertrautem Boden. Ihr ist Dresden bekannt, sie bringt der alten Stadt, ihren Künstlern von ehemals gleichsam eine heimathliche Liebe entgegen, besser und williger folgen sich die Schilderungen Brühl's, von Katzel Mengs, Skizzen von Hofbällen und Abenteuern auf der Brühl'schen Terrasse ihrem Pinsel als die Szenen der großen Revolution. In „Maria Antonia" hat die Verfasserin einen ihr besonders geeigneten und bereiten Stoff gefunden. Ihn so gewandt und poetisch und mit so frischen Farben dargestellt zu haben, daß wir uns oft im Leben wie unter die Porträtbilder Rafaelo's und der Canaletto's versetzter Ansichten in der Gemäldegalerie versetzt glauben, ist ebenso sehr die Frucht ihrer Studien wie ihres ursprünglichen Talents.

Gedanken

von Sophie von Schwerdtner.

Man spricht von einem „Freunden", ohne „einen Freund" zu besitzen. „Freude" hat jedermann, „einen Freund" zu haben ist eine ganz andere Sache. Um „einen Freund" zu haben, muß man schon einmal besiegen, muß man in sich eine Kraft darstellen, die bei Gelegenheit wirkt ist und den Widerstand hervorruft.

* *

Der größte Gewinn für Frau von Grün besteht darin, daß sie ganz so wie weniger Begabte gegen den Irrthum nicht gefeiert sind und doch weit mehr Mittel besitzen, den Irrthum schädlich zu machen.

* *

Es gibt Worte, die den besten Thaten gleichkommen. Sie enthalten die Keime zur That.

* *

Die Ketten, welche uns am meisten drücken, sind nicht gerade die, welche uns ganz eng umschließen.

* *

Wenn man alt wird, grämt man gerade seinen [illegible] wenigen.

* *

Ich liebe die Rehner, aber nicht die Lieben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 50.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Ein Künstlerleben. Von E. von B. — Das Manuscript. Eine Scene Marie von Gampitz. — Geist der französischen Literatur. I. Von B. Auerbach. — Berliner Novellen. IX. — Aus der Natur. IV. — Journal. — Miszelle. — Englische. II. — Der Gute der Lebenden. — Bücheranzeigen.

Ein Künstlerleben.

Die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" brachten vor einiger Zeit der Mittheilung vom Selbstmord des achtzigjährigen Schauspielers Julius. Unsere Aufforderung, daß man zur Charakteristik dieses ehemals gefeierten Darstellers eintreten möchte, was etwa ein Zeitgenosse oder ein Freund der Theatergeschichte über ihn aufzubewahren wünsche, hat Erfolg gehabt.

Wir erhielten nachstehende Mittheilung.

* * *

In den Straßen Dresdens bemerkte man lange Jahre einen noch rüstig ausschreitenden Greis, dessen Gestalt, nur wenig gebeugt durch das Alter, dessen Züge, fein und geistvoll, eine nicht gewöhnliche Bildung verriethen. So schritt er dahin, im Knopfloch des schwarzen Rocks ein Ordensbändchen als Zeichen seiner Betheiligung an dem Befreiungskampfe. Arm war freundlich gegen seine frühern Collegen, hatte er sich doch auffallend seit beinahe dreißig Jahren von allem fern gehalten, was auf seinen einstigen Wirkungskreis Bezug hatte. Plötzlich sah man ihn nicht mehr. Ein allmatisches Leiden fesselte ihn an sein Zimmer. Eines Tags, als der Arzt bei ihm vorsprach, fand er ihn erhängt. Alle Belebungsversuche blieben fruchtlos. Ein Anfall von Hypochondrie, der ihm ein längeres Leiden als qualvoll erscheinen ließ, mochte ihn dahin gebracht haben, wie es auch in einem Briefe an einen Freund ersichtlich gewesen. Der Freund hatte sich durch viele Zeilen bewogen, mit dem Arzt sofort in die Wohnung des Kranken zu eilen. Doch zu spät. Der nordische Lebensfaden war schon durchschnitten. Auf dem Trinitatisfriedhofe zu Dresden in der ersten Abtheilung steht sein Grab, ein einfacher Hügel mit einer Steinplatte und der Inschrift: „Reinhold Friedrich Julius, einst Offizier im königlich preußischen 6. Ulanenregiment. Geboren 24. Juli 1776, gestorben 22. März 1851."

Julius gehörte dem altadelichen Geschlechte derer von Kleist an. Nur gezwungen wurde er Soldat; er hatte schon früh einen besondern Hang zum Schauspielerstande, bildete sich auch im Stillen dazu aus und spielte als Offizier hier und da auf kleinen Bühnen in Privatstücken. Er hatte aus Ursachen, die uns nicht bekannt sind, den Militärdienst verlassen und als Schauspieler seinem Namen entsagt, dafür den obenerwähnten angenommen. Im Jahre 1816 kam er, nach bereits früher gemachten Studien, an die dresdener Hofbühne, wo er gleich bei seinem Auftreten durch die richtige Auffassung seiner Rollen allgemeines und warmes Interesse erregte. Seine äußeren

Mittel sagen [illegible] haben [illegible] zu können. Seine schöne Gestalt, schwarzes Haar, dunkle, sprechende Augen, die in Augenblicken des Affekts Riesenmacht sprühten, eine nicht zu große, doch regelmäßige Statur unterstützten sein Talent und gaben ihm eine imposante Form. Wie ihn entzückten warfen die Frauen Schirmer, Wurm, Hartwig — auch als Gäste zu Schwieten Beifall (später als Madame Genast und Madame Devrient Lieblinge des Publikums). Mit ihnen die Herren Hellwig, Barmeister, Werdy, Kanow, Ludwig Devrient. Gelegentlich Hellwig's bemerkten wir, daß dieser, wenngleich nicht unter die Künstler ersten Ranges gehörend, doch seinen Platz würdig auszufüllen wußte. Die unglückliche Idee, als Franz aufzutreten, wurde seinem Talente verderblich. Das Ueberwältigende der Rolle, das Hinreißendere in den Wahnsinnsanfall wirkte so auf ihn, daß er in Geistesverwirrung geriet und auf den Souffleurkasten eilte. Eine freundliche Berichterstatterin sah ihn früher einst in der Nähe des Waldschlößchens, wo er ein kleines Landhaus bewohnte, mit verbissenen Zügen durch den Wald schleichen und einen starken Ast hinter sich her schleppen! Dem phantasievollen Sinne älterer Zeit (1820) entspricht die Rückseite des Hellwig'schen Gratulirens: „Sei dem Redlichen leicht, o Natur! Breite Laub auf seinen Staub, ihr Männer von Genie, denn er war auch mehr verwandt! Halten sein Grab von Unkraut rein, ihr Männer von gutem Herzen, denn er war auch euer Bruder!"

Julius' Rollenfach war das der jugendlichen Helden. Er errang sich bald die Liebe des Publikums; ein kleiner Sprachfehler, der indeß seiner Kunst keinen Eintrag that — denn wie oft möchten wir nicht einmal diese oder jene kleine Schwäche an unsern Lieblingen vermissen! — hinderte ihn nicht, die größten Triumphe zu feiern. Bethiger besprichte in der „Abend-Zeitung" viele seiner Darstellungen mit Begeisterung. Er debutirte in dem Stück „Beschämte Eifersucht" als Graf Werthen und zeigte sich dabei „als Mann von Anstand und geregeltem Feuer". Sein Hamlet wird besonders in den Monologen gerühmt. Er spielte den jungen Klingsberg, Baron Wildung in „Stille Wasser sind tief", den Herzog Ernst in „Heinrich von Anjou" und „hob dabei weniger den rächenden Bösewicht als den nach Rache dürstenden Sicilianer hervor". So gab er auch den Landvogt Gessler und den Marinelli, zwei Charaktere, die im Grunde seinem Rollenfach entfernt lagen. Thoen in „Egmont", Romeo, Kent in „Lear" [illegible] ebenso in ihm einen würdigen Vertreter. Ueber die Auffassung des letzteren sagte Tieck in seinen „Dramaturgischen Blättern": „Kent (Julius) war vortrefflich; Anstand, Adel, tiefes Gefühl und als Diener ein eigener, treuherziger Humor, der auch [illegible] noch der Darstellung mehr Platz machte. Auch die letzte Szene der dreifachen Erhöhung war schön." In Shakspeare's „Julius Cäsar", wo er in der Titelrolle auftrat und diese meisterhaft durchführte, soll seine Maske eine prachtvolle gewesen sein. Auch als Tellheim in „Minna von Barnhelm" wird er gerühmt, seine ihm überhaupt alle jene Rollen zusagten, welche mit soldatischer Energie eine feine ritterliche Haltung verbanden. Bei vielen Gelegenheiten bewegte er gern seine gymnastische Manneswürde-Uebungen, die er mit einigen Modifikationen dem vorgeschriebenen Gesetze anpaßte. In „Wallenstein" gab er den Grafen Terzky und in Hermann's „Held" den Grafen Neid, beide ganz ausgezeichnet. Madame Schirmer wirkte in dem letztgenannten als blinde Camilla, Hellwig als Malet Leni. Ganz besonders wird Julius als Beaumarchais gerühmt und wir entnehmen die folgende eingehende Beurtheilung dieser Rolle ebenfalls der Bettiger'schen Tidodalie vom 8. Januar 1817:

Herr Julius begann die bekannte Erzählung mit der angemessenen Mäßigung, mit welcher er sich in dieser wichtigen Unterredung verbreitete; doch klagte hier und da das Schauerverhaltene Feuer auf. Bei den Worten: «Unerhörte um eben diese Zeit», blickte er Clavigo scharf und lange, um er wartete ohne Betretung anfah. Der Ton wird wärmer, die Sprache aber nicht heftiger, er wendet sich an der Gerechtigkeit des Verbrechens. Die Worte klagt, als er von dem Interesse spricht, welches Marie an Clavigo nahm. Bald vergißt er sich, doch sich ermannend, stößt er mit Gewalt nach langem Kampfe her: «Das Glück machte erbarmungslos Grad.» In voller Stimmung hält er sich bis zu den Worten: «Nach heiligen Versicherungen von seiten des Mannes erscheint das Amt und er verschwindet.» Die Wirkung des schändlichen Verlassens malt sich in seinem Auge und hebt vor ihm in ihrer ganzen Schrecklichkeit. Von Punkt zu Punkt erhebt sich der Heftigkeit, die Hand ballt sich krampfhaft, das Auge ruht auf dem Verbrecher, als wolle er ihn durchbohren, und in dieser höchsten Spannung schreit er ihm das gravitierende «Und der Bruder hin ich!» und dann unaufhaltsam fortfahrend in der Macht des ehrlichen Zornes und Schmerzes Zeit lassend, über die bedeutsamen Worte zu sinnen, das vernichtende «Und der Verräther soll nicht entgehen».

Im December 1817 gastirte Julius in Wien und zwar als Beaumarchais in „Clavigo", Lieutenant Werthen in „Beschämte Eifersucht",

Heinrich
(mit einigem Nachdruck und sie fest haltend).

Höre mich! Höre mich! (Sanft) Du warst eben Zeuge, daß Marie nur auf Veranlassung dieses Menschen, der ihr nachstellte, in unser Haus gekommen ist. Als sie den Vater der Kinder, die sie erziehen sollte, in mir, ihrem frühern Geliebten, erkannte, wollte sie fort. Ich zwang sie zu bleiben. (Julie will wieder auf.) Julie, prüfe mit Besonnenheit! Gib Dich keiner vorschnellen Leidenschaft, keinem unbegründeten Verdachte hin; Julie, Du willst nicht hören? (Julie hat sich losgerungen und geht zitternd auf die andere Seite.)

Julie.

Ich weiß nicht, leb' ich denn noch.

Heinrich
(ihr ruhig nahe tretend).

Ich will Dir erst äußere Gründe für meinen Entschluß sagen. Marie ist arm. Sie steht allein da in der Welt; sie mußte sich ihren Unterhalt in den Häusern andrer Leute suchen.

Julie.

Du hättest ihr von unserm Ueberfluß geben, hättest sie ohne mein, ohne ihr Wissen durch eine dritte Hand unterstützen können — .

Heinrich.

Nein, Julie. Sie ist zu stolz, um Gaben anzunehmen, deren Ursprung sie nicht kennt.

als Hamlet, Baron Wallenfels im „Spieler", Baron Wilburg in „Stille Wasser sind tief", Petz und Tellheim. Es heißt in dem Berichte, er hätte in seinen Rollen vielen Beifall erhalten und mehre wirklich hervorgerufen worden. Der Hervorruf, jetzt so schändlich missbraucht, war damals noch eine seltene Ehre. Am wenigsten befriedigte sein Petz.

Tieck spricht sich in seinen „Dramaturgischen Blättern" (I, 30) folgendermaßen über die Art und Weise aus, wie Julius in Klein's „Prinz von Homburg" die Traumrede gab:

Es war nicht leicht, diese wunderbare Traumrede auf einer wirklichen Bühne darzustellen, und gewiß war Talma der Einzige, verglichen mit dem Herrn Julius auf diesen Brettern haben wir es zu danken (indem er bestimmt der ganzen Bühnenvorrichtung sich unterzog), daß die Vorstellung so correct und präcis war, wie ich noch keine hier gesehen habe. Schade auch nicht in den Mittelsachen Seiten, geschmacklos erhoben oder gesenkt in die Stimme sich. Die Rede des Prinzen, die durch Schauspieler aus der heimlichen Kunst gut, ist ohne Zweifel eine der schwierigsten, die noch auf der Bühne vorgetragen sind. Dieser Ton, der sich durch alle Töne und ihre ebenso sonderbar als richtig aufeinanderfolgenden Übergänge, und dennoch aufsteigend, immer den Gedanken in seinem Moment der Aufregung der Liebe und Ahnungsschauer durchblicken zu lassen — von Ferne anzudeuten, in welcher der junge Krieger völlig zusammenbricht und in ahnungsvolle Verzweiflung und zum tiefsten Mitleiden erschreckt — ist eine Taschenspielerkunst, die nur wenigstens zu lösen scheint und manch zur Bewunderung aller Grenzen entfällt. Der Künstler gewinnt selbst lange Zeit, ist er, der über zwei Jugend hinaus ist, die der Dichter dem Prinzen beilegt, Ich an der Darstellung wenigstens erhalte; eine angstliche Besonnenheit, die nicht jenen Schauspieler eigen ist, zu der aber das sentimentale Publikum seine Künstler fast zwingen will. In Frankreich und England weiß man von der eigenthümlichen Anderung nichts, daß Schauspieler die jugendlichen Charaktere abgeben sollen, wenn sie durch Übung und jahrelanges Studium erst dahin gekommen sind, sie gut darzustellen. Der Deutsche kommt nicht in die wunderliche Gewohnung, die Hauptsachen aufzugeben, wenn alle Nebendinge bis auf das Unbedeutendste hinab nur sein natürlich sind; er sieht das Gemälde kaum an, wenn der Schauspieler und die Vorstellung des Nahmens nur seiner Erwartung entsprechen. Aber man vermißt auch hier die frische Jugendblüthe in der Darstellung nicht. Der traumartige Zustand, die Zerknirschung, der aufbrausende Heldenmut, das Siegesgefühl nach der Schlacht wurden vortrefflich herausgehoben. Ebenso die empfindige Stimmung im Gefängniß, die sich in seiner Gleichgültigkeit zu verbergen sucht, die eine plötzliche Verzweiflung des Untergangs erschreckend in die junge Seele tritt. Unnachahmlich schön war die Scene gegeben, die den Mittelpunkt der Stücke ist und die, wenn sie nicht im Sinne des Dichters aufgefaßt wird, wegen ihrer abentheuerlichen Neuheit das Schauspiel leicht stürzen kann. Nach Personen, die von der Angst und dem entsetzlichen Grausen [illegible] schnell und mit dem wahren Ausdruck der entsprechenden Imagination gesprochen, daß die Wirkung allgemein wurde und über so genau bekannte Stücke entstehen mußte. Das Erwachen des Helden, sein erster Gedanke, die ihn wiederkehrende Kraft waren ebenso begeisternd. Ganz, wie Kleist hat sagen müssen, was er wollte, und ob gleich Manche den Wunsch, diese Darstellung selbst zu sehen oder von Kleist zu hören, Feuerbrunn oder Den Gesang in Lessing Traum oder in der höchst schwierigen Rolle des Marschalls kennen zu lernen. In diesen letzteren Rollen aber sah ich mehr als einen großen Schauspieler, aber keinen von allen, der mir nach meiner Meinung so vollendet vorgekommen.

Ein solches Wort von Ludwig Tieck — der Schröder, Iffland, Fleck sah, verdient Beherzigung.

Nur Eine Stimme herrscht über Julius' feines Benehmen, seinen richtigen Takt und vorzüglich die Art und Weise, wie er als umsichtiger und verständiger Regisseur sich die Zuneigung der Mitwirkenden zu erwerben wußte. Wie oft vermittelte er kleine Zerwürfnisse, schlug und bewahrte die Schauspieler vor Willkür und Laune, suchte da eine Lücke auszufüllen, dort eine Spannung zu beseitigen!

Zu Anfang der vierziger Jahre erlitt die deutsche Hofbühne plötzlich zwei namhafte Verluste. Madame Schirmer, die gefeierte jugendliche Heldin und Liebhaberin, starb der Zeit haben. Julius huldigte ihr vor allen. Er ließ sich pensioniren oder — wurde pensionirt. Die näheren Umstände seines Abgangs von der Bühne sind uns nicht bekannt geworden.

Mochte schon früher manches Mißgeschick sein Leben getrübt haben, mochte das plötzliche Aufgeben, mehr noch die Ursache dazu, seiner militärischen Laufbahn, das Aufgeben seiner Hoffnung nicht einen großen Kampf hervorgerufen haben, so deckt ihn nun vollends eine leicht zu erklärende Bitterkeit. Daher seine Hypochondrie, sein Zerwürfniß von allem, was mit dem Theater und dessen Leistungen in Verbindung stand; daher auch der Umstand, daß dieser Mann so wenig Erinnerung in der Nachwelt hinterließ und ein Nachruf förmlich erst vom Herausgeber dieser Blätter dem undankbaren Gedächtniß der Zeiten abgezwungen werden mußte. Er konnte nur mangelhaft sein, da jene, die Julius kannten, ihm großentheils vorangegangen sind.

Sein Nachfolger war anfangs ein ziemlich talentloser Becker, dann aber Emil Devrient, der durch seine glänzenden Leistungen das Andenken seines Vorgängers in Vergessenheit brachte. Später

folgte das Kuttern Tamsen's — ein neuer großer Moment der Anknüpfung nur noch — an die Gegenwart. Wenn irgendwo, gilt in der Schauspielerwelt das nicht immer erhebende Schiller'sche Wort: „Nur der Lebende hat recht!“

E. von G.

Das Manuscript.

Von Jeanne Marie von Gagern.

Sehen wir den jungen Autor, der sein erstes Manuscript in Reinschrift gebracht hat und im Begriff steht, es an einen Verleger zu senden.

Noch hat kein fremder Blick das sauber copirte Werk entweiht. Das Papier ist so weiß an den Rändern geblieben, als hätte keine Hand daran gerührt. Jedes Häkchen, jedes Punctirungszeichen ist ausgemessen. Mit rothbleibenden Fäden sind die Blätter auseinander geheftet. Auf alles ist Bedacht genommen, damit der erhoffte Verleger sich bei der Lectüre behaglich fühle. Die Handschrift ist deutlich bestimmt, sollgraphisch, nicht sofort ersichtlich, wie die meisten Autographen, entweder schief hinauf oder steil hinabstürzend, damit man glauben möge, der Schreiber müsse, der bizarren Handschrift wegen, auch ein bedeutender Mensch sein.

Unser junger Autor schickt sein erstes Manuscript ein. Sanguinische Hoffnungen, Wünsche, Triumphedeträume, goldene Berge von einstigen Honoraren umgaukeln ihn. Er ist unschuldig. Weil er den ganzen Reichthum seiner Ideenwelt, seines Wissens, seiner Speculationen, seiner Empfindung, kurz das Resumé seines geistigen Vermögens, den Extract seines Denkens in dem Manuscripte niedergelegt hat, glaubt er an einen unbedingten Erfolg. Er kennt, seitdem er begonnen hat, zu „schreiben“, keinen andern Beruf als Schriftsteller zu sein.

Nach wochen- und monatelangem Harren und verschiedenen Erinnerungsbriefen von seiten des Autors erhält er endlich sein Manuscript mit dem unendlichen Bedauern zurück, daß bei der Fülle von eingegangenen Verlagsverbindlichkeiten es unmöglich sei, auch dieses Werk noch zu berücksichtigen. Man empfiehlt eine andere Verlagsbuchhandlung, die sich vielleicht dazu entschließen würde.

Unser junger Autor besinnt sich keinen Augenblick; er verwendet sein letztes Taschengeld dazu, das Manuscript an die empfohlene Firma abgehen zu lassen. Er wartet wieder und erfährt diesmal bei endlicher Rücksendung, daß das Werk mehr Handlung und mehr Dialog haben müsse, um — für einen großen Leserkreis unterhaltend genug zu sein.

Unser Autor entschließt sich, zu hören und an die Stelle der Reflexionen Handlung und Dialog zu bringen. Er erinnert sich dabei an Goethe's Vater, der es dem jungen Wolfgang zur Pflicht machte, ein Manuscript erst achtmal abzuschreiben, ehe er es drucken ließe.

Bedeutend zusammengeschrumpft wandert das Manuscript abermals zu dem Verlagsbuchhändler. Dieser hat inzwischen Bankrott gemacht und unser Autor muß seinem Manuscripte nachreisen, um es nur aus der Masse herausgubekommen.

„Lassen Sie Ihr Manuscript noch eine Weile liegen“, räth ihm ein Freund. „Ihr Stoff ist jetzt nicht zeitgemäß. Vielleicht läßt sich indeß noch vieles in Ihnen. Henrik Herz hatte sein Manuscript: »König René's Tochter«, zehn Jahre in seinem Pulte liegen, ehe er es an eine Bühne sandte und Sie erinnern sich noch des Erfolgs, welchen das Stück hatte.“

Unser Autor entschließt sich zum „Liegenlassen“ seines Manuscripts und will unterdessen Studien zu einem neuen Werke machen.

Jahre sind verstrichen. Das Manuscript wird wieder hervorgenommen und durchgesehen. Unser Autor ist reicher, erfahrener geworden; er bemerkt an seiner Arbeit einige Flüchtigkeiten und entschließt sich, das Werk nochmals abzuschreiben.

„Copiren Sie nicht so viel!“ räth ihm ein gewiegter Literat. „Die unleserlichen Manuscripte, in denen auf jeder Zeile etwas ausgestrichen und drüber geschrieben ist, bekommen die besten Setzer. Sie ersparen damit eher den Druckfehlern.“

Unser Autor copirt nicht und sendet abermals ab. Das Manuscript kommt durch Buchhändlergelegenheit nach einem Jahre an ihn zurück; in einem beiliegenden Briefe verlangt man umgehend Antwort auf gestellte Bedingungen. Es ist zu spät; unser Autor erfährt, daß der Schreiber des Briefs vor einem Monat nach Amerika ausgewandert sei.

„Machen Sie es wie Goethe mit seinem Manuscript »Hermann und Dorothea«; er versiegelte es und schrieb einem Verlagsbuchhändler: »Wollen Sie mir 200 Friedrichsd'or für das inliegende Manuscript geben, so behalten Sie es; wenn nicht, so schicken Sie es unerbrochen an mich zurück!«“

Unser Autor findet ein solches Verfahren, ohne

Goethe zu ſein, ſehr kühn, aber er entſchließt ſich zu dem Wagniß. Er verlangt nur 100 Gulden. Das Manuſcript kommt unentſiegelt an ihn zurück.

„Sie müſſen einen pikanteren Titel, ein myſtiſches Anonym erfinden", ſagt man ihm, „um Ihrem Werke Reiz zu geben! Die beſten Arbeiten bleiben unberückſichtigt, wenn Titel, Vorreden und Reklamen nicht die Neugierde wecken."

Unſer Autor findet dergleichen entwürdigend, aber er entſchließt ſich dennoch zu einem andern Titel und läßt vermuthen, daß der Verfaſſer den höhern Ständen der Geſellſchaft angehöre.

Man erzählt ihm bei dieſer Gelegenheit, daß ſich jemand den Spaß gemacht habe, Goethe's „Wahlverwandtſchaften" mit andern Namen abzuſchreiben und ſie unter dem Titel „Die Nebenbuhler. Roman von Herrmann Wandet", an einen Verlagsbuchhändler und nach und nach an mehrere zu ſenden. Das Werk ſei, von allen als langweilig befunden, zurückgeſchickt worden.

Aber ſelbſt Titel, Vorrede, geheimnißvolles Anonym verhelfen unſerm Autor zu keinem Verleger.

Revolutionen und Kriege ſind inzwiſchen über die Erde gegangen, es hat ſich eine neue Literatur gebildet, conſervative Autoren ſind freiſinnig, freiſinnige conſervativ geworden; was dem vorigen Jahrzehnd der Literatur angehört und nicht auf claſſiſchem Boden ſteht, iſt veraltet.

Unſer Autor nimmt ſein Manuſcript wieder hervor. Es läßt ſich noch viel daraus machen. Er ändert, ſtreicht, macht die Begebenheiten zeitgerecht und ſchickt es mit neuen Erwartungen auf den Markt der Kritik. Es ſtehen jetzt andere Leute an der Spitze, andere Urtheile und Meinungen beherrſchen die Geſellſchaft, leiten den Geſchmack, es wäre möglich —

Unſer Autor iſt phyſiſch tief heruntergekommen; er ringt mit Krankheit und Noth, aber er hofft noch. In ſeinem Manuſcript wurzeln alle ſeine Hoffnungen. Er zählt die Tage, die Stunden, bis er Antwort erhalten kann. Endlich, endlich trifft ſie ein: Ein Buchhändler will ſich entſchließen, das Manuſcript zu drucken, doch ohne Honorar dafür zu zahlen.

Bitterkeit und ſüße Hoffnung erfüllen den Kranken. Vielleicht kommt er noch zur Anerkennung, zur Bedeutung! Die Aufregung iſt zu groß für ihn; er erträgt ſie nicht, er erliegt ihr.

Alsbald verbreitet ſich die Nachricht in allen Tagesblättern, daß einer der talentvollſten Dichter Deutſchlands in Dürftigkeit und Verlaſſenheit geſtorben ſei und man macht auf ſein hinterlaſſenes Werk, das ſoeben bei N. N. in Druck erſcheint, ganz beſonders aufmerkſam; namentlich dürfte für Damen die anſprechende zarte Dichtung ſich vorzugsweiſe zu Geſchenken eignen.

Dieſe Nachrichten gehen von der Buchhandlung aus, welche nunmehr gewiß iſt, gute Geſchäfte mit dem hinterlaſſenen Werke eines „Verſtorbenen" zu machen.

In einigen Kreiſen ſpricht man ſogar davon, dem unglücklichen Dichter ein beſcheidenes Denkmal zu ſetzen.

Geiſt der franzöſiſchen Literatur.

Von G. Freitag.

I.

Unter den modernen Culturvölkern Europas haben drei von jeher durch Worte und Thaten den meiſten Einfluß geübt: die Deutſchen, die Engländer und die Franzoſen.

Die Deutſchen ſind des germaniſchen, die Franzoſen des romaniſchen Stammes Hauptvertreter; in ihnen ſpitzen ſich die Gegenſätze der Lebens- und Denkungsart am ſchärfſten zu, während die Engländer, beiden verwandt, mehr eine Mittelſtellung einnehmen, in welcher ſie ſich freilich vermöge ihrer Abgeſchloſſenheit zu einer eigenthümlichen Nationalität herausgearbeitet haben. Ihre Abſtammung iſt deutſch, ihre Herrſcher waren wenigſtens lange Zeit Franzoſen; ihre Sprache iſt germaniſch, aber mit romaniſchen Elementen gemiſcht; ihre Kirche heißt proteſtantiſch, obſchon ſie von einer nach katholiſcher Art gegliederten Hierarchie regiert wird. Soviel aber auch Nichtgermaniſches in dieſe Nation eingedrungen iſt, immer noch fühlen wir den Pulsſchlag unſers Stammes in ihrem Weſen und verſtehen ſie inſtinctmäßig.

So ergeht es uns mit den Franzoſen nicht. Sie ſind nur unſere Nachbarn, nicht unſere Verwandte, durch Abſtammung, Sitten, Denkungsweiſe und Sprache himmelweit von uns verſchieden. Nicht durch Inſtinct, nur durch Reflexion lernen wir ſie verſtehen.

Um ſo ſchwieriger iſt es, ſie richtig zu beurtheilen, ſie nicht nach heimiſchem Maßſtab lediglich zu meſſen oder abſtracte Theorien zur Grundlage unſerer Meinung zu machen oder wol gar, der Treue und Liebe zum eigenen Volke vergeſſend, gedankenlos zu bewundern. Gemeiniglich haben die Menſchen gar keinen Begriff von fremd-

dem Meere; man ist von der Schule der gewöhnt, schnell über einige Breitengrade und Jahrhunderte hinwegzuspringen, sich mit Griechen und Römern, mit Indianern und Arabern auf du und du zu setzen und vergißt, daß jedes Denkmem anders dort gestaltet ist als bei uns, daß sein Begriff, wenn er nicht die allerhandgreiflichsten Dinge betrachtet, bei den verschiedenen Nationen sich vollständig deckt. Wir Deutsche unterscheiden kennen und kaum verständigen, was Ehre, Liebe, Kunst denn sei, und wir wundern uns, wenn Italiener und Franzosen etwas anderes darunter verstehen, wiederum aber auf ganz anderem Wege zu ihren Begriffen gelangen.

So verschieden wir häufig ganz heterogene Dinge und je nachdem und die Neigung leitet, loben oder tadeln wir, statt daß wir uns zuvörderst in die fremde Auffassungsweise hineinversetzen, von ihr aus die Dinge zu betrachten suchen, dann erst zu einer Vergleichung unserer Anschauungsweise mit der fremden schreiten und so zu einer richtigen Würdigung der Eigenheiten gelangen. Wir urtheilen über Franzosen gar so, als ob sie Deutsche wären, verlangen unsere guten Eigenschaften in ihnen wiederzufinden und übersehen ganz, wie viel andere und fehlende Vorzüge mit dem fremdartigen, uns abstoßenden Wesen verwachsen sind. Namentlich die französische Literatur ist der Gegenstand vielfacher Angriffe und sonderbarer Beurtheilungen gewesen. Und doch ist uns Deutschen, die wir alles lesen und kritisiren, gerade hier Vorsicht dringend zu empfehlen; denn zu den natürlichen Schwierigkeiten, die sich der Schätzung einer jeden fremden Natur entgegenstellen, treten in diesem Falle noch andere, die in zufälligen Verhältnissen ihren Grund haben. Ich sehe davon ab, daß durch die Ereignisse der letzten zehn Jahre der französische Charakter bei uns in Mißcredit gekommen ist — dies wird sich schnell ändern, wenn erst die Nation sich aus ihrer jetzigen Lage aufrafft. Von jeher waren Franzosen und Deutsche in erbitternde Grenzstreitigkeiten verwickelt; noch in unserer Zeit, nachdem wir schon, wenn sei es geklagt' den Elsaß und Lothringen verloren, erregen unsere Nachbarn böses Blut durch ihr unverständiges Geschrei nach der Rheingrenze. Auf das Höchste jedoch stieg die Erbitterung der Deutschen durch die letzten großen Kriege, der Franzosenhaß wurde Nationalsache und ist es in der ältern Generation bis heute geblieben. Nun war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unsere Poesie durch Lessing von der Nachahmung der Franzosen gebeilt, eine eigene deutsche Literatur hatte sich gebildet und der Friede von 1814 und 15, der eine so ungeheuere Staatsumwälzung abschloß, fand nicht allein Land und Leute frei vom fremden Joch, sondern auch eine in derselben Zeit der Revolution erwachsene blühende Literatur. Der Reichen vor allem, was deutsch hieß, war an der Tagesordnung; in den Triumph der gewonnenen Schlacht mischte sich das Gefühl geistiger Selbständigkeit und man warf der frühern übertriebenen Achtung der französischen Schriftwelt die billige Würdigung derselben nach: Lessing hatte sie gestürzt, Schlegel gab der gefallenen einen Ausweis. Die Urtheile Schlegel's, der stark in dem Verdacht steht, daß er vieles, was er beurtheilt, flüchtig oder auch wol gar nicht gelesen *), haben sich in allen Lehrbüchern, in allen Literaturbriefen eingenistet. Wer da weiß, wie vieles von den Nachfolgern ohne weitere Prüfung angenommen wird, namentlich wenn das Gesagte mit der allgemeinen Stimmung harmonirt, wird leicht ermessen, wie Unrechten, die ein so bedeutender Mann in Umlauf setzt, wirken müssen und welche Anstrengung sie erlangen.

So sind wir dazu gelangt, unser Urtheil über die französische Literatur einer genauen Durchsicht und Umarbeitung unterwerfen zu müssen, sahen wir uns nicht den Vorwurf lächerlicher Vorurtheile zuziehen wollen. Und diese Durchsicht ist eine schwere Arbeit, denn soviel auch die französische Literatur besprochen, verspottet und getadelt wird, so dürfte man doch kaum zu viel behaupten, wenn man sagt, daß sie gerade, mit Ausnahme der Memoiren, in Deutschland heutzutage sehr wenig bekannt ist und daß wir viel, sehr viel zu lesen haben, ehe wir nur wissen, worum es sich handelt. Die Furcht kann uns dabei ganz fern liegen, daß ein gründlicheres Studium der französischen Sprache und Literatur undeutsches Wesen hervorrufen und uns zu der Affectirerei, die längstvergangene Zeiten mit den Franzosen theilen, zurückführen könnte: das war nur so lange möglich, als wir keine eigene mustergültige Literatur hatten. Ein ruhiges Urtheil über die französische Schriftwelt wird gerade im Gegentheil, trotzdem wir ihr vieles werden

*) Man sehe z. B. die Anklage Chamfort's über Molière in dem „Archiv für Studium der neuern Sprachen und Literaturen" XXIII

zugeſtehen müſſen, was ihr eine einſeitige Zeitrichtung abgeſprochen hat, dazu helfen, daß wir den eigenen Werth und Unwerth ſelbſt erkennen und wird ſo zu unſerer allgemein menſchlichen wie nationalen Bildung ſein Scherflein beitragen. Zu einer ſolchen Beurtheilung ein paar der weſentlichſten Grundlinien anzugeben, die zwar feſtzuhalten ſind, aber zum großen Theil vergeſſen oder doch nicht beachtet ſind, iſt der Zweck dieſes Aufſatzes.

In den Staatsformen der Engländer, Deutſchen und Franzoſen offenbart ſich der Charakter dieſer Völker. Alle drei hatten im Mittelalter die Einrichtung eines monarchiſchen Lehnſtaates gemein. Während aber bei den conſervativen Engländern allein dieſe Verfaſſung, wenigſtens der Form nach, im ganzen bis heute beſteht, hat ſich der deutſche Lehnsverband in eine Menge ſelbſtändiger Gebiete, adeliger und conſtitutioneller Königreiche, reiner Republiken und antifranzöſiſcher Gemeinweſen aufgelöſt. In Frankreich iſt das reine Königthum zur Anerkennung gekommen, alle Sonderintereſſen und Rechte ſind unterdrückt, Herzoge und Bauern beugen ſich vor demſelben Scepter. Bei den Engländern ein eigenthümliches, mixtes Gemiſch, daß aber, trotz aller Stammesunterſchiede und ſich durchkreuzenden Intereſſen, durch das Nationalgefühl zu einem feſtverbundenen Staate vereinigt iſt, in Deutſchland ſchrankenloſer, willkürlicher Individualismus, der ſeine Welt im kleinen niemand unterordnet und jede Grenzen zerſtört, in Frankreich der Zwang des Staatsgeiſtes, welcher die Perſönlichkeit kaum aufkommen, gleichartige überwuchern läßt. Wir fühlen uns zunächſt als Menſchen, ſetzen alſo in unſer göttliches Naturrecht und gelangen zum Staat mehr durch Nothwendigkeit als durch Neigung. Der Franzoſe fühlt ſich nur als Mitglied ſeines Volks, kommt nur in corpore zur Geltung und verkümmert außerhalb ſeiner Sippe.*) In Deutſchland ſind deßwegen allgemeine Theorieen und gemeinſchaftliche Grundſätze etwas Seltenes, kaum Begreifliches; der Franzoſe dagegen folgt dem Strome des Beiſpiels: Nationalparteinehmen in guten wie in böſen Dingen, Narrentheorien und Heldenunternehmungen ſind in großer Menge aufzuzählen. Daher die Geſchichtlichkeit des Volks, wenn es ſchwärmt — die Maſſe überrumpelt, überſtürzt, beherrſcht alles; daher der Einfluß, den Frankreich auch in ſtillen Zeiten vermöge der Einheit ſeines Weſens auf die ganze Welt ausgeübt hat. Mit Emphaſe nennen die Franzoſen ſich „la grande nation", weder der Ton nicht *auf grande*, ſondern *auf nation* ruht, d. h. ſie wollen nicht ſagen, daß ihre Nation größer als andere, ſondern daß ſie als Nation betrachtet groß iſt. Aus dieſem Drange zur Allgemeinheit, dieſer Unterordnung unter das Staatsganze, dieſer lebendigen Theilnahme am Vaterlande entſpringen eine Menge von Eigenthümlichkeiten im Leben und Charakter des Volks, z. B. das Zuſammenſtrömen aller bedeutenden Kräfte in einen Mittelpunkt, Paris, wie überhaupt der Geſelligkeitstrieb, die Herrſchaft der Mode, der Eifer, ſich hervorzuthun, der Ruhmſucht, kurz die große Entfernung des Staats, der Verwaltungsbeamtenſtand und der Zug militäriſcher Disciplin, der durch die ganze Nation geht und ſich mit ſolcher Leichtigkeit von einem exaltirten handhaben läßt. Hier entſpringt auch die Centraliſation in Dingen, wo wir eine gleichmäßige Uebereinkunft für unmöglich halten, jene Kunſt- und Wiſſenſchaftsakademieen, die nicht blos, wie bei uns, als Sammlungen der Gelehrten und Künſtler, oder praktiſche Zwecke, als Nutzen des Staats, ſondern als der lebendige, von der ganzen Nation ergänzte Ausdruck ihrer Kunſt und Wiſſenſchaft zu betrachten ſind.

In der That, jahrhundertelang haben ſich die Franzoſen widerſtandslos den Akademieen und derartigen Autoritäten unterworfen, ſicherlich nicht aus Stumpfheit oder Sklavenſinn, ſondern aus dem inſtinktmäßigen Triebe zur Einheit, zur Begrenzung der Individualität durch den imponirenden Charakter des Geſammtorganismus. So geht hierdurch dem Dichter freilich ein Theil der Freiheit des Schaffens verloren, denn der Regel verliert Unterordnung; darum erkennt aber der Franzoſe keinen Mangel, vielmehr liegt ihm in der geſchickten Anwendung und Anpaſſung der Regel auf ſeine Zwecke die höchſte Kunſt. Der Stoff iſt ihm im Grunde viel gleichgültiger, er nimmt ihn als gegeben an; die Bearbeitung iſt es, die ihn intereſſirt. Erfindungsgabe, wenigſtens ſolche, die ganz Neues ſchafft, nicht ſolche, die für gegebene Dinge nur neue Mittel und Wege findet, philoſophiſche und dichteriſche Productivität iſt nicht die ſtarke Seite der Franzoſen, von allen Seiten her haben ſie den Stoff zu ihren Dramen, Romanen und Philoſophieen ge-

*) Man vergleiche z. B. die Anekdoten der Franzoſen, ſich in einem fremden, wilden Land: Italien, Spanien, als wie im Deutſchen

halt, und zwar nicht aus der Natur der Dinge, sondern aus schon geschriebenen Büchern. Man darf nur an Corneille's Verhältniß zu den Spaniern und an das Voltaire's zu den englischen Dichtern erinnern. Aber überall haben sie dem fremden Stoffe das Gepräge ihres Stils und eine ihnen ganz eigenthümliche Form verliehen. Denn ist Poesie zunächst nicht der göttliche Hauch, der ein, wenn auch imaginäres, Wesen ins Dasein ruft, sondern die passende, formal poetische Behandlung eines gegebenen Stoffs. Man erinnere sich nur an Boileau's „Art poétique" und ihre zahllosen äußerlichen Regeln. Das eigentliche Schaffen hatte in gewisser Weise. Aus einer unbedeutenden Novelle würde kein Franzose so wie Shakspeare ein erschütterndes Trauerspiel machen. Das Dichterische muß sich ihm von selbst darbieten, es muß wo möglich imponiren; und da er gezwungen ist, die Begriffe genau und poetisch zu verwechseln, so erscheint ihm leicht eine Hauge- und Staatsaction an sich als Poesie. Andererseits findet der formale Sinn der Franzosen ein Genügen an Dichtungen, die mit hochtrabend mit dem Namen Versgeklingel oder versifizirter Prosa bezeichnet werden, z. B. an den Sonetten, Madrigalen und Rondeaux des 17. Jahrhunderts, die er höchlich bewundert wegen ihrer wohlklingenden Verse, guten Reime und des bewährten Maßes, das sie halten müssen. In Frankreich genügt es, daß ein Buch Stil habe, um schön gefunden zu werden, man denke nur an die politischen Reden, Eloges, Mémoiren u. s. w. mit ihrem nichtigen Inhalt! Und das ist nicht erst nur bei den Franzosen vor der Revolution so gewesen, sondern im wesentlichen auch heute so und wird so bleiben, denn von Grund aus kann kein Volk seine Natur ändern. So urtheilt z. B. Villemain in seinem Tableau de France au XVIe siècle: „La Pléiade française". Aber Châteaubriand folgendermaßen*): „Einem Schriftsteller kann man alle möglichen Verwürfe machen ... und doch verdient dieser Wortkünstler, dieser Meister den Ruhm, den er erlangt hat und der ihn zu einem der bewundernswürdigsten Dichter der Menschheit gemacht hat, und zwar gerade durch seinen Stil. Er ist Dichter durch den Stil. Dieser Stil hat bedeutende Fehler, aber er ist groß, er trägt das originelle, unzerbrechbare, ewige Gepräge einer mächtigen Hand ..... Der große Schriftsteller ... prägt und offenbart sich selbst und die andern weniger in dem, was er sagt, als in der Art seines Ausdrucks, in der Sprache, die er zu seinem Gebrauch geschaffen hat. Dadurch wird sowol sein Wesen und seine Originalität bedingt, denn man ist nur, wie man sich zeigt, als auch seine Schönheit, weil das Bild, das er von sich gibt, die innere Vortrefflichkeit, das Ideal seiner Meisterschaft darstellt. So ist der Dichter. Dasselbe gilt aber auch von weltgeschichtlichen Erscheinungen. Auch hier ist die Form von größerer Wichtigkeit als der Inhalt. Warum? Weil die Form der Inhalt ist. Gehalt ein Buch einen Stil hat, mag sein Inhalt viel oder wenig werth sein, so ist es der Stil, der ihm einen vorzüglichen Werth gibt. Die wichtigen Entdeckungen, die richtigen und tiefsinnigen Gedanken, alles verschwindet vor dem höhern Verdienste des Stils. Denn der Stil allein treibt mehr aus als alles, was man sagen kann; er treibt den Gott aus, den der Dichter, den der Mensch in sich trägt. Warum übertreffen die Werke Byron's die Walter Scott's, obgleich dieser mehr Abenteuer erfunden, eine größere Mannichfaltigkeit von mehr menschlichen Helden geschaffen hat? Warum ist Voltaire mit seiner kaum angefangenen Skizze einer sophistischen Apologie des Mandrins größer als Descartes? Warum steht Virgil, so schwach in der Erfindung, so mangelhaft in der Composition seiner Gedichte, dem Homer gleich oder überragt ihn vielleicht? Wegen der Poesie, wegen des Stils, dessen Originalität ein Bild zarter edler Seelen, ein schönes Gemeinbild ist."

Dieser Ausspruch Villemain's, der auch auf jenes Wort Buffon's: „Le style c'est l'homme", erst das rechte Licht wirft, war zu charakteristisch für die französische Kunstanschauung, um ihn nicht möglichst vollständig mitzutheilen, wenn wir Deutsche ihn auch wol in kaum Einem Punkte zu unterschreiben geneigt sein möchten. Uebrigens ist die Kurzsichtigkeit und Herrschsucht in allen Romanen gemeinsamer Zug, der bloße Wohllaut übt auf ihre sinnlichere Natur eine größere Wirkung aus als auf uns. Dies sehen wir z. B. an Petrarca's Sonetten, die, obwol von unbedeutendem Inhalt, wegen ihrer vollendeten Form von allen Italienern für Wunderwerke und höchste Poesie gehalten werden. Wer nicht gut französisch ausspricht, wer kein Ohr für den Tonfall, keinen musikalischen Sinn hat, sollte sich eigentlich eines vollständigen, absprechenden Urtheils

*) Nach einem Aufsatz in dem „Magasin for Literatur og Kunstnere" für 1838.

über die französische Poesie enthalten. Den Franzosen ist Stil, Form, Klang ein ganz unumgängliches Erforderniß aller Dichtung; ja sie sind gar nicht zufrieden, wenn der Stoff zu reichlich fließt. Nichts ist ihnen angenehmer als eine knappe Fabel ohne Episoden, ohne Beiwerke, aber reichlich ausgestattet mit den ornamentalen Mitteln, guten Reimen, harmonischen Versen und schönen Perioden. So wie sie auch eine bedeutende Strophe des Verse und Reime wegen ertragen, so möchte ihnen kaum ein inhaltreiches Gedicht möglich und allgemein gelingen, dessen Reime nur halb klingen; kein ingrainirter und „Poesie" witternd wachender Franzose würde ein Gedicht zu parfümiren wagen, welches sich so trivial wie Schiller's Klage der Ceres:

Ist der heilge Kreis eingebrochen?
Hat die Grenze sich verjüngt?
Der bekränzten Hügel grünen
Und von Ceres Macht durchdrungen
Auf der Gottheit blauem Teppich
Prangt der unbewölkte Himmel.
Müßten neuen Zeichens Bögen
Wagen breite das junge Korn

Man kann in Werke Victor's, Delavigne's, Béranger's, Lamartine's und selbst ganz unbedeutender Poeten lange durchsuchen, ehe man auch nur eine fehlende Silbe, einen lahmen Vers, einen mißtönenden Reim findet, und niemals verfehlt der französische Kritiker, dergleichen Mängel, die uns ganz nebensächlich erscheinen, ernstlich zu rügen. Auch die wenig bekannten Poetasters, ja eigentlich jeder schulmäßig Gebildete (deren Zahl aber viel kleiner ist als bei uns) schreibt, weil einmal eine feste Norm besteht, einen klaren, sinnlichen, leichten Stil; die Willkür und Geschmacklosigkeit, die im Punkte des Stils in Deutschland, selbst bei namhaften Schriftstellern, herrscht, würde dem Franzosen ein Greuel sein.

Wenn nun einerseits aus dem Streben zum Ganzen die Unterordnung der Franzosen unter das Ganze und aus dieser, auf Kunst und Wissenschaft angewandt, die Herrschaft der Autorität, der akademischen Regel entspringt, die, schon ihrer Natur nach, sich weniger auf den Inhalt als die Form bezieht, so bedingt andererseits jener französische Charakterzug doch auch den Stoff, insofern dieser ebenfalls in eine Beziehung zum Ganzen gesetzt werden muß, wenn er den Franzosen gefallen soll. Ein das Leben und Weben des Volks, seine Interessen und Sitten, seinen Glauben und seine Politik ignorirendes Kunstwerk ist in Frankreich unmöglich oder geht doch spurlos vorüber, erringt höchstens einen succès d'estime. Wilhelm Meister's „Wanderjahre" wären eine Absurdität in Frankreich, niemand würde sie interessant oder gar schön finden und auf Commentatoren könnten sie warten. Das französische Publikum sieht die Kunst im Grunde als die Dienerin an, die einen gegebenen Inhalt in eine anmuthige Form bringen soll, nicht als ein absolutes Wesen, das seinen Zweck in sich trägt. Ein reines Kunstwerk ist dort fast unmöglich; daß ein Ding nicht bestimmte Zwecke haben solle, und selbst der Zweck nur Unterhaltung sein, ist dem Franzosen undenkbar.

(Ein zweiter Artikel folgt in nächster Nummer.)

Berliner Umschau.

IV.

Wo hat's gegeben in unserm Lagern der nahen Vergangenheit? Wir beachten ein Opfer der Trauer —

Es ist Sonntag — Hitze und Staub, die Vergnügungsetablissements des schönen Berlinerts, lassen nichts zu wünschen übrig. Die Landpartieen sind an der Tagesordnung. Zum Potsdamer Bahnhof geht heute vorzugsweise die Strömung — folgen auch wir! Wir wollen zu den Ruinen von Charlottenhof.

Doch auch bei diesem Ausflug haben wir die Erinnerung an das Todt. Die Schöpfungen, die wir bewundern, die wir genießen wollen, tragen den Namen Friedrich Wilhelm's IV.

Wer weiß, wer irgendwann kann, weiß, daß in Charlottenhof vor mehr als vierzig Jahren ein altes Haus stand, das über nur den Sumpf, Sand und Gestrüpp umgaben, dem Besitzer zu Ehren der damals kaiserlich russischen Braut, der Prinzessin Charlotte, bei ihrem Scheiden vom Vaterlande „Charlottenhof" genannt wurde. Oft hatte der damalige Kronprinz seine Lanne den Zügel schießen lassen und den Mund bewundert, dieses „alte Unkenneß" so zu benennen.

Versuche, die der Prinz gemacht, dies Haus käuflich an sich zu bringen, waren gescheitert; sein Vater war gütlicher gewesen. Im Jahre 1825 fand der Kronprinz bei der Weihnachtsbescherung, die Friedrich Wilhelm III. seinen Kindern alljährlich in patriarchalischer Weise zu machen liebte, unter reichen Kunstgegenständen auch den Kaufcontract des „alten Unkennestes", inclusive eines Terrains von 120 Morgen Sumpf und Wiesenland.

Zwei Pläne, die der Kaufacte hinzugefügt waren, vervollständigten den Werth der Gabe. In

eine Fülle und Ueppigkeit herrlicher Blattpflanzen, Palmen und Farren fernster Zonen wie Kinder der Heimat zeigt.

Steigt man aus diesem Garten empor, so gelangt man alsbald zu dem Gartenplateau vor dem neuen Orangeriepalais. Auch dies ist erst in diesem Jahrhundert entstanden — es war eine Lieblingspromenade des kranken Königs, solange ihm noch der freie Gebrauch seiner Glieder gegönnt war; seinen „Monte Pincio" nannte er's und noch vor einigen Wochen hat er an der gegenwärtigen Vollendung eine Art von Interesse gezeigt. Seine Spazierfahrten nehmen auch jetzt noch immer diese Richtung; aus dem großen Wagen wird er, in seinem Rollstuhl sitzend, auf das Plateau oder in den Nataethal gefahren. An diesen letztern schließt sich das erst im Frühjahr vollendete und mit feinem Geschmack eingerichtete Corps de Logis an. Es ist für zum Besuch verweilenden höchsten Herrschaften bestimmt. Das Königspaar von Bayern hat es zuerst eingeweiht. Als nächste Besucherin erwartet man die Kaiserin von Rußland und im Herbst die Königin Victoria. Von den verbindungenden Säulenpavillons von je drei Axen mit Säulendurchfahrt und Wohnungsräumen für das Gefolge der hohen Gäste ist erst der dem Schlosse zunächstliegende Flügel äußerlich vollendet. Die innere Einrichtung ist noch im Rückstand. Ob die breite Marmortreppe, die aus der Mitte des Plateau herabführen und deren Seitenwände den Alexanderzug von Überwaldten im Hautrelief zeigen sollten, jetzt noch zur Ausführung kommen wird, ist wol fraglich, da in diesen Kunstwerken in dieser traurigen Zeit des bevorstehenden Friedens die Mittel fehlen dürften.

Der jenseitige Seitenflügel ist eben erst im Bau begriffen. Ihm zunächst liegt das reizend kleine Haus, „Paradiesgärtl" genannt. Mit seinen Terrassen, seiner Grotte und Marmorkaskade für den hohen Herrn, der sich's erschuf, ein wirkliches Verlorenes Paradies.

Weiterhin nach Bornstädt und die Parkanlagen vollendet. Meilenweit wird der Wanderer in dem tiefgrünen Labyrinth mit verschlungenen Irrungen verlockt, die zu immer neuen Anlagen und Aussichten führen, oft ihn in die verführerische Nähe einer einsamen Marmornymphe, einer Flora oder Pomona bringen.

Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, nach Glienicke und Babelsberg, dessen Park mit vielen Kunstwerken reicher geworden ist, hat Prinz Karl das Zwischenterrain angekauft. Dort stand ein altes kurfürstliches Jagdschloß, das Friedrich II., nachdem er sein Sanssouci vollendet hatte, in hoher philosophischer Toleranz einem Juden schenkte — sage schenkte! — um einen damals in Preußen noch neuen Industriezweig, eine Tapetenfabrik, anzulegen. Arg hart und halb ging das Besitzthum aus einer in die andere Hand. Jetzt lockte es, mit einem Dampfschornstein versehen, wirklich noch in eine Fabrik umgestaltet zu werden, da die günstige Lage hart am Wasser speciell dazu einlud. Dem Prinzen Karl erschien diese drohende Preis inmitten der Poesie der brüderlichen Schlösser zu unheimlich; er kaufte den historischen Grund und Boden inclusive des sehr bescheidenen Jagdschlosses an und lies für die bisher hier stationirte Waffenanstalt im Dorfe Glienicke ein dem Zweck derselben entsprechendes Gebäude aufführen, wohin dieselbe übersiedelte, während Lenné sich bemühte, die Bowlingagreens und Waldwege miteinander zu verweben und ein Stück altbrandenburgischer Geschichte, wie sie noch an den alten Mauern des Jagdschlosses hafte, durch reichen und malerischen Baumschlag zu einem neuen Beitrag der Markischen Schweiz einzurahmen. Wenn man an der Seite des Schöpfers dieses nicht enden wollenden Parks auf leichtem Jagdwagen dahinfliegt und ihn ob seines lebendigen Wirkens bewundert und beneidet, dann sagt er wol: „Ich bin das geworden, was ich bin, weil ich Friedrich Wilhelm IV. fand!" Gern verlieh sich seine Erinnerung in die schönen Stunden, die er, wie kaum ein anderer, im anregendsten künstlerischen Wirken an der Seite seines Herrn durchlebte.

Dem Gefühl des Danks und der Anerkennung hat dieser in einer anmuthigen Ueberraschung für Lenné einen Ausdruck gegeben. Er hatte Friedrich Tieck beauftragt, heimlich die Herme Lenné's zu meißeln und an einer Stelle, unweit des Neuen Palais, da, wo vordem eine trostlose Sandwüste sich ausdehnte und wo der König oft im Spazierengehen gesagt: „Auf dieser Wüste kann nichts wachsen!" Lenné aber immer wiederholte: „Sie muß ein grünes Oden werden!" als schönstes Denkmal der Erfüllung seiner Worte aufstellen lassen. Dort, zwischen vier himmelhohen alten Pappeln, deren Triebkraft fast erloschen und die nun einer Tempelhalle gleichen, steht die Herme, vom frischen Grün des Epheu lebensvoll umrankt. Am 7. Juni 1848 führte der König den großen Parkologen selbst an seinen Ehrenplatz.

Anregungen.

Aus der Natur.

IV.

Daß und wie die Kraft des Schalls mit zunehmender Entfernung abnehmen müsse, läßt sich leicht einsehen.

Die um einen schwingenden Punkt herum in Bewegung versetzte Luftschicht hat mit derselben Kraft die größere, sie umgebende, in Schwingungen zu versetzen; diese müssen also in demselben Verhältniß kleiner werden, als die Luftschicht zugenommen hat.

Danach bestimmt und die Mathematik das Gesetz. Die Kraft des Schalls nimmt im Quadrat der Entfernung ab, d. h. in der doppelten Entfernung um das Vierfache, in der dreifachen um das Neunfache, in der vierfachen um das Sechzehnfache u. s. f. ein Gesetz, welches auch für das Licht und alle übrigen physikalischen Wirkungen gilt. Daraus erhellt sofort, daß ein stärkerer Schall weiter gehört werden müsse als ein schwächerer, und zwar müsse ein Schall viermal stärker sein als ein anderer, wenn er doppelt so weit vernommen werden soll.

Man kann hieraus schließen, welche ungeheure Kraft manchen Schallschwingungen zukommt. Ein Flintenschuß wird auf 8000 Schritte wahrgenommen. Das Bombardement von Kopenhagen durch die Engländer am 2. und 5. September 1807 wurde in Kolberg, also in einer Entfernung von 80 Meilen gehört. Die Seeschlacht zwischen den Engländern und Holländern im Jahre 1672 will man durch England hindurch in Shrewsbury und Wales auf mehr als 40 Meilen gehört haben. Der Ausbruch des Cotopaxi aber im Jahre 1835 wurde in einem Abstand von 708 englischen Meilen so deutlich vernommen, daß man sein Brüllen für den Kanonendonner einer Seeschlacht hielt. Schallschwingungen von solcher Intensität machen sich denn auch durch ihre mechanische Wirkung bemerklich. Ein Kanonenschuß macht die Fenster klirren; eine Infanteriesalve vermag eine Lawine abzuleiten, bei dem Ausbruch des Vesuvs am 23. und 24. October 1822, wo die Feuersäule eine Höhe von 9000 Fuß erreichte, war das Getrach im Innern des Vulkans so stark, daß durch die bloße Erschütterung der Luft die Decken der Zimmer im Palast von Portici zersprangen. Die Katastrophe von Mainz ist noch in lebendiger Erinnerung.

Es könnte den Anschein haben, als ob die Geschwindigkeit der Schallschwingungen, also die Höhe eines Tons, von der Heftigkeit des erregenten Stoßes, also von der Intensität, herrührte. Dem ist jedoch nicht so. Betrachten wir ein Pendel. Ein heftiger Anstoß bringt es weit aus seiner Ruhelage, ein schwacher nur wenig, aber es gebraucht in beiden Fällen dieselbe Zeit, seine Schwingung zu vollführen. Sollte es schneller schwingen, so müßte es verkürzt werden; Verlängerung dagegen würde die Schwingungen verlangsamen. So mag man eine gespannte Saite stark oder schwach anschlagen, sie macht in derselben Zeit dieselbe Anzahl von Schwingungen, ihr Ton bleibt derselbe.

Noch mehr möchte der Umstand Befremden erregen, daß sich alle Töne, gleichviel hoch oder tief, stark oder schwach, in der Luft gleich schnell fortpflanzen. Aber dieses Verhalten ist praktisch von sehr großer Wichtigkeit, denn wie sollte ein Concert möglich sein, wenn die einzelnen zusammen erregten Töne den in einiger Entfernung befindlichen Zuhörer in verschiedenen Zeiträumen erreichten? Und es ist auch sofort klar, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wellen in der Luft stets dieselbe bleiben muß. Jedes Theilchen macht dieselbe Bewegung wie das andere, sobald der Schall erregt wird, aber die Zeit, welche nöthig ist, damit ein Theilchen die Bewegung des andern annehme, kann nur von der Elasticität des schwingenden Mediums abhängen. Darum ändert sich die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalls in der Luft nur mit der veränderten Beschaffenheit derselben; bei mittlerer Temperatur beträgt jene 1050 Fuß in der Secunde, bei der Temperatur des Gefrierpunktes beträgt sie nur 1025 Fuß; in der Hitze der Tropen dagegen wächst sie um fast hundert Fuß.

Um von der Größe dieser Geschwindigkeit eine Anschauung zu erhalten, mögen wir bedenken, daß ein Bahnzug, welcher in der Stunde acht Meilen zurücklegt und so den Sturm in der Stunde um eine Meile, die Brieftaube um drei Meilen überholt, gewiß eine beträchtliche Geschwindigkeit besitzt, daß aber der Schall in derselben Zeit 163 Meilen zurücklegen würde. Und gleichwol ist diese Geschwindigkeit noch keine große zu nennen, denn sie bleibt hinter derjenigen einer Büchsenkugel zurück und man kann ferner leicht beobachten, um wie sehr viel langsamer der Schall sich fortpflanzt als das Licht. Um ein bemerkenswerthes Beispiel zum letztern anzuführen, sei des eigenthümlichen Rollens des Donners gedacht. Der Blitz durchzuckt in einem einzigen kurzen Moment sehr große Strecken und in seiner Zickzackbahn kommt er uns bald näher, bald entfernt er sich von uns. Der erregte Knall gelangt nun zuerst von den nächsten Stellen der Blitzbahn zu uns, dann erst von den entfernteren, und so geschieht es, daß wir den Donner bald schwächer, bald lauter, oft wie von mehreren Schlägen herrührend und meistentheils anhaltend wahrnehmen. Wie man aus der Zeit, welche zwischen dem Erscheinen des Blitzes und dem Eintreten des Donners verfließt, auf die Entfernung der nächsten Stelle des ersteren schließen könne, ist nunmehr selbstverständlich, da wir wissen, daß der Schall in jeder Secunde 1050 Fuß zurücklegt.

Daß für unsere gewöhnlichen Verhältnisse die

Julie.

Und ich bin zu ſtolz, die Herrſchaft in meinem Hauſe mit einer Andern zu theilen —

Heinrich.

Die Herrſchaft im Hauſe! Ich dachte, Dein Walten und Schaffen wäre nur meinem Glücke geweiht —

Julie.

Und um dies zu erhöhen, ſoll ich ein Weſen in meiner Nähe dulden, das, ich hört' es ja, wieder die ganze Gluth Deiner Leidenſchaft entzündet hat.

Heinrich.

Ich liebe Dich, Julie. Ich würde meine künftige Seligkeit zu verlieren fürchten müſſen, wenn ich Dich, meine Gattin, je in einem ihrer Rechte kränken und zurückſetzen wollte. Aber ich beſchwöre Dich, denke Dich mit Beſonnenheit in meine Empfindungen hinein und Du wirſt finden, daß ich ſchuldlos daſtehe.

Julie.

Traue mir keinen Heldenmuth zu! Traue mir nichts zu, als die Schwäche des Weibes; ich will rieſenſtark in meiner Schwäche, ich will ſchwach ſein.

Heinrich.

Deine Seele, Julie, iſt aus keinem gemeinen Stoffe geſchaffen. Die kindiſchen Leidenſchaften ihrer Mitſchweſtern

Luft der Leiter des Schalls ist, davon haben wir bereits Gelegenheit gehabt, uns zu überzeugen. Jeden Zweifel beseitigt indessen die Luftpumpe, welche uns lehrt, daß im luftleeren Raume keine Fortpflanzung des Schalls stattfindet. Es kann demnach nicht mehr befremdend erscheinen, daß in der dünnern Luft hoher Berge der Knall einer Büchse weniger laut gehört wird als in der dichtern Luft der Ebene. Als Gay-Lussac sich im Luftballon zu einer Höhe von 7000 Meter erhob, fand er die Kraft seiner Stimme und die Empfindlichkeit seines Gehörs außerordentlich verringert. Es könnte demnach in größter Nachbarschaft unserer Erde ein Himmelskörper aufs heftigste in Stücke zerplatzen, ohne daß wir einen einzigen Laut davon zu vernehmen im Stande wären. Aus demselben Grunde muß auf dem Monde, an welchem wir keine Spur einer Atmosphäre erblicken, eine ewige Grabesstille herrschen, und wenn wir dazu nehmen, daß er sich im Leblosen als eine große ausgebrannte, verlöschte Schlacke darstellt, so möchte freilich der stille, traute Gefährte der Nacht gar vieles — von der Sentimentalität seiner Poesie verlieren.

Im Wasser — wie uns die Taucher erzählen — pflanzt sich der Schall leichter und schneller fort als in der Luft. Es ist demnach klar, daß feuchte Luft den Schall besser leiten muß als trockene, und darum haben die Bergbewohner recht, zu sagen: „Es wird bald Regen geben, denn man hört die Bergwässer näher rauschen."

Feste elastische Körper sind noch geeigneter für die Schallleitung, darum drückt der Indianer sein Ohr auf den harten Boden, um von diesem zu erfahren, was ihm die Luft verschweigt. Vermittelst einer Anzahl langer, dünner Holzlatten, von denen jede an das Ende der andern fest angebunden ist, läßt sich ein recht interessanter Versuch der Schallleitung anstellen. Man stellt das eine Ende dieser Vorrichtung unter das Griffbrett einer Geige und klemmt das andere Ende an eine Tischplatte oder, noch besser, drückt es gegen den Resonanzboden eines Pianos. Wird nun die Geige gespielt, während die Einrichtung so getroffen ist, daß deren Töne nicht unmittelbar an letzterm Orte gehört werden können, so wird man überrascht sein, das Geigenspiel in seinen nuancenhaften Klängen vom Tische oder aus dem Piano zu vernehmen. Man hat daher, um das Gelingen des Versuchs zu fördern, Sorge zu tragen, daß die Holzlatten in möglichst wenig Punkten durch Kanten harter Körper, z. B. Stuhllehnen, gestützt werden, damit der Schallleitung möglichst wenig Hindernisse entgegentreten.

Ein anderes Mittel zur Fortleitung des Schalls besitzen wir im Schallrohr. Würden nämlich die Luftwellen durch Einschluß zwischen die festen Wände eines Rohrs gehindert, sich nach allen Seiten hin auszubreiten, wodurch sie, wie wir sahen, an Kraft schnell verlieren müssen, so durchlaufen sie das Rohr mit fast ungeschwächter Schwingungskraft und erhalten zugleich die Tendenz, sich auch nach dem Austritt aus dem Rohre hauptsächlich in der ihnen gegebenen Richtung fortzupflanzen. Unter Umständen, besonders dem letztern, verdankt das Sprachrohr seine Wirkung, während das getrennte Räume verbindende, meist mehrfach gebogene Schallrohr sich auf den ersteren gründet. Das Hörrohr sammelt die divergierenden Wellen und genähert dadurch dem Ohr eine erhöhtere Erregung.

Unser Ohr hat die Fähigkeit, wahrzunehmen, von welcher Richtung der Schall komme. Natürlich gilt dies nur für diejenige Richtung, in welcher der Schall zunächst in das Ohr gelangt und wir bleiben daher allerlei Täuschungen ausgesetzt. Denn wie Schallwellen in mannichfache Weise in ihrer anfänglichen Richtung gestört werden, so durch den Wind, welcher die schwingenden Luftteilchen hinwegführt. Die Schallwellen werden aber auch, wie die Wasserwellen, an festen Körpern zurückgeworfen und darin findet das Echo seine Erklärung. Steile Bergwände und hohe Gebäude sind am geeignetsten zur Hervorbringung derselben. Wo mehrere zum Widerhall geeignete Stellen sich vorfinden, welche von der Quelle des ursprünglichen Schalls ungleich weit entfernt sind, da wird der Widerhall natürlich ein vielfacher sein. Das im Altertum berühmteste Echo war das am Grabmal der Metella, es wiederholte achtmal den Anfangsvers der Aeneide:

Arma virumque cano Troiae, qui primus ab oris.

Man nennt jetzt besonders das tausendfache von Lodi bei Lodi über dem Fall von Lerni, das siebzehnfache am Lurleifelsen, das bei Foge siebzigfache, bei Nacht zweiundzwanzigfache im Woodstock Park, besonders aber das von Simonetta bei Mailand, welches einem Pistolenschuß sechsundvierzigmal wiederholt.

Es möge bei dieser Gelegenheit noch erwähnt werden, daß sich Gewölbe so konstruieren lassen, daß die von einem gewissen Punkte innerhalb ausgehenden Schallwellen an dem Gewölbe reflectirt und in einem zweiten Punkte gesammelt werden. Man kann daher im letztern deutlich verstehen, was im erstern leise gesprochen wird. Zuweilen haben Künstler und Klöster zur Erforschung der Geheimnisse des Beichtstuhls von dieser Einrichtung Gebrauch gemacht.

Sobald die Wellenbewegung aus einem Medium in ein anderes übergeht, erleidet sie beständig eine theilweise Reflexion. Darum hören Taucher einen außerhalb des Wassers erregten Schall schwächer, darum besitzt der Schall bei Schneegestöber eine so geringe Intensität, darum gibt ein Glas mit schäumendem Champagner keinen hellen Klang. Endlich erklärt sich daraus, warum der Schall geschwächt wird, wenn die Atmosphäre verschiedene Dichtigkeitszustände besitzt. So ist Gewitterluft der Schallleitung ungünstig, obwol sie feucht ist, woher es denn auch kommt, daß man so häufig ferne Blitze als Wetterleuchten sieht, ohne deren Donner hören zu können. In der Stille der heitern Nacht dagegen, wenn die Luft eine gleichmäßige Dichtigkeit besitzt und in weniger

Erregungen begriffen ist, mag der Schall um so lauter vernommen werden.

Wenn wir im Vorhergehenden den Schall im allgemeinen der Betrachtung unterworfen haben, so dürfen wir nunmehr nicht länger an der Bemerkung vorübergehen, daß unter allen Schallerregungen keine einen so eigenthümlichen Reiz, selbst auf das weniger empfindsame Ohr ausübt als der musikalische Ton. Wir wollen uns über das Wesen desselben näheren Aufschluß zu verschaffen suchen.

Zweifel — Glaube — Unglaube.

II

Es ist ganz richtig, was Dr. Arber in seiner anfangs angeführten Schrift bemerkt, daß wir schon bei dem Kinde, sobald es das Stadium des Weltbewußtseins erreicht hat, den Glauben vorfinden, mit welchem es alles auf- und annimmt. Cartesius stellte bekanntlich die Vorschrift auf, an allem zu zweifeln (de omnibus dubitandum est), um zur Gewißheit zu gelangen. Hierzu bemerkt der Verfasser mit Recht: Ebenso, wie Cartesius aus dem Zweifel die Gewißheit des Seins derjenigen, der da zweifelt, hat herleiten wollen, könne man aus dem Glauben die Gewißheit der eigenen Existenz schöpfen, man könne das Kind geradezu als glaubenden Menschen (homo credens) betrachten und es sagen lassen: Ich glaube, also bin ich (credo, ergo sum).

Aber der Verfasser betrachtet den Glauben in diesem Sinne, d. i. die Zustimmung (approbation oder assensio), mit Unrecht als ein ursprüngliches Seelenvermögen, wie das Gedächtnis, und macht daher den Psychologen mit Unrecht einen Vorwurf daraus, daß sie den Glauben nicht unter den Eigenschaften oder Vermögen der Seele aufzählen. Die Fortschritte der neuern Psychologie bestehen gerade darin, daß sie die Zahl der Seelenvermögen möglichst zu beschränken sucht und sich hütet, für jede Seelenthätigkeit sogleich eine gleichnamige Seelenkraft anzunehmen. Veranlassung der Kräfte — dahin strebt gleicherweise die neuere Naturwissenschaft wie die neuere Psychologie. Anstatt den Glauben ebenso wie das Gedächtnis für eine ursprüngliche Seelenkraft zu halten — der Verfasser nennt das Gedächtnis „die Mutter der Musen", den Glauben den „Vater" derselben — hätte der Verfasser versuchen sollen, ob der Glaube sich nicht aus den bereits bekannten ursprünglichen Seelenvermögen erklären lasse, und da hätte er gefunden, daß der Glaube keineswegs etwas so Unmittelbares ist, wie er annimmt, sondern etwas sehr Vermitteltes. Der Glaube in dem Sinne der Zustimmung, wie ihn hier der Verfasser nimmt, ist nämlich ein Act der Urtheilskraft. Der Glaube ist ein bejahendes Urtheil wie der Unglaube ein verneinendes. Zum Urtheilen, sei es bejahendes oder verneinendes, gehört aber Begriffsvermögen. Folglich ist der Glaube im tiefen Grunde auf das Begriffsvermögen zurückzuführen.

Sollte der Glaube als eine ursprüngliche Seelenkraft gelten, so wäre nicht einzusehen, warum nicht auch der Zweifel und der Unglaube als ursprüngliche Seelenkräfte zu betrachten wären. So wenig aber Zweifel und Unglaube ursprüngliche Seelenkräfte sind, so wenig ist es der Glaube. Alle drei Thätigkeiten, Glauben, Zweifeln und Nichtglauben, sind vielmehr Acte der Urtheilskraft. Wer an eine Sache glaubt, bejaht ihre Existenz; wer daran zweifelt, läßt sie unentschieden; wer nicht daran glaubt, verneint ihre Existenz.

Das eigene Beispiel, welches der Verfasser anwendet, um den Glauben als ein ursprüngliches Vermögen in der Seele des Kindes nachzuweisen, kann zur Bestätigung unserer Behauptung dienen, daß der Glaube weiter nichts als ein Act der Urtheilskraft ist, daß er wesentlich ein bejahendes Urtheil ist, also Begriffe voraussetzt. Der Verfasser sagt nämlich: „Man zeigt dem Kinde eine Zusammensetzung von Punkten und Linien, ein bloß willkürliches Zeichen und sagt ihm: Das ist der Buchstabe A oder B. Es wird kaum je einem Kinde beigekommen sein, diese Mittheilung in Frage zu stellen, im Gegentheil wird es sie ohne weiteres annehmen und mit unerschütterlichem Glauben daran festhalten. Ebenso ergeht es später mit historischen Thatsachen, die uns überliefert werden." Nun, ist es nicht klar, daß das Kind, indem es dem Lehrer glaubt, daß das Zeichen A den Buchstaben A bedeute, stillschweigend urtheilt: Was mir der Lehrer sagt, das ist so, wie er es sagt; ist also hier der Glaube des Kindes nicht wesentlich ein bejahendes Urtheil? Der Verfasser gesteht es ja selbst ein, daß jener Glaube, welchem das Kind der ihm gemachten Mittheilung oder der Gewißheit der historischen Ueberlieferung schenkt, auf der Voraussetzung der Glaubwürdigkeit des Mittheilenden beruht. Gesteht er aber damit nicht selbst ein, daß der Glaube nichts Unmittelbares, sondern ein vermittelter Seelenact ist?

Wie den „Glauben im allgemeinen", so betrachtet der Verfasser auch den „religiösen Glauben", viel zu sehr an Jacobi sich anschließend, für eine unmittelbare Gewißheit. Weil der religiöse Gläubige nicht Beweise für die Artikel seines Glaubens verlangt oder durch Vernunftschlüsse einen höhern Grad der Gewißheit oder Ueberzeugung sich zu verschaffen sucht, darum hält der Verfasser den religiösen Glauben für eine rein passive Annahme und beruft sich hierfür auch auf Anselm, nach welchem der Glaube darin bestehe, daß man Wahrheiten höherer Art, die zu den übersinnlichen und nicht zu der Welt der Erscheinungen gehören, ohne Beweis, ohne Vernunftschluß und ohne irgendeine Deduction annehme.

Aber der religiöse Glaube ist ebenso wenig eine unmittelbare Gewißheit und ebenso wenig ein

kein passives Annehmen wie der abendländische „allgemeine Glaube“. Es gibt überhaupt kein unmittelbares Wissen und keine rein passive Annahme. Jedes Wissen ist irgendwie vermittelt und jede Annahme setzt die Thätigkeit der Seele voraus. Die Vermittelung und die Thätigkeit ist nun eine andere in dem religiösen Glauben als in der Philosophie und Wissenschaft. Aber der, der an Gott glaubt, thut dies ebenso aus Gründen, wenngleich er sich derselben nicht bewußt zu sein braucht, wie der, der das Dasein Gottes beweist, aus Gründen die Existenz Gottes annimmt.

„Die Verschiedenheit der Gründe, welche den Gläubigen zu seinen Annahmen bestimmen, von den Gründen, welche den Philosophen bestimmen, hat Frauenstädt in seinen Briefen „Ueber natürliche Religion“ nachgewiesen. Dort ist auch gezeigt, daß selbst dem scheinbar blindesten Glauben noch eine rationalistische Thätigkeit zu Grunde liegt. (Vgl. „Briefe über natürliche Religion“ von Dr. Julius Frauenstädt (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1858. Zweiter und neunter Brief.) Hätte Arbes das dort Gesagte beachtet, so hätte er den religiösen Glauben nicht für so einfach und so blind angesehen, wie es in der vorliegenden Schrift that. Blind ist der religiöse Glaube nur über seinen eigenen Ursprung aus Gemüth und Phantasie, aber seine Annahmen über Gott und Unsterblichkeit sind keineswegs absolut blind, d. h. grundlos, sondern haben ihre vielfachen Gründe, wenngleich sich der Gläubige selbst derselben nicht bewußt wird. Die Urtheilskraft ist im religiösen Glauben so gut thätig wie in der Philosophie. „Aber freilich sind die Gründe, die das Urtheil des religiös Gläubigen bestimmen, und die Schlüsse, die er zieht, anderartige als die, welche in der Philosophie herrschen.

Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir sagen, daß die Arbes'sche Schrift, obwol sie im einzelnen viel Anregendes und so manch treffende Anmerkungen enthält und obwol sie von großer Belesenheit in den Alten, namentlich auch der englischen Litteratur, zeugt, doch als „psychologische Studie“ ungenügend ist. Doch der Verfasser hat ja selbst seine Schrift nur als einen Durchgang in seiner eigenen Entwickelung bezeichnet. Hoffen wir daher, daß seine späteren Schriften von den Irrthümern, die er seit diesen, bereits vor acht Jahren verfaßten Schrift gemacht, Zeugniß ablegen werden.

Das Ende der Osmanen.

„Partant pour la Syrie“.

Ein Lied des Kreuzzugsrufs, von Königin Hortense, Napoleon's III. Mutter, gedichtet und componirt, schon lange ein französisches Volkslied geworden — singt es jetzt Frankreich auf den Wellen des Mittelländischen Meeres —.

Wir gehören weder zu den Anhängern des Dualismus noch zu denen des Nestor. Unser deutsches Gefühl kennt keine Farben. Aber in dieser schnellen Entschlußnahme des Franzosenkaisers zu Gunsten der Christen des Orients, in dieser nur durch die Diplomatie und die Rücksichtnahme auf die Gefahr der noch nicht ermordeten übrigen Christen unter türkischer Botmäßigkeit gemilderten Wallung dem Unfug auf eine unserer Christenehre entsprechende Weise ein Ende zu machen, liegt ein neuer Beweis, daß Ludwig Napoleon einen scharfen Blick, die Hauptfragen der Probleme seiner Zeit hegt.

Gerade Publicistik, die diese schnelle Entschlußnahme, diese hochherzige Wallung verkennen konnte! „In einem Augenblick, wo die brennenden Fragen Italiens und Deutschlands Frankreich genug auf der Hut zu sein zwingen, entzieht sich wol gern ein von einem blutigen Krieg immer geschwächter Sieger seine streitbare Mannschaft, sein Material zu Belagerungen und Seekämpfen, „Bestellt“, „angezettelt“ wären diese Blutbäder! „Die Frage geschickt in die schwebenden Debatten hineingespielt!“ Wir sind nicht begierig nach der Rolle, dem Franzosen in irgendetwas das Wort zu reden, aber diese Hohn- und Spottreden über den Gang, mit dem Frankreich dem verletzten christlichen Gefühl eine Genugthuung gab, waren unwürdig.

England kann sich zur Schande anrechnen, daß es zuerst den Schrei des Entsetzens über Tausende gemordeter Christen durch Zweifel und Spott zu mildern suchte. Um den Schlüssel seiner indischen Herrschaft, wo es doch vor wenigen Jahren den Fanatismus des fractionären Islam (auch der Islam hat seine Reactionskrankheit) genug in seinen Schrecken kennen lernte, nicht in französische Hände gegeben zu sehen, opfert es eine Frage der Menschlichkeit und Civilisation. Seine Sonntagsheiligung, sein Pietismus, seine Missionsthätigkeit, alles wird vergessen, um nur die Integrität des geliebten Türkenreichs aufrecht zu erhalten. Die Maroniten wären so verwildert wie die Druzen, ihr Christenthum wäre nur eine oberflächliche Tünche — Wir wiederholen nicht alles, was diese heuchlerischen Puritaner in ihren Zeitungen und auf den Bänken des Parlaments vorgebracht haben, um den Schrecken zu mildern, der die europäische Welt durchbebt.

Die Herrschaft der Türken über Länder, die ihrem schwachen Arme in Europa und Asien entwachsen sind, muß aufhören. Sie haben eine alte Prophezeiung, nur vierhundert Jahre würde ihr Reich in Konstantinopel bestehen. Die vornehmsten Türken lasen sich auf der asiatischen Seite des Bosporus, in den Cypressenhainen von Skutari begraben. Abgelaufen sind diese vierhundert Jahre. Wie seinen Mohammed II. wird dies wankende Reich auch keine Truppenmacht mehr aus seinem zerrütteten Boden stampfen, wird nie wieder bis vor Wien seine Schrecken tragen. Die Zuckungen, in denen es sich bewegt, sind die Zuckungen des Todes. So glüht ein Krater aus. Jeder unbefangene Sinn, jedes mitleidige Herz muß die Entrüstung Napoleon's III. über

die entſetzlichen Metzeleien in Damascus getheilt und mitempfunden haben. Tagelang, unter den Augen der türkiſchen Behörden ein langſames, gemächliches Plündern, Brennen, Morden — ein Stadtviertel vernichtet, nach Tauſenden zählt man die Erſchlagenen und das alles mit jener aſiatiſchen Grandezza, die die Qualen des Opfers verlängert und ſie förmlich genießt.

Dem gegenüber nicht ein allgemeiner Schrei der Entrüſtung durch Europa! Im Gegentheil, man ſoll dahinter nur franzöſiſche Intriguen vermuthen, nur franzöſiſche Eroberungsgedanken! Die egoiſtiſche Politik der Engländer, die die Feſtſetzung der Franzoſen in Syrien fürchtet und den levantiniſchen Handel Marſeilles mit eiferſüchtigen Augen bewacht, ſondert, daß die Türken ganz erhebliche Fortſchritte im Bereich der Civiliſation gemacht haben. „Die Türken ſind todt!“ „Truſen wie Marcuſen ſind gleich barbariſche Stämme!“ „Es iſt geradezu lächerlich, wenn Pius von den Höhen des Libanon redet!“ „Welche Phantaſie an die glorreichen Thaten der Franken in den Kreuzzügen zu erinnern!“ Zu glauben, daß es wol die edelſte Aufgabe des geeinigten Europa wäre, die Stätten zu befreien und der Menſchlichkeit und Schönheit wieder zurückzugeben, wo mit den Pſalmen zuerſt das Lied Homer's erklang! Türken Türken — Barbaren beherrſchen ihn, ohne Sinn für unſere Bildung, ohne die rauhe Größe ihrer Vorfahren. Vor hundert Jahren hat Friedrich II. in derſelben eingebildeten Kulturluft, wie ſie heute als Furcht vor Napoleon die Welt erfüllt, den Untergang dieſes morſchen Reichs durch die Theilung Polens aufgehalten. Damals ſoll er geäußert haben: Wenn die Ruſſen in Konſtantinopel ſind, ſo ſind ſie auch in Königsberg!“ Stehen ſie jetzt durch ſeine Schuld nicht bedeutend näher an Königsberg als 1760? Ein Verhängniß iſt nicht aufzuhalten. Man kann ſeinen Fortgang zeitweiſe hemmen, aber ehe die neue Schranke noch Feſtigkeit gewonnen, iſt ſie ſchon überſprungen. Nicht die letzten Chriſten werden unter den Schwertern der Muſelmänner in Damascus gerötet worden ſein! Der Haß, den der große Krieg von 1854 wach gerufen, den jede ſcheinbare Reform der Regierung zu hellen Flammen gegen die Chriſten anfacht, einigt die mohammedaniſche Bevölkerung der Türkei, der Zahl nach die geringern, aber den Chriſten durch den Beſitz der Regierungsgewalt, die Macht der Armee überlegen, bleibt ihr nichts als dem drohenden Aufſtande der Unterdrückten durch größere Kühnheit zuvorzukommen. Hier und dort wird der Sultan vielleicht einen Paſcha ächten, der ſeine Befehle ausführt und mit gleichem Maße die Verbrechen der Türken wie der Chriſten wägt; aber an zehn Orten wird ſtatt ſeines ein Ali Paſcha von Janina ſchrecklichen Andenkens wüthen oder jene beſtialiſchen Horden, die 1825 Morea verwüſteten — auch vor den Augen des erleuchteten Europa, auch mit dem theilnehmenden Achſelzucken — Metternich's!

Theilung der Türkei! Eine andere Löſung der Orientaliſchen Frage gibt es nicht. Von dem Augenblick, als Pius II., nach dem Fall Konſtantinopels, an einer Vereinigung Europas gegen die Osmanen arbeitend, den Mächten eine Theilung des türkiſchen Gebiets vorſchlug, iſt dieſer Gedanke immer wieder aufgetaucht. Und nicht bei Ehrgeizigen und Abenteurern allein. Fürchtet ihr die wachſende Größe Rußlands? Nun wohlan, Germanen, ſo rührt euch! Zwingt Oeſterreich, etwas anderes zu ſein, als es iſt!

Aſien iſt in fieberhafter Bewegung. Im Oſten, Weſten und Süden — überall derſelbe Fanatismus. Weiſſagungen gehen von Mund zu Mund von dem Sturz alter Reiche, vom Untergang der Welt. Inſeln, die wie Japan unbetretene und gewerbe Märchenländer waren, werden ſchon von Europäern durchzogen, denen, auch nach dem Volksglauben und den Rednern zu Waſhington, Gott ſelber die Herrſchaft über den Großen Ozean gegeben. Aſien ahnt es, daß in ihm die Geſchicke der europäiſchen Völker ſich vollziehen müſſen. Wie unſere Kultur ſchon den Weſten eroberte, muß ſie den Oſten erobern. Es gilt, die Welt in die Bahnen dieſer Bewegung fortzureißen. Und da ſollte das verfeinte Reich der Osmanen mit ſeinem lebensunfähigen, der philoſophiſchen Entwickelung baren Glauben (heute verſteht nur die Marmorpaläſte am Bosporus, in denen nur Sklaven von Sklavinnen weilen) ein Hinderniß ſein! Nur engliſcher Krämerſinn kann dies wünſchen und kann es für möglich halten. Nur Träger des Medſchidieh Ordens (1. 2. 3. 4 Klaſſe!!!) können den Sinn für klaſſiſcher Salonbildung, die ſich einige Zöglinge des Hofs und der Diplomatenſchule von Stambul in Paris und London zu eigen gemacht haben, für die Bürgſchaft einer Kulturverbreitung auch unter der Herrſchaft des Türkenthums nehmen!

Wir raten mit den Franzoſen. „Partout pour la Syrie!“

Wahrnehmungen.

Ein Intendant königlicher Schauſpiele trat ſein Amt mit der beſcheidenen Erklärung an: „Meine Herren, ich verſtehe nichts von dem Amte, das mir die Gnade Sr. Majeſtät übertragen hat, aber ich hoffe, mit Ihrer Hülfe es zu erlernen!“ Drei Jahre ſpäter war der beſcheidene Mann die Anmaßung ſelbſt. Er behauptete, ſein Fach innegehabt wie nur Einer. In der That erſchrak er vor keiner Schwierigkeit mehr. Welches war das Geheimniß ſeiner ſchnellen Ausbildung? Er hatte das Nichtverſtehen ſeiner Aufgabe in ein geregeltes Syſtem gebracht.

* *

Nennt doch nicht an hervorragenden Menſchen immer dasjenige gleich „Charakter“, was an ihnen weit mehr nur ihr Trotz und Eigenſinn iſt.

* *

Leitartikelſchreiber: Riegen — milchgetauft — ankommend — auf Klio's Tafeln.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Achter Band. **Nr. 51.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Der Club der Grünen. Erzählung von Rolf Horn. — Gesch der französischen Literatur. II. Von H. Fränkel. — Aus der Natur. V. — Neue Bücher. VI. — Miscellen. — An die Geliebte. Von E. Hübler.

Der Club der Grünen.

Erzählung von Rolf Horn.

Wir befinden uns auf dem Eisenbahnperron einer einsamen Zwischenstation. Es ist der nächste Haltepunkt einer zwei Meilen entfernt liegenden Universitätsstadt. Wir sind ganz allein; nur ein paar Kofferträger, ein paar Gensdarmen stehen in der Halle und ein alter Kutscher wartet drunten an der Auffahrt.

Das stattliche Gespann gehört dem Doctor Lindner. Der alte Johann war schon im Dienst bei dem verstorbenen Vater des Doctors, dem Geheimrath Lindner — Schon war das Signal aufgezogen. Johann zieht die Pferde zurecht; diese spitzen die Ohren; sie scheuen vor dem herankommenden Zug, der sie in Bewegung gesetzte Schellengeläute übertönte. Inzwischen fing es an, tüchtig zu schneien. Es war alle Aussicht vorhanden, den ehrlichen Johann binnen kurzem in seinem Pelz in einen Eisbär verwandelt zu sehen.

Jetzt donnerte die Locomotive in die Halle. Die Conducteure riefen, eine Glocke wurde gezogen, eine kurze Rast und — weiter ging der Zug.

„Hier, Gretchen, hier! Sieh', da wartet der Johann!“ hörte man schon in der Halle eine männliche Stimme rufen und alsbald erschien Doctor Lindner unter der Glasthür, gefolgt von dem gefälligen Portier und seiner kleinen, zierlich jungen Frau, die sich erst seit gestern, nach unserm guten deutschen Gesellschaftsrecht, „Frau Doctorin Lindner“ zu nennen berechtigt sah.

Nun ist ja wol die Freude des alten Johann erklärt, der mit einem wahren Festtagsgesicht an der geöffneten Portière steht. Die junge Frau sah sich alsbald in den Wagen hineingeschoben. Währenddem sagte der Doctor: „Sieh', Johann, da bringe ich die Frau!“ „Gratulire von Herzen, Herr Doctor!“ Die Doctorin nickte theils an ihrem Manne vorüber dem alten Diener freundlich zu. Nach einigen Secunden waren sie auf dem Wege nach der nahen Universitätsstadt, der neuen Heimat Gretchens.

„Gott sei Dank!“ seufzte der Doctor. „Endlich allein! Das ich selbst noch im Coupé Bekannte treffen mußte! Es ist doch eine ganz gewaltige Anstrengung — diese Visiten, Gratulationen, Polterabende und Hochzeiten!“

Gretchen lachte. Auch sie fing an, in ihren Pelzen aufzuathmen.

Jetzt, wo wir der jungen Frau ins Gesicht sehen, können wir nicht umhin, dem Doctor Lindner gleichfalls unsern Glückwunsch darzubringen. Gretchen war, als sie gestern am Altare stand, um

von demſelben hinweg an der Seite des Doctors ihren Lebensweg fortzuziehen, ein junges Mädchen von ſechzehn Jahren und einigen Wochen. Jetzt, wo ſie ſeit einem Tage der Frauenwelt angehört, war ſie — um vierundzwanzig Stunden älter! Daher ſah ſie in ihrem mit rein Schleifen garnirten Hute ſo friſch, ſo jugendlich naiv aus, daß es eine Freude war, ſie anzublicken. Der Doctor hatte die Hälfte der dreißig überſchritten. Sein Verlaut hatte demnach ſchon eine für Gretchens beginnendes Eheſtandsleben einigermaßen beunruhigende Schärfe und Ruhe. Die junge Frau erwartete überdies aber glücklicherweiſe gar keine Schwärmerei, ſie hing mit der innigſten Liebe an dem Doctor, deſſen herzliche, protegirende Hinneigung ganz das Behagen gab, das die Frauen ja überhaupt nur durch den Mann gewinnen wollen, ſich geſchützt und ſicher zu fühlen. Doctor Lindner war ein langjähriger Freund des Vaters ſeiner jungen Gattin; dieſer ſelbſt war Rector eines Gymnaſiums und Doctor Lindner oft Gaſt im Hauſe ſeines auf einer Badereiſe gewonnenen Freundes. Wenn irgendein Mann berechtigt war, Luther's Spruch: „Wohl dem, der ein tugendſam Weib hat!“ über die Thür zu ſchreiben, ſo war es der Rector. Eigentlich war die Rectorin des Doctors Frauenideal geweſen; die tiefe Hochachtung für die Mutter hatte ſeine Wahl auf die Tochter gelenkt; er hoffte, mit der Zeit ſich in ihr ſolch eine zweite Frau Rectorin heranzubilden. Vor einem Vierteljahr hatte er noch gar nicht daran gedacht, ſich zu verheirathen; er hatte eben, was er brauchte. Die Wahl einer Frau, meinte er, ſei im neunzehnten Jahrhundert eine wohlzuerwägende Sache. Es ſei ſo unangenehm, nicht ſowol ſich ſelbſt einzuſchränken, als andern Einſchränkungen auferlegen zu müſſen; und der alte Geheimrath Lindner war im Leben Menſchenfreund geweſen und folglich ohne Vermögen geworden, ein Umſtand, an den der Sohn nebſt mit hingebungsvoller Pietät, aber ungern dachte. Jetzt bezahlte aber ein weiſes und gerechtes Schickſal, deſſen Wegen zu folgen unſer Auge manchmal nur zu kurzſichtig iſt, nicht weil es zu dunkel, ſondern weil ſie zu licht für daſſelbe ſind, dem Sohn die unzähligen unbezahlten Krankenbeſuche, die der alte Herr unverdroſſen gemacht hatte, oft bei Nacht und zu Fuß, um den Johann nicht aus dem Schlafe zu ſtören. Der junge Lindner hatte Praxis, gewann und ſah ſich zuletzt noch durch eine Erbſchaft, die ihm ganz wider Erwarten von einer alten Dame zufiel, der ſowol er als ſein Vater ärztlichen Zuſpruch gebracht hatte, in den Beſitz eines Vermögens von nahezu [illegible] Thalern. Der alten Dame hatte es eigentlich nie etwas gefehlt als ihre nachwehenden Jahre und hin und wieder eine ſich geltend machende Gicht in den Händen; ſie hatte die Wiſſenſchaft des Doctors ſonach nicht ſehr auf die Probe geſtellt wie wol viele andere, die ihn unbezahlt gelaſſen hatten, und jetzt erhöhte ſie ſo nach ihrem Tode ſein Haus! In der That, mit welcher Rührung dachte der Doctor an ſeinen menſchenfreundlichen Vater und an ſeine Kunſt, die Handgicht zu behandeln!

Einige Zeit nach dieſem Vorfall fuhr der Erbe der Baronin von Schlick nach L. hinüber in das Haus des Rectors; er hatte ſich überlegt, daß es doch nun ganz angenehm ſein müſſe, der reſpectable Kern eines beginnenden Hausweſens zu werden. Man ſollte es kaum glauben, aber innerlich fühlte er ſich ein wenig befangen, als die Droſchke vor dem väterlichen Hauſe hielt. Die Frau Rectorin ſaß am Nähtiſch im Fenſter und hatte eine Zeitung in der Hand; Gretchen ſaß auf einem Schemel vor dem Klavier — ſpielen durfte ſie jetzt nicht, der Rector ſchlief — und buchſtabirte mit ihrem ſechsjährigen Brüderchen behutſam Wörter aus einem Leſebuch; ein zweites, noch jüngeres Mädchen als Gretchen hatte gleichfalls ein Buch im Schoß. So fanden die Sachen, als nachmittags 3 Uhr Doctor Lindner ankam und die Rectorin, die Lorgnette im Auge, in dem Ausſteigenden den Freund ihres Mannes erkannte. Gretchen warf das Buch fort und dem armen kleinen Hugo blieb das Wort, deſſen erſte Silbe er mit großer Mühe endlich herausgebracht hatte, unvollendet im Munde ſtecken. Seine Schweſter zeigte ſich ganz unnatürlich aufgeregt; das ging ihr merkwürdigerweiſe immer ſo, wenn Doctor Lindner's Name oder Perſon ins Spiel kam. Und nun erwachte der Rector und öffnete dem Freund entgegen die Thür ſeines Studirzimmers und wäre das auch nicht der Fall geweſen, ſo hätte ihn der Doctor ſelbſt geweckt — ja, er wollte wirklich heute ſeine Werbung von der Seele haben! Dieſe beläſtigte ſein männliches Herz mit unruhigen Schlägen. Der Rector ſagte: „Sieh' da, Lindner, du biſt ja ein Mann des Glücks! Aufſteigluftend von der Baronin Schlick! Das war ein braver Einfall! Ich gratulire!“ Während Gretchen auf der Mutter Wink einen erweiterten Kaffee anordnete und letztere ſich wunderte, warum wol der Doctor

nicht gewohnter Maßen zuerst im Salon vorgesprochen habe, rief sie des Rectors Stimme ins Studirzimmer. . . Ein neues Räthsel. Doctor Lindner erhob sich bei ihrem raschen Eintritt. Der Rector begann: „Sieh', Helene, unser guter Lindner da — Nun ja, warum wollen wir hier nicht die Kürze walten lassen? Helene ist ja eine verständige Frau — nun — Lindner hat mich um die Hand unserer Margarethe gebeten." „Was? Gretchen?" wiederholte die Rectorin überrascht und selig. Lindner beobachtete schnell und mißtrauisch das Lächeln, welches die Augen der liebenswürdigen Frau erhellte. „Nicht wahr, du freust dich, Helene?" fuhr der Rector fort; denn er selbst fühlte sich durch den Antrag seines Freundes über die maßen geehrt. Noch ehe der Doctor seinem Zweifel hinsichtlich der hellen Augen der Rectorin Worte geben konnte, reichte diese ihm beide Hände mit einem solchen freudevollen „Unendlich freu' ich mich!" daß jedes Fürchten unmöglich wurde. Es war der wahrste Ausdruck eines Mutterherzens, dessen höchstes Glück von dem ihrer Kinder bedingt ist. Nun überließ man es der Rectorin, Margarethen mit des Doctors Antrag bekannt zu machen. Welches Glück oder vielmehr welche Glücksahnung erfüllte die Seele des jungen Mädchens, als es weinend in den Armen der Mutter lag, um aus diesen in die des Bräutigams überzugehen! Woher es eigentlich kam, daß Margarethe gerade durch den Antrag des Doctor Lindner so über das gewöhnliche Maß hinaus glücklich gemacht wurde, das — wer sagt es? Ja daß wir nicht zu romantisch sind, richtig, Margarethe war zwölf Jahre alt, als einer ihrer hübschen weißen Zähne einen gefährlichen Auswuchs zeigte; es blieb nichts anderes übrig, als denselben wegnehmen zu lassen. Gretchen war anfänglich des Heldenmuth selbst. Als aber der Wundarzt eintrat, erging es ihr, wie es oft Größern vor ähnlicher Operation schon ergangen ist — sie verlor den Muth. Die Rectorin, innerlich selbst aufgeregt und ängstlich, redete zu: Gretchen hatte sich in die Sopha geflüchtet, sie glaubte vor Aufregung und Kummer; letzterm empfand sie über den zunehmenden Unmuth der Mutter. Gretchen, sonst ein so liebes, sanftes, wohlerzogenes Kind — aber der Arzt mit seiner Zange! In diese allerliebste Kinderstubenaufregung trat Doctor Lindner. „Eine Operation, Fräulein Gretchen!" sagte der Doctor. „Ist es denn nöthig?" wandte er sich an den Zahnarzt; „lassen Sie doch lieber, Kind —" „Liebes Kind", fuhr der Doctor bestimmt fort, nachdem er einen Blick auf den schuldigen Zahn geworfen hatte, „das kann nichts helfen! Er verdirbt Ihnen den Mund!" Dabei verhinderte er sie, wieder in ihre Sopha zurückzuflüchten, und zwar so sicher und ruhig, daß es ihr gar nicht klar wurde, ob das alles nicht ganz freiwillig geschehen sei. Einen Augenblick darauf war die Operation vorüber. Und seitdem — was nicht alles in einem Mädchenherzen der erste Keim der Liebe ist!

Die Verbundenen fuhren unter Schneegestöber mit warmem Herzen ihrer Heimat zu. Da lag die alte Universitätsstadt — mit sehr abnehmender Freuden. Der Wagen rasselte über das schlechte Pflaster. Am Markt befand sich des Doctors Vaterhaus — mit den grünen Jalousieen und den Kugellaternen, die jetzt aussahen wie riesige Schneeballen. Die Thür mit den blanken Meinungschlössern öffnete sich dem jungen Paar; auch des Doctors alte treue, bewährte Wirthschafterin stand unter derselben, so nett und zutrauenerweckend, daß Gretchen hoffen durfte, von den Sorgen ihres Hauswesens nicht allzu sehr in Anspruch genommen zu werden.

Kurz — Gretchen war als Frau Doctorin Lindner installirt.

„Liebes Gretchen", sagte am folgenden Morgen beim Frühstück Doctor Lindner zu seiner jungen Frau, während diese ihm die Tasse aus einer schweren silbernen Kanne füllte, hinter welcher die Baronin Schlick vielleicht den Entschluß gefaßt hatte, ihm ihr Vermögen zu hinterlassen, „liebes Gretchen, eins muß ich dir vor allem sagen, ehe ich dich in den hiesigen Damenkreis einführe! Es existirt hier ein Damenclub — er nennt sich den Club der Blauen — Es traf sich gerade, daß die Toiletten bei der ersten Begrüßung zufälligerweise fast alle blau waren. Ich wünschte wirklich — unter keiner Bedingung — dich in diesen Verein treten zu sehen —"

Gretchen, des Weitern gewärtig, replicirte gar nichts, sondern fischte mit dem Löffel den Schaum von der Tasse.

„Dieser Club der Blauen", fuhr der Doctor fort, „ist eine wahre gesellschaftliche Plage der Stadt geworden, die Ursache zu allerlei Familienzwist! Alle Donnerstage versammelt er sich reihenherum bei seinen Mitgliedern. Ich weiß aus guter Quelle, daß jeden Donnerstag in den betreffenden Häusern alles nur unordentlich hergeht, unter anderm miteinander gefochten wird und dergleichen —"

Gretchen mußte lachen — —

„Oho', liebes Kind", fuhr der Doctor fort, „das iſt noch nicht alles! Anfänglich wollte man nur Thee ſervirt haben. Wie es aber ſo zu gehen pflegt, erweiterte man den Thee immer mehr; man fand es unbehaglich, nicht nach demſelben noch zu ſouperen. War man erſt ſo weit, ſo trat auch alsbald Rivalität ein. Jede der Damen wollte die andere an Geſchmack und Anordnung überbieten. Die Juſtizräthin, eine reiche Frau ohne Kinder, die Präſidentin des Clubs, ſchickt ihre Boten meilenweit, um alles Seltene herbeizuholen. Könnte ſie die berühmten Vogelneſter von Java erlangen, ſie thäte es gewiß. Du weißt doch, wo Java liegt, Gretchen?"

Die Tochter des Meiſters neigte zu dieſer Frage, als läge in ihr gar keine Anzweiflung ihres Wiſſens, den Kopf.

„Viele", fuhr ihr Gemahl, ihr die Händchen küſſend, fort, „ſind ganz und gar für dieſen Club, andere nur gezwungen. Den Männern iſt er natürlich ſchon allen ein Greuel. Höchſtens ſolchen nicht, die froh ſind, zuweilen ihre Frau los zu ſein! Aber auch dieſe Frauen kommen nur noch dürftiger nach Hauſe. Sie haben entweder etwas Neues gehört, wie man es anſtellen müſſe mit den Männern, oder ſie haben ſich über eine Rivalin in der Toilette geärgert — Kurz, du kannſt nicht glauben, Gretchen, wie es an ſolchen Tagen hergeht! Ich als Doctor weiß das! Die Kinder bleiben unverſorgt — in den Zimmern der Männer fuhlt man die Compoſé ab — ich ſelbſt traf in dem des Profeſſors L. eine Geleeform in bedenklicher Nähe vom Manuſcript ſeines neueſten, äußerſt gelehrten Werkes —

„Mein Gott!" rief Gretchen, in die Hände ſchlagend — Sie hatte eine gründliche Ehrfurcht vor allem Gelehrten —

„Ja, ja, was würde dein Vater dazu ſagen, Kind!" fuhr der Doctor fort. „Die Männer ſollen übrigens an ſolchen Tagen gar nicht exiſtiren. Man ſchlägt ihnen vor, aufs Land zu Beſuch zu faſt vergeſſenen Freunden zu fahren. Die Frauen ſind erfinderiſch. Nun gibt es Scenen. Rückſichten walten, die Frauen machen ſie zu Gunſten des Clubs geltend. Eine hält den Gatten mit dem Zorn der andern in Schach. So fügt man ſich denn und iſt froh, wenn man, nach Hauſe kommend, nicht ſein Zimmer in eine Epheulaube verwandelt findet und alles daraus entfernt ſieht, was man am nothigſten braucht."

„Aber was treiben denn die Damen?" fragte Gretchen.

„Sie geben vor, zu leſen!" antwortete der Doctor. „Sie leſen aber nur über das allenthalben ‹beklagenswerthe Frauenlos› — ſie rühmen ſich ihrer Kämpfe zu Gunſten des Clubs, ſie ſpielen Klavier, ſie ſingen, ſie loben, um wieder gelobt zu werden — erſt beim Deſſert erinnern ſie ſich ihrer Kinder — Gretchen, bi feſt! Wirf meinetwegen die Schuld auf mich! Der Zorn der Juſtizräthin wird ſich ſchon ertragen laſſen — —"

Währenddeſſen ſtand der Doctor auf — die Stunde war längſt vorüber, zu der er ſonſt auszugehen pflegte; Gretchen blieb allein.

Die folgenden Tage füllten Beſuche aus, die man machen mußte. Der gute Doctor verlor faſt die Geduld. Gretchens Vorbild, die lammfromm dieſe Ceremonien durchmachte, erhob ihn indeß.

Natürlich hatte Gretchen hinſichtlich des Clubs die lebhafteſten Anfechtungen. Nicht zum Club der Blauen zu gehören und die junge Doctorin Lindner zu ſein, das war gar nicht möglich. Es war ein wahrer Triumph für die Feinde des Clubs. Im Caſino nannte man ſpottend den Tiſch, wo ſich die eifrigſten Ehemänner Donnerstags ärgerlich verſammelten, den „Club der Geiſter". Man flüſterte der jungen Frau ſo viel ins Ohr, gab ihr ſo viel gute Lehren, ſagte ihr, daß es gar nicht rathſam ſei, ſo ganz und gar und in allem ſeinen Willen in dem des Gatten untergehen zu laſſen, daß Gretchen nahezu daran war, die Meinung zu faſſen, es entginge ihr durch den ihr verbotenen Beitritt in den Club in der That eine harmloſe Gelegenheit, ſich zu unterhalten. „Liebe, beſte Frau", hatte eine junge Witwe, Frau von Roſenfeld, eine ganz hartnäckige „Blaue", zu ihr geſagt, „gehorchen Sie's nur, der Doctor will nicht, daß Sie zu uns gehören! Das kann ich mir denken! Freilich, Sie machen's ihm leicht! Sie ſind zu ſchüchtern, zu jung! Sie wagen keinen Widerſpruch! O, ich, ich würde es ſchon durchſetzen!" Gretchen rieb ſich verlegen und gekränkt die Hände. „Zu jung" — das war für ſie eine Andeutung, die ungefähr denſelben Sinn hatte wie zu dumm! Sie war eiferſüchtig auf ihre neuerrungenen Frauenprärogative und wollte ſchließlich ebenſo viel „durchſetzen" wie andere auch — —

Und ſo kam es denn, daß ſie eines Abends, als der Club ſich aber auch nicht im Hauſe

schräg über versammelte, ziemlich einsilbig neben dem Doctor beim Thee saß. Dieser achtete anfänglich gar nicht darauf, sondern gab sich ganz dem Genuß hin, seine Zeitungen bei einer Tasse Thee zu lesen, die seine junge Hausfrau ihm gefüllt hatte.

Gretchen fand sich somit an solchen Tagen gleichfalls sehr glücklich. Heute aber kam es ihr doch vor, als möchte es ganz angenehm sein, wenn auch sie einmal ihre drei hübschen, eleganten Zimmer dem Club der Blauen öffnen könnte. Dann konnten, so malte sich's Gretchen's Phantasie aus, die angrenzenden Zimmer, welche der Doctor zum Andenken an seine frühverstorbene Mutter unberührt und unbewohnt ließ, mit geöffnet werden! So hatte die Gesellschaft Raum, sich höflich auszubreiten! Im blauen Zimmer da nahm man den Thee — im Salon da wurde gespielt, in dem kleinen, traulichen Cabinet nebenan, da konnte die Frau Justizräthin Whist mit allen möglichen Finessen spielen — Sie verstand einige feine Bäckereien — mit denen hätte sie gern die Gesellschaft überrascht — Sie konnte vortrefflich Klavier spielen — Triller schlug gelangen ihr besonders vortrefflich — Wahrlich, von einem solchen Abend sollten die Blauen noch nach Wochen sprechen — —

„Aber Gretchen", unterbrach der Doctor den Ideengang der jungen Frau, „was spielt du denn nur so tiefsinnig?"

Im Augenblick zuvor hatte er erst bemerkt, daß Gretchen völlig unbeschäftigt die Hände ruhen ließ.

Als sie sich angeredet hörte, erschrak sie fast. Sie war eben im Begriff gewesen, das Souper durch eine Suppe von durchgeschlagenen grünen conservirten Erbsen zu eröffnen —

„Soll ich dir etwas vorlesen?"

„Ich danke!" sagte Gretchen und füllte die Tassen —

Doctor Lindner schüttelte den Kopf und las weiter.

Die junge Frau ging ans Fenster. Die Fronte des gegenüberliegenden Hauses war glänzend beleuchtet. Einzelne Pianotöne konnte man unterscheiden. Schwanke Schatten schwebten vorüber.

Seufzend schlich Gretchen hin und her — —

„Emil Devrient gastirt in seiner Vaterstadt", las der Doctor aus der Zeitung —

„So?"

Ein kurzes „So"? Ihr Lieblings? Das war doch unerhört!

Jetzt kam dem Doctor das Verständniß. Der Club der Blauen und die Verstimmung seiner Frau standen in Zusammenhang.

Noch einer Weile stand er auf und rückte sich zum Wegreden.

Gretchen umschwärmte ihn sofort. „Gehst du aus?" fragte sie kleinlaut.

„In die Redoute!"

„In die Redoute? Heute —?"

„In den Club der Blauen! Denn ich ärgere mich!" — —

Die Justizräthin präsidirte drüben . . . Nicht, weil sie auf dem Ehrenplatz im Ehrensofa des Salons saß — nein, sie präsidirte immer, das machte sich ganz von selbst so. Die Hausfrau saß an ihrer Seite. Rings um den Tisch ordneten sich die Damen, heute nur zwölf an der Zahl. Man nahm Thee. Nur um das Sofa der Präsidentin unterhielt man sich laut. Die entfernter Sitzenden, meist junge Frauen, führten flüsternd ihre Gespräche je zwei und zwei. Dank der Toilette — alle Damen waren schön. Frau von Reinwald's Schultern hoben sich wie glänzende Inseln aus dem meergrünen Seidenstoff ihres Kleides. Die Reihen im dunklen Haar der Madame Warburg waren neben denen ihrer Wangen feuerwegs Ironie. Dort sitzt eine junge, hübsche Blondine, Frau Professor Richter, die sich in die Lehne eines kleinen Fauteuils von blauem Sammt schmiegt. Eine weiße Camellie neigt sich wie absichtslos fast zu tief herab und veranlaßt zu der Bemerkung, daß die berühmte Farbe dieser Blume von dem reizenden Colorit eines schlanken Halses doch noch übertroffen werden kann; in der Hand hält sie ein goldgeschmücktes Buch. Es ist die Saison des Almanache. Neben ihr sitzt Frau Rittmeister von Dahl, eine schlanke, lebhafte Frau, die mit ihrem Arm die Lehne des kleinen blauen Fauteuils umschlingt. „Hast du viel Taschentuch schon gelesen?" „Gelästert hab' ich darum! Die ‚verbannte Nachtigall' übersetzt ich. Im zweiten Gedicht gab's fast in jedem Vers Reim und Vergißmeinnicht. Die Popularität dieser Blumen fängt an, bedenklich zu werden."

Die Justizräthin drückten doppelte Sorgen. Gretens Familienverlegen. Der Justizrath war nicht von Adel — die Familie seiner Frau hingegen gehörte zu den ältesten des Landes — Aber so sehr sie selbst ihren verdienten und allgemein geschätzten Gemahl verehrte — so sehr plagte sie die Verlegenheit, daß von ihr gegebene Beispiel, einen bürgerlichen Gatten zu wählen, konnte in ihrer

Familie erblich werden — und wo gab es denn einen zweiten Justizrath Herbertsheim — der legte allen heirathsfähigen Damen ihre Verwandtschaft auseinander, daß seine Vorzüge einzig, ganz unvergleichbar seien; jetzt fürchtete sie aber dennoch, daß eine ihrer Nichten den Assessor Haller — nicht von Haller — heirathen würde — Das waren die wichtigen Fragen und getuschelten Themata des Clubs, wenn die Gespräche nicht allgemein und auch für die Bürgerlichen berechnet waren —

Zweitens — ein Berger gibt den andern — der Doctor Lindner! Mit seiner Frau! Er hat ihr verboten, in den Club zu treten! Eine Humoristin! Soll man das ertragen? — —

Man fragte: „Sollte es denn gar kein Mittel geben" — „Gar erlaubens", schaltete die Justizräthin ein, denn sie war die Gewissenhaftigkeit selbst —

„Wir wollen ihn sämmtlich nicht mehr rufen lassen!" rief die Reinfeld lebhaft.

„Himmel!" objicirte eine kleine, sonst sehr schöchterne Frau, „was sollte aus meinen Kindern werden? Sie sind so an den Doctor gewöhnt!"

„Abtrünnige!" sagte der strenge Blick der Justizräthin.

Die Widersacherin von Rosen und Vergißmeinnicht zu ihren Füßen ergänzte unerschrocken zur Witwe hinüber: „Sie haben gut reden, Frau von Reinfeld! Sie haben keine Kinder! Die wenigen fürchteten sich zu Tode, wollte ich den alten Wundarzt mit der rothen Nase rufen lassen . ."

„Er soll aber sehr geschickt sein!" behauptete die Witwe gereizt.

„Kann sein!" erwiderte die andere. „Ich ziehe denn doch den Doctor Lindner vor — und Sie doch wol auch?"

Frau von Reinfeld biß sich auf die Lippen. Sie dachte an ihre wöchentlich vorkommenden Paroxysmen und Beklemmungen und Nervenabspannungen — —

In diese geistigen Beunruhigungen fiel die Souperankündigung wie ein Friedenssignal. Die Thüren zum Salon rauschten auf — In der That, viele Damen mußten sich gegenseitig zu ehren! Viele Lichter, viele Vasen mit Blumen, viele Wohlgerüche noch pikanterer Art — Fächeln wie von dannen —

Zum Glück der Weiber?

Sitzt Doctor Lindner wirklich unter den civilisirten schmollenden Männern?

Nein! Eben wie die Mitglieder des blauen Clubs sich drüben um die Tafel setzen, sagte Doctor Lindner in zärtlichstem Ton zu seinem Weibchen:

„Liebes Kind! Ich bitte dich um Himmelswillen, werde mir nur nicht rappelköpfisch! Seid ihr erst Frauen, so laßt ihr durch die kleinlichen Aergerlichkeiten, die das Leben nun einmal mit sich bringt, die Güte so leicht aus eurem Herzen drängen! Beschwichtigt euch doch selbst! Redet euch doch selbst zu! Gut zu sein, ist ja doch fast gar nicht viel mehr als eben nur eine gute Gewohnheit! Ihr sollt es sehen aus Eitelkeit sein! Die Güte hält einen Zug unvergänglicher Schönheit auf eurer Stirn fest! Ein Leuchten eurer ersten Morgenröthe!"

Gretchen hörte mit Inbrunst. Sie fiel dem Gatten um den Hals und liebkoste ihn von Herzen. Der Club war vergessen.

Es war ein rauher, unfreundlicher Wintertag. Ein Tag, so recht geschaffen, ruhig am Kamin zu sitzen, die Füße aus Mitter zu stemmen, in die Flamme hineinzusehen, auf die ungestümen Windstöße hinauszuhorchen und für die zu beten, die's nicht so gut haben. Kommt dann zufällig irgendein Geschöpf in unsere Nähe, dem unsere wohlthätige Hand helfen kann, etwa ein Sperling, der uns von der Krume unseres Brotes befreit, so öffnen wir unser Fenster, locken den armen Scheim näher und danken, freudig an unsern alten Platz zurückgehend, daß die gütige Vorsehung wenigstens seine kleinen Glieder in ein weiches Federkleid hüllte.

Die junge Doctorin Lindner saß so allein an ihrem Kamin. Gleich nach Tisch hatte man den Doctor aufs Land gerufen. Sie hatte eine Arbeit in der Hand — eine schöne Tapisserie. Aber immer ließ sie diese wieder sinken. Sie konnte die Points nicht zählen. Schließlich trat sie ans Fenster. Das Wetter beunruhigte sie so. Sie legte die Arbeit hin. Bis zum Geburtstag des Doctors, für welche sie bestimmt war, hatte es noch vier Wochen Zeit. So ging sie von einem Fenster ans andere. Wenn er nur käme! Berge von Schnee bäumten sich vor den Fenstern, der Wind pfiff und brauste, daß die Mauern des Hauses bebten. So ging sie langsam und mit der zeitigen Dämmerung immer ängstlicher werdend aus einem Zimmer in das andere. Sie ging hinaus in die Küche — die alte Haushälterin war krank — schürte dann den Theetisch, rückte den „Voltaire" ihres Gatten in den behaglichsten Winkel, legte die Zeitung, die

ſollte ein Weſen nicht beſitzen, das ſich mir einſt, als wir in der Schweiz auf dem Rigi ſtanden (Julie legt die Hand auf ihre Augen) und das Morgenroth aus den tiefen Gründen der Nacht ſteigen ſahen, an meine Bruſt warf und ausrief: Heinrich, laß uns größer als andre Menſchen ſein.

Julie
(mit Thränen).

Was mich begeiſterte, war der eitle Wahn, Deine Liebe zu beſitzen.

Heinrich.

Sag' ich Dir, daß ich Marien noch liebe? Ich habe mir eine ſchnöde Treuloſigkeit gegen ſie vorzuwerfen. Ich habe ihre Zukunft zerſtört. Durch mich ſteht ſie in dieſer jammervollen Lage da, die ſie zwang, in einem fremden Hauſe bei Kindern ſich als eine geiſtige Magd zu verdingen. Ich habe ihren Namen mit einem Makel befleckt, ich habe Bewerber, die ſie hatte, verſcheucht —

Julie
(wild).

Und dafür ſoll ich büßen!

Heinrich
(geſteigert).

Noch mehr; ich habe mich an der Müthezeit ihrer Jugend geſonnt; ich habe, als ich Undankbarer ſie verließ, ihrem Gemüth faſt den Lebensnerven abgetödtet,

er am liebſten las, zu eberſt, befahl der Kochin für den Johann, der ja ganz entſetzlich frieren mußte, Glühwein zu bereiten, ging in ihres Mannes Zimmer, prüfte die Wärme und waltete wie ein lieber, freundlicher Hausgeiſt.

Die Gardinen waren feſt geſchloſſen. Die Lampe brannte hell. Gretchen ging ab und zu. Wie ſteigerte die Erwartung ihre Sehnſucht —!

Da kam ein Wagen die Straße entlang. Das Schellengeläute der Pferde klang bekannt. Es war in der That der Doctor. Gretchen eilte ihm bis an die Hausthür entgegen. „Gott ſei Dank, daß du da biſt!“ „Ein wildes Wetter!“ „Nun aber der Johann und die armen Braunen!“ „Die konnte ich alle drei nicht in den Wagen hineinnehmen, ſo gern ich's gethan hätte.“ Die Pferde hatten ſich, knietief im Waſſer eines ausgetretenen Teiches watend, ihren Weg durch die ſcharfe, glasartige Eisdecke hindurchbahnen müſſen. Wie wohl es dem Doctor that, in ſein freundliches Haus zurückkehren zu können! — —

Der Doctor war noch nicht aus ſeinem Zimmer zurück, als die Glocke unten heftig geläutet wurde. Der Arzt kannte bei dieſem ſcharfen, hallenden Ton ſein Schickſal. Wirklich, man bedurfte ſeiner. Eine junge Frau, einmals an gefährlichen Krampfanfällen leidend, ließ ihn rufen. Gretchen rang die Hände. „Was iſt zu thun?“ rief ſie ihrem Gatten entgegen, der ſchon, ganz zu ſeinem kalten Gang gerüſtet, heraustrat.

„Was zu thun iſt, Gretchen?“ erwiderte der Doctor heiter — „Zu gehen, wie es meine Pflicht iſt!“

„Gehen willſt du?“

„Natürlich! Die Pferde müſſen abgerieben werden, die mögen im Stall bleiben — das mach' ich allein ab!“

„Aber der weite, weite Weg —!“

„Ich habe ſchon weitere gemacht, Kind!“

„Wie gut du biſt!“

Einen Kuß nahm der gute Doctor mit auf den Weg. Gretchen horchte am Fenſter, bis ſeine Schritte verhallten.

Eine Viertelſtunde mochte vergangen ſein, als abermals die Glocke ertönte. Eine Dame, ſo hörte Gretchen, ſprach mit dem Mädchen und erſtieg die Treppe. Die Thür wurde aufgemacht. „Frau von Rotenfeld!“ Einige halbgethaute Schneeklocken in den dunkeln Scheiteln — ſo trat ſie ein —

Himmel, es war ja Donnerstag! — —

„Ja, ich bin es!“ rief ſie heiter. „Wie Sie mich hier ſehen, meine Theuerſte, komme ich, Sie zu entführen! Ja, ja, Sie müſſen mit!“

„Wohin?“ fragte Gretchen.

„Zur Juſtizräthin! Sie müſſen uns das „Lob der Thränen“ von Schubert ſpielen! Ich bin neulich entzückt geweſen, als Sie's ſpielten — Ich bitte Sie, thun Sie uns den Gefallen! Keine von uns kann's — man will gar nicht glauben, daß Sie mit Liſzt's Transcription ſo meiſterhaft zu Stande kommen —!“

„Aber mein Mann —“

„Er wird doch nichts dawiderhaben, wenn Sie zur Juſtizräthin gehen? Was Sie denken, Kind!“

„Wenn er nach Hauſe kommt — er iſt doch zu den armen Hochberg gerufen —“

„Da ſagen Sie's ihm!“

„Das geht nicht!“ zögerte Gretchen.

Aber das „Lob der Thränen“ — der Zweifel an ihrer Fertigkeit — ſie war eitel auf ihr Spiel — die glänzende Geſellſchaft ließen ſie wirklich — an die Möglichkeit denken — —

„Ziehen Sie ſich noch anders an?“ drängte die Witwe ſchon — „Kommen Sie, Auguſte!“ rief ſie dem Mädchen zu.

Gretchen war völlig willenlos.

Sie ſah Schränke geöffnet und geſchloſſen. Merkwürdigerweiſe hatte die Frau von Rotenfeld ein förmlich inſtinctartiges Verſtändniß für die Orte, wo Kragen, Aermel und Bänder liegen mußten. Die junge Doctorin hübkte die Quaſten eines ſeidenen Netzes um ihre Ohren geſchwungen — der Pelzmantel lag um ihre Schultern —

„Aber das geht ja nicht, das geht ja nicht —!“

„Warum denn nicht, Sie liebenswürdiges Kind? Handſchuhe, Auguſte — und finden Sie einen Fächer, ſo iſt's um ſo beſſer — ſo — kommen Sie, Liebe, in einem halben Stündchen fahr' ich Sie zurück!“

Iſt's denn möglich? Gretchen ging?

Es iſt möglich —!

Welches Leben weiß nicht dergleichen Unbegreiflichkeiten auf! Und eigentlich iſt die Erfahrung, daß gerade, wenn wir ganz über uns und unſere vortrefflichen Vorſätze im Reinen ſind, gewöhnlich das Leben am liebſten irgendeine Verſuchung in den Bau unſerer Triumphpforten wirft. Gerade in dieſen Augenblicken ſind wir am unbewachteſten, trauen uns alles zu und fordern das Schickſal durch unſer Gefallen an uns ſelbſt heraus. Fromme Gemüther haben den Glauben, daß ſich gute Geiſter mit den böſen um unſern Beſitz ſtritten.

Jene guten Geister, glaubt man, nehmen verschiedene Gestalten an. Hier warnen sie ein abergläubisches Gemüth in Gestalt einer über den Weg kriechenden Spinne; da wehen sie uns an als räthselhaft beengender Luftzug; hier hemmen sie in Form eines Regengusses einen Gang, der unsern Fuß vielleicht an den Rand eines Abgrunds geführt hätte.

Nichts leider von alledem trat der jungen Frau entgegen.

Doch — es gab Eine Seele, die für sie zitterte. Der alte Johann hatte in seiner Portierersstube alles mit angehört. Das Flüstern der Frau von Rosenfeld, das Ersteigen der Treppe — die Rücksprache mit der voranleuchtenden Auguste — Und die Frau ist so jung —! Der alte Mann ging an das kleine Fensterchen, durch welches er die Hausflur überschauen konnte — Eben lief man hin und her — — Die Wirthe weiß zu überreden! dachte Johann weiter — was wird der Herr sagen —! Er kannte dessen Abneigung gegen den Club. Sollte er Feuer schreien? Das konnte die junge Frau erschrecken. Sollte er in die Küche gehen und alles durcheinanderwerfen? Die Zeit verging, sein Glühwein verdampfte auf dem Tische — keine Hülfe, kein rettender Einfall — — Da stiegen die Damen herunter — die Doctorin langsam und ganz scheu. Sie traten ins Freie. Der Sturm riß der leuchtenden Auguste die Thür aus der Hand und verlöschte die Kerze — das Mädchen tappte murrend im Finstern zurück — Alles ist aus — —

Da wurde die Glocke abermals gezogen —

Auguste kehrte um — der Kutscher horchte.

Ein weinendes Kind —

Augustens scharfe Stimme: „Der Herr Doctor ist nicht da! Ich will's ihm sagen, wenn er kommt!"

Abermals die klagende Rede —

„Ja, ich kann nicht helfen!"

Da stand Johann daneben — „Was gibt's denn —?"

„Meine Mutter ist krank — zum Tode —"

Ein Blick hinaus, da gingen die beiden Damen auch —

„Gehen Sie nur, Auguste —!"

Diese ging gern. Es war ein gar zu ungestümes Wetter.

„Hier, Kind", flüsterte der alte treue Mann, „da hast du etwas — da lauf'! Siehst du die beiden Damen dort? Ich schenke dir noch etwas, aber lauf', lauf', was du kannst! Zupfe die größere Dame, die da' — am Sammtmantel! Nimm dir ein Herz! Sage, daß deine Mutter stirbt, wenn der Doctor nicht kommt, nicht bald kommt! Laufe, so schnell du kannst —!"

Da lief der Knabe in die Nacht hinaus —

Johann durchbohrte fast die Finsterniß mit seinen Augen —

Unterwegs überkam Gretchen das Gefühl der Unmöglichkeit, zu gehen. Frau von Rosenfeld redete aber zu. Nur ungern und gezwungen schritt sie weiter — —

Nun zupfte sie jemand am Mantel. „Mein Himmel, was gibt's denn?"

Der Knabe klagte, daß seine Mutter sterbe —

„Kommen Sie!" drängte die Rosenfeld, „der Doctor wird ja kommen, jetzt ist er nicht da —"

„Meine Mutter stirbt —!"

Jetzt war Gretchen sich selbst wiedergegeben. „Nein, nein, Frau von Rosenfeld, ich gehe nicht — ich spiele ein andermal! Komm', Kind, ich gehe mit dir! Wir holen den Doctor, so gewinnen wir Zeit —!"

Da stand Frau von Rosenfeld im Schnee allein —

Gretchen nahm selber den Mantel um sich, das Kind an die Hand und fort ging's, getrieben vom Sturm — Sie hatte eine Angst, als gälte es, der eigenen Mutter zu helfen — „Geh' du nach Hause", sagte sie, „ich schicke ihn dir, du könntest krank werden!"

Der Knabe bezeichnete ein kleines Haus —

Gretchen wünschte sich Flügel — Eine Mutter krank —! Jetzt kam sie ihrem Ziele immer näher; da lag das zierliche Haus hinter den beschneiten Bäumen. Dort war der Doctor. Irrte sie nicht, so kam er eben dem Gitter zu — „Edmund, Edmund!"

„Gretchen — ums Himmelswillen, was ist denn geschehen?"

„Nichts! Beruhige dich! Eine Frau bedarf deiner! Komm' nur schnell!"

Sie faßte ihn bei der Hand und zog ihn fort — Jetzt hatten sie den Wind im Rücken —

Mit fliegenden Worten erzählte Gretchen — An Leugnen oder Vermitteln dachte sie nicht — ja, sie hatte sich überreden lassen, sie hatte das schöne Pfirsichkleid angezogen, um bei der Justizräthin das „Lob der Thränen" zu spielen — Nun hatte sie's vom Herzen —

Der Doctor ging sehr stumm neben ihr her — Wie tief fühlte er sich verletzt! Seinen Wunsch, seinen ersten, seinen einzigen fast hatte seine Frau unbeachtet gelassen, ja offenbar dawidergehandelt.

Er konnte in diesem Augenblick nicht an Gretchens Jugend insbesondere und an die sündige Menschennatur im allgemeinen entschuldigend denken. Sie konnte wirklich daran denken, zu den Blauen zu gehen! War er denn vielleicht zu übermüthig gewesen, als er sich auch gar zu sehr aus dem wilden Wetter in sein friedliches Zimmer sehnte —?

Jetzt waren sie an dem kleinen Hause, welches der Knabe bezeichnet hatte. „Nun geh', geh' nach Hause!" sagte der Doctor. „Komm' bald!" „Sobald ich kann!"

Gretchen seufzte schwer auf. Sie fühlte, wie muthwillig, wie leichtsinnig, wie ganz unbegreiflich sie das Vertrauen ihres Gatten zu sich erschüttert hatte. Was würde die Mutter sagen — was war aus ihrem vor wenigen Stunden so ruhigen Herzen geworden, wie hatte die Reinfeld und sie selbst dieses Herz unnütz beunruhigt —! Wie dankte sie Gott, daß der Knabe dazwischenkam! Daß der alte treue Johann die eigentliche Ursache dieser glücklichen Störung war, wußte eben niemand als die gute ehrliche Seele selbst —

Gretchen war tiefbeschämt, als sie nach Hause kam; sie kam sich selbst gedemüthigt vor. Warum war sie nur nicht fest, entschieden gewesen — ja — warum sind wir's nur eben zu Zeiten nicht —! — —

Der Doctor kam — er ging am Fenster vorüber. Wie bitter waren seine Gefühle am Krankenbett der Frau! Das konnte ihm Gretchen thun? Er wollte keinerlei Aufregung zeigen, deshalb blieb er allein. Gretchen weinte nun ihrerseits die „Thränen", deren „Lob" sie hatte spielen sollen.

Ein Accent, ein Ton bleibt doch in seiner Stimme, ein Ton, so fremd! — fühlte Gretchen, als Doctor Lindner die Treppe hinabstieg, um seine gewöhnliche ärztliche Runde zu machen.

„Hältst du mich denn für unverbesserlich, liebes Kind?" hatte der Doctor zu ihr gesagt. Und doch war seit einigen Tagen nicht alles beim Alten. Da fuhr er hin! Die Räder blitzten im Sonnenschein, der hell und glänzend alle die Wunderwerke von Schnee und Eis ringsum beleuchtete —! Wie viel hatte sie in den letzten Tagen geseufzt — wie manche Thräne hatte sie wegtrocknen müssen —! In der That erbitterte und reizte den Doctor dieser Vorfall mehr, als er zeigen wollte. Das Eindringen der Frau von Reinfeld in den Frieden seines Hauses, der unbewachte Augenblick, dem Gretchen anheimgefallen war — es blieb sich nun ganz gleich, ob Gretchen in den Club getreten war oder nicht — moralisch war sie's von dem Augenblick an, wo sie ihren Fuß nach dem Hause der Justizräthin in Bewegung gesetzt hatte.

Es war vielleicht am fünften Tage nach jenem Clubabend — die Uhr im Salon der jungen Frau zeigte die Visitenstunde — der Doctor war eben eingetreten — da sprach die Justizräthin vor. Himmel, wie feierlich! Sie war nicht allein. Zwei junge Damen begleiteten sie —

„Lieber Doctor", begann sie, „wie Sie uns hier sehen, kommen wir, uns zu rechtfertigen. Mit größtem Unmuth erfüllt uns das eigenmächtige Verfahren der Frau von Reinfeld. Sie werden nicht glauben, daß wir betheiligt sind —"

„Bitte, Frau Justizräthin!" sagte der Doctor — Das also hatte nun noch gefehlt, eine offizielle Condolation — Gretchen saß auf Kohlen.

„Bester Doctor", fuhr die Justizräthin fort, die Hand der jungen, tiefbeschämten Frau ergreifend, „lassen Sie mich nicht denken, daß der Uebermuth jener Frau einen Mißton zwischen Ihnen erweckte! Das wäre in der That hart, liebes Kind!" sagte sie zu Gretchen. „Sie nehmen mir's nicht übel, wenn ich offen bin! Sie haben gefehlt, das ist gar nicht zu leugnen, aber erfassen Sie darum die kleinste Gelegenheit, das erschütterte Vertrauen zu befestigen, und werden Sie", fügte sie hinzu, „nicht ungeduldig, wenn das langsam geht! Die Männer nehmen sich in solchen Dingen gern Zeit —"

„Aber Frau Justizräthin —!"

„Still, lieber Doctor, das weiß ich alles, das sehe ich durch die Scheiben Ihres Wagens! Aber die junge Frau wird den rechten Ton schon wieder finden —"

Die Justizräthin war eine langjährige Patientin des Doctors — er mußte sich die schreckliche Scene schon gefallen lassen — Er seufzte wie ein Junggesell von einigen dreißig Jahren, der sich über die Ehe seine eigenen Maximen gemacht hat —

Als die Damen gegangen waren — war Gretchen vernichtet —

Bei Tisch vermißte der Doctor etwas — Er hatte im Vorbeigehen an der Küche die Zubereitung eines Huhns gerochen — Dies Huhn wollte sich in der Speisenzusammenstellung nicht finden. Er glaubte, schlecht gerochen zu haben. Nachmittags entdeckte er einen unangenehmen nassen Fleck auf dem Kleid seiner Frau. Der Doctor war die Aufmerksamkeit selbst. Sie mußte sich mindestens einen halben Teller Suppe auf ihr Kleid gegossen haben.

Wäre er gut auf sie gewesen, hätte er sie gescholten — Die junge Frau war ruhig stehengeblieben, als er sie ruhig darauf aufmerksam machte — gleichsam mit dem Ton: „Ja, ja, ein Uebel gibt das andere!"

Andern Tags — er hatte sich etwas verspätet — trat er in das Haus der armen kranken Frau. Er trat sowol sie als die Kinder in Verwirrung. Wär's ihm doch auch, als wäre jemand, als er die Thür öffnete, rasch in die kleine Nebenkammer geschlüpft. Die Hand der Frau, als er den Puls fühlte, zitterte und jetzt erst bemerkte er auf dem Tisch eine verdeckte Porzellanschale, deren Form ihn an das eigene Tischservice erinnerte. Ein Knabe stand am Bett. Es war der einzige, der nicht verlegen war. Er lachte ganz zuversichtlich und schelmisch. Wer mochte da hineingeschlüpft sein? Er hatte etwas wie den Schatten eines blauen Kleides gesehen und erinnerte sich, seine Frau hatte diesen Morgen ein blaues Kleid angehabt.

Ohne weiter zu forschen, ging er aus dem Hause. Langsam schritt er dahin, sein Wagen war vorausgefahren —

Nach einer Weile blieb er stehen. Richtig, da trat die junge Frau unter die Thür —

Sie sah sich ringsum und erblickte erschreckend ihren Mann — Nun wußte sie nicht, ob sie wieder zurücktreten sollte —

Indessen kam er auf sie zu —

„Ei, Gretchen!" sprach er mit großer Innigkeit.

Gretchen jubelte auf — Das war der alte liebe vertraute Ton von sonst —

„Du echte Frau eines Arztes — nun weiß ich, woher die Kräfte meiner Kranken und woher die Hühner aus meiner Küche kommen — Und nun weiß ich auch, woher dein Kleid so gerutscht — gestern — Gewiß, ich gäbe dir gern hier auf offener Straße einen Kuß, Kind — aber die Rosenfelds kommen am Fenster stehen und zusehen —"

Hand in Hand schritten sie dem Hause zu. Als der alte Johann sie von weitem kommen sah, dachte er: Gott sei Dank, nun hat man doch wieder Ruhe im Herzen —!

Die ehrliche Seele betrog sich nicht. Bald sollten die jungen Eheleute wieder so verbunden sein wie damals, als sie Johann von der Eisenbahn abholte.

Die Condolation der Justizräthin brachte aber eine große Spaltung in den Club der Blauen. Scenen brachen aus wie in den Clubs der Paulskirche. Eine ganze Fraction trat aus. Die Geschichte des Ursprungs dieser Auflösung wurde Stadtgespräch und — von dieser Zeit an hatten sich der „Club der Grünen". Dieser versammelte sich nur Einmal in jedem Monate und auch nur die Wintermonate und war aus Frauen und Männern zusammengesetzt. Als der Doctor beim ersten Zusammentreten scherzend zum Präsidenten gewählt und ersucht wurde, die neue Gesellschaft zu benennen, erfand er den obigen Namen. „Denn", sagte er, „aus dem Club der Blauen und aus dem der Gelben kann naturgemäß nur die grüne Farbe hervorgehen! Hoffen wir aber bei alledem am allermeisten auf das Grün — des Frühlings, wo alle diese — hm!" er verschluckte „verdammten" und sagte „gesitteten — Clubs anfangen, ihre Ferien zu halten!"

Geist der französischen Literatur.

Von G. Fritsche.

II.

Die französische Literatur ist von der Tendenz beherrscht und damit ist gegen sie derjenige Vorwurf ausgesprochen, den man ihr nach unsern Kunstprincipien machen wird.

Aber nur die einseitigste Principienreiterei wird leugnen, daß es Gattungen der Darstellung gibt, die entweder sich mit der Tendenz vertragen oder durch sie gerade bestehen. Aus diesem Bewußtsein cultivirt der Franzose vor allem mit Glück das Lustspiel, das die Sitten geißelt, den Chanson, der eine politische Frage behandelt, das Epigramm, das alles Auffällige lächerlich macht, den socialen Roman, die vaterländische Geschichte, die öffentliche Rede. In diesen und ähnlichen Fächern hat die französische Literatur Muster der Gattung aufzuweisen, in allem Uebrigen ist sie schwach. Denn entweder trägt der Schriftsteller auch in die Gattungen, die der Tendenz widerstreben, das Tendenziöse hinein und erregt dadurch einen Widerspruch zwischen Form und Inhalt, der den Genuß stört, oder er entsagt der Tendenz ganz und gar und gerath, da seiner Kunst ein anderer Lebensnerv fehlt, in todte Abstractionen.

Da nun die Tendenz bestrebt ist, gewisse Dinge dem Zuhörer klar zu machen, ihn zu belehren, ihn zu irgendeinem Punkte hinzuleiten, ihn von dieser oder jener Sache zu überzeugen, so nimmt jede von Tendenz erfüllte Schrift und somit fast die ganze französische Literatur den Charakter des Rhetorischen an. Denn der Redner will überzeugen, er redet nicht um der Kunst willen, sondern zu einem bestimmten Zweck. Aus

damit er seine Absicht erreiche, bedient er sich der Kunst oder vielmehr rhetorischer Künste. War die Tendenz der Bedeutung der französischen Literatur, so gibt ihr die Rhetorik Gehalt und Nahrung. Sie tritt dem unbefangenen Leser zuerst in die Augen und natürlich da zumeist, wo er sie am wenigsten erwartet, wie in der Ode und im Trauerspiel; aber sie herrscht auch in den Gattungen, wo sie weniger augenfällig oder dem deutschen Ohr empfindlich ist. Man könnte sagen, daß die Rhetorik es vor allem ist, welche die größeren Widerwärtigkeiten in der französischen Kunst erzeugt. Die Frivolität des Romans z. B. mag in der sinnlichen Natur unserer Nachbarn begründet sein, aber sollte nicht rednerische Weitschweifigkeit ihrer Einmischung wesentlichen Vorschub leisten? Sollte der sprichwörtliche französische Leichtsinn nicht oft mehr eine Fanfarenade als bauter Ernst sein? Wir wollen dies nicht entscheiden; ein anderer Fehler aber, den man den französischen Schriftstellern so häufig vorwirft, hat sicher seinen Grund in der Rhetorik, die Effekthascherei. Der Redner scheut eben kein Mittel, die Zuhörer auf seine Seite zu bringen. Alles ist auf Massenwirkung abgesehen, wie ja auch ursprünglich die Masse des Volks oder doch seine Repräsentanten es sind, durch die in Frankreich erst alles Bedeutung erhält. Die Menge trägt den Poeten und Redner und daher wendet sich dieser zur Menge zurück. Wie ganz anders ist es in Deutschland, wo nur wenige Werke existiren, die der ganzen Nation angehören. In Frankreich folgt Graf wie Gamin mit gleichem Entzücken dem Klange der Racine'schen Verse, in Deutschland hat jeder Dichter, ja jedes Stück sein besonderes Publikum. Schiller, der durch Rhetorik und Pathos der französischen Art äußerlich näher steht als man denkt, ist bei uns aus gleichen Gründen, wie die französischen Klassiker in Frankreich, volksthümlicher geworden als Goethe, von dessen Werken jedes auf eine besondere Klasse, einen besondern Stand berechnet ist. In Frankreich ist selbst die Hofliteratur des 17. Jahrhunderts durchaus populär; entsprache sie nicht dem Volkscharakter, so wäre sie so trotz der Allgewalt der Fürsten nie geworden. Aber die Mannichfaltigkeit des Publikums erzeugt auch einen großen Vortheil, dessen die Franzosen verlustig gehen, nämlich Mannichfaltigkeit des Stils. Wir haben hunderterlei verschiedene gute Arten des Ausdrucks, der Franzose nur wenige. Wir sehen es fast als einen Mangel an, wie ein anderer zu schreiben; der schöne Goethe'sche Stil ist durch seine keineswegs ungeschickten Nachahmer förmlich in Verruf gerathen. In Frankreich schreiben ganze Generationen einen nahezu gleichen Stil und die gesammte Literatur ließe sich ohne Zwang unter gewisse Stilkategorieen bringen. Ich nenne beispielsbalber den preciösen, den classischen, den akademischen, den sentimentalen, den revolutionär-imperialistischen und den romantischen. Es ist keine Frage, daß große Schriftsteller auch in Frankreich eigenthümlich schreiben, aber schwerlich dürften die Unterschiede innerhalb derselben Periode so bedeutend sein wie bei uns etwa in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. So erzeugt sich eine gewisse Gleichmäßigkeit oder, wenn man will, Einförmigkeit, andererseits aber auch nicht die Extravaganz und Willkühr der deutschen Schreibart.

Hauptsächlich aber äußert sich die tendenziös-rhetorische Weise der französischen Literatur in ihrer Verstandesmäßigkeit, die dem deutschen Gemüthsmenschen zuwider ist. Die Sprache kommt dieser Eigenthümlichkeit entgegen oder vielmehr die Verstandesmäßigkeit der Sprache wie der Literatur entspringen derselben Quelle, dem Volkscharakter. Im Mittelalter freier und ungezwungener, hat sie sich während der Renaissance auf eine fast unbegreifliche Weise umgewandelt und sich einer unerbittlichen grammatischen Logik unterworfen. So ist sie zum Ausdruck aller Denkprocesse sehr geeignet geworden — auch für rein speculativen Philosophie, wenn die Franzosen nur Philosophen wären! — weniger passend, um der Dolmetscher des Herzens zu sein. Zwar wer will einer ganzen großen Nation das Herz oder auch nur die Fähigkeit, Gefühle auszudrücken, absprechen? Ja, die Redekunst, die den Franzosen so reich zu Gebote steht, erfordert oft die Appellation an das Gefühl und setzt ein solches voraus. Aber es ist die bewußte oder unbewußte rhetorische Berechnung des Gefühls, die uns abstößt. Wir mögen nicht die Mischung von Zärtlichkeit und Klügelei, von Liebe und Berechnung, von Herzensstürmen und Verstandesruhe, die sich in der französischen Sprache so wunderbar und wunderlich abspiegelt. Wenn wir gefühlvoll sind und den Verstand zu Hülfe rufen, so geschieht es nur, um das Gefühl zu stützen, zu bekräftigen; wenn der Franzose Gefühle exponirt, so geschieht es, um den Berechnungen des Verstandes durch Gemüthsbewegungen zu Hülfe zu kommen. Kein stellt der Franzose nur das Verstandesverhältniß dar, wir, obgleich dem rein Rationellen nicht fremd,

sind besonders stark in der Entfaltung der Herrenwelt. Wir besitzen kein Wort für ihren Esprit, für seine für unser Gefühl; denn sentiment bedeutet eine Mischung von Fühlen und Denken, die wir gar nicht kennen. Unser deutsches, reines unvermischtes Gefühl, das zwängen wir nicht in die französische Sprache und Literatur hinein, suchen es dort vergebens und dies ist der große Schriftweg unserer Nationen.

Aber die Quelle, aus welcher die tendenziös-rhetorische Verstandesmäßigkeit der französischen Literatur, die uns so abstößt, entspringt, nämlich die stetige Beziehung auf das ganze Volk, gibt ihr etwas, was der unserigen leider in hohem Grade fehlt, Selbstbewußtsein, Einheit, einen nationalen Charakter. Früh haben sich die Franzosen politisch gereinigt, obgleich sie ursprünglich in ebenso viele und verschiedenartige Stämme zerfielen wie die Deutschen. Die ideelle Einheit ging dabei der reellen voraus. Schon die altfranzösische und provenzalische Welt ist bei strengen äußeren Zwistigkeiten durch viele innere Charakterzüge nahe verwandt. Bereits im 13. Jahrhundert fing Paris oder vielmehr Isle de France an, seinen nivellirenden und assimilirenden Einfluß zu üben. Die provenzalische Literatur erstarrte, die Dialekte wurden gewaltig erdrückt. Der Humanismus verbreitete überall dieselbe Bildung und die Reformation, welche schon ein Volk vorfand, diente trotz des Glaubenshaders nur dazu, es noch mehr zu einigen. Deutschland ist von einer reellen Einheit ausgegangen und unter ähnlichen Grundbedingungen, wie sie in Frankreich vorwalteten, zu einer bloßen Idee geworden. Gebe Gott, daß wir von ihr wieder zur reellen Einheit zurückgelangen! Wort und Schrift mögen uns dazu helfen. Aber wenn wir absehen von der neueren Periode unserer Literatur, so tritt uns ein in spezifisch nationaler Beziehung mangelndes Bild entgegen. Man muß allerdings unterscheiden zwischen dem Nationalen, welches, obwol dem Geiste der Nation entwachsen, doch nur einem kleinern Kreise, etwa einer einzelnen Geselligkeitsklasse oder einer besondern Bildungsstufe eignet, und dem, welches der ganzen Nation angehört, weil es die allgemeine Stimmung, die gemeinsame Geschichtserinnerung, die herrschenden Interessen und Meinungen vertritt. Im ersteren Sinn ist schließlich alles national, bei uns wie bei jedem Volke, im letzteren aber, der sich dem Begriff des Volksthümlichen nähert, obgleich er keineswegs mit demselben identisch ist, besitzen wir im ganzen und großen nur das Lied. Haben wir denn ein nationales Epos? Die „Nibelungen" wird doch wol keiner dafür ausgeben wollen? Ein nationales Drama? Nur wenige Stücke sind so Gemeingut geworden, wie es in Frankreich der ganze Corneille, der ganze Racine, der ganze Molière und noch manche andere sind. Das Lied, sei es geistlich oder weltlich, rein lyrisch oder balladenartig, ist unser aller vollständiges gemeinsames Eigenthum, mit der einzigen bezeichnenden Ausnahme, daß uns ein von allen Deutschen anerkanntes Vaterlandslied fehlt in dem Sinne des „God save the Queen", des „Marseillaise" und der „Marseillaise". Hat doch Arndt den Begriff des deutschen Vaterlands in einer förmlichen Disputation erst feststellen müssen. Beim Franzosen ist alles national, immer denkt er französisch, beschäftigt sich zuwörderst mit Frankreich, hat nur den Beifall seines ganzen Volks zum Ziele. Er weiß, alles hört auf ihn, wenn er sich berufen fühlt zu reden, darum beschäftigt er sich mit dem, was alle gleichmäßig angeht. Und auch da, wo die Beziehung auf die Gesammtheit nicht so nahe liegt, bleibt er dennoch in jedem Pulsschlag Franzose. Wir thun uns auf unsere kosmopolitische Literatur viel zu gute, in die wir alles aufnehmen, was Hebräer und Inder, Türken und Araber, Romanen und Slaven gesungen und gesagt haben; wir accomodiren uns allem, dichten in tausenderlei Manieren, wählen alle möglichen Stoffe, philosophische und antiquarische, religiöse und irreligiöse, aber eins vergessen wir fast allemal, den Ruhm unsers Volks, den Preis des Vaterlands, die Förderung des Staats, kurz das nächstliegende Gute. Was wir neuerdings an patriotischer Literatur zu Tage gefördert, scheint, so schätzenswerth und nacheiferungswürdig es ist, mehr durch Reflexion und Pflichtgefühl als aus Naturtrieb entstanden. Dem Franzosen ist das Nationale, Patriotische das angeborene Element, ja er bleibt auch da noch das politische Thier par excellence, wo die Sache eigentlich nicht angebracht ist. Und doch ist auch das oft sein Vortheil. Es geht ihm wie dem Römer, dessen Sprache er geerbt. Auch bei diesem ist die Poesie, die sich von fremden Elementen gereinigt hat, wie z. B. die Terenzische, fade; erfüllt sich aber eine Dichtung, sei es welcher Gattung sie sei, mit nationalem Stoffe, nimmt sie eine Beziehung auf die Politik, den Staat, die Sitten, die Gesellschaft, die Geschichte, so wird sie sofort, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, wenn nicht ideal poetisch,

ſo doch intereſſant, gedankenſchwer und bedeutend. Als Schäfergedichte ſind Virgil's Eclogen unnatürlich, weil ein Widerſpruch in den feinen römiſchen Herren liegt, die einen Schäferkittel angezogen und ſich auf die Wieſe gelegt haben. Im Spiegel der Zeitgeſchichte erhalten die Dinge Leben, man ſieht, daß die Verhandlung maskirt vor ſich gehen ſoll und läßt ſich den Scherz gefallen. Dieſes Doppelleben entfaltet ſich ebenſo in vielen der franzöſiſchen Schäferromane, aber man muß freilich wiſſen, was für Leute Komödie ſpielen und da ſind uns denn die franzöſiſchen Geſchichten und Verhältniſſe viel unbekannter als die römiſchen.*)

Die ſtete Rückſicht nun, die der franzöſiſche Schriftſteller, bewußt oder unbewußt, auf einen großen und gemiſchten Leſerkreis nimmt, veranlaßt ihn, ſich der Gemeinverſtändlichkeit zu befleißigen. Die ſtiliſtiſche Ausbildung der Sprache kommt ihm dabei zu Hülfe. Keine Frage, daß ſein Streben ihn oft zur Seichtigkeit verleitet und daß er in vielen Worten ſagt, was mit wenigen abzumachen wäre. Die nothwendige Glätte und Klarheit treibt ihn immer zurück auf die gewöhnliche Mittelſtraße; er producirt kein Kupfer, aber auch kein Gold; bleiches und doch werthvolles Silber fördert er herauf. Die franzöſiſche Sprache und Literatur iſt wahres Courantgeld, gültig in aller Herren Ländern, allen zugänglich, allen dienſtbar; ſie macht ihre Beſitzer nicht übermäßig reich, aber auch nicht bettelarm. In dieſer Beziehung iſt ſie unſchätzbar, hierin beruht ihre univerſelle Bedeutung. Die engliſchen Denker, um nur ein Beiſpiel anzuführen, wären wirkungslos vorübergegangen, wenn das ungeheure formale Talent eines Franzoſen, Voltaire's, ihre abſtracten Theorien nicht in ſo witziger Verfaſſung unter die Leute gebracht hätte. Und man muß ſich ſehr hüten, unter der leichten Schale immer einen unbedeutenden Kern zu ſuchen. In nichts ſind wir gegen die Franzoſen ungerechter, weil wir mitunter recht haben; ein ſchwerer, tiefſinniger Gedanke prägt ſich bei uns faſt immer unwillkürlich in einer ſchweren, gedrungenen, verwickelten Form aus und wir ſind zu der Verſtellung geneigt, daß es gar nicht anders ſein könnte.

Iſt nun aber einerſeits das ſtark ausgeſprochene Volksbewußtſein die Quelle der Kraft und Bedeutung, ſo iſt andererſeits die Nationalität auch die Grenze der franzöſiſchen Kunſt. Die Franzoſen ſind einſeitig und, da ſie ſich nur mit ſich beſchäftigen, eingebildet, ignoriren die übrige Welt, halten ihre Literatur für vollkommen, ja für die erſte der Welt und ſtehen ſomit einer fruchtbaren Fortentwickelung derſelben ſelbſt vielfach ſtörend im Wege. Was neuerdings geſchieht, auch die engliſche und deutſche Literatur in Frankreich einzubürgern, ſind nur ſchwache Anfänge, bewegt ſich in wenigen Kreiſen, iſt noch durchaus nicht ins Volk oder auch nur in die Maſſe der Gebildeten eingedrungen. Jedenfalls wird die franzöſiſche Literatur nimmermehr eine kosmopolitiſche, dort hat die Idee der Weltliteratur, wie ſie von einigen aufgefaßt wird, die ſchlimmſten Ausſichten. Corneille's und Racine's Griechen und Römer, Türken und Kraker, Chateaubriand's Indianer, die ſo viel Furore machen, ſind ja nur verkleidete Pariſer. Wirklichen Türken und Indianern würde der Franzoſe ſpöttelnd den Rücken kehren. Ueber Montesquieu's Perſer lacht alle Welt und fragt verwundert: „Der Herr iſt ein Perſer? Mein Gott, wie kann man ein Perſer ſein!“ Es geht dem Franzoſen das Verſtändniß fremder Natur mehr wie irgendeinem Volke ab und hierin iſt er wiederum dem Deutſchen am meiſten entgegengeſetzt.

Von unſern Nachbarn trennen uns alſo viele Eigenſchaften, die wir nicht immer als die beſten anzuerkennen geneigt ſind. Und doch, mit ſo vielen zweideutigen Zügen — wer kann es leugnen, daß die Franzoſen ſeit vielen Jahrhunderten uns ſtets die Palme des äußern Erfolgs entriſſen haben? Wir ſollen noch erſt beweiſen, daß unſere Literatur die herrſchende ſein kann. Sie fängt an, es zu werden — wird ſie's Jahrhunderte bleiben wie die franzöſiſche? Und haben auf der politiſchen Bühne die Franzoſen nicht immer die erſte Rolle geſpielt, wo wir durch unſere Zerriſſenheit zum Zuſchauen verurtheilt waren? Ich fürchte, es liegt ein Anflug von Neid in dem Gefühl, mit dem wir die Franzoſen betrachten. Wie, dieſe Nation von Friſeuren und Tanzmeiſtern ſoll mehr gelten als wir mit unſerem tiefern Gemüth, ſpeculativem Geiſte? Als wir, die Civiliſatoren der chriſtlichen Welt? Dieſe Wichtigthuer, die mit einer Phraſe, einer Pirouette den lieben Gott und die Menſchen abzufinden meinen, ſollen uns, den gründlichen, ehrlichen Deutſchen, den Rang ablaufen? — Ach, hätte doch unſere Nation etwas von dem leichten Sinn Frankreichs! Verrückt würden wir eine

*) Intereſſante Anſichtsäußerungen über dieſen Gegenſtand ſind in den ſtaatsgerichtlichen Unterſuchungen über den „Attentater“ der Grenière.

gewaltigere Stellung einnehmen, und eher zur That entſchließen, eher des Stammhaders vergeſſen und wie Ein Mann jener geſchloſſenen Maſſen allerit gegenüberſtehen. Jetzt aber müſſen wir einräumen, daß ſeit einer Reihe von Jahrhunderten faſt alle weltbewegenden Ereigniſſe, mit Ausnahme der ſich auf geiſtigem Gebiet bewegenden Reformation, von den Franzoſen ausgegangen ſind. Sie ſind der Sauerteig Europas. Man denke an die größte Heldenthat des Mittelalters, die Kreuzzüge! Franzoſen haben ſie größtentheils geleitet, haben wenigſtens den Anſtoß gegeben. Man denke an die Vernichtung des Feudalismus und die Ausbildung des modernen Staates — Frankreich iſt vorangegangen. Und iſt es nöthig, an die Revolution zu erinnern, an die Kriege, die alles umſtürzten? Die Franzoſen können es ertragen, keinen Homer und Goethe hervorgebracht zu haben, da ſie Thaten gethan, die, wenn nicht des Preiſes, ſo doch des Sanges ſolcher Dichter würdig wären. Sie ſind Menſchen der That, der auch Hauſt nach langem Sinnen den Vorzug gab vor dem Wort.

Noch viele bedeutende und charakteriſtiſche Züge der franzöſiſchen Literatur wären aufzuzählen, manche der genannten noch näher zu beleuchten. Aber für unſere Zwecke mag das Geſagte genügen.

Anregungen.

Aus der Natur.

V.

Erinnern wir uns, daß unter der Länge einer Welle diejenige Strecke verſtanden wird, um welche ſich die ſchwingende Bewegung fortgepflanzt hat, während das erſte Theilchen ſeine Schwingung ausführte.

Ferner, daß ſich alle Töne gleich ſchnell fortpflanzen.

Wir müſſen demnach ſchließen, daß höhern Tönen, weil ihnen ſchnellere Schwingungen zukommen, kürzere Wellen angehören als tiefern, welche in langſamern Schwingungen begriffen ſind. Man wird alſo im Stande ſein, von der Wellenlänge eines Tons — ſobald dieſe bekannt iſt — einen Schluß auf die Anzahl der Schwingungen zu machen, durch welche der betreffende Ton zu Stande kommt. Das Mittel zu dieſer wichtigen Beſtimmung beſitzen wir in den Pfeifen.

Wir verſtehen unter einer Pfeife vor der Hand nichts weiter als eine Röhre, in welcher die eingeſchloſſene Luftſchicht zum Schwingen gebracht werden ſoll. Iſt dieſe Röhre am einen Ende verſchloſſen, ſo heißt ſie eine gedeckte Pfeife. Wird eine ſolche gedeckte Pfeife angeblaſen, d. h. wird an ihrem offenen Ende ein Luftſtrom vorbeigeführt, ſo tritt die in derſelben befindliche Luftſchicht auf derſelben um etwas heraus, weil nämlich die bewegte Luft des vorbeigeführten Stroms in der zu ihm ſenkrechten Richtung einen geringern Druck ausübt als ruhende. Die Luftſäule in der Röhre iſt, zumal am offenen Ende, verdünnt. Somit iſt der Anlaß zur ſchwingenden Bewegung gegeben. Im nächſten Moment nämlich ſtreben die Luftheilchen ihre Gleichgewichtslage zu erreichen und da ſie mit ihrer größten Geſchwindigkeit in derſelben ankommen, ſo gehen ſie über dieſelbe hinaus und bewirken, zumeiſt am offenen Ende, eine Verdichtung. Nun iſt aber der Unterſchied von der größten Stelle, welche als Gipfel des Wellenbergs angeſehen werden kann, bis zur folgenden dünnſten, welche dem tiefſten Punkte des Wellenthals entſpricht, die Hälfte einer Wellenlänge, hieraus folgt, daß bei unſerer Pfeife eine Luftwelle entſtanden iſt, deren Länge viermal ſo groß iſt als die Länge der Pfeife.

Sofort tritt aber eine neue Erſcheinung ein. Indem nämlich die Welle vom offenen Ende der Pfeife aus dieſe durchläuft, wird ſie am verſchloſſenen Ende reflektirt und die Interferenz der ankommenden und zurücklaufenden Wellen erzeugt ſtehende Schwingungen, wie wir ſie früher am ſchwingenden Stabe betrachtet haben. Am geſchloſſenen Ende iſt die Luft an der Bewegung gehindert, es findet aber deswegen in dieſem Theile der Pfeife die größte Verdünnung und Verdichtung ſtatt; hier befindet ſich, wie man ſagt, ein Knoten. Am offenen Ende der Pfeife vollführen die Luftheile ihre größte Bewegung hin und her und hier findet, eben wegen der Möglichkeit des Ausweichens, keine weſentliche Aenderung des Dichtigkeitszuſtandes ſtatt. Man nennt eine ſolche Stelle, in Erinnerung an die entſprechende Stelle in ſtehenden Schwingungen begriffenen Stabs, einen Bauch.

Wir erſehen aus dieſer Betrachtung, daß durch Anblaſen einer Pfeife eine Wellenbewegung der Luft und ſomit ein Ton entſtehen muß, zugleich aber, daß die Höhe dieſes Tons von der Länge der Pfeife abhängig iſt. Da ferner die Schwingungen ſofort zu ſtehenden werden, dieſe aber in ihrer Erſcheinung zugleich die größte Einfachheit und Regelmäßigkeit darbieten, ſo iſt natürlich, daß das Ohr dieſe Eigenſchaften in dem entſprechenden Tone wiedererkennt und ihn als einen reinen oder muſikaliſchen Ton vor andern Klängen auszeichnet.

Indeſſen iſt der bisher betrachtete Ton nicht der einzige, welchen eine Pfeife hervorzubringen vermag, obwol der tiefſte und darum Grundton der Pfeife genannt. Je nach der Art des Anblaſens können, beſonders in längern Pfeifen, außer am geſchloſſenen

Ende der Pfeife noch ein, zwei oder mehrere Knoten im Innern derſelben entſtehen, ſodaß die Pfeifenlänge $^1/_2$, $^2/_3$, $^3/_4$ u. ſ. w. der Wellenlänge beträgt. Solche Töne heißen Flageolettöne.

Die Erfahrung lehrt, daß eine gedeckte Pfeife, damit ſie als Grundton den tiefſten muſikaliſchen Ton, das Subcontra-C, gebe, eine Länge von 16 Fuß beſitzen müſſe. Da nun, wie wir geſehen haben, die Wellenlänge des Grundtons viermal ſo groß iſt als die Pfeifenlänge, ſo ergibt ſich daraus für jenen Ton eine Wellenlänge von 64 Fuß. Wir können uns ſofort berechnen, wie viele Wellenlängen dieſes Tons auf der Strecke befindlich ſind, um die er ſich in der Zeit einer Secunde fortgepflanzt hat. Wir haben nur nöthig, mit dieſer Wellenlänge in die Fortpflanzungsgeſchwindigkeit des Schalls, alſo mit 64 in 1050 zu dividiren und wir erhalten ein Geringes mehr als 16. Da nun aber bei der Erregung eines Tons die Wellenbewegung mit jeder Schwingung des erſten Theilchens um eine Wellenlänge fortſchreitet, ſo wiſſen wir ſofort, daß dem Subcontra-C ſechzehn Schwingungen in der Secunde zukommen.

Man kann die Richtigkeit dieſer Berechnung auch durch den unmittelbaren Verſuch beſtätigen vermittelſt eines Apparats, welcher den Namen Sirene führt. Er beſteht im weſentlichen aus einer Scheibe, welche an ihrem Rande mit einem Kranze von Löchern verſehen iſt. Bläſt man einen Luftſtrom gegen die letztern, während die Scheibe ſo umgedreht wird, daß binnen einer Secunde ſechzehn Löcher paſſiren, wodurch alſo ebenſo viele Luftſtöße erzeugt werden, ſo wird das Subcontra-C gehört. Wird die Geſchwindigkeit der Umdrehung verdoppelt, ſo hört man die nächſt höhere Octave; eine gedeckte Pfeife müßte man um die Hälfte verkürzen, damit ſie dieſe Octave hervorbrächte.

Stehende Schwingungen bilden ſich jedoch nicht nur bei gedeckten, ſondern auch bei offenen Pfeifen. Sobald nämlich die erſte Luftverdünnung am offenen Ende ankommt, iſt die Veranlaſſung gegeben, daß die äußere Luft in die Röhre einſtrömt, und dieſer Stoß erregt eine neue Welle, welche der ankommenden entgegen, die Röhre durchläuft. Es kann ſich jedoch hier nur ein Knoten in der Mitte bilden, damit der Grundton entſtehe; die offene Pfeife verhält ſich alſo in dieſer Beziehung wie eine Zuſammenſetzung zweier gedeckter. Die Pfeifen der Orgel ſo wie alle Blasinſtrumente ſind Anwendungen des Princips der gedeckten und offenen Pfeifen.

Häufig bedient man ſich zur Hervorbringung muſikaliſcher Töne des Mittels, feſte elaſtiſche Körper durch Anſchlagen oder Anſtreichen in ſtehende Schwingungen zu verſetzen, welche ſich dann der umgebenden Luft mittheilen. Dahin gehören Metallſaiten, Metall- und Glasplatten, Metall- oder Darmſaiten. Man muß hierbei, um dem Tone die gehörige Kraft zu verleihen, meiſt Sorge tragen, die ſchwingende Fläche zu vergrößern, was dadurch geſchieht, daß man den ſchwingenden Körper mit einer Fläche in Verbindung bringt, welche ſteif iſt, deren Schwingungen leicht anzunehmen. So iſt der Ton einer freigehaltenen Stimmgabel beim Anſchlagen derſelben ſehr ſchwach, gewinnt aber ſofort an Stärke, ſobald jene auf eine Tiſchplatte aufgeſetzt wird, weil dieſe jetzt an den Schwingungen theilnimmt. Saiteninſtrumente verſieht man daher mit einem Kaſten aus trockenem, elaſtiſchem Holze, dem ſogenannten Reſonanzboden. Man kann häufig in Kirchen während des Orgelſpiels eine intereſſante Erſcheinung der Reſonanz oder des Mittönens beobachten. Oft nimmt nämlich dieſe oder jene Fenſterſcheibe an den Schwingungen eines Tons lebhaften Antheil und verleiht dieſem damit eine gewaltige Kraft und Fülle; eine ſolche Scheibe würde für ſich allein eben dieſen Ton gegeben haben. Das beſte Mittel jedoch zur Veranſchaulichung der Reſonanz bietet uns das Monochord. Dieſer Apparat beſteht aus einem als Reſonanzboden dienenden länglichen Kaſten, über welchem zwei Saiten von gleicher Beſchaffenheit, alſo auch gleichem Tone, nebeneinander aufgeſpannt ſind. Streicht man die eine mit einem Violinbogen an, ſo tönt die andere mit und man kann deren Schwingungen vermittelſt leichter Papierreiterchen bemerkbar machen, dieſe werden von der ſchwingenden Saite herabgeſchleudert.

Man kann an dem erwähnten Apparat noch eine weitere intereſſante Beobachtung machen. Verhindert man nämlich einen Punkt der einen Saite, welcher den deren Länge die Hälfte oder ein Drittel, Viertel u. ſ. w. abſchneidet, durch eine untergeſtellte ſcharfe Kante (Steg) am Mitſchwingen, während man den kürzern Abſchnitt tönen läßt, ſo theilen ſich beide Saiten durch entſtehende Knoten in dieſem gleiche Abſchnitte. Man überzeugt ſich auch hiervon leicht durch aufgeſetzte Papierreiterchen, welche an den Knoten ruhig ſitzen bleiben, während alle übrigen herabfallen. Auf der Genauigkeit längerer Saiten, Knoten zu bilden, beruht die reizende Aeolsharfe, hier werden eine Anzahl gleichgeſtimmter Saiten vom Winde in Schwingungen verſetzt, welche je nach der Stärke des Luftzugs auf mannichfache Weiſe durch Knoten getheilt werden und ſomit ihre Klageoctettöne hören laſſen. Daß die letztern harmoniſch ſein müſſen, wird ſich aus dem Folgenden von ſelbſt ergeben.

Bei ſchwingenden Platten beſtehen die Knoten in ruhenden Linien, welche man durch aufgeſtreuten feinen Sand ſichtbar machen kann, der ſich an dieſen Stellen anhäuft. Dieſe Linien bilden Figuren von der größten Regelmäßigkeit und meiſt überraſchender Mannichfaltigkeit, ſie ſind unter dem Namen Klangfiguren bekannt.

Wir ſehen demnach, daß das Vorhandenſein ſtehender Schwingungen die Bedingung muſikaliſcher Töne iſt und daß der Reiz, welchen letztere für unſer Ohr beſitzen, in der Regelmäßigkeit der erſtern ſeinen Grund findet. Eben hierin haben wir auch die Bedingung der Harmonie und die Urſache ih-

ter angenehmen Wirkung zu suchen. Empfängt nämlich unser Ohr gleichzeitig die Schallstöße zweier Töne und zwar von dem einen gerade doppelt so viel als von dem andern, so kann die Gesammtwirkung, weil sie völlige Regelmäßigkeit offenbart, keine unangenehme sein; die Töne harmoniren. Intern mit aber drei einen Ton mit seiner Octave zusammengenommen haben, sehen wir sogleich ein, daß der Wechsel von je zwei Schlägen und einem nur ein klein einförmiger ist und daß somit der Reiz dieser Harmonie nur ein geringer sein kann. Wählen wir die Verhältnisse complicirter, ohne daß der Gesammtton in der Folge der Schläge Eintrag geschieht, so wird der vermehrte Mannichfaltigkeit unser Ohr angenehmer erregen. Nehmen wir z. B. zu einem Tone, welcher Grundton heißen möge, einen Ton dazu, welcher drei Schwingungen macht, während der Grundton deren zwei vollführt, ein Ton, welcher Quint des Grundtons heißt, so ist die Bedingung einer reicheren Harmonie gegeben. Die Quart ist derjenige Ton, welcher vier Schwingungen ausführt, während der Grundton zwei macht; die Schwingungszahlen des Grundtons und seiner großen Terz gegen das Verhältniß 4 zu 5, die des Grundtons und seiner kleinen Terz 5 zu 6.

So sind denn die Wirkungen der Harmonie und überhaupt der Musik zurückgeführt auf mathematische Verhältnisse. Wer hätte denken sollen, daß, während die Seele am Zauber der Töne sich berauscht, das Ohr als pedantischer Rechenmeister Verhältnißzahlen abzählt und daß zuletzt gar die wegen ihrer poetischen Nüchternheit vielfach gemiedene Mathematik beanspruchen kann, Muttter der Kunst genannt zu werden? Jener Philosoph hatte also recht, der da sagte: „Musik ist ein geheimes Rechnen."

Neue Gedichte.

VI.

Ludo Brachvogel's „Gedichte" (Wien, Gerold, 1860) gewähren einem oft erfreulichen Einblick in eine vielfach bethätigte und angeregte dichterische Phantasie. Freilich überwiegt noch die Empfindung des Schönen um ein gut Theil die Kraft, es hervorzubringen. An den Stoffen, die der Dichter aus dem Ferneren wie vom Nächsten nimmt, offenbart sich doch noch mehr die innere Unruhe, einen glücklichen zu finden, als die überlegte, reife Wahl. Aber vielleicht schadet hier nur die Fülle des Gebotenen — 36 ungleichartige Dingen sind für einen jungen Dichter zu viel. Die Behandlung der Sprache ist meist rein, gewirken klangvoll. Ein Reim „schaudere" auf „erschlagene" ist in der deutschen Sprache unerhört; das Wort „Sterbeblumen" verräth zu offen den Grund seiner Erfindung — als Reim auf „Ruinen" in einem Sonett; die Hexameter mancher Epigramme stehen oft gegen das Maß; aber der Grundton des Ganzen ist der des Anerkennens und Versprechens.

Die „Gedichte" von Margarethe Pilgram-Tichy (Frankfurt am Main, Sauerländer, 1860) sind im einzelnen von großer Zartheit und einer seltenen Innigkeit der Empfindung. Eigenthümlichkeiten fehlen. Ihnen wie den meisten Frauengedichten fehlt das Individuelle so nach seiner einseitigen schlimmen wie nach seiner guten Seite. Es ist mit solchen Liedern „ohne Physiognomie", wie mit dem Rauschen der Wipfel über und in fühler Sommernacht. Wir erfreuen uns daran, es erfrischt und einen Augenblick — aber es rauscht auch ohne Erinnerung vorüber. Auch hier überwuchert die Fülle des Gebotenen die dichterische Kraft.

Nachrichtenanzeiger.

Die Menge erkennt Gott nur durch die Schrecken der Natur, den Genius nur durch seine Triumphe. Das Bedeutende auch ohne die laute Sprache des Siegs zu erkennen, vermag nur ein Sinn, der selbst bedeutend ist.

* *

Für sein erstes Werk ist der Schriftsteller nicht übergiebig; erst für sein zweites.

An die Geliebte.

Von G. Hüber.

Die Liebe und das Leben.

Mir schien, es war des Jünglings Lagst Recht
Und, viel bedeutend, lag ich an der Erde
Herr hinfahr mehr Glut vom Höllenherde
Und fern zur rechten glänzte Himmelspracht.
Da ward von Flügelschlag ich angefacht —
Da merkte, mein Lieb, du, daß ihr beider werde
In banger Brust, in der verwirrt'nen Horde
Aus Himmelsluft sich mächtig aufgemacht;
Und schlugest kreischt du zum Höllenrand —
Und weintest Meteoren, helle Lieder,
Die zuckerlegend in die Luft sanken'
Und, rieselnd über deine kleine Hand
Als Quelle, flossen deine Thränen nieder,
Drauf die Verdammten Labung tranken.

Die Liebe und mein Dichten.

Wenn warmer Quell des Lieds im Herzen quillt,
Der laute fröhlich dankbar nur ihn rinnen
Und quelle selbst sich nicht mit eitlem Sinnen,
Ob seine Welle menschenheilend gilt.
Nur schütz er ihn mit guter Mauer Schild
Vor schlammig trübem Zufluß am Beginnen'
Und daß nicht Unkraut lenzig Ueberspinnen
Ihm Himmels Küsse raubt und Himmels Bild'
Ob dann, wenn Zeit sein Rieseln nicht verbeut,
Er weite Ufern fülle in hehren Hainen,
Zu denen noch der späte Menschheit weilt,
Ob er ein selig Beben vollgetropft
Zum Spiegel solcher Augen wie der deinen —
Mein Lied, daß werde, wie es Gott gefällt!

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ihr den Glauben an Menschen genommen, ich habe Schuld, daß sie verlernte, Andre zu lieben; noch mehr, ein feierlicher Schwur —

Julie.

Halte inne! Glaube nicht, daß es Deiner Beredsamkeit gelingen wird, mich über das zu täuschen, was Deine Pflicht und mein Recht ist! In dem Augenblick, wo Du mir Deine Hand reichtest, fiel die Thür', welche in Deine Vergangenheit zurückführte, ins Schloß. Daß Du sie gewaltsam wieder öffnest, ist ein Frevel an mir, ein Frevel an Deinen Kindern!

Heinrich

(mit einem Blick gen Himmel, gelassen).

Ich werd' ihn verantworten! Wir Alle sind des Staubes schwache Söhne und Niemand ist, der sich rühmen könnte, die Gedanken Gottes zu errathen.

Julie

(ekstatisch).

Ich, ich rühme mich dessen — wenn ich der innern Stimme meines Herzens folge. Ich verlange von Dir, wenn ich Deine Liebe auch nicht erzwingen kann, daß Du wenigstens meine Ehre schonst. Marie verläßt das Haus.

Heinrich.

Julie, Deine Heftigkeit!

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 52. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Die Wünschelruthe. Erzählung von Fr. Friedrich. — Schwarzwälder. Von Arnold Schloenbach. I. — Aus der Natur. II. — Zur Biographie von Goethe. — Neue Gedichte. VII. — Die Heimat. Von G. Pfeiffer.

Die Wünschelruthe.

Erzählung von Fr. Friedrich.

Die meisten Bergleute glauben noch immer an die Kraft der Wünschelruthe. Ob der Glaube an diese Kraft nur Aberglaube ist oder ihm etwas Wahres, vielleicht ein natürlicher Instinct des Führenden zu Grunde liegt — keines von beiden läßt sich beweisen. Thatsache ist, daß die Wünschelruthe oft getäuscht hat, Thatsache aber auch, daß sie das Gesuchte auffinden geholfen hat und daß sie in mancher Hand wirklich von Gaunern-verdorbenem Glück begleitet ist.

Vielleicht ist auch dies nur ein neckisches Spiel des Zufalls, der oft in so wunderbarer Weise in den ernstesten Augenblicken emporschießt und dadurch sich den Glauben an das Eingreifen einer unerklärbaren Macht erringt. Die Fälle, in denen die Wünschelruthe täuscht, werden nicht bekannt und gezählt; ist sie aber einmal vom Glück begünstigt, so muß dieser Eine Fall als der unwiderlegbare Beweis ihrer Macht dienen; man glaubt fest an sie und vergißt, daß sie oft getrogen.

Eine Kraft webnt aber dem Glauben an die Wünschelruthe inne, die etwas Gewaltiges, fast Dämonisches hat; es ist dieselbe Kraft, die jeden Aberglauben so mächtig macht, die ihn in manchen Fällen jedem Fortschritt der Cultur und Bildung siegreich entgegentreten läßt.

Am äußersten Ende von A. im Harze, an der nach P. führenden Straße, stand ein kleines Haus. Es war an einen steilen Bergabhang gebaut und in den Felsen gehauene Stufen führten von der Straße zu ihm hinauf. So einfach und klein es war, so machte es doch auf den Beschauer einen freundlichen und gemüthlichen Eindruck. Dicht neben ihm an der einen Giebelseite standen mehrere Tannenbäume, welche es weit überragten und gleichsam schützend einen Theil ihrer Zweige über das graue Schindeldach ausgebreitet hatten. Unter und zwischen den Tannen waren einige einfache Sitze von Holz angebracht.

An einen kleinen Garten neben dem Hause war nicht zu denken, schienen doch die Tannen zwischen den Felsen selbst Wurzel gefaßt zu haben. Dafür standen aber vor dem nach dem Giebel hinaufführenden Fenster eine Anzahl rother und grüner Töpfe mit Rosmarin, Basilikum und Balsaminen.

Unter diesen Tannen sah man vor einer Reihe von Jahren jeden Tag, wenn das Wetter es irgend zuließ, die hagere Gestalt eines Greises sitzen. Eine kurze Pfeife gewährte ihm die einzige Beschäftigung und Unterhaltung. Nur zuweilen rief er einem vorübergehenden Bekannten einige Worte zu.

Er hatte ein scharf markirtes, aber würdiges und schönes Gesicht. Die Nase war etwas gebogen, der Mund fein geschnitten und meist geschlossen. Unter ein paar buschigen Brauen blickten große und immer noch leuchtende Augen hervor. Das ganz weiße Haar hing bis auf die Schultern herab und war nur durch eine kleine Bergmannskappe bedeckt.

Das Gesicht des Alten war ruhig und ernst. Es lachte selten, aber auch ebenso selten nahm es einen finstern Ausdruck an.

Des Alten Name war Hagen. Er war Bergmann gewesen, aber seit Jahren schon in keine Grube mehr hinabgestiegen, denn er zählte schon hoch in die Siebzig. Immer galt er noch als ein erfahrener Bergmann und mancher junge Bursche, der in die Grube fuhr, kam, um sich Rath von ihm zu holen. Er gab ihn bereitwillig. War er doch selbst ziemlich ein halbes Jahrhundert lang fast Tag für Tag in den Stollen hinabgefahren und manches hatte er in der langen Zeit erlebt. Und auch sein Sohn war Bergmann geworden. Sein Sohn — doch an den dachte ihn niemand erinnern.

Mit seiner Enkelin, dem einzigen Kinde seines Sohnes, einem blühenden Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, lebte er allein in dem kleinen Hause. Alle, die einst mit ihm dort gelebt hatten, sein Weib, sein Sohn, die Frau desselben, sie waren alle todt. Er allein war noch übrig und noch immer trug er den Kopf gerade und fest auf dem Nacken.

„Wenn ich den Kopf erst beugen muß", pflegte er wol in heiterer Laune zu sagen, „dann ist es aus mit mir!"

Hagen hatte in dem Rufe, die Wünschelruthe mit außerordentlichem Glück zu führen. Wenn er nur wollte, sagten die Leute, so könnte er reich sein wie irgendjemand in der Stadt. Aber er ist ein Thor und benutzt das Glück nicht, das in seiner Hand ruht. So oft er die Ruthe geführt, hat er jedesmal edles Metall gefunden.

Und dem war wirklich so. Nur dreimal in seinem Leben hatte er die Wünschelruthe, welche noch jetzt in seiner Kammer am Nagel hing, geführt und jedesmal hatte er Glück gehabt und das Gesuchte gefunden.

Hunderte waren seitdem schon in ihn gedrungen, um ihn zu neuen Versuchen zu bewegen; er hatte es jedesmal abgelehnt; überhaupt sprach er nur selten und ungern davon. Weshalb, wußten nur wenige Menschen.

Nun meinten von allen beschäftigte sich wol mit dem Gedanken an die Wünschelruthe und das Glück des Alten ein junger Bursche von kaum zwanzig Jahren, Heinrich Hasfeld. Auch er war Bergmann und zugleich der Geliebte der Enkelin des Alten. Einst hoffte er sie als Frau heimzuführen und er hätte es bald thun können, wenn ihr Großvater nicht so eigensinnig gewesen wäre. Wiederholt drang er in sie, den Alten zu bitten, nur noch einmal die alte Ruthe zu führen. „Er hat jedesmal Glück damit gehabt", sprach er, „und es kann ihm auch jetzt nicht fehlen! Sieh', die neue Grube, in der ich arbeite, hat er auch aufgefunden. Deutlich hat seine Ruthe angezeigt, daß an der Stelle Silbererz sei. Er hat damals von dem Oberbergamt eine reiche Belohnung erhalten und er würde sie auch jetzt wieder bekommen. Dann könnten wir heirathen und brauchten nicht zu warten, bis ich nach Jahren zu einem besseren Lohn aufrücke."

„Er thut es nicht", erwiderte das Mädchen. „Es haben ihn schon viele dazu zu überreden gesucht; er spricht nicht einmal gern davon."

„Für mich hat er es auch nicht nöthig", warf Heinrich ein, „aber wenn du ihn recht sehr darum bittest, Liesbeth, dann wird er es thun, denn er hat dich lieb und kann dir nichts abschlagen."

„Deshalb mag ich ihn auch nicht darum bitten. Ich weiß, er hat es nicht gern."

„Nun, wenn es dir gleich ist, ob wir uns in zehn Jahren oder bald heirathen!" rief Heinrich unwillig. „Ist es denn einmal Unrecht, was wir von ihm verlangen?"

„Nein!"

„Nun und eine Arbeit ist es für deinen Großvater auch nicht", fuhr der Bursche fort. „Wenn er es mir nur zeigen wollte, wie man die Ruthe kunstgerecht führt, vielleicht könnte auch ich dann edles Metall finden, und ich wollte nicht eher ruhen, als bis ich ein reicher Mann wäre."

„Es kann's nicht ein jeder und es läßt sich auch nicht erlernen", warf Liesbeth ein.

„Um so mehr sollte dein Großvater die Gabe, die er besitzt, benutzen", rief Heinrich. „Ich kenne nur noch Einen Menschen, der die Wünschelruthe führt, das ist der Oberberger. Einmal hat sie bei ihm richtig gezeigt, unzählige male soll er es indeß versucht haben und er hat nichts gefunden oder die Ruthe hat getrogen. Bei deinem Großvater trifft die Ruthe aber jedesmal. Hast du ihn schon einmal darum gebeten?"

„Nein!"

„Dann thue es!“ bat Heinrich. „Er wird es dir nicht abschlagen.“

Liddeth versprach, den Wunsch ihres Geliebten zu erfüllen und noch an demselben Tage, als der Alte in heiterer Stimmung unter den Tannen saß, trat sie zu ihm und bat ihn, das Glück der Wünschelruthe einmal wieder zu versuchen. Ernst und scharf beobachtend blickte sie der Alte eine Zeit lang schweigend an.

„Das kommt nicht aus dir selbst!“ sprach er dann und allen erzählte sie ihm, daß Heinrich sie dazu gedrängt.

„Der Bursche ist wol schon zu alt, um nicht mehr warten zu können?“ rief er. „Wer ein Weib nehmen will, muß es auch ernähren können und wer die Arbeit dazu scheut, der verdient sein Leben lang keine Frau!“

Liddeth nahm den Geliebten in Schutz. „Er will ja gern arbeiten“, erwiderte sie. „Ehe er aber einen höhern Lohn bekommt, können noch Jahre vergehen.“

„Nun, ihr habt beide auch noch Jahre Zeit“, entgegnete Hagen ruhiger. „Mit der Ehe stellen sich auch Sorgen ein, ihr beide wißt aber noch nicht, was Sorgen heißen. Wenn wollt ihr sie so früh schon kennen lernen?“

„Es mache Euch doch aber nur wenig Mühe“, warf Liddeth ein, „und Ihr habt jedesmal Glück mit der Wünschelruthe gehabt.“

Der Alte schwieg. Ernst und sinnend sah er vor sich auf die Erde. Endlich blickte er zu dem Mädchen auf, das noch immer erwartend vor ihm stand.

„Setz' dich zu mir, Liddeth! Hierher!“ sprach er, und als Liddeth seinem Worte gefolgt war, fuhr er nach kurzem Schweigen fort: „Du weißt, daß ich nicht gern an die Wünschelruthe erinnert werde und noch weniger davon spreche. Einmal muß es indeß geschehen. Schon viele haben mich gebeten, die Ruthe wieder zu führen, ich habe es immer abgeschlagen. Nur zweimal habe ich sie in meinem Leben geführt und es ist wahr, ich habe jedesmal Glück gehabt und sie hat mir nur einigemal getrogen. Aber mich hat sie betrogen! Es ist lange her, daß ich sie zum letzten male versucht habe und damals habe ich mir gelobt, es nie wieder zu thun. Doch ich muß dir alles erzählen. Höre mich ruhig an! Ich war ein junger Bursche von einigen zwanzig Jahren. Ich verdiente ein hübsches Geld, da mir aber die Arbeit leicht wurde, nahm ich es auch mit dem Gelde leicht und brachte es an freien Tagen lustig und leichtsinnig durch. Ich hatte damals ein Mädchen, das ich wirklich liebte und mit dem ich fest versprochen war. Es war hübsch, ja das schönste Mädchen in der ganzen Stadt. Mehr als einmal deutete sie wol die Frage an, ob wir uns nicht heirathen wollten, allein ich hatte noch keine Lust dazu, denn es gefiel mir besser, jeden Sonntag mit ihr auf den Tanzboden zu gehen. Dort konnte ich Geld draufgehen lassen. Das mußte aber aufhören, wenn ich für ein Weib und für Kinder zu sorgen hatte. Ich schob deshalb unsere Verheirathung stets hinaus. Zufällig wurde ich damals mit einem alten Bergmann aus Klausthal bekannt, der in dem Rufe stand, die Wünschelruthe zu führen. Ich fragte ihn nach den dabei zu beobachtenden Regeln und er theilte mir alles mit. Wie und wann man die Ruthe schneiden muß und auf welche Weise sie geführt wird. Er forderte mich sogar auf, selbst einmal den Versuch zu machen. Er hätte es nicht nöthig gehabt, ich würde es ohne ihn gethan haben, denn es hatte zu viel Verlockendes für mich, auf so leichte Weise viel Geld zu verdienen.

„Sobald die geeignete Zeit gekommen war, schnitt ich mir, genau des Alten Weisungen befolgend, eine Ruthe und machte schon in den nächsten Tagen den ersten Versuch damit. Es war dort, wo jetzt die neue Grube ist. Nur wenigen Bekannten hatte ich von meiner Absicht gesagt und sie waren dabei, um den Erfolg zu sehen. Ich glaubte selbst nicht früh daran, aber ein solcher Versuch kostete mich ja nichts. Indeß hielt ich alle mir angegebenen Regeln streng und mit Ernst inne. In meiner Rechte, die beiden Enden der Ruthe fest in den Händen, ging ich an dem Berge hin. Mein Herz schlug unruhig und erwartungsvoll. Ich fühlte der Ruthe in meiner Hand zucken und die Hände zitterten mir vor Aufregung. Krampfhaft hielt ich sie geschlossen. Da kam ich an jene Stelle, wo die neue Grube ist und ich vermochte die Ruthe nicht mehr zu halten; mit Gewalt bog sich ihre Spitze an die Erde. Das war das Zeichen, daß dort Schätze verborgen waren!

„Meine Freunde, welche mir in einiger Entfernung gefolgt waren und alles gesehen hatten, jubelten laut auf, aber ich selbst konnte nicht jubeln, so früh ich auch überzeugt war, daß ich einen Schatz gefunden. Es lag schwer wie ein Fels auf mir; ich vermochte kaum zu athmen und meine Freunde erschraken, als sie näher traten, über die Blässe meines Gesichts. Was mit mir geschehen

war und was mir fehlte, wußte ich selbst nicht, aber ich hätte die Ruhe von mir werfen mögen, um sie nie wieder zu berühren. Hätte ich es gethan, es wäre besser gewesen", sagte er wie zu sich selbst hinzu.

„Ich war jung, hatte ein leichtes Blut und dachte über das, was für mich eine Mahnung hätte sein sollen, nicht weiter nach. Bald stimmte auch ich in den Jubel meiner Freunde ein. In der Stadt wollte man indeß nicht recht an den von mir gefundenen Schatz glauben. Ein so junger Bursche wie ich hatte wol noch nie die Wünschelruthe geführt. Man lachte sogar über unsere Versicherungen. Meine Freunde beruhigten sich indeß damit nicht, mich selbst hielt es wie mit innerer Macht zurück. Am folgenden Tage gingen sie mit Hacke und Schaufel hinaus zu der bezeichneten Stelle und schon nach wenigen Stunden kehrte einer von ihnen mit der Botschaft zurück, daß sie auf reiches, silberhaltiges Erz gestoßen seien. Die halbe Stadt wanderte zu der Stelle hinaus. Es fand sich bestätigt. Das Erz wurde geprüft und erwies sich als sehr reich.

„Ich selbst hatte mich um das alles wenig bekümmert und doch war ich während der ganzen Zeit in einer Aufregung, daß ich kaum meine Arbeit zu verrichten vermochte. Alle glaubten nun an die Kraft meiner Ruthe und man drang in mich, an andern Stellen neue Versuche anzustellen. Ich konnte mich nicht dazu entschließen. Viele machten den Versuch, kein einziger hatte Glück.

„Von dem Oberbergamte erhielt ich eine reiche Belohnung. Ich war reicher, als ich je in meinem Leben zu werden gehofft hatte. Aber für mich ruhte auf dem Gelde kein Segen und es wäre besser gewesen, ich hätte nie ein Stück davon in die Hand bekommen. Ich hatte es zu leicht verdient, ebenso leicht verthat ich es wieder. Der Vater meiner Geliebten drang in mich, mir mit dem Gelde einen festen und sichern Herd zu gründen und das Mädchen zu heirathen. Ich that es nicht, das lustige Leben gefiel mir zu gut.

„Das Mädchen, das ich wirklich mit voller Seele liebte, zweifelte an der Aufrichtigkeit meiner Liebe. Von ihrem Vater, der mir zürnte, gedrängt, suchte sie mir stets auszuweichen und ein Bruch unsers Verhältnisses trat ein. Ich fühlte im Innern einen bittern, nagenden Schmerz, aber ich war zu trotzig, um zuerst die Hand zur Versöhnung zu bieten. Mit Gewalt suchte ich mir auszureden, daß ich sie noch liebe. Als sie aber bald darauf einen andern heirathete, da brach meine zurückgehaltene Leidenschaft offen hervor. Ich tobte in meinem Schmerz und verschleuderte mein Geld, nur um mir Zerstreuung zu schaffen.

„Es währte nicht allzu lange und mein Geld war hin. Ich mußte zur Arbeit zurückkehren und das war das beste Mittel, um mich zu zerstreuen; aber das Mädchen konnte ich nicht vergessen und doch mochte ich nicht verrathen, daß ich ihrer noch gedachte. Ich wollte zeigen, daß ich mir nichts aus ihr machte und heirathete ein Mädchen, das ich nicht liebte. Besser, als ich es verdiente, traf ich es, denn meine Frau war gut und wirthschaftlich. Ohne sie wäre ich zu Grunde gegangen. Mit Ruhe und Geduld ertrug sie anfangs mein kaltes und hartes Wesen und sagte mir kein Wort, wenn ich oft den ganzen Tag und die Nacht im Wirthshause saß. Das besserte mich endlich und ich wurde ein anderer Mensch. Mehr und mehr gewann ich meine Frau lieb, nur durfte mir meine frühere Geliebte nicht begegnen, denn sie trug ich noch immer im Herzen. Ich arbeitete fleißig und mein Hauswesen stand gut.

„Im dritten Jahre nach meiner Verheirathung wurde mir ein Vater geboren. Lieb sehnte mich mit vielem aus. Der Junge war meine einzige Freude. Da stieg der Gedanke in mir auf, die Wünschelruthe noch einmal zu führen. Einmal schon war sie in meiner Hand glücklich gewesen. Meine Frau suchte mich zurückzuhalten, ich hörte nicht auf sie. Glückte es mir und trug es mir wieder einen reichen Lohn ein — jetzt war ich vernünftiger geworden, um das Geld nicht wieder zu verschleudern. Sie verbarg mir, daß sie mit innerer, ihr selbst unerklärbarer Angst diesem Versuche entgegensah. Hätte sie mir dies gesagt, ich würde ihr nachgegeben haben. Als ich von ihr ging, um die Wünschelruthe zu führen, machte sie sich mit unserm Jungen zu schaffen, nur um mir ihre Angst zu verbergen, und ich hatte keine Ahnung davon.

„Unweit an jenem Berge führte ich die Ruthe. Die halbe Stadt war gespannt auf den Ausgang. Viele hatten mich begleitet. Wie das erste mal machte ich es und wieder zeigte die Ruthe allen sichtbar eine Stelle, wo die Erde Schätze verbarg. Es machte großes Aufsehen und Lärmen. Mich selbst hatte es weniger angegriffen als das erste mal. Erfreut über das glückliche Zeichen der Ruthe eilte ich heim, da fand ich mein Weib in halbkrankem Zustande. Starr blickte sie mir entgegen und erst als ich zu ihr sprach, stürzte sie mir weinend in die Arme. Ich begriff sie nicht,

bis ſie ſelbſt mir alles erzählte. Es hatte ſich der Gedanke bei ihr feſtgeſetzt, daß mir ein Unglück dabei begegnen werde. Während ich nun fort bin, ſitzt ſie ſinnend, mich in Gedanken begleitend, aber innerlich aufgeregt daheim. Da pocht es plötzlich heftig an die Thür, eine Stimme ruft einige Worte hinein. Sie hört nur meinen Namen. Erſchreckt ſpringt ſie auf. Auf der Straße ſieht ſie eilig Menſchen vorüberlaufen; der Gedanke, daß mir ein Unglück begegnet, drängt ſich ihr zuerſt auf, ſie will ans Fenſter eilen, um jemand zu fragen; ehe ſie es indeß erreicht, ſinkt ſie ohnmächtig um.

„Auch als ſie mich völlig wohlbehalten bei ſich ſah, vermochte ſie ihrer Aufregung nicht Herr zu werden. Sie fiel noch in derſelben Nacht in ein bitziges Fieber, welches wochenlang währte. Sie kam mit dem Leben davon, aber völlig genas ſie nicht wieder, obſchon ich alles für ihre Geſundheit anſetzte. Im zweiten Jahre ſtarb ſie.

„Ich empfand ihren Tod ſchwer. Immer drängte ſich der Gedanke wieder auf: Hätteſt du ihrer Bitte damals nachgegeben, ſie würde noch leben. Ich hatte einen ſolchen Ausgang nicht ahnen können, meine Vernunft ſuchte mich freizuſprechen, aber die innern Vorwürfe kehrten ſtets wieder.

„Mit der Zeit wurde ich ruhiger. Die Schweſter meiner Frau zog zu mir, um für den Jungen und meine Hauswirthſchaft zu ſorgen. Es ging alles gut. Dein Vater wuchs geſund und kräftig heran. Ich vergaß mit der Zeit, wie unglücklich ich mich einſt gefühlt hatte.

„Dein Vater war noch jung, als er deine Mutter heirathete. Ich hatte nichts dagegen, denn die Schweſter meiner Frau wurde alt und kränklich und unſere Wirthſchaft litt darunter. Eine junge Frau that unſerm Haushalt noth. Dein Vater hatte deine Mutter ſchon jahrelang geliebt und als ſie nun endlich vereint waren, lebte ich ſelbſt durch ihr Glück noch einmal auf. Es ging uns gut, denn wir beide waren ein paar tüchtige Arbeiter, und wenn wir heimkamen, fehlte es uns nirgends beſſer als bei deiner Mutter. Du wurdeſt geboren und brachteſt neue Freude ins Haus. An die Wünſchelruthe dachte ich nicht mehr, obſchon ſie wie noch heute in meiner Kammer hing.

„Da hieß es — du warſt ungefähr drei Jahre alt — man wolle an verſchiedenen Stellen Bohrverſuche anſtellen, um neue Erzadern zu entdecken, denn die alte Grube fing an, arm zu werden. Das Oberbergamt nahm die Sache in die Hand, aber mehrere waren dagegen und meinten, man könne die Sache leichter und ſchneller haben; man ſolle mich mit der Wünſchelruthe ſuchen laſſen. Zweimal war ich glücklich geweſen und man war feſt überzeugt, es könne mir auch zum dritten male nicht fehlen. Man drang in mich, aber ich ſchlug es kurz ab. Der Oberſteiger — er war damals noch Knappe, ſo gut wie ich — erbot ſich, die Ruthe zu führen, da auch er ſchon verſchiedene Verſuche damit gemacht hatte, wenn auch insgeheim. Man wollte ihn nicht, da er ohne Glück geblieben war. Er kam zu mir, um mich nach den einzelnen zu beobachtenden Regeln zu fragen; ich gab ihm in beſter Abſicht den Rath, ſein Glück auf Fleiß und Arbeit zu ſetzen, dann könne es ihm nicht fehlen, zumal er Gönner im Bergamt habe. Er faßte es anders auf und iſt ſeitdem mein Feind.

„Wiederholt drang man in mich. Dein eigener Vater bat mich, das Glück nicht von der Hand zu weiſen. Ich erzählte ihm alles, er nannte es zufälliges Mißgeſchick, welches mit der Wünſchelruthe nichts zu ſchaffen habe. Daſſelbe hatte auch ich mir oft geſagt, dennoch hatte ich zu dem Verſuche keine Luſt. Es ging uns gut, wir lebten glücklich — mehr brauchten wir nicht. Doch dein Vater ſelbſt war es, der mich immer und immer wieder mit Bitten beſtürmte. Da gab ich nach. Es war ja länger als zwanzig Jahre her, daß ich den letzten Verſuch gemacht hatte, und bei ruhigem Nachdenken mußte ich mir ſelbſt ſagen, die Ruthe ſelbſt hatte an meinem Unglück keine Schuld.

„Dennoch ging ich nicht ohne Zagen an das Werk. Dort drüben war es — dort, wo dein Vater verſchüttet iſt. Es ging alles gut, die Ruthe regte ſich nicht. Dein Vater freute ſich am meiſten, mir blieb das Herz beklommen. Sogleich an demſelben Tage hatten mehrere an der Stelle nachgegraben und einige ſchwache Erzadern entdeckt. Sie mußten reicher werden, wenn man tiefer in die Erde ging. In unſerm Hauſe ging alles gut und dein Vater lachte über meine Befangenheit, welche ich trotzdem nicht ganz von mir zu bannen vermochte. Er freute ſich ſchon auf die Belohnung, die mir zu Theil werden mußte.

„Um ſich von der Größe und Reichhaltigkeit des Schatzes, den dort nach der Ruthe Zeichen die Erde barg, zu überzeugen, wollte man tiefer in die Erde dringen und, wenn es ſich als lohnend erwies, eine neue Grube errichten. Dein Vater

intereſſirte ſich am meiſten dafür. Er bat darum an, bei den Vorarbeiten helfen zu dürfen, denn er rechnete darauf, wenn alles gut ging, bei der neuen Grube eine beſſere Stelle zu erhalten. Ich konnte nichts dagegen haben, mußte ihm im Gegentheil recht geben. Es hatte ſich ja außerdem nichts ereignet, was meine Befürchtniſſe gerechtfertigt hätte.

„Es ging alles gut. Die Vorarbeiten nahmen einen raſchen Fortſchritt, man war bereits ziemlich tief in die Erde gedrungen — da — da ſtürzte die eine Wand ein und dein Vater wurde mit zehn andern Arbeitern verſchüttet!“

Er ſchwieg und barg das Geſicht in den Händen.

„Ich mag an jene Zeit nicht mehr denken“, fuhr er nach einiger Zeit fort. „Ich glaubte damals, ich würde es nicht überleben, aber der Menſch kann viel ertragen. Hätt' ich nicht für deine Mutter und dich zu ſorgen gehabt, ich weiß nicht, wozu Schmerz und Gram mich getrieben hätten. Es iſt vorbei! Deine Mutter ruht nun auch ſchon ſeit Jahren neben deinem Vater!

„Einmal mußteſt du dies alles erfahren — jetzt weißt du es. Willſt du nun noch, daß ich zum vierten male den Verſuch mit der Wünſchelruthe mache?“

Liebeth ſchwieg. Die Erzählung des Alten war nicht ohne Eindruck auf ſie geblieben, obſchon ſie manches davon bereits gewußt hatte. Sie dachte nicht mehr daran, ihre Bitte zu wiederholen; nur um ihn zu beruhigen, da ſie ſeine Erregung bemerkte, erwiderte ſie: „Das alles iſt ein unglücklicher Zufall geweſen! Euch kann keine Schuld und kein Verwurf treffen!“

„Damit habe ich mich oft ſelbſt zu troſten verſucht“, entgegnete der Alte. „Ja, es kann Zufall geweſen ſein, aber auch er will ſeine Gerechtigkeit haben und die will ich ihm nicht wieder geben — es wäre Vermeſſenheit. Schon mancher hat wie du zu mir geſprochen; ich mache den Verſuch nicht wieder!“

„Der Oberſteiger hat ja oft die Wünſchelruthe gebraucht und doch iſt ihm nichts begegnet“, warf Liebeth ein.

Um den Mund des Alten zuckte ein ſpöttiſches Lächeln. „Gut, ſo laß ihn nur dich ſuchen! Was der findet, das will ich allein aus der Erde fördern, ſo alt ich bin!“

Er ſtand auf, um ſich in das Haus zu begeben.

Liebeth hatte die empfindlichſte Stelle in des Alten Bruſt berührt. Er gönnte allen Menſchen Gutes, nur den Oberſteiger hatte er mit einer Leidenſchaft, welche durch ſein Alter nicht gemildert wurde. So oft von jenem nur geſprochen wurde, ging er jedesmal fort.

Vielleicht noch mehr haßte ihn der Oberſteiger Herring. Er hatte vielfache Verſuche mit der Wünſchelruthe ohne Erfolg gemacht und der erſte Grund zu dieſem Haß war ſein Neid über des Alten Glück geweſen. Von Hagen ſagte die ganze Stadt, jeder Bergmann, daß ſeine Ruthe nie fehle, während man über ihn lachte. Das ertrug ſein Stolz nicht.

Jahrelang war er Hagen's Vorgeſetzter geweſen und hatte manche Gelegenheit benutzt, um ihn zu kränken und andere ihm vorzuziehen. Hagen war aber nicht der Mann, der irgendein Unrecht ruhig über ſich ergehen ließ, und fortwährend hatten ſie in Streit gelegen, wobei freilich Hagen als Herring's Untergebener meiſt den kürzern gezogen hatte.

Seit einigen Jahren kamen ſie nicht mehr miteinander in Berührung, denn der Alte ſtand nicht mehr in Arbeit, ſondern lebte von einer geringen Penſion und ſeinen Erſparniſſen früherer Jahre; dennoch ließ keiner von beiden irgendeine Gelegenheit vorübergehen, ohne den andern zu kränken.

Erſt noch vor kurzer Zeit hatte Hagen des Oberſteigers Sohn, der auf dem Bergamte angeſtellt war und ſeiner Enkelin nachſtellte, in ſeinem Hauſe überraſcht und auf eine ſo derbe Weiſe aus demſelben verwieſen, daß Herring alles aufgeboten hatte, um ihm die Penſion zu entziehen. Es war ihm nicht gelungen, denn Hagen hatte nur von ſeinem Hausrechte Gebrauch gemacht. In der ganzen Stadt war die Rede davon geweſen, aber die meiſten hatten ſich auf die Seite des alten Hagen geſtellt; denn ihm kam es zu, ſeine Enkelin zu ſchützen, und des Oberſteigers Sohn war ebenſo ſtolz und hochmüthig wie ſein Vater. Eine neue Gelegenheit ſollte ſich darbieten, um die beiden Männer gegenſeitig noch heftiger zu erbittern.

Wenige Tage ſpäter kam Heinrich, um Liebeth zu beſuchen. Da er ſie nicht zu Hauſe traf, legte er ſich zu dem Alten unter die Tannen.

„Wißt Ihr ſchon“, ſprach er, „daß dort drüben Bohrverſuche gemacht werden ſollen?“

Hagen ſchüttelte verneinend mit dem Kopfe.

„Der neue Bergrath“, fuhr Heinrich fort,

„ſcheint nicht Arbeit genug zu haben, denn er betreibt's."

„Nun, mir kann's recht ſein", erwiderte Hagen. „Ich denke aber, die alten Gruben ſind noch reich genug und werden noch länger, als wir beide leben, gute Ausbeute geben."

„Darauf kommt es nicht an, etwas Neues ſoll es ſein. Doch hört! Herring hat ſich durch ein paar gute Freunde hinter den Bergrath geſteckt, um dieſen zu bewegen, zuerſt durch die Wünſchelruthe ſuchen zu laſſen, und er iſt darauf eingegangen. Herring hofft nämlich, ſelbſt die Ruthe zu führen, und wenn's ihm glückt, ſo — —"

„Ha, ha!" unterbrach ihn der Alte bitter auflachend. „Es wird ihm glücken, wie es ihm ſchon ſo oft bei ſeinen Verſuchen geglückt iſt — nichts wird er finden. Der ſollte Steine mit ſeiner Ruthe ſuchen, aber nicht edle Metalle. An die Steine könnte er allenfalls mit dem Kopf oder Fuße ſich ſtoßen und dann wüßte er doch, wo ſie lägen!"

„Der Bergrath hat gewünſcht, daß Ihr die Ruthe führen möchtet — —"

„Ich habe nichts damit zu ſchaffen!" rief Hagen und wollte aufſtehen, um ſich zu entfernen.

Heinrich hielt ihn zurück. „Hört mich doch an! Daß Ihr es nicht thun würdet, hat auch der Oberſteiger dem Bergrath geſagt — —"

„Der Oberſteiger?" rief der Alte aufgeregt. „Wie weiß der Menſch, ob ich es thun werde oder nicht?"

„Er hat geſagt", fuhr Heinrich fort, „Ihr thätet es nicht, um Euern Ruf, den Ihr durch mehrmaliges zufälliges Glück Euch erworben, nicht zu verlieren. Man ſage, Euere Ruthe ſei ſicher und fehle nicht, das ſei Thorheit, denn im geheimen hättet Ihr oft den Verſuch gemacht und nichts gefunden."

„Ich den Verſuch gemacht? Ich im geheimen?" rief Hagen, indem ſich ſein Geſicht röthete. „Dreimal in meinem Leben habe ich die Wünſchelruthe zu dem Zweck in die Hand genommen und nicht einmal mehr, da iſt Gott mein Zeuge!"

„Ich weiß es recht wohl", erwiderte Heinrich. „Herring hat das nur geſagt, damit der Bergrath Euch nicht auffordern ſollte, die Ruthe zu führen. Er ſelbſt will es thun und wenn er Glück haben ſollte, ſo hat er ſich als Belohnung erbeten, daß die neue Grube nach ihm genannt werde."

„Seinen Namen ſoll ſie führen?" rief der Alte und ſeine Stimme bebte.

„Ja", fuhr Heinrich fort, „der Bergrath hat beſtimmt, daß die Grube nach dem benannt werden ſoll, der zuerſt, ſei es mit der Wünſchelruthe oder mit dem Bohrer, den Schatz entdeckt!"

Hagen ſchwieg. Kämpfe ſchienen in ſeinem Innern vorzugehen, denn ſeine Bruſt hob ſich raſch und laut Athem.

„Dann ſoll ſie nie ſeinen Namen führen!" rief er endlich. „Das würde ihn zu übermüthig machen — er ſoll es nicht! Eher würde ich ſelbſt —"

Er beendete ſeine Worte nicht, aber Heinrich errieth, was in ihm vorging.

„Ihr würdet ſelbſt die Ruthe noch einmal führen?" fragte er.

„Nein — ja!" rief der Alte aufgeregt, halb verwirrt. „Der Menſch ſoll es nicht! Ich weiß, daß er nichts davon verſteht, aber das Glück, der Zufall könnte ihm günſtig ſein — er ſoll es nicht — mag ich auch darüber zu Grunde gehen!"

Heinrich wußte durch Liesbeth, was den Alten abgehalten hatte, die Wünſchelruthe wieder in die Hand zu nehmen. Er erkannte, daß der Haß gegen den Oberſteiger das Einzige war, um ihn dazu zu bewegen.

„Hagen", ſprach er, „glaubt Ihr denn wirklich, daß die Wünſchelruthe Euch Unheil bringen werde? Was Euch früher begegnet, iſt nur ein unglückſeliger Zufall geweſen."

„Sei ruhig!" erwiderte der Alte ernſt. „Ich weiß, daß es mir Unglück bringen wird — ja, ich weiß es, aber der Menſch ſoll nicht über mich ſiegen!"

„Und Ihr wollt es wirklich thun?" rief Heinrich erfreut, denn er hatte nicht geglaubt, daß der Alte ſeinen Entſchluß ſo ſchnell aufgeben werde.

Hagen ſchwieg. Starr, nachſinnend blickte er vor ſich hin. Noch einmal ſchien er alles zu überlegen, dann ſprach er mit dumpfer Stimme: „Ich will es thun. Soll wirklich für mich ein Unglück damit verbunden ſein, nun, ſo mag es mich ſelbſt treffen, mein Leben geht ohnehin bald zu Ende! Aber du, Heinrich, ſollſt mit der ganzen Sache nichts zu ſchaffen haben, du nicht! Denn wenn mir etwas begegnen ſollte, ſo biſt du es, der für Liesbeth zu ſorgen hat!"

Heinrich verſprach es. Er glaubte nicht an die Befürchtungen des Alten und noch an demſelben Tage erzählte er ſeinen Bekannten, daß Hagen entſchloſſen ſei, noch einmal die Wünſchelruthe zu führen. Es war ſeine Abſicht, Herring's

Plan zu vernichten, und dies gelang ihm auf diese Weise am besten. Die ganze Stadt sprach bald von Hagen's Entschluß und sah der Ausführung desselben mit Spannung entgegen. Bekannte des Bergraths drangen in diesen, Hagen den Vorzug zu geben, und er willigte ein, selbst erwartungsvoll, ob die Ruthe des Alten auch zum vierten male sich bewähren würde.

Der Obersteiger hatte dem Gerede anfangs gleichgültig zugehört. Als der Bergrath sich aber für seinen erbittertsten Feind erklärt hatte, als er befürchten mußte, daß, wenn Hagen wieder vom Glück begünstigt wurde, die neue Grube selbst seinen Namen erhalten werde, kannte seine Erbitterung keine Grenze mehr. Dieser Mensch sollte den Sieg über ihn davontragen!

Vergebens sann er auf Mittel, den Versuch Hagen's zu hintertreiben. Endlich schien er ein solches gefunden zu haben, denn scheinbar ruhiger sah er dem festgesetzten Tage, an dem der Versuch stattfinden sollte, entgegen. Nur ein bitteres, spöttisches Lächeln zuckte um seinen Mund, so oft die Rede davon war.

Hagen hatte auf die Aufforderung des Bergraths geantwortet, daß sein Entschluß feststehe. Nur seine unverschuldete Feindschaft gegen den Obersteiger hatte ihn dazu vermocht. Wie schwer es ihm geworden war, diesen Entschluß zu fassen, wußte niemand.

Der Gedanke, daß ein Unheil für ihn damit verbunden sei, hatte sich in seinem Kopf festgesetzt und mit finsterer Ergebung in dies Geschick sah er den Tag näher und näher heranrücken. Seine Angst wuchs. Es reute ihn, daß er sich zum vierten male hatte bereden lassen, doch jetzt war es zu spät zur Umkehr, den Sieg konnte und mochte er seinem Feinde nicht gönnen. Hätte er die Gewißheit gehabt, daß er sterben müsse, er würde ruhiger gewesen sein; das Ungewisse, die abwechselnden Hoffnungen und Zweifel rieben seine Kräfte auf.

Jeden Menschen vermied er während dieser Zeit. Stundenlang konnte er allein auf einem Steine sitzen und starr vor sich hinblicken.

Lisbeth errieth zum Theil, was in ihm vorging. Sie theilte nicht die Besorgniß ihres Großvaters, aber sein gänzlich verändertes Wesen machte sie besorgt. Gern hätte sie gesehen, es bliebe alles unversucht und ungeschehen, obschon sie ihn selbst vor kurzer Zeit darum gebeten hatte; sie mochte indeß nichts davon sagen, um dem Alten die Ausführung des einmal Beschlossenen nicht zu erschweren. Daß sein fester, unerschütterlicher Sinn kein Aufgeben kannte, wußte sie nur zu gut.

Der festgesetzte Tag war endlich erschienen. Hagen schien ruhiger geworden zu sein. Er war es nicht. Er hatte nur seine letzten Kräfte gewaltsam zusammengerafft, um ruhig zu erscheinen. Wußte er doch, daß die ganze Stadt gespannt auf den Ausgang wartete und daß unter denen, welche, durch Neugier getrieben, ihn begleiten würden, auch Herring war.

Die alte Wünschelruthe, welche so manches Jahr in seiner Kammer gehangen, hatte er mehrere Tage zuvor untersucht; sie war noch gut und biegsam. Mit ihr wollte er den Versuch machen.

Als er von seinem kleinen Hause schied, reichte er Lisbeth äußerlich ruhig die Hand. Nur seine Stimme bebte leise. Das Mädchen vermochte die Bewegung nicht zu verbergen und Thränen traten in seine Augen.

Der Alte bemerkte es und schweigend ruhte sein Auge darauf.

„Weshalb weinst du?“ fragte er.

Lisbeth vermochte sich nicht zu bekämpfen. „Bleibt hier!“ bat sie laut weinend.

„Es ist zu spät!“ erwiderte Hagen mit bebender Stimme und verließ das Haus.

Er erreichte die Gegend, wo er die Wünschelruthe führen sollte. Neugierige hatten sich in Menge eingefunden. Auch Herring war unter ihnen. Er lächelte spöttisch, als Hagen bei ihm vorüberging, aber dieser sah ihn mit einem so festen und finstern Blick an, daß er die Augen niederschlagen mußte.

Wie früher erfaßte Hagen die Wünschelruthe an beiden Enden und schritt langsam, die Augen bis auf die Ruthe gerichtet, in großen Bogen dahin. Er schien ruhig zu sein, aber er holte nur mit Mühe Athem, die Brust schien ihm zu enge zu werden.

Aller Augen waren auf ihn und auf die Ruthe gerichtet, aber sie blieb ruhig in seinen Händen. Da war es, als ob sie leise zuckte. Er bemerkte es und erfaßte sie mit krampfhafter Kraft. Das Zucken wiederholte sich und wurde stärker. Er suchte die Enden etwas zusammenzubiegen — da zerbrach sie und zwei Stücke hielt er in den Händen. Regungslos stand er still. Seine Augen starrten auf die zerbrochene Ruthe. Alles Blut schien aus seinen Wangen gewichen zu sein, seine Knie zitterten, er wankte und bewußtlos sank er nieder.

Heinrich war der erste, der herbeieilte. Er kam zu spät, um ihn aufzufangen. Als er seinen Kopf emporhob, schien er todt zu sein, denn kein Lebenszeichen war an ihm mehr zu entdecken.

Schrecken hatte alle Anwesenden erfaßt, nur in dem Gesicht des Obersteigers lag ein schadenfroher, bitterer Ausdruck. Ein Arzt, der zufällig zugegen war, untersuchte den noch immer bewußtlos Daliegenden und erklärte, daß ein Nervenschlag ihn getroffen. Er war noch nicht todt, aber es war kaum Hoffnung, daß er wieder genesen werde.

Mehrere Männer trugen ihn in sein Haus. Keine Mittel blieben unversucht, sein Leben zu erhalten. Nur einige male schlug er matt die Augen auf, ohne ein Wort zu sprechen. Er schien die Sprache verloren zu haben. Liskerb und Heinrich wachten an seinem Bett; er erlebte indeß den folgenden Morgen nicht. Einige Stunden nach Mitternacht starb er.

Die Aufregung der letzten Tage, welche er gewaltsam zu verbergen bemüht gewesen, hatte seine Kräfte auf das äußerste angespannt; der Schreck über das Zerbrechen der Ruthe in dem entscheidenden Augenblick, woran er wol am wenigsten gedacht haben mochte, hatte den Nervenschlag herbeigeführt.

Sein Tod erregte in der Stadt die allgemeinste Theilnahme und das größte Aufsehen. Erst jetzt schien man sich daran zu erinnern, daß jeder Versuch mit der Wünschelruthe ein Unglück für ihn herbeigeführt hatte.

Noch ein Umstand war indeß aufgefallen. Heinrich wußte, daß der Alte die Wünschelruthe einige Tage zuvor genau untersucht hatte, sie war gut und biegsam gewesen. Das Brechen derselben war ihm aufgefallen. Er hatte die gebrochenen Enden untersucht und sowol aus dem Bruche selbst sowie aus der mürben Beschaffenheit und veränderten Farbe des Holzes an dieser einen Stelle erkannte er, daß dies absichtlich durch irgendeinen ätzenden Stoff bewirkt war.

Mehrere, denen er dies mittheilte und die zerbrochene Ruthe zeigte, theilten seine Ansicht. Auch darin stimmten sie ihm bei, daß dies niemand anders gethan haben konnte als Herring. Hagen hatte ja, soviel sie wußten, außer ihm keinen Feind und niemand außer ihm konnte wünschen, daß der Versuch mißlingen möge. Unbegreiflich blieb es ihm allerdings, auf welche Weise Herring zu der Ruthe gekommen war, denn Hagen's Hand hatte er seit langen Jahren nicht berührt.

Auch dies Gerücht durchlief schnell die Stadt und es waren nur wenige, die den Obersteiger einer solchen That für unfähig hielten. Man verlangte Untersuchung dieser Sache und Heinrich mußte die Enden der zerbrochenen Ruthe dem Gericht einliefern. Durch einen Sachkundigen wurden sie untersucht und es fand sich bestätigt, daß die Ruthe an der zerbrochenen Stelle mit Scheidewasser mürbe gemacht war.

Jeder bezeichnete Herring als den Schuldigen; es war indeß niemand, der mit offener Anklage gegen ihn auftreten konnte, da jeder Beweis fehlte.

Er selbst schien durch dies Gerücht auf das höchste entrüstet zu sein und leugnete überhaupt, daß er mit dem Todten in so bitterer Feindschaft gelebt habe, als man allgemein glaubte.

Das Gericht vermochte nichts gegen ihn zu thun. In der allgemeinen Ueberzeugung blieb er der Schuldige. Durch einen andern hatte er die schändliche That ausführen lassen und der Verdacht richtete sich auf einen jungen Burschen, der in seinen Diensten stand.

Kaum vierzehn Tage nach jenem Vorfall verunglückte jener Bursche, indem er in einen Schacht stürzte. Er war angetrunken gewesen. Ob er aus Versehen hinabgestürzt oder ob eine andere Hand ihn hinabgestoßen, darüber ist nie Aufklärung gekommen, ebenso wenig wie über den Schuldigen, der die Ursache zu dem Tode Hagen's geworden war.

Die Erinnerung an Hagen's Geschick hat sich indeß bei vielen Bergleuten lebendig erhalten und so fest sie an die Kraft der Wünschelruthe glauben, so fest sind auch manche überzeugt, daß sie dem, der sie führt, nie Glück und Segen bringt.

Wenn Wallenstein sagt:

Den Verräther, das allgemeine Gift,
Muß man den falschen Mächten abgewinnen

so erwidert der Volksglaube mit Max:

O fürchte, fürchte diese falschen Mächte!
Ein Bündniß nichts Gut's! Die sind Hexenmeister.
Die dich berücken in den Abgrund gehn!

Schweizerbriefe.

Von Arnold Schlonbach.

I.

Von Kempten an, durch den Kern des Allgäu, hinunter über das romantische Immenstadt, vorbei an den lieblichen Ufern des Immenser bis hinauf zu Oberstaufen ist schon eine lohnende Partie; eigenthümlich, charakteristisch in ihrer Eigenart;

nicht tirolisch, nicht schweizerisch, abgeschlossen in sich, höchstens von diesen beiden, sonst ganz auseinandergehenden Elementen etwas in sich vereinigend, wir möchten es eine anmuthsvolle und gesunde — Melancholie nennen.

Von Oberstaufen bis Lindau kann man die empfangenen Eindrücke genoß in der Ecke des Wagens an sich vorübergehen lassen. Erst auf der Terrasse des „Bairischen Hofs" in Lindau, wenn man nach sechsstündiger Fahrt sich restauriert hat, sollen „unsere Augen wacher sein" und über des Bodensee flache Ufer und tüchtig sich kräuselnde Wellen rasch hinwegschauen, rechts hinauf nach der Schweiz.

Nach der Schweiz! Nach dem schönsten und merkwürdigsten Lande Europas, das in seinem Umkreise vereint, was das Herz lachen und erbeben machen, zusammenschnüren und in majestätischen Gefühlen zu einer Welt erweitern kann. Seit ich die Schweiz sah, hab' ich keine Sehnsucht mehr nach Italien. Es gibt Gegenden wie Kunstwerke und Dichtungen, zu denen man selbst ein Bedeutendes mitbringen muß, will man ihr Bedeutendes in sich aufnehmen; die Schweiz aber muß unmittelbar wirken auch auf solche, die nur Augen haben. Freilich, je mehr man in sich selbst mit hineinbringt, desto mehr wird man mit zurücknehmen, und ich denke mir so: Der rechte Mensch kann dort freier und besser werden, viel Kleines und Gewöhnliches abstreifen für lange Zeit. Dazu gehört aber auch, daß man zu wandern und steigen versteht, wenigstens dies ernstlich lernen will, und will man das, so wird's mit jedem Tage leichter, wenn nur die zwei ersten Tage überstanden sind. Nothwendig aber ist ein Führer, wenigstens ein Träger der Reisetaschen, denn mag es auch recht angenehm und romantisch klingen, „mit dem Tornister auf dem Rücken über die Berge ziehen", so nimmt sich's in der Praxis ganz anders aus, wenn auch nicht für Studenten, Turner und überhaupt rüstige junge Männer, so doch jedenfalls für uns Studen-, Bücher- und Papiermenschen. Wir ziehen erst dann frei über die Berge, wenn wir frei von Gepäck und des Weges sicher sind; schon der Druck der Reisetasche würde uns die Empfänglichkeit erdrücken, die Ungewißheit über den Weg uns befangen machen. Das Geld für den Führer ist die rentabelste Ausgabe von allen. Wanderer unseres Schlages sollten auch anfangs nur vier bis fünf Stunden den Tag, dann erst sechs bis acht und nie mehr machen; das Mittagessen muß in ein tüchtiges Souper verwandelt werden und ein solches, wie überhaupt Comfort und Gediegenheit, trifft man in allen Gasthöfen der Schweiz, die an den Hauptwegen der Reisenden liegen. Nach diesen praktischen Andeutungen kehre ich zum Ausgangspunkte meiner Schweizertour, zum Bodensee, zurück.

Klar lag die Sonne über ihm und in ihrem Glanze erschienen nach und nach die Schneehäupter der Vorarlberge, die appenzeller Bergkette mit dem Säntis und im tiefliegenden Mittelgrund die schneebedeckten Riesenhäupter des wildromantischen graubündner Landes. Das alles bot einen herrlichen Festgruß dar zum Eingang in das Land meiner Sehnsucht. Indessen hatte das stechende Brennen der Sonne und manch anderes Vorzeichen einen Umschwung des Wetters angekündigt und derselbe kam mit überraschender, der Schweiz überhaupt und namentlich dem Bodensee eigenthümlicher Schnelligkeit. Es erhob sich ein bedeutender Sturm, der den Schaum der Wellen auf das Verdeck und das Schiff selbst wol einige Fuß hoch hinauf- und hinunterwarf; die zornigen Wogen schlugen ein Kajütenfenster ein und es mußte rasch und tüchtig gebeilen werden, um Gefahr abzuwenden. Bei dem Auf- und Niederwogen des Schiffs war mir's, als ob die in Nebel gehüllten Vorarlberge selbst auf- und niedertauchten in seltsam gewaltiger Bewegung. Einem stolzen, großen Gefühle vermischte sich nun auch — ich will es nicht leugnen — eine gewisse Bangigkeit, wenigstens Unbehaglichkeit, wie sie dem Bücher- und Stubenmenschen wol zu verzeihen sein mag; aber sie wurde tüchtig bestraft; bestraft durch Beschämung; denn eine auf dem Schiffe anwesende Kinderschule aus den appenzeller Gebirgen sing inmitten des Sturms ein so helles, jauchzendes Singen, Jodeln und Springen an, als sei sie soeben aus der Schulstube auf den schönsten Wiesenplan entlassen worden; das war denn wol aus den Kehlen und dem Mund der Kinder die beste Bestrafung; aber auch die raschste Befreiung und so sang und jodelte ich denn frisch und fröhlich mit, dem Sturm und Schaum entgegen, und süß war mir's leid, daß wir nun bald schon ruhig in Rorschach landeten und ich einsteigen mußte in den sichern Dampfwagen. Er führt uns in anmuthsvoll wechselnden Windungen zu den Höhen des Sees, hinauf zum 2000 Fuß hoch gelegenen St.-Gallen, das von da oben gar heiter, reich und vornehm herabschaut. Von da über Uzwil bis Winterthur ist's

Julie.

Glaube nicht, daß Du mich verwirren kannſt, wenn Du meine Gefühle, wie ſie mir des Herzens unmittelbare Regung eingiebt, für etwas Gewöhnliches erklärſt. Ich fühle mich verletzt, zurückgeſetzt, entehrt und nenne es bei den Namen, die mir die Verzweiflung über Deine himmelſchreiende That auf die Zunge legt!

Heinrich
(entſchieden).

Laß Dich bedeuten!

Julie (wild).

Nein, mir graut vor den Grundſätzen, mit denen Du Dir eine luſtige Welt auf eigne Hand bauen willſt! Die Wege der Sitte ſind durch Jahrtauſende gezeichnet; Du wirſt ihnen keine andere Bahn geben. Wer wie Du dem Laufe der göttlichen Ordnung zu widerſprechen wagt, muß zuletzt das Opfer ſeines Frevels werden!

Heinrich
(wendet ſich ſinnend ab).

Julie.

Du willſt den Geſtirnen ihre Bahnen zeichnen, der Sonne willſt Du neue Wege weiſen und kannſt nicht einmal die beſcheidne kleine Straße finden, die die Ehre und Sittlichkeit wandelt? Nimm ſie zurück, die Schwüre, mit denen Du mir Deine Liebe betheuerteſt, nimm ſie

noch eine köstliche, üppig lachende Berg- und Thalpartie; von hier bis Zürich aber kann man wieder ruhig in der Wagenecke sitzen; den See sieht man erst von seinem Hotel aus und Zürich selbst ist nur vom See aus schön, wenn auch interessant im Innern.

Die meisten Reisenden machen von Zürich aus die Tour über den Rigi ins berner Oberland; ich machte es umgekehrt und so ging's direkt nach Bern, um dann von hier aus — nach vierstündiger, ziemlich gewöhnlicher, wenigstens nicht besonders anregsamer Fahrt — ununterbrochen Schönes und Großes bis zur Rückkehr nach Zürich vor mir zu haben. Von allen großen Städten der Schweiz ist ihre Hauptstadt Bern diejenige, die noch am meisten specifisch schweizerisches Gepräge und individuellen Charakter hat, ohne bedeutend und schön zu sein. Erst von einigen Höhenpunkten der nahen Umgegend aus betrachtet, tritt es — man könnte sagen — liebenswürdig und heiter hervor und gewinnt dann auch an bedeutenderm Ansehen. Dem Naturfreund wird es hauptsächlich lieb sein wegen der herrlichen und mächtigen Fernblicke, die man von vielen Punkten der Stadt und ihrer nächsten Umgebung aus auf die schönsten und höchsten Schneeberge des Oberlandes, auf die Stockhornkette, die Freiburger Alpen und den Jura hat. Auf dem nahen Gurten (2708' Aus hoch) gewinnen diese Fernblicke außerordentlich und erlauben auch noch einen Theil der unterwaldener und luzerner Gebirge bis hin zum Pilatus, mächtig lockend in kühner Sehnsucht. Indessen möge man durchaus nicht versäumen, das berner Aar- und Gurtenthal recht emsig und aufmerksam zu durchstreifen und zu durchforschen; jeder neue Weg belohnt sich durch immer neue, immer anmuthsvolle und charakteristische Gruppen und Situationen, und wer in der Nähe einer reichen und gebildeten Stadt ländliche Ruhe, abgeschlossen durch mächtige Bergketten und gewürzt mit reinster, mildester Bergluft, haben will, der möge sich auf einige Zeit in dem reizenden Wabern niederlassen, wo er ruhen kann wie der Buchfink im Nest. Für mich selbst knüpfen sich an Wabern und das nahe Selheim nie verlöschende Erinnerungen liebevollster und ehrwürdigster Art. Für Naturforscher und naturforschendes Publikum muß Wabern ein dankbares Interesse haben, weil hier der Sitz des bekannten mikroskopischen Instituts von Engel & Comp. ist, das seit einer Reihe von Jahren viele Tausende der feinsten und interessantesten mikroskopischen Objecte der gebildeten Welt zugesendet und dadurch für das betreffende Studium eine ganz neue Aera geschaffen hat. Gegenüber Wabern, am andern Ufer der Aar, liegt die ganz ihrem Namen entsprechende Elfenau, wo vor kurzem die kaiserlich russische Großfürstin Anna, die Tante des Herzogs von Koburg-Gotha, starb.

In Bern selbst waren es ein paar Sitzungen des Nationalrathes, die mich sehr interessirten; zunächst das Aeußere. Die scharf markirten, meist strengen, ich möchte sagen praktischen Gesichter, dabei italienischen, französischen, deutschen und specifisch schweizerischen Charakter repräsentirend, wie denn auch in diesen vier Sprachen, obgleich vorwiegend französisch, gesprochen wurde. Keineswegs aber war die Gesinnung französisch; es handelte sich gerade um ein beabsichtigtes Mißtrauensvotum gegen Stämpfli's echt demokratisches und patriotisches Wirken in der Savoyer Frage, angeregt durch die Partei der conservativen Bourgeoisie und Industriellen, die gern „um jeden Preis Ruhe" haben wollte, wenn auch nicht aus Sympathie für Frankreich. Ihre Absicht wurde glänzend zurückgeschlagen und am Abend des glorreichen moralischen Sieges wollte man Stämpfli einen Fackelzug bringen, den derselbe aber entschieden ablehnte; ebenso eine große Ovation, die man einige Tage darauf in Thun ihm darbringen wollte. Stämpfli ist jetzt nicht allein der populärste, sondern man kann wohl sagen auch der geachtetste Mann der liberalen Schweiz; anders ist dies mit Kayp in Genf; man bewundert die Thätigkeit und Genialität seines Genies, während ihm das solide bürgerliche Vertrauen fehlt, wodurch man Stämpfli so auszeichnet.

Der Kunstsaal in Bern repräsentirt die Einseitigkeit und Dürftigkeit schweizerischer Kunst; trotz zweier Bilder von Calame ist das beste dieses Saales nur eine bedeutungsvolle Merkwürdigkeit seltener Art eine sehr wenig bekannte „Galerie schweizer Trachten"; mit diesem bescheidenen Namen wird eine Sammlung von 32 Leinwandtafeln von je ungefähr 10 Aus Länge und 7 Aus Breite bezeichnet, die ungefähr 140 naturgetreue Porträts aus dem Schweizervolk aller Cantone in lebensvollen Situationen und Gruppen darstellt, und zwar aus den Jahren 1789—97, in aller charakteristischen Mannichfaltigkeit bunter und merkwürdiger Costüme, die schon seit 40—50 Jahren gänzlich verschwunden sind. Ein reicher Patriot, Kunst- und Volksfreund, Herr Robert Meyer in Aarau, beauftragte zu jener Zeit den Maler

Joseph Reinhard in Luzern, durch die Schweiz zu reisen und aus dem Leben des Volks ihm diejenigen Menschen getreulichst abzumalen, die ihm am frappantesten und interessantesten erscheinen würden, und zwar in derjenigen Situation, worin er sie gerade antrafe. Maler Reinhard kam diesem Auftrag auf das genauste nach und wenn auch nicht mit feiner, künstlerischer Ausführung, wenn auch manchmal auf Kosten der Formenschönheit nur naturgetreu, so doch mit der bewundernswerthen Macht eines wahrhaftigen Genies, das an Kraft, Kühnheit und Wahrheit die besten niederländer Genremaler erreicht. So entstand jene einzig dastehende „Galerie schweizer Trachten", gleichsam ein encyclisches Stück recht schweizerischer Volks- und Culturgeschichte und die merkwürdigste Sammlung von Studienköpfen für alle Künstler und solche, die es werden wollen. Ich glaube, durch den Sohn des ersten Besitzers kam diese Galerie an den Kunstverein zu Bern. In tragikomischer Ironie des Schicksals wurde das eigenhändige Porträt des genialen Schöpfers dieser Werke hinter einem alten Schrank, in eine Art Rumpelkammer des Lokals, gerückt; auf mein dringendes Forschen und Bitten suchte man es hier auf und rückte es dann wieder ruhig hinter den Schrank, und zwar neben der bedeutendsten und charaktervollsten Tafel, die eine Gruppe fröhlicher Trinker und Esser darstellt. Doch gerade dieses Gegenstandes wegen wurde sie als anstößig beseitigt. Dies hängt innig zusammen mit dem sehr langen und dicken Zopf, den man noch überall und sehr häufig in dem freien, starken, tüchtigen Lande findet.

Kein humoristischer Fremder wird Bern verlassen, der nicht am Bärengraben war und bei der benachbarten Oekonomin Semmeln kaufte, um Berns geliebte „Mutzen" damit zu füttern und sich dafür die possirlichsten Sprünge, Tänze und Wendungen vortrampeln zu lassen. Es sind „Tendenzbären". Man möge aber über diese lebendigen nicht die todten Thiere im Museum des Herrn Major Ghallande versäumen; fast alle Arten Schweizerthiere sind hier vertreten, vom Murmelthier an bis zum Bären, von der Eule an bis zum mächtigsten Adler; vortrefflich ausgestopft und meist in naturgetreuen Gruppen und lebensvollen Situationen, deren Beschreibung würdig wäre der Meisterhand Tschudi's.

Will man sich nun noch auf besondere Weise anregen und vorbereiten zur bevorstehenden directen Anschauung aller Schweizerherrlichkeiten, so trete man noch ein in die vortrefflich ausgestattete Dalp'sche Buchhandlung und setze sich vor die hier aufgestellte, höchst sinnreich und einfach construirte Drehrolle mit Stereoskopen; durch leisen Druck des Fingers sie bewegend, kann man in kurzer Zeit alle merkwürdigsten und schönsten Punkte der Schweiz in den meisterhaftesten Stereoskopplatten von Braun aus Dornach (im Elsaß) an sich vorübergleiten lassen. Nun läßt sich aber auch der wanderlustige Fremde nicht mehr halten; nach dem hier Geschauten blickt er um so sehnsüchtevoller der Wirklichkeit entgegen; er wird aus dem guten Hotel „Zum Falken" befriedigten Abschied nehmen — nun noch einmal in den leidigen Dampfwagen, in einer Stunde nach Thun, rasch an den See, hinauf aufs Schiff, es fährt dahin — dahin durch die mächtig sich öffnenden Pforten des berner Oberlandes und derjenigen Schweiz überhaupt, die der Naturfreund sucht und der Modereisende suchen muß. Und wahrlich, die über 6 Fuß hohen Häupter des Stockhorn und Niesen zu rechte und linke sind gewaltige Pforten! Nun die kühngezackten Kalligrücke und die keil in den See einschneidende „Nase". Die Schneeberge der Blümlisalp werden sichtbar. Der hafenförmig gebogene Eiger, der breite, stumpfe Mönch treten glänzend hervor aus den hintersten und höchsten Wolken und nun auch der majestätischen Jungfrau weißhin leuchtende Silberhörner! Kaum mag man hinschauen auf den glänzend grünen See mit seinen riesigen Klippen, smaragdnen Matten und wohligen Dorfschatten; man übersieht fast den schönen Wasserfluß aus der Beatenhöhle; man möchte nur immer weiter und weiter, nur immer höher und höher schauen, hinauf zur Pracht jener Eisriesen, die immer schwindelnder emporzuragen scheinen, je näher man ihnen zu kommen glaube, bis heißt, je tiefer ihre obern Wände sich aufdecken. Nach einer Stunde Fahrt hält das Dampfschiff bei Neuhaus an; ein sonst still und einsam stehendes Wirths- und Schiffershaus, dessen ganze Umgebung jetzt aber merkwürdig belebt ist. Gewiß 60—70 Droschkenfahrer stehen winkend, lachend und rufend bereit, die Ankommenden nach Interlaken zu bringen oder vielmehr zu jagen, denn im schärfsten Trabe, oft in Galopp übergehend, laufen nun die Kutschen dahin; es geht durch das immer schöner werdende Bödeli (das Thal zwischen dem Thuner- und Brienzersee), man rollt durch das enge, schmutzigbraune Städtchen Unterseen, durch das sich ihm anschließende Dörfchen Aarmühlen, in dessen Mitte

sausend und brausend die wilde, weißlichgrüne Aar dahinschießt; jetzt wird der Weg breit, der Blick wieder frei; links dräuen die jähen Felsen des Harders hernieder, rechts schaut man hinein in das lauterbrunner Thal, über dessen Schluchten die Gletscher jener Berge zu schweben scheinen; eine Allee der riesigsten Nußbäume — mächtigen Eichen gleich — beginnt und zieht sich länge einer Reihe der schönsten und größten Hotels; diese bilden den weltberühmten Badeort Interlaken, den Sammelpunkt vieler Tausende, die von beiden Seen herkommen und gehen, das beste Standquartier für jene, die von hier aus manche Stunden- und Tagemärsche machen und sich dann wieder ausruhen wollen für andere und neue Touren, deren schon die nächste Umgebung in mannichfachster Art darbietet.

Wer in seinem Hotel mehr als eine bezahlende Nummer im Gastebuch sein will, wer wohlthuende, aufmerksame, bürgerliche Bewirthung mit einfachem Comfort zu billigem Preise dem geräuschvollen und kostbaren Luxusleben in einem der großen Hotels vorzieht, der gehe in das nach jeder Beziehung zu empfehlende neue Hotel du Lac, an dem Landungsplatze der Dampfschiffe des Brienzersee gelegen. Mit geschiedenen und guten Menschen habe ich dort ein paar Wochen sehr zufrieden und gleichsam en famille gelebt, was namentlich recht traulich war an Regentagen, besonders bei dem gänzlichen Mangel an nur irgendwie ausreichenden Leseziminern, gegenüber dem unendlich langweiligen und einsamen sogenannten „Cursaal" mit seinen herzlich schlechten „Concerten" und bei dem — trotz täglichen Stromes von Fremden — nur zweimaligen Erscheinen des sonst so interessanten „Fremdenanzeigers". Uebrigens hatten wir in der Schweiz wochenlang weit schöneres Wetter als in Deutschland und die meisten Regentage beschränkten sich auf Morgen- und Abendregen, während die Zwischenstunden köstlich und die Wege im Handumdrehen wieder trocken waren. Natürlich wurde jede Stunde heitern Wetters zum Wandern benutzt; da sind es denn zunächst die immer neue Reize aufschließenden und meist wohlzugängigen Wege links und rechts an dem Brienzer- und Thunersee hin, die man zu vier bis fünf Stunden bis nach Brieng und Thun ausdehnen, auch an vielen schönen Punkten mit einladenden Dörfern und Gasthöfen unterbrechen kann, je nach Wetter und ausreichender Kraft. Jeder der beiden Seen und jedes ihrer Ufer hat seine eigenthümlichen Schönheiten und auch diese erscheinen, je nach Beleuchtung, Nebel und Wolkenbildung, in immer wechselnden Tinten und Tonen. Ein anderer Weg von ungefähr 1½ Stunden, den man aber auch, je nach Belieben, in Gesteig und Gesteigweilen lohnend abbrechen kann, ist nach Zweilütschinen, dem Gabelungspunkt des lütschiner und lauterbrunner Thals. Man geht durch liebliche Gärten und Wiesen und hat links die steilen Höhen der Breitlauenen, rechts den pyramidenförmigen Abendberg, im Mittelgrund die geheimnißvoll winkenden Gonlissen des lauterbrunner Thals.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Aus der Natur.

VI.

Und Gott sprach: „Es werde Licht!" Und es ward Licht. Und Gott sahe, daß das Licht gut war. Da schied Gott das Licht von der Finsterniß und nannte das Licht Tag und die Finsterniß Nacht. Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag.

Damit beginnt die mosaische Schöpfungsgeschichte. In der That, das Licht ist das erste Zeugniß und gewissermaßen die erste Bedingung für das Bestehen der Welt.

Nicht allein, daß ohne das Vorhandensein des Lichts die Welt sich unserer Wahrnehmung zum größten Theil entziehen würde, das Licht hat auch einen unleugbaren Einfluß auf die Körperwelt, besonders auf den lebenden Organismus, welcher im allgemeinen des Lichts zu seiner Erhaltung bedarf.

Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß das Licht die Farben an der Oberfläche der Körper, häufig sogar diese selbst, verändert. Sehr viele Stoffe werden von ihm gebleicht, dunklere oder intensivere Farbstoffe werden in blassere umgewandelt, so wird der grüne Farbstoff der Blattpflanzen unter Beihülfe des Wassers vom Sonnenlicht vollständig zerstört. Es würde aber ein Irrthum sein, anzunehmen, daß die durch das Licht hervorgerufene Farbenveränderung lediglich in einem Bleichen bestehe. Weiße Flächen, wie Papier und Wäsche, vergilben im Lichte und ihre Substanz lockert sich allmählich auf, wie man an den Fenstergardinen beobachten kann, welche um so schneller mürbe werden, je mehr sie dem direkten Schein der Sonne ausgesetzt waren.

Fensterscheiben werden endlich blind. Die Farbe verschiedener Hölzer verhält sich sehr verschieden gegen das Licht. Während das Holz der Erle, des Nußbaums und Birnbaums bleicht, wird das Mahagoniholz dunkler und behält seine ursprüngliche Farbe nur im dunkeln Raume.

Betrachten wir nunmehr den grünen Farbstoff unter der Wachshaut der Blätter und Stengel, das Blattgrün, so überzeugen wir uns alsbald, daß es zu seiner Erzeugung der Einwirkung des Lichts bedarf. Denn Blätter und Stengel, welche im Finstern, etwa im dunkeln Keller, gewachsen sind, erweisen sich als farblos; dagegen gewinnen sie ein um so intensiveres Grün, je mehr sie dem Sonnenlicht ausgesetzt wurden. Darum geht die hellere Farbe der Blätter im Frühling mit dem Beginn des Sommers in eine dunklere über; darum hat das Laub der Zwergbirke in dem lichtärmern Norden gegen Ende des Sommers noch dasselbe Maigrün, welches es bei uns im Frühling besitzt.

Aber nicht nur das Grün, sondern alle Farben der Pflanze sind vom Licht abhängig. Es gibt viele Pflanzen, deren Blätter eine rothe Farbe besitzen, wiewol diese Farbe in unsern Gegenden selten von einigem Feuer ist. In den lichtreichen Tropen dagegen findet sich das prächtigste Purpur- und Karminroth, wie an Caladium bicolor und der Dracaena terminalis. Das schöne Rosenroth des im freien blühenden Oleanders wird im Zimmer so blaß, daß man es für weiß halten könnte. So bleibt auch der Keim der Spargelpflanze farblos, solange er sich in der Dunkelheit des Bodens befindet; aber seine Spitze färbt sich sogleich, wenn sie an das Licht des Tages tritt. Die Sonne unsers Sommers erweckt in den Gärten und Fluren die lieblichste Mannichfaltigkeit farbiger Blumen; aber das ist nur ein Schatten gegen die Farbenpracht tropischer Gewächse, der Cacteen, Liliaceen, Nymphaceen, der Blumenrohre, der Passifloren, Orchideen und einer großen Menge von Schmarotzerpflanzen, von deren Blüten die Bäume oft ganz bedeckt sind und die ihre unbeschreibliche Fülle prächtiger Farben nur dem reichlicher gespendeten Sonnenlicht verdanken.

Es ist nicht schwer, einzusehen, daß diese Farbenerzeugung auf chemischen Processen beruhe, welche, vom Lichte angeregt, im Organismus der Pflanze vorgehen. Wir kennen verschiedene auffallende Beispiele der chemischen Wirkung des Lichts. Es leitet Zersetzungen und Verbindungen ein. Füllt man z. B. eine Flasche im Schatten zur Hälfte mit Chlorgas, zur andern Hälfte mit Wasserstoffgas, so tritt plötzlich unter heftiger Explosion die Verbindung beider Elemente zur Salzsäure ein, sobald man die Flasche aus dem Schatten in den Sonnenschein schleudert. Chlorsilber dagegen und ähnliche farblose Verbindungen des Silbers schwärzen sich im Lichte, indem sich das Silber abscheidet. Auf diesem letztern Verhalten beruht das Daguerreotypiren und Photographiren, vermittelst dessen man den Lichtstrahl zum dienstwilligen, getreuen Zeichner gemacht hat und worauf wir in der Folge noch einmal zurückkommen werden.

Daß das Licht in den innern Organismus der Pflanzen eingreift, wird offenbar, wenn man beobachtet, welchen Einfluß dasselbe auf deren Gedeihen äußert, und noch augenfälliger, wie sehr alle Pflanzen das Licht ehren. Gemüse- und Blumengärten dürfen nicht zu reichlichen Schatten haben; nicht allein die Wärme, sondern auch das Licht der Sonne bewirkt das Reifen der Früchte, und darum hat die Natur gesorgt, daß die Obstbäume mit verhältnißmäßig lichten Zweigen versehen sind. Die meisten Blumen blühen nur im Sonnenschein auf, während der Fall, daß eine Blume nur während der Nacht blüht, zu den größten Seltenheiten gehört.

Da das Licht den Pflanzen im freien von oben her zuströmt, so streben sie aufwärts bei ihrem Wachsthum. Läßt man sie jedoch im Zimmer wachsen, so ziehen sie sich nach dem Fenster hin, von welchem sie das Licht empfangen. Die Keime einer im Kellerwinkel liegenden Kartoffel schleichen über den Boden hin der Lichtöffnung zu und bevor diese nicht erreicht ist, werden die Blattanlage nicht grün. Es tritt hierbei noch die interessante Erscheinung ein, daß in diesen ohne Licht gewachsenen, farblosen Stengeln ein heftiges Gift, das Solanin, sich bildet, während das grüne Kraut der Kartoffel nicht giftig ist. Betrachtet man eine im freien Felde stehende Eiche oder Buche, so gewahrt man, daß sie zu keiner bedeutenden Höhe gelangt, daß aber ihre Zweige sich weitumher ausbreiten. In bewaldeten Gründen dagegen streben die Bäume, das Licht suchend, aufwärts und während sie ihre Krone weniger in die Breite entwickeln, zeichnen sie sich durch Höhe und Schlankheit augenfällig aus.

Man hat den Blumen wie den Thieren den wechselnden Zustand des Wachens und Schlafens zugeschrieben. Sie öffnen sich des Morgens infolge des Lichtreizes und schließen sich des Abends; manche Pflanzen legen auch ihre Blätter zusammen. Viele Blumen bedürfen zu ihrem Erwachen eines stärkern Lichtreizes, sodaß sie nur während der Mittagsstunden offen sind. Lichtentziehung zur Zeit des Tags, wie dies bei Sonnenfinsternissen vorkommt, bewirkt sofort den Schlaf der Blumen. Man kann sogar die Lebensweise der Blumen in Bezug auf Wachen und Schlafen künstlich umkehren, wenn man sie am Tage im finstern Zimmer bewahrt und ihnen nachts helles Lampenlicht darbietet.

Daß sich der Einfluß des Lichts auch auf das Leben der meisten Thiere erstrecke, kann bald erkannt werden. Was zunächst ihre Farbe betrifft, so mögen wir an die wenig gefärbten Thiere des Nordens, an den Eisbär, den weißen Fuchs u. s. w. denken und damit die bunten, prächtigen Farben vieler Tropenbewohner vergleichen, wie sie sich besonders an den Kolibris, den tropischen Schmetterlingen und Insekten zeigen. Aber auch die Hautfarbe des Menschen ist

der Veränderung durch die Lichteinwirkung unterworfen. Die im Norden sehr weiße Hautfarbe der kaukasischen Rasse erscheint im Süden beträchtlich gebräunt, während doch den Kindern des braunsten Paares dieser Rasse die weiße Hautfarbe vollkommen erhalten werden kann, wenn man sie hinlänglich vor den bräunenden Sonnenstrahlen bewahrt. Den Unterschied der Hautfarbe der verschiedenen Rassen bedingt der unter der Haut in der sogenannten Malpighischen Schleimhaut abgelagerte Farbstoff. Aber derselbe nimmt, wie das Blattgrün seine volle Eigenthümlichkeit erst unter der Einwirkung des Lichts an, denn selbst das Negerkind ist weiß, wenn es zur Welt kommt.

Jeder weiß, wie Luft und Licht für das physische Gedeihen der Menschen und Thiere förderlich sind. Die Landbewohner erfreuen sich darum einer besseren Gesundheit als an düstere Zimmer gebundene Städter. Thiere, welche zum Mästen bestimmt sind, also einem abnormen Fettbildungsprocesse unterworfen werden sollen, werden darum nicht nur in enge, ihre Bewegung behindernde, sondern auch düstere Räume eingesperrt.

Möge es erlaubt sein, bei dieser Betrachtung des Lichtreizes noch im Vorbeigehen auf die Wirkungen hinzuweisen, welche das Licht auf unser Gemüth ausübt. Wer könnte sich gänzlich des unangenehmen, niederdrückenden Einflusses erwehren, den ein trüber Regentag auf die Seele äußert, und wer hingegen hätte nicht schon bei irgendeiner Verstimmung die belebende Kraft des heitern Sonnenscheins empfunden? Ja selbst das moralische Gefühl wird vom Lichte beeinflußt und die Sünde schleicht keineswegs allein darum im Dunkel der Nacht, weil sie sich vor Entdeckung sicherer glaubt.

Wir wollen aber das Licht selbst ins Auge fassen und sein Wesen durch Beobachtung der Erscheinungen zu ergründen suchen, welche es uns darbietet. Es wird uns freilich die Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Lichts nicht so unmittelbar entgegenkommen. Man ist sehr lange über das jedem sichtbare Licht im Unklaren geblieben und erst der allerneuesten Zeit war es vorbehalten, den Schleier einigermaßen zu lüften — einer der größten Triumphe, welchen die Physik gefeiert hat.

Zur Wohlfahrt des Volks.

Es kommt in der Gegenwart immer mehr zum Bewußtsein, welches die allein richtigen Mittel und Wege sind, dem Elend und der Verarmung der arbeitenden Klassen vorzubeugen, die mehr als je unsichern Verhältnisse des kleinen Bürgers und Handarbeiters zu verbessern. Man sieht immer mehr ein, daß, wenn nicht die Quellen des Elends verstopft, wenn nicht Wille und Thatkraft sich emporarbeiten, in den verarmenden Massen selbst geweckt werden, blos äußeres Einschreiten von außen und oben nichts hilft.

Dies ist auch der leitende Grundgedanke einer neubearbeiteten, gekrönten Preisschrift: „Die sociale Privathülfe" von K. A. Schnell (Berlin, Kühn, 1864). Diese Schrift bietet reiche Materialien zur Abwehr und Verbesserung der Noth des kleinen Handwerker- und Arbeiterstandes, gibt Mittheilungen über die Hülfsmittel zur Förderung der materiellen Wohlfahrt, wie Sparkassen, Vorschuß- und Creditvereine, Gewerbehallen, Sterbekassen, Alterversorgungsanstalten u. s. w., ferner Mittheilungen über die Hülfsmittel zur Förderung und Pflege der Gesundheit, wie gemeinnützige Baugesellschaften, Enthaltsamkeitsvereine, Krankenunterstützungskassen; endlich Mittheilungen über die Hülfsmittel zur Förderung und Pflege des geistigen und sittlichen Lebens: Kleinkinderbewahranstalten, Arbeitsschulen, Fortbildungsanstalten für Handwerker u. s. w.

Es ist, wie aus vorliegender, für jeden Menschenfreund interessanten Schrift zu ersehen, schon viel auf diesem Gebiete geschehen; aber viel bleibt auch noch zu thun übrig. Es können zur Förderung des materiellen, geistigen und moralischen Wohls noch so manche Associationen geschaffen, andere schon bestehende Arten von Associationen verbessert werden. Der Verfasser gibt z. B. eine beachtenswerthe Anregung zu Fortbildungsanstalten für Mädchen, für die bisher noch wenig gethan ist. Allenthalben, wo man sich für Fortbildung interessirt, hat man in Städten und auf dem Lande Sonntagsschulen ins Leben gerufen, deren Zweck ist, dem Knaben während seiner Lehrzeit und dem Gesellen während seines Gesellenstandes Gelegenheit zu bieten, die in der Volksschule erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten zu erhalten und zu erweitern, besonders neue, auf das praktische Geschäftsleben einwirkende Kenntnisse zu erwerben. Warum, fragt der Verfasser mit Recht, mag man wol zur Zeit noch keine ähnlichen Fortbildungsschulen für Mädchen eingerichtet haben? Hat das Mädchen das zwölfte bis vierzehnte Lebensjahr zurückgelegt, so verläßt es die Schule und mit dem Austritt aus derselben ist der Kreis des Unterrichts geschlossen. Das Wenige, was die Mädchen in der Schule gelernt, wird bald vergessen. Nach der Confirmation sucht das Mädchen entweder außer dem elterlichen Hause in einer Fabrik oder Werkstube Beschäftigung oder sie verbringt die Zeit mit häuslichen Arbeiten; an eine Fortbildung wird aber nicht gedacht. Wie nachtheilig der Aufenthalt in manchen Werkstätten und Fabriken für die Sittlichkeit ist, wie leicht nur bald da das Schamgefühl getödtet wird, besonders wenn die verschiedenen Geschlechter nebeneinander arbeiten, welche Verführungen den noch unverdorbenen Mädchen durch ihre bereits verdorbenen Kameradinnen und Gespielinnen vorkommen — auf alles dieses macht der Verfasser aufmerksam und verlangt mehr Theilnahme für das heranwachsende weibliche Geschlecht. Rücksichtnahme auf die Ausbildung der Mädchen für ihren künftigen Beruf als Gattinnen und Mütter. Er weist auf die frühere Zeit

tung des „Myrtenstrauß im Haar der Braut“ hin und empfiehlt in diesem Sinne Fortbildungsanstalten auch für Mädchen. Er betrachtet die Sonntagsschulen für Mädchen besonders auch als ein Gegengewicht gegen die verderbliche Sucht junger Mädchen, am Sonntage die Tanzböden zu besuchen und gegen die daraus entspringende Genußsucht. Endlich theilt er einen „Rechenschaftsbericht über die weibliche Fortbildungsschule für Töchter armer Aeltern zu D.“ mit.

Wir können dem Grundgedanken des Verfassers nur beistimmen, daß die innere Kräftigung der armen arbeitenden Klassen auf sittlichem und wirthschaftlichem Grunde beruhen müsse, nicht aber durch Mittel herbeigeführt werden könne, welche, wie das Almosengeben, sittliche und wirthschaftliche Nachtheile nach sich ziehen, indem sie den Menschen gewöhnen, von der Aushülfe durch eigene Kraft abzusehen und jeder Selbstverantwortlichkeit sich zu entschlagen. „Ueberall, wo das Almosen im großen Maßstabe organisirt ist, sehen wir mit dem Steigen des Wohlstandes das Sinken der Intelligenz und Moralität in der Arbeiterwelt gleichen Schritt halten, woraus sich dann wieder die Verringerung der gewerblichen Tüchtigkeit der Leute, des Lohnwerthes ihrer Leistungen ergibt.“ Der blose Mildthätigkeit führe allerorten zur Passivität, zur Trägheit und Rauheit, die das Grab alles Segens und Gedeihens ist. Der Arbeiterstand ist nach dem Verfasser zur Selbstfürsorge durch die angegebenen materiellen, physischen und geistigen Hülfsmittel, durch Affectionen der bezeichneten Art, anzuregen. Auf diese Weise allein werde die sociale Richtung unserer Zeit in das richtige Gleis und zu einem guten Ziele gelangen.

Die einzige, des gesunden und arbeitsfähigen Menschen würdige Aushülfe ist auch in der That nur diese, daß man ihm Anleitung gibt, durch eigene Fürsorge und Thätigkeit sich emporzuarbeiten. Wer dieses im rechten Sinne thut, wirkt für das materielle, geistige und sittliche Wohl der arbeitenden Klassen folgenreicher als alle Almosengeber zusammengenommen: er ist der wahre Menschenfreund, denn er weckt Selbstachtung und Selbstvertrauen im Menschen. Riehl sagt in seiner Schrift über „Die bürgerliche Gesellschaft“: „Die rechte Unterstützung von außen hilft dem Arbeiter nichts, solange er sich in sich selber hülflos fühlt, und gerade das Bewußtsein dieser Hülflosigkeit erzeugt den proletarischen Geist.“

Neue Gedichte.

VII.

Recht innig haben uns die Gedichte von Gustav Scherenberg: „Aus tiefem Herzen“ (Berlin, Schindler, 1860), angesprochen. In ihnen ist Leben, Wahrheit, ein ächtes und wiederum kräftiges Gefühl. Am schwächsten erscheinen im Vergleich des vielen Schönen die politischen Gedichte, wo der Ausdruck noch zuweilen an Härten leidet und hinter dem Gewollten zurückbleibt; am bedeutendsten sind die schwermüthigen. Wir setzen ein Gedicht zur Vergleichung mit dem unten folgenden von G. Hübler her. Beide Dichter lassen sich durch die Erinnerung an die Heimat zu verwandten und doch verschiedenen Stimmungen anregen.

Wie viel auch in dem Wechseldrange
Des Lebens täglich untergeht,
Von einem theuern Heimatklange
Der Nachhall nimmer mir verweht.
Das ist der alten Linden Rauschen
Vor meinem stillen Vaterhause;
Wenn ich des Abends saß, zu lauschen
Ins Dämmerweben der Nacht hinaus.
Das ist der alten Linden Flüstern
In tiefem, traurigem Akkord,
Als man zum Grabe dich, dem düstern,
O Mutter, trug vom Hause fort!
Wie mich des Schicksals wilde Welle
Weit jenem Tag verschlagen hat!
Selbst zu des Vaterhauses Schwelle,
Wie lange ging ich nicht den Pfad!
Doch ob auch täglich wechselnd tauschen
Des Lebens Klänge, immer zieht
Der alten Linden heimlich Rauschen
Nachhallend noch durch mein Gemüth.

Die Heimat.

Von G. Hübler.

Aus Grün der Auen freundlich glänzt der Bach
Zu mir empor, darein das Bächlein mündet,
Und ihrer Wellen Gastlichkeit verkündet
Entlang den niedren Ufern Dach an Dach.
Da drüben vor mir hebt sich allgemach
Der Hügel, drauf die Kirche ward gegründet!
Und um sie her, mit ihrem Ernst verbündet,
Mahnt mancher Hügel: „Betet und seid wach!“
Wo immer in der Ferne ging mein Fuß —
Dein dacht' ich treu im Glück! Und in der Qual
Der Erdennächte warst du mildes Licht.
Doch immer wieder sag' ich — Abschiedsgruß!
Ich hab' dich innig lieb, mein Heimathal,
Doch mich noch halten wollen — darfst du nicht.

Da von vielen unserer geehrten Abonnenten der Wunsch geäußert worden ist, daß die neuen Jahrgänge unserer Zeitschrift statt mit dem 1. October mit dem 1. Januar begonnen möchten, so lassen wir diesmal mit dieser Nr. 52 noch nicht das Titelblatt und Inhaltsverzeichniß des laufenden Bandes erscheinen, sondern fügen dieselben bis zum Schluß des Decembers weiter.

Die nächsterscheinende Nummer ist demnach Nr. 53. Sie enthält: Nach dem Carneval. Novelle von Franz von Kummersdorf. — Schweizerbriefe. II. Von Arnold Ruländach. — Die nördlichste Stadt der Welt. Von Alexander Jugler. — Aus der Natur. VII. — Illustration und Volksvertretung. Vom Herausgeber. — Gedanken von Daniel Stern.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 53. Wöchentlich ein Bogen
Preis vierteljährlich 20 Ngr

Inhalt: Nach dem Carneval. Erzählung von Franz von Kemmerodorf. I. II. — Schweizerbriefe. Von Arnold Ruge. II. — Die nördlichste Stadt der Welt. Von Alexander Jugler. — Aus der Natur. VII. — Illustrationen und Völkerverdummung. — Gedanken von Daniel Stern.

Nach dem Carneval.

Erzählung von Franz von Kemmerodorf.

I.

Paolo Fornaseri war ein Sohn der Arianiterge. In der niedern Hütte des Landbewohners hatte seine Wiege gestanden. Der begabte, muntere Knabe zog der Aufmerksamkeit eines geistlichen Oheims auf sich, dieser ließ den Neffen studiren. Oft hatte der Schützer seiner Jugend Paolo vorgestellt und die Erfahrung des Lebens ihm bestätigt, daß er sich selber weiter fortstreben müsse. So nahm er denn dankbar den Vortheil einer wissenschaftlichen Bildung an und arbeitete sich empor. Leidenschaftlich, besaß der Jüngling lebhafte Auffassungsgabe für das Schöne. Infolge seines Fleißes hatte er ziemlich früh eine Privatanstellung in Castel-Spilimbergo erhalten.

Er war herübergekommen, um in Venedig an der Carnevalslust theilzunehmen. Er wollte einmal recht aus dem trockenen Geschäftsleben und den engen Schranken der Kleinstädterei entfliehen und sich sorglos in den Strom des Genusses stürzen.

Bisher war Paolo Fornaseri dieser Vorsatz nicht gelungen und siehe da — schon schmolz sich von seinem einsamen Platz im Café bei Florian hinweg in den stillen, heimischen Kreis in Castel-Spilimbergo, wo er als Mann von

Geltung und Bedeutung war und nicht so gänzlich Atom wie hier.

„Hast du gefunden, was du gesucht?“ klang plötzlich eine frische, kräftige, weibliche Stimme in das Summen des träumerischen Adjuncten.

Fornaseri hob den Kopf und sah, daß an dem kleinen Marmortisch, den er nur zu lange ungetheilt besessen, zwei elegante weibliche Masken ihm gegenüber Platz genommen.

Er besann sich, daß ja die regste Carnevalsfreiheit Venedigs noch im Gange war —

„Ich frage, ob du den Stein der Weisen gefunden, die Quadratur des Cirkels [illegible], ein neues philosophisches System erdacht oder einen bisher noch unbekannten Weg zur Seligkeit entdeckt hast? Vielleicht ist dir auch blos dein Verstand, dein Herz oder dein Sacktuch abhanden gekommen, weil du so tiefsinnig dastehst —“ Das alles sagte die größere der Masken —

Fornaseri sammelte sich und sprach:

„Schöne Dame, ich besitze die drei genannten Gegenstände unversehrt, fand auch, was ich suchte — eine liebenswürdige, geistreiche Maske — —“

„Keine Complimente! Die höre ich zu viel mit unverhülltem Gesicht! Wie gefällt dir carta Veneziana in der Narrenkappe?“

„Vor fünf Minuten noch gefiel's mir schlecht, Maske!“

„Keine Schuld! Wer zu genießen versteht, vermag gleich der Biene Honig zu ziehen aus jeder Blume! Nur faßen die Menschen gewöhnlich jedes Ding zu subjectiv auf. Es dreht sich alles um das eigene Ich! Dieses möchten sie so gern als Centrum hinstellen. Da fühlen sie sich denn natürlich ganz gewaltig entsetzlich und unbefriedigt. Sie nennen sich unverstanden, während sie blos unverständig sind!"

„Schöne Maske, du liebst zu philosophiren!" sagte der junge Mann immer angezogener und schon die Aufmerksamkeit des Gewühls um sich her erregend —

„Auch ein Carnevalsgenuß, vernünftig sprechen zu dürfen —" antwortete die Maske, die die Herrin schien.

„Schöne Maske, dem Kreise, in welchem du lebst, fehlt es wol niemals an sprudelnden Geistesfunken?"

„Du wirst unerträglich mit deinen ewigen Artigkeiten. Ich will weiter gehen und suchen, bis ich einen vernünftigern Menschen finde —" Die Maske, welche bisher fast allein gesprochen, erhob sich. Die andere, schweigsame, ihre Duenna oder Dienerin, folgte.

Nun sprang aber der junge Adjunct der Verwaltung von Sanct Spilimbergo auf.

„Straf' mich nicht so grausam!" rief Fernaferi. „Ich will gegen jeden behaupten, du seist alt, dumm — häßlich — nur bleibe!"

„Hier, in dem heißen, übervollen Saal auf seinen Fall — aber du kannst mich hinausbegleiten —"

Verändert erschien jetzt Fernaferi das Maskengewühl, seit er die Frau am Arm führte. Wie war das plötzlich so zauberhaft gegen damals, wie er allein und theilnahmlos in diesem Lärm umhergewandelt! Jetzt schwamm er mitten in der festlichen Aerbeit. Eine geistvolle, vornehme Dame plauderte vertraulich mit ihm über hundert Dinge, der er sonst niemals ohne die Schranken der socialen Umgangsformen sich hätte nähern können. Frauen, welche sowol die Fähigkeit als den Muth besitzen, selbständig zu denken, wachsen nicht so in Ueberfülle und am allerwenigsten sind sie in kleinen Provinzstädtchen wie Spilimbergo zu finden. Für Paolo Fernaferi war es die erste in diesem Genre, welche er kennen lernte. Dem jungen Mann wurde siedendwarm ums Herz. Obwol er das Gesicht der Dame nicht sah, war er schon verliebt.

In lebhaftem Gespräch waren sie unbemerkt bis auf die Piazetta gelangt. In die Vertiefung der Porta della Carta drückte sich ein zärtliches Paar. Küssen hörte man, während Paolo Fernaferi mit seiner Dame vorüberging.

„Diese sind glücklich!" sagte er mit einem leisen Seufzer.

„Ich möchte behaupten, sie seien unglücklich!" lautete die Antwort. „Liebeleien sind die thörichten Versuche eines unbefriedigten Herzens, seine Sehnsucht zu stillen. Freilich nimmt das weibliche Geschlecht die Sache materieller und begnügt sich mit dem bloßen Genuß des Augenblicks —"

„O wie kalt! Ich glaube, du kannst nur platonisch lieben!" sagte Paolo.

„Weit entfernt davon! Ich hasse alle krankhaften Schwärmereien! Diese wie jede andere! Ein geordneter Charakter, der unter der Herrschaft der Vernunft steht, bietet keine rauhen Auswüchse; er gleicht einer ebenen Fläche. Ein solcher mag die zu ihm passende Hälfte finden und in der innigsten Vereinigung mit derselben die höchste Glückseligkeit genießen!"

„Darf ich fragen, ob du deine Hälfte schon gefunden hast?" rückte der junge Mann offen heraus.

„Nein!" lautete die Antwort —

„O, ich ebenso wenig!" betheuerte der immer muthigere Adjunct. „Vor fünf Jahren lernte ich freilich ein hübsches und wohlhabendes Bürgersmädchen kennen. Angela's zwanzigtausend Gulden Heirathsgut erschienen mir ein Reichthum. Der Vater hätte sie lieber an einen Polizeidiener als an einen armen jungen Beamten verheirathet. Mühsam mußte ich kämpfen, bis ich das Ziel meiner Wünsche erreichte. Da war mir mit einem male alle Freude über den Besitz entrissen. Seit ich mit Angela näher stehe, quält mich der Gedanke, daß sie mir geistig nicht ebenbürtig ist — Sieh', du unbekannter Engel, ich sage dir alles — beichte mir auch du! Du bist verheirathet!"

Der Domino lachte über diese naiven Geständnisse.

„Laß die Thorheit fahren!" sagte sie. „Das bürgerliche Glück, wie es dir in der Ehe mit deiner Angela bevorsteht, ist wol nicht das höchste, welches ein Mensch erreichen kann, aber doch das sicherste. Wenn deine Angela einfach und natürlich ist, so danke Gott! So gewiß wahre Bildung das Herz veredelt und den Geist erleuchtet, ebenso nachtheilig sind die Folgen der Verbildung!"

„Nein, schöne Maske! Du magst vernünftig sprechen, allein du überzeugst mich nicht! Angela kann mich nie verstehen! Aber nun sei auch du aufrichtig! Wer bist du?"

„Ist die geistige Untreue nicht schlimmer wie die leibliche?“ rief die Maske aus. „Wer im Herzen gebrochen, der zögere nicht, es auch vor der Welt zu thun! Er handelt in diesem Fall nur consequent.“

„Maske, deine Meinung kommt meinem innern Kampf zu Hülfe!“ wollte Paolo hoffnungsfreudig ausrufen. „Sieh', was Angela fehlt, wie sie ist, das wurde mir erst klar, seit ich dich kenne! Nur die Kette von Eisen, die ich zerbreche, bitte ich um deine Rosenfessel!“

Paolo hielt die kleine Hand der Dame an seiner Seite fest und drückte sie an seine Brust —

„Eine Liebeserklärung scheint mir gegen unsere Verabredung!“ lautete die Antwort. „Jedenfalls ist es für heute genug!“

Die weibliche Maske eilte dem Male zu und stieg rasch die Treppe hinab in eine dort harrende Gondel.

Paolo hielt sie aber zurück. Dies kurze Begegnen konnte unmöglich zugleich Anfang und Ende einer so beglückenden Bekanntschaft sein.

„Gib mir ein Zeichen, woran ich dich wiederfinde! Nicht für immer laß uns scheiden!“ bat er flehentlich.

Der Domino warf dem jungen Mann ein Veilchensträußchen zu.

„Nun denn auf morgen! In der Arena!“

Die beiden Masken verschwanden unter dem Dach der Gondel.

Aernatesi blieb wie festgebannt auf dem Platze. Er schaute noch lange dem kleinen dunklen Fahrzeuge nach, wie es über die stillen Wasser dahinglitt.

Der Mond war aus den verhüllenden Nebeln glänzend hervorgetreten. Sein Licht webte am Horizont Silberstreifen in die Luft. Wundervoll verschleiert lagen die Paläste des Canale grande. Zur rechten glänzte und leuchtete die Weltkugel auf der Dogana in den Nachthimmel hinein. Mehr östlich tauchte in blaulichen Umrissen San-Giorgio maggiore aus den Lagunen. Gleich einem goldenen Hufeisen schmiegte sich die hellerleuchtete Riva der Schiavoni um die dunkeln Kanäle. Wie aus unergründlichen Fernen schimmerten im Westen und Osten Lichter von den Mastbäumen der Schiffe herüber — —

Der Regierungsrath von Gabel-Spitzbergen befand sich auf einem der malerischen Punkte der Erde.

Aber er war ein Sohn unserer Zeit! Die bloße gemüthliche Seite einer Sache vermochte er niemals allein aufzufassen. Glück und Besitz, danach schmachtete seine Seele. Wer ist diese Göttin? riefen alle seine Leidenschaften. Es umwob ihn ein glänzendes Bild von Ehre, Rang und Reichthum.

Befangen in seine wachen Träumereien, schritt Paolo Aernatesi, unbekümmert um abergläubische Vorurtheile, durch die beiden Säulen mit dem Marcuslöwen und San-Theodor, dem ersten Schutzheiligen der Republik, hindurch. Als es zu spät war, erinnerte er sich erst, daß hier in Venedig vormals die Hinrichtungen stattfanden. Unbetroffen scheint die Stelle noch immer der Einbildungskraft des Volks. Man vermeidet, durch diese Säulen zu gehen. Diesen gefürchteten Weg soll Marino Faliori, bei seiner Landung durch dichten Nebel irre geführt, genommen und dann sein Haupt verloren haben — —

Pah! Ein junger, heißblütiger Mann, in dem angenehmen Rausch der Leidenschaft, sieht keine Spukgestalten! Paolo Aernatesi langte in gehobener Stimmung in seinem Hotel an und träumte die ganze Nacht von den bunten Gestalten des Carnevals, von vornehmen Damen, von glänzender Zukunft und — dem Wiedersehen auf morgen.

II.

Lichter noch als am Vorabend der Fastnacht drängte sich die Menge am Dienstag auf dem Marcusplatz.

Theilnehmer und Zuschauer bildeten einen wirren Knäuel, in dem sich nichts Charakteristisches mehr unterscheiden ließ. Nur zuweilen öffneten sich die Reihen, um einen heulenden, grotesken Zug durchmarschiren. Sie trugen den Carneval „zu Grabe“.

Nach 11 Uhr verloren sich die Menschen. Auch Aernatesi eilte in der Richtung von San-Zaccaria. Die durch die enge Arsenalia sich wälzende Menschenschlange gab bereits ein Vorbild von dem Kampfe, der am Thor des Theaters der Arena harrte. Paolo drängte sich muthig hindurch. Ueber die Treppe wurde er bald getragen, bald getragen; sie rissen ihn auch fast ohne sein Zuthun in den Saal hinein.

Gothisch hat er Poesie gefaßt in der Form. Rings um ihn das lebenswarme, buntfarbige Bild. Der dreiproportionirte, geschmackvolle Theatersaal Europas ist von tausendfachen Gasflammen taghell erleuchtet. In den Logen sind reichgekleidete Damen und elegante Herren. Edelsteine und Blumen sind in reicher Fülle vorhanden.

Im Parquet wogt es auf und ab; man sucht und findet, blickt herunter, blickt hinauf, Zeichen des Einverständnisses werden gewechselt, die Intrigue beginnt. Später läßt sich ein schreckenerregendes Phänomen beobachten, das Haus ist zum Ersticken voll, niemand verläßt es, aber stets wälzen sich neue Scharen herein. Vierzigtausend Personen sind die Zensur, fünfzigtausend Billets sind ausgegeben. Dieses Problem der Undurchdringlichkeit löst ein Negerschiff und ein italienisches Theater.

Ein breitschultriger Mann gelangt so über Erwarten schnell in den Saal, daß er nahezu hineinfällt. Indessen gewinnt er wieder die Herrschaft über seine Füße und arbeitet sich mit hochrothem Gesicht bis zu dem Platze, auf welchem Paolo steht. Wie der Schiffbrüchige auf einer wüsten Insel, wenn er plötzlich einen Leidensgefährten entdeckt, so begrüßt Doctor Luciani seinen Landsmann.

„Heda! Sagen Sie mir, Fornaseri, haben mir die Menschen nicht den einen Rockschoß abgerissen?"

„Nein!" erwiderte Fornaseri beruhigend. „Das Material Ihres Tuches hat selbst Kannibalenzähnen widerstanden!"

Doctor Luciani wischt sich nach dieser trostlichen Versicherung die Stirn, rückt die Brille zurecht und macht die Bemerkung, daß es doch recht hübsch hier sei. Nur schade, keine Bekannten zu finden unter den vielen Leuten. „Haben Sie niemand von Spilimbergo gesehen?" fragt er.

„Lassen Sie doch jetzt Spilimbergo!" entgegnete der Adjunct fast ärgerlich — —

„Nun — nun — nun —"

Doctor Luciani schaut tapfer durch seine Brille nach allen Ecken und Enden. Plötzlich packt er Fornaseri's Arm und ruft entzückt: „Sehen Sie dort oben im vierten Rang' Da sitzt sie unsere Prätera! Sehen Sie nicht mit hinauf? In der Loge können wir uns auskramen und Athem holen."

Lieber Himmel, die Bürgermeisterin von Spilimbergo! „Nein!" antwortete der Adjunct; ‚das Glück, die Prätera zu sehen, kann ich zu Hause bequemer haben' Dann brauche ich dann nicht erst vier Treppen zu steigen."

„Aber so bleiben Sie wenigstens auf derselben Stelle, damit ich Sie wiederfinde!" sagte der Doctor und bahnte sich einen Weg nach dem Ausgang.

Paolo's Blicke werden immer wieder von den glänzenden Logen des Perpiano angezogen. Seine Augen haften auf den schönen Frauen mit den aus Spitzenduft hervorleuchtenden Schultern, kostbare Halsgeschmeide um den Nacken, die kühnen, stolzen Stirnen von Diamantdiademen überragt; würdig scheinen sie Kronen zu tragen und Recht kommen sind es in der That von Kronenträgern. In der Nacht der schwarzen Haare glänzen Sterne von Edelstein. Die Augen blicken weich, senden ihre Blitze überall hin und concentriren sich dann wieder auf den kolossalen Camelliensträußern, die jede Loge in einen Blumenladen verwandeln. Venedigs stolzes Patriciat ist hier mit seinen ältesten Namen vertreten. Der Reichthum schied nicht so gänzlich aus dessen Reihen, wie man es im Ausland wähnt, aber Ein Juwel ist ihnen in voller Reinheit geblieben — Frauenschöne.

Paolo's Seele ist übergegangen in jene Logen. Befindet sich denn nicht dort seine Unbekannte? Wer diesen Frauen nahen dürfte! Sie vertraulich grüßen! Die Blumen aus ihren Händen nehmen! Mit ihnen tändeln — Worte der Liebe in ihr Ohr flüstern! Eine ungestüme, wilde Sehnsucht ergreift Fornaseri. Zornig blickt er auf die Männer, die jenes beneidete Recht genießen. Mit diesen markigen Gestalten möchte sich der junge Friauler, und war er ehrmal ein Bauernsohn, wohl messen. Diese Männer liegen mit ausgestreckten dünnen Beinen neben der Schönen der Schönen! Sie gähnen, wandern gleichgültig in die verschiedenen Logen und klappen zuletzt mehr ein Funken in den ausgebrannten Kratern — — .

Vielleicht hat bereits ein sammtweiches Auge den jungen Mann im Parquet entdeckt. Vielleicht fesseln die intelligenten Gesichtszüge des jungen Juristen, die kräftige, gedrungene und dennoch biegsame Gestalt die Aufmerksamkeit Einer dieser Frauen. Paolo Fornaseri hat weder Palazzo noch Titel; die mächtige Vetter- und Basensippschaft trägt und stützt ihn nicht. Dafür besitzt er äußere Anmuth, Verstand und Bildung. Freilich würde er alles bald verlieren, wenn er das beneidete Leben eines vornehmen Müßiggängers von Venedig zu führen vermöchte. Noch besinnungsloser ginge der friauler Bauer unter wie jene, die im Gasthaus großgezogen und darum darin zu leben befähigt sind.

Bittere Gedanken bieten ihm Gesellschaft. Es ergriff ihn mitten im Getümmel des Maskenballs einer der Momente von Müdigkeit, die denjenigen eigen sind, die sich selbst durchs Leben kämpfen müssen. Starke Naturen raffen sich aus diesem Kampfe mit erneuter Kraft empor, schwache

zurück, damit ich nicht zu ſehen brauche, wie Du, von Schaam vernichtet, vor mir daſtehſt.

Heinrich

(wie aus einem Traume aufwachend, um ſie zu beſchwichtigen).

Marie!

Julie

(in höchſter Aufregung).

Gerechter Gott! (Schmerzlich) Marie! Marie! — — So ſchwebt der Gedanke an ſie beſtändig vor ſeiner Seele, daß er ſelbſt in dieſer fürchterlichen Stunde ſich vergeſſen und mich mit ihrem Namen rufen kann. (Bedeckt weinend mit den Händen ihr Geſicht.)

Heinrich

(aufgebracht).

Julie, reize mich nicht! Reize mich nicht, Julie. Es ſoll ſo ſein. Ich will Ruhe haben.

Julie

(anſcheinend gefaßt).

Du ſollſt ſie haben — Du ſollſt Ruhe haben — Ruhe — Ruhe — Du ſollſt ſie haben — (Geht heftig an den Tiſch und klingelt.)

Heinrich

(entſchloſſen auf ſie zu).

Was willſt Du unternehmen? Was haſt Du vor?

verzweifelt an den eigenen Anstrengungen und griffen nach irgendeinem unsichern Halt.

Doctor Luciani hatte die Befriedigung, seinen Landsmann auf der nämlichen Stelle wiederzufinden. Er klopfte letzterm auf die Schulter und sagte: „Die Prätora läßt Sie grüßen und einladen, eine Tasse Sorbette in ihrer Loge zu nehmen, was Ihnen bei der Hitze gewiß wohlthun wird."

„Ah! Verwünscht sei Ihre Prätora!" knirschte der junge Mann unmutig mit den Zähnen. „Kann ich denn diese verdammten, ironischen Figuren, zwischen denen der Kerl meines Lebens gebannt scheint, selbst auf dem Carneval von Venedig nicht loswerden?"

Meine geistreiche Unbekannte von gestern hat mich betrogen! Auch diese Wunde der Eitelkeit vermehrte Paolo's Mißstimmung —

„Wollen wir einen Gang durch den Saal machen, Fornaseri? Ich fürchte sonst, Sie schlagen Wurzel hier auf dem Platze!" bemerkte der Doctor, der neben dem schweigsamen Gefährten sich gerade zu langweilen anfing.

„Ich habe die ganze Geschichte herzlich satt und will nach Hause gehen!" versetzte der Gemmte.

„Nach Hause? Wer geht nach Hause? Darauf wird nichts!"

Himmel, wer sprach diese Worte! Eine weibliche Maske, die eben in die Nähe beider kam. Eleganter weißer Seidenanzug und Spitzen bildeten ihren Anzug. Auf dem Kopf trug sie einen künstlichen, vollen Bau, ähnlich einer Grenadiermütze. Dann, gleich einer Garbe — ein Veilchenstrauß —

Paolo's Laune war plötzlich wie durch einen Zauberstab gewandelt.

„Wahrhaftig, schöne Maske, nur dein langes Ausbleiben konnte mich zu diesem Entschluß der Verzweiflung bringen! Du nimmst doch meinen Arm?"

„Warte einen Augenblick!" hieß es leise. . . „Erst muß sich jemand finden, der meine Begleiterin sucht. . ."

„O, dafür ich gelange! Hier steht unser Doctor aus Spilimbergo! Ein sehr galanter Mann! Er dient den Damen mit Freuden!"

Hierauf empfing Paolo einen hübsch geformten runden Arm mit kleiner Hand auf dem seinigen — — Paolo war kühn. Er suchte die zierlichen Finger leise zu berühren —

„Was thust du?" rügte die Maske im Ton der Mißbilligung —

„Ich suche blos nach dem Ehering!" bemerkte er keck —

„Den wirst du nicht finden! Ich bin unverheirathet! Aber vielleicht eine Nonne, vielleicht ein Mädchen, vielleicht eine Witwe oder auch nur einfach eine Frau, die den Ehering zu Hause gelassen hat. Jedenfalls bin ich ehelich, ich wechsle keine Gefälligkeit nicht fehlen und erkläre dir daher, daß du keine Belehrung irgendeiner Art von mir zu hoffen hast! Unsere Bekanntschaft ist ein Kind des Carnevals und — stirbt mit diesem!"

„Unmöglich!" entgegnete Fornaseri dem grausamen Wort —

„Ich sage, was ich sagte —"

„Du bist grausam! Nein, du vermagst mir die Hoffnung nicht gänzlich zu rauben! Ich werde dich suchen und finden —"

„Si! Beiunendezit! Anstand!"

Mit diesen Worten zeigte die Dame in weiter Ferne auf eine Loge des — ersten Ranges

„Hier treten wir ein!" sagte sie.

Der Doctor und ihre Dienna waren im Gewühl verschwunden —

Paolo Fornaseri trat in die glänzende Loge.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Schweizerbriefe.

Von Arnold Schlonbach.

II.

Eine Tour zur Beatenhöhle wird am besten begonnen mit einem Spaziergang längs dem kleinen Aegen, entlang der Aar, hinunter den Thunersee bis Interlaken, ungefähr zwei Stündchen.

In liebenswürdiger Gesellschaft eines jungen Ehepaars aus Hamburg, eines Livländers und eines Schweden, machte ich diesen Weg. Wir nahmen in Interlaken einen Nachen und fuhren unendlich heiter über den still lachenden See hin. Nach zwei Viertelstunden Fahrzeit schaukelten wir schon im Sprühschaum des Wasserfalls aus der Beatenhöhle, der zwar in trockenem Sommer kein Wasser hat, diesmal aber unausgesetzt ziemlich starke Wasser aus ihrem weiten Rachen, einer Kellerhalle ähnlich, scheint verschickt. Eine halbe Stunde rüstigen Steigens und man hat die Höhle erreicht; einige Schritte kühnen Kletterns über herumspringende, hoch hoch sich flach verlaufendes Wasser — und man befindet sich in der Höhle und scheuert uns mit einer dort bereit stehenden Kadel aber das Wasser hinweg immer tiefer und tiefer. Das ist nun

wirklich eine eigenthümliche Situation; man hört das Waſſer immer dohler und dumpfer rauſchen, je mehr ſein Element ſich verengt; man ſieht es immer feuchtender aufblitzen und mit den nebligten und dampfenden Felswänden um die Wette ſchimmern, je mehr das Tageslicht verſchwindet und das Fackellicht ſein Recht behauptet; dreht man ſich um, ſo iſt's mit einem male eine wundersame Wandelung: der glänzend weiß dahinſchäumende Bach ſcheint mit einem Sprunge ſich in den Thunerſee zu ſtürzen; der See ſelbſt breitet ſich in ſeinem grünen Glanze vor dem gleichſam perſpectiviſch verkürzten Auge in voller Höhe aus und die amphitheatraliſch ſich aufbauenden Gelände, Matten und Felswände gewinnen einen Anblick, den man weit von keinem andern Standpunkt aus ihnen abgewinnen wurde. Nach ſolch genußreicher Anſchauung konnte der auf dem See plötzlich uns überfallende Zehn und Regen unſere heitere Laune nicht verderben; je näher als freilich Lauterbrunnen wir in Neuhaus, gingen wir zu Fuß über Unterſeen auf Interlaken zurück.

Nach kleinen Verdauungen mögen der Wanderer die Bergtouren beginnen, zunächſt am Harder, zum Hochbühl, weiter hinauf zur untern, dann die zur obern Blatte; hier, ungefähr 7000 Fuß hoch, erſchließt ſich ſchon ein großartiges Panorama: Thuner- und Brienzerſee mit ihren Thälern und Bergen, die Schwalmern- und Blumlisalpen, Eiger, Mönch und Jungfrau treten immer freier vor den immer höherer und weiter werdenden Blick. Den eigentlichen Hochpunkt des Harder zu erſteigen, iſt weil kaum zu rathen; beſchwerlich und gefährlich bietet er doch bei weitem nicht das, was nun die nächſte und eigentlich die eine mächtige Bergpartie von ungefähr 3½ – 4 Stunden, die Umgehung der hohen ſchroffen (ſchrofigen, d. h. ſchrundenden) Platte, darbietet, namentlich und es hier die ſämmtlichen Hochgebirge des Oberlandes und die die in ihrer Nähe hervorragenden Faulhorn-, Lauterbrunner- und Grindelwaldthale, die in all ihrer Majeſtät, Wildheit und Lieblichkeit imponiren, ergreifen und entzücken. Manche Wanderer neigen nach der Seite des Lauterbrunner Thales zurück, dieſer Weg aber iſt viel mühſamer und gefährlicher; am denen iſt es, den Weg hinweg über den breitlaufenden Rasen, durch den Wald auf langen Umwegen zurückzumachen. Den Abendberg zu beſteigen, ſoll nicht lohnend ſein und die Grindelwaldalp auf der Mitte des Berges zu beſuchen, heißt nur in peinlicher Weiſe an die Laſtthiere erinnern, in denen ihr Staffenbühl mit dem ganzen Schweizerlande lebt. Der Bewinger des großen Bleiſi und der ſchroffen Platte möge ſich nun vor Beginn ſeiner weitern Wanderung wieder ausruhen, und zwar auf dem herrlichen Ruhepunkte Interlaken, auf den Promenaden des Kleinen Augen und dem Altan des dazugehörenden vortrefflichen Hotels „Jungfrauenblick".

Aus der Wildniß des pyramidenförmigen Kleinen Augen, früher nur bekannt durch Bepflanzung mit allen ſchweizer Holzarten, hat Herr Konrad von Rappard, der Beſitzer des „Jungfrauenblicks", mit wahrhaft ſchöpferiſchem Geiſte, mit künſtleriſcher Intelligenz und mit zartem Blick für Naturſchönheit Anlagen feſtlichſter Art geſchaffen. Vom Aus des Augen an, in mannichfachen Windungen bis hinauf zur Höhe denſelben umkreiſend, ziehen ſich breite, kaum merklich anſteigende Waldwege mit gaſtlich einladenden Bänken an den ausgewählteſten und mit kühner Hand freigelegten Punkten. Indem nun der Wanderer je gemächlich, ſicher und beſchattet den Augen umwandelt und erſteigt, erſchaut er nach und nach die beiden Seen mit ihren Thälern, Flüſſen und Bergen nach allen Richtungen und Theilen, in den wundervollſten, reizvollſten Verſchiedungen, Senkungen und Hebungen. Von den breiten Hauptwegen ab führen nun noch eine Menge kleiner Wege in die eigentlichen Tiefen der mannichfach ſchattirten Waldungen, zu den überraſchendſten, ſtillſten lauſchigſten Plätzchen, die man ſich nur denken, wie man — je nach Stimmung — ſie ſich nur wünſchen mag. Dieſe Anlagen ſollten vorausgehen dem Bauen eines großartigen Bad- und Gaſthauſes, mit Trinkhalle für Molken und künſtlich angebrachtem Mineralwaſſer; ſchon hatte ſich eine Geſellſchaft gebildet, die zu dieſem großen Unternehmen Actien zur [illegible] Franken ſammeln wollte, als die Savoyerkriege dazwiſchentraten und den Kapitaliſten die Hand auf das Geld legte. Indeſſen wird das Unternehmen jedenfalls wiederaufgenommen und dann energiſch durchgeführt werden. Die zahlreichen Fremden, die jetzt der thätige und umſichtige Pächter des Hotels „Jungfrauenblick" wegen Mangel an Raum zurückweiſen muß, ſind der beſte Beweis für die Nothwendigkeit eines viel größern Hotels an dieſem ſchönſten Punkte des Bödlithals. Von dem breiten Altan des Hotels aus ſieht man die Jungfrau am freieſten vor ſich, gleichzeitig die beiden Seen bis tief zu den Ausbuchtungen ihrer gewaltigen Rahmen. Auf dieſem Altan zu guter Cigarre

einen Reflex ſchürfend, je nach Bedürfnis mit angenehmen Menſchen plaudernd oder ganz ſtill und allein in die ebenſo anmutsvolle als großartige, die Schweiz und Italien gleichſam verbindende Natur ſich verſenkend, das gehört jedenfalls zu den edelſten und nachhaltigſten Genüſſen, die uns geboten werden können. Das Mannichfache der Beleuchtung nicht allein zu verſchiedenen Tagen und Tageszeiten, ſondern oft in dem Zeitraum einer Stunde — namentlich einer Abendſtunde — die Verſchiedenheit der Beleuchtung in ein und demſelben Augenblick auf den Seen und Bergen, den Spitzen und Abhängen derſelben, den Matten und Schluchten, das alles iſt kaum zu beſchreiben und wenn beſchrieben, kaum zu verſtehen; man muß es eben anſchauen und genießen.

Aber auch dunkle Stunden, Wolken und Nebel haben hier ihre merkwürdigen und großartigſpecifiſchen Reize, wenn man nur den rechten Blick dafür hat und die Natur in all ihren Wendungen und Wandelungen belauſchen will. Von jenem Tage an ſchaute ich zu, wie die angeborenen Gewitter, die am 18. Juli weithin durch die Schweiz Verderben und Unglück warfen, mit all ihren Gewalten und Schrecken grau und ſchwarz herein über die Berge brachen, wie gigantiſch graue Geiſter über den See ſchwebten, ſich anfaßen und abſtießen, in unheimlicher Stille an den Felſen lagerten, dann auf einmal zuſammenwehten mit rollendem, krachendem und knatterndem Donner, nun wieder ſich zuſammenballten, auftürmten und mit grollender Haſt zurück über die Berge ſtürmten wie gigantiſche Heereszüge; wie nun plötzlich die Berge in metallgrünem Glanze unheimlich flimmerten, während in den Thälern nichts als Nebel und Nebel zu erblicken war, das bleibt mir der großartigſte, ungeheuerſte Eindruck, den ich in meinem vielbewegten Leben und auf zwei Meeren mit Sturm, Gewitter und Wetterleuchten empfangen habe.

Gerade auf dieſem Centralpunkt von Naturſchönheiten und Beſuchenden fehlt es aber auch nicht an leicht zu knüpfenden, angenehmen und anregſamen perſönlichen Beziehungen; frühere Reiſegefährten finden ſich fröhlich wieder und tauſchen ihre Erlebniſſe und Erfahrungen aus; bald bildet ſich ein enger Zirkel zu vertrautem Geſpräch, bildet ſich eine kleine Karavane zu neuen Wanderungen. Dazu erſcheinen Alpenſängerinnen und jodeln ziemlich geſchäftsmäßig ihre Stücklein ab; es kommen Knabenſchulen aus den Gebirgen und ſingen ihr wallet, ehren Komplete hinunter ins ſchöne Thal; es kommen Cadettenſchulen mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen, ſicher und gewandt den Stutzen fahrend und ſo feſt und kraftig dreinſchauend, daß es einem wahrlich nicht bange zu ſein braucht um die Zukunft der Schweiz. Ich habe auf dem Jungfrauenblick und Augſten ein paar Wochen lang jeden Tag einige Stunden zugebracht und betrachte dies als die gründlichſte Badekur für Leib und Seele. Allen gewonnenen Freunden und den freundlichen Wirthsleuten dort ſende ich durch dieſe Zeilen noch einen Abſchiedsgruß.

Mit der glänzendſten und ſauberſten Erinnerung an Interlaken, d. h. mit einem Beſuch auf dem Gießbach und an deſſen bengaliſch beleuchteten Waſſerfällen, ſchließ ich den erſten Hauptheil meiner Schweizerreiſe ab. Man fährt in einer Stunde mit dem Dampfboot über den lieblich und mächtig eingefaßten Brienzerſee bis zum Gießbach. Vom Schiff aus ſieht man nur einen langen, ſpitzigen und gefurchten Fall; ſeine lieblichſten und ſchönſten Reize erſchließt er erſt auf dem Berge, dem er den Namen gibt. Dieſer Berg nun iſt in ſeiner jetzigen Geſtalt eine Schöpfung des Erbauers von Rappard, die ihn künſtlich an ſich brachten und nach vollendeter Herſtellung der Anlagen und des großen, eleganten Hotels an die Aktiengeſellſchaft der Vereinigten Thun-Brienzer-Dampfſchiffahrt verkauften. Ihr es auf dem Augſten Herr Konrad von Rappard, der ſich dort verewigt hat, ſo trägt um dieſe ebenſo praktiſchen als poetiſchen, der Natur immer nur kunſtvoll nachgehenden und helfenden, die deren eigentlichen Charakter erhaltenden Anlagen Herr Hermann von Rappard (früher preußiſcher Offizier) den Preis davon. Vor ihm waren die eigenthümlichſten Reize des Gießbachs ſelbſt theils ſehr verdeckt, theils nur wenigen zugänglich; war der Hebepunkt dieſes Berges, die Kanzel, mit ihrem weiten, intereſſanten und ergötzlichen Ausblick ganz unbekannt; waren die wilden, waldumgrünten und melancholiſchen Waldwege und Matten der Enge eine Wüſtnis; konnte man ſie hier ſo romantiſch wilde und krautgrün üppig nur bis zur nächſten Hunger- oder Schlafſtunde genießen — jetzt ſtrömen jeden Sommer Tauſende und Tauſende hin, auf Tage und Wochen; ein Wald- und Berggparadies in der Natur abgewonnen und Plan und Genießen des Hotels, unter vortrefflicher Leitung des intelligenten Inſpectors, Herrn Schmedli, befriedigen die verwöhnteſten Anforderungen. Im Vergleich mit den Reichenbach-Fällen und dieſe weiſlich mächti-

ger als der Giessbach, doch übertrifft sie derselbe durchaus an charakteristischer Schönheit und Mannichfaltigkeit, namentlich an entzückendem Reiz der Einfassung. Aus einer engen, [illegible] Kluft hoben Felsenriffen hervorkämpfend, stürzt er [illegible] Fuß hoch herab in sieben Fällen, aus einem Felsenkessel in den andern; herab zwischen glänzend grünen Matten, saftig glitzernden Gebüschen und Baumgruppen und tief ausgewetzten, mit sammtenem Moos überzogenen Felsblöcken. Wenn die Sonne darüber liegt, sieht man den sprühenden Wasserstaub in allen Farben des Regenbogens umherflimmern. In allen Fällen führen gute Wege; längs den drei stärksten sichere Brücken und hinter dem von einem Windhauch gekräuselten Schleier des untersten Falls führt eine Felsgrotte. Hier webt und wallt nun der riesige Wasserschleier, wie von Millionen Perlen und Diamanten durchschwebt, vor dem entzückten Auge rauschend in die Tiefe hinab und durch seine von den Sonnenstrahlen entzündeten, zitternden Regenbogenfarben erblickt man den Donnerer in funkelndem, wallendem Glanze.

Und neu all dieser Schönheiten unvertilgbarer Natur kann die Kunst dem Giessbach noch höhere Schönheiten abgewinnen, d. h. nur dann, wenn sie schlafen im tiefen Dunkel des Abends. Da hört man nur der Fälle Rauschen, dumpfes Rollen und Stürzen, sieht höchstens einige silberne Streifen aufblitzen im Scheine rasch verbeifahrender Lichter. Nun sieht man durch den Grund es hinkend wandeln und hüpfen wie von Irrlichtern, vom untersten Falle an langsam steigend und auf Augenblicke zitternd das Grün erhellen, bis hinauf zur höchsten Brücke, wo des ersten Falles dampfendem Felsenrachen. Da sind Männer und Buben mit Fackeln und Pfannen und — doch halt' nur noch einige Minuten leise murmelnden Zeugens und Harrens der Nichtgeträumten, nun in gänzliches Dunkel eingehüllten Zuschauer; dann wird auf jener obersten Brücke eine Rakete geschwungen; das ist das Zeichen zum ersten Kanonenschuß; er donnert hin durch die Schluchten und durch das Toben der Fälle; alles harrt zu thun hin in athemloser Stille; nun noch ein Schuß — da auf einmal ist's, als zucke ein breiter, breiter Blitz aus dem dampfenden Felsenrachen über die Oberwände hinab in deren tosendes Bett und nun, als spie jener Rachen rauschend, rauschender, brausender Gluth aus; als spalteten sich alle die umgebenden und brausenden Felsen und Felsblöcke und aus ihnen hervor quelle es in smaragdnen und topasenen riesigen Adern, immer breiter und breiter, immer tiefer und tiefer, und es ist, als wollten die geisterhaft grünen Matten empor zu dem webenden, im Duft von Milliarden leuchtender Käferfunken wunderbar glitzernden Gezweige. Das ist das Hocherstaunen des herrlich männlichen Jünglings Giessbach, bewaffnet in strahlendem Zauberglanze zum Brautgemach des Sees. Da stürzt er hin — und auf einmal wieder tiefes Dunkel und Schweigen; dann befreit sich die von Staunen und Entzücken gefesselte Brust durch Laut und Wort; es kommen Lichter und Laternen; die Gruppen leben sich auf und das Märchen aus „Tausendundeine Nacht", die bengalische Beleuchtung der Giessbachfälle, ist vorüber, doch für immer in der Erinnerung; nicht als ein Mühldorfer'sches Kunststück, sondern als ein genialer Gedanke in technisch vollendeter Ausführung, um der Natur auch bei Nacht unvergeßliche Schönheiten abzugewinnen.

Unvergeßlich wird mir noch eine Nebelstunde sein, zugebracht auf der Plattform, die, senkrecht emporragend, den See beherrscht; eine Stunde, wie sie selten wiederkehren mag. Von ferner aus den Schluchten und Thälern wallten die Nebel heran und von den Bergen herab die Wolken; lange, lange weite Gewande, womit alles, alles umkleidet wurde, daß jede Spur der Formen verschwand. Man konnte nur noch die mancherlei Wasserstürze von und aus den unsichtbar gewordenen Felsen der diesseitigen Gebirge blitzgrau schimmern sehen und es war nun, als wenn sie direct aus den Wolken hervorbrächen und lautlos niederrännen in ein graues, ödes, bodenloses Grab; denn See, der See erschien, als wenn er sich entfalte mit den Nebeln und sich vermenge mit den Wolken zu einem ungeheuern, unbeschreiblichen Nichts. Nach und nach aber trennten sich die Verbundenen wieder; nun erschien der See zuerst bergartig; er wallte vor, dann immer weiter zurück; endlich thate er sich ab zu einem riesigen Amphitheater von Wogen, Nebeln und Wolken, aus denen die Wasserstürze wieder hervorbrachen. Und nun auf einmal wieder alles glatt und klar; wir fuhren zurück — da dampfte der See in leuchtendem Schimmer und ein rother Glanz zitterte um der Alpen schneeige Häupter. Am andern Tage ging's mit verdoppelter Sehnsucht ihnen entgegen.

Ein Freund aus Koburg holte mich in Interlaken ab; die Fernsicht wurden aufgesucht, in dem guten Glauben, sie über alle Berge hin-

tragen, und so ging's denn mit tüchtigen Wanderschuhen und Stockeisen fröhlich hinauf ins Lauterbrunner Thal, durch Ortschaften und Wiesen in die enge Kirchnerschlucht, mächtig überragt von der Mettenalp. Der Zweikirchinen vorbei dem Thal der Schwarzen in das Thal der Weißen Kirchine, die rasend und schäumend entgegenstürmt. An dem 1200 Fuß hoch senkrecht aufsteigenden runden Thurwieten Hunnenfluch beginnt erst das eigentliche Lauterbrunner Thal und „Lauter Brunnen", d. h. über 20 Quellen, Sprize, Bleyer und Stäuber rinnen und rasen, wallen, regnen und stäuben zu beiden Seiten herab in die Tiefe, oft bis dicht zu den Füßen des Wanderers; die Jungfrau zeigt immer breiter, höher und glänzender auf; der flimmernden Nebelwirbel des Staubbachs werden klar und mann schaubar; man ist in Lauterbrunnen, d. h. vor dem großen Gasthof „Steinbock", dem Centralpunkt aller Reisenden zum Staubbach, zur Wengernalp, zum Mürren und nach Interlaken. Hier gibt es nun ein Feilschen um Wagen und Pferde, Sachen und Kosten, Kommen und Gehen; unzählige Pferde, Esel, Treiber, Führer, Pack- und Sänftenträger, Verkäufer aller möglichen Pflanzen, Mineralien und Holzarbeiten drängen sich vor, neben und zwischen die Reisenden aus allen Ländern und es gehört entweder schon Erfahrung oder großer, sicherer Geschmuth dazu, um durch all dieses Gewirr ruhig und — feilenfrei dahinschreiten zu können. Uns gelang dies hauptsächlich durch rasche Annahme eines Führers, denn nach dreistündigem Tragen unserer Effekten hatten wir den eingangs angedeuteten Unterschied zwischen Praxis und Romantik vollkommen erkannt. Unser Führer war der — Freiherr Johannes von Almen, einer der vielen Vieles alten, großen Geschlechts, die schon seit langer Zeit als Gletscherführer, Pferdeführer, Säumer- und Packträger das Terrain beherrschen. Wir mietheten unsern Freiherrn gleich auf fünf Tage, nachdem wir sein vortreffliches Zeugnißbuch eingesehen hatten, und kannten ihn später beim Abschied seine guten Zeugnisse bedeutend vermehren.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Die nördlichste Stadt der Welt.

Von Alexander Jagler.

Auf der Reise nach Lappland und Hammerfest, der nördlichsten Stadt der Welt, lernt man viele überraschende Merkwürdigkeiten kennen.

Als erste die höchst eigenthümliche, in der ganzen Welt nicht wieder zu findende Küstenschifffahrt Norwegens, die sich nahe an 300 deutsche Meilen weit erstreckt, von denen vier Zwölftel durch die Scheeren, jenes wunderliche Chaos von Felseninseln, Riffen, riesigen Felsgebirgen, Sundenthiefs, Untiefen und verschiedenen Klippen im Angesicht der Festlandsküste zurückgelegt werden müssen. Die zweite Ueberraschung bietet der Anblick der Felsennatur Nordlands und Finnmarkens, beleuchtet von dem fahlen Schein der Mitternachtssonne des nördlichen Polarkreises, deren Sonnenscheibe glühend über dem Horizont als große Feuerkugel schwebt und die verborgensten Wunder, um eine verwehrende, nur noch in einem stärkern Lichte wunderbarer erscheinen läßt. Und doch fehlt dieser verschleierten Natur auch das Größte der Schöpfung nicht — der Mensch; denn hier im hohen Norden Europas, an der Küste des Eismeers, treffen die Spitzen germanischer Cultur mit den Ausläufern mongolischer Barbarei zusammen; hier ist der Tummelplatz der ruhigen Normannen und der kleinen, schmutzigen Lappen mit ihren wandernden Rennthierheerden.

Die innere Route von Bergen über Trondheim nach Hammerfest beträgt über 300 norwegische Seemeilen oder 360 geographische Meilen, von denen 15 auf einen Grad gehen, und wird von dem Dampfschiffe, einschließlich vieler Landungspunkte an der Küste, in 11 Tagen (Fahrgeld 21 Speciesthaler) zurückgelegt. Auf der ganzen Fahrt nach Hammerfest schmiegt sich das Schiff mit wenig Ausnahmen durch das gürtelartige Felseninselmeer der Scheeren dicht dahin und selten oder fast nie ist ein ernstliches Unglück seit vielen Jahren zu beklagen gewesen, obgleich Nordlands und Finnmarkens Küste wegen der vielen Klippen und Scheeren als eine der gefährlichsten auf der Erdfläche bekannt, die Legenden der Sage des grausigen Schreckens vor allen sind. Diese Felsennatur, durch alle ihre Verhältnisse von der übrigen Welt abgeschlossen, besitzt den eigenthümlichen Zauber einer wilden, furchtbaren Schöpfung und eine Fülle der wunderbarsten Pracht und Herrlichkeit, wie sie mein Auge nie zuvor gesehen. In der Nähe der Polarlinie machen sich Berge und Meer den Raum streitig — überall eine Welt finstern Schreckens und grausiger Schweigens, überall eine Unermeßlichkeit von schwarzen Klippen, überall hohe, nackte, felsige Inseln mit unerklimmbaren Gletschern,

überall ein undurchdringliches Meer von eben Eismassen und Klippen, von Hügeln und Klippen, über die Oberfläche der schneebedeckten Gletscher.

Je weiter man gegen den Polarkreis vordringt, je mehr die Vegetation nach Norden verkümmert, um so kahler die Gegend, um so fahler die Natur und um so einsamer und unbelebter die Umgebungen. Trotz dieser Erfahrung machten wir nicht ungerechtfertigt zur weiteren Reise von Hammerfest nach Alten-Fjord und von hier nach dem acht Meilen nördlich gelegenen Hammerfest. Wir hatten kaum den genannten Alten-Fjord verlassen und waren in den Eismeerkanal eingetreten, als wir nur wenige Birkengruppen in den Spalten der kahlen Felsen und auch die letzten folgenden Vegetation (Moosbildung) umgebenden Felsen erblickten. Nachdem unser Schiff im Vorgebirge zwischen Seiland und dem Kvalöen lange herumgesegelt worden war und Wind und Wetter, Strudel und Ebbe uns nicht wenig ängstigen hatten, fuhren wir in den Hammerfest und sahen die Insel Kvalöe rasch und traulich aus dem Meere emporsteigen. Der Hafen liegt in weiter Bucht nach Norden vorgestreckt, vom Schneeberg und hohen gegen Seiland hervorspringenden Vorgebirge eine enge Landenge, die wegen ihrer starken, wasserschöpflichen Ebbe die Schiffahrt etwas schwierig macht. Unser Schiff „Prinz Karl" konnte daher wieder einmal, bis endlich der Anker auf der tiefen See Hammerfest, der nördlichen Stadt der Welt

Wir befanden uns nun in einer sehr hohen nördlichen Breite (Hammerfest 70° 40' nördlicher als Archangel und Island — in gleicher Breite mit der Behringsstraße, Victoria-Strom und nördlicher als die Behringsstraße im atlantischen Ozean der nördlichen Durchfahrt. Wenn man bedenkt, mit welchen großen Schwierigkeiten die Polarreisenden von Martin Frobisher, im Jahre 1576, an bis auf unsere Zeit, im Jahre 1860, zu kämpfen hatten, um eine nordöstliche und nordwestliche Durchfahrt durch Barrowstraat, Davisstraat, Barrow-Street, Melvillesund u. s. w. gewinnen und die Gegend nördlicher Breite zu finden, und wenn man bedenkt erwägt, wie so hohen arktischen Regionen der nördlichen Hemisphäre die Natur im ewigen Eis starrt und man überall nur Schnee und Eis findet, so fühlt man sich allerdings auf das wärmste berührt, auf der entlegenen Meerfahrt, gerade bis 71 Grade, nicht nur auf der Karte den Namen einer Stadt Hammerfest, sondern sie selbst in der Wirklichkeit zu finden. Wer nicht hier gewesen, mag freilich kaum glauben, daß in solchen abgeschiedenen und unwirthlichen Regionen Menschen noch ein Leben führen, Herzen noch warm schlagen und ein Verkehr nach Nah und Weite des übrigen Handels kann.

Und doch ist es so. Auf der Insel Kvalöe (Wallfischinsel) liegt ein Ort, der schon im Jahre 1787 zur Stadt erhoben wurde und gegenwärtig von munteren, lebenslustigen, gastfreien Menschen bewohnt wird, die einen regen Verkehr mit den Bewohnern an den Ufern des Weißen Meeres und der Nordsee treiben. Als Leopold von Buch diesen Ort im Jahre 1807 besuchte, bei dessen Anblick der berühmte Naturforscher ausrief: „Wären nicht die Äcker im Meere, wer würde sich einen solchen Ort zum Aufenthalt wählen?" hatte dieser nur 80 Einwohner. Im Jahre 1825 zählte Hammerfest 291, im Jahre 1845 927 und im Jahre 1855 1125 Einwohner. Die Lage der Stadt Hammerfest an einer Bucht, die einen geräumigen und guten Hafen bildet, sowie in der Nähe des Meeres und der bedeutenden Fischerei in Wintermonaten hat wirkliche Vortheile, die der kleinen Stadt hoffentlich einen Bestand sichern und in ihrer weiteren Entwickelung und Hebung beitragen.

Kaum vom Schiffe an das Land gerudert, trat ich in ein Magazin, um einige Einkäufe an Victualien u. s. w. zu machen. Der Kaufmann war ein Deutscher, Sohn des Herrn Stadt aus Salzig am Alten-Fjord. Dieser und sein Bruder sowie Herr Berger, der Nachfolger des in Mandalene ermordeten Landphysikus, waren so freundlich, mir bei meinen Einkäufen behülflich zu sein und mich mit den Sehenswürdigkeiten Hammerfests, die allerdings nicht groß sind, bekannt zu machen.

Die Stadt, am Südende der kreisrunden Bucht gleichen Namens auf einem in die Bucht vorspringenden Kap erbaut, lehnt sich an einen kahlen Felsenberg an und zeigt in der That — mit Ausnahme des Blicks nach der See — eine abstoßende, häßliche Umgebung. Die am Rande einer großen, durch drei Inseln beinahe vollkommen von der See abgesperrten Wasserfläche gebauten Häuser hängen zum großen Theil an einem steilen Berge, einige derselben stehen auch auf Pfeilern. Die Stadt selbst hat eine breite Hauptstraße, in die mehrere kleine Gäßchen einmünden. Auf der Anhöhe außerhalb der Stadt liegt die ansehnliche Kirche von Holz mit dem

daranstoßenden Gottesacker, auf dem man mehrere Gräber mit Blumen, aus Ruben und Kartoffeln geschnitten, geschmückt erblickt. Der ganze Ort ist mit dem Geruch von geröstetem Steckrich, Thran und kochenden Waldschnaken sowie von ranzigem Talgöl völlig geschwängert. Das Steckrich-Gratinement sowie das hauptsächlich von Kartoffeln bereitete Lazareth mögen zu diesen Wohlgerüchen nicht wenig beitragen.

Die Häuser sind von Holz erbaut, etwas anschnlich und freundlich von außen und wohnlich von innen, mit Tellerbrettern oder Bord gemalt und mit Vorhängen, Steinen oder Rasen gedeckt. Von den Bewohnern dieser Häuser mit Rauchlöchern kann man wirklich sagen, daß sie unter den Rasen gekommen, ehe sie gestorben waren. Die meisten Häuser sind mit kleinen Gärtchen versehen, in denen Kartoffeln, Kohl und viele andere Gartenblumen sowie Ruben, Rettich, Salat und andere Gemüse, an Bäumen aber nur Stachelbeer- oder Schwarzbeer- und die weiße Pappel, Prunus padus, gezogen werden. Der Amerikaner B. Taylor besuchte einen Kaufmann und bemerkte mit Verwunderung eine ziemliche Reihe von etwa acht Fuß hohe in einem umfriedeten Garten. „Ich", sagte der Kaufmann in einem sehr befriedigten Tone, „ich habe viele Bäume hier! da ist ein ganzer Wald weiter im Thale hinauf." Diesen Wald kannte ich nach seinem Suchen. Die Bäume waren etwa sechs Fuß hoch und einige dreißig mochten so dick sein wie mein Handgelenk. Da die Waldbäume hier nur einige Zoll hoch werden und keine Regelmäßigkeit zeigen, so war an den Zäunen der Häuser häufig diese Methode angebracht, um den Wuchs zu befördern, auf diese Art einen Baum zu haben. Mehrere Gasthäuser bieten den Fremden ein Unterkommen, wie das z. B. in dem Gasthause des Kaufmanns Hendricks, Wall, Newmann und Thorkelsdal wirklich Noth war, wo ich reinliche Zimmer, Betten, Frühstück und verschiedene Erfrischungen fand. Im übrigen ist die Gastfreundschaft der Hammerleute bekannt und jeder anständige Fremde kann hier überall auf eine freundliche Aufnahme rechnen. Auch leben hier mehrere angesehene deutsche Kaufleute und hier Beamten versteht die deutsche Sprache.

Der Hafen ist klein, aber gut, die Bucht selbst, wenn auch nicht genug in das Land hinein, nicht hinreichend genug vor den West- und Nordwestwinden geschützt, welche hier ebenso wie die Südostwinde heftig wehen. Auf der andern Seite der Bucht Anglenas, wohin man auch zu Lande gelangen kann, wohnt der Consul Robertsen in freundlicher Behausung — unweit des eigenthümlichen Denkmals, welches mit Lemail correspondirt. Die in den Jahren von 1816—1820 ausgeführte russisch-kaiserliche Gradmessung von Hammerfest bis zur Donaumündung, eine der großartigsten und wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten Russlands, hat unter andern das nicht bekannte, aber willkommene Resultat ergeben, daß nicht nur alle durch die verbundenen Meere: das Weiße, die Ostsee und das Schwarze Meer, sondern auch das Kaspische Meer in einem und demselben Niveau stehen. Es bestätigt somit die auf die Beobachtungen am centralamerikanischen Isthmus und an der Landenge von Suez gegründete Folgerung Bonapartes, daß sämmtliche Meere in demselben Niveau stehen.

In der Bucht zwischen Anglenas und der eigentlichen Stadt liegt ein kleines bekanntes Brunnthal und nur das unweit der Stadt befindliche Wasser (Storvandet, d. h. das Große Wasser) und einige Stücke vom Ufersand bedeckt und bewachsen. Als Nahrungsmittel kann freilich eine so geringe Bepflanzung des Bodens weiter keinen noch beachtet werden. Die Stadt, die keine Landereien besitzt, hat 5 Pferde, 40 Stück großes Vieh, 14 Schafe, 18 Ziegen und 28 Schweine.

Auf wessen Leben kann die Bewohner dieser Stadt, deren Name weit und breit bekannt, so vielleicht der bekannteste von allen norwegischen Städten ist? Leben sie Fabrik- und Industriewesen, Schiffahrt, Handel und Fischerei?

Die Zahl der in Hammerfest lebenden Handwerker betrug im Jahre 1845 [illegible] mit 41 Gesellen und Lehrlingen, im Jahre 1855 nur 29 Handwerker. Bergwerksbeschäftigung gibt es hier nicht, doch wurden in den letzten fünf Jahren die Arbeiten für die Schwefelkiese Kautokeino am Alten-Fjord, am Thal von hiesigen Bewohnern betrieben. Im Schmiedehandwerk soll es tüchtige Arbeiter geben. Uhrmacher und Goldschmiede fehlen der Stadt. In Bezug auf das Fabrik- und Industriewesen muß hier bemerkt werden, daß in Hammerfest eine Kornmühle, eine Branntweinbrennerei, eine Seilerbahn und eine Planenschneiderwerkstätte bestehen. Der Handel der Stadt (die Zahl der Händler betrug im Jahre 1845: 24 mit 14 Commis) mit den Landbewohnern besteht hauptsächlich im Umtausch von Thran und Fisch gegen nothwendige Waaren. Vom Frühjahrsmarkt an Alten wird nach Hammerfest Heu, Vieh, Butter

und Wolle gebracht und auch Bekleidung Mark versorgt die Stadt mit Fleisch, Butter und Wildpret, das meist aus Schweden über Karasjok und Kautokeino dahin gebracht wird. Mit Brennholz wird die Stadt von Alten und von den Vogteien Senjen und Tromsö versorgt. Bei dem bedeutenden Mehlhandel, der Hammerfest unter gewöhnlichen Umständen treibt, wird auch ein nicht geringes Quantum Mehl an eine Menge Fischer (Nordländer), die jedes Jahr auf ihrer Hin- und Herfahrt bei der Stadt vorbeikommen, abgesetzt, auf welche Weise das russische Mehl aus Archangel u. s. w. auch in die südlichern Distrikte gelangt. Der nördliche Theil Norwegens, getreidearm wie er ist, verproviantirt sich meist aus Rußland vom Weißen Meere her; auf dies ist auch das einzige materielle Interesse Norwegens, das bei einem Bruch mit Rußland in Frage kommt. Sowie Rußland durch die Kornkammer Finnland nach Petersburg Brot schafft, indem es Schweden derselben beraubte und Stockholm dergestalt von Rußland abhängig machte, wie es vordem Petersburg von Schweden war, so erhalten auch die ungeschlachten dreimastigen russischen Weißen Meer-Fischerboote, mit ihren Mehlladungen an Bord, die Einwohner der Nordspitze von Europa in gewisser Abhängigkeit. Die Nordländer bezahlen gewöhnlich das Mehl mit Producten der Fischerei, von deren Ausbeute zum Theil der Wohlstand Finnmarkens und Hammerfests abhängt.

Der hier im hohen Norden wohnenden Bevölkerung ist es nur möglich, durch die Fischerei sich eine erträgliche und sichere Existenz zu verschaffen. Außer Kabeljau, Heringen, Lorch, Seib u. s. w. werden auch in den Fjorden und Buchten Lachse und Forellen gefangen. Im übrigen haben auch die russischen Fischer das Recht, an gewissen Plätzen in Finnmarken (Kirchspiele Vardö und Tana) außerhalb des Landesgebiets, mindestens eine Meile von demselben, zu fischen. Fällt die Fischerei in diesem hohen Norden schlecht aus, so wird die an und für sich herrschende Armuth gesteigert und die Zahl der Ausständigen zur Herbeitreibung der Schuldverpflichtungen vermehrt. In Hammerfests Kirchspiel herrscht nach den Angaben des Vogts und des Steuerbeamten fast in jeder Familie Armuth und in den andern Gemeinden ist's nicht besser.

Die Umgebung Hammerfests bietet, wie bemerkt, sehr wenig. Ein Spaziergang nach einer nassig und öde haltgebenden, von Sümpfen umgebenen Ziegelei oder nach Kuglenäs oder nach dem hinter der Stadt liegenden, 1176 Fuß hohen Sprecfield sind fast die einzigen kleinen Landtouren, die man unternehmen kann. Von Kuglenäs kann man auch in drei bis vier Stunden zu Fuß an die hohe Nordspitze der Insel Kvalö oder eigentlich Hyalö kommen, von wo man eine weitumfassende Aussicht nach der Insel Rolvö und nach der Insel Magerö hat. Die Reise im offenen Boot nach dem etwa 13 norwegische Meilen von Hammerfest liegenden Nordcap ist nicht anzurathen. Es ist vielmehr rathsam, das von Mitte Mai alle acht Tage nach Vardö und Vadsö an der russischen Grenze fahrende Dampfschiff zu benutzen, welches zur dieser Tour an elf Stationen, darunter auch bei Kvalö, etwa drei Meilen, und alle vierzehn Tage bei Gjesvaer, etwa zwei Meilen vom Nordcap entfernt, anlegt, von wo man das Dampfschiff verlassen und im Boot dahin gelangen kann. Das Nordcap ist 935 Fuß hoch und zeigt keine besonders wilde Scenerie. Europas letzte landfeste Spitze heißt übrigens Knivskjöd oder das Nordkap.

Das sind jedoch Reisen, die man nur in der schönen Jahreszeit unternehmen darf. Und diese ist hier sehr kurz und dem größten Wechsel unterworfen. Ein wolkenloser Himmel und ein windstiller, warmer Tag kommen wol gar nicht oder nur höchst selten vor. Die Sonne meist hinter Wolken versteckt, der Sommer nur wenig warm, dafür viel Wind und Regen. Als ich im Juli dort verweilte, war es sehr regnerisch, windig und kalt, sodaß wir uns am wärmenden Ofen am behaglichsten fühlten. Während der Sommer kurz ist, ist der Winter lang und veränderlich, wenn auch nicht so kalt, wie man glaubt. Im Winter wissen sich übrigens die Hammerfester auch die Zeit zu vertreiben. Das commerzielle Leben ruht und das gesellschaftliche beginnt; Gesellschaften, Vereine bilden sich und Bälle, Concerte werden arrangirt.

Ich für meine Person danke jedoch für den Winteraufenthalt hier und ebenso die beiden hübschen, munteren Mädchen, in deren Gesellschaft ich das Vergnügen hatte, nach der nördlichsten Stadt der Welt, ihrem beständigen Wohnsitz, zu reisen und die mir nicht genug die Schattenseiten des Winteraufenthalts im 70. Grad nördlicher Breite schildern konnten. Mag sein, daß diese Gegend, fast in gleicher Breite mit der Baffinsbai und Behringsstraße liegend, gewiß ungleich größere geselligere Annehmlichkeiten bietet als jene arktischen Nordwest-

auflagen; mag sein, daß die Nähe des Meeres und des Golfstroms die Kälte mindert — aber der Wind, der durch alle Ritzen und Fugen der Häuser, durch alle Gucklöcher des Rennthierhaut dringt; die Sonne, die sich schon im November verbirgt und erst am 1. Februar wieder erscheint; die monatlange Nacht, die nur durch Mondlicht, mitunter durch Nordlicht, aber durch Lampenlicht erhellt werden muß, und die Kälte von 30 Grad (mithin eine hinreichende Temperatur zum Kalcinirofen) im Innern des Landes, wohin man doch auch gern eine Neuntheilsfahrt oder Schneeschuhpartie machen möchte — diese alles sind Schattenseiten in der nördlichsten Stadt der Welt," die einem Enkländer den Aufenthalt daselbst zu verleiden geeignet sind.

Anregungen.

Aus der Natur.

VII.

Wir bemerken, daß da, wo Licht sein soll, die Gegenwart eines leuchtenden Körpers erforderlich ist.

Vom diesem geht die Lichtentfaltung in geradliniger Richtung nach allen Seiten aus und man hat eine solche geradlinige Richtung des Lichts einen Licht-Strahl genannt. Die nicht leuchtenden Körper verhalten sich gegen die Einwirkungen des Lichtstrahles verschieden. Einige lassen das Licht gar hindurch und heißen dann durchsichtig, andere lassen es weniger gut, aber doch einigermaßen durch, sind durchscheinend, wieder andere sind undurchsichtig. Insofern ist diese Unterscheidung nur relativ aufzufassen, sofern nämlich alle Körper das Licht durchlassen, wenn sie nur dünn genug genommen werden. So sind auch sehr feinwandig gelegte Blätter Papier undurchsichtig, während ein einfaches das Licht nicht nur ziemlich durchschimmern läßt, sondern solche Blättchen das Licht mit grüner Farbe hindurch.

Setzen wir dem von einem einzigen Punkte ausstrahlenden Licht einen undurchsichtigen Körper entgegen, so ist Finsterniß hinter demselben, es wird einen Schatten. Gäbe es im Weltenraum nur einen einzigen leuchtenden Punkt, so würde dieser Schatten durchaus vollkommen dunkler sein und sich, indem er sich vollständig ausbreitete, in das Unendliche erstrecken. Nehmen wir aber zwei nebeneinander stehende leuchtende Punkte an, so fallen die beiden Schatten des undurchsichtigen Körpers nur theilweise zusammen und hier ist Finsterniß; an denjenigen Stellen aber, wo die Schatten auseinander treten, ist nicht mehr vollkommene Finsterniß, denn diese Stellen empfangen noch Licht von einem der beiden leuchtenden Punkte. Demnach ist klar, daß die Erde, welche von der großen Sonnenkugel beleuchtet wird, einen kegelförmigen Schatten (Kernschatten) hinter sich haben muß, der durch hellere Stellen (Halbschatten) allmählich in das vollkommene Hell übergehen muß. Tritt der Mond in den Schatten der Erde, so wird er verdunkelt, und zwar total, wenn er durch den Kernschatten hindurchgeht.

Man kann sich des Schattens bedienen, um die Stärke zweier Lichtflammen zu vergleichen. Zwei Kerzen von derselben Leuchtkraft werden von einem Stabe zwei gleichschwarze Schatten auf eine weiße Wand werfen, wenn sie gleich weit von jenem entfernt sind. Ist die eine Kerze stärker leuchtend, so wird man sie nicht entfernen müssen, um zu der Lichtintensität, wie sie physikalische Wirkung, mit dem Contrast der Entfernung abnimmt, zu wissen, man darf sie nur in solche Entfernung bringen, daß beide Schatten gleich dunkle Schatten ergeben, auf deren Verhältniß schließen können, d. h. eine Flamme wird niemals so hell sein als eine andere, wenn sie in der doppelten Entfernung einen Schatten von derselben Schwärze gibt, niemals so hell, wenn diese in der dreifachen Entfernung erscheint u. s. f.

Es gibt indeß noch ein anderes Mittel, die Stärke zweier Lichtquellen zu vergleichen, welches eine weit genauere Beobachtung zuläßt. Macht man auf Papier einen Fettfleck, so erscheint dieser hell, sobald er von einer Lichtflamme erhellt wird, dunkel, wenn er dieser direkte gehalten wird. Denn da der Fettfleck mehr Licht hindurchläßt als das Papier, so wird in jenem Fall an der Stelle des Fettfleckes ein Ueberschuß, in diesem aber ein Verlust bemerkt werden. Bringt man also (etwa wie als hinter dem Papier eine Kerze an und regulirt die Entfernung so, daß der Fettfleck nicht deutlich vom übrigen Papier unterschieden werden kann, so muß offenbar das Papier von beiden Seiten gleich hell erhellt und die Vergleichung der Entfernung der Lichter von demselben muß, wie vorhin, einen richtigen Schluß auf deren Kraftfülle gestatten.

Daß das Licht so gut wie der Schall zu seiner Fortpflanzung einer gewissen Zeit bedarf, hat erfahrungsmäßig schon wahrscheinlich gemacht. Man hat sich deshalb alle Mühe, die Geschwindigkeit des Lichts zu erforschen, aber lange vergebens. Will man die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles einsehen, so beobachtet man aus möglichst großer Entfernung eine Kanone, welche in vorher verabredeten Zwischenräumen abgefeuert wird. Man bemerkt den Blitz augenblicklich, den Schall aber erst später, und man hat nun in der beobachteten Zeit und der gemessenen Entfernung die Antwort auf die gestellte Frage. Damit sind auch das Resultat von möglichen Zufälligkeiten, wie z. B. von der Windrichtung, nicht verhindert werden. So hat man an beiden Stationen Kanonen auf und feuert mehrere Schüsse ab,

wonach die Vergleichung der Beobachtungen das richtige Resultat erkennen läßt.

Ein ähnliches Verfahren auf das Licht anzuwenden, dafür erschien es bis Foucaultsam entfernt Orte zu gering; man mußte zum Himmel hinaufsteigen, um in den großen Entfernungen der Gestirne einen Maßstab für die Geschwindigkeit des Lichtstrahls aufzufinden. Der Astronom Olaf Römer beobachtete an einem der Trabanten des Jupiter, welcher bei seinem Umlauf durch den dortigen Schatten geht, daß eine solche Verfinsterung desselben durch diesen stattfindet, wie oft während einer Beobachtung der andere für diese zum Jupiter eintreten, und dagegen dann Verfinsterung wiederum eintritt, sobald als der Erste in seiner Bahn vom Jupiter wieder austritt. Die Zeitdauer aber dieser Verfinsterung von der größten Nähe der Erde zum Jupiter bis zur größten Entfernung verglichen, ergab eine Verschiedenheit. Da nun kein Organ besitzt, um einen so schnell fortschreitenden Umlauf verschiedener Zeiten gebrauchen sollte, so schloß Römer mit Recht, daß eine Unregelmäßigkeit darin zu suchen sei, eine größere Entfernung brauche wäre, welche das Licht zu durchlaufen habe, daß also das Licht ungefähr eine Viertelstunde gebrauche, um den Durchmesser unserer Erdbahn zurückzulegen. Daraus berechnet sich dann die Geschwindigkeit des Lichts auf 42000 Meilen in der Sekunde.

Der Physik konnte es nicht fehlen, eine für so wichtige Erkenntnis offen Schwelle, bei Astronomie, unbenutzt zu lassen. Sie hatte nicht eher, bis auch sie zu den eigentümlichen Mitteln kam, den Lauf des Lichtstrahls nachzumessen. Fizeau in neuester Zeit zum ersten erfolgreichen Mittel Schritt in Irrgarten. Wenn an einem Rande gleichmäßig durchlöcherten Scheibe gegenüber mit so möglichst großer Entfernung ein ebener Spiegel gerade so aufgestellt, daß er das durch eine jener Löcher hindurchgelassene helle Licht auf derselben Wege zurückwerfen und dem durch diese sich absichtlich hindurchdrängenden Auge ein helles Bild zeigen muß. Eine schnelle Drehungsvorrichtung ermöglicht dann Abänderung: Während nämlich das Auge durch eine auf die gegenüber Öffnung gerichtete Röhre schaut, wird das reflektierte durchgelassene Licht durch einen schief gestellten Spiegel durch eben jene Öffnung hindurchgeworfen. Wird nun der Scheibe mit einer so großen Geschwindigkeit umgedreht, daß bei durch eine der Löcher durchgelassene Lichtstrahl bei seiner Rückkehr auf die nächstfolgende, zwischen jene benachbarten Löchern befindliche Stelle der Scheibe trifft, so muß das Gesichtsfeld dunkel erscheinen, sobald aber wieder hell werden, wenn die Umdrehungsgeschwindigkeit vermehrt wird, indem nun der durch das eine Loch eingelassene Strahl durch das benachbarte zurückkehren kann. Der Versuch bestätigte diesen Schluß vollkommen und da nun in Stande ist, die Umdrehungsgeschwindigkeit der Scheibe mit großer Genauigkeit zu regulieren und zu bestimmen, so bemerkte er aus sich der Zeitdauer des Weges, welchen das Licht auf diese Weise hin und zurück zu durchlaufen angewiesen worden war, gar sofort die Geschwindigkeit des Lichts zu berechnen. Die auf diesem Wege gewonnenen Resultate stimmen mit den aus jener astronomischen Beobachtung gefundenen zur Genüge überein.

Der Schall durchläuft in einer Stunde 163 Meilen, unser Erdball legt in seiner Bahn um die Sonne in derselben Zeit 14000 Meilen zurück, das Licht dagegen über 151 Millionen Meilen. Einen Weg, zu dessen Zurücklegung eine Kanonenkugel beständig Tage gebrauchen würde, durchläuft das Licht im gleichen Lauf einer Sekunde, während das Licht acht Minuten gebraucht, um von der Sonne zu uns zu gelangen, würde die Kanonenkugel sechzig Jahre nötig haben.

Wir wollen hierbei zugleich einsehen, von welcher unermeßlichen Stärke die Leuchtkraft jener Gestirne sein muß, wenn das Licht noch nach den von Sternenforschern angenommenen Entfernung, zu deren Durchlaufen es bei all seiner unglaublichen Geschwindigkeit doch noch [illegible] Jahre gebrauchen würde.

Illustration und Volksverdummung.

Keinem Zweifel ist es unterworfen, daß die seit einer Reihe von Jahren einsetzende Sitte der Illustrationen, bildlicher Beigaben zu einem gedruckten Texte, möglichst Konstante, klare Anschauungen und selbst einen allgemeinen Sinn im Volke verbreitet hat. Vorzugsweise erleichterte sie dem gebildeten Publikum das Begreifen fremder Sitten, das Genießen in fernen Gegenden.

Die in „illustrierten Zeitungen“ vorgeführten Szenen aus Kämpfen, Festlichkeiten und Gerichtsakten mögen oft willkürlich Erfundenes enthalten, regen aber die Phantasie an. Sie haben Interesse und in der Regel in übertreibender Schärfe Gegensätze und menschlich nähere gerückt. Manche Lücke ist, manches schwierige Zucken hat durch die bildliche Anschauung der Lösung der Aufgabe, oder des ergebenen Ausharrens gedient. Man kann sagen, daß die größere Steigerung des persönlichen Muthes, die einer Zeitgabe entsteht gebrochen tragischen Kriegsverrichtungen ist, unvergleichlich mit dem Aufkommen so leicht verschleppter Kampfarten in Zusammenhang steht.

Ob es nicht aber auch diese Seite von bildlichen Darstellungen, mit denen wir seit Jahr und Tag überschüttet werden, manche Verwahrlosung der Bildung nachsagen darf?

Ob schon haben wir uns von den lebendigsten Illustrationen abgewendet, die über festliche Feiern, Gastereien, Einzüge, Bälle, Paraden u. s. w. sich Gnade nehmen wollen. Ob schon haben wir uns Winterreisen, Sommer und Übergangskleid, gewisse kirchliche Akte, Prozessionen, Kaffeehäuser, Kellerwanderungen in

Julie

(mit zitternder und nach Festigkeit ringender Stimme).

Ich will mich unter den Schutz meiner Eltern begeben — ich reise meinem Vater entgegen — noch in diesem Augenblick. —

Konrad

(erscheint an der Thür').

Julie.

Konrad — richte den Wagen zurecht — auf die Post — zur Reise! Geh' auf die Post, Konrad —

Heinrich

(tritt entschlossen auf Konrad zu, und bedeutet ihn, schnell das Zimmer zu verlassen. Konrad ab. Dann geht er auf Julie zu und bricht mit entschlossener Kraft los).

Du willst Dich gegen mich, der ich von meiner innern Gemüthsunruhe genug gefoltert bin, noch empören? Du willst bei Deinen mir ohnehin feindlichen Eltern die Ehre meines Namens opfern? Nicht die Schwelle dieses Hauses wirst Du verlassen. Ich will, daß sich unter diesem Dache der Knoten entwirrt, den Du unauflöslich machen wirst, wenn Du zu meiner Sorge noch Deine Leidenschaft fügst. Nicht Alles, was die Flamme des häuslichen Heerdes beleuchtet, ist für das Licht des Tages geschaffen. Wehe dem, der der Erste ist, und ein Geheimniß der Ehe an die Welt verräth!

(Ab.)

einer Weile von Künstlern statt gehen, wo die Illustration jedem Verurtheil die Schärfe zeigt und mit einer gewissen, in den Malerkreisen nur allzu bekannten Licht- und Auffassungsweise dem dumpfen Gemeinplatzen einen verklärenden Ausdruck gibt. Die vielen Feiertage, die Jubiläen, die massenhaften Festbankette, mit denen Gemeinden die Weihe der Künstler gerade dann bekräftigt sind, wenn sie von deutschen Versammlungen in „Illustrirten Zeitungen“ Kunde geben sollen, betrachtet mit ihren langen oder Partien mit Beschämung. Trotzdem ist es damit bei uns noch nicht so schlimm wie in Frankreich, wo jede Redensarte, jeder Fall des kulturellen Lebens zur Gegenstand der Verherrlichung durch die bildliche Darstellung des Holzschnitts gemacht ist.

Tag ein übermäßiges Bedürfniß der Phantasie dem Verstand eine zu lange Nebenrolle anweist, das die vielen Bilder, mit denen zur Erkenntniß des Volks gesprochen wird, von Mal zu Mal, der sie begleitet, die Beschäftigung abziehen, ist eine erwiesene Thatsache. Wenige vermeiden in „Illustrirten Zeitungen“ beim Text. Die größere Mehrzahl der Interessenten läßt sich das Aufsaugen der Bilder genügen. Einen Nachtheil für die Bildung der Massen, der sich durch ein Uebermaß an Illustrationen innerhalb dieser leichten und flüchtigen Zeitungsform ergibt, nachweisen oder beklagen zu wollen, dürfte überflüssig erscheinen. Anders aber ist es mit jener Literatur, die sich vorzugsweise den Zweck der Belehrung, Bildung und höheren Anregung des Volks gestellt hat.

Hier muß man zunächst der Ansicht begegnen, die Ueberwucherung der Illustration betreffend. Der Jugendunterricht ist vorzugsweise auf Anschauung begründet. Allein wie schon eine vernünftige Erziehung die Beschäftigung mit der Märchenwelt beim Kinde einzuschränken sucht, so ist auch das Uebermaß an bildlicher Darstellung mehr verderblich als die geringe Entwickelung fördernd. Ein Bilderbuch, das nur ein starkes putzen von einzelnen Thatsachen, einzelnen Begriffen erläutert, muß statt des Wortes dem Kinde in Figuren reden. Werden aber die Unterhaltungsbücher reiferer Kinder mit langen Darstellungen überladen, so erlahmt schnell die Neigung des Kindes, sich um den Text zu bekümmern. Die alte Methode, Bilderbücher mit sehr viel acht Kupfern zu geben und den wachen Reiz für das jugendliche Gemüth in der Darstellung durch das Wort zu legen, ist bei weitem vorzuziehen. Wir haben die Spemer'schen Jugendschriften, die die Specialität einer einzigen Buchhandlung geworden sind, mannichfach gerühmt und empfohlen, müssen aber doch bekennen, daß das Bestreben, fast auf jeder Seite ein Bild zu bringen, unzweckmäßig ist. Hier überwuchert der Holzschnitt. Die Kinder werden den Reiz dieser Geschenke nur noch in der Ausstattung

Es gibt eine große Anzahl von Zeitschriften und Kalendern, in welchen die Masse des Texts durch das Medium des Holzschnitts und einer mehr oder weniger hellenischen Darstellung für Freunde der Kunst und Wissenschaft gewonnen werden soll. Hier sind wir durch den Industrialismus nahezu an die Grenze des Widersinns gekommen. Gegenstände, die im Wort nur durch das Wort vollkommen klar sich selbst werden, werden vom Zeichner misshandelt, ohne daß sich natürlich darüber streiten läßt. Wenn uns bedeutende Dichterwerke von Künstlerhand in einzelnen Scenen gelegt werden, so muß irgendein eigenthümlicher Reiz derselben in diesen Zügen gefunden werden können. Ein Künstler wie Ludwig Richter übt so viel Selbstentsagung vom Beginn zum Schlusse seines Werkes, daß man seine Arbeit z. B. Goethe's „Allemannische Lieder“ auch durch die Illustration der Zeichnung noch einmal auf sich wirken zu lassen. Wo unserer Industrie ist es aber schon so weit gekommen, daß sie gedankenlose Vielverbreitung nur noch als ein Augenmittel zum besseren Absatz der Schriften überhaupt benutzt wird! So sieht man oft und begreift nicht, warum zum Illustriren so viel Kapital an Zeit, Mühe und Geld verschwendet wurde.

Verdammung befürchtend nennen wir jede Incongruenz zwischen Inhalt und Form, Gehalten und Gestalt. Wird das Unbedeutende, Leere, Nichtssagende mit einem Aufwand behandelt der nur dem Bedeutenden, Inhaltlichen und Lichtvollen gebührt, so resultirt das Mißverhältniß in den Köpfen der Masse jenen Hohn, jene Ironie und Mißachtung des Volks, die zuweilen in derbsten Augen Ausdruck Gott geschändet hat. Die Illustration ist an sich eine Verherrlichung. Sie legt Leben und reichen Inhalt voraus. Der Industrie mißbraucht sie aber, wenn sie auch Leben und Inhaltreiches schmückt. Wir leben allerdings phantasiearmen Volksfesten verfallen, die sich in dieser Weise in geistlosen Kram mit dem Nichtigsten an die Masse wenden. Der Inhalt müßte wie Sonne scheinen, wenn nicht die Künstler in Scharen genommen würden, hinter Linien einen glänzenden Schein von Bedeutung zu geben. In solchem Falle wirkt die Illustration verstimmend.

Wir könnten, um unsere Meinung zu bewähren, einige Reihe grauenhaftester Volkskalender durchgehen und sie so unendlich tiefe und trostlose Differenz zwischen Inhalt und Schmuck durch Beispiele belegen. Wir wollen beispielsweise nur den empfehlendsten dieser Kalender nehmen, den von Diesterweg herausgegebenen. Der nicht übrige enthält vortreffliche Beiträge von Simrock, Duller, Bischof, auch eine vortreffliche Novelle von Gottfried Keller. Wir müssen aber an Durchsicht einigen Mittheilungen, zum Andenken, belegen, welchen Horror kann die Illustration zurücklassen kann.

So ist ein Lied gestorben, heißt es, Karl August von Weimar, und da war es verstummt seinen Tag — Der Kanzler prächtet das; einen Thron mit einer Wiege' — Darum sagen sie in der Schenke und

beſprechen den Vorfall. Der Müller Lagner erzählt ein Begegnis mit dem Herzog — Der Künſtler macht einen Ritt mit Bauern und einen Alten, der ihnen erzählt — Er hätte als Müllerburſche, erzählt Lagner, eine Nacht auf ſeiner Mühle leben müſſen, weil es ſo heftig ſtürmte, da hätte er Feuer erblickt — Ein Müllerburſche ſieht aus ſeiner Mühle und erblickt Feuer — Hallah! Die Feuerreiter müſſen durch die Türkei reiten und Hilfe rufen — Ein Burſche ſitzt auf einem Pferd und reitet durch ein Tor — Inzwiſchen zurückgekehrt, iſt der Brand in vollem Gange und der Herzog ſelbſt nebſt ſeinem Freunde Goethe ſind beim Löſchen — Ein Brand und zwei Männer, die ihm vom Pferde ziehen — „Reißt die Scheune ein, damit die Kirche gerettet wird!“ ruft der Herzog — Der Herzog hilft die Scheune einreißen — Dem Brand iſt gewehrt, der Herzog wäſcht ſich die Hände — Der Herzog wäſcht ſich in einem Feuereimer die Hände — Der Herzog iſt mude und ruht ſich in der Kirche — Ein Mann mit einem Stern ſitzt auf einer Kirchenbank und ſchläft — Man weckt ihn, er beſteigt ſein Pferd und reitet mit Goethe wieder nach Weimar zurück, das ſchlummert liegt — Zwei Reiter reiten ins Rote hinaus — hinten geht die Sonne auf.

Neun Bilder wiederholen hier in abſoluter Identität den Text.

Iſt das volksergreifend, erhebend, mannhaft? Oder iſt es nicht vielmehr kindiſch?

Franklin, erzählt die andere Anekdote, hat den Blitzableiter erfunden und ein Profeſſor in Wittenberg will ihn auf ſein Haus ſtellen. Er beſtellt eine ſolche Stange bei einem wittenberger jungen Schloſſer — Das Bild ſtellt dar: Ein Profeſſor und ein Schloſſer unterhalten ſich — Der Schloſſermeiſter geht gedankenvoll nach Hauſe, begegnet ſeinem Liebchen und geht ſich mit ihm hinter einem Überwege — Das Bild: Ein Überweg, hinter dem zwei junge Leute ſtehen — Der Schloſſermeiſter wird vor der Anfertigung des Blitzableiters als einer Erfindung des Teufels gewarnt, er kann darüber nicht ſchlafen — Bild: Ein Mann liegt im Bett und hat die Augen nicht zu — Demnach geht er an die Arbeit — Bild: Ein Schloſſer bearbeitet mit dem Hammer eine Stange — Der Vater ſeines Mädchens, ein Bäckermeiſter, macht ihm die bitterſten Vorwürfe und verlangt ihm, wenn er den Blitzableiter mache, die Hand ſeiner Tochter — Bild: Ein alter Mann droht einem Mädchen mit dem Stock, die Mutter weint, der Schloſſer hält den Bäcker zurück — Der Schloſſer macht den Blitzableiter fertig, obgleich ihn die Schuljugend ausſpottet, die er durch einen in ſchmutziges Waſſer getauchten Strohwiſch verjagt — Bild: Schuljungen im Charakter vom „Struwwelpeter“ werfen von einem aus einem Hauſe kommenden Meiſter Kraft beſpritzt — Der Blitzableiter wird aufgerichtet: ein Kreuz vom Schloſſermeiſter ſchießt, während er zu dem Ende auf dem Dache ſitzt, unter Tauben, die ihn umſchwärmen; er erſchrickt und fällt vom Dache — Zwei Bilder: Ein Haus, von dem man einen Herunterfallenden an zwei Beinen erkennt, und der glücklich Herabgekommene, den die Tochter des Bäckers umhalſt — Der Schloſſer heirathet ſie, hat Kinder und denkt oft an den erſten Anlaß ſeines Glücks, die Erfindung des Blitzableiters durch Franklin — Bild: Ein Mann hält auf dem Arm ein Kind und zeigt ihm ein Porträt, das Franklin vorſtellen ſoll.

Wir glauben, es bedarf keines Beweiſes für das bis zum Ohnmächtigen deprimierende, durch und durch negativ wirkende Mißverhältnis, das hier zwiſchen zwei Künſten, Poeſie und Malerei, obwaltet. Das „Volk“ iſt nicht reif genug, die kindliche Wirkung eines ſolchen Mißverhältniſſes nur als die Folge eines zufälligen Mißgriffs in der Wahl des zu Illuſtrierenden zu erkennen. Von bedeutenden Namen, Dichtern erſten Ranges, Künſtlern wie Ramberg und Menzel, Verlegern, wie dem gewinnungsvollen Keil, iſt es gewohnt, ſolche Gaben gläubig und mit einer gewiſſen Erhebung hinzunehmen. Demnach iſt der Zwieſpalt, der hier in der Seele des Empfangenden zurückbleiben muß, ein Defizit, wofür ihm der Ausdruck fehlt. Wir ſagen ihm kurz: Solche literariſche Gaben machen dumm!

Wir brauchen aber ein mannhaftes Geſchlecht! Wir brauchen eine geſunde Volkstümlichkeit ohne die ihren Schatten erhellende präſentierte Reflexion! Wir brauchen eine Kunſt, die nicht mit ſich ſelber ſchöntut, nicht vor dem Spiegel jedes Wort in eine Attitude verwandelt! Die Zeit der Volksbücher „Gedruckt in dieſem Jahr“ iſt vorüber.

Wenn wir durch unſere Darſtellung bewieſen haben, daß dem Wort unter Umſtänden die Illuſtration nur hinderlich, die Wirkung deſſelben abſtumpfend, ja zum Lächerlichen herabdrückend ſein kann, ſo erreichten wir unſern nächſten Zweck — der Warnung vor dem Uebermaß der Illuſtration.

Gedanken

von Karl Gutzkow.

Männlich und weiblich — das gilt nicht bloß in der Natur, ſondern auch vom Verſtand und vom Herzen. Ließe man auch da den Unterſchied der Geſchlechter gelten — welche edeln und fruchtbaren Vereinigungen gäb' es!

* *

Eine vollendete Frau iſt ganz nur Frau. Ein vollendeter Mann iſt ganz nur Mann. Miſchung iſt da nichts.

* *

Wie geſchickt und ewig iſt der Menſch! Jeder baut Wiegen — jeder baut Särge. — Wer hat ihn die Kunſt gelehrt? Und — wozu übt er ſie?

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 54. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Nach dem Carneval. Erzählung von Franz von Gemmersdorf. III. IV. — Ludwig Napoleon in Ham. Von einem Augenzeugen. — Berliner Umschau. X. — Aus der Natur. VIII. — Neue Bücher. — Neue Romane. II. — Neue Gedichte. VIII.

Nach dem Carneval.

Erzählung von Franz von Gemmersdorf.

III.

Die Loge, in welche der weiße Domino den jungen Regierungsadjunct von Spitzmberge geführt hatte, war nicht leer. Ein einzelner Herr saß vorn an der Brüstung.

Es war ein schönes, glattes Gesicht mit bläulichgrauen Augen, gebogener Nase, einem weichen Zug um die vollen Lippen. Der warme Hauch des Lebens lag auf dieser Physiognomie. Auf der breiten Brust glänzte das achteckige Malteserkreuz. Zwei reich galonirte Diener hielten an der Thür Wache. Sie ließen ohne Anstand die Dame mit ihrem Begleiter durch. Paolo blieb etwas mehr am Eingang, die Maske trat bis zur Brüstung vor. Der stattliche Herr, ein Malteserritter, erhob sich artig.

Die Maske überreichte ihm einen zweiten Strauß der zartesten Treibhausblüten, den sie verborgen gehalten — —

„Der Frühling grüßt dich!" sagte sie.

Einen Moment hafteten die schönen, geistreichen Augen des Maltesers auf der weiblichen Gestalt. Dann erwiderte er mit feinem Lächeln:

„Es ist auch Frühling geworden in meinem Herzen!"

Damit ergriff er die Hand der Dame, küßte sie und hielt sie eine Weile.

„Maske, beliebt es dir, an meinem Arm einige Gänge durch den Saal zu machen?" fragte er hierauf.

„Nicht doch, Monsignore! Du würdest mein Incognito stören —"

„Glaubst du, die Welt errathe, welche Dame ich das Glück hätte zu führen?"

Und das schöne Haupt des Malteisers, der dem Fürstenrange ziemlich nahe schien, neigte sich gegen die weibliche Maske vor, seine Stimme sank zu weichem Geflüster.

Paolo, verdutzt und auf diese Scene am wenigsten vorbereitet, konnte nichts mehr verstehen.

Nach einer Viertelstunde erhob sich die Dame — der Malteiser begleitete sie bis zum Ausgang seiner Loge.

Paolo hatte wieder den Arm seiner Maske.

„Bei wem waren wir denn eben?" fragte er.

„Beim Herzog von Borgia! Er ist Großcommthur des Malteserordens!"

Das flüsterte die Dame, wie aus dem Nachhall eines Traums erwachend.

Doch schnell verlor sich ihre elegische Stimmung. Die Worte, die sie noch an Männer und Frauen richtete, waren stark mit attischem Salz gewürzt. Paolo lernte an diesem Einen Abend

die geheime Geschichte der ganzen vornehmen Welt Venedigs. Später flüchtete das seltsame Paar in das kühle Atrium und trank schwarzen Kaffee. Es war so angenehm frisch in der Vorhalle, die Kühle schmeckte auf die ausgestandene Hitze und das ewige Umhergehen. Unter gemütlichem Geplauder glitt rasch die Zeit dahin.

„Was ist wol aus meiner Begleiterin und deinem Doctor geworden?“ bemerkte die Dame.

„Es ist zu schön“, sagte Aornaferi träumerisch, „den ganzen Abend deinen Geist, deine schöne Gestalt zu bewundern, sodaß ich meinen Landsmann gänzlich vergaß! Er scheint mit seiner Dame nach Hause gegangen zu sein.“

„Das wol in seinem Fall!“ erwiderte die Dame sehr bestimmt. „Ich bin jetzt ausgeruht! Gehen wir durch das Fenster auf den Saal, um sie zu suchen!“

Beider Blicke, als sie wieder in das Parterre der Arena traten, richteten sich nach der Loge des Herzogs von Borgia.

Ein Kranz von Damen umdrängte jetzt den schönen Mann. Doch fand er Muße, in den Saal hinabblickend seine Blumen zu küssen.

„Ist also dieser Herzog deine — Hälfte?“ fragte Paolo seine Gefährtin mit leisem Zittern der Stimme.

„Er ist es nicht!“ antwortete sie. „Das praktische Glück einer ruhigen Ehe wäre mit ihm undenkbar, auch wenn er nicht Ehelosigkeit gelobt. Das weißt du doch, daß ein Gemahl der Mailänder nicht heirathen darf?“

„Schöne Maske, du bist und bleibst eine Sphinx! Aber nimm dich in Acht, ich werde das Räthsel deiner Widersprüche dennoch lösen!“

„Sehe erst das Nächstliegende, was aus meiner Begleiterin und dem Doctor geworden!“ sagte sie ängstlich suchend.

Vergeblich blieb die Wanderung. Durch Saal und Gänge der Arena gingen sie auf und ab. Zur Entdeckung der Vermißten führte nichts. Es zeigte sich bereits eine gewisse Müdigkeit und Lässigkeit in den Gruppen, die Masse begannen sich zu leeren — —

„Im schlimmsten Falle, denk' ich, bin ich doch da, dich nach Hause zu begleiten!“ versetzte Paolo lachelnd.

Die Dame schien seiner Worte nicht zu achten; sie ging auf einen kleinen, alten Herrn zu, von dessen Hals das goldene Vließ herabhing, flüsterte ein paar Worte mit ihm, zog ihren Arm aus dem Paolo's und sagte: „Ich danke nun für deine Güte! Hiermit endet unsere Bekanntschaft!“

Sie war fort — Aornaferi stand wie angedonnert.

Er hatte aber durchaus nicht die Absicht, den Wink der Maske zu beachten. Er folgte entschlossen bis unter das Wasserthor der Arena, machte aber keine weitere Entdeckung, als daß der alte Herr und die Dame in eine Gondel stiegen, welche rasch im Gedränge der vielen ähnlichen Fahrzeuge sich aus seinen Blicken verlor.

Mit diesem Ausgang seines Abenteuers war Paolo durchaus nicht zufrieden. Als thätiger, unternehmender junger Mann gab er die Hoffnung auf ein endliches Resultat seiner Nachforschungen so leicht nicht auf. Es fiel ihm ein, auf eigene Rechnung die Lucrezia zu suchen, um diese vielleicht zu einer Beichte über ihre Herrin zu bewegen. Vorerst wollte er auf seinen Aerger ein Glas Punsch legen.

Diesmal kam der Zufall den Absichten Aornaferi's zu Hülfe. Ganz in der Nähe des Buffets sah Doctor Luciani dunkelroth und glühend. Er schenkte der ihm unverstandten Maske beständig zum Trinken ein und ging mit gutem Beispiel voran.

„Himmel, wo ist die Signora?“ rief der kleine Domino, als Aornaferi allein herantrat.

„Beruhige dich! Ich habe den Auftrag, dich nach Hause zu führen!“ sagte der Abbate.

Aber die kleine Maske war eine venetianische Zofe, der man von Kindheit an die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Maskengeheimnisses eingeprägt hatte. In so grober Falle ließ sie sich nicht fangen. Sie war aufgesprungen und stand in offenbarer Verlegenheit ohne zu wissen, ob sie weinen oder lachen sollte. Der Zufall schickte einen der Fackelträger vorüber, die vor der Thür des Herzogs von Borgia Wache hielten. An diesen hing sie sich mit dem Ausrufe: „Per carità! Nehmen Sie mich mit!“ So war auch sie verschwunden.

„Gehen wir nach Hause!“ sagte der Abbate mißmuthig.

„Lassen Sie uns nur erst die Flasche leeren!“ erwiderte der Doctor, nachdem er sich von der Verblüffung über das plötzliche Verschwinden seiner Dame erholt hatte. Aus der olympischen Stimmung, in welche Luciani der Weingenuß versetzt, wurde er durch die theure Liebe gehoben.

„Aornaferi, hat Ihre Maske auch Champagner

gefärbert und zwei Flaschen davon getrunken?" fragte er in weichem Tone beginnender Melancholie.

„Nein!" entgegnete Paolo.

„Hat sie Ihnen auch die geringste Zärtlichkeit verlagt und nicht undeutlich auf die Ehe hingewiesen?"

„Bedenken Sie, daß ich die Dame auf Sie die Kammerjungfer führten!"

Der Doctor achtete nicht auf diese Bemerkung; sein Geist schwebte in jenen luftigen Höhen, wo Aerger und Gleichheit herrschen.

„Hat Ihnen die Maske auch durchaus keinen Anhaltspunkt gegeben, woran Sie dieselbe wieder finden konnten?" forschte Pantalon unbekümmert weiter.

„Obwohl wenig! Dennoch bin ich entschlossen, deren Spur zu verfolgen bis zur Entdeckung. Ich habe bereits einen Faden."

„Bette! Entdecken Sie die ganze nicht auch?" rief der Doctor mit schwerer Zunge.

Erstaunt, als die scharfe Morgenluft um ihre erhitzten Schläfe blies, kam der Trunkene zum Bewußtsein seiner leichten Worte und seines schweren Kopfes. „Ärgerlich, Landsmann!" rief er sich schüttelnd aus, „was für ein häßliches Ding ist es um so eine venetianische Gewohnheit!"

Dies in der Name für den Karnevalabend in der Arnica.

IV

Es gibt so viele Aschermittwoche im Leben! Sie dämmern grau und nebelhaft an, in der Erinnerung dämmert die kurze Karnevalszeit, der Gegenwart und Zukunft taucht ein Trümmerfeld hervor gleich dem, der Herculanum und Pompeji betrat. Wenn die Poesie des Lebens unterbrochen erhebt war, ist Abspannung natürlich. Auf Hyperbolen folgt Antonie.

Die Venetianer sind ein heiteres, genußsüchtiges Volk. Sie können sich nicht sogleich aus dem Karnevalsgetümmel heraus in die nüchterne Gegenwart finden. Der glänzende Komet hat noch einen Schweif — dieser ist der Gerste auf den Januar. Von an dem einen Tag des Jahres wird der schöne Kai des Stadtcanals besucht. Tagelang vormittagstäglich Tage bewegt sich der Fußgänger auf dem Marcusplatz und der Piazza. Am Aschermittwoch strömt die ganze schöne Welt nach der Lagune. Wie gewöhnlich fehlen auch diesmal, welche, ohne in der Gesellschaft zu glänzen, gern dazu gehören möchten und gierig jede Gelegenheit erhaschen, sich dem modischen Gewühle anzuschließen. Daneben läuft im Freien noch der naive Volksbrauch mit, der sich begnügt, zu gaffen.

Paolo erwachte gegen Mittag. Er kleidete sich rasch an, begab sich in ein Kaffeehaus zum Frühstücken und eilte dann, den Doctor nicht zu versäumen. Reine heitere Sonne begünstigte in diesem Jahre das Karnevalsnachspiel. Die Luft wehte scharf von Osten herüber und verlieh der Promenade etwas Unbehagliches. Die glänzenden Toiletten wurden nicht, wie sonst, gemächlich zur Schau getragen. Die einzelnen Spaziergänger hatten sich den Rand von dem Pelz lange bis ans Ende der Saison zurück, nicht aus Bequemlichkeit und um eine vermeintliche Pflicht zu erfüllen, als weil sie Wärme dabei fanden. Die nämlichen Gruppen hielten es nie lange aus. Der Menschenstrom war in seinem Wechsel begriffen und bildete nirgends eine compacte Masse, wie sie sonst bei jeder Gelegenheit in Venedig entsteht.

Mit großer Beharrlichkeit blieb Paolo bis gegen 3 Uhr auf dem Platze. Immer hoffte er noch seine Unbekannte zu entdecken. Der Faden, dessen er sich gerühmt, bestand ganz einfach darin, daß er der Spur des Herzogs von Poggio folgen wollte und auf diese auch die Dame zu finden vermeinte. In der heutigen Leere seiner Umgebung verzweifelnd, trat Paolo bei der Kirche Santa Maria della Salute die Stufen hinab, welche zum Canale führten. Der Wunsch, sich eben vom allerletzten Ufer zu stoßen, der junge Mann mußte warten, bis sie ihm Fahrung verschafft. Diese weilen unterhielt er sich damit, die Passagiere des von den Wellen ungestüm hin und hergeschaukelten Kahns zu beobachten.

Ein alter Herr hielt mit allen Zeichen des Schreckens das Tuch vor Mund gepreßt, ungefähr wie ein ängstlicher Reiter bei rascher Gangart das Pferd nach Satteldruck oder Mähne greift. In der Mitte der Gondel stand aufrecht, ohne Stütze, eine hohe, stattliche Frauengestalt in grünem Sammetkleid, neben ihr ein schöner Mann in kriegerischer Tracht. Der lebhafte, heitere Ausdruck ihres Gesichts bewies, daß beide wenigstens die Angst ihres alten Gefährten nicht teilten. Im Hintertheil der Gondel, neben dem Greis, dessen krankhafter Zorn der Aufgabe nicht gewachsen erschien, das Schiffchen gegen Wind und Wogen zu steuern, stand ein kräftiger, junger Matrose. Als er in die Mitte des hier sehr breiten Canals gelangten, stürzte eine mächtige Sturmwelle die Hälfte der Passagiere in der Gondel. Der alte Herr klammerte sich krampfhaft an das Tuch

und murmelte erbleichend ein Ave. Lavinia lachte das junge Mädchen heiter. Durch den Stoß seiner schönen unsichtbar auf den Knien gewordenen, sei es auf den Boden der Gondel. Der schöne Herr in der Mitte reichte seinen Arm vor und hielt die Dame im grünen Sammetkleid umfaßt. Er drückte sie auch leise an sich und sie blieb in seinem Arm gen eben lange genug an ihm lehnen, um ein zärtliches Liebeswort zu geben und zu empfangen. Trotz des heftigen Sturms und des kentischen Ruderers landete die Barke glücklich an der Treppe der Salute. Imerio sprang der alte Herr heraus; er that ein Ach! der Befriedigung aus, als er wieder die Terra ferma unter seinen Füßen fühlte.

Fornaseri sah die Barke landen. Er hatte in dem Alten seinen Landsmann, den Grafen Negri aus Spilimbergo, erkannt und wahrte gewandt.

„Sieh' da, unser Alvise!" rief der alte Herr, dessen Laune gänzlich umgeschlagen war, seit er dem unsichern Elemente entkommen. „Erlauben Sie mir, Monsignore, ihn vorzustellen. Einer unserer Eleganten! thut Sie, Baronesse, ebenfalls" wandte sich der gutmüthige, etwas geschwätzige Kleinhändler an die Herrschaften, die nun auch ausgestiegen waren. „Der Herzog von Borgia! Baronesse Gemini — eine Verwandte meiner Frau!"

Das war doch ein Blunder! Seine Unbekannte plötzlich und unerwartet gefunden! Das sie ebenso mit der Dame im grünen Sammetkleid war, die da eben unter dem Mantelsack hervorkam, wurde ihm beim ersten Worte klar, das sie sprach.

„Bitte, helfen Sie, Signore!" sagte die Baronesse Gemini halblaut zu dem Ueberraschten.

Dieser bemerkte jetzt erst, daß der schöne Herzog eine leichte Schwierigkeit im Gehen hatte. Der Alvise bot seinen Arm über die Treppe hinauf, der Herzog von Borgia that auch nachher noch fest, sich darauf zu stützen. Nachdem sie um die Ecke gebogen, trat Conte Negri mit seiner Tochter, dem jungen Mädchen, in die Zollkammer, um wegen der überstandenen Lebensgefahr einige Vaterunser zu beten.

Die drei andern gingen die nun fast leeren Fahrte hinab. Unendlich schillerten die grünlichen Wellen des Mittelcanals, in großer Beleuchtung prunkten sich die scharfen Konturen der Häuser der gleichnamigen langen, schmalen Insel ab. In vollem Licht aber lag Venedig im Lagunenschlamm. Nur ein Wasservogel unterbrach zuweilen die tiefe Stille dieses Vorspiels. Scheint die Sonne darauf, wölbt sich der blaue Himmel darüber, dann erscheinen diese grauen, grünen Steinmassen wie verklärt. Bei unfreundlicher Witterung aber werden ihre Farbentöne hart und thun dem Auge weh. Die Gesellschaft wandte sich auch, als sie auf diesem äußersten Punkt angelangt, rasch der herrlichen Aussicht zu, welche der Rückweg bot. Doch selbst jene fast immer sonnigen Ufer des breiten, schönen Guidecanals hüllte heute die Sturmwolke düster. Unheimlich blähte der Wind die Segel der Schiffe. Der Spaziergang bot unter solchen Umständen keinen Genuß. So kehrte denn auch die Gesellschaft heim, als Conte Negri mit der Gondel wieder zu ihnen trat. Der alte Herr erklärte seinen bestimmten Widerwillen, noch einmal sich den Wogen des Canale grande anzuvertrauen. Daher nahmen sie den ziemlich weiten Umweg über die Eisenbrücke nach dem Palaste des Herzogs von Borgia selbst.

„Ich nehme mir gleich die Freiheit, mit einzutreten, da nur wenig an der bestimmten Zeit fehlt", sagte Negri und blickte dabei etwas unsicher, ob er in seiner angenehmen, persönlichen Art den Landsmann da aus Spilimbergo mitbringen könne zum geladenen Diner des Herzogs.

Fornaseri erriet mit seinem natürlichen Scharfsinn die Situation, auch des gutmüthigen Grafen Absicht, ihn hier — einzuschmuggeln; darum nahm er rasch seinen Hut und empfahl sich.

„Nicht so eilig, Signore!" versetzte der Herzog mit der Urbanität des wirklichen grand Signeur. „Ich wollte meinen freundlichen Retter bitten, an unserm Mittagsmahle theilzunehmen."

Damit waren nun auf einmal alle Zweifel gelöst. Fornaseri führte den Herzog, der etwas hinke, — bebenden Herzens. Die Baronesse Gemini schwieg fast während der ganzen Wanderung.

Im Palazzo Borgia angekommen, trat der Herzog noch eine Weile in seine Privatgemächer. Auch Baronin Gemini begab sich in ein Nebenzimmer, um ihren Anzug zur Tafel zu ordnen. Graf Negri, welcher sich nirgends und niemals genirte, stellte sich vor einen der prächtigen Spiegel und ließ sich von seinem Töchterchen die Haare glatt bürsten. Das nämliche Geschäft vollzog hierauf die junge Dame mit liebenswürdiger Unbefangenheit an sich selbst.

Paolo achtete nicht auf ihr Beginnen. Er überdachte seine merkwürdige Lage. Es war kein Traum, daß er sich hier als Gast eines der großen Herren Italiens befand. Kein Traum — die Frau, welche gestern noch unter dem Schutze der Maskenfreiheit aber ich alle Gegenstände des menschlichen Interesses vertraulich mit ihm ge-

plaudert hatte, war es auch — wenn auch nun unendlich fern von ihm gerückt.

Zwar hatte sich über Erwarten leicht eine neue Art von Bekanntschaft zwischen ihnen angeknüpft, aber nur, um ihn auf die bestehende Kluft recht aufmerksam zu machen. Heute hatten sie blos einige gleichgültige Bemerkungen über das Wetter zusammen gewechselt und dennoch gefiel ihm die Dame, in die Kälte ihrer Vornehmheit gehüllt, fast noch besser als in der rückhaltlosen Hingebung des Maskenballes. Seine Leidenschaft übrig; die Schwierigkeit des Unternehmens reizte ihn. Jedenfalls beschloß unser praktischer Sohn des 19. Jahrhunderts, seine glänzenden Connexionen zu nützen, so gut es ging. Wenn auch die Blume der Liebe nicht daraus erblühen sollte, mochten sie vielleicht andere Früchte tragen — —

Bald versammelte sich die Tischgesellschaft.

An der Mitte der Tafel zwischen zwei alten Palastdamen saß der Herzog. Ihm gegenüber Baronesse Gemini. Zu ihrer rechten hatte sie den höchsten Civilbeamten Venedigs, zu ihrer linken einen alten, reichen Fürsten. Die Uebrigen setzten sich nach Zufall und Neigung. Aernatori konnte unbemerkt um sich herum, das Gericht hatte Graf Negri weit von ihm weggeführt. Manchmal schoß die unsanfte Frage: „Wer ist das?“ ziemlich deutlich an sein Ohr. Es waren nicht immer höfliche Blicke, welche dieselbe begleiteten. Mit männlicher Fassung errang er diese Kraftprobe, womit jeder bei seinem Eintritt in die Welt bestanden sein muß, der nicht zu den Auserwählten gehört. Er aß und trank ruhig. Die übrige Zeit lehnte er in seinen Stuhl zurück und musterte mit anscheinender Gleichgültigkeit das heitere, glänzende Bild.

Auch der Gesandtschaftsrat ließ in den Pausen des mit seiner Umgebung lebhaft geführten Gespräches die Augen über die Tischgesellschaft schweifen. Ihre Blicke begegneten sich. Der Herzog errieth, daß der junge Mann an seiner Tafel so fremd erscheinen, als wäre er einer der Wilden Nordamerikas. Da trat jenes ihm eigenthümliche, seine höflichen Züge unendlich verschönernde, wohlwollende Lächeln auf seine Lippen; er ertheilte dem hinter ihm stehenden Bedienten einen Auftrag. Dieser trug auf einer Silberplatte ein Glas vom besten Arrangier zu Paole.

„Sagen Sie mir Ihre Meinung, Signore Aernatori, kommt dieser Wein wirklich aus San-Daniele? Weil Sie der Quelle so nahe sind, müssen Sie sich darauf verstehen“, sagte der Herzog von Parma zu dem Aernatori mit jener wahren Herzlichkeit, die aus dem Herzen kommt.

Der junge Mann verkannte die freundliche Absicht nicht. „Der Wein ist durchaus von der Sonnenseite San-Daniele's, Monsignore!“ erwiderte er, sich verneigend.

Nun war Paole gerettet. Jetzt hielt er mit einer Ruhe die Blicke aller derjenigen aus, die ihn früher unhöflich angestarrt oder es gänzlich vermieden hatten, den jungen Mann zu beachten. Paole wollte wieder in seine contemplative Schweigsamkeit zurücksinken, als der Paradiesvogel auf dem Haupte einer alten Dame sich ihm sehr nahe neigte.

„Sie sind wol fremd hier, Signore?“ lispelte die Besitzerin des Vogels.

„Ja, Signora! Erst vor wenigen Tagen kam ich nach Venedig, um den berühmten Carneval mit anzusehen.“

„Nun, da Sie die Ehre haben, von Monsignore gekannt zu sein, wird es Ihnen nicht schwer sein, in den ersten Häusern Zutritt zu erlangen.“

Paole verneigte sich stumm.

Diese Ruhe brachte den seit der Weinbestellung in der Seele der alten Dame dämmernden Gedanken vollends zur Reife. „Ich empfange alle Mittwochabende“, sagte sie mit einem Blick, der ein Lächeln bedeutete, „San-Apollinar Palazzo Contarini. Es wird mich freuen, Sie bei mir zu sehen! Sie treffen die ganze Gesellschaft!“

Wichtiger als diese Einladung war, daß nach dem Ende des Mahls, als man den Kaffee nahm, sich der Herr, welcher rechts von Baronesse Gemini gesessen, einen Weg zu dem Adjuncten bahnte. Der hohe Beamte besaß eine vernünftige Verehrung für gute Dinge und unter anderm auch für den in seiner Art vorzüglichen Wein von San-Daniele. Während er über den ihm interessanten Gegenstand Erörterungen einzog, kam er auch über die Verhältnisse der Provinz im allgemeinen zu sprechen und fand kurzen, klaren Bescheid.

„Kommen Sie morgen auf mein Bureau!“ schloß er die Unterredung mit leichtem Kopfnicken.

Das wird immer besser! dachte der Adjunct.

Paole überließ sich abends in seinem Kaffeehause trüben Zukunftsträumen und hörte nur halb auf Conte Negri's Geplauder, der jetzt, da er einen Landsmann gefunden, Beschlag auf diesen legte. Auch die Angelegenheit mit der Baronin erschien Paole in seiner behaglichen Nachtstimm

mung durchaus noch nicht verzweifelt. Wie glänzend auch ihre Verhältnisse erscheinen mochten, so war sie dennoch nicht glücklich — das entnahm er ihren rückhaltlosen Mittheilungen unter der Maske. Sie ging keinem ruhigen Ziel im Leben entgegen, das einzige Streben, welches Zufriedenheit verleiht. Er konnte steigen, mußte steigen; seine Bekanntschaft selbst mit dieser Frau, wenn sie ihn auch heute völlig ignorirte, mußte ihn heben und wer weiß, was die Zukunft bringen mochte!

Die Audienz am folgenden Tage bei dem hohen Beamten fiel gut aus. Sie endete damit, daß dieser Fornaseri's Namen nannte. Hierauf gab der junge Mann seine Karte im Palaste des Herzogs von Borgia ab und schlenderte dann in den Straßen, zweifelhaft, ob der Grad ihrer Bekanntschaft ihn berechtige, der Baronin einen Besuch zu machen oder nicht. Paolo besaß jenes natürliche Schicklichkeitsgefühl, welches ihn von allem, was einer Zudringlichkeit ähnlich sah, zurückhielt. So konnte er sich nicht entschließen, dasjenige zu thun, wozu er Neigung empfand. Jedoch seine Zweifel waren geendet, als ihn Conte Negri mit den Worten unter den Arm nahm: „Kommen Sie jetzt mit mir — zur Contessa!"

Der bewegliche, alte Herr hielt es im Salon der Baronin nicht lange aus. Er erinnerte sich, daß er noch einen nöthigen Gang hatte und ließ Paolo mit der Dame allein.

Die grauen dunklen Augen ruhten nun einen Moment kalt und forschend auf dem jungen Manne. „Wollte dieser die Maskenbekanntschaft mißbrauchen? Wollte er sagen: „Ich kenne dich, ja!" War es Zeit, ihn in seine Schranken zurückzuweisen?

Es war, als ob Paolo ihre Gedanken errieth. „Baronessa", sagte er ruhig, „ich hätte ohne Graf Negri's Aufforderung nie niemals erlaubt, Ihnen aufzuwarten — —"

Der Ausdruck in ihren Zügen änderte sich merklich.

„Sie sind auch ohne Negri willkommen!" versetzte die Baronin.

Ein Blitz der Freude schoß durch das Herz des jungen Mannes, doch hielt er bei seinem fremden, kühlen Benehmen fest; er wollte die Handhabe gewonnenen Vortheils nicht kompromittiren. So erhob er sich denn auch, nachdem er während kaum zehn Minuten über allgemeine Dinge gesprochen. Der Maskenbekanntschaft hatte er mit keiner Silbe Erwähnung gethan.

„Bleiben Sie, wenn Sie nichts Besseres vorhaben! Conte Negri kommt mit seiner Tochter zu Tisch!" bemerkte die Dame.

Paolo verneigte sich stumm. Nur konnte er nicht verhindern, daß sein etwas bleiches Gesicht eine wärmere Färbung annahm.

„Es ist fürchterlich, wie die Contessina in ihrer Erziehung vernachlässigt ist. Gleichen ihr die Damen im Friaul alle?" fuhr die Baronin fort.

„Mehr oder weniger, Baronessa! Die feine Sitte ist noch nicht bis in unsere Berge gedrungen. Daher einem unglücklichen Verbannten nicht zu verargen ist, wenn er diejenigen aufsucht, welche besitzen, was der Frau erst ihren wahren Werth verleiht, wie der Schliff dem Diamanten."

Jede Spur von Kälte war jetzt aus dem Wesen der Dame verschwunden. Sie wurde wieder das lebhafte Geschöpf des Maskenballs, was ihr natürliches Wesen zu sein schien.

„Haben Sie mir nicht schon von einer Angela erzählt?" begann sie jetzt lächelnd von selbst, „einer Angela, welche das Seitenstück zu meiner Cousine bilden muß?"

Paolo stammelte auf — — Die Baronessa that jetzt, was sie von seiner Seite als Unartigkeit verurtheilt haben würde. Sie spielte selbst auf ihr Gespräch am Faschingsmontag an —

„Ja, Signora!" fuhr er, sich beherrschend, fort. „Mein Verhältniß zu Angela böte Gelegenheit, über den Wechsel menschlicher Meinung und menschlicher Stimmung zu sprechen. Vor fünf Jahren glaubte ich sie zu lieben und strebte nach ihrem Besitz. Meinen jetzigen Weltanschauungen widerspricht ihre Persönlichkeit so sehr, daß mir jede Verbindung im höchsten Grade peinlich würde, sollte ich genöthigt sein, sie zu vollziehen."

Die Baronin lächelte über die Naivetät des jungen Aristocraten, die ihm indessen ganz gefällig stand — Sie sagte:

„Dabei herrscht eben keine Zauberei, Signore Paolo! Vor fünf Jahren waren Sie ein ganz junger Mann, Angela ein frisches, blühendes Mädchen, dessen rothen Wangen zuliebe man die Mängel der Erziehung übersah. Nun ist Angela um fünf Jahre älter geworden! Das lange Warten hat ihre Laune herber und ihre Wangen bleicher gemacht! Sie, Signore, blieben auf Ihrem damaligen Standpunkt auch nicht stehen! Sie lernten mittlerweile Welt und Menschen kennen, bildeten Geschmack und Urtheil, darum legen Sie nun einen andern Maßstab an — —"

Fornaseri berichtete und berichtete — Da diese Worte ermuthigend klangen, so sprach er:

„Es thut wohl, wenn man sich verstanden sieht, wenn die Gefühle, welche dunkel in unserer Brust liegen, uns vorgehalten werden! Die intensive Empfindlichkeit schwindet vor der objectiven Kälte. Also sprechen Sie mich von Wankelmuth frei, wenn ich mit Angela breche?"

Die blauen Augen des jungen Fräulein hingen erwartungsvoll an der Dame, als besäße sie die Macht — zu binden und zu lösen —

Die Baronesse besann sich eine Weile... Dann sagte sie:

„Ich spreche Sie frei... Unbedingtes Festhalten ist mehr Eigensinn und Schwachheit wie Kraft. Sie sind es sich selber schuldig! Lassen Sie mich mein Lieblingsspiel an Ihnen üben, das Prophezeien. Ich bedarf dazu weder Karten noch Kaffeesatz!" fuhr sie lachend fort.

Eine Weile blickte ihn die Baronin starr an, unter ihren feurigen Augen gewannen seine Züge Wärme und Rundung.

„Sie stehen am Scheidewege, junger Mann! Sie mögen hinabsinken oder steigen, Stillstand gibt es keinen! Alles kommt auf die Wahl an!"

Dies Orakel war sehr dunkel. Mochte kommen, was da wollte, der Ruf der Pythia konnte wol nicht gefährdet sein.

Paole interessirte deutete die Worte nach seinem Sinne. Eine freudige Zuversicht schwellte seine Brust.

Er fuhr aus angenehmer Träumerei empor, als die Thür sich öffnete und der Großcomthur eintrat.

„Ah! Unser junger Freund von gestern!" rief er mit freundlichem Erkennen, nachdem er die Dame vom Hause begrüßt.

Graf Negri erschien bald darauf gleichfalls —

„Gehen wir zu Tisch", sagte der Herzog, „denn unsere liebenswürdige Wirthin besitzt unter vielen vortrefflichen Eigenschaften auch diejenige, eine ausgezeichnete Hausfrau zu sein!"

Damit zog er den Arm der Dame in den seinigen.

Die prächtigen Arienalauten lachten ihnen einladend entgegen und der schöne Herzog versehrte sie mit dem Vollgenuß eines Kenners. Als er Zeit fand, seine hübschen blauen Augen von der Platte nach der Dame zu seiner Seite zu richten, bemerkte er zartlich: „Ich weiß nicht, wie es kommt, daß man nirgends in Venedig so gute Austern ißt wie bei Ihnen!"

„Die Sache verhält sich einfach, Monsignore! Ich kaufe die Austern selbst, was Ihr ehrl. Procurator nicht thut!"

Ein heiterer, zwangloser Geist herrschte bei dem kleinen Mahle. Paole betrachtete besonders die Hausfrau mit Erstaunen, wie sie, gleich freundlich mit jedem, kaum einen Unterschied zwischen ihren Gästen zu machen schien. Außer einem leichten Hauche von Zärtlichkeit, war ihr Benehmen gegen den Herzog nicht verschieden von dem, das sie gegen Negri und ihn an den Tag legte. Und auch der heitere, gutmüthige, geistreiche Herzog gefiel dem jungen Mann. Uebrigens zeigte jener bei Tisch seinen Geist blos in kurzen Sätzen. Er war zu angenehm beschäftigt, um viel zu sprechen. Graf Negri verdarb nichts mit seinem unbedeutenden Geplauder. Er vermehrte sogar zuweilen die allgemeine, frohe Stimmung. Aber die eigentliche Ehre des Tags blieb in der That Fornaseri. Der junge Mann sprach viel und gut. Er fühlte sich angenehm erregt und wurde infolge der gewöhnlichen Rückwirkung liebenswürdiger und geistreicher. Nichts störte die Harmonie, als daß die kleine Comtesse, welche anfänglich stumm wie ein Fisch geschien, gegen das Ende öfter in lautes Lachen ausbrach. Bei jedem Mienen schwebte Paole jetzt — die Person seiner ungeliebten Braut vor Augen.

Paole hatte wirklich einen angenehmen Eindruck hervorgebracht. Diese Ueberzeugung nahm er mit sich. Auch in der freien Ungebundenheit des Mahls konnte ihm sein Gewissen kein leises Ueberschreiten der Schranken verwerfen.

Es schien auch Baronesse Cenini zu denken. Sie behandelte ihn von dieser Zeit an wie einen alten Bekannten. Der Herzog begegnete ihm freundlich, wo sie immer zusammentrafen.

Es bildete sich schwerigend die Gewohnheit, daß Paole der Dame zu ihrer Gondel half, sie bei öffentlichen Gelegenheiten begleitete. War er doch immer artig und schien nichts zu begehren —

Auf diese Weise kam Paole in mannichfache und bedeutende Berührungen mit der vornehmen Welt. Der steile Hügel der Fashion war erklommen. Sein Gesicht wurde ein bekanntes in den besten Kreisen. Der Arzt hat um Verlängerung seines Urlaubs. Er erhielt sie. Die Tage bedeuten sich zu Wochen.

Aber endlich, endlich brach doch der Moment an, wo er „casa Venezia" verlassen mußte —!

Nun galt es, zu einer Entscheidung kommen.

(Der Fortsetzung in nächster Nummer.)

Ludwig Napoleon in Lyon.

Von einem Augenzeugen.

— — Als ich in Lyon ankam, fand ich die Stadt in der größten Aufregung —

Der Kaiser der Franzosen wurde erwartet — Vorbereitungen der glänzendsten Art wurden zum Empfange getroffen — Ich beschloß, die Entwickelung des Dramas abzuwarten und bis zum Eintreffen der hohen Herrschaften zu bleiben.

Wer Lyon seit einigen Jahren nicht gesehen hat, erkennt es kaum wieder. Aus dem einstmals düstern und schmutzigen Orte ist eine der schönsten Städte Europas geworden. Wie in Paris, hat man auch hier die engen Gassen mit ihren gebrechlichen Häusern gerissen, hat breite gerade Straßen gelegt und der Bevölkerung Luft und Licht, die Hauptelemente des Lebens, gegeben. Einer meiner Freunde verglich Lyon mit Edinburgh. Riesige Häuser klettern die Berge am Saônenufer im Halbkreis empor, überragt von dem Gipfel, hoch oben, der Eglise Notre-Dame de Fourvières, wo einst das Forum des Trajan stand.

In dieser Kirche und Kapelle von Fourvières sah ich ununterbrochen Wallfahrer empfangen; die Räume sind mit Votivtafeln, die der Madonna dargebracht worden, überladen. Die andererseits gespendeten Opfergaben haben außerdem, eine kolossale Statue der Marie — wie man sagt aus gediegenem Silber — auf die Spitze des Kirchthurms aufzustellen. Die Stadt schmeichelt sich, dadurch ihrer speziellen Protection empfohlen zu sein. Wer das katholische Frankreich kennt, überzeugt sich, daß ein Bruch des Kaisers mit dem Papst ein Bruch mit der Bevölkerung wäre. Sie ist hier durchweg bigot. „Immer", sagte meine Wirthin, eine sonst leidlich gebildete Frau, „hat die Madonna von Fourvières uns beschützt; jetzt aber, wo sie die Stadt bewacht, geschieht dem, der zu ihr flieht, so leicht kein Unglück mehr. Sie rettete in diesem Winter einen jungen Mann aus den Klauen der Seine, die ihn schon verschlungen hatten, als er noch einmal, sich ermannend, ihre Hülfe anrief; sie reichte ihm die Hand und zog ihn ans Ufer." Derartiger Jammer spukt hier in aller Leute Köpfen und ist die Folge der erbärmlichsten Erziehung.

Es war Abend geworden, als ich von der Höhe herabkam. Die Stadt, die seit Wochen ihre Vorbereitungen zum Empfang getroffen, befand sich schon am Vorabend der Ankunft in größter Aufregung. Jubel war es weniger als Neugier und krampfhafte Spannung. So wurde immer und immer wiederholt, daß dieser Empfang anderthalb Millionen Francs kostete. Wir klangen diese stets reitirten Worte gleich einem Misten der betreffenden ungeheuerlichen Freude. Lyon ist zwar eine sehr reiche Stadt, aber die Municipalität soll doch über das Programm, das ihr aus Paris vorgeschrieben wurde, ziemlich lange Gesichter gemacht haben.

Endlich am 24. August abends 6 Uhr läuteten die Glocken, donnerten die Kanonen; Kopf an Kopf wogte die Menge, die eine unabsehbare, dichte Masse vom Bahnhof bis zum Stadthaus bildete.

Alle Straßen, durch die der Zug fahren mußte, waren von 20 zu 20 Fuß mit hohen Maibäumen, an denen die Banner Frankreichs flatterten, geziert und durch leichte Drahtketten, in welchen bunte Lampen hingen, miteinander verbunden. Gleich flammenden Blumenguirlanden zogen sich Festons auch quer über die Straßen. Das Stadthaus, die Neue Börse, die Place St.-Louis und noch andere Straßen und Plätze waren unvergleichlich schön decorirt und illuminirt. In beiden sind die Franzosen Meister; kein Volk kann es ihnen darin gleichthun und Lichteffekt-Verschwendung gehört zu ihren Leidenschaften. Lyon war in den Hauptstadttheilen hell wie am Tage. Die großen Springbrunnen erschienen in diesem Gaslicht wie flüssige Silberfontainen. Wer eine Illuminationen in Frankreich bei solcher Gelegenheit sieht, bekennt, daß er vorher noch nie eine gesehen hat. Die gute Stadt Berlin bewilligte nach vielen Kopfschmerzen bei dem Einzuge des Prinzen Friedrich Wilhelm mit seiner Gemahlin (1858) 1500 Thlr. und glaubte mit Recht, ein Ueberiges und Unerhörtes gethan zu haben. Diese ewigen Empfangefeierlichkeiten kosteten mehr als das Vierfache. „Warum?" fragte man — Le prestige et — Conservation —

Welcher regierende Fürst wird in unseren überschwenglichen Begeisterungsepoche — wenn er es nicht gar zu schlimm macht — nicht mit Ovationen empfangen, sobald dieselben inaugurirt werden? Aber das hilft der Liebe und Verehrung und vor allem dem Vertrauen, das einmal verloren ist, doch nicht wieder auf. So weit hat Ludwig Napoleon es im eigenen Lande gebracht! Die hochtrabige Rede, die er auch hier hielt, machte keinen Eindruck; es ist fast gleichgültig, was er spricht; man meint, ihm sei die Sprache wie

Julie
(ihm zwei Schritte nach).

Ich fühle, daß in seinen Worten eine Wahrheit liegt, aber es gibt Wahrheiten der Vernunft, zu denen das Herz sich nicht erheben kann. Komme, was kommen mag! Die Liebe ist am reichsten, wenn sie alles gegeben und nichts mehr zu verschenken hat; aber was sie begehrt, (wild und entschlossen) und zu fordern hat, das will sie ungetheilt. Alles oder Nichts.

(Ab.)

Vorhang fällt.

Talleyrand nur ein Mittel, seine Gedanken zu verbergen. „La liberté de parler est inséparable de la liberté de penser", sagte einer unserer Bekannten. Die Börse, dieses Barometer der Handelswelt, ließ sich durch die schönen Redensarten nicht bethören — sie blieb wie das Wetterglas auf „veränderlich".

Durch Freundes Freunde gelang es mir, Eingang in die noch nicht völlig vollendete, im Tuilerienstil erbaute Börse beim Besuch des Kaiserpaares zu erhalten. Der mächtige Saal, der die Handelswelt aufnehmen soll, ist nach dem Ausspruch Sachverständiger ein architektonisches Meisterstück.

Herren und Damen harrten in glänzender Toilette des Momente der Ankunft. Meinen Reisegefährtinnen möchte ich hier sagen, daß sowohl unter den Rittern der Harrenden wie unter den ausgestellten oder sich noch auf den Webstühlen befindenden Stücken Stoffe zu sehen waren, Stoffe, „von denen ihre Schulweisheit sich noch nichts hat träumen lassen"! Die Vorbereitungen dieser improvisirten Ausstellung im Handelspalast wie für den Ball im Stadthause und die übrigen dekorativen Bedürfnisse hatten, sagte man, die Lyoner Arbeiter in der letzten Woche vollauf beschäftigt — ein großes Wort, wenn man erwägt, daß 20000 Hände hier im Minimum der arbeitenden Klasse angehören.

Die Chemie hat dem penetranten Steinkohlentheer, der in den Gaswerkstätten einen Pestbrand ausströmt, nicht nur die lieblichsten Parfums entlockt, sie hat ihm auch neue, noch nie dagewesene Farben entzogen, die, wie die Frau meines Freundes sich ausdrückte, „les plus séduisantes du monde" wären. Es ist das Anilinrosa und vor allem das wundervolle Lila, das überdem noch den Vorzug hat, ganz echt zu sein, weder von Sonne noch Licht zu leiden und den Glanz der Seide nicht abzuschwächen, wie manche Farben es thun, sondern ihn noch zu erhöhen. Das Pfund dieses Lila-Farbenstoffs als concentrirte Pasta kostet 240 Francs, also ungefähr 120 Thlr.; doch ist dieselbe sehr ausgiebend, wodurch sie erschwinglicher wird. Man sah sie hier in allen Nuancen, durch die ganze Farbenskala, und ich muß prophezeien, daß Lila die geschätzteste Modefarbe bleiben wird.

Vor der Vollendung, die hier die Handarbeiten nach allen Richtungen der Weberei wie der Gold- und Silberstickereien erreicht haben, steht man bewundernd still. Hoch verfolgt mit diesen wundervollen Stoffen den Continent, England und vor allem Amerika, wohin jetzt ganze Schiffsladungen abgehen. Auch gegenwärtig waren die neuyorker Commissionäre am meisten vertreten und gratulirten sich zu der ihnen gebotenen reichen Auswahl. Einige Fabriken arbeiten seit Monaten allein für den amerikanischen Bedarf.

Während so eine Menge interessanter Handelsnotizen mich an einen der Webstühle fesselte, entstand eine große Bewegung, die die Ankunft des Kaiserpaares verrieth. Alle commerziellen Interessen schwanden. Ich war nur noch Auge für das durchaus interessante Paar. Grazie und Natürlichkeit zeichnen die Kaiserin noch mehr als absolute Schönheit aus. Sie trug ein hellblaues Taffetkleid mit hoher Taille und kleiner Stutzschleppe, um, wie man sagt, mindestens von hinten größer zu erscheinen. Das Kleid war mit den berühmten englischen Spitzen garnirt; eine eben solche Scharpe hing über die Schultern; ein weißes, kokettes, von einer weißen Straußenfeder umschlungenes Hütchen vollendete den einfachen und doch kostbaren Anzug.

Nach der Empfangsanrede des Handelspräsidenten, in welcher er von den „Soldaten der Industrie, die dem Kaiser gleichfalls Ruhm und Sieg einernten würden", gesprochen, bat er die Kaiserin, die Geschenke der Lyoner Seidenfabrikanten anzunehmen. Er nannte sie die Königin der Eleganz und des guten Geschmacks und empfahl ihrer Protection das Handwerk. Ihr Gesicht belebte sich beim Antworten und gewann noch an Anmuth. „Elle", wie „Madame Adrien" sagt, blieb wie aus Stein gemeißelt. Sein Augenaufschlag ist eigenthümlich. Er erinnert an die Augen der Sphinx.

Nach verschiedenen Vorstellungen der Damen ward die Kaiserin zu einem Webstuhl geführt, an welchem ein junges Mädchen arbeitete. Sie richtete verschiedene Fragen an dasselbe, die sich auf die Arbeit bezogen. Der Präsident ersuchte darauf die Kaiserin, die kleinen, mit Seide beladenen Schiffchen auch einige male durch die aufgespannten Fäden laufen zu lassen und das Stück zu vollenden. Mit vielem Geschick unterzog sie sich dieser Aufgabe. Als sie den Wunsch aussprach, sie möchte gern sehen, was sie gearbeitet, schlug die junge Person die Decke zurück und in heller Silberschrift standen die Worte da: „Travaillé par Sa Majesté l'Impératrice Eugénie." Der kleine Humbug erfreute sie höchlich. Sie erkundigte sich nach den Verhältnissen des Mäd-

chens und versprach, ihre Aeltern zu besuchen, was sie im Laufe des Tags auch gethan hat. Auf die Frage, ob die alten Leute einen Wunsch hätten, bat der Vater um die Militärentlassung seines Sohnes, der ein geschickter Arbeiter und ihre Stütze wäre, jedoch noch vier Jahre zu dienen hätte. Am nächsten Morgen ging dem Alten das betreffende Entlassungsschreiben für den Sohn zu. Durch eine Menge kleiner Herzenszüge, die nicht den Charakter des Gemachten, sondern innerlicher Güte und Freundlichkeit trugen, hat sich die Kaiserin so sehr die Herzen erobert. Man hörte häufig den Ausspruch: Ihn wolle man reisen lassen, Sie wolle man zurückbehalten.

Der Glanz und das dekorative Genie gipfelte noch bei dem Fest im Stadthause. Daselbst geht mit der Hauptfront nach der Place des terreaux — blutigen Angedenkens! Auf demselben wurden 1642 Cinq-Mars und de Thou enthauptet; 1793, nachdem die Stadt sich geweigert, dem Nationalconvent zu gehorchen, wurden die von den Jakobinern zur schuldig erklärten Häupter nicht wie gewöhnlich durch die Guillotine hingerichtet, sondern in dichte Haufen zu Hunderten zusammengetrieben und mit Kartätschen niedergeschossen. Am 24. August 1833 überstrahlte ein Licht- und Blumenmeer den Platz. Heinrich IV. zu Pferde im Kostüme vom Frontispice des Gebäudes herab — er mag wunderliche Gedanken über das gegenwärtige Frankreich gehabt haben.

Die Rückseite des Gebäudes mündet in der Rue Impériale. Hier hatte man, um der am Feste theilnehmenden Menge zu genügen, den ganzen gewaltigen Hof des Stadthauses in einen Gartensaal verwandelt, damit, was nicht in den Sälen oben, doch mindestens hier unten Platz fände. Um der Witterung alle böse Einmischung abzuschneiden, war zuerst eine getheerte Leinwand über den Platz gespannt, die im Innern aufs reichste und kostbarste durch Stoffe drapirt war. Die Steinplatten des Fußbodens waren zum Moos- und Blumenteppich umgestaltet, und dem ringsum Bedauerts von Palmen, Orangen, Granaten und Myrten emporschossen, verdeckt noch durch Statuen. Die Gänge waren mit grünem Zeuge überspannt. Die Verbindung dieses Gartensaales mit dem oberen Stockwerk bewerkstelligten zwei riesige Treppen mit doppeltem Aufgang und verschiedenen Absätzen, die je nachdem durch die Vermittlung des an dem Gebäude entlang laufenden Balkons in die verschiedenen Räumlichkeiten des obern Stockwerks führten. Verschiedene Fenster waren zu Thüren umgeformt. Um alles Drängen in diesem Paradiese zu vermeiden, stieg man von der einen Treppe herab, auf der andern empor. Von dem Genre, mit welchem bei derartigen Decorationen Wasserfälle, hochspringende Fontainen u. dgl. angebracht werden, haben wir wie von der Lichtverschwendung keinen Begriff. Vis-à-vis der Hauptfontaine, umgeben von einem mächtigen Reservoir inmitten des Treppenaufgangs, war eine Felsengrotte construirt. Zu beiden Seiten lagerten die allegorischen Gestalten der Saône und Rhône und ergossen aus ihren Urnen einen vollständigen Strom, der, über Felsen schäumend und Cascaden bildend, sich in einen verborgenen Schlund hinabstürzte. Vergoldete Candelaber durchleuchteten mit ihren Lichtarmen die in Bosquets aufgestellten Gruppen von innen heraus. Kränze von vierfachen Wachsstämmchen, eine weit geschliffene Glaskugel umschlingend, goßen ihr blendendes Licht über das feenhafte Ganze. Den Plan dieser ebenso künstlerisch wie architektonisch vollendeten Ausschmückung hatte der Lyoner Architekt, Herr Legrand, entworfen; er war von ebenso geschickten Händen ausgeführt. Der Thron für die Majestäten war im Hauptsaal aufgeschlagen.

Um 10 Uhr, nachdem man bereits wie eingemauert in diesem Feentempel selbst als eine Statue gestanden, erschienen die hohen Gäste und hatten trotz den vorausgehenden Gentsdarmen Mühe, durchzukommen. Der Senator Baille und die andern hohen Beamten caramboltirten mit den Damen, die in dreifacher Reihe in den Saal kommlich Wurzel geschlagen zu haben schienen. Das Paar wurde mit lautem Jubel empfangen. Ich will von den Prachtkleidern und Toiletten der Lyoner Damen schweigen und überlasse sie der ungebundensten und splendidesten Phantasie; nur sag' ich hinzu, daß jene noch bei uns vorkommende Brillantmanier dort nicht herrsche. Die Kaiserin trug über weißem Atlas ein Kleid von alençoner Spitzen. Bewes Vollendetes in dieser Kunst ist vielleicht noch nicht vorgekommen. Das Haupt zierte ein im griechischen Stil gehaltenes Diamantendiadem, eine gleiche Kollier umschlang den Hals und die Taille glich dem einem Bündel von Diamanten.

Nach der Cavadille d'honneur, in welcher der Senator Baille mit der Kaiserin und der Kaiser mit Madame Baille tanzten, machte das hohe Paar nicht ohne Mühe durch alle Räume der Runde und zog auch in den Gartensaal hinab,

um alle Welt zu befriedigen. Etwas, das sehr angenehm auffällt, ist, daß sich beide nicht in so hartnäckigen Etikettesformen von der Gesellschaft absondern, wie es an deutschen Höfen gebräuchlich. Der gesellige Moment erhält durchweg ein gemüthlicheres Gepräge. Den französischen Damen muß man überhaupt ein natürlicheres Wesen nachrühmen; sie sind nicht immer in jener peinlichen Angst, ihrem Range oder Stande etwas zu vergeben, was man so oft bei uns beobachten kann.

Der Tanz war bei diesem Feste ganz Nebensache, da alles nur Augen für die Gäste aus Paris hatte. Um halb zwölf Uhr verließen sie mit den Ausdrücken höchster Zufriedenheit die festlichen Räume; die Menge verlor sich erst gegen halb vier Uhr.

Des Kaisers neue Begleiter waren der in Lyon naturalisirte Marschall Gasellano, eine als Soldat sehr bekannte, als Mensch vom Publikum wenig geachtete Persönlichkeit, und der General Bourbaki, der durch tollkühne Bravour bekannt ist. Beim Sturm des Malakow soll er in Glacéstiefeln und Glacéhandschuhen, eine Cigarre im Munde, erschienen sein.

Der Kaiser hat den Einwohnern seine Zuneigung durch die Ertheilung des Bürgerrechts von Mailand bethätigt. Die Brücke gehörte einer Actiengesellschaft und war für das Quartier Brotteaux, wo die meisten Arbeiter wohnen und täglich hin und her über 4 Sous zahlen mußten, von sehr empfindlicher Natur. Durch ein Decret wurde die Stadt zum Ankauf der Brücke — autorisirt. Die Arbeiter des Quartiers, darüber hocherfreut, bauten von 7 Uhr früh bis 11 Uhr einen Triumphbogen über die Brücke, den man die Improvisation nicht ansah. Von den Masten flogen breite, hochrothe Bänder mit der Inschrift: „A l'empereur les Lyonnais reconnaissants."

Dem Zuge, als das Kaiserpaar die Stadt verließ, ging ein Detachement berittener Gendarmen voran; dann kam eine Escadron Dragoner und ein Peloton von Gensdarmen. Ihnen folgten drei offene hofliche Wagen. Im ersten saß das Kaiserpaar, Marschall Gasellano und Senator Baroche; in den andern die Damen und Cavaliere; ein weiteres Peloton von Gensdarmen und eine Escadron Dragoner schließen den Zug.

Die gewerblichen Verhältnisse Lyons sind sehr interessant. Vor allem natürlich die Seidenfabrikation. Unter den 200000 Einwohnern zählt man 30000 Manufacturisten, die Sammt, Seidenstoffe, Gold- und Silberstoffe (Kirchengewänder), Tücher, seidene Shawls und Bänder fabriciren. Gegen 300 Ballen, jeder zu 120 Pfund gerechnet, werden wöchentlich verarbeitet. Für ungefähr 10 Millionen Francs werden Seiden, Gaze und Flor gefertigt. Man rechnet, daß über 30000 Webstühle vorhanden sind. Drei der großen Fabriken liefern nichts als weißen Atlas. Sie versehen die ganze Welt mit diesem Stoff.

Die Seidenpreise standen in diesem Augenblick für den Seidenhandel um so günstiger, als nicht allein der Handel nach Amerika sich bedeutend gehoben hat, sondern auch die Unruhen in Syrien die Seidenkultur am Libanon zerstört haben und Frankreich sie ergänzen muß. „Les Drames ont remplacé cette année la Gattine (die Seidenraupenkrankheit) en Orient", sagte mir einer der betheiligten Herren. Der Ausfall, der von dort somit gedeckten Seide wird ihnen durch Zufuhrungen aus China reichlich ersetzt, das ihnen überdem die Rohseide schon nach französischer Art, d. h. rein und gleichmäßig wie in den Cevennen gesponnen, zuschickt. Da die Vortheile, die gesponnene Seide statt der oft durch den Transport die zur Unbrauchbarkeit verkommenen, in Ballen zusammengepreßten Cocons zu erhalten, auf der Hand liegt, so haben die Fabrikanten Lyons erfahrene und geschickte Seidenspinner und -Spinnerinnen nach Schanghai und nach Hongkong gesandt, um Manufacturen anzulegen, wo die chinesischen Cocons nach dem neuerlich vervollkommneten Verfahren und doch mit all jener chinesischen Oekonomie behandelt werden. Man hofft, dadurch die Rohseide in der schönsten Qualität zu erhalten und ein Mittel in Händen zu haben, die übertriebenen Steigerungen des Rohproducts zu verhindern, um so mehr, als man im ganzen mit der Seidenernte zufrieden war.

Eine nach anderer Richtung hin sehr großartige und interessante Fabrik ist die, in welcher 10—12000 Stück gewalkter Hüte produzirt werden.

Man hat häufig von den enormen Ausgaben Napoleons gesprochen und von der Schuldenlast, die er auf das Land wälze. Man hat aber diese Ausgaben mit den Einnahmen und Hilfsquellen, die Frankreich durch eine erhebte Industrie sich in den letzten Jahrzehnten Mittel gemacht hat, nicht in Bilanz gebracht. Danach stellt sich, nach neuerlichen sehr gründlichen Untersuchungen der Finanzen Frankreichs, seine Lage durchaus nicht so verwickelungsvoll heraus, als theils Vorurtheil, theils Unwissenheit es verschrieen hat. Natürlich hatten Kriege wie die beiden letzten sich nicht zu

so reicher Folge wiederholen, ohne der Staatsmobiliar gelähmlich zu werden. Doch werden alle noch so großartigen Bauten ihren Fortgang nehmen können, ohne das materielle Wohl auch nur im geringsten zu berühren; es wird vielmehr dadurch erhöht. Vor allem wird der Arbeiterhand durch diesen ihm fort und fort geschaffen Verdienst gehoben. Als drückend stellen sich hauptsächlich die hohen Communalabgaben der großen Städte heraus — Empfangsfeierlichkeiten wie die letzten Kaiserstagen steigern diese Last noch mehr und mehrfach die Bemerkung, die ich hier oft mit Seufzen hörte: „Cette visite etait bien chère!"

Berliner Umschau.

X

— — Turnertage, Juristentage, Handwerkertage, Versammlung deutscher Ingenieure, mitzt noch, wie Zeitungen ankündigen, die Zusammenkunft aller berliner Jahnäxte — zählt man die Conferenzen der Militärbevollmächtigten in und außerhalb Würzburg, die Tage von Teplitz und Baden und die Sitzungen des Nationalvereins hinzu, so scheint es denn doch, als ob das ganze deutsche Volk in allen seinen Schichten sich zu dem großen, alleinigen Tage vorbereitete, der es wieder — und hoffentlich dann für immer — in der Paulskirche versammeln soll.

In dieser allmählichen Einigung aller, in dem weiter und weiter sich bahnbrechenden Bewußtsein, daß wir trotz der Stammesverschiedenheiten einer großen Gemeinschaft angehören, liegt, wenigstens unter den jetzigen Umständen, der Werth dieser Zusammenkunft. Das etwa darin Geleistete oder Nichtgeleistete darf nicht gewogen werden. Wie weit stunde unter letzterem Gesichtspunkt der Juristentag hinter dem Handwerkertag zurück!

Wer den Verhandlungen dieser ehrlichen, biedern, ganz und gar in ihren Vorurtheilen und wunderlichen, die Welt von ihrem Dach aus beurtheilenden Anschauungen verlorenen Handwerksmeister beiwohnte, war von dem parlamentarischen Takt, den Berichten und Debatten der Versammlung, bei all ihrer Einseitigkeit, des Staunens voll. Was sie sprachen, kann selbstverständlich nicht in Betracht kommen; „wir, die Literaten", wurde uns von den Männern des Handwerks entgegengehalten, „wären aus Prinzip für die Gewerbefreiheit, sie der Ehre und des Bestandes der Innung wegen nicht"; hier Cäsar und dröben Brutus — also kein Wort über die vor dem Zeitgeist verlorene Sache dieser Männer — nein, wie sie sprachen, hat uns wohlgefallen. Es ist gut, daß jeder Stand sich fühle und dem Kapital gegenüber auch die Arbeit ihre Würde behaupte. In diesem Sinne waren wir vollkommen einig mit — den Gevatern „Schneider und Handschuhmacher" —

Vornehmer als die Tonhalle schaute freilich die Singakademie aus — Weiße Cravatten, schwarze Fracks, Ordensbänder in allen Farben, eine feierliche Begrüßung, nie unterbrochen von dem Auf- und Zuschlagen der Bierseidel, dem Klappern mit Messer und Gabel beim Verzehren der Bratwürste, aber freilich auch ohne die hellen, hübschen, buntbemalten Gewerbsbanner, die zuweilen vor dem stürmischen Beifallrufen der Meister sich leise bewegten und die Theorie der Wellenbewegung bestätigten, von denen Ihre Mittheilungen: „Aus der Natur", berichten. Die Juristenversammlung hatte für den Zuschauer einen unbeschreiblich bureaukratischen Zug. Er stand wie in Gr. gegraben in Graf Wartensleben's, der den Tag berufen, richterlichem Gesicht. Er war vertreten in so vielen Ministern, Geheimräthen, bis zu den Herren Simons und von Patow hinauf. Dem Laien selbst, den nur Neugierde hingezogen, war es ersichtlich, daß alle Debatten — der Handwerksausdruck sei erlaubt — „übers Knie gebrochen" wurden. Alle fünf Minuten rief eine heilige Schar — man erkannte die preußischen Kreisrichter und preußischen Kreisgerichtsräthe an der Bewunderung, mit der sie die Knopfe an dem Rock einer für sie entscheidenden Persönlichkeit, wie im Gedanken ihrer Beförderung, mit ja und nein abzählten — „Schluß!" Uns erinnerten sie an einen vielgefeierten Mann in der Landrathskammer, der bei dem Beginn jeder Debatte an einen der Schreibtische lief, dort einen Antrag auf Schluß der Debatte fünfmal niederschrieb und nacheinander bei dem Präsidium einreichte, bis dann zumeist nach dem vierten Papierstreifen die Kammer „Schluß!" forderte. An sich betrachtet, in der Voraussicht, daß nur unerbittliche Strenge die Beredsamkeit, die vielen auf der Zunge schwebte, niederhalten könne, erschien die Meinung der Versammlung, keine langen, studirten Reden hören zu wollen, durchaus gerechtfertigt.

Allein unter den vielen eingebrachten Vorschlägen, die weit über die kurz gemessene Zeit von zwei Sitzungen hinausreichten und wie Anträge auf allgemeines deutsches Recht, eine gleiche

Criminalproceßordnung, ein gleiches Strafgesetz in allen deutschen Ländern sich kaum für eine eben erst geborene Versammlung eigneten, gab es zwei, die das Interesse des großen Publikums für den „Juristentag" geweckt, der von Lewald über die Gestattung der Privatklage, wenn die Staatsanwaltschaft sich vorzugeben weigert, und der von Sutro über die Einführung einer für alle gültigen Eidesformel. Zum Erstaunen aller Nichtbetheiligten wurden beide abgelehnt und vertagt.

Die Juristen selbst mögen dies Resultat entschuldigen und besser von ihrem „Tage" denken; das Publikum, das sie kühl empfangen, hat sie kalt entlassen. Man vermißte den Zusammenhang dieser „Herren" mit dem Volksbewußtsein. Von vornherein hat die Gegenwart des preußischen Justizministers, bekanntlich einer Reliquie der Manteuffel-Zeit, die Versammlung um jede populäre Sympathie gebracht. Es gibt Namen, die, mit Recht oder Unrecht, ein Omen sind. Die „Tagenden" haben vielleicht, bei der Ausschließlichkeit und dem verfnöcherten Formelzwang der Rechtswissenschaft, nicht einmal die allgemeine Zustimmung gewünscht; sie werden darum leichter die bittern Nachrufe verschmerzen, die ihnen von allen Seiten nachschallen. Darin mag sich getäuschte Hoffnung, politischer Parteigeist mischen; dem Einsichtigen war es klar, daß der Juristentag, zur größern Hälfte von preußischen Richtern besucht, seinen liberalen Verlauf nehmen würde.

In einem kleinen Kreise, der bei Gelegenheit des Juristentags zusammenkam, sagte ein Aufgeregter: „Die Rechtswissenschaft ergiebt nicht zur Freiheit, sie lebt und stirbt in den leersten Formen. Daß sie eine Nothwendigkeit ist, enthebt sie noch nicht des Fluchs, das sie zuerst das geschriebene Recht dem natürlichen Rechtsgefühl vorzog. Schon zur römischen Zeit sind die Rechtslehrer die gefügigen Werkzeuge des Cäsarenthums gewesen, die neuesten Beispiele liegen in Frankreich vor. Mit dem römischen Recht in der Hand, seine Professoren aus Bologna zur Seite, hat Friedrich Barbarossa die lombardischen Städte bekämpft. Damit wird nicht geleugnet, daß es unter Juristen Kämpfer und Dulder für die Freiheit gegeben; auch die Päpste rühmen sich einiger Heiligen, welche die Tiara getragen!"

Diese Anklage war vielleicht übertrieben, doch schließt sie den Vorwurf nicht aus, daß die Herren Hiriemenzel und von Wartensleben der Versammlung eine bereits fertig gewesene, von oben her genehmigte Bahn vorschrieben und sie „mit Acclamation" innerhalb derselben zu erhalten wußten. Die Idee der vier Commissionen war praktisch, aber die Art, wie innerhalb jeder verfahren wurde, wie die Präsidien schon immer fertig auf dem Präsentirteller lagen, jede freie Bewegung und Discussion über principielle Dinge niedergehalten und beseitigt wurde, hat bei vielen einen unangenehmen Eindruck hinterlassen.

Mit der Loyalität hat es seine eigene Bewandtniß. Zumal in einer Zeit, wo eine gewisse Anrüchigkeit auch zur Loyalität gehört und ein Toast „Auf das einige Deutschland" sogar zu den officiellen zählt und bei passender Gelegenheit und hinlänglich strömendem Champagner selbst aus dem Munde des Herrn von Berries kommen konnte.

Uebrigens macht Berlin jetzt in Ausstellungen. In der Akademie prangen die frisch von den Staffeleien gekommenen Bilder der Maler; bei Krell die Blumen und Früchte. Die Fruchtausstellung wird uns auch ein Zeichen noch des tiefsten Friedens aus Ungarn bringen. Hundert Gattungen ungarischen Weins sind mit der jeder Sorte entsprechenden Traube angekündigt worden — also das real concrete Sein neben dem abgezogenen Begriff —. Vielleicht verdrängt die lebendige, prangende Traube von den Höhen Tokays jene Apothekervorstellungen vom Ungarwein, die ein hiesiger Händler seit einiger Zeit mit seinen Anpreisungen eines versiegelten Vinum Hungaricum als Gesundheitselixirs verbreitet.

Die Denkmalsreisigkeiten über Schiller und Goethe dauern fort. Die Humboldt-Statue ist endlich in weite Ferne gerückt. Aber Aussichten für Garibaldi winken nicht. Selbst Herr von Hulsen, der Aeußerste der Aeußersten, hat an dem Tage, wo Garibaldi in Neapel zu sein versprochen hatte, die „Stumme von Portici" aufführen lassen.

Der Schluß des „Schwarzgelbbuch" von Adolf Schlesinger erfolgt in nächster Nummer.

Anregungen.

Aus der Natur.

VIII.

Wir finden in der Natur verhältnismäßig nur sehr wenige Körper, welche, wie die Sonne, ihr eigenes Licht ausstrahlen.

Der Mond, die Planeten leuchten ebenso im erborgten Licht der Sonne wie ein im Sonnenschein blinkender Thurmknopf oder eine blinkende Fensterscheibe.

Trifft ein Lichtstrahl auf die Oberfläche eines Körpers auf, so wird er von dieser zurückgeworfen nach dem allgemeinen Gesetz der Reflexion. Dieses Gesetz ermittelt man leicht an der Betrachtung einer elastischen Kugel, welche gegen eine feste Wand geschleudert wird. Sie wird so zurückgeworfen, daß die Niederschlagrichtung mit einer im getroffenen Punkte auf der Wand errichteten Senkrechten ebensoviel Grade Winkel bildet als die Einfallsrichtung.

Die Reflexion des Lichts kann übrigens nicht blos an festen, undurchsichtigen Körpern statt, sondern auch bei durchsichtigen, flüssigen, selbst luftförmigen, nämlich überhaupt, wenn das Licht aus einem Medium in ein anderes übergeht, wobei nur zu bemerken ist, daß selten alles Licht zurückgeworfen wird, namentlich bei durchsichtigen Körpern, wo ein Theil denselben durchgeht.

Jedermann weiß, daß Gegenstände, welche kein eigenes Licht auszustrahlen vermögen, beleuchtet werden müssen, um vom Auge wahrgenommen werden zu können; aber nicht jeder wird sich die Frage aufgeworfen haben, auf welche Weise solche Gegenstände sichtbar werden. Natürlich, wir sind an die uns täglich umgebenden Erscheinungen der Natur so gewöhnt, daß schon ein gewisses naturwissenschaftliches Interesse dazu gehört, die Frage nach deren Ursachen anzuregen. Aber wie mit unserem ganzen Sein, so gewissermaßen Hand in Hand mit unserer vegetabilischen Gegenstände aller fremden Länder zum Gegenstand seines Studiums gemacht hätte, ohne im Stande zu sein, in seinem heimatlichen Gefilden eine Pflanze von einer Distel zu unterscheiden, so sollten wir erst an den alltäglichsten, und am nächsten gelegenen Dingen billigerweise das erste Interesse nehmen.

Wenn wir die Oberfläche eines Körpers, welchen wir für eben aufgreifen, unter dem Mikroskop betrachten, so finden wir sie gewöhnlich mit einer großen Menge von Unebenheiten, Rissen, Vertiefungen, Ritzen behaftet. Hat nun dazu der Körper eine rauhe Oberfläche, so sind die Unebenheiten so groß, daß man sagen kann, die Fläche durch Körper sei aus sehr kleinen Bergen zusammengesetzt, welche an jeder Stelle die verschiedene Lage besitzen. Wird nun ein solcher Körper beleuchtet, so fällt auf die kleinen elementaren Flächen ein Bündel Lichtstrahlen und diese letzteren werden nunmehr auf die verschiedenste Weise zurückgeworfen, dermaßen, daß das Auge eines Beobachters, wo es sich auch befinden mag, von jeder Stelle des Körperfläche Licht empfängt, als wäre diese selbst leuchtend. Auf dieser Lichtzerstreuung durch rauhe Oberflächen beruht die Sichtbarkeit beleuchteter, an sich dunkler Körper. Um bei dieser Reflexion das Licht fast immer eine Veränderung seiner Eigenschaften erfährt und worin diese bestehe, werden wir später näher zu betrachten Gelegenheit finden; doch wird diese Bemerkung zur Erklärung der Aufgabe genügen, daß jede beleuchtete Oberfläche infolge der Lichtzerstreuung sich gerade so verhalte, als wäre sie auf eine eigenthümliche, sie charakterisirende Weise selbstleuchtend.

Es ist bemerkenswerth, daß die anscheinende Unregelmäßigkeit, welche bei jener Lichtzerstreuung durch rauhe Oberflächen stattfindet, indem von diesen die Strahlen auf die verschiedenste Weise nach allen Seiten ausgestrahlt werden, gerade die Bedingung der Gesetzmäßigkeit ist, mit welcher wir zur Kenntnis der uns umgebenden Körper gelangen. Ein Körper mit vollkommen glatter Oberfläche würde zwar die auf ihn fallenden Lichtstrahlen auf das regelmäßigste reflektiren, aber er würde dadurch auch unsichtbar werden, er wäre ein vollkommener Spiegel, welcher die Bilder anderer Gegenstände sehen ließe, ohne selbst durch das Auge wahrnehmbar zu sein. Solche vollkommene Spiegel vermögen wir allerdings nicht darzustellen, aber wir haben einen Spiegel für um so vollkommener zu halten, je mehr er uns über seine Anwesenheit täuscht.

Um das Gesetz der Spiegelung zu erkennen, bedarf es nur der Anwendung des vorhin erwähnten allgemeinen Reflexionsgesetzes. Ein ebener Spiegel wirft demnach die Strahlen eines leuchtenden Punktes so zurück, als kämen sie von einem Punkte, welcher ebenso weit hinter dem Spiegel liegt. Daraus erhellt wiederum sogleich, daß von jedem Gegenstande ein symmetrisches Spiegelbild geboten wird.

Der Spiegel ist heutzutage ein so allgemein gebrauchtes Geräth, daß man eine besondere Beschreibung derselben kaum finden würde. Aber man denkt dabei meist nur an denjenigen Gebrauch, welchen Jean Paul im Sinne hat, wenn er sagt: „Zweierlei Dinge vergißt ein Mädchen am leichtesten: einmal, wie sie dem aus dem unterscheidet, und zweitens, wie sie aussieht; daher die Spiegel erfunden worden."

Der Spiegel hat jedoch eine sehr große wissenschaftliche Bedeutung und der Physiker kann seines Gleichen nicht mehr entbehren. Der gewöhnliche, mit Zinnfolie belegte Glasspiegel findet sich im Kabinet des Physikers nur eines sehr eingeschränkten Gebrauches, weil er doppelte Bilder gibt, welche von der vordern und hintern Wand herrühren. Betrachtet man sich in einem Spiegel, so bemerkt man gewöhnlich nur ein einziges Bild, weil in

diesem Falle beide voreinander befindliche Bilder ab sehen; hält man dagegen einen schmalen Gegenstand, z. B. einen Finger, vor den Spiegel, während man von der Seite in diesen hineinschaut, so erblickt man beide Bilder mehr oder weniger getrennt; bei Anwendung einer Kerzenflamme kann man oft noch ein drittes, selbst viertes Bild erblicken, indem sich das Bild der einen Fläche wiederum in der anderen abspiegelt. Solche Doppelbilder zu vermeiden, benutzt der Physiker da, wo die Bilder nicht sehr hell zu sein brauchen, Glastafeln, welche auf der Hinterseite geschwärzt sind und daher mit dieser nicht spiegeln können, oder er wendet Metallspiegel an, welchen man durch sorgfältige Politur eine große Glätte zu verleihen im Stande ist.

Vermittelst des Spiegels lenkt der Physiker die Lichtstrahlen in diejenige Richtung, deren er gerade bedarf. Will er behufs einer Beobachtung einem in großer Entfernung befindlichen Gegenstand ein „Zeichen geben", so sendet er mittelst des Spiegels das Bild der Sonne auf und sendet es diesem zu. Ist es nöthig, dass beide ihre Apparate in dieselbe gerade Linie einstellen, so kann dies trotz der großen Entfernung mit großer Genauigkeit geschehen, indem der eine mittels seines rechtwinkelig gebrochenen Spiegels sich und dem andern das Bild der Sonne in das Fernrohr sendet. Wenn in früheren Zeiten der Spiegel oft, aber mit weniger Erfolg als heute, unmittelbar anderes „Sonne, Ferne stillt" so bringt hier erst ein durch ein Uhrwerk dem Gang der Sonne folgender Spiegel als Hülfsmittel die Ausführung. Es würde zu weit führen, wenn wir hier auf die verschiedenen Anwendungen, welche man in der Physik vom Spiegel gemacht hat, ausführlicher eingehen wollten, wir wollen nur auf den Spiegelteleskopen hinweisen, welchem Astronomie und Schiffahrt die größten Vortheile verdanken, sowie auf das Spiegelgalvanometer, welches die Telegraphie zur Wissenschaft erhoben hat.

Nur noch zwei interessante Spiegelapparate wollen wir ins Auge fassen, das Kaleidoskop und den sprechenden Spiegel, wovon im nächsten Artikel.

Adam Bede.

Einem wackern Männerherzen — Adam Bede, erblickt aus der schmerzlichen Niederlage seiner ersten Liebe zu einer die Erinnerung derselben wirksam bannen, nur in unwiderstehlicher Schönheit verkörperten und endlich zu Grunde gehenden edlen Natur Heilung, der ihm reichlichen Ersatz bietende und in Wahrheit sein Lebensglück schaffende Besitz einer in reinster Weise und Menschenliebe aufgehenden edlen Weiblichkeit — Dina.

Das der einfache Inhalt der allbekannten Erzählung „Adam Bede" von George Eliot, in Uebersetzung von Julius Frese (zwei Bände. Berlin. A. Hoffer. 1859).

Das Dina Methodistin ist, wird ihr keine ernsthafte Sympathie beim deutschen Leser erweckt haben, der im Methodismus mit seinen enthusiastisch schwärmerischen Bekehrungen und Andachtsübungen, seinen überschwenglichen Erleuchtungen und unmittelbar göttlichen Eingebungen nur einen kopfhängerischen Pietismus zu sehen pflegt, ohne dessen praktischen Nutzen durch seine wohlthätige sittliche wie materielle Förderung der ihm vorzugsweise angehörenden niederen und arbeitenden Volksklassen zu bestreiten. Die Verfasserin bekundet wol für die ihr eigenthümliche extrem minutiös realistische Darstellungsweise einen idealen Gegengewicht, sie bekundet für den eben durch diese minutiöse Manier bezwungen engen und beschränkten Rahmen ihres Romans — ein Vorleben — eine weitere Anschauungen zulassende universalgeschichtliche Perspective. Nur diese Gebärdung konnte ihr den Methodismus arrangirt erscheinen, da er mit der bescheidenen Stellung der von ihr zu schildernden Personen und Verhältnisse harmonirte.

Die ganze Schwerkraft des Romans, welcher allein sein ausgezeichneter Erfolg in England zuzuschreiben ist, liegt in der realistisch-minutiösen Ausführung und Schilderung von Menschen, Dingen und Verhältnissen. Diese Momente werden von der Verfasserin mit so liebevoller, erschöpfender Hingabe und so staunenswerther Vertrautheit durchgeführt, dass kaum ein Uebersehen der hierdurch von ihr erzielten Lebendigkeit und Naturtreue denkbar ist. Sie hat sich bemüht für die ihr von ihr selbst gestellte Aufgabe, Menschen und Dinge gerade nur so zu schildern, wie sie in der Wirklichkeit sind, und zwar wie sie haarscharf genau bis in die feinsten Subtilitäten sind.

Die Specialität lassen wir diese bis zur höchsten Potenz getriebene Methode selbst nennen, nämlich, aber nicht, dass sie allzu große Mechanisirung fände, weil sie den Dichter offenbar in zu enge Grenzen bannt. Um so ängstlich, pedantisch, gleichsam photographisch Menschen und Dinge abnehmen zu können, dürfte der Dichter sich nicht mehr über seine allernächste Umgebung hinauswagen und nichts anderes als die Mittel des Alltagslebens zum Thema nehmen. Er müsste den Helden nur Leben, die ihm fast nie unmittelbar tragisch sind, fern bleiben, auf welterschütternde Perspectiven verzichten und so um Vieles kleinere Wirkungen wollen größere dichterische Ziele aufgeben. Da wird dem Leser auch hier vor all den Gastwirthen, Pächtern, Schulmeistern, Landgeistlichen, Ladenbesitzern, Müttern, Vetern zuletzt doch ganz flau zu Muthe. Im Forte leben wir uns im Dorfe werden wir bald doch endlich auch — im Dorfe begraben!

Neue Romane.

II.

In „Erzählungen bei Licht" bewährt M. Solitaire (Leipzig, Hübner, 1859) auch neue die Originalität seiner Begabung. Unstatthaft ist das Feld, das dieser für excellenten phantastischen Dichter bebaut, freilich eben nicht. Er verachtet gewöhnliche

Beziehungen, Verhältnisse und Vergehnheiten des Lebens weiß in einem Hohlspiegel, der sie in das Ungeheuerliche übertreibt — ungeheuerlich bald nach der Seite des Tragischen, bald nach der des Humoristischen und Barocken hin. Hier weiß er oft die erschütterndsten Töne zu erregen, in der grellsten und doch unendlich rührenden Weise — wir erinnern unsere Leser an die Szene „Der Harnisch der Jungfrau von Orleans", die wir vor kurzem in diesen Blättern brachten. Dieselbe lebendig ergreifende Gewalt wohnt zuweilen seinen komischen Gestalten inne; bald nur sind es Menschen, bald Kalibans. Dabei verkennen wir nicht, daß hier und dort sich ein abstoßendes Element geltend macht. Es liegt in seiner unruhigen, hin- und herspringenden Darstellung. Sie ist absichtlich gewählt, um den Eindruck des Ungewöhnlichen und Barocken zu steigern, in den Leser von vornherein in eine Nebelwelt zu versetzen, in der alles schattenhaft und darum eben riesig erscheint. Man rate nur die bösen Geister, rettungslos verfällt man ihnen. Ein geistvoller, origineller und dem Kern nach so bedeutender Autor wie Solitaire sollte etwas mehr auf die harmonische Form geben.

In „Religion und Liebe. Roman aus dem Tagebuch eines Anonymen" (Hamburg, Hoffmann & Campe, 1860) wird erzählt. Ein Kandidat der Theologie kommt als Hauslehrer in das Haus eines Grafen in Paris. Die Gesellschaft, das lustige Leben, gute Freunde erschüttern seinen „christlichen" Glauben, der in drei Tagen, von jeder philosophischen Elementarbildung fern, das reinste „Muckertum" war. Er verliebt sich in eine Grisette und unterhält zugleich ein Liebesverhältnis mit der Mutter seiner Zöglinge; sie schenkt ihm Bücher, wie Rousseau's „Confessions", seiner Rückgriffe aufzuhelfen. Ein „edler" Arbeitsfreund schenkt ihm dann den Irrthum des Christenthums und nachdem er in einigen Monologen seinem „atheistischen" Herzen Luft gemacht, seine Geliebte ihm davongegangen, erhält er durch die Gunst der Gräfin, die ebenfalls seiner Überredung gewonnen, eine Pfarrei, nimmt sie an aus solcher Hand und hat, nach seinem Pfarrberufe kommend, nichts Eiligeres zu thun, als sich in die Schwester einer früheren Geliebten aufs neue zu verlieben und diesem „Engel mit blauen Augen" zu heirathen.

In dem Roman „Walter Kühne" (Bromberg, Levit, 1860) entrollt Julie Burow (Frau Pfannenschmidt) das Lebensbild eines den höheren Ständen angehörenden Jünglings, der, an dem absoluten Lebenswandel seines Vaters ein schlechtes Beispiel nehmend, als „Primaner" schon in die Bahn des Leichtsinns und der Genußsucht, selbst des Verbrechens gerät, seine erste Liebe der „Geliebten" seines Vaters widmet, bei einem aus diesem Doppelverhältnis hervorgehenden Renkontre dessen üblen Gewaltsamen Tod veranlaßt, auf die ihn hierüber betreffende gerichtliche Untersuchung hin vom Loosschlag zwar freigesprochen, wegen gleichzeitig zu Tage kommender Kriminalverbrechen aber zu vierjähriger Zuchthaushaft verurtheilt, in dieser durch die liebevolle Bemühung des Zuchthauspredigers, als der Jugendliebe seiner tiefgebeugten Mutter, zu einem arbeitsamen und tugendhaften Menschen herangebildet wird und schließlich dessen Tochter als Gattin zugleich mit der treuen Mutter nach Amerika übersiedelt, um dort die glückliche Existenz zu finden, die im Vaterlande seine Jugendsünden vereitelt haben.

Ueber die Eindrücke dieses Romans, der auf unsere modernen Verhältnisse der Ehe und Ehescheidung grelle Streiflichter wirft und jedenfalls mehr Wahrheiten als Schönheiten enthält, mehr Leben als Genuß gewährt, hilft die kurz und straff gehaltene, auf nur acht Bogen sich beschränkende Darstellung der geistvollen Verfasserin mit wohlthuender Raschheit hinweg.

Neue Gedichte.

VIII.

„Poetische Fragmente" von Dranmor (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1860) und „Gedichte" von Friedrich Marx (zweite Auflage, London, Thimm, 1859) gleichen einander nicht nur darin, daß sie beim vom Vaterlande entfernten sind, sondern auch in der Eigenthümlichkeit ihrer Verfasser. Beide werden lebhaft von der Außenwelt bestimmt und angeregt; das Meer spielt eine Hauptrolle. Meist glaubt man Tagebuchblätter zu lesen, deren Unmittelbarkeit bezaubert, der Reiz einer durchgebildeten Form fehlt ihnen. Der reichere von beiden an Gedanken und Empfindungen ist Marx, der phantasievollere Dranmor.

Unter dem Titel „Verwandte Klänge" (Leipzig, Wester, 1860) hat Georg Herz eine Auswahl englischer und amerikanischer Gedichte übertragen, wobei etwa dreißig Autoren benutzt worden sind.

Wer die heimische Lyrik genau kennt, legt das genannte Buch zunächst mit der Befriedigung aus der Hand, daß die deutsche Dichtung auf diesem Gebiete keine Vergleichung zu scheuen hat, vielmehr nach Qualität und Quantität das Ausland übertrifft. Neben einzelnem Bedeutenden und Originellen von Burns, Moore, der Hemans, Hood, Tennyson und Longfellow wird der Leser auf vieles Mittelgut stoßen, das wir allerdings nicht erst aus der Ferne zu holen brauchten. H. Herz hat seine Uebertragung mit allem Fleiß gefertigt. Trotzdem ist manches in der Wortfolge und im Versfuße hafften geblieben, das sich dem Ohr nicht fügt.

Fügen wir den Bericht über ein Drama hinzu.

„Gajus Gracchus" von Hermann Brandes (Braunschweig, Meyer, 1860) hat schon den Wettstreit in München mitgemacht und eine „ehrenvolle" Erwähnung gefunden. Regelmäßige Jamben, Reichthum für den erregten Dialog treten als Vorzüge des Trauerspiels hervor; die Handlung ist dürftig. Die äußerliche politische Entwickelung mußte mehr in eine seelische umgesetzt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 55. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Nach dem Carneval. Erzählung von Franz von Kemmerodorf. V. VI. VII. — Schwarzerdrucke. Von Arnold Schlönbach. III. — Aus der Natur. IX. — Bleiben mit den überzähligen Frauen? — Die Mayfreitagsleber. — Arthur Schopenhauer's Testament.

Nach dem Carneval.

Erzählung von Franz von Kemmerodorf.

V.

Das war erst der Aschermittwoch für Paolo, als er am trüben Morgen den Eisenbahnwagen bestieg.

Eine unendlich schmerzliche Stimmung überkam ihn.

Spilimbergo war vergessen gewesen! Das wüste Eiland, nach dem ihn sein Geschick verschlagen! Jetzt richteten sich seine Gedanken dorthin!

Er begann einige leise Zweifel und Bedenken zu empfinden über seinen Entschluß, mit Angela zu brechen. Die zwanzigtausend Gulden Heirathsgut — blieben selbst bei Fornaseri's veränderten Welt- und Lebensansichten etwas Reelles. Zu keiner Zeit war es vielleicht leichter, Geld zu machen wie in unsern Tagen, aber — die materia prima muß vorhanden sein —

Die Frau, welche er in Venedig verlassen mußte, bildete mit Angela, der er unfreiwillig entgegenging, ein wüstes Chaos in seinem Hirn. In die goldenen Phantasieträume mischte die Vernunft ihr mahnendes Wort. Befriedigende Lösung fand Paolo nicht. Endlich suchte er sich der peinigenden Zweifel zu entschlagen mit dem schwachen Naturen so eigenen Vorsatz, die Dinge einstweilen gehen zu lassen, wie sie eben gingen.

Hierauf zündete er eine von den langen, schwarzen mailänder Cigarren an.

Auch das starke Virginiakraut brachte der Seele keinen philosophischen Gleichmuth. Wenn uns in schlaflosen Nächten oder im Reisewagen der Dämon des Denkens gepackt hat, läßt er uns so leicht nicht los.

So erging es auch Fornaseri. Gleich Sindbad's Quälgeist hockte sich das Grübeln immer wieder auf Paolo's Rücken, so oft ihn dieser auch abwarf.

Viel Unnützes treibt der Mensch in seinem kurzen Dasein. Er sorgt auch oft umsonst, denn das Geschick webt fort und fort. Sein blödes Auge kann es nicht schauen; dennoch hält ihn bereits das Netz umsponnen.

Alles Dichten und Trachten war aber hier vergebens. Daheim bereiteten sich Verhältnisse vor, welche mächtig auf Paolo's Zukunft wirken sollten, und er ahnte es nicht einmal. Der junge Mann legte seine Reise zurück wie jemand, dem es nicht pressirt, anzukommen. Er hielt sich in Conegliano und in Treviso auf. So dämmerte bereits der Abend, als er den Einspänner in Casarsa bestieg, der ihn die vierzehn italienischen Meilen bis Spilimbergo führen sollte.

Versetzen wir uns zur selben gemüthlichen Dämmerstunde in die Räume des Kaffeehauses von Spilimbergo.

Die Gäste kamen heute etwas früher. Sie kamen auch zahlreicher als sonst. Wie wir bereits gesagt, es war ein Ereigniß vorgefallen — immer eine Wohlthat für ein unbedeutendes Provinzstädtchen; man langweilt sich dann wochenlang nicht so sehr wie gewöhnlich.

In der behaglichen Ecke zunächst der Glaswand, welche das Gemach in zwei Hälften theilte, saß der Gatte der Prätera von neulich, neben ihm ein bleicher, schmächtiger Mann mit spärlichem braunem Backenbart, der Architekt Cavedallis. Der zweite Adjunct und Doctor Luciani machten noch die Gesellschaft des Honoratiorenwinkels vollzählig.

„Die Negris sind offenbar die erste Familie Spilimbergos' Früher waren sie die Feudalherren des Castells, jetzt gehört ihnen immer noch ein bedeutender Theil des umliegenden Grundbesitzes —"

Alles das wiederholte eben voll Anerkennung der Architekt mit leiser, lispelnder Stimme.

„Unbegreifliche Geschichte demnach!" murmelte der Prätor und schüttelte das Haupt.

„Conte Renea Negri warb in Venedig um ein Paar Fräulein aus den ersten Familien und ward abgewiesen! Daher that er es aus Trotz!" versetzte der zweite Adjunct, der, weil seine Frau aus einem geringen Adelsgeschlechte der Hauptstadt stammte, immer gut unterrichtet sein wollte über das, was in den vornigen vornehmen Kreisen vorfiel.

„Neigen der Frau Schwiegermutter?" erwiderte der Prätor lächelnd.

„Man behauptet, daß die Frauen der Friaulerberge mit nackten Beinen, gleich den Ziegen, über die Steine laufen und die Vornehmgeborenen durch die Wasser tragen. Ist es wahr, Cavedallis, daß die nunmehrige Gräfin Negri Ihnen oft diesen Dienst geleistet hat?" fragte der Adjunct Nummer zwei.

„Ich nannte, glaube ich, niemand!" entgegnete der vorsichtige Mann. „Mehr in allerdings, daß ich, wenn ich mein Landhaus bewohne, mich über die Bergwasser tragen lasse, denn ich liebe die nassen Füße nicht, sie können unter Umständen gefährlich werden. Auch leihen gewöhnlich die Weiber, die nun doch schon einmal an den Füßen leichter sind, diesen Dienst, allein der einzelnen Persönlichkeiten erinnere ich mich nicht."

„Dieses Bergvölkchen ist nüchtern und arbeitsam", bemerkte der Prätor. „Alle Hygiainnen-, Venedigs Wasserträgerinnen, stammen aus Friaul. Diese Mädchen leben durch ihren Fleiß ohne Mangel in der Stadt und senden noch Geld nach Hause."

„Es ist nun die Frage, ob unsere Damen Gräfin Negri's Besuch erwidern", sagte der zweite Adjunct, der das Gespräch von dem wichtigen Ereigniß nicht abgleiten lassen wollte. „Meine Schwiegermutter meint, die Damen sollten in corpore den Gruß thun, es nicht zu thun."

„Meine Frau wird hingehen!" bemerkte der Prätor kurz und bündig.

„Meine Schwester ebenfalls! Ich stand immer in freundschaftlichen Beziehungen zur Familie Negri [illegible] geht mich nichts an, wen es Conte Renea beliebt, zu seiner Frau zu wählen!" versetzte der Architekt. „Wenn überhaupt geheirathet sein muß", fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „so scheint es mir kein übler Einfall, eine Frau zu nehmen, die, dem Gatten alles verdankend, keinerlei Ansprüche erheben kann."

Der Adjunct seufzte ganz leise. Er dachte an seine vornehme Frau und seine noch vornehmere Schwiegermutter.

„Wie kam denn nun eigentlich diese tolle Geschichte?" fragte der Prätor.

„Man erzählt, Conte Renea sei vor ungefähr einer Woche in die Hütte seiner gegenwärtigen Frau gekommen und habe sie geholt, ohne daß sie wußte, zu welchem Zweck. Nun fand heute in aller Stille die Trauung statt! Meine Damen gingen eben zur Messe!" erklärte der Adjunct.

„Ich wette, sie vergaßen zu beten!" versetzte der Prätor.

Doctor Luciani hatte bisher geschwiegen; aber nicht, weil er an dem Ereigniß keinen Antheil nahm, sondern weil eben dieses den auf seinem Platze klugen Mann in einen mächtigen Strom von Gedanken und Berechnungen versenkte. Angela, ihres Vaters Apotheke, die zwanzigtausend Gulden Heirathsgut, die neue Gräfin Negri, das gewesene Friaulermädchen mit den nackten Beinen wirbelten in des Doctors Kopfe. Wie aber der innere Drang zu stark wurde, mußte er ihm dennoch durch Worte Luft machen.

„Eines haben die Herren übersehen: Die neue Gräfin Negri ist Fornaseri's Schwester!" platzte er endlich heraus —

Man erstaunte nicht wenig.

„Ueber seine Familie schwieg Fornaseri immer unüberwindlich! Es war nicht viel Rühmens davon zu machen!" warf der Adjunct ein.

„Jetzt ist aber seine Schwester dennoch eine Gräfin" bemerkte der Prätor, der gern die lächer-

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Heinrichs Arbeitszimmer. Auf dem Schreibtiſch brennt nur ein Licht, ſo daß es nur an dem Tiſch hell, im übrigen Raume der Bühne dunkel iſt.

Heinrich
(lieſt).

„Nicht bloß der Stolz des Menſchen füllt den Raum
„Mit Geiſtern, mit geheimnißvollen Kräften;
„Auch für ein liebend Herz iſt die gemeine
„Natur zu eng und tiefere Bedeutung
„Liegt in dem Märchen (ſtocken) meiner Jünglingsjahre,
„Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt."

(Pauſe.)

Sie wollen's ja! Sie wollen's ja, daß reuevolle Buße ein Verbrechen ſei. Aber auch den Vorwurf ertrag' ich. — — In einer Lage bin ich, die Tauſende von Menſchen kennen, nur daß ſie den Muth haben, ihre

lichen Ansprüche und Ideen seines zweiten Hülfsdramen zum Gegenstand seiner herzlosen Spottes machte.

„Ich meine, Hornaferi nimmt nun Angela auf keinen Fall mehr", sagte der Doctor sinnend —

„Weil dieser Conte Renea die Bäuerin geheirathet?" sagte Cavedallis und legte plötzlich seinen Finger an die Stirnlocken, Stellaren Lippen. Der Arzt hatte mitten in seiner Bemerkung ab. Alle blickten zur Thür — —

Es trat eine tiefe Pause in dem Gespräch ein, wo der man im gewöhnlichen Leben sagt, es geht ein Engel durchs Gemach.

Indessen konnte der zur Thür eben Eingetretene nicht ruhigeren Anspruch auf diese Bedeutung erheben. Es war ein Mann in mittleren Jahren, von schlaffem, blödsinnigem Aussehen. Eine Schirmmütze von Leder war bis auf die kleinen Schildkrötenaugen heruntergedrückt. Der Neuangekommene schritt mit wankendem Gange am Hauptcouvertentisch vorbei nach der innern Seite des Verschlags. Hier nahm er an einem mit Zeitungen überdeckten Tische Platz und seine Aufmerksamkeit war halt gänzlich von den Journalen absorbirt.

„Ich denke", nahm der Arzt den unterbrochenen Faden des Gespräches wieder auf, „Hornaferi wird sich doch nicht einbilden, er müsse nun auch eine Gräfin heirathen?"

„Wer weiß!" bemerkte der Doctor, der verschiedene Interessen und daher eine entgegengesetzte Ansicht von der Sache hatte. „In Venedig machte er Glück bei den Damen. In der Heimat wurde ihm ein allerliebstes Abenteuer zu Theil; ich übernahm dabei aus Gefälligkeit die Begleiterin."

„Wenn Hornaferi sich nicht in Venedig vergnüglich unterhielte, bliebe er wahrscheinlich nicht so lange dort!"

„Also darum die Urlaubsverlängerung!" versetzte der Doctor.

Lange ging noch das Gespräch in ähnlicher Weise fort. Als sich die Herren endlich zum Nachhausegehen erhoben, warf der Arzt einen Blick nach der innern Abtheilung des Verschlags. Der Kopf mit der Schirmmütze war auf die Zeitungen herabgesunken und ein tiefes Athmen bewies die narkotische Wirkung derselben.

„Sehen Sie, meine Herren, auf welche manierte Weise Conte Renea seine Hochzeitnacht feiert!" bemerkte der Mann, welcher sich den ganzen Abend in allerdings seltsamem Gesellschaftsverhältniß eines einfachen, wenn auch bildschönen Landmädchens befindlich gezeigt.

„Eigentlich konnte ich ihn darüber bewundern, daß selbst durch ein so gewagtes Experiment wie die Ehe seine täglichen Gewohnheiten weder Aenderung noch Unterbrechung erleiden!" erwiderte der Architekt.

Sie ließen den Grafen Renea Negri schlummern. Unter der Thür begegnete den Fortgehenden Graf Renea's Vetter, Conte Tonin Negri, welcher kam, um seinen gewohnlichen Schlaftrunk, ein Glas Kyprio, zu sich zu nehmen. Er war schon seit längerer Zeit aus Venedig, wo Paolo Hornaferi mit ihm zusammengetroffen, zurück.

Später tadelte er Giovanna über das belpetige Straßenpflaster und hielt gleichfalls vor dem Kaffehaus. Paolo sprang heraus.

Conte Renea erwachte durch den Lärm, sah um sich, bemerkte im Rauchnebel niemand und schlich sich matt und verdrossen heim. Sein Vetter Tonin lächelte hinter ihm her.

Hornaferi setzte sich neben Conte Tonin.

„Gnade Neuigkeiten!" rief ihm letzterer zu. „Haben Sie denn nicht eben meinen Vetter Renea?"

„Nein!" erwiderte Hornaferi.

„So wissen Sie noch gar nicht? Renea hat ja heute Ihre Schwester geheirathet!"

Bei dieser Nachricht, die aus dem Munde zu kommen schien, zuckte es in den Gesichtsmuskeln des jungen Mannes. Er wurde bleich wie die Wand und zuletzt dunkelroth. So mühsam er auch die Zeichen innerer Bewegung niederkämpfte, die mächtige Erregung mußte sich dennoch aussprechen.

Es gab nun Aufklärungen allerlei Art. Hornaferi sah, daß sich die Wundermär bestätigte. Er hatte eine Schwester, sie war eine allerfammte Dorfschönheit — frisch und blühend —

Dennoch begriff er noch immer nicht die Möglichkeit —

Er sah den Grafen, einen Mann an seiner Seite stark an. Dieser lebte mit sich und der Welt in sichtem Frieden; was andere betraf, kümmerte ihn wenig; überdies war er kein scharfer Beobachter. Conte Tonin schaute ruhig in seinen Kyprio und nicht in das aufgeregte Antlitz Paolo's.

„Was geben Sie mir denn für meine Neuigkeit?" sagte der Graf. „Wie steht es in Venedig? Was macht die Cousini und der Montagnana?"

Die Nennung dieser Personen weckte wieder einen Strom von Gedanken in Hornaferi.

„Beide befinden sich wohl —" antwortete er zerstreut —

„Ja, wenn das Gelübde nicht wäre!“ bemerkte Donna Negri lächelnd.

„Sie glauben, in diesem Falle würde der Herzog die Baronin heirathen?“

Conte Tenin suchte die Achseln —

„Sollte keine Dispens möglich sein?“

„Ich bin im kanonischen Recht zu unbekannt! Wie ich im vorigen Jahre nach Ferrara ging, um den Papst bei seiner Durchreise zu begrüßen, fragte er mich, ob ich verheirathet sei. Ich erwiderte: ‚Ja, Heiligkeit, und zwar zum dritten male!‘ ‚Schade, Conte‘, versetzte der Papst lachend, ‚Sie können nun nicht mehr Frate werden!‘ Mir war es neu, daß ein Mann, der dreimal verheirathet war, nicht mehr fähig ist, in den Mönchsstand zu treten! Hahaha!“

Der Gedanke, nicht mehr Frate werden zu können, belustigte den Grafen außerordentlich. Er trank in der allerbesten Laune seinen Appio aus.

Paolo schlief diese Nacht nicht. Am folgenden Morgen mußte er sein Amt wieder antreten. Ungeduldig wartete er auf das Ende der Bureaustunden, dann kleidete er sich an und richtete seine Schritte nach dem außerhalb des Orts gelegenen schönen Hause des Conte Nenci.

Paolo zog den Hügel hinan. Vor seinen Blicken lag das schloßartige, in anmuthigem italienischen Stile aufgeführte Gebäude. Das steinerne Wappenschild über dem Thore, überragt von der Ordenskrone, die Schießscharten, die Mauerzinnen verliehen dem Ganzen einen feudalen Anstrich. Hier, in diesem Hause war seine Schwester jetzt die Herrin! Paolo's Herz klopfte heftiger, als er in das weite, luftige Atrium trat.

„Melden Sie mich der — Frau Gräfin!“ sagte er zu dem ihm entgegenkommenden Bedienten mit einer Stimme, der man die Bewegung wohl anmerken konnte.

Der junge Mann mußte lange warten. Er hatte Zeit, die Stuccaturverzierung der Wände gründlich zu mustern. Lange hing sein Auge an den mit Reliefketten verschlungenen Amoretten aus weißem Marmor in den blauen Lünetten. Auffallung lenkte als Durchsicht fünden jenes traurige Zeitalter des Verfalls der Kunst an, wo diese aufgehört, die begeisterte Muse zu sein. Aeneas's gegenwärtige Stimmung war aber zu ernst, um an diesen nackten Cupidos Geschmack zu finden.

Endlich ging die Thür auf und ein junges, blühendes Weib trat ein, flog und flog in die Arme des Bruders —

„Elena!“

„Paolo —!“

Eine lange Pause des Staunens —

„Aber“, begann endlich Paolo, „Elena, du spielst ja schon vortrefflich die Gräfin und läßt uns andere, geringe Leute im Vorzimmer stehen!“

„Ich mußte Conte Aeneas erst anziehen!“ entgegnete Elena. „Um diese Zeit steht er gewöhnlich auf.“

„Du bist also deines Mannes Kammerdiener!“ sagte der Adjunct, noch immer staunend. „Aber was ist das? Thränen in deinen Augen, Elena? Du bist dem Glück noch nicht gewöhnt —?“

„Glück!“ wiederholte die junge Frau mit seltsamer Betonung. „Paolo, mir ist so schwer zu Muthe! Ich fürchte mich vor den Leuten! Mir scheint, selbst der Diener, welcher das Essen auf den Tisch setzt, spottet meiner! Sie werden mit Fingern auf die Bäuerin deuten! Am allermeisten fürchte ich — Conte Aeneas selbst!“

„Beruhige dich, Kind! Sieh', der starke Umschwung deiner Verhältnisse hat dich betäubt! Aber glaube mir, in das Bessere findet man sich bald. Du bist Conte Aeneas's Frau! Das kann weder er noch sonst jemand mehr ändern! Und wenn die Leute dich bekritteln, so mag der Neid sein gutes Theil daran! Erzähle mir aber, wie das Wunder gekommen ist!“

Sie begann: „Du weißt, Conte Aeneas's Landhaus ist nicht weit von unserm kleinen Hofe entfernt. Er ging niemals vorbei, ohne mich anzureden. Zuweilen trat er auch ein. Den Winter aber sah ich ihn nicht. Gestern vor acht Tagen kam er spät abends. Er klopfte an meine Kammerthür, bis mich aufstehen und ihm Kaffee kochen. Während ich das Feuer anblies, richtete er allerlei Fragen an mich. Ob ich mich recht müde arbeiten und Entbehrungen erdulden müsse? Ob ich nicht lieber in einem schönen Hause wohnen möchte, gut essen und hübsche Kleider tragen? Natürlich sagte ich — ‚Ja!‘ Als er seinen Kaffee getrunken, dunkelte es stark; er verlangte, ich sollte ihm den Weg weisen bis auf die Landstraße. So zündete ich meine Laterne an und führte ihn den Steig hinab. Auf der Straße stand sein Wagen und wartete — — ‚Du gefällst mir, Elena!‘ sagte er. ‚Wähle! Hinter dir liegt Armuth, schwere Arbeit dein Leben lang. Kommst du mit mir, so erhältst du alles, was ich versprochen habe, und vielleicht noch mehr, als dein Herz zu träumen wagt!‘ Bevor ich mich noch recht besinnen konnte, hatte er mich in den Wagen gehe-

den, die Pferde gegen an und wir sollten von dannen —"

„Was geschah aber, als ihr in Spitzenberge anlangtet?" forschte Paolo, als die junge, in der That schöne Frau stockte.

„Conte Renea läutete und klopfte das ganze Haus aus dem Schlafe. Mich übergab er seiner alten Haushälterin, bei der ich auch im Zimmer schlief. Den nächsten Morgen brachte sie mir städtische Kleider und nahm mich zu ihrem Herrn mit. Die Haushälterin musste mich in seine Bedürfnissen unterweisen. Hierauf schickte er sie fort. Er meinte, er brauche nun die Bedienung der Alten nicht mehr, da er sich eine junge, gute Frau hatte. Ich am nämlichen Tisch mit Conte Renea. Auf diese Weise verfloss eine Woche. Seitdem sind wir getraut worden. Im übrigen hat sich — nichts — verändert —"

„Besinne dich recht — gar nichts?"

„Das heißt, ich schlafe im Zimmer des Conte Renea und nicht mehr bei der Haushälterin —"

„Die Geschichte ging, Gott sei Dank, gut aus", versetzte Paolo lauernd —

„Ich glaube, Conte Renea zu hören'" sagte die junge Frau und fuhr erschreckt von der Seite ihres Bruders in die Höhe.

Wirklich liessen sich die schleppenden Schritte des Hausherrn deutlich auf dem Vorplatz vernehmen. Bald darauf trat er ein, liess sich in einen Sessel nieder und mass mit seinen Schlafgenossen zugen schweigend die beiden Geschwister. Paolo hatte sich bei seinem Eintritt erhoben.

„Signore Conte!" sagte der junge Mann. „Ich danke Ihnen, dass Sie an meiner Schwester als Mann von Ehre gehandelt haben! Wenn sie allerdings durch ihre Neigung fortgerissen zu dem Plane geeignet, welchen sie Ihnen Conte verrathen, allein durch Geduld und Nachsicht lässt sich nicht nachholen."

Conte Renea liess auf diese Antede ein Grunzen vernehmen, das möglicherweise in eine Zustimmung gedeutet werden konnte. Nachher ging der Hausherr, seinen gewöhnlichen Morgenspaziergang im Garten zu machen und überliess die Geschwister nicht unerfreut sich selbst. Nach manchen sinnen Rath ertheilte Paolo der unglücklichen Frau, versprach ihr Beistand und Hülfe in allen nöthigen Fällen und verliess Elena etwas getröster, als er sie gefunden.

In schlimmen Gedanken ging der Abient den Schlossbügel hinab. Er selbst war von sich so viel vernehmen geworden. War seine alte Sache, den verschmitzten und nahezu reichsten Besitzende der Provinz Schwager zu nennen.

Das Bild der Geraint leuchte farbenreicher in Paolo's Phantasie auf und — dachten nun noch Angela? Paolo widmete der Lösung dieser Gegenfrage ein ernstes Nachdenken.

Nach langen innern Kämpfen legte verlässig die peinliche, nächtliche Aufschauungsweise unserer Tage, welche den Begriff von Glück oder Unglück gar in eine arithmetische Aufgabe verwandelt hat. Die Hoffnung auf den Besitz der schönen Dame in Venedig lag in weiter Ferne! Es gab so viel Hindernisse zu überwinden! Nach Angela war einem Gulde brauchte er blos die Hand auszustrecken — Paolo sagte sich mit rückkehrender Vernunft: Bleibe um deiner Beziehung zu den Negris willen kein Thor! Sei weise!

Er beschloss, die Apothekerstochter zu besuchen.

VI.

In der Mitte der Hauptstrasse Gassel-Spitzenberge lag die Apotheke. Es war ein ansehnliches Wohnhaus. Der Verkaufsladen befand sich im Erdgeschoss. Im ersten Stock hatte Doctor Luciani einige Zimmer gemiethet. Er schritt eben von seinen Besuchen heim.

Unter der Hausthür stand der Patrone, der Apotheker. Der Doctor unterhielt sich mit ihm über das grosse Ereigniss, welches noch immer sein volles Interesse beanspruchte, da es auf dem engen Specialraum durch kein neues verdrängt worden war.

Gelegentlich erzählte Luciani auch einiges von Venedig — wahrscheinlich in der menschenfreundlichen Absicht, Paolo's Verlangen bei dem künftigen Schwiegervater in ein dämmerndes Licht zu stellen. „War es denn nicht schon hier, Signore?" schloss Luciani seine wohlwollenden Harmlosigkeiten.

„Ja, ich wusste ja gar nicht, dass der Abient schon aus Venedig zurück ist!" entgegnete der Apotheker.

Er schien sehr mürrisch, drehte seinem Miether auf nicht sehr höfliche Weise den Rücken und trat in den Verkaufsladen.

Der Doctor nahm das Benehmen des Patrone keineswegs übel, sondern stieg in der besten Laune die Treppe hinauf.

„Die Geschichte mit Angela muss ein Ende nehmen! Sie oder sie!" rief der Apotheker in die Hausflur seiner Frau hinein. „Ich habe gottlob! nicht nöthig, mein Kind irgendwem nachzuwerfen, am allerwenigsten so einem Aderlasser!

Entweder ist es eine Woche Hochzeit oder ich zeige Kornatzki die Thür!"

Angela's Liebe hatte bereits zu vielem Streit zwischen dem sonst friedlichen Paar geführt. Die Mutter hielt es mit Paolo; sein elegantes Benehmen, seine höflichen Manieren hatten sie nach Kräutern bestochen.

„Aber Gela! Angela liebt Paolo! Du wirst doch nicht durch deine Hitze das Unglück unseres Kindes veranlassen wollen?" erwiderte sie begütigend.

„Bleib' mir damit vom Halse! Du bist sonst eine verständige Frau und hältst dein Haus in Ordnung, aber wenn Liebe im Spiel ist, dann seid ihr Weiber gleich völlig blind! Siehst du denn nicht, wie sich das Mädchen abhärmt, magerer und blasser wird von Tag zu Tag?"

Dieser Umstand war freilich auch der Mutter nicht entgangen; dagegen ließ sich nichts einwenden.

„Endlich bleibt es dabei, wie ich gesagt habe! Der Antonio entschließt sich endlich, Angela zu heirathen oder das Mädchen nimmt einen andern! Da Ersterm wird es nicht fehlen!"

„Aber Gela! Mit Gewalt kann man hier nichts ausrichten! So ein Herr läßt sich nicht zwingen!"

„Sauberer Herr das! Man weiß ja, wo er herkommt! Ich zwang ihm meine Tochter nicht auf, im Gegentheil, er lief sich die Schuhe ab um Angela! Nur unserm Bitten und Drängen gab ich nach und gestattete endlich die Werbung. Nun ist er bereits zwei Jahre angestellt und zögert noch immer! Das Mädchen verliert darüber seine Jugendfrische! Drei Wochen hat sie Kopfweh in Permesso, ohne auch nur ein einziges mal geschrieben zu haben! Schöne Versagen für einen Bräutigam! Wie gesagt, Frau, sobald sich der Advocat blicken läßt, spreche ich ein vernünftiges Wort mit ihm!"

Die Mutter tröstete viel. Sie trug geruhige Betrachten vor der kirchlichen Reichsfreiheit des vernünftigen Worts ihres Mannes. „Gela, mäßige dich doch!" bat sie. „Bedenke, das Glück unserer Kinder hängt davon ab! Man kann nicht, wie du meinst, seine Liebe auf Befehl von dem einen auf den andern übertragen."

Die Frau trat heute nicht das Recht. Der bereits gerügte Mangel des Apothekers ging bei jedem ihrer Worte. Er schleuderte einen giftigen Blick auf die treue Hälfte seines Lebens und sagte: „Bist du vielleicht gekommen, als ich dem Piaser Schläge gab, weil du mir dem — Ideen damals nachgeben wollest?"

Diese Reminiszenz an die einzige Thorheit im Leben der klugen Frau war zwar der Culminationspunkt des häuslichen Ungewitters. Die Apothekerin wußte dann, wie die Sache stand; ihr Mann war in der Hitze und sie beseelte ihre bei diesem nicht allzu häufig vorkommenden Ereigniß gewöhnliche Politik. Schweigend ging sie nach ihrem Schlafzimmer und schob den Riegel vor die Thür. Der Alte konnte nun aus Mangel an Nahrung den Streit nicht weiter fortsetzen. Er ging mit heftigen Schritten in der Hinterstube auf und ab, um sich abzukühlen und auf vernünftigere Worte vorzubereiten.

In der Wohnstube vorn heraus nach der Straße zu auf der rechten Seite der Hausthür saß Angela, der Gegenstand der eben stattgehabten ehelichen Discussion. Das Mädchen mochte in voller Jugendfrische hübsch gewesen sein; nun hatte aber bereits die Rundung des Gesichts etwas gelitten und die nicht eben feinen Züge traten darum noch härter hervor. Auch die Hautfarbe war nicht gesund. Auf Angela's Schoß lag eine Stickerei, aber die Hände ruhten wie müde daneben. Wo die Hoffnung fehlt, schwindet auch die frohe Thätigkeit. Die Arbeit preßirte nicht, der Unterricht war beinahe fertig, aber der Tag, an dem sie ihn hatte tragen wollen, lag noch in unbestimmter Ferne. Hatte doch auch das Brautkleid Zeit, im Kasten zu vergilben. Unlustig und unmuthig brütete Angela über ihren Gedanken. Endlich warf sie die Arbeit fort und ging an das Klavier. Die etwas groben rothen Hände nahmen sich nicht vortheilhaft auf auf den weißen Tasten. Das Mädchen schlug einige Accorde an und sang ein Lied dazu. Aber auch die Musik stimmte Angela nicht besser. Sie selbst spielte schlecht. Sonst hatte sie Paolo zu ihrem Gesang begleitet.

Plötzlich stand derjenige vor ihr, bei dem ihre Gedanken weilten.

Er klimperte bereits stark; Angela erschrak und fuhr mit einem Schrei in die Höhe.

Die Stimme ihres Herzens war es in seine Arme, auch die Mahnungen der Vernunft riefen, dem Wiederkommenden freundlich die Hand zu reichen und über das Vergangene den Schleier des Vergessens zu breiten; ein innres Gericht gewann seine abtrünnige Neigung zurück. Aber das Mädchen horchte auf die Eingebungen eines solchen Stolzes und gab der Bitterkeit immer Gehör nach.

„Sieh da! Der Herr Advocat sind ja doch noch endlich zurückgekommen!" sagte Angela spitz —

Sie biss sein weiches Organ und sprach laut zu den Anwesenden.

Unwillkürlich erinnerte sich Paolo an jüdisches Lehrgesetz, das es erst nach der fünften und siebenundsiebzigsten gehört. Aber es war in friedlicher Absicht gekommen. Daher bekämpfte er sein aufwallendes Argwohn, jeden ungünstigen Vergleich:

„Ich bitte Sie, Angela, hören Sie mich ruhig an!“ erwiderte er gelassen. „Allerdings habe ich erwähnt, Ihnen nicht von Venedig aus geschrieben zu haben, allein im Drang von Geschäften und Vergnügungen fand sich niemals der rechte Augenblick dazu. Ich arbeitete an meiner Zukunft, Angela, knüpfte nützliche Bekanntschaften, sogar meine Vorgesetzten sind auf mich aufmerksam geworden und wenn ich mich auch kurz der Erholung überließ, so schöpfte ich neuen Muth zur Thätigkeit.“

Da brach aber Angela in die Worte aus.

„Halten Sie mich wirklich für so dumm, mir Geschichten zu erzählen, als hätten Sie am Ende gar noch etwas Nützliches in Venedig vollbracht, während ich recht gut weiß, daß Sie in der Fremde mit einer weiblichen Maske bekannt wurden, der Sie nachher noch drei Wochen nachliefen!“

„Es braucht kein Grund, Ihnen meine Bekanntschaft mit Baronesse Venini zu verleugnen, wie raffellt auch kleinstädtische Schwatzsucht die Sache zu Ihren Ohren mag gebracht haben!“ entgegnete Paolo. „Die Dame ist hochgebildet; in ihrem Umgang fand ich Genuß, durch sie wurde ich in jenen Kreisen heimisch, die zu besuchen einem jungen Manne nur vortheilhaft sein kann in Bezug auf seine äußere Bildung und sein Auftreten —“

„Das ist nun freilich dem Herrn Advokat nicht übel zu nehmen, daß er die vornehme Gesellschaft aufsucht! War er doch von Jugend auf daran gewöhnt. Daheim schon, als die Arme Mutter die Zigeun heimlich — Himmel, Gott! ist jetzt eine Gräfin geworden! Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf! — —“

„Angela, Sie geben wieder einmal ein Zeugniß Ihrer schlechten Erziehung!“ Unter den wirklich vornehmen Leuten erinnerte mich niemand an meine Herkunft. Wird sie mein Benehmen anständig finden, behandelten sie mich wie ihres gleichen. Sie sehen alle, daß der Mensch durch sich selbst fallen und steigen kann! Nicht mehr der blinde Zufall entscheidet in meinen Lagen!“

Bernardi war bleicher geworden. Im Hintergrund seines Gesichts zeigte Hohn. Im übrigen hielt er gewaltsam an sich. Er kam auf sein Anliegen.

Angela bereute bereits die ihr im Unmuth entfahrene Rede. Thränen traten ihr ins Auge. Seine gemäßigte Erwiderung brachte sie zur Besinnung und zu dem Gefühl, zu weit gegangen zu sein. In diesem Augenblick war Versöhnung möglich. Jetzt war Angela bereit, die Hand zu ergreifen, welche Paolo freundlich bot. Bitten um Verzeihung, Betheuerungen der wahren Besinnung drängten sich auf die Lippen des Mädchens.

Unglücklicherweise trat aber eben der Apotheker ein und winkte der Tochter, ihn mit dem Advokat allein zu lassen. Nur solche Art ging der kostbare Moment verloren.

Angela schlich weinend zur Mutter.

„Paolo kam, Verzeihung suchend und ich zankte mich mit ihm!“ klagte das Mädchen.

„Das war schlimm, Kind, und ich fürchte, der Vater verbittt es uns sehr!“ erwiderte die kluge Frau. „Aber komm, laß uns hören, was die Männer sprechen — —“

Mutterliebe und weibliche Neugierde vereint, veranlaßten die Apothekerin, das Ohr ans Schlüsselloch zu legen.

Das Gespräch dauerte ziemlich lange und wurde laut und da zu einem sehr lauten. Unglücklicher Weise vermochten die Fensterläden den leisen Zusammenklang nicht zu ersticken. Deutlich aber wurde die Thür vernommen. Mutter und Tochter stürzten hinaus ins Zimmer. Bernardi blickt und hastig heraus, an den Händen warf und mechanisch seinen Hut aufsetzend.

Die Apothekerin sagte sich.

„Bitte, treten Sie einen Augenblick bei mir ein, Herr Advokat!“ rief sie dem Fortgehenden nach.

Paolo wandte sich auf der Schwelle.

„Ihre Erklärungen habe ich in diesem Hause nicht als zu viel schon gehört!“ sagte er und trat auf die Straße.

Ein neuer großer Verlust an Vertrauen er heben machte, sah heute gegen sich klar erscheint.

Bernardi klirrt die Apothekerin in der Meinung ihrer Überlegenheit. Eine ähnliche Demüthigung begegnete der weltklugsten Frau nicht oft. „Das ist stark!“ rief sie endlich. Auf eine Minute ließ beleidigte Selbstsucht über langgehegte Verluste.

Das schmachvolle, weibliche Nachgeben wurde in die Hintergrunde gedrängt. Die Komödie legte sich, doch an ihrem Lichte schien der kalte Glanz des Arztes. Angela vermochte nichts zu gewinnen, sie lief nach vor dem Gatte des Mädchens hinaus.

Rat der Stirn des Hausherrn glättete ein Donnerwetter. Die Mutter aß, trank und seufzte dazwischen — zu zanken und von Uebereilungen zu sprechen, war bei der abwesenden Laune ihres Mannes jetzt nicht möglich.

Paolo war inzwischen fertig geworden, als beschlossen er, mit Gewalt wieder in die Apotheke gezogen zu werden. Oft zu Hause, auf seinem kleinen Zimmer, kam er zur Besinnung.

Indessen blieb der junge Mann nicht lange ungestört dem Alleinsein und Nachdenken überlassen. Eine alte Kräutersammlerin erschien als Liebesbote. Sie brachte einen Brief von Angela.

Paolo durchflog die flüchtigen Zeilen. „Kaum orthographische Fehler!" sagte er unwillig und gedachte der geistreichen Briefe seiner Maske im Ball zu Epicht —

Das Billetchen enthielt Bitten um Verzeihung und Versicherung aufrichtiger Liebe. Bekenntnis der Eifersucht und der daraus entstandenen Unterfen. Er möge nur wiederkommen und gut sein' Liebe „das Mädchen; die Bekämpfung des Vaters übernehme die Mutter. Der bange Aufschrei eines kranken Herzens las sich aus vielen Zeilen.

Aber Antonietti sah nur — die Schreibfehler. Der Kammerjunker Venetiens unterwühlte ihn — die schönen glänzenden Damen — der Herzog von Borgia hängte sich auf seinen Arm — Nichts als Vornehmheit — Ruhig öffnete er die Thür, überzeugte sich, daß die Diener noch außen stehen und befahl ihr, zu warten; sie könne die Antwort gleich mitnehmen. „Die zwanzigtausend Gulden müssen zu schwer erlangt!" murmelte der junge Mann.

Er schrieb:

„Signorina! Es war ein gegenseitiger Irrthum, als wir wähnten, durch Vereinigung Glück zu finden! Wir passen ganz und gar nicht zusammen! Widersinnigkeit, Temperament und Erziehung sind verschieden! Daher betrachte ich unser Verhältnis als gelöst und wünsche Ihnen alles Gute in einer neuen Verbindung. Ihr ergebener Diener Paolo Antonietti."

Kalt faltete er das Blatt zusammen und übergab es der Kräuterfrau zur Bestellung.

Und nun nahm er eine neue Stahlfeder, das schönste Papier und malte mit gleichmäßigen Schriftzügen die Worte:

„Verehrte! Mitten in der Einförmigkeit meines hiesigen Lebens erscheint mir der Aufenthalt in Venedig gleich einem schönen Traum! Dort war es mir vergönnt, mit liebenswürdigen Menschen zu verkehren der Heiligkeit zu genießen! Hier bin ich blos eine moderne Geschäftsmaschine! Ich fühle mich bereits völlig in ultima Thule, obwol ich erst zwei Tage hier bin und innerhalb dieser Zeit wichtige Veränderungen in meiner Lage vor sich gingen. Mit Angela, über die ich Ihnen meine aufrichtigen Geständnisse machte, brach ich ohne Widerrede. Mein Gewissen wich nur nicht vor: sprach ja doch auch Ihre Stimme mich frei. Die zweite angenehme Nachricht, welche ich mir Ihnen mitzutheilen erlaube — denn als solche sehe ich auch die Lösung einer drückenden Fessel an — ist, daß Conte Renzo Negri meine Schwester Elena als Gattin heimgeführt hat. Die Arme fühlt sich noch ein wenig unbehelfen in ihrer neuen Lage. Mein heißer Wunsch wäre, die junge Gräfin, meine Schwester, möchte nur einen geringen Theil jener Vorzüge besitzen, die Sie, hochverehrte Dame, zum Muster und Vorbild Ihres Geschlechts stempeln! O Vorzeuße! Nun, da ich es doch gewagt habe, Ihnen zu schreiben, erschrecke ich vor meiner eigenen Kühnheit! Sehen Sie darin keinerlei Art von Anmaßung! Es geschah gleichsam unwillkürlich, als Nachhall meines schönen Traums. Verweilen Sie, ich bitte, Monsignore meinen Respect und empfehlen Sie mich an der unbegrenzten Ergebenheit Ihres unterthänigsten Dieners Paolo Antonietti."

Nachdem der Adjunct von Spilimbergo die beiden Briefe expedirt hatte, ging er zufrieden wie ein Mann, der ein großes Tagewerk vollbracht, hinüber ins Kaffehaus. Die höhern Sphären seines Daseins umrauschten ihn sogar im Klappern der Dominosteine.

Wenn er vielleicht einiges Bedenken hegte über das Resultat seines gewagten Schritts, an Vorzeuße Venieri zu schreiben, so erwies sich dasselbe als vollkommen unnütz. Im Verlauf einer Woche erhielt Paolo den ersten eleganten Damenbrief seines Lebens. Hastig brach er das perlfarbene Siegel auf. Welch ein Duft! Welche Handschrift! — —

Die Vorzeuße war durchaus nicht beim. Was sie schrieb, mochte als Verlängerung der in Venedig so häufig zwischen ihnen gepflogenen Gespräche gelten. Personen und Zustände forderte sie Revue gütigst. Nebenbeimlich wünschte es sie, diese ebenso Art von Tagebuch zu schreiben. Sie ging mit weiblicher Genauigkeit in die geringfügigsten Umstände des täglichen Lebens ein. Obwohl sie auch die Erlaubnis zur Betrügung der Correspondenz nicht ausdrücklich, so war doch Paolo durch die Art, wie sie schrieb, mehr als autorisirt dazu.

Wäre er ein Mann von schlechtem Geschmack gewesen, hätte er sich jetzt weit besser in venetianischen Zuständen unterrichtet zeigen und sich einer weit höheren Quelle rühmen können als der zweite Abjunct durch den Kanal seiner Schwiegermutter. Paolo aber begnügte sich damit, den Brief in eine eigens zu diesem Zweck gekaufte hübsche Kassette einzuschließen. Er schien wirklich von Furcht ergriffen — das zarte Verhältniß ergriff ihn mit mächtiger Romantik —

So mäßig sich der junge Mann in seinem Benehmen nach außen zeigte und mit so kluger Vorsicht er auftrat, in seinem Innern stürmten die Erwartungen heiß durcheinander. Seine Pläne in der Richtung von Beatrice Gonzini kamen ihm selbst weniger wahr als beängstigend vor.

VII.

Von den Arianderbergen blies eine frische Luft, denn der fahle September war angebrochen. Die Menschen lebten wieder neu auf nach den furchtbar heißen Augusttagen. Durch die Alleen ging der breite Tagliamento. Paolo ging am Ufer spazieren. Er befand sich in ganz ruhiger Nachdenklichkeit, die alle Erinnerungen und Pläne in freundlichste Harmonie auflöst.

Der junge Mann tauchte seine dunkle, starke Vergangenheit und sein dabei Vergangenheit sowol wie Zukunft in seinen Gedanken Revue passiren. Zur Wiederanknüpfung seines Verhältnisses mit Angela war von seiner Seite nicht ein Versuch gemacht worden. Das Mädchen schien sich in die Sachlage zu schicken. Jener ging die Tochter des Apothekers häufiger wie sonst zur Kirche, allein das in seine ausgewählte Erscheinung in einer kleinen Stadt, wo es an Aufregungen nicht fehlt. Die Gondelfahrt mochte sie vielleicht auch noch genommen haben. In der That erzählte man in Spilimbergo, Angela hätte Doctor Luciani's Bewerbung abgewiesen; der Apotheker sei darüber sehr böse geworden, weil ihm dieser Schwiegersohn willkommen gewesen wäre, indem Luciani, wenn einst der Alte sich zur Ruhe setzte, die Geschäfte hätte fortführen können. Aber das Mädchen blieb — weise Vorsicht nach Jahrhunderten wirken.

Paolo fand es beim Nachdenken seiner Lage natürlich, daß Angela nicht sogleich nachgab. Obwol sie ihm vollkommen gleichgültig, mußte es dennoch seine Eitelkeit verletzt haben, so schnell durch den Doctor ersetzt zu werden. Uebrigens ließ sich Paolo von dem Mädchen seinen ersten Versuch durchaus nicht abschrecken. Früher oder später mußte aller Wahrscheinlichkeit nach Angela dennoch die Frau des Doctors werden.

Paolo wälzte — der Briefwechsel mit der Gonzini war in vollem Gange — —

Plötzlich fuhr Paolo aus seinem Sinnen empor. Hufschläge erschallten nicht hinter ihm.

Als er sich wandte, sah er Gente Tonin Negri auf einem kleinen, dämmerigen Pferde neben seinem Karren herhalten.

„Ich habe Eile!“ rief der alte Herr vom Sattel herab, ohne den Schritt seines Thieres zu mäßigen. „Was heute noch mit meinem Wagen nach Valvasone! Patronella Gonzini kommt zu! Habe! Die Reben stehen vortrefflich! Wir werden diesen Jahr viel aus gutem Wein bekommen!“

Damit war Gente Tonin außer Sehweite.

Die eben vernommene Nachricht machte Paolo erzittern. Wie? Die Patronin kommt? Von dem Vorsatz, nach Spilimbergo zu kommen, hatte Beatrice nicht ein Wort geschrieben.

Unwillkürlich beschleunigte auch er seine Schritte. Sonderbare Träume stiegen ihm vermischt. Immerhin kommt der Zufall seinen Wünschen zu Hülfe oder vielmehr diese Wünsche gestalten sich durch einen Zufallschein Leben und Gehalt. Vor dem Thore von Spilimbergo begegnete dem Abjunct der nach Valvasone kehrende Omnibus. Ohne weitere Unterredung und außer sich vor Erwartung sprang er hinein.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Schweizerbriefe.

Von Arnold Schönbach.

III.

Der berühmte Lauterbrunner Staubbach ist weit weniger seiner selbst wegen als deshalb berühmt, weil er gerade an dem ehrwürdigsten Knotenpunkt aller Gebirgswege und hier gleichsam wie an offener Landstraße liegt, sodaß jährlich viele Tausende ohne die geringste Anstrengung ihn sehen können und sehen müssen. Immerhin aber ist es interessant und merkwürdig, wie eine in diesem Regenwinkel ziemlich bedeutende Wasserwasserwasserw

mit funkelndem Thau besprengt und namentlich zur Mittagszeit sich in seinem schwebendem Glanze zeigt.

Die meisten Reisenden gehen nun von Lauterbrunnen hinauf zur Wengernalp, um von da nach Grindelwald zu kommen, lassen sie aber einen der großartigsten und mächtigsten Punkte der Schweiz, auf dem Mürren, und eine der schönsten Thäler, das der schwarzen Lütschine, aus dem Auge. Sie gehen zur Wengernalp einzig der Jungfrau wegen, die man auf dem Mürren fast ebenso glorreich vor sich hat, nebst noch andern prachtvollen Schneeriesen, die man auf der Wengernalp vermißt. Zudem ist der Weg von hier bis ins Grindelthal fast ebenso schlecht als unerquicklich, während der Weg durch das schwarze Lütschenthal immer schön, neu und fesselnd ist. Dies ein Wink für Wanderer, die sich hinsichtlich bezeichneten Wegs und Thals nicht auf den Leute in jeder Beziehung ebenso nothwendigen als durchaus zuverlässigen Bädeker verlassen wollen.

Wir [illegible] Fuß hoch hinauf zum Mürren. Drei Stunden steiler, mühevoller, heißer Steigens, doch oft beglückend und zauberisch begrenzt von Felsen und großen wilden Felsen, die sich seltsamen von manch geheimnißvoll dunkeln Felsenspalt, verworfenen aus urfaltiger geformten, mit riesigen Karren und schimmernden Moosen belegten Schluchten und tosenden sich herabstürzen von schwindelnd hohen, senkrecht aufragenden Kuppen. Ostgewählte Aussichtspunkte geben auch schöne Blicke weit hinauf und hinab in das rechts verlassene Thal und gegenüber auf die herrlich grünen Matten-Gelände, mit ihren nach Wengern zu zahlreichen Hüttchen und weit, weit sich ausbreitenden Heerden. Man schreitet langsam über die Felsrippe des Staubbachs; je näher dem Falle, desto heller, desto dichter auch der Thau, der die Herrlichkeit verbirgt. Jetzt erhebt er, gerade bei dem letzten Felsenpunkt, und eine neue, ungeahnte Welt erschließt sich mit einem male ganz und voll dem erstaunten Wanderer; es ist seine Indische, an wunderbolle Arm- und Kunstlicht, die sich hier öffnet; es ist ein gewaltiges Gemälde Panorama mit furchtbar starrer Abgeschiedenheit aufgebaut in Form eines riesigen Halbmonds.

In der Mitte derselben thronet als Königin aller Gletscher die Jungfrau, mit dem majestätischen Schmuck ihrer weit durch das Land hin strahlenden Schneehörner. Meilenlang dehnt herab von ihrer riesenpanzerten, leuchtenden Brust, von wo sie zu wie bewegte Gründe, hier hoch zu den Wohnungen der Menschen ihr Überwurf Gewand und wenn sie grollend es schüttelt, wallt es auf in furchtbaren Wellen, jagt es Berge von Eis und Schnee unter dumpfdröhnendem Donner in die erzitternden Tiefen. So sahen, so hörten wir's, daß uns das Herz erhebte in jauchzendem Erschrecken. Der jungfräulichen Königin zur Seite erheben sich die ersten Stufen ihres Thrones: Der Eiger und der Weiße Mönch, während der fernere, schroffe Schwarze Mönch sich tragisch vor ihr aufgestellt hat wie ihr unerbittlicher Beichtvater und Tugendwächter. Als ihr gewaltiges fürstliches Gefolge ziehen sich rechts hin, so weit nur das Auge reicht, in schlicht prangendem Eis und Schnee der Tschingelgrat und das Gspaltenhorn, das Mittaghorn, Großhorn, Breithorn und Tschingelhorn, und all diese gigantischen Herrlichkeiten scheinen dem Auge nahe zu sein wie auf einer Büchsenschußes Weite. Gleichsam entlang der Gletscherspitze geht man noch eine halbe Stunde bis zu dem vortrefflichen Gasthaus. Hier war uns kaum noch vergönnt, durch ein gutes Zeitmaß den Fall des Schmadribachs und die Trachtellawinen uns dicht vor das Auge zu führen und das wilde, echt schweizerische, schwarzbraune Dorf Mürren zu durchspähen, als schon dichte Nebelwolken uns umzogen und ein Gemisch von Schnee, Regen und Hagel sich an die Fenster des hell lustig durchleuchteten Zimmers legte. Sichernde Nebelwolken begrüßten uns auch am andern Morgen; wir ließen indessen mit noch sechs andern Fremden lustig am Kamin und legten einstimmig die schöne Stunde fest, um „abzufahren, wie auch das Wetter sei". Das geschah nun auch wirklich trotz unter bedenklichen, sehr bedenklichen Umständen, aber doch früh und fröhlich die Sonne erwarteten. Und sehr, schon dort unten im ersten Thalabschnitt begrüßte sie uns mit heiterem Lächeln und verzog sie nun auch mal im Lauf des Tages heim und wann ein wenig den Mund, doch wurde es nicht nöthig, den Regenschirm auch nur zu lüften, während es auf den Bergen naß und grau war und die Wolken sich balgten auf den Kuppen der Alpen. So ging's denn alle gutes Muths zurück nach Lauterbrunnen und von da hinaus durch das eben besprochene Thal nach dem Grindelwaldthal. Da bieten wir schon den ganz eigenthümlichen Gemsenjägern und Wanderzeichen: mächtige Felsblöcke, von den steilen Wänden losgerissen durch Wasserkraft, so daß das Thal gestellt bis dicht an den Wohnungen, hier mit Treppchen und Leitern versehen oder auf-

grün, dann mit Erle und Dünger bedeckt und nun mit Gemüsen, Gebräuch und Blumen aller Art bepflanzt; gar sonderbar und lieblich anzusehen. Doch immer mächtiger wird der Blick gefesselt durch die im Hintergrund bis über 12000 Fuß hoch aufsteigende Insel des Eiger, Mettenberg und Wetterhorn, zwischen denen hervor die zwei berühmten Gletscher bis an die Wohnungen der Menschen gehen, wo die Schmelze Wasserbäche aus ihrem hier entstehenden Eise entspringt. Man sieht ihren Bleiglanz trübe über die Matten schimmern, schon lange, ehe man das weite, frische, kühle Grindelwaldthal, mit seinen anmuthigen Thälern auf den schönsten Matten der Schweiz und mit dem herrlichsten Grün, das auf der Erdoberfläche zu finden sein soll, nach seiner ganzen Länge von Westen her erreicht. Ein interessantes Schauspiel bot sich uns dar, ehe wir das Dorf betraten: Bei regnerischem Sonnenschein wölbte sich zwischen den beiden Gletschern, von den Sonnenstrahlen aus ihren feuchten Tiefen hervorgegeben, ein Regenbogen in der Pracht saftgrüner Farben, und zwar so nicht von dem Ende des einen Gletschers an bis hinab zum Ende des andern, daß er gleichsam über unsern Häuptern wegging, wir ihn hinaufsteigen und über seine sicherlich Seelange hinwegschauen konnten, wenn wir wollten. „Zum ersten male in meinem Leben spielten wir in allen Farben."

Der untere, linke Gletscher ist durch vorgeschobene Lawinen oder Moränen nicht zugänglich und den oberen besucht man am andern Tage, auf dem Wege nach der Hohen Scheidek. So wurde uns die Nacht in Ruhe zugebracht; zuerst freundlich, dann gewannen durch plötzlich auf- und herabsteigende Züge von nahe Nebelwolken, infolge deren wir auch bald wieder lange Kamineisen dinirten. Nach dem warmerlichen Diner legten wir uns in die leichtesten Betten und brachten manches vom Gletscherwasser die ehrerbietige Verbeugung. Nun energisch entgegen dem nicht unwollten Wetterhorn und der schon in Nebel gehüllten Hohen Scheidek. Nach Bleibe im Thale soll bis hin zum Gletscher und der letzte Sonnenschein meine Tage sei gerade zwei hinein in die freundlichen Gesichte mit ihren blau funkelnden Blicken und ihrer gemüthigen Aufwallung. Es war eine ganz eigenthümlich anziehende und spannende Empfindung, die uns in diesem merkwürdigen Hintergrund ergriff. Nun hinauf (6000) Fuß hoch zur Hohen Scheidek, unser dichtem Sprühregel, der sich höher zu seiner Höhe verdichtete und hoch oben in Schnee verwandelt wurde, schon mit sichtend unsere weiten Röcke betrachteten. Von diesem merkwürdigen Punkte aus sahen wir nichts als Schnee und Wolken und Nebel; wir frugen uns nun des Kommissärs, des Kaffee und des Trockenen unserer Oberkleider. Aber wir hatten doch noch etwas wunderbares Gegensätzliches: ein großes Alpenhorn wurde geblasen und bald kamen die vielfach verschlungenen Töne zurück von den Felsenriffen des Wetterhorn und seinen Brüdern; langsam und deutlich, den Tönen vieler riesigen Nachtschatten gleich die Luft durchklingend. Das Concert dieser gigantischen Echomenge wird uns unvergeßlich sein. Sei auch noch des Böllerschusses gedacht, der bald darauf gelöst wurde; er krachte los und es dauerte lief in den Bergen, sodaß man gut Zeit hatte, zu fragen: „Nun, wo bleibt er denn?" Endlich aber krachte und knatterte, rollte und grollte es zurück, so lange und so mächtig — man konnte glauben, die Geister der Berge führten einen Kampf untereinander mit ihren unsichtbaren Wolken-Artillerie. Nun mit entgegengesetztem Schuß, noch immer rück und nicht hinunter, wo den tiefen Blick, den man auch langen Regengüssen auf die wilden Gletscher „ungetrübt haben kann. Nur dann und wann ist man das Wetterhorn und das Eiderhorn und den dazwischen Wolken emporsteigen und hinabschauen in die dampfenden Schluchten des darunter niedergehenden Feldenbaches. Das Bäuerl, milde, ohne Tannenhut, dient mit Schnaps, Schaumwein, Sprühwein und Bergkäse gehört schließlich zu den angenehmsten des Schweizerlandes. Das und der Reisehandbuch nicht noch eine Stunde mit entfernten Reisebeschreibungen gelangen, das und noch all den Schnaps und Wasser, muß wir sei in uns aufgenommen haben, der Hochheiten und doch eigentlich uns unbekannten, freundlichen oder gemüthigen alten patriarchalischen Reichenbach-Fälle wenig interessiren, muß natürlich erscheinen. Wir trauern uns eigentlich mehr der plötzlich aufgehobenen Wundbeleuchtung über das sich nun weiter erstreckende schöne, fruchtbare, endlose Oberhasli-thal mit seinen weitverzweigten Thälern.

Nach abwechslungsvoller Wanderung hatten wir Meiringen, mit seinen schönen Wiesen und Auen, erreicht und kehrten im Hotel „Zum wilden Mann" die wohlthuende Ruhe ein. Der Regenmangen des nächsten Tages entdeckt, daß wir die projektirte Tour zum Hundeck-Kastell, Grimselhospiz u. s. w. aufgeben und direkt über den Brünig nach Luzern

pilgern sollten, um von dort aus einen schönen Tag zur Besteigung des Rigi abzuwarten. Und so geschah's denn auch; aber wegen gänzlich ungünstiger Wege über den Brünig hin nach Luzern und um bei solchem Wetter in einem Tage bis zum schönen Luzern kommen zu können, nahmen wir von Meiringen bis Luzern Pferde, die, gleich den Maulthieren der Alpen, auch auf den schlechtesten und gefährlichsten Wegen sicher einherschreiten. Der Pferdejunge warf uns noch lange, weit, saftreich herabhallende Lieder zu und so jagen wir durch die rauschenden Bäche und über die nebelnden Höhen, Bekannten nicht unähnlich, begegnete Reiter riefen uns zu mit: „Rhy-ei-Kuhe!“ Indessen meinte es die Natur gut mit uns, denn gerade auf dem Hochpunkt des Brünig erblickte sie uns mit zauberndem Lichte-volle üppigen, lachenden Reize des Hasli-, Brienzer- und Lungerthales, nur die Berge blieben riesig verhüllt.

Von Lungern aus gab es nun vier heitere, genußige Stunden, auf guten, sehr abwechselnden Wegen vorbei dem Lungernsee und den herrlichen Gelanden der Schweiz, über Obwalden, durch das gastfreundliche Melchthal, vorbei dem Sarnersee, durch das stolze, katholisch feste Sarnen, bis hin nach Alpnachstad, einem Knotenpunkte des Luzerner- und des interessantesten, mannigfaltigsten, schönsten Sees der Schweiz, vielleicht Europas, dem Vierwaldstättersee. Obwohl als Symbol des streng katholischen Luzern, zahlt es so nur ein Hochfest, seinen Hauptsee die Bucht vieler Hauptsitze der romischen Schweiz bildet; den Fuß bildet der Uenersee, der rechte Arm ist der Kussnachter-, der linke der Alpnachterarm; auf ihm fuhren wir hinunter zum Mittelpunkt des Ganzen, zum „Kreuztrichter“, von wo aus ein so herrlich erhabener und wieder lieblich romantischer Anblick ist, wie ihn wohl kaum ein anderer See gewähren mag. Doch weiter, weiter! Hier uns der Rigi, links neben uns der Pilatus, rechts in der Ferne die Schneespitzen der Uners- und Engelbergalpen; beim Rückwärtsschauen doch empor über den Sarner Bergen die Iriais des berner Oberlandes mit den Schreckhornern und Wetterhornern: so fuhren wir zum Luzern, der schönstgelegenen Stadt der Schweiz, deren amphitheatralisch aufgebaute, von der wilden, schattigrünen Reuß umbrauste, natürliche und architektonische Reize die Paläste des neuen Brest durchaus überstrahlen. Im Nightel wurden wir angenehm überrascht durch die uns bekannten Glas erster Sänger des mailänder Theaters. Sie gaben an selbem Abend im Theater ein reich besuchtes und mit immer größerer Begeisterung, mit immer lauteren Ehren aufgenommenes Concert. Nach dem Concert gaben noch ein langes und fröhliches Essen und Trinken.

Der nächste Morgen war regnerisch und versprach kein Beste. Er hielt wacker Wort, denn es war der Morgen des schönsten Tages in diesem ganzen Sommer; wir gedachten für die herrlichen, leichte Nigipartie.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Anregungen.

Aus der Natur.

IX.

Dem Kochen als Heilung, dem Waschen als wirksamen Unterstützung seiner Thätigkeit ist das Kalisalpeter wohlbekannt.

Werden zwei Spiegel unter einem Winkel zusammengestellt, so sehen sie von einem zwischen ihnen befindlichen Gegenstande mehr als zwei Bilder, indem nämlich die nächsten Spiegelbilder als wiederum abspiegelnde Gegenstände von den gegenüberstehenden Spiegel gesehen werden, von diesen wieder Bilder, so entstehen mehr Bilder, nämlich desto so mehr, als der Zahl der Grade jener Winkel in sich enthalten ist. Schließt man alle zwei solcher Winkelspiegel in einen Kreis ein und bringt an dem einen Punkt desselben zwischen zwei Spiegelplatten beide Spiegelstreifen Perlen u. dergl., so wird man beim Hineinsehen in eine solche Röhre eine höchst regelmäßige und mannichfaltige, Symmetrische Figur erblicken müssen, wie ich sie jetzt in eine neue verwandelt, sobald durch Drehen oder Schütteln jene Gegenstände eine andere Lage erhalten. Ein gutes Kaleidoskop ist unerschöpflich in Hervorbringung der reizendsten Figuren.

Der ganze innere Apparat ist der rotirende Spiegel, mittelst dessen man die über alle Begriffe gehende Schnelligkeit der elektrischen Erscheinung und der Dauer der elektrischen Funken messen lernte. Die im Freien Zimmer auch so schnell bewegte Spannerad scheint still zu stehen, wenn es durch einen Blitz beleuchtet wird; die Beleuchtung hat also nur eine Dauer jener Zeit angenommen, wo der Blitz, obwohl er dem Auge nicht so erscheint, in der That schon wieder erloschen gewesen. Läßt man aber einen elektrischen Funken in einem schnell rotirenden Spiegel sich erblicken, so vergrößert das Rotationsvermögen des Auges die Dauer des Lichtmomente, und es erscheint nicht ein heller

Gefühle zu bekämpfen, und Schaamloſigkeit genug, vor einer ſchuldvollen Vergangenheit nicht einmal mehr zu erröthen. Ich bin feiger, als Ihr Tapfern, die Ihr jeden Dorn, der in Eurem Gewiſſen ſchwärt, ausreißen könnt! Ich habe meinem Ehrgeiz und dieſem modernen Schickſal, das an die Stelle des alten Fatums getreten iſt, Verhältniſſe genannt, Alles geopfert, meinen Namen, meinen Beruf, meine Geburt, meine Grundſätze; aber — mein Herz, das kleine Gärtchen meiner Gefühle, das ich mir mitten in den hohen Ringmauern unſers alltäglichen Daſeins pflanzte, das Einzige, das ich habe, um mich als Menſch zu fühlen, — das gebe ich nicht hin. Ich will ſchwächer ſein, als Tauſende von Männern; ich ſchlage die Augen nicht nieder, verwinde meinen Schmerz nicht; fühlen will ich, wie mich Gott geſchaffen hat und trotz' ich auch den Geſetzen, die bei uns (bitter) ein hiſtoriſcher Zufall zur ſittlichen Nothwendigkeit erhob. (Man klopft.)

Zweite Scene.

Heinrich. Kanzleibote Schulz.

Schulz.

Guten Abend, Herr Aſſeſſor! Laſſen ſich gar nicht mehr auf dem Büreau ſehen?

Punkt als Bild, wie das in einem rotierenden Spiegel erblickte müßte, sondern ein Lichtkreis. Auf der Länge belichtet und auf der bekannten Unterschiedsempfindlichkeit kann man die Dauer des Funkens berechnen. Läßt man nun aber den elektrischen Strom durch einen sehr langen, dünnen spiralenförmigen Draht gehen, und richtet es so ein, daß beim Eintritt in diesen Draht sowie beim Austritt aus demselben ein Funke entsteht, wodurch im rotierenden Spiegel zwei nebeneinanderliegende helle Punkte sichtbar werden müssen, so zeigt sich das Bild im rotierenden Spiegel ganz verschieden, von denen der zweite Punkt etwas vor einer merkbaren Größe zurückgeblieben ist. Daraus hat man die Geschwindigkeit des elektrischen Stromes auf einem Drahte berechnet.

Nichtet man eine Kugel so ein, daß sie vom ruhenden Spiegel, wie das bei Momentaufnahmen der Fall ist, in senkrechter Richtung die Bilder, welche auf ein seitlich aufgestelltes Spiegelbild fällt, genau ihrem Spiegelbilde hat, aber in Bezug auf Größe und Entfernung hinter den Spiegelbildern von diesen merklich abweicht. Parallel auf einen solchen Spiegel auffallende Lichtstrahlen werden beliebig divergent und konvergent zwischen Bilder, welche dem Spiegel näher liegen und verkleinert, wodurch sie virtuellen zu Brennpunkten gewinnen.

Werke dieser Spiegelarten haben das Augenthümliche, daß sie Bilder geben, welche man für das beste akademische Auge erklären, in der That aber nicht vorhanden sind. Man nennt solche Bilder fantastische Bilder. Wollen wir aber wirkliche, objektive Bilder entstehen sehen, so müssen wir zum Hohlspiegel greifen. Dieser, ein Teil einer spiegelnden Kugel, kommt nie parallel auf ihn fallenden Lichtstrahlen von seiner Oberfläche und bringt dadurch wirkliche, von ihm behandelte Bilder zu Stande, die auf einem Papierschirm aufgefangen werden können. Er hat umgekehrt und verkleinert, wenn ich seinen Gegenstand fixiere, während in großer Nähe befindliche Gegenstände größer und aufrechter Bilder liefern. Wollte man einen Spiegel entwerfen, der alle in Frage kommenden Gegenstände gleich vollkommen, deutlich vom Spiegel liefernde, vergrößerte und aufrechte Bilder. Da solche Spiegel nicht nur das Licht, sondern auch die Wärme konzentrieren, so nennt man sie auch Brennspiegel.

Das bisher Gesagte mag zahlreiche Anwendungen finden, darauf aufmerksam zu machen, von welcher großen Bedeutung die Kenntnis der Linse ist, welche uns viele von all den optischen Instrumenten, die wir besitzen, als eine unentbehrliche in der Spiegelung ohne sie eine unerschöpfliche in der Fülle, Deutung entgegenstellen. Der Leser vermutet wohl auch die Verschiedenheit des Morgen- und Abendhimmels. Wenn nämlich die Sonne ein wenig unter dem Horizonte steht, so reflektiert sie die obere Luftschichte nicht nur in ihren bekannten Farbenbildern, Purpurflächen und Wolkenbild. Das von diesen auch Nichtsehen beschäftigende Licht dringt tief in das Erdinnere ein, wo es durch Reflexion und Brechung an Stellen gelangt, die es sonst nie erreicht. Dort bringt es Wärme hervor, die dann wieder in Form von Dämpfen, Gasen und Luftströmungen an die Oberfläche tritt. Diese Wärme ist es, welche die Luft in den Morgenstunden so angenehm macht. Ist die Sonne aber tiefer als 18 Grad unter dem Horizonte, so ist die Dämmerung nicht mehr bemerkbar. In den Tropen, wo die Sonne fast senkrecht unter den Horizont hinabsinkt, dauert die Dämmerung nur eine kurze Zeit, in Deutschland dagegen, wo die Sonne in der Mitte des Sommers nicht tief genug unter 18 Grad unter den Horizont taucht, dauert sie in dieser Jahreszeit die ganze Nacht hindurch und ist am längsten in den Monaten März und Oktober, wo ihre Dauer gegen zwei Stunden beträgt.

Wissen wir uns nunmehr noch einmal vor, was die bisher betrachteten Erscheinungen des Lichts uns mit der Oberfläche des Körpers zu verbinden haben. Was wir sehen, ist nur die Reflexion des Lichtes. Anders verhält es sich mit dem Schall. Dieser kommt nicht von der Oberfläche des Körpers, sondern entspringt aus der Erschütterung seiner ganzen innersten Masse, und indem sie unserm Gehörsinn einen andern Klang gibt, deuten wir sagen: Im Klange offenbart sich uns seine innerste Natur. Aber wir wissen in der Folge sehen, wie auch das Licht eine wesentliche Aufklärung über die innere Beschaffenheit des Körpers zu geben vermag, vorausgesetzt, daß durchsichtig, dann brechend, wenn uns die Farbe des Körpers im Licht tritt, nämlich bei Absorption von Farben.

Wohin mit den überzähligen Frauen?

Eine Frage beschäftigt jetzt England in allen Kreisen.

Unsere Zeit weisen in Statistiken Zeitungen die Bevölkerung des Landes Frauenüberschuß erleben haben. Das Parlament hat Damen Stimmrecht, es ist in den letzten zehn Jahren eine merkwürdige Verminderung auch mit den schönen Lösungen der grünen Insel vorgegangen. Und eine Zeitschrift hat „English Woman's Journal", erscheint, geschrieben von Frauen, gelesen von Frauen und gedruckt von Frauen.

Da haben nun die Ärzte in England die Erfahrung gemacht. Die Frau kommt heute viel, viel früher zu Kindern, schon unter dem Schutze ihrer Mutter, und diese tritt sie selbständig auf als ein Mädchen. Und große Mühe macht sich in England diese Wendung und wurde in den gebildeten Kreisen mit wirklich bedeutend, schon man, die Mädchen vorzubereiten, den Frauen schon frühzeitig gekommen hat, wo es so darum handelte, eine unentbehrliche Lehrer zu verlangen. Jetzt reicht auch diese heute Kraft der Zeit nicht mehr für den schönen Teil der Schöpfung aus und „Schule" wird der Frauen Lebensfrage.

Da sind sechs Mädchen von zwanzig Jahren eine Zählung der protestantischen Bevölkerung hielt, heißt sich die Überzahl an Frauen auf eine halbe Million. Man registrierte nach Neuholland. Deutsch

hat die Colonien auch auf andern Gegenden her versorgt worden und selbst Ceylon und Indien erwarten ihn nicht mehr als unbedingte Versorgungsanstalten für die überzähligen Mädchen. Was nun mit ihnen? hat man sich gefragt. Frauen haben das Schicksal von Frauen in die Hand genommen.

London ist England. Wie die Hauptstadt pflegt, so gestalteten die Provinzen. Ein Komité hat sich gebildet, an dessen Spitze Miß Adelaide Procter, die Tochter des Dichters Barry Cornwall, steht, um zu ermitteln, wie man zunächst den gebildeten Frauen ihren angemessenen Lebensunterhalt verschaffen könne. Eine der Resultate dieser Untersuchung ist die Begründung einer Zeitschrift, welcher diesem Interesse gewidmet ist, und die damit verbundene Druckerei. Doch ist dies nur ein Zweig ihrer Thätigkeit, die sich nach allen Seiten hin schaffend, wirkend, belehrend erstrecken will. Denn wohin mit den Töchtern des Landes? Nach Deutschland gehen und Unterricht ertheilen, wozu sich die meisten schnell entschließen haben, die zum Broderwerb nur lernten die eigene Sprache zu reden und zu schreiben? Aber sollen das arme Deutschland und die Pensionate der Schweiz mit ihrer Unzahl von unbemittelten Engländerinnen, die dort nur Entsetzen in der Familien und — unvermeidlich — Stunden lehren — und schließlich entweder, das nirgends mehr eine Kuh ist?

Eine Versorgungsanstalt der Frauen ist in England wie in Deutschland — die Literatur gemeint. Nicht nur nimmt es von Bildern über Frauenberuf, Frauenrechte, Frauenleiden, sondern das schöne Geschlecht fängt dort wie hier an, vorzugsweise Romane zu schreiben. Vielleicht hilft hierin Englands Geschmack von seiner Freiheit. Nur die Fragen erörtern die Frauen noch viel lieber auch, man in ihren Theestuben sieht, als was die Wirklichkeit bietet. Was muß denn geschehen? Man schreibt, was man erlebt hat oder erleben möchte, und man lebt dann auch vielleicht, was man geschrieben hat.

Zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia kam Lord Baltimore, begleitet von — acht Frauen, nach Deutschland. Um wagrin ernährte er mit Milch- und Milch, die corpulenten mit Essig. In Wien wurde die Frage an ihn gerichtet, welche von seinen Damen seinen Namen führe. Belustigt durch diese tugendhafte Impertinenz, wandte er der Kaiserin den Rücken. Seltsame Umkehr der Zeiten! Jetzt findet man in England oft auf Ehre verheirathete Damen alt — weil Gastrecht für unpassende Gäste.

Wir glauben, daß die Idee der neuen Frauenerziehung Englands vorzugsweise bei dem Gedanken stehen bleiben werden, daß Parlament zu einer tüchtigen und recht empfindlichen Steuer auf das Hagestolzthum zu bewegen. Zwang zur Vermehrung der Heirathen bleibt wohl auch das sicherste Mittel, die Frage zu lösen. Möchten wir den überzähligen Frauen!

Die Mäßigkeitslehre.

Goethe's englischer Lebensbeschreiber, George Henry Lewes, ist ein sehr vielseitiger Gelehrter. Wie Goethe, hat auch er Sinn und Neigung für die Natur. Vor einiger Zeit analysirte er in „Studien am Seestrande" (Berlin, Franz Duncker, 1859) Meerpflanzen und Seethiere. Gegenwärtig erhalten wir „Physiologie des täglichen Lebens. Uebersetzt von J. Victor Carus, Professor der vergleichenden Anatomie an der Universität Leipzig" (Leipzig, A. L. Brockhaus, 1860).

Wenngleich in letztgenanntem Werk Lewes nicht so als Selbstbeobachter und Selbstforscher auftritt wie in ersterm, sondern sich an die von andern Naturforschern gewonnenen Resultate anlehnt, so ist doch seine Auffassung und Darstellung immer eine lebendige, gedankenreiche und durch die vielen Beziehungen zum praktischen Leben anregende.

Lewes gehört nicht zu jenen Materialisten, die das Leben rein chemisch erklären zu können meinen. Selbst bei der Ernährung betrachteten Organs hält er die chemischen Prozesse allein für nicht ausreichend. Er mißt von der sogenannten „Chemie der Nahrung", die auf die bloß stoffliche Zusammensetzung der Nahrung sieht, ohne auf das lebendige Laboratorium des die Nahrung sich aneignenden Magens Rücksicht zu nehmen, nicht viel. Für den Chemiker mag zwischen Pflanzen und Fleisch als Nahrung kein oder ein geringer Unterschied sein; für den Physiologen ist der Unterschied sehr bedeutend; er sieht, wie der Löwe einen umfangreichen Organismus einer Ueberfülle von Kräutern, die dem Elefant eines Mittel allein darbieten, muß für nöthig halten. Mit Recht bemerkt Lewes, die wahre physiologische Frage sei nicht: „Welches sind die chemischen Bestandtheile der Nahrung?" sondern vielmehr: „Welches sind die Substanzen, die den Organismus zu ernähren vermögen?" Lewes legt mit Recht Gewicht auf die Verdaulichkeit als eine der wichtigsten Momente beim Schätzen der Nahrung.

Die Nahrungsstoffe einzeln durchgehend, kommt Lewes auch auf den „Alkohol" zu sprechen und verweilet bei dieser Gelegenheit die Mäßigkeitsfrage. Der Grundirrthum, der nach Lewes der „Theorie der totalen Verhaltlosigkeit" zu Grunde liegt, ist darin, daß, was für eine große Quantität concentrirten Alkohols gilt, gleichermaßen, wenn auch in einem verhältnißmäßigen Grade nur, für eine kleine Quantität verdünnten Alkohols gelte. Wer aber, der mit der in Rede stehenden Frage praktisch bekannt ist, müßte, daß concentrirter Alkohol unter anderm die Wirkung hat, die Schleimhaut des Magens allen ihren Wassers zu berauben, d. h. sie hart zu machen und ihre Secretionskraft zu zerstören, während dagegen verdünnter Alkohol nichts Derartiges bewirkt, im Gegentheil die Secretion durch den der Circulation gebotenen Reiz vermehrt. Der Alkohol, der in Wein und Bier enthalten genossen wird, ist aber überhaupt sehr verdünnt.

Ein anderer Irrthum der Mäßigkeitslehre ist der, daß man sich der alkoholischen Getränke darum ganz und gar enthalten müsse, weil man sonst zum Biere komme. Mäßiger Genuß werde nothwendig zum Uebermaß, weil der Körper an den Reiz gewöhnt werde und die anfängliche Dosis daher vergrößert werden müsse, wenn der ursprüngliche Reiz erhalten werden solle.

Auch diesen Irrthum der Mäßigkeitsapostel widerlegt Venedey, indem er sagt, einen nothwendigen Zusammenhang zwischen Mäßigung und Biergenuß anzunehmen, als müsse der mäßige Genuß zum Biere führen, heiße die Physiologie ignoriren und der Augenscheinlichkeit ins Gesicht lügen. „Manche trinken ihr Seidel Bier oder ihren Schoppen Wein täglich eine Reihe von Jahren. Diese Dosis bringt täglich dieselbe Wirkung hervor. Man trinkt eine, auch zwei Tassen Thee oder Kaffee zum Frühstück mit einer unveränderten Regelmäßigkeit ein ganzes Leben lang; nur fühlt aber jemals eine Abstumpfung, diese Quantität nach und nach auf drei, fünf oder sechs Tassen Leben zu vermehren? „So oft frischer Teig auf frisch bereitete Kohlen gegossen wird, zeigt sich dieselbe Gährung; so oft ein Aal abgezogen wird, windet er sich mit der Kraft seines Alters und will die Sache nicht annehmen werden. In gleicher Weise tritt die ursprüngliche Wirkung ein, so oft ein frischer Reiz auf das frische Nervengewebe applicirt wird." Wir hatten nämlich, wie Venedey mit Recht bemerkt, nicht vergessen, daß das Getränke, das heute verbraucht wird, nicht das Getränke ist, das gestern verbraucht wurde; wir Nervenmenschen, die heute von Alkohol einige weitere Leben Thon machen, wenn ein frischer Reiz angewandt wird. „Wechsel — unaufhörlicher Wechsel ist das Gesetz unserer Existenz. Frische Nahrung ist neue frische Getränke, das frische Reize darauf wirken können. Im Kothe wandeln sich verwandelnd die Stoffe, die Nahrungsmittel und können sich nicht an das Gewohnte gewöhnen."

Venedey vertraut freudenvoll die Getränken, welche den Gebrauch des Alkohols umgehen. Die edlen Reben der Traubenfrucht dem Licht in die Augen springend, als daß es die edlen Getränke der Mäßigkeitsgesellschaften nicht achten sollte. Nur den Uebertreibungen der Mäßigkeitsapostel tritt er entgegen. „Die Trinken gegen ein geistliches Laster, um so mehr müssen wir aber bedauern, wenn sie dieses für die Sache, wie es allgemein der Fortschritt der Welt ist, sie zu Maßlosigkeiten führt, die sie an einem Menschenverstand zurückzuweisen geeignet ist."

Demnach wird also die Krankheitsfähigkeit Besserung des Alkohols als eines Gutes, mit der sich in Berlin an Ort und Stelle persönlich Interessen verbinden, auf ihr wahres Maß zurückzuführen sein. Was in Maße genossen allerdings Gift ist, das ist es darum, wie Venedey sagt, noch nicht in kleinen Quantitäten genossen. Alkohol existirt eine bestimmte Quantität genießbarer Nahrung. In Temperenzländern, wo man kein Bier verabreicht, kommen Gifte zur Geltung, die Gesundheit rasch graben wird, wenn der monatliche Verbrauch an Brot auffallend ist. Die Aerzte-Gesellschaft in Frankfurt am Main, welche den Mäßigkeitsvereinen angehörte, mußten, da sie seinen Wein trinken, bald mehr Todtenzeugen ausstellen, sodaß der Stadt die Kosten nicht genug davon bezahlen konnte.

Arthur Schopenhauer's Testament.

Wenn sich nach Arthur Schopenhauer das Wesen des Menschen in seinem Willen offenbart, so kann man allerdings das wichtige Schriftstück erkennen und lesen, worin „letzten Willen".

Sein treuer Pudel, der ihn auf den Promenaden Frankfurts zu begleiten pflegte und mit dem er Unterhaltungen führte, die nach seiner Behauptung ihm Selbstgenuß waren als die mit Gönnern und Freund, hat er drei Gulden vermacht. Hoffentlich als Gulden. Denn den Juden, die ihre manierirten Staatsschuldscheine à 100 Gulden abwerfen, würde mit niemand ein vermächtnißt Thier in Berlin mehr zum Testamente verführen, wie ich für einen Pudel spricht, der geistreicher sprach, als Hegel und Schelling sprachen. „Zum Universitäten hat er den preußischen „Nationalaar" eingeführt, eine Stiftung, die unter den Auspicien des jetzigen Regenten von Preußen von den Gründern der Ordnung im Jahre 1848 bestimmt wurde: die Juden verleihen seinem den Invaliden der preußischen Armee zu Ehren verpfändete denen, welche 1848 und 49 gegen die Demokraten fochten. Die Begründer der „Kreuzzeitung" sind auch die Begründer des Nationalaars.

Das Testament über diese Verfügung war allgemein. Manche, die von ihr so überrascht wurden, als hätte Alexander von Humboldt zu seinem Erben den Hund Hans in Henkburg gemacht, sahen in diesem letzten Willen der Hildebrandslieder einen Rest des Wahnsinns, wenn nicht gar der Ironie. Trotzdem war es, daß ein Menschenalter hindurch die Bibliothek Hegel's zur Staatsbibliothek erhoben und ihre Mehrung der Fortschreibung sanctionirt hatte, die ihm, der mit Hegel im Blitzstrahl lebte, noch verderblicher wurde als die Polemik. Wohl hat uns noch die Kataloge der berliner Universitätsbibliotheken erinnerlich, in denen der einzige Privatdocent Arthur Schopenhauer sich als dessen rechtes Lectionsmaß erhielt. Der Kaufmann Frauenstädt auf einer Reise um die Weltanschauungen Frankfurts am Main, einer Stadt, wo ein in Berlin habilitirter Privatdocent zwanzig Jahre seine Gruppen gehalten hatte, zuweilen laut vor sich hinmurmelte, zuweilen durch Schreiben mit seinem Pudel sprach und sich allmälig pünktlich im Hotel d'Angleterre einfand, wo er die Table d'hôte beherrschte, mit den Diplomaten Thee und jenen Engländer überraschte durch seine genaue Kenntniß Indiens und der grübelnden nationalität. Viele hatten ihn selbst für einen Engländer. Er sich einem englischen Bruder auf der alten Zeit Jeremias Bentham's, trug nur den Kopf, mich Gemüthen, daß auf weiße

Bücher und im Sommer auf Kaufmannsstelle, seine Vaterstadt hatten den altmodischen, am hochfahrenden Kragen aufgesteiften Schmitt. Sein Vater Ingrimm gegen das Ministerium Eltendorn kann sich alle allerdings auch auf Preußen überhaupt ausgedehnt haben und dann hätte er mit seinem Testament einen Beweis von Ironie oder Verhöhnung gegeben. Ist letzteres der Fall, so sollte Herr von Bethmann-Hollweg die Philosophie „des Willens und der Vorstellung" durch Berufung auf die Katheder der preußischen Universitäten für längere Zeit entrückt erhalten, als die philosophische Sehnsucht der Deutschen dulden wird. Der Schüler Schopenhauer's hat, wie es wahrlich bei uns, schon manches über den Meister hinausgegangen.

Indessen — weder eine solche Berechnung der Spekulation noch eine solche Ironie der Geschichte ist bei dem verstorbenen Sonderling anzunehmen. Sein letzter Wille ist das Ergebnis vollkommener Ueberzeugung. Im Jahre 1852 machten wir in unseren „Unterhaltungen" eine kurze Erwähnung Schopenhauer's als eines Original- und Selbstdenkers. Die damals noch sehr kleine Zahl seiner Verehrer hat uns zuweilen bezeugt, daß ein gründlicher Mann diese Erwähnung in gütigem Sinne befunden mochte, wenn man auch mit Lobe von unserer folgenden Aeußerung sprach. „Am schwächsten sind die Meinungen Schopenhauer's über den Staat. Selbst mißlicht ein Kapitel, der von seinem Standpunkt — wenigstens preist er das Glück eines solchen Selbständigkeit — schreit es in der Beurtheilung politischen Verhältnisse nicht frei von persönlichen Verlangsamen. Da es die Aufgabe des Menschen, leben zu wollen, für einen großen Theil hält, so will ihm durchgängig die Ruhe und sein Interesse Staatswesen wird dann zum Hindernis."

Wir brauchen uns nicht vorzustellen, daß wir eine Neigung für Krieger, die im Dienst ihrer Pflicht Gefahren und Leben setzen, für diesen Mangel an Ruhe halten. Im Gegentheil, die Epauten der „Nationalhaute" mögen, unabhängig von jeder politischen Meinung, als Gaben schon allein der Humanität zu preisen sein. Schopenhauer meinen hat, wie die Stifter der „Nationalhaute" selbst, einen bestimmten Zweck: Nachdruck auf diese Gabe gelegt und nicht nur den Kriegsdienst als solchen, sondern die vorzugsweise in seiner Aufgabe, den Staatsverhältnissen zu steuern, ehren wollen. Daß ihm von allen den des Fragwürdigkeit und der Unterdrückung bedürftigen Kampfpositionen dieser Zeit und Welt, Positionen der Kunst, Wissenschaft, Moral, Religion, Sitte, gerade diese als die herausragende erschien, ist eine Offenbarung seiner innersten Natur, ein Bekenntniß, hinzuzusetzen allem, was man in unserer Gegenwart an neuerlichen Gedanken zum Lichte trägt. Ein Gebet der Menschheit, ein Wunder, ein Gesang reifen Mangels — und wem Gott es zu Augenblick, wo er in die Wache Reihe, zum letzten Abschied vom Leben die Hand? An dem Hause, wo er wohnte, der nächsten Schildwache. Schopenhauer wollte nichts als seine Philosophie und im übrigen die Ruhe Arbeit des Denkens, existirlich intime Kostenglie berung in den überlieferten Formen des socialen Verbandes und für alles Uebrige, falls es zu spät würde — Pulver und Blei.

Arthur Schopenhauer war der Sohn eines reichen hanseatischen Kaufmanns. Seine Mutter ist Johanna Schopenhauer, die Roman- und Reiseschrift stellerin, die den Zirkel Weimars und Jenas angehört. Der Sohn erklärte die Mutter für eine Verschwenderin und erhob gegen sie eine gerichtliche Klage. Die Verschwendung der Mutter bestand in einem der Kunst und Geselligkeit geweihten Leben, das sie als berühmte und wohlhabende Frau anzusprechen zu dürfen glaubte. Der Sohn fand ihre Ansichten lächerlich und entzog ihr den größten Theil jenes Vermögens, von dem er selbst mit seiner Sorglosigkeit leben wollte, die von ihm als das größte Glück des Denkers immer und immer gepriesen wird. Sich sonnend in diesem Glück, hatte er gewiß recht, mit Ironie auf jene Gelehrten hinzublicken, die ihre Ueberzeugungen von Symbolen des Denkens verfassen mußten, auf welche allein hin die Katheder der Universitäten ertheilt und vergeben werden. Wir sagten „natürlich". Ob auch so verächtlich, wie er urtheilt?

Diese Philosophie der rhetorischen Beschaulichkeit, eine Pflichtenlehre, die nur auf den moralischen Muth des Gentlemanschreibens begründet ist, ein Kampf mit dem Leben, das seine größern Widerwärtigkeiten kennt als das Einsehen des Nennwerths der Staatspapiere, das eben ist jene von uns vor acht Jahren angekündigte mangelnde Ruhe einer in seiner innersten Natur egoistischen Gemüthe. Das höchste Vertrauen zu sich selbst, die höchste Zuversicht, daß ohne die Anerkennung der Nachwelt nicht leben würde, genügte ihm als derjenige Kern, die die Oberhand über den ganzen Menschen behielt. Ohne Umgang mit den ebenbürtigen Geistern, mit unsern Kantianern und einigen existirten alten Diplomaten abend, die Abende einer reichen Lebensstadt, aus mit einem Hunde theilend, hat Schopenhauer das Bild eines Selbstgenügsamen, der das Leben ohne Kampf überwunden zu haben glaubte und unser Dasein nur deshalb für einen Fluch erklärte, weil das Behagen gewissen durch Krankheiten gestört und durch den Tod schließlich abgeschnitten wird.

Groß in seinem Schlusse kann unter Umständen einen Titanischen haben und wer wollte sagen, daß Schopenhauer in seiner Lehre auf der Höhe einer „Schopenhauer für Götter" dann — aber in der praktischen Bewährung bedeutet er sein — von Schiller's „Diktat" regierter Mensch. Jüngst war sein erster Gedanke, wenn er erwachte, vielleicht Gott und die Welt, ins jenseits nicht unwahrscheinlich das Wesen und der Inhalt aller Widersprüche der transscendenten Spekulation.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 56. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Nach dem Carneval. Erzählung von Franz von Kommersdorf. VIII. IX. — Schmetterlinge. Von Arnold Schlichtkrull. IX. — Gedichte. Von Karl Beck. X. — Aus der Natur. X. Amerikanische und englische Bäder. — Die Pferde. — Neue Gedichte. IX. Gedichte von Thomas Hamilton.

Nach dem Carneval.

Erzählung von Franz von Kommersdorf.

VIII.

Conte Lenin hatte sich in seinem Wandschrank verspätet. Eine Dame in eleganter gesellschaftlicher Toilette, den edlen Spitzenschleier halb vom Gesicht zurückgeschlagen, stand unter dem Portal von Kutschen, Pferden und Wagen verschiedener Art, die vergeblich nach Conte Regni's Equipage sich umsahen. Sie gewann einen Augenblick, unentschlossen, ob sie einen der vielen Bedienten, die weiter zu befehligen, anschreien oder umkehren in die Gesellschaftszimmer und auf das bei seiner Hoflichkeit ganz unglaubliche Ausbleiben und das sicher verhängnißvolle Verlieren Regni's abwarten.

Aber — Himmel! Da ist ja Arnaldo!

In solcher Lage ist ein Bekannter von doppeltem Werth! Baronetta Gemini streckte Paolo die Hand entgegen — als wenn er die Erfüllung ihres ganzen Lebens wäre —

„Seien Sie mir tausend-, tausendmal willkommen, Arnaldo!" riefen ihre blonden Lippen. „Ich erwartete — einen — Freund — und Sie kommen mir wie eine Erscheinung des Himmels unter diesen Kutschen, die alle auf mich einschreien!" unterbrach sie seine Verlegenheit. „Wen rufen Sie nur jetzt?"

„Ein wenig zu warten, Baronetta!" stammelte Paolo. „Conte Lenin ist unvermögs. Er wäre rathlos, Sie nicht mehr hier zu finden!"

„Gut, gut, gut!" sagte sie und bot hocherfreut Paolo den Arm, um zum Restaurant zu gehen.

Wirklich hatten heute nicht Zeit, ihre kleinen Leiden schwarzen Kaffee zu leeren, als schon der Gewaltige unter die Thür trat. Conte Lenin war athemlos und erhitzt. Er hatte das Kutschen, als sei es selbst nun der Pferde gelaufen. „Baronetta, tausend Entschuldigungen! Sieh da, Arnaldo! Bin beglückt, daß Sie der Dame Gesellschaft leisten!" Das war er bereits vor weitem.

Der junge Mann ließ sich nicht lange nöthigen, den besten Platz im Wagen einzunehmen. Nach und nach ging der Abend in eine herrliche Nacht über. Millionen von Sternen glänzten am dunkeln Himmel und Ovid Regni — schlief behaglich in seiner Ecke. Er glich dann Arnaldo's Schwager, seinem Vetter.

Arnaldo und die Baronetta waren so gut wie allein.

Im Wagen bewegte sich ihre Unterhaltung im gewöhnlichen leichten Conversationston, später wechselte sich mehr Gefühl ein.

Dämmer folgte sich Beatrice in einem weichern Stimmung als sonst — Schon wurde Paolo sich-

ner — Da wachte der letzte Hügel vor seinem Hause, der immer etwas halsbrechend zu passiren war, den Conte Louis.

„Ich hoffe, Sie helfen mir unsern lieben Gast unterhalten! So eine verwöhnte, gravitätische Dame möchte sich hier leicht langweilen.“

Das sagte der Graf, als sich Bernardo — empfehlen wollte.

Am nächsten Morgen fand Baronin Gemini das Negri'sche Ehepaar in tiefer Berathung darüber, welches Vergnügen ihr heute geboten werden sollte. Man beschloß, damit zu beginnen, Conte Renea's Schloß, seinen Saal mit den Abnenbildern und der herrlichen Aussicht über den Lago-maggiore und der seltsamen Gattin zu besuchen.

Elena kam den Gästen mit dem Schwager und der Schwägerin schaudern entgegen, aber hinter ihr folgte Paolo — der „Bruder der Gräfin“. Das gewandte, unbefangene Benehmen der fremden Dame verlieh bald der jungen Frau Muth. Die erst noch gezwungene Unterhaltung wurde in natürlichem, heiterem Geplauder. Paolo war zufrieden mit seiner Schwester, mehr noch mit Bernice, am meisten mit sich selbst. Selbst Conte Renea erhob sich heute ungewöhnlich früh vom Morgenschlummer, um Baronesse Gemini in seinem Hause zu begrüßen. Der Greis bemühte sich in seiner Art liebenswürdig zu sein. Gern zeigte er seine Sammlungen und nachher führte er die Gesellschaft in seinem schönen Garten spazieren. So wurde es gerade recht, sich zu Tisch zu setzen, als die Herrschaften beisammen.

Später hatte sich Beatrice in einen großen Lehnstuhl niedergelassen; ihre Augen ruhten in den letzten Raum, in dem zur Winterszeit die heimliche Flamme brennt; die Gedanken wanderten — weit fern, weit von dem kleinen Ort im Ariani weg. Ein ernster, sinnender Ausdruck lag auf ihren Zügen. Mehrmals war Gräfin Louis Negri geschäftig aus- und eingegangen und hatte ihre Cousine stets unverändert in der nämlichen Stellung gefunden.

Den Besuch aber ungehört, einsamen Träumen zu überlassen, so verrieth die gute Frau die Gastfreundschaft nicht.

„Wäre es Dir nicht gefällig, in die Allee vor dem Kaffehause zu gehen? Wir treffen dort Gesellschaft!“ sagte sie.

„Ich versichere Dich, daß ich mich ganz gut hier befinde!“ erwiderte Beatrice.

„Das behaupten Du nur aus Höflichkeit! Es kann Dir unmöglich Vergnügen machen, in den Raum zu blicken! Ueberdies ließ ich die Honoratioren Spilimbergos durch Kornatori auffordern, sich dort einzufinden.“

Alle waren auch der von der edlen Dame des Orts an sie ergangenen Einladung bereitwillig gefolgt. Der kleine schattige Platz vor dem Kaffehause war mit Tischen besetzt. Um diese herum saß eine bunte Gesellschaft von Männern und Frauen. Sie erhoben sich, als Conte Louis mit seiner Familie nahte. Zu gleicher Zeit kam von einer andern Seite Conte Renea angewackelt mit der reizenden Elena, die er bei dieser Gelegenheit zum ersten male unter die Leute brachte. Die Schwiegermutter des zweiten Adjunct bewegte sich gravitätisch nach dem Sitz neben der fremden Dame. Nothwendig mußte sie Baronesse Gemini um ihre Verwandten in der Hauptstadt befragen. Die alte Frau bewegte sich noch feierlicher und langsamer wie gewöhnlich, weil sie einen leisen Zweifel hegte, ob nicht der Platzwirth jenen Platz mit Recht zukäme. Plötzlich wurde der würdevollen Matrone beinahe ein Schrei des Unwillens entlockt. Auf den Stuhl, den eingenommen zu sie gelaubt, hatte sich Gräfin Elena gesetzt. Es war nicht Absicht, die Elena dazu trieb, sondern ganz einfach die Furcht vor den boshaften Blicken ließ sie Schutz suchen in der Nähe der Frau, die ihr Vertrauen erweckte. Trotz dieses Zwischenfalls kamen sie doch endlich alle zum Sitzen, wenn auch nicht immer nach Stand und Würden.

Gräfin Negri die Aeltere, eine ganz, verständige Frau, machte mit jener Sicherheit, die unbefangenen Naturen verleiht, das Gespräch in Gang. Die muntere Paolina nahm lebhaften Antheil. Das Lächeln der Schwester des Architekten mischte sich ein. Die Schwiegermutter des zweiten Adjuncten erholte sich so weit von ihrer Bestürzung, sich ihrer Beziehungen zur venetianischen Aristokratie zu rühmen, und obgleich Beatrice das Centrum bildete, fand sie doch noch Zeit, zu beobachten.

Paolo's Benehmen und äußere Erscheinung unterschied sich in der That vortheilhaft. Hier bekundete sich auf, was in den Salons der guten Gesellschaft im allgemeinen anerzogen. Des Priesters gastmahlige Späße waren nicht ohne Humor, doch entbehrten sie allen Anstand. Dessen bedienten sich als arger Klatschbase, ebenso der zweite Adjunct. Ueber den Architekt Gondolfi konnte sich die Baronesse kein Urtheil bilden. Er schwieg beständig und unterschied sich darin

weiblich von seiner Schwester, welche unaufhörlich sprach. Oft streifte sein scheuer Blick die fremde Dame. Endlich öffnete auch er die Lippen und zeigte in seiner ruhigen Weise einen höheren Grad von Bildung, als unter ähnlichen Verhältnissen gewöhnlich anzutreffen ist.

Paolo näherte sich — —

„Sie haben einen der größten Verehrer bekehrt", lispelte er, sich auf die Lehne ihres Stuhles neigend, in Beatrices Ohr.

„Wirklich?" entgegnete sie lächelnd. „Ich glaube aber, daß der ganz kluge Mann die Gewohnheit, zu schweigen, annahm, weil ihn zu Hause seine Schwester niemals zu Wort kommen ließ."

„Ich meine, Cavedalis wird noch einmal Tragödie" bemerkte Paolo, der diesen wohlbeleibten, selbstbewußten Peiniteute nicht besonders leiden konnte.

Die Baronin griff, um zu plaudern, diese Anspielung auf —

„Da ist mehr Wahrscheinlichkeit vorhanden", sagte sie, „daß Sie noch einmal in die Mönchskutte der ewig Schweigenden kriechen! Oder würden Sie lieber Kapuziner werden können?"

„Wie so, Signora?" fragte Fornaseri ganz erstaunt.

„Nötige, in sich abgeschlossene Charaktere treten weit seltener aus ihrem Kreis als lebhafte, erregbare, welche häufig zu Extremen überspringen."

„Richtig wie alles, was von Ihnen kommt!"

Es machte sich in diesem Augenblick eine leichte Bewegung am Tische kund. Paolo erhob sein Haupt von der geflüsterten Unterredung. Seine Augen begegneten dem Blick eines Mädchens, welches, der Sitte des Landes gemäß, in einen Schleier gehüllt zur Kirche ging. Nahezu grüßend nahm der junge Mann seinen Hut ab; doch der Blick war bereits wieder zu Boden gesenkt, sein Gruß wurde überhört oder absichtlich nicht erwidert. Paolo verlor nicht einen Augenblick seine Fassung. Baronesse Genoni erwog — Angela war vorübergegangen.

Bald nachher erhob sich Doktor Pantani, um dem Gegenstande seiner Spekulation zu folgen. Heute hatte er Hoffnung, von Angela empfangen zu werden, was selten geschah. Heute hoch war mal die einfache Apothekerstochter von Spillenberge mit so vielen für ehrliche Luft, aber schöne Dinge zu reden, erfüllt mit voller Willenskraft nach Vergessen zu streben.

Beim Hingehen bot, als eine sich von selbst verstehende Sache, Paolo der fremden Dame den Arm. Es war auch für jemand, dessen Fuß bisher nur die glatten Steine des Marmorplatzes betreten, eine ziemlich mühsame Aufgabe, über das holperige Straßenpflaster Spillenbergs zu gehen.

Am folgenden Tage bei Beatrice weder in ihrem Lieblingsstübchen und da die Negrischen Damen in der Haushaltung beschäftigt, Conte Lenin bereits ausgeritten war, hatte er auf ein wenig Ruhe.

Dem war nicht so — Paolo kam zum Besuch.

„Halten Sie mich für keinen Zudringlichen, Baronessa!" erwiderte er auf ihren fragenden Blick. „Ich erscheine blos als Warner — man beabsichtigt ein Attentat! Ganz Spillenberge gedenkt Ihnen heute die Aufwartung zu machen."

„Ich glaube nicht, daß es ein Mittel gibt, den Ueberfall abzuwenden!" entgegnete sie lächelnd. „Lieber wollen wir den Feind mit Fassung erwarten!"

„Nun denn, so eile ich auf das Amt' In der Stunde der Gefahr erscheine ich als Hülfstruppe!"

„Noch eins!" rief Paolo, bereits unter der Thür. „Sie bemerken ein Wunder! Zum ersten mal, seit Spillenberge steht, sind die Damen einmütig, und zwar in Ihrem Lobe!"

So gering auch Fornaseri das Urtheil der Kleinstädter anschlug, heute that es ihm dennoch wohl, die Frau, die ihm gefiel, allgemeinen Beifall finden zu hören nach seine Freiheit.

Sobald der Baronesse verschwunden, kehrte er zu Beatrice zurück, die ihn anzog wie das Licht den Falter. Die Dame sah bereits wartend von ihrem Bücher. Genua abreits in einer Fensternische und der Hausherr. Conte Lenin überblickte mit offenbarem Vergnügen die Gruppe in der Mitte des Zimmers. Er freute sich der Popularität seines Gastes, freute sich des immer gleichbleibenden patriarchalischen Anstehens seines Hauses. Conte Lenin war keiner von denjenigen, welche die Welt durch eine schwarze Brille betrachten.

Zu ihm trat der junge Mann und sagte: „Was verschafft uns denn eigentlich das Glück, die Baronesse hier zu sehen?"

Der alte Herr zuckte die Achseln. Ein schlaues Lächeln spielte um seinen Mund. „Vermutlich ein kleiner Streit mit dem Herzog!" lautete die Antwort.

Paolo wandte sich betreffen zu den Damen. Fedu-

rin Sophie Gonthallis sprach mit Lebhaftigkeit. Am ersten Bericht hat entschieden aber mit voller Bestimmtheit ein Ziel im Leben. Sei dieses nun groß oder klein, schon in den Stunden gerichtet. Die alte Jungfrau war von dem geheimen Übergang getroffen, das Wörterbuch der „Gnade" zu vermehren. Eben hatte sie ihre Erklärung des Worts unterbrochen gegeben; nun kam sogleich an die Reihe.

„Ingenieure heißt nach dem Wörterbuch „Erfinder", sagte Fräulein Sophie mit gelassener Zunge. „Nun ist aber ein Verdienst allemal löblich und wacker, während doch gute Sitte und Höflichkeit zuweilen es von uns erheischen, Freude zu heucheln, wo wir keine empfinden, Theilnahme, wo wir gleichgültig sind; und daher kommt unsere Sprache wieder kein anderes Wort als „ungenirt"."

„Ich meine, es könne sich bessern: Ohne positive Falschheit den Forderungen des sozialen Verkehrs entsprechen!" versetzte Baronesse Genelin.

Paolo sagte: „Im Interesse der Moral müßte man sogar eine ungefällige Wahrheit im Notfall verschweigen; z. B. „Liebe Sache langweilt mich", anstatt eines anbefohlenen Vergnügens. Oder „Ich will Sie nicht empfangen", für die gewöhnliche Lüge: „Ich bin nicht zu Hause". Sobald diese Sitte allgemein, würde sie aufhören, zu verletzen."

Diese Ansicht rief eine neuerliche Erweiterung von seiten Fräulein Sophiens hervor. Damit erreichte Paolo seine Absicht einer Diversion zu Gunsten Gontrans, um ihn von einer ermüdenden Diskussion zu befreien. Halb überdrüssig nahm der junge Mann den Streit mit der alten Jungfrau auf.

„Baronesse Genelin ist eine Dame, die zu leben versteht!" sagte die wortreiche Schweigsamkeit unter der zweiten Strophe beim Hinabgehen von der Stiege. „Es verlohnt sich leicht und angenehm mit ihr! Man weiß schnell Bescheid!" bemerkte der Prälat. „Man merkt da die feine Bildung von weitem an! Sie spricht das richtige Lederdeutsch, was uns hier doppelt wohlthuend berührt!" versetzte Sophia Gonthallis. Ihr Bruder sagte nichts. Er lauschte mit seiner gewohnten Schweigsamkeit den Urtheilen der Damen, die er nochmal auseinanderwarf theilte. Dabei sagte er in seinem Innern einen großen Plan. Dieser sollte Gontrans bestimmt noch vollen einzigen Tage zur Reife, dann war er auch hier zu Ende gekommen. Gonthallis bei verschiedenen Gelegenheiten zu einem Ziel, welches der Schwach Gonthallis der vornehmsten Dame auf seine Perspektive zu geben gedachte.

Wenn Gonthallis im gewöhnlichen Leben für einen sehr zu guten Haushalter galt, so bewährte sich auch hier wieder der Spruch: „Der Geringen Zeit wird das glänzendste sein." Die Tafel brachte unter dem spezifischen Gewicht feinster Leckerbissen zu brechen, welche pariser Val au vents in gar nichts gleichen. Fräulein Sophia fand in weiblicher Thätigkeit den ganzen Tag keinen Augenblick, an die „Gnade" zu denken. Sie sprach heute im Verkehr mit ihren Mägden, was sie gewöhnlich verschmähte, auch auf die Gefahr hin, nicht verstanden zu werden.

Nachdem das überreiche Mahl mehr als lange genug gedauert, sagte der Hausherr: „Vielleicht beliebt's den Herrschaften, den Sonnenuntergang von der Spitze des nächsten Berges zu beobachten!" Die Gesellschaft erhob sich, nur Gente Tonin folgte der Aufforderung nicht; der Sonnenuntergang kümmerte ihn keineswegs; er zog eine Flasche mit dem kühlen Rothen näher an sich heran und grübelte darüber nach, durch welche Manipulation es Gonthallis gelinge, dem Landwein jenes eigenthümliche Bouquet zu verleihen. Der Graf pirste mehr auf praktischem wie theoretischem Wege. Er gelangte auch glücklich auf den Grund der zweiten Flasche, aber das chemische Problem blieb ungelöst. „Ich habe es!" rief er endlich freudig aus — bei der dritten Flasche war ihm die Erleuchtung gekommen: die „Mutter" stammt aus dem Jahre 1834! Hierauf stülpte Gente Tonin seinen Hut auf den Kopf und eilte der Gesellschaft nach, um Gonthallis die vermeinte Entdeckung mitzutheilen. Allein er irrte gewaltig! Der kluge Mann war schon längst von der barbarischen feinster Sitte abgekommen, die Hefe eines berühmten Weinjahrs aufzubewahren und darauf immer wieder neuen Wein zu gießen. Auch gab Gonthallis die gewünschte Erklärung nicht, vielleicht weil er wünschte, das Geheimniß für sich zu behalten, vielleicht theilte er wirklich die Vermuthung, welche sich eben in der Gesellschaft kund gab — Baronesse Genelin wurde vermißt.

„Bah! Sie ist kein kleines Kind mehr, das man beaufsichtigen müsse, sie kann verloren gehen! Und dann sehe ich auch Ärgernisse nicht! Dieser muß schon bei der Hand auf sie Acht geben!" bemerkte Gente Tonin gleichgültig, denn es kümmerte ihn nur, den Gespräch wieder auf die Weinflasche zu lenken.

Inzwischen war die Gesellschaft den steilen Hügel hinaufgestiegen.

Dessen hatte er der mühsamen Bewegung

seinen Gefallen, die Äuge schweifend hin auf den ragenden Zinnen; er benutzte die einen unbewachten Moment, um zurückzubleiben. Der Jüngling links vom Wege hier einen willkommenen Sitz.

Nach und nach verhallten die Töne, jeder Laut erstarb; gespannte ernste Bergeinsamkeit umgab die Frau. Ein erhaben schöner Anblick bot sich von dem Punkte. Wie eine grüne Matte lag das Thal zu ihren Füßen. Der breite Tagesstreifen erschien von der bedeutenden Höhe aus nur wie ein Silberband. Die Bergreihen schlossen sich gleichsam, dunkelrot erglühten ihre Spitzen, allmählich sank die Sonnenscheibe, der graublaue Schleier der Dämmerung breitete sich über die Gebirgslandschaft. Der reine Aether auf der Höhe, das großartige Schauspiel wirkten nervenbelebend auf Beatrice. Der Erde Weh schien abgefallen von ihr mit seiner kleinlichen Sorge.

Auf luftiger Bergesspitze, im Rauschen des Urwaldes, da schwingt sich der Menschengeist freier empor zur Wetterhöhe. Nicht als ob der Begriff des Höchsten an Zeit und Ort gebunden sei, aber fern von kleinlichem Menschenwerk erhält die Seele einen Theil ihrer ursprünglichen Freiheit zurück. Diese Freiheit ist Größe. Darum erbricht die Einsamkeit den Geist wie das Lachen in die klare Springfluth den Körper. Gestärkt kehrt der Mensch daraus ins Gewühl zurück zu Kampf und That, für die er geschaffen.

„Der Sonnenuntergang ist schön in unseren Bergen!" klang es in Beatricens lieben Sinnen.

Vor ihr kniet Paolo mit verschränkten Armen. Welches Leben hatte die bleichen Wangen gerothet. Der warme Hauch lag wieder auf den harten Zügen. Im blauen Auge funkelte und blinkte es.

Ruhig prüfend blickte ihm die Geliebte ins Angesicht. Ja! der Sohn dieser Berge, wie er so in seiner gedrungenen, kräftigen und doch gewandten Gestalt vor ihr stand, gehörte hierher. Er hatte die Landschaft nicht, sondern höhere Empfänge.

„Wie viel Elemente zum Glück besitzt der Mensch und wie häufig stößt er sie zurück!" versetzte Beatrice. „Meine Freude hat mir heute Abend gemordet."

„Beatrice, ich liebe Sie!" stammelte Paolo, ohne auf ihre Bemerkung zu achten.

Die Dame senkte die Augen —

„Fordern Sie nicht eine bestimmte Antwort!" sagte sie.

„So ist schon genug, daß Sie mich nicht von sich weisen!" erwiderte er und lag sich an ihrer Seite nieder. „Sehen Sie, Beatrice", fuhr er in weicherem Tone fort, als seine Gewohnheit zu sprechen war, „das Abendlicht sprengte das Siegel, welches ich meinen Gefühlen aufgedrückt. Ein als Poet wollte ich um Sie werben. Noch ein gutes Stück Arbeit liegt vor mir! Bei Ihnen steht es, mir die Gewißheit des Sieges zu verleihen, indem Sie mir eine Geliebten geben, welche meine Kräfte hebt!"

Beatrice schwieg — —

Lebhafter fuhr Farnese fort:

„Beatrice, verschweben Sie, was ich zu bieten habe! Ganz Europa gährt. Mit krampfhaften Wehen ringt sich die neue Zeit von der alten los. Mehr als in irgendeinem Lande ist das Gebäude der Vergangenheit morsch in Italien. Kämpfen sie draußen nur um Principien, so wühlet hier auch noch der Nationalitätenhaß! Wird der Uebergang sich friedlich gestalten? Ich bezweifle es! Bricht der Sturm heute oder morgen aus, den klugen Mann findet er gerüstet. Beatrice! Stellen Sie sich die Eventualität einer gewaltigen Revolution vor, zu der unsere letzte nur ein kleines Vorspiel gewesen! Wem möchten Sie sich dann lieber anvertrauen, dem grauen Herrn oder dem Emporgekommenen? Der erste wird ritterlich zu Ihren Füßen sterben, darum zweifle ich keinen Augenblick, der zweite aber wird für Sie arbeiten — mit Kopf und Hand. Ueber rauchende Trümmer wird er Sie unbeirrt führen, denn ihn drückt keine Vergangenheit zusammen! Sein Denken und Streben ist sein eigen, nicht Vatererbe; er wandelt sich leicht in die neue Form. An den Platz wird er Sie geleiten, der Ihnen gebührt. Opportunen zählt die allerdemokratischste Republik, selbst wenn es zu diesem äußersten Falle kommen sollte. Ich bin kein wilder Demagoge, Beatrice, sondern halte halb wieder zu Gesetz und Recht. Ich liebe sogar trotz seinem grauen Scepticismus, ich suche Ihre Gesellschaft und nehme mir von ihren Sitten an, was vor meine neue Stellung paßt. Ich frage Sie, Beatrice, werden diese verweichlichten Herren am ersten Tage bestehen? Oder hoffen Sie nicht auch — auf mich? Ha! Der Emporgekommene mit Titel, Reichthümer, Ehren zu Ihren Füßen legen, wenn Ihr Herz danach steht! Darf ich hoffen?"

Die Patrizia sagte nicht — Nein!

Die Dämmerung währet kurz in den Bergen. Bereits begann es zu dunkeln. Auf Paolo's Arm gelehnt, mehr von ihm getragen als geführt,

kehrte die, wie es schien, nicht überraschte Dame zur Gesellschaft zurück.

Paolo Hernalesi schwebte auf der Höhe seines Lebens.

IX.

Fast ein Jahr war seit Beatricens Fahrt nach dem Friaul verflossen. Paolo war oft nach Venedig gekommen und hatte seine Connexionen gepflegt.

Auch die Baronin hatte in der Stille für ihn gewirkt, sodaß er gegründete Hoffnungen hegte, ungeachtet seiner Jugend der Nachfolger des Prätors zu werden, wenn dieser in den Ruhestand trat, was binnen kurzem geschehen konnte.

Ein heißer Sommer lag drückend auf Venedig. Das Seebad war stark besucht. Allabendlich drängten sich die Ausfahrenden auf dem Canale grande, allabendlich wogte der Marcusplatz und die Riva von der strömenden Menge der Spaziergänger. Aber selbst die Nacht brachte keine Kühlung; die Steine hauchten die während des Tags eingesogene fürchterliche Hitze aus; kein Lüftchen wehte über die Lagunen.

Die Gondel des Herzogs von Borgia hielt am Giardinetto. Der Großcomthur stieg die Landungstreppe hinauf. Auf seinen schönen, gewöhnlich so heitern Zügen lag eine Wolke. Noch im kleinen Garten begegnete der Herzog dem nämlichen hohen Civilbeamten, der damals an seiner Tafel sich mit so lebhaftem Interesse nach der Sonnenseite von San-Daniele erkundigt. Der Herzog richtete rasch eine Frage an ihn.

„Es ist nur zu wahr, Monsignore", antwortete der hohe Beamte flüsternd, „die Regierung wünscht es noch nicht ins Publikum dringen zu lassen! Vor einigen Wochen schon brach die Seuche in den Armenquartieren aus, nun theilt sie sich auch den Wohlhabenden mit."

Alle der fürchterliche asiatische Gast war da! Kein Zweifel mehr. Venedig bot durch enge Straßen, Unreinlichkeit und Armuth den günstigsten Herd für eine Epidemie; voraussichtlich mußte dort die Krankheit verheeren und wüthen. Der schöne Herzog fühlte sich verstimmt. Er war nicht in der Laune, mit seinen zahlreichen Bekannten zu plaudern. Daher dankte er sogleich wieder in seine Gondel. Drinnen riß er ein Blatt aus seiner Brieftasche, schrieb einige Zeilen darauf und übergab es einem seiner Gondeliere zur Bestellung.

Baronesse Cenini saß in der vielen Aemterbesetzung eines Cassino der alten Promenaden. Sie drängte sich vergebens an, unter den Spaziergängern auf dem Platze die Gestalt des Großcomthurs zu entdecken. Auch war er ja im Laufe des Abends regelmäßig bei der alten vornehmen Dame ein, welche dieses Cassino gemiethet hatte, um in dem Mittelpunkt der Stadt, dem Marcusplatze, einen Versammlungsort für ihre Bekannten zu besitzen. Eine Sitte, welche sonst allgemein war bei allen solchen, deren Paläste weit vom Herzen Venedigs entfernt lagen. Im Winter dienen diese Cassini nur zum Empfang der Morgenvisiten, im Sommer aber werden darin auch die Abende zugebracht, und da die meisten öffentlichen Lustbarkeiten auf dem Marcusplatz stattfinden, bieten sie zugleich eine bequeme Loge zum Zuschauen.

Mit der italienischen Leichtigkeit der Umgangsform wechselten die Besucher am heutigen Abend. Die zahlreichen Bekannten der alten Dame traten ein, sie zu begrüßen. Dann suchten sie wieder nach den eingeschlossenen kleinen Zimmern den freiern Raum der Promenade auf. Hingegen kamen von unten solche, die sich müde gegangen und gern auf weichen Stühlen und Sofas unter lebhaftem Geplauder eine kurze Rast hielten. Der Herzog von Borgia war weder auf dem Platze sichtbar, noch erschien er im Cassino.

Beatrice gab einer nervösen Unruhe nach. Es wurde ihr schwül im Gemach. Sie bat den Sohn des Hauses, sie auf einen Gang über den Marcusplatz zu begleiten.

An der Treppe begegnete ihnen ein Diener in Borgia's wohlbekannte Farben gekleidet. Er reichte der Dame ein Blatt, welches sie rasch durchflog.

„Die Cholera ist in Venedig!" rief Beatrice aus — —

Verwundert über den Ton, in welchem sie die schlimme Nachricht mittheilte, blickte ihr Begleiter in das hochgeröthete Antlitz der Dame.

Beatricens Herz schlug in der That — aber freudig. Die kleine Bleistiftnote hatte einen Alp verscheucht, der lange Zeit ihre Brust beschwerte. Alexandre Borgia schrieb wieder in der alten vertrauten Weise. Tief in der Muschel verborgen ruht die köstliche Perle; in den Eingeweiden der Erde findet sich edles Metall; so geht es auch mit echter Zuneigung. Der Flugsand des Alltagslebens hat eine hohe Schichte darauf gewebt, der Verkehr nimmt den Anschein der Gleichgiltigkeit, hat wohl gar die Herzen getrennt, das mächtige Band der Sympathie zerrissen. Der kühne Taucher aber holt das Kleinod aus Meerestiefe, der Grubenfahrer fördert die Goldader zu Tage. Krankheit, Trennung, Unglück durchbrechen die gewohnte

Heinrich.

Guten Abend, lieber Schulz!

Schulz
(gibt einen Brief).

Nichts Beſonderes für Sie abzugeben. Bloß den Brief.

Heinrich
(nimmt ihn und legt ihn unerbrochen auf den Tiſch).

Schulz.

Sind wohl unpäßlich, Herr Aſſeſſor?

Heinrich.

Ich befinde mich nicht recht wohl!

Schulz.

Als neulich wieder das Buch von Ihnen über unſer Landrecht in den Zeitungen angekündigt war, ſagten alle Herren auf dem Büreau: Sie arbeiten zu viel! Die arme Wittwe meines Collegen, der Sie die 100 Thaler ſchenkten, dankt Ihnen viel tauſendmal —

Heinrich
(ſanft).

Sie ſoll mich in ihr Gebet einſchließen.

Schulz
(geheimnißvoll).

Iſt grade jetzt nicht gut, daß Sie ſo lange fortbleiben—

Lebensweise des Menschen, die Täuschung Viele — In solchen Augenblicken treten die echten Freunde flammen, gesprengt ist der Bann, der still glim- nende Funke schlägt zu hellen Flammen empor.

Beatrice hatte niemals an des Großherzogs Freundschaft gezweifelt; ihre eigene warme Nei- gung hatte keine Schwächung erlitten und dennoch — war Entfremdung zwischen ihr gewesen. Lag die Schuld an Hornafen? Hatte man Uebles aus Spilimbergo geschrieben? Von Liebe — war bei ihr für den Admiral nie die Rede gewesen —

Nun war der böse Traum vorüber. Baronesse Foscini kannte des Herzogs Scheu vor ansteckenden Krankheiten, aber nicht der Sorge um die eigene Sicherheit war sein erster Gedanke ent- sprungen gewesen, sondern es betraf ihr Wohl! „Ver- lassen Sie mich heute noch", hatte er geschrieben. „Ich halte es für ausgemacht, daß wir schnell fliehen, kann aber noch keinen Plan fassen, bevor ich Ihre Ansicht kenne! Lassen Sie mich wissen, Adieu!"

Beatrice eilte sogleich nach Hause und that nach seinem Wunsch. Die Geschäfte, die frohen Gedanken vertrieben ihr eine Weile die Zeit, aber Alexandre zögerte dennoch zu lange.

Endlich erschien statt des Herzogs ein Bedienter, der melden, Monsignore fühle sich alteriert und un- wohl, hoffe jedoch morgen die Baronessa besuchen zu können.

Den andern Tag kam wieder eine kleine Billet- note. Sie enthielt blos die wenigen Worte: „Gewähren Sie mir die Beruhigung, daß Sie heute noch Venedig verlassen! Ich folge Ihnen, sobald ich kann!"

Beatrice lächelte und zerdrückte zugleich eine Thräne im Auge. In nüchtigem Laufe erreichte sie den Palast des Herzogs, er hörte ihre leisen Schritte nicht.

Es brauchte nur ein Frauenmund: „Alexandre!" um ihm auf ein Kopf an seine Brust. Einen Mo- ment schwammen die schönen blauen Augen in nassem Glanz, Alexandre drückte die Dame fest an sich. Er war nicht von der schlimmen Seuche befallen. Ein ziemlich leichtes Fieber, das man gewöhnlicher Zeit kaum beachtet, von dem man aber fürchtet, es möchte den Charakter der erschienen Krankheitsform annehmen, hielt ihn an das Haus.

Eine lange Woche ging vorüber. Dann fühlte sich der Herzog wohl genug, um abzureisen. Er wollte zuerst nach Friaul, um zu ruhen und da- rauf sich Alexandre in der frischen Bergluft noch vollends erhole. Was hinderte die Baronin, die- sen Plan gut zu heißen? Die sofern Weltdame dachte nicht mehr an Hornafen, Wohlauf nach dem grünen, luftigen Spilimbergo!

Aber der schlimme ägyptische Gast war den Flüchtlingen vorausgeeilt. In Spilimbergo tauch- ten dumpfe Gerüchte auf von einer in der Haupt- stadt grassierenden Epidemie. Hornafen erhielt zu- erst bestimmte Nachrichten von Venedig. Er selbst blieb kalt und ruhig. Spilimbergo schien durch seine Lage gesichert, für seine Person fürchtete er die Krankheit nicht. Der Prälat, dem er im Vertrauen eine Mittheilung gemacht, überließ den ernstigern Schritten bereitwillig die Bürde der Geschäfte. Die sanitätspolizeilichen Vorkehrungen wurden von dem Admiral in möglichster Stille getroffen. Das wirkliche Ausbrechen der Cholera, meinte Hornafen, konnte für ihn nur vortheilhaft sein. Außergewöhnliche Zeiten erfordern energische Maßregeln und junge, thätige Beamte, und der alte Schlendrian reicht dann nicht länger aus.

In solcher Stimmung waren den Admiral die ersten Fälle. Alles war voller Schrecken.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Schweizerbriefe.

IV.

Durch die Hotels der Stadt Luzern gab es ein rasches, freudiges, aufgeregtes Wimmeln und Wogen. Viele, viele Fremde hatten hier — tagelang — schon so schönen Tages geherrscht, wie es nun angebrochen. Um 10 Uhr war das Dampfschiff überfüllt von Reisenden; wir reihten uns zu den wohlbekannten Luzernerleuten hin, überschritten die merkwürdige Kapellbrücke mit ihrer unvergleichlichen Aussicht und suchten noch schnell einen Platz auf dem Schiffe nach Weggis, dem Portal von Neapel-Luzern. In diesem herrlichen Orientthal reifen neben den süßen Kastanien auch schon Mandeln und Feigen in vollkommen ausgebildeter Form. Die Reisenden, die von Süden und Westen her zur Schweiz kommen, besteigen von Weggis aus den Rigi.

Mit unserm Schiff kamen auch die Schiffe von Alpnach und Alpnachstad an, ebenfalls überfüllt von Rigibesuchern. Das gab nun ein noch größeres Drängen und Treiben, Wagen und Gewimmel, als wir in Tellsbrunnen sahen. Praktischerweise hatten wir schon auf dem Schiffe einen Führer gewechselt, der uns rasch und sicher durch alles Gedränge hindurchführte, sodaß wir die ersten

von allen Angekommenen waren, die aus dem betäubenden Gewirr in die wohlich anheimelnden Gastgemächer des Rigiblick gelangten.

Nach einer Stunde ruhig anhaltenden Steigens hatten wir unter dem Hochstein oder Kulmthor eine erhabene Klust, gebildet durch zwei gewaltige, senkrecht aufsteigende Felsblöcke, über die als Dach, gleichsam von geisterhafter Baumeisterhand, ein dritter Felsen gelegt wurde. Auf diesen Felsen haben kühne Bergsteiger ein Kreuz gepflanzt, das bei großen Schwingungen auf dem Rigi eine Fahne trägt. Vom Felsenthor aus hat man schon den schönsten Blick nach Süd und West und tief hinein in die Seen und Thäler des Vierwaldstätterses. Noch eine Stunde langsamsteilen Steigens — und man steht auf der Plattform des neuen und schönen Hotels Rigikulmbad. Es war überfüllt von „Passagieren", die hier oft wochenlang bleiben und Molken aus den nahen Sennhütten trinken. Näher nehmen aus der „kalten Quelle" und alle besonders Punkte des ungeheuren Gebirgsklumpens, „Rigi" genannt, besuchen. Die Aussicht nach den südlichen und westlichen Gebirgen hin ist hier weiter als am Felsenthor, doch liegen die Seen und Thäler verkürzter, dagegen erschließt sich auch schon allmählich die Aussicht nach Norden hin. Die Schweiz hat die zahlreichen und billigen Telegraphen; so konnten wir auch auf Rigikulmbad für 1 Franc Quartier bestellen auf nächsten Tag in dem vortrefflichen und billigen „Hotel zum Storchen" in Zürich, was bei dem großen Andrang dieses Hotels und bei den zahllosen Fremden sehr nothwendig war.

Auf dem eine halbe Stunde höher gelegenen Rigi-Staffel — ebenfalls mit zahlreichen Pensionären in gutem Hotel — erschließen sich ganz die weiten, weiten Fernen nach West und Ost, während Süd und Nord noch etwas verdeckt sind. Nun kommt die letzte halbe Stunde, immer mühsamer zum Gehen, doch immer freier und erquickender in der wunderbaren belebenden Bergluft; lockend blinken im Sonnenschein die Kuppen der zwei großen Hotels; schon zählt und mustert man die Reisenden, die auf der Spitze des Berges und auf der Kanzel dieser Spitze stehen; man sieht die Pferde der eben Angekommenen dampfen und immer dichter drängen Kommende und Gehende vor und nach und entgegen; jetzt ist das — oft jahrelang ersehnte — Ziel erreicht: der Kulm! Kun hohe Rigi ist erwogen! Man wird aber nun wohlthun, seine Begierde zu zügeln, nicht gleich auf die Spitze, sondern erst in sein Zimmer zu gehen, den ganzen Menschen umzukleiden, dann neu zu erwärmen durch Kaffee, im Bett getrunken, und dann erst, in sauberer Frische und neuer Stärke, hinauszutreten zum herrlichsten Rundgang 80 Stunden Fernsicht, wie sie wol wenige der bekannten Berge darbieten; wie sie nur dem Rigi — nicht durch seine Höhe, sondern durch seine außerordentlich freie, völlig abgesonderte Lage — zu eigen ist.

Es hieße „der Rose Duft verleihen und das Gold vergolden", wollte ich hier den viel hundertmal gegebenen Beschreibungen der Rigiaussicht mit ihren 13 Seen, ihren nächsten und berühmten Alpen der Schweiz, ihren unzähligen Thälern und Ortschaften in hundertfach wechselnder Gruppirung noch eine neue Beschreibung hinzufügen. Auch dem vielfach geschilderten Rigi-Sonnenauf- und Untergang seien nur wenig andeutende Züge gewidmet; eine wahrhaft würdige Schilderung vermöchten wol nur die Federn eines Scalebeld oder Jean Paul zu geben. Etwa ein halbes Stündchen vor dem eigentlichen Untergang der Sonne wird das große Alphorn geblasen; nun sieht man alle Vertretenen sich hastig versammeln, beibeilen von den tieferliegenden Bänken und Plätzen, aus den Gängen, Zimmern und Sälen der beiden Hotels, mit allen möglichen Arten von Mänteln, Kapuzen, Shawls u. s. w. Das gibt ein Rufen und Fragen in allen Sprachen der gebildeten Welt; ein Thürenschlagen, Warten und Davonstürzen wie Wirbelwind; vom Staffel herauf kommt es noch in langen Zügen Verspäteter; auf Tragsesseln und Pferden, mit ängstlichen Gesichtern und zu Eile antreibenden Bewegungen; zu Fuß, hastig und purpurroth, den Plaid oder Ueberrock schon bereit haltend, um da oben keine Minute des zu erwartenden Schauspiels zu versäumen. Und es beginnt mit einem Glanz der Sonne, der nicht zu ertragen ist; die Natur selbst gibt die Weisung: Wendet euch ab von der Sonne, denn sie selbst bietet euch jetzt nichts; sie schafft nur, was, abgewendet von ihr, das eigentlich Herrliche ist! So schaut man denn rasch nach rechts und links und gegenüber; da sind der nächsten Gebirge abfallende Wände bis tief hinein in die Schluchten mit silbergrünen, durchsichtigen Duftschleiern umwebt; die Spitzen und Kuppen und Grate aber scheinen zu zittern im Flimmern des reinsten Silberglanzes. Näher der Sonne zu, zwischen den Ufern der Seen und den Sohlen der Berge, hin über die Thäle sinkt es bläulichgoldige Dunstwirbel und aus den nächsten Wolken der Sonne regnet es goldenen Staub auf

die Seen, deren Strahlen wie blendende Blitze aufschießen, wenn der nun schon leise kommende Herbst ihre Stahlspiegel streift. Und wer kann man auch hinaufschauen in das tiefe, ruhige Blaumeer, dessen leise wallende Wogen sich schließen über dem Haupte ihrer Königin. Es wäre viel zu viel der Herrlichkeit gewesen, wenn wir nun auch noch das Schauspiel des eigentlichen Alpglühens gehabt hätten; man sieht es leichter in seiner echten Art; erst an meinem letzten Tage in der Schweiz sah ich es auf dem Uetli bei Zürich. Zwar konnte man nur am röthlichen Schein der Tod- und Sänntschuppen eine Ahnung von der eigentlichen Wirklichkeit empfangen, — — und jetzt ging es hinunter zum fürstlichen Souper, an dem ungefähr 200 Menschen theilnahmen, während wol ebenso viel zurückgekehrt waren nach Stäfel und Kaltbad, wol gar noch in die Thäler. Morgens 4 Uhr ertönte das Alphorn durch alle die langen Gänge des Hotels als Zeichen zum Sonnenaufgang. Das Drängen und Hasten, Wirbeln und Schwirren von gestern Abend in noch weit größerm Maße; die Oberrösslime noch raffinirter und mannichfacher. Auch diesmal wurde uns nicht der Anblick erglühender Gletscher; auch der Blick in die Tiefen gewann nichts an besonders Außerordentlichem; aber furchtbar, in grausig gewaltig erschienen die Wolken, die jetzt von der Sonne durchbrochen wurden, als wären es angehäufte Wunden, die plötzlich sich spalteten und Ströme dicken, kupferbraunen Bluts ausgossen; und immer mehr und immer größer diese Wunden; jetzt wurden sie feuerrothe Kessel, Schluchten und Schlünde, aus denen Lavaglutten hervorbrachen, die sich immer weiter und breiter ausgossen am Horizont, herabrinnen wollten in die Tiefen, doch von mächtig aufsteigenden Nebelbergen zurückgedrängt wurden. Bald lagen Himmel und Höhen in Nebel; doch in den Thälern erglänzte der herrliche Morgen und lockte uns eilig hinab zu neuem, frischem Thun und Genießen.

Vom Rigi hinunter zur Tellskapelle, über der Hohlen Gasse und dann nach Immensee, gar lieb und heimlich am Zugersee gelegen, ist noch ein beschwerlicher, aber reizend lohnender Weg: den Kinnbacken des Vierwaldstättersees mit dem buchigen, versteckt liegenden Küssnacht links man noch lange zu linken; der stille, klare Zugersee mit seinen sanft anschwellenden malerischen Ufern und Thalgewinden liegt fast immer frei vor dem Blick. Nun sieht man darüber hin und wendet den Blick zurück, woher man kam. Der Rigi steigt grau und schroff aus dem See auf; links erhebt sich der Pilatus, rechts glänzen die Rossberge und hinter dem gefährlichen Rossberg steht der Mythenstein des schweizer Gaues mit seiner drohenden „Haube". Den Weg von Zug über den Albis nach Horgen mache man getrost im Postwagen, namentlich wenn man einen Sitz im Coupé oder auf der Imperiale haben kann. Er ist ziemlich langweilig. Kommt man indessen über den Albis hinunter ins Horgenthal am Zürchersee, so wird man für die überstandene Langeweile reichlich entschädigt: ausgebreitet liegt da einer der lieblichsten und anmuthevollsten Seen, in reinstem Smaragdgrün erglänzend, zu beiden Seiten, soweit das Auge reicht, nicht eingeengt und auf leise anschwellenden Höhen bedeckt von reich und glücklich schimmernden Ortschaften, zwischen Weinbergen, Obstgärten und Wiesen gelagert. Das alles wird immer dichter und reicher und schmucker, je näher man Zürich kommt. Und nun liegt sie da, stolz und schimmernd, frisch und grün, gelehnt an die Hügel, zwischen dem See, der Sihl und der Limmat, die blühendste, thätigste, deutschste und intelligenteste Stadt der Schweiz: — das Asyl ausgezeichneter, bedeutender deutscher Flüchtlinge und tüchtiger Geister und Männer, die sich selbst verbannten, verbannen mußten, um eben solch tüchtige Geister und Männer bleiben und als solche nur noch innerer Ueberzeugung wirken zu können. Die meisten und tüchtigsten von ihnen haben hier auch ihren gesunden, dankbar nährenden Boden und eine liebe- und achtunggebietende Stellung gewonnen, wenn auch erst nach mehr oder weniger schwerem Ringen und hartem Kampf. So z. B. Professor Dr. Alexander Kopp aus Soest, als Begründer einer neuen großen Lehr- und Pensionsanstalt für junge Mädchen, die unter Mitwirkung seiner ausgezeichneten Frau (auch als Schriftstellerin achtungswerth bekannt) und seiner in Berlin, Paris und London zu Gouvernanten ausgebildeten Töchter einen namhaften Ruf durch die ganze Schweiz bis nach Italien und Frankreich hin erhalten hat und deutscher Bildung und Humanität zu neuen Ehren gereicht. Aeltern, die ihren Töchtern eine für Herz, Gemüth und Natur durch und durch gesunde, humanitäre und gründliche Bildung geben lassen wollen, mögen sie seinem Institute getrost anvertrauen. Ich spreche dies gewichtige Wort nach bester Erfahrung aus und nicht des Instituts, sondern der Aeltern und ihrer Töchter wegen. Dasselbe wurde mir von glaubhafter Seite auch über das Knaben-

institut von Wieliczka gelegt, was denn auch seine ganze Persönlichkeit und die unbedingteste Achtung, die er genießt, wol bestätigen müssen. Rauwerk, eine milde, wohlthuende, klare Persönlichkeit, hat einen einträglichen Cigarrenhandel eröffnet und man respectirt ihn allgemein als Bürger und Kaufmann wie als feine und feuntnisvolle Intelligenz. Allgemein bekannt ist Vischer's und Meierhofer's bedeutsames Wirken als akademische Professoren und sah ich in verschiedenen Vorlesungen, die ich bei ihnen hörte, nicht allein wohlbesetzte Auditorien, sondern auch gespannte und andächtige Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer. In einem geschlossenen „Politischen Verein", der jeden Dienstag von 5—7 Uhr abends in der „Arche Noah" seine Sitzung hält, sieht man Georg Kein, Hild, Hillebrand, Kolb, Rauwerk, Runge, Schwarzenberg, Temme, Franz Wille, Wieliczka, Gottfried Keller (der genialste Novellendichter der Schweiz), Fr. Vischer u. a. Ich wohnte einer Sitzung bei und erfreute mich an der noch unverwüstlichen, echt patriotischen und hoffnungsreichen deutschen Kraft, die in diesem Kreise waltete; einzelne seiner verschiedenen Färbungen hinsichts der Mittel und persönlichen Richtung sind nicht im Stande, sein großes Ziel, das einige, freie Vaterland, ihm zu verdunken. Scharf getrennt von ihm sind die Männer der äußersten Linken, namentlich Ruge, Herwegh, Semper und Stein; sie bilden aber keine geschlossene Partei, sind theilweise unter sich wieder getrennt, mehr oder weniger abgewendet den specifisch vaterländischen Interessen und hauptsächlich die allgemeine Bestrebung aller unserer Nationen im Auge habend. So wirkt z. B. G. Herwegh, der intim mit Meierhofer befreundet ist, während er letzterer die deutschen Patrioten — wenn auch nicht das Vaterland selbst — verhöhnt. Heinrich Simon vertritt gleichsam die „Rechte" und stand so und mit seiner specifisch preußischen Richtung ebenfalls seinem Verein fern, wenn man auch allgemein ihn schätzte und seine Redlichkeit anerkannte.

Nur zwei schöne Sonntage waren uns in Zürich gegeben, der eine wurde zu einer Fahrt nach Ufnau, dem Grabe Hutten's, der andere zur Besteigung des Uetli benutzt. Zwischen dem von Goethe als das Ideal der schönsten und höchsten Cultur bezeichneten Städtchen und dem imposant romantischen Rapperschwil liegt still und einsam die kleine melancholische Insel Ufnau. Ein Bauernhof, eine alte Kapelle und Kirche, dem Kloster Einsiedeln angehörend, und eine kleine Anlage mit aufgetragenem Höhepunkt — Privatbesitz — bilden die Cultur dieser durch Hutten's unsterblichen Namen ehrwürdigen Insel. Daß der gewaltige Gedankenheld hier begraben liegt, ist sicher; wo aber, ist unbekannt. Interessen nimmt man gern auf Treu und Glauben an, daß er unter dem Steine ruhe, den vielleicht nur die Industrie der Kirchenbeschließerin als seinen Grabstein bezeichnet. Das Ganze macht einen wehmuthigen Eindruck, durchaus zu dem Ende unsers Helden stimmend.

Wer nun an einem so schönen Tage und Abend, wie ich ihn auf dem Uetli hatte, Abschied von der Schweiz nimmt, der noch einmal erschaut in wunderbarsten Glanzen und Gluhen den Rigi und Pilatus, den breiten Rücken des willkührigen Jura, die ganze Alpenkette vom Säntis bis zur Jungfrau und von ihr bis zum Stockhorn, nach Deutschland hinüberschaut bis zu den Vogesen, dem Schwarzwald und Hohgau, dann hinunter über den See, auf Zürich und das Limmatthal und den See und die Stadt und das Thal schwimmen sieht in rosigstem Abendduft, der wird gewiß gleich mir die Erinnerung davontragen: Die Schweiz ist das schönste und merkwürdigste Land Europas.

Und seine Menschen? Nun, je mehr man sie kennen lernt, desto mehr muß man sie respectiren, wenn man auch selten sie vertrauensvoll lieben lernt. Ohne Poesie und Kunst; ohne das, was wir in idealerem Sinne Intelligenz und Geist nennen, also auch ohne eigentliche wahre Verehrung dieser Elemente; ohne das, was wir an „Gemüth" besitzen; mißtrauisch gegen den Fremden, eifersüchtig auf dessen Erfolge und stolz gegenüber seinen staatlichen Einrichtungen, sind sie doch tüchtige, volle, ganze Menschen mit Energie, Klarheit, Sicherheit und großem Fleiße wirkend; rechtschaffen und zuverlässig; mit großen, nobeln Zügen von Wohlthätigkeit und Menschenliebe. Ihre Polizei ist gewaltig, ihre öffentlichen Gebäude, namentlich ihre Rathhäuser, Schul-, Armen- und Krankenhäuser, ebenso imposant und gediegen als praktisch, ihre Wohlthätigkeitsanstalten zahlreich wie in keinem andern Lande und ihre Gesetze, bei allem alten Zopf- und Junkerwesen, bei allem kirchlichen und politischen Conservatismus, bei aller noch waltenden Macht der Bevorzugten und Aristokratie, doch mächtig frei; befähigt, eine Nation und einen Patriotismus heranzubilden und zusammenzuhalten; zwar nicht entzündbar wie Paläer, aber ebenso und stark glühend

wie Damaskenerstahl; von genialer Hand wol zu biegen, doch nicht zu brechen. In Savoyen zeigte die Schweiz, daß sie zu biegen war, in Genf aber, daß sie nicht brechen wird.

Galileo Galilei.

Wie populär in unsern Tagen die Naturwissenschaft geworden, zeigt die Erscheinung, daß sich auch mit ihr die romantische Darstellung verbunden hat. Heribert Rau behandelte Alexander von Humboldt, Hermann Klencke Johann Swammerdam, Mathilde Raven Galileo Galilei. Klencke's „Swammerdam" haben wir in diesen Blättern bereits besprochen. Beschäftigen wir uns heute mit „Galileo Galilei. Ein geschichtlicher Roman von Mathilde Raven" (zwei Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1850).

Die Bezeichnung „Roman" erscheint in mehrfacher Beziehung kaum gerechtfertigt, da, wie die Verfasserin in ihrem gründungsvollen Vorwort selbst bekennt, allein „die Anordnung des Ganzen, die Gruppirung, die Gegenüberstellung der Personen, die Situationen, in denen sie auftreten", ihre Erfindung sind. Alles andere ist geschichtliche Wahrheit, wie sich aus der auf Veranlassung des Großherzogs Leopold II. von Toscana 1842—1856 in Florenz erschienenen, zum ersten male mit dem vollständigen, in der großherzoglichen Palastbibliothek aufbewahrten Briefwechsel Galilei's (1106 Briefe von und an Galilei) und den Akten seines Inquisitionsprocesses versehenen sechsbändigen Prachtausgabe der „Opere di Galileo Galilei" selbst, verglichen mit Ranke's „Geschichte der Päpste", Jules' „Geschichte der Jesuiten" und andern Quellen, herausstellt. Genau genommen, ist der Raven'sche „Galileo Galilei" Biographie und Geschichte — in Romanform. Wir kennen diese literarische Zwittergattung, wie sie in zahlreichen selbständigen Werken und Zeitschriftenartikeln nach L. Mühlbach's Vorgang zur beliebtesten Mode geworden, nur von dem einzigen Gesichtspunkte aus gerechtfertigt finden, daß sie das Leben großer Männer und große Ereignisse und Erscheinungen, namentlich auf den Gebieten, die wir Wissenschaft, Kunst und Literatur der Kenntnisnahme des großen Publikums somit fern liegen, diesem in anmuthender und mehr interessanter Weise zugänglich und gleichsam mundgerecht zu machen allerdings geeignet ist.

Auch von Galilei kennt die Welt nicht viel mehr als sein berühmtes „Und sie bewegt sich doch!" Sie bedauert nicht das tragische Geschick des durch Kerkermauern zum Widerruf gezwungenen gebrechlichen, greisen Dulders, als daß sie sein großes Leben und Wirken bewundert, sein geniales Ringen und Forschen, seinen Heldenkampf für die Freiheit der Wissenschaft gegen die Autorität, für Vernunft und Wahrheit gegen den Fanatismus der Verdummung und die Lüge. Sie hält sich an den nächsten Sinn des „E pur si muove!" und weiß nicht, daß die Sage mit wunderbarem Instinct in dies kurze Wort nicht blos die ganze Bedeutung Galilei's für die Naturwissenschaft, sondern auch seine noch viel größere für die Weltgeschichte zusammendrängte. Denn wie Stillstand oder Bewegung der Erde die Hauptfrage ist in seiner Lehre vom Weltsystem, so ist Stillstand oder Bewegung der Wissenschaft die brennende Frage in seinem ganzen Leben und Wirken. Aus der gelehrten entwickelt sich die wichtigere Principienfrage.

Mit Geschicklichkeit hat Mathilde Raven die letztere in den Vordergrund gestellt. Ihr Motto auf dem Titel: „Die Wissenschaft muß umkehren' Stadt. . . Und doch bewegt sie sich! Galilei. . .", ist ein klares Programm ihres Buches. Es beginnt erst mit dem Zeitpunkt, wo kurz vor seiner Uebersiedelung von Padua nach Florenz (1610) der bereits in den Vierzigern stehende und schon hochberühmte Professor der Mathematik durch seine von ihm im „Nuntius sidereus" veröffentlichten astronomischen Entdeckungen das bisher nur als Hypothese geltende und darum auch als unglaublich fast 70 Jahre hindurch von der Kirche geduldete Kopernicanische Weltsystem zur mathematischen Wahrheit erhebt, womit die Autorität der Peripatetiker und der Kirche gegen sich in die Schranken ruft und die weltbedeutende Bedeutung seines Namens begründet. Die nun von seiten der Kirche unter Papst Paul V. beherrschenden Jesuiten mit haßerfüllenden Intriguen gegen ihn beginnende, bis zu öffentlichen Kanzelschmähungen und geheimen Denunciationen sich steigernde Verdächtigung und Verfolgung; sein heldenmüthiges, rastloses Ringen um Abwendung des von Rom drohenden Verbots der Kopernicanischen Lehre; um deren Wiederaufhebung, als es dennoch erfolgt war (1616); sein kühnes Ignoriren desselben 16 Jahre später durch sein berühmtes Hauptwerk: „Dialog über die beiden größten Weltsysteme, das Ptolemäische und Kopernicanische", der infolge dessen abermals durch die Intriguen der Jesuiten, die seinen Freund, den

aufgefaßten, aber auch dunkelhaften, herrischen und launischen Papst Urban VIII (Maffei Barberini) mit seinesgleichen bis zu seinem wahrhaften, unversöhnlichen Feinde machen, trotz gründlicher Imprimatur und persönlicher Billigung des Papstes über ihn verhängte Inquisitionsproceß mit seiner moralischen und physischen Folter (1633) — das sind die Momente, die den Mittelpunkt des Buchs bilden. Galilei's wissenschaftliche Bedeutung als Schöpfer der Experimentalphysik und Reformator der mathematischen Wissenschaften, als vielfacher Entdecker und Gründer kommt erst in zweiter Linie, und vorzugsweise insofern sie mit jenen Hauptmomenten Hand in Hand geht, zur Erörterung. Nur ein allgemeiner kurzer Rückblick läßt daher auf seine dem Beginn des Buchs vorausgehende achtundzwanzigjährige Wirksamkeit im venetianischen Staatsdienst als Professor an der Universität Padua, in welche die meisten seiner Gründungen und astronomischen Entdeckungen fallen. Seiner Entwicklungsperiode in Pisa, der Geschichte seiner Jugend wird sogar nur mit sehr wenigen und kärglichen gelegentlichen Andeutungen gedacht, deren Sterilität bei der sonst so ausgeführlichen und sorgfältigen Arbeit der Verfasserin um so mehr befremdet. Hier kann ihr der Vorwurf einer tadelnswerthen Lücke nicht erspart werden. Die Jugendjahre sind für die volle Würdigung eines großen Mannes unentbehrlich. Dagegen schildert sie mit Ausführlichkeit und lebendiger Prosaïe vom Anfang bis zum Schluß des Buchs in dem großen Gelehrten und Philosophen zugleich den edeln und liebenswürdigen Menschen voll Herzensgüte, Anmuth und Humor, den warmen Verehrer aller schönen Kunst, den Freund heiterer Geselligkeit, den lebenslustigen Weltmann. Beweise für die Richtigkeit dieser Auffassung gibt sie uns in Galilei's kritisch-ästhetischer Würdigung der Dichter Tasso und Ariost („Opere di Galileo", XV, in passend eingetragenen Bruchstücken aus Galilei's „Dialog über die beiden großen Weltsysteme", in dem die mit attischem Witz gewürzten Bescheidenheit und die sarkastische Geißelung der aristotelisch-scholastischen Stillstandsrathe in der Person des Antrittsredners „Signor Simplicio" (in dem sich Papst Urban VIII. persönlich glaubte) den glänzenden Eindruck einer Aristophanischen Komödie machen, sowie in gelehrt dramatischen Auszügen aus Galilei's und seiner Zeitgenossen Briefwechsel.

Galilei's sokratischer Geist machte ihn essen- das mehr noch als seine neue und doch von aller und jeder Pedanterie freie Gelehrsamkeit zum vielgesuchten Umgang jedes Standes und jedes Alters und ward ihm unter Gelehrten und Künstlern, Prälaten und Staatsmännern, selbst regierenden Fürsten, wie der hochsinnige Cosmo II. von Toscana, dem zu Ehren er die von ihm entdeckten vier Jupitersatelliten „Mediceische Sterne" nannte, jene zahlreichen und warmen Freunde, von denen jener Briefwechsel Kunde gibt. Diese Grazie und Heiterkeit des Geistes verließ ihn selbst nicht in der fast neunjährigen trüben Periode seines Lebens, von der Abschwörung seiner Lehre bis zu seinem Tode, die er als Gefangener der Heiligen Inquisition zubrachte. Zwar war diese Gefangenschaft auf die Verwendung seines Landesherrn und Gönners, des Großherzogs Ferdinand von Toscana, eine leichte, eigentlich nur ein Hausarrest, anfangs im Palast seines treuen Verehrers Piccolomini, Erzbischofs zu Siena, dann auf seiner eigenen Villa Arcetri bei Florenz. Aber gleichwohl war sie voll Leid. Gleich zu Anfang ward seine Lieblingstochter Giulia aus Gram um das Schicksal des von ihr schwärmerisch geliebten Vaters. Dann traf unheilbare Blindheit den vierundsiebzigjährigen Greis bei gleichzeitiger betrübender Verkümmerung seiner schon seit dem Mannesalter fast ununterbrochen leidenden Gesundheit. Dennoch setzte er in den vier Jahren bis zu seinem letzten Athemzuge, der am 8. Januar 1642 in den Armen seines seine Häuslichkeit theilenden jüngsten und liebsten Schülers Viviani erfolgte, unerschütterlich seine Arbeiten und Speculationen fort, und „dieselbe Gedankentiefe, dieselbe Präcision und Grazie des Ausdrucks, derselbe überlegene und geistvolle Humor, die wir in den Schriften des Mannes bewundern, finden sich in den Schriften des Greises, in seinen vom Leidenden diktirten Briefen wieder". So schloß sich Galilei's Leben bei allem Erdenleid in idealer Heldengröße ab. Das vom Großherzog Ferdinand in der Kirche von Santa-Croce in Florenz für ihn beabsichtigte Denkmal, das die Inquisition und Urban VIII. verhinderten, erstand tausendfältig das unvergänglichere Denkmal in den Herzen der Geschichte.

L. G.

Anregungen.

Aus der Natur.

X.

Was iſt das Licht?

Wenn es ſo mannichfache Wirkungen und Erſcheinungen zeigt, was iſt es ſeinem innern Weſen nach?

Dieſe Frage hat ſeit alter Zeit die Gelehrten beſchäftigt, aber ſie hat lange nur unbefriedigend beantwortet werden können.

Während uns das Licht die Körperwelt ſichtbar macht, iſt es ſelbſt ein Räthſelhaftes, das ſich der Wahrnehmung entzieht. Ton-, Geruch- und Geſchmacksempfindungen unterſcheiden einander und geben den Weſen, wenigſtens bei Mitwirkung von Gehör und Geruch, zu erkennen; über den Schall vermag uns der feinere Sinn des Gehörs Aufſchluß zu geben, das Licht aber müſſen wir lediglich mit dem für daſſelbe beſtimmten Sinne beurtheilen, ein Sinn, welcher noch dazu den mannichfachſten Täuſchungen ausgeſetzt iſt. Darin liegt eben die Schwierigkeit, vom Weſen des Lichts eine Gewißheit zu erlangen, wo ſie für andere Sinneswahrnehmungen möglich iſt, und es bleibt ſchließlich die Beantwortung der Frage dem denkenden Geiſte überlaſſen, welcher, von der Möglichkeit ausgehend, ſich durch ſtrengſte Kritik der Wahrheit mehr und mehr zu nähern ſucht.

Vergleichen wir das Licht mit dem Schall, ſo dringt uns bei bemerkenswerthe Unterſchiede in die Augen, daß dieſer von belebten Weſen vorzugsweiſe ausgeht, daß die unbelebte Natur im allgemeinen ſtumm erſcheint, während das Licht blühe ſowohl durch den Lebensprozeß der Pflanzen und Thiere hervorgerufen wird, ſondern daß nur durch einen chemiſchen Prozeß, durch die Verbindung der weißen Säure mit Sauerſtoff einer auf ähnliche Weiſe entſteht. Zu Gefährten des Lichts und als Erzeugen deſſelben finden wir die Wärme, aber auch die Elektrizität, durch welche letztere wir beſonders kräftiges Licht zu erzeugen vermögen.

Lange Zeit hielt man dafür, daß das Licht aus einer jede feinen Materie, einer Anſammlung von Leuchtkörperchen, beſtehe, welche Materie von den leuchtenden Körpern beſtändig ausgeſandt werde und, indem ſie das Auge treffe, die Empfindung des Sehens hervorrufe. Dieſe Hypothese wird man freilich ſchon durch den Gedanken an die große Geſchwindigkeit des Lichts und noch mehr durch die Ueberlegung, daß ſämmtliche alle leuchtenden Körper auf dieſe Weiſe an Leuchtſtoff beſtändig abnehmen, andererſeits aber die Leuchtkörperchen einer ſtets Zufälligkeit ausgeſetzt ſein müßten, in ihrer Bewegung plötzlich beträchtlich erhöhet, aber ſie iſt auch durch neuere Forſchungen gänzlich widerlegt und durch eine andere erſetzt worden, welche hinſichtlich der Vorſtellungsfähigkeit aber ebenſchen Erſcheinungen nichts zu wünſchen übrig gelaſſen hat. Dieſe neuere Hypothese ſtützt ſich auf das gleiche Verhältniß von Schall und Licht. Wie jener, ſo wird auch dieſes aus einer Wellenbewegung abgeleitet. Ueberall, wo Licht möglich ſein ſoll — ſo nimmt man an — muß eine äußerſt feine Subſtanz ausgebreitet ſein, der Lichtäther. Ein leuchtender Körper iſt nun ebenſo wie ein tönender in Schwingungen begriffen, welche durch die im Lichtäther erregte Wellenbewegung gerade ſo fortgepflanzt werden wie der Schall durch die Wellen der Luft. Die Erklärung der Reflexion des Lichts bietet hiernach keinerlei Schwierigkeit.

Verfolgen wir den Durchgang des Lichts durch durchſichtige Körper, ſo erhalten wir neue Aufſchlüſſe über deſſen Natur.

Der Grund eines klaren, ruhigen Gewäſſers erſcheint uns bei weitem nicht ſo tief, als er in Wirklichkeit iſt, ſobald wir vom Ufer aus hineinblicken. Er erſcheint auch der Boden eines Waſſergefäßes gehoben, ſobald wir in ſchiefer Richtung gegen die Oberfläche des Waſſers hineinſehen. Ein in das Waſſer getauchter Stab erſcheint verkürzt und gebrochen. Legt man eine Münze auf den Boden eines Gefäßes mit undurchſichtigen Wänden und bringt das Auge ſo weit zurück, daß die Münze ſoeben vom oberſten Rande des Gefäßes verdeckt wird, ſo kommt dieſelbe alsbald zum Vorſchein, wenn Waſſer in das Gefäß gegoſſen wird.

Alle dieſe Erſcheinungen lehren uns, daß das Licht beim Uebergange aus Waſſer in Luft von ſeinem Wege abgelenkt wird, und wenn wir ſolche Verſuche auf je zwei andere durchſichtige Materien ausdehnen, ſo gelangen wir zu dem allgemeinen Reſultate, daß das Licht, ſobald es aus einem Mittel in ein anderes von anderer Dichtigkeit übergeht, eine Ablenkung erleidet. Um über dieſe Ablenkung einer Brechung des Lichts, von welcher ſowohl in der Natur als auch bei optiſchen Inſtrumenten die ausgedehnteſte Anwendung angetroffen wird, zu einem klaren Begriff zu gelangen, wollen wir nun Folgendes in Kürze betrachten.

Unter der Oberfläche des Waſſers oder einer anderen Flüſſigkeit befinde ſich ein heller Punkt. Derſelbe ſendet ſeine Strahlen nach allen Seiten in gerader Richtung aus. Derjenige Strahl, welcher die Oberfläche ſenkrecht trifft, geht in derſelben Richtung weiter, wird alſo nicht abgelenkt; alle anderen Strahlen aber, welche ſchief auffallen, treten abweichender aus, indem ſie um ſo mehr abgelenkt werden, je ſchiefer ſie an Oberfläche treten. Hat eine ſolche Schiefe einen gewiſſen Grad erreicht, ſo treten die betreffenden Strahlen ſogar ſo ſehr gebrochen aus, daß ſie auf der Oberfläche des Waſſers hingehen, und man ſieht hierauf eben Nichts, das Strahlen, welche auch einer noch ſchiefern Richtung die Oberfläche treffen, gar nicht mehr austreten können, ſondern

eine vollständige Reflexion erleiden. Dies ist der einzige Fall einer totalen Reflexion, welche wiederum Quelle interessanter optischer Täuschungen wird. Befindet sich aber ein leuchtender Punkt außerhalb des Wassers, so wird letzteres die ausweichend (divergent) auffallenden Strahlen zusammentreffender (convergenter) machen.

Das Gesagte genügt, um einzusehen, daß das Licht beim Durchgange durch eine durchsichtige Schichte eine doppelte Ablenkung erleidet, die eine beim Eintritt, die andere beim Austritt. Geht also Licht durch eine Glasplatte, so wird dasselbe, wenn sie parallele Wände hat, seiner ursprünglichen Richtung parallel austreten, muß nur ein geringes Verschieben der durch eine solche Platte betrachteten Gegenstände zur Folge haben kann. Besitzt aber die Platte geneigte Wände, so wird die Ablenkung sofort beträchtlich werden. Es bedarf nur eines Blicks durch ein Glasprisma, um zu gewahren, daß die Bilder aller Gegenstände nach der Kante des Prisma hin stark abgelenkt sind.

Aehnlich wie das Prisma müssen sich nun auch Gläser verhalten, welche linsenförmig geschliffen sind. Was bei dem Hohlspiegel die Reflexion bewirkte, daß bringt hier die Brechung hervor. Linsenförmige Gläser sammeln die Lichtstrahlen und vergrößern dadurch nahe Gegenstände, indem sie dieselben zugleich entfernen, von denen entworfen sie ein aufrechtes Bild, welches umgekehrt und verkleinert ist. Gläser, welche auf beiden Seiten hohl geschliffen sind, verhalten sich den erhabenen Spiegeln ähnlich, sie zerstreuen das Licht, verkleinern alle die Gegenstände und rücken sie näher. Darum verbessert der Kurzsichtige sein Auge durch Gläser der letzteren Art, während dagegen der Weitsichtige auf den Gebrauch erhabener Linsen angewiesen ist.

Die Anwendung der Brillen war schon ziemlich allgemein und die Eigenschaften der gewöhnlichen optischen Gläser bekannt genug, ohne daß man darauf gekommen wäre, Mikroskope und Fernrohre zu construiren. Ein Knabe wurde der Urheber dieser höchst wichtigen Instrumente. Es war der Sohn des Brillenfabrikanten Zacharias Janssen in Middelburg in Holland, welcher beim Spiel mit einem erhabenen und einem hohlen Glase durch Zufall auf den Gedanken kam, daß man durch Combination beider Gläser einen entfernten Gegenstand viel größer sehen könne. „Vater, ich habe einmal!“ So Wetterstrahl soll vom Munde des Knaben gekommen sein, als der erstaunte Vater verstand die Entdeckung des Sohnes zu nützen und construirte 1610 das erste Fernrohr, welches unter dem Namen Holländisches Fernrohr lange in großem Ansehen stand und noch heutigen Tags als Opernglas im Gebrauch ist. Da der berühmte Galilei zwei Jahre später durch Fernrohr, dessen Verfertigung gehörig gehütet wurde, wahrnehmungsvoll verfuhr, so sahen natürlich auch den Namen „Galileisches Fernrohr“. Vermutlich einer solchen von ihm verfertigten Fernrohre, das eine dreihundertfache Vergrößerung gestattete, konnte man die vier Monde des Jupiters, den Ring des Saturn und die Flecken in der Sonne erkennen. Die Astronomen damaliger Zeit priesen sich glücklich im Besitz eines solchen Instrumente; aber obgleich Kepler alsbald das astronomische Fernrohr hinzufügte, waren jene Instrumente höchst unvollkommen gegen die mächtig wirkenden Apparate unserer und neuester Zeit.

Das Mikroskop besteht im wesentlichen aus dem Objectiv, nämlich einem sehr erhabenen kleinen Glase, welches von einem nahen Gegenstande ein vergrößertes umgekehrtes Bild liefert. Dieses Bild wird durch das Ocular, ein zweites erhabenes Glas, betrachtet und auf diese Weise noch mehr vergrößert; es bleibt jedoch umgekehrt. Die besseren Mikroskope geben eine hundert- bis tausendfache Vergrößerung; da aber mit der zunehmenden Vergrößerung endlich die Deutlichkeit abnimmt, so wird es im allgemeinen nicht von Nutzen sein, die Vergrößerungsfähigkeit eines Mikroskops noch mehr zu steigern.

Das astronomische Fernrohr zeigt ebenfalls umgekehrte Bilder. Das Objectiv, ein erhabenes Glas von größerem Durchmesser, liefert von einem fernen Gegenstande ein umgekehrtes verkleinertes Bild, das aber nunmehr dem Auge nahe liegt und durch das Ocular betrachtet und vergrößert werden kann.

Das Erdfernrohr hat die Aufgabe zu erfüllen, ferne Gegenstände nahe zu bringen, sie aber aufrecht zu zeigen. Dies wird erreicht, indem durch ein Objectivglas ein umgekehrtes Bild erzeugt wird, welches man nun durch ein schwach vergrößerndes Mikroskop betrachtet, wodurch dasselbe aufs neue umgekehrt, also aufrecht gestellt wird.

Es darf jedoch hier nicht unerwähnt bleiben, daß zur Herstellung von Mikroskopen und Fernrohren in ihrer bisher erreichten großen Vollkommenheit noch mancherlei Hindernisse erfüllt sein mußten, besonders hat man die farbigen Ränder zu beseitigen, durch welche die Bilder bei jener erwähnten einfachen Construction verunstaltet werden. Newton, welcher an der Möglichkeit der Farbenbeseitigung verzweifelte, construirte darum ein Teleskop, worin das Objectiv durch einen Hohlspiegel ersetzt war. Solche Spiegelteleskope benutzt man in der Astronomie da mit Vortheil, wo eine starke Vergrößerung zugleich mit bedeutender Lichtstärke erzielt werden soll. Herschel construirte ein Teleskop dieser Art, dessen Spiegel einen Durchmesser von 1½ Fuß (bei einer Brennweite von 20 Fuß) besaß, und womit eine zweitausendfache Vergrößerung erreicht wurde. Aber auch noch ein größeres Teleskop construirte Herschel, dessen Vergrößerung eine siebentausendfache war, doch verlor der Metallspiegel durch Oxydation bald seine Glanzhaftigkeit. Mittels seiner Instrumente entdeckte der bekannte Astronom den Planeten Uranus nebst seinen Trabanten, die beiden nächsten schwierig zu beobachtenden Monde des Saturn und anderes. In neuester Zeit hat Lord Rosse bei Dublin ein Teleskop aufgestellt, dessen Spiegel einen Durchmesser von sechs englischen Fuß besitzt (bei einer Brennweite von 50 Fuß) und dessen Vergrößerungsfähigkeit einen

solchem Grad erreicht, daß sich durch daneide Nebelflecken in Haufen einzelner Sterne auflösen lassen, die in allen andern Instrumenten lediglich als Nebel erscheinen.

Unter den aus Glasern zusammengesetzten Fernrohren sind die vom Fraunhofer verfertigten besonders gesucht werden. Der in dem optischen Institut bei München durch Fraunhofer's Nachfolger, Merz, für die Sternwarte zu Petersburg verfertigte Refractor gewährt eine zweitausendmalige Vergrößerung. Dabei muß bemerkt werden, daß bei uns die Atmosphäre selten rein genug ist, um die Anwendung eines mehr als tausendfachen Vergrößerung zu gestatten.

Wenn wir demnach die Brechung des Lichts von so bedeutender Wichtigkeit sehen, so wollen wir endlich die Frage nach dem Vorgange bei derselben zu beantworten suchen.

Wie die Ringel auf dem Wasser, wie die koncentrischen Schalen verdichteter und verdünnter Stellen um einen tönenden Körper, so verbreitet sich auch das Licht in Wellenbergen und Thälern.

Um nun die Ablenkung der Wellenrichtung beim Eintritt in ein anderes Medium zu verstehen, mögen wir uns vorstellen, eine Reihe Soldaten marschire auf ein gepflastertes Ackerfeld zu, die Front schief gegen dasselbe gerichtet. Die zuerst Ankommenden werden von den Furchen in der Schnelligkeit ihrer Fortbewegung gehemmt, ein wenig zurückbleiben, wenn der Flügelmann am andern Ende sieben das Feld erreicht, die ganze Front um etwas gebricht ist. Hierdurch die gegen die Front senkrechte Richtung ebenfalls verändert worden ist. Setzen wir nun an die Stelle jener Reihe von Soldaten einen Lichtwellenberg, an die Stelle des Ackerfeldes einen durchsichtigen Körper von größerer Dichtigkeit als seine Umgebung, so sehen wir die Lichtbrechung erklärt.

Frauentugend auf der englischen Bühne.

Die jetzige englische Literatur, freilich schönheitsvernichtend, verunmenschend, gam to, wie ein Theil der deutschen Kunst auch die deutsche Literatur haben will, kommt immerhin in die Lage, auch dem Studium des jetzigen englischen Weibes, der Bühne, eine Aufmerksamkeit zu widmen. Immer und immer dort suchen, immer und immer Materialien, über die Lüge und Perfidie und Lasterhaftigkeit denn doch grünen und sprossen müssen, um im menschlichen Gemüth das Gleichgewicht zwischen Lüge und Wahrheit herzustellen, das verbieten zuletzt die im Blut selber einmal dominirenden Gesetze des Reizes der Verschiedenheit. Dann ist aber die eigene Bildung bei den Engländern gleich Null. Dem Volke beherrscht das Theater Englands wie bei uns die Zeit lang Venedig und noch jetzt Paris Gesetze. Aber sein eigenes Talent vermag nun das Schauspiel zu erfinden. Sie muß der Beherrscher der englischen Bühne bei den Franzosen borgen. Hören wir, wie er die französischen Ideen auf die Tugend und Moral der Engländer drapirt.

Emilie Wildman ist die Gattin eines begüterten Mannes geworden. Sie hat mit ihm den Honigmond auf Reisen zugebracht und kehrt nach dem alten England zurück, um in einem reizenden Landhause bei London die Süßigkeit des home, sweet home des „Daheim" kennen zu lernen.

Wie reizend findet sie alles! Wie bewundert sie das eigene Haus, den Garten, die Blumen, und mit welcher Wonne sitzt sie oben an ihrer Tafel und legt mit der Würde einer Hausfrau den Gästen vor!

John, ihr Gatte, fährt täglich in die Stadt. Er hat Geschäfte, besucht den Club, kehrt zum Mittagessen zurück. Wie strahlt sie sich dann, ihn wieder zu sehen! Er erzählt ihr die Neuigkeiten, dann spricht man und nun ruht er in einem Armstuhl. Die Thür nach dem Garten steht auf. Emily sitzt am Klavier und spielt. Aromatisch dringt der Duft der Blumen in das Gemach, während die zierlichen weißen Finger über die Tasten gleiten. John blinzelt mit seinen nicht großen Augen und genießt gleichfalls „die Neige eines Abends", wie er sagt.

Emily sieht sich um. Sie will wissen, ob ihm ihr Spiel gefallen. „John ich bin —" Er erwacht. Welche Melodie gefällt ihm am besten? Nicht er hören „Ich denke es gern in alle Winden ein", aber „Blond ist die Geliebte" u. s. w.? Nein! John bittet um „Yankee doodle" und „Molly, put the kettle on" Auch das deutsche „Ach du lieber Augustin" u. s. w. gefällt ihm.

Emily sieht ein, daß es ihm an Gehör fehlt. Sie kommt sich. Sie nimmt ein Buch. Sie liest Lennox's Gedicht. „O höre, John, wie schön" — Das schmeichelt —

> Habe ich, sage ich, ein wenig an Geist
> Ich will mit Ihnen. Ach! Ach!

John erwidert „Yes! Very nice! Meine liebe Emilie, aber — ich liebe Poesie vor! Poesie Anderen unter wie der Accusative bei den Nominativ gesetzt, wie Thomas Gaisde sagt —"

Emily kann sich nun Mühe. John hat ihrem Herzen einen Lieblingsdichter geraubt. Er ist sehr, sehr traurig. Und er hat recht, er ist ein' Sie geht von Vorstellung zu Vorstellung. Einmal hülfreich in Punkte seiner Mängel und ihres Vorzugs, sieht sie täglich mehr ihr Uebergewicht, ihre „verbesserte Bildung". Ihre Gouvernante, ein sehr liebenswürdiges Mann, der Kaufmann Hawkins, der viele Reisen gemacht und tiefere Studien liebt, bestärkt sie noch in dieser Ueberzeugung. Er erkennt seinen Vortheil und weiß ihn benutzen: er hat alles vorbereitet, um sie allein zu treffen und ihr seine Liebe zu gestehen. Die Komödie wird immer heftenlicher und betrügt schon. Die Moral ist in Gefahr — „entsetzliche Situationen, „tragisch Verwicklungen", alles Mögliche ist im Anzuge —

Da wird der tolle Kapitän als ein häßliches

von Wechseln einzuziehen" Gwin, außer sich über ihre Verirrung und durch die bürgerliche Respectabilität ihres Gatten gewonnen, beschließt, ihr Auge nie wieder von äußern Vorzügen blenden zu lassen. Sie liebt ihren edeln Gatten, auch wenn er bei ihren Phantasien einschläft, auch wenn er „Ach du lieber Augustin" der Beethoven'schen „Adelaide" vorzieht.

Da fällt der Vorhang mit Jubel und im Parket schmeckt ein „Heller Strang" noch einmal so gut. Der „Realismus" in handgreiflichster Form.

Die Plattdeutschen.

Daß wir für die plattdeutschen Sonderbestrebungen in unserer schönen Literatur, die dem Vorgange Klaus Groth's folgten, wenig Sympathie haben, wurde von uns bereits mehrfach in vielen Blättern angedeutet.

Die Mode der Schwarzwälderei scheint vorüber, die Salon-Schwaben ziehen ein anderes Garderobenstück an; die vornehmen Damen aus Mecklenburg und Pommern hänseln sich, daß sie auf ihren Gütern als Kinder eine Zeit lang die Sprache der Mägdlein gesprochen. Nun radebrechen sie abends in der Reitbahn beim Thee plattdeutsche Lieder vom „Maan" statt vom Monde und von „Thran" statt von Thränen.

Die plattdeutsche Predigt, wie sie der alte Ober-Tribunalrath Bornemann in Berlin gehandhabt hat, ist uns noch immer die liebste. Wenn sie auch nur zunächst ein paar alte pommersche Geheimräthe und Obersten a. D. bei Sala Lorone in Berlin im Hinterstübchen zum Todlachen amüsirte, so konnte man sie doch mit dem Autmann und mit dem Körner und sogar mit dem Schulzen von Bullenhagen in naturgemäße Verbindung bringen. Ihr richtiger Ton war:

> Ik weet in een Hunt Katt mich to,
> Wo opp de frommen Lüd to hüm
> Dem Kerrkhoorst ut der Fakeltatt
> Vorstiht, Schulten, Knecht und Maat to mat.

Jetzt aber haben sich die norddeutschen Damen an Plattlegend „Was sich der Wald erzählt" wahre erlesen und lispeln:

> Un gegenöwer an de Wis'
> Dar schöner as de Blaue —
> Se hett hellen in dere Ierd
> De Lögen wat von Diman —

und ähnliche, im Hochdeutschen bereits zu bedeutend herabgesunkene Poesien auskultirend lyrische Waare. Ja selbst im Mecklenburgischen soll uns nicht wundern, wenn die Lyrik und Parlirkst ihre schwarzen Sammetmieder mit den silbernen Knöpfen ablegen und als Poorkenk und Parlirkenk auf Hofgesellschaften in die Salons hüpfen.

Lichtbahnen vorher nun einmal wieder neuen Mode empfiehlt sich „Neuen plattdeutscher Gedichte. Herausgegeben von H. Eichenhagen" (Berlin, Schotte, 1860). Und hat darin nur das angesprochen, was mit dem obigen pommerschen Schweinspöfelaus zusammenhängt, vom „Hart", dem Herzen, von der „Luise", der Leiche, hören wir lieber in dem Lenz singen, dem das deutsche Herz und die deutsche Leiche ihre poetischen Ideen überhaupt verdanken, dem hochdeutschen. Wem Uhland und Rückert dergleichen nicht zu Dank gemacht haben, den — — hol der Düwel und mag er gebraten Klaus Groth herzen.

Neue Gedichte.

IX.

Einen kernhaften deutschen Mann finden wir besungen in „Franz von Sickingen. Ein erzählendes Gedicht aus dem Reformationszeitalter" von Paul Pretzel (Leipzig, Engelmann, 1860).

Das Streben, deutsche Helden zu Gegenständen der deutschen epischen Dichtung zu machen, ist anzuerkennen. Aber der unglückliche Sickingen, dessen Unternehmen, weil Luther jedes gewaltsame Verfahren mißbilligte und das göttliche Wort nicht durch fleischliche Waffen geschützt wissen wollte, nicht die gewünschte Unterstützung fand, scheint uns kein glücklicher Stoff für ein episches Gedicht, dessen Held wie einem tragischen Helden gleichen darf. Auch ist Pretzel's erzählender Ton nicht jener fließende, leicht und einfach dahingleitende, wie bei den Mustern des deutschen epischen Stils, Voß und Goethe. In der epischen Erzählung muß der Erzählende so zurücktreten, daß die Sache in ihrem Verlauf sich gleichsam von selbst vorträgt. Es gibt keine Dichtungsart, die größere Objectivität verlangt als gerade das Epos. In dieser Beziehung läßt Pretzel's Gedicht, so manche Schönheiten es auch im einzelnen enthält, noch zu wünschen übrig.

Gedanken von Thomas Carlyle.

Zeige mir, wen du verehrst, und ich erkenne deinen Charakter!

* *

Nach Arbeit sehnt sich der, welcher nichts besitzt als Geld, und sie darum so schwer zu finden weiß wie jemand, der den Schlaf auf dem Markt zu kaufen aufgefordert.

* *

Wem will ein Volk Statuen errichten? Mit dieser Frage spricht es dessen Zukunft aus.

* *

Die Statuen aus Erz, welche England seinen Söhnen errichtete, schauen und immer so traurig an, als wollten sie fragen: Wie viel Procent verdient ihr daran?

Für die Schriftleitung ging beim Verfasser dieses Aufsatzes heraus ein: 2 Thaler vom Herrn Director Siegel in Dresden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich.

Wie ſo?

Schulz.

Ich weiß nicht, 's iſt da immer ſo viel Rumorens unter den Akten und es werden Papiere geſucht und manche Zahlen ſtimmen nicht recht —

Heinrich.

Ich glaube wohl, daß ich recht im Rückſtande mit meinen Arbeiten bin.

Schulz.

Geheimrath Langer kam einmal ums andere in Ihr Zimmer und — und da Sie immer Alles offen haben, wurde da in den Papieren herumgekramt und weiß nicht, Herr Aſſeſſor Wolf machte ſo ein kurioſes Geſicht, als ſollte Einer begraben werden.

Heinrich.

Ich, ich, lieber Schulz, ich!

Schulz.

Ach, wer kann Ihnen was anhaben! Sie ſind ja der beſte Arbeiter im ganzen Kollegium! (Gutmüthig forſchend) Herr Aſſeſſor, Sie haben keine guten Freunde unter den Herren oben.

Heinrich
(gelaſſen).

Weiß es — weiß es.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 57.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Das Passionsschauspiel in Oberammergau. Von Friedrich Lampert. I. — Nach dem Carneval. Erzählung von Franz von Nemmersdorf. X. XI. — Reisen durch Schottland und Irland. Von Karl Frenzel. — Aus der Natur. XI. — Der Ursprung der Sitten. — Die Neue in der Literatur. — Kunstberichte.

Das Passionsschauspiel in Oberammergau.

Von Friedrich Lampert *)

I.

In der alten Kaiserstadt Aachen haben sie in diesem Jahre ein hohes Fest gefeiert. Die alten Heiligthümer wurden aus dem gewöhnlich verschlossenen Schrein genommen und dem massenhaft zuströmenden Volke gezeigt. Mag das Herz und der Glaube dorthin getrieben haben, aber wir gedenken lieber eines andern Heiligenschreins, der auch dieses Jahr in festlicher Wiederkehr wieder geöffnet worden ist und ein Kleinod, ein Kleinod deutschen Volksgeistes und deutscher Volkssitte gezeigt hat, wie in gleich kindlicher Frische und einfältiger Herrlichkeit Deutschland kein zweites besitzt, zu dem auch Tausende gewallt sind und von dem auch ich hier erzählen möchte, gleichwie in fast allen deutschen Blättern davon erzählt worden ist.

Ich meine das Passionsschauspiel in Oberammergau, das nur alle zehn Jahre wiederkehrt, das auch in diesem Sommer wieder seine Triumphe gefeiert hat. Ja, Triumph und Sieg über alle Zweifler, die da meinen, das Heilige sei nicht darstellbar oder seine dramatische Darstellung und Gestaltung vertrüge sich nicht mit der Würde der Heiligen Geschichte. Auch ich gehörte zu diesen Zweiflern und auch ich bin nun von diesem wunderbaren Spiel gefangen. Es ist Theater, dieses Passionsspiel, das ist wahr, aber eins, vor dem wir alle unsere gewöhnlichen Begriffe von Theater und Schauspiel daheim lassen müssen; wo nicht die denkende Kunst, das reflectirende Studium, sondern die einfachste Natürlichkeit, der feinste Takt des unbewußten natürlichen Gefühls, die schöpferische Unmittelbarkeit, die die Darstellung gebiert, den Ausschlag geben. Es ist nicht aus den alten Volksspielen, den Mysterien des Mittelalters, da noch Theater und Leben zusammenklangen, dieses sein Heiligstes auf jenem sah und kennen lernte, neu hervorgegangen, sondern ist ein solches selber noch, der einzige Rest, der sich in Deutschland erhalten hat. Sie hatten einst ein reiches, mächtiges, aber kein langes Leben, diese alten kirchlichen Volksschauspiele; die Kirche vergaß gar bald, wie es ihr einst ein großes Mittel gewesen war, wie sie es selbst veranlaßt hatte, durch das Theater auf das Volk zu wirken, ihm die Heilige Geschichte in solch

*) Obgleich in vielen Zeitschriften der bevorstehende Besuch schon mannichfach besprochen worden ist, so glauben wir doch auch den Lesern des „Häuslichen Herdes" einen warmen und lebendigen Bericht wie den unsers geehrten Herrn Mitarbeiters nicht vorenthalten zu dürfen. D. Her.

dramatischer Verführung lieber und bekannter zu machen; die Mutter sagte sich feindlich von der Tochter los, die sie geboren. Die jesuitische, spitzfindige, überladene lateinische Schultragödie des 16. und 17. Jahrhunderts konnte die poetische Frische und Ursprünglichkeit der alten, das Volk in der Muttersprache anfassenden Mysterien nicht ersetzen. Der kalte Hauch der Aufklärungsperiode wirkte noch nachtheiliger auf sie; sie verschwanden allmählich oder zogen sich in entlegene, abgeschiedene Gebirgswinkel zurück, wo sie in der Einfalt und Natürlichkeit der Bewohner sich halten konnten. Aber auch da sind sie nach und nach ausgestorben, nur das ammergauer Passionsspiel ist geblieben, ein Kind der alten Zeit, das uns mit seinen treuen, guten deutschen Augen anschaut, unverfälscht und ungetrübt eben aus der alten Zeit heraus.

Sein Bleiben hat allerdings auch noch einen besondern Grund. Nahe bei Ammergau liegt das Kloster Ettal. Es war einst Herr jener Gegend, damals, als diese noch nicht so einsam war wie jetzt, als noch die große Straße von Venedig nach Augsburg dort vorüberzog und das Schellengeklingel der Rosse und Mäuler der stolzen Kaufherren fast den ganzen Tag über ertönte. Aus Ettal ist das ammergauer Passionsspiel hervorgegangen. Um das Jahr 1633 wüthete die Pest in dortiger Gegend. Da brachten die ettaler Herren ihre Klosteruntergebenen zu dem Gelübde, „alle zehn Jahre die Leidensgeschichte des Weltheilandes zur dankbaren Verehrung und erbaulichen Betrachtung öffentlich vorzustellen". Und dies Gelübde haben die Ammergauer gehalten. Im Jahre 1634 haben sie's zum ersten mal gethan, ihr Passionsspiel zum ersten mal aufgeführt. Wir haben alte Berichte genug, aus denen hervorgeht, wie es früher in großem Ansehen und Ehren gestanden, und dem Kloster hat's auch gut gethan, die Scharen von Wallfahrern zum heiligen Spiel ziehen zu sehen. In seiner Einzelgestaltung hat's freilich mit den Jahren manche Wandelung durchmachen müssen; das alte Spielbuch ließ sich an manchen Stellen ganz anders als das gegenwärtige. Aber im ganzen und großen ist's doch unverändert geblieben. Glücklich war es, als schon ringsum alles Aehnliche eingeschlafen oder abgethan war, in unser Jahrhundert herübergerettet worden; da führte der baierische Minister Montgelas, der in altkatholischen Ländern Kreuze und Bildstöcke an den Wegen als zerstörungswürdig abthun ließ, auch noch dem ammergauer Passionsspiel einen Hieb. Die Deputation, die in München das väterliche Erbe retten wollte, schickte er mit der Weisung heim: Sie sollten sich lieber von ihrem Pfarrer das Leiden Christi vorpredigen lassen, als den Herrgott auf dem Theater herumschleppen. Aber die Ammergauer wichen nicht so leicht. Der alte Georg Long hat das Verdienst, durch seine beredte Fürsprache das Spiel gerettet zu haben; der König gab die Spezialerlaubniß, der Minister selbst wohnte dem ersten Spiel bei und von nun an war es erhalten bis auf den heutigen Tag.

Eine andere Noth, die nun sich fühlbar machte, fand auch ihren Helfer und zwar wiederum in Ettal, dem unterdessen aufgehobenen Ettal. Der Text des alten Passionsspiels mußte geändert, zwar nicht der Aufklärungsperiode zu Liebe, aber doch zeitgemäß, umgestaltet werden. Namentlich der Teufel und sein Hofstaat, ohne den das mittelalterliche Passionsspiel nicht gedacht werden kann, sollte fort und seine Einwirkung aus den menschlichen Leidenschaften motivirt werden. Dr. Othmar Weis, einer der ausgewiesenen Benediktiner, übernahm es in biblischer Gläubigkeit, das Gedicht umzuarbeiten. Seine überreichen, bunten Bestandtheile vereinfachte er, entfernte die allegorischen Zwischenspiele symbolischer Figuren, ebenso den Teufel und seine Gesellen und ließ als dessen Repräsentanten mehr die Feinde Jesu erscheinen. Das Leiden Christi sollte den Zuschauern recht zu Nutz und Frommen dienen, ihnen einen moralischen Lebensspiegel mit recht verständlichen Bildern vorhalten; darum löste er auch noch die Verse des alten Spiels auf und ließ das Stück in gemein verständlicher Prosa reden. Seine Bearbeitung ist nun im Grunde unverändert geblieben; was aber in diesem Jahre von Pfarrer Daisenberger hinweg- oder hinzugethan worden ist, kann nur rühmend und als vom feinen Takt des Emendators zeugend anerkannt werden. Auch die Musik des Dramas ist in Ammergau entstanden. Der ehemalige Lehrer und Organist des Orts, Dedler (geb. 1824), hat sie leicht und faßlich, allerdings in dem weichlichen und manchmal trivialen Stil des Paters Winter, aber doch so wirkungsvoll gesetzt, daß sie erreicht, was sie erreichen soll. Die Musik ist auch nicht die Hauptsache beim Passionsspiel, sondern die ist das Drama selbst. Die Leidensgeschichte ist an und für sich schon ein Drama; das Passionsspiel hat nun das, was in ihr schon natürlich liegt, ans Licht gezogen, entwickelt, so-

zusagen plastisch gestaltet. Hat die Passionsgeschichte nächst dem Wort und ihrer einfachen heiligen Erzählung schon bisher durch jede Gestaltung, in der sich die Kunst ihrer bemächtigt hat, sei es durch Bild oder Ton, auf das Herz gewirkt, so ist nun diese ihre Wirkung durch die dramatische Darstellung eine ungleich höhere und machtvollere. Es ist von unbeschreiblichem Eindruck, alles das, was einem längst bekannt ist, was man wol im Geist beim Lesen hundertmal mit erlebt hat, nun in treuester Wirklichkeit, gewaltigster Natürlichkeit vor sich geschehen, die Gestalten der Heiligen Geschichte, die wir von Jugend auf uns geistig vorgestellt haben, nun leibhaftig, lebendig vor uns wandeln und handeln zu sehen. Sie verlieren nichts dadurch, daß sie auf einmal aus dem Reich der Ideale vor unsern Augen in die Wirklichkeit gezogen sind. „Es ist viel leichter, die allbekannten, großen, heiligen Persönlichkeiten auf der Bühne zur lebendigen Wirkung zu bringen als unbekannte tugendhafte und gottbegeisterte Menschen, von deren Größe und Seelenadel der Schauspieler in jedem Moment erst sein Publikum überzeugen muß. Die heiligen Gestalten sieht das Publikum schon mit bestimmter Ueberzeugung von ihnen an; man fordert keine neue Ueberzeugung von der Darstellung, sondern nur die sinnlich lebendige Erscheinung, auf die man den eigenen Glauben daran übertragen kann. Man behauptet gewöhnlich, das Heilige müsse in der Darstellung das Ideal des Dargestellten vollständig erreichen, sonst gefährde es seine Würde. Diese Theorie ist durch die ammergauer Erfahrung umgestoßen. Die Phantasie, durch die dramatische Darstellung unvergleichlich mehr angeregt als durch die Werke irgendeiner andern Kunst, ergänzt und erfüllt die vorgestellten Heiligen aus ihrem eigenen Vermögen auf eine wunderbare Weise. Die Darstellung braucht nur, dem Dargestellten nicht zu widersprechen; das genügt." Das Spiel des Christusdarstellers erfüllte mein Ideal vom Heiland ebenso wenig, als es bisher irgendein Bildwerk vollständig gethan hat; aber doch hat es mich erschüttert und erhoben wie noch nie ein Christusbild auch nur im entferntesten. Wir vergessen keinen Augenblick, wen wir unter diesen heiligen Gestalten vor uns haben; daß sie unsere Ammergauer Gastfreunde sind, mit denen wir vor Stunden noch so einfach und herzlich verkehrt haben; aber in diesem Augenblick da vor uns und sie uns eben doch die Personen der Heiligen Geschichte, deren Thun und Leiden uns noch nie in so intensiver Gewalt und Lebendigkeit erschienen ist.

Man hat sich — meint man im Anfang — vor dieser Bühne mit vielem auseinanderzusetzen: mit manchem Ungehörigen und Unzulänglichen in Costüm und Decoration, mit Anachronismen und Naivetäten der Darstellung, ja manchmal auch mit Plattheiten und Trivialitäten des Dialogs; aber man muß nur erst einmal dieses Spiel auf sich wirken, von der Gewalt des Stoffs einer-, von der Natürlichkeit und Wahrheit der Darstellung andererseits sich fassen lassen, um bald alle jene Aeußerlichkeiten zu vergessen. Es sind eben keine studirten Schauspieler, die ammergauer „actores"; solche würden gleich das ganze Drama über den Haufen werfen; es sind schlichte, in ihrer Hauptbeschäftigung, der Bildschnitzerei, allerdings kunstbegabte, aber doch nur Landleute, die sich mit Lust und Liebe, mit der Hingabe ihres ganzen Menschen in die ihnen zugefallene Rolle versenkt und gar keine Ahnung haben, es könne vielleicht vor achtzehnhundert Jahren in Jerusalem anders zugegangen sein als sie meinen, sondern die frisch und frei drauf los spielen, als müsse es eben dort gerade so gewesen sein als in Oberammergau. Und diese Sicherheit, ich möchte sagen diese kecke Zuversicht gibt ihrem Spiel eine dramatische Wahrheit, die wir bei den Kunstleistungen unserer besten Mimen, bei aller Mühe, die sie sich geben, uns zu überzeugen, oft nicht finden. Wir wiederholen es: den Maßstab unserer Hofbühnen müssen wir hier dahinter lassen. „Er hat hier gar keine Berechtigung", sagt einer, der das Wesen und die Bedeutung der deutschen Schauspielkunst besser kennt als irgendeiner, Eduard Devrient, der es ja auch ist, der vor zehn Jahren das ammergauer Passionsspiel zuerst eigentlich in einen weitern Kreis eingeführt hat und auf dessen beredte Schilderung wir alle unsere Leser verweisen — „Wer aber eine Kunstleistung von Landleuten für Landleute sucht, ein gottesdienstliches Schauspiel, ernst und eifrig gemeint, von innigem, aber beschränktem Kunstsinn geleitet, von Menschen ausgeführt, die, ehe sie das Costüm angelegt, erst ihren Garten begossen, ihr Vieh gefüttert haben, der wird von dieser ländlichen Bühne die schönsten und erhebendsten Wirkungen an sich erleben und für die Treue und Kindlichkeit, für die ungeschminkte, gerade Natur, für die Züge des innigsten und zartesten Gefühls gern manches Ungehobelte, Alltägliche

und Dreiſige mit in den Kauf nehmen. Das eigene Lächeln über dieſen und jenen Mißgriff wird ihn nicht aus der Andacht und Erbauung werfen können."

Wollen wir Erinnerungen aus einer andern Kunſtſphäre mitbringen, ſo ſei es aus den Galerien und Kirchen, in denen unſere mittelalterlichen deutſchen Meiſter ihre Heiligen gemalt haben. Die ſehen wir in den ammergauer Spielern und ihren dramatiſchen Gebilden lebendig geworden, in ihren Schönheiten wie in ihren Schattenſeiten. Der Chriſtus vielleicht allein, aber der auch ganz und gar, mahnt uns an Rafael, alle andern Perſonen ſind ſo wie ſie aus Dürer's Schule kamen. Da ſind viele oft wenig ausdrucksvollen Köpfe, viele bald dürftigen, bald eckig übertriebenen oder gewundenen Bewegungen wieder; die ſteifen typiſchen Stellungen, die einſeitig wiederkehrenden Geberden und ganz ſo, wie wir ſie auf den Flügeln der mittelalterlichen Altäre haben; aber „viele naiven Formen blühen durch den reinen und treuen Geiſt, der ſie beſeelt, zur wahren Schönheit auf".

Es iſt natürlich, daß die Ammergauer dieſe Kunſtideale vor Augen haben und darſtellen. Sie ſind, wie ſchon geſagt, faſt ſämmtlich Bildſchnitzer. Die Feinheit ihres Meſſers und Stichels iſt weltbekannt; ammergauer Waaren lagern auf allen Märkten der Welt. Sie ſchnitzen Crucifixe, Heiligenbilder, einzelne und in ganze Gruppen zuſammengeſtellt; das geht mit ihrem zweiten Lebensberuf, dem dramatiſchen, Hand in Hand. So, wie ſie dieſe Bilder von Jugend auf zu ſchnitzen gewohnt ſind, ſo ſtellen ſie ſie auch im Spiel dar; und wie ſie ſie wiederum dramatiſch geſtalten, ſo formen ſie ſie auch mit ihrer künſtleriſchen Hand. So kommt ins Spiel eine gewiſſe heilige Stereotypie, eine ſteife Tradition. Die Perſonen der Rollen wechſeln, aber ſo wenig wie dieſe wechſelt im Grunde der Typus ihrer Auffaſſung und Darſtellung. Ich habe den dramatiſchen den zweiten Lebensberuf der Ammergauer genannt. Mit Recht. Mit der Idee des Paſſionsſpiels, mit der Liebe, ja der Pflicht für daſſelbe wächſt der Ammergauer auf. Die ganze Gemeinde hat gleiche Schuld an der Löſung des väterlichen Gelübdes. Einer, der ſeine Betheiligung daran verweigern würde, würde ſich ſelbſt ächten. Als Kind wirft der Ammergauer ſchon mit; er wächſt ins Paſſionsſpiel hinein und ſein höchſtes Streben iſt, einmal für eine der Hauptrollen würdig zu werden. Doch die Wahl der ſelben iſt nicht ſeine Willkür. Das Spiel iſt Gemeindeſache; die Gemeinde hat allein über ſeine Eintheilung zu beſtimmen. Ein nach feierlichem Gottesdienſt vor Beginn des Paſſionsjahrs gewählter Ausſchuß wägt genau alles Für und Wider ab und vertheilt die Rollen, die dann unweigerlich anzunehmen ſind. Nicht Rang oder Stellung, ſondern allein die perſönliche Würdigkeit und ſittliche Unbeſcholtenheit entſcheidet für ſie. So gut in der Wahl des Chriſtus wie in der des Barrabas gibt ſich Volks- und Gemeindeurtheil kund. Iſt das erſtere, die Vertheilung der Rollen, geſchehen, dann beginnt eine feſtliche Zeit der Zurüſtung und Vorbereitung; ſie nimmt das ganze Dorf in Anſpruch; ſie fordert auch viel Zeit und Arbeitsverſäumniß und der Gewinn dafür iſt gering, da nur kleine „Spielhonorare" gezahlt werden, der Haupttheil der Einnahme in die Gemeindekaſſen fließt; allein alle Opfer werden gern gebracht; der Gemeinſinn, der hier alles aufs ſchönſte durchdringt, läßt von ſolchen gar nicht reden.

Finden allerdings die Hauptproben des Paſſionsſpiels nur vor der wirklichen, alle zehn Jahre wiederkehrenden Aufführung ſtatt, ſo bleibt doch der Ammergauer ſtets in theatraliſcher Uebung. Das ganze Dorf iſt eine ſtete Sing- und Theaterſchule; auch während der zehnjährigen Zwiſchenzeit werden auf einer eigens dazu beſtimmten ſtehenden Bühne im Schulhauſe heilige oder auch vaterländiſche Schauſpiele aufgeführt. So konnte man's wagen, dieſes Jahr nach einer einzigen Generalprobe im Coſtüm die erſte Aufführung, und die ganz gelungen, ins Werk zu ſetzen. Und wer es kennt, was es heißt, Volksſcenen, die nur den dritten Theil der hier in Fluß gebrachten Maſſen umfaſſen, in Scene zu ſetzen, der mag von dieſer Bühne etwas lernen. Denn da iſt nicht das ſteife, hölzerne und darum ſo unnatürliche Statiſtenweſen, das bei unſern großen Dramen auch auf unſern größten Theatern oft ſo ſtörend wirkt und die beſten Volksſcenen nie zur entſprechenden Geltung kommen läßt, ſondern da ſpielt auch der Geringſte mit einer Lebendigkeit und einem Intereſſe, als ob er der feſten Ueberzeugung ſei, an ſeiner Perſon hänge das ganze Spiel, wenn er etwas außer Acht laſſe, würde es ſicher mißlingen. Nur das Eine will ich hier vernehmen: wie meiſterhaft wird hier zuſammengeſprochen, bald in vollem Chor, bald abtheilungsweiſe! Das geht aber wie aus Einem Mund, Schlag auf Schlag, und darum alles naturwüchſig, ungekünſtelt!

Eins müssen wir vor allem noch erwähnen, es rückt erst die eigenthümliche Stellung des ammergauer Passionsspiels völlig zurecht. Der Ammergauer betrachtet es selbst nicht als ein Spiel, als ein Theater, so oft er auch diese Ausdrücke gebraucht und so sehr auch alles Aeußerliche daran mahnt. Ihm ist es ein religiöser, ein Cultusact. Er vergißt nie, daß ein Gelübde das ganze Spiel geboren hat. Sein Thun dabei ist ihm ein gottesdienstliches Thun. Ihm wie dem Zuschauer soll das Spiel eine Förderung des religiösen Menschen, eine Stärkung des kirchlichen Bewußtseins sein. Schön und sinnig spricht sich das Vorwort des in aller Händen befindlichen „Spielbüchleins" darüber aus: „Mögen alle, die da kommen, zu sehen, wie der göttliche Mann der Schmerzen seinen Weg antrat, um für die sündige Menschheit zu büßen, wohl erwägen, daß es nicht hinreiche, das göttliche Urbild zu beschauen und zu bewundern, daß wir vielmehr das göttliche Schauspiel zum Anlaß nehmen, uns zu seinen Nachbildern umzugestalten, wie einst die Frommen des Alten Bundes seine wohlgetroffenen Vorbilder waren. Möge die sinnbildliche Vorstellung seiner erhabenen Tugenden uns in dem Entschlusse entflammen, in Demuth, Geduld, Sanftmuth und Liebe ihm nachzufolgen! Dann, wenn das, was wir bildlich gesehen, in uns Leben und Wahrheit geworden ist, hat das Gelübde unserer frommen Väter seine schönste Erfüllung erhalten und dann wird auch jener Segen für uns nicht ausbleiben, mit dem Gott einst den Glauben und die Zuversicht unserer Väter belohnt hat!"

Unter den ungerechten Beurtheilungen, die das ammergauer Passionsspiel gefunden hat, spielt die keine kleine Rolle, daß es ein Schoßkind des Ultramontanismus sei. Von nichts ist es aber weiter entfernt. Es ist nicht einmal specifisch katholisch, sondern durch und durch biblisch, das muß ich hier als guter und echter Protestant constatiren. Es ist die „Bibla pauperum" des Mittelalters. Wenn irgendetwas, so macht es das Volk; die Laienwelt, mit der Bibel bekannt und das war ja von jeher dem Ultramontanismus unangenehm und unbequem. Selbst vom Marienculte ist keine Spur zu finden. Die Madonna ist die Maria der Bibel, die Mater dolorosa, und selbst im Schlußbild, wo der Herr in der Glorie steht, hat sie keinen Theil an dieser, sondern steht in demselben Gewand, das sie unter dem Kreuz getragen, zu den Füßen seines Throns. Das Passionsspiel redet fast nur in den Worten der Bibel; allerdings muß es noch hinzufügen, wo die Erzählung der Evangelien knapp und gedrungen ist, das Drama aber ausführlichere Exposition verlangt; allein nichts in hinzugesetzt, dem wir Schriftwiderspruch nachweisen können. Christus selbst spricht fast nur in den Worten der Schrift und das macht, zumal da er ausdrucksvoll, klar und mit voller, sonorer Stimme spricht, einen unwiderstehlichen Eindruck. Die ganze Anlage und Entwickelung des Dramas ist biblisch treu und wirklich meisterhaft durchgeführt, die Zeichnung der Einzelheiten voll psychologischer Wahrheit und heiligen Ernstes. Mögen noch, wie sie Eduard Devrient gerügt hat, bei der letzten Aufführung manche Plattheiten im Dialog stehen geblieben sein, bei der diesmaligen ist dergleichen sorgfältig ausgemerzt und, wo es noch fehlte, zu der Einfalt und Kraft der Bibelsprache zurückgegangen worden. Schade, daß das Textbuch nicht zugänglich, daß nur die Gesänge des Chors in den Händen der Zuschauer sind, daß also ein eigentliches gründlicheres Urtheil über den Dialog selbst, der einem in der Raschheit der Handlung doch nicht so ganz in der Erinnerung bleibt, unmöglich ist; allein was wir gehört haben und wessen wir uns erinnern, reicht hin, um auch nach dieser Seite hin unser Urtheil über das Passionsspiel als ein durchaus günstiges hinzustellen.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Nach dem Carneval.

Erzählung von Franz von Dingelstedt.

X.

Die Epidemie suchte in Spilimbergo, wo die Quartiere nicht so abgeschieden waren, ihre ersten Opfer in der wohlhabenden Mittelklasse.

Abends im Kaffeehaus wurden diese ersten Fälle besprochen.

Doctor Luciani war ein wichtiger Mann geworden. Um ihn drängten sich die aufmerksamen Zuhörer. Der Prälat vergaß seine Späße. Carvalhis erschien noch wettkarger und bleicher als sonst.

„Gemüthsruhe und ein mäßiges Leben sind die besten Präservativmittel", bemerkte Fornaberi gegen Gemo Lenin.

„Aerztlich", antwortete dieser gelassen, „sterben muß man nun doch einmal! Allerdings, je länger es hinausgeschoben sein kann, desto besser!"

„Sie werden alle nicht fortgehen?“

„Wenn denken Sie! Die Frau ist vor der Thür!“

„Sie hält Carabelli nicht zurück!“ versetzte Paolo lächelnd.

Eben war der Arzneitrank fertgerichten, eingedenk des weisen Rathes: „Rache schnell und weich!“

Paolo wurde hinausgerufen. Mit Verwunderung erkannte er den Hausknecht der Apotheke.

„Unsere Signorina ist schwer erkrankt, sie wünscht dringend mit Ihnen zu sprechen!“ sagte letzterer.

Paolo folgte schweigend dem Führer die Straßen entlang. Mit schlechtem Gewissen betrat er das Haus, welches er so lange gemieden hatte. Dasselbe im Vorplatz begegnete ihm die weinende Mutter.

„Angela stirbt!“ rief sie und eilte jammernd an Paolo vorüber.

Der Apotheker selbst, nicht mehr der heitere, auf seine Gesundheit pochende Mann, sondern der gebeugte Vater öffnete ihm die Thür des Krankenzimmers.

Ein alter Kapuziner mit eisgrauem Barte erhob sich von der Seite des Bettes, an welches nun Paolo trat.

„Dank, daß du gekommen bist! Mein letzter Wunsch ist erfüllt!“ stammelte das Mädchen. „Ich sterbe gern; ich kannte doch keine Freude mehr, seit es aus war zwischen uns! Lange Zeit zürnte ich dir, aber nun ist es damit vorbei! Die alte Liebe ist wieder eingekehrt. Ich mußte dich noch einmal sehen, dir vor meinem Ende sagen, daß ich dir verziehen und Glück wünsche! Glück zu deiner vornehmen schönen Braut aus Venedig, welche dich freilich niemals so lieben wird wie die arme Angela —“ schloß sie schluchzend und fiel matt auf die Kissen zurück.

Es war wol der schwerste Verzicht und nur im Angesicht des Todes möglich, dem selbst freiwillig zu entsagen, was ihr längst verloren gewesen. Pater Anselmo hatte es im Namen der Religion von dem Mädchen gefordert.

Paolo fühlte sich ergriffen. Angela erinnerte an eine Liebe in Venedig, die ihm doch keineswegs gewiß war. Er sah sich seltsam in der Irre wandeln. Es schien mit einem male die harte Schale weltlicher Berechnung gesprengt. Er drückte ihre Hand an seine Lippen und sagte: „Werde nur gesund!“

„Damit ist es nun für immer vorbei!“ entgegnete sie wieder fest.

Paolo sah noch eine Weile, Angela's Hand in der seinigen. Mählich erschütterten Krämpfe den Körper des Mädchens, der Vater winkte dem jungen Manne, das Zimmer zu verlassen.

Im Vorplatz trat Paolo auf einen eilig laufenden Mann. Er erkannte Conte Renea's Bedienten.

„Was machst du hier, Pietro?“ fragte der Arzneit.

„Verzeihung! Ich habe es eilig! Diese Medicamente, welche hier auf dem Zettel verzeichnet stehen, muß ich sogleich auf die Post tragen! Der Herr Graf will unverzüglich abreisen!“

Damit eilte der Bediente fort.

Fernando ging nach der Post. Herr Gardner im Hofe sein Schwager Conte Renea und der Advocat Carabelli vor einem Reisewagen, einer kleinen Chaise, und zwei angeschirrten Pferden. Die beiden Herren befanden sich in lebhaftem Streit. Die Furcht vor der Cholera machte den höflichen Carabelli grob. Er sei eine Viertelstunde früher gekommen, ihm gebührten die Pferde von Rechts wegen; es sei himmelschreiend, wie man die Zeit verliere! schrie er —

Im nämlichen Augenblick erschien Conte Renea's athemloser Diener mit den Medicamenten unter dem Thorbogen. Sein Herr raffte sich zum letzten Versuch auf; dieser Anblick trieb ihn zur Eile.

„Lieber Carabelli, Herzensfreund“, sagte Graf Renea, „wir wünschen beide das verwünschte Nest baldmöglichst im Rücken zu haben! Nun gut, mein Wagen ist der bequemere. Anstatt uns mit unnützem Streiten aufzuhalten, steigen wir zusammen ein und benutzen die Postpferde gemeinschaftlich.“

Der Vorschlag war vernünftig. Zehn Minuten später rasselten die wieder Versöhnten über das Straßenpflaster.

Paolo hatte vergeblich versucht, die Aufmerksamkeit seines Schwagers auf sich zu ziehen; er erhielt nur ein paar brummische Antworten.

Was sollte aus Frau und Kind werden? Ließ diese Conte Renea zurück? Davon wollte sich Fernando sogleich überzeugen.

Er traf Elena weinend am Bettchen der kleinen Marietta.

„Wie kommt es, daß dein Mann fortgeht ohne dich?“ fragte Paolo.

„Weil er niemals ein Herz gehabt hat für die Bäuerin“, erwiderte die junge Frau. „Als ich ihn bat, uns mitzunehmen, meinte er, ein kleines

Kind und ein krankes Weib seine schlechte Laune geduldeten, sie hielten ihn nur auf."

Glena war wieder in der Hoffnung. „Meinst du, daß ich sterben werde?" fragte Glena unter Thränen mit den bei Frauen in ihrem Zustande nicht seltenen Todesahnungen. „Was liegt mir denn am Leben, aber wer sorgt dann für die armen Kinder?"

„Beruhige dich! Durch Aufregung schadest du nur deiner Gesundheit. Sollte, was ich weiter plante noch hoffe, dem treuen Manne nicht gelingen, so bin ich der Kleinere Peter!"

Lange noch lag die junge Frau schluchzend in den Armen ihres Gatten. Endlich beruhigt durch seine verständigen Worten, begab sie sich zu Bett.

In Paolo's Wohnung erwartete ihn Peter Sabellino.

„Angela hat ausgeschwatzt", sagte der Mönch. „Eine Stadt scheint für Ihnen zu Klein."

Der junge Mann war nur scheinbar ruhig, aber zu aufgeregt um zu schlafen. Er warf sich auf sein Lager, zog die Lampe näher heran und öffnete das Buch, den ihm Peter Sabellino übergeben. Thomas a Kempis war es. In seiner gegenwärtigen Stimmung zog ihn der Geist des Buches an; die Passivität, der Quietismus, den es lehrt, wirkten auf ihn wohlthuend. Unsere Zeit strebt nach außen; die ungeheuern Kräfte zur Expansion und Generalisation, welche sie entwickelt, machen dem Geheim- und Particularwesen ein Ende. Dennoch flüchtet zuweilen unsere Zeit wieder in die dunkeln Höhlen der Mystik, als in ihrem schroffen Gegensatz.

Paolo Fornaseri war ein Sohn seines Jahrhunderts. Schwache Gemüther sind diesen heftigen Schwankungen und Uebergängen am meisten ausgesetzt, sie taumeln von einem Extrem zum andern. Fast dämmerte der Morgen, als die Imitation Christi der willenlosen Hand entfiel und sich die Augenlider schlossen. Paolo war unglücklich über den mangelnden Halt seines Innern. Was war ihm die Barmin! Und doch — er ahnte es — sie trieb ihr Spiel mit ihm —

Auf dem Amte traf Paolo die Nachricht von der zu früh erfolgten Entbindung seiner Schwester. Er bat um Urlaub. Wenn ein Mensch dem gewohnten Kreise seiner Thätigkeit den Rücken wendet, ist er an und für sich schon allen Eindrücken leichter zugänglich. Paolo wachte 24 Stunden bei Glena und während der langen Nacht las er in seinem Buche. Gegen Morgen verschied Glena ruhig. Das Kind war todt zur Welt gekommen.

Vor der tiefer niedergebeugte Paolo hat der Lebenden zugleich Verzeihung, der Mutter ein Vater zu sein.

Er nahm die kleine Marianna auf den Arm und trug sie nach seiner Wohnung. Es wunderte ihn die Mädchen, wie ein junger Mann so gut mit einem Kinde umzugehen verstehe. Aber das kleine Wesen hätte ihm noch fremder sein müssen, es suchte die Brustwarze nach ihm aus, schrie es nur nicht. Nach einigen Tagen wurde Marianna krank, anderen Abends sie sich an den Ofen, es konnte sie nicht wärmen. Nicht lief es an seinem Busen mit Thomas a Kempis in der Hand, ohne Paolo selbst seine Hoffnung, die Zeichen der herannahenden Krankheit wahrzunehmen. Und als endlich das sonderbarste Krankheitsgefühl gekommen war, da trieb es den jungen Mann hinaus ins Freie. Er hatte das Leben sich nicht so einförmig gedacht. Drei Leichen vor seinen Augen —! Er steckte den Thomas a Kempis in die Tasche. Wie lebendig hatten ihm die letzten Tage die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge gepredigt! Warum bauen die Menschen immer wieder ihre Kartenhäuslein? Warum nützen sie die Lehrmeisterin Vergänglichkeit mit so viel schwachem Rohr? Das sechste Capitel des Thomas a Kempis hat recht — wenigstens dachte Paolo so, während er mit gesenktem Blick die Straßen durchwanderte.

Die munteren Töne eines Posthorns weckten den in seinem Gemüth kranken Mann aus tiefem Sinnen.

Aus dem Fenster des Reisewagens, der nun rasch heranfuhr, neigte sich ein Frauenkopf. Beatrice nickte dem Ueberraschten freundlich zu und deutete auf das deren sichtbare Haus des Conte Tonin Negri.

Eine große Reaction ging in Paolo vor. Die Kälte war von einer Frau gänzlich aus dem Felde geschlagen. Wie, wenn die Schicksalsschläge eben nur den unnützen Tand aus seiner Seele genommen! Wenn sie ihn ernster, besser gemacht, aber nicht gebrochen hätten! Es war auch davon nichts bemerkbar an dem Manne, der so eilig die Treppe des Negri'schen Hauses hinaufstürmte.

Beatrice ordnete eben die Polster im Rücken des Herzogs, der sich auf den großen Divan im Salon ausgestreckt. Graf Negri bemühte sich ebenfalls in freundlicher Geschäftigkeit um den geehrten Gast und Conte Tonin wiederholte zum dritten male, wie sehr es ihn freue, Monsignore bei sich im Hause zu bewillkommnen.

Den Herzog hatte Paolo nicht im Wagen gesehen —

Baronesse Gonzini reichte Paolo unbefangen die Hand.

„Wir kommen als Cholerasüchtlinge in euere Heimsuchung!“ sagte sie.

„Hierher?“ erwiderte Paolo dumpf. Ihre Worte hatten die aus seiner Erinnerung verdrängten traurigen Fälle ihm wieder ins Gedächtniß zurückgerufen. „Im Verlauf einer Woche verlor ich Angela, meine Schwester und deren Kind — —“

„Angela — Elena — auch Marietta?“ sagte die gutmüthige Gräfin Negri und wischte eine Thräne der Theilnahme aus dem Auge. „Es war sehr schlecht von Deiner Seele, Weib und Kind zu verlassen — —“

Paolo schaute auf Beatrice. Welchen Trost, welches Liebeswort hatte sie für ihn bereit?

Baronesse Gonzini zeigte sich aber den Großcomthur und führte ein paar Worte mit ihm.

Dann richtete sie sich in die Höhe und rief: „Schnell, Conte Tonin, befehlen Sie frische Pferde —“

„Ich fühle mich ziemlich wohl, Beatrice! Beruhigen Sie sich! Nur etwas Kopfweh und Mattigkeit blieb mir zurück! Ihre liebende Sorgfalt wachte gleich einem Engel über mir!“

Der Herzog drückte zärtlich die Hand der Dame.

Conte Tonin war hinausgegangen, um den Befehl wegen der Pferde zu ertheilen, seine Frau, um Stärkungen herbeizuschaffen.

Niemand beachtete Paolo.

Thomas a Kempis hat recht: Fliehe die Söhne der Menschen! Bei ihnen ist kein Heil! dachte der junge Mann. Er sah, die Verbindung mit dem Herzog war eine so nahe, wie er nie geglaubt hatte — —

„Leben Sie wohl, Baroneffa!“ sagte er dumpf und berührte diesmal die Hand nicht mehr, welche sie zum Abschied bot.

Hierauf ging er müde, gebrochen zum Thore hinaus. Am Tagliamento hin nahm er zufällig den Weg, die klaren Fluten lockten Paolo nicht, sich hineinzustürzen. Trug er doch ein Buch bei sich, das den moralischen Selbstmord lehrt, nicht den physischen.

Ueppig grünte und blühte die Natur im gesegneten Lande. Ein herrlicher Baumschlag umgab das Ufer des Flusses, die schöngeformten Gebirgszüge umrahmten das Thal; für dies Alles besaß Paolo kein Auge mehr.

An einem stillen Platze lieh er sich nieder und zog sein Buch aus der Tasche.

Spät abends kehrte er heim, schrieb noch eine Weile, dann erlosch das Licht in seiner Stube.

Von da war er plötzlich in Spielberge verschwunden.

XI.

Unsere Flüchtlinge erreichten glücklich ein gesegnetes Gebirgsthal.

Sie lebten dort sich selbst und ihrer Liebe.

Längst schon war die Cholera vorüber, ohne daß sie sich entschließen konnten, die ihnen theuere Stätte zu verlassen, welche so viel wolkenlose Tage gesehen. Briefe trafen ein aus Rom, in dringender Angelegenheit den Herzog dorthin berufend. Es war ein bitteres Erwachen aus wonnigem Traum. So mußte denn geschieden werden. Die kluge Frau faßte sich zuerst. Sie ertheilte die nöthigen Befehle zur Abreise.

„Unsere Herzen sind und bleiben vereint! Unsere Freundschaft hat jede Probe bestanden! Sie, Beatrice, sind der Magnet, der mir unerklärlicher Sympathie mich immer wieder anzieht! Sobald ich kann, kehre ich zurück. Einstweilen behüte Sie Gott!“

Das sagte der Herzog. Zum letzten male zog Alessandro Beatrice an seine Brust.

So schnell ihm sein leichtes Hinken erlaubte, eilte der Großcomthur über die Treppe hinab und stieg in seinen Reisewagen. Wie überwältigt sank er in die Ecke.

Auch Beatricens Festigkeit brach zusammen, sobald er fort war. Thränen kamen in Strömen — —

Zu gleicher Zeit sagte eines Mittags die Gräfin Tonin Negri zu ihrem Mann:

„Die Baronin kommt wieder zu uns — aber ich meine, sie muß heirathen.“

„In der That, du hast recht!“ erwiderte Negri, wie gewöhnlich auf die Idee seiner Frau eingehend. „Da haben wir Conte Renea, den Witwer, und den Architekten Cavedallis. Der erstere ist von Adel, aber der letztere reicher. Welchen von beiden meinst du, Chechina?“

„Nun, die Wahl müssen wir doch Beatrice überlassen! Ich werde sie vorbereiten! Nachher ist es an dir, die nöthigen Schritte zu thun.“

Gräfin Negri empfing acht Tage später ihre Cousine. Die Cholera war vorüber und die Baronin saß im Reisewagen — schon Papierzigarren rauchend. Die Situation sah keineswegs mehr verzweifelt aus — —

Nach den ersten Begrüßungen und Einrichtungen fragte die Gräfin Negri:

„Kommt der Herzog wieder? — —"

„Ja", fiel der Graf ein, „apropos, Cousine, dann muß er dich verheirathet haben —"

Baronin Gemini blickte die Sprecher verwundert und fragend an.

„Sieh', Beatrice, ich will deinen Freund durchaus nicht herabsetzen!" sagte die Gräfin ruhig. „Der Herzog ist ein guter und liebenswürdiger Mann, indessen hat er die etwas genommen, was außer seiner Macht steht, die wiedergeben, seinen Ruf. Die gesellschaftliche Stellung einer Frau schadet ihr immer gerade in den Augen derjenigen am meisten, der eigentlich der Nachsichtige sein soll. Das hat seinen guten Grund. Neben der Befriedigung ihres Herzens, welche die Männer bei uns suchen, möchten sie auch noch Ehre an uns sein können. Wehe der Frau, auf die ein Mann mißbilligend herabblickt! Soll Borgia zum Thier sein Freund bleiben?"

„Nein, das soll er nicht!" rief Beatrice lebhaft und ging auf und ab.

„Nun beruhige dich! Es war eine Unklugheit von dir, mit ihm abzureisen und monatelang im Auslande zu leben! Aber eine anständige Heirath deckt die Sache. Komm', den Kaffee mit uns im Salon zu nehmen!"

Die Gruppe um den Kamin hatte etwas Behagliches. Wie sie zusammensaßen, Kaffee tranken und Papiros rauchten. Der Hausherr schilderte die Verhältnisse seiner beiden Candidaten, die von Person der Baronesse bekannt waren. Es handelte sich um einen — Deckmantel der Liebe zum Herzog.

„Wo ist Fornaseri hingekommen?" fragte die Baronin nach einer Weile des Nachdenkens —

„Seit der Cholerazeit ist er verschwunden!" sagte Conte Tonin. „Er soll damals um seine Entlassung aus dem Staatsdienst gebeten haben. Weiter weiß niemand etwas von ihm. Also zur Sache! Conte Renea oder Cavedallis?"

Beatrice zuckte zusammen bei dem Gedanken an diese Freier. Aber sie war eine vernünftige Frau und ihre Cousine hatte sie von der Nothwendigkeit des Schrittes überzeugt. Nur zu den engen Schranken eines Provinzlebens konnte sie sich nicht entschließen.

„Wenn es einer der beiden sein soll, so wähle ich Conte Renea unter der Bedingung, daß er nach Venedig zieht", antwortete sie.

„Es wird gleichgültig für ihn sein, ob er hier oder dort schläft!" bemerkte Gräfin Negri und gab ihrem Manne einen bedeutungsvollen Wink.

Die Frauen blieben allein. Sie schwiegen längere Zeit, in Gedanken mit der im Werke stehenden Angelegenheit beschäftigt. Endlich unterbrach Beatrice die Stille mit der Frage: Ob der total'e Conte Renea heute noch käme?

„Ich denke wohl, Tonin bringt ihn mit!" erwiderte lächelnd die Hausfrau.

Baronesse Gemini verließ das Gemach.

Sie wird doch nicht wie ein kindisches Mädchen davonlaufen und sich vor dem ungeliebten Bräutigam verstecken, dachte die verlobte Cousine.

Aber dieser Verdacht erwies sich als vollkommen ungegründet. Beatrice kehrte in schwerer Seidenrobe zurück. In ihrer „Verstörtheit" hatte sie verschmäht, sich umzukleiden. Heute wurde zum ersten male der Reifenrock gegen ein elegantes Kleid vertauscht! Der Kokette fehlte alle Zweifel, welche Gewicht Negri in Bezug auf die Stimmung ihrer Cousine etwa legen mochte. Eine Frau, die gefallen will, ist bereits halb gewonnen.

Bald darauf erschienen die Herren.

Conte Renea humpelte zwar mehr als sonst, zeigte sich aber ungewöhnlich gesprächig. Er fragte viel nach seinen venetianischen Bekannten. Zuweilen warf er aus seinen Schildkrötenaugen einen Blick auf die ihm bestimmte Braut.

Sie gefiel ihm. Er unterhielt sich so gut, daß er die Stunde seines täglichen Kaffeehausbesuche vollständig vergaß. Spät schickte er sich endlich zum Gehen an. Beim Scheiden lud er noch die Herrschaften auf den folgenden Tag zu Tisch.

Conte Tonin begleitete seinen Vetter. Die beiden Herren waren in den hintern Verschlag des Kaffeehauses, aber diesmal fand Conte Renea keine Zeit, über den Journalen zu schlafen. Es galt, sich zusammenzunehmen. In Geschäften war der alte Mann scharf. Conte Tonin vertrat getreulich Beatricens Interessen, der glückliche Bräutigam vertheidigte jeden Fuß breit Boden. Zuletzt kam dennoch Einigung zu Stande; der eine hatte so viel wie möglich erlangt, der andere so wenig als thunlich gegeben. Der ältere der Vettern berichtete zu Hause den Damen noch über den Erfolg seiner Negociationen und erhielt verdientes Lob.

Der geschäftige Mann trieb am folgenden Tage so zur Eile, daß die Drei den Schloßhügel vor der bestimmten Stunde hinanstiegen.

Beatrice betrachtete Conte Renea's stattlichen Anzug mit ganz andern Augen wie früher. Jetzt,

da sie ihre Hausfrau sein sollte! Mußte doch die Aussicht an seinem Herzen und schönem Land ein Herz erfüllen, dem höhere, edlere Befriedigung versagt war.

„Siehst du, es macht sich ganz gut!“ sagte die praktische Baronin, „den Winter bringt ihr in Venedig zu, den Herbst im Friaul, und sollte Conte Aeneas zuweilen etwas länger auf seinen Gütern weilen, so wird da seine Gesellschaft nicht allzu sehr vermißt!“

Die Frauen gingen plaudernd und beschauend durch die Gemächer und es wurde ihnen die Zeit nicht lang, welche Conte Aeneas auf das einigermaßen unerklärbare Geschäft der Auskleidung seiner Person verwandte. Vom Balkon seiner guten Gemächer zu sehen, lustigen Sonne mit der Aussicht über den Lagunensee, welche neben den Abendfarben des Nachthimmels auch Meisterwerke der Venetianischen Schule enthielt, hatte der Hausherr seine Gäste zur Tafel. Nun, da die peinlichen Geschäfte abgethan, gingen sie sich galant. Conte Aeneas gute Laune steigerte sich während des Mahls bis zur Heiterkeit. Die Gesellschaft gefiel ihm, obgleich Gäste schöner gewesen. Der reiche Silberaufsatz der Tafel, der solide Wohlstand des Hauses verfehlten ihren Einfluß auf Beatricens Stimmung nicht. Die Person des Bräutigams trat in den Hintergrund, verdrängt durch die angenehmen Nebendinge. Die Lust am Besitz ist die letzte, welche in der Menschenbrust erstirbt. Wo zwei das Gleiche wollen, erfolgt leicht Einigung. Beim Dessert trank man die Gesundheit des Brautpaars.

Baronesse Gonzini schrieb nach Venedig, um ihren Palazzo für die veränderten Umstände einrichten zu lassen. Conte Aeneas trieb mit aller Ungeduld eines Verliebten und auch Beatrice beschleunigte die Vorbereitungen — um sich zu binden, einen Rückgang unmöglich zu machen; denn häufig, wenn ihr Bräutigam sich bei ihr befand und sie mit ihm beschäftigt wähnte, tauchten in ihr — Erinnerungen auf. Sogar — wir sagen sogar, an — den armen, komischen Adjuncten — —!

An einem frostigen Decembertage langten die Neuvermählten in Venedig an. Conte Aeneas vermißte einen Reisesack. Darüber folgte eine heftige Discussion mit seinem Bedienten, dem er die Schuld des Verlustes beimaß. Dieser dagegen behauptete, der Signore Conte hätte den Reisesack unter eigener Aufsicht behalten und mit sich in den Waggon der ersten Klasse genommen. Eigentlich war nicht abzusehen, wann und wie die Geschichte enden sollte, denn der Waggon wurde immer wieder von neuem vergeblich durchsucht und beide Theile blieben fest auf ihrer Meinung.

Beatrice unterhielt sich einstweilen damit, die aussteigenden Passagiere zu betrachten.

Bereits waren die meisten Wagen geleert, als langsam ein blinder, alter Mönch, auf einen Führer gestützt, den Gang herkam.

Es war ein melancholischer Anblick. Mit Theilnahme verweilten die Augen der Dame auf den leichen, ausdrucksvollen Zügen des Greises, beschattet und halb verborgen durch einen dichten, schneeweißen Bart.

Plötzlich schrak Beatrice heftig zusammen. Sie zitterte am ganzen Körper und auf ihren Lippen drängte sich der Ruf:

„Paolo!“

Mächtig ergriff es sie, den jungen Mann unter so veränderten Umständen wiederzusehen.

Der blinde Mönch hob seinen Kopf. Die blauen Augen richten sich auf den Baum, der eine so große Rolle in seinem Leben gespielt.

Dann hob er das Haupt wie nach Luft und stammelte:

„Zu spät!“

„Zu spät, Vater!“ erwiderte er auch dem Blinden, der, seines Führers starke Aufregung bemerkend, darum eine Frage an ihn gerichtet hatte.

Die Mönche verschwanden in den Windungen des Holzganges, der zur Vorhalle des Bahnhofs führt.

Beatrice hörte immer noch das schwermüthige „Zu spät —“

Wirklich traten Thränen in ihre Augen.

Conte Aeneas gab nun sein vergebliches Suchen nach dem Nachtsack auf. Er entdeckte die Betrübniß seiner Frau und schrieb sie der Theilnahme an seinem Verlust zu. Daher ergriff er mit Zärtlichkeit ihre Hand und sagte: „Cara, tröste dich über den Reisesack! Nur mein Nachtzeug war darin eingepackt! Haha! Jene Zipfelmützen, die du nicht liebst! Cara, dir zu Gefallen will ich es versuchen, ohne dieselben zu schlafen!“

Beatrice warf einen traurigen Blick auf den Lebensgefährten. Und doch — Paolo Fornaferi zum Deckmantel ihres Verhältnisses zum Herzog von Bergio zu nehmen, hätte ihr jetzt unwürdig erscheinen müssen —

Sie gedachte der Worte, die sie einst über die schroffen Gegensätze in der Natur der Menschen gesprochen — Paolo war Mönch!

Schulz.

Sie ſollten aber, Herr Aſſeſſor, das nicht ſo darauf ankommen laſſen! Ein guter Name geht einem ſo leicht auf, wie einem Frauenzimmer ihr Schuhband. Man merkt's erſt, wenn Andere ſich d'rüber mokiren oder man ſelbſt d'rüber fällt. Den Aſſeſſor Wolf, kann ich ſonſt wohl ſagen, mag ich wohl leiden; aber manchmal macht dieſer Mann Augen, als wollt' er die ganze Menſchheit in ſeinem Tintenfaß erſäufen. Er hat — heute — recht — anzüglich über Sie, Herr von Jordan —

Heinrich.

Dem Urtheil der Menſchen kann Niemand entgehen, lieber Schulz.

Schulz.

Nu, 's iſt *meine* Sache *nicht*! Aber ich ſage nur blos, ich habe heute bei dem Laufen und Rennen in der Regiſtratur eine wahre Todesangſt ausgeſtanden. Es fehlten wichtige Aktenſtücke, manche Unterſchriften ſind nicht richtig; die Pupillengelder —

Heinrich

(halb ärgerlich einfallend).

Man ſoll nur genauer nachſehen. Es wird Alles in der gehörigen Ordnung ſein.

Schulz.

Geb' es Gott! Na, gute Nacht, Herr Aſſeſſor. Ihr Herr Schwiegervater iſt ja angekommen?

für ſie war der Advent von Spielmeyer ein Spottlied geweſen —

Der junge Mensch begrub ſich in ſein Kiſſen — — Aſchermittwoch nach dem Carneval!

Reiſen durch Schottland und Irland.

Aehnlich wie jenſeit der weiten und langen der meiſterem europäiſchen Cultur gewonnenen lombardiſchen Ebenen ſich das eigentliche Italien mit ſeinen Bergen, ſeinen Seen, ſeinen Thälern und im Süden Sicilien als das von den Reiſenden geſuchte Paradies der Natur, der Kunſt — und leider auch der Mühſeligkeit und des Schmutzes darſtellt, ſo beginnt auch der romaniſche Boden Großbritanniens jenſeit des Tweed und der Gränze des St.-Georgscanals.

Zwei deutſche Reiſende, beide mit dem Auge des Dichters, Theodor Fontane und Julius Rodenberg, haben vor kurzem dieſe Stätten beſucht, über welche Reiſeeindrücke liegen uns vor.

Der Boden Schottlands iſt poetiſch geweiht, durch Geſchichte und Poeſie. Nicht nur der hochländiſche Nebel ſchwärmeriſcher und in beſſern Fälle aus der Sage des Volks entſtandener Romantik webt um ſeine Bergſpitzen, über ſeine Seen hin, hier hat die Geſchichte ſelbſt einen poetiſchen Hauch gewonnen, nicht einmal dem ſteifen akademiſchen Robertſon iſt es gelungen, dieſen Duft von den Abenteuern der Marie Stuart zu verwiſchen; Holyrood, der Wald von Dunſinan, das Schlachtfeld von Culloden ſind Namen, die nie vergeſſen werden können; doppelt mächtig ergreift den, der dieſe Stätten betritt, die Erinnerung der hier geſchehenen Begebenheiten. Wenn bei alledem Schottland dem Reiſenden im ganzen doch ein anderes Bild darbietet als das eines wüſten Gartens der Romantik, wenn er auf den Plätzen ſeiner Städte oft Gedenkſteinen und Bildſäulen von Männern begegnet, die er kaum gekannt hat, und vergebens nach den Statuen etwa der Hamiltons, der Douglas und Stuarts ſich umſchaut, ſo iſt dieſer Umſchwung erſt durch die Reformation, dann durch die ſtaatliche Vereinigung mit England hervorgebracht worden. Ein rauhes, kriegeriſches und händelſüchtiges Volk iſt durch dieſe Ereigniſſe dauernd für die Künſte des Friedens gewonnen, höher hat es die Errungenſchaften ſeiner beſten Männer in den Wiſſenſchaften als die blutigen Thaten ſeiner romantiſchen Periode ſchätzen gelernt. Auf beſſern Schlachtfeldern als auf den Heiden um Falkirk und Stirling umher, wo halbwilde Clans miteinander ſich rauften, bei Waterloo, Inkerman und zuletzt noch bei Lucknow haben die hochländiſchen Regimenter ihren Muth und ihren Ruhm bewährt. Die Vereinigung Englands und Schottlands iſt der Segen des letztern Landes geworden; indem eine ſtarke Hand die Fehden der einzelnen Familien unterdrückte, den beſtändigen Plünderungszügen der nördlich in den Hochgebirgen lebenden Clans in das angebaute und zum Theil reiche Vaterland wachſenden Einhalt gebot, verwebte ſich mit der ſiegenden Sicherheit der Wohlſtand, die Luſt zur Arbeit, die reichbegabte Thätigkeit der Menſchen. Von Natur iſt der Schotte ſparſam, beinahe geizig, ſchlau, vorſichtig; auf Fabler und andere Gebiete iſt er Stütze wie Pfleger von Edinburgh geſchaffen, die in Bildung, Freiheit und Reichthum jetzt, nach Macaulay's Vergleich, gerade ſo weit über Florenz emporragen als dieſes einſt vor drei Jahrhunderten über die elenden Häuſer von Canongate. Wenn der Schotte darum mit Recht ſtolz bei der Gegenwart und der nächſten Vergangenheit verweilt und höchſtens in geringſchätzender Ueberlegung gegen den Engländer dem Fremden gern die Seiten zeigt, wo noch jetzt Kilt Stauer mit den Hochländern „die Rothrocke" ſchlug, ſo verweilt der Fremde, angezogen von der Romantik, der landſchaftlichen Schönheit dieſer Thäler und Seen, viel freudiger in den alten Erinnerungen, an Orten, welche Shakſpeare, Walter Scott und das Volkslied in einem Eigenthum der ganzen gebildeten Welt gemacht haben. Seit Macbeth gehört uns allen das Heidemoor, am Meerbuſen des Moray entlang, auf dem die Hexen dem heimkehrenden Feldherrn ihr dreimaliges Heil zuriefen; wer von uns hätte nie im Geiſte in jenem kleinen Gemach von Holyrood geſtanden, wo David Rizzio ſeinen letzten Abend verbrachte?

Ein gewandter Erzähler dieſer Dinge, von alten Spukgeſchichten Edinburghs, von Leiden und Thaten der Douglas iſt Theodor Fontane in ſeinem Buche: „Jenſeit des Tweed. Bilder und Briefe aus Schottland" (Berlin, Springer, 1860). In dem Verfaſſer überwog das hiſtoriſche Intereſſe die Theilnahme, die er dem gegenwärtigen Zuſtande des Landes, ſelbſt der Natur deſſelben darbrachte. Seine Darſtellung bewahrt darum die Ruhe und Gemeſſenheit ſeines ausſchließlichen Geiſtes; nicht mit Menſchen, mit Erinnerungen bevölkert er die Landſchaften, die er durchreiſt. Einzelnes in dieſen Bildern, die Schilderung der Highlanders in Edinburgh, die Gegend um Inverneß, die Höhle von Staffa, iſt in kleinen Rahmen,

mit seinen und seiner Sprache wohlgelungen — aber alles nur mit dem Pinsel angedeutet, nicht in Farben gemalt. Dieser, solcher und was anheimelnder erzählt er alte Geschichten, vergessene Traditionen; die Vorgänge vor der Schlacht bei Flodden, wo Jakob IV. 1513 fiel, die Ehrenwache des letzten Hochlands-Häuptlings ergreifen und mit lebendiger Anschaulichkeit.

In nun vergangenen Zeiten, sagt man, gab es einen Birnbaum, der über das Meer von Schottland nach Irland führte. Damals waren noch gute Tage für das immergrüne, von Sachsenmen und weißen Lorbeerblumen bedeckte Erin, die Insel der Heiligen, wie es im Beginn des Mittelalters, ehe auch der Bischof von Rom der Herr der Christenheit geworden, seiner Klöster, seiner Pilger wegen hieß; von Irland ist der Schweiz und dem südlichen Frankreich „die frohe Botschaft" gekommen — Tage, die, wie jedes goldenen Zeitalter, mehr in den Visionen des Volks, in den Erzählungen einiger bis in das Mittelalter abenteuernden Seefahrer als in der Wirklichkeit lebten und die damit endeten, daß normannische Barone von England her die Küsten des „grünen", des „harfenspielumklungenen" Erin betraten. Sie fanden die Bewohner in verschiedene Clans getheilt, unter Häuptlingen, die in ewigen Feindschaften und Fehden sich gegenseitig vernichteten, wenig besser und gebildeter als die Indianerhorden Amerikas. Von dieser Zeit, 1154, an begann der Kampf der Gelten und der Sachsen. Irland wurde eine eroberte Provinz Englands. Schon früh ist der unverwüstliche Gegensatz beider Rassen erkannt worden, der in Irland nicht, wie bei der Einwanderung der Franken in Gallien, durch eine beide Stämme überragende Macht, die römische Bildung, gemäßigt wurde. In dieser lateinischen Bildung sind Franken und Gallier ein Volk geworden, der Sachse aber war dem Iren gegenüber nicht nur der Herr des Schwerts, sondern auch des Worts; zuletzt trennten sich beide Völker in ihrem Glauben. Dem Eifer der sächsischen Puritaner antwortete die Schwärmerei der irischen Katholiken. Es kann kein Wunder nehmen, daß bei solchen Gegensätzen selbst der Dichter der Feenkönigin, Edmund Spenser, einige Zeit Proconsul in Irland, daran dachte, durch eine künstliche Hungersnoth die celtische Bevölkerung zu vernichten und Cromwell in seiner Soldatenweise ein heilsames, allgemeines Blutbad verhing. Diese Maßregeln auszuführen verbot sich von selbst; das irische Volk ist eines langsamen Todes gestorben und stirbt ihn täglich, die Unternehmenderen, Wagehalsigen wandern nach Amerika, nach Australien aus und bilden dort, was die Gelten immer gewesen, den Vortrab der germanischen Cultur; sie fechten für eine Sache, die im Grunde nicht die ihre ist; sie fallen unberühmt, kein Lied nennt ihre Namen; in der Heimat verkommen die Uebrigen. Was Macaulay von Derringtonia sagt, daß er eben nur ein Ritter, kein Held geworden, ist zugleich ein Urtheil über die ganze celtische Nation. Von ihr bleiben darum nur Sagen, Märchen — in einer Sprache, die das irische Volk längst nicht mehr zu lesen versteht, die schon seit lange von seiner Zunge mehr flieht; die höfischen Paukte der Insel sind den Sitten der Sachsen geweiht; hier stieg der erste Normanne ans Land, hier stand König Wilhelm vor der Schlacht an der Boyne — alles englische Errungenschaften, alles überwacht von dem Neidischen protestantischen Standarten. Irland ist eine melancholische Schönheit, es verschmäht sie noch das Gedicht und das Wesen der Insel und des Volks, bei die schönste Landschaft Grund, die Seen von Killarney im Südwesten, an deren Ufern sich die Villen der englischen Aristokratie erheben, meist in den Nebelschleier des Regens gehüllt ist. Für diese Natur hat sich ein Dichter gefunden, ein melancholischer, sinnender Dichter — Thomas Moore. Er that für Irland, was Walter Scott für Schottland gethan; beide erfaßten in glücklicher Weise den Grundton ihres Landes — Schottland ist epischer, Irland lyrischer Natur; dieses hat eine Geschichte, hat Helden, jenes Ritter, Riesen, Heilige und Mädchen, Legenden und Märchen. Am Strand des Atlantischen Oceans suchen seine Schiffer die „heilige Insel"; es ist selber eine Art Thule der Römer für den Fremden — mit seinen Myrtengebüschen ein Tanzplatz der Feen. Im schneidendsten Widerspruch stehen die Bewohner in ihrer kläglichen Armuth und Versunkenheit zu dem Zauber der Landschaft, wenn der Betrachter beides mit wägendem Verstande mißt, sobald er aber phantasievoll und romantisch gestimmt sich auf Augenblicke über die jämmerlichen Bedingungen unserer Sterblichkeit erhebt, verwandelt sich dieser Gegensatz in eine poetische Harmonie. Die nebelumschleierte Landschaft ist eigens für diese faulen, halbnackten, singenden, tanzenden und bettelnden Geschöpfe bestimmt; sie sind, da es keine historische gibt, ihre lebendige Staffage. Einem Humoristen öffnete sich hier ein Feld eigenthümlichster Schilderungen

und es ist wol diese Erkenntniß des fremden und eigenen Werths, die Julius Rodenberg seine „Pilgerfahrt durch Irland“ annehmen ließ. Sein Buch: „Die Insel der Heiligen“ (zwei Bände, Berlin, Janke, 1860), will uns mit der Insel, ihren Erinnerungen, ihrem Volksleben bekannt machen und zugleich, etwa in der sonnigen und gemüthvollen Weise Sterne's in der „Sentimentalen Reise“, für den Reisenden und seine Lesers empfänglich stimmen. Durch diese Gesichtung des Persönlichen gewinnt alles an Leben und Farbe, ein dramatischer Zug belebt die einzelnen Skizzen, hier und dort runden sich manche zur Novelle, zum Idyll ab. Die Schwierigkeit, die sich dieser Behandlung entgegenstellt, der Verbindung des rein erkenntnißmäßigen Theils, der nackten Thatsachen, geschichtlicher Ueberlieferungen mit den Stimmungen, den Gefühlen des Wanderers ist bis auf wenige Ruhepunkte, wo der Reiz der Erzählung jedes andere Interesse überwiegt, von dem Verfasser sämmtlich überwunden worden. Hier begegnet uns überall ein feines Verständniß landschaftlicher Schönheit, ein scharfes Erfassen des Volkscharakters in all seinen Eigenthümlichkeiten, eine glückliche Gabe, das Gesehene wieder lebend vor uns hinzustellen. Nicht zufällig war, auch innerlich begründet die Lektüre von Thomas Moore den Verfasser auf seiner Pilgerfahrt. Denn zwischen ihnen und seiner eigenen lyrischen Auffassung des Lebens besteht eine innige Wahlverwandtschaft. Darum hat ganz Buch einen darum hohen musikalischen Ton, halb aus Volksweisen, halb aus harmonischen Harmonien gemischt. So verweben sich das Land der Irländer mit der Vergangenheit, die „Thränen Irlands“ gleichen sich mit den Hoffnungen und Idealen aus — umgrünt aber schöner, heller und lebendiger als in dem irischen Idyll: „Die Seen von Killarney“, das wir für das Verlockendste und auch künstlerisch Vollendetste halten, was bisher Rodenberg gedichtet.

Karl Frenzel.

Anregungen.

Aus der Natur.

XI.

„Nichts ist wichtiger für die Schönheit des Lebens als das Auge.“

Wenn diesem Ausspruche Seneca's volle Gültigkeit zuerkannt werden muß, sofern Gestalt und Farbe der Dinge durch die Vermittelung des Auges unserm Geiste zugeführt werden, so wird auch sofort klar, daß der größere Antheil an der Bewahrheitung dieses Ausspruchs auf Rechnung der Farben zu setzen ist.

Was wäre die Natur für uns ohne die Farben? Was würden wir sagen, böte sich unsern Blicken plötzlich eine Landschaft dar, wie sie die Hand des Zeichners mit Blei oder Kreide schwarz und grau auf weißem Grunde hervorruft? Weißer Himmel mit grauen Wolken, weiße Blumen auf grauer Wiese, graue Blätter an grauen Bäumen — weiß und grau und schwarz alles eingehüllt! Gewiß, wir würden urtheilen, daß alles Leben aus der Natur gewichen, daß ihre Seele entflohen sei. Die Natur begnügte sich nicht mit dem eintönigen Uebergang vom Licht zur Finsterniß durch das düstere Grau hindurch, sie erbaute vielmehr die reizende Brücke der Farben.

Zunächst und zuerst nimmt unser Auge an den Dingen den Eindruck der Farben auf; dann erst wird das Interesse für die Form in uns rege. Kinder und Ungebildete erfreuen sich an lebhaften, brennenden Farben; den Gebildeten erquickt und erhebt das liebliche Spiel der Farben, welches unter der Hand des Künstlers auf der Leinwand aufblüht, ein Zauberspiegel der Natur und des Lebens.

Roth, orange, gelb, grün, blau, violett — das sind die sechs Stufen, auf welchen wir vom weißen Licht zur schwarzen Nacht herabsteigen; oder, wie Schiller sie poetischer anschaut, sie sind die Töchter des Aetherpaars Tag und Nacht.

Was aber ist die Farbe? So bemerklich, so eindringlich sie uns von der Oberfläche der Körper her anspricht, ist sie nicht die unwesentlichste Eigenschaft der Körper? Wir werden in dem Begriff, den wir uns vom Blatt gebildet haben, nicht gestört werden, wenn dasselbe Blatt in grüner und in rother Farbe entgegenkommt, und wir würden denselben Gegenstand immer noch ein Blatt nennen, auch wenn er eine blaue Farbe besäße. Der ferne Wald mag, wie das zuweilen der Fall ist, indigoblau, der Himmel aber smaragdgrün erscheinen, unsere Begriffe von Wald und Himmel werden dadurch keine Aenderung erfahren. Diese Schwierigkeit machte von jeher den Philosophen viel zu schaffen und die Farbe zu einem so verdrießlichen Thema, daß ein älterer Schriftsteller sich veranlaßt fühlen konnte, zu sagen: „Hält man dem Stier ein rothes Tuch vor, so wird er wüthend; aber der Philosoph, wenn man überhaupt von Farbe redet, fängt an zu raisonniren.“

Die zunehmende Erfahrung auf dem Gebiet der Naturwissenschaft hat diese Schwierigkeit vielfach vermehrt. So zeigt sich ein und derselbe Stoff in verschiedenen Zuständen seiner Dichtigkeit häufig von verschiedener Farbe. Der gelbe Schwefel schmilzt

in der Hitze zu einer heftigen Explosion, welche bei einem gewissen Temperatur plötzlich kommt, bei geringerer Erhitzung erfolgt sie nicht, und gibt endlich in eine gelinde Hitze ab. Das grüne, metallglänzende Jod bleibt beim Erhitzen im Glase zurück. Bei manchen Salzen zeigt sich bei der Auflösung in Wasser eine gänzliche Änderung ihrer Farbe, aber auch eine chemische Veränderung hat stattgefunden hatte. So löst sich das Quecksilber, das von allen Salzen mit der schönsten Farbe ausgestattet ist, indem seine grünen, gelbschimmernden Krystalle an der Klingelbeutel bei Berührung eine der schönsten Rosen annimmt, im Wasser mit schöner Purpurfarbe auf. Man vermutet, daß sind derselbe Farbstoff ist, welchen die Alten aus der Purpurschnecke gewonnen haben.

Aber auch mehr: es bekannt ist nicht einmal der Anwendung des sogenannten Daguerreotypes, um einer Farbenveränderung zu erzielen. Das Gold zeigt als reines Salzen eine braune, veilchenblaue Farbe, das Silber eine schwarze. Der schwarze Farbstoff, womit unsere Photographien hergestellt sind, ist nichts anderes als Silber.

Es — gestattet erlaube, mit zwei Worten das Verfahren des Photographierens zu erklären.

Auf einer im dunkeln Raume einer Kapsel befindlichen, mit einem Überzuge von Jodsilber versehenen Glasplatte wird vermittelst eines erhabenen Glases ein umgekehrtes, verkleinertes Bild von dem abzubildenden Gegenstande entworfen.

Da nun das Jodsilber die Eigenschaft hat, sich im Licht allmählich durch Ausscheidung von Silber zu schwärzen, so wird auf der Glasplatte ein sogenanntes negatives Bild entstehen, d. h. ein Bild, in welchem alle ursprünglich hellen Stellen nach Maßgabe ihrer Helligkeit mehr oder weniger dunkel, die ursprünglich dunkeln aber, weil hier keine Zersetzung des Jodsilbers stattgefunden, hell erscheinen.

Dieses Bild würde freilich allmählich in eine gleichmäßig schwarze Fläche übergehen, wenn nicht zur rechten Zeit das noch unzersetzte Jodsilber durch chemische Mittel entfernt würde.

Vermittelst dieser so präparirten, das negative Bild enthaltenden Glasplatte kann man nun durch Auflegen auf mit Jodsilber präparirtes Papier im Licht ein Bild hervorrufen, welches nunmehr positiv ist, indem die Schattenstellen der Glasplatte die Einwirkung des Lichts auf das untergelegte Papier abhalten, während diese an den durchsichtigen Stellen nach Maßgabe der Durchsichtigkeit von statten geht.

Nachdem das Bild auf diese Weise die erwünschte Deutlichkeit erhalten hat, bedarf es nur noch der Entfernung des unzersetzten Jodsilbers auf die schon bei der Glasplatte angewandte Weise.

Doch wenden wir uns im Nächsten zurück auf die Farben.

Der Ursprung der Sitten.

Die ganze Weite des Abstandes zwischen Natur- und Kulturvölkern und wiederum innerhalb der letzteren zwischen den Völkern verschiedener Länder und Zeiten läßt sich an der Verschiedenheit der Sitten ermessen.

Wie verschieden sind nicht z. B. die Sitten in Bezug auf Ehe und Familie? Eine Bismarckrede über auch Darwinsche dürfte auf alter und neuer Zeit hat jüngst vom Rednerpult in seinem „Hochzeitsgeschichtlichen Vorträge über die geschlechtlichen Verhältnisse der Menschen" (Leipzig, A. L. Brockhaus, 1871) vorgelegt. Es sehr dann nicht an Curiositäten. Kein Kannibalismus z. B. dürfte heutzutage, wenn er nicht einem Zweck geübt. In Neuseeland, Fidschi, Tahiti gilt die Darbringung der Kindheit an gewissen Verhältnissen für eine religiöse Handlung. In der letzteren Stadt verschlingen nun die Mütter und Kinder die köstlichen mit dem Gatter auf, und für die Schlacht einfach. In Mexiko erschien es als ein Unglück, wenn ein Weib weniger als fünf Männer hatte. Die Inkaner heiratsten drei, vier bis zwanzig Weiber. Die Lapponier führten den Ehebruch drei Tage lang gefeiert in der Stadt umher und machten die Verwandten ehrlich. Tahiti verfuhr der Ehebrecherin, nachdem sie drei Tage lang umgeführt auf dem Markte gestanden hatte. Die Tahiten letzten den Ehebrecher und die Ehebrecherin auf einen Gel und führten sie eine gewisse bestimmte Zahl Tage öffentlich umher.

Woher die so große Verschiedenheit der Sitten? Welches ist überhaupt der Ursprung der Sitten?

Diese letztere Frage beantwortet Professor Dr. M. Lazarus in seiner Schrift: „Ueber den Ursprung der Sitten. Antrittsvorlesung, gehalten am 23. März 1860 in der Aula der Hochschule zu Bern" (Berlin, Dümmler, 1860).

Der Verfasser, ein Psycholog aus der Herbart'schen Schule, hat sich bereits durch sein „Leben der Seele" in zwei Bänden sowie durch seine in Gemeinschaft mit Dr. Steinthal herausgegebene „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" einen Namen erworben.

So verdienstvoll nun auch des Verfassers zuweilen zu sehr in Haarspaltungen übergehende Forschungen sind, die vorliegende Abhandlung über den Ursprung der Sitten erschöpft doch den Gegenstand keineswegs. Die Sitten sind ein so complicirtes Etwas, sie sind so sehr ein Ergebniß vieler zusammenwirkender Ursachen und Einflüsse, so sehr das Resultat organisch physischer, intellectueller und moralischer Begabung und Entwickelung, daß, wenn man nicht alle diese Ursachen und Einflüsse in Rechnung bringt, die Erklärung des Ursprungs der Sitten nur eine mangelhafte und lückenhafte bleibt.

Sehr wahr ist des Verfassers Bemerkung, daß die Sitten nicht, wie manche angenommen, eine Er-

[illegible] einzelnes greifen, über die Menge hervorragender Individuen, Heiligsprechen u. s. w. sein. Diese Bemerkungen schränken die Frage nach dem Ursprung der Sitten nur auf eine geringere Anzahl der Personen ein; „denn wir wissen damit eben noch nicht, wie diese Sittenerfinder darauf gekommen oder wie sie es angefangen haben, die Sitten zu gründen". Die Kenntniss der Sittenentstehung ist auch, sowie die der Religionsentstehung, längst als eine unfruchtbare erkannt und verworfen, sie war ein Produkt der dem höheren Sinnen verschlossenen Aufklärungsperiode, wie durch Rousseau's „Contrat social" gekennzeichnet. Der Verfasser bemerkt mit Recht, dass Verletzung oder das Zeichen des Verfalls der Sitten oft ist und Gegenstand [illegible] werden, dürften uns bestätigen.

Richtig ist auch der Verfasser Bemerkung der Neuheit, dass die Sitten der Barbaren, der Wilden und sogenannten „Wilden Völker", roher, grausamer, sinnlicher gewesen seien. Der Verfasser nennt es einen „sogenannten Irrthum", dass die Menschen ursprünglich vollkommen gewesen seien. Aufsteigende Entwicklung liege im Laufe und Zweck der Menschheit. Auch gibt der Verfasser zu, dass die sittenschänderischen Zeiten Jahrhunderte [illegible] nachfolgten.

Was nun den eigentlichen Ursprung der Sitten betrifft, so leitet der Verfasser dieselben aus dem sittlichen Gefühl ab und als die Grundform des sittlichen Gefühls bezeichnet er die Billigung und den Tadel. Es wohne dem Menschen von Hause aus die Fähigkeit und Nöthigung bei, alle eigenen oder fremden Handlungen, begleitet von einem Gefühl der Zustimmung oder Abneigung, wahrzunehmen. Diese Gefühle werden zu Antrieben von Handlungen. Der Mensch der Urzeit nimmt z. B. wahr, dass er nackt sei; diese Wahrnehmung ist von einem Gefühl der Missbilligung begleitet, welches wir heute als Schamgefühl bezeichnen. Seine Blöße bedecken, ist von Stund' an für ihn Sitte, denn das Gefühl geht in Handlung über und in der Handlung erst erprobt und begreift der Mensch sein Gefühl. Aehnlich ist es bei andern Gegnissen. Als man vor dem Greise aufstand, zunächst vielleicht, um ihm Platz zu machen, dann aber auch, wenn eine Stelle für ihn leer war, da hatte man das Gefühl der Pietät; aber nur im Aufstehen kam dieses Gefühl zum Bewusstsein und darum hatte man in der Sprache, also auch im Denken keinen andern Ausdruck für dieses Gefühl als: „Vor dem Greise selbst zu aufstehen".

Aus dem sittlichen Gefühl folgt die That, aus der That das Bewusstsein.

Wie wird nun aber der Erfolg eines ursprünglichen Gefühls und die daraus hervorgehende Handlung zur Sitte?

Hierauf antwortet Lazarus, auf das Leben des Menschen in der Gesellschaft von Gleichgesinnten hinweisend. Wie der eine seine That versteht, so verstehen sie alle Genossen, auch wenn sie nicht eben das Gleiche gethan haben: denn alle fühlen durchschnittlich das Gleiche. Unter gleichen Umständen wird also alles das Gleiche gedacht und gefühlt und infolge dessen auch das Gleiche gethan. Was aber einmal gethan ist, das muss wiederholt. Besonders hilft der Umstand, dass es nach so lebe an Kenntniss über den Ursprung seiner ursprünglichen Gefühle fehlt, sondern an den einmal gethanen Kanon hält. Dabei erklärt sich auch die Erhaltung [illegible] wenigen Personen, denn hätte Er; einfacher Sitten werden [illegible] folgt.

Auch hat die Wissenschaften, an die sich diese Theorie, mit Fragen über den Ursprung der Sitte sagt, anknüpft. Es muss es nun auch ist, dass der Sinn Billigung und Missbilligung zu Grunde liegt, so ist noch die Billigung und Missbilligung nicht Ursprünglich, sondern noch zur Verfügung stellt. Bei verschiedenen physischen, intellektuellen und moralischen Verschiedenheiten der Völker gilt die Billigung und Missbilligung verschieden und Handlungen, die von [illegible] gebilligt werden, wie die Tödtung von Sklaven, werden von anderen missbilligt. Das Gefühl variirt mit den Verhältnissen; und was können wissen die einzelne Völker über Kannibalismus unserem modernen sittlichen Gefühl so fremd und zuwider, weil infolge unserer physischen, geistigen und moralischen Entwickelung, infolge veränderter Orts- und Zeitbedingungen unsere Bedürfnisse sich geändert und verengt haben. Auf diese wird alle bei Erklärung des Ursprungs der Sitten zurückzuweisen sein. Aus den Bedürfnissen allein lässt sich die grosse Verschiedenheit der Sitten der nebeneinander wohnenden sowie die grosse Veränderlichkeit der Sitten der nacheinander lebenden Völker erklären.

Die Neue in der Literatur.

George Sand wird auf ihre alten Tage gerade nicht fromm werden wie die Gräfin Hahn-Hahn, aber dennoch scheint in ihrem Innern eine Umwälzung vor sich gegangen zu sein. Sie schreibt unermüdet fort, Roman verfängt Roman — sie ist breiter geworden, geht stark auf Fullung von Bogen — im übrigen hat sie strengere Grundlage und viel, viel herbere Ueberzeugungen.

Man sagt, den Anstoß dazu gab die Mutterliebe.

Frau von Lavernay besitzt eine einzige Tochter und liebt diese Tochter mit ganzem Herzen. Sie selbst war das Opfer einer Convenienzheirath und der Traum ihres Lebens wurde, dies Kind nur aus Neigung eine Ehe schließen zu lassen. Der Wunsch wurde ihr gewährt. Dennoch blieb seine ganze Erfüllung versagt. Der junge Gatte hatte auf Vermögen gehofft, er fand sich getäuscht und verließ die Gattin. Oder — sie verließ ihn. Wer kennt das Wahre an vielen Geschichten Lo- und Ehe- und Ehe und

Lust! Man sagt, Madame Birchpfeiffer sind Freunde. Skinner, Erlag. Sie soll die Stadtneuigkeiten von der Promenade des Prinzen Napoleon bis zu den Abenden in Mabille durchgemacht haben.

Die Mutter ist darüber natürlich sehr unglücklich. Allein, was sie selbst früher so schön machte, kann sie nun von der häuslichen Seite des Glückes kennen. Sie weint ihren Schmerz in ihre Bücher aus. Die Männer bleiben in den neuen Schöpfungen ihrer Phantasie vielleicht nur roh, doch können von einem neuen Leben erklingen. Frauen, die das Gute lieben und der Pflicht treuen.

George Sand hat zwei Erzählungen in diesem Jahre geliefert, worin wir sie auf vielen neuen Pfaden erblicken. „Le marquis de Villemer", in der „Revue des deux mondes" abgedruckt, schildert uns eine Familie der alten Aristokratie von Frankreich. Der Marquis de Villemer ist Witwer. Karoline de Saint Geneix steht bei ihr als Gesellschafterin ein. Sie ist schön, talentvoll, hoch Klavier — ein Vorzug, den man nur ganzen an einer Heldin der Sand bemerkte — sie hat eine verarmte Familie zu erhalten und erwächst darin mit dem Herzog ihrer Stelle. Kurz, die englische „Governante", Jane Eyre u. s. w., ein bestimmter Typus der modernen Romane, ist auch von ihr angenommen.

Die alte Marquise von Villemer besitzt einen Sohn aus erster Ehe, den Herzog von Aleria, der bereits sein ganzes Vermögen und zum größten Theil auch das seines Stiefbruders vergeudet hat. Die Familie ist dadurch fast arm geworden. Der Herzog ist ein Roué vom reinsten Wasser, gutmüthig, gebildet, fein, artig, doch ohne Grundsatz jedem Eindruck hingegeben. Meisterhaft hat ihn die Verfasserin geschildert. Mit leichtem Sinn und leichtsinnig wandelt er den schauerlichen Pfad, der zu seinem geistigen und körperlichen Ruin führt.

Sein Stiefbruder, der Marquis von Villemer, soll die Familie durch eine Heirath retten und seinem Hause den alten Glanz verleihen. Er will auch dies Opfer noch bringen. Allein er hat zugleich Karoline de Saint Geneix lieben gelernt. Dies ist der Knotenpunkt der gutgezeichneten Erzählung, deren Ende man sich denken kann. Sittlichkeit und Tugend müssen jetzt obsiegen, ganz wie bei Frau von Genlis und unserm alten Lafontaine.

Die andere Erzählung „Jean de la Roche", führt uns in ein altes Schloß, dessen letzten Besitzer wir vor uns sehen, einen jungen Mann, einsam aufgewachsen, mit geringem Vermögen, der sich eine Lebensgefährtin wählen soll, welche er auch in der Tochter eines Nachbars, eines Engländers, findet. Die Familie dieses Engländers ist prächtig gezeichnet. Mr. Butler ist Naturforscher, seine Tochter Love, ein Mädchen von 17 Jahren, hat eine gelehrte Erziehung genossen. Sie ist dabei natürlich, offen, gut, und ganz Aufopferung für ihre Familie, deren Glück und deren Wohlfahrt ihr weit über das eigene geht. Sie ist eine heitere, harte Natur, welche Recht von Unrecht zu unterscheiden weiß und den Muth hat, dem nachzuleben, was sie für ihre Pflicht hält.

Doch — wir wollen jedem die Lektüre selbst überlassen und nur erinnern. Wenn man zu vielen Frauennaturen — Leila und Jeanne zusammenhält.

Demnach gehen wir die alten „Verirrungen" vor. Sie tragen das Gepräge der Jugend und Schönheit. Laßt uns gerecht den Muth bewahren, an das zu glauben, was wir einmal geliebt haben! Wir wissen, die Gemeinheit ist sehr, sehr klein, die diesen Glauben theilt; die Literatur steht unter der Aufsicht der Gouvernanten, der Mütter und der moralischen Untersuchungsrichter — es wird aber eine Zeit kommen, wo man die ungeheuere Kränkung des Herzens nun jetzt gemachten verstehen wird. Diese Romane der Familie und der Ehe folgen sich wie Welle auf Welle. Eine Erscheinung verdrängt die andere. Diese und manches ist das Charakter dieser Literatur und eine Rückwendung auf die Zeit, die Bildung, die Stimmung der Menschen erlebt von allem nicht eine einzige Erscheinung mehr.

In den Zeiten der „gesellschaft" Dramen war es anders.

Frauenleben.

In „Blicke in die Familie", einer in zwanglosen Heften (Leipzig, Otto Wigand) erscheinenden Zeitschrift, sagt Frau Goldschmidt, die Herausgeberin, sehr wahr:

„Das weibliche Geschlecht wird einerseits von blinden Verehrern in Büchern und Gesängen so hoch gefeiert, daß man ideale Wesen bilden möchte, andererseits sucht man es herabzuziehen, vergrößert die ihm besonders anhaftenden Fehler und bringt auf diese Weise eine völlige Begriffsverwirrung in die Vorstellungen des heranwachsenden Mädchens, die sie ebenso unsicher umhertappen läßt über das, was sie von ihrem Geschlecht erwarten darf, wie über das, was sie selber zu leisten hat, um auch einst mit zu den Hochgepriesenen gezählt zu werden."

Wenn aber Frau Goldschmidt bei ihren vielen beherzigenswerthen Vorschlägen auch sagt, daß alle Mädchen wenigstens für einige Jahre Kindergärtnerinnen werden müßten, um sowol selbst im „Selbstzweck der Jungfrau" unter Kindern heilsam zu wirken als auch sich selbst auf den mütterlichen Beruf vorzubereiten, so ist dies ein Punkt, wo wir der Verfasserin nicht beistimmen können. Wir sind überzeugt von manchem Nutzen der Kindergärten, sind überzeugt, daß ein großer Theil junger wie älterer Mädchen an diesem Beruf Freude und Befriedigung finden kann, aber ein anderer Theil würde, ohne natürliche Lust und Liebe dazu, auch keinen Segen stiften und die alten Klagen über „verfehlte Bestimmung" würden dennoch laut werden, namentlich wenn das mütterliche Amt, dem diese Jugendvorbereitung gilt, nicht erlangt wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 58. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Das Passionsschauspiel in Oberammergau. Von Friedrich Lampert. II. — Dramaturgie. — Bilder aus Berlin. — Bilder Schriftsteller. Von Heinrich Marie von d'Arthez. — Aus der Natur. XII. — Neue Romane und Novellen. VI. — Notizenschwemme. — Kunst und Kult. Von Otto Ludwig.

Das Passionsschauspiel in Oberammergau.

Von Friedrich Lampert.

II.

Es ist ein sehr entlegener Gebirgswinkel, in dem das Passionsspiel seinen Sitz aufgeschlagen hat.

So landschaftlich schön er auch ist, so sieht er doch innerhalb der zehn Jahre, die bis zum „Passionsjahre" vergehen, nicht den sechsten Theil der Fremden, die ihm in diesem zuströmen.

Dann aber ist's ein wahrer Völkerwanderungszug, der vor und an den einzelnen Spieltagen — ihrer vierzehn waren's in diesem Sommer — in das stille Thal eindringt. Nur auf zwei Straßen kann man ihm nahen, entweder von der großen München-Partenkirchen-Innsbrucker Straße her über den hohen, steilen Ettalerberg herüber oder auf dem Wege, der vom Lechland entweder auf der großen Straße über Füssen-Schongau oder auf dem heimlichern, gebirgseinsamen Wege von Hohenschwangau über Reutte hineinführt.

Wenn man, um die letzte Bergecke tretend, das schmucke, im echten Gebirgsstil gebaute große Dorf so vor sich liegen sieht, so merkt man's ihm schon von weitem an, daß sich's da gut weilen läßt, daß in diesen friedlichen, saubern Häuschen, wo hinter den weißen Vorhängen überall Blumen an den Fenstern stehen, von denen jedes ein Blumengärtchen vor der Thür hat, ein Schlag guter, neuerziger Menschen wohnen muß. Und wirklich machen die Oberammergauer eine Ausnahme von allen Landbewohnern, die mir noch vorgekommen sind. Es ist noch sehr viel Unverdorbenes in ihnen; das macht auch ihr Spiel; sie leben gleichsam in einer heiligern Atmosphäre als andere Leute. Gastlich sind an so einem Spielvorabend alle Häuser geöffnet. Der Ankommende braucht, und wenn auch schon Tausende mit ihm eingezogen sind, keine Sorge für seine Unterkunft zu haben. Er findet gewiß in irgendeinem Hause ein Plätzchen. Der Ammergauer betrachtet jeden Fremden als einen Ehrengast, der gekommen, sich mit ihm an seiner Freude, seinem Spiel zu freuen. Er sorgt für alles, macht den Quartierherrn, den Wirth, Billetverkäufer, Alpenführer.

Je mehr dem Abend es zugeht, desto origineller und eigenthümlicher gestaltet sich das Leben in dem freundlichen Dorfe und auf den beiden Straßen, die ihm zuführen. Eine förmliche Wagenburg ist schon auf den Gassen und Plätzen aufgeschlagen; sie dient vielen der Angekommenen auch zum Nachtquartier. Tausende stehen vor den Häusern, lebhaft Rede und Gegenrede tauschend, mit freudigem Zuruf Neuankommende, alte und

neue Bekannte begrüßend. Aber Tausende strömen und wallen noch immer herein. Namentlich die Straße, die von dem eine halbe Stunde entfernten Graswang herkommt, ist bereits mit Menschen. Einzelne und paarweise Schauen, die schon des Morgens angelangt, arme Schwachen, barfuß, die Schuhe in der Hand tragend, stattliche Planwagen aus der Jachenau, praktische blaue Regenmäntel übergestülpt, mächtige „Regenparaplis" aufgespannt. Männer und Frauen der reichen bachauer Gegend, ziehen hinauf nach dem hochberühmten Kloster und seinem wunderthätigen Marienbild, das, ein köstliches Kunstwerk, einst Kaiser Ludwig der Bayer aus Italien heimgebracht, um dort noch abends zu beten und zu beichten und sich so auf das Heilige Spiel vorzubereiten. Ihnen entgegen fließt ein anderer Strom zu Fuß, zu Roß und zu Wagen; zuerst vereinzelte Plänkler, Söhne der Residenz, Studenten und Künstler, das Modegemsvolk, den „Platz", malerisch aufgeschlagen, auch hier und da ein Münchmann, der es über sich gebracht, die knappe Parcenstunde auf zwei Tage mit der frischen Alpenluft und dem bunten Volkstreiben zu vertauschen, und der nun beides recht ausgenutzt haben will und darum von Murnau her zu Fuß gegangen ist; — dann der lange Wagenzug, vom pfarrherrlichen Einspänner und der Landkutsche bis zum extrapostbespannten eleganten, ja fürstlichen Reisewagen und den vollgepfropften Stell- oder offenen Leiterwägen. Namentlich die letzten beiden sind eine wahre Land- und Musterkarte, alle Schattirungen der Gebirgsbewohner mischen sich auf ihnen; sie kommen meist weit her, aus der Ebene draußen oder tiefer aus dem Tirol; aber sie haben auch Fremdartiges aufgeladen, auch das übrige Deutschland hat sein Contingent für sie gestellt. Dazwischen macht sich ein anderer Trupp durch den Menschenknäuel Bahn: die heimkehrende Heerde, die mit lautem Schellengeklingel, souverän sich Platz machend, ruhig ihres Weges zieht. Dann wälzen sich neue Menschenmassen heran: die Leute aus dem Baierischen Wald und dem reichen Niederbaiern, behäbige Bauern, wahre Landedelleute, patricierstolz, mit schönen blauen Tuchmänteln und buntgestreiften weißen Wolldecken darüber. An ihnen schleppen sich wieder müde Stellwägen, mit schläfrigen Pferden bespannt und mit geistlichen Herren besetzt, vorüber oder rasselt auch ein vornehmer, noch kräftiger Omnibus vorbei mit schwarzäugigen Tirolerinnen, alle den spitzen, mit Alpenrosen und Edelweiß geschmückten Hut auf dem Kopf. Es ist ein Wogen und Wallen, wie wir seine zweites gesehen zu haben uns erinnern. So geht's fort bis in die späte Nacht.

Festliche Musik, die Straße auf- und abgehend, kündet dem im Ort den Abend auf als vollbaurisches Glockengeläute sich bereits; in den Wirthshäusern geht's froh und heiter zu; allein nirgends werden die Schranken überschritten; der Gedanke, in Ammergau um Vorsicht der „Passion" zu sein, bannt alle Ausschreitungen nieder. Die Ortsbewohner selbst werden Schlag 10 Uhr durch den Zapfenstreich nach Hause getrommelt und auch die Fremden stören sich der Ortsruhe und eine Stunde vor Mitternacht ist alles so ruhig und still, daß man's nicht glauben kann, daß das Dorf Tausende birgt, daß es am andern Morgen noch mehr Tausende beleben werden.

"Mit frühestem Tagesanbruch regt wieder alles in den Gassen und Häuschen. Die laut das Vergehe weckenden Dorfhirtenbuben haben frühzeitig alles auf die Beine gebracht. Alles eilt schon vor 6 Uhr dem Theater zu. Auch die Ammergauer müssen sich tummeln, ihr Haus zu bestellen, denn in jedem sind gewiß einige beim Spiel betheiligt, sei es nun in activer Mitwirkung oder als Maschinisten oder im Orchester. Hier und da sieht man schon eine halb orientalisch gekleidete Gestalt dahinschlüpfen, das Päckchen mit dem übrigen Theil des Costüms unter dem Arm. Die Kinder machen es weniger heimlich, sie rennen schon ganz jerusalemisch costümirt auf die Theaterwiese hinaus.

Auf einer großen Wiese nämlich ist das Theater aufgeschlagen. Sie hat etwas voraus, was wieder den Vergleich mit irgendeinem andern Theater gar nicht aufkommen läßt: ihre ungeheuere Größe und ihre wunderbare landschaftliche Umgebung. Letztere namentlich macht sie ganz eigenthümlich. Ueberall schauen die bis hoch hinauf begrünten und belaubten Berge in den Schauplatz herein, von den Almen tönt das Kuhglockengeläute, die durch kein Dach abgehaltene Sonne sendet ihre Streiflichter in die Straßen von Jerusalem.

Jerusalem, die heilige Stadt, soll uns in der Decoration der Bühne entgegentreten: wir schauen in zwei Straßen hinein, die links und rechts an den beiden äußern Seiten der Bühne sich öffnen. Zwischen ihnen und zwei schmalen Häusern, die sich unmittelbar an sie anschließen, befindet sich ein kleines, durch einen Vorhang geschlossenes

Theater, das ganz die Einrichtung unserer gewöhnlichen Theater hat und zu den Vorgängen im geschlossenen Raum und der Darstellung der lebenden Bilder gehört. Sonst aber ist die amerikanische Bühne grundverschieden von der unsern, sie ist die der alten Griechen oder der Mysterien des Mittelalters: ein ungeheurer 70 Fuß breites, 30 Fuß tiefes Proscenium, eine offene, durch keinen Vorhang getrennte Vorbühne, der eigentliche Schauplatz, und hinter dieser die ebenangegebenen Dekorationen. Es leuchtet ein, welch ungeheure Massenentfaltung, da die Perspective auch in die wirkliche Landschaft verlegt werden kann, hier möglich ist, welch ungemeine, auch unsern Theatern ganz unmögliche dramatische Wirkungen erzielt werden können, wenn man, wie hier Gebrauch, fünf Abtheilungen des Theaters zu gleicher Zeit benutzen kann.

Die Bühne selbst ist gehoben; nur der Zuschauerraum wird alle zehn Jahre neuaufgeschlagen. In amphitheatralischer Reihe steigen hier die Sitze für mehrere tausend Personen übereinander. Sind sie gefüllt, so ist das wieder ein höchst originelles Anblick, der sich darbietet: Kopf an Kopf, wieder alles bunt durcheinander, zuerst alles laut, unruhig, dann allmählich stiller und leiser, bis es mit dem ersten Ton der Musik ganz still wird. Auch darin zeigt sich die Macht dieses Spiels, so auf einmal diese wogenden Massen zu sänftigen und zu stillen und sie nun in dieser Ruhe acht volle Stunden festzuhalten.

Die Ouverture, ein leichtes, aber trotzdem feierlich vorbereitendes Werk, ist zu Ende. Aus beiden Seiten der Vordercoulissen tritt der Chor auf die Bühne, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, in antik priesterliches Gewand gekleidet, schon in seinem äußern und feierlichen Auftreten das Eigenthümliche, fast Priesterliche seiner Aufgabe bezeichnend. Diese besteht, wie beim alten Drama, in der Mittelstellung zwischen Aufführung und Zuschauer, der Erklärung jener an diese. Er hat mit seinem Gesange jede einzelne Handlung oder Vorstellung einzuleiten, die einzelnen zu verbinden und namentlich auch die lebenden Bilder zu erläutern. Er thut das alles nach bestimmter, abgemessener Weise, in einem gewissen heiligen Ceremoniel. Man tadelt mit Recht die Länge seiner Gesänge, allein man vertheidigt diese wieder mit der Behauptung, daß sie zur Vorbereitung der lebenden Bilder nothwendig sei. Und doch werden diese meist sehr figurenreichen Bilder in der Hälfte der anderswo dazu nöthigen Zeit gestellt; sie sind theilweise außerordentlich schön, mit plastischem Verständniß gebaut und verdienen unsere Bewunderung in der Ruhe, mit der jeder Mitwirkende, auch das kleinste Kind, oft vier bis acht Minuten lang seine Stellung unabänderlich behielt. Wir möchten diese lebenden Bilder, so sehr sie auch, es sind 28 an der Zahl, beschränkt werden dürften, nicht ganz weggelassen wissen; sie gehören zum Passionsspiel in seinem hermetischen Besitzstand: sie haben seine Symbolik, indem sie typisch den Gang der Erlösung schon in der Vorzeit, der Verheißung und Weissagung nachweisen; die Handlung, der betreffende Abschnitt der Leidensgeschichte, der vorgestellt wird, ist dann immer ihr reales Gegenbild.

Schon der Prolog zeigt uns gleich zwei solche lebenden Bilder, die unmittelbar in den Gedankengang des Ganzen einführen: die Vertreibung aus dem Paradies und das Opfer Isaaks auf Moria als das eine, dann ein leeres Kreuz, vor dem anbetende Knaben knien, als das andere Bild. Auch der Chor kniet vor letzterem auf die Knie, während hinter der Scene ein rührender [illegible] Knabengesang ertönt. Damit hat sich auch der Chor in den gottesdienstlichen Charakter des Ganzen gestellt und wir sind von vornherein der Ueberzeugung, daß hier auch alles und jedes vom Schauspielerischen absieht und eben, wie wir schon erwähnt, nur einen Cultusact ausüben will.

Mit den letzten Worten des Prologs hat der Chor die Leiden des Herrn angekündigt und zu deren andachtsvollem Miterleben die Zuschauenden eingeladen, aber während er nach beiden Seiten die Bühne verläßt, tönen in diese Leidensverkündigung hinein schon andere, jubelnde, festliche Klänge, das aus der Ferne erschallende Hosianna, das den in Jerusalem einziehenden Davidssohn begrüßt. Das eigentliche Drama beginnt. Die Mittelbühne ist geöffnet. In den hellen Sonnenschein heraus, der auf der Vorderbühne liegt, quillt aus der Tiefe jener ein festlicher Zug, ein bald Hundert Kinder voran, dann Männer und Frauen, alle Palmen tragend, Kleider in den Weg breitend, Hosianna rufend, und in seiner Mitte erscheint er selber, der Messias, auf silbergrauer Eselin reitend, in violettem Gewande mit dem rothen Mantel, umgeben von den Aposteln, umwogt und gefolgt von den begeisterten Scharen. Durch die Seitenstraße links tritt der Zug auf das Proscenium heraus und theilt sich hier in großen bewegten Gruppen auseinander.

Jesus steht mitten auf der Bühne, allein, nur

mit seinen Aposteln. Unsere Blicke hatten nur an seiner Gestalt, unsere Gedanken beschäftigen sich allein mit dem Wagnis, den Menschensohn darzustellen. Wir müssen sagen: es ist gelungen; was menschlicher Darstellung möglich ist, ist erreicht. Diese stille, ernste Haltung, der edle Ausdruck des blassen, feingeschnittenen Gesichts, das lange und gelockte Haar, der volle Bart, der jenes umrahmt, das ist alles so, wie wir von jeher uns eben das Ebenmaßbild vorzustellen gewohnt sind. Ich war begierig auf sein Sprechen. Auch das stimmt zum Eindruck des ganzen Wesens; sein Organ ist voll und klar, seine Aussprache rein und fast ohne Dialekt. Jede seiner Bewegungen ist voll Anstands und Würde, auch in den bewegtesten Momenten nicht das Maß des Ernsten und Edlen überschreitend und doch ist nichts gezwungen, manierirt, alles Natur, angeborener Adel. Die Darstellung, sagt Devrient, ist nicht angelernt, sondern angelebt.

Fast unmerklich ist Christus von der Bühne abgegangen, unmerkbar wird diese weggeführt; alle diese Dinge sind mit wundervoller Zartheit gewendet. Die Scene hat sich verwandelt und durch neue Oeffnung des nach der Aufstellung des Einzugs wieder geschlossenen Mittelheaters unmittelbar in den Tempel verlegt. Das Gewühl des Markts, der Käufer und Verkäufer, füllt diesen. Mit echt dramatischem Effect ist gleich hier Einzug und Tempelreinigung, die beiden Pole, von denen der letzte Kampf der Priesterpartei gegen Christus ausging, zusammengenommen, in anschaulicher Weise die eine an den andern geknüpft.

Christus tritt unter die schachernden Händler, stößt die Wechslertische um, öffnet die Taubenkäfige, sodaß deren Gefangene lustig über die Köpfe der Zuschauer hinwegflattern, läßt die Geisel auf den Rücken der Krämer niederfallen und treibt diese selbst aus dem Tempel aus. Der Streit mit den Priestern beginnt; diese nehmen sich der gezüchtigten Tempelkrämer an und in ihnen finden sie, nachdem Jesus unter wieder angestimmtem Hosiannagesang in das Innere des Tempels gegangen, also dem Zuschauer entschwunden ist, die besten Werkzeuge, ihrem Has gegen den Propheten von Nazareth ein bestimmtes Ziel zu geben, ihn zu ihrem sichern Opfer zu machen. Es gilt nun einen sichern Weg ausfindig zu machen, den Feind zu verderben.

Wie der gefunden wird, zeigt uns die zweite „Vorstellung", die das lebende Bild der Brüder Joseph's, die den Verkauf ihres Bruders beschließen, einleitet, und die nun selbst uns in die Szene des Synedriums führt. Auf unsern gewöhnlichen Bühnen haben wir immer etwas Angst vor dergleichen Raths- oder sonstigen Verhandlungen: sie sind meist schleppend, langsam und träge gespielt; aber wie ganz anders hier! So oft auch die Hohenpriester und Pharisäer zusammenkommen, so viel und weitschweifig sie auch verhandeln, es wird doch so lebendig gespielt, so frisch und rasch hin- und widergesprochen, daß man gar nichts von Zeitlänge spürt, sondern mit dem größten Interesse folgt und es dem zuschauenden ästhetischen Publikum gar nicht übel nehmen kann, wenn es am Ende ganz prompt gegen den Hohen Rath wird und man manchem derben Gedankgeschoß anmerkt, daß es am liebsten gleich mitten hineinspränge und mit Eins Hannas und Kaiphas einen kleinen Aufgang machte.

Es ist überhaupt merkwürdig und zeugt wieder von der Gewalt dieses Spiels, wie es die Mitleidenschaft anregt. Jeder neue Schritt gegen den Herrn wird mit Ueberlauter Anregung verfolgt; man merkt auffällig die steigende Erbitterung gegen seine Feinde, die wachsende Theilnahme für ihn und sein Geschick. Der Selbstmord des Judas wird mit Hohngelächter angesehen, die Auferstehung, bei der die bestürzten Grabeswächter niederfallen, mit Freudenrufen begrüßt. Schon gleich dies erste Auftreten des Hohen Raths reicht vollständig hin, die Stimmung gegen ihn zu begründen. Mit arglistiger Schlauheit wird der Plan zur Habhaftwerdung Jesu entworfen und freudig das Anerbieten eines der Tempelkrämer angenommen, der verspricht, einen der Jünger, den er der Bestechung zugänglich glaube, zum Verrath seines Meisters zu gewinnen.

War diese zweite Vorstellung gleichsam das Eingangsbild der Feinde Jesu, so führt uns die dritte ein lieblicheres von seinen Freunden vor. Als Abschied von Bethanien bezeichnet sie das Spielbüchlein. Abschiedsstimmungen sprechen auch die beiden vorhergehenden lebenden Bilder aus: ein wehmüthig schönes, das Lebewohl, das der junge Tobias seinen Aeltern sagt; ein üppig reiches, die Braut des Hohen Liedes, die nach dem fernen Geliebten klagt. Jesus ist zu Bethanien im Freundeshaus. Maria salbt ihn bei dem Mahl; in Judas' habgieriger Seele erwacht der Groll über die Verschwenderin der 300 Drachmen, die die Salbe gekostet und die er selbst hätte so gut brauchen können. Der Herr nimmt Abschied von seinen Getreuen dort und zuletzt auch von

Heinrich
(tonlos).

Seit gestern, ja!

Schulz.

Wohnt im Hôtel d'Angleterre. (Forschend) Ihre Frau Gemahlin ist ja bei ihm? — Hat in dem Hause das ganze Stockwerk gemiethet. War heut' viel Vorfahrens bei ihm. Bei solchen Herrschaften vom Rhein machen sie jetzt immer erschrecklich viel Wesens. Es ist recht hübsch am Rhein, Herr Assessor — Anno 13 bin ich auch d'rüber gegangen (auf seine Ehren-Medaille zeigend). Na gute Nacht, Herr Assessor — (im Abgehen) wollen wünschen, daß morgen Alles seine gehörige Richtigkeit hat!
(Ab.)

Dritte Scene.

Heinrich. Dann Konrad.

Heinrich
(öffnet den Brief und liest).

Das — ja das wäre der Wirkungskreis, in dem ich mich bewegen sollte! Hat man also doch auf meine kleinen gelehrten Arbeiten geachtet! Ein öffentlicher Lehrstuhl an einer so berühmten Hochschule. — Ich bin gefesselt

seiner Mutter, der er das letzte Niederlegen dort, wo das Wort vom „Raum, das zur Schlachtbank gerüstet wird", erfüllt sei, dann aber auch nach dem Schmerz ewige Freude verheißt. Die Madonna tritt uns hier zum ersten mal entgegen. Bei ihr spricht, was wir oben von der Aehnlichkeit der gemeinsamen Gestalten mit unseren mittelalterlichen Bildern gesagt, auf den ersten Blick sich aus. Diese rührende, einfach liebliche Gestalt haben wir schon oft gesehen; sie ist uns von unseren alten Bildern und Bildern eine liebbekannte Erscheinung, so trägt sie auch dort den blauen Mantel mit dem rothen Kleid, hat sie auch dort mit dem tiefeingehenden undurchsichtigen Schleier die halbe Stirn verhüllt. Ihr Spiel ist einfach, schlicht und bemuthsvoll; zu magischer Kraft erhebt sie sich nirgends, sie fühlt sich nur als Mutter dolorosa; den ihr eingeschenkten Kelch zu trinken ist ihr Trost; so ist sie auch am Fuß des Kreuzes am tiefsinnigsten und weihevollsten aufgefaßt. Daß die schwache Stimme bei ihr wie bei allen Frauen nicht ausreicht, den großen Raum zu füllen, hier, nachdem man sich den natürlichen Grund klar gemacht, nicht mehr; wir freuen uns des guten Willens und des natürlichen, ungekünstelten Spiels, das bei allen diesen Frauen so fromm und andachtsvoll wie nur bei irgendeinem andern ist. An Maria's Seite befinden sich in steter Begleitung neben den andern, mehr nebengeordneten Frauen, besonders Maria Salome und Maria Magdalena, beide ihrem besondern Charakter entsprechende Gestalten, Magdalena vor allem auch ganz das mittelalterliche Bild der begnadigten Sünderin, eine anmuthige Erscheinung im reichen Schmuck des schönen Haares.

Von Bethanien geht Jesus nach Jerusalem zurück. Er weint über die Stadt, deren Los uns der Gesang des Chors in dem lebenden Bild der Verstoßung Vasthi's durch Ahasverus und der Erhebung Esther's zur Königin vorausverkündigt. Petrus und Johannes werden in die Stadt vorausgesendet, das Passahlamm zu bereiten, Jesus mit den andern folgt ihnen; nur Judas bleibt allein zurück. Der Kampf in seiner Seele hat begonnen; die Andeutungen des Meisters vom baldigen Scheiden haben ihn unruhig gemacht, er bangt für seine Zukunft; er ist ein Alltagsmensch, bei dem das Höhere nur auf Augenblicke verfangen konnte, dem die Nahrungssorge mehr als alles gilt. Das Salbengeld geht ihm nicht aus dem Kopfe. Er hat zwar aus dem Beutel der kleinen Jüngerschaft, der ihm als Seckelmeister anvertraut gewesen, immer schon etwas für sich verkürzt, allein wird das langen? In solcher der Verführung zugänglichen Stimmung stoßen ihn die abgelaufenen Tempelherrn. Es ist ihnen ein Leichtes, ihn zu gewinnen. Er schlägt ein zum Verrath. Noch einmal erwacht das Gewissen: der Gedanke an den „so guten Meister" mit ihm mahnend naht. Weiter als bis zum guten Meister hat er's in der Erkenntniß seines Herzens nicht gebracht. Aber eben, weil er so gut ist, kann er ihm auch im schlimmsten Fall verzeihen. Genug der Sache zur Entschuldigung gebracht, und Jesus, der noch nie einen von sich gestoßen, vergibt ihm, aber das Synedrium sagt, dann ist Jesus wirklich ein Verführer und er hat das Gesetz gebrochen, der Tod kann nicht ausbleiben; jedenfalls ist er gefangen auf zwei Seiten: „Judas, du bist ein feiger Mann", das ist der Schluß der Rechnung. Es ist etwas Plastik, Tektonik in dieser Rolle, allein sie ist gemeinverständlich und hat gibt ihr einen hohen Werth. Dieser Judas erhält Mann gegen Mann mit dem Judasgeist; in ihm steckt jeder ein Stück eigenen Herzens wieder und mancher mag sich sagen, daß auch er vielleicht im Stande ist, um schnöden Gewinnes willen die ewige Wahrheit zu verrathen.

Noch will sich aber der Verräther nicht so ganz plötzlich vom bisherigen Kreise zurückziehen; deswegen ist er auch noch unter den Zwölfen, als Jesus mit ihnen das Passahmahl feiert und das Abendmahl einsetzt. Zwei der figurenreichsten und doch lieblich schönen Bilder, der Mannaregen in der Wüste und die Trauben aus Kanaan haben dessen beide Elemente, Brot und Wein, vorbedeutet. Ein paar Hundert Personen füllen den engen Raum, Kopf an Kopf drängt sich, ganz vorn lagernde liebliche Kindergruppen, dahinter die größern Kinder, dann die Frauen und ganz hinten die Männer; in demüthiger Freude, gläubiger Dankbarkeit haben alle Augen und Arme sich nach oben gerichtet, von wo das Manna niederfällt; hoch aufgerichtet stehen, zwei mächtige Säulen, Moses und Aaron unter den Scharen. Das Abendmahl selbst sammt der Fußwaschung wird uns in allen Einzelheiten vorgeführt; nichts bleibt weg, aber alles bewahrt die kirchliche, biblische Würde und Einfalt. Es ist das jedenfalls mit eine der gefährlichsten Scenen, weil sie am meisten an Gegenwärtiges, kirchlich Uebliches anklingt; allein es ist auch hier alles von tiefernster und feierlicher Wirkung. Die sechste Vorstellung, in der Judas im Synedrium erscheint und sich sein

Sündengold verausgabenden Last, ist unwichtiger, desto bedeutender aber die Scherze, die aus Christus am Oelberg und die Gefangennehmung zeigt. Von den drei Vorbildern, die diese Vorgänge vorbedeuten sollen, ist jedenfalls das, welches Adam „im Schweiß seines Angesichts" sein Brot dürftig sucht, das schönste und beste. Es mahnt an Murillo. Die beiden nackten Buben, die mit dem Hündchen spielen, sind allerliebst; auch Adam, der, den Fuß auf das Grabscheit gestützt, schmerzlich gen Himmel blickt, ist eine prächtige Gestalt. Auf solches Bild begiebt sich das Ringen und Kämpfen Jesu am Oelberg, wo nach des Lucas Erzählung sein Schweiß wie Blutstropfen wird. In der That wird man schwere Blutstropfen auf Stirn und Wangen gewahr, wenn Christus sich vom Beten, auf dem er betend niedergesunken war, wieder erhebt. Das Volk schenkt nichts, es will alles, so wie es geschrieben steht, vor sich, erblickt vor sich haben.

Jesus hat sein dreimaliges Gebet vollendet, der Engel ihn gestärkt. Er kehrt zu den schlafenden Jüngern zurück. Judas und die Schar erscheinen im Garten, sie fallen vor seinem: „Ich bin's" zu Boden, allein dann übergibt er sich ihren Händen; er wird gebunden und unter dem Hohn- und Triumphgeschrei der Feinde abgeführt. Rührend ist diese Christusgestalt, ihre unsterbare heilige Würde, inmitten dieser wildbewegten Leidenschaften. Wie er so hingeführt wird, gefesselt, gestoßen, gezerrt, verhöhnt und verspottet, verlassen auch von den treuesten Freunden, allein und einsam, mit der unermeßlichen Liebe in der Brust, um für dieses elende, klägliche Geschlecht zu sterben — da muß ihm jedes Auge mit der innigsten Bewegung folgen, da fühlt man sich in rechter Passionsstimmung und diese immer mehr zu steigern, dazu sind die nun folgenden Scenen reichlich genug angethan. Man möchte nun Chor und lebende Bilder, so Schönes und Passendes namentlich letztere auch bieten, ganz weghaben und nur der Weiterentwickelung der eigentlichen Passionsvorgänge, der letzten Leidensstunden des Herrn folgen, die nun alle mit dramatischer Lebendigkeit und Vollständigkeit sich aufrollen. Wir folgen ihm von einer Leidensstation zur andern, von einem Gerichtshof zum andern. Da ist er zuerst auf dem Balcon des Hannas, wo er den Backenstreich empfängt, dann im Palast des Kaiphas, wo die falschen Zeugen gegen ihn auftreten und der Hohepriester ob der „Gotteslästerung" sein Kleid zerreißt. Von Kaiphas geht's zu Pilatus, von dem zu Herodes, dann wieder zu Pilatus zurück. Dazwischen die Geschichte der beiden Jünger, des Verleugners und des Verräthers; Petrus mit seinem Verschwören und seiner Reue im Hofe des Hohenpriesters, Judas mit seiner Verzweiflung allein im Walde, wo er Ast um Ast von einem Baum abbricht und sich die Schlinge um den Hals schlingt. Dann wieder die Geißelung und Dornenkrönung, die Verhöhnung und Verspottung, deren Gipfelpunkt das Ecce homo auf dem Balcon des Pilatus ist. Pilatus, von seinem Hof umgeben, das Zeichen römischer Oberhoheit hinter sich, schaut verächtlich auf die Hohepriester nieder, die, gehetzt von den Pharisäern und Schriftgelehrten, heuchlerisch die unreine Heidenschwelle zu betreten sich scheuend, vor dem Hause stehen und eine Anklage nach der andern hinaufrufen. Pilatus will auf keine eingehen, beharrt auf seiner Unschuldserklärung; Christus im Purpurmantel, die Dornenkrone auf dem Haupt, das Marterbild, so rührend und schön, wie es Hübele gemalt, steht neben ihm. Dann wird er beiseitgeführt und an seine Seite ein anderer geholt, Barrabas, eine wüste, von dieser edeln, reinen furchtbar abstechende Gestalt; das Volk soll die Wahl haben, einen loszubitten; es drängt von allen Seiten heran, das fanatische Gegenbild dessen, was es beim Einzug gewesen, anstatt des „Hosianna" mit dämonischer Wuth das „Kreuzige" brüllend; der Stab wird über Jesu Haupt gebrochen und er selbst von den römischen Soldaten in die Mitte genommen und zur Kreuzigung abgeführt.

Es ist nicht zu sagen, welch tiefen Eindruck dies sichtbare Miterleben aller dieser Vorgänge macht. „Erschütternder kann es einem nicht vor die Seele treten als durch dieses Schauspiel: wie das Menschheitsideal von allem, was menschlich heißt, von diesem Schwall von Leidenschaft, Verblendung und elender Schwäche förmlich aus dem Erdenleben hinausgedrängt wird."

Ehe wir diesen Eindruck in den letzten Leidensscenen, die von wunderbarer, oft wahrhaft künstlerischer Schönheit sind, vollenden und zum Abschluß bringen, wollen wir nur mit wenigen Worten noch der Rollen des Pilatus und Herodes gedenken, die unstreitig zu den besten und auch am besten gespielten des ganzen Dramas gehören. Der Darsteller des Pilatus ist Pflunger, der vor zehn Jahren den Christus gegeben. Mir scheint er besser zu seiner neuen Rolle zu passen. Er ist ganz der noble, skeptische Römer, der zwischen

Un- und Aberglauben hin und herschwankt, aus welcher Seele die Juden verachtet und doch nicht wagt, ihren genau von ihm durchschauten Plänen offenen Widerstand zu thun, von Jesu Unschuld sein überzeugt ist und am Ende doch sein Gewissen nur durch die nichtssagende Manipulation des Händewaschens rein zu waschen glaubt. Herodes hingegen ist das getreue Bild eines ungezügelten, rohen Despoten, dem alles Höhere Narrenspiel, dem es nur um einen augenblicklichen Genuß, einen neuen Kitzel zu thun, dem der Weltheiland einen Hokuspokus vormachen soll und dem dieser, da er ihm nicht einmal antwortet, nur ein Narrenkönig ist, dessen Blutes er sich nicht schuldig machen will und dem er eben nur den Spottmantel des weißen Königskleides umgehängen braucht.

Wir stehen am Schluß der Leidensgeschichte. Die Bühne ist ganz oben; wie am Anfang soll es ganz Jerusalem sein. Aber als ob es gleichsam in seinen verschiedenen damaligen Stimmungen soll dargestellt werden, geht ganz Verschiedenartiges gleichzeitig in den einzelnen Straßen vor. Die rechte kommt der Kreuzzug herab, voran der römische Centurio mit seiner Schar; die Hohenpriester und Aeltesten, stolz, in befriedigter Rachgierde um sich schauend; von seinen Henkern umgeben, zwischen den beiden Schächern daherwankend, unter der Last seines Kreuzes erliegend, der Heiland; Soldaten und Volk — ein langer, meisterlich geordneter, erschütternder Zug.

Gleichzeitig tritt aus der Mittelstraße der gleichgültige Simon von Cyrene heraus, und aus der links kommt Johannes mit Maria und den Frauen. Simon wird zur Kreuztragung gezwungen; tief aufathmend richtet sich Jesus empor, sanft und mild, wie immer, um sich blickend, unempfindlich für den Hohn und Spott der Henker. Veronica und die Frauen von Jerusalem treten ihm entgegen; er spricht zu ihnen sein: „Weinet nicht über mich, sondern über euch und eure Kinder"; dann trifft sein Blick die weinende, bei seinem Erkennen in Magdalena's Arme gesunkene Mutter; er spricht nicht mehr mit ihr; nur ein langer, tiefer Blick fällt auf sie; sein letztes Wort an sie soll vom Kreuze sein. Dem wendet er sich zu: der Zug tritt in die Mittelstraße, Golgatha zu, das von fern hereinschaut. Maria bleibt allein mit den Ihren zurück, die auch echt mittelalterliche, diesem wie dem frühern Passionsspiel darum unentbehrliche „Marienklage" erhebend, um dann doch sich aufzuraffen und auch den schmerzensreichen Gang, ihm nach, auch nach Golgatha, anzutreten.

Dort leben wir es unter dem Kreuze wieder. Es ist Golgatha, wo wir uns in erschütterndster Naturtreue befinden. Die drei Kreuze sind vor uns aufgerichtet. Unbeweglich hängt Christus an dem seinen. Die Tanzlichen ist bis aufs äußerste gekommen. Das Haupt ist todtenblaß, die ausgespannten Hände tragen das Blau der Leichenkälte und die Blutspuren der Nägel, die mitten durch sie getrieben scheinen. Wir können's nicht glauben, daß es ein Lebendiger ist, der diese qualvolle Lage 3½ Minuten — so lange dauert es wenigstens, bis die Kreuze erhöht sind, die von Pilatus gesandte Inschrift angeschlagen, die Kleidertheilung vollzogen ist, — aushalten kann. Doch da spricht er das erste der letzten sieben Worte; es ist also wirklich ein lebendiges Ereigniß, so schaut man ergriffen, wie kein gemaltes oder gemeißeltes auf uns wirken kann. Das dramatische Leben rings umher, auf der Zuschauer-, wie der Kreuzesseite, erhöht den Eindruck wunderbar; wir führen uns um mehr als 1800 Jahre nach Jerusalem zurück, ins wildeste Mittagslicht mit denen, die dort unter dem Kreuze stehen, versetzt. Es sind Maria, von den Frauen unterstützt, Johannes, die gefalteten Hände abwärts gerungen, zu seinem Meister aufschauend, und Magdalena, kniend, das Haupt mit dem aufgelösten blonden Haar an den Stamm des Kreuzes gelehnt. Auf der andern Seite stehen die Hohenpriester und ihr Anhang, auch jetzt noch Hohn- und Spottworte hinaufrufend, den Augenblick nicht erwarten könnend, wo er den letzten Athemzug thut. Endlich spricht Christus das letzte Wort: „Es ist vollbracht!" Sein Haupt neigt sich; der Donner des Erdbebens, die erschreckende Kunde von dem Zerreißen des Tempelvorhangs verscheucht die Priester; Longinus gibt, nachdem sein Lanzenstich den Tod Christi constatirt und seine Seite blutig gefärbt hat, seiner Schar den Befehl zum Rückzug; auch das Volk verläuft sich, es wird still auf der Schädelstätte. Das Letzte, was zu thun noch übrig ist, die Kreuzabnahme, beginnt.

Sie ist ganz nach Rubens' berühmtem Bild in Antwerpen geordnet. Mit wunderbarer Zartheit und Schonung geht sie vor sich. Langsam, nach und nach, nachdem Joseph von Arimathia und Nicodemus vor- und rückwärts das Kreuz erstiegen haben, werden die Nägel herausgezogen, die Arme gelöst, der Leichnam in das über den Kreuzesbalken geworfene lange Leinentuch gelegt und an

dem Leib und Haupt herabgleiten. Das Kreuz steht leer, nur die lange Leinwand flattert in malerischem Faltenwurf von ihm herab. Christi Leichnam ruht im Schoß seiner Mutter, die Liebe macht sich noch einmal an ihm zu schaffen: er wird zur Grabesruhe bereitet. Es thut uns wohl, ihn nach all den Martern und Leiden so heraus, ehrfurchtsvollen Hut zu sehen. Tiefe, ungestörte Stille hat den ganzen, langsam ablaufenden Vorgang begleitet: nie darf bei dem Todten haben nicht gesprochen und auch im weiten großen Zuschauerraum hört man nicht ein lautes Wort, nur hier und da ein leises, unterdrücktes Schluchzen. Vor diesem letzten Vorgang müssen auch die letzten Zweifel, ob entweder die Schauspieler das Heilige, entweihen sein. Die beiden reichen Männer, die Christum vom Kreuz abgenommen, legen ihn nun auch noch in Joseph's neues Grab und der Stein verschließt die Grabeshöhle.

Das Passionsspiel wäre hier zu Ende; aber, wie die Kirche nie Passion ohne Ostern feiert, so schauen wir auch hier nach dem Dunkel der Leidens- das helle Licht der Ostergeschichte. Der Stein springt vom Grabe; Christus mit Siegesfahnlein in der Hand, aus ihm hervor; als aber die bestürzten Wächter wieder zu sich kommen, sehen sie doch nichts als das leere Grab. Sie eilen fort, das Unglaubliche dem Hohen Rath zu melden. Indeß wandern die Frauen zum Grabe, um von den Engeln die Osterbotschaft zu vernehmen; die schönste aber wird Maria Magdalena vom Herrn selber; ihr erscheint er im Gärtnergewand: er grüßt sie: „Maria", sie ihn: „Rabbuni", und ihr jubelnder Ruf, mit dem sie hinwegeilt: „Halleluja, er ist auferstanden!" ist nicht nur der Jubelruf ihres Herzens, sondern auch der würdige Schlußruf des ganzen Passionsdramas. Noch reiht sich ein letzter Chorgesang, auch ein Triumphlied für den Auferstandenen, und ein letztes Bild, die Verherrlichung des Herrn, ein reiches, lebensvolles Bild, dem Rafael's Disputa als Vorlage gedient hat, an, und wir sind wirklich am Ende.

Es war uns rasch, viel zu früh gekommen; wir hätten trotz der acht Stunden, die wir davor gesessen, noch länger vor dieser wunderbaren Bühne, diesem unvergleichlichen Schauspiel sitzen mögen. Wir wollen unserer einfachen Schilderung nichts weiter anfügen, keine Reflexionen, Betrachtungen oder Folgerungen, deren sich leicht so viele an das, was wir gesehen haben, knüpfen ließen. Wir wollen namentlich nicht untersuchen, inwieweit die Grundzüge des Passionsspiels auf ähnliche Aufführungen und Volksschauspiele auch auf anderm, besonders, speziell vaterländischen Gebiete, übertragen werden können. Das hat Devrient ausführlich gethan; wir verweisen auch dafür auf seine Schrift und können sein Urtheil, seinen Rath und seine Hoffnungen für ein möglichst zukünftiges großes und wahres Geschichtsdrama nur unterschreiben. Soll das uns wirklich einmal gegeben werden, — aber es wird nur dann der Fall sein können, „wenn der Tag der Verheißung anbricht, wo die deutschen Stämme sich wieder als ein Volk fühlen und alle Kräfte frei und fröhlich sich regen werden, wo der Adern eines neuen Lebens den alten Volks- und Kunstgeist wiedererwecken und der wieder schöne Zeiten schaffen und sie mit seinen besten Blüten schmücken wird —" dann wird das Ammergauer Spiel kein bester Lehrmeister gewesen sein.

Bis dahin aber — rufen wir unseren lieben Ammergauern, wie es ihnen vor zehn Jahren geschrieben worden ist, für ein neues Jahrzehnd zu — bis dahin bewahre die fromme Dorfgemeinde diese seltsame Reliquie des alten Deutschland mit einträchtigem und bescheidenem Sinn, hüte sie mit der Kraft des Gemeingeistes, wie sie bisher gethan, damit, wenn über zehn Jahre der heilige Schrein den Beschauern wieder geöffnet wird, der schöne Ueberrest in seiner kindlichen Frische und einfältigen Herrlichkeit wieder hervorleuchten und wie diesmal erfreuen und erheben möge!

Pomona's Triumph.

Ein Brief aus Berlin.

— Die dritte Versammlung deutscher Pomologen, Obst- und Gemüsezüchter hatte durch die von der Friedrich-Wilhelm-Victoria-Stiftung zur Ausbildung junger Landwirthe angeregte Idee einer allgemeinen landwirthschaftlichen Ausstellung, an welche auch der Verein zur Beförderung des Gartenbaus sich angeschlossen, eine noch nicht dagewesene Ausdehnung erhalten.

Außer dem ganzen Kroll'schen Etablissement, wo in den Sälen Pomona's Reich sich in künstlerischer und wissenschaftlicher Weise geordnet dem Beschauer entfaltete, wo auch der heitere Gott des Weins sich mit ihr verbunden, die traubenbeladenen Reben von Pfeiler zu Pfeiler schlang, war noch die Hälfte des Exercirplatzes von dem königlichen Jagdzeug umhegt. Da hämmerte und klapperte es auf der rechten Seite, wo zwei in-

ter Schuppen und das große, grundbrachte Kernhaus, das sonst bei Manövern gehört hatte, die unbenutzten Gerätschaften der Remise, die Maschinen, schwamm, während links der Meister der Gartenkunst, Lenné, sein Genie glänzend bethätigt hatte und in drei Tagen auf dürftigem Boden, durch seine bewährten Mittel unterstützt, einen Blumengarten geschaffen, wie es weder an Rosenreich, herrlichen Staturen noch an tangreichen Wasserbecken, die in hellen Silberstrahlen emporsprangen, fehlte und die einstige Steppe auf das anmuthigste belebten.

Die Gartenhalle des Kroll'schen Lokals aber barg den Segen der Feldfrüchte und aller feineren Gemüse; sie repräsentirte in ihrer ganzen Ausschmückung ein Erntefest. In dem daranstoßenden kleinen Glashause war die Seiden- und Wollenindustrie vorzugsweise vertreten. Hier lagen die goldenen Vließe aus der königlichen Stammschäferei Mögelin, vom Rittergut Thaer — dem Sohne des deutschen „Vollthaer" — eingesandt, sowie die Stammregister dieser renommirten Heerde von 1815 an — und die höchst interessanten Photographieen des deutschen Edelschafs, der vorzüglichsten Böcke. Diese Abtheilung wurde von den Herren belagert, während die gegenüberliegende, die nicht nur die gesponnenen Fäden der Seidenraupe, sondern auch die wunderschönen Stoffe zeigte, die der vaterländischen Seidencultur entstammen, von den Damen mit größtem Interesse betrachtet wurde.

Als eifrigster Beförderer dieser Branche der Landescultur muß der Seidenfabrikant Heese genannt werden. Zu seiner in Steglitz, zwei Stunden von Berlin entfernten Musteranstalt des Seidenbaus gehört eine Maulbeerbaumplantage von 44 Morgen. Mit dem Laube derselben wurden in der letzten diesjährigen Campagne so viele Raupen ernährt, daß die Ernte 1200 Pfund gelber Cocons betrug. Da der Laubvorrath aber für eine noch größere Quantität Raupen ausreicht, so ist ein neues Züchtungslokal angelegt, in welchem die Raupen zu mindestens 3000 Pfund Cocons Platz finden. Die Magnanerie ist nach den bewährten Vorschriften d'Arcet's und Dandolo's construirt. Mit dieser ist auch eine großartige Haspelanstalt verbunden, da Herr Heese alle in den verschiedenen Seidenbauanstalten gewonnenen Cocons die Metze à 1 Thlr. ankauft. Der diesjährige Ankauf fremder Cocons betrug 1400 Pfund, aus denen die besten Cocons zur Züchtung, um gute Grains zu erhalten, ausgewählt wurden; 1000 Unzen dieser Grains sind auf Bestellung an Seidenzüchter nach dem südlichen Frankreich und nach Nordafrika versandt worden, da sich dieselben eines guten Renommée erfreuen.

Ein besonders ästhetisches Interesse bietet den Beweis, daß die deutsche Seidencultur kein Hirngespinnst mehr ist, sondern daß sie bei sorgfältiger Behandlung ebenso wie in den südlichen Ländern im Stande ist, die feinsten und schönsten Stoffe zu liefern. Herr Heese hat die verschiedenartigsten Roben hier gewebter, gesponnener und gewebter Seide ausgestellt; eine derselben in Rouleaux-Fall mit weißen eingewirkten Pensées erfreute sich des Beifalls der Prinzessin Karl so sehr, daß sie den Ankauf derselben befahl.

Doch zurück zu Pomona und Flora! In den Sälen prangt zunächst der ganze Reichthum der königlichen Treibhäuser, mehr als 10000 Bäume, Sträucher und Pflanzen ferner und fernster Zonen hatten ihre neue Völkerwanderung aus Sanssouci, Charlottenhof, Charlottenburg, Bellevue, Monbijou und dem Botanischen Garten dahin unternommen. Nur beispielsweise will ich bemerken, daß der Hofgärtner Zipf aus Monbijou allein 1200 Pflanzen stellte; daß das Dampfboot, das die Königin dem Gartendirector Lenné zur Disposition gestellt, einen Lorbeer-, Magnolien-, Granaten- und Myrtenwald auf dem Rücken der Spreenymphe herübertrug, der bei den Zelten landete, um von da aus in die Räume transportirt zu werden. Innerhalb 48 Stunden wurde hier das Chaos von Baum und Strauch geordnet und die schöne Schöpfung sagte dem Beschauer, auf welche hohe Stufe der Cultur die Gartenkunst unter der Leitung Lenné's gediehen ist. Noch nie ist eine so umfassende Ausstellung gewesen, sie wird so leicht auch nicht wiederkehren, da die Kosten sehr bedeutend waren, ungerechnet der Opfer und Mühen, welche die gesammten königlichen Gartenintendenten und Hofgärtner, die eine bewunderns- und dankenswerthe Thatkraft entfalteten, gebracht haben.

Inmitten dieses botanischen Urwalds lagen auf grünsammtenen Etageren und Gestellen Hunderte von Sorten der edelsten Früchte des In- und Auslandes. Dem Pomologen von Fach wie dem Laien wurde dadurch Gelegenheit geboten, die gleichen Sorten, in den verschiedenen Himmelsstrichen cultivirt, miteinander zu vergleichen. Nord und Süd traten in Concurrenz, von Norwegen und Schweden an bis hin zur Tontaine und Südtirol hatte Pomona aus aller Herren

Sorten über Schatz zusammengetragen. Der Comice horticole d'Angers hatte 200 verschiedene Birnen und 120 Sorten Aepfel eingesandt; auch aus Lyon und Montreuil bei Paris waren Früchte eingegangen.

Soviel nun auch die menschliche Intelligenz der nordischen Natur durch die Kunst zu Hülfe genommen, das Klima an sich hat sie nicht umstimmen können; daher sehen wir schon in der Physiognomie der Früchte wesentliche Unterschiede. Wir sind, verwöhnte Damen neben gesunden, derben Bauernmädchen, so liegen die französischen Obstsorten neben den nordischen. Der feinere Teint der tourainer und lyoner Aepfel und Birnen lässt auch ihre Zähne guter vermuthen und gibt ihnen einen duftigen Schmelz, wodurch sie für den Gourmand besonders begehrlich werden. Daher vornehmen Herren und Damen aus Frankreich neben dem Kalvillen nach die niederösterreichischen, böhmischen und böhmischen Früchte gemischt, dann kommt unser und generell Deutschlands Obst, unter welchem es auch an Prachtexemplaren nicht fehlt.

Hinsichts der Aepfel sind die Pomologen überhaupt der Ansicht, daß wir ziemlich die Concurrenz mit dem Süden aushalten, sobald wir — was leider lange noch nicht genug geschieht — den verhängnißvollen Baum des Paradieses besser pflegen. Die Birnencultur haben wir aber, einmal des Klimas und zum andern der noch sehr mangelnden Sorgfalt wegen, noch lange nicht in dem Grade erreicht. Es wurde hervorgehoben, wie man in Frankreich die edeln Birnen nur an Spalieren oder in Pyramiden zöge, wie sorgfältig man den Boden dazu dünge und lockere, damit die Wurzeln nicht auf rohe Erde oder steinigen Boden sich breiten und dadurch selbst steinig werden, während man ihn hier im Durchschnitt keiner solchen Pflege würdige, ihn sogar auf Rasenplätzen, die ihm vorweg die nährenden Stoffe entzögen, wachsen lasse.

Unter den lustig eingewanderten Franzosinnen zeichneten sich die Bon chrétien, die Marie Louise de Jersey, Grand Salomon, Pie IX. im goldenen Teller, die Belle Marguerite im grünen Kleide und Henri IV., Frankreichs bester König, bald roth, bald gelb, besonders aus, während die napoleonische „Butterbirne" unscheinbar daneben lag. Diese geschätzte Birne hieß früher Bergamotte, da aber der Kaiser sie gern aß, wurde sie auf seinen Namen getauft; als aber sein Stern auf St.-Helena erlosch, wollte man, sie solle — wie es mitunter bei geschiedenen Frauen der Fall ist — ihren ursprünglichen Namen wieder annehmen, aber sie war bereits im In- und Auslande unter jenem Namen berühmt geworden und um keine Verwirrung der Begriffe hervorzurufen, ließ man sie unter dem einmal ihr gegebenen fortleben, bis der Neffe, dem Onkel in allem nachfolgend, sie wiederum zu seiner Leibbirne erhoben und ihren Namen bestätigt hat. Interessant ist bei dem Vergleichen der Sorten zu sehen, wie eine im südlichen China gezogene Birne zur schönsten Taschenfrucht sich entwickelt, während dieselbe Sorte im Norden es nur bis zur Entwickelung einer Kochbirne bringt und daher, obwol Birne Familie entnehmend, von der Südländerin über die Achsel angesehen wird.

Binnen Jahrzehnt hat man durch die immerwährende Entstehung angeblich neuer Sorten aus Kernen oder durch Drehen, deren Uebergänge oft sehr unmerklich sind, eine Nomenclatur hervorgerufen, die das pomologische Studium sehr erschwert, zumal man ein und dieselbe Sorte nicht nur in verschiedenen Ländern, sondern in verschiedenen Provinzen verschieden benennt. Man kann verständigerweise nur nach Familien gehen. Der bekannte Obstzüchter Oberst schlug bei den Aepfeln acht vor: Kavillen, Reinetten, Peppings, Parmänen, Kanten-, Platt-, Spitz- und Kugeläpfel. Dahinein müßten alle Specialnamen untergebracht und dürften eben nur nach dem Familiennamen behalten werden. Das System von Fritsch war scheinbar noch einfacher, indem es nur zwei Hauptklassen enthielt: Kugel- und Kegeläpfel; es schloß aber innerhalb dieser doch nicht jene Legion von Namen aus, die jetzt nur verwirren und von keinem Nutzen sind. Der hier versammelte Pomologische Congreß, der am 2. October seine erste Sitzung im Englischen Hause hielt, hat diesen Gegenstand der Vielnamigkeit auch speciell vor sein Forum gezogen und wünscht eine Vereinfachung, ein bestimmtes System in der Nomenclatur zu erreichen, wodurch eine generelle Einigung in der Benennung herbeigeführt werde.

Die Sitzung gab ein interessantes Bild jenes gemeinsamen Wirkens der Jünger der Pomona. Nicht nur aus allen Theilen Deutschlands, sondern aus Frankreich, Belgien, Ungarn, Böhmen, Polen, Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark und Schleswig-Holstein hatten sie sich hier versammelt, um im Namen aller Obstconsumenten über Aepfel und Birnen zu Gericht zu sitzen. Die

Sorten vieler Herren waren außer dem Vorsitzenden der Versammlung, Herrn Professor Koch als Vorsitzendem des Pomologischen Vereins in Berlin, die Herren Lepère aus Montreuil bei Paris, Frei aus Augers, Deinert aus Trier, Superintendent Oberdieck aus Ritzerleben, Rektor Lucas, Maurer aus Jena, Schmidt aus Dessau, Jäkle aus Erfurt und noch viele andere Notabilitäten der edlen Obstbaumzucht.

Von den schon im vorigen Jahre in Naumburg vorgeschlagenen Sorten wurden in dieser ersten Sitzung als besonders preiswürdig anerkannt die Neuangekommene und über Gebühr selten allen Obstzüchtern empfohlen, da sie reiche Ernte bringe. Beim Lobe des Goldreinettapfels waren die Stimmen getheilt, da einige behaupteten, er sei nicht für alle Bodenarten geeignet, doch entschied die Majorität für ihn, durch Beispiele den Gegenbeweis liefernd. Der dritte acceptirte Apfel war der Virginische Sommerapfel; der vierte lagte ein sprechend Zeugniß unserer Namenfülle vor — er hieß Pennynapfel, Nonnenapfel oder Knausapfel; sein gewürziger Geschmack, seine Ertragfähigkeit wurde hervorgehoben. Die Champagnerreinette wurde zum Anbau auf Aeckern empfohlen — welch erquicklicher Name! Es wurden noch fünf Aepfel prämiirt, den Vorzug aber gab ich der Gloria mundi und dem Grand Alexandre, die in verschiedenen Exemplaren aus den verschiedenen Himmelsstrichen überall ihren klangvollen Namen Ehre machten.

Die Obstzucht an Spalieren und auf Zwergstämmen, eine Kultur, die man in der Schweiz, in Frankreich und Belgien so vielfach findet und die so vorzügliche Resultate gibt, wurde als besonders nachahmenswerth warm und dringend empfohlen. In England hat das häufige Fehlschlagen von Spalierpflanzungen und die kurze Lebensdauer derselben die Einrichtung der sogenannten Pflanzkammern (gemauerte Pflanzgruben) ins Leben gerufen. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob derartige Einrichtungen schon in Deutschland beständen, welche Obstsorten sich besonders dazu eigneten, in Pflanzkammern gezogen zu werden, und welche Erfahrungen über die Gesundheit, Lebensdauer und Ertragsverhältnisse vorlägen. Da die Einrichtungen bei uns noch zu wenig Umfang gewonnen haben, wurden diese Fragen vertagt.

Bei der zweiten Sitzung lagen 20 Birnensorten zur Begutachtung vor. Gekannt wurden die türkische Tafelbirne und die Sommer-Dechantsbirne, die am besten im 51. Grad nördlicher Breite gedeiht und sich selbst noch im hohen Norden zur Tafelfrucht entwickelt, weshalb sie der Kultur dieser Länder ebenso wie der Winterbirne von Metz, die bis zum 58. Grad nördlicher Breite gedeiht und reichlich trägt, anempfohlen wurde. Besonders Aufsehen machte die Herbst-Butterbirne, die Napoleonin. Sie hat den Vorzug, nicht nur früh zu reifen, sondern wahrhaft verschwenderisch in ihrem Fruchtbaum zu sein; eine Eigenschaft, die sie allen Ländern empfehlenswerth machte. Ueber den Kultus und die Kamperveuse, beides Wirthschaftsbirnen von ungewöhnlichem Umfang, wurde, so man sich nicht einigen konnte, auch die Debatte vertagt — Pomme exhibit mithin nicht den Apfel.

Um die geneigten Leser nicht auch durch Namen zu verwirren — respective zu langweilen — gehe ich auf ein anderes Gebiet des häuslichen Herdes über, und berichte, daß, angeregt durch den reichen Schmuck der Gartenhalle, der vereinzelten Gemüse, die dort exhibirten, die Versammlung den Beschluß faßte, aus ihrer Mitte heraus eine spezielle Gemüsekommission zu ernennen, die auch diesen Theil der gärtnerischen Thätigkeit mit besonderer Aufmerksamkeit überwachen und für ihn wirken solle, da er immer noch vernachlässigt ist. Es wurden sofort die Herren Kunst- und Handelsgärtner Benary aus Erfurt, Hofgärtner Lindemann aus Sanssouci, Dr. Ahlemann aus Hofheim, die Hofgärtner Schoch aus Dessau und Wiede aus Braunschweig ernannt, um ihr Gommissorium anzutreten. Innerhalb weniger Tage befanden die erfurter Blumenkohlköpfe, die riesigen Kohlköpfe von 30 Pfund Gewicht, wodurch sie einer alten Dame so imponirten, daß sie dieselben à tout prix kaufen wollte, die Sellerie- und Wirsingkohlköpfe aus Friedrichsfelde bei Berlin die Examen glänzend und wurden prämiirt. Die Versammlung berente, wie noch ein besonders günstiges Vorurtheil über die fremden Gemüse bei uns vorherrschend ist, wie es eine Sucht ist, unsern inländischen die Gemüse aus England, Frankreich und Belgien vorzuziehen und wie es doch allen Leuten von Koch bekannt wäre, daß in jenen Ländern der Schwindel im Samenhandel zu Hause sei, häufig, im besten Fall — die deutschen Sämereien unter fremdländischen Namen würden zu hohen Preis zurückgekauft würden, blos weil der Prophet in seinem Lande nie Geltung habe und sich erst die Weihe im Auslande holen müsse. Es herrschte nur Eine Stimme, daß der

deutsche Gemüsebau dem fremdländischen durchaus gleich stände und so Vorzügliches produzire, daß wir seiner fremden Gemüse betrafen; ein Urtheil, dem ich nicht durchweg beistimmen konnte. Vor allem war dieser Ausspruch hier allerdings durch die Produkte aus Berlin und Erfurt, die in der That unvergleichlich dastehen, hervorgerufen. Wie im Obst, so ist aber auch in dem Samenverzeichniß der Gemüse die Nomenclatur eine erstaunlich verworrene, da ein und dieselbe Pflanze unter drei, vier und noch mehr verschiedenen Namen anzutreffen ist; diesem großen Uebelstande soll vor allem abgeholfen und auch diesem Zweige Einheit der Begriffe gegeben werden.

Einen überaus interessanten Theil dieser Ausstellung bildeten die ebenso gezogenen als phantastischen Formen der Kürbisse, von den Riesenmelonen-Kürbissen von 100—120 Pfund bis zu den kleinen, die nur die Größe des Hühnereies haben. Da hingen Herkuleskeulen, 4 Fuß lang, Streitkolben, Türkenbunde, Mausefallerbse, Janhein, Zapalle, Nestenerbse, auch Schlangen- und Teufelsfratzen. Die meisten sind aus Ost- und Westindien, selbst aus Neuholland und Afrika zu uns eingewandert und haben sich vollständig akclimatisirt. Auch in dieser Frucht tritt uns die Natur als sorgliche Mutter all ihrer Kinder entgegen; denn da, wo nur spärlich die Wasserquellen fließen, wo der Sonnenstrahl den Boden versengt, läßt sie dem Menschen zur Erquickung saftreiche Früchte wachsen, damit er seinen brennenden Durst damit lösche.

Außer den verschiedenartigsten Sämereien fesselten vorzugsweise die in kleinen Garben mit zierlichen Schleifen in den Landesfarben zusammengebundenen vollen Aehren: Kenner und Laien erfreuten sich an dem Wunderweizen, der Himmelsgerste und dem Standenroggen wie an den unzähligen, von fern eingewanderten Halmfrüchten, der abessinischen, persischen, Himalaya- und Phönixgerste, dem Schwarzen und Weißen Riesenweizen von St. Helena, dem Kaukasus, Hungarn, schottischen Schwarzen und Weißen Riesenhafer. Hier ließe sich noch unendlich viel von dem, „was uns das Feld erzählt", berichten. Man werfe nur noch einen Blick auf die in Hunderten von Sorten vertretene Kartoffel — auf die schwarzen und rothen, die aus dem Samen der wilden Kartoffel von Nicaria gezogen wurden, auf die feinen weißen, die der Intermediatküste entstammen, die neuholländischen, die amerikanischen Runkelrüben, die Negerkartoffeln mit schwarzblauem Fleisch, nächst der kleinen Mandelkartoffel vor allen zum Salat, die Talmahan, die runde Algier-, die Kaban- und Herzogin-Kartoffel, und man begreift, daß allein die Namen dieser Fremdlinge, die jetzt hier Wurzel geschlagen haben, ausreichen, um die Phantasie anzuregen.

Alle Ackergeräthe und Düngemittel wie die verschiedenen Gartenwerkzeuge vervollständigen die Ausstellung und belehrten nach allen Seiten hin.

Da die Beschickung mit Maschinen nur von den hiesigen Fabrikanten unternommen war, so berichte ich später über den wachsenden Umfang dieser Gewerbsthätigkeit.

Daß diesem pomologischen Congreß die verschiedenen Festen und Vergnügungsfahrten nach Potsdam und Umgegend nicht fehlten, ist selbstverständlich — nirgends kommt der communistische Grundsatz: Arbeit und Genußstunden gemeinsam zu theilen, mehr in Anwendung als bei derartigen Versammlungen. Am 7. October vormittags 10 Uhr fand die Schlußsitzung statt; die verschiedenen Ehrendiplome, silberne und Bronzemedaillen wurden den Prämiirten zu Theil, worauf ein gegenseitiger Dank der einheimischen und der fremden Theilnehmer erfolgte, die gemeinsam den Wunsch aussprachen, die nächste Ausstellung möge für die Pomologen eine ebenso reichhaltige sein als die diesjährige.

Arthur Schopenhauer.

Von Jeanne Marie von Bagette.

Als ich im Jahre 1855 zum ersten mal von Schopenhauer hörte und dann von ihm las, begriff ich nicht, wie die Werke des großen Denkers, die in so reinem Stil, selbst für eine Frau verständlich, ja erhebend, bildend und klärend geschrieben sind, fast unbekannt bleiben konnten, und es ergriff mich das Schicksal dieses Philosophen, welches er selbst zwischen die Zeilen seiner Abhandlungen schiebt und den Leser bitter mit empfinden läßt, in so hohem Grade, daß ich dem Bedürfniß nachgab, diesem tiefverletzten Gemüthe, wenigstens zu meiner eigenen Genugthuung, ein Zeichen der Dankbarkeit zu geben.

Ich wußte dies in keiner andern Form zu gestalten, als indem ich nachstehendes Gedicht niederschrieb und es an Schopenhauer mit der Frage sandte, ob es seine Beistimmung haben würde, wenn ich die Verse im „Stuttgarter Morgenblatt" veröffentlichen ließe?

An Arthur Schopenhauer.

Der Verbannte im Vaterlande.

Viel schlimmer als verbannt im fremden Lande
Ist es, ohne Heimat, ohne Vaterland,
Noch schlimmer als in Haft und Knechtesbande
Gefangen sein, vom eigenen Weg gebannt,
Wo in dem Vaterland verkümmert ja schon
Der beste Keim von dem Verrat gilt schon.

Viel besser ist's, den Becher selbst kredenzen,
Den Gift empfinden, den der Feind ersann,
Den Dolch des Schmähers selbst in eigner Blöße
Und daß die Zeit ihn ungestraft verhöhnt,
Viel niederer achten den Ungerechten,
Viel Hoffnung und Ironie über ihn stehen.

Am deutschen Strom steht einer Weise Hort,
Der reine Quell mit starker Woge spricht,
Doch unbemerkt bleibt er in Dornbüschende Mitte
Und muß er schaun, verwundet stehe nicht
Da sehr bewaffnet mit feinen Gartenscheren,
Der Philosoph gehütet den Heilsbrunnen.

Doch nicht er schwerer noch wie jeden andern,
Der Gottesbann, den Weisen, der ihn trifft
Der tiefen Wahrheitswege sucht zu wandern
Der hohen Wissen seine Thür hat sich
Vor ihm ein Wall, ein kommende Geschlechten
In der Arena kämpft gleich Herkuls Knechten.

Gleich ihm von tausend Wunden überdecket
Dahinstritt im Bewußtsein seiner Kraft,
Den Heldenmut nicht vor Gefahren schrecket,
Den Nachruhm seiner Kämpfer Sieger schafft
Ja, Größer ist's an Ärmster Streichen sterben,
Als ruhmgekrönt, doch ungekannt verderben.

Dir ahnet wol, daß auch're Zeiten tagen,
Und daß auch deinen Ruhm ihr Licht bestrahlt,
Daß du, ein Held, Er wirst überragen
Und daß die Schuld ein neu Jahrhundert zahlt.
Mag' das Geschicht nicht für den Urkund sorgen,
Mir bleibt Wort laß dich verbunden grüßen.

Die kleine Anerkennung hatte den großen Mann tief gerührt. Er hätte weinen müssen, schrieb er. „Mir ist es ergangen wie dem Ulysses, als ihm der König der Phäaken seine eigene Lebensgeschichte erzählt." Noch sprach er seine Zustimmung für die Veröffentlichung des Gedichts aus.

Ein Jahr später, im Mai 1856, besuchte ich Schopenhauer in Frankfurt bei meiner Durchreise. Mit klopfendem Herzen stand ich an seiner Zimmerthür. Nie zuvor hatte ich, außer mit dem schlichten Schubarth, der durch seine Goethe-Kritiken vor vierzig Jahren eine bedeutende geistige Größe war, mit einem Philosophen ein Zwiegespräch gehabt; ich kam mir sehr vermessen und kühn mit meiner Bitte vor. Doch da ich nun einmal vor der Thür stand, wagte ich es auch anzupochen.

In dem Hause an der „Schönen Aussicht" wurden gerade Renovationen vorgenommen und auch Schopenhauer's Wohnung wurde „gewogt", er war deshalb mit allen seinen Sachen nur auf das eine Zimmer, seine Bibliothek, beschränkt. Ich traf ihn im Schlafrock und in heller Laune trotz der Unruhen und Demolirungen, was ich deshalb bemerke, weil die Pedanterie der Gelehrten gewöhnlich ist und jede gestörte Hausordnung allen großen Geistern ein Greuel. Schopenhauer machte trotz seiner Lebensweisheit eine Ausnahme von ihnen. Er räumte die Bücher von Seite, um mir Platz zum Sitzen zu schaffen, denn er selber schien dieses nicht zu bedürfen, sondern befand sich im Herumgehen. Man hatte mir gesagt, daß Schopenhauer sehr höflich und verbindlich sei und daß seine Misanthropie und sein Pessimismus ihren Ursprung in seiner persönlichen Unabhängigkeit und der daraus entsprungenen Zurückgezogenheit hätten. Ich fand das Benehmen des Philosophen jedoch mehr sonderbar als höflich; es machte den Eindruck des Niedrigen und Gewöhnlichen zugleich; der übergroße Kopf, der kurze Körper mit den breiten Schultern, das weiße Haupt- und Barthaar und die raschen, jugendlichen Bewegungen paßten nicht zueinander und doch, wer wollte an dem Original etwas modeln und meißeln? Eine große Aehnlichkeit mit den Gesichtszügen seiner Mutter, der Verfasserin der „Sidonien" und „Gabrielen", war noch sehr hervortretend. Der Philosoph sprach von seiner Vereinsamung seit dem Tode seiner heißgeliebten Schwester Adele, der Malerin, die bei ihm wohnte und ihm einen häuslichen Comfort bereitete.*) Seit ihrem Tode war er entschlossen, allein zu bleiben. Von Hunden aber dem vorzugsweise geliebten verehrten Pudel sah ich damals nichts. Es war eben die Stunde, in der Schopenhauer Toilette zu machen gewohnt war; denn seine Zeit hatte er genau eingetheilt, wie er sagte, und von seinen bestimmten nach der Meile berechneten täglichen Spaziergängen ließ er sich nichts streichen. Bei diesen Spaziergängen lief er dann so rasch, daß niemand Schritt mit ihm zu halten vermochte, sah niemand an, grüßte niemand und kannte niemand. Die Toilette ging dem Mittagessen kurz voran. Schopenhauer dinirte Tag für Tag in demselben Hotel an der Table-d'hôte. Dort hörte er mit Vergnügen alle Neuigkeiten der Stadt erzählen, nahm am Unbedeutendsten theil, zeigte sich immer als guter Gesellschafter und gleich nach

*) Diese Bemerkung, die mir erst lange nach dem Tode der Mutter kommt.

D. Her.

großem Maßstab trat er seine Wanderungen an, die den Charakter eines Gastmahls hatten. Seine Unterhaltung war darum so angenehm, weil er auf jeden Gesprächsgegenstand mit Theilnahme und Lebhaftigkeit einging, dabei humoristisch und herzlich blieb und niemals steif Gelehrter zu bleiben, Witz und Geberde hatte. Schopenhauer mit seinem frischen Herzen, seinem klaren Denken, seinem tiefen Forschen, ist und bleibt ein großartiges Wunderbild eines Propheten unserer Zeit. Wird man auch ihm Denkmale setzen? Bist es in einem kommenden Jahrhundert.*)

*) Wir wollen hier Gelegenheit nehmen, einen Mißverstand zu beseitigen, welcher vielleicht vermöge unserer Besprechung in einigen Kreisen Platz hat greifen können, über gewisse Aeußerungen Schopenhauer's Befremden, ja sogar Entrüstung [illegible] Schopenhauer's Testament", in welchem seinen bisherigen Verehrungen die wenig freundliche Absage durch Hinterlassung [illegible] Wie man hört hat [illegible] Schopenhauer [illegible] wandte sich gegen Verletzung [illegible] Schopenhauer's [illegible] Princip, die man bei allen [illegible] Verfügungen [illegible] Schopenhauer, [illegible] Testament [illegible] Jahrhunderte eine Lehre geben wollte.

Die Wanderungen, denen sich meine Leser zu ihrer [illegible] Unterhaltung [illegible] Tonbilder zu dem Texte liefern, kann nur Wenige ganz befriedigen, der auch Schopenhauer's Leben und Schriften die angenehmste Gelegenheit zur Thatsachenkunde bietet, die Anknüpfungen auf die Gegenwart und deutliche Art, wie Schopenhauer über Goethe, Hegel und andere Denker gesprochen hat, auf die Art, wie der manchem seltsamen Philosophen und Theologen allerdings [illegible] „Universitätsphilosophie" und „Universitätstheologie" von ihm mit Hohn gegeißelt, das Ernst des Menschen in der heiligendsten Sache einer wirklichen Wahrheit gelegt, der Pessimismus [illegible] als die größte Wohlthat eines Denkers gepriesen wurde. Solche Aufgabe war zu umfangreich, [illegible] sich [illegible] Geist einer Lehrerin, Künstlerin, [illegible] Leser und Philosophen der mittleren und neueren Zeit, der allem die dem Schopenhauer das deutsche Volk ist immanente, unserer Jugend zur Freiheit und Thatkraft erziehende Geist unserer Lehrer gegen ihn zu verleugnen. Die Entscheidung von der Tiefe seines Gehalts kommt und nicht bestimmen, die Pflicht der Dankbarkeitsschuld auch so noch zu nehmen, wo wir ihn mit den Lichten und seiner Gedankengänge unserer Jahrhundertes im Widerspruch sehen. Wenn wir für den nach seiner innersten Ueberzeugung vermeintlichen Geist des Schopenhauer'schen Testamentes eine der Wahrheit und seiner persönlichen Würde, daß „Leben zu verneinen", geben, so schreiben wir den aber den Tod mit seines Mutter in Anerkennung des Mann der großen Lehren allgemein anerkannten Begeisterung Gnaden, mit der aber [illegible] Spalten unserer Zeitschrift [illegible] führen, der uns und die Welt [illegible] Lehrer einen anderen [illegible]

D. Her.

Anregungen.

Aus der Natur.

XII.

Daß die weiße, alle farblose Oberfläche eines Körpers gefärbt erscheinen müsse, wenn derselbe von farbigem Lichte bestrahlt wird, kann niemand bezweifeln.

Das auffallende Licht wird eben, wie es ist, von der Körperoberfläche in das Auge zurückgeworfen.

Darum erscheint die weiße Wand eines Hauses im Lichte der sinkenden Sonne röthlich gelb; aus demselben Grunde aber erscheint auch der Schatten, den jetzt ein vor dem Hause befindlicher Gegenstand auf die Wand wirft, bei heiterm Himmel in blauer Farbe, wenn die Schattenstelle erhält nun ihr Licht nur vom blauen Himmel.

Die Beobachtung der Schattenfarbe ist häufig ein geeignetes Mittel, über die Farbe der Lichtquelle zur Sicherheit zu gelangen. So wie wir sonach zu bemerken Gelegenheit hatten, daß das Licht, welches der blaue Himmel zu uns sendet, ebenfalls blau ist, welche Farbe gewöhnlich bei ihrer geringen Intensität durch das Sonnenlicht verdeckt wird, so können wir uns auch leicht überzeugen, daß die Farbe einer Kerzenflamme, so weiß sie uns auch abends erscheinen mag, orangefarben ist, daß Licht des Mondes dagegen bläulich; wir brauchen nur die Schatten zu betrachten, welche ein schmaler Gegenstand, von derselben Licht beleuchtet, auf einer weißen Fläche entwirft.

Beleuchtet man einen farblosen Gegenstand mit weißem Licht, so wird er niemals in Farbe erscheinen können. Man kann indessen weißes Licht in farbiges verwandeln, indem man es z. B. durch ein gefärbtes Glas gehen läßt. Ebenso kann man die Oberfläche eines Körpers mit einer Farbe versehen, indem man einen Farbstoff aufträgt, d. h. einen Körper, welcher eine bestimmte Farbe besitzt. Wir werden aber sogleich weiter fragen müssen: Warum verwandelt ein rothes Glas das weiße Sonnenlicht in rothes und warum erscheint ein farbiger Körper, von weißem Licht beleuchtet, in seiner spezifischen Farbe? So alt diese Fragen auch sind, so vielfach man auch ihre Beantwortung oft durch die wunderlichsten Hypothesen versuchte, so gelang es doch erst dem großen Newton, dem Schöpfer der wissenschaftlichen Optik, Licht über diesen Gegenstand zu verbreiten. Der Schlüssel zu dem Geheimniß befand in dem Glasprisma.

Newton fand, daß ein Sonnenstrahl, welcher

— ja recht gefesselt. (Legt den Brief fort.) Dieser fürchterliche Zustand des Versuchens und Mißlingens — es mißlang — sie ist bei ihrem Vater!

Konrad
(beklommen).

Wollen Sie denn heute gar nicht ausgehen, Herr Assessor? (Pause.) Der Herr Präsident haben einigemal anfragen lassen —

Heinrich.

Weswegen!

Konrad.

Gnädige Frau werden diese Nacht — wohl — wahrscheinlich —

Heinrich.

Meine Frau wird diese Nacht ausbleiben.

Konrad.

Herr Präsident sind gewiß recht ermüdet von der Reise. Herr Assessor könnten doch wohl —

Heinrich.

Ihm einen Besuch machen? Nein. (Pause.) Wo ist Marie?

Konrad.

Sie war in einer Todesangst, als die gnädige Frau nicht einmal wieder zurückkam. Seit den acht Tagen hat sie auch beständig die Augen verweint.

durch eine feine Oeffnung im Fensterladen eines verfinsterten Zimmers auf ein solches Prisma gelenkt wird, auf der gegenüberstehenden Wand nicht nur ein abgerundet längliches Sonnenbild erzeugt, wie es nach Maßgabe der Oeffnung erscheint, sondern daß ein sehr in die Länge gezogenes, in den schönsten Regenbogenfarben prangendes Spiegelbild zum Vorschein kommt. Stellt man das Prisma horizontal mit der Kante nach oben, so erscheint das obere Ende dieses Bildes roth, das untere violett, dazwischen liegen die übrigen Farben in allmählichem Uebergange. Das Auge unterscheidet in diesem Farbenbilde sehr bald sieben Hauptfarben. Newton zählt: roth, orange, gelb, grün, blau, indigo, violett, er entschied sich für diese Eintheilung, um die Farbenfolge mit der Scala der Töne in Uebereinstimmung zu bringen, welche innerhalb einer Oktave sieben Töne enthält. Nach diesen einfachen Versuchen über die Bedingungen des Farbenspektrums, welche die Größe der brechenden Winkels und die Entfernung des Prismas als offenbar maßgebend ergeben, stellte Newton den Satz auf: Das weiße Sonnenlicht ist aus verschiedenen gefärbten Strahlen zusammengesetzt; diese sind ungleich brechbar.

Newton überzeugte sich zunächst von der Richtigkeit des zweiten Theils dieser Behauptung, indem er einen Streifen Papier, welcher zur Hälfte roth, zur Hälfte blau war, durch ein Prisma betrachtete, auf welche Weise beide Hälften getrennt erschienen, dergestalt, daß der blaue Theil am stärksten abgelenkt war. Da nun der Sonnenstrahl bei seiner Ablenkung durch das Prisma in den verschiedenen Farben auftritt, so müssen diese ursprünglich im weißen Sonnenlicht enthalten gewesen sein. Entnimmt man aber dem Farbenspektrum einen Strahl, indem man dasselbe auf einem mit einer kleinen Oeffnung versehenen Schirme auffängt, z. B. einen grünen, so zeigt sich derselbe durch ein zweites Prisma nicht weiter zerlegbar. Daraus muß gefolgert werden, daß die prismatischen Farben einfache, homogene Farben sind.

Es ist nicht zu leugnen, daß mit diesem Grundsatz eine allgemein bekannte andere Thatsache in einigem Widerspruch zu stehen scheint. Wenn man nämlich von einfachen Farben redet, so hat man allen Grund, nur an roth, gelb und blau zu denken, sofern orange aus roth und gelb, grün aus blau und gelb, violett aus blau und roth gemischt werden können. Es wäre immerhin ein eigenthümlicher Einfall der Natur, wenn sie dieselben Farben einmal als ursprüngliche und einfache und wiederum als zusammengesetzte hätte geschaffen haben.

Obwol nun über diesen Gegenstand die rechte Aufklärung noch fehlt, so dürfen wir doch annehmen, daß jene Mischarten wesentlich von den ihnen ähnlichen reinen verschieden sind und daß beide nur einen ähnlichen Eindruck in unserm Auge hervorbringen.

Weil im Farbenspektrum vom Roth zum Violett ein ferner Farbenübergang bemerkt wird, so folgt, daß das Sonnenlicht aus einer unendlichen Anzahl homogener Lichter zusammengesetzt ist, unter denen das menschliche Auge jedoch Farbenunterschiede deutlich zu unterscheiden vermag.

Indeß darf hier die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß ich bei sorgfältigster Beobachtung aller hierauf Unterschiedungen in dem Uebergang der Farben gefunden haben.

Fraunhofer entdeckte im Newton'schen Spectrum, dem Farbenbilde des Prismas, eine große Anzahl paralleler schwarzer Streifen, welche anzeigen, daß an diesen Stellen der zum vollkommenen Uebergang der Farben untereinander nothwendigen Lichtstrahlen fehlen. Man hat die bemerkbarsten unter diesen dunklen Linien, welche sich ganz bestimmte Stellen im Spectrum einnehmen, mit Buchstaben A B C D bezeichnet und bedient sich derselben, gewisse Stellen des Farbenspectrums danach zu bestimmen.

Es bleibt nun zur Prüfung der Richtigkeit der Newton'schen Farbentheorie noch übrig, zu zeigen, daß sich die Farben des Spectrums wieder zu weißem Licht vereinigen lassen. Man erreicht dies auf verschiedene Weise. Das bekannteste Mittel ist der Farbenkreisel, eine Scheibe, welche mit den Farben des Spectrums bemalt ist und die bei rascher Umdrehung einen dem Weiß ähnlichen Eindruck hervorbringt, indem hier die Mischung der Farben im Auge vor sich geht. Besser aber ist eine Scheibe aus Sectoren durchsichtiger Leimfolie, welche die Farben des Spectrums besitzen. Man beleuchtet dieselbe im dunkeln Zimmer durch Sonnenlicht, sodaß die Farben auf einer weißen Wand erscheinen; bei der Umdrehung verschwinden dann die Farben und die erleuchtete Stelle der Wand erscheint weiß.

Bei diesen Versuchen fand man, daß es gar nicht aller prismatischen Farben bedürfe, um weißes Licht zu erzeugen, sondern daß grün und roth, orange und blau, violett und gelb ebenfalls weiß liefern, was dann auch von den drei unbedenklich einfachen Farben, roth, gelb und blau, gilt. Man nennt nun sich zu weiß ergänzenden Farbenpaare *complementäre Farben*.

Man kann hiernach leicht die Frage beantworten, welchen Eindruck die Gesammtheit der prismatischen Farben hervorbringen werde, wenn eine derselben unterdrückt worden ist; es erscheint nämlich die der fehlenden complementäre Farbe.

Daß man übrigens nicht durch Mischen von Farbstoffen eine weiße Farbe herzustellen vermag, das hat seinen Grund darin, daß auch die schönsten Farbstoffe nur eine unvollkommene Reinheit besitzen. Man überzeugt sich davon leicht vermittelst des Prismas, indem man eine vermeintlich reine Farbe durch dasselbe betrachtet; eine wirklich einfache Farbe kann durch dasselbe nicht weiter zerlegt werden, wohingegen jede unserer an ihren farbigen Rändern die Vermischungen erkennen läßt.

Hängt man das prismatische Spectrum zu nahe hinter dem Prisma auf, so erhält man es von einer

weißen Mitte unterbrochen. Diese Erscheinung steht mit dem Vorigen in vollkommenem Einklange. In dieser Stelle fallen die von den einzelnen Farben erzeugten Spectra übereinander und müssen daher weiß wiedererzeugen. Hängt man ein solches Spectrum zwischen einen Schirm so auf, daß ein Theil des weißen Lichts in seiner Mitte durch einen engen Spalt auf einen zweiten weißen Schirm fallen kann, so treten wegen ihrer ursprünglichen Trennung die einzelnen Farbenbilder auseinander und man erblickt keinen weißen, sondern nacheinander einen bunten Streifen auf dem letztern Schirme.

Ueberall, wo Lichtbrechung stattfindet, begegnen wir auch der Zerlegung des Lichts in Farben, nur verhalten sich die verschiedenen Medien hierbei nicht auf gleiche Weise. Im allgemeinen wächst die Farbenzerstreuung mit der Brechungsfähigkeit und es erwuchs daher den Astronomen und Mikroskopen der Uebelstand, daß sie Bilder mit lästigen Rändern zeigten, die um so mehr und störender auftraten, je mehr die Vergrößerung gesteigert wurde. Newton, wie erwähnt, vergeblich an der Möglichkeit, diese Ränder zu beseitigen, doch gelang es Dollond, achromatische Gläser zu construiren, welche Brechung ohne Farbenzerstreuung hervorbringen, indem er eine Crownglaslinse mit einer hellen Flintglaslinse auf geeignete Weise verband. Um dies zu verstehen, wollen wir ein achromatisches Prisma betrachten. Es besteht dasselbe aus einem Prisma von Crownglas und einem zweiten, von halb so großem brechenden Winkel, aus Flintglas, und zwar sind dieselben im entgegengesetzten Sinne zusammengefügt. Da nun diese beiden Prismen einerlei Farbenspectra von gleicher Breite liefern, das mit dem größern Winkel aber ziemlich doppelt so stark bricht als das andere, so erhellt, daß durch die Art der Zusammenfügung die Farbenzerstreuung gänzlich, die Brechung aber nur zur Hälfte aufgehoben ist.

Wir kommen zu dem schönsten und interessantesten Beispiele der Farbenzerstreuung, welches uns die Natur darbietet, zu dem Regenbogen.

Neue Romane und Novellen.

VIII.

Die „Novellen von Ida Frick" (zwei Bände, Leipzig, Hübner, 1860) sind gut erzählt und meist spannenden und fesselnden Inhalts. Weniger gelingen der Verfasserin die Situationen, besser und reicher die Charaktere, und durch eine Fülle einzelner, dem Leben abgelauschter Züge weiß sie ihre Gestalten zu beleben. Mit Vorliebe verweilt sie bei den Schilderungen der Frauen; diese sind oft so fein und gelungen, daß man sie für Porträts halten sollte. Unter dem etwas wunderlichen Titel „Rosa centifolia" und „Rosa gallica" erzählt sie uns eine Jugendgeschichte der berühmten Tänzerin Camargo; ihr möchten wir den Vorzug vor den andern Novellen geben, so anmuthig und treu ahmt sie in der Form den Rococogeschmack nach.

Louise Brachvogel erzählt in „Gold und Talent" (drei Bände, Leipzig, Gebrüder, 1860), daß Graf Langen sein Vermögen auf Wetten verschwendet hat, da war eine Tochter, die heimliche seine Liebe, geworden ist. Der Gerichtsrath des Dorfes, der Gutsbesitzer, die darauf folgenden Familien. Das Nichtsthun, das Wünschen, das übermäßige Erlangen des Reizes aller Dinge bildet den Einklang dieses breiten und angenehm geschriebenen Buches. Wir möchten ihm die Wirkung, die vielen Vorurtheile, die die Gesellschaft beherrschen, zu mildern und zu berichtigen.

Den Verehrern Robert Waldmüller's werden seine „Novellen" (Berlin, Springer, 1860) eine besonders willkommene Gabe sein. Sie bewegen sich weder in romantischen Abenteuern noch auf bewegtem Hintergrund; die eine von ihnen: „Verschollen, vermorten" — aufgenommen „halten sich alle in der Form der Idylle. Breiter schildern sie das Zufällige als das Ereigniß, ihre Gestalten, der Kinder, die Pfarrersfrau, Schweizerbauern, die Bewohner der Lüneburger Heide, gehören diesem Kreise und dem Genrebilde an, es sind Gattungsmenschen. Das Verdienst und das Talent Waldmüller's ist, in anschaulichster Lebendigkeit und mit solchen Elementen diese Dinge und Menschen auf uns wirken zu lassen, gemischt durch einen saubern und doch kräftigen Strich, der in der letzten und besten Erzählung: „Die Kaffermühle", noch eine leise, kolorirte, trefflich zum Inhalt stimmende Färbung erhält.

Wahrnehmungen.

Das natürliche Gleichgewicht im Leben der Menschen stellt sich immer wieder her — Söhne von Bedienten sind Gut.

* *

Eine Frau, die Geist und Talent hat, steht in der That unter ihrem Geschlechte einsam. Vergebt ihr, wenn sie zu den Männern flüchtet.

* *

Schreibe doch einer ein erotisches Buch: Was erscheint dem Praktischen poetisch?

Fern und Nah.

Du fragst, warum in deiner Nähe
So kumm ich oft und kalt dir schien;
Da — nun ich fern dir — lichte Flammen
So mild mir durch die Seele ziehn?

O schau' ein Licht am hellen Tage,
Es flackert wol, doch ohne Schein!
Und schau's zur Nacht und du wirst sehen,
Wie's lebernd kommt so hell und rein.

Oskar Bergmann.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 59. Wöchentlich ein Bogen

Inhalt: Zwei deutsche Seemannsstücklein. Wahre Begebenheiten. Von B. Aanna. — Die Religion in Frankreich. Von G. Hanning. — Tagebuch, Briefe, Dichtungen. Von A. Strodtmann. I. II. — Aus der Natur. XIII. — Kunst und Wissen. — Vom Büchertisch. I. — Aus Karl Sigwart's Nachlaß. — Sonntag von Moritz Strachwitz. — Gedichte. Von Wilhelm Berger.

Zwei deutsche Seemanns-Stücklein.

Wahre Begebenheiten.

I.

Der Schiffskapitän Karl Heinrich Brandt, gebürtig aus Lübeck, ging am 30. October 1813 mit dem Schiff „Elfriede", beladen mit Reis und Rum, aus dem Hafen von Sheerneß, unweit London, unter Segel, um nach Swinemünde zu fahren.

Bemannt war das Schiff mit zwei Schiffsjungen, fünf Matrosen, einem Steuermann (Bruder des Kapitäns) und einem Kapitän. Für den Nothfall führte die „Elfriede" zwei Kanonen, fünf sogenannte Donnerbüchsen, eine Pistole und einen Degen.

Am 1. November erblickte man in der Nähe von Doggersbank um die Mittagszeit eine englische Brigantine, die beinahe alle Segel eingebüßt und die Nothflagge aufgezogen hatte. Der Kapitän Brandt ließ, um dem bedrängten Schiffe Beistand zu leisten, die Segel in den Wind richten und sobald beide Schiffe sich nahe genug gekommen waren, rief die bedrängte Mannschaft in englischer Sprache: „Rettet uns, das Schiff ist im Begriff zu sinken!"

Brandt säumte nicht einen Augenblick.

Als er bemerkt, daß kein Boot auf dem fremden Schiffe war, ließ er von seinem eigenen ein Boot hinunter, bestieg es mit vier Matrosen und fuhr hinüber nach der Brigantine, wo er sich an Bord begab und die Mannschaft in Todesangst und Verzweiflung fand. Nachdem er sich die Schiffspapiere hatte vorlegen lassen und das Schiff für ein englisches wirklich anerkennen mußte, hieß er die Mannschaft, die aus sieben Personen und einem zwölfjährigen Knaben bestand, in sein Boot steigen und führte sodann alle nach seinem Schiffe.

Kaum befanden die Geretteten sich am Bord der „Elfriede", als einer von ihnen die Aeußerung laut werden ließ, daß auf der verlassenen Brigantine noch ein bedeutender Vorrath von Lebensmitteln sich befände, welcher der vermehrten Mannschaft der „Elfriede" ungemein gut zu statten kommen könne.

„Nun gut, so holt sie!" rief der Kapitän.

Aber die Geretteten schienen so entkräftet, daß sich Brandt's eigene Leute erboten, sie zu holen. Demnach fuhren fünf Matrosen und der Koch hinüber nach der Brigantine. Kaum waren sie abgefahren, so baten die Fremdlinge dringend um etwas Essen. Der Kapitän entsprach diesem Wunsche.

Während die Hungerigen sich sättigen, steht Brandt mit seinem Bruder und den beiden Schiffsjungen auf dem Hintertheile des Schiffs und

nicht besonders nach der immer mehr verschwindenden Felsenküste. Plötzlich stürzen die sechs geretteten Männer vom Vordertheil des Schiffs hervor, dringen mit Beilen und mit Pistolen bewaffnet auf Brandt und seine Umgebung ein, setzen ihm die Pistole auf die Brust und rufen ihm zu: „Wir sind keine Engländer, sondern französische Kaper! Euer Schiff ist unsere Prise und ihr seid des Todes, wenn ihr euch zu widersetzen wagt!"

Und noch ehe Brandt sich widersetzen kann, ist er und sein Bruder von den Piraten in die Kajüte hinabgestürzt.

Was nun anfangen? Gewalt gegen Gewalt setzen — das war nicht räthlich. Allein ihnen blieb nichts anderes als der ungleiche Kampf übrig: Zwei gegen sieben! Diese waren alle bewaffnet, aber in der Kajüte befanden sich glücklicherweise die obenerwähnten fünf Donnerbüchsen, die Pistole und der Degen, welche von den Räubern wahrscheinlich nicht bemerkt worden waren.

Was jedoch geschehen sollte, mußte rasch geschehen! Beide Brüder hatten denn auch nur Einen Gedanken: kämpfen.

Während der Kapitän Brandt die Donnerbüchsen mit doppelten Portionen von Kugeln lud, horchte sein Bruder an der Thür nach den Räubern, die über ihnen auf dem Verdeck jubelten und tanzten. Mittlerweile kam das Boot von dem sinkenden Schiffe mit dem Proviant zurück.

„Zurück!" schrie einer der Piraten ihnen zu. „Dies Schiff ist jetzt unser Eigenthum. Fahrt seewärts oder wir schießen euch nieder!"

Die fünf wehrlosen Matrosen wagten es nicht, anzulegen, obgleich zwei von ihnen darauf bestanden, die „Gfriede" zu entern.

Bald brach jedoch die Abenddämmerung an und die Räuber zogen den Steuermann Brandt aufs Verdeck, ihm das Steuer übergebend. Ehe dieser aber die Kajüte verließ, fand sein älterer Bruder Gelegenheit, ihm die Worte zuzuflüstern: „Suche die Mannschaft auf Einen Fleck zusammenzubringen, damit ich in den dichten Haufen schieße und weniger fehle."

Dieser Worte eingedenk rief der jüngere Brandt, als er ans Steuer getreten, den Piraten zu: „Rafft die Segel zur rechten, damit wir weiter nördlich kommen!"

Alle begaben sich rechts, während der Steuermann rückwärts an die Kajütenthür trat, wo ihm der Kapitän eine geladene Büchse in die auf den Rücken gehaltenen Hände legte. Im nächsten Augenblick schon feuerte beide Männer zugleich auf die noch mit den Segeln beschäftigten Piraten und streckte vier davon zu Boden, von denen sich aber drei wieder erhoben.

Jetzt entstand ein Handgemenge, gräßlich und schrecklich! Doch erreichen die Gebrüder Brandt glücklich die Kajüte, nehmen abermals eine geladene Büchse zur Hand und feuern zum zweiten male auf die Seeräuber. Zwei fallen, einer aber erhebt sich wieder. Blitzschnell eilen beide Brüder abermals in die Kajüte. Der Kapitän entreißt dem eintretenden Schiffsjungen die Büchse und legt auf den Anführer der Piraten an; von dem Schusse getroffen, stürzt dieser zwar nieder, rafft sich aber wieder auf, dringt auf den Kapitän Brandt ein und versetzt ihm einen Dolchstich in die rechte Seite. Er verliert die Besinnung und sinkt nieder, kommt aber wieder zu sich, als aufs neue ein Schuß fällt und sein Bruder ruft: „Meine Hand ist fort!" Die Büchse, welche der jüngere Brandt wiederum schleunig geladen hatte, war gesprungen und hatte ihm den Daumen zerschmettert.

Jener Ausruf des Bruders entflammt aufs neue den Muth des Kapitäns; er ringt mit seinem entkräfteten Gegner, reißt ihm den Dolch aus der Faust und versetzt ihm so heftig einige Stöße, daß er sterbend zu seinen Füßen sinkt.

Nun war aber der ältere Brandt so entkräftet, daß er sich an die Kajütenthür lehnte, ohne länger kämpfen zu können; der jüngere jedoch stürzt, mit dem Degen in der gesunden Hand, wieder aufs Verdeck, wo ihm die Verzweiflung neue Kräfte verleiht. Er spaltet mit einem Hieb den Kopf eines Räubers, daß er todt zu seinen Füßen sinkt.

Jetzt waren nur noch zwei Feinde übrig und Brandt rüstet sich zum neuen Kampf — da aber plötzlich werfen sich diese auf die Knie und bitten um Pardon. Sie ließen sich willig die Hände binden und in den Schiffsraum führen.

Was nun aber anfangen?

Die Nacht war vor der Thür und beide Brandt bluteten aus mehreren Wunden; zwei unerfahrene, eben aus dem Kindesalter getretene Schiffsjungen waren ihre einzigen Gehülfen.

Die fünf Matrosen kamen bald darauf an Bord. Der Kapitän lag ohnmächtig auf seinem Bett; der Steuermann aber untersuchte im Verein mit den Matrosen die in dem Kampf Gefallenen oder Verwundeten. Zwei waren todt und wurden ins Meer geworfen; einer, obgleich verwundet, war keck genug, sich zur Wehr zu setzen — er wurde lebendig über Bord geworfen; ein vierter verschied gegen Mitternacht an seinen erhaltenen

Wunden — sein Leichnam ward ins Meer geworfen; ein fünfter starb an seinen Wunden erst nach zwei Tagen.

Die Gebrüder Brandt erreichten mit ihrem Schiffe glücklich Gothenburg, wo sie ärztliche Hülfe erhielten und geheilt wurden; auch die beiden gefangenen Piraten wurden daselbst abgeliefert.

Zum Lohn für den bewiesenen Heldenmuth erhielten die Gebrüder Brandt von dem Könige von Preußen das Eiserne Kreuz II. Klasse, das nur mit den Waffen verdient und am schwarzen Bande getragen wird.

II.

Im Mai des Jahres 1817 segelte Kapitän J. J. Schümann, ein geborener Lübecker, mit dem Schiffe „Industrie" von Riga nach Cette in Spanien; er wurde aber auf der Höhe von Finisterre von einem unter englischer Flagge fahrenden, jedoch, wie sich bald herausstellte, mit algierischen Seeräubern bemannten Briggschiffe angehalten und zu demselben an Bord geordert. Der Uebermacht nachgebend, entsprach Schümann mit zwegen seiner Leute diesem Befehl und wurde nun nach seinen Papieren, namentlich nach einem türkischen Passe befragt; da er solchen nicht hatte, erklärte man Schiff und Ladung für eine gute Prise und ihn und seine Leute für Sklaven.

Die Unmöglichkeit einsehend, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, machten die Lübecker gute Miene zum bösen Spiel; jedoch bemerkte Schumann den Piraten, daß es für Schiff und Ladung besser sein würde, wenn er als Kapitän auf demselben selber die Reise nach Algier fortsetze, da sein Steuermann arg dem Trunk ergeben sei, und das Schiff leicht in Gefahr bringen könne. Der Anführer der türkischen Freibeuter pflichtete ihm bei und ließ Schümann und seine beiden Leute, begleitet von elf Seeräubern, wieder an Bord der „Industrie" bringen.

Hier angekommen, plünderten die Corsaren die deutschen Seeleute sammt und sonders aus und fanden es sodann für gut, den Kapitän Schümann und fünf seiner Matrosen auf dem Schiffe zu lassen, die übrige Mannschaft aber — ein Steuermann, zwei Matrosen und zwei Burschen — nach dem Raubschiffe abzuführen. Schümann war nun darauf bedacht, die mißtrauischen Räuber etwas unbesorgter zu machen, weshalb er sich, was sonst gar nicht seine Art war, gegen seine Leute, die er vorher mit seiner Absicht bekannt gemacht hatte, despotisch betrug, sie bei der kleinsten Veranlassung schalt und schlug oder so heftig stieß, daß sie gleich hinfallen mußten, ohne darüber zu murren. Dies Benehmen des Kapitäns bemerkte gar bald, daß die Korsaren weniger aufmerksamer wurden, indem sie der deutschen Besatzung für schwach und muthlos hielten.

Am 5. Juli kam die „Industrie" in die Nähe von Lissabon und an diesem Tage entschloß sich Schümann, zu siegen oder zu sterben. Zu dem Ende ward folgende Verabredung getroffen. Der Kapitän wollte die Türken zu einem guten Heringsfrühstück einladen und Steffen, ebenfalls ein geborener Lübecker und beherzter und entschlossener Mann, den Schümann als Kajütenjunge angestellt hatte, wußte bei der Bereitung behülflich sein. Als das Frühstück fertig war, wurden die Piraten dazu eingeladen. Schumann aß mit den vier Offizieren auf dem Verdeck, Steffen mit den sieben gemeinen Räubern im Raef.

Was er gehofft, erfolgte; es stellte sich bei den Piraten nach genossenem Mahle ein starker Durst ein. Die deutsche Mannschaft war wohl instruirt und der Kapitän ging mit dem Prisenmeister, der besonders großen Durst hatte, in die Kajüte hinab, um diesem ein Glas Rum zu geben. Mit ihnen befand sich, wie verabredet, Steffen in der Kajüte, mit der Reinigung einiger Geräthe beschäftigt.

Schümann versuchte nun den Prisenmeister zu veranlassen, sich auf eine neben dem Tische stehende Kiste zu setzen, wo er von Steffen niedergehauen werden sollte; aber der Türke setzte sich so, daß er beim Trinken alles übersehen konnte. Da nun so der Plan vereitelt war, legte der Kapitän Schümann eine Seekarte auf den Tisch und zeigte mit dem Finger dem Prisenmeister, wo Lissabon und Algier liege; den letztern Ort betonte er absichtlich sehr stark, indem er heftig rief: „Dort liegt Algier!"

Der bis dahin gleichgültig zuhörende Prisenmeister wandte sich jetzt neugierig nach der Karte und duckte sich, um den Ort genauer zu sehen, über den Tisch.

Dieser Moment war entscheidend.

Schümann gab seinem Steffen schnell das verabredete Zeichen; dieser ergriff einen Zimmermanns-Dechel und versetzte mit dessen Schärfe dem Türken einen solchen Hieb in den entblößten Nacken, daß er sogleich und ohne einen Laut von sich gegeben zu haben zu Boden stürzte. Der Schlag war so heftig, daß der Schaft des Instruments zerbrach. Schümann gab nun noch vollends dem in seinem Blute schwimmenden

Kerlaten mit einem ebenfalls in der Kajüte vorhandenen Streichholz einen solchen Stich, daß er nicht wieder aufstehen konnte. Dann eigneten sich beide dessen Waffen, zwei Pistolen und einen Degen, an und stürmten, nachdem sie die Waffen in guter Ordnung befunden hatten, auf das Verdeck.

Als sie dies erreicht, legte Schümann sogleich auf den neben der andern Kajütenthür stehenden türkischen Posten an und erschoß ihn. Sieben aber hatte den am Steuer stehenden Piraten ins Auge und traf auch den glücklich. Schnell eigneten sie sich der beiden gefallenen Pistolen an und traten dann mit einem donnernden „Hurrah!" die übrige deutsche Mannschaft des Schiffs zu sich und der noch immer ungleiche Kampf begann.

Wollte man Sieger bleiben, so mußte man rasch handeln — und das geschah auch. Fünf Türken wurden mit ihren eigenen Waffen niedergemacht.

Schümann stand jetzt hinten auf dem Schiffe und hatte gerade seine fünf Mann unversehrt bei sich. Der hintere Mast diente ihnen als eine gute Schanze gegen das Schießen der Türken von vorn her, denen aber zum Wiederladen keine Zeit gelassen werden durfte, vielmehr mußten die braven Deutschen ihnen mit kurzen Waffen zu Leibe gehen. Dies geschah auch unverzüglich, wobei aber einer von Schümann's Leuten mit einem Piraten zusammengerieth, der ihm an Körperkraft weit überlegen war. Kaum hatte der Kapitän das Bedrängniß seines Kameraden bemerkt, als er auch im nächsten Augenblick mit gezogenem Degen hinzusprang und dem Türken einen solchen Hieb versetzte, daß das Blut in das daliegende große Segel hinaufspritzte. In demselben Augenblick sprang ein unverwundeter Pirat über Bord.

Da Schümann nun keine Seeräuber mehr erblickte, rief er zwei seiner Leute zu sich, um eine andere Ruderkajüte einzunehmen, da die vorige wahrscheinlich durchgehauen war und das Steuer hin- und herschlenkerte. Eben waren alle drei mit dieser Arbeit am Backbord beschäftigt, als plötzlich der Kapitän noch eines Piraten gewahr wurde, der sich bis dahin im Mast versteckt hatte, nun aber mit einer mit sechs Kettenkugeln geladenen „Blunderbüchse" hervortrat und auf die drei Männer anlegte. Schümann stieß noch rechtzeitig seine beiden Leute auseinander und sprang sodann rasch nach der Steuerbordseite; bei der Kajütenthür jedoch begegnete ihm der Kerlar, legte auf ihn an und verwundete ihn am Kopf. Schümann zog sich in die Mitte des Schiffs zurück; sein Gegner verfolgte ihn, in jeder Hand eine Pistole haltend. Jetzt schlug er auf den Kapitän an — aber beide Pistolen versagten.

Diesen Augenblick benutzte Schümann; er sprang auf den Piraten zu und versetzte ihm einen Säbelhieb, daß er niederstürzte, aber bei jedem Hiebe, den er bekam, in italienischer Sprache sagte: „Das ist gut!" worin er in der That auch recht hatte, denn mit seiner Person war der letzte Räuber aus dem Wege.

Die Leichname wurden nun theils ganz, theils stückweise mit Sack und Pack über Bord geworfen. Dabei entdeckten Schümann's Leute einen Türken zur Seite des Schiffs, wahrscheinlich den, der über Bord gesprungen, welcher ein Tau ergriffen hatte, um leichter schwimmen zu können, seine Jacke ausgezogen hatte. Er bat um Pardon, aber bei der Erbitterung der Mannschaft wurde hierauf nicht gehört, das Tau ward gekappt und er den Wellen überlassen, worin er bald den Tod gefunden haben mag.

Der blutige Kampf hatte eine volle Stunde gewährt, von 11—12 Uhr.

Nachdem das Schiff wieder vor den Wind gebracht, dem Lande näher gelenkt und das Blut der Räuber weggewaschen war, dankten alle Gott kniend für den verliehenen Sieg. Noch an demselben Tage, nachmittags 4 Uhr, bekam die „Industrie" von Lissabon aus einen Lootsen an Bord und landete daselbst am folgenden Tage, am 6. Juli.

Glücklicherweise wurde auch die aus fünf Personen bestehende deutsche Mannschaft, welche auf dem Piratenschiff in die Sklaverei geführt werden sollte, durch die thätige Verwendung des schwedischen Generalconsuls, Herrn Anckerloo, bald wieder in Freiheit gesetzt und zwar ohne die als Lösegeld verlangten 150000 Piaster bezahlt zu haben. **H. Asmus.**

Die Religion in Frankreich.

Seit einiger Zeit haben die französischen Blätter auf ein Fest aufmerksam gemacht, das, gleich der Wallfahrt nach Trier, wie eine Erscheinung aus dem Mittelalter aussieht.

Mehr als hunderttausend Pilger, so heißt es, strömen nach **Puy-en-Velay**, um der feierlichen Einweihung der Riesenstatue der heiligen Jungfrau von Frankreich beizuwohnen, welche Einweihung am 12. September dieses Jahres stattfand.

Es hat's mancher nicht glauben wollen, daß im 19. Jahrhundert Legionen von Pilgern nach dem heiligen Rock von Trier wallfahrten werden und ein bekanntes Volkslied hat ausdrücklich singen müssen:

Drei Monden gerad mit gradeaus
Marschirt im Jahre tausend
Achthundertneunundneunzig
Und wer's nicht glaubt, der lest sich'

damit so die kritische Nachwelt die Thatsache nicht ebenso ungläubig in Zweifel ziehen möchte, wie die Mitwelt in der Person eines Strauß und Bruno Bauer den „historischen Christus" selbst bezweifelt hat. Es wird's auch mancher nicht glauben wollen, daß heute, wo das Oberhaupt der katholischen Christenheit selbst sich nur durch den Schutz fremder Bajonnete auf Sankt-Peter's Stuhl erhalten kann, wo Garibaldi und Victor Emanuel die Einheit der römisch-katholischen Welt bedrohen, heute ein Bischof noch den Muth haben kann, ein Fest zu feiern, zu dem der ganze naive Glaube des Mittelalters nöthig ist.

Und es ist dennoch wahr. Ich versichere es als Augenzeuge. Wie ich binnen wenig Stunden an die Loiregegenden gekommen bin? Geschwindigkeit ist keine Hexerei und mit Dampf ist vieles möglich. Nebenbei gesagt, eine schöne, herrliche Reise, die ich mit wenigen Federstrichen zeichnen will.

Lieblich lachte im Herbstsonnenschein das Loirethal, das ich von Nantes nach Orleans stromaufwärts fuhr, vorüber an Schlössern, Burgruinen, Städten, von denen ich nur Langeais, Gien-Marie, Tours, Amboise, Blois zu nennen brauche, um ein Bild von den wechselnden reizenden Einzelnheiten zu geben. In Orleans, wo die Heldenjungfrau Jeanne d'Arc ihre Laufbahn begann, nimmt man den Nachtzug nach dem Süden. Ueber die Loire hinüber fährt man des Nachts die Ebenen von Bourges und Moulins durch, welche Städte in der Dunkelheit unbemerkt bleiben. Bei der Station St.-Germain-les-Fossés wird es Tag, ein fruchtbares, von Hügeln umgrenztes Land, durch welches der vom Regen geschwollene Allier rauschte. Vor uns am Horizont erhebt sich eine runde Bergkuppe, es ist der Puy-de-Dôme (Puy, im mittelalterlichen Latein podium, bedeutet Berg; also ein Berg, welcher wie ein Dom, d. h. eine Kuppel, gestaltet ist). Zu seinem Fuße liegt die Doppelstadt Clermont-Ferrand, die Hauptstadt der Nieder-Auvergne, sonst Limagne genannt, deren weibliche Bevölkerung Sommer und Winter einen Strohhut trägt (die Hauptstadt der gebirgigen echten Auvergne ist S.-Flour). Wir fuhren heraus vorbei, in das Allierthal hinein, eine wilde Schlucht, auf deren steilen Felsenhöhen Burgruinen und Dörfer wie Adlernester hingen. Jetzt that sie sich wieder auf, rechts schaut den Blick die schöne, in romanischem Stil erbaute Kirche von Jaucze; aber diese ist nur ein Nachbild der von Brioude, in welchem Städtchen die Eisenbahn endet. Brioude gehört, historisch genommen, zur Auvergne, ist aber jetzt zum Departement der Oberloire geschlagen, von welchem die Stadt Puy die Hauptstadt ist. Dieses Departement entspricht so ziemlich der alten Provinz Velay (daher der Name der Stadt le Puy-en-Velay; der Artikel kommt eben davon her, daß Puy ein Substantivum ist). Das Velay, so berichtet Julius Cäsar, stand unter der Oberhoheit der Arverger; seit der römischen Eroberung aber hat es eine selbständige Rolle gespielt, im Mittelalter gehörte es zum Languedoc, seine Bischöfe waren feudalherren seine Landesherren. Ein Seitenzug der Cevennen durchfurcht das ganze Land; in der Mitte liegt die Stadt Puy.

Immer steil bergan geht der Weg von Brioude, zuweilen an wilden dunklen Schluchten und an von Fichten bewaldeten Thälern vorüber. Immer rauher wird die Gegend, man glaubt sich in Sibirien; immer höhere Berge steigen am Horizonte auf, zuletzt erhebt sich über alle der gegen 1800 Meter hohe Mezenc, der Herrscher des Gebirgs, finster und riesenhaft. Endlich hat man die Höhe hinter sich, es geht wieder bergab; da erhebt sich links auf einem nackten gewaltigen Felsen das alte, in Trümmer gesunkene Schloß Polignac, dessen Seigneurs sich im Mittelalter die Könige des Gebirgs nannten und, die Geißeln des Landes, mit dem Bischof um dessen Herrschaft stritten. Es ist dies Geschlecht dasselbe, dem der Minister Karl's X. entstammte. Wie die Zeiten sich ändern! Der letzte Abkömmling dieser kleinen Bergkönige, der Sohn jenes Ministers, kürzlich mit der Tochter des Bankier Mirès verheirathet, wirbt in diesem Lande jetzt um die Stimmen des Volks als Candidat für die Deputirtenkammer! Ein hochgebildeter Mann, dem Frankreich eine treffliche Uebersetzung des Goethe'schen „Faust" in Versen verdankt (er ist im Exil in München erzogen worden), gab er mir die Gelegenheit, mit ihm am Fuße der Statue der heiligen Jungfrau in der Sprache Goethe's über „Faust" zu sprechen, der erst durch ihn dem Publikum dieser Stadt bekannt geworden ist.

Das Schloß Polignac ist in nächster Nähe

derselben; dann an fürchterlichem Abgrunde vorbei, in dessen Tiefe der Bergfluß Borne rauscht; dann einen hohen Vulkan durchschneidend, sieht man mitten durch dessen Krater hindurch in das Thal hinunter, aus dessen Mitte der Berg Anis hervorragt, an welchen sich südwärts die Stadt Puy amphitheatralisch anlehnt. Sofort erkennt man den vulkanischen Charakter des ganzen Landes; eine Basaltgruppe des durchschnittenen Vulkans steigt wie Orgeln auf, daher auch les orgues d'Espaly genannt, nach dem Dorfe Espale im Thale, das ebenfalls um einen Felsen vulkanischen Ursprungs gelagert ist. Auf diesem Felsen verwittern die Ruinen des alten Schlosses, in welchem Karl VII. zum König von Frankreich ausgerufen ward. Das große Naturwunder aber dieses Thales ist der neben dem Berg Anis aufragende Felsen l'Aiguille, die Nadel, so genannt, weil er wie eine Nadel spitz zuläuft; 265 Fuß hoch, ließ er gerade noch Raum für eine im 9. Jahrhundert erbaute Kapelle des heiligen Michael.

Welchen Eindruck diese ganze Natur auf den Reisenden macht, zeige ich am besten an George Sand's Worten, die im vorigen Sommer sich hierher verirrte. „Ich bewahre meine Erinnerung an das prächtige Thal von Puy für einen Roman (derselbe erscheint jetzt in der »Revue des deux mondes«). Diese Erinnerung ist wie ein schöner Traum. Frankreich weiß in der That nicht, welch wunderbare Landschaften es besitzt. Wenn man sie anderswo gesucht hat, so sieht man ganz erstaunt, daß man sie plötzlich in nächster Nähe findet, und erstaunt, daß die Künstler sie so selten entdecken und so wenig schätzen." Freilich, dem Franzosen fehlt die uns Deutschen eigene schwärmerische Liebe zur Natur; zu Fuß reisen, ist ungeheuerlich für ihn, und von der Straße ab sich zu verirren, das war nur einem J. J. Rousseau möglich. Ich selbst habe in den Thälern dieses Gebirglandes Naturschönheiten entdeckt, die mich wie mit Zaubermacht fesselten und die den nur acht Stunden entfernten Städtern unbekannt waren.

Bedenkt man nun diese Wunder der Natur, fügt man hinzu, daß sich über den Berg Anis selbst noch ein Felsen erhebt, der rocher Corneille, der der Bildsäule als erstes Piedestal dient, so begreift man sofort den pittoresken Charakter dieses Werkes. Die Statue selbst ist 16 Meter hoch, der Sockel, auf dem sie ruht, hat 8 Meter Höhe; die Höhe des ganzen Berges hinzugerechnet, überragt die Säule den niedersten Theil der Stadt um 132 Meter.

Aber die rechte Bedeutung zieht das Fest aus der Geschichte.

Seit einiger Zeit liegt der Klerus des Orts in einem interessanten Streit mit dem Archäologen Aymard, Archivar des Departements, über den Ursprung der Stadt. Nach dem letztern (und ich stimme ihm vollkommen bei) ist dieselbe eine römische Colonie, gegründet auf einer uralten celtischen Oertlichkeit; nach der Meinung der Geistlichkeit aber verdankt die Stadt ihre Entstehung dem Christenthum und zwar vor allem der Jungfrau Maria, der infolge von mancherlei Erscheinungen und Wundern ein Heiligthum errichtet wurde, welches später zu der berühmten Kathedrale von Notre-Dame-du-Puy anwuchs. Ich kann hier leider nicht näher auf diesen Streit eingehen, der scharfe Schlaglichter auf das innere Leben Frankreichs wirft und der selbst in den Plan des heutigen Festes hineinspielt. Wie sie jetzt triumphiren, die Herren Priester und Jesuiten, jetzt, wo die religiöse Schwärmerei die Klarheit des Auges trübt und die ruhige Forschung nicht zu Worte kommt! Aber jedem Rausche folgt die Stunde der Nüchternheit und die Wahrheit bricht sich Bahn. Indessen, das ist gewiß, sobald die römische Welt völlig verschüttet ist und der neue französische Staat sich zu bilden beginnt, tritt die Kathedrale als das Denkmal hervor, um welches sich das ganze politisch-gesellschaftliche Leben der Stadt gruppirt. Die Statue der heiligen Jungfrau dieser Kirche ist jedenfalls eine ursprünglich heidnische; sie ist schwarz und stellt die Isis mit dem Horuskinde auf dem Schoße dar; gleich den ägyptischen Mumien, war sie mit vielerlei Binden umwickelt. Ich sage, war, denn 1793 verbrannte das Volk diese alte Statue und statt ihrer steht eine neue, nachgebildete auf dem Altar. Vor einigen Jahren beschloß man jene „gotteslästerliche Zerstörung" zu sühnen; man setzte dem neuen Bilde eine kostbare Krone auf, die über 100000 Francs gekostet haben soll und zu der alle geistlichen Congregationen und Bruderschaften beisteuerten. Es geschah dies unter großen Ceremonieen; auf dem Platze Martouret, wo man die alte Statue verbrannt hatte, hielt die Procession und flehte Gottes Gnade an. Woher übrigens die Statue gekommen war, ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt; der Sage nach soll sie ein Geschenk sein, das ein ägyptischer Sultan Ludwig dem Heiligen gemacht habe und das letzterer vom Kreuzzuge mitbrachte. Aber die Statue war sicher schon vorher hier und ein Ueberbleibsel der römischen

Colonie, das vom Gipfelbaume zur heiligen Jungfrau emporrankt wurde. Eben dieses geheimnisvolle Dunkel verlieh ihm einen Zauber mehr und der Pilger, die zu ihm wallfahrteten, sind wol Millionen. Die Legende rechnet unter diese Wallfahrer Karl den Großen und Ludwig den Frommen. Sicher ist, daß mehrere Päpste, mehrere Könige von Aragonien, Franz I. von Frankreich und andere zu „Unserer lieben Frau vom Berge" (du Puy) gepilgert sind, das die Stadt allen Glanz und Ruhm des Mittelalters von dieser Kirche hat, daß die Geschichte dieser Kirche hier so wichtig gehalten wurde, als wäre es die Geschichte des Landes selbst. So schrieb sie unter andern im 17. Jahrhundert ein Jesuit, Odo de Gissey, in drei Büchern; so feierte sie 1630 Hugo d'Aignon, Herr von Montel (Montel liegt bei Puy), in einem großen Epos: „La Vellayade ou delicieuses merveilles de Nôtre-Dame du Puy d'Anis et du Velay." Wahrscheinlich verdankt aber auch die Stadt dieser Bildsäule das kranke Blut, das in den Adern seiner Bewohner rollt, von denen wenigstens zwei Drittel hinken; die Wunderkraft der heiligen Jungfrau zog nämlich das ganze Mittelalter hindurch eine Menge Kranker in diese Stadt; statt Heilung zu finden, vererbten sie hier nur ihr Elend. Die Unreinlichkeit der steil aufklimmenden engen Straßen mag auch dazu beitragen.

So berühmt war im 11. Jahrhundert diese Stadt durch ihr Wunderbild geworden, daß der Papst das Concil, auf welchem der erste Kreuzzug beschlossen ward, erst hierher berufen wollte; nur die engen Räumlichkeiten ließen es dann nach dem nahen Clermont verlegen. Aber der erste Bischof, der dort das Kreuz nahm, war der von Puy, Adhemar de Monteil; der durch Tasso's Gedicht unsterblich geworden ist; derselbe ist auch der Verfasser jener Hymne „Salve Regina", welche von den Trappisten vorzugsweise gesungen wird. Von Puy war ferner jener arme Mann, der zu Antiochien die heilige Lanze fand. Von Puy, richtiger aus dem Dorfe Aiguille (s. oben), das an die Stadt anstößt, war auch einer der Hauptchronikenschreiber des ersten Kreuzzugs, Raymond, den Guizot irrthümlich d'Agiles anstatt d'Aiguille nennt.

Das war die Glanzepoche dieser Stadt, in deren Mauern damals glänzende Liebeshöfe gehalten wurden und einer der bedeutendsten Troubadours, der Satiriker und Sirventendichter, Pierre Cardinal, geboren ward.

Aus einer ziemlich selbständigen Provinz zu einem bloßen Departement herabgesunken, verlor das Land seine alte Bedeutung; es lebt von der Erinnerung. Unter diesen blieb die an das Wunderbild der schwarzen Jungfrau vor allem lebendig. Die Neugier fand schwer Eingang in das verlorene Thal, zu welchem noch heute keine Eisenbahn führt; ist man doch in der Nähe der Stadt gezwungen, den Wein in Schläuchen auf Maulthieren zu transportiren. Auch haben es die Jesuiten ausgericht, hier ein Mutterhaus zu gründen; sie sollen an 200 Mitglieder stark sein. Der Klöster gibt es hier, in der Stadt von 20000 Einwohnern, mehr als in sechsmal größern Städten, der geistlichen Brüderschaften und Congregationen so viel, daß ich sie nicht zu unterscheiden vermag. Die Processionen der Weißen Buser, die am Abend des Charfreitags den Schmerzensweg Christi auf Golgatha darstellt, hat etwas Heidnisches. So werden alle alten Traditionen noch erhalten oder neu belebt, wie das obige Krönungsfest der schwarzen Jungfrau zeigt.

Da entfuhr vor einigen Jahren einem Jesuiten, Gombalier, der während der Fasten die Innere Mission predigte, der Gedanke, man solle oder könne der heiligen Jungfrau, der die Stadt so viel verdanke, auf dem Felsen Corneille, als dem höchsten Punkte über der Stadt, eine Bildsäule errichten. Ein anwesender Priester faßte die Idee auf und der pittoreske Reiz, den dieselbe hatte, that das Seine; man errichtete eine Commission, Geld strömte herzu; so vor, wenn es praktisch nützliche Zwecke gilt, so massenhaft kommt es an, wenn die religiöse Schwärmerei die Glocke zieht. Man forderte die Bildhauer auf, Modelle einzuliefern; ein Deutscher, Rinn aus Speier, gewann den zweiten Preis, den ersten Bonvallieur in Paris. Der letztere hatte die glückliche Idee gehabt, die Oertlichkeit zu studiren und an der Stelle selbst sein Modell auszuarbeiten. Er hat ein Kunstwerk geliefert, man muß es anerkennen; die Jungfrau hält auf dem rechten Arm das Jesuskind, sie zeigt ihm die Stadt und der Sohn segnet dieselbe mit seiner Kinderhand.

Man hatte sich um einen Beitrag an den Kaiser gewandt. Es war gerade zur Zeit des Krimkriegs; er versprach im Fall des Sieges die zu erobernden Kanonen zum Guß zu schenken; diesem Versprechen schreibt die Geistlichkeit den Fall Sewastopols zu. Sie sagt, die heilige Jungfrau habe diese Pest der Schis-

meister zu ihrer Verherrlichung gesetzt. In Brest bei St-Etienne wurde die Bildsäule von Fournier Vater und Sohn gegossen, die Arbeit macht beiden Ehre. Die Statue ist hohl, man kann im Innern hinaufsteigen und hat durch die Augenöffnungen den Blick über die herrliche Landschaft. Ein Verbrechen hätte sie beinahe mit Blut getauft; heimliche Arbeiter brachten aus Neid und Eifersucht in einer stürmischen Gewitternacht das Gerüst aus den Fugen, um die Fremden in den Abgrund stürzen zu lassen. Aber eben die Schwüle der Gewitternacht hatte einen Priester aus dem Bett ans Fenster getrieben; dort bemerkte er, daß etwas auf dem Felsen vorgehe und seine Anzeige bewahrte dem Unglück vor.

So ward denn der 12. September zur feierlichen Enthüllung festgesetzt. Man verwechsele nun diese Bildsäule nicht mehr mit der schwarzen, sitzenden Jungfrau der Kathedrale, die den Ruhm der Stadt im Mittelalter gründete. Die neue, aus dem Metall der Kanonen von Sewastopol gegossen, heißt Notre-Dame de France. Der kurze Verstand hätte es für unangemessen, die Mutter Gottes, die nach dem katholischen Dogma alle Christen mit gleicher Liebe umfaßt, zu einer Nationalheiligen zu machen; gelegt, Oesterreich besäße auf einem steilen Tirols Notre-Dame d'Autriche und es käme zum Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich, wär' es nicht Lästerung, wenn der Oesterreicher zur heiligen Jungfrau Oesterreichs um Schutz gegen die heilige Jungfrau von Frankreich beten wollte?

Der Kaiser hat die Einladung abgelehnt. Seine Reise hinderte ihn. Aber politische Gründe mögen ihn wol auch bestimmt haben. Die Erregung der religiösen Schwärmerei und die Pracht des Festes wäre ein mächtiger Hebel in den Händen der Geistlichkeit geworden und der Kaiser hätte sich vielleicht Verpflichtungen nicht entziehen können, die er vermeiden wollte. Weigert sich doch der Papst, den für Vannes in der Bretagne vorgeschlagenen Bischof anzuerkennen; im Augenblick, wo ihn der Kaiser allein auf seinem Thron erhält!

Eine andere Ablehnung ist pikant, die des Erzbischofs von Lyon. Derselbe, sagt man, ist ein wenig verstimmt. Er hat vor einigen Jahren auch eine kolossale Statue, Notre-Dame de Fourvières*), errichten lassen, zu der das Geld meist durch eine Lotterie aufgebracht worden ist. Er fürchtet nun, die Jungfrau zu Puy möchte der zu ihren Abbruch thun. Denn trotz alledem, die religiöse Industrie eines Jahrhunderts hat sich auch in dies Thal eingeschlichen und der Spötter gibt es mehr als einen. Der zu hoffende Gewinn mag bei andern den religiösen Enthusiasmus beleben, denn wo so viele Fremde anströmen, bleibt auch Geld im Orte. Nur für den Augenblick ist der Eindruck zu stark, um andere Stimmen als die des Lobgesangs auf Maria laut werden zu lassen. Die Straßen werden zu Gärten, zu Wäldern; die kleinen, schmutzigen Gäßchen sind mit Guirlanden, Moos und Blumen geschmückt. Acht Tage lang vorher hat der Jesuit Pater Felix, bekannt durch seine Predigten in Notre-Dame zu Paris, dessen Rednergewalt ich aber hier keineswegs bedeutend gefunden habe, in der Kathedrale die Begeisterung durch Andachtsstunden zu schüren gesucht. Auch andere Mittel wandte man an. Da fehlte z. B. in der Küche eines Hauses seit 1793 eine Statuette der heiligen Jungfrau; vor kurzem klopft es hier in der Mitternachtsstunde an die Thür, die Magd öffnet und sieht beim Lampenschimmer einen vermummten Mann vor sich, das Gesicht mit einer Maske bedeckt. Er überreicht ihr ein Packet mit den Worten: „Dies ist die Statue der heiligen Jungfrau, die sonst hier verehrt ward und nach dem Ave der Vorübergehenden schmachtet. Meine Mutter hat mir in ihrer Todesstunde aufgetragen, dies Bild zurückzugeben. Forscht nicht nach meinem Namen, folgt mir nicht nach auf meinem Wege!" Und verschwand er in der Dunkelheit. Wenn man bedenkt, daß die Kathedrale der Stadt ehemals unter ihre Reliquienschätze nicht nur einige Tropfen Milch der heiligen Jungfrau, sondern sogar ein Stück Nabel unsers Erlösers, ja seine Vorhaut gezählt hat, so sollte man auf noch wunderbarere Ereignisse gefaßt sein.

Aber das 19. Jahrhundert macht sich doch geltend. Die Fremden, die auf allen Straßen zu Fuß und zu Wagen heranströmen, was führt sie her? Die schwärmerische Andacht oder die Neugier, die Vergnügungssucht? Ouvrons! Sie wollten ein Fest sehen. Ja, im Mittelalter, wo der Wallfahrer, auf ungebahnten Pfaden durch düstere Wälder ziehend, sein von Räubern und Wölfen bedrohtes Leben wagte, um dem fernen Heiligen vor seinem wunderthätigen Bilde zu huldigen, da hatte die Pilgerschaft noch einen Werth, denn nur die rechte Andacht, der wahre Glaube konnte dazu führen. Aber heute pilgern die Christen von Paris

*) Vgl. unsere „Unterhaltungen", Nr. 54.

Heinrich
(für ſich aus tiefer Bruſt ſeufzend).

Es werden noch nicht die letzten Thränen ſein, die ſie zu weinen hat. (Laut) Wir werden den Winter öfters auf die Jagd gehen, Konrad!

Konrad.

Auf die Jagd?

Heinrich
(kaltblütig).

Haſt wohl Alles recht verroſten laſſen — die ſchönen Piſtolen, die ich in Brüſſel kaufte —?

Konrad
(ängſtlich).

Herr Aſſeſſor! (Pauſe.)

Heinrich.

Iſt Marie zu Haus!

Konrad.

Doktor Fels war faſt eine Stunde bei ihr.

Heinrich.

Doktor Fels?

Konrad.

Haben viel zuſammen geſprochen und ich hörte ſo ein Schluchzen — dann kleidete ſie ſich ſchnell um und iſt ausgegangen — oben, Herr Wolf iſt nun auch ausgezogen. — 'S wird recht öde und ſtill im Hauſe.

im Dampfschiff nach Jerusalem, um — eine Vergnügungsreise zu machen. Eine besondere Klasse von Fremden ist eine andere Spur des 19. Jahrhunderts. Noch am Tage vor dem Feste wurde eine telegraphische Depesche aus Paris von einer gewissen Actiengesellschaft, die das Fest auf eine eigene industrielle Weise auszubeuten beschlossen hatte; die Gesellschaft besteht nicht aus Rittern der Industrie, sondern aus Industrierittern; allein 200 Gendarmen haben gerüstet, um diese Ritter zu bekämpfen, die in ihrem Schilde die Devise: „Eigenthum ist Diebstahl", nach ihrer Weise gedeutet führen.

Die Nacht vor dem Feste ist schwarz; man hat die Krone der Riesenstatue erleuchtet und die heilige Jungfrau blickt als Stella maris, als Consolatrix afflictorum in die Finsterniß, ein Licht den Irrenden. Endlich bricht der Tag an, Glockengeläute und Kanonenschüsse begrüßen ihn. Die Straßen auf und ab wogen hundertausend Menschen; von allen Seiten ziehen die Gemeinden der Umgegend in Procession heran und sammeln sich nach und nach auf dem Festplatze. Um 10 Uhr begibt sich der Präfect mit allen Behörden in Uniform an den Fuß der großen Freitreppe, die auf 101 Stufen zur Kathedrale führt. Jetzt steigt die Geistlichkeit unter den drei großen Portalen der Kirche, die an den Felsen Corneille angrenzt, diese Treppe herunter. Es ist ein imposanter Anblick, wie keiner der Anwesenden sich entsinnt, je gehabt zu haben. Zwölf Bischöfe, unter ihnen ein Kapuziner aus Spanien, schließen den Zug, zuletzt der Cardinalerzbischof von Bordeaux, sie erheben die Hand und segnen die Menge. Alle Theile der Procession zusammen haben eine Ausdehnung von mehr als einer Stunde Wegs; dreitausend Priester leiten sie in Festgewändern. Auf dem Platze du Breuil im Thale ist eine Bühne errichtet, in deren Mitte ein Altar steht. Von diesem Platze aus sieht man die Stadt sich amphitheatralisch erheben, der untere Saum bildet eine so prächtige Façade, wie z. B. die großen Städte am Rhein haben; darüber ragt die Kathedrale und über alles der Felsen Corneille mit dem Riesenbilde der Jungfrau. Die Gottesmutter hat das Gebet des Bischofs erhört, der mehrere Messen zu Erhaltung guten Wetters hat lesen lassen (acht Tage vorher ließ man welche um Regen für die Landleute lesen) und die Sonne theilt die Wolken, die wochenlang über der Stadt gehangen hatten; die Kirchenfahnen, die goldenen Kreuze, die blinkenden Uniformen, alles schimmert. Es ist ein wunderbar romantisches, südfranzösisches Bild. Die Einbildungskraft entflammt sich und als nun der Bischof von Puy, der das Hochamt feiert, das Allerheiligste erhebt, als mehr denn 60000 Christen niederknieen, den gegenwärtigen Gott anzubeten, als nun der Chor der Priester die Hymne: „O salutaris hostia" anstimmt, da gab es einen Augenblick hoher Begeisterung, der feierlich in dem „Magnificat anima mea Dominum" nachbebte, das jetzt ein Priester mit ergreifend metallener Stimme sang. Das war der Höhepunkt des Festes.

Aber den von der Geistlichkeit wahrscheinlich geträumten Erfolg hat es doch nicht erreicht. Schon daß das Staatsoberhaupt ihm nicht beiwohnte (selbst der Eroberer von Sewastopol, Marschall Pélissier, den man angekündigt hatte, war nicht gekommen), schon dies entzog ihm einen großen Theil der Bedeutung. Aber selbst der Bedrängniß des Papstes und der katholischen Kirche überhaupt zu Provocationen zu benutzen, erlaubte die Vorsicht dem Redner nicht: man weiß wohl, daß die Regierung keinerlei Einmischung in ihre Politik duldet. Das stärkste Wort, das der Erzbischof von Bordeaux als Hauptredner sprach, war, daß er dies Fest eine katholische Demonstration nannte.

Die Feier gewann zuletzt in der Menge immer mehr den profanen Charakter eines immerhin großartigen Festgenusses. Keine Spur von Fanatismus; seine Zeit ist doch vorüber. Unter den Festinschriften las man sogar: „Marie, Beschützerin der Industrie", in ebenso viel chinesischen Laternen als die Worte Buchstaben hatten; es war eine Spitzenhändlerin (die Spitzenklöppelei ist der Hauptgewerbszweig des Landes), die den Grundcharakter des Jahrhunderts ausdrückte. In dieser Beziehung war das Fest eins der schönsten, das ich je gesehen habe; der Abend gewährte das gewöhnliche Schauspiel: Feuerwerk und Illumination, aber diese beiden waren des Ganzen würdig. Auf den Bergen umher brannten hohe Feuer, während die Riesenstatue selbst sowie auf dem Nebenfelsen die Kapelle des Erzengels Michael prächtig erleuchtet waren. Allgemeinen Jubel rief das Tableau des Feuerwerks hervor, welches die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde darstellte. Tags darauf wurde in der Kathedrale feierliches Hochamt gehalten, um Gott für seinen über das Fest ertheilten Segen zu danken.

Während der Feierlichkeiten fragte mich ein Voltairianer mit einer gewissen Ironie über diese

ſelbſt: „Iſt Ihr Proteſtantismus fähig, ein ſolches Feſt zu feiern?“ Wäre die Frage alles Ernſtes von einem echtgläubigen Katholiken geſtellt geweſen, ſo hätte ich an die Guſtav-Adolfeier auf dem Schlachtfelde zu Lützen, an verſchiedene Lutherfeſte, an die Jubelfeſte der Reformation erinnern können. Aber es war nicht nöthig; warum ſich auf den confeſſionellen Standpunkt beſchränken, zumal die katholiſche Welt ja ſelbſt den alten Glaubenseifer verliert! Nein, über all dieſen confeſſionellen oder kirchlichen Feſten erhebt ſich ein neuer Cultus, der wie die Gottheit ſelbſt an Freiheit und Erhabenheit gewachſen iſt, auch höher und umfaſſender iſt: der Cultus des Genius. Seine Feſte entſprechen dem neuen Glauben, dem echt humanen, der Humanitarismus heißt; denn jedes große Genie iſt eine Offenbarung des Weltgeiſtes, der in dieſem ſelbſt erſt ſichtbar wird. Man darf ſagen, daß dieſer Cultus in der deutſchen Nation zuerſt aufgetreten iſt. Wer hat 1840 in Paris daran gedacht, aus dem Gutenbergfeſte ein „religiöſes“ Feſt zu machen, wie es in Deutſchland der Fall war, wo der Sieg der geiſtigen Freiheit gefeiert ward? Und vor allem darf man hier an das Schillerfeſt erinnern. Eine ſolche über den Erdball verbreitete Feier iſt die katholiſche Welt nicht mehr im Stande hervorzurufen und in der Ewigen Stadt ſelbſt reicht kein Kirchenfeſt trotz alles Prunks und alles Schimmers an die Höhe, an die Tiefe, an die Glut jenes Feſtes, das uns allen im Gedächtniß lebt. ch. Hemmig.

Papier, Feder, Dinte.

Von A. Kreyſchmar.

I.

Was war nicht ſchon alles Papier! — — Steine ſind von dem Finger Gottes berührt und in Tafeln des Geſetzes verwandelt worden. Vom Blitz geſpaltene und von dem Gletſcher glatt gewaſchene Felſen ſind von dem Meißel zu Geſchichtsbüchern und Kalendern der Nationen bearbeitet worden. Jedes Metall, von dem ſtumpfen, unſcheinbaren Blei an bis zu dem funkelnden Gold, hat ſich dazu hergegeben, irgendein Zeichen oder eine Inſchrift zu tragen. Der Sand an dem Meeresſtrande iſt zwiſchen Ebbe und Flut beſchrieben worden. Der Thon des Feldes hat ein Gelübde angenommen und ſich durch die Feuerprobe verbindlich gemacht, die ihm anvertraute Wahrheit zu verkünden, ſolange er ſelbſt dauert.

Alle lebloſen Dinge des ſchlafenden Naturreiches — nur das wilde Meer und die unſichtbare Luft ausgenommen — haben dem Menſchen als Papier gedient. Auf alle von ihnen hat er ſeine Gedanken niedergeſchrieben und wo er einen großen Gedanken auszudrücken hatte, hat das eine Material zum Ausdruck deſſelben beinahe ebenſo gut genugt als das andere. Von der einſt lebenden Welt hat er die flachen Gebeine todter Thiere als Schreibetafeln entlehnt, die Stoßzähne wilder Elefanten hat er in Reißbretter verwandelt und die Häute vieler Geſchöpfe haben ihm als Pergament gedient.

Eine ganz beſonders reiche Ernte aber hat ihm die Pflanzenwelt gewährt und ſchon in dem Worte Blatt liegt eine gewiſſe Anerkennung deſſen, was die Menſchheit der Pflanze in Bezug auf das verdankt, was wir vorzugsweiſe Papier nennen.

Der Matroſe druckt ſeinen Namen mit unauslöſchlichen Buchſtaben auf ſeinen Arm, damit, wenn das Schickſal, welches jeden Augenblick über ihm ſchwebt, ihn ereilt und das gefräßige Seeungeheuer oder die grauſame Meereswelle ihn ſo entſtellen, daß er nicht wiederzuerkennen iſt, dann vielleicht doch die ſeinem Arme eingegrabenen Worte ihm ein chriſtliches Begräbniß am Strande verſchaffen und ſeiner Mutter oder ſeiner Schweſter oder ſeinem Weibe oder ſeinem Liebchen daheim die Gewißheit von ſeinem Tode bringen, damit ihnen die Qual erſpart werde, die Hoffnung zu hegen, welche die Verzweiflung am Leben erhält.

Die Seeleute tätowiren, ihren Traditionen treu bleibend, ihre Arme blau. Die Soldaten verwenden Schießpulver hierzu; doch habe ich einen abenteuernden Soldner geſehen, welcher dem blutrothen Zinnober den Vorzug gab. Er war mit auf dem Rückzuge aus Rußland geweſen und hatte bei Auſterlitz, Jena und Waterloo mitgefochten. Während er jeden Tag ſein Leben für einen elenden Sold aufs Spiel ſetzte, bebte er doch bei dem Gedanken an ein namenloſes Grab und hatte ſeinen Namen auf ſein Fleiſch drucken laſſen, damit er, wenn er auch nach dem Tode alles andern beraubt würde, doch noch Ausſicht hätte, in die Hände ſeiner Kameraden zu fallen und in ein Soldatengrab gebettet zu werden.

Solche Urkunden haben Aehnlichkeit mit einem letzten Willen oder Teſtament, denn ſie ſind beſtimmt, erſt nach dem Tode Geltung zu erlangen und haben keine Kraft, ſolange der Teſtator lebt.

Von dieſem Papier wende ich mich zu dem lebenden Schreibpapier, welches wir während un-

ſers ganzen Lebens in Gebrauch nehmen und welches nach dem Tode nutzlos iſt, ohne welches alle andern dem Auge vorbehaltenen Papiere keinen Werth haben und deſſen Beſitz alle andern entbehrlich macht.

Dieſes lebendige Papier befindet ſich innerhalb des Auges; die Anatomen nennen es die Netzhaut. Es iſt ein feines, dunſtiges Gewebe, feiner als das feinſte Velinpapier, außerordentlich empfindſam, gut für jede graphiſche Kunſt, das beſte Schreib-, Zeichen- und Notenpapier, überhaupt das einzige Papier, welches zu künſtleriſchen Zwecken taugt.

Ja, meißelt und ſchnitzt wie ihr wollt, graviert und ſchreibt, malt und druckt auf was immer ihr wollt, ihr liefert nur Umriſſe und rohe Skizzen aus. Die letzte Vollendung, die Correctur und der Druck erfolgen, wenn die Uebertragung auf das lebende Augenpapier geſchieht. Der Aegypter mochte auf Baſalt ſchreiben, der Hebräer auf Gemmen, der Aſſyrer auf Alabaſter, der Grieche auf Marmor und Elfenbein, der Etruſker auf Thon, der Venetianer auf Glas, der Angelſachſe auf Eiſen und alle Volksſchaften der Welt auf endloſe Steine und Metalle, Holz und andere Flächen, dennoch ſind dieſe in jedem Falle blos das, was der Drucker oder Graveur Correctur oder Reviſionen nennt. Die letzte Druckoffizin iſt das Auge, denn nur hier erfolgen die einzigen Abdrücke, welche gelten werden. Alle frühern Abdrücke werden verworfen oder ſie hören vielmehr von ſelbſt auf zu ſein. Ebenſo wenig ſind Probedrücke, Conturzeichnungen oder flüchtige Skizzen weſentlich nothwendig. Die in der Luft hin- und herſchwankende Telegraphennadel, die ſich im Kreiſe drehenden Zeiger des Zifferblattes, die fallende Stundenkugel ſchreiben und drucken unmittelbar auf das Netzhautpapier und je weniger Drucke und Uebertragungen erfolgen, deſto geringer iſt auch die Zahl der Irrthümer.

Auf das Augenpapier muß alles übertragen werden, was auf Papier irgendeiner andern Art geſchrieben worden, ehe es geleſen oder gedeutet werden kann, und wenn die Schrift unmittelbar auf den Netzhautbogen erfolgen kann, ſo ſind alle vermittelnden Papiere ſchlechter als unnütz. Darüber hinaus können wir nicht. Jeden Augenblick wird ein neues Blatt von dieſem ausgewählteſten Nervenpapier innerhalb des Auges aufgebreitet, um eine neue Inſchrift zu empfangen. Mit Blitzesſchnelle wird dieſe von der Seele entziffert und das Papier wechſelt abermals.

II.

Steht die Feder in gleichem Range mit dem Papier? Iſt ſie würdig, ſeinesgleichen genannt zu werden?

Wer könnte leugnen, daß dem ſo iſt? Denn wenn alle andern Papiere ſich ſchließlich in das Netzhautpapier des Auges auflöſen, was iſt dann die Feder anderes als ein lebender Finger, oder, richtiger geſprochen, eine lebende Hand?

Wenn ein Stummer mit einem andern Stummen ſpricht, indem er die Finger vor ihm bewegt, ſo haben wir die Kunſt des Schreibens in ihrer einfachſten Geſtalt. Mit ſeinem Finger als Feder ſchreibt er durch die Luft auf das Netzhautpapier des Auges ſeines Genoſſen. Allerdings gebraucht er gewöhnlich beide Hände und die eine vertritt zuweilen die Stelle des Papiers, auf welches der andere ſchreibt. Dennoch aber ſind nicht alle beide nöthig. Die Erfahrung der elektriſchen Telegraphie hat bewieſen, daß die Bewegung zweier Finger einer einzigen Hand genügen würde, um jedes Wort der Sprache, Buchſtaben um Buchſtaben, auszudrücken.

Nur um einen Grad weniger einfach wird die Sache, wenn wir den orientaliſchen Schulmeiſter betrachten, der mit untergeſchlagenen Beinen unter ſeinen ebenſo ſitzenden Schülern ſitzt, während jeder mit geſchäftigem Finger Zahlen in den Sand ſchreibt und keiner vermittelnden Feder und keines Griffels bedarf, um ſeine Berechnungen zu fördern.

Die alten Aegypter und Griechen übten ihre Geometrie auf dieſelbe einfache Weiſe und kunſtſinnige Reiſende rühmen die Schönheit der Zeichnungen, welche der wandernde chineſiſche Künſtler mit ſeinem benetzenden Zeigefinger und ein wenig Farbeſtoff auf einer Porzellantafel oder auf irgendeiner glatten Fläche hervorbringt, die ihm in den Weg kommt.

Wenn wir außer unſern Händen uns gewiſſer Werkzeuge bedienen, die wir Federn nennen, ſo geſchieht es, weil wir oft für Augen ſchreiben müſſen, die nicht blos dem Raume, ſondern auch der Zeit nach uns fern ſtehen. Wir müſſen Botſchaften an Freunde auf der andern Seite des Erdballs ſenden und Aufzeichnungen für noch ungeborene Geſchlechter niederſchreiben. Deshalb und weil unſere Hände nicht lang genug oder ſtark genug oder unſere Fingernägel nicht ſcharf genug ſind und da das Blut in unſern Adern in der Entfernung nicht als Tinte aus unſern Fingerſpitzen vergoſſen werden kann, ſo bewaffnen wir dieſe Hände mit dem, was wir Federn nennen.

Die Fähigkeit aber liegt in der Hand, nicht in der Feder, und die Stelle dieser kann faſt durch jeden beliebigen Gegenſtand vertreten werden.

Es war ein thörichter Wunſch, welchen jener Dichter ausſprach, als er ſagte: „O hätt' ich eine Feder aus eines Seraphs Schwingen!" Was hätte ihm eine ſolche nützen können? Hätte er verlangt, daß der Seraph ihm ſeine lebendige Hand leihe, dann allerdings hätte der Wunſch Sinn gehabt. Wenn der Dichter die ſeraphiſche Macht beſitzt, dann wird der Kiel des kleinſten Kolibri hinreichend ſein, um ihr Ausdruck zu geben. Fehlt dagegen dieſe Macht oder Fähigkeit, ſo wird er ſelbſt mit einer Feder aus einer Seraphsſchwinge ſchreiben wie ein Stümper.

Die Hand des Menſchen iſt ſeine Feder und je nachdem die Nothwendigkeit es erheiſcht, ergänzt er ihre Unzulänglichkeiten bald durch das eine Werkzeug, bald durch das andere. Zuweilen iſt ein Schwert die beſte Feder, zuweilen eine Axt, zuweilen ein Meißel, zuweilen eine Nadel, ein Stückchen Kupfer, ein Eiſendraht, ein Magnet, ein Stück Kreide, eine metallene Stange, ein verkohltes Stäbchen, ein geſpaltenes Rohr oder ein Kiel, ein Bündel Borſten, ein Tropfen chemiſche Flüſſigkeit, ein Lichtſtrahl.

Inſofern daher dieſe und alle andern Federn die Hand, welche die wahre und eigentliche Feder iſt, nur ergänzen, ſtelle ich dieſe dem Auge, dem wahren Papier, als ebenbürtig an die Seite.

Wie gern verweilte ich bei jeder von dieſen und allen andern Ergänzungsfedern! Ganze Bücher ließen ſich über ſie ſchreiben.

Das verkohlte Stäbchen iſt die Feder des ganzen Menſchengeſchlechts und Bleiſtift und Schreibfeder ſind nur einfache Variationen derſelben.

Der Pinſel, die Feder der ſchönen Kunſt, iſt daſſelbe wie das verkohlte Stäbchen, nur mit dem Unterſchied, daß die ſtarre Unbeweglichkeit, welche alles war, was die proſaiſche Wirklichkeit bedurfte, hier mit der ſchmiegſamen Haaranmut vertauſcht iſt, die jeder Bewegung der idealiſirenden Hand gehorcht.

Der Meißel iſt die ſtenographiſche Feder des Architekten und Bildhauers, womit Kathedralen und Sewaſtopols in Granit und Götter und Menſchen in Marmor geſchrieben werden.

Der elektriſche Telegraph iſt die Stenographenfeder der Welt. Sie reiht die Städte des Erdballs wie Kügelchen auf ihren Draht und macht, daß für ſie alle die Zeit des Tags eine und dieſelbe iſt.

Der aktiniſche Strahl, die photographiſche Feder der Natur, womit die Sterne einander ſchreiben, iſt die neueſte und in gewiſſen Beziehungen wunderbarſte aller Federn, welche der Menſch ſich bisjetzt zu eigen gemacht hat.

Alle dieſe verdienen Gegenſtand unſerer Betrachtungen zu werden, doch wollen wir, weil uns dies zu weit führen würde, uns blos auf die letzte beſchränken.

Dieſe hat die Eigenthümlichkeit, daß ſie uns mehr gelieben, als von uns ſelbſt zu unſerm Gebrauch gefertigt wird, und ein Theil ihrer wunderbaren Arbeit wird ohne die Einmiſchung von Menſchenhänden verrichtet. Von allen ihren ſtaunenerregenden und jeden Tag ſich vermehrenden Wundern, ſo wie ſie unter der Führung des Menſchen zu Tage treten, iſt das merkwürdigſte vielleicht das, daß ſie die Macht beſitzt, allen Dingen um uns her ewige Jugend zu verleihen. Die Sterne des Himmels, die ſchönen Geſtaltungen der Erde, die Wunder des Meeres und der Luft trägt ſie für uns auf bleibende Tafeln über und vervielfältigt ſie ins Unendliche.

Die Gewohnheit hat uns ſchon gegen den Werth dieſer Erinnerungszeichen abgeſtumpft, aber dennoch iſt er ſehr groß. Alle ſichtbaren hiſtoriſchen Monumente der Welt werden dadurch in einem wichtigen Sinne des Worts unvergänglich gemacht. Den Geſichtszügen der Planeten, ſelbſt dem unbeſtändigen Mond, den gewaltigen Bergen des Erdballs, den berühmten Bauwerken aller Nationen, ihren großen Gemälden, ihren Bildhauerarbeiten, ihren ſeltenen Manuſcripten wird jetzt durch das Licht das Siegel der Unſterblichkeit aufgedrückt.

Die Pyramiden mögen zerbröckeln, die Ruinen des Parthenon gänzlich hinwegſchwinden, die Verklärung und die Kreuzigung ſich in Staub auflöſen und jede Handſchrift der Bibel und jede Schrift der Alten Welt unrettbar erbleichen, ſo werden wir dennoch die Macht beſitzen, ſie mit faſt unbedingter Treue wieder hervorzurufen und wieder zu erzeugen, und obſchon uns dies kein Recht gibt, die Originale auch nur im mindeſten zu vernachläſſigen, ſo liegt doch darin hinſichtlich des Verluſtes, der früher oder ſpäter eintreten muß, ein Troſt, wie ihn unſere Vorväter nicht hatten.

Ein Reiſender der Neuzeit ſchildert in ſeinem Bericht das ſprachloſe Erſtaunen, womit ein wilder arabiſcher Häuptling der Wüſte in einem Zelt bei Kairo die Entwickelung einer Photographie

der großen Sphinx beobachtete. Als das Glas scheinbar unverändert aus dem Apparat genommen ward, aber dann, nachdem es einer einfachen Manipulation unterworfen worden, Linie um Linie die wohlbekannten Züge des geheimnißvollen Koloſſes zu enthüllen begann, wendete der Araber ſich zu dem Reiſenden, zeigte auf den Photographen und rief: „Das iſt der älteſte Sohn des Satans!“

Das Erſtaunen des Arabers iſt leicht erklärlich, obſchon wir uns feierlichſt dagegen verwahren müſſen, den Griffel des Lichts aus den Händen des Fürſten der Finſternis empfangen zu haben. Er iſt vielmehr eins der herrlichſten Geſchenke, welches Gott unſerer Zeit vorbehalten.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Aus der Natur.

XIII.

Eine regnende Wolke und das Licht der Sonne ſind die Bedingungen der Entſtehung des Regenbogens.

Brechung, Farbenzerſtreuung und Reflexion ſind die Vorgänge ſeiner Erſcheinung.

In unveränderter Regelmäßigkeit ſpannt ſich der ſchöne, farbenprangende Bogen am dunkeln Himmel aus, eine Brücke, aus Perlen erbaut, auf welcher Iris, die ſchnelle Botin der Götter, beſchwingt mit goldenen Flügeln, vom Himmel herniederſteigt.

Aber ſo ſchön er auch iſt, ſo regelmäßig er ſich geſtaltet und ſo zuverläſſig er erſcheint, wenn die Bedingungen ſeiner Entſtehung erfüllt ſind — er iſt doch nur eine ſubjective Erſcheinung, man könnte ſagen, eine Täuſchung für unſer Auge, denn von allen, die ihn beobachten, erblickt jeder einen andern Regenbogen, und wenn wir uns ihm nähern wollen, entflieht er.

Behufs der Erklärung der ſo lieblichen als intereſſanten Erſcheinung des Regenbogens müſſen wir uns zur Betrachtung einer von der Sonne beſtrahlten Waſſerkugel wenden. Um zu erfahren, was hierbei vorgeht, dürfen wir uns der Bequemlichkeit wegen eines cylindriſchen Waſſerſchichte bedienen, wie ſie ein Trinkglas mit gerader glatter Wendung darbietet. Der kreisförmige Durchſchnitt dieſes Waſſercylinders muß dieſelbe Erſcheinung darbieten wie der Durchſchnitt der Kugel. Indem wir alſo ein ſolches Trinkglas mit Waſſer gefüllt auf einem Bogen weißen Papiers dem Scheine der Sonne ausſetzen, bemerken wir, daß theils auf dem Boden des Glaſes, theils auf der Fläche des Papiers Lichtlinien abgezeichnet ſind. Eine ſolche Lichtlinie in Form einer Pfeilſpitze befindet ſich hinter dem Glaſe, und dieſe rührt davon her, daß das auf den Waſſercylinder auffallende Sonnenlicht wegen der beim Ein- und Austritt ſtattfindenden Brechung denſelben ſtark convergirend verläßt. Schneidet man in ein Kartenblatt eine ſchmale Spalte und läßt durch dieſe einen ſchmalen Lichtſtreifen auf das Glas fallen, ſo kann man den Weg erkennen, welchen derſelbe durch das Glas hindurch nimmt. Man kann hierbei aber auch gleichzeitig bemerken, daß dieſer Lichtſtreifen auch an der hintern Wand des Glaſes reflectirt wird und daß von dieſer Reflexion die herzförmige Lichtlinie herrührt, welche im Innern des Glaſes ſichtbar iſt.

Endlich bemerkt man, was das Wichtigſte iſt, daß die Vorderſeite des Glaſes, nahe am Rande, zwei divergirende Farbenſtreifen verlaſſen, welche um ſo deutlicher ſichtbar werden, wenn man auf ſie Schatten fallen läßt. Beſchattet man hierbei die eine Hälfte des Glaſes mit, ſo verſchwindet der aus der andern Hälfte des Glaſes austretende Farbenſtreif, ſodaß offenbar wird, daß die in Rede ſtehenden Farbenſtreifen von dem Lichte herrühren, welches an der Hinterwand des Glaſes reflectirt wurde und nunmehr gebrochen nach der Sonnenſeite austritt. Nun treten zwar aus der Vorderwand des Glaſes innerhalb des ganzen von jenen Farbenſtreifen begrenzten Raumes ſolche von der Hinterwand zurückgeworfene Sonnenſtrahlen aus, aber dieſe ſind in der Mitte ſo auseinander gebreitet worden, daß ſie nicht wahrgenommen werden können, wohingegen an den Grenzen ein verdichtetes Bündel faſt paralleler Strahlen austritt, das ſich in jenen Farbenſtreifen bemerkbar macht und in die Ferne erſtreckt. Betrachten wir unſere Streifen näher, ſo ſehen wir, daß ſie von außen nach innen die prismatiſchen Farben in der Folge von roth nach violett kund geben, ganz in Uebereinſtimmung mit der Thatſache, daß violettes Licht eine ſtärkere Ablenkung erleidet als rothes.

Um nun zu erfahren, welches die Erſcheinung ſein würde, wenn der ebenbetrachtete Waſſercylinder mit einer Waſſerkugel vertauſcht wird, dürfen wir nur unſere Durchſchnittsfigur um ihre Achſe umdrehen. Wir erkennen dann ſofort, daß von der beleuchteten Seite der Waſſerkugel ein Kegelmantel ſich ausbreitet, welcher aus verſchieden gefärbten Schichten beſteht, außen roth, innen violett iſt. Da ſich nur dieſer Kegelmantel, nicht aber die den übrigen Lichtlinien entſprechenden Lichtflächen, in die Ferne erſtreckt, ſo kann ein in der Ferne befindliches Auge auch nur dann eine Lichterſcheinung wahrnehmen, wenn es ſich auf irgendeiner Stelle des Kegelmantels befindet, und es wird dann einen hellen Punkt von der hier herrſchenden Farbe erblicken.

Eine regnende Wolke bietet uns nun einen mit kleinen Waſſerkugeln erfüllten Raum dar; auch dürfen wir dieſe für ruhend annehmen, da die fallenden

beſtändig durch neue erſetzt werden. Wird eine ſolche Wolke von der Sonne beleuchtet, ſo ſendet jeder Tropfen nach der Sonnenſeite hin einen auf die angegebene Weiſe mit allen Farben gefärbten Kegelmantel aus. In das Auge eines Beobachters, der ſich hoch in der Luft befindet, werden demnach, wenn wir nur die äußere rothe Schichte jener Kegelmäntel in Betracht ziehen, alle diejenigen Tropfen rothe Strahlen ſenden, welche auf einem eben ſolchen, aber umgekehrt gerichteten Kegelmantel liegen, deſſen Spitze ſich im beobachtenden Auge befindet, ſodaß dieſes einen rothen Kreis erblickt. Um dieß deutlicher einzuſehen, bedenke man, daß die Mittelpunkte aller durch einen Punkt gehenden gleichen Kreiſe auf einem gleich großen Kreiſe liegen, welcher dieſen Punkt umgibt; um aber aus dieſer Figur das Bild unſerer Kegelmäntel zu erhalten, braucht man ſich nur den letztern Kreis in die Ferne gerückt zu denken. Die Mitte der Sonne, das Auge und der Mittelpunkt des erſcheinenden rothen Kreiſes liegen natürlich in einer geraden Linie, der Winkel, welchen dieſe Linie mit jener vom Auge nach einem Punkte des rothen Kreiſes gezogenen geraden Linie bildet, alſo der ſcheinbare Halbmeſſer des letztern, beträgt ungefähr 42 Grad.

Nunmehr bedarf es keiner weitern Erklärung, daß ſich an die innere Seite des beſprochenen rothen Kreiſes die übrigen Farben in Kreiſen anlegen. Der innerſte violette Kreis hat einen ſcheinbaren Halbmeſſer von ungefähr 40 Grad, ſodaß die ſcheinbare Breite des erſcheinenden Farbenringes gegen 2 Grad beträgt.

Das wir hier betrachtet haben, iſt der vollſtändige Regenbogen und zwar, der Hauptregenbogen. Freilich kann ein ſolcher vollſtändiger, kreisförmiger Regenbogen auf der Oberfläche der Erde niemals beobachtet werden, indem höchſtens die Hälfte deſſelben über den Horizont emporſteigt, dann nämlich, wenn die Sonne gerade im Horizont ſteht, alſo bei Sonnenauf- oder Untergang. Steigt die Sonne höher am Himmel auf, ſo ſinkt der Regenbogen tiefer unter den Horizont herab, und wenn ſie eine Höhe von 42 Grad erreicht hat, kann kein Regenbogen mehr geſehen werden.

Faſt immer ſehen wir den prächtigen Farbenring des Regenbogens von einem zweiten, blaſſern Farbenringe, dem Nebenregenbogen, umgeben. Derſelbe rührt von denjenigen Lichtſtrahlen her, welche im Innern der Regentropfen zum zweiten male reflectirt worden ſind und hierauf abgelenkt austreten; im übrigen iſt ſeine Entſtehung der des Hauptregenbogens ganz analog. Er zeigt die umgekehrte Ordnung der Farbenfolge; ſein kleinerer, ſcheinbarer Halbmeſſer beträgt 50, ſein größerer 54 Grad.

Zuweilen erblickt man einen umgekehrten Regenbogen am Himmel. Derſelbe iſt dann der untere Theil eines vollſtändigen Regenbogens und entſteht dadurch, daß ſich die Sonne in einer Waſſerfläche ſpiegelt und ſo von unten her die regnende Wolke beleuchtet. Daß auch der Mond einen Regenbogen hervorrufen könne, iſt bekannt und es würde dieſe Erſcheinung ſicher noch bekannter ſein, wenn nicht die Nacht die meiſten Augen ſchlöſſe. Zur Erſcheinung des Regenbogens gehören endlich die verſchiedenen Farbenphänomene, welche man an Springbrunnen, Waſſerfällen oder am Schaum des Meeres beobachtet, ſobald dieſelben von der Sonne in paſſender Weiſe beſchienen werden.

Dieſe Mittheilungen werden hinreichend geweſen ſein, die Ueberzeugung zu befeſtigen, daß die Erſcheinung des Regenbogens nicht in einer objectiven Färbung der Wolke beſteht, dergeſtalt, daß der entſtandene Farbenbogen für jeden Beobachter derſelbe wäre, ſondern daß vielmehr die Erſcheinung erſt in unſerm Auge zu Stande kommt, das bald von dieſen, bald von jenen Tropfen das farbige Licht empfängt, je nach dem Orte, wo es ſich befindet. Zugleich iſt klar geworden, warum man der Sonne den Rücken zukehren müſſe, um den Regenbogen aufzufinden.

Fremd und Eigen.

Das Nationalgefühl der Deutſchen iſt zwar in jüngſter Zeit den welſchen Annexionsgelüſten gegenüber bedeutend erwacht, aber im ganzen genommen ſteht wegen Mangels einer kräftigen Centralgewalt, wegen Vielherrſchaft und Vielregiererei das Nationalgefühl und der Nationalſtolz der Deutſchen noch ſehr hinter dem anderer großer Nationen zurück.

Alles daher, was dazu dient, der deutſchen Nation ihre Einheit, ihre Vorzüge vor andern Nationen und die Größe ihrer geſchichtlichen Aufgabe zum Bewußtſein zu bringen, iſt zu fördern und anzuerkennen.

Der „Leut, Monatsſchrift der allgemeinen germaniſchen Geſellſchaft, herausgegeben von Fr. J. Kruger, Vorſtand“ (Nürnberg, Expedition des „Leut“, Leipzig, Hübner, 1860), bringt in ſeinem erſten Heft einen beachtenswerthen Aufſatz über „Das deutſche Volk und ſeine Beſtimmung für die Menſchheit“ von Kruger ſelbſt, welcher, davon ausgehend, daß kein Land Europas, ja kein Welttheil von dem Walten deutſchen Geiſtes unberührt geblieben, die Frage aufwirft: „Wie haben ſich die Deutſchen unter allen jenen Völkern, die ſie gaſtfreundlich aufgenommen, zu verhalten?“ Als gilt, das Extremen der Deutſchthümelei und der Weltbürgerei gegenüber die richtige Stellung zu finden. Die einſeitige Weltbürgerei früherer Jahrzehnde hat nach Kruger, indem ſie unſer Volk um ſein Edelſtes, ſeinen Stolz und ſein Selbſtgefühl, gebracht, deſſen Fähigkeit, für die Menſchheit zu wirken, nicht erhöht; indem ſie unſerer Sprache, unſerm Geiſt und Charakter einen Wuſt griechiſchen, lateiniſchen, franzöſiſchen, engliſchen und andern fremden „Quarks“ aufnöthigte, hat ſie unſere Fähigkeit, für die geiſtige Fortentwickelung der Menſchheit zu wirken, nicht geſteigert. Sowie das deutſche Volk durch Aufnahme fremdländiſcher

Elemente seine Selbstachtung verlor, wurde es auch von den fremden Völkern verachtet. Sowie unsere Dichtung und unser Schriftthum überhaupt in Abhängigkeit von dem Franzosenthum kamen, sowie unsere Wissenschaft durch fremdländischen Gedächtnißkram zu Boden gedrückt, sowie unsere Sprache verderbt und verunreinigt wurde, sank der Einfluß unseres Geistes auf den der übrigen Völker.

Es ist nun zwar ganz richtig, daß in dem Maße, als eine Nation ihrem eigenen Geiste, ihrer eigenthümlichen Begabung untreu wird und fremdländischen Geist annimmt, sie an Einfluß auf andere Nationen verliert. Aber wenn auch eine solche Weltbürgerei, die das Eigenthümliche der eigenen Nationalität aufgibt, verderblich wirkt, so ist dagegen jene Weltbürgerei, welche Fremdländisches nur als Stoff in sich aufnimmt, der im eigenthümlich nationalen Geiste verarbeitet wird, ein heilsames Gegengewicht gegen nationale, sich in sich selbst verschließende Vorurtheile, die die Vorzüge fremder Nationen nicht anerkennen will. Und dies sieht auch Kruger ein. Er weist sogar in dieser Beziehung auf die alten Hellenen als auf unser Vorbild hin. „Die innere Vielseitigkeit befähigte die hellenischen Stämme dazu, den Geist aller das Bildungsganze (Culturleben) der damaligen Welt darstellenden Völker in sich aufzunehmen, in ihrem eigenen Geist und Wesen zu verarbeiten und dann diese ihre Neuschöpfung der ganzen gebildeten Welt für zwei Jahrtausende als Muster allgemein menschlicher Bildung aufzudringen."

Kruger ist ein Schüler des verstorbenen Professors Roth, der in der Philosophie nachgewiesen, wie sehr jene Aufnahme des Fremden und die innerliche Verarbeitung desselben das Wesen des ganzen altgriechischen Bildungsganges ausmacht. Julius Braun, auch ein Schüler Roth's, hat eben dieses auf dem Gebiete der Kunst und Literatur zum Bewußtsein gebracht. So hat es sich herausgestellt, daß selbst die Götterlehre der Griechen bedeutende morgenländische Bestandtheile in sich aufnahm, daß die vorhomerische Philosophie mit dem Religionssystem der Aegypter zusammenhängt.

Die Fähigkeit der Aufnahme fremder Bildungsbestandtheile verdankten die Griechen ihrer außerordentlichen Ausbreitung. Ueberall hatten sie Colonieen, einzelne wißbegierige Männer unter ihnen drangen weit in Asien vor und spielten im persischen Weltreiche dieselbe Rolle wie heutzutage die Deutschen in Rußland. Ja durch Alexander den Großen breiteten sich die Hellenen bis an den Indus aus. So mit allen bedeutenden Völkern in Berührung kommend, brachten sie fremde Bildungselemente, Kenntnisse und Erfahrungen mit nach Hause, die sie im Mutterlande verarbeiteten und verbreiteten.

Uns Deutschen wird die Vorsehung eine ähnliche Ausbreitung über die ganze Erde zu. Unsere Weltbestimmung ist eine ähnliche wie die der alten Hellenen. Wir sollen der Menschheit dienen, ohne unser eigenes Selbst zu opfern. „Nicht durch bloße todte Anhäufung unverdauter Stoffmassen erfüllen wir jene unsere Bestimmung für die Menschheit, nicht durch Verderbniß unseres Wesens und unserer Sprache, sondern durch Veredelung derselben mittels Auffassung aller jener fremdartigen Bestandtheile." Die Ueberwucherung unseres eigenen Geistes durch den fremden zu bekämpfen und nach Möglichkeit abzuwenden — dies ist eine Hauptaufgabe der von Kruger gestifteten „Germanischen Gesellschaft", die hoffentlich mit der „junggermanischen Dichterschule" nicht identisch ist.

Wie in Bezug auf den Geist, stellt Kruger auch in Hinsicht auf den Charakter die alten Hellenen als unser Vorbild hin. „Erst in der Zeit der Entartung beugten sie sich demüthig vor fremden Völkern und auch dann nur vor deren staatlicher Macht. So müssen auch wir Deutschen unserm gewiß nicht schlechten Volkscharakter dem fremden gegenüber standhaft zu wahren suchen und werden nur durch diejenige Thatkraft, welche ein gesteigertes Selbstgefühl mit sich bringt, unserm eigenen geistigen Wesen Geltung und Herrschaft zu verschaffen wissen." Besonders sei es unsere Aufgabe, dem platten Materialismus, der gemeinen Erwerb- und Gewinnsucht gegenüber den rhein deutschen Idealismus zu wahren und zur Geltung zu bringen, damit nicht, wie in Amerika, auch bei uns die krankhaften Auswüchse des Idealismus, die Lichrückerei, Wahrsagerei und das Mormonenthum, die dort die Kehrseite des Materialismus bilden, zum Vorschein kommen. „Es gibt keinen Philister, der nicht etwas vom Idealität in sich hätte. Dieses Etwas, wenn es auch noch so gering ist, müssen wir eben zur Entfaltung bringen. Dies wird dem deutschen Volke auch seine selbständige Bedeutung unter den Völkern sichern."

Wir können uns diesen das Deutschthum mit dem Weltbürgerthum vermittelnden Grundgedanken nur anschließen. Die nationale Bestimmung der Deutschen ist eine weltbürgerliche. Um diese erfüllen zu können, müssen wir uns nicht gegen fremde Nationen abschließen, nicht einseitig deutschthümelnd die Bildungselemente fremder Nationen verachten, müssen aber auch nicht Fremdländisches nachäffen, sondern das Fremde als Stoff in uns aufnehmend und uns aneignend, müssen wir es mit deutschem Geiste verarbeiten und durchdringen. Nur so wird der deutsche Universalismus, diese vielseitige Aneignungsfähigkeit des Fremden, nicht in Nationalitätslosigkeit, welche für ein Volk gleichbedeutend ist mit Charakterlosigkeit, ausarten.

Vom Büchertisch.

I.

Die „Unterhaltungen" erfreuen sich der besondern Gunst vieler unserer Herren Verleger. Wir erhalten neue Bücher in so reicher Anzahl, daß, wenn wir ihnen allen eine ausführliche Anzeige widmen wollten,

unsere Wochenschrift sich in eine Recensionskalt verwandeln würde, was sie nicht sein will.

Um jedoch den voraussichtlichen Erwartungen, daß wir unsern Lesern von allen diesen neuen Schriften Kunde geben, wenigstens einigermaßen zu entsprechen, wollen wir in Kürze diejenigen Schriften nennen, denen wir eine ausführliche Würdigung nicht geben können, wie sehr sie eine solche auch verdienen mögen.

Ein kurzes „Wörterbuch der deutschen Sprache". Von B. H. L. Hoffmann (Leipzig, Brandstetter, 1860), gibt zusammengedrängt unsern ganzen Sprachschatz wieder nach dem Standpunkt seiner heutigen Ausbildung. Schwierigkeiten der Beugung, Fügung, Bedeutung und Schreibart der Wörter sind durch erläuternde Beispiele und nach den Gesetzen der Sprachwissenschaft gelöst.

Auf die gediegene, von uns schon gerühmte Arbeit Dr. Sanders', sein großes „Wörterbuch der deutschen Sprache" (Leipzig, Otto Wigand), kommen wir noch öfter zurück und bemerken nur heute, daß das schnelle Erscheinen desselben eine besondere Beruhigung für diejenigen gewährt, denen die von einem andern Standpunkte entworfene große Arbeit der Gebrüder Grimm für ihren Abschluß eine zu bedenkliche Perspective eröffnet. Sanders befindet sich schon in der Mitte des Alphabets.

So viel Fremdwörterbücher auch erscheinen, das alte „Handbuch der Fremdwörter von weiland Dr. H. G. Petri" bleibt noch immer das zuverlässigste und reichste, seitdem für dessen Fortführung bis auf die neuesten Bedürfnisse so viel geschieht. Es liegen uns vier Lieferungen einer neuen Auflage vor, die Dr. W. Hoffmann (Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung, 1860) besorgt. Schon allein die Naturwissenschaften bereichern die Conversationssprache mit einer solchen Menge neuer Ausdrücke, daß die Vervollkommnung dieser neuen Ausgabe eines in 70000 Exemplaren verbreiteten Werks daraus zu ermessen ist.

Von demselben im Fach des encyklopädischen Wissens anerkannten Bearbeiter erscheint eine „Encyklopädie der Erd-, Völker- und Staatenkunde", in welcher (Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung, 1855—1860) nach alphabetischer Reihefolge eine geographisch-statistische Darstellung der Erdtheile, Länder, Meere, Inseln u. s. w. bis zu den kleinsten Städten und Flecken, Kanälen, Leuchtthürmen und Häfen zu finden ist. Wir wollen wünschen, daß der langsame Abschluß des verdienstlichen Werkes nicht auf einem Mangel an Theilnahme beruhe. Doch bemerken wir, daß die Veränderungen, die naturgemäß in der Zeit liegen, z. B. die Einwohnerzahl der Städte, doch den wesentlichen Verdiensten dieses großen Nachschlagewerks keinen allzu empfindlichen Abbruch thun.

Schneller gedieh der Abschluß eines besonders empfehlenswerthen und bequemen Nachschlagewörterbuchs der Botanik, L. F. Dietrich's „Encyklopädie der gesammten niedern und höhern Gartenkunst" (Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung, 1860). Man findet hier eine ausführliche und auf die neuesten Erfahrungen begründete Darstellung aus dem ganzen Bereich der Pflanzencultur. Auch geschichtliche und biographische Momente aus diesem Gebiet der Wissenschaft bieten sich in reicher Anzahl zur Orientirung dar.

Aus Fürst Ligne's Maximen.

Nicht jedem steht es zu, bescheiden zu sein. Bescheidenheit ist adelig, wenn sie nicht von hohem Verdienst getragen wird.

* *

„Ich achte diejenigen nicht, welche den Adel kaufen!" sagte Kaiser Joseph II. zu Casanova. Dieser erwiderte: „Und diejenigen, welche ihn verkaufen, Sire?"

Sonett

von Moritz Strachmann.

Ein golden Schloß — ich sah es ferne glänzen
Und grüne Auen sah ich weit sich dehnen,
Und mich erfaßt ein unnennbares Sehnen,
Zu lassen meiner Heimat enge Grenzen.

Wie grünt es üppig in des Lebens Lenzen,
Wo tausend Lerchen und im Busen tönen,
Wo tausend Blumen uns den Pfad verschönen!
Ich wand're hin, geschmückt mit reichen Kränzen.

Schon neigt die Sonne sich, schon sinkt sie nieder
Und Müdigkeit befällt — des Greises Glieder;
Die Auen sind, die grünen, längst verflogen.

War's nur ein Bild, das heuchelnd mich belogen?
Ich wand're, wandle im heißen Wüstensande
Und sehe immer noch — das Schloß im Blumenlande.

Wolken.

Berge, warum weckt ihr immer
Heimweh und der Sehnsucht Beben,
Daß Bewohner, die euch meiden,
Euch vergessen können nimmer?

Seid ihr denn als jede and're
Heimat auf der Erde theure?
Ist die Liebe denn nur euer,
Daß sie wieder zu euch wand're?

Weil ihr seid dem Himmel näher
Und in Thälern berge den Frieden,
Ist uns ganz wenig fremd hienieden
Und die Trennung von euch jäher?

Ja, wenn näher nicht dem Oben,
Seid ihr ferner doch der Erde,
Daß empfangen werde
Sehnsucht, um mit euch zu reden.

Darum wenn die Wolken bauen
An dem Himmel Berggestalten,
Trachte ich, diese festzuhalten,
Glaube Thäler drin zu schauen;

Bis die Stürme sie verwehen,
Riesenbilder werden Zwerge —
Ach, die Wolken sind nicht Berge
Und die Hoffnungen — vergehen!

Wilhelm Arigar.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 60.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Der Prior von San-Marco. — Papier, Leder, Tinte. Von A. Heckscher. III. IV. — Ein Wahlact in Amerika. Von A. Börnig. — Sultanskreide. Von Ida von Düringsfeld. I. — Aus der Natur. XIV. — Michel Angelo und sein Leben. — Schiller und die Ballade. — Deutsche „Antigone". — Prachtwerke. — Aus Börne's Maximen. — Lebensblicke von Ludwig Hebold.

Der Prior von San-Marco.

Kein Lebensbild erfordert zu seiner Zeichnung einen so hohen Standpunkt wie das eines Reformators; denn keins zeigt ein so grelles Licht und keins einen so trüben Schatten wie das eines Mannes, der den Strom der Zeit in seinem mächtigen Drängen über die eingezogenen Grenzen hinaus, welche Fortschritt, Cultur und Civilisation gesteckt, zu hemmen versuchte, um ihn in seiner Mitte zu halten und — von den Fluten begraben zu werden.

Savonarola, der Prior von San-Marco, erfuhr ein solches Schicksal.

Die Zeitgenossen wie die Nachwelt haben den Charakter dieses großen Mannes — groß in seiner Selbstverleugnung, groß in seinem Muthe, das Rechte zu thun — vielfach beleuchtet und die verschiedensten Urtheile über ihn gefällt. Neue Forschungen, angestellt vom Professor Pasquale Villari, haben auch auf manche Vorgänge seines Lebens ein neues Licht geworfen, und das Italien, welches er zu reformiren bemüht war, jener Cosmo von Medici, jener Lorenzo der Prächtige und sein gelehrter Freund Politian treten in neuer Gestalt in dem neuentworfenen Bilde vor uns.

Savonarola, der Priester, wurde zum Fanatiker seiner Ueberzeugungen und hielt sich für ein von Gott erwähltes Werkzeug, um die Sitten der Zeit mit mächtigem Worte zu geißeln. Seiner Natur nach war er vielleicht zum Dichter bestimmt. Er suchte das Schöne, er strebte nach den Höhen des Lebens und daß er diese endlich nur in dem Ruhme Gottes zu finden begehrte, das war die Schuld einer Frau.

Savonarola, der Jüngling, liebte ein Mädchen. Sie war die natürliche Tochter eines aus Florenz verbannten Strozzi, der sich in Ferrara niedergelassen hatte, dem üppigen, lustigen, funkelnden Ferrara. Hier lebte der Vater Savonarola's als Arzt. Sein Großvater schon gehörte diesem Berufe an; dem Enkel war eine gleiche Laufbahn zugedacht. Die Savonarolas entstammten einem alten Geschlechte. Die Mutter des jungen Jerome, Elena Buonaccorsi, war einer adelichen Familie in Mantua angehörig und stand in hohem Ansehen. Eine Bastardtochter der Strozzi schien daher kein zu hoher Preis für den strebenden Jüngling. Allein das Mädchen war keine Julia. „Eine Strozzi kann nie einem Savonarola ihre Hand reichen", erwiderte die übermuthige Schöne auf sein glühendes Geständniß.

Jerome Savonarola fühlte die Unmöglichkeit, eine Lebensstellung zu erringen, welche seiner stolzen Geliebten genügen würde. Er sann nach, worauf sie eigentlich so großen Werth zu legen

Ursache habe, und — er lachte bitter auf, indem er alles überlegte. So war die Welt! So urtheilte die Welt! Die Schande ging mit hocherhobenem Haupte; der ehrenwerthe Mann wurde mit Nichtachtung zurückgewiesen. Das muß anders werden, das soll anders werden, sagte er sich, und der Kampf war beschlossen. Heimlich verließ er das väterliche Haus und wanderte nach Bologna, wo er Dominicaner wurde.

Seine Laute, auf der er unter dem Fenster der Geliebten gespielt, seine Lieder, die er auf sie gedichtet, wurden zurückgelassen; er wollte vergessen.

Zwanzig Jahre darauf finden wir ihn am Sterbebett Lorenzo's des Prächtigen. Dieser lag in seiner schönen Villa, Carreggi, bei Florenz, hoffnungslos krank und versuchte vergebens alle Mittel, welche die Heilkunst jener Zeit aufweisen konnte — bis auf verschluckte Edelsteine herab — um sein Leben festzuhalten; allein vergebens. Immer schwächer ging sein Puls und die Thränen Politian's verriethen genugsam, wie es stand.

Da faßten Lorenzo die Schauer des Todes. Die Absolution seines Beichtvaters gewährte ihm keine Beruhigung. Er fürchtete den Schmeichler auch in ihm.

Savonarola kam ihm in den Sinn. Der wird aufrichtig sein, dachte er und ließ den Prior von San-Marco zu sich entbieten.

Savonarola gehorchte mit Staunen dem Gebot. Ernst trat er an das Lager des Sterbenden und hörte seine Beichte. Drei Kapitalsünden hatte er ihm zu gestehen: Die Plünderung von Volterra, das Wegnehmen der Mündelgelder und die blutige Rache an Pazzi und seinen Mitverschworenen.

„Gott ist gnädig!" sagte Savonarola, als er geendigt. „Er wird verzeihen; doch dazu gehören drei Dinge."

„Dies sind?" fragte Lorenzo hoch aufhorchend.

„Erstens ein fester Glaube; zweitens die Zurückerstattung jedes unrechtmäßigen Eigenthums und drittens die Freiheit der Bewohner von Florenz."

Lorenzo nahm seine letzte Kraft zusammen und — wandte sein Angesicht der Wand zu. Savonarola vernahm seine Stimme nicht mehr.

So entschlief dieser Fürst, den man den Prächtigen genannt hat, — eine Mischung von groß und klein, von böse und gut — der heute die Platonische Akademie beseelte, morgen in schlechter Gesellschaft schlechte Lieder sang; — der mit Pulci und Politian für die Dichtkunst schwärmte, als ob sie das Höchste im Leben sei, die Freiheit pries, während er sein Volk knechtete, von Tugend und Unsterblichkeit redete, während er durch seine Laster die Hölle erkaufte.

Dieser Lorenzo hatte seine Seele ausgehaucht und Savonarola ihm nicht die Absolution ertheilt.

Vor Gott gerecht werden durch seine Werke, so blieb seine Lehre und fest beharrte er bei ihrem Buchstaben — fest, bis er, bei solchem Glauben natürlich ein Märtyrer, in den Flammen seinen Tod fand.

Papier, Feder, Dinte.

Von X. Kretschmar.

III.

Kürzlich träumte ich, ich befände mich unter den Geistern der großen Todten in dem stillen Lande jenseit des Grabes.

Ich selbst war noch in Fleisch und Blut gekleidet, denn nur ganz kurze Zeit war mir zu diesem Besuche vergönnt. Sprechen konnten wir nicht miteinander.

Auf ihre sehnsüchtigen Blicke, welche Auskunft über die Welt, aus welcher sie gekommen und in welche sie nicht zurückkehren konnten, verlangten, antwortete ich dadurch, daß ich den Nebelgestalten die Lichtbilder vorlegte die ich in meinen Händen hielt. Und der alte Aegypter sah, daß die Pyramiden nun unvergänglich waren und der Grieche tröstete sich, daß dem Verfall seiner Tempel nun Einhalt gethan war und er wußte, daß endlich ein Prometheus gekommen sei, der wirklich mit dem Feuer des Himmels jede Marmorgestalt unverblich machte. Der italienische Maler hörte auf, über das Hinwegschwinden seiner Frescogemälde zu seufzen und der Baumeister des Mittelalters fürchtete nicht mehr, daß sein Dom den grimmigen Bilderstürmern — dem Blitz und dem Nordwind, dem Schnee und dem Regen — zum Opfer fallen werde, und der fromme Christ, der vor Jahrhunderten in dem Scriptorium seines Klosters das vor ihm liegende ehrwürdige Evangelium Buchstaben um Buchstaben mit jedem Jota und Pünktchen gewissenhaft abgeschrieben, fühlte, daß die Tage des treuen Copirens wiedergekehrt waren — ja, daß sie in Bezug auf Treue übertroffen wurden — und sah ein, daß nun bis ans Ende der Zeit seine Arbeit nicht verloren sei. Und über die erheiterten Züge aller dieser Geister breitete sich ein milder Sonnenschein, während

Heinrich.

Wo ſind die Kinder?

Konrad.

Die Kinder, Herr Aſſeſſor?

Heinrich
(erregter).

Wo ſind die Kinder?

Konrad.

Ja, ſie ſind ja — mein Gott — der Joſeph, der kam, und Lieschen — ſie haben ſie ja beide — in Auftrag —

Heinrich
(außer ſich losbrechend).

Geſtohlen?

Konrad.

Um Gotteswillen, Herr Aſſeſſor, die Kinder ſind bei der Mutter!

Heinrich
(mit Rührung und ſich ſteigernd).

Meine Kinder — meine Kinder — bei ihr!

Konrad.

Ich hatte kein Arg, als ſie geholt wurden — ſie wollten Ihnen, Herr Aſſeſſor, (gerührt) noch einmal — das Händchen — aber ſie hatten's beide ſo eilig — ſo eilig hatten ſie's —

ich erwachte und die Ueberzeugung gewann, daß ich blos geträumt hatte.

Dieser Lichtgriffel ist uns jedoch, wie ich schon oben sagte, nur geliehen. Die Natur selbst bedient sich seiner jeden Tag und den ganzen Tag lang, indem sie nicht blos vorübergehend auf die Netzhaut jedes Auges, sondern bleibend auf jeden Gegenstand schreibt. Jeder Schatten ist ein Stück Naturschrift oder Naturdruck — zuweilen wie ein auf eine Schiefertafel geschriebenes Wort, welches im nächsten Augenblick wieder ausgewischt wird; oft aber auch wie das geschnittene Bild auf einer Gemme, welches bestimmt ist, Jahrhunderte zu dauern.

Diese Schatten besitzen eine seltsame Fähigkeit, sich zu fixiren, und könnten wir sie deuten, so würden wir finden, daß sie das Tagebuch der Sonne oder den Bericht über ihr tägliches Wirken auf Erden liefern. So aber erkennen wir kaum das Vorhandensein eines solchen Sonnenjournals an und noch weniger bemühen wir uns, es zu übersetzen. Dennoch erscheint es täglich und es gibt auch Abendausgaben. Der Mond erzählt nicht blos, wie der Dichter sagt, der lauschenden Erde bei nächtlicher Weile die Geschichte seiner Geburt, sondern hinterläßt auch Spuren überall, wo er vorübergeht, und jeder der in Nacht wandelnden Sterne führt eine Chronik über alles, was sein helles Auge während der stillen Nachtwachen gesehen.

Es mag anfangs schwierig sein, dies zu glauben, besonders wenn wir erfahren, welche Mühe es kostet, Photographieen von den Himmelskörpern zu erlangen. Diese Schwierigkeit wird aber hauptsächlich durch die Schnelligkeit verursacht, womit sie ihre Bahn durchkreisen; dies hindert sie jedoch nicht, auf von ihnen selbst gewählte Tafeln zu schreiben.

Wie seltsam sie schreiben, läßt sich in gewissen Beziehungen durch folgendes Beispiel von ihrer Kunst veranschaulichen.

Ein Privatmann, der sich aus Liebhaberei viel mit Astronomie beschäftigte, bediente sich zu seinen Beobachtungen eines sehr schönen Teleskops, eines sogenannten Refractors. Eines Tags unterließ er, nachdem er seine Beobachtungen vollendet, die Kappe über die Mündung oder das Objectivglas des Instruments zu ziehen, sodaß das Licht ungehindert in das Rohr und auf den polirten metallenen Reflector fallen konnte. Noch denselben Tag ward er krank, die Krankheit verschlimmerte sich und endlich starb er. Wochen-, ja vielleicht monatelang nach seinem Tode blieb sein kleines Observatorium verschlossen, wie er es am ersten Tage seiner Krankheit verlassen.

Während dieser ganzen Zeit stand das Teleskop mit der Mündung nach einer entfernten Kirche, die einen natürlichen Thurm hatte, gerichtet. Jeden Tag lugte die Sonne hinein, um zu sehen, ob sie gebraucht würde; in jeder hellen Nacht boten der Mond und die Sterne ihre Dienste an, und da keine andere Arbeit von ihnen verlangt ward, so zeichneten sie, während sie ihre Runden machten, den Kirchthurm und die umliegende Landschaft auf den Metallspiegel des Teleskops.

Endlich ward das Observatorium geöffnet und das Teleskop auseinandergenommen, und siehe da, auf dem Metallspiegel erblickte man ein sicheres Bild des Kirchthurms und der ihn umgebenden Gegenstände. Der Spiegel war schwarz und rostig geworden, das Licht aber bestimmte, wo der Rost blau greifen und wo das Metall blank bleiben sollte, und bediente sich des Rostes, als ob es Tinte wäre, um die Schatten zu liefern.

Die Sonne, der Mond und die Sterne schreiben auf dieselbe Weise jeden Tag auf jede Fläche. Die Federn, deren sie sich bedienen, sind von staunenerregender Länge. Die elektrische Feder ist bei weitem die längste irdische Feder, aber dennoch ist sie nur ein Stummel oder, sozusagen, eine Bleistiftspitze, wenn man sie in Bezug auf Länge mit der Feder vergleicht, welche die Sonne durch den Raum zu uns herniederstreckt, und die Feder der Sonne ist wiederum an Länge nichts gegen die, mit welchen fernere Sonnen über die unermeßlichen Klüfte des Raums hinweg auf die Erde schreiben.

Dies sind die Alleinen sowol als auch die längsten Federn, ebenso wie sie auch zu den schnellsten gehören. Die Art und Weise, auf welche sich der Staub auf einen Fußboden oder eine Mauer niederläßt, das Sammeln des Thaues auf den Blättern einer Blume, das Schwinden der Farben von einem Teppich oder einem Vorhang — alles dies wird durch jene wunderbaren Strahlen des Sonnen- und Sternenlichts bestimmt, welche jeden Gegenstand, der sich ihren Linien darbietet, mit strenger Unparteilichkeit zeichnen und malen.

Gegenwärtig sind die meisten von uns gleichgültig gegen diese wunderbaren Gemälde. Wir wischen sie aus, fast ehe sie noch ausgeführt sind, und schätzen sie selbst dann nicht, wenn wir sie bewahren. Indeß sind wir doch schon auf dem

Wege, dies beſſer verſtehen zu lernen, und auf unſern meteorologiſchen Obſervatorien verzeichnet jetzt die ſchnelle und untrügliche Feder des Lichts von einem Augenblick zum andern mit unauslöſchlicher Dinte die magnetiſchen, barometriſchen, thermometriſchen, elektriſchen und andern Schwankungen der gewaltigen Naturkräfte des Weltalls.

Dies iſt die Feder, das thätige Mitglied der graphiſchen Trias, die Verlängerung der Hand, das Symbol und Werkzeug der menſchlichen Intelligenz. Sie iſt, obſchon mit Unterſchied, die ebenbürtige Genoſſin des Papiers, dieſes negativen Mitglieds der Trias, welches einfach empfängt wie das Auge, deſſen Verlängerung es ebenfalls iſt.

IV.

Die Dinte iſt von etwas geringerer Wichtigkeit als die beiden andern Gegenſtände, deren wir zum Schreiben bedürfen, weil ſie leichter entbehrt werden kann. Obſchon wir aber das Papier kaum auch nur mit unſerm Fingernagel berühren können, ohne eine einigermaßen ſichtbare Spur darauf zurückzulaſſen, ſo dürfen wir doch nicht allzu geringſchätzend von der Dinte denken, welche wir nicht zu vermiſſen ſcheinen. Zwiſchen der poſitiven thätigen Feder und dem negativen empfangenden Papier mitten inne ſtehend erſcheint ſie uns oft beim wirklichen Schreiben wichtiger als jene beiden und als das eigentlich mächtige graphiſche Agens. Wenn das Papier und die Feder das Auge und die Hand repräſentiren, ſo repräſentirt die Dinte das Herz. Das Papier liegt vor uns, die Feder ruht in unſerer Hand und beide ſind, wie es ſcheint, weiter nichts als mechaniſche Werkzeuge; die Dinte aber ſtrömt ſchneller oder langſamer, je nach der Flut oder Ebbe unſerer Gemüthe.

Die Feder iſt in der Wirklichkeit ebenſo ſympathetiſch und wir fühlen das, wenn ſie die Form des Bleiſtifts annimmt; letzterer aber wird blos zu vorübergehenden Zwecken angewendet, während man ſich zu allen wichtigen Schriften einer flüſſigen Dinte bedient.

Von beſondern Dinten hier ebenſo ausführlich zu ſprechen, wie wir von beſondern Federn und Papieren ſprachen, erlaubt uns der Raum nicht. Kohle liefert mit Waſſer eine ſchwarze Dinte für weißes Papier und Kreide mit Waſſer gibt eine weiße Dinte für ſchwarzes Papier. Die letztere iſt uns in ihrer Form als die rothe Kreide und ſchwarze Tafel des Schullebens am bekannteſten, und das gewöhnliche Papier iſt weiter nichts als gemahlene Holzfaſer, die wieder zu einer feſten Maſſe verarbeitet worden, welche ſich von dem Brei oder der Tafel nur in Bezug auf die Stärke unterſcheidet. Für eine Tafel aber iſt ein Stift bequemer, als flüſſige Dinte ſein würde, beſonders da er oft abwechſelnd als Zeichenſtift und als Schreibfeder gebraucht werden muß.

In allen Fällen jedoch iſt eine Dinte zuletzt weiter nichts als eine eingetrocknete Farbe und wenn wir Dinten in trockenem Zuſtand vergleichen, ſo können wir mit Recht behaupten, daß Kreide und Kohle die beiden großen graphiſchen Lehrmeiſter der Welt geweſen ſind.

Die kürzern täglichen Lectionen ſind mit Kreide geſchrieben, die urſprünglichen Skizzen zu großen Kunſtwerken, — Gemälden, Bildhauerarbeiten, Paläſten — ſind damit gezeichnet worden. Die bleibenden Aufzeichnungen dagegen von allem, was die Ausbildung der Nation betrifft, iſt in Kohle verkörpert worden. Die berühmteſten alten Bücher und auch viele neuere ſind mit Kohle und Waſſer geſchrieben worden und wenn ſie mit Hülfe des Buchdrucks millionenmale abgeſchrieben werden, ſo geſchieht es mit Kohle und Oel. Die Künſtler aller Jahrhunderte haben mit Kohle gezeichnet und der Kupferſtecher, der Lithograph und ſelbſt der Photograph kommen darauf zurück, wenn ſie beſondere Zeichnungen zu vervielfältigen und dauernd zu machen wünſchen.

Jede gefärbte Flüſſigkeit genügt jedoch, um als Dinte zu dienen, jeder Blumenſaft, jeder Färbeſtoff, das Blut aus jeder Ader und eine Menge chemiſcher Miſchungen. Sie ſind nicht alle gleich gut, aber jede davon iſt im Nothfalle genügend und wenn einmal Papier und Feder herbeigeſchafft ſind, dann kommt ſicherlich auch die Dinte zur Stelle.

Von welcher Art aber auch ihre materielle Eigenſchaft ſein mag, ſo achten wir doch wenig darauf, wenn unſere Herzen bewegt ſind und die Worte, die wir geſchrieben haben, vor uns ſtehen nicht mehr als Gedanken, die wir zurückrufen können, ſondern jeder als ein Kind des Geiſtes mit ſeinem eigenen unabhängigen Leben und ausrufend: Litera scripta manet! — der geſchriebene Buchſtabe bleibt! Die Dienſte des Papiers und der Feder beim Hervorbringen dieſes Reſultats werden vergeſſen. Es iſt uns, als ob wir die Worte, die wir ſehen, laut dächten. Die Dinte, in welche gekleidet ſie daſtehen, iſt nicht Kohle oder Galläpfel und Eiſen, ſondern unmit-

telbar der Zorn oder der Kummer oder die Freude, die wir fühlen und die wir nun für immer auf dem Papier fixirt sehen.

Man denke sich eine Königin, die zum ersten male ein Todesurtheil unterzeichnet und deren Thränen die verhängnißvolle Schwärze der unbarmherzigen Dinte zu bleichen suchen — einen Verräther, der, seine Feder in Wuth und Galle tauchend, sich schriftlich zur Betheiligung an einer teuflischen That verbindlich macht — den Fälscher, der zitternd die Handschrift eines andern nachahmt, während jeder Buchstabe die Form des Galgens annimmt — die leidenschaftliche, mit Feuer geschriebene Ansprache eines Liebenden — die mit Eis geschriebene Weigerung eines stolzen Mädchens — die letzte Bestellung, die eine verzweifelnde Mutter mit ihrem Herzblut ihrem auf Irrwegen wandelnden Sohne schreibt — den entsetzlichen Fluch eines schwerbeleidigten Vaters, dessen graues Haar mit Herzeleid zur Grube fährt — alle diese und alle andern von der Leidenschaft diktirten Schriften, wie jede Stunde sie gebiert, denke man sich und welch ein seltsam gefährliches Ding wird dann ein Tropfen Dinte vor unserm geistigen Auge!

Und überall in der ganzen Welt quillt es hervor, sobald der Mensch es ihm heißt. Hier schreibt ein verzweifelnder Gefangener mit einem spitzigen Nagel seine letzten Bekenntnisse auf die nackte Wand seines Kerkers; dort täuscht ein zärtlich Liebender alle, nur nicht seine Geliebte, auch eine Dinte, welche nur sie sichtbar zu machen versteht; belagerte Soldaten in indischen Festungen vertrauen der unsichern Verschwiegenheit von Reiswasser oder unschuldiger Milch ihr theures Leben und das Schicksal ihres Vaterlandes an; schiffbrüchige Seefahrer, die im Begriff stehen, in Ocean verschlungen zu werden, übergeben der schwimmenden Flasche die mit kaum leserlichen Bleistiftzügen geschriebene Notiz über die Stelle, wo sie nun schnell hinabfahren werden in den Rachen des Todes. Ueberall schreiben glückliche Paare, zärtliche Ehegatten, liebende Geschwister und die ganze geschäftige Welt einander zahllose Themata auf gleichviel welches Papier ihnen zur Hand kommt, mit gleichviel welcher Feder, mit gleichviel welcher Dinte.

Der auf diese Weise unaufhörlich fließende Strom ist das intellectuelle und fühlende Herz der Welt und niemand braucht Aegypten zu besuchen oder einen orientalischen Zauberer zu befragen, um sich von ihm alle Thaten, alle Freuden und Leiden der Menschheit in dem Spiegel eines Tropfens Dinte zeigen zu lassen.

Wenn Papier, Feder und Dinte die Runde um die Welt gemacht und überall hin das Anerkenntniß der Brüderschaft zwischen Volk und Volk und Menschen und Menschen getragen, wenn sie jeden Verband aufgeklärt und jedes Herz erweicht haben werden, dann wird ihre große Mission beendet sein.

Und wir wollen uns nicht beklagen, daß unsere Schreibgeräthe sowohl und sonderes so zerbrechlich und vergänglich sind, denn Gott selbst hat sich damit begnügt, seinen Willen auf die vergänglichsten Dinge zu schreiben. Selbst seine ausgewählteren graphischen Werkzeuge sind zeitlich und vergänglich. Die Sterne des Himmels sind in unsern Augen die Embleme der Ewigkeit; sie sind die Buchstaben in Gottes Alphabet des Weltalls und wir sind gewohnt, sie als ewig dauernd zu betrachten. Die großen Astronomen der Vorzeit haben uns gelehrt, das Sternengewölbe könne nicht ins Leben, sondern müsse in alle Ewigkeit bestehen, seine kostbaren Annalen des Firmaments in Licht zu drucken. Naturkundige der Neuzeit aber haben uns bewiesen, daß als einfache Nothwendigkeit der von uns beobachteten Thätigkeit der Naturkräfte das Firmament des Himmels einmals alle seine zerstreuten Sterne wie den zerbrochenen Letternsatz eines Buchdruckers in eine einzige gemischte Masse zusammenstürzen sehen wird.

Sehen haben die fernsten Sterne, gleich den dunklen Schildwachen eines Schwarms Zugvögel, das Signal des Sonnenuntergangs und des Rückzugs gehört und sie haben begonnen, sich dichter zu scharen und ihr Antlitz heimwärts zu kehren. Millionen Jahre müssen vergehen, ehe diese Heimat erreicht wird und ehe das Ende kommt — gewiß aber ist dieses Ende.

Wenn nun schon Gottes Papier, Feder und Dinte somach vergänglich sind, dürfen wir uns dann beklagen, daß die unsrigen nicht immerdar dauern? Unsere Blicken in nur dem Schreiber beschieden, aber nicht der Schrift.

Ein Wahlact in Amerika.

Eine Stadt in den Vereinigten Staaten ist mit gewissen Einschränkungen ein selbständiges Gemeinwesen, eine kleine Republik, ein Staat im Staate.

Zwar erscheint diese Macht nur als eine übertragene, als ein zeitweiliger Ausfluß aus der Souveränetät des Staats, dem sie angehört und der ihr ihren „charter", ihre Verfassung, ertheilt hat. Die Grenzen der übertragenen Macht sind zuweilen schwankend und oft octroyirt die Legislatur des Staats der Stadt Anordnungen, die mit der Idee der Selbstregierung im Widerspruche stehen; aber wenigstens erfreut sich die Stadt des Rechts, ihre städtischen Beamten und die verschiedenen Comités, die ihren Magistrat bilden, durch unmittelbare Volkswahl zu ernennen. Die Hauptperson ist der Mayor. Die Wahlen finden jährlich statt.

Es ist seltsam und thöricht, daß bei diesen kleinen Wahlen dieselben politischen Parteien sich gegenüberstehen und dieselben Parteifragen zur Erörterung kommen wie bei den politischen Transactionen in größerm Maßstabe. Was in aller Welt haben die Schulen einer Stadt im Staate Neuyork mit der Ausdehnung der Sklaverei in den Territorien und die Straßenbauten selbiger Stadt mit der Verfassung von Kansas zu thun?

Aber bei den Amerikanern ist die Politik nicht ausschließlich eine Sache der Ideen und allgemeinen Wahrheiten, sondern ebenso sehr ein „business", das seine Procente abwirft. Die politischen Agitatoren bei der Präsidentenwahl sind zugleich Aemterjäger; Aemterjäger sind die Hauptbeförderer der Parteileidenschaft in der Masse. Oeffentliche Gelder werden überall auf die schändlichste Weise gemißbraucht, um die Partei zu heben und die politischen Helfershelfer zu bezahlen. Es ist das ein langes und trauriges Kapitel in der amerikanischen Politik. Und so wird denn auch bei diesen städtischen Wahlen die Parteifahne aufgepflanzt, nicht nur, um den Parteieifer aufrecht zu erhalten, sondern auch, weil eine Hand die andere wäscht.

Beide Parteien, die republikanische und die demokratische, machen also vorher ihre „nominations", d. h. sie ernennen die Candidaten, auf die sich die Stimmen ihrer Parteigenossen vereinigen sollen. Diese bilden dann das „ticket", den Stimmzettel der Partei, und werden in riesengroßen Lettern auf zehn Fuß langen Anschlagzetteln an die Mauern geklebt.

Man nimmt in den Städten, in denen ein Theil der Bevölkerung deutsch ist, bei den Nominationen ziemlich viel Rücksicht auf die Deutschen, um ihre Stimmen zu gewinnen; man nimmt Deutsche in das „ticket" auf und besondere Anschlagzettel in deutscher Sprache erscheinen an den Mauern.

Der nächste wichtige Punkt ist die Bearbeitung der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Parteitickets. Diese geht theils in den unvermeidlichen beiden Tagesblättern, die jede Stadt besitzt, theils in den sogenannten Ratificationsversammlungen vor sich, und es kommen dabei wieder viel weniger die Befähigung der Candidaten als die allgemeinen Parteistreitpunkte zur Sprache. In diesen Verhandlungen wird so recht eigentlich der souveräne Pöbel harangurirt, und wer es am besten versteht, dieses schmutzige, derbe Thier zu kraulen und guter Laune zu machen, ohne sich doch zu tief herabzulassen, der ist der beste Politiker.

Ich führe meine Leser in das „ratification-meeting" der republikanischen Partei hinein. Es wird natürlich abends gehalten, wo der Arbeitsmann freie Zeit hat. Ein großer Versammlungssaal im Stadthause steht jeder Bürgerversammlung offen. Eine möglichst geräuschvolle Musikbande mit Trommeln und Blasinstrumenten durchzieht die Straßen und postirt sich endlich in einem Winkel des Saals, um vor und zwischen den einzelnen Reden das ziemlich dicke Trommelfell des Souveräns zu kitzeln. Der Mayor des vorigen Jahres, damals der siegreiche Candidat der Partei, wird durch Acclamation zum Präsidenten ernannt. Er ist eigentlich ein Küfer und seine wohlbeleibte Persönlichkeit und sein röthlich strahlendes Angesicht zeigen, daß er seinem edeln Berufe die besten Seiten abzugewinnen gewußt hat. In einem nonchalant väterlichen Tone bedankt er sich für die Ehre und erklärt, daß es nicht der Zweck dieser Versammlung sein könne, mehr Enthusiasmus zu schaffen, es sei genug da; doch möge man bedenken, wie wichtig diese Wahlschlacht für die bevorstehende „presidential campaign" sein würde. „Würden nicht andere Theile unsers Staats, die auf unsere Stadt als ein Bollwerk der republikanischen Partei sehen, an unserer Sache verzagen, wenn wir diesmal die Demokraten siegen ließen? Unsere Thätigkeit bei der jetzigen Wahl könnte so bei der Präsidentenwahl eine demokratische Majorität zur Folge haben" u. s. w.

Bei allen Parteischlagwörtern erhebt sich donnernder Applaus, der auch die Anstrengungen der beiden nächsten Redner reichlich belohnt. Denn Lärm zu machen, das ist eigentlich das Plaisir bei solchen Versammlungen.

Der Held des Abends aber ist ein junger Farmer aus dem Staate Ohio, ein Mann von Spannkraft und von frappanten, mein komischen Geberden. Es sei ganz zufällig, erklärt er, daß er hier auftrete; er sei nur zum Besuch hier bei alten Freunden. Er sei jetzt ein Farmer; seine Hände seien hart und schwielig von der schweren Arbeit. Aber er habe früher in dieser Stadt gewohnt und tüchtig mitgewirkt in ihren frühern Parteikämpfen. Als jungen Fremdling habe man ihn freundlich aufgenommen; er habe Freunde gefunden — ein Weib — hier blickt er mit einem seligen Lächeln in die Versammlung hinein: donnernder Applaus — sein erstes Kind sei hier geboren und es sei „a pretty stout one" — er brachte diese Worte mit einer unbeschreiblichen Mischung von Gemüth und niedriger Komik vor: endloser Jubel, dreifaches Hurrah. So ging es drei Viertelstunden lang fort; der Mensch machte die Versammlung fast rasend. Je platter und gemeiner ein rhetorischer Coup, desto sicherer wirkte er.

Zuletzt schrieen die zahlreich anwesenden Deutschen nach dem Redakteur ihres kleinen Winkelblättchens, um auch in deutscher Sprache noch angeredet zu werden. Dem guten Manne war es inzwischen zu langweilig geworden und er hatte sich in ein Bierhaus zurückgezogen. So trat denn ein Dritter, ziemlich ordinär aussehender deutscher „Arzt" vor und wiederholte auf deutsch die trivialsten Phrasen seiner amerikanischen Vorredner, worauf sich die Versammlung unter den ohrzerreißenden Klängen der Blechmusik, verbunden mit dem unendlichen Jubel der Menge, in Hochgeduld auflöste.

Der Wahltag selbst erscheint: die Stimmlokale in den verschiedenen Wahldistricten sind offen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Von genauen Wählerlisten kann in einem Lande, in dem Bürgerrollen und Einwohnsregister bekanntlich Desiderien sind, natürlich nicht die Rede sein. Drum konnte eben jeder kommen und namentlich die Irländer gaben für freien Schnaps und ein gutes Dinner gern ihre Stimmen vor einem halben Dutzend Wahllokalen nacheinander ab. Um diesen Unfug einzuschränken, wurde im Staate Neuyork voriges Jahr das sogenannte Registrationsgesetz erlassen, nach dem jeder Wähler sich vor der Wahl in seinem Bezirk einschreiben lassen soll, wobei er, wenn unbekannt, durch Zeugen oder durch eine eidliche Erklärung zu erhärten hat, daß er amerikanischer Bürger und wenigstens sechs Monate in der Stadt wohnhaft ist. Wer sich nicht registriren läßt, hat diesen Eid im Wahllokal bei der Stimmabgabe zu leisten, und hier ist der Punkt, wo sich doch wieder die unredlichen Machinationen der Parteien einschleichen. Jede Partei hat in den Wahllokalen ihre Agenten und ehrlose Subjecte gibt es namentlich unter den Irländern genug, die für Schnaps und Geld einen Meineid schwören. Als am Tage nach der in Rede stehenden Wahl das demokratische Organ der Stadt den Republikanern den Vorwurf machte, sie hätten ihren Wahlsieg allein den gekauften Stimmen zu danken, wußte das republikanische Blatt nichts Gescheidteres darauf zu erwidern, als „daß es davon nichts wisse, das aber jedenfalls die Demokraten ebenso viele Stimmen gekauft hätten wie die Republikaner. So schamlos wird diese niederträchtige Praxis eingestanden!

Auch am „election-day" spielen wieder die Musikbanden eine Hauptrolle. Jede Partei hat eine, die in einer Art von offenem Omnibus vom Morgen bis zum Abend in der Stadt herumfährt und vor jedem Wahllokale so laut als möglich trompetet und trommelt. Die Pferde haben kleine „Sternenbanner" hinter den Ohren und an den Seiten des Wagens hängt das „ticket" der Partei in großen Buchstaben auf Leinwand gemalt, das wahrscheinlich durch die Musik in die Köpfe der Hörer hineingeblasen werden soll.

Jedes Wahllokal ist ein summender Bienenstock. Die Stimmzettelvertheiler jeder Partei, nebst sonstigen Helfern und Helfershelfern, zu denen an manchen Plätzen auch eine Anzahl der edeln Vereinigten Bestialene gehören, sind den ganzen Tag auf ihrem Posten. Die leitenden Politiker machen wie Generale von Wahllokal zu Wahllokal die Runde, ihre Getreuen anfeuernd und sich nach dem Stande der unblutigen und unsichtbaren Schlacht erkundigend, deren Resultat erst der Abend bekannt machen wird.

Die Physiognomie der Wähler ist in den verschiedenen Wahlbezirken sehr verschieden. In den bessern Stadttheilen anständige Bürger, die in wenigen Minuten ihr Geschäft abgemacht haben. In andern Vierteln aber scheint der Wahltag den Potentat der Gesellschaft emporgewühlt zu haben und das Proletariat, das da zum Vorschein kommt, steht an Jämmerlichkeit, Unbeholfenheit und Schmutz dem keiner großern europäischen Stadt nach. Man kann hier die zerstörenden Wirkungen des Branntweins durch alle Stadien hindurch verfolgen und gewinnt einen Einblick in die Zustände

der amerikanischen Gesellschaft, der nur bei solchen Gelegenheiten möglich ist und der dem heitern und glänzenden Bilde, das dem oberflächlichen Beobachter entgegentritt, einige trübe Schlagschatten beifügt.

Die Parteiagenten angeln eifrig nach diesen lichtscheuen Kröten, die eben nur deshalb aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekommen zu sein scheinen, um, wie Glau seine Prügelburt, ihr Stimmrecht als gleichberechtigte Glieder eines freien Volks zu verhandeln. Ich sah vor der Thür eines Wahllokals einen Menschen stehen in schmutzigen, elend zusammengeflickten Kleidern, mit verwittertem Haar und fast blödsinnigem Ausdruck seines starren, gläsernen Auges. Er stand da, zusammengeknickt, ein Spott der Straßenjungen. Eine Weile nachher erschien er im Lokale, geleitet von einem Agenten; der Eid wurde ihm vorgelesen und das Evangelienbuch zum Kusse hingereicht. Er brachte es nur bis in die Nähe des Mundes, aber der Beamte zwang ihn, es zu küssen. Gleich darauf sah ich ihn, mit dem Ausdruck einer Art von unbestimmter Verlegenheit und Angst auf seinen stumpfen Zügen, in einer auffallend hastigen Weise auf einen andern Menschen seines Gleichters einsprechen, gleich als hätte er sein inneres Unbehagen überstürzen wollen.

Eine angenehmere Beschäftigung ist es, in diesen Wahllokalen die verschiedenen nationalen Typen zu beobachten. Da ist der feingeformte, gewandte Yankee, entweder von ätherisch-blasser Färbung, wenn ein teetotalistisch-enthaltsamer Theetrinker, oder von derbern und dunklern Tinten, wenn er den „liquors" noch nicht hat entsagen können. Da ist der rothliche „Irishman"; der durch seinen runden Schädel und seinen eigenthümlich steifen und zähen Gesichtsausdruck unverkennbare Schotte; und endlich der Deutsche in den verschiedensten Variationen vom Feinen und Gewandten bis zum Stumpfen und Vernierten, vom Derben und Frischen bis zum Elenden und Deprimirten.

Gegen Abend ist der Sieg der republikanischen Partei entschieden. Eine allzeit fertige Jugend schleppt an einem halben Dutzend Plätzen in den Hauptstraßen Berge von Fässern, Kisten und altem Holzwerk zusammen, die mitten in den Straßen als „bonfires" angezündet werden. Gewaltig schlagen die Flammen empor, die Frauengestalten am Fenster des zweiten Stockwerks eines benachbarten Gasthofs fast mit Tageshelle beleuchtend; Rauch und Funken stürzen weit über die Hausdächer hin. Unablässig schleppt die jubelnde Menge neues Brennmaterial herbei und schleudert es mitten in die Flammen. Der größte Spaß aber ist, wenn ein Wagen vorbeikommt, wo dann die Pferde regelmäßig scheu werden und in wilden Sätzen mitten in die schreiende Jugend hineinsprengen, aus deren Mitte man jeden Augenblick einen unter den Hufen zu sehen glaubt. Spaziergänger beleben unterdessen die Straßen und die Politiker umdrängen das Druckfokal des Morgenblattes, wo nach und nach die genauen Stimmenzahlen aus den einzelnen Wahlbezirken einlaufen, bis endlich eins nach dem andern sich verlaubt und die Feuer einsam verlöschen. So endet der große und wichtige Tag. A. Boring.

Südfrankreich.

Von Ida von Düringsfeld.

I.

— — Wir standen in St.-Médard, der auf dem linken Maasufer gelegenen Vorstadt von Dinant, und blickten vom Hospiz hinüber auf die hellen Felsen, welche dieser hübschen Stadt eine so malerische Umlehnung darbieten.

Neben uns stand die Schwester, welche uns geführt hatte, unsere Josephine des Filles de la charité.

Die ascetische Energie ihres Wesens und ihrer Physiognomie war mir aufgefallen. Ich fragte sie, ob sie aus Dinant sei? Sie antwortete lebhaft verneinend, fast etwas beleidigt durch diese Annahme: „Ich bin aus Montpellier", setzte sie mit dem Selbstbewußtsein der Französin hinzu. „Da haben Sie einen schönen Geburtsort", sagte ich. Ihre dunkeln, scharfen Augen belebten sich fast leidenschaftlich, als sie hörte, daß wir Montpellier, Südfrankreich überhaupt kannten. „O", sagte sie mit Nachdruck, „wenn Sie das alles gesehen haben, da müssen Ihre Augen verwöhnt sein, da können Sie hier unmöglich Schönheit finden!"

Dem war nicht so. Dinant ist ein allerliebst romantischer Ort, der uns ungemein gefiel. Aber, allerdings den halb altrömischen, halb mittelalterlichen Charakter, den heißen, harten Glanz, den luftigen, stolzen Himmel Südfrankreichs kann eine Maasstadt nicht haben, sie kann immer nur eine Stadt an der Maas sein. Für mich begann der Süden Frankreichs mit Nimes. Avignon ist nicht französisch, es ist, wie Alexandre Dumas glänzend gesagt hat, „päpstlich italienisch". Nimes dagegen in seiner verengten Landschaft, die seit

ſieben Monaten nach Regen lechzte, Nimes war franzöſiſch, ſüdfranzöſiſch.

Leider finde ich in meinen Reiſeblättern kein Wort über Nimes aufgezeichnet. Nirgends habe ich mehr geſehen und weniger geſchrieben als in Frankreich. Ich weiß noch alle Eindrücke, aber nicht länger die Worte dafür. Auch Nimes mit ſeiner ſtillen, mächtigen Arena, mit ſeinem gewaltigen Thurm draußen zwiſchen ſtaubgrauen Bäumen und Blumen, mit den klaren Waſſern in den alten Bädern, mit dem Wunder von Harmonie, der Maison carrée — Nimes ſchwebt mir nur noch in ſeiner Geſammtheit vor uns war wie eine Geiſtererſcheinung bei Sonnenlicht.

Montpellier war milder und weicher als Nimes, nicht nur in der Luft, auch in den Linien der Gegend. Ganz geeignet, um Kranke ſanft genejen oder friedlich ſterben zu laſſen. Auch von Montpellier habe ich nichts aufgezeichnet und weiß noch weniger Einzelheiten davon als von Nimes.

Ich wanderte ſpazieren oder arbeitete auf der Bibliothek oder ſaß und ſchaute aus unſerm großen freundlichen Zimmer im Hotel Nevet hinüber auf einen Silberſtreifen, welcher das Mittelmeer war. Es gab in Montpellier nichts ſo Schönes und Wunderbares wie die Arena und die Maison carrée; aber alles, was man ſah, war heiter und gefällig, die Stadt geräumig, ohne weitläufig, belebt, ohne lärmend zu ſein. Der Speiſeſaal lag im Garten. Wenn man durch die friſche Morgenluft hinüberging, freute man ſich — daß ich es nur geſtehe — auf das Frühſtück und abends mahnte die ſinkende Sonne nicht minder willkommen an das Diner, welches man in dem luft- und lichtreichen Raume einnehmen ſollte. Einige reizende Spanierinnen, von denen die eine das ſchönſte junge Mädchen war, welches ich je geſehen, gewährten meinen Augen die angenehmſte Beſchäftigung, während zugleich meine Zunge ſich in einer ungewöhnlichen Beweglichkeit gehen laſſen konnte. Ein Landsmann, ein preußiſcher Offizier, hatte in Avignon Otto für einen ihm bekannten Herrn genommen und war dadurch mit uns bekannt geworden. Gleich uns wollte er von Avignon nach Marſeille; als wir jedoch Marſeille aufgaben, weil eben die Cholera dort ausgebrochen war, entſchloß er ſich, ebenfalls direkt nach Nimes zu gehen und war während unſeres Aufenthalts in Montpellier mein Tiſchnachbar. Und da ich franzöſiſch ebenſo ungern ſpreche wie ich es gern ſchreibe, ſo nahm ich die Gelegenheit, mein weibliches Sprachbedürfniß in der lieben Mutterſprache zu befriedigen, gewiſſenhaft wahr, und ſchwatzte, fürcht' ich, wie zehn Papageien.

Endlich war Otto auf der Bibliothek von Montpellier fertig; wir ſchickten den Landsmann, der jetzt nachträglich noch ein Gelüſt nach Marſeille bekam, mit Autorität nach Toulouſe und retteten ihm ſo höchſt wahrſcheinlich das Leben. Wenigſtens ſtarb ein Preuße, der auch mitten in die Cholera hineingerieth war, 24 Stunden nach ſeiner Ankunft in Marſeille — warum hätte da nicht auch noch ein zweiter Preuße draufgehen können? Genug, der Landsmann mußte nach Toulouſe und wir fuhren nach Cette, wo wir bei einem vorläufigen Beſuch im Hotel de la Seuche bereits Quartier beſtellt hatten.

Die Eiſenbahnfahrt von Montpellier nach Cette iſt eine der hübſcheſten, die man nur machen kann. Anfänglich fährt man durchs Flache und ſieht rechts Weingärten und kahle, blaſſe Berge mit kaum angedeuteter Bewachſung, links das weiße Waſſer der Salzſümpfe und weiterhin große Salzmaſſen, etwa wie Dächer von unterirdiſchen Hütten, nur glänzend weiß. In dieſer ganz eigenthümlichen Landſchaft kommt man an Villeneuve und Frontignan vorüber, darauf durch einen Teich und dann iſt plötzlich zur linken das Mittelmeer da wie es iſt, blau und feſt wie Saphir, und ſo dicht an der Eiſenbahn, daß es ſcheint, als müßte man die Hand darauf legen können. Es überraſcht hier in dieſer unmittelbaren Nähe nicht minder, als wenn man es plötzlich über Genua erblickt. Kaum dürfte ein Eiſenbahnhof näher am Meere ſein als die Gare von Cette. Nur das Badehaus war noch weiter auf den Sand hinausgebaut; denn in Cette iſt Sand, ſo glatt, ſo breit wie nur in Blankenberghe. Zwiſchen dem Baden und dem Diniren machten wir hier unſern Abendſpaziergang und ſahen den Mond roth in violettem Duft aufgehen und die Dampfer in der Ferne vorüberfahren oder auch durch das blaue Meer auf den Hafen zuſchießen. Dieſer war eben ſehr belebt. An dem Abend unſerer Ankunft ſchifften ſich über hundert Paſſagiere nach Barcelona ein. Ein ſehr großes Schiff, nach Nantes beſtimmt, war mit ſeiner Ladung beſchäftigt. Aus Genua waren eine Menge großer Barken da, welche ſechs Monate liegen bleiben ſollten. Auch in den Kanälen, welche die Stadt durchſchneiden und aus dem Meer in den „See von Thau" und in den

„Kanal von Beaucaire" führen, lagen Barken, die aus- und eingeladen wurden. Weiterhin wurden Schiffe gebaut, Netze getrocknet — genug, es war das ganze Leben eines Seeorts. Als Stadt selbst hatte Cette keinen bedeutenden Accent; merkwürdig reinlich war es; das Element des Schmutzes schien sich am Mole zusammenzudrängen, aber dort auch mit einer solchen Gewalt, daß wir nie länger als zwei Minuten aushalten konnten. Wollten wir die Schönheit des Hafens genießen, so mußten wir in eine Barke steigen. Wir fuhren dann vorüber am Fort St.-Louis, welches das Ende vom Hafendamm bildet und aus dessen Umkreis der Leuchtturm weiß in die Höhe ragt, bis nach Perselames zu, einem halbkreisförmigen Damm, an beiden Enden mit Befestigungen versehen, in denen eben Gefängnisse für die Russen gebaut wurden, die man aus Sewastopol damals noch erwartete. So erzählte uns wenigstens der Schiffer, der uns fast regelmäßig fuhr, sich, nachdem er Otto gefragt, ob seine „épouche" Französisch verstehe, meine Unterhaltung sehr angelegen sein ließ und der einzige Enthusiasmus für den orientalischen Krieg war, den wir in Frankreich angetroffen haben. Er betrachtete die Russen als Heiden, die Türken als Christen und den ganzen Krieg als eine Art Kreuzzug zu Ehren des wahren Glaubens. Ein anderer Schiffer glaubte, uns, so oft wir ihn nahmen, mit der Geschichte von Napoleon und Josephine ruhren zu müssen.

Das Hotel de la Souche lag in der Rue du marché, welche durch die Kaserne geschlossen wurde. Ueber diese herab sah der Berg von Cette, welcher zwischen dem Meer und dem „See von Thau" aufsteigt, sanft und schön gezeichnet ist und durch Villen und Gärten mannichfaltig bedeckt wird. Die Pyrenäen, welche man jenseit des Meeres sah, waren wunderschön gezackt. Besonders klar und deutlich erschienen sie uns am letzten Morgen in Cette. Wir waren bis zu einer gewissen Höhe den Berg hinaufgestiegen und überschauten Frontignan, den Teich, die Stadt, den Mole, Perselames, welches seinen Namen rechtfertigte, indem die Wellen häufig darüber hinwegschlugen. Das Meer war blau mit grünem Glanz in der Ferne, mit Silber überflimmert, die Berge landwärts dämmerten violett, die Pyrenäen ruhten im kühnsten Dunkelblau, wie es solchen mächtigen Bergen zukommt. Es wehte vent d'Espagne, Südwest, der Nachmittagswind. Der Morgen gehört gewöhnlich dem Levante, wie der Sirocco genannt wird. Der Südwind heißt Vent de la mer, der Nordwind wie in Nagusa Tramontane; statt der Bora hat man den Mistral, beide gleich unwillkommen. Einmal, in der Nacht vom 29. zum 30. September, hatten wir Orkan. Aber was für einen! Schornsteine stürzten ein, in unserm zweiten Stock fiel ein Stück Plafond herunter, der Garçon wurde in seinem Bett überschwemmt. Am folgenden Morgen stemmten wir uns gegen den Sturm, der beim heitersten Himmel noch fortbrauste, und ließen uns am Fort St.-Pierre, welches unter der am Berge hängenden Citadelle am Ufer liegt, von den über dasselbe herüberstäubenden Wellen muthig überschütten. Das Meer war grün mit violetten und braunen Schillerungen, kein Segel darauf, das Getös betäubend. Ich kann nun doch sagen, daß ich auch das Mittelmeer in der Schönheit eines Sturms gesehen habe.

Im Hotel war's dunkel und geräuschvoll, denn wir hatten, wie in Nantes, den Fischmarkt unter unsern Fenstern. Aber die Küche war ausgezeichnet, mit Recht bei allen Land- und Seefahrern berühmt. Mich sollte es wundern, wenn der Chef sein Talent nicht später nach Paris gebracht haben sollte, um es seinem Preise nach zu verwerthen. Im übrigen war das Hotel ein häusliches: Wirth und Wirthin liefen in Hemdärmeln herum, er in langen, sie in kurzen. Im Anfang stellte sich uns eine Donne als Mademoiselle Fanny vor; ein blasser Garçon, eben der, welcher in der Orkannacht eine Ueberschwemmung zu erleiden hatte, war auch vorhanden. Leider spielte im Hotel de la Souche eins von jenen innerlichen Dramen, welche von einem widerwärtigen Auftritt zum andern übergehen, ohne je zur Entwickelung und zum Abschluß zu gelangen. Der Wirth, der ewige Kellner, den die ewige verwitwete Wirthin zum Herrn gemacht hatte, dankte ihr diese Ueberlieferung ihres Eigenthums durch eine unermüdliche Untreue. So gab einen Mariusch, einen Sohn des Wirths, nicht der Wirthin, welchen diese arme gute und eifersüchtige Seele zugleich verzog und verabscheute. Der Kleine, ein achtjähriger Thunichtgut und Taugenichts, hätte selbst die Geduld einer wahren Mutter bisweilen erschöpfen können; die Wirthin machte sich jedoch bei jeder unwilligen Regung gegen ihn bittere Gewissensvorwürfe und hatte sogar Messen lesen lassen, damit sie mehr Herz zu ihm fassen möchte. Den Wirth

rührten diese Gesinnungen sehr wenig; er war eben der leidenschaftliche Anbeter von Mademoiselle Fanny, fand jedoch zu seiner großen Entrüstung in seinem Garçon einen Nebenbuhler. Es gab Gewitter im Hause, wie es draußen auf dem Meer gegeben hatte; der Kellner schiffte sich nach Spanien ein, Mademoiselle Fanny verschwand gleichfalls und an ihre Stelle kam ihre Schwester Delphine, die nicht Mademoiselle, sondern nur ganz einfach Aine hieß. Wirth und Wirthin bedienten statt des Garçons bei Tische und wir hatten einen Blick in das kleinbürgerliche Leben Südfrankreichs gethan.

In Cette lebte ich für lange Zeit meine letzten Lazzaronitage. In allen andern Städten gab es ernsthafte Dinge zu sehen, in Cette nichts als das Meer, welches in seiner metallenen Art mit der flimmernden Beweglichkeit des Oceans zu vergleichen mir immer neue Lust gewährte. Der gute alte Saal im alten Hotel de la Souche! So schwarz, so wenig erleuchtet, so gar nicht elegant, so gar nicht comfortable! Die großen Austern, die kleinen Soles mit dem unaussprechlichen Namen, die vielen, mannichfaltigen Muscheln, die köstlichen gebratenen Vögel, die prächtigen Früchte, der süße, feurige Frontignan, die Maus unter dem Buffet, welche sich regelmäßig bei unsern Mahlzeiten meldete und so gern Forellenbrod fraß, ein Gebäck, von dem ich nicht mehr weiß, ob es Brot oder Kuchen war; endlich Parpajou, der dicke Hund, von dem es immer mit Unrecht hieß: „Parpajou pleure"; denn er war viel zu träge, um das Maul aufzusperren — an dem allen erfreute man sich, wenn man vom Schlendern am Strande beieinkam, mit jener Harmlosigkeit, die man nur im Süden haben kann und die man, hat man sie einmal kennen gelernt, immer vermißt und immer wieder empfinden möchte. Man kommt sich so alt und so unnatürlich vor, wenn man lange Zeit hindurch nicht einmal wieder auf Südart harmlos gewesen ist.

Das Dampfschiff, welches uns über den See in den Kanal du Midi bringen sollte, war dermaßen angefüllt von Handlungsreisenden, daß es durch drei Omnibus voll Invaliden aus der Krim geradezu überfüllt wurde. Der Wind war toll; hohe, dunkelblaue Wellen badeten uns; es war unmöglich, das fahle Bergufer anders zu sehen als durch ihren Spritzschaum. Wir thaten nur die armen Soldaten leid, welche kaum ein Plätzchen zum Ausruhen und gar keine Sympathie fanden. Was ich immer von dem Enthusiasmus gelesen hatte, mit welchem in Frankreich der „heimkommende" Krieger begrüßt werde, sah ich hier keineswegs bestätigt. Wir allein machten einigen besonders Gemüdeten Platz, wir allein sprachen mit einem, der etwas kräftiger und ein Offizier war. Obgleich nur drei Monate in der Krim gewesen, hatte er den Krieg doch schon so satt, „als wenn er ihn mit Löffeln gefressen hätt"! Drei Jahre später sprach ich zwischen Donai und Valenciennes mit einem Kapitän, welcher sich vor Sewastopol das Kreuz der Ehrenlegion erworben hatte. „Nur keinen Krieg!" sagte er. „Der Krieg ist ein Unsinn! Bauen wir das Feld, bauen wir Schiffe, aber keine Festungen! Wozu?" Solche Friedensworte auf Französisch, welches man solange als die ausschließliche Sprache des kriegerischen Ehrgeizes, ich möchte fast sagen der Kriegsucht betrachtete, solche Worte gehen seltsam zu denken. Im allgemeinen waren die Heimkehrenden damals sehr sparsam mit Worten, vielleicht weil man gegen sie sparsam mit dem Kriegsgeld gewesen war. Vier Francs aus dem Hospital von Valence bis nach Toulouse — es genügte kaum, um sich zu nähren, geschweige denn, um sich Muth und Beredsamkeit anzutrinken.

Bei Marseillan fuhren wir in den Kanal ein und stiegen auf das lange, schmale Verdeck, welches ich noch suchte, während ich bereits darauf stand. Das Verdeck war nicht eben ergiebig in Landschaftsbeobachtungen; wir blieben nur gerade so lange oben, um zu sehen, daß wir links jenseit der schmalen Landzunge das Meer, rechts am Ufer der langen, engen Wasserstraße einige Eichen und in der Entfernung einige Hügel hatten. Dann verfügten wir uns in das Innere, wo sich um zwei Tische achtzehn schwarze Sitze mit Armlehnen herzogen. Es wurde nothdürftig gefrühstückt, da hieß es in Agde: „Aussteigen!" Der Herault war anzuschwellen, man konnte nicht über die Schleuse, wir sollten durch die Stadt fahren. Leider war das leichter gesagt als gethan; es hielt ein einziger Omnibus am Landungsplatz, die lahmen Soldaten nahmen ihn ein; wir Reisende hatten allerdings das Recht, sie abzuwarten zu heißen, aber wer hätte die Grausamkeit gehabt? So eilten wir denn im Sturmschritt und entgegen dem Meersturm eine Allee hinab und durch die Stadt zurück an den Kanal, wo zum Glück das Schiff, welches uns erwartet hatte, noch nicht abgefahren war. Wäre es ab-

gefahren gewesen, wohl, wir hatten das Nachsehen gehabt und damit gut. Nirgends waren Eisenbahnen nöthiger als in Frankreich, denn nirgends war schlechter für das Fortschaffen der Reisenden gesorgt. Und die Franzosen waren still und geduldig, ebenso still und geduldig, wie sie außerhalb Frankreichs laut und ungeduldig sind, wenn nicht alles geht, wie sie es eben wollen.

Die Gesellschaft hatte sich in Agde um eine schwarzgekleidete Bourgeoise vermehrt, welche von ihrer zwölfjährigen Tochter begleitet wurde. Die Demoiselle trug zu einem rosagelben Kattunkleid, über welches ein schmutziggelber Filetshawl gebunden war, einen blauen Umwurf und Hosen und Stiefeln von ihrem Papa, möglicherweise auch von ihrem Bruder; genug, von irgendeinem Individuum des andern Geschlechts. Bei dieser Caricatur von Kind hatte die Bourgeoise eine neue Ausgabe von Lamartine mit und zählte als Frau. Ich philosophirte über dieses Problem, ohne es jedoch lösen zu können, mit einer hübschen kleinen Beamtenfrau aus Marseillan, welche, wenn sie nicht mit der höchsten Naivetät einen oder den andern ausfragte, sorglos wie eine junge Katze auf allen Bänken herumkletterte. So oft sie mir Ruhe ließ, las ich Kock's „Frère Jacques", das Eigenthum eines Herrn in braunem Rock, der immerfort sagte: „Morgen um 10 Uhr früh soll ich in Toulouse sein! Ich will zufrieden sein, wenn ich um 10 Uhr abends hinkomme!" Einstweilen war er gar nicht zufrieden, niemand war's, außer einem Herrn in blauem Rock mit einem ansehnlichen Speisekorbe. Umsonst suchte ein grauer Handlungsreisender, durch welchen ich augenblicklich an den „Illustre Gaudissart" von Balzac erinnert wurde, die Gesellschaft ein wenig in Bewegung zu bringen; sie blieb verdrießlich und schwerfällig sitzen, bis wir wieder herausmußten, um auf ein drittes Schiff zu steigen.

Bevor das jedoch geschehen konnte, hatten wir am fahlen hohen Ufer des Kanals, auf dem dürren nackten Grunde, in dem scharfen Octoberwinde gewiß eine Stunde lang zu warten. Ich stand noch am Ufer und sah dem Heraufkriechen der armen Soldaten zu, als ich mich auf einmal gewaltsam bei der Hand ergriffen fühlte und den illustre Gaudissart vor mir sah, der vom Schiff auf das Ufer zu kurz gesprungen war und sich an mir festgehalten hatte, um nicht ins Wasser zu fallen. „Madame", sagte er höchst verbindlich und vergnügt, „recevez mes remercîments! Sans vous je me noyai, car je nage à mes pres comme un poisson mort!" So hatte ich denn am Kanal du Midi zum ersten mal einem Menschen das Leben gerettet, noch dazu einem grangekleideten Handlungsreisenden.

Die Soldaten lagerten sich; man sah, sie waren's gewohnt, auch die kürzeste Zeit zum Ausruhen zu benutzen. Die Turbane der Zuaven, ihre durchfurchten, gebräunten Gesichter gaben der Rast etwas Wildmalerisches. Wir Reisende folgten dem Beispiel und ließen uns so geschickt wir konnten auf die Erde nieder. Es war schade, daß wir keinen Maler unter uns hatten.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Aus der Natur.

XIV.

Wenden wir unsern Blick noch einmal auf das prismatische Farbenspectrum, es wird uns noch einige interessante Aufschlüsse geben.

Wir werden erfahren, daß es auch unsichtbares Licht gibt.

So paradox dies auch klingen mag, es ist in der That so, und diesmal handelt es sich auch durchaus um keine Hypothese, sondern das genannte unsichtbare Licht gibt sich an seinen Wirkungen dem Auge kund. Wenn wir früher die Vermuthung aussprechen mußten, daß es Töne gäbe von solcher Höhe, daß unser menschliches Ohr keine Empfindung davon habe, während gewisse Thiere dieselben noch wahrzunehmen vermöchten, so lernen wir hier beim Licht, daß die Farbenfolge von roth bis violett nicht mit der letztern Farbe beschlossen ist, sondern daß es noch über diese Grenze hinaus farbiges Licht gibt, von dessen Farbencharakter wir freilich keine Vorstellung haben können, weil wir eben keine Farbe nicht zu sehen vermögen.

Da uns in den Sonnenstrahlen sowie in den Strahlen der weißen leuchtenden Körper nicht allein Licht, sondern auch Wärme zugeführt wird, da überhaupt Licht und Wärme vielfache Verwandtschaft zeigen, so hat man das prismatische Spectrum auf seine Wärmeverhältnisse untersucht und dabei gefunden, daß der untere Theil desselben, d. h. das Violett, Blau, Grün, keine Wärme bemerkbar macht, daß sich diese dagegen vom Gelb durch Orange nach Roth hin zunehmend offenbart und sogar über das rothe Ende des Spectrums weit hinaus verbreitet, dergestalt,

Heinrich.

Mir die Kinder geraubt! (Einen Entſchluß faſſend.) Konrad, hörſt Du? Konrad, ich muß ſie zurück haben!

Konrad.

Mein Himmel, Herr von Jordan, Sie thun ja, als hätten Sie eine Scheidung im Werke!

Heinrich
(mit zitternder Aufregung).

Ich muß ſie zurück haben — meine Kinder, Konrad! Hörſt Du? Sie ſind mein! Hörſt Du, heut' Nacht, um eilf, gegen zwölf? Du ſpannſt die Pferde ein; den verſchloſſenen Wagen nimmſt Du, die Leute meines Schwiegervaters kennen mich, ſie werden kein Arg haben, ſie werden mich einlaſſen, ich ſchleiche mich an das Bett meiner Frau und trage die Kinder im Mantel zurück — an mein Herz — mein armes, verlaſſenes, einſames Herz!

Konrad
(wehmüthig).

Herr Aſſeſſor!

Heinrich.

Du thuſt, wie ich befahl. Es iſt weit, weit mit mir gekommen, und noch — iſt es das Letzte nicht!

(Ab.)

daß ihre größte Intensität nicht im Spectrum selbst, sondern außerhalb desselben verspürt wird. Die Wärmestrahlen werden mithin auf ähnliche Weise durch das Prisma abgelenkt wie das Licht, nur in schwächerem Grade. Daß die Wärmestrahlen eine Brechung erfahren, wenn sie in ein anderes Medium übergehen, davon überzeugt uns in Uebereinstimmung mit dem Vorigen eine Glaslinse, welche zugleich Licht und Wärme im Brennpunkt concentrirt und von diesem Umstand auch den Namen Brennglas erhalten hat. Bei dieser Gelegenheit möge denn auch des Brennspiegel gedacht werden, welche nichts anderes sind als metallene Hohlspiegel, die Licht und Wärme gleichzeitig reflectiren und im Brennpunkte concentriren.

Da ferner das weiße Licht chemische Wirkungen hervorzubringen vermag, so war die Frage nahe gelegt worden, wie sich wol in Bezug hierauf die einzelnen Farben verhalten möchten. Die Betrachtung von Photographien lehrt, daß rothe, orangefarbene, gelbe und zum Theil auch grüne Gegenstände dunkel erscheinen, als hätten sie gar kein Licht ausgesandt; blaue und violette Gegenstände aber erscheinen hell. Man muß daraus schließen, daß die letztern Farben zum Photographiren besonders tauglich sind, nicht aber die erstern, und der Photograph benutzt dieses Verhalten, indem er seinen Arbeitsraum, wenn ihm weißes Licht darin schädlich werden würde, mit rothem Lichte erleuchtet. Um nun aber die chemische Wirkung der reinen prismatischen Farben genauer zu untersuchen, kam man auf den Gedanken, das prismatische Spectrum zu photographiren. Dabei zeigte sich denn, daß man allerdings ein Spectrum mit den bekannten Fraunhofer'schen Linien erhielt, aber ein Spectrum, welches auf doppelte Weise von dem prismatischen Farbenspectrum abwich. Zunächst nämlich fehlte der rothe, orangefarbene und gelbe Theil gänzlich, zum Theil auch das Grün, was man an den Fraunhofer'schen Linien sehr gut zu erkennen vermag; diese Farben üben also keine zersetzende Wirkung auf das Jodsilber aus. Zweitens aber zeigte sich im photographischen Bilde das Spectrum auf eine überraschende Weise über das violette Ende hinaus verlängert, ein Beweis, daß das prismatische Spectrum mit dem violetten Lichte, welches unterm Auge als dessen Grenze erscheint, in Wirklichkeit nicht beschlossen ist, sondern daß noch ein transvioletter Licht existirt, welches, an sich unsichtbar, im photographischen Bilde zur Erscheinung kommt.

Daß nun aber dieses unsichtbare, transvioletten Licht wirkliches Licht sei und nicht etwa die Verlängerung des Spectrums im photographischen Bilde lediglich von einer eigenthümlichen chemischen Kraft abhänge, welche sich über das violette Ende hinaus verbreite wie die Wärme über das rothe Ende, das wird aus zwei Umständen sofort klar.

Einmal nämlich zeigt das photographirte Bild des Spectrums auch im transvioletten Theile dieselbe Art von Streifen, welche wir im sichtbaren Spectrum unter dem Namen der Fraunhofer'schen Linien kennen gelernt haben. Zweitens aber läßt sich das transviolette Licht auch in sichtbares verwandeln.

Fängt man nämlich das prismatische Farbenspectrum auf einem fluorescirenden Körper auf, von denen wir sogleich noch weiter reden wollen, also z. B. auf einem mit Chininlösung mehrfach bestrichenen Papier, so erscheint das rothe Ende bis zum Grün hin erloschen, während ein Streifen schimmernden Lichts sich über das Blau, Violett und über das violette Ende hinaus verbreitet. Fluorescirende Körper haben also die merkwürdige Eigenschaft, das unsichtbare Licht in sichtbares zu verwandeln.

Die Erklärung dieser Thatsache sowie überhaupt die Begründung der Fluorescenzerscheinungen gehört gegenwärtig noch zu den offenen Fragen in der Physik. Wir können daher nicht näher darauf eingehen; doch wird es nicht überflüssig sein, noch einen Blick auf die fluorescirenden Körper zu werfen.

Die farblose Lösung des schwefelsauren Chinins, ebenso eine Aesculinlösung, welche letztere man durch Uebergießen von Kastanienrinde mit kaltem Wasser leicht zu erhalten vermag, zeigt einen eigenthümlichen bläulichen Schiller. Läßt man in eine solche Lösung vermittelst eines Brennglases einen Kegel concentrirten Sonnenlichtes fallen, so erscheint derselbe schön hellblau. So ist nun bemerkenswerth, daß dieser Kegel in seiner eigenthümlichen Farbe sichtbar bleibt, wenn das auffallende Sonnenlicht durch ein tief blaues oder violettes Glas gefärbt worden ist, daß er aber sofort seine Farbe verliert, wenn ein rothes Glas zur Färbung des Sonnenlichtes verwandt wurde.

Noch auffälliger ist diese Erscheinung bei einer Lösung von Blattgrün, welche man durch Uebergießen von Blättern mit Alkohol erhält, oder bei einem Mittel aus gelbem Uranglas. Jene schillert roth, dieser grün. Bei beiden verschwinden die Lichtkegel, dort der rothe, hier der grüne, durch Anwendung rothen Lichtes, nicht aber durch Anwendung von blauem.

Hierher gehört auch die Erscheinung, daß ein grünes Blatt, vor eine Lichtflamme oder gegen die Sonne gehalten und durch ein blaues Glas (Kobaltglas) betrachtet, roth aussieht, während sonst eine grüne Fläche durch ein solches Glas betrachtet sich andersfarbig erweist. Das unsichtbare Licht und das eigenthümliche Verhalten fluorescirender Körper gegen dasselbe sind die Ursachen aller jener Erscheinungen und es steht zu erwarten, daß die eingehende Untersuchung derselben interessante und wichtige Aufschlüsse über das Wesen des Lichts geben wird.

Man hat den naturkundigen Dichter Haller wegen seines Ausspruchs: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist", vielfach getadelt und im Grunde mit allem Recht, aber das wenigstens ist wahr, daß die Natur es liebt, unsere Eindringen in ihre heilige Werkstatt mit immer neuen Räthseln aufzuhalten, bis endlich der forschende Geist den rothen Faden entdeckt hat, der ihn aus dem Labyr-

rinth leitet. Dann erkennen wir immer und immer wieder, daß alles aus Einer Quelle fließt; daß die scheinbar todte Welt von einem wunderbar thätigen Leben beseelt ist; daß insbesondere das Weben der verschiedenartigsten physikalischen Erscheinungen in nichts anderm besteht als in — Wellenbewegung.

Michel Angelo und sein Leben.

In einem frühern Jahrgange brachten die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ (N. F., Bd. III, S. 790) eine kurze Skizze des großen florentinischen Meisters.

Schon dort ward die Schwierigkeit, die sich einer eingehenden und genauen Lebensbeschreibung Michel Angelo's entgegenstellt, der Mangel an authentischen Documenten, berührt.

Wir besitzen außer den Berichten zweier Zeitgenossen, Condivi und Vasari, immer eine zwar nicht unbedeutende, aber doch viele Punkte nicht aufhellende Sammlung von Briefen und Gedichten Michel Angelo's; je mehr man die Fülle der noch nicht veröffentlichten Documente, welche die Erben bisjetzt in eigensinniger Hartnäckigkeit der allgemeinen Kenntniß entzogen, hervorhob, desto schärfer trat die Geringfügigkeit des Materials, über das wir verfügen, ans Licht. Die neue Regierung in Toscana hat den Druck dieser Papiere, unter denen sich allein sechzig Briefe Michel Angelo's befinden sollen, jetzt befohlen; in Rücksicht darauf hat Hermann Grimm sein „Leben Michel Angelo's“ (Hannover, Rümpler, 1860) bei dem Tode Rafael's abgebrochen.

Von den neunzig Jahren (1475—1564), die Michel Angelo lebte, erzählt sein Geschichtschreiber die fünfundzwanzig ersten, über die wir, unserer Ansicht nach, gerade am mangelhaftesten unterrichtet sind.

Mit richtigem Blick erkennt Hermann Grimm den Zusammenhang eines großen Künstlers mit seiner Zeit; eine Geschichte Michel Angelo's ist ihm ohne die politische Geschichte Italiens undenkbar. Allein diese Anschauung hat ihn zu weit geführt. Bestimmend auf die künstlerische Thätigkeit Michel Angelo's haben in vielem langen Leben doch nur zwei Weltereignisse gewirkt: die Erscheinung und Thaten des Papstes Julius II. und der Untergang der florentinischen Freiheit. In ihnen hat auch der Künstler sich als Mann bethätigen können und die großen und heroischen Seiten seines Charakters, die so durchdrungen und verklärt von den höchsten Gedanken der Kunst nur noch ein Florentiner, Dante, besaß, zur Bewunderung und Rührung der Nachwelt entwickelt. Was sonst in Italien geschehen, hat ihn doch nur mittelbar berührt, ist wenigstens für uns in seinen Werken spurlos geblieben.

Es ist eine feine Bemerkung Grimm's, daß man Rafael's Leben wie eine Idylle erzählen könnte — allein doch nur wie eine Idylle, deren Hintergrund der Hof Leo's X. bildet. Im Grunde wurzelt Rafael viel tiefer und inniger in den Anschauungen und Sitten seiner Zeit als Michel Angelo, der im Leben, Wesen und in der Kunst immer etwas Absonderliches behält. Rafael's Harmonie erregt sich nicht daraus allein, daß er im Frieden mit sich und in dem klaren Verständniß seiner Bestimmung ist, sondern auch, weil er mit den andern friedlich lebt und nichts in ihm oder in seinen Bildern je einen erbitterten Widerspruch erweckte.

Michel Angelo dagegen ist ein „eigener“ Charakter. Er muß wochenlang von schwarzem Brot und Wasser sich nähren, trotz des vielen Geldes, das er erwirbt; nicht aus Geiz, aus Neigung ein dürftiges, einsiedlerisches Leben führend; er hat keinen Palast, keine Geliebte wie Rafael. Wie in ihm selbst kein echt freudiger Ton erklang, so besitzen auch seine Schöpfungen keine Freudigkeit; sie sind alle ernst, gedankenvoll, erhaben. Solcher Geist trotzt der Geschichte; er kann sich bei der einen und der andern Begebenheit mit dem ganzen Feuer seiner Heldenseele betheiligen wie Dante bei dem Kampfe der Weißen gegen die Schwarzen, Milton, der ihm und Michel Angelo nicht unähnlich steht, bei der englischen Revolution, allein es ist sein Schicksal, auch hier zur Opposition zu gehören und sich besiegt in sein eigen Ich zurückdichten zu müssen. Darum erscheint es ungerechtfertigt, wenn Hermann Grimm beinahe die Hälfte des ersten Bandes zu einer Darstellung der italienischen Händel von 1494—1529 verwendet, die nicht die geringste Beziehung zu Michel Angelo haben, während er überall, zum Nachtheil seines eigentlichen Gegenstandes, spart, wie z. B. bei der Beschreibung der Deckengemälde der Sixtina. Schlimmer noch ist, daß bei dieser etwas hastigen Arbeit mancherlei Irrthümer mit unterlaufen; wiederholt werden sie, um nur der schlimmsten einen zu erwähnen, die Visconti's Herren von Mailand genannt, aber die Viscontis sind schon 1447 mit Filippo Maria ausgestorben und Mailand ward von den Sforza's beherrscht.

Neben einzelnen vortrefflichen Schilderungen, unter denen als die vollendetste die Darstellung von dem Geschick und der Persönlichkeit Savonarola's hervorragt, fallen um so mehr andere durch ihre gesuchte Haschigkeit auf, wie die Leo's X., in der Grimm aus dem getragenen Tone sich plötzlich in die humoristische Genremalerei Gaelle's verirrt. Ueberhaupt stehen im Inhalt wie im Ausdruck die Erzählungen den gelegentlichen Bemerkungen, die Abhandlungen den Beschreibungen der Kunstwerke nach. Die besten Seiten des Buchs sind allgemeinen Betrachtungen gewidmet, einem Vergleich zwischen Athen und Florenz, dem ersten Eindruck, den Rom auf einen gebildeten Geist macht, und Aehnlichem. Grimm's Stärke beruht in dem philosophischen Zusammenfassen, nicht in dem malerischen Auseinanderlegen der Dinge. Fast entschwindet die Gestalt des Helden, Michel Angelo's, unter diesen vielen an uns vorüberschwebenden Figuren; wir gewinnen kein deutliches Bild von ihm, so sorgfältig auch die einzelnen Züge zusammengetragen sind. Daher entschädigen einigermaßen die le-

bendigen Schilderungen einzelner Schöpfungen, bald Rafaels, Donatellos, Michel Angelos, die Beschreibung der Rafaelischen Bilder in der Farnesina, Amor und Psyche, die Grimm so sinnig wie geistvoll erklärt als aus einem Mittelpunkt entsprungen, dem Zorn der Venus; wir geben ihm recht, daß die bisher als „Triumphzug der Galatea" bekannte Malerei viel richtiger, dem Zusammenhang des Ganzen und den einzelnen Gestalten nach, der Triumphzug der meerentstiegenen Venus zu nennen sei.

Nach all diesen Seiten hin ist dies Werk eine reiche Fundgrube feiner Bemerkungen und künstlerischen Scharfsinns. Die Vorzüge des Grimmschen Stils, harmonische Rundung der Sätze und Klarheit des Ausdrucks, kommen hier zur vollen Wirkung; seine Mängel, eine gewisse Kühle und ein vornehmes, von jedem Neuerungen sich Fernhalten, sodaß sogar seine Begeisterung nur wie ein matter Sonnenstrahl an marmornen Statuen aufleuchtet, treten zurück. Hierin suchen wir den letzten Grund für die Schwäche der geschichtlichen Darstellung. Hermann Grimm entbehrt die Leidenschaft, die allein einem Michel Angelo gerecht werden kann. Auch er nennt ihn und achtet ihn als der größten Künstler einen, vielleicht den größten, aber — er bekämpft, möchten wir sagen, Michel Angelos Wesen, seinen Gegensatz zu Rafael. Wenn mag ihm zugegeben werden, daß Michel Angelo seine Feindschaft im gewöhnlichen Sinne des Wortes wider den jüngern Meister trug, noch weniger Ränke und Listen gegen ihn ersann, aber der Gegensatz bleibt in vollster Schärfe. Die Nachwelt trennt sich bei Schöpfungen Rafaels wie derer Michel Angelos; sie kann beide, wie wir ja auch Schiller und Goethe auf einem Postament vereinigen, als beide letzten konnten sie nur in einer geistigen Feindschaft leben. Die Werke Michel Angelos, sein David, sein Moses, werden immer eine Opposition gegen Rafaels Madonnen sein, der ursprüngliche, eingeborene Genius Michel Angelos wird die erworbene Harmonie Rafaels von sich weisen; wo jener mühsam durch Klein erschafft, gibt hiebei das Schauen in einem Zuge, Blick das vollendete Bild.

Schiller und die Ballade.

Prachtenswerth schließt sich die Gelegenheitsschrift des um die schöne Literatur verdienten Direktors Hiecke: „Schiller's Genius in den Dichtungen seiner reifern Jahre" (Greifswald, Pyritz, 1859).

Der Verfasser legt einen großen Nachdruck auf Schiller's erzählende Gedichte. Er geht die einzelnen Balladen durch, entwickelt ihren Sinn und zeigt, wie in ihnen die Liebe des germanischen Weibes, die Liebe, Freundschaft, der Mannesmuth, die Kühnheit in ihren großen Zügen zum herzergreifenden Ausdruck kommt. In dem „Kampf mit dem Drachen" sieht Hiecke mit Recht „die schönste Huldigung vor der sittlichen Liebe des Ehrbarkeitsmuthes, welche in der Verherrlichung dieses Jünglings vor Dichter an den Tag legt", und erinnert daran, daß Schiller dieselbe Huldigung und gerade auch dem Malteserorden gegenüber als Protestant ausgesprochen und jahrelang mit einer Tragödie: „Die Malteser", sich getragen. Wenn freilich Hiecke sagt, es wäre, als hätte der Dichter der „Götter Griechenlands" sich in den Jahren der Reife gar nicht erklingen können in der Anerkennung und Feier der sittlichen Größe dieses christlichen Heldenordens, so gehört doch hier die Betonung nicht auf das Christenthum, sondern auf das Gehorsamsgelübde eines Ritterordens. Der Zeit der Romantik hat Schiller vielleicht Opfer gebracht. Er war von den „Söhnen des Thals" von Z. Werner unverkennbar befriedigt und schon im „Geisterseher" zeigte sich die damals modische Neigung für Ordensweisen. Auch Goethe huldigte ihr im „Wilhelm Meister". Darin aber stimmen wir Hiecke bei, wenn er an den Schiller'schen Balladen die wunderbare Vielseitigkeit des Gehalts, die Vielseitigkeit der Form, ihre bald kalt und breit dahinwallenden, bald weich und beschreibenden sich der Erzählung anschmiegenden Rhythmen und die wunderbare Macht prachtvollster Naturschilderungen rühmt. Hiecke zeigt, warum das Lied von der Glocke, das „Lied vom Bürgerleben", das Lieblingsgedicht unter den Lieblingsgedichten der Nation werden mußte. „Ist ist dies Gedicht bei dem größten Reichthum in der Beherrschung und Verwendung aller Kunstmittel doch ganz vollsmäßig und ein Gegenstück zu dem in der Form ganz einfachen, aber für das Volk fremdartigen Kunstgedicht „Der Spaziergang". Ist ist diesem seinem Vorgänger im Inhalt verwandt und doch wieder abweichend, indem „Der Spaziergang" das Leben des ganzen Menschengeschlechts in seinen Hauptkulturstufen, „Die Glocke" das Leben des einzelnen in seinen natürlichen Entwickelungsmomenten und das Zusammenleben der einzelnen in unserer Zeit zur Anschauung bringt."

Deutsche „Aufsätze".

Ihr erinnert euch aus euren jungen Jahren des oft über vierteljährig zu liefernden „deutschen Aufsatzes". Es war wol die lästige Arbeit, die euch der Lehrer aufgab, wenn auch die Noth und Sorge: „Was soll ich über den Aberglauben sagen?" „Welche Vortheile gewann die Welt von der Entdeckung Amerikas?" groß war und Aeltern, Geschwister, Kameraden, Bücher gefragt wurden, wie die schwere Aufgabe anzufassen. Im „deutschen Aufsatz" sammelt sich die höhere Reife des Kindes. Der „deutsche Aufsatz" ist der Gradmesser seiner intellektuellen Fortschritte.

Der „deutsche Aufsatz" in Mädchenschulen ist vollends eine der liebenswürdigsten Geheimnisse der Kinderseele. Knaben — die lernen schon mit reden und stammeln ihr Wollen, ihr Fühlen und Denken zu einer bestimmten Meinungsabgabe; sind eben regt sich der Trieb, originell zu sein und

manchmal die Aufgabe eines Lehrers geradezu umzukehren und das Gegentheil zu beweisen von dem, was zu beweisen aufgegeben wurde. Mädchen aber sie gläubig, so schüchtern in ihren Urtheilen, so rücksichtsvoll in ihren Auffassungen — man darf die Lehrer beneiden, die „deutsche Aufsätze" von jungen Mädchen corrigiren.

Die Sorge der Lehrer um Auffindung immer neuer Themen zu deutschen Aufsätzen hat A. Pan[illegible] erleichtert durch ein empfehlenswerthes Buch: „Der deutsche Aufsatz in Mädchenschulen" (Königsberg, Bornträger, 1862). Der Verfasser gibt einen „Lebensplan für Mädchenschulen", der sich zu einem Lebensplan für die ganze Lebenszeit erweitert. Auch hat er nicht nur für eigentliche Schulmänner geschrieben, er rechnet darauf, daß auch einsichtige Frauen seinen Gedanken werden folgen können. An kritischen Bemerkungen über den jetzigen Stand der Mädchenerziehung fehlt es nicht.

Für den Lehrer ist das Buch durch den großen Reichthum an Themen, durch eine Fülle der trefflichsten Gedanken über die Behandlung des Aufsatzes ein ganz besonders empfehlenswerthes. Der Verfasser will nur anregen. „Selten wird dem Lehrer die Fassung vollständig genügen, die ich dem Gegenstande gab; sehr oft wird er — und das ist eigentlich mein Hauptaugenmerk — durch das von mir Vorgeschlagene zu etwas ganz anderm, für seine Schule Passenderm, vielleicht zum entschiedenen Gegentheil geführt werden. Allerdings soll er auch für den Nothfall, wenn sich die Stimme der Erfindung einmal gar nicht hören läßt, eins von den vorgeschlagenen und bearbeiteten Themen unmittelbar übernehmen."

Prachtwerke.

Die Resultate der asiatischen Reisen der drei Brüder von Schlagintweit werden in englischer Sprache bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen. Neun Bände, wie es scheint, der glänzendsten Ausstattung, lässt ein vor kurzem ausgegebener Prospect als Frucht deutscher Wissenschaftlichkeit und muthigen Beharrens bei einem durch einen der Brüder mit dem Tode bezeugten Unternehmen ebenso wol erwarten wie den Beweis der Fortschritte deutscher typographischer Kunst. Karten und Bilder werden dem großartigen Unternehmen in reichster Anzahl beigegeben werden. Wer die Mittel besitzt, der Anschaffung 240 Thaler zu widmen, wird jedenfalls ein höchst werthvolles und interessantes Werk erhalten, dessen Erscheinen und Vollendung besonders noch Alexander von Humboldt zu gönnen war, dem die Herren von Schlagintweit bekanntlich lebenslang verpflichtet sind.

Ein anderes Prachtwerk, das bereits fertig vorliegt und um 120 Thaler gleichfalls von F. A. Brockhaus in Leipzig bezogen werden kann, sind die „Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Unteritalien". Hofrath C. W. Schulz in Dresden erlebte nicht mehr das Erscheinen dieser seiner mit außerordentlichem Fleiß gesammelten Schätze. Der Bruder des Verstorbenen, Ferdinand von Quast, und Ihr Streckfuß vollzogen den Abschluß und die endgültige Gestaltung der von dem trefflichen und zu früh geschiedenen Archäologen hinterlassenen Sammlung. Unabhängig von dem Werth, den diese 91 Kupfer- und Stahlstichblätter für den Geschichtsforscher, Künstler und vorzugsweise den Architekten haben dürften, regen sie auch die Phantasie schon eines jeden an, der je nur in Neapel oder Sicilien sich im Anschauen dieser alten Denkmäler verlor oder noch hoffen sollte, nach den Wirren unserer Tage sie an Ort und Stelle zu begrüßen.

Aus Fürst Ligne's Maximen.

Ein Original ist oft ein armer Teufel, der kein anderes Mittel kennt, um sich Ansehen zu verschaffen, als gegen den Strom zu schwimmen.

* *

Einbildungskraft hat mehr Reiz auf dem Papier als im Salon. Um hier zu interessiren, muß man zur Mittelmäßigkeit hinabzusteigen wissen.

* *

Was wir am leichtesten auf uns nehmen und am schwersten aufgeben, ist das Gefühl unserer eigenen Wichtigkeit.

* *

Das Vergnügen, das uns Lob gewährt, wiegt den Schmerz nicht auf, den wir über Tadel empfinden; das erstere nehmen wir doch immer nur als Compliment hin, das zweite als Wahrheit.

Lebensblicke

von Ludwig Habicht.

Von den Bildern des Lebens ist nur die Zeichnung unser, die Farben gehören dem Geschick.

* *

Der Grieche Chalkondylas schrieb im Jahre 1463: „Die Deutschen sind tapfer und ausdauernd und wenn sie unter einem einzigen Fürsten vereinigt wären, würde ihre Macht unwiderstehlich sein."

* *

Es ist gewaltig, wie oft die Finger eines einzigen Menschen an das Ohr der Weltgeschichte pochten.

* *

Das Leben der meisten Menschen hat etwas Abenteuerliches, Ruhmredriges, Hochstrebendes und wieder nichtig Allegendes; nur wenig abgeklärte Geister haben verstanden, immer eine allseitige Fülle von Bildung und ein tiefes Aufschließenberufen zu zeigen.

* * *

Wir schließen mit dem Weltenräthsel einen ewigen Frieden und beginnen Titanenkämpfe um die geringste Kleinigkeit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 61.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Eine russische Nacht. Von Amely Bölte. — Entsagungen. Von Ida von Düringsfeld. II. — Bad Reichenhall. Von F. von H. — Sklaverei und Knechtschaft. Von Fr. Liedermann. — Aus der Natur. XV. — Die Geschichte der englischen Literatur. — Französisch und englisch. — Wahrnehmungen.

Eine russische Nacht.

Von Amely Bölte.

Wo Peter der Große einst sein Sommerhaus errichtet, um von dort dem Bau einer werdenden Stadt zuzusehen, war von seinem Urenkel, dem Kaiser Paul, ein prachtvoller Palast erbaut worden, dessen feste Mauern, auf einem Morastе ruhend, ein Bild jener trügerischen Größe abgaben, die das Auge besticht, während sie vor dem Gedanken in nichts zerfällt.

Tiefe Gräben umgaben das weite Bauwerk und hohe Mauern und Wälle schlossen es festungsartig ein, während es in seinem Innern ein Labyrinth von düstern Irrgängen bot, deren gemeinsames Endziel eine Wachtstube war, wo Nacht und Tag ununterbrochen ein Corps der Garde sich aufhielt und von Stunde zu Stunde die in dem Gebäude vertheilten Schildwachen ablöste. Wohin man hier blickte, gewahrte man Soldaten; auf jeder Treppe, in jedem Vorzimmer, ja bis an die Schwellen der Salons stieß man auf Uniformen und blitzende Waffen und wähnte sich endlich in eine große und prächtige Kaserne versetzt, während man den Lieblingsaufenthalt des Sohnes der großen Katharina, den prachtvollen Michailow'schen Palast, in Wirklichkeit betreten hatte.

Starke Wälle sind noch nie den Königen eine Schutzwehr gewesen.

Paul I. hatte den Winterpalast verlassen und dies sein Heimschloß bezogen, von dessen dicken Mauern das Wasser herunterrieselte. Doch wenig kümmerte ihn das Ungesunde dieser Wohnung, solange er darin ein sicheres Asyl zu finden glaubte. Freudestrahlend zeigte er es seinen Gästen, ließ Fremde die Schätze von Marmor und Bronze betrachten, die er aus Rom und Paris verschrieben; ließ seinem Ohr durch den Ausruf schmeicheln, so etwas existire in der ganzen Welt nicht weiter. (Siehe Kotzebue: „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens.")

Bestochen durch die Schmeichler, glaubte er endlich ein achtes Wunder der Welt errichtet zu haben, und um nun auch jene, die nicht so glücklich, in Petersburg persönlich diese Herrlichkeit beschauen zu können, durch ihre Phantasie hier mitbewundern zu lassen, trug er dem deutschen Bühnendichter Kotzebue auf — wahrscheinlich zum Lohn für die kleine Reise nach Sibirien, die jener soeben in seinem Auftrag glücklich überstanden —, eine Beschreibung aller Schönheiten dieses modernen Labyrinths zu entwerfen.

Vielleicht hätte dieses Werk Kotzebue eine zweite Reise nach Tobolsk eingebracht, wäre er

nicht glücklicherweise so weitschweifig mit der Abfassung verfahren, daß die Vollendung nie erfolgte. Täglich sah er den Kaiser und täglich erwiderte er auf dessen Frage, wie weit die Arbeit vorgerückt sei: es könne ein so großes und einziges Werk nicht so schnell seiner Vollendung entgegenreifen. Ein freundliches Nicken wurde ihm dann zur Antwort.

Auch am Morgen des 11. März 1801 hatte der Kaiser dem Bühnendichter bei seiner Kunstkritik wieder so zugenickt, als er ihm auf der Paradetreppe, neben der Statue der capitolinischen Kleopatra, begegnet, und zwar heute ihm doppelt freundlich zugenickt, weil er von ihm vernommen, das Werk wäre nun bald vollendet.

In Begleitung des Grafen Kutaissow stieg der Kaiser die Treppe hinauf und Kotzebue blieb unten stehen, bis der Selbstherrscher aller Reußen in seinen Gemächern verschwunden war.

Sie hatten sich zum letzten male gesehen.

Der Argwohn des Kaisers erstreckte sich längst schon auf alle; selbst die Glieder seiner eigenen Familie waren davon nicht ausgenommen; er speiste nicht mehr mit seiner Gemahlin, sah sie nur selten und ließ sich, nachdem er den Abend im Kreise der Gräfin Gagarin zugebracht, von einer alten corpulenten deutschen Köchin, der er neben seinem Schlafgemach ein Boudoir erbaut, wo er ihre Kunst bewundern konnte, sein Nachtmahl anrichten und vorlegen.

Heiter und mit vorzüglichem Appetit sprach er heute den Gerichten zu, denn in seiner Seele war ein Entschluß gereift; er wollte eine große That vollbringen und der Gedanke daran erhöhte seine Lebensgeister.

„Il faut frapper un grand coup!" hatte er mehrere male während des Abends im Kreise seiner fürstlichen Freundin ausgerufen, ohne zu bemerken, welche Wirkung seine Worte auf die Anwesenden hervorbrachten.

Er entkleidete sich jetzt, setzte eine Schlafmütze auf und legte sich in dem kleinen Feldbett zur Ruhe, das in der Mitte seines weiten Gemachs stand und durch den Druck einer Feder am Boden zu öffnen war, sobald er sich damit in die untere Etage, die sein ältester Sohn Alexander bewohnte, zu versenken vermochte.

Finstere Gedanken waren in seiner Seele, während der leichte Traumgott seine Lider beschwerte, und was man auch von Ahnungen sagen möge, ihm flüsterte in dieser Stunde kein Genius nicht zu, sich wach zu halten. Tiefer wurden seine Atemzüge, höher hob sich seine Brust und die heilige Ruhe des gesenkten Auges störte selbst kein Traumbild mehr.

Im Palast war es still geworden. Wachen gingen, Wachen kamen nach gewohnter Weise. Von der Kirche des heiligen Isaak tönten dumpf die Schläge der Mitternacht mit feierlichem Klange durch die dunkle, schaurige Nacht. Auch die Kaiserin, im anstoßenden Gemach ruhend, löschte jetzt ihre Lampe aus und empfahl ihre engelreine Seele dem Herrn.

Nur in der untern Etage bei dem Zarewitsch bemerkte man noch Licht. Alexander, sein Bruder Konstantin und deren beide Frauen waren heute beisammen geblieben. Der erstere saß abgesondert von den übrigen, das schöne Haupt in die Hand gestützt, in tiefes Sinnen verloren. Die sich widersprechendsten Empfindungen durchkreuzten seine Brust und vergeblich suchte der junge Mann die Stimme in sich zu vernehmen, welche zum Richter der eigenen Gedanken wird. Jenes Muß, welches Pflicht und Vernunft in uns erzeugen und dadurch ein bestimmtes Wollen, eine durch Nothwendigkeit bedingte That hervorbringen, war ein ihm fremdes Element, und unglücklich der, welcher so zwischen dem „Soll ich, soll ich nicht?" auf dem Meere des Lebens schwimmt, und tausendmal beklagenswerther, wer so das Ruder eines Staats von vierzig Millionen in die Hand nehmen soll.

Die seltsamen Launen seines Vaters hatten alles erschöpft, was zu ertragen möglich war; man sann auf Abhülfe und forderte von dem Thronfolger seine Einwilligung, Paul zu der Unterzeichnung einer Abdankungsurkunde zu zwingen. Graf Pahlen, der vertrauteste Diener des Kaisers, leitete die Conspiration und bewog Alexander, ihm seine Stimme zu geben, durch das Vorzeigen eines Verhaftsbefehls, der ihn selbst sowie seine Mutter und Geschwister traf, doch unter Vorbehalt der Schonung für seines Vaters Leben.

Die Stunde nahte, wo man dem Kaiser diese Akte vorlegen wollte, und einmal noch, bevor sie schlug, sah Alexander an seinem innern Auge vorübergehen, was er als Mensch gewünscht, gehofft und ewig nun entbehren sollte. Sophie Narischkin trat vor seine Seele. Wieder sah er sie in Jugendschönheit, als Hofdame seiner Großmutter, in den Gärten von Zarskoe-Selo wandeln und liebesglühend, liebesstrahlend, Herz und Hand dem Jünglinge verpfändend, der sich bereit erklärt, für ihren Besitz dem ersten Throne der Welt zu entsagen. Allein das Können und das Dürfen?

Die strenge Großmutter ließ ſo nicht mit ſich ſpielen. Sie zürnte nicht, ſie drohte nicht; allein an einem ſchönen Morgen fuhr ſie mit ihrem reizenden Hoffräulein in die Kirche und ließ ſie dem alten Herrn von Narischkin antrauen, mit der Weiſung, ſobenden Zuges mit ihr auf ſeine Güter zu reiſen. Die Geliebte vermißen, ſie mit den Augen ſuchen, dann nach ihr fragen und ſolche Kunde vernehmen — auch die Pein, die Verzweiflung, den Wahnſinn ſolcher Stunden rief er ſich jetzt einmal noch zurück und hielt damit das Bild zuſammen, das er geträumt: Wie er mit ihr hinausgezogen in die Fremde, unter fremdem Namen, am Genferſee ſich angeſiedelt — ſein Freund Laharpe mit ihm — und wie er als einfacher Privatmann alles Glücks genoßen, deſſen ein Menſch auf Erden theilhaftig werden kann.

Die Viſion entſchwand und ein tiefer Seufzer hob ſeine Bruſt. Er fuhr mit der ſchöngeformten Hand über die hohe, reine Stirn und fragte ſich innerlich, wo er ſich befinde.

Da traf ihn, aufſchauend, der Blick ſeiner jungen Gattin, die mit ſorgender Miene ihm aus der Ferne zugeſehen, nicht ahnend, wie weit hinaus er mit ſeinen Gedanken geeilt.

Er ſtand auf und reichte ihr, wie innerlich ihr eine Abbitte leiſtend, die Hand. Sie ſah ihn zärtlich an, ohne zu ahnen, daß er bei ſeinem Aufſummiren der Vergangenheit auf dem Punkte ſtehen geblieben, wo die Großmutter ihm das Opfer abgefordert, Eliſabeth von Baden zu ſeiner Gemahlin zu wählen.

Das bittere Muß des Augenblicks, wo er ſo unfreiwillig einer andern die Rechte einzuräumen gezwungen worden, welche die Geliebte ſeines Herzens einzig beſitzen ſollte, verſchmerzte er nie und ließ es die junge Frau durch eine Kälte entgelten, die wie ein Wurm an ihrem Leben zehrte; denn ſchwerer noch drückt jeder Kummer, den in Worte zu kleiden das innere Zartgefühl verbietet, und Liebe als ein Recht beanſpruchen, iſt ſchon keine Liebe mehr, ſondern die ſchlimmſte aller Tyranneien.

Die große Katharina war indeſſen geſtorben. Auch an ſie hatte endlich der Tod ſich herangewagt. Ihr Sohn Paul ließ ſie beſtatten, als ſchon Verweſung an ihr nagte, und Rache, Spott, Verachtung trieben ihn, die Günſtlinge der Mutter zu ihren Leichenträgern auszuwählen.

Der Enkel ſah dem zu und mußte ſchweigen, wie er von Kindheit auf zu allem hatte ſchweigen müßen, was ihn und die betraf, die er liebte. Die große Kunſt, ſich zu verſtellen, in ſich zu verſchließen, was ihn auch noch ſo tief bewegte, hatte er ſchon früh erlernen müßen. Das Lächeln auf der Lippe, wenn das Herz zu brechen droht, wird endlich Gewohnheit, und mehr als je bedurfte er der klugen Vorſicht, ſeit ſein Vater das Scepter Rußlands führte, dem er als nächſter Erbe ſeiner Krone furchtbar war — das lehrte die Geſchichte.

Ein Zug von tiefer Schwermuth hatte ſich unter ſolchem Druck über das ſchöne Antlitz Alexander's gebreitet und aller Frohſinn war von ihm gewichen. Wer hätte auch frei aufathmen können unter dem Drucke ſo drückender Verhältniße, wie ſie in ſeiner nächſten Nähe herrſchten? Beſonders aber ſchmerzte ihn das Leiden und Dulden ſeiner engelhaften Mutter, die mit Sanftmuth ſich in das Schwerſte ergab; das Unerträgliche unabänderlich ertragen ſollen, iſt eine Lebensaufgabe, die zu Verbrechen oder zu Wahnſinn führen kann, und nur der hoffnungsvolle Muth der Jugend gab ihm die Elaſticität, dem erneuerten Drucke ſich zu beugen.

Allein — man drängte ihn bereits, ſich frei zu machen. Täglich mehrte ſich jetzt die Zahl der nach Sibirien Verbannten und ſelbſt die eigene Familie war ſchon zum Opfer auserſehen.

Da endlich fügte ſich Alexander den Vorſtellungen des Grafen Pahlen, ſeinen Vater zu einer Abdankung zu zwingen.

Schmerzlich bewegte den Sohn dabei der Gedanke, daß die Welt ihn anklagen werde, und um von dieſem peinlichen Übergange, dem er ſoeben in dieſer verhängnißvollen Stunde gefolgt war, ſich loszumachen, ſtand er auf, trat an das Fenſter und blickte zu dem dunkeln Nachthimmel empor.

Allein die Sterne da oben reden nicht, ſie lächeln uns nur kalt mit ihrem freundlichen Blitzen und haben keine Antwort auf die Frage eines geängſtigten Menſchenherzens.

Die Schildwachen machten eben wieder die Runde.

Alexander vernahm ihren ſchweren, einförmigen Schritt und zitterte. Die Stunde war gekommen, wo Graf Pahlen handeln ſollte; wie aber, wenn der Kaiſer ſich nicht gefügig zeigte und man Gewalt brauchen ſollte?

Der Name „Vater" behält immer ſeinen heiligen Klang; was auch der Kaiſer verbrochen haben mochte, an dieſem es zu rächen, blieb dem Herzen des Sohnes ſchmerzlich, und fürchterlich war der Kampf dieſer Stunde für ihn.

Niemand ſprach; ſelbſt die beiden Schweſtern ſahen einander ſtumm gegenüber.

Da nahten raſche Schritte der Thür und Zoubow, der letzte Günſtling der Kaiſerin Katharina, ſtürzte athemlos in das Gemach.

„Was bringen Sie uns?“ rief ihm Alexander mit faſt verſagender Stimme entgegen.

„Soeben ſind die Verſchworenen in des Kaiſers Schlafgemach gedrungen!“

„Und?“

„Ich konnte es nicht anſehen, wie er, halb angekleidet, aus dem Bett ſprang und — Hülfe ſuchend um ſich blickte. Entſetzlich, ſo zu enden!“

„Enden?“ rief Alexander und ſeine Augen traten weit aus ihren Höhlen. „Sie wollen nicht ſagen, daß ſein Leben gefährdet ſei?“

„Im Augenblick der Leidenſchaft, nach einem Mahle, wo man viel getrunken, wer kann da kühl berechnend handeln? Und ſein Widerſtand forderte die Handelnden das Aeußerſte zu wagen auf!“

„So wird man mich den Mörder meines Vaters nennen!“ rief Alexander mit dem Tone des tiefſten Schmerzes aus. „Ach! Ich bin der unglücklichſte Menſch in dieſem weiten Reiche, wenn mir Graf Pahlen nicht ſein Wort gehalten hat, um jeden Preis das Leben meines Vaters unangetaſtet zu laſſen! Eilen Sie, Zoubow, ihn an ſein Wort zu mahnen! Legen Sie die ganze Verantwortlichkeit der That auf ſein Haupt!“ *)

Schon wollte Zoubow das Zimmer verlaſſen, da trat ihm jemand in den Weg und riß ihn mit ſich in daſſelbe zurück. Es war Graf Pahlen ſelbſt, der todtenbleich in der Thür erſchien.

„Ich komme, Ihrer kaiſerlichen Hoheit eine traurige Botſchaft zu überbringen“, ſagte er mit ſtockendem Athem; „Seine Majeſtät ſind ſoeben durch einen Schlagfluß aller Beſinnung beraubt worden und laſſen wenig Hoffnung für ihr Leben übrig.“

Alexander ſank troſtlos auf ſeinen Seſſel und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen. „So haben Sie ihn dennoch ermordet!“ rief er mit vorwurfsvollſtem Ton. „Ach, welch eine Nacht iſt dies, um ſie in Rußlands Geſchichte mit einem neuen Blatte zu verzeichnen!“

„Sire!“ erwiderte Graf Pahlen ruhig, „man wird es umſchlagen und über der Fortſetzung die rothen Buchſtaben vergeſſen. **) Laſſen Sie uns mit gutem Beiſpiel dazu vorangehen. Rußland iſt in dieſem Augenblick ohne Herrſcher; denn nicht das Geburtsrecht, ſondern der Wille des Volks gibt Ihnen das Scepter in die Hand. Vergeſſen Sie das nicht! Jede Minute iſt hier koſtbar, jedes Wort der Klage kann hier mit dem Verluſte des Thrones bezahlt werden und das Reich einem Bürgerkriege preisgeben. Darum flehe ich Sie an: Wanken Sie nicht!“

Alexander ſprang vor dieſer Mahnung entſetzt empor.

„Traurige Größe!“ rief er. „Nicht eine Thräne geſtattet du dem Sohne, ſeinem Vater nachzuweinen. Nicht eine Thräne! So eilen Sie denn zu meiner Mutter, Graf Pahlen. Sagen Sie ihr, was vorgefallen iſt und auch, wie weit ich dabei ſchuldig bin, und bitten Sie ſie, in mir den neuen Kaiſer zu begrüßen!“

Graf Pahlen eilte fort, Zoubow folgte ihm nach und die Geſchwiſter befanden ſich wieder allein. Keiner von ihnen wagte, zuerſt zu reden; jeder fürchtete, das ſchreckliche Wort auszuſprechen: man hat den Kaiſer, unſern Vater, über unſern Häuptern ermordet und wir, ſeine Kinder, haben dem ſchweigend zugeſehen! Alexander weinte, die Hände vor das Geſicht gedeckt, bittere Thränen.

Sein Bote war indeſſen bei der Kaiſerin angekommen, die, von der Fürſtin Lieven, ihrer Palaſtdame, durch dieſe ſchauerliche Botſchaft aus dem Schlafe geriſſen, ſoeben aus dem Bett geſprungen war und ſich anzukleiden begonnen hatte, um ohne Verzug zu ihrem Gatten zu eilen, als ihr Graf Pahlen angemeldet wurde.

„Was bringen Sie mir!“ rief ſie ihm entgegen. „Wie ſteht es mit dem Kaiſer? Wo iſt er und wo ſind meine Söhne? Ich bitte, reden Sie!“

„Der Großfürſt Thronfolger ſendet mich ab, Ihre Majeſtät zu erſuchen, ſich zu ihm zu bemühen und ihm den Eid der Treue zu leiſten“, ſagte Graf Pahlen ſich verneigend.

„Wie? Das iſt ſein Geſuch an mich?“ rief die ſanfte Maria Feodorowna und alles Blut kehrte plötzlich in ihre Wangen zurück. „So iſt mein Gatte nicht mehr! Den Vater ermorden und die Mutter zu ſeinen Füßen ſehen — iſt das meines älteſten Sohnes Wunſch? Nein doch! Nein! So haben wir nicht gewettet, Alexander! Iſt ſeine Gier, den Thron ſeines Vaters zu beſteigen, ſo groß, ſo mag er auch noch über meinen Leichnam hinweg ſeinem Ziele zuſchreiten, das ſagen Sie ihm! Ich bin jetzt Kaiſerin, ich! Und

*) „Geſchichte Alexander's“ von Alfred Rabbe

**) Bellan

mir ſoll man den Eid der Treue leiſten, bevor man meinem Kinde das Scepter in die Hand gibt!"

„Ich bitte Ihre Majeſtät, ſich zu beruhigen und die fürchterlichen Folgen eines ſolchen Schritts zu überlegen", erwiderte Pahlen, überraſcht von dieſer plötzlich erwachten Neigung zum Herrſchen, die er in der ſtillen Dulderin niemals vermuthet, noch geſucht hatte.

Seine Vorſtellungen, welchem Schickſale ſie und ihre Kinder durch einen ſolchen Schritt aller Wahrſcheinlichkeit nach entgegengingen, wie der Bürgerkrieg in den Straßen Petersburgs entzündet — verfehlten ihren Eindruck nicht; ſie wurde vor dieſem ſchauerlichen Bilde ruhiger und fing an einzuſehen, wie gefährlich der Zwieſpalt in der eigenen Familie für die Ruhe des Reichs, für ſie ſelbſt und für ihre Söhne werden könne, und verſprach dem Grafen, ihm mit ihren Kindern, ſowie ſie ſich angekleidet, nachfolgen zu wollen, um ihrem Sohne die Huldigung zu leiſten.

Indeſſen hatte man den Leichnam des Kaiſers in der Dunkelheit der Nacht auf die Feſtung geſchafft und dieſelbe Gallapage, welche dem Todten zu ſeinem letzten Gange beſtimmt war, mußte, weil in der Eile keine andere aufzutreiben war, dazu dienen, den Sohn nach dem Winterpalaſt zu führen, wo ihm die Senatoren und Großen des Reichs den Eid der Treue leiſten und ihn als Zaren anerkennen ſollten. Raſch rollte der Wagen durch die ſtillen düſtern Straßen Petersburgs an den noch verſchloſſenen Häuſern vorüber. Zoubow und Pahlen ſtanden als Lakaien hinten auf und Boten eilten ſchon nach allen Seiten aus, um die entſetzliche Kunde zu verbreiten, es hätte in dieſer Nacht das Reich ſeinen Beherrſcher zu wechſeln begonnen.

Welch ein Erwachen für die weite Stadt, als die kalte Märzſonne, nun den Tag verkündend, ihr Licht in die Häuſer ſandte und auf jedem Geſicht der Eindruck der entſetzlichen Mordthat zu leſen ſtand. Das Volk eilte in die Straßen hinaus, um die Wahrheit des Gerüchts beſtätigen zu hören; es drängte ſich dem Winterpalaſt zu, um hier die Schreckensnachricht durch den Anblick eines neuen Herrſchers beglaubigt zu ſehen, dem es mit Sicherheit noch keinen Namen zu geben wußte.

Als es 9 Uhr ſchlug, öffneten ſich endlich weit die Flügelthüren des Balcons im erſten Stock des kaiſerlichen Schloſſes und wie ein bleiches Marmorbild, die Augen von den reichlich vergoſſenen Thränen gerothet, das loſige Haar in Unordnung um die ſchöne Stirn flatternd, der ganze Anzug von der durchwachten Nacht zeugend, trat Alexander heraus und begrüßte das unabſehbare Menſchenmeer, das ihn nun mit einſtimmigem Rufe zum neuerwählten Herrſcher über vierzig Millionen ausrief.

Doch nicht freudig widerhallte in ſeinem Herzen der Klang dieſer vielen Stimmen, in die ſich, ſeinem Ohr vernehmbar, das Todesröcheln ſeines Vaters miſchte, und tiefe Trauer ſprach ſein Auge aus, während der Mund das ihm gewohnte Lächeln zeigen wollte, um dankend die Huldigung anzunehmen. Momente der Art drücken dem Charakter eines Menſchen einen Stempel auf, der nie mehr ſein Gepräge verliert. Die Thränen in ſich zurückdrängen und lächeln — iſt eine Kunſt, die gelernt ſein will.

In den Saal zurücktretend, gewahrte der Enkel der großen Katharina ſeine Mutter und die Geſchwiſter zu ſeinen Füßen. Maria Feodorowna richtete ihr Auge ſcheu auf den Sohn, bis das ſeinige ſich ſenkte, nicht aus Schuldbewußtſein, ſondern unter dem Eindruck der darin ausgeſprochenen geheimen Anklage. Er hätte an ihre Bruſt ſinken und ausrufen mögen: Tröſte mich, denn ich leide! Allein ſchon war die Scheidewand aufgezogen, die ſie für immer in ihrem Vertrauen, in ihrer Liebe und Hingebung voneinander trennte; denn ſie kam, um dem neuen Kaiſer zu huldigen und ihn als ihren Herrn anzuerkennen. Er war fortan nicht nur von ihr, von ſeiner Familie, ſondern auch von der Menſchheit dadurch geſchieden; denn es iſt der Fluch der Herrſchaft, daß ihr Träger allein ſteht.

Alexander kehrte in ſeine Gemächer zurück, erſchüttert bis in die tiefſte Seele, und durfte ſich die Zeit nicht einmal gönnen, dieſes Eindrucks Herr zu werden; denn nach allen Seiten hin hieß es: handeln! Die Mitwelt wie die Nachwelt ſtanden ihm als Richter gegenüber und zur Seite hatte er keinen Diener, dem er hätte vertrauen können; darüber war er durch dieſe fürchterliche Nacht belehrt worden.

Den Sarg ſeines Vaters umſtanden nur frohe Mienen und ſelbſt die, denen er wohlgethan, bewahrten dem Geſchiedenen keine dankbare Erinnerung.

Da tauchte unter der Menge von Gleichgültigen eine Geſtalt auf, die mit dem trauernden Sohne um den Vater weinte, und Alexander entdeckte einen treuen Diener, einen dankbaren Men-

schen unter den vielen, die Paul mit Güte groß gemacht; dieser Eine war: Araktschejew.

Daß er es nie vergaß, wie wohl dem Menschen in ihm diese eine um seinen Vater geweinte Thräne in jener Stunde that, dürfen wir es dem Herzen Alexander's vertrauen? Araktschejew wurde sein Vertrauter und blieb es bis an sein Ende.

Boten wurden nun an alle Höfe Europas gesendet, der Welt das große Drama zu verkünden, das in Rußland ausgespielt; und wie verschleiert man auch immer diese Nachricht bot, dennoch erzieth der Argwohn, der sich mit Antecedentien nährte, was sich zugetragen, und das große Geheimniß blieb bald kein Geheimniß mehr, was auch offiziell darüber gesagt werden mochte.

Der Neffe von Zoubow, Tscherebezhow, erhielt den Auftrag, dem preußischen Hofe die Anzeige von dem Ableben des Kaisers Paul zu überbringen, und wieder einmal erlitt Herr von Krüdener die heftigste Gemüthsbewegung bei dieser unerwarteten Kunde, die ihm, wenn auch Paul ihm jetzt verziehen hatte, ein Meer von Sorgen und eine Unsicherheit seiner Lage in Aussicht stellte, vor der er nicht weniger zurückschreckte als einst vor dem Zorn des mächtigen Zaren. *)

Südfrankreich.

Von Ida von Düringsfeld.

II.

Endlich war umgeladen und wir konnten wieder weiter.

Jeder war froh. So langweilig sich das Postschiff auch bewegte, es bewegte sich doch, wir blieben doch nicht länger gegenüber der Gegend, deren trostlose pestalische Leere und Fläche durch Worte gar nicht geschildert werden kann. Es ist mir lieb, daß ich einmal im Postschiff gefahren bin, aber es ist mir auch lieb, daß es eben nur einmal geschehen wird.

In dem dritten Schiff war zum Glück ein kleiner Salon, den der Kapitän artig zu meiner Verfügung stellte. Dort auf dem rothflammirten Divan liegend, bemerkte ich halb im Traum die sich wiederholenden Einzelheiten unserer Fahrt. Stießen wir an, so wußte ich, wir fuhren unter einer Brücke durch; rauschte das Wasser und wir stießen auch an, so stiegen wir in eine Schleuse. Als ich ausgeruht in den Salon zurückkam, hörte ich, daß uns die Pferde beinahe davongelaufen wären.

Eine Frau begleitete sich zu ihrem Gesange auf der Violine, ein Galanteriehändler kam, ich kaufte ein Armband aus Kirschkernen; der Mann der kleinen Beamtenfrau mußte auch mit drei Francs für eins heraus; er sah mich schief von der Seite an; ich hatte seiner kleinen kletternden Ehehälfte ein böses Beispiel gegeben.

In Beziers war kein Omnibus da, nur eine Chaise aus dem Hotel de la Poste. Das bestimmte uns, dieses Hotel zu wählen; eine Wahl, für die wir dem Zufall dankbar sein konnten. Der graue Handlungsreisende fuhr zwar nicht in unser Hotel, wollte aber bis in die Stadt mitgenommen werden und fiel beim Absteigen beinahe vom Bock. Abermals hielt ich ihn glücklich fest, war aber doch recht zufrieden, daß ich mit dem Manne nicht weiter zu reisen brauchte. Da er einmal darauf gekommen war, sich von mir retten zu lassen, hatte ich gar zu viel zu thun gehabt.

In Beziers ruhte ich mich von meinem Stromlauf in Agde aus. Ich hatte vor mir die Promenade, zur rechten das hübsche Theater, zur linken, etwas entfernter, den kleinen Garten mit der Statue von Paul Riquet, dem genialen Schöpfer der Langeweile in der Form des Kanals. Lange Züge von Maulthieren, bestimmt zum Fuhrwesen, wurden des Tags mehrmals vorüber zur Tränke geritten und erinnerten mich daran, wie nahe ich Spanien sei.

Als ich ausging, war mein erster Besuch beim Kameel, der bedeutendsten geschichtlichen Persönlichkeit von Beziers. Die Ueberlieferung erzählt, daß Saint-Aphrodise, der erste Bischof von Beziers, auf einem Kameel aus Aegypten gekommen und das Thier nach dem Märtyrertode seines heiligen Herrn in einem gewissen Hause in der Vorstadt St.-Aphrodise aufgenommen worden sei. Gewiß ist es, das Kameel ging acht Tage vor dem Fest des Corsodes, welches am Himmelfahrtstage stattfand, mit seinem Führer

*) Diese Schilderung einer Schreckensnacht, die den russischen Thron von einem wahnsinnig gewordenen nur durch nicht alltägliche Künheit und verstandhafte Sicherheit befreite, gehört einem unter der Presse befindlichen, bei Otto Janke in Berlin erscheinenden Memoirenwerke: „Juliane Krüdener" an, dessen Thema gewiß in hohem Grade anziehend ist, wenn man bedenkt, wie Frau von Krüdener in Politik und Richtungen der Zeit vom Sturz der Französischen Revolution an bis zur höchsten Blüthung der Heiligen Allianz durch ihre bedeutungsvolle Persönlichkeit, bald durch ihre Neigung zum Pietismus eingriff. Die Ausführung dieser Aufgabe kann bei geistvollen und in ähnlichen Schilderungen bewährten Verfassern nur gelungen sein. D. Red.

Konrad
(ergreift das Licht und ihm ſchnell nach).

Was kann er haben? Er brütet noch über mehr. Um Gottes Willen! Ich darf ihn nicht aus den Augen laſen! (Ab.)

Verwandlung.

Vierte Scene.

Beim Präſidenten. Sehr elegantes Zimmer mit drei Eingängen. Vorn ſteht rechts ein geöffneter Schreibſecretair, links und rechts ein Tiſch. Zwei Bediente tragen Handleuchter von der rechten Seite herein, ſtellen ſie nieder und gehen durch die Hinterthür ab. Nach ihnen:

Doktor Fels mit Hut und Stock. Präſident von Jordan. Julie. Später Joſeph.

D. Fels.

Geben Sie Acht, ich entwirr' Ihnen das Räthſel. E, das iſt jetzt eine Ehrenſache für mich. Ich muß Ihnen zeigen, daß ich mich nicht bloß auf die Krankheiten der Leber, ſondern auch auf die des Herzens verſtehe.

Präſident.

Sollte dieſe Angelegenheit ſich durch Geld, durch eine Penſion, die man der Jungfer abwürfe, arrangiren laſſen, ſo ſtehe ich mit meinem Vermögen zu Dienſten.

Papary an jenes Haus, wo die Bewohner in Festtagskleidern ihm Kuchen und Wein anboten. Dann machte es nach einem Besuche in der Kirche seines heiligen Herrn die Runde bei allen geistlichen und weltlichen Würdenträgern und Obrigkeiten der Stadt sowie beim Adel und bei den Bürgern, von denen Papary vermuthete, sie konnten etwas in die Tirelire des interessanten Thieres fallen lassen. Bei dem Feste selbst zog das Kameel unmittelbar hinter dem Prälaten und seinen Paukenschlägern her, umgeben von Männern und Kindern, die, weil sie in Blätter gehüllt waren, Feuillus hießen. Im Jahre 1795 wurde das unglückliche Kameel auf dem Platz der Citadelle feierlich verbrannt und zugleich auf die Emigrantenliste gesetzt, damit die zu seinem Unterhalt bestimmten Einkünfte eingezogen werden konnten. Das, welches ich eine Treppe hoch auf dem Flur der Mairie sah, ist ein neues, nach dem alten gemachtes, hat statt der Beine einen blauen, länglichrunden Kasten, einen Hals zum Ausdehnen und ein eisernes Gebiß.

Die Kathedrale von Beziers sieht mit ihren vielen viereckigen schmälern, breitern, höhern und niedern Thürmen wie eine arabische Feste auf der Höhe. Von den Terrassen, welche sie umgeben, sah man an dem klaren, sonnigen Octobertage die Orbe mit ihren Weidenufern, die fahlfarbige Campagne voll malerischer Einzelheiten, die blaue, schattige Kette der Montagnes noires und die magnetisch anziehenden Umrisse der Pyrenäen.

Mein letzter Besuch in Beziers galt einem Buchhändler, von welchem Otto mir „Mont Revêche par Zorzes Chanal" mitgebracht hatte. Ich wollte gern sein Französisch hören und traf es günstig, indem der Mann eben mit einer Frau vom Lande im Handel um Schulbücher begriffen war. Ich weiß nicht, ob es war, weil dieselben für ihr Mündel bestimmt waren, aber sie ging nur äußerst schwer daran, für „Ovid", „Cäsar", „Cicero", „Lucian", „Telemaque", „Athalia" und einige Chrestomathieen dreizehn Francs zu zahlen. Auch sagte der Buchhändler sehr pathetisch: „Madame, ce sais d'une patience — raphaelique!" Und als sie fort war, ernst zu mir: „Madame, il faut faire plaisir (plaire) toutes les forces de son intelligence, pour satisfaire aux exigences de ces monsieres de campagne!" Ich hatte sein Französisch gehört.

Nun kam ein schlimmer Augenblick. Wir stiegen in die erste französische Diligence. Von zwei bis halb drei Uhr warteten wir, daß es dem Viergespann gefallen möge, sich in Bewegung zu setzen. Endlich bäumte es sich nach allen Richtungen auseinander und dann rannte es los — rechts, links, schief und gerade, wie es ihm eben einfiel. Zur rechten La montagne noire und Vent de serre, wie auf visigothisch der trockene Bergwind heißt, der mit dem feuchten Vent marin abwechselt, rasselten und wackelten wir durch Staub und Wind die langgedehnte, blendendweiße Straße dahin durch kleine kahle Ortschaften, setzten Passagiere ab, nahmen Passagiere auf, brachten sie fort und brachten sie unter, ließen sie stehen, schweben, hängen, baumeln, sahen im Abendblau eine Stadt mit Thürmen, die Narbonne hieß, fuhren auf sie los, fuhren durch ein Thor in eine lange, schmale, wimmelnde Straße, hielten vor einem Hotel und — hatten nicht den Hals gebrochen.

Wie unser Coupégefährte von Beziers aus, ein bedeutender Architekt aus Paris, uns gerathen, machten wir von Narbonne einen Ausflug nach der alten Benedictinerabtei Fontfroide. Seit Dalmatien hatte ich nichts so Südliches gesehen wie die goldenen Rebengründe, durch welche wir in eine kahle Hügelwildniß hineinfuhren, die von Wacholder überwuchert war. Bald fingen sogar Tamarisken mit ihren rosigen Blüte den Weg zu begleiten an. Der Staub nahm ab, der Schatten der Hügel zu; weißes Kalkgestein lagerte auf ihren Kuppen. Zur rechten deuteten Baumreihen im Grase auf Wassernähe, dann führte eine Allee von Maulbeerbäumen mit röthlichem festerm Boden links von der Straße ab und ganz in einen Thalkessel hinein, wo die Kalksteine auf den Hügeln fast schon zu Felsen wurden. Hier lag Fontfroide. Die Kirche war zerstört, das Haus erhalten worden. Es wurde jetzt von einem alten Edelmann bewohnt; in den Zimmern sah man classische Bücher und legitimistische Kupferstiche. Die Säle öffneten sich auf den Kreuzgang, an dessen Mauer Granaten reiften, während auf der Terrasse, die ihn rings beherrschte, bittere Mandeln zum Trocknen lagen. Ich erfreute mich an der Mannichfaltigkeit der Pflanzenskulptur, womit die Capitäle der schlanken Säulengruppen verziert waren, an dem ganzen Bilde, an der Fahrt überhaupt. Bei der Rückkehr am Abend bot Narbonne gelben auf violett wieder einen geheimnißvollen Anblick dar, besonders als immer einer der alten schweren Thürme nach dem andern in düsterm Dunkelgrau verlöschte. Weniger befriedigt war

ich von den Bisgeths im Museum. Auf den Münzen sahen sie wie ungefiederte Papageien, in der Bildhauerarbeit wie Kinder mit Wasserköpfen aus.

Und von nun an finde ich in dem kleinen Buche, welches ich nach Frankreich mitgenommen hatte, nur noch leere Blätter. Nichts über Carcassonne, nichts über Toulouse, Montauban, Agen, Bordeaux, und doch habe ich alles so gut gesehen! Carcassonne besonders. Der Architekt, von welchem ich sprach, war eben im Auftrage der Regierung damit beschäftigt, die Gitè wiederherzustellen. Er empfing uns dort an einem trüben, milden Morgen, der so recht dazu geeignet war, dieses wunderbare Stück Mittelalter zu durchwandern, welches sich auf der abgeschiedenen Höhe in der Umfriedigung der alten Mauern, in dem Schutz der mächtigen Thürme erhalten hat. In einem von diesen baute der Architekt, ein noch junger Mann, in dessen Haar sich jedoch bereits weiße Locken mischten. Einmal nur, zum Diner, kam er in das neue Carcassonne herab, sonst lebte er wie ein Einsiedler oder wie ein Pariser, der ernsthaft ist, ohne Gesellschaft, ohne Comfort, mit etwas Brot und Früchten zum Frühstück. In Gesprächen über Kunst folgten wir ihm auf Treppen und Stufen die Mauern entlang die Thürme hinan. Er zeigte uns, was noch da war; er zeigte uns auch, was er zu schaffen gedenke; und er pflückte in dem dürren Grase zwischen herabgefallenen Steinen für mich einen Thymianzweig, der noch zwischen zwei weißen Blättern des so schlecht benutzten Buches liegt.

In dem farbigen Toulouse, das wie ein umgeschütteter Korb voll Herbstblumen auf dem grünen Grunde seiner Ebene liegt, leistete ich den Magneten, mit denen die Pyrenäen mich anzogen, den letzten Widerstand und steckte auf dem weißen Capitol über das kleine Bild von Clemence Isaure einen Strauß blasser Veilchen. In Montauban kam ich im Mondschein an und aß vortreffliche Hähnchenbeine und ausgesuchte Trauben. In Agen dachte ich an die große Thorheit, welche Margarethe von Valois beging, indem sie sich dieser Stadt bemächtigte und dem König von Navarra den Krieg ankündigte, und dann stieg ich am nächsten Morgen um 5 Uhr bei einem Nebel, wie er im November zu London nicht gelber, dicker und nasser sein kann, auf das Dampfschiff der Garonne. In Bordeaux, der schönsten Stadt Frankreichs, besuchte ich jeden Abend das Theater, das reizendste der Welt, und wanderte fast unermüdlich auf den prachtvollen Kais, in den langen Cours, über die freien Plätze, durch die herrlichen Thore. Und alle diese Städte möchte ich recht bald wiedersehen, um — sie das nächste mal besser aufzuschreiben.

Bad Reichenhall.

Ein in neuerer Zeit vielgenanntes und vielgesuchtes Bad! Ich bin weder Arzt noch Patient und muß mich eines entscheidenden Urtheils über die medicinischen Wirkungen Reichenhall's enthalten. Mir scheint, als wenn zu viel Werth darauf gelegt würde. Jedes andere salinische Bad hat dieselben Bestandtheile, denn es wird nur Sole verwendet und der stärkere oder geringere Grad derselben wird durch den Arzt bestimmt. Fünf bairische Maß Sole sind für den Anfang der Cur gebräuchlich; man steigt bis zu zwanzig Maß und ein gesunder Körper verspürt davon keine wesentliche Einwirkung, vollblütige und sehr nervöse Personen sollen jedoch leicht an Wallungen infolge des Badens leiden. Die Sole wird alle Tage in einem großen Faße in das Badehaus gebracht und mittels eines Eimers für die Bäder abgemessen. Dieser Umstand trägt wesentlich zu der Zerstreuung der angenehmen Illusion bei, daß man unmittelbar aus dem Schoße der Erde das heilende Wasser empfängt. In den berühmten Bädern von Landeck, Rehme-Oynhausen, Nauheim u. s. w. wird mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die Quelle selbst in die Bäder geleitet ist. Reichenhall hat überhaupt kein Badehaus, das den jetzigen Anforderungen entspricht. Gerüchtweise will der neue Badearzt Dr. von Liebig diesem Uebelstande abhelfen und ein solches auf Actien erbauen.

Am erwünschtesten für Reichenhall wäre es, wenn die bairische Regierung es zum Staatseigenthum erhöbe; der Grund und Boden ist im Privatbesitz, während die Saline herrschaftlich ist. So guten Willens auch der jetzige Besitzer, ein ehemaliger Salineninspector Ring, ist, so sehr er sich auch bemüht, die Besucher seiner Badeanstalt zu befriedigen und ihnen für das viele ihm zugebrachte Geld einige Annehmlichkeiten zu bieten, die schwachen Geldkräfte und die durch persönliche Rücksichten stets begrenzten Zwecke eines Privatmanns können keine wesentlichen Verbesserungen herbeiführen.

Unter dem stolzen Namen Achselmannstein wird das Etablissement denn auch häufig zum

Verkauf ausgeboten; es ist das Logirhaus nebst Gurgarten und die Bäder darunter begriffen und der Preis ein mäßiger. Läge das Grundstück in den betriebsamen Districten Norddeutschlands, so wäre es sicherlich längst von einem Kapitalisten zu den ergiebigsten Speculationen angekauft worden. In Baiern ist eben diese Art Industrie noch in der Kindheit. Wahrscheinlich wird es nicht lange mehr dauern, daß ein berliner Handelsmann sich zum Herrn von Achselmannstein macht und den klangreichen Namen seinem Müller oder Schulze beifügt.

Wer aber auch in den Besitz des reichenhaller Bades gelangt, es wäre ein Unglück für den aufblühenden Ort, wenn er der geistlosen Speculation verfiele, der seine ursprüngliche Naturpoesie und frische Schönheit nicht achtete. Um augenblicklichen Gewinn würden unwiederbringliche Verluste entstehen. Eine Baucommission einzusetzen, wäre schon jetzt die dringendste Pflicht der Regierung, denn man ist bereits im Begriff, die schöne Gegend gänzlich zu verbauen durch geringe Logirhäuser. Solange noch die Naivetät der Eingeborenen dabei vorherrschend bleibt, die an ihre verfallenen Häuschen einen schmückenden Balcon oder einen zierlichen Verhau anbringt, geht noch nicht alles Pittoreske der Landschaft verloren; kommt aber erst der Baustil der eiligen modernen Speculation dazu, so ist in dem ohnedies engen Thale bald kein Plätzchen mehr vorhanden, wo man einen Ueberblick seiner landschaftlichen Reize haben kann. Dasjetzt sind sie noch ungeschmälert vorhanden und entschädigen für die Entbehrungen der Geselligkeit und Bequemlichkeit, über welche alle Curgäste Reichenhalls sich beklagen.

Am großartigsten entfaltet sich das Panorama des Thals, wenn man an einem sonnenhellen Tage von Salzburg kommt, wohin jetzt die meisten Reisenden zuerst gehen, weil die Eisenbahn von München bis Wien dazu einladet, rasch auf dem Schienenwege in die Alpenwelt zu gelangen. In zwei kleinen Stunden fährt man von Salzburg nach Reichenhall und auf dem ganzen Wege bleibt die kolossale Wand des sagenreichen Untersberg zur linken; die Schneespitzen des Großen Watzmann, der in Berchtesgaden residirt, ragen aus seinen zackigen Lücken hervor; zur rechten senkt sich der Staufen mit seinen kahlen Felswänden in die grüne Salzach und den Mittelpunkt bildet das Lattengebirge, das mit scharfgeschnittenen Zacken den Himmel begrenzt, aber doch Raum lassen muß für die weißblauen Schneehäupter der Hochfelderge, — den Stolz Reichenhalls, denn sie verleihen ihm die Würde des Alpencharakters.

Die frischgrünen Matten, die Waldschluchten mit kleinen Giesbächen, wo zahllose Alpenveilchen (Cyklamen) duften, die Felsen voll der Wunderblumen Edelweiß und Alpenrosen, sind die lieblichen Züge dieses Alpencharakters, die sich erst dem liebevollen Beobachter enthüllen. Man muß an stillen Abenden allein umherwandern oder an hellen Tagen auf die Höhen klettern, um diese aufzufinden, kennen und lieben zu lernen. Dazu lader die nächste Umgebung Reichenhalls ganz besonders ein. Man kann sogar als Nachmittagspromenade eine Alp besteigen, wo die Luft schon reiner Balsam ist und die Sonne gerade so prächtig beim Untergange ihre goldenen Lichter als Kronen auf die Häupter der Bergriesen fallen läßt wie in der Schweiz. Abendroth und Mondenschein auf Bergeshöhen zu belauschen, ist einer der herrlichsten Genüsse in der Alpenwelt, denn unten im Thale muß man darauf gänzlich verzichten; die Höhe der Berge gestattet der Sonne keinen Scheideblick und der Mond wird nur hoch selten einmal auf einige Minuten am hohen Bergesrande sichtbar.

Die Lieblingswege der reichenhaller Curgäste führen nach dem österreichischen Dörfchen Großgmain, wo man auf dem Wiesengrunde hölzerne Bänke errichtet hat und ziemlich theuern Kaffee nebst Butterkuchen verabreicht. Die Lauben und Plätze kehren der schönen Aussicht den Rücken zu, ja in dem besuchtesten Gasthaus sieht man sogar nur Mauern und Bäume, während das herrlichste Bergpanorama sich ringsumher ausbreitet. Die Leute denken, daß man im Wirthshaus nur essen und trinken will, die schöne Gegend aber im Wandern genug vor Augen hat. Wir norddeutschen Reisegenießlinge verlangen jedoch schon zu jeder Tasse Kaffee ein Stück Naturgenuß und haben es am liebsten, wenn die schöne Gegend uns ins Schlafzimmer schaut.

Das Dörfchen Nonn ist ebenfalls ein Ziel der Spaziergänger. Es hat noch keine geldmachenden Gasthöfe. Ein Glas Milch im Brunnen ist alles, was es bietet, aber dafür eine unbeschränkte Aussicht, die denn auch von jungen Damen häufig gezeichnet wird. Der Calvarienberg und die hochgelegene Kapelle St.-Pancraz sind die beliebtesten Punkte zum Genuß der schönen Aussicht; die dazu gehörigen Erfrischungen sind unten im Thal bei dem „Meierbauer" und

dem „Adelheidwerth" zu haben. Um keinen Ort in der Nähe, d. h. zur Ausparticen, unerwähnt zu lassen, nenne ich noch den „Melkenbauer" und den „Kugelbachsbauer"; beide haben ihre tiroler Balconhäuschen mitten im großartigsten Felsentheater errichtet und wenden Milch und Honig in idyllischer Weise. Aber man erwarte da oben keine holde Sennerin, keine reizende Kathi oder Vroni, wie die Touristen sie in ihre romantischen Reiseberichte verflechten. Die Gebirgsmädchen sind selten durch ihre Schönheit auffällig; die unkleidsame Tracht mag auch dazu beitragen; der Männerhut auf dem kurzen Haar, die engen Röcke, kurzen Taillen und bunten Brusttücher sind keine Verschönerungsmittel. Die Kellnerinnen tragen eine große Uhrtasche an silberner Kette und einen Schlüssel vorn am Brustlatz zum Zeichen ihres Handwerks. Das ist wenigstens noch Originalität des Anzugs. Die berühmten altbairischen Riegelhäubchen sieht man im Thal von Reichenhall und Berchtesgaden auch noch zuweilen; es sind kleine silberne Hörner, die nach dem Nacken sich herabneigen und so weit nach hinten sitzen, wie etwa die Hörnaren der modischen Damen es vor einigen Jahren thaten. Die alternden Frauen tragen übrigens oft auf grauen und immer rauhen Haaren dies kleine silberne Gestell ganz arglos, nicht ahnend, wie häßlich sie damit sich ausnehmen.

Die Stadt Reichenhall ist eng und alt; nur einige öffentliche Gebäude, das Rathhaus, die Salinen, die Post u. s. w. sind von stattlichem Aeußern. Es mag natürlich niemand in den Straßen wohnen; die Curgäste suchen sich alle ein Unterkommen an den beiden Enden der Stadt, wo ihre einzelnen Häuser zwischen Garten und Feldern stehen und beinahe schon die benachbarten Dörfer erreichen. Eins derselben heißt Kirchberg und liegt jenseit der Salzach; es besteht dort eine Zweiganstalt des Salinenbades, die billigere Preise sowol der Bäder wie der Wohnungen darbietet und deshalb von vielen Curgästen dem Bade Achselmannstein vorgezogen wird. Indessen ist die Mangelhaftigkeit der Einrichtungen doch noch größer; das Curhaus ist ein hölzernes Haus ohne alle Eleganz und die Gesellschaft besteht dort nur aus Rauch- und Biergästen. Der Mittagstisch, der überall cultuslos ist, soll in Kirchberg nicht schlechter sein wie in Achselmannstein.

Das andere Dörfchen, welches bald mit Reichenhall sich vereinigen wird, heißt St.-Zeno, von dem Kloster in seiner Mitte. Es ist sehr beliebt bei den Curgästen, die in jedem Bauernhause wenigstens einige freundliche Zimmer zu ihrer Aufnahme bereit finden. Aeußerlich ist die Einrichtung ganz dörflich, indessen ist eben aller Comfort noch ein Fremdling in Reichenhall; die Anhängsel Kirchberg und St.-Zeno stehen darin dagegen zurück; aber die meisten Curgäste sind „nicht weit her" und finden nur heimatliche Zustände wieder; die „Fremden" beklagen sich wol, haben aber, wenn sie vernünftig sind, eine Entschädigung in der Naturwüchsigkeit und naiven Alterthümlichkeit aller Einrichtungen.

Das Kloster St.-Zeno liegt höchst malerisch in dem Thale von Reichenhall; die Thürme zeichnen sich auf einem waldreichen Hintergrunde ab, zu ihren Füßen liegt ein Friedhof, wie er nur in Tirol zu finden ist, mit dem kindlich-gläubigen Schmuck von Kreuzen, steinernen Engeln und Heiligenbildern. Gewöhnlich ist der Todte selbst noch gemalt in dem Augenblick, wo sein Schutzpatron ihn aus dem Fegfeuer zieht oder ein Hauptmoment aus seinem Leben ist dargestellt. Ein tiroler Friedhof ist ein rührendes Bilderbuch von Menschenleid und -Freud. Immer neben der Kirche gelegen, mahnen die Gräber an die friedlichen Schlafstätten frommer Kinder in mütterlicher Obhut. Man fühlt sich versucht, ein Plätzchen auszuwählen, wo man selbst ausruhen könnte von der freudlosen Hast des Lebens. Jeden Sommer werden einige Curgäste in den Friedenspost aufgenommen, denn es kommen viele Brustkranke nach Reichenhall; es ist dankenswerth, daß in dem streng katholischen Lande bei den Todten kein Unterschied der Confession gemacht wird. Ein griechischer Christ, ein russischer General, wurde mit dem ganzen Pomp seiner Kirche begraben, die Popen kamen dazu aus München, und für einen Protestanten fand sich ein Geistlicher unter den Curgästen. Mit großer Neugier strömte jedesmal die katholische Bevölkerung zu der ihr fremdartigen Weise der Bestattung herbei. Die protestantische Leichenrede und das stille Gebet am offenen Grabe machte sichtlich einen erhebenden Eindruck. Die Begräbnißfeierlichkeit wird in dieser Gegend viel seltsamer begangen als in andern katholischen Ländern. Kein langsam feierlicher Zug begleitet den Sarg, der mit bunten Tüchern behangen ist, sondern einzelne Personen beiderlei Geschlechts laufen ungeordnet nebenher, eine Litanei hersagend. Der katholische Ritus besitzt sonst so viele Eigenthümlichkeiten, die ihm die Sympathieen aller

Gemüthsmenschen zuwenden; es ist unbegreiflich, wie sich eine solche Leidenfeier in einem kirchlich so gepflegten Lande erhalten kann.

Der neue Pfarrer von St.-Zeno bei Reichenhall ist aus vornehmer Familie, voll apostolischen Eifers und wahrer Hingebung an seinen Beruf. Seine Brüder sind tapfere und lustige Offiziere der bairischen Armee. Der junge Baron von Leonrod war ein lebensfroher Student und wurde plötzlich ein frommer Pietist, durchdrungen von der Idee, daß die höhern Stände wieder mehr danach trachten müßten, die Würde der katholischen Kirche zu vertreten. Es sind ihm schon höhere Stellen angetragen worden, aber er hat es als eine besondere Vergünstigung angesehen, in dem schönen Berchtesgadischen St.-Zeno Pfarrer zu werden. Manche fegerische Zuhörerin weint bei seinen eindringlichen Predigten und da nur selten protestantischer Gottesdienst auf dem Trockenboden des Salzgebäudes gehalten wird, so hat er Gelegenheit, Proselyten zu machen.

Die Mehrzahl der Curgäste kommt aus der nächsten Nachbarschaft; wohlhabende Bürger, namentlich die in Baiern so zahlreichen „Bräuer", kleine Beamte, Aerzlein, Landrichter, pensionirte Offiziere aus den nächsten Städtchen, auch wol aus der bairischen Residenz. Einige benachbarte Oesterreicher kommen auch, um die überall in Süddeutschland übliche Sommerfrische zu genießen und einige Bäder zu nehmen. Doch wenn auch im allgemeinen die Gesellschaft in Reichenhall weder elegant noch intelligent aussieht, so sind doch beide Elemente vorhanden wie überall, wo jetzt über tausend Menschen beisammen sind; und wem der Zufall hold ist, der kann die angenehmsten Bekanntschaften machen, kann lebendige Alpenrosen und Veilchen finden, die ihm die schönsten Erinnerungskränze um die Felsen und Schneeberge flechten; aber es hängt eben sehr viel vom Zufall ab, denn eine geschickte Pflege der Geselligkeit fehlt gänzlich — es ist nicht einmal ein passender Ort zu Versammlungen vorhanden. Ein erleuchteter Saal, wo man an den häufigen Regenabenden zusammenkommen könnte, dürfte in einem solchen starkbeleuchteten Bade nicht fehlen. Es sind aber nur die Speisesalons der verschiedenen Gasthäuser zu diesem Zweck eingerichtet. Auf die Gegenwart von Damen der guten Gesellschaft ist in dem Tabaksrauch und Bierdunst derselben nicht zu rechnen. Die Klagen der Badegäste über Langeweile sind nicht unbegründet; sie werden jedes Jahr lauter und müssen demnächst nachtheilig auf die Frequenz des Bades wirken; dennoch geschieht nichts zur Abhülfe. Man verläßt sich zu sehr auf die Macht der Schönheit, welche die Gegend besitzt, aber man kann auch in dem nahen Salzburg, Hallein und noch besser in Berchtesgaden die eigentlichen Prachtstellen derselben, den Königssee, die Ramsau, die Wasserfälle der Wimbach und Schwarzbach u. s. w. genießen. Wenn Reichenhall seine Gäste nicht besser zu fesseln vermag wie bisher, wird es veröden.

K. von G.

Sklaverei und Freiheit.

Die Sklaverei, dies barbarische System des Raubes und Mordes, in welchem ein Theil der Menschheit allein durch das brutale Recht der Gewalt zum bloßen Besitzthum herabgewürdigt wird, mit dem der jeweilige Besitzer, sei er es durch Erbschaft, Kauf oder Miethe, nach Belieben schalten und walten kann, ist der faule Fleck des großen freien Amerika, dessen vielgepriesener civilisatorischer Ruhm in manchen Stücken wahrlich mehr auf dem Schein als auf dem Sein beruht. Mag auch die Constitution der Vereinigten Staaten keine Sanction der Sklaverei enthalten, sondern ihr im Gegentheil dem Buchstaben wie dem Geist nach widersprechen, so hat nun doch einmal die durch Geschichte, Praxis und Gesetze zur Legitimität gestempelte amerikanische Auslegung dieser Constitution die Sklaverei leider thatsächlich sanctionirt. Noch vor zehn Jahren erst brachte die Gesetzgebung der Union die unbarmherzige Sklavenauslieferungsbill zu Stande. Noch vor wenigen Jahren erst wurde dem Staate Kansas ein grausames Sklavengesetz aufgezwungen. Noch vor wenigen Monaten erst hat der Staat Texas ein neuestes abscheuliches Sklavengesetz erlassen, nach welchem unter anderm zwei- bis fünfjährige Zuchthausstrafe jeden bedroht, der sich des Verbrechens schuldig macht, gegen Sklaven oder Freie, Farbige oder Weiße, in Wort oder Schrift, die legitimen Rechte eines Sklavenhalters auf sein menschliches Eigenthum irgendwie zu bestreiten, zu bezweifeln oder zu discutiren.

Eine wahre Herculesarbeit ist nach alledem das Bestreben, in diesem moralischen Augiasstall der amerikanischen Republik — der Sklavenfrage — mit allen ihren tiefeingewurzelten engherzigen Vorurtheilen gründlich aufzuräumen. Viel tapfere edle Geister in der Union haben sich ihr seit lange unterzogen und unterziehen sich

ihr noch fortwährend — leider mit verhältnismäßig sehr geringem Erfolg. Einer der Ausdauerndsten und Unermüdlichsten, zugleich aber auch der Berufensten unter ihnen ist seit einer Reihe von Jahren der berühmte Redner und Abolitionisten-Vorkämpfer Friedrich Douglas in Rochester im Staat Neuyork, Redakteur des Antisklaverei-Journals „the North-Star". Eine allgemeine und unbedingte Emancipation der Negerrasse ist das Ziel, für das er kämpft; die Beförderung der moralischen, socialen und intellectuellen Erhebung der freien Farbigen seine Waffe. Der Umstand, daß Douglas selbst Farbiger ist, selbst als Sklave geboren und in den ersten zwanzig Jahren seines Lebens selbst verschiedene Verhältnisse der Sklaverei als Sklave durchgemacht hat, verleiht seinem Kampfe nicht blos die Energie und Begeisterung der Subjectivität, sondern auch die Weihe einer natürlichen Mission in den Augen beider Rassen.

Ein klares Bild von Douglas' Charakter und Individualität tritt uns aus seiner von Ottilie Assing in Neuyork jetzt auch in Deutschland unter dem Titel „Sklaverei und Freiheit" (Hamburg, Hoffmann & Campe, 1860) eingeführten Autobiographie entgegen. Sein Sklavenleben hat zwar nicht den von den Sklaven so gefürchteten Süden mit seinen mörderischen Zuckerpflanzungen, Reis- und Baumwollenfeldern zum Schauplatz, sondern den verhältnißmäßig weniger schrecklichen Sklavenstaat Maryland. Aber auch hier zerfleischt dem Sklaven die Peitsche den Rücken, martert ihn Erschöpfung, Hunger und Blöße, hetzt ihn die grausamste Tyrannei des Herrn wie des Aufsehers durch physische und moralische Qualen aller Art bis zur Verzweiflung, läßt ihn den Tod als Erlösung von seinen endlosen Leiden herbeirufen oder drückt ihn zur Stumpfheit des oft besser gehaltenen Lastthieres herab. Doch inmitten aller dieser Greuel der Sklaverei äußert sich schon im Knaben Douglas instinctmäßig, dann immer bewußter der Glaube an die Unverletzlichkeit der Menschenrechte auch in der schwarzen Rasse. Er wird ihm später zur moralischen und philosophischen Ueberzeugung, als seine durstige Wißbegierde trotz aller entgegenstehenden Hindernisse heimlich Lesen und Schreiben gelernt und aus dem Geiste Sheridan's, Chatham's, Fox's, Pitt's im „Columbischen Redner" die ersten Freiheitsideen auch von außen empfangen hat. Von diesem Zeitpunkt an fühlt er sich zur Erringung seiner eigenen Freiheit wie der seiner unglücklichen Mitbrüder durch mächtige innere Stimmen berufen. Von der Wahrheit des Satzes: Bildung gibt Freiheit! durchdrungen, sucht er mit zähester Ausdauer, wo und wie er nur kann, sich und seinen Genossen Bildung anzueignen, die bei der schwarzen Rasse überall und immer unmöglich zu machen eine der Hauptbestrebungen der Sklavenhalter ist.

Wenn die Vertheidiger des Sklavensystems den Abolitionisten die gänzliche Unwissenheit und fast thierische Stupidität der Neger als Unfähigkeit derselben zur Freiheit entgegenhalten, dann ignoriren sie, daß solche, wo sie wirklich vorhanden, erst durch das nichtswürdigste System der Verdummung, der Geistesknechtung und Geistestödtung von den Sklavenhaltern künstlich herangebildet wurde. Ein beliebtes Verthierungsmittel ist diesen auch die Verführung ihrer Sklaven, während der Feiertage, oft durch die schmutzigsten Kunstgriffe, zu sinnlichen Ausschweifungen, namentlich zur Trunkenheit, als vorgeblicher — „Freiheit", sowol um durch ihre Uebersättigung bis zum Ekel darin ihnen das gehässige Joch der Frohnarbeit wieder erwünscht zu machen, als auch, um sie vom Nachdenken über sich, ihre Tyrannen und ihr Los, von jeder möglichen Selbstbildung abzuhalten. Daß die schwarze Rasse nicht von Natur nur wenig über dem Thiere steht, zeigt ihre Gelehrigkeit und Bildungsfähigkeit überall, wo ihr ein günstigeres Geschick entgegentritt. Die von Douglas in seinen verschiedenen Lebensverhältnissen hundertfältig an seinen Schicksalsbrüdern gemachten Erfahrungen und Beobachtungen bestätigen uns dies, wollte man auch sein eigenes Beispiel, das aus einem Sklaven einen im ganzen Norden der Union hochgeachteten Journalisten und bewunderten Redner machte, nur als Ausnahme gelten lassen. Aber selbst dieser auf den ersten Blick überraschende Lebensgang erscheint uns, indem wir seine ausführliche Schilderung lesen, als ein ganz natürlicher.

Je mehr der junge Sklave Douglas in seiner Selbstbildung fortschreitet, desto unerträglicher wird ihm die Last des Gedankens: Sklave! Sklave auf Lebenszeit! desto glühender sein Freiheitsdrang, desto unversöhnlicher sein Haß gegen die Unterdrücker seiner Rasse. Derselbe erreicht den Culminationspunkt, als er in der furchtbaren Schule des „Negerabrichters" Covey die ganze Grausamkeit des Sklavenloses endlich auch an sich selbst erprobt und von dessen blutdürstiger Unmenschlichkeit zum offenen und erfolgreichen Widerstand gedrängt wird. Dies ist der Wendepunkt in

Douglas' Sklavenleben. Von diesem Moment an hat sich der Geist des Sklaven vollständig emancipirt. „Ich war zu dem Punkt gelangt, auf dem ich den Tod nicht mehr fürchtete. Sobald ein Sklave sich nicht mehr schlagen läßt, ist er mehr als zur Hälfte frei; er hat ein Gebiet, so weit wie sein eigenes männliches Herz, zu vertheidigen und ist in der That eine Macht. Von diesem Augenblick an bis zu meiner Flucht aus der Sklaverei konnte man mich nicht mehr schlagen."

Das Verabscheuungswürdigste am Sklavensystem ist eben, daß es von Kindesbeinen an die Menschenwürde so tief herabdrückt, daß den unglücklichen Sklaven im allgemeinen kaum der Gedanke nur der Möglichkeit eines Widerstandes kommt, ja daß sie selbst fast von einer natürlichen und göttlichen Bestimmung der schwarzen Rasse zu angeborener ewiger Knechtschaft überzeugt sind. Die Prienterschaft, die auch hier wie so oft im Solde der Tyrannei steht, wirkt vorzugsweise hierzu mit. Sie erklärt die dunkle Farbe als Zeichen von Gottes Mißfallen, wodurch die Neger ausdrücklich für die Sklaverei gestempelt wären, und ein Entfliehen oder Widersetzen der Sklaven als fluchwürdiges Verbrechen gegen Gott und Menschen. Ueberhaupt spielt die Religion in den Sklavenstaaten die unwürdigste Rolle. Sie wird der Deckmantel der scheußlichsten Verbrechen. Die niederträchtigsten und grausamsten unter den Sklavenhaltern sind gerade diejenigen, die am meisten mit der Religion kokettiren. „Wäre ich noch einmal verurtheilt, ein Sklave zu sein", sagt Douglas, „so würde ich nach diesem Unglück das, in die Hände eines frommen Sklavenhalters zu fallen, für das größte halten, welches mich treffen könnte!" Diese Sklavenhalter sind so große Heuchler, daß sie behaupten, ihre Sklaven zu deren eigenem Wohl zu halten, und solchen und ähnlichen schamlosen Behauptungen geben die Geistlichen, die freilich mitunter selbst Sklavenhalter sind, durch ihre Bestätigungen von den Kanzeln herab die religiöse Weihe.

Douglas' Biographie zeichnet sich darin aus, daß sie an die Thatsachen zugleich die Kritik knüpft und alle Wirkungen klar auf ihre Ursachen zurückführt. Die einfache, schmucklose Darstellung dieses wirklichen Sklavenlebens gibt ein nicht minder ergreifendes, durch jeden Wegfall romantischen Aufputzes indem noch viel schärferes Bild des amerikanischen Sklaventhums als dessen bisherige Schilderungen in Beecher-Stowe's „Onkel Tom's Hütte" und ähnlichen Dichtungen. Für den großen sittlichen Ernst, der das Douglas'sche Buch durchdringt, zeugt am besten der Umstand, daß darin das vielleicht anziehendste Kapitel, die Ausführung der Flucht, aus dem Grunde gänzlich fehlt, damit nicht die Wachsamkeit der Sklavenhalter die gleichen Fluchtwege und Fluchtmittel künftigen Flüchtlingen verschließen möge, andererseits aber auch diejenigen nicht compromittirt werden können, die dem Erzähler bei seiner Flucht behülflich waren. Diese Vorsicht scheint nicht übertrieben. Sind doch selbst die freien Farbigen, ja sogar mehr oder weniger die nichtsklavenhaltenden ärmern Weißen in den Sklavenstaaten allen Unbilden und Bedrückungen von seiten der Sklavenhalter preisgegeben. Der Besitz menschlichen Eigenthums ist hier die erste Bedingung des Reichthums und der allgemeinen Achtung. Die Sklavenhalter bilden das amerikanische Junkerthum, die „südliche Ritterschaft", wie sie sich selbst gern den „Krämern und Wucherern", den Bewohnern des Nordens gegenüber nennen. Zwischen dem Süden und Norden Amerikas herrscht beständig Eifersucht und Spannung. Wir kennen die Schroffheit, mit der auf dem Congreß zu Washington die Repräsentanten beider Hälften sich gegenübertreten, und sehen, wie auch hier eine gewisse Aristokratie dieselbe Roheit charakterisirt, in der sie als Sklavenhalter ihre traurige Berühmtheit finden.

Vielleicht führt in nicht allzu ferner Zeit der Spalt zwischen Süd und Nord zum offenen Bruch, da hin und wieder jetzt schon Gerüchte von einem aufzustellenden Gegenpräsidenten und Gegencongreß des Südens umlaufen. Damit wäre das langjährige Streben eines Theils der Abolitionisten erreicht, welcher gänzliche Trennung der sklavenfreien von den sklavenhaltenden Staaten will. Wir würden aber mit Douglas in dieser Trennung keinen Vortheil für die Sklaven erblicken, sondern im Gegentheil sie nur um so aussichtsloser in die Gewalt ihrer Tyrannen gegeben sehen, die dann nicht mehr durch die Stimmen der Mäßigung von seiten der nichtsklavenhaltenden nördlichen Staaten in ihrem fluchwürdigen System des Raubes und Mordes beeinflußt werden könnten. Ein anderes freilich würde es sein, wenn dann die Sklaven, ermuthigt durch die Neutralität, vielleicht auch die Unterstützung des Nordens, die moralische Kraft gewännen, sich in ihrer Gesammtheit, wie einst die Sklaven der römischen Republik unter Eunus in

Sicilien und ſpäter unter Spartacus in Italien, gegen ihre Tyrannen zu erheben. Allem Anſchein nach möchte es überhaupt erſt einer verhängnißvollen Staatserſchütterung vorbehalten ſein, einem beiſpiellos geknechteten und geſchändeten Volke ſeine unveräußerlichen Menſchenrechte zurückzugeben und zugleich eine in vieler Beziehung ruhmwürdige große demokratiſche Republik von einem mit ihrem Freiheitsſtolz im grellſten Widerſpruch ſtehenden und ſie in dem Urtheil der Weltgeſchichte brandmarkenden Schandmal zu befreien.

Fr. [illegible].

Anregungen.

Aus der Natur.

XV.

Alles iſt eitel, das Leben ein Traum' —

So möchten wir ausrufen, wenn wir bei der Betrachtung des Lichts und der Farben gewahr werden, welchen zahlreichen Täuſchungen der edelſte und wichtigſte unſerer Sinne ausgeſetzt iſt, wenn wir beim erhebenden Anblick des prächtigen Äußern beinahe dem Zweifel Raum geben dürften, ob derſelbe noch wirklich vorhanden ſei, da er vor Jahrhunderten erloſchen ſein könnte, ohne daß unſerm Auge eine Kunde davon geworden; wenn wir Bewegung wahrnehmen, wo Ruhe iſt, und Ruhe, wo die heftigſte Bewegung, wenn wir Farben ſehen, wo keine ſolche vorhanden ſind, ja wenn ſogar dieſe, durch welche der Natur der größte Reiz verliehen wird, nicht einmal eine ſelbſtändige Geltung beſitzen, ſondern nur für unſer Auge als Schein und Täuſchung beſtehen.

Was will die Natur, daß ſie mit Trugbildern uns umgibt? Was iſt ſie, wenn wir mit der Kraft unſers Geiſtes ſie einer ſteigenden Schärfe nach dem andern entkleiden? Sollen wir beginnen, mit Fleiß und Mühe zuletzt die Gottheit, ewig unveränderliche Geſtalt der Nothwendigkeit zu erblicken, wo uns der himmliſche Reigen anmuthiger Gottheiten zu erſcheinen pflegt? Hinweg kann mit Forſchung und Wiſſenſchaft — wollt uns nicht auf aus dem ſüßen Traume zu einer trüglichen, traurigen Wirklichkeit!

So möchten wir ſagen, unzufrieden, wie Faust, und zweifeln, ob wir fortfahren ſollen, einen Schein nach dem andern abzuweiſen und zum Licht der Wahrheit hindurchzudringen.

Aber gemach, dieſer Zuſtand der Bedrückung kann nur ſo lange dauern, als wir mit Faust ſagen müſſen:

Ich weiß, daß wir nichts wiſſen können,
Das will mir ſchier das Herz verbrennen.

Einen Schritt weiter und es wird Tag und die Sonne der Wahrheit leuchtet nicht nur erquickende, ſondern auch wärmende Strahlen in unſere Seele. Immer unmittelbarer ſehen wir die Natur an und betrachten und lieben ſie, ohne nach ihren Zwecken zu fragen und unſere Sinnen menſchlichen Verhältniſſe auf ſie zu übertragen, fangen wir an, ſie in ihrer Gebundenheit zu begreifen, um alsdann ihre Schönheit bewundernd nur zu ſchauen. Dann iſt die Schranke eingeſunken, welche uns von der erhabenen Mutter fern gehalten, und indem wir ihr Weſen in uns ſelber verſpüren, wird es uns möglich, wird es uns unabweisbares Bedürfniß, ſie zu lieben. Der höchſte Lohn, welcher dem Naturforſcher werden kann, iſt die Ueberzeugung von der Einheit der Welt und ihrer fortſchreitenden harmoniſchen Entwickelung. Aber er muß das Opfer bringen, in der ihm lieb gewordenen alten Weltanſchauung einen Theil ſeines Selbſt aufzugeben, um ſich in einem höhern Sinne wiederzufinden.

Gar innig und poetiſch finden wir dieſen Gedanken in der leider noch zu wenig gewürdigten Mythologie unſerer Vorfahren ausgedrückt. Unter der Weltesche Yggdrafil entſpringt der klare unerſchöpfliche Quell der Weisheit, bewacht von Mimir, dem Gedächtniß der urſprünglichen Dinge. Wer Weisheit ſucht, muß aus dieſer Quelle ſchöpfen — ſelbſt die Götter — und es gibt außer dieſer keine andere Weisheitsquelle. So naht ſich Wodan, der höchſte der Götter, und verbeut einen Trunk aus Mimir's Quell. Aber er erhält ihn nicht ohne ein Opfer — er muß ein Auge hergeben, damit er ſeinen Weisheitsdurſt löſchen könne. Seitdem blickt ein Auge Wodan's aus dem blauen Himmel zur Erde herab, das andere ſchaut aus den Fluten zum Himmel empor. Es ſchaut er ſich ſelbſt an und iſt ſelig, denn er iſt alles in Ich.

Nach dieſer Demüthigung mögen wir getroſt das Gebiet der optiſchen Täuſchungen betreten und zum Verſtändniß derſelben mit der Betrachtung des Sehproceſſes beginnen.

Die Geſchichte der engliſchen Literatur.

Es iſt nicht zu bezweifeln und kann in der That als eine eigenthümliche Erſcheinung gelten, daß bei allem Reichthum an darſtellenden Werken jeder Art mit Deutſche doch äußerſt arm ſind an überſichtlich gehaltenen, anſprechend geſchriebenen Handbüchern der allgemeinen Literaturgeſchichten.

An Spezialwerken über einzelne Abſchnitte und hervorragende Schriftſteller fehlt es uns nicht; das ſpaniſche Drama, die Italiäner, Shakſpeare, Dante haben ihre Geſchichtſchreiber in Deutſchland gefunden, zum Theil gründlicher und tiefer blickende als in ihrer Heimat; aber wir haben keine franzöſiſche, keine italieniſche, keine engliſche Literaturgeſchichte, die in großen Zügen, ohne Ueberladung

mit Einzelheiten, geschmackvoll und anregend, auf dem mäßigen Raume von einem, höchstens zwei Bänden ihren Stoff dem Gebildeten zur Orientirung darbieten — Werke, wie für die Franzosen J. Demogeot, für die Italiener Giuseppe Mazzi, für die Engländer William Spalding geschrieben haben.

Eine englische Literaturgeschichte von Stephan Mätzschenberger: „Geschichte der englischen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der politischen und Sittengeschichte Englands" (Prag, Kober & Markgraf, 1859), ist deshalb als wohlbegründet anzuerkennen. Leider entspricht wenigstens in dem ersten uns vorliegenden Bande die Ausführung nur theilweise den Erwartungen, die mit Recht von einem solchen Werke gehegt werden dürfen.

Ueber den kritischen Werth des Inhalts haben andere Blätter zu Ungunsten des Verfassers, in einigen Punkten ohne Billigkeit, ihr Urtheil gefällt, und liegt es uns ob, über Form und Behandlung im ganzen, die bei einer Schrift für das allgemeine Publikum von so wesentlichem Belang sind, ein Wort hinzuzufügen. Da ist denn freilich ein Mißverhältniß zwischen Absicht und Verdeutung des Verfassers und dem Gelingen im Werke nicht selten auffallend. Der Verfasser bittet um Berücksichtigung, daß er keine bloße Aufzählung literarischer Erzeugnisse, sondern eine lebendige Skizze des englischen Geistes und seiner Geschichte geben wolle, weshalb man ihm Schilderungen der Sitten und Denkweise unter Eduard III und Heinrich VIII, Elisabeth u. a. zu gute halten müsse. Wie sehr wäre der Leser damit zufrieden, wenn der Verfasser wirklich Wort hielte! Statt dessen findet er neben den wirklich entsprechenden Schilderungen eine sehr reiche Nomenclatur von Dichtern und Dichtungen, die oben nur genannt werden, auch von literarischen Hülfsmitteln, die für den vorliegenden Zweck ohne Werth sind. Muß in diesem Fall der Leser bedauern, daß der Verfasser seiner Aufgabe nicht getreu bleibt, so müßte es im andern um Wortbruch bitten, wenn er nur bitten dürfte, damit einmal zu gelangen. In dem folgenden Punkte nämlich ist der Verfasser nicht vollkommen, die Heroen der englischen Literatur, Shakespeare und Milton, in verhältnißmäßig Ausführlichkeit zu behandeln, und zwar darum, weil schon zu viel über dieselben gesagt worden sei. „Soll ich jemal beginnen" meint der Verfasser, „nach den Worten eines Schlegel, Tieck und Gervinus noch ein Urtheil über Shakespeare abgeben?" Wir können diese Aufopferung des Zuthuns nur recht sehr an einer ausführlicher Behandlung der Stoffe bedauern, glauben vielmehr, daß in einem Werke, das einen allgemeinen Ueberblick vertritt, eine Nichtkenntniß keine Geltung hat und eine strenge durchgeführte Gleichmäßigkeit brechen muß. Wir würden es Gervinus wenig danken, wenn er in seiner deutschen Literaturgeschichte bezüglich Goethe's und Schiller's ein solches Verfahren angenommen hätte, trotzdem das allerdings über Goethe und Schiller die Literatur sich zum Ueberdruß gehäuft hat. Ueberdies wäre es billiger, wenn nicht trotz allem, was bisher über Shakespeare geschrieben worden, sich dem Geschichtschreiber der Gesammtliteratur der englischen Literatur noch neue Gesichtspunkte ergeben sollten, die seine Auffassung und Darstellung neu und eigenthümlich gestalten. Auch hat unserer Ansicht die Kritik über Shakespeare noch keineswegs abgeschlossen, schwerlich noch in besser Arbeit. Der Verfasser durfte deshalb nicht suchen, etwas Ueberflüssiges zu unternehmen, wenn er sich über Shakespeare und Milton in geringerer Vollständigkeit aussprache, vorausgesetzt, daß es ihm gelingt, zusammenhängend, mit Wärme und eingehend über sie zu sprechen.

Die Resultate der ästhetischen Beurtheilung, wo sie mit Bestimmtheit in diesem Bande hervortreten, werden der Billigung nicht entgehen. Im letzten Abschnitt, wenn noch die Neigerichte der Elisabethischen Zeit aufgehen soll, werden die Dichtungen einer großen Periode als gemeinsame Erzeugnisse der scheidenden Romantik und der anbrechenden Verstandesherrschaft ebenbar in einem zu übersichtlichen Lichte gereicht, als wenn nicht die unleugbare Rohheit und Geschmacklosigkeit jener Werke, von denen der Verfasser selbst Proben genug mittheilt, sich auch an Shakespeare gerächt hätten und als wenn in der That Shakespeare abgerechnet, der Reichthum der Engländer an wahrhaft vollendeten Schöpfungen so überaus groß wäre! Hat während dies der Verfasser allein Gewicht auf das Wunderbare und einzige Zusammentreffen des mittelalterlichen und des modernen Geistes legt, kann er trotzdem am Schlusse die Klage anstimmen: „Aber die wahre Poesie ging mit dem romantischen Mittelalter zu Grabe." Wer möchte diese Behauptung unterschreiben, auch abgesehen von dem gröbsten Widerspruche? Nicht die wahre Poesie ist mit dem romantischen Mittelalter zu Grabe gegangen, weil aller wesentlichste poetische Elemente, und zwar, was hier voll in der neuern Zeit wiedererscheinenden wahren Poesie zur Geltung zu bringen.

Die Engländer haben eine gute Literaturgeschichte, die ist die soeben erwähnte von William Spalding, die in deutscher Uebersetzung auch bei uns schon vor mehreren Jahren gute Dienste leistet und englisch lebendiger, gleichmäßiger und unterrichtender geschrieben ist als der vorliegende deutsche Versuch. Und es auffallend, daß der Verfasser unter den passlich angeführten Hülfsmitteln zum Studium der englischen Literatur gerade dieses allgemein verbreiteten Werkes nicht gedenkt.

Französisch und englisch.

Die französische Sprache schwingt sich mehr und mehr in alle Zonen. Sie wird die politische Weltsprache mit Siegen behaupten. Worte von Leben ringen sich unaufhaltsam und siegen mit Nothwendigkeit über die gelähmte Zunge.

Französisch wurde vorgestern auf den Gerichtshöfen

unsere schwere, deutsche Zunge und lehrt uns jene kunstlerischen Sprachkünste, die uns verstatten, auf dem hohen Seile der Sprache die geschicktesten Wendungen anzunehmen und selbst bei den wunderlichsten Kunstsprüngen nie das Gleichgewicht zu verlieren.

Französisch ist aber auch die Sprache des Scheins, des Flitters und der trügerischen Anmuth; sie plätschert wie die Nixe in ihrem trüben, weiten Element und die aufgeworfenen Wassertropfen schimmern im Sonnenlicht wie Diamanten, um rasch zu zerstieben.

Und dieser Flitter und Schein der Sprache tritt uns auch in der Literatur entgegen.

Außer einzelnen echten Perlen, die um ihrer Aechtheit willen um so höher zu schätzen, bietet sie doch meist nur bunte Kiesel, die, schön geschliffen, von begeisterten Literaturhistorikern nur zu schnell in Gold gefaßt wurden.

Die französische Sprache lehnt sich in ihrer Regelmäßigkeit an die lateinische und wir können mit Behagen das wohlgepflegte Gebiet durchwandern. Die französische Sprache ist wie der im französischen Stil angelegte Park. Ueberall sorgfältig geschnittene, geradlinige Laubgänge, an denen kein Strauch zu üppig hervorzutragen wagt.

Die französische Sprache besitzt aber nicht jenen Schmeichelton, der im Leben der Natur die süßen Geheimnisse des Herzens mit unnachahmlicher Grazie auszusprechen weiß wie die italienische, nicht jene Tiefe und Universalität, die geheimsten Gedankenschätze an das Licht zu fördern wie die deutsche, auch nicht jene Kraft und Fülle, die die widerstrebendsten Elemente überwältigt und sich zu eigen macht wie die englische. Aber sie besitzt einen Zauber, der sie uns lieb und werth macht, sie ist rein und klar wie das feuchte Element, aber auch — ebenso kalt.

Wir verdanken dem französischen jene weltmännische Artigkeit, die uns zu lächeln veranlaßt, wo wir gerne, ja sogar grob werden wollten, jene Gefchmeidigkeit, die alles selbst das Unangenehmste, mit zarter Hand anfaßt.

Die englische Sprache ist viel gescholten worden und sie ist wirklich nicht schön. Aber je länger wir in ihre männlich ernsten Züge blicken, je inniger fahren wir uns zu ihr hingezogen; wir ahnen, hier liegt uns verwandtes Leben entgegen, hier ringt und arbeitet ein Denken und Empfinden wie das unsere.

Wir müssen Geduld finden an dieser schwerfälligen Kürze, die in einer Antwort kein Wort der Frage wiederholt, sondern sich mit einem bündigen „I do" begnügt. Wir müssen uns zu Gemüth führen dieses Schätzen der Zeit, das sich nicht blos in dem bekannten und berüchtigten Sprichwort „Time is money", sondern auch in der Redensart ausprägt „To pay a visit", „einen Besuch bezahlen". Wer es weiß, mit wie viel kostbarer Zeit wir manch lästigen Besuch bezahlen müssen, der wird diese Redensart begreifen und nur zu wahr finden.

In der That, das Lernen der englischen Sprache kann uns nüchtern und verständig machen und doch auch wieder die poetischsten Empfindungen aufregen, wenn uns nur Muth und Ausdauer bleibt, uns bis zu einem gewissen Ziel, dem Verständniß englischer Dichter, hindurchzuarbeiten.

Im Anfange erscheint uns das Studium der englischen Sprache trocken und einförmig. Wir zweifeln, daß darin ein Funken von Poesie und Schönheit schlummern könne; diese nackten Sätze aus den ersten „Lehrgängen", und wie die unzähligen Schulbücher heißen, lehren uns kalt und gelangweilt an wie reisende Engländer auf dem Continent, und darin fortwährende „do" und „don't" erscheint lästig und schwerfällig.

Und doch, je länger wir uns in das Studium dieser Sprache versenken, je tiefer werden wir in ihre verborgenen Schönheiten eingeweiht, der Schleier fällt und mit entzückten Sinnen finden wir dort Wohlklang, Harmonie und Vollendung, wo uns anfangs nur kalte, spröde Form entgegentrat.

Freilich denken wir dabei an ältere englische Literatur und an die, die die jetzige nicht erregt. Dieser Hauch von Schwermuth in den Gedichten eines Byron, die süßen Mollaccorde in der Leier eines Moore, das Grollen und Zürnen mit Gott und Schicksal in den Werken Shelley's, diese tiefe und sinnige Versenken in die Schönheiten der Natur in den Gedichten einer Felicia Hemans scheint verflungen oder wird nur nachgeahmt mit hohler Manier. Die englische Poesie war noch vor zwanzig Jahren ein Zauberbrunnen, in dessen Tiefe sich die ganze Welt abspiegelt, der Himmel in reinster Bläue, die Bäume in ihren grünen Schatten, wunderbare Märchen erzählend.

Unsere Klage über die jetzigen Richtungen der englischen Literatur haben wir schon öfters ausgesprochen.

Wahrnehmungen.

Wenn du schreibst, so denke nur an wohlwollende Leser — für Böswillige verrichtet das Geschriebene.

* *

Jedem ist es heilsam, zuweilen eine Caricatur seines Wesens zu erblicken.

* *

Peinlich ist der Umgang mit jenen sogenannten edeln, zartbesaiteten u. s. w. Naturen, die ihre geheimsten Wünsche und Interessen so außerordentlich zu verschleiern, immer nur andeutend zu berühren wissen und hintennach aufs tiefste verletzt sind, wenn ihnen nicht alles nach Wunsch gegangen. Dann möchte man oft diejenigen vorziehen, die ihre Wünsche offen aussprechen und sich mit all ihren eitlen Absichten geben wie sie sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

D. Fels
(abweisend).

O, das lassen Sie meine Sorge sein! Aus sich selbst muß er geheilt werden, aus sich selbst. Nun, verlieren Sie nicht den Muth, vertrauen Sie auf mich, ich mach's.
(Ab.)

Präsident.

Eine solche Zerrüttung Eurer Verhältnisse hier anzutreffen, darauf war ich nicht gefaßt. Meinem Bruder, dem Minister, wag' ich es nicht mitzutheilen. Er war von jeher, wie ich und unsre ganze Familie, gegen diese Verbindung, und mit Recht, wenn ich bedenke, wie wenig Vertrauen sich auf diesen Schwärmer, diesen excentrischen Kopf setzen ließ! Es ist gut, daß Du zum Aeußersten geschritten bist und ihn verlassen hast.

Julie
(stützt das Haupt auf einen Tisch).

Präsident.

Du schweigst? Bereuest Du vielleicht, was Du thatest?

Julie.

Ich beweine, was ich that, aber ich bereue es nicht.

Präsident.

Gegen diesen Mann hilft nur noch Energie. Ich muß hier überhaupt Dinge von Jordan hören, die unverantwortlich sind. Er vernachlässigt seine dienstliche

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 62. Wöchentlich ein Bogen

Inhalt: Der Künstler auf der Weltbühne. — Aus meiner Bibliothek. Von Freiherrn von Biedenfeld. VI. Briefe aus Konstanz und ein Besuch bei Heinrich von Meßenberg. — Eine Verschwörung in Nordamerika. Von C. D. Glaser. — Die Arkwrightsche Erfindung. Von Amalie Schoppe. — Aus der Natur. XVI. — Der heutige dramatische Dichter. — Neue Bücherschau. II. — Neue Gedichte. X. — Miszellen. Von Amalie Schoppe. — Schatz und Tod. Von Andreas Munch.

Der Künstler auf der Weltbühne.

„Rubens in Madrid" von unserer unsterblichen Charlotte hobt ihr alle gelesen! Die kühne Sicherheit, mit der Emil Devrient das Porteseuille des Polizeirats ebenso wie die Palette führt, kennt ihr aus einer der besten Rollen des Künstlers!

Auch Schauspieler gehören in die Weltgeschichte ein, wie es Collot d'Herbois, die französische Revolutionsgeschichte und die — berliner Hofschauspieler von 1848 als festeste Stützen des weiland berliner „Treubunds" beweisen.

Doch wir wollen von Malern sprechen.

Die Gattin jenes Herrn Grote, welcher eine ausgezeichnete Geschichte Griechenlands geschrieben, hat sich verdient gemacht um die Biographie eines Künstlers, um dessen Nachruhm sich Holland, Frankreich und Deutschland streiten.

Von deutschen Aeltern in Holland geboren, vollendete Ary Scheffer seine Künstlerlaufbahn in Frankreich und verweilte hier bis an sein Ende. Der Einfluß seiner deutschen Abkunft läßt sich daher wol nur in dem Genie seines Wesens und seiner Hinneigung zu speculativer Philosophie nachweisen, während wir sonst den Menschen wie den Künstler, der ohne uns ward, was er geworden, wol dem Lande seiner Wahl anheimfallen lassen müssen.

Frau Grote hat ihn uns in doppelter Gestalt, als liebenswürdigen Menschen und als originellen Künstler, vergegenwärtigt; ja mehr noch, sie hat ihn vor unsern Augen nicht nur aus der Schule des Lebens, sondern auch aus seinem häuslichen Kreise emporwachsen lassen.

Ary Scheffer wurde 1795 in Dordrecht geboren. Früh schon verlor er seinen Vater und die Mutter konnte nur mit Sorgen und harten Entbehrungen ihn nebst seinen zwei Brüdern zu tüchtigen Männern erziehen. Daß sie es that, sehen wir an dem Erfolge; wie sie es that, davon zeugt ein Brief an ihren Sohn, der uns die Frau in einem so schönen Lichte und von so hoher Bildung, so ernst und hell und doch so liebevoll erscheinen läßt, daß wir ihn hier als Beispiel, wie Mütter an ihre Söhne schreiben sollen, anführen wollen.

Sie war nach Paris übergesiedelt um der Erziehung ihrer Kinder willen und Ary befand sich in Lille zur Ausbildung bei einem Künstler. Schon in seinem zwölften Jahre hatte er ein Bild gemalt, welches in Amsterdam großes Aufsehen erregte, und die Gefahr dieses frühen Erfolgs fürchtete die Mutter weise als ein Hindernis seines Strebens; sie forderte daher, daß er seine Bilder mehr male, sondern Studien mache, und schrieb an ihn nach Lille:

„Könntest Du sehen, wie ich Dein Bild an mein Herz drücke, es fortlege und wieder in die Hand nehme, um ihm die zärtlichsten Namen zu geben, mein theurer Sohn! dann würdest Du verstehen, was es mich kostet, wenn ich als strenge Mahnerin vor Dich hintreten muß, um Dir peinliche Momente zu verursachen. Die Hoffnung, in Dir eines Tags den ersten Maler unsers Jahrhunderts, ja aller Zeiten zu sehen, verläßt mich nicht! Darum arbeite unermüdlich und sei bescheiden, und wenn Du Deine Genossen übertrifft, so denke, es sei eine Dir verliehene Gabe und nicht Dein Verdienst! Vergleiche Deine Arbeiten mit der Natur, stelle sie dem in Dir lebenden Ideal gegenüber und ein solcher Vergleich wird Dich vor Stolz und Anmaßung bewahren!"

Zu dieser Mutter kehrte Ary Scheffer in seinem 16. Jahre nach Paris zurück, um in dem Atelier von Guérin, einem Zeitgenossen David's, zu arbeiten. Das Kaiserreich nahte seinem Ende, die französische Malerschule ging einer neuen Phase entgegen; Horace Vernet malte die Schlachten, welche das Volk gefochten, und die Ideale hoben vor der Wirklichkeit draußen Farben. Ary Scheffer konnte sich diesem Einflusse nicht entziehen. Guérin konnte einem so begabten Schüler wenig bieten und die technische Fertigkeit, welche ihm unter seiner Leitung ward, war mangelhaft. Dazu kam die häusliche Sorge. Madame Scheffer hatte nun alle Habe verkauft, ihr letzter Schmuck war dahingegangen und der Sohn mußte verdienen helfen; so begann er denn, schlechte Bilder für den Handel zu malen. Solcher Wucher fördert einen jungen Künstler nicht. Er vollendete „Die Wittwe des Soldaten" — ein Gegenstand, welcher große Sympathieen erregte und ihm viele Bestellungen erwarb, doch seinen Namen nicht weitertrug.

Im Jahre 1818 malte er das Porträt von General Lafayette, erhielt dann eine Einladung nach dessen Schloß Lagrange, und damit eröffnete sich für ihn eine neue Zukunft. Die Regierung Karl's X. war nicht populär, die Opposition fand sich hier zusammen und Ary Scheffer nahm aus Ueberzeugung Partei. Er war bereit, dem Wohle des erwählten Vaterlandes Gut, Blut und Leben zu opfern. Dieses Wohl aber sah er nur in einer freien Verfassung. Der Versuch, das Gouvernement zu stürzen, mißlang und Scheffer entging nur mit Mühe der Rache der Bourbons. Er malte nun was er dachte und wünschte, und der Freiheitskampf der Griechen gab seinem Enthusiasmus die Anknüpfungspunkte; so entstand „Die Vertheidigung von Missolunghi" und die „Femmes Souliotes", sein erstes Bild in Lebensgröße, während er früher nur Cabinetsstücke gemalt.

Diese größere Conception ließ ihn aber auch die Mängel seiner technischen Ausbildung entdecken und der Entschluß, ihnen abzuhelfen, stand von da an unwiderruflich vor seiner Seele. Ingres kehrte gerade von Rom zurück; an ihm sah er, wie er zeichnen sollte, und schloß sich dem großen Meister an, um in seine Fußstapfen zu treten, und die Folge bewies, daß er erreichte, was er sich vorgesetzt. Geläutert von allen ihm anhängenden Gebrechen ging er aus diesem Kampfe hervor; ein Meister, der aus sich selbst heraus zu schaffen vermochte, ohne Nachahmer irgendeiner Schule zu sein.

Ary Scheffer hatte nun sein 35. Lebensjahr zurückgelegt. Er war auf dem Punkte angelangt, wo der Ruhm ein sicherer Begleiter auf seinem Wege war. Er gehörte zu den Notabilitäten der Hauptstadt; die ersten Kreise öffneten sich ihm; Ludwig Philipp hatte ihn zum Lehrer seiner Söhne ernannt, der Herzog von Orleans war ihm sehr gewogen.

Am politischen Horizonte zogen indessen neue Wolken herauf. Lagrange ward abermals der Versammlungsort der Opposition und Ary Scheffer gehörte unter die eifrigsten Vertheidiger einer neuen Freiheit. Herr und Frau Grote erschienen zugleich als Gäste in Lagrange und seit jener Zeit blieben sie in der freundlichsten Beziehung zu dem von ihnen liebgewonnenen Künstler.

Die glorreichen Tage des Juli nahten. Thiers, Redacteur en Chef des „National", sollte dem Sohne Philipp Egalité's die Krone von Frankreich anbieten. Scheffer hatte an den Barrikaden tapfer gefochten und war ermüdet in sein Haus, Rue Chantal, das er bis an sein Ende bewohnte, zurückgekehrt, um auszuruhen, als Thiers bei ihm eintrat. „Eh bien, Scheffer, me voici!" rief er ihm zu. „J'ai besoin de vous! J'ai tout fait!" „Wie, alles?" fragt Scheffer zurück. „Ich will nur sagen, daß ich im Hotel-de-Ville gewesen bin, die Mitglieder des Municipalcomité, die Chefs der Partei Lafitte gesehen habe und der Ueberbringer einer Botschaft an den Herzog von Orleans bin, die nach Neuilly zu befördern Sie mir beistehen müssen." „Sie meinen, ich soll Sie als eine Art Abgesandter der Parteiführer begleiten?" „Ja!" sagte Thiers. „Und

da Sie gute Pferde im Stall haben und wir nur zu Pferde dahin gelangen können, so laſſen Sie ſatteln!" „Freilich, die Barrikaden machen einen Wagen unmöglich!" „Aber", fiel Thiers ein, „ich bin nur ein ſchlechter Reiter! Ihre guten Pferde werden mich abwerfen!"

Scheffer eilte darauf zu dem Sohne des Marſchalls Ney und borgte für Thiers von dieſem ein kleines zahmes Pferd; darauf traten ſie ihren Weg an, der mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden war.

Wie ſie Ludwig Philipp empfing, das hat Scheffer verſchwiegen; wohl aber iſt die Aeußerung von Madame Adelaide, ſeiner Schweſter, bemerkenswerth. „Sire, conduisez-vous en roi!" rief ſie ihrem Bruder zu und der Roi-citoyen beſtieg den Thron von Frankreich.

Achtzehn Jahre ſpäter, am 24. Februar 1848, hatte Ary Scheffer als Kapitän der Nationalgarde die Wache; Odilon Barrot ſtand ihm zur Seite im Garten der Tuilerien unter den Fenſtern Ludwig Philipp's und beide waren entſchloſſen, ihn mit ihrem Leben zu vertheidigen. Scheffer liebte ihn perſönlich nicht, aber er liebte die Familie, die Königin, die Herzogin von Orleans und vor allem ſeine Schülerin, die Prinzeſſin Marie, deren Talent für die Sculptur er ausgebildet hatte.

Stroh bedeckte hier den Boden. Es war ausgeſtreut, damit die Dragoner die Stufen in den Garten hinabreiten konnten. Sie legten ſich auf das Stroh nieder. Da rief eine Stimme Scheffer bei Namen. Beſchäftigt mit ſeinen Gedanken und ernſten Blicks in die Weite ſchauend, achtete er nicht darauf. Da rief es noch einmal und lauter. „Wer ruft mich?" fragte er nun. „Ich bin es, die Königin!"

Scheffer ſprang auf und trat an das Fenſter. „Was wünſchen Ihre Majeſtät von mir?" fragte er.

„Ich brauche Sie, um uns mit Sicherheit aus dem Schloſſe zu geleiten. Der König hat abgedankt und wir reiten."

Scheffer und Odilon Barrot eilten nun ſogleich in das Schloß, um in die Gemächer des Königs hinaufzuſteigen; doch auf halbem Wege kam ihnen ſchon die ganze Familie entgegen. Die Königin ſagte: „Scheffer, gehen Sie nicht an der Seite des Königs, Ihre Uniform wird ihn ſchützen."

Durch die große Allee gingen ſie ſo auf die Pferde zu, durch die man auf den Platz de la Concorde gelangt; im ganzen waren ihrer vielleicht zwölf Perſonen, von einigen Huſaren geſchützt; niemand ſprach. Am Ausgange angelangt, fanden hier keine Wagen; zwei voitures de remise fanden ſich zufällig in der Nähe und in die eine ſtieg die königliche Familie; Scheffer nahm ſeinen Schafe ab, ſchwang ihn und rief: „Le roi part; vive le roi!" Aber ſein Ruf verhallte ohne Echo und der Roi-citoyen ſagte Paris auf immer Lebewohl. Die Krone, welche Ary Scheffer ihm einſt entgegengetragen, ſah Ary Scheffer auch von ſeinem Haupte fallen.

Aus meiner Pilgertaſche.

Von Freiherrn von Liebenfels.

VI. Blicke auf Konſtanz und ein Beſuch bei Heinrich von Weſſenberg.

Heute vor funfzig Jahren und um dieſelbe Stunde ſah ich an derſelben Stelle auf der Grenzmarke zwiſchen Baden und dem Canton Thurgau, am Strande des Bodenſees.

Heute wie damals ſchien ſich der glatte Spiegel des Sees ins Unendliche auszudehnen, weil Dünſte und Nebel ſeinen Horizont dicht verhüllen und nicht einmal das Abendgedunkel der Schneegipfel der Alpen durchſchimmern ließen. Damals war ich ein lebensfreher, an böhmiſchen Dörfern und ſpaniſchen Schlöſſern gleich reicher ſtudentiſcher Erinnerungen, Bewohner einer beſcheidenen Stube im Gaſthof „Zur alten Schmiede" im heitern Freiburg im Breisgau, wo damals noch Joſeph's II Geiſt bei Profeſſoren, Beamten, Geiſtlichen und Volk ſegensreich waltete und Karl Friedrich's Weisheit die katholiſchen Gemüther mit der proteſtantiſchen Herrſchaft mehr und mehr zu befreunden ſo glücklich begonnen hatte.

Damals ſah es ringsum um den Platz, wo ich heute wieder ſtehe, noch ziemlich nachläſſig, wüſt und düſterhaft aus. Bäuerinnen und Landleute machen bildeten faſt allein die Staffage, nur zuweilen vermehrt durch ein ſchwerfällig heranſegelndes Frachtſchiff, wenn ein günſtiger Funken wehte, oder bei Windſtille ein noch ſchwerfälliger heranrudernder Segelkahn. Ueber verbrannt alſo blieb und entheiligt wurde der Platz durch den altersgrauen Concilpalaſt ſchauerlichen Angedenkens.

Heute iſt dieſer Concilpalaſt freilich um ein halbes Jahrhundert älter und grauer geworden, aber in ſeinem Innern waltet würdig der Geiſt der Zeit durch die Sammlung von Natur- und Kunſtwerken und ringsum ihn her verkünden ein buntes, regſames, heiteres Treiben, daß hier dem

Moloch der Herrschsucht und des unchristlichen Fanatismus fortan keine Brandopfer mehr geweiht werden. Kaum 200 Schritt südwestlich davon zieht sich vom See die Grenzdammpromenade bis hinüber zum schweizerischen Grenzzollamt von Kreuzlingen, nur wenige Schritte vor dem letzten Hause der badischen Vorstadt. Den Platz selbst beleben die Hafen- und Zollgebäude, Bauernfuhrwerke, allerlei Holzhandel, ein fortwährendes Getümmel von Kommenden und Gehenden, Beschäftigten und Neugierigen, Betrachtenden und Ausladenden, der stattliche Hafen selbst mit seinem Leuchtthurm, den elf täglich herein- und hinausfahrenden Dampfern in den Farben Oesterreichs, Baierns, Würtembergs, Badens, der Schweiz mit den Segelschiffen und den zahlreichen überall vermittelnden Nachen und Kähnen. Ueber alles Getümmel und Gerassche und Getöse herrscht das Gepoche und Gekarre der Hämmer und Schrauben beim Bau der neuen eisernen Dampfer. Ueberall Hafenluft und Hafenleben. Menschen und Sprachen aus allen Weltheilen; das Französische wie allerwärts am lautesten. Aber lauter als zehn Franzosen waren heute fünf junge stattliche Männer in blauen Blousenrocken französischen Schnittes, den rothen Fez auf den schwarzlockigen Köpfen, scharfausgeprägte orientalische Gesichter, schlanke, lebende Gestalten, hastig in allen sinnlich graziösen Bewegungen, Söhne bedeutender ägyptischer Familien, welche der Vicekönig zu militärischer Erziehung nach Paris gesendet hatte und die jetzt nach vollendeten Studien durch die Schweiz, durch Deutschland und Italien in ihre Heimat zurückkehren, um sogleich von andern jungen Landsleuten in der pariser Schule abgelöst zu werden. Ihr Benehmen und ihre Conversation entsprachen vollkommen dem Salon, bewiesen aber auch, wie viel von seinem Einflusse der Koran bei ihnen schon verloren hat. Sie sind durch und durch junge Franzosen geworden mit allen Vorzügen und Fehlern, schwärmen für Frankreich, hassen England und freuen sich über nichts so sehr, als das sie bisjetzt überall Leute gefunden haben, welche mit ihnen französisch plaudern und mitunter Aegypten als ein von der Türkei gründetes, zukunftsreiches Land betrachten. „L'Egypte", rief der eine enthusiastisch, „préfèrerait d'être une seconde Algérie, que de rester une espèce de dépendance du Grand-Sultan fainéant. Vive la France!" Das stimmt wol mit den geheimen Gedanken mancher Franzosen trefflich überein, gibt andern, besonders den Engländern, viel zu bedenken und scheint den Suezkanal immer wieder von neuem in Frage zu stellen.

Was an den meisten Orten Baierns und Würtembergs der Geselligkeit an öffentlichen Orten ein so angenehmes Gepräge verleiht, das ungezwungene und freundliche Zusammenleben von Militär und Civil, erscheint auch hier in erfreulichster Weise, obschon sonst alles am Militär preußisch aussieht und in preußischen Formen sich bewegt, sodaß beinahe nur der Vogel Greif und der Dialekt den Boden noch erkennen lassen. Auch das frühere süddeutsche Sichgehenlassen hat in Haltung und Ton eine mehr preußische Färbung angenommen, zum Glück ohne der angeborenen Traulichkeit und Lebendigkeit Eintrag zu thun. Aller natürlichen Reize dieser Seegegend ungeachtet sind die Soldaten dem Garnisonleben hier nicht hold, weil ihnen jeder Spaziergang auf Schweizerboden verpönt worden, nachdem Händeleien, Neckereien und Schlägereien zwischen den weinlustigen Republikanern und den nicht minder durstigen Monarchisten sich als unvermeidlich erwiesen hatten. Die nächsten Nachbarn finden ja immer und überall mancherlei gegenseitig auszusetzen und zu tadeln und nehmen dabei, wie das Volk sagt, kein Blatt vors Maul.

Spaziergänge in die nächste schweizerische Umgebung haben auch für uns Civilisten mitunter Komisches und Bedenkliches im Gefolge, wenn wir nicht aufs genaueste mit allem bekannt sind, obgleich die Thurgauer hier als ein äußerst gemüthlich freundliches und harmantes Völkchen sich zeigen. Ich schlenderte nach Kreuzlingen, um die stattlichen Gebäude der ehemaligen Abtei in Augenschein zu nehmen. Kaum 150 Schritt über der Grenze verlockte mich der Anblick eines sehr schmucken Hauses mit der goldenen Inschrift: „Belle vue", inmitten eines hübschen Gartens, zu dem üppigen Gelüste, auf dem hohen Balcon zur wundervollen Aussicht über den ganzen See ein Schöpple edelsten Schweizerweins zu schlürfen. Schon voll des Vorgenusses, schreite ich wohlgemuth durch das zierliche Gitterthor ein. Ich verwundere mich über die Stille und Einsamkeit dieses einladenden Orts. Da schießt ein Gärtner um die Hausecke herbei und hastig auf mich zu: „Was wünschen Sie?" „Einen Schoppen vom besten auf den Balcon." „Der Herr Doctor ist nicht anwesend und würde es auch schwerlich erlauben, wenn er hier wäre." „Ist der Herr Doctor Wirth oder Oberkellner in diesem Gasthause?" „Gasthaus? Verzeihen Sie, es ist eine

Irrenanstalt und der Herr Doctor deren Gründer und Besitzer." Alle Geister nach Aussicht und Wein verwandelten sich in ein unheimliches Schaudern und ich eilte, aus solcher Hölle eine wohlbehalten wieder hinauszukommen. Wunderlich bleibt jedenfalls der Einfall, einer solchen Anstalt einen Namen zu geben, den sonst nur Lustschlösser und Gasthöfe führen.

Seeaufwärts am schweizer Gestade erscheint die Fläche von Kreuzlingen anfangs nicht sehr einladend zu Spaziergängen auf Feldwegen und Pfaden durch gewöhnlichen Feldbau, Wiesen und Schilfstrecken. Hat man aber erst ein paar hundert Schritte hinter sich, so beginnt schon der zauberische Wechsel von kleinen pittoresken Einsichten ins Innere, Stilleben und Idyllen, hübschen Villen, einzelnen Landwerthswohnungen, weiterhin Dörfern am Ufer zerstreut, an Hügelböschungen malerisch hinanlaufend, in Hügelthälern voll reicher, üppiger Cultur. Nach allen Richtungen Zeugnisse eines rührigen, heitern Lebens, emsigster Thätigkeit, sinnigen Strebens auf dem Lande wie auf dem Wasser. Dabei über den mächtigen See hin einen beständigen Wechsel von neuen reizenden Ansichten des badischen Ufers, von zauberischen Fernsichten hinüber nach Würtemberg, hinauf nach Baiern und Vorarlberg, überall Kauffahrer mit ihren weißen Fittichen hoch in die Lüfte empor, Dampfer mit ihren aufbrausenden Rauchsäulen, Kähne und Nachen auf der Jagd nach Lachsforellen und Felchen und Wasservögeln. Jeder Blick gemahnt hier an das biblische: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen!" Die Welt ist wahrlich ein Freudenthal, wenn auch alle Mücken und Plagen plärrend und angenervend sie ein Jammerthal nennen. Bewahre nur in dir die himmlische Freude und überall wird sie von außen dir entgegenlächeln, in Andacht und Liebe dich erheben.

Rheinabwärts drängt sich die Schweiz nicht bis an die Mauern der Stadt heran; hier läuft an der Landstraße nach Stein, Diessenhofen und Schaffhausen hin noch eine halbe Stunde Wegs bis zur Grenze das Paradies. Dieses Paradies ist für Konstanz, was die Jardins maraîchers für Paris, die Vierlande für Hamburg, die Brunnenwirthschaft für Erfurt, Sachsenhausen für Frankfurt sind: der Gemüse- und Obstgarten. Ein ungemein fleißig bebauter, reicher Fleck Erde, mit einigen Gasthäusern und Wohngebäuden, ohne eigentlich landschaftlichen und malerischen Reiz. Zwiebeln werden hier in erstaunlicher Menge gezogen, als ob der Menschheit ringsumher Thränen ausgepreßt werden sollten über den Tag der Schmach, an welchem Huß hier seinen edeln Geist auf dem Scheiterhaufen aushauchte. Wer übrigens mit sich selbst darüber nicht ganz im Reinen ist, ob er nach seinem Hinscheiden auch gewiß ins Paradies komme, der ziehe, wenn sein letztes Stündlein zu nahen scheint, getrost nach Konstanz, denn diese Stadt ist der einzige Ort in der Welt, wo man unmittelbar aus dem Kirchhofe unfehlbar in das „Paradies" gelangt. Hier gefund ist und eine kleine Anstrengung zu Fuß dem staubigen und langweiligen Kutschiren auf Landstraßen vorzieht, beharre rheinab auf dem Fußpfade am Ufer hin, der zwar nicht alle Bequemlichkeiten eines Trottoirs bietet, aber dafür reizende Blicke auf die badische Landzunge und weiter hinab die prächtigen Aussichten über den westlichen Untersee mit seiner köstlichen Reichenau gewährt, in Gottlieben und Ermatingen mit einigen interessanten Punkten erfreut und mit dem zwei kleine Stunden entfernten einstigen Asyl der Königin Hortense und Napoleon's III., mit Arenenbergs sinnigen Anlagen und unübertrefflichen Panoramen für alle Anstrengung überreich belohnt. Welchen Konstanz und seine Umgegend keine andere Schönheit als die Reize von Arenenberg und der neuen Kapelle des nahen Mannenbach, so verdienten diese allein einen Ausflug an den Bodensee.

Wie sehr der Rhein brausen und schäumen und prunken möge, so erscheint er doch hier noch nicht als eine selbständige Großmacht, sondern nur als ein stürmischer Abfluß des Bodensees, dem man hier eigentlich noch gar nicht ansehen kann, daß er dort unten ein so mächtiger und prächtiger Herr werden könne. Die Brücke hinüber ist hier kaum hundert Schritt lang. Sie führt unmittelbar vor den großen Bau der ehemaligen Abtei Petershausen, jetzt die Kaserne eines badischen Infanterieregiments, gewiß eine der schönstgelegenen Kasernen Deutschlands, ein glänzender Beweis vom Takt und Geschmack der alten Mönche in der Wahl ihrer Wohnsitze: der reiche Boden der Landzunge zwischen dem Untersee und dem Rhein, der Ueberblick des ganzen großen Sees, Konstanz unmittelbar vor Augen, in leichter Verbindung mit nahen Städten und Abteien ringsumher.

Spaziergänge auf diesen Erdzunge oder Halbinsel rheinabwärts lohnen sich nur unmittelbar am Rheinufer hin oder wenn man solche 1½—2 Stunden Wegs auswärts fortsetzt bis in die

Waldeinsamkeit der sanften Höhen und Hügelreihen am Ueberlingersee hin, mit der Mainau, manchem sehr reizenden Blick auf das jenseitige Ufer und einigen unübertrefflichen Fernsichten über den ganzen Bodensee hinauf. Die Beschreibung aller dieser Herrlichkeiten ist Aufgabe der Touristen, die schon vielfach gelöst, aber noch lange nicht erschöpft ist. Uns würde sie zu weit führen; bleiben wir daher in der Nähe der Stadt.

Folgen wir der rechts an der Kaserne vorüberführenden Straße nach Stockach einige hundert Schritt weit und schlagen alsdann den ersten Seitenweg rechts rheinaufwärts ein. Ich entsinne mich keines Orts, wo ein Spaziergang von kaum drei Viertelstunden Wegs eine ähnliche Mannichfaltigkeit, ähnliche Contraste und einen solchen Reichthum von Schönheiten bietet. Man fühlt sich behaglich in der schattigen Stille ländlicher Umgebung, als läge alles Weltgetümmel fern, zwischen Obst- und Ziergärten mit Blumen vor den Häuschen traulich geschmückt, nur belebt von ein paar weidenden Kühen und den sie hütenden Kindern. Eine kleine Bocage von Waldbäumen und Sträuchen nimmt uns auf. Nach wenigen Schritten strahlt die Sonne ungehindert quer über den Weg und wir sind wie durch Zauber plötzlich wieder wie mitten im Stadtgetriebe. Zunächst geht eine kurze Biegung hinab ans Seeufer, wo die Schuljugend von Konstanz an den Bade- und Schwimmplätzen wohlgemuth herumplätschert und jubelt. Der Wasserspiegel ist hier noch schmal, jenseits blinkt die Stadt im Sonnenschein, aus dem Ufer drängen sich Gebäudegruppen heraus auf die Brücke, der Dampfer nach Schaffhausen kommt soeben einen Scherenhieb, um ohne Mauer unter der hinweg hindurchsteuern zu können. Der Hafen wimmelt von Menschen, Schiffen, Kähnen, ein Dampfer steuert am Leuchtthurm vorbei auf die Bahn herüber nach Friedrichshafen, weiterhin am lachenden Schweizerufer weidet die Rauchsäule von einem dritten, der von Romanshorn kommt, hoch in die Luft; ein paar Segelschiffe mit ihren weißen Schwanenflügeln und nach allen Richtungen emsig sich kreuzende Nachen vollenden das reizende Bild. Sogleich umfängt uns wieder die ländliche Einsamkeit mit ihrem Schweigen und ihrem Schatten. Der See bleibt immer ganz versteckt hinter Häuschen, Hütten, Obstgärten und Gebüschen; man hört zuweilen das Plätschern der Brandung über den Kies hin, aber man sieht nichts davon, um bald wieder um so angenehmer überrascht zu werden. Wo das Land die kleinste Bucht oder den kleinsten Erdvorsprung bildet, daselbst belegt gewiß auch Instinct und Bedürfniß einen Platz so anmuthig, als hätte Fürst Pückler's oder Petzold's Künstlerart hier gewaltet; und auch jede dieser Lichtungen gewährt den Wanderer wie durch ein Fernrohr eine andere, weitere, zauberischere Fernsicht über den See hin. Wir gelangen nun in eine Waldpartie, in ein dichtes Gemenge von Laub- und Nadelholz, an dessen Rand der Schilfwuchs kleine Teiche verräth. Hinter dieser kurzen Strecke traulicher Waldeinsamkeit erwartet uns Labung in einer kleinen Schenke, gewöhnlich das Schopple oder Kännle genannt. Aber wir treten aus dem Wäldchen und finden kein Kännle mehr. Alles ist hier lichter, offener, gleichsam weiter geworden, im vollen Sonnenschein prangt jetzt hier eine elegante Villa, umgeben von einem Pleasureground mit reichstem Blumenflor, einem parkähnlichen Garten, einem üppigen Weingelände, hinter denen dichter Holzwuchs den See verbirgt, eine reizende Anlage edlen Stils. Sie ist das Werk und Eigenthum eines Engländers, eines Sir oder Mr. Wonfield, der hier mit seiner Familie seit einer Reihe von Jahren haust. Kaum wirft man einen Blick durch das eiserne Gitterthor hinein, so erfolgt auch gewiß eine freundliche Einladung einzutreten und sich nach Behagen umzusehen. Die ganze Anlage entzückt durch sinnige Einfachheit und verständigen Wechsel von Obst- und Zierbäumen, Rasen, Strauch- und Blumengruppen, Heinpartien, schattigen Parkwegen und Ruheplätzen am See hin, deren jedes eine neue, wunderhübsche Fernsicht eröffnet.

Sogleich nach dem Eintritt war die einladende Person verschwunden und es bekam kein lebendes Wesen mehr zu sehen. Der reiche Besitzer gilt allgemein für einen sehr unterrichteten und wohlthätigen Mann, aber dabei in mancher Hinsicht für einen englisch eigenthümlichen Kauz. Er lebt mit ganzer Seele einem angeblich von ihm selbst entdeckten Heilsystem, einem eigenen christlichen Sectenthum. Sonst sehr ruhig, gemessen und förmlich, ist er dafür ganz Feuer und Flamme, wirbt für seine religiösen Anschauungen eifrigst Proselyten und soll aus den Städten und vom Landvolk unter bereits eine kleine Gemeinde sich herangebildet haben. Weiteres darüber konnte ich leider nicht erfragen; nur das Ganze berührt ein geheimnißvolles Dunkel, seine Adepten plaudern nicht und andere wissen nur von bunten Hören-

sagen, Vermuthen und Folgern. „Hiernach", lautet ein Bericht, „soll er vordem die Idee verfolgt haben, eine Vermittelung des Hochkirchenthums mit dem Puritanismus und Puritanismus zu erzielen, aber seit seinem Bekanntwerden mit deutscher Theologie und Philosophie, mit Rationalismus und Orthodoxismus endlich aber mit Dr. Strauß, anfänglich an sich selbst ganz irre geworden sein, bis das neue Licht ihm endlich klar aufgegangen und danach alle seine Ideen zu einem neuen Vermittelungssysteme sich concentrirt haben und das Resultat nun auf eine Art von Irvingianismus hinauslaufen soll."

Daraus werde klug wer es kann, ich vermag es nicht. Indessen muß man in religiösen und kirchlichen Dingen an das ad absurdum sich gewöhnen und stets auf die curiosesten und unglaublichsten Combinationen und Sprünge gefaßt sein. Uebrigens soll sich diese Sekte bisjetzt durch keine andern Thatsachen kundgeben als durch die regelmäßigen Besuche seiner Anhänger in der Villa an bestimmten Abenden, um nach der Lehr- und Andachtsstunde der splendiden Gastfreundschaft sich zu erfreuen. Man versichert, sein Bekehrungseifer ist, besonders gegenüber von gebildeten Fremden, so groß, daß ihm ohne Zweifel beim ersten Besuch sein Herz überlaufen und er mir die ganze Lehre mittheilen würde. Da ich Lust zum Bekehrtwerden nicht fühlte, so hielt ich es für unanständig, solche einem ehrlichen Manne gegenüber zu heucheln, um so mehr, weil diese ganze Geschichte den Privatkreis seines Hauses eigentlich noch nicht überschritten hat und ich dem Grundsatze Friedrich's II., daß jeder auf seine Façon selig werde, vollständig huldige.

Das Seevölkchen eines ziemlich weiten Umkreises entsprang offenbar aus einem glücklichen Gemische schwäbischer, allemannischer und helvetischer Elemente, in spätern Zeiten stark legirt mit österreichischem Blut. Sitten, Gebräuche und Dialekt tragen noch heute das Gepräge dieser Mischung an der Stirn. Die ganze Bevölkerung ist römisch-katholisch, sparsam vermengt mit Protestanten. Die große Mehrzahl hängt fest und warm an ihrer Confession; dennoch leben diese Leutchen recht brüderlich mit den Protestanten und Spuren von Hang zum Ultramontanismus erscheinen nur sehr selten, und wo solche zum Vorschein kommen, fast lediglich bei den jüngern Geistlichen und deren unbedeutenden Anhängern. Diese glückliche Stimmung verdankt man offenbar den vier Hauptquellen des täglichen und vielfachen Verkehrs mit der Schweiz, dem über der ältern Geistlichkeit und allen Resten der vorigen Generation noch wohlthuend schwebenden Geist Joseph's II., dem echt christlichen Walten von Ignaz Heinrich von Wessenberg und dem mehr und mehr an das Denken gewöhnenden und alles verbrüdernden Constitutionalismus Badens. Das alles zusammen erhält und kräftigt die Gesundheit von Kopf und Herz und durchdringt allmählich die Masse mit einer edeln Bildung von Geist und Charakter, welche sich in allen Lebensverkommnissen höchst erfreulich äußert und den Fremden um so mehr überrascht, als der wenig ansprechende Dialekt, der mitunter noch sehr tief schlummernde ästhetische Sinn und ein nicht selten hervorbrechender Hang zum Pfäffenthum eine solche Bildung nicht ahnen lassen. Von den freien Künsten ist hier vorzugsweise Musik im Schwung; ich hörte einen Gesangverein, der in seinen Leistungen in der That wenig zu wünschen übrig läßt. Für Malerei scheint eben kein sehr lebendiger Sinn zu herrschen, obgleich jeder Konstanzer den Fremden mit einem gewissen Stolz auf die Hofmalerin Ellenrieder als auf eine Berühmtheit und Hauptmerkwürdigkeit der Stadt aufmerksam macht. Unter ihren zahllosen Kirchenbildern herrscht in Auffassung und Farben eine fast an Monotonie streifende Familienähnlichkeit, interessant sind darunter einige wirklich vortreffliche Werke, worin sie wol den Namen einer bedeutenden Künstlerin verdient. Aber der unermüdliche, gewissermaßen rührende Schaffungseifer in jetzt alten Tagen kann unmöglich ihren Ruhm erhöhen, da die Phantasie doch matt geworden, die Engel und Madonnen minder ätherisch und himmlisch werden, die Farben mehr und mehr erbleichen. Dies erscheint um so auffälliger neben den Bildern eines glücklichen ihrer Schüler, von dem wirklich Gutes zu erwarten; er zeigt Phantasie in der Erfindung, Energie in der Zeichnung, Gefühl im Ausdruck, Wärme in den Farben. Es wird nachgerade Zeit für den interessanten Jüngling, daß er anderes zu sehen bekomme, seine völlige Entwickelung in einem reichern Kreis und unter höhern Vorbildern suche. Für Sculptur bietet hier der Kirchhof mit seinen höchst einfachen Bedürfnissen und Forderungen die einzige Anregung und eigentliche Muster höherer Natur fehlen durchaus. Die alltäglichsten Gewerbe und Kramgeschäfte nebst dem Transit abgerechnet, ist hier in den Gebieten von Industrie und Handel Erwähnenswerthes nicht vorhanden und der Specu-

lauenogeiſt ſcheint noch in Schlummer befangen zu ſein. Ohne Zweifel wird er bei dem ſonſt ſo lebendigen Völkchen erwachen, ſobald der Verkehr nach außen nicht mehr von den Launen des Winters abhängt, die begonnene Eiſenbahn ſeinen Hafen mit der Welt jenſeit des Rhein in unmittelbare Berührung bringt und auch die Schweizer ihre Schienenwege bis hierher ausdehnen.

Kein Wort über den berühmten Dom und andere Merkwürdigkeiten? Kein Wort über die reizenden, ja in mancher Hinſicht einzigen Waſſerfahrten der vielen Dampfer nach Romanshorn, Rorſchach, Bregenz, Lindau, Friedrichshafen, Meersburg, Mainau, Ueberlingen, Ludwigshafen, Schaffhauſen? Kein Wort über „Hecht" und „Adler" und andere Gaſthöfe, über geſchloſſene Geſellſchaften u. ſ. w.? Ueber alle dieſe Dinge erzählen die Touriſten ſo viel, die Reiſe- und Städtebeſchreibungen ſo ausführlich, daß man ſich dort Raths genug erholen kann.

Unter die mir erfreulichſten Notabilitäten eines Orts gehören immer die neuheranblühenden, jungen, hervorragenden und ernſtlich ſtrebſamen Talente. Solche Jugend ſuche ich ſtets und überall auf. Es iſt gar erquicklich für alte Leute, mit tüchtiger Jugend zu verkehren, für ſie und mit ihr zu ſchauen, zu hoffen, zu träumen, zu ſchwärmen, zu ſtreben; man erfriſcht und verjüngt ſich dabei ſelbſt, man genießt die kurze Spanne Daſeins doppelt und vergißt, daß man der Pforte ſo nahe ſteht, welche hinausführt für immer, hinüber, wohin? Als entſchiedenes und ſehr hoffnungsvolles Talent hat ſich der junge Konſtanzer F. Pecht bereits bewährt und einen ehrenvollen Namen erworben. Die Natur beſchenkte ihn mit Phantaſie, Humor, Geſchmack und Beharrlichkeit im Streben; ſein Fleiß hat dem Pinſel Ausdruck, Wärme, Leben verſchafft, die Technik ringt fort und fort in edlem Kampfe nach dem Ziele, der Seele einen würdigen Körper zu verleihen, ſie auch dem äußeren Auge künſtleriſch ſchön erſcheinen zu laſſen. Ich mußte leider auf den Genuß ſeiner Bekanntſchaft verzichten, er lebt den Studien in München und ſoll ſich nun einer ernſten Idee für den Großherzog von Baden beſchäftigen. Glück auf!

Der geneigte Leſer geſtatte mir eine kleine Pauſe und folge mir alsdann zu der edelſten Merkwürdigkeit von Konſtanz, zu einem Manne, der durch ſeine hohe Stellung, durch den Geiſt ſeiner Schriften, durch die Unerſchütterlichkeit ſeiner Geſinnung und Ueberzeugung, durch ſeinen Wandel und ſein Thun auf weite Umkreiſe und in die wichtigſten Lebensfragen nicht nur des badiſchen Volks, ſondern ganz Deutſchlands eingewirkt hat, noch als Greis lebendigſt fortwirkt und ſtets fortwirken wird. Ich ſpreche von einem der edelſten und liebenswürdigſten Männer unſerer Zeit, von Ignaz Heinrich Freiherrn von Weſſenberg.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Eine Bergbeſteigung in Nordamerika.

Von E. C. Stowe.*)

Wenn meine verehrten Leſer und Leſerinnen gefälligſt eine Karte Nordamerikas zur Hand nehmen wollen, ſo werden ſie in dem Staate von Neuhampſhire eine Gebirgskette finden, die Weißen Gebirge (White mountains) genannt. Die höchſte Spitze derſelben iſt Waſhington zu Ehren nach ſeinem Namen benannt worden.

„Sie frühſtücken um 7, machen ſich auf den Weg um 8 Uhr und reiten hinauf in vier Stunden", ſagte Herr Gibb, unſer zuvorkommender Wirth.

Alles hängt jedoch vom Wetter ab. Im Anfange der Woche waren zwei prächtige Tage zur Beſteigung des Berges, wir durften uns kaum ſchmeicheln, einen gleichen dritten zu erhalten. Um 7 Uhr waren die Berge mit dicken Wolkenſtreifen überzogen und die Gipfel verhüllten ſich. Ich ging zur Rückſeite des Hauſes und im Weſten, der Windgegend, die hier das gute Wetter verkündigt, ein ſchwaches, gewelktes Stückchen blauen Himmels bemerkend, das den Wind aus jener Gegend anzeigte, weiſſagte ich einen ſchönen Tag. Die Damen legten ihre Reifröcke ab und wollene Jacken an, ſetzten vom Hausknecht gemiethete Strohhüte auf, während wir Männer uns mit warmen Decken als Umſchlagtücher verſahen.

Herr Gibb, mit einer Liſte in der Hand, placirte ſich wie der Meiſter einer Reitbahn in die Mitte eines Strudels von ziemlich rauh ausſehenden Pferden und die Reitenden beſtiegen die ihnen angewieſenen Thiere der Reihe nach, wie ihre Namen verlaſen wurden. Dies verurſachte eine leichte Verwirrung, bald unterdrückte Schreie wurden gehört, Sättel zurecht gerückt, Gürtel nachgeſchnallt, Steigbügel regulirt, worauf wir, uns in

*) Kein Ueberſetzung, ſondern die deutſche Niederſchrift eines Amerikaners. D. Herr.

Linie ſetzend, in den ſchmalen Fußpfad defilirten, während das Muſikchor ein amerikaniſches Abſchiedslied anſtimmte.

Wenn vielleicht eine maleriſche, ſo ſtellten wir doch keineswegs eine ſchöne Geſellſchaft dar. Die Damen ähnelten Zigeunerinnen auf der Reiſe, Kleidungsſtücke tragend, die ſie hier und dort aufgerafft hatten.

In den Wald eindiegend, fing die Himmelfahrt ſogleich an, nur wenig ſteil im Anfange bis zur untern Hälfte des Clintenbergs, dann aber wurde der Weg ſteil und beſchwerlich. Der Pfad iſt mit großer Umſicht geleitet und mit Aufwand bedeutender Mittel erſteigbar gemacht. Die ſumpfigen Stellen ſind mit Baumſtämmen bedeckt und die Waldbäche ſind in ähnlicher Art mit Brücken verſehen, ſodaß man dieſe Plätze mit Leichtigkeit paſſiren kann. Auf dieſe Weiſe iſt faſt der ganze Weg bis zum Clintongipfel (ungefähr drei engliſche Meilen) gebaut. Die häufigen und ſtarken Regengüſſe haben nach und nach den Pfad ausgehöhlt, ſodaß man ſich häufig zwiſchen hohen, moosigen Bänken ſieht, die mit den ſchönſten Blumen wie beſtreut ſind. Die Eiche, die Birke und die wilden Pflaumenbäume werden bald ſeltener, bis der Wald endlich nur noch aus Fichten beſteht. Die untern Zweige ſind abgefallen und verfault, während die obern ein dunkles Dach über unſern Häuptern bilden und junge Fichten um die alten herum hervorkriechen. Ein junger Tropenwald ſcheint ſie unter dem Schatten des Urwalds emporzukommen.

Der Wald, welcher allmählich immer wilder geworden war, endigte ganz unerwartet plötzlich und wir befanden uns auf dem Gipfel des Clintenbergs, ungefähr 4200 Fuß über der Meeresfläche. Gegen Norden, 500 Fuß weiter hinauf, ſahen wir den kahlen, abgerundeten Gipfel des Berges Pleaſant, während über dieſen ein grauer Wolkenzug, der ſchnell vom Weſten nach Oſten hinzog, uns des Anblicks der Spitze des Berges Waſhington beraubte.

Der Berg Waſhington iſt der höchſte Punkt einer zuſammenhängenden Reihe von Bergesſpitzen, welche ſich von Nordweſt nach Südoſt hinziehen. Der Berg Webſter bildet den Anfang dieſer Kette, wenn man das Saccthal hinaufzieht; dann folgen die Berge Jackſon, Clinton (auf welchem wir jetzt ſtehen), Pleaſant, Franklin, Monroe und endlich Waſhington; Spitze an Spitze in rieſigen Treppen emporſteigend, von 4000 Fuß an, bis das Haupt die krönende Höhe von 6285 Fuß erreicht.

Die angenehme Wärme, welche wir in dem Waldespfade empfunden hatten, hörte plötzlich auf und ein rauher Wind, hinlänglich abgekühlt in einer Höhe von 4 – 5000 Fuß, blies uns ziemlich heftig ums Ohr. Die Damen bedienten ſich mit Freuden der groben Jacken des Hausknechts und diejenigen, die des Reitens ungewohnt waren, blickten mit ängſtlichen Gefühlen in die Bergesſchluchten, welche uns rechts und links entgegengähnten.

An jeder Seite öffnete ſich eine Bergeslandſchaft — große Maſſen blauer Wälder zunächſt, dann dünnere Züge, weiter hinaus helle Flecken cultivirten Landes, beſtreut mit Farmhäuſern und Dörfern, und in weiter Ferne Wogen von Purpurnebel, die ſich in den Himmel ergoßen.

Hier wollte meine Begleiterin, abgeſchreckt durch den Weg und die Gefahren eines Damenſattels, die Reiſe faſt aufgeben, aber nachdem ich ſie von der größern Sicherheit eines Männerſattels überzeugt hatte, wechſelten wir unſere Sättel und von da ab ging alles gut. Ich möchte hier allen Damen, die nur etwas nervös ſind, anrathen, ſich in ſolchen und ähnlichen Fällen eines Männerſattels zu bedienen und wie Katharina von Rußland zu reiten. Es ſieht vielleicht nicht ſehr graziös aus, aber ich glaube kaum, daß die Damen Gebirge beſteigen, um ihre Reize zu entfalten.*)

Berg Franklin folgte nun und wir fanden ihn rauher, ſteiler und ermüdender als ſeinen angenehmen Vorgänger. Der Pfad geht ſteil hinauf bis zu ſeinem Gipfel; Pfad, ſagte ich? — nennen wir es lieber eine in Ruinen zerfallene Treppe, mit Stiegen in Zwiſchenräumen von 1 zu 3 Fuß, angenehm vermiſcht mit glatten Tafeln von Schieferfelſen. Es ſchien faſt unmöglich, daß die Pferde dieſe letztern betreten konnten, ohne zu fallen, was dennoch keinem einzigen paſſirte. Mit dieſer Spitze hatten wir eine Höhe von 4800 Fuß erreicht, ohne eine einzige Wolke zu kreuzen, während zu unſerer Freude die Haube des Waſhington augenſcheinlich dünner geworden war und an den Schläfen ſich weiter hinaufgeſchoben hatte.

Von Franklin zu Monroe iſt der Bergesrücken wie ein ſcharfer Kamm, kaum weit genug für ein Pferd und ſcharf in die wilden Thäler abfallend, welche die Gewäſſer der Saco und Ammonooſuc ſammeln. Dieſer Kamm bietet meiner Anſicht nach eine reizendere Ausſicht als die Spitze des

*) Wenn Damen reiten, ſo ſitzen ſie in jeder Situation
D. Her.

Waſhington. Ob, wir den Blick zur rechten oder zur linken hinwenden, wir finden dieſes prächtige Naturgemälde immer in einem weiten concaven Rahmen von Bergen eingefaßt; tief unten zu unſern Füßen die erhabene Ode des Urwaldes; drüben andere Berge, breitere Thäler, die grauen Streifen vieler Seen und das ferne Land abgeglättet in ſchwache, blaue Wogen durch die Höhe, von welcher wir es betrachten. Alle die bekannten Spitzen der Weißen Gebirge zeigen ſich hier und Kearſarge, Chocorua und die Franconiagruppe machen einen herrlichen Eindruck. Unſere Befriedigung wird kaum vermindert durch die Gegenwart der wolkigen Felſenmaſſe, welche drohend über unſern Häuptern hängt; wir fürchten nur, daß die Spitze kaum ein großartigeres Panorama entfalten kann als das, welches ſich hier dem entzückten Auge bietet — und dieſe Befürchtung erwahrheitet ſich dann auch wirklich.

Jetzt war auch die geringſte Spur einer Wolke verſchwunden und das Rieſenhaupt ſtand vor uns, kahl, kalt und traurig, eine ſteile, grüngraue, koniſche Felſenmaſſe, keine grüne Heide ſchmückte ſie, nur hier und da vereinzelte Halme braunen Graſes, ein Bündel Moos oder eine weiße Blume mit dem ſüßen Wohlgeruch des Mateé. Der Wind blies kalt und ſcharf von Canada her und wir hatten nun keinen höhern Gipfel mehr in unſerer Nähe als die Felſengebirge (Rocky mountains). Der Weg oder die Treppe lieber war ſo taub und beſchwerlich, daß ich, zur großen Freude meines Pferdes, abſtieg, bis die dünne Luft meinen Lungen faſt den Dienſt verſagte. Es war ein fortwährender Aufwärtsmarſch für die nächſte halbe Stunde, bevor der ſcharfe Rücken abflachte und wir an einer umhergeſtreuten Felſenmaſſe anlangten, hinter welcher wir unſere Pferde ließen. Der Reſt der Geſellſchaft (28 zuſammen) war ſchon angelangt und die Herren waren beſchäftigt, das Waſſer einer eiſigen Quelle, welche zwiſchen den Felſen hervorſtrudelte, mit dem Inhalt ihrer Reiſeflaſchen zu vermiſchen. An einem ſolchen Platze und unter ſolchen Umſtänden, alle — ſelbſt die Damen — tranken ohne Zögern. „Das Mainegeſetz" (ein Geſetz in den meiſten Staaten Nordamerikas eingeführt, wonach das Trinken geiſtiger Getränke unterſagt iſt und „Mainegeſetz" genannt, weil es in dieſem Staate ſeinen Urſprung hat), „das Mainegeſetz", ſagte ich zu unſerm Führer, „glaube ich, iſt hier nicht in Kraft." „O", ſagte er lachend, „ſo hoch hinauf kommen die Geſetze nicht."

Nur noch wenige Schritte und wir befanden uns auf einem Felſenplateau von ungefähr einem halben Acker. Hier hat man eine lange, niedrige Hütte hingebaut, welche das „Tip-Top-Haus" genannt wird. Da es ein Fremdenbuch, eine Küche und ein Speiſezimmer enthält, kann es vielleicht ein Gaſthof genannt werden. Ein wenig weiter hinauf liegt das Summit- (Gipfel-) Haus (obgleich etwas unter dem Gipfel), wo die Reiſenden die Nacht zubringen und (vielleicht) die Sonne aufgehen ſehen können. Hier gibt es ein Zimmer für Damen und eins für Herren und eine ſchwarze Kammerfrau, welche auf der Thürſchwelle zwiſchen beiden Zimmern ſchläft.

Ein Ding habe ich hier ſehr vermißt — eine Plattform, ungefähr 50 Fuß hoch, welche den Reiſenden befähigte, die Abhänge des Plateaus und das ganze große Panorama von einem Punkte aus zu überſehen. Wie es gegenwärtig iſt, muß man über Maſſen von Steinhaufen hinblicken, von Punkt zu Punkt, um die verſchiedenen Ausſichten zu genießen, und obgleich eine jede für ſich ausgezeichnet iſt, ſo würde der Eindruck doch ungemein erhöht werden, wenn ſie alle in einem einzigen Bilde vereinigt wären. Südöſtlich ſehen wir das Saccothal mit ſeinen Schildwachen, dem Chocorua und Kearſarge; im Süden liegt der See Winnipiſeogee in ſeiner Wiege von Purpurhügeln, die mit wilden Reben beſtreut ſind; ſüdweſtlich iſt das wogende Meer von wilden, wälderreichen, namenloſen Hügeln, die ſich nach Franconia hinziehen, deſſen Spitze die Ausſicht nach der Seite hin verſchließt; weſtlich liegt das Thal der Connecticut, die Grünen Gebirge (Green mountains in Vermont) mit Mannsfeld und dem Kameelsrücken in weiter, unbeſtimmter Ferne; die Wildniſſe Canadas im Norden und 100 Meilen weiter die zerſtreuten Seen von Maine — wie Schatten von Wolken durch die Fichtenbäume hindurchſchimmernd — im Oſten. Himmel und Erde verſchmelzen dann ineinander und das Meer, welches ohne Zweifel innerhalb unſeres Geſichtskreiſes liegt, kann man nicht mehr von der Luft unterſcheiden.

Die Atmoſphäre war, nach Ausſage des Führers, ſo klar wie immer, aber der Umkreis iſt ſo großartig, daß der ganze Cirkel der Landſchaft, mit Ausnahme der nähern Bergeszüge, unklar und nebelig erſchien. Das Bewußtſein der Höhe tritt hier beſtimmt und klar vor die Seele: wir ſtehen hier in der That zwiſchen „andern Blumen, andern Welten" oder in engſter Verbindung mit der Aurwelt. Ich habe auf

Stellung, er läßt ſich Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen, die mich, die den Miniſter, meinen Bruder, in Verlegenheit ſetzen.

Julie.

Vater, ich glaube nur, daß dies ſeine Neider ſagen.

Präſident.

Nein, der Chef ſeines Departements ſchien ſehr mißgeſtimmt über ihn. Was hilft das Genie, wenn man ſich nicht an Vorſchriften halten kann und den Befehl der Obern mit Pünktlichkeit vollzieht! Ich dacht' es gleich. Solche Kometen paſſen nicht in die Bahnen eines Staates, wo Alles nach ſymmetriſchen Gleiſen geordnet iſt. (Pauſe.) Haſt Du ihm geſchrieben?

Julie

(ſchweigt).

Präſident.

Warum ſchweigſt Du? Haſt Du ihm geſchrieben?

Julie.

Nein.

Präſident.

Dieſe Thorheiten um eine frühere Liebe. Dieſe maaßloſe Schwärmerei! Wär' er adlig geboren, würd' er frei davon ſein: denn das iſt das Gute unſres Standes, daß es uns eine leichtere Auffaſſung ſolcher Lebensverhältniſſe geſtattet.

hohern Bergen geſtanden, aber noch nie mich ſo hoch über der Erde gefühlt. Das, unter andern großartigen Zügen, iſt aber der hervorragende Charakter dieſes Berges.

An der Südſeite, unter einem Haufen von Steinen, welcher als Schutz vor dem Winde dienen kann, entfaltet ſich ein Gebirgspanorama, welches die meiſten unſerer Geſellſchaft kaum eines Blicks würdigten — einige ſahen es gar nicht — welches mir magiſch ſchön erſchien. Hier ſieht man den ganzen Zug der Weißen Berge, Rücken hinter Rücken, Gipfel über Gipfel, in Linien, die wie Meereswogen zuſammenſchmelzen, harmoniſch und doch ſo unendlich verſchieden — ein wahres Studium für Bergesformen, mit ſolchen delicaten Schattirungen, die nachzuahmen einen Maler faſt verzweifeln machen können.

Ich zählte nicht weniger als zwölf verſchiedene Ebenen, von denen die entfernteſten ſich ebenſo klar zeigten als die zunächſt liegenden, Juwelen ähnlich, in dem ſcharfen, klaren Umriß ihrer Außenlinie.

Die Rückkehr machte ſich noch beſchwerlicher als das Hinaufſteigen. Wir mußten eine Weile paſſiren, um zu dem Felſenhaufen zu gelangen, wo wir, uns hinter den Steinmaſſen vertheilend, Mühe hatten, die zu ſcheuchen, unwillige Thiere wieder einzufangen. Der Sturm peitſchte uns und die Sonne zog zu gleicher Zeit Blaſen in unſere Geſichter. Die meiſten unſerer Geſellſchaft fühlten ſich wie gerädert und das freudige Geplauder verwandelte ſich bald in eine ſchweigende, grimmige Ergebung. In dieſer Weiſe floſſen faſt vier Stunden dahin, bis wir endlich in den Fichtenwäldern des Glitzenberges die Töne der Maulthiere vernahmen — ſie erſchienen uns trotz ihrer Disharmonieen wie Seraphsklänge. Nach und nach ſchleppte ſich die müde, ſich zerſchlagen fühlende Geſellſchaft aus dem Walde, fiel dann aus den Sätteln und nahm Platz auf den Sofas und in den in Amerika unentbehrlichen Schaukelſtühlen (Rocking-chairs).

Die Kohlenaſche Londons.

Bewundernd ſteht man vor den Ruinen einer großen Vergangenheit, vor dem Coloſſeum Roms, vor den Reſten des Druidentempels in Stonehenge, deſſen geheimnißvolle Entſtehung der Forſcher der vergangenen Zeiten vergebens zu ermitteln verſucht.

Doch ein noch größeres Staunen ergreift uns beim Blick auf eine andere Trümmerſtätte — Londons Aſchengruben.

Wir wandern durch Londons Straßen. Ein Glöcklein tönt an unſer Ohr. Vor der Küchenthür ſteht ein Karren, welcher aus den untern Räumen den Inhalt der Aſchengrube abholt, wofür ihm ein geringer Lohn vom Herrn des Hauſes zugeſagt iſt. Der Karren rollt fort nach der Vorſtadt Paddington, wo ſich das Lager der ſämmtlichen Aſchengruben Londons befindet. Könnte bei Rom aus den zerbrochenen Scherben der Küchen ein Berg entſtehen, wie groß mögen dieſe Aſchengruben ſein — wie weit, wie tief!

Der Führer des Karrens liefert hier ſeine Ladung ab und erhält dafür eine Bezahlung. Von allen Theilen Londons langen gleiche Karren hier an, eine ganze Bevölkerung beſchäftigt ſich mit dieſem Aſchenbetrieb, welcher dem Handelsherrn, dem Pächter dieſer Grube, ein Betriebskapital von ungefähr 5000 Pf. St. erfordert.

Die Aſche wird nun durch ein Sieb geſchüttet. Was findet ſich nicht alles in dieſer grauen Maſſe, welche die Menſchen wie mit einem Dunſtmantel überzieht und die Atmoſphäre verdichtet! Zuerſt kommen die ausgebrannten Kohlen hervor, denen, Dank der Nachläſſigkeit der Diener, auch noch ſchwarze Stückchen genug beigemiſcht ſind, welche alle ſorgfältig ausgeſucht werden. Die großen Stücke ausgebrannter Kohlen gehen an die Wäſcherinnen und Plätterinnen ab, welche dieſe den Coaks vorziehen. Der feine Staub der Aſchengrube, welcher den größern Theil ſeines Inhalts ausmacht, wird an die Ziegelfabrikanten verkauft, welche ihn mit Lehm vermiſcht zu Steinen brennen, während ſie die Stückchen ausgebrannter Kohlen in ihren Oefen zum Heizen benutzen.

Doch noch mancherlei ſonſt findet ſich in der ſtaubigen, grauen Maſſe. Da ſind Reſte von Vegetabilien und auch das Thierreich iſt vertreten; viele ſich auflöſenden Stoffe werden als Dünger verkauft. Alte Fiſche, todte Katzen finden ſich darunter; von letztern, ſo ekel der Anblick und Geruch, werden ſchnell die Felle abgezogen und mit vier Groſchen die grauen, mit ſechs die weißen verkauft.

Jetzt kommt die Reihe an die harten Gegenſtände, zu denen in großer Maſſe Scherben gehören, von denen die beſten zuſammengeſucht und geklebt werden und demjenigen zufallen, der ſie herausgefunden. Das Uebrige, die Außenſchalen mit eingerechnet, wird benutzt, neue Landſtraßen damit anzulegen. Hierauf werden etwaige

Lumpen ausgelesen für die Papiermühlen; die Knochen, welche dem Leimsieder zufallen, das alte Eisen, Zinn, Blech bildet eine andere Rubrik; die Glasstücke gehen an Glashütten ab; die alten Schuhe werden in großen Körben an die Umarbeiter versendet, welche sie in quasi-neue verwandeln; kurz, jeder Gegenstand findet eine Nutzanwendung.

Jeder Arbeiter an den großen Aschengruben hat seine Prärogative; es ist ihm gestattet, so viele ausgebrannte Kohlen mit hinwegzutragen, als er fortbringen kann, sowie sonstige Gegenstände, welche ihm der Benutzung werth erscheinen. Dazu gehören die Korke der Flaschen und — die Pillenschachteln! O, auch die Knochen gehen nicht alle in den Suppentopf über. Gelegentlich benutzt sie eine gute Wirthin, um eine Suppe für Mann und Kinder für den Sonntagstisch zu kochen und das Gericht mundet ihnen vortrefflich.

Fremder! Wenn du abends um die Feierstunden in den Vorstädten Londons solche grau in grau erscheinende Gestalten begegnen, in denen du das menschliche Angesicht vergeblich zu erblicken versuchst und Lumpen, Scherben, Kohlen, Staub die ganze Gestalt einer ambulanten Aschengrube ähnlich machen, dann stelle dir vor, daß dies ein Zweig der Industrie ist, welche London geschaffen hat — das Princip des Welthandels und der Weltcentralisation.

Amely Bölte.

Anregungen.

Aus der Natur.

XVI.

Das Auge des Menschen wie das der vollkommenern Thiere hat folgende Einrichtung.

Es bildet einen kugelförmigen, im Innern hohlen Körper, bekleidet von einer harten Haut, der Hornhaut, welche vorn eine runde, völlig durchsichtige Stelle bildet. Inwendig, an den undurchsichtigen Theil der Hornhaut, legt sich die Aderhaut, eine mit feinen Gefäßen und Nerven erfüllte Haut, welche mit einem schwarzen Pigment versehen ist. Hinter dem durchsichtigen Theile der Hornhaut setzt sich diese Haut als ein Schirm fort, welcher mit seiner besondern Farbe als Augenstern, Iris, sichtbar wird und der in seiner Mitte eine kreisrunde Oeffnung, die Pupille, zeigt. Da die Iris aus Muskelfasern besteht, welche theils als concentrische Kreise die Pupille umgeben, theils von ihr strahlenförmig ausgehen, ganz wie die Netzhäute eines runden Spinngewebes, so läßt sich die Pupille durch Zusammenziehung der einen oder andern Muskelart erweitern und verengern. Hinter der Pupille befindet sich die Krystalllinse, ein linsenförmiger, durchsichtiger Körper von vollkommenster Klarheit, und der Raum zwischen diesem und der durchsichtigen Hornhaut ist mit einer ebenfalls höchst klaren Flüssigkeit, der sogenannten wässerigen Feuchtigkeit, angefüllt. An dem hintern Theile des Auges tritt der Sehnerv ein, welcher sich in der für die Lichteindrücke empfindlichen Netzhaut im Innern des Auges ausbreitet.

Die Möglichkeit des Sehens beruht nun darauf, daß von einem Gegenstande im Innern des Auges auf der Netzhaut ein Bild entworfen wird. Wir können uns jederzeit leicht überzeugen, daß eine Glaslinse von etwas entfernten Gegenständen verkleinerte umgekehrte Bilder liefert. Die Krystalllinse des Auges wird daher im Verein mit der wässerigen Feuchtigkeit nach den Gesetzen der Lichtbrechung von Gegenständen, welche sich in gewisser Entfernung befinden, umgekehrte kleine Bildchen auf der Netzhaut entwerfen. Die Netzhaut fühlt diese Bildchen und indem der Sehnerv die Empfindung dem Gehirn zuführt, entsteht in uns das Bewußtsein des Sehens.

Die Entfernung, in welcher sich die Gegenstände befinden müssen, damit ihr Bild genau auf der Netzhaut zu Stande komme, heißt die Entfernung des deutlichen Sehens oder die Sehweite. Sie beträgt für ein normales Auge ungefähr zehn Zoll. In dieser Entfernung vermag dann das Auge am deutlichsten zu sehen, was man durch Lesen kleiner Schrift am bequemsten probiren kann. Augen, welche solche Schrift erst in größerer Entfernung zu erkennen vermögen, heißen weitsichtig, bei ihnen läge das deutliche Bild eines zehn Zoll entfernten Gegenstandes hinter der Netzhaut, wenn dies anders möglich wäre, und auf der Netzhaut kann hiervon nur ein undeutliches Bild zu Stande kommen. Um ein solches Auge zu einem normalen zu machen, muß man Sorge tragen, durch Anwendung eines optischen Mittels das Bild auf die Netzhaut vorzurücken, und dieses Mittel besteht in einer Brille mit erhabenen Gläsern, welche das Licht convergenter in das Auge fallen lassen.

Die Kurzsichtigkeit hat ihren Grund dagegen darin, daß die Bilder die Netzhaut nicht erreichen. Das Auge bricht hier das Licht zu stark und der normale Zustand wird demnach durch Anwendung hohlgeschliffener Gläser, welche die Lichtstrahlen divergenter machen, hergestellt.

Daß man Gegenstände, bei deren Betrachtung es nicht auf das deutliche Erkennen ihrer kleinsten Theile ankommt, auch in eine geringere oder größere Entfernung als die deutliche Sehweite bringen dürfe, leuchtet sofort ein, wenn man bedenkt, daß auf der

Netzhaut immer noch ein einigermaßen deutliches Bild entsteht, solange gewisse Grenzen nicht überschritten werden. Aber man kann sogar die deutliche Sehweite willkürlich innerhalb gewisser Grenzen verändern, wobei jedoch eine Anstrengung des Auges fühlbar wird. Das Auge besitzt demnach die Fähigkeit, seine optischen Verhältnisse zu verändern, nur hat man bisher noch keine Gewißheit darüber, in welcher Weise dies erreicht wird; möglich wäre eine Vermehrung oder Verminderung der wässerigen Feuchtigkeit und eine Verschiebung der Krystalllinse infolge davon.

Es möchte befremdend erscheinen, daß im Auge umgekehrte Bilder der Gegenstände entstehen, und wirklich hat dieser Umstand zu vielerlei Uebertragungen Veranlassung gegeben. Daß die Sache selbst ihre Richtigkeit hat, davon überzeugt man sich leicht an dem Auge eines Thieres; aber auch die Erklärung hat keine Schwierigkeit, wenn man nur bedenkt, daß nicht das Netzhautbild für die Vorstellung maßgebend ist, sondern der Eindruck auf den Sehnerven. Dieser sucht die Quelle des Lichteindrucks da, woher derselbe ihm kommt; ein durch die Pupille nach oben in das Auge eintretender Strahl wird demnach von dem Auge einem unten befindlichen hellen Punkte zugeschrieben.

Eine fernere Frage ist diejenige, warum wir mit beiden Augen die Gegenstände nur einfach sehen, während doch in jedem Auge besondere Bilder entstehen. Im allgemeinen ist die Frage dadurch beantwortet, daß sich die Sehnerven beider Augen in einem einzigen Nervenstrang vereinigen. Diese Vereinigung geht aber so vor sich, daß die von gleichliegenden Stellen beider Augen ausgehenden Nervenfasern zu einem einzigen Faden zusammenlaufen, so daß also zum Bewußtsein nur ein Eindruck gelangt, wenn zwei gleichliegende Stellen beider Augen affizirt worden sind. Das letztere findet aber Statt, wenn wir ferne Gegenstände beschauen, in welchem Falle die Augenachsen nahezu parallel sind. Die gerade vor uns befindlichen Dinge senden dann ihre Strahlen in die Mitte der Augen und es treffen die Strahlen von rechts befindlichen Gegenständen die linken Seiten der Augen, während die links befindlichen die rechte affiziren.

Fixiren wir jedoch einen fernen Gegenstand, d. h. richten wir die Achsen beider Augen auf ihn, so erblicken wir einen näher befindlichen Gegenstand doppelt. Jetzt trifft nämlich das von dem fixirten Gegenstande ausgehende Licht die Mitte der Augen, während die von dem nähern Gegenstande ausgesandten Strahlen nicht mehr gleichliegende, sondern vielmehr symmetrische Stellen der Netzhaut erregen, welche jede einen besonderen Eindruck dem Bewußtsein überliefern. Daß man umgekehrt einen fernen Gegenstand doppelt sieht, wenn ein nahe liegender fixirt wird, ist hiernach selbstverständlich.

Daß man nun gleichwol die Dinge der Umgebung, so verschiedenartig ihre Entfernung ist, nicht doppelt sieht, wenn man dies nicht geradezu beabsichtigt, hat außer seiner Erklärung in dem Umstande, daß wir beim Sehen unsere Augen von einem Gegenstande zum andern schweifen lassen und aus den auf diese Weise nacheinander erhaltenen Eindrücken das ganze Bild zusammensetzen und daß wir sogar unwillkürlich das übersehen, was die Einheit des Bildes stören könnte. Bringen wir aber durch einen gelinden Druck auf das eine Auge die Achse desselben aus ihrer normalen Richtung, so erblicken wir sofort alle Gegenstände doppelt.

Das Sehen mit zwei Augen hat für ferne Gegenstände keinen andern Vortheil als die größere Deutlichkeit, welche durch die Vereinigung zweier Eindrücke hervorgebracht wird; in der Nähe aber ermöglicht uns das Sehen mit zwei Augen die direkte Wahrnehmung des Körperlichen. Es ist eine interessante Frage, wie es möglich sein kann, mit den Augen Entfernungen von uns abwärts zu messen, sodaß wir entschieden erkennen, ob sich Gegenstände in größerer oder geringerer Entfernung befinden und daß wir endlich sofort die wirklichen Gegenstände von ihrer getreuesten flächlichen Darstellung unterscheiden.

Die Erfahrung gibt uns allerdings mannichfache Merkzeichen an die Hand, welche der Maler, um seinem Bilde die möglichste Täuschung des Relief zu geben, sorgfältig beobachtet und zur Anwendung bringt. Das nächste Mittel ist in der Beobachtung des Schattens gegeben. Ferner bewirkt die geradlinige Fortpflanzung des Lichts, daß gleiche Gegenstände in verschiedenen Entfernungen ungleich groß erscheinen; so scheint eine gerade lange Allee in einen Punkt zusammenzulaufen. Die genaue Beobachtung der hierauf Bezug habenden Gesetze, der sogenannten Perspective, ist ein unumgängliches Erforderniß zur Wahrheit eines Bildes. Ein weiteres Merkmal zur Unterscheidung von nahen und fernen Gegenständen besteht darin, daß diese weniger deutlich erscheinen als jene, besonders bei größern Entfernungen, wobei die zwischenliegende Luftschichte außerdem merklich auf das Colorit einwirkt. Das beste Mittel indessen zur Schätzung verschiedener Entfernungen besteht darin, daß man während der Beobachtung den Ort verändert, wodurch sich sofort die gegenseitige Lage der hintereinander befindlichen Dinge merklich verändern muß, während sie für nebeneinander befindliche dieselbe bleibt. Durch dieses Mittel kann jedoch in nicht zu großer Entfernung befindliche Bild von der Wirklichkeit unterschieden werden.

Die Natur hat uns nun in den Stand gesetzt, dieses Mittel für nicht zu ferne Gegenstände anzuwenden, ohne daß wir uns von unserm Standpunkte hinwegzubewegen hätten, indem sie uns zwei in horizontaler Linie befindliche Augen gab. Denn jedes Auge empfängt von der nähern Umgebung ein anderes Bild und die unbewußt vor sich gehende Vergleichung beider Bilder bedingt das körperliche Sehen. Es ist demnach klar, daß man auch durch Bilder die Täuschung des Relief wird hervorbringen können; dies geschieht im Stereoskop.

Der berliner dramatische Preis.

Preußens Cultusminister, Herr von Bethmann-Hollweg, hat bekannt gemacht, daß die im vorigen Jahre vom Prinz Regenten von Preußen niedergesetzte Commission zur Prämiirung des besten Dramas unter den in den Jahren 1857, 1858 und 1859 erschienenen sein Ergebniß gefunden hätte. Die dafür bestimmte Summe von tausend Thalern würde für fernere drei Jahre liegen bleiben. Sollte auch dann sich kein Stück zur Krönung geeignet finden, so würde diese ganze Institution aufgelöst und das dafür bestimmte Geld in anderer Weise zur Förderung deutscher Dichtkunst verwendet werden.

Fast möchten wir glauben, daß diese wünschenswerthe letztere Wendung mit der Zeit eintritt und demnach die von uns angeregten Bedenken gegen jene wohlgemeinte und im ersten Enthusiasmus der verjährigen Schillerfeier entstandene Prüfungscommission nicht ohne höhere Billigung geblieben sind. Wir fanden in unserm Widerspruch nicht allein. Manche wohlmeinende Stimme fand mit uns in diesem Gericht eine Erschwerung der im Gegentheil so dringend zu ermuthigenden bessern dramatischen Production; ein Veteran, Präsident von Beckendorff zu Altenburg, ein warmer Freund der Bühne, schrieb der „Wissenschaftlichen Beilage" der „Leipziger Zeitung", daß Versiegen der deutschen Dramatiker in eine Concurrenz wider Willen wäre eine Maßregel, die sich schon aus Gründen der Billigkeit nicht rechtfertigen ließe. Innerhalb der productiven Literatur selbst fanden wir deshalb nicht die gewünschte Unterstützung, weil überhaupt nur sieben bis acht Namen über die durch jenes Preisgericht angeregten Empfindungen eines Dramatikers competent sein mögen. Nebenbei erschien sich eine Anzahl junger Theatermessiase, die gerade das jährlich übliche Contingent gedruckter, verfaulter und — vergessener Tragödien in Vorbereitung hatte, in unserm lorbergekrönten „Alfred Tennyson" gekränkt. Man übersah dabei, daß wir Alfred Tennyson jede Norm der Unsterblichkeit gönnen, jeden Rockelay, jede Blumenvase, jede Medaille, darum es aber doch für nicht zu billigen halten, um eines einzigen immer noch fraglichen neuen Schiller's willen für Kräfte, die wir denn doch schon haben, für Friedrich Halm, Freytag, Moisenthal, Hebbel, Laube, Redwitz, Putlitz, Meyern, Heyse, Geibel, Temprlter, Gottschall, Bauernfeld u. s. w. zu den hundert Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten des Schaffens für die deutsche Bühne noch eine so merkwürdige neue zu erfinden.

Sagen wir auch dies noch: Nicht jeder dramatische Stoff ist angethan, um, wenn auch mit noch so viel Wärme vom Dichter gehegt und ausgeführt, doch zugleich den Charakter eines Stücks zu tragen, das der Nation als eine große literarische Errungenschaft verkündigt werden kann. Unsere jetzige Bühne liebt die Unterhaltung mehr als die Erhebung. Wir billigen diese Richtung nicht im mindesten, aber wir glauben, daß dem Dichter seine gerade ihm gemüthliche Art, an die Stimmung der Zeit, an die Erregungsfähigkeit seiner Mitwelt anzuknüpfen, nicht zu trüben oder irgendwie irre zu leiten sein sollte. Daß bei den Dichtern durch die dreijährige Censur geweckte Gefühl: Kannst du wol mit diesem Stoffe glauben, ein Werk zu schaffen, das eine nationale Krönung gewinnt? ist bei ehrgeizigen Männern vollkommen natürlich. Ein leichter, harmloser, vielleicht schon unter der Hand sich angenehm gestaltender Stoff zerrinnt ihnen aus Mißtrauen gegen sich selbst beim Hinblick auf so strenge Prüfung. Der leichte, harmlose, einfache Stoff war aber vielleicht höchst lebensfähig und gab der Bühne, dem Publikum, den Schauspielern eine willkommene Arbeit. Das es darum eine Arbeit wurde, um Preisrichter wie Gervinus, Ranke, Droysen, Böckh auch nur einen Moment von ihren gelehrten Büchern aufzutreiben, für einen Gewinn an ihr auch nur zu einer Ausgabe von 20 Silbergroschen für einen Sperrsitz zu veranlassen, welcher Autor kann das bei so manchem Gedanken, der mit dem Reiz zur Verlebendigung ihm vor die Phantasie tritt, voraussetzen? So bleibt denn eine hübsche und nützliche Arbeit unausgeführt.

Wir haben schon bei anderer Gelegenheit gesagt und wiederholen es: Der lebensfähige, wirklich bedeutende Dramatiker sollte keine andere Devise kennen als die: „Die Menge muß es machen!" Das klingt zwar nicht nach dem Katheder, wo Aesthetik gelehrt wird, aber Lope de Vega dachte so und schrieb Stücke über Stücke; Shakspeare, erst in spätern Jahren der Bühne sich zuwendend, schrieb in diesem Glauben so viel Stücke, als er für sein Theater brauchte. Kopebue, Iffland, Scribe, alle haben in dieser Art sich in ihrer Weise unbefangen auszugeben. Auch Schiller hätte bei längerem Leben wol nie aufgehört, für die Bühne zu schreiben und würde, trotz der Reaction der Romantiker, auch wol nicht erlebt haben, was Corneille erlebte, dem auf seine alten Tage Ludwig XIV. sagte: „Lieber Herr von Corneille, hören Sie auf!" Aber ein Preisgericht hätte ihn auf alle Fälle gründlich verstummen lassen. Als Racine mit seiner „Phädra" gegen Pradon unterlag, verzweifelte er in dem Grade, daß er die Bühne für immer floh und sich dem tiefsten Trübsinn ergab. Gustav Kuhlbrück in Berlin, in dieser Frage unser Gegner, würde dies einen erbärmlichen „Concurrenzneid" Racine's gegen Pradon nennen. Hier haben wir diesen Autor in Nr. 20 unserer „Unterhaltungen" dahin belehrt, daß im Gemüth der edelsten Dichter und Künstler mehr anzuerkennen, mehr zu schonen und selbst als Krankheit und Schwäche noch zu ehren ist, als sich — ein noch so geistreicher Feuilletonist träumen läßt?

Bis zum Jahre 1863 wird die Deutsche Schillerstiftung eine Organisation gewonnen ha-

ben, die ihr den Charakter, nur ein Spital für Invaliden zu ſcheinen, gänzlich nimmt. Mit dem Minein, die leider nur durch ein Glücksſpiel gewonnen werden konnten, wird ſie eine Inſtitution werden, die auf völlig gleicher Linie erſcheinen laſſen kann, ob ſich Victor Hugo Mitglied der Franzöſiſchen Akademie, Jakob Grimm Mitglied der Berliner oder Emanuel Geibel und Friedrich Halm Mitglieder der Schillerſtiftung nennen. Sie ſoll und wird eine vom Alter und Verdienſt bedingte Verſammlung aller poetiſchen und allgemein literariſchen Notabilitäten des Vaterlandes werden. Wenn ihr der Großherzog von Weimar außer den vielen Wohlthaten, die dieſer wohlwollende Fürſt der Verwirklichung ſolcher Zukunft ſchon gewährt hat, heraus jährlich 250 Thaler verwilligt, ſo verwilligt ihr auch der Prinz-Regent jene 333 Thaler des dreijährigen dramatiſchen Preiſes und er wird zur „Förderung deutſcher Dichtkunſt“ mehr gethan haben als durch jene ſchwarzen und weißen Kugeln ſeines Preisgerichts. Dieſe werden es auf der Höhe des dramatiſchen Parnaſſes immer einſamer und einſamer werden laſſen, während unten die wilden Orgien der Poſſen und Fabrikarbeit den Jubel der Maſſe, des Gebildeten ſogar, und Geld über Geld gewinnen. Wenn Autoren wie Guſtav Freytag für ſeine „Ahnen“, G. von Putlitz für ſein „Teſtament des Großen Kurfürſten“ zu Schiller's hundertundeinem Geburtstage öffentlich ſo gekränkt werden konnten, wie es diesmal durch die Entſcheidung neun erſter Namen Deutſchlands und im Auftrag der preußiſchen Regierung geſchah, ſo ſollte das Preisgericht ſchon jetzt als eine wohlgemeinte, aber nicht überlegt gegebene Inſtitution als beſeitigt betrachtet werden.

Vom Büchertiſch.

II.

Noch immer gibt es Nachklänge der vorjährigen Schillerfeier. Sammlungen der gehaltenen Reden und Prologe, der geſungenen Feſtlieder, Programme von Schulen und öffentlichen Anſtalten. Bernhard Endrulat hat die Schillerfeier Hamburgs zum Gegenſtand einer ausführlichen Darſtellung gemacht (Hamburg, Meißner, 1860). Die Suppliken an den Wahlverein Rath, das Hamburg hinter dem übrigen Deutſchland nicht zurückbleiben möge, bilden leider einen nicht unweſentlichen Beſtandtheil derſelben. Dr. Iroyus hat im „Schiller-Album“ (Berlin, Riegel, 1860) eine möglichſt umfaſſende Chronik aller Schillerfeiern gegeben. Der „Schiller-Kalender“ (Wien, Lechner, 1859) iſt eine Gabe etwas zu weit getriebener Pietät. Hier werden auf einzelne Monatstage die an dieſen vorgeſtellenen Momente des Schiller'ſchen Verbens oder ſeines Cultus verzeichnet, ob nun ein Auguſt auf 1801 oder 1853 fällt. Dagegen hat daſſelbe Wien Schillern eine durchachtere großartige Huldigung dargebracht in ſeinem kaiſerlich ausgeſtatteten „Schillerbuch“, um das ſich Regierungsrath von Auer und Dr. Konſtantin Wurzbach wahrhaft ſchätzenswerthe Verdienſte erworben haben, die ſeinerzeit auch allgemein gewürdigt worden ſind. Eine dankenswerthe Jubelgabe war die kritiſche Zuſammenſtellung, die K. G. Wenzel unter dem Titel: „Aus Weimars goldenen Tagen“ (Dresden, Arnold, 1859), von allen Ausgaben Schiller'ſcher und Goethe'ſcher Schriften gegeben hat. Hier iſt jede Ueberſetzung, jede Illuſtration verzeichnet, die je über ein Gedicht Goethe's oder Schiller's erſchien. Gewiſſe Vervollſtändigungen werden bei einer ſo umfaſſend angelegten Arbeit ſelbſtverſtändlich nicht fehlen können, aber das bereits Gebotene empfiehlt ſich ebenſo wol durch den Fleiß wie die überſichtlich geordnete Anlage. Klar und gedrungenvoll ſind die Worte über Schiller in der Denkſchrift eines Ungenannten: „Schiller der wahre deutſche Nationaldichter“ (Hildburghauſen, Selbſtverlag).

Immer zahlreicher werden die Sammlungen von Sprüchen zur Mehrung der Lebensweisheit. Einige, wie der „Pharus“ von Goutelle (Elberfeld, Bädeker), haben bereits mehrere Auflagen erlebt. Ein Seitenſtück „Der Gempas“ von Karl Stelter (Zerbſt, Bäcker & Comp., 1860), legt in ſchöner Ausſtattung den Hauptnachdruck auf Reimform und neuere Dichtung. „Pandora“ von Marie von Andrejé (Leipzig, Arnold'ſche Buchhandlung, 1860), nicht in ihrer Auswahl zu viel durcheinander: Oſſian und Laube, Homer und Hufeland paſſen nicht zuſammen — die Abkürzung „Der Obige“ oder „Der O.“ thut dem Auge nicht wohl und nichtsſagende Sprüche aufzuführen wie von Lind „Nach dem Dunkel folgt die Helle, nach den Leiden folgen Freuden“, heißt die Aufgabe ſolcher Sammlungen geradezu verkennen. Geſchmackvoll ausgeſtattet iſt das „Frauenbrevier“ (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp., 1859). Da dieſer Literaturzweig immermehr um ſich greift und beim Publikum Erörterung findet, ſo ſollte man ihn auch mit mehr Strenge betreiben und mit mehr Strenge beurtheilen. Die Miſchung von Namen und Zeiten darf keine allzu bunte ſein. Eine gewiſſe Verwandtſchaft im Urſprung der gewählten Autoren iſt unerläßlich. Ganz verwerflich ſind die offenbaren Spuren des gegenſeitigen Abſchreibens. Immer darf man dies vorausſetzen, wo in einer Reihenfolge Solon, Karoline Rudolphi, Sokrates, Nikolaus Lenau, Rouſſeau, Cicero, Karl Beck, Wismayer u. ſ. w. ſich abfinden.

„Sagen, Gebräuche und Märchen aus Weſtfalen. Geſammelt und herausgegeben von A. Kuhn“ (zwei Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1859), ſind ein dankenswerther Beitrag zu unſerer reichen Literatur der deutſchen Volksſagen. Gerade Weſtfalen hat dem fleißigen Sammler eine reiche Ernte. Vielfach finden ſich altheidniſche Anklänge, die ſich mit dem bekannten religiöſen Sinne der Bewohner Weſtfalens auf Chriſtliches übertragen und in mancherlei ſeltſamen Gebräuchen gute Kameradſchaft ſchließen. Noch entſchiedener auf eine Entwickelung verſchiedener Anſchauungen aus den Volksſagen geht die Schrift von Glard

Mühlhausen und „Die Urreligion des deutschen Volks in heidnischen Sitten und Sagen“ (Kassel, Fischer, 1860). Daß bei solchen Combinationen manches Gewagte und Unhaltbare unterläuft, ist nicht zu verwerfen; doch machen die Behauptungen des Verfassers den Eindruck einer vorangegangenen besonnenen Kritik und geben überall Spuren eines ernsten Forschens der Volkssitten. Der Verfasser obiger Schrift mußte zumal sein Ohr schärfen, da, wie wir mit Theilnahme und deshalb doppelt warm sein Buch empfehlend hören, sein Auge blinder ist. Wir schließen hier noch die Erwähnung einer „Wanderung durchs Erzgebirge“ von Alfried von Taura (Annaberg, Rosner, 1860) an. Die hier gegebenen Fingerzeige zur Orientirung gehen weniger auf die Vergangenheit als die Gegenwart, ihre Cultur und Industrie, ihre bekannten Nothstände und wieder auch erfreulichen Lichtseiten. Der als Novellist bekannte Verfasser ist hier auf dem Gebiet seiner Heimat und gibt Ergebnisse langjähriger eigener Anschauung.

Zu den neuesten Bewegungen und den für Deutschland so hochwichtigen Discussionen über Oesterreichs Bevölkerungen und staatliche Zustände empfiehlt sich als belehrende Schilderung der Dinge, wie sie sind oder wenigstens vom Standpunkt vorausgesetzt werden sollten, das Lese- und Handbuch von E. Steinhard „Oesterreich und sein Volk“ (zwei Bände, Leipzig, Brandstetter, 1860). Wenn hier Mailand und Como noch zu Oesterreich gehören, so wird darum die Brauchbarkeit des Buchs nicht an Werth verlieren. Die Schilderungen erstrecken sich auf die Naturbedingungen des Landes, den Charakter und die Sitten seiner Bewohner. Die politische Empfindung, die sich beim Lesen aufdrängt, ist die: Die Gegensätze sind allerdings die schroffsten, die sich denken lassen, und dennoch wären sie durch die Centralisation vereinbar, wenn sich mit dem alten bewährten Zauber der Worte „Wien“ und „der Kaiser“ — die richtigen Begriffe des 19. Jahrhunderts verbänden.

Neue Gedichte.

X.

„Maria Stuart“ von Julius Bamme (Halle, Anton, 1860) wurzelt noch zu sehr im Epischen. Es ist möglich, daß ein hervorragender Genius Maria Stuart's ganzes Leben in eine Tragödie zusammenfassen kann; sie aber mit der Schlacht bei Langside enden lassen, beweist, daß der Dichter vom Wesen des Dramas noch allzu fern ist.

„Merope“ von Max Remy (Berlin, Duncker, 1860) ist ein verdienstvolles poetisches Exercitium, soweit richtiger Versbau und die Mythologie getroffen sind. Die Handlung ist aus Voltaire bekannt, der auch diesem Autor und Hermann Hersch gegenüber, der die Merope gleichfalls behandelte, immer ein Dichter bleibt — trotz Lessing's „Dramaturgie“.

„Sibyllinische Blätter“ von C. Dräxler-Manfred (Frankfurt am Main, Sauerländer, 1860) enthalten eine reiche Sammlung von Lebensregeln und Weisheitssprüchen, meist gefällig in der Form und zuweilen von tiefem Gehalt in das Wesen der Dinge und der Welt. In ihren gehäuften und bunten Gleichnissen haben sie einen Anhauch orientalischer Dichtung.

„Aus Westminster-Abtei“ von Fr. W. Rogge“ (zweite Auflage, Leipzig, Otto Wigand, 1860) ist eine Schilderung der berühmten Abtei, die sich an einzelnen Stellen zu poetischem Schwunge erhebt, im allgemeinen aber doch die Eintönigkeit aller beschreibenden Gedichte nicht ganz vermeiden kann.

Armgard Schröter singt gleich in der „Einleitung“ ihrer „Gedichte“ (Salzstetten, Gobbe, 1860):

Man wird euch tadeln, kalt (!) euch schmähen,
Doch nur im Kampfe nicht den Muth verlieren!

Dieser Muth und die Gunst des Fräuleinstifts von Lindow, dessen Aebtissin das Buch gewidmet ist, bleibe ihr unbenommen.

Mondnacht.

Du süße Ruh' der schweigenden Nacht,
Wenn nur das Herz und der Himmel wacht'
Der Himmel — mit seinem Sternenblick,
Das Herz — mit seinem verschwiegenen Glück'
Der Himmel — grüßt die schlafende Welt,
Die er so friedlich umfangen hält,
Und hüllt sie mit stummer Liebe ein
In Mondenlicht und Sternenschein.
Das Herz — das öffnet sein goldnes Thor
Und ruft sein Liebchen daraus hervor
Und gibt ihm voll Wonne alles preis,
Was es an Liebe nur kann und weiß'

Amely Bodin.

Geburt und Tod.

Es hat der Tag kein größer Weh,
Als wenn ich eine Mutter seh'
Von Mann und Kindlein gehen.
Sie gibt das Leben für den Tod!
Man könnte bei der Qual und Noth
Die Englein weinen sehen.
Doch tiefe Noth hat Trostes Grund,
Wie in Geburt und Todesstund',
So sind sie engverbunden.
Die Knospe kam, die Blume fiel,
Ein Durchgang zu dem Lebensziel
Von ewig-seligen Stunden.
Wir schaun auf dunkler Erde hier
Nicht aller Blumen schöne Zier,
Nur Blätter noch am Stamme.
Wir werden dort erst alles sehn
Und was uns hier schien Todeswehn,
War rechte Lebensflamme.

Isidorus Kinsch.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 63. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Prüfungen der Treue. Eine Doppelgeschichte. Nacherzählt von H. Kletke. — Aus meiner Pilgertasche. V. Freiherrn von Liebenfeld. VI. Blicke auf Neuhaus und ein Besuch bei Heinrich von Kleefeldt. (Fortsetzung und Schluß.) — Luther und Frau Cotta. Von F. M. — Nürnberger Geschichten. Von Louise Otto. I. Nürnberg zur Zeit der Reformation. — Aus der Natur. XVII. — Allen für alle. — Lebensbilder von Ludwig Rellstab. — Deutschland und Italien. Von Heinrich Leo.

Prüfungen der Treue.

Eine Doppelgeschichte.*)

Eine liebenswürdige Dame, alt genug, um eine selbständige Stellung in der Gesellschaft einnehmen zu können, und jung genug, um noch immer einen Kreis von Verehrern um sich zu versammeln, hatte mir gestattet, ihr dann und wann meine Aufwartung machen zu dürfen. Ihr Salon war sehr gesucht; der Zutritt zu ihm galt für eine Empfehlung an alle gebildeten Kreise der Stadt. Es war also nicht zu verwundern, daß sich ihr auch Leute, denen es an Takt und feiner Sitte fehlte, aufdrangten, nur um sich rühmen zu können, zu ihrem Cirkel zu gehören. So traf ich neulich, als ich mich ihres feingebildeten und witzigen Gesprächs zu erfreuen kam, einen jener unleidlichen Schwätzer bei ihr, die nicht müde werden, sich auf Gemeinplätzen herumzutummeln, und die für die beste Unterhaltung diejenige ausgeben zu wollen scheinen, in der sie keinen andern zu Worte kommen lassen. Ich besitze leider nicht die Gabe fließender Rede und schlagfertigen Disputirens, die dazu gehört, um ein solches

*) Die hier mitgetheilten Geschichten dürften unserm Leserkreise nicht allgemein bekannt sein. Den Rahmen des Ganzen, d. Arnim's „Zuchauer" (I, 40) nachbildend, ahmte die zweite Geschichte („Juvie und Bayard") sie schon Wolfart zu einer poetischen Erzählung benutzt hat. Die erste Geschichte ist die der „Matrone von Ephesus". „Man hat sie dem Petron tausendmal nacherzählt", sagt zwar Lessing („Dramaturgie", 1. Th. 96. Stück), sagt aber selbst hinzu, daß sie auch in der schlechtesten Form gefalle. Unter den Deutschen hat namentlich Shamisso eine Bearbeitung derselben geliefert, „Das Lied von der Weibertreue". Lessing selbst hat uns ein Lustspielfragment, „Die Matrone von Ephesus" hinterlassen. Französisch gibt es z. B. eine poetische Erzählung von Lafontaine, der sich diesen Spaß nicht entgehen lassen konnte, und ein Lustspiel von Houdart de la Motte. Auch malerisch hat man es dargestellt. Dem Bearbeiter ist ein schönes Bild aus Rubens'schen

Schule bekannt, das den Augenblick darstellt, wo die Witwe die Vorstellungen der Magd und des Kriegers, der ihr Gyas anbietet, zurückweist. Das Gottlose der lebensfrohen Ansicht und der Typus der Gesichter ist durchaus nicht griechisch, sondern deutsch-niederländisch, überhaupt die Geschichte, die etwas phantastisch antike Bildung des Lesenden abgerechnet, ganz ins Moderne übertragen. Diesem Vorsatze glaubten wir folgen zu müssen, theils um nicht zu viel so fremdartige Gestalten, wie das indianische und antike, schroff nebeneinander zu stellen, theils um unsern Lesern mancherlei Anspielungen Petron's auf Gebräuche und Meinungen des Alterthums zu ersparen. Uebrigens fügt sich die Empfindungsweise des heimischen Poeten hier und da wunderbar genug in die unsere. Es bedarf mitunter nur eines leisen Striches, um den Alten der handelnden Personen eine sehr christliche Färbung zu geben. Der Soldat ist nach Lessing's Vorgange in einen Deutschen verwandelt.

Mühlrad zum Stillstand zu bringen, und war also ein schlechter Advokat für unsere bedauernswerthe Wirthin, die die Albernheiten ihres Gastes aus Höflichkeit ruhig mit anhören mußte. Mit großer Geläufigkeit verbreitete sich derselbe über das abgedroschene Thema von der Beständigkeit in der Liebe, lebhaft gesticulirend und seinen eigenen Witz belachend, wenn er seiner schätzenswerthen Meinung mit Citaten aus Komödien und Liedern zu Hülfe kommen konnte, die auf die Treulosigkeit und den leichtfertigen Sinn der Frauen anspielen. Endlich erzählte er eine Geschichte, die ihn in den Ruf eines witzigen Mannes gebracht hätte, wenn sie von ihm erfunden gewesen wäre. Leider trug er sie so albern vor, daß ich, wenn ich ihn nachahmen wollte, die Geduld meiner Leser auf eine harte Probe setzen würde. So will ich sie lieber dem Lichter, aus dessen Satiren er sie geschöpft hatte, als ihm nacherzählen.

Eine niederländische Dame hatte sich durch ihre Tugend einen solchen Ruf erworben, daß sie weit und breit als das Musterbild aller Frauen galt. Diese hatte ihren Mann begraben und nicht zufrieden damit, dem Trauerringe, in tiefes Schwarz gehüllt, zu folgen, vor allen Leuten laut zu jammern und sich die Haare auszuraufen, war sie dem Todten bis ins Grabgewölbe gefolgt, hielt, als er in der Gruft beigesetzt war, bei dem Sarge Wache und weinte dort tage- und nächtelang. Sie war so von Schmerz überwältigt, daß sie durch Hunger sich tödten wollte; nicht Aeltern, nicht Verwandte vermochten sie zurückzubringen, sogar die Rathsherren ihrer Vaterstadt mußten unverrichteter Sache abziehen und von allen bedauert, verbrachte diese musterhafte Frau schon den fünften Tag ohne Nahrung.

Nur eine treue Magd blieb bei der Betrübten, weinte aus Anhänglichkeit mit und steckte, wenn in dem Gewölbe die Lichter abgebrannt waren, neue auf. In der ganzen Stadt war nur Ein Gespräch und die Leute aller Stände versicherten, es gäbe nur Ein leuchtendes Beispiel wahrer Keuschheit und Liebe, und zwar dieses.

Nun hatte gerade der Gouverneur jener Provinz den Befehl erlassen, daß in der Nähe der Grabstätte, wo die Frau ihren jüngstgestorbenen Gatten beweinte, mehrere Straßenräuber gehängt werden sollten. In der ersten Nacht nach der Hinrichtung fiel dem Hauptmann der Soldaten, die bei dem Galgen Wache hielten, damit niemand die Leichname zur Bestattung herabholte — es war strenger Befehl ergangen, daß sie zum abschreckenden Beispiel hängen bleiben sollten —, das Licht auf, das hell mitten unter den Grabmälern des benachbarten Kirchhofs hervorleuchtete. Er schlich sich näher, horte, ohne sie sehen zu können, das Seufzen der Leidtragenden, und wie die Menschen nun einmal sind, war er neugierig, zu wissen, wer da wäre und was da vorginge. Er stieg also die Treppe zum Grabgewölbe hinab und sah durch die halb offene Thür die Gestalt des schönen Weibes zusammengekauert dasitzen. Im ersten Augenblick, als er ihr schwarzes, in langen Falten herabfließendes Gewand erblickte, dachte er nicht anders, als er habe ein Gespenst oder höllischen Spuk vor sich und blieb entsetzt stehen. Aber als Soldat, der schon mancher Gefahr kühn ins Auge gesehen hatte, und als frommer Christ, der den Teufel nicht fürchtete, faßte er schnell wieder Muth, schlug das Zeichen des Kreuzes und trat einen Schritt näher. Und als er den im Sarge ausgestreckten Leichnam erblickte und die Thränen bemerkte, die über ihr schönes, von Nägeln zerfleischtes Antlitz rannen, begriff er den Sachverhalt, daß nämlich die Frau ihre Sehnsucht nach dem Verblichenen nicht bemeistern konnte. Indem kam auch die Magd, die sich wol eben nur auf einen Augenblick entfernt haben mochte, von außen hinzu und bestätigte seine Meinung.

„Ja, Herr Soldat, so sitzt sie immer da und sieht und hört nichts. Nun ist es schon der fünfte Tag, daß sie hier ist, und noch hat sie keinen Bissen gegessen und keinen Trunk gethan!"

Sowie der Hauptmann dies hörte, holte er schnell sein bischen Abendbrot, das er mit auf die Wache genommen hatte, in das Grabgewölbe, redete die Betrübte laut an und begann, als sie sich bei der ungewohnten Stimme aufrichtete, sie zu ermahnen, sie solle doch nicht in vergeblichem Schmerz beharren, ihren Busen nicht mit unnützen Seufzern schwellen; alle Menschen müßten sterben, im Himmel würde sie ihn ja wiedersehen, und ähnliche Sprüche, die wunden Herzen zur Genesung helfen sollen. Sie aber, von der ungewohnten Tröstung noch mehr aufgeregt, zerfleischte sich heftig die Brust, riß sich die Haare aus und streute sie laut jammernd über den todten Körper.

Aber der Kriegsmann ließ sich nicht abweisen, sondern suchte mit ermunterndem Zuspruch dem armen Weibe etwas Essen beizubringen. Die Magd, die freilich mitgefastet hatte, unterlag,

wahrscheinlich durch den süßen Duft aus der weingefüllten Feldflasche des Hauptmanns verlockt, sogleich der Versuchung und streckte von selbst die Hand der menschenfreundlichen Einladung entgegen. Dann, durch Speise und Trank gestärkt, fing sie an, die Hartnäckigkeit ihrer Herrin ebenfalls zu bestürmen.

„Was habt Ihr davon, gnädige Frau", rief sie fast ärgerlich, „wenn Ihr vor Enthaltsamkeit nun todt seid? Wollt Ihr Euch lebendig begraben lassen? Wollt Ihr vor Gewalt den Geist aufgeben, ehe der liebe Gott Euch zu sich ruft? Meint Ihr, der Verstorbene, Gott habe ihn selig! kümmere sich darum? Wollt Ihr den Todten wieder lebendig machen? Gute, gnädige Frau, Ihr seid ja noch jung! Wenn Ihr erst diese unnützlichen Gedanken fortgejagt habt, könnt Ihr Euch noch lange des Lebens freuen! Zum Sterben ist immer Zeit genug!"

Niemand gehorcht ungern, wenn er zum Essen oder zum Leben angehalten wird. So ließ die Frau, durch mehrtägige Enthaltsamkeit erschöpft, ihren harten Sinn erweichen und langte mit nicht geringerem Appetit zu als die Magd, die vorher unterlegen war. Nun weiß ein jeder, daß der Liebesgott nicht bei den Hungerigen, wol aber bei den Satten einzukehren pflegt. Mit denselben Schmeichelworten, mit denen es dem Hauptmann gelungen war, die Frau wieder zum Leben zu bewegen, bestimmte er jetzt ihr Herz. Auch kam es unserer, des Trostes und der Anlehnung an einen starken Halt bedürftigen Frau vor, als ob der junge Mann keineswegs so übel gestaltet wäre und als ob er gar nicht so ganz unrecht hätte. Die alte Magd, die einen so großen Einfluß auf sie zu haben schien, gab ihr manchen verständlichen Wink mit den Augen — kurz, auch in diesem Punkte gab die Dame nach und an die Stelle des lauten Jammerns trat leises Flüstern und Plaudern — natürlich hinter den verschlossenen Thüren des Grabgewölbes, sodaß jeder, der von Bekannten und Unbekannten am folgenden Morgen nachsehen kam, wie es der Dame erginge, meinte, diese vortreffliche Frau sei auf der Leiche ihres Gatten gestorben. Uebrigens hatte der Hauptmann, an der Schönheit der Frau wie am Geheimniß sich erfreuend, alles, was nur in seinem Vermögen stand, zusammen und brachte es gleich in der folgenden Nacht in das Grabgewölbe.

Unterdessen lauerten die Verwandten eines der Gehängten auf einen günstigen Augenblick, wo sie die Leiche vom Galgen abnehmen könnten. Die Gelegenheit fand sich bald, da die Soldaten, die sich vom Hauptmann nicht mehr beaufsichtigt fanden, die Wache vernachlässigten. In der Nacht nach der Rückkehr des Hauptmanns in das Gewölbe, während die Soldaten wacker schnarchten, wurde der Gehängte von den Seinigen abgeschnitten und ihm die letzte Ehre erwiesen; die Soldaten aber, welche den Diebstahl zu spät bemerkten, liefen aus Furcht vor Strafe davon.

Verdrießlich sah sich der Hauptmann früh am folgenden Morgen um und fand eins der Gerüste leer. Schrecken ergriff ihn; er erinnerte sich des strengen Befehls seiner Vorgesetzten, sah den Schimpf und die Schande voraus, die seiner warteten, und erklärte der Frau, er werde nicht die Strafe für seine Desertion abwarten, sondern sich eine Kugel vor den Kopf schießen; — sie solle ihm, der nun bald todt sein werde, die Stätte bereiten und dies verhängnißvolle Grabgewölbe dem Geliebten wie dem Manne einräumen.

Die Frau war nicht minder barmherzig als tugendhaft. „Gott verhüte", sprach sie, „daß ich die Gräber der zwei mir theuersten Männer zugleich betrauere! Lieber will ich den Todten anhangen, als den Lebenden tödten!" Sie hieß den Leib ihres Mannes aus dem Sarge nehmen und an den leeren Galgen hängen. Froh benutzte der Kriegsmann den Witz seiner klugen Dame und am folgenden Morgen wunderten sich die Leute, wie der Todte auf den Galgen geklommen wäre.

Oft während der Erzählung ihres redseligen Besuchs verrieth unsere Wirthin Lust, ihn zu unterbrechen, kannte aber keine Gelegenheit dazu erhaschen. Sie schien diese Geschichte als eine Beleidigung ihres Geschlechts aufzunehmen, wie ich denn immer bemerkt habe, daß Frauen, ob nun aus feinerem Ehrgefühl oder aus welch anderm Grunde kann ich nicht sagen, von jenen allgemeinen Schmähungen, die ihr Geschlecht erleidet, unangenehmer berührt werden als Männer durch das, was gegen das ihrige gesagt wird.

Wie dem auch sei, es war jedenfalls stark, einer Dame eine solche Geschichte ins Gesicht zu erzählen; und endlich die Geduld über diesen unerträglichen Menschen verlierend, war unsere Wirthin witzig genug, ihm mit einer andern, noch schlagendern die Spitze zu bieten.

„Wenn ich bedenke, mein Herr", sagte sie mit einer feinen Bosheit, die ich ihr kaum zugetraut hätte, „wie vollständig neu alles das ist,

was Sie über diesen Gegenstand gesagt haben, nur daß die Geschichte, die Sie zum besten gegeben haben, ihr Alter nach Jahrhunderten rechnet, so muß ich es fast für eine Anmaßung halten, mit Ihnen zu disputiren. Aber Ihre Anführungen erinnern mich doch an die Fabel vom Löwen und Menschen. Der Mensch, der mit diesem edeln Thiere spazieren ging, zeigte ihm, mit der menschlichen Ueberlegenheit prahlend, ein Schild, worauf ein Mann abgebildet war, der einen Löwen tödtete. Hierauf sagte der Löwe sehr richtig: »Von uns Löwen ist keiner Maler, sonst könnten wir gegen einen Löwen, der von Menschen, hundert Menschen zeigen, die von Löwen getödtet worden!« Sie, meine Herren Männer, sind Schriftsteller und können uns Frauen in Ihren Werken als so unrein darstellen, wie Ihnen beliebt, während wir, mit wenigen Ausnahmen, unfähig sind, die Beleidigung zurückzugeben. Sie bemerkten, daß Heuchelei die eigentliche Grundlage unserer Erziehung sei und daß eine gewisse Fähigkeit, unsere Gemüthsbewegungen zu verbergen, einen erklärten Theil unserer Bildung ausmache. Sie vertreten die Meinung der zahlreichen Schriftsteller, die in ihren Ausfällen gegen unser ganzes Geschlecht nur die Prunkmerien ihres Aergers über die Zurücksetzung, die sie persönlich von einer einzelnen Frau erfuhren, hinterlassen haben. Ein solcher Schriftsteller war, wie ich nicht zweifle, auch der, welcher die lustige Satyre von der Leichtfertigkeit jener Dame erfand. Wenn wir aber diese Frage über den Vorzug der Geschlechter, die von jeher, solange es Männer und Frauen gibt, ein Gegenstand des Streites oder Spottes war, erörtern, so lassen Sie uns Thatsachen bei schlichten, einfachen Leuten und nicht bei solchen sammeln, die entweder den Ehrgeiz oder die Fähigkeit haben, ihre Erzählungen mit irgendwelchen Phantasiegebilden aufzuschmücken. Neulich unterhielt ich mich mit Ligon's Bericht über Barbadoes und will Ihnen nur zur Erwiderung auf Ihr zierliches Märchen eine wahre Geschichte wiedererholen, die jener ehrliche Reisende erzählt, die Geschichte von Inkle und Yarico.

„Thomas Inkle aus London, ein junger Mann von zwanzig Jahren, ging am 16. Juni 1647 in den Downs an Bord des guten Schiffs »Achilles«, um in Westindien, denn dies war das Ziel der Fahrt, durch Handel sein Glück zu machen. Unser Abenteurer war der dritte Sohn eines angesehenen Bürgers, der besondere Sorge getragen hatte, ihm frühzeitig Liebe zum Gewinn einzuflößen, indem er ihn zu einem vollkommenen Rechenmeister machte, ihn befähigte, schnell, was Gewinn, was Verlust brächte, zu übersehen und durch stete Hinweisung auf seine Interessen dem natürlichen Zuge seiner Leidenschaften entgegenarbeitete. Mit dieser Geistesrichtung verband der junge Inkle ein durchaus angenehmes Aeußere; röthlich strahlte Gesundheit und Munterkeit aus seinem Gesicht, seine Glieder verriethen Kraft und lose floß sein schönes Haar in Locken auf seine Schultern. Im Laufe der Reise ging das Trinkwasser aus, der »Achilles« mußte in eine Bucht des nördlichen amerikanischen Festlandes einlaufen, um frisches an Bord zu nehmen. Der Held meiner Geschichte ging bei dieser Gelegenheit mit an Land. Von dem Moment der Landung an wurden die Engländer von einer Schar Indianer, die im Walde auf der Lauer lagen, beobachtet. Damals nämlich war der größte Theil der nordamerikanischen Küste, wie Sie wissen, noch von den Rothhäuten bewohnt, nur sehr zerstreut und von geringer Seelenzahl waren europäische Ansiedler dort zu finden. Genug, die Engländer zogen unvorsichtigerweise eine große Strecke von der Küste ins Land hinein; die Eingeborenen verrannten ihnen den Rückweg und erschlugen die Mehrzahl derselben. Thomas Inkle entkam, indem er in einen Wald floh. Ermattet und athemlos gelangte er in einen entlegenen, pfadlosen Theil desselben und warf sich eben auf einen kleinen Hügel nieder, als ein indianisches Mädchen aus einem Dickicht hinter ihm hervorsprang. Nach der ersten Ueberraschung fanden sie gegenseitig aneinander Gefallen. Wenn der Europäer von dem Gliederbau, den Gesichtszügen und der wilden Grazie der nackten Amerikanerin entzückt war, so war die Amerikanerin von der Kleidung, Farbe und Gestalt eines von Kopf zu Fuß verhüllten Europäers nicht weniger bezaubert. Die Indianerin war sogleich von Liebe zu ihm entflammt und wünschte daher dringend, ihn am Leben zu erhalten. Sie geleitete ihn also zu einer Höhle, wo sie ihm ein köstliches Mahl von Früchten bereitete, und führte ihn zu einer verborgen sprudelnden Quelle, seinen Durst zu löschen. Während sie ihn so pflegte, spielte sie manchmal mit seinen Haaren und freute sich über den Contrast seiner blonden Locken mit der Farbe ihrer Finger. Dann entblößte sie ihm die Brust und lachte, wenn er sie wieder verhüllte. Sie gehörte, wie es schien, zu einer vornehmen Familie ihres Stammes. Denn jeden Tag kam

Julie
(aufſtehend).

Sollte mein Unrecht nicht größer ſein, als das ſeine?

Präſident.

Daß Du ihn verlaſſen haſt? Jede andere Frau würde es an Deiner Stelle auch gethan haben.

Julie
(ſinnend).

Es iſt ſo beſchämend, das zu thun, was jede andre auch gethan hätte.

Präſident.

Julie, ich hoffe nicht, daß ſeine Schwärmereien auch Deine Begriffe verwirrt haben. Du biſt in Grundſätzen erzogen, die ſich an das Maaß der gegebenen Verhältniſſe halten. Was über dies Maaß hinausgeht — wir ſehen es ja täglich — führt nur ins Verderben — Anderer und unſerer ſelbſt.

Julie.

Die Leidenſchaft riß mich hin. Ich vergaß, daß Marie zu edel iſt, —

Joſeph (tritt ein).

Eine Marie Winter wünſcht die gnädige Frau zu ſprechen.

Präſident.

Wer iſt dieſe?

sie zu ihm in einem neuen Putze von den schönsten Muscheln, Glaskorallen und feinem Flechtwerk. Auch brachte sie ihm manche Jagdbeute, die ihre andern Liebhaber ihr geschenkt hatten, sodaß seine Höhle von all den gefleckten Thierfellen und den bunten Vogelfedern, die jenes Land darbietet, reich geschmückt war. Um seine Gefangenschaft erträglicher zu machen, führte sie ihn oft in der Abenddämmerung oder bei günstigem Mondschein in einsame Haine und Wildnisse und zeigte ihm Orte, wo er in Sicherheit ruhen und beim Rauschen des Wasserfalls und den Melodieen der Nachtigallen schlafen könnte. Ihr Geschäft war es dann, zu lauschen, aus Furcht vor ihren Landsleuten selbst wachend ihn in den Armen zu halten und ihn, wenn einmal Gefahr drohte, zu wecken. Allmählich lernten sie sich durch Worte verständigen und bildeten sich aus dem Englischen und Indianischen eine eigene Sprache, in welcher der Reisende seiner Geliebten mittheilte, wie glücklich er sein würde, sie nach seinem Vaterland zu bringen, wo sie in solcher Seide wie die seines Wamses gekleidet und in wind- und wetterfesten Häusern, die von Pferden gezogen würden, fahren sollte. Und alle diese Genüsse verhieß er ihr ohne die Furcht und Unruhe, von der sie jetzt geplagt wären.

„In diesem zärtlichen Verkehr lebte das Liebespaar mehrere Monate lang, als Mariko, die für einen solchen Fall von ihrem Freunde die nöthigen Anweisungen empfangen hatte, ein Fahrzeug an der Küste entdeckte. Sie machte Zeichen, die verstanden wurden, das Schiff legte bei und in der Nacht folgte Mariko froh und glücklich ihrem Geliebten auf das Schiff seiner Landsleute, das zufällig nach Barbadoes, dem ursprünglichen Reiseziel Inete's, segelte.

„Nun scheint es, als ob es auf dieser Insel damals Sitte war, daß, wenn ein Schiff aus hoher See heransegelte, die Pflanzer an den Strand herabströmten, wo sogleich ein Markt mit Indianern und andern Sklaven wie bei uns mit Pferden und Ochsen stattfand. Daß ich's kurz mache, als Herr Thomas Inete jetzt auf britisches Gebiet gelangte, begann er ernstlich über seinen Zeitverlust nachzudenken und zu überschlagen, wie viele Tage ihm sein Geld nun schon Interessen abgeworfen hätte, wenn er sich nicht bei Mariko aufgehalten.' Die Berechnung machte den jungen Mann sehr betroffen und besorgt, was für einen Bericht über diese Reise er seinen Geschäftsfreunden wurde geben können. Um den Schaden einigermaßen zu decken, verkaufte der vorsichtige und sparsame Jüngling Mariko an einen Kaufmann aus Barbadoes, ungeachtet das arme Mädchen, um ihn zum Mitleiden zu bewegen, ihm gestand, daß sie ein Kind von ihm unter dem Herzen trage. Aber er benutzte diese Nachricht nur, um mit seiner Forderung an den Käufer aufzuschlagen."

Als unsere Wirthin diese Geschichte, die, denke ich, für immer ein Gegenstück zu jenem Märchen bilden sollte, geendet, wußte selbst ihr redseliger Gegner nichts zu erwidern, ich aber glaubte einer Frau von so viel Witz und richtigem Gefühl kein größeres Compliment machen zu können, als indem ich ihr durch eine tiefe Verbeugung meine Ehrfurcht bewies und, ohne abzuwarten, was jener etwa noch vorbringen würde, mich schweigend empfahl.*)

H. Fritsche.

Aus meiner Pilgertasche.

Von Freiherrn von Biedenfeld.

VI. Blicke auf Konstanz und ein Besuch bei Heinrich von Wessenberg.

(Fortsetzung und Schluß.)

Vor mehreren Jahrzehnden hatte ich im Salon und sehr flüchtig die persönliche Bekanntschaft von Ignaz Heinrich von Wessenberg gemacht und in der That leider nicht cultivirt, weil seine philosophischen Ansichten wie sein priesterliches Wirken damals außer meiner Sphäre lagen, seine Poesie mich Schillerbefangenen nicht besonders erwärmte, sein gewöhnlicher Lebenskreis keine besondere Anziehungskraft auf mich äußern konnte. Aber jetzt war dies alles ganz anders geworden. Der Greis Wessenberg war der Mann allgemeinster Verehrung und strahlte um so heller durch alle Nebel und Wolken, die von allen Seiten dichter, schwärzer und unheimlicher den Himmel umzogen und drohend zwischen die Confessionen sich lager-

*) Nach die englische Bühne hat sich der rührenden Geschichte Mariko's bemächtigt. George Colman lieferte den Text zu einer Oper, die jedoch eine versöhnende Wendung nahm. Inete bleibt zwar der elende, herzlose Mensch, der seine Geliebte und Wohlthäterin verlassen konnte, aber der Käufer, Gouverneur von Barbadoes, ist bereits über die nähern Umstände seiner That durch die handelnden Nebenpersonen unterrichtet und weiß es so zu wenden, daß er Mariko als Tochter adoptirt und sie dann dem wenigen Inete, der sich zu bessern verspricht — doch noch als Gattin überläßt. Die Textworte dieser Oper machte Schröder zu einem in seinen „Gesammelten Werken" befindlichen Schauspiel und spielte im Jahre 1788 selbst den Gouverneur.

D. Her.

ten. Er war sich treu geblieben in Ansicht, Geist, Gefühl, Ueberzeugung, herzinnigster Religiosität und Menschenliebe, im stillen und lauten Ankämpfen gegen Zelotismus und Ultramontanismus. Sehnsucht, den merkwürdigen Mann wiederzusehen und näher zu betrachten, trieb mich an seine Pforte. Ich wurde angenommen, obgleich Besuch bei ihm war. Zu meinem Erstaunen erkannte er mich beim ersten Blick, bewillkommnete mich auf das freundlichste, stellte mit weltmännischer Anmuth uns gegenseitig vor, lud mich ein, Platz zu nehmen und bemerkte lächelnd: „Der Herr Verfasser einer »Geschichte der Mönchsorden« ist dem Inhalt unsers Gespräches nicht fremd, er kann uns dabei nicht stören."

Ich betrachtete den Herrlichen nicht ohne Staunen. Drei Jahrzehnde hatten an diesem Kopfe keine andere Veränderung hervorgebracht, als daß die Haare etwas dünner standen und wenige Fältchen über die Wangen sich hinzogen. Die edle, etwas längliche Eiform beherrscht eine hohe, breite Stirn. Aus den großen, mandelförmig schön geschnittenen Augen unter den fein gebogenen Brauen strahlt noch immer die volle Kraft eines männlichen, klaren Geistes und hinderlichen Wohlwollens, beide höchst anziehend gehoben durch den unbeschreiblichen Anhauch poetischer Schwärmerei. Die stattliche Nase tritt in fast römischer Form hervor und beugt sich jetzt ein wenig über den Mund, der in der Geschlossenheit seines gebogenen Schnitts und der scharfen Winkel Energie des Wollens ausspricht, im anmuthigen Lächeln eine selige Heiterkeit verräth und schnell vorübergehend einen Hang zum Scherzen erblicken läßt, welches erfreuen, aber nicht verletzen will. Dieser eigenthümliche Zug prägt sich noch merklicher durch das schmale Kinn aus, das sanft aufwärts gebogen unter der Lippe ein Grübchen bildet. Der Haupteindruck des Ganzen ist ein tiefer Ernst mit einem wunderbaren Nimbus von Wohlwollen und Freundlichkeit: ein ähnlicher Eindruck wie ihn die Physiognomieen von Hegel, Alexander von Humboldt und Hebel gewähren, obschon diese vier Gesichter sonst in allem äußerst verschieden waren.

„Mein lieber Freund hier", nahm Wessenberg, auf den Pater deutend, das Gespräch wieder auf, „hat sich mit mir in ein Thema hineingeredet, von dem vernünftige und religionswarme Männer nicht so leicht wieder sich losmachen können. Er schwärmt für den in sich selbst so schönen und lieben Gedanken einer endlichen Vereinigung der drei christlichen Confessionen, für das »Eine Heerde soll sein und Ein Hirte«. Wie denken Sie darüber?"

„Aufrichtig gestanden, ich habe mich mit diesem Gedanken niemals ernsthaft beschäftigt; indessen bin ich nicht abgeneigt, der Ansicht des Herrn Pfarrers beizustimmen."

„Ihre Ansicht und Hoffnung duftet so lieblich wie Myrten und Narden, daß es mir beinahe leid thäte, diesen Duft verscheuchen zu müssen, wäre er nicht ohnehin nur eine Traumeserscheinung, die beim ersten Lichtstrahl von selbst verschwindet. Denkbar ist eine Wiedervereinigung der griechisch-katholischen mit der römisch-katholischen Kirche, weil beide eigentlich in ihrer Wesenheit auf demselben Grundprincip beruhen, nur in Außerwesentlichem auseinander gehen; aber geradezu undenkbar erscheint mir eine Wiedervereinigung der römisch-katholischen mit der protestantischen Kirche —"

„Undenkbar? Kann nicht jede von ihren Eigenheiten so viel aufgeben, daß sie in der Mitte der sie trennenden Kluft endlich wieder zusammentreffen und in Eins sich verschmelzen?"

„Allerdings in Nebendingen, im Außerwesentlichen, in Formen, niemals aber in der Hauptsache, im Grundprincip, welches die eigentliche Scheidewand zwischen ihnen bildet."

„Haben denn nicht beide einerlei Grundprincip: die Christuslehre, den Glauben, die Heilige Schrift?"

„Scheinbar ja, in der Wirklichkeit nein! Denn das Grundprincip beider Confessionen entsprang nicht eigentlich rein und voll dem Urquell alles Christenthums, sondern verschiedenen Interpretationen von der Christuslehre, vom Glauben und von der Heiligen Schrift. Dadurch trat gewissermaßen das göttliche Element in den Hintergrund und das menschliche gewann bei beiden die Oberhand, das Religiöse mußte sich dem Kirchlichen unterordnen lassen, Form und Mittel kleideten sich in den Nimbus von Wesenheit und Zweck; dadurch war bei beiden die ecclesia militans offen oder in der Stille organisirt und zur Herrschaft erhoben, bei dem Romanismus für strengste Aufrechthaltung des Bestehenden, bei dem Protestantismus für unaufhörliche Entwickelung; dort alles für die Unwandelbarkeit, hier für die vollste Freiheit der Kritik; dort haftend an dem Positiven, hier mit offenen Thüren und Fenstern für Reform und Idealismus; daher dort der Scheiterhaufen für den leisesten Frevel gegen das positive Gesetz, hier oft gar läppische und traurige Zänkereien, Ränkereien und Aergernisse zwischen den Männern verschiedener Ansichten und Lehren."

Wir Laien war alles so ziemlich verständlich geworden, allein der gute Pastor walzte fort und fort um sein Thema des eigentlichen Glaubens einzelner bei den Römisch-Katholischen und bei den Protestanten und folgerte daraus immer von neuem seine Hoffnung auf eine endliche Vereinigung und Vermittelung. Das Wie wollte ihm freilich nicht recht klar werden. Wellenberg lobte sich offenbar nach einem andern Gegenstande der Unterhaltung, aber er hatte sich einmal in diesen Stoß verrannt und den Pastor zu lieb, um jogleich abzubrechen und ins Freie überzuspringen. Ein bischen heftiger als zuvor fiel er daher endlich ein:

„Bester Pastor, Ihr tummelt Euer Glaubensröslein so nattlich wie ein Ritter beim Ringelrennen, aber die Spitze Eures scharfen Lanze fährt immer an den Ringlein vorüber, als hättet Ihr Euch am bloßen Rennen, ohne Euch um den Siegespreis zu bekümmern. Ja, ja, meine Herren, ich komme mir bald hier vor wie einer unserer Missionare der Propaganda unter den schlauen und spitzfindigen Philosophen der Hindus, die immer thun, als verständen sie ihn nicht und immer mit ihren Lehrsätzen von vorn anfangen. Allerdings, mein lieber Pastor, ist bei beiden Confessionen des Pudels Kern der Glaube; aber Sie springen stets über die leidige Thatsache hinweg, daß der Glaube bei den Römisch-Katholischen ein ganz anderer ist als der bei den Protestanten. Die ganze kirchliche oder, wie man es gewöhnlich nennt, religiöse Erziehung beim Römisch-Katholischen prägt ihm als allein Gültiges und Unabänderliches ein, daß er nur glauben solle und dürfe, was das Kanonische Recht, das Concil von Trient und die Unfehlbarkeit des Heiligen Vaters als Interpretation der Heiligen Schrift lehren, vorschreiben und gebieten. Damit er in diesem Glauben niemals irre werden könne, verbietet ihm die heilige Kirche das Lesen jeder andern als der von ihr herausgegebenen Heiligen Schrift und verpönt jede andere Ausgabe als Ketzer- und Satanswerk. Dadurch hat der Glaube der Römisch-Katholischen das vollkommene Gepräge und den Charakter eines positiven Gesetzes, wobei der Laie und sogar der Priester nichts mehr zu deuteln und auszusetzen hat. Ganz anders steht es bei Ihnen. Auch Dr. Martinus stützt das ganze Lehrgebäude Ihrer Kirche auf den aus der Heiligen Schrift abgeleiteten Glauben. Aber einmal interpretirt er selbst die Heilige Schrift mitunter himmelweit verschieden von unserer legalen und authentischen Interpretation und dann gestattet er hierzu nicht nur, sondern verordnet für jeden Christen die Freiheit des Denkens, die Prüfung, ehelt mithin den Verstand und die Vernunft zu einer Art von Oberinstanzen in Glaubenssachen, bei denen jedes Individuum als Referent und Richter fungirt."

„Dagegen habe ich nichts einzuwenden, indessen ohne Aufgeben meiner Hoffnung auf ein einstiges Zusammentreffen. Denn wenn zwei voneinander entfernt, gleichsam parallel Dahingehende allmählich einer links und der andere rechts einen Schritt einlenken, so müssen sie endlich auf Einem Punkte zusammenkommen."

„Ganz richtig, falls von einem parallelen Nebeneinander beider Confessionen die Rede sein könnte; aber dem ist in der That nicht also; der Gang beider Kirchen ähnelt vielmehr zweien von einem Mittelpunkte auslaufenden Radien, die naturgemäß immer weiter auseinandergehen, also niemals wieder, außer auf dem Wege fortwährenden Zurückschreitens, zusammentreffen können."

„Erscheint denn ein solches Zurückschreiten, wie Sie es nennen, als unwahrscheinlich oder gar als unmöglich?"

„Meines Erachtens allerdings. Die Confessionen oder Kirchen sind menschliche Institutionen, aus verschiedenen Ansichten von dem göttlichen Ursprung abgeleitet. Als solche streben sie unwillkürlich, doch um so beharrlicher nach ihren beiderseitigen äußersten Consequenzen, also hier der Romanismus nach der endlichen Herrschaft über die ganze Welt, der Protestantismus nach dem völligen Siege von Verstand und Vernunft; jener an der Hand der unwandelbaren Einheit und obersten Unfehlbarkeit, unterstützt durch den Monachismus und dessen mächtigste Potenz, den Jesuitismus; dieser an der Hand der Freiheit des Denkens und Prüfens, die im Rationalismus ihren schärfsten Ausdruck gefunden hat, der unabwendbar zu einem völligen Individualisiren aller kirchlichen Ansichten endlich hinführen muß, da jeder Mensch einen eigenen Verstand und eine eigene Vernunft besitzt, jeder solche als oberste Richter über alle Dinge anzuerkennen pflegt und gerade wer am wenigsten von beiden durch die Natur erhalten hat, am beharrlichsten darauf pocht."

„Sie haben mich in meiner Ansicht zum Wanken gebracht, ohne mich noch zur Ueberzeugung gelangen zu lassen. Merkwürdigerweise kann ich mich nicht entsinnen, in Ihren Schriften

irgendwo eine Entwickelung dieser Ansichten gefunden zu haben."

„Leicht möglich! Einmal veröffentlicht man nicht alles, was man in seinen vier Pfählen denkt und fühlt, allenfalls auch im vertraulichen Kreise ausspricht, und dann erheischt auch jede Veröffentlichung einer Ansicht ihre geeignete Zeit. Indessen, wie dem auch sei, trösten wir uns im Glauben an die Verheißung mit der Hoffnung, daß es weder dem römischen noch dem protestantischen Jesuitismus gelingen werde, den Fortschritt der allgemeinen Bildung wesentlich zu hemmen und daß diese allgemeine Bildung bald mächtig genug sein werde, nicht etwa um eine Vereinigung der Confessionen zu erzielen, sondern um das wahrhaft religiöse Element in der Menschenbrust neu und fruchtbar zu beleben, das Kirchliche als eine nothwendige äußere Form zu betrachten und bei der Verschiedenheit dieser Formen echt christlich und brüderlich miteinander sich Gottes schöner Welt zu erfreuen."

„Amen!" rief mit wahrer Andacht der gute Pastor und nahm eben den Anlauf zu einer Nachrede, als ein neuer Besuch gemeldet wurde, der eben nicht zur Fortsetzung unsers Gespräches geeignet erschien.

Wir schieden, leider auf Nimmerwiedersehen!

Wessenberg starb mit der Beruhigung, daß seine schöne Heimat weder unter dem Alpdruck des römischen Concordats noch des protestantischen Jesuitismus erlahme und daß das edle Beispiel von Badens Fürst und Badens Kammern erhebend und ermuthigend auf alle deutschen Lande einwirken werde. Sein Grab im Dom zu Konstanz ist ein Denkmal, dessen Besuch jeder Deutsche, welcher Kirche er angehören möge, eine Viertelstunde der Weihe und Andacht widmen wird wie den Gräbern von Schiller, Arndt und Stein.

Luther und Frau Cotta.

Daß große Männer auch gemeinhin große Mütter zu Erzieherinnen hatten, ist ein Satz, der in einigen Fällen seine historische Begründung hat ebensowol wie der, daß die Mütter vieler großen Männer auch die Urheberinnen ihres verfehlten Schicksals wurden.

Wir dürfen, wie im ersten Falle sich uns die Gestalten einer Katharina, einer Lätitia, einer Frau Rath, die Mutter Melanchthon's und andere darstellen, im letztern nur an die Mutter Lord Byron's denken.

Wir wollen hier jedoch nicht ein Motiv aufnehmen, dessen Behandlung außerhalb des Rahmens unserer Schilderung liegt, sondern einmal den erziehenden und bildenden Einfluß derjenigen Frauen auf große Männer in das Auge fassen, die weder in dem Verhältnisse einer Mutter zu dem Sohne noch einer Gattin zu dem Gatten stehen. Es ist etwas ganz anderes um die Stellung eines jungen Mannes zu einer ältern Freundin als um die des Sohnes zur Mutter; annähernd in einigen Punkten, in andern aber auch wieder an das des Gatten zur Gattin streifend und doch keins von beiden, und auch nicht beides zugleich.

Das mächtig Fesselnde in einem Freundschaftsbündnisse zwischen dem Jüngling und der ältern Frau ist das Freiwillige, jeder Pflicht Entbundene. Was bei der Mutter natürlich, bei der Gattin erklärlich ist, erscheint bei der Freundin großmuthig und zart; was von dem Sohne und Gatten als Gehorsam und Treue gefordert wird, ist bei dem jungen Freunde fortgesetzte Hingebung in Erwiderung einer beglückenden Gewährung, in Erkenntniß eines reichen Besitzes von Geist und Güte, von welchem freiwillig Spenden ausgetheilt werden.

Bekannt ist das Verhältniß Luther's zu Frau Cotta, die ihn studiren ließ. Doch nicht genug ergründet ist es als ein zartes, gemüthvolles und folgewichtiges. Die Eisenacherin, welche von des Knaben Martin wohltönender Altstimme so mächtig im Herzen berührt wurde, daß daraus eine lebenslängliche Zuneigung für den Sänger entsprosste, ist frei von jenen Eitelkeiten und selbstischen Interessen, wie sich solche bei Frau von Stein z. B. so sehr in den Vordergrund drängten, daß sie fast zur Qual für Goethe heranwuchsen. Rousseau war für Frau von Warens ein Ableiter ihrer noch leidenschaftlichen Triebe.

Nicht der Ruhm des großen Reformators, nein, die Noth des armen Currendschülers war es, was Ursula mit Gewalt ergriff. Wie oft hatte nicht schon der Gesang der von Haus zu Haus ziehenden Schüler ihr Ohr berührt, wie oft hatte ihre immer freigebige Hand nicht schon die kleinen Münzen, die Brezeln und Kringeln an die Knaben ausgetheilt, ohne für einen aus ihrer Mitte eine besondere Vorliebe zu gewinnen. Plötzlich geschah es, daß Martin's inniger Gesang Ursula wie mit heiliger Sympathie erschütterte und sie dem Knaben in ihrem Hause die zweite Heimatstätte bereitete, daß sie für ihn mit an ihrem Familientisch deckte und ihm neben der

leiblichen Sättigung auch die geistige Befriedigung bot, nach welcher der in Dürftigkeit und Unterdrückung sich befindende Knabe so heißes Verlangen trug.

Schwere Kämpfe durchzogen schon damals Luther's Seele und grübelnd, mit finsterm Angesicht saß der Knabe mitunter Frau Ursula gegenüber, ohne die Speisen zu berühren, die sie ihm darbot, ohne des anmuthigen Geplauders zu achten, wodurch sie den heitern Geist im Hause immer wach zu halten suchte. Luther hatte bis dahin niemand gehabt, gegen den er sein Herz ausschütten, dem er seine melancholischen Gedanken, seine beängstigenden Zweifel mittheilen konnte; und auch gegen Frau Ursula wagte er es noch nicht. Welches Zaubermittel wandte sie an, ihn mittheilend und wieder froh zu machen? Sie setzte sich an das Klavier und spielte und sang eine einfache Weise. Es währte nicht lange, so stimmte Martin ein und begleitete Strophe für Strophe mit der zweiten Stimme. Das gemeinsame Singen verscheuchte fast allemal die Wolken von des Knaben Stirn.

Einmal, als sich Martin recht frisch und froh gesungen hatte und den blauen Himmel in dem Herzen fühlte, nahte sich ihm Frau Ursula und legte ihm eine Flöte in die Hand. Die Flöte scheuchte schon so manchem die Sorgen hinweg; sie ist die Begleiterin des Hirtenknaben, wenn er, von den Menschen abgetrennt, mit seiner Heerde in den Bergen schweift; vielleicht konnte sie auch dem sich immer noch einsam fühlenden Martin Freude und Zerstreuung bringen. Ursula's Aufforderung zufolge und unter ihrer fortgesetzten geduldigen Theilnahme übte sich nun Martin auf dem Instrumente mit solchem Eifer, daß er binnen kurzer Zeit ein Flötenbläser wurde, der sich anhören lassen konnte. Durch Ursula's Geschmack entwickelte sich in dem Jünglinge das höhere und feinere Verständniß für Musik und er empfand tief und tiefer die Weihe ihrer Kraft, sie, die mitfühlende und durch Musik Tröstung und Erleichterung, Besänftigung und Heiterkeit gebende Freundin, legte den Grund zu Luther's heiliger Begeisterung für die Tonkunst. „Sie ist dem betrübten Menschen das beste Labsal", schrieb er später über Musik, „dadurch das Herz wieder zufrieden, erquickt und frisch werde, sie ist die Gebieterin und Regierein menschlicher Affecte, sie treibt durch ihre Herrschergewalt die Menschen hin, sie schreckt die Hochmüthigen, sie gibt den Raienden Ruhe und Frieden, sie flößt den Gehässigen Sanftmuth ein, sie theilt die prophetischen Gaben und den Trieb zu allen Tugenden mit, wie man an Elisar, dem Anstifter alles Bösen, wie man an Saul sehe, sie richte die Traurigen auf, mache den Zaghaften Muth; wie Sänger fröhlich die Sorge mit Singen aus- und hinwegschlagen, wie die Musik den bösen Geistern unleidlich und zuwider das thun, was sonst die Theologie allein, daß sie Ruhe und einen fröhlichen Muth mache, zu einem klaren Beweis, daß Satan, der ein trübseliger Geist, traurige Leute macht, frohe Herzen nicht leiden kann, traurige Sorgen und alles unruhige Lärmen anstiftet, darum der Musik Feind, ist am weitesten von ihr, und vor ihrem Klange flieht."

Doch nicht allein durch den Hülfszauber der Musik wußte Frau Cotta mildernd und mäßigend auf Luther's mönchische und verdüsterte Anschauungen und Empfindungen einzuwirken: durch Gespräche, in denen die erfahrene und denkende Frau über den noch in Unklarheit befangenen Geist des Jünglings herrschte, gab sie dem oft in einem Labyrinth von Zweifeln vergeblich den Ausweg suchenden Jüngling den leitenden Faden an die Hand. Dabei war sie für den mit rohen Manieren und unfeinen Sitten behafteten jungen Menschen eine sanfte Zuchtmeisterin, die ihn langsam an bessere Formen gewöhnte und ihn für die Anforderungen der Geselligkeit feilte. Nachdem Martin Luther's Aeltern nur mit Strenge und Härte selbst gegen den Sohn verfahren waren und die Mutter wegen kleiner Vergehungen ihren ältesten blutig schlug, nicht aus Zorn, sondern im Eifer ihrer Mutterpflicht, trat Frau Cotta mit Milde und Grazie ihm zur Seite und vermittelte ihre Erziehung auf dem Wege der Kunst und der Begeisterung oder des neckenden Humors. Sie schlug das Rohe von ihm ab, sie legte ihm edlere Redensarten in den Mund, und da sie wahrgenommen, daß Luthern die Gabe der Beredsamkeit gegeben sei, daß sie aber ihre Wirkung verfehlen würde, wenn seine reichen Gedanken nicht in das Gewand einer bessern Ausdrucksweise gekleidet wurden, so ließ sie sich die Bildung seiner Sprache besonders angelegen sein. Es gelang ihr, Luther dahin zu bringen, daß er viele üble Angewohnheiten, die sich auch beim Essen und im sonstigen häuslichen und Familienverkehr geltend machten, ablegte; er bezwang sich oft noch in dem Augenblick, da das „unflätige" Wort, die allzu derbe Bezeichnung oder die plumpe Bewegung ihm entschlüpfen wollte. Ein Blick auf Frau Cotta

genügte; ihr halbes Lächeln, ihr drohend emporgehobener Finger waren hinreichend, ihn daran zu erinnern, daß er einmal wieder habe über die Schnur hauen wollen.

In diesem Umgange mit einer Frau, für welche Luther nur Verehrung haben konnte, bildete sich bei ihm die Hochachtung für das ganze Geschlecht heraus, das Ideal, welches er in Ursula sah, gab ihm die Anerkennung und das Verständniß für wahre Frauenwürde, sie vereinigte das Maßvolle mit dem Lebhaften, das Frische, Kräftige mit dem Sanften und Anmuthigen.

Auch den Grund zu einem echten Familienleben und die Sehnsucht danach empfing Luther im Cotta'schen Hause, wo nicht, wie in seiner eigenen Familie, Kummer und Sorge die Blüten eines gemüthlichen frohen Hauslebens knickten. Melancholie und Bitterkeit waren die Begleiter des von Hunger geplagten Knaben gewesen, als dieser das neue Heimathsasyl fand; aber in dem Kreise, in welchem Frau Ursula die Sonne war, die ihre Strahlen des Wohlwollens über jeden ergoß, der sich dem Familienverein anschließen durfte, und auch das geringste Mitglied desselben in das Element des Wohlbehagens versetzte, entwickelte sich bei Luther jener frische Humor, der schlagend trifft und doch nicht verletzt, jenes Talent, Reimsprüche bei der Tafel anzubringen und Tischreden zu halten.

Wenn wir in unserer übercivilisirten, d. h. frivolisirten Zeit von einem „Verhältniß" in der Gesellschaft sprechen hören, so verbinden sich mit dieser Bezeichnung sogleich eine Menge von Nebenvorstellungen. Zwei Personen, die ein „Verhältniß" haben, sind so gut wie geächtet, denn die verleumderische Fama weiß tausend Vermuthungen über das Verhältniß auszustreuen, bis es ihr gelungen ist, es aufzulösen. Ein junges siebzehnjähriges Mädchen, eine Prinzessin, weigerte sich kürzlich in einem geschichtlichen Aufsatze, sich des Worts „Verhältniß" zu bedienen. Es sei unanständig, behauptete sie, und sie könne das Buch niemandem in die Hände geben. Demnach zu schließen sind in der sogenannten besten Gesellschaft die allgemeinen Begriffe von einem persönlichen Verhältnisse auf die unterste Stufe niedriger Auffassung herabgedrängt.

Luther stand zu Frau Cotta auch in einem Verhältnisse, dessen Lebensmotto war: Es ist kein lieber Ding auf Erden denn Frauenliebe, wenn sie in Gottesfurcht mag werden! Und dieses Verhältniß wurde die Bildungsschule für den großen Reformator, für den kühnen Redner, für den mächtigen Bibelübersetzer und Dichter, für den Gatten einer Katharine Bora, für den Freund eines Melanchthon, für den Eroberer einer neuen Geisteswelt.

Als Frau Cotta auf ihrem Sterbebett lag, da sprach sie es noch mit froher Genugthuung aus: daß Gott sie nach Martin's Aufnahme in ihr Haus mit seltenem Glück gesegnet habe, denn alles sei ihr wohlgelungen seit jener Zeit und was sie an dem armen Martin gethan, das habe ihr der reiche Luther tausendfältig zurückgegeben.

J. M.

Nürnberger Geschichten.

Von Luise Otto.

1. Nürnberg zur Zeit der Reformation.

Von allen Städten des Deutschen Reichs, zumal von den deutschen freien Städten des Mittelalters, ist und bleibt Nürnberg immer die interessanteste. Wer es einmal geschaut, wer in seinen Mauern anders als zu flüchtigstem Reiseeindruck geweilt, den wandelt auch die Lust an, von diesen Thürmen und Kuppeln hineinzuschauen in das enge Treiben da unten in den Gassen — und nicht in das von heute allein, sondern Jahrhundert um Jahrhundert zurück, selbst bis in dasjenige, in dem unten die freien Steinmetzen in den Bauhütten arbeiteten und gewaltige Krahnen erst die Steine emporhoben zum erhabenen Bau, der noch heute dauert. Dicht gedrängt stehen die Werke monumentaler Kunst und die dankbare Nachwelt ehrt sich selbst und sie durch die Uebertragung ihrer Namen auf Straßen und Plätze, schon dadurch allein den Fremden an Nürnbergs edelste Bürger mahnend. Das zierlich-ehrwürdige Rathhaus bis herab zum niedlichen „Chörlein" oder dem Hausportal, das oft ein Wunderwerk gothischer Kunst, lächelt uns bald vornehm, bald traulich an und flüstert ganz leise: „Wenn Ihr wüßtet, was wir alles erzählen könnten!" Und lassen wir uns nun wirklich verlocken zu fragen und zuzuhören, so ist es um uns geschehen und wir geben auf eine lange Zeit wenigstens verloren für die Welt außerhalb Nürnberg. Das Rathhaus packt seine Chroniken aus und „Rathsverlässe", die Glocken von St. Lorenz und Sebald beginnen zu läuten, alle Giebel machen noch einmal so kluge Gesichter als vorher und predigen um die Wette mit „den Ziegeln von den Dachern", die kunstreichen Brunnen plätschern und flüstern und selbst das „Gänsemännchen" schwatzt lauter als seine

Gänse — von „der Veste" tönt es so laut, als sei das Sprachrohr noch oben, das Kaiser Friedrich IV. machen ließ — kaum wissen wir, wohin wir zuerst hören sollen und wem das erste Wort vergönnen, und nun gar wem das letzte!

Ist es nun doch, als stünden wir vor einem großen schönen Schrein, angefüllt mit lauter „Nürnberger Tand" — wir beginnen auszupacken, darin zu wühlen und können kein Ende finden, all die Herrlichkeiten und niedlichen Sachen zu bewundern und aufzustellen.

Setzen wir uns denn daraus ein Bild zusammen und betrachten Nürnberg zur Zeit der Reformation.

Sehr charakteristisch ist nämlich die Haltung der freien Reichsstadt und ihres Raths in dieser denkwürdigen Periode. Immer ist sie voran, den alten Ruhm zu wahren, wie eine Blume, die sich zuerst dem Licht erschließt und doch sorgsam behütet wird, daß die schwersten Stürme an ihr vorüber gehen. Immer halten die Vertreter und Väter der Stadt, „die Herren Aeltern", eigensinnig fest an ihren Rechten, aber auch treu an ihren Pflichten: sie geben dem Kaiser, was des Kaisers ist — mit dem Zusatz, daß auch der Kaiser nicht antaste, was des Ihren ist — sie geben Gott, was Gottes ist, und halten's allein mit dem Evangelium, geben nichts auf die Autorität eines Menschen.

An einigen Zügen werden wir dies vorsichtige und doch ehrenwerthe Benehmen mehr und mehr erkennen.

In Nürnberg herrschte schon längst die höchste Bildung und Gesittung, die im Deutschen Reiche anzutreffen war. Die Kunst stand in ihrer höchsten Blüte, die Künstler selbst mitten in ihrem Volke, von Rath und Kaiser geehrt, mit einem reinen Streben nach dem Idealen. Konrad Celtes und andere Humanisten hatten es auch zu einem Sitz der neuen Richtung in der Wissenschaft gemacht, die die alte Scholastik bekämpfte und mit dem Studium der Alten zugleich vaterländischen Sinn weckte und pflegte. Nürnbergs Patriziersöhne und künftige Rathsherren, wie Wilibald Pirkheimer, Christoph Scheurl u. a., studirten in Italien, dem damaligen Sitze der höchsten Gelehrsamkeit, und verpflanzten sie selbst in ihre Vaterstadt.

Als Luther am 31. October 1517 in Wittenberg seine 95 Sätze wider den Ablaß an die Thür der Schloßkirche schlug, da hatte er schon Freunde und Anhänger im edeln Nürnberg — ja schon ein Jahr vorher, 1516, als der Doctor Franciscus Tripontinus dahin kam, einen Ablaß zu verkündigen, mußte er unverrichteter Sache abziehen, weil der Rath ihm viele Hindernisse in den Weg legte. Zwar ward Ostern 1517 daselbst noch einmal ein Ablaß verliehen, aber erst nach langer Unterhandlung. Im Jahre 1518 aber fand die Verkündigung des Ablasses die größten Schwierigkeiten, und zwar nicht allein bei dem Rathe, sondern auch bei den Geistlichen. Der Ablaß-Commissar Doctor Jobst Vorcher bemühte sich zuerst vergeblich dafür bei dem Prior zu den Frauenbrüdern und dem Prediger im Predigerkloster. Am 20. März ward der Ablaß zwar noch aufgerichtet, aber als im November desselben Jahres von Brixen ein päpstlicher Ablaß gesendet ward, widersetzte man sich ernstlich. Die Ablaßverkündigungen fanden da am wenigsten Beifall, wo man es sonst nicht erwartet hätte. Die Augustinermönche von Nürnberg ließen zur selben Zeit von dem Buchdrucker Fritz Peypus ein deutsches Traktätchen Martin Luther's wider den Ablaß nachdrucken und vertheilen. Als der Rath dies erfuhr, bezeugte er dem Buchdrucker sein „Mißfallen" — jetzt würden wir „Verwarnung" sagen —, ließ es aber dabei bewenden.

Seit 1508 hatte Luther an der Universität zu Wittenberg gelehrt. Die neugegründete Anstalt blühte mit ihm empor und ihr Ruf verbreitete sich rings umher. Christoph Scheurl, ein reicher Patriziersohn aus Nürnberg, der in Bologna und Padua die Rechte und Schönen Wissenschaften studirt hatte und dort Doctor geworden war, ward in Wittenberg Professor und ein Freund Luther's, mit dem er noch viele Briefe wechselte, als Scheurl 1512 in seine Vaterstadt zurückgekehrt war. Luther schickte ihm anfangs seine Schriften und Scheurl verbreitete sie eifrig in der gelehrten Welt, sandte sie sogar an den Prior von Rebdorf und den Bischof von Bamberg und verschaffte Luther die Freundschaft Albrecht Dürer's, Wilibald Pirkheimer's und vieler ausgezeichneten Mitglieder des nürnberger Raths, deren einer, Kaspar Nützel, Luther's Schrift über den Ablaß übersetzte und vertheilen ließ (1518).

Schon im Februar desselben Jahres verbot der Rath den Kerzenmeistern der großen Brüderschaft zu St.-Elsbeth, neue Mitglieder aufzunehmen, er beschloß, dieselbe aussterben zu lassen „im Interesse der Stadt".

Als Luther 1518, zum Reichstag nach Augsburg reisend, über Nürnberg kam und im Augustinerkloster übernachtete, fand er dort bereits viele Anhänger und man lud ihn ein, auf der Rück-

reise wiederzukommen, was jedoch nicht geschah. Aber auch den Bischof von Würzburg, der gleichzeitig durchreiste, ehrte der Rath — und zwar durch Ueberreichung von eingemachten Früchten: „Citronat, Melonen, Nussen, Pomeranzenschalen, Limonen" u. s. w. Als Karl von Miltitz, der päpstliche Gesandte, mit der Geweihten Rose für Friedrich den Weisen durch Nürnberg kam, womit er Luther seinen Beschützer rauben wollte, schrieb Scheurl: In Nürnberg sei man so bestürzt und bekummert über das unwürdige gegen Luther beobachtete Benehmen, als wenn alles verloren wäre. Die Besten verleugneten Luther nicht — „Wir vertrauen keinem Fürsten, sondern Gott allein, er werde dem um seine Wahrheit Gerüsteten die Gnade verleihen, alle Qualen, ja selbst den Tod zu erdulden." Die Vornehmsten des Volks sowie fast alle geringen Bürger seien im Herrn Martin, die Mönchsorden rührten sich und verbreiteten seine Schriften, obwol es nichts weniger als ihr Amt sei.

Am 12. Januar 1519 starb Kaiser Maximilian I. zu Wels in Oesterreich und in Nürnberg veranstaltete man eine würdige Todtenfeier wie am 28. Juni eine große Feierlichkeit, als man die Wahl Karl's V. zum deutschen Kaiser erfuhr; ja Nürnberg war die erste Stadt, die sofort eine Botschaft abfertigte, dem König in Spanien selbst zu der Wahl zu gratuliren. Sie veranstaltete auch am 18. Mai 1520, als man die Nachricht erhielt, der römische König wolle selbst nach Deutschland kommen, eine feierliche Procession, um vom Himmel eine glückliche Ueberfahrt zu erflehen. Eine Deputation reiste nach Aachen zur Kaiserkrönung. Die Insignien derselben lagerten bekanntlich in Nürnberg, das sich dies Recht nicht nehmen ließ. Interessant ist hiervon folgende Beschreibung:

„Den zur Krönung nöthigen Ornat ließ der Rath von den Klosterfrauen zu St.-Clara besichtigen und das Nöthige von ihnen ausbessern. Die weiße Talmatica war schon alt und vermodert, mußte deshalb mit einer neuen weißen Seide überzogen, die Oberklappen und Kreicheln mußten gefuttert werden. Aus besonderer Fürsorge ließ man auch, da man des Kaisers Besuch in Nürnberg hoffte, »des Königs Stuben und Kammern auf der Veste« nach vorgelegtem Muster grün in grün malen und »die Decke auf Tuch und Rahmen ziehen«. Die Gesandten des Raths brachten die Kaiserkrone, Scepter, Schwert und den übrigen Ornat am 21. October nach Aachen. Die Krönung fand am 23. October statt. Die nürnberger Gesandten wurden um 8 Uhr in die Kirche gelassen und legten den Ornat, »das Heilthum«, auf einen Altar. »Hierauf kam auch der König in die Kirche und viel Volk mit ihm, wodurch große Unordnung entstand. Die Kurfürsten wußten von einem andern Ornate nichts als von Krone, Apfel, Scepter und Schwert. Sie bekleideten deshalb den König mit einer schlechten weißen Alba, einer Stola und einem Chormantel. Hierauf kam der Kurfürst zu Köln zu den Nürnbergischen und begehrte das Heilthum. Diese aber erklärten, es bestehe ein anderes Herkommen; sie würden den Ornat selbst vortragen und jedem davon übergeben, was ihm gebühre, indem sie auch der Krönung selbst beiwohnen würden. Sie trugen den Ornat an den bestimmten Ort und zwar denselben, wie man ihn bei Kaiser Maximilian's Krönung gebraucht; aber man brauchte jetzt nur die Krone, den Apfel, Scepter, das Schwert und einen Chormantel. Den vorigen hatte man dem König wieder abgenommen." Nicht genug, daß hierbei die Nürnberger gerade eigensinnig wie immer auf ihrem alten Recht bei der Krönung bestanden, sie erinnerten auch bei Tafel daran, daß ihnen der Platz über den Frankfurtern gebühre und daß sie an dem Tisch zunächst dem des Königs saßen. Nachher folgten sie ihm auf dem Fuße in seine Herberge, ließen sich bei ihm melden und nahmen den Ornat wieder in Verwahrung. Der Kaiser verlieh dem Rathe den Blutbann mit dem Rechte, ihn fernerhin einem ehrbaren Mann in dritter Hand verleihen zu dürfen. Am 4. November 1520 bestätigte auch Kaiser Karl zu Köln dem Rath von Nürnberg alle Privilegien der Stadt, weil er zur Krönung in Aachen erschienen war, ebenso in Worms im December ihm alle Reichslehne.

Der Reichstag zu Worms brachte auch in Nürnberg die äußerste Spannung hervor. „Ueber die wittenbergischen Händel", berichtete der Gesandte in seine Vaterstadt, „ist bisher nicht das Geringste beschlossen worden. An diesem Winkel hängt die ganze Welt! Der römische Bischof weigert sich, des Kaisers Vorschläge zu genehmigen, bis Luther aus der Mitte der Lebendigen ausgerottet wäre, sofern es nur geschehen könnte! Man erwartet einen unglaublichen Aufruhr, wenn Luther ungehört und nicht widerlegt verurtheilt würde! Seine Schriften werden in allen Straßen verkauft, seine Lieder allenthalben gesungen." Indeß schreibt man aus Nürnberg, daß ein

Bürger seine Frau mit großem Pomp begraben ließ und nichts auf dem Altar opferte. Die Leichenbegleitung folgte gern seinem Beispiel. Er sagte: „Luther lehre, man solle lieber einem Armen statt dem Priester geben.“ Die Behörde erklärte, sie müsse dies geschehen lassen, bis über Martinus ein Urtheil gefällt sei. Dergleichen wird täglich vieles berichtet. Alles hallt von Luther wider. Auch Hutten's Schriften werden verkauft und vertheilt.

Im April 1521 erhielt der Rath ein kaiserliches Mandat, in welchem allen Obrigkeiten geboten ward, Luther's Bücher wegzunehmen und ihr Feilhaben nicht zu gestatten. Der Rath berieth lange darüber mit den Gelehrten, verbot zwar den „Buchführern“ den Verkauf von Luther's Schriften, zögerte aber mit der Publication der kaiserlichen Acht. Endlich, am 18. October, ließ er sie öffentlich anschlagen — protestirte aber vor Notar und Zeugen, „daß ein Ehrbarer Rath damit dem kaiserlichen Gebot wolle Folge geleistet haben“. Das war echt nürnbergisch aus der Schlinge gezogen!

Im Fastnachtspiel 1522 kam ein Papst vor, den man verspottete. Der Sacristan im Spital erhielt einen Verweis, daß er den Obermann dazu hergeliehen, und wurde aufgefordert, ihn wieder zur Hand zu nehmen. Den Hauptleuten des „Schöndartlaufens“ untersagte man, etwas zu der „Holle“ zu verwenden, das der Geistlichkeit zuwider sein könnte. Die Prediger wurden unter Androhung ernstlicher Strafen angewiesen, nichts mehr von Zwietracht in Glaubenssachen zu predigen. Etliche hatten Predigten gehalten, welche zu Aufruhr und „Verkleinerung eines Rathsregiments“ dienen konnten. Der Rath bezeugte hierüber sein Mißfallen und befahl ihnen, bei dem Evangelium und der christlichen Lehre zu verharren, keinerlei Partei zu erwecken oder einander zu Feindschaft Veranlassung zu geben.

Im Juli 1522 schaffte der Rath in mehreren Klöstern den Nachmittagsgottesdienst ab und beschützte die entweichenden Mönche. Der Prior verlangte „etliche Stadtknechte“, um sie wieder einzufangen; der Rath aber antwortete: Er sei dazu nicht gesonnen, denn man könne keinen Nutzen davon einsehen, sondern Nachtheil, weshalb zu rathen sei, bei so bewandten Umständen ihr Vorhaben aufzugeben. Zu gleicher Zeit ließ er aber dem Vater des entlaufenen Mönchs sagen, er möge seinen Sohn so lange entfernen, bis er die Absolution erhalten. Mit dem Entweichen der Mönche stand der unsittliche Lebenswandel in Einklang, der in den Klöstern sich eingeschlichen. Der Rath ließ deshalb den Obern derselben sagen, sie möchten das gemeine Zechen und Trinken der Laienpersonen in ihren Klöstern abstellen, indem hierdurch dem Umgeld der Stadt Abbruch geschehe. Der Mangel an Achtung gegen die Mönche hatte einen so hohen Grad erreicht, daß man sich nicht scheute, ihre Predigten nicht nur in anonymen Briefen, sondern sogar öffentlich in der Kirche während des Gottesdienstes zu tadeln. Niklas Kadelzburger, der dies gethan, ward vom Rath aus der Stadt verbannt — das Urtheil aber nicht vollzogen, weil sich Kurfürst Friedrich von Sachsen für ihn verwandte. Zugleich ersuchte der Rath den Guardian, den mißliebigen Prediger an andere Orte zu beordern, da sein Benehmen allein zu Aufruhr und Empörung des gemeinen Mannes förderlich sei.

Auf eine Beschwerde des Statthalters Erzherzog Ferdinand im December 1522 über den in Nürnberg ungescheut geduldeten Verkauf von Büchern lutherischer Lehre „zur Schmach päpstlicher Heiligkeit“ sah sich der Rath zu neuen Genossicationen veranlaßt. Zwei Frondoten und ein Stadtknecht wurden beordert, jede Woche in den Krämen und auf dem Markt „danach zu fangen“.

Während des Reichstags 1523 zu Nürnberg ward diese Preßpolizei auch strenger gehandhabt; dennoch legte der päpstliche Orator Franz Chierigati den Reichsständen eine päpstliche Bulle vor, in welcher der Rath beschuldigt ward, die Martinianer zu beschützen; namentlich verlangte man, er solle die ausgetretenen Ordensleute und die lutherischen Prediger verhaften und bestrafen, damit andere Städte im Reiche sich daran ein Beispiel nähmen. Der Rath, in größter Besorgniß über diese Zumuthung, beschloß — wieder echt nürnbergisch — zu temporisiren und zu erwarten, was das Reich beschließen würde. Der Rath wollte doch inzwischen die Prediger nicht entfernen oder furchtsam machen, weil es als Kleinmuth aufgenommen werden, Empörung unter der Bürgerschaft verursachen und diese Furcht auch Gott mißfallen möchte. Würde man aber ja eine Antwort vom Rathe fordern, wolle er erklären, er habe das Begehren verstanden und sei nicht wenig entsetzt über so harte Beschuldigung. Die Thaten und Geschichten seiner Vorältern gäben zu erkennen, wie bisher der Rath in des Reichs und gemeiner Christenheit Obliegenheiten und

Widerwärtigkeiten mit Hingebung seines Leibes und Vermögens sich erzeigt habe. Die angeklagten Prediger beschuldige man vielleicht mancher Dinge, woran sie ganz unschuldig seien; denn sie hätten ihre Predigten bisher nicht heimlich in den Winkeln, sondern öffentlich auf der Kanzel vor einer großen Menge Volks gehalten; sie seien auch bereit, wegen ihrer Lehre vor allen christlichen, verständigen Personen Antwort zu geben. Sollte der Rath gegen sie einschreiten, würde er nicht allein sein Gewissen verletzen, sondern auch mit seiner Gemeinde, die diesen Predigern ergeben, in große Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten gerathen. Dabei traf der Rath in der Stille seine Vorsichtsmaßregeln gegen die Wühlereien der Papisten, ließ „kriegserfahrene Bürger in Sold nehmen, Ketten und Stöcke an den Gassen besichtigen" u. s. w.

Die Pröpste von St.-Sebald und St.-Lorenz, Hector Pömer und Georg Peuler, wurden im März 1523 von einem Theil ihrer Gemeinde ersucht, ihnen das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu reichen, und meldeten dies dem Rath. Dieser antwortete, sie möchten zur Zeit, da die Reichsstände noch anwesend, zu dieser Neuerung noch keine Veranlassung geben, da sie gewiß große Uneinigkeit nach sich ziehen würde. Uebrigens sollten sie den Bischof von Bamberg darum befragen. Dieser verwies sie an ein künftiges Concil. Indeß befahl der Rath, man solle in dieser Fastenzeit keine Ablaßfahne aussteckeu u. s. w., weil der Ablaß als eine unchristliche Verführung der Menschen zu betrachten sei.

Neues Bedenken machte die Feier des Fronleichnamsfestes (4. Juni). Der Rath ließ den Pröpsten sagen: Es sei vielleicht besser, dergleichen äußeres Gepränge ganz abzustellen. Weil aber dies Fest so lange gefeiert worden, so sei es unmöglich, es so plötzlich aufzuheben. Man solle mit den Schwachen noch ferner Geduld haben und durch unschickliches, ärgerliches Benehmen keine Veranlassung geben, daß brüderliche Liebe und Einigkeit gestört würde. Das St.-Sebaldusfest (15. August) ward auch zum letzten male gefeiert.

Indessen machte die Zwietracht unter den Geistlichen reißende Fortschritte. Der Rath mahnte nach allen Seiten. Zu einem Prediger ließ er sagen: Er möge mezgen mit den Teufeln von der Kanzel herab ruden. Die entsprungenen Mönche beschützte er gegen ihre Obern, wies aber einige, die sich verheirathelen, aus der Stadt; andere litt er unter der Bedingung, daß sie ein tüchtiges, ehrbares Leben führten.

Das alte Fräulein im Tuchscherergäßchen, das eine Schrift Heinrich von Kettenbach's, eines entwichenen Barfüßermönchs, verkaufte, worin der Kaiser ein Kind genannt war, ward zur Strafe vier Tage und Nächte an eine Bank geschlossen.

(Die Fortsetzungen folgen.)

Anregungen.

Aus der Natur.

XVII.

Das Stereoskop beruht auf folgendem Princip:

Da durch ein Prisma gesehen jeder Gegenstand nach der brechenden Kante des Prismas zu von seiner Stelle gerückt erscheint, so lassen sich über zwei nebeneinander liegende Bilder zwei Prismen so anbringen, daß, wenn man mit dem einen Auge durch das eine, mit dem andern durch das andere Prisma schaut, beide Bilder auf derselben Stelle, übereinander, erscheinen. Stellt nun das eine Bild den Gegenstand so dar, wie er mit dem einen Auge, das andere, wie er mit dem andern Auge gesehen wird, so erhalten die Augen durch diese Bilder denselben Eindruck wie durch den von ihnen dargestellten körperlichen Gegenstand, und so geschieht es, daß wir einen wirklichen Körper zu sehen glauben.

Es möchte nun noch der Umstand sonderbar erscheinen, daß die beiden voneinander verschiedenen Bilder, welche von einem Gegenstande in unsern Augen entstehen, sich zu einem einzigen vereinigen sollen. Müßte nicht das Zusammenfallen ungleicher Bilder die Deutlichkeit vollkommen zerstören? Die Aufklärung hierüber gibt uns sofort das Stereoskop. Bieten wir nämlich dem einen Auge eine gelbe Figur, dem andern eine blaue, so vereinigen sich beide nicht etwa zu einem grünen körperlichen Bilde, sondern der sichtbare Körper schillert, d. h. er erscheint abwechselnd gelb und blau und erhält nur als Uebergang einen flüchtigen grünen Schimmer. Daraus erhellt unstreitbar, daß wir beim Sehen mit zwei Augen abwechselnd das eine und das andere gebrauchen. Die beiden Augen stehen also in demselben Verhältnisse zueinander wie die beiden Hände, und wie wir mit diesen, durch beiderseitiges Betasten die Körperlichkeit eines Dinges prüfen, so befühlen wir gleichsam die Gegenstände auch mit den Augen.

Daß das richtige Sehen erst allmählich gelernt werden muß, ist bekannt. Das Kind greift nach dem Monde. Viele täuschen sich oft noch beträchtlich in Beurtheilung von Längen, Größen und Entfernungen.

Julie.

Vater, ſie iſt es, die, vielleicht unſchuldig, mir dennoch all mein Lebensglück geraubt hat.

Präſident.

Sage der Jungfer, ſie ſolle ſich ſchriftlich — meine Tochter iſt beſchäftigt — ſo ſpät in der Nacht!

Julie.

Nein, Vater, haſſen — haſſen kann ich ſie nicht, ſie ſoll kommen!

Joſeph (ab).

Präſident.

Du wirſt Dich aufregen, Du ſollteſt ſie keines Blickes mehr würdigen.

Julie.

Vater, alle meine Pulſe ſchlagen fieberhaft — aber betrüben kann ich ſie nicht. Laß mich mit ihr allein.

Präſident.

Beherrſche Dein Gemüth und unterſtütze Dich durch das Gefühl Deiner Würde.

Julie

(birgt weinend ihr Haupt an ſeine Bruſt).

Präſident.

Ich freue mich, daß Deine Selbſtſtändigkeit doch noch ſtärker war, als Deine Liebe. Das Mädchen kommt,

Aber es gehört zum vollständigen Sehen eine Aufmerksamkeit, wie sie nur wenige besitzen. Wir betrachten eine Landschaft in der Natur oder im Bilde eine geraume Zeit lang und doch ist sie uns beim Abwenden des Auges sofort bis auf die allerhauptsächlichsten Gegenstände entschwunden. Es kann dies nicht mehr befremden, wenn wir bedenken, welchen Weg die Seele einschlagen muß, um zu Begriffen der gesehenen Dinge zu gelangen. Sobald wir nämlich den Blick auf irgendeine Umgebung, z. B. auf ein Gemälde, richten, erhalten wir zunächst den unbestimmtesten, allgemeinsten Eindruck des Ganzen, der sich durch fortgesetzte Betrachtung allmählich mehr und mehr in seine Einzelheiten auflöst.

Ganz verschieden hiervon ist der Prozeß des Hörens. Der Schall wirkt unmittelbar auf die Seele ein. Die Aufnahme eines Musikstücks im Ohr und der Genuß desselben besteht in der unmittelbaren Wahrnehmung der einzelnen Töne in ihrem Zusammenwirken und ihrer Aufeinanderfolge und aus diesen Details legt die Seele erst hinterher das Ganzbild zu einem Ganzen zusammen. Sehen und Hören bewirken daher in der Seele entgegengesetzte Vorgänge und hieraus würde sich ergeben, daß das Zusammenwirken von Malerei und Musik im allgemeinen keine künstlerische Berechtigung haben könne. Denn da das vollkommene Schöne in der vollkommenen Harmonie der wirksamen Momente besteht, weshalb von jedem Kunstwerk mit Recht zu höchster Einheit gefordert wird, so können entgegengesetzte Seelenprocesse den Eindruck des Schönen nur stören. Gegen diese auf einfachen Naturgesetzen beruhende ästhetische Regel verstößt freilich der Geschmack des Tages sehr vielfach; z. B. bei den lebenden Bildern, die die berliner Künstler unter Begleitung der Gesänge des königlichen Domchores sehen lassen.

Wenden wir uns aber nunmehr zu den Täuschungen, denen das Auge weiterhin ausgesetzt ist. Wir wollen zunächst solcher Täuschungen gedenken, an denen das Auge schuldlos ist, d. h. solcher, welche im Gange und der Eigenschaft der ankommenden Lichtstrahlen beruhen. Dahin gehören die Bilder in einem ebenen Spiegel; dahin gehört ferner die Erscheinung, daß ein Stab gebrochen erscheint, wenn er in Wasser getaucht wird; dahin gehört die Ablenkung und Verschiebung der Bilder durch Prismen und andere optische Gläser. Dahin gehören auch eine Menge Erscheinungen, welche unsere Luftatmosphäre hervorruft. So erscheinen die Gestirne bei ihrem Aufgange schon, ehe sie sich wirklich über den Horizont erhoben haben, und sie verweilen noch am Himmel, wenn sie bereits thatsächlich untergegangen sind — eine Folge der Ablenkung der Lichtstrahlen bei deren Durchgange durch unsere Atmosphäre.

Die interessantesten Erscheinungen dieser Art sind die Luftspiegelungen. Wenn aber dem glühenden Sande der Wüste die Luft sich in ruhigen Schichten so abgelagert hat, daß zunächst dem Erdboden die heißern und darum dünnern Schichten liegen, so ereignet es sich, daß durch Brechung und Spiegelung das Bild des Himmels und Spiegelbilder ferner Gegenstände am Boden erscheinen, wodurch die Täuschung entsteht, als habe man eine ferne Wasserfläche vor sich. Der umgekehrte Vorgang findet auf dem ruhigen Meere statt, wenn sich über der dichtesten Luftschichte an der Meeresoberfläche dünnere und dünnere abgelagert haben. Hier tritt es ein, daß man von einem fernen Schiffe ein umgekehrtes Bild in der Luft erblickt. Was dort der getäuschten Karavane zum Verderben gereicht und was hier den abergläubischen Seemann erschreckt, das ergötzt an beiden engen Gestaden den träumerischen Italiener [illegible] Schönstern der Fee Morgana.

Infolge der selten ganz ermangelnden Luftströmung erscheinen die erwähnten Luftspiegelbilder meistens schwankend und mit mehr oder weniger verwaschenen Konturen, zuweilen aber sind sie von wunderbarer Klarheit und Deutlichkeit. So beobachtete Scoresby auf einer Polarfahrt im nördlichen Eismeer, wo sich die Bedingungen zu solchen Erscheinungen am leichtesten vorfinden, das verkehrte Bild eines Schiffs in der Luft so deutlich, daß er darin das Schiff seines Vaters erkannte, während dies Schiff selbst nicht sichtbar war, sondern sich noch unter dem Horizont befand.

Alles für alle.

Wäre dies nicht der beste Titel für eine der vielen Zeitschriften, wie sie deren die realistische Richtung unserer Tage täglich hervorbringt? In England und Frankreich zumal nimmt die Zahl neuauftauchender Wochenblätter kein Ende. Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" brachte kürzlich die Berechnung der Tausende von Spalten, die allein in England mit Erzählungen, Reise- und Sittenschilderungen, Naturbildern u. s. w. wöchentlich ausgefüllt werden müssen. Wo soll dafür alles Material herkommen? Und wie soll man es behandeln, um Leser zu finden und die Konkurrenz zu überflügeln? Thackeray, Dickens u. a. arbeiten ganz im Solde dieser Richtung „Alles für alle." Thatsachen, amüsant und plastisch hingestellt, mit handgreiflicher, gleichviel ob übertriebener Anschaulichkeit, das ist das Programm aller dieser Unternehmungen, die das Prinzip des „Pfennig-Magazin" aus dem Holzschnittatelier in die Literatur eingeführt haben.

So lasen wir z. B. kürzlich über die Kröche folgenden tollen Artikel:

„Die armen, verkannten, von Jahrhundert zu Jahrhundert gleich sehr verkannten Kröche! Sie ertragen ohne Rache ihr bittres Geschick! Und doch — welch ein schönes grünes Kleid sie deckt, mit weißem Leibchen, und drei gelbe Streifen glänzend über ihren Rücken herablaufend, mit schwarzen Pünktchen zur Bezeichnung der an ihrem Haupte vorübergezogenen Jahre! Im Bewußtsein dieses schönen Aeußern wirbt Jean Grosgrub um die Geliebte, welche ihm mit

hochschlagendem Herzen ihr Ja ertheilt; sie weiß, daß sie in ihm einen feurigen und bis in den Tod getreuen, aber auch auf seine Rechte eifersüchtigen Herrn erhält, dessen Pulsschlag selbst wenn der übrige Körper erkaltet, noch ohne Beihülfe der Lunge fortdauert.

„In seiner Jugend öffnet der Frosch sein Mäulchen mit jedem Schlage seines Herzens; seine Nahrung ist nicht ausgewählt; was er im Wasser findet an Gewürm, das ist ihm recht. Er streckt seine lange fleischige Zunge aus und nimmt seine Portion zu sich. Da es ihm nicht an Appetit fehlt, so schmeckt ihm sein Mahl um so besser.

„Nur Eine schwache Seite besitzt er: er glaubt singen zu können und hat durch diese falsche Meinung von sich selbst seinem Ruhme bedeutend geschadet. Der französische eßbare Frosch ist in dem Punkte nicht bescheidener wie der deutsche, und die Klage, welche schon Aristophanes über ihn führte, ist in allen Ländern die gleiche geblieben bis auf den heutigen Tag.

„Unterschiedlich darin von dem menschlichen Geschlechte machen die männlichen Frösche bei weitem den größten Lärm, während die Stimme von Madame Frosch die zauberte ist; doch nur wenn sie singen. So oft sie mit ihren Männchen koren, bringen sie zarte, sehnsuchtsvolle Töne hervor, ganz geeignet, um deren Herzen zu rühren.

„Obgleich die Frösche keine Schneider unter sich haben, so legen sie doch alle vierzehn Tage ein neues Gewand an und werfen das alte von sich; doch nur im Sommer huldigen sie dieser Veränderung, im Winter dagegen ziehen sie sich von der Welt zurück und leben in einer undurchdringlichen Einsamkeit, ohne Nahrung und Kleider.

„Hat die Froschin eine Familie gegründet, so hat sie ihre große Mission erfüllt und ihre Schönheit schwindet. Sie lebt dann von ihren Erinnerungen.

„Die Frösche haben viele Feinde und wenig Freunde. Im Wasser werden sie von Aalen, Hechten, Forellen, auf dem Lande von Eulen, Habichten und allem Raubgesindel der Lüfte verfolgt.

„In Frankreich entschädigt sie für solche Widerwärtigkeit die Ehre, eine Tafel zu zieren, worauf diese einzige Schüssel zu Francs kostet und Wachskerzen und Champagner ihr Leichenbegängniß feiern. Dazu sucht man sie in hellen Nächten auf; ihre glänzenden Augen werden ihre Verräther und pour la patrie gehen sie sich einem Tode hin, den für den Ruhm Frankreichs so viele tapfere Söhne vor ihnen gestorben.

„Warum nur in andern Ländern die Verachtung des in Frankreich so geachteten Geschöpfes? Auch in Aegypten hielt man ihn heilig; den Griechen, sagt Plutarch, galt er für eine glückliche Vorbedeutung; für Virgil war er ein Sinnbild poetischer Begeisterung."

Ueber eine ähnliche Schilderung, die Alexander Dumas von den Nilpferden gab, berichteten wir schon im vorigen Jahre aus Paris. Auf diese Art können französische und englische Schriftsteller über Stoff nie in Verlegenheit kommen.

Lebensblicke

von Ludwig Habicht.

Wir dünken uns auf unserer Lebenswanderung vereinsamt. Aber ringsum gibt es genug Strebende und Darbende, die mehr oder weniger bewußt dasselbe Ziel suchen. Oeffnet doch die Augen und tretet in die Welt der Freundschaft und Liebe ein!

* *

Viel tiefer schmerzt die Reue über das, was wir unterließen, als die Reue über das, was wir thaten.

Deutschland und Italien.

Daß wir ein Bild des Opferflammes,
Hat sich seit grauer Zeit bewährt —'
Doch sind wir Glieder eines Stammes,
Der tief im Mark noch unversehrt'
Es hebt sich Deutschlands Riesenreiche,
In tausend Aeste wol zertheilt,
Doch trotzend jedem Blitzesstreiche,
Der sie im Lauf der Zeit ereilt.
Wie prangen üppig deine Reben'
Wie schmücken sie den Festaltar'
Du Land der Sänger und der Reben,
Das Ulrich Hutten's Wiege war!
Wo weltverschütternde Gedanken
Sich jetzt im Sturme brechen Bahn,
Der Freiheit Banner, ohne Wanken,
Mein Vaterland, trag' es voran'
Zeig', daß du, in dir selbst zerspalten,
Empor dich ringst aus dumpfer Haft'
Daß deine Träume sich gestalten
Zu Fleisch und Bein, voll Mark und Kraft'
Sieh', das das Herzblut deiner Söhne
Nur darum deine Zonen düngt,
Damit auch dort in alter Schöne
Ein Brudervolk sich neu verjüngt'
Ein edler Kampf ist dir beschieden,
Des höchsten Preises ist er werth;
Er tobt im Land der Hesperiden,
Du leih' ihm nur des Geistes Schwert'
Kein Segen ruht auf jenen Stätten,
Wo Barbarossa hielt Gericht;
Dir drohet nur ein Volk in Ketten,
Ein Volk, ein freies, fürchte nicht'
Bist du der Freiheit treuer Wächter,
Der Unterdrückten Schirm und Hort,
Mit Schild und Schwert ein wack'rer Rechter
Für Menschenrecht und freies Wort,
Dann wird noch', wo du unterlegen,
Wo deines Gegners Sonne stieg,
Erblühen dir auf allen Wegen,
Wonach du ringst, der wahre Sieg'

Heinrich Zeise.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 64.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: San-Martin, der Stierkämpfer von Madrid. Episode von **Franz vom Thurm** I. — Der Verfasser des „Robinson". Ein Weihnachtsblatt von **Ludwig Foglar**. — Aus der Natur. XVIII. — Wertheimer's Jahrbuch. — Der Däne Andersen. — Vom Büchertisch. III. — Lebensblicke von **Ludwig Habicht**.

San-Martin, der Stierkämpfer von Madrid.

Episode von **Franz vom Thurm**

I.

Vor einiger Zeit brachten unsere „Unterhaltungen" einen Aufsatz über die Gladiatorenspiele der Alten. Eine Ergänzung der Empfindungen, die die dort gegebene Darstellung im Herzen der Leser, der Vorstellungen, die sie in ihrer Phantasie erwecken mußte, gibt die nachstehende Darstellung der noch jetzt üblichen Stiergefechte in Madrid, die einem unter der Presse befindlichen und demnächst bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Werke von Franz vom Thurm: „Dios no quiso" („Gott wollte nicht"), einer in Romanform gegebenen Schilderung spanischer Sitten und Charaktere, angehört. Diese Probe verbürgt das lebhafteste Interesse, das die gebildete Lesewelt an jenem Buche unzweifelhaft nehmen wird.

Vor dem Alcalathore in Madrid liegt ein mächtiges, rundes, unschönes aber massives Gebäude. Das ist der Circus.

Man denke sich ein schmales, ziemlich hohes Haus, welches einen sehr großen, kreisförmigen Hof verschließt.

In der innern Seite dieses Hauses, nach dem Hofe zu, befinden sich zwei Reihen von Logen übereinander: gleich an der untern fangen die steinernen Stufen an, die amphitheatralisch um den Platz herumlaufen und sich dergestalt versenken, daß ein Raum von ungefähr hundert Schritt Durchmesser in der Mitte des Ganzen frei und offen übrig bleibt. Das ist die Arena. Eine sehr starke, sechs Fuß hohe hölzerne Wand, an welcher in einer Höhe von zwei Fuß über der Erde eine feste Leiste angebracht ist, umschließt den Kampfplatz, der außerdem durch eine schmale aber etwas höher gelegene Gasse von den Zuschauern getrennt ist. Der Fußboden vor der untern Steinbank des Amphitheaters schneidet mit jener Holzwand so ab, daß man bequem über dieselbe hinwegsehen kann, und ist in kurzen Zwischenräumen mit starken eisernen Stäben versehen. Diese Stäbe stehen senkrecht in der Mauer und haben oben an der Spitze eine weite Oeffnung, durch welche ein dickes Hanftau durchgesteckt, mit geringer Spannung an seinen beiden Enden verbunden, aber nirgends sonst befestigt wird. Der Zweck dieses Stricks ist nicht nur, den Dahinterstehenden als Barrière zu dienen, sondern hauptsächlich zu verhindern, daß der Stier unter die Zuschauer springt, wie es früher mehrere mal geschah, ehe man diese Vorsichtsmaßregel anwendete. So schwer zu glauben es nämlich für den-

zeigen ist, der die spanischen Stiere gar nicht kennt aber sie nur auf der Weide gesehen hat, so gibt es doch unter denselben sehr viele, die mit der Leichtigkeit eines Rehes, oft einer Antilope über die hohe Holzwand und über die ebenso breite Zwischengasse setzen und noch mit ihrem Vorderleib so weit ins Amphitheater hineinfallen, daß das Publikum die größte Gefahr laufen würde, wenn die Höhe und namentlich die nachgiebige Beweglichkeit des Strickes, der seinen festen Haltepunkt gewährt, den lustigen Springer nicht zwänge, in die Zwischengasse hinabzuspringen. Damit er nun aus dieser wieder in die Arena gelangt werden kann, wenn er nicht freiwillig zurückspringen will, sind die beiden Flügel der vier, zwölf Fuß breiten Thore, die aus dem Kampfplatz hinaus und durch das Gebäude hindurch mit Fenstern versehen, so eingerichtet, daß man mit dem einen die Thüre schließen, während die andern, nach innen geöffnet, den Stierkämpfern in die Arena gewähren. Da wo die eben beschriebenen Vorgänge des Kampfschauplatzes durchschnitten, hat logischer natürlich einem Gebäude mit einem großen Bogen, namentlich über dem Thor. Auf einem hohen Balkone ist die Musik, die in den Zwischenpausen spielt. Unterhalb des Orchesters befinden sich zwei Zwinger, in welche die beiden Stiere, die zunächst zum Vorschein kommen sollen, von einem äußern Hof hineingetrieben werden. In dem Circus gibt es außerdem noch Wohnung für die Beamten und Ställe für die Pferde, nebst einer Kapelle und einem Krankenzimmer, wohin die Verwundeten transportirt werden, je nachdem sie der leichtern oder der schwerern bedürfen, welche sie beide während des Kampfes bald auf diesen bald auf jenen Posten hat. Das ganze Gebäude heißt la Plaza de Toros (der Stierplatz), und ist Eigenthum der Stadt Madrid, die billiges nebst der Erlaubniß, Gerichte zu halten zu Gunsten des Krankenhauses, an den Meistbietenden verpachtet.

Der Unternehmer sorgt nun für den Einkauf der nöthigen Stiere. Je älter und tapferer er sie nimmt, desto besser wird es das Volk haben wollen. Gewöhnlich sind sie fünf bis sechs Jahre alt und stehen im Landschaft zwei Thaler oder 3½ Francs per Stück. Die gekennzeichneten Thiere werden in einer Heerde in der Nähe von Madrid auf der Weide gehalten. Sonntags reiten Männer zu Pferde die sechs Stiere, die zum Morgen nöthig sind, und einen achten als Reserve, mit Hülfe von zahmen weiten Ochsen in den Corral, und zwar in den hof, von welchem aus die Heerde getrieben. Sonntags ist der einzigen (Einsperrung). Die Thiere, die während der Nacht unruhig waren und das Gras, das man ihnen von oben herab zugeworfen, nicht angerührt haben, werden alsdann von den mansos, so heißen die zahmen abgerichteten Ochsen, in die Zwinger gelockt und dort eingesperrt. Die Wärter helfen von der Galerie herab mit ihren Stangen und sorgen dafür, daß die Stiere in der bereits durch die Reichsregierung bekannt gemachten Ordnung aufgestellt bleiben. Es gibt zwei Reihen von Zwingern, die aus vier Zellen bestehend, von einander getrennt durch dicke und starke Thüren, die von oben mit einer Leine nach Belieben geschlossen und geöffnet werden können. Die beiden vorderen sind, wie wir bereits sahen, unter dem Orchester und mit einem Gitterchen versehen, durch welches hindurch der Wärter, kurz ehe der Stier losgelassen wird, ihm mit Hülfe einer langen Stecke eine Rosette von rothem Papier, mit einem kurzen Widerhaken daran, in den Nacken steckt. Der Schmerz, den das arme Thier empfindet, macht, daß es wüthend hinausspringt, sobald die Thüre des Zwingers geöffnet wird; aber der wahre Zweck der Sache, so heißt die Banderillade, ist angezeigt, von welchem Gesicht der wirkliche Kämpfer kommt, dem aber das seine eigene Farbe.

Nach diesem Vorkampf tritt der Espada oder das Schwert zu dem: er muß die Stiere ermorden. Darin ist ihm zwar dadurch erleichtert, daß er nicht mit jedem einzelnen zu verhandeln hat, denn sie sind in ziemlichen Zwischenräumen eingelassen, aber die Stiere, namentlich wenn sie einen guten Lauf haben, machen sich mit ihrer ganzen Körperkraft und oft behaupt voller Hartnäckigkeit und ungeheurem Opfer seitens des Unternehmers, um alles zu einem glücklichen Ende zu führen.

Der Fechter, der die Hauptrolle spielt und zu letzt den Stier tödtet, heißt der Espada (der Degen), wegen der Waffe, die er dazu anwendet. Er bewundert seinem Gefährte die nöthige Anzahl Banderillas, die an Pferde aufsitzen und mit Pfeilen bewaffnet sind, zum Gruße, die mit ihrem bunten Mantel den Stier reizen und nach der gewünschten Seite lenken, und den Banderilleros, welche ihm die Banderillas, seine Stelle mit Hülfe, in den Nacken setzen. Wir werden später alle diese Leute in Thätigkeit sehen; jetzt erst einige Worte über die Art des Kampfes, den er mit dem Espadastier führen muß. Dieser muß sie für die ganze Sommer-

Kampagne in Sold nehmen und für jeden der an dem bestimmten Gefechtstage die regulirte Summe zahlen, sie mögen gesund oder verletzt, lebendig oder todt sein. Dieser Gedanke ist natürlich verwerflich; die besprochenen Disputen erhalten ihn zu drei Thaler für jede Verwundung, so wollen sie noch obendrein was zu, indessen den Staat zu todten haben. Unbefangenere Gemüther werden sich freilich mit weniger, vielleicht mit der Hälfte oder dem Drittel begnügen. Der Sold der Pferde, Offiziere und Kanonenröhre werden jeden [illegible] Thaler ab, je nachdem die Offiziere und Geschütze den einzelnen Mann reichlich oder spärlich ernähren. Diese Zahl mag man aber schreckt, daß es nur während der Kampfmonate und nur einmal in der Woche Fleisch gegeben gibt, daß lediglich die Invaliden und Todten Brandwein und ihren Familien wird von dem leben sollen, muß sie sich in vielleicht zwanzig Jahren verdoppeln müssen, so wird man nicht wagen, so wenigen für Millionen haben, als sie sich dieses Mangel bewußten und sich immer sind spielen Belagerungen haben, wo man eine Bestätigung erfahren hat Menschen, die behaglich mit dem Tode Thiere und die folgenden Jahre nicht leben war.

Die Hauptsache ist noch gründlich. Der Mann verlangte hat Thiere gefaßt, Menschen gründlich und auch seine Kameraden behalt, aber es bleibt immer noch wichtige Lange zu thun. Wo habt sich die Leitung der zu den Gefechten nothigen Pferde kennt der Feind mag glauben, daß diese englischen Thiere in betrogenster Absicht gekauft und verkauft werden an den Platzen, bestimmten Lebensfalle. Hierbei eine kurze Bemerkung.

Der Kämpfer in Pferde nach Pferden gewann wegen seiner Stärke, einer Zahl mit Freudigkeit einander, kämpfen Leben, die noch abenteuer sind auf einen Fall mit Ring ausgefüllt wird. Ergebnis ohne man, um zu verbessern, daß das Ohne zu entdecken, muß bald, wenn nicht nach vier Schritt, durch die Pferde der Schwarzkopf und durch die Kraft der Pferde gefallen kennen und stets der Umständlichkeit sind noch manchmal gefallen, da die Thiere immer bestimmte Kind an Kosten der Sonne zu treffen haben, um ihre der Pferde der mehr Schmerz zu verursachen und die natürlich Tiere zu bändigen.

Der Reiter hat gleich verdienen.

Der Pferden reiten auf der [illegible] Hand auf dem Handteller der Pferde. Wenn der Feind, bevor willig oder durch die Pferde gezwungen, sich ihm nähert, macht er eine Attackenbewegung links, faßt den rechten Zügel fahren, wendet sich mit seinem entsprechenden Pferde auf den linken, hat seine Hilfe an der einzelnen den Angriff seines Gegners. Dieser kann weichen und mit gleichen Pferden auf die Seite, daß der Pferden vorgeht ihn mit der Spitze. Eine Attacke ist gerade so schwer, daß es nicht auf den Hieb ankommt, wesentlich aber dem Feind beizubringen Schwung auf dem Rücken, um ihn zu vernichten, die Pferde seinen Reiter zu verwirren zu verwirren. Der Pferden, wenn es sich nur einer Stelle gewissen, einen kräftigen Hieb auf einen guten Punkt hat, hält den ganzen Leib einen tüchtigen Stoß nach ab ab auf weniger Zahl hier Pferd nach links, während er selbst sich zu den Füßen nach rechts beugt, um seine Kraft gegen den Feind zu halten, für ein Stellung ist gegen die Pferde immer, um seine Pferden zu vermeiden auf Pferde und Reiter oder den Pferden zu wenden. Aber die Stellung des Mannes ist nicht länger haltbar: er hat seine ganz nach rückwärts gewendet im Sattel; der Pferd ist bereits mit den Vorderfüßen weit auf dem Hinterleib und mit der Brust nur wenige Zoll von den Hinterfüßen des Gegners entfernt. Der Pferden kann nicht mehr die gehörige Kraft entwickeln, nur noch einen Augenblick und er muß umfliegen. Da kommen die Pferden zu Hilfe; sie werfen ihre Körper dem Feinde in den Weg, so daß der Pferd stolpert, vom Pferd rollende Leute werden gefangen, kann sich der Feind wieder gesammelt, kommt sich der Pferden wieder Pferde wiederholt.

Und so ist eigentlich, die ursprünglich Ansicht der Pferden, der Reiter seine Pferde kennen und kennen muß, wenn er Nutzen von gehabt war, wie es sein Pferd kennt und ganze Gewicht berechnet, wenn sich selbst kennt, in welchem Falle er auch sein Gegenteil machen konnte.

Aber der Pferde hat sich geändert. Das Volk, wichtig im allgemeinen, mußte Pferden angreifen, fort, das Pferde Kampf der Infanterie Gefechten, gegen die sehr Pferde nicht auf mußte, nicht einzelnen gegen war, es verlangte Pferd, es wollte eine Pferde sehen.

Eine Reihe dicht einander Pferdemasse, deren Geschwindigkeit so leicht, daß die Pferden selbst verlangsamt, Pferde Pferde reiten, sie, eine radikal, die Pferde zu halten, um den entgegenstehenden Feind zu überreiten, reit auf Pferde Pferden und mit Pferdemasse Feinden mußte gerissen war

ten mußten, damit sie nur ihre beiden Glieder bewegen können. Und so geschieht es, daß Roß und Reiter beim ersten Anprall umgeworfen werden und daß ein tüchtiger Stier einem Dutzend solcher papiernen Pferde in einem Nu den Garaus macht.

Der Empresario accordirt also mit einem Viehmanne, der die nöthige Anzahl von Schlachtopfern stellen muß. Hundert Thaler per Stier ist wol die höchste Summe, die bewilligt wird. Jedes Pferd durchschnittlich auf 20 Thaler geschätzt, kommen drei davon auf jeden Stier und das ist genug; denn wenn einige Pferde auch ein Dutzend verbrauchen, so gibt es wiederum viele, die zum großen Aerger des Volks, ob nicht mit Blutvergießen abgehen wollen und vielleicht gar vor dem Reiter und seiner Lanze fliehen.

Um die todten Pferde und zuletzt den todten Stier aus der Arena zu schleifen, gibt es buntbespannte Leichenwagen von Maulthieren, welche die Gefallenen im Galop aus dem Platze schleifen.

Mit den Eigenthümern dieser Maulthiere muß der Unternehmer sich gleichfalls verständigen und ihnen auch eine bestimmte Summe per Stier zahlen.

Nun hat er noch für Pulleneiser, für Picken und für Banderillas zu sorgen; die scharfen, schweren Lanzen mit ganz feinem Gelde sind Eigenthum der Spitäler.

Aus dem Vorhergehenden kann der Leser leicht entnehmen, daß das Quantum, welches das Publikum zu bezahlen hat, jedesmal hoch sein muß, wenn der Empresario, nach allen den angeführten theilweis sehr bedeutenden Ausgaben, ein gutes Geschäft machen soll.

Zeigt er für zwei Kämpfer und für zwei Tage, so wird er sicherlich volle Hände haben und gebrauchte Menschen, welche in den Circus hineingehetzt werden können, bringen schon eine ordentliche Summe ein.

Jeder Platz im ersten Range im Schatten kostet einen Speciesthaler; in der Sonne etwas weniger. Dieser Unterschied zwischen Sonne und Schatten ist auch die rascht Form des Circus beizubehalten; in der zweiten Hälfte scheinen aber verschwindet er allmählich, je tiefer die Sonne sinkt. Um den Leser nicht zu langweilen, werde ich nur den Preispunkt solcher anführen, daß der mittelste Platz auf den Zuschauern des Amphitheaters in der Sonne immer noch über acht Neugroschen kostet.

Die Zahl der Stiere, die jedesmal getödtet werden, beträgt sieben. Oft aber verlangt das Volk stürmisch einen achten, einen Toro de gracia (Gnadenstier), und die Obrigkeit muß ihn schließlich bewilligen, obgleich es gewissermaßen ein Eingriff in fremde Rechte ist. Der Empresario sorgt aber schon dafür, daß dieser Toro de gracia recht schlecht ist, nicht viel taugt und wenig Schaden anrichtet; so man es jedoch den Thieren nicht ansehen kann, wie sie sich vor dem Kampfe benehmen werden, so geschieht es allerdings manchmal, daß der letzte der beste von der Media-Corrida ist.

Media-Corrida (halbes Rennen) nennt man die heutigen Stiergefechte, die nur am Nachmittag stattfinden. In früheren Zeiten kannte man nur Corrida entera (ganzes Rennen) und hielt die erste Hälfte am Vormittag ab.

Noch eine Bemerkung und zwar die allerletzte, denn wir müssen in die Plaza de Toros eilen, die bereits angefüllt und ungeduldig ist.

Die Stierkämpfer tragen alle ein reiches, manchmal mit Seide, gewöhnlich mit Silber oder Gold über und über gesticktes seidenes Maja-Gewand. Das heißt so viel als eine antasslichte Tracht, nur ist sie kostbarer als die der wirklichen Majos oder Etager. Früher, zur Zeit der Perücke, trugen sie das Haar in einem Netz. Diese Gewohnheit ist abgekommen und das Netz ist durch ein künstliches Chignon oder Haarnetz ersetzt worden. Um nun völlig authentisch zu bekleiden, lassen sich manche Toreros ein Zöpfchen Haare am Hinterkopf lang machen und flechten es, so daß man sie im gewöhnlichen Leben gleich an dem kleinen Zopf erkennt, welcher an ihrem Nacken sichtbar ist und sich in den Kragen hinein verliert.

Jetzt eilen wir in eine Loge, in welcher sich eine Gesellschaft befindet, die Zeit vor Beginn des Kampfspiels Refrischen begehrt ist.

In dem Gewimmel des heranströmenden Volkes wurden auf einmal die Pferde einer großen Kalesche sichtbar, in welcher drei Damen und ein junger Gardeoffizier saßen.

Die Bewegungen eines ungeduldigen Rappen machen die Thiere noch unruhiger und wilder; sie gehen bald nach rechts, bald auf den Springbrunnen der Schleife zu.

Die Damen schreien laut auf; manche aus dem Volk springen vergebens den Rossen in die Zügel. Wenige Schritte noch und es geschieht ein fürchterliches Unglück.

Aber in einem Coupé, der sich rechts in der Nähe befindet, sitzt ein junger, ehrerbietig gekleideter Mann in geschlossenem Mantel. Er hört das Geschrei, er sieht die Gefahr, und schnell wie der Gedanke reißt er seinem Kutscher Zügel und Peitsche aus der Hand, hebt ihn mit den Füßen von seinem Platz auf den Bock herab, hält kräftig auf das Pferd, wendet es scharf links um über den durchgehenden Thieren im rechten Winkel quer über den Weg, sodaß sie an den linken Wagen rennen, ihn in tausend Stücken über den Haufen werfen, aber selbst zum Stehen kommen müssen. Die Damen sind gerettet. Der Jüngling im rothen Mantel, der noch vor rechter Zeit eingriff, um den Zusammenstoß zu vermeiden, ist, leicht und gewandt wie ein Vogel, unversehrt zur Erde herabgekommen.

„Vive San-Martin!“ applaudirten nun Alle. „Vive San-Martin!“ antworten die Höhe tönend und überjauchzend ferne Stimmen von Fenstern, welche die Räthselart dieses Lieblings nicht einmal sehen können.

Doch der gefeierte Jüngling entfernt sich schon gefügig, um sich im Gedränge zu verlieren und der lästigen Ovation zu entgehen, als die Dame, der durch ihn gerettete Damen einige rasche Worte mit ihrem Begleiter wechselt. Dieser springt behend hinaus, eilt dem Fliehenden nach, hält ihn ein und bittet ihn, mit ihm zurückzukehren. San-Martin zögert. Immer in seinen rothen Mantel gehüllt, tritt er an den Wagen heran und nimmt zum ehrerbietigen Gruß eine kleine schwarze mit Sammet verzierte Kappe ab, bei welcher Bewegung sein reich mit Silber gestickter Mantel sichtbar wird. Der junge Mann verbeugt sich ehrerbietig vor den Damen; als er seinen Kopf wieder erhebt, der, nach Mittelalter, mit einem Adlerhaar und Hermelin prächtig aufgeputzt ist, blickt er mit schwarzen, schmachtenden Augen die Damen an und sieht sterblich gekränkt, als er nur seine Mündchen entdeckt, welches ihn höflich abdankt.

Die Damen danken ihm gerührt für seine Hilfeleistung; sie rühmen seine Geistesgegenwart, seine kaltblütige Geschicklichkeit und bitten ihn schließlich, zu ihnen in den Wagen zu steigen, um in ihre Gesellschaft nach dem nahen Hause zu fahren. Ihre Namen waren Doña Blanca, Tochter von Spanien; ihr Begleiter, der Gastwirthssohn Don Ernesto; ihr Retter, der edle Gitano von Granada, der berühmte Held in den blutigen Stiergefechten.

San Martin begleitet die Damen in ihre Loge, deren Nummer er sich merkt, um gelegentlich sich pflichtschuldigst nach seiner Pflicht nachzusehen, nachdem er die Gelegenheit erhalten, weiterzukommen, und ihm, nach Tauchergebrauch, über Blut, Sand angegeben und zu seiner Verfügung gestellt werden ist.

Wird ein Stierkampf gegeben?

Der große weite Raum ist überall dicht angefüllt. Herrliche Kronenarkaden erheben die Brüstungslage der Logen ein. Jede trägt eine Nummer und außer der nationalen Ehrenmantilla den unvermeidlichen Fächer, den sie mit unnachahmlicher Grazie auf- und zuwerfen. Die Eintrittspreise — so heißen die Plätze im Amphitheater — sind hoch und materiell nur den Logen nach dem Rang belegt, die da rechts, links, oberen, unteren; die Arena selbst steht Jedermann zu Verfügung und zum Vergnügen, die niemand sein Geld gekostet aber keinen Platz bekommen konnte, und sich manchmal das Vergnügen machen wollen, einen Augenblick den rothen Lappen und den Stier aus der Nähe zu betrachten und den Farm in Erstaunen zu versetzen. Von allen Seiten hört man heiserte und durchdringende Stimmen, die Apfelsinen zum Verkauf anbieten. Dort im rothen Range wird ein junger Mann mit der Hand, dann der Vorderfuß gerade heftig und weiß dann kräftig und sicher den gefährlichen Angriff von Rechtsaus auf der breiten Arena zu. Der eine will gut, der andere klagt gründlich. Von einer Orange ist eine Amphitheater gefallen; das Volk in der Nähe kann sich lachend darauf und der glückliche Besitzer verbeugt sich vergnügt auf die Aufmerksamkeit des unfreiwilligen Gebers. Ein Kanonier (Orangenmann) hat schon die Stadt nach der Loge durchstreift, und gerade kommt er eine Zuschauerbank gewandt an, damit der Käufer das Geld in kleine Säckchen und in die Arena hinunterwerfen kann. Ein Pferdeknecht, auf Schimmeln Reitübungen gemacht, werden mit ungeheuren Stangen in die weiteren Gänge hinausgetrieben. Die Stierverkäufer, die ihre Thiere nur in der Nähe vorwerfen können, tummeln sich überall durch das wogende Volk hindurch. „Agua fresca!“ (frisches Wasser) schreien sie den Damen in die Ohren und füllen aus dem rothen, weißen Krug, den sie auf den Rücken tragen, ein Glas aus dem Handfaß, in welchem sie zuletzt nach Indianerweise auf andere Erfrischungen lauern.

Das Trinken, das Pfeifen, das Brüllen, das

Lachen vermischt sich mit der Militärmusik, die von ihrem Balkon über dem Innenhof herab lustige Volkslieder spielt.

„Las cuatro! Las cuatro!“ singt ein Junge zu schreien an. Es ist 4 Uhr! „Las cuatro! Las cuatro!“ stimmen seine nächsten Nachbarn ein; „Las cuatro! Las cuatro!“ erschallt es immer lauter, immer in weiterem Umkreise; „Las cuatro! Las cuatro!“ ertönt es zuletzt von achttausend Kehlen zugleich.

Es hat 4 Uhr geschlagen, es muß losgehen. Aber die königliche Loge ist noch leer und Ferdinand VII., obgleich pünktlich, hat weiter keinen, daß er kommen muß, um vielleicht zum letzten mal in seinem Leben an seinen Volksbelustigungen theilzunehmen.

Da ertönt von draußen her der königliche Marsch. Der Monarch tritt endlich langsam und bleich vor sein Volk.

Doch im Circus kennt man die Etikette nicht. Statt aufzustehen, statt den König mit einem lauten, herzlichen Vivat zu begrüßen, empfängt ihn das Volk mit wenigen Schimpfworten. „Narices (Pferdenasen), du könntest auch etwas früher kommen“, erschallt es aus hoher Reihe. „Kerkando“, ruft es in ironischer Weise, „wir haben lange genug gewartet, mache nun halt, daß du fertig wirst.“ „Hör' mal, mein Junge“, schreit eine heisre, feine Stimme dem König zu, „hau du gut hinein, denn sonst hauen wir dich ab!“

Diese plumpen Scherze werden vom Publikum belacht und beklatscht, aber sie würden ihm viel mehr Spaß machen, wenn man nicht, daß Ferdinand VII. selbst sich herzlich darüber freut und daß er bei der Injection des Kampfes, die er eigentlich sehr gut versteht, ist wahrscheinlich große Hoffnungen hegte, um den Unwillen und den Haß seines feindseligen Volks zu wenden.

„Auch der König macht mit dem Hinein.“ Ein Mann spielt eine lustige Fanfare. Ein Zug von Garde-Kavalleren reitet, Trompeter an der Spitze, in die Arena ein, marschirt vor der königlichen Loge auf und präsentirt das Gewehr. Der Monarch nickt dem Obristen zu. Dieser läßt schultern, in Front im Schritt vorwärts marschiren und in der Nähe der Barriere halten schwenken. So reitet er langsam mit seiner Abtheilung den ganzen Kreis entlang und stellt das Volk durch die offen gebliebenen Eingänge zum Circus hinaus, welchen er dann mit seinen Truppen auch verläßt. Die Thore werden geschlossen. Der König winkt endlich, die Musik gibt ein Zeichen und herein treten die Toreros im feierlichen Zug, um die Runde zu beginnen. An der Spitze gehen die Espadas, malerisch in ihre rothen Mäntel gehüllt; San-Martin geht zum rechten Flügel. Ihnen folgen die Chulos und Banderilleros, in denselben, nur minder prächtigen Anzug, alle mit bunten Mänteln, aber von anderer Farbe als die der Espadas. Dann kommen sechs Picadoren zu Pferde in dem früher beschriebenen Costüm, aber ohne die Maske. Hinter den Picadoren schreiten in uniformer Volkstracht die Bedienungsmannschaften der Plätze und dann die Gegenthümer der Stierkämpfer, jeder derselben eine solche weiße Decke mit Tauengang an der Seite tragend. Zwei Trainpferde von Maulthieren zum Ende angespannten Zuges schließen den bunten, funkelnden, lebhaft begrüßten Zug. Unter der Loge der Majestät angekommen, bleiben sie halten, nehmen ihre Kopfbedeckung ab und die Kämpfer zu Fuß beugen das Knie vor dem König. Nach der Begrüßung und auf ein Zeichen desselben löst sich der Zug auf und ein jeder eilt auf seinen Posten.

Die Maulthiere, die Hunde, vier Picadoren verlassen die Arena; zwei der letzteren ergreifen ihre Pferde und stellen sich in großer Entfernung voneinander, links vom Eingang, San-Martin und seine Truppe in der Nähe des vorderen Reiters auf. Die beiden andern Espadas mit ihren Leuten und die Bedienungsmannschaften, welche Sand streuen, die herbeizuführenden Pferde hinauszuführen und die herumliegenden aufhängen helfen, verlassen die Bahn, von welcher jetzt die Rede war. Die Arena muß rein sein, nur die handelnden Personen dürfen sich in derselben aufhalten.

Ein Mismal von Gerichtsdienern, in altspanischer Tracht und hoch zu Roß, salutirt und reitet unter dem mächtigen Beifall von Geschrei des Volks an die Loge des Königs. Er hängt in seinem abgenommenen Federhut einen gelbseidenen Schleier auf, der ihm von oben herabgeworfen wird. Im Galop sprengt er die ganze Bahn am Innengitter und endlich in voller Carrière, damit der mit besonderer Schnelligkeit begabte Stier ihn nicht erreicht. Seine Augen verschlingen das Gebäude, das Gitter, das Pferd, das Fechten des Publikums. Endlich ist der unglückliche Signal verschwunden und die Thür des Zwingers geöffnet.

Eine runde, kurzliche Stille verbreitet sich augenblicklich über den weiten, menschenerfüllten

Circus; man kennte eine Klage kommen hören.

Der Stier lag auf der Arena, das plötzlich eingetretene Licht hat ihn ganz geblendet.

Er hat warten wir ein paar Minute, lange genug scheint; um Mehrere nur Langsam in die Arena.

Aber was ist das?

Ein roter Ball, die unmöglich so schwer sein, hebt auf einmal das ganze Volk von den Plätzen auf und es entsteht ein Lärm, ein Heulen, ein Toben, das unbeschreiben gehört werden muß. Schrecklich Schimpfworte werden da mit geballten Fäusten gegen den Arena, die einzelnen wilden Gestalten, die im Volke unverständlich durcheinander klingen, verwandeln sich nach und nach in ein gleichmäßiges „Torro, torro!" (Hinaus!)

Der Stier ist es, den das Volk so wie Wut erfaßt, und der König soll das Urteil des Volke vollziehen.

Aber warum dieses Urteil?

Die Stiere der Provinz Salamanca sind so groß und stark und ihre Hörner ergeben gewöhnlich solche Lieblingsstiere, daß die Juden, namentlich die Wucherer, vor allem aber die Witwen und Kinder der Stadt die Stiere von gutem Gewicht, wenn sie sie solche Thiere zu halten haben. Der Stier gut viele Pfunde Fleisch verliert, wenn er erhitzt, das beim Kampfe der Vorderleib, und verschleißt beim Laufen, selbst das feinere Fett eines geschlachteten schlanken Stieres mit seiner Lunge so nahe am Herzen Krankheiten erregt, daß schon manche Stadt genötigt war, das Fleisch solcher Stiere in den Bann zu thun. Gut nicht das Recht, aber die Gewohnheit Stiere schonen es.

Daher kam der Wuth des Volke, als es den Stier erblickt, gegen welchen sein Liebling Don Martin den Kampf aufnehmen will. Hat auf im Vorhofgange nicht Gott, daß der edle Stier in Gefahrlichkeit? Aber wenn es so wirklich ist? Wenn der Gemeinste mehr gesprochen und thun, welches es bei Zweifel kostet, was Hand voll in hohe Preise und lange Hörner hat?

Das ist dem Volke Gleichgültig. Der Stier ist da und für seinen Gebieter; er muß auf Salamanca hin! Und darum erhebt immer mächtiger das entsetzliche „Torro, torro!" gegen die mit eisernen Stangen besetzte Barrière durch das weite Rund, wilder werdend, daß der taube Gerichtsherr und Matagenie gehört wird: „A la cuerda! A la cuerda!"

Der Stallmeister hatte endlich auf der Tage des Königs; aber Zweifel hat er den Befehl haben, damit der ganzen Wildheit des auf der Arena befindlichen Stieres gebrauchen kann. Das Volk hat's, glaubt, daß Gutmuth des Königs seinen Befehlen zu gehorchen, und es beginnt allmählich abzuwarten, wie sich Don Martin benehmen.

Der Stier ist wirklich ein prachtvolles Exemplar der edlen Rinder — hat der Stier das Kampfplatz gesprungen und steht schon gebieterisch der angewiesenen Stelle, das volle Licht über sich im Gesichte, die, die in der Wirklichkeit und Stille des Zwinger aufgenommen ist. Plötzlich bleibt er mit großen kühnen Augen und hoch vor, seine Arena, herumliegenden Thiere, prüfend auf jede neue Bewegung, genau bereit der lange Schnitt die auf- und niederwogenden Flanken und die mächtige Hals erweckte den ganzen Betrug der Arena.

Noch weiß der Instinkt nicht, wofür er dient, muß er gefüttert, wenn er schlafen soll; die Wuth weiß ihn schon und man kennt glauben, daß er vor Wildheit zerspringt, um den Gegenstand der Rache sogleich zu vernichten.

In diesem Augenblick verläßt Don Martin die Gefahrzone, in welcher er erschien. Die Thatsachen, daß Volke hat sie, daß der Stier Jämmerlung zu rächen, hat seine Wirkung verfehlt. Er will sein Thun, sein Gewissen, daß ihm viel zu lange gedauert, ein schnelles Ende machen mit mit der Arena, um den ungleichen Kampf aufzunehmen, in welchem er alle Wahrscheinlichkeit nach sein Leben setzen wird.

„Trotz wie ein Vogel, schlug wie ein Aar, sein Blumen gleichen will", schreibt Don Martin auf sein ungefähig schwarzes und komplizirtes Tagebuch zu.

Mit zwei Schritte von zwischen steht er dem verwundet auf, entfernt den Kinder zu und wendet sich langsam gegen den Tiger, in welchem drei Lanzen Ägen, die er abwechselnd begrüßt.

Die Arena der Thieren standen den Grad feindlich wieder; Don Martin entfernt in seinen gefährlichen Gegner; das eine lange Minuten, das Heute, wenn das Freiheit mit dem Leben

ge, er ruhet sich nicht von der Stelle, im Gegentheil, er macht sich aufs rechte Knie, streckt die Arme und erwartet schlicht entweder ein Zeichen der Theilnahme von der dritten, der ingrätlichen Person, oder den Tod, vielleicht beides zugleich.

Das Volk, das arme Kind, also so recht, das sein Gipsbad gleichgültig dem Stiere entgegenjubelt, welchen es in die Acht erklärt, das Volk unterwirft sich bewußtlos der Laune seines Lieblings: es vergißt seinen Zorn und schweigt. Plötzlich und ohne Uebergang tritt eine feierliche Stille ein und alles blickt gespannt und athemlos auf den nun beginnenden Kampf.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Der Verfasser des „Robinson".

Eine Weihnachtsplauderei von Ludwig Laistner.

Robinson! Ein Name, ein Wort für eine Welt von Begriffen und Empfindungen!

Man konnte ehemals gut sagen: Selige Kindheit! Goldene Träumen einer andern Welt! Ewig-gelbe Sehnsucht! Thatendurst, Drang in die Ferne!

Kein Buch des Vergangenen oder der Gegenwart ist jemals so unzählbar oft wieder gedruckt, nachgeahmt, abgetippt, bearbeitet und verarbeitet worden als unser, welches den Titel führt: „Leben und Abenteuer des Robinson Crusoe", beginnt ein Gemeinthum aller lebenden Sprachen der europäischen Welt und der durch sie civilisirten fremden Erdtheile.

Wenn wir uns fragen, worin denn der unbegreifliche Reiz besteht, den jenes harmlose Buch auf Menschen jeden Alters, Geschlechts und Standes in scheinbar stets wachsendem Grade ausübt, so werden wir schwerlich eine genügende Beantwortung erhalten; aber jeder einzelne wird sich mit Vergnügen, mit Rührung und mit Dank jener „ersten Liebe" erinnern können, welcher seine sinnliche Theilnahme hauptsächlich widmete. Er wird sich noch genau erinnern, bei welcher Seite des Gedankens Robinson's sein Herz zuerst aber schlug, welchen oder welchen der Reize des Buches empfindsam. Poesie, Empfindungen, wie sie nur dem glücklichen Lebensalter eigen sind, vor der Pubertät und Blasirte Welt ist gut und Blasirte Buch — versuchen in der Brust des Kindes und der gierige Verstand des Verständigen brauchen wurden die Gestalt des Kindes anzunehmen, die alles hell, glänzend, neu und heiter sieht, als wäre die Welt eingerichtet um Jauchzen zu gebären, ein ewig Hallendes Echo der Lerche, der Harmonie. Es ist das Bewußtsein der Jugend, deren traumhaftes Verdämmern wir so oft und innig später beklagen, wenn um unser Herz Zweifel und Enttäuschung, Leiden-Schaften und harte Erfahrungen ihre herbstlichen Kälten gesponnen haben zu einem Netz der Wehmuth. Es ist der Himmel der Kindheit, der Unschuld, der Unbefangenheit, woran wir gemahnt werden — auch durch den Namen Robinson.

Man kann also mit behaupten, wir alle kennen unser wunderliches Buch. Allein — wer kennt seinen Autor? Wir Deutsche begnügen uns, Joachim Heinrich Campe zu nennen, den Zeitgenossen Goethe's, welcher das englische Original für die Nachkommen Arminius' bearbeitet hat, und somit heißt das Buch bei uns „Campe's Robinson". Wir wissen es nicht anders; unsere Väter mögen es verantworten, wenn wir, undankbar genug, den eigentlichen Verfasser der Vergessenheit anheimgeben. Doch nein, verlieren wir lieber die Schuld der Alten und betrachten wir zu unserm Nutzen und Vergnügen den Lebenslauf des Robinson-Schöpfers, Daniel Defoe.

Ein merkwürdiges Leben, das sich uns da entrollt! Ein Bild, bei dessen Betrachtung zwei große, ernste Wahrheiten an uns herantreten: Erstmal — daß oft die unscheinbarsten Thaten oder Werke unser Schicksal entscheiden, indessen Unternehmungen, zu denen wir die mächtigsten Anläufe nehmen, spurlos verschwinden. Sodann — daß oft nur die härteste äußere Nöthigung dem Genius seine Gaben abringt, daß Leiden aller Art, Elend und Entbehrung die Wiege des Kunstwerks umhüllen — ein tragisches, aber ein großes, erhebendes Schauspiel, reich an Trost und Ermuthigung für den strebenden Künstler, in sich jeden, der mit der Waffe des Gedankens ringen und verdienen hilft den alten Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit.

Unser „Robinson" ist wirklich ein Kind der Noth, der Nothwendigkeit, in der Verzweiflung geboren. Das Buch erschien zuerst im Frühjahr 1719 und machte sofort ungeheuerliches Glück. Aber wunderlich genug hat es der Verfasser in den abenteuerlichsten Lebenslagen geschrieben, wie einen letzten Versuch, sich durch ein Gedicht voll politischen Inhalts handgreiflicher, Gehörigen aller Art bekannt und kund und zu Gemüthe zu führen war. Möglich auch, daß er Trost darin fand, sich durch Kämpfe zu retten, von der Gefährlichkeit und ihren Folgen verbissenes Herz in eine Schreiberei zu flüchten, die seinen Phan-

laß ſie die Verachtung fühlen, die ſie verdient. — Ihr macht mir vielen Kummer!

(Ab.)

Fünfte Scene.

Julie. Dann Marie.

Julie (allein).

Ich höre ſie — aber noch lauter hör' ich die Schläge meines Herzens. Ich hab' aus trüber Ahnung ſtets ihren Anblick gemieden — werd' ich ihn ertragen können? — Da iſt ſie!

Marie

(ohne Hut und Mantel, aber mit Schwal).

Frau von Jordan, ſchon an der ſpäten Stunde, wo ich zu Ihnen komme, werden Sie abnehmen dürfen, wie dringend die Angelegenheit iſt, welche mich zu Ihnen führt.

Julie

(höflich, ohne Kälte).

Sie ſind mir willkommen.

Marie.

Ich bin in nicht geringer Verlegenheit, wie ich es anfangen ſoll, um Ihre Aufmerkſamkeit auf Einen Punkt hinzuführen —

tete erlaubte, sich einen Inhalt gedrängter Wirklichkeit vorzugaukeln, wie ihn diese Welt nur auf seltenen Momente darzustellen vermag. Und dennoch ist in dem ganzen Buche keine Anklage, keine verbitterte Stimmung anzutreffen. Es ist einzig vom Wertlichen Naturbetrachten heute, wie es ihm aus dem Werke des reifen Mannes klang. Und doch, wie unbegreiflich war dem Autor zu Mute, als er das Buch-ichrift Unglaubt von Transvaal, an der Schwelle des Krieges für, verlassen von Freunden und Gönnern, ohne Aussicht für morgen, verlegt, verhöhnt, verachtet! Und trotz alles dessen ein Buch, für welches die Menschheit ewig in Dank verpflichtet bleiben wird; eine schreckt einfache und doch ergreifende, spannende, erbauliche Geschichte, deren einprägsame und doch nicht abschreckt aufdringliche Moral uns die Wege der Vorsehung in wunderbarer Klarheit nachweist. Wollte Ihr heraus schreiben: das Genie muss darben? Nein! Mein Kind! betrachte, kennst vielleicht Thermalbien entgehen.

Daniel Defoe wurde geboren in London im Jahre 1663. Sein Vater, James Foe, aus der Grafschaft St. Giles, war Metzger. Das Mädchen dr., welches der Sohn in die Arbeit der Frauen, für den Gebrauch herausschreiben, seinem Assistenzmann eigenmächtig verlegte, hat demselben niemals, wie es so menschlich scheint, gegen Kumbus vermochten Worte verziehen, weil aber dem manchmal Verlegenheiten bereitet; denn die Nobilien hatten seinen Eintreibungen und die Bauern wollte ihn betrügen, daß er sich seines bürgerlichen Herkunft schämte. Auch gegen den Lehrerstand scheint Defoe Abneigung gehabt zu haben, denn man sagt ihm die Aeußerung in den Mund: Wer den Elementarschulen besuche, verlerne die Anfangsgründe — meist er auch besuchen, daß er in Paris, Wien und solch Städten verweilte. Jedenfalls hat solche Redensarte wohl nicht wörtlich zu nehmen und der Ueberzeugung seines Meisters mag wahrscheinlich von dem gar fern gelegt werden, was Schulmeister Jugendunterricht nachdrücklich als Thema anstellte.

Foe's Erziehung war eine sehr gewissenhafte, und er selbst bekennt sich, weil er ihm freiwillig bei vielen Gelegenheiten Beweise von seinem Vaterlande lieferte. Zweck Jahre ist besuchte er die Lehranstalten in Newington Green, wo er vier Jahre lang blieb. Nach vollendetem Elementarunterricht beschäftigte er sich im Vaterhause mehr mit Versuchen, sich im Anfertigen und Fabrizieren zu betreuen, sondern widmete sich, um freie Bewegung und einige Kenntnis in das Weltgetriebe zu gewinnen, dem Handel; seine Gegner verspotteten ihn später als „Strumpfwirker", er selbst nannte sich einen Kaufmann. Doch hielt die Neigung in diesem Gebiete nicht lange an, denn schon 1685, in seinem 22. Jahre, schon wir ihn für die Sache des Herzogs von Monmouth die Waffen ergreifen und nach Verfassung der Anhänger desselben entging Defoe nur durch einen glücklichen Zufall gemeinsam dem Schicksal der übrigen Genossen. Drei Jahre darauf (1688) weilt er unter den Landungen Truppen Wilhelms und als Anhänger der großen Revolution, welcher er thätig in allen Kreisen das Wort geredet hatte, namentlich in verschiedenen politischen Flugschriften.

Später that sich auffallend bei einem Zwischenfall, daß der Lord-Mayor von London am 29. Oktober 1703 vom König Wilhelm zu Rede gab: „Wie kommt es, daß Ihr Euch so lange Zeit eine Demonstration nach die öffentliche Ergebenheit des Publikums, und dieses beachtet es aber seinen Kundgaben in Freudenfeuer zu Ehren nicht brennt, während manche sich mit der nächtlichen Stärkung trösten, daß der Hof Englands und die politischen Absichtungen Defoe's, das Publikum Gewissen aber nicht seinen Kundgaben entdecken kann. Man auch solcher harte Beschuldigung machen gegen Zeit eine Klage; sein Gewissen ist sein Verhängnis; er trägt den Anklagungen seines Herzens und Kopfes seinen inneren Gehalt, und verliert so allmählich seinen praktischen Sinn, aber nie der Mann in seiner Klugheit von einmal seine Meinung hat. Das Gemeingefühl Gefühl in Freemans-Yard geriet ins Stocken — wie natürlich — denn anstatt des Lichts zu sehen, um einer mangte Kerze zu verschaffen, heizt Defoe seine Straßen in gefährlichen Revieren an, um sein gefährliches Wirken zu verschaffen. Er gelingt ihm nun auch, aber schon 1692 muss er vor seinen Mitbürgern flüchten. Sein Vergleich mit Lord Ir — er hält den gemeinschaft und besitzt so manch unverbesserlichen Zug hatte, wandern seiner Mitbürger, der Welt in Noth gerathen, weiter entschieden.

Inzwischen war er bereits einer Zeitschrift auf der Insel bei Edinburg, etwa jetzt zu verlegen. Sein Leben nach Thätigkeit war so allen einzigartig Noth zwischen den verschiedenen Gemeinschaften Art; er verschwindet nur Bekanntschaft über den Stempel in England, ein-

mehr Pläne über Gesellschafts-Banken und Waarenmagazinen, über Handels-Gesellschaften und Armenpensionen Kasten und projektirt endlich sogar ein Theater oder „Parnasse". Dem jetzt (1705) gelingt es seiner Unternehmlichkeit, sich der Regierung bemerkbar zu machen; er wird der Commission zur Verbesserung der Akzise auf Glas beigegeben — aber der Unsinn bleibt ihm neu, die Glasakzise wird 1709 wiederaufgehoben und seine Arbeiten zu beendigen.

Endlich macht ein Lächeln der königlichen Gnade den dürftigen Bewerber. Ein grimmiges Pamphlet in elenden Versen, betitelt „Die Verwandlungen", vom ersten gewitzten Lustspiel, worin der König und die holländische Nation mit Schmach überhäuft werden, hatte Defoe zu einer portugiesischen Satire: „Der treue Britte", aufgereizt, worin der König und die Holländer in Schutz genommen werden. Der Krieg des Königreichs war ohne Beispiel und es lohnt auch jetzt seines Verfassers: er wird zu einer persönlichen Vorstellung beim König zugelassen.

Von nun an ist er mehr als je ein eifriger Parteigänger der neuen Dynastie. Die Briefe seines portugiesischen Protonotars waren rasch und beifällig, kein von der göttlichen Energie eines Dichters, aber des sprachlichen Ausdrucks darin nur mächtig, schwunghaft, männlich und durch glückliche Wendungen an die alten Satyrendichter erinnernd. Eine Episode seines Gedichts enthält einen so prägnanten Gedanken, daß ihn Swift auch bei zwei Dutzenden als Epigramm verstärkt:

> Wir haben Recht nun vier Kinder kund,
> Zeigt ein Kaninchen Euren Adelsstand —
> Und wer mich höhnt, wenn meine Ahnen nicht bekannt,
> Der wisse auch, mein Vater hat sie.

Auf jene so günstig aufgenommenen Satire folgten allerlei andere politische Kleine Abhandlungen, ohne aber irgendwie dem Verfasser Gelt oder Ehre einzubringen.

Sein Patron, der neue Landesherr, hatte Defoe Wilhelm folgte Anna, mit welcher die Linie der Stuarts wieder in den Besitz einging wurde. Aber ohne gegen seine Gesinnung der Stuarts hatte Defoe viel mit der Feder gearbeitet; er wußte sich wohl aber über verborgen, indem aber doch von derselben Feder seinen Widerwillen zu gemessen machen, die seinen Namen verpönt gemacht. Politische Flugblätter waren der gefährlichste Artikel des Büchermarkts und Defoe mußte bereits so viel in seine Materie, daß er mit Muße sagen konnte: Unsichern darin ist ebenso mühevoll wie vermöchtschreiten! Alle sahen im Jahre 1703 ein neues Ziel —. Es war verurtheilt als „skandalös" und verderblich für das Parlament, als „Versuch zur Verleumdung"; ja es wird in New-Palace-Yard von Henkers Hand verbrannt. Nun faßt die Rache seiner Gegner über den politischen Verderber her, ein haarsträubendes Sündenregister wird ihm vorgehalten: Er war der Günstling und Vertrauter des Königs Wilhelm; er hat für Monmouth gefochten; er hat sich James widersetzt; er hat die Revolution vertheidigt und die Menschenrechte proclamirt; er hat das Haus der Gemeinen in seinen verhaßten Absichten befestigt, verleumdet, gebrandmarkt; kurz er ist ein unruhiger Kopf und schlechter Bürger und schädliches Mitglied. Der Verfolgte birgt sich vor der rachsüchtigen Uebermacht so gut er kann; man sucht ihn gedrohlich und diesem Umstande verdanken wir eine genaue Beschreibung seiner Person (Anno 1703—3). Defoe ist ein hagerer Mann, mittler Statur, über 40 Jahre alt, von dunkler Gesichtsfarbe, dunkelbraunem Haar, trägt eine Perrücke, hat eine gebogene Nase, scharfes Kinn, graue Augen und eine breite Narbe am Munde. Dem Entdecker des Flüchtlings war eine Belohnung von 50 Pf. St. zugesichert. Endlich wird er eingefangen — erfunden, an den Pranger gestellt, ins Gefängniß geworfen!

„So" — sagt er später selbst — „war ich zum zweiten male verurtheilt, denn ich verlor durch diese Processe über 1200 Pf. St."

Aber auch in sein finsteres Lebensbuch sucht gebrochen. Im Kerker von Newgate verfaßt er eine neue Kanzone seiner Schriften, die sich eben im Druck befindet; — ja er hat sogar den Humor, noch eine „Ode an den Pranger" zu dichten, ein Object, dessen Bekanntschaft er jedem auf mannigfache Weise gemacht hatte. Jetzo hat ihn Satire mit einem entsetzlichen Ernst gemacht; allein seine Ode hat einen tüchtigen Gehalt mannhafter Satire; sie geht in derben, markigen Zügen rasch und mutig die ganze Schmach der Verurtheilung auf ihren Gegner. Der Gedicht, dessen ganze Wucht man besser von im Original nachempfinden kann, beginnt:

> Und du, unempfindlicher Schandpranger,
> Verdammt, ins Recht zu packen!
> Du armes Werkzeug böser Macht
> Mich treue Seele festzuhalten!

Mit jener Ode und einem späteren „Hymnus an die Galeere" that Defoe dem ihn gefangenden

Nacht der Nothwehr und dem Schweiß der innern Stimmung Genüge, aber den Hauptnachdruck seiner Thätigkeit legte er heran auf die von ihm begründete „Review", ein periodisches Werk, das von 1704—13 wöchentlich dreimal erschien, Handel, Politik und Lokalangelegenheiten besprach und gute Artikel aus der Feder des Herausgebers (zusammen neun Bände) enthielt. Um auch dem Vergnügen nach Unterhaltung Rechnung zu tragen, wurden auch allerlei andere Gegenstände aufgenommen, darunter eine Notiz: „Von Liebe, Heirathen, Lichtungen, Sprache und Einwohnerzahl der Insel"

Noch nicht genug an diesen Proben einer vielseitigen, erfinderischen Geistes, erschien 1711, während er noch in Newgate saß, eine Sammlung von humoristischen Memoiren-Episoden und Anekdoten, betitelt „Der Sturm", worin in heiterer Weise ethische Wahrheiten gereicht waren. Und siehe da! Die tolle Idee erlangte eine Anwendung bei der Königin erregt. Anna erinnerte sich seiner unverdienten Leiden, insonnen, daß sie der Familie des Gefangenen durch Lord Godolphin eine bedeutende Summe übermitteln, ihm selbst aber heilt darauf einen gleichen Betrag, damit er seine Strafe erlassen und frei werden könnte.

Zu Ende des Jahres 1710 kehrte Defoe heim in den Schoß seiner Familie zurück und nahm allen Verleumdungen seiner gegnerischen Buchhändler und Schreiberlinge zum Trotz seine alte Thätigkeit wieder auf, ganz den Interessen der Regierung sich in dankbarer Hingebung erwidmend. Denn hier es doch erfolgreich vorgegangen, den Lord, den sie vernichten konnte, zu einem Freunde zu machen, wenn sie sich [illegible] und ihn Menschen benutzt hat. In Wahrheit Mortimer's verderbliche Lehre durch eine „Einführung" und „Ein Willkommen dem Herzog!" Im Jahre 1706 suchte die königliche Regierung, repräsentiert durch Anna's Favoritenkreis, einen Mann von allgemeiner Kenntnis der Handels, Schriftsteller-Begabung und geschmeidigen Manieren; an ihn sollte nach Schottland gesendet werden, um die große Maßregel der Union zu fördern. Lord Godolphin schlägt Defoe vor, dieser bietet der Königin an, sie ihn gütig empfängt und sofort nach Edinburgh sendet — trotzdem, daß er am Prangen gehangen.

Defoe bewährte sich als diplomatischer Charakter und in intimsten Details seiner Mission hat er selbst in seiner „Geschichte der Union" [illegible] Er veröffentlichte dort auch ein Gedicht: „Caledonia", einer jeden bei den Schotten sich damit beliebter zu machen; denn die ganze Nation eiferte gegen die Union, und seiner Partister Englands, der sie aus allen Kräften [illegible] konnte unmöglich Freunde finden, sondern hatte im Gegentheil Nachstellungen genug zu erdulden. Nachdem aber die Union nicht [illegible] beim schottischen Parlamente durchgegangen und Defoe 1707 nach London zurückgekehrt war, belohnte die Königin seine Treue mit einer Pension.

Allein nicht [illegible] während, am wenigsten königliche Pensionen in einem Lande und zu einer Zeit, wo die erbittertsten Parteien einander feindlich gegenüberstanden. Eine unerhörte Perfidie entzog mit dem Frieden von Utrecht; Lord's Oxford, Sir Robert Harley und Lord Godolphin, waren plötzlich unbeliebt, gehetzte Personen, der Zuflucht aus dem Staatsdienste verlegen und Defoe war wieder auf sich selbst, auf das unsichtbare Protektion seiner mannichfachen literarischen Verbindungen und auf den Ertrag seiner vielfach angefeindeten „Review" angewiesen.

Er konnte es aber weder den Tories noch den Jakobiten recht machen; seine besseren Intentionen und kühnen Vorschläge wurden beiden Parteien unbequem, die Rechtsverdreher und Polizeidiener fanden leicht eine Blöße, um den heimtückischen Schriftsteller amtlich heranzukommen, und einen schönen Morgens sah sich dieser [illegible] in einer Gefängniß von Mai Pl. Ex. verurtheilt und auf einige Monate wieder nach Newgate abgeführt — an dunkle Geheimnisse, von [illegible] und er einen seiner Freunden [illegible] und [illegible] er sich seinen Abschied holen wollte. Die Gattin [illegible] der Königin Anna [illegible] im Jahre 1713. Aber es war ein Irrthum. Das dunkle Blatt in der Geschichte seines Lebens [illegible] Die Königin Anna, seine letzte Hoffnung, starb 1714. Ohne Freunde, ohne Retter, von Mißtrauen und Verfolgung umlagert, an Opfer rechtlichen literarischen und politischen Gegner, die sogar seinen Namen mißhandelten, um seiner letzten Ehre Verderben in die Welt zu schleudern,

welche ihn kompromittieren mußten und zu denen er seine Feder in Bewegung gesetzt. Er ist politisch vogelfrei, eine Beute aller. Er rafft seine letzten Kräfte zusammen und verfaßt in heiliger Entrüstung eine Verteidigungsschrift, einen „Appell an Ehre und Gerechtigkeit", worin er sein ehrliches Leben und Streben offen darlegt. Allein der Betrachtung seiner unverdienten Leiden, des bösen Umfangs einer wundersamen Menge und ihrer grundlosen Wut, das Bild der an Elend aller Art so reichen Welt bringt seinen müden Geist darüber und wirft ihn aufs Krankenlager. Jetzt erst erbarmen sich seiner einige Bekannte und veröffentlichen die noch unvollendete „Rechtfertigung", deren Ertrag sein Leben fristen muß. Somit beschließt er seine politische Laufbahn.

Der allmählich Genesende ist jetzt darauf bedacht, sich „aus eigener Kraft" wiederaufzurichten. Allerlei Gedanken und Entwürfe durchkreuzen sein Hirn, aber mit den politischen Streitschriften hat er entschieden gebrochen. In seiner Erholung in den Abendstunden liest er in Rogers' „Reise um die Welt" die Geschichte des Abenteurers Alexander Selkirk; seine Phantasie ist mächtig davon angeregt, aber auch Genuß und Vergnügen können für den Dichtenden, Armen nur dann vorhanden sein, um darin ein Samenkorn zu finden, aus dem vielleicht in nächster Zukunft ein Kirschbaum sein Leben erwachen lassen könnte. Denn — wer nichts bringt, muß auch seine Kreuzer verlaufen, und die Welt weiß es nicht, wie billig er sein Theuerstes losschlägt!

Defoe sieht sich durch die Geschichte des Seefahrers Selkirk und seiner Abenteuer zu Land und Meer angeregt. Es entstanden Ideen und Bilder, Gedanken und Träume; ein lebhafter, charakteristischer Stoff spannte die Saat; der Phantasie ungeahnte farbenprächtige Aussichten, ihr bunter Reihen machte es munter dahingleiten über die blauen Wellen und — das Ziel war erreicht, entstanden war das jugendliche Buch der Welt: „Robinson Crusoe." Kaum gedruckt und ausgegeben, ward es von aller Welt besprochen — als ein Ereignis, ein Wunder; jeder Alter, jeder Stand las es und sein Verleger — der vergnügte, vergnügte, verlästerte Mäzenat der öffentlichen Meinung — erwachte eines Tags nach kurzem, unruhigem Schlafe und glaubte zu träumen, denn die Welt um ihn her war völlig verändert, die Menschen drängten sich um seine Dachkammer, die alten Freunde waren wieder beigeeilt, jede Verleger boten glänzende Contracte — Ruhm, Ehre, Geld, Ansehen, alle glänzenden Genien des Erdenlebens flogen gleichsam zu dem dunkeln Fenster herein.

Es ist der überaus neue, bis zur Täuschung lebhafte Schein der Wirklichkeit, der dem „Robinson" sowie den späteren Erzählungsbüchern Defoe's anhaftet und ihnen ein ganz eigenes, immer frisches Gepräge leiht — ein Realismus, dem viele unserer modernen Schriftsteller mit Bewußtsein nachstreben — allein man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Dem ursprünglichen, nicht affektirten Realismus Defoe's, der die Welt mit frischen Kinderaugen sieht und ebenso unbefangen widerspiegelt, kommen sogar seine Fehler zugute — der ungeübte Stil, der Ueberfluß an landschaftlichen Sprachwendungen, die Derbheit der Vorstellungen stimmt vortrefflich zu seinen Charakteren und Situationen; wir glauben ihm aufs Wort, denn er sagt die Wahrheit; ja wir trauen ihm gar nicht zu, als ob er sie zu verbergen oder zu unterdrücken verstände. Es ist eben das uralte Prinz der Schönheit: „So einfach als natürlich!"

Der glückliche Wurf, „Robinson" genannt, der seinen Verfasser mit Einem male zum ersten „Erzähler" Englands stempelte, tyrannte natürlich zur Ausbeutung der neuen Silbermine. Es erschienen sofort „Robinson's Lebensanschauungen", die ebenfalls Glück Anklang fanden, aber nicht auf die Nachwelt kamen. Es entstand auch aus anderen Ideen eine Sündflut von Nachahmungen des „schiffbrüchigen Weltumseglers" und seines „einsamen Insel" in allen lebenden Sprachen; denn das imitatorum pecus ist überall bei der Hand, wo es Beute gibt. Innerhalb der nächsten 30 Jahre erschienen nicht weniger als 36 verschiedene Robinsien, den echten aber empfahl Rousseau als einziges Lesebuch in seinem „Emile".

Mit diesem Siege eines ausdauernden, kampfmutigen Geistes wollen wir von unserm Autor scheiden, denn seine späteren Romane und Erzählungen, obwol sie mancherlei Einzelheiten aufweisen und seinerzeit viel gelesen wurden, haben sich mit ihrem Schöpfer bald überlebt; wir wollen sie hier blos namentlich anführen, wie sie seit 1720 erschienen sind: „Kapitän Singleton's Leben und Raubzüge"; „Der kluge Philosoph"; „Duncan Campbell's Geschichte"; „Lieutenant Jack's merkwürdiger Lebenslauf"; „Eine glückliche Frau"; „Neue Reise um die Welt". Alle diese Bücher

beginnen des Autors Scharfblick, treue Wiedergabe der Natur und ein philosophisches Fortdenken. Ueberall finden sich Gedanken und Szenen, die uns an Murville erinnern. In ruhig behaglicher Thätigkeit erreichte Peter nun ein Alter von 68 Jahren; er starb 1731 in Gripplegate in London, eine Witwe mit zahlreicher Familie in anständiger Wohlhabenheit hinterlassend.

Weihnacht, du heilige Zeit! Wie manches alte Herz, verwittert im Sturme des Lebens, auch irgend wie das des Daniel Defoe, sieht voll Wehmuth auf das Buch, in dem die hoffnungsvolle Kinderwelt schönste Träume von Glück, Freundlichkeit und Liebe findet, als die Erde erfüllt!

Die Anregungen für „Deutsches Heidelberg“ von Paula Lutz wurde in nächster Nummer

Anregungen.

Aus der Natur.

XXIII.

In den im Vorigen betrachteten Erscheinungen täuscht uns die Natur von außen her über den wahren Zustand der Dinge.

Es gibt aber eine andere Art optischer Täuschungen, deren Ursache lediglich in uns selbst zu suchen ist. Es ist uns Sterblichen unmöglich, mittelst Ruhe und Bewegung zu unterscheiden, wir können nur schließen über diese Zustände urtheilen und unterliegen dabei noch mancherlei Einwendungen. Beim ebenen Dahinfahren zu Wasser oder Eisenbahnfahrten scheinen wir uns in Ruhe zu befinden, während ein Blick durch das Fenster die Ufer des Stromes in Bewegung setzt. Wer an das Verlangen einer Dame gelehnt eine Weile in die Wellen des vorüberrollenden Stromes schaut, glaubt alsbald die Welle still stehen zu sehen, indem die Dame fortfährt. Diesen und in allen, solchen Fällen trete im Stande sind, sind von dieser Täuschung zu überzeugen und sind deshalb zu ermahnen. Bei Täuschung einiger Sinne, dann entgegenzuwirken, so gibt es noch Fälle genug, in denen uns nur der Täuschung schlechterdings nicht entgehen können. Wir sollen uns z. B. wenn wir gleichmäßiger Bewegung ausführen, als in Ruhe befindlich sehen, während uns wohl wissen, daß wir durch die Schleuderung der Erde und durch deren Bewegung um die Sonne mit einer ungeheuren Schnelligkeit durch den Weltraum getragen werden. Da wir aber selbst mit der Sonne und mit allen übrigen Gestirnen dieselbe Bewegung um unsere Achse ausführen, so können wir im Stande sein, uns das wirkliche Verhältniß deutlich bewußt zu machen.

Es leben wir den Vollmond in voller Pracht über den Horizont heraufsteigen und uns beim Anblicke der Größe seiner leuchtenden Scheibe, die uns viel größer erscheint, wenn sie über uns am Himmel steht. Wer möchte bei dieser Erscheinung eine Vergrößerung durch Strahlenbrechung in der Atmosphäre denken und suchen erklären. Es ist dieses das sorgfältiger Messungen mit Instrumenten dem scheinbaren Durchmesser des Mondes bei seinem Aufgange um nichts größer erweisen, als wenn er höher steht. Wollen aber viele Täuschung machen sich über unrichtig? Vergleich haben, daß der Mond bei seinem Aufgange hinter Gegenden, Bäumen oder Bergketten mit vielen Gegenständen vergleichen wird, die in der Entfernung selbst sehr klein scheinen, von denen natürliche Größe wir aber eine Vorstellung haben. Am Himmelsgewölbe fehlen solche Gegenstände zur Vergleichung und somit fällt die Täuschung hinweg.

Der schnelle Wechsel kurz hat eine nah Verwandtschaft und ebenfalls über ihre Weise. Der scheint bei rascher, bei aufmerksamer Betrachtung deutlich erkennbare Wechsel gar nicht anzuerkennen. Sonnen erscheint eines glühenden Kugel. Der Grund dessen ist aber ein bekannter Vorgang im Auge. Das Auge Lichteindruck besitzt sich auf der Netzhaut an der getroffenen Stelle auf, wodurch helle Gegenstände auf dunklem Grunde einen Gegensatz erscheinen. Man bezeichnet diese Erscheinung mit dem Namen Irradiation. Infolge derselben erscheint ein dunkler weißer Streif auf dunklem Grunde breiter als ein in Wirklichkeit ebenso breiter schwarzer Streif auf weißem Grunde, wenn beide nebeneinander in gleicher Entfernung erblickt werden, und so kann deshalb sogar der schwarze Streif gänzlich verschwinden, indem das benachbarte Weiß ihn über sich deckt. Die Verschiedenheit der Netzhaut durch verschiedene optische Mittel bewirkt nicht so helle Beleuchtung benutzt, indem ebenfalls die Irradiation in der Intensität, indem nahezu Grad die Aufmerksamkeit abgelenkt wird, welche sich an hellen beschäftigen läßt.

Der Lichtsinn hatte aber auch eine weitere Art in seinem Bau und so ist der Mensch zu neuen Täuschungen geneigt. Eine ununterbrochene glühende Kohle beschreibt einen runden Kreis, wenn das Auge bis das entzündete Ende noch sieht, während schon eine andere Kohle neues Bild entworfen hat. Man hat auf diese Thatsache gestützt einige optische Apparate construirt, welche allmählich die Erregung in der Netzhaut gemindert hat. Dahin gehört das Thaumatrop. Dasselbe besteht in einer runden Pappscheibe, welche mittels zweier Schnüre zwischen den Händen in schnelle Umdrehung versetzt werden kann. Eine Scheibe ist auf beiden Seiten mit einer

trainierenden Pferden benutzt. [illegible] auf der einen Seite mit einem Vogel, auf der anderen mit einem Käfig; bei der Rotation erscheinen dann beide Bilder gleichzeitig, also hier der Vogel im Käfig.

Ebenendem gehört auch die Arbeitspolitische Scheibe oder Wunderscheibe. Auf einer undurchsichtigen Scheibe sind ringsum Bilder von Personen oder Gegenständen in den verschiedenen aufeinanderfolgenden Momenten einer Bewegung angebracht, z. B. ein Turner auf dem Reck, ein humoristisches Schmied a. d. in ihren verschiedenen Stellungen. Um Rande der Scheibe sind ebenso viel Löcher zum Hindurchsehen angebracht, als die Scheibe Bilder enthält. Wird nun diese Scheibe vor einem Spiegel umgedreht, während man durch die Öffnungen nach den Spiegelbildern sieht, so erblickt man sie in voller Bewegung.

Bei vielen Gelegenheit möge noch einer kleinen Irrtümer gedacht werden, in welchem sich viele befinden, nämlich der Meinung, daß man eine abgebrannte Kugel deshalb nicht wahrnehmen könne, weil sie sich so schnell bewege. Es betrug allerdings einer kurzen Zeit, damit man sich der Gefahren bewußt werde, und eine allzu kurze Distanz auf das Auge würde tatsächlich nur wenig affizieren, aber die Geschwindigkeit der Kugel müßte sehr viel größer sein, wenn sie auf einem Grunde unsichtbar werden sollte. Wer sehen aber eine solche Kugel deutlich davon nicht weil sie am Tage wegen ihrer dunklen und verschwarzen Farbe vom Hintergrunde zu wenig abhebt und sich sonnenhell allerdings durch ihre Geschwindigkeit der aufmerksamen Betrachtung entzieht. Eine glühende Kugel bei Nacht abgeschossen macht sich dagegen sehr weit durch die Streifen einer Feuerlinie dem Auge bemerklich.

Tag ein noch so schnell bewegter Ball zu ruhen scheint, wenn er vom Blitze beleuchtet wird, da hier die Beleuchtung nur eine momentane ist, haben wir bereits früher zu bemerken Gelegenheit gehabt.

Wertheimer's Jahrbuch.

Seit einer Reihe von Jahren hat das Wertheimer'sche „Jahrbuch für Israeliten" es sich zur Aufgabe gestellt, durch die statistische Beleuchtung jüdischer Interessen das Interesse in sich selbst zu läutern und zu kräftigen und in seinen Bestrebungen, sich eine ruhige und würdige Stellung im staatlichen und sozialen Leben zu erringen, zu ermutigen.

Wenn namentlich das Selbstbewußtsein der eigenen geistigen und sittlichen Kraft bei Völkern wie Individuen die Voraussetzung ihrer Machtstellung und Existenz selbst ist, so ist die Vergegenwärtigung dieses Gesichtspunkt, wie ihn gerade das Jahrbuch für alle Juden, sich systematisch gestaltet ist, das moralische Ziel Israels zu heben, ein für die Aufrechterhaltung der vollen Interessengemeinschaft nicht genug zu würdigendes Unternehmen.

Die günstigen Wirkungen des Jahrbuchs beschränken sich aber nicht blos auf den Schoß des Judenthums selbst. Sie zeigen sich auch außerhalb desselben, bei den Aerzten in der Vermehrung und Verbreitung ihrer Sympathien, bei den Juristen in der Erweckung von Antheilnahme, bei den Aerzten in Belegung und Entkräftung des Hasses, der Verleumdung und Vorurtheile.

Einen Interessen entspricht auch neue der eben erschienene siebente Jahrgang (Neue Folge) für das Jahr 5621 (1860—61), aus dem wir das Wichtigste hier hervorheben wollen. Der Herausgeber, Joseph Wertheimer in Wien, beginnt in einer gedrängten, aber umfassenden Uebersicht die gegenwärtigen sittlichen Zustände in allen Ländern der Erde, namentlich die civilrechtliche Verbesserung der bürgerlichen Stellung in Oesterreich und Preußen. Daran schließt sich eine berühmte Artee eine „Statistik österreichischer Juden", in der die biographische Lehrmeisterin des mit so außerordentlichem Beifall in Paris praktizierenden genialen empirischen Arztes und Anatomen Dr. David Oppert von besonderem Interesse ist. Dr. P. Beer in Dresden gibt in Briefen, von allgemein ethnographischen und culturgeschichtlichen Anschauungen ausgehend, ein treues Bild der neueren jüdischen Literatur seit Mai 1859, die sich quantitativ wie qualitativ als eine sehr reichhaltige erweist. Ein Artikel sucht es in milder Schonung ihren Entwicklungen von dem rechten Katheder gerecht zu werden. Simon Szanto in Wien hat das jüdische Armenwesen zum Gegenstand einer gediegenen, mit humoristischen kulturgeschichtlichen Betrachtung untermischten Abhandlung gemacht. M. Kayserling schildert das sternvolle, im 17. Jahrhundert ganz abnorme Verhältniß des hamburger Banquiers Don Manuel Texeira, „ihres reichen Juden", zur Königin Christine von Schweden. In „Jahrbuch", einer unserem gemeinsamen Stellung auf dem israelitischen Volke, und Familienleben, hierin Leopold Kompert, der Dichter der „Ghetto-Geschichten", die Lehr, sittliche Kraft des jüdischen Volkes der Massen, genannt „Kabbalah". Auch trefflich passender Beitrag viele Verbreitung des Judenthums gerade für das Jahrbuch ist, beginnt am hellen Kompert's so schönes wie wahres Wort:

„Nächstens' wenn es irgendein Buch gibt, darf und unaufhörlich gering, um Himmel und Erde anzuklagen zu lassen, so ist es vielst Gebet'. Da hält die Lebenden zusammen und führt die Todte in das geheimnißvolle Reich der Ahnen. Auf Sünde man sagen, vieles Gebet sei der Hüter und Wächter der Welt, von dem allein es abhängt, ist in ihm liegt die Bürgschaft seiner eigenen Fortdauer. Kann ein Volk untergehen und in das Nichts zerfallen — solange ein Kind seiner Aeltern gedenkt? Welche Stürme, welche Zerstörung und Verderben müssen vorübergegangen sein, welche Mächte müssen an dem Bau einer Welt gerüttelt haben, bis auf dem Aschengrunde der „Familie" ruht!"

Der Däne Andersen.

Die dänische Literatur steht in dem umgekehrten Verhältnis ihrer Politik zu uns.

Hier aller Schriftheit und Kunstlichkeit, dort der innige Anschluß an die deutsche Dichtung.

Die Fehde zwischen Deutschland und Dänemark ist traurig auch um unserer geistigen Stellung im Kampf der Nationalitäten willen. Das germanische, deutsche Dänemark und so bitter bekriegt! Ist es nicht so, als wenn der Pflanze von beiden Seiten einmal feindlich alles geraubt wird.

Andersen ist seine Kraft, sie zwischen zwei Muttersprachen vermittelnd eingreifen könnte. Seine Welt ist nur der Kinder und die verschwommene Übersinnlichkeiten. Selbst in Dänemark, namentlich in Norwegen hat sich sie Geschichte für seine Art verloren.

Unter dem Sammeltitel „Aus Herz und Welt" (Leipzig, Wiedemann, 1868), bietet er in seiner bekannten harmlosen und gemütlichen Darstellungsweise, die jedoch durch ihre übertriebene Ausdehnung bereits nicht mehr seinen Reiz der Kürze und Originalität übt, der seinen Erzählungsweise einen bedeutenden Eintrag schafft, abermals ein Potpourri von Märchen, Sagen, Novellen, Briefe, Tagebücher und Lebensbildern.

Auf der ersten Gattung, in der sich hier und da, wie z. B. im „Buch der Bilder", „Das Mädchen, welches auf das Brot trat", so sehr den alten Märchenton beeinträchtigend, eine moralische, fast religiöse Tendenz hervorhängt, prägen sich doch Andersen'schen Märchen aus. „Der Wind erzählt von Waldemar Daa und seinen Töchtern" in der letzten Gattung ist „Ein Besuch bei Dickens" eine ganz oberflächliche, aber trotzdem interessante Plauderei, die uns mit des berühmten Romanschriftstellers Häuslichkeit in seinem Landhause zu Gadshill und seiner sonstigen Wohnung Tavistockhouse am Tavistocksquare, seiner persönlichen Liebenswürdigkeit als Wirth und seinem nach Aussehn bei der Künstlerwelt ausgebildeten Schauspielertalent bekannt macht. „Tasso", sagt er, „war in dem Komischen ebenso vortrefflich wie in dem Tragischen und gehört unbedingt zu den ersten dramatischen Künstlern meiner Jugendzeit." Den Tragiker sah er vorzüglich auch auf der englischen Bühne in Othello; interessante Mittheilungen gibt er namentlich über das abenteuerliche Interesse Talentes von Edmund Kean. Eine treffliche selbstbiographische Skizze ist Ludwig Phagen" liefert vorzügliches zu Beiträgen zu dem Schlußheft der Memoiren „Mein Märchen und mein Zeitleben". Mehr Memoiren und kleine Bruchstücke haben an Andersen dem reinen Novellisten und poetischen Schilderer. In der Form der größeren Novellisten behandelnden kleinen Skizze „Wunderliche" erreicht sein Höhepunkt. Eine wunderliche Erscheinung in dem moralischen Sage (S. 74): „Wo das Kartoffel (der Kürbis) alles ist, da muß das Kartoffel aufhalten, sonst ist es aus mit dem Kartoffel — und es war aus mit dem Kartoffel — Nicht Karl."

Vom Büchertisch.

III.

Die schöne Literatur scheinen die diesem Verlage bei gewissen Stimmungen im Menschen gewiß vorauszusetzen. Mut, Unbefangenheit, Ernst, Tiefmenschlichkeit, Verantwortlichkeit für die Bildung und Erziehung der Kinder — auf diese wichtigen Thatsachen „geben die Bücher selber" als auf Belehrung eine Unterhaltung abzielt. Ein schlechtartiger Betrieb solcher „Jugendbücher" that allerdings nicht ohne weiß, aber die Industrie in diesem Zweige ist so, wenn man sie mit Verlust und Gründlichkeit prüft sehr.

Die Buchhandlung von Otto Spamer in Leipzig hat es vorzugsweise auf die Jugend abgesehen. Die von ihr herausgegebenen illustrirten Jugendbücher, die sich zu Weihnachtsgeschenken eignen, bilden jetzt schon einen ganz stattlichen Katalog. Wir möchten nicht behaupten, daß viele solchen Sachen wie der Prachtausgabe „Mutter, gut!" u. s. w. und wie den immer gleichen Heldenthaten von Jahnen, Planeten, Schiffen u. s. w. für uns Normalmaß sind; aber das Bestreben der Verlagshandlung, alle Artikel neuerer Anschauungen und Untersuchungen für seine Unternehmungen aufzubeuten, ist anerkennenswerth. Die Reihen Kunde, Erfindungen, Vorzeit und Welt von gemischten Schriftstellern gemeinsam bearbeitet. In den „Puppenfabriken" von A. Stearn und H. Wagner wird Jeden nach den Akten und neuesten Berichten aufgeklärt. Im „Buch der Welt" von A. Körner werden die staunenden Kinder der Alten auf Neuen Welt geführt, die Pflanzen der Kinder in ihren Welten, wo sie vorzugsweise zu Hause sind, wo den Kinder alle Dinge merkwürdig erklären, ihre Beziehungen haben. Das „Buch berühmter Erfinder" von A. Otto macht Biographien der Jugend Helden, als das „Berühmtenbuch" eine Art Welt- und Lichtgeschichte im Gewand der Kinder seinem Kindheit lehrt. Was soll z. B. ein Kapitel am „König von Rom", dem Prinz von Neuchâtel, für ein Interesse erfassen? Die „Bilderbücher für Lesebedürftige", das Bilderbuch und für Thierfreunde" von verschiedenen Verfassern und W. Schlömilch hat uns diese praktischen Lehrbücher willkommen. In der gemalten Bilderwelt sind in einzelnen noch vorhandenen guten Farbe Bilder für „Kleine Jäger und Handwerker" einen nützlichen Beitrag. Das „Buch der Thierwelt" von Dr. Leibrock ist eben so eine Bilderwelt. „Die kleine Pflanzenwelt" von Wagner in

zweite Auflage. Die Darstellungsform in beiden Werken ist gemüthvoll und auf das Verständniß der Jugend berechnet eingerichtet.

„Kleine Leidensgefährten“, den Ammen- und Großmütterchen treffende Kindererzählungen. „Aus den vier Ländern. Von R. Reichenau“ (Leipzig, Grunow, 1861), gehören schon der zweiten Auflage.

Wer einer jungen Braut ein Weihnachtsgeschenk verehren will, dem empfehlen sich Emilienens „Brautgeschenk“ (Leipzig, Gerbet, 1861). Was nur dazu dienen kann, den Gemüthern in die Ehe als einen Himmel voller Segen herzustellen, ist hier mit warmer Vertrautheit aufgeboten worden; selbst die edle Bewährung beim Backen von Torten und Puddings ist nicht ausgeschlossen, um die Hochgefühle des jugendlichen Herzens erwartungsvoll zu schwellen.

Die Ameland'sche Buchhandlung in Leipzig hat es mit der Religion und den in goldenem Schnitt erglänzenden Andachtsbüchern. Aber auch die Poesie im allgemeinen erhält durch Bild und Wort von dieser Verlagsbuchhandlung ganz außerordentlich dienende Huldigungen. Wenn schon „Lied und Bild“ (Leipzig, Grunow) ein schönes Zusammenwirken von Dichter und Künstler zeigt und eine nur etwas zu sparsam gebotene Anzahl von Blättern kunstiger Illustrationen zu Gedichten unserer besten Dichter in wohlgelungenen Holzschnitten bringt, so erhebt sich das „Album für Deutschlands Töchter“ fast jeden Salon zu einer Tischzierde ersten Ranges. Die bereits erfolgte vierte Auflage dieser deutschen Lieder und Romanzen mit Illustrationen bewährter Künstler kann nicht wunder nehmen. Die nicht minder schön ausgestattete Schrift: „Gott mit Dir!“ (Leipzig, Ameland) scheint vorzugsweise ein passendes Confirmationsgeschenk, wird aber auch älteren Personen als Erneuer der Sammlung und Vergegenwärtigung solcher moralischen Lehren dienen können, die sich für die praktische Bewährung im Alltäglichen nur zu leicht vergessen. Einen glücklichen Gedanken führt Julius Hammer, vorzugsweise der Sänger des Heimatlichen und Erbaulichen, aus, der in „Leben und Heimat in Gott“ (Leipzig, Ameland) einen ganz außerordentlich umfangreichen Vorrath von Gedichten zusammengetragen hat, die zu ähnlicher Zwiesprache mit sich und dem ewigen Grunde aller Dinge dienen können. Die Ode, auf den Seiten 553 ff. als Saul unter den Propheten erscheinen zu dürfen, weiß der Herausgeber der „Betrachtungen“ zu schätzen, wird sich aber durch unverständliche Druckfehler als Leser wenig erwärmen. Weniger befriedigt haben uns die „Dichterstaude“, eine Anthologie neuerer Gedichte von Elise Polko (Leipzig, Ameland). Ein hundertfaches Buch zu neunundneunzig: doch nicht minder geschmackvoll ausgestattet.

„Auserwählte Briefe deutscher Männer und Frauen von H. Kleist“ (Berlin, Hasselberg) berühren größtentheils diejenigen Gemüthsmomente im Leben hervorragender deutscher Namen, die die Lectüre nachgelassener Briefwechsel so besonders anziehend machen.

Von ältern Dichterwerken ward uns eine neue mit schönen Stahlstichen ausgestattete Prachtausgabe des Peter Schlemihl von Chamisso (Leipzig, Schrag-Hoffmann, 1860). Der Ruf dieses noch etwas gar arbeitsamen und beziehungsvollen Humoreske ist groß, als vielleicht jetzt noch für gegründet gehalten werden dürfte.

Von Ida von Gumpert erscheinen regelmäßig zur Weihnachtszeit ihre allbeliebten Jugendzeitschriften: „Töchteralbum“ und „Herzblättchens Zeitvertreib“ (Glogau, Flemming), in besonders geschmackvollen Einbänden und werden auch in ihrem neuesten Jahrgange der größern und der kleinern Jugend Freude bereiten. Die Bilder sind noch farbenbunt und sauber ausgeführt, nicht tausendmal abgedruckte, stumpfgewordene Holzschnitte. Der Kreis der Mitarbeiter überrascht durch manchen Namen, den man sonst in der Sphäre der Jugend nicht zu suchen pflegt. Um so mehr läßt sich der Gediegenheit des Gebotenen erwarten. Der der weiblichen Jugend so nothwendig früh zu weckende Sinn für Häuslichkeit und Gediegenheit ist durch die herzige und lebenskundige Herausgeberin (Frau Regierungsräthin von Scheber) verbürgt.

Lebensblicke

von Ludwig Hahndel.

Dein Leben ist dir uninteressant? Lerne das Kleine lieben!

* *

Tod ist eine schmerzliche Erfahrung. Je reiner und lichter unsere Ideale werden, desto mehr Leben wir allein!

* *

Wenn Liebende brechen, geschieht es in Sturm und Aufregung. Freunde brechen kalt.

* *

Oede Feierlichkeit tödtet, unreife verletzt das Herz.

* *

Vom Haß hinabgewerfene Kränze und — Rosen, Gaben, die so leichten Augenblicken höchst unglücklich.

* *

Was nicht allen im Leben Gutgewirth hat? Wir kennen edle Phantasien und Schwärmer, die ihre sonnenhellen Träume für baare Münze in Umlauf zu bringen verstehen, — und die Münze gilt!

Für die Schillerstiftung sind beim Vorstande des Leipziger Vereins weiter eingegangen: Von Herrn Kammerrath Zschille in Torgau 2 Thaler. — Durch Herrn H. Laube in Gotha 15 Thaler als Ertrag einer Privat-Theatervorstellung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 65.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: San-Martin, der Stierkämpfer von Madrid. Erzählt von Franz von Elsern. II. — Nürnberger Geschichten. Von Louise Otto. I. Nürnberg zur Zeit der Reformation. (Schluß.) — Die Engländer am Rhein. Von A. von Lagerbrün. — Aus der Natur. XIX. — Zur Romantik in der Poesie. — Vom Dachstuhl. IV.

San-Martin, der Stierkämpfer von Madrid.

Erzählt von Franz von Elsern.

II.

Die plötzlich vor Bewunderung eingetretene Stille war San-Martin's Rettung. Der Stier, der schon anfing, um den wehr- und sorglos vor ihm Knieenden, der sich gar nicht um ihn bekümmerte, zu züchtigen, verwundert sich über die plötzliche Ruhe und besinnt sich noch einen Augenblick, vor lauter Wuth mit dem gewaltigen Kopf stets hin- und herzitternd. Die Banderne in der Loge, welche des Toreros Gefahr erblickt und die Aufmerksamkeit des Publikums nicht auf sich lenken will, gibt, wenn auch mit Widerwillen, dem Eigensinn des Uebermüthigen nach und winkt ihm mit ihrem Tuche zu. Auf dieses Zeichen, welches er endlich erzwungen und dankbar erwidert, springt San-Martin elastisch auf, wendet sich heiteren Angesichts dem zögernden Stier zu und bleibt in graziöser, antiker Stellung mit entfaltetem Mantel vor ihm stehen.

Dies alles ist das Werk von wenigen Secunden gewesen.

Der Stier, der sich von einem kleinen, winzigen Menschen herausgefordert und verhöhnt sieht, stutzt wüthend auf ihn ein. Seine Bewegung mit dem Körper rechts, mit dem Mantel links, und der mächtige Kolos rennt diese Espada vorbei, indem er mit seinen mächtigen Hörnern in die leere Luft stößt. Doch leichter und rascher, als sich von einer solchen Masse erwarten ließe, dreht das getäuschte Thier um und greift den Espado zum zweiten mal und mit demselben Erfolge an. So geht es eine Zeit lang hin und her. Das Thier immer gereizter, immer blinder in seinem Angriff; der Mensch immer gleich kaltblütig und geschickt in seiner Vertheidigung, bei welcher er alle die Kunstgriffe und Manoeuvres anwendet, deren Namen, Werth und Gefahr nur für den Kenner verständlich sind. Die Wuth des Stiers scheint ein wenig nachzulassen; durch die häufigen gewaltsamen Paraden und Wendungen ist seine Kraft ein wenig gebrochen. Er ist weicher geworden und nun kommen die Picadoren an die Reihe kommen. Doch bevor er diesen denselben überläßt, will San-Martin noch, der schönen Sitte zu Ehren — der Leser hat bereits errathen, daß sie es war, deren Gruß er soeben erzwang — eine letzte Tollheit ausführen. Er wickelt sich wie zum Spaziergehen in seinen rothen Mantel ein, stemmt die linke Hand gegen die Hüfte und macht mit der rechten eine einladende Bewegung, als wollte er dem Stier sagen: „Jetzt komm', denn ich kann mich nicht vertheidigen!" Dieser

ſchaut empfinden, daß der Augenblick der Rache endlich erſcheinen will mit gewaltigem Anlauf ſtürzt er geſenkten Hauptes auf San-Martin. Ein Zoll weiter und der kühne Eſpada ſtieße durchbohrt, blutend, entſeelt hoch in die Luft. Jubelnd Herzen ſchlagen ſich beklommen zuſammen. Bleiche Geſichter, zuckende Knie, geſchloſſene Augen verrathen überall die Angſt des Volks um den tollkühnen Geliebten. Doch dieſer, ruhig und ſorglos, berechnet mit mathematiſcher Genauigkeit den richtigen Moment, wo er den Todesſtoß empfangen ſoll, legt ſeinen Arm auf das gefürchtete Gehörn des wüthenden Feindes, mitten zwiſchen beide Hörner, läßt ſich durch die Bewegung, die der Stier mit dem Kopfe machen muß, aber deſſen Körper hinweg im Bogen ſchleudern und ſtellt ſeine Füße hinter ihm leicht und gewandt auf die Erde, indem er triumphirend in der hocherhobenen Rechten die Deviſe hält, die zu enthüllen der eigentliche Zweck des gelungenen Wagſtücks war.

Die Zuſchauer athmen erſt einen Augenblick auf, um ſich zu überzeugen, daß es keine Täuſchung war; als ſie aber ſehen, wie San-Martin unverletzt und mit gewohnter Kraft langſam ſich entfernt, da kennt die Freude, das Jubeln, das Klatſchen, das lautſte Viva-Rufen keine Grenzen. Berauſcht und wahnſinnig vor Glück werfen Tauſende von Händen dem heldenmüthigen Eſpada Cigarren, Börſen, Hüte, Blumen, Orangen zu. Der König ſelbſt, das Entzücken ſeiner Unterthanen theilend, ſtimmt in den allgemeinen Jubel mit ein und gerührt ſogar, eine prachtvolle Taſche voll der herrlichſten Regalos in die Arena hinabfallen zu laſſen.

Doch San-Martin, ohne auf den Enthuſiasmus des Volks, ohne auf die Gnade des Menſchen zu achten, mit unter die Füße der drei Tauren, begräbt ſie tief und ſchaufelt einen tiefen Graben, da er ſelbſt den Kampfplatz nicht verlaſſen darf, mit der eroberten Deviſe hinaus, damit er ſie als Zeichen ſeines und ihres Siegs der ſtolzen Prinzeſſin, der gaffenden Dame, zu Füßen lege.

Dann hebt er zuerſt die Cigarrenkiſte des Königs von der Erde auf und verbeugt ſich dankend vor der Majeſtät. Hierauf und während Ghulos und Diener die andern Geſchenke bergen ſchaffen und die Hunderte von Hüten ihren Eigenthümern zurückwerfen, ergreift der glückliche Eſpada eine Roſe, die ihm zunächſt liegt, drückt ſie an das Herz und begrüßt, leicht um den Platz tragend, das herzuſchte Volk, deſſen lärmender Applaus, durch die ritterliche Galanterie des Lieblings noch vermehrt, kein Ende nehmen zu wollen ſcheint.

Der wüthende Stier macht dem tollen Treiben ein raſches Ende. Er ſtürzt ſich raſchſchnaubend auf den erſten Picador. Der alte Ghula hat aber noch einen kräftigen Arm und reitet ein leidliches Pferd. Seine Piſe auf den Hals des Stiers zwiſchen beide Schulterblätter ſtoßend, hemmt er den gewaltigen Stoß glücklich, aber mit furchtbarer Anſtrengung, und es gelingt ihm, ſeine Tour auszuführen und ſich und ſein Roß vor den unheimlich nahen Hörnern des ſich mächtig gegen das Eiſen ſtemmenden Gegners zu retten.

Der zweite Picador iſt weniger glücklich. Durch die Mantel der Ghulos hingelockt, iſt der Stier pfeilſchnell auf ihn losgeſprungen und hat mit den Hörnern die Piſe weggeſtoßen, deren ſchmerzliche Wirkung er ſoeben empfunden. Die Stange zerbricht in der Hand des Reiters, der, verletzt geblieben, von ſeinem Gegner gepackt und ſammt dem Pferde vier Fuß hoch in die Höhe geworfen wird. Raſſelnd und blutend fallen ſie zur Erde nieder. Der Stier, das Pferd, der Mann wälzen ſich durcheinander in gräulichem Knäuel. Mitten in der großen Lebensgefahr ſeine kaltblütige Ruhe behauptend, ſucht der Picador ſich mit dem Leibe des durchbohrten Roſſes zu decken, gegen welches der grimmige Feind ſeine volle Wuth losläßt. Mit geſchloſſenen Augen ſtößt dieſer immer und immer wieder ſeine langen, blutriefenden Hörner in den Leib des unglücklichen Pferdes, welches in der Verzweiflung ſich bäumt und ſchlagend wehrt, während ſeine Eingeweide ſchon aus den Oeffnungen herausbängen und dicke und ſchaudererregend in einem Meer von Blut und Waſſer ſchwimmen.

Die Ghulos geben ſich unendliche Mühe, den wüthenden Stier mit ihren Mänteln wegzulocken; ſie ſchreien ihn an, ſie ſchlagen auf ihn; alles vergebens. Das blinde Thier hat den Kopf in den Leib ſeines armen Schlachtopfers hineingewühlt und bleibt unbeweglich in dieſer Stellung, ohne zu ſehen, ohne zu hören. Der Picador liegt unterdeſſen unter dem ſterbenden Roſſe, gequetſcht, zerſtampft, in Blut gebadet; von Zeit zu Zeit blickt er aus ſeinem unſichtbaren Verſteck hervor und auf ſeinem blaſſen Antlitz iſt faſt, beſonnene Ruhe deutlich zu leſen. Den augenblicklichen Stillſtand benutzend, ſuchen die Ghulos ihn unter dem Pferde hervorzuziehen; es iſt nicht

Julie

(mit ſtiller Reſignation)

Laſſen Sie alle Umſtändlichkeit! Es gibt Dinge, die über jede Form der Convenienz erhaben ſind.

Marie.

Ich wag' es, gnädige Frau, mehr an Ihr Gefühl, als an Ihre Weltbildung zu glauben und ſprech' es unverholen aus —

Julie.

Zögern Sie nicht, greifen Sie mitten in die Gedanken, die Sie über mich, Sie, über — Himmel und Erde haben und gewiß wir würden uns verſtehen, ſelbſt ohne Worte.

Marie.

Nun denn, gnädige Frau, ich finde Ihr häusliches Glück zerrüttet und muß es ausſprechen, daß ich es bin, die, Gott iſt mein Zeuge, ohne es zu verdienen, einen Theil der Verantwortlichkeit trägt.

Julie

(den Ton fallen laſſend).

Es wäre nutzlos, ſich darüber etwas verſchweigen zu wollen.

Marie

(feuriger).

Gnädige Frau, wenn ich Ihnen die Nächte malen ſollte, die ich ſeit der Zeit, wo ich unter Ihrem Dache

möglich; er selbst verdient das gewagte Unternehmen und erwartet ruhig den Tod oder eine passendere Gelegenheit, sich zu retten.

Da tritt San-Martin heran; San-Martin, der wegen seiner edeln Selbstaufopferung, wegen seiner Großmuth und Tapferkeit so genannt worden, weil der Heilige gleiches Namens mit dem Schwert seinen Mantel in zwei Theile schnitt, um einen Armen bekleiden zu können.

Der großmüthige Gitano sieht die Gefahr des wehrlosen Picadors, dessen Leben nur an einem Haar hängt. Der Mann muß gerettet werden und sollte er selber dabei zu Grunde gehen. Er wirft einen glühenden Blick auf die Loge, in welcher die edelsten Damen sitzen, springt behend leicht über Roß und Reiter auf den Stier zu und ergreift mit seinen feinen, weißen Händen dessen Schweif. Eine Riesenkraft entfaltend, die man dem kleinen, schwächtigen Mann nicht zugetraut hätte, zieht er und zieht so lange und so gewaltig, daß das Thier nachgeben muß. Unwillig über die Störung hebt es endlich seinen blutigen Kopf aus dem Leibe des zerrissenen Pferdes empor, sieht sich nach dem Kecken um, der so unsanft an ihm zerrt, und stürzt mit erneuter Wuth auf ihn los. Aber er hat es mit einem gewandten Gegner zu thun. Fest an dem Schweif angeklammert, folgt San-Martin geschickt und leicht den Bewegungen des Stiers, der sich im Kreise herumdreht, um ihn zu erreichen. Dieser haarsträubende Walzer dauert eine ziemliche Weile, während welcher die Chulos den halbzerdrückten Reiter von der Last des todten Pferdes befreien und auf die Beine stellen. Mit Blut bedeckt, aber unverletzt, ergreift der Picador todesmuthig den Lanzenstumpf, der ihm geblieben und will mit dieser unzulänglichen Waffe seinem Retter zu Hülfe eilen. Doch die Chulos sind dem plumpen, gepanzerten Mann zuvorgekommen. Mit zum Wurfe vorbereiteten Mänteln haben sie sich vielgeschwind ihrem Führer genähert und erwarten ein Zeichen desselben, um ihn so möglich aus seiner gefährlichen Lage zu befreien.

San-Martin, der seinen Zweck, die Rettung des Picadors erreicht, seinem leichtsinnigen Naturell folgend aber versuchen durch die magnetische Kraft von zwanzigtausend Augen, die unverwandt und angstlich auf ihn blicken, San-Martin thut noch auf eigenthümlichen Stich, wie er den tollen Tanz mit seinem ungemüthlichen Partner aufgibt, dessen lange Hörner ganz nahe an seinem Leib in die Luft fahren. Er läßt mit der linken Hand den Schweif los, nimmt sein battistenes Tuch aus der Tasche der silbergestickten Jacke und windet mit höflicher, bewährter Geberde das Ende von der Schnauze des Stiers ab. Nach diesem tollkühnen Scherz steckt er das Tuch wieder ein, ergreift kräftig mit der linken Hand das linke Horn des Gegners und ruft seinen Chulos zu, einen weiten Kreis um ihn zu bilden. Noch eine Zeit lang dreht er sich mit der muthenden Bestie herum, sich mit der rechten an dem Schweif, mit der linken an dem Horn festhaltend, bald springend, bald geschleppt und bald getragen, aber niemals berührt. Jetzt ist der günstige Augenblick gekommen; der Stier hält zum Stoße aus. San-Martin gibt ein Zeichen, nimmt sich mit Anwendung seiner ganzen Kraft auf das Horn, läßt den Schweif fahren und durch die eigene Wucht des Gegners gehoben und unterstützt, springt er gewandt über ihn weg und bleibt auf der andern Seite in graziöser Stellung unbeweglich stehen. Der zunächst befindliche Chulo stürzt nun auf den verblüfften Stier zu und lockt ihn in die Arena, indem er mit dem langschleppenden Mantel lange tam hin- und herwedelt, damit der heftig Verfolgende eine Schlangenlinie durchläuft, während er selbst in schnurgerader Richtung nach der ersten Umzäunung eilt. Mit Leichtigkeit springt er darüber weg und läßt den oberen Rande herab den Mantel hängen, damit der Arme seine Wurst an demselben auswische und nicht etwa hinter ihm her über die Barriere fege. Der Stier rennt in voller Wucht gegen den harten Lappen; die Wand kracht und bebt; Bretter und Holzsplitter fliegen in die Luft und der leichtsinnige Chulo blickt von oben herab lächelnd auf seinen zerrissenen Mantel und auf den geprellten, wenigen Gegner nieder.

Jetzt, da kein Menschenleben mehr in Gefahr ist, bricht ein neuer, donnernder Beifallssturm los; der Jubel, der Enthusiasmus kennt keine Grenzen. Indessen wird Sand auf die blutige Fläche gestreut und das todte Pferd, dem man Sattel und Zaum schnell abgenommen, dem Hinterthor weg nach der Mitte zu geschleppt, wo es weniger hinderlich ist. Da liegt nun das arme Thier zerrissen, mit Blut und Erde bedeckt! Lob in die Luft für die Tapfre, die es dem Menschen gleichet! Herzlos, grausame Menschen!

Aber jetzt ist keine Zeit zu Empfindungen und philosophischen Betrachtungen! Ein todtes, unbrauchbares Pferd mehr oder weniger, was kümmert eine solche Kleinigkeit das heroische Volk?

Der blutbedeckte Picador hat ein frisches Roß

bewegen. Die Ghulos locken den Stier zum zweiten mal dem alten Ghola zu.

Malerische, antike Gruppirungen, Geschicklichkeit, Muth, Selbstaufopferung, aber Blut und immer wieder Blut, das bietet eine Viertelstunde lang der emotionsdurstigen Menge der Kampf der Picadoren und acht todte Pferde liegen bereits auf dem Platz! Zwei dieser unglücklichen Thiere taumeln noch verblutend, sterbend in der Arena umher. Als sie vom Horn des Stiers getroffen wurden, hatte der Reiter rasch nach ihrem Ohr gefühlt. Das Ohr war kalt, und der Mann sah schnell ab und ließ sich ein frisches Roß bringen. Das Publikum begriff es nicht, denn es sah kein Blut, aber der erfahrene Picador wußte, daß die Wunde tödlich war. Ein anderes mal hatte er das Ohr warm gefunden und da war er weiter geritten, obgleich das arme Pferd seine Eingeweide hinter sich herschleppte! Grausame, grausame Menschen!

Endlich winkt der König und ein Trompetensignal macht dem schauderhaften Blutbad ein Ende.

Zwei Banderilleros holen sich ihre spitze Waffe und springen tändelnd und heiter auf den Stier zu. Aber seine langen Hörner machen es unmöglich, daß sie in gewohnter Weise dem angreifenden Thiere in der Diagonale entgegentreten und ihm die kleinen Spieße in den Nacken stoßen. Wollten sie es jetzt so thun, ihr Tod würde unvermeidlich sein. Deswegen hat jeder von ihnen sich mit einem Ghulo verbunden und während der Stier den Kopf nach dem vorgeworfenen Mantel des letztern wendet, springt der Banderillero von der auswendigen Seite, aber immer von vorn herbei und heftet ihm die beiden Pfeile auf einmal in den Hals. Die feinen Widerhaken verursachen dem Thiere Schmerz; brüllend springt es in mächtigen Sätzen in der Arena umher und sucht vergeblich das lästige Behänge von sich zu schütteln.

Ein neues Zeichen mit der Trompete.

Während die Ghulos mit ihren Mänteln den unruhigen Stier in der Ferne zu halten suchen, tritt San Martin hervor und schreitet ruhig und gemessen auf die königliche Loge zu.

Feierliches Schweigen.

Der Espada trägt in der linken Hand den Degen und den zusammengehaltenen Scharlachmantel. In letzterm ist ein zwei Fuß langes Stäbchen befestigt, mit dessen Hülfe der Kämpfer, und zwar so weit wie möglich von seiner Brust entfernt, eine größere Fläche von rothem Tuch gewissermaßen als Schild vor dem Stiere ausbreiten kann. Denn dieser, durch jede bunte Farbe, namentlich aber durch die rothe, gereizt, achtet gewöhnlich weniger auf den Körper seines Feindes als auf den Mantel, den er in der Hand führt. Auf diesem Unverstande des wilden mächtigen Thiers beruht der ganze Kampf, der sonst unmöglich wäre.

San-Martin ist am Fuß der Estrade angekommen. Er nimmt seine Mütze ab, beugt das rechte Knie und spricht, zum Monarchen gewendet, laut und kräftig folgende Worte: „Leben, auf das Wohl Eurer Majestät und sämmtlicher Mitglieder Eurer königlichen Familie.“

Den Nachdruck, den er auf das Wort „sämmtlich“ gelegt und die allgemein gekannten politischen Ansichten des kühnen Fechters geben recht deutlich zu verstehen, daß er den verbannten Infanten Don Carlos, den rechtmäßigen Thronerben, damit gemeint. Die Zuschauer, die seine Stimme vernehmen konnten, klatschen ihm größtentheils Beifall zu, aber einige zischen und pfeifen, während Ferdinand selbst mit gnädigem Blicke dankt und ihm das Zeichen zum Aufstehen gibt.

Der Espada erhebt sich, wirft mit einer kecken, anmuthigen Bewegung seine Mütze rückwärts in die Luft und eilt vor die Loge, in welcher Doña Blanca mit den beiden jungen Mädchen sitzt. Dort wirft er sich auf beide Knie und begrüßt, sich tief verbeugend, die Damen, indem er nach dem Boden greift und eine Hand voll Erde aufnimmt, die er als Zeichen seiner freiwilligen Sklaverei sich auf den Scheitel streut. Dann steht er auf und eilt seinem Feinde entgegen.

Das Todten mit dem Degen erfordert im höchsten Grade Kraft, Geschicklichkeit und kluge Berechnung.

Jeder Stier zeigt im Laufe des Gefechtes wenn nicht für den Laien, so doch für den Kenner ganz deutlich seinen Charakter, seine Neigungen, seine Eigenthümlichkeiten. Eine dieser Eigenthümlichkeiten, von deren Kenntniß und richtiger Würdigung Leben oder Tod abhängt, ist die querencia (von querer wollen, lieben) und besteht darin, daß das Thier, gehetzt und gedrängt, einen bestimmten Ort in der Arena, gewöhnlich die Thür des Zwingers, woraus es gekommen, oft einen andern beliebigen Punkt sich aussucht, wohin es sich flüchtet, wenn es entmuthigt ist und wohin es ganz sicher eilen wird, sobald es den Todesstoß empfangen, um dort sich hinzulegen und zu sterben.

Da nun der Espada, um diesen Todesstoß zu versetzen, den in der linken Hand gehaltenen Mantel mit Hülfe des daran befindlichen Stäbchens so weit wie möglich nach rechts streckt, damit das Horn des verwundeten Thieres nicht seine Brust berühre, sondern unter dem rechten Arme vorbeigleite, so begreift der Leser, von welcher Wichtigkeit es für jenen ist, die Querencia zu kennen, um sich so aufzustellen, daß der Stier, der nach derselben drängt, sich von ihm ab, statt auf ihn zu wendet. Aber der Espada hat nicht nur auf die Querencia Achtung zu geben, er muß die Stellung der Sonne, die Richtung des Windes, die Nähe der Barrière und die Lage der todten Pferde bedenken und sorgsam prüfen. In der That, wenn die Sonne ihm blendend ins Gesicht scheint, so kann er nicht seinen Feind und die verrätherische Bewegung seiner Ohren gehörig beobachten; blendet sie hingegen den Stier, so kommt dieser leicht und ohne es zu wollen gegen ihn selbst statt gegen die Muleta rennen (so wird der rothe Mantel mit dem Stab genannt; eigentlich bedeutet das Wort Krücke). Die Richtung des Windes ist sehr in Betracht zu ziehen, damit er den leicht fliegenden Theil des Mantels nicht auf den Espada selbst, sondern von ihm weg treibt. Die Barrière muß so nahe liegen, daß sie im Nothfall zu erreichen, aber auch fern genug, damit sie den freien Bewegungen des Kämpfers nicht hinderlich ist. Ein jeder kann sich sagen, wie wichtig es ebenfalls sein muß, daß keine todten Pferde in der Nähe liegen, über welche der Espada stolpern oder gar stürzen könnte, denn er wäre unrettbar verloren.

Ohne in gründlichere Details einzugehen, genügt wol das Gesagte, damit der Leser sich ein Bild von den Schwierigkeiten mache, die ein Stierkämpfer gewöhnlich zu überwinden hat, wenn er mit heiler Haut davonkommen will. Alle diese Schwierigkeiten aber kommen gar nicht in Betracht bei dem Kampfe, dem wir jetzt beiwohnen. Was hilft es in der That dem kühnen San-Martin, Querencia, Sonne und Wind zu bedenken, wenn der Stier höher ist als er selbst und die Hörner länger als sein Arm? Er hat das Thier scharf beobachtet und weiß, daß es ein sehr starkes ist, nämlich ein Stier, der den Mantel gut annimmt und nicht wie der feige manchmal tückisch auf den Leib des Menschen geht. Er kennt ganz gut seine Querencia, er weiß genau, wo er sich zum Todesstoß aufstellen müsse; aber was hilft das alles? Es ist zu mathematisch unmöglich, daß er diesen Stoß versetzen kann, ohne das Leben zu verlieren! Und dazu hat er seine Lust. Heute weniger als je, seitdem er die reizende Inés kennen gelernt, Inés, die er schon heiß liebt und deren Gegenliebe er zu erringen hofft. Deshalb hat er einen kühnen Entschluß gefaßt. Er gibt seinen Gehülfen den Befehl, sich immer hinter dem Stier aufzuhalten, um ihn aufzufangen, wenn er durch die Luft zu ihnen geflogen kommt. Ja, durch die Luft! denn er hat sich's genau überlegt und die einzig mögliche Rettung für ihn liegt darin, daß er das Thier gerade auf sich zu lockt, ihm den Degen in den Nacken stößt und gegen die Hörner selbst, durch ihre Entfernung voneinander gesichert, sich nur mit der Seite des Stiers stellen und über ihn weg nach hinten schleudern läßt. Das Unternehmen ist gewagt, ist tollkühn und von zweifelhaftem Erfolg; aber es ist der einzige Ausweg uns außerdem, Venus' Beistand vermag gar viel.

Schweigend erwartet das Volk den Ausgang des gefährlichen Kampfes; die Gehülfen, in die Einzelheiten eingeweiht und mit den Absichten ihres Führers bekannt, stehen bleichen Antlitzes, aber muthigen Herzens da, bereit, ihr Leben für die Rettung des Mannes zu opfern, der so oft das seinige für sie aufs Spiel setzte.

San-Martin ist vor den Stier getreten: ruhig, fast heiter blickt er den gefährlichen Gegner an. Der Degen ruht in seiner Rechten, senkrecht mit der Spitze nach unten, die Linke bewegt leise die Muleta hin und her, um die Aufmerksamkeit des Stiers an sich zu ziehen. Aber dieser sieht ihm noch nicht recht für den beabsichtigten Todessprung; er muß ihn erst umwenden, damit er nach erhaltenem Stoß gerade auf die Querencia zu laufen kann. Eine Bewegung mit dem Mantel ist dazu hinreichend. Kaltsam gehorcht jener dem Tuche, aber ach! schon ist es geschehen! Indem er nicht bei dem Espada vorbeirennt, fährt das linke Horn in die etwas gelockerte Leibbinde. San-Martin bleibt daran hängen, und das Thier läuft davon, erschrocken durch die ungewohnte Last an seinem Kopfe. Ja, der Espada ist unverletzt geblieben, aber der Stier trägt ihn an seinem Horne sehr leicht und in wilden Sprüngen in der Arena umher. Die Lage ist bedenklich, doch San-Martin verliert seine Geistesgegenwart nicht. Schnell ersetzt er den Degen mit dem Mantel, stützt sich mit seiner ganzen Kraft auf das Horn unterhalb der Binde, zieht diese behutsam heraus und springt mit Leichtigkeit auf die Erde, wo er, ohne sich

um seinen Feind weiter zu kümmern, vor dem beifallrauschenden Publikum, vorzüglich aber vor der Loge der drei Damen, mit der wieder in die Hand genommenen Muleta salutirt.

Einen Augenblick bevor er sich von dem Stiere trennte, hat er dessen Ohren beobachtet und gesehen, daß diesem irgendein neuer Gegenstand in die Augen gefahren, auf welchen er sich stürzen würde, ohne auf ihn selbst weiter zu achten. Das ist auch wirklich geschehen, aber San-Martin, statt die Bewegungen seines Feindes zu verfolgen, ist nach dem Salutiren ruhig stehen geblieben und jenem übermüthig den Rücken zuwendend, beginnt er jetzt mit dem Degen zwischen den Zähnen und der Muleta unter dem Arme seine Binde festzumachen, um sie wieder fein zu wickeln.

Plötzlich verstummt das jauchzende Volk; ein lauter, tausendstimmiger Schrei des Entsetzens und der Angst lenkt die Aufmerksamkeit des Espada auf den Stier. Ein Blick reicht hin, um ihn zu überzeugen, daß er sterben, daß er durch seine eigene Schuld sterben muß! Das wilde Thier ist einen Schritt von ihm entfernt! Doch San-Martin ergibt sich nicht blindlings in sein hartes Geschick; aus Instinct ergreift er eine unmöthige Flucht. Er stürzt voller Verzweiflung auf die nahe Barrière zu, seine Binde schleppt hinter ihm auf dem Sande her; er fühlt im Nacken den heißen Athem seines Feindes. Die Angst beflügelt seinen Lauf; er erreicht die Holzwand — nur eine halbe Secunde und er ist gerettet. Aber der Stier, seiner Beute sicher, ist ihm auf den Fersen nachgefolgt und in demselben Augenblick, wo der Espada mit der linken Hand die Barrière erfaßt, um darüber wegzuspringen, spießt ihn sein Feind an die Bretter an.

Stumm vor Schmerz sieht das Volk den schmachvollen Tod seines Lieblings; Thränen fließen über manches bleiche Antlitz; Frauen fallen in Ohnmacht, die Ghules, vom Schrecke gebannt, rühren sich nicht von der Stelle.

Aber was ist das? San-Martin lebt ja noch! Wahrhaftig! er lebt und salutirt mit seinem Degen nach der bewußten Loge hinauf, er sieht so ruhig und heiter aus, er muß nicht einmal verwundet sein!

Und er ist es nicht! Die Breite und Weite der Hörner des Stiers haben ihm das Leben gerettet! Das wüthende Thier preßt und drängt mit denselben gegen die Wand, und der schlanke Körper des Fechters ist unversehrt im engen, gefährlichen Gefängnisse geblieben.

Aber ein rascher Entschluß ist nöthig, und San-Martin ist ganz der Mann dazu.

Mit der linken den Rand der Barrière fest umklammernd, den Fuß auf die Sprungleiste gestemmt, dreht sich der kühne Espada langsam und vorsichtig in den Hüften um. So gewendet, senkt er die Spitze seines Degens, den er immer in der Hand behalten, rückwärts gegen das Genick des Stiers, zielt einen Augenblick, stößt zu und wie vom Blitze getroffen stürzt der Koloß leblos in sich zusammen.

Ich unternehme es nicht, den Jubel des Volks zu beschreiben. Zum zweiten male fliegen Hüte, Borten, Cigarren, Orangen und Blumen in die Arena. Ungeachtet des strengen Verbots, ungeachtet der Wachen springen Hunderte von Männern in den Kampfplatz hinab. Sie umarmen und zerreißen fast den kühnen, den glücklichen Liebling und tragen ihn auf ihren Schultern im Triumph vor die Loge des beifallklatschenden Königs.

Die gefährliche Stellung, in welche San-Martin durch seine Sorglosigkeit gerathen, hat ihren besondern, technischen Namen: der Espada war encunado (von cuna, Wiege, alle eingewiegt). Der Leser wird mit mir für einen solchen Ruheplatz sich höflichst bedanken.

Die für den Laien wunderbar klingende Rettung des Torero durch einen einzigen Stoß ins Genick des Stiers beruht einfach darauf, daß dieser in einer Höhlung, unmittelbar hinter dem Stirnknochen, eine ungemein empfindliche Stelle hat, in welcher die Rückgratnerven zusammenlaufen, ehe sie sich ins Gehirn verlieren. Der geringste Stoß an dieser Stelle ist hinreichend, damit das Thier, vom Schmerze betäubt, plötzlich und wie todt zu Boden stürzt. War die erhaltene Contusion nur schwach, so erholt es sich nach und nach wieder.

Aus diesem Grunde, jedesmal wenn der Espada solchen eigentlich nur nach einem regelrechten und tödtlichen Degenstoß erlaubten schwierigen und gefährlichen Stoß, welcher descabellar heißt, ausgeführt hat und der Stier niedergesunken ist und überhaupt immer, wenn dieser betäubt oder schwer verwundet zusammenbricht, eilt der sogenannte Cachetero schnell, aber vorsichtig herbei und tödtet ihn vollends mit einem runden Stichdolche (cachete), den er kräftig und tief mehrere male in jene empfindliche Stelle stößt.

Schon während San-Martin's Triumphzug hat sich das der königlichen Loge gegenüber

befindliche Thor geöffnet; die Dreigespanne von buntbeflaggten und geputzten Maultieren sind in den Circus gefahren worden und schleifen erst die todten Pferde, zuletzt, wie immer, den Stier selbst in gestrecktem Galop ins Freie. Lustig spielt die Musik die Jota von Aragon; der Lärm, das Geschrei, das Jauchzen, das Verfauten von Wasser, Orangen und Küchern beginnt aufs neue. Sandkörbe werden auf die blutigen Stellen gestreut, der aufgewühlte Boden mit dem Rechen geebnet, und das eingedrungene Volk weicht von der Arena entfernt. Die Picadoren, die nach ihrem Kampfe mit dem Stier sich immer fern von ihm zu halten suchten, ohne den Circus verlassen zu dürfen, sind von zwei Kameraden abgelöst worden, die schon den ihnen zukommenden Platz einnehmen. Alles ist in Ordnung.

Neuer Wink des Königs, neues Zeichen mit der Trompete und ein zweiter Stier rennt fahrig und in wilden Sprüngen in die Arena. Der nächste Picador fällt ihm in die Augen, pfeilschnell rennt er auf ihn ein. Aber das Eisen verursacht dem weichen Thiere zu viel Schmerz. Kaum fühlt es die Spitze auf seinem Nacken, so läßt es vom Angriff ab, dreht sich um, schlägt hinten aus und flieht davon, unzufrieden mit dem Kopfe schüttelnd.

Das Volk schreit, pfeift, zischt und schimpft, empört über die Feigheit des herrlich gebauten und prächtig bewaffneten Stiers. „Fuera, fuera“ (hinaus), „fuego, fuego“ (Feuer), „perros, perros“ (Hunde), sogar „a la carcel, a la carcel!“ (ins Gefängniß) brüllt es wild durcheinander. Orangenschalen und verfaulte Aepfel werden auf die verächtliche, muthlose Bestie geschleudert, die sich unterfängt, keine Courage zu haben, um das Publikum zu amüsiren.

Aber der König wartet noch: das Thier ist ja von guter Rasse und kann vielleicht noch wachsen, wie man im Kunstausdruck sagt. Die Feuer-Banderillas und gar die Hunde sind ein Schimpf — bald hätte ich gesagt für das ganze Gestirn — für die Vacada, aus welcher der Verräther herstammt.

Aber das Ehrgefühl desselben ist wirklich rege geworden, muthig und bebend stürzt er auf den zweiten Picador. Aber ach! er ist wirklich feig! Kaum berührt ihn die Pike, da reißt er wieder aus und sucht kläglich brüllend den Schmerz wegzuschütteln.

Der Zorn des Volks erreicht nun den höchsten Grad; alle Kehlen vereinigen sich, um krächzig und gedehnt „Perros, perros“ (Hunde, Hunde) zu schreien.

Die Picadoren wollen noch den Ruf der Vacada retten; es wird wol ihr Schade nicht sein, wenn es ihnen gelingen sollte. Um es zu versuchen, verlassen sie den Hufschlag und den Schutz der Barrière und reiten mitten auf den Platz, dem Thiere nach. Jetzt bleibt dieses stehen und macht Front gegen die Reiter. Zornig blickt es sie an und zerwühlt die Erde mit seinem Hufe.

Man sieht es deutlich, wenn beträfe es die übermüthigen Menschen, die ihn verfolgen: es legt schon an, aber da schüttelt es schon wieder mit dem Kopfe, es kann nicht vergessen, daß die Pfeile ihm weh gethan. Die Picadoren machen den letzten Versuch, um ihn zu reizen, sie werfen ihm ihre Hüte vor die Füße. Das hat geholfen. Der Stier nimmt das nächste Pferd an. Doch kaum berührt ihn das Eisen, da reißt er wieder schimpflich aus und die Reiter, alle Hoffnung aufgebend, verfolgen ihn mit eingelegter Lanze über den ganzen Platz hinweg. Das edle, das blutige Stiergefecht ist eine Hetzjagd geworden!

Und mächtig und einstimmig erschallt das donnernde „Perros, perros!“ Da durchdringt eine scharfe, schrillende Stimme frech und klar das wilde Gebrüll: „Nun, wird's?“ ruft sie dem Monarchen zu. „Rey de locos (Narren-König)! Du willst wol auch in der Plaza de Toros das Salische Gesetz aufheben und uns Kühe statt Bullen zum Beißen geben lassen?“

Ein homerisches Gelächter ertönt im weiten Platze. Das Volk lacht, die Kämpfer lachen, der König selber lacht und gibt endlich das gewünschte Zeichen.

Vier Männer, die sich schon bereit gehalten, werden jetzt in die Arena gelassen. Jeder von ihnen führt einen schönen, gewaltigen Hund mit langem Schweif und abgeschnittenen Ohren, und hält ihn an seinem Taschentuche mit der größten Anstrengung zurück. Die wilden, wüthenden Bestien reißen ihren Führer mit sich fort nach dem instinctmäßig gehaßten Feinde zu. Endlich läßt man sie los. Blutdurstig und muthig stürzen sie sich auf ihren Gegner und suchen ihn bei den Ohren, bei den Hörnern, bei der Schnauze, wo es nur ist, zu packen und festzubeißen. Der Stier wehrt sich voller Verzweiflung mit Hörnern und Füßen. Ein Hund fliegt hoch in die Luft, ein anderer wird durchbohrt, ein dritter zerfetzt. Aber der vierte hat das Ohr erfaßt und hängt

sich paren und verbeißt sich und wird, ohne loszulassen; von dem Stier, der sich seiner entledigen will, heftig aber vergebens hin- und hergeschleudert. Die todten Hunde werden durch neue ersetzt; die verwundeten greifen mit verdoppelter Wuth an; ein zweiter hat das andere Ohr erreicht und jetzt halten sie ihn endlich fest und zerren grimmig seinen Kopf zur Erde nieder. Der unglückliche Stier gibt jeden Widerstand auf und heult und brüllt nur noch vor Zorn und Schmerz. Da naht sich der Gachetero. Er ist mit einem Degen bewaffnet, den er dem geplagten Thiere von hinten durch die Flanke bis ins Herz stößt, um seinen Leiden ein schnelles Ende zu machen.

So wird in der Plaza de Toros die Feigheit bestraft. Dem Stier, der den Gebrauch der Hunde nöthig macht, wird kein ehrender Tod durch die Hand des Espada bewilligt; er muß schmachvoll durch den verrätherischen Gachetero enden.

Der Platz wird wieder gesäubert und ein dritter Stier in denselben eingelassen.

Um den Leser nicht zu ermüden, will ich seinen neuen Kampf beschreiben; sie gleichen sich ohnehin alle so ziemlich in den Augen des Laien. Es ist ganz das Verhältniß, wie wenn bei den Kunstreiter-Schulpferde produzirt werden. Der Kenner beurtheilt richtig was er sieht und hat einen hohen Genuß davon; dem Nichtkenner, der nichts von der edlen Reitkunst versteht, gereicht es zu größerem Vergnügen, wenn ein hübsches junges Mädchen ungeschickte Sprünge auf einem alten, struppigen Gaule macht.

Nur noch ein paar Worte.

Jeder der drei Espadas hat zwei Stiere getödtet; denn sieben hat es im ganzen gegeben und der zweite zählt nicht mit; er ist ja unter dem Gachetero geblieben.

Man sollte denken, es müsse genug sein. Aber noch ehe der siebente und letzte den Todesstoß empfangen, hat das unersättliche Volk einen achten verlangt. „Otro toro, otro toro!“ (einen andern Stier) hat es gebieterisch gefordert und Ferdinand VII., sich vor der Majestät des Volks beugend, hat wirklich ein achtes Schlachtopfer bewilligt und sich durch diesen Gnadenact, für einen Augenblick wenigstens, den Beifall der wankelmüthigen Menge erworben.

Der achte Stier ist schwach und jung und taugt nicht viel. Trotzdem befördert er einige arme Pferde in eine bessere Welt und nimmt ein halbes Dutzend Banderillas mit Anstand an. San-Martin, an dem zum dritten male die Reihe ist, zu tödten, tritt vor die Loge des Königs mit einem seiner Ghulos an der Hand. Der König winkt beifällig und der Espada übergibt Muleta und Degen seinem Schützling und nimmt dagegen dessen Mantel in Empfang, um ihm mit demselben und seinen noch wirksamern Ratschlägen im ersten und ernsten Waffengange beizustehen.

Doch der Neuling hat noch wenig Erfahrung ungeachtet der Hülfe seines Meisters läßt er beständig den Stier aus der Stellung entweichen, in welche er ihn mit Mühe und Noth verbracht. Das Volk wird ungeduldig, weil die Zeit vergeht, denn die Sonne ist bereits untergegangen und die Dämmerung eingetreten. Der Ghule verliert durch die Unruhe des Publikums die ihm so nothige Besonnenheit. Auf die Gefahr hin, sich aufspießen zu lassen, springt er blind auf den Stier zu und versetzt ihm einen raschen Stoß, auf dieselbe Weise, in welcher er gewohnt ist, ihm die Banderillas anzuhängen. Der Degen stößt an einen Knochen, prallt ab und fliegt unter die Zuschauer, zum Glück ohne Schaden anzurichten. Der junge Espada, entwaffnet und einem unverwundeten Feinde gegenüber, ist verloren; aber San-Martin befindet sich ja in seiner Nähe und rettet ihn wirklich mit dem Mantel aus der drohenden Gefahr. Der Degen wird wieder gebracht und wieder beginnt das Hin- und Herlocken und das Ausweichen des Stiers.

Doch das Volk ist gnädig gestimmt. Es lacht und klatscht Beifall. „Die Laternen anzünden!“ schreit eine Stimme. „Wozu denn?“ antwortet eine andere, „heute über acht Tage ist ja Vollmond! So lange können wir doch warten?“ „Laß ihn anbinden, den dummen Stier, der sich nicht tödten lassen will!“ ruft es hier. „Laß ihn lieber vor Alter sterben!“ heißt es dort. „Wir wollen leuchten, damit er den Knochen besser sieht!“ commandirt ein dritter und an tausend Orten zugleich schlägt der Stahl an den Feuerstein und die überall aufsprühenden und gleich verlöschenden Funken verbreiten in der Dämmerung einen wahrhaft magischen Glanz.

Verzweifelnd über die Witzeleien springt der wüthende Ghule zum zweiten mal auf den Stier und versetzt ihm einen tiefen, kunstwidrigen, aber tödtlichen Stoß. Ein Strom von Blut stürzt dem armen Thiere aus Maul und Nase, es dreht sich taumelnd im Kreise herum und bricht endlich leblos zusammen. „Bravo, bravo!“ schreit das

Volk; „er ist nun ein wenig abgefühlt (abgekühlt). Wir wollen dem Scharfrichter zu Ehren illuminiren!“ Und in einem Nu brennen von allen Seiten die unnöthig gewordenen Fächer in hellen Flammen auf und bei ihrem phantastischen Schein, der sich mit dem Silberglanz der Sterne am dunkelblauen Himmelszelt vermischt, verläuft sich die heterogene Menge lachend und scherzend und sich auf den nächsten Montag freuend.

Nürnberger Geschichten.

Von Luise Otto.

1. Nürnberg zur Zeit der Reformation.

(Schluß.)

Im März 1524 kam der Cardinal Lorenzo Campegi als päpstlicher Nuntius nach Nürnberg, weil ihm „allerlei grausende Dinge“ von dieser Stadt angezeigt worden. Auch Erzherzog Ferdinand klagte wider den Rath. Dieser entschuldigte sich mit Thatsachen und wiederholte von den mißliebigen Predigern: Ehe sie nicht einen andern überwiesen würden, könne der Rath nichts gegen sie vornehmen; denn dies würde nicht allein unverantwortlich, sondern auch der Stadt, wie sich nun die Läufte gestaltet, in vielerlei Beziehung schädlich sein.

Interessant ist auch das Verfahren gegen den römischen Priester Wanderlin, der in der Beichte gegen Frauen von dem Rath gesagt: Da er lutherisch sei, werde man ihn bald vom Rathhause hinabwerfen. Der Rath ließ Wanderlin vorladen und erklärte ihm: Da die Sache bekannt geworden, befürchte er, es möchte ihm oder dem Kloster etwas Unangenehmes begegnen. Er möge sich darum binnen drei Tagen entfernen. Bleibe er und begegne ihm Mißliebiges, so könne der Rath nicht dafür.

Im Frühling 1524 begann man die Gebräuche und Ceremonien der katholischen Kirche vollends abzuschaffen. Der Prior des Augustinerklosters, Wolfgang Volprecht, las die Messe deutsch, sang deutsch und reichte den Kelch. Man taufte auch die Kinder deutsch, las das Evangelium deutsch und schaffte viele Heiligenfeste ab. Da man den Rath darum nicht befragt, widersetzte sich dieser; da es aber vergeblich war, meldete er die Sache an den Erzherzog, sich zu entschuldigen und zu erklären, „daß es ganz unmöglich sei, der vorgenommene Neuerung ohne vorheriges Erkenntniß eines christlichen Concils wieder abzuschaffen“. In gleicher Weise berichtete er an den Bischof von Bamberg.

Bald darauf empfingen Nürnberg und andere Städte ein kaiserliches Mandat, worin ihnen auferlegt ward, „bei des Reiches Acht, Beraubung aller Gnaden und Freiheiten“ vom dem zu Worms erlassenen Edict auf keine Weise abzuweichen. Darauf ließ der Rath ein Gutachten verfertigen, das „zwölf wichtige christliche Ursachen“ enthielt, warum man dem Mandat nicht gehorchen könne. Man müsse bei dem Wort Gottes bleiben, wie es Christen gebühre.

Im December 1524 erboten sich die Augustiner zur Abgabe ihres Klosters zum besten des „gemeinen Kastens“ und begehrten dafür weiter nichts, als daß man sie ihr Leben lang kleide und speise oder als Prediger verwende. Diesem Beispiel folgten die Kartäuser.

Im März 1525 veranstaltete der Rath ein „Religionsgespräch“ auf dem Rathhause zwischen den Mönchen und lutherischen Geistlichen, damit sie nicht „wirrig und ungleich“ predigten. Sie sollten dabei nur an das Evangelium denken und Päpste, Concil, Kirchenväter, Tradition, Heiligkeit, Statut, Mandat, als Herkommen auf sich beruhen lassen. Aber auch dies führte zu nichts und da die Mönche in nichts nachgeben, kaum antworten wollten, mußte sie der Rath gegen die Wuth des Volks beschützen.

Unter den Nonnenklöstern war das des Bernhardinerordens zu Gründlach das erste, dessen Aebtissin, Margaretha Frenhofer, sich im Mai 1525 erbot, es dem Rath zu übergeben gegen den ihr zu reichenden Unterhalt.

Während man früher noch die Anhänglichkeit an den alten Glauben dem Scheine nach zu retten und den Uebergang zu der neuen Lehre nur durch die Nothwendigkeit zu beschönigen suchte, die in deren Sinn erscheinenden Bücher verbot u. s. w., trat nun gerade das Gegentheil ein. Jetzt verbot man alle Schriften gegen Luther, nöthigte alle Geistlichen, „welche Benedictus hatten“, dieselben zu heirathen und Bürger zu werden.

Trotzdem unterließ der Rath nicht, die dem Kaiser schuldige Ehrfurcht bei passender Gelegenheit zu zeigen. Der Sieg von Pavia (25. März 1525) ward festlich gefeiert.

Auch die Frauenklöster zu Pillenreuth und Engelthal wurden aufgehoben. Die Nonnen kamen nach Nürnberg in die Häuser der Haller und Tetzel. Sie wurden bedeutet, binnen vier Wochen ihre Kleidung abzulegen, da die Seligkeit nicht in Kutten und Kleidern bestehe; sie sollten sich auch zu Verwandten begeben, wo man

dann Unterhalt reichen wolle, oder heirathen oder sonst ein Unterkommen suchen; ihr ans Kloster Mitgebrachtes wolle man ihnen verabfolgen lassen, denn der Rath sei nicht gesonnen, „sie vermögen auferwungen öhen zu lassen". Auch in die Frauenklöster zu St. Katharina und St. Klara schickte man lutherische Prediger, die Nonnen zu belehren, was an ihrem Klosterleben sei und ihr vermeintes Gelübde bedeuteten. Einzelnen Nonnen wurde der Austritt gestattet werden. Die Aebtissin des letztern, Charitas Pirkheimer, widersetzte sich dem Rath aufs hartnäckigste.

Die aufständigen Bauern sandten am 13. Mai 1525 eine Deputation nach Nürnberg: Ob der Rath mit die Gemeine mit oder gegen sie sein wollten, wenn sie mit ihrem Zug herauskämen? Der Rath antwortete: Er sei nicht gesonnen, gegen die Bauern unfreundlich zu verfahren. Aber wenn es sich darum handele, ihnen beizustehen, so könnten sie wol denken, daß dies die Pflichten nicht zuließen, wonach der Rath von Nürnberg, als einer Stadt des Heiligen Reiches kaiserlicher Majestät, auch dem Bunde in Schwaben verpflichtet sei. Man lebe der Hoffnung, sie würden sich wegen des dürren Bodens und weil sie wahrscheinlich Mangel an Proviant litten, in die Nähe Nürnbergs nicht begeben und solches Unangenehmes gegen die Stadt vornehmen. Als die Gesandten erklärten, daß sie kommen wollten, den alten Feind der Nürnberger, Markgraf Kasimir von Ansbach, zu züchtigen und darum auf ihren Beistand rechneten, erwiderte der Rath, daß der Markgraf und der Schwäbische Bund eine ähnliche Frage gestellt; auch ihnen habe der Rath dieselbe Antwort gegeben. Er dürfe sich nichts Gutiges von ihnen erwarten, aber Nürnberg werde auch nicht gegen die Bauern handeln.

Diese Neutralität bewahrte Nürnberg treu; es half weder dem einen noch dem andern mit „Volk" oder „Geld", gestattete auch keinem den Einkauf von Pulver, Blei oder sonstigem Kriegsmaterial.

Wir sehen nun ein immer entschiedeneres Vorgehen des Rathes. Im Jahre 1525 beschloß er, noch ein Gymnasium zu stiften und trug Melanchthon das Rektorat an. Dieser schlug es aus um seines Herrn, Friedrichs des Weisen willen, kam aber 1526 auf wiederholtes Rufen nach Nürnberg, die Schule einzurichten.

Und so folgte ein entscheidender Schritt dem andern, bis auf dem Reichstage zu Augsburg die Uebergabe der Confession durch den Kurfürst Johann und Herzog Johann Friedrich von Sachsen und ihre Bundesgenossen erfolgte (25. Juni 1530). Da hatten die nürnberger Gesandten den entscheidenden Befehl, allem beizutreten, was die sächsischen Fürsten beschließen. „Es gehe darüber, wie Gott wolle; denn es sei ja besser, Menschenungnade auf sich zu laden als den Zorn Gottes. Dabei würde man doch auch dem Haß der Menschen sich nicht gänzlich entziehen können." Aber immer blieb man vorsichtig und klug: die Gesandten erhielten die Weisung, sich nicht „Lutheraner" zu nennen, noch auf eines Menschen Lehre, sondern nur auf Gott sich zu berufen. „Wie schrecklich es sei, in die Hand des lebendigen Gottes zu fallen und offenbar erkannte Wahrheit zu leugnen, das wüßten nur diejenigen nicht, die gar kein Gewissen hätten. Wenn es denn nun Leben oder Ehren gelte, so gebühre es sich wahrlich, mehr Gott im Auge zu haben, in dessen Hand unser Leben, Tod und Verderben stehe, denn um die ganze Welt. Gott allein gedenke auch der Rath zu vertrauen, obgleich man sich so gar rauh, ungnädig und bedrückend erzeige. Obgleich etliche Städte so verrucht und unverständig gewesen, sich wider Gottes Wort mit dem Kaiser und andern Reichsständen zu verbinden, so würden sie dies nimmermehr verantworten können. Gott würde dies wol alles anders hinausgehen, als es den Anschein habe oder jemand vermuthen könne."

Nach Wittenberg war Nürnberg die nächste Stadt, welche die Reformation annahm.

Schließen wir denn unsere Notizen mit der Zeit der Uebergabe der Augsburgischen Confession, da wir von diesem Tage an die Begründung des Protestantismus datiren und da eben durch die obige Erklärung unser Nürnberg im glänzendsten Lichte erscheint.

Es könnte auch darin andern deutschen Städten und Räthen zum Vorbild dienen!

Die Engländer am Rhein.

Von A. von Cogerstein

— — Nur keinen neuen Stoff zu internationalen Verfeindungen und Vereinen! Kapitän Macdonald hat uns beinahe alles geraubt, was wir glaubten durch die Liebkose und Schmiede ihres Geschlechts, Prinzessin Victoria von Preußen, gewonnen zu haben!

Ein einziger unbelegter — oder belegter? das ist die Frage! — Platz im Coupé (II. Klasse) auf der Eisenbahn von Koblenz nach Köln

hat uns faſt um unſern natürlichen Ruhmen gebracht, um den Verſtand unſerer guten Sache gegen Napoleon, um den entſchiedenſten aller Gegner des Papſtthums, um die Bewachung unſerer unbeſchützten Nordgrenze, um die Gentlemanen unſerer Muſik, um die Miether unſerer leerſtehenden möblirten Wohnungen, um alles, was wir England verdanken — nur vielleicht nicht um die möglichſt vermehrte Einfuhr der engliſchen Artikel — —

Wir wollen allerdings ſo vaterländiſch ſein und unſern braven Generalprocurator in Bonn nicht im Stiche laſſen. Die am Rhein reiſenden Engländer als liebenswürdig zu ſchildern, unſere wahrheitsliebende Feder darf es nicht unternehmen, aber wir wollen auch keine neuen Stimme beraufbeſchwören. Wir wollen keinen Kapitän der engliſchen Nobelgarde ſchildern, der im Stande iſt, die rieſigen Armſtrong-Kanonen der „Times" auf uns zu richten, kein Mitglied des Oberhauſes, keinen Porter-Bierbrauer, keinen Spinnerkönig von Birmingham, ſondern nur Lady Pinch und ihre beiden Töchter, drei beſcheidene Damen, die durchaus nicht Anſprüche auf maßgebendes Beiſpiel für ganz England machen, drei „Ausnahmen von der Regel" — wie wir ſie nennen wollen. Laſſen wir als Salvavi animam vorausgehen: Alle am Rhein reiſenden Engländer und Engländerinnen und Muſter des guten Tons, der Beſcheidenheit und der höflichen Rückſicht!

Und nun zu Lady Pinch und ihren Töchtern.

Lady Pinch iſt eine geweſen ſehr reiche Dame. Ihr größter Reichthum ſind aber ihre zwei Töchter, Emily und Grace, von denen ſie ſagt, daß ſie eine echt engliſche Erziehung genoſſen haben.

Das iſt jedenfalls wahr. Emily und Grace können die Namen aller engliſchen Kenige herſagen. Desgleichen wiſſen ſie die Namen aller engliſchen Grafſchaften auswendig. Sie ſchreiben eine „ladylike" Handſchrift, d. h. genau die Sorte I's und Js und C's, welche der gute Ton erheiſcht. Sie haben zahlloſe Stunden ihres Jugendlebens damit hingebracht, um die Endreihen eines langen Worts in der erforderlichen Weiſe „nachläſſig verlaufen zu laſſen" — Answering, revolution — Worte, die auf der Zunge wie ein Eiſenbahn im Mondenlicht oder ein Zuckerhafter verrinnen müſſen . . . Sie leben auch in der Ueberzeugung, geläufig und verſtändlich franzöſiſch ſprechen zu können. Sie trauen ſich ein Urtheil zu über die deutſche Literatur; ſie haben die erſten Scenen von Schiller's „Wilhelm Tell" mit Hülfe eines Lexikons überſetzt und befinden ſich im Beſitz der deutſchen Literatur wie alle Engländer auf die Franzoſen auf dem Standpunkt des Kuhreigens. Sie muſiziren auch abends und rauſchend genug im Drawing-room.

Lady Pinch und ihre beiden Töchter rüſten in dieſem Sommer das nationale Bedürfniß, ſich in Bewegung zu ſetzen und zu ſparen. Einige leichtſinnige Pächter waren nicht am beſtimmten Zahlungstage erſchienen. Dabei ſagte die Mutter: „Wir müſſen nach dem ſchönen Rhein pilgern! Wir müſſen die romantiſchen und ſo wohlfeilen deutſchen Bäder beſuchen! Jedermann geht dorthin! Da iſt ſelbſt ein billiges Leben und die nächſte Saiſon hier wird ein Ungeheuerliches koſten! Emily, du kannſt Singſtunden in Deutſchland nehmen! Da koſtet die Stunde nur drei Schillinge; hier geben wir Fünf zwanzig und es ſind dieſelben Lehrer! Das Deutſche könnt ihr nebenbei vom bloßen Hören lernen und ihr übt es, indem ihr mit den Kellnern ſprecht! Ich habe ſelbſt nichts dagegen, wenn ihr auf dem Dampfboote oder auf der Eiſenbahn ab und zu, der Uebung wegen, mit wohlgekleideten Herren oder Damen einige Worte wechſelt! Natürlich mit der uns zukommenden Zurückhaltung! Begegnet ihr denſelben Perſonen ein zweites mal, ſo kennt ihr ſie natürlich nicht! — —"

Emily lächelt über dieſe Meinung. Die Mutter hatte es in der Art, etwas weitläufig über Dinge zu reden, die ſich von ſelbſt verſtanden. Grace hatte ſchon das Reiſehandbuch von Murray zur Hand, denn danach ſollte der Reiſeplan entworfen werden, wie das alle Welt in England thut. Murray und nur Murray, der Baedeker England's, ſteht und hört für alle und commandirt er: „Augen rechts, aufgepaßt!" ſo richten ſich alle engliſchen Augen nach rechts und harren ſo lange hin, bis Murray ihnen wieder erlaubt, in den Leſen ihrer engliſchen Novellen fortzufahren, was in den meiſten Fällen ihnen auf der Reiſe das Liebſte iſt.

Lady Pinch ſah in Emily's ernſthaftes Lächeln ein und erklärte ſchon im voraus, daß ſie überzeugt wäre, ein Ort würde dem andern, eine Landſchaft der andern ähnlich ſehen, und nun gar die Ruinen am Rhein! Wenn es auf ſie ankäme, ſo würde ſie ſich gern mit dem Beſuch einer einzigen begnügen! Sie wäre ja in Rom und in Paris geweſen, was machte ſie ſich aus deutſchen Ruinen? Und für Lady Pinch lagen alle deutſchen

Städte am Rhein: Berlin und Dresden und München — und als Grace ihr — nach Murray — erklärte, dies sei nicht der Fall, machte ihr das auch keinen Eindruck. Indessen — es sollte gereist werden und es schien ihr nur von Wichtigkeit, sich mit den Preisen und den Einrichtungen der Hotels bekannt zu machen. Sie legte sich, ehe sie England verließ, eine ganze Sammlung von Notizen darüber an. Sie wußte, wie viel die Portiers über und wie viel das Mittagessen in den verschiedenen Hôtels d'Angleterre und royal kosteten und ob — eine große und wichtige Frage — Extra-Trinkgelder zu geben wären — an wen — und wie viel — kurz, diese Damen rüsteten vorsichtig wie eine Expedition nach Afrika.

Lady Pinch eroberte nun überall für sich und ihre Töchter die besten Plätze. Sei es, daß sie sich dieselben durch Vordrängen gewann oder daß sie ohne weiteres annahm, was unsere verbindlichen deutschen Landsleute ihr einräumten. Die Engländer halten sich nun einmal für eine vornehmere Nation als andere. Sie nehmen unsere höfliche Weise für das demüthige Betragen des Schwächern dem Starken gegenüber oder für die Huldigung, die ihrem Gelde gebracht wird.

Lady Pinch's Verstellung von den billigen Preisen Deutschlands und von den herrlichen behaglichen Einrichtungen für Reisende ihrer Art war aber so übertrieben, daß sie bald die unangenehmsten Ueberraschungen hatte. Sie war auf ein Land gestoßen, wo alles umsonst zu haben war. Welche Täuschung! Sie kam aus dem Aerger nicht heraus. So oft sie die Börse zog, sagte sie unwillig: „Für Deutschland sehr theuer!" Ihr Unwille wuchs mit jedem Tage und ihr „Für Deutschland sehr theuer!" klang immer herausfordernder. Als sie an einem herrlichen Augusttage den Rhein hinunterfuhr und Städte und Berge und Ruinen in all ihrer Pracht an ihr vorüberzogen, als fröhliche, singende Studenten, mit Eichenkränzen geschmückt — das Bild der Jugend, die Hoffnung der Zukunft — in kleinen Kähnen so nahe herantanzten, als der Dampfer es ihnen nur gestatten wollte, handelte und zankte sie um den Kellner um den Preis eines Butterbrots und fragte die Mitpassagiere um ihre Ansichten. Im Nelandseck, angesichts einer in der Abendsonne glänzenden Landschaft, deren Zauber zu schildern ich mich unfähig fühle, nahm sie einen halbstündig schmollenden Anstoß daran, daß die Deutschen den Obstkuchen mit Messern äßen. Emily war vertieft in den Anblick der sie umgebenden Trümmer. Grace sprach mit einem großen fremden Hunde. Sie erklärte, sie hätte auf der ganzen Reise noch nichts Schöneres gesehen als diesen Hund. Der Hund war ein Prachthund und gehörte gewiß einem Engländer an. Ihr ganzes Herz hing an dem Hunde, der in Königswinter davonlief und nicht wiederkam. Sie fühlte das ganze Leid des Ritters Toggenburg in der Sehnsucht nach diesem Hunde.

Es gibt zweierlei Gattungen von englischen Reisenden. Die einen ruhen nicht eher, als bis sie sämmtliche Löcher im Münsterthurm gezählt haben; den andern genügt es vollständig, wenn sie sagen können, daß sie dagewesen sind.

Unsere drei Damen gehörten zu den letztern.

Nach einem oder zwei Regentagen, die natürlich von Lady Pinch für Deutschland ganz unpassend gefunden wurden, wurde das Ahrthal besucht. Emily und Grace waren von London in sehr schönen, bestleidenen Reisekleidern ausgefahren; der Regen hatte aber — auch in Deutschland — die Straßen naß gemacht und für englische Damen schickt es sich nicht, Kleider auszuwaschen. Das thun die Kammermädchen und es ist Sitte, solche Oekonomieräthe ohne Kammermädchen zu machen. Lady Pinch hatte das Gepäck, um bequemer und billiger zu reisen, nach Cöln vorausgeschickt; es war also an kein Wechseln der Kleider zu denken — was blieb den eleganten englischen Damen übrig, als mit ihren Kleidern zu geben wie sie waren?

Das Ahrthal aufzugeben war aber nicht möglich. Weil Murray das Ahrthal die kleine Schweiz nennt und weil Lady Porter und Lord Percival es auch gethan hatten, so mußte Lady Pinch es sehen, so schwer ihr auch die „Arbeit" wurde. Sie nahm in Remagen einen Wagen und fuhr mindestens eine halbe Stunde mit dem Kutscher über den Preis, obgleich er ihr schwarz auf weiß zeigte, daß er nicht über die Taxe gefordert hatte. „Drei Thaler für den und zurück. Für Deutschland sehr theuer!" Aber bei dieser langen Unterhandlung glaubte Emily gewahr zu werden, daß der Kutscher ein recht gutes Deutsch spräche; sie theilte es ihrer Mutter mit und diese befahl Emily, sich auf den Kutscherbock zu setzen, um bei dem Manne Sprachunterricht zu nehmen, und Grace sollte auf dem Rückwege mit der Schwester die Plätze wechseln.

Das Reisehandbuch von Murray auf dem Schoß, studirte die Mama den Weg, den sie fuhren, und wenn sie auf Bezeichnungen und

lebte, unter Thränen durchwachte, wenn ich Ihnen die Gefühle der Verzweiflung über eine willenlose Schuld, die meine Seele drückte, schildern sollte — ach — ich denke mir, Sie müssen mein zerrissenes Innere verstehen, Sie können mich nicht verdammen.

Julie.

Glauben Sie, daß ich Ihnen Vorwürfe machen werde?

Marie.

Nein, bei Gott, das dürften Sie auch nicht! Ich habe mich selbst und die Achtung, die ich vor Ihnen verdiente, zum Opfer gebracht, um das Dämmerlicht der Erinnerung, das mit so viel schreckhaften Schatten wieder in das Herz Ihres — Gemahls fiel, auszulöschen. Ich mußte Ihr Haus beziehen, um dem Schauplatz der Scenen, die zwischen uns vorfallen konnten, die engsten Gränzen zu stecken und das Echo seiner Leidenschaft in den vier Wänden Ihrer Zimmer verhallen zu machen. Ich glaubte mich auf seine Selbstbeherrschung verlassen zu dürfen und hätte nie gedacht, daß wir uns je — so wie jetzt gegenüber stehen sollten!

Julie

(das Haupt auf den Tisch stützend und sie lange und schmerzlich, aber ohne Härte betrachtend).

Sie also waren es, dem am Baume seiner Jugend die ersten Blüthen der Liebe dufteten!

Namen Fuß, die ihre Junge unaussprechlich verkamen; so rief sie: „Emily, frage den Mann, wie das ausgesprochen wird! Ahrbleichart! Saffenburg! Lochmühle! Remmerhofen!" Der Kutscher gab höflich Bescheid. O warum sind wir nur so höflich und so gutmüthig!

In Ahrweiler stiegen Mutter und Töchter im „Stern" ab und ersten erklärte dem Kellner, daß sie erst die Schloßruine sehen wollten und dann eine Erfrischung einnehmen würden. Es entstanden vorher aber noch große Scrupel wegen der Schirme und Mäntel. Lady Finch sandte nach dem Wirth und übergab ihm feierlich diese Sachen. Es fehlte nur ein geschriebener Contract. Aber die Bergruine wurde den Besuchern verleidet. Sie ist Privateigenthum und ihr Besitzer mag oder will nicht die Kosten, sie in Stand und Ordnung zu erhalten, allein bestreiten; wer die Ruine besichtigen will, muß einige Groschen bezahlen und das verdarb Mylady's ganze Laune. „Warum? Weshalb? Man kann hier in Deutschland auch nichts umsonst haben! — —" Nun forderte der Gastwirth noch dazu unten im „Stern" viel zu viel für den Thee und der Kutscher verlangte noch ein Trinkgeld obendrein; und nach Remagen zurückgekehrt, fand man das Dampfboot nicht sogleich und es regnete und Mylady sah sich vergeblich nach einem Wartesaal um. Zwar gab es Gasthöfe der besten Art genug, aber sie wollte durchaus, aus ihr allein bekannten Gründen, einen malerisch gelegenen, prächtigen Wartesaal am Landungsplatze von Remagen haben. Deutschland hatte sie schon so verwöhnt, daß sie es vergessen, wie es in London bei ihrer Ankunft von den Katharinendocks in Strömen goß und wie sie in Ermangelung irgendeines besseren Unterkommens in einem Bretterverschlage Schutz gegen den Regen gesucht hatte, in welchem Kisten und Ballen aufgehoben und gewogen werden und in dem man des Gedränges wegen fast in Lebensgefahr ist.

Der Ort, den Lady Finch zunächst mit einem längern Aufenthalt beehrte, war ein Badeort. Aber auch da — „Für Deutschland alles sehr theuer!" Selbst die Concerte im Cursaal! Concerte, für die in London eine Entrée von einer Guinee gefordert werden würde und für die sie hier zwei Schillinge zahlte — Concerte von ersten Pianisten und Sängern!

Emily nahm in Ems Musikstunden und wechselte im Laufe einiger Wochen dreimal ihre Lehrer, denn sie hörte immer wieder von einem billigern.

Sonntags gab unser liebes Vaterland wieder den größern Anstoß. Lady Finch kam mit ihren Töchtern in rauschender, elegantester und auffallendster Toilette aus der englischen Kirche und Mutter und Töchter erzählten sich gegenseitig, wie interessant es ihnen gewesen sei, neben Mr. L. und Miß N. zu sitzen, von denen das Gerücht ging, daß sie bald ein Paar sein würden. Mylady hatte bemerkt, daß Mr. L.'s Backenbart röthlich sei u. s. w. Alles das waren die Resultate des Gottesdienstes; aber da fällt Lady Finch's Auge auf einen Komödienzettel: „Heute Sonntag den 15. August: Doctor Wespe. Lustspiel von A. Benedix." Also wirklich und wahrhaftig! Man spielt in Deutschland am Sonntag Komödie! Und nachmittags Musik vor dem Cursaale! Nein, Mylady und Emily und Grace blieben des guten Beispiels wegen daheim und in der allerübelsten Sonntagslaune.

Acht Wochen hatte die Abwesenheit von England gedauert; man hatte nicht den dritten Theil von dem verausgabt, was in England während dieser Zeit verausgabt worden wäre; man hatte anmuthige und wahrhaft schöne Punkte der Erde gesehen und kehrte doch voll Verstimmung und Deutschland in jeder Beziehung verurtheilend nach England zurück. Schon die ersten Zahlungen, die in Antwerpen gemacht werden mußten, die Preise der Ueberfahrt, die Zahlungen bei der Ankunft in England, alles war in anderm, viel theurerm Maßstabe — aber es wurde gern und bereitwillig gegeben — es war auch England.

Woher diese Verachtung Deutschlands? Selbst von seiten einer Frau wie Lady Finch und ihrer beiden Töchter?

Kapitän Macdonald kam und sah — daß in Deutschland auch verlangt und bezahlt werden kann. In Frankreich würde er sich unbedingt in die gegebenen Anordnungen gefügt haben. In Deutschland erschien ihm ein, wir geben es zu, wahrscheinlich etwas brüsk und stark aufgetragen gewesenes Bewußtsein der Ordnung und des Gehorchenmüssens sofort als eine Anmaßung.

Die Moral davon ist:

Laßt die englischen Blätter toben und drohen! Je mehr der Deutsche auf sich hält, je kräftiger unsere Nationalität sich auch in unsern Institutionen, in unserm Zusammenhang mit den Geschicken Europas bewähren wird, desto mehr wird die Anerkennung unseres Werthes steigen! Ein Deutschland in geschlossener Haltung, ein Deutschland im Rath Europas mitredend, kann dem

Engländer alle Theile um das Dreifache aufschlagen und es wird dann sogar noch möglich werden, daß, wenn nicht Lady Pinch selbst, doch ihre inzwischen verheiratheten Töchter es besuchen, diese sagen: „Für Deutschland — sehr wohlfeil!“

Anregungen.

Aus der Natur.

XIX.

Wir haben noch einige interessante Augentäuschungen zu erwähnen, von denen Verbannten wir uns überzeugen leicht überzeugen können.

Tritt man plötzlich aus dem Hellen in das Dunkle, so vermag man einige Zeit nichts zu sehen, bis allmählich die Umrisse der vorhandenen Gegenstände deutlicher hervortreten. Das Auge lernt nun im dunkeln Raume besser und besser sehen, so daß man vermag selbst im mondlosen Raume endlich einigermaßen zu sehen, wenn man lange genug in demselben verweilt hat, vorausgesetzt, daß dieser Raum nicht allzu lange vorher von hellem Lichte bestrahlt war, in welchem Falle die beleuchtet gewesenen Gegenstände noch längere Zeit ein schwaches Licht ausstrahlen.

Tritt man aus dem Dunkeln in das Helle, so ist man ebenfalls im ersten Augenblick nicht im Stande, etwas wahrzunehmen; das Auge ist geblendet.

Der Grund dieser Erscheinungen ist im Sehnerven zu suchen. Helles Licht stumpft diesen ab, sodaß schwächeres keinen Eindruck auf ihn hervorzubringen vermag, bis er allmählich seine normale Empfindlichkeit wieder erhalten hat. Im dunkeln Raume dagegen gewinnt der Nerv an Reizbarkeit und wird darum von einem plötzlichen starken Lichteindruck überreizt. Als Schutzmittel gegen solche abnorme Zustände nimmt dem Auge die Veränderlichkeit der Pupille. Im hellen Lichte verkleinert sich dieselbe, damit weniger Strahlen in das Auge dringen können; im Finstern erweitert sie sich und das Auge empfängt mehr Licht.

Hieraus erklärt sich leicht die bekannte Erscheinung, daß da, wo eine weiße Fläche an eine graue grenzt, diese dunkler, jene heller erscheint. Das auf dem grauen Grunde ausgeruhte Auge empfindet beim Hinüberschweifen nach dem Weißen weiß stärker, das am Weißen abgestumpfte ist gegen das Grau unempfindlicher und sieht es dunkler. Das ist es, was man mit Contrast des Hellen und Dunkeln zu bezeichnen pflegt.

Wir gelangen schließlich zu den subjectiven Farben. Bei dieser Gelegenheit wollen wir uns vergegenwärtigen, auf welche Weise überhaupt die Färbung der Körper unserm Auge bemerklich wird und das ist, weil in nicht selbstleuchtenden Körpern keinerlei Licht, alle auch dem farbigen Licht eigenthümlich heiligen, im Grunde nur auf einer Täuschung unserer Sinne beruht.

Wir nennen einen Körper roth, wenn derselbe rothes Licht in unser Auge sendet; wir dürfen aber mit Recht verwundert sein, daß ein Körper, welcher von weißem Sonnenlichte beleuchtet ist, Licht von einer bestimmten Farbe uns zusenden solle. Zur Erklärung können wir nur annehmen, daß die Körper die Fähigkeit besitzen, die Strahlen einer bestimmten Farbe zu absorbiren, wonach die übrigen Bestandtheile des weißen Sonnenlichts zurückgeworfen werden und in ihrer Gesammtwirkung einen bestimmten Farbeneindruck hervorbringen. Ein Körper, welcher das grüne Licht absorbirt, muß infolge dessen roth erscheinen, überhaupt jeder Körper in derjenigen Farbe, welche der absorbirten complementär ist.

In Uebereinstimmung hiermit ist folgende rein subjective Erscheinung.

Betrachtet man einen Streifen lebhaft gefärbten Papiers auf weißer Unterlage eine Zeit lang und sieht dann denselben plötzlich hinweg, so erblickt das Auge gleichwol noch einen Farbenstreifen, nur in der zu jener complementären Farbe. Ein rother Streifen gibt auf diese Weise ein grünes Nachbild, ein orangefarbener ein blauer, ein gelber ein violettes.

Die Erklärung dieser überraschenden Erscheinung ist einfach. Durch das Fixiren des farbigen Streifens ist das Auge für diese Farbe abgestumpft worden, sodaß es nun nach Hinwegnahme des Streifens im unterliegenden Weiß dieselbe nicht mehr wahrzunehmen vermag, wonach die complementäre Farbe der Wahrnehmung allein übrig bleibt.

Hierher gehört endlich auch die Entstehung farbiger Schatten. Beleuchtet man einen Gegenstand zugleich mit rothem und weißem Lichte, sodaß er auf eine weiße Wand zwei Schatten wirft, so erscheint der vom weißen Lichte herrührende und vom rothen Lichte beleuchtete in rother Farbe, wie zu erwarten ist; der vom rothen Lichte dagegen herrührende und vom weißen Lichte beleuchtete Schatten erscheint grün, weil das an das rothen Beleuchtung für diese Farbe unempfindlicher gewordene Auge eben diese Farbe im Weiß der Wand nicht mehr empfindet und demnach die complementäre Farbe erblickt.

Man kann beim Untergange der Sonne, besonders im Winter bei schneebedeckter Flur, die Entstehung blauer Schatten jederzeit leicht beobachten, geht nun endlich das Licht der Sonne aus rothgelb in roth über, so sieht man die Schatten eine schöne grüne Farbe annehmen.

Wenn sich die Taucher in das Meer herabgelassen haben, während die Sonne hereinscheint, so erblicken sie alles in purpurfarbenem Lichte. Das Meerwasser absorbirt die grünen Strahlen und läßt darum nur rothes Licht neben weißem zum Meeresgrunde gelangen. Zugleich aber erblicken die Taucher alle

Schatten in schön grauer Farbe, weil diese der rothen complementair ist. Welch einen märchenhaften Zauber muß diese Region der Purpurglut und der grünen Schatten auf das Menschenauge ausüben, das sie zum ersten male betritt!

Zur Romantik in der Politik.

Wie wird sich einst die Schilderung der gegenwärtigen Kämpfe Europas, der kriegerischen Scenen Italiens ausnehmen in den Annalen der Geschichte!

Schon allein dieser Schauplatz! Wie zauberhaft abenteuerlich! Wie malerisch die Staffagen aller der wunderbaren Begebenheiten, von denen wir nur zu sehr ein früher oder später einstellendes tragisches Ende ahnen!

In diesem Augenblick sind die Augen der Welt auf Süditalien gerichtet.

In einem Lande, das man nur seiner Naturschönheit, seiner Ruinen und classischen Erinnerungen wegen besuchte und dem man, wie es wol geschehen ist, das Verharren in diesem Halbbarbarei wünschte, damit ihm der poetische Schimmer nicht entschwinde, unter einem Volke, dessen Unterdrückung man freundete und von dem man sich doch im Stillen sagte, es ist kaum einer besseren Behandlung werth — hat sich eine bereits, großartige That vollzogen. Meereszüge, die an die Irrfahrt, Gefechte, die an die Kämpfe weniger normännischer Abenteurer mit großen Herren auf diesen Gestaden erinnern; ein Mann, dessen Name man nicht zu nennen braucht (denn, wie ein alter Geschichtschreiber von seinem Helden bemerkt, solange die Welt besteht, wird er ihn kennen) ist einem Meteore gleich in diesen Ländern erschienen.

Gewiß, daß neben der theilnehmenden Begeisterung all derer, welche die Freiheit und das Heldenthum lieben, für den großen und schönen Gedanken des Kampfes auch die Poesie schreiben, wir möchten sagen seine Decorationen auf die Bewunderung der Welt eingewirkt haben. Wilde, zerrissene Berglandschaften, Städte mit altberühmten Namen, wo die Denkmäler von dreitausend Jahren sich berühren, römische Heerstraßen und Brücken, griechische Tempel und überall den Ausblick begrenzend das azurne, veilchenfarbene Meer — auf diesem Hintergrund hat die Geschichte der letzten Monate gespielt. In jener Wirklichkeit, deren letzten Schimmer man in der „Stummen von Portici" so oft bewundert.

Unteritalien und Sicilien sind übrigens die „Lieblingsplätze des Aufstands" von jeher und unter jeder Regierung. In der römischen Zeit haben hier die Sklavenbewegungen, Empörungen der Gladiatoren nie aufgehört. Seit den Verwüstungen Sulla's ist die äußerste Spitze der Halbinsel im ganzen unbebaut geblieben, ein Land für die Heerden, für Hirten und Räuber. Sicilien, einst „die Kornkammer Roms", bietet jetzt in seiner Mitte neben den prächtigsten Getreidefeldern nichts als unübersehbare Wüstungen oder Stätten grauenvoller Zerstörung, heute sowie vor hundert Jahren, man vergleiche die Berichte unserer Touristen mit Brydone's Reisebeschreibung, der um 1770 die Insel besuchte, und noch weiter hinauf, in manchen Zeiten des Mittelalters, als Sicilien selbständig war, sollen sich nicht mehr als 6—7 Hunderttausend Einwohner auf der „göttergeliebten Trinakria" befunden haben. Sie hat die Sklavenarbeit und die Plantagenwirthschaft der Römer den Boden verdorben und den Wohlstand des Volks entsittlicht. In zwei Dritttheilen, vielleicht noch im größeren Verhältniß, gehört das Land dem Adel, der Geistlichkeit, wo sie es aber nicht verpachten, kann bei der Ausdehnung der Besitzungen und dem Mangel an Arbeitskräften nur die Hälfte etwa verwerthet werden. Die Menge der Unbeschäftigten, der Arbeitslosen und Arbeitscheuen drängt sich in die wenigen größeren Städte, namentlich in Palermo zusammen. Fischer, Lastträger, Aktäer — unter andern Namen dasselbe herrliche Lazzaronigesindel, das den Molo von Neapel erfüllt. Trägt die bourbonische Regierung, diese „Negation Gottes" nach Gladstone's Bezeichnung, und in ihrem Gefolge die Geistlichkeit und die Mönchsorden die alleinige Schuld an dieser Versunkenheit und Verkommenheit des Volks? Wie man sie auch beurtheilen mag, die Zustände sind auch hier wie überall mächtiger gewesen als der Wille eines Despoten, die jetzige und ebenso rasch verfliegende Begeisterung italienischer Republikaner. Des Anfang der bourbonischen Herrschaft in Neapel und Sicilien machte das Land zunächst vom spanischen und österreichischen Joche frei und schenkte ihm seit mehr als zwei Jahrhunderten wieder eine selbständige, freie Verwaltung. Karl III. und Tanucci gehören zu der Schule der großen Aufklärer, Joseph's II. und Pombal's. Aber die Gesinnungen der Fürsten wie die Anschauungen der Völker hat die Französische Revolution geändert. Nicht nur Maria Karoline, die Königin Neapels, der zu Ehren Nelson an dem Hauptmast seines Admiralschiffs die Republikaner aufknüpfen ließ, das ganze bourbonische Geschlecht verwandelte die Hinrichtung Ludwig's XVI. in Furien. Sie haben nun ihren Lohn. Karl X., Franz II. Die Gräuel hatten sich vererbt. Geschlecht in ihren Heldensagen die Peloponiden; die Römer sahen es in dem Hause der Cäsar, unsere Nachkommen werden Leute in den Stuarts und den Bourbonen wiederfinden.

Seitdem hat die Widerregierung, die zuweilen absichtlich an dem Ruin des Landes und der Volksverkommung arbeitete, hier und die ewigen Aufstände statt den ursprünglichen schon elenden und jammervollen Zustand der Gesellschaft auf einen Punkt gebracht, wo dem Chaos gleicht. In Sicilien war das Verbrechen frei, ein Schweizer wird ermordet, die Regierung rät dem Consul, von der Verfolgung der Schuldigen abzustehen; das Haus des mexikanischen Consuls in Palermo wird geplündert, Polizei auf dem Hof der Polizei, es könnte noch kaum noch Schlimmeres geschehen. Der politisch

Verbrechens verschmachtet in Kerkern, bei deren Anblick Dante's Phantasie erstarren würde, der Mörder geht frei und frank umher oder erhält wol gar, wie vor kurzem in Livorno, einen obrigkeitlichen Ehrensold zu weiteren Unthaten. Der erste Grund beider Erscheinungen liegt unzweifelhaft darin, daß in Süditalien die Masse der Besitzlosen und des Gesindels in geistiger wie materieller Hinsicht die besitzende und die stetig arbeitende Klasse in unverhältnißmäßiger Zahl überwiegt. Soldaten oder Mönche, Hirten oder Lazzaroni sind jene subitalische Plebs geworden, die mit Römern und Karthagern einen Weltkrieg geschlagen. Diese Menschen rufen heute, wie ihnen die Fahne steht, „Garibaldi!" und lassen morgen Franz II. leben und fechten für ihn, immer in der Aussicht auf eine glorreiche Plünderung. Ist es nicht dasselbe Gladiatorengesindel, das Spartacus gegen Rom führte und dem allein die celtischen und germanischen Männer unter ihm Bedeutung verliehen?

Ein anregendes, geistreiches und trotz einzelner historischer Irrthümer lehrreiches Buch „Palermo. Erinnerungen" von Andreas Oppermann (Breslau, Trewendt, 1861), rief diese Betrachtungen hervor.

Mit derselben Klarheit der Zeichnung, den reichen Farben und vor allem dem echt deutschen Gemüthston, den wir schon an seiner Schilderung des Bregenzer Waldes rühmten, entfaltet der Verfasser das Bild des „glückseligen Palermo", inmitten seiner Aetna, Orangenhaine, umgurtet vom blauen Meere. Wir begleiten ihn durch die Straßen, des Mole wogendes Gewimmel, betrachten, mit ihm diese gebräunten, leis orientalisch gefärbten Gesichter der Bevölkerung, treten an seiner Hand in den Dom, zu den Särgen und Bildern der Hohenstaufen, aber er erzählt uns in anmuthigster und ruhigster Weise echte, wahre Volksgeschichten. Unter so vielen Skizzen sichern ist dies Buch ein kleiner Edelstein, nicht für die Neugierde des Augenblicks geschrieben, sondern nach Form und Inhalt fähig, dauernden Genuß zu bereiten.

Vom Büchertisch.

IV.

Wenn unsere Empfehlungen für die Auswahl solcher Festbücher, die der Kinderwelt Freude machen und Nutzen gewähren können, nicht zu spät kommen, so dürfen wir dem Verlag Flemming's in Glogau bezeugen, daß die daselbst erschienenen Jugendschriften ebenso gediegen im Inhalt wie ansprechend in der äußern Ausstattung sind.

Vor allem ist die auch handweise zu beziehende Zeitschrift „Der Jugend Lust und Lehre", der reifern Jugend und selbst Erwachsenen, namentlich solchen, die eine nur unvollständig genossene Bildung ergänzen und nachholen wollen, nicht genug zu empfehlen. Der Herausgeber, Director Marius, ein im Fach der Naturwissenschaften als sinniger Darsteller gefeierter Name, hat einen Kreis der ausgezeichnetsten Talente um sich versammelt, die von allen Gebieten des Wissens frische, lebensvolle und in populärer Form entworfene Lebensbilder liefern, die auch von Künstlerhand zweckmäßig sinnlich veranschaulicht werden.

Von Gustav Süs, der seinem Namen entsprechend als Dichter und Zeichner das Zarte und Sinnige anstrebt, ist „Das Nußbäumchen" und „Der Kinderengel" in gleichem Verlag erschienen. Die Zeichnungen sind fleißig und anmuthig ausgeführt, nur möchten die Empfindungen und Anschauungen, die Süs zu verkörpern sucht, mehr der Reflexion über die Jugend als der Jugend selbst angehören. Hervorgegangen aus den poetischen Landeleien Clemens Brentano's, hat die Phantasie des Künstlers noch zu viel von jenem katholisirenden Humor beibehalten, der den alten Kindern mit weißen Haaren mehr gefällt als der Jugend. Auch das Spiel mit dem Klapperstorch möchte im „Kinderengel" zu weit getrieben sein. Auch in des Storches mythischer Bedeutung bewährte sich die spaste und einsiedlerische Natur des ägyptischen Gastes, der zwar massenhaft zieht, aber gern einsam und allein wohnt und zu all den Kunststücken, die ihm der Griffel des Künstlers und Dichters aufbürdet, wenig aufgelegt sein möchte. Das Verhältniß des Storchen zur Kinderwelt muß etwas Schweigsam-Anonymes haben wie die Fortpflanzung des Menschen selbst.

Von dem wackern Heinrich Smidt, sonst schon von uns der „Cooper der Elbe" genannt ob seiner trefflichen Kenntniß des Meeres von Hamburg bis Glückstadt, sind „Zu Lande und zu Wasser". Seemannserzählungen für die reifere Jugend, erschienen, die gut erfunden und lebhaft vorgetragen sind. Einer derselben liegt das wirkungsvolle, unterhaltende Schauspiel desselben Verfassers „Bruder Kain" zu Grunde.

☞ Wir Redactionen schließen mit den achten Jahrgang, dessen Titel und Inhaltsverzeichniß bei und erhalten unsere geehrten Interessenten, ihre Bestellungen rechtzeitig erneuern zu wollen.

Wie wir schon angezeigt, wird der bisherige Umfang unserer Zeitschrift von 1861 an durch eine wöchentliche Beilage: **Neues aus der Welt**, vermehrt, welche eine billige Preiserhöhung eintritt. Der Vierteljahrspreis beträgt künftig einen Thaler.

Die erste Nummer des neuen Jahrgangs, die bereits erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen ist, enthält:

Zum neuen Jahr. Von **Karl Gutzkow**. — Der Humor des Lebens. Von **Heinrich Koenig**. — Ein gefangener Prinz. Von **Fr. Freudrich**. I. — Staatsstreich und Pfiffigkeit. Von Dr. **Waxmann**. I. — **Anregungen**: Oesterreichs Reichsrath und die Mode. Wiener Briefe. I. — Die Annahme des Patents. — Wahrnehmungen. — Schwindel u. Genie. Von **J. E. Fischer**. — **Neues aus der Welt**: Politische Rundschau. Von **Karl Gutzkow**. I. II. (Ludwig Napoleon's constitutionelle Gewohnheiten; Der Verkauf Venetiens.) — Berliner Briefe. I. — Mode. Stellungen. — Musik. — Briefwechsel.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unte

rhaltungen am häuslichen Herd.

Dritte Folge. Erster Band.

h a

Unterhaltungen

am

häuslichen Herd.

Herausgegeben

von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge.

Erster Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1861.

Marie.

Einen Schleier über die Vergangenheit! Der Himmel gibt uns hienieden die Ahnungen der Seligkeit nur, um ſie uns bald wieder zu nehmen und er *nimmt* ſie uns, um unſere Herzen reif zu machen, ſie dereinſt in Wahrheit zu *verdienen* und ſie zu beſitzen, als unſer Eigenthum, das uns keine Macht mehr rauben darf. Es zitterte vor ſeinen Augen ein Schuldbrief, den er mir glaubte für die Zukunft ausgeſtellt zu haben; nicht Blumenknospen einer neu erwachten Liebe waren die Lettern dieſes Briefes, ſondern die finſter höhnenden Geſpenſterlarven eines ſchuldgequälten Bewußtſeins; ich zerſtöre den Spuk und gebe den Schuldbrief, zerriſſen, jetzt *ſelbſt* in ſeine Hand zurück.

Julie.

Was bezwecken Sie?

Marie.

Einen Friedhof will ich umackern und den Schlüſſel dazu in den tiefſten Grund des Meeres werfen.

Julie.

Wie verſteh' ich Sie?

Marie.

Ich will mich vermählen.

Julie (aufſtehend).

Sie wollten mir ein Opfer bringen? Nimmermehr!

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. In gebundener Rede.

Madonna. Von Karl Georg ... 10
Zum neuen Jahr. Prolog von Emil Rittershaus ... 1–2
Hoffnung ... 76
Im neuen Glück. Von A. von C ... 116
Glück. Von Emil Rittershaus ... 156
Emil Rittershaus. Von Eduard Grosse ... 156
Meiner Zeit. Sonett-Kranz. Von Albert Traeger ... 225
Lenz und Hoffnung. Von Heinrich Seidel ... 256
Der Dichter. Von K. Georg ... 256
Frühlingsahnung. Von Heinrich Seidel ... 336
Der Kaiser. Von K. Georg ... 336
Frühlingsfeier am Indus. Von Robert Hamerling ... 396
Frühlingsglauben. Von Emil Felder ... 396
Der Pfingstsee. Von Robert Hamerling ... 456
Frühlingsfeier. Von K. Georg ... 456
Gedichte von Albert Traeger ... 476
Ich und Du. Von Emil Rittershaus ... 496
Die Weihnachtsbäume. Von Friedrich Leib ... 536
Heimath. Von K. Georg ... 536
Meinem Liedchen. Von Heinrich Seidel ... 536
Gedichte von Hugo Ortlepp ... 816–856
Gedichte von Albert Traeger ... 876
„Komm herein, komm!“ Von Emil Rittershaus ... 876
Georg Friedrich. Balladen von C. Hübler ... 916–923
Wer weiß, ob sie von seinem Glück? Von Emil Rittershaus ... 956
Ein verschollen Herz. Von Emil Rittershaus ... 956–962

II. Erzählungen.

Ein getheilter Thron. Von Fr. Friedrich ... 1–24
In der Schenke. Erzählung von Wilhelm Trapp ... 41–48
Verlassen und Frei. Erzählung von Karl Bleibtreu ... 49–105
Der Gefangene. „Jene Alten Leut“. Humoristische Novelle von M. Schlesinger ... 121–140
Schuldig oder Nichtschuldig? Von Maria von Lochowska ... 225–237
Was man hat und was man sucht. Erzählung von Franz von Dingelstedt ... 241–264
Aus Petronell's alten Tagen. Von Otto Mosler ... 265–285
Musik Noth. Novellenfragment. Von J. G. ... 286–312
Die Gaukler. Erzählung von Karl Bleibtreu ... 313–340
Stella Lenau. Eine wahre Geschichte aus N–walde. Von M. Schlesinger ... 341–360
Der Jungfernkranz. Von Fr. Friedrich ... 337–382
Ein Lied. Charakterbild von C. von Dahlberg ... 361–368
Der Verbrecher. Novelle von Gustav Freytag ... 401–422
Mama. Von E. Lauterer von Horn ... 423–432
Auf dem Lande. Erzählung von Chr. Wurster ... 441–727
Die Geschwister. Novellistische Episode von M. G. Saphir ... 725–747
Der Mitschuldige. Ein Bild aus dem Leben. Von Karl Horn ... 741–765
Die Hexenjagd in Trier. Von Franz von Dingelstedt ... 781–805
Eine Geschichte aus der Vorzeit. Von Caroline Georgi ... 806–939
Nach zehn Jahren. Erzählung von Karl Horn ... 925–931
Ein Weihnachtsbaum. Novellen-Fragment. Von C. M. ... 951–969
Der letzte Congreß. Von Heinrich Zschokke ... 1005–1012

III. Lebensbilder und Skizzen.

Der Humor der Schwaben. Von Heinrich Georg ... 3–7
Jakobine von Holland. Von Karl Frenzel ... 110–112
Erinnerung an Hamm. Von C. v. K. ... 150–156
Weihnachten auf der Insel. Von J. Proelß ... 161–162
Zur Weihnachts-Zeit. Von Fr. M. S. ... 209–215
Der Schwarze von Zanzibar ... 269
Erinnerung an Leopold v. Ranke. Von Dr. Heinrich Wuttke ... 290–292
Ein Familienabend. Von Dr. M. S. ... 327–332
Kinder & Kinder. Erinnerungen aus dem Leben einer geistlichen Pflegetochter ... 333–353
Eine kleine Perle ... 353–374
Besuch bei Victor Hehn. Von W. Scherer ... 381–389
Weihnachten in alter Zeit. Von Hermann Hüffer ... 449–450
Aus dem Leben des Dichters Franz Dingelstedt ... 525–527
Aus alter Zeit. Von Heinrich Hopp in Darmstadt ... 534–536
Ernst Ferstel. Von K. W. Schneider ... 540–545
Franz von der Leyen, der rheinische Dichter. Skizze von Dr. Erdlie ... 625–629
Weihnacht-Idyll. Ein Dichterwort aus alter Zeit. Von Lucie Otto ... 630–635
Unser Weihnachtsbaum. Von Heinrich von C. Hübler ... 715–735
Erinnerungen des Dichters J. Georg Fischinger. Von Karl Frenzel. II. Besuch bei Immermann. Von Theodor Paur. III. Jahre

Seite

von Scherer. Von L. G. II. Karl von Deutschen. Von L. G. V. Pomerie Bilder. Von Karl Frenzel ... 753–760

Ein deutscher Jude. Mittheilung von Dr. Oscar Klopp ... 761–764

Der Tyrann. Ein Nachtbild ... 765–784

Lessing an Platzmann. Von Ludwig Geiger ... 785–796

Die Bauernhütte. Ein Erinnerungsblatt. Von E. J. ... 797–805

II. Stimmungen und Richtungen der Zeit.

Zum neuen Jahr. Vom Herausgeber ... 1–3

Lebensvolle Architektur und die Mode. Vierter Brief ... 11–25

Politische Rundschau ... 27–38

Kleine Erzählungen ... 39–56

Das Volk und die Freimaurer. Von Dr. Eckleben ... 57–71

Das junge Italien. Von Friedrich Gerner ... 97–109

Was noth thut ... 97–120

Die Gemeinde-Hymne ... 126

Schleswig. Nicht Allianz-Anarchie ... 127–138

„Heim ins Reich"-Bekenntniß ... 139

Zur Schulerklärung ... 140

Urtheil eines Chinesen über den letzten Krieg ... 158–171

Meine Nation, mein Recht. Von Friedrich Gerner ... 217–219

Zur heidnischen Mythologie ... 233–238

Berliner Briefe 19–199. 220–240. 259–280. ... 280–289

Kriegerische Zeiten ... 59–60

Der Hohn der Knechte ... 79

Berliner Hochflüge ... 92–125

Eine Erinnerung. Brief aus Berlin ... 119–129

Eine Stimme aus Oesterreich ... 153–156

Die Deutschen in Oesterreich. Ein Brief aus Prag ... 195–199

Ein Gewissen ... 250–254

Eine Falle oder Ernst? ... 255–258

Deutsche Erlebnisse. Von G. Jannes ... 268–270

Ein Brief aus Oesterreich ... 279–290

Die polnische Frage. Zwei Briefe ... 295–300

Eine Apologie Napoleon's ... 314

Kaiser Alexander II. von Russland ... 317–324

Ein Brief aus Pest ... 318–323

Neue Zeichen aus Oesterreich. Ein Brief aus Prag ... 323–329

Deutschlands äußere Bedeutung ... 330–340

Der österreichische Reichstag. Aus einem neuen Brief ... 340

Florence Nightingale. Ein Charakterbild von A. v. Logenthin ... 341–347

Briefe aus München ... 344–356. 359–370

Der Papst und Italien ... 349

El Radowitz und Gallitzin ... 359

Ein Brief aus Württemberg ... 417–424

Katholisch Leben ... 418–419

Die deutschen „Schicksalsfragen" ... 420

Politische Rundschau ... 477–478

„Zeichen der Zeit" ... 478

Neues Leben ... 498–499

Die christliche Mission ... 499

Ein katholischer Protest ... 503–506

„Was uns noch retten kann" ... 507–509

Aus Stuttgart ... 509

Ein Sendschreiben aus Berlin ... 527–529

Aus Thüringen ... 529–540

Königin aus Berlin ... 558–560

Der Krieg in Nordamerika ... 577–610

Aus deutschen Bädern. I. Pyrmont. II. Kissingen. III. Marienbad. IV. Schlangenbad. Reminiscenzen aus Leipzig. V. Baden-Baden. VI. Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter. Von J. Proelß ... 610–939

Deutscher wilder Westen ... 639–640

Der Herzog von Koburg-Gotha ... 657–658

Das deutsche Theater in Berlin ... 677–679

Das Leben bei Hofe ... 697–720

Ein Brief aus Berlin ... 699–700

Die deutsche Demokratie ... 717–718

Aus Württemberg ... 737–738

Zum nächsten Duellfall ... 738–740

Aus Berlin ... 740

Die Legende „Kaiserin" ... 740–748

Die Lage von Europa ... 807–820

Die Anerkennung der Königreiche Italien ... 821–826

Gruppe über die römische Frage ... 827

Der deutsche Krieg ... 948

Briefe aus Karlsruhe ... 958–979

Aus einem deutschen Briefe ... 969

Unser Blinden. Aus einem deutschen Briefe ... 910–912

Wie ernähren wir uns bei der herrschenden Theurung? ... 917–919

Eine deutsche Nationalität ... 939–940

Deutsche Irrlichter ... 955–956

Der deutsche Sprachunterricht in Frankreich. Von Hermann Lessing ... 969–989

Ein Brief aus Stuttgart ... 977–978

Berliner Elend ... 979–1000

Wiener Briefe ... 997–1019

Die Nibelungen ... 1019

Kalender auf 1867 ... 1026

Ein Urtheil über die preußischen Militärvorlagen ... 1027–1039

III. Völkerzustände, Reisen, Sitten- und Charakterschilderungen.

Das südliche Skandinavien ... 95–96

Irländische Erinnerungen. Mittheilungen aus den Gefängnissen eines Englischen von W. Hornung ... 69–131

Skizzen aus der Levante. I. Bukarest. Mitthauslen. II. Mittheilungen aus Kreta, der Negus. III. Mittheilungen aus der Umgebung des Mittelmeers. IV. Die Pyramiden in Aegypten. V. Jagden von Cypern über Kreta. VI. Jerusalem und Hebron oder Gastfreundschaft. VII. Die Beduinen in Kleinasien ... 56–435

Nach Neapel. Ein Reiseabenteuer. Von M. Bach ... 90–92

Neapolitanischer Karnevalsreiben. Von Gustav Gutzkow ... 142–172

Die Deutschen in Brasilien ... 250

Indianer und ein neuer Schriftsteller in der Indianischen ... 272–274

Der Mittelstand bei Schauspielern. Von Friedrich Lampert ... 801–804

Der Irländische Charakter nach Inamorato. Von Alexander Jaeger ... 777–779

Von Marathon. Von Gustav Freytag ... 810–826

Von Sarnow nach Puerto Cabello. Von J. C. Hansen ... 861–894

Seite

Karl Gutzkow. Von Emma Horkheimer 529—573
Ein Blatt aus Circeji. Von C. Ziegler 541—544
Unser Kanzleistil. Von C. Jungbohn 545—555
Im heimischen Wald. Eine Naturbetrachtung aus den Hohen Tatra. Von Andreas Oppermann 631—646
Ein Volk und Volk. Von Friedrich Körner 646—649
Tagebuch und Journal. Von Friedrich Brunner 649—705
Auf dem Meere 706—728
Eine Nacht auf der Straße Circeji 922—934
Ultimo Thule 934—935
Räuber- und Mörderlexikon 935
Druckfehlerteufel. Von Rudolf Cronau 1017—1028

VI. Geschichte.

Bildliche auf der Geschichte der Buchdruckerei 225—230
Lehrer Bucher's Geschichte der Buchdruckerei in England. Von Karl Hermann 513—514
Der deutsche Bauernkrieg. Von Fr. Siebermann 629—632
Herzogin Anna zu Sachsen-Lehnig (1561) Memoiren zu ihrer Verlobung. Von Ludwig Graf Bellenstedt zum Schaffenberg 650—655
Gerichtsmal über Schlesien 655—656
Noch einmal Gerichtsmal über Schlesien 949
Bilder in Lübeck. Von Heinrich Jessen 953—955
Straßenlampen Wiederspruch 994—995
Sieg von Belleisungen 1026

VII. Der Mensch, sein Wesen und Treiben.

Zur Pflege der Gesichtshaut 25—26
Über ein handliches Kopf eines verlorenen Tons. Von J. G. 131—132
Der Umgang mit Kranken. Nach Florence Nightingale 606—613
Gefährlichkeit der Mücken. Von Emilie Tegetmeyer 629—633
Zum Gesichtsschutz bei Hitze und der Sonne 955
Heilige und Gespenstische Gesichtsfeld 956

VIII. Die Erziehung.

Der Berufswahl 224—225
Übungen und Gedanken der Schulen 240—245
Das Leben der Schule im Norden 548—555
Weltgeschichtliche Erziehungsfragen. Von Dr. Wilhelm Münch 1001—1009
Für den Weihnachtstisch 1026

IX. Philosophie.

Das Gleichnis und die Erkenntnis 625—626
Gut und gegen das Materialismus 673—696
Gut und Glück 696
Ueber die Tierseele. Von Ernst Haeckel 729—740
Die Tiefen der Weltgeschichte 673

X. Lebensbetrachtungen und Lebensbetrachtungen.

Die Tugenden der Frauen 25—26
Gesundheit Weisheit 129—130
Gedanken und Gedanken 130—150
Gedanken und Gedanken. Von Dr. Wilhelm Münch 169—172
Die Schönen-Gemeinde 179
Die „Nachtigall". Aus der Welt der Schmetterlinge. Von J. von Lagerheim 189—191
Die Gesellschaftsverhältnisse und die Frauen-Bewegung 329—340
Über Ich zu Jemandem reden 377—379
Lampf — Kalb — Gut. Von Professor J. G. Schneider 389—429
Die Weihnachts-Mensch-Feier 640
Die Verpflegung der Armen 640
Die Opfer der Gesellschaften 429—433
Internationales Autor- und Verlagsrecht 502—509
Die Erfindung des Telegraphenkabels 509
Kampfesehren 507—509
Gesellschafts-Jahrbücher 640
Der Frauenvereinstag 639
Verschwörung durch Kaltwasser 640
Notiz über „Der deutsche Schutz" 655—656
Verbrechen im Gesellschaftsleben 722—726
Neue Bücher 779
Über den Gesellschafts 840
Der sächsischen Lehrerin-Versammlung 960
Lehrer hat Mädchen in seinem Zimmer. Nach den neuesten Gerichtsberichten. Von Dr. Kobbelius 957—959
Schwarzes Gewissen 1025—1029

XI. Allgemeine Naturbetrachtung.

Zur Kunde der Natur 305—306
Ein Jahresmärchen. Von O. Ungern 681—694
Rat von Leben der Natur 996

XII. Die Naturkräfte der Natur.

Eisenbrand und Blitzgift. Von Dr. Wossidlo 12—49
Lexikon — Schlamm 675—676
Der Blitz. Eine allgemeinverständliche Studie. Von Dr. W. Mundt 1009—1025
Übungen der Gesellschaft. Eine Mahnung und Warnung 1029—1030

XIII. Das All und die Himmelserscheinungen.

Das Leben der Planeten. Von Dr. J. Klinkerfues 193—199
Gesellschaftliche Verhältnisse 239—239
„Ich bin der Welt". Von J. J. 309—314
Goethe's Jahreszeiten. Von Dr. J. Klinkerfues 369—383
Warum leuchtet der Komet? 625—630
Ein neuer Komet 711
Der Weltraum. Von J. Scheiblauer 865—867

XIV. Pflanzen- und Tierwelt.

Die Schwammstadt der Pflanzen 129
Aus dem Zoologischen Garten in London. Von C. Grimm 321—323
Der Weltenraub 393—400
Zoologischer Garten 497—499, 561—562
Der Tierwelt 626—635
Die Schlangen der Mittelmeerischen Wasser 953—955
Tierzeichnen 1026

II. Sprache und Geschichte der Literatur.

Schiller's Sprache ... 189–200
Eine unveröffentlichte Schrift von Paris ... 246–250
Eine kleine Sammlung zu einer Studie bei Shakespeare. Von Heinrich Sanders ... 250–253
Zum Nibelungenstreit ... 265–266
Der Schiller-Goethe-Briefwechsel ... 314–315
Goethe und Pfeffel ... 420
„Deutsche Dichter und Denker" ... 450–456
Lessing, Herder und Goethe — Bilder aus Hamanns Leben ... 536–540
Eine Erinnerung an Schleiermacher ... 565–566
Schelliana — aus Handschrift ... 566
Zum hundertjährigen Jubiläum ... 580–582
Goethe- und Wolfsmythe in Böhmen und Island ... 915–916
Der Dramatiker und Theaterdichter ... 926–926
Shakespeare und Ironie ... 1028

III. Kritisch-ästhetische Aufsätze.

Neue Gedichte ... 26–1000
Neue Romane und Novellen ... 50–126, 224–1028
Johannes Scherr ... 114
Heinrich Leuthagen ... 136
Das Volksmärchen ... 135–256
„Konversationsblätter für Ungarn" ... 215–216
„Deutsche Revue" ... 220
Robert Hamerling ... 276
Ludwig Anzengruber und Theodor Storm ... 323–325
J. J. Weber's „Illustrirte Zeitung" ... 325
Ein Kulturgeschichtlicher Roman ... 325–326
Zwei Dichter aus Norwegen ... 326–328
Eine Klage ... 500
Warum leben die deutschen Dichterinnen? ... 509–500
Walther Goetz und Julie Ebeling ... 514
Karl Immermann ... 535–536
Gedichtbuch von Arnold ... 540
Buch von Bleibtreu ... 555–556
Die natürlichen Klassiker ... 556
Die kleinen Epiker ... 560
Der Leipzig Roman ... 560
Oberländer's Jahrbuch ... 775–776
H. Kurella's Gedichtsammlung ... 825–826
Hamburger Taschenbücher ... 957
Klassikerlexikon ... 956
Eine neue Homer-Uebersetzung ... 959
Julian Schmidt als „Kulturhistoriker" I. II. III. ... 985–1008
Deutsche Musen ... 1000
„Aus Ost und West" ... 1019

VIII. Schöne Kunst.

Bildende Kunst ... 99–100
Musik Unterricht ... 170–180
Der Cornelius Marsuas ... 213–214

[illegible]

Wagner's Tannhäuser ... 420–470
Der Dramatiker Shakespeare ... 470
„Der Ruf der Völker" ... 480–500
Die alte Musikwissenschaft ... 500–510
Musikbriefe aus Berlin ... 510–520
Karl Reinthaler's Berlin ... 520
Briefe aus Köln ... 777–800, 870–880
Reinthaler's Goethe-Gedenk-Bibliothek ... 880–890
Der Maler Franz Dreher in Münchberg ... 900–905
Wilhelm Hensel ... 900–1000
Viola Tricolor ... 1000

VIII. Bilder und Skizzen.

Musik. Aus der Schauspielwelt. Musik, Bilder und bildende Kunst. Musik und bildende Kunst ... 30–40
Shakespeare's „Wintermärchen" ... 70–80
Leipzig in der Saisonzeit ... 130–140
Provinzbriefe ... 140
Der „Tannhäuser" in Paris ... 220–230
Die Opernsaison-Eröffnungen in Berlin ... 250
Ein dramatischer Schauspieler ... 294–295
Typen vom Schauspiel ... 300
Theaterphysiker ... 300
Musik und Gesellschaft in der Musik ... 415–417
Zur Frage über den Inselbesitz der „Berliner-Presse". Von Redakteur und Herausgeber Bernhard Möller in Dresden ... 416–450
Neuere Musikgeschichte ... 450–500
Dramatische Gedichte ... 456–515
Musik und Leben ... 534–620
Drama und Epos ... 720
Gounod's „Faust" ... 760
Der deutsche Musikalien auf der Bühne ... 794–795
Johanna Wagner ... 810–819
Neuere Literaturbriefe in Weimar ... 760
Zur Geschichte der deutschen Bühne ... 972–974
Aus der westfälischen Welt ... 976
Die englische Bühne der neueren Zeit ... 1004

VII. Zur Kunst des Lebens.

Lebenserinnerungen ... 16, 96
Schwindel u. Genie. Von J. G. Fischer ... 30
Glaube ... 56, 616, 650, 716
Lebenskünste. Von Ludwig Speidel ... 176
Gutenberg und J. Petit-Genie ... 176
Der Stoff zur Ehe ... 200–204
Egoismus ... 205
Menschenhass. Von J. Rodenberg ... 276
Der Mensch, glücklich zu sein ... 430–450
Gedanken von C. von Ossenbrugg ... 450–451
Zu Oscar Blumenthal's ... 497–500
Gelegenheitsdichter von Theodor Lehmann ... 546, 650
Ein Handbuch für das praktische Leben ... 600
Zur Gastlichkeit ... 605
Gespräch von Karl Gutzkow ... 736

Neue Folge. Erster Band. Nr. 1. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Zum neuen Jahr. Von Karl Gutzkow. — Der Sommer hat Schuld. Von Heinrich Laube. — Ein gutes Herz. Von Fr. Friedrich. I. — Charakterzüge und Anekdoten. Von Dr. Eberhard. I. — Chinesische Architektur und ihr Muster. Chinesisches Porzellan. I. — Die Zauberflöte des Lebens. — Charadenräthsel. — Schachbrett a Sonne. Von J. G. Fischer. — Räthsel und der Wahl.

Zum neuen Jahr.

Ein Weltaugenblick — wir nennen ihn ein Jahr — ist vorüber; ein neuer beginnt. Möge er Heil und Segen in jede Menschenbrust tragen!

Ein Wunsch des Friedens — verhallend in den Stürmen, die über unserer Heilskugel dahinbrausen und sich leicht noch dem Dach unserer eigenen Hütte nähern.

Die Jugend begrüßt Wechsel und wilde Gärung der Zeiten wie ihr natürliches Element. Die Wolke des Zeitenkreuzes kann ihr nicht hoch genug gehen. Sie will den Kampf, die mächtige Hand im Widerstand erproben. Freudigkeit steht für die hohe Lust der Tagesbahnen herauszuziehen — sie, der natürliche Erbe ihrer Erfolge.

Das Alter kennt Erfolge! Den neuen Wandelungen werden auch sie minder widerstehen, das Kommende wird verschlungen vom Kommenden, die zauberischen Spiegelbilder einer nahen oder entfernteren Zukunft — wen hätten sie nicht schon betrogen! Dank den endlosen Täuschungen, die wir erlebten, das Alter hat die wahre Freude des Vertrauens und des Hoffens auf die Zeit — nur zu sehr verloren.

„Die Ewigkeit ist jung", sagt Jean Paul; „sinke in die Weile, wenn sie kommt! Die Weile nur verfliegt und nicht du!"

Das ist das Werdende im Vergänglichen — dein eigenes Selbst! Bilde, erhebe, läutere es! Kräftige dich für die Erfüllungen deines Hoffens, kräftige dich für seine Täuschungen! Richte den Blick deines Auges, jeden Dämon zu erringen, wie er auch unter seinen Farben schillert, wie er mit dem Medusenblick kalt unerbittlicher Notwendigkeiten dir auch entgegenstarrt! Ring aber Liebe — ein Erlösungsgeister der Menschheit

oder eine neue Täuschung — Helden, gehüllt mit unvergänglichem Erbe, oder Märtyrer, die dem Flammentod kaum entrinnen — nur „versiege" nicht in dir! Banne den weckenden Geschick der Schlachten eine Heerschau unüberwindlicher Gedanken in deiner Brust! Halte die Hand des Fremden, des Bruders im Geiste, des Gleichgesinnten — und verloren gehen kann alles, was uns auch wieder dies rätselhaft beginnende Jahr 1861 an erfüllten Hoffnungen zu versprechen scheint, aber diejenige Weltgeschichte, die das Weltgericht ist, verzeichnet dennoch Siege der Freiheit, der Humanität und des Völkerwohls. Bildung ist Macht! Unablässig vorwärts strebt die Erkenntniß und der Geist allein ist Sieger.

* * *

Mit diesem Glaubensbekenntniß und Jahreswunsch weilen auch wir, in der Mitte unsrer haltend zwischen dem Glauben der Jugend und dem Zweifel des Alters, fortwirken für den Bund des Geistes und der auf jede Entscheidung gerüsteten Gesinnung.

Ein Scherflein zu dieser jetzt vaterländischen Stimmung des gerüsteten Zuwartens und des spähenden Umblicks auf den Hochwarten der Zeit glauben wir bisjetzt, acht Jahre lang, auch durch unsere neue auch in veränderter Gestalt auftretende Blätter beigetragen zu haben. Sie sind dem Augenblick geweiht, der vergänglichen, aber ein gestaltetes Wort [illegible] hinwegrauschenden Stunde. Dennoch suchten wir allen unsern Gesprächen am häuslichen Herde, wie ein Hausvater auch da seine Ordnung innehält, einen einzigen festen Mittelpunkt zu geben — den Ernst des Gedankens.

Unsere Zeitschrift war in Deutschland die erste, die, der Unterhaltung und Belehrung sich widmend, einen Zugang zum Familienleben suchte. Wir haben keine schriftstellerischen Mittel angewandt, den Reiz unserer Gespräche mit den fremden zu mehren. Wir haben keine Bilder gebracht. Wir haben nie unsern Zusammenhang mit dem literarischen Deutschlands durch ein Ignoriren neuerschienener Schriften verleugnet. Die ängstliche Sorge, nur um jeden Preis Thatsache, Realität zu bringen, lag uns fern. Die Reflexion, die Erörterung, die Debatte wird wie bisher von unsern Unterhaltungen am häuslichen Herd nicht ausgeschlossen bleiben, ja wir gedenken ihr mit diesem Jahre noch eine größere Ausdehnung als bisher zu geben.

Eine Beilage: „Neues aus der Welt", ist bestimmt, manches begleitende Bild der Gegenwart in größerer Schnelligkeit als bisher aufzufangen, manche Combination der Umblicke unserm Leserkreise schneller zur prüfenden Erwägung vorzulegen. Unsere ausgedehnte literarische Correspondenz, der weitverbreitete Kreis unserer Mitarbeiter wird uns Gelegenheit bieten, den Inhalt dieser Mittheilungen nicht aus andern Zeitschriften zu entlehnen oder doch, falls dies geschähe, sie mit selbständigen Ergänzungen und eignen Motivirungen zu begleiten. Ein fortlaufender politischer Artikel hat sich die Aufgabe gestellt, zur Beurtheilung der laufenden Ereignisse manchen Gesichtspunkt zu erörtern, der in den Zeitungen beim Widerstreit der sich drängenden Thatsachen und der Parteimeinungen obendrein vielleicht weniger scharf hervorgehoben zu werden pflegt, als er verdient.

An die literarischen Kräfte Deutschlands ergeht der frühere, schon öfters von uns ausgesprochene Ruf, auch aber besondere Aufforderung sich uns anzuschließen und ihre Mit-

Stellungen einer Zeitschrift widmen zu wollen, die, wie sehr auch der Herausgeber seine eigenen Auffassungen nicht zu unterdrücken liebt, darum doch kein einseitiges Parteiorgan zu nennen ist, sondern sich seit Jahren bemüht hat, Gerechtigkeit und Billigkeit nach allen Seiten hin als Maß ihrer Urteile aufzustellen.

Die Verlagshandlung sagt Obigem hinzu, daß die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" nach mehrfach ausgesprochenem Wunsch von jetzt an ihre Jahrgänge mit dem 1. Januar, nicht mehr wie sonst mit dem 1. Oktober beginnen. Die Erweiterung des Umfangs durch eine wöchentliche Beilage bedingte eine Erhöhung des Preises. Derselbe beträgt vierteljährlich 1 Thlr. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Der Humor des Lebens.

Von Heinrich Seeger.

Als ich vor Jahren, um Studien zu sammeln, einige Wochen in Dünaburg verlebte, war es dort der Gewohnheit der deutschen Bevölkerung, Sonntags nach Prügge zu fahren, wo der katholische Gottesdienst im Hotel de la Fleur de Lis alle Arten von Genüssen der Jahreszeit auf die Tafel brachte — auch solche, die in Dünaburg selbst, vergebens gesucht, schwer zu bekommen waren.

Wir hatten fremdem Gebäck die Hochachtung versichert, suchten aber noch die öffentliche eines Besuchs der Kunstschätze, an denen es auch in Prügge nicht fehlt.

So verabredeten zwei meiner Bekannten über Nickelis nach Deutschland auf einen Sonntag, den man sonst nicht gern zum Reisen wählt; da ich sie denn bis Prügge begleiten, den doppelten Weg des Hin- und Rückfahrens mitgenießen und noch verschiedene „Auf Wiedersehen" allein zurückbehalten sollte.

Unser Freitag kam. Die vier Stunden von Dünaburg bis Prügge legt man auf der Eisenbahn in drei Viertelstündchen zurück.

Die weltberühmte Düna Prügges, von Meer und ziemlich hoch, weist landeinwärts immer bedeutendere. Mächtige Granitblöcke ragen in ihrem Bette hier, von Felsen durchdämmert, drüben, wo mit Hacken einer Grotte eingehauen. Dunkelgrüne Moos wuchert und lagert im Innern.

Mehr und mehr füllt sich die Landschaft mit Bäumen und Gebüsch und jungen Eichen, Birken, Erlen und Pappeln. Die mit Hacken oder Messergriffen eingeschnittenen Felsen sind gartenartig ausgefüllt und mit Obstbäumen bepflanzt.

Da, wo man endlich von Prügge ausläuft, empfängt und die ebene Straße mit großen Häusergruppen. Wir glaubten uns ins Mittelalter versetzt und je tiefer wir in die stillen Straßen gingen, desto lebhafter wurde dieser Traum. Halb wie aufgebaute, halb wie von mauerartigen Gebäuden noch bewohnt, dehnt sich diese weite Straße zwischen den hohen Häusern vor uns aus und verläuft weit unten in Gabelgassen. Dunkle Kamineinsätze der Bürgerhäuser hingen uns, die Kanäle übergingen; lange Pferdeställe, einzeln oder paarweise, tauchen an uns vorüber und verlieren sich in den Seitengäßchen. Diese Ställe erzählen noch aus der Zeit her, da Viehzucht von Polen einige Pfandsummen des Herzogs, aus Jerusalem mitgebracht, in der Kapelle des heiligen Basil aufbewahren ließ. Jene Kanäle riechen noch nach dem großen Brande, der einst den hohen Wachtthurm mit allen darin verwahrten Privilegien der Stadt verzehrte.

Sieh' da die schönen Bauernhäuser in Form von alten hohen Hauben! Wie ganz gemütlich diese Fensterreihen, welch reiches Schnitzwerk an der alten Regenthür! — — Bleiben wir einen Augenblick stehen: es wird gleich eine wunderschöne Dame herauskommen, im Reifenrocke, mit Sammetschuhen, die Schleppe des Kostüms von einem Pagen getragen, sie selbst einen Falken vergnügt auf der Hand im perlenbesetzten Handschuh!

Doch dem Sehen ja auch diese Häuser mancherlei Stoff zu den allerliebsten Bildern hervor, und hier ist gar ein weiblicher Laden von Putz- und Spielsachen in die aufgemachten Fensterpfeiler eingelegt und ein possierliches Schild mit großer Schrift daran über der verschlossenen schweren Regenthür!

Aber was ich erzählen wollte! Ob Ihr zwischen der Kunstschätze, die wir in den Kirchen

und im Johannesthurme bruchen, und die Leute, die auf im Hand arbeiten, in der Nähe.

Auf dem Wege nämlich von dem genannten Hospital, wo Hyeling's Familie gelegt werden, nach dem Hotel de la Rose in Wiesbaden mit über eine Kunststraße. Diese Straße führt nun zu zweierlei Leuten Häusern zur Linken; ersteres Malereien hingen über und neben Thüren, manchmal mit Inschriften zu einer Kneipe, einer Schenkstube Einkehr gebieten, durch deren Fenster man ein lichtverbindet Zechleben erblickt.

Und auf einer gewissen Strecke, war — am heiterhell sonnigsten, hellwendigen Vormittag, wo Leben auf dem Straßenpflaster Lust und Freuden nahen sich gehäuft, eine Gesellschaft über dem Thurm hielt. Die Leute trugen nur handwerk Kunst zum Schauen, so oft es sich bewegte, bis gar hin, wo man es von Spaziergängen gerne hatten.

Als nun, neben den genannten, über die Straße Gassen, meistens der Engler von Kegel und mit Kühen, schwerlich beladen, in ein musikerhaft Gehör von weitlich weiten Tagung mit den Leuten Leute. Dann aber, wie wir erwarten, die Fenster zu machen, schließlich in eine riesenhafte an einem Gebäuden Thor und Thürmen Thüren Thüren.

Der Vorgenden Schilderung war Kunst Kunst und wie vorzugeben und in den Kneipen Spanische Effekt der Gärtner, welche noch auf der spanische Jahr der Künstlerin. Und wir Leuten nicht Schlechtes. Dichtung und Kunst der verhalten ab in Aufgaben.

Denn der Oberhofmeister Marquardt von Harms waren stets die Gastfreiheit weniger entzückt mit der spanischen Herrlichkeit, als sie es endlich waren von Hofrath Brandis und von Hofe von Ritz waren.

Margaret'a, in der Nähe Leuten schwer und wenige Jahr hier, über eine Jugend reizte, wandert von der Stirn mit Locken angenommen und Leben auf Gut. Besonders war natürlich Johann Karl's V. von einem unterschiedlichen Einsehen von der Person. Durch Margarethe von Parma als gefährliche Person wurde Schwierigkeit, in Schwierigkeit gemäß, die Behauptung Brüssel von und an Natürlichen Personen hat Leben nicht Leben Leben Leben Jahre erhalten. Zu Gastfreiheiten, bis um die Leben Leute, war ein gar Theil von Leben Leben Leben Leben verhalten. Es verbrachten und Leuchten Leben und als Kind mit den Herzog von Alvas, Minister von Viele. Es gab eine Art gefährlicher Ehe, aus der sich der Herzog schon im vollen Jahre durch den Tod retten. Um es mit den Leben Leben helfen zu machen, mussten der Kaiser Margaretheen Gefälligkeit ab und gab die Hand des Prinzen Ranuzio mit dem Herzogthum Parma zum Gemahl. Da der Prinz kaum über 11 Jahre alt war, so lag von der Abmachung für so große Jugend auf der weiblichen Seite. Niemand that es der alten Frau mit der ganzen Würde, daß der junge Gemahl noch nicht wissen sollte, was Schmerz und Noth in der Ferne sei. Denn selbst Alle Margueriten, die mehr gemüthlich häuslich und auch war von ernsthaftigem Sinne war. Dagegen selbst sie wandten, und den jungen Herzog von der fürstlichen Leben entfalten und zu sich, als verständige Erziehung in Verfassung, im männlichen Leben erziehen konnte. Pferd, von hohen Pferd und hoch Heiligen Lehens der Jagd, die sie lebendigste Lust, an Einsicht gewohnt, war sie in Mang und Haltung mit den Herzogen einer vollendeten Eingewöhnt auf. Und um sich ungemeinen Einfluß und zu erhalten, denn da die Mutter eine Entscheidung verlassen, die unsere gesellschaftlichen Kreise ihr ganz neuen Gemahl als Begleiter zum Kaiserhof abhalten sollte, wußte sie nicht hoch natürlichen Willen die Brust gewinnen, im Gegentheil Dienst in Gemeinschaft und im Fürstlichen Regierung der Niederlande zum Ziele und einen Verkehr zu verschaffen, der die Menschen in ihren Bedürfnissen mit einem gemeinschaftlichen Band zu verbinden pflegt.

Der Art war, als Margarethe von dem legitimen Gatten, der König Philipp von Spanien, auf einem kirchlichen Todestage in Gent die Niederlande als Statthalterin der Niederlande vorgestellt und dabei der königliche Befehlen eingeben wurde, daß die spanische Infanterie schleunigst wieder fahren, lag auf der Hauptsache Prinz von spanische Truppen.

Die junge Dame, Familie von Stolz, der andern adeligen Haus, von Mündern erzogen, gilt bei in Prinzen sowie seinen Kameraden auf der Höhe Stufe hinter von alten Blut. „Das Leben" genannt, an einige Kameraden Adams Spitzen die Kraft welche Schwestern in Mainz zu lassen. Die Mündern auf der Hauptstraße erlebt sich, der Prinz gleichzeitig, Alter von Adam Leben und Haus

und mit ihrer Gattin im Nachbarzimmer zu, den Gutsverwalter herausgehängen.

Als darauf Angelika mit dem Pappendeckel in die Stube trat, war der junge Mann von der unerwarteten Schönheit des idealen Mädchens dermaßen überrascht, daß man es für einen Skandal erklärt haben würde. Und war es vielleicht nicht auch ein Skandal, daß damals Gretchen seinen Vater überredete, daß er — das „Schwiegermutterchen" nach der Stadt. Vielleicht aber war es gerade das Skandalöse im Blick auf Gretchen, der den jungen, sehr ernsten Studenten auf Abwege brachte, der ihn, der Mädchen sonst Respektlos, täglich ein Ständchen in der Nacht mit der Laute spielen ließ.

Während Angelika, die drei ewige Jahre in der einsamen Stube vom Mangelhorn nach angestrengt hatte, ihr auf einem Schemelchen sitzend ins auf ihren dunklen Scheitel die schönen und so treuen Erinnerungen zusammenfaßte, sah, sah sie den jungen Mann, der sich ihr gegenüber gesetzt hatte, sich auf einem Stuhle vorbeugen, mit den Ellbogen auf die Knie stützen, das Kinn in die Hände legen und einen sinnlichen Entzückens lauschte sich den Worten gegen die ihren Blicken wandte. Er wollte die ersten Stufe und ist gibt eine neue Erklärung auf — „ein neuer Mensch", wie er sich in seinem jetzigen Zustand ausdrückte, wollte er lieber sterben, als er Gretchen zu erblicken, das er so hoch liegen wissen. „Ich habe die Studentenschaft seinen gelassen", sagte er, „und es ist ja gar so, daß ich wieder Matrikelgebühr für neun, wie Semester zu Staate kommen. Aber sehr wichtige Entscheidung, wissen Sie, liegt vor, es ist in der Entgegenheit; es gilt mir im Sinne eines Entschlusses, es ist mir ein Bedürfnis, sie schnell zu tun. Mir ist schon einige Tage schon der Studentengeist so ganz fremd und fernliegend. Und wenn Sie mir jetzt sagen, mein Fräulein, möge alles Leben glücklich sein in einer Zukunft einer Tätigkeit und es unbegrenzte Ruhe und für ein treues Arbeitsgemeinschaft beschieden werden!"

Mit seinen ernsten Worten erhielt sich der junge sympathische Mensch, sich gebieten und sich selbst über den reinen Glanz seiner Augen. Die Verlobten hatte sich die ganz auf sich gestellt und ungeahnt geschäftsmäßig in Gedanken und in Worten:

„Und du gratulierst mir, Angelika? Du so ein lieber, junger Mann und wie sehr gelacht! Und hörst es nicht ganz genau, als sagst es? Es wäre auch möglich, daß es spricht? Er meint ich wäre nicht gut und für einen Spanier!"

Angelika schwieg, sie sah seinen nachdenklich lächeln. Aber sie hatte nun viel an den Kinde zu denken und wie es ihm ergeht, sie es ein Spionieren wird.

Und jenes Brüder, — hat der Kinde nicht wirklich auch zum sympathischen Leben und Gutsverwalter zu betrachten und nach Interesse seine Angelegenheiten seiner Erfahrungen machen und Bildung genommen? Ein Entschluß, der es sich im Schein der idealen Klause Blume schlug, quälte sie, schuld in dem Briefe abgelehnt ist, sein abgelehnt. Vielleicht verdient, nichts gesagt hat es sie gute Briefe, sie schwer geduldet verdammen. Aber nicht die Bäuerin allein spielt über sie ihre Macht, auch die Erinnerung hat ein Schicksal an ihm und, während er Lampenbrenn lumen, mit an ihrem Fenster durch die Zweig wandelt, mit Kuss um die Stirn weben weg, die er schwerlich sich zu Weihnachten sucht und zu einer Heirat greift. Jetzt wenn es ihr Ohre und Herzen in die Schule der Erinnerung, für die Mutter vom Stadt gar nicht Lust mit ihm sagt, wenn es ihr gewiß war Ehrfurcht vor der Wahrheit und zwischen die Männer seiner Stadt nimmt, ihr zwei und lustig, hat sich kraft. Und wenn der hübsche Student sympathisch lustige Mädchen preist, blaßt ihr die Brust auf seinen Rücken auch und ihre Augen groß ist, aber zu wissen, daß er dem Studenten gilt, der sie stumm in seiner Kammer streichelt.

Und was an Bildern dem Vorgenommen sonntäglich Sommertage sich grünem Wagen, wo es sich nach dem Namen der Angelika schwärmt unterhalb, weil, wieder einen weißlichen Schleier zu schauen. Die Blickbarkeit schwebt mit der Wolkenfern Sehnsucht am Ufer der See weit hinter den Gipfel der Berge, schon über die Abwesende Schleier der Vergangenheit ab. Sie ist auch heute jener Schenk, seine Schwester, in der sie, wenn auch nicht eigentlich mehr, doch bildlich weiß weniger ist. Denn es ist — in der geschickte Leben und nicht zu ignorieren Tatsachen, was man — zugestehen muß. Gestern, als er sich heute gestern, macht sich für * Abwesen über ihn her. Ein Mißverständnis entschlägt es nicht, aber es muß mit der Zeit gut sein. Der Nachmittag bringt sich dann mit einem ganzen heiteren Thema, für die Angelika klar und nachmittags gestalte, mit der Gelehrten Lehrer wieder sie an die Arbeit im Studierzimmer. Abend

Vor" rannen Sonne: „Jetzt soll ein König" wenn er die Räthsel sagen hörte: „Ja wohl, Jungfer Braut, jetzt muß Gott ein Wettruf!"

Aber um von meiner nicht auf den jungen Spanier zu kommen, so fand er sich endlich schon drei andere Tage ein und bezeugte sein ernstes Heirathsmuth. Er blieb aber länger und sagte sich schon Angelika, deren kunstreichen Worten mit der besonnen Klugheit zuweilen. Wie viele auf den Rathen der Jungfrau besorgte und liebenswürdigen, wurde ihm selber ganz lustig zu Muthe und er konnte es nicht lassen, seine Bewunderung mit heftigen Worten auf ihre weißen Händchen zu drücken.

Von nun an kam Camillo wieder und wieder, viel öfter, als er hätte kommen und die Geschäfte hätte vorbringen sollen; denn die Art und Weise, wie es sich mit spanischen Hofleuten in das Spiel der Londonischen Klugheit mischte, verrieth bald genug, daß neben dem feinen Zwirn sich ein ganz Liebender mit in die Schlinge verstrickt hatte.

Der einmal romantische junge Herr mochte aber bald, daß er es doch mit einer Mutterliebe zu thun habe. Die Frau Gräfin sieht nur die vortrefflichen der Eltern-Tugenden in seiner zukünftigen Heimat: es sind schön, wie die Kastilischen Rosen, die den Hymen duften. Auch Nicht ein schmeichelhaftes Mädchen, denken nicht auch ohne Gürtel, ohne Bewachung. Nein, der Name von Stolz, den auch eine Frau tragen kann, gehört der schönen Angelika auch mehr als der Zierden ihres Gebrauch, der nur auf seinen Kopf kann. Ob schon auch der Gouverneur ein ganz vortheilhaftes Gerücht, den Namen Stolz gegen den bisherigen Familiennamen „Hochberger" einzutauschen.

Um es kurz zu machen — eine reiche Liebe ist ungefähr auch ein junger General nicht viel über als ein Lieber, erfahrener, der langwierigen Belagerung eher den ehrlich Kapitulation vorzieht. Camillo warf sich auf Angelika's Hand.

Die Gouverneur kam so nicht schnell zu wissen. Sie war das vorsichtige Blut der schon langen Herrn von „schwierigen Acten" nicht vergessen. Die Gouvernante sagte Ja und die Gräfin sagte nicht Nein.

Und weiß ein „spanisch Wesen" von Glück und Hoffnung noch sich eine gewisse ganz Eigenthümliches Ehrfurcht. Die Liebe ist geschmeidig und so verwandelten sich Angelika's Ernst leicht in einen reizenden Eigensinn, der, um den Hals des geliebten Camillo gelegt, sich allerliebst anzusehen und über anzuhören wußte.

Nun aber, als Schritte zur Vermählung zu thun waren, erwog sich zu spät der junge Camillo seine Mittel, seines Vaters schuldigen Stolz und die Mühseligkeiten seines Standes als Offizier. Es blieb ihm nach aller Ueberlegung nichts übrig als eine geheime Trauung, eine vorerst noch geheim zu haltende Ehe, falls er Angelika und sein Versprechen nicht aufgeben wollte, wogegen sein Herz und seine Ehre Laut machten.

Eilends war auch die Gouvernante zu schwach, die Gründe zu verstehen, um die schlimmen Verwicklungen zu befürchten, die ein solches Verhältniß in das bürgerliche Leben mit sich bringen kann, so hätte sich vielleicht doch an der Schwierigkeit der Ausführung noch eher zum Guten gewendet, wenn nun nicht im Kapuzinerkloster der Stadt Mann Spanien gewohnt, ein Onkel der Gouvernante, der sie einst geliebt hatte und in seinem schlichten Leben sicherlich genug sich überreden ließ, die Trauung des Paares heimlich und ohne weiteres zu vollziehen.

Nun wäre ja alles gut: die Liebenden waren glücklich und ein volles Vermögen, die freudigere Hoffnung gegen heraus bis, daß mit der Genehmigung des Ministers im Zeichen des Einbruchs auch das wissenschaftliche Glück einen Stoß bekam und verfiel. Die spanischen Grandezzen wurden, den königlichen Befehlen nach, wenigstens Stolz weiß auf den Nationalen zeigen und Camillo über Nacht und Ordnung befohlen, wo er mit einem ellenden Verdacht nach Madrid geschickt wurde. Von Beiden überwunden er noch eine liebevolle Gemma Sorbet zur Tröstung seiner Gemahlin an die Großmutter unter seinen Vater Stolz, da ihm zu einem plötzlichen ausführlichen Schreiben seine Zeit blieb, es auch nur mit großer Mühe möglich zu schreiben im Stande gewesen war.

Der Brief blieb zu erklären und — blieb es auch so immer. Als Camillo vermeintlich aber nur seinem sehr feigen Vater mit einem theatralischen Intermezzo verkommen war, sah sich nicht einsam. Angelika lag auf Stolz, mußte auf Befehl nach Frankreich, englisch und französische Hofleute, der sie jetzt sehr und bezog sie im Mai des folgenden Jahres in der sehr schönen Nacht zwischen Thomas und Trinity gemacht und die mit dem Namen Clarens getauft wurde.

Hier sahen wir beim Sternenschein das schönen Paradies auf der Rosenbrücke.

Darüber Schein der Sternen sich war es

Lieber will ich die kurzen Tage meines Lebens im Wittwen- und Trauerkleide über seine verlorne Liebe hinbringen, als Ihrem Herzen, das früher auf ihn Rechte hatte, Gewalt anzuthun.

Marie
(gefaßt).

Ich handle aus — freiem — Entschluß und muß Ihnen ein Geständniß machen.

Julie.

Ich schwebe zwischen Hoffnung und Schaam. Was können Sie mir anders sagen, als daß Sie Ihre Gefühle ersticken, um mir das Leben zu lassen! (Setzt sich.)

Marie.

Ich spreche zu einem Herzen, das liebt; und das Gefühl des Weibes soll mein Dolmetscher sein. Was mir Heinrich war, davon konnte sowohl Ihr eignes Glück, eh' ich es zu stören begann, Zeugniß geben, wie die Verzweiflung, die ihn überkam, als er glaubte, gegen mich etwas verbrochen zu haben. Als seine Briefe reicher an schönen Wendungen, aber ärmer an Gefühlen wurden, als sie sich zuletzt auf kalte Mittheilung äußerlicher Lebensverhältnisse beschränkten, immer seltner wurden, und endlich ganz ausblieben, — ach — (mit Thränen) ich kann die Verzweiflung nicht schildern, die mich damals auf's Krankenlager warf, dem Tode nahe brachte und mich nur

noch schlimm ergangen: er hatte, herausgemacht, mit dem Gelde seines Vaters ein Gröschen gegründet und sich mit einem madern Mädchen verheirathet. Mit seiner Geburt aber war alles Unglück über die Mutter gekommen. Niemand glaubte an ihre Heirath, von der niemand wußte. Der Einzige, der sie hätte bezeugen können, der Pastor Epistilius im Kirchen, war von dem rasenden Winter mitgenommen worden. So kam es denn, daß Angelike, die sich schon für einen ordentlichen Laden gehalten hatte, so spät noch die Leiden des Kindes brechen mußte und unter die Hyäne der bösen Zungen fiel. Der Christian sie auch nicht, daß sie sich Frau von Veile nannte, weder in seinem Kostwerk hatte.

Im Sommer dieses Jahres kam die Kunde des siegreichen Krieges. Die Abkommen der spanischen Erbfolge-Krieges verkamen mehr und mehr zu häuslichen und siegreichem Gelächter. Und wenn sich mundartenmäßig der Laden der spanischen Stadt in einzelne Gassen fort und war hier am Kriegel auf der Brücke, an diesem legten Ueberrumpf, noch einmal mit der ganzen schildbürgerlichen Schönheit des Kopfs, war sich Kaiser der Alten, überzeichnet hervor. Als den Leuten schon der ganze Schrein noch so spät die Innsbrucker Klänge des Tedeums Gemälde und der Wiener Musik innerem Sinn zu verstehen; wie der Kopf an der Epaulette, erinnerten die schlemmenden Kader an die — Zopfgeschöpfe des Gerichten Gemeinwesens.

Und das legte Ueberbleibsel der Kinder- und Narrenfreiheit hing man noch an der — Kanzelrede des legten Reformators, dessen gebildeter Rock man noch nach einem halben Jahrhundert im weiten Landmeister von Briggs bewahrte — —

Im öffentlichen Leben ist im Verhältniß der Menschen selbst sich nicht selten ein wunderlichen, sonderlich grotesken Humor an einzelne Personen oder Begebenheiten und geht halb Ernst in Spaß und Scherz, wie die sprichwörtliche Schuld, dann schließlich es schwer von meinem auch mit schuld haben ist Schimm mancher ist mit Ernst vorgefallene Thorheiten.

Ein göttinger Verein.

Von H. Seidler.

I.

Akademischer Anzeiger!

Die Stadt Göttingen war in großer Aufregung. König Hieronymus — jetzt „Landesvater" Jerome — nebst Gemahlin und einem großen Gefolge wollte durch die Stadt kommen und einen Tag und eine Nacht in ihr verweilen.

Prächtige Empfangsfeierlichkeiten wurden auf des Königs und des Volkes Kosten veranstaltet; denn freiwillig würden die Göttinger einen Mann, der so große Freude verursachte, nicht mit glänzenden Festlichkeiten empfangen haben.

Der König liebte aber auch die Göttinger nicht. Sie wohnten zu nahe an Kassel, um Hieronymus' Leben und Treiben nicht zu kennen, und sie waren zu wahrheitsliebend, um tadelnswerth als tadelnswerth und jede Rücksichtnahme zu Gunsten derselben zu meiden. Sie hatten es auch schon so genannt. Als man dem König hinterbracht worden war, daß die nicht wenig entrüstet

Der in Göttingen lebende Professor des Landesdirectoriums hatte die Mühe gehabt, den Bürgern zu Gemüthe zu führen, daß sie diese Gesinnung verbergen möchten, um sich durch glänzende Empfang die Huld des Königs zu erwerben. Die Bürgern war indeß ebenso wenig an des Königs Huld wie an dem Frieden gelegen. Nur aus Höflichkeit gingen sie auf die ihnen gestellten Zumuthungen zu den Empfangsfeierlichkeiten. Die Zeiten waren überhaupt nicht danach, um überflüssige Kosten sich zu verursachen. Um es des Königs verschwenderischem Leben mit Pracht zu schaffen, waren sie nur noch ganz karg Lebende geworden. Viele hungen nicht einmal genug, um Brot für ihre Familie zu kaufen. Man mußte sie auch die dürftigen Gehalten die Universitäten und Schulen zum Unterhalten hingaben! Sie wußten es und wußten ebenso schwierigen, wenn die Summe der Steuern und auch so sie betrugen.

Die Einrichtungen waren noch der Folge neuen Verhältnissen entsprechend. Jährlich mußte von Kassel Verordnungen und Befehlen kommen, um mittelst des königlichen Befehls für Rube und Ordnung Sorge zu tragen und bei jedem einzelnen Vorfalle sofort Hülfe zu Hand zu sein. König Hieronymus hatte zwar bei seinem Thronbesteigung in einer prächtigen Kundgebung von seinem Thron herab verkündigt, „er wolle sein Vaterland genießen, ihn zu lieben"; doch war ihm davon nicht geblieben. Der Graf Wallmoden, der ihn auf all seinen Reisen begleitete, sollte seine Worte zur Wahrheit bringen helfen.

Der königliche Hof erschien an dem festgesetzten Tage in der Stadt. Die Bürgern hatte Lauenden Spalier gebildet, denen man Lust mit den

gierig sein, einen König zu sehen, aber daß man nothig hat, ihn zu sehen. Die Stimmung war durchaus keine begeisterte.

Aber Grenadieren und Polizeisoldaten hatten sich in Menge unter das Volk gemischt und riefen: „Vive le roi Jérôme! Vive la reine!“ und das Volk mußte mit einstimmen und mußte den Ruf der Grenadiere: „Mägen ob!“ gutheißen. So, mit Hülfe des ehrlichen Braunschweig, kommt der König von seinem Magen auf sich wirklich einbilden, daß alles in freiwilliger Begeisterung.

Der Präfect, Truppenchefs der Garde und Universität empfingen das königliche Paar und hielten Reden, vor den König langweilten. Er wandte sich ab und unterbrach sie dadurch an ihren schönsten Stellen. Das sollte Hieronymus, der nur Pferde, Mätressen und schmeichlerische Gesänge liebte, mit diesen pomphaften Reden, die nur — gestraft für den Mensch kamen? Er getrat vor seinen Bruder. Er wollte sagen, daß man ihn lieben und „er sich gut aufführen“.

Die Rebelle und alten Stabsoffiziere unter dem Rathhause waren den ganzen Tag über in großer Thätigkeit, um die Studenten zu überwachen, die in einer drohenden Stimmung waren. Doch blieben sie ruhig, keine Störung trat ein. Man wußte, wie gering die Truppen waren, um sehr für den Angriffsbund fürchten. Auch war Palm's Erschießung nicht vergessen.

Das königliche Paar stieg in dem Hause des Präfecten ab. Dicht bei am Ufer der Weinwirthe, dem alten Seeräuberhaus gegenüber, mehr an der linken Seitenwand und Grenadieren standen vor dem Präfecturgebäude, denn der König wußte der republikanischen Garde immer Unterhaltung nicht trauen. Er sah überall Verschwörungen.

Am Abend war beleuchtete Illumination der ganzen Stadt und dem königlichen Paare wurde ein enthusiastischer Empfang mit Musik gebracht.

Wieder kamen sich Tausende von Neugierigen vor dem Präfecturgebäude eingefunden. Studenten waren in großer Anzahl darunter vertreten. Eine Deputation begrüßte den König nicht mehr an der Präfectur. Die Musik spielte. Tausende strömten zu den Fenstern des Präfecturgebäudes auf. Das königliche Paar ließ sich nicht sehen. Ein ohrzerreißendes „Vive le roi!“ und „Vive la reine!“ wurde ausgebracht. Grenadieren und Polizeioffizieren sorgten dafür, daß das Volk mäßig; sie selbst überboten sich im Rufen dieser Worte. Die Musik hat mit einem schmetternden Tusch ein.

Da wurden in dem Präfecturgebäude einige Fenster geöffnet und das königliche Paar trat hervor. Stolz, kalt, hochmüthig blickte der Herrscher auf das Volk herab.

„Ruhe! Ruhe!“ riefen die Grenadieren, denn noch eine kurze Rede an den königlichen Herrn sollte gehalten werden. Einen Augenblick herrschte ringsum die große Stille.

Es war eine Stille wie die, welche man als das Hingehen eines Engels bezeichnet. Um so schrecklicher die Wirkung, als plötzlich aus den Hintergründen des Gebäudes, unter Hohnlachen und Imprecationen heraus eine laute, kräftige Stimme brüllte: „Pereat! Pereat! Pereat!“ rief.

Es war ein einziger Moment, aber er wirkte furchtbar.

Niemand hat ein. Das Begonnen war mißlungen.

Das königliche Paar, den allerwärtigen Ausdruck für das französische „à bas!“ nicht verstehend, zog sich schnell zurück, die Fenster wurden heftig geschlossen. Vor dem Hause herrschte die größte Verwirrung. Grenadieren und Polizeisoldaten suchten den frechen Provocateur zu ergreifen — wer war es? Wer hatte das gewagt zu rufen?

Mit größtem Unwillen wandte sich der König an den Präfecten: „Weshalb haben Sie mich überraschen gemacht, daß niemand solche Schmeichelei mögen darbot?“

„Ew. Majestät“, erwiderte der Präfect bestürzt, „hätte ich einen Ahnen — an Vorbereitungen habe ich es nicht fehlen lassen — aber — — —“

„Wer ist der Frecht?“ unterbrach ihn Hieronymus. „Er wird doch schon festgenommen sein?“

„Ich weiß es nicht“, entgegnete der Präfect verwirrt.

„So kümmern Sie sich darum“, befahl Hieronymus. „Wollen Sie mir sagen, wer es gewesen — Sie hängen mir dafür, daß er nicht entkommt! Das ist der Dank für die Gnade, daß ich in diese Stadt komme! Der Verwegene soll es büßen! Diese Deutschen seien Respect lernen, die Canaillen gemein, der arme Bruder, der Kaiser, daß — ja — die Angst für diese Empörer!“ Er sprach die folgenden Worte unverständlich und wohl für sich selbst.

Endlich verließ der Präfect das Gemach. Der Polizeicommissar erwartete ihn bereits.

„Wer ist es? Er ist doch festgenommen?“ fragte er sofort ihn. „Der König will es wissen.“

Der Commissar zuckte mit den Achseln. „Bis jetzt ist er noch unbekannt.“

„Sie wissen es nicht?“ fiel der Präfect betroffen ein.

„Ich kann von dem Kaiser keine schlechte Meinung haben. In der Verwirrung, welche durch jenen Ruf wie mit einem Schlag entstand, war nicht zu erkennen und nichts zu machen.“

„Und keiner von all Ihren Leuten, keiner von den Gendarmen hat ihn gesehen?“

„Nein, aber sicher — ein Student ist es gewesen.“

„Natürlich! Der Unglückliche!“ rief der Präfect. „Der König ist über die ganze Universität aufgebracht — der Kaiser nicht minder — der Mehrheitige wird zum Opfer fallen.“

„Ich werde ihn entdecken“, ereiferte der Commissar im Gefühl seiner Machtfülle. „All meine Leute sind in der Verfolgung tätig, aber ganz im geheimen und still.“

„Das auch mir das gerade passiren muß!“ klagte der Präfect, der des Königs Ungnade schon im Hintergrunde sah. „Wie verhält sich die Stadt darüber?“

„Ruhig.“

„Bemerken Sie nicht noch andere Erregung während der Nacht?“

„Nein“, entgegnete der Commissar. „Meine Leute bleiben die ganze Nacht hindurch wach. Ich habe auch für den geringsten Verdacht die strengsten Befehle erlassen.“

Nachdem der Präfect dem Commissar noch einmal eingeprägt hatte, alles aufzubieten, um der Thäter habhaft zu werden und ihm jedenfalls sofort Meldung zu machen, verließ er ihn und auch der Commissar trat wenige Augenblicke darauf aus dem Polizeigebäude, ging langsam die zu beiden Seiten aufgestellte Truppe hinab und begab sich auf sein Bureau, wo er die Meldungen der Polizeisoldaten erwartete.

Die Stadt befand sich in der That in aufgeregter Stimmung. Das Gerücht, welches Tausende gehört hatten, von dem alle wußten und dem alle mit wenigen Ausnahmen beistimmten, hatte einen größeren Umfang genommen, als der Kaiser vielleicht glaubte. Wer hatte das erste Wort gesagt, dessen Kunde sich nach Berlin, Wien, Paris verbreiten mußte? Mit vielen Fragen belästigte man sich in allen Häusern. Daß die Polizei und Gendarmerie eine außerordentliche Thätigkeit entwickelten, entging selbst den Bürgern nicht und man begriff, daß es dem Kaiser über alles ergehen würde, wenn man ihn entdeckte. „Er soll ein Student gewesen sein“, sagte man auch in der Stadt niemand bekannt.

Spät am Abend verließen mehrere Studenten in heiterer Stimmung das Wirthshaus, welches sie nach der so plötzlichen Verhaftung des Redners gegangen waren. Das hohe Project hatte ihre volle Zustimmung gefunden und war vielfach von ihnen besprochen worden. Sie waren erfreut darüber, daß dem Satrapen von Kassel zum ersten mal so offen und laut entgegengetreten wurde, was Millionen im Stillen über ihn dachten. Wäre es nach ihrem Wunsch gegangen, so wäre der Tyrann nun auch noch über eine Brudermacht nicht hinausgekommen.

Auf der Marburgerstraße, in der Nähe des Markts, trennten sie sich. Während die andern plaudernd und singend ihren Weg gingen, eilte der eine von ihnen durch eine enge Gasse auf die Ottostraße.

Es war der lustigste gewesen. Um so mehr hätte es jeden, der ihn jetzt hätte beobachten können, auffallen müssen, daß er mit einemmal still wurde und seine Stirn sich zusammenzog. Er ging langsamer und wie in Gedanken, als er die Ottostraße erreicht hatte. Erst als er sich gerade am Ende derselben seiner Richtung sicher, als er zu dem Hause emporblickte und in der dritten Etage, wo er bei dem Polizei Lang wohnte, noch Licht sah, kehrte sich sein Gesicht wieder auf. Andere Gedanken schienen ihn zu erfüllen, denn schnell trat er auf das Haus zu und hier pochte die Faust heftig.

Als es ins Zimmer drinnen hatte, war es junges, lieblich Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, die Tochter seines Wirths, bei dem er Unterricht und erteilt zugleich alle es ihr entgegen.

„Ich dachte es mir gleich, daß du noch nicht zu Ruhe gegangen seist“, sprach er, der Mädchen Hand erfassend. „Ich sah Licht in deinem Zimmer. Hast du wirklich auf mich gewartet?“

„Ja“, erwiderte das Mädchen, seine Hand in die des Geliebten, dem es sich heimlich verlobt hatte, lassend. „Vater war vor einer Stunde hier und sagte mir auf, daß ja erwarten und dir mitzutheilen, daß er dich heute nicht sprechen könne.“

„Dein Vater?“ wiederholte der Student betroffen. „Was will er?“

„Ich weiß es nicht“, entgegnete Marie.

„Wo ist er jetzt?“

„Er ist wieder fortgegangen. Er war unruhig

aufgeregt. Wahrscheinlich macht auch ihm der Vorfall von heute Abend viel zu schaffen. Weiß er auch bei dem Duellirung? Und hat doch gehört, wie einer deutsch Provost! gerufen, als der König zu Boden schmetterte? Es war schändlich —"

„Nein — ja!" erwiderte der Bursch halb verwirrt. „Ja — ja, ich glaube — es gehört zu haben."

„Was hast du, Wilhelm?" fragte Marie, seine Zerstreuung bemerkend.

„Nichts — nichts! — Was sagt dein Vater? Sprach er davon?"

„Er ist nur wenige Minuten fortdem zu Hause gewesen. Die ganze Stadt spricht davon und die Polizei soll dem Rufer schon auf der Spur sein."

„Hm! Wer sagt das?" fiel der Student ein, indem er bei Mädchens Arm erfaßte und sie fortführ anblickte. „Wer sagt das?"

„Ich weiß es nicht mehr — alle", erwiderte Marie. „Weshalb bist du so aufgeregt? Wirst du, wer es ist?"

Auf der Treppe wurden jetzt Tritte vernehmbar. „Es ist mein Vater", flüsterte Marie rasch. „Er darf mich hier nicht treffen!" Schnell verließ sie das Zimmer.

Mit starren Augen blickte Wilhelm Arend, Student der Theologie, ihr nach. Sein Herz schlug aufgeregt rasch. Er schritt einigemal in der Stube auf und ab, um sich zu beruhigen, da trat sein Wirth, der Polizei, ein.

Wilhelm stand mit dem Rücken nach der Thüre gewandt, so daß er ihn nicht sogleich bemerkte.

„Sie haben — —" sprach er — seine Stimme zitterte.

„Ich habe Sie bitten lassen, Herr Arend, mich zu erwarten", sprach Lang. „Ich möchte Sie heute noch sprechen."

„Heute noch?" fragte Wilhelm sich umwendend.

„Ja heute noch. Sie waren ja auch bei dem Duellirung?"

„Ja", erwiderte Wilhelm, durch des Polizei Scharfsinn, welchem Nichts entging noch mehr beunruhigt.

„Sie haben gehört, daß ein Leiter deutsch Provost! gerufen?"

„Ja —"

„Und Sie wissen nicht, wer es gethan hat?"

Wilhelm schwieg. Die Farbe war aus seinem Gesicht gewichen, unwillkürlich faßte er die Finger nacher.

„Sie haben es gethan!" sagte der Polizei leise. Denn Wilhelm's Verwirrung, sein Erbleichen war ihm nicht entgangen.

„Herr Lang!" fuhr Wilhelm sich heftig auf. „Wer sagt das? Wer vermag es zu beweisen!"

„Ich!" erwiderte der Polizei ruhig, mit fester Stimme. „Ich fand von Ihnen nur wenige Schritte entfernt. Ich erkannte Ihre Stimme und sah, daß Sie gleich darauf sich heftig gegen den aufgeregten Menge hindurchdrängten. Sagen Sie mir offen: Haben Sie es gethan oder nicht?"

Wilhelm schwieg einen Augenblick, dann erwiderte er gefaßt: „Ja! ich habe es gethan!"

„Unglücklicher, wie konnten Sie so verwegen und thöricht sein!" rief Lang. „Wissen Sie, was Ihnen warten, wenn Sie entdeckt werden? Sie werden füsilirt! Glauben Sie mir das!"

„Es mag es sein!" rief Wilhelm. „Ein deutscher Jüngling soll diese Insolenzen doch leben lassen? Nein, ich habe das Provost! gerufen — mit Bewußtsein, mit Absicht. Sie wissen es, nun zeigen Sie mich an. Ich gehe in den Tod!"

Die Stirn des Polizei zog sich finster in Falten. „Ich möchte es thun, wenn Sie nur geringe Gnade zu erwarten hätten, wie ein so leichtsinniger Streich unter gewöhnlichen Umständen verübt. Aber ich will Sie nicht unglücklich machen und das möchten Sie werden. Wer weiß noch darum, daß Sie es gethan haben?"

„Niemand."

„Keiner Ihrer Freunde?"

Arend besann sich, war in der Nähe Gast — zur Zeit vom Duell —

„Sie waren noch dem Duellirung mit mehreren Bekannten im Wirthshaus — haben Sie nicht darüber gesprochen?"

„Gesprochen wir —"

„Und es aber niemand, daß Sie es gethan haben?"

„Niemand —"

„Die Polizei weiß, daß es ein Student gewesen ist — war Jemand neben Ihnen, als Sie die Thorheit begingen?"

„Niemand — ich stand allein im Schatten eines Hauses — einige Damen — Frauen und Kinder —"

„Meine Pflicht gebietet mir, Sie anzuzeigen", fuhr Lang fort — „ich will es aber nicht thun — Ihr Vorfahr hat schwierig bei mir gewohnt. Sie selbst kenne ich seit Jahren — ich will es nicht thun, um Sie und Ihre Familie nicht tief Unglück zu bringen. Zum Glück hat der Polizei bisher trotz aller Bemühungen noch keine nähere Spur entdeckt — kommt es heraus, so werde ich Ihnen und Ihrer treuer verlieren — Gehen

Haus, wenn denn mein Weib sich nicht endlich ändern —?"

„Wer mir erzählt es nie jemand, daß Sie darum gewußt haben", erwiderte Wilhelm, indem er des ehrlichen Lang Hand ergriff. „Ich könnte nicht anders in den Augenblicke, als Tausende ihr hoch leben lassen, die ihn im Herzen verachten wie ich."

„Pst! Pst!" unterbrach Lang. „Wie konnten Sie sich nur so hinreißen lassen! Danken Sie Ihrem Schöpfer, wenn es so vorübergeht — die Polizei hatte alles auf, Sie zu entdecken."

„Ich wollte die Stadt verlassen", warf Wilhelm ein.

„Um Himmels willen — nein! Das dürfen Sie nicht! Das konnte auffallen — Sie müssen alles vermeiden, was irgendeinen Verdacht auf Sie werfen könnte — hören Sie vorläufig. Ich komme täglich mit den Polizeioffizianten zusammen, sowie sie auf Ihre Spur — so werde ich Sie gütig genug warnen — dann erst mögen Sie die Stadt verlassen und suchen."

Wilhelm ergriff auch neue bewegt seiner Hand.

„Sie haben nicht verbrannt, daß Sie ganz straflos endigten", fuhr Lang fort, „aber ich mag Sie auch nicht dem furchtbaren Zorn des Königs aussetzen. Nur keine Sie vorsichtig und unternehmen gegen andere. Folgen Sie meiner Kunde!"

Er verließ das Zimmer.

Wilhelm hatte die Tragweite seiner That verkannt, nicht bedacht und erkannt. Aufgeregt schritt er im Zimmer auf und ab und das Wort „Mörder", die Mißhandlungen mit ihrem kurzen Prozeßgange klang ihm immer und immer im Ohre. Er gedachte des Mädchens, das er so innig liebte, durch Schmerzen, wenn er als Verbrecher hingerichtet würde einem dunklen Los entgegen. In wenigen Jahren hatte er für sich sein Weib heimgeführt gehofft — seine ganze Zukunft war vernichtet, wenn er auch vielleicht nur einige Zeit im Gefängnisse zubringen mußte.

In seiner Aufregung faßte er den Entschluß, dennoch zu entfliehen. Er kam ja nur auf die verderbliche Ausführung seines Plans an. Seine Phantasie sah sich mit einem Zaubermit rasch an die preußische Grenze gelangt. Er konnte einen Kutscher vorm Thor, der ihm oft zu fröhlichen Zeiten sein Gefährt gelichen. Es war noch nicht Mitternacht. Es war noch lebhaft in den Straßen. Er vermeinte, daß man gerade auf die Fliehenden würde, die sich entfernten. Wer es wußte so viel Fremde in der Stadt — —

In nächtlicher Einsamkeit wurden oft die abgründigsten Pläne geboren. Wilhelm kannte sich selbst Sicherheit und gefaßt. Er hatte seine wichtigsten Sachen zu sich, schloß sich, er hatte einen Hausschlüssel, zur Thüre hin, warf noch einen Abschiedsblick auf die verschlossene Schlafkammer Mariens und war auf der Straße, die er indes einsamer fand, als er geglaubt hatte —

Erst als er eine Patrouille von Soldaten mit den Hufschlag berittener Gensdarmen hörte, besann er sich, blieb stehen und kehrte in seine Wohnung zurück. Sein Entschluß war es nun doch, lieber zu bleiben.

Der Morgen graute bereits, als er einige Ruhe fand.

Der König hatte am folgenden Morgen in erbitterter Stimmung die Stadt verlassen, nachdem er dem Präfecten noch einmal eingeschärft, den Schuldigen zu entdecken.

Tage waren seitdem schon wieder verflossen; man sprach in der Stadt kaum noch von dem Attentat. Desto mehr wurde es in den Zeitungen ausgebeutet; die Polizei log, wie Wilhelm durch Lang erfuhr, über Nachforschungen im fernen noch mit fremdem Eifer fort — es galt, des Königs Willen zu vollziehen. Eine auf den Schuldigen führende Spur war noch immer nicht gefunden und als ein Tag nach dem andern hinschwand, sodaß Wilhelm selbst nicht mehr an Gefahr; es hob ihn weiter, daß er dem Irrsinnen ein lautes Verrat! entgegenrufen. Auch Lang's Besorgnisse waren geschwunden.

So war Wilhelm täglich einen Tag verschwunden. Oft sah Lang am ersten Tage nicht auf, er konnte mit einigen Freunden irgendeine Fahrt unternommen haben und länger ausbleiben, als von Anfang seine Absicht gewesen war. Als er indeß auch die zweite Nacht und den zweiten Tag nicht heimkehrte, als seine Freunde ihn gleichfalls vermißten und aufzusuchen kamen, als niemand von allen wußte, wo er sein konnte, flog eine bange Ahnung in Lang auf — er war entweder gestohlen oder doch noch von der Polizei entdeckt und heimlich festgenommen worden. Und diese Befürchtung durfte er nicht einmal aussprechen, wenn er sich nicht selbst in Verdacht und wegen seiner Mitwissenschaft in Gefahr bringen wollte!

Selbst gegen Marie, die ihre Angst und ihren Schmerz nicht länger zu verbergen vermochte und ihren Vater gebeten, daß er sich mit Wilhelm Krone im geheimen verbinden, durfte er seine Befürch-

sung nicht erwachen. Ein doppelter Interesse knüpfte ihn jetzt an den Verschollenen.

Vergebens bemühte er sich, von den Polizeioffizianten unter der Hand irgendeine Aufklärung zu erhalten. Er machte endlich von Wilhelm's Verschwinden Anzeige und ward sogar in seiner Vermuthung irre, als er bemerkte, daß auch die Polizei sich Mühe gab, den Verschwundenen aufzufinden. Die ganze Stadt sprach davon.

Lang hatte an Wilhelm's Aeltern geschrieben — vielleicht war er zu denen geeilt. Sie schrieben bekürzt zurück, daß sie nicht wüßten, wo er sei, und wenige Tage darauf kam sein Vater selbst, um Nachforschungen anzustellen.

Eine Flucht war nicht zu vermuthen, nichts deutete darauf; er hatte nicht einmal sein Geld mitgenommen. Man sprach von Selbstmord, aber nicht der geringste Grund, kein Anzeichen dazu lag vor. Er war im Gegentheil die letzten Tage vorher besonders heiter gewesen und am letzten Nachmittage hatte Marie noch mit ihm gesprochen, ohne das geringste Auffällige in seinem Wesen zu bemerken.

Es war nur ein Unglück oder ein Verbrechen oder der Fall zu vermuthen, den Lang befürchtete, an den niemand freilich zu denken vermochte — daß die geheime Polizei ihn in aller Stille aufgehoben.

Gegen Wilhelm's Vater sprach Lang diese Vermuthung aus, indem er ihm alles mittheilte. Sie reisten zusammen nach Kassel, vielleicht gelang es ihnen dort, die Spur des Verschwundenen zu entdecken. Tagelange Bemühungen und die vergeblichsten Nachforschungen blieben ohne Erfolg.

Lang selbst gewann wieder den Gedanken an ein Unglück oder Verbrechen, aber auch in dieser Beziehung war die Polizei bereits thätig gewesen, ohne das Geringste zu entdecken. Anfrufe in öffentlichen Blättern blieben ohne Erfolg.

Dieses plötzliche, unerklärbare Verschwinden machte das größte Aufsehen und setzte die Stadt wieder in eine gewisse Aufregung, die sich steigerte, je mehr vergebliche Bemühungen zur Auffindung des Entschwundenen gemacht wurden.

Es blieb ein Räthsel. Aber auch diesen Vorfall sing man an zu vergessen, als Wochen und Monden vergingen, ohne daß man von dem Entschwundenen das Geringste erfuhr.

Wilhelm Krauß befand sich aber in der That in Kassel — als Gefangener — —

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Starrkrampf und Pfeilgift.

Von Dr. Wagner.

I.

Ueberzeugungsgewißheit! — —

Ein Schreckbild der Menschheit, das immer und immer wieder vor unsere schaudernd erregten Sinne tritt!

Aber der Starrkrampf kann niemals die Symptome des Schimpfs tragen.

Ein Mensch, der im Starrkrampf liegt, zeigt folgende Symptome:

Eine unbeherrschte Zusammenziehung der vom Krampf befallenen Muskeln, vorzugsweise der Kau- und Schlundmuskeln, wodurch die Kinnladen so gegeneinander gepreßt werden, daß es unmöglich ist, sie mit Gewalt zu öffnen — Kinnbackenkrampf, Lockmuskel —; dann der Nacken- und Rückenmuskeln, wodurch der Kopf nach hinten gezogen wird und wie eingekeilt zwischen den Schultern sitzt, nicht mehr nach links zu drehen ist. In gleich starrer Streckung liegen die Arme und folgen dem Zuge der Muskeln zu Drehungen nach innen oder außen, die man mit aller Anstrengung nicht willkürlich zu machen im Stande ist. Einigemal fand ich bei Kindern die Arme in der heftigsten Contraction der Beugemuskeln. Der Krampf kann den ganzen Rumpf befallen, seltener ergreift er zugleich die Unterextremitäten. Jeder Versuch, den Kranken zu rücken, zu heben, die starren Muskeln etwa durch Druck oder Zug oder Streichen zum Nachgeben zu bewegen, verursacht den Krampf, erregt heftige Convulsionen und ruft heftige Schmerzen hervor, die man aus der Mimik des Patienten beurtheilen kann oder die er mit Wimmern oder unverständlichen Lauten kund gibt. Von Zeit zu Zeit zuckt der Körper wie von elektrischen Schlägen getroffen zusammen. Die Vorgänge der höhern Sinnesorgane beweisen eine hohe Reizbarkeit auf geringe sie treffende Reize — das Bewußtsein ist ungetrübt. Es treten mit Nachlaß des Krampfes periodisch ein, aber in allerdings Bewegungen behaftete Muskeln. Versuche, dem Patienten Getränk einzuflößen, verweisen das Unvermögen zu schlingen und rufen Convulsionen, Steigerung der Zufälle hervor; die Athemfunctionen werden unter dem Krampf der Brustmuskeln in höchstem Grade beeinträchtigt, der Kranke ringt mit der Gefahr zu ersticken. Sein Gesicht mit dem traurigen Ausdruck, mit tief hervorstehenden oder verdrehten oder schielenden

Augen, mit dem elektrischen Funken der Muskelfibern ist charakteristisch genug, um seine Verwechslung des Starrkrampfes mit ihm in andern Fällen ähnlicher Krampfzufälle oder Krankheiten gänzlich zu verhüten. Herzschläge und Puls steigen während der Dauer der wie schon gesagt mit Remissionen (Nachlässen) wechselnden Paroxysmen, die Hauttemperatur ist in solchen vermindert und kühler Schweiß bedeckt den ganzen Körper. Der Tod erfolgt unter der Dauer der höchsten Intensität aller vorgenannten Symptome entweder plötzlich unter rasch aufeinander folgenden Convulsivanfällen suffocatorisch (Erstickung) oder in zwei bis vier Tagen durch eine der höchsten Ueberreizung nothwendig folgende Erschöpfung aller Reizbarkeit, Lähmung des Nervenlebens in seinen Centralorganen.

Wie aber zusammengefaßt stellt der Starrkrampf einen höchst gefährlichen schmerzhaften Ergriffenheit des gesammten irritablen Nervensystems dar, der nicht das Bewußtsein, aber den Willenseinfluß fast aufhebt und das Centralorgan der motorischen Nerven zwingt, die Muskeln in einer Richtung aufs äußerste anzuspannen, verhältnißmäßig diejenigen Grenzen, welche die erste und nothwendigste aller Lebensthätigkeiten, das Athmen, bewerkstelligen helfen.

Kein Zug aus diesem Bilde entspricht der populären Vorstellung vom Starrkrampf! Jene angeblich beobachteten, für Starrkrampf gehaltenen Fälle, in denen da und dort ein Mensch in todesähnlicher Starrheit und Ruhe, eiskalt, bewußtlos und gefühllos auch gegen die angewandten heftigen Reizmittel, mit hippokratischem Gesicht gelegen haben, von dem Arzt für wirklich todt erklärt worden sein und nach vier, selbst acht Tagen, die man ihn aus Vorsicht noch habe im offenen Sarge liegen lassen, demnach wiedererwacht sein soll, sind nur in der Tradition des Volks fortlebende Täuschungen. Starrkrampf ist nicht Scheintod; dieser Zustand, in dem sich Erhängte, im Wasser Ertrunkene, vom Blitz Getroffene oder vom Kohlendampfgas (im Kohlendampf) Vergiftete befunden haben, ist mit ersterm gar nicht zu verwechseln, obwol auch bei durch genannte Gase Vergiftenen durch ihren Krankheitskampf und andere traurige Zufälle an ihn erinnert wird. Hier aber ist das Bewußtsein unmächtet und das Empfindungsvermögen in hohem Grade vermindert.

Die Ursache des Starrkrampfes ist entweder a) eine heftige Reizung eines peripherischen sensiblen Nerven, Verletzung, Quetschung, Zerrung eines Nerven. Während oder nach gefährlichen Operationen, Verwundungen ist er als Wundstarrkrampf (Tetanus traumaticus) der Schrecken der Chirurgen; oder b) eine im Rückenmark und Gehirn primäre heftige Affection, über die sich viel pathologisch deuten, aber nicht sagen läßt, daß wir wüßten, worin sie besteht. Wir sehen nur ihre Wirkung und nennen diesen Starrkrampf im Gegensatz zu dem vorigen den idiopathischen. Diese idiopathische Form kommt vorzugsweise häufig vor unter den Bewohnern der tropischen Gegenden, unter denen die farbige Menschenrasse öfter als die weiße befallen wird. Man nimmt an, daß er dort die Folge unverhältnißmäßiger Schädlichkeiten, des in der heißen Zone empfindlichern Wechsels der Temperaturverhältnisse der Tages- wärme und Nachtkühle ist, daher er auch rheumatischer Starrkrampf genannt wird. Als Folge heftiger Erkältungen ist er indessen auch in unsern Gegenden, namentlich in gebirgigen, beobachtet worden. Zwei Fälle dieser Art sah ich selbst. In dem einen war es ein Soldat der Artillerie in Graz, der, nach einem unvorsichtig genommenen Fußbade mit starkem Schüttelfrost und Schmerzen in den Nacken- und Maternmuskeln in das Militärspital gebracht, bald nach seiner Aufnahme vom Kinnbackenkrampf und allgemeinem Tetanus befallen wurde und bei andern Tags in der Morgenstunde verschied. Der zweite Fall ereignete sich bei einem Müllergesellen in Niederlangenau bei Hadelschwerdt, der, an einem Sonntag in der Nacht aus einer entlegenen Schenke heimgekehrt, es vorgezogen hatte, sich sein Nachtlager auf frischem Stroh in dem Garten der Mühle zu suchen und nach einem festen Schlafe in der vierten Morgenstunde mit Frost erwachte, durch Gliederschmerzen verhindert wurde, sich aufrecht zu erhalten und, in der Mühle angelangt, sofort zu Bett gebracht werden mußte. Ich sah ihn etwa um die zehnte Stunde. Man hatte ihm kurz vorher Thee gereicht, den er nicht hinunterschlingen vermochte — er klagte über Halsschmerzen und steifende Schmerzen in den Kinnbackenmuskeln, konnte den Kopf nicht wenden und überhaupt keine Bewegung ohne Aufschreien ausführen. In der Mittagsstunde lag er im vollkommenen Tetanus und Trismus. Um Abend — Nachlaß, nur ein convulsivisches Zittern des ganzen Körpers dauerte fort. In der Nacht ein wenig Schlaf. Beim Erwachen beginnt das Zittern wieder. Am frühen Morgen wieder zu ihm gerufen, erzählt

man mit, er habe noch Gerichtsl verlangt, aber bei dem Versuch zu schlingen habe er heftig würgen und husten müssen; darauf sei der Kranke eingeschlafen, in welchem ich ihn am Tage darauf fand. Er hielt mit geringen Pausen bis Nachlassen bis zum Abend an. Der Kranke verweigerte von jetzt ab, irgendetwas zu sich zu nehmen und schöpfte schwerern Athem; ein leichter Druck, auf die Muskeln der Hüfte ausgeübt, rief Zuckungen durch den ganzen Körper hervor. Am dritten Tage kein Krampf, aber große Erschöpfung, Zunahme der Athemnoth. Die Muskeln erschlaffen nachgiebig, der Patient wagte indeß keine Bewegung, er verrieth Angst, sowie man ihn zu berühren suchte. In der Nacht erreichte die Athemnoth den höchsten Grad. Er starb in meinem Beisein gegen Morgen, indem er eine letzte sehr Inspiration machte, der ein heftiger convulsivischer Stoß folgte.

Wir wollen in diesen Blättern eine noch genauere Schilderung des besonders in der Kindeswelt häufig vorkommenden Starrkrampfs geben und dann von einem Gegenmittel sprechen. Es empfiehlt und mit aller Zuversicht eine Mittheilung im „Ausland" das lebensgefährliche Gift gegen den lebensgefährlichsten Zufall als ein neues, erwiesenes und wissenschaftlich bewährtes Heilmittel: das Pfeilgift der Indianer. Sehen wir zu, mit welchem Grunde.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Oesterreichs Artillerie und die Musik.

Wiener Brief.

I.

— — Mein Freund, weiß ein Thema haben Sie mir gestellt' — —

Die Musik, die in Oesterreich ehemals zu jenen Genien des Lebens gehört, die von ganz eigenthümlich märchenhaften Reflexen umflittert ist — sie noch vollends in ihrer Stellung — zum „Salon"? Zur „Antichambre"? Zum „Boudoir"? Nein, sagen zum „Atelier"!

Sehen Sie, für die Fälle, die Sie mir stellen, darf ich Sie sogleich mit diesen freundlichen Worten, die Sie beim Postdamer Verein für die Reinheit der Sprache in Verruf bringen werden.

Die österreichische Artillerie und die Musik!

Trotzdem, hör' ich Sie erwidern, können Sie Oesterr aller Zeiten nicht vom Auge bannen. Sie denken an die Zeiten der Fanny Arnstein und ihrer Tochter Henriette Pereira! Das war heute Nummer, mein Bester, gratuliert Vereinsglück — Sie haben aber recht — die Musik führte dort manchen Hochgeborenen ein. Dort sah ich Jahrzehnt vom Hammer-Purgstall, dem Metternich, der so gern alles wissen und können mochte, nie vergaß, daß er sterblich sprach, was ihm versagt war — dort sah ich den „Kanzlerle" Fürsten Friedrich Schwarzenberg, noch ehe er seine Briefe an Generalin schrieb — und von denen ich Ihnen in Erinnerung rufen will, wie viele nur für Eingeweihte gedruckten Büchern unter anderen ein Tarifkupfer hatten, auf dem ein auf ungarischer Heide in einsamer Oede — an Galgen hängender abgebildet war. Einzelnheiten des schmackt einen fürstlichen Touristen! Wie oft musste ich dieser Virtuosität zuhören und dem Reisepotpourri des liebenswürdigen, geistvollen, aber in seinen politischen Ueberzeugungen ganz vortrefflich zu nach Gusto passenden „Kanzlerle" gewachsen bei den sieben schmerzlichen Schlesien, die über die ungarische Heide und nicht über Gilead, nicht über Zigeuner und Pferdediebe herausbrechen sollen! Dies melancholische Tarifkupfer! Wissen Sie, welche Gestalt mich in Rom vor zwei Jahren so gerührt hat? Ein Sohn zwei Grafen Leiningen, der an einem solchen ungarischen Galgen endete — der Sohn zwei „Hochverräthers" war in den gräflichen Stand getreten. Demüthiger geworden, sah verhärmt, schlank, ehrt in seiner ganzen Haltung und — vielleicht höher er war auch Ihr Donauvater, und da wäre denn — die heilige Musik vertreten. Erschöpfen wir die düstern Bilder! Bei Pereira war es, wo jener Graf Mailath und oft begegnete, der im Sturmbergerjahr in München mit seiner Tochter den Tod suchte, weil es — nach seine Schülerschätzung gab. Zwei Mailath war klein, sah etwas schmerzlich aus, war nicht eben leuchtig wie „sind den Ei gefüllt" und legte sich deswegen darauf, mit Graf Spaßiere zu wetteifern und schöne Frauen magnetisiren zu wollen. Zwei Mailath war einst reich und das grausame Geschick übte ihn noch, als er alles verloren, durch — ein fabelhaftes Gedächtniß. Muß man sich glücklich gewesen sein und dann nichts vergessen können! Mailath konnte Gedichte nach zweimaligem Lesen von vorn und rückwärts auswendig. Ein Kartenspiel nach einmaligem Auflegen wußte er nach der Reihe zu nennen. Er wußte im Koran und Talmud, in der spanischen, englischen, ungarischen Sprache, überall Bescheid. Nur eine Schwäche Mailath's war es, sich Lesemüdigkeit zu beichten, eine Jagd nach Wiges, Wortspielen, Epigrammen anzustellen. Mit welchen Conversationen beehrt man nicht im — „Salon"! Bei einer vortrefflichen musikalischen Production, wo Mailath in einer Fensternische herumstand zu kosetten schien, kam er eilig auf mich zu und sagte: „Mächtige Gedanken ist ein Gedankenstrich einer Insel im Ocean

reichen Orient? Comprenez pourquoi vous!" Der Weg führt sich nach langem Hinaus auf in — Majorika.

Mein Freund! Glücklich das Zeitalter, wenn es vergönnt ist, die Musen zu beschäftigen. Sie glücklich ist Oesterreich über die Gesellschaft, wo den eigentlichen Kern der Aristokratie bilden, schon sein lange nicht mehr. Unbillig wäre die Behauptung, daß wir Nicht-Adeligen im Nicht-Wollen aber im mangelnden Interesse seinen Grund hätte. Nein, im Gegentheil! Oesterreichs Aristokratie war von jeher kunstliebend. Das documentiren die meist vortrefflichen Bildersammlungen, die fast jedes Schloß aufzuweisen hat. Aber selbst der beste Wille scheitert an der Ungunst der Zeiten. Die Musen fordern zu ihrem Gedeihen einen goldenen Boden: sie fordern Ruhe, sie fliehen den Sturm der Leidenschaften nicht überwinden.

Wien ist allerdings der große Sammelplatz der großen österreichischen Länderverbindung, aber das Wien von jetzt hat die alte Farbe und seine Luft für derartig gelockte Pflanzengenie verloren. Manche Brust schnürt sich hoch und eng auf, wenn sie Wien Goldwaren im Kleinen hat. Den alten unserer Stadt hatten einzelne vielleicht noch am ehesten aufrechterhalten; unwillig glaube ich — einem früher höchst glücklich gewesenen Gourmand, einem Kenner der Tafel, wie der schwungvolle Dichter der „Jahreszeiten", Baron von Zedlitz war — der aber den Appetit verloren hat und in dem Maße jetzt darüber sich erbittert, wie er früher zu Tische bei Lebzeit gerne.

Wenn man die Namen der höchsten Aristokratie Oesterreichs Revue passiren läßt, so findet sich ein ruhmwürdiges Interesse verstehen an allem, was seinem Namen, seinem Stande Ehre macht, und vor allem an den Schöpfungen des Genius. Meist sieht man sich nachgängig, wenigstens die Zeiten vorüber sind, wo Fürst Lobkowitz, der Vater des jetzt regierenden Fürsten Ferdinand, auf seinem reizend gelegenen Schlosse Eisenberg dem Adel der Umgegend ein Concert gab, zu welchem er die Sängerinnen aus Wien und Paris berief. Die Damen, deren Zeit gemessen war, fanden Relais auf jeder Poststation, und diese ungeheuren Kosten wurden für den Genuß eines einzigen Abends bestritten! Oesterreichs Grenzen überschritt weit bekannt sein Künstler von einigem Ruf, den nicht auf den vielen kleinen, aber glänzenden Bällen und Schloßtheatern der Aristokratie Gelegenheit wurde, Ruhm und Geld zu ernten. Wie manches Künstlergemüth würde entzückt sein, wäre es ihm da und dort vergönnt, nur allein die herrlichen Instrumente zu prüfen, die jetzt noch in so lange unbenützten Zimmern vergeblich der Meisterhand harren, um unter der Berührung derselben aufzuleben! Manche reiche und fürstliche Theatergarderobe ist hier und da noch vorhanden, die sich nach und nach von der durch den Adel der Umgegend selbst aufgeführten dramatischen Vorstellungen merkwürdig aufbewahrte. Ich kenne solche Theater, die für beiden Musikchöre zum Unterricht für eine Anzahl junger Hofschauspieler haben und durch dieselben eine ziemlich gute, wohlgeschulte Kapelle herstellen, die bald im Schloß, bald auf dem Schlosse concertirt.

Diese Hinneigung zur Musik ist noch jetzt eine allgemeine — mitten im Chaos politischer Wirren. Noch kann gestern einen lustigen Vorabend kennen sich die Töne Jellachich's glätten, wenn er den Tönen eines einfachen am Klavier vorgetragenen Liedes lauschte. Die Worte eines von Wallenstein's Lieblingsliedern vorgetragenen Liedes krönten den Genuß durch Stimmen und der harmonische Gegenwart entzückten. Daß Jellachich selbst der Verfasser der unter seinem Namen gehenden Gedichte war, kann ich nicht verbürgen. Vielleicht war, wie gerade die österreichische Aristokratie mit den Führern der jetzigen politischen Wirren empfindlich nicht allein in materieller Beziehung leidet, sondern wie die Leiden noch erhöht werden durch die von altersher bei Gelegenheiten und mit den Leben eingeführten Sitten und Institutionen, denen entgegenzutreten schwer, ja für die jetzt lebende Generation fast unmöglich ist, so wird man begreifen, daß von einem unterbrochenen Mäcenat und einem weit verbreiteten eigenen heiteren Musentrieb in den meisten Fällen kaum in Oesterreich die Rede sein kann.

Dennoch werde ich Ihren Wunsch erfüllen und auf einige erfreuliche Erscheinungen innerhalb dieser Sphäre in meinen Nächsten zurückkommen.

(Der zweite Brief in nächster Nummer.)

Die Zunahme des Luxus.

Schon oft gab es Zeiten, in denen der Luxus auf eine auffallende Weise überhandnahm und den Sieg über alle andern Interessen der Menschheit zu gewinnen drohte.

Die sahen sich sogar die Herrscher gezwungen, eine Kleiderordnung einzuführen; die Geistlichen sahen sich genöthigt, von den Kanzeln herab gegen eine solche allen einreißenden Unsittlichkeit mit ernsten und strafenden Worte zu mahnen.

Eine solche Zeit ist die unsrige, in der wir leben und fragen müssen. Gibt es kein schöneres Ziel als Diamanten, Gold, seidene Stoffe und glänzende Haareinrichtungen? In Frankreich, wo diese neue Richtung der feinen Gesellschaft gehören mußte, ermahnen bereits die Ehrenpredigt von den Kanzeln herab gegen den überhandgenommenen Luxus; in Deutschland hat sich manche ernste Stimme erhoben.

Mit kirchlichen Maßregelungen ist es nicht allein gethan. Kirchliche Mittel machen die Sache nur ja oft noch schlimmer, als sie bereits ist, indem sie häufig die Gemüther und Gemüthe in ein feindseliges, ehrenpflichtiges Gebaren einschlagen lassen und den Materialismus durch Heuchelei und Scheinheiligkeit erfüllen helfen.

Fragen wir uns, wie es kommt, daß sich die

Menſchen der Genußſucht und dem Luxus ſo unbedingt in die Arme werfen und betrachten wir die Welt um uns her, ſo müſſen wir uns ſagen, ein großer Theil der Schuld liegt in der Erziehung. Die Töchter erhalten eine faſt nur äußerliche Bildung. Sie lernen kaum mehr als diejenigen Dinge, womit ſie in der Welt und der „Geſellſchaft" ſich zu behaupten im Stande ſind. Die Muſik, der Tanz, die Sprachen, alles wird exlernt — zur Vorbereitung für den ſo ernſten Wettkampf im Leben. Dabei wird nur zu ſehr vernachläßigt, und den wahren Ernſt des Lebens zu ſpät berührt; man ſpricht von Achtung vor der Wirthſchaft, von verſtändigen Hausfrauen, von Vorſtehrinnen einer Haushaltung, von liebevollen Gattinnen, zärtlichen Müttern und in Wahrheit — kommen doch die Reſultate heraus, die wir täglich ſehen. Geiſt, Herz und Gemüth ſind verarmt. Die Luſt am Schein beherrſcht die Geſellſchaft. Selbſt die Religion, ſelbſt die Empfindung hat ſolche Formen, die faſt unſere Weſen erſtarren laſſen. Seht nur, wie ſich der Beſuch einer ſittlichernſten Predigt auch heutzutage vereinigt mit der glänzenden Abendgeſellſchaft! Dort ein neues Kleid für den Altar des Herrn, hier für den Ball ein neuer Kopfputz — „weil alle Welt zu den Leuten, den ich vor acht Tagen anhatte; man würde ſagen: Sie müßen ſie ſich einſchränken'" Der Gatte bringt Opfer über Opfer — um den Ruf ſeiner Erfindung zu erhalten. Der Luxus erfordert Summen über Summen. Um ſie herbeizuſchaffen, muß der Mann zu allem bereit ſein; um nur immer Geld zu verdienen, darf ihm kein Geſchäft zu bedenklich erſcheinen. Einen Großen der Menſchen — einen Advocaten — ſahen wir ſeinen Ruf verlieren, weil ihn Geſellſchaft ſeiner Frau einen Aufwand machte, der ihn zwang, jenen Prozeß anzunehmen. Ein Arzt, deſſen Praxis nicht gleichen Schritt mit ſeinen Bedürfniſſen hielt, ſpeculirte an der Börſe und verlor alles — ſelbſt das Vertrauen auf ſeine Kenntniße. Wer zählt die zerrütteten Verhältniße, die alle ſchon dem zunehmenden Luxus zum Opfer gefallen ſind! Staatsmänner, Erzieher, Philoſophen, an euch ergeht die ernſteſte Mahnung!

Ob lebt in den deutſchen Frauen immer noch ein reiner Kern. Eine Frau ziert nichts mehr als eine Einfachheit. Sie iſt das Beiſpiel für ihre Kinder. Bildet euere Söhne zu tüchtigen, freien und kartenMännern! Bildet den Geiſt euerer Töchter, ihr Herz! Schließt ihnen das Leben in ſeinem Ernſt, auch die Zeit in ihren höhern Fragen auf! Erzieht der Welt ein für das Schöne, Gute, Ueberſicht, Maße, freie parteinehmendes Geſchlecht und der Sinn für den Luxus wird ſich bald verlieren! Luxus tödtet nur die Kräfte des Innern und Aeußern, weil Frankreich ſeine Freiheit verloren hat, iſt auch von dort hierher neue Lanzenſpitze für Druck und Luxus gekommen.

Anzeigen.

Ein ganz wunderbar intereſſanter Zuſtand iſt es, der ärztlichen Sorge zu Grunde liegende Krankheitsfall.

Kurzſichtigkeit iſt oft ein ganz abſonderer und beſonderswürdiger Mittheilungsdrang, dem leider nur zufällig der Stoff fehlt.

Wollt ihr Menſchen zum innigen Umgang in Liebe und Freundſchaft beſtätigen, ſo erzieht ſie — zur Selbſtſtändigkeit! Unerträglich ſind die Menſchen dann, wenn ſie jenen kleinen Schein von Recht gehabt haben mit vielen großen Worten und Gebärden auftreten.

Lebensbild u. Lied.

Von J. G. Fiſcher.

Du früherreicher Mißgunſt,
Zu dem die Zeit die Klebe ſpann'
Wer leicht ſich, der ſich unterwinden
Und — „unternehmen' unternehmen'"
Ob gehn in immer ſtarren Gleiſen
Gewerb' und Wohlfahrt ihren Zug.
Denn ſtatt der Hände ſchafft das Eiſen
Und der „Banquier" führet Krieg.
Geld' Geld! Du Pfaff der Schacherrieten,
Der kann der Zukunft Reich nicht ſchützen'
Man ſegt und man gewinnt verſchmitzt
Mit dem allein, was man nicht beſitzt.
„Geſchäfte machen" — leicht Geſchäft,
Nimmt man das Meiſte nur am Zeit
Und Banken — Meiſte aller Arten,
Sie ſchießen üppig auf dem Boden
Wie Spreten hinter der Troſſe Schwanz;
Und Pfifferling' nach dem Herrenmaß'
Da überlebte Zeit von Eiſen,
Fahr' hin, wir machen Arbeitsgeiſter'
Haben den Adam noch abgetrieben,
Die Kunſt auf'er Zeit zu ſein.
Die nach der Geiſter Miniaturen
Im Gerüſt des Baues Glut verdämpfen.
„Kramm" ruft der Don Juan der Zeit
Der ſchwindelnd leichte Spitzgeiſt,
„Daß du am letzten Tag verſtreuſt
Den unſterblichen Funken Kraft"
Vogue la galère! Nun hänge dich an,
Daß dir den Mann des Gedankens nehmen,
Kein Gott ſchützen mit ſeinem Arm
Und laß die wachſen den Weltbeſtricke
Für des Genußes ſüße Trauben' — —
Zum Teufel mit dem alten Glauben
Daß nur den aufgeraubten Raum
Zärtl Leben muß gebrauchen kann!

geneſen ließ, um zu hören, daß er vermählt und auf ewig für mich verloren war. —

Julie
(wendet ſich ab).

Marie.

Fünf Jahre ſind ſeitdem verfloſſen. Was das Unglück erſt zu vergrößern ſchien, das Geſchick meines Vaters, ſein Tod, der Tod meiner Mutter, das grade lehrte mich ruhiger werden, gefaßter; denn es erſtarrte mich, es gab mir die Todtenkälte eines Marmorbildes; ich ſahe, es gibt eine Schule der Leiden, in der man lernt, unglücklich ſein. Ich gewöhnte mich daran, meine erſte und einzige Liebe nur noch zu betrachten, wie einen ſchönen Traum, der aus meiner Kindheit Tagen wie eine goldene Fabel, wie ein ſüßes liebliches Märchen herüber klang. Wer darin die Schäferin, wer der König war — ich hatt' es vergeſſen; ich konnte lächeln, wenn es manchmal in alter bunter Pracht an meiner Seele vorüberzog; denn es war mir, als hätt' es mir einer erzählt, nicht, als hätt' ich es ſelbſt erlebt.

Julie.

Und dennoch — dennoch könnten Sie ſich vermählen?

Marie
(ſich bekämpfend).

Ich kann es. Die Natur gab uns Frauen die Beſtimmung, erſt durch des Mannes Willen uns zur Selbſt-

Neues aus der Welt.

Inhalt: Politische Neujahrsbriefe. Von Karl Gutzkow. I. II. — Berliner Briefe. I. — Kleine Erzählungen. — Musik. — Theaterwesen.

Politische Neujahrsbriefe.

I.

Die Gerüchte, welche sich Napoleon III. entschließen haben soll, einen neuerdings versuch zur Wiedereinführung parlamentarischer Freiheiten in Frankreich zu machen, nimmt auch die kirchliche Frage genannt.

Wir glauben, entweder mit Unrecht oder, falls dies nur in der That die Absicht des großmächtigen Theilgebers seiner in Frankreich so wenig angefochtenen Gewalten gewesen sein sollte, mit verkehrter Berechnung.

Im allgemeinen kann man annehmen, daß Napoleon III. seinem alten Carbonarerschwur nicht vergessen hat. Schon von seinem Onkel sagte man, daß sein mehrer Gewinn die glücklichere Verwirklichung der Gedanken Robespierre's war. Auch der jetzige Kaiser der Franzosen hat ein gut Theil vom Jakobiner; man wird nicht umsonst acht Jahre in eine einsame Festung eingesperrt und hat nicht umsonst den Ehrgeiz, als Schriftsteller neue Gedanken zu haben oder alte neu begründen zu können.

Das Papstthum abzuschaffen, ist ein Familienprinz der Bonaparte. Für den Kammerherrn gibt es keinen Helden, für den Italiener heimathe keinen Heiligen. Der Legitimismus in Frankreich scheint noch nicht überwunden zu sein und sein Bundesgenosse ist die römische Hierarchie. Diesen den Papst seiner Würde zu entkleiden, ist gewagt, Napoleon III. erdrückt ihn durch Zärtlichkeiten. Für diesen geheimsten Gedankengang in der schwerfamen geführten Jakobiner Seele spricht die große Anregung des Parlaments gegen all diese Zärtlichkeiten und die Gesinnung des Kaisers mit seiner Gemahlin.

Sollte der Kaiser wirklich glauben, für diesen (Adam, großen, der Unabschlichkeit würdigen Gedanken (den Gedanken, heimlich zu wollen, daß die katholische Kirche ohne einen Staatshalter Christi bestehen kann) Organe der Ausführung oder auch nur Organe der Zustimmung in seiner Legislative zu finden, so dürfte er sich bitter irren. Schon Schiller's bekannter Vers läßt das Beste vom einzelnen, nichts vom Ganzen erwarten. In einer Umgestaltung entsprechender Regierungshandlungen würde in Frankreich eine Gesetzgebung obsiegen, die, wie der Convent, auch der Revolution in ihren dictatorischen Nothwendigkeiten oder auch den noch mit erster Schülerwuth ergriffenen Theorien Rousseau's und Raynal's entstammen mag. Wenn die gegenwärtige französische Legislative nicht durchgängig aus Beamten der Imperien besteht, so ist ihre Unterlegung meist gehemmten Gedanken und in weltbürgerlichen Anschauungen ziemlich vorgeschrittenen Kaiserd unmöglich.

Gewisse große Gedanken werden immer nur erfüllt werden, wenn die Initiative einem eingeborenen überlassen bleibt. Es ist eine traurige, aber unwiderlegliche Wahrheit, daß in großen Krisen die Diskussion schwächt. Frankreich beseß unter Ludwig Philipp die Diskussion in weitester Ausdehnung und ging zurück. Wir können und wir müssen als Deutsche die gegenwärtige politische Stellung Frankreichs verwerfen, aber der Franzose kann immerhin mit ihr zufrieden sein. Wird sie gewendet, wurde sie durch die Zertrümmerung der Tribüne.

Läßt Napoleon III. die Franzosen wieder diskutiren und sprechen, so bezweifle wer, ob er hören wird, was er zu hören wünscht. Kann er nicht sämmtliche Regierungsacte, die in Einem, vom Land, von den Vorgängen und Erfahrungen des Kaiserreichs gewonnen, vor ihm liegen, so wird die Freiheit des Urtheils gewisse gefährliche Stellen finden, wo sie sich unerschrocken ergehen kann. Das wird dann auf alle Fälle der Glaube der Väter und nicht unmöglich der Zauber des Einigen Rom sein. Montalembert und Veuillot werden erkennen über die Bundesgenossen, die ihnen in dieser Frage die Hand reichen. Der Widerspruch, der langangesammelte Groll gegen den Januar Decembre kommt endlich da irgendwie zu Worte. Die Kaiserin wird die Genugthuung haben, daß die Frauen und die Töchter der liberalsten Deputirten ebenso denken wie sie — der wichtigste Mann in Athen war der Themistokles seiner Söhne; wenigstens sagte Themistokles: „Ich regiere Athen, mich regiert meine Frau und die wieder regiert unsere Söhnchen." Frankreich steht in Religionssachen unter dem Einfluß der Familie und die französische Familie ist empfindlich und klug.

Sollte der heimende Parlament vom Schlosse Hom nicht längst diese Witterung haben und vollkommen wissen, was weit es selbst, der alte Carbonaro von 1831, der Bildung seines Volks voraus ist? Gewiß! Steigen ihm zu viel der schönen Phrasen und bunten Bilder auf dem kochenden parlamentarischen Topfe, mit dem er's jetzt einmal versuchen will, so zieht er ihn gewiß vom Feuer wieder ab. Und wie die Mittelgebenheiten sich im ganzen und großen anstellen, würden wir auch hier erst darin gar kein Unglück finden.

II.

Verdrießlich verkaufen?

Die Wiener Zeitung hat vielleicht zwischen „Verkauf" und „Uebernahme eines kontrahirenden Theils

der Nationalschuld" unterschieden. Die Gerichte erwarten sich.

Und in der That doch besser, als mit dem Frühjahr von Caporetto auf einen Entscheidungskampf begonnen haben, dessen Folgen ganz Europa erschüttern, die Niederlage Oesterreichs zu einer Schmach für Deutschland, Oesterreich Sieg aber zur Geisel — der Bedrückten Europas machen würden.

Wer dem Mann auf Caprera, dem Liebling der Epoche, dem Musterbild der Tatkraft im Unglück, der ruhigen Mäßigung im Glück, vor dem ritterlichen Gegnern, der einem Könige huldigen kann, wenn im Königszimmer die Offizierszeugen des Streits, die Obrigkeiten einer reichern Einigung liegen, vor Garibaldi sind in diesem Augenblick die Karten des Venetischen Meers und der Alpen ausgebreitet. Aufjauchzend Mann werden die Uniform Garibaldi wieder anziehen; 200000 rücken ihnen nach und der Kampf entbrennt zur Ehr, zu Recht, in den Schluchten der Lagunen, an den Buchten Dalmatiens. Die Kunde der Empörung schreckt ein Angriff, der um die Rechtlichkeit der Mittel nicht in Verlegenheit sein wird, in jener lichten Gebirgswelt, in Thälern und Gegenden, wo die Luft am Aufstand die deutsche Regel, die Ruhe nur ihre Ausnahme ist. Die Weltgeschichte lehrt der gemeinschaftliche Gegnerschaft; sondern ihn doch selbst die Republikaner Tessins, die freien Schweizer, nicht unterschieden' Deutschland, das frankfurter Bundestags Deutschland, besitzt seine Grenzmarkzeichen von den tschechischen Alpen herab in die Karte Italiens hinein so leichtsam verpackt und verlassen: wer bürgt für etwa Pünktchen, daß sie auf den Hellenpfaden um den Garbasee hinaufgewundenen Kanonen, die Rosse und die Verfolgten verwunden sollen? Deutschland wird den Krieg haben, den Krieg gegen einer Volkserhebung, die vor bewundern und lieben.

Wohl ein schöner Theil Italiens, wer nur und umgrenzt liegt' Venedig, die stolze Wasserstadt mit ihren Wunderbauten, mit dem Meeresmund ihrer Heimat, mit ihren Verschlingungen, die Millionen verschlungen haben' Die Provinz mit ihren palastbesäumten freundlichen Städten' Padua, der Sitz der Wissenschaften; Vicenza, das marmorreiche, ein einziges Denkmal Palladio's die ganze von dem großen, dort geborenen Baumeister gebildete Stadt; Verona, das sagenreiche, ein einziges Bollwerk, das man den Nachkommen Dietrich's von Bern gebauen zu müssen scheint, Verona, von dessen Zinnen herab der Blick in die fruchtbaren Thäler der Etsch bis zu den Krümmungen des Po hinabschweift, zur trüben den Garbasee beherrscht, Verona, das den Anfang einer Grenze von Befestigungen bildet, die nach unbegreiflichem Mißverständniß des Gegners in Villafranca vollständig vergessen geworden scheint.

Aber ehrerbietig wie dieser Besitz das Hochgefühl des Deutschen schwellen darf, erregt er das fanatische Verlangen des Italieners, der Einheit und Aufrichtung seines Vaterlandes diese vollste Blüte bedrücken lebend nicht entgegen zu sehen. Die Gewährung höchst lästiger, von der Natur gezogener, hochgebildeter Gränze zwischen Mayr und Thun wegen jener Thore, die jetzt in Italien den Sieg errungen haben, seit Dezennien lebendiger in der Brust als irgendein anderer Gebietserweiterungstheil auf der Halbinsel.

Spricht das Gold in den großen Angelegenheiten der Geschichte eine so unwürdige Rolle, daß selbst eine Abtretung gegen Uebernahme eines Theils der Nationalschuld kein Wort wäre, das im Rath der Cabinette, auf einem Congreß, gehört werden könnte? Denn stehen die Staaten wirklich wie im Mittelalter auf dem Standpunkte des Duells. Im Duell verlangt der Begriff der Ehre, daß selbst der Gebrechliche zur wirklichen Ehre noch sein Leben möglichermaßen hinzuverlieren kann. Mag im Leben der einzelnen tragisch und schön wirken mag, ist es nicht immer im Leben der Völker, die Lehre der Neuzeit vermeidt die staatsromantischen Standpunkte und bringt nicht mehr Dynastien, sondern Nationen in Conflicte, nicht Standesvorurtheile, sondern Wohlfahrtsbestrebungen der Menschheit. Wo ist in Oesterreich die allgemein verbreitete Gesinnung, die Gut und Blut an die Nothwendigkeit der Erhaltung Venetiens setzen möchte? Sie ist nicht einmal in Wien vorhanden, geschweige in den entfernteren Theilen der Monarchie. Länderverkauf gegen den Willen der Betheiligten, wie Franz I., um sich aus Karl's V. Gefangenschaft loszukaufen, Burgund hingab, wie Dänemark zur Zeit Napoleon's Norwegen an Schweden abtrat, rief Burgund und Norwegen, um eine solche Verletzung zu hintertreiben, in Waffen; anders aber, wo der Verkauf die Wünsche der Verkäufen erfüllt. Großen Staaten sind der Menschheit erlaubt machen durch den Kauf und Verkauf der Völker in Alten und Neuerlin. Die Engländer machten sich in Westindien zu schwarzen Vasallen des großen Negers, indem sie vorzogen, sich lieber die Länder zu erkaufen, als sie mit den höchsten Anstrengungen zu erobern. Louisiana und Florida fanden zur Zeit der Erhebung Nordamerikas zur jungen amerikanischen Republik im Zustand derselben Hülflosigkeit; sie gehörten Frankreich und Spanien, aber ihre ganze Gesellschaft war auf die Theilnahme an der unter den Sternenbanner sich schwenken Union gerichtet. Das Gold, ein Napoleon verkaufte 1803 Louisiana. Spanien verkaufte 1819 Florida. Der Stolz Spaniens auf seine Besitzungen jenseit des Oceans war von je so groß wie nur irgend der des Hauses Habsburg auf seine Erb- und Kronlande sein kann. Die Republiken Südamerikas gestalteten sich durch die Entscheidung der Waffen; aber Cuba, das sich noch in den Händen der Spanier befindet, wird ohne Zweifel binnen kurzem von ihnen freigegeben werden — gegen eine Entschädigung an Geld. Die Macht der Thron ist jetzt Länder als dynastische Momente.

Es ist erfreulich, in unserm Geschichtsbüchern zu lesen, wie die deutschen Reichsstände 1295 Kaiser

Mangel abzuhelfen, weil er die Hundertel an die Procente von Maland verkaufte. Die Hundertel war 1395 eine Münze, die dem gehörte, der die eiserne Hand darauf hielt. Das Halten der Völker mit eiserner Hand hat aber unser Jahrhundert herzlich satt bekommen und nicht nur um derentwillen, die zunächst von den wichtigen Fingern einer solchen eisernen Hand ergriffen werden, sondern auch um jener übrigen Glieder willen, die noch zur eisernen Hand hinzugehören und den krampfhaften Druck mit nachfühlen — bis in ihr innerstes Lebensmark.

Man erwidert: Das ist Idealpolitik! Die Erfahrung lehrt, daß eben, was heute Idealpolitik genannt wird, in zehn Jahren die Politik der Nothwendigkeit ist.

Karl Gutzkow.

Berliner Briefe.

I.

— — Die Geselligkeit beginnt erst im Januar. Man hatte einen ebenbürtigen Ersatz für den englischen Gesandten und den reichen Empfang beim türkischen, der bekanntlich ein Gönner ist, Weihnachts-Bescherung, Schwingerschen Ball und jetzt „jeden Abend Matrosenball über die neue Militärverfassung nachzuerfinden" Generalin von Bonin, einer Ehrendame. Die Hohe Pforte ist in der That so entgegenkommend vervollkommnet, daß wir kaum für möglich halten, mehr Vorzüge im Schlafen auf Wachsbett besitzen können. Die Türkei ist in vieler Beziehung das Land der Bildung, der feinsten Geselligkeit, der Liebe zu Kunst und Wissenschaft. Ich möchte, Sie sähen die originelle Einrichtung! Diese schwellenden Divans, diese traulichen Rauchzimmer mit den orientalischen Apparaten gemüthlichsten Rauchverkehrs! Beamte, Diplomaten, Künstler, Geistliche — ein bunter Durcheinander, von dem vielleicht nicht einer ein Wort türkisch versteht; nur der, der es vielleicht in unserer Gesellschaft versteht, der russische Gesandte, — schläft. Die persönliche Liebenswürdigkeit des jungen Ehepaares bot die Orientalische Hoffe auf das anmuthigste Mahl. Man bewunderte allgemein ein Geschenk des Königs von Schweden, daß eine Gedenkmünze für die Begräbniß des Königs bei seiner vorjährigen Thronbesteigung, vielleicht auch eine Auszeichnung für die Vermittelung der Zusammenkunft ist, mit denen ein schwedischer Prinz gegenwärtig auf seinen Reisen im Orient empfangen wird. Eine acht Fuß hohe Säule von Porphyr mit einer antiken Vase von gleichem Gestein, doch so, daß Sockel, Säule und Vase aus drei verschiedenen Gattungen bestehen.

Das Gespräch konnte natürlich keinen anderen Gegenstand betreffen als Ihren neuesten Staatsgrundgesetz-Entwurf, Schwank contra Stieber; Stieber contra Simons, Zelig, Körner und das in seiner Würde durch Entfernungen dieser Cartinaerischen Reben beleidigte Kammergericht im Hintergrund als bedeutungsvolle Nebenfiguren. Ihr jüngstes von Ihnen verehrtester Freund führte den Vorsitz. „Die Sünde der halben Ehe", so oft im Munde, daß eine Dame, angeregt von christlichen Anschauungen, sich äußerte: „Sie wollen die Leute in Säle nähen und ohne weiteres einige hundert Personen hier in den Bodensatz werfen, wo er am tiefsten ist?" „Bitte", fiel Professor von K. ein, „in den Rummelsburger See, wo die Eichhoff'schen Enthüllungen über die Prostitutionsverhältnisse der Schuljungen spielen, wie weiland im Boden einer Weberseele die alten Götzen spukten, die der heilige Gallus hinausgewiesen." — „Ach und Hulle", fiel eine Ihnen bekannte ultra-blonde Dame ein, „haben wir genug in diesen Tagen gelitten, haben Sie ja an den Krenzler'schen Ball!" — So traurig man das unverzeihliche Thema ist, um so mehr verlangt es auf der Stelle wiederaufgenommen.

Durch viele charakterliche Grauen suchte der Redner mit ihren tiefsten Accenten beruhigend hindurchzudringen. Hans von Bülow hat nur seinem Glück seinen Heirathsantrag in der Singakademie begegnen. Wir wissen es ein höchst Unternehmen, auf jeden eigener Finger, richtiger zwei eigene Hände bei seiner Zuhörer ganz Gesichten lang zu schätzen. Doch dort muß ich den Spaziergang" Publikum wird, so hat von Bülow, gleich dem Münchner und der Fremde, gleich einer Gnade zu hoffen weiß, bedarf es Gastrollen von Liszt, gegen eine Hymne von Bach — verleiht wird, sagen wir, dem Selbstvertrauen nur Erfolg gefehlt. Wer kennt nicht die Launen des Publikums, und es scheint, Hans von Bülow hat ein Publikum, das mit dem genialen Virtuosen immer einverstanden ist.

Die Italiener sind noch zu sagen, d. h. auch die Singerin. Es hat etwas Imponirendes, daß Hr. von Hülsen sich noch nie so viel Anerkennung erworben hat als durch das Engagement dieser italienischen Opernprimadonna. Für die Instandhaltung der deutschen Oper können alle Mittel zu klein sein. Signora Lucchi ist ein Juwel; ohne schöne, umfangreiche Stimme, die für absolut nennt wie Fischerstrick erklären läßt, über einen Hauch erhabenen Zauber auf die Gemüther aus. Signora Lucchi ist leider durch die zu große Körperfülle für manche Rollen kaum möglich; ihre Stimmmittel aber sind ganz vortrefflich. Unter den Herren, die den genannten Damen in den Stimmmitteln kaum ebenbürtig sind, dürfte Salvini noch den meisten Anspruch auf Anerkennung haben. Man gab Rossini's „Mathilde von Schabran", eine alte Schabrack, die in der Erinnerung der weiland „alten Sonntags Garde" noch fortlebt, als Hermione Gentry, Jäger, Tauscher und Zschiesche sangirten.

Milde Stiftungen.

* Die Frankfurter Mozartstiftung, von einigen Dilettanten durch Musikvereine begründet, besitzt gegenwärtig ein Vermögen von 37822 Gulden. Zu dem Zweck, den sie verbreiten will, gehört vorzugsweise die Heranbildung junger Talente für die höheren Aufgaben der Musik

Ihr erster Zögling war der jetzige Kapellmeister Carl Herzog von Meiningen, J. Gott. Der gegenwärtige heißt C. J. Brambach.

* Die Schillerstiftung, welche dem schon verstorbenen als ausübendem dramatischen Talente gewidmet, hat dem nächstens auszusprechenden Vorhaben nach Oeffentlichkeit die Folge gegeben und ihren „Sechsundzwanzigsten Rechenschaftsbericht" erscheinen lassen, von dem die Zeitungen Auszüge mittheilten. Ihr Vermögen besteht in diesem Augenblick aus 70000 Thalern und 2000 Thaler sind im verflossenen Jahre an sonstige hierdurch Schriftsteller zur Vertheilung gekommen. Bei Durchsicht dieses mit Genauigkeit auf alle Eingehenden der Stiftung eingehenden Berichts hat mir persönlich und den Charakter einer Wohlthätigkeitsanstalt abgerechnet Herz den Wunsch zu vernehmen gegeben, auch hier sonstige Personen ausdrücklich mit Namen genannt zu sehen. Die Statuten der englischen „Literaturstiftung" schreiben vor: „Namen und nähere Angaben der Unterstützten der Unterstützten zu verschweigen, ist herkömmlicherweise unerläßlich. Wir sich die getroffenen Anordnungen bei ihrer Vertheilung gegen Täuschungen zu schützen wissen, so werden sie auch durchaus beachtet sein, das Interesse der Empfänger zu schonen. Die Vermittelungsform muß hinlänglich öffentlich sein, um eine Sicherheit zu bieten; aber auch hinlänglich geheim, um jede verletzende Oeffentlichkeit zu vermeiden." Und die französische Stiftung sagt: „Das unverbrüchliche Geheimniß ist über die Namen der Unterstützten aufgelegt. Jeder, der ein solches Geheimniß verletzt, unterliegt der Strafe des Gesetzbuches." Darum aber, weil in Deutschland eine solche Einrichtung nicht durch lebendige große Gesellschaft von Privatpersonen wie in England getragen werden kann, weil sie mit aller nur erdenklichen Umsichtigkeit und Uneigennützigkeit an jedes nur irgend überreichte Manuscript und Ansuchen an jeden nur irgend überreichten Mann und Leben gewiesen werden muß, soll die Schillerstiftung auch einigen Leute Mißtrauen als nationales Institut auch darin gelten, daß ein solches Unternehmen bei uns, wo mit vollem Maß verschwenderischen Deutschen, alle Jahre den Schleier des Geheimnisses lüftet und die Namen der Orden, der Kranken, der Armen vorgeführt, die bis zu 5 Thalern Unterstützung hinunter empfangen haben. Sie sollen genannt werden, damit sie zu Schiller's Geburtstag soviel zur nationalen Feier dieses Tages von der Bürgschaft hatten, „daß seine Gläubigen befriedigt werden". Zweihundert deutsche Ehrenmänner, die in gewissig Gemeinde sitzen, controliren die Handlungen des auf sieben Personen beschränkten Verwaltungsrathes und doch will eine Stimme in München wissen, daß jene sonstigen bedürftigen Schriftsteller waren. „Die Geheimhaltung der Namen wird auf die Dauer unerträglich" ruft eine heutige Zeitung. Würde heutige kann sich die Sachlage gestalten, wenn die Schillerstiftung durch die bekannte Hochherzigkeit und den Wagemuth des Majors Herre vielleicht 200000 Thaler besitzt und sie dann der großartigere Organisation erhalten würde, die wir in Nr. 42 des vorigen Jahrgangs andeuteten.

* Eine sehr bedauerliche Wendung hat die als so hoffnungsvoll begrüßte Entscheidung der Literaturversorgungsanstalt für Schauspieler, der berliner Pensionsanstalt, genommen. Der gewesene Chef derselben, Hr. von Hülsen, hat angezeigt, daß er sich auflösen würde. Eine Schöpfung Louis Schneider's, der talentvollen Schauspielerin und Schriftstellerin, seiner Gemahlin Fr. Minchen und Königl. von Preußen, sollte sie eine Mittelanstalt werden, in welche sich der für sein Alter oft der Fürsorge, Unterstützung verlangsgewesene Schauspieler einkaufen konnte. Die reichen Geldmittel, die ihr zufingen, auch von Nichtschauspielern, gestatten, schienen auf die Garantirung der Statuten einen unverhältnißmäßigen Einfluß gehabt zu haben. Sie lagen allein in den Zufall, nicht in die Kontinuirlichkeit. Der Inhalt dieser Art mußte strengere Berücksichtigungen erfordern, namentlich einmalen gebeten, in alle leichter Mittel auf einer Gegenseitigkeit aufgestellten, auf welche die übrigen Contribuenten angewiesen waren. Die Geschenke hörten auf und der Antrag nach Herausgabe der Einzahlungen begann. Schließlich ist die Auflösung des Untergangs bisher so verwickelten Falls eine bedauerlich mit dem Rücktritt des Hrn. von Hülsen für seine artistische Stellung gekommenheitsgemäße verschieden. Einer der regsten und uneigennützigsten Beförderer der Pensionsanstalt, der frühere Agent derselben, G. Heinrich, übernimmt sich mit Hrn. von Hülsen und die Folge war eine Auflösung aller Schulden der Anstalt können bei erfolgen, worauf die Schauspielerwelt ein Sauve qui peut! ergriff und die Statuten sich so leicht gemachte Heimzahlung der eingetheilten Beiträge aufrechterhalten begann.

Musik.

* In den eigenthümlichen Erscheinungen, die Deutschland ganz besonders angehören, darf man die Liederkränze rechnen. Die sehr sie gepflegt werden, beweist der Bau einer großartigen Liederkranzhalle in Stuttgart. Erst zehn Jahren besteht der heutige Liederkranz zu Errichtung eines ihm eigenthümlich angehörenden großartigen Gebäudes und hat bereits 60000 Gulden zu diesem Zweck zusammengebracht. Das hier Gebäude, umgeben von großen Gartenräumen, nicht hier zu den Gesellschaftszwecken des Liederkranzes selbst dienen wird, sondern auch zu Kunstausstellungen und ähnlichen Veranlassungen verwendet werden kann, so hofft man die zur Vollendung des Ganzen noch nöthigen fernern 60000 Gulden durch Verpfändung einiger Kapitalien gewinnen zu können. Der Stuttgarter Liederkranz hat sich seit Jahren an jedem 9. Mai eine kirchliche Empfang des Todestages Schiller's durch Rede und Musikaufführung zur besondern Aufgabe gestellt.

Briefwechsel.

— Herrn *** in Prag. Wir von gewissenhaftesten Dienern bereits geschrieben worden, ist ist nicht möglich, die darüber Angabe Ihres Dichtwerkes zu treffen. Jenes Gedichtes schicken sofort in Ihren die Übersetzungen Ihrer's zum Gebrauch.

— Herrn *** in Hamburg. Nach den Proben zu schließen, die Sie eingesandten Manuscript des „Deutschen" von uns in Heften erscheinenden Buch Männer d. Heinr'schen Buchhandlung mitgetheilt, kann Ihre von einer Ablehnung Bestimmungen haben. Doch Gewißheit sein in schwach, daß Sie zusammenhalt und Heinrich Ihnen gefallen sein können. Manuscript nimmt auf, wie Dr. Steinmann's Name als der des Herausgebers genannt sein. Ihrer Manuscript den mündlichen verabredeten Bedingungen zurückgeschickt.

— Die Redaktion *** zu St.-Charlest in Missouri. Ihre freundlichen Mittheilungen deutschen Unternehmens in Amerika werden gelegentlich benutzt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 2.** Wöchentlich 1½ Bogen.

Inhalt: Ein göttinger Verrat. Von Fr. Friedrich. II. — Staatskunst und Heiligkeit. Von Dr. Wichmann. II. — Das Buch und der Buchhandel. Von Dr. A. H. Wilhelm. — Oesterreichs Verkehrsstraßen und ihr Werth. Von [illegible]. II. — Zur Pflege der Gesundheit. — Neue Getränke. I. — Notizen. Von Karl Georgi. — Räthsel und der Welt.

Ein göttinger Verrat.

Von Fr. Friedrich.

II.

An jenem Abend, als Wilhelm hatte ausziehen wollen, verrieth er sich. Die aufgestellten Wächter der geheimen Polizei hatten Bericht über jeden ab, der in jener Nacht allein oder in irgendeiner verdächtigen Bewegung betroffen wurde. Man hatte gesehen, daß er vor dem Vorüberziehen einer Patrouille stutzte und seinen Weg änderte. Mancher andere mochte schon für ihn genommen und auf solche Art inquirirt worden sein. In aller Stille mehrten sich die Gefahrumgebungen seiner Person und so war er an jenem Tage, wo er zum letzten male mit Marie gesprochen hatte, sorglos vor dem Thore spazieren gegangen. Dem Gedanken an die Geliebte und seiner Zukunft hingegeben, hatte er sich weiter von der Stadt entfernt, als seine Absicht gewesen. Der Abend war hereingebrochen. Da wurde er plötzlich von drei Männern überfallen. Mit der Kraft und dem Muthe der Verzweiflung hatte er sich ihnen widersetzt, er wurde indeß niedergeworfen, geknebelt und selbst verhindert, um Hülfe zu rufen, da man ihm den Mund mit einem Tuche verstopfte.

Einer der Männer, in denen er Polizeibeamten erkannt hatte, war zur Stadt gerannt und bald darauf mit dem Wagen des Polizeiamts zurückgekehrt. Er wurde hineingeschafft und mit großer Hast nach Kassel gebracht. Noch ehe der Tag angebrochen, hatte er das Gefängniß bezogen kennen.

Nach einigen Tagen hatte ihn ein Milizsoldat im Gefängnisse selbst verhört. Er hatte seine That nicht geläugnet, es wurde ihm auch wenig geholfen haben.

Bei diesem einen Verhöre war es geblieben. Keines Menschen Stimme hatte er seit jener Stunde wieder vernommen. Jérome's Zorn schien das Verlangen ihn zurückzurufen und an den selbst in bitterster Weise wahr machen zu wollen. Wilhelm ging von Tage zu Tage grollig und verzweiflungsvoll umher und mußte in dem Gefängnisse weilen. In Verzweiflung hatte er oft den Entschluß gefaßt, sich selbst das Leben zu nehmen. Er brauchte nur den Krug, in dem ihm täglich Wasser gebracht wurde, zu zerschlagen und mit den Scherben derselben sich die Pulsader aufzureißen, aber der Lebenstrieb klammerte sich an die letzte Hoffnung und richtete sich an ihr wieder auf. Noch hatte er ja seinen Urtheilsspruch vernommen — er konnte ja bald seine Freiheit wieder erlangen! Hierauf hoffte er, endlose Wochen und Monden hingingen und er keinen Urtheilsspruch vernahm. Er hoffte von Hieronymus seine Gnade; er sah voraus,

daß sein Zorn die blutige Strafe, welche auf seinem Befehle stand, entwaffnen werde — er hatte für das leichtsinnig gesprochene Wort bereits genug gebüßt. Schlimmeres konnte ihm unmöglich noch treffen.

In solchen Gedanken nährte sich sein Hoffen auf.

Fast ein Jahr nach jenem Vorfall in Göttingen war verflossen und die Zeitläufe wurden immer trüber. Napoleon rüstete seinem großen Zug nach Moskau und erließ gegen den Tugendbund die härtesten Gesetze. Jeder Verdächtigung sollte die strengste Ahndung gedrohen. Namentlich sollten die Studenten wie Hochverräther behandelt werden für jeden Angriff auf die französische Herrschaft.

Da ging der Staatsrath Johannot von Müller eines Morgens eilig in Kassel über die Straße. Er kam an dem Gefängniß vorüber, und dem finstern ein junger, bleich und elend aussehender Mann unter starker militärischer Begleitung und schwer gefesselt hinausgeführt wurde. Ein ihm bekannter Beamter ging neben dem Unglücklichen.

Er schien zu ahnen, was mit dem jungen Manne geschehen sollte und unwillkürlich stehen bleibend bot ihm Mitleid mit Theilnahme ein. Er winkte dem Beamten und fragte ihn, was mit dem Unglücklichen geschehen sollte.

„Er wird vors Thor geführt, um erschossen zu werden!“ lautete die Antwort.

„Was ist sein Verbrechen?“ forschte Johannot von Müller bewegt.

„Eine Majestätsbeleidigung —“

„Und wer ist er?“

„Ein Student aus Göttingen.“

„Ein Student?“ rief Müller und sah die Wirkung der neuesten Verfügungen aus Paris —

„Was hat er denn gethan?“ rief Müller.

„Er hat dem König, als er vor fast einem Jahre in Göttingen war, ein ‚Pereat‘ entgegengerufen.“

„Wie?“ rief Müller. Er kannte den ganzen Vorfall genau. „Das ist der junge Mann? Und deshalb soll er erschossen werden?“

„Es ist der Wille des Königs.“

„Der Unglückliche!“ rief Müller, und sah die Rache, die die jetzige Lage der Dinge brauche, um eine Strafe zu verhängen, die zu mildern erst durch Napoleon's neueste Verfügungen möglich war... „Er wurde also doch heimlich festgenommen und fortgeführt! Deshalb ist er nicht vor ein Geschworenengericht gestellt? Aber auch dies hat kein Recht, ihn zu verurtheilen — Dem akademischen Gerichte gehört er an!“

„Auf des Königs Befehl wird er erschossen!“ wiederholte der Beamte.

Müller lenkte den Lauf des Königs auf Göttingen — —

„Jetzt nicht!“ fiel er ein. „Jetzt nicht!“ „Führen Sie den Unglücklichen ins Gefängniß zurück — ich eile zum Könige —“

„Ich muß des Königs Befehl vollziehen lassen“, entgegnete der Beamte.

„Ich nehme jede Verantwortung auf mich!“ rief Müller. „Dieser Mord darf nicht geschehen! Bringen Sie den Unglücklichen auf meine Verantwortung ins Gefängniß zurück — ich eile sofort zum Könige!“

Sein entschiedenes Auftreten, seine hohe Stellung bewiesen, daß der Beamte ihm gehorchte. Ehe der Unglückliche indeß in das Gefängniß zurückgebracht wurde, trat der Staatsrath zu ihm heran.

„Sie heißen Wilhelm Krumm?“ sagte er, „und haben das Pereat gerufen?“

„Ja!“

„Sie sollten zum Tode geführt werden!“ fuhr Müller fort. „Ihr guter Stern hat mich im rechten Augenblick hierher geführt — Seien Sie ruhig — es wird nicht geschehen — ich eile sofort zum Könige, mit aller Kraft werde ich mich für Sie verwenden und die Rücknahme der neuesten Befehle auf ein älteres Verbrechen unmöglich machen —“

Die Exekution, die, wie man sahen hörte, nicht wirklich vollzogen, aber auf der Wachtstube in längere Festungshaft verwandelt werden sollte, wurde aufgeschoben. Johannot von Müller eilte zum König und erbrat Audienz. Er bat für Wilhelm Krumm nicht um Gnade, sondern stellte dem Könige mit ruhigem, festem Sinne vor, daß dieser jugendlich leichtsinnige Streich ein Jahr alt war, daß er nach damaliger Sachlage als Student vor das akademische Gericht gehöre. Die alten Privilegien und Gerechtsame der Universität ließen sich nicht willkürlich umstoßen.

Der König, der einen Großmuthsakt unterbrochen sah, knirschte die Zähne und blieb bei seinem Willen.

„Sire“, sprach Müller in freimüthigster Weise, „dieses Urtheil darf nicht vollzogen werden! Als Vertreter der Universität muß ich den Schuldigen vor das Universitätsgericht fordern und ich bürge dafür, daß er die ihm gebührende Strafe empfangen wird. Ew. Majestät, wollen Sie durch eine solche That auch neue die Gemüther aufregen und zum Aeußersten treiben? Ja, es gibt Kassel, Dörnberge und Schills im Land, die

nur auf eine ſolche Gelegenheit warten. Wenn morgen in Göttingen bekannt würde, daß dieſer Jüngling jenes Ungerechtigkeitsmuth wegen mit dem Tode oder langer Feſtung beſtraft ſei, morgen noch würde offener Aufſtand unter den Studenten ausbrechen!"

„Wir haben Mittel, ſolche Aufſtände zu unterdrücken!" rief Hieronymus unwillig.

„Gewiß, Ew. Majeſtät", erwiderte Johannes von Müller ruhig, „aber der Kaiſer würde unwillig darüber werden — namentlich, wenn er erfährt, daß die That dieſes Unglücklichen vor einem Jahre —"

„Schweigen Sie!" rief Hieronymus. „In meinem Lande bin ich Herr! Ich wollte an dem Burſchen ein Beiſpiel ſtatuiren! Mir hat mich ein Affront ſo empört! Ich bin unverſöhnlich!"

„Eine", entgegnete Müller, „Strafe hätte müſſen ſchrecklich verurtheilt werden. Heimlich iſt er verhaftet und hierher gebracht. Faſt ein Jahr hat er im Kerker zugebracht und noch weiß niemand ſeiner Angehörigen, wo er geblieben. Heimlich iſt er verurtheilt und heimlich ſollte er heute Morgen erſchoſſen werden — oder wenigſtens mit dem Tode bedroht. Ein glücklicher Zufall führte mich im rechten Augenblick hierher — Wenn der Kaiſer —"

„Schweigen Sie!" wiederholte Hieronymus. „Was würden Sie mir rathen, mit dem Studenten zu beginnen?"

„Als Vertreter der Univerſität muß ich darauf beharren, daß er vor das ihm zugehörige Gericht, vor das akademiſche Gericht geſtellt werde!"

Aufgeregt ſchritt Hieronymus im Gemache auf und ab. Die Feſtigkeit Müller's imponirte ihm. Entſtand ein neuer Aufruhr, ſo fürchtete er den Unwillen des Kaiſers.

„So ſtellen Sie ihn vor das akademiſche Gericht!" rief er unwillig. „Aber ich hoffe, die Strafe iſt exemplariſch!"

„Darf ich Bericht geben, daß er nach Göttingen abgeführt wird?"

„Meinetwegen!" rief Hieronymus, „aber Sie haften mir für ihn und für die höchſte Strafe."

„Das werde ich", erwiderte Johannes von Müller, empfahl ſich und eilte nach dem Gefängniß, um Wilhelm dieſe Nachricht zu bringen. Er konnte ſich bei alledem eines Lächelns nicht erwehren. Der König konnte ſo viel Latein, um „Purpur" mit „A bus" zu überſetzen. Aber er kannte nicht, was akademiſche Gerichtsbarkeit iſt.

Kraus erfaßte Müller's Hand und ſagte ihr mit Thränen.

„Danken Sie Gott!" ſprach Müller, „daß er mich im rechten Augenblick hier vorübergeführt hat! Ohne dieſen Zufall wären Sie jetzt wenn auch keine Leiche, doch auf Jahre ein Gefangener. Sie haben Ihre That bereits genug gebüßt! Aber der Strafe des akademiſchen Gerichts werden Sie nicht entgehen. Ich habe dem Könige Bürgſchaft für Sie geleiſtet! Suchen Sie ſich der Strafe deshalb nicht durch die Flucht zu entziehen — ich ſelbſt werde heute noch nach Göttingen eilen." Er hielt Wort. Noch an demſelben Tage reiſte er nach Göttingen und am folgenden Morgen auch Wilhelm unter beſtändig ſtarker Bewachung dort an und wurde im Carcer abgeliefert.

Die Kunde von Wilhelm's Wiederauffindung, von der Gefahr, aus der er nur durch Johannes von Müller befreit war, hatte wie im Fluge die ganze Stadt durchirrt. Alle nahmen Partei für ihn. Die Burſchen ſchaarten ſich noch an demſelben Abend zuſammen, zogen vor das Carcerhaus und verlangten ungeſtüm ſeine Befreiung. Junge Bürger hatten ſich ihnen angeſchloſſen.

Die Polizei und der Präfect waren hiervon nicht vorbereitet; die in der Stadt liegenden Gensdarmen reichten nicht aus, den aufgeregten Gemüthern entgegenzutreten. Um den Tumult nicht noch mehr anwachſen zu laſſen, dachte man ſchon daran, dem Verlangen der Burſchen nachzugeben und Wilhelm in Freiheit zu ſetzen. Da eilte Johannes von Müller herbei und mit lautem Jubel wurde er begrüßt. Er wollte reden — mehrere Burſchen hoben ihn auf ihre Schultern empor und mit ſeines Erſcheinens wegen er von hohem erhöhtem Punkte herab ſprechen.

Mit kurzen Worten erzählte er den Burſchen, daß er nur dadurch den Schuldigen vom Tode errettet habe, daß er ſeine Vertheidigung vom akademiſchen Gericht, dem ſie allein gehöre, erhalten müſſe. Er ſelbſt habe dem Könige für ihn Bürgſchaft geleiſtet — ſie möchten ihn nicht wortbrüchig machen — „Er kann nicht freigegeben werden!" ſchloß er, „die ihm gebührende höchſte Strafe muß er empfangen, da das Geſetz ſeinen Lauf haben muß —" Die Stadt war wieder ruhig. Nur in einem Hauſe auf der Groonerſtraße ſchlug ein Herz, das keine Ruhe zu finden vermochte. Mochte hier Lust aufjubeln mögen und doch vermochte ſie nicht jede Beſorgniß zu verſcheuchen. Wie gern wäre ſie zu Wilhelm geeilt — es war unmöglich.

Sogleich am folgenden Tage kam der akademiſche Senat zuſammen, um über Wilhelm's That zu Gericht zu ſitzen. Man wußte ſie vielleicht

milder beurtheilt haben, aber des Königs Erbitterung verlangte Genugthuung. Die höchste Strafe hatte der König verlangt und sah mindestens fünf Jahren Festung entgegen. Wilhelm Kraus wurde — relegirt und hatte binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen.

Reich wurde ihm dies Urtheil mitgetheilt und er selbst in Freiheit gesetzt. Seine Freunde tobten ihn los. Gefängniß, Angst und Kummer hatten Wilhelm's Kräfte gänzlich erschöpft. Nicht lange hielt er in dem Jubel der Studenten aus. Er eilte zu Marie. Eine lange, bittere Zeit lag zwischen diesem Augenblick und der Stunde, wo er arglos zum letzten male dies Haus verlassen hatte. Er mochte nicht daran zurückdenken. So schnell als möglich eilte er die alten bekannten Treppen hinauf. Marie eilte ihm entgegen und sank lautlos schluchzend in seine Arme. Er wollte seine Thränen nicht zurückhalten. Ihre Herzen hatten einander so viel auszusprechen — kaum ein Wort kam über ihre Lippen. Die Liebe ist am beredtesten, wenn sie nur durch die Augen, durch einen Druck der Hand spricht.

Lang genug dauerte diese Periode des Wiedersehens aber nicht allzu lange.

„Fort! Fort! Sie sind ein relegirter Student! Die höchste Strafe des akademischen Gerichts! Sie müssen den Harz und dann die preußische Grenze zu erreichen suchen. Ich begleite Sie bis zum nächsten Dorfe! Dort ist ein Wagen für Sie in Bereitschaft."

Wilhelm vermochte dem Manne mit Worten nicht zu danken. Noch in derselben Stunde verließ er nach schmerzvollem Abschied von Marie in anderer Kleidung, unter anderem Namen die Stadt. Lang erwartete ihn vor dem Thore. Als er im nächsten Dorfe von ihm Abschied nahm, drückte der Greis ihm warm, bewegt die Hand und sprach: „Vergessen Sie mein Kind nicht und bleiben Sie ihm treu!"

Wilhelm entfloh glücklich — — Superintendent Wilhelm Kraus in Hannoverschen hat die Geschichte seines geringen Vergehens oft erzählt. In Gegenwart seiner lieben Frau, seiner Kinder und seiner Freunde war die Wendung, die nach Schrecken und Angst regelmäßig das belebte Lachen erregte, was sich König Ernst August mit einer der höchsten Strafe eines deutschen akademischen Gerichts gemacht hätte.

Starrkrampf und Pfeilgift.

Von Dr. Wermann.

II.

In der Kinderwelt, besonders in ihren ersten Lebenswochen, ist der Starrkrampf eine der häufigsten Todesursachen. Eine große Disposition hierzu zeigen sie namentlich um die Zeit des Abfalls der Nabelschnurreste, weshalb man Mütter nicht genug auf sorgsame Behandlung der Säuglinge in Bezug auf diesen Punkt aufmerksam machen kann und empfehlen muß, ärztlichen Rath sofort in Anspruch zu nehmen, wenn sie etwa während oder bald nach Ablösung der Nabelschnurreste im Umkreis derselben Entzündungsröthe wahrnehmen. Klimatische und endemische Beziehungen sind zuverlässig ermittelt worden. So starb in westindischen Kolonialgegenden ein Viertel, in den Kolonien Cayenne und Demerara die Hälfte der Neugeborenen an Trismus. Aber nicht blos in den Tropen, auch im äußersten Norden werden die Kinder durch diese Krankheit stark dezimirt. So berichtete ein Dr. Holland, daß auf einer der isländischen Inseln, Heymaer, fast alle Kinder am Trismus sterben, sodaß die Bevölkerung durch Einwanderung von Island ergänzt werden muß. In St.-Kilda, einer der Westinseln Schottlands, herrscht er ebenfalls endemisch, sowie dies auch von Triest und Minorca behauptet wird. Ich entnehme diese letzteren Mittheilungen dem klassischen Werke Theodor Nemberg's „Ueber die Nervenkrankheiten des Menschen".

Bei uns wird im südlichen Deutschland ein häufigeres Vorkommen dieser Krankheit beobachtet. Württembergische Aerzte schreiben dem unter katholischer Bevölkerung stattfindenden Gebrauch, die Neugeborenen unbekümmert um herrschende Hitze oder Kälte in entfernte Kirchen zur Taufe zu tragen, die häufigen Erkrankungen daran zu. Die Bedeutung des raschen Wechsels der Temperaturverhältnisse als Gelegenheitsursache zum Starrkrampf habe ich bereits hervorgehoben. Indessen gibt es auch eine in den Kindern schlummernde Veranlagung, krankhafte Zustände des Nervensystems, die einen Arzt und Aeltern im voraus besorgt machen können. Neugeborene, die entweder gleich nach der Geburt oder wenige Tage darauf in einen schlafsüchtigen oder bewußtlosähnlichen Zustand verfallen, in welchem sie nicht zu ermuntern sind, die Augen selten aufschlagen, nie schreien, an die Brust gelegt langsam und in oft wiederholten Absätzen trinken, mehr fühle

Haut heftigen, während sie nur am Hinterkopfe stark schwitzen, verfallen ohne Zuthun einer besonders äußern Ursache leicht in Starrkrampf. Ferner mögen sich stillende Mütter, deren Kinder nur bei Tage wenige Morgenstunden, in der Nacht dagegen wenig schlafen, überhaupt schwer einzuschläfern sind oder, nachdem dies mühsam gelungen, immer aus dem kurzen Schlummer wiedererwachen, viel, zuweilen stundenlang schreien, an die Brust gelegt dieselbe heftig ergreifen, um sie nach wenigen heftigen Zügen wieder fallen zu lassen, indem sie einzuschlummern scheinen, träge Stuhlausleerung zeigen und trotz reicher und guter mütterlicher Nahrung nicht zunehmen — nicht mit der Redensart abfinden lassen: das habe nichts oder nicht viel zu bedeuten, das komme oft vor. Das „Oftvorkommen" ist richtig, hat aber jedesmal zu bedeuten, daß ein solches Kind der Gefahr ausgesetzt ist, einem Krampfanfalle schnell zu unterliegen.

Daß heftige Gemüthsaffecte der nährenden Mutter oder Amme die Entstehung des Trismus begünstigen, wird von einigen Pathologen in Zweifel gezogen: auch Professor Romberg hält das für nicht hinlänglich erwiesen. J. Meyer*), nicht blos ein seinerzeit hochgeschätzter ärztlicher öffentlicher Lehrer der breslauer Hochschule, sondern einer der erfahrungsreichsten und glücklichsten ärztlichen Praktiker im Gebiet der Kinderkrankheiten, sagt dagegen: „Plötzliches Schrecken und Zürnen, selbst eine große unvermuthete Freude der Mutter oder Amme äußern eine zwar schwer zu erklärende, aber doch unleugbar so heftige Wirkung auf den Säugling, wenn ihm in solcher Gemüthsstimmung von der Nährerin die Brust gereicht wird, daß oft keine Stunde bis zu dem ersten Krampfanfall vergeht." Er knüpft die bedeutungsreiche Bemerkung daran: man erlebe hieraus, was sich von der Ernährung durch die Brust einer Mutter erwarten lasse, welche, von Leidenschaften unaufhörlich bewegt, an jedem Tage dem Kinde in einer bösen Stimmung die Brust zu reichen genöthigt sei!

Auch die Zahnperiode der Kinder, schlechte Ernährung derselben, namentlich wenn sie langandauernde Durchfälle herbeigeführt hat bei unverwehrtem Aufenthalt der Kinder in Räumen, die mit feuchter oder sonst verdorbener Luft erfüllt sind, wie z. B. in den Kellerräumen der Armen, veranlaßt häufig diese Krankheit, die endlich auch noch der tödliche Zufall in zwei andern Kinderkrankheiten ist: in der Rose der Neugeborenen und der Zellgewebsverhärtung. In den Monaten Juli und August des Jahres 1846 wurde die Stadt Neurode und Umgegend*) von einer Scharlachepidemie heimgesucht, die in zahlreichen Fällen ihre pestartige Bösartigkeit schon in dem Stadium der Vorboten, also ehe noch der Ausschlag zum Ausbruch kam, bekundete. Erbrechen und Delirium, soporöser Schlaf, Convulsionen bei sieberten Schweißen waren meist schon die Erscheinungen des ersten Tags der Krankheit. Unter den weit über hundert Kindern, die ich in einem Zeitraum von acht Wochen in Stadt und Umgegend neben zwei auch sehr in Anspruch genommenen Geburten behandelte, habe ich unter andern auch die Fülle notirt, sieben Knaben und vier Mädchen im Alter von sieben bis zehn Jahren, die, den Tag vorher noch ganz munter, über dem Frühstück über Schmerzen beim Kauen und Schlingen klagten, sich erbrechen wollten, was nicht gelang, weinend und unter Frostschauern zu Bett gebracht in weniger als einer Stunde vom vollkommenen Trismus und Tetanus befallen wurden. Vier Knaben starben denselben Tag gegen Abend; von den andern sieben Kindern, die den Starrkrampf überstanden, brach bei vieren der Scharlach hinterher aus, unter den drei letzten trat bei einem ohne vorangegangenen Ausschlag allgemeine Hautwassersucht ein, bei zweien eine viele Wochen andauernde Rückenmarksaffection, welche ihnen den freien Gebrauch ihrer Glieder nicht gestattete. Von den sieben Kurz sind am fünften Tage nach Ausbruch des Ausschlags unter den Erscheinungen einer Gehirnapoplexie; die andern genesen.

Dem möglichen ärztlichen Einwand gegenüber,

*) Starb in Breslau als Geheimer Medicinalrath. Sein Leben und Wirken als Arzt und Mensch hält ihn würdig an die Seite eines Heim und Hufeland.

ich möchte wol hier die Symptome einer Entzündung der feinen festen Umhüllung des Gehirn- und Rückenmarks (Meningitis cerebro-spinalis) für Symptome des Starrkrampfs angesehen haben, bemerke ich, daß, wenn die Steigerung der Reflexpotenz im Rückenmarke auf Schlingbewegungen und Versuche, die Muskeln durch gelinden Druck zu reizen oder eine Lageveränderung des Körpers zu bewerkstelligen, nach Romberg ein Kriterium ist, beide Krankheiten zu unterscheiden, eine Verwechselung in diesen Fällen nicht stattgefunden hat oder — es gibt kein Kriterium.

Schon längst haben französische und englische Aerzte und Naturforscher auf ihren Reisen unter den tropischen Völkern vielfache Gelegenheit genommen, sich mit den Wirkungen zweier Gifte bekannt zu machen, deren sich die wilden farbigen Bewohner jener Gegenden bedienen, um ihre Angriffswaffen auf Thiere und Menschen, Pfeile und Dolche, damit zu vergiften. Das eine, das Dolchgift der Malaien auf Java, soll der Saft eines dort heimischen Baums, Upas genannt, sein. Die Javanesen nannten dies Gift Antjar oder Antschar. Die Botaniker, welche zuerst diesen Baum näher bestimmten, gaben ihm danach den Namen Antiaris toxicaria. Es wächst aber dort noch ein Schlinggewächs (Strychnos Tieute), ebenfalls giftig. Dieses enthält Strychnin, jener Baum aber ein dem Strychnin chemisch verwandtes (nach Mulder's Untersuchung) und in seinen Wirkungen ihm ähnliches giftiges Alkaloid: das Antiarin. Andere nennen den Baum Upas Tieute, auch Strychnos Tieute, und seinen giftigen Bestandtheil Strychnin. Die Sache ist also noch nicht ganz klar und sehr wahrscheinlich ist auch das javanesische Dolchgift (Upas, von andern Ghetik benannt, früher Antjar) nicht der Saft nur eines Baums, sondern zusammengesetzter Natur. Karl Müller widmet in Nr. 21 des vorjährigen Jahrgangs seiner Wochenschrift: „Die Natur", dem Upasbaume und seinen Gifte einen interessanten Aufsatz, der viele Zweifel unterdrückt.

Alle Strychnosarten, besonders deren Früchte: die Bohnen der Strychnos St.-Ignatii, die Krähenaugen oder Samenkerne der Brechnuß (Strychnos nux vomica), das Schlangenholz (Strychnos colubrina), liefern ein tödtliches Pflanzenfalz (Alkaloid), das Strychnin. Einen noch ähnlichen giftigen Wirkungen ausgezeichneten Stoff enthält die ächte Angusturarinde: das Brucin, welches von Pelletier auch neben Strychnin in den Krähenaugen gefunden worden ist.

Das Strychnin, welches auch unter den Arzneimitteln zählt, hat die Eigenschaft, in gewissen sehr geringen Gaben schon das Rückenmark der Thiere und Menschen in seinen Bewegungsnerven dergestalt zu reizen, daß die von ihnen versorgten Muskeln zu krampfhaften Zuckungen veranlaßt werden und nach Maßgabe der individuellen Empfänglichkeit oder nach einer um ein Weniges gesteigerten Gabe alle Symptome des Starrkrampfs, wie er im Eingang geschildert wurde, binnen wenigen Minuten zu erzeugen und zu tödten (Tetanus toxicus). Zahlreiche Versuche an Thieren und manche nach unvorsichtiger Anwendung strychninhaltiger Arzneipräparate verdächtete Vergiftungen von Menschen haben übereinstimmend dargethan, daß bezüglich dieser Wirkung das Strychnin einen besondern Platz unter den Giften behauptet.

Ganz entgegengesetzt diesem soll nun das Pfeilgift der Indianer im Orinoco- und Amazonasgebiet, das Tiemas, Wurara, auch Kurara, wirken. In eine kleine Wunde gebracht, hebt es rasch alle Nerven- und Muskelreizbarkeit auf — es paralysirt den Körper.

Aus den Berichten und Abhandlungen über das „Wurara" geht, wie bei dem javanesischen Gift aus Upas, ebenfalls nicht zweifellos hervor, woher die Indianer das Gift gewinnen. Nach neuesten Mittheilungen soll dieses der Saft der Strychnos toxifera oder toxicaria sein, die kein Strychnin enthält. Andere halten dafür, daß dieser Saft nur einer der mehreren Bestandtheile des auch vielleicht mit Thiergift gemischten amerikanischen Pfeilgiftes sei. Ein katholischer Priester, der als Missionär viele Jahre und auf verschiedenen Punkten des amerikanischen Continents mit den wilden Bewohnern desselben verkehrt hatte und zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Europa in seine Heimat, die Grafschaft Glatz, zurückgekommen war, wo ich mit ihm bekannt wurde und in ihm einen naturwissenschaftlich gebildeten Mann kennen lernte, berichtete mir bezüglich des Pfeilgifts Folgendes. „Es ist sehr schwer, darüber Genaues zu erfahren, denn es scheint, daß nicht alle Glieder eines Stammes, sondern nur der eine oder andere unter ihnen die Quelle und Bereitung des Giftes kennt, dem dann die übrigen die Pfeile zur Präparirung übergeben. Sie täuschen den sie Befragenden. Die Wirkung des Giftes in mit ihren Pfeilen verwundeten Menschen scheint nicht immer sofort tödtlich zu sein; die Wunde ist klein, der verwundete Theil schwillt

ſtändigkeit zu verklären. Was iſt unſre Liebe? Was kann ſie geben? Sie nimmt nur, ſie iſt nichts Freies und Ureignes, ſie iſt nur der Widerſchein der Liebe, die auf uns fällt. Der Schöpfer wollte, daß wir ſchwach ſind.

Julie.

Sie bekämpfen ſich; ich ſeh' es. Es iſt nicht Ihre eigne Wahl.

Marie
(zieht einen Ring vom Finger).

Nehmen Sie das Symbol unſeres Verlöbniſſes zurück. Er wollte den Ring, ſo oft ich ihn vom Finger zog, nicht zurück haben.

Julie
(den Ring mit Thränen betrachtend)

Noch ſo glänzend und wie viel Thränen mögen ihn benetzt haben! (Steckt ihn auf.) Es iſt — Sie foltern mich — nicht Ihr eigner Entſchluß!

Marie.

Nicht Wahl — nicht freier Entſchluß; aber doch von innigſtem Herzen und aus voller Seele. Was ich denke, Gott iſt es klar. Was ich thue, der Himmel winkt mir vertraulich zu und es klingt wie von flüſternden Engelsſtimmen: Thu' es; thu' es; wir haben unſre Freude daran!

Julie (umarmt ſie).

Marie!

nach einigen Augenblicken an, große Schwäche, Unvermögen, die Glieder zu bewegen, obwol sie nicht starr sind, sondern vielmehr große Schlaffheit zeigen, Sprachlosigkeit, erschwertes Athemholen — das sind ungefähr die nach der Verwundung bald eintretenden Symptome, die allerdings immer den Tod nach sich ziehen. So sah ich ihn wenigstens bei verwundeten Europäern eintreten. Die Leichen zeigen wenig Todtenstarre, bewahren Biegsamkeit der Gliedmaßen und eine teigige Beschaffenheit der Musculatur." So weit mein Gewährsmann. Nach den Beobachtungen anderer folgt der Aufnahme des Giftes eine sofortige totale Lähmung des Organismus — der Tod. Die Quelle und Vereitung des Giftes ist also entweder nicht immer dieselbe oder die Bestandtheile desselben ändern, vielleicht nach längerer Aufbewahrung, ihre chemische Constitution. In Europa hat man glücklicherweise keine Gelegenheit, die Umstände zu prüfen, unter denen der Tod bei durch Wurara vergifteten Menschen erfolgt. Die vielen Versuche aber, die verschiedene ärztliche Forscher in Europa an verschiedenen Thiergattungen angestellt haben, beweisen allerdings, daß es eine jählings paralysirende Wirkung übt und in mehreren Fällen in zwei bis zehn Minuten tödtete, besonders wenn es den Thieren eingeimpft wurde.

Nun lag es wol ganz nahe, zu untersuchen, ob die lähmende Wirkung des Wurara nicht am Ende geeignet sein könnte, die strampfende Wirkung des Strychnin aufzuheben, ein die höchste Reizung des Nervensystems depotenzirendes Gegengift zu werden? Man vergiftete alle Thiere mit Strychnin und impfte ihnen in dem Augenblick, wo der Starrkrampf eintrat, Wurara unter die Haut ein und — siehe da! — in einigen Fällen genasen die unfreiwilligen Märtyrer der Wissenschaft, Hunde und Pferde. Die mehreren binnen wenigen Minuten tödtlich abgelaufenen Versuche jedoch verhinderten nicht, zu erklären: Also ist Wurara ein Gegenmittel gegen den durch Strychnin erregten Starrkrampf und, noch kühner, weiter zu schließen, vielleicht auch gegen manchen durch andere Ursachen bedingten Starrkrampf der Menschen.

Wir haben den Versuchen an Thieren, besonders solchen, die dem Menschen in ihrer inneren Oekonomie ähnlich sind, die sich von Fleisch oder, noch besser, von gemischter Nahrung, Fleisch und Pflanzen, nähren, viele sehr lehrreiche Aufschlüsse zu danken über die Wirkungsart der Agentien und Gifte. Allein aus den Wirkungen der Substanzen, mit denen der und jener Arzt und Forscher bei diesem und jenem Thiere experimentirt hat, sogleich zu schließen, sie würden in jedem Falle diese Wirkung üben und auch auf den Menschen denselben Eindruck machen, ist ein unerlaubter Schluß, denn er setzt aus einer ganz falschen Voraussetzung. Die Organisation und Lebensbedingungen der Thiere weichen ebenso oft, als sie verschiedene Formen zeigen, untereinander und vom Menschen in wesentlichen Dingen ab. Diese Abweichungen sind schon bei dem elementarsten Gebilde des Thierkörpers, der Blutzelle, an den Blutkügelchen bemerkbar. Die Form- und Größenverhältnisse dieser Kügelchen, Farbe, Geruch und chemische Constitution des Blutes bewirken ein verschiedenes Verhalten im Fisch, in der Amphibie, im Vogel, in den höheren Thierarten bis zum Menschen hinauf. Nicht weniger verschieden ist die Erregungsfähigkeit des Nervensystems, die Thätigkeit, der Bau der Verdauungsorgane und ihr Product: das Material zur Ernährung, Entwickelung und Erhaltung des Thieres in der seiner Art zukommenden inneren und äußeren Form. Es ist jedermann bekannt, daß z. B. die Milch der Thiere schon nach Geschmack und Süße und Fettgehalt dem Menschen deutliche Unterschiede bietet; eine chemische Prüfung stellt dies noch augenfälliger dar. Auch das Fleisch und Fett der Thiere, das äußere Ansehen schon, das Verhalten beim Kochen, der Geschmack und die größere oder geringere Verdaulichkeit derselben überzeugen uns von der Ungleichartigkeit der verschiedenen thierischen Theile in Bezug auf ihre innere organisch-chemische Zusammensetzung. In Bezug auf die äußere Form will ich nur eins besonders hervorheben, zum näheren Beweis des großen Unterschiedes der Functionen und Producte mancher Organe, die der Mensch auch besitzt, ohne dieselben Producte zu liefern: die Haut, die beim Menschen weich, glatt, wenn oder farbig, an wenigen Stellen behaart, bei den Thieren Schuppen, Schuppenpanzer, Federn, dichtes Haar, Borsten, Wolle, Stacheln, eine runzlige, fugelreiche Epidermis, ein ganzes, vollständiges Schild u. s. w. erzeugt und ernährt. Selbstverständlich folgt schon ohne Experimente, ohne chemische und physiologische Untersuchung aus dieser einfachen Beobachtung der äußerlichen Erscheinung des Thierkörpers, daß die thierische Oekonomie in den Thieren verschiedenes Neues ihre besondere Eigenthümlichkeiten und Unterschiede hat. Daher

leben wie z. B. Schweine eine Menge Spanischer Fliegen, Bilsenkraut und giftige Fliegenschwämme mit großem Appetit und bestem Gefolg verzehren, während diese Substanzen, in Bissen dem Hunde beigebracht, in ihm dieselben Vergiftungssymptome erzeugen, denen der Mensch nach ihrem zufälligen Genusse erliegt. Dagegen kann der Genuß des Pferde-, den der Mensch in starken Dosen verträgt, den Schweinen tödlich werden. Im Glarisonek und in den Steppen Volhyniens wächst eine kleine, unscheinbare Pflanze, eine Euphorbiacee, Euphorbia villosa, die, getrocknet und dem Heu beigemischt, auf Pferde betäubend und bewegungslähmend wirkt. Die russischen Bauern retten ein Pferd nur dadurch, daß sie es in seinem Jagen durch die Steppe treiben, bis es erlegt und im Schweiße gebadet ist. Hornvieh und Schafe fressen es dagegen ohne Nachtheil. In den Thalniederungen einiger Gebiete Südafrikas, meist an den Ufergebieten des Gambesi, Zambesi und Sambuchusi, haust eine sehr kleine Fliegenart, die Tsetsefliege (Glossina morsitans), welche bisher verhindert hat, daß unser Rindvieh, unsere Pferde und Hunde dort einheimisch werden. Der Stich und das Saugen dieser Fliege bringt in dem gebadeten Thier eine allgemeine Krankheit, Schwellung der Drüsen, Augen- und Ohrenfluß, Abmagerung, hervor, die nach Wochen tödtet, aber immer tödtlich endet. Die einheimischen Thiere: Büffel, Löwen, das Zebra, die Antilope, Giraffe, Rhinoceros, den Elefant, verschont sie ganz oder der Stich schadet ihnen nichts. Auch den Menschen meidet sie, aber der Stich hat keine Folgen. Kleine Kinder, die hier und da gebissen wurden, blieben gesund. Auch säugenden Kälbern schadete der Stich nichts, aber säugende junge Hunde tödtete er.*) Der Biß wirkt auf Pferde, Hunde und Katzen außerordentlich schnell und heftig; Schweine sollen sie schon in größeren Dosen vertragen und die Vögel verlangen die höchsten Dosen; erst 161 Stunden dieses Giftes auf einmal tödteten ein Huhn.

Aber alle diese Versuche entscheiden noch nichts über die Wirkung am Menschen. Davon in unserm Nächsten und auch das offene Bekenntniß, daß der vollständig überzeugende Beweis für die Heilung des Starkrampfes durch Pferdeblut noch zu liefern ist.

*) „Das Buch der Welt" (Stuttgart, Julius Hoffmann, 1890, S. 280 f.) enthält einen ausführlichen Bericht über diese merkwürdige Insekt.

(Der dritte Bericht in nächster Nummer.)

Das Volk und die Freimaurer.

Von Dr. A. E. Roßbach.

Wie viel Aberglaube noch immer in den unteren Schichten unsers Volks spukt und wie viel Unheil dadurch angerichtet wird, weiß jeder, der mit dem Volke in nähere Berührung kommt. Wenn die Hunde gegen ein Haus heulen, wenn die Eule in der Nähe des Hauses schreit, wenn das Heimchen sich darin hören läßt oder wenn draußen im zugehörigen Roggenfelde ein ungewöhnlich hoher Mauswurfshügel aufgeworfen ist, so wird nächstens jemand sterben im Hause. Auch wenn ein Verstorbener lange warm bleibt oder freundlich aussieht, wird er binnen kurzem einen Angehörigen nachholen. Wenn bei der Trauung eines Paares eins der Lichter am Altar erlischt, so bedeutet auch das baldigen Tod, welchs des Bräutigams, links der Braut. Wer im Wohlstande ist, weil er das Seinige zu Rathe hielt, dem hat der Gottesdienst durch den Schornstein gebracht und wenn anhaltendes Regenwetter zur Erntezeit eintritt, so haben's — die Juden schuld, die, als unser Herr Christus am Kreuze hing, höhnlachend — den „Wetterhans" tanzten. Auch der Hexenglaube, der „Böse Blick" mit seiner dämonischen Gewalt, die nicht nur Krankheiten hervorruft, sondern auch jedem Unternehmen Mißlingen bringt, hat noch seine volle Geltung beim Volke. Wenn's mit dem Handwerke nicht vor sich will, wenn Schwein oder Ziege crepiren, so ist Hexerei daran schuld. Jede Gegend hat ihre Hexe, die nur ein paar Worte zu sprechen oder gewisse Zeichen zu machen braucht, um mit Hülfe des Teufels und der bösen Geister Unheil über Unheil zu bringen. Wie vielen hat sie nicht schon Schaden und Verderben gebracht, wie oft sehen in Gestalt eines Hasen die Hexen der Kuh ausgesogen! Ja wahrlich! 's'm' es aufs Volk, auf unsere im tiefsten Aberglauben versunkenen Proletarier und bäuerlichen Hintersassen an, wir verbrennten noch heute, wie 1780 zu Glarus, die Hexen und manche alte Bleddnaige hätte alle Ursache, auf ihrer Hut zu sein.

Vor einiger Zeit war ein junges Mädchen, K. J., die Tochter eines kleinen verarmten Handwerks, in mein Zimmer, öffnete schweigend einen Korb, nahm ein Packet heraus, legte mehrere papierene Umschläge, womit dasselbe umhüllt war, bedächtsam zur Seite und überreichte mir ein Buch mit der Anfrage: „Ist das der Höllenzwang?"

Ich vermuthete Irrsinn und richtete deshalb einige allgemeine Fragen an das Mädchen, die jedoch sämmtlich ganz verständig beantwortet wurden, gleichwie denn auch sonst nichts auf irgendeine geistige oder körperliche Störung hinwies. Das Mädchen, damals in vier Wochen 19 Jahre alt, sah gesund aus, war wohlgenährt und vollständig körperlich entwickelt. Sie liest und kann schreiben und hält fest am katholischen Glaubensbekenntniß ihres Vaters, obgleich die Mutter Protestantin ist.

Hier spukt nicht Irrsinn, nicht Aberwitz, sondern Aberglaube, sprach ich zu mir, hieß das Mädchen sitzen und erklärte, daß ich ihre Frage: „Ob dieses Buch der Höllenzwang sei?“ nicht eher beantworten könne, bis sie mir gesagt, warum sie sie frage, und bedeutete sie zugleich, daß ich auch dann noch keine genügende Antwort auf ihre Frage geben könne, wenn sie nicht alle darauf bezüglichen Umstände genau und völlig wahrheitsgetreu berichte. Hierauf erzählte das Mädchen Folgendes.

„In ihrer Mutter sei bald nach deren Verheirathung eine Zigeunerin gekommen und habe ihr gesagt, sie werde zwei Kinder: ein Mädchen und einen Knaben, gebären. Der Knabe werde bald nach seiner Geburt sterben, das Mädchen aber am Leben bleiben, und diesem sei „die Gnade geworden“, drei Geister, eine Jungfrau und zwei Männer, zu erlösen, die gebannt seien auf Kothners J...'s Hof zu G. (einem benachbarten Dorfe), woselbst sie zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges einen Schatz vergraben, der zum Theil vor der Hausthür, zum Theil vor dem Backofen verborgen liege. Ein noch weit größerer Schatz ruhe in einem großen Brunnen vor einem Hintergebäude desselben Kothners J., das zwischen M. und H. gelegen sei. Die Geister hätten nicht eher Ruhe, als bis dieses Geld wieder „unter die Leute gekommen sei“.

Ihre Mutter habe nun wirklich erst ein Mädchen, sie, die Erzählerin, und sodann einen Knaben geboren, welcher letztere auch richtig gestorben wäre. Dessenungeachtet habe ihre Mutter die Prophezeiung der Zigeunerin im Laufe so vieler Jahre fast gänzlich wieder vergessen, als um letzten Michael ein ihr und ihren Angehörigen bis dahin ganz unbekannt gewesener Gesell des Schuhmachers K. (der auch noch jetzt bei demselben in Arbeit stehe) zu ihnen gekommen sei, sich als Sohn des Kothners J. in G. angekündigt und die Sache von neuem in Erinnerung gebracht hatte. Die Familie des Mädchens, durch die Trunksucht des Vaters schon lange in Armuth versunken, ist eben damals doppelt bedrängt und daniedergedrückt gewesen —: ihr Schwein will verenden. Gesell J. nimmt thätigen Antheil daran, spricht oft vor bei den Leuten und ertheilt guten Rath. Derselbe setzt auch nach der Zeit dieses häuslichen Unglücksfalles seine Besuche ziemlich regelmäßig bei, wenn die Feierstunde geschlagen, und macht nun zuerst der Mutter des Mädchens und dann, im Einverständniß mit dieser, dem Mädchen den Antrag, den Schatz auf seines Vaters Hofe zu heben. Nur sie, spricht er zum Mädchen, sei im Stande dazu, das habe ihm eine „kluge Frau“ in L. mit den Worten gesagt: „In G. ist eine Jungfrau mit geheimnißvollen blauen Haaren; sie, keine andere — ist auf das Zeichen geboren —, nur diese kann den Schatz heben.“ (Die Wahrsagerin, meint das Mädchen, habe Recht gehabt, doch sollte sie vor kurzem gestorben sein.)

Der Antrag ist dem Mädchen zuwider, ihm graut vor der Zumuthung; der Bursche aber läßt nicht nach, sie mit der Bitte zu verfolgen: „Mach' doch“, sagt er, „daß das Geld wieder an den Tag kommt! Die Geister können nicht eher zur ewigen Ruhe eingehen und wir alle werden so glücklich dadurch!“

So gedrängt und gequält, willigt das Mädchen drei Abende hintereinander in Gemeinschaft mit ihrer Mutter den Weg nach G. an, die Nächte auf dem J...'schen Hofe zubringend. Hier sitzen beide wachend in der Stube hinter zwei brennenden Lichtern und vor sich das Gesangbuch — die Mutter ein lutherisches, das Mädchen ein katholisches. Nun, meinten sie, würden die Geister kommen müssen. Sie kamen auch, denn jedesmal wurde auf der Tenne des Stallgebäudes schleppend gefegt und die Pferde und Kühe schlugen und brüllten im Stalle. In der Meinung, „daß die Jungfrau dazwischen wäre, daß diese die Pferde und Kühe triebe“, geht das Mädchen, auf Zureden seiner Mutter Herz fassend, in den Stall, doch war bei ihrem Eintritt alles still und auch in den beiden folgenden Nächten kamen die Geister nicht.

„Da aber sind sie!“ fährt das Mädchen in seiner Erzählung fort, „ja, da sind sie! Denn als ich den zweiten Abend vor J...'s Thür stehe, läuft ein weißer Spitz mit rothrothen Augen um das Haus und bis er — die Jungfrau, die hat sich hierher verwandelt! Der Spitz bewacht den

Schatz, denn vor der Thür ist die Stelle, wo das »Greppen« mit Geld steht; das hat J...'s ältester Sohn, der auf dem Hofe ist, mit der »Weidenruthe« (Wünschelruthe) herausgebracht! Ja, der Schatz ist da! Ich weiß das auch aus noch andern Zeichen! Als ich nämlich nach durchwachter dritter Nacht nach M. gehen will, wohin mein Vater mich beordert, verfolgt mich — es war zwischen 11 und 12 Uhr mittags — eine graue schwarze Dogge, fletscht die Zähne, bellt ganz fürchterlich und will mich immer wieder beim Rock fassen. Ich laufe was ich kann und erreiche einen Mann, der eben des Weges geht; an jedem meiner Haare hängt ein Schweinsborsten. Der Mann fragt mich ganz verwundert: »Mädchen, was ist dir?« und ich zeige auf die große schwarze Dogge hinter mir — er aber sieht nichts. Und doch wollte ja ganz gewiß dieser Hund mich wieder zurückziehen nach dem Schatze! ... Ich wäre auch den Abend wieder hingegangen nach B., aber der alte Kothner J., der in der Stube, wo wir gewacht, krank lag, streckte nach erfolglos verflossener dritter Nacht seinen Kopf zum Bett heraus und sagte: »Kinder, das kann euch alles nicht helfen! Ihr holt den Schatz nicht, wenn ihr nicht ein gewisses Buch habt mit Namen — ‚Höllenzwang' und das ist nur zu haben in H. bei der Wahrsagerin!« (womit das Volk die Freimaurerloge meint).

Das Mädchen sagt das seinem Vater. Der aber will nicht, daß sie sich an die „Brüderschaft" wende, denn diese Leute hätten ein Mittel mit dem Teufel geschlossen und wer unter sie gehe, müsse sich vorher in den Zeigefinger der rechten Hand stechen und seine rechte Vollhaare einschneiden lassen. Das habe sie nicht gewollt und in der That auch nicht gern gewollt. Auf Hintenders Ansuchen, woher der Vater das wisse, antwortete sie: Das habe ihm der Krüger B. in B. gesagt, bei dem sie schon mehrmals, zuletzt 14 Tage vor ihrem ersten Gange nach B., logirt.

„Ich grübelte nun Tag und Nacht", fährt das Mädchen fort, „wie ich den »Höllenzwang« wol auf andere Weise kriegen könne. Da bin ich eines Tags in Hellers Mühle und sehe da einen Menschen (es war der Delinquent in H. aus B. gebürtig, sein Name aber mir unbekannt), der früher bei dem Krüger B. in Dienst gewesen. den frage ich, ob er den »Höllenzwang« hätte. »Nein«, antwortet dieser, »ich suche, aber der Krüger B. in B.« Das leuchtete mir ein. Denn als wir bei jenem Krüger logirten, machte der Mann allerlei wunderliche Dinge und sagte, er könne Geister, und wenn's auch aus Paris wäre, kommen lassen. Er citirte auch wirklich vor meinen Augen fünf Geister, unter andern einen großen schwarzen Kerl, der mitten in der Stube aus dem Fußboden herauskroch und sich vor den Ofen stellte." Auf Einwenders Frage, wie lange der schwarze Mann dagestanden und ob sie ihn deutlich gesehen, antwortete sie: Der Kerl habe eine halbe Stunde am Ofen gestanden, aber sie habe nur von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Blick auf denselben gewonnen, denn der Krüger hätte gesagt: Wer langem Hinsehen könne man auf der Stelle „den Schlag kriegen". Endlich habe der Geist leise die Thür geöffnet und sei hinausgeschlichen. Hierauf hätte der Krüger sie gefragt, ob sie auch wohl auf dem Kopfe tanzen wollte? Das könne er auch bewerkstelligen; noch deutlich habe sie einen Kerl, den's nicht hätte glauben wollen, zur Strafe in der Dornenhecke seines Gartens: was hast du was kannst du auf dem Kopfe tanzen lassen. Das Mädchen entgegnete sich darauf, ob man aber auch sich überzeugt, daß der Krüger im Besitz des erlernten „Höllenzwangs" sei, erzählt sie, wie viel Geld in B. verborgen liege, und daß sie mittels seines Buchs den Schatz heben zu helfen. „Das kann ich sehr gut", erwidert der Krüger; „ja, wenn ich's wollte, müßten die Geister das Geld sonder nach meinem Hause bringen! Aber — es ist ein Wagstück und ich habe Geld genug, ich brauche nichts mehr!"

Als später auch des Mädchens Vater in derselben Absicht zum Krüger gegangen, hat dieser gesagt: Er, der Alte, solle sich nicht am Narrenseil ziehen lassen, in B. wäre kein Geld; wäre aber wirklich Geld daselbst verborgen, so könne es sehr schwer ausgraben, ohne viele Umstände zu machen. Der Alte entgegnet, daß Kühner J.'s ältester Sohn und ein Mann aus M. bereits den Versuch gemacht und auch wirklich den Schatz auf der bezeichneten Stelle vorgefunden hätten, daß aber ein großer schwarzer Mann und ein großer schwarzer Hund, worein sich die Geister verwandelt, daneben gestanden und deshalb der Schatz, als sie hätten weichen wollen — so tief versenkt worden wäre. Beide seien vor Angst davongelaufen und der eine nach drei Tagen am Tobe verblichen. Der Krüger schweigt und sucht die Kühnin und den Alten durch Schein zur Besinnung zu bringen.

Nicht so die hyper-abergläubische Mutter un-

sees Mädchens. Sie weiß, daß es Geister gibt und daß diese gebannt werden können. Hat sie das doch in H. mit eigenen Augen gesehen! Dort diente sie bei einer sehr geizigen Frau, die niemals hat zugeben wollen, daß sie, die Magd, das übrig gebliebene Essen den armen Leuten gebe. Der Lohn dafür war, daß sie nach ihrem Tode als Geist — am Schweinetroge sitzen mußte so lange, bis der Pastor in H. sie erlöste. Der that das ebenfalls mittels des „Höllenzwangs", worauf er in unverständlicher Sprache verlas; doch kamen einmal die Worte: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn", vor. „Meine Mutter", fuhr das Mädchen zu erzählen fort, „sprach diese Worte nach und augenblicklich sah der Geist ihr einen Stiel in die Hand, der an seinem andern Ende glühend war. Der Pastor hat diesen Stiel weiter nachsticheln und so verschwand der Geist." „Also", sagte das Mädchen, das seine eigene Ansicht hatte, mehr hinzu, „also sind doch Geister zu bannen!"

In ihrem Wahn bestärkt, wanderte meine junge Schatzgräberin eines frühen Morgens abermals zum Krüger in P. und einige Stunden später auch der Alte, wieder unerkannt, ihr nach. Mit vereinigten Bitten drangen sie nochmals in den Krüger, ihnen den „Höllenzwang" doch nicht länger vorzuenthalten. „Nun", sagte dieser, „ich darf und kann euch das Buch nicht verabfolgen, zu haben aber ist dasselbe auch nicht anderswo." Der Krüger will endlich nicht mit der Sprache heraus, auf vieles Zureden aber sagt derselbe: „Hört, das Buch ist in H. bei der Brüderschaft, ich bin auch darunter! Darthun geht, ich will euch einen Brief mitgeben!" Hierauf setzt er sich hin und schreibt einen Brief, worin das Mädchen mehrere Jahre älter gemacht wird, als sie wirklich ist, weil die Brüderschaft, wie der Krüger erklärt, sie sonst nicht aufnehmen würde. Diesen Brief muß das Mädchen erlügen haben, worauf der Krüger den Kläger nicht zu entbehren

Andern Tags machen Mutter und Tochter sich auf den Weg nach H., welchen sie in aller Frühe anlangen. Sie treten ab in einer fremden Gastwirtschaft, lagern hier jedoch von ihrem Vorhaben nichts, sondern das Mädchen, das in H. ziemlich Bescheid weiß, geht allein fort und fragt sich durch nach der Lage. Hier angelangt, begegnet sie einer Magd, der sie ihren verfügten, an einen gewissen Herrn K. überlieferten Brief übergibt. Nachdem sie etwa eine Viertelstunde im Vorplatz gestanden, kommt Herr K., den die Magd „Herr Secretär" titulirt, und sagt ihr, sie müsse bis 1 Uhr warten, dann soll sie kann die Brüderschaft zusammen. Das Mädchen kehrt traurig mit den Worten ab, daß sie keine Zeit habe, und kehrt zu ihrer Mutter zurück, um mit dieser die Stadt zu verlassen.

Drei Tage später geht das Mädchen abermals, und zwar allein, nach H. und begiebt sich geradewegs ins Tage. Sie trifft Herrn K. noch in Hause und wartet auf ihn von 11—2 Uhr nachmittags. Da kommt endlich der schon ältliche Mann und bringt einen jüngeren von höchstens zwanzig Jahren mit. Dieser, dessen Name dem Mädchen unbekannt geblieben, der aber schon von der Sache in Kenntnis gesetzt ist, tritt einer andern, sie meint es nicht ihr wahres Alter nennen, sondern angeben, sie sei vier Wochen vor Weihnachten 20 Jahre alt, somit besitze sie das verlangte Buch nicht. „Was will sie denn mit dem „Höllenzwang", mein Kind?" fragt hierauf der junge Mann, nachdem der ältere die beiden allein gelassen und jetzt das Mädchen in ein Zimmer im obern Stockwerk geführt hat. „Ach, ich möchte meine Schwestern, meine Brüder, meine Hülfsmagd los sein! Seitdem ich von dem verfluchten Schatze weiß und daß ich zu Weihnachten, erlösen kann, die Jungfrau und zu schweigen Männer, heulen schaudernd mir mehr Ruhe noch Frieden, selbst der Kaffee widersteht mir; ich bin so unruhig, so beklommen, mir graut vor Nacht." „Ja, wenn dem so ist", erwidert der junge Mann, „so mußt du mit deinem' Herz sag mir bald, mein Kind, hast du denn auch schon einen Bräutigam? Wie heißt dein Bräutigam und wie weit ist's schon gekommen mit euch?" „Ich meine, ich weiß aber kaum recht", erwidert sie, „ich ja, ich bin der Sohn vom Kathner J...'s Hofe, der Schreiber, der so heilig meine Schwestern beraubt' Weiter aber ist's noch nicht gekommen mit uns, ich bewahre, nein, nein! Er kommt freilich jeden Sonntag und manchmal auch bei Tage, aber dann sagt er da und ich sage hier und meine Mutter ist auch immer dabei." „Welches Gewerbe hat sie denn gegeben, bei wem in die Lehre gegangen, wer hat sich verpflichtet?" Das Mädchen nennt den Meister K. und Vater J., worauf beide Herren sich sagen. „Wer ist denn sein Vater?" Das Mädchen nennt auch diesen. „Aber haben sein Meister sich denn nicht gelobt, dem Teufel mit seinen Werken zu ent-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.
3-598-51032-2
FN. 19193/085

sagen? Wenn du unter die Brüderschaft gehst, so bist du auf ewig fertig mit dem lieben Gott!" „Mir schauderte die Haut, aber — der Schatz, der Schatz und dann die arme, verwunschte Jungfrau, die ich doch erlösen könnte! Und wie viel Gutes ließe sich mit dem Gelde thun! Die Mutter hat gesagt, das Meiste wollten wir den armen Leuten geben, halb den katholischen, halb den lutherischen, und der junge J. (der Schuster) müßte doch auch davon haben! Mit dem Reste wollten wir uns dann ein Haus kaufen. Aber", sagte das Mädchen nach einigem Besinnen zu mir, „der alte Kothner J., glaube ich, kann eigentlich nichts verlangen — mir allein käm's zu, haben die Leute gesagt. Doch das alles möchte hin sein, wenn ich nur meine Qual los wäre! Und darum habe ich auch zu dem Manne in der Loge gesagt: Ja, ich wollte unter die Brüderschaft gehen. Da sah mich der junge Mann (ich war ganz allein mit ihm) sehr ernst an, fragte, ob auch mein Vater noch lebe, und wies auf ein großes Bild an der Wand, das — den Teufel vorstellte. »Keine Gnade bei Gott!« rief er mit erhobenem Finger; »keine Gnade bei Gott und den Heiligen! Das bedenke!« Hierauf holte er einen weißen Teller, eine große Schere und ein Tuch. Mit dem Tuche wollte er mir die Augen verbinden, mit der Schere die Pulsadern aufschneiden, auf den Teller das Blut laufen lassen und mit diesem meinem Blute stellte ich sodann mich dem Teufel verschrieben. . . Ich weinte."

„War der Mann dir sonst noch etwas anstößig?" fragte ich das Mädchen. „Hat er dich berührt, dir zu trinken gegeben, dich umgefaßt oder dergleichen?"

„Nein! Er hat blos die Stellen an meinen Armen, die eingeschnitten werden sollten, mit dem Finger berührt. Als da mir das Weinen kam, sagte er: »Nun, nun, es ist auch so kalt jetzt; ich mag nicht ritzen deinen Arm, die Wunden heilen nicht leicht in dieser Jahreszeit! Komm' wieder, wenn's Sommer ist, und eigentlich müßtest du auch erst 30 Jahre alt sein, um in die Brüderschaft aufgenommen werden zu können.« Ich ging nun nochmals mit mir zu Rathe. Keine Gnade bei Gott und den Heiligen? Dem Teufel mich verschreiben? Keine Seligkeit? Auf immer in die Hölle, gläubenheis und tenig? . . . Aber mein Bruder soll ja auch darunter gewesen sein? Und der war doch so brav und es ging ihm so gut! Wenn er nach Hause kam, hatte er immer alle Taschen voll Geld."

„Aber dieser dein Bruder", warf ich ein, „ist ja doch eines unnatürlichen Todes gestorben?" (Man hatte ihn nämlich vorlängst erhängt im Walde gefunden.)

„Ja", sprach das Mädchen mit langgezogener Tone, „ja, um sein Leben hat er sich selbst gebracht. „Unverrichteter Sache aber wollte ich doch nicht wieder zu meiner Mutter zurückkehren", fuhr sie fort. »Geht's denn gar nicht an, daß ich das Buch bekomme?« fragte ich nochmals. Da sah mich der Mann eine Weile an, besann sich hin und her und sagte endlich: »Nun ja, du sollst das Buch haben, aber du gelobst mir das tiefste Stillschweigen!« Hierauf ging er hinaus, ließ mich etwa zehn Minuten warten und kam mit einem Packet in der Hand wieder herein, das in weißes Papier gewickelt und mit einem rothen Bande umwunden war. Er legte dieses Packet in meinen Korb, versiegelte diesen und gebot mir, ihn erst dann zu öffnen, wenn ich zu Hause angekommen sein würde."

Dieses Packet war das, welches mir das Mädchen bei seinem Eintreten übergab. Das Buch war in einen blauen Pappdeckel geschlagen und um diesen ein Bild gelegt, das Napoleon auf St.-Helena und mehrere Männer aus seiner Umgebung vorstellte. „Die sie gelten gewiß auch viel in der Hölle", meinte das Mädchen, als ich das Bild entfaltete. Rückwärts sind mit Tinte einige Namen notirt, die das Mädchen selber, jedoch erst nach ihrer Zukunft, um ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, darauf geschrieben hatte. So, meinte sie nämlich, müsse der junge Mann in der Loge heißen, doch könne sie sich auch irren. Auf der Rückseite des Buchs, das mehrere kleine Dramen in französischer Sprache enthält, dem aber das Titelblatt fehlt, steht mit Bleistift geschrieben: „Höllenzwang, Teufelsbuch." Inwendig sind einige kindliche Kritzeleien mit Bleistift und Kreide angebracht.

Zu Hause angekommen, hört das Mädchen bald, daß dieses das rechte Buch nicht sei. „Du lieber Gott! Vater und Mutter müssen's sich so sauer werden lassen ums tägliche Brot — der Schuster sieht mich so betrübt an und der alte [illegible] Kothner sieht: »Wenn du dann geboren bist, die bösen Geister zu bannen, so bitt' mir doch von meinem Krankenlager!« . . . Was aber nun anfangen, um die Jungfrau zu erlösen und den Schatz zu heben, wohin uns wenden? So jammern und wehklagen alle."

Darauf sagt die Mutter des Mädchens, die in meinem (Erzählers) Hause vor vielen Jahren gedient: „Dr. P. ist auch darunter." — — „Aber

Mutter! wenn unser Herr Doctor darunter ist, warum hast du mir denn das nicht gleich gesagt? Da hätten wir ja die sauren Wege und alle Umstände sparen können! Unser guter Herr Doctor hätte mir gewiß schon längst alle Qual abgenommen, denn das ist ja Christenpflicht. O, was fehlt uns nun! Ich selbst brauche ja nun gar nicht darunterzugehen, alles läßt sich ja ohne Schmerz und ganz in der Stille abmachen. Unser guter Herr Doctor soll auch das Meine und das Beste von dem Schatze haben, — ich bin ja von Herzen froh, wenn nur meine Pein ein Ende hat."

„Und nun helfen Sie, lieber Herr Doctor", benennte mich das Mädchen, „den Schatz heben und die Geister bannen! Sie können's ja und Sie wollen's ja auch, das hat mir — mein Gebichlüssel gesagt. Ja! ich habe ein Gebbuch und einen Gebichlüssel, die habe ich schon gestern gefragt und beide haben ja geantwortet."

Das Mädchen nimmt Gebbuch und Gebichlüssel aus der Tasche. Ersteres ist ein katholisches Gesangbuch ohne Titelblatt, letzterer ein großer verrosteter Schlüssel von gewöhnlicher Form. „Das Buch hat der Vater gekauft von einem Manne, der jetzt schon todt ist, also ist es ja ein Gebbuch, und der Schlüssel schließt zu einem Koffer, den hat die Mutter gekauft und der hat schon zwei Besitzer gehabt, die beide todt sind, also ist dies ja sogar ein doppelter Gebichlüssel! Was heißt Gebbuch und dieser Gebichlüssel antragen, das trägt nicht und beide haben schon zweimal ‚ja' gesagt. Ja! unser guter Herr Doctor hilft mir von meiner Qual!"

„Wer hat dich gelehrt, Gebbuch und Gebichlüssel zu befragen und wie kängst du das an?"

„Das habe ich von der Witwe K. in D. gelernt, die noch lebt und auch den Leuten die Karten legt. Sehen Sie!" Das Mädchen legte nun vor meinen Augen den Schlüssel zur Hälfte, und zwar so, daß der Henkel frei blieb, in die Mitte des aufgeschlagenen Buches, band dieses zu mit dem Strumpfbande von ihrem „rechten" Beine, hob hierauf mit beiden „Mittelfingern" den Schlüssel unterhalb des Henkels und hob das Buch so weit in die Höhe, daß es frei über ihrem Schoße hing. Nun sprach sie, ein sehr ernsthaftes Gesicht machend, schnell und geläufig folgende Beschwörungsformel:

„Gebbuch und Gebichlüssel, ich frage dich in Gottes Namen, sag' du mir die Wahrheit, krieg' ich das Buch oder krieg' ich es nicht?"

„Sehen Sie hin! das Buch hebt still und nun heißt's — ‚nein'."

„Gebbuch und Gebichlüssel, ich frage dich in Gottes Namen; sag' du mir die Wahrheit, kann es denn unser Herr Doctor machen, daß ich das Buch kriege?"

„Und nun sehen Sie, es dreht sich, es dreht sich, und das heißt ‚ja'!" Dem Mädchen leuchtete die Freude aus den Augen. Da öffnete sich die Thür: ein Kranker trat herein und mit den Worten: „Komm' morgen um diese Zeit wieder!" entließ ich die thörichte Hoffende.

Ich aber ging zu ihrem Seelsorger, um mit diesem zu überlegen, was zu thun sei, das Mädchen von einem so verderblichen Wahne, den der Krüger und eine Correspondenten zu Hoppenien benutzten, freizumachen. Die Thatsache überraschte den verständigen Mann nicht. Er kennt die tiefe Versunkenheit der unteren Volksklassen, ihren großen Aberglauben und die Sucht, auf leichtem Wege als durch Arbeit zur Befriedigung ihrer sinnlichen Gelüste zu gelangen. Daß er am letzten Michaelis aufgefordert sei, ein krankes Schwein im Hause des Mädchens zu „besprechen", war ihm nach seinen früheren Bemerkungen auch von vielen Anderen von seiten dieser Menschenklasse gar nichts Seltenes; denn ein krankes Thier, meine das Volk, sei von bösen Geistern besessen, diese müssen gebannt werden und ein katholischer Priester, ein Mann Gottes, der die Weihen besitzt, könne das. Im übrigen werde er nicht verfehlen, dem Mädchen das Abgeschmackte und Gotteslästerliche ihres Vorhabens eindringlich vorzustellen und ihr in Berücksichtigung ihrer innern Unruhe den Gebrauch der in solchen Fällen zweckdienlichen kirchlichen Heilmittel anrathen, nicht minder aber auch die bürgerlichen Folgen, die aus dem Bekanntwerden eines so wahnwitzigen Treibens unausbleiblich entstehen würden. Vor Augen führen, daß noch H. werde er gehen, um bei dem alten Küchner ins Haus zu hören und auch dort dem Betrüger ernste handeln. Die seelsorgliche Absicht mag eine Wirkung gehabt haben, wenigstens in Schreiben heißt mit dem Vorbringen nach Berücksichtigung der Herzensopfer der Mädchens nicht weiter angegangen worden.

Unsere Leser werden aber an der Mittheilung des geehrten Verfassers auch eine Belehrung vermissen. Hat der katholische Seelsorger auch die Schuldgräberin und ihre Mutter, die ermahnen sowie wie die mitwirkenden, über die Grenzen [illegible]

Anregungen.

Oesterreichs Aristokratie und die Muse.

Wiener Briefe.

II.

— — Den Vorrang in der vornehmen Gesellschaft kann die polnische Nation nicht entbehren. Aber im Verkehr mit der Muse ist nicht zu leugnen, daß sich da ihr germanisches Herz ganz besonders geltend macht. Den Luxus des Modernen stehlen sie Polen mehr als selbst die Hellenomanie pedantischen Italienern. Dem schönen Enthusiasmus des Magyaren geht die gestaltende Kraft ab.

Erscheinungen wie eine Melanie Komtesse Tasch, Fürstin Lubka, Gräfin Tarnowska — Frauen der Aristokratie mit temperamentvoller physischer Haltung, heute Naturforscherinnen in einem nördlichen Roman, morgen verschwunden, selbst einen zu schreiben — solche Meteore und — Irrlichter von Paris und Petersburg möchte Wien wol nur wenige senden.

Im letzten Karneval hat eine junge polnische Fürstin auf, im Kloster erzogen, doch nicht mit dem ausschließlichen Nonnenbekenntniß einer Hahnhahnschen Maria Regina, sondern hervorgegangen. Galantine, die einzige Tochter großer Herrschaften in Galizien, trug ihr Haupt, das der Typhus zweimal gesichtet hatte, mit kurzen krausen Löckchen umgeben, die ihr frisches, junges Antlitz in einem goldenen Rahmen faßten. Die Krankheit hatte keinerlei sichtbare Spuren, nur eine große Aufgeregtheit bei unserer jungen Fürstin zurückgelassen, die das junge leidenschaftliche Gemüth mit neuen Angriffen jener fürchterlichsten Feindin des Jugend bedrohten. Galantine war und schwamm muthig und gewandt, sie focht mit Geschick, schon Pistolen war ihr sicher. Tadellos spielte sie mit Geduld und Ausdauer Klavier und komponirte Märsche und Lieder mit großer Leichtigkeit. Zeit hat sie auch, hör' ich, die Quelle der Poesie in sich entdeckt. Sie sprach in Versen aus, wie Gott Allwo zu jeder Stunde ihre Gedankenwelt beherrsche, wie Allwo nicht nur ihr wachen Thun, auch ihre Träume regiere. Das Gedicht wurde allerliebst und Galantine dichtete weiter. Einmal eine Ode an die Musik. Sie wußte nicht, daß die Herzogin von Orleans ihr darin vorangegangen: sie dichtete naiv, als hätte noch nie ein Dichter etwas über Musik gesagt. Auch dies — deutsche — Gedicht gelang der jungen Polin. Die Musik war darin als Lebensbegleiterin des Menschen, vom Wiegenlied bis zum Grabgesang, gezeichnet. Die Prinzessin kam nun auf den Gedanken, eine Sammlung von Gedichten zu veranstalten; aber unter welchem Titel? Nach einigem Ueberlegen bestimmte sich Galantine dahin, den Namen Allwo oder wenigstens die Buchstaben desselben zu dem Titel ihrer Gedichte zu wählen. Ach, er war ja der eigentliche Schöpfer derselben, ihm waren sie ja geweiht, sie mußten auch nach ihm benannt werden. Die Buchstaben unterlagen verschiedenen Versetzungen und so entstand endlich aus Allwo der Name Alerda. Alerda soll nun das Pseudonym der Prinzessin sein und bleiben, es wurde sogleich ein Album bestellt, mit dem Pseudonym in Gold gepreßt auf dem dunkelvioletten Sammt und geben Sie Acht, Oesterreich hat nun seine neue Ottilie Goloumin. Selbst den Roman hat Alerda schon versucht. Ihre reiche Phantasie und ihre Klosterserfahrungen boten ihr den Stoff, Venedig den lokalen Hintergrund. Galantine schrieb in jeder unbewachten Minute und zuckte bei jedem Geräusch, als würde sie bei einem Verbrechen ertappt. Sie hört nichts mehr von den Huldigungen ihrer Freunde, seitdem sie die Schilderung der Marchesa Florentina unter ihrer Feder hat, sie ihr himmlisch-schöne sechszehnjährige Tochter unter den Pfirsichbäumen mannlicher Keuschheit gefangen hält und Pianka (in Klammern angeführt) sie lauschte nicht mehr in unbändiger Aufregung auf die neuesten Abenteuer der Mabel aus der gesellschaftlichen Conversation, seitdem sie die Abenteuerungen des Conte Filippo schilderte, der im Mondlicht an Bianca's Fenster die Mandoline schlägt und ihre Befreiung verbereitet. Und das Verzeichnendste an dem Ganzen ist: Galantine schreibt reine Poesie in sich. Galantine schreibt nur, um den höchsten Genuß zu erleben, daß, wenn ihr Buch, natürlich ohne Namen, selbst ohne den von „Alerda", gedruckt ist und besprochen wird, die Fürstin Mutter sie vor dem Buche warnt als vor einer Lectüre, die sich für junge Mädchen nicht schickt. Da haben Sie das Fräulein Hermann Grimm in der Literatur, die „Ottilie", auf den österreichischen Parnaß durch eine liebenswürdige junge Polin verpflanzt!

Aber es gibt zwei andere hochgeborene Polen, die mit in erster Reihe, für Musik und sogar für die Kunstkritik, in Thätigkeit sehen. Es ist ein offenes Wiener Geheimniß, daß die beiden Fürsten Czartoryski die Herausgeber sogar einer Zeitschrift, der „Revue Européenne", sind.

Die Fürsten Czartoryski gehören jener altpolnischen herzoglichen Familie an, welche mit dem über die drei Lilien des Wappens sprengenden Ritter und dem bezeichnungsvollen Wahlspruch: „Le jour viendra", im dunklen Mantel, zu den Landsassen der polnischen Krone, solange eine solche existirte, gehörte. Der jetzt neunzigjährige Chef der Familie, Fürst Adam, residirt in Paris, während seine Brüder, Konstantin, der in Wien seinen Wohnsitz aufschlug, im vorigen Jahre starb. Der Aelteste von jenen seiner Söhne, Konstantin und Georg, nehmen in der Wiener Musikwelt eine hervorragende Stellung ein. Es mag das Gefühl mancher Unbehaglichkeit in den Kreisen der hohen Gesellschaft, verbunden mit eigener künstlerischer Hinneigung, die Hauptveranlassung gewesen sein, aus welcher die Familie schon seit vielen Jahren sich zum Mittelpunkt eines eigenen selbstgewählten

musikalischen Kreisen macht ein Gerücht, auf dem sie eine Novität des neuen Opus wenig zu beachten hat. Die Gesellschaft der Musikfreunde aber, wie sie besser heißen sollte, der wiener Musikverein hat erst seit ein paar Jahren in der Person des Fürsten Schönburg einen wie es scheint nur nominellen Präsidenten. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß der musikalische Kritik der Künstler Czarkowski — die nicht minder musikalische Talente sind — bald allen musikalisch Interessirten an sich zog, zumal die Musik nur in ihrer rein classischen Auffassung innerhalb derselben Berücksichtigung und insbesondere das Streichquartett noch lange bevor es in den Quartetten Hellmesberger's seine Verherrlichung feierte, hier eine Heimat fand.

Natürlich war es auch, daß die lebhafte Beschäftigung mit den Koryphäen der Musik die Kreise und ihren häuslichen Kreis in die Oeffentlichkeit, wo die Musik insbesondere durch die Thätigkeit der Gesellschaft der Musikfreunde repräsentirt wird, brachte und sie in die Parteikämpfe verflochten. Die Prinzipien schieden sich bald entschieden an, die aus der Gesellschaft und dem damit verbundenen Conservatorium eine Art Hochschule der musikalischen Wissens zu machen und die Virtuosität der Lehrer durch Betheiligung der Schulgelder zu fördern suchte, während die Abonnenten der Gesellschaft, im Hinblick auf die bedeutenden Summen aus Staats- oder Stadtmitteln den Concerten zufließen, hauptsächlich von den besten Virtuosen nicht vor Augen hatte, um möglichst viele tüchtige Musiker statt weniger Virtuosen zu haben. Nach langjährigen Parteikämpfen und nachdem die Prinzipien durch Gründung der obigen Zeitschrift, anfangs Monats-, jetzt Wochenschrift, beinahe die Referenten der Opposition übernommen hatten, gelang es, diejenige zur Regierung zu bringen. Der jetzige Prinz Konstantin, bildet eine der hervorragendsten, thätigsten Mitglieder derselben. Die Sache der Assimilation ist es nun, die Richtigkeit ihrer oppositionellen Theorie im praktischen Administriren zu beweisen. Ein Hauptbedürfniß hierbei ist, daß die maßgebenden Persönlichkeiten zur Ausführung der Gesellschaftsconcerte, das Orchester und Hofoperntheaters, mittlerweile, vielleicht dem Wink einiger geschätzter Dominikanerinnen folgend, endlichen auch ein schönes Lager in den philharmonischen Concerten anschlagen. Da wird Zweck halten, gegenüber diesen eingewohnten Hetzen mit neugierigen, allerwärts tatsächlichen Leuten ins Zeug zu rücken.

Ueberhaupt dürften die Dingen — Adolf Prinz ist Präsident der Singakademie — ihnen oft erschrocken haben, daß auch im musikalischen wie im politischen Parteikampfe häufig Leute nur die Rolle für die Verfolgung persönlicher Interessen, insbesondere das „Die ist, que je m'y mette", spielen. Uebrigens wird ihre edle und bei näherem Ursprung einschmeichelnde Persönlichkeit gewiß viel zum Siege ihrer Parteisache beitragen, wie sie denn überhaupt in Wien, wo sie übrigens größtentheils in ihrem nahe gelegenen Schloß zu Währhaus residiren, zu den populären Charakteren zählen.

Und nun — nicht die Musik, auf die wir noch zurückkommen, weil aber die polnische Nationalität zu erblühen, lassen wir unsere Blicke noch auf einem jungen Manne ruhen, der uns in Gesellschaften und Concerten oft begegnet. Eine schlanke Gestalt, feine Züge, blondes Haar, blaue Augen, ein angenehmer Organ — contrastirt er auffallend mit den dreien Schwestern des Adolf Jablonowski. Als Mitglied der Landwirthschafts-Gesellschaft hat er sich der Wissenschaft gewidmet, doch möchte er der Musik als Dilettant angehören. Er ist ein vortrefflicher Reiter, der bei dem im Jahre 1867 abgehaltenen Jubiläum — eine schwere Aufgabe — die Gefälligkeit hat, ein Judenbataillon von Grenadieren des Kaiserhauses in einer ausgezeichneten Art dressirt hat, auch durch seine landwirthschaftlichen Bestrebungen bekannt, geachtet und geliebt ist. Seine beliebte Laune — die prompte Fassung der witzigsten Ideen Aeta Wirken — begleitet mit seiner gelassenen en Hand in Jagd-Regen Jeder hatte Fürstin Jablonowska in Pulsen gesehen, griechisch, lateinisch und orientalische Sprachen gesprochen und mit ihrem männlichen Geist viele Schwierigkeiten überwunden. Wer sie in der Gartenlaube Blatt, mit einfacher Hacke auf den grünen Beeten, in ihrem Garten zu Jicht wandeln, die Blumen und Bäumchen betrachten sah, der mußte sogleich etwas Außerordentliches in ihr verauthen. Ihr Sohn, unser Prinz, der stolz polnische Dialekt im Deutschsprechen verstehen der ganzen Gesellschaft einen Originellen. Als Schloß zu schönste Privatmuseum Sammlung in Oesterreich. Kunst in Gemäldegalerie und Landschaft mit vielen Gemälden und erklärte ihre Schätze auf eine überraschend wissenschaftliche Weise.

In seinem Lieblingsthema Theil der slawischen Sprache thut er etwas Polnisch an deutsches Leben und praktisches Denken und Handeln besonders wohl. Möchte man Polnischen von den Polen sagen können und überhaupt in Bezug auch auf die „Nationalitätsfrage" die Worte des Grafen Auersperg wiederholen dürfen:

Der Mann grad,
Im Thun ewig Recken und Führer muß er sein!

(Die letzte Post folgt.)

Zur Pflege der Gesundheit.

Betreff Dr. Bumpricht in Hamburg wünscht die Bekanntmachung einer ärztlichen Vorschrift, die mir bei der Verpflegung unserer Leute überlassen

„Ich erlaube mir, auf ein diätetisches Mittel aufmerksam zu machen, das nicht theuer und sowohl für Gesunde wie für viele Kranke, namentlich für Lungenleidende, welche an chronischem Rheumatismus und Nervenschmerzen leiden, von großem Nutzen ist, das indessen noch wenig bekannt ist. Ich meine die natür-

Marie

(feierlich und weniger gerührt als Julie).

Ich wußt' es wohl, daß wir dahin kommen würden!

Julie

(sich losreißend, eilig).

Ich eile zu meinem Vater. Bleib', Marie, bleib'. Ich muß ihm die neue Wendung meines Schicksals nennen und den Engel zeigen, der der Bote meines Glückes wurde! (Ab zur Rechten.)

Marie

(aufgeregt).

Bleiben? Und in die Seligkeit mit einstimmen, die auf dem freudestrahlenden Antlitz Beider sich wiederspiegeln wird? Nein, das kann ich nicht. Ich konnte mich von meinen Gräbern aufraffen, ich konnte statt Todtenblumen Myrten in mein Haar flechten; aber die Thränen, die es mich gekostet, kann ich nicht zurückhalten. Und doch — Nicht einmal die Klage mehr darf als Trösterin mich in ihre schwarzen Gewänder hüllen, das getrocknete Auge lächelt vergebens selbst über das was es verlor — um ihn, ihn zu retten — sei nie etwas gewesen, — selbst die Erinnerung geb' ich hin. (Freudig) Eine höhre Kraft beseelt, ein Muth von oben begeistert mich. Ihn zu lieben, war mir Leben: ihm entsagen, war mir Tod. Aber ihn retten, ihn dem Glück

dich angewandten trockenen Reibungen des Körpers vermittelst der Hände.

„Um die Wirksamkeit dieses einfachen Mittels zu würdigen, muß man die Haut in anatomischer und physiologischer Hinsicht in Erwägung ziehen. Dieselbe ist bekanntlich ein Gefühls- und ein Excretionsorgan. Das erstere wird durch das Nervenkapillargewebe (welches sich unter der Lederhaut befindet), das letztere durch die Poren und die Talg- und Schweißdrüsen der Haut vermittelt, wodurch aus der letztern nicht nur Wasser und Talg, sondern auch die überflüssige organische Wärme und die überflüssige animalische Elektricität ausgeschieden werden. Durch die zahlreichen Nerven der Haut werden die Eindrücke auf den Körper zum Rückgrat und Gehirn geleitet und dadurch zum Bewußtsein gebracht.

„Um das peripherische Haut- und Nervenleben und die Erzeugung der organischen Wärme des Körpers, welche bekanntlich im thierischen Organismus eine so wichtige Rolle spielt — zu befördern, muß man die Reibungen des Körpers des Morgens beim Erwachen im Bett vornehmen, weil alsdann der Körper durch die Bettwärme erwärmt ist.

„Man bedient sich zu diesem Endzweck beider Hände und verfährt folgendermaßen. Man legt den Rücken der rechten Hand, im Bett aufrecht sitzend, in die innere Seite des rechten Schenkels, legt die flache linke Hand auf die rechte und reibt die zusammengelegten beiden Hände stark und anhaltend, bis man vermehrte Wärme empfindet. Man wechselt mit den Händen und Schenkelflächen, wenn eine Hand ermüdet ist und fährt auf diese Weise abwechselnd eine Zeit lang fort. Nach diesen Reibungen läßt man die zusammengelegten Hände eine Zeit lang geschlossen zusammenliegen, um dadurch das Ausströmen der organischen Wärme und der animalischen Elektricität zu befördern. Auch die Füße und namentlich die Fußsohlen (welche ebenso wie die Handflächen reichlich mit Nerven versehen sind) eignen sich des Morgens beim Erwachen im Bett zu Reibungen, jedoch nicht in so hohem Grade wie die Handflächen.

„Das Verfahren dabei ist folgendes:

„Man bringt den Körper in eine horizontale Lage, legt den Plattfuß des linken Fußes auf den rechten Fuß und reibt beide stark und anhaltend, bis man vermehrte Wärme bemerkt. Man wechselt mit den Füßen, wenn der eine ermüdet ist.

„Nach der Beendigung dieser Reibungen verweilt man noch einige Minuten im warmen Bett, verläßt alsdann dasselbe und schreitet zu den so heilsamen Reibungen des Unterleibes und des Rückgrates, und zwar im Winter im geheizten Zimmer, welche folgendermaßen vorgenommen werden. Man legt die rechte Hand auf die Herzgrube und die linke auf die entgegengesetzte Seite des Rückgrates und reibt gleichzeitig mit beiden Händen von oben nach unten eine Zeit lang, anfänglich langsam und allmählich immer stärker. Man empfindet nach diesen Reibungen Wohlbehagen, Erquickung und Stärkung.

„Aus dem Obigen geht, wie es mir scheint, hervor, daß die trockenen Reibungen des Körpers sowol für Gesunde zur Belebung und Stärkung der Haut als auch für diejenigen, welche an chronischem Rheumatismus und Nervenschwäche leiden, als wesentlich heilsam zur Unterstützung der geeigneten Heilmittel betrachtet werden können."

Neue Gedichte.

I.

Emil Palleske führt einen Leider zu früh verstorbenen Dichter ein, Frederik Heyffardt, einen geborenen Holländer, der sich mit Liebe deutscher Sprache und deutscher Dichtkunst zuwandte. Er hinterließ ein episches Gedicht: „Die Gruien" (Oberfeld, Bädeker, 1860). Wir stimmen mit Palleske überein. Hier ist ein poetisches Talent, eine historisch treue, mächtige Farbengebung. Schmucklos und doch ergreifend ist das romantische Element in den Freiheitskampf der Niederländer mit der Spanier eingeführt. Nicht immer ist die Nibelungenstrophe im einzelnen mit Geschick gehandhabt, aber mehrere Strophen nacheinander gelesen behalten einen vollen und tiefen Klang. Wir wünschen dem Gedicht die weiteste Verbreitung, lebendvoll wie es ist wird es überall anregen, freie edeln und muthigen Gedanken werden überall einen Widerhall finden. An die Verlagshandlung nur die Bitte, größere Lettern zu gebrauchen; Nibelungenstrophen in Diamantschrift ruiniren die Augen.

Aufwärts.

Jage nicht' — Was willst du klagen
Daß du viel zu ringen hast?
Jedem ward sein Theil zu tragen,
Trage lautlos deine Last.
Laß das Seufzen, laß das Weinen!
Ehrenlust und Lieb sind Schein.
Wirst du heute glücklich scheinen —
Morgen wirst du glücklich sein.

Was dich quält, sind nicht die Dinge,
Der dich peinigt, bist du selbst.
Der du dir im engsten Ringe
Selbst ein kleines Weltall wölbst.
Wisse, kleiner Theil des Ganzen,
Daß der Theil im Ganzen lebt,
Und daß deine Dissonanzen
Gott in Sphärenwohllaut webt.

Darum laß die Welt nur schauen,
Wenn ein Leid dein Herz bewegt,
Daß zu immer höhern Bauten
Dich der Flug des Geistes trägt.
Aufwärts strebe, ringe, ringe,
Bis die träge Fessel reißt!
Denn den Geist nicht kann die Dinge —
Seinen Leib baut sich der Geist.

Karl Georgi.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Politische Randglossen. III. — Berliner Briefe. II. — Aus der Bücherwelt. — Briefwechsel.

Politische Randglossen.

III.

„Die Existenzfrage ist nicht protestantisch, nicht katholisch, nicht liberal und nicht reactionär, so wenig als mein Arm, mein Fuß, Haus, Kind, meine Hand, meine Katze protestantisch oder katholisch, liberal oder reactionär ist."

Oder:

„Sieh' hin, ein Zuavenhund bohrt einem Tiroler das Bajonnet in die Brust' Hilf' — Antwort: Ja, lieber Gott, der Mensch dauert mich, aber er ist Pfaffenknecht und Reactionär, ich kann ihm nicht helfen."

Solche und ähnliche Sätze finden wir in einer Schrift, die die „Allgemeine Zeitung" mit Begeisterung empfiehlt — „Kritische Gänge" von Friedrich Vischer, vielgerühmtem Aesthetiker in Zürich (Stuttgart, Cotta, 1861).

Der Verfasser floh vor Bildern und Anschauungen, die daheim nicht länger zu ertragen waren. Einen doppelten Wahn sah er um sich her durch Menschen verkörpert, die sonst von ihm geachtet wurden; den Wahn des „Nationalvereins", der Deutschlands Geschicke nur noch an Preußen kette; den Wahn der Democratie überhaupt, die Oesterreich ebenso „zertrümmert" wünsche wie vielleicht die ganze Welt, um nur neue Ordnungen zu schaffen.

Aber auch in Oesterreich, wohin der Verfasser, um sich zu sammeln, entflieht, in Oesterreich, das ihm von jeher, auch seiner „alten Wohlfeilheit" wegen, so unendlich werth geblieben war — letztere „Wohlfeilheit" hätte ihn doch schon etwas aus seinen jugendlichen Träumen wecken sollen —, wird ihm nicht wohl. Auch dort hört er, daß etwaige Waffensiege des doppelten Adlers nur als schlimme Zeichen für die Sache des innern Fortschritts gedeutet würden. Außer sich über die Verblendung dieser Zeit, irrt sein deutsches Herz auf dem Schlachtfelde von Solferino, sein Vaterlandsgefühl kann nicht ertragen, daß Franzosen über eine Armee gesiegt haben, die, wenn nicht ganz, doch theilweise aus Deutschen bestand.

Aus dieser Stimmung heraus sind denn die obigen und viele ähnliche Sätze seines Buchs entstanden. Der Reisende jubelt, wenn ein bregenzer Stubenmädchen in Mailand über die Franzosen zu ihm sagt: „So en schmierige Kerle möcht i jo net mitme Stecksle anrege, do sind die Oesterreicher andre Leut gewese." Jeder ihm zu Ohr gekommene einzelne Zug von deutscher im letzten Krieg bewiesener Tapferkeit wird von ihm mit Hoffnung auf bessere Zeit gebucht und am liebsten möcht er, die Trommel würde gleich wieder gerührt und die Deutschen ließen die Erde unter ihrem ehernen Fußtritt erdröhnen. Keineswegs will er die Italiener geknechtet sehen, Ungarn keineswegs ohne Freiheit, Deutschland nicht ohne Einheit — nur soll Frankreich à tout prix fern gehalten bleiben, Frankreich nicht die Landkarten verändern — besonders aber nie ein Deutscher, und er mag vertreten was er will, besiegt aus einem Kampfe hervorgehen u. s. w.

Seit zwei Jahren sind diese an sich so wohlgemeinten Anschauungen von deutscher Macht und Herrlichkeit aus dem traurigsten polemischen Hader, einer gänzlichen Zersetzung unsers politischen Lebens, Gehässigkeiten und Verletzungen aller Art bekannt. Wenn jedoch Jakob Venedey, die augsburger Zeitung, Gustav Freytag und Friedrich Vischer gerecht sein wollen, so müssen sie bekennen, daß sie in diesem Widerstreit der Meinungen die Minorität haben. Die Majorität — nicht die der Indolenz können wir meinen, sondern die stimmfähige Beurtheilung — sagt, die zufällige außerordentliche Größe Oesterreichs und des Hauses Habsburg wäre für die Welt und für Oesterreich eine Sache für sich. Seit hundert Jahren hätten wir von so mächtiger Ausdehnung des deutschen Namens nach dieser Seite hin wenig Segen und viel Fluch gehabt, unterdrückte Völker nach außen, verfolgte Patrioten nach innen. Jene chinesische Mauer, die Kaiser Franz und Metternich zwischen Deutschland und Oesterreich von Bregenz bis Krakau gezogen, hätte beide Organismen in einem Grade getrennt, daß all diese entrüsteten Worte ohne zu zünden in die Luft verflögen. Deutschland würde überhaupt nur für dasjenige Oesterreich mitfühlen, das sich an den drei großen Aufgaben des engern Vaterlandes sichtlich und aufrichtig fördernd mitbetheiligte: Freiheit, Einheit, Aufklärung.

Es würde zu weit führen, wollten wir die historische Berechtigung dieser letztern Ansicht beweisen und zu gleicher Zeit ausführen, wie wir darum nicht im mindesten nöthig haben, eine so panische Furcht vor den Franzosen zu hegen, noch auch die Bildung eines einigen Italiens zu scheuen, noch auch einige Neugestaltungen der Karte Europas mit mißtrauischem Auge zu betrachten. Das engere Deutschland von 1859 war nicht mehr das Deutschland der geistlichen Kurfürsten und der Reichsarmee, sondern war und ist ein Kern, der etwas mehr vertritt als nur Preußen, so betrübend uns auch die lockere Verbindung mit

den acht Millionen Deutschen Oesterreichs erscheinen darf, die uns leider durch alles das, was sich sonst an historischem Anrecht in Ungarn, Polen, Böhmen, Slavonien, Italien, für sie maßgebend, gebildet hat, was noch existirt angehören. Ein Bedauern, diese Beweisführung heute unterlassen zu müssen, um so mehr, als wir jede Gelegenheit gern ergreifen, vor allzu großen Einseitigkeiten und unmotivirten Präponderanzen, auch Preußens, zu warnen — die Politik der gelehrten Herren, die entweder bereits in Preußen Professoren geworden sind oder es erst werden wollen, ist nicht die unsrige. Aber in Vorrede Vischer's können wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß uns seine Art der Beweisführung und die ganze naturalistische Wallung seines Denkens und Fühlens durch ihre theatrale Unordnung wahrhaft erschreckt hat. Aus einem Denkermund die subjectivistische Monstrosität ‚Wonnetrieb' in seiner Darstellung verträgt sich mit den Gedanken, der Gedanke das Bild, jeder Eindruck verschlingt den vorangegangenen, das geringste Erlebniß wird zur großen Thatsache aufgebläht und die große Thatsache wieder zerbröckelt sich in Reminiscenzen, in ihre Staffage, ihr Costüm, ihren äußeren Effect. Vischer kann nicht an die Ungarn denken, ohne von „straffer, trotzenklingender" Rede zu sprechen — von Tapferkeit nicht, ohne die alten Degen zu sehen, von Kraniorchen nicht, ohne ihre rothen Hosen, es ist der aufgeregte Kritikerstil in der parlamentarischen Debüttantin einer Journalredaction, die vorher nie vergleichen und anwenden gelernt hat. „Es gibt etwas, das in solchen Lagen alle Kunst der Reflexion erlegt, eine Naturkraft des Gemüthes, ohne die kein Volk zu Macht und Größe gelangen kann. Man brauchte nicht viel zu denken, es dürfte nur unter dem Grundsatz richtig bestellt sein" — in diesem, fast schwäbischen Tonfarbichtenton das ganze Buch. „Was anders ist der Patriotismus als das erhöhte, verklärte Familiengefühl! Eine Familie, die nicht dem Zerfall nahe ist, läßt keine ihrer Glieder beschimpfen, berauben, was diese Glieder unter sich abzumachen haben, das geht den Fremden, den Feind nichts an; wie unrein im Innern, eins gegen andern! Dieses Gefühl fragt nach keinen Gründen und erlegt alle Gründe; es läßt sich nicht andemonstriren; wer es nicht hat, gehört nicht zur Familie; wer es hat, der hält es rein und frei von fremden Beziehungen, die es zu durchkreuzen suchen." Aehnliche Sätze wie diesen, der denn doch auch beweisen muß, daß also Deutsche und Schweizer in Neapel die kräftigste Waffe des Despotismus sein dürften und von unserm „Familiengefühl" bei jedem Kampfe gegen ein gefürchtetes Volk für ihren Herr ungeheilt bekommen müssen, charakterisiren die subjectiv-kritische Denkmethode. „Ich bewegt, wie ich reife, werde ich schreiben. Ich bin gereift, weil es mich nicht zu Hause litt, weil ich wandern mußte. Eine wilde Jagd von Reise habe ich hochgeflogen wie einer, der über Berg und Thal mit hastigen Schritten rennt, um innern Sturm durch Laufen zu vertoben." Da läßt man Nordhoff.

So ist denn also doch das Grundwesen Vischer's, so in der Aesthetik wie in der Politik, seine tiefunnerlich nur romantische Anschauung. Ein Glück für ihn, daß Goethe einen „Tasso" und „Iphigenie" geschrieben hat. Sonst wäre sein Ideal die Arabeske. Wir wissen nicht, es man verstehen wird, was wir damit ausdrücken wollen, wenn wir sagen, das Ungeheuer einer solchen Denk-, Beobachtungs- und Gefühlsmethode ist die Romantik. Sie herrscht Vischer'n auf Lust und Schritt und bei so excentrischem Subjectivismus begreift sich, wie der Autor seine hochgerühmte „Aesthetik" nur zu einem Werke hat machen können, durch das er sich vor allem selbst erst klar wurde.

Vischer hat hören wir, die „Tendenzpoesie" verworfen. Warum? Sie weckt ihm die Reminiscenz deutschkatholischer Pfarrer, Kreuz Gemeinden und Freimaurer — für den Romantiker unpoetische Begriffe. Wer aber die „Tendenzpoesie" verwirft, verwirft nicht nur das Blut nicht, das durch die Adern seiner Zeitgenossen rollt, er hat auch den Lebensathem, der durch die alten Muster weht, nicht verstanden. In Homer, im Nibelungen- in Dante, im Straßburger Münster, in Palestrina's Messen, in Rafael's Frauenbildnissen, in Balzac, Shakspeare, Schiller und Goethe ist alles Tendenz, nur hat die Tendenz dieser Zeiten Nationalität, Größe, Gestaltung, Bildung. Die Tendenz unserer Zeit ist die der Befreiung der Natur vom überlieferten Zwang, der Weg zur Gerechtigkeit, der Weg der Gleichberechtigung über die sehr Mehrheit der Vorurtheile, auch über das Vorurtheil des eben geschilderten Patriotismus als „Familiengefühl". In der einen Denkerin würdigen Politik sieht nur die Tendenz. Oder sollte Vischer glauben, daß 1859 Preußen die Tendenz gemacht hat, die damals mit blutendem Herzen Oesterreichs Niederlagen sah, an sich hielt, dem Herzen Ruhe gebot und sich sagte: Die Zeiten müssen sich erfüllen? Wenn Vischer in den obigen, selbst für einen „Oesterreicher" erschöpfenden Sätzen, die wir citirten, andeutet, daß Deutschland Oesterreich im Stich ließ um des Convenienz willen, so hätte eine solche Wahrnehmung auf einen so bedeutenden und genialen Kopf niederschmetternd wirken sollen. Eine unsichtbare Stimme hätte ihm rufen müssen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, nicht die romantische Arabeske, nein, die Tendenz ist in dem Buche die allmächtige Gewalt unserer Zeit, von der die Weisesten verstummen macht.

Bei alledem ist Vischer angeweht von diesem neuen Geist und — großartige Schicksalstraft desselben imponirt ihm. Da ergreift ihn denn inmitten seiner zornigen Rede die „gebrochene Wehmuth" der Reminiscenz. Er ahnt, daß es viel gar mit dem, was die Kritiker lehren, plötzlich einen Zusammenbruch geben könnte, daß Homer, Sophokles, Dante, Shakspeare, Mozart, Händel und Mozart nicht mehr vollkommen existiren dürften. Dann geht er vor

einem Eisenbahnstationshäuschen und absteuert sich mit schmerzlicher Resignation möglichst Schönheitsgesetze einer modernen Baukunst. Neige doch der in seinem Gedankenlabyrinth sich so akademisch, so durchaus sicher gebende Gelehrte (Kritische Gänge) diesem Zuge überall, bekämpfe die rebellischen Reminiszenzen seines Katheders, des tübinger Stifts, der klassizistischen Poesie, die an sich schön und echt in ihm verborgen lebt, und lerne, ohne Reflexion, Intellekt, Licht und Aufklärung ebenso offen, ehrlich und mit ganzer Seele lieben wie seine romantischen Schwärmereien. Gibt es „in der Weltheit einen Schmerz", den Vischer einst dahin bemüht, daß die Gelehrte des Schönen, die man im Hause einschränken in seiner Bibliothek liegen hat, nicht in Einklang zu bringen sind mit dem, was draußen in der Welt die moderne Bildung durch sich selbst hervorbringt und ohne alle Vermittelung zum eigenen Maßstab ihres Werthes macht. Es gibt es auch einen solchen in der Politik. Ueberwinde ihn Bücher, der kämpfe gegen die schwarzgeschauten Reminiszenzen und lerne dem Geist einer Zeit lauschen, die die hochherzigen Hohenstaufen nur unsere sich mild die hohen schöpferischen Hohenzollern-Politik, trotz Ihnen, nicht einmal auf der deutschen Bühne hat gelten machen können, wie viel weniger im deutschen Leben.

Berliner Briefe.

II

— — Außer den Unterredungen bei Ihnen, Generals und mancher geselligen Begebenheiten bemerkt man keine besondere Veränderung unsere Verhältnisse durch den endlichen Heimgang des niedergeäckerten königlichen Feldherrn. Sein Bruder setzt sein begonnenes eigenes System fort — höchstens daß einige Namen in den nächsten Beziehungen des Hofleben sich ändern dürften.

Meine eigenen Empfindungen über den Charakter und das Leben des hochseligen Herrn will ich Ihnen nicht aufdringen und nur zusammenfassen, wenn mir kurz vor seinem Abscheiden gerade im geistigen und geselligen Verkehr am meisten eigentlich waren.

Wir dachten viel an Humboldt, dessen Bibliothek, in der fast jedes Buch Randbemerkungen von seiner Hand trug, denn nun nach Amerika wandert! Die beste Büste, die von ihm existirt, von David, der bei mir oft in seinen Räumen verweilend und das Original mit der Kopie vergleichend gefunden haben, geht jetzt für 2000 Thlr. nach England, wohin sie verkauft worden ist. Die Anhänger des berühmten Mannes können ein schmerzliches Gefühl nicht unterdrücken, daß er all sein Hab und Gut in die Hände seines Dieners gelegt hat. Die einen behaupten, daß Humboldt, der größte große und freie Mann, sei Diener seines Dieners gewesen, der ihn nach seinem Willen lenkte; andere versichern, daß es damit doch nicht so schlimm war. Humboldt, ohne Vermögen, hätte der treuen Dienste nicht anders zu belohnen gewußt. Aber diese herrliche, mit Begeisterung gearbeitete Büste seines Freundes David, die der Künstler ihm selbst verehrte, hätte Humboldt seiner Vaterstadt Berlin vermachen müssen, um damit dem Orte und sich selbst ein bleibendes, schönes Andenken zu gründen. Es ist nicht Sparsamkeit, daß der Staat von diesem Nachlaß schließlich nichts angekauft hat, es ist das gänzliche Gleichgültigkeit, das er dem Manne mag, dessen reiches Inventarium, das jetzt über den Verlegern des Verlegers mit so hoher Pietät betrachtet, so ohne weiteres in Hände zu legen, aus denen man die Gabe nun auch nicht mehr entgegennehmen möchte.

Daß es uns an heiteren Persönlichkeiten nicht fehlt, die bedeutende Summen auch für Kunstwerke selbst thaten, beweist eine soeben vollendete, vom Professor Kalide für die Kirche zu Minden in Oberschlesien auf Bestellung der Frau von Thiele-Winckler gearbeitete Madonna mit dem Kinde. Das herrliche Kunstwerk der genialen Bildhauerin ist über Lebensgröße in carrarischem Marmor ausgeführt. Das schönste Moment beruht in der ungezwungenen Naturwahrheit, die das ideale Ganze durchdringt. Frau von Thiele-Winckler ist von der rühmlichen Absicht aus der Wunderwelt der christlichen Kunstgebeimnisse, die königlich Preußen erobern, um die Bauern Ehre erbot hatte.

Die Militär-Reorganisation entwickelt sich nach allen Richtungen hin befriedigt und die in der Kammer gegebene Zusage des Finanzministers, daß man aus prosaischen damit vorgehen werde, scheint sich nicht zu erfüllen. Kriegs- und Finanzminister, sagt man, liegen in Differenzen. Der erstere verlangt, daß dem letzteren „ein Keil in der faulen Hand wachsen" soll, der letztere, daß der Kriegsminister „Armeen aus dem Boden stampfe". Wie einem Wort. Es geht nicht recht vorwärts mit den ungeheuren Millionen. Der Kriegsminister, der einst als heftigster Kämpe gegen die wiedereinzuführende Salzsteuer auftrat, reist nun wohl, ohne sich selbst untreu zu werden, eine solche Vorlage machen müssen, aus der ihm mindestens zwei Millionen bewilligt werden. Sie ist auch entschieden die am wenigsten empfindliche Steuererhöhung, da nur die reichen Gutsbesitzer, Rittter und Bäcker, die das Salz tonnenweise konsumiren, den Vortheil genossen haben, während dem Armen mit dem Dreier, den er in der Woche an seinem Pfund Salz erspare, wenig geholfen war. Was man über die Grundsteuer-Vorlagen hört, lautet nicht besonders übergnügend.

Eine fast ironisch klang es uns, als im „Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen" General von Pritzwitz einen an sich interessanten Bericht über die neuesten Artilleriematerialien hielt. Die Armstrong'sche Kanone schießt das Ungeheuer, das aus der Hölle stammt, so hieß es, ihre Geschosse wirken mit zerstörender Gewalt bis auf 15000 Schritt. Die bei der Demolirung der Festungswerke Julich in Anwendung gekommenen 6pfündigen Kanonen wirkten

auf 1500 Schritt, heran die bisherigen Festungsbauten zu zerstören für diese ultimae rationes ein leichtes Spiel sein würde. Ein belgischer Offizier will daher über die Schultern der Festungsmauern besonders construirte Eisenmäntel gelegt wissen, die den nöthigen Widerstand zu leisten vermöchten und nicht höher als Granitmauern zu stehen kommen dürften. Zur Deckung einer Kasematte würden gerade 420 Centner Eisen nöthig sein — da dürfte denn doch der Gott, der Eisen wachsen "läßt", in der schnellen Beschaffung ebenso in Verlegenheit kommen als verschiedene Finanzminister, die Silber oder Gold schaffen sollen.

Aus der Bühnenwelt.

* Die dresdener Hofbühne hatte zum ersten male die „Hermannsschlacht" von Heinrich von Kleist auf, ein wahrhaft verdienstliches Unternehmen, dem besonders die leichte und humoristische Sprech- und Darstellungsart Dawison's vor den fast lustspielartig intriguanten Ehrgeizereien Hermann's und Frau Bayer-Bürck in ihrer sinnigen und besonnenen Weise als Thusnelda zugute kamen. Der frühvollendete Dichter, den auch in Dresden vor fünfzig Jahren Momente der Trauer genug durchzuckten, würde seine Freude gehabt haben, ein Werk verkörpert zu sehen, das in den Jahren der Erniedrigung Deutschlands nicht einmal gedruckt, geschweige aufgeführt werden konnte. Die Vergänglichkeit der Stoffe erscheint fast greifbar. Man kann Kleist kaum anders als auf Oesterreich und Hermann nur auf Preußen deuten; die schwankenden, halben, egoistischen Mittelstaaten sind deutlich nach der Natur gezeichnet. In vieler Hinsicht verwundert, vom Beginnen Arthur Wehl's fast zu sehr hervorgehoben den Lesern, will eine Verbindung mit der im ganzen zu nehmen nicht unbefriedigt wirkenden Gesammtleistung Heinrich von Kleist ging aus den der romantischen Schule nahen Bestrebungen Schlegel's und L. Tieck's hervor, Natürlichkeit und Kürze wurde von ihm immer verlacht; im obigen Charakterbilde ist ein mit der dramatischen Technik spielendes Talent mit seinen Stärken und Schwächen, das der Shakespeare-Lektüre und Nachbildung Einhalt that. Wir haben in unserer Zeit manches Talent kommen sehen, auf dem Punkte eines großen Werks zu stehen und es für unglücklich gewordenen, für das eine Kraft nicht genügte, nicht nur dramatische Originalmaß zu erfinden. Der Zeit zu seinen jungen Muth und Schwung, der Zeit in einer seiner Gedanken und seiner Bewerk verwickelten Fülle und Größe kommt der Kleist nur abhanden; der Verlust der Wirklichkeit sich z. B. in seinem Drama der recht gedichtete Thatsache in sonderbar gewordene Einzelnheiten. Wenn Schwindel eine Locke von Thusneldens Haar, schickt sie nach N. an die Kaiserin die Beleidigung, mit schöne Persönlichkeit in die wilden wurde, und Thusnelda sagt ihn dafür, im Original, nicht in Wehl's Bearbeitung, von einer Bank herunter. Bei Shakespeare führen sich vergleichen Vorgänge in seinen Charakterisationen heimathlich; sie sind aber nicht in dem Grade der alleinigen Durchgangspunkt der großen Idee wie bei Kleist. Dieser baut auf eine einzige, reife Idee, vom Zufall vorgeschrieben und in der Durchführung rein spekulativ wirkende Schaffung einer Germanenschlacht". Dies Zufällige und Partikulare, gehandhabt mit Witz, Phantasie und moderner Natürlichkeit, erringt für den ästhetischen Gourmand, der sich sogar an Schiller's pedantischer Regelmäßigkeit mit der Zeit langweilen kann, einen außerordentlichen Reiz; aber vor lauter Gewürzpfeffer oder auch kulinarischen Würzen, hört man vor dem betäubenden ewigen Hallunterruf im „Käthchen" oder dem magnetischen Krebsruf im „Prinzen von Homburg" gibt der eigentliche große glaubwürdige Zug der Handlung verloren und deshalb kann der Mangel einer überzeugenden und durchgeführten Wirkung, die auch hier, in der „Hermannsschlacht", nur erst geschaffen wird durch den alles Kleine durchdringenden mächtigen Geist der behandelten vaterländischen Sache nicht.

Die treffliche, geistvolle und äußerst gutgelaunte Leistung Dawison's, der vielleicht nur eine Milderung der Quarre beim Arrangement der Begegnungen Eduard Frau mit Ventidius und durchgängig eine Milderung der Aktivität im Vortrag zu wünschen wäre, und die feinberechnete, sittlichreine, ja fast jungfräuliche Darstellung Thusneldens durch Frau Bayer-Bürck rühmten mit Recht. Die Verherrlichung Arthur Wehl's ist die bühnenkundige Lust. Nur hätten wir in den Ausschüssen und den Abgängen seine Scene gewünscht. Sie gehören dem Dichter ebenso wenig an wie am Schluß der Verzeihung Thusnelda an den Gatten wegen Ventidius um Verzeihung zu bitten. Das schöne, alle Verirrungen einer doch im Grunde vor dem Vereinlichen bewahrt bleibenden Frau zusammenfassende und entschuldigende Wort Hermann's:

Frauchen, Mein theurer Weib! Wie redest du mich!

sagt alles.

Briefwechsel.

— Herrn *** in Kiel. Ihr Werk ist uns nur „Ihr Meinung" enthalten.

— Herrn *** in Nimmt in Nordschleswig. Ihre Mittheilungen über die Leistungen und Mängel der norwegischen Bühne sind allerdings beachtenswerth. Wir wollen nur das Eine Stücke hiesiger Bühnen von Heibergsche Lustspiele [illegible] Jahre kann man sie vielleicht sagen eine Mission [illegible] Verschwunden, einer schalen Plattheit gewichen. Die waren sie bedeutend, verfallen. In Christiania [illegible] eines Theaters nur einen Namen und weiter nichts [illegible] angelangt. In Bergen [illegible] Stücken und den Geschmack, schmack an Volksstücken [illegible] Bühne. In Drontheim [illegible] Theater nur einen Direktor, der [illegible] Kasse [illegible] Stücke [illegible] Zuschauer [illegible] Stücke [illegible] Schauspieler [illegible] Stücke [illegible] Theater [illegible] Stücke [illegible] Theater [illegible] Stücke [illegible] Theater

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 3. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In der Eisenhütte. Erzählung von Wilhelm Crogo. I. — Statistisches aus Finnland. Von Dr. Wermann. III. — Türkische Erinnerungen. Mittheilungen aus den Briefmappen eines Engländers von W. Hernan. I. Ein gewagter Besuch der Pascha Effendi. — Aus meiner Jugend. Erzählung von Emil Kuttenhaus. — Volksthümliche Anekdoten aus der Mark Brandenburg. Briefe. III. — Kunden aus der Natur. I. Balduin Möllhausen. — Gruppe auf Sardinien. — Neue Romane und Novellen. I. — Moden. — **Neues aus der Welt.**

In der Eisenhütte.

Erzählung von Wilhelm Crogo.

I.

Am südlichen Abhange des Harzes, nicht weit von dem hannoverschen Städtchen Zielfeld, liegt ein kleines Eisenhüttenwerk, die St. Johannishütte genannt. Dasselbe besteht gegenwärtig nur noch aus einem Frischhammer und einer Achsenschmiede, deren Räder durch die den Schluchten des Harzes entströmende Bäre, einen mittelmäßigen Waldbach, getrieben werden.

Daß der Betrieb des Werks ehemals ausgedehnter und auf eigenem Eisensteinbergbau gegründet gewesen sein müsse, läßt der neben der Hütte emporragende Hohofen erkennen. Leider entsteigen demselben nicht mehr die läuternden Flammen der Kohlen- und Erzgluten, eine Ruine steht er da, Quitzern und Brombeeren wachsen auf seiner „Gicht", in denen die Vögel nisten.

Im vorigen Jahrhundert stand die Hütte im Lehnsverbande zu der gräflichen Familie von Stolberg zu Stolberg und war im Besitz einer braunschweigischen Familie Balcke. Da die Rechts- und Lehnsverhältnisse in diesem Landherrenwinkel von Zielfeld — es stoßen hier das Hannoversche, Preußische und Braunschweigische zusammen — in jenen Tagen noch sehr verwickelt waren und insofern davon der Besitz der Hütte verschiedentlich angefochten wurde, so betrieben die Lehnsträger das Werk nur nachlässig und die zahlreichen Berg- und Hüttenleute litten Noth.

Als jedoch im Jahre 17[illegible] die Commission zur Regulirung der kurbraunschweigischen und gräflich Stolberg'schen Hoheits- und Grenzverhältnisse, welche in Zielfeld tagte, auch die Erneuerung des Lehnsbriefs der Johannishütte bewirkte und dem neuen Lehnsträger einen regern Betrieb des Werks zur Pflicht machte, hob sich das Werk wieder.

Es war im Winter des genannten Jahres, als an einem stürmischen Abend ein Reiter von einem Boten geführt den Weg von Nordhausen nach Zielfeld heraufkam. Der Schnee wirbelte vom Himmel herab und machte den ungewohnten schlechten Weg in der Dunkelheit noch unsicherer.

Der Frischhammer der Hütte, welcher eben eine aus der Blut gehobene Luppe (ein großes Stück durch Hitze behufs gewordenes Eisen) auf dem Ambos zu verarbeiten hatte, sprühte helle Funken über den schneebedeckten Weg, was in der Dunkelheit der Nacht ein prächtiges Schauspiel gab.

Von der dunklen Schönheit des Anblicks gefesselt, hielt der Reitende an; da jedoch sein Pferd sich sowol vor der sprühenden Glut wie vor dem

Sauen der Blasebälge scheute, hieß er ab und übergab es seinem Führer.

„Reite voraus und bestelle mir im besten Wirthshause in Aleth Tonnerre, ich werde bald nachkommen!"

Der Führer, ein lustiger junger Bursche, schwang sich in den Sattel und ritt davon.

Am Amboß waren zwei Männer beschäftigt, ein ganz alter mit greisem Haar und ein junger mit krausem blondem Haar. Ein langes leinenes Hemd, Gamaschen, welche bis über die Kniee reichten, und schwere Holzschuhe waren ihre ganze Kleidung. Beide hielten mit großen Zangen das mächtige Stück glühenden Eisens auf dem Amboß fest, von welchem unter den wuchtigen Schlägen des Hammers, die ihre Arme erzittern machten, zu beiden Seiten die glühende Schlacke herabsprang. Als nach mehrfachem scharfem Hin- und Herstreichen die Puppe endlich ihre untersten Bestandtheile vollendet war, reichte der jüngere Arbeiter einen schweren, mißfarbigen Keil, brachte ihn geschickt unter den Hammer und das Eisenstück flog in zwei Hälften vom Amboß herunter.

Der Hammer rollte und beide Männer wischten sich den Schweiß ab, welcher ihnen infolge der beschwerlichen Arbeit mit der großen Hitze von allen Gliedern floß.

„Glückauf!" redete sie der Fremde freundlich an, während er, seinen Mantel auseinanderschlagend, in die Hütte trat. „Das war ein tüchtiges Stückchen; aber ihr versteht eure Sache!"

Die beiden Männer blickten den Fremden scheu an, antworteten aber nicht.

„Darf ich noch erlaubt, näher zu treten?" fuhr dieser fort, indem er den Hüttenraum flüchtig mit den Augen überlief und dem noch heftig glühenden Feuerherde sich näherte, an welchem der jüngere Arbeiter sich jetzt zu schaffen machte.

„Es versteht!" antwortete dieser, neue Kohlen auf die Glut werfend, „wenn es Euch Vergnügen macht, Herr, uns bei unserer Arbeit zuzusehen, wir werden gleich fertig sein."

„So? Weiß ich das so genau, ob der Herr Oberfaktor den Fremden noch erlauben wird, die Hütte zu besehen?" wandte sich mit einem male der Alte grimmig aus der dunkeln Ecke neben den Blasebälgen, in welche er sich zurückgezogen hatte, zu seinem jüngern Genossen um, „oder denkst du mir auch das Trinkgeld schon wegschnappen zu können? Noch bin ich der Meister und du bist der Knecht!"

„Ihr gestattet wir alle nicht, hier zu bleiben, Meister?" wandte sich der Fremde nach dieser sonderbaren Anrede des Alten zu diesem.

„O freilich, Herr, bleibt nur hier! Ich habe es mir seit vierzig Jahren zur Ehre angerechnet, fremden Herrschaften meine Hütte zu zeigen und werde Euch den Zutritt nicht verwehren!" antwortete der Alte plötzlich in freundlichem Tone, „ich wollte nur dem da seinen Vorwitz etwas verweisen."

Diese Umwandelung des Wesens des alten Hammerschmiedmeisters war hauptsächlich die Wirkung des äußerst angenehmen Aeußern und des freundlichen Wesens des Fremden. Er war von nicht hoher Gestalt, aber wohlgewachsen, von schönen Gesichtszügen, namentlich unwiderstehlichen Augen. Auch hatte er den Alten Meister genannt, nahm diesen für ihn ein.

„Habt Ihr nur viele solchen Fischhämmer?" begann der Fremde, jetzt wieder in der Hütte umherblickend.

„Nur drei solchen. Sie sind aber vollkommen im Stande, unsere Roheisen zu verarbeiten", erwiderte der Alte mit Stolz.

„Woher bekommt Ihr Euer Roheisen?"

„Vom Aukat, Herr, aus unserm Hohofen!"

„Hohofen? Wo liegt denn der? Ich habe keinen gesehen!"

„Er liegt jetzt freilich kalt, aber — da blickt nur einmal über die Straße hin — was sagt Ihr zu dem Burschen?"

Damit öffnete er eine Klappe in der grabenseitigen Mauer der Hütte, durch welche der Hohofen sichtbar wurde.

„Sind eure Eisensteingruben weit entfernt?" fuhr der Fremde fort, nachdem er hinausgeblickt und den Hohofen nickend betrachtet hatte.

„Ganz in der Nähe und wir haben so viel Holzkohlenvorrath, daß die Hochofenhütte noch mit davon lebt!" entgegnete der Alte mit großem Selbstgefühl. „Aber, mit Verzeihung, Ihr seid gewiß auch ein Hüttner oder ein Bergmann?"

„Nur ein halber, ein halber Bergmann und ein halber Hüttenmann", sagte der Fremde lächelnd.

Währenddessen hatte der jüngere Arbeiter, der Hammerschmiedsknecht, abermals ein ansehnliches Stück Eisen, welches zu einer Pflugschar verschmiedet werden sollte, im Feuer geglüht und brachte es jetzt auf den Amboß.

Aber der Alte fuhr wieder grimmig auf ihn los.

„Wer heißt dich Sappermenter ohne mein Wort den Hammer rühren? Scher' dich an die Blasebälge, wo du hingehörst!"

Damit riß er dem Knechte die Zange mit dem Eisen aus der Hand und begann das Stück selbst zu verschmieden.

Der Knecht schüttelte den Kopf, blickte den Fremden an und zog sich zögernd zurück.

Was dem Fremden schon bei seinem Gespräch mit dem Alten aufgefallen war, daß dessen Augen auffallend schwach sein mußten, da er, um sicher zu sehen, immer mehr an den Fremden herantrat, bestätigte sich jetzt, als er zu arbeiten begann. Er wandte das Eisen mit großer Unsicherheit unter dem Hammer hin und her, wodurch es große Unebenheiten erhielt, und als es sich mehr und mehr der flachen Form näherte, welche es als Pflugschar erhalten mußte, verlor es der Alte und fuhr damit über den Rand des Amboses hinab zur Erde, sodaß der Hammer dröhnend den leeren Amboß traf.

Der Knecht fuhr sich bei diesem Vorfall mit beiden Händen in die krausen Haare und drehte sich verzweiflungsvoll mehrere male um sich selbst.

Der Alte aber, nachdem er den Hammer augenblicklich hatte ruhen lassen — so viel Ruhe und Geistesgegenwart war ihm geblieben — stieß einen furchtbaren Fluch aus, warf die Zange mit dem Eisen weit von sich, sodaß der umherliegende Kohlenstaub und sogenannte Hammerschlag hoch aufspritzte, und stürzte dann, sich mit der Faust vor die Stirn schlagend, zur Hütte hinaus.

Der Fremde, durch diesen sonderbaren Vorgang verwirrt und betreten gemacht, blickte den Knecht fragend an; dieser streckte aber mit offenbarer Freude die Hand hinter dem alten Hammerschmiede her und sprach:

„Nun ist es gut! So mußte es erst gehen, wenn er zur Vernunft kommen sollte! Nun sind wir über dem Berge!“

Dann aber kniete er eifrig neben dem Amboß nieder, beleuchtete ihn mit der Oellampe genau und fuhr fort:

„Eine böse Narbe! Wird sich nicht ausfeilen lassen! — Wenn der Herr Oberlaster nun nicht für einen andern Amboß sorgt, so wird alles Eisen, was ich bis an mein Lebensende schmiede, diese Kreuzelement-Narbe tragen! Eine schöne Geschichte das!“

„Der alte Meister leidet offenbar an schwachen Augen und will es nicht zugeben?“ sagte der Fremde.

„Das ist es ja, Herr! Er ist halb blind und will doch von der Arbeit nicht lassen!“ fuhr der Knecht eifrig auf. „Und der Herr Oberlaster ist auch so nachsichtig gegen ihn und läßt ihn als Meister beim ersten Feuchfeuer. Warum? Weil er selbst alt ist, auch nicht mehr so gut arbeiten kann wie früher und doch die Geschäfte nicht abgeben will.“

„Darunter muß freilich die Arbeit leiden“, sagte der Fremde nach einigem Sinnen.

„Gewiß, Herr! Da sehn wir — ist das eine Pflugschar, wie sie sein soll?“

Damit hatte der erregte junge Mensch die noch glühende Pflugschar mit der Zange wieder ergriffen und hielt, mit dem Feuer in der Linken, das Eisen um.

„Uneben und schief, als ob sie ein Junge geschmiedet hätte! Ist es denn zu verwundern, daß, wenn man vierzig Jahre in diese Glut geguckt hat, einem die Augen schwach werden? Man muß es nur zugeben und andere nicht dumm machen wollen!“

Damit hielt er das Eisen tief in das lohende Feuer und lehnte die Zange, welche Kapelle hielt, schräge an die Mauer.

„Ich bemerkte auch wohl, daß Ihr beim Herausheben und Verschmieden der Luppe vorhin das Beste thun mußtet!“ fuhr der Fremde fort.

„Freilich, Herr, und ich thue es so gern! Aber da stellt er sich, als ob ich ihm auf den Dienst lauere und ihm Ehre und Lohn nehmen will!“ fuhr der Schmiedeknecht eifrig fort. „Es ist auch wirklich nicht mehr ganz richtig im Kopfe bei ihm! Hätte er sich sonst wol gegen einen Fremden einfallen lassen, so — unverschämt auf ein Trinkgeld anzuspielen, wie er vorhin gegen Euch that?“

Der Fremde bemerkte durch den Ruß, welcher das Gesicht des Burschen bedeckte, wie dieser über und über erröthete. Der junge Mensch schämte sich offenbar in die Person seines Meisters hinein. Und doch stand er diesem nach dem eben Gesagten wieder feindlich gegenüber und schien über die dem Alten widerfahrene Beschämung zu triumphiren. Während der Fremde diesen Betrachtungen unwillkürlich nachhing, riß der Schmiedeknecht die Zange mit dem Pflugeisen mit grimmem Unwillen wieder aus der Glut und gab ihr dann auf dem Amboß binnen kurzer Zeit die regelrechte Form.

Als er das fertige Eisen zur Seite warf, trat plötzlich ein junges Mädchen in die Thür der Hütte und rief auf den Schmiedeknecht hastig zu. Trotz der Aufregung, in welcher sie sich zu befinden schien, bot ihr Aeußeres die lieblichste Erscheinung dar.

Dichtes dunkles Haar, welches in Flechten eng an dem schönen Kopfe lag, umgab das blühende, frische Gesicht, weiße Hemdärmeln liegen ein paar runde Arme sehen und ein blaues Rockchen fiel nur so weit herab, um die zierlichsten Füße frei zu lassen.

„Hennig, was ist denn geschehen!" rief sie dem Burschen entgegen; „der Vater kommt eben nach Hause gestürzt, wirft sich in seinen alten Lehnstuhl, stützt den Kopf in beide Hände und weint, daß ich das Schluchzen in der Küche höre. Ich eile herzu, frage, was ihm fehlt ist, aber er gibt mir keine Antwort, sondern murmelt nur immer für sich: «Es ist aus! Es ist aus!»"

„Sei ruhig, Irene, es ist nichts Schlimmes vorgefallen!"

„Du hast ihm also nichts zu Leide gethan oder er dir?"

„Nichts, nichts!" fuhr der Bursche fort, die Hand des Mädchens zärtlich zwischen seinen nervigen Händen pressend und ihr dann mit kurzen Worten das eben Vorgefallene schildernd.

„Es ist nun entschieden! Er muß nun weichen und kann sich auch unserer Heirath nicht mehr widersetzen!" schloß der junge Schmied, das Mädchen umarmend, welches kaum fähig war zu sprechen.

„Ja, es ist ein Glück im Unglück und konnte auch nicht anders kommen, aber doch dauert er mich! Er trennt sich so schwer von seinem Hammer!"

„Das ist nun nicht anders! Das wird auch dereinst mein Los sein, wie es schon das Los von vielen andern gewesen ist! Er ist auch einmal Knecht gewesen und Meister geworden!"

Erst jetzt bemerkte das aufgeregte junge Mädchen den Fremden, welcher seitwärts im Dunkel gestanden und die zwanglose Gefühlsäußerung des jungen Paares mit großer Theilnahme betrachtet hatte. Sie fuhr zurück und machte sich rasch aus der Umarmung ihres Geliebten frei.

„Nehmt es nicht zur Unzucht, Herr, daß wir uns so wenig vor Euch genirt haben! Irrte mir um ihren Vater etwas bekümmert, wie Ihr gehört haben werdet, und ich mußte sie erst beruhigen!"

„Ihr seid die Tochter des Meisters und die Verlobte seines vermuthlichen Nachfolgers?" sagte der Fremde in theilnehmendem Tone, indem er dem jungen Mädchen näher trat. „Hoffentlich wird sich Euer Vater bald beruhigen, da er sich doch keinen besseren Nachfolger wünschen kann als seinen eigenen Schwiegersohn, der noch dazu ein so geschickter Arbeiter ist und dem Hammer nur Ehre machen wird."

Diese freundlichen Worte rührten das junge Mädchen augenblicklich zu Thränen. Sie drückte ihrem Geliebten die Hand und sprach:

„Ja wohl, Herr, Hennig ist der geschickteste Hammerschmied auf der ganzen Hütte und ein braver Mensch, aber — mein Vater ist zu sonderbar. Er sieht es nicht ein, daß er alt und arbeitsunfähig und bald nicht mehr im Stande sein wird, für sich und mich das nöthige Brot zu verdienen; er will es nicht anerkennen, daß er für die Zukunft seines Kindes nicht besser sorgen kann, als wenn er mich Hennig zur Frau gibt. Nein, die Ehre, der erste Hämmerschmied auf der Johannishütte zu sein, gilt ihm mehr als seines Kindes, als sein eigenes Leben!"

„Er wird doch aber nicht so ganz blind gegen vernünftige Vorstellungen sein, um mit der Zeit nicht von dieser thörichten Grille abzukommen?" entgegnete der Fremde.

„Das sage ich auch!" fiel Hennig ein. „Wenn er nur erst das Werk kennen gelernt hat! Wenn ihm der Herr Oberfactor nur erst einmal gesagt hat: «Meister, Ihr habt nun den Hammer lange genug gehandhabt, macht heute Abend Schicht und bleibt nun morgen an zu Hause! Paßt Euch von Eurer Tochter pflegen und genießt jüngere Tage auch etwas Ruhe!» dann wird sich's schon machen!"

Das junge Mädchen aber schüttelte bedenklich den Kopf.

„Und selbst wenn der Herr Oberfactor seine Geschäfte mit ihm zugleich niederlegte, würde der Vater sich nicht so leicht beruhigen! Er hat den Hammer zu lieb gehabt! Der Hammer ist sein Herz! Wenn der Hammer nicht mehr geht, hört auch sein Herz auf zu schlagen, fürchte ich!"

„Lotte, Lotte, mach dir doch nicht so trübe Vorstellungen! Du bist ja wahrhaftig schlimmer als der Alte selbst!" fiel Hennig wieder ein.

Aber das junge Mädchen wandte sich gesenkten Hauptes ab und antwortete nicht. Wie um nach dem Vater draußen zu sehen, blickte sie aus der Thür der Hütte und legte zugleich beide Hände auf das Herz, um ihre innere Beklommenheit zu beschwichtigen.

Der Fremde fühlte sich von all diesem auf das seltsamste ergriffen. Auch ihm kam es wahrscheinlich vor, daß es mit dem alten Hammerschmiede ein so tragisches Ende nehmen könne, wie seine Tochter befürchtete. Warum sollte die Macht einer täglich geübten, mit Eifer und Liebe verrichteten Gewohnheit nicht diese tiefe Wirkung

auf ein so erregbares Gemüth ausüben können, wie der alte Mann offenbar an den Tag gelegt hatte und wie die Tochter es noch eben deutlich selbst bewies?

Aber das sei mir ein deutlicher Wink des Schicksals, auch hier helfend und rettend einzugreifen! Bin ich von meiner Heimat ausgegangen, um dem Menschenhasse und dem Trübsinne ein Opfer zu entreißen, das am Anfange der Lebenslaufbahn schon verloren scheint, so will ich hier noch ein anderes Opfer auf die wenigen Tage seines Lebens sich selbst und den Seinigen zu retten suchen — —

Während der Fremde diese Worte zu sich selbst sprach, hatte Hennig seine Geräthschaften besorgt gestellt, das Feuer gelöscht und überhaupt Schicht gemacht, da die Uhr des nahen Kirchthurms die Feierstunde verkündete.

„Führt mich zu dem Herrn Oberfactor!" wandte sich der Fremde an den jungen Schmied.

Dieser sagte.

„Wollt Ihr etwa wegen des Alten mit ihm reden, Herr? Nehmt meine Frage nicht für ungut!" sagte Hennig, während Jette auch wieder neugierig heraustrat.

„Das ist meine Absicht!" erwiderte der Fremde lebhaft. „Und auch mit dem alten Manne will ich reden und hoffe, mit seinen alles zu eurer Zufriedenheit abzumachen.

Die jungen Leute sahen sich an. Der Fremde bemerkte, daß er mit dem ausgesprochenen Entschlusse ihrem Wunsche entgegengekommen war.

„Wollte ich Euch doch auch in diesem Augenblick darum bitten, Herr, ein Wort für uns einzulegen! Aber, mein Gott, ich hatte nicht das Herz dazu!" rief der Schmiedsknecht lebhaft.

„Ich wenigstens hätte Euch noch gebeten, meinem armen Vater etwas zuzusprechen!" sagte Jette mit innigem Ernste hinzu. „Ich weiß nicht, wer Ihr sein mögt, aber ein Gefühl sagt mir, daß Eure Worte von guter Wirkung sein werden! Aber kommt, Herr, kommt — mir wird mit jeder Minute ängstlicher um den Vater!"

„Also zum Herrn Oberfactor zurück! Wo ist seine Wohnung?" sagte der Fremde, als sie aus der Hütte ins Freie traten.

In diesem Augenblick trat der Bote, welcher vorhin mit dem Pferde des Fremden nach Ilefeld geritten war, wieder an diesen heran und sagte:

„Der Herr Oberfactor nimmt mit an dem Festmahle im ilefelder Gasthofe theil, welches die Hoheitscommissarien heute Abend dort geben. Ihr werdet ihn also nicht zu Hause treffen, Herr!"

„Zu welchem Zweck geben die Hoheitscommissarien das Gastmahl und wer sind sie?" fragte der Fremde.

„Die hohen Vertreter der höchsten Herrschaften von Hannover, Braunschweig und Stolberg, welche vor kurzem ihre wichtigen und mühevollen Arbeiten wegen Regulirung der Lehns- und Gebietsgrenzen beendigt haben und nun den glücklichen Abschluß ihrer Geschäfte zusammen feiern", antwortete der Führer mit Wichtigkeit, indem er offenbar die Worte des Wirths in Ilefeld wiederholte. Der Hufschmied bestätigte dies, indem er hinzufügte, daß die Herrschaften auch den Lehnsbrief der Hütte erneuert hätten.

„Das ist vortrefflich! So werde ich meinen Mann beim Glase Wein dort aufsuchen und hoffentlich um so geneigter finden, auf meine Vorschläge einzugehen. Ist er ein fröhlicher Mann, der Oberfactor?"

Der Bote lächelte wie der Schmiedsknecht erstaunten vor Erstaunen über diese Worte des Fremden. Der Schmied, weil der Unbekannte es wagen wollte, eine so erhabene Person wie seinen Herrn Vorgesetzten bei einem Gastmahle fürstlicher Gesandten zu belästigen, und der Bote, weil er, pflichtgetreu als jener, in seinem Fremden sogleich eine großmächtige Persönlichkeit vermuthete, da er sich in die Gesellschaft hochadelicher und hochgestellter Herrschaften einzumischen so wenig genirte.

„Es ist aber, wie mir der Wirth sagte, leider kein Platz mehr für Euch im Wirthshause dort, Herr!" wandte der Führer sich an seinen Herrn.

„Kein Platz mehr? Wo hast du denn mein Pferd unterbringen?" entgegnete der Fremde.

„Euer Pferd hat der Wirth noch aufgenommen, da noch Raum dafür im Stalle war und ich auch sagte, Euer Brauner sei wenigstens ebenso vornehm als alle die übrigen Gäule, die er im Stalle habe", sagte der Bote mit schlauer Miene drein.

„Das hast du recht gemacht und ich werde deinem Beispiele folgen, um auch mit ein Nachtquartier zu versehen", entgegnete der Fremde. Dann wandte er sich an Hennig und Jette und sagte fort:

„Sucht unterdessen den Alten ruhig zu erhalten, ich werde mich morgen wieder bei euch einfinden, um euch Bescheid zu bringen! Gute Nacht!"

„Glück auf, Herr!" sagte Hennig, sein kohlenbeschwärztes Käppchen lüftend.

erhalten, das ihm sein Weib, seine Kinder gewähren, das ist Wonne der Auferstehung.

(Ab.)

Sechste Scene.

Präsident. Julie.

Julie.

Sie ist fort —

Präsident.

Wirst Du Dich auf sie verlassen können?

Julie.

Es war nicht recht von mir, sie in der Aufregung ihrer Gefühle einem fremden Manne vorstellen zu wollen.

Präsident.

Warum nannte sie keinen Namen?

Julie.

Nimm den Verlobungsring! Er brennt mir am Finger, als wenn ich ihr ein Unrecht thäte!

Präsident

(legt ihn auf den Tisch).

Geh' nun zu Bett, mein Kind! Es war ein ereignißreicher Tag für Dich und ich dachte nicht, daß er mit ei-

„Gute Nacht, Herr, Gott beſchütze Euch!“ ſetzte Jette hinzu und ſie trennten ſich nach zwei Seiten. Der Fremde mit dem Führer wanderte auf dem ſchneebedeckten Wege dem Städtchen Ziefeld zu, deſſen helle Fenſter durch das Dunkel von jenſeit des Fluſſes herüberſtimmerten, und das junge Paar ſchritt der Wohnung des alten Schmiedemeiſters zu, welche der Hütte gegenüber an der Straße vor dem Walde lag.

Im Wirthshauſe angekommen, fand der Fremde allerdings alle Zimmer beſetzt und den großen Saal im erſten Stock glänzend erleuchtet. Der Wirth proteſtirte abermals gegen die Aufnahme des ſpäten Gaſtes, fand ſich aber doch nach einigen bittenden Worten deſſelben bereit, ihm ſogar ſeine eigene Schlafſtelle hinter dem Feſtſaale einzuräumen.

Das gewinnende Weſen des Unbekannten übte auch hier ſeine zauberiſche Wirkung und der Wirth führte ihn darauf ſelbſt durch den Saal nach ſeinem Nachtquartier.

Eine aufmerkſame Stille trat ein, als der Fremde an den am Tiſche ſitzenden hohen Herren, welche zum Theil glänzend uniformirt waren und kaum das erſte Glas beim erſten Gange des Eſſens hinter ſich hatten, vorüberging. Der ungezwungene Gruß, welchen er gegen die Geſellſchaft richtete, wurde jedoch von allen erwidert, da alle es dem Fremden anzuſehen glaubten, daß er ſolche Geſellſchaft, wie ſie waren, wohl gewohnt ſein müſſe.

Mit den folgenden Gängen und den ſie begleitenden Gläſern wurden jedoch die wackern Herren immer lebendiger und lauter und allen übrigen nicht in Amt und Würden ſtehenden Menſchenkindern immer ähnlicher. Man lachte, ſtieß an und ſcherzte ungezwungen, und als nach Butterbrot und Käſe plötzlich eine viereckmäßige Bowle auf dem Tiſche erſchien und der vornehmſte der Herren, der kurbraunſchweigiſche Commiſſar, durch ſein Dableiben und lächelndes Auffordern zum Trinken ſich als Spender des duftenden Getränks verrieth, da ſtoßen ſich ſämmtliche Herren ein Herz zu einem ſehr lebhaften Hurrah! auf das Wohl des vorſitzenden alten Herrn.

Dieſer laute Ausdruck der fröhlichen Stimmung der Geſellſchaft ſchien unſerm Reiſenden das rechte Loſungswort zu ſein, um ſich mit dem Anliegen, welches er an einen der Gäſte hatte, in die Verſammlung zu miſchen.

Nachdem er ſeinen Anzug in ſeinem Schlafcabinet etwas geordnet hatte, berief er den Wirth vermittelſt der Klingel zu ſich herein und fragte ihn nach dem Herrn Oberfactor.

„Da hören Sie ihn!“ antwortete dieſer und deutete nach dem Saal, deſſen Thür er halb offen gelaſſen hatte, lachend zurück.

Eine nicht übelklingende Stimme, welche eben das Lied: „Der Papſt lebt herrlich in der Welt“, anſtimmte, drang in demſelben Augenblick aus dem Feſtzimmer zu dem Fremden herein und dieſer ſah durch die Oeffnung der Thür gerade am entgegengeſetzten Ende der Tafel einen langen hagern Mann mit gebogener Naſe, bald dem ſinnreichen Junker von der Mancha, bald dem Mephiſtopheles ähnlich, ſitzen, welcher, das Glas in der rechten, in der linken ſeine weißthönerne Pfeife haltend, das bezeichnete Lied aus voller Kehle ſang.

„Sollte ich jenen liederreichen alten Herrn wol auf einen Augenblick ſprechen können?“ flüſterte der Reiſende, deſſen Miene ein großes Behagen an dem luſtigen Alten ausdrückte.

„Wenn er ſein Lied zu Ende geſungen hat, werde ich Sie ſogleich melden“, entgegnete der Wirth. „Treten Sie immerhin einſtweilen mit hier in den Saal! Von hieraus ſieht Sie niemand.“

Damit trat der Wirth in das Feſtgemach zurück und der Fremde begab ſich nach der Andeutung deſſelben ſeitwärts hinter einen Bretterverſchlag, von wo aus er den Saal zu überſehen vermochte.

Der alte Oberfactor hatte ſein Lied geendet, wobei ihm bei der Schlußnote nach einer heftigen Handbewegung die Pfeife in Trümmern auf den Tiſch fiel, was ein allgemeines Gelächter erregte.

Während die ausgetrunkenen Gläſer nun aufs neue gefüllt wurden, flüſterte der Wirth dem Alten das Anliegen des Fremden ins Ohr.

„Fremder Herr? Wo iſt er? Was wünſcht er?“ rief der luſtige Alte ſo überlaut, daß die ganze Geſellſchaft dadurch aufmerkſam wurde und ſeine Worte mit ſtürmiſcher Heiterkeit wie im Echo wiederholte.

„Herreinkommen, mittrinken!“ rief einer der uniformirten Zecher, deſſen Haltung neben ſeinen Herren Collegen nicht mehr ganz dem Dienſtreglement entſprach, da er beide Ellbogen zur Stütze ſeines Oberkörpers auf die Tafel geſtemmt hatte.

„Bitten Sie den Herrn, zu uns hereinzutreten und ein Gläschen mit uns zu leeren!“ verſetzte der vorſitzende Kurhannoveraner mit einer verbindlichen Neigung gegen die Thür des Seitencabinets, da er richtig vermuthete, daß von hinnen unſern

die Rede war als dem ihm schon bei seiner Passage durch den Saal bekannt gewordenen Fremden.

Der Wirth kehrte zu dem Fremden zurück und dieser trat dann mit ungezwungener Freundlichkeit unter die Gesellschaft, die sich infolge des vortrefflichen Getränks um diese Zeit schon so weit von allem Zwang der Etikette befreit und zur allgemeinen Menschlichkeit und Brüderlichkeit zurückgefunden hatte, daß sie nicht einmal nach seinem Namen und Stande fragte.

Letzterer Umstand gab offenbar dem Unbekannten das Gefühl einer behaglichen Sicherheit.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Starrkrampf und Pfeilgift.

Von Dr. **Warmann.**

III.

Nur aus den am Menschen, und zwar an vielen Menschen angestellten Versuchen, die Wirkungen der dem Leben der Thiere feindlich entgegengesetzten Substanzen zu prüfen, können wir mit einiger Zuverlässigkeit etwas mit Bezug auf ihre Anwendung in Krankheiten der Menschen folgern. Da wir jedoch aus sehr begreiflichen Gründen mit derartigen Experimenten niemals die engen Grenzen überschreiten dürfen, welche uns Vorsicht und Gesetz zu ziehen gebieten, so werden auch ihre Resultate immer nur sehr dürftig und, wie wir bereits von sehr vielen Stoffen wissen, sehr entgegengesetzt ausfallen. Die Wirkungen der Mittel hängen ab von der individuellen Beschaffenheit des Körpers und diese wird bedingt durch Geschlecht, Alter, Temperament, Gewohnheit, Lebensweise, Klima u. s. w.

Wer indeß Experimenten oft beigewohnt oder selbst welche gemacht hat, wird mir zugeben müssen, daß auch ein redlicher Forscher, absichtslos, nur im wissenschaftlichen Eifer sich über die objective Wahrheit der Beobachtung hinaus verirren kann. „Wir können", wie Dr. Oesterlen*) in seiner „Medicinischen Logik" (Tübingen 1845) sehr wahr bemerkt, „Dinge sehen, die gar nicht vorhanden sind, und können wirklich vorhandene übersehen oder falsch sehen, sei es nun verleitet durch unser Interesse, durch lebhafte Phantasie und Tendenzen, vielleicht infolge Vorurtheils oder aus Eifer mit wenigen Versuchen möglichst viel beweisen zu wollen." Oder kann man leugnen, daß die allzu große Hast, sich einen wissenschaftlichen Ruf zu erwerben und sofort zu veröffentlichen, was man entdeckt zu haben glaubt, damit nicht etwa ein anderer mit derselben Entdeckung oder wol gar mit einer solchen uns zuvorkomme, die fähig wäre, die unsrige werthlos zu machen; kann man leugnen, daß die wissenschaftliche Reclame nicht oft genug uns Thatsachen und Resultate dargestellt hat, die hinterher durch Zeit und weitere Erfahrung entweder ihre vollständige Widerlegung fanden oder gar sehr corrigirt wurden?

In der Zeitschrift „Ausland" lesen wir Folgendes:

„Zwei französische Autoritäten behaupteten noch im Jahre 1859, daß kein Antagonismus bestehe zwischen Strychnin und Wurara, welches ersteres den Starrkrampf erzeuge und letzteres ihn heile. Dr. Pella in Turin soll nun Versuche gemacht haben, die das Wurara neuerdings als Gegenmittel gegen Strychninvergiftung erscheinen lassen, respective beweisen, daß es den Starrkrampf heile. Der Versuch wurde bei zwei »aufgegebenen« Patienten gemacht. Das Wurara heilte sie nicht, soll aber ihre Schmerzen gelindert haben. In einem dritten Falle erzielte er vollständige Genesung; er impfte dem Patienten täglich 10 Centigramme bis 1 Gramme in eine kleine Wunde ein. Sonst tödtet die kleinste Gabe davon einen Menschen, hier brachte sie Erschlaffung der starren Muskeln hervor. Drei pariser Aerzte: Jobert, Rudé und Chassaignac, machten am 19. September vorigen Jahres Versuche mit Wurara. Acht Stunden nach der Anwendung sollen die Kranken wieder die Arme haben bewegen und Athem holen können. Ein Patient erholte sich vollständig. (Was wurde aus den andern?) Zwei andere Versuche, in Paris und Bordeaux angestellt, zeigten keine Erfolge, sodaß man vorläufig vier negative gegen zwei glänzende Beweise von dem Wurara als Heilmittel gegen Starrkrampf besitzt. Uebrigens ist es ungenau, zu sagen, daß vier negative Beweise vorliegen; denn nicht gelungene Versuche sind noch keine Mißlungenen (?!); ja man kann in gewissem Sinne selbst jene vier negativen Fälle als bestätigende betrachten, insofern das Wurara, welches als Impfmittel sonst stets tödtet, während des Starrkrampfs ohne Gefahr gegeben werden konnte, was gewiß viel für seine Wirkung als Heilmittel gegen Tetanus beweist." (Vgl. „Ausland", Jahrgang 1860, Nr. 21, S. 496.)

*) Der Verfasser eines vortrefflichen „Handbuch der Diagnose und Heilmittellehre".

Dem Berichterstatter, in dem wir uns doch wol einen Arzt vorzustellen haben, wird nicht unbekannt sein, daß die Literatur über Starrkrampf auch von andern Mitteln, wie z. B. vom Opium, der Jodtinctur, vom Kampher, Ammonium, von Bädern u. s. w., auch zwei und mehrere Beispiele aufführt, in denen die Heilung erfolgt ist. Sein Plaidoyer für einen noch so wenig erprobten Giftstoff kann nicht dazu beitragen, ihm unser größeres Vertrauen zuzuwenden, um so weniger, als er doch besonders hervorhebt, daß die kleinste Gabe ¹/₁₀₀ Gramme, schon einen Menschen tödtet. Was in den nur der Wissenschaft allein verantwortlichen Räumen eines klinischen Hospitals oder physiologischen Instituts als überraschender Erfolg von Experimenten bewundert wird, soll auch unser Interesse haben, darf uns aber darum noch nicht zur Nachahmung auffordern. Wir wurden an der Leiche eines trotz der Anwendung des Curare gestorbenen Starrkrampfpatienten seine Angehörigen und Bekannten schwerlich so leicht mit der klinische Professor seine Schüler und Verehrer davon überzeugen, daß dieser Versuch zwar nicht gelungen, aber auch nicht mißlungen sei. Der Patient ist todt — dieser Erfolg steht dem Publikum vor Augen und dieses richtet den Erfolg und demnach das Mittel. Den sehr spitzfindigen Unterschied zwischen einem nicht gelungenen und darum doch nicht mißlungenen Versuche mußte aber der Lobredner des Curara wol ziehen, um hier negative Beweise als bestätigende betrachten zu können zu gewissem Sinne, nämlich nicht im Sinne ärztlicher Logik, sondern [illegible] Sophistik. Wenn die Impfung mit Curare in [illegible] Fällen, in denen die Patienten nicht gerettet wurden, wenigstens die Schmerzen etwas verringert, die starren Muskeln erschlafft haben soll, so hat es, das bezweifle ich nicht, seine Einwirkung auf das Nervensystem, aber gar nicht viel für seine Wirkung als „Heilmittel gegen Tetanus" bewiesen. Die beiden als „glänzende" bezeichneten Fälle vollständiger Genesung von Starrkrampf sind zur Zeit einfach zwei Beobachtungen eines glücklichen Ausgangs, die erst dann etwas für die Heilkraft des Curara beweisen werden, wenn alle ferneren Versuche auch so glücklich ausfallen. Warten wir also erst nur noch ein Dutzend positiver Beweise ab. Die Bemühungen, durch negative wissenschaftliche Beweise überzeugen zu wollen, haben nur allzu sehr beigetragen, die Zahl der Aerzte zu vermehren, welche, die Autorität der herrschenden Wissenschaft nicht anerkennend, auf ihr entgegengesetzten Wegen ein großes Publikum für sich gewonnen haben.

Türkische Erinnerungen.

Mitgetheilt aus den Tagebüchern eines Engländers von W. Barney.

I. Ein gewagter Besuch der Hagia Sophia.

Bei einem Besuche, den ich einer mir bekannten türkischen Familie machte, kam die Rede darauf, daß früher für den Baron Rothschild (wahrscheinlich auf denselben Grund hin, weshalb Gregor XV den Orden des heiligen Gregorius gestiftet und die erste Decoration desselben dem „Gläubiger der Ueberreicher" verliehen) ein Firman des Sultans ausgewirkt worden war, auf welchen hin allein einem Giaur oder Fremden es gestattet ist, die Moscheen zu besuchen.

Ich konnte nicht erwarten, daß mir ein solches Glück zu Theil werden würde, und drückte mein Bedauern darüber vielleicht etwas sehr nachdrücklich aus. Einige Stunden nachher wandte der Sohn des Hauses sich an mich und sagte mir in seinem unvollkommenen Französisch, daß er mir, wenn ich Muth hätte, Gelegenheit geben würde, während des Gottesdienstes oder, wie man sagt, während des „Hohen Gebets" die St.-Sophienkirche zu besuchen. Ich hätte die Kleidung eines Türken überzuwerfen und er würde mich dann mit dem alten Kiaya, dem Vorsteher der Dienerschaft, dahin begleiten.

Der junge Bei bot seine Dienste in so galanter Weise an, daß ich augenblicklich entschlossen war, das Unternehmen zu wagen. Ich färbte mir die Augenbrauen mit der in jedem Harem stets vorräthigen Schminke, hüllte meine Frauengestalt in einen stattlichen Pelz, welcher mir vom Kinn bis auf die Füße reichte, zog mir ein Fes tief in die Stirn und geführt von einem Diener mit einer Laterne, begleitet vom Bei, gefolgt von dem Kiaya und einem Pfeifenträger traten wir bald 11 Uhr nachts unsere abenteuerliche Fahrt an. Wir hatten weder der Frau noch der Mutter des jungen Bei über das wahre Ziel unseres Ausgangs die Wahrheit gesagt; die beiden Damen waren vollkommen beschwichtigt durch die Versicherung des Vaters des Bei, daß wir den Bosporus beim Mondlicht sehen wollten, obschon nie eine dunklere Nacht ihren Mantel über die Erde breitete. Mein Begleiter richtete unterwegs, neben mir gehend, seine Worte an mich: „Wenn wir, ohne Verdacht

zu erregen, glücklich aus der St.-Sophienkirche kommen, so wollen wir noch ein anderes kühnes Wagnis unternehmen; wir wollen die Moschee des Sultan Achmed besuchen und weil wir heute hohes Fest haben, so werden Sie heute vollbracht haben, was bisjetzt keinem Ungläubigen gelungen ist; aber ich versichere Sie, daß man, falls wir erkannt werden und uns dann die Flucht nicht gelingt, uns in Stücke zerreißt."

Diese Aussichten ließen meine Kniee zwar unter mir wanken und mein Frauenmuth sank für einen Augenblick in sich zusammen; dennoch richtete ich mich bald auf und erwiderte kurz: „Wenn wir die Sophienkirche hinter uns haben, lassen Sie uns über das Weitere reden!"

Wir traten alsbald in den geräumigen Hof der Sophienkirche und wie der Diener sich bückte, meine Schuhe zu nehmen, flüsterte der Pei mir ins Ohr: „Seien Sie fest oder wir sind verloren!" Ich machte eine letzte Anstrengung, das gemischte Gefühl von Scheu und Furcht, welches plötzlich durch meine Glieder fuhr, zu unterdrücken, wo das Aas noch tiefer in die Stirn und folgte.

Ueber die Schwelle des Gebäudes tretend, fand ich mich in einem bedeckten Säulengange, dessen riesige granitene Säulen bald in die Mauern der Kirche selbst sich einlassen. Der Fuß war mit schönen Matten belegt und die farbigen Lampen, welche in Gewinden von dem hohen Gewölbe herabhingen, gossen volles Licht auf meine Umgebung. In den Winkeln neben den Säulen bettelten Bettler, die metallene Teller hinhielten, um die Paras der Mitleidigen zu empfangen, während Dienerschaft hin- und herwandelte oder in Gruppen auf den Matten kauerte, das Herauskommen ihrer Herrschaft erwartend. Wie ich um mich sah, bewegte sich unser Diener vorwärts, und indem er einen Vorhang aufhob, welcher eine doppelte Bronzethür in der Mitte des Portals verhüllte, sah ich unwillkürlich geblendet vor dem breiten Strome des Lichts, welcher durch die Thür sich über mich ergoß.

Fern, wie das Auge nach oben dringen konnte, zeichneten Kreise und Gewinde von farbigem Lichtern, hoch, als ob sie in den Wolken schwebten, die Form des riesenhaften Doms ab, während mehr nach unten Bildungen jeder Gestalt und Farbe durch Myriaden von Lampen in verschiedenem Scheine hervorgebracht wurden. Gegenüber der Kanzel war der kaiserliche Betsaal wie eine flutende Quelle von Licht; sein vergoldetes Holzwerk strahlte den Glanz der Lampen zurück, sodaß er einem riesigen Meteor glich. Wie ich unter diesem Lichtstrome einige Schritte durch die Thür hineingetreten war, konnte ich die Grenzen des Gebäudes nicht unterscheiden — ich blickte vorwärts, nach oben — zur rechten und zur linken — aber ich sah nur einen Raum, bedeckt mit menschlichen Wesen, knieend in gleichmäßig laufenden Zeilen, die einem gewissen Zeichen die bewaffneten Häupter zur Erde beugend, so, als ob Eine Seele und Eine Regung die ganze Versammlung belebte, während der gellende Gesang des Ulters durch das weite Gebäude hallte und in langen Tönen allmählich verhallt zwischen den hohen, dunkeln Pfeilern, welche es stützen.

Und dieses war St.-Sophia! Mir schien es wie eine Schöpfung des Zauberes — das Licht, die wallenden Töne, die geheimnißvolle Weite des Gebäudes, welche aller Anstrengung meines Blicks sich entzog — die 10888 betenden Moslems, alle knieend mit ihren Gesichtern nach Mekka gewendet und zu Zeiten ihre Stirnen zur Erde beugend — die hellen und verschiedenen Farben der Kleidung — die frischen, glühenden Tinten der Teppiche, welche den Marmorboden überdeckten — alles wirkte zusammen, einen Anblick von solch überirdischer Großartigkeit zu gewähren, daß ich nicht an die Wirklichkeit dessen, was ich sah, glauben konnte, sondern fühlte, als ob bei einem plötzlichen Zeichen die sich hochthürmenden Säulen das Gewölbe voll Licht nicht mehr tragen würden und alles dann leer sein würde.

In wahrer Anstrengung des Anschauens hatte ich jedes vergessen; die Gefahr der Entdeckung — die Flucht der Zeit — mein eigenes Ich — als mein Gefährte das einzige Wort „Gel" („Kommen Sie") sprach und, vorschreitend zu einer Thür in der entgegengesetzten Seite des Gebäudes, mich folgen machte, wo ich mich dann wieder in dem Hofe befand.

Wie tief athmete ich auf, als die kühle Luft über meine Stirn wehte! Es war mir, als ob ich, plötzlich aus dem Kreise eines Zauber gerissen, die Fesseln seiner gewaltigen Magie zerbrochen hätte.

„Wohin sollen wir jetzt?" fragte mein Gefährte mich, als wir unsere Schuhe wieder nahmen.

„Nach Sultan Achmed!" antwortete ich kurz. Ich hätte an meinen besten Freund nicht viele Worte richten können; schon der Versuch, zu sprechen, war voll Mühe. Nach zehn Minuten standen wir vor der Moschee des Sultans Achmed und nachdem wir die herrliche Flucht von Treppen,

welche zum Haupteingange führen, hinaufarbeiteten, legten wir unsere Schuhe wieder ab und traten in den Tempel.

Obschon weniger groß als St.-Sophia, machte die Moschee dennoch einen Eindruck voll ehrfurchtsvollem Gefühls auf mich als ihre nicht minder stattliche Nachbarin. Vier hochstrebende Marmorpfeiler, fünf oder sechs Fuß im Umfange, trugen die Kuppel und waren mit Kampengewinden bis zur äußersten Spitze umgeben, während die unzähligen Lichter, welche aus der Höhe niederhingen, das ganze Gebäude wie mit Sternen überhangen erscheinen ließen. Wir traten in einem günstigen Augenblick ein, denn die Gläubigen verrichteten gerade ihre Niederbeugung und hatten deshalb nicht Zeit, unser Erscheinen zu beachten. Das Singen war wilder und gellender als in St.-Sophia; es schallte an mich heran, ähnlicher dem wahnsinnigen Geschrei, wie es aus dem Munde der delphischen Priesterinnen erschallen mochte, als dem Gesange einer Schar vernünftiger Menschen. Wir schritten weiter über die Teppiche, welche keinen Laut unter unsern Auftritten hallen ließen. Es war hierin etwas sonderbar Uebernatürliches, wie ich menschliche Wesen sich vorwärts bewegen sah, ohne daß ihre Schritte den geringsten Widerhall in dem großen Gebäude weckten.

Wir fanden einen Augenblick still neben der marmorgewölbten Plattform, auf welcher der Muezzin zum gellenden Schrei des Chors seine Prostrationen verrichtete; — wir verweilten noch einen zweiten, um einen letzten Blick auf die knieenden Tausende zu werfen, die in ihrer Andacht versenkt waren, und dann rasch in den Hof hinaus, sprach mein Begleiter einen eifrigen Glückwunsch über den glücklichen Ausgang unseres kühnen Abenteuers, worauf ich mit einem herzlichen Amen antwortete. Und nach weniger als einer Stunde war ich mein Roß und meinen Platz im Harem des Effendi wieder ab und rief den erstaunten Inwohnern zu: „Ich habe die Moscheen gesehen!“

Mir ist es nachher möglich geworden, auch zwar am Tage, wenn keine gemeinsame Andacht war, die Moscheen von Solimanieh zu besuchen. Ich erwähne dies, um hieran eine Bemerkung über türkische Zuvorkommenheit zu knüpfen. Eine ebene Galerie längs der ganzen Nordseite des Gebäudes ist mit Kästen verschiedener Art und Größe, sehr sorgfältig bezeichnet, angefüllt; diese Kästen enthalten Kostbarkeiten in Gold, Silber und Juwelen bis zu einem ungeheueren Betrage; sie sind alle das Eigenthum von Privatleuten, welche im Falle längerer Reisen, Familienzwistes oder bei andern Veranlassungen einen sichern Ort suchen, um das Ihrige zu verwahren. Jeder Packen wird in Solimanieh von eigenen Beamten angenommen und bleibt dort unberührt und unverletzlich trotz jeder nationalen Bewegung und alles Wechsels in den Ministerien. Kein Ereignis, welcher Art auch immer, greift in die Herrlichkeit des Anvertrauten. Hier sieht man das Vermögen einer Waise, dort das Kapital eines Kaufmanns, welcher über See seinen Geschäften nachgeht. Jede Klasse und jeder Glaube macht Gebrauch von dieser sichern Niederlage; und wenn auch jemand in zwanzig oder fünfzig Jahren und noch länger sein Eigenthum nicht wieder fordert, nie ist ein Siegel gebrochen, noch ein Schloß geöffnet. Nie hat es selbst die Regierung gewagt, in Zeiten der größten und öffentlichen Not sich an den dort niedergelegten Schätzen zu vergreifen. Wie das Eigenthum dort niedergelegt ist, so wird es wieder zurückgenommen — die betreffenden Documente werden vorgezeigt und die Kiste wird von denen, die darüber Wache gehalten haben, auch ohne einen Heller anzurühren, dem Eigenthümer zurückgegeben.

(Aus meiner Reise: Im Harem während der Abwesenheit des männlichen Personals.)

Zum neuen Jahr.

Dichtung von Emil Kellenbenz.

Gewidmet von Theodor Kirchhoff in Hamburg.

Ein neues Jahr! — Immer dasselbe Lied!
Die Stunde kommt, sie grüßt uns und entflieht
Und bleibt im Wechsel, was sie uns gebracht.
Allmächtig waltet in des Herzens Nacht
Was sie uns Glück, legt der Erinnerung Hand
Auf einen Kranz an ihrer Pforte Rand;
Was sie uns Kummer, was sie Gram und Pein,
Dann tragen wir sie unter Thränen ein.
Die Thränen trocknen, und der Kranz verdorrt!
Das alte Spiel, so wählt es immerfort,
Und bleiben werden, wie es bis heute war!
Immer dasselbe Lied! — Ein neues Jahr!
Das alte Lied von Werden und Vergehn,
Vom Untergehn und neuem Auferstehn!

Auch schaut die Jugend in die Welt hinaus;
Sie bringt vom Feld den bunten Blumenstrauß;
Sie schmückt den Hut mit frischen, grünen Maien,
Und ihre Braut ist voll von Sonnenschein!
Ein Wetterleuchten ist in der Pfeifenbrunnen
Und jeder Blumenkelch ein Kelch der Wonnen!

Sie zieht jauchzend, sorglos ihre Bahn
Und mit der Lerche schwebt sie himmelan'
Die Jugend kommt, sie grüßt uns und entflieht
Das alte Spiel' — Immer dasselbe Lied'
Dem Lebenslenze folgt der Sommertag,
Mit Sonnenschwüle, mit dem Wetterschlag
Verschwunden ist das gold'ne Morgenlicht,
Da zeigt die Welt ein ernstes Angesicht,
Und ihren Tenkspruch graben still verborgen
Auf Stirn und Wangen dann die Lebenssorgen
Die Hand bricht Garben, die sonst Blumen brach'
Kaum schaut der Schnitter noch der Lerche nach,
Kaum sieht er noch die Blumen in der Saat
Das Leben will des Mannes rüst'ge That'
Dann, eh wir's glauben, streut die weißen Flocken
Das Alter leise in die dunkeln Locken
Der Lebenssommer kommt, er grüßt und flieht
Das alte Spiel' — Immer dasselbe Lied'

Da sitzt der Greis, die Greisin am Kamin;
Erloschen ist der Augen lichter Schein,
Welk ist die Hand, die einst den Gott gezeichnet,
Der Nacken krumm, das kahle Haupt gebeugt,
Als sucht das Auge lebenssatt uns fast
Schon unbewußt die letzte Ruhestatt' —
Wie man in jungen Jahren fühlt und spricht
Und kommt und glaubt, das Alter weiß es nicht'
Zum Grabe schleicht es, auf den Stab gebeugt
Der Wangen Rosen hat die Zeit gebleicht,
Der müden Hand entsank der Kelch der Lust
Und Ruhe hält der Klammern hilfe die Brust
O Leid und Freude, was uns die Stunden gaben
Die Zeit hat es geboren und begraben' — —

So wie die Stunde sinkt ins Grab der Zeit,
Sinkt Volk um Volk in die Vergessenheit,
Weltreiche kommen, herrschen und verderben;
Kaum spricht die Sage noch von ihrem Sterben'
Aus morschen Trümmern suchen wir zu lesen
Und ahnen, was vor Zeiten dagewesen' —

Eines nur zählt nicht nach Jahren' Eines allein
Fragt nicht die Zeit in ihren Lotterbüchern,
Zerstampft nicht der Sonnenrosse Huf' —
Ewig bestehet, was die Kunst erschuf'
Was Staub ist, muß in Staub und Rauch verschweben'
Was ewig ist, vereint sie zu einem Leben'
So lebt durch sie, daß es die Nachwelt höre'
Sie blüht, es lebt, es lebt in ew'ger Schöne
Und nimmer wird es des Vergessens Raub'
Sie zeigt die Kunst das Göttliche im Staub
Und einen Spiegel hält sie uns entgegen,
Daß wir uns selber schaun' — Sie zeigt den Segen
Der guten That, sie zeigt des Bösen Fluch.
Das Walten Gottes in dem Weltenbuch'
Viel scherzt auch sie und treibt mit Leid'gem Spott
Die düstern Falten von der Stirne fort,
Doch mehr als Spiel und Tand nur ist der Schmerz'
Ihr tiefer Blick, er schaut der Kunst ins Herz.

Nicht nur ins Antlitz, schaut des Spieles Sinn'
Auch Lächeln bleibt die Kunst noch Priesterin'

Die Kunst, die Kunst hat einen Zauberstab,
Er hilft an der vergangnen Zeiten Grab.
Vom Wort von ihr! Nur Priester des Gedankens Thor'
Und ihrem Graben stehen sie hervor
Im Leben einer Zeit, voll Glanz und Ruhm,
Das Heldenvolk, das Helge Römerthum'
Im schwarzen Witwenschleier trauert Rom.
Hell blickt das Kreuz hoch auf St. Peter's Dom
Doch von der alten Roma Herrlichkeit
Spricht nur noch ein zerbrochen Säulenscheit,
Ein halbverwittert Bildwerk, ihre Spur
Verklungen der Kaiser Größe nur'
Ihr Geschlechter' Wie ihr, arm und leer'
Ach, kein Orakel spricht zu Delphi mehr
Und seine That, die ruft die Nachwelt preis'
Jetzt ist der Welt, der alten Zeiten Greis'
Tod nein, er lebt' — Auf, Shakespeare, tritt auf mich'
Du sprichst „Brutus'" und leuchtend stand sie da
Die alte Zeit. Lebendig, klar uns hier
Tritt das Vergangne uns vors Angesicht'
Der Kampf um Troja, wilden Waffenklirren,
Die Schilde stoßen und die Lanzen schwirren,
Und Troja, wie aus Marmorfelsen gehauen,
Läßt ab Schall, der wad're Kämpfer, schauen'
Da Hektar kommt, ein Brutus steigt vorüber'
Ha' das ist Rom! Die Hand der Kunst beschwor
Hervor die Helden der entschwund'nen Zeit
Die Kaiser thront' Sie hebt im Blutgericht
Und hoch vor allem, in der Dichtung Licht,
Steht er, der erste Kämpfer in der Schlacht,
Der trotz'ge Mann, den Rom in Banns gethan,
Der stolze Arthyer, Held Coriolan'
Sein Schwert, es bricht gewaltig seiner Stadt,
Die schuld versann der Völker besten hat'
Beschwingten Fußes zur wucht'gen Schlage schon,
Die Mutter steht mit Bitte bei dem Sohn'

(Rede)

(Schluß der Deklamation aus Shakespeare's „Coriolan".)

Stellt ich Gott allen [illegible] was er schuf
Im Kreis der Kunst, [illegible] Beruf
Des Meisengrafen, [illegible],
Ihr übt die Welt, ihr [illegible] ganze Welt,
Die Welt da draußen und die Welt tief innen'
Er hebt auf des Gedankens höchsten Zinnen,
Er birgt in der Empfindung tiefstem Schacht,
Er kennt das Leben voll, das Leben Nacht,
Er hat mit Hohnes Geißel durchgeräuchtet
Und hat den Heuchler der Maske beraubt.

Doch weiter, weiter' — Aus der Römerzeit
In Städten kommt, die deutsche Sage weiht' —
Ja, selbst wo der Geschichte Mund verstummt,
Das Lied im, was der Hirtenknabe singt,
Das Märchen, was die Ammen sich erzählen
Beim Spinnrad, er, wie weiß es zu beleben
Die hohe Kunst' Den ihrem Kuß geweiht,

Wird blasser Schemen nun zu Wirklichkeit
Ihr Schattenleben lebt die Sage nur;
Sie gleicht dem Nebelbilde auf der Flut,
Farblos und kalt, ein leicht gewob'ner Duft.
Ihr Goethe nahtʼ Ihr „Werdeʼʼ spricht die Kunst
Das Schattenbild wird menschliche Gestalt;
Die Lyrik spricht, die Kunst nur dumpf gelallt'
Aus ihren Augen flammt Gedankenglut,
Lebendig wird sie, wird zu Fleisch und Blut'
Ihr mächtig Wort durch tausend Herzen spriht;
Sie wird des deutschen Geistes hehres Lied'
Ihr Spiegelbild, vor allem auferstehn,
Ihr Spiegelbild von unserm deutschen Wesen'
Kunst, deutscher Grübler, Grethen, hold und mild,
Wie seid ihr beide deutschen Dichters Bild'
Wie pocht das Herz, wenn aus dem Mund des Kunst
Die Worte des Gedankenreichtums braust,
Und, o, wie schlägtʼs, wenn, wo der Garten blüht,
Das Aug' das Liebespärchen glücklich sieht'
Ob eines Knabenpaares lichtem Glanz
Vergisst Kunst sich aus dem Kontrast ganz;
Doch nah' ist Satan, droht dem Glück Vernichtung'
Steig auf zu Dir aus unsrer deutschen Dichtung'

(Musik)

(Johannes Aus. Gretchens und Kunst.)

Wir träumten mit dem Liebespaar im Hag
Frühlingserwachen nach Nachtigallenschlag'
Nach Goethe Hämmer' — Nach dem Liebestraum
Ein Lagerleben' Bei dem Dehrenschaum
Rollen die Würfel, aufwärts zeigt der Mond
Der Lagerfeuer; nach Soldatenbrauch
Erklingt ein Liedel; müdig ruhn die Waffen.
Der Landsknecht lauscht dem Wort des fernen Pfaffen
Und lacht, vergessend allen blut'gen Kampf
Ob spült die Kehle rein vom Pulverdampf,
Ob netzt die Gurgel mit dem Saft der Reben'
Das Wallenstein' ein lustig Lagerleben'

(Musik)

(Johannes Aus. Wallensteins Lager.)

Zum Meere geht ich nun zum letzten mal'
Verblichen ist der Lagerfeuer Strahl
Drei Bilder sahn ihr langsam Untergehn der Sonne.
Aus der Geschichte, aus dem Reich der Sage
Hat euer Aug' Gestalten hier gesehn;
Die Kunst ließ tote Zeiten auferstehn
Doch, wenn sie auch vergangne Zeit erweckt,
Ins Leben ruft, was Schutt und Moder deckt,
Nicht ist das alles, was sie kann und soll'
Das Herz der Kunst ist heißer Gluten voll,
Es schuf sie Gott, daß sie die Welt entflamme
Die rechte Kunst hat ein Johannesamt
Und hat Prophetenaugen' — Durch die Zeiten
Geht ihr sie hin mit leisem Fuße schreiten
Und, wo ein Volk versinkt in finstre Nacht,
Da rufen ihre Jünger ein „Erwachtʼʼ
Einmal erwachte Deutschland schon vom Schlaf'
Der deutsche Mann, er stand, ein armer Sklav,
Im Dienst des Korsen, nieder Schmach gebeugt,
Da standen auf die Männer großer Zeit,
Die Körner, Schenkendorf und Arndt und Stein
Ein Rückert sang' — Ins Völkerherz hinein
Drang funkengleich ihr Wort und Lied, es klang
Der Freiheit Losesstunde' Seinen Klang
Nahm sonnenwärts der edle, deutsche Aar;
Da mußte fallen unsrer Feinde Schar
Nur über Leipzigs Tod und Pulverblitz
Sah auf den Wellen weit der alte Fritz
Und segnete die freigewordne Welt' — — —
Weh, Kettenklirren tönt vom fernen Belt,
In Ehren herrscht noch heut' Franzosentum'
Fahin der ehrenvolle, bluterkaufte Ruhm'
Doch lauscht' Auch heute tönt ein mahnend Wort
Zu West und Osten klingtʼs, in Süd und Nord'
Es klingt am Rhein und an der Oder Strand
Der Dichtung Mahnruf' „Auf, mein Vaterland'ʼʼ
Es schallt ein Lied, das hat gar wilden Klang,
Es wachen auf die Völker beim Gesang
Es tönt am Fuß der Alpen, an dem Meere
Das Lied von der gerechten deutschen Ehre'
Noch klingt verzagt zur Melodei,
Doch glaubtʼs: Das Lied, es wird ein Wachelied
Am Strand soll hell von allen deutschen Zungen
Ton nach der Schmach des Lotterlebs gerungen
Und wenn die Welt mit Trommelklang durchhallt
Dann wird die Feier mit dem Schwert verkündet
Nicht träumen in des Friedens weichem Schoß.
Im Kampf wird Deutschland einig, frei und groß'
Ich sehʼs im Geist' — Ich hör' das Feldgeschrei'
Das Feuerrot bemalt der Leiche Reih entzwei,
Haubitzen spein ihren Donnerqualm
Auf zu den Wolken steigt der Pulverschwalm
Mit der Gefallnen letztem Stöhnen,
Mit dem Hurrah der Schar, die lechzend steht
Das rothe Blut dampft aus des Feindes Schellen
Ich sehʼ die Lage, die da kommen wollen'
Seh' die Kanonen, seh' die Roten Heere'
Wir waschen rein den Schild der deutschen Ehre'
Doch schau' ich mehr noch' — Ueber Tod und Wut
Auf strahlt es licht wie rothe Morgenglut'
Im Wellen, fern auf der Vogesen Spitzen
Seh' ich der Freudenfeuer Flammen blitzen'
Ich seh' der neuen Lorbeer grüne Zier,
Auf Straßburgs Münster weht ein deutsch Panier'
Die Glocke ruft zum Lobgesang vom Dom
Und Deutschland nennt ihn sein den deutschen Strom,
Und dort, am Meeresstrand' Wie es lustig kracht'
Doch ist's nicht mehr der Donner blut'ger Schlacht,
In seiner Scheide darf der Degen schlafen'
Die deutsche Flotte segelt aus dem Hafen
Und an dem Strand der Väter hallen wieder
Aus freier Brust die trauten, deutschen Lieder.
Germania drückt, o süße Himmelslust,
Die langentbehrten Kinder an die Brust'
Und dann ein Siegesmarsch, Trompetenton
Und Trommelwirbel' Seinem besten Sohn
Drückt auf die Stirn die deutsche Kaiserkron'

Das deutsche Land, reicht ihm das Scepter dar'
Das iſt das rechte, rechte, neue Jahr'
Das iſt der Zukunft großer Sonntag!

Tönt, ihr Trompeten' Klinge, Trommelſchlag'
O Tag des Siegs, nun biſt du endlich da'
Gott ſei mit dir' Heil dir Germania'

Anregungen.

Oeſterreichs Ariſtokratie und die Muſe.

Wiener Briefe.

III.

— Wenn Apollo eine ſeiner Muſen auf einen altariſtokratiſchen Landſitz Oeſterreichs ſchicken wollte, würde die olympiſche Dame große Ratloſigkeit empfinden. Das Geſpräch und das formabrundete Spielen Esterhazyſcher Arrangements und Lerchenfeldſcher Walzer wäre ihr bald aus dem vielleicht an ſich ganz lebhaften Salon in die Bibliothek getrieben. Und hier — Was ſänge ſie wohl? Gewiß einer Kataloge Reihe der alten lateiniſchen Klaſſiker aus der alten Fürſten Großpapa Durchlaucht Zeiten. Dann eine hübſche Anzahl italieniſcher Muſikwerke in den obern Stockwerken Metaſtaſio beliebt, dem in der wirren Mixtur franzöſiſche ein Tenkmal geſetzt iſt. Eine Petrarca muß es ſchon, in mehreren Ausgaben, ein feiner Tasso wollen ſein. Mit Behagen noch einem neuen hellenſtiſchen Buche ſuchend, entdeckt die Muſe endlich auf einem der höchſten Rocke Bromer's „Spaziergang nach Syrakus". Auch hier die Perſonen der Jolephiniſchen Zeit vertreten. Blumauer, Sonnenfels bis zu den Gallitzin herab. Karoline Pichler erzählt natürlich in einer Prachtausgabe; welche öſterreichiſche Fürſtin oder Gräfin vor ſechzig Jahren hätte nicht „Agathokles" geleſen? Daran reiht ſich dann die franzöſiſche Literatur, zu der ſich auch Memoiren geſellen, und die ziemlich conſequent fortgeführt iſt bis auf die neueſte Zeit; denn wer im Salon zu lange ſich aufhält, kommt dann, namentlich Paul de Kock ſchon der Kinder wegen, in die obere Bibliothek. Es iſt nicht zu leugnen, es findet ſich auch noch eine Handbibliothek in der Nähe der Wohnzimmer Ihrer Durchlaucht oder Erlaucht, worin von dem jüngern Fürſten oder Grafen der neuern Literatur nach mancherlei Richtungen hin Rechnung getragen iſt. Die junge Fürſtin oder Gräfin ſchwärmt für „Amaranth", Freibel u. ſ. w. Gräfin Hahn-Hahn war nirgends ſo geleſen als auf den adeligen Schlöſſern Oeſterreichs.

Will die Muſe es in Oeſterreich zu Gehalten bringen, ſo muß ſie manches gründlicher anfangen als anderswo. In ihren Altären will ſie eben nicht gedüngert wie bei Ihnen; es erſcheint dem natürlichen Sinn daran faſt etwas zu Gemachtes. Nun in ſeinem ganzen Sein und Fühlen, will der Reiche und Mächtige hier überrascht, richtig gefaßt und angenommen ſein. Ein paſſender Moment glücklich benutzt und man erſtaunt oft, welch ein Schwung plötzlich in Gemüther kommt, die ſonſt es für affectirt halten würden, wenn man ihnen nachſagte, ſie verlegierten die Kunſt. Ich ſpreche natürlich nicht von einem bewunderungsvollen Mäcenatenthum, das im Stande war die ſchönen Statuen der Wanda und der Pioche in den Peristyl der Künſtin Kunſt bei Prag zu bannen — Hier waltete eine ſchöpferiſche Phantaſie, die wußte, was ſie that, als ſie den Muſen das ſeligſte Aſyl von der Welt erſchuf; ich ſpreche von einem Zufall wie etwa folgendem.

Ein junger welſchtiroler Holzbildhauer kommt nach Wien und bringt einige Meiſterwerke mit, denen er Geltung verſchaffen will. Er fanate in der weiten, großen Stadt keinen Menſchen, aber die Jugend hat Muth. In ſeinem Glück ſchickte ihn ſein Weg in das öſterreichiſche Haus einer jungen Gemahlin, die begierig erlangten ſich die Tonfiguren um ein auf gefallenen Kunſtgegenſtände, als die Hausfrau Lilli aus dem Fenſterchen klopfend den Gatten rief, ſah die Gruppe der Bildhauerin wohlgefällig. Auch liebliche kleine Schöpfungen' Faſt ſpielerisch mit Blumengewinden zuſammengehalten, ſo weich, ſo kindlich und ſchön gedacht' Die Kleine nahm eine Kapelle in die Hand, in der ſonderbarerweiſe, obſchon der ganze Typus derſelben einen tiefen, kirchlichen Charakter offenbarte, ein kleiner ſchalkiſcher Cupido ſeinen Platz mitgefunden hatte. „Jeine Maria", rief die Gemahlin, die ſchon den Wolf der Liebe hinlänglich kannte, „ich glaube gar, der Schalk hat einem Heiligen den Platz genommen" Der junge Künſtler nahm die Kritik gelaſſen hin; es war wahr, er hatte die heilige Barbara um des Cupido willen entfernt; vielleicht hielt er letztern trotz des Concordats für zeitgemäßer. Während nun die Gemahlin ſo das kleine Kunſtwerk von allen Seiten betrachtete, flog in ihr ein Gedanke auf. Schnell und entſchieden ſagt ſie: „Komm doch zum Abendeſſen nach Schloß Y. in Mähren" Dort ſollſt du uns einen Altar bauen' Die Kapelle da behalte ich einſtweilen, aber nimm mir doch lieber den Cupido fort und bring mir alles andere morgen wieder'" Am andern Morgen kam die Kapelle und Statt des Cupido befand ſich in dem Gnſemble eine heilige Hedwig. Sie wurde bezahlt und die Reiſe nach dem Schloſſe Y. zum Bau eines Altars wiederholt. Intereſſen verging der Winter. Mit den erſten Veilchen kehrte ein Theil der gräflichen Familie täglich nach Mähren. Als die junge Dame die Chauſſee befuhr, überreichte ihre Gnade ein Bäckchen, aus welchem heraus der junge Italiener ſeine Beſchäftigungsſchwierigkeit begrüßte. O Himmel, was machen nicht drei Wintermonate im Leben einer jungen Gemahlin' Sie hatte in der That ihn und den Altar vollſtändig vergeſſen. Aber was half's Ihr Verſprechen

mußte gehalten werden' Der erste Gang auf dem Schlosse, ohne die erst später nachkommenden Aeltern, führte nach der Kapelle. Welcher Schrecken! Diese war bereits im Winter ganz neu restaurirt worden. Der Altar strahlte von Marmor und neuer Vergoldung. Es sollte eine Ueberraschung für das erste Gebet der Familie sein. Die Comtesse dachte: Wie viel schöner wären die Engelsköpfe und Rosengewinde meines Italieners aus Holz geworden! Was thun —! Drunten im Gasthofe schrieb man schon das Mögelein ab — der arme Tiroler war betrogen in seinen schönsten Hoffnungen —! Man ging in den Speisesaal — man sprach von dem Altar — die junge Comtesse schwieg und schwieg. Endlich sagte sie auf und sagte: „Ich finde es ganz unrechtlich, so viel Geld angesichts der Armuth zu verwenden, in der unser heiligster Erlöser durchs Leben ging' Der Altar sieht ja aus wie eine vergoldete Schleifer' Nein' Ich muß die Aeltern ganz noch anders überraschen' . . .' Das Gold am Altare wurde nun entfernt, der Marmor abgeriben und der junge Künstler fand Gelegenheit, nicht nur an diesem einen Orte, sondern in der ganzen Umgegend seine Kunst durch Denkmale zu bethätigen, die ihm noch jetzt die Anerkennung aller Beschauenden erwerben. Die Schloßkapelle zu K. in Mähren ist eine der schönsten in Oesterreich.

Wir sind nun einmal im Gefolge der Muse, die die Residenz Oesterreichs besucht. Begleiten Sie mich noch an einige andere Orte, um ihr Asyllisten zu suchen.

Da wir von Bildhauern sprachen, muß ich Ihnen freilich von einem sehr ausgezeichneten Manne erzählen, der die Bildhauerkunst aus einem andern, sehr achtbaren Metier schnöde von seinem Herzen verwies. Baron Ott-Viliemteld, vor kurzem erst gestorben, machte sich hochverdient um Böhmens Industrie. Ackerbau und Fabrikwesen fanden in ihm einen gewissenhaften Beschützer. Aber einmal sprach man von dem Pilsner Kellen, aus dem ein Engländer den sogenannten böhmischen Löwen im großartigsten Maßstabe herzustellen sich erboten hatte; da sagte der Baron: „Gilt der Schelle das Mögliche abzugewinnen, soll unsern Bauern lehren den Pflug führen und unserm Proletariat abgewöhnen, den Rosenkranz zu beten und lieber in den Bergwerken zu arbeiten, dann wird uns die Million für einen solchen kolossalen böhmischen Löwen eine Kleinigkeit sein!" Diese Worte des alten Herrn sind mir unvergeßlich. Alle Freitage hatte er jour fixe, da war jedermann willkommen bei dem patriarchalischen Wirth von Hareth. Im Winter setzte er Wanduhren zusammen und hatte davon eine ganz allerliebste Collection.

Sie kennen das reizende L. an der Elbe' Bekannt ist, daß einer der jüngern Grafen Th. vorzüglich gut porträtirt. Seine Mutter überrascht ihn einst an der Staffelei, wirft einen Blick auf das fast vollendete Gemälde und fällt — vom Schlag gerührt zu Boden. Es war das Porträt ihres Kammermädchens. Die stolze Dame, eine geborene Gräfin B., erlag dieser Demüthigung. Wenn ich nicht irre, wurde der gemalte Gegenstand wirklich die Gräfin Th.

Eine Galerie solcher und ähnlicher Bilder, Charaktere und Situationen konnte niemand treffender geben als Karl von Holtei, der jahrelang im Kreise der hohen Aristokratie Oesterreich gelebt und schon manchen seiner daselbst gesammelten Eindrücke veröffentlicht hat. Seine „Briefe aus Gratenberg" berühren zwar zunächst nur Schlesien, doch treffen sie auch manches, was mit dem Ton und Geist der österreichischen Aristokratie zusammenhängt.

Eine wirklich bildende und ausübende Fähigkeit innerhalb der plastischen und malenden Kunstsphäre ist mir außer einigem beachtenswerthen Dilettantenthum nicht bekannt geworden. Einige unserer Blumenmalerinnen gehören dem Adel an. Eufemie von Kudriaffsky stellt zuweilen kleine, naturtreue Pflanzenexpicen aus, zu denen der kundigen, wissenschaftlich gebildeten Dame die botanischen Schätze Wiens, Baron Hügel's Treibhäuser, die reichste Auswahl bieten. Zur wirklichen Künstlerschaft brachte es Minetten von Schmerling verstorbene Gattin. Frau von Schmerling, geb. von Kudelka, ist in Oesterreich noch von keiner Blumenmalerin erreicht worden, womit freilich nicht gesagt werden soll, daß sie den Vergleich mit einer Frau Vorreche-Wagner aushielte. Die Anordnung ihrer Blumen, meist Kränze um Heiligenbilder, hatte doch etwas Steifes, wie vortrefflich auch sonst die Durchführung der Einzelheiten war und die vollendetste Nachahmung der Natur bewundern ließ. Eine Schwester der zu früh Verstorbenen widmete sich der Musik, ging nach Amerika, gab dort Concerte und hatte ein bewegtes Künstlerleben, bis sie einem Ungarn ihre Hand reichte, der sie dann dem unendlichen Ocean, aber auch dem heitern Reich der Kunst entführte.

(Ein letzter Artikel in nächster Nummer.)

Kunden aus der Ferne.

1. Baldwin Möllhausen.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat im Laufe der letztvergangenen Jahre zahlreiche Expeditionen ausgerüstet, um die großen unzugänglichen Ländergebiete zwischen dem Missouri und den Küsten der Südsee kennen zu lernen und dieselben wo möglich der Einwanderung zu erschließen.

Unter diesen Expeditionen ist diejenige von besonderem Interesse, welche im Spätsommer 1857 zur Erforschung des in den Meerbusen von Californien mündenden Coloradostroms unternommen wurde und über welche uns Baldwin Möllhausen einen höchst anziehenden, bei H. Costenoble in Leipzig erschienenen Reisebericht erstattet.

Bis zur Mündung des Rio virgin (eine Strecke von 500 englischen Meilen von der Spitze des Golfs von Californien gerechnet) vermag man bei günstigem Wasserstande auf dem Strome hinaufzudringen, jedoch nicht ohne Schwierigkeit. Bei niedrigem Wasserstande aber machen zahlreiche Sandbänke nach anhaltenden

Regengüssen die überaus heftige Strömung jedes Vordringen unmöglich. Dürre Wüsten und unfruchtbare Thäler, wechselnd mit Porphyr- und Sandsteingebirgen, die mit abschüssigen, phantastisch gestalteten Felsmassen die schäumenden Wellen in enge Thore einzwängen, bilden hier die Ufer des Stroms.

Von der Mündung des Rio virgin aus machen verworrene vulkanische Gebirgsmassen auch die Landreise am Colorado hinauf unmöglich. Das Umgehen desselben am östlichen Ufer führt zu einer Höhe von 5000 Fuß über dem Meeresspiegel. Von hier aus ziehen sich tiefe, wilde Schluchten nach dem Flusse hin. Weiter nordwestwärts gelangt man auf ein tiefes Hochland, dessen felsigen Boden fenzende Winde bestreicht oder zu andern Zeiten eisige Schneewirbel überdecken.

Nordwärts gelangt man bald in ein labyrinthisch tiefer Schluchten. Durch eine von diesen den Colorado zu erreichen, versuchte die Expedition mit der größten Anstrengung, aber vergeblich; denn tiefe Abgründe inmitten der Schluchten sperren den Weg. Daher blieb nur übrig, möglichst aufwärts zu steigen, um aus der Höhe einen Blick in diese verschiedenen Regionen zu gewinnen. „Was man dort erblickte", erzählt Wolfskiehl, „ist unbeschreiblich und überraschend. Wie ein Chaos verschwimmen ineinander tiefe Schluchten; Tausende von Fuß hoch übereinander liegen die Formationen verschiedener Epochen, deutlich erkennbar an den grellen Farbencontrasten; senkrecht stehen die Wände, als ob die geringste Erschütterung sie hinabzustürzen vermöchte; schwindelnd sieht man bei dem erhabenen Anblick und gewinnt eine schwache Ahnung von der Unendlichkeit bei dem Gedanken, daß vor Jahrtausenden die Fluten die Schlünde bildete, die dem Beobachter von allen Seiten entgegenstarrten. Gegen 5000 Fuß tief waren die äußersten Schluchten, bis zu denen unsere Expedition gelangte; rosenrother Sandstein bildete dort den Boden. Wenige Meilen weiter, noch 2000 Fuß tiefer, floß der Colorado, doch mehr als menschliche Kräfte wären nöthig gewesen, dahin zu gelangen, von wo ein Blick hinab auf den Fluß hätte gewonnen werden können. Wir sahen den Colorado nicht wieder. So steht dort der Mensch nahe vor seinem Ziele, das ihm dennoch unerreichbar ist; gegenüber einer furchtbar erhabenen Natur fühlt er seine Ohnmacht, er bewundert die Größe, die furchtlos über den Abgründen schwebt, er folgt ihr im Geiste und schaut sich mit ohnmächtigem Grauen ein Bild von dem Kellenthal des Colorado des Westens, welches vielleicht selbst noch für kommende Jahrhunderte dem Menschen ein Geheimniß bleiben wird."

Wir wollen in unserm nächsten Bulletin Wolfhausen von Neuyork aus begleiten, wo es die Ankunft des Dampfschiffs „Central-Amerika" von Aspinwall erwartete, um mit demselben nach San Francisco befördert zu werden. Statt dieses Schiffes aber die Nachricht ein, daß es mit Mann und Maus gesunken untergegangen war und da sich herausstellte, daß die Ursache dieses entsetzlichen Unglücks keine andere war als der gewissenlose Eigennutz der Dampfschiffahrtsgesellschaft, welche die Reparaturkosten des schadhaften Schiffs zu ersparen gedachte und sich über dessen Verlust um so leichter trösten, als es versichert war — so erhält es sofort einen betrübenden Beitrag zur Würdigung nordamerikanischer Zustände und war zuletzt genöthigt, auf einem ebenfalls nur nothdürftig ausgerüsteten Dampfschiffe „Northern Light" am 21. September 1857 eine Reise anzutreten, zu welcher wir uns in unserm nächsten Hefte anschicken wollen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Neapel und Sicilien.

Wie jener poetischen Beobachtungs- und Darstellungsgabe, durch die sich Ferdinand Gregorovius zu einem unserer vorzüglichsten Schriftsteller erhoben hat, bewährt sich sein Talent auch wiederum in einer eben erschienenen Sammlung „Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien" (Leipzig, F. L. Brockhaus, 1861).

Bei der andauernden und ohne Zweifel noch steigenden Beachtung Neapels und Siciliens für die nächsten Entwickelungen und Krisen unsers politischen Lebens sind diese malerischen Schilderungen der Cultur-, Sitten-, politischen und historischen Verhältnisse Süditaliens ein vortrefflicher Wegweiser, um sich auf diesem seltsamen und von so bizarren Contrasten gezeichneten Terrain zurecht zu finden. Der Verfasser lebte lange genug in Neapel und in Sicilien, um die Culturverhältnisse, namentlich der letztern Insel, nach allen Seiten hin beleuchten und bis in die geheimsten Athemzüge des Volkslebens schildern zu können. Dem Verfasser der „Geschichte Roms im Mittelalter" (Stuttgart, Cotta, 1859 fg.) steht ein so reiches Material historischer Data zu Gebote, daß seine Bücher der Gegenwart auf die lehrreichste Art auch von geschichtlichen Erinnerungen eingerahmt werden. Die Vertrautheit ergibt sich freilich auch aus seinem Buche, daß Neapel und Sicilien nicht gemacht sind, um eilig nur mit flüchtigem Bewußtsein, geringerer Bildung und loser Gesinnung zu behauptende Verbindung dieses glücklichen, jetzt der Anarchie oder dem Despotismus anheimgegebenen Gegenden mit den idealen Stimmungen des gemüthlosen italienischen Katholicismus auf die Dauer zu unterhalten oder durchzuführen.

Neue Romane und Novellen.

I

An den Ufern eines See's, in einfach anmuthiger Weise spielt die Erzählung von Karl Gutzkow: „Melanie" (Dresden, Ehrlich, 1861). Durch die Begrenzung des Raums ist sie besonders geschickt eingerahmt. Wir haben es hier nur mit wenig Personen zu thun und können uns daher um so lebhafter für ihr Wirken und ihr Seelenleben erwärmen. Jede wenigen Menschen üben eine Wechselwirkung

ner ſo erfreulichen Wendung ſchließen würde. (Gibt ihr einen Handleuchter mit zwei Kerzen.) Ich ſchreibe an ihn — morgen früh, hoff' ich, werden wir zum erwünſchten Ziele kommen. (Führt ſie an die Thür' links.) Gute Nacht, mein Kind, küße die Knaben von mir!

Julie.

Auch daß er die Kinder nicht bei ſich haben wird — er iſt ſie des Nachts gewohnt —

Präſident.

Nimm es leichter! Ich werde ihn ſchon zur Vernunft zurückbringen.

Julie.

Mehr zum Herzen, Vater, mehr zum Herzen! Sei in Deinen Ausdrücken milde, hörſt Du, milde und verſöhnlich — gute Nacht, Vater! (Ab.)

(Es wird dunkler auf der Bühne.)

Präſident
(ſetzt ſich an den Sekretär).

Ich ſchreibe noch jetzt den Brief — die Aufregung von der Reiſe und dieſe Sorgen laſſen mich doch nicht ſchlafen! — Ich werde ihn mit Entſchiedenheit an ſeine Pflicht erinnern und nicht früher von des Mädchens Verlobung ſprechen, bis er nicht aus ſich ſelbſt zur Beſinnung gekommen iſt. Was mich am meiſten kümmert, iſt ſeine dienſtliche Stellung. Ich hatte große Dinge mit

schlungen und verknüpfen ihre Lebensschicksale zu einem Knoten, von dem das Schwert der Freundschaft löst. Fein und geistreich ist das Bild der Trägerin des Romans. Der Dichter weiß seiner Heldin viel zu nehmen, ohne sie jener weiblichen Anmuth völlig zu entkleiden, die uns versöhnt und uns noch immer für eine so excentrische Natur Interesse einflößt. Robert, Cäsar, Hildegard, Wilibert und mit ihnen viel Feinheit als poetische Kraft entworfene Charaktere. Das schattenhaft und doch so anmuthig auftauchende Bild Veronens übt einen besonderen Reiz. Daß die nüchtern bewegte Vergangenheit dieser Frau nur zum Gedämpfte und wie ein melodischer Refrainvers in die Lebensakkorde der Gegenwart hineinklingt, ist von zarter und poetischer Wirkung. Ueberhaupt hat das Ganze eine milde Färbung und läßt die ergreifendsten und tragischsten Vorgänge des Romans wohl der Dichterin in einen abmyngewebten Schleier zu hüllen. Immer hinterbleibt dadurch dem Leser eine wohlthuende Stimmung.

Ernst Arlo's Roman „Gertrud" (vier Bände, Prag, Kober u. Markgraf, 1863) führt uns in die Verwickelungen, die dem Siebenjährigen Kriege vorangingen, in seine ersten Schlachten ein. Hübsche Genrebilder begegnen uns. König Friedrich, Graf Brühl, Menzel, der, vom preußischen Gesandten bestochen, das Geheimniß seines Herrn verräth. Der Hauptreiz des lebendig und frisch erzählenden Buches liegt in der Heldin Gertrud, einem starkwilligen, besonders, doch im Grunde guten und liebenswürdigen Märchencharakter. Hart und herb erinnerten uns einzelne Züge an das sächsische Fräulein in „Cabanis" von Wilibald Alexis. Den Vorwurf einer poetischen Schöpfung darf man nicht erheben, allein den Zweck einer angenehmen und zugleich belehrenden Unterhaltung erfüllt dieser Roman.

Isidor Proschko versucht in seinem geschichtlichen Roman „Pugatschew" (zwei Bände, Prag, Kober u. Markgraf, 1863) eine Schilderung des Kosackenaufstandes und seines Führers unter der Kaiserin Katharina II. Klärungen und bis zu einem gewissen Punkt auch gründliche Studien sind unverkennbar, aber das Ganze ist nicht gelungen. Die ewig sich gleichbleibenden Scharmützel der empörten Horden mit der russischen Reiterei, die beständigen Mord- und Trinkscenen ermüden in ihrer Gleichförmigkeit, schon Puschkin's historische Darstellung des Aufstandes leidet an dieser einförmigen Aufzählung derselben Greuel. Man hat alles mit romantischen Flittern verbrämt. Die wahre leidenschaftliche Bewegung, die in Pugatschew und seinen Scharen war, hat der Verfasser kaum erkannt. Er läßt den Kosackenführer als das Werkzeug eines — Italieners Mazzarini auftreten, der am Ende des Werks einen „Traktat über die wahre Freiheit" mit Franklin am Ufer des Potomac führt, in derselben Stunde, wo Pugatschew auf der Bühne zu Moskau stark'. Schließlich erfährt man, daß Mazzarini nur ein Symbol für — Mazzini ist. Durchrote der Verfasser, nicht loyal genug zu schreiben?

Die „Neuen Erzählungen aus dem Nest von Melchior Meyr" (Berlin, Springer, 1863) bringen uns zwei neue Gaben des trefflichen Erzählers, „Regina" und „Der Sieg des Schwachen". Unter den Dorfgeschichten stehen mir die Melchior Meyr's sehr hoch. Er hat ein klares und künstlerisches Verhältniß von dem Wesen und der Form der Dorfgeschichte. Nie bemüht er sie, „psychologische Probleme zu lösen", nie reden seine Helden und Heldinnen von Morgenröthen oder Weisheit aus Goethe's gutesten Sprüchen. Seine Tragik ist einfach, rührend, erschütternd, sein Humor ungeschminkt. Auch haben seine Mädchen nicht die Absicht, einen „Stadtherrn" zu heirathen. Inniger, seelenvoller reden sie zu unserm Gemüth als machtvoller zu unserer Phantasie: man fühlt seinen Erzählungen die Wahrheit an, sie wirken auf uns wie ein Selbsterlebtes, nicht wie ein nur poetisch Geschautes, mit allerlei romanischer Zuthat Aufgeputztes. Von den drei Gebotenen ziehen wir „Regina" vor, drastischer ist vielleicht der „Sieg des Schwachen".

In „Deutsche Herzen" gibt Edmund Höfer (Prag, Kober u. Markgraf, 1863) eine Sammlung kleiner Skizzen und Geschichten, von denen es bisweilen zweifelhaft ist, ob sie Episoden von dem Tische eines reichen Herrn seien. Bei aller Kraft und Fülle liegt in der Höfer'schen Darstellungsweise eine unverkennbare Eintönigkeit, die schon äußerlich sichtbar mit den beständigen „Ich war einmal" — „Ich entsinne mich" — „Ich erlaube mir" — „Wenn ich aus meinem Fenster sehe ..." auffallen muß; der Inhalt leidet an dem gleichen Mangel. Höfer hat es fast immer nur mit besonders unerschütterlichen Menschen, wie aus Eichenholz gezimmert, zu thun; der Leidung, an dem er sich mit voller Vorliebe für das Ungewöhnliche versucht, hat ihn dann auch weiter und weiter, bis zur Geistererzählung, hingeführt, von der die „Deutschen Herzen" abermals eine Probe bringen; wieder verwandelt sich der Spuk, der Traum in handgreifliche Wirklichkeit. Solche Darstellungen hinterlassen einen Druck im Leser: man ist gefesselt von dem bedeutenden Talent des Dichters und doch betrübt von dem, was er gibt.

Glossen.

Der Stil läßt uns über den Charakter eines Einzelnen urtheilen, die Sprache über den eines ganzen Volks.

* *

Man erfindet neue Methoden, um das Lernen zu erleichtern, doch gibt es für einen Schüler keine bessere Methode als den Fleiß.

* *

„Zwei Seelen und Ein Gedanke —" Das ist die Liebe nicht, sondern die Freundschaft.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Das junge Italien. Von Frederike Bremer. I. — Kriegerische Zeichen. — Musik, Bühne und bildende Kunst. — Briefwechsel.

Das junge Italien.

Von Frederike Bremer.

I.

Wie, wird man fragen, die Dichterin des häuslichen Herdes, die Romanschreiberin der Familien-, Onkel-, Gouverneur- und Predigergeschichten unter den Politikern?

Frederike Bremer bewohnt seit längerer Zeit den europäischen Süden und befindet sich in diesem Augenblick in Athen. Mehrere Jahre verweilte sie in Italien und hat die neuern Entwickelungen dieses Landes mit aufmerksamem Auge verfolgt. Zwei Bändchen ihres „Leben in der Alten Welt“ (Leipzig, J. J. Weck, 1861) sind bereits erschienen — die folgenden sind unter der Presse.

Wir finden sie vorzugsweise mit den Eindrücken der Natur, des Familienlebens und der Religion beschäftigt. Die Interessen der letztern beschäftigen sie vielleicht zu viel, wenigstens stehen die Protestanthäuser der Schweiz und des Genferlees gewiß für manchen Leser zu sehr im Vordergrund. Dennoch trägt auch nach dieser Seite hin — die Bezeichnung, daß sie eine Pietistin wäre, würde vielleicht die Verfasserin ablehnen — ihre Darstellung und Erzählung den frischen und lebendigen Charakter des unmittelbaren Erlebnisses und die Kreise, in denen sie sich bewegte, und ja auch bekanntlich mannichfach maßgebende, wenigstens in den von ihr geschilderten Gegenden selbst.

Ihre unparteiische Darstellung der Situation Italiens bringt dem Kenner nichts Neues, aber die von ihr im noch nicht erschienenen dritten Bändchen gegebene Zusammenstellung der Momente, auf deren Hervorhebung in dieser Verbindung alles ankommt, ist gewissenhaft und von wohlthuender Wärme. Es wird unsern Lesern von Interesse sein, diese Darstellung auch vor ihrer Ausgabe im Buchhandel kennen zu lernen.

Wie und woher mag wol jener Frühlingsdrang entstehen, der zu gewissen Zeiten die Herzen der Menschen und der Völker zum Bewußtsein neuer Kräfte, eines neuen Ziels, einer neuen Zukunft erweckt? Entsteht er wie der Frühling auf Erden, infolge einer innern göttlichen Ordnung und Nothwendigkeit? Oder entsteht er infolge des Gebrauchs, den freie Völker von den ihnen verliehenen Gaben des Lichts und des freien Willens gemacht haben, in Verbindung mit der rufenden Stimme Gottes?

Ich glaube das letztere. Denn der Frühling der Völker weckt stets nur dieselben Blumen, denselben Gesang, die beide wieder sterben und in demselben Kreislauf wiederkehren. Die Frühlinge der Menschheit dagegen kommen stets mit etwas Neuem, etwas Schönem, etwas Großem, was in derselben Weise früher noch nicht dagewesen ist; und wir sehen, wenn wir die Zeiten und die Völker überblicken, die Entfaltung gleichsam terrassenweise immer weiter emporsteigen. Das gewahrt man mit großer Befriedigung. Das gibt Muth zum Leben und zur Arbeit.

„Aber was ist menschliche Größe?“ — Das ist die Frage!

Ist sie ein Prachtgewächs, wie es uns mehrere Staaten des Orients und Griechenlands und etwas später die Republiken Italiens geliefert haben? Nun, dann haben wir nicht viel für unsere Zukunft zu hoffen. Denn glänzendere Vorbilder und mehr große Männer, Krieger, Staatsmänner, Künstler, mehr schöne Thaten und schöne Kunstwerke können wir nicht hoffen hervorzubringen; und alle die Völker und Staaten, welche dieselben hervorgebracht haben, haben sich nach einer kurzen Zeit der Blüte in Verwirrung und Wahnsinn aufgelöst oder sind in geistige Ohnmacht versunken. Was sind wir, was haben wir, was wollen wir mehr als sie? Wir, die wir bewundernd zu den Kunstwerken emporblicken, die wir nicht mehr erreichen können, zu den Pyramiden, dem Parthenon, der Cheopspyramide, dem Pantheon, der Trajanssäule, der Göttlichen Komödie und zu den Schöpfungen Rafael's und Michel Angelo's!

Lasset es uns mit demüthiger Freude bekennen — wenn das Verdienst davon ist nur nach einem geringen Theil das unsere —: wir haben, wir wollen doch etwas Höheres, wir haben und wollen doch mehr als sie. Und was? Ich will Piemont und den Genius des Jungen Italien darauf antworten lassen!

Das ganze gebildete Europa (und auch Amerika) kennt Silvio Pellico's „Prigioni“ und die herzerschütternden Biographien der Gefangenen auf dem Spielberge. Das allerkanfteste Herz kann sich beim Lesen derselben nicht enthalten, eine Regung des Hasses und der Rache gegen Oesterreich zu empfinden. Als die Gefängnisse der italienischen Gefangenen endlich geöffnet wurden, zeugten ihre Bekenntnisse vor der Welt von dem heiligen Feuer, welches — wenn auch gleichsam unter der Asche — in den Herzen der italienischen Jugend für die Freiheit und Selbständigkeit Italiens brannte und schon lange gebrannt hatte. Sie zeugten davon, daß geheime Gesellschaften und Verbindungen in Italien seit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts dafür gearbeitet hatten. Sie zeugten auch davon, daß das, was die jungen Patrioten wollten, nicht blos die Befreiung Italiens von der

Herrschaft des Auslandes war. Sie träumten von der Einheit Italiens und von einem Ideal in Bezug auf das Leben desselben, das sie noch nicht klar zu verstehen vermochten, dem sie noch keine Form und noch keinen Namen zu geben wußten, das aber ihr Herz in erster Entzückung klopfen ließ. Es war der Versuch zu einer Revolution in Piemont und in der Lombardei im Jahre 1821, der dieses geheime heilige Feuer zuerst verriet. Oesterreich unterdrückte diesen Ausbruch bald. Die Anstifter desselben wurden hingerichtet, des Landes verwiesen oder in dunkere Kerker geworfen. Unter den letztern befand sich auch der tapfre lorbergekrönte junge Dichter Silvio Pellico, der Verfasser der „Francesca da Rimini".

Zwei Männer waren Theilnehmer dieses Revolutionsversuchs, die später mit sehr verschiedenen Gaben und Mitteln und auf sehr verschiedene Weise an der Fortsetzung des damals verunglückten und wenig verstandenen Befreiungsversuche arbeiteten: der Priester Vincenzo Gioberti und der Prinz von Savoyen-Carignan Karl Albert. Beide waren Piemontesen. Ich werde hier vorzugsweise von diesen beiden sprechen, denn sie haben unter allen Männern der Gegenwart den größten Einfluß auf die spätern Schicksale Piemonts und Italiens geübt, der erstere durch seine Schriften, der letztere durch seine Handlungen, beide durch Charakter und Gesinnung.

Zunächst will ich von Karl Albert sprechen, denn nach dem Leben und Charakter dieses Fürsten habe ich viel gefragt und geforscht; ich glaubte hierin den Schlüssel zu dem unglücklichen Ausgang des italienischen Freiheitskampfes in den Jahren 1848 bis 1849 für Piemont zu finden und allerdings habe ich sowol in der Schweiz als auch hier von Personen, die ihn näher gekannt haben, viel über ihn gehört. Aber die Erklärung, die ich gesucht hatte, fand ich weniger in ihm, als in den Umständen und Personen, deren Werkzeug er geworden ist.

Seine Sympathieen waren im Jahre 1821 vollkommen aufrichtig, aber unklar, mehr Eingebungen eines warmen, nicht unedeln Herzens, als Producte der Einsicht und der Ueberzeugung. Er hatte den größern Theil seiner Jugend in Paris, in Genf und in mehreren größern Städten Europas — den Vereinigungspunkten der liberalen Ideen und der begabtesten Repräsentanten derselben — zugebracht und liebte den Umgang mit Künstlern und Literaten. Als er nach Turin zurückkam, schloß er sich an die für liberale Ideen enthusiasmirte Jugend an. Er selbst war jung, ehrgeizig, eitel und für jeden Einfluß empfänglich. Die Aussicht, den Thron von Sardinien zu besteigen, war noch ungewiß für ihn. Er ließ sich leicht überreden, einen Versuch zu machen, der Fürst eines größern Reichs, der Freiheit und Italiens zu werden. Dieser Versuch wurde gleich bei seinem Beginn unterdrückt und Karl Albert rettete sich dadurch, daß er — — — seine Freunde verließ und verleugnete und sich an Karl Felix (Piemonts damaligen König) und an dessen despotisches Regierungssystem anschloß.

Als er im Jahre 1831 den Thron von Piemont bestieg, zeigte er anfangs durch einige kleine Reformen gleichsam eine Hinneigung zu seinen frühern Sympathieen; aber bald trat er als ein äußerst entschiedener Gegner der Freiheit hervor und schloß sich an die Jesuiten und an die reactionärste Partei der Militärkratie an. Er verfolgte die Freunde der Reform, ferkerte dieselben ein oder verbannte sie; auch der edle Gioberti mußte landesflüchtig werden. Nachdem diese finstere Richtung ihren Culminationspunkt bei Karl Albert erreicht hat — im Jahre 1833 —, sieht man eine andere bei ihm eintreten, die der in seinen frühern Jugendjahren gleicht, aber gegenwärtig mehr gereift ist und von der er nicht wieder abweicht, obgleich sein inneres Leben ein fortgesetzter Kampf zwischen den Jesuiten und den Freunden der Freiheit oder zwischen dem Jesuitismus und dem Gewissen geblieben zu sein scheint.

Mochte es nun eine Reaction seines Gewissens, seines bessern Ichs sein oder war es der Einfluß der in Piemont immermehr zunehmenden liberalen allgemeinen Stimmung in Verbindung mit seiner innern persönlichen Eitelkeit, die ihn antrieb, der Welt sein zu wollen — das ist gewiß, daß Karl Albert nach den finstern Handlungen des Jahres 1833 die Bahn der liberalen Reformen zu betreten begann. Er verbesserte die Gesetze, erbaute die Universität, munterte Künste und Wissenschaften auf, gewährte seinem Volk mehrere längstgewünschte Freiheiten und umgab sich mit einem Ministerium von freisinnigen und aufgeklärten Männern. Die Brüder d'Azeglio waren unter diesen.*)

Eine im Anfang unbedeutende Zollstreitigkeit brachte um diese Zeit Piemont in eine Differenz mit seinem alten Feind Oesterreich; dieser Streit wurde mit jedem Jahre bitterer und nahm immer größere Dimensionen an. Karl Albert nahm dabei immer offener die Partei Piemonts und Italiens. Das machte ihn im hohen Grade populär. Man begann von einem Krieg gegen Oesterreich zu sprechen und veröffentlichte einen Privatbrief des Königs, in welchem dieser schrieb: — „Wenn uns die Vorsehung einen Befreiungskrieg sendet, so stehe ich mit meinen beiden Söhnen zu Pferde und stelle mich an die Spitze des Heers!" — Aber gegenwärtig forderte Italien vor allem innere Reformen, freie Verfassungen und viele und vielerlei Stimmen wurden laut. Da erhob sich jedoch eine Stimme, die

*) Die Vermittelung in dem so höchst räthselhaften Charakter Karl Albert's, der beste Gewährsmann, mangen Italienisch redend war, möchte in seinen dem Hause Savoyen eigenthümlichen piemontesischen Neigungen zu suchen sein. Er stieß die Soldatenspielerei mit großem Aufwand, putzte sich ein buntes, theatralisches Heer heraus, ließ sich von Horace Vernet in den mannichfachsten Reiterattituden malen und mußte dann wol, da die Italiener scharfe Satiriker sind, von der Sonntagsparade zum Kugelregen übergehen. Eine Anwendung seines soldatischen Materials war nur gegen Oesterreich möglich. Aus diesem Grunde nahm er die Rolle wieder auf, die er als Kronprinz gespielt hatte. Der Soldat machte ihn zum Politiker. D. Her.

alle übrigen in einen Chor vereinigte, dann sie sprach die unwillkürlichen Wünsche aller aus und gab das Losungswort, welches viele auszusprechen versucht hatten. Es war der verbannte Gioberti, der dieses Wort in seinem Werke: „Italiens moralisches und soziales Primat" („Primato morale e civile d'Italia"), aussprach. Dieses neue Primat sollte keine militärische Herrschaft sein wie die alte römische, auch nicht etwa eine Herrschaft der schönen Kunste, wie im Italien des Mittelalters, es sollte vor allem eine Herrschaft menschlicher Bildung, Schönheit und Ordnung sein, in welcher Italien als ein Bund freier Staaten als Muster unter allen Völkern der Erde an der Spitze stehen und unter einem geistlichen Primat (dem Papst) das Reich Gottes auf Erden darstellen sollte. Die Mittel zu dieser neuen Bildung waren mit einem in Italien seltenen Takt, mit praktischer Einsicht — wenn auch nicht frei von Mißgriffen — mit Klarheit und Mäßigung angegeben. Sprache und Darstellungsweise waren die eines vollendeten Meisters, die eines versöhnlichen Sehers. Das reinste Herz, die innigste Vaterlandsliebe athmete auf jedem Blatt seines Werkes.

Dieses Buch (zwei starke Bände enthaltend) wurde in allen Staaten Italiens verboten, nur in Piemont nicht. Karl Albert nahm es mit Freuden auf und ließ ihm völlig freien Lauf in seinem Reich. Von da aus verbreitete es sich — ebenso verboten — über alle Theile Italiens. Der Enthusiasmus, den es erregte, übertraf jede Vorstellung. Jetzt erst erkannte das verjüngte strebende Junge Italien, was es eigentlich wollte, was es sollte und was es — konnte. Es glaubte voll und voll, daß es diese Idealen Ziele der Zukunft würde verwirklichen können. „L'Italia farà da se!" — („Italien wird sich selbst helfen") wurde der Spruch des Jungen Italien.

„Göttliche Völker können erkranken, aber nicht sterben!" — hatte Gioberti gesagt. Das Junge Italien fühlte sich von frischem kräftigem Leben erfüllt. Es begrüßte Gioberti als seinen geistigen Urheber, und als derselbe, aus seiner Verbannung zurückgerufen, den vaterländischen Boden wieder betrat, wurde er wie im Triumph von einer unendlichen enthusiastischen Menschenmenge von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz getragen. Der Boden des alten Rom hat nie einen edleren Triumph getragen. Es war der Triumph des Rechts und des Geistes.

Geist und Wort legten nun in Italien selbst das begonnene Werk fort. Eine Menge größerer und kleinerer Schriften suchten Nationalen zu dem Thema zu begeistern und unter diesen ist das Werk des Grafen Cesare Balbo: „Speranze d'Italia" („Die Hoffnungen Italiens"), die bedeutendste und einflußreichste Arbeit. Dieses volumenöse Buch, zuerst in Paris erschienen, wurde später in Florenz, Turin, Neapel ebenfalls gedruckt und erlebte in wenigen Jahren fünf Auflagen. Cesare Balbo, ebenfalls Piemontese, aus einer alten aristokratischen Familie, Freund des conservativen Azeglio und Freund Giobertis, aber ein vollkommen selbständiger Denker, widmete dem letzteren sein obenerwähntes Werk und lehrte darin das Publikum erst recht verstehen, wie Gioberti sich in seinem Werk von den blinden Anbetern und Schmeichlern Italiens unterschied. Balbo kann diese falschen Propheten nicht hart genug verurtheilen, die den Trägen Trost einflößen und Aufmunterung zu Lassen, zu dem bequem für immer (dem glücklichen Nichtsthun) und zu dem noch schlimmern für male (dem Uebelthun) gewähren. Das Thema war nun gegeben. Andere folgten nach.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Kriegerische Zeichen.

*** **Berlin.** — Die neue Rekrutenaushebung, die 30000 Mann junger Truppen schon im Frühjahr als vollständig einexercirt aufbieten soll, legt in militärischen Kreisen alles in Bewegung. Die jungen Offiziere müssen den Tanzsaal des Conversalé mit dem Exercirplatz vertauschen. Die Abmahnungen des Chefs des Prinzen nicht in die schleswig-holsteinische Kalle gehen möchte, können äußerstenfalls Dito keinen Anklang finden. Im Gegentheil wünscht man für Oesterreich durch gleichzeitige Truppenverstärkungen vierzehn unterstützenden Diversionen hervorzubringen, die in Krakau und Olmütz verfochten werden sind. Das Wort des Königs in seiner Ansprache: „An mein Volk!" „es wäre wol nicht alles so gegangen wie es sollte", haben Einzelnen nur im Interesse der „Oesterreichischen Nachsichtung" und der, wie die Diplomaten unter sich zu sagen pflegen, „italienischen — Eifersucht" verstanden.

Ist demnach für eine Lösung unserer schwebenden Verwirrungen im Interesse einer neugestaltenden, Italien vollständig befreiendes und den Sitz aller europäischen Leiden, das Papstthum mit seinen hierarchischen Ansprüchen für immer zerstörenden und einem geläuterten Katholicismus Verbreitung verschaffenden Politik durch Preußens Haltung keine Aussicht vorhanden, so ist wenigstens der außerordentliche Vortheil erreichbar, vor auf eine pfiffige, der Lage Frankreichs möglichst gewachsene Erhebung des Kaiserthums vermieden wird. Bekanntlich, verschiedene Finte und Brennstoff machen täglich große. Jedes Bataillon erhielt eine angemessene Summe, um sich alle Requisite zur militärischen Ausrüstung zu beschaffen.

Auch hinsichtlich der Bekleidung unserer Krieger wird ebenfalls manches neu verfügt. Das Verbot ist natürlich nicht mehr wie sonst der rothen, sondern die französische Armee. Das Strohband und Schuhe eingegangen, wie es das heutige Wetter trägt. Das dazu vermandte Leder ist nach einer neuen Methode gegerbt. Das Leder ist vollkommen weich und von vorzüglicher Qualität. Auch die Lederhosen sollen demnächst weichen. Prinz Friedrich Karl hat dafür die nach Art der tiroler Säcke zu tragende Form vorgeschlagen.

Mit gleichem Eifer wie die Zerstörungsversuche, [illegible] werden auch die der Pflege und

Transportmittel verwundeter Krieger in Angriff genommen. Man hat Deckgurten-Matratzen, welche mit den Hängegurten an der Decke der dazu bestimmten Güterwagen angeschnallt werden, construirt, so daß dieselben in der Schwebe erhalten bleiben und den Schwerverwundeten die schmerzhafte Erschütterung möglichst gemildert sein soll. In einem Waggon können 10—14 Personen befördert werden; auch die gewöhnlichen Personenwagen sollen unter gegebenen Umständen für Verwundete hergerichtet werden.

Ein Uebelstand ist bei diesen Versuchen durch das ungleiche Schienengleis des einigen Deutschland hervorgetreten. Warum soll auch Preußen die Spurweite bei den Schienengeleisen haben? Warum nicht ebenfalls seine besonderen Gleise? Als vor zwei Jahren die Truppentransporte stattfanden, mußten auf den durch ganz Deutschland verschiedenartig gleichlaufenden Schienengeleisen täglich 12—14mal Pferde nach dem Königsbrückplatz befördert werden, während in Deutschland durch das Umladen der Waggon auf den verschiedenen Gleisen, nur 6—7mal Pferde, also gerade nur die Hälfte, befördert werden konnte. Für Schwerverwundete dürfte eine derartige Umladung vollends zu beklagen sein.

Inmitten aller dieser Vorbereitungen wird der neue Kaiser mit dem ganzen Nachdruck seiner Würde sich daran machen, daß die Krönungs- und Huldigungsakte feierlichst vollziehen. In Königsberg wird die Krönung, die Huldigung in Berlin stattfinden. Bei letzterer haben wieder unseren Bürgermeister-Paare mit den Landständen Platzes zu nehmen zu hören. In den nächsten Umgebungen des Königs nennt man als neuen Hausmarschall den Grafen Perponcher, als Ober-Ceremonienmeister wird dem als Oberceremonienmeister zurücktretenden Grafen Stillfried Herr von Hülsen, als Oberhofmarschall den Grafen Pückler, als Oberkämmerer den Grafen Keller.

Musik, Bühne und bildende Kunst.

* Richard Wagner hat es schon längst als Weltschmerz, seine Dichtungen seiner Natur sich in eine „gesammelte" seiner Werke einer Sammlung deutscher Meisterwerke von unserem größten deutschen Komponisten Karl Maria. Bei Breitkopf in Paris erschienen jetzt seine Werke nach Texten von Richard Wagner. Klavier-Auszug. Mindestens, wie es dem Autor von Tannhäuser, R. Wagner mit Recht gebührt wurden sind. Mindestens „Rienzi" kann bei Krauspunkte nun als Gemeingut Aller, Wagner's „Lieblingsoper" als Lieblingsoper d'amateur, Wagner's „Kriegs nicht" als Je veux savoir comblen je veux Wagner. Die Aufgabe war nicht leicht. Der Klavierspieler hat selbst im leichten Gebilde eine ganze Logische Ordnung; ein Gebrauch muß sich da klar und natürlich aus dem anderen entwickeln, während der Deutsche in Gebrauch der Verbindungsglieder der einzelnen Phrasen oder dem Gebrauch der Pause übertreibt. Die gewissenhafteste Arbeit aller dieser Klavier-Auszüge ist trefflich gelungen.

* Hofrat Böhmert haben die Gewohnheit, seine Gäste des neuen Jahres überschwängliche Nachrichten auf ihre Leistungen im verflossenen zu versenden. Ein solcher Bericht liegt von Karlsruhe vor. Besonders erfreulich ist hier die Anzahl der „Proben". Das Schauspiel hatte 178, die Oper 245 Proben, wozu natürlich Klavier- und Quartettproben gehören. Interessante Unternehmungen waren die Rückführung der „Räuber" auf Schiller's ursprüngliche Absicht, seine „Räuber" in die Gegenwart zu verpflanzen, die Aufführung der kleinen Volks Heilberge: „Der gefährliche Barbier" (Der Eingang Overture selbst sehr wacker verlief), eine szenische Darstellung der „Walpurgisnacht" Goethe's mit Mendelssohn's Musik und ein erneuter Versuch, Mozart's Cosi fan tutte nicht länger unter seinem alterem Texte leiden zu lassen; Eingang Overture hat eine „neue Bearbeitung" erhalten und Kallwoda die Recitative „arrangiert". — In einer ähnlichen Uebersicht über die Leistungen der so vielgerühmten meinarischen Theater finden wir unter 200 Proben angegeben. Es erklommen so selten neue Opern, daß wir eine (allerdings nur einmal aufgeführte) Oper von H. Pfeiffer: „Franziska", erwähnen. Im Schauspiel finden wir mit besonderer und rühmlicher Hervorhebung die Aufführung des Herzoglichen Talents Alexanders Graf aufgeführt. Dramatisch sehr schön ist Ehrenfels an. Von Hermann Kühne, Autor der heiteren Singspiele, finden wir an drei Abenden „Hermann, der Cheruskerfürst". Als neuerscheinen wird Raabe's „Der Hirt auf der Bulabeu" begrüßen; hoffnen, der Autor möchte darauf „Prinzessin auf der Erbse" folgen lassen. Wenn Worte noch Licht, möchte es vielleicht dem meinarischen Theaterpublikum von Gelegen thun, diese Neuerung in seinen Gedichten vorzunehmen. Der Publikum hat auch an einigen Abenden die Gelegenheit auch zum Theater „Die Gaukler". — Im nächsten Jahre haben wir auf allen Fällen mit deutschen Uebersetzern und zahlreichen Novitäten Berlin's Schauspielhäuser „Dramatik" zu thun. Es ist in Wirklichkeit schlimm.

* Kaulbach ist mit Darstellung der letzten Monatsgemälde für das Neue Museum in Berlin: „Die Hunnenschlacht", einem von Hause von Cornelius und seiner katholischen Richtung gänzlich abgewendeten Künstler, beschäftigt. Die bis man mit großartiger Schöpfung der genialen Meisters dürfte im nächsten Jahre vollendet sein, wo dann bleibt, wenn alle Berichte der Irrgewandte hat Recht, ich Eingang zur richtigen Erkenntniß — für die Betrachtung der Gemälde hohen Werth.

* Peter von Cornelius in Rom, den man nach der Chronik, die Hand allein nie, zum letzten mal eine junge Kinderin seines Lebt, soll im Auftrage seiner in Deutschland ausstehen.

Briefwechsel.

— Herrn *** in Bonn. Das Manuskript der Sie an unsere in „Berlin" erscheinende Zeitschrift einsandten, hat gelegt.

— Herrn *** in Breslau. Empfehlungen „in Breslau" gehören einem unserer Redakteure an, der Ihre Mitteilung nicht zu kennen scheint. Keine Empfehlung.

— Herrn R. Blankfort in Chemnitz. Die gewünschte Rechnung erhalten Sie von hiesiger Verlagshandlung Mitteilungen in Leipzig.

— Herrn J. Neuteen in Königsberg in Preußen. Bedauern, daß wir von Ihnen gewünschten Artikel nicht Mangel an Zeit verwenden zu können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 4. Wöchentlich 1½ Bogen

Inhalt: Verlieren und Finden. Erzählung von Nata Bara. I. II. III. — In der Schweiz. Erzählung von W. Zopp. II. — Deutsche Weihnachten. Mitgetheilt aus der Handschrift einer Engländerin von W. Lamson. II. Im Harem. Mitgetheilt von Ludmilla Assing. — Chinesische Reichshalle und die Mode. Literar. Skizze. IV. — Kaufen und die Kunst. II. Mittheilungen und Briefe, der Regie. — Neue Romane und Novellen. II. — Feuilleton. — Neues aus der Welt.

Verlieren und Finden.

Erzählung von Nata Bara.

I.

Welche liebliche, silberhelle Stimme, die da eben das Lied von Mendelssohn intonirt! „Ein Jüngling hatte ein Mädchen so lieb" — —!

Es ist Anna Müller — ein junges — ein armes Mädchen . .

Sie sitzt in einer Dachstube und ist beschäftigt, auf einen feinen Battisthut ein breites buntes Band in zierlichen Schleifen aufzustecken.

Die Vorhänge sind zugezogen — eine Lampe brennt vor der fleißigen Arbeiterin, im Ofen knistert die Flamme und verbreitet eine behagliche Wärme.

Anna Müller ist nicht allein. Sie singt sich mit ihrer alten Nachbarin, der ihre Lieder zu weltlich klingen. Sie streiten sich sogar. Aber die Versöhnung bleibt nicht zu lange aus.

„Daß Sie mir auch immer das frechen Singen mißgönnen!" sagte die Bewohnerin des Zimmers, das bunte Band über den Finger drehend.

„Bewahre!" erwiderte Fräulein Friedrich. „Wohl Ihnen, wenn Sie noch so heiter singen wie damals, als Ihre gute Mutter lebte!"

Fräulein Friedrich war nur auf Besuch in

Anna Müller's Zimmer. Sie wandte sich dem Brustbild einer Frau zu, das über dem altmodischen Kommode hing, und sagte:

„Doch ein liebes Gesicht — Ihr Mütterchen! Je, freundlich war sie und ehrlich! Wie sie sagte, was kam vom Herzen! Das schönste schon jeder! So sprach sie mit mir und mit den Leuten! Auf den Vater bekümmern Sie sich wol nicht?"

Fräulein Friedrich plauderte gern und brachte auch gern. Seit einiger Zeit sah Anna, die ihr Zimmer allein bewohnte, etwas trübe aus. Fräulein Friedrich machte, um die Ursache zu erforschen, den Umweg auf die Mutter — —

Anna that ihr heute den Gefallen und ging auf ihre Lebensverhältnisse ein. Sie bestätigte vieles, was Fräulein Friedrich schon wußte. Anderes war der alten Nachbarin neu.

„Ich war", sagte Anna, „noch sehr klein und reichte ihm kaum bis zur Achsel, wenn ich hinter ihm stand und ihm zusah, wenn er malte. Er war der Sohn eines reichen Mannes —"

„Des Bommerzienraths Müller" sagte Fräulein Friedrich mit Ehrfurcht ein. „Der Vater war ihm böse, schon deshalb, weil er Maler wurde, und als er gar die Mutter heirathete, da wollte er schon gar nichts mehr von ihm wissen . .."

„Der Vater aber hielt fest an seiner Frau", erzählte Anna, „suchte zwar immer Versöhnung

zu erlangen, aber das dauerte zu lange; darüber mußte er sterben."

Eine kleine Pause trat ein. Der herbstliche Wind stürmte an den Fenstern, an die das Mädchen trat, um die Festigkeit der Riegel zu prüfen. In der That aber suchte ein schneller Blick den Himmel. Dieser war mit schwarzen, fliegenartigen Wolken bedeckt, aber gerissen ihnen funkelte doch ein Stern. Schnell fiel der Vorhang wieder zu; die großen Geranien, die noch in den Kronen einige purpurne Blüten zeigten, wurden zurechtgerückt; auch der Kanarienvogel mit einem weißen Tuch bedeckt — das Licht konnte ihn blenden.

„So starb der Vater jung?" nahm die Besuchende das Gespräch wieder auf — —

„Dreißig Jahre!" lautete die Antwort. „Die Mutter fuhrte vor ihm, als er starb. Sie weinte nicht. Sie wollte ihn nicht aufregen; so hielten sie einander fest bei der Hand. Daß Abschied genommen werden mußte, das mochten sie wol beide fühlen. Die Mutter hütete sich, viel zu sprechen. Endlich aber sagte sie doch: »Edmund, sieh', ich möchte, du könntest mir vergeben! Es kommt mir vor, als hätte ich recht unrecht gehandelt, dich deiner Familie — zu entziehen — das Opfer hätte ich nicht annehmen sollen! Hätt' ich's damals so gefühlt wie jetzt«. »Bin ich denn nicht glücklich geworden, Lottchen? Mir thut das alles nur leid um deinetwillen«, antwortete der Vater. Mit dem »alles« meinte er natürlich seinen Tod. So stand er! Die Mutter war gelegt. Als man den Sarg hineinsenkte, warteten sie, bis alle fort waren; dann nahm sie mich an die Hand, ließ mich hinunterblicken und sagte: »Sieh', Anna, da haben wir unser ganzes Glück hineingelegt!« Zum Großvater sollte er mich führen! Sie that's, weil es der Verstorbene so gewollt hatte. Gewiß ist ihr der Gang recht schwer geworden. So fest nahm sie mich bei der Hand, als wollte sie sich auf mich stützen. Ich sehe den Großvater noch! Die Mutter sagte in ihrer ernsten, schlichten Weise: »Da Anna, gib dem Großvater die Hand!« Ich mochte ihm nicht gefallen, denn ich sah der Mutter ähnlich. Vielleicht nahm er auch den Ton derselben für kalt. Er war's wol auch. Unten, als wir in die Flur traten, kam ein junges blasses Mädchen auf uns zu; sie hatte auf uns, wie es schien, gewartet; es war die Schwester meines Vaters, ein wahrer Engel. Ich sehe sie noch, aufgelöst in Thränen. Arten konnte sie nicht viel, aber sie kniete sich zu mir nieder und küßte mich immer und immer. Dann gab sie mir eine Börse. Die Mutter nahm das Geld. In der That brauchte sie es zur höchsten Not. Zwei Stockwerk tiefer wohnte in demselben Hause mit uns eine reiche Dame, die eben ihre Tochter verheirathete. Sie mochte die Mutter beobachtet haben und bot ihr an, die Aussteuer zu nähen. Das war dann ein Glück. So saß die arme Mutter Tag für Tag am Fenster, ich im Winkel — oft aber übermannte sie's und sie drückte das feine Linnenzeug vor die müden Augen und weinte laut. Dann schlich ich mich heran und fing auch zu weinen an; da wurden schnell die Thränen abgetrocknet. Kein Jahr nach meinem Vater starb seine einzige Schwester, das junge Mädchen — Engel haben ja doch keine dürftende Stätte hier auf Erden! Nun lagen die Geschwister nicht weit voneinander. Alle Sonntage ging die Mutter auf den Kirchhof. Der Vater bekam von allen Blumen, die es gab — wie vernachlässigt war dagegen der Rabatte des reichen Mädchens! Niemand dachte daran, es zu pflegen; nur ich streute hin und wieder eine Hand voll Blumen in das überwuchernde Gras. So vergingen ein paar Jahre."

Anna schwieg — —

„Wie kam es nur, daß der reiche Commerzienrath sein ganzes Vermögen verlor?" forschte die Nachbarin.

„Wie das kam, das weiß ich nicht", lautete die Antwort, „die Leute sagen, er spekulirte. Der Großvater hatte zwar zwei reiche Brüder, aber die wollten, da sie durch ihn Verluste erlitten hatten, nichts von ihm wissen. Da zog er in das Haus gerade gegenüber von uns. Erst nahm er ein Zimmer im zweiten Stockwerk; es dauerte aber nicht lange, so mußte er ins dritte hinauf, endlich blieb ihm nichts übrig als ein Dachstübchen. Ich sehe ihn noch den hagern ernsten Herrn, wenn er am Fenster stand und sich Mühe gab, den alten schlechten Hut glatt zu bürsten. Das sah die Mutter. Sie ging zu ihm hinüber und fragte ihn, ob er niemanden brauche, der ab und zu seine Wirthschaft besorgte. Daß die Mutter seines Sohnes Frau sei, kam nicht zur Sprache. Müller besorgte ja viele Leute. Nun kochte die Mutter früh Kaffee, besorgte ihm ein Zimmer, versorgte seine Wäsche, sah wo es fehlte und füllte aus dem eigenen Vorrath oft die Lampe des alten Herrn — dabei versicherte sie ihm, es sei alles billig, während wir in der That eine Theuerung hatten. So bekam er von jeder Mahlzeit das Beste. Was sonst aus dem alten Manne gewor-

den wäre, weiß ich nicht. »Ich hätte gar nicht gedacht, meine Tochter«, sagte er endlich, »daß es so brave Kinder gibt.« Der Mutter war's, als sei es der Vater, für den sie so handelte. In der That litten wir selbst Noth — infolge der theuren Lebensmittel sparte ein jeder und meine Mutter mußte die Hände oft ruhen lassen. Indessen sank der alte Commerzienrath sichtbar zusammen — dazu wurde der Winter sehr kalt. »Bring' eine Schürze voll Holz herüber«, sagte die Mutter; ich suchte es zusammen, es war gerade das letzte. »Wenn du dich ruhig hältst, kannst du hier bleiben«, flüsterte sie, nachdem sie Feuer gemacht hatte; sie rückte ein Bänkchen hinter den Ofen, frieren sollt' ich doch nicht und daß es bei uns kalt war, das wußte sie. Der alte Mann lag im Bett, die Mutter hatte ihre gemacht, er seufzte viel und es war mir oft, als hätt' er den Namen des Vaters genannt. Unsern Morgens sagte mir die Mutter, Großvater sei todt. So schlimm hatte er gar nicht geschienen. Jetzt sind auch die beiden Brüder des Großvaters gestorben, ein jeder hinterließ eine Tochter, so existiren drei Mädchen mit Namen Müller, von denen zwei sehr reich sind und eine arm, die ärmer bin ich!"

Indessen hatten die geschickten Hände Anna's das Band auf den Hut gefaßt. Die Nachbarin sah ernst nach ihr hinüber.

„Mamsell Müller", begann sie, „ich weiß gar nicht, ob's nur so eine Einbildung von mir ist, aber Sie sind gar nicht mehr so munter wie früher, und haben Sie einmal ein paar fröhliche Worte gesagt, gleich kommen die traurigen Gedanken nach."

„Und als ich doch vorhin sang, da wollten Sie's nicht leiden!" entgegnete die andere lächelnd und erhaschte ihr Nähzeug.

„Mamsell Müller, das müssen Sie mir wirklich nicht so übel nehmen, ich fing eigentlich erst an mit jemandem vernünftig zu sprechen, als Ihre Mutter und Sie hier herauf zogen! Früher, ich weiß es wohl, da pauk' ich mich mit aller Welt! Meine Mutter selig hatte mich verwöhnt. Ich war hinter dem Ofen aufgewachsen und wußte nicht, wie es ist, für sich selbst sorgen zu müssen; so ging's fünfundvierzig Jahre fort, bis meine Mutter starb — nun kamen mir alle Menschen feindlich und unfreundlich vor — viele lachten mich auch aus, weil ich gar so einfältig und unbeholfen war, die Kinder nannten mich »die alte Jungfer«, das wollte ich nicht leiden, so ärgerte und quälte ich mich den ganzen Tag' über Ihre gute Mutter war anders. Sie belehrte mich, wo mich andere auslachten. Auch litt sie's nicht, daß mir die Kinder nachspotteten — es war eine gute, fromme brave Frau' Was nur der Bello hat —" unterbrach sie sich, als der Hund unruhig herunterisprang und an die Thür lief. „Ist's vielleicht Herr Ullmer, der nach Hause kommt?"

„Ich glaube nicht; 's ist ja erst 8 Uhr; aber es war mir auch, als hörte ich die Treppe knarren —"

„Herr Ullmer war's nicht, der tritt stärker auf."

In der That ließ sich eben jetzt vor der Thür ein eigenthümlicher Ton hören, infolge dessen Bello wild zu bellen begann.

Die Nachbarin erbleichte. Sie war furchtsam und abergläubisch. Aber Anna ergriff behend das Licht, nahm den Bello, hieß seiner Herrin ihn festzuhalten und leuchtete hinaus.

„Nachbarin", sagte sie alsbald, „ich glaube gar, es hat jemand einen Korb hierhergestellt!"

Die alte Angeredete zitterte wie Espenlaub.

Währenddessen hatte Anna das Licht auf die Schwelle gesetzt und sich dem fraglichen Gegenstand genähert. „Herr, mein Gott", rief sie alsbald, „das ist ja ein Kind —!"

„Ach du lieber Himmel", rief die andere entsetzt, „du mein Schöpfer — was fangen wir nun an?"

Im selben Augenblick erschien Anna schon mit dem Korbe unter der Thür. Daß sich ein Kind in demselben befand, ließ sich nun genau erkennen. Es schrie ganz laut und hell. Anna's Antlitz rang die Hände. „Hat man je so etwas erlebt, ein Kind vier Treppen hoch heraufzutragen vor die Thür armer Leute, die allein mit der Hände Arbeit ihr Brot sich verdienen!"

Anna's Wangen waren bleich geworden. Ihr Herz klopfte fast hörbar. Mit zitternden Händen löste sie die dicken Hüllen, in die das kleine arme Geschöpf eingeschlagen war.

Der kleine Findling war ein liebliches Mädchen von vielleicht vorigen Wochen.

„Wir müssen's ins Waisenhaus schaffen!" meinte die andere.

Anna sah erstaunt auf. Daß es Kinder- oder Waisenhäuser auf der Welt gab, daran hatte sie noch gar nicht gedacht.

„Aber behalten können Sie doch das Kind nimmermehr!" jammerte die andere fort. „Wer hat Ihnen denn diesen Possen gespielt?"

„Warum denn nicht? Da, da liegt ein Zettel!"

Anna näherte vielen dem Licht und sah darauf einen Taufnamen und die wenigen, kaum leserlichen Buchstaben: „Um Gottes willen!“

Um Gottes willen — die Worte grüßen ihr ans Herz, aber den Gefühlen lange nachgrübeln, die diese Worte oder diese kurze erschütternde Note diktiert hatten, das konnte sie nicht. Sie nahm ein Kissen aus dem eigenen Bett und bereitete der Kleinen ein Lager.

„Was werden sie heute sagen?“ Nun, ich sage gut — für Sie sag' ich gut' — “

Anna Müller hatte das Kind im Arm. „Nachbarin“, sagte sie, „wie können Sie sich nur schlechter machen, als Sie sind. Sehen Sie einmal her! Das kleine Wesen so, wie wir es hier liegt und wie es alles hinnehmen muß, was wir nun eben über sein Gesicht verhängen! Ich könnt' es nicht von mir geben — ich dächte vielmehr, als ich's fand, was würde wohl die Mutter thun — und so dacht' ich — die würde wohl Decken und Tücher wärmen und das Kind so weich wie möglich betten. Holen Sie doch Milch herein — wenn man nur besser mit dem kleinen Wesenchen verkehren könnte — ach, wie gern wollt' ich eine Nonne spielen — —“

Die Nachbarin folgte einmal der erhaltenen Weisung.

Als fühlte es den Schutz, der ihm geworden war, so still und friedlich schlief das Kind.

Die Nachbarin ging in ihr Zimmer, nicht ohne vorher an Anna Müller die Bitte gerichtet zu haben, ihr doch ja zu sagen, wenn sie irgendwas bedürfe. In Wahrheit dankte sie Gott, daß das Kind nicht an ihrer Thür starb.

Anna selbst setzte sich neben das imponierte sagen des Findlings und sagte sich in erster Betrachtung über das seine, friedliche Antlitz.

Es mochte wohl 11 Uhr sein, als die Treppe knarrte und männliche Schritte auf dem Gange hörbar wurden.

Es war ein Zeichen, das Theobald Ellmer, der die beiden Zimmer eine Treppe unter bewohnte und hier oben eine Art Werkstube hatte, in der er sich viel zu schaffen machte, hinterließ. Anna horchte auf, ob Theobald Ellmer klopfen würde. Sie hatte heute den Riegel vorgeschoben. Der Nachbar blieb eine Weile in seinem Dachstübchen und stieg dann nach unten in seine Wohnzimmer zurück.

II.

Es war um die achte Morgenstunde des anderen Tages, als man an Anna's Thür klopfte. Ein junger, großer, schöner Mann steckte den Kopf in die Thür.

„Guten Morgen, Fräulein Müller!“ sagte er „Kann ich den Kaffee bekommen?“

Der junge Mann, der im Schlafrock unter die Thür trat, war der Componist und Klavierlehrer Theobald Ellmer.

Anna war längst wach.

„Da steht der Kaffee!“ sagte sie, auf den Ofen zeigend. Seine Zimmer betrat sie nicht. Die Zubereitung des Kaffees und die Bewirthung der unteren Zimmer war eine Gefälligkeit der Mutter. Es gehörte nun zu Anna's Pflichten.

Der junge Mann hielt im Begriff, einzutreten, inne. „Was ist denn das?“ sagte er und deutete auf das Kind, das wach mit großen Augen zuhörte.

„Ich fand es vor meiner Thür“, sagte Anna, nicht ohne Verlegenheit —

„Was? Vor Ihrer Thür — Das ist ja ungeheuer! Und Sie wollen's behalten?“

Anna nickte.

Währenddessen kam jemand die Treppe herauf. Es war ein junges Mädchen.

„Mamsell Müller“, sagte sie, „ich soll Ihnen einen Gruß von der Frau Räthin bringen und den Korb sollen Sie ja gleich auf die Hütte tun stehen — sie gehören dem Fräulein Konstanze Müller! Oder Sie wissen's wol noch nicht, daß Fräulein Adele Müller in vergangener Nacht gestorben ist?“

„Wer? Mein Kind! Adele Müller — meine Cousine —?“ murmelte Anna.

Das Mädchen fuhr fort:

„Ach, da ist ja Herr Ellmer! Wer hätte gedacht, daß Fräulein Adele so bald sterben würde!“

Theobald Ellmer stand bestürzt. „Fräulein — Müller — todt —?“ wiederholte er mit bebenden Lippen.

„Ja, aber ich habe keine Zeit“, fuhr das Mädchen fort, „zu Mittag bringen Sie mal wiederum den einen Hut — die Frau Räthin bittet recht sehr darum.“

Jetzt war Anna mit Herrn Ellmer wieder allein. Zitternd setzte sich letzterer auf den nächsten Stuhl.

Anna sagte: „Wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, Herr Ellmer, so wollte ich ein paar Worte mit Ihnen sprechen. Herr Ellmer“, begann sie, als ob die Worte sich von ihrem Herzen losrissen, „da haben Sie Ihren Ring wieder! Fragen Sie mich nicht, warum. Sie wissen's,

…e das ich es sage! Es ist besser so! Da…
…men Sie — es drückt mich, ihr länger zu…
…alten!"

„Aber Anna!" stammelte der junge Mann …
…stört.

„Fragen Sie nicht, Ellmer", wollte Anna …
…, „fragen Sie nicht! Sie müssen begreifen, …
… ich nie Ihre Gattin werden kann — nie! …
…hmen Sie nur den Ring —!"

Ellmer strich sich mit der Hand über die …
…che feuchte Stirn. Vor ihm lag der einfache, …
…gende Goldreif. Auf der anderen Seite des …
…ches beschäftigten sich bereits Anna's …ierende …
…ger mit den ebenerhaltenen Trauerflören.

„Herr Gott, Anna, wie hart Sie sein können, …
…Herr!" stammelte er.

„Weil Sie mich verlieren sollen, Ellmer, darum …
…fen Sie so — nein, nein — es muß sein, …
… müssen uns trennen!"

„Anna", sagte der junge Mann weich, „Anna, …
…n guter Engel — wer wand ich gerettet habe, …
…nen Sie mich denn nicht zurückführen?"

„Nicht mehr —"

Anna schüttelte heftig in unabwendbarem Ver…
…uß den Kopf; dabei empfand sie ein Weh, als …
…re sie das Herz aus der Brust herausdrücken. …
…ehmen Sie den Ring, Ellmer — ich bitte Sie! …
…eiten wir als Freunde!"

Theobald Ellmer erhob sich. Eine Ahnung …
…ging seinen Sinn, was er in dem Mädchen …
… drüben jenseits des Tisches verloren hatte …
…mer. Das sie verloren sei für ihn, wirklich ver…
…n, das fühlte er, und daß er diesen Verlust …
…fach verdient hatte, das konnte er sich nicht …
…bergen. Nichtsdestoweniger kam der Seufzer …
… tiefer Brust, mit dem er sagte:

„So leben Sie wohl, Anna!"

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe.

Als er fort war, lehnte sie das Gesicht auf …
…n schwarzen vor ihr liegenden Tand und …
…rte heiße Thränen. Wie hatte sie den Mann, …
… da eben ging, geliebt!

Sie hatte eine tiefe Ahnung, daß die Rück…
…ehr dieses Kindes, der plötzliche Tod ihrer …
…hen Verwandten, der wunderlichen und alter…
…rlichen Adele Müller, irgendwie mit der Ver…
…ätterung zusammenhing, die Theobald Ellmer …
… hatte verbergen können.

III.

In einer breiten, schönen Straße einer großen…
…s von der höheren Gesellschaft bewohnten …
Westens befand sich das Pensionat der Madame Poitrau.

Unter diesem Namen hatte die Mädchenschule einen guten, vielverbreiteten Ruf.

Madame Poitrau, jetzt eine Matrone, war eine Schweizerin; sie selbst hätte all die Mühe und Plage des Erziehungshauses nicht mehr allein auf sich nehmen können; ihre Tochter, die verwittwete Nathan Behrens, war die jetzt active Direktorin; die Seele des Ganzen war und blieb aber Madame Poitrau.

Madame Poitrau war von all den jungen Mädchen angebetet. In ihren Schoß legten sich abwechselnd früh und abends all die jungen blonden, braunen oder schwarzen Köpfchen; die Matrone hatte das mütterlich-milde Herz für alle, Interesse für alles. Sie ermüdete gar nicht bei Mittheilung aller der kleinen Leiden und Freuden dieser jungen Welt. Sie erzog alle, sorgte sich über alle, hier über ein Geburtstagsgeschenk — sie wußte genau, was die betreffende Mama am nothigsten brauchte — da über sie einem jungen Mädchen Mißtrauen zu, sie seine unreifen Thränen zu trocknen, dort ermahnte sie einen kleinen Trotzkopf zur Buße oder lernte mit unerschütterlicher Geduld eine Fabel von Lafontaine, die sich irgendeinem Gedächtniß vorher nicht einprägen wollte. Sie hatte die ganze mannigfache Schar mit dem Herzen und hatte, obgleich sie in den Schulen, das ewige Verständniß für die allgemeinen menschlichen Eigenschaften sowie für die Eigenthümlichkeiten jeder einzelnen Klasse.

So war es im großen Lehrsaal im mittleren Flügel des Hauses so wirklich und natürlich zugegangen wie möglich. Es war noch Früh. Die Schar der Mädchen spielte Ehrenpfand unter den Fenstern im Garten und oft warf man neckend irgendeinen Reifen oder einen fallenden Federball am Fenster vorüber. Dann trabte die Matrone lächelnd mit dem Finger. Daß es bereits recht kühl war und selbst die Röcke schon zu verfrösteln anfingen, das merkten die jungen Mädchen gar nicht. Zuweilen conferirte mit auch Madame Poitrau mit den unten Befindlichen, höchstens etwa entstehenden Streit und schlug Klassen und Früchte, die sich im Garten noch vorfanden machten, vor den allzu lebhaften Angriffen der jungen Schar.

Jetzt trat Anna Müller ein und brachte den Lärm der Treppe. Frau Müller, für den es bestimmt war, ihre Tochter, befand sich noch im Pensionat der Madame Poitrau.

ihm vor — und jetzt macht er meinen Empfehlungen Schande — (Legt sich Papier zurecht und schneidet sich eine Feder; horchend) Ging da nicht eine Thür? — Er führt meinen Namen — in ihm sah ich alle Hoffnungen verwirklicht, die ich auf einen Sohn setzte, den Gott meiner Ehe nicht schenken wollte — mein alter hugonottischer Stamm sollte frische Schößlinge treiben — (Eine Stutzuhr schlägt zweimal.) Schon halb ein Uhr! — Ich sagte ihm oft: Eine Zeitlang muß man Sklave sein, bis man Herr wird. Er kann seine Flügel nicht ruhig halten, schlägt noch immer, wie Pegasus im Joche, damit herum — (Schreibend.) Ich will ihm Alles vorführen —

(Die Mittelthür' im Hintergrunde wird leise geöffnet. Heinrich erscheint an der Schwelle. In dem Zimmer draußen ist es hell, so daß Heinrich grell absticht. Heinrich, im Mantel, späht eine Weile, die Thür' geht leise hinter ihm zu, er schleicht sich herein nach der Thür' links.)

Siebente Scene.

Präsident. Heinrich.

Präsident

(bemerkt das Geräusch, wendet sich um, erhebt sich schnell und ruft):

Werda!

Heinrich

(läßt den Mantel fallen).

Anna selbst hatte ein einfaches schwarzes Band über den Strohhut gelegt. Anna Müller war ein Liebling Madame Bertrau's. Daher reichte sie ihr gleich die Hand entgegen und sagte:

„Da kommt ja mein gutes Mädchen und bringt den Hut — pünktlich wie gewöhnlich!"

„Ich hoffe, er wird Ihnen gefallen, Madame."

„Gewiß!" sagte diese. „Im übrigen ist's ja ein Trauerhut! Die arme Adele! Aber Sie sind, Kind, Sie sind ja ganz erschrecklich blaß? Ich hoffe doch nicht", fuhr sie liebreich fort, „daß Sie etwa zu lange gearbeitet haben? Die Nachtstunden sollen dem Auge mancher junge Mädchen bleich. Sie wissen ja, mein Herz, daß Sie Kredit bei mir haben, also schonen Sie sich, wo Sie's geben!"

Anna traten die Thränen in die Augen. Sie küßte die Hand der Matrone. Diese strich leise über die einfachen schönen vollen Scheitel.

„Auch geweint haben Sie — gewiß wieder wegen dieses — — Monsieur Ritmer? Hm?"

„Ich hab' ihm den Ring zurückgegeben", sagte Anna.

„Das ist recht! Nur muthig, Kind! Besser jetzt geweint als später! Es gibt nichts Schlimmeres als eine unglückliche Ehe und wenn solch ein braves Herz lebenslang eine Kette von Kränkungen ertragen sollte — o —! Nein — Männer ist ein brüchtiges, ein grundfalsches Gesindel —" fuhr sie bestimmt fort.

„Ich weiß es", hauchte Anna gebrochen hervor —

„Sie ahnen's nur — mein Kind — Sehen Sie, er leidet an dem gräßlichen Uebel, er ist charakterlos — ein schwankes Rohr, ohne Grundsätze, ohne Gewissen, beherrscht von Leichtsinn und Oberflächlichkeit. Weinen Sie nicht, mein Kind, ehe vielmehr, ja, weinen Sie! Das Herz, wenn es unglücklich ist, findet Trost in Thränen."

Inzwischen war eine ernste, ärztliche Frau von vielleicht vierzig Jahren in höchster Aufregung ins Zimmer.

Es war die Räthin Böhlau.

„Denken Sie, Mama", begann sie fast heftig und Anna nicht erblickend, „denken Sie mir das Studentenmädchen diese Papiere! Ja sehen Sie nur! sehen Sie! Sie fand sie in der Nähe von Konstanze Müller! Ja das muß schon!"

Die Matrone legte behutsam die Brille auf die Nase und entfaltete die dargereichten Blätter.

„Unwürdig!" murmelte sie, „das nämliche Spiel!"

„Sieh' da, Mamsell Müller!" sagte nun die Räthin, Anna schonend. „Sie bringen den Hut — ich habe Sie nicht gesehen — Konstanze macht uns unendlichen Kummer —"

Anna verabschiedete sich schnell und diskret.

„Was nun?" fragte die Räthin.

Madame Bertrau wiegte den Kopf. „Laß mich mit Konstanze reden — mich allein!"

„Wie gern, Mama —!"

Konstanze Müller, ein schönes, großes, stattliches Mädchen von sechszehn Jahren, Anna's gereifte reiche Cousine, lehnte im Garten in einer mit wilden Weinreben umrankten Laube, als Madame Bertrau sie zu sich herauf winkte.

Konstanze hatte kein gutes Gewissen. Sie legte ihre Hut nur zögernd und ungern und bemühte sich, unbefangen zu scheinen, während sie eintrat und nach dem Begehren der Matrone fragte.

Sie legte sich zu den Füßen Madame Bertrau's auf's Kissen und barg ihr Gesicht und schluchzte in den verschiedensten Tönen.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

In der Eisenhütte.

Erzählung von Wilhelm Kreppe.

II.

Der Fremde warf ein Glas auf das Wohl der Gesellschaft. Man schenkte gut und viel, jetzt bei Anbrechende Nacht Gelegenheit fand, wegen des alten Hammerschmiedemeisters mit dem Oberfaster zu sprechen.

„Lieber Herr, der alte Meister geht nicht von seinem Hammer, ehe er nicht todt beim Amboß niederfällt!" sagte der Oberfaster.

„Er wird von heute ab an nicht mehr schmieden, sage ich Ihnen!" entgegnete der Fremde und erzählte seinem Nachbar den Vorfall in der Hütte ausführlicher.

„Dann thut sich der Alte ein Leid an!" sagte der alte Hüttenmann mit ernster Miene fort.

„Glauben Sie das wirklich?"

„Da er sich vor Ihnen, einem Fremden, so beschämt hat, besorge ich wirklich so etwas. Ich werde aber alles aufbieten, ihn zu beruhigen."

„Und haben Sie die Güte, dieses sofort zu seinem Unterhalte mitzuverwenden!"

Mit diesen Worten hatte der Fremde eine Anzahl Banknoten seiner Börse entnommen und händigte sie in einem Stück Papier dem Oberfaster ein.

„Von einem andern als Ihnen würde ich

dergleichen zurückweisen, da ich den Alten selbst nicht verlassen werde und er außerdem seinen Schwiegersohn hat —"

„So erweisen Sie mir die Liebe, von dem Gelde diejenige Verwendung zum besten des Alten oder des jungen Paares zu machen, welche Ihnen die passendste dünkt."

Mit diesen Worten drückte der Arzneke dem alten Hüttenbeamten die Hand und dieser erwiderte den Druck herzlich, gleichsam zum Zeichen seiner Einwilligung und der Dankes im Namen seines Untergebenen.

Da erging die Aufforderung zur Annahme eines neuen Liebes an den Oberkarter von allen Seiten, welcher dieser natürlich nur zu gern entsprach.

Eine neue Weile ergriffend und seine Kehle durch einen tiefen Trunk anfeuchtend, begann der Alte den „versammelten hochverehrten Herren" eine Nachfeier vorzuschlagen, welcher Vorschlag fast allgemein mit einem lauten Jubelgeschrei willkommen geheißen wurde.

Der alte Hüttenmann machte den Anfang, sich auf seinen Stuhl zu setzen und in wenig Augenblicken bildete sich [illegible] eine große Reihe von gleichen Armen um alle [illegible] und voller Köpfe an

[illegible]

Nur der Vorsitzende und einige der ihm im Range zunächststehenden, sowie die angesehenen Nichtbeamten schlossen sich auch noch an der Tafel in ein kleines Häufchen zusammen.

Während des ausgelassenen Gesangs dieses Nachspieles hatte der Arzneke Gelegenheit, sich [illegible] dem Saale zu entfernen. Er ging in sein Schlafgemach zurück, warf seinen Mantel um und eilte die Treppe hinunter vor's Haus.

Der Himmel war wolkenlos heiter geworden und die Sterne funkelten am Dache über den schneebedeckten Häusern der Stadt und vor darüber hervorragenden dunklen Höhen des Harzes. Kaum der Arme lag [illegible] das Jauchzen der Hüttenarbeiter vernehmen. Sonst war alles still in dem kleinen Städtchen.

Der Arzneke ging dem Rauschen der Wasser nach und langte bald wieder bei der Hütte an. Das Werk lag, wie er jetzt erst beim Scheine der hervortretenden Mondes bemerken konnte, zu beiden Seiten der Heerstraße nach Nordhausen. Beamtenwohnung und Arbeiterhäuser reihte auf einer kleinen Erhöhung, nicht vor ihm der Hohofen, links am Wasser die Hütte und die Magazine.

Das Ganze bot ein anziehendes Bild romantischer Natur und friedlichen Gewerbfleißes dar.

Während der Arzneke sich den Arbeiterhäusern näherte, um vielleicht von dem alten Schmied noch einmal zu erfahren, wurde ich plötzlich am äußersten Ende derselben eine Haustür leise auf und es trat jemand heraus. Finsternis war allen im Hause schon zur Ruhe gegangen, denn die Lampen waren dunkel und der Herausgetretene schloß die Tür wieder hinter sich zu.

Der Arzneke trat in den breiten Schatten des Hohofens zurück, welcher über den belebteren Weg hin, um die nahende Gestalt besser beobachten zu können.

Diese ging dicht an ihm vorüber zum Flusse zu. Es war der alte Schmied.

Gekleidet war er in sich warmen, ohne die nötwendige Rücksicht zum Schutze gegen die Kälte — der Alte war ohne Kopfbedeckung und Rock — wandte die eine so kostbare, markige Gestalt des [illegible] Mannes dahin und blieb dann an dem [illegible] Wehre der Hütte stehen.

Der Schnee lag auf dem Wehrdache, welches den oberen Teil der Schleuse einfaßte; — der Alte legte sich mit dem Oberkörper darauf, ohne anscheinend die Wirkung der Kälte zu empfinden.

Da der Mond mit vollem Schein in das herabfließende Wasser fiel, so schien darin die Weile des großen Hammers mit einem Male zum Silberwerke zu erstarren.

Der Arzneke war dem Alten auf dem Fuße gefolgt, zögerte aber noch, ihn anzureden.

Da machte sich dieser nach einem tiefen Seufzer vom Leibe zu, welcher nicht weit von dem Wehre lag. Je näher er dem Ufer kam, desto schneller wurde sein Schritt, sodaß der Arzneke ihm kaum zu folgen vermochte. Als der Alte an derjenigen Stelle anlangte, welche am nächsten nach dem Spiegel des Teiches abfiel, schlug er die Hände vor das Gesicht und warf sich in die Knie hinabsinken.

„Mutter, mein [illegible] Ihr recht!" rief der Arzneke, ihn beim Arm ergreifend und mit einer kräftigen Bewegung vom Rande des Teiches zurückgerissen.

Der Alte sank ihm in die Arme, ohne einen Versuch mächtig zu sein. Auch der Arzneke glitt infolge der schlüpfrigen Beschaffenheit an allen Gliedern.

„Seid Ihr wahnsinnig oder habt Ihr einen allen von Euch getrunken, daß Ihr so seltsame Wege geht, Alter?" sagte der Arzneke nach einer Pause, indem er sich gewaltsam zum Humor

zwang, um dem Alten die Entschuldigung seines rauhen Entschlusses zu erwarten oder doch leichter zu machen.

Der alte Hammerschmied aber sah ihn mit einem erkennenden Blick an und sprach:

„Ihr seid es, Herr? Ihr hättet mich selber an dem Schritte nicht hindern, den ich thun wollte! Denn was soll ich in diesem Leben noch zubringen, das mir nichts als Schande und Elend beut?"

„Alter, wird so reden, Meister!" erwiderte der Fremde sehr ernst. „Fürwahr, solche Worte ziemen sich nicht für Eure grauen Haare!"

„Herr, Ihr habt selbst gesehen, daß ich nicht mehr im Stande bin, meine Arbeit zu verrichten, daß ich mich vor den Augen meines Knechtes beschimpft und den Hammer vermieden habe, an dem ich fast 40 Jahren mit Ehren arbeitete!" fuhr der Alte fort, indem er einen Versuch machte, sich sanft aus den Armen seines Retters loszumachen. „Meine Tochter ist mir von jeher über alles gegangen und ein Aergernis war mir immer das verachtungswürdigste Geschöpf unter der Sonne! Jetzt ist meine Ehre dahin und ich bin gezwungen, arbeitslos von anderer Gnade zu leben! Lieber will ich sterben!"

„Ihr seid ein eigensinniger, selbstsüchtiger Mann, der sich gegen Gott und seine Mitmenschen versündigt!" rief der Fremde ernst. „Die größte Ehre für Euch sollte sein, daß Ihr Gott Recht gebt und Euch nicht seinen ewigen Gesetzen widersetzt! Ihr seid ein alter Mann und nicht mehr Eurer Kräfte Herr wie sonst! Das ist Euern Verlahren so ergangen und wird Lauenden noch Euch so ergehen! Wirklichen Grund zur Sorge würdet Ihr haben, wenn Euch Not und Entbehrung bevorstände! Aber da habt Ihr einen trefflichen Vergelegen, der Euere Verdienste kennt und ehrt, einen braven Schwiegersohn, der durch seinen Fleiß Euch mit zu ernähren wünscht. Nichts, nichts fehlt Euch, um ein sorgenfreies und ehrenvolles Alter zuzubringen, als die eigene innere Zufriedenheit. Und die wollt Ihr Euch durch so alberne Grillen von Ehre vertreiben? Pfui, schämt Euch!"

Der Alte stand mit gesenktem Haupte da und hörte die Mahnungsworte des Fremden ruhig an; dann wandte er sich scheu mit der Frage an diesen:

„Ihr habt mit meiner Tochter und mit Hennig gesprochen, Herr?"

„Allerdings", entgegnete der Fremde, „und ich habe nie ein Paar Menschen gefunden, die ihre Kindespflicht mit so frommer Bescheidenheit üb und die so üblen Dank damit ernteten!"

Der Alte faltete die Hände und senkte Kopf nieder.

„Und meint Ihr, Herr", fuhr er dann nach einer Pause fort, „meint Ihr wirklich, daß Ge ehrlich meinen?"

„Habt Ihr daran gezweifelt? Welchen Grund hattet Ihr dazu?" fragte der Fremde streng.

„Seid nicht ungehalten, Herr!" begann der Alte wieder. „Das Alter ist oft mißtrauisch; je mißtrauischer, je weniger man ihm zu erkennen gibt, daß man seine Schwächen einsieht! Vielleicht mag es wol liegen! Ich fühle es jetzt klar! Denn Hennig sowol wie die Jette sind zu blode; — haben mir es nicht früh und nicht deutlich genug gesagt, daß ich alt wurde!"

„Und Ihr grollt ihnen deswegen und wollt darüber in solche Verzweiflung?" rief der Fremde.

„Jetzt nicht mehr, Herr, jetzt nicht mehr", erwiderte der alte Schmied mit wehmütigem Kopfschütteln. „Ich weiß nicht, sind es Gute Worte oder was ist die Ursache davon, ich fühle jetzt meine Unart völlig ein und begreife nicht, wie ich zu einem so verwerflichen Entschlusse kommen konnte!"

Der Fremde bemerkte gleichfalls in dem Wesen des Alten eine völlige Umwandelung, die offenbar durch die heilige Brüderung bewirkt worden, welche der Knabe zu geben, und seine glückliche Errettung sowie die eindringlichen Worte des Unbekannten auf seinen Gemütszustand ausgeübt hatten.

Er stand jetzt wieder fest auf den Füßen, blickte mit ruhigen Augen um sich her und zeigte in Worten und Geberden fast keine Spur mehr von jener ungestümen Heftigkeit, welche der Fremde früher an ihm bemerkt hatte.

„So folgt meinem Rate, Meister, und kehrt zu Eurem Hause zurück!" begann der Fremde. „Vergesset die wunderlichen Vorgänge dieses Tages und macht morgen als ein anderer Mensch auf!"

„Das will ich, Herr! Ich sehe auch ein, daß unser Herrgott es so haben will, sonst hätte er mit Euch nicht gerichtet, um mir das Leben zu erhalten", erwiderte der alte Schmied, neben dem Fremden den Weg nach seiner Wohnung zurückschreitend.

Der Fremde antwortete nicht, sondern blickte rechts nach den Bergen, welche dunkel über den schneebedeckten Ebene hervorragten und sich

scharfen Contouren von dem hernendbleichten Nachthimmel abhoben.

Endlich standen beide vor der Hausthür des alten Schmieds.

„Nun lebt wohl, Meister, und gelebt mir noch manch, Euern braven Kindern nicht ferner dadurch Kummer zu bereiten, daß Ihr Euch mit Euerm Lebenslose unzufrieden zeigt! Erkennt die Liebe des wackern Paares und erwidert sie, wie sie es beide verdienen! Dann werdet Ihr einen glücklichen Lebensabend verleben!"

Indem der Fremde dem Alten mit diesen Worten die schwielige Hand drückte, wollte er sich davongehen; der Alte aber hielt ihn zurück.

„Herr, ich bin noch zu bewegt und ohne Fassung, um Euch ganz so zu antworten und zu danken, wie es wol meine Schuldigkeit wäre! Aber das fühl' ich deutlich und kann es Euch auch heilig versprechen, dieses Abends werde ich bis an mein Ende gedenken und meine Kinder sollen nicht wieder über mich zu klagen haben!"

„Ich glaube es Euch, Meister, und so lebt wohl!"

„Noch eins, Herr! Wollt Ihr mir nicht sagen, wer sich so menschenfreundlich gegen mich gezeigt hat, das ich fast glauben muß, er sei gar kein Mensch aus dieser Welt, sondern ein Abgesandter einer höhern Macht, die mit unendlicher Liebe über uns Menschenkindern wacht?"

„Was thut das zur Sache, Alter? Schließt auf und legt Euch zur Ruhe! Gute Nacht!"

Mit diesen Worten führte der Fremde die Hand des Alten, in welcher dieser den Schlüssel zu seiner Hausthür hielt — die Hand zitterte vor Bewegung — in das Schlüsselloch, öffnete, schob den Alten mit sanfter Gewalt in das Haus hinein und zog die Thür wieder zu.

Dann schritt er rasch wieder dem Städtchen zu.

Aber seine Brust hob sich von hohen und edeln Gefühlen, höher als gewöhnlich, die Nachtluft schien ihm wie liebkosend die Wangen zu umspielen, Mond und Sterne schienen ihm freundlicher zuzunicken und überhaupt die ganze Natur ihm wie einem auserwählten Lieblinge in geheimer Geistersprache schmeichelnd zuzuraunen.

Die fröhliche Gesellschaft im Wirthshause ging gerade auseinander, als der Fremde vor seinem Quartier anlangte, und er verschlief eine ruhige und erquickende Nacht.

Am andern Morgen machte er sich zeitig auf den Weg nach Blankenburg und Wernigerode hin zu, nach welchem letztern Orte ihn ein gleiches Geschäft rief, wie es ihn gelegentlich in der Harte, gleichsam als Vorbereitung für eine größere Aufgabe, verrichten hatte.

Während er nun in die Berge des Harzes hineinritt und die Morgensonne glühend über der schneegekrönten Landschaft emporstieg, sang er vor sich hin:

Ich auf deinem Pfeiler, Vater der Liebe,
Wie Du deinen Thor verherrlichst,
So verherrliche mich!

Der alte Oberlacher aber fand, als er das ihm von dem Fremden eingehändigte Geld aus einem Papier öffnete und sich den Kopf darüber zerbrach, wer dieser geheimnißvolle Fremde wol gewesen sein möge, nach langem Suchen am Rande des Papiers mit Bleistift die Worte hingeschrieben: „Wolfgang Goethe aus Weimar."

Blos für eine Handlung der edelsten Menschenfreundlichkeit es war, welche unsern Goethe in rauher Winterszeit nach Wernigerode führte, ist im 25. Bande seiner Werke, S. 172, näher nachzulesen.*)

Türkische Erinnerungen.

Mitgetheilt aus den Papieren einer Engländerin von
W. Hermes.

II. Im Harem während der Fastenzeit.

Ich war zu Konstantinopel während des Ramasan, der Fastenzeit, angekommen und wünschte gerade jetzt einen Tag in einer türkischen Familie zuzubringen.

Wie wenigen Herrn kann ein Zutritt in das Innere des türkischen Familienlebens erhalten —

*) Wir haben hier [illegible] Erzählung [illegible] Wernigerode [illegible] Goethe [illegible] Harzreise [illegible] Werke [illegible] Bande [illegible] nachzulesen.

daher auch die seinigen Urtheile unserer Reisenden über die türkischen Zustände, mit als fränkischer Lady war alsbald nach unserer Landung von einem angesehenen türkischen Kaufmann die Einladung geworden, sein Haus als das seinige zu betrachten, wovon ich alsbald Gebrauch machte. Eine griechische Dame, Freundin des Hauses, erbot sich, mich zu begleiten und mir als Dolmetscherin zu dienen.

Nachdem wir zu Fuße durch mehrere helle und enge Straßen, in welchen kein Wagen verkehren kann, gekommen waren, gelangten wir in den geräumigen Hof des Hauses, wo zwei Sklavinnen uns schon erwarteten und von dort eine breite Marmortreppe hinauf zum Harem oder den Zimmern der Frauen führten. Die Treppe lief auf einen geräumigen Vorplatz aus, an welchen von allen Seiten viele Räume stießen, deren Thüröffnungen mit dunkelm, farbig durchstickten Tuche verhangen waren. Dem Eingange gegenüber füllte ein ungeheurer Spiegel den Raum zwischen zweien der Thüren; ein eigenes Faul von rothem Sammt erstreckte sich nach dem Hauptzimmer des Haremé, wohin uns eine der Sklavinnen führte. Das Zimmer, in welches wir gewiesen wurden, war geräumig und warm, mit reichen Teppichen belegt, an drei Seiten von einem niedrigen Sofa umgeben, das mit karmoisinfarbiger Seide überhangen war. Die hin und wieder auf dem Sofa zerstreut liegenden Kissen waren mit Gold oder bunter Seide durchstickt. In einem Winkel zwischen den Sofas stand ein Hausgeräth, welches in Europa seinesgleichen nicht hat und nähere Beschreibung verdient. Ein hölzerner Rahmen, von der Höhe und Größe eines gewöhnlichen Bettes, ist mit ein paar wattirten Decken überhangen, über welche wiederum eine dritte, bedeutend kleinere von reicher Seide gebreitet ist; innerhalb des Rahmens steht ein kupfernes Gefäß mit brennenden Holzkohlen gefüllt. An den beiden freien Seiten sind Berge von Kissen aufgehäuft zur Bequemlichkeit für diejenigen, welchen ihr Rang in der Familie nicht erlaubt, auf den Sofas Platz zu nehmen. Breite Fenster, alle an dem obern Ende des Saals, waren mit Jalousieen geschlossen; an dem untern Ende, in einem überwölbten Winkel, stand ein griechisch geformter thönerner Krug mit Wasser und ein Becher mit Deckel in einer Glasschale. An jener Seite dieser Nische hingen über einer hölzernen Schaale viele reichgestickte Handtücher mit Goldfransen. In der Nähe lag auf einem geschnitzten Bänkchen von Rosenholz eine große Kopie des Koran unter einer feinen Decke von Goldgaze.

Von der Familie, welche aus Vater, Mutter, Sohn und Schwiegertochter, Tochter und Schwiegersohn, aus einem jüngern und einem Adoptivsohne bestand, trafen wir die Damen in dem Zimmer. Bei unserm Eintritt saßen dieselben auf den Kissen neben dem Wärmetische unter den Decken desselben ganz verhüllt. Als sie dieselben abwarfen, um uns zu empfangen, überraschte mich die Schönheit der Tochter, deren tiefblaue Augen und goldbraunes Haar gänzlich verschieden waren von dem, was ich in einem türkischen Harem zu finden erwartet hatte. Die Schwiegertochter hatte schöne große glänzendschwarze Augen, die Gesichtszüge waren aber keineswegs angenehm, obschon sie wie alle Türkinnen seine weiße Sammthaut hatte, wie sie diese dem stetigen Gebrauche der Bäder verdanken. Demselben Gebrauche haben sie es aber auch zuzuschreiben, daß ihr Haar, wie es zwar glänzend wird, seine Stärke verliert und bald durch künstliche Flechten ersetzt werden muß. Diese tragen sie denn auch in reicher Fülle, indem sie in einer unsäglichen Weise bunte gestickte Tücher durch dieselben schlin-

(„Hatte sie schlagen die Harem [stammen?] und sein Gesichtszeug aus dem Gesichte entfernt, einen Blick, mit welchem er den Inhalt der Betrachtung über Vorgehen für uns in Harem ausgedehnte Hoheit und Schamhaftigkeit verband, nimmt er Gelegenheit, seinen jungen Mann zu besuchen. Er klopft ihn, ohne sich zu schämen zu gehen. Der junge Mann entwickelt sich vor seinem glücklichen aus Weimar kommenden und Goethe kennenden Lustbalkonnisse in seinen ganzen Schönheiten, wovon ihn nach Goethe, klagt hinter, daß er seine Nahmen auf seine Briefe erhalten hätte, wo er Gyethen theilweise seinen auch wieder verlieren. Goethe zeigt soviele Theilnahme, sendet aber auch soviele Gastfreundschaft und den alten Jugendhalt sein werden. Er hat einen Phantasten, aber einen jungen Mann von Kenntnissen und originellen Gedanken vor sich. Der junge Mann lasse ihn vor den nächsten Tag an den Lich seines Reisens. Goethe läßt sein Kommen zweifelhaft und verläßt Weimar verreise, ohne sich von mit ganzer Seele nach ihm, nach seinem Rath, seinem Beistand Verlangenden zu erkennen zu geben.' Wir wollen ihn nicht weiter anklagen. Es war die Zeit, wo Goethe seine Verbindung mit der Sturm- und Drangperiode brach, die Verbindung mit vielen zu enthusiastischen jungen Männern, die sich ihm zu nahen wagten und ihn mit Verehrung beschäftigen. Aber wer Dichter [sieder wurde hätte Dichter und schrieb manches Buch über Philosophie nicht durch sein Bekenntniß. Ich bin Goethe's Freunden und anderen Leute oder weniger, was mir auch kaum einer Reflexion, die er mir obligen, [weil] so lebendigen entworfenen und Goethe's Person höchst würdig einleuchtenden [unleserlich] spricht.

D. Herr.

gen und mit großen Diamantnadeln befestigen. Diamanten und Smaragden sind im allgemeinen die Lieblaberei der türkischen Damen. Alle tragen Oberkleider von feinem Gaze, weite Beinkleider von gedrucktem Kattun, die bis auf ihre bloßen Füße fielen. Das Oberkleid war ebenfalls von gedrucktem Kattun in den buntesten Farben, unterhalb der Brust offen fallend und dort mit einem Kaschmirshawl zusammengehalten. Im Winter tragen die Damen über dieses Kleid noch eine schwere Jacke, gewöhnlich in Hellgrün oder Veilchenfarbe mit Pelz gefüttert.

Die Gewohnheiten der Frauen sind im allgemeinen angenommen Hang nach Luxus und Nichtsthun; hiervon kann man nur ihr frühes Aufstehen ausnehmen, das ohne Zweifel sehr lobenswerth wäre, wenn sie sich in einer nützlichen Weise beschäftigten; aber da sie hiermit zwei oder drei Stunden Langeweile jeden Tage hinzufügen, so ist man in Verlegenheit, wohin man das Frühaufstehen rechnen soll. Ihre Zeit bringen sie zu mit Ankleiden und Wechseln ihrer Schmucksachen, im Bade und im Schlafe, der ihnen ebenso zur Verfügung zu stehen scheint wie ein Irund Wasser. Im Winter brauchen sie sich nur unter die Decken jenes Wärmmittels zu setzen, im Sommer in ihre Kissen zu vergraben und nach fünf Minuten sind sie im Lande der Träume. In der That so außerordentlich begabt sind sie in dieser Beziehung, daß sie nicht ungewöhnlich mit demselben kalten Blute ihre Gäste einladen, sich eines Schläfchens zu erfreuen, mit welchem eine europäische Dame ihre Freundinnen zu einem Spaziergange einladen würde. Solch völlige Unthätigkeit hat erst in den letzten Jahren aufgehört, nothwendige Angabe in den Gewohnheiten der hochgeborenen türkischen Frau zu sein.

Da es die Zeit des Ramadan war, so wurde uns weder Kaffee noch Backwerk gereicht, obschon man uns andere Erfrischungen anbot, welche wir jedoch ablehnten, da wir ihre Fasten mit ihnen gemeinschaftlich halten wollten; wir fasteten deshalb bis halb sieben Uhr abends, als der Ruf der Muezzin von den Minarets ankündigte, daß einer der Wächter, deren viele zu diesem Zweck angestellt sind, den ersten Strahl des Mondes erblickt habe. Augenblicklich war alles in Bewegung; die Vorbereitungen waren so vergnügt getroffen, daß kein zweiter Augenblick verloren ging, bis das Mahl von einer Sklavin angezeigt wurde, der wir dann in einen kleineren Gemach folgten.

Nachdem wir uns neben einem ungefähr zwei Fuß hohen Tische auf Kissen niedergekauert hatten, füllte sich der Raum buchstäblich mit Sklavinnen „schwarzweiß und grau“ von neun bis zu fünfzig Jahren alt. Ich verweile bei dem bunten Durcheinander der Speisen nicht des weiteren; neunzehn Gerichte von Fisch, Fleisch, Geflügel, Pasteten, Gemüse, Reis, Eingemachtem, Pickles u. s. w. folgten sich in der wunderlichsten Weise, das Süße dem Süßen u. s. w. Gabeln waren auch ihre Sache. Ich des Essens zu beginnen. Bei dem Geflügel gebrauchten die Damen sogar ihre Finger, so eine derselben theilte mit diesen Mitteln ein Huhn in zwei Theile und reichte mir als Zeichen ihrer Freundlichkeit die eine Hälfte. Die Gerichte folgen rasch aufeinander, jeder nimmt, was ihm beliebt und nichts anderes. Gastronomie ist keine Wissenschaft im Osten. Kenntschmecker trifft man dort nicht, die Osmanli essen nur, um zu leben, und leben nicht, um zu essen.

In der Mannichfaltigkeit der Speisen gibt nur die köstliche Sorge des Türken für das Wohlbehagen seiner Gäste Veranlassung: den Türken selbst sieht man nie länger bei Tische weilen, als bis er seinen Hunger gestillt hat. Dann erhebt er sich ohne Umstände und ohne Entschuldigung zu machen; er wäscht sich die Hände und nimmt seine Pfeife oder Beschäftigung wieder auf. Ich kann nicht umhin, der einfachen und schönen Gastfreundschaft der Türken zu erwähnen, die an ihrem Tische jeden willkommen heißen, sei er reich oder arm, der es anzumelden hält, sich dort niederzulassen. Sein herzliches „Ihr seid willkommen“ lautet nie kalt oder mürrisch; vielen unscheinbaren Dingen setzt der Muselman jedem neuen Besuche ohne Einschränkung und Unterschied, wogegen auch der Fremde nie eine ungünstige Bemerkung über das Dargebotene sich erlauben wird. Die Türken betrachten sich nur als die Spender der guten Gaben, und benutzen demnach des Lebens Güter mehr als ein Darlehn denn als einen Besitz, während sie sich verpflichtet halten, von ihrem Ueberflusse denen zu geben, welche vom Himmel weniger begünstigt worden sind als sie. Wie wir vom Tische aufstanden, trat eine Sklavin heran, uns eine Schale von getriebenem Metall entgegenhaltend, während eine zweite lauwarmes Wasser aus einem herrlich gearbeiteten Gefäße uns über die Hände goß, worauf eine dritte ein so köstlich gesticktes Handtuch darreichte, daß ich mich nur mit Widerstreben desselben bedienen mochte.

Als wir zum Wohnzimmer zurückgekehrt waren, erhielt unsere Gesellschaft eine Zugabe in einer alten Maßaljde oder Ausdrotenerzählerin, einer Person, die zumal während des Ramadan in höhern türkischen Familien unumgänglich ist, damit die Damen in Unthätigkeit ohne eigene Anstrengung der Stunden der Nacht genießen können. Der Kaffee wurde zubereitet und umhergereicht, worauf die Dame des Hauses sich auf einen Berg von Kissen auf dem Fußboden niederließ und in aller Stille einige Pfeifen mit außerordentlichem Genusse rauchte. Die Maßaljde wollte jetzt eben ihre Erzählung beginnen, indem sie ihre Brust durch Räuspern erleichterte, als eine Sklavin das Gesuch des Hausherrn überbrachte, eintreten zu dürfen — und in einem Augenblick war die ganze Scene verändert.

Zwei zum Besuch anwesende türkische Damen glitten barfuß ebenso rasch aus dem Zimmer, wie ich mir etwa einen Shawl hätte umwerfen können. Die weniger bejahrte Maßaljde bedeckte ihr Gesicht mit einem dichten Schleier und versteckte sich hinter der Thür — die jüngere Tochter (eine der prachtvollsten Frauen, die ich je gesehen) warf sich ein Taschentuch über den Kopf und befestigte es unter dem Kinn, während die Schwiegertochter eine Feredjhe (Mantel) ergriff und in deren Falten gehüllt sich nach ihrem eigenen Zimmer zurückzog.

Einzig die ältere Dame schien von der Nachricht nicht berührt zu werden; ohne ihre Augen vom Teppich zu erheben, rauchte sie behaglich das würzige Kraut weiter; ihre Lippen an den Bernstein gepreßt, widmete sie ihre ganze Aufmerksamkeit nur der langen Pfeife, die sie in ihrer zarten, von Diamantringen reichblitzenden Hand müßig hielt. Nach wenigen Minuten hatte sich der bejahrte Familienvater tief in Pelz gehüllt und mit dem kostlichsten Turban gekrönt, den ich je gesehen hatte, mir gegenüber niedergelassen; auf die eine Seite von ihm trat ein Sklave mit dem Tschibuk, auf die andere sein ältester Sohn, der dem Vater gefolgt, die kleine Meerschaumplatte hielt, auf welcher der Pfeifenkopf ruht, damit der Teppich nicht verletzt wird. Neben ihm auf einem Kissen lag der Tabaksbeutel von goldgesticktem Kaschmir, aus welchem der Sohn, nachdem er zuvor dem Bedürfnisse seines Vaters genügt hatte, dann sich selbst versorgte; einige Schritte näher nach der Thür lehnte der hübsche Selman Effendi, der Adoptivsohn, dessen ich oben erwähnt habe. Gleich nach ihrer Ankunft wurde den Herren Kaffee gereicht und kaum hatte der alte Herr einige Worte an meine griechische Freundin gerichtet, als ein Ruf von den Minarets der nahen Moschee die Stunde des Gebets anzeigte. Ernst legte sogleich der alte Mann seine Pfeife beiseite, breitete ein reiches Tuch über den Teppich, wo er gesessen hatte, wandte sein Gesicht nach Osten und begann seine Andacht, indem er seinen Bart niederstrich und auf die Knie fiel oder vielmehr die Füße verschränkend niederkauerte.

Eine Zeit lang bewegte er rasch die Lippen, ohne daß man einen Laut hörte, beugte sich dann dreimal nieder und preßte seine Stirn gegen den Teppich, Hand auf und legte, die Arme über die Brust gefaltet, sein Gebet fort. Nach einer kurzen Weile nahm er seine erste Lage wieder an und wiegte den Körper langsam hin und her — beugte sich dann wieder nieder und wiederholte dieses alles dreimal, worauf er seine Hände offen gen Himmel ausstreckte. Danach fuhr er nochmals langsam und ehrerbietig mit der Hand über seinen Bart und schwieg dann, ohne eine Silbe zu äußern, nach seinem Sitze zurück. Während dieser Zeremonieen führen die übrigen in ihrem Lachen, Schwatzen und Rauchen ungestört fort und der Herr des Hauses war augenscheinlich so tief in seine Andacht versenkt, daß er von alledem, was um ihn vorging, nichts bemerkte.

Ich muß noch erwähnen, daß jeder der Herren aus der Familie, wie sie in den Harem traten, auf einen Tisch neben der Thür eine Abendgabe niederlegte; kein Türke, wie hoch auch sein Rang sein mag, kehrt von dem Gewinngeschäfte des Tages mit leeren Händen nach Hause zurück; es liegt nichts am Werthe seiner Gabe — eine Weintraube, eine Düte Backwerk oder bei den unteren Klassen wenige kleine Fische oder ein Salatkopf — jeder ist gehalten, dem Geiste des Hauses eine Gabe zu bringen — diese Pflicht verabsäumen, hieße das Glück seines Hauses verscheuchen.

Die an mich gerichteten Fragen waren höflich, herzlich — nach meinem Alter — weshalb ich nicht heirathete, ob ich Konstantinopel hübsch fände, ob ich lesen und schreiben könne u. s. w.; aber keine anmaßende Bemerkung entschlüpfte ihnen über Gewohnheiten und Sitten, die sich so sehr von den ihrigen unterschieden; im Gegentheil, sie bedauerten stets, daß ich doch in der Türkei alles meinen europäischen Gewohnheiten nicht angemessen fände und erschöpften sich in Verwunderung über

meinen Vorschlag, einen Theil der Welt zu besuchen, wo ich so viele Entbehrungen ertragen müßte.

Ich entgegnete natürlich möglichst artig so artige Bemerkungen, bis meine Freundin und ich, ermüdet von den Anstrengungen des Tages, uns auf die für uns bestimmten Zimmer zurückzogen, ohne das zweite Mahl abzuwarten, welches zwischen 2 und 3 Uhr des Morgens gereicht wird.

Von der Stunde an bis zum Morgengrauen, wenn sie einen weißen von „einem schwarzen Faden unterscheiden" können, sitzen sie rauchend und Kaffee trinkend beisammen, Zeitungsneuigkeiten und Geschichten sich erzählend, eine Unterhaltung, der die Türken außerordentlich zugethan sind. Darauf beginnen sie wieder gewissenhaft zu fasten und nicht ein Trunk Wasser und, was dem Osmanli noch härter ist, nicht ein Zug aus der Pfeife darf bis zur Abendstunde genommen werden. Einer seltsamen Erfindung muß ich hier erwähnen. Im letzten Augenblick, wenn sie Mahmuna in sich nehmen dürfen, verschlucken sie einige Cremplätzen, so in ein, zwei und drei Lagen Seidenpapier eingewickelt, unter der Voraussetzung, daß jede Hülle zur gewünschten Zeit eine nach der andern ihre Wirkung thun werde, je nach der Zahl der sie umgebenden Hüllen.

Es gehört nicht hierher, die Vorgewohnheiten eines türkischen Schlafzimmers und der entsetzlichen Verletzung beim Schlafengehen und Aufstehen hier anzuführen. Man vergißt Europa, wenn man von dem Ruhelager der Nacht zum Bade wie getragen wird und hiermit so früh schon das wichtigste Geschäft des Tages abmacht, welches man es in der Türkei zu heißen hat, gewahr.

Mitten in den minder heißen Stunden des Morgens legt die vornehme Türkin Feichmak (Schleier) und Aerdjibe um und macht unter Begleitung von einigen Sklavinnen ihre Besuche entweder zu Fuß in gelben Stiefelchen, die bis zur Wade reichen, oder in einer Araba, der türkischen Droschke, die ganz bemalt, vergoldet und mit rothen Vorhängen bedeckt ist. Mitten zwischen den Kissen, macht hier die Türkin mehr Gebrauch von ihren Augen als irgendeine Dame der Welt; ich sah nie zuvor so vollendete Koketterie als bei den türkischen Damen auf der Straße. Wie die Araba sich langsam vorwärts bewegt, werfen sie die Feredjhe zurück, um das feine seidene Unterzeug und die Verzierungen ihrer Oberkleider zu zeigen, und sollten einige hübsche Männer auf dem Fußwege stehen, so ist das der passende Augenblick, den Feichmak zu ordnen. So vollkommen auch die dunkeläugigen Damen Spaniens in der ewigen Kunst der Frauen sind, sie machten nie besseren Gebrauch von ihrem anmuthigen Fächer als die Orientalin von dem weißen Feichmak. Die Feldherrn, Fürsten zu besiegen, ist bei den Damen des Orients nicht geringer als bei ihren schönen europäischen Schwestern; nur ist die Weise verschieden. Konstantinopel kann sich keines Handelspalais rühmen wie von Howell u. James, oder Storr u. Mortimer; kein wohlgewandeter Lagai hebt die Dame ein, in seidenen Schuhen durch Reihen glänzender Läden zu wandeln; die Araba der verschleierten Osmanli hält still an der Thür eines Kaufmanns, welcher einen türkischen Commis hat, und Jusuf oder Mustapha, wie man den Namen eben erfahren hat, wird vom Kutscher herbeigerufen, seiner Herrin irgendeine Glaser an den Wagen zu bringen, und während die Dame sich den Feldstein gibt, dieselbe zu mustern und über ihren Werth zu entscheiden, fängt sie mit dem Jüngling ein Gespräch an, wobei sie die ganze Artillerie ihrer schönen Augen über die Glaser hin auf ihn spielen läßt. Das Fragen lautet ungefähr dahin: „Wie heißen Sie? Wie alt sind Sie? Sind Sie verheirathet? Haben Sie schon geliebt?" und ähnliches türkisches Zeug. Wenn die Damen aber die Farben der Gläser gefallen, so erstaunen sie die Waaren nicht und sie wiederholen ihren Besuch noch öfter, um andere Waaren auszusuchen.

Selbst Frauen höherer Stände treiben diese Putzsucht, welche, wenn auch nicht durchaus anzuerkennen, doch entschuldigt werden mag, da die Türkinnen ihre Freiheit nicht zu gebrauchen wissen wie der Vogel des Käfigs, wenn er bei Gelegenheit entkommt; selbst die Sultaninnen, Schwestern oder Tanten Seiner Hoheit ergeben sich dieser Zeitvertreibe.

Am folgenden Morgen wurde ich denn auch von der hübschen Tochter des Hauses eingeladen, mit ihr durch die steilen Straßen von Konstantinopel eine Runde zum Besuchen der Läden zu machen, bei welcher Gelegenheit wir alle möglichen europäischen und orientalischen Artigkeiten und Seltsamkeiten musterten, von den reichen Diamanten des Armbands und den köstlichen Stickereien des Pferde-, dem Atar-Gul und der Myrthe des Rosenöls bis zum gewöhnlichen Schuh und Pan-

tastel irgendeines in seiner Nationalität sich unkenntlichen Sonderlings. Es war ein so ermüdender Tag für mich, daß ich froh war, gegen 5 Uhr nachmittags an Bord meiner Kaike (Boot) zu kommen und nach Tephanneh und Vera zurückzugelangen.

(Ein letzter Artikel: Allerlei Eigenthümlichkeiten der Türken, in nächster Nummer.)

Anregungen.

Oesterreichs Aristokratie und die Muse.

Wiener Briefe.

IV.

— — Die Freiherren von Hammer-Purgstall und Hormayr gehörten zu den speziellen Protegirten Metternich's. Letzterer, ein Tiroler, der den österreichischen Staatsdienst verließ, ganz offen. Durch seine „Lebensbilder" gab er den ersten Anstoß zu einer geschichtstreuen und dem Legitimismus trotzenden Beurtheilung des Kaiser Franzischen Zeitalters. Seine Quellenstudien war freilich stark getrübt von Rache, Neigung zum Skandal und zur Gaunerei. Wir erwähnen ihn in diesem Zusammenhang, weil seine „Taschenbücher", obgleich zunächst der Historie gewidmet, doch auch anregend poetisch wirkten. Die Sagenstoffe, die hier gesammelt wurden, gaben in den dreißiger Jahren den Anstoß zu einer Gattung der epischen Poesie, auf der sich mit besonderem Erfolge Otto Prechtler, bekannt unter dem Namen Anastasius Grün, erhob. Die ruhige, gemüthvolle Poesie, die sich in den „Spaziergängen eines wiener Poeten" aussprach, ist dem liebenswürdigen Dichter eigen geblieben und verdiente nicht Bauernfeld's verächtliche Randglosse. Es ist wol nicht mehr so schwierig wie sonst, in den Reihen der Aristokratie zu leben und sich zu bewegen, aber eine gewisse Scheu und Zurückhaltung vor allem Oeffentlichen ist den Kavaliers der Welt und unserer Zeit geblieben, wo dem Oesterreicher sogar verboten war, außerhalb Kanal einen trinken zu sollen. Freiherr von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm) hat infolge seiner Scheu vor Veröffentlichung eines gedruckten Bühnenerfolges, immer noch wallenden Lorbeerkranzes sogar nicht einmal den Muth gehabt, den Namen seiner durch einen einzigen mächtigen Kraftschlag gerichtet von der Hand der Wahrheit, zu brennen.

Hammer-Purgstall machte Aufsehen, als eine Art Alexander von Humboldt einen Weltüberblick das geistige Oesterreich zu bieten. Seine „Geschichte des osmanischen Reichs", mit tiefe Ueberlegungen orientalischer Dichtungen, sind von der Wissenschaft überholt und zählen nicht mehr, aber eine anregende Wirkung war auch ihnen nicht abzusprechen. Als Präsident der Akademie der Wissenschaften gab er Anregungen zwischen ihm und manchem Gelehrten. Seine Zerstreutheit war sprichwörtlich geworden. Von Hyde davon erzählte er selbst und belachte es mit einem eigenthümlichen Meckern. Hammer sprach und schrieb unendlich viel Deutsch mit lateinischen Lettern. Neun Sprachen hatte er beherrscht und mindestens ebenso viele Orden schmückten seine Brust. Im sechzigsten Jahre lernte er noch schwimmen. Um es nicht zu vergessen, übte er den Winter hindurch die Kunst auf einer Matratze in seinem Studirzimmer, wobei er sich, um nicht die Zeit zu verlieren, die augsburger „Allgemeine Zeitung" vorlesen ließ. Hammer war klein, schwächlich, mit starker Nase, kleinen Augen, spärlichem, aber bis zu den letzten Jahren dunkelm Haar. Von den Orientalen nahm er manche Sitte an. So das Respektiren der Zahl 7, welches er bei Reisen, Umzügen und andern Unternehmungen nie aus den Augen ließ. Er hatte die Manie, allen in seiner Familie vorkommenden Bräuten einen auf Karneol schön graviertem Talisman zu schenken. Er starb im November 1856 und wurde unter Schneegestöber, nur von wenig Freunden geleitet, in Weidling bestattet, woselbst Friedhof, wo auch der Onkel von Niembsch von Strehlenau (Nikolaus Lenau) begraben liegt. Der Adel dieses unglücklichen Dichters gerieth nur einem geringen Theile an. Treffe höher glänzt sein Ruhm auf Deutschlands Fluren.

Die Neigung, in Bildern zu sprechen, geht bei den österreichischen lyrischen Talenten rasch weit. Auch Nikolaus Lenau ist nicht frei von Uebertreibung, obgleich ihn sein Geschmack vor gewissen Wahl bewahrte. Anastasius Grün würde gewonnen haben durch größere Einfachheit. Friedrich Halm, wenn auch in der Wahl schlimmer als er, ist im Ganzen am natürlichsten und kommt immer dem Ziele entgegen. Sein dramatisches Talent ist bei Beurtheilern unbestritten. Auch von J. von Zedlitz sollen schon seine schönen Formen wegen „Sieben von Zwölfen" und „Kerker und Krone" dann und wann auf dem Burgtheater erscheinen.

Es kann nicht unsere Absicht sein, alle adelichen Namen Oesterreichs, die in der belletristischen Welt Geltung erlangt haben, hier aufzuführen. Es ist schon von den Brüdern von Uechatius und Haidenschaft, so wie auch von dem weniger bekannten Baron von Debenfeld (Silvester), einem edlen, männlichen, zuweilen galligen Satyr, eine poetische Ader und manches tüchtige Wort gesprochen.

Vom Tod zum — Tempel ist ein leichter Uebergang. Der beste Tragödienspieler Oesterreichs ist, wenn Heinr. Laube recht hat, der musikalische Komiker und Kapellmeister Joseph Hasenhut nicht dagegen hat, Graf Schönfeld. Ein noch junger Mann, dem die Natur angenehm entgegen kam, eine feine, schlanke Gestalt mit edlen Zügen, blond mit blauen Augen. Graf Schönfeld besitzt ein ungewöhnliches Talent für

das Zitherspiel. Wer von ihm die weichen deutschen und österreichischen Weisen gehört oder die Meisterschaft erkannte, mit der er ein Schubertsches Lied auf dem an und für sich so unvollkommenen Instrument zur Geltung brachte, bewahrt die Erinnerung an einen großen Genuß. Waren Alexander Baumann und Graf Hunyády, die von Alp zu Alp zogen und den Volksgeist studierten und wol auch, um gut nicht zu sterben, sondern glücklicher, mit den Alpenrosen scherzten, die Vertreter der Volksdichtung im Zitherspiel, so hat Graf Schönfeld das höhere musikalische Element erfaßt. Konnte und der erstere Spieler augenblicklich in ein Alpenwirthshaus versetzen, wo die Bauern schnaufen, tanzen, die Burschen aneinander klammern, der tolle Uebermuth des Volks sprudelte, so fühlten wir uns bei dem Spiele Schönfelds immer in ein elegantes Boot auf den Wellenschlag versetzt — eine außerdeutsche Gesellschaft unternimmt die Ueberfahrt nach dem Zellersee — Schiff für Ruderer besorgen leise ihre leichten Schaufeln — eine ruhige Stimmung ergreift die Gesellschaft — im Einklang mit dem stillen See, mit den gerafften Sonnenstrahlen, mit den kleinen Inselchen, die über die tiefgrüne Flut hervorschweben. — Wol liegt ein Unterschied in der Behandlung der Zither. Die scharfen, kühnen Accorde der Laute mit kräftigem Anschlage zeigt und das Bild der rechten Natur des musikalischen Menschen. Wird der Ernst auf der Laute Lorbeeren ausgeübt und der Finger über die Saiten fliegen, daß es klingt, als ob man Harfe, Violoncelle, Contrabaß alle Empfindungen in seinem Busen zusammen wollte — dann ist die Magie in der Nähe — die Zither — doch Uebertreibung ist, was in ihrem — „Lichtenstein Bande" liegt.

Graf Schönfeld hat die Liederabende Schumann-Heinkens Paula Neumann gefeiert und da mitgethan, an der Schwelle des Burgtheaters nicht nur, sondern aller Theater Oesterreichs, ein reiches Herz für das Ihrige. „Oesterreichs Waffenruhm und die Wacht" — Da wallen die Thäler, die Höhen, die Ebenhöhe, Liechtenstein, Dietrichstein u. s. w. eine große Rolle spielen. Aber — das Mißverständniß kann doch nie so eigenthümlich sein, daß wir uns bekommen, daß wir uns vergessen dürfen, der Abgründe.

Knaben aus der Ferne.

II. Müllhausen und Louis, der Neger.

Knaben aus unserer, sagt in Berlin wohnenden Familie, Wallace Müllhausen, in Texas Rosenfeld, einer Stadt in Kalifornien, wo es im Anfang des November mit seinen Negern eine mehrtägige Rast macht, um Pferde und Maulthiere zu dingen, und wo es hin von den angenehmen Eindrücken dieser ersten Civil- und Menschenmonate und bei all den, von der menschlichen Bevölkerung sehr begehrten Anforderungen einem Fremden angenehmen Stoff an der Gastfreundschaft einer deutschen intelligenten Wanderfamilie erhält.

Müllhausen trifft hier mit Lieutenant Beale zusammen, welcher, früher zur Vereinigten Staatenmarine gehörig, jetzt im Auftrage seiner Regierung den ersten Versuch einer Reise auf dem atlantischen Schiff der Wüste durch die amerikanischen Steppen unternommen hatte. Die ganze Stadt gerieth in Aufregung, als die wettergebräunten Gestalten auf ihren Kamelen und Dromedaren ihren Einzug hielten. Die Regierung hatte der Einführung des Kamels jetzt volle Aufmerksamkeit zugewendet und Officiere nach Aegypten gesandt, die Natur und die Kultur dieser Thiere zu studiren. Die Versuche, welche darauf mit den eingeführten Thieren angestellt worden, lehrten, daß sich dieselben leicht acclimatisiren und zu militärischen Zwecken und Reisen vortrefflich verwenden ließen. Lieutenant Beale wußte nicht genug die vortrefflichen Eigenschaften der Kamele zu rühmen; nicht allein, daß sie in dürren wasserarmen Gegenden von unschätzbarem Nutzen gewesen, sie ertrügen auch Hitze wie Strapatzen, die sie mit der größten Leichtigkeit durchkämmen. Dabei war die Genügsamkeit bewundernswerth, mit welcher sie sich von den abscheulichsten Futtern des Wüstenstrauchs und der Salzpflanzen ernährten. Kein einzig Thier war auf der langen Reise von Texas nach Californien zu Grunde gegangen.

Die Dromedare bezieht sie vom Tejonpasse aus derselben Thiere. Unter dem waldigen Abhange der abschüssigen Tejonberge fand sie das lange einsame Einsiedlerhaus des Schottländers Mr. Wilson, bei die Uebernahme der Kamele contractlich von der Regierung übernommen hatte. So viel Vergnügen nun auch schon der Expedition die Betrachtung der Thiere und der Kamele ihrer Geschicklichkeit gewährte, so gerieth doch niemand in ein solches Erstaunen wie Louis, der Neger, der von Fort Tejon aus als Koch mitgenommen war. Sprachlos schritt er um die Dromedare und betrachtete sie von allen Seiten. Endlich trat er in die Oberst und: „Ich möchte wissen, ob das Niggers Vaterland wirklich das Vaterland dieser scheußlichen Thiere ist?" „Warum, Louis?" erwiderte, sich ihr Lieutenant Wetzel zur Antwort, „wenn in Afrika ein Neger geboren wird, so setzt man ihn auf ein Kamel, und dann muß er sein ganzes Leben hindurch auf demselben Thier sitzen." „Sehr merkwürdig!" sehr merkwürdig!" murmelte Louis, „aber ich kann's nicht glauben." Nach einer Weile setzte er fort: „Ich möchte wol den ersten Nigger sehn, der in Amerika auf einem Kamel geritten hat." „Das kannst du haben, Louis", rief Bishop. Sich ein großes Dromedar niederknien und den Neger darauf von hinten befestigen. Als nun aber das Thier seine Art der Bewegung ungewohnt und Louis rücksichtlich wurden und Louis eine langen Ritt vor, Nigger hielt und Nigger: „Wollt das Wunder!" Nicht hoch, war er Dromedar und Louis saß auf dem Rücken des Thiers, bemüht, mit seinen langen Armen den Hälse zu umklammern. Sobald aber schnellte sich

Präsident.

Sie sind's? Was wollen Sie!

Heinrich
(fast dämonisch).

Es wird zu spät — die Kinder müssen schlafen gehen —

Präsident.

Sie schlummern längst bei ihrer Mutter.

Heinrich.

Sie haben — dem Vater — noch nicht gute Nacht gesagt —

Präsident.

Dem Vater? dem Vater? hier gehört der Mutter, was unterm Mutterherzen lag. Ihnen (geht an den Tisch und nimmt den Ring, besinnt sich, und legt ihn wieder hin). Ist das eine Begrüßung wie ich sie verdiene? Kennen Sie mich?

Heinrich (schweigt).

Präsident.

Ein fahrender Schüler klopfte einst arm an die Thüre meines Hauses und wagte mir zu sagen, er wolle meine Tochter heirathen. Ich gab ihm keinen Almosen, gab ihm meine Tochter, gab ihm Vermögen, den Adel, meinen Namen, öffnete ihm zu einer Laufbahn des Ruhmes und der Ehre den Weg — mein Dank (wartend ihn fixirend) ist Schweigen? Nun wohlan, kennen Sie die

auch das Thier empor und da es dem armen Neger keine Zeit gelassen hatte, das gebührliche Gleichgewicht zu gewinnen, so sah man diesen hoch in die Luft fliegen und, den schweren Schädel voran, auf den festen Kieselsteinen stürzen, daß Viele vom jähen Sturze erzitterten. Aber vergnügt sprang er wieder auf und sagte wohlgefällig: „Jedes weißen Mannes Schädel müßte bei dieser Gelegenheit zu Scherben gewerden sein. Wenn ich auch nicht der erste Neger bin, der in Amerika ein Mammut geritten hat, so bin ich doch wenigstens der erste, der von einer solchen ungestalten Bestie abgeworfen wurde."

Müllhausen nahm an dem muntern Louis ein lebhaftes Interesse. Seine einfältigen Ideen, sein komisches, naives Wesen, seine Lebensfrische ergötzten ihn, mehr aber noch erwedte ihm der Anblick dieses Menschen, dessen geistige gar nicht unbedeutende Anlagefähigkeiten systematisch unterdrückt wurden, das Gefühl des Mitleids. „Der Mensch", sagt er, „das der Mensch, das Meisterwerk einer schöpferischen Natur, zu einer verkäuflichen Waare herabgewürdigt sei, weil, wie der Indianer es bezeichnet, die Sonne der heißen Zone seine Haut schwarz brannte, erweckte bei mir das tiefste Mitgefühl. Sowol aus Neigung als auch um den anderen Denkenden meine Nichtachtung, ja Verachtung ihrer unwürdigen Gesinnungen hinsichtlich der Neger vor Augen zu legen, begegnete ich jedem von diesen stets mit derselben Freundlichkeit wie den freien Weißen. Die natürliche Folge davon war, daß selbige ihre Dankbarkeit gegen mich zur Schau trugen, sodaß ich dann nicht selten auf unangenehme Weise mit letzteren verwechselt wurde."

Louis war ein sehr gesunder, kräftiger Negerbursche, wenn auch eben kein Ideal von Schönheit. Einst bat er neben dem Wagen Müllhausen's und gab durch Zwinken mit den Augen und durch Lachen zu verstehen, daß er sich gern mit ihm unterhalten möchte. Darauf entspann sich folgendes Gespräch:

„Nun Louis, was hast du auf dem Herzen?"

„Master, ich kann's nicht sagen."

„Warum denn nicht? Nur heraus mit der Sprache!"

„Well, ich habe die halbe Nacht nicht geschlafen."

„Weshalb nicht?"

„Weil — weil — weil Sie mir gestern gesagt haben, daß ich der hübscheste Negerjunge sei, den Sie in Ihrem Leben gesehen; ich möchte wissen, ob das wahr ist, und was Sie eigentlich schön an mir finden." Darauf flog Louis ein wieherndes Gelächter aus, in welches der Wagen einzustimmen sich nicht enthalten konnte.

„Allerdings, du bist hübsch, Louis! Wir wollen bei deinen Füßen anfangen. Sieh sie dieselben an; sind sie nicht wenigstens dreimal so groß wie der größte Fuß eines weißen Mannes? Und sehen deine Beine nicht so weit nach hinten, daß du die an deine nackten Füße Sporen schnallen könnte, ohne dieselben zu verletzen?"

Louis schüttelt die großen mexicanischen Sporen und bemerkt wohlgefällig: „Ja, meine Füße sind wirklich nicht schön."

„Und dein Mund nun erst! Ist er nicht so groß, daß Millionen von Liedern ihren Weg aus demselben finden könnten? Sind deine Lippen nicht so weit ausgeschnitten, daß du nur Lüster zu athmen brauchst, um die kunstvollsten gepfeffertsten Tänze in die Welt zu senden? Sind deine Zähne nicht so weiß wie Elfenbein? Sind deine schönen Ohren nicht zum Hören eingerichtet? Und vermagst du mit deinen kugelrunden Augen nicht die halbe Welt auf einmal zu sehen? Und kann denke nur, welche Riesenkräfte erforderlich wären, die deinen mit feinster Wolle gepolsterten Schädel zu zerschlagen!"

Louis reibt mit treuherzigstrahlenden Augen und: „Ja, Herr, mein Schädel ist hart wie ein Felsen und um keinen Preis der Welt möchte ich einen andern haben!"

Der arme Junge hatte keine Ahnung davon, wie sehr sein Herr ihn bedauerte und die Sklavenzüchter des Verbrechens der Verstümmelung des menschlichen Geistes anklagte.

In solchen und ähnlichen Zügen ist die Darstellung Müllhausen's sehr reich. Wir kommen noch einmal darauf zurück.

Neue Romane und Novellen.

II.

„Aus der kleinen Welt des Herzens" sind zu mancherlei ergötzliche Novellen von Ernst Brand (Leipzig, Kollmann, 1860). Frauengeschichten, in Darstellung und Inhalt liebenswürdig und zum Guten anregend. „Die Perle" entstammen sich wol an jene Zeit noch aus einem früheren Jahrgange der „Unterhaltungen". Wir sind es ihnen unserer Zeit schuldig schuldig, zu bekennen, daß sie uns als die beste der ganzen Sammlung erscheint.

Hoffnung.

Hoffnung! Süße Zauberin,
Wird ich deiner Allgewalt
Nie mein schwaches Herz erwehren?
Nie Erfahrung mich belehren,
Daß du Blitter gibst statt Gold,
Chamäle in deinem Sold
Bilder malst, du mich entzückest,
Doch ich eins mit entrückest?
„Ewig!" Nein — Ha, welche Stimme!
Wenn in grimmen Grimme
Falsch dich nenne, kannst du? hören
Und willst wieder mich bethören?
Wie sie redend, schmeichelnd spricht,
Ihr entfliehen kann ich nicht; —
So bleibt stets mein Ohr ihr offen,
Will ich leben — muß ich hoffen.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Das junge Italien. Von Frederike Bremer. II. — Politische Tagesschau. IV. — Der Hain der Elfen. — Shakespeare's „Kaufmann von Venedig". — Briefwechsel.

Das junge Italien.

Von Frederike Bremer.

II.

Balbo, einig mit Gioberti in der Frage über einen italienischen Bundesstaat, auf welchen Staaten begründet, war für die Natur und die Geschichte besser bewandert[1]), trennte sich in anderen Ansichten von ihm. Obwol in der katholischen Kirche aufgewachsen, zugethan, will er doch den Papst nicht zum Präsidenten des neuen Italien und legt ein ausschließliches Gewicht auf die Unabhängigkeit Italiens von fremden Mächten als die Hauptbedingung zur Erlangung seiner innern Selbständigkeit. Neue Werke von Gioberti und Balbo, sämmtlich vom Italiener Publikum mit Begierde aufgenommen, entwickelten die Gesichtspunkte dieser Männer weiter. Der erstere nahm von der Priesterin, der letztere von der Kaiserin ein. Aber beide waren gleich aufrichtige Verehrer der Freiheit und der freien Entwickelung Italiens. Gioberti, obwol er römischen Geistlichen (Secerdote) hat, wandte sich gegen die Jesuiten.

Es entstand eine große literarische Bewegung in der nördlichen Hälfte von Italien und mit ihr eine Literatur, welche ich die politisch-patriotische nennen möchte, hervor. Diese hat — könnte man wol sagen — mit dem Piemontesischen Alfieri begonnen, der seinen Trauerspielen einen großherzigen Ton, den sein gewaltiger Geist gegen jeden Druck, besonders gegen den der Tyrannei legte, und die Liebe, die er für alle republikanischen Tugenden hegte, eingab. Gleichzeitig mit Alfieri — d. h. am Schlusse des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts — schrieb Botta, ebenfalls ein Piemontese, seine „Storia d'Italia" (Geschichte von Italien[2]) und erweckte durch dieselbe neue Theilnahme an den Schicksalen des Vaterlandes. Seine klare und warme Darstellungsweise hat dieses Werk populär im besten Sinne gemacht.

Nach Gioberti's „Primato" und Balbo's „speranze d'Italia" kam eine lange Reihe von jüngern Schriftstellern auf, welche für die Freiheit ihres Vaterlandes kämpften. Tragödien und Romane verbreiteten missmuthige, aber patriotische Erinnerungen und Tugenden zu erwecken. Azeglio, Niccolini, Guerrazzi stehen in dieser Beziehung hoch unter den Schriftstellern der Neuzeit. — Manzoni's „Promessi sposi" („Verlobte") hat ein entzückendes Romane, von dem man aber durchaus nicht sagen kann, daß es einer patriotischen Tendenz-Literatur angehöre, von der ich ebenfalls eine Menge Dichter und Prosaisten schildern könnte, um die Leserwelt zu bezeichnen — sie durch ihren persönlichen Einfluß und ihr begeisterndes Beispiel eine patriotische Bewegung ziemlich unterstützt haben — und ihre Schriften zu Pferd in einem dazu bestimmten besonderen Platze abreiten, weil die Hufen ihr Geschrei in den Staaten Italiens nicht gestatten.

Die Stunde kam, in welcher diese Blüte im Reiche der Poesie und des Geistes auch ihre Früchte tragen sollte. Da trat ein Ereigniß ein, welches sie plötzlich zur Reife brachte — ach! zur Frühreife! — Es war im Jahre 1843, als Gioberti's „Primato d'Italia" erschien und seine Runde in Italien machte. Im Jahre 1847 hatte der Papst Gregor XVI. und der Cardinal Gonsalvi (was geschah, um ein neues Oberhaupt für die katholische Welt zu wählen — „Wenn Teufel die Cardinäle inspirirten" — soll der Cardinal Mirata damals zu dem Abbé Vombruddini gesagt haben — „so wird eines von uns gewählt, wenn aber der Heilige Geist die Wahl regiert, so wird es dein Master Arrezzi, Papst" — Als [illegible] damals der Cardinal Mastai Arrezzi unter dem Namen Pius IX. den päpstlichen Thron bestieg und seine Regierung mit freisinnigen Handlungen, mit einer großherzigen Amnestie und mit dem Gesetzentwurf mehrerer Freiheiten und Rechte, die ich hier [illegible] schon lange gewünscht hatte, eröffnete — da nahm man für gewiß an, daß der Heilige Geist die neue Wahl regiert habe. Italien erblickte in Pius IX. den geistlichen Primas und Befreier, den Gioberti bei seinen irdischen Gedanken erschaut hatte. Ganz Italien lang hat Pius IX. Fremde Völker und Fürsten brachten ihm Huldigungen dar. Es war ein allgemeiner Jubel, ein allgemeines — Gemeinschwören mit Arthur!

Pius IX. hatte die Hoffnung zur Freiheit des Volks und zu einer freien Verfassung in seinen Staaten gegeben. Die weltlichen Fürsten Italiens konnten nicht wünschen, ihm, wenn ihre Völker darum baten, Ein[illegible] dies und nun erfolgte — was die Geschichte und die Welt weiß. Die zugestandenen Rechte wurden mit großen Feierlichkeiten begrüßt; dann kamen neue Anforderungen, neue Zugeständnisse und neue Rechte, dann wieder Verweigerungen der Erfüllung von Versprechungen oder Forderungen neuer Zugeständnisse; dann Zögern oder Weigerungen der Fürsten. Trotz auf seiten des Volks, allmählich ein immer gespannteres Verhältniß. Die Freiheitsgegner schlossen sich in

[1]) Diese Staaten sind nach Gioberti: Mittel-Italien (Mittel-Deutschland) über das nordöstliche Nord-Italien (Preußen oder Nord-Deutschland) über Italien (Österreich) und Piemont, Italien oder die Lombardei. Die kleinen Staaten über Neapel und in Italien sollte miteinander vereinigt oder halbirt (drei größere Staaten) werden.

zwei Lager, innerhalb deren verschiedene Schattirungen stattfanden. Die Gemäßigten wollten Reform und Freiheit, aber allmählich und unter Beibehaltung der Religion und der Kirche. Die Ultraliberalen hatten ebenfalls verschiedene Abtheilungen, wuchsen aber immer mehr unter der Fahne Mazzini's, welche — mit Recht oder Unrecht — die des rothen Republikanismus genannt wurde. Beide Parteien waren darin einig, daß sie konstitutionelle Freiheit für die Bevölkerung Italiens forderten. Und man forderte im Guten und Bösen. Die verlangten Konstitutionen wurden von den Regenten bewilligt, gutwillig von einigen, von den meisten nur gezwungen. Sardinische Kreuzzeitung folgten darauf. Am 23. März erklärte der kleine König von Piemont mit 4½ Millionen Seelen, ganz allein, ohne einen Verbündeten, dem mächtigen Kaiser von Oesterreich, dem Herrscher über 36 Millionen Menschen, den Krieg.

Es war die Erhebung der Lombardei und der Wut des gesammten Italien, was Karl Albert den Krieg — einen Befreiungskrieg — eröffnen ließ. Piemont besaß ein tapferes und wohlausgerüstetes Kriegsheer, das wußte man. Ganz Italien rief nach Piemont, sich an die Spitze des Kriegs für die Befreiung Italiens vom österreichischen Druck zu stellen. Und Piemont that dies ritterlich.

Karl Albert, der, auf Giobertis und Balbos prophetische Mahnungen und bei dem Aufflammen des gesammten Italien für die Freiheit aller, seinem Volke gutwillig ß Statuto (die Verfassung) ertheilt hatte, stellte sich unaufgefordert an die Spitze des piemontesischen Heers, das in Verbindung mit Hülfstruppen aus allen Staaten Italiens dessen Freiheit vom ausländischen Druck erkämpfen sollte. Aber wenn auch persönlich tapfer, war Karl Albert doch kein Feldherr, und das wußte er. Aber die Hoffnung und die Hingebung waren in diesem Moment überwältigend. König und Volk war eins. Das Volk glaubte an seinen König, war enthusiasmirt für die Sache der Freiheit und belebt in hohem Grade militärischen Geist. Männer mit grauen Haaren kamen und traten unter die Waffen. Knaben von vierzehn Jahren verließen ihr väterliches Haus, um gegen die Oesterreicher zu kämpfen; man sah ganze Familien von Brüdern ihre friedlichen Beschäftigungen verlassen, um sich unter der Fahne Piemonts zu sammeln.

Mit diesem tapfern Heer brach Karl Albert in die Lombardei ein und ging eine Zeit lang von Sieg zu Sieg. Allein Oesterreich konnte ihm Radetzky entgegen und dieser greise Feldherr von 86 Jahren focht dem Lauf der Siege bald ein Ziel. Da zeigten sich denn bei Karl Albert die Mängel, welche in der Tiefe seines Charakters lagen und sich schon während seines ganzen Lebens gezeigt hatten.

Die Verfasserin erzählt nun den weitern Verlauf der Dinge in Italien fast bis zum heutigen Tag. Sie verweilt bei Karl Albert und seinem letzten Augenblicken in Portugal mit besonderer Theilnahme. Von dem erneuerten Kampf Piemonts sagt sie: „Gott beschützt Piemont und will — so scheint es mir — sein Vorgehen. Darum gibt er ihm einen König so redlich und tapfer wie Victor Emanuel und einen Staatsmann wie Herrn von Cavour."

Letztern hat Frederike Bremer vor dem Kriege von 1859 besucht und gibt davon eine interessante Schilderung. Wie sich bei öffentlichen Charakteren von selbst versteht, verschweigt sie keine der Aeußerungen, die ihr Cavour gethan.

Wir kommen darauf zurück.

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Politische Randglossen.

IX.

Was hieß vor vier Wochen das Wort „Venedig verkaufen"?

Wäre Oesterreich ein Staat, dessen Erkrankung man eine vorübergehende Erscheinung nennen müßte, eine Störung, die gesunder und zu naturgemäßem Vereinigungen zurückkehrender Kräfte, so würden wir jedem recht geben, der den Vorschlag eines „Verkaufs Venedigs" in der jetzt üblichen publicistischen Sprache „eine nichtsnutzige Schamlosigkeit", „blödsinnige Schändung des deutschen Namens", „schändliche Feigheit" u. s. w. nennen wollte. Die Zusammensetzung und ewige Lebenskraft Oesterreichs wird aber eher eine gänzliche Germanisirung seiner magyarischen, slavischen und czechischen Bestandtheile möglich machen als je eine organische Verschmelzung mit seinem italienischen Theil.

Wir können uns denken, daß der deutsche Doppeladler wieder in seine mütterlichen Klauen Tirol die Lombardei zurückerhält. Das würde aber, das steht fest, eine Eroberung sein, die aus den traurigsten und unfreiesten Zeit unwürdigsten Zuständen eine Schraube ohne Ende machte. „Verkauf Venedigs" hieß weder ein Mal noch eine That der Feigheit. „Verkauf Venedigs" hieß nicht einmal eine Geldspeculation. Der Name des Verkaufs einer Uebernahme von Staatsschulden, oder ein Ländertausch war hier nur der Ausdruck für friedliche, humanitäre, christliche Lösung. „Verkauf Venedigs" hieß ein Congreß und auf ihm die Anerkennung einer tausendjährigen Verjährung.

Es gibt in der Geschichte Zeiten des Leidens, Zeiten der Schwäche und Zeiten der Erfüllung. Für Italien sind diese letztern angebrochen. Sie sollten auch für alle die angebrochen sein, die an Italien betheiligt sind. Oesterreich kann Italien nur durch seinen eigenen Ruin beherrschen. Die Politik des Zwangs und der Unterdrückung ist auf einem fremden, eroberten Boden die einzig naturgemäße und vernünftigerweise mögliche. Wohin aber ein solches an sich bereits beklagenswerthes System dann auch noch rückwirkend führt, gegen die jetzt aufgehenden Saaten der Metternich'schen Zeit. Oesterreich kann die ihm so nothwendige moralische innere

Revolution wie durchmachen, solange es den italienischen Besitz behält. Sein Adler hat zwei Köpfe, nur Einen Magen. Der schwächste Staat kann nicht zu gleicher Zeit im Süden die, wir sagen es ja, ganz berechtigte Natur eines Kolchisterleuten Raubstaates und im Norden die jener körnerstessenden Taube haben, die das Symbol des Friedens ist.

Da bereits unser alter vaterländischer Seher E. M. Arndt gesagt hat: „Der Welsche und Deutsche vertragen sich nie! Deutschlands Grenze sind seine Riesen und nur da, wo Barbarei lag, müßte noch eine Festung gebaut werden!“ so sollte man eigentlich des Streits um die Rothwendigkeit Venedigs für Deutschland überhoben sein. Möchte sich zu behaupten, daß Venedig an Italien abgetreten, doch nur — an die Franzosen käme. Trieft wird niemand anzuführen wagen und Pontelle, das alte Bollwerk der römischen Kaiser, das Attila zerstörte, könnte in ganz Deutschland wüthen und wüthen helfen, indem es eine Landbefestigung wie Mainz und Rastatt würde. Die Kaiserinanzerfregungen „Wenn Venedig fällt, ist auch Triest verloren!“ Die adriatische Küste ist vertheidigen! Es gibt keine andern Matrosen und Schiffer in adriatischen Gewässern als Italiener! u. s. w. — alles das sind jene Redensarten, die bei allen politischen Reisen mit sachmännischer Miene vorgebracht zu werden pflegen und den Gesellschaftsgesprächen, hohlen Vergötterungen seiner Reisen. Auch die militärischen Depeschen über Cernirungslinien u. s. w. gehören hierher, wie Notizen und beschämende Urtheile von Italiens Armeen als dem „Schild Europas“. Einer, der das Richtige sagte, war nur Napoleon, nicht einmal Lorenzo Medici. Eine besondere Sympathie für jedes fremde Volk, das unter allen Umständen frei und unabhängig sein will, würde ihm an sich ganz gewiß haben.

„Venedig verkaufen“ heißt: Die venetianische und italienische Frage zunächst an einen Kongreß bringen. „Venedig verkaufen“ heißt einen Kongreß zusammentreten lassen, an welchem nicht etwa um den Besitz Venedigs und die vergeblichen Rechenkünstler Oesterreichs sitzen, die Minister der Nationalschuld, die Retter der Valuta — sondern Staatsmänner, nicht noch Diplomaten — aus der Schule des Perikles, Cato, Karl von Frankreich, Ludwig von Baiern, Benjamin Franklin — Staatsmänner, die über Mittel und Wege sinnen, das Glück der Völker anzubahnen, Staatsmänner aus der Schule Jesu von Nazareth. Metternich schickte auf den Kongreß von Verona nur Staatsmänner, die Sterne auf der Brust trugen, die Freiheit der Griechen sollte nicht existiren, die Staatsraison aber, die Sterne in der Brust trägt, die christliche Verpflichtung gegen Italien ist in einer gleichen Lage. „Venedig verkaufen“ heißt, die Lösung der italienischen Frage jenem Minister überlassen, der das mächtigste und wichtigste Portefeuille trägt — die Zeitalter der Geschichte.

Wir hören indessen mit Betrübniß unsere Münche auf. Sie sind leider wandig geworden, seitdem die preußische Politik in ihr neues Stadium, das des militärischen Uebergewichts, getreten ist.

Der Helm des Königs.

Bei Friedrich Wilhelm's IV. Bestattung kamen einige Umstände vor, die in den Zeitungen nicht berichtet wurden. Der sehnsüchtige Patriot hat mal die vielen schwarzen und theilweis weißgefärbten Mützen der von Berlin nach Potsdam strömenden Soldaten. Ein freundlicher Anblick für den König, sie mit Gewehrgriff zu empfangen, wurde durch die Verwunderung und Verzögerung des Trauerzuges verhindert. Einen feierlich ernsten Eindruck machte der schwarz ausgeschlagene, mit Federbusch und Krone versehene, aufrecht getragene Helm des Verstorbenen auf dem prächtigen Sammet, worauf der Katafalk errichtet war, auf dem der goldene Helm mit dem weißen Federbusch, die Handschuhe und das Schwert lagen — es war für den König bei seinem fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläum von der Armee gestiftet worden. Darüber erhellte sich das Kuppelhaus — Hunderte von Kerzen auf hohen Kandelabern warfen ihr glänzendes Licht auf das edle Gepränge. Doch war für die großartige Beleuchtung nicht der Raum zu klein. Als aber der Sarg emporgehoben, der Helm Namens hoch auf den mit acht Pferden prachtvoll bespannten Leichenwagen gestellt wurde und der Leichenzug mit seinen goldenen Rossen sich durchs Brandenburger Thor, nach dem Invalidenkirchhofe bewegte, da war es, als ob — das Herzblut des Volkes am goldenen Helm eine Stärkung, der Helm gold und neue Kraft zu bringen. Zum Mausoleum hinein setzte auf den Leichenwagen den Helm mit seinen weißgrauen Federn — hinschauten vom Chorgitter an die zur Ceremonie Erschienen — — In solcher Kopfbedeckung sah den ersten Monarch im Himmel ein Chor. Der Helm war nur an die Stelle des Verstorbenen zur Krone treten. Die Bedeutung Gott dem König verhältnißvoller als die militärische — — Das wolle doch auch Preußen nur mehr gedenken, als in seinen nächsten und natürlichen Interessen liegt.

Shakspeare's „Wintermärchen“.

Die Dichter sollten den „Schwan von Avon“ ein Denkmal setzen. In seinem „Wintermärchen“ (Winter's Tale) hat er Dichtern eine Krönung bis zum Ohre gereicht. Der Adler der Dichterkunst, Virgil und Calderon, waren sogar, Was nicht ist, kann noch werden!

Kürzlich hat Franz Dingelstedt in seiner Bearbeitung des Shakspeare'schen Werks Dichters nach Motiven und Motiven gesammelt und, da sie die Handlung des Stücks retardiren, in das englische Original zurückgeworfen. Sicilien und Böhmen liegen jetzt in einander durch die Zeitungen eingeführte Phantasie nicht gerade zu nahe beisammen, aber diese Verbindung ist eine sehr glückliche. Im allgemeinen darf man auch Dingelstedt's ganze Bearbeitung der Werke, die vorzüglich am brauchbarsten Shakspeare in wohlgefeilter Fassung erscheinen, eine den Umfang der einmal gewohnten Bühnenarbeit des Dichters mehrende und bereichernde nennen.

Wunderlich genug wie über Wort. Ob das auch, mein[illegible] um den behandelten Stoff, als um den Dichters selbst willen, mannichfach getrübt. Wenn man die prüfenden Blicke seiner ersten und zweiten Versuche in lebendiger Vergegenwärtigung vor Augen und im Herzen hat, entdeckt man in seinen letzten Arbeiten („Timon", „Sturm", „Wintermärchen") eine offenbare Verflachung. Der Dichter, vorherrschend und mehr selbstbewußt, vielleicht von Schmeichlern umgeben, trägt eine gewisse, wohlmeinende Stimmung zur Schau, wo sich oft durch Ironie über sich selbst und sogar über sein vorgefaßtes Ziel hinaus, gewollen durch einen sicheren Humor zu heilen sucht. Ersterem gegenüber liegt dann wieder in Gestalten wie Miranda, Hermione, Perdita eine Tendenz zu reinen, in ätherischen Klängen wie auch dem verklärten Parabiese. Aber die frühen Elemente unterscheiden sogleich wieder die „süße Stimmung und bringe eine andere Moral erfüllet uns". „Timon von Athen" mit seinem wahren Pathos, mit seiner wie aus eigenen Erlebnissen zu unbestimmbaren Resultaten verschiedensten Schlusses ist in der Fassung und dem Zusammenhang schwer wie eine Kolumnenaufschrift.

Wie ganz Shakspeare in seiner ersten und zweiten Periode war, erkennt man deutlich an der Behandlung der Liebe, wie sie an Orsino und an „Romeo und Julie" so trefflich geschildert wird. Dort ist alles Übergang und Schwebe, hier leben wir ein erschütterndes Leben, das eine Ewigkeit der Verschiedenheit ist. Dort Sehnen ist Melodie der Wehmüthigkeit, die Gewißheit der Mahnen, die kunstgerechten Jahrhunderte Jagen — in diesem Drama ist ein Blitzstrahl, der ganz aus heller Haut entsteht. Den Dichter trennen in seiner letzten Zeit zwei Ereignisse. Die gelbste Kluft, soweit sie tabellos mit ausschneiden ist, entspricht hier auf so einem Theaterstreifen, dessen Seiten selbst bewegliche Lust und die Schaulust der Publikum. Junge Leute, der Mühseligkeit der Shakspeare-Zeit, erfüllt seine Theaterausdrücken; der Reiz der Mode wahrte sich im „Sturm", seinem letzten Werke, gab Shakspeare, der als Direktor eines Theaters „Aufmerksamkeit" respektiren mußte, gestattet das Schauspiel an die Spitze. Das schöne Drama ist so Regisseur auch die ganze Szenerie für Kostümen und Maschinen.

Es wird, um die vorliegende Arbeit zu sprechen, nicht gut, wenn unsere vielfachen Vergleiche Shakspeare's Dramen in seinen Entwicklungen auf unsere Weise zu erhalten, auf dem von den vorgeschlagenen Wege der aufgestellten Regionen weiter gehen. Es verbrennlich verschiedentlich ist die Intention einer solchen Theaterstücke beabsichtigt, wie mit der besser Bearbeitung des „Wintermärchen" mit Hülfe nicht eine Reinigung der Poesie, sondern auch mit Hülfe einer ganz, manchmal ungeschickten Verstümmelung der Wortfassung in seinem Drama verbunden, das Gefühl einer Verletzung des Ursprünglichen, einer gewissen Unbefriedigung weist der Kenner und Literaturfreund noch der ganzen Arbeit nicht los. Da müssen die Schauspieler sich zur Nichtbeachtung in Attitüden stellen, müssen stumme Dekorationen ausfüllen, müssen sich Bedingungen fügen von Hallenmusik, neuen Ouvertürenfassungen und Einlagen ohne allen von dichterischen Gegensatz Shakspeare'scher Schönheitsgefühl hilfen; die Rhythmen werden dem Applause zu Liebe verbreitert und mit Sätzen ausgestattet, die nirgends im Original vorkommen; moderne Begriffe und Betrachtungen modernen Anschauungen, wie „ein Thronenwechsel", „die Ehre der Weiber", die Ehre meiner Kinder" u. s. f., beunruhigen selbst den Nichtkenner durch den gerade durch die Kunstkraft herrschen regierten Gegensatz. „Ist denn das wirklich alles schon vom Shakspeare so richtig und für meine Theaterverein so zweckmäßig empfunden worden?" Natürlich. Bei Shakspeare nahezu schon an „Hermann und Dorothea" streifend, wird hier mit dem eingeführten Pompeji-Wandschmuck gestaltet ein Gesellschaftsspiel aus der wirren Poesie. Regisseur beginnt mit seinem „Mein lieber Vater!" fast überschwänglich. Kurz, es liegt wie Dingerlichkeit das Zeugniß gegen mitten, daß es in dem, was die Bühne leisten kann und was sie der gemischten Publikums wegen auch mehr oder weniger leisten darf, außerordentlich heimisch ist und wie oft es auch in seinen eigenen Zwecken wahrhaft schädlich verfährt — doch ist sein Weg bekenntlich. Gerade weil viele seine Intentionen zweckmäßig sind, weil sie an den rechtlichen Stellen angebracht sind und gerade dem Dichter durch die geschickte Aufhalten der Zuschauer einen im Ganzen ganz hohen Reichen aufhalten müssen (z. B. die Tänze über ein „Wintermärchen"), gerade deshalb ist recht das Wort wahr: „Zur alten ist gut nicht von Shakspeare".

Die Darstellung hat durch die Anerkennung aller Hülfsmittel andere Kräfte [illegible] gewonnen an der Lebendigkeit, an der Mannichfaltigkeit, an der Bedeutung gewonnen. Weniger auf der bisherigen Bühne war in allen mimischen Künsten [illegible] vergnüglich. Dagegen hatte die Kunst für schwierige Rollen, die Bildkraft, die sein Gefühl ist so großen Zügen gemalt hat, hier in Person und darum doch zu mächtiger Wirkung und dramatischer Hilfsfrucht bestimmten, [illegible] und wiedergegeben. Der Dichter [illegible] Gestalten ist ihm mit großartiger Wahrheit gegeben. Die Phantasie, die ihm bei mündlicher Mittheilung der Begeisterung gemachte — hat Dichterleben des Königs ist an sich eine nebensächlich anerkennenswerthe, höchst poetische Gestaltung [illegible] — gelingt ihm auf der Höhe möglicher, durch den Dichter möglich gegebener Komposition. Wenn [illegible] Wenn [illegible] mit das Bild, das Bild [illegible] als Dekoration aufhalte — auch unser „Lebens Bild", so [illegible] spezielle Wirkung an Schlusse als Bereicherung seiner vollkommen berechtigt war. Auch die Leistung der „schönen Bilder" hatte der „Glaube" schon damals zu überbieten. Shakspeare führt die Sache (man lese den Anfang) mit einem [illegible] anderen aus, so ist, als wenn es für die Gesellschafter Hermione's den Dramatiker selbst gäbe, wie Shakspeare auch seiner Kunstgeschichte hat, den „italienischen Novelle Julie Romeo" zu Materialien [illegible] und nun einst nun einmal nicht zu bezweifelnden schauderigen Mienen durch eine ganz und der Poesie [illegible] Jugend wieder die Farben einbringen wollte.

Briefwechsel.

— Herrn *** in Trier. Wir haben Ihnen Mittheilungen [illegible] gegeben.

— Herrn *** in London. Wenden Sie sich an die [illegible] Buchhandlung von Trübner in London.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 5. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Verlieren und Finden. Erzählung von Lola Born. IV.—VII. — Türkische Erinnerungen. Mitgetheilt aus den Briefen einer Engländerin von W. Hermes. III. Türkische Eigenthümlichkeiten bei Tische. — Nach Regen. Von Neidhart. Von Max Koch. — Pariser Gerichtstage. I. — Kunden aus der Ferne. III. Mittheilungen aus der Tagebuch der Wilhelm. — Das schlesische Gebirge. — Neue Romane und Novellen. III. — Miscellen. Vom Herausgeber. — Neues aus der Welt.

Verlieren und Finden.

Erzählung von Lola Born.

IV.

Konstanze Müller war ein leicht zu rührendes junges Geschöpf mit schnellklopfendem Herzen und einer gewissen Trägheit, die in jungen Jahren gewöhnlich die Begleiterin eines roslgen Colorits und einer zur Fülle neigenden Gestalt ist.

Es war eine jener Persönlichkeiten, die es nie dahin bringen können, fließend vorzulesen oder ihre kindische Handschrift zu verlieren.

Heute hatte Konstanze schon viel geweint. Adele Müller, ihre in letzter Nacht gestorbene Cousine, war ihr sehr theuer gewesen. Zudem mochten sich vielleicht auch noch andere Gefühle in die der einfachen Trauer um die geliebte Todte mischen. Wer wußte es denn —? — —

Das Taschentuch vor den rothgeweinten Augen verließ sie Madame Boiteau und den Saal.

Sie wollte in ihr Zimmer hinaufsteigen und dort ihren Schmerz so laut und heftig äußern, wie es ihr Bedürfniß war und wie die Achtung vor Madame Boiteau sie verhindert hatte, es in deren Gegenwart zu thun.

Auf der Treppe hatte ein Mädchen, die sie bediente, auf sie gewartet.

„Fräulein Konstanze!“ hörte sie sich flüsternd angeredet.

„Was soll ich?“ fragte sie ohne den Willen, sich aufzuhalten.

„Sie sollen hinunterkommen in den Pavillon — nur einen Augenblick —“

„Um keinen Preis der Welt!“ erwiderte das Mädchen heftig.

Die Fenster des Pavillons gingen auf die Straße. Theobald Ellmer, der im Institut seine Stunden nahm, pflegte sie dort zu sprechen.

V.

Als Anna Müller nach Hause ging, fühlte sie sich müde, ja kleinmüthig. Sie hatte mit einer seit Jahren in ihr einsames Leben hineingewachsenen Beziehung gebrochen. Sie war hierin nicht der Eingebung des Augenblicks, sondern einer fest und ernst ins Auge gefaßten Nothwendigkeit gefolgt. Aber doch fühlte sie sich bange und öde und trauriger, als sie sich gestehen mochte. Selbst die leisesten Beziehungen vermißt ein tiefes Gemüth — den einfachen Gruß — ein ihr hin und wieder vorgetragenes Musikstück — ein freundliches Wort, ja wol auch einen Spaziergang, auf dem Fräulein Friedrich die beiden jungen Leute begleitete. Das alles war zerrissen — nieder-

gemäht. Jetzt sollte es nur Arbeitsstunden im Tage geben, keinen Ausblick mehr; und hatten ihr auch schon lange die Töne des nachbarlichen Klaviers kalt ans Herz gegriffen, jetzt sollten sie ganz verstummen.

Seltsamerweise schien ihr in ihrem Suchen nach einer aufheiternden Lebensbeziehung das gestern von ihr aufgenommene Kind eine solche zu sein. Sie beweinte das Schicksal des kleinen Wesens und ließ manche heiße Thräne in das Mitleid mit hineinfließen, die dem eigenen Geschick galt.

So stieg sie langsam die Stufen hinan. Fräulein Friedrich war indessen bei dem Kinde geblieben. Während ihrer Abwesenheit hatte ein Herr nach ihr gefragt, der eben, als sie eintrat, im Begriff war, wieder fortzugehen.

Auf die Frage, ob sie Fräulein Müller sei, nannte er sich selbst als den Hofrath Rudloff. Dies war ein allbekannter Name.

„Ich fuhr eben vorüber", erläuterte er, „und da ich der Testamentsvollstrecker Ihrer verstorbenen Cousine bin, so wollte ich Sie gleich persönlich einladen, morgen früh 10 Uhr sich im Trauerhause einzufinden. Da sollen die letztwilligen Verfügungen der Verstorbenen bekannt gemacht werden." Dann warf er noch einen freundlichen Blick auf das kleine Kind, das in Fräulein Friedrich's Schoße lag, und empfahl sich dem Mädchen, die in jener gedrückten resignirten Stimmung war, die der Trauererscheinung einen so rührenden, herzgewinnenden Ausdruck gibt.

Fräulein Friedrich hatte große Hoffnungen auf diese Aufforderung; Anna nicht; sie war nicht gewohnt, von dem Reichthum ihrer Verwandten irgend Nutzen zu ziehen.

Ganz umgeben von Bäumen und Bäumen lag das Haus, welches Adele Müller bewohnt hatte. Es war ziemlich neu erbaut, traut und wohnlich in allen seinen Räumen.

Adele Müller war 25 Jahre alt gewesen. Vor zwei Tagen hatte sie noch kurzem Krankenlager diese behaglichen Räume verlassen — verlassen noch nicht, denn ihre Hülle harrte erst noch dort in dem Zimmer, dessen grüne Läden sich geschlossen zeigen, des letzten Liebesdienstes.

Anna Müller wanderte einsam den ziemlich weiten Weg bis zu der einsam gelegenen Besitzung ihrer verstorbenen Cousine, die ihren Bewerbern jahrelang Körbe gab, bis sie darüber fast schon zu vereinsamen schien und eine Grillenfängerin wurde.

Es war ein schöner, heller Morgen und lustig schien die Sonne auf die buntgefärbten Blätter der Bäume. Das eiserne Thor war weit offen. Man erwartete Gäste, die angefahren kamen. Anna Müller schritt nachdenkend über die feuchten Kieswege durch die schon etwas licht werdenden Bosquets. Als diese Flieder, dieser Jasmin, diese Rosen blühten, da dachte Adele wol nicht, daß man sie mit den fallenden Blättern zugleich ins Grab legen würde. Der Wind raschelte in den hochstämmigen Georginen und wehte einen ganzen Regen von Laub von den nahen Weingeländen. Im Hause selbst war alles still. Die Wirthschafterin kam ihr in Trauer entgegen und führte sie in den Salon. Da war noch niemand. Adelens vor kurzem gemaltes Bild lächelte streng, doch lebensfrisch von der Wand herab. Emsig pickte eine Uhr auf dem Pfeilertisch. Alles sah so sauber und wohnlich aus, daß es das einsame Mädchen heimlich ergriff.

Im Nebenzimmer lag die Verstorbene still, friedlich, mit jener räthselhaft geheimnißvollen Würde des Todes, auf ihren weißen Sterbekissen. Adele Müller war im Leben nie schön gewesen, jetzt im Tode war sie's fast. Die letzten Blumen aus dem Garten, Reseda und Myosotisrosen, hatte man über die zarten Formen der jungen Gestalt gestreut.

Indessen knisterten leise Schritte. Die Herren vom Gericht waren gekommen, auch ein Wagen fuhr vor. Es war der Hofrath Rudloff. Er hatte Konstanze aus der Pension abgeholt und in seinem Wagen mitgebracht. Als Anna das Rauschen der Kleider Konstanzens hörte, trat sie in den Saal.

Hofrath Rudloff las mit einer sanften Stimme das kürzlich deponirte und jetzt eröffnete Testament.

Konstanze Müller erbte die Besitzung, in welcher sie sich gegenwärtig befanden. Anna Müller erbte ein Kapital von 6000 Thalern. Nun kamen Legate für die Dienerschaft. Die Hauptmasse des Vermögens bestand in dem nahe gelegenen Rittergute Sternitz. Was die Verstorbene hierüber verfügte, sollte zur Zeit noch nicht bekannt werden. Die desfallsige Bestimmung war in einem besondern Dokument bei dem betreffenden Gerichtsamt niedergelegt, dessen Siegel erst vier Jahre nach dem Tode der Verstorbenen, und zwar am vierten Anniversarium desselben, gelöst werden sollten.

Das waren Geheimnisse, die die junge Todte mit hinübernahm in die friedliche Erde

und die vielleicht niemand kannte als Hofrath Rudloff.

Anna Müller war tief erschüttert. Zu trauen vermochte sie sich angesichts der Verstorbenen nicht. Ebenso wenig konnte sie sich alle die Umwandelungen ihres bisherigen so armselig gewesenen Lebens sofort vergegenwärtigen. Dennoch ging sie in das Nebenzimmer und ergriff dankbar die kalte Hand der Cousine, die sich scheu wie um sie gekümmert hatte. Dabei trat sie Hofrath Rudloff. Auch Konstanze trat in das Zimmer, aber der Anblick der Todten schien sie ganz zu überwältigen. Sie weinte fast laut und konnte sich nur mühsam aufrecht halten.

Anna Müller verlieh im Verein eines kleinen Vermögens, welches ihr riesengroß dünkte, Haus und Garten. Es war ihr, als sei dies nicht blos ein Geschenk Adelens allein, sondern überhaupt ein geheimnißvoller Rapport mit ihrer theuern Todten überhaupt. Das die Mutter es nicht erlebt hat! dachte sie wehmuthsvoll. Unterwegs entwarf sie ihren Zukunftsplan. Nicht allein an sich wollte sie denken.

„Sehen Sie, Fräulein Friedrich, ich sehe wirklich reich zurück!" sagte sie zu dieser, die schon in höchster Spannung der Mittheilung harrte. „Nun kommen Sie! Setzen wir uns!"

Nun erzählte sie. Die Nachbarin sah betrübt vor sich hin. Sie dachte an eine nun wahrscheinliche Trennung von dem vermögend gewordenen Mädchen.

„Nein hören Sie, Fräulein Friedrich", fuhr die junge Erbtochter beschäftigt fort, „ich habe nun so mancherlei Vorschläge, auch für Sie! Es thut mir in die Seele schon seit langer Zeit weh, Sie so einsig stricken zu sehen! Sie ziehen mit mir! Da mit der Kleinen werden wir schon genug zu thun haben. Draußen vorm Thor ein hübsches Häuschen mit einem Gärtchen davor wollen wir miethen! Da wollen wir in der Laube Kaffee trinken und die Zeit wird uns nicht lang werden, so lebhaft, wie es da ist! Denken Sie nicht auch? Ihren Bello nehmen wir natürlich auch mit und ich zahle die Steuer!"

Schon am selben Tage wanderten beide vors Thor und entdeckten eine Wohnung, die ganz diesem idyllischen Ideal entsprach und sofort von Anna gemiethet wurde.

VI.

Unter dem Geläute aller Glocken hatte man Adele Müller zu ihrer letzten Ruhestätte gebracht. Unter den Leidtragenden befand sich auch Theobald Ellmer.

Gesehen hatte er die nun Verstorbene nicht mehr. Der junge Mann sah bleich und verstört aus. Unruhig ging er nach vollbrachter Ceremonie bald hier-, bald dorthin. Es zog ihn nach dem Hause hin, welches die Todte soeben für immer verlassen hatte, und doch fehlte ihm der Muth, es zu betreten.

Endlich that er's. Die Fenster standen überall weit offen und die Gardinen wehten in der scharfen Zugluft. Im Salon stand noch alles unaufgeräumt, wie die Leidtragenden es verlassen hatten — vollgeschenkte Weingläser, an denen sich kaum die Lippen genetzt hatten. Das Piano, auf das ein irrer Blick des jungen Mannes fiel, war fest verschlossen. Es war ihm, als müsse mindestens bei seinem Vorbeigehen eine Saite erklingen — aber nichts regte sich.

Schon, schon im Begriff, wieder fortzugehen, gewahrte er im Nebenzimmer die Haushälterin. Das Zimmer sah seltsam öde aus; man hatte alles entfernt gehabt, um dem Sarge Platz zu machen — jetzt lagen nur ein paar welke Blumen auf dem leergewordenen Raume.

„Marianne", sagte Theobald Ellmer zur alten Dienerin, die ihn gleichgültig angeguckt hatte, „Marianne, haben Sie keinen Auftrag für mich?"

Diese schüttelte den Kopf und bückte sich, die Blumen zusammenzusuchen.

„So ist es mit all diesen Geheimnissen geworden!" sagte der junge Mann zerknirscht.

„Sie verweigerten ihr ja zu kommen, als sie am Abend vor ihrem Tode zu Ihnen schickte!" meinte die Haushälterin.

„Ja, wer konnte denken, daß es so gefährlich war —?"

Marianne drehte ihm achselzuckend den Rücken und machte Miene, ins Nebenzimmer zu gehen. „Fragen Sie doch den Herrn Hofrath!" sagte sie, schon unter der Thür, „der weiß vielleicht mehr als ich!"

Theobald Ellmer stürmte fort — wohin wußte er kaum — nur weit, weit weg — so schnell wie möglich an den Plätzen im Garten vorüber, die er alle so genau kannte —

Was für eine furchtbare Lehre hatte ihm das Schicksal gegeben! Das freie Feld war bald erreicht. So ging er fast bewußtlos den nahen Weinbergen zu, in denen inniges reges Leben herrschte. Auch Sternitz mochte er nicht sehen, das, mit seinen Thürmen von Pappeln umgeben,

glänzend durch die frische Morgenluft leuchtete und wo er glückliche Stunden verlebt hatte —

Theobald Ellmer war der Sohn eines armen Cantors auf dem Lande. Das Dorf, in welchem sein Vater sein Amt bekleidet hatte, lag in der fruchtbarsten Gegend. Daher litt dieser eben keine Noth. Die Bauern waren fast alle reich; demzufolge hatte der alte Ellmer einen übermäßigen Respect vor allen Leuten, die das besaßen, was das Schicksal ihm selbst verweigert hatte — Geld. Das war er im Umgange mit den behäbigen Bauern so gewohnt, daher hatte auch seine ganze lange Persönlichkeit eine gewisse Geschmeidigkeit, die die Bauern, die Pfeife im Munde, mit halben Augen von der Seite betrachteten. Theobald war sein einziger Sohn. Ein Paar Zwillingstöchter hatte er auch, von denen die eine geheirathet hatte, während die andere mit der frühern Herrschaft als „Bonne", wie der Cantor stolz sagte, mit in die Stadt gezogen war. Sein jetziger Patronatsherr war ein Bankier, bei dessen zahlreicher Familie er Klavierunterricht gab. Die Cantorin war die Tochter eines herrschaftlichen Jägers und hatte als Mädchen eine frische, helle und wohlklingende Stimme; der Cantor war Musikenthusiast — so fanden sich die jungen Leute. Nach langen Jahren wurde des Cantors Wunsch, einen Sohn zu besitzen, erfüllt. Welch sanguinische Hoffnungen hegte der glückliche Vater, als er den kräftigen, dunkellockigen Jungen in seinen Armen hielt! Der Sohn eines musikbeflissenen Vaters und einer Mutter, die als Mädchen mit der größten Leichtigkeit das hohe C intonirt hatte, das mußte mindestens einen zweiten Händel geben. So wuchs Theobald unter den heimatlichen Birnen- und Apfelbäumen heran, gar nicht anders gewöhnt, als wie ein geborenes Genie betrachtet zu werden. Auch hübsch wurde der Knabe und Talent hatte er wol auch, mindestens begriff er alles leicht und überwand jede Schwierigkeit, ohne inne zu werden, daß es überhaupt irgendeine gab. „Es gehört alles dazu!" schmunzelte dann der Vater wol dem hochgewachsenen Sohne nach und blinzelte lustig zur Mutter hinüber. Damit meinte er die einnehmende Persönlichkeit des jungen Theobald. Die Mutter saß dann wol in der Laube und ergänzte mit künstlichem, spitzenartigem Nadelgewebe die etwa defect gewordenen Chemisetten und Hauben der Bankiersfrau. Darin hatte Frau Ellmer eine große, leider mehr geübte als bezahlte Geschicklichkeit.

Als Theobald sechzehn Jahre alt geworden war, that sein Vater einen lange überlegten und politisch verbrieften Schritt. Er bat um die Unterstützung und die Protection des Gutsherrn zu dem Vorhaben, den Sohn in der Hauptstadt das Studium der Musik pflegen zu lassen. Der Bankier hegte nun eben keine übermäßigen Erwartungen in Betreff Theobald's, ließ sich aber doch bestimmen, ihm einen Geldbeitrag zu sichern, der ihn bei gehöriger Eintheilung sieben Tage von den dreißigen oder einunddreißigen des Monats vor Hunger zu schützen vermochte, vorausgesetzt, daß der junge Mann eben einen nur normalen Appetit hatte.

So hatte man sich die Rechte der Protection gesichert; man konnte ja doch nicht wissen — die Gutsherrin war in ihren Hoffnungen sanguinischer — sie war Kunstenthusiastin und ließ sich stets, wenn sie in der Stadt war, für jegliches Concert die ersten Plätze reserviren. Sie schwelgte schon in dem Genusse, in irgendeinem glänzenden Concert mit nonchalanter Leichtigkeit den vielbewunderten jungen Künstler als den Protégé ihres Mannes bezeichnen zu können — Damen haben viel Sinn für Nachahmung; es war so imponirend, wenn die Damen der umwohnenden Aristokratie bei etwa vorkommenden Festen die wichtigsten Dinge mit einer Gleichgültigkeit besprachen, als handele es sich um ein zur Erde gefallenes Tuch. Zudem war das stärkste Argument dem Gatten gegenüber die Berechnung, wie wenig der Cantor überhaupt für die Stunden, die er gab, erhielt. Das war praktisch und ließ sich hören. Uebrigens war es die höchste Zeit in anderer Beziehung, daß Theobald das Dorf verließ. Er hatte im Sonntagsstaate des Meiergutsbauern Tochter umarmt. Das hatte unglücklicherweise der Vater gesehen. Wer beschreibt den Zorn des reichsten Mannes im Orte! Seine Tochter küssen — ein Mädchen mit ganzen Kisten voll Linnenzeug, gesammelt von ihrem dritten Jahre an, die schon zur Aussteuer bereit standen — ein Kuß von dem Sohne dieses nichtshabenden, ergrisselnden Cantors! Eine unerhörte Frechheit! „Nehme er seinen Rangen in Acht!" rief der gestrige Mann mit geschwollener Stimme dem alten Ellmer zu. Diesem war der Vorfall der nahen Kirchweih wegen höchst fatal — so beschleunigte man die Reise nach der Stadt. Dort miethete der Vater dem jungen Menschen im vierten Stock eines miesen in der Stadt gelegenen Hauses ein kleines Stübchen — es war dasjenige, das er in seiner besseren Zeit nur noch als Garderobe und

Dachkammer für Bücher und Muſikalien benutzte.

Theobald's gutes Geſchick wollte es, daß die Witwe Frau Müller ſeine nächſte Nachbarin und Wirthin war. Der alte Cantor klopfte beſcheiden an die Thür der Witwe und bat, die Abſchiedsthränen ſchon im Auge, ſie möchte ſich ein wenig ſeines Sohnes annehmen. Anna's Mutter hatte das warmſte, wohlmeinendſte Herz. Natürlich brauchte ein junger Menſch, der wildfremd in die Stadt hereinkam, Rath und Hülfe; ſie verſprach dem Vater, nach beſten Kräften ihm beides angedeihen zu laſſen.

Indeſſen kam Theobald Ellmer weit eher mit der Compoſitionslehre zu Stande als mit der ſchweren und geheimnißvollen Kunſt, mit wenigem Haus zu halten. Madame Müller ſchüttelte wol darüber den Kopf, half, wo es in ihrer Macht ſtand, und bedauerte den Vater, der fort und fort um Geld geplagt wurde. Woher ſoll es denn ſo ein Cantor nehmen! dachte ſie in ihrer menſchenfreundlichen Theilnahme, als Theobald die ſchönſten Kleider trug und ſogar erklärte, eine anſtändigere Wohnung beziehen zu müſſen. Frau Müller miethete ihm zu Gefallen und von ihm überredet die kleine Etage unter ihr und meublirte ſie ſo ſchön, wie ſie nur für einen jungen Gentlemen paßte. Theobald war jetzt zwanzig Jahre, ſpielte ausgezeichnet Klavier, ſang artig und war mit ſeinem langen Haar eine wirklich anziehende Erſcheinung. In ſeiner Abweſenheit kamen freilich die Briefe aus der Heimat mit kargen, gewiß vom Munde abgeſparten Geldſendungen. Es waren Tropfen auf einen heißen Stein und doch nahm ſie der junge Mann. In der That trug der alte Ellmer dieſen niederdrückenden Sorgen, die er ſich anfangs gar nicht ſo groß gedacht hatte — er wurde eingreu. Auch die Bauern trugen dem Sohne ſeinen Kuß auf der Dorfgaſſe ſchwer nach und ließen's den Vater entgelten. Er ſtarb nach kurzem Unwohlſein. Die troſtloſe Witwe kam mit dieſer Nachricht nach der Stadt.

Jetzt mußte geholfen werden und nun kam heraus, daß Theobald ſogar Schulden hatte. Er hatte ſich freilich einen ausgezeichneten Stand auf einer Auction erſtanden und war ſo wohlequipirt, daß er bei Fürſten und Grafen ſalonfähig erſchien. Es war Sommer, die Herrſchaften reiſten in die Bäder und auch Land; er hatte gerade ſeine ſämmtlichen Stunden verloren. Da ging ſeine Wirthin in das Penſionat von Madame Boiteau, für welches ſie arbeitete. Sie erzählte Theobald's Geſchichte mit ſchlichten Worten und die an die Erzieherin gerichtete Bitte hatte das glänzende Reſultat, daß man ihm trotz ſeiner Jugend doch den Klavierunterricht der jüngern Penſionairinnen übertrug. Das brachte ihn der Witwe Müller noch näher.

Jetzt unter dem Einfluſſe des Schmerzes über den Tod des Vaters, durchdrungen von guten Vorſätzen, gewann er Anna's Herz. Es war wirklich Hoffnung vorhanden, er würde ein braver, tüchtiger Künſtler werden. Das war in Anna's Gedächtniß eine köſtliche, goldene Zeit, eine Zeit, wo ihr die leiſen weichen Pianotöne wie ſchöne Hoffnungen in die Seele klangen. Das war die Zeit, wo er ihr den Ring ſchenkte und zugleich an die Mutter eine kleine erſparte Summe ſchicken konnte.

Madame Boiteau konnte ihn anfangs mit gutem Gewiſſen in die angeſehenſten Häuſer empfehlen. So nahm Madame Müller, die bald und unerwartet ſtarb, die troſtreiche Vorſtellung von dem einſtigen Glück der geliebten Tochter mit in die Ewigkeit.

Wenige Zeit aber nach dieſem unglücklichen Abſcheiden veränderte ſich die Lebensweiſe des jungen Ellmer. Er kam wenig nach Hauſe. Auch ſeine Stunden vernachläſſigte er oder zeigte ſich bei dem allerdings die Geduld ermüdenden Unterricht verſtimmt und ertheilte, was vorzüglich die Mütter verletzte und zur Folge hatte, daß die kleinen Hände ihrer jungen Töchter noch unbeholfener, ihre Köpfe noch verwirrter gemacht wurden. In den Stunden ſaß er träumeriſch und ſpielte den an einen Felſen geſchmiedeten Prometheus. Die Muſik, die er ſpielen ließ, nannte er, ſelbſt wenn ſie Haydn's oder Mozart's Namen trug, Jeſſ und geberdete ſich dabei doch, als wenn die Fragen des Jahrhunderts durch nichts zu löſen wären als durch Muſik. So verlor er die meiſten Stunden. Man zog einen jungen ſchlichten, pflichttreuen Mann, der viel Glück im Unterricht hatte, dem jungen Ellmer unbedenklich vor.

Madame Boiteau erkannte bald, daß ein Verhältniß zu einer ehemaligen Schülerin — zu Adele Müller, an dieſer ungünſtigen Wendung ſchuld ſei. Adele Müller, die reiche, ſelbſtändige Jungfrau, war eins jener dem Manne ſo gefährlichen weiblichen Weſen, die dieſen rückſichtslos und ſelbſtſüchtig nur nach der eigenen Leidenſchaft fragend ſeinem Berufe entfremden. Anna war

Welt? Ich will Sie die Welt kennen lehren. Ich habe erfahren, daß eine Marie Winter ſich heute verlobt hat.

Heinrich
(betroffen).

Verlobt?

Präſident.

Ohne Zwang, aus freier Wahl! Fragen Sie nicht mit wem?! — — Ich weiß es nicht. Entſetzlich genug, (bitter) daß man Sie nur noch an die Ironie des Schickſals erinnern kann. Hier das Zeichen Ihres früheren Verlöbniſſes. Sie brachte uns den Ring und zeigte uns freiwillig ihren Entſchluß an. Sie lieben es, ſich Welten aus Ihrem eignen Innern zu ſchaffen — vielleicht (legt den Ring auf den Tiſch links) brauchen Sie dazu (mit Bitterkeit) dieſe glänzende Aſche Ihrer Vergangenheit!

(Ab.)

Heinrich
(greift erſtarrt nach dem Ring).

Vorhang fällt.

das Gegentheil. Sie war und blieb noch immer die Seele seines Strebens, die treue und selbstvergessende Förderin alles dessen, was ihn seinem Ziele nähern konnte. Zum Unglück war Adele reich. Was fragte sie nach versäumten Stunden und Pflichten! An ihrer Seite sollte er sitzen, ihr angehören mit jedem Gedanken. Die in dem jungen Mann natürlich zeitweilen aufdämmernden Gefühle des Ueberdrusses und der damit verbundenen Unzufriedenheit mit sich selbst erstickte sie mit Ausfällen höchster Reizbarkeit, mit Vorwürfen und Scenen leidenschaftlichster Eifersucht — so eigentlich gefesselt fühlte er sich daher natürlich nur für kurze Zeit. Aber dieses Verhältniß bot seinem angeborenen Leichtsinn die reichste Nahrung. Adele ließ sich's nicht nehmen, ihre „Stunden" theuer zu bezahlen. So war er bei alledem vor Sorgen geschützt. Die Schuld aller fernern Charakterlosigkeit warf er unbedenklich auf die Schwachheit Adelens, er selbst „konnte nicht anders". So entschuldigte er sich. Ein so alle Rücksichten vergessendes Verhältniß wie das zwischen ihm und Adelen wendet sich sehr oft in Haß und Bitterkeit. So ging es auch hier. Er wurde gleichgültig und Adele hatte sich in den Kopf gesetzt, zu sterben. So schien es mindestens. Das Weitere blieb der Welt verborgen — Thatsache war, daß Adele wirklich starb, nachdem sie, in aller Stille, auf ihrem Gute Sternig, abgeschlossen von der ganzen Welt, einige Monate in geheimnißvoller Zurückgezogenheit verlebt hatte.

Jetzt wanderte Theobald dahin. Verstört, erbittert auf das Schicksal, an sich selbst verzweifelnd. Anna, die nur ihn verloren war und die er deshalb zu lieben wähnte, Adele, auf deren Sarg soeben seine zitternden Hände Erde hinabgeworfen hatten — Konstanze, um derentwillen er Adele und Anna vernachlässigt, trat vor seine Seele — Konstanze mit ihrem langen Kreppschleier, wie er sie heute, aufgelöst in Thränen, am Grabe der Baronin gesehen hatte —

Er suchte Vergessen — nicht das langsame, aber sichere Vergessen, welches in der Wiederkehr zu den verlassenen Berufspflichten liegt, nein, schnell, gewaltsam — wie es der Wein gibt oder die Kugel, die sich der Selbstmörder ins Gehirn jagt. Hohnende Geister sprachen ihm: Warum stellst du denn nicht allen Kummer hinter dir weiten? Rings in den bewimpelten Weinbergshäusern jubelten lustige Menschen. Erweckten Thränen die Todten? So war er ein in eins derselben. Er fand auch wirklich Vergessen, das frischgeschlossene Grab und der von Anna zurückerhaltene Ring versanken in nichts. Warum sollte er denn der ihn umgaukelnden Gestalt nicht folgen, die jetzt, ohne verhüllenden Trauerflor, ohne Thränen, lächelnd Konstanzens Züge trug! Man sah ihn bis um Mitternacht bei einem Ball, den ein Unternehmer als „Italienische Nacht" angekündigt hatte.

VII.

Bereits zwei Jahre wohnte Anna in dem kleinen Häuschen vor dem Thore.

Die kleine Marie (diesen Namen bezeichnete ein dem Korbe beigelegtes Blatt als den des Kindes) hatte indessen laufen gelernt und war in der beständigen Nähe von Pelle anzutreffen, der dem kleinen lieben Wesen gegenüber alle seine knurrigen Gewohnheiten abgelegt hatte.

Anna war glücklich. Ihr ganzes Herz war erfüllt von Dankbarkeit über die ungewohnte Behaglichkeit ihrer Lage. Daß sie viel gelitten hatte, konnte man wol aus ihren Zügen herauslesen. Aber das gab diesen nur einen verschönenden Ausdruck.

Fräulein Friedrich war die Glücklichste. Glücklich im Umgang mit Anna und durch der kleinen Marie Aufblühen ganz beseligt. Jetzt hatte sie nichts mehr zu thun, als für diese Strumpfchen zu stricken.

Eine Ausnahme bot dem sonst schlichten und einfachen Leben der beiden Frauen der öftere Besuch des Hofraths Rudlof. Fast hätte man meinen können, er suchte eine zärtere Beziehung zu Anna. Wenn dies jedoch vielleicht im Grund seiner Seele wirklich der Fall war, so mußte doch dem offenen Darlegen dieser Neigung irgendetwas störend im Wege liegen. Das spürte man deutlich. Selbst Anna dachte oft an ein vielleicht früher gegebenes anderweites Versprechen — denn verheirathet war der Hofrath nicht. Daß er sich an ihre frühere einfache Lebensstellung hier, konnte sie kaum annehmen, mindestens wurde ihr diese Annahme schwer. Hofrath Rudlof war ein durchaus edler, vorurtheilsfreier Mann. „Zudem war ja ihr Vater immer der Sohn eines Commerzienraths, dachte sie dann oft fast lächelnd — wenn auch die Verdienern ihrer Mutter, wie sie wohl wußte, Generationen hindurch Monarchen bewohnt hatten. Im übrigen dachte Anna nur an die Existenz irgendeines derartigen Hindernisses, wenn Rudlof's Benehmen sie selbst darauf hinwies. Sie für sich selbst begehrte kaum mehr als seinen freundlichen Gruß, wenn er bei ihrem Hause

vorüber nach Sternitz fuhr, welches er zu Gunsten des bisjetzt noch unbekannten Erben verwalten ließ. Kam er dann und sprach so freundlich mit der kleinen Marie, deren Dasein ihm für Anna als vollkommen nicht gravirend bekannt war, und schien so gern in Gemeinschaft Anna's in der Laube Kaffee zu nehmen, daß sie an nähere Beziehungen kaum dachte, wiewol die Friedrich ihr zum öftern, wenn der Hofrath fortgegangen war, geheimnißvoll zuwinkte.

Bereits vor Jahresfrist war Konstanze Müller denn wirklich die Gattin Theobald Allmer's geworden. Kurz nach der Trauung hatte das junge Paar eine große Reise nach Italien und dem südlichen Frankreich angetreten. Anna sah sie in einem mit Koffis hochbepackten Wagen nach dem Bahnhof fahren.

Vor kurzem waren sie zurückgekehrt und hatten das von Adelen ererbte Landhaus bezogen. Ein kleines Kind brachten sie mit, welches in der Fremde geboren war und das auf dem Arme einer aus Frankreich mitgebrachten Wärterin in abenteuerlicher Kleidung ein Gegenstand höchsten Interesses für die kleine Marie war.

Theobald Allmer war durch die kostspielige Reise, welche er als seiner Kunst halber unternommen darstellte, nicht gerade vortheilhaft verändert. Er sah bleich und hohlwangig aus. Konstanze war stark und frauenhaft geworden. Aber auch sie hatte nicht das Ausleben innerer Zufriedenheit.

Bald wurden seiten Theobald Allmer's Concerte angekündigt. Sie wurden auch wirklich abgehalten, aber sein Spiel, seine Compositionsweise gefielen nicht. Man fand ihn manierirt, seine Gedanken ohne tieferes zum Herzen Dringen. Die alte Gutsherrin sah sich um das Glück gebracht, einen gefeierten Künstler als den Protegé ihres Mannes bezeichnen zu können. Sie und vier Töchter glänzten auf den Stühlen — aber man frostete arg.

Hofrath Rudloff drückte sich Anna gegenüber auf das höchste mißbilligend über das junge Ehepaar aus. Konstanzens Vermögen war nicht allzu groß. Selbst der Theil desselben, den er bis zur Großjährigkeit der jungen Frau hatte sicher gestellt hatte, war verloren und deckte kaum die bereits vorhandenen Schulden.

Von Konstanze erfuhr man, daß sie so launenhaft und verdrießlich wie nur möglich war. Sie verließ ihre Gesellschaft nur, um die mit der im Fonds ihres Wagens zu vertauschen. Statt bei ihr Rath und Trost zu finden, mußte Allmer sorgfältig alles, was ihn bedrückte, vor den Augen seiner Frau verheimlichen. Irgendeine Mittheilung, eine Vertraulichkeit wäre eine Erschwerung des schon ohnehin Schweren gewesen. So trug er alles allein oder mußte es allein tragen. Das rieb ihn auf. Wie anders wäre Anna gewesen. So dachte er unwillkürlich, wenn er hinter den kleinen Fenstern des anspruchslosen Häuschens sie zuweilen erblickte.

Der einzige, der Konstanze zeitweilen einige ernste Worte sagte, war Hofrath Rudloff. Aber es half nicht viel. Höchstens rief es einen Sturm von Klagen hervor. Sich einschränken, wie konnte sie das! Dazu gehört Muth und den hatte sie nicht. Das Beibehalten des von Adele Müller hinterlassenen fürstlichen Gespanns ging mit dem Besitz von Sternitz zusammen und das belasten sie ja nicht. „Ohne Sternitz kein Wagen!“ sagte Rudloff. Aber das war Konstanzens schwächste Seite. Allmer selbst, wenn er gewollt hätte, fühlte sich nicht energisch genug, auf Abschaffung des Wagens zu dringen. So ließ man alles beim alten und täglich schwand und schmolz das noch übrige Vermögen. Die einzige Hoffnung des jungen Paares beruhte auf dem einstigen Besitze von Sternitz. Langsam schwand die Zeit. Diese vier Jahre Konstanze glaubte fest und bestimmt, daß ihr die Gouvine, aus innerem Groll wegen Allmer, erst nach vierjähriger Ungewißheit den schönen Ritterlig beschieden hatte. Wie oft drang sie in den Hofrath und verlangte Auskunft. „Sie wissen alles! Warum haben wir das Gut nicht schon jetzt?“ rief sie voll Zorn. ... Der Hofrath zuckte die Achseln und erwiderte: „Haben Sie Geduld!“

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Türkische Erinnerungen.

Mitgetheilt aus den Erzählungen eines Engländers von W. Hernay.

III. Allerlei Eigenthümlichkeiten der Türken.

Bei meinem längern Verweilen in der Türkei sah ich alle Tage mehr ein, wie schwer es ist, eine genaue Einsicht in das Wesen der Türken und dann ein richtiges Urtheil über Privatleben und öffentliche Verhältnisse des Landes zu gewinnen. Für den ersten Anschein ist östlich identisch mit orientalischem Glanz, Pracht und steifer Ruhe; selbst die Lage ihrer Hauptstadt, wie sie von ihren Hügeln herab sich spiegelt in der klaren Flut des Bosporus, über welche die Paläste der

Paſchas und reichen Türken wie goldener Schmuck überhängen, ſcheint für Konſtantinopel mit Recht den Namen „Königin der Städte" zu beanſpruchen. Sie beherrſcht die marmorſtrotzenden Küſten Europas und die durch die Geſänge Homer's in alte Romantik gehüllten dunkeln Berge Aſiens. Dennoch fühlt man alsbald, daß über dieſes ſtolze Volk eine Regierung waltet, welche des innern Gehalts der Nation nicht würdig iſt.

Miniſter, der Beſtechung zugänglich — Beamte, in Ohnmacht gewiegt — ein Hof ohne Beſtändigkeit — laſſen in dem eigentlichen Volksleben der Türken auf Mangel an Energie ſchließen.

Doch alles dieſes liegt für die erſte Beobachtung auf der Oberfläche. Näherer Anſicht entgeht es nicht, daß große Verbrechen in der Türkei ſelten ſind, daß ein ſtolzes Selbſtbewußtſein auch der untern Klaſſen den gewöhnlichſten Türken als Menſchen dem ſtrahlenden Paſcha gleichſtellt, welchem wiederum jede Ueberhebung über ſeinen Mitmenſchen fremd iſt. Konſtantinopel mit ſeinen faſt 700000 Einwohnern hat eine Polizei von kaum 150 Mann und ſelbſt dieſe Karaſchik ſind mehr zu Schein und Schau als für wirkliche Zwecke. Beim erſten Grauen des Abends werden die Straßen Konſtantinopels ſtill und wenn dann irgendwo ein lautes Wort zu denſelben widerhallt, ſo iſt es das Gelächter eines Kindes oder eines weinerlichen Kranken. Der „Muſelman" lacht nie laut; ein ſtilles Lächeln um ſeine Lippen, ein inneres Schütteln ſeiner Bruſt und ein Lichtſtrahl in ſeinem ernſten Auge ſind die einzigen Zeichen ſeiner heitern Stimmung. Der Türke iſt der praktiſchſte Philoſoph der Welt; zufrieden mit dem Gegenwärtigen, blickt er auf daſſelbe nur wie auf ein ſchwindendes Gut, welchem zu großen Werth beizulegen oder über deſſen Verluſt in Trauer zu verzweifeln gleich thöricht wäre.

Reichthum und Ehre kommen und gehen wie die wechſelnden Tage, ohne daß des Anſehen des Türken darunter leidet. Der Bootsmann auf dem Bosporus und der Thürſteher auf den Straßen ſind gleich wählbar zum Amte des Paſchas wie der Sohn eines Effendi. Der Barbier, der am Montage den Paſcha noch bei der Naſe hielt, iſt vielleicht am Donnerstag ſchon in der Lage, ihm die Hand zu reichen. Eine Volksrevolution in der Türkei gehört zu den Unmöglichkeiten. Jeder Türke hat ſein Fleckchen Grund, wo er ſeinen Weinſtock zieht und unter dem Schatten ſeines Feigenbaums ſeine Pfeife raucht; die politiſchen Leidenſchaften des Volks werden hier eher durch Neuerungen erregt, als wenn alles beim alten bleibt. „Wie!" rufen ſie in ihrer Philoſophie aus — „warum etwas ändern, was gut iſt? Wenn wir zufrieden ſind, was können wir mehr verlangen?" Ein freundlicher Zug im Nationalcharakter des Türken iſt ſeine Mildherzigkeit und Erbarmung für alle Creatur. Im Hafen von Konſtantinopel wimmelt es von wilden Enten und den ſonſt ſo ſcheuen Tauchern; letztere tauchen neben dem Ruder der Kaiks unter und hinter dem Stern des Bootes wieder hervorkommend ſchauen ſie mit ihren blauen Augen unbefangen auf die Wendung des Steuerruders. Seemöven drängen ſich wie Tauben auf den Dächern Konſtantinopels und die Schildkröte ſchlägt furchtlos ihren Purzelbaum längſt den Kais des Hafens. Herrenloſe Hunde ſchauen aus den für ſie gebauten Strohhütten mürriſch auf den vorbeigehenden Fremden und üben eigene genaue Polizei unter ſich, daß kein fremder Hund in ihr Revier komme. Muthwillige Tödtung eines Hundes koſtet dem Schuldigen gegen 1000 Piaſter, welche er in eigenthümlicher Weiſe beibringen muß. Der getödtete Hund wird am Schwanze aufgehangen, ſodaß er mit der Schnauze den Boden berührt, worauf der Schuldige ſo viel Hirſe und Weizen anſchütten muß, bis der Hund über und über bedeckt iſt. Das beigebrachte Korn wird an die Armen vertheilt.

Auch anderweitig bekannt iſt des Türken Liebe für Kinder, wie die ihm durch ſeine Religion vorgeſchriebene Pflicht, hilfloſe Kinder zu adoptiren. Während meiner Anweſenheit in Konſtantinopel erkrankte der kleine Neffe des Reis-Effendi, d. i. des Miniſters des Auswärtigen, deſſen Gemahlin ich unter meine Bekannten zu zählen die Ehre hatte. Für das Kind war knappe Diät vorgeſchrieben, weshalb der Miniſter ſeinen ganzen Haushalt auf dieſelbe Diät ſetzte, damit das Kind nicht eine lockendere Speiſe ſähe, wonach es ſchmerzlich verlangen möchte, ohne daß man dieſem Verlangen genügen dürfte.

Die Adoptivkinder nennt der Türke „Kinder der Seele"; eigene Entbehrung, ſelbſt Armuth ermüdet den Türken nicht im Wohlthun, wo ſein Gefühl ebenſo gut wie ſein Wort verpfändet iſt. Die Mutter des Türken genießt des erſten Anſehens in der Familie. Der Osmanli ſagt: „Meine Frauen ſterben und ich kann ſie erſetzen; meine Kinder kann ich verlieren und andere mögen mir geboren werden; aber wer ſoll mir die Mutter wiedergeben, die dahingegangen iſt und die

ich nie wiederſehen ſoll?" Das ſind Züge eines reichen, ſchönentwickelten Menſchenherzens; ſolche Barbarei des Orients, ſo mag das civiliſirte Europa inmitten ſeiner ſtolzen Wiſſenſchaft und mannichfachen Kenntniſſe ſich dreiſt geſtehen, ſolche Barbarei des weniger hochbegabten Türken wäre der Sittlichkeit Europas zu wünſchen. Auf den Tod blickt der Osmanli mit zufriedener Ruhe. Er verbindet mit dem Tode nicht die Bilder des Grauens und Schreckens; ſeine Theuern ruhen auf freundlichen grünen Abhängen der Hügel, wo das Licht des blauen Himmels auf die Gräber niederblinkt, neben den Straßen der Städte, wo die Todten ſozuſagen ſich mit den Lebenden wiederzuſammenfinden. Der Türke denkt ſich nicht getrennt von der Generation, die dahingegangen iſt, und er iſt ſelbſt bereit, ſeine Stelle demjenigen zu überlaſſen, der ihm wieder folgen wird. Die Religioſität des Türken iſt ein ſtetiges und aufrichtiges Gefühl ſeines ganzen Weſens; fragt man einen Türken nach ſeinem Befinden, ſo erhält man die Antwort: „Schukur Allah" (Gott ſei Preis, ich bin wohl!) Alles wird auf die große erſte Urſache bezogen. Unter Menſchen betrachtet ſich der Osmanli als den erſten; hat er aber ſeine Pantoffeln an der Thür der Moſchee abgelegt, ſo hat er auch allen Stolz von ſich abgethan und bringt ſeine Ueberhebung vor das Angeſicht des Allerhöchſten. Der ſtrahlende Sohn des Osmans, der in ſeinem Salamlik (Herrenwohnung) auf ſeidenen Kiſſen ruht und von gehorſamen Sklaven bedient wird, läßt ſich im Gotteshauſe nicht auf einen ſammtgepolſterten Lehnſtuhl nieder, ſondern er nimmt ſeinen Platz inmitten des Volkshaufens. Der Effendi ſteht neben dem Waſſerträger, der Bei neben dem Sackträger, mit denen er dann nur ein Gleicher iſt; er beugt nicht die göttliche Majeſtät gebeugten Kniees mit weltlichem Stolze auf der Stirn.

Es iſt wahr, der Türke haßt jeden Fremden; doch iſt dieſes Gefühl mehr eine Folge des Bewußtſeins, daß ſeitens Europas, zumal Rußlands, der Türkei das Leben nicht gegönnt wird, und um ſo mehr muß man die Ruhigkeit anerkennen, mit welcher ſie dem Fremden und Giaur begegnen.

Die Beiſpiele ſind ſelten, in welchen ein Türke, die höchſten Klaſſen ausgenommen, zwei Frauen nimmt. Gewöhnlich heirathet er eine Frau ſeines Standes und ſollte er dann aus Laune oder Gründen ſeinen Haushalt erweitern wollen, ſo kauft er Sklavinnen aus Circaſſien und Georgien, welche dann Odaliſken heißen. Jedoch bleibt die Frau, die Buyuk Hanoum, die Herrin des Harems, der die übrigen Einwohnerinnen, die Odaliſken, mit der größten Ehrfurcht gehorchen. Die Türkin iſt nur der Geſtalt nach eine Frau, dem Herzen nach iſt ſie ein Kind geblieben; vollkommener Mangel an Erziehung läßt ihre Gedanken beſchränkt; man gebe ihr Shawls, Diamanten, geräumige Wohnung in Stambul und ein ſonniges Palais am Bosporus und ein türkiſches Weib iſt das wahre Bild der Glückſeligkeit; ſie ekelt ſich nicht mit tauſend Zweifeln und Aengſten, ja mit den künſtlich geſchaffenen Bedürfniſſen der Europäerin, deren Geiſt hierdurch ſo oft umdüſtert und niedergedrückt wird.

Wäre ich ein Mann und zum Leben des Sklaven verdammt, ſo würde ich die Sklaverei in einer türkiſchen Familie wählen. Der Osmanli kauft ſeinen Sklaven, ihn zu ſchützen und zu unterſtützen, und er ſchenkt ſich in demſelben ſo manchen, worüber er mit ſeinem Gelde nicht gebieten kann, ein ergebenes und liebendes Herz, bereit, in des Herrn Dienſte alle ſeine eigenen Hoffnungen aufzugeben. Die leidenſchaftlichſten Gegner der Türkei werden den Umſtand nicht wegleugnen, daß faſt die ganze Jugend beider Geſchlechter in Circaſſien bei ihren Aeltern darauf beſteht, nach Konſtantinopel gebracht zu werden, wo ihnen der Weg zu Ehre und Rang offen ſteht. Man ſieht die Sklaven ebenſo wohlgenährt und gekleidet wie ihre Herren; die Arme über die Bruſt gefaltet, miſchen ſie ſich, ohne einem Vorwurfe zu begegnen, in das Geſpräch der Herrſchaft; bei ihrer großen Anzahl in den beſſern Familien iſt ihre Arbeit wie das leichte Thun einer Fee; obſchon ich in vielen Harems wiederholt mehrere Tage zugebracht habe, ſah ich daher auch nirgends jene die Geſellſchaft ſo ſehr ſtörende, ſich überſtürzende oder zu mühſame Geſchäftigkeit der Dienerſchaft. Sollte ein Sklave ſich nicht wohl fühlen in einer türkiſchen Familie, ſo braucht er nur ſeinen Willen, anderweitig verkauft zu werden, ſeinem Herrn dreimal zu äußern, worauf nach dem Geſetz der Herr ihn anderweitig verkaufen muß, bei welcher Gelegenheit der Sklave ſeinen Käufer wählen kann. Ein Beiſpiel für viele: Die Frau eines Paſchas hatte eine Sklavin, welche, einem jungen Manne aus der Nachbarſchaft zugethan, deſſen Eigenthum werden wollte. Sie verlangte deshalb zu dem Sklavenmarkte geführt zu werden, was denn auch geſchah. Ein aſiatiſcher Kaufmann bot [illegible] Piaſter für ſie, während ihr Geliebter

wegen beschränkter Vermögensverhältnisse nicht mehr als 12000 Piaster bieten konnte. Als sie dem Kaufmann übergeben werden sollte, gab sie ihren Entschluß auf folgende Weise kund: „Ich will ihm nicht gehören! Da war ein junger Mann auf dem Markte, welcher 12000 Piaster für mich bot, und ich bin entschlossen, ihm zu folgen! Sie, meine Herrin, haben nur 10000 Piaster für mich bezahlt, folglich gewinnen Sie noch 2000!" Diese ihre Erklärung war entscheidend; sie wurde das Eigenthum ihres Geliebten und der Kaufschluß der Sklavin kostete ihrer Herrin 80 Pf. St.

(Ein vierter Artikel: Straßen der Natrone, in nächster Nummer.)

Nach Neapel.

Ein Reisefragment.

Vor einigen Jahren lockten mich sanguinische Hoffnungen nach Neapel, dieser so oft und hochgepriesenen Stadt, dem Eldorado meiner Jugendträume.

Ich durcheilte Deutschland, die Schweiz, Italien, berührte Rom und ging von da nach dem befestigten Hafenplatz Civita-Vecchia, um eines herrlichen Abends am Bord eines eleganten Passagierdampfers der berühmten Marseiller Linie, getragen von den Wogen des Mittelmeers, Neapel zuzusteuern.

Der „Neptun" verließ den Hafen, von den Strahlen der untergehenden Sonne in Gold getaucht, vom Geräusch der Schaufelräder geleitet, in lustigen Sprüngen umtanzt von den Wogen des Mittelmeers, die der frische Abendwind erregte. Die raschen, hüpfenden Bewegungen des Dampfers schienen das Behagen auszudrücken, den stillen, verödeten Hafen verlassen und sich von neuem auf weiter Meeresfläche schaukelnden tummeln zu können.

Die Nacht folgte, wie stets in diesen südlichen Gegenden, dem Dämmerlicht sehr rasch und wie der Schlaf sich auf Lebendes und Todtes legte, so beruhigten sich auch die bewegten Wasser mehr und mehr, bis endlich die See einer unbegrenzten, blauen, geglätteten Fläche glich, von dem Mond in einer Klarheit, wie sie nur südlichen Zonen eigenthümlich ist, geisterhaft beleuchtet, überwölbt vom ewigen Himmelsdom. Es erschien mir fast als Frevel, diese heilige Stille vom Schnauben und Toben der Maschine unterbrechen zu lassen und dem Schiffsteufel zu gestatten, den Frieden mit gewaltigem Schaufelschlage zu stören und das weite Wassergrab aufzuwühlen. Ein leuchtender Streifen bildete die gewaltsam geöffnete Straße und folgte als Schweif dem Kometen des Meers, seinen unsteten Lauf bezeichnend.

So verstummten auch die angeknüpften Unterhaltungen zwischen den zahlreichen Passagieren aller Länder und Zungen. Die Klagen vom Heimweh, von der Prellerei der Wirthe, von den schlechten Betten verhallten, das Anpreisen der vorzüglichsten Gasthöfe und Sehenswürdigkeiten, die Mittheilungen der angenehmen und traurigen Reiseerinnerungen waren zu Ende. Die meisten Reisegefährten, praktische, mehr für die Conjuncturen des Handels als für seltene Naturschönheiten eingenommene Kaufleute und kaltsinnige Engländer suchten die Ruhe in den Betten und nur wenige vereinigten sich mit mir, um die Stunden des Schlafs dem poetischen Genuß der großartigen Umgebung zu opfern, um auf dem Verdeck, von kühler, säuselnder Luft in Träumereien gewiegt, dem Reiz der zauberischen Nacht sich hinzugeben, die verschiedenen, bizarr geformten, in Duft gehüllten Inselgruppen gleich Gespenstern schüchtern vorübergleiten zu sehen und erstaunten Blicks die Silberwogen zu betrachten, welche unter dem Druck der Schaufelräder entstehen.

In solchen Momenten gibt sich die schweigende Seele, dem Gewöhnlichen und Alltäglichen entrückt, eigenthümlichen Reflexionen hin, denen man sonst nirgends begegnet, die nur der imponirende Augenblick erzeugt und die ebenso schnell wieder verrauschen, als sie auftauchten.

Mein reiches, bewegtes Leben hat mich neben Bitterm und Entsetzlichem manches Große, Schöne und Angenehme kennen und genießen lassen. Vor tausend andern berief mich das gütige Geschick, hinter das eigentliche Wesen der Dinge Blicke werfen zu dürfen. Nichts ist aber mehr im Stande gewesen, Geist und Gemüth weich zu stimmen, dem Irdischen zu entheben und mir Ahnungen einer heiligen Bestimmung, einer bessern, vollkommenern Zukunft zuzuflüstern als der Anblick des großen, ernsten Meers, mochte es im erhabenen Aufruhr brüllend seine Wassermähnen schütteln oder in heiterer, sonniger Klarheit, in tiefem Frieden zu mir sprechen. Wenn dann durch Finsterniß und Sturm rettende Leuchtfeuer erglänzten oder in bleicher, milder Mondnacht duftumhüllte, grotesk geformte Eilande auftauchten, so erschienen sie meiner hoffenden Seele gleich Stationen, welche die Gottheit an den Grenzen

der Länder, an den Ufern der Waſſer wie im irdiſchen Leben als einladende Ruhepunkte aufſtellte und die uns, von einer zur andern pilgernd, endlich dem ſchützenden Hafen, dem erſehnten Reiſeziele zuführen, wenn es gelingt, die Klippen zu vermeiden, welche im Meere und auf der Wanderung durchs Leben eine hämiſche Macht uns in den Weg wirft.

So gleicht das Leben einzelner der ſturmbewegten See, während dasjenige anderer einem Wieſenbache ähnelt, deſſen Ufer duftende Blumen zieren. Und wie im Leben ein kräftiger Geiſt, kühnes Wollen Unglück und Misgeſchick erfolgreich bekämpfen kann, ſo freue ich mich auch der Stürme auf brauſendem Meer, denn auch dort zeigt der Menſchengeiſt ſeine Macht, wenn er auf gebrechlichem Fahrzeug die Elemente beſiegt und des wüthenden Meeres hochanſtrebende Wellen ohnmächtig am Bug des Schiffs abgleiten und in die Tiefen verſinken ſieht, der ſie nur momentan ſich entreißen durften.

Dieſe Gedanken brachte mir als geiſtige Grüße die idylliſche Nacht, während ich mich dem Golf von Neapel näherte. Die Kenner der menſchlichen Regungen und Ideen behaupten, der Abend ſei mehr als der proſaiſche, vom aufſtandenden Tageslärm beſtrahlte Morgen geeignet, die Seele und das Gemüth der Poeſie zuzuführen und zu erhöhter geiſtiger Anſchauung hinzudrängen. Mag dies im allgemeinen richtig ſein und das myſtiſche Dunkel der Nacht manches mit poetiſchem Reiz bekleiden, was vor dem Licht der Sonne nicht beſteht, ſo machte doch der glänzende Morgen, welcher auf die ebenbeſchriebene nächtliche Waſſerreiſe folgte, eine Ausnahme. Hatte die Phantaſie auch im nächtlichen Dunkel manches mit verklärendem Auge betrachtet, ſo verlieh doch das Morgenlicht eigentlich erſt die wahre, zauberhafte Farbung. Poetiſcher konnte nichts ſein. Die Sonne entſtieg roſigem, leichtgehaltenem Gewölk und ſandte ihre blitzenden Strahlenpfeile, das Leben wach rufend, über das blaue, flimmernde Meer, über die üppig gelagerten, wellenumſpülten Ufer und ihre reiche Vegetation. Als dann vom mächtigen Tageswehl verdrängt die Morgennebel ſchwanden, als das Auge die blendenden Lichtreflexe bekämpft, als es ſich erlabt und erfriſcht hatte am Farbenreichthum der entzückenden Umgebungen, zeigte ſich erhaben und impoſant, überſchattet von wirbelnder Rauchſäule, der koloſſale Veſuv, ein ewiger Opferaltar Gottes. Zu ſeinen Füßen, den Herrſcher demüthig verehrend, ſtets von ihm überblickt, zeigten ſich in ſaftiges Grün weich gebettete reizende Dörfer und Villen, deren klaſſiſche Namen ganze Geſchichten aus alter und neuer Zeit in das Gedächtniß riefen. Wie erſchienen die zahlreichen, in Gruppen und einzeln, überall hinverſtreuten hellen Gebäude gleich einer vor der Gefälligkeit des nahen Wolfs zitternden Heerde weißer Lämmer.

Mehr und mehr näherten wir uns Neapel. Belebter erſchien der Waſſerſpiegel. Deutlicher zeigte ſich die Pracht der maleriſchen Scenerien. Dampfer, als ſchwache Rivalen des Veſuvs, lange ſchwarze Rauchſäulen dem Schornſteinen entſendend und dadurch wie dem Meere, auch der Luft ihre Spuren hinterlaſſend, eilten nach fernen Küſten. Unzählige Kähne mit rothbemützten Fiſchern durchſchnitten die blaue Flut. Die luſtige Barcarole, Bewillkommnungsgruß, freudiger Zuruf ertönte melodiſch durch die reine Morgenluft. Alles ließ die Nähe einer großen, belebten Stadt ahnen, doch ſie ſelbſt, die ſtolze, prächtige Schöne, von der Lord Byron behauptet, ſie ſei ein Theil des Paradieſes, vom Himmel gefallen, aber leider von Teufeln bewohnt, verbarg ſich noch hinter verhüllenden Bergen dem ſuchenden, begierigen Blick. Doch um würdig den Proſpect vorzubereiten auf den Anblick ihrer ganzen Herrlichkeit und Blunder, ließ die Gottheit als einladenden Vorpoſten die berühmte Inſel Capri mit der Grotta azzurra, im Golfe, angeſichts der Stadt ſich lagern. Dieſes durch Natur und Kunſt befeſtigte reizende Eiland, einſt Wohnſitz ſchwelgeriſcher, üppiger römiſcher Kaiſer und Großen, jetzt Verbannungsort politiſch Compromittirter, trat mit ſeinen grotesken Felſen und zackigen Hügeln im roſigen Schein des klaren Morgenlichts, eine Perle im blauen Waſſer- und Luftozur, vor das entzückte Auge. Reizende Landhäuſer, grünende Weingärten, dunkle Olivenwälder, buntbewimpelte Fiſcherbarken ſchmückten die Ufer. Ueber allem thronte das Caſtell und auf der höchſten Spitze flatterte ſtolz das weiße Lilienbanner der Bourbonen. Der Morgenwind trug der wonnig ſich öffnenden Braut die Düfte der blühenden Orangen- und Mandelbäume entgegen. Konnte Neapel, die gerühmte Schöne, würdiger an den Pforten ihres Zauberpalaſtes den Reiſenden empfangen, der ſich in ihren Reizen berauſchen ſoll?

Deutlicher überblickte man jetzt die calabreſiſchen Höhenzüge, in Wellenform vom Fuße des Veſuvs bis an die Spitze von Caſtellamare ſich hinziehend. Links zeigten ſich die kleinen Inſeln

Procida und Ischia mit dem ausgebrannten Vulkan Epomeo. Wir rauschten an den Vorgebirgen Misene, Posilippo und Virgil's weinumrankter Grabstätte vorüber. Längs der blühenden Ufer formten sich freundliche, zahlreiche Gruppen geschmackvoller Villen und Schlösser zu Straßen und bildeten die Avantgarde der großen Häusermasse, auf deren Anblick ich und die übrige nun vollständig interessirte Reisegesellschaft so sehr gespannt war. Ueberall, wohin der umherschweifende Blick sich wandte, Reiche, Leben, Schönes, Erhabenes, einladend zum idyllischen Genuß; ein hochpoetisches Gedicht, vom göttlichen Finger mit himmlischer Farbenpracht und lebendigen Worten, jedem verständlich, auf goldenem Grund niedergeschrieben.

Bei der Umschiffung des Castell d'Uovo, des letzten, den Gesammtanblick der Stadt meistens verdeckenden Felsenvorsprungs erklangen uns die ernsten, erhebenden Töne der Kirchenglocken, die Gläubigen zum Frühgebet rufend. Während dieser heiligen Begrüßung erschien denn auch die volkreiche, glänzende Stadt, der Mutter Natur bevorzugteste Tochter, in all ihrem Reiz, von Lichtfluten umstrahlt, in unmittelbarer, verführerischer Nähe, wie das Diadem die Stirn des Fürsten, so in Halbmondform die hochgelegene, das Häusermeer schützend überragende Festung San-Elmo umspannend. Um die Illusion zu vervollständigen, scheinen die durchgängig runden leuchtenden Kuppeln der zahlreichen Kirchen den Perlen in der Krone zu gleichen.

Wie sie nun ausgebreitet vor meinen trunkenen Blicken lag, begriff ich leicht, wie Reisende sie als die schönste unter den Städten preisen konnten. Doch habe ich seitdem Konstantinopel gesehen und bin unentschlossen, welche von beiden Städten ich den herrlichsten Punkt der Erde nennen soll. Die äußern Einbrücke und die Umgebungen beider sind in ihrer Art wol verführerisch und prächtig zu nennen. Ich möchte fast behaupten, jede bewahrt einen eigenthümlichen Charakter und eine kann neben der andern die Phantasie beleben, ohne daß eine die andere verdrängt. Wenn Konstantinopel durch die Großartigkeit seiner Ausdehnung, durch seine das Morgenland charakterisirenden Umgebungen gewaltiger auf das Herz wirkt, Staunen erzeugt, wenn Konstantinopel mehr die Männlichkeit, die Kraft, das Imposante repräsentirt, stimmt der Anblick von Neapel sanft und weich; man glaubt, mit einiger Phantasie ausgestattet, eine schöne Frau auf schwellenden Sammtkissen zu erblicken. So vertritt Konstantinopel die heroische Romantik, Neapel das Idyll.

Max Koch.

Anregungen.

Pariser Herbsttage.

I.

Paris! Paris!

Zehntausend rückkehrfreudige Griechenherzen konnten ihr „Thalatta! Thalatta!“ nicht mit größerem Jubel ausstoßen als ich das Wort Paris, da ich letzten Herbst nach jahrelanger Abwesenheit wieder einmal der Zauberstadt zueilte.

Die französische Provinz (obgleich ich sie in mancher Beziehung gegen oberflächliche Absertigung in Schutz nehme) ist überhaupt für den, in dessen Herzen der Pulsschlag der Geschichte mitklopft, ein so peinlicher Aufenthalt wie der Thurm, von dem aus die gefangene Jungfrau von Orleans dem Schlachtenlärm mit dem Rothhirten folgte: „Und ich bin nichts als ein gefeilet Weib!“ Und nun gar zwei Jahre lang in den Bergen des Velay eingeschlossen gewesen zu sein wie ich, in tiefem von Felsen wie von einer Zwingmauer umgürteten Kessel, den noch keine Eisenbahn durchbrochen hat, das versteht und begreift man nicht in dem vielbeinen Deutschland, das der Mittelpunkte so viele hat!

Meinend lag im Morgenduft das vulkanische Gebirgsland vor mir, das ich jetzt verlassen sollte. Die Stadt Puy prangte noch im grünen Festgewand, das sie zur Feier der „heiligen Jungfrau von Frankreich“ angelegt hatte, deren Riesenstatue im Sonnenglanz zum Himmel ragte. Aber alle Schönheit der Natur übte vergeblich ihren Reiz, es wurde mir endlich zu enge in dem Thale und ich athmete erst wieder frei auf, als ich, die Bergmauer hinter mir, in dem Städtchen Brioude am Ufer des Allier stand, dessen Wellen Massen von Klotzholz nach Orleans hinabrollten. Es war wenigstens eine Spur von lebendigem Verkehr mit der Ferne, eine Ahnung von weitgreifender Thätigkeit. Und als ich nun den schrillen Locomotivpfiff hörte, den ersten nach zwei unsäglich langen, stummen Jahren, wie ich da hoch zusammenschauerte! Noch einen Abschiedsblick warf ich auf die Kuppe des heiligen Julian, dies schöne Muster romanischen Baustils, das mich vor zwei Jahren hier an der letzten Station der Auvergner Eisenbahn wie ein Gruß von Südfrankreich willkommen hatte, und nun ging's hinunter die weite Ebene, die der Allier durchströmt, immer den Fluß entlang, und wie er im

Laufe ſchnell, ſo ſchwoll das Herz, das ſeinem Ziele näher kam, von freudiger Erwartung. Das übrige Moulins, die Stadt der Ariſtokratie und des Wohlſtandes, mithin des Conſervativismus. Bourges: es iſt Sonntag und die Bürger fahren in Kähnen nach ihren Gärten vor der Stadt. Orleans — — Und ſo, nach eines ganzen Tages Fahrt — Paris! Douanenquälerei — dann rollt man den Kai hinab. Die Seine iſt geſchwollen von dem winterlichen Sommerwetter und iſt der großen Stadt würdig, die in einem Lichtmeer ſchwimmt. Es iſt nahe an Mitternacht und alle Straßen ſind noch voller Lärm und Gewühl; wäre der Lumpenſammler mit ſeiner Diogenes-laterne nicht, der den Abfall des täglichen Verbrauchs durchſtöbert, man möchte glauben, der Abend beginne erſt. Sonderbar, man mag jahrelang abweſend, in fernſter Stille vergraben geweſen ſein, ſobald man denken ſollte, dieſer Glanz und Lärm der Weltſtadt müſſe einen berauſchen, aber wenn man nur einmal den Fuß auf das Pflaſter von Paris geſetzt hat, ſo iſt es, als ob das ewig ſo wäre: man fühlt ſich ſofort wie zu Hauſe.

Das politiſche Leben pulſirt nur in Paris. Das literariſche weniger. Die Dichter, z. B. Pontard, flüchten aus Paris in die Provinz, um frei und ruhig ſchaffen zu können, ſagte doch ſelbſt Voltaire, daß er ſo Vieles und ſo Großes ſchaffe, weil er wol von Zeit zu Zeit nach Paris gehe, aber nicht dort lebe. Aber ich meine doch, das Leben in allen ſeinen Beziehungen iſt menſchlicher in Paris als in der gedrückten Provinzialſtadt. In letzterer herrſcht immer eine gewiſſe Einſeitigkeit, bedingt durch die vorherrſchenden Erwerbszweige, den Handel in Marſeille und Bordeaux, die Induſtrie in den rauchgeſchwärzten Millionärwerkſtätte in St.-Etienne, die Literatur in Toulouſe oder Montpellier. In Paris iſt alles vertreten und die gegenſeitige Berührung aller geſellſchaftlichen Elemente gibt dem einzelnen durch die Reibung jene Politur, die im geſelligen Leben politeſſe heißt. Der Fremde namentlich empfindet das ſchnell durch das Entgegenkommen, das er bei den Einwohnern findet. Ein hübſcher Zug an den Pariſern iſt das angemeine Vertrauen, das auch dem gebildetſten Menſchen noch wohl thut, vor den die Unehrlichkeit ein Unding iſt wie hölzernes Eiſen. Hab ich's doch erlebt wie Börne, daß ich mich unbekannterweiſe in einem Café ohne Geld bekannt und man mich ruhig gehen ließ; die Pariſer ſind Menſchenkenner; ſie wiſſen, daß Vertrauen verpflichtet und werden ſich gewiß höchſt ſelten täuſchen. Ich muß es geſtehen, nur Einmal kam ich in Paris den Anſchlag: „Um Irrung zu vermeiden, bittet man, beim Empfang zu bezahlen", den Kolloff in ſeinem „Paris" an den Deutſchen rügt; und leider! war es ein Deutſcher, der das Café hielt.

Ueberhaupt iſt das Böſe, das man Paris nachſagt, zuweilen nur Verleumdung. Da ſpricht man von der Sittenverderbniß. Sind es denn aber nur die Pariſer, ja nur die Franzoſen, durch die das Unkraut wuchert? Sind es nicht ebenſowol die reichen Fremden, die weiter nichts als Genußſucht nach dem modernen Babel führt? Auch die Tugend hat in Paris einen Werth. Sie iſt um ſo ſtärker, je verſuchter, als allerdings die Verſuchung groß iſt. Ich ſage, die Pariſer ſind Menſchenkenner. Sie ſind es dann freilich auch im Böſen. Der engliſche Dieb zeichnet ſich durch Geſchicklichkeit aus; in den Akademien zu Herausbildung junger Taſchendiebe beſteht der Unterricht darin, daß der Schüler eine mit Schellen verſehene Puppe ausplündern hat, ohne daß nur eine Schelle erklingen darf. Der pariſer Dieb ſtudirt Pſychologie, nicht nach Kant und Hegel, noch weniger nach Gall, ſondern nach dem Leben, wie der franzöſiſche Geiſt überhaupt. Da ging kürzlich eine hübſche junge Dame, mit bürgerlicher Eleganz gekleidet, unter den Arkaden der Rivolistraße, die zu allen Stunden belebt ſind. Plötzlich läuft ein junger Mann auf ſie zu und ruft mit dem Tone der Entrüſtung: „Je vais te donner des châles!" (Warte, ich werde dich mit Shawls behängen!) Und dabei reißt er ihr zornig den Shawl herunter. „Willſt du deinen armen Gatten mit deinem Prunk noch verhöhnen? Geh nur, Unglückliche! Ich will dir hier weiter jetzt keinen Skandal machen, aber ſetz mir nie den Fuß über meine Schwelle!" Die Vorübergehenden, die Zeugen des Auftritts waren, glaubten, es handelte ſich um eine Szene der Eiferſucht zwiſchen zwei Ehegatten; ſie ließen den jungen Mann ruhig mit dem Shawl ſich entfernen, während die Dame wie angedonnert ſtand. Endlich athmet ſie auf, ſagt, ſie kenne den Menſchen ja gar nicht, ſie wäre das Opfer eines frechen Diebſtahls. Die Polizei, die herbeieilt war, läuft dem Diebe raſch nach, holt ihn ein und führt ihn nebſt einem Helfershelfer, der ihm hatte beiſpringen wollen, in Sicherheit. Allerdings — das hat ſchon Bettina geſagt — wie mancher Züchtling hätte mit der Hälfte des Witzes, den er zu ſeinen Verbrechen aufwand, zu einer ehrenvollen Stellung im Staate gelangen können!

(Der zweite Theil in nächſter Nummer.)

Kunden aus der Ferne.

III. Mölhauſen und die Töchter der Wildnis.

Nach einer beſchwerlichen Wanderung durch eine lange Wüſtenſtrecke begrüßt unſere Expedition den Colorado bei Fort Yuma und ſchlägt ihr Lager auf, indeß ſie den commandirenden Offizier von ihrer Ankunft in Kenntniß ſetzt. Gegen Abend füllt ſich das kleine Lager mit Yuma-Indianern, lauter ſchönen, großen Leuten, die durch ihr ganzes Benehmen zeigten, daß ſie ſich an den Umgang mit Weißen ſehr wohl gewöhnt hatten.

Möllhauſen gibt uns eine ganz vortheilhafte Schilderung von der Schönheit der Yuma-Indianer. Die Männer ſind groß, ſtark und wohlgebaut. Ein langer ſchmaler Schurz von weißem Baumwollenzeug bildet die einzige Bekleidung der Männer; ihr Haupt-

schmuck besteht in dem langen, starken Haar, das, in Locken gedreht, bis auf den Rücken herabhängt. Rothe Lehmerde dient ihnen zur Befestigung der Haarrollen, welche in gleicher Länge kamm abgeschnitten werden. Ein langer Bogen von Weidenholz nebst Rohrpfeilen mit Steinspitzen, eine kurze Keule und meist auch noch ein Messer bilden ihre Bewaffnung.

Die Frauen sind klein und untersetzt, aber anmuthig in ihren Bewegungen. Ihre Kleidung besteht in einem kurzen dicken Rock von herabhängenden Baststreifen, welcher die üppigen Formen in noch vortheilhafterem Lichte zu zeigen sehr geeignet ist. Unter dem schwarzen Scheitelhaar, das in der Höhe der Augenbrauen abgeschnitten ist, blitzen Augen klar wie Diamanten hervor. Hände und Füße sind klein, ihre Gelenke äußerst zierlich; eine Schönheit, an welcher auch die Männer einen Antheil haben.

Ihre Vorliebe für bunte Farben beweisen diese Menschen durch bunte Malereien auf ihren Körper; auch tätowiren sie sich, besonders die Frauen, welche sich die Wadenwinkel und das Kinn mit blauen Punkten und mit Linien schmücken.

„Der Eindruck", fügt Müllhausen hinzu, „den die Puma-Indianer als eine schöne Menschenrasse machen, wird leider vermischt, wenn man die gefangenen Weibsbilder erblickt, die sich in großer Anzahl auf dem Fort selbst und in der nächsten Umgebung aufhalten und welche in ihrem Aeußeren die unvertilgbaren Spuren aller nur denkbaren Laster zur Schau tragen. Man möchte sich fast der eigenen Hautfarbe schämen, wenn man bedenkt, daß diese Entwürdigung des Menschen allein der weißen Rasse zur Last gelegt werden muß. Ich spreche hier nicht von der Politik, die es gestattet, daß der Auswurf der Menschheit mit in die Reihen der Soldaten aufgenommen werden kann und dieser alsdann als der erste Lehrer des Eingeborenen auftritt, sondern ich spreche von denjenigen, welche die Macht zur Besserung der Umstände in Händen haben und dabei schweigen, ja lächeln, wenn die heiligsten Rechte der Menschheit auf verbrecherische Weise mit Füßen getreten werden. Wenn ich in der Nähe des Fort Puma einem betrunkenen Soldaten begegnete, dann ließ ich stets den Revolver in meine Hand gleiten, um eine brutale Beleidigung sofort bestrafen zu können; betrunkenen Indianern ging ich stets aus dem Wege und bedauerte tief die Gedankenlosigkeit von Leuten, die sich in der Wildniß vor einer strafenden Kritik sicher wähnen und dafür ihrem Vaterlande so wenig Ehre machen."

Unter den Indianern, welche an jenem Abend das Lager der Expedition besuchten, war auch der Häuptling Pascual mit seiner Familie. Er legitimirte sich durch Empfehlungsschreiben, die ihm von mehreren Offizieren ausgestellt waren, worin er als erster „Capitano" der Pumas und als ein zuverlässiger Indianer bezeichnet war, und benutzte diese Papiere zum Betteln, indem er unermüdlich die Freigebigkeit der früheren Reisenden rühmte. Seine Gemahlin, die sich am Feuer bei den Packknechten niedergelassen hatte, suchte durch einen Schwall von Verwünschungen über die Reisenden, bestehend in der unablässigen Wiederholung einiger englischer und spanischer, den niedrigsten Volksklassen entlehnter Schimpfwörter, die fehlschlagenden Bemühungen ihres Capitano zum Ziele zu führen.

Während die Expedition ihr Dampfschiff den Colorado hinaufsteuerte und mit den zahlreichen Sandbänken zu kämpfen hatte, erschienen noch mehrmals die Indianer dieses Stammes am Ufer und erfreuten die Reisenden durch ihre Harmlosigkeit und Anmuth. Die Frauen betrachteten sie das Dampfschiff, fuhren erschreckt davon, wenn die Dampfpfeife ertönte, kamen aber auf das Gelächter der Bootsmannschaft beruhigt zurück. Sehr anmuthig schildert uns Müllhausen, wie es diese Menschen geberdeten, als das Dampfschiff gerade langsam am sandigen Ufer hinfuhr. In großer Anzahl waren sie am Ufer erschienen und begleiteten das Schiff. Die Männer stellten sich an vorspringenden Stellen des Ufers auf und ließen das Dampfboot an sich vorüberziehen, eilten aber dann in großen Sätzen zum nächsten Vorsprung, um das Schauspiel immer wieder aufs neue zu genießen. Inzwischen bieten die Weiber, lauter Mädchen von 12—18 Jahren, gleichen Schritt mit dem Dampfboot und streckten ihre gestalten Arme mit so rührend bittendem Ausdruck zu den Reisenden empor, daß sich viele nicht enthalten konnten, ihnen Perlen und kleine Zeugstücke zuzuwerfen. „Es war ein reizendes Anblick", sagt Müllhausen, „diese schönen, vollen, abgerundeten Figuren zu sehen mit ihren dichten Vollröckchen, die bis an die Knie reichten, mit ihren dichten, schwarzen, langen Haaren, die um die bemalten Gesichter flatterten, und mit den dunkeln, traurigen Augen, um die sie manche die farbigen Rassen verachtende, hochgebildete Schöne beneidet haben würde." Oft stürzte, indem sie durch den tiefen Sand behende dahinsprangen, eine zu Boden und riß mehrere mit sich nieder; aber blitzschnell standen sie wieder auf ihren Füßen. Jede Perlenschnur, die ihnen zugeworfen wurde, veranlaßte, daß sie sich in einen dichten Knäuel zusammenwirrten, indem sie sich um die willkommene Gabe stritten. Die Männer sahen diesem Treiben mit einem eigenthümlichen Lächeln zu, mischten sich aber nicht unter die lebendige Menge und versuchten, die Fremden auf so geräuschvolle Weise um Geschenke anzusprechen.

Ein altes Flußbett, das in den Colorado mündete, hielt endlich diese anmuthige Begleitung auf. Das Dampfschiff brauste weiter; die braunen Schönen standen bis an die Knie im Wasser und reckten flehend die Arme aus. „Wir mußten den niedlichen Töchtern der Wildniß zu, uns nachzufolgen; sie suchten auf dieselbe Weise uns zur Umkehr zu bewegen und als wir uns dennoch immer weiter von ihnen entfernten, sprangen sie schmollend ans Ufer zurück, griffen mit ihren kleinen, kurzfingerigen Händen in den Sand und schleuderten unter wiederum Jubel aus

ganze Padungen verloſchen nach. Es war dies eine harmloſe indianiſche Neckerei, zu welcher ebenſo wol wir wie die auf dem Ufer verſammelten Krieger herzlich lachten."

Wir glauben das Intereſſe des Leſers hinlänglich angeregt zu haben, um Möllhauſen's ganzen und vollſtändigen Reiſebericht zu leſen. Die Ausſtattung entſpricht der beſondern Sorgfalt, die Hermann Coſtenoble in Leipzig auf die Reinlichkeit ſeines Verlags verwendet.

Das erſchloſſene China.

In unſerer Jugend lernten wir: China iſt mit einer ungeheuern Mauer umgeben und birgt ſeit Jahrtauſenden die Geheimniſſe einer Cultur, von der wir keine Ahnung haben!

Es gibt kein ſolches Wunder mehr. Die Engländer und Franzoſen waren im Beſitz von Peking und haben es — gründlich geplündert.

Eine verhältnismäßig kleine Schar Europäer, wenn man die Volkszahl und Bildung der Chineſen bedenkt, nicht viel mehr als jene kühnen und verwegenen Menſchen, die mit Cortez einſt den Boden Mexicos betraten, hat die Thore des „Reichs der Mitte" geſprengt. Sie iſt in eine Stadt eingezogen, die ſeit mehr als 220 Jahren, als die Tataren China eroberten, nie einen Feind vor oder gar innerhalb ihren Mauern geſehen. Einzelne Reiſende aus dem Weſten, die unterwürfigen und ſeit Jahrtauſenden mißachteten Mitglieder der „Ruſſiſchen Miſſion", denen die chineſiſche Regierung „aus Gnade" einen Sitz in der Hauptſtadt erlaubte, die demüthigen Geſandtſchaften aus Tibet und der Mongolei dienten bisher den hochmüthigen und ſpecifiſchen Bewohnern Pekings allein zur Augenweide und zum Beweiſe, daß außerhalb Chinas nur „abhängige Barbaren" wohnten. Jetzt iſt der „Sohn des Himmels" nach vier oder fünf Niederlagen in eiliger Flucht nach Norden, nach Mukden geflohen, der „Todtenſtadt" ſeiner Dynaſtie.

Aus dem Norden herab ſtiegen zu Anfang des 17. Jahrhunderts die heutigen Beherrſcher Chinas, die Mandſchus. In hartnäckigen, nach aſiatiſcher Art ſcrupellos geführten Kriegen verdrängten und beſiegten ſie die eingeborene Dynaſtie der Minge. Von den Unterworfenen nahmen ſie zum Theil Sitten, Sprache und Gewohnheiten an. Die in mechaniſcher Hinſicht wunderbar eingerichtete Regierungsmaſchine bewegte ſich in ihren Händen ſo gut wie in denen der ehemaligen Herrſcher. Dieſe ſorgfältig abgeſtufte Bureaukratie, die bis in die letzten Schichten des Volks hinabreicht und freilich nicht allein ein zweitauſendjähriges Beſtehen, ſondern auch eine zweitauſendjährige Fähigkeit für ſich hat, wird immer vielleicht, wie man die Dinge betrachtet, „guten" oder „ſchlechten" Dienſte leiſten, gleichviel ob ihre höchſte Spitze der Kaiſer, ein Mongole, der ruſſiſche Zar oder ein engliſcher Proconſul iſt.

Ein abſoluter Stillſtand während ſo gewaltiger Zeiträume iſt freilich wie nirgends auf der Erde, ſo auch nicht in China anzunehmen. Aber der beweglichen Natur des Europäers gegenüber erſcheint die Bewegungsloſigkeit der chineſiſchen Raſſe allerdings gleichſam angeboren. Etwas mag der Boden, die vom Vater auf den Sohn ſich forterbende gleiche Arbeit und Beſchäftigung, vieles die Erziehung hierzu beigetragen haben. Man hat das Examenweſen der Chineſen gelobt und wol gar gewünſcht, daß in keinem Lande der Welt der Geiſt mehr bevorzugt würde! Es gibt keinen gröbern Irrthum von dem Weſen des „Geiſtes", des Denkens überhaupt. Die Chineſen ſind ein nachbetendes, kein ſchaffendes Volk. Der Geiſt beſteht nicht in dem Nachſprechen deſſen, was andere vor ihm gedacht, ſondern in der Neuſchöpfung von Gedanken, Verbindungen und Formen.

In dem Sinne, wie Inder und Europäer ſie verſtehen, haben die Chineſen, merkwürdig genug, nicht einmal eine Religion. Den eifrigen Buddhiſten Indiens gegenüber prahlen ſie mit ihrer Glaubensloſigkeit. Neben der ſogenannten „Staatsreligion" beſteht jeder nach Gutdünken noch ſeine „beſondere Religion, ſelig zu werden". Was ſie ihre „Philoſophie" nennen, iſt eine Sammlung moraliſcher und erbaulicher Sprüche, die man bei den verſchiedenen Gelegenheiten befolgt und im Leben vielleicht mit ſcharfſinnigen Nebenbemerkungen umherſtreut, um ſich „als gebildeter Mann" zu zeigen. Man vergleiche die Sprüche des Confucius und die Vedas der Inder! Der erſtere ſcheint ein Staatsmann außer Dienſten, rechtlichen Sinnes, mit einem Auge nach der „Frauenlehre", ſinneſchem ſcharfen Beobachter zweiter Klaſſe, mit dem andern auf das „Gute und Wahre" blickend — die andern aber „Männer von höherer Geiſteskraft als wir" geſtrichen zu haben. Die chineſiſche Geſchichte weiß von rührenden Aufopferungen ganzer Familien für den Thronerben, von der Demuth der Söhne gegen ihre Väter, von weiſen und gerechten Fürſten zu erzählen: Helden kennt ſie nicht; ſelbſt in ihren Sagen lebt keine Geſtalt von der Ritterlichkeit des griechiſchen Achilles, von dem Schlachtenmuth und der Männlichkeit des perſiſchen Ruſtem. Daß ihre Revolutionen nur in einem Wechſel der Dynaſtien beſtehen, nie Schickſal theilen ſie mehr oder weniger mit allen aſiatiſchen Völkern. Jede europäiſche Revolution war bisher noch immer von einer Idee beſeelt und beherrſcht, die aſiatiſchen dagegen entſtehen und gehen bei der Maſſe auf eine Plünderung, bei den Oberanführern auf den Kaiſerthron aus: beſonders aber für China iſt es, daß noch im Jahr 1850, als die tatariſchen Rebellen Nankina eroberten, 30000 waffenfähige Männer ſich „wie der Schaf", ſagt ein Engländer, hinſchlachten ließen. Ähnliche Thatſachen kann man auf jeder Seite der chineſiſchen Jahrbücher leſen.

Dies Land und Volk konnte ſich in ſeiner Abgeſchloſſenheit und Ruhe nur erhalten, ſo lange ihm, durch die ungeheuern Meere getrennt, die „Barbaren

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Heinrichs Arbeitszimmer.

Wolf und Konrad (stehen an dem Arbeitstische und kramen in den Scripturen). Polizeirath Denker (sie genau beobachtend).

Denker.

Herr Assessor, diese Papiere des Herrn von Jordan sind in gerichtlichem Beschlag — ich muß Sie bitten — es überschreitet meine Ordre —

Konrad

(betrübt).

Ich weiß auch gar nicht, daß hier je ein Buch, wie Sie es beschreiben, gelegen hätte —

Wolf.

Ich lieh' es dem Herrn von Jordan vor vierzehn Tagen, in grauem Umschlag, gelbem Schnitt (sucht aus der

des Westens" fern blieben und die nordischen Reiter, Tataren und Mongolen, die es wiederholt mit plündernder Faust durchzogen, wie Wetterstürme vorüberbrausten oder, wenn die Fürsten und Vornehmsten der Horden sich ansiedelten, dem Einflusse seiner überlegenen Bildung erlagen. Weder die kleine Handelskolonie der Portugiesen in Macao, an der Südgrenze des Reichs, wo Camoens den größern Theil seiner „Lusiaden" gedichtet, noch die spätern Jesuitenmissionen, von denen der eine und der andere Sendling des Ordens bis nach Peking vordrang und der Ehre kaiserlicher Audienzen gewürdigt ward, vermochten dauernd diese fast todte und nur durch ihre Schwere noch wirkende und sich erhaltende Masse in Gährung zu bringen. Widerstandskraft gegen Europa hat China nicht aufzuweisen, schon weil ihm der Enthusiasmus der Religion fehlt. In Peking stehen jetzt die Barbaren. Mit ihren Kanonenbooten können sie mühelos den Peiho noch höher hinauffahren. Der Weg bis nach Mukden, wohin der Kaiser geflohen, ist weit, führt aber durch ein angebautes, reiches Land; drei Schüsse mit den Armstrongkanonen haben genügt, „Wolken tatarischer Reiterei", wie Wildgänse durch eine Flintenkugel, in alle Winde zu zerstreuen. Oberhalb Mukden, an der Amurmündung, die ihnen die kurzsichtige chinesische Regierung überlassen, bauen und schaffen sich bereits für den Ausgang dieses Jahrhunderts die Russen ein neues Sewastopol.

Es ist, als ob die Tage nahten, wo alle Völker der Erde, wenn auch nicht gleich einträchtig und friedlich, wie die Dichter und edle, gläubige Herzen es wünschen, durch eine unwiderstehliche Bewegung gezwungen würden, an derselben Culturarbeit theilzunehmen und auf gemeinsamem Wege das zu erreichen, was sie bisher auf getrenntem nicht vermochten. Dies Reich der Mitte, das von allen Europäern zuerst Marco Polo erblickte und um das sich seit der Schleier des Märchenhaften und Geheimnißvollen spann, geöffnet liegt es da! Was die Phantasie des kühnsten der Menschen, Alexander's, nicht zu träumen wagte, fast namenlose Männer haben es vollbracht! In unserer Zeit scheint der Genius in dem einzelnen erstorben zu sein, desto gewaltiger regt er sich in der Masse. Nicht mehr den Heroen, uns allen ist es vorbehalten, deutlicher als je, an der Welt Entwicklung unser Theil zu nehmen. Gleichviel, ob wir der größte oder der kleinste Nagel in ihrem Rade sind, mächtiger und herrlicher als je ragen die Ziele, denen wir entgegenstreben; aber mächtig, und wir hoffen unbesiegbar, ist auch der allgemeine Drang nach der Verbrüderung des Menschengeschlechts.

Neue Romane und Novellen.

III.

„Verirrte Seelen" von Ernst Willkomm (drei Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1860) sind eine vielfach spannende und in ihren Verwickelungen glücklich angelegte und durchgeführte Familiengeschichte. Das Ganze ist nicht ohne einen romantischen Hauch; einzelne Abenteuer, wie die Begebenheiten der Allerheiligennacht, die Erzählung des alten Ritters von Tub, tragen jene dunkle Färbung, die in Weber's „Freischütz", in den besten Novellen Th. A. Hoffmann's vorherrscht. Neben diesen mehr ergreifenden Zügen fehlen auch die humoristischen nicht. Was aber das Werk vortheilhaft über die Nachgeburten der Romantik hervorhebt, ist die treffliche Charakterschilderung der meisten Personen, der edeln und eigensinnigen Hildegarde, der hochfahrenden und verstockten Baronin von Koltenstein, der bäurisch rohen Katharine und der sittliche Zweck des Ganzen. Wenigstens in Bezug auf Hildegarde ist die Läuterung der „verirrten Seele" ebenso fein vorbereitet wie in allmählicher Steigerung vollendet. Freilich läuft in den Abenteuern selbst manches melodramatische Element mit unter, das unserer Anschauung nach zu hart an die Grenze des Gewagten streift; wir erinnern an das „improvisirte Duell" zwischen Vater und Sohn.

Wahrnehmungen.

Vom Herausgeber.

Was ist schön? Dasjenige, was in einem und demselben Augenblick die Phantasie überrascht, dem Gemüth wohlthut und den Verstand durch seine Richtigkeit befriedigt.

* *

Ein schlechter Spaß erklärt jemanden für verrückt. Wie lange dauert es, bis er den Beweis seines Verstandes führt! Die vernünftigsten Reden des verschrieensten Narren kommen uns dann immer noch unheimlich vor. Ein Beweis, wie wenig wir uns eigentlich alle in unserm Verstande und unserer conventionellen Denkweise sicher fühlen.

* *

Dichter und Künstler, kümmert euch doch nicht um die Weisheit der Weltleute! Gleicht der Spinne! Sie klettert an den Fäden hinauf, die sie sich erst aus ihrem eigenen Leibe spinnt. Indem sie spinnt, macht sie sich selbst ihre Leiter und die Wanderspinne ihren Wolkenwagen.

* *

Es ist gar nicht so thöricht, wie es klingt, wenn man sagt: Der Jugend muß man auch Unterricht im richtigen Küssen geben.

* *

Bekanntlich kann eine ganz vortreffliche Hausfrau doch eine recht liebelose Gattin sein. In der Ehe ist es noch nicht genug, daß in der Sorge für die Harmonie des Ganzen die Sorge für die Person aufgehe. Erst aus der Sorge für die Person soll die Harmonie des Ganzen entstehen.

* *

Nichts macht den Geist tüchtiger als eine unverlorene Wette.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Was noth thut. I. — Das junge Italien. Von Frederike Bremer. III. — Berliner Briefe. III. — Bildende Kunst. — Briefwechsel.

Was noth thut.

I.

Seitdem vor zwölf Jahren die Deutsche Bundesversammlung ihre verfassungsmäßigen Befugnisse und Verpflichtungen auf den Erzherzog Johann, welchen die constituirende Nationalversammlung kraft der von ihr ohne Widerspruch geltend gemachten Souverainetät zum Reichsverweser erwählt hatte, mit den Worten übertrug „Sie sehe ihre bisherige Thätigkeit für beendet an"; seitdem sie demnach von der österreichischen Regierung wieder ins Leben zurückgerufen wurde, um mit geheiligsten Befugnissen in rechtlicher Wirksamkeit bestehende Verfassungen aufzuheben oder aufheben zu lassen; seitdem mit demselben Recht der anfänglich von den Herrschern Europa's, ungeachtet entgegenstehender Verträge, als Vetter der Gesellschaft gefeierte Kaiser der Franzosen, Napoleon III., nicht blos die von ihm beschworene Verfassung vernichtete, sondern auch die das europäische Staatsrecht bildenden übrigen Verträge einer neuen Normirung, und theilweise mit Recht, für bedürftig erklärte, — seitdem versteht es sich von selbst, daß in Deutschland, diesem für Europa, scheint es, nur „geographischen Begriff", fortwährend gerüttelt und gerüttelt wird, wie diesem traurigen Zustande der Dinge abzuhelfen und das Vaterland gegen äußere und innere Feinde zu schützen sei.

Leider sind bisher diesen Wünschen und Träumen, weil sie einander feindlich gegenüberstanden und mitunter schon an sich nicht geeignet waren, dem großen Ziele vollständiger Freiheit uns näher zu bringen, erhebliche Thaten nicht gefolgt. Einige jüngst erschienene Flugschriften sprechen nicht nur derartige Pläne und Träume aus, sondern sind auch überdies bestimmt, Träume — verderblichster Art in unserm deutschen Vaterlande zu erregen, um sie zu selbstsüchtigen Parteizwecken auszubeuten.

Als einen Zweck, von dessen Erreichung unsere staatliche Unabhängigkeit bedingt ist, aufrichtig verfolgend, kann man die Flugschrift bezeichnen „Die Lasten und Pflichten der Vaterlandsvertheidigung. Versuch einer Ausgleichung derselben von einem K. K." (Bonn, Rheinische Buchhandlung [Hugo Delbermann], 1861.) Der Verfasser beabsichtigt mit diesem Schritt dem Vaterlande einen Dienst zu leisten, hätte aber nach unserer Ansicht statt nur die Lasten und Pflichten, gleichfalls auch die Vortheile und Rechte der Vaterlandsvertheidiger erörtern sollen und wäre dann Schreiber gewesen, seinen Vorschlägen bei dem deutschen Volke den gewünschten Eingang zu verschaffen. Die Anmerkung zu den betreffenden Einleitungsworten „die Gleichberechtigung aller war bei der preußischen Heeresverfassung bis jetzt nur in der Theorie", gibt zu erkennen, daß der Verfasser dieses Hauptmangels der preußischen Kriegsverfassung sich vollkommen bewußt ist, vielleicht aber in seiner Stellung als Offizier es andern überließ, dies bedenkliche Verhältniß schärfer hervorzuheben.

Ein fast sechsundvierzigjähriger Friede, nur von dem kurzen Scheinkriege in Schleswig unterbrochen, die mächtige Reaction, die lange Herrschaft der „Kreuzzeitung" in den bestimmenden Kreisen des preußischen Heeres hat jenen Kastengeist mächtig erweckt, welcher, ungeachtet der von der Staatsverfassung verlangten Gleichberechtigung aller Staatsbürger, die Offizierstellen, besonders die höhern, zum bei weitem größten Theile dem Adel, den übrigen Staatsbürgern nur einen Rest derselben zuweist, obschon die Helden dieses Standes im Jahre 1806 die preußischen Fahnen in Trauer hüllten und den Staat unter das Joch des welschen Eroberers brachten. Der in den Befreiungskriegen herrlich sich bewährende Grundsatz, daß nur kriegerische Einsicht und Tapferkeit, nicht Vorzüge der Geburt Befehlshaberstellen verleihen dürfen, rettete Preußen vom Untergange. Seine gegenwärtige Macht und Größe ist die Frucht eines rein demokratischen Princips.

Solange der verdienstvolle Unteroffizier des preußischen Heeres die Offizierschärpe nicht auch in Friedenszeiten erringen kann, wird dasselbe kein Volksheer sein. Es wird eine geringere Anzahl tüchtiger Führer haben als das französische Heer, dessen berühmteste Marschälle aus den Reihen der Gemeinen hervorgingen. Können Männer aus dem Volke trotz ihrer während der Dienstzeit bewiesenen Befähigung im Frieden es nicht weiter bringen als bis zum Unteroffizier, so wird das preußische Heer tüchtige Unteroffiziere, dies vorzüglichste Mittel zum Sieg, in genügender Anzahl nicht besitzen. Kühne Männer werden nach Erfüllung ihrer Dienstpflicht einen lohnenderen Wirkungskreis suchen. Ein junges Volk ist dann auf die kriegerische Tüchtigkeit einer nur einige Tausend zählenden Adelskaste beschränkt. Unser Volksheer ist weise genug, aus seinen 30 Millionen zählenden Bevölkerung ohne Unterschied der Herkunft die besten Führer auszuwählen. Die eigennützigen Vertheidiger der verfassungswidrigen Bevorzugung adelicher Offiziere vor den in den Reihen des Heeres stehenden übrigen Staatsbürgern sind sich des Nachtheils, welchen dies System auf die kriegerische Tüchtigkeit des Heeres hat, wohl bewußt. In Kriegszeiten gibt man diese verderbliche Bevorzugung preis. Aber — die ersten Schlachten! Sind sie nicht entscheidend?

lange Feldzüge wird es schwerlich noch geben. Rasch erntet jetzt der Krieg, was der Frieden säete.

Der Umstand, daß eine dreimonatliche Ausbildung des Rekruten von einem Sachverständigen als hinreichend erklärt wird, ihn im Felde mit gutem Erfolge zu verwenden, beweist, daß die wirkliche Anwesenheit unter den Fahnen in dem preußischen Heere ohne Schaden für dessen Kriegstüchtigkeit noch bedeutend abgekürzt werden kann. Es ist nicht zu sagen, wie die ungeheure Militärpflicht in Preußen störend in Wohl und Wehe der Familien eingreift. Alle haben immer die Ueberzeugung gehabt und sie öffentlich ausgesprochen, daß eine Erlösung von diesem auf Handel, Gewerbe, Kunst, Wissenschaft und jedem erdenklichen Gewerbe in Preußen liegenden Druck der allgemeinen Militärpflicht nur in einer organischern Verschmelzung des preußischen Heeres mit den Verfassungen der übrigen Heere Deutschlands liegt. Eben weil ein deutsches Einheitsheer fehlt, ist Preußen gezwungen, seine Kräfte mehr als jede andere Nation anzustrengen.

Das junge Italien.

Von Fredrike Bremer.

III.

Wir besuchten den Minister Cavour — —

Wir gingen durch mehrere große, schöne, seidenmöblirte Zimmer, ehe wir in das Cabinet des Ministers kamen. Ein paar ausländische Gesandte hatten dasselbe soeben verlassen, als wir eingeführt wurden. Cavour saß an seinem Schreibtisch, das Gesicht der Thür zugewendet.

Man hatte mir gesagt, daß sein Aeußeres nichts Ausgezeichnetes verrathe und von einer jungen Engländerin war mir versichert worden, daß er etwa so aussähe, wie man sich nach Dickens' (Boz) „Pickwick papieren" die Persönlichkeit Hrn. Pickwick's denke. Und ich gestehe, daß mir bei seinem ersten Anblick mehr ein englischer vorthaftiger Country-Squire (Landedelmann), welcher reitet, jagt, gut ißt und das Leben leicht und gemächlich nimmt, als ein tiefsinniger Staatsmann vor Augen stand, der mit sicherm Blick und fester Hand das Staatsschiff durch das stürmische Meer der Politik seinem bestimmten Ziele zusteuert. Allein bald klärte sich dieses Angesicht für mich auf und je mehr ich während meiner ziemlich langen Unterredung mit Cavour unwillkürlich darauf Acht gab, desto bedeutender und angenehmer erschien es mir.

Auf meine Fragen in Bezug auf Piemont und auf seine Ansichten über dessen Zukunft antwortete er so einfach, so offen und so freundlich, daß es mir großes Vergnügen gewährte. Es scheint mir, daß er Piemont mit voller Klarheit und Sicherheit auf einem Wege vorwärts führen will, auf dem es nicht wieder umkehren kann und daß er dafür kein pecuniäres Opfer scheut. „Piemont" — äußerte er unter anderm — „hat lange einem Fahrzeug geglichen, das allzu nahe an einer Felsenwand liegt und dadurch verhindert wird, den gehörigen Wind in seine Segel zu bekommen; dieses Hinderniß muß beseitigt werden." Als eins der Mittel für diesen Zweck erwähnte Cavour das begonnene Riesenwerk — die Durchbrechung des Mont-Cenis, welche die beflügelte Verbindung zwischen Piemont und den in Bezug auf politische Bildung und politisches Leben am meisten vorgeschrittenen Staaten Europas zu eröffnen bestimmt ist. Er schenkte mir eine Auseinandersetzung über dieses Unternehmen. Als ich meine Hoffnung aussprach, daß das Fortschreiten Piemonts auf der Bahn der Freiheit auch dem übrigen Italien ersprießlich sein werde, gab er zwar seine Zustimmung zu erkennen, sprach sich aber wie ein vorsichtiger General aus und sagte nicht viel dazu.

Ich fragte ihn, was wol in Piemont die Folge sein würde, wenn die Kammern dem Verfahren des Ministeriums ihre Zustimmung verweigern sollten. „Dann", antwortete er, „muß das Ministerium abtreten." Aber", setzte er wie in halber Zerstreuung hinzu, während er auf seinem Arbeitstisch ein Briefcouvert zusammenfaltete, „sollte auch das Ministerium aus einem oder dem andern Grunde genöthigt sein, zu resigniren, so bin ich doch überzeugt, daß das gegenwärtige System unverändert bleiben und das neue Ministerium nicht wird vermeiden können, dasselbe zu vollenden." Die Miene und der Ton, wie diese Worte ausgesprochen waren, machten den Eindruck auf mich, als ob Cavour mit ihnen seine innersten Gedanken ausspräche. Das Princip, für welches er wirkt, war ihm das wichtigste, nicht aber seine eigene persönliche Stellung.

Als ich ihm sagte, daß ich noch keinen Staatsmann gesehen hätte, der die Bürde des politischen Lebens so leicht wie er zu tragen schien, lächelte er und erwiderte: „O, das sieht bloß so aus, aber im Hintergrund, in der Tiefe liegen manche Bergen und — — — es ist nicht leicht, das heilige Feuer (le feu sacré) zu bewahren." Und dennoch trügt hier das Aeußere nicht. Cavour soll, nach dem, was ich von mehr als einem seiner Freunde gehört habe, sein in dieser Zeit so wichtiges und schweres Amt als Conseilspräsident in Piemont und als hauptsächlicher Lenker der Geschicke dieses Staats verhältnißmäßig leicht tragen. Das kommt daher, daß er eine wirklich staatsmännische Natur ist.

Von Personen, welche Hrn. von Cavour näher kennen, habe ich gehört, daß ihn seine an Leib und Seele glückliche Organisation gleichwol nicht von einer fast alljährlich wiederkehrenden Brustentzündung befreit, die ihn gewöhnlich nach dem Schluß der Kammersessionen befällt. Man muß ihm dann wiederholt zur Ader lassen und seine Freunde sind oft in großer Besorgniß um ihn. Aber seine athletische Natur besiegt diese zufällige Krankheit bald und seine natürliche Gutmüthigkeit bewahrt ihn vor Bitterkeit gegen seine politischen Gegner.

In neuester Zeit haben einzelne Persönlichkeiten

zu Cavour gesagt: „Sollten Sie nun nicht Leben verlieren oder etwas langsamer vorwärts gehen?“ Cavour hat darauf geantwortet: „Ich habe einen Wagen mit vier Pferden bergabwärts zu fahren. Habe ich mein Ziel erreicht und der Weg fängt an bergaufwärts zu gehen, dann — — werde ich langsam fahren!“

Berliner Briefe.

III.

— — Mehr, als die seit Jahr und Tag bei uns nicht mehr auffallenden Rüstungen, haben die kriegerischen Worte unserer neuen Monarchen Hastel und Unruhe in Schrecken versetzt. Der Zustand eines durchgreifenden Sicherheitsgefühls, wodurch dem Handel und der Spekulation wieder neues Leben eingehaucht werden könnte, stellt sich, den ewigen Schwankungen gegenüber, als eine ungewisse Vielerlei heraus. Auch beklagt die merkantilische Welt immer lauter, einen Handelsminister „ohne Ende“ zu haben. Man hätte längst gewünscht, ihn mit Herrn Simons in die rheinische Heimat zurückkehren zu sehen.

Die meiste Thätigkeit herrscht noch in den Maschinenfabriken. Die Klöckner'sche ist mit der Lieferung gepanzerter Kanonen beschäftigt, während die von Pflug mit der Ausführung von 2000 Eisenbahnwagen für russische Rechnung beauftragt ist. Borsig will eine Gußstahlfabrik nach Krupp'schem System anlegen. Für die neue Nordbahn gingen in diesen Tagen zwei Locomotiven, Nr. 1148 und 1150, aus seiner Werkstätte.

Bei der Landwehrmusterung erscheinen unsere Damen auch in metallischen Schmucksachen. Doch machen auch hier die ästhetischen Jet-Arbeiten dem Eisen Concurrenz. Es sind dies jene schwarzen Schmucksachen, die unter dem Namen Steinkohlenarbeiten oder Lava existiren; sie werden aus der eigenthümlichen Steinformation ausgeschnitten, die als schmales Mittellager zwischen den Schiefer- und Kohlenschichten von Westphalen sich befindet. Die wunderbare Reichhaltigkeit dieser Muster und die schöne Politur, welche sie annimmt, haben sie zu diesem Zweck besonders geeignet erscheinen. Doch halten sich viele Schmucksachen doch im Preis und dürfen nicht mit den vielen Massenimitationen verwechselt werden. Das wissen die vornehmen Damen sehr schwer.

Da wir von Industrie sprechen, noch eine ganz eigenthümliche, neue Spekulation. Es sind hier die Kleidchen Stiefelchen, die sich einer durchaus eleganten Fußform erfreuen. Schon im vorigen Winter hatten dieselben sich große Anerkennung erworben. Es hatten 312 Herren, 430 Kinder und — 430 Damen den Verlust bedauert in durchaus gefühlloser Weise erlitten. Die eine Woche ist in der Kinderstube, die andere im Kommandozimmer in der Kanzleistube. Vermittelst der Stiefelchen ist das Terrain unter Wasser gesetzt und mit der Stadtbahn auf dem Kanal verbunden. Den Damenstiefelchen leistet eine Schwelle an geschützter Stelle mit pendantischen Herrschaften. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Schlittschuhlaufen nicht nur eine wohlthuende Bewegung, insbesondere für die Entwickelung des körperlichen Gleichgewichts und der normal vorspringenden Waden ein bedeutsames Heilmittel ist. Für die Begleiter und Begleiterinnen der improvisirten Eisbahnen und geschlossenen Glashallen und Rudern erscheint Abhilfe nicht. Möge diese neue Gefahrung über die zunehmende Leichtigkeit der Damenbildung von in Deutschland verbreitetem Ungeziefer „Nur keine Berlinerin!“ seinen neuen Vorschub leisten!

Innerhalb der reinen Kunstsphäre werden die Grimassen an die romantische Tendenz des verstorbenen Königs immer nur wohlthuende sein. So war z. B. der Dom-chor eine mit besonderer Liebe gepflegte Institution. Es kann nicht genug anerkannt werden, wie und durch den Domchor der ganze reiche Schatz altitalienischer Kirchenmusik zugänglich gemacht wird. So hörten wir das „Magnificat“ von Gabrieli, das neben dem Harmonieen- und Melodieenreichthum so viel contrapunktische Schönheiten enthält. Man kann an diesem einfach erhabenen Tonbild „die Kunst der reinen Sage“ nicht genug bewundern. Darin folgte das „Miserere“ von Perti und „Regina coeli“ von Galbera. Die zweichörige Motette von J. S. Bach und der eigentliche Choral von J. S. Bach „Wenn ich einmal soll scheiden“, reihten sich den alten Italienern würdig an, während endlich der Mendelsohn'sche Psalm „Warum toben die Heiden“, die Kluft zwischen Werk und Talent für alle Hörer offen zu sagen brachte.

Der Verhüllungsgelüstrator erreicht immer mehr eine schwindelnde Höhe. Schleiergemacht zu werden in Zeitungen, Broschüren, Gerichtssälen greift bei uns schon niemand mehr besonders an die Ohr. Man hat seinen Sperrsitz im Theater, sein Cabinet particulier im Bodenkeller, sahrt Berlin und ist was man ist, wenn man auch zehnmal in dieser oder jener Art „herausgerissen“ wird. Es soll von Dr. Bischoff eine Schrift erscheinen, die unter dem Titel „Theater-Silhouetten“ alles zu enthüllen verspricht, „was man sich hinter den Coulissen erzählt“.

Bildende Kunst.

*** **München.** Wenn gegenwärtig bei uns ein Künstler durch sein Werk die allgemeine Aufmerksamkeit, ja Bewunderung von Künstlern und Kunstfreunden gewinnt, so darf man auf eine nicht unbedeutende Erscheinung schließen, denn vieles von Bedeutung steht ihm hier zur Vergleichung im Wege. Doch ist es von dem Künstler mit einem Werke gelungen, von welchem ich Ihnen berichten will.

Joseph Knabl (1808 in Aldrß bei Fendels in Tirol geboren und erhielt seinen ersten Unterricht bei dem Bildhauer Renn in Imst. Im Jahre 1826 kam er nach München, wo er eine Zeit lang in der Werkstatt des rühmlich bekannten Bildhauers Entres arbeitete, dann aber Gelegenheit sich weiter bildete und zwar ausschließlich als Bildhauer. Er hat sich ganz der Darstellung religiöser Gegenstände gewidmet und stehen in der Richtung des Meisters der christlichen Kunst, Ritter Shnhart, seine Idee suchend, doch sehr bald verwirft, zu dem Ernst der Auffassung und der Meister der Darstellung der Meisterung französischer Formen, zu der Schönheit und Wahrheit der Empfindung zu Schönheit und Wahrheit der sinnlichen Erscheinung zu ringen. So ist es ihm in der Stille seiner Werkstatt gelungen, durch eine Reihe von Werken unter steter Vervollkommnung eine Höhe zu erreichen, auf welcher er weilend von den Kunstgenossen, bewundernd von der Bevölkerung zu seinen Mitmenschen gezählt

wird, die den Ruhm von München als deutscher Kunststadt ausmachen. Ich will zugleich hinzufügen, daß Knabel seine Bildschnitzwerke, auch wenn sie Statuen sind und das Maß selbst der Lebensgröße erreichen oder auch überschreiten, ohne Modell ausführt. Er entwirft eine kleine Zeichnung und schnitzt danach frisch den Holzblock. Es ist mir kein Beispiel bekannt, daß er sich „verhauen" hat. Ich nenne Ihnen aus einige der von ihm bisher ausgeführten Werke. Eine heilige Anna mit der jungen Maria für den Dom zu Eichstätt war auf der Allgemeinen deutschen Kunstausstellung 1858 in München. Nach Württemberg kam eine Geburt Christi (in lebensgroßen Figuren) und eine stehende Madonna mit dem Kinde, ein Werk voll innigster Empfindung und zarter Schönheit. Im Dom zu Augsburg sind die Figuren der neuen Hochaltars sein Werk. In einer Dorfkirche bei Bamberg steht ein heiliger Martinus von ihm, in einer kleinen bairischen Stadt eine Gruppe von riesigen lebensgroßen Figuren, mit Schlüsselamt Petri vorstellend; in der Krankenhauskirche zu Passau eine Krönung Maria's von außerordentlicher Schönheit.

Derselbe Gegenstand war die Aufgabe für das Hochaltarwerk der hiesigen neu hergestellten Krankenkirche. Das Altarschnitzwerk von Knabel füllt den inneren mittleren Theil der Mittelwand ein, ist 12 Fuß breit und 14 Fuß hoch, mit aber einem Sockel von 3 Fuß Höhe und einem gothischen Aufbau von 30 Fuß Höhe mit vielen Pfeilern, Nischen und Thürmchen erhalten. Es wird durch zwei Altarflügel gothischen werden, deren Innenseiten von Holzgeschnitzt, gleichfalls von Knabel's Hand, bereits sind, auf deren Außenseite Moritz von Schwind die Anbetung der Könige in überlebensgroßen Gestalten gemalt hat. Auch diesen Gemälde wird durch Klappthüren zu schließen sein, auf deren Innenseiten Schwind Scenen aus dem Leben Maria's gemalt hat. Ihren Außenseiten scheint ein legendarisch Fabelwich erhalten soll.

Knabel's großes Altarschnitzwerk ist eine Darstellung der Krönung Maria's, bei mit Vorliebe gebrauchten frechlichen Einzelheiten der Anordnung. Das Bild hat zwei Hauptabtheilungen, eine obere und eine untere. In der oberen thront in Dreifaltigkeit auf einem Sitz, dessen architektonische Anordnung bis auf den Boden des Bildes reicht und in Verbindung steht mit einem Perlmantel, auf welchem Maria über die Mondsichel ihre Füße gestellt. Vater und Sohn, zwischen denen die Taube schwebt, neigen sich nieder zu ihr und sind im Begriff, ihr die Krone auf Haupt zu legen. Blumen und Früchte umrahmen und den Kränzen, Dornen und Dunst auf der Gefilden; Schönheit ist ihr gemeinsames Gut. Hoch belohnend ist es dem Künstler gelungen, seinen Kunstgenossen über die Engel ausgegossen, die, zu zwei an jeder Seite, schwebend die Jungfrau bei ihrer Aufnahme in den Himmel begleiten. Der eine von ihnen trägt auf einem Kissen das Scepter für die Himmelskönigin, der andere die Krone. Die übrigen Engel halten Spruchrollen, auf welche Sprüche kommen werden. Im Rahmen dieses Bildes stehen in Nischen die Heiligen Benno und Corbinian und über ihnen in den Baldachinen kleine Engelgestalten. Alles Architektonische ist in dem gothischen Stil des 15. Jahrhunderts ausgeführt, der freilich mit vielen übrigen Formen und Schnörkeln, mit seinen Verletzungen und Durchwachsungen den Eindruck dieser Bauweise einbüßte, wenn nicht schon begleitete. In der Composition Knabel's verbindet sich die Handlung streuger Steige der Symmetrie harmonisch mit freier Anordnung der Einzelheiten, sodaß nichts steif und ungezwungen erscheint. Alle Bewegungen sind natürlich, ausdrucksvoll und schön und doch innerhalb der Grenzen gehalten, welche einer in einen Rahmen Scheren eingeschlossenen Bildwerke gezogen sind. Formen und Verhältnisse sind tadellos. Man sieht sofort, so erkennt man daran am deutlichsten den Künstler verschiedenen Berufs. Es gehört ihm eigenthümlich, ohne sich von dem Geiste der neuen deutschen Kunst zu entfernen; er ist Ideal, hat aber den Gestalten Lebensfähigkeit, den Formen die Möglichkeit der Existenz. Die Körpertheile, Gesicht, Hände, Füße sind von großer Schönheit und Zartheit, ohne die bei Holzschnitzwerken üblichen grellen Gegensätze; in den Falten der mit vielem Geschmack angeordneten Gewänder nähert sich Knabel mehr dem alten Stil, der scharfe Brüche verschmäht, ohne jedoch die vielen Vertiefungen und das Gefältel derselben nachzuahmen. Man erkennt sogleich die Absicht, die ihn neben seinem Gefühl für Reinheit der Form geleitet.

Die Kammissen, welche über die Beschaffung des Werks zu entscheiden hatte, (8 (nach Stimmenmehrheit) für Bemalung und Vergoldung meine Werke. Ich glaube der Wahrheit nicht zu fehlen, wenn ich sage, daß die allgemeine Meinung dagegen ist. Ich habe mich niemals gescheut, bei allen sich Gelegenheiten auszusprechen darüber, daß diese reinen und edeln Formen mit Pracht der Farben und Glanz des Goldes sollen überdeckt werden. Es ist seinem Inhalt unterworfen, daß Farbe und Gold das Werk, das jetzt noch unter der einfachen Einwirkung des Lichts eine ganz ideale Wirkung macht, in materielle Realität herabziehen, in denen es neben Kerzen, Puppen und Blumenflaschen zu stehen scheint. Ergötzlich ist es Künstler Einwendungen erhoben und namentlich dargethan, daß in der bunten Kirche gerade ein Gegensatz einfacher Kunst von glücklicher Wirkung sein würde. Man sieht ihm, schreibt er, kein anderes Mittel, als die Oberfläche möglichst unscheinlich zu machen. Er weiß, was ich hier, nur die Kleidertheile färben, die Carnation aber möglichst licht halten, seien ihm die ganzen Kunstgebäude möglichst Nichts bleiben, die Gewänder aber was mehr ergeben. Eine schattographische Abbildung des Altars folgt.

Briefwechsel.

— Herrn *** in Prag. Eine kaiserliche und Prag gerichtete Mittheilung Ihres Briefes haben wir sehr verehrt gemacht.

— Herrn K. H. in Königsberg. Dieses soll Manuscript in der Buchhandlung durch Buchhandel an die gewünschte Adresse weiterbefördern lassen.

— Herrn Prof. K. in Wien. Gedichte sind uns immer willkommen, sollte sie von Dichtern vom Talente entstehen, wie wir heute in unserer „Blütenbetrachtungen" sahen. Die Dichter erfüllen eine Verpflichtung, die Niemand wie sie erfüllen kann, in dem sie „Blüten" und „Früchte" reifen.

— Herrn *** in Flensburg. Ihre Briefmarken soll willkommen sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 6.** Wöchentlich 1½ Bogen. Vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Verlieren und Finden. Erzählung von Rosa Horn. VIII. IX. X. — Deutsche Heimsuchungen. Wirklichkeit aus den Gefängnissen einer Großstadt von M. Hartung. IV. Straßen der Nationen. — Jahrbuch von Holland. Von Karl Frenzel. — Kanter Hermanns II. — Johannes Kinkel. — Neue Romane aus Russland. IV. — Neue Gedichte. II. — Die Nachtigall. Hymne. — Neues aus der Welt.

Verlieren und Finden.

Erzählung von Rosa Horn.

VIII.

Indessen sieh sich Theobald Ellmer in Sorgen aller Art fast auf. Sein Künstlereitelkeitsgefühl wurde allseitig und gewiß oft mit Unrecht auf das empfindlichste verletzt. Schon um seinen vielen Widersachern zu imponiren, wurde die verhängnißvolle Erbschaft Adelens, die elegante Villa, auf das glänzendste aufrecht erhalten. Wie sorglos war dagegen die Zeit gewesen, wo er im vierten, auch noch manchmal, wo er im dritten Stock neben Madame Müller wohnte!

So verging mehr als ein Jahr. Theobald Ellmer's äußere Erscheinung bot immer mehr das Gepräge seines unruhigen, allseitig gequälten Lebens. Fragte Anna nach ihm beim Hofrath Rudloff, so lauteten die Antworten immer unwilliger, ja oft bitter. Theobald Ellmer war den auf ihn eindringenden Stürmen, schwach und charakterlos wie er war, nicht gewachsen.

Der Frühling des vierten Jahres nach Adelens Tode warf seine Blüthenpracht mit vollen Händen auf die Erde. Im Gärtchen vor dem Hause Anna's sangten Marlens kleine Hände bereits nach den ersten duftend erblühten Fliedertrauben.

Schneeglocken und Veilchen waren schon verblüht und machten Tulpen und Hyacinthen Platz.

Es war ein schöner, heller, warmer Nachmittag. Marie war mit Fräulein Friedrich und Bella nach dem nahen Park gegangen. Anna war allein — Sie hatte eben eine Arbeit vollendet und betrachtete wohlgefällig die zarten Maiblumen, die in geschmackvoller Vertheilung den eben fertig gewordenen Hut schmückten; sie arbeitete noch immer für Madame Bolteren oder vielmehr für deren Personal.

So hatte sie sinnend und blickte hinaus über den Hut nach dem freundlichen Sonnenschein draußen. In sich zu versinken, zu träumen, gestillt zu haben [illegible] dem Menschen zuweilen unabweisliches Bedürfniß. Sie überhörte, daß jemand die Gartenthür öffnete und nach dem Hause zu ging. Erst als sie Schritte draußen hörte, wandte sie sich nach der Thür, unter der fast gleichzeitig die Gestalt Theobald Ellmer's sichtbar wurde.

In der That schien der leise Ausruf der Ueberraschung, so voll Schreckens, den Anna sich nicht enthalten konnte auszustoßen, vollkommen gerechtfertigt. Theobald war in einer Stimmung, die alle Rücksichten der Convenienz aus den Augen setzt; sein fahles entstelltes Antlitz war wirklich mitleiderweckend.

„Anna", sagte er, ohne weiter Einleitung auf das erschrockene Mädchen zutretend, „Anna, um Gottes Barmherzigkeit willen, retten Sie mich!"

„Wie gern, wenn ich kann", antwortete Anna, die sich schnell zu fassen suchte, denn alsbald sahe sie sich von Mitleid ergriffen. Alle Blicke, von seine Leiden und wie verwildert hing das schöne, weiche, blonde Haar um die eingefallenen Schläfe!

„Anna —" der junge Mann nannte diesen Namen mit dem Ausdruck tiefsten Leidens. Die Stimme erschütterte das Mädchen. Er selbst konnte den Anblick ihres stillen, sittlichen Seelenlebens nicht ertragen und bedeckte die Augen mit der Hand —

Anna schwieg ängstlich und zaghaft.

„Ich muß ja doch gerettet sein!" sagte er nach einer Pause mit erzwungener Ruhe; „ich ist mein letzter Gang, der zu Ihnen — Wir Sie mich lieben, Anna, das ist verloren. . . Anna", fuhr er in plötzlich ausbrechendem Kleinmuth fast feig fort, „Anna, retten Sie mich, wenn Sie können!"

„Wie wie?" fragte Anna zitternd. Sie war die edle Tochter eines Mannes, die seine Thränen angerührt lassen konnte.

Schon das Wort, der Ton, mit dem es gesprochen wurde, hob ihn. In der noch in seine gebeugten Energie eines Charakters liegt der tief unterdrückte Anhalt für die keimende Hoffnung der niedergesunkenen Schwachheit. „Sie kennen mein Unglück, Anna", fuhr er gefaßter fort. „Seit Jahren, seit der Zeit, wo Konstanze meine Frau wurde, sehe ich ein elendes, erbärmliches Leben! Also ist Hermann, Anna, mich allein getragene Entleidung gegen einen überlegenen Uebermuth, an den niemand glaubt, über den jedermann die Achseln zuckt! Ja all dem Elend kommt Konstanzens ewige Verstimmung — sie ist kein Herz, zu dem man suchen, bei dem man Trost finden kann. Jetzt hat soeben und war es schon lange. Dabei hier rohliche Roheit, diese Spinnengewebe der Dienstboten, diese Unmöglichkeit, sich selbst anzugehören in seiner innersten Heiligkeit — o, es ist fürchterlich!"

Anna stand den rechts und gesenkt gegenüber — ein Reh im Meere —

„Sie verfolgten mich und auch alle Dorfleute! Die einzige Rettungsmöglichkeit, daß ich scharfen, unterging alle Hoffnung, mich zu retten, ist mir genommen! Ich bin in der Hände der Mörderin. Jetzt sehe ich mich verlassen, umringt von allen Seiten, gehetzt und zu Grunde gerichtet, wenn ich in dieser Zeit nicht retten kann! Und ich muß retten", fuhr er in plötzlich ausbrechender Leidenschaft fort, „oder der morgende Tag findet mich tot! Nicht mein Leben, meine Ehre ist gefährdet! Ich liebe da als ein Verbrecher, dem weltlichen Gesetz verfallen, das einzig ich nicht! Dazu Konstanze, die kindisch ihrer Nachsucht entgegensieht —"

„Grauses Wort!" sagte Anna erschüttert. „Kann ich helfen, so muß ich's ja — das ist Pflicht, eine nicht hintanzusetzende Pflicht! Um welche Summe handelt es sich?"

Er hantierte sich um eine Summe, die fast die Höhe ihres kleinen Vermögens erreichte —

Der Unglückliche — ein Blick der Freude fast, als er doch Gelt in seinen Händen hielt, und es war doch ihr alles — die Hoffe eines ruhigen, stillen Glücks —!

Als er die eine Verschreibung darüber geben wollte, sagte sie in ihrer gänzlichen Unkenntnis der Geschäftsformalitäten: „Nein, nein! Das war keine Bedingung! Ich will Vertrauen!" — Nach den Landesbräuchen mehrte sie.

So ging es.

Kaum hatte sie Zeit, das letztgewechselte Buch ihres Vaterlebt zu quittieren — Marie und Fräulein Friedrich kehrten heim. Erstere hatte so viel zu erzählen und letzter so viel in den Erzählten zu ergänzen — Anna schwieg sich, allein zu sein —

Endlich war sie's — Wie unruhvoll, wie hinausgestossen und leben sahe sie sich von neuem. Dann die innern Gewalte, die Frage um Recht oder Unrecht. Hatte sie nicht auch Pflichten? Drinnen lag die kleine Altersleie, die ganz überlassene Marie und an ihrem Bruder kommen das alte Fräulein Morgenröter. Hatte sie nicht die Pflicht, sie beide zu sorgen? Und war es so leicht, diese mit der Hände Arbeit allein zu thun? Als Kind das Dasein kannte sie die ganze schwere Bedeutung dieses Begriffs. Die vielen Nachtwachen, die gespeist werden mußten, die bei der Lampe früh werdenden Augen — und wer allem und in allem konnte sie beim besten Willen diesen ihren beiden theuern Pflegebefohlenen das nicht mehr gewähren, was ihnen nun zu jahrelanger „lieber Gewohnheit geworden war. Was sind der Herrath Mittel sagen? Herrath Kinder, die auch von langem eigenhändig mit ihrer feinen Schere die Tapeten von ihrem in Buchhaupteren beschenkten Schatz abgeschnitten hatte und zwar mit einer so sichelnden Gutmüthigkeit, wie man nur etwas recht liebes thut! Und Madame Bertram —?

„Ob fehlt Ihnen doch nichts, Anna?" fragte

Fräulein Friederich, teile die Thür hinter sich schließend. Die Kleine war eben eingeschlummert —

Andern Tags verkündete ein weißer Zettel an der Gartenthür, daß das Haus unbewohnt zu vermiethen sei. Fräulein Friederich erkundete wol, aber sagte nicht viel. Der Gedanke hatte sie in wol Ueberraschung, aber gar keine Schrecken. An ihrem Gemüthszustand zurückkehrend, hatte sie schon aufgehört, sie sich leicht zu sorgen. Nur Anna's ganzes verändertes Wesen beunruhigte sie.

Ob war Anna Müller eine moralische Verpflichtung, als sie erfuhr, Konstanze hätte in der Nacht einen Sohn geboren.

Mit rechter Wehmuth wandelte sie indessen unlustig zur Arbeit durch die kleinen Gänge des Gärtchens und erschrak fast, als der Wagen des Hofrath vor der Thür hielt. Blaß wirft er an dem weißen Zettel sogen? dachte sie mit Herzklopfen.

In der That war dies die erste Frage und Anna's zitternde Antwort: „Ja, ich muß, ich habe — mein Vermögen verloren —"

Ob mir eine kleine Pause ein. Auch derselben sagte der Hofrath fast gleichgültig: „Den wann haben Sie denn so gewagt gespielt?"

Verwirrt über die Ungenauigkeit dieser anzweifelnden Theilnahme schlug Anna die Augen nieder. Sie hatte eine herbe Strafpredigt, ein scharfes Examen erwartet. Jetzt sah sie auf und sah den Vater Augen so innig und ängstlich auf sich gerichtet, daß sie noch verwirrter wurde.

Im Raumlicht darauf erwiderte sich der Hofrath und sagte unter der Thür in gänz- und verändertem, fast mütterlichem Ton:

„Ich fahre nach Stermig — dies Stermig ist eine recht hübsche Luft für mich!"

Ein fühler, freundlicher Gruß an Anna und fort sahe er in den Sonnenschein hinaus, nach Stermig zu.

Dürfen wir wol verrathen, was Hofrath Rudloff dachte, als er so unter den breiten Aller grünenden Kastanienbäume dahinfuhr?

„Könnt' ich bis doch an mein Herz nehmen" sagte er fast laut. „Könnte ich sagen: „Alles, was ich denke, wirf von dir und laß nichts, gar nichts in deiner Seele leben als den Glauben an meine innige Liebe!" Warum aber ist nur mir, gerade mir dachte er weiter, die Entsagung heilsam, was, ich zahle es, mich so innig beglücken würde, so grausam erscheinen —?

So denkend verlangt er in sich und besser sein Auge auf den Thurm von Stermig, der immer näher rückte.

Ueber den Vermögensverlust Anna's berichtete ihm sofort eine das Nahe treffende Ahnung — —

IX.

Anna Müller hatte nach einiger Zeit wirklich den Muth, ein paar kleine beschattete Dachstübchen mit ihren Pflegebefohlenen zu beziehen. Fräulein Friederich hatte den Schmerz, zu sehen, daß Anna nach Gewohnheit war die hatte. Sie erfuhr nichts von dem plötzlichen Verlust des Gutes.

Die nächste Umgebung bestand allerdings in Dächern und Schornsteinen, aber einen kleinen poetischen Ausblick gab es auch hier, eine unterbrochene Zeile in der enge bevölkerten Menschenstadt — trüben über die enge Straße hinweg konnte sich nun auch der Dachfenster eine herrliche, tiefblaue Minte, die ganz unermüdlich ihre täglich verschiedenen Bilder mit immer neu sich erscheinenden erlegte. Auch gab es eine kleine Lücke, über welche hinaus man wie einen Gruß auf jenseitige Kerne ein Stück Feld und Berg und Luft erblicken konnte.

Wie oft sich indessen die kleine Marie an einen vorspringenden Winkel drängen mußte, um Gänge, denen Eintritt sie immer wieder versagt, von den Kopf sieht — wie oft sie nach dem Garten und dem Straßenlärmen sragte — Fräulein Friederich hatte nur immer Unlichtige von Wasser zu machen und Anna schalt sie in ernstlich darüber nur deshalb, weil ihr das alles unrecht so gar wohl that, auf Kinderthränen gerieten oft so unbeherrschbar schmerzlich in die Wunden unserer Brust.

Das sieht ganz abscheulich nach Staub, Kalk, Dachziegeln und Sparrenwerk! dachte Hofrath Rudolf, während er die letzten Stufen der steilen Treppe erklog.

Anna kam ihm innerlich traurig entgegen. Sie bekannte sogr so viel erbebenden Anregung und war glücklich, daß sie hier nicht entgegen wurde.

Die kleine Marie hatte wie gewöhnlich ein nasses Tuch um den Kopf und ein paar Thränen in den Augen. Anna hatte wie die gesunden und Fräulein Friederich erschöpfte sich in halbverdeckten Liebkosungen, um beide Schmerzen zu heilen.

„Schon wieder den Kopfen verzeichen?" sagte der Hofrath zärtlich. „Schicken Sie die Kleine hinunter! Ich bitte", wandte er sich dann an Anna, „ich bringe einen Korb mit Früchten von

Sterne. Das Jahr ist so gesinnet, daß man sich wundert, daß der liebe Gott nicht gleich die Schüssel zu den Sündern umwechseln läßt!"

Im übrigen brachte Hofrath Nadler eine Anna Müller überraschende Einladung. Er richtete überdies einen Gruß von Madame Bertram aus und Fräulein Müller möchte doch andern Tags bei ihr den Kaffee nehmen. Die Mädchen, die sie sagen, gingen über Land — so wären sie ganz allein. „Mich hat sie nicht eingeladen", sagte der Hofrath lächelnd und schnuppernd empfindlich dazu.

Andern Tags folgte Anna Müller freudigen Herzens dem Ruf, der sie zu der hochverehrten Matrone führte.

Man geleitete sie hinauf in das Privatzimmer Madame Bertram's, welches in diesem Augenblick einen ungemein wohnlichen und trauten Anblick bot. Dicht vor den geöffneten Fenstern wogten sich wie zwei riesige Vorhänge die Kronen ringsherum stehender Baumriesen, die, eben in voller Blüte stehend, das Zimmer mit grünem Licht erfüllten. Der ganze Eindruck war wie eine Ahnung des Sommers. Jeder kleine lebendige Gegenstand war die Verkörperung ingendeines lieblichen Erlebnisses. Madame Bertram lebte unter diesen Erinnerungen, diesen lieben Erinnerungen wie in einem Heiligthum. Es war so in der That ein kleines von Liebe und Dankbarkeit geschmücktes Tempel... Ueber dem Sopha, auf welchem Madame Bertram saß, hingen symmetrisch die Bilder der Schülerinnen ihrer Kostschule. Wie manche glückliche aber auch wie schreckliche Geschichte verknüpfte sich mit dem späteren Geschick so mancher dieser lieblich und still hier erblickten Mädchen!

Da trat Anna Müller ein.

„Willkommen, meine junge Freundin!" sagte die Matrone, dem Mädchen beide Hände entgegenstreckend. „Legen Sie nur immer den Hut ab und legen Sie ihn hierher zu mir! Heute nehme ich Theil von Ihnen für den ganzen Nachmittag! Und, sehen Sie, auf meinem braven Sopha sollen Sie Kaffee trinken! Die Lehnstuhle sind so steif nicht, aber es ist ein Vergnügen meiner lieben Schülerin! Kommen Sie — ich klingle nach dem Mädchen."

Anna Müller gehorchte, neben der Matrone auch einen lieblichen, weißen Platz. Sie war ein Bild jungiger, reicher Schönheit. Gepflegt in der Schule des Lebens, Alles, das Edelste erlebt und mitempfunden vom Glück zum Leid zu sein, wenn dieses Leid von ihrem Herzen oder ihren Grundsätzen ihr gehoben wurde.

„Liebes Kind", begann Madame Bertram mit ihrer zum Herzen sprechenden Miene, „wissen Sie, daß ich mich eigentlich, Ihnen gegenüber einen Auftrags zu entledigen habe? Grüße soll ich Ihnen ausrichten, und zwar keine gewöhnlichen, eine gehörte oder heute hingetragen, nein, lang verhallte und verstummte Grüße von Ihrer Cousine, von Adele Müller!"

Anna staunte. Roth fühlte sie sich beklommen. Hier im glänzenden Sonnenschein unter lauschenden wehenden Blüten — Grüße aus dem Reich der Todten?

Madame Bertram fuhr ernst fort: „Adele Müller wurde bei mir erzogen. Sie war ein reizendes Mädchen und von einer so heftigen Gemüthsart, daß sie uns schon als Kind schlimme Tage bereitete. Sanftmuth, Duldung kannte sie nicht. So verließ sie uns. Sie kennen die unglückliche Geschichte mit dem jungen Ellmer — Adele warf sich mit rücksichtslosem Muth in diese für sie so verderbliche Leidenschaft. Alle wußten das alle. Aber da war Niemand von Nöthen, der ihr einen warnend in den Weg trat. Sie wollte nicht hören, nichts sehen, hatte für nichts Sinn als für diese Eine Lebensbeziehung. So weit wissen Sie aber Jedes um diese traurige Geschichte. Sie, mein armes Kind, waren in keiner Art mitbetheiligt. Das Verhältniß wurde ja intensiv heimlich. Der junge Ellmer trug hiervon theils in seiner Unbeständigkeit die Schuld, theils Adele selbst, die ihm allerdings jede Begehung zu sich zur Qual machte. Eines Tages — es war bereits spät — stürzte Adele blaß und entstellt zu mir ins Zimmer — ich hatte die Mädchen eben nach ihren Schlafzimmern geschickt, man hörte noch ihre fröhlichen Stimmen auf dem oberen Corridor. Adelens Anblick erschreckte mich und mußte mich vielleicht noch mehr erschreckt haben, wenn mir nicht ihr heftiger, leidenschaftlicher Sinn bekannt gewesen wäre. Uebrigens hatte ich sie seit lange nicht gesehen; sie hatte in letzter Zeit seine Mahle gehabt, meinen zu gehorchen. „Madame Bertram, meine Erzieherin, meine zweite Mutter!" rief sie und schlang schluchzend ihre Arme um mich. „Was will Ihnen denn, Kind?" sagte ich. Angstlich über ihrem Kommen und ihren Thränen schwieg natürlich mein Unmuth. „Verlassen Sie mich nicht! Helfen, retten Sie mich!" jammerte sie. In dem Augenblick wurde unten die Klingel gezogen. Es war ohne Zweifel Kaufmann, der

heimkehrte. Sie war den Nachmittag über von Adelen festgehalten worden und kam nun ohne Hut von der Villa zurück. Adele hörte kaum den Glückwunsch, sie sprang sie jäh auf. Im Augenblick immer noch versunken in Schmerz, verriet sich das Gefühl zum Ausdruck tiefsten Leides. Ich konnte keine Worte finden. »Was hat es denn gegeben?« fragte ich endlich, forschend, die Thür, nach der sich Adele mit gefalteten Händen gewendet hatte, öffnete sich eben und Hannah erschien. »Was mich es da für eine Szene geben!« dachte ich, schon nach der Klingel greifend. Aber meine Tochter hatte das junge Mädchen gleich im Flur in Empfang genommen und somit mich der Notwendigkeit überhoben, zu mir zu kommen. So hörte ich zu meiner Beruhigung die Schritte leicht sich entfernen. »O die Teufelei!« rief jetzt Adele mit dem Ausdruck höchster Aufregung aus. »Ich verachten, sich hervorgetan zu haben von dem, was man liebt, das ist furchtbar!« »So retten Sie sich doch!« sagte ich gewiß ernst zu Adelen, die, auf dem nächsten Sessel zusammensinkend, von neuem anfing, krampfhaft zu weinen. »Ich hatte leider erwähnt Ulrich!« endlich erzählte sie mir, sie hätte sich mit Theobald Ulmer heimlich verlobt; aus Rücksicht aber für das zerrissene Herz, ihres Kind, und den jungen Mann damals noch bestehende Verhältnis wurde diese Verlobung, so wollte es Ulmer, noch ein Geheimnis bleiben. Jahrelang hatte Ulmer's unerhörter Leichtsinn seinen Ruf gefährdet — trotz seiner Jugendlichkeit — mit der Zeit auch seine Heiratsgedanken zu wandern, die er im Herzen ihrer Tochter kennen lernte und die ihm leider nur zu bereitwillig entgegenkam. Während nun Adele, wie sie sagte, ihr Alles, ihr Vermögen, mit ihm theilen, ihm zum Leben bringen wollte, wurde ihr Ansinnen dieses an ihr begangenen Verrathes. Lügen, Lug, Ränken fürchten sie jetzt an mir. Als sie geendigt hatte, sagte ich: »Liebes Kind, denken Sie doch nur, der Ihnen diese Verlobung jetzt leugnet, dessen Sie sich mit dem leichtsinnigen Plane ich verbunden!« Eben sah sie nachdenklich, aber sie schien mir noch etwas abwesend zu sein. Da hörten wir Hannah kommen. Sie sah sich los, rollte den Shawl auf und hörte denen. Sie folgerte sich sie auf. Verbrechlich wie sie war verschloß sie sich in sich selbst und litt, ohne den mindesten moralischen Widerstand zu leisten, einen nagenden, sie rasenden Wurm sein Zerstörungswerk beginnen und auch vollenden. Keinem Menschen hörbar, litte sie in Stummheit, nachdem sie unser Mitleiden verschworen hatte, die, diese Verachtung unwerth, sich nun seit durch eine schwerbarbarische Vergiftung in Ulmer Adelen auf das tiefste beleidigte. Ich war an einem Abend im Spätherbst, als er endgültig bei mir verschied. Ich hatte es lange nicht gesehen. Dulce entschuldigte mich. Sie war offenbar Ulmer feind und infolge jener Gemüthsbewegung ganz erschöpft. Sie hatte sich jedoch gut trug mir auf, Sie in ihrem Namen um Verzeihung zu bitten für das Ihnen zugefügte Weh. Wenn Sie von ihr hören würden, so lassen Sie ihr an sie gerichtete Bitte willfahren. Lud alles war mir unverständlich. »Lassen Sie mich«, fuhr sie fort, »mit meinem Gedenken lieben! Mag es mit mir endlich mit Gott schließ sein! Nenn mich auch ohne Kenntnis davon so handeln, wie es ihrem edeln Sinne entspricht! Sagen Sie ihr, mit dem Glauben ist es geschehen, und machen Sie es mit Ihrer weiteren jetzigen Handlung bekannt, wenn Gelegenheit Rechte Sie auch kaum machen wird!« Jedes Wort bei Nennung einer tödlichen Schwäche abgerungen. So fragen, wäre grausam gewesen. So nahm ich die räthselhaften Worte in meine Seele auf und wartete — aber nahm mir vor, auf die Meldung von Hannah zu warten, die am folgenden Tage erst erfolgte. In derselben Nacht auch hatte Unternehmung Karl Adele Müller an einem Herzleiden, das ihren Leiden ein tödtliches Ende machte."

Anna weinte — Es lag auf der Hand, daß Adele die Mutter des Kindes war, daß sie vor ihrem Tode an ihrer Ehre endlich lieb — Eben wußte man, daß Anna auch den Vater durch Hannahs Hand seinem Vermögens wohl getrost hatte —

Madame Poiteau zog Anna an ihre Brust und wollte reden — Aber helle Kinderstimmen erfüllten das Haus. Die Mädchen kamen heim. Man rasselte an der Thür und man gut an ihre eingetreten. Einen Augenblick, man eine unbekannte Hand schnell zum Fenster herein — die Alle Stunde war unterbrochen. Anna sind.

In einer Entschuldigung mußte sie auf Rendezvous Wagen warten, der eben vorüberfuhr. Jetzt, mit der plötzlich Bekanntmachung einer langen Mutter, war es hier ganz unerträglich, ohne Pflanzen zu existiren.

Auf Dulce's Zureden ließen das Gebäude, das

Brusttasche ein Papier auf den Tisch zu praktiziren), es muß sich doch wohl finden —

Denker.

Ich darf nicht länger — lassen Sie's Herr Assessor — ich darf's nicht dulden — dieser Schreibtisch muß in dem unberührten Zustande bleiben, wie ich ihn diese Nacht beim Beginn des Arrestes, der leider über den Herrn des Hauses verhängt wurde, antraf.

Wolf
(heftig suchend).

Es muß sich doch finden lassen. Es ist ein Werk über die amerikanischen Zuchthäuser; ich brauche das Buch zum Nachschlagen (bringt das Papier glücklich auf den Tisch).

Denker.

Wirklich, Herr Assessor, jetzt ist es genug. — Ah, was legten Sie da eben auf den Tisch? Dies Papier lag vorhin nicht da.

Wolf.

Dies Papier?

Denker
(nimmt es).

Nein, ich sah es nicht liegen (sieht es an). Es ist ein Dokument.

Wolf.

Ganz recht. Ja wohl, es fiel mir aus der Brusttasche — (will es wieder haben).

Hängstgrabate. Wie hat dieser Allmer in unser aller Geschick eingegriffen! Wie verderblich wurde er einer ganzen Familie! — —

Und dennoch konnte sie, nach Hause kommend, sein und Adelens Kind. — Dennoch benetzte sie Mariens blühende Wangen mit ihren Thränen! —

X.

Indessen nahte der Tag der Testamentseröffnung — — Es ergab sich, daß Anna Müller — die Erbin von Sternitz war.

Ein besonders an sie gerichtetes Schreiben machte es ihr zur Pflicht, Marien die Rechte eines eigenen Kindes einzuräumen.

Noch bleicher zu werden, als er schon war, wäre bei Theobald Allmer eine Unmöglichkeit gewesen, und Konnanze hörte es kaum, daß ihr der vierjährige zurückgelegte Heimerung des Vaterhauses, nahezu 1000 Thaler, zugeschrieben war. Er reichte kaum für ihre nächsten Bedürfnisse. Deshalb also schwieg der Hofrath so geheimnißvoll — deshalb umwarb und huldigte er Anna? — So deutete es sich der Neid und die getäuschte Hoffnung —

Nach einigen Tagen fuhr Anna Müller nach Sternitz. Sie sollte es als nunmehrige Besitzerin übernehmen. Zaghaft folgte sie dieser Einladung des Hofraths. So recht aus Herzensgrund freuen konnte sie sich nicht. Es kam ihr vor, als wäre der Mann, der so ernst und geschäftsmäßig mit ihr sprach, nicht derselbe ihr so theuer gewordene Freund. Sollte sie Sternitz zu Gunsten Konnanzens abtreten? Das verbot die Rücksicht auf Adelens Kind. Diesem mußte eine Zukunft gesichert bleiben. Sollte sie den Hofrath bitten, Sternitz ferner noch für sie zu verwalten? Die ganze Uebergabe kam ihr so rasch vor wie ein Abschied.

Scheu und unentschlossen ging sie neben dem Hofrath her. Wie schön das alles in der reichen Segensfülle des Herbstes war! Welch ein treuer Verwalter war der Hofrath gewesen! Wie hatte seine Thätigkeit den Werth des Besitzes erhöht! Das alles griff an Anna's Herz. Sie wußte sich gar nicht den Muth zu, ihm danken zu können, ohne in Thränen auszubrechen, und das wollte sie nicht.

Aber bleich und angegriffen hörte sie, daß der Hofrath beabsichtigte, noch vor der einzigen Dämmerung nach der Stadt zurückzukehren. Was sollte sie thun? dachte sie. Als er das Zimmer verlassen hatte, um noch einige Anordnungen zu treffen, dachte sie, sollte sie es wagen, ihn zu bitten, ihr ferner hülfreich zur Seite zu stehen? Wo war denn nur ihr alter Muth? Rasch entschied sie sich, diese Bitte schriftlich an ihn zu richten.

Sie schritt langsam in einen großen Saal, dessen Fenster, weit geöffnet, nach dem Garten gingen. Das war alles so wehmüthig — das fallende Laub — die letzten glühenden Sonnenblicke — die Erinnerung an ihre einfach edle Mutter und an den Segenswunsch für sie, mit dem jene aus der Welt geschieden war — wie reich hatte sich dieser Segen verwirklicht! Sie konnte nicht anders, sie drückte das Tuch vor die Augen und weinte aufrichtig, herzerschütternd. Es beunruhigte sie, sich so dem Hofrath nochmals zeigen zu müssen —

Dieser trat ein. Sein Wagen mußte wol schon draußen warten. Die Pferde stampften in der Einfahrt. Hier konnte sie's hören. Aber war es möglich, ihm so unter die Augen zu treten? Eben trat er unter die Saalthür — nein, wenden konnte sie den Kopf nicht! Noch nie hatte sie in ihrem Leben so gezittert, sich so beklommen gefühlt wie jetzt, wo sie des Hofraths Schritte im Saale vernahm. Was wird er denken? Wie kann diese Scene in sein heutiges gemessenes Betragen! Wird er die Thränen wissen —?

„Fräulein Müller", begann er, „ich nehme Abschied von Sternitz —"

Der Ton, mit dem er sprach, war weich und innig —

Sie wandte sich ihm zu und sah ihn aus ihren verweinten Augen fast verwundert an.

Er setzte und sagte: „Ich wollte von Ihnen Abschied nehmen — ich muß jetzt nach der Stadt zurück — meine Aufgabe ist gelöst —"

Anna konnte nicht sprechen.

„So geben Sie mir die Hand!" sagte der Hofrath.

Anna that es stumm — bald wäre sie von neuem in Thränen ausgebrochen —

„Fräulein Müller", begann der Hofrath, ihre Hand festhaltend, „ich kann Ihnen ja wol gestehen, diese sind lange von mir gefürchtete Tage! Jahrelang traten sie zwischen jenes Gefühl, dem ich so gern schon lange Worte gegeben hätte! Wie konnte ich aber angesichts der Welt, so angesichts meines eigenen Gefühls dem Mädchen Herz und Hand anbieten, das die einstige Besitzerin von Sternitz werden sollte —! Die Welt wird meinen Eigennutz verurtheilen, wo ich doch so unaussprechlich —"

Seine Stimme versagte ihm —
Anna schwankte überwältigt zum Fenster —
Rudloff sah sie — er wurde gelicht —
„Anna" — rief er — „ich sühle — vierundvierzig Jahre —"
Nun wandte sie sich und lächelte —
Er trat auf sie zu und Anna lag in seinen Armen.

Theobald Ellmer's unglückliches Lebensloos und dabei die geistige Ueberspannung verwirrten ihm die Sinne. Er endete nach einigen Jahren in einem Irrenhause, nachdem er sich immer gemüht hatte, in Zahlen Ordnung zu bringen, die er regellos auf kleine Papierstreifen schrieb. Daß die trostende Kraft mache ihn ruhelos. In seinen lichteren Stunden vertauschte er die Zahlen mit Noten, vergnügte dann, wenn die schrillen Töne des Winterssturms das Gemäuer des alten Gebäudes, in dem er lebte und litt, umbrausten. Auch die Namen der drei Gestalten verwechselte er. Endlich erlöste ihn der Tod.

Kunhunge lebte ohne Mitgefühl für das Unglück ihres Gatten ein unglückliches Leben; der Nichtbesitz von Sternig erschien ihr stets als eine empfindliche Ungerechtigkeit. Sie wurde des Klagens nicht müde. Endlich verließ sie ihr Vaterhaus, um ihren Wohnsitz anderwärts zu nehmen; es war ihrem Auge wenigstens das stets wachsende Glück Anna's und ihres Gatten entrückt.

Anna Müller wurde die Gemahlin des Hofraths Rudloff, jedoch erst, nachdem er der ersten Marie den allzinnigen Besitz von Sternig zugesichert hatte. Freudig willigte Anna in Ueberwindung ihres Glückes in tiefe Betrübniß. Was hatte sie nicht alles verloren — und doch, doch — wie viel nicht auch gefunden!

Türkische Erinnerungen.

Mitgetheilt aus den Papieren einer Engländerin von W. Barnay.

IV. Strafen der Untreue.

Viel des Romantischen und Schauerlichen wird von Zeit zu Zeit dem Publikum anempfohlen über das Ertränken der türkischen Frauen in dem Bosporus und einige Verfasser von Erzählungen gehen so weit, daß sie als Augenzeugen die Schlauheit, die Hingerissenheit, Thränen der Opfer beschreiben.

Der Gegenstand ist schrecklich genügend für das tiefste Mitgefühl, aber unglücklicherweise weiß Niemand wie sie ist die Einbildung neben und vor den Thatsachen. Wenn der Leser Thränen vergossen hat über die hinreißend schöne Gestalt, welche ringt gegen den Griff des Henkers, über die dunklen Augen, die vorwurfsvoll blicken auf den Mörder aus der Mitte der Flut, welche bald ihr Licht für immer auslöschen soll, so mag er vielleicht nicht ganz niederbeugen zu dem Glauben, daß die Erzähler ihre Darstellungen nur auf Schlöße gebaut haben und in Wirklichkeit von der Sache doch nichts Rechtes wissen.

Da ist nichts von Romantischem bei diesen schrecklichen, allerdings erwiesenen Hinrichtungen; alles ist barbarisch, ungemildert Schrecken. Das Opfer mag schön und jung sein oder nicht, seine Henker haben keine Gelegenheit, es zu beurtheilen. Sie mag die vollkommenste Verkörperung der Romantik sein, sie wissen es nicht, und wäre sie die Lieblichste Houri Mohammed's, es ist ihr keine Möglichkeit gelassen, Mitleid zu erwecken. Die Freund von mir, die Mann im hohen Range, war bis 3 Uhr nach Mitternacht in dem Palaste seines verstorbenen Freundes aufgehalten worden und bemerkte zu seinem Erstaunen, als er über die nicht Brücke beim „Thurm von Galata" kam, eine Kaik mit Fackeln, welche in der Mitte des Stroms auf ihren Rudern lagen; seine Neugierde veranlaßte ihn, durch seine Bootsleute sich näher heranbringen zu lassen, wo er dann bemerkte, daß die Kaik von Polizeibeamten gefüllt waren; und in demselben Augenblick wurde eine Frau, dicht verhüllt in einen Reisemantel, bis an den Hals in einen Sack gesteckt, in den Armen zweier Männer von dem Boden der äußeren Kaik emporgehoben und in die tiefe Flut der Bai geworfen. Da man sein Gewicht an den Sack befestigt hatte, so erschien das unglückliche Weib gleich darauf wieder auf der Oberfläche, wo sie durch die Ruder der Bootsleute niedergeschlagen wurde, diese empörende Handlung wurde sie oft wiederholt, bis der Körper endlich sank. Mein Freund, herzkrank über dieses Schauspiel, dessen Zeuge er so unglücklicherweise geworden war, fragte den ersten Beamten, der ihn sofort erkannt hatte, nach dem Verbrechen dieser unglücklichen Opfers und hörte dann, daß sie die Frau eines kürzlich hingerichteten Beamten sei, welche in Haß und Mißbilligung über den Verlust des Lebens gesprochen habe.

An diesem Morgen des Unheils hatte sie die Strafe ihrer Unvorsichtigkeit erlitten.

Die Diener des Todes weilten noch eine Zeit lang, sich zu überzeugen, daß der Körper nicht wieder erscheinen, und auch mein Freund säumte

aus einem Gefühl, welches er sich selbst nicht erklären konnte. Der grauende Morgen trat an den Himmel und Streifen eines matten Gelb zeichneten sich an den Kämmen der hohen dunklen Gebirge auf der afrikanischen Küste. Ein einziger Lichtstrahl hatte sich durch die hohen Cypressen zu den Gräbern von Jildiz geschlichen; nicht ein Lüftchen wehte, die Gewässer des Bosporus zu kräuseln und alles um ihn her blickte so ruhig und friedlich, daß er sich kaum überzeugen konnte, er habe soeben noch auf solchen Tod geschaut, als die vielen Stimmen der Männer in den Kaiks neben ihm, wie sie ihre Ruder in den Strom legten und zur Fahrt sich anschickten, ihn aus seinen Träumen aufweckten, worauf auch er seinen Bootsleuten zuwinkte, ihn zu seinem eigenen Palais zu bringen. Derselbe Freund theilte mir folgende Trauergeschichte mit:

Ein angesehener Kaufmann von Stambul, weit über die mittlern Jahre hinaus, war der Ehemann einer schönen liebenswürdigen und jungen Frau geworden. Fatma Hanoum hatte, wie alle türkischen Damen, vor ihrer Ehe keinen Mann gesehen und sie brachte so zwei Jahre stillen Friedens in dem Harem ihres Herrn und Gatten zu und wurde Mutter eines Sohnes. Ihr Herz war aber nicht bei dem Vater und hatte unglücklicherweise anderswo eine Stelle, wo es ruhen mochte. Dem Hause des Kaufmanns lag eine Moschee nahe, von deren Minaret man die Fenster des Harems übersah. Die Sonne sank an einem herrlichen Sommerabend nieder, als der Imaum zu seiner Galerie flog, um mit dem schrillen Rufe des Muezzin zum Gebet zu rufen. Ehe er den Ruf ausstieß, fiel sein Auge zufällig auf ein Fenster jenes Harems, wo er einen Mann an einem herabhangenden Shawl hinaufklettern sah. Sein rasches und strenges Auge überzeugte ihn alsbald, daß der Verbrecher ein Grieche war, den das Weib eines Muselmanns sich zur Liebe eines Ehristen erniedrigt habe.

Der Imaum war ein strenger Mann; für einen Augenblick nur schwankte sein Vorhaben. Er lüftete seinen breiten Turban von der Brust und ließ die kalte Abendluft um seine Schläfe wehen; im nächsten lag er sich über die Galerie und spie auf die Erde, bei sich murmelnd: „Der Hund von Ungläubigem — mag seines Vaters Grab entweiht werden, mag seine Mutter Erde essen!“ Dann erhob er seinen Blick zum Himmel und der Ruf erscholl: „La Allah illa Allah! Mohammed Resul Allah!“

Nach Erfüllung seiner Pflicht stieg der Priester die dunkle und enge Treppe des Minarets hinab und nach wenigen Augenblicken stand er vor dem Sofa, auf welchem der den Verrath nicht ahnende Kaufmann lag; im nächsten Momente war der Verrath mitgetheilt. Man würde keinen Beweis dafür finden, daß je ein Osmanli blind gegen ein Vergehen seines Weibes gewesen ist, nicht etwa, weil er sie liebt, sondern weil die Kränkung seiner Ehre bei ihm nie vergessen wird. „Hier war die Beleidigung vor Augen, sie schrie zum Himmel.“ Die junge, schöne Fatma hatte durch den Griechen seine Ehre verletzen lassen. Der grausthätige Kaufmann, in den Harem tretend, blickte einen Moment auf den jungen und schönen Liebhaber, und im nächsten war der bebende Grieche schon aus dem offenen Fenster getrieben. Alsbald füllte sich das Haus mit den Verwandten der Frau und die weiten stillen Räume wurden laut von Seufzern und Jammern. Aber Fatma Hanoum antwortete auf keins von beiden; sie lag schweigend auf ihrem Kissen, ihre Augen auf das Fenster gerichtet, durch welches ihr Liebhaber entflohen war.

Der Kaufmann, ins Herz getroffen durch die Verletzung seiner Ehre, dennoch die Anmuth und Schönheit der Mutter seines Kindes nicht vergessend, sah nachsinnend beiseite; alle Bitten der Verwandten preßten nur die kalte Antwort aus ihm, er wolle sie nicht mehr sehen. Und wo war der gefürchtete Ungläubige? Er war zu seiner letzten Zuflucht des Menschen, zu seiner verwitweten Mutter geeilt, hatte ihr kurz seine Gefahr mitgetheilt, einige Lebensmittel beigerückt, am Halse der Liebenden geweint und war dann aus dem Hause gestürzt, niemand wußte wohin. Aber der Imaum war mittlerweile nicht müßig. Er hatte alsbald in der ganzen Nachbarschaft über Sacrilegium, über die Beschimpfung eines Muselmanns geschrieen und nach einer Stunde waren schon die türkischen Wächter auf die Entdeckung des Griechen aus.

Aber man konnte seine Spur nicht finden und die schöne Fatma Hanoum wurde in das Harem eines Freundes von ihrem Manne entfernt, wo man sie der strengsten Beaufsichtigung anvertraut, bis man des Griechen habhaft werden mochte.

Drei unglückliche Tage waren dem jungen Griechen in seinem Verstecke verflossen; am Morgen des vierten wurden die Stiche des Hungers zu mächtig für den Jüngling, um sie länger zu ertragen. Er wagte sich aus seinem Schlupfwinkel,

er blickte um sich und war allein; er wagte einige Schritte vorwärts; reiche Früchte hingen von den Zweigen der Bäume, unter welchen er hinschritt, und er ergriff sie mit Begierde; aber wie er ein zweites mal seine Hand nach einem fruchtbeladenen Zweige ausstreckte, hörte er den tiefen Athem eines Weinenden. Er horchte nach dem Orte, von wo der Laut kam, und sein Herz wurde weit in seiner Brust — er erkannte seine Mutter, die Gespielin seiner Jugend — die Freundin seiner Mannesjahre — die Leidtragende über die gebleichte Hoffnung seines Lebens. Er hörte ihr entgegen, er küßte ihren Namen und für einen Augenblick vergaßen Mutter und Sohn alles außer sich selbst. Die besorgte Liebe der Mutter erwachte zuerst zur Furcht, in wenigen Augenblicken war das Geheimniß ihres Lebens ihr unterbrannt und sie war den Umständen nach glücklich. Sie konnte sich um Mitternacht zu ihrem Verstoß schleichen, sie konnte ihn vor dem Hunger sichern, sie konnte seine Stimme hören und sich überzeugen, daß er noch lebte, mit dieser Ueberzeugung eilte sie von seiner Seite und bat ihn, ruhig nur wenige Stunden zu warten, bis sie ihm gesunde Nahrung bringen würde. Der junge Mensche schlich dann zurück in sein Verbrechen und schlief. Der Schlaf des Unglücklichen ist schwer, er kommt langsam und ist voll von wilden, bittern Träumen; so schlummerte der Schuldige. Die Nacht war noch dunkel, als er erwachte und Flüstern hörte; und er zweifelte dann nicht, daß seine Mutter gekommen wäre, die Stunden der schrecklichen Einsamkeit ihm zu erleichtern. Hätte er noch einen Augenblick gewartet und alle seine Sinne wach werden lassen, so würde er wahrgenommen haben, daß der Schall von Tritten mehrerer über der Erde war. Der Unglückliche hatte sich bisher in einem ausgetrockneten Brunnen seines öffentlichen Gartens verborgen gehalten, über welchen er ein leeres Blumenfaß gestellt hatte. In dieser Nacht hatte er alle Vorsicht vergessen, war zum Munde des Brunnens herausgestiegen und, die Nähe belebte schiebend, auf den Rasenweg gesprungen. Er sah bewaffnete Männer um sich, er reichte seine Hand ihrem Geist und ließ sich wie ein Kind von der Heimat seiner Jugend und aus den Armen seiner vergötterungsvoll aufschreienden Mutter hinwegführen.

In dieser Zeit wurde mein Freund mit der Sache bekannt. Die Familie der unglücklichen Frau warf sich ihm zu Füßen und flehte um seine Vermittelung. Er entschloß sich bald, über Sache nicht aufzugeben; aber alle seine Bemühungen waren vergebens. Er war aber durch seine Bemühungen für das Schicksal der Unglücklichen so eingenommen worden, daß er darum bat, sie zu sehen, ehe sie starbe. Zu seinem Erstaunen wurde diese seine Bitte ohne weiteres gewährt; er erhielt die Antwort: „Sie werden sie um Mitternacht besuchen, um sie endlich mit dem Ergebniß der Untersuchung bekannt zu machen; beliebt es Ihnen, so mögen Sie uns begleiten, denn eine fernere Gelegenheit, sie zu sehen, mag Ihnen nicht geboten werden!“ Unter diesen Umständen zögerte er nicht und wenige Minuten vor Mitternacht war er an der Thür des Harems, wo sie seit ihrer Entfernung aus ihres Gebieters Hause zugebracht hatte. Die Beamten der Gerechtigkeit folgten ihm unmittelbar nachher und es fiel ihm auf, daß zur Verfertigung eines Urtheils solche in so großer Zahl gekommen waren; er sagte voraus, daß mehrere von ihnen aus Neugierde etwas mitgekommen wären. Ein einzelner Sklave erwartete sie eben an der Treppe und führte sie langsam, eine Lampe in der Hand, zu dem Zimmer der unglücklichen Frau.

Sie schlummerte, als sie eintraten; ihre Wange ruhte auf ihrem Arm, ihr reiches schwarzes Haar lag zerstreut über ihr Kissen. Sie war todtenblich; ihre schwarzen Augenwimpern und Brauen erhoben noch die Todesblässe, während ihre schönen Züge ein so schönes Antlitz ihnen zeigten, wie es das Auge eines Mannes gesehen hat. Zuweilen bebte ein Zucken durch ihre Glieder; die Schrecken des Tages umbüsterten ihre nächtlichen Träume; zuweilen lächelte sie flüchtig und ein leiser Seufzer stürzte in ihrem Herzen die Erinnerung vergangenen Glücks.

Aber ihr Schlummer sollte nicht lange währen, denn der eine der Beamten beugte sich rasch über sie, ergriff ihren Arm und rief: „Erwachen Sie, Fatme, wir haben Nachricht für Sie!“ Die unglückliche Frau fuhr auf und blickte in Schrecken um sich; dann verhüllte sie ihr Gesicht in die Falten des Betts und schrie in sich: „Mahomed, was soll das? Was will man mit mir, daß man mich in der Nacht überfällt? Bin ich nicht eine türkische Frau? Bin ich nicht unbescholten?“

„Fürchten Sie nichts, Hanum!“ erwiderte der Beamte. „Wir haben Nachricht für Sie, welche wir nicht verzögern möchten!“

„Gott ist groß!“ rief die Schuldige, sich in den Kissen aufrichtend. „Ihr habt ihm verziehen!“ Aber ihre laute Ahnung war falsch.

In der Aufregung ihrer plötzlichen Hoffnung hatte sie sich aufrecht gesetzt und ehe jene Worte ihre Lippen noch verlassen hatten, war die Todesschnur um ihren Hals. Es war der Schrecken eines Augenblicks. Zwei der Henker warfen sich auf sie, zwei andere ergriffen ihre Hände — ein schweres Knie drückte die sich hebende Brust nieder — man hatte einen tief gewurzelten Leu, augenblicklich wieder still werden — ein furchtbares Zucken ihrer Glieder warf den gewaltigen Mann auf ihrer Brust fast von der Gewalt hinab — und alles war vorüber.

Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch wurde der junge Grieche aus seinem Gefängniß geführt. Mehrere Tage hatte er Nahrung zu sich zu nehmen geweigert und er war kaum im Stande, seine matten Glieder über die unebenen Straßen zu schleppen. Zwei Männer unterstützten ihn und endlich erreichte er das Ende seines schmerzvollen Ganges. Einen Augenblick stand er dort festgewurzelt am Boden, sein Athem rang still — er riß seinen Kopf herab und bäßte seine Hände, daß das Blut unter seinen Nägeln hervorspritzte. Sie, die er geliebt hatte, war vor ihm! Ihr einst so schönes Gesicht war geschwollen und blau, preisgegeben dem ungewissen Blicke einer rohen Menge. Sie war vor ihm — das Tuch, an welchem sie aufgehangen war neben der für ihn bestimmten Stelle, war ein Geschenk von ihm, welches er in einer Stunde die Liebe ihr gegeben hatte, als sie sich umblickten, nicht, um sie zu sterben.

Ich habe die Erzählung fortgelegt, bis das Herz mir weh thut, und ich kann nicht weiter: doch wie entsetzlich auch das Verfahren ist, die Türken ersparen wenigstens ihren Frauen zwar nicht die schmerzlichen Folgen des Fehlers, dennoch die Scham über öffentliche Schande.

(Aus Lucile Riehl: Türkische Frauen, in Sachen Frauen.)

Jakobäa von Holland.

Die ersten dreißig Jahre des 15. Jahrhunderts sind von den abenteuerlichen Schicksalen einiger Frauen erfüllt, von denen die in Paris geborenen sich einen schlimmen, mindestens einen zweifelhaften Ruf, das Kind des Volks aber einen unsterblichen Nachruhm gewann.

Neben Johanna II. von Neapel, Isabella von Frankreich, der Gräfin Jakobäa steht Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans.

Schade, daß Jeanne Marie von Caylus, die kürzlich einen kulturhistorischen Roman: „Jakobäa von Holland" (zwei Bände, Leipzig, Grunow, 1869), veröffentlichte, diese beiden letzteren so verschiedenen und doch wieder ähnlichen Frauengestalten in keine Beziehung zueinander brachte, was leicht und ohne der historischen Wahrscheinlichkeit entgegenzutreten hätte geschehen können.

Jakobäa, Gräfin von Holland und Hennegau, war die Tochter des Grafen Wilhelm, sah sich aber bald nach dem Tode ihres Vaters von einem ihrer nächsten Verwandten, dem Bischof Johann von Lüttich, wie sie aus bairischem Geschlecht, in ihrem Erbe angegriffen, in ihren Ansprüchen bedroht. Auf den Grenzen von Holland ward eine Zeit lang ein heftiger und erbitterter Krieg geführt. Trotz ihres jugendlichen Alters trug sich Jakobäa entschlossen und verwegen, eine echte Amazone jener Tage, deren Bild wir so oft in den Ritterromanen begegnen. Mitleid kannte sie nicht; als sie nicht neben ihrem Feldhauptmann Walerian von Wedersode über die Leiche von Persum in die eroberte Stadt einzogen und ein großer Theil der Besatzung in ihre Hand gefallen war, hat sie den Gefangenen unter ihnen den Kopf abschlagen, weil sie ihr die Treue gebrochen. In einem rechten Zerwürfniß stand sie auch mit dem Oheim kam es auch durch ihre Vermählung mit ihrem Vetter Johann von Brabant nicht, den sie auf Rath ihrer Mutter und der Stände ihres Landes, wohl freilich in geheimem Widerwillen heirathete, denn, sagt die feine Erzählung des Ehronisten, sie wußte, daß bei Herzog von geringer Leibesbeschaffenheit und geringem Verstande war, ihre Länder zu lenken und zu leiten und ihre eigene Person, die schon von vielgefreiter und in vielerlei Dingen von adeligem und hohem Sinne erfüllt war.

Sie handelte übrigens gleich nach ihrer Vermählung als Herrin, beobachtend und wenig bekümmert um ein Verbrechen mehr; Wilhelm de la Marle, ihr Erzieher und Freund ihres Gemahls, ward in Mons meuchelmörderisch von einem ihrer natürlichen Brüder und seinen Genossen getödtet, während der Herzog zur Jagd hinausgeritten; allgemein bezeichnete sie das Volk der Mitwisserschaft an dieser That. In dreijähriger Ehe, 1418 — 1421, mehrten sich die Zwistigkeiten der beiden Gatten, in politischen Dingen wegen der Verwaltung der Länder, da Jakobäa den Gemahl von jeder Theilnahme an Regierungsgeschäften auszuschließen suchte, obgleich ihr eigenes Re-

stimmte in ganz Holland durchaus nicht beliebt war, endlich auch wegen des Leichtsinns der Frau; es kam einmal in den Sternen, daß sie kein Glück mit ihren Männern haben sollte; nach kurzer Krankheit, in dem ersten Jahre ihrer Ehe (April 1417), starb ihr der erste, der Dauphin von Frankreich, doch wol nicht, wie auch Marie von Burgund behauptet, an Gift, sondern natürlicher an einem Geschwür im Ohr; dem zweiten entfloh Jakobäa eines Tags aus Valenciennes und landete über Calais rückwärts in England, den Schutz Heinrich's V. anzurufen.

Mit einem seiner Brüder Humfried von Gloucester — im Roman heißt er auch mit unbekannten Gründen Heinrich — hatte sie von Calais aus ein Verständniß angeknüpft; ihn begrüßte, Ludwig Robsart, hat sie über den Kanal geleitet. Lug des Vergessens, daß sie durch ihre Kinder gegeben, nahm sie Heinrich V. ging auf, er erhöhte der großen Ansprüche, die sie belag, und dachte durch die Englands Macht in Holland auszubreiten. Solange sie in England verweilen wurde, bewilligte er ihr am 10. Juli 1421 für jeden Monat 200 fl. St. zu ihrem Unterhalt. Nach beendigtem Jahre fand er, für seinen unmündigen Sohn, Heinrich VI., seinen in Frankreich Vertreter, in England Gloucester als Reichsverweser ein. Herzog Humfried war ein eleganter, leidenschaftlicher Mann, sinnlich nach den Begriffen des Zeitalters, und den edlen romantischen Mann klingt verloren und nur an seinen Rittern noch Gefallen fand; er machte einen tiefen Eindruck auf die Gräfin. Sie wie Marie von Burgund sie auffaßt, als bedürftig in hohen Planen des Ehrgeizes, der Rache, in kriegerischen Gedanken sich bewegend, sehr ist es noch nicht, bis um die Mitte des Jahres 1424 lebt sie auf englischen Schlössern in Freude und Genuß, ganz ihrer Liebe zu Humfried hingegeben. Papst Martin VIII., der, von allen verlassen, vom Kardinal Conti seine Würde erhielt, auf einer spanischen Besitzung sein Recht gegen die Welt vertheidigt, wird von beiden angegangen, Jakobäa's Ehe mit Herzog Johann von Brabant zu lösen und die neue mit Gloucester zu segnen. Beide willigte hier ein; letzterm erscheint sogar in Parlamentsakten und königlichen Briefen Jakobäa als Gloucester's Gemahlin, doch wollte ihr weder das englische noch ihr eigenes Volk in Holland weh. Im October 1424 kamen beide mit einer Kriegsflotte nach Calais, Gloucester mit frischen Mannschaft und verwüstend im Hennegau ein. Im ersten Schrecken unterwarf sich die Landschaft, dann aber suchte der Herzog Johann von Brabant Hülfe bei seinem mächtigen Vetter, Philipp dem Guten von Flandern und Burgund. Durch ihr leidenschaftliches, unbesonnenes Handeln hatte sich Jakobäa den gefährlichsten Gegner erweckt. Es ist unzweifelhaft, daß Herzog Philipp von vornherein sich in diese Händel mischte, sie benützte all seine höheren Combinationen. Bisher war er der Bundesgenosse der Engländer in ihrem Kampfe gegen den Dauphin Karl VII. von Frankreich gewesen, an ihm hatte er seinen auf der Brücke von Montereau ermordeten Vater zu rächen; den Herzog von Bedford nannte er seinen Waffenbruder. Und der war nicht weniger über das tolle Unternehmen des leichtsinnigen Gloucester erstaunt und erbittert; die englische Macht in Frankreich beruhte auf der Freundschaft mit Burgund. Darum vermittelte Bedford noch zwischen den beiden Gegnern, als diese schon, Gloucester durch, in heftigen Briefen sich gegenseitig zum Zweikampf forderten. Ort und Zeit dieses Waffenganges wurden bestimmt, da verschwand plötzlich Eleonore nach England heim, ihre Gemahlin blieb in Mons zurück; die Bürger schworen, für ihre Freiheit mit ihrem Leben einzustehen; an die drei Grafen und Edelmänner boten heute — sie sollten sich nie wiedersehen. Denn auf dem Meere, das Gloucester über das Meer trug, befand sich Eleonore Holham, ein Hoffräulein seiner Gemahlin, die er zum Concubinat nahm; ihr Schönheit hatte den unwiderstehlichen Zauber, sie hat er Jakobäa und ihr Glück vergiftet.

Ein anderes wichtiges Geschäft erhielt inzwischen die Gräfin. Um dem Krieg ein Ende zu machen, willigten die Mutter Jakobäa's und ihr Gatte bei Herzogen in das Verlangen Philipp's, die Gräfin in seinem Schloß zu Gent bis zur Entscheidung ihres Ehezwistes vor Papst Martin V. in türkischem Gewahrsam zu halten. Auch von mütterlicher Seite kamen die Bürger von Mons ihr Hülfe; ein Chronist Monstrelet hat den schönsten und rührendsten Brief bewahrt, den Jakobäa in dieser Noth den treuen Bürgern schrieb, nicht ahnend, daß sie ihn öffentlich verlesen, ja daß das Original, man sagt, der Kammerherr Jakobäa in dem Leder seiner und seiner Gemahlin Kleidung; alles kam an die Gegner und das Kriegsgeschrei ihres Gatten; ich weiß nicht, warum die Chronisten diese schöne Meinung ihrer Heldin den Feinden verrathen.

Im Schloß von Gent ward Jakobäa ehrenvoll behandelt. Alle Leute ihres Hofs, wie sonstig

ihr Sinn und ungebrochen ihr Muth noch war, bewies ihre Flucht, die sie mit einer ihrer Dienerinnen während eines Festes vollführte; über Antwerpen fuhr sie nach Breda und schlug ihren Hauptsitz in Gouda auf. In den von Burgund zermürbten und zerrissenen Holland scharten sich manche Anhänger um sie und als dann Herzog Philipp, mit der bestimmten Absicht der Eroberung des Landes, gegen sie zog, erwachte in den nördlichen Provinzen sogar eine Art nationalen Widerstands; zuweilen kamen ihr auch von England noch Unterstützungen zu, da man dort, freilich zu spät, die Wichtigkeit dieser Landschaften erkannte. Im Juni 1427 sandte der König „seiner theuern und vielgeliebten Tante, der Herzogin von Gloucester", 1000 Mark.

Der Raum verbietet mir, diese an sich interessanten und von wunderlichen Abenteuern und Schicksalen durchflochtenen Kämpfe eingehender zu schildern; sie endeten mit der Unterwerfung Jakobäa's, 1428. Einzelne Schlösser, einzelne Landstriche hielt ihr Philipp; den letzte gab sie zu ihrem Leben und bei ihren Lebzeiten zum Regenten ihrer Länder ein; ihm versprach sie, sich nicht wieder gegen seinen Willen zu vermählen. Zwar brach sie auch neue ihren Schwur und gab sich einem Edelmann hin, aber sie starb 1436 kinderlos.

Ein wildes, auch an innerem Wechsel reiches Leben, noch reicher vielleicht durch die Umgebung, die Zeit, in der es spielt. Es sind die Tage, wo die Gebrüder van Eyck mit ihren Schülern die Malerei neu begründen und in ihr zuerst wahre Kunstwerke schaffen; wo unterdessen Thomas a Kempis die Nachfolge Christi predigt und von den englischen Vettern her die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens sich in Holland und den Rheinstrom hinauf verbreitet — Tage, wo inmitten des aufkommenden modernen Staats, fehdender Heere, des Bürgerthums und reformatorischer Gedanken die Romantik des Mittelalters ihr letztes Fest feiert und dicht neben Johanne d'Arc jener Jude Jacques Coeur als Finanzminister Karl's VII. steht. Anderungen all dieser Thatsachen wird man in dem Roman Marie von Burgund's finden; hier und dort ist die Symbolisirung einzelner trefflich gelungen, aber das Ganze leidet an durchgehender Unklarheit, an dem Bestreben, „in Jakobäa ein Opfer einer unnatürlichen Mutter, unnatürlicher Verhältnisse, unweiblicher Bestrebungen" zu sehen, dem zu Liebe die historische Gewissheit in einer oft auch für das poetische Empfinden unbegreiflichen Weise verkehrt und verwandelt wird. Die Dichterin ward von dem blendenden Gefleiß der Zeit angeregt, ihr Wesen hat sie nicht erkannt; vielleicht ist das Mittelalter seinem Geiste nach allen Frauen ein Buch mit sieben Siegeln. Das Hauptmoment in dem Kampfe Philipp's und Jakobäa's, den Gegensatz der germanischen in Nord- und der romanischen Bevölkerung in Süd-Niederland, übersieht sie vollends; ein Irrthum ist es, die Gebrüder Eyck belgische Maler zu nennen; sie sind Flandrer und hängen von den französischen Miniaturmalern ebenso ab wie ursprünglich die moderne belgische Kunst von der französischen. Von historischer Wahrheit enthält somit das Buch wenig; die Namen der Helden ausgenommen, sieht es auf dem Standpunkt einer romantischen Herzensgeschichte und darin hat es seinen Werth; Kurzweil machen die poetischen, von der Dichterin erfundenen und geschaffenen Vorgänge und Gestalten den Reiz des immerhin vielfach interessirten Werks aus. Karl Frenzel.

Anregungen.

Pariser Herbsttage.

II.

Allerlei Verwunderungen, die ich mache.

Dieselbe war Theatervorstellung an der Großen Oper — jetzt ist es Photographie. Ich erwähne sie zuerst, weil der Mode, statt der Visitenkarte sein Porträt abzugeben, allgemein ist und ich meine Briefe machen muß. Für 12 Francs 12 Porträts. Teuer, wird mich werden.

Ich will zum ersten male in Paris wieder früh Bücher aus der, Einsamkeit, der ehemalige Bandevillard, hat die Schreibstuben an den Nagel gehängt und ist Verleger geworden. In der Schaufenster erblicke ich Bücher, Bücher, Bücher,

ten Deutschen nach? Erinnern Sie sich nicht mehr Gabriele mit der eisernen Stirn, der in Halle eine Universität hielt, und auch neuester Zeit des großen Philosophen Schmitt mit dem Kriegsnamen Max Stirner, des „Einzigen", mit dem die Hegelsche Dialektik in dem gründlichen „Ich" verunglückt? Sie ist die Mißgeburt der Hutzelbaumschnaps und der blauen Dunst der Metaphysik schmeckt heute, wo die ganze Welt aus dem Norden Ernst einathmet, mache es kurzen Prozeß mit allen gräßlichen und bürgerlichen Vorurtheilen und einer Weltpost hat das erwachte Berlin an den Straßenecken der Hauptstadt des ernsthaften Intelligenz den Anschlag: „Musikhandel von Schmitt & Comp." Aber die Deutschen verstehen nicht Lärm zu schlagen; die Franzosen können das ganz anders an. Statt sich mit einer Zeitungsannonce zu begnügen oder auch einem Maueranschlag, läßt Hr. Girardin von besonderer Hand sein Magazin in einer illustrirten Zeitung abbilden und im Begleitartikel die Vortheile seiner Anstalt so schwatzend rühmen, daß man das Zungenschnalzen der Schreiberei zu hören glaubt und einem das Wasser im Munde zusammenläuft. Candide narrans Delicias (Voltaire de Verne ramdom)! Der Herr Romeich des Hr. Laubereillisten hat recht. Heutzutage reicht man nicht blos die Blumen, man ißt sie!

Während Herr Girardin Geschäfte macht, stirbt soeben ein anderer Jünger der dramatischen Kunst, dem die Kunst eben noch als Kunst galt, Pierre Ferdinand, der Inventor des Vaudevilletheaters. Er war eine feine, zarte Natur in diesen Schriftsteller, der als Dramen literarische Sonnets verfaßte, während seine Kollegen nur Kaffeehäuser erfanden. Wie der treffliche Dr. Schmidt, der verdienstvolle Leiter des königlichen Schauspiels von 1844—48, hat es auch Pierre — zu nichts gebracht, wie die so sagen können, denen nur das Glück einmal in Orleans 1810 zu Burgos in Spanien, erzogen in Bordeaux, als Novellist und dramatischer Schriftsteller thätig, hatte es immer mit der Kritik zu kämpfen. Seit zwei Jahren leitete er das Vaudevilletheater, seine Sorge war, daß es Schriftstellern offen, die, was auch sonst ihr Werth sein mag, doch der Literatur fremden Octave Feuillet, Thomas Sachs, Poniard. Er hat dabei nicht gewonnen als die Achtung Aller, die ihn kannten. Manchem ist schon verziehen, daß noch etwas werth, wenn es auch die Börse nicht weiß.

Eine Entdeckung des Realismus war Jacobimus, wie schon der Name anzeigt, sucht jetzt „die soziale Philosophie" zu bemeistern. Der Sitten der Gesellschaft, Auguste Vacquerie, ist todt, aber seine Jünger haben Schule und verkünden sich zu Vorläufern in der Max Nordau in seinem Br. 10 im Charakter des Kindlichen Jugend. Was anlangt die Schönheit gilt, gewinnt nach Victor und bildlich mache ich heraus zermartern. Große Männer, namentlich Mathematiker — das ist gewiß begreiflich für die Stellung der Philosophie zur Gegenwart — beschäftigen sich damit. Die glänzende Entdeckung, die das System gemacht hat, ist der Schriftsteller Leiter und dieser ist ein Deutschland Saturn heißt, weil er, im Bunde mit Zeus und Neptun, die irdische Weltanschauung festlagen in die französische und damit in die sensationelle Welt überhaupt einführt. Welche Schriften dazu gehört, die irdische Philosophie und Poesie überhaupt ist Französisch zu übersetzen, das wollen wir Männer wie Proudhon, der Berliner, zu wünschen, der seine französische Darstellung der Hegelschen Logik mal nicht die Hauptsache umgearbeitet hat, wie er jedenfalls war. Auch alle Poesie schlägt jetzt die germanische Bildung und Poesie in Frankreich ein, aber wenn sie unmittelbar vom übersinnlichen Blick, nach Hört die französische Bildung annimmt, so gewinnt sie entschieden leidet durch die Verarbeitung, die der französischen Genius der ursprünglichen Idee. Die deutsche Philosophie — und das ist nicht ihr geringstes Verdienst — muß eine Verklärung zwischen Himmel und Deutschland anstrebt erhalten, selbst wenn verabredetheit Kinder Leidenschaft und tiefe verlassenes Interesse und in Wolken liegen.

Da folg' ich dem Rath eines Deutschen, der ganz Paris in Erregung bringt. Herr Robert, durch seine prologischen Vorstellungen, die bei Bischof von Mainz verbot, in Deutschland bekannt, gibt prologische Vorstellungen im Theater des Delassements. Indem er die Absicht der Erleichterung in Verbindung (Combining views) aufstellt, führte er den Bildern der Zauberer die verschiedenen Generationen aufgeführtesten Arten vor, die sich auf der Erde abfolgen, je nachdem die Temperatur und Atmosphäre sich veränderten. Bekanntlich hat die Wissenschaft im Laufe ihres Gebietes ähnliche Versuche erlebt. Sie verfolgt die Geschichte der Insel Haiti auf Kaffeebäumen wie unter Planet auf verschiedenen Erdschichten. Wie im großen, so im kleinen. Man vergleiche die Bevölkerung von Paris je nach den verschiedenen Bezirken und man wird auf Unterschiede stoßen so groß wie zwischen Ur- und Alligatorigen. Es kommt die Zeit, wo das, was man jetzt den Westen nannte, zu einem Landschaftlichem, zu einem Museum geworden sein wird. Schon seit Ungrer Zeit füllen sich die Massengräben, die Paris von der Provinz trennen. Es dies einmal, eine zahlreiche Familie existirt nur bei der Provinzialen, denen verschwenderische durch das ueberhaupt leben. Die ausgeleerte Luft, die verödliche Nahrung, die Verschwendung verschlingt sich dann durch neue Ehre, die in und der Provinz an sich zog. Seit der Einführung der Eisenbahnen geht der Verein durch Paris und schwillt an. Das Paris von 1830, das so buchstäblich tausend, gemächlich wenige, hat viel aufgetrocknet und seine verschwundene damalige Paris, das noch einem Hause und Thore schließt, es existirt nicht mehr. Wie den Fischweiber, die im Februar 1848 die Barrikaden der Proletarier umstürzen, ist der letzte Rest. Sein Geist schwebt noch über der Stadt, er verschwindet aber, wenn sie auf ihr

bewegt, aber es ist nicht mehr jene aromatische Pflanze, die das Ich verklärt, sie ist verdorrt. Ja, ich habe von französischen Freunden, die seit dreißig Jahren Paris bewohnen, klagen hören: Es gibt kein Paris mehr! Die alten Gassen sterben aus!

Meine Metamorphosen Tiedges und Straußens bestätigen es fast.

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Johanna Kinkel.

Die Gattin, die um den gefangenen Gatten zu retten hat, ist schon an sich ein dramatisches Motiv von mühsamer Theilnahme. Wenn sie nun mit der Beharrlichkeit und der Erfindungskraft der Liebe seine Ketten löst, wenn sie dem Geliebten in die Verbannung folgt, wenn dort noch das Geschick einer verborgenen, geheimnißumschleierten Tochter ihrem Leben einen bedeutsamen Hintergrund gibt, so wird es Niemand befremden, daß die tragischen Verhältnisse der Frau in die Seelen der Zeitgenossen eindringen.

Dem hinterlassenen Werke einer solchen Verstorbenen wird eine freundliche Theilnahme gewiß entgegenkommen. Johanna Kinkel's Nachlaß, der Roman „Hans Ibeles in London“ (zwei Bände, Stuttgart, Cotta, 1861) würde schon ohne diese Bedeutung, welche ihm die Persönlichkeit seiner Verfasserin gibt, durch sich selbst empfohlen sein.

Der Titel nennt ihn „ein Familienbild aus dem Flüchtlingsleben“, einer Welt, die durch die Romane für Deutschland hoffentlich noch halb allgemein zu den Todten der Vergangenheit gehört. Er schildert, wie ein Künstler mit seiner Weibe und seinen beiden Kindern in London dürftigem Boden Wurzeln schlägt, nachdem ihn die Revolution, von der er am Rhein vorher noch kaum etwas gehört hat, unter Hütten durch zum Barrikadenvertheidiger und dann zum Flüchtling gemacht hat. Eine gefüllte Geldrolle ist länger an ihm ihre Versicherungsstelle, es gelingt ihr nicht, ihn zu ihrem Raben zu leihen, doch entnommen die Reize ihres Talents ihn dem düsteren Herd. Ein dämonisches Weib, von einer Anlage auf Gutmüthigkeit nur durch Vorsichtigkeit der Gelbmenschen losgesprochen, scheint glücklicher sein zu sollen: da rührt den Verbrecherin plötzlich die Gattin der treuen Gattin, die Verbrecherin wird sogar von der Romantik der Tüchtigkeit erreicht und über dem ganzen Idyll lacht mit heiterster Himmel.

Wer in dem Werke nach Aufschlüssen über das Schicksal der Verfasserin sucht — und wer wird das nicht in diesem Falle unwillkürlich thun? — wird einen tröstlichen Eindruck gewinnen. Zwar sind Hans und Dorothea Ibeles im ganzen freundlich gehalten und Johanna Kinkel, aber hier und da fühlt sie es doch und die ganze Lebensanschauung, welche das Werk bietet, erlaubt nicht, an Selbstmordversuche der Verfasserin zu glauben.

Nicht das Mißlingen der Revolution verbüstert ihre Seele, das Jahr 1848 ist ihr ein Rausch, ein Abenteuer, an welches sie mit der Empfindung zu denken scheint, es sei doch schön, so etwas erlebt zu haben. Die Entbehrung des Vaterlandes ist viel ein nachhaltiger Schatten, aber das volle Gefühl, dem Armen Leben der Fremde Ernsten abgewonnen, das Vaterland ebenbürtig in der Ferne dargestellt zu haben, überwiegt die Wehmuth weit. Die Freude an der Entwickelung sittlicher Seelen, welche sich bewährt im 17. Kapitel des Romans in einer Skizze von höchster Wahrheit und Anmuth kund gibt, muß auch eine Quelle des Trostes gewesen sein. Und endlich zeugt von froher Stimmung ein in hundert kleinen Zügen und sogar an den wichtigsten Wendepunkten der Erzählung waltender heiterer Humor, der sich z. B. manifestirt, wenn der alte rheinische Onkel bei Gelegenheit Malchen mit dem Spruch: „Mutter, mehr mir einen Sack mit Dreck!“ einen solchen Lärm verführt, daß das ehrbare Haus mannhaft zusammenläuft und die gefährdete Frau abwinken muß; aber wenn die Romantik gelinder Gutmüthigkeit mit theatralischen Lichtern sich sehr Streifen auf den Pfingen hervorbringt, welche Viele Kinder an dem Tage sein machen, daß man Mehren nicht weit machen kann.

Manchmal wird der heitere Ton etwas süß; es wird es mal manche deutsche Gemüth verletzen, den Glauben an die Unsterblichkeit der einzelnen Menschenseele so freudig als einen abgemachten Standpunkt auf „Mittelalterei“ stehen zu sehen.

Neue Romane und Novellen.

IV.

Seitdem A. W. Hackländer seine vielgelesenen „Soldatenbilder“ veröffentlichte, sind eine Menge derartiger Gedichten auf Licht gerieten. A. von Winterfeld, der vorlängst „Humoristische Soldaten-Novellen für Herz und Nachtlube“ (Berlin, Rehr, 1861) herausgab, gehört zu den besseren Erzählern auf diesem Gebiete. Er kennt das militärische Treiben, schildert frisch und lebendig und schreibt fließend. Streng wissenschaftlich genommen können die Novellen „Ein Räthsel mit einem Fehler“, „Eine Liebesgeschichte“ und „Die alte Schabracke“ nicht als „humoristisch“ gelten, sondern ihr Inhalt würde als „launig“ zu bezeichnen sein.

Georgs Hesekiel hat ein artiges, seiner politischen Anschauung wegen nicht zu allgemeiner Geltung gekommenes Talent für historische Erzählung. Die Anhänger des adelichen Ehrbegriffs in Preußen ist seiner Neigung für die Zustände vor 1806 begreiflich; er vertritt auch in der Dichtung den Adel, die Ehrlichkeit der Stände. Dies wird nicht hindern, daß man in seinem Roman: „Die Graf von Klingsmark“ (zwei Bände, Berlin, Janke, 1861), mit Vergnügen die bunten, mannichfachen und immer spritzig motivirten Schicksale eines ritterlichen Abenteurers an sich vorüberziehen läßt. Den Roman-

von Hohenfels lebt eine so durchsonnende künstlerische Idee, sie werden nur durch die Persönlichkeit der Helden oder der Heldin zusammengehalten, es sind glänzende, oft durch ihre Wahrheit und Treue in der Detailschilderung überraschende Bilder. In der Pfarrhöfer hat die Milieuschilderung des pfarrherrlichen Herrenhauses etwas novellistisch Nüchternes, hat die ersten Versuche der Heldin mit in seine Exposition einmengt, auf die Vergangenheit überleitet, wie in den Romanen Hohenfels, genügt es tagegen eine weite Lesebegierde und Harmlosigkeit, es fügt sich glatt so schön, so „wie von selbst" in die Gewohnheit der adelichen Herren; mehr als einen Abes ist in Hohenfels von jenem guten, alten Schlag lein und Chronikenschreibern, die etwa wie der Legal verstorbener Ihres Ritters Ronald Thaten der Nachwelt erzählten.

Eugen Hermann nennt sich ein neues Autor, v. O. von Debenstedt, der in rascher Aufeinanderfolge eine Anzahl Romane herausgegeben hat. In „Robert Hammer" (Leipzig, Kollmann, 1861) wird der natürliche Sohn einer Verlassenen auf dem Gute der moralische Rächer seiner betrübt verfahrenen Mutter an ihrem egoistischen vornehmen Verführer, indem er diesen, ohne ihn jedoch als seinen Vater zu kennen, dadurch an den Pranger der öffentlichen Meinung stellt, daß er als Maler dessen Geschäftliche Jagd zum Gast einer von ihm angegriffenen Gesellschaft macht. Der Gedanke fällt in die von einem ähnlichen Dichterahl gerichtet, aber nur einzelne jenem moralischen Verfolger seinen Sohn und — erhält in seinen letzten Lebensstunden seinen „Vater".

Die Sitten- und Lebenskonflikte, in welche ein Rächer als Rächer der mütterlichen und eigenen Schmach und zugleich doch unbewußt als Helfer des väterlichen Glücks und Rechts gestellt kann, bilden gewiß ein ergiebiges Material. Der Verfasser des vorliegenden Romans hat es jedoch nur selten verstanden, es wirksam zu verwerten. Zuerst ist das zum Schluß dem natürlichen Sohne der Mutter als einem Fremden gegenüberstellt und ihn so nicht zum Helfer, bei der Denunziation des tragischen Nächeramts am Ueltater seines eigenen Vaters vollzieht, sondern zum blinden Werkzeug des Gerichts macht, hat es von vornherein die poetische Kraft seiner Stoffe gelähmt. Am und für sich sind die Maler Robert Hammer und der Baron Hartmann interessante und ziemlich gut motivierte Charaktere.

In einem andern Roman: „Eine deutsche Revolution oder der General von 1848" (Leipzig, Kollmann, 1861), prägt sich mehr künstlerische Darstellung als im vorliegenden. Es ist ein Versuch, die Idee der Revolution, die hier in ihren Hauptphasen geschildert wird. Sie wird als ein künstlicher, dämonischer von der Phantasie der Demokratie wie von den verschiedenen Interessen einer heuchlerischen Legitimität und Aristokratie angestifteter Verband dargestellt. Eine Intriguenspiel erklärt wohl die Benennung „Revolution" im Titel. Die deutsche Revolution kann aber weit eher insofern Harmonie genannt werden, als dem kurzen Reichsfrühlingstraume die lange Nachtzeit der Reaktion folgte.

Eine wahrhafte Rolle als Mündiger der Revolution spielt in diesem Roman der Landrat Gebhardt, der — ein unbefriedigter Gatte — das unbedingte Vertrauen des radikalen, nach einem Freunde schmachtenden „Kürsten" zu gewinnen weiß und — Polizeiminister wird, um später selbst der Reaktion als Opfer zu erliegen. Einer unwiderstehlichen Vergleichung Gebhardts mit einer bekannten, vor einigen Jahren in einem siebenbraun Theil gefallenen hiesigen Persönlichkeit (Handelsmann) kann ich hier nicht entgehen.

Der durch seine nordamerikanischen Romane und Erzählungen rasch bekannt gewordene Armand gibt uns in „Ralph Norwood" (drei Bände, Hannover, Rümpler, 1861) ein neues Lebens- und Sittenbild aus der Union. Den historischen Grundstoff des Romans bildet die Befreiung und Eroberung Floridas durch die Nordamerikaner. Nach dem Raube des Landes von den Spaniern dichten sich im Innern der Halbinsel noch einzelne verschwenge Indianerstämme, deren mächtigster die Seminolen waren, im Kampf und Gemetzel in den verschiedenen Generationen Ralph Norwood, ähnlich der Sohn eines indianischen Mutter, führt die Seminolen zum Verderben, er leitet ihre Uebersiedelung nach den fernen westlichen Wäldern, es ist eine ernste wilden, ungefügigen, verbrecherischen, aber charakteristischen und poetischgedrungenen Naturen, wie sie die Jagd- und Kriegszüge eines rohen Volkes und Erdteiles, zum Theil durch die Verhältnisse gebotenen Robert erzeugen. Alle diese Romane, eine lebendige, farbenreiche Darstellung, eine tiefe Erfahrung, die Bekanntschaft und Vertrautheit mit Gegenden und Menschen, erscheinen in diesem Werke wieder. Man kann an diese Schilderungen nicht den Maßstab der Kunst schlechthin legen: sie haben die Naturwahrheit, das Bild, Phantastische einer Urwelt, sie scheinen so, den Prairien gleich, rund und plastisch auszubreiten, aber die einzelne Figur gibt immer ein volles, anschauliches Bild. Armand macht den Versuch, Reisen und Völkerschilderungen in Romanform zu bringen, und einmal den Herzschlag überhören, der in dieser Verbindung doch stets unentbehrlich ruhen wird, ist ihm dieser Versuch gelungen.

Neue Gedichte.

II.

In zweiter Auflage liegt uns das „Heimatbuch" von Hugo Delbrück (Bonn, Rheinische Buchhandlung, 1860) vor. Viele Gedichte gemahnen an ein Gemäldebuch. Die farbenreichen Bilder abwechselnd und durch ihren Glanz und manchen Reiz die wundersamen Schlingpflanzen und Farrenkräuter, deren Gebirgen ihre Schönheit beeinträchtigt, schlecht

Denker.

Entschuldigen Sie, Herr Assessor; ich muß das Papier zurückbehalten —

Wolf
(ängstlich).

Ei, Herr Polizeirath, — das Papier entglitt mir durch Zufall — ich würde ja in große Verlegenheit kommen —

Denker.

Es ist nur Förmlichkeit, Herr Assessor. Ich leg' es auf den Tisch der Commission, die heute die Angelegenheit des Herrn von Jordan untersucht.

Zweite Scene.

Referendar Fels (schnell mit einem Polizeicommissair eintretend). Die Vorigen.

Ref. Fels.

Ah, da sind Sie ja, Herr Wolf — wir suchen Sie, Herr Wolf.

Wolf.

Mich?

Commissair.

Ihre Gegenwart ist bei der heutigen Untersuchung dringend nothwendig.

ich ruhe über allen eine gewisse schwüle, beherbaute Größe. Niemand wird sich dem Schwung, der Begeisterung des Dichters entziehen, die oft überraschend, wie plötzlich aufleuchtendes Feuer, ausbricht; einzelne Bilder sind wieder von einer so zarten Färbung, daß man sie mit dem Fleiß und dem leisen Duft der Camelien vergleichen möchte — aber das Abstoßende überwiegt. Von Einzelnem ist deutsch in Kolatschek's „Stimmen der Zeit" von einer vielleicht zu scharfen Feder gesagt worden, ein gutes Theil seiner poetischen Anregung sei aus Gautier und Humboldt geschöpft; dies paßt, nach der spanischen Seite hin, auch auf Oelbermann. Der Dichter will ein ideales Reich, er kämpft mit seinen schärfsten und heilen Waffen gegen die kalte, leere Wirklichkeit und doch hängt er durchaus von „Kraft und Stoff" ab. Eins seiner Bücher nennt er „Wellenlinien und Accordtöne". Wie seiner Geliebten „erglüht" er „für der Forschung leuchtenden Aetherschein, für den Odem der Weltseelenmacht". Und noch ein anderes Moment tritt ein, das den vollen und ungetheilten Genuß dieser so schönen Gaben schmälert, der Mißbrauch des Fremdwortes. Wer lese ohne Lächeln in einem sonst trefflichen Gedicht auf Bérenger's Tod den Ausruf, „Fein Polizei Tod, du Attentäter" oder gar „Des Gefängnuß Trauermohn". Wenn von den Menschen jener Zeit gesagt wird, „es wird die sagen, wie der Gurke neuer Brief, wird mit Haß verübelnagen wie ein taufendes Komet", so fühlt jeder die Wunderlichkeit, die in der Vergleichung des Bankiers mit dem Kometen liegt. „Der Gott des Schönen", „der Kultballen des Dichterherzens" — alles das ist so sehr kunstlich tragisches Glühen, nicht die sanfte Glut, die unsere großen Liebesdichter Goethe und Heine beseelte. Wir rügen hier um so entschiedener, als Hans Oelbermann in den Stoffen und ihrer Behandlung sonst eine so glückliche Hand verräth.

Die Garibaldi-Hymne.

Worte von Luigi Mercantini, Melodie von Olivieri, Uebertragung von Robert Hamerling.*)

Es klopfen die Gräber der Todten, es heben
Des Vaterlandes Märtyrer neu sich zum Leben,
Das Schwert in der Hand und im Herzen den Hader,
Italiens Namen in glühender Brust!
Erhebt euch, erhebt euch mit Mannesgewalten,
Das Banner Italiens hoch zu entfalten!

Erhebt euch, Schwestern, erhebt euch mit Klagen,
Erhebt euch, italische Glut in der Brust!
Ihr fremden Bedrücker, nun ist es genug!
Entweichet, denn eure Stunde, sie schlug!

O Heimat der Blumen, der Klänge, der Lieder,
Zur Heimat der Waffen nun werde du wieder!
Die Hand, die so lange beschäftet von Fesseln,
Das Schwert von Legnano nun schwinge sie hoch!
Dem Joche des Deutschen nicht länger sich schmiege
Die Heimat des Römers, der Heldenfaust Wiege!
Wir dulden nicht länger Tyrannen, nicht Fremde,
Schon währet es zu lange, das schmähliche Joch!
Ihr fremden Bedrücker, nun ist es genug!
Entweichet, denn eure Stunde, sie schlug!

Auf, Erwachtling, die Heimat und Brüder vereinen,
Am Strande der Donau da suche die Deinen!
Laß ab, uns zu rauben den Segen der Ruhm,
Das Blut unsrer Söhne, der Heimat gezeitigt!
Italiens Grenzen sind Alpen und Meere,
Wir brechen durch Berge mit feurigem Speere;
Wir stürzen die Pfähle der Grenzen, der alten,
Und unsere Banner wehn herrlich und weit!
Ihr fremden Bedrücker, nun ist es genug!
Entweichet, denn eure Stunde, sie schlug!

Stumm seien die Zungen, die That nur, sie rede,
Bekämpfen den Feind wir in trotziger Fehde!
Der Sieg, er ist unser, wenn all uns wie Brüder
Umschlingen die Bande des festen Vereins.
Nicht gelingt es, daß Wut der Bedrücker vergiften,
Es gilt, ihm für immer das Thor zu verschließen!
Eins werden nunmehr die italischen Stämme,
Die hundert italischen Städte sind Eins!
Ihr fremden Bedrücker, nun ist es genug!
Entweichet, denn eure Stunde, sie schlug!

Sobald sie die Höhen der Alpen bedräuen,
Wird Garibaldi den Schlachtruf erneuen,
Und, lauschend dem Streitesignal aus Caprera,
Die Scharen der Tausend vom Aetna suchn auf!
Dem Hertrab der Rossen, der muthig Beseelten,
Folgt jubelnd Italia mit Schilden und Zelten.
Es geht auf den Spuren des Helden, des treuen,
Emanuel's Schlachtruf im Siegeslauf!
Ihr fremden Bedrücker, nun ist es genug!
Entweichet, denn eure Stunde, sie schlug!

Den Mund Capitols thut bald in die Runde
„Italia hoch!" aus des Königs Munde.
Die Seine, die Themse, sie grüßen mit Ehren
Die Hehre, die alte, die neu sich erhebt!
Justitia sie herrschet in eigenen Gauen,
Und Liebet das Tyrannen sie ewig ein Grauen,
Und bindet die Völker zu Meer und zu Lande,
Wo immer ein Volk noch in Ketten erbebt!
Ihr fremden Bedrücker, nun ist es genug!
Entweichet, denn eure Stunde, sie schlug!

*) Es bedarf wol keiner besonderen Versicherung, daß wir, bei aller Sympathie für die Sache Italiens, heute so deutsche Volkshymne nur im Interesse einer damit zu schließenden Betrachtung abdrucken. Sie ist die Marseillaise Italiens geworden. Sollte der jetzige Kampf erneuert werden, so würden wir unsere Pflicht kennen und den deutschen Kriegern, wenn auch Garibaldi's Schlachtworte an der Ehr zum Lobe Anderen auf die Fahne machen, seiner der ihnen gebührenden Huldigungen und Ehren entziehen. D. Red.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Was noth thut. II. — Eine Trauerrose. Brief aus Berlin. — Aus der Bühnenwelt. — Musik und bildende Kunst. — Briefwechsel.

Was noth thut.

II.

Klatschen gehört zum Handwerk.

Das muß man wahrlich von einer in Bonn (interim in der Rheinischen Verlagsbuchhandlung) erschienenen Broschüre sagen, in der „Preußens Beruf zum deutschen Kaiserthrone geographisch-geschichtlich unwiderleglich nachgewiesen" wird oder — nachgewiesen werden soll von Dr. Rudolf Nagel. Nicht nur, daß bei einem wahrlich in politischen Wirren ausgefochtenen Zeitungsstreit die Verleserei mit seinem Verleger, dem in unserer deutschen Nummer als Dichter so anerkannten, als Buchhändler etwas stark zur Charlatanerie neigenden Hugo Dethlemann allerlei Puß herausgekommen ist, auch die äußere Ausstattung macht einen effecthaschenden Eindruck. Prangend mit Schwarzgelb, einem Doppeladler auf silbernem Felde und einem andern mit der Kaiserkrone, breitet der Umschlag gleich die Geheimnisse des Inhalts an.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir erinnern, daß Preußen, erlangte es die Kaiserkrone, keine Ursache haben würde, den erst seit 1519 mit einem zweiten Kopf versehenen Adler des österreichischen Hauses an die Stelle des ins preußische Wappen übergegangenen einköpfigen Adlers des Deutschen Reichs zu setzen. Der durch Karl den Großen seiner Krönung zum römischen Kaiser des Abendlandes als Kennzeichen angenommene Adler der römischen Legionen wurde von Otto dem Großen, dem ersten Kaiser des „Heiligen römischen Reichs deutscher Nation", im Jahre 955 als schwarzer Adler auf goldenem Schilde zum Reichswappen angenommen, weshalb sich ergibt, daß die neuerdings oft hingenommene rothe Farbe (vielleicht will das kaiserliche Wappenamt als Sinnbild preußischer Geschichtsarbeit auch mal) in richtiger heraldischer Deutung nicht Schwarz und Gold oder Gelb trennen, sondern sich heute den beiden ältern Farben sich anschließen sollte. In dieser Deutung „Schwarzgelbroth" — Gott auch die Nationalfarben in Belgien, dem ehemaligen burgundischen Kreise des Deutschen Reichs, geerbt. Und wenn Chlodwig der Deutsche Bundestag in seiner 16. Sitzung am 9. März 1848 den Doppeladler mit der Umschrift „Deutscher Bund" für den alten deutschen Reichsadler und die Farben Schwarzgelbroth zu Wappen und Farben des Deutschen Bundes erklärt hat, so wurde doch erst von Kaiser V. der von Kaiser Maximilian I. noch zeitweise einköpfige Reichsadler in einen zweiköpfigen verwandelt, nachdem einzelne Kaiser vorher dann und wann das Bild zweier einfacher Reichsadler in ein zweiköpfiges Ungethüm zusammengezogen hatten. Preußens einköpfiger Adler könnte also ganz gut als deutscher Reichsadler auftreten.

Endlich nun vielleicht der mit den deutschen Farben und Adlerbildern verzierte Umschlag der Flugschrift das Auge der Menge, so muß den denkenden Leser doch der Inhalt vollends betrügend betrauern. Der Verfasser will den geographisch-geschichtlichen Nachweis vom Berufe Preußens zum deutschen Kaiserthrone liefern und macht die wunderlichsten Anstrengungen, um Perspectiven zu geben, auf die es in dieser so hochwichtigen Frage gar nicht ankommt.

Die Markgrafen von Brandenburg konnten im Mittelalter nur Hoffnung hegen, an die Kaiserkrone zu gelangen. Mächtige deutsche Fürstengeschlechter konnten damals nur in den deutschen Landen emporwachsen. Sachsen (d. h. nicht das heutige germanisierte Wendenland) konnte deshalb das sächsische, Franken das fränkische, Schwaben das hohenstaufische, Luxemburg das luxemburgische, die deutsche Schweiz das habsburgische Geschlecht auf den deutschen Kaiserthron. Auch andere rein deutsche Länder, Baiern, Pfalz, Braunschweig, Nassau, Schwarzburg, die Niederlande, gaben dem Gesammtvaterlande einzelne Könige und Kaiser. Brandenburg dagegen, als von dem Mittelpunkte deutschen Lebens fern liegendes, von den Slawen zurückgedrängtes Land kam zwar mit dem Aussterben der askanischen Markgrafen in den verhängnißvollen Besitz der Söhne Kaiser Ludwigs des Baiern, ferner des luxemburgischen Hauses und sogar des Kaisers Sigismund, der es um das schwäbische Geschlecht der Hohenzollern vertauschte, als aber darüber sich dort nach starken Königen mit dem märkischen, oft gemißbrauchten Adel schlimme hatten, warin mit Albrecht II. (1437) die Habsburger wieder auf den deutschen Kaiserthron gelangt, in dessen Besitz sie sich behaupteten, bis die Wiener Hamm mit Karl VI. erlosch und seine Tochter Maria Theresia nach dem Tode des deutschen Kaisers VII. den Herzog von Lothringen als Franz I. auf den deutschen Kaiserthron hob, einen Franzosen, dessen Sohn Franz II. bekanntlich der letzte Kaiser des „Heiligen römischen Reichs deutscher Nation" war.

Wie die geographisch-geschichtliche Aufzählung des „preußischen Berufs" an die ältern Kaisergeschlechter ist eine Ohrfeige. Gerathen hätte der Verfasser, wenn er wenigstens bei seinen reflexionen Studien auf die schöne Eigenschaft deutscher Fürsten hingewiesen hätte, in Momenten der Gefahr des Vaterlandes eigener Macht zu Gunsten

des Berufenen zu entsagen. So die edle Selbstverleugnung Kaiser Konrad's I. (918) und Herzog Eberhard's von Franken, seines Bruders, die zum Wohle des Vaterlandes ihrem Gegner, dem Sachsenherzog Heinrich (dem Städtegründer), Deutschlands Krone zuwandten — so die Erfüllung des väterlichen Gelübdes Konrad's I. (1024, des Salierz) und seines Vetters Konrad, Herzogs des rheinischen Franken, welche, als der Fürsten Wahl zwischen ihnen schwankte, zu Vermeidung des Bürgerkriegs sich verpflichteten, daß der Erwählte dem Gewählten ein treuer Vasall sein solle. Nachahmungswürdige Beispiele für deutsche Fürsten! Geschichtlich gerechtfertigt ist, daß die Uneinigkeit der Deutschen nur dann Unheil stiftete, wenn die Fürsten die Partikularinteressen im dynastischen Interesse ausbeuteten.

So wird also mit dem Titel Preußens zur deutschen Königs- oder Kaiserkrone sich da einen geschichtlichen Anlang zu nehmen haben, als Friedrich II. in Kampf mit Oesterreich gerieth und nun Deutschlands Genius — mit entsprechen müssen. Begreiflich hätte der Vertreter Preußens Schirmvogtei allenfalls verleiten sollen aus der Thatsache, daß ihr Schwert gen Mitternacht, Morgen und Abend Deutschlands Grenzen beschützt und der König von Preußen über einen wesentlich deutschen Staat von 18 Millionen herrscht, dessen Vortheil ebenso sehr auch weil er wegen seiner Zerstückelung erst in Deutschland die nothwendige naturgemäße Regierung findet, mit dem jenigen unserer Gesammtvaterlandes zusammenfällt. Er hätte darauf aufmerksam machen können, daß Oesterreich eher den Namen einer slawischen Macht verdient, weil in ihren deutschen Bundesländern nur 6 Millionen Deutsche neben 6.000.000 Slaven wohnen und unter der nichtdeutschen Bevölkerung des Kaiserstaats von 36.000.000 Menschen verschiedenen Stämmen die Slaven mit 14.000.000 Seelen bei weitem das zahlreichste Volk bilden. Der Vertreter hätte auf die geschichtliche Erfahrung hinweisen sollen, daß Oesterreich wegen der außerhalb Deutschland liegenden Schwerpunkte seiner Macht auch andere Interessen als Deutschland zu seiner Selbsterhaltung von jeher verfolgt und dem verfolgen muß und muß; daß es seine Verbindung mit Deutschland nur als ein Mittel zur Förderung seiner eigenen Zwecke betrachtete und die Kaiser aus österreichischem Hause das Deutsche Reich nicht, wie es ihr Land verdient, mehren, sondern zu Vergrößerung ihrer Erbländer schmälerten, während die Hohenzollern den Deutschen Brandenburg, Pommern, Schlesien, Ost- und Westpreußen und Posen zugeführt haben und zum bei weitem überwiegenden Theile germanisirten.

Ein anderes ist freilich, ob auch die Mittel, die man jetzt anwendet, um „Preußens Beruf" zur Erfüllung zu bringen, für den Augenblick die richtig gewählten sind — eine Frage, die uns später beschäftigen wird.

Eine Trauercour.

Brief aus Berlin.

Zwanzig Jahre sind verflossen, seit in den schönen Räumen des königlichen Schlosses, wo viermal innerhalb dieser Zeit der Brautreigen getanzt wurde, eine so düstere Versammlung wie neulich bei der Trauercour tagte — wir sagen tagte; denn die Ceremonie fand um die Mittagszeit statt und das einzige verbreitete Tageslicht war ein künstliches.

Von halb zwei Uhr an rollten die Equipagen, welche die in schwarze Schleier gehüllten Damen zum Schlosse brachten. Sie alle gaben der Cour den feierlich ernsten Charakter, da die Herren in ihren wenn auch ein wenig umflorten Uniformen ihren Glanz nicht eingebüßt hatten. Aber statt der rauschenden seidenen Gewänder, der hauchigen Robe, statt des bunten Farbenspiels von Federn und Blumen, statt des Wetters und Funkens der Diamanten und Juwele sah man an den Frauen nur ein hohes schwarzwollenes Kleid mit kleiner Stupfschleppe und langem Hermelin — ohne allen und jeden Schmuck. Eine Krepphaube mit gesäumten Spitzen und tiefer schwarzer Blende. Von der Haube herab hinten ein Doppelschleier von breitem schwarzem Krepp bis über den Saum des Kleides, während nach vorn ein ¾ langer Schleier das Gesicht bedeckte. Dazu schwarze glanzlose Handschuhe und Fächer. So traten die Damen ein und durchschritten, wie dem Reich der heiligen Form angehörend, Gemächer die Räume bis zum Grünen Saal, neben welchem sich die Versammlungszimmer befanden.

Der Moment, wo der feine Schleier zurückgeschlagen wurde, hätte einem Beobachter und Liebhaber des Schönen einen Genuß gewährt. Denn die schwarze Schwesterschaft, die irgendeinem Verstorbenen anzugehören schien, hat nun Abschied genommen, denen das düstere Costüm vorzüglich stand. Alle, selbst die Unschönen sahen durch diese Tracht fein und vornehm aus. Die älteren Damen erschienen in ernster Würde, gehoben, gleichsam als sei ihr Reich nicht mehr von dieser Welt, die jungen Frauen aber (die Fräulein waren von dem ernsten Lebensact ausgeschlossen) hatten, das sah man bald, trotz ihrer Schleier durchaus nicht mit der Welt abgeschlossen, sie sahen theilweise reizenden Nonnen gleich, der allen die in Jugendlichkeit strahlenden Blondinen, zumal seine an ihre rothgeweinten Augen zu denken brauchte. Einige hohe und edle Gestalten erinnerten an jene schönen Bilder der Maria Stuart; ein Maler hätte hier nicht uninteressante Studien machen können.

Die Gewänder waren bald verhüllt, sodaß ein Zweifel das gegenseitige Erkennen noch schwieriger machte. Natürlich wurde in den Zimmern geflüstert. Die wenigen Stühle, die da waren, wurden abwechselnd benutzt; im allgemeinen weiß man ja, daß bei einem Hofball Stehen die Hauptsache ist. Wie ein Befehl Gebietender Hand am Gewehr hebt, der Commando gewärtig, so die sämmtlichen Damen mit der Hand

am Handschuhknopf. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, die Königin Helle anstehen, ihr den Handkuß darzubringen. Klang die Mitteilung auch märchenhaft — in Spanien soll zu dieser für die Ehrengäste höchst anstrengenden Zeremonie eine fürstliche Hand dargeboten werden — so erinnerte man sich doch, daß die junge portugiesische Königin, geborene Prinzessin Stephanie von Hohenzollern, hier in Berlin nach der Prokurationstrauung den Handkuß ihres vor ihr niederknieenden Unterthanen, des ihr entgegengesandten Hofmarschalls und der Damen und Herren von der portugiesischen Gesandtschaft, auf der vom Handschuh entblößten Hand empfing, wobei die Küssenden gleichfalls ohne Handschuh antreten mußten, und demzufolge waren denn in der Ungewißheit der Dinge, die da kommen würden, sämmtliche Handschuhe aufgeknöpft, bereit, im Moment abzustreifen, sowie eine Vorgängerin dazu das Zeichen gegeben hätte.

Aber die ganze Etikette blieb aus. Um 2 Uhr begann die Zeremonie. Die Königin saß in einem zweifenstrigen, schwarz verhangenen und mit Wachslichtern erleuchteten Zimmer, auf dem vom dunklen Baldachin schwarz umhüllten Thron, ebenso schwarz verschleiert wie die huldigenden Damen. Neben ihr zur rechten Hand der Königin Majestät. Vom linken Seiten hatten schwarzverhüllte Hofdamen, gegenüber vom Thron einige Prinzen und Hofchargen. Die königlichen Prinzessinnen schritten die Ehrerbietung, gegen vorüber, verbeugten sich und verschwanden durch den Ritterſaal. Den Prinzessinnen folgten die reichdiplomatischen Damen und Herren, Ministerien, das diplomatische Corps und dann das Gros der Damen. Die Schleppen, die Schleier über das Antlitz, so ging im langen Zuge vor. Beim Eintritt in das Thronzimmer wurde eine Verbeugung an der Eingangsthür gemacht, dann zwei Schritte vor eine Verbeugung — ohne Handkuß — vor der Königin, dann eine vor der Königin, zwei Schritte weiter eine letzte an der Ausgangsthür.

Diese für die allerhöchsten Herrschaften gewiß sehr anstrengende Zeremonie dauerte bis halb vier Uhr. Sie muß auf jeden Theilnehmer einen tiefen Eindruck gemacht haben. Da ist es nur wenig, was man bestenfalls im königlichen Schlosse zu Berlin schaudernd wieder erzählt, glaubten wir, eine nach authentischer Quelle geschöpfte kurze Beschreibung wird Ihren Lesern nicht unwillkommen.

Aus der Bühnenwelt.

* Dem Beispiel H. Laubes folgend, der neuerdings seine reiche Bühnenerfahrung in „Gräf" und „Montrose" so recht praktisch bewährte, beantragten dramatischen Darstellung geschichtlicher, in Schillers Werk schaudervoller Stoffe bewegte, erhob sich in den Pariser und den Berliner Theatern, immer ganz geschwen Publicum zu gleichem Beifall, die gleichfalls eine Lösung Verschiedenheit der Genres und aller theatralischen Repräsentationsmöglichkeiten verstehen. In „Don Juan d'Autriche", einem Inscript, das wir in theilweise verzeichneter Darstellung auf dem deutschen Hoftheater sahen, bildet den Mittelpunkt einer bewegten und das Gemüth mannichfach anregenden Handlung unser ritterliche Held von Lepanto, Kaiser V. natürliches Kind, den Karl auf Yuste schon mannichfach gefeiert haben, ehe das Lager fand, er hohe seinen abenteuerlichen Sänger gefunden. Da die Mutter des „Bastard von Spanien" unbekannt ist, so kann Philipp zur Belohnung seines bewährten Bruders ihm eine ebenbürtige Braut wählen, und Philipp im Einklang liegen, als Schiller Don Juan den Liebesbrief der Königin Elisabeth von England an ihren Bruder Philipp in Spanien lesen läßt, in welchem sie ihn auf Don Juan hinweist, der ihr Herz gewonnen habe. Diese Intrigue, welche Schiller nur leicht andeutet, ist in der Bearbeitung romantischer Art und gestattet der regisseurischen Phantasie manche Freiheit, insbesondere, das Fest in gothischer Gebirgsgegend als solche, als mittelalterliche Schlachtenepisode, wünschenswerthen Halt, nicht verloren gehen.

Nach dieser Andeutungen hat H. von Putlitz den Stoff von Lepanto nicht so wörtlich beibehalten wie mit gewagtem Anschluß der Thaten von Jahren einer, dem Bruderkampf entscheidenden [illegible] Putlitz mußte [illegible] Tage zu Tage Jahre machen, bis die von Mutter auf Tod, in dem Glauben lebte, daß ihr von Kaiser Karl empfangener Kuß sein wäre, sich gerade für die Ehre des eigenen Sohnes als Stellvertreter Philipp's auch in den tödtlichen Meuchelmord erbitterten Angreifenden. Die ausführlichen Karten [illegible] Damen in diesen Bildern) lassen uns gerne ersehen, daß sie ihren richtigen Sinn und Verstehen gefunden hat und so Gelegenheit [illegible] gegeben ist.

Der Raum verbietet uns, auszuführen, wie sehr es der [illegible] Phantasie, [illegible] eine ganze [illegible] Wirkung [illegible] Leben meinen Namen, doch war eine theatralische Vorstellung zu Ende wurde. Was dem so [illegible] vom Dichter [illegible] Publicum hat es die Meisterin der Schauspielkunst, [illegible] Charakterzeichnung der Heldin und der Nebenpersonen, [illegible] Gestalten, mit [illegible] vermocht. Vorherige Erwärmung hatte aber [illegible] die Spannung auf das Höchste [illegible] Schluß [illegible] Publicum [illegible] Beifall [illegible] Wiederholung [illegible] Jagen, wie sie allen [illegible] Schauspielhäusern

verfolgte oder Thorn, ohne Intriguen und doch damit die Rolle zu einer künftigen Verlobung durch die Nemesis lenken. „Verlobung" sagen wir. Verkörpert die Niederländerin oder der Mutter oder die Geliebte Karl's eine Verlobung durch die Nemesis? Das sind die tieferen Gedanken, die der Dichter anregt, ohne ihnen eine Lösung zu geben. Ja man muß gestehen die Handlungsweise durchgängig weniger tiefende werden und vom vierten Act an fast matt und schwankend. Warum genügt der Mutter nicht der Verlobung gelegt ganz theatralisch motivirte und die großen Hoffen in allen Nebenumständen unnöthige Uebertragung der Sache der Niederländer? Weil Don Juan der Sohn der Regierungsrath ist? Denn war es doch mit ihrer ganzen Partenahme für die Sache ihrer Heimat täglich vereint. Man muß sich vom vierten Act an die kleinen, vielfach verwirrten Fäden immer mit Schwierigkeit zusammenreißen und fassen. Darum und darum. Und welchem Nachempfinden des dichterischen Willens entsteht die Entfernung der Theilnahme und wo will sonach sie wieder erwärmt werden? Durch den weichen, überzeugungsvollen Charakter der Heldin? Durch den ironischen Schwerthieber, dem eine Tochter, mit welchem sonst gefälligerweise sich anfangt, eine Tochter, die die Geliebte der Helden ist, die Königin des Vaterlands werden könnte, ohne daß dieses doch Grund zu schadenfrohem Spott ist? Durch eine Geliebte, die nicht weiß, soll sie hier oder da antworten, soll sie recht haben, sehen oder schweigen? Durch einen Sohn der Heimath, der erst die Erinnerung seiner Mutter in Ehrenerscheinen bewahrt und dann heiter tabulirt und zum Leichenfeste der Seelen fällt? Durch eine Verwandlung, die mit der Charakterstärke einer dramatischen Gigantomachie behandelt wurde? Durch eine Heldenverklärung der Mutter, die den Rest der übrig gelassenen Gestalt aus einer Kanne trinkt, die, da war man ganz auf theatralischen Gebäre behandelt, komisch genug den Gedanken der physischen Leere der Gefäße, der Leere auf der beiden Bücher auch in ihrer symbolischen Bedeutung, weckt? Macht es nun dem Ganzen etwas übrig alt, schlug gemacht, jene komischen Verwechslungen, begründet auf die Gleichheit zweier Namen, die wir vermissen, wenn auf der Bühne eine Frau mit Thränen ruft: „Mein Sohn!" und ein junger Mann mit lustigem Jubel: „Meine Mutter"?

Diese Betrachtungen veranlaßt Frau Birch-Pfeiffer in ihrem Stücke. Unterzeichnen in der sogenannten „alten Zeit", verfallen sie der ganzen Richtung ihrer eigenthümlichen und künstlerischen Gestaltungen. Die Motive einer von Natur so glücklich beanlagten, ihrem Talente zum Glücklang. Bild und Gestalt, Schritt und Haltung war sie einer Königlichen Frau. Einzig durchgeht die Natürlichkeit der Figuren „Stimme der Natur". Nur an letzter Augenblick, wo jene Welt der ritterlichen Gesinnung, die still im tiefsten Act die Möglichkeit, der Schwiegertochter einer Königin der Niederlande zu werden, erfüllt eine „Mutterschaft" der Verlegenheit, zu machen beginnt, hätten wir noch einmal den Verlust einer tiefen Scene mit Lamoraal gewünscht; aber die Kraft einer Frau, die schon die Leidensmöglichkeit in Wiederholte treibhändiger Drohungen und Schmerzensrufe gelitten hatte, war an ihrer Grenze. Viel hatte, als sich „die Leiche der Mutter an der Leiche des Sohnes" streckte, ein Lorbeer ihre Stirn bekränzt.

* In Frankfurt am Main hat der Schauspieler Leonhard Meck, einige Zeit auch Director des Frankfurter Theaters. Der sogenannten „alten Schule" angehörend, mußte er komische und ernste Väter mit großer Wahrheit darzustellen; auch komische Charaktere gelangen ihm, wenn die gute Laune des Publikums ermunterte und ergänzend zu Hülfe kam. Daß sich selbst daraus einen auf die Spitze getriebenen Charakter durchzuführen, fehlte ihm der Muth, wie ihm denn überhaupt sein bescheidenes aber vielleicht zu zaghaftes Naturell hinderlich war, sein Talent zu gedeihlicher Entfernung zu bringen. In Iffland'schen Stücken durfte man ihn mustergültig nennen. Unerklärbar hätten auch auf ihn in seinen jüngern Jahren Berlin oder Wien Hoftheater für ein Engagement reflectirt, wenn seine Sprechweise nicht eine dialektische Färbung gehabt hätte. Meck war auch der nächstjüngst Regent gestorben und sprach die Gräberlichen Gedichte mit großer Wirksamkeit. Sein Tod hat die allgemeine Theilnahme der Bewohner Frankfurts hervorgerufen, wo sich auch der menschliche und bürgerliche Charakter des Verstorbenen in Ehren kannt.

Musik und bildende Kunst.

* Die Aufführung der Ouvertüre „Paradise und Peri" von Robert Schumann durch der Stern'schen Gesangverein in Berlin brachte ein Werk, welches unter der Compositionen eigener Leistung ungleich zweifelhaft, vollständig zu Ehren. Die feine Schwierigkeit der Composition waren unter der schwächsten Leistung der Orchester Stern und Sen, wie bekannt, ausgezeichneten Chor unter Leitung und die Solopartien wurden von Damen Harrison-Wippern, Jenny Meyer und den Herren Krebs, Otto und Riegel nach Wunsch ihrer Rolle schwierig ausgeführt.

* In einem mittelgroßen Stahlstich ist bei Brandstetter in Leipzig ein Portrait Rellstab's erschienen. Es ist die Nachbildung einer in Halbprofil behaltenen Oelgemäldeskizze von H. C. Mar mit wurde benutzt zur Vierfarbigen Stahlstich. Wenn wir schon öfters sagen, daß uns das Schöne und Schwierige durch die Reflexe Kunst gewöhnlich erscheinenden Stahlstich Werk in Haltung und Wahrheit mehr der Natur des jungen Greises als Vorlage macht, so bestätigt unsere Empfindung wieder seine künstlerische Kraft, so daß eine vollendete, gelungene, wirklich schöne Arbeit zu nennen ist.

* Unser den hiesigen Künstlern Berlins circuliren Petitionen an die Kommune zur Bildung einer Nationalgalerie für Werke lebender Künstler.

Briefwechsel.

— Herrn S. P—d in Wien. Was der Herausgeber der Zeitschrift seinen Correspondenten antwortlich, wenn für Ihre freundlichen Zeilen hiermit nur ein Dank, aber gewiß nicht minder aufrichtiger Dank erhält.

— Herrn *** in Bremerh. Ist angekommen und geht, wenn angenehm, an die bezeichnete Buchhandlung ab.

— Herrn *** in Elmshorn in Holstein. Angekommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von A. L. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 7. Wöchentlich 1½ Bogen.

Inhalt: Das Gasthaus „Zum stillen Port". Humoristische Novelle von M. Beltheim. I. — Deutsche Heimatsgruppen. Mitgetheilt aus den Reisebriefen eines Gastfreundes von W. Horwan. V. Deutsche Frauen. — Blut ist dicker als Wasser. Von A. E. — Deutsche Gastfreundschaft. III. — Friedrich Schellings. — Die Bücherwelt. I. Neue Romane und Novellen. V. — Das neueste Modi. Von A. v. E. — Neues aus der Welt.

Das Gasthaus „Zum stillen Port".

Humoristische Novelle von M. Beltheim.

I.

Die rothen Streiflichter einer abendlichen Dämmerungsluft spielen in die Spiegelfenster der von herrlichen lombardischen Pappeln umstandenen und im Frontispiz über der imposanten Glasthür mit der Inschrift in goldenen Lettern „Zum stillen Port" gezierten Villa des Hofraths Blasius.

Ein gußeiserner, an den Spitzen vergoldeter Gitter umgibt den zierlichen, in italienischem Geschmack aufgeführten Bau, der, rings von der breiten, wohlgepflegten Heerstraße liegend, mit der Hinterfronte an einen Hügel sich anlehnt, der mit hochgewachsenem, üppigem Laubholz von der Sohle bis zum Scheitel wohlbestanden ist und nach dieser Richtung das anmuthige, sich vor unseren Augen entrollende Landschaftsbild ebenso pittoresk als würdig abschließt, während der Vordergrund halb von einem silberklaren See ausgefüllt wird, an dem sich die Landstraße, in scharfer Wendung von der Villa sich abbiegend, von hellem Baumschmuck lieblich beschattet, hinzieht, halb auf einen ziemlich hohen Thurm, in gothischen Formen aufgeführt, hinweist, der auf dem Mittelpunkt eines mäßigen Landdörfchens, das von der Villa etwa eine halbe deutsche Meile entfernt scheint, imponirt und mächtig genug emporragt.

Der Hofrath, ein schlanker Mann, der die Sonnenhöhe des Lebens schon überschritten zu haben scheint, denn hier und da blickt bereits der Schnee des herannahenden Alters durch das lockige schwarze Haar seines Hauptes, aber noch kräftig genug und vor allen Dingen diesigt wenigstens noch von jenen vielfigen Kohlenstoffanhäufungen, die so gern im Gefolge der sinkenden Lebenssonne zu wandeln pflegen, verschont, steht am Fenster und blickt bald sinnend in die schöne Gegend, vorzugsweise nach der Richtung, in der die erwähnte Landstraße dem Städtchen zueilt, bald auch er nach einer der Fliegen, die an den Scheiben im heiteligen Abendroth scherzhaft und um den nächsten Augenblick, nach dem Grundprinzip der Fliegenphilosophie, selbige auch Tod und Untergang bringen, vollkommen unbekümmert lebhaft durcheinander spielen; und gelingt es ihm, eines solchen leichtfertigen Creaturchens habhaft zu werden, so überantwortet er selbiges erbarmungslos einem pechschwarzen, graugesprenkelten Vogel mit langem Schnabel, der auf der Stange in einem ebenfalls am Fenster befindlichen wollenen Bauer von ernster Dimension sitzt, gar beschaulich um sich blickt und jedes-

mal, hat er die Fliege verspeist, wohlgefällig spricht: „Schön, schön, Staarmatz!“ Denn zu der Nahrung der Staare zählt der intelligente schwarze Gesell. Und fragt der Hofrath den schlauen Kerl: „Nun, Schwarzmann, sei munter und sage mir flugs: Wie findet der große König Salomo das Weib?“ so neigt der Schwarzmann das Köpfchen zur Seite, blinzelt seinen Herrn an mit schelmischem Auge und dann schnattert er dreimal hintereinander: „Bar bitter, gar bitter, gar bitter!“ Und dann bricht er wie triumphirend aus in lautes, ohrzerreißendes Gekreisch und schließt seinen Vortrag, indem er die Melodie pfeift: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage!“ Freund Hofräthchen aber will sich allemal todt lachen über seinen klugen Zögling und spricht: „Ja, bitter! Sehr bitter, lieber Schwarzmann! Du hast vollkommen recht und gern lobte ich dir für die treffende Ansicht, die du da an den Tag legst und die in wirklich überraschender Weise mit der meinigen, aus reiflicher Ueberlegung und tiefstem Nachdenken abstrahirt, übereinstimmt, mit diesem Guldenstückchen, wüßte ich nicht, daß du die wenigen aus dieser üblichen Landesmünze machst als aus dem edlen besten Fliegenschinken, den ich die präsentire!“

Wir vervollständigen das bisher nur leicht skizzirte Bild unsers gemüthlichen Freundes, während derselbe bald in Zerstreuung mit leidenschaftlicher Hast auf eine für seinen Schwarzmann bestimmte Fliege Jagd macht, die sich vor ihren Gefährtinnen dadurch auszeichnet, daß sie ein blutrothes Köpfchen trägt und so gezeichnet vielleicht als zur Aristokratie des Fliegenvolks gehörig betrachtet werden kann. Freund Plasius, den wir beim echten Junggesellenvergnügen des Fliegenfangens und mit Vogelein Spatzens vielleicht wider seinen Willen überraschen, ist wirklich und in der That ein Junggesell von echtem Schrot und Korn, ein so eingefleischter und wüthender Junggesell, daß kaum etwas darüber hinaus gedacht werden kann, intolge dessen natürlich ein Weiberhasser von reinstem Wasser.

Die hinter ihm liegende Vergangenheit ist ziemlich stürmischer Natur. Als Zahlmeister eines Cavallerieregiments hat er einen Zug ins Feld mitgemacht, aus dem glücklicherweise kein Feldzug geworden und bei dem außer einem Schimmel weiter keine Quadrupeden zu Grunde gegangen als eine sehr große Anzahl von Flöhen, die aber so fett gemästet gewesen sein sollen, nämlich von Gold, daß sie bald heraus wieder — ihre Wiederauferstehung, wenn auch unter veränderten Lebensbedingungen, gefeiert. Nach Schluß der in Rede stehenden kriegerischen Manipulation hatte er in einer politisch sehr verwitzigen Stadt die hohe Würde eines Polizeiinspectors bekleidet, war aber hier, weil er kein Gleisner und Heuchler sein konnte, sondern stets ein Mann gewesen, der sich bestrebte, die Sachen in der rechten Beleuchtung und so darzustellen, wie sie sich wirklich zugetragen, dem Ministerium bald in der Weise verhaßt geworden, daß seine Conservation unmöglich geschienen und er demnächst mit schönen Redensarten und mit Verleihung des Rothblauen Ehrenzeichens aus dem Staatsdienste entfernt und vorläufig zur Disposition gestellt wurde. Da die ihm ausgesetzte Pension aber kaum hinreichte, den Vogel Schwarzmann, geschweige den Ex-Polizeimann und ehemaligen Zahlmeister Plasius zu ernähren, hatte er sich als Mitglied einer industriellen Räuberbande, einer Vieh- und Pferde-Versicherungs- und Viel-Ausbeutungs-, Ochsen-Abdeckerungs-Gesellschaft, und zwar in der Qualität als Revisionspector, anwerben lassen. Als solcher hatte er Gelegenheit gehabt, einer hochgestellten Person einen namhaften Dienst dadurch zu leisten, daß es ihm gelungen, eine bedeutende von der in Rede stehenden Persönlichkeit für die Betrüger acceptirte Anzahl von Wechseln ehrlicherweise verschwinden zu machen, für welche Dienstleistung die Hoheit sich dadurch erkenntlich gezeigt, daß Plasius einen überaus einträglichen, wenn auch sehr mühevollen Posten beim Kriegsministerium bekommen, der ihn, nachdem er selbigen kaum zehn Jahre bekleidet, in den Stand gesetzt, sich mit einer bedeutenden Summe, noch dazu behaftet mit dem unvermeidlichen und dennoch so angenehm klingenden Hofrathstitel, gänzlich von jeder Thätigkeit zurückzuziehen und fortan der Ruhe und der etwaigen selbstgewählten Thätigkeit freundlich und zufrieden zu leben.

So hatte er den lieblichen Landsitz, auf dem wir den ganz wackern und rüstigen Mann eben kennen gelernt, in nächster Nähe des Städtchens mit dem gothischen Thurme für eine nicht unbedeutende Summe acquirirt, hatte, weil er sich selbst vorkam wie ein Schiff, das nach langer stürmischer Fahrt endlich den schützenden Hafen erreicht, in das Frontispiz über der Glasthür mit goldener Fracturschrift die Worte setzen lassen, die bedeutsamen und zu stiller Betrachtung auffordernden: „Zum stillen Port“, und lebte nun fern von aller Welt mit seinen beiden Freunden, dem

Vogel Schwarzmann und dem Diener Tintenfisch, seinem ehemaligen Kanzlisten vom Kriegsministerium her, in stiller Behaglichkeit im stillen Port, blos zuweilen gestört und gedrängt von des Weges vorüberziehenden Handwerksburschen, Fuhrleuten und sonstigen derartigen Wegelagerern, die die goldene Inschrift für das Emblem eines Wirthshauses, einer Bier wie gebrannte Wasser, trefflich stehlen und ersetzlichen Banart, sprechenden Taverne zu nehmen pflegten und infolge dieser irrigen Anschauungsweise sich oft genug, und zwar auf eine sehr beklagenswerthe Art, unsicklich, herausfordernd und ungebührlich betrugen, also daß es unserm Hofrath hundertmal schon leid gewesen und daß er hundertmal die Stunde verflucht, in der er die Gebühren des goldenen Inserats in den Columnen seines Frontispiz bezahlt.

Seiner Eigenschaft als Weltweiser glauben wir schon gedacht zu haben, wissen übrigens nicht, ob er jene Eigenschaft einem rohen Erlebniß, einer traurigen und überwältigenden Erfahrung verdankt oder ob jene Abneigung eine ihm angeborene gewesen. So viel wissen wir aber, daß er zur Zeit, da diese Erzählung anhebt, die absolute Ruhe und Zurückgezogenheit insofern so ziemlich satt gehabt, als er daran gedacht, einige Stunden des Tags einer entsprechenden Thätigkeit zu widmen. Er kam auf den Gedanken, sich mit Uebersetzungen aus dem Lateinischen, dessen er auf dem Gymnasium so ziemlich mächtig geworden, mit der Astronomie und speziell mit der planetarischen Tepologie, wenn nicht gar der übersinnlichen Naturgeschichte im allgemeinen und mit Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele zu beschäftigen. Der Leibdiener Samuel Tintenfisch war infolge dieser in des Hofraths feuriger Seele ursprünglich lebendig gewordenen liebhaberischen Wünsche unter dem betreffenden Datum in die Stadt gesendet worden, um das zur Ausführung derselben nöthige Inventarium zu beschaffen, und dann gehörte vor allen Dingen ein Exemplar des Virgilischen Gedichts vom Landbau, sowie die „Georgica" selbst, welchem ebenlichen Produkt der Hofrath zunächst seine klassisch-translatorische Kunst zuzuwenden gedachte, „denn", sagte er, „ich will den Beweis der mir in der Idylle „Zum stillen Port" lebendig gewordenen Idylle auf das ganze Römerwerk so lebendig übertragen, daß alle Welt mir Beifall zollen soll!" Ferner ein Frauenzimmer'sches Zubehör, mit welchem der Hofrath gedachte, so weit und so tief in das innerste Heiligthum und das eigenthümliche Leben des Mondes, wenn nicht gar des Planeten Jupiter zu dringen, daß er im Stande sein möchte, die verschiedenen auf diesen Sternen lebenden Vogelarten nach Genus und Species a la Linné genau zu bestimmen und zu classificiren. Demnächst Joseph Nürnberger's „Planetarische Metempsychose", an welches Werk er seine eigenen tiefdurchdachten Betrachtungen über die Wanderungen der menschlichen Seele von Stern zu Stern, von Planetenhaus zu Planetenhaus und zwar dergestalt anzureihen gedachte, daß er die mit beschwingten Federn bekleideten Psychen gerade in der abschließenden Prima des betreffenden Firsterns einmarschiren und mit der Manier hochmüthiger, paradiesischer Hühner gewährender instinktiver Kenntniß belohnen ließ. Das letzte der Requisite aber, mit dessen Herbeischaffung besagter Tintenfisch beauftragt war, bestand in nichts anderm als in einer einfachen Platte von schwarzem Eisenblech mit dem dazu gehörigen Contingent der in ihrer Befestigung erforderlichen Nägel. Der Hofrath nämlich hatte es außerordentlich satt, daß sein stilles Haus immer und ewig und immer wieder von jedem vorüberziehenden Lump, Chausseearbeiter und Landstraßenlagerer für ein Gasthaus gehalten, er selbst aber des Tages ein Dutzend mal mit dem impertinenten Rufe nach einem Schoppen, nach einem Seidel aus seiner schon beinahe klassischen Ruhe aufgeschreckt zu werden pflegte.

Und so war er fest entschlossen, die kleine Hälfte der goldenen Inschrift, wenn sie seiner Villa auch noch so herrlich zu Gesicht stand, seiner Ruhe zu opfern und den golden prangenden stillen Port mit der erwarteten schwarzen Platte unerbittlich zu verhüllen und zu übernageln, wobei er denn freilich nicht unterlassen konnte, auf alles, was Proletarier hieß, und namentlich auf derartiges Gesindel, das seinen Mitmenschen als Ruhestörer der Idylle sich unbequem und lästig machte, weidlich loszuziehen, weil er nicht begreifen konnte, warum nicht ein jeglicher, der nicht gleich ihm, dem pensionirten Hofrath, eine ersindliche Villa besaß, es vorziehen möchte, seine Seele der planetarischen Metempsychose zu überantworten und lieber in die Universalfernen der kosmischen Unbegrenztheit hinauszuziehen, als auf diesem elenden mikroskopischen Erdenball unter so trüben und erbärmlichen Bedingungen länger zu verweilen und hoffnungslos hinzuleben.

Die herbstliche Abenddämmersonne war indessen tiefer und tiefer gesunken. Ihre allerletzten,

flammenrothen Strahlen zitterten in dem gelben Laube der Holzen lombardischen Bäume und glitzerten in dem schillernden Gefieder des edeln Schwarzmanns, der sich langsmüde, satt bis zum Uebermaß, erschöpft an Leib und Seele, bereits in die obern Stockwerke seines guten schimmernden Hauses zur träumerischen Nachtruhe zurückgezogen hatte. Die weißen Nebel stiegen aus dem See und hingen wie ein lockerer, leise wallender Vorhang zwischen dem Städtchen und der Villa.

Täuscht mich nicht alles, murmelten des Hofraths Gedanken, so ändert sich binnen kurzem das Wetter. Ein Temperamentssturm mit kalten Regengüssen in ganz entschieden im Anzuge! Liegt mir's doch bleischwer in den Beinen! Mein asthmatisches Brustleiden verlegt mir fast den Athem, die Nebel steigen auf die Berge und die Sonnengluth scheint tief unten im See zu liegen, als wäre die purpurne Himmelspracht eine versunkene irdische goldene Stadt! Inzenbich bleibt sehr lange. Ich werde mich genöthigt sehen, das betreffende Actenstück hervorzulangen und in seine Gesammtexistenz ein höchst bedeutsames Kreuz anzumalen, was denn freilich für den Delinquenten von höchst bedeutenden und sogar unangenehmen Folgen in meinem Testamente sein dürfte! — — Doch halt! Da sehe ich unter der Trauerweide einen schwanken, menschlichen Leib! Ist dieser Menschenleib der meinem Diener Samuel gehörige, so wage ich nicht in Abrede zu stellen, und wenn ich meine Anklage in ein Protokoll geben sollte, das ich demnächst beschworen müßte, daß dieser Leib auf mich den Eindruck macht, als — taumelte er! Inzenbich wird doch keine Tinte getrunken haben —? Doch still, Blasius' Weg mit dem argen, verleumderischen Gedanken! Der ins Idyllische übersetzte Kanzlist, der harmlose, keusche, bescheidene, nüchterne Jüngling erliegt unter der Last, die du Ivrann ihm aufgebürdet! Der Virgil, der Frauenbeter, die eiserne Platte, die inhaltschwere Metempsychole lasten auf ihm und machen seinen Fuß taumeln! Jetzt steht er still! Er besinnt sich! Er schaut empor zum Himmel! Sein Blick sucht den Jupiter, von dessen Wundern ich täglich ihm gepredigt! Ja, wackerer Jüngling, suche den Jupiter nicht blos mit deinen leiblichen Augen, suche diesen leuchtenden Heiland des Weltalls auch mit deiner unsterblichen Seele! Denn auf ihm wird zunächst der Schlußsatz, als welchen du bedeutet, seinen Ruheplatz finden! Und, Inzenbich, vergiß mir zu keiner Zeit, daß der erhabene Stern, dem du dich mit so ersichtlicher Sehnsucht zuwendest, der Monde vier in seinem Gefolge führt und der erbärmliche Erdenball, auf dem du der verächtlichen Tinte so maßlose Fluten verspritzt hast, zählt dieser schwärmerischen Freunde — o, es ist ein bejammernswerthes, armseliges Factum! — nur einen einzigen!

Der so ekstatisch apostrophirte Wanderer hatte sich inzwischen besonnen, sich mächtig beherrscht und zusammengenommen, die Geister, die sein Ich in Besitz zu nehmen gedroht, siegreich bekämpft und wandelte nun mit so erfolgreicher Energie seines Weges triumphirend fürbaß, daß es gar nicht mehr lange dauerte und er stand mit seinem Packet wohlbehalten, wenn auch sehr unangenehm und in etwas sehr verrätherischer Weise mit dem Stande der Landstraße beleckt vor dem sinnigen Hofrath.

Inzenbich ist ein langer, hagerer Gesell, am besten vergleichbar mit einer stumpfgeschriebenen Feder aus dem Kittich einer schwarzen Gans. Ein angewachsener, an den Ellbogen wie an allen Nähten vielfach abgeschneiderter schwarzer Frack, der bis eben zugeknöpft und nach dieser Direction nichts Weißes mehr erkennen läßt, verhüllt den obern Theil des verbeugten Menschengestelles, während ein weißlich schimmerndes Beinkleid, das nach unten zu auf ein schwarzes Stiefelpaar fällt, sich in der andern Richtung geltend macht und nicht übel an das Mittelstück einer Feder erinnert, das, selbst weiß, abwärts von der schwarzen Fahne bis an die tief in die schwarze Tinte eingetauchte Spitze sich erstreckt. Das hagere und verkümmerte Gesicht mit der langen, lebhaft an einen Gänseschnabel erinnernden Nase hat einen gewissen schwärzlichen Anstrich, der mit seltsamem Contrast sich in ein schneeweißes Haupthaar und einen gleichfarbigen struppigen Backenbart verliert, während riesenhafte Glacémörder, von solidem Actendeckelpapier verfertigt, die eingefallenen Wangen, fast gespensterhaft anzuschauen, umstehen und wie mit tückischer Intention an den Nasenschnabel stoßen.

Inzenbich macht, nachdem er Athem geschöpft und sich des nicht ungewichtigen Packets entledigt, dem Hofrath eine tiefe Reverenz und steht nun da, harrend des über ihn verhängten Empfangs.

Blasius betrachtet lange und schweigend das vor ihm stehende, ihm zugehörige Dienstinventarium. Fast möchte es den wackern, verabschiedeten Staatsdiener bedünken, als sei die schwarze Gänse-

feder, die da unter einem Winkel von viel mehr als neunzig Grad so dienstfertig vor ihm sich neigt, heute noch in eine andere Flüssigkeit und zwar ziemlich tief getaucht werden als in die blaue der Tinte. Doch mannhaft bekämpft er seinen Verdacht, unterdrückt die fatalen Gedanken und sagt bloß:

„Bringst du alles, Tintenfisch?"

„Alles, zu Gnaden, Herr Hofrath!" schnäbelt die schwarze Feder.

„Aber du bist lange geblieben", replizirt Blasius, „so lange, daß mir fast bedenklich zu Muthe geworden! Es ist ein Wetter im Anzuge, Freund! Was veranlaßte dich, so lange zu bleiben, lieber Samuel?"

„Familienverhältnisse!" entgegnete jener. „Ist man auch ein Junggesell und tief entschlossen, in diesem Verhältnisse zu verharren, so gibt es doch Umstände, unter denen man sich nicht allemal den Anforderungen entziehen kann, die an einen gestellt werden; z. B. der große Hergang, das imposante Familienfest einer Hochzeit!"

Da fuhr, als er solch ein Wort vernahm, der Hofrath mächtig in die Höhe. Der Kampf der Verstimmung schien seine Seele gelöst zu haben und schmelzte sein ganzes Wesen bis in sein innerstes Mark.

„Kerl!" rief er, „elender Kerl! Du Ausgeburt eines Tintenfasses und eines Aktenbündels! Du elende, einer gruppirten Gänsefeder entnommene Seele, wie wagst du in meiner Gegenwart, bei mir, der ich alles Familienverhältnis hasse bis in den Tod, dies verfluchte Wort auszusprechen!"

Der Ex-Kanzlist erschrak, doch faßte er sich bald; ein überlegenes, schlaues Lächeln glitt über seine Züge und er sagte:

„Hochstit, Herr Hofrath! Was haben Sie an dieser Begriffsbezeichnung zu Gnaden auszusetzen? Meine ich denn die irdische Hochzeit? Nein, diese meint Tintenfisch nicht! Tintenfisch meint die himmlische Hochzeit; er meint die Leichenfeier, die Vermählung eines irdischen Leibes mit der Braut der Seligkeit, mit dem erhabenen Glück des Uebergangs in einen höhern, lautern, erwünschteren Zustand!"

„Bravo!" replizirte der beruhigte Hofrath. „Meinst du es so, so bin ich zufrieden und ich gönne dir von ganzer Seele den Nektar, den du, wie ich merke, bei Gelegenheit dieser erhabenen Feier zu dir genommen!"

„Eine sehr gute Krokhemie, zu Gnaden, Herr Hofrath!" vermeldete weiter der heiterne Jüngling. „Wir waren recht vergnügt, daß die Sache diesen Ausgang genommen und diesen idealen Abschluß gewonnen und priesen den Eingang zu dem betretenen Paradiese. Wir tanzten —"

„Was? Ihr tanztet?" sagte Blasius. „Das finde ich etwas stark!"

„Das heißt, wir tanzten hinter dem Leichenwagen", entgegnete der Kanzlist. „Denn das Corpus delicti, das wir hinüberspedirten in den Himmel, war wirklich merkwürdig schwer belastet mit dem irdischen Leid der Liebe und des ehelichen Bedürfens", setzte der Wackere halblaut hinzu.

„So, so!" sagte der Hofrath. „Ich gebe dir meine Zufriedenheit zu erkennen, daß du deiner Pflicht als Christ und als Bürger der jenseitigen Welt so treulich nachgekommen bist! Mag die beladene Seele glücklich ankommen im Bereich des erhabenen Sterns und sie aller planetarischen Aecade theilhaftig werden, die überhaupt erreichbar ist! Schön muß es schon sein, zu wandeln im milden Schimmer der vier herrlichen, den göttlichen Stern umstrahlenden Monde, mein guter Tintenfisch!"

„Ja, sehr schön, außerordentlich schön!" entgegnete dieser mit Salbung; heimlich aber dachte er, die entgegnete Braut wär gar ein wunderhübsches Fräulein und wäre mir lieber gewesen als des Hofraths ganzer überirdischer Sternenplunder.

Und der Hofrath sprach weiter: „Du hast aber doch, mein Sohn, vor Eifer, deiner transcendentalen Pflicht nachzukommen, deine diesseitigen Aufträge treulich erfüllt? Bringst du mir wirklich alle Acquisiten, den Frauendoktor u. s. w.?"

„Alles bringe ich", versetzte Tintenfisch, „wie mir's der Buchhändler und der Plechschmied überliefert hat! Und außerdem bringe ich noch etwas, zu Gnaden, was der Herr Hofrath vielleicht nicht erwartet hatten. Nämlich einen Brief und zwar einen Brief mit einem Haken!"

„Einen Brief mit einem Haken?" sagte überrascht der Hofrath. „So ein Ding habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen! Zeig' ihn her diesen Brief mit sammt seinem Haken und dann zünde meine Studirlampe an! Schwarze Wolken ziehen sturmverkündend am Himmel auf und trüben das wenige Tageslicht, das noch über dem Horizonte schwebt, ganz zu verschlingen!"

Tintenfisch remonte sich und erzählte von dem angehängten Brief eine lange Lebensgeschichte

Wolf.

Meine Gegenwart?

Ref. Fels.

Ja, liebſter Wolf; Sie ſollen der Schlüſſel —

Wolf
(auffahrend).

Was meinen Sie?

Ref. Fels.

Mein Gott, was ſind Sie denn ſo ängſtlich? Sie ſollen der Schlüſſel zu einigen Schwierigkeiten, zu einigen Räthſeln ſein.

Wolf.

Ah ſo, ich werde — als Zeuge —

Commiſſair.

Herr Aſſeſſor, es hat dringende Eile.

Wolf.

Ich werde als Zeuge — natürlich nur als Zeuge —

Ref. Fels.

Ihre Gegenwart ſoll außerordentlich wichtig ſein.

Wolf.

Wichtig? Natürlich — aber (zum Commiſſair) ich dürfte doch wohl allein —

Commiſſair.

Ich bedaure, daß ich Ordre habe, Sie zu begleiten.

von seiner Ankunft auf der Post und der Uebergabe desselben von seiten des Briefträgers an die Butterfrau bis zum gegenwärtigen Augenblick. „Summa", schloß er, „der Herr Briefträger bittet den Herrn Hofrath, weiter kein Aufhebens von der Sache machen und ihm keinen Aerger beim Postamt verursachen zu wollen, und knüpft an diese vertrauensvolle Bitte die philosophische Bemerkung, daß sich von hundert Correspondenten neunundneunzig weit besser befinden würden, wenn sie ihre Postsachen immer erst vierzehn Tage nach deren Ankunft bekämen; es würde dadurch, sagt er, viel böses Blut und noch mehr Tinte erspart werden. Ich hoffe, nicht umsonst gesprochen zu haben, Herr Hofrath, zu Gnaden!"

Der Hofrath besah den Brief, las die Adresse und entzifferte das Postzeichen; letzteres schien ihm viel Mühe zu machen und er schüttelte mehrere male bedenklich sein Haupt.

„Was ist nur das?" sagte er endlich. „Was lese ich denn da? Der Ortsstempel dieses sträflich vagabundirenden und schon zur Antike gewordenen Briefs heißt «Mobilew — odobranowmr — awannazoslina». Hast du jemals, Tintenfisch, in deinem langen Kanzlistenleben von einem Orte gehört, der dieses Ungeheuer von Namen trägt? In der ganzen Welt ist niemand, so meinte ich bisher, der an mich schreiben könnte; was, um Gottes willen, will jemand, der in «Mobilewodobranowmrawannazoslina» wohnt? Mir wird bange, mir wird unheimlich zu Muthe! Fast gebe ich deinem Briefträger recht; ich wünschte, er hätte sich den Briefunheil ganz und gar behalten! Er hat auch so einen komischen Geruch, der mir den Athem verlegt! Er riecht, Tintenfisch, er riecht nach der Butterfrau! Doch lesen wir!"

Der Hofrath setzte sich an den mit einer rothen Sammtdecke elegant bedeckten, mitten im Zimmer stehenden runden Tisch, auf den der dienstfertige Kanzlist und Kammerdiener inzwischen die trauernde brennende Stutzlampe gestellt, und las wie folgt.

„Mobilewodobranowmrawannazoslina
am 1. Sept. neuen Stils 1870.

„Hochgeehrter Herr Hofrath, damals im Hochlöblichen königlichen Kriegsministerio! Ganz besonders lieber Vetter und Stiefvater-Bruderlein im nächstverwandten Grade! Hochwohlgeboren werden ersucht, zu lesen, wie nachstehend zu ersehen. Gnadenreicher Zustimmung sind wir im voraus gewiß und wollen blos avertiren wie folgt. Herzvetter waren ja die besten Freunde und lebhaftes Familiengefühl ja stets eine hervorstechende Eigenschaft der Familie Unsriger. Alle Kuß und Gruß voraus auf ein baldiges fröhliches Sehen von Angesicht zu Angesicht. Da mich, mein lieber Herr Vetter! das schwere Leid betroffen, daß es dem Herrn über Leben und Tod gefallen hat, meinen wackren Gatten, den Steueraufseher Friedemann Blasius zu Pferde, von meiner liebenden Seite zu reißen und mich hier an der polnisch-litauischen Grenze mit sieben nackten Würmern zu hinterlassen, wir aber nichts haben, um uns auch mit dem Dürftigsten hinzuhelfen und mich und meine sieben Würmer durch die arge Noth zu bringen: sintemal Fiscus grausamerweise wegen meinem Gatten seligen ungerechterweise zur Last gelegten Unterschleifs und höchlichen Verkehrs mit Schwärzern und Schleichhändlern mir auch das bischen Wittwenpension abzudisciren, was ihm der himmliche Vater in seiner unaussprechlichen Gnade verzeihen wolle: also habe ich mich nach reiflicher, aber rascher Ueberlegung, um mit meinen sieben Würmern nicht Hungers zu sterben, rasch resolvirt, sofort und ohne Zögern mit Sack und Pack und sonstigem Zubehör zu dem Herrn Vetter, dem Herrn pensionirten Hofrath Herrn Herrn Christophero Blasius zu ziehen und dessen verwandtschaftliche Gefühle für uns arme Bettelleute in Anspruch zu nehmen, und halte ich mich, wie auch die Meinigen thun, des besten Erfolgs dieses unsers Unternehmens und der freundlichsten Aufnahme im voraus für vollkommen gewiß. Durch den neuen, an unsers Vaters Blasius Stelle hierher versetzten Steueraufseher Herrn Kiebitz haben wir erfahren, daß der Herr Vetter Hofrath Blasius ein schönes Vermögen besitzen, selbständig und unpositionsfähig, eine schöne Pension von Allerhöchster Kriegsministeriums-Stelle hochpreislichst beziehen und eine geräumige Villa in der Nähe von Rubenwalde bewohnen, als in welcher Raum genug ist, und wenn ich statt der sieben armen, verlassenen und hier im Polnischen vaterlos verkauft und verrathen dastehenden Würmer ihrer siebzehn mitbrächte, sie alle zu beherbergen; in der Stadt Rubenwalde aber ein gar herrliches Realgymnasium vorhanden sein soll, als auf welches ich diejenigen der Würmer zu schicken gesonnen bin, die sich des männlichen Geschlechts erfreuen, ihnen eine standesgemäße Erziehung zu geben, wie ich meinem Herrn Ehegemahl seligem, nunmehr in Christo Jesu Armen hochpreislich

ruhendem habe zusagen und geloben müssen, zuletzt noch auf dem Sterbebett. Also ich bitte gehorsamst, nichts für übel zu nehmen; des Herrn Vetters Gelegenheit ist mir und den Meinigen — Arthurchen, Emilchen, Georgchen, Friedemännchen und den andern so passend, daß ich mich schon freue, den Herrn Vetter in meine liebenden Arme zu schließen und ihm ins Angesicht zu sagen, daß ich bin des hochpreislichen Herrn Vetter aufrichtig zugethane Frau verwandte Vetterin Isabella Blasius, geborene Nepomuk, verwitwete Steueraufseherin zu Pferde, gegenwärtig außer Diensten. Nachschrift. Die kleinen Würmer lassen sämmtlich den hochpreislichen Herrn Vetter bestens grüßen; sie können die Zeit gar nicht erwarten, als zu welcher sie in des Herrn Vetters schönem Garten herumspringen werden, und stemen sich auch zu sehr auf des Herrn Vetters Weintrauben! Arthurchen hat ein polnisches Gedicht gemacht, mit welchem er den hochpreislichen Herrn Hofrath bestens zu begrüßen gedenkt. Der Junge spricht polnisch wie Wasser! Noch zu vermerken, goldenster Herr Vetter: Wir reisen schon heute ab und denken spätestens zu Ende dieses laufenden Monats beim Herr Vetter einzutreffen. Mit Achtung die Obige. — — Hat auch der Herr Vetter Stallung für unser Pferdchen, ein gar niedliches, schneeweißes Litauer, und für die Ziege, die wir mitbringen, weil unser Mariechen die Milch gar so nothig braucht?"

Der Hofrath hatte die Lesung des Schreibens vollendet. Hoch hielt er die Epistel über seinem mit dem grünen Käppchen bedeckten Haupte, wie wenn ein Krampf seinen Arm in die Höhe gezogen. Er konnte anfänglich keine Worte finden. Endlich sprach er:

„Hast du denn auch alles gehört, lieber Tintenfisch? Sage mir, träume ich oder wache ich? Bist du der schwarze Tintenfisch? Ist jener schwarze Vogel wirklich mein guter Freund, der kluge Schwarzmann? Und hast du mir wirklich diesen Brief mit aus der Stadt gebracht?"

Tintenfisch bejahte voll tiefsten Mitleids —

„O so verhülle dein Antlitz, aufblitzender Sternenhimmel!" brach der unglückliche Hofrath aus. „Geht unter im Wolkengewimmel, ihr, meine strahlenden Planeten, du lieblicher Jupiter und du, o Sirius! Zittern, dem meine ganze Seele gehört! Sinkt zur Erde nieder, ihr Meteorsteine, und zertrümmert den Tempel, in dem ich als Priester des Junggesellenthums und der Wissenschaft meine Opfer zu bringen gedachte! Eine solche Bande bricht ein in meine stille Hütte! Was nützt mir nun das Gedicht vom Landbau? Sie wird unangefochten bleiben, diese Perle der klassischen Literatur, diese Idylle der Idyllen! Was nützt mir mein Frauenhofer? Mein Auge wird nicht hindurchschauen! Der Fluch des Familienlebens hat mein begeistertes Haupt getroffen und meine Lorbeern verwelken, ehe ich sie noch auf meine Stirn gedrückt! Stärkung! Stärkung!"

Tintenfisch sprang auf die sauber polirte, mit blankem meißingenem Schloß versehene Mahagonithür eines Wandschranks zu, den er öffnete und ihm zwei geschliffene Karaffen enthob, die er auf den Tisch setzte. Beide enthielten eine dunkelrothe, aber vollkommen klare und durchsichtige Flüssigkeit. Tintenfisch goß nun in einen krystallenen Tummler je aus der einen und der andern Karaffe. Meter- und Portwein hießen die Ingredienzien, die er hier mischte zu lieblichem Verein. Das war der Hofrath so gewohnt von seinem Zechbruder her, wie er oftmals genug schon gesagt hatte. Zitternd griff der erschütterte Mann nach dem funkelnden Becher. Tintenfisch aber hieß ihn trinken und dann sagte er:

„Ich sollte meinen, dem Dinge müßte noch abzuhelfen sein! Es gibt ja noch Tinte, Feder und Papier genug in der Welt! Schreiben Sie der geborenen Frau Nepomuk ganz peremptorisch, wie wir in der Kanzlei des Kriegsministeriums zu sagen pflegten, sie soll in Gottes Namen bleiben mit sammt ihren sieben Zicklein in dem verwünschten Mohilewlasinska um jeden Preis. Sie wollten ihr ja gern die ihr vom Staate zustehe Pension bewilligen und außerdem noch zu Weihnachten jahraus jahrein eine Tonne Viktualien übersenden, die so groß wäre wie der Kirchthurm von Rabenwalde!"

Der Hofrath zerdrückte eine Thräne — braunen Weins zwischen seinen Lippen, dann sagte er:

„Freund, du scheinst ganz vergessen zu haben, daß der Briefträger, den übrigens Gott verdammen möge, den verhängnißvollen Brief zwölf Tage mir vorenthalten, daß der Brief bis zu seiner Ankunft in Rabenwalde selbst wenigstens sechzig bis achtzig Stunden gebraucht; daß der Feind inzwischen täglich marschirt ist und sich unserer Grenze wahrscheinlich schon bis auf eine Entfernung von wenigen Stunden genähert hat, wenn er nicht schon, wie ich ahnungsvoll befürchte, dicht hinter Rabenwalde kampirt!"

„Sind Sie denn wirklich mit der verwetterten

Madame Isabella Blasius verwandt?" fragte der Beisitzende im Kriegsrath.

„Verwandt? Ja ich bin verwandt!" sagte mit trostloser Stimme der Hofrath. „Sieh' mal, Tintenfisch, mein Großvater und des in dem italienischen Reste verstorbenen Steueraufsehers Großvater waren zwei Waisenknaben und erfreuten sich einer Tante, die ihrerseits wieder einen Stiefvater hatte, als welcher sich Blasius benannte, und dieser Stiefvater hatte einen Bruder, der natürlich auch Blasius hieß, und dieser Bruder hatte eine Nichte, die einen Cousin geheirathet, welcher von väterlicher Seite, nämlich mit dem Bruder Blasius, d. h. dem Bruder, verwandt war, der Blasius hieß und so natürlich sich auch Blasius benannte; und dieser letzte Blasius, verstehst du wohl, Tintenfischchen, hat die beiden Großväter, die da Waisenknaben waren, infolge eines ganz besondern Ereignisses, bei dem auch Se. Majestät Friedrich der Einzige eine Rolle insofern gespielt, als er den einen Waisenknaben-Großvater beim Cavaleriemanöver umgeritten und, schwer beschädigt, adoptirt und beiden, d. h. dem umgerittenen Waisenknaben-Großvater und dem andern, der vor Herzeleid und Wehmuth außer sich gewesen und sich um keinen Preis von seinem guten Freunde, dem umgerittenen Waisenknaben-Großvater, trennen gewollt, den Namen Blasius laut gerichtlicher Urkund' ertheilt!"

„Man muß gestehen", replicirte Tintenfisch, indem er sich selber aus den herrlichen Carafen in einem Separattummler bediente, „man kann nicht näher verwandt sein! Und diese so nahe Verwandtschaft, die ich nach Ihren ersten Aeußerungen gar nicht vermuthet, Herr Hofrath, complicirt die Sache in einer Weise, die mich wirklich in Verlegenheit und vollkommen außer Stand setzt, dem Herrn Hofrath, zu Gnaden, fürder Rath zu ertheilen, zumal da Hochdieselben auch anzunehmen geneigt sein könnten, Eigennutz und respective Gutschleicherei hießen mich gegen Hochdero Blutsverwandten intriguiren! Sie möchten sich denn geneigt finden lassen, polizeiliche Hülfe gegen den anrückenden Familienfeind zu requiriren und durch Gensdarmen die vagabundirenden, zigeunerischen Creaturen in ihre Heimat zurückescortiren zu lassen!"

„Das kann ich nicht!" sagte der Hofrath, indem er eine kurze Pfeife, die er lange in der Hand gehalten, jetzt wirklich in Brand setzte. Er war das Rauchen solcher kurzen Pfeifen noch von seinem Feldzuge her gewohnt, hatte er ob genug gelagt. „Das kann ich nicht!" wiederholte er, „die Frau trägt meinen Namen! Denke selbst, welches Aufsehen würde die exteme That der Requisition polizeilicher Hülfe in der ganzen Gegend erregen! Was würde der Herr Bürgermeister von Rubenwalde, was würde der Syndikus sagen, die beide meine Freunde sind und den Ankauf dieser meiner Villa so freundlich damals vermittelt! Welchen Eindruck würde es auf den Buchhändler von Rubenwalde machen, bei dem ich meine Sachen zu entnehmen pflege, von welchem du heute die «Georgica» und die «Metamorphose» abverlangt und der mir versprochen, mir für meine Uebersetzung einen tüchtigen Verleger zu besorgen! Das alle kann ich nicht!" wiederholte er, hinter einer furchtbaren Wolke, die seinen Lippen entstiegen, verschwindend. „Kurz, der abgehaltene Kriegsrath ist hiermit, und zwar nach erster Session, geschlossen und das Decretum lautet wie folgt: Zunächst und vor allen Dingen nagele ich morgen früh, sobald der Tag graut, meine Eisenplatte über die goldene Inschrift, die da lautet: «Zum stillen Veit!» Welchen Aerger haben mir diese verwünschten Leutern nicht schon bereitet! Welche hämische Redensarten habe ich von niederträchtigen Handwerksburschen und sonstigen Vorüberziehenden nicht mit anhören müssen! Ja, ich glaube, was mir jetzt passirt, ist blos die Strafe für den Hochmuthsteufel, der mich geritten, der mich veranlaßt, mein stilles Haus mit einem Emblem zu bekleben, wie solches eigentlich blos einem Wirthshause oder Freyhofe zukommt! Ich selbst unterwerfe mich der in Rede stehenden Verrichtung und wer fürder noch meine Hütte für ein Einkehrhaus hält, den soll der Satan holen! Dies alle Decretum, Punkt eins. Decretum, Punkt zwei: Ich ersetze der Frau Isabella ihre Reisekosten von Mobilemo — o, das verwünschte Nest! — mit dem vierfachen Werthe des ausgelegten Betrags, gebe ihr außerdem eine anständige Gratification und zahle ihr, wie ich mich später noch gerichtlich verpflichten will, eine jährliche Pension von hundert neuen Vereinsthalern, was mich denn aber auch alles zu erfüllen dünkt, das von noch näheren Verwandten als wir beide, ich und die Isabella, sind, irgend gebrischt und gewünscht werden kann. Unterkunft aber in meinem Hause bekommt weder die Isabella, noch die Ziege, noch die Zicklein, noch das Rößlein auch Litauen auch nur auf eine einzige Stunde — und wenn es Keulen vom Himmel regnet, Tintenfisch! Wenn es centnerschwere Meteorsteine hagelt!

Deſſelbigengleichen muß die Dame mir bei Empfangnahme der betreffenden Geldſumme einen Revers unterzeichnen, laut dem ſie ſich verpflichtet, auf einen Umkreis von mindeſtens 25 deutſchen Meilen mir bis in alle Ewigkeit fern zu bleiben. Biſt du zufrieden mit mir, Tintenfiſch?"

Tintenfiſch trank bejahend den Reſt —

„Nun, ſo gehe denn zu Bett, Tintenfiſch! Du wirſt müde ſein! Auch ich denke einen langen Schlaf zu thun! Iſt es doch ſo ruhig geworden in meiner Seele! Wäre ich ein Geldrichter, ich würde hinzufügen, ſo ruhig, daß man die darin lebenden und webenden Gedanken auf- und niederſteigen hören kann! Gute Nacht, Tintenfiſch! Schließe unſere Hütte! Wirbele die Fenſterladen im untern Geſtock zu und ziehe die Schrauben feſt an! Ich fürchte, der Sturm wird nicht mehr lange auf ſich warten laſſen, und liebe ich auch das Rauſchen der Bäume, mit denen er ſein Spiel treibt, ſo iſt mir doch das Zuſchlagen und Klappern eines Fenſterladens ganz beſonders verhaßt!"

Tintenfiſch machte eine tiefe Reverenz und ging, ſtill bewundernd, wie raſch ſein Herr ſich gelöſt und zum Entſchluſſe gekommen. Der Hofrath miſchte ſich zum Schlaftrunk noch ein Tummlerchen, verlöſchte die Lampe und ſuchte ſeine einfache, aber ſonſt ſehr einladend hergerichtete Ruheſtätte.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Türkiſche Erinnerungen.

Originalität aus den Erlebniſſen einer Engländerin von W. Hornung.

V. Türkiſche Frauen.

Wer die türkiſchen Frauen in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit ſehen will, muß an einem Freitage während der heißen Monate das ſchöne Thal von Sweet-Sun, der Süßen Waſſer Bluem, beſuchen. Dies liebliche Thal, an drei Seiten von hohen grünen Hügeln umgeben, iſt auf der einen Seite nach dem Boſporus zu offen, wo es auf das gegenüberliegende „Caſtell von Europa", das Gefängniß der Janitſcharen, ſieht; durch daſſelbe rieſelt ein von dichten Laubbäumen überhangener Fluß, welcher dem Orte ſeinen Namen gibt (wörtlich Kaſtenwaſſer).

Der Uebergang iſt köſtlich, wenn man in der Kaike um einen hervorſtehenden Punkt des Strandes in die tiefen Schatten des kleinen Fluſſes gleitet, deſſen Ufer unter dem Zwielicht dichtbelaubter Bäume ruhen, welche ſich in den ſanften Wellen ſpiegeln. Ringsum unter den Zweigen, wie gewöhnlich in der Türkei an ſtillen und ſchönen Plätzen, erheben ſich die Grabmäler manch eines geſchiedenen Muſelman, während die Vögel, gegen die Tageshitze geſchützt, durch die Blätter ihren heitern Geſang in die Umgebung ausſtrömen, freudig ihrer Sicherheit ſich bewußt. Unſere Bootsleute brachten uns bald zu einer offenen Brücke, welche den Fluß da, wo er am ſchmalſten iſt, überſpannt und ſo die beiden Seiten des Thales verbindet; wo fern von dem Leben der Stadt die den heiligen Tag feiernde Menge ſich verſammelt, um die kühlen Gewäſſer einer Quelle zu genießen, welche in einem reich mit Arabesken verzierten weißmarmornen Becken ſprudelt, und die friſche Luft einzuathmen, die über den Boſporus herüberweht. Länge des Fluſſes iſt ein ſchmaler Strich Graskland unter dichtem Laubdache, wo die Herren in einiger Entfernung von ihren geſchwätzigen Lebensgefährtinnen ihren Tſchibuk rauchen und Scherbet und Waſſermelonen genießen. Iſt man über dieſen „heiligen" Grund geſchritten, ſo gelangt man auf die lieblichſte Stelle der Erde, an allen Seiten dicht mit Bäumen beſetzt und gedrängt voll von Geſellſchaft. Hier bewegen ſich die Arabas der Sultaninnen langſam auf und ab; die Damen ruhen in den ſeidenen Kiſſen der Wagen, mit ihren Yaſchmaks weniger vorſichtig geordnet als bei gewöhnlichen Gelegenheiten; das Geſchirr ihrer Zugochſen blitzt in Gold und Glas und die reichvergoldeten Säume der die Arabas überſpannenden Decken ſchimmern im Sonnenſcheine; hier rollt der vergoldete Wagen aus des Paſchas Harem, raſch gezogen von arabiſchen Roſſen, über den nachgebenden Raſen, während die verſchleierte Schönheit innerhalb deſſelben ihre reinen, blaſſen Reize mit einem Fächer von Federn ſchützt, der nur dazu dient, ihre Muße zu ergötzen und die feengleiche Hand und die unſchätzbaren Edelſteine zu zeigen, die an ihren zarten Fingern und um das dünne Handgelenk blitzen. Hier breiten die Frauen des Beis, des Effendi, des Emirs ihre Teppiche aus und während die ältern Damen die untern Falten des Yaſchmak entfernen, um die Luft des Kadem-Tſchibuk (Frauenpfeife) zu genießen, ergötzen ſich die jüngern der Geſellſchaft in der Aenderung und Ordnung ihres Kopfputzes unter Beihülfe eines Handſpiegels, welchen eine auf dem Raume des Teppichs knieende Sklavin hält. Dieſer Spiegel, der geliebte „Ainaly" der Türkin, ihr beſtändiger Begleiter, iſt gewöhnlich rund, reich in Gold oder

Silber gefaßt und mit Diamanten eingelegt. Andere der weniger Vermögenden sind in farbigen Stamm gefaßt, der mit Perlen oder Geld künstlich durchflickt ist. Auch die geringern Kianen sind nicht ohne ihre Kinalys in buntgemaltem Holze.

Das Thal von Guiuk-Suy bietet am Freitage eine vollendet orientalische Scene dar — die roth überdeckten Arabas langsam auf dem Rasen sich fortbewegend — die weißverschleierten Gruppen unter den Bäumen — das beständige Hin- und Hergehen der aufwartenden Sklaven — wunderlich gekleidete Verkäufer von Mohalibeh und Gökel, welche auf dem Kopfe Schüsseln mit in Krystall- oder Porzellanvasen enthaltenen Erfrischungen umhertragen, wandernde Bärenführer mit den geschäftigen Affen auf dem Rücken des Petz, der sonnverbrannte Grieche mit seinem breiten Hute von Leyhorastroh hin und her Eis anbietend, in ebenso viel Sprachen, als er Plaster bekommt — der nirgends fehlende Wasserträger in weitem Turban mit seinem einladenden irdenen Kruge und Krystallbecher — die Negerinnen der höhern Harems, beladen mit Teppichen, Tschibuks und Erfrischungen für ihre Herrinnen — die Fruchtverkäufer mit rothen Pfirsichen, Weintrauben von Smyrna, reichen üppigen Pflaumen auf frischen Blättern — die Melonenverkäufer zwischen ihren aufgehäuften Schätzen, die Bostefs mit ihren Muscatmelonen, welche goldenen Aepfeln gleichen und die darüber hinfahrende Luft würzen, das Rasseln der Tambourins und der scharfe Ton des türkischen Zebeck zu den gellenden Stimmen eines halben Dutzend Griechen, die vor einer schönbeladenen Araba im Halbkreise stehen — alles vereinigt sich, ein Bild herzustellen, welches jeder Europäer für ein Märchen aus „Tausendundeine Nacht" halten würde, wenn er unversehens in dieses liebliche Thal versetzt werden wäre.

Sogar meine Freundin, Madame S., und ich wanderten fast ungläubig über die Wirklichkeit dieser Umgebung durch das Gedränge des zauberischen Kreises; nur hin und wieder ein Gruß erinnerte uns an deren Wirklichkeit. Zuletzt winkten einige Damen, welche zu aristokratisch oder zu indolent waren, um aus ihrer Araba zu steigen, uns zu sich heran, um uns zu fragen, wer wir wären, woher wir kämen und mehr solcher einfältigen Fragen, die nur unsere Geduld in Anspruch nahmen. Keine unter ihnen war hübsch, aber alle artig und gutmüthig; und wenn sie manches sagten, was sie in seiner Weise anging, so theilten sie uns wiederum manches mit, was sie betraf und uns wieder nicht anging. Die Artigkeit der türkischen Damen läßt nichts zu wünschen übrig. Sie scheinen immer erfreut, sich mit einer Europäerin unterhalten zu können, die ihnen auf halbem Wege entgegenkommen mag; sie thun dies so frei und bequem, daß jeder jede Geine beseitigt ist. In fünf Minuten haben sie alles der Fremden angeboten: die Früchte, von denen sie genießen, und den würzigen Scherbet, den sie mit eigener Hand zubereitet haben. Um näher mit ihnen bekannt zu werden, muß man heiter sein, ihrer harmlosen Neugierde nachgeben und ihre Artigkeit so viel wie möglich erwidern. Von einer türkischen Dame hat man nie jene alle Freude bleichenden Gleichgültigkeit oder des so stolzen Nachtragens der Europäerin zu gewärtigen; im Gegentheil, es ist eine ernste Freundlichkeit um diese Damen, welche das Herz erfreut, eine Einfalt des Gefühls und Ungezwungenheit einer guten Natur, welche den Höflichkeiten des Lebens doppelten Reiz verleihen.

Auch unser Auge wird nicht weniger angenehm durch sie berührt; die orientalische Frau hat eine anmuthige Haltung, eine ihrer selbst sichere Würde, welche weit das angenommene Wesen stolzer Kälte besitzt und dennoch zeigt, daß sie ebenso schnell Ungehörigkeiten empfindet, wie sie so gern uns freundlich entgegenkommt. Nachdem wir uns von den Damen der Araba verabschiedet hatten, trafen wir nach einem kleinen Gange auf eine schöne junge Frau, die aus ihrem Wagen gestiegen war und auf einem kostbaren Betteppiche kniete, auf dessen nach Osten gekehrtem Saume eine silberne Vase stand. Drei Sklavinnen standen mit gefalteten Armen unmittelbar hinter ihr; sie war so vertieft in ihr Gebet, daß selbst die Erscheinung von zwei europäischen Frauen, immer Gegenstand der Neugierde für die Türkinnen, sie nicht veranlaßte, ihre Augen aufzuschlagen. Sie war überraschend schön und ihre Haltung außerordentlich anmuthig, wie sie, die kleinen Hände gefaltet, ihr Haupt zur Erde beugte, in dem tiefen, lautlosen Gebete, welches das Herzensopfer ist und sich nicht in Worte gestaltet; wäre sie anders beschäftigt gewesen, so hätte ich in der Anschauung des lieblichsten Antlitzes eine Stunde weilen mögen; hier war es aber unort, mich in ihre Andacht zu drängen, und wir wanderten weiter.

Keine Beschäftigung darf die Erfüllung der

religiösen Pflichten einer türkischen Frau, wie hoch auch ihr Rang sei, hindern, noch kennen irgend Oertlichkeit oder Umstände sie von der Beobachtung derselben abhalten. Oft sieht man die Frau eines Paschas, selbst eine Schwester des Sultans an einem öffentlichen Platze aus ihrer Karosse steigen, wenn eben die gewohnte Zeit ihres Gebets gekommen sein sollte, und wenn die Sklavinnen ihren Betteppich ausgebreitet haben, im Angesicht und unter dem Gedränge der auf dem Platze sich drängenden Menge niederknieen und ebenso ruhig und gelassen ihr Gebet verrichten, als ob sie in den vergoldeten Räumen ihres eigenen Serails eingeschlossen wären.

Nach unserm Weitergehen trafen wir überall auf Gruppen von Frauen, welche auf dem Rasen kauerten, umspielt von hellgekleideten Kindern, die die Luft mit ihrem freudigen Jauchzen widerhallen machten.

Sind solche Freuden der Türkinnen nicht auserwählter als die Zerstreuungen des Westens? Ist die heilige Natur nicht Gegenstand einer erhabeneren Betrachtung als die vergoldeten Salons der Bretzen? Ist nicht die Luft, welche über dem waldigen Hügel und über der sich kräuselnden Welle athmet, reicher an wirklicher Sinnigkeit als die gewürzbeladene Atmosphäre des Luxus? Wenn solche Vergnügungen barbarisch sind, so sind allerdings die Türken das allerweis barbarische Volk der Erde, denn in diesen Erholungen sucht der Minister seine Erholung nach den Sorgen des Amtes wie der Arbeiter nach den Mühen eines schweren Tages — und höhere Erregung des Lebens kennt der Türke nicht. Ob das civilisirte Europa von der Eingenommenheit eines falsch verstandenen Christenthums einmals zu einem rein menschlichen Urtheile zurückkommen und den Türken selbst — von seinen Priestern unterscheiden wird?

Was ein frankfurter Kopf alles vertragen kann.

Jede Gegend, jede Stadt, ja fast jede Ortschaft hat ihre lokalen Eigenthümlichkeiten, die, so barock, lächerlich und gemeinschädlich sie auch oft sein mögen, doch am Ende nur noch dem Fremden auffällig erscheinen.

So haben Mittel- und Süddeutschland eine Sitte, welche, in vieler Beziehung beachtenswerth und interessant, jedenfalls in der alten Kaiserstadt Frankfurt am Main ihre höchste Ausbeute erlangt hat.

Ich meine die vorzugsweise unter dem weiblichen Theile der arbeitenden Klassen vorherrschende Gewohnheit, Trachten statt mit den Händen oder auf der Schulter mit dem Kopfe zu tragen.

Dem Eingebürgerten fällt es nicht mehr auf. Auch mich machte erst vor kurzem ein durchreisender Freund auf die verschiedenartigen seltsamen Eigenthümlichkeiten dieser Unsitte aufmerksam. Er nannte sie, gewiß bezeichnend, eine Unsitte, die die Arbeitskraft im eigentlichsten Sinne des Worts unterdrücke.

Verwundert blieben wir an einem Brunnenstock der „Zeil" stehen, wo eine Magd bemüht war, einen großen, vollen, schweren Wassereimer auf den Kopf zu bringen; da sie dies mit alleiniger Kraft nicht bewerkstelligen konnte, mußte sie die Hülfe von zwei Gefährtinnen zur Hinaufbeförderung in Anspruch nehmen. Wir sahen, wie das Mädchen, mit dieser kolossalen Druckkast auf dem Kopfe, in einem benachbarten Hause drei Treppen hoch hinaufbalancirte. Daß eine solche Tracht sowol in volkswirthschaftlicher wie in sanitätischer Beziehung nachtheilig wirken muß, ist klar, zumal da sie schon von frühester, zartester Jugend an bei den Kindern in Anwendung gebracht wird. Kleine fünf- und sechsjährige Mädchen, aus dem angrenzenden Nassauischen und Kurhessischen gebürtig, ziehen tagein tagaus mit dem Rufe: „Kauft weißen Sand!" durch Frankfurts Straßen und tragen auf dem noch nicht ganz gefestigten Hirnschädel einen Sack voll Sand, der den kräftigen Arm eines Mannes schlaff und lahm machen würde, müßte er ihn so anhaltend und abwechselungslos mit der Hand schleppen. Daß eine solche Belastung des schwachen Kinderkopfes nicht allein abstumpfend und verdummend, also volkswirthschaftlich nachtheilig, sondern demoralisirend nachwirken muß, bedarf für Anthropologen und Phrenologen keiner weitern Auseinandersetzung. Daß sie aber auch in sanitätischer Beziehung hörend wirkt, zeigt der bloße Augenschein. Man sieht es an der kleinen, kurzhalsigen, bis zur Kropfdeformation gedrungenen Körperbildung der Mehrzahl des weiblichen Theils der arbeitenden Klasse Frankfurts und seiner Umgebung; man sieht es an der Menge von Zwergsinnen, die in und um Frankfurt zu treffen sind; man sieht es an dem bänder- und schleifenreichen Kopfputz, den namentlich Mädchen und Frauen der niedern Stände tragen, um darunter die der

weiblichen Schönheit argen Abbruch thuende, von dem „Auf-dem-Kopftragen" herrührende Haarlosigkeit der obern Schädelplatte zu verstecken; Thatsachen, denen man in Deutschland in dem Maße wol sonst nirgends so begegnet wie hier.

Ist man erst auf eine solche Eigenthümlichkeit aufmerksam geworden und interessirt sich für die Beobachtung lokaler Sitten, so verfolgt man sie und findet leicht Stoff zu ernster Betrachtung sowol wie zu heiterer. So steigt eine solche junge Feuerherdnire, mit einem bis an den Rand gefüllten Wassereimer auf dem Kopfe, drei Treppen hinauf. Zwischen ihr und mir geht, ohne daß beide mich bemerken, ein Jüngling, wahrscheinlich der Liebhaber des Mädchens. Die langsame Reise gestattet schäkernde Worte, Bewegungen. Da ergießt sich der Inhalt in reichlichen Fluten über — Schuldige und Unschuldige. Oder im Sommer, an einem schönen, heißen Samstag-Mittag, geht durch die Eschenheimergasse — bundespalastlichen Andenkens — zum Thore hinaus eine vom Markt heimkehrende Bauernfrau mit sechs aufeinander gestellten Marktkörben auf dem Kopfe. In dem untern liegen augenscheinlich einige für den wöchentlichen Hausbedarf eingekaufte Lebensbedürfnisse; die fünf andern in- und aufeinandergestülpten sind leer, dabei aber von einer solchen Höhe, daß sie höher messen als die ganze Person selbst. Das ist noch nicht alles. Die Frau trägt trotz der „Dorfgeschichte" eine Crinoline. Die ganze Figur sieht aus wie zwei kopfüber aufeinandergestülpte ägyptische Pyramiden —

Aber die Unsitte hat auch ihre tragische Seite. Fast in der ganzen civilisirten Welt wird leider auch noch nach dem Tode Rücksicht auf Anlehen und Person der Verstorbenen genommen. Der Tod macht freilich alle gleich. Die Hinterbliebenen eines Todten machen es aber anders. Da gibt es verschiedene Rangklassen der letzten Bestattung. Je nachdem viel oder wenig hinterlassen wird, wird man mit viel oder wenig Lärm zur letzten Ruhestatt begleitet. Der Wagen und der Sarg, auf und in dem der letzte Ueberrest der irdischen Hülle hinausgefahren wird, ist — je nach den Umständen — entweder glänzend decorirt, mit Blumen geschmückt und mit schwarzem, wallendem Flor verhängt oder er ist einfach, schlicht und blumenleer. So ist das überall in der Welt. In Frankfurt aber wird nicht allein in Hinsicht auf Stand und Reichthum ein Unterschied gemacht, es kommt auch auf das Alter des todten Menschen an. Kinder unter drei Jahren werden — das ist Gesetz — nicht zum kleinen grünen Todtenhügel hinausgefahren, sondern getragen: ihr Särglein wird auf dem Kopf balancirt. Natürlich, reiche Kindlein trägt der Träger — richtiger die Trägerin — feierlichst in tiefes Schwarz gekleidet und ein vollständiges schwarzes Trauergetriebel hängt von dem Särglein herunter um ihren Kopf. Armen Leutern aber trägt die Todtenbetterin den in einem schlichten, ungeschmückten Särglein ruhenden Liebling, nur in halber Trauertracht und in grauer Kleidung. So weit habe ich es noch nicht über mich gewinnen können, daß ich einem solchen Säuglingssarge bis an das Thor der Stadt gefolgt wäre, um zu sehen, ob die Wache auch vor diesem Leben und Tod in Einer Person repräsentirenden Kopf-Leichenconduct ins Gewehr zu treten und die Honneurs zu machen verpflichtet ist.

Den Uebergang von der Kraft der frankfurter Köpfe bis zum Bundestag und zu dessen Kunst, schwebende Fragen ohne Verschüttung zu balanciren, überlasse ich dem Saurier. Uns galt es nur zu fanatischer Warnung um die Betrachtung: Was alles ein frankfurter Kopf [illegible] kann!

A. O.

Anregungen.

Pariser Herbsttage.

III.

— — Es ist Theaterzeit. Da ist es in Paris etwas toll. In den Theatern, den Cafés, den Restaurationen, nirgends das gewohnte Publikum. Am auffallendsten ist dies auf dem linken Ufer, dem Studenten- und Artistenviertel, wo ich mein Nomadenzelt neben dem Luxembourg aufschlug. Auf dem rechten Ufer concentrirt sich das Geschäfts- und Genußleben; da sind die Theater, die alten Boulevards, die Tuilerien; drei Nächte das Gewühl nie aus, der Unterschied ist daher nicht so auffallend, anders auf dem linken Ufer. Das Leben ist hier — ich meine die Umgebung der Sorbonne — schon an sich weniger glänzend; wenn man abends in die Stadt geht, so ist man wie geblendet von dem Luxus, der sich auf den Boulevards entfaltet. Nur im Quartier latin sieht man: „Ceci ou [illegible] des habits", nur hier trifft man das epidemische „Spécialité de

dreißiger", d. h. Eisenbahnen für fremde Völker, die seinen wirklichen Restaurant bezahlen können. Was ist das aber erst einfach und still in der Ferienzeit, wenn mehr an gebratenem Lärmende Einwohner in die Provinz hinausfliegen sind! Die Beamten, die in diesen Herbstströmen, um ihre Gehälter an den Mann flottieren verschlingen, sind ein kümmerlicher Ersatz für die fortgeholte Jugend; die Witwen, die die heimkehrenden Studenten zurücklassen, müssen sich indessen doch damit behelfen; zwei Monate sind eine lange Zeit und die Zeiten sind hart. Ein großer Teil dieser Fremdenbevölkerung besteht aus den Provinzlern der Departementalhauptstädte, die eigentlich Staatsbeamte zu besuchen haben oder um eine Beförderung nachsuchen. Da entschädigen sie sich für allen Aerger des Schuljahres, da stürmen sie sich alter selige Tage auf heißen wohl auch einen flotten Brief. Natürlich nur, um die Orte zu sehen, wo Alexander Dumas Sohn die Heldinnen seiner Dramen verbirgt.

Die Menge strömte allabendlich zum Theater des Palais Royal, um die Manieren der Kokotte in Scene gesetzt zu sehen und die schönen Formen des Fräulein Schneider zu bewundern, die allein noch auszuführen wagt, was in den öffentlichen Sälen verboten ist. Bekanntlich ist das Repertoire dieses Theaters, wie die Kunstler pariserisch im musikalischen Sinne, das ausgelassenste und pikanteste. Da ist es ein Zeichen der Zeit, daß gerade die Aristokratie, wenigstens die Geldaristokratie, den Kern des Publikums dieses Theaters bildet. Denn alle Plätze, die, wie z. B. die Stalles d'orchestre, in allen anderen Theatern sehr anständige Plätze sind, deren sich niemand schämen darf, sind hier so unbequem und dabei noch so in der Minderheit, daß man, um die Vorstellung angenehm und bequem zu genießen, die theuersten Plätze nehmen muß. „Rigolboche" erinnert mich an die Chroniqueuse, eine Wallung von Literaten, die leider in Paris eine üppige Rolle spielen. Klatschereien sind es, die der geheimnißvolle Monsieur Fekel Pharsim in der belgischen „Indépendance" zu Markte bringt; Klatschereien, wie sie nur irgendein Krähwinkel ersinnen kann. Klatschereien gibt Jules Lecomte in der „Mode illustrée"; neulich nahm er seine Zuflucht gar zu Geistergeschichten. Und nicht genug, daß man sie auf ein Blättchen, feuilleton, wirft, ganze Bücher füllt man jetzt damit an. Felix Mornand hat aus diesen Causerien sein „Année merveilleuse" zusammengestoppelt und Jules Lecomte nährt seine abgestandenen Feuilletons in den „Petites causeries du temps" wieder auf. Diese leichte Schaumwaare ohne substantiellen Gehalt dem Leser schmackhaft zu machen, bieten diese Chroniqueure alles Raffinement des Stils auf. Die gespreizte Geziertheit der Marquis des ancien régime lebt in diesen Schöngeistern wieder auf, zuweilen glaubt man sich in das Hotel de Rambouillet unter die Preciosen bei Grache zurückversetzt. Nur in Frankreich konnten die Briefsteller wie Balzac, Voiture, Mme von Sevigné zu solchem literarischen Ruhm gelangen.

Zuweilen hält diese Pikanterie der Feuilletonisten bis zur Reklame herab. Man ladet einen Chroniqueur zu einigen Bällen ein, zieht ihn in ein vertrauliches Gespräch, spricht ihm die kostbare Möblirung und im nächsten Feuilleton liest die ganze gebildete Welt, daß Frau von Pierrefeine, ein Juwel von Witz und Geschmack ist, daß ihr Ballsaal ein Schmuckkästchen war, in welchem die Elite der pariser Gesellschaft glänzte. Wenn man wissen will, wie die Verbindung mit der großen Welt, die Vertrautheit mit der Herzogin von X. und der Gräfin von Y. diese heutigen Führer der pariser Literatur fesselt, so lese man nur den Roman „La dame aux perles" von Dumas Sohn, nebenbei gesagt von langweiliger, gedehnter Intensivität. Geschwätzer kann selten etwas sein als dieses Kokettiren mit der hohen Aristokratie. Das schönste Seitenstück zu den Reklamen der Eitelkeit liefern die der Spekulation. In Winkeljournalen „für Kunst und Literatur" wie „Das Orchester", stellt man Parallelen zwischen dem berühmten Schauspieler Laferrière und dem Schuhmacher Laratte an; ein unglücklicher Versemacher reimt auf Laratte eine Chanson, die das Théâtre Beaumarchais am Boulevard du Temple in ein Vaudeville verwebt. Herr Laratte thut das Seinige dazu und schickt einem leeren, mit schwarzer Leinwand behangenen Wagen durch das ganze ungeheure Paris spazieren und eine Million Menschen lesen auf der Leinwand die Adresse des Fußbekleidungsmagazins von Herrn Laratte; — in vier Wochen ist er ein gemachter Mann.

Wenn ich Sie von nichts als Cancans im französischen Parnelliume der Eitelkeit zu unterhalten weiß, so ist hier nur die Schuld der Jahreszeit — es leistete eben alles andere Ferien. Der Kaiser war nach seiner Weise in St. Cloud eingeschlossen und bereitete in der Stille die Ueberraschungen vor, die jüngst über der französischen Presse wie schädliche Knallbonbons zerplatzten. Die hohe Aristokratie brachte die sogenannte schöne Jahreszeit auf dem Lande zu und das Faubourg St.-Germain, an welches das Pays latin, mein zeitweiliges Asyl, stößt, war still wie ein Mausoleum. Es geht schon ohnedies nicht Lärmend zu in diesem Viertel, wo man ganze große Straßen durchlaufen kann, ehe man ein leidliches Café antrifft, nur die Galawagen der Ministerien und die Karossen der Legitimisten rasseln über das Pflaster, das vom feinern Macadam verdrängt wird; denn die Bevölkerung dieses Stadttheils wird niemals Barrikaden bauen; ihre Geschichte ist so rein und unschuldig wie die der Insel St. Louis unterhalb der Cité, das Asyl der stillen Leute.

Aber mehr als alles dämpfte der Regen das pariser Leben, der Regen, der aus dem Sommer von 1860 einen April in Permanenz gebildet hatte. Noch nie auch hat das Parapluie, dieses treue Diener der Galanterie, eine so wichtige Rolle gespielt. Nie ist der Regen einer neuen Mode so ungelegen ge-

kommen als dieses Jahr. Die Schleppkleider, durch welche die Directoren der Mode an letztem Louis-Philippe die Gemeine verbannen wollten, waren so gut wie unmöglich geworden.

So harmlos auch sonst Paris in den Acten aussah, am gemüthlichsten ging es in den Folies dramatiques zu, wo ein zeitgemäßes Vaudeville: „Les étoiles en vacances", allabendlich die guten Maitres mit ihren ländlichen Erholungen anzog. Die Intrigue des Stücks ist unbedeutend, aber es war so mit allerlei Zügen aus den Pariserinnen für beiderlei Geschlecht gewürzt, daß es keinen unschuldigen Spaß geben konnte; namentlich erheiterte eine satirische Rede in drolligem macaronischen Stil das quartillige Publikum, das das Zores zu einer Kawlenstube umgewandelt hatte. Glauben Sie darum nicht, daß dies Theater immers so naiv auslebt. Es liegt bekanntlich am Boulevard zwischen vier bis sechs andern und die Concurrenz ist darum schwer. Der erste Director, der es am 22. Juni 1851 eröffnete, machte keine Geschäfte. Der folgende aber, Hr. Mourier, hatte solchen Erfolg, daß er — fabelhaft — 400000 Francs Rente damit gewonnen haben soll. Er wurde deshalb so vom Bonvivantheim überlaufen, die ihm das Theater abkaufen wollten, daß er jedem Unbekannten, der ihn sprechen wollte, durch den Portier kurzweg sagen ließ: „Le Théâtre des folies n'est pas à vendre." Das Theater verdankte seine Blüte nicht sowol seinen guten Schauspielern — Frederic Lemaître spielte hier zuweilen den bekannten, zum Typus gewordenen Robert Macaire — als vielmehr der großen Zahl anziehender Schauspielerinnen.

Da hat das Odeon mit seinen literarischen Tendenzen weniger Glück. Was dem Theâtre français nicht gelingt, wird auch dem Odeon nicht gelingen, in welchem jüngst ein Fräulein Rasoli die Rollen der Rachel wieder aufnahm. In Bezug auf Häßlichkeit ist sie der letztern vollkommen gleich, sie hat auch zuweilen wirklich pathetische Züge, aber die Zeit der Wunder ist vorüber, man weint keine Tränen mehr auf und die classische Tragödie ist todt. Einige raunen das Spiel der Rasoli zu mild; da sieht man denn ein Fräulein Bourgeois auftreten. Was jene zu viel hatte, hatte diese zu wenig; sie wurde fast tadlich und es blieb beim alten. Aber auch mit dem modernen Drama hat das Odeon kein Glück. Nach der Tragödie Corneille's — wohlverstanden, die Tragödie diente nur als Eingang, als leuer de rideau — sah ich ein Stück: „Marianne d'Amour"; ich begreife nicht, wie das zweite Theater Frankreichs solche Situationen geben kann, wie dieses Stück enthält. Aber Sie werden alle diese Stücke auf den deutschen Theatern wiederfinden. „L'Ourlé Villon" — „Les vertueux de la province" — den „Josephe Prudhomme". vegetiren sich schon bei Ihnen als „Lebensretter" umher. Aber zu „Orpheus in der Unterwelt", der auch bei Ihnen gespielt wird, sah ich folgenden Zutag. Wenn Sie gehört hätten, welche Lust von Vorwürfen mich in dem Hause des Sonettendichters Boulay-Paty überschüttete, als ich erzählte, ich hätte die Bouffes parisiennes besucht, um „Orphée aux enfers" von Offenbach zu sehen! „Wie, Sie schämen sich nicht, diese Caricatur zu sehen, wenn Gluck's göttliche Schöpfung das Ideal der Schönheit enthalten will!"

Das Théâtre lyrique steht würdig neben der Großen Oper trotz seiner beschränkteren Mittel. Ist es doch auch nur der Luxus, der die letztere über alle andern Bühnen hervorhebt. Einmal indessen hat es den Luxus würdig angebracht, ich meine die Ausstattung der „Semiramis"; um seinetwillen besuchte ich die Vorstellung. Was auch die Kenner sagen mögen, ich betrachte die Musik dieser Meisterschöpfung nur als eine prächtige Kammermusik. Als solche hat sie mich in dem Théâtre lyrique entzückt, wo der Raum beschränkter ist und seine Pracht der Inscenesetzung den musikalischen Genuß stört. In der Großen Oper aber tritt der Contrast der Musik mit dem historischen Stoff zu sehr hervor, um nicht störend zu wirken. Das ist freilich die Grundlage der italienischen Musik. Aber der Hauptreiz dieser Vorstellung lag eben in der Ausstattung, die — um pedantisch zu reden — einen culturhistorischen Werth hatte. Das ist das Große und Schöne an Paris, das alle neuen Entdeckungen sogleich Gemeingut werden. Nur wenige Jahre sind seit den Ausgrabungen zu Ninive und der Eröffnung des Assyrischen Museums in Paris vergangen und schon kann alle Welt für wenige Francs die assyrische Civilisation in der Großen Oper unter Begleitung Rossinischer Musik studiren. Nicht nur hat die Decorationsmalerei alles treu nachgebildet, was an Denkmalen assyrischer Baukunst erhalten ist, auch in den Costümen, in den Opernballetten ist die größte Treue beobachtet. Alles, was in den Kreisen aus der Provinz nach Paris kömmt, um an diesem Herde der Civilisation neue Nahrung zu schöpfen, so schrieb im Sommer ein pariser Blatt, wird diese meisterhafte Darstellung sehen wollen. Und das Blatt hatte recht.*)

Endlich besannte sich auch die Italienische Oper, den Provinzlern vor ihrer Abreise noch ein Fest zu geben; sie eröffnete ihre Saison mit Bellini's „Nachtwandlerin". Auch hier sah der Kenner an dem noch ziemlich gemischten Publikum, dem die echten Frauenperlen noch fehlten, daß es Ferienzeit war; aber die Touristen waren zu Hause. Man hat wol selten eine so gelungene Vorstellung dieser Oper gesehen, zumal war die Heldin des Stücks selbst bezaubernd. Fräulein Patti, eine Italienerin, sang die Titelrolle. Der eigenthümliche, fast wehmüthige Schmelz ihrer Stimme, vereint mit der persönlichen Erscheinung der Sängerin, harmonirte so innig mit dem milden Charakter

*) Paris gibt nur eine Nachahmung Londons, wo die ägyptischen Denkmäler schon zur scenischen Illustration des „Zauberpfeife" von Byron benutzt wurden. D. Red.

dieser Musik, über der eine zarte Schwärmerei wie Mondschein ruht, daß sich alles ohne Widerstreben weihen läßt.

Friedrich Spielhagen.

Die Erscheinung, daß in Deutschland Autoren auftreten, die ein eigentümliches Gepräge tragen und sich vom massenhaften Gewühl der belletristischen Produktion vorteilhaft unterscheiden, kommt verhältnismäßig nicht zu häufig vor. Ferdinand Gregorovius, Paul Heyse, Robert Waldmüller, Victor Scheffel, Karl Gutzkow, Jakob Burckhardt und einige solcher selbständigen und eigengearteten Namen, denen man eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen hat. Namen, denen man auch von glänzenden Einzelheiten wollen oft vergeben muß, wenn ihnen im großen und ganzen etwas mißlingt.

Wir möchten auch Friedrich Spielhagen zu ihnen zählen, einen seit wenig Jahren hier und da vorteilhaft hervorgetretenen Autor, der eine feine Feder führt. Seine erste größere Arbeit liegt in einem aus vier Bänden bestehenden Roman vor, „Problematische Naturen" (Berlin, Janke, 1861). Es ist hier besonders die treffliche, zuweilen meisterhafte Charakteristik und eine reiche Fülle geistvoller und anregender Gedanken, die den Leser fesselt. Jeder feinere Sinn, der in einem Romane nicht allein die Befriedigung oder nur Ausfüllung einer müßigen Stunde sucht, sondern wie bei der Betrachtung eines Bildes oder einer Statue sich zunächst von der Kunstform und dem Künstlerischen des ganzen Werks angezogen fühlt, wird mit innigem Vergnügen bei vielen Stellen verweilen, in denen Spielhagen's Bestreben, ein Dichterwerk im wahren Sinne des Wortes zu schaffen, sich bewährt hat.

Es wäre freilich auch unerlaubt, einem so hervorragenden Talente gegenüber die beiden Klippen nicht zu nennen, woran sein Roman diesmal noch zwar nicht gescheitert ist, aber doch die Kraft seines Wirkens gebrochen hat. Spielhagen's Roman enthält seine Fabel und seinen Gedankenverlauf. Es sind lose aneinandergereihte Bilder aus dem Leben eines Hauslehrers Oswald Stein, der, freilich merkwürdig genug, unter dem Pantabel Augenz und Ohrenz — denn diese Gegend ist doch wol gemeint — eine durchaus „problematische" Rolle spielt; so endet der Roman denn auch schließlich und unbefriedigend mit der Abreise des jungen Mannes nach Italien.

Aber bei der Vermischung aller Kunstformen, die nun einmal in dem Kunstritt und dem Wachen der Literatur auch als eine bittere Notwendigkeit begründet ist, diese sich, zum Teil in Hinsicht auf „Wilhelm Meister", der Mangel einer durchführbaren Fabel und Tendenz entschuldigen, wäre nur der Halt des Ganzen eine reifere Natur und vor allem eine — Möglichkeit. Den Haß gewisser Kritiker gegen „problematische Naturen" theilen wir so wenig wie ihre Vorliebe für „gesunde"; in dem Roman Spielhagen's indeß stellt sich die Unwahrscheinlichkeit, und leider ohne Humor, auf die Spitze. Wer kennt nicht die unglückliche, gestörte Stellung der Hauslehrer auf dem Lande? Sie liegt nicht nur in ihrer gesellschaftlichen Unterordnung, sondern in ihrer natürlichen Unbehülflichkeit und, praktisch genug, in dem geringen Gehalt, der ihnen nicht erlaubt, wie Oswald, auf jeden verfehlten Schuß einen Thaler zu lösen. Noch eine, ein wirklich begabter, geistvoller, weltmännischer Hauslehrer ist eine Phantasie aus dem vergangenen Jahrhundert, bei in dem unserigen als Regel Pfänis erscheint. Und daß in diesen Hauslehrer sich nacheinander alle adelichen Damen der Umgebung verlieben, Abenteuer mit ihm haben — erweist Judassen Ariella, ebenso wie an jenen anderen verunglückten Theologen Wenzerlein, der schon im Jahre 1813 Schopenhauer studirt haben soll. Die vierziger Jahre waren eine Zeit des Ernstes, des erbitterten Kampfes der Meinungen, ein glänzendes Turnier. Glaubt Spielhagen, daß man am Vorabend eines Meinungsschlacht Schopenhauer's tiefe Unterhaltungsbücher einer Blicke würdigt? Seine Frauen haben eine bedenkliche Vorliebe zum Kokettiren, seine Mädchen etwas vom Käthchen von Heilbronn, die selbst in der romantischen Welt Kleist's einen unheimlichen Zug besitzt, für seinen Helden interessirt sich niemand, da er eben nur ein ausgerichtetes Tänzer, ein unbesiegbarer Pistolenschütze, übrigens schlimmer als Arnolph's Polz und Kind ein Renegat ist — ein Renegat, allen Adelichen Haß schwörend und immer unter ihnen, mit den Herren weiterfeiernd und, ein paar Aperçus abgerechnet, ganz so blaß wie sie.

Und eine neue Verzeichnung ist bei Schilderung des pommerschen Adels erwartet; wären die Junker so wie Spielhagen sie sieht: ein Haufen von Auchjägern, Wettrennern und betrunkenen Bauern, man hätte in Preußen nicht viele erbitterte, langwährende Schlacht mit ihnen zu schlagen; ein Blick auf die Debatten des preußischen Herrenhauses zeigt, daß unter den „ultramontanen Gründen", vom demokratischen Standpunkt müßte man sagen leider, Männer genug sitzen, die an Bildung, Rednergabe und Würde weit über Oswald Stein emporragen, noch abgerechnet, daß sie eine Meinung haben.

Die Mängel dieses Romans liegen in dem Grundirrthum, es ließe sich eine wesentlich phantastische und romantische Schöpfung in die reale Wirklichkeit ohne Bruch hineinbauen; so ist weder die Phantasie noch die Realität zu ihrem vollen Recht gekommen. Abgesehen davon bietet Spielhagen darum doch eine ungewöhnliche Begabung; es ist der Zug des Künstlers, das scharf beobachtende Auge des Lehrers und Herzenskenners in ihm und dürfen wir deshalb für sein nächstes Werk die vollere Harmonie erwarten.

Am Büchertisch.

I.

So oft unser Büchertisch sich mit neuen Musenspenden füllt, kommen wir in Versuchung, statt über

Wolf.

Mich zu begleiten? Ei, ei — das iſt ja — ein komiſches Mißverſtändniß —

Ref. Fels.

Die Commiſſion wird es wohl aufklären.

Wolf.

Natürlich — es iſt — ein reines — Mißverſtändniß. (Will Konrad aus ſeiner Börſe Geld geben.) Hier, lieber Konrad, ich danke Ihnen für die Mühe —

Konrad

(abweiſend).

Bitte, Herr Aſſeſſor, keineswegs!

Wolf

(mit zitternder Stimme und aus Angſt ſpaßhaft).

Ich habe Sie recht gern — lieber Konrad — alſo guten Morgen, Herr Polizeirath — ſind ja jetzt auf Ihre — Veranlaſſung — viele Verbeſſerungen — in den — in den Zuchthäuſern eingeführt — (holt ſich Hut und Stock; ſpaßend) Haben — haben auch recht artige Kinder, Herr Polizeirath — ſpielen immer ſo hübſch — ſpielen immer ſo hübſch im Sande — wenn ich auf der Promenade ſpazieren gehe —

Commiſſair.

Herr Aſſeſſor — es hat Eile —

den Inhalt dieser bunten Blätter und über deren Auf- und Niedergang am Himmel der deutschen Leierwelt allerlei trübe Gedanken zu machen und die mancherlei Hoffnungen und Befürchtungen nachzusinnen, welche die meisten dieser Kirchtage begleiten.

Die Kunst ist nicht allein eine wunderliche Spröde, sie hat auch gelegentlich, wie Ariadne, ein wahres Labyrinth von Irrgärten um ihr goldenes Kabinett gezogen, und da sich jeder mit dem lockenden Wahne trägt, der rechte Weg werde sich eben ihm vor allen andern erschließen, so kommt es von Suchenden und sich auf dem rechten Wege Glaubenden heute Tag und Nacht. Und nun ist man, wie alle Welt weiß, bis zu dieser Stunde noch gar nicht einmal darüber einig, wer in Wirklichkeit je bis zu dem Allerheiligsten der spröden Fee durchgedrungen und ob sie nicht die Fähigkeit hat, in mehr als einer Gestalt die suchenden Pilger zu necken oder gar, ob sie's nicht geschehen läßt, daß in den lauschigen Verstecken ihre geringern Hofräulein unter der Maske der Herrin selbst ihr übermüthiges Wesen treiben.

Genug — Verrückte taumeln aus und ein, aber die wenigsten von ihnen kamen ohne weiteres Glauben, wenn sie von ihrem Glücke singen und sagen und selbst diese wenigen, wenn sie aus dem Gedränge der ihnen Zujauchzenden endlich wieder in minder lärmende Umgebung gelangen, finden eine alte Stiefschwester jener spröden Dame am Wege stehen, die den neuen fragt und mißt und wiegt und nach allem dennoch zu der Echtheit des heimgebrachten Vorbeut den Kopf schüttelt. In der That, die Kritik ist eine ungläubige Natur und das macht sie zugleich zu einer vorwiegend verdrießlichen.

In solchem Tone schwatzen allerlei Stimmchen auf unserm Büchertisch und so schwatzen sie auf vielleicht hundert Büchertischen im lieben deutschen Reiche, wo nur immer ein neues Packet von der Messe herüberkam und die Muße, den guten Willen, die herzliche Theilnahme, ja die warme Empfehlung in Anspruch nehmen möchte.

Denn wie viel von diesen wünschenswerthen Dingen muß zusammenkommen, damit dem Aufgange jener papiernen Sonnen nicht in winterlicher Nachmittagsstunde schon der Niedergang folge, damit ein Buch einen langen, viel gar den längsten Sommertag erlebe und — wenn das Glück besonders hold selig lächelt — am Ende viel selbst eines zweiten und eines dritten Aufgangs froh werde!

Und doch, welche Mühe, welche Nachtwachen, welche Wege, welche Entsagungen mußten schon überstanden werden, ehe das Buch auf unsern Tisch gelangte! Hier gibt einer die Geschichte einer schlachtgeschlagenen Hoffnung, einer betrogenen Liebe, einer nicht erwiderten Neigung. Er legt sie einem Weisen seiner Phantasie in den Mund, aber es hatte Selbstbekenntniß, Selbsterlittenes an den Worten, die er jenem auf die Lippe drängt und sogar der versöhnende Ausgang, den ihm sein künstlerisches Gewissen in die Feder diktirt, verschafft nur noch die Nachwehen der eigenen überstandenen Qualen. Dort schildert einer den Ueberdruß mit der Vergänglichkeit des Mangels, des Schmerz Glut mit der liebebutten Mignon-Sehnsucht des ewigen Dachkämmerleins; hier endlich — doch genug: sehen wir die Bücher in den nächsten Nummern selber reden.

Neue Romane und Novellen.

V.

„Neuer Adel" von Alfred Meißner (drei Bände, Leipzig, F. W. Grunow. 1861) bewegt sich auf durchaus „realistischem" Boden. Es weist an einem, anfangs komödienhaft gehaltenen, dann sich zur tragischen entwickelnden Ereignis die Verderblichkeit des Vierteilschwindels, die innerliche Lüge und Hohlheit erschwindelter Verhältnisse nach. Trefflich und anziehend sind die komischen Partieen des Buches erzählt. Der neugeadelte Herr von Rosenheim, der seiner Tochter, um sie zu zerstreuen, Liebesbriefe schreibt und Blumensträuße durch das Fenster wirft, die beiden genialen Virtuosen Karpiker und Levini, die sich zuletzt als zwei liebsame Jünglinge der prager Judengasse entpuppen, bilden mit dem Günstler, dem Grafen Eisenburg, ein vierblätteriges Kleeblatt zum tollsten Lustspiel; vier junge Leute, denen unerwartet eine bedeutende Erbschaft zufällt, stellen zu ihnen ein anziehendes Gegenüber dar. Weniger befriedigt der tragische Ausgang: Maria's Selbstmord erscheint bei ihrer durch das ganze hindurchgehaltenen Herzlosigkeit und Verstandeskälte nicht eben motivirt; vielleicht wäre durch eine größere und schärfere Zusammenziehung der Fabel das Interesse noch mehr gehoben worden.

In „Zwei gnädige Frauen" erzählt Gustav vom See (drei Bände, Breslau, Trewendt, 1861) eine Familiengeschichte aus den Zeiten des Siebenjährigen Krieges. Die Lokalschilderungen sind gelungen, die Alte „gnädige Frau" ein anziehender Charakter. Trotz einzelner Unwahrscheinlichkeiten der Handlung und einer gewissen Prosa des Ganzen wird das Buch in seiner nicht unangenehmen, recht lebendigen Darstellung dem Leser, zu unterhalten, genügen.

Das innere Glück.

Ist die Freude, ist das Glück
Mehr denn als ein Sonnenblick,
Der die dunkeln Wolken theilt
Und im Flug vorübereilt? —
Mich erfreut der Augenblick,
Kehrt das Dunkel dann zurück,
Ist es in der Seele Licht,
Und die Schatten schrecken nicht.

A. v. G.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Sklaven- und Nicht-Sklaven-Amerika. — Aus aller Welt. III. — Deutsche Volksschule. — Briefwechsel.

Sklaven- und Nicht-Sklaven-Amerika.

„Wenn einmal in Virginien und Ohio die Sklavenhalteraristokratie es so weit gebracht haben wird wie ihre Wahlverwandten in dem sullanischen Rom, so wird dort auch der Cäsarismus vor dem Geist der Geschichte legitimirt sein."

So Mommsen in seiner „Römischen Geschichte". Und schon jetzt scheint diese Zeit gekommen. Der lange durch die Nachgiebigkeit, Interesselosigkeit und Zerfahrenheit in den nördlichen Staaten großgehaltene und in seinem heiligsten Anthum gebrochene Streit der freien und der Sklavenhaltenden Republiken hat plötzlich zum offenen Kriege geführt. Was die Nordstaaten seit vierzig Jahren ertragen, die Wahl von Präsidenten, welche dem Interesse der Sklavenhalter geneigt waren, daß die Südstaaten zum Aufstand getrieben, da der erwählte Präsident Abraham Lincoln für einen Gegner der Sklaverei gilt.

Während in Europa der Gegensatz der Nationalitäten sich immer tiefer gräbt und alle Staatsformen aus ihren Fugen zu reißen droht, befindet sich Amerika in einer ähnlichen verhängnißvollen Krisis. Dieselbe wie jenseits des Oceans handelt es sich in diesen Tagen nur um eine einzige Frage, die der Macht, der Selbständigkeit der Völker und Rassen, alle andern sind davor zurückgetreten. Noch heißt es nicht durchgreifend Romanen oder Germanen, aber in Amerika heißt es schon lange Schwarz oder Weiß, Sklaverei oder Freiheit.

Unwillkürlich sieht man sich bei dem einen wie bei dem andern Schlachtruf in den Beginn des Mittelalters, in die Zeit der Völkerwanderung versetzt. Der tosende Geist über die Zwistigkeiten der Fürstenhäuser und den unversöhnbaren Gegensatz der alten Stämme hinaus vom Wesen der Dinge und ihrer doch die zu einem gewissen Punkte berechtigten Zukunft nachdenkend, mag sich sagen, daß eine neue, einschneidende Gultur sich vorbereitet, ein neuer Völkerfrühling, der, freilich nach den heftigsten und schmerzhaftesten Erschütterungen, die Menschheit auf höhere Stufe, zu einer innigern Verschmelzung führen wird.

Die Kämpfe, die in Europa und Amerika bevorstehen, sind wahlverwandt, wesentlich vertreten die nördlichen Staaten der Union das germanische, suchen das romanische Prinzip. Nicht ganz mag dem außer Acht gelassen werden, daß in Florida und zum Theil sich spanische, in Louisiana noch französische Elemente vorfinden. Jetzt erschienen die Anfänge mancher Erscheinungen in vielen Landschaften über die Vortrefflichkeit der Monarchie als die Natur eines Despotie auf einem Maskenball, wird aber der Abfall von der Union durchgeführt, so werden die Schritte von dem Präsidentenstuhl zum Thron zu zählen sein. Ein glücklicher Feldherr wird den Cäsar, Cromwells und Napoleons der Alten Welt nachahmen. Sehen wir nicht schon jetzt Carlyle's „Heldenthum" in oft barbarischer Weise in Amerika zum öffentlichen Prinzip erhoben? Sehen wir nicht eine wahrhaft teuflische Art, wie Amerika Talente und bekannte Namen scheut? Was mit dem Prinzen von Wales möglich war, kann bald genug mit einem glücklichen Feldherrn möglich werden. Wir glauben nicht an eine Zukunft und eine Dauer des Cäsarismus, aber zuweilen ist es eine Krisis, durch welche die Völker und Staaten hindurchmüssen.

Die Frage über die Sklaverei, um die es sich zunächst handelt, ist vom sittlichen Standpunkt längst gelöst. Gegen diese Verurtheilung werden die Einwendungen, daß die Neger in Afrika zu viel schlimmerer Sklaverei bestimmt seien und zu Tausenden nur für die gräßlichen Menschenopfer ihrer Fürsten mästen, daß sie im allgemeinen das beste Los von der Welt hätten, keine Sorge, wenig Arbeit — bleiben was sie sind, mühsam herausgerungene Sophismen der Selbstsucht. Wenn in der Welt wie sie ist die Prinzipien sich rein und ohne Verbindung mit Verschlechterung mit dem Zufälligen durchdringen würden, müßte man durch Gesetzlichkeit oder die Gewalt der Waffen die Aufhebung der Sklaverei längst erzwungen haben. Die Nationalversammlung von 1789 hat es gethan, fiat justitia, pereat mundus! Aber das Beispiel Haitis wird für alle Zeiten eine schreckliche Warnung sein, nicht so rasch damit vorzugehen.

Und doch hatte Haiti damals nur „eingeführte" Sklaven, während in den Südstaaten, in Virginien z. B., die Sklavenzüchterei und der Sklavenverkauf das einträglichste Gewerbe im Lande geworden. Kein Cotton „König Baumwolle" — so rühmend, als einen belebenden Dictator, nennt man in Louisiana, Georgia und Alabama das Hauptproduct des Landes, dessen Gewinnung, nach den Aufzeichnungen der Pflanzer, auf das engste mit der Sklaverei verknüpft ist. Aber man würde irren, wenn man nur den King Cotton für die Knechtschaft des Farbigen verantwortlich machte. Da der Negerhandel von Afrika her vielfach gehindert, gefährlich verboten und mit Lebensverlust verbunden ist, daher sich seit Jahrzehnten viele Pflanzer, zur Ehre der Menschheit wollen wir annehmen die robelten, auf das Züchten der Sklaven verlegt, die sie dann verhältnißmäßig nach den neuen Territorien verkaufen. Mehr als einmal mag es hier geschehen sein, daß der Vater sein Kind, der Bruder die Brüder verhandelte — und diese

Menschen wagen es, sich in ihren Reden auf dem Capitol zu Washington mit den alten Normannen zu vergleichen'

Bei der Gründung der Union war selbstverständlich die Frage der Sklaverei eine nebensächliche. Zunächst galt es, dem Feinde gegenüber eine starke, einige Macht zu bilden. Die Ideen von der Freiheit und Gleichberechtigung aller waren erst im Keimen, das Vorurtheil der Farbe, von dem sogar der Europäer, wenn er den amerikanischen Boden betritt, wie von einem Instinct ergriffen wird, war noch allmächtig, vor allem die Sklaverei selbst auf den weiten Gebieten des Südens verbreitet, in dem noch menschenarmen Lande ein nothwendiges Uebel. So betrachtete sie der Congress, Washington, die Verfassung.

Aber statt einzugehen, wuchs die Zahl der Sklaven von Jahr zu Jahr. In Südcarolina, in Georgia ist fast die Hälfte, in Alabama und Louisiana mehr als ein Drittel der Bevölkerung durch seine Farbe zur Knechtschaft bestimmt. Die Sklaverei strebt überall danach sich auszudehnen, von der Familie auf das Gebiet, von dem Staat erobert, in der Union ist dann ihr Bestehen mit ihrer Ausdehnung verbunden. Die Verfassung bildet den Senat des Gesammtstaats aus je zwei Senatoren der einzelnen Staaten; die Folge ist klar, die Sklavenhalter mußten suchen mit den Fortschritten des Nordens nach Westen auf gleicher Linie zu bleiben, daher die Compromisse, welche eine geographische Grenze der Sklaverei festsetzten, mit jedem neuen Territorium, das als Staat in den Unionsverband aufgenommen zu werden verlangt, erneuert sich in erneuerter Erbitterung der alte Zwist — eine Gewissensfrage. Erlangt die Sklaverei nicht beständig neuen Boden, so verdirbt sie in sich selbst. Was die Sklavenarbeit aus Südeuropa und Sicilien gemacht, sehen wir nach der tausendjährigen Bemühung ihre Spuren zu vertilgen, noch jetzt mit Gütern und Leuten. Daher der grimmige Kampf um Kansas, vom Norden wanderten Arme, vom Süden Sklavenhalter ein. Bis zu Lincoln's Wahl im November des vergangenen Jahres hielt die Furcht vor einem Bürgerkriege die Nordstaaten in Abhängigkeit der südlichen Aristokraten, die als eine energisch-geschlossene Partei, auch durch die verwerflichsten Mittel, den Pöbel in den großen Handelsstädten für sich gewannen. Mit dem Siege wuchs ihre Anmaßung, sie fühlten sich die Herren der Republik, wo sie mit Worten nicht erreichten, hatten sie ihre Bowiemesser, ihre Revolver, sie organisirten Freibeuterzüge gegen Cuba, nach Mittelamerika; die Union war das Bild Roms nach der Diktatur Sulla's. Soviel Hochmuth, soviel Beleidigungen, die harmlosen Nordmänner in den Südstaaten widerfuhren, weil man sie für Abolitionisten hielt und Lynchjustiz übte, brachten endlich das Blut der Nordmänner in Wallung, Lincoln ward gewählt und der Süden, diese Wahl als Kriegserklärung auffassend, befindet sich in vollem Aufstand, in völliger Auflösung.

Ohne eine That des neuen Präsidenten zu erwarten, hat Südcarolina, und ihm folgend andere Staaten, den Austritt aus der Union erklärt.

So lose die Verbindung der einzelnen Staaten ist, gibt es doch in jedem Kasten, Kriegsrecht, Forts, Schiffe, welche der Gesammtheit gehören; der Angriff kann, wie man das Unionsgesetz und die Freiheit der einzelnen auch auslegen mag, nur als Rebellion bezeichnet werden; nach langem Schwanken hat dies selbst Buchanan's Regierung, der persönlich dem Süden verkauft ist, eingesehen. Leicht möglich, daß im Augenblick der Bürgerkrieg schon im Herzen von Charleston tobt.

Es liegt auf der Hand, daß der Süden mit allen seinen Drohungen und Austrittserklärungen den Norden einzuschüchtern sucht. Die Angst vor einer verunglückten Baumwollenernte macht die „Times" zur Freundin der Sklaverei. Ihr Streben ist ein neues Compromiß, das in irgendeiner Weise die Ausdehnung des Sklavenhandels sichert.

An einen wahren, ernsten, blutigen Krieg können allerdings nur Dumme oder Louisiana denken, die zunächst „weit von den Feinden abliegen"; die Gesammtbevölkerung des Südens verhält sich zu der des Nordens wie 1 : 3, ein Arbeiterheer des Nordens würde nach dem ersten siegreichen Gefecht einen Sklavenaufstand hervorrufen, gegen den die Kämpfe des Spartacus ein Spiel von Kindern gewesen. Andererseits, wird Lincoln die Gefahr und die Rechtfertigung einer solchen „Blutsaat der Freiheit" übernehmen? Kaum. Der Süden wird austreten und einen neuen Staatenbund bilden; er unterschreibt damit seinen Verfall. Es ist ein Naturgesetz, daß schließlich immer die im Norden wohnenden Völker die des Südens bezwangen, im kleinen wie im großen. Nicht nur haben die Germanen das römische Reich zerstört, die Nordfranzosen haben in den Albigenserkämpfen Südfrankreich erobert, Lombarden und Piemontesen unterwerfen jetzt Neapel. Diesem Gesetz wird einst auch Amerika nicht entgehen, gleichviel durch welche Formen und in welchen Stürmen es sich vollziehen wird.

Was noth thut.

III.

Zu den Großdeutschen, welche Partei den so nothwendigen Ausbau eines einheitlichen deutschen Bundesstaates hier und fort durch die Ansprüche verhindert, sie daß so mannichfach anderweitig gebundene und verpflichtete Oesterreich auf einen Mitbesitz in diesen Verband zu erheben hätte, gehören viel edle und achtungswerthe Männer. Ihr Gemüth leidet unter der Vorstellung, Deutschland schlösse aus seiner räumlichen Gestaltung irgendeine deutschredende Ortschaft aus; sie halten sich an Arndt's „So weit die deutsche Zunge klingt", obgleich auch Arndt selbst viele politische Andeutung seines verehrten Liedes, unserer Nationalhymne, förmlich abgelehnt hat. In der neulichen Erklärung der ostmärkischen

Versammlung „An unsere deutschen Brüder in Oesterreich", ist diese ganze Sentimentalität trotz „Nationalverein" grossdeutsch genug und sehr unzeitgemäß zu Tage gekommen.

Auch der Verfasser der Eingesandt „Gedanken über die Neubildung des Deutschen Bundes von Karl Arndt" (Frankfurt am Main, Brönner, 1860), gehört zu diesen Grossdeutschen, die nicht begreifen, daß Deutschland als politischer Anlagen in seiner Gründung einen Bundesstaat gleich anderen Anfängen weise handelt, wenn es, kein anderes, zwar das große Ziel unverrückt im Auge behält: alle Stämme deutscher Zunge, wenn auch in vor noch nicht bestimmbarer Zukunft unserm Volke einzuverleiben, thörichte aber handeln würde, wenn es, Unmöglichem sich zur Aufgabe stellend, ebendeshalb sich selbst hindern, irgendetwas zu erreichen.

Unmöglichen aber wird dem Österreichischen Kaiserstaat vom Verfasser zugemuthet, wenn derselbe glaubt, jener würde seine eigenen Interessen dem allgemeinen deutschen Vaterlande opfern, indem er es seinen nur zum Deutschen Bunde gehörigen Ländern gestatten werde, Theile eines organischen deutschen Bundesstaats zu werden. Dieser Anschluß ist unmöglich. Die intelligentesten Organe sagen der österreichischen Presse selbst ein, daß Oesterreich nicht in der Lage ist, mit dem engern Deutschland eine innige und organische Verbindung einzugehen.

Das Sprichwort: „Niemand kann zweien Herren dienen", und die Erkenntniß, daß zwei Großmächte im Deutschen Bunde ohne den politischen Selbstmord unserer Volke sich nicht einander unterordnen, sondern so lange heimlich oder offen bekämpfen werden, bis das übrige Deutschland unter die ausschließliche Leitung Eines von ihnen gestellt oder infolge innerer Zwietracht von seinen durch Einigkeit und Einheit ihm überlegenen Todfeinden unterjocht wird, hätte den Verfasser von der Unrichtigkeit seiner Gedanken überzeugen können. Eine friedliche Reform des Deutschen Bundes wäre nur dann denkbar, wenn Oesterreich in seinem jetzt schon mehr oder weniger völkerrechtlichen Verhältniß zu Deutschland verbleibt, Preußen aber, in irgendeiner, allerdings wo möglich nicht dem nur dem Untergang geweihten Prinzip des jetzigen Bäfarismus huldigenden Form, an die Spitze eines deutschen Bundesstaats träte. Erst dann wird ein Bündniß beider Großstaaten wegen der für beide daraus entspringenden Vortheile ein aufrichtiges sein. Erst dann könnte Oesterreich hoffen, der deutschen Elemente seiner Bevölkerung auch fernerhin als Bindemittel der verschiedenartigen Bestandtheile seines Kaiserstaats sich bedienen zu können, weil die moralische Macht der Deutschen durch die Schaffung eines engern deutschen Bundesstaats unendlich erhöht werden würde. Ein unter Preußens Bundestags-Präsidium und Heereskommando geeinigtes Deutschland ohne Oesterreich würde dem deutschen Namen eine moralische Kraft und Haltung geben, durch welche auch das Haus Habsburg wieder als deutsche Dynastie jenen wilden Gährungen der die meisten Herzen umstürmen, gründlich entziehen aber überlebten Nationalitäten Halt gebieten und imponiren würde.

Da dem Verfasser das Benehmen des österreichischen Ministers Fürsten von Schwarzenberg im Jahre 1850 noch nicht die Augen darüber geöffnet hat, daß Oesterreich unter Reform des Deutschen Bundes doch nur eine Dienstbarmachung Deutschlands für seine Zwecke, namentlich die Schwächung Preußens versteht, so ist mit ihm keine Verständigung möglich. Aber abgesehen von anderen Gründen bei dem jetzigen Stande der Gemüther in österreichischen Kaiserstaate sagen kann: „Der von der österreichischen Regierung beantragte Anschluß an den Deutschen Zollverein ist im beiderseitigen Interesse so wohlbegründet, daß nur unmotivirte Antipathien und verderbliche Parteibestrebungen diesen Antrag hätten zurückweisen können", wer unter den obwaltenden Verhältnissen, statt das lockere, die deutschen Staaten vereinigende Band enger zu ziehen, um den Zerfall des Bundes bei dem ersten Kriegsfluge zu verhüten, die Erweiterung des Bundes in der Weise empfiehlt, daß außer sämmtlichen preußischen Ländern auch Oesterreich, Dänemarks und der Niederlande nicht zum Bunde gehörige Provinzen in selbigen aufgenommen werden sollen, dessen politische Gedanken sind nicht nur für den deutschen Vaterlandsfreund, sondern auch für jeden, welcher die Verhältnisse der Staaten unbefangen nach den Lehren der Geschichte vergleicht — phantastische Traumgebilde.

Preußens Welthandel.

*** **Berlin.** Der Verlauf des Schwarzen „Arcenolch" zeigt leider, wie weit wir mit der japanischen Expedition über unsere Kräfte gegangen sind. Die Klage um die verlorene Mannschaft und das so theuer erworbene, durch den Volksjammer in vielen Menschen zu Grabe gekommene Vater-Interesse wird allgemein, und in der Handelswelt wird man auch die schleunige Gewissheit überhaupt als eine für den Handel völlig ruinöse Expedition hingestellt. Die interessanten und amüsanten Berichte der beiden Schriftführer nimmt man — vom Staat zu theuer bezahlt.

Schon vor der Ausrüstung hatten einsichtsvolle Stimmen aus einem solchen Unternehmen gewarnt, aber die Wirklichkeit hat eben, wie die Warnung des Kapitäns Sundewall in Danzig, der als Führer des „Arcona" erklärte, der Schwarze „Arcenolch" dürfte man unter keinerlei Umständen den Gefahren des Grünen Ozeans aussetzen.

Aus dem Verzeichniß vom 1. Januar 1861 der im Auslande angestellten preußischen Generalconsuln geht hervor, wie viel auch für die preußischen Handelsinteressen im Auslande in zweckmäßiger und einfacher Weise zu thun gewesen wäre. Zwei einflußreiche Generalconsulate sind seit Jahren unbesetzt. Auf der Börse Wiens, obwohl in dem ganzen österreichischen Reichsrat und auch in Diäten hat Preußen so gut wie keine Vertretung seiner Handelsinteressen. Ein Consul in Wien mit drei Consulatsagenten und drei

Konsulatsbeamten in den niederländischen Besitzungen ist alles, was man aus dem offiziellen Verzeichnis nach dieser Seite hin entdecken kann. Die drei preußischen Konsuln, die es in den gesammten britischen Besitzungen in Asien gibt, haben mit den Handelsinteressen wenig zu thun. Aber mit dem eigentlichen Handelsverkehr Deutschlands weiß, weiß auch, daß, um großartige und kommerziell bedeutende Beziehungen anzuknüpfen, vor allen Dingen bestimmte praktische Anhaltspunkte dort geschaffen werden müssen, an die sich der zollvereinsländische Handel anlehnen kann, und daß man ferner zu dem Resultat einer unmittelbar spanischen Handels nicht durch eine Expedition nach Japan — die doch immer nur auf Monate, um nicht zu sagen Wochen berechnet sein muß — kommen wird, sondern nur dadurch, daß man sich in den großen holländischen Zwischenstationen, in denen sich der Hauptverkehr concentrirt, aufzuhalten hat und daß endlich eine Expedition überhaupt nur dann einen Sinn hat, wenn sie kennen Nationen wissen, daß hinter diesen drei kleinen Schiffen in der Heimat eine Macht liegt, die den Rivalitäten Mittage gebieten, falls Sühnung zu verschaffen weiß. Man wollte den Handelsinteressen dadurch dienen, daß man die Expedition sofort, praktischen verbinden konnte. Die (wenn) Thatsachen Zinien dieser Kapitäne waren überflüssig gewesen, das preußische Konsularwesen in Ost- und Südasien zu regeln.

Naturforschende behaupten zu gleicher Zeit, das ganze Handel viel nähere und wichtigere Fragen vorliegen als rein statistische und die allerdings ethnographisch sehr wertvolle zeitliche Verbindung, und daß dieser vom Standpunkt der commerziellen Interessen aus ein viel zu theurer Lehrgeld an Menschenleben und Kapital sein. *)

Briefwechsel.

— Herrn** in Breslau. Ihre „Poetische Ehrenrettung der Nebenmenschen" sind Sie angenehm, enthalte aber zu viel Persönlichkeiten. Wenn das auch Ihnen zu Gunsten gesetzt vorzüglicher Stellung ist der „Dichterschen", die Nebenmenschen, die man ehren und retten" und dem Nomen erwerben, so mögen sie sich die Unterscheidungen derselben gefallen „Idealismus" und „Realismus" bezeichnen sein, ihre absolute Anwendung taugt aber, wie jeder einsieht, zu Einseitigkeiten. „Idyllisch" entstehen aller Kunstgebilde einer gewissen „Realismus", immer wird hier eine gewisse Poesie und die ursprüngliche Harmonie, Ideal ein wirklicher Lebensinhalt, und dennoch — wie wollen und hat die Sammlungen, die ein Beispiel hier „was für ein Bildung" unterstellt, das Vorliegen. Warum sollen nicht ebenso auch „Nebenmenschen", Bilder wenn sie naturgemäß auch nur Ideales als Ideales bringen, den Geist unserer Zeit, ja Interessen der Bildung und Bildung weiter fördern, sondern mit natürlicher Begeisterung vorliegen können. Brauchen wir einen Roman „Ostermann", einen Nebenmenschenroman und völlig unmöglichen Menschen, um ernstlich sagen zu „Schulz-Ostermann", wie man es so schnell sagt. In der Wanderung der französischen Geschmacks eine hohe Stufe, so Ihnen der Gesinnung und Bildung. Auch in England hat sein „Realismus" dessen Entgegnungen sich alle Tage mehr natürlich verbinden. Boz' (der Waisenknaben, Thackeray'sche Snobs, Dickens Figuren sind liegen, Gustav Pollsche Gemeinnamen. Hätte sie Pfarrer und Bauern bezeichnet, ein auf der Oberfläche eines Schulz-Lesevergnügens, der Realismus gegründet, der seinen Namensvetter in vom ungeraden, aber immer grotesken Nachahmen „Realismus" findet.

*) Ueber das uninteressante Thema „Die Preußen in Berlin", werden wir in nächster Nummer berichten. D. Red.

— Herrn „romantisch". Schade war nimmermehr für den Lebenden und den Ueberlebenden zum Leben. Warum kämpfte Sie denn so gern Lust? Weil weil seinen Inhalt oder Kinder vor allen lebendigen Erscheinungswelt bleibt. Das Heiter's Interessenden, einer im Interesse überseeischer Mächtigen tüchtig gemacht, kann auch nur allen im Kreis zu Nutz sein. Ihre „interessante" Richtung war im Gegentheil für den Hoffnungsfreudigkeit. Sie begeistre einen jungen Tag, den Anbruch eines „Weltfriedens" Ihrem Grundsatzen nach von Thatsachen für Thatsachen, verschiedene Hoffnungen eigentlich, scheinen Sie sich überzeugt Bestimmt, um wenn nicht zu neuer Thatsachen, wenigstens vorläufig — eine neue Welt zu suchen. Es war ein zu hoher Flug für die Kraft der jungen Flügel. Eine Mehrzahl vieler Jahren zählte damals wenig über zwanzig Jahre. Ihr romantisch Streben, lebendiges Erfassen von Ich, der Zeit, der Wirklichkeit und der Umgebung, die Wirklichkeit und ihre Bedeutung konnte und sie uns zu einmal einem Hohlen Reflexionen (Gelst in „Wolfy"). Verschwinden, in übrigen waren die Arbeiten jener Zeit von alle Zerrissenheit frei und Studium gegen die von „Realismus" in „Wahre Kunst", „Dichten und Leben" neuen „Realismus" der gleichgültig Art.

Der Schritt von den „Nebenmenschen", der soll und wollte kommen und kann, bei dem „Realismus" unmöglich, mit Wirklichkeit und Bilder in den Planen gezeichnet sind, in welcher Wahrheit, ihrem Zusammenhang durch seinen „Hauptbelgen". Diese seine Kraft hat noch jüngst die Kunst bezeichnet. Die moderne Kunst ist ausschließlich Sphäre der Lyrik angehaus zu werden versucht, die man von der Wissens einer weiterkunft. Niemals aber Realismus hervorgebracht. Warum mußten unsere Dichter wieder, zur Wahrheit, sein Gehalten den von Nebenmenschen", jahrelang in der poetischen Welt der „Nebenmenschen" hatte sein wir wollen, als unser „Neben und Nebenmenschen" [illegible] und Ostermann, Gehalten [illegible], „Epochen", „Zeiten und Strömungen", „Deutsche Skizzen" u. s. w.] gelegt in die seine Nebenmenschen und bedeutende Dichtung übergingen? Es gab Interessen der „Hauptfiguren" und nach [illegible] Phänomenen. Niemanden Stoff [illegible] Gemeinsamkeit, nach und, und gesellschaftlich mangelt den Wollen mit „Interessen und verbotenen Kriegsmessen" u. dergl. Jemand Contact [illegible], es ergeben Nebenmenschen seiner schwäbischen Jugend. Das [illegible] Interessen [illegible] Jahren [illegible] Nebenmenschen [illegible] Arbeitsgang [illegible] Nebenmenschen [illegible] Nebenmenschen [illegible] Nebenmenschen

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 8. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Das Gasthaus „Zum stillen Port". Humoristische Novelle von W. Baltzarer. II. — Erinnerung an Hanke. Von C. v. B. — Kaiser Heinrich IV. — Bücher und der Leser. IV. Die Frauen in Berlin. — Aus Büchern. III. — Neues aus der Welt.

Das Gasthaus „Zum stillen Port".

Humoristische Novelle von W. Baltzarer.

II.

Hofrath Bloßus war zur Ruhe gegangen, aber vergeblich wartete er, daß der Schlaf sich niederließe auf seine grünseidenen Kissen. Bald nachdem er die Lampe verlöscht, war der Herbststurm, der längst geahnte, wach geworden und umtoste das Haus. Bald mußte er auch in sein Inneres Eingang gefunden haben; vielleicht daß ihm irgendein unsichtbarer Geist dienstbar geworden und eine Bodenluke von innen geöffnet, durch die der wilde Bursche dann eilig geschlüpft, um von da treppab zu steigen mit ehernem Fuße und an alle die hohen, mit braunen Eichenborde gebeizten, sehr imposanten Flügelthüren zu klopfen mit ehernem Knöchel und an alle die bronzenen, kunstreich und elegant gearbeiteten Griffe zu fassen mit ehernen Händen.

Dann aber war's wieder, als wenn der Sturm sich gänzlich aus dem Hause hinausgemacht. Todtenstille herrschte in den dunkeln Räumen. Der wilde Sohn der Wolken und der Nacht umkreiste mit ächzender und heulender Stimme den See und glich aufs Haar einem verwünschten Geist, der bei seinen Lebzeiten einen Schatz in die Fluten geworfen und nun ob des versenkten Schatzes keine Ruhe findet bei denen, die da jenseits wohnen. Und wieder wandelte sich die schwermüthige Laune des tollen Burschen in wilde Unart und voll übermüthiger Gedanken saß der Unhold in den Wipfeln der hohen Pappeln, die die Villa umstanden, und mit starken Armen faßte er die Zweige und affenmäßig gaukelnd schaukelte er die gewaltigen Aeste. Der Hofrath leuchte den wilden Klängen der herbstlich schauernden Nacht, bis leiser Schlaf über ihn kam und die bunten Träume in seine Seele wünkten.

Aber diese Träume waren wenig erquicklicher und vielmehr recht verworrener Natur. Vermuthlich verfolgte ihn unablässig der Dichter Virgil und machte ihm die bittersten Vorwürfe darüber, daß nun ja wol seine „Georgica" unübersetzt bleiben würde, da er — der Hofrath nämlich — wol an anderes zu denken hätte als an derlei Beschäftigung; denn der Hofrath wollte ja, es wäre ebenso lächerlich wie abscheulich, heirathen und so tief versunken in den Schlamm des gewöhnlichsten und erecrabelsten Familienlebens, wie nur jemals schon ein sterbliches Menschenkind versunken wäre. Und flugs verwandelte sich die purpurne Toga des poetischen Römers in einen weitfaltigen Weiberrock. Momentelang war das Antlitz, das oben auf dem Weibergewande saß, das der Isabella, ein rothgedunsenes Gesicht mit

vielgeäderten Wangen, und das Mütterchen hatte in jeder Falte einen widerwärtig großen Bengel sitzen, so ein Arthurchen, so ein Beergeichen, so ein Emilchen u. s. w. Dann aber wieder saß in dem Weiberrock ein hagerer Gesell und der hagere Gesell war der bleiche, vertrocknete Tintenfisch, der an zwei Krücken mühselig ging; die Krücken aber bestanden aus zwei schwarzen, kolossalen Schreibfedern, auf die der wackere Kanzlist sich elend stutzte.

Als endlich Blasius aus seinem Schlafe erwachte, schien der Morgen in das Gemach: ein trübseliger Morgen, dessen Regengüsse die Scheiben peitschten und zu dem Sonnendämmerungsroth des gestrigen linden Septemberabends einen so unerquicklichen Gegensatz bildeten, als wie ein Naturphänomen einen derartigen Contrast nur jemals ins Leben gerufen.

Blasius gab sich nunmehr eine Weile entschieden den mannichfachsten philosophischen Betrachtungen hin, bis Tintenfisch erschien, der den Kaffee brachte und vermuthlich infolge der Ueberreizung, der er sich gestern allzu willig hingegeben, ein Antlitz zur Schau trug, das wahrlich nicht sehr viel besserer und erquicklicher aussah als der so sichtlich mit sich selbst zerfallene, zerschlagene und zerworfene Septembermorgenhimmel. Sie sprachen selbander wenig miteinander.

Der Hofrath beeilte sich, einen Regenmantel um seine Schultern zu schlagen, der Kanzlist ergriff die schwarze Blechplatte, nahm Nägel und Hammer, setzte eine hohe schwarze Pelzmütze auf sein graugewinkeltes Haupt und so gingen sie, nachdem sie des wackern Vogels Schwarzmann wohlgemeinten Morgengruß entgegengenommen, hinab, um zunächst das zu vollziehen, was der Hofrath für so nöthig erachtet und selbst auszuführen beschlossen.

Der schwanke Tintenfisch eilte, eine Baumleiter heranzuschroten und so dauerte es gar nicht lange und der Hofrath stand hoch oben trotz Sturm und Regen und übernagelte die goldene Inschrift mit dem flappernden Blech.

Die Procedur ging anfänglich ganz vortrefflich von statten. Nagel saß an Nagel und von dem freundlichen Gasthausemblem, dem goldenen „Stillen Port", war eigentlich nur noch so blutwenig zu sehen, daß selbst der frechste Handwerksbursche es kaum gewagt haben dürfte, von den Insassen des saftigen Wirthshauses auch nur einen Tropfen irgendeines ersprießlichen Kognaks oder sonst eines angenehmen Getränks in Anspruch zu nehmen, als sich etwas ereignete, das zu dem Traurigsten gehörte, was jemals und zu irgendeiner Zeit das Licht des grauenden Tages begrüßte. Wir fassen das furchtbare Ereigniß kurz in den Worten zusammen: der gute Hofrath war von der Leiter gefallen; Nagel, Zange und Hammer waren seiner kunstfertigen und für das Glück seines Hauses so eifrig bemühten Hand entsunken; der Arme lag regungslos auf der feuchten, vom wilden, kalten Regen so tief durchtränkten Erde! War die Leiter ausgeglitten, hatte ihn ein Stoß des Sturms getroffen oder hatte blos der böse Stern, der ihm seit gestern Abend aufgegangen zu sein schien, auf ihn gewirkt, wir wissen es nicht. Wir wissen blos, daß der gute, dem stillen Frieden und der süßen Idylle über alles zugethane Mann leise wimmernd am Boden lag und daß Tintenfisch laut jammernd und vielfache Verwünschungen ausstoßend ihn die Treppe hinaufschleifte, um ihn im bequemen rothflammenen Lehnsessel dicht an dem Fenster, in welchem dem Lehnstuhl gegenüber in der schönen Stube ein kleiner, aber schwerer Tisch mit verschließbarem Schubkasten stand, eine angemessene Ruhestätte zu bereiten, deren Comfort er noch dadurch vermehrte, daß er den kranken Fuß — denn auf ihn beschränkte sich das herbe Unglück — auf eine Fußbank legte. Tintenfisch's ärztliche Nachforschungen ergaben demnächst bald, daß blos eine leichte, wenn auch sehr schmerzhafte Verstauchung vorläge, und so ergab sich der Hofrath in sein Schicksal, verordnete kalte Umschläge auf das betreffende Gelenk, die ihm der treue Tintenfisch eifrigst abzumixte, machte sich eine Pfeife an, schaute hinaus in die herbstlich aufgeregte und wild zerzauste Gegend und sagte: „Das wunderlichste Ding auf der ganzen Welt, lieber Tintenfisch, ist und bleibt das Schicksal! Die schwarze Wolke da, siehst du sie wohl? die da meine ich, die sich eben theils in den See hinabsenkt, theils die gebeutelte Trauerweide umspinnt mit ihren Nebeln, theils mit dem leichtern Gespinst ihres Wesens aufsteigt in alle Himmel, ist nicht so rathlos, so verworren, so zerfasert als wie die erste beste Wolke des Schicksals! Jener Behörde, von der niemand weiß, wo sie eigentlich heimisch über unserer Atmosphäre, im Weltenall, unter den Sternen, über den Sternen, auf einem Planeten, im Mittelpunkte eines Planetensystems oder auf einem namenlos unendlich entfernten Fixsterne oder schließlich gar in den Tiefen unserer eigenen Erde; von der aber dennoch niemand

zu behaupten sich erkühnen wird, daß sie gar nicht da ist! Ich denke mir, mein trauter Freund! sie ist ein zum Bewußtsein gekommener Reiben, der Lichtstreifen durch die dichtere Atmosphäre auf uns herabsendet und der mit diesen wenn auch noch so zarten und diaphanen Fäden uns am Gängelbande hat wie nur immer der Puppenspieler am dünnen Drahte. Und wie das Erdenleben, wie die Nothdurft des terrestrischen Daseins Sturm und Regen und Blitz und Donner bedingt, so bedingt das bewußte und zum Gedanken gewordene, oberhalb der Erdenatmosphäre, wenn nicht anderswo heimirende überirdische Leben unser Glück und unser Unglück, unser Fallen und unser Steigen, unser Irren und unser Beben, unser Jauchzen und unser Weinen!"

Der deprimirte Tintenfisch wischte sich die Augen; sein Herr sprach gar zu wehmüthig und echt transscendentalphilosophisch: nun wußte er doch, warum selbiger, nämlich der Herr, heute von der Leiter gefallen und warum er es selbst nicht bisher wenigstens zu einem Weibe gebracht, was denn doch eigentlich trotz alledem und alledem seines Herzens innigstes Bedürfniß und seiner Seele inbrünstiges Verlangen gewesen. Der Hofrath senkte das Haupt und begrub sich immer tiefer in seine Melancholie, während der jetzt entschieden weinende Tintenfisch abermals einen frischen kalten Umschlag um das leidende Knöchelgelenk legte. „Es war mal eine Zeit", sagte der Hofrath nach langer, schwermüthiger Pause, „wo ich nicht schlafen konnte, Tintenfisch, weil die Unsicherheit der Zukunft, die uns über den Sternen erwartet, mich bis auf das allerlebhafteste beunruhigte! Wie klein war mir der Stern, den man Erde nennt, und wie groß war mir die Kreatur, die man Mensch nennt, mag dieser Mensch immer ein derartiger sein, daß viele Exemplare seines Geschlechts nur allzu lebhaft an den Affen erinnern! Es war mir immer, als ob so viel geistige Atmosphäre, als zu welcher das Menschengeschlecht sein Haupt und zwar dergestalt erhebt, als ob dieses geistige Element als Ausfluß seines Selbst ihn umfließe, nicht ganz zu Grunde und zu Grabe gehen könnte, müßte schließlich auch der Stern selbst vergehen, müßte er mit sammt der ihm zugehörigen Sonne zersplittern und verbrennen wie jener Stern des Tycho de Brahe in dem Himmelsbilde Kassiopeia! Doch was höre ich da, lieber Freund! Vernimmst du nicht trotz all des Sturms und aller durch das unermeßliche Rauschen und so wild erregte Stöhnen und Brausen ein Singen, ein liebliches, ein fröhliches, lebendiges Klingen, wie wenn lustige Vöglein aufstiegen zum golddurchzitterten, herrlichen Himmel?"

„Ich höre", entgegnete Tintenfisch, „vielmehr ein Aechzen und Knarren, wie wenn ein schwerbeladener Wagen des Weges daherkäme und seine Felgen tief in den Koth der durchweichten Straße drückte. Irre ich nicht, so höre ich auch eine Ziege meckern, ich höre ein Rößlein wiehern, ein Weiblein keift und Kinder lärmen und jauchzen."

„Heiliger, unsterblicher Himmel, sie sind es!" sagte der Hofrath, „oder ich will sterben! Das sind die polnischen Kreaturen, die ich jetzt ganz vergessen hatte! Da sind sie, Tintenfisch, da sind sie! Schau nur hin! Eben biegt der Wagen mit dem litauischen Rößlein um die Ecke und knarrt im Sande unter dem dreiwipfeligen Baume, der den schwerbeh Theil seiner mit herbstlich gelben Blättern beladenen Krone tief in den Spiegel des wallenden Sees taucht! Sieh' das Rößlein! Welch ein strupziges, elendes Ding! Hast du jemals solch ein Thier gesehen? Wie lang sind seine Ohren! Wie gleicht es in dieser Beziehung seinem Stammvater, dem Esel! Und wie in sein borstiges Fell gestreift gleich dem Felle eines andern Stammvaters, des Zebra! Diese Ziege ist wahrlich zum Todlachen! Wie lächerlich ist sie hinten angebunden und wie steift sie sich und nimmt sie sich dem unwiderstehlichen Zuge des Dranges, der sie fortführt, entgegen! Und nun sieh' erst die Kinder, die mit ihren erfrorenen Gesichtern unter der braunen Lederdecke der Karrete hervorlugen, so miserabel und doch so unendlich süß! Und sieh' — jetzt erst kann man's ordentlich gewahren — die Alte fuchtelt, sie dirigirt die Peitsche! Nun, laß sie nur kommen, ich werde sie bedeuten! Ich gebe ihr ihr Geld und ihre Verschreibung und sie geht schnurstracks ihrer Wege zurück, von wannen sie gekommen. Keine Minute Aufenthalt wird ihr gegönnt! Hörst du, Tintenfisch? Schlimmsten Falls, Tintenfisch, nimmst du die Peitsche und treibst sie mit Gewalt hinaus! Hätten wir Hände, du solltest auch die Hände losmachen, um auch deren Hülfe in Anspruch zu nehmen! Ich will die polnische Teufelsbrutenbande schon zu Paaren treiben trotz meines kranken Fußes, nehmen sie nicht mit Güte Vernunft an und begnügen sie sich nicht mit dem, was ich ihnen gutwillig und zwar weniger in Hinsicht auf die Verwandtschaft als auf den

verwünschten gemeinsamen Familiennamen gebe! Es gehört nun einmal zu meinen eigentlich wenigen Schwächen, lieber Tintenfisch, daß ich mich nicht gern vor den Leuten blamire, zumal da ich, trotzdem, daß ich ein hoher Vierziger bin, die Hoffnung, mir einen berühmten Namen in den verschiedensten Fächern des menschlichen Wissens zu erwerben, wie du weißt, noch keineswegs aufgegeben habe. Doch sieh', da halten sie! Höre, da tönt »Purr! Purr! mein Pferdchen! So steh' doch!« Und da steigt die Alte ab! Sieh' sie dir an! Das dicke Mütterchen ist für mich die prosaische Repräsentantin der ganzen Niederträchtigkeit des gewöhnlichen Beamtenthums, des niedrigen Wittwen- und Waisenstandes und der allergewöhnlichsten Familienmisère, die am Altare beginnt und, nachdem die Wiege die Stelle des Kamels auf der Reise durch die Wüste des Lebens eingenommen, im Sarge endlich ihren Abschluß findet. Jetzt hebt sie die Familie vom Wagen! Nein, sieh' die Creaturen! Sieh' alle die Arthure, Emile und George! Ich lache mich todt, Tintenfisch, ich lache mich todt! Sieh', wie der verhungerte »Laband«, wie man zu sagen pflegt, der Arthur, der mit der Ehre, Tintenfisch, der Ehre der Familie zu sein scheint, in seinen lumpenhaft, lang und schwächtig ausgewachsenen Aermeln — er hat einen Sämmtling an, der in Bezug auf vulgäre Abscheulichkeit und auf abgestandenes Philisterthum seinesgleichen sucht — miserabel aussieht und mit welcher hergelaufenen Grazie, die er der routinirtesten Amme in der ganzen Christenheit abgelernt zu haben scheint, er die Eichkatze auf den Armen trägt, die Isabella ihre Tochter nennt! Der schwere, kalte Regen treibt die trostlose Bande unter den Wagen. Sieh', da kauert sie sich nieder! Gott, sie thäten mir leid, sähen sie nur nicht so abscheulich familienmäßig aus! Nein, aber Tintenfisch! sieh' die den Hallunken an, der unter das Pferd kriecht! Hast du jemals eine ruppigere kleine Range gesehen? Sieh' dir an das zwei Fuß hohe Milch wie es scheint noch im Munde führende Individuum, das trotzdem das höhere Stromerthum so trefflich carikirt! Sieh' den Reise- und Wanderburschen, den desperaten Wanderburschen in nuce, wie die Italiener sagen! Sieh' den kolossalen, unvermeidlichen Hut auf dem Mückenköpfchen! Sieh' den langen Geh- und Wanderrock, der die dünnen Hüften umkleidet, und die weitfaltigen, großkarrirten, lächerlichen Beinkleider, die als flatternde Segel thönerne Rahen zu umwehen scheinen! Straf' mich Gott! Es fehlt nur noch, daß der jugendliche, zwei Fuß lange Chausseedammtreter und Landstraßenspurdurchkneter eine mit Bammeln und Quasten verzierte Pfeife aus der Tasche holt, dieselbe anbrennt und seiner schützenden Mutter ins Angesicht qualmt! Jetzt kommt er mir unter seinem Pferde vor wie nur immer ein Romulus unter seiner Wölfin! Es sind echte, widerwärtige Zigeunernaturen alle miteinander! Sieh' nur, wie sie sich's jetzt bequem machen! Wie sie die verschiedenen Packete mit eingewickelten Speck-, Fleisch- und Brotstückchen aufwickeln und wo möglich noch große Kämpfe um die eingewickelte widerwärtige Victualie führen möchten! Da aber sieh', da versucht der eine Hundskopf gar Feuer anzuschlagen! Die Canaille hat einige Reiser von meinen Pappeln zusammengesucht, allerlei Wische und Schnitzeln aufeinandergehäuft und bläst nun jetzt nach Feuer, daß ihm der Athem vergeht. Müßten wir uns derartiges frevelhaftes Beginnen nicht verbitten, Tintenfisch? Doch halt, es klopft! Die Alte, als die Lacerte, die sie ist, ist schon heraufgeschlüpft! Ich rufe: »Herein!« Freund! Mir bleibt nichts weiter übrig!"

„Herein denn!" rief der gute Hofrath und herein trat durch die große, vornehm flügelnde eichenbraune Thür das Zigeunermutterchen, rosig im Antlitz, gebräunt von Sonne und Wetter, versaust vom herbstlichen Sturm.

Es lag etwas Gespenstisches in der ganzen Erscheinung. Der breite Hut, der das Haupt bedeckte, hatte so etwas Stammhaftes, Rattenfallenmachermäßiges, daß der Hofrath, da auch der schwerdurchnäßte Mantel vielfache Saloperie und defecter Stellen eine große Anzahl zur Schau trug, vor allem aber das Schuhwerk höchst ignobel, breitspurig und klotzig schien, von dem Anblick seiner weitgereisten Verwandten sich eher und gar höchst widerwärtig abgestoßen als angezogen fühlte, zumal da die familienmütterliche Weltdurchreiserin in der mit groben wollenen Fausthandschuhen bekleideten Hand eine rohe Fuhrmannspeitsche hielt, mit der sie höchst ungraziös hantierte.

Aber trotz alledem war das gute Mutterherz, das wir höchstens als in den Anfang der vierziger Jahre gehörig einregistriren können, außerordentlich heiter und selbstvertrauend; die lange Reise mit dem Einspänner, die frische Luft, das mehr als frische Wetter schien schmutzigen Schwermuthsstand, der noch von dem abgeschrittenen Wittwenstande her in den verschiedenen Falten der

alten Seele geroſtet und geruht haben mochte, gänzlich hinweggewiſcht und -gewaſchen zu haben; und ſo ſtand das Familienmütterchen Iſabellchen da vor dem erlauchten Verwandten, heiter, froh, friſch und unmittelbar. Hoch ſchwang ſie die Peitſche, daß ſelbige dem biedern Anananenſis Tintenfiſch faſt bedenklich und bedrohlich um die Ohren klang, und rief mit freilich etwas ſtark belegter Stimme: „Grüß' Gott, lieber Vetter Blaſius! Grüß' Gott! Ich bringe Euch richtig ausgerechnet die ganze Blaſe mit, daß an den ganzen Blaſiuſens, ſoviel ihrer noch auf dieſem Erdenboden wandeln, auch kein Knöchlein mehr fehlt! Und rufe Euch ein friſches, herzliches »Gott grüß'!« Aber was iſt Euch denn, Vetterchen? Was ſtiert Ihr mich an wie die Kuh das neue Thor? Kennt Ihr mich denn nicht mehr? Die ſchönen Aepfel, die fetten Birnen und die roſigen Pflaumen, die herrlichen Pfeffernüſſe, die ich Euch zugeſteckt, als Ihr noch ſo ein Junge warr, gelt, die habt Ihr freilich vergeſſen! Und wie manchen ſchönen Buckel voll Schläge ich Euch erſpart habe, wie Ihr immer hinter die Schule gingt und die Vogelneſter ausnahmt in den Bäumen am Stadtgraben und der Stadtmauer mit den hohen Zinnen? Und wie ich Euch den warmen Kaffee ins kalte Bierlein brachte, in das ſie Euch wegen Eurer Unarten ſperrten, Euch loſen Herrn Vetter! Das habt Ihr alles wirklich ſo gründlich vergeſſen und ausgeſchwitzt? Oder verſtellt Ihr Euch blos, he? Kommt, Vetter, gebt mir einen Kuß! Ihr wollt nicht? Und einen kranken Fuß habt Ihr? O, Herr Jeminé, das Jammerknöchelchen habt Ihr Euch verſtaucht! Da will ich ja gleich den Migalchen Balſam aus dem Wagen holen! Der curirt Euch das verſtauchte Knöchelchen, ehe Ihr Euch noch beſinnen könnt!"

Der Herr Hofrath nahm ſeine ganze Junggeſellenwürde zuſammen, um dem ihn hier in Figur ſeiner sai-disant ehrbaren Baſe attaquirenden Weiberteufel nach Kräften zu begegnen und ihm derartig zu exponiren, daß die Luſt zur Wiederkehr auf ewige Zeit ihm verginge. Nicht ohne eine gewiſſe ſolenneſſe Obſervanz rückte er ſich das Käppchen zurecht, richtete er ſich auf in ſeinem ſammtnen Seſſel, hinter welchem ſich der biedere Kanzliſt, auf alle Fälle zur Hülfe bereit, komplettig aufgepflanzt, und nun begann er: „Ehrbare Frau Baſe und angenehme Verwandte! Was ich Ihr zu repliciren habe, dürfte, wie Figura nachſtehend zeigt, in wenige Worte zu faſſen ſein. Ich kann mich durchaus nicht und in keinerlei Weiſe erinnern, mit Ihr auf meiner Pilgerſchaft durch dieſes gewiß verhängnißvoll zu nennende Erdendaſein irgendwie zuſammengetroffen oder collidirt zu ſein und fühle ich mich mit wirklich beſtem Gewiſſen frei von aller und jeder Verpflichtung gegen die Frau Vetterin. Da ich aber trotzdem nicht leugnen und in Abrede ſtellen kann, daß die Frau Vetterin nicht einen Namen tragen, der dem meinigen ganz überaus ähnlich laute, und ich auch ſonſt wol geneigt bin, anzunehmen, daß die Frau Vetterin wirklich und in Wahrheit von Mannes wegen mit mir verwandt ſeien, ſo will ich im übrigen ein Uebriges thun und der Frau Vetterin verſtändig die Summe von hundert Thalern überreichen, zugleich aber hochverehrte Gattin beſtens gebeten haben, mein Lokal mit ihrer ſonſt gewiß preislichen Gegenwart zu verſchonen, auch demnächſt die Zugänge zu meinem Hauſe, das in der That kein Gaſthaus iſt, von dero Zuhilfen und ſonſtigen incommodirenden Gegenſtänden zu befreien! Nehmen Sie hier das Geld, wohlgefälligſte Frau Baſe, und wenden Sie das Haupt Ihres Reiſeins wieder nach Litauen, von wannen Sie und die Ihrigen anhero gekommen! Nehmen Sie die Ueberzeugung mit, daß ich mich übrigens an unſerm verwandſchaftlichen Zuſammenſein auf das innigſte erfreut habe, ſo kurz auch immer ſelbiges geweſen ſein mag! Leben Sie wohl, Iſabella Blaſius, geborene Nepomuk! Hier haben Sie das verſprochene Geld, das Uebrige wird ſich finden, und nun verſchwinden Sie!"

Während der Hofrath die letzten Perioden ſeiner verwandſchaftlichen Replik ausſprach, hatte er die in Rede ſtehende Summe dem vor ihm ſtehenden Lichtſtein entnommen und überreichte dieſelbe zum Schluſſe ſeiner liebliche Baſe.

Doch ob ſolchen Verfahrens ergrimmte das runde, weltgewandte Weiblein über alle maßen. „Was?" rief es und ſeine braunen, flackernden Augen flammten auf wie lohende Brände — „iſt das Verwandſchaft, frag' ich? Heißt das Familiengefühl, frag' ich? Wenn hat der Vetter ſo ein großes, ſchönes Haus, frag' ich, und Stall und Hof und Rasenplatz und Heide, frage ich, des fiſchreichen Sees nicht zu gedenken, frage ich, als um eine arme Familie, die geflüchtet, verſchlagen iſt, aufzunehmen in den gaſtlich hallen Räumen? Blos Geld will der Herr Vetter uns geben? O ſo ſchäme ſich der Herr Vetter doch in ſeine Seele hinein und mag er wie das ſo ungaſtliche

Wolf

(immer wie ſpaßend und dabei zitternd).

Sie ſind ſo preſſant, Herr Commiſſair — ſchönes Tuch da an Ihrem Rock, Herr Commiſſair — ſchönes Tuch — holländiſches Tuch? —

Ref. Fels

(zu Denker).

Das iſt ja ein wahrer Galgenhumor.

Wolf.

Ach, der Tauſend, ich — ich kenne Sie ja, Herr Commiſſair! Sieh — Sieh — waren ja früher Schirrmeiſter bei der Schnellpoſt — bin oft mit Ihnen — wiſſen Sie wohl — nach Leipzig — Gott, wie man doch manchmal — im Leben — ſo wieder zuſammen kommt!

(Ab. Commiſſair und Denker folgen.)

Dritte Scene.

Julie (ſtürzt aus der Thüre links herein). Referendar Fels. Konrad.

Julie.

Ich halte mich nicht länger zurück. Ich vergehe vor Angſt. Ich muß ihn ſprechen.

«Gasthaus zum stillen Port», das der Herr Vetter in Bezug auf seine Inschrift mit schnödem Blech übernagelt, in Bezug aber auf seine eigentliche Bedeutung so gänzlich zum Lügner gemacht hat, untergehen und vertrocknen gleich dem Nobricht am See! Leben Sie wohl, Herr Hofrath Blasius! Wir bedurften Ihrer nicht! Denn was wir bedürfen, können Sie uns doch nicht geben: Familienliebe! Die schnöde, abgedrungene Gabe Ihres Geldes verachten wir zwar nicht, aber — was ist Geld ohne Liebe — und wär' es wenigstens mehr als diese förmliche Beutelpfennig —!"

Mit diesen und andern noch weit schlimmern Worten schleuderte die amazonenhafte Witwe des vielerwähnten, zu den Seligen geschiedenen Herrn Steuerpraktikanten das Päckchen mit den hundert Papierthalern dem Hofrath hin, worauf die edle Dame laut zu schluchzen begann und gleichzeitig die Fuhrmannspeitsche in ihrer Hand dergestalt schwang, daß die nasse „Schmitze" des durchfeuchteten und mit Glasstaub und Theer mehr als wünschenswerth bestrichenen Instruments dem Hofrath in bedrohlicher Weise um die Ohren fuhr, dem harmlosen Jüngling Tintenfisch aber dergestalt auf das Ding, das er seine Nase zu nennen gewohnt war, niederfuhr, daß das belagte Organ sich unpäßlich mit einem sich sehr wunderlich ausnehmenden blauen Streifen geschmückt sah, der um das unmuthige Riechwerkzeug herumhing wie eine herrliche Zierath, die in den Kopf einer porzellanen Tabakspfeife kunstvoll eingebrannt ist.

„O du mein Heiland!" rief da Tintenfisch, sich die Nase mit der Hand haltend und emporspringend wie ein von der Feder eines arbeitsmüden Kanzlisten spritzender Tintentropfen. „Herr Hofrath! Herr Hofrath! Ein bischen höher und das Auge war weg! Das ist ja ein ganz fatales Frauenzimmer, Herr Hofrath, mit Erlaubniß, zu Gnaden, zu sagen! Wenn sie alle in Mobilewoniedertrachtigkeit sich dieselben Manieren angeeignet, so sei Gott da den armen Männern gnädig!"

Der Hofrath rieb sich das kranke Bein und sagte: „In der That, man muß gestehen, diese Frau zeigt außerordentlich viel Selbstvertrauen! Doch seien wir froh, lieber Freund, daß wir sie noch so wohlfeilen Kaufs losgeworden und nicht noch Aergeres zu erdulden gehabt haben! Da geht sie hin! Da wirft sie die Gartenthür hinter sich zu, daß das ganze Stacket zittert! Sieh', da hebt sie die Zigeunerjungen mit einer Vehemenz auf den Wagen, daß den armen Würmern die Gamaschen wackeln! Da dem stolzen Handwerksburschen, der unter dem Rößlein sich so herrlich gebrüstet und sich so lieblich gewärmt, verabreicht sie ein Paar warme, aber mütterlich doch wol außerordentlich wohlgemeinte und feinlagen zärtlich intentionirte Ohrfeigen und sie schleudert das Bübchen auf den Wagen, daß ihm wol Sehen und Hören vergingen! Hallob, Tintenfisch, jetzt sind wir das Ungeheuer los! Da hat es weggestaut die Last der verschiedenen Blasnase, all die Aribucken, die Gnilchen und die Georgelchen! Hole sie der Henker alle zusammen! Da hat es das Rößlein aufgeschweift und angesträngt, da steigt es mit Muth und Verzweiflung, voll von Aerger und Raserei über die verunglückte Familienexpedition in den Wagen und heidi! heidi! saust die verwetterte polnische Peitsche der verwetterten polnischen Hexe — «Xenophilna» laß mich sie nennen — dem verwetterten polnischen Rößlein um die verwetterten, langen, eselhaften Ohren! Das Roß wirft sich ins Geschirr und heidi! fort ist die Post! Es lebe hoch das Junggesellenthum des «Gasthauses zum stillen Port»! Es war arg gefährdet, es ist herrlich gerettet!"

„Hurrah! es lebe hoch!" sagte voll Jubel der Tintenfisch, indem er den kalten Umschlag auf seines Herrn lädirtem Bein sorgsam erneute.

Da wurde auf einmal des Hofraths Auge so merkwürdig starr. Da blickte es so unverwandt durch das Fenster, an das noch immer die Regengüsse sausend klatschten. Da war es, wie wenn der ganze Mann, der dort saß im herrlich schimmernden Lehnstuhl, im behaglich erwärmten, traulichen Raume, sich plötzlich in Stein verwandelte. Da folgte eine lange, stumme Pause. Da endlich seufzte der versteinerte Hofrath schwer auf. „Samuel!" rief er seinem Diener zu, „Samuel, mich dünkt, der verhängnißvolle Wagen ist wieder aus der Fahrt gekommen! Das Rößlein schwankte nur um! Wie an den Erdboden geschmiedet sind seine Beine! Was geht vor, Tintenfisch? Was geht vor? Heiliger Himmel! Da hebt sich des Planwagens lederne Decke! Und was springt denn da heraus, Tintenfisch? Was springt denn da heraus? Eine wilde Katze, ein fliegendes Eichhorn, ein flatternder Engel! Schau doch hin, Tintenfisch! Schau doch hin und sag mir wissen, was dir deine Augen berichten! Die verwetterten Scheiben sind auch gar so trüb'! Man kann gar nicht ordentlich hindurchsehen! Der kalte Schlagregen klebt sie ja förmlich zu mit seinen kolossalen,

dunstbreitenden Tropfen! Ich glaube, der Blitz hat eingeschlagen, der Blitz ist dort aus dem Wagen gesprungen und hat getroffen das »Gasthaus zum stillen Port«! Da kloppt es! Herein! Herein! Ruf' doch »Herein!« Tintenfisch! Du bist doch auch wirklich ein feiger, erbärmlicher Kerl!"

„Mir wird nicht gut, Herr Hofrath!" sagte der todtenblaß gewordene Kanzlist. „Unheil schwant mir — —"

Und auf that sich die Thür und durch die Thür trat der Blitz, der Donner, die Katze, das Eichhorn, trat eine schlanke, herrliche Maid, zierlichen zugleich und imponirenden Anblicks. Anmuthig verbeugte sich das Kind vor dem gewaltigen Herrn auf und zum „Gasthause zum stillen Port".

„Nun, Onkelchen", klirrte das süße Stimmchen, „wenn wir die doch einmal so ganz außerordentlich verhaßt sind, daß du uns selbst nicht auf einige Stunden Rast und Obdach gewähren willst, daß du uns wie böse Hunde hinaustreibst in das böse Wetter, mögen wir immer dein eigen Fleisch und Blut sein und deinen eigenen ehrlichen Namen tragen, so erlaube mir wenigstens, ist es mir auch nicht vergönnt gewesen, dir einen »Willkommen!« bieten zu dürfen, daß ich dir Lebewohl sage! So lebe denn wohl, lieber Onkel Wassus! Mag dein Haus grünen und blühen und magst du glücklich sein für alle Zeiten! Und wenn alles dich verläßt, so wisse, daß dennoch Menschen für dich fühlen, auch für dich beten! Und diese Menschen sind deine arg verschmähten, deine zur Thür hinausgewiesenen, von deiner Klugheit vertriebenen Anverwandten!"

Verwirrt starrte der Hofrath der vor ihm stehenden Erscheinung ins Angesicht. Es war eine wunderliebliche Erscheinung, es war ein herrliches Angesicht! Aus den Wolken eines ebenholzschwarzen Haarwuchses, der in vielfache Zöpfe kunstreich, aber ohne sich verrathende und verstimmende Absicht, gewunden war, blickte des Antlitzes runder, freundlicher Mond, in dessen silbernem Spiegel zwei tief und glühend schimmernde Augen wie sich widerspiegelnde Planeten mächtig leuchteten. Ein fast imponirend gebogtes, aber ebenso flaches, beinahe wächsern zu nennendes Näschen stand dem Himmelsgesichte gar zu herrlich und die fein gekniffenen, rothen Wolkchen vergleichbaren Lippen schienen die Pforten zum Paradiese. Ein polnisch viereckig geformtes Mützchen aus rothem Sammt mit weißem Kaninchenpelz anmuthig verbrämt saß lieblich auf dem trotzigen Köpfchen, während der rothe Kaftan schön die Taille umschloß, von welcher dann ein lichtblaues seidenes Gewand lang über zierliche gelbe, ebenfalls mit weißem Kaninchenpelz und außerdem mit silbernen Sperrenanhängen geschmückte Schnürstiefelchen wallend hinabfloß. Um den Hals trug das lichte Wesen ein goldenes Kettlein, wahrscheinlich den Inbegriff des Blasius'schen Familienschatzes und sein eigenes Kleinod. Und so stand sie da, sternenhaft und heilverkündend.

„Um Gottes, Jesu willen!" rief fast erstickt der Hofrath. „Wesen! Wer bist du? Wo kommst du her? Was willst du von mir?"

„Wer ich bin?" lachte die Maid — „Deine Nichte bin ich! Und was ich will? Wie gesagt, dir Lebewohl sagen will ich, weil du doch nichts von uns wissen und uns, dein Fleisch und Blut, wieder hinausstoßen willst in die kalte, fremde, böse Welt!"

Der Hofrath sah sich trostlos und wie, um vor der bewältigenden Erscheinung um Hülfe zu suchen, nach dem Tintenfisch um, der selber dastand wie ein an die Wand gelehntes, mit Wasser begossenes und einer Temperatur von minus sechzehn Grad ausgesetztes Regenbündel. Doch er sinnerte sich und sagte: „Und wie heißt du denn, du meine liebe Nichte?"

„Paulajewna" sagte die wohllautende Stimme.

„Aber, Paulajewna!" replicirte der Hofrath, „deine Mutter ist doch eine recht merkwürdige Frau! Das kleine Gesindel, die Karbure, die Emilie, die Georgel, die Mariechen producirt sie mir und präsentirt sie mir gleichsam, wie man zu sagen pflegt, en revue! Von dir, der Paulajewna, sagt sie kein verdrießliches Wort. Sie hält dich fest verschlossen unter des häuslichen Plan-mogens häßlicher, lederner Decke. Warum das, Paulajewna?"

„Sie fürchtete wol, es müße dem Herrn Onkel zu viel werden", entgegnete die Maid.

„Was", sagte der Hofrath, „meinst du, Tintenfisch? Dünkt dir Isabella nicht eine sehr kluge Frau zu sein?"

„In der That ein außerordentlich weltmännisch gewandtes Frauenzimmer!"

„So", sagte der Hofrath. Und er sagte hinzu: „Hm! hm! Um der Paulajewna willen! Aber was hältst du denn dort in der Hand, mein Kind? Was willst du mit dem Töpfchen?"

„In dem Töpfchen", sagte das Kind, „ist eben der Balsam, den so Reisende wie wir bei sich

führen: der Balsam hegt Wunderkräfte, lieber Onkel! Die Frauen des Klosters der heiligen Mutter, der schwarzen Himmelskönigin von Czenstochau bereiten ihn. Tausenden und aber Tausenden hat er schon geholfen. Namentlich heilt er rheumatische Kopfschmerzen, Verstauchungen, Verrenkungen; auch lindert er das Hüftweh!"

„So", sagte der Hofrath, träumerisch das schöne Mädchen anstarrend, „gegen das alles hilft er? Auch gegen Herzleid, gegen Sehnsuchtskrankheit und Seelenschmerz?"

„Gewiß, Onkelchen", sagte unbefangen die Schöne, „möchtest du's nur versuchen! Aber willst du nicht, daß ich dein krankes Bein dir einreibe?"

„Nein! Laß nur, laß nur!" versetzte Blasius, „ich brauche deinen Balsam nicht, hat mich doch dein Anblick schon geheilt! Sieh' doch, du mit der Kraft der heilenden Schlange begabter süßer Engel, wie ich, nachdem ich dich geschaut, wandeln, ich möchte sagen wie ich fliegen kann!"

Und mit Macht empor sprang der Patient und mit der Kraft des aus dem thauigen Schatten der Nacht und des Waldes in den rosenrothen Sonnendämmerschein hüpfenden Hirsches wandelte er einmal auf und ab in dem Gemache und dann stand er still vor der Heiligen der schwarzen Mutter von Czenstochau, legte seinen Arm auf die Schulter und schaute sie so tief und gedankenvoll in das schöne, schwärmerische Auge.

„Du möchtest wol, liebe Paulajewna, gern allen Menschen helfen und sie alle heilen?"

„Gewiß, lieber Onkel, allen! Jede Thräne, die ich fließen sehe, vergiftet eine Stunde meines Lebens, und jeder Seufzer, der einem leidenden Menschenbrust entfliegt, nagt als ein Wurm an meinem Herzen! Doch lebe wohl, lieber Onkel! Lebe wohl auf ewig! Meine Mutter mit ihrem Gefährte muß schon ein ganzes Gäkchen zurückgelegt haben! Seitwärts von der Straße am buchenähnlichen Ausgange des Sees, dort in dem hohen Tannenhage wollten wir warten und uns lagern für den heutigen Tag und die kommende Nacht, recht wie die echten Zigeuner, falls du uns, wie du nun jetzt gethan, die Aufnahme versagen würdest!"

„Falls ich", erwiderte der Hofrath langsam und gedankenvoll und die Worte einzeln und accentuirt hinausstoßend, „euch, wie ich jetzt gethan, die Aufnahme versagen würde!"

„Und dann", sagte Paulajewna, „wollten wir euer durch Deutschland nach dem Elsaß ziehen, um dort in einer Fabrik, an die wir empfohlen waren, einer Kunst- und Hautelissenweberei Unterkunft zu suchen!"

„In einer Kunst- und Hautelissenweberei — euer durch Deutschland?" sagte für sich hin der Hofrath. Und dann zu Tintenfisch sich wendend, der mit gefalteten Händen dastand, wie wenn er die schwarze Gnadenmutter von Czenstochau in Person und nicht blos ihre angelische Apostelin erschaute, sagte der Hofrath: „Eile, o Tintenfisch, auf den Flügeln des Windes! Beschwinge dich mit der Schwungkraft aller der zahllosen Gänsekiele, die du in deinem Leben verschrieben! Eile der Isabella nach und ihrer Familie! Führe sie zurück in mein Haus, das »Gasthaus zum stillen Port«, das nun erst seinem Namen Ehre machen soll! Oeffne den großen Saal im untern Gestock, heize ihn und mache ihn behaglich! Oeffne den Keller und öffne die Vorrathskammer! Tafele auf, was da ist an Flaschen des besten Weins, was da ist an geräuchertem Fleische und exquisitem Backwerke! Bewirthe alle die Arthurs, die George, die Emile und wie sie sonst heißen mögen und laß sie sich sättigen an dem Tische des Mannes, den sie ihren Onkel nennen, der denselben Namen trägt als wie sie! Unter Stall steht ja auch leer, der neugehobelte, der mit der eisernen Krippe und der blinkenden, metallenen Raufe neu und wohlverschene! Stelle mir den armen kleinen Pitauer, der sich so treu und trefflich bemühte im Dienste meiner Familie, Heute mir die Ziege ein, die arme, durchnäßte und bald erhorene, die der kleinen Marinka die süße, labende Milch so mütterlich spendet! Es ist ja für uns alle, alle Raum genug in dem weitläufigen Gebäude, um zu leben, um Athem zu holen und glücklich zu sein! Mögen immerhin Virgil und Frauenhofer noch etwas warten, mag die vielbesagte »Planetarische Metempsychose«, die noch nicht gebunden ist, noch so viele Monate unaufgeschnitten und unaufgeschnitten bleiben. Eile denn, Samuel!"

Tintenfisch erwachte aus seinen Träumen und dahin sehen der plötzlich leidenschaftlich erregte Jüngling und suchte die Spur des Geflohenen, das die Weite ergriffen.

Der Hofrath schloß die Thür, die der wild Dahinstürmende hinter sich offen gelassen, und dann neigte er sein Antlitz, während Thränen in seinen Augen schimmerten, zu der herrlichen Jungfrauengestalt, die jetzt in der Fensteröffnung vor ihm stand. „Ich muß mich schämen vor dir!" sagte er mit bebender Stimme. „Selbst-

sucht hatte mein Haupt umwölkt und das Auge meiner Seele verfinstert, hatte mein Gefühl erstickt und die Stimme der Natur betäubt. Paulajewna, dein plötzlicher Anblick hat mich geheilt; deine Erscheinung hat eingeschlagen in meine Seele mit der Macht des Blitzes und Frühling ist es dort wieder geworden, wo es schon Winter war, und beseelt von der unwiderstehlichen Macht des süßen Lenzes rieseln die Quellen, die schon stumm geworden unter der Hand des unseligen, bannenden Eises! Eis und Verknöcherung drohten mir mit hagerm, versteinerndem Finger! Liebe und lebendiges Leben, Seligkeit winkt mir jetzt! Kannst du mir vergeben, Paulajewna? Kannst du vergessen, daß ich die Stimme des Menschen in mir erstickt und daß ich mich verwandelt in einen hölzernen Schemen, in eine thönerne Figur? Du sagtest vorher, dein Balsam heilte auch zersprungene Herzen und curirte zersprungene Seelen. O, mein süßes Kind! So wandele denn vergebendes Wort in diesen Balsam! Und laß sein deine Stimme der Erhörung die Stimme, die mir das Heil spendet! Sei mein Kind, Paulajewna! Und mehr, noch!" setzte er mit plötzlicher Ekstase hinzu, „sei mein Weib! Fülle die spaltende Kluft einer leidenden Menschenseele mit deines ganzen Wesens unendlicher Seligkeit! Paulajewna, sei meine Braut!"

Die Polenmütze war dem schönen Kinde vom Haupte gesunken und hing nur noch am vergoldeten seidenen Schnürchen über den Nacken hinab. Und so sank sie in die Arme des Onkels, der, gehoben von der Wage der zum ersten male an sein Herz schlagenden und bis in seine intimsten Fasern aufschwellenden Leidenschaft ein ganz anderer Mann war als der, den wir gestern kennen gelernt und der hoch und so heldenmäßig dastand, als nur immer jemand dastehen kann, welcher als Sieger aus dem schwersten aller Kämpfe, dem Kampfe mit sich selbst und der eigenen Niedertracht, hervorgegangen; und sie sagte, die Paulajewna:

„Ich will die Deine sein, Onkel! Die schwarze Mutter von Czenstochau spendet den die irdischen Wunden heilenden Balsam, aber die Manna, die die ewigen Schmerzen heilt, träuft von den Sternen, die Manna heißt Liebe und ich fühle mich glücklich, die sie spenden zu können!"

Der Hofrath schlang seine zitternden Arme um das wonnige Geschöpf. So standen sie da, verschmolzen zu einer Gestalt; da brach eine rosige Lichtflut durch die grauen, sich immer kolossaler auftürmenden Wolken des regnenden Herbstmorgens und umfing mit seinem himmlisch und herrlich verklärenden Schimmer das in Seligkeit verschlungene Paar.

So hörten sie nicht den fröhlichen Jubel, der draußen ertönte, wie die Isabella bellerte, wie die Jungen kicherten, wie das Rößlein, das das Glück eines vor Sturm und Wetter sichernden Stalles ahnungsvoll witterte, wieherte, wie die treue Ziege meckerte und wie der Tintenfisch in einem Meere von Seligkeit die Tscppe wieder hinaufschwamm, den Kopf in die Thür steckte und rapportirte: „Alles bestens besorgt, zu Gnaden, Herr Hofrath! Das Feuer brennt, der Pitropsenzieher arbeitet mit so und so viel Pferdekraft und der Schinken windet sich unter gewaltigen Streichen! Arthur, Emil, George und so weiter, des kleinen allerliebsten Mariechens nicht zu vergessen, lassen den Herrn Hofrath bestens grüßen! «Es geht nichts über Anverwandtschaft», sagen sie. «Familiengefühl», sagen sie, «ist das herrlichste Gefühl von allen», und drauf toasten sie, daß es eine Freude ist, namentlich der kleine kosmopolitische Handwerksbursche, der sich vorher unter dem Litauerchen gewärmt, das ist ein ganz verhenkerter kleiner Kerl, an dem der Herr Hofrath gewiß noch viele Freude erleben werden!"

„Tintenfisch!" sagte der Hofrath, „geh' deiner Wege, wir haben hier eben mehr zu reden! Besorge alles, was dir als Majordomus, zu dem ich dich hiermit ernenne, zu besorgen obliegt und laß uns zufrieden!"

„Gewiß, Herr Hofrath! Wie Sie befehlen, zu Gnaden!"

Eine Pause trat ein.

„Aber schau her, Tintenfisch!" sprach der Hofrath, „da liegt ja der Schwarzmann, unser wackerer, guter Staarmatz todt im Käfig!"

„Das arme, liebe Thierchen", sagte Paulajewna, „es ist wirklich todt!"

„Das Junggesellenthum des Gasthauses «Zum stillen Port» ist todt", replicirte der Kanzlist, „also mußte der Schwarzmann auch sterben — —"

Es war ordentlich wie ein Dämon vom Hause gewichen —

„Herr Hofrath, aber das Vieh nehmen wir morgen wieder ab, das Vieh, das Ihnen fast ein langes Krankenlager gekostet, wäre die schöne Paulajewna nicht gekommen und hätte Sie geheilt mit ihrem heiligen Balsam!"

„Warte nur, warte nur!" versetzte lächelnd der Hofrath. „Die Isabella wird dich schon zahm

kriegen, dich Sohn der auch ordentlich wild aufschäumenden Tintenwelle! Aber zu heute Mittag richtest du ein grandioses Familienmahl an und leben soll in geistesharz bleichem, meteorisch aufflammendem Burgunder »Das Gasthaus zum stillen Port«!"

Erinnerung an Haydn.

Wenn man in der belebten und lärmenden Hauptstadt Oesterreichs über den Michaelerplatz schreitet und bei Lebensgefahr, die zwischen rund auf diesen Platz einlaufenden Straßen die schnell dahinfliegenden Fiaker, die herrschaftlichen Equipagen, schwere Omnibus und kräftig hingetrabte Schiebkarren bieten, glücklich entgangen ist, so sieht man hochaufathmend und froh, sich noch im Besitz seiner Glieder zu sehen, vor einem Hause, welches sich dicht an die Michaelskirche anlehnt und als Durchgang in die Braunerstraße dient.

Dies Michaelerhaus ist es, wo noch vor kurzer Zeit „Postmeisters Tochterlein", Frau Baronin Brandhof, Mutter des Grafen von Meran, in den prachtvoll eingerichteten Räumen ihren fürstlichen Gemahl, Erzherzog Johann, empfing. Vor beinahe hundert Jahren aber saß hier ein begeisterter Jüngling an seinem wurmstichigen Spinett im kleinen Dachstübchen, wo der Wind bei schlechtverwahrten Thüren und Fenstern eine unliebsame Begleitung zu den Tönen blies, die den Spieler mehr zu erwärmen schienen als die kleinen Holzspäne, welche nur matt in dem eisernen Ofen glimmten. Der junge Mann hatte die Anstellung als Chorsänger an der St.-Stephanskirche mit monatlicher Besoldung von zwei Gulden erhalten — eine Summe, die jetzt in Wien für ein mäßiges Mittagmahl kaum ausreicht. Nebstdem brachte er sich mit Stundengeben kümmerlich fort. Neunzehn Heidenschüler riefen in dem an der ungarischen Grenze im Orte Rohrau gelegenen Aelternhause nach Brot. Der junge Mann, dessen musikalisches Talent schon früh hervortrat, blieb auf sich selbst und seine Begabung angewiesen; aber Emanuel Bach's „Sechs Klaviersonaten" eröffneten dem strebsamen Geiste eine neue Welt. Mangelhaft, wie das Klavier in damaliger Zeit noch gewesen, konnte es durch die schlechte Interpretation den Geist Emanuel's, der sich in diesen Compositionen aussprach, nicht erdrücken. Und an diesen Schöpfungen bekeuerte sich der junge Musiker. Aus dem elenden Dachstübchen des Michaelerhauses ging ein Licht ersten Ranges hervor; Niemand kannt der damaligen heitern, gemüthlichen Stimmung, dessen Musik der Ausdruck des österreichischen Volks genannt werden kann, Joseph Haydn.

Alljährlich hören die begeisterten Anhänger der alten Schule seine „Schöpfung", seine „Jahreszeiten". Mit stets gleich frischer Empfänglichkeit lauschen sie der Tonmalerei Haydn's, die Tieck so anfeindete, hören und sehen sie das Pferd wiehern, den Tiger springen, die Insekten schwirren, das Gewürm kriechen oder versetzen sich in dem unvergleichlichen „Spinnerlied" aus den „Jahreszeiten" in die wohnliche Stube, an den warmen Ofen, wo die spinnenden Mägde athemlos der Erzählung ihrer Genossinnen folgen. Daß auch die Volkshymne Oesterreichs sein Werk, ist bekannt. Mit nicht geringem Erstaunen hörten wir einst in einer katholischen Kirche Breslaus von den Schulkindern das Morgenlied auf diese Melodie abgesungen.

Eine kleine Broschüre: „Haydn in London", von H. von Karajan, dem verdienstvollen Custos der wiener Hofbibliothek (Wien, Gerold, 1861), versetzt uns durch die darin nach den Originalen abgedruckten Briefe Haydn's an Frau von Genzinger sowol in die damalige Zeit, als wir darin auch ein Spiegelbild von Haydn's Charakter erhalten. Haydn hatte später auf dem Schlosse des Fürsten Esterhazy in Ungarn in der Nähe des ironischen Neusiedlersees als Kapellmeister eine Besoldung von 400 Gulden Wiener Währung, nach jetzigem Belde 80 Thaler jährlich. Oft beklagte er sich in seinen Briefen an Frau von Genzinger, so gebunden zu sein, daß er „nie die Erlaubnus erhalten kan, nur auf 24 Stund nach wienn gehen zu dürfen". Der Briefwechsel mit der talentvollen Frau, die viele seiner Compositionen für das Klavier setzte, wurde um diese eifriger fortgeführt. Nach Oedenburg schickte man die Briefe durch den Boten und so geschah es, daß einst ein Packet verloren ging, das Haydn veranlaßte: „über seine briefe noch ein Extra Couvert an Hrn. Portier Pointner in wienn zu machen". Fortwährend schickte er seine neuen Compositionen, Sonaten, Quartette, Symphonieen an Frau von Genzinger, und wir lesen in einem Briefe vom 18. November 1781 folgende Stelle: „Sollten meine wenige Talenten im Stande seyn So viel schmeichelhaftes nur in etwas zu erwiederen, so Erbreite mich Euer Gnaden mit einen kleinen Musicalischen Kranter Topf aufzuwarten, ich finde zwar in

diesen Pot-Pourri nicht gar viel wohlriechendes, vielleicht enlegt der unternehmer diesen Fehler in nachfolgenden Ausgaben."

Endlich schlug die Erlösungsstunde: eine kurze Erholungsreise nach Wien wurde dem Meister gestattet. Um desto schmerzlicher empfand er die Rückkehr nach den in der Hauptstadt so glücklich verlebten Stunden. Er strömt seine Empfindungen darüber ebenfalls in einem Briefe an Frau von Genzinger aus, der, unter der ganzen Sammlung der längste und merkwürdigste, hier seinen Platz finden möge:

Wohl Gut Wohlerne
Sonders Hochschätzbarste — Allerliebste
Frau von Genzinger!

Nun — da ich in meiner Einöde — verlaßen — wie ein armer wolf — fast ohne menschlicher Gesellschaft — Traurig — voll der Erinnerung vergangener Vohen Tage — so lieber Vergangen — und wer weiß, wan diese schwerzhafte Tage wider kommen werden? Diese schöne Gesellschaften! wo ein jünger Ritzig Ihr Herz, Ihre Seele ist — alle diese schöne Musikalische Abende — welche Ich nur denken, nicht beschreiben kann — wo sind alle diese Annehmlichkeiten? — Weg sind Sie — und auf lange sind Sie weg. Hinnehmen sich Euer Gnaden nicht, daß ich so lange eine meiner Pflichtung nicht geschrieben habe! ich konnte so Gott alles verweist, 3 Tag wußt ich nicht ob ich Capel-Meister oder Capell-Diener war, nichts konte mich erfreuen, mein ganzes Clavier war in unordnung, mein Porte piano, das ich sonst liebte, war unbrauchbar, unerträglich, es reizte mich nicht zum Arbeiten, als zur verzweiflung, ich konte weder schlafen, legte die Traume verfolgten mich, bon, da ist ein Italien, die Opera le nozze di figaro zu hören kommen, mogte mich der falsche Postmeist auf, und blase mir fast die schlafhauben von Kopf; ich wurde in 3 Tagen um 20 Pfd. mägerer, denn die guten wienner bifeel verlehren sich ihre Lebensgeister, ja, ja, dacht ich bey mir selbst, als ich so meinen Koll Hauß Hat dem hellahren Kirchlich, ein Hud von einer 20 Jährigen Kuhe, Hat dem Rauen mit seinen Gutterin (Butter) einen alten (Hagen (Hammel) mit gelben Wurken (Wurken, in Wien sagt „Gemüsche" genannt) Hat dem schwäbischen Kaiser (Kaiser) ein schönes Kunststück, Hat den Le gieren und hellsiern Tamerangen, ein Pfund eine sogenannten Gros Lallas (Sprechen von Kindern) Hat die Hasiern, dass Regt Hälft und Heilmus — und so weiter sprechen mueste, — ja, ja, dacht' ich bey mir selbst, hätte ich jetzo manches bisel, was ich in meine nicht habe verzehren können — Hier in Gllersee (Gloggnitz) hätte mich niemand, Schaten Sie Gloggnitz mit eher ohne milch, so lieben Sie Kaffe, schwarz oder mit Chocke, mit nun so ich Sie belieben, Heiße Hunde, wollen Sie Gefrornes mit Vanille oder mit Ananas? hatte ich jetzt nur ein Stuck guten Parmesan Käs, besonders in der Kalten, um die schwarzen Nudeln und Nudln leichter hinab zu Schlucken, ich gabe eben heute meinem Portier Commission, mir ein halb Pfund herabzuschicken.

Verzeihen Sie, allerbeste gnadige Frau, daß ich Ihnen das allererstemahl mit so ungereimten Zeug und der Feder den schweren die Zeit abkürze, vergeben Sie es einem Manne, welchem die wienner zu viel gutes erwiesen haben, ich fange aber schon nach und nach an mich an das Städtische zu gewöhnen, gestern Abendete ich zum Erstenmahl mit Sr. gewalt Hasenick. —

Euer Gnaden werden gewies Kostiger als ich gewesen sein. Das gefällige Adagio aus dem quartett wird bestendig schon den wahren ausdruck durch Ihre schöne Finger erreicht haben. Meine gute Freile Pepperl (Josepha Pepperl wird sich Ihnen ich durch eigenes abbogen der Cantate auch bey Mueller Gnaden, besonders bey Meiner anesprach, und genauen Vocalisierung, dan es wäre eine Sünde, wenn eine so schöne Stime in der Brust verstickt bliebe, ich bitte derohalben um ein chevie lacheln, sonst geht mir ganz gewis einige vor. Den Monsr. Francois Empfehle ich mich eventale in sein Musikalisches Talent, wan er auch in Adagi Noch Sagt, es geht doch immer gut, ich werde zur aufmunterung Ihnen einmal neues übermachen. unterdessen küs ich nächstens die Hände für alle mir erwiesene Gnaden, und bin mit verpflichtester Hochachtung zeit lebens

Euer Gnaden
ganz gehorsamster aufrichtigster
Diener
Josephus Haydn m. p.
Eisenstatt den 9. Febry 1781.

N. S. Mine meines gehorsamsten Respect an Hoch Ihro Herrn Gemahl nur mein Compliment zum Mons. N. Dotzmeister den Jungen Herrn sag an die Herrn Nanette und grammes von Hackerischen Familie. —

Nicht wahr, eine seltsame Orthographie? Und im Grunde betrübend, wenn man bedenkt, daß im Jahre 1781 die deutsche Literatur auf ihrer klassischen Höhe stand! Dagegen weht uns freilich der echte wiener Humor der damaligen Zeit entgegen. Die unverwüstliche Heiterkeit, die selbst in der Trübsal zu scherzen vermag, noch jetzt ein Charakterzug des über seine eigenen Leiden in Epigrammen unerschöpflichen wiener Volks — ferner die angeborene Neigung, „gute Bissel" nicht zu verschmähen.

Haydn's Principal, der Fürst Esterhazy, starb im September 1790. Haydn übersiedelte nach Wien, wo ihn bald darauf Salomon für London gewinnen wollte. Alles lieb von der Reise ab. Selbst Mozart bat seinen „Papa", davon abzustehen: „Sie haben keine Erziehung für die große Welt und sprechen zu wenig Sprachen", sagte er ihm, worauf der Meister die Antwort gab: „Meine Sprache versteht man durch die ganze Welt!"

Im December 1790 trat Haydn, dessen häusliche Verhältnisse — ein geistvoller wiener Kritiker nannte das Tondichters Ehe mit Fräulein Keller die einzige Dissonanz seines Lebens — ihm die Trennung nicht erschwerten, die Reise nach London an. Doch versorgte er die in Wien

zurückgelassene Frau mit einem Theil seiner Ersparnisse, bat auch Frau von Genzinger schriftlich, „der Seinigen auf eine kurze Zeit 150 Gulden vorzustrecken, sich aber von ihr eine Quittung geben zu lassen". Bei der Ueberfahrt hatte er durch Windstille, später durch Seekrankheit zu leiden, wurde in London gut aufgenommen und vielfach ausgezeichnet. Er besuchte auch den Astronomen Herschel, der bei Windsor in Slough lebte. Hier schrieb er nach und nach seine Oper „Orfeo", die „Zwölf englischen Symphonieen", „Die Schöpfung" und „Die Jahreszeiten". Seine meisten Neider fanden sich unter den italienischen Musikern. Der Violinist Felice Giardini wies Haydn's Besuch mit den Worten ab: „Ich will den deutschen Hund nicht sehen." Bei einer Generalprobe sollten die ersten Noten seiner Symphonie piano gespielt werden, man verstand ihn nicht und ein forte schlug an sein Ohr; ebenso das zweite mal. Da hörte Haydn hinter sich „in der lieben Frau Muttersprache" die deutschen Worte, die ein Violin zu seinem Nachbar sagte: „Du, dem sind schon die ersten Noten nicht recht, wie wird's mit den übrigen aussehen?" Haydn spielte nun den Eingang auf der Violine vor und die Sache kam in Ordnung. Aber man trieb die Gehässigkeit so weit, seinen Schüler Pleyel nach London kommen zu lassen, bloß, um den Lehrer dadurch zu verdunkeln; also umgekehrt wie Rubens und Van Dyck in Madrid. Die List scheiterte an der Bescheidenheit des Schülers und dem Wohlwollen des Meisters. Beide verstanden sich in Güte.

Dr. Charles Burney, ein warmer Verehrer Haydn's, verschaffte dem deutschen Componisten die Doctorwürde in Oxford, wobei derselbe im weißseidenen Mantel und schwarzen Hütchen nicht nur allein während der Ceremonie, sondern drei Tage lang in den Straßen Londons die neue Würde zur Schau tragen mußte, wobei ihn die Engländer anstarrten und ausriefen: You are a great man! Bei der Verleihung der Doctorwürde zählte die damals 43 Jahre alte Mara.

Eine sonderbare Notiz findet sich in Haydn's Tagebuche vom 23. Nov. 1791 über das Marionettentheater in Saville-Row, wo statt der Sprecher Sänger die hölzernen Figuren belebten und dem Spiele mancher Opernsitten allerdings ziemlich nahe kamen. Später schrieb Haydn für das Theater in Esterhaz vier solcher Marionettenopern.

Bin Mr. Shaw, zu dem Haydn gebeten, führte ihn auf eigene Weise. Als der Meister eintrat, sah er, daß die Damen verstorbene Bänder um den Kopf trugen, worauf der Name Haydn sehr niedlich in Gold gestickt zu sehen war. Mr. Shaw hatte dasselbe in seinen Stahlperlen auf den Ecken des Rockkragens gestickt.

Haydn erhielt auch eine Einladung zu dem Herzog von York, wo viel musizirt wurde und worüber er an Frau von Genzinger schreibt: „Ich dirigirte die Sinfonien am Clavier. Die liebe kleine (Herzogin von York) saß neben meiner an der linken Hand und blamirte alle Stücke auswendig mit, weil Sie solche so oft in Berlin hörte. Der Prinz v. Wallys saß an meiner rechten Seite und spielte das Violoncelle so ziemlich gut mit, ich mußte auch Singen. Prinz von Wallys ist das schönste Mannsbild auf gottes Erd boden, liebt die Musik außerordentlich, hat sehr viel gethan aber wenig geld. Nota bene unter uns. Mich vergnügt aber mehr seine güte, als das Interesse."

Haydn erntete in London goldene Früchte und da er ein sparsamer Hauswirth gewesen, lebte er nach seiner Rückkunft in Wien ganz sorgenlos, zuletzt im eigenen Hause zu Gumpendorf, einer Vorstadt Wiens; dort starb er auch nicht lange nach dem Einmarsch der Franzosen, den 30. Mai 1809 im Alter von 77 Jahren. Bekannt ist die Begebenheit, welche von allen seinen Biographen aus Anlaß der vom Fürsten Esterhazy beabsichtigten Auflösung seiner Kapelle erzählt wird. Haydn componirte eine Symphonie, wo die Stimme eines jeden Instrumentes nach und nach zu Ende ging, jeder Musiker seine Lampe auslöschte, sich still entfernte und nun Haydn nach dem letzten Tone auch den Taktstock niederlegte und sich lautlos davonschlich. Der Fürst, durch den Eindruck dieses Musikstücks gerühret, ließ die Kapelle in ihrer alten Wirksamkeit.

In seinen Symphonieen, deren er 140 schrieb, drückt sich ein gleichartiges Schweben zwischen mild-ernster Empfindung und fröhlicher Laune aus. Der leidenschaftliche Ausdruck fehlt. Das heitere Element ist mehr in den Menuetten vorherrschend, in den Adagios zeigt sich Lebendigkeit und Frische des Geistes. Im ganzen genommen ist unserem Ohr eben das eigenthümliche Aroma dieser Musik, fast bis zu einem zierlichen Zöpfchen, unverkennbar, aber die Grazie und sittliche Anmuth verschönert die Idealität. Edel ist seine Liebe zu Mozart, tief war sein Schmerz, ihn überlebt zu haben. Wie erfreulich ist es, sein einfaches Urtheil über Mozart zu hören: „Die Nachwelt

bekommt nicht in 100 Jahren wieder ein solch Talent."

In seinen letzten Lebensjahren nahm die kindliche Stimmung den alleinigen Besitz in seinem Gemüth und meist empfing und entließ er die Besuchenden mit unausgesetztem Weinen. E. v. K.

Anregungen.

Pariser Herbsttage.

IV.

Die bauliche Umwälzung und Verwirrung in Paris ist so groß geworden, daß der Pariser selbst sich kaum zurechtfindet. Zwei meiner Freunde, die seit einem Jahre abwesend gewesen waren, hatten sich in einem Café des Studentenviertels ein Stelldichein gegeben, als sie hinkamen, war das Café niedergerissen, ihre weitere Adresse kannten sie nicht; so mußten sie nach vierwöchentlichem Aufenthalt die Stadt verlassen, ohne sich gesehen zu haben. Wie störend diese Umwälzungen auf häusliche Einrichtungen einwirken, läßt sich begreifen. Ich habe Bekannte, die seit sechs Jahren zweimal ausgezogen sind, immer weiter rücken sie hinaus aus dem eigentlichen Paris, hin nach Passy und darüber hinaus. Aber Paris verrückt sich allerdings selbst. Von der Mitte ging es aus, dann schritt es sich auf dem linken Ufer an den Gensdarmenberg an, siedelte sich auf dem rechten um Louvre und Bastille an; unter Ludwig XIV waren die Triumphbogen der Portes St. Denis und St. Martin noch Thore, vor zehn Jahren waren sie in der Mitte von Paris; kurz vor der Revolution von 1789 war der Park von Monceaux westlich von Paris, damals auch Les folies de Chartres genannt, ein fürstlicher Lustort, wo die Mutter Ludwig Philipp's 1774 in unerhörtem Prunke glänzte; heute gehört er zur Stadt Paris und zum Boulevard berühmten Ton, denn Paris läuft der Sonne nach, und um sie um so sicher einzuholen, rennt es über die Gipsischen Felder durch den Triumphbogen hinaus bis nach Neuilly, ja bis nach Asnières hin. Um den Triumphbogen gruppirt sich ein neues aristokratisches Viertel. Wie wird das enden? Der Kopf schwindelt einem, wenn man daran denkt, und man ist zur Selbstbesinnung wieder zurück in die alten liebgewordenen, heimlich merkwürdigen Stätten des alten Paris. Freilich, wie wenig bleibt davon? Der Romantiker seufzt, wenn er die aus dem Mittelalter her berühmten Hotels des Feudaladels verschwinden und sie durch neue Prunkbauten ersetzt sieht, die weder zu Geist noch Herzen sprechen. Das alte Hotel Gallois, in dessen Hofe der Admiral in der Bartholomäusnacht verendete, ist der Erde gleichgemacht; ein neues Haus in der Nähe des Platzes, wo das Hotel stand, hat wie eine Firma den Namen davon angenommen. Die alte Rue des Lombards mit ihren feudalen Gewölbefrömmerläden, die sich nur lange Hypotheken in die dicke Dunkelheit verstehen, ist gelichtet, der Boulevard Sebastopol hat sie mittendurch getrennt; kaum gibt noch hier und da ein Wappen eine Ahnung von jenen Gewürz- und Zuckerhöhlen, in deren eine Alexander Dumas, der Verfasser der „Drei Musketiere", seinen Planchet begrub. Die Wirthschaft „Zum weißen Kaninchen" in der Bahnengasse in der Nähe, wo Eugene Sue's „Geheimnisse von Paris" beginnen und deren Grundmauern bis in die Zeit Pipin's des Kurzen hineintragen sollen, dieser uralte Herd- und Sündenwinkel, wo Menschen hausten, die schrecklicher als nur irgendein Ungeheuer der gefräßigsten Gründe waren, es kurz unter den Resten der Civilisation so gut wie die Urwälder von Nordamerika; denn (wie der Roman sagt) es gibt in Paris Mohikaner wie jenseit des Ocean. Der alte Pont St. Michel mit seinem wilden Gewirre von „geblumten Blusen und Hosen und von verschossenen Seidentüchern", wo „die historischen Häuser gestalten lächeln und sagen durch Augen und Fenster:

Wie die Matadorinnen hemmlich
Lustig sich prägeln mit ihren Mangeln
Und die Kinder der Lüfte herrlich
In den Königs-Gewändern angeln —

und Lingelstedt, der Obige sang, 1842 seinen Weltschmerz zu verlieren begann, indem er, so lang er war, vor „all dem Tummeln und Taumeln schwindelnd zu Boden fiel" — dieser wie Rabelais und Montaigu pikante Pont St. Michel, er ist gefallen, wie das heilige Troja gefallen. Auf dem Platze, wo er auslief, ragt jetzt die monumentale, 26 Meter hohe, 15 Meter breite Brunnenfontaine des Erzengels Michael empor, deren Hauptgruppe allein über fünf Meter hoch und deren Ganzes im üppigsten, farbenreichsten Dekorationsstil ausgeführt ist. „Man fühlt sich glücklich bei dem Gedanken (sagt eine pariser Beschreibung davon), daß eine christliche Idee, der Triumph des Guten über das Böse, versinnbildlicht durch den Erzengel Michael, in einem noch viel kurzsinnigen und schlechtgesinnten Stadtviertel den Gebrauch der Bronze und des Marmors wenige Schritte von Kaiser Julian's altem Palaste wieder ins Leben gerufen hat." Eine andere Zerstörung, die uns Deutsche interessirt, ist die Zerstörung der Villa (Rue Vaneau à Beaujon), die 1850—52 von Frau Mundt, Gräfin von Landsfeld, und später von dem 1830 vertriebenen Herzoge von Braunschweig bewohnt war.

Was sind die Folgen davon? Welche Veränderungen gehen aus dieser Stadtumwandlung hervor? Zunächst nur bei der negativen Seite an. Das alte Paris geht unter. Ein Lachen über diesen Spruch rufen Mendiant de la Bastille, meinen Sie, hätte das auch gethan. Ganz recht; es kommt nur darauf an, wie man's meint. Kinder von fünf Jah-

ren lernen das Abc und doch steckt alle Weisheit der alten Inder und Aegypter darin.' Die äußere Umwandelung hat auch naturnothwendig eine innere, geistig-sittliche zur Folge; man lege einem echten Dorfmädel statt ihrer bäuerischen Tracht die reichen, geschmackvollen Kleider der neuesten Mode an und man wird bald gewahren, welche Umwandelung in Geist und Herzen des Bauernkindes vor sich geht. Da kommen andere Sitten in Paris auf, andere Bedürfnisse, andere Gewohnheiten. Nach der sogenannten gemüthlichen Epoche Ludwig Philipp's wird es nun erst großstädtisch. Fast wie in London ist es, wenn man von einem Ende der Stadt zum andern will, so weit man. Ich erhielt eine Einladung zu einem Abendessen; mein Freund wohnte in Paris und doch hatte ich eine Stunde weit zu fahren. Alle Dimensionen wachsen mit der Stadt, mit den Riesenstraßen, die man Boulevards nennt; wie das äußere Ansehen derselben prächtiger wird, so wird auch das Leben darin anspruchsvoller, prunkender. Die Einwohner, namentlich die Frauen, wollen auch in der Toilette mit den glänzenden Neubauten harmoniren. Die Einkünfte mögen wachsen (wenn dies nicht der Fall wäre, so wäre ja die Stiftung unmöglich!), aber die Hausmiethen wachsen sicherlich auch, was auch dagegen gesagt werden mag; denn ersteres steht die Zahl der Neubauten bezeigt noch nicht im Einklang mit den alten Gebäuden, die man niederreißt, und ehe sich die Bevölkerung gleichmäßig vertheilt, braucht es Zeit. Auf dem Boulevard Sebastopol stoßen ein ganz beträchtliches Magazin seine 12000 Francs ohne Wohnung; hier, aus nicht als Küche, Salon und Schlafzimmer bestehend und im vierten oder auch im fünften Stock gelegen, kosten ihre 1200 Francs für sich. Der Verkäufer vertritt indessen in der Regel seine Auslagen; aber alles, was von Beamten auf einen bestimmten Gehalt angewiesen ist, alles, was nicht der allmächtigen Industrie dient, Gelehrte z. B., muß sich gewaltig einschränken. Während der Börsenschreiber in goldenen Palästen wohnt, wohnt der berühmte Historiker Mignet, um einmal erlauchte Namen citirt zu sein, in der Straße Notre Dame de Lorette im vierten Stock und zahlt dennoch 1500 Francs dafür.

Da ist ferner merkwürdig, wie tief der an sich so barmherzige, unscheinbare Macadam auf Sitten und Gebräuche einwirkt — übrigens eine altherkömmliche Erfindung. Vielleicht ist es niemals so verwünscht worden als in dem vergangenen regnerischen Jahre, wo Paris zuweilen durch die schrecklichen Pfützen und den Kothabraum, der sich selbst vor dem Kaiserpalast alle fünf Schritte weit aufhäufte, einem Meere ähnlich sah. Es war unmöglich, über die Straße zu gehen, und man sehnte sich nach dem alten Pflaster zurück wie die Israeliten in der Wüste nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Das pariser Pflaster war vielleicht das beste der Welt, da das Wasser sich leicht in den Zwischenräumen verlor, so konnte man beim größten Regen fast trockenen Fußes über die Straße gehen. Heutzutage ist den Damen, die doch ihre Toilette besonders zu schonen haben, der Ausgang verwehrt, wenn sie keinen Wagen haben oder miethen. Das letztere bleibt nun auch nicht aus, aber es verursacht Kosten, und diese neue, nothwendig gewordene Ausgabe hat wieder Einschränkungen in der Häuslichkeit zur Folge. Früher oder später kommt man sicher wieder auf das alte Pflaster zurück, das nur die Lohnkutscher nicht vermissen, denn es war der Tod ihrer Pferde. Ein pariser Kutscherpferd brachte es sonst nicht über drei Jahre, heute hat es durch den Macadam allerdings viel weniger Strapazen. Alle Welt weiß, daß das Pflaster nur deswegen abgeschafft wurde, damit das Barrikadenbauen unmöglich würde; seitdem aber die gezogenen Kanonen erfunden sind, gegen die schwerlich noch eine Barrikade aushalten kann, ist dieser Grund hinfällig geworden. Der Philosoph Ruge, der wie die Hegel'sche Philosophie die ganze Welt aus dem abstracten Begriffe aufbaute, meint zwar, man könne auch die macadamisirten Boulevards der Revolution dienstbar machen, indem man sie mit Gräben durchschnitte und so die Reiterangriffe verhinderte.

(Der letzte Brief in nächster Nummer.)

Kunden aus der Ferne.

IV. Die Preußen in Persien.

Die Absicht, Preußens Handel in Beziehungen zu fernen Ländern zu bringen, ließ nicht nur die japanische Expedition zu Stande kommen, sondern wurde auch Veranlassung, daß im November 1859 der ehemalige Polizeipräsident von Berlin, nachheriger Ministerresident bei Spanien und Portugal, Veit von Minutoli, in gleicher Eigenschaft nach Persien gesandt wurde.

Mannichfache brieflich Mittheilungen kündeten nicht nur ihm und seinen Verwandten glückliche Ankunft im Mai 1860 an, sie schilderten auch den ebenso glänzenden als eigenthümlichen Einzug in Teheran, leider auch den inzwischen erfolgten Tod Minutoli's.

Der Schah von Persien hatte der Gesandtschaft kein einziges Stunden vor Teheran Lagerzelt kleines Jagdschloß zur Disposition gestellt, wo sie auf am nächsten Morgen sie als Gesandte der preußischen Majestät im höchsten Glanze eingeholt werden sollten. Schon auf der Hälfte des Wegs zur Stadt gewahrten die Reisenden in der Niederung zu ihren Füßen ein großes weißes Zelt, das in der Nähe eines Waldes aufgeschlagen war. Reiter in europäischer und persischer Tracht kamen ihnen entgegen. Der Schah hatte ihnen einen General und einen Polizeichef zur Begrüßung gesandt. Die sich an diese Ehrenrepräsentation anschließenden Europäer waren Deutsche, unter denen sich auch der persische General, ehemalige kaiserlich österreichische Rittmeister von Kremsir, ein Mann, der sich um das persische Heerwesen sehr verdient gemacht, befand.

Im Zelt fanden nach europäischer Art Stühle

um einen langen Tisch und dieser war noch landesüblicher Weise mit Nüssen belegt, zwischen welchen Teller mit Zuckerwerk standen, sodaß der ganze Tisch davon bedeckt war. Die süßen Gaben wurden dem Gesandten als Geschenke des „Königs der Könige" (Schahin-Schah) bezeichnet und der blumenbestreuten Tafel folgten blumenreiche Reden, deren Inhalt darauf hinauslief, daß alles Volk sich der brüderlichen Vereinigung der Preußen und Perser freue, die „inschallah" (so Gott will) nie mehr aufhören werde.

Nach einem nunmehrigen Bonbon- und Rosenduft — wo ihnen zweifelsohne ein Beefsteak willkommener gewesen wäre — bestiegen die Eingeladenen, die in reiche und stattliche Uniformen gekleidet waren, von neuem ihre im persischen Schmuck prangenden Pferde, die mit Edelsteinen belegtes Zaumzeug, eine goldene Halskette und seidene, höchst unbequeme Sättel trugen. Der Herrsch oder Leppichleger des Kaisers mit seiner hohen rothen Troddelmütze auf dem Kopfe, Stäbe in den Händen, eröffnete mit den Gelandars (höhern Stallbedienten) den Zug, dann kam der Gesandte, umgeben von den hohen persischen Beamten, dann das Gefolge und die Diener. In diesen gehörte persischerseits ein ganzer Trop: denn es gab nicht allein einen Koch für die Speisen, sondern auch einen für den Kaffee, für den Thee, einen Scherbetbereiter, einen Pfeifenreiter, der auf seinem Rosse allein mit sich führt bis auf die brennenden Kohlen hin, was zum landesüblichen Kalian (Wasserpfeife) gehört, die selbst unterwegs, wie bei uns zu Lande eine Cigarre, angeboten und gebraucht wird. Diesen schlossen sich an die Leppichleger, Zeltschläger und Wasserträger, der Abdar, der in Blechkannen den nöthigen Vorrath an Trinkwasser und Eis mit sich führt.

Nach einem überaus heißen Ritt, von drückenden Sonnenstrahlen und wallendhaftem Staub gequält, erblickten sie endlich Teheran, das mit vielen schlanken Bäumen geschmückt, umgeben von Thürmen und Festungsmauern aus ungebrannten Ziegelsteinen, mit den blauglänzenden goldenen und silbernen, im Strahle der Sonne leuchtenden Kuppeln der Moscheen sich vor ihnen ausdehnte, während der schneebedeckte Kuh-i-Demawend, majestätisch über der waldumkränzten, vulkanischen Kette des Elbur emporragend, das wunderbare Bild in großartiger Weise vollendet.

Teheran soll jetzt gegen 120,000 Einwohner zählen. Die unerträgliche Sommerhitze und die der Stadt umgebenden Moräste machen den Aufenthalt daselbst ungesund, daher wird sie im Sommer, vom Mai an bis September, vom Hof und allen wohlhabenden Familien verlassen, die sich auf ihre Sommersitze begeben, wie der Schah auf irgendeine seiner prachtvollen Jagdhaltungen oder Lust-Kaiser.

Am Stadtthor von der persischen Infanterie mit Pfeifen und Pauken feierlich empfangen, präsentierte dieselbe das Gewehr nach französischem Gleis. Nach einem Ritt durch eine lange Pferdegasse und einen düsteren Bazar hielten sie endlich vor der Thür des königlichen Gartens. Dort befand sich das vom Schah für sie einstweilig eingerichtete Palais. Eine mit Pauken und Trompeten bewaffnete Musikbande empfing sie in überaus krähigen Tönen und Töne etwas die Ohren, die man beim Eintritt in diesen von schlanken Bäumen, Blumensträuchen und Rosenhecken gezierten Garten, in denen bunte und weiße Pfauen sich heimatlich bewegten, haben konnte, als wäre man in Armidens Zauberhain. In der Mitte desselben stand ein vierfacher Festhaus Gulab-Khanah (die räuchliche Wiege) benannt, in welchen eingetreten sie gemüthlich wurden. Das Innere bildete die Gestalt eines Kreuzes, die Deckenwölbe waren mit Blumenguirlanden geschmückt, die Wandflächen mit Bildern persischer Tänzerinnen und auf einem großen Tisch wechselten wieder volle Rosenschüsse mit Tellern, auf denen die verschiedenartigsten Zuckerwaaren aufgetragen standen. Die Treppen waren mit Rosenwasser besprengt, auf den reichhaltigen Sitzteppichen lagen ganze Haufen abgepflückter Rosenblätter, über die Anwesenden verbreitet und streuten, fühlten sich nicht in der redlichen Laune. Als man sich gesetzt, wurde Thee, Kalian und Kaffee herumgereicht und die „Salamats" (höfliche Reden) erneut, bis sie endlich, von den Umfangsschwierigkeiten erlöst, im Haus des Schahs sich heimisch machen konnten.

Die überaus reiche Natur Mimotell's bemühte sich vor allem mit den gesammten Handelsverhältnissen und den Produkten, der erzeugt werden, vertraut zu werden. Hervorragende Stoffen die Webereien, von den berühmten persischen Shawls, Gold- und Silberbrokaten, Seidenstoffen an bis hinab zu den wollenen und baumwollenen Waaren, auch in Waffen und sonstigen Metallarbeiten machte Fortschritte gemacht, wie wenig jedoch aus manglicher Anregung der eigene Fleiß ausgebeutet wird, ergab eine ihnen zu Ohr kommende Begebenheit.

Die Militärinstrumente, namentlich die Trompeten, die man aus Frankreich bezog, wurden pro Stück mit 10 Dukaten bezahlt. Da gelang es einem geschickten Metallarbeiter, dieses Instrument in einer Vollkommenheit nachzubilden. Er wurde vom Kriegsminister mit dem Begehren eingeführt, daß er Vertrages nur drei Dukaten dafür verlange, worauf der Minister ihm ein Bakschisch von nur zwei Dukaten machen ließ. Als der ehrliche Mann gelohnt, versicherte, daß das nicht sein ausgehungertes Geld sei, erhielt er den Befehl. Dann solle man bei den französischen Instrumenten — zu 10 Dukaten fehlen.

In Europa kommt zuweilen Aehnliches vor.

Um sich mit den anderweitigen Verhältnissen über dem Uebelstand Persiens vertraut zu machen, gehörte zunächst auch die Kenntniß des Landes selbst und hierzu die umfassendsten Reisen in demselben. Außer dem speziell industriellen Interesse hat sich dem regen Natur-, Kunst- und Alterthumsinteresse Mimotell's auch das reichhaltige Material angeeignet, das

Ref. Fels.

Beruhigen Sie ſich! ich beſchwöre Sie; keine Uebereilung!

Julie.

Ihn in Gefahr zu wiſſen, allein mit ſeinem nagenden Schmerz, allein mit dem Gefühl ſeiner gekränkten Ehre — ich ertrag' es nicht.

Ref. Fels.

Einen Augenblick! Sie müſſen es. Gehen Sie ſo lange zurück, bis wir ein deutlicheres Ende abſehen.

Julie.

Nun ich ihn in Gefahr weiß, hab' ich keinen andern Gedanken mehr, als ihm zu leben, ihm zu ſterben. Laſſen Sie mich zu ihm!

Ref. Fels.

Ich beſchwöre Sie; überlaſſen Sie mir ihn noch einen Augenblick allein.

Julie.

Wie ſoll ich mich rechtfertigen, wenn ein gefoltertes Gemüth ſich dem Argwohn hingibt, daß ich ihn in der Stunde verließ, wo alle an ihm zweifeln konnten, aber ſein Weib ihm treu bleiben mußte!

Ref. Fels.

Ich nehme Alles auf mich. Ich verantwort' es. Gehen Sie jetzt (drängt ſie zurück) Gehen Sie — jetzt

Durch eine nicht sowol kräftige als elastische und zähig vegetative Körperconstitution unterstützt, die ihn sein ganzes Leben hindurch bei noch so großen und beschwerlichen Reisen die selbstauferlegten Strapazen glücklich hatte ertragen lassen, hatte er unbedingt auf diese und mußte sich immer größere Unternehmungen zu, im dammenden Alter der Sache, der er diente, oft seine moralischen und physischen Kräfte überschätzend. So war die Besiegung des Tremunda mit vielen Beschwerden verknüpft, ein rein privates Unternehmen, wurde jedoch nächst unseren Ausflügen glücklich vollbracht, obwol der Wechsel des Klimas, die heißen Tage, die kalten Nächte, die die Reisenden oft im Freien oder unter mangelhaftem Obdach zubringen mußten, alsbald Kinderkrankheiten und gastrische Zustände erregten. Man behauptet, daß dieser jähe Wechsel der Temperatur mehr von der Erhebung des Bodens als von der Entfernung des Aequators abhängt. Auch mit der Charakter des Landes bei weiteren Reisen in derselben mit wenig Ausnahmen als ein vorherrschend dürrer und unfruchtbarer auf. Die Berge sind nur im März und April mit einer theilweisen smaragdgrünen Decke überzogen, bald verbrennen die Sonnenstrahlen den lebendigen Teppich und der braungraue Ton der Felsen wird wieder sichtbar, zumal das Land durchweg an Wassermangel leidet. Die Flüsse sind unansehnlich und gering im Verhältniß der weiten Sandsteppen, die sich im Innern ausbreiten. In den begünstigten Gegenden gleicht der geringe Theil des angebauten Landes einer Oase in der Wüste und dient im schärfsten Contrast dem verbrannten Boden zur Folie, auch die Berge sind wie die Ebene meist entblößt von Pflanzungen. Nur in den Thälern findet man Obstbäume und nur an den Ufern der Flüsse die schöne orientalische Platane, die schlanke Pappel und die Tamarisk — sie machen aber in der grauen Sandwüste Ebene eher einen melancholischen als heiteren Eindruck. So sieht man denn auch im Lande keinen prosperirenden Wohlstand, keine frohen und glücklichen Menschen zeigen sich dem Blicke des Wanderers, das Auge sieht mehr nur eine in Trümmer gefallene Herrlichkeit. Auch die größern Städte sind anders, als sie eine der orientalischen Perle entsprungene Phantasie in Märchen und Sagen nach Europa gebracht hat, da in ihnen neben einem Gemisch von Armuth, Schmutz und Verfall jetzt das Verwahrlosung des Barbaren auch hinein sich geltend macht. Nur die Kaufleute (Tadschiks) besitzen eine nicht zu verachtende Intelligenz, sie lieben nicht nur — nein, sie schätzen die Kunst und Wissenschaft und halten ihre alten Dichter hoch in Ehren. Die Märchen und Sagen, die sie mit ganz verzeihlicher Anwendung der Kindlichen Bewunderung betrachten, wie denn auch in den fruchtbaren Strichen sich eine doppelte Vegetation herrlichsten und kostbarsten Produkte zeigt. Unter den industriellen Fabrikaten zeichnen sich nächst den verschiedenen Webereien die Färbereien, die Gerbereien, Gold-, Silber- und Kupfergeschirre und vortreffliche Sabelklingen ganz besonders vortheilhaft aus; unter den Naturproducten bilden die Pferde ein anziehendes Moment, auch die fettschwänzigen Schafe sind immer noch würdig genug, sie als die interessanten Nachkommen jener Heerden zu betrachten, die nach des großen Tamerlan Tode mit dem türkomanischen Nomadenstamme von „Schwarzen Schafe", welcher dem Stamme vom „Weißen Schafe" weichen mußte, über Persien hereinbrachen. Der Landhandel ist bedeutend und wird durch Karavanen ausgeführt, die nach Indien, der Türkei und Arabien gehen.

Wir wollen in unsern nächsten Nummern auf die Ergebnisse dieser Gesandtschaft zurückkommen.

Am Büchertisch.

II.

Die gelbe Drei-Band beschäftigt uns „Lux et Umbra" von Georg Hesekiel (Berlin, Janke, 1861).

Die „Neue Preußische Zeitung" begrüßte die Romane dieses Verfassers anfangs mit dem Hoffnungsrufe, daß sie in alle jene glücklichen Kreise dringen würden, „wo man sich noch an Vaterland, Königthum und Loyalität zu erbauen vermöge"; mancher der Romanliteratur seit langem verschiedene Edelhof, fügte sie hinzu, würde sich diesen Werken öffnen.

Vielleicht könnte man unter diesem Gesichtspunkte dem Verfasser, den wir füglich auch in unsern Blättern für sein schönes Talent seine Anerkennung verlangten, anbefehlen, nachdem er in „Lux et Umbra" das verzehrende und verführerische Königthum — das Jugendgenossenschaft der Philippine Welser — geschildert hat, in einer nächsten Arbeit, etwa „Umbra et Lux", das strahlende und unsterbliche, das Bild der Agnes Bernauerin zu setzen. Ohne Zweifel findet sich auch hierüber in den Papieren des Magister Longinus einheimischer Quellenstoff. Was den Stil Georg Hesekiel's betrifft, so ist es ein Fehler der Kreuzzeitung, daß sie ihn nicht ausdrücklich anerkennend erwähnt. Er macht Hesekiel's Darstellung von Anfang bis Ende fesselnd und unterhaltend.

Mehr den Schattenseiten jener bevorzugten Kreise, wo Loyalität u. s. w. noch in guter Pflege sind, widmen sich die „Salonbilder aus der vornehmen Welt" von Friedrich Steinebach (Homburg, Perels, 1861). Zwei derselben sind dem Bereiche der Spielbank entnommen. Wir erkennen an, daß der Verfasser nicht ohne Studien gemacht zu haben die interessanten Bilder malte und daß sie zur Erbauung und Besserung unter, laut Kreuzzeitung, seit so lange vom Gebiete der Romanliteratur gebannten Schattenseiten, daß die „Salonbilder" sich, besonders im Interesse auch der Warnung vor der „weißen Pariser" der Spielbank, den Weg in jene „nunmehr erschlossenen Gebiete" bahnen werden.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Eine Stimme aus Oesterreich. — Strafen- und Hand-Gisenbahnen. — „Heute ist Sonn- Feiertag.“ — Cypern in der Unterwelt. — Zur Schillerstiftung. — Briefwechsel.

Eine Stimme aus Oesterreich.

— — Es ist noch keine hundert Jahre her, seitdem die letzten Scheiterhaufen der wahnsinnigen Inquisition menschliche Opfer bei lebendigem Leibe verbrannten. Vor etwa 150 Jahren waren Autos da Fé beliebte Festlichkeiten am spanischen Hofe, auf welche Prinzen und Prinzessinnen sich genau so freuten, wie sie heute dem Vergnügen einer Hofballs, einer Hofjagd entgegensehen.

Vergleicht man die damaligen Zustände der meisten Länder Europas in Bezug auf religiöse Toleranz z. B. mit den heutigen, so ist der Fortschritt so unleugbar und so in die Augen springend, daß es überflüssig wäre, über dieses Thema viel Worte zu verlieren. Das einfache Faktum, daß der vor einigen Jahren verübte und vom Gr. Heiligkeit dem Papst Pius IX. aufrecht erhaltene Mortara'sche Knabenraub im ganzen gebildeten Europa, die katholischen Länder nicht ausgeschlossen, einen Sturm von Unwillen, diplomatischen und undiplomatischen Protesten, Deputationen u. s. w. hervorrief, ist der sonnenklarste Beleg des Tempora mutantur und der geänderten Anschauung über die Infallibilität der Kirche.

Und eine rächende Nemesis will es, daß dieser Raub des unbedeutenden Knaben, der vor einem Jahrhundert nur die Thränen verzweifelnder Aeltern zur einzigen Folge gehabt hätte, bei dem veränderten Machtverhältnissen der Gegenwart einer der stärksten Mauerbrecher gegen das feste Gebäude der römischen Hierarchie geworden ist.

Ein Fortschritt, und zwar ein höchst erfreulicher, hat also unzweifelhaft stattgefunden.

Kann man sich aber darum mit dem jetzigen Standpunkt religiöser Duldung gegen Andersdenkende selbst in manchem hochentwickelten Lande Europas einverstanden erklären? Die Antwort wird fast überall „Nein“ lauten. Der Grund hiervon suchen wir ist nämlich auch überall ein wahrhaft überschwänglicher, für den menschenfreundlichen Denker höchst unerfreulicher Fortschritt unverkennbar, wenn man die Zustände von einst und jetzt in jedem gegebenen Punkte Europas einfach nebeneinander stellt, so ist andererseits das Resultat ein weit weniger günstiges, wenn man den Fortschritt relativ, d. h. mit Bezug auf das religiöse Normalsystem der Religionsgenossenschaften, der herrschenden sowie der geduldeten, auffaßt.

So z. B. war der eiserne Druck, den die katholische Kirche im Mittelalter durch Feuer und Schwert auf ganz Europa übte, vergleichsweise weit leichter zu ertragen als die so unendlich feinen Netze, mit denen sie heutzutage den Geist und den Fortschritt in Bande zu schlagen sucht. Der Raub eines Knäbleins, ja nur die principielle Nichtanerkennung eines Protestanten an einer katholischen Fehlgeburt alarmirt und erbittert die Welt des 19. Jahrhunderts mehr, als vor zwei Jahrhunderten die Verbrennung von 20 oder 30 Ketzern auf einem Auto da Fé zu thun vermocht hätte.

Diese Erscheinung läßt sich mit wenigen Worten erklären. Die zwei wichtigsten Dogmen der katholischen Kirche, das Dogma der Unfehlbarkeit und das Dogma von der allseligmachenden Kraft der katholischen Kirche, hatten zwar im Mittelalter schon zahlreiche und entschlossene Feinde und Gegner, im Lager der Kirche selbst aber herrschte Selbstvertrauen, die Kirche, der Papst, der Klerus glaubten an sich selbst und an ihre Mission; ihr Fanatismus für das, was sie für die gute Sache hielten, war wenigstens ein Fanatismus in bonum fide, und wo sich der Kampf entspann, da war es ein ehrlicher Kampf der Ueberzeugungen und Meinungen und nicht ein Kampf der Heuchelei gegen die Schwäche. War der Stellvertreter Christi auf Erden wirklich von der Idee seiner eigenen Unfehlbarkeit durchdrungen und überzeugt davon, daß nur im Schoße seiner Kirche die Seligkeit gewonnen werden könne, so hatte er das Recht wie auch die Pflicht zur Bekehrung der verirrten Heerde, selbst durch die gewaltsamsten Mittel, in gewissem Grade, wie jedermann das Recht und die Pflicht hat, einen mondsüchtigen Nachtwandler, den er auf einem gefährlichen Punkte erblickt, mit Gewalt vor dem gefährlichen Sturze zu retten.

Anders verhält es sich heutzutage. Der philosophische Indifferentismus gegen das rein positive religiöse Dogma hat sich aller Schichten, aller Klassen und namentlich aller Kirchen selbst bemächtigt. Er hat auch den Glauben der katholischen Kirche an sich selbst erschüttert. Der Klerus sowie die gesammte übrige Welt des 19. Jahrhunderts weiß es heute recht wohl, daß der Kern all der verschiedenen Religionen ein und dasselbe ewige Gesetz der Moral und die Religion selbst nur die Schale dieses Kerns ist. Darum übt heute der religiöse Intoleranz das Gebiet der Anfechtbarkeit des religiösen Fanatismus, darum sind die Gemeinplätze und all die übrigen Ausflüchte der heutigen religiösen Unduldsamkeit um so schauderhafter, als sie nicht der Ausdruck einer wenn auch irrigen, so doch ehrlichen Ueberzeugung sind.

In noch höherem Grade als über die traurigen Wirkungen der modernen religiösen Intoleranz empört man sich über die modernen Kriege wegen der nichtigen Unbedeutsamkeit ihrer Motive. Hält man z. B.

den gerade jetzt drohenden Krieg um den Besitz Venetiens ins Auge, so wird sich auch leichtlich ergeben, daß der Schritt, den mit diesem Kriege der Kaiser von Oesterreich zu unternehmen sich anschickt, seinen Denker überragen kann. Seit Bergasse de St.-Pierre und J. J. Rousseau, welche beide als die ersten das System eines europäischen Amphiktyonenbundes aufstellten, welcher über alle internationalen Angelegenheiten entscheiden und den Krieg rathsherrlich machen sollte, ist die Idee des „ewigen Friedens" aus einer Chimäre, die sie früher schien, so populär und mit der Idee des sittlichen Fortschritts innerlich verwachsen, daß sie jetzt trotz Elend und Sporn, womit die Heere fremdländischer Söldlinge oder Rohheit und Unverstand sie überschütten, die leitende Idee des Jahrhunderts und eine Macht, mit der man rechnen muß, geworden ist. Wie alles Gebahren und Streben, solange es neu, wurde auch sie sich gefallen lassen, vom Pöbel — unter welchem nicht das Proletariat allein gemeint ist — absichtlich oder unabsichtlich nicht verstanden zu werden. Allein die Zeit ist hoffentlich für immer vorüber, wo die Worte Elihu Burritt's, Bright's, Cobden's und anderer Philanthropen verhöhnt zu werden schienen, seitdem Ludwig Napoleon, wir glauben damals ohne Lamartine, sein „L'empire c'est la paix" gesprochen. Ludwig Napoleon erblickt mit Recht in diesem Princip und dessen Geltendmachung durch die Gemeinschaft die Hauptgrundlage der Größe seiner Dynastie und er sollte eigentlich jede Gelegenheit benützen, sie sich auf den Gang der Zeit vertheilt und nicht Fuß hat, sich unmöglich zu machen. Die Kriege, die Ludwig Napoleon führt, zählen zu den wenigen in der Weltgeschichte, welche für wahrhaft edle Ideen geführt wurden, war die Befreiung Europas vom Alpdruck des italischen Joches und die Einheit Italiens. Auch muß betont werden, daß von seinen Napoleon'schen Kriegen nicht etwa, wie bisher üblich gewesen, ein Ultimatum mit kriegerischen Forderungen, sondern eine dringende Aufforderung vorausgeschickt wurde, daß man sich, anstatt zu den Waffen zu greifen, vielmehr in einem Congresse dem Schiedsspruche Gesammteuropas unterwerfen wollte. Zu seinem unaussprechlichen eigenen Schaden hat Oesterreich dies vor zwei Jahren nicht gethan. Man ist es vor, in Piemont einzufallen; in den Reihen seiner Schützen hat das Weltgericht der Geschichte sein Urtheil ausgesprochen. Seit dem Einfall in die Lombardei hatte der eigentliche Feldzug sein Ende erreicht, seine Zerbröckelung nach innen.

Der Kaiser von Oesterreich sollte jetzt, durch Schaden und Erfahrung belehrt, zur Lösung der venetianischen Frage an einen europäischen Congreß appelliren. Hierbei würden sich für Oesterreich die Chancen des Dilemma dahin stellen, daß sich der Congreß entweder für oder gegen die österreichische Herrschaft in Venedig aussprechen würde. Im ersteren Falle wäre die Rechtbauer der österreichischen Herrschaft in Venetien wenigstens möglich, da der Ausspruch Gesammteuropas Italien gewiß imponiren und ihm zeigen würde, daß die völlige Einheit Italiens noch nicht diejenigen europäischen Sympathien besitzt, deren es zu ihrer Durchführung benöthigt bedarf, und im Fall einer Angriffs auf Venetien könnte Oesterreich der moralischen und materiellen Unterstützung der garantirenden Gesammtmächte gewiß sein. Stelle aber das Verdict des Congresses in Gunsten Italiens, dann sehe wenigstens das Ehrenkränkende der Abtretung Venetiens gewissermaßen den ungerechtesten Forderungen aber den ungerechtesten Schwerte Italiens weg und Oesterreich beuge sich nur dem Rechtsspruche der erwählten Vertreter von zwei Dritteln Europas, daß Pressen unter einen Richterspruch ist doch wahrlich keine Schande, obschon es freilich zu den tragischen Conflicten der nur Gott gegenüber bestehenden moralischen Verantwortlichkeit nicht passen mag.

Sehen wir aber von diesen leider ebenso unwahrscheinlichen als humanen Plänen der siegreichen Kriege ab, was bleibt dann übrig? Der Krieg! Blut wird dieser Krieg für Italien sein! Offenbar ein edles, gerechtes Unternehmen, etwa wie die Kämpfe der Griechen gegen die Perserkönige. Was wird er für Oesterreich sein? — — — Wird Oesterreich geschlagen, so ist sicher gewiß ein Unglück zu nennen, indem es unglaublich im Interesse einer falschen Ehrsucht abermals sein Gut und Blut vergeudet haben wird. Siegt es aber, dann wird höchstens der Statusquo in Venetien und im übrigen Oesterreich permanent gemacht und dies ist doch wahrlich einmal, was der größte Feind Oesterreichs ihm zu wünschen nicht das Herz hätte, geschweige wir, die wir zu seinen wahren Freunden zählen.

Straßen- und Haus-Eisenbahnen.

Die riesigen Bestrebungen großer Städte haben das Bedürfniß eines noch schnelleren und bequemeren Verbindungsmittels hervorgerufen, als Omnibus bieten. So sind denn in den amerikanischen Städten Straßen-Eisenbahnen mit Pferden eingerichtet worden, die bei geeigneter Construction der Gleise den sonstigen Verkehr der Wagen und Fußgänger nicht hören.

Die neueste Schienenform dieser Art ist eine 2 Zoll breite, $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Zoll dicke Platte, an der äußern Kante mit einem Anlag von 1 Zoll Höhe und $1\frac{3}{4}$ Zoll Breite versehen. Die Schiene liegt auf Langschwellen, welche in der Niederlegung des Pflasters ruhen. Die Wagen haben eine kleine Räder von etwa 2 Fuß Durchmesser, die auf den vorspringenden Theilen laufen und die Platten frei lassen, die von gewöhnlichen Fuhrwerken gern benutzt werden, weil es sich auf diesem leichter als auf dem Pflaster fährt. Begegnen sich Wagen und Karren, so hat der letztere immer noch Zeit, auszuweichen. Der Boden der Wagen liegt nur 1 Fuß hoch über der Schiene; an jedem Ende ist darüber

eine Plattform, versehen mit einem Geländer, an das sich die aufsteigenden Passagiere halten können. Die Thüren sind an den schmalen Seiten, wie bei dem Omnibus, auf der vorderen Plattform. Sitze der Kutscher und hat neben sich den Griff einer starken Bremse. So oft es erforderlich ist, hält der Wagen still; ein Glockenzug, der mit der Wagenrichtung des Wagens läuft, setzt den Conducteur wie jeden Passagier in den Stand, dem Kutscher ein Zeichen zu geben; die meisten spannen während des Fahrens auf oder ab. Trotz einer Geschwindigkeit von fast zwei preußischen Meilen in der Stunde kann durch Anwendung der Bremse der Wagen auf 50 Fuß Entfernung zum Stehen gebracht werden, bei geringerer Geschwindigkeit schon auf 10 Fuß.

Die Wagen sind für 24 — 30 Personen eingerichtet; sie fahren in den großen Städten Tag und Nacht; zu bestimmten Zeiten nehmen sie auch Packete mit. In den breiten Straßen gehen zwei Gleise, eins zur Hin- und eins zur Rückfahrt. In den schmalen Straßen geht ein Gleis hin und in der benachbarten, parallel laufenden Straße läuft das andere wieder zurück.

Im Jahre 1858 haben in Brooklyn und Brooklyn 31 Millionen Passagiere diesen Eisenbahn-Omnibus benutzt.

Man hat in neuester Zeit eine gleiche Einrichtung in London treffen wollen, doch hat das Comité bisher noch nicht durchdringen können, obwohl die Zweckmäßigkeit derselben auf der Hand liegt und sich das dazu nöthige Kapital bald finden würde.

Ebenso hat man in Neuyork in den großen Hotels die Treppen, die nicht bequem genug waren, abgeschafft und eine sogenannte senkrechte Eisenbahn angelegt. Sie besteht aus zwei elegant möblirten kleinen Cabinetten, die vermittelst einer Kettenmaschine auf Eisenschienen durch sämmtliche Stockwerke hinauf- und herabgelassen werden können. An jedem Stockwerk hält dieser Fahrstuhl an, um die Passagiere ein- oder aussteigen zu lassen; ein Glockenton verkündet ihr Kommen und Gehen.

Im königlichen Schlosse zu Berlin war, um der verstorbenen Königin das Treppensteigen zu ersparen, eine ähnliche Einrichtung getroffen worden. Hier bewegte sich das Cabinet mit zwei Kautschuk-Bändern, die über eine Walze liefen und in die Höhe gewunden oder herabgelassen werden.

„Heute ist Sanct-Valentinstag."

* Am 14. Februar ging es schon zu Shakspeare's Zeiten im alten England toll und ausgelassen zu. Die verwilderte Phantasie der irrsinnigen Ophelia ist ganz davon erfüllt. Man schreibt aus London:

„Am 14. Februar werden in London zu hunderttausend Valentinsbriefe ausgetragen und verkauft viel Geld, aber auch viel Verdruß. Die armen Briefträger trifft unter der Last und in Acht, daß sie nicht die Lust allgemeine Valentinsbriefschaft nicht nur nicht theilen, sondern bekämpfen. Der Ursprung dieser Sitte verliert sich, fast man, ins graue Alterthum, wo die Jünglinge Rom zu Ehren der Juno in jedem Monat die Namen junger Mädchen zogen und sich auf diese Art ihre Gattinnen wählten. Es hatte aber niemand im Staate sein, die Handlungen streng zu strafen, durch welche diese Sitte gezwungen ist, die sie endlich gewonnen, was sie zu Ophelia's Zeit war und noch heute ist — heute, wo sie in manchen Distrikt kaum mehr Sitte, sondern Unsitte genannt zu werden verdient.

„Die Materialien der modernen Valentinsbriefe sind in dem Genre der Stammbuchvers-Illustrationen ausgeführt. Ein halb Sentimentalgedicht hat man einmal der Engländer eine unverzeihliche Neigung. Sein Geschmack wird schon in den Kinderjahren durch die fingerdicksten Monden-Bilderbücher verdorben; es ist ein Jammer, anzusehen, was für schwere Kinderjahren unbedingt auf solche Geschmacksverirrungen folgt werden, nur dessen der gelinde Geschmack einer Ausnahme zurückgeht und die hier in seinem Heimatgefühl aufgehalt hat, lieben auch in den Briefen, die als „Deutsche Muster" bekannt sind und die, sagt man, aus deutsche Phantasie entstehen. Was aus solcher Geschmacksbildung wird? Darauf antworten uns die englischen Valentinsbriefe, von denen Hunderte liegt, „das Beste wäre, wenn man sie zu Brennmaterial verschleudern würde."

„Ob die Königin Victoria von Valentinsbriefe bekommen haben mag? Ihre Kinder erhalten deren gewiß von bewunderten Verehrerinnen. Alle heutigen jungen Mädchen kommen am 14. Februar nicht aus der Aufregung heraus; sie fahren bei stockdunkelem Nebelwetter der Briefträger zu, schreiben auch Besorgungszettel in die Höhe. Es ist auch hier der sicherste Weg für alle Arten Liebhaber, ihre Empfindungen kund zu geben, man'd auch nur durch ein Briefchen (ein gewöhnlich) wie die Unsterblichen: „Ich bin dein und du bist mein, ich bin dein treuer Valentin!"

„Wenn es bei solchen Gelegenheiten verbliebe, so wäre der 14. Februar ein harmloser Tag; aber es gibt viele, die ihn benutzen, um unedlere Schmähungen und allerlei Aergerniß anzurichten. Der Briefgeber gelobt sich, zu bemerken, wie viel Kränkungen am Valentinstage durch alldieselben, boshafte Bilder und Verse veranlaßt werden, sie hat, wenn es sein Engländer ist, eine Neigung gegen sich ganze Welt."

Orpheus in der Unterwelt.

* Wir waren in der Lage, die „komische Oper" von Offenbach: „Orpheus in der Unterwelt", zu sehen, müssen aber bekennen, die Lust unserer Erinnerungen an gymnastische Theatervorstände nicht vermehrt zu haben. Theatralische Wildheit, mit Methode durchgeführt, kann unter Umständen jeder Kritik, selbst der eines Hegel und Rellstab, die Waffen aus der Hand schmeicheln, wie Goethe schon sagt: „Denn ein vollkommener Blödsinn hebt gleich unüberwindlich für Alle wie für Thoren." Was aber Offenbachiade, d. h. Intensionen dieser Art Verspottung eines Gluck'schen Opus sagen soll, wird niemand, der die Partitur sah, auch nur annähernd ergründen können oder zu ergründen versucht sein wollen. Ist Gluck's Text zum „Orpheus" so geschmacklos? Drängt sich die Gluck'sche Musik so vor? Oder was kann hier eine Parodie veranlaßt haben als nur jener abgenutzte, für Deutschland

mit Bismarck's humoristischem „Monolog" bereits trefflich gewürdigte Gedanke, die Weimar-Feierlichkeiten in mehrere Festabschnitte zu verlegen; ein Gedanke, der vor fünfzig Jahren in den „Dieux de l'Olympie" (Weber's „Olympischen Göttlichkeiten") viel möglichst durchgeführt wurde. Will man die Schadow'sche Statue loben, so müssen wir bekennen, daß das Lob zum Preisen in Anbetracht so vieler einmüthig langweiliger Denkmäler fast eingeschränkt zu sein. Das „Ringenstatt", das man heute verlangt, ist eine so subtile Conception, wie sie vielleicht nur auf Jahrmärkten in Bierzeltperspectiven angetroffen wird. Orpheus, als Einzelner, hält seine Harfe auf dem Arme, obgleich er „eigentlich froh ist, sie los zu sein"! Ein ganz besonders Witz, auf den die ganze Erfindung schon ist! Und so mehr als hundert Liedertafeln hat Berlin über „Orpheus in der Unterwelt" gelacht. Wir glauben fast, weil dem regierenden Theater-Dämon der englisch-amerikanische ist, schwierig hat war, verstanden zu sterben, daß er so gut wie ein Dichter weiß, was Jahre war.

Zur Schillerstiftung.

* In den schriftstellerischen Kreisen Leipzigs ist der Wunsch ausgesprochen worden, daß sich die Schillerstiftung einer Mannes ansehnen möge, der vor einigen zwanzig Jahren mit Herz- und Gelegenheitsgedichten ein verdienstliches Interesse erregte, indem durch einen eigenthümlichen Schwalbenflug von Ort zu Ort getragen in die Hände der Wohlthätigkeit gerathen ist. Hermann Mangold, der in den „Blättern für literarische Unterhaltung" oft und gern auf die Gemeinschaft einer Stiftung gezählt kommt, für welche sein Herz jahrelang warm und hilfbereit war, verlangt gleichfalls die von der Schillerstiftung zu übernehmende Fürsorge für den im letzten Drittel als „Obdachlos" einer Wirthe in Altenburgischen fungierenden Dichter. Wäre etwa beschließen, daß die Schillerstiftung eine Verbindlichkeit für Unvermögenheiten solcher Art zu übernehmen hätte, wer müßte es auf unbescholtene Namen wirken, in öffentlicher Versammlung neben ihnen aufgerufen zu werden! Immer und immer wiederholt man die Meinung, eine Gabe aus der Schillerstiftung müsse dem Beschenkten eine „Ehre" sein. Gewiß ist sie dies nach ihrer innern Absicht. Aber diese „Ehre" aber nach außen wirken kann, fragt eine Frage an den Herausgeber dieser Blätter, da ihm von einem mannichfach verdienten Autor von einigen siebzig Jahren, dem freilich aus der „Schillerstiftung" eine Gabe von 100 Thalern zufam, gestellt wurde: Ob man ihn durch öffentliche Ankündigung dieser Wohlthat — gesellschaftlich ruiniren wolle? Kann die Schillerstiftung einem jungen, noch unbefangen ins Leben blickenden Talent eine Aufmunterung von 300 Thalern, einem Veteranen eine jährliche Pension, wenn auch nur von 100 Thalern, geben, so würde hier die Anerkennung einer edlen Wirksamkeit auf den späten Abend eines Autors schwerlich noch so glänzen. Wenn aber ein bescheidener Autor aus einer einmaligen, geringen Unterstützung für momentane unverschuldete Bedrängniß von seinen im Glück ihm lieberall verbundenen Gönnern aber vom „deutschen Volke", das in Schiller stets in seinem Dichter Wirksamen ehren wollte, in Anspruch nimmt, so soll ihm das Schmerz verstehen, das Verständniß der Nationalen seiner Wohlthäter um jeden Hall in einer Verwirrung bringen, die mit den deutschen Schriftstellern und französischen Gelehrten zwischen so besonders gast und vertrauensvoll zu bauen gewohnt ist? Die Wohlthaten der Schillerstiftung würden in solchem Falle seine Ehre mehr, sondern eine bittere Strafe sein.

Briefwechsel.

— Herrn S. G. in Berlin. Wird erscheinen.

— Herrn G. H. in Leipzig. Ihre „Gedichte" haben Vorzüge. Suchen Sie sie festzuhalten; wir hier sie auch gleich.

— Herrn W. A. in Hohenfels. Freundlichst Ihre und was möglich.

— Herrn L. in H. Ihre Ihren sämmtlichen Zuschriften können wir nur einen sehr wenig erfreuen. „Freundschaft verpflichtet bis auf das Glaubhaft — ist Schwäche."

— Herrn *** in Berlin. Ihren Versuch erblicken wir eine Skizze, die jene Worte mit Recht erfüllt, sie bei kleiner Begrenzung [illegible] Interesse erregen. Den [illegible] Gedanken, [illegible] Dichter [illegible] Bismarck benutzt und einen „Monolog", der uns wie es ein neuer Dichter nehmen wurde. Der Nachteil gegenüber seiner Erfindung war die Mittelsfrage. „Der Gleichgewicht gewissen Regierung war [illegible] und durch die Mittelsfrage gestört werden, wenn sie [illegible] Seiten [illegible] ein verlangtes Mittheil Bewerbung, [illegible] [illegible] [illegible]

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 9. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Washington und die Frauen. Von J. Venedey. — Amerikanische Zukunftsbilder. I. — Geschichte der Gattin Washington's. Von Dr. Wilhelm Hamm. — Neueste Heilmittel. V. — Kasten aus der Asche. IV. Die Pyramiden in Berlin. (Fortsetzung.) — Aus Shakespeare. III. — Schmetterlinge von Ludwig Rohbolt. — Neues aus der Welt.

Washington und die Frauen.

Von J. Venedey.

George Washington, der schon als Freund seines Landes, als Menschenfreund, wenn auch mit einer Heldenseele begabt, den Frieden und seine Werke über alles liebte, hatte (nach dem Schlusse des canadischen Krieges) persönliche Gründe, ihn sehnlichst herbeizuwünschen.

Er war verlobt und sah seiner Verheirathung mit berechtigter Ungeduld entgegen.

Deswegen reichte er, nachdem seine Pflicht ihn nicht mehr in den Reihen der Landesvertheidiger festhielt, seinen Abschied fast unter den Mauern des Forts Duquesne ein, das er eben hatte erobern helfen.

Ein Sonnenblick der Liebe war schon vor vielen Jahren in Washington's Seele gefallen. Aber ihn beherrschte die heilige Scheu, welche edeln Menschen so oft den Mund schließt, wenn das Herz voll und übervoll ist. Ein Mädchen, dessen Name nie bekannt wurde, fesselte eine Weile alle Gedanken des erst sechszehnjährigen Jünglings. Auf seinen Ausflügen in Wälder und über Berge wurden diese Gedanken sogar zu poetischen Grüßen. Aber nie kam ein Wort über seine Lippen, das der Geliebten das Geheimniß seines Herzens erschlossen hätte. Damals waren übrigens George Washington's, des nachgeborenen Sohnes, Ansprüche auf irdische Güter nur geringe. Der Gedanke, daß er arm gegenüber den Töchtern reicher Pflanzer, die in dem Hause seines Bruders oder des Lord Fairfax verkehrten, half der heiligen Scheu der ersten Liebe das Geheimniß des wunden Herzens bewahren.

Ein zweites mal war er weniger scheu, aber deswegen nicht glücklicher. Als Oberst, als Oberbefehlshaber der Milizen von Virginien lernte er auf einer Geschäftsreise nach Boston in Neuyork bei seinem Jugendfreund Beverly Robinson, dem Sohne von John Robinson, Sprecher des virginischen Unterhauses, dessen Schwägerin Miß Mary Philipse, eine reiche Erbin und vielgerühmte Schönheit, kennen. Wenn, was sich die Sage erzählt, wahr ist, so hielt er um ihre Hand an und wurde nicht erhört. Er war damals jung, schön, geliebt und bereits berühmt; aber ein englischer Kapitän, der mehr Zeit und auch wol mehr Gewandtheit in der Art, wie Frauenherzen zu bestürmen sind, als Washington besitzen mochte, trug den Sieg über ihn davon. In dem Augenblick, wo dieser Sieg auch andern klar wurde, schrieb ein Freund, der wußte, welchen Eindruck Miß Mary auf Washington gemacht, diesem, daß er augenblicklich kommen müsse, wenn er nicht zu

ſpät kommen wolle. Ob er bereits wußte, daß er zu ſpät kommen würde? Genug, er kam nicht; denn zu derſelben Zeit rief ihn ſeine Pflicht einem neuen Angriffe der Indianer entgegen. Während er das Land vertheidigte, fächelte ſein Nebenbuhler die ſchöne und reiche Erbin kühn. Ob ſie nicht doch ſpäter mitunter, wie die Jugendgeliebte Jean Paul's, des ſpäteren großen Seelenſehers, gedacht haben mag: Wer das gewußt hätte! Die Frauen fühlen ſehr tief den Werth eines echten Mannes, wo ſie ihn als ſolchen erkennen; aber ſie ſind nicht immer im Stande, das echte Gold von dem Flitter, das tiefe, wohlthätige Gefühl von dem geiſtreichen Prunke zu unterſcheiden.

Abermals war es eine Geſchäftsreiſe Waſhington's, im Auftrage ſeines Befehlhabers General Forbes, unternommen, welche ihn zufällig in Damengeſellſchaft bei einem Freund führte. Hier traf er mit einer jungen Witwe, Martha Cuſtis, zuſammen und ein paar Stunden genügten diesmal, um den Bund fürs Leben zu ſchließen. Waſhington hatte ein Mittagsmahl bei einem Gaſtfreunde, mit dem er zufällig während ſeiner Reiſe nach Neuyork auf einer Fähre über den Pamunkey, einen Arm des York-River, zuſammentraf, nur unter der Bedingung angenommen, daß er, von Pflichteifer getrieben, unmittelbar nach dem Eſſen weiter reiten dürfe. Nach Tiſch ſtand ſein vertrauter Diener Bishop mit den geſattelten Pferden vor der Thür; er harrte Stunde um Stunde vergebens. Sein Herr hatte ihn und den Befehl, den er ihm gegeben, in der Unterhaltung mit der geiſtvollen, liebenswürdigen jungen Dame vergeſſen. Erſt ſpät erinnerte ſich Waſhington, daß er ſeinem Diener Befehl, ſich zur Abreiſe bereit zu halten, gegeben und gab ihm dann weitern Befehl, die Pferde wieder abzuſatteln. Als er am folgenden Morgen wirklich abreiſte, war er der Verlobte der ſchönen, liebenswürdigen und reichen Witwe.

Es war eins jener Bündniſſe, die im Himmel geſchloſſen ſind. Martha Cuſtis war ſo feinfühlend, edel und großherzig wie Waſhington ſelbſt; ſie wurde die ſeelenergebene Freundin ihres geliebten Mannes, der Vater des ſtillen Hausfriedens ſelbſt im Heerlager neben dem Helden der Zeit. Die Ehe war nicht durch Kinder geſegnet, aber die Gattin Waſhington's brachte aus der erſten Ehe zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, mit in die zweite, denen Waſhington's Liebe nicht ſchöner hätte zu Theil werden können, wenn ſie ſeine eigenen Kinder geweſen wären. Im reifen Alter, als erſt ſeine Stieftochter und dann auch ſein Stiefſohn, John Parke Cuſtis, jung geſtorben und letzterer zwei Kinder hinterließ, adoptirte Waſhington dieſe, die dann, beſonders ſeine liebenswürdige, geiſtreiche und herzgute Gattin, Miß Nelly Cuſtis, das Glück ſeines Alters wurden.

Amerikaniſches Anſiedlerleben.

I.

Die ſchreckhaften Schilderungen über Nordamerika nehmen ſo zu, daß wir uns den Dank unſerer Leſer zu erwerben glauben, wenn wir zur Abwechſelung auch einmal ein freundliches Bild vom Leben jenſeit des Oceans verführen.

In dem „St.-Charles Demokrat", einer im Staat Miſſouri erſcheinenden Zeitſchrift, haben die Schilderungen einer eingewanderten Deutſchen, B. Behrens, die lebhafteſte Theilnahme bei vielen in der Union lebenden Deutſchen gefunden. Vielleicht üben ſie die gleiche Wirkung auch um deutſchen „häuslichen Herde".

Sei denn gegrüßt, Amerika, du heiliges Aſyl der theuern Freiheit! Sei gegrüßt aus warmem Herzen, du neues, ſelbſtgewähltes Vaterland!

Wir ſtanden auf dem Verdeck; eine kleine, ſtille, andächtige Gruppe um unſern Führer; erhabene Gedanken gingen durch unſere Seele. Ein volles Ergreifen der Bedeutſamkeit des Gegenſtandes zog durch unſere Bruſt. Hinter uns lag, was wir mit heißen Schmerzensthränen verließen, das Paradies der Kindheit, lag das Eden, wo wir unſere Jugend verträumt. Eingewiegt von dem wogenden Murmeln der grünen Wogen des Rheinſtroms, umfächelt von Rebenblütenduft und Wieſenblumenaroma, träumte das junge Herz nur Waldesgrün, Melodienzauber, Zephyrflüſtern und Mondſcheinſphären; der Zauber der Romantik hielt unſern Sinn befangen. Und däuchte das Leben nur eine nedend ſüße Melodie zu ſein, einem wohltönenden Inſtrumente entlockt —

Aber dieſe Melodie unterbrach eines Tags eine Diſſonanz. Die junge Bruſt durchzuckte ein bitterer Schmerz und wehmuthsvoll erſcholl das letzte, ewige Lebewohl. Und mit einer neuen, kräftigen Weiſe lockte eine neue Melodie zu einem neuen Daſein und neue Träume einer ſtrahlenden Zukunft umgaukelten unſern Sinn.

Da lag es jetzt vor uns, das Land der Ver-

heißung! Jetzt sollten die kühnen Hoffnungen wahr werden; die Träume waren abgethan und thatkräftige Willensfestigkeit mußte unser Begleiter sein zu dem neuen Schauplatz unserer Bestimmung. „Leb' denn wohl, schöne Blumenzeit! Wir müssen jetzt Früchte ernten!"

Wir standen noch immer auf dem Verdeck in schweigender Andacht. Die Sonne war herabgesunken. Nächtliches Dunkel umhüllte uns auf einen Augenblick, aber dann erglänzte plötzlich die Bai in tausend und aber tausend Diamanten und leuchtete, ein Goldmeer, auf in wunderbarer Herrlichkeit. Hinter den leichten Nachtwolken trat der Mond hervor in leuchtendem Silberschein und senkte Strahlen glänzenden Hauches herab aus der milden Atmosphäre bis tief hinunter zu dem feuchten Elemente.

An vielen Punkten der volkreichen Stadt wurden Freudenfeuer abgebrannt und unzählige Raketen und Leuchtkugeln stiegen in die klare Luft und hellten den dunkelnden Nachthimmel erhellen. Sollten wir diese vielen glänzenden Phantome zu unserm Wohlgefallen deuten?

Das Schiff glitt leise schwankend durch die stillen Wogen und warf seine Anker auf amerikas Boden. Sechs Wochen Einsamkeit und Abgeschiedenheit und nun umwogt und umweht von einer hastigen, jagenden, gewinnsuchenden Menge. Mitten hineingeschoben in das rastlose Treiben der Handelsstadt Baltimore. Ungekannt und zaghaft, ein schüchterner Zeuge von schlauem Ränkespiel und trügerischem Kaufmannsgeist!

Wie bang und scheu waren die ersten Tritte, als wir die kleine dreieine Welt verließen und nun von dem reißenden Strome des Lebens mit hineingezogen wurden in den wirbelnden Strudel!

Aber ein festes Vertrauen auf den Führer, der uns leitete, und hier und da der freundliche Zuruf sympathisirender Herzen — und der Muth sank nicht, die Hoffnung ermattete nicht.

Blickten uns doch auch die Augen der fremden Menschen, unter deren Dach wir traten, mit Wohlgefallen an! Ihre Arme breiteten sich liebevoll aus, sie zogen uns an ein warmes Herz und sprachen zu uns die Sprache der Liebe, wenngleich der Laut, der sie verkündete, dem Ohr fremd ertönte. Wo ihr auch jetzt weilt, ihr Guten, ob noch hienieden auf diesem unsteten Wohnplatz irdischer Sorgen oder in jener stillen Behausung, deren Räume wir noch nicht erforscht — gelegnet sei euer Angedenken!

Unser Ziel lag fern — ! —

Die Sehnsucht drängte weiter. Nach Westen, nach dem entlegenen, unbekannten Westen, immer tiefer hinein, der sinkenden Sonne zu — ob sie für uns dort mit neuer Verheißung aufgeht?

Noch einmal dem Lebewohl! Rasten Auges schweift der Blick hinüber über die weite Wasserfläche. Auf den Sitz des langen Reisewagens! Die muthigen Pferde ziehen an und rasselnd über das Steinpflaster rollt das Gefährt. Eine kleine Schar, friedlich, gläubig, geht auf unbekanntem Wegen einem unbekannten Geschick entgegen —

Das alle sind die Auen Marylands!

Schön und groß bist du, Amerika! Prächtig fließen deine großen Ströme, himmelan erheben sich deiner gigantischen Berge Gipfel und weit dehnt sich der fruchtbaren Fläche Raum in unabsehbare Ferne. Daheim, im lieben Vaterland, war alles so traulich eng und klein, so wohlthuend, so mild! Vor deiner ausgedehnten Herrlichkeit, Amerika, sucht unser Blick und unser Auge nennt die weite Größe unschön, weil unser Gemüth sich noch fremd fühlt bei deiner Riesenhaftigkeit!

Auf wohlgebauter Landstraße rollte unser Wagen leicht dahin. Bald lag die große Stadt traulos hinterm Rücken und zwanglos erging sich unser heiterer Muth in frohen Liederscherzen.

Als der Abend dunkelte, wurde Halt und Rast gemacht. Es schlug auf der großen, langen Landstraße nie an gastlichen Herbergen, meistens wohnliche Farmhäuser, umgeben von Wiesen, Aeckern und Obstgärten gelegen. Mit Neugier betrachteten wir jedwede Einrichtung. Zweifelnd folgten wir der Negerin, die mit dem Melkkübel zur nächsten Wiese schlenderte. Und richtig! Es war alles kein Märchen aus „Tausendundeiner Nacht"! Gravitätisch und langsam kam eine stattliche braune Kuh einhergeschritten; aus eigenem Antrieb, von keinem geführt oder getrieben, kam sie zur heimatlichen Stätte zurück. An ihrem Halse ertönte die schallende Leitglocke. Ihr folgten noch andere; schön weiß, glänzend schwarz und buntgescheckt; alle stellten sich geduldig vor das schwarze Weib, ließen sich, behaglich wiederkäuend, die schäumende Milch abzapfen und grasten dann weiter, von ihren jungen Kälbern muthwillig umhüpft. Wir dichteten an Arkadien und recitirten Gesner'sche Idyllen. Station auf Station ward zurückgelegt, das flache Land ließen wir bald hinter uns zurück und standen jetzt am Fuße des Gebirge.

Rauher und unebener wurde der Weg; zu

steilen, waldbedeckten Höhen hinauf mußten die braunen Pferde und mühsam ziehen und obgleich es die vielbefahrene Poststraße war, die auch wir verfolgten, merkten wir doch gar deutlich, daß hier keine königlich preußische Straßeninspektoren und -Direktoren die Aufsicht führten. Dem souveränen Volke war es überlassen, seine Straßen so gut und so schlecht als ihm beliebte in Ordnung zu halten. Da gab es manchen Steinbruch von Augenzeug und oft beträchtliche und Abgründe von zerbrochenen Rädern, Achsen und Deichseln. Erstaunen mußten wir ob des tollkühnen Muthes des Postkutschenlenkers und ihrer Insassen, der in rasendem Galop seine vier feurigen Rappen über Höhen und Tiefen antrieb, daß das ganze Gefährt wie ein wildes Gespenst der Hölle an uns vorbeisauste und die Funken aus den einzelnen Felsblöcken herausschlugen, die der Räder Huf im Sturmesflug berührt hatte. Freilich, wol trafen wir manchmal an der Seite des Wegs zertrümmerte Einzelheiten einer gemeinen Postkutsche und hörten in den Wirthshäusern jammervolle Berichte von zerbrochenen Beinen, gequetschten Armen und verrenkten Schultern.

In den gastlichen Herbergen trafen wir nun auch schon zuweilen deutsche Wirthe pennsylvanischen Stammes, die sich in treuherziger Weise unserer freuten und uns zum Gruß und Abschied derb die Hand schüttelten. Das Klimmen und Steigen nahm aber kein Ende. Kaum waren wir mit unendlicher Beschwerde auf dem Gipfel des Bergs angelangt, da senkte sich jäh in den Abgrund hinab die holperige Straße, um von neuem sich wieder himmelan zu erheben. Um den Pferden die Beschwerde zu erleichtern, blieben wir meistens zu Fuße und machten dabei Nebenausflüge in den lockenden Wald, dessen idyllische Wildnis geheimnißvoll rauschend zu beiden Seiten der Landstraße sich ausdehnte. Hier stand die schlanke hohe Fichte neben dem kräftigen, knorrigen Eichbaum; die Stechpalme und die Buche reichten sich vertraulich die grünen Hände. Um der Birke glatten Stamm wand sich der Weinstock mit liebendem Ungestüm und sprang dann keck hinüber zu dem nickenden Ahorn, einen grünbelaubten Triumphbogen bildend, unter dem wir einzogen — siegesfreudig, fruhbeglückt, ein lustig Völklein kühner Eindringlinge, das Allerheiligste des geheimnißvollen Gottestempels zu erspähen. Schweigend nickten uns die hohen Riesen des Waldes ihren Gruß zu. Wir beachteten sie kaum, denn unser Auge fesselte eine andere, nie gesehene Pracht. Voll und zierlich und lieblich geschmückt mit prangenden Blütenbolden standen vielfach umher der rothliche Oleanderstrauch und der weihumkneopete Lorbeerbaum. Einem bunten Teppich gleich schien das glatte Moos des Grundes, gestickt mit tausendfarbigen Blümlein. Vor allem aber muß ich dein gedenken, du holde Blume in der stillen Waldeinsamkeit, die du da verborgen standest, dem Späherauge kaum entdeckbar; mit feinem Farbenspiel geschmückt, ganz rein und weiß, durchsichtig klar von dem Stengel an bis zur lieblichsten Blütenkrone. Deinen Namen kenne ich nicht: wie habe ich dich oder dein Gleich wiedergesehen; aber nimmer vergessen kann ich dein, gehüllt in ganz jungfräuliches Weiß, du einsame, freudenlose Waldesbraut!

Heiß und glühend brannte oft die Junisonne herab auf unsere Scheitel und keuchend hielten die erschöpften Thiere vor dem schweren Wagen. Auch unser Gaumen lechzte oft unter der ermattenden Beschwerde. Aber horch! „Da sprudelt es silberhell, ganz nahe, wie rieselndes Rauschen." Ja, aus dem Felsen links, geschwätzig schnell, springt hervor des Berges klare, kühlende Labung. Krystallrein und erquickend wie der Rebensaft unserer heimatlichen Hügel war der Trunk, den wir in vollen Zügen schlürften und den wir vielmal auf der Wanderung wiederholten; denn nur in kurzen Strecken voneinander sprangen aus dem Felsenschoß immer neue, lustig plätschernde Gaben. Auch die Rosse wurden wie neu belebt nach jedesmaligem Trinken und erreichten mit frischer Kraft und Behendigkeit das Nachtquartier, das unten im Thale, zwischen Felsen versteckt, ein lockendes Nest bot.

Ach, da war gut ruhen nach so viel Beschwerde! Leise, mit dunkler Berührung, senkten sich die Schatten der Nacht auf die müdende Erde. Alles ringsumher, Felsen, Wiesengrund, Bäume und Sträucher und selbst der murmelnde Bach hauchte in süßer Ermattung nur schwache Athemzüge. Auch das junge Mondlicht versank nach kurzem Silberlächeln bald wieder in den weichen Schoß der Nacht und die blaue Himmelsdecke wurde nur von den lieben kleinen Lichtern erleuchtet, die freundlich funkelnd ihre Strahlen herniederspielten. Auf reinlichem Lager hingestreckt, ruhten die müden Glieder, aber der Schlaf blieb fern von den erschöpften Sinnen.

„Auch du, Schwester, schläfst nicht?" so tönte eine leise Stimme.

„Ach nein, der Tag war zu heiß und ermat-

wohl! Die Füße brennen mir von Staub und Anstrengung!"

„So folge mir zum Hof, zum plätschernden Brunnenquell! Die Nacht ist dunkel und verschwiegen! Alles schläft, niemand lauscht!"

Und mit leisen Schritten, Hand in Hand, huschten wir hinaus, von niemand bemerkt, von niemand vermißt. Kein Schloß hielt die Thür fest; die einfache Klinke öffnete sich leicht und geräuschlos.

Leise trippelnd über den Hof zur nahen Fontaine! Hier stand ein Apfelbaum; in seinen Zweigen rauschte der Abendwind, daß es schien, als schüttelte er wohlthätig seine grüne Krone. In seinen obersten Zweigen saß ein alter Truthahn, der neugierig den Hals hervorstreckte und laut schnalzte.

Jetzt schnell die Glieder dem klaren Gebirgsbrunnen preisgegeben! Da sinkt das Gewand! Schmeichelnd umspielt die kühle Flut den schmachtenden Leib.

„O, habe Dank, du stille Nacht, du klarer Quell für diese Labung!"

Da knurrte der Hofhund — ein Geräusch — schnell zurück zum Lager, zum ergreifenden Schlummer!

* * *

„Halloh, ihr Schläfer! Auf zum fröhlichen Marsch im Morgenthau!"

So rief zur frühen Stunde des Führers Stimme und dehnend reckten die Müden noch einmal die Glieder. Bald aber umsprangen alle bebende den Wagen und die treuen Rosse kamen, die unverdrossen zur Reise wieder bereit waren.

Aber wieder bergan; steiler und steiler. Und die Hitze wird so drückend, die Sonne brennt mit stechender Glut. Ein kurzer Halt im Waldesschatten und dann wieder vorwärts, immer weiter hinauf bis da droben zum wolkenumlagerten Gipfel. Ha, da stehen wir endlich eben, keuchenden Athems, und schauen entzückt wieder in der malerischen Landschaft zu unsern Füßen. Vor unsern Blicken breitet sich aus ein liebliches Panorama von wogenden Weizenfeldern, grünenden Obstgärten oder regelmäßig geordneten Maispflanzungen, von Gehöften, Meiereien, kleinen Städten, Landstraßen mit allerlei Fuhrwerk belebt, Flüsse mit Dampfern, Barken und Booten bevölkert. Zufriedengestellt sucht der Blick wieder die nächste Umgebung. Nur langsam sich senkend, dehnt der Weg sich hinunter noch in weiter Strecke. Darum wieder frisch aufgezäumt, lustig vorwärts, soll die Nacht uns nicht fern von menschlichen Wohnungen überraschen!

Schon senken sich allmählich die Schatten des Abends herab, die Sonne neigt sich hinter grauem Wolkenflor. Schwüler und drückender wird die Luft, kein Blatt des Baumes regt sich, kein Hauch des Windes ist lebendig. Gleichwie durch magischen Bann gehalten, ist alles Leben — Stillstand; regungslos die ganze Natur. Nur mühsam keuchend hebt sich, das einzig Hörbare, der beklemmte Athem der Braut.

Da, plötzlich, wie von weitester Ferne her — tönt ein Rauschen und Brausen in mozartischem Gedenke, bis es zu einem Sturmesgebrüll anschwillt, daß wie ein Triumphlied mächtiger Geister durch den Waldestempel ertönt. Bis herab zum Bergesrücken hängen die dichten schwarzen Wolkenschleier vom Horizont herunter. Da zuckt ein Strahl, leuchtend erhebt die Luft; zurückspringen die geängstigten Thiere und mit einem knatternden Donnerschlag stürzt dröhnend die mächtige Eiche hin auf unsern Pfad! Donnernd widerhallt die Erde und Finsterniß lagert sich um uns her.

Da stand das kleine Häuflein erdgeborener Wesen im fremden Weltheil, auf fremdem Boden, mitten in dem Aufruhr der Elemente — aber ruhig und sicher, vertrauend und getrost! Der Wuth des Sturms folgte die Wucht des Regens. Prasselnd goß er sich hernieder und führte, zu reißenden Bächen anschwellend, in seinem Niederlauf die abgeknickten Zweige und Blätter, das kleinige Gerölle mit hinunter. In der Dunkelheit, die uns umgab, mußten wir mit den Händen umhertastend den Weg für unsere Pferde suchen. Aber Regen und Sturm hörten auf und aus dem beruhigten Nachthimmel blickte leuchtend herab des Mondes Scheibe, ein freundliches Licht für die leeren Wanderer, die — bis zur Haut durchnäßt, mit abgetretenen Schuhen die wirthliche Herberge erreichten.

* * *

Vierzehn Tage lang waren wir berittn, meistens zu Fuße — denn unsere kindische Zuneigung zu den Pferden ließ uns dieselben so viel wie möglich schonen — auf der Landstraße von frühem Morgen bis zur späten Abendstunde fortgewandert; nur während der heißesten Mittagestunden ruhten wir, gewöhnlich im Schatten des Waldes.

Wir hatten viele betriebsame Städte, blühende

hängen noch Wolken am Horizont — erſt wenn der Himmel wieder blaut, dann gehen Sie ihm als die Sonne ſeines Lebens auf! (Drängt ſie an die Thür links zurück.)

Julie.

Machen Sie ſchnell, daß ich in meiner Angſt nicht vergehe! (Ab.)

Vierte Scene.

Referendar Fels. Konrad.

Ref. Fels.

Konrad, wie ſteht's mit Deinem Herrn?

Konrad.

Recht traurig. Kam die Nacht todtenblaß nach Hauſe. Hier war es traurig hergegangen, Polizeirath Denker — alles mit Beſchlag belegt.

Ref. Fels.

Und Dein Herr!

Konrad.

Schloß ſich hier nebenan ein. Wollt' ihm ein Bett hineinſtellen —

Ref. Fels.

Schlief die Nacht nicht —?

Ortschaften, geschmackvolle Landsitze und auch armselige Farmen gesehen und durchschritten. Wir hatten uns gastlich den fremden Menschen genähert und konnen überall freundliches Entgegenkommen gefunden. Ueberall waren wir freundlich aufgenommen worden, oft mit Jauchzen begrüßt von einzelnen Deutschen, die in der Freude, Landsleuten von anständigem Aeußern zu begegnen, hastig zur Taverne gelaufen kamen, um uns zu bewillkommnen. In allen war eine Sehnsucht wach, den fernen, liebhaften Westen zu sehen.

Und wir näherten uns nun bereits um ein Bedeutendes diesem Ziel. Der Morgen des 4. Juli traf uns wohlgemuth in einem freundlichen Wirthshause dicht an der Landstraße. Ein ungewöhnlicher, heimer Verkehr gab bald kund, daß heute hier etwas Besonderes im Werke sei. Auf den Gesichtern aller Bewohner war eine leuchtende Freude, ein geheimnißvoller Ausdruck von stiller Erwartung zu lesen. Junge Männer in Uniform gingen aus und ein. Andere probirten ihre Büchsen draußen auf dem Hofe. Der Wirth, ein geschwätziger Alter, hielt uns noch lange am Frühstückstisch fest, indem er ganz genau alle Festlichkeiten uns vorerzählte, die an diesem bedeutungsvollen Tage ganz in der Nähe seines Wohnplatzes stattfinden sollten, wozu er uns freundschaftlich einlud.

Die volle Bedeutung dieses großartigen Tages ergriff auch unser Gemüth. Unsere Brust hob sich mit stolzer Selbstzufriedenheit und der innere Drang der Gefühle malte sich auch auf unsern heitern Mienen. Ehe wir Abschied nahmen, sangen wir erst im Chore eine vaterländische Hymne, deren heimatlicher Melodie unser Führer passende Worte zur Tagesfeier untergelegt hatte, zur großen Erbauung aller aufhorchenden Wirthshausbewohner. Und nun noch einmal hinauf zur steilen Bergeshöhe, die so mühsam zu erreichen war, daß wir zwei Pferde Vorspann nehmen mußten. Unterwegs begegneten wir viele fröhliche Menschen, die zu Picknicks, Barbecues und sonstigen lustigen Versammlungen wallfahrteten.

Es war der 4. Juli und ein glücklich freies Volk feierte den Tag seiner Auferstehung aus den Banden der Knechtschaft.

Und fortan mit zu diesem Volke zu gehören, einer seiner glücklichen Bürger zu sein, dies Hochgefühl half uns die fortdauernde Beschwerde des Tages mit fröhlichem Muthe ertragen; selbst als die Sonne mit brennender Glut immer höher stieg, dann der Hemmschuh unsers Reisewagens brach und wir nun, als es stundenlang den steilen Abhang hinunterging, uns selbst mit aller Kraftkraft als Hemmschuh an den Wagen hängen mußten. Doch auf dieses Tages Mühen folgte ein erquickender Abend. Wir rasteten in einem grünen, romantischen Thale, eine stille Behausung lag nahe an einem rauschenden Bach und der Genius des Friedens hatte diese Stätte gesegnet.

Als die Sonne abermals emporgestiegen war und wir mit der letzten Anstrengung leiblicher und geistiger Kraft einen hohen Berg erklommen hatten, da lag zu unsern Füßen in lockend grüner Umgebung, umspült vom rauschenden Ohio, die volkreiche, blühende Stadt Wheeling.

Ein Freudenruf entfuhr unsern Lippen.

Einen Augenblick verweilten wir mit trunkenen Augen auf der reizenden Aussicht, dann sprangen wir behend hinein in den Wagen und als wüßten die klugen Thiere, daß heute ihre Mühsal zu Ende sei, als ahnten sie, in trotziger Einheit, daß sie sich einer großen Stadt näherten — die Pferde zogen mit heftigem Feuer an und brachten uns in kurzem Trabe durch die belebten Straßen zu dem stattlichen Virginia Hotel.

Ein vierzehntägiges Umherwandern auf der Landstraße bei glühendem Sonnenschein und oft bei Regen ist keineswegs vortheilhaft für die äußere Erscheinung von Frauenzimmern und hatte auch uns wahrlich nicht verschönert. Wir waren sonnverbrannt, unsere Schuhe zerrissen, unsere Kleider farblos und unansehnlich geworden; aber dennoch wurden wir mit ritterlicher Artigkeit von dem galanten Wirthe, Herrn M. Lowler, begrüßt, aus dem Wagen gehoben und in unsere Zimmer geführt, wo wir unsere Toilette mit mehr Sorgfalt machten, als bisher geschehen war und auch die Garderobe in einen verbesserten Zustand bringen konnten. Der Wirth sowie die anwesenden Gäste dieses stattlichen Hauses blieben fortwährend bemüht, uns auf die ehrerbietigste und freundlichste Weise den Aufenthalt bei ihnen angenehm zu machen. Man führte uns mit der höflichsten Manier zur Tafel und von da zurück zum allgemeinen Gesellschaftszimmer, wo eine Menge Herren sich einfanden, die sich von einem uns schon bekannten vorstellen ließen. Unter andern wurde uns da auch ein Enkel-Neffe Washington's vorgeführt, der diesen berühmten Namen trug und uns deshalb nicht wenig interessirte. Man lud uns ferner ein zu Spaziergängen, Spazierfahrten, Gesellschaften der angesehenen Leuten in der Stadt, wo unsere musikalischen Leistungen

großes Aufsehen und Vergnügen machten; man brachte uns Bücher und Südfrüchte, kurz man überhäufte uns mit Artigkeiten.

Fremdartig erschien uns der Verkehr der vielen schwarzen Dienstboten im Hause. Es war eine schöne Rasse und sie versahen ihr Amt mit Pünktlichkeit und Geschick. Auch bei ihnen standen wir sehr in Gunst, und das Stubenmädchen, das uns bediente, bat uns recht inniglich, doch nicht weiter zu reisen. Wir sollten da bleiben in dem alten Virginien, wo es doch so schön sei, daß es nirgends besser sein könne, und sollten nicht nach dem schlimmen Westen, der am Ende der Welt läge und der „jumping ol place" wäre.

Aber auch hier neigte sich unser Aufenthalt zu Ende. Noch war unseres Bleibens nicht. Unter den Gästen der Wirthstafel befand sich auch ein Dampfboot-Kapitän, William Coot, dem wir vorgestellt wurden und der durch sein freundliches, würdevolles Benehmen unser Vertrauen erwarb. Sein Boot, „Der Emigrant", wurde reisefertig gemacht, um nach Louisville zu gehen, und mit ihm machte unser Führer einen Contract, uns und unsere Effecten bis dahin sicher zu befördern. Auch die treuen Pferde waren in dem Contracte inbegriffen.

Der Name des Bootes mußte unsere Sympathie rege machen und ihm den Vorzug vor andern verleihen, wenn auch nicht sein liebenswürdiger Kapitän den Ausschlag zu dieser Entscheidung gegeben hätte. Ein allgemeines Bedauern entstand, als die Stunde unserer Abreise sich näherte, die indessen, wie gewöhnlich bei Dampfbootreisen geschieht, sich länger hinausschob, als anfangs festgesetzt war. Wir hatten viele liebe Menschen kennen gelernt und auch wir schieden ungern von diesem gastlichen Herde.

Indem wir unter die Gesellschaft dieses Hauses kamen, war uns hier ebenfalls auffällig, was uns schon in Baltimore überrascht hatte — nämlich das elegante und feine Aeußere der Damenwelt. Von wohlgeformten Gestalten, mit edeln, interessanten Gesichtern, kleinen, zierlichen Händen und Füßen, machten sie zugleich mit ihren eleganten Toiletten und feinem Betragen einen höchst angenehmen Eindruck auf uns. Es waren im ganzen genommen wohlgefällig schöne Geschöpfe; Zierpflanzen, die der Schöpfer dem Lande zum Schmuck verliehen. Sie wurden deßhalb auch von den Männern so betrachtet und behandelt, mit einer fast an Anbetung grenzenden Devotion.

Am Abend vor unserer Abreise gab es in der Stadt eine öffentliche Unterhaltung, eine Art Concert, man wußte noch nicht recht was. Zwei junge Männer, Fremde, wollten sich sehen und hören lassen, der eine sogar auf einem neuerfundenen Instrumente, dessen Namen noch nicht bekannt sei. Der andere wollte seine Tanzfertigkeit produciren und lud ein hochgeehrtes Publikum ein, dabei ja nicht zu fehlen, indem er sich als Tanzlehrer in dieser Stadt niederlassen wollte, und bat besonders Aeltern und Vormünder, die ihren Kindern diese edle Kunst beigebracht haben wollen, darauf zu reflectiren. Die Abendunterhaltung werde noch interessanter gemacht werden durch die Hülfleistung einiger Künstlerdilettanten, die ihre werthvollen Dienste zugesagt hätten. Alles dies besagten die umhergesandten Zettel.

Wir wurden von einigen Herren eingeladen, mit ihnen diesem Vergnügen beizuwohnen. So zogen wir denn nach dem Abendessen nach einem andern Hotel, dessen auf niederer Erde gelegener Speisesaal zum Concertsaal hergerichtet worden war. Auf unsern Sitzen placirt, nahmen wir die Dinge vor uns in Augenschein. Der Saal war lang und hatte zu beiden Seiten eine Reihe Fenster, die alle geöffnet waren, um die nöthige Zugluft hereinzulassen, denn die Atmosphäre war schwül und heiß und die Damen sahen sich veranlaßt, ihre Fächer ununterbrochen in Bewegung zu erhalten, was ein seltsam tönendes, feines Rauschen verursachte. Am Ende des Saales stand ein mit Lichtern besetzter Tisch und ein etwas altertümlich aussehendes Klavier.

Nach einer Pause stillen Harrens und einer darauf folgenden mehr geräuschvollen, in der sich die Ungeduld der Audienz durch Klopfen, Stampfen und Stöhlerutschen kund gab, erschienen endlich die Virtuosen. Voran schritt Hr. Ko., ein junger Mann der Stadt, den wir schon mehrmals in unserm Hotel gesehen hatten und der uns als ein großes Genie bezeichnet worden war. Er schritt mit großem Selbstgefühl einher, seine Flöte, wie etwa Tamino, mit großem Vertrauen und voller Zuversicht haltend. Ihm folgte, keineswegs zuversichtlich, mit bald rutschenden, bald holpernden Tritten ein junger Mann, den man auf den ersten Blick für einen Deutschen erkannte und dem der relegirte Student aus jeder Naht seines Rockes hervorschaute. Hinter diesem her erschien mit hastigen Geberden noch ein Dritter, etwas älter aussehender Mann, der, obgleich er sich auf dem Zettel Signor M. nannte, doch

keineswegs seine teutonische Abkunft verleugnen konnte. Er trug seine Violine unterm linken Arm und vogtete mit dem andern, der mit dem Bogen bewaffnet war, in der Luft herum. Indem er sich nun anschickte vor dem Publikum eine Verbeugung zu machen, fiel er mit seinem Bogen gleich zwei Lichter von dem erwähnten Tische herunter, die polternd und qualmend unter das Publikum rollten.

Eine kleine Aufregung entstand. Nachdem aber der aufwartende Schwarze diesen Uebelstand wieder in Ordnung gebracht, die Lichter von neuem angezündet und aufgestellt hatte, verbeugten sich alle drei auf einmal, die Fremden sehr demüthig, der Doctor mit einem herablassenden Lächeln.

„Ein hübscher Mensch, sehr interessant", flüsterten die Damen um uns her, indem sie mechanisch die Fächer bewegten. Sie meinten damit den Relegirten, der jetzt zum Klavier getreten war, mit vielem Geräusch sich niedergesetzt hatte und einige falsche Accorde dem verstimmten Instrumente entlockte. Der Doctor setzte sich in Positur und seine Flöte an den Mund; der Signor nahm mit hastigem Griff seine Geige unters Kinn, sein Bogen fuhr kreischend über die Saiten und durch den Saal ertönte die wohlbekannte liebe Melodie —: „Freuet euch des Lebens", so wohlbekannt, daß wir sie erkennen mußten trotzdem daß der Virtuose am Klavier vergessen zu haben schien, aus welcher Tonart sein Freund auf der Violine arbeitete, und in allen möglichen Modulationen versuchte sich ihm mit seiner Begleitung anzupassen. Auch der Doctor schien irre geworden zu sein an seinem Freunde. Er hatte doch wol schon hundertmal „Freuet euch des Lebens" in den schmelzendsten Tönen auf seiner Flöte hervorgehaucht und in den Privatcirkeln der Stadt sowie bei Landpartieen nie verfehlt sein Glück damit zu machen und die Gemüther zu erheitern. Aber die furiose Art, wie der Signor sein Instrument und dieses Lied behandelte, hatte ihm die Sinne verwirrt. Mißtrauische Seitenblicke auf den Künstlerbruder werfend, setzte er noch einigemal an, der Flöte entfuhren hier und da noch einzelne hörbare Seufzer. Wie die Schnörkel an der Façade eines Domes, so schnörkelten die einzelnen Laute seiner Flöte um das großartige Tonwerk des Signors. Als dieser aber in die Passage gerieth, wo die „Sorge und Mühen" behandelt werden und sich in ein rauschendes Allegro verlor, verlor auch der Doctor die Contenance und ließ mit einem hinsterbenden Ton die Flöte vom Munde fahren. Auch der Relegirte am Klavier hatte nach mehreren verzweifelten Versuchen, den rechten Ton zu finden, seine Bestrebungen als hoffnungslos aufgegeben und begnügte sich einige dumpfe Töne im Basse anzuschlagen, die wie die Brandglocke eines entfernten Feuerlärms klangen. So war es denn dem Signor allein überlassen, das Stück zu Ende zu bringen. Die Geige, die keineswegs aus Cremona stammte, erdröhnte unter den desperaten Griffen des verlassenen Mannes; in der schneidendsten Höhe ertönte der Refrain — da riß die oberste Saite und mit einer Verbeugung kündigten die drei das Stück als beendigt an. Das war die Ouvertüre. Einige Gesangstücke folgten. Jeder deutsche Student kann singen, und so klang es gar nicht unharmonisch, als die beiden vortraten und „dem Müller sein Mädchen" und „zu Straßburg an dem Rhein" zweistimmig vortrugen.

Man erwartete nun allgemein das neue unbekannte Instrument zu sehen, auf dem der Signor seine Kunstfertigkeit zeigen wollte. Er erschien, einen ungehobelten Kasten, einen Fuß lang und zwei Fuß breit, vor sich her tragend, mit etwas niedergeschlagenen Mienen. Indem er den Kasten vor sich hin setzte, verbeugte er sich zugleich und sprach in sehr gebrochenem Englisch: „Meine Damen und Herren! Sie sehen diesen Kasten? Ich bedauere sehr, meinem Versprechen nicht nachkommen zu können, auf diesem neuen Instrumente zu spielen. Es ist nicht fertig; der Böttcher von einem Schreiner hat es nicht fertig gemacht; mein Freund wird aber jetzt — tanzen!"

„Tanzen — laßt ihn tanzen!" riefen viele Stimmen aus dem Publikum und alle Gesichter belebten sich mit einem freudigen Zuge von Erwartung. Der Signor zog sich mit seinem Kasten wieder zurück. Nach einer ziemlich langen Pause des Harrens erschien er endlich wieder, die Violine unter dem Arm und seinen Freund, den Relegirten, mit sich führend. Todtenbleich, mit stieren Augen, blickte dieser unverwandt zu Boden und seine Hände spielten krampfhaft an seinen Rocktaschen. Der arme unglückliche deutsche Landsmann glich eher einem zum Galgen Verurtheilten als einem Priester Terpsichorens.

Der Signor gab ihm einen ermuthigenden Wink und setzte seine Geige an.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Calorische und Gaskraft-Maschinen.

Von Dr. Wilhelm Hamm.

Am 15. Februar des Jahres 1853 war eine Menschenmenge versammelt auf der Battery von Neuyork, um dem Auslaufen eines Schiffes mit beizuwohnen, wie bisher die Welt kein ähnliches gesehen hatte.

Es war der „Ericson" von 2200 Tonnen, erbaut auf den Werften von Hoggé und Delamater, und seine bewegende Kraft war die „calorische Maschine", der neue Motor, welcher die Erwartungen der competenten Kreise so hoch gespannt hatte, daß man die Dampfmaschine schon halb und halb als abgethan erachtete. Die letztere, bisher die allgemeinste und mächtigste Bewegungskraft, läßt bekanntermaßen noch mancherlei zu wünschen übrig, was zu heben oder zu verbessern man nicht für außer dem Bereich der so weit vorangeschrittenen Technik liegend glaubt. Von jeher haben daher Erfinder danach getrachtet, einen Ersatz für sie zu entdecken. Die Expansionskraft der Luft, ihr Vermögen, sich durch Erwärmung auszudehnen und ihr Volumen von 0° — 100° Réaumur um 0,366 zu vergrößern, war es immer in erster Linie gewesen, welche vielen Experimenten zu Grunde lag; vielleicht darf sogar behauptet werden, daß der Gedanke ihrer Benutzung als Bewegungskraft mindestens ebenso alt sei wie derjenigen des Dampfes. Wie dem auch sei, so gelang es dem Schweden Ericson, geboren 1803, zuerst, die Idee einer Luftexpansionsmaschine zu verwirklichen. Er wandte sich damit im Jahre 1833 nach England, vermochte jedoch trotz des Interesses, welches Männer wie Ure und Faraday daran nahmen, seiner Erfindung keine Geltung zu verschaffen. Daher wanderte er nach Nordamerika; sein Talent brach sich hier rasch Bahn, in kurzer Zeit erwarb er den Ruhm eines der geschicktesten Ingenieure und namentlich wird er in seinem neuen Vaterlande, obschon mit Unrecht, für den Erfinder der Schiffsschraube gehalten. Neben seinen übrigen Arbeiten vernachlässigte er aber keinen Augenblick den großen Gedanken, dessen Ausführung er als seine Lebensaufgabe betrachtete. Nach zahllosen Versuchen, nach Ueberwindung unendlicher Schwierigkeiten erreichte er endlich sein Ziel. Im Jahre 1848 war die erste Caloric Engine, wie der Erfinder sie taufte, fertig und betrieb den Ventilator einer großen Eisengießerei zu Neuyork; dieser fünfpferdekräftigen Maschine folgte im Jahre darauf eine zweite von 30 Pferdekraft; die londoner Weltausstellung, 1851, zeigte in der Amerikanischen Abtheilung die neue Bewegungskraft in Thätigkeit. Ericson's Genius fand nunmehr auch Hülfe von seiten des Kapitals. Ein neuyorker Kaufmann, John B. Kiching, schuf ihm [illegible] Lohnes vor zur Erbauung eines „calorischen Schiffes"; es war dies der „Ericson" und seine vier Luftexpansionsmaschinen repräsentirten eine Summe von 600 Pferdekraft.

Die Probefahrt damit bis nach Alexandria, dem Hafen der Hauptstadt Washington, lief zwar im ganzen gut ab, bestätigte hingegen doch die Bedenken, womit gleich anfangs verschiedene Fachmänner der Wirksamkeit, Dauer und Verwendbarkeit des neuen Systems der Bewegungskraft entgegengetreten waren. Um dieselben zu würdigen, muß eine kurze Darstellung der Construction der damaligen calorischen Maschine gegeben werden. Dieselbe beruhte auf dem Princip, die Entfaltung der Luftexpansion nicht zu ermöglichen durch die directe Wirkung der aus dem Brennstoff erzeugten Wärme, sondern vielmehr durch abwechselnde Mittheilung gewisser Wärmemengen an Körper, die sie nach vollbrachter Thätigkeit eine Zeit lang in sich festhielten, um sie stets wiederum von neuem dem Betrieb zu übergeben, sodaß demnach der ganze Aufwand der Heizung keinen andern Zweck hatte als denjenigen des Ersatzes der unvermeidlichen Verluste durch die Abkühlung mittels Strahlung, durch die Fugen u. s. w. Zu dem Ende schied sich die frühere calorische Maschine in zwei streng voneinander getrennte Theile: in die Arbeitsmaschine, Cylinder mit Kolben und Schwungrad — und in die wärmesammelnden Theile, die sogenannten Regeneratoren. Als dritten Theil konnte man den Feuerungsapparat oder die wärmeerzeugenden Vorrichtungen gelten lassen. Der Hauptheil waren die Regeneratoren; sie bestanden aus einem System zahlreicher (bis zu 200) Drahtgewebe mit feinen Maschen, ebenso geeignet, die Wärme erhitzter Luft in sich aufzunehmen und diese somit abzukühlen, als auch die gesammelte Hitze wieder an die durchstreichende kalte Luft abzugeben, dieselbe somit zu erhitzen und auf den nöthigen Grad der Expansion zu bringen. Leider erwies sich aber ihre Function viel zu unregelmäßig, sie nutzten sich sehr schnell ab; ein Gleiches war der Fall bei den Kolben mit großem Durchmesser, deren Dichtgang in den Cylindern auf die Dauer mit keinen Mitteln zu ermöglichen war. Eine Zeit lang schmeichelte sich Ericson mit der

Hoffnung, allen diesen Uebelständen abhelfen zu können, verschiedene versuchte Abänderungen erwiesen sich aber gleichfalls unzureichend. Daher ward schon im November 1863 das „calorische Schiff", das im Februar so triumphirend in See gegangen war, seiner neuen Maschinen gänzlich entkleidet und erhielt an deren Stelle eine gewöhnliche Dampfmaschine. Damit schien die neue Erfindung aufgegeben, zu Grabe getragen.

In Deutschland hörte man von derselben nichts mehr bis in das Jahr 1869. Da verbreitete sich auf einmal die überraschende Nachricht, daß die calorische Maschine sich in Amerika in nie geahnter Schnelligkeit eingebürgert habe, daß allein in der Stadt Neuyork deren über 150 in Thätigkeit seien und zwar zu den heterogensten Zwecken, z. B. eine in den Werkstätten eines Schneidermeisters zum Betrieb von 20 Nähmaschinen u. s. w. Gleichzeitig aber erfuhr man auch, daß auch schon eine deutsche Maschinenbauanstalt, diejenige zu Duckau, mit der Construction calorischer Maschinen beschäftigt sei. Die erste, welche sie lieferte, war im Juni 1869 in einer magdeburger Druckerei aufgestellt; sie arbeitete so zur Zufriedenheit, daß sofort die Nachfrage in ungewöhnlichem Maße begann und von Tag zu Tag sich steigerte. Andere Maschinenfabriken betheiligten sich an der Concurrenz, zuerst die der Wilhelmshütte bei Sprottau in Schlesien, der es gelang, mehrere wichtige Verbesserungen anzubringen. Gegenwärtig ist nun schon eine große Zahl deutscher Anstalten mit der Anfertigung dieses neuen Motors beschäftigt, der immer mehr in Gunst zu kommen scheint, insbesondere nachdem sich geachtete Stimmen für seine Leistungsfähigkeit und Vortheile, gegenüber den Zweitlern, kräftig ausgesprochen hatten.

Die neue Construction der calorischen Maschine ist eine wesentlich verschiedene von der alten. Ericson, nicht gebeugt von dem Mißgeschick, das über der letztern gewaltet hatte, zugleich gezwungen, zahlreichen eingegangenen Verbindlichkeiten zu genügen, arbeitete rastlos fort an dem Weiterbau seiner Idee. Er sah ein, daß er dem frühern Princip, mit ihm dem System der Regeneratoren, entsagen müsse und entschloß sich, wenn auch ungern, alsbald dazu. Die neue calorische Maschine besteht aus einem liegenden Cylinder, in welchem an derselben Welle zwei Kolben thätig sind; der eine, der Arbeitskolben, vermittelt wie bei der Dampfmaschine die Uebertragung der Bewegung, in welcher ihn ein besonders schweres, in seinem Kranz ungleich belastetes Schwungrad unterstützt; der zweite, der Speisekolben, dient nur dazu, den Arbeitskolben vor der directen Einwirkung der heißen Luft und der Abnutzung zu schützen. Zu diesem Endzweck besteht sein massiver Theil aus schlechten Wärmeleitern, Holz und Kohlenpulver, in einer Metallhülle; zugleich vermittelt er durch seine saugende Wirkung mit Hülfe verschiedener Ventile den Zutritt frischer atmosphärischer Luft an die Feuerwand, welche hinter seiner Scheibe steht. Von dieser empfängt die Luft durch Strahlung Wärme und Expansionskraft; sie treibt die beiden Kolben vorwärts bis zu einem gewissen Punkt, worauf ein verdünnter Luftraum entsteht, der den Rückgang bewirkt, währenddessen die frische Luft durch das Spiel der Ventile eintritt. Die Feuerung ist ein gewöhnlicher Rostofen, welcher die Wand erhitzt, die der Luft die Wärme mittheilt. Luft ist im wesentlichen die Grundlage der neuen Construction der calorischen Maschine, insoweit dieselbe zum Verständniß ihrer Wirksamkeit auch für den Laien hinreicht.

Es ist nicht zu leugnen, daß der ganze Vorgang dabei weit einfacher ist wie bei der Dampfmaschine. Schon deshalb war es der calorischen Maschine nicht schwer, rasch festen Fuß zu fassen. Allein ihre Anwendung bietet auch noch andere Vorzüge im Vergleich zu jener. Es bedarf zu ihrer Aufstellung durchaus keiner Vorsichtsmaßregeln, keiner hohen Essen, da der wenige Rauch in jedem Ofenrohr abgeleitet werden kann; keines Wassers und keiner Brunnen; eine Explosion ist unmöglich, Feuersgefahr nicht vorhanden; daher sind weder polizeiliche Concessionen noch Prüfungen und Aufsicht durch die Behörden nothwendig. Die calorische Maschine kann überall aufgestellt werden, wo der geringe Raum für sie vorhanden ist; jeder Arbeiter lernt in kürzester Zeit mit ihr umgehen, sie erheischt nur wenige Arbeit und Ueberwachung. Der größte Vortheil ist aber die Ersparniß an Brennmaterial, welche sie erzielt; dieselbe beläuft sich im Durchschnitt auf zwei Drittheile des Bedarfs für eine Dampfmaschine von gleicher Stärke. Daneben kann die verbrauchte heiße Luft zweckmäßig und ohne Umstände zur Heizung von Lokalitäten oder zu industriellen Zwecken verwendet werden.

Leider ist es aber noch nicht gelungen, calorische Maschinen von größerer Leistungsfähigkeit als von 6 Pferdekraft zu construiren; sobald die Cylinder einen größern Durchmesser als 32 Zoll haben müssen, gelingt es nicht mehr,

den Niedergang der Kolben zu sichern; daher man schon von 24 Zoll Cylinderweite oder 4 Pferdekraft an doppelte Cylinder anwendet. Allein gerade in dieser Beschränkung liegt eine der wichtigen Eigenschaften der calorischen Maschine; sie ist recht eigentlich der Motor für kleinere Etablissements, wo es nur gilt, Menschenarbeit in geringerem Maße zu ersetzen; in solchen Fällen arbeitet bekanntlich die Dampfmaschine am allerunvortheilhaftesten und hier eröffnet sich der neuen Bewegungskraft der segensreichste Wirkungskreis. Sie ist dazu bestimmt, den Unterschied zwischen Gewerben und Industrie in glücklicher Weise auszugleichen; mit ihrer Hülfe werden sich ersterer zu der letzteren erheben und mit ihr erfolgreich concurriren können. Die calorische Maschine eignet sich demnach vorzugsweise für kleinere mechanische Anstalten, Eisengießereien, Schleifereien, Aufzüge, Mühlwerke u. s. w., nicht minder für Steindruckereien und Buchdruckereien. In letztern hat sie sich bisjetzt vorzugsweise eingebürgert und scheint sich gerade in dieser Branche am meisten verbreiten zu wollen. Allerdings kleben ihr außer der Unmöglichkeit der Steigerung des Nutzeffects über eine bestimmte Grenze noch verschiedene Mängel an; dahin gehört das lästige Geräusch ihrer Hebelwerke und Ventile, ihr mangelhafter Feuerungsapparat, der größere Verbrauch an Oel und Schmiere u. s. w.; allein diese sind theilweis unerheblich, theilweise steht eine Abhülfe durch Constructionsverbesserung in ziemlich sicherer Aussicht. Somit darf wol behauptet werden, daß der calorischen Maschine als bewegender Kraft eine große Zukunft bevorsteht und daß die Menschheit durch sie wiederum mit einem der Wunder beschenkt worden ist, welche, Kinder der Wissenschaft und der technischen Kunst, das Kennen und das Können unser Jahrhundert auf eine Stufe der materiellen Vervollkommnung gehoben haben, deren schwindelnde Höhe wir leider gar nicht mehr zu würdigen wissen, weil wir schon zu sehr daran gewöhnt worden sind, den menschlichen Geist auch über das scheinbar Unerreichbare triumphiren zu sehen. Mit seiner Gründung hat sich der Schwede Ericsson den Platz errungen neben Watt und Stephenson in der Ruhmeshalle der Heroischen der Physik und Mechanik.

Allein nicht blos die calorische Maschine strebt erfolgreich innerhalb eines gewissen Gebietes der Dampfmaschine Concurrenz zu machen; ein zweiter Motor ist neben ihr aufgetreten, welcher das gleiche Ziel verfolgt und allen Berichten nach auch zu erreichen scheint, wenn auch auf minder einfache und zuverlässige Weise wie beim Nebenbuhler. Es ist dies die Gaskraftmaschine oder Gasmaschine, erfunden von Lenoir in Paris. Das Princip derselben beruht auf dem Expansionsvermögen der Gase vermittels ihrer Verbrennung. Es ist bekannt, daß ein Volumen Sauerstoff mit zwei Volumen Wasserstoff ein Gemenge bildet, welches Knallgas oder Knallluft genannt wird, weil dasselbe beim Entzünden, wobei sich Wasser bildet, eine sehr große Hitze entwickelt und durch diese das Wasser in Dampf von größter Spannung verwandelt wird, welcher einen weit größern Raum beansprucht und entgegenstehende Hindernisse bewegt; wird derselbe durch die kältere Luft eingesaugt abgekühlt (condensirt), so entsteht ein luftleerer Raum, in welchen nunmehr die umgebende Luft eindringt. Dieser Proceß ist nun auch im wesentlichen derjenige der Function des neuen Motors, der Gaskraftmaschine, welche daher hin und wieder Knallgasmaschine genannt wird. Die Construction derselben unterscheidet sich im Aeußern wenig von derjenigen einer gewöhnlichen Horizontaldampfmaschine, deren Kolben jedoch anstatt durch Dampf durch continuirliche Explosion brennbarer Gase getrieben wird. Zu dem Ende wird in den Cylinder eine kleine Menge gewöhnliches Leuchtgas geleitet, verbindet sich darin mit atmosphärischer Luft im Verhältniß von 1:10 bis 1:15 (oder auch 1:4 bis 1:10) und bildet damit ein brennbares Gemisch, welches mittels des elektrischen Funkens leicht entzündet werden kann und explodirt; durch die Explosion erzeugt sich ein Gemenge von Gasarten, Kohlensäure, Stickstoff, Wasserdampf, welche durch die Verbrennung einen solchen Wärmegrad und eine so große Expansion erhalten, daß sie den Kolben im Cylinder fortschleudern. Der letztere, der Cylinder, ist mit einem Mantel umgeben, der Zwischenraum ist mit kaltem Wasser ausgefüllt, das aus einem höher angebrachten Behälter beständig zufließt und dazu dient, die bei der Explosion entwickelte Wärme aufzunehmen; das abfließende heiße Wasser kann dann zur Heizung verschiedener Lokalitäten dienen und nach dem Erkalten wieder zur Abkühlung des Cylinders verwendet werden. Der ganze Gang der Maschine ist nunmehr der folgende. Durch eine Röhre strömt das Leuchtgas hinzu, dessen Quantum durch einen Hahn genau geregelt werden kann; gleichzeitig tritt durch ein Ventil die nothwendige Menge atmosphärischer Luft ein. Der nach rechts

laufende Schieber schließt dieses Gasgemisch im Cylinder ab und es erfolgt nunmehr die Entzündung. Dieselbe geschieht durch den elektrischen Funken eines Ruhmkorff'schen Inductionsapparats, welcher schon durch zwei kleine Bunsen'sche Elemente in hinreichender Thätigkeit erhalten werden kann. Der Kolben wird durch die Expansion der Gase kräftig nach rechts getrieben, die zurückgebliebene Luft dient ihm als Polster. Sodann wiederholt sich der ganze Proceß auf der andern Seite des Kolbens und so spielt der Apparat continuirlich fort. Es ist einleuchtend, daß er sehr wenig Unterhaltungskosten in Anspruch nimmt, denn der Leuchtgasverbrauch ist ziemlich unbedeutend und die Speisung der elektrischen Batterie gleichfalls kaum der Rede werth. Beim Angangsetzen der Gaskraftmaschine muß das Schwungrad zuerst ein Stück um seine Welle gedreht werden.

Die erste Lenoir'sche Gaskraftmaschine ward aufgestellt im Anfang des Jahres 1858 in der Holzwarenfabrik von Leveaux (Rue Neuffelet Nr. 25) in Paris. Sie war von 4 Pferdekraft. Das Urtheil über ihre Leistungen lautet folgendermaßen: Für kleinere Kraftleistungen ist die Ausführbarkeit und Brauchbarkeit dieses neuen Motors durch die pariser Mustermaschine außer Zweifel gestellt. Dieselbe arbeitet in jeder Beziehung befriedigend; ihre Umlaufsgeschwindigkeit, welche sich durch Stellung des Gaszuführungshahns reguliren läßt, kann bis auf 120 Spiele per Minute beim Leergang erhöht werden; der Gasverbrauch, der an einer neben der Maschine aufgestellten Gasuhr beobachtet wird, betrug bei 80 Umdrehungen in der Minute 2,7 Kubikmeter stündlich. Nach Angabe des Maschinenwärters entspricht der Gasconsum pro Pferdekraft und Stunde einer Ausgabe von nur $^5/_{10}$ Francs oder 50 Centimes (24 Pfennige'). Doch scheinen diese sowie alle über den Gasverbrauch der genannten Mustermaschine bisher bekannt gewordenen Angaben zu einer vergleichenden Aufstellung über die Betriebskosten des neuen Motors aus dem Grunde nicht brauchbar, weil sich gegen die Angaben der Nutzleistung jener Maschine noch Zweifel erheben lassen; eine glaubhafte Messung derselben scheint in der That noch gar nicht stattgefunden zu haben. In dieser Hinsicht ist also die calorische Maschine entschieden im Vortheil; sowol theoretische Berechnungen wie zahlreich ausgeführte Bremsversuche haben ihren Nutzeffect und sein richtiges Verhältniß zu dem Aufwand und der Construction ganz unwiderleglich dargethan; wenn daher bei ihr die vollkommene Sicherheit des Erfolgs innerhalb der gesteckten Grenzen angenommen werden kann, so ist dies bei der Gaskraftmaschine wenigstens bisjetzt noch nicht der Fall und wird man wol erst weitere Erfahrungen über dieselbe abwarten müssen, ehe sich ein endgültiges Urtheil über ihre Brauchbarkeit in der Praxis wird fällen lassen. Mit der calorischen Maschine theilt sie die Eigenthümlichkeit, daß sie sich nur für kleinere Kraftleistungen eignen wird; bei stärkern Maschinen wird der ungleichförmige Kolbengang, die Schwere der Schwungräder, die große Abnutzung einzelner Theile, z. B. des Schlittens, stets große Hindernisse bereiten; es haben sich auch die geachtetsten Autoritäten dahin ausgesprochen, daß sie die Ausführbarkeit von Gaskraftmaschinen in größerm Maßstab sehr bezweifeln. In kleinerm dagegen theilen sie alle Vorzüge der calorischen Maschinen gegenüber der Dampfmaschine — d. h. immer vorausgesetzt, daß alle darüber veröffentlichten Angaben richtig sind und der Apparat sich auch auf die Dauer bewährt.

Die Lenoir'sche Gasmaschine wird vorzugsweise von Marinoni in Paris (Rue Vaugirard Nr. 67) gebaut und zwar zu folgenden Preisen: 1 Pferdekraft = 1000 Francs, 2 = 2100, 4 = 3100 Francs. Sie ist also billiger wie die calorische Maschine. Die letztere kostet, nach dem Preiscourant der Wilhelmshütte bei Sprottau, von $^1/_4$ Pferdekraft mit 12 Zoll Cylinderdurchmesser und 4′ 6″ × 2′ Raumerforderniß 400 Thlr.; 1 Pferdekraft mit 18 Zoll Cylinderdurchmesser und 6′ × 3′ 6″ Raumerforderniß 650 Thlr.; 2 Pferdekraft mit 24 Zoll Cylinderdurchmesser und 4′ × 7′ Raumerforderniß 850 Thlr.; 4 Pferdekraft mit 24 Zoll (doppelter Cylinder) 7′ × 8′ Raumerforderniß 1300 Thlr.; 6 Pferdekraft mit 32 Zoll (doppelter Cylinder) 8′ 6″ × 11′ Raumerforderniß 2000 Thlr. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese Preise sich mit der Zeit wol modificiren. Jedenfalls aber auch darf man wesentlichen Fortschritten in der Construction der Bewegungsmaschinen um so mehr entgegensehen, als eben jetzt kein Gegenstand die Leute vom Fach so viel beschäftigt wie die beiden neuen Motoren.

Anregungen.

Pariſer Herbſttage.

V.

Kein Winkel iſt in Paris mehr ſicher vor dem alles wie Tropenſonnenaufgang beſchleichenden Parvenü.

Man muß vor die weniger als andere beſuchten Barrieren des linken Ufers hinausgehen, um noch eine Spur der alten Einfachheit und Naivetät zu finden, in der Gegend des Boulevard Montparnaſſe z. B. mit dem freundlichen ländlichen Anſehen vor dem Luxembourggarten nach Montrouge zu. Da verſammelt ſich das pariſer Volk noch am Seiltänzer in verblichenem Theaterflitter und bewundert mit homeriſcher Einfalt Homme à la perche, als wenn es gar keinen Cirque oder Hippodrome gäbe, die doch nur einige Stadtviertel weiter gelegen ſind. In der alten Rue du Temple, wo das kleine, arme Volk wohnt, kommt es wol noch vor, daß und der Clerfläufer beim Kartenſchen wie in ſeinen Provinzialſälen nachruft: „A une autre fois!“ Aber ſelbſt in dieſem ſchmutzigen, zerlumpten Templeviertel grünt nun ein ſchöner Square und die Gäßchen breiten ſich zu Straßen aus, damit das Blut und die Kleinhändlerei Platz haben, abzuziehen. Wenn Ludwig XVI. wiederkäme und das ſähe! Die Mygalen, die ihn umtanzten, konnten nur in den damaligen Gehirnen exiſtiren — vor dem Sonnenlicht mußten ſie weichen. Und dieſe Sonne war die Revolution: „Blind iſt, wer ſie nicht ſieht“, ſagte Napoleon I.

Nur auf dem linken Ufer gibt es hier und da noch einen Stadttheil, der von der Art unberührt geblieben iſt; auf den Straßen, die zum Odeon führen, ſpringen um 11 Uhr abends ſchon die Ratten ſo harmlos ſicher umher, als wären ſie auf einige Zeiten Herren von Haus und Schlupfen. Muſeen, die bald zerflattern wird! Auch hierher bringt die Furie der Demolirung. Hat ſie doch ſchon mitten über die uralte Gite hinweg auf dem hochmüthigen Boulevard Sebaſtopol die Seine überſprungen und iſt bis zum Luxembourggarten vorgedrungen mitten ins Herz des Studentenviertels hinein. Das iſt der Gnadenſtoß, der der alten lockern Zigeunerwirthſchaft der Bohème, den Tod gibt. Auch das kleine Studententheater Bobino, das Luxembourgtheater, iſt elegant geworden. Dies Winkeltheater entſtand unter der Reſtauration; damals amüſirte hier ein gewiſſer Arlx, mit dem Spitznamen Bobino, das Publikum mit Seiltänzereien und Pantomimen; ſeit 1830 nahm ſich die Vorſtadt wie einige andere kleine Theater die Freiheit, Vaudevilles aufzuführen; der jetzt berühmt gewordene Clairville war hier zugegen, wie unſer Holtei, Dichter und Schauſpieler. Die beſchränkten Verhältniſſe des Theaters übten gerade einen großen Reiz aus; es machte Spaß, ſich dieſe Winkelkomödie anzuſehen, wo die erſte Liebhaberin zwiſchen zwei tragiſchen Akten im Garten nebenan ihr beſcheidenes Diner mit einer Rattſchocke à la poivrade einnahm. Henry Murger hat dies in ſeiner „Vie de Bohème“ hübſch geſchildert. Heutzutage teilt die Komödiantin vom Bobino ſo gut nach Dippe ins Seebad wie nur irgendeine Primadonna der Großen Oper. Henry Murger iſt todt. Sein trefflicher Roman gab eine Schilderung der tollen, unbetrogten Künſtler- und Studentenwirthſchaft (der ſogenannten bohème oder Zigeunerei) von damals, die in dem neuen Paris unmöglich wird. Ich konnte daher auch nicht umhin, ins Vaudeville zu gehen, als man dort „La vie de bohème“ als Drama ſpielte, obgleich der Roman als Kunſtwerk beſſer iſt. Die hübſche Mimi Pinſon! Wie ſticht neben ihr die Dame aux camelias ab, dieſe Wucherpflanze der Gegenwart! „C'est ma jeunesse qu'on enterre!“ und die Schlußworte des Dramas.

Die Zeit, in der Murger's Roman ſpielt, iſt die Zeit Heine's und Börne's. Niemand iſt von ihr zurückgeblieben als Eduard Kolloff, Börne's Freund, der Verfaſſer des trefflichen Reiſehandbuchs „Paris“. Kein Franzoſe kennt vielleicht dieſe Stadt ſo genau als dieſer Deutſche, der Paris ſo durchwandert hat wie Virgingſoux Gubatrika, der es ſo ſtudirt hat wie ein Gelehrter das Sanskrit. Nichts iſt pittoresker als das Gemälde, das er vor ein paar Jahren in „Unſere Zeit“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) vom alten Paris geliefert hat. Wenn ich irgendeinen Rath oder Nachweis darüber bedarf, ſo gehe ich nur auf die Kupferſtichgalerie in der kaiſerlichen Bibliothek, wo Kolloff angeſtellt iſt, und lebe mich mit ihm in die Zeit zurück, wo Börne „Briefe aus Paris“ ſchrieb. Wie liegt ſie ſo weit hinter uns!

Eins hat Paris aus der alten Zeit in die neue hinübergerettet: die Liebe zu den Kindern und — zu den Katzen. Nirgends ſind die Katzen ſo ſchön als in Paris! Wie Konſtantinopel durch die Hunde, Straßburg durch ſeine Störche, Leipzig durch ſeine Tauben ſich auszeichnet, ſo Paris durch ſeine Katzen. Liebenswürdige Geſchöpfe! Schrieb nicht Petrarca ſeine Sonette an Laura bei dem Augenſchimmer ſeiner Katze? Der Menſch verkennt euch, ihr ſeid beſſer als euer Ruf und es iſt ein ſchöner Zug an den Pariſern, daß ſie dem allgemeinen Vorurtheil zum Trotz euch pflegen und lieben! Und die Kinder! Die Schönſten ſind wol die engliſchen und vielleicht die franzöſiſchen, aber lieblicher kann es keine geben als die pariſer Kinder, die ſich im Tuileriengarten tummeln! Und gibt es geſchmackvollere Kindermoden als die von Paris? Kinder müßten anders gekleidet werden als Erwachſene, aus Rückſichten der Geſundheit wie des Geſchmacks, was der Kleinhändler nicht beachtet. Das deutſche Gefühl behauptet nun vielleicht, die franzöſiſche Mutter habe und liebe ihr Kind wie eine Spielpuppe. Es mag manchmal ſo ſein, aber im ganzen muß ich auch hier das Vorurtheil bekäm-

ben, als ob es in Paris gar keinen häuslichen Sinn, keine Liebe zum häuslichen Herd, zum Hyer, schen die Literatur beständig meine Behauptung: die französische Literatur ist vielleicht an Kinderschriften ebenso reich als die deutsche. Von der letzten hat sie sich die Erzählungen des Verfassers der „Oster" wie eine heimische Frucht angeeignet; Grimm's „Volksmärchen" hat sie ebenfalls in sich verpflanzt. Aber welche Menge von Originalschriften, Anekdoten für Kinder, moralischen Erzählungen u. s. w.! Ganz neuerdings hat Herr Marlbonne mit seiner „Comédie enfantine" einen glücklichen Wurf gethan. Einer der berühmtesten Namen der europäischen Literatur, der Name Balzac's, ist durch dessen Schwester in die französische Kinderliteratur übergegangen. Vor kurzem hat Madame Surville (so heißt ihr Gatte) eine treffliche Kinderschrift: „Le compagnon du foyer", herausgegeben. Schon ihr Bruder verdankte der geistreichen Frau manchen glücklichen Gedanken; er widmete ihr z. B. in seiner „Comédie humaine" die Erzählung „Un début dans la vie", die er nach einer andern von seiner Schwester geschriebenen „Un voyage en province", verfaßt hatte, mit den Worten: „An Laura. Möge der glänzende und leichtbeschwingte Geist, der mir den Stoff zu dieser Szene geraten hat, die Fähre davon haben!"

Eine Erscheinung im alten Paris darf ich dem deutschen Leser nicht verschweigen; es ist die immer wachsende Anzahl von Estaminets, wo deutsches Bier verschenkt wird. Ueberall sehen Aushängeschilder: „Bière de Bavière", „Bière de Strasbourg". Denn das Straßburger Bier gilt in Frankreich für deutsches und es ist auch noch das beste jenseit des Rhein, denn an dem übrigen ist Hopfen und Malz verloren, obgleich es den Franzosen in der Provinz trefflich schmeckt. Gott weiß, was die deutschen Bierbrauer (denn selten gibt es einen Franzosen unter diesen) für Ingredienzien in ihr Gebräu thun! Das sogenannte Baiersche Bier wird meistens in Paris selbst gebraut und abgesehen von der Namensusurpation ist es recht einträglich. Freilich, unter den Blinden ist der Einäugige König! Auf dem linken Ufer werden in dem gewaltigen Gare Mazarin für Liebhaber beiderlei Geschlechts unzählige Tonnen Bier versoffen. Diesem Estaminet gegenüber und um ihm Concurrenz zu machen, verschenkt ein anderes „Münchner Bier" zu dem unbeschreiblich billigen Preise von acht Sous la consom; ich sah da zwei junge Leute die Firma lesen „bière de Munich". „Munich?" fragte der eine, „wo liegt denn das? Ueberall heißt es „Bière de Munich". „Munich", sagte der andere, „voilà dont être une ville d'Allemagne ou de Prusse." Und doch hatten die Leute einen guten Rock auf dem Leibe! Aber Geographie darf man von dem französischen Volke nicht verlangen und nun gar deutsche Geographie. Das sind böhmische Dörfer, selbst für tausend und aber tausend Gebildete.

Das Estaminet zum „Guillaume Tell" hat echtes baierisches Bier. Es liegt dem aus Deutschland Einwandernden etwa zehn Minuten vom Bahnhofe entfernt zur linken Hand und ist jedem Deutschen zu empfehlen. Wie sich der französische Charakter auch in den Details von dem deutschen unterscheidet, sah ich dort. Nach einig langen Jahren klang mir wieder einmal der Ruf „Bierhebel!" ins Ohr, d. h. „Abgezogen!" Der elegante Franzose gebraucht auch einen eleganteren Ausdruck; er ruft dem Kellner: „Garçon, un coup de cachemire!"

Und soll ich nun noch eine politische Schilderung des neuen Paris geben? Die neuen Straßen nennen, die von Palästen statt Häusern gebildet werden? Die grünen Inseln aufzählen, die unter dem Namen Squares in alle Stadtviertel vertheilt sind? Die Perspectiven, die überall zu pittoreskem Effect eröffnet worden sind? Die Decorationen, die überallhin verschwendet ist? Das ist Sache des Malers oder der Phantasie des Lesers. So wie es ist, ist das neue Paris ein Zeichen der Zeit und steht in Einklang mit der ganzen modernen Bewegung. Die gesellschaftliche Nivellirung zeigt sich auch hier, wie sie sich im politischen Leben durch das suffrage universel ausgesprochen hat, worin alle Unterschiede von Stand und Genius verschwunden sind, wie sie im Verkehr durch die Eisenbahnen vertreten wird, auf denen ein und derselbe Zug den Bettler und den Fürsten führt. Vor zehn Jahren war Paris trotz aller Verschönerungen im Style XIV. noch reich an Spuren des Mittelalters, d. h. an Unglaublichkeiten. Diese Unanständigkeiten machen zwar die alten Reichsstädte wie Straßburg, Nürnberg, Frankfurt am Main sehr pittoresk, es ist das laue Idyllische der Poesie auf Steinbauten übertragen; aber sie scheuchen nicht nur die Bequemlichkeit, sie beruhen auch auf dem Grundsatz der städtischen Abtheilung. Der Patricier oder Adliche baute sich eine Art Schloß (in Frankreich Hotel genannt) an die Straße, das zuweilen mit Thürmen versehen war; willkürlich sprang es bald auf die Straße vor, bald zog es sich zurück. Krämer bauten ihre Verkaufsschuppen an die Kirche an, den Verkehr zu benutzen, und zerstörten so den architektonischen Eindruck. Der Kleinbürger zog sich in Winkel und Gäßchen zurück. Nichts als Willkür, Vorrechte im Bauwesen wie im Staatswesen, keine Spur von Gleichmäßigkeit und Proportion. Es gab aber vier Stände oder richtiger nur drei, denn der vierte war namenlos; am Festen trieb es im Bauwesen der geistliche Stand, dessen Klöster und andere Gebäude noch heute in vielen Städten durch ihre willkürliche Zerstreuung die Symmetrie stören. In der französischen Revolution warf der dritte Stand alles. Aber der plötzliche Triumph stieg ihm zu Kopf, er hatte noch mit den Resten der alten Stände zu kämpfen; und als er in der Julirevolution die politische Oberhand behielt, wollte er als Kriegskrone des Geldsacks eine Oligarchie gründen. Dagegen empörte sich die Masse, deren System der Socialismus war, deren Stichwort die Wahlreform. Der

vierte Stand liegt im Argen. Aber das Elend ist nur ein politisches Schlagwort; es gibt keinen vierten Stand als Stand. Gewiß hat recht: Die Bourgeoisie, der Dritte-Stand, ist alles. Jetzt, wo der mittelalterlichen Zünfte gebrochen sind, wo die moderne Industrie den Reichthum allen möglich macht, den Reichthum, der heutzutage die einzige politische Macht ist, jetzt darf man mit einem französischen Journalisten sagen: „Qu'est-ce qu'un bourgeois? C'est un ouvrier parvenu."

Wie Augustus, der Cäsar's begonnenes Werk durchführte, sich rühmte, Rom aus Backsteinen erbaut gefunden zu haben und aus Marmor erbaut zu hinterlassen, so stellt es sich der dritte Napoleon zur Aufgabe, ein Paris zu hinterlassen, das nur Einem Palast bilde. Es mein ein jeder, daß politische und dynastische Gründe den Anstoß zu diesem Neubau gegeben haben; um die städtischen Revolutionen zu bekämpfen, bedarf es langer, breiter Straßen mit gerichtet vertheilten Kasernen; um der Revolution zuvorzukommen, gilt es, das arbeitende Volk zu beschäftigen. Aber immerhin ist es wahr — und wir wissen schon, daß die unbeugsamsten Republikaner Frankreichs dies anerkennen — durch diese Neubauten dringt Luft und Licht, d. h. die Gesundheit, in die Stadt ein. Wir fügen hinzu: Wie heutzutage alles in der Boulevards verschwimmt, alles sich nivellirt, so erhält auch Paris ein gleichförmiges Aussehen; nichts tritt aber sogar mehr hervor oder auffallend hervor. Und wie der Reichthum die höchste Macht in der heutigen Gesellschaft und Glanz und Wohlbehagen sein Ziel und sein Ausdruck sind, so ist auch Glanz und Bequemlichkeit der Charakter des neuen Paris. Und will denn die Theorie der Sozialisten etwas anderes, als Glanz und Wohlbehagen allgemein machen? Wenn Gabet das heutige Paris sähe, er könnte sich in seine geträumte irdische Hauptstadt versetzt glauben. Und um Anstoßen zu vermeiden zu begegnen, will ich nur noch bemerken, daß ich wohl weiß, daß der Mensch noch ein höheres Bedürfniß hat als Wohlbehagen, daß er auch Leib und Seele bricht und daß das Wohlbehagen des letztern allerdings die Krankheit ist.

Als mich das Schicksal Paris wieder entführte, sah ich mich denn auch nur mit Schmerzen von ihm los. Es war ein heiterer Mondscheinabend, als ich vom Luxembourg nach dem Pflanzengarten hinüber über die Seine fuhr. Rechts und links dehnten sich die Quais der Weltstadt endlos hinauf und hinab, daß die unzähligen wie eine Flammenguirlande fortlaufenden Gaslichter zuletzt wie in Nebelschimmer verschwammen, während sie der geschwollene Strom wie ein zweiter Regenbogen den ersten widerspiegelte, es war ein zauberhafter Anblick. Auf dem Pont-Neuf betäubte zuletzt der Rollerlärm den Ruf der Erinnerung: „Mercielle" „Laure" „Mariane" — tönte es um mich her und statt einer Stadt that sich die Welt vor mir auf. So fuhr ich den Alpen zu.

Kunden aus der Ferne.

IV. Die Perserin in Persien.

(Fortsetzung.)

Minutoli hielt es für wichtig, seine Aufmerksamkeit auf die Heerstraße zu richten und an Ort und Stelle sich von den Verhältnissen zu unterrichten. Deshalb brach er von Teheran mit seinen Gefährten auf, um über Zepahan, Schiraz nach Bender-Buschir (Abuschir) zu gehen.

Unter seinen Begleitern befanden sich der in der Medicinalkunde vielfach durch seine ägyptischen Forschungen bekannte Heinrich Dr. Brugsch, dann ein Neffe des Herrn von Minutoli, ein Lieutenant von Grolman vom 1. Garderegiment, ein Dolmetscher, Dr. Pierozzewski, ein Photograph, ein Koch und noch verschiedene andere dienende Geister.

Von einem Karawanenführer und den nöthigen Bedürfnissen begleitet, nur selten auf Städte und Ortschaften kommt, durchzogen sie die weiten vulkanischen Gebirgsgegenden nicht ohne vielfache und große Beschwerden hinsichts des Wegs und der klimatischen Verhältnisse. Von den vulkanischen Höhen sieht der nach Süden herüberschauende Reisende ein sehr unebenes Land. Endlich zeigen sich Dörfer und Wasserleitungen, die großartigen Ruinen von Zepahan, der ehemaligen Hauptstadt Persiens, werden sichtbar. Die Stadt, wie sie jetzt ist, liegt am linken Ufer des Zenderud-Flusses und ist nur noch der Schatten jener, was sie einst im 17. Jahrhundert gewesen; die Ueberreste seiner Herrlichkeiten sind in dem einzigen Palast des Schah Abbas, der Großen Moschee, dem Abbas-Bazar und noch einigen andern Gebäuden ersichtlich. Im Jahre 1846 hat Nasr Ali-Schah einen neuen Palast erbauen, er kommt aber dem des Abbas nicht gleich. Auch ist der Meidan, ein von prachtvollen Gebäuden und Portalen früherer Zeit umgebener öffentlicher Platz, überaus verfallen. Das Grün der Bäume entzieht dem sich Nahenden einen Theil der Verwüstung und läßt daher die Stadt großartig genug hervortreten. Der preußische Gesandte wurde auch hier mit wahrhaft königlichen Ehrenbezeugungen eingeholt und empfangen. Entzückend ist der Anblick jener Allee von Tschar-Bagh, die von der Stadt bis zur Brücke Dschulfa reicht; sie besteht aus wundervollen, überaus buschigen Platanen und ist wol über 2000 Schritt lang und gegen 200 breit. Die Bäume werden durch Wasserbäche, die vom Fluß abgeleitet sind, genährt.

Einer ausführlichen Berichterstattung mögen die vielen interessanten Details überlassen bleiben. Wir geben nur das Gesammtbild jener merkwürdigen, in Trümmern sprechenden Landes; das der Reisende gleich einer gewaltigen Gräberstätte, auf der ein neues Vegetationsgeschlecht sich angesiedelt, zu betrachten hat.

Hier aber spannten mehrere der Geführten infolge der großen Anstrengungen der beschwerlichen Reise aus. Dr. Brugsch blieb ernstlich erkrankt mit einem

Konrad.

Gibt auch gar keine Antwort.

Ref. Fels

(mit einem Verdacht).

Um Gotteswillen, Konrad!

Konrad.

Nein, nein — ich hör' ihn wohl — er geht manchmal auf und ab. Ich wollt' ihm Essen bringen — Nein! Kein Frühstück — nichts — kaum eine Antwort —

Ref. Fels.

Geh, Konrad, ich werde versuchen, ihn zum Oeffnen zu bewegen.

Konrad

(bejahend).

Gebe Gott, daß Sie Friede stiften! (Ab.)

Ref. Fels.

Die Aufgabe ist furchtbar schwer. Bei seiner gereizten Stimmung ihm nun noch mein Geständniß anzubringen —! Ich versuch' es. (Klopft an die Thür'.) Jordan! Heinrich! — Ich hör' etwas. — Heinrich! — Er kommt.

Theil der Karawane zurück, indeß die andere Hälfte, Herr von Minutoli an der Spitze, ihren weitern Weg nach Schiras fortsetzte, obwol auch seine Gesundheit schon mehrfach durch Fieberanfälle und gastrische Zustände erschüttert war und nur die ungewöhnliche Willenskraft den ermatteten Körper zwang, das ferne Ziel zu erreichen. Ueber Kirus Abad (den Ort des Glücks), eine Stadt, die aus den Trümmern von Kirus Schah erbaut worden, stiegen die Pilger in das große und schöne Thal von Schiras hinab.

Dieser vielgerühmte Ort Persiens mit seinen Rosenfeldern hat eine unregelmäßige Gestalt, ist mit Mauern von gebrannten Steinen und Thürmen umgeben, die, kasernenartig eingerichtet, die Garnison beherbergen. Zu den hervorragenden Gebäuden gehören der Regierungspalast mit seinen herrlichen Rosengärten, die Moschee, die Bäder und der Bazar. Die Einwohnerzahl wird auf 30,000 Seelen angegeben; die Manufacturen der Baumwollenzeuge, der Gewehre, Pfeil- und ausgelegten Holzwaaren sind hier sehr gesucht und die Handelsverhältnisse, in denen es steht, sind nicht unbedeutend. Ein Erdbeben richtete 1824 furchtbare Verwüstungen an, deren Spuren der Reisende noch gewahrt. Im Thale und der Umgegend wächst jener Feuerwein, der die persischen Dichter in Liebesflammen aufgehen ließ —; er gleicht an Farbe und Geschmack dem Madeira, hat eine überaus berauschende Kraft und muß, soll er gut sein, drei Jahre liegen, ehe man ihn trinkt.

Mit Stolz aber nennt der Perser Schiras die Stadt der Wissenschaft und Poesie. Hier lebten ihre Dichter, deren reiche Perlen die ganze Welt durchklungen haben: der weise Derwisch Hafz und der erhabene, mystische Saadi. Zwei Stunden von den Mauern der Stadt ist das Grab des ersteren, von einem Rosengarten umschlossen, der alljährlich in Tausenden von Blüten das fruchtbare Genie des vielfach in seinem Lande als ungläubig verschrienen Dichters repräsentirt. Seine vom Feuer der Leidenschaft durchglühten Lieder von Liebe und Wein galten den Persern für christliche Anschauungen, daher er für einen diesem Glauben zugethanen, auch wol heimlichen Christen galt. Saadi's Grab, auch von einem Garten umgeben, wo Rosen und Nachtigallen — jener berühmte persische Vogel mit seinen reichen Tönen — und Bulbuls Lied in Duft und Tönen um den Dahingegangenen klagen.

In Schiras blieb, um die großen Kosten einer solchen Reise zu ermäßigen, auch wol die eigenen Kräfte überschlagend — weit nähere Details stehen hier noch — der andere Theil der ihn bis dahin begleitenden Leute, Kameele und Pferde zurück und nur Herr von Minutoli, sein Neffe (von Brolman) und ein arabischer Diener setzten die Reise nach Bushir fort, sich somit von allem Gepäck entblößend. Die schon überspannten Kräfte wurden, statt durch verständige Ruhe sie wiederzugewinnen, durch erneute Aufregungen großartiger Eindrücke nur noch mehr überreizt. So war es die gewaltige Trümmerstätte von Persepolis, zwölf Stunden von Schiras, in einer fruchtbaren Gegend, unfern des Dorfes Merdascht, am Fuße des Rahmet, eines hohen Bergs von grauem Marmor, die ihn mit einem für Kunst und Wissenschaft gleich mächtigen Interesse erfüllte. Hierüber hat Minutoli selbst noch reichhaltige Berichte geschrieben. Die 40 Säulen, die von den Neuperiern „Tschehel-Minar" genannt werden, sind die Zierden eines Palastes, der einst die großartige Stadt schmückte, die von den Orientalen Istakar, von den Griechen Persepolis genannt wurde.

Wir wollen uns eine Schilderung dieses Eindrucks noch vorbehalten.

Am Büchertisch.

III.

Abermals ein Buch in gelber Couleurfarbe! Reichenbach's optisch-magnetische Nachweise über die gelbe Farbe haben die Buchbinder noch immer nicht vorsichtig gemacht! Dies Buch ist von Karl Wartenburg und heißt: „Neue Propheten" (Leipzig, Grunow, 1861).

Dennoch sind diese zwei Bände nicht geradezu von theologischem Inhalt. Selbst die Kapitelüberschriften „Herodes", „Magdalena" u. s. w. dürfen die Herren vom Cultusministerium nicht auf den Gedanken bringen, es gehöre in ihre geistliche Inspection. Soweit mir die Absichten des Verfassers errathen, glauben wir zu der Annahme berechtigt zu sein, daß die Rückschrittspartei in dem bekannten zukunftsreichsten Staate deutscher Zunge die Scheibe hält, nach welcher der Verfasser seine Bolzen schießt. Bolzen sind es freilich nicht ausschließlich, womit er schießt; wir sehen auch manche andere Waffe fliegen, sowie der Ton der Erzählung überhaupt ein ziemlich gereizter und aufgeregter ist. Aber wie wir annehmen dürfen nach dem Ausspruche Machiavelli's, daß ein Bewaffneter nur dann etwas bedeute, wenn er das Schwert in der Hand trage, so können wir gewiß sein, daß sich auch diese von Karl Wartenburg ihren Weg erobern werden.

Lebensblicke

von Ludwig Habicht.

Den Frieden gewinnst du nur durch Sturm und Wetter! Ruhe ohne Kampf ist kein Gewinn.

* *

Wenn die Freude jubelt, hat sie ihre Heimat auf der Erde; wenn sie verstummt, im Himmel.

* *

Traurig, daß die Reue gewöhnlich dann erst anfängt, wenn wir nichts wieder gutmachen können.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Politische Randglossen. V. — Urtheil eines Chinesen über den letzten Krieg. — Die Pitholen-Kamera. — Die Schwanenbucht bei Potsdam. — Graf Kalckreuth. — Bethmont. — Briefwechsel.

Politische Randglossen.

V.

Gewiß ist es wohlbegründet, wenn die deutsche Presse nicht dem Beispiel der englischen folgt und Napoleon III. heute in den Himmel erhebt, morgen wieder kein gutes Haar an ihm läßt. Wohlbegründet ist es, daß in Deutschland über jeden ehrgeizigen und den Krieg wenn nicht suchenden, doch auch nicht scheuenden Liberalismus Frankreichs durchgehends mit Zurückhaltung gesprochen wird, zumal über den gegenwärtigen, der so viel sprichwörtliche Wandelungen durchmacht.

Man kann aber auch über Napoleon III. in Phrasenlosigkeit verfallen. Wir fanden viele in den meisten unserer Zeitungen wieder bei Gelegenheit ihrer Besprechung der Hannoveranischen Schrift. Nur wenige haben diese Kundgebung in unbefangener Prüfung aufgenommen, wenige haben den Verhältnissen, in denen ihr Steuermann lebt, Rechnung getragen, geschweige abgezogen, was in solchen französischen Programmen und Manifesten von nationaler Eitelkeit und Blindheuchelei sich von selbst versteht.

Daß unsere Behandlungsweise der auswärtigen Politik Napoleon's III. oft nicht gut. Die Bildung eines sittlichen Urtheils über die großen Kämpfe der Weltgeschichte befindet sich bei uns immer noch nicht in besonders glücklicher Situation. Die entgegengesetzten Interessen finden in unserm unorganischen Zustande ihren Ausdruck. Wir haben östliche, englische, französische, österreichische, päpstliche Anschauungen, die alle zu gleicher Zeit und nicht selten mit gleichem Geschick in Gunst gesetzt werden. Die Stimmung der Masse schwankt unsicher hin und her und verläßt sich mehr auf ihren Gefühlsinstinct als auf eine klare Prüfung der Verhältnisse. Haben wir nicht in den jüngsten Tagen gesehen, daß Bastard Widerstand anfangs fast allgemein für muthig erklärt wurde und kaum zog sich die Besatzung hin, kaum sanken die Mauern einer Riesenfestung, die ein zweites Gibraltar zu werden ist, nicht wie Kartenblätter um, kaum verbreiteten sich wundersame Sagen über eine in blanken Rüstungen und mit dem Soldatenmantel die Massen bannende „deutsche Küstenhexe", so war der romanische Sinn des Deutschen vom Abenteuerlichen ergriffen und gab sich hier und da ohne alle Kritik den offenen und geheimen Wühlereien für die legitime und reactionäre Ordnung Italiens hin.

Bei einer so mannichfach noch gemischten und jedem ereignißlichen Einfluß zugänglichen Beurtheilung, namentlich der italienischen Verhältnisse, hätte man sich scheuen sollen, in die hochwichtige Demonstration Napoleon's III. gegen die weltliche Herrschaft des Papstthums wieder mit den üblichen Prädicaten der Inductionspolitik, „falsch", „hinterhaltig", „halb- u. s. w. also verschwenderisch zu sein. Mischen wir in die Beurtheilung so schwangvoller Acte wie die Säculariſation des Papstthums Maßstäbe wie viele, so geht die öffentliche Meinung in der Irre und gestattet den hundert Federn, die bei uns im Interesse der Jesuiten und der Legitimität schreiben, Wirkungen, die sie bei einem verschlagenen Despotismus Napoleon's III. nicht haben würden.

Eben jener Despotismus ist, wie schon erklärt, vor allem ihre romanisch-französische Form abzuziehen. Diese Verbeugungen der Demokratie, diese Berufungen auf die Größe und Tapferkeit der Franzosen, diese einstreuenden, oft komischen Gutheißungen des Sachsenschlages zu den Dingen, die sich auf deutschem Gebiet nie ändern werden. Ob Karl X. oder Louis Philipp ein solches Manifest oder Programm schreibt, es wird, namentlich im Rhetorischen, immer dieselbe Komödiantenart sein, da nun einmal vom französischen Wesen nicht zu trennen ist. Auch für Italien gilt dieselbe Bemessung. Die Art, wie z. B. die Italiener den Deutschen ihre Sympathieen ausdrücken, muß man hinnehmen wie sie ist. Ihm von Vinci wünschen wir den ganzen Muth, die Phrasen und Formen, Gestalten zu retten, die ihm von daher kommen und die ihm in ihrer Form, ja selbst theilweise in ihrem Inhalt ebenso antipathisch sein mögen wie seinen Gegnern. Alle Deutsche drücken und eben anders aus. Die Sache bleibt darum dieselbe und verändert nichts an ihrem deutschen Inhalt.

Auch die „Halbheit" oder, wie die National-Zeitung sich ausdrückt, die am Schluß der Broschüre sich entfaltete „Galerie zu einem Gebäude, das man nicht sieht", kann den großen von Paris angekündigten Act der Säculariſation des Kirchenstaats nicht verdächtigen. Man vergesse nicht, daß Napoleon III. über eine hyper katholische Bevölkerung herrscht. Seiner eigenen Ueberzeugung nach Voltairianer so gut wie wir und von den Gaudissarts und dem Stadt Petri nicht im mindesten begeistert, hat er die Klugheit gehabt, das große Wagniß der Wiederherstellung des Kaiserreichs auf die Verpflichtung des Herzens zu bauen, die dem katholisch-kirchlichen Theile seiner Republik wie einer dem entschieden antipäpstlichen Volke Philipp (auch seiner besten Seite) blieben. Der Präsident appellirte an die Masse des Landvolks, an den französischen Mangel aller Schuldbildung, an die Verachtung jener französischen Priester, den Pfaffen. Seine Umgebung war,

um und mit einer genauern Definition derselben nicht aufzuhalten, unmoralisch, diesen Spielern von Baden-Baden, Börsenspekulanten, militärischen Aventuriers, Gamblerdamen niedern, höhern und höchsten Ranges hatte er ein Gegengewicht zu geben und beeiferte sich deshalb, der beste Sohn der Kirche zu sein. Diese Lage dauert noch fort. Die französische Armee ist nicht das aufgeklärte Paris, sondern die bigote Provinz, die Offiziere sogar sind nicht frei von jener modernen katholischen Sentimentalität, die sonst nur im Lager der Legitimisten zu Hause ist. Der Kaiser wird ohne Zweifel deshalb mit eigener Hand in Laguerronnière's Broschüre alle die Zusätze hineingeschrieben haben, die ihm für die Rücksichten auf die französische Religion nothwendig erschienen. Unter dem Bilde zweier Personen musste er den Papst auffassen, der einen fast gewaltig den Pantoffel, während er bei anderm heimlich den Stuhl wegzieht, daß bei dieser Scene nur ein und derselbe Begriff zu Boden fällt, kümmert ihn wenig und ist sein wahres Ziel. All diese „Halbheit" ist für seine Lage in der Ordnung.

Den Muth, den Katholicismus von Rom unabhängig zu machen, bekam Napoleon III. durch drei Thatsachen. Ein Priester, der Vicar Berger, erschießt den Erzbischof von Paris in offener Kirche und wird die Guillotine bestiegen. Orsini, ein italienischer Patriot von hoher unbescholtenem Lebenswandel, sucht ihn durch sein Bombenattentat aus der Welt zu schaffen; das Haus Habsburg schließt mit den bourbonischen und habsburgischen Dynastien Italiens geheime Schutz- und Trutzbündnisse. An und für sich geht eine grübelnde und gedankenblütende Natur, wie sie Napoleon III. besitzt, ungern in den Krieg, der ihm lag außerdem noch die Besorgniß vor dem bedenklich wachsenden Ruhm der commandirenden Marschälle hindernd zwischen Drohung und Ausführung. Dennoch begann der Krieg. Man schildert Napoleon III. als Eroberer und verweilt bei den Annexionen. Der augsburger „Allgemeinen Zeitung" zufolge hat Napoleon bei allen seinen Unternehmungen nichts als Ländergewinn im Auge. Wir halten diese Meinung für irrthümlich. Ohne im mindesten die äußerste Wachsamkeit auf unsere Rheinufer widerrathen zu wollen, können wir in den Einverleibungen von Nizza und Savoyen nur die sich von selbst verstehenden Hülfsmittel sehen, mit denen Napoleon einigermaßen das Material zu befriedigen suchte, mit dem er operiren muß. Die gegenwärtigen Franzosen bestehen aus zwei Hälften, aus einer ehrgeizigen Armee und — „Philistern". Letztere müssen zu allen Gräuelscenen der kaiserlichen von der Börse hatten gehaßten Politik nur Geld hergeben. Jene Einverleibungen, und sollten ähnliche folgen, waren und sind nur eine offenbare Antwort auf die Frage: Wozu das alles und was bringt es Frankreich ein?

Deutschland ist leider in zwei Hälften, eine protestantische und eine katholische, getheilt. Aber Schiller, Goethe, Kant und Humboldt gehören dem ganzen Vaterlande. In diesem Sinn ist auch ganz Deutschland protestantisch und kein Ort ist es mehr als Wien. Die Ausnahmen sind allerdings respectabel genug, um über diese Behauptung lachen, oder mächtig genug, um sie sich verbitten zu können; aber die Wahrheit bleibt darum dieselbe. Wenn die Aristokratie und die Jesuiten überall in Deutschland (überall, auf katholischem und protestantischem Gebiet) im Staatsleben ihre rechten Bündiger finden, wenn wir überall Kammern voll Muth, Minister voll aufrichtigen Rechtssinns besäßen, so stände die Thatsache fest, daß der Untergang Roms als hierarchische Spitze des Katholicismus letzterm selbst, soweit er Deutschland trifft, nicht im mindesten berührt. Der wahre Katholicismus deutscher Bildung ist einer geläuterten und schönen Zukunft fähig. Vollkommen kann er bestehen, auch wenn der Papst künftig nur noch ein Bischof von Rom, der erste Hofpfarrer eines Königs von Italien ist.

So sehe man also ruhig diesem höchst interessanten Schauspiel zu, das sich demnächst in Rom abwickeln mag. Hoffentlich gelingt es den Jesuiten, Venedig zu einem Aufstand zu bewegen und dadurch die Vorgänge im Kirchenstaat, die Organisationen Cavour's und die ersten Decrete des „Parlaments von Italien", der „italienischen Paulskirche", zu paralysiren. Auf die „Doppelrolle", die dabei Napoleon III. spielen wird, kann Deutschland mit wahrem Vergnügen blicken; es ist das schönste Vaudeville, das je in Paris geschrieben worden ist, und es sollte sich einer finden, der es, mit einigen Lokalveränderungen, ins Deutsche übersetzt. Hat nicht Heinrich Lee neulich gesagt: Der dazu bestimmte Mann „lebt bereits unter uns"? Wir hätten zum Schluß nur noch zwei Wünsche. Der eine wäre: Kaulbach zeichnete die Säculariſation Roms; es ist ein Stoff des großartigsten Weltdramas und seine humoristische Behandlung nicht im mindesten ungeeignet aber pudel. Gedenkt sind nicht ehrenhaft; sie würden es sehr, wenn ihr Unglück vom Genossen gerächt würde. Der zweite Wunsch wäre der: Wenn alles das noch Ulrich von Hutten erlebt hätte!

Urtheil eines Chinesen über den letzten Krieg.

Lord Palmerston hat sich vor kurzem für den mit China geführten Krieg vom Parlament eine Belobigung ausstellen lassen. Sie ist ihm auch gegeben worden, mit Ausnahme einiger Rügen über die Verbrennung des kaiserlichen Palastes von Peking. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Chinesen einen Akt der Kraft Europas ad oculos demonstrirt erhalten mußten. Bekanntlich war eine Verwüstung und Plünderung eine Demonstration für mehrere von den Chinesen grausam ermordete Europäer.

Eine der neuesten Nummern einer moskauer Zeitung bringt die Zuschrift eines Chinesen, der sein Volk zu rechtfertigen sucht. Wir wollen dem Sohn des Reiches der Mitte nicht die Gerechtigkeit versagen, ihn auch in Deutschland zu Wort kommen zu lassen.

„Ein Chinese von Geburt", schreibt Herr Chin-Dey, „hatte ich frühzeitig Gelegenheit, mit der russischen Sprache bekannt zu werden. In meinem siebenten Jahre besuchte ich Kiachta mit meinem Vater, später in meinem dreizehnten Jahre war ich in Nishnij-Nowgorod mit meinem Onkel, wo derselbe starb. Ich entschloß mich damals, bei der Familie des Kaufmanns L., mit dessen Kindern ich als Kind zu spielen pflegte, zu verbleiben. Die Verhältnisse bestimmten später, im Jahre 1842, meinen Wohlthäter, sein Geschäft nach Odessa zu verlegen; ich zählte damals 25 Jahre. Indem ich nacheinander in seinem Geschäft die mittelländischen Häfen besuchte, hatte ich Gelegenheit, Europa, seine Sitten und Bildung kennen zu lernen.

„Chinesen nennet man gemeiniglich zu Barbaren. Ich protestire dagegen. Es hat jedes Volk seine Vorzüge wie seine Verirrungen. So gehört das Kriegführen zu den europäischen Verirrungen. So war ich überrascht, neulich in den französischen Zeitungen Vorwürfe zu lesen, daß die Gefangenen der verbündeten Armee von den Chinesen meuchlerisch umgebracht wurden. Der Krieg gilt aber in China für unsittlich und wird als Mord bestraft. Die Gefangenen wurden mit der Waffe in der Hand ergriffen und demgemäß verurtheilt und hingerichtet. Was können wir Chinesen dafür? Vor dem Gesetz sind wir alle gleich. Unser Gesetz kennt keine Parteilichkeit.

„Nach unseren Gesetzen erkennen wir auch keine Verbindlichkeit für jene Uebereinkommen, welche durch Gewalt der Waffen erlangt sind; anders ist es mit den Verträgen, welche auf friedlichem Uebereinkommen beruhen, diese sind bei uns heilig.

„Ich habe diese Ueberzeugungen mit der Muttermilch eingesogen und liebe auch in der Fremde mein Vaterland, welches Mittel findet, eine enorme Bevölkerung mit eigenen Producten zu ernähren, ohne Zuflucht zu fremder Hülfe oder unsittlichen Gewaltthätigkeiten zu nehmen.

„Wenn Sie interessirt, die Ansichten eines Chinesen kennen zu lernen, bin ich bereit, Ihnen viele Gedanken über manche Gegenstände mitzutheilen."

Die Bedeutung, daß Verträge, die durch Kriegsgewalt erzwungen wurden, in China ungültig sind, scheint beherzigenswerth.

Die Pistolen-Camera.

Glas in der Geometrie der Punkt für die Größe, das ist in der Photographie der Augenblick für die Zeit. Zeit ist Dauer mit Anfang und Ende; Augenblick ist Anfang und Ende ohne Dauer.

Das „photographische Archiv", das alle Erscheinungen im Reiche des Lichts verzeichnet, berichtet von einer Pistolen-Camera, d. h. von einer augenblicklichen Photographie. Es ist durch Versuche constatirt, daß das auf die Netzhaut des Auges fallende Bild eines Gegenstandes nicht in weniger als einer Zehntel-Secunde restituirt werden kann. Ein Bild, das alle innerhalb dieser Zeit gefertigt wird, kann so benannt werden. Nun ist von Skaile in London ein Apparat construirt worden, der eine große Lichtstärke besitzt und an Schärfe und Feinheit nichts zu wünschen übrig läßt. Das Instrument ist aus Messing, 3 Zoll lang und $1^1/_2$ Zoll breit; es kann während des Spielens wie eine Taschenpistole in der Hand gehalten und losgedrückt werden. Die Camera besteht aus drei Theilen: dem Verschluß, dem Objective, der Cassette. Der Verschluß ist mit einem sinnreichen Mechanismus versehen, um das Objectiv durch Abziehen eines Stifts augenblicklich zu öffnen und zu schließen. Dies geschieht so rasch, daß man kaum bei aufmerksamster Beobachtung auf dem matten Glase ein Bild erkennen kann. Alles ist Miniatur: die Linse hat im Durchmesser 12 Linien und ist in der Art eines Doppelobjectivs mit kurzer Brennweite construirt, zwischen beiden Gläsern ist eine Blendeneinrichtung mit einer Oeffnung von $^3/_8$ und für Porträts von $^1/_4$ Zoll. Der chemische und optische Focus des Objectivs stimmen überein.

Die Bilder macht Herr Skaile auf rothem oder blauem Glase, sie sind in Form von Steinen, die zu Ringen gefaßt werden können, geschnitten. Um die Schärfe des Instruments darzulegen, sei hier einer Negative erwähnt, auf der erste Seite der „Times" auf ein Plättchen von $^3/_{10}$ zu $^1/_4$ Zoll reducirt dargestellt, unter ein Mikroskop gelegt, war die ganze Schrift und jeder einzelne Buchstabe zu erkennen.

Die Schwanenbucht bei Potsdam.

Ein anmuthiges, ja poetisches Plätzchen!

An einer Stelle der Havel, die nicht gefriert, überwintern in diesem Jahre 180 Schwäne. Sie sind Eigenthum der Krone und befinden sich nach den anderen Standorten, die sich in Spandau befinden, die Hauptzier von Potsdam. Wenn der jährige Anfall zur Zeit der Mästung dahin führt und wer die liebenswürdigen Familien sich dort versammeln sieht, hat auch Gelegenheit, hier dieselben Studien über diese poetischen Wasserbewohner zu machen, die wir in seiner anmuthigen und schönen Bewegungen, die mit so viel Grazie wie Stolz ausgeführt werden, den Schwänen unter den Wasservögeln weisen müssen.

Der heurige Fall hat sehr früh in diesem Jahre zum Theil gefallen. Als die Einwanderung von Besuchern aber gar eingestellten Segelns, die sich so weit über die Territorien hinaus dehnen, in eine nicht unbeträchtliche Verlegung ausartet. Schonend soll der Besuch, der sich beim Füttern einfinden wird, so beschränkt sein, daß Störungen bei Unterhaltungsspielen der Vögel — die Jugend und die Mästung — vermieden werden.

Ernst Rietschel.

* Ein hochbegabter Leib hat einen edlen Künstler dahingerafft, noch ehe sein Ruf die ganze Höhe erreichte, die ihm noch hätte beschieden sein können. Wenige aus seinen Plätzen und Werkstätten, mitten aus einer immer mächtiger emporblühenden Thätigkeit für ein Denkmal für Wieland weilte Ernst Rietschel aus dem Leben Gehen

Eine ernste weihevolle Stimmung spricht sich in allem aus, was dieser vortreffliche Bildhauer geschaffen hat. Wäre sein Beruf der des Malers gewesen, er würde sich an die Schule Overbeck's gehalten haben. Seine ersten Gestalten, die für monumentale Zwecke bestimmt waren, kennzeichnete eine träumerische, in sich versunkene und für so praktische Naturen, wie z. B. Ihary, den Ignoranten, nicht geeignete stille Beschaulichkeit. Groß mit dem Lessing-Standbilde, wenn auch der mit ihm gewonnene Mensch weniger Lessing als der junge Goethe sein sollte, erhob sich Rietschel zu einem kräftigeren Stil.

Dem Marmor, diesem weichen, edlen Bildner des plastischen Dichters, war Rietschel's Meißel verwandter als dem Erz. Die Schiller-Goethe-Gruppe, ein sequiagram lyrischer Gedanke, machte sich als Thonbild fast noch schöner im begrenzten Raum des Ateliers als jetzt auf offenem Markt im harten Erz. Ein unruhiges, von einem Arr belebtes Standbild hebt sich vom Licht der Sonne wirkung nur bei Reitern ab. Aber die Luther-Gruppe kam dann dem Ideal der monumentalen Plastik, äußerer Ruhe bei innerlichem Leben, um so näher und überflügelte jede Erwartung.

Rietschel arbeitete wie ein Seher. Eine schöne, innige Verklärung des Gemüths ließ ihn seine Gestalten auf dem Wege einer andächtigen Intuition sehen. Wenn er schuf, schloß er das Auge und vergegenwärtigte sich mit ganzer Kraft den darzustellenden Gedanken; das Bild, das ihm dann entgegensprang, hielt er fest wie eine Eingebung Gottes. Diese Art zu arbeiten gehört den Malereien der Dichtkunst an. Aber gerade die Dichter werden bestätigen können, daß den Träumen des Abends der nächtigen Morgen nicht immer Wort hält. So kam es, daß Rietschel zuletzt auf seine erste Inspiration, die er gern beibehalten wollte, sich oft recht tief in der Seele bekümmerte, nicht in Einklang zu bringen war mit dem, was für die Ausführung die spätere Erwägung des Verstandes vorschrieb. So entstanden wohl, oft noch unmittelbar vor dem plötzlichen Siege, Schwankungen über die Auffassung Luther's, in die Sorgen um den harmonischen Eindruck im Goethe-Schiller-Bild. Wer Gelegenheit hatte, diese Prozesse im Gemüth des Künstlers zu beobachten, mußte vor dem Ernst, der Gewissenhaftigkeit, dem angeborenen Schönheitssinn des Künstlers die größte Hochachtung empfinden.

Im Marmor sprach sich die ganze Empfindung des edlen Mannes aus reinsten aus. Seine Pietà (in der polychromen Friedenskirche) ging tief aus dem Gemüth, aus eigenen schmerzlichsten Erlebnissen hervor. Rietschel begründete sie auch gelegentlich selbst als ein Opfer, das er, damals ohne Hoffnung auf neues Glück, seinem alten verlorenen brachte.

Parteidank.

* In den Zeiten der preußischen Reaction, wo Berlins öffentlicher Geist vom Gensdarmenthum Hinkeldey's und den „Enthüllungen" der Kreuzzeitung regiert wurde, machte sich um die Kundgebungen der „mit Gott für König und Vaterland" wirksamen Gesinnung auch der ehemalige Schauspieler Schramm verdient, der als „Chorist" ehrliche Verletzungen spielsich „patriotischer" Dramen und epischer Gedichte hielt. Sein mimisches Talent war zu seiner Anerkennung gelangt, doch eine seiner Rollen, „Graf Krumm", hatte 1835 in Mannheim möglich gemacht, daß sein dortiger Vorgänger im Heldenfach, Theodor Döring, einige Wochen hindurch als ein „dreifach erfreuter Döring" erschien. Döring sagte damals: „Diesen Mannheimern gönn' ich's! Ich war die Genie; jetzt haben sie das Original!"

Wir hatten nie Gelegenheit, Zeuge der Kunst zu sein, wie Schramm die Schlachtgemälde Schwerdgeburth's, das Knattern der Musketen, das Donnern der Kanonen von Leuthen, Ligny, Waterloo u. s. w. vortrug. Seine Thätigkeit währte zehn Jahre und hat auf die Jugend Berlins und den Geschmack der dortigen Offiziers- und Dramaturgischer ebenfalls einen großen Einfluß gehabt. Die Schulen und Gymnasien wurden zu seine Vorträge commandirt. Wir bewundern, wie sorgsam exclusiv das Repertoire ausgewählt war. Man hätte glauben mögen, daß es Generalintendant von Hülsen machte.

Für diese uranfgelegte Thätigkeit des „Rhetors" auf dem Gebiete sozialer Aesthetik hätte man annehmen dürfen, dem Manne wäre geholfen gewesen. Wir vernehmen jetzt, daß es dem Gesinnungsvollen nicht gut gegangen ist. Vor kurzem gestorben, hat er die Seinigen ohne Versorgung hinterlassen.

Bogumil Dawison war dem Verstorbenen befreundet und gab, um den Hinterlassenen eine Hülfe zu gewähren, kürzlich im Theater eine dramatische Vorlesung. In schönem Taktgefühl für die Gesinnungsgehäße seines Freundes wählte er jenes mit dem Worte: „Percent alle Feinde Brandenburgs!" schließende Drama Kleist's, den „Prinzen von Homburg".

Dawison ist mit jener Mäßigung des Vortrags, die an einem großen Schauspieler, den sein Darstellungstrieb so fest zu Tollen fortreißen sollte, bewundernd überrascht, ist. Das Hören einer guten dramatischen Vorlesung verhält sich zur Darstellung wie eine Skizzenzeichnung zum Oelbild. Während hier die Farben in ihrem bunten Reize wirken, ist es dort, wo nur eine einzige Farbe waltet, der Ton des Ganzen und die richtige Vertheilung von Licht und Schatten, die den wohlthuenden Eindruck machen. In diesem Sinne war Dawison's Repertoire des zum Vorlesen nicht besonders geeigneten Werks eine außerordentlich glückliche. Das Haupt- und Nebensächliche fand in schöner Harmonie; das auf der Bühne so oft störende Geräusch, die Eindringlichkeit der sinnlichen Wirkung, trat in anmuthigem Wohlklang dem Ohr und für eine einigermaßen begabte Phantasie selbst dem Auge entgegen. Auf die berühmten Monologe: „Das Leben nennt der Dichter eine Reise" und „Wenn ich der Dei von Tunis wäre" hätte der treffliche Künstler vielleicht mehr Nachdruck gelegt, wenn seine Aufgabe auf die lange Dauer einer solchen Vorlesung (die nach deutscher Abendvertheilung um 6, nicht um 7 beginnen muß) ihn nicht bestimmt hätte, das Tempo etwas rasch zu nehmen.

Briefwechsel.

— Herrn K. in Frankfurt am Main. Wahrheit verbunden, aber die Beilagen entbehren noch derjenigen Bedeutung, die sie trotz geringen Entfernungen gegenüber wirksam machen würde.
— Herrn J. P. in P. Nicht zu verwerthen.
— Herrn G. H. in Graf. Ihre eigene Adresse wollen Sie uns gefälligst

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 10. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Amerikanisches Ansiedlerleben. II. III. — Die „Nachtigall". Aus der Welt des Schauderhaften. Von A. von Lagerström. — Das Tanzen der Alamme. Von Dr. A. Berthold. — Kranken aus der Ferne. IV. Die Pyramiden in Persien. (Fortsetzung und Schluß.) — Am Bücherpult. IV. — Bilder. Von Emil Ritterhaus. — Graf Reichel. Von Edmund Braun. — Neues aus der Welt.

Amerikanisches Ansiedlerleben.

II.

Ein deutscher Student tanzt den Bewohnern des Ohio ein pas de seul vor — um sich ein Stück Brot zu verdienen und um für einen Tanzmeister gelten zu können, der Lectionen ertheilt!

„In Lauterbach hab' ich ma Strumpf verloren", kreischten die Saiten und die Füße des armen Negers setzten sich in Bewegung. Mit schwankenden Tritten schien er anfangs das Kriechen des Gewürms der Erde nachahmen zu wollen, aber nach und nach kam mehr Feuer in seine Haltung, seine Schritte wurden elastischer. Walzend, rollend, trippelnd, hüpfend, springend hob er sich höher und höher, drehte er sich behender und geschwinder, als wollte er zuletzt noch den Flug des Adlers darstellen. Wie Sturmeswolken umflatterten ihn seine Rockschöße. Perlender Schweiß rann ihm von der Stirn; keuchend hob sich seine Brust und starr blickten seine Augen auf die Versammlung, die in würdevollem Schweigen, jedoch mit reger Theilnahme, jeder seiner Bewegungen folgte. Immer gellender tönte die Geige, immer convulsivischer wurden des Tänzers Bewegungen. Da, mit einemmal, — er hatte bereits die ganze Fläche seines Terrains umsprungen, war in jeden Winkel angerannt und drehte sich jetzt im Wirbel um seinen Begleiter — sprang er rücklings auf den Tisch — prasselnd fielen die Leuchter durcheinander und mit einem kühnen Salto mortale verschwand er durch das offene Fenster.

Donnerndes Beifallsklatschen folgte ihm!

Die Versammlung erhob sich höchst befriedigt und verließ vergnügt den Saal! Erst als wir zu Hause angelangt waren, erlaubten wir, trotz unserer Ruhrung, unsern gereizten Lachmuskeln sich auszuschütten.

Als wir am andern Morgen Gelegenheit hatten, die beiden Künstler persönlich kennen zu lernen, erzählten sie uns, daß sie ebenfalls vor nicht langer Zeit den heimathlichen Boden verlassen hätten, um hier in Amerika ihr Glück zu machen. Vielerlei hätten sie bereits unternommen und angefangen, aber das Glück wäre ihnen bisher noch nicht günstig gewesen. Durch bedeutenden Geldmangel wären sie in die Nothwendigkeit versetzt worden, ein Kunststück zu versuchen und hätten deshalb das Concert auf Zureden des Dr. H. veranstaltet; da aber ihre musikalische Ausbildung mangelhaft sei, glaubten sie mit dem Solotanz das Programm anziehender zu machen und das Publikum herbeizulocken.

Der junge Mann gewann uns ferner, daß, als es zur Ausführung gekommen war, ihn eine wahre Todesangst beschlichen hätte, da er sich

seiner Unfähigkeit in der höhern Tanzkunst nur zu gut bewußt gewesen. In der Verzweiflung und seiner Sinne kaum mächtig habe er die tollsten Sprünge gewagt und sich zuletzt, da er glaubte, die Anderen werde sich für diese Unverschämtheit thätlich an ihm vergreifen, durch das Fenster gerettet. Zu seinem Erstaunen seien aber noch denselben Abend mehrere junge Leute und einige Familienväter zu ihm gekommen, um auf einen Cursus zu pränumeriren, wodurch denn ihrer beider Existenz vorläufig glänzend gesichert sei.

Als die Mittagszeit herbeigekommen, ertönte auch die Glocke des „Emigrant" und rief uns zur Weiterreise, zu neuen Scenen und neuen Gefahren.

Lebe wohl, du freundliches, gastfreies, mildurtheilendes Wheeling! Sei gesegnet, du ritterliches Virginien! Schaukle uns jetzt sanft und sicher auf deinen Wogen, du schäumender Ohio!

* * *

Vorwärts mit keuchender Ungeduld arbeitet das Schiff, ächzend und stöhnend erbebt es bis in seinen innersten Bau ob der eigenen Anstrengung. Pfeilschnell durchschneidet es die nasse Bahn und legt in raschem Fluge Station auf Station des Uferlandes zurück. Tändelnd und scherzend umspielen die kleinen tanzenden Wellen den gigantischen Bau; eine hebt sich neugierig über die andere, um dann am Leib des Ungethüms zu zerschellen; immer neue wälzen sich nach, heben sich schäumend empor; einen Augenblick glänzt der lachende Sonnenstrahl in sie hinein, sie blitzen selbstzufrieden auf in der erborgten diamantenen Herrlichkeit — dann verlassen sie spurlos in sich.

Wir standen auf dem Verdeck und sahen lächelnd diesem neckischen Spiel zu. Die Abendschatten dämpften bereits die Glut der heißen Julisonne; in leichte Silberschleier hüllten sich die grünen, waldbedeckten Ufer des Ohio, die in tiefer Stille und Einsamkeit ruhten. Kein Laut kam von dort herüber, kein Ton eines lebendigen Hauches. Schweigend und regungslos standen die hohen Bäume, grüne Säulen eines unerforschten Doms.

„Sehen Sie", sprach der Kapitän, der zu uns getreten war und seine Finger auf das abendliche Panorama deuten ließ, „alle diese weiten Strecken sind noch unbewohnt. Noch keine Thätigkeit rührender Menschen belebt diese Einsamkeit; nur der Holzspecht hämmert an den Bäumen; nur in Distanzen von vielen, vielen Meilen hat sich hier und da ein kühner Vordringling niedergelassen, der im tiefsten Waldesdickicht sich eine Hütte erbaut und für unsere Boote das Holz am Ufer in Klaftern zurechtlegt. Und doch ist die Civilisation schon weit, weit nach allen Himmelsstrichen sich ausdehnend, vorgeschritten — hat, mit eigensinnigem Willen viele hundert Meilen Strecken Landes überspringend, an fernern Punkten Städte gegründet und führt diesen, der Flüsse Lauf als die gebnetste Straße benutzend, die Artikel des feinen Geschmacks und des Luxus zu."

Wir horchten mit Wohlgefallen dem Manne. Lag doch ein Trost darin, daß die vielen, die uns noch nachzukommen gedachten, alle Platz finden würden. Wirklich war uns unterwegs manchmal bange gewesen, daß, da so viele uns schon zuvorgekommen, der beste Platz bereits vergriffen sein möchte.

Und vorwärts arbeitet das Schiff; schnaubend drehen sich die gewaltigen Schaufeln. Fernes wird nah und Nahes entfernt sich wieder. Die laue Nacht senkt sich herab; schweigend umhüllt sie mit ihrem weichen Mantel die ganze Natur und lädt ein zur Ruhe und Rast. Aber vorwärts arbeitet das Schiff; seine Nervenglieder bedürfen keiner Ruhe; der heiße Athem, der sie belebt, ergänzt sich ewig neu an dem Hauche der Gluten, die sich in seinem Schoße nähren.

Uns hielt die schöne Nacht noch lange auf dem Verdeck. Wir lauschten dem leisen Gesange der Wellen und senkten unsere Blicke gemeinschaftlich mit den Sternen tief hinein in die geheimnißvolle Flut. Rings um uns her entstand plötzlich ein niedliches Feuerwerk. Gleich kleinen Raketen und Leuchtkugeln flogen mit hellem Schein die Johanniskäferchen auf in wahrhaft fabelhafter Anzahl. Wir konnten uns kaum trennen von diesem ergötzlichen Schauspiel, das der freundliche Humor der wohlmeinenden Natur uns bereitete.

Aber die Ermüdung lockte doch endlich auf das Lager, in die enge Koje. Besorgniß hält die zögernden Schritte noch auf. „Schlafen?" Dürfen wir und wirklich sorglos niederlegen, während es da unten wallet und siedet und brauset und ächzt und die furchtbaren feindlichen Elemente uns in ihrem Banne halten?

So fragend, hing unser Auge an dem Antlitz des Kapitäns, auf dem die Manneswürde in voller Schönheit thronte. Seine Gestalt, echt virginisch, hoch und kräftig, doch biegsam und fein feinen Anstande lenkbar, wurde noch höher und ein vertrauenerweckendes Selbstbewußtsein

leuchtete von der Stirn, als er freundlich antwortete: „Ueberlaſſen Sie ſich getroſt dem Schlummer, ich wache für Sie!“

Und wir legten getroſt uns nieder und der erquickende Schlaf nahm uns zu ſüßem Vergeſſen in ſeine weichen Arme.

Als wir am nächſten Morgen zur Frühſtückstafel kamen, fanden wir unſere Geſellſchaft um viele Perſonen vermehrt. In der Nacht, während wir ruhig ſchliefen, hatte das Boot an mehreren Plätzen angelegt und neue Paſſagiere aufgenommen, die theils nur kurze Strecken, theils bis Louisville mitwollten. Wir waren bald wie eine Familie. In dem engen Raume, in dem wir zuſammengedrängt waren (denn damals waren die Boote noch nicht ſo weitläufig und bequem gebaut wie jetzt), herrſchte eine ungezwungene, geſellige Fröhlichkeit, die der Kapitän ſtets aufs neue durch ſein Erſcheinen zu beleben wußte. Mit ritterlicher Galanterie ließ er zwiſchen den Hauptmahlzeiten noch allerlei Leckerbiſſen in dem Damenſalon auftiſchen, kam dann, uns den Arm zu bieten, zu einem Gange auf das Verdeck oder er erſchien mit einem Buche, um uns ſchöne Stellen ſeiner Lieblingsdichter vorzuleſen.

Unter den jungen Männern der Geſellſchaft waren auch einige Kanſeute aus dem Oſten, die ſehr ſchlimm auf General Jackſon zu ſprechen waren (die herrſchende Geldnoth und ihre Krämerbilden die Hauptunterhaltung am Tiſche). Ihm gaben ſie den Ruin des Landes ſchuld, denn durch das Aufheben der Vereinigten-Staatenbank hatten ſie Bankrott gemacht, und waren nun auf der Reiſe nach dem Weſten begriffen, wo ſie ſich eine neue Exiſtenz zu gründen gedachten. Sie nannten Jackſon den Feind des Vaterlandes. Wir aber glühten voll Enthuſiasmus für den großen Helden, der als Staatsmann zu Waſhington einen noch größern Sieg erfocht, als er bei Neuorleans mit dem Schwerte errang. Durch dieſe Meinungsverſchiedenheit entſtand unter uns ein fortwährendes Wortgeplänkel, das uns übrigens in der engliſchen Sprache übte.

„Jackſon iſt ein Böſewicht!“ ſo bewillkommneten uns die Mercurſöhne, ſobald wir am Frühſtückstiſche erſchienen, und „Jackſon iſt ein Böſewicht!“ riefen ſie uns jedesmal beim Nachtgruß zu.

„Jackſon iſt ein braver Mann!“ riefen wir dann jedesmal zurück und durch den Beifall des Kapitäns, der ſchnell die Thür des Damenſalons hinter uns ſchloß, behielten wir ſtets das letzte Wort.

Und immer weiter über die Waſſerbahn führt uns das Schiff und bringt uns näher dem Ziele. Bisjetzt hatte ein ſtets heiterer, klarer Himmel uns angelächelt. In ihrer Strahlenglut ſtieg die Sonne allmorgendlich am Himmelsbogen empor und ruhete erſt zur ſpäten Stunde ihren heißen Lauf. Aber eines Nachmittags verdunkelte ſich plötzlich der Horizont. Wir waren auf dem Verdeck und freuten uns der fächelnden Winde, die unſere Wangen kühlten, und des bedeckten Firmaments, das uns endlich einmal erlaubte, ohne Hute und Schirme im Freien uns aufzuhalten. Die fächelnden Winde wurden aber plötzlich zum brauſenden Orkan, der wüthend die Wellen peitſchte; grollend erhebte der Strom und wälzte raſcher ſeine dunkeln Fluten. Gleich rieſigen Geiſtern jagten die Wolken am Himmel daher und ließen grauenhaft die ſchweren Gewänder flattern.

„Wir werden ein Gewitter bekommen!“ ſprach mit Ruhe der Kapitän. „Glauben Sie mir, das ich Sie zur Kajüte führe; ſchon fallen Tropfen!“

In der Kajüte herrſchte eine ängſtliche Spannung. Wie eine vom Wolf verfolgte ſcheue Kämmerheerde lagen die Damen und die Kinder zuſammengedrängt. Man ſchloß die Koyen und die Eingangsthüren; die dumpfe Schwüle, die nun in dem engen Raume herrſchte, vermehrte noch die Aengſtlichkeit der Gemüther.

Es rauſchte und toſte von außen um uns her; den feurig zuckenden Blitzen folgten unaufhörlich die furchtbarſten Donnerſchläge. Da dröhnte plötzlich ein dumpfer Krach unter uns! Auf bäumte ſich das Schiff und rüttelte heftig ſchnaubend ſeine Sparren und Speichen. Man hörte ein Rufen, ein Rennen und Laufen und Entſetzen malte ſich auf den bleichen Geſichtern der Damen. Da erſchien, in einen triefenden Regenmantel gehüllt, an der Thür der Kapitän und ſprach mit gewinnender Freundlichkeit: „Ich wollte die Damen nur beruhigen und ſie bitten, ſich furchtlos zu halten! Wir haben etwas an der Maſchine gebrochen, die Gefahr iſt aber bereits vorüber!“

Das war ein ſüßer Troſt zur grauſen Stunde. Hatten uns doch die lieben Deutſchen in Baltimore, mit denen unſer Führer in Berührung kam, als gewiß prophezeit, daß, wenn wir nicht auf der Landreiſe den Hals brächen, wir ſicherlich bei der Waſſerfahrt in die Luft fliegen würden; ſie hatten uns das Treiben und Weſen im Innern des Landes ſo grauenhaft wie möglich geſchildert. Hier aber fanden wir uns nun bewacht und ge-

hegt und unſer Vertrauen zu den Zuſtänden des Landes wuchs mit jeder Stunde.

Es war wieder heiterer Tag geworden; lachend begrüßte der Sonnenſchein die erfriſchte Erde und ſpiegelte ſich im tauſendfachen Prisma der Regentropfen, die, von dem nächtlichen Gewitterregen noch übrig, an allen Gegenſtänden hingen. Die Einförmigkeit der Uferſtrecken, der ununterbrochen ſich hinziehenden waldbedeckten Flächen, verlor nach und nach ihren monotonen Charakter; die Gegend wurde belebter und bot dem ermüdeten Auge erfriſchende Abwechſelung. Der Strom wurde etwas ſchmäler, grüne Hügelreihen traten hervor; freundliche Anſiedelungen wurden ſichtbar und an beiden Ufern blickten zahlreiche Landhäuſer aus wohlgehegten Obſtgärten hervor. Wir näherten uns Cincinnati. Schon der rege Verkehr auf dem Waſſer, die vielen Barken und Boote, die pfeilſchnell aneinander vorbeiſchoſſen, deuteten uns an, daß wir einer belebten Handelsſtadt uns zu nahen im Begriffe ſtanden. Ungefähr in der Mitte des Tags läutete unſer Boot ſeine helle Glocke und ſchob ſich bedächtig an den wohlgepflaſterten Landungsplatz.

„Sie haben einige Stunden Zeit, ſich die Stadt zu beſehen, während wir Fracht aus- und einladen", hatte der Kapitän zu uns geſagt und wir liehen dieſe Aufforderung nicht unbefolgt.

Wohlgemuth und fröhlicher Dinge waren wir uns mitten in die belebten Haufen, die lärmend und ſchreiend am Werfte ihre Geſchäfte verrichteten, und durch Menſchen, Pferde, Maulesel und Karren uns durchdrängend, durchzogen wir die Stadt, ſtraußauf ſtraßab, blieben vor jedem Kaufladen ſtehen, laſen die Aushängeſchilde und freuten uns kindiſch, wenn wir deutſche Namen herausbuchſtabierten.

Cincinnati war ſchon damals eine blühende, ausgedehnte Stadt mit breiten, reinlichen Straßen und vielen impoſanten Häuſern und machte auf den Fremden einen ſehr angenehmen Eindruck. An der Ecke von zwei lebhaften, ſich durchkreuzenden Straßen (ich habe die Namen vergeſſen) ſtießen wir auf einen Muſik- und Bilderladen. Das Aushängeſchild trug einen oft gehörten deutſchen Namen und die ganze Einrichtung ſah ſo vaterländiſch aus, daß wir nicht widerſtehen konnten und dem Eigenthümer in die Thüre fielen. Wir glaubten weiter keiner Empfehlung zu bedürfen als Laute unſerer Mutterſprache und näherten uns ihm mit Herzlichkeit. Der Mann war aber ein langweiliger Menſch, aus Halberſtadt gebürtig. Er ſah, um mit Corporal Nym zu reden, den Humor davon nicht ein. Er klagte nur über miſerable, ſchlechte Zeiten und fragte um unſere Meinung, ob in St.-Louis vielleicht beſſere Geſchäfte zu machen wären.

„Adieu, lieber Landsmann!" — —

Nachdem wir noch einige Einkäufe, darunter mehrere Fäſſer von dem uns gerühmten feinen Mehle gemacht hatten, kehrten wir auf unſer Boot zurück. Hier war noch alles reges Leben und Treiben und mit Ein- und Ausladen beſchäftigt. Auch waren neue Paſſagiere wieder hinzugekommen; andere hatten uns verlaſſen. Unter den Fremden, die nun unſere Reiſegefährten werden ſollten, war auch ein junges ſchmächtiges Ehepaar aus Philadelphia mit mehreren Kindern, darunter zwei lebhafte intereſſante Knaben. Der Mann war ein Buchdrucker und hatte vor, irgendwo im Weſten in einem kleinen Orte eine beſcheidene Zeitung zu gründen. Auch ſie waren in eigenem Gefährt, theilweiſe über die Alleghanies, bis hierher gekommen, hatten aber ihr Pferd ſchon verkauft und nur ihr Wagen, ein leichter Deerborn, wurde mit auf das Boot geſchafft und neben unſerm aufgeſtellt. Aber Himmel! welch ein Unterſchied zwiſchen dieſem feinräderigen, niedlichen, leichten, zierlichen Phaeton und unſerm groben, maſſiv ſchweren Rollkaſten. Und derſelbe Unterſchied war höchſt auffallend in ihrem und unſerm Gepäck hervor. Ein einziger, leichter Koffer enthielt ihre ganze Habe, während drei große Frachtwagen unſere ſchweren beſchlagenen Kiſten und Kaſten, Leinenzeug, Bücher, Kleidung, Curioſitäten und einen wiener Flügel enthaltend fortbringen mußten, die nun einen bedeutenden Ballaſt des Bootes ausmachten und wofür ein beträchtliches Frachtgeld bezahlt werden mußte.

Mit dieſen Leuten wurden wir bald recht vertraut und gewannen große Zuneigung zu ihren intereſſanten Kindern.

Ferner war unter den neuangekommenen Paſſagieren ein feiner Herr in eleganter, modiſcher Kleidung und von ſehr glatten, höflichen Manieren. Er trug einen wunderſchönen, wohlcultivirten ſchwarzen Backenbart und viele goldene Auszeichnungen, als Ringe, Buchnadeln und Uhrketten. Wir mußten uns wundern, daß dieſem wohlerfahrenen, eleganten Mann ſo wenig Aufmerkſamkeit und Höflichkeit bezeigt wurde, fanden aber keine Veranlaſſung, uns nach der Urſache zu erkundigen. Da keiner der uns bekannten

Herren ihn uns vorstellte, hielt er sich auch in überbietiger Zurückhaltung von uns. Nur wenn wir an den Tisch oder auf das Verdeck kamen, grüßte er uns mit seinem Anstande und bezeigte sein Wohlgefallen an unsern Gesprächen mit den andern durch lächelnde Mienen und freundliche Seitenblicke.

Mit der sinkenden Sonne hatten wir Abschied von Cincinnati genommen und trieben nun wieder lustig vorwärts, den krümmenden, windenden Ohio hinab. Wieder senkte sich die Nacht, wieder hob sich der Tag und bald mit Freude, bald mit Bedauern begrüßten wir in seinen Nachmittagsstunden das erreichte Louisville.

Hier galt es, sich zu rühren und auszuschauen und für ein Weiterkommen zu sorgen. Kapitän Cook ermittelte aber gleich ein schönes, großes Boot, „Diana" genannt, das reisefertig nach St.-Louis lag, und bestimmte den Kapitän, dicht an uns heranzufahren, um gleich die Effekten von einem Boot auf das andere zu laden. Viele unserer bisherigen Reisegefährten nahmen auch gleich auf dieser „Diana" ihre Passage und wir waren herzlich froh, mit so guten Bekannten weiterfahren zu dürfen. Viele indessen blieben in Louisville zurück und wir hatten abermals die schmerzliche Empfindung eines Abschieds. Als der Kapitän uns sein Lebewohl sagte, wurden seine Augen feucht und seine Lippen bebten. „Wo Sie hingehen", sprach er mit bewegter Stimme, „wird Ihnen meine Erinnerung folgen! Viel Neues wird sich Ihnen entgegenstellen; einen neuen Kreis von Bekannten werden Sie an sich ziehen, vergessen Sie dann aber auch nicht ganz den »Emigrant« und mich! Möge es Ihnen wohlergehen! Vielleicht sehe ich Sie in dem schönen Missouri wieder!"

Wir haben ihn aber nie wiedergesehen. Bald darauf ist er — so hörten wir später von einem Wheelinger — sammt seinem „Emigrant" zu Freunde gegangen — —

Wir standen an der Brüstung dieses neuen Bootes, Abschiedsgrüße den sich Entfernenden zuwinkend. „Jackson in ein Beiwicht!" rief noch mit gellender Stimme unserer Oppositionspartei, das Ufer betretend, zu uns herüber und war bald in den dichten Haufen der wogenden Menschenmenge, die sich am Werfte herumtummelte, verschwunden.

Obgleich durch das Ueberpacken unserer Effekten die Abfahrt des Bootes um eine geraume Zeit verzögert wurde, fühlten wir doch keine Neigung, es zu verlassen, um die Stadt näher zu besehen. Wir begnügten uns, sie vom Flusse aus in Augenschein zu nehmen.

Der erwähnte einsinnotier Gentleman war ebenfalls ein Passagier der „Diana" geworden und hatte sich uneingeladen und freimüthig in dem Damensalon niedergelassen. Die männlichen Glieder unserer Familie sammt ihren Freunden waren bemüht und beschäftigt, unsere Pferde sicher an ihren neuen Aufenthaltsort zu bringen. Die Damen ordneten ihre Kojen und ihre Toilette. Wir äußerten gegen unsere neue Bekannte, die Buchdruckersfrau, unsere Verwunderung über die Größe und Eleganz des Bootes und gestanden ihr, bisher keine Ahnung von den riesigen Dimensionen dieser prächtigen Schiffe gehabt zu haben. Bei dieser Aeußerung erhob sich der feine Galan im Backenbarte und mit einer devoten Verbeugung erbot er sich, uns auf den „Henry Clay" zu führen, ein Boot, das nicht weit ab von uns ebenfalls am Ufer läge und dessen Riesenbau allgemeine Bewunderung erregt; denn bei der lebhaften Theilnahme, die wir für alles, was dieses Land uns Neues biete, bezeigten, könne es uns nicht uninteressant sein, solch ein erstaunungswürdiges Werk der Schiffbaukunst näher zu besichtigen. Da er dem Kapitän des Bootes wohlbekannt sei, würde es keine Schwierigkeit haben, uns auch dessen elegante Ausstattung und Einrichtung zu zeigen.

Das klang sehr einladend für uns und versprach eine interessante Episode unserer Reiseerlebnisse zu werden. Schon schickten wir uns an, dem höflichen Manne zu folgen und unsern Freundinnen auf eine kurze Weile Adieu zu sagen, als unser Auge dem bedeutsamen, warnenden Blicke der Buchdruckersfrau begegnete. Zögernd hielten wir die Schritte an, instinktmäßig drang sich uns das erläuternde Verständniß dieses Blicks auf. Eine kleine Pause der Verlegenheit entstand, dann entschuldigten wir uns rasch, die Hitze als Ursache unseres Verweilens vorschützend. Der Herr entfernte sich mit solch geschäftiger Miene von Täuschung, daß mir meine Weigerung beinahe leid that.

Nun war endlich Packen und Betrachten geschehen. Das unruhige Hin- und Herlaufen hörte auf, das Poltern und Rutschen nahm ein Ende, hell tönte die Glocke, pustend und blasend füllten sich mit fühlendem Athem die Lungen der „Leviathan-Diana"; der Mitte des Stroms zu schwankte das Schiff und vorwärts eilten wir

Fünfte Scene.

Heinrich (tritt leidend und blaß, aber nicht mehr verstört, heraus. Sieht wie ein Gelehrter im Hauskleide aus, mit umgeschlagenem Hemdkragen. Er hat ein Buch in der Hand. Referendar Fels.

Ref. Fels
(theilnehmend).

Jordan, wie fühlst Du Dich?

Heinrich
(legt das Buch weg).

Ich las in der Weltgeschichte und fand auf jeder ihrer Seiten bestätigt, daß die Menschenschicksale nur die scherzhaften Launen der Götter sind. (Setzt sich.)

Ref. Fels.

Deine Angelegenheit nimmt die beste Wendung. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Intrigue dieses Wolf lediglich die Veranlassung der Unregelmäßigkeiten ist, die man Dir vorwirft.

Heinrich.

Wäre mir lieb. Denn ich möchte, da ich mich in einen neuen Boden verpflanzen will, daß vom alten auch nicht das kleinste Stäubchen mehr an den Wurzeln zurückbliebe. Wenn man so den Sternen in's stille

wieder, Neuem zu begegnen, Neues zu erleben.

Die Stromschnellen des Ohio bei Louisville sind eine gefährliche Passage und den Booten oft verderblich. Deshalb benutzten die meisten der Bootsführer den zur Abhülfe angelegten Kanal, wofür sie indessen eine enorme Summe, wenigstens damals, zu zahlen hatten. Unser Kapitän zog aus diesem Grunde vor, die Schnellen zu passiren. Als wir uns ihnen näherten, entstand große Spannung in den Gemüthern, die sich auch auf den Gesichtern kundgab. Es war ein imposanter Anblick. Alle Arbeitshände des Schiffs waren in Requisition gesetzt. Wie ein Feldherr im argen Schlachtgetümmel, stand unser Kapitän nicht weit vom Lootsenhause und rief seine Befehle mit donnernder Stimme den Leuten zu. Wir hätten unendlich gern dem ganzen Manöver im Freien zugesehen, allein der strenge Mann ließ alle Damen ersuchen, sich nach der Kajüte zu begeben und dort zu verharren. Er selbst mischte sich bald, anstatt seinen Feldherrnposten zu behaupten, unter die rührigen Hände, die ihm noch nicht folgsam und schnell genug pariren. Es war ein gewaltiger, finster aussehender Mann, mit Blitzen in den Augen und grollendem Donner in den Mienen. Wir fürchteten uns vor ihm.

Brausend umtoste der unwillige Strom das Schiff, brausend legten sich ihm die Schaufeln der Räder entgegen. Es war ein Kampf zweier Titanen. Unfähig, die Größe der Gefahr zu ermessen, harrten wir mit Herzklopfen des Ausgangs. Noch einmal wurden wir erschreckt durch ein gewaltiges Krachen und Bersten, wie schon einmal sahen wir die Gesichter der Damen erbleichen; aber auch diesmal war ein Unfall gefahrlos an uns vorübergegangen. Nur das Radhaus war zerschmettert.

Und nun athmen wir wieder freier. Der Groll des Stromgottes ist vorüber, willig nimmt er uns auf und trägt auf seinem glatten Rücken unsere keusche „Diana", die des Schadens an ihrem Rädchen ungeachtet lustig dahinzieht auf schwankender Bahn.

Unsere Reisegesellschaft zählte unter ihren Mitgliedern nun auch einige Personen aus dem Süden, Leute, die in ihren Manieren und ihrem Wesen auffallend verschieden waren von all den Uebrigen. Es interessirte uns, sie zu beobachten, besonders zog eine Dame von königlichem Anstande und imponirender Schönheit oft unsere Blicke auf sich. Sie waren aber unzugänglich und hielten sich aristokratisch zurückgezogen. Man hatte gegen uns erwähnt, daß auch ein alter General, der gegenwärtig Repräsentant von Kentucky sei, sich an Bord befinde. „Ein alter General!" ein Zieten'sches Haudegengesicht, ungeheurer Schnurrbart, goldverbrämte Uniform, Epauletten und Säbelgerassel — das alles trat im Nu bei Nennung dieses Titels vor unsere Phantasie und wir waren nicht wenig neugierig, den alten General zu sehen. Wie erstaunten wir, als man uns auf einen schlichten, baaren Mann deutete, der im einfachen, fast schäbigen Ueberrocke sich auf einem Stuhl wiegte, gemächlich dabei die Nägel seiner Finger mit einem Federmesser beschnitt und sich mit seinem ebenso unansehnlichen Nachbar über die Maisernte und den Preis des Ochsenfleisches unterhielt. Es war aber doch ein liebenswürdiger Mann, dieser alte General, der, als wir besser mit ihm bekannt wurden, sich fast väterlich für uns interessirte, uns die wohlgemeintesten und nützlichsten Rathschläge gab und sich höchlich an unserem vierstimmigen Singen ergötzte.

Der Kapitän, obgleich von rauhen, kurz angebundenen Manieren und ein Jupiter an finsterer Würde, machte doch bei der Tafel einen so heiteren Wirth, als man nur wünschen konnte. Es amüsirte uns, zu beobachten, wie sein stechender, durchbohrender Blick jeden einzelnen des großen Kreises seiner Passagiere aufs Korn nahm. Diesem Blick war nach der ersten Stunde nichts mehr verborgen.

Auch unserm backenbärtigen modernen Reisegefährten hatte dieser Blick getroffen; aber kein Zug in dem festen Antlitze dieses harten Mannes hatte verrathen, welche Entdeckung ihm geworden. Eines Morgens indessen hörten wir, daß er in der trübesten Stunde die Volle herabzulassen befohlen und dann den seinen Herrn ersucht habe, hineinzusteigen, der auch bleich und bebend und ohne Widerstand Folge geleistet. Mit zwei Bootsleuten bemannt sei die Volle ans unwirthliche Ufer inmitten der einsamsten Wildniß gerudert, wo dem Unglücklichen bedeutet wurde, auszusteigen. Dann seien die Leute ohne Umstände und Bekümmerniß ans Boot zurückgekehrt, das ruhig seinen Lauf fortgesetzt. Kein Wort weiter wurde über diesen Vorfall verloren; und aber bezüglich ein leises Entsetzen ob dieser raschen fürchterlichen Justiz über einen bekannten — Gauner.

Und weiter schaukeln uns die raschen Wogen; sie eilen, sich dem Vater der Ströme zu verbinden. Hurrah! das ist der Mississippi! Sei gegrüßt, du

mächtiger Titan! Wie majestätisch wälzen sich deine dunkeln Fluten in dem breiten Bett! Wie unendlich weit dehnt alles sich vor unsern Blicken!

Ein stilles Grauen überkommt uns. Ach, diese Ufer laden nicht zur Einkehr ein! Es ist ja alles so groß, so ausgedehnt, so unfaßbar! Wird auf diesen weiten, wilden Flächen sich ein stilles Plätzchen finden, wo eine süße Heimat sich begründen läßt! Mit leisem Beben schleicht bis zuletzt ein stilles Heimweh sich ins Herz. Kreuchenden Ruderns furcht die schlanke „Diana" gegen den reißenden Lauf des Stroms an. Da plötzlich entdecken wir eine Veränderung unter den Passagieren. Die guten Speisen der wohlbelegten Tafel bleiben unberührt. Viele der Passagiere erscheinen gar nicht mehr zum gemeinschaftlichen Mahle; sie lassen den Kapitän um Arzneien ersuchen, die dieser auch menschenfreundlich und unverzüglich verabfolgt. Die muntern Knaben des Buchdruckers zeigen uns nicht mehr mit lebhafter Mimik, wie sie auf dem Pony einhergaloppieren würden, den ihnen der Vater versprochen, sobald er erst ein Haus besäße; sie sitzen still neben uns und lehnen matt ihren Kopf auf unsern Schoß. Und schon nach wenigen Stunden können sie sich nicht mehr im Bett erheben. Ein Wehklagen der unglücklichen Mutter ruft uns an das Lager. Mit brechenden Augen, blauen Lippen, eiskaltem Atem und krampfhaft gekrümmten Gliedern liegen sie da, zwei Blumenknospen, die der Nachtfrost verheert. Wir haben sie, wir reiben sie, wir hauchen ihnen unsern gesunden Atem ein, der Kapitän erschöpft seine ganze Heilkunst, umsonst. „Henry wird vorn auf dem Pony sitzen, wenn wir zur Schule reiten", spricht Charley mit leiser, heiserer Stimme, dann umflort sich sein starrer Blick vollends, ein letztes tiefes Aufathmen, ein Zucken noch der krampfgeballten Glieder — und der Tod zieht ein als grauser Sieger. Und er verweilt; es gelüstet ihm nach neuer Beute. Er tritt an des kleinen Henry Lager und umweht ihn mit den schwarzen Flügeln. „Charley, ich gehe mit, der Pony" — ruft der Kleine und lächelnd küßt ihm der bleiche Engel den letzten Hauch von den Lippen. Verzweifelnd im bangen Schmerzgewimmer liegt die Mutter am Boden, ihr Herz ist den liebevollsten Worten des Trostes unzugänglich, sie fordert mit lauter Wehklage von dem strengen Herrscher ihre Kinder zurück; an der Brüstung des Bootes aber lehnt ein bleicher Mann in stillem Gram; er zerdrückt die brennende Thräne in dem Auge und schaut gedankenvoll hinab in die trübe Flut.

„Das war eine sonderbare Krankheit, ein auffallend rascher Tod!" sprach der Kapitän und er vermied es, uns seinen vielsagenden Blick zu zeigen. Alle Passagiere sehen sich bedeutsam an — „Ja, eine sonderbare Krankheit!" sprachen sie nach, aber keiner wagt es, das inhaltschwere Wort, den Namen der Krankheit zu nennen.

An das unbekannte Ufer legt das Schiff sich an. Vier rüstige Deutsche, mit Hacke und Spaten bewehrt, stehen in dem Waldesdickicht eine kleine Strecke. Keiner spricht einen Laut; mit ernsten Mienen verrichten sie die Arbeit. Sie graben eine Grube, tief, darinnen ist es kühl und still. Und über das schwanke Bett des Baches schwankt eine stille, ernste Gesellschaft. „Was gäbe in dem Klange des harten, kalten Kapitäns? Ein köstlicher Diamant — und er läßt ihn langsam herabrollen auf die kleine Lade, die er sorglam mit dem ersten Gleit über das Bett trägt. In die fremde Erde werden sie hineingesenkt; erst eine und dann noch eine; von den Lippen drang ein leises Beten und ein Hügel wölbt sich über den Zwillingsschlaf der kleinen Brüder. Still und nächtlich breiten sich die Zweige des schwarzen Wallnußbaums darüber, in denen ein Vogel sich wiegt.

Dann über Wasser in Nacht in Nacht

Das sangen wir, ehe wir die Stätte verließen, und nahmen ein traurigfrohes Bild von Ruhe und Frieden mit uns.

Aber verweile, „Diana"! Ob sich auch der Strom dir entgegenstemme! Es drängt jetzt mit doppelter Eile zum Port. Nicht mit dem lauten Jubel froher Hoffnung, mit stiller Resignation begrüßten wir St. Louis. Jetzt erfuhren wir's erst: Die Cholera war unser erster Gruß!

III.

Die Cholera herrschte in St. Louis und schwang ihre furchtbare Geiße!

In unsern Adern jedoch rann noch rheinisches Blut. Unsere auf Vergeßheit gehäufte Konstitution widerstand den Schrecken der Seuche. Auch der Geist wurde nach kurzer Entmuthigung wieder frisch, das Herz wieder wohlgemuth.

Und so unternahmen wir es an einem Vormittage, eine uns freundlich entgegenkommende französische Familie aufzusuchen. Die weiblichen Glieder derselben waren auf einer Reise nach Philadelphia abwesend, die Herren aber, zwei Brüder und

Kaufleute eines Geschäfts, empfingen uns mit Herzlichkeit. In das Empfangszimmer geführt, entdeckten wir gleich ein ziemlich gutes Klavier und überließen uns unaufgefordert dem langentbehrten Genuß, die Tasten zu berühren. Unsere freundlichen Wirthe hörten mit Interesse zu, ließen Wein und Kuchen auftragen, worauf sich der eine entschuldigte, uns auf eine kurze Weile verlassen zu müssen. Nach einigen Minuten kehrte er zurück, zwei Damen am Arm führend, die er uns als seine Freundinnen vorstellte, die ebenfalls musikalisch seien.

Die eine der Damen nannte er als Madame Schaumburg. Es war ein lieblich schönes Weib, mit allen Grazien der Weiblichkeit geschmückt. Ihr deutsch klingender Name ließ uns vermuthen, daß ihr Gatte vielleicht ein Landsmann von uns sei. Sie verneinte es aber. Die andere Dame wurde uns als Amanda Phillipsen vorgestellt. Und hier müssen Sie mir erlauben, theurer Freund, daß ich Ihnen dieses Weien näher beschreibe; denn dieses Weien gewannen wir später lieb, unendlich lieb, und ihre traurigen Schicksale, die ich Ihnen in einem der nächsten Briefe mittheilen werde, haben uns tief verwundet. Ihre volle, üppige Gestalt war unter der Mittelgröße; von dem ovalen Madonnakopf fiel ein dunkelbraunes Lockengeringel auf den weißen Hals und die runden Schultern. Ueber die ebenmäßigen Züge des Antlitzes war eine antike Ruhe gehaucht. Kindlich fromm erhob sich das große braune Auge; wer aber lange hinein schaute, konnte eine leidenschaftliche Glut darin entdecken. Ihre Manieren waren zart, freundlich und ungekünstelt. Mit anmuthigem Lächeln theilte sie uns mit, daß sie eigentlich auch eine Deutsche sei, obgleich sie die Muttersprache nicht mehr zu sprechen verstände.

Diese Damen hatte unser freundlicher Franzose aus ihrer nahebei gelegenen Wohnung schnell herbeigeholt, um eine gegenseitige Bekanntschaft zu bewerkstelligen. Madame Schaumburg wurde zuerst ersucht, an das Piano zu treten. Sie legte sich nieder, ein Präludium beginnend; dann erhob sie ihre klangvolle Stimme und sang eine italienische Arie mit solcher Geläufigkeit und Schulfertigkeit, wie wir sie nie besser in den Cirkeln unserer Vaterstadt gehört.

Amanda nahm nun auch ihren Platz am Klavier ein. Weich und elastisch berührten ihre Finger die Tasten und auf dem Schwunge der Harmonie begrüßte uns unsers Beethoven Meisterlenate. Staunen, Verwunderung hielt unsere Sprache gefangen, dann entfuhr ein Jubel unserer Brust. „Ist das der ferne unzivilisirte Westen? Ist das die von der Kultur noch unberührte Wildniß, wo wir uns befinden?"

Amanda hatte uns dringend gebeten, sie in ihrer Wohnung zu besuchen, wo sie uns ihrem Vater und Onkel vorstellen wollte. Wir kamen an eine verfallene bretterne Hütte auf einem öden Platze gelegen, die nur zwei Räume enthielt. An der offenen Thür stand ein Greis in Silberhaaren, doch noch von kräftiger, aufrechter Gestalt. Ueber die edeln, warmen Züge seines Antlitzes leuchtete ein Auge voll Weisheit und Klarheit. Ein sanftes Lächeln spielte um den weichen Mund.

„Gesegnet sei Ihr Eintritt in mein Haus!" sprach er uns entgegen mit dem ganzen Wohllaut der deutschen Sprache.

„O Onkel, sprich jetzt Englisch!" rief Amanda hinzuspringend, „jetzt kann ich es nicht verstehen!"

Wir traten in die Hütte und wurden wehmüthig berührt von dem Anblick der Armuth, der sich uns bot. Nur wenige schlechte Möbel standen in einem von aller Eleganz entblößten Raume. In dem nächsten Gemache stand das Klavier; dahin verfügten wir uns. Hier wurde uns auch der Vater gezeigt. Es war eine verschrumpfte und eingedrückte Gestalt. In dem durchfurchten Antlitze rollte ein unstetes Auge. Er bot uns schweigend die Hand und maß uns mit trübem Blicke.

„Sie müssen meinem Bruder nachsehen, wenn er Ihnen sonderbar erscheint", sprach der Onkel mit gewinnender Freundlichkeit. „Wir haben erst kürzlich einen schweren Verlust erlitten, was ihn hart angreift. Sein letzter Sohn, ein junger unternehmender Mann, ist in einem angeschwollenen Bache nahe bei Fort Laramie ertrunken."

Mit stiller Theilnahme betrachteten wir jetzt den alten Mann und lasen in seinen Zügen eine lange Geschichte menschlicher Leiden. Er wandte sich rasch von uns ab und setzte sich an eine kleine Hobelbank, auf der allerlei Handwerksgeräthe umherlag, womit er sich anscheinend eifrig beschäftigte. Wir aber wandten uns zum Klavier, zur Musik und zur Unterhaltung mit dem freundlichen Onkel, von dem wir gern gleich gehört hätten, welche Schicksale ihn hierher und in diese Lage gebracht. Doch eine ehrerbietige Scheu hielt unsere Zunge gefesselt, diesen Punkt zu berühren. Dagegen erkundigte er sich mit der größten Theilnahme nach unsern Erlebnissen, lobte unsern Entschluß auf das Land zu ziehen und

Ueberhaupt zu werden, und bot uns seinen Rath, seine Hülfe mit der freundlichsten Bereitwilligkeit an. Er war der Lehrer Amanda's in der Musik und hatte außer ihr noch einige Schülerinnen in der Stadt. So viel erfuhren wir bei diesem ersten Besuche, daß die beiden Brüder vor geraumer Zeit nach St.-Louis gekommen waren, wo sie eine große Brauerei und Destillationsfabrik mit ungeheurem Kostenaufwande gebaut und eingerichtet hatten, die eines Nachts gänzlich vom Feuer zerstört wurde, wobei auch das Wohnhaus und die Einrichtung zu Grunde ging. Die Versicherung war alles, was ihnen übrig geblieben. Später hörten wir, daß die Mutter Amanda's bei diesem Feuer beschädigt worden und bald darauf gestorben sei. Noch mehr und Traurigeres hörten wir, als wir in der Folge öfters in diese Hütte kamen, und das ich Ihnen, theurer Freund, nicht vorenthalten will. Arme Amanda! Wie gedenke ich deiner mit Rührung!

Unser Aufenthalt in St.-Louis neigte sich seinem Ende. Es war der Entschluß gefaßt und gereift, daß wir dreißig Meilen davon den Missouri hinauf uns ansiedeln wollten. Neue Einkäufe wurden gemacht, der Wagen wieder instandgesetzt, die Pferde vorgeschirrt und mit gespannter Erwartung verließen wir die Stadt — um zunächst bei einem ehemaligen großherzoglich oldenburgischen Kürassierhauptmann zu übernachten, der einige Meilen von St.-Louis ein — Hotel hielt.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Die „Nachtigall".

Aus der Welt der Schwindler.

In einem der bekanntesten Magazine der Rue Richelieu zu Paris hatte eine englische Lady mit ihrer majestätisch sein sollenden, aber in Wahrheit nur lächerlich anmaßenden Manier jahen, der sie zu bedienen hatte, in Verzweiflung gesetzt.

Sie fand alles, was man ihr vorlegte, „entsetzlich, gemein, werth von Kammerzofen getragen zu werden" u. s. f. Es handelte sich um einen Shawl. Auf den Preis kam es der reichen Engländerin nicht an, aber es sollte ein Shawl sein, wie ihn niemand anders trug — nicht einmal die Kaiserin. Den einzigen, den sie nicht gemein fand, wies sie zurück, weil sie die Kaiserin mit einem solchen im Bois de Boulogne gesehen hatte und niemals sonst, was es schon auf andern Schultern gab.

In dieser Verlegenheit (man wollte sich die reiche Eroberung in keinem Falle entgehen lassen) eilte man, den Chef des Geschäfts von dem Verlangen im Laden zu benachrichtigen, ihn zu gleicher Zeit ersuchend, selbst mit der hochmüthigen Dame zu verhandeln. Er kam und stellte sich Mylady vor, nach ihren Befehlen fragend. Mylady machte keinen Unterschied zwischen ihm und seinen jungen Leuten. Für sie waren es alle zusammen Shopkeepers, Leute, die sich bekanntlich in England von der reichen Aristokratie jede, auch die maßloseste Ungezogenheit gefallen lassen, alles für die Ehre, Respect und Moneys bei sich gehoben zu haben. Monsieur Péan war aber kein englischer Shopkeeper und dachte: Du sollst für deine englischen Ungezogenheiten büßen! — —

„Mylady", sprach er feierlich ernst, „Sie haben hier die schönsten und neuesten Shawls gesehen, die überhaupt existiren! Hier sind französische, türkische, indische! Was die letzteren betrifft, so erlaube ich mir zu behaupten, daß Sie keine reicheren in Regent-Street aufzuweisen haben."

Mylady warf den Kopf hoch zurück und äußerte, daß, wenn sie willens gewesen wäre, einen Shawl zu tragen, wie man ihn alle Tage für einige hundert Pfund in London kaufen könne, sie nicht nach der Rue Richelieu gekommen wäre; sie hätte gehofft, etwas Außerordentliches zu finden, und sehe jetzt, daß sie sich getäuscht habe.

Für diese gnädige Hoffnung sprach Monsieur Péan seinen verbindlichsten Dank aus, er sei schon dadurch so geschmeichelt, daß man's ihm ansieht, er wollte die Hoffnung, das ehrende Vertrauen rechtfertigen. Den Zeigefinger wie in einer Ueberlegung an die Lippen legend, sprach er: „Es ist, ich will's gestehen! Wir haben noch einen Shawl in unserm Besitz, den wir Mylady nicht vorgelegt haben. Es ist so ungewöhnlich, so anders als alles, was wir da sehen, daß ich mich bisher verbergen kann, Mylady würde, im Besitz dieses Shawls, sicher sein, weder im Buckinghampalast noch in den Tuilerien seinesgleichen zu sehen!"

„So zeigen Sie ihn!" befahl Mylady.

Monsieur Péan verschwand und die Gesellschaft konnte nicht mit größerer Spannung seine Rückkehr erwarten als die jungen Leute, die in ehrfürchtiger Entfernung ihrer Gebieterin sich beschäftigt, jedem Worte ihres Chefs gelauscht hatten.

Alle Augen waren auf ihn gerichtet, als Monsieur Péan nach wenig Minuten mit einem sehr eleganten Holzkästchen von hinten, aufgeregten Blicken zurückkam. Was enthält es? Was wird's sein?

Der Deckel fiel zurück und mit den zierlichsten Fingerspitzen, als ob er einen Schmetterlingsflügel berühre und ihm den goldig schimmernden Staub nicht nehmen wolle, nahm Monsieur Leon ein grasgrünes wollenes Tuch heraus.

Die zunächst stehenden jungen Männer sahen es kaum, als sie sich, auf die Lippen beißend, lächelnd umdrehten. Nur das feinste Ohr hätte es vernehmen können, wie der eine dem andern zuhauchte: „Un rossignol!“

„Sehen Sie, Mylady, das ist der merkwürdige Shawl, von dem ich sprach! Nichts als ein einfaches, grünes Gewebe. Die Augen ungebildeter, gewöhnlicher Menschen würden es nie herausfinden, daß es ein kaiserliches Tuch ist. Es ist von demselben Grün, welches Kaiserin Josephine so sehr liebte, daß sie selbst Schuhe von dieser Farbe trug, was bekanntlich dem Fürsten von Ligne Gelegenheit zu dem Calembourg gab: »L'ami vert (l'univers) est à vos pieds!« Es wurde dieser Shawl von Sr. Majestät Napoleon I. für die Kaiserin Josephine eigens bestellt; der Webstuhl, in dem er gearbeitet ist, hat nie vorher und nie nachher etwas Aehnliches geliefert. Ehe er fertig wurde, kam es zu jener bekanntgewordenen Scheidung des hohen Paares, das Tuch — ich wage nicht, Mylady mit den näheren Umständen aufzuhalten — kam in den Besitz meines schon seit sechzig Jahren bestehenden Geschäfts. Es ist das Meisterwerkste von jener Art, was man in ganz Paris besitzen kann!“

„Wie viel kostet dieser Shawl?“ fragte Mylady.

„Sechstausend Francs . .“

Die jungen Männer mußten zum zweiten mal ein Pirouette machen, um ihre Ueberraschung nicht blicken zu lassen.

„So ist gut“, sprach Mylady, sich erhebend. „Senden Sie die Rechnung nach dem Hotel Meurice! Hier sind 6000 Francs!“

Sie öffnete ihr Portefeuille, nahm sechs Banknoten heraus und schritt hoch wie ein Pfau der Thür zu, die vor ihr aufging.

Monsieur Leon wandte sich zu seinem ersten Commis mit den Worten: „Sorgen Sie für ein neues Nachtigall!“ Dann verließ auch er schnell den Laden. Vielleicht schämte er sich doch ein wenig vor seinen Leuten. Niemals war alte verlegene Ware für solchen Preis verkauft worden.

Es ist bekannt, daß die pariser Kaufläden die geschmackvollsten der ganzen Welt sind. Ohne Frage gibt es in London Gold- und Silberläden und Seiden- und Modenmagazine, in denen eine ebenso große Anhäufung prachtvoller Gegenstände und Stoffe zu finden ist als in Paris; aber nur der Pariser versteht sich darauf, die Sachen geschmackvoll zur Schau zu legen, die Stoffe auf die gefälligste Art und Weise auszubreiten. Nur ein pariser Kind, falls das Schicksal aus ihm einen Holz- und Kohlenhändler gemacht hat, weiß selbst Holz und Kohlen geschmackvoll aufeinander zu legen. Nur ein pariser Droschkenkutscher erwärmt sich im kalten Winter, indem er ein sinnliches Solo auf der Straße tanzt. Nur der Hausknecht im großen Hotel Louvre gießt das Wasser in Arabeskenformen, wenn er frühmorgens den staubigen Hof reinigt. Ich wundere mich fast, daß der Staub es wagt, als ganz ordinärer Staub in Paris niederzufallen oder aufzuwirbeln. Was den pariser Straßenschmutz betrifft, so ist er in allem Ernst rein. Ein schönes, geschmackvolles Naß, wie es solch einer Stadt gebührt! Macadam hat sein Straßenpflaster recht eigentlich für Paris erfunden.

Kehren wir zu den Kaufläden zurück, aber nicht, um über deren Schönheit und Pracht zu sprechen, sondern um auf eine gewisse, vielleicht weniger bekannte moderne Einrichtung aufmerksam zu machen. Es ist dies der bal humain oder, wie wir sagen würden, „das letzte Mittel“. Im allgemeinen kann man so viel sagen, daß es der jetzigen weiblichen Generation nicht an Putzsucht fehlt, daß es im ganzen genommen eine goldene Zeit für den Modehändler ist. Statt Eines Hutes, den sich die Frau der Mittelklasse ehemals im Jahre anschaffte, braucht sie jetzt drei; ein gleiches Verhältnis ist es mit den Kleidern. Es muß hierbei noch bemerkt werden, wie jetzt zu einem Damenkleid zwei-, auch viermal so viel Stoff gebraucht wird als früher. Was nun gar die hundert andern Kleinigkeiten angeht, die jetzt zur Vervollständigung einer Damentoilette gehören und die in Bezug des Kostenpunkts nicht Kleinigkeiten sind, so übertreffen die Töchter ihre Mütter und Großmütter darin unendlich. Ihre Putzbedürfnisse haben sich verdoppelt — sagen wir verdreifacht, vermehren sich noch von — Woche zu Woche.

Trotz alledem ist der pariser Modehändler noch nicht beruhigt. Er findet, daß die Käuferinnen noch nicht genug kaufen, noch nicht „brennen“ sind. Sein erfinderischer Kopf hat alle ein Mittel erdacht, ein schlechtes jedenfalls und eins, was nur bei denen von Wirksamkeit

ist, von denen uns das alte Sprichwort sagt: „Wenn die Narren zum Markt kommen, werden sich die Kaufleute.“

In jedem größern Laden gibt es unter der Menge Ladendiener, die ihre Jugendkraft dem Geschäft des Anpreisens von Bändern und Spitzen, dem lächerlichen Schwatzen über modischen Tand opfern, einen von ganz besonderm Talent dafür. Gewöhnlich ist's ein bel homme, immer ein angenehmer, nach der allerneusten Mode gekleideter Mann von feinen Manieren. Dieses Phänomen begegnet den Eintretenden niemals, holt ihnen nicht die Stühle herbei, lädet sie nicht zum Sitzen ein — das überläßt er den Ladendienern gewöhnlichen Schlages. Er überschaut aus einem grimmigkalten Gesichts, in das der Käuferinnen Auge nicht dringen kann, die Vorgänge im Laden und tritt nur in den äußersten Fällen als letztes Mittel ins — Mittel. Diese äußersten Fälle kommen aber täglich, ja stündlich vor. Es ereignet sich immer, daß eitle, putzsüchtige Damen sich scheinbar zu zeigen lassen, halbe, ja ganze Stunden lang in Seide, Spitzen und Bändern wühlen und dann doch zuletzt aufstehen und erklären, daß sie nichts nach ihrem Geschmack gefunden haben. Sie wollen den Laden verlassen.

Doch noch ehe sie sich dem Ausgange genaht, halb gelangweilt und halb zufrieden mit sich selbst, daß sie ihre wohlgefüllte Börse beimbringen und doch wieder zurückgezogen, erteilt sie der Actium in der Gestalt des Verborgenen.

„Meine Damen! Sie haben nichts nach Ihrem Geschmack gefunden? Ich begreife das nicht! Ich fürchte, man hat Sie nicht gut bedient und Ihnen nicht die ebenangekommenen neuesten Stoffe gezeigt! Herr Armand! So bringen Sie doch Numéro P. P. Seidenzeug! Und den Burnus, der gestern aus Algier kam! Meine Damen, ich erlaube mir, Ihnen einen echten Burnus zu präsentieren! Legen Sie ihn in heißes, dann in kaltes und zurück in heißes Wasser und es behält seinen Glanz, seine Frische, seine echt algerische Schönheit für immer!“

Und all das sagt das letzte Mittel mit ernstem Antlitz und einer gewissen leisen Hochachtung, man möchte fast sagen mit einer Miene, die den Damen imponiert. Es läßt sich herab, eine ganz leichte, vorübergehende Verneigung über die Preise von Gewändern zu machen, denen die Burnus an Kostbarkeit gleichkommen sind, und es trifft sich zufällig, daß die älteste der Damen ganz die richtige Burnusgestalt hat.

„Der Preis?“

„Nicht hoch! Tausend Francs — Die Herzogin von Magenta hat uns gestern für einen ähnlichen, nur etwas größern gar das Doppelte geboten! Uebrigens ist dies der letzte, den man für einen so geringen Preis noch verkaufen kann. Der Artikel ist so exquis, daß er schon in den nächsten Tagen wirklich in die Höhe gehen wird!“

„Ich werde ihn nehmen!“ spricht die älteste der Damen. „Man lege ihn in meinen Wagen!“

Das letzte Mittel verbeugt sich und zieht sich mit Würde in seine Höhe zurück.

Mit dem „Kostbaren“ hat es noch eine andere Bewandtnis. Den Sinn dieses Worts in der Kaufmannssprache muß man auf das Nothwendigste einer im ganzen genommen ziemlich harmlosen Industrie zurückführen, die etwa den auf unsern Märkten getriebenen, mit Menschenverstand begabten Seeaffen entspricht oder jenen in die Theatersprache übergegangenen Meerschweinchen. In den Champs élysées zieht man auf sieht Art Kaninchen, Mäuse oder „herrschaftliche Affen“ und kann infolge noch für einen Zehn-Sous eine Nachtigall sehen, die sich im glücklichsten Fall, wo eine Bonne nicht dazwischen wird, in ein Stück Zucker- wie mit dem obligaten Kunststück der Nachahmung des Schlages der Sängerin der Hasen, vielleicht mit Hülfe einer Wasserpfeife, aufgibt.

Einer solchen Gattung „Nachtigall“ pflegte sich das Magazin des Herrn Lyon in seinem seidenen Käfigchen zu halten. A. von Cogerström.

Das Tönen der Flamme.

Wenn man sagt, daß die unbelebte Natur stumm sei, so ist das wol wahr, wenn man dabei der Sprachen und Lautgebungen der Menschen und Thiere gedenkt.

Zuweilen redet aber auch die unbelebte Natur und ihre Sprache macht auf unsere Sinne einen so tiefen Eindruck, so weniger sie verstanden wird. Im Brausen des Windes, im Rollen des Donners mahnt und schreckt sie uns; im Geplätscher der Wellen gibt sie unsere Seele beunruhigend und beschwichtigend zu sich hin. Aber auch in tönlichen unmittelbaren Tönen beruht sie uns oftmals Ohr, daß es uns wie Zauber und Märchen anmutet. Gedenken wir des Wasserfalls, der die abendliche Stille durch sein Singen unterbricht; gedenken wir der Aeolsharfe, die uns mit Tönen begrüßt, die aus einer andern Welt

herübergeklungen scheinen. Es ist vielleicht manchem die Wahrnehmung entgangen, daß in den Leitungen der Telegraphendrähte eine vortreffliche Aeolsharfe aufgespannt ist, namentlich da, wo mehrere Drähte nebeneinander laufen und an Orten, wo sie dem Winde ausgesetzt sind, wie auf Strombrücken.

In allen genannten Fällen sind wir indes über die Ursache der Töne alsbald im Klaren; eine mechanische Kraft regt Schwingungen hervor, welche im Falle größter Regelmäßigkeit den angehörigen Schall zum musikalischen Ton reihen lassen; beim Singen des Wassers entsteht die schwingende Bewegung durch das Zusammenfallen der Dampfbläschen, welche an der heißen Bodenwand sich bilden und im noch nicht zur Siedehitze erwärmten Wasser aufsteigen.

Wenn wir aber von einem singenden Metall hören, so dürfen wir mit Recht befremdet sein, daß hier die Wärme zur Erregerin des Tones wird. Denn um ein Metall singen zu machen, genügt es im allgemeinen, dasselbe zu erwärmen und auf einer kalten metallenen Unterlage balancieren zu lassen. Trevelyan hat hierzu folgenden kleinen Apparat construirt. Ein kleiner Messingblock in Form eines stumpfen Keils ist an seiner Schärfe durch eine Rinne mit zwei Kanten versehen, ähnlich den Kufen der Schlittschuhe, und läuft in einen runden Messingstab aus. Wird derselbe über einer Spirituslampe erhitzt und mit seiner Schärfe auf einen kalten blankgeputzten Metallcylinder gelegt, so beginnt er in lauten Tönen einen eigenthümlichen Gesang. Das deutlich erkennbare Zittern des Messingblocks während seines Tonens überzeugt uns, daß die Wärme das letztere hervorruft, indem sie das erstere veranlaßt, und wiewol die Erscheinung noch nicht mit aller Gewißheit wissenschaftlich begründet werden ist, so ist doch wahrscheinlich, daß die kalte Unterlage da, wo sie vom heißen Metall berührt wird, durch die Wärme ausgedehnt eine Erhöhung bildet, welche jedoch alsbald durch Fortleitung der Wärme wieder einsinkt, wodurch der Block eine Bewegung auf und nieder erfährt.

Interessanter jedoch, wenn auch noch weniger vollkommen erklärt, ist das Tönen der Flammen, das man seit Entdeckung des Wasserstoffs in der sogenannten chemischen Harmonika kennen lernte und über welches in neuester Zeit von verschiedenen Physikern wissenswerthe Versuche angestellt worden sind.

Entwickelt man in einer kleinen Flasche durch Uebergießen von Zinkstücken mit verdünnter Schwefelsäure Wasserstoffgas und läßt dasselbe durch ein Röhrchen mit feiner Oeffnung ausströmen, so läßt sich das Gas anzünden und brennt mit blaßblauer, aber hocht intensiv heißer Flamme. Senkt man nun über diese Flamme eine genügend weite Röhre von Glas oder Metall, so beginnt dieselbe zu tönen, und zwar ändert sich die Höhe des Tons, wenn die Flamme tiefer in die Röhre gebracht wird. Man kann bei einiger Geschicklichkeit es dahin bringen, mit diesem Apparat eine Melodie zu spielen. Man hatte ihn mit den Namen chemische Harmonika belegt und sich lange Zeit um seine akustischen Verhältnisse wenig gekümmert.

Neuerdings fand man, daß auch andere Flammen zur Hervorbringung solcher Töne geeignet sind. So eine Weingeistflamme, welche von einer Röhre umgeben ist, und die Flammen anderer Flüssigkeiten, selbst die fester brennbarer Körper. Natürlich muß man die Einrichtung so treffen, daß die Röhrenausröhre sich um die Flamme beliebig auf- und abbewegen läßt; Flüssigkeiten läßt man daher entweder von Dochten brennen, welche in die obere Oeffnung einer mit einem größeren Flüssigkeitsgefäß communicirenden aufwärts gerichteten Röhre gebracht sind, oder ohne Docht von flachen Blechstreifen, welche auf die Oeffnung gelegt werden.

Um den Versuch mit Weingeist befriedigend anzustellen, darf man nicht versäumen, den Docht in mehrere Fäden zu zertheilen und kreuzförmig um die Oeffnung herumzulegen. Die Flamme verliert, sobald sie in den Cylinder tritt, bedeutend an Helligkeit und brennt ruhiger, während sich die Anfänge eines musicirenden Tons zeigen, die bei weiterem Einsenken der Flamme in einen reinen Ton übergehen.

Ohne Docht thut die Weingeistflamme am besten, wenn sie brennende Fläche eine bedeutende Ausdehnung hat, also bei Trichterröhren und wenn die Röhrenöffnung weit ist. Der harte anfangs schnarrende Ton geht bei tieferem Einsenken der Flamme in die Röhrenmündung in einen schärferen, reinen Ton über, bei welchem die Flamme, deren blaue Farbe jetzt in eine gelbe übergeht, bedeutend an Helligkeit zunimmt und sich in prachtvolle Spiralen aufrollt.

Sehr bequem läßt sich der Versuch mit Wachs- oder Talgkerzen anstellen; wenn man nur den Docht in Fäden zertheilt und kreuzförmig ausbreitet, so erhält man einen schönen Ton. Stea-

einfachen erfordern, selbst bei weiten Gefäßen, daß man ihre Dicke verringere.

Leuchtgas ist sehr geeignet, die Erscheinung der tönenden Flamme hervorzurufen; ebenso Wasserstoff. Aether dagegen sowie Terpentinöl, noch mehr aber Steinöl gibt einen unsichern, unregelmäßigen Ton. Endlich wurde noch bemerkt, daß Schwefel ohne Docht brennend keinen Ton hervorruft, während jedoch mit Schwefel überzogene Dochtfäden sofort einen ziemlich intensiven Ton erwecken.

Aus diesen und ähnlichen Versuchen geht hervor, daß die Natur der Flamme zur Erzeugung jener Töne von entschiedenem Einfluß ist und daß man den Grund der Erscheinung nicht lediglich in dem von der Wärme in der Röhre erregten Luftzuge zu suchen habe. Bei Anwendung von Gasflammen kann man sich noch davon leicht überzeugen, daß der Ton verschwindet, wenn die Flamme ausgelöscht wird, ohne daß man das Ausströmen des Gases verhindert.

Die richtige Erklärung der Erscheinung dürfte folgende sein.

Jedes Verbrennen in der gewöhnlichen atmosphärischen Luft ist eine chemische Verbindung der brennbaren Bestandteile des brennenden Körpers mit dem Sauerstoff der Luft. Diese Verbindung geht stets mit Energie, häufig sogar mit mehr oder weniger heftigen Explosionen vor sich. So explodirt ein Gemenge von Wasserstoffgas oder Leuchtgas und atmosphärischer Luft mit Heftigkeit. Brennt nun ein Körper mit Flamme, so findet seine Zersetzung durch Wärme brennbarer Gase, welche aufsteigen und die Flamme bilden, indem die glühenden Gastheilchen, wo sie mit Sauerstoff in Berührung kommen, unter kleinen mehr oder weniger bemerkbaren Explosionen sich mit diesem verbinden. Der größere oder geringere Grad der Heftigkeit dieser Explosionen hängt natürlich von der Natur des brennenden Gases und, falls dasselbe beim Brennen aus einem festen Körper erst entwickelt wird, von diesem ab; ferner aber auch von der größern oder geringern Menge Sauerstoff, welche zugeführt wird.

Brennt demnach eine Flamme in einer Röhre, so bewirkt die Hitze derselben einen aufsteigenden Luftstrom, welcher eine schwache musikalische Vibration der Luftsäule erzeugt, wie sie durch einfaches Blasen gegen eine Röhre entsteht. Diese Vibration, an und für sich zu schwach, einen entschiedenen Ton hervorzubringen, bewirkt eine periodische Vermehrung und Verminderung der Intensität der Verbrennung, indem sie abwechselnd den Zufluß der Luft und somit des Sauerstoffs beschleunigt und verzögert. Auf diese Weise werden die Explosionen der Flamme in schneller und gleichmäßiger Folge abwechselnd lauter und schwächer und da sie in hervorgebrachten Pulsationen der harmonischen Beschaffenheit der Röhre entsprechen, so ertönt ein kräftiger musikalischer Ton.

Schließlich möge noch auf die Wirkung hingewiesen werden, welche, umgekehrt, die Luftwellen der Töne auf die Flammen hervorbringen. Die abwechselnden Luftverdichtungen und Verdünnungen, auf welchen die Fortpflanzung der Töne beruht, äußern ihren Einfluß auf das hellere oder dunklere Brennen der Flammen, wie man das in jedem Concertsaale beobachten kann, welcher mit Gas oder einem flüchtigen Oele erleuchtet wird. Jedesmal, wenn ein sehr intensiver Ton, z. B. ein Paukenschlag, angegeben wird, sieht man plötzlich alle Flammen einen Augenblick niedriger werden. Die Töne mögen einander noch so rasch folgen, so werden sie doch mit telegraphischer Genauigkeit von den Flammen angezeigt.

Dr. A. Abendroth.

Anregungen.

Kunden aus der Ferne.

IV. Die Dresdner in Berlin.

(Fortsetzung von Seite 184.)

Durch einen Kampfbericht prägen sich die Namen von Verstorbenen als übereinander liegende Lettern ein. Es sind die Hauptbuchstaben, welche gut über Namen schwebenden Raum. Nur zwei Letzte sehe man Lettern und Trümmer von Gebäuden mit zahlreichen Abschattungen, so sind beim Lesen und beim Vorab einer Schicht von einem Hofhaus gemacht haben mögen. In der Einrichtung, an welche eine spezielle Bauart lehrt, sieht man zwei in den Hof hineingebaute Gräber, und Christ der Eingang zu Schiffen. Man muß beachten, ob vom Warmen, aber ohne Kalk und Mörtel zusammengefügt und so gut verbunden, daß nur bei sehr gründlicher Nachforschung sich neue Verbindungsfäden entdecken lassen. Man überzeuge sich Explosionen der mit Backsteinen gepflasterten Wasserrinnen, der Inschriften und Gräber

Garten. Die häufigen Erdbeben, der Sand, den der Wind aus der Wüste von den Bergen herabjagt, verschlingen und vernichten leider mit der Zeit, was hier irgend vergänglich ist. Griechische Schriftsteller erzählen, Alexander der Große hätte nach einem Bacchanal diesen Palast in Brand gesteckt. Doch keine Menschenhand hätte wohl diese Verwüstung vermocht. Nur die Aequatorial-Wälzung, ein Erdbeben, kann solche Steinmassen in Trümmer gelegt haben.

Die Reise Minutoli's wird von nun an immer beschwerlicher, die Gegend immer öder, von gelblichen Felsketten durchschnitten. Kleine salzige Bäche, die bald trocknen durchschnitten, hindern seine Fortsetzung. Die Dörfer, welche man trifft, stehen selten mit den Nachbarn in gutem Vernehmen; sie sind daher nur zur Vertheidigung mit Mauern und tiefen Gräben umgeben und somit auch für den Reisenden unzugänglich. So wurde in der bedeutenden Karawanserai, in Trümmerhütten oder Höhlen ein Obdach gesucht, dabei war die Hitze des Tags drückend, die Nacht vom ungesunden Nebeln erfüllt und gleich der Malaria. Gewitterlicher erquickend. Mit unerträglichen Mühseligkeiten und Entbehrungen, noch gesteigert durch mangelnde Lebensmittel, wurde Abuschir erreicht. Es liegt am Nordende einer Bucht dürren Hochlandes, die tief ins Meer hineingeht. Einzelne Schroffe Felsenklippen hinten seinem tropischen Charakter an. Die Stadt hat ein ungesundes Ansehen; sie wird im Süden durch eine Mauer mit runden Thürmen abgeschlossen; man sieht ihr Dächer Einwohner der verschiedensten Stämme, da Kaufmann und Industrie hier mit den Eingeborenen wetteifern und in Handelsbeziehungen thätig sind. Die Engländer, die sich in der ganzen Welt festgesetzt haben, haben auch hier ihr Comptoir und der große Bazar enthält nicht nur alle Waren persischer und indischer, sondern auch französischer und englischer Waaren. Das Trinkwasser ist sehr ungesund; erst zwei Stunden von der Stadt findet sich gutes Quellwasser. Ob die Schwierigkeiten, in Absicht einen Handelsverkehr aufzunehmen, zu den überwindlichen oder, wie bei der ehemaligen Expedition von der Handelswelt behauptet wird, zu den unüberwindlichen zählen, wollen wir nicht. Den einstimmigen Berichten nach kann man keine Hoffnungen einer Absatzcommission hegen. Die Perser vergnügen in ihren Manufacturen nicht nur Genügendes, sondern auch Vortreffliches und stellt sich bei den gemeinen in mangelhaften Kulturzuständen sein so großes Bedürfnis heraus, Waaren von uns zu beziehen und dadurch unsern Absatz zu erweitern und dem persischen gleiche Vortheile zu geben.

Ob auf welchen Erfolg diese Reise nun nach der einen oder anderen Richtung hin noch haben wird, ist zur Zeit noch unbekannt. Wir erfahren nur, daß der den Reisenden Ehrfurcht Antonio Neumann verlassen, daß nach einem Ritt von 48 Stunden sich selbst der sonstig kräftige Körper des Herrn von Grotman so erschöpft fühlte, daß man eine Sänfte nach hiesiger Art zwischen zwei Pferde construirte, um die erschöpften Reisenden weiter zu bringen. Endlich, eine Stunde von Schiras noch entfernt, hatte sich nicht nur das Bedürfnis eines gründlichen Ausruhens in beiden Reisenden auf's dringlichste geltend gemacht, sondern war auch in dem jüngeren Gefährten die größte Besorgnis für den durch Strapatzen und Anstrengung erschöpften Körper seines Oheims hervorgerufen. In einem alten, halbverfallenen Caravanserai-Gebäude, einer Karawanserai, die Thüren und Fenster fehlten, kehrten sie ein. Der Diener wurde nach Schiras zu einem schwedischen Arzte, der sich daselbst niedergelassen, entsandt, während Hr. von Grotman, die möglichst zugfreie Stelle ermittelnd, für sie beide das Lager auf der Erde bereitete. Bald umfing ein tiefer Schlaf die bis zum Tode Erschöpften.

Wochen waren seit der Trennung von seinen Reisegefährten in Ispahan vergangen und Dr. Brugsch hatte bereits mit Sehnsucht der Rückkehr des Oberstlieutenant aus Abuschir, da seine Mittel zu Ende gingen. Endlich kam ein Brief aus Schiras, mit der traurigen Nachricht brachte, daß der preußische Gesandte, eine Stunde von Schiras entfernt, am 5. November verstorben war. Der jungen Gefährten wurde selbst nicht gedacht. Dr. Brugsch blieb über dessen Schicksal in vollkommenster Ungewißheit.

Ueber Petersburg kam im December die erste Nachricht nach Berlin und erst im Januar kam endlich, den Eltern zum Trost, die Kunde, daß Hr. von Grotman noch lebe. Nachdem er 14 Tage in dem Hause des schwedischen Arztes in Schiras wiederherstellende verpflegt worden war, sich erholt, hatte er seine in Ispahan noch auf ihn harrenden Gefährten wiedergefunden.

Ueber den Tod Minutoli's erfahren wir, daß in jener verhängnißvollen Nacht, wo die mobile Gesellschaft beide in einen todtähnlichen Schlaf versenkte, Hr. von Grotman durch ein dicht Neben seinen Gefährten erwachte. Schlaftrunken hatte er sich aufgerafft, um denselben dienstbar zu sein, zu suchen ihn mit den geringen Decken und sonstigen Kleidungsstücken wärmer zuzudecken. Er versuchte ihm warmen Thee einzuflößen. Als darauf ein vermehrtes Rütteln sich eingestellt, zog er dicht an den Ohnmacht Gefallenen seinen eigenen Pelz, schlief aber, von Schwäche überwunden, selbst wieder ein. Erst als das helle Morgenlicht in die öden Räume getreten und er die Augen voll Liebe und Sorge auf seinen Gefährten gerichtet, auch gleichzeitig der Diener mit dem Arzt eintrat, da ergriff ihn ein starres Entsetzen über die eisigkalte, mit gebrochenem Auge daliegende Gestalt. Der Diener gab seiner Befürchtung Ausdruck mit den Worten: „Herr, seine Seele ist bei Gott!“ Alle Wiederbelebungsversuche des Arztes waren vergebens.

Nach hiesiger Sitte ist der Körper einbalsamirt und auf dem armenischen Kirchhofe zu Schiras be-

graben worden. Hr. von Brolman, selbst zu krank, um gehen zu können, ließ sich auf den Kirchhof tragen und wohnte so der Beerdigung bei.

Minutoli hinterläßt eine Wittwe mit vier Kindern und viele Freunde. Selten wird eine Persönlichkeit mit so vielen und reichen Talenten von der Natur ausgestattet, als ob der Verstorbene war. Dabei hat sein ehrenwerther Charakter, seine große Humanität so sehr und weiten Kreisen ihm überall gleiche Anerkennung und Achtung erworben. Weisungen, die ihn im Jahre 1848 von der Regierungspartei in seiner amtlichen Stellung trafen, haben ihn um so tiefer gebeugt, da er sich das männliche Herz für sein Vaterland hatte und der Treue des persönlichen Unterthan seines Königs war. Seine Briefe über Spanien und Portugal sind allgemein anerkannt worden. Nur seine radikale Thätigkeit und der Wunsch, die Interessen seines Vaterlandes in zweckmäßiger Weise auch im Orient zu fördern, hat ihn leider das zu frühe Ziel seines Lebens finden lassen.*)

Am Bücherttisch.

IV.

„Karl Immermann und sein Kreis" heißt der erste Band eines Werks von scheinlänglichen Erläuterungen (Leipzig, A. H. Brockhaus, 1871), das mit Wolfgang Müller von Königswinter an die Verschollenen Lesern Düsseldorfs anknüpft. Die Form des Buches wird seine eigentliche Empfehlung sein. Es ist in höherer Potenzirung die von Karl Müllenhoff, Herbert Rau, Amalie Wolff u. a. mit so großem Beifall eingebürgerte Memoiren-Romanform. Die Persönlichkeiten gewinnen, über deren Schicksale die gelehrte Welt sich bereits aus anderen Quellen unterrichtet. Wir haben unsere Ansichten über diese bedenkliche Form oft genug auseinandergesetzt, um uns hier auf viele wenigen Bemerkungen beschränken zu dürfen. Nur machen wir darauf aufmerksam, ob es nicht vielleicht möglich wäre, auch der dafür Form einem gewählteren Leserkreise Empfehlung dadurch zu bieten, daß jene kommissionellen Verhandlungen mehr den Hintergrund solcher Darstellungen abgeben und im Vordergrunde eine frei erfundene Handlung sich entwickelt. Freilich, mit verlorenen Anstrengungen die Schwierigkeiten des freien Schaffens. Es ist ein großer Aufwand, den wir erheben. Der Lichter der „Maikönigin", der „Jung Münchhausen" wird indessen darin ein Zeugniß erblicken, daß wir gerade ihm mehr getrauen als so manchem andern, der Biographien in Romanform umschmilzt.

Wir gestehen auch offen, daß es uns bei dem Gedanken graut, daß das Leben unserer größten Heroen nach und nach — und es kann nicht ausbleiben, daß alle Epigonen der Literatur an die Reihe kommen — in ihren intimsten häuslichen Beziehungen zu solchen hungerleiderischen Romanen verwendbar betrachtet werde. Wir leugnen nicht, daß es Ausnahmen gibt. Wir lesen die guten Mozart und Mueller v. S. haben von jeher das Schicksal gehabt, unrichtig „interpretirt" zu die Nachwelt zu kommen. Sie sind nicht selten selbst schuld daran gewesen, da die Menschen Memoirenhafte hinterlassen oder sich mit Freuden von der Feder brachten. Anders ist es mit Schriftstellern selbst. Wer wie Immermann „Memorabilien" hinterlassen hat, legt sich gewiß mit der Hoffnung ins kühle Grab, in diesem seinem Schaffen für einzelne Nachlese gesorgt zu haben. Wir sind schon und ohne Zweifel denn der tägliche Zumuchs vieler Romane Einzelnen schont auch zu widerlegen, aber es ist uns immer unangenehm, als gehöre eine Art Staatsrecht dem besseren Theile unserer Lichter, sich vom diesem Gebiete fern zu halten.

Um Selbstverständlich nicht die Schwierigkeit dieser Art Darstellung, mag aber die allerringste große Schwierigkeit, in ihr den ästhetischen Anforderungen Genüge zu thun, zu beweisen, machen wir auf die Scene zwischen Immermann und Grabbe Adelheit (S. 170) aufmerksam. Wir sehen ja, daß die Anregungen, auch der gemüthlichen Person erzählenlich zu sein, ihre schlagendste Seite haben; aber soll sich ein Schriftsteller so sehr zum Märtyrer seiner Aufgabe machen? Hat schadet es nicht dem Realismus, daß seinen Gegenstand, den Dichter selbst, umgeben muß, wenn diese selbe Person Ehre suchen soll, sich an den besten Salon jener Epoche auch zu erwerben — bei Immermann z. B. an dem weltlichen Theil im „Münchhausen"! In der That, der Verfasser hat zu sehr auf dem Alter der Poesie und zu wenig auf dem der Prosa gearbeitet, als er Immermann der Poesie gegenüber die Waffe in die Hand legte. „Nachdem auch die Leidenschaft einmal dahin gerissen hat, und zu besiegen, wie wir uns nie und nimmer verhehlen dürfen — ist es unsere Pflicht, uns vor der Welt zu drin zu machen, was mit vor Welt sind — zu Wenn und Weib. —"

Wie Schöning vor seinem treulichen lieben Rheinländinger, vor seinem schwungvollen Skizzieren zu schonender Werke, vor seinem unsicheren, auf alle Gebiete der Kunst sich erstreckenden Wollen, mit dem mannichfachen, auch in diesem Buch gesammelten interessanten Material, aber man erschrickt denn doch, wenn seine sattgenährte Schreiberei heute in so beredtlichem Gewande. Oder und mit so Hagenbachschen Mündlichen wie hier der Unterhaltung zu Liebe zu berichteten Lüften

*) Es ist mir in Minutoli's Nachlaß Notizbuch über die Stellung des Verstorbenen zum Jahre 1848 gefunden. Die verschiedenen Aufzeichnungen, denen auch Minutoli aus Gründen der Korrespondenz entnahm, hatten ihn veranlaßt, die Vorgänge, welche ihn als hannöverischen Polizeipräsident in Berlin so nahe trafen, noch einer Erörterung und Rechtfertigung zu rufen. Auch über, der in so vieler Weise geachtet Mann und Beamte, geachtet seinem Vaterland und mehr als wünschlich aufgerieben verstorben und anfangs der eigene Aufregung und Ungeduld bei der Kunde war, daß, wenn jetzt über die Unschuldigen zu Thun, die die traurige Geschichte vom Jahre 1848—50 mit angeschuldigt, Schatten fallen sollte.

F. Bru.

Antlitz blickt, erweitert ſich doch recht die Bruſt und alle Wunden ſchließen ſich.

Ref. Felo.

Heinrich, wird es Dir denn ſo ſchwer, in Marien die Gattin eines Andern zu wiſſen?

Heinrich
(ruhig).

Warum ſprichſt Du noch von ihr? Der Gedanke an ſie war bei mir nur das Symptom eines Uebels, deſſen wahren Sitz ich an einer ganz andern Stelle jetzt gefunden habe.

Ref. Felo.

Heinrich, ich muß Dir etwas geſtehen —

Heinrich.

Im Betreff Mariens? (Lächelnd) Biſt Du vielleicht gar der Freiwerber für den Inteſtaterben meiner Jugend?

Ref. Felo.

Heinrich. (Pauſe.) Ich ſelbſt bin es, der Marien ſeine Hand geboten hat.

Heinrich.

Du?

Ref. Felo.

Ich ſah Marien, die ich zu Deiner Zeit nur dem Namen nach kannte, ſeit einigen Monaten öfters an dem

Vielleicht griffen sich hier Arabor Wehl's „Herzensgeschichten“ an (Hamburg, Verels, 1861). Wir finden viel Schönes, meist in einer gewählten, zarten Form, fragen aber doch: Warum läßt der Verfasser den Maler Eich nur so rasch und leben kommen? Ein solches Talent und heutzutage, wo die Illustration Tag und Nacht nach neuen Talenten ruft! Allerdings eine verzeihliche Sache, wenn man mit Baronessen Lavendorf eine platonische Beziehung angeknüpft zu haben glaubt und dann erst dahinter kommt, daß der Katechismus der höhern Stände nicht mit der Vulgata des schöpfungsgeschichtlichen Naturdurchschnitts übereinstimmt. Aber diese selbe Baronin Lavendorf gleich darauf durch Indiscretionssprungen vor der fernen Unannehmlichkeit behüten, daß der Baron die Baronin mit dem Maler Eich in demselben Wagen spazierenfahren sah und dann bei solchem traulichen Rückwege noch abendrein ertrinken — das ist eine Grausamkeit unsers gemüthvollen lieben Dichters. Wie viele Thränen macht er schon mit dieser ersten Novelle fließen! Wir hoffen sehr, in einer Folge seiner interessanten Erzählungen von einer Wiederbelebung des armen Eich zu hören und wünschen ihm, daß er sich dann die trostreichere Lebensphilosophie eines Titian aneignen und wie dieser ein hundertjähriger Greis werden möge.

Vision.

Von Emil Kittershaus.

Längst führte mich bei Nacht ein Traum
Auf einen Kirchhof über Raum.
Ringt Gruft an Gruft im Mondenscheine'
Der Wind weht um die Trauerweiden
Und wie sie kam, die zwölfte Stund',
Lebendig ward's in weiter Rund'!
Die morschen Sargdeckel knarrten,
Die Schollen sprangen auf, die harten;
Und aus den Gräbern ging hervor
Um Mitternacht ein Totenchor.
Laut war sie Drängen, Treiben, Weben,
Ein lustiges Gespensterleben'
Das Kindlein hüpft im Windelzwang,
Die Alte tut im Wiegentrieb;
Das sind der dürren Nacht Invasionen,
Das sind die Todtenmusikanten'
Und Bursch und Dirne sang und sprang,
Im Knochen gaben hellen Klang,
Sie brauchten keine Gastagreien
Beim Tanz auf ihren Rasenbeten.
Da plötzlich fuhr's mir durch den Sinn:
„Geh hin' Geh zu den Todten hin'
Und jeden der Begrab'nen frage
Nach seinem schönsten Lebenstage'“
Hier nickt ein frühverstorb'ner Mann,
Sah lachend sich das Treiben an,
Den tollen Tanz der tollen Springer
Und haucht in seine dürren Finger.
Ich ging zu ihm: „Du Bursche, sprich,
Wann trat der Wonne schönste dich?“
Er sprach: „Es waren selge Stunden,
Als ich ein liebend Weib gefunden'

Manch' Jahr verging. Das Weib verging
Wol lang schon, daß ich's einst betrug
Zwei Männer hat sie schon begraben
Und möcht' noch gern den dritten haben'“
Zu anderm ging ich. „Bleicher Mann,
Wann warst du glücklich? Sag's mir an'
Sag's, Todter, mir'“ Ich bitt ihn schnattern
„Nicht bei den Balen und Orgien
Verbracht ich meine Tage' Nein,
Ich saß und zecht' beim gelt'nen Wein'
Die Freunde, die ich mir erkoren,
Sie haben dort mit Treu' gestworen'
Das war ein schön, ein selig Ding'
Nur schade, als ich sterben ging,
Da saßen sie beim Wein, dem süßen,
Mocht' keiner mir die Augen schließen'
Sie tranken sich bei Liebesschall —
Ich ging voraus — sie kommen all'
Drum wir, so wird man's allen machen'
Denk' ich daran, so muß ich lachen'“ — —
Ein Mann saß an des Grabes Rand;
Ich faßte seine kalte Hand:
„Sag du mir, sprich, mann im Gewürme
Der deine höchste Freude blühte'“
„Laß mich! Ich denk nicht gern zurück'
Ich fand es nie, ein ganzes Glück'
Fand auf dem ganzen Erdenrunde
Nicht Eine sorgenlose Stunde'
Vergiftet ward mein schönster Traum'
Es blühte kaum im Lenz der Baum,
So sanken welk schon Blätter nieder —
Mir ist die ganze Welt zuwider'
Mein Sterben war mein schönstes Glück'“
Er sah mich an — ich trat zurück.
„In dunkler Nacht des Traumes Flüge' —
Ich sah' in meine eig'nen Züge.

Ernst Rietschel.

Der Meister schied, weil er vom Leben,
Daß ihn zur Künstlerthat geweiht,
Den Silbern Theil um Theil gegeben,
Die seine Hand dem Licht geweiht.
Sein Dasein, eine Liebesspende,
Ein Geben an die ganze Welt,
Kann in sich selbst ein selig Ende,
Noch eh' der Tod den Strauch gefällt.
Ein Echo hat vom ersten Werke'
In seinem Wirken nachgeklingt
Und sprach aus ihm, solang' die Erde
Mit seinen Werken er verschönt.
Ein Funke war's vom Schöpfungsfeuer,
Der in des Meisters Hand gerieth;
Er gab ihn hin, ein Vielgetreuer,
Nun wieder an die ew'ge Glut.
Nicht Heuler fanden Dem die Zeiten,
Der lebt über Erdenstift:
Die Schönheit sieht Unsterblichkeiten,
Weil ihre Heimat ewig ist.

Edmund Bruno.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Die Deutschen in Oesterreich. Ein Brief aus Prag. — Berliner Briefe. IV. — Schiller's Leben. — Briefwechsel.

Die Deutschen in Oesterreich.

Ein Brief aus Prag. *)

— — Nur zu oft und mit zu vielem Recht fragt man in Deutschland: Warum raffen sich, angesichts der nationalen Bewegungen, welche Oesterreich verhängnißvoll erschüttern, die Deutschen daselbst nicht aus ihrer Apathie auf und setzen ihr Alles daran, um ihre bedrohte Machtstellung zu retten?

In der That, im Vergleich zu den Bestrebungen der Ungarn, Polen und Czechen haben die Deutschen in Oesterreich eine sehr bescheidene Stellung eingenommen. Weshalb nicht? Wäre die Erklärung dafür nicht eben in der Apathie selbst zu suchen?

In gewissem Sinne muß man gestehen, daß das frühere System der Bach'schen Centralisation keine Nationalität mehr dem Druck entzweigt und deutlich gefühlt hat als die deutsche. Der Polizeistaat dieses Bureaukratenregiment, der mit allen seinen alten Grundsätzen brach und überall in der Monarchie das freie geistige Leben zu fördern suchte, schuf zuerst die deutsche Kraft, die man nur zum „Kitt" der Centralisation benutzte. Der Deutsche in Oesterreich ist doppelt und dreifach dafür, daß man in Ungarn und Polen „germanisirte"; niemals wurde einer Nationalität nachgesehen als den Deutschen in Oesterreich der Vorwurf gemacht, daß sie die Unterdrückung der andern Nationalitäten verschuldet hätten. Statt von dem „System" im Namen der deutschen Civilisation und Nivellirung gerichtet — gerichtet zu werden, wurde sie gehätschelt und im Interesse des Deutschen! Es geschah nur im Interesse des „Systems".

Jetzt, wo die Nationalitäten sich emancipiren und die große Bewegung, die auf gerechter Basis zur größeren Freiheit der Völker Oesterreichs führen müßte, auf ihrer Höhe in die Abgründe reißt, jetzt, wo die Regierung, von allen verlassen, des einigen, treuen Freundthums bedarf, sieht sie jene Druck- und Decimirungspolitik der letzten zehn Jahre an sich selbst. Das Deutschthum, das der Regierung zur kräftigsten Stütze zu dienen vermöchte, ist nicht da, wurde nie gepflegt, nie erhoben.

Während alle übrigen Nationalitäten in Oesterreich das anerkennen, was ihnen als Nationalität gilt, ist der Deutsche allerdings in dem Fall, daß er in nationaler Hinsicht beizt, was er in Oesterreich haben kann. Er kann nicht um der Constituirung seiner Nationalität willen, als solche, etwas verlangen. Sagt man ihm hoch, daß alles, was seit Jahrhunderten in Oesterreich geschehen, um seinetwillen, zu seinem Vortheil geschehen ist; daß namentlich seit zehn Jahren der Deutsche der Bevorzugte in der Monarchie war; daß Oesterreich ja ein deutscher Staat sein solle und seine Nationalität die herrschende und begünstigte bleiben werde. So läßt der Deutsche wagen und treiben was Alle her; als Deutscher ist er ein todtes Instrument der Regierung, sowohl als deutscher Oesterreicher war er von jeher zu nichts zum Werkzeug der Reaction, das Oesterreich'sirend gebraucht, um etwa jetzt sein Dasein zu verlachen. Diese Bewußtlosigkeit macht ihn widerstandslos und unfähig.

Indessen — diese stille Apathie scheint doch eine mächtige Sehnsucht nicht auszuschließen. Wie Ahnung auch alle diese Umstände auf seine Bewegung als politischen Körper werfen mögen, der Deutsche in Oesterreich erscheint deshalb doch nicht minder eitel sein Ziel, das in einer Neubegründung Oesterreichs, in einem Neubau besteht. Das Streben ist gemäßigter und weniger tumultuarisch, auch ist es unter den schwierigsten Verhältnissen nur bei der Übergabe der Regierung, die jeder einen ihr günstigen Kampf der verschiedenen Nationalitäten, ein divide et impera wünschen würde, schwieriger und gefahrvoller als das der andern „historisch-politischen Individualitäten"; aber nachdem ist es, schon auf dem Instinct der Selbsterhaltung, in einem allgemeinen Recht liegt der Deutsche gewiß, seine Nationalität respectirt zu sehen, um nicht hindern zu müssen, sie werde das andern abgesprochen. Und mehr noch als diese Gott sei Dank! selbstbewußte Gleichheit des deutschen Elements und Blutes bestärkt ihn Gleichen die Überzeugung, daß ein Centralisiren solcher Art alle nationalen Bestrebungen zuletzt doch in der höheren Bedeutung doch politischer Einheit einigen würde. Der Deutsche Oesterreichs allein kämpft deshalb für den Föderalismus, für eine gleiche Berechtigung aller Nationalitäten, weil dann auch er sicherer, jugend sowohl wüßte und sie denn doch auch nicht werth ist und nothwendiger als alle einzelnen Nationalitätsbestrebungen.

Diese Andeutungen bezeichnen hinlänglich die Stellung der Deutschen in Oesterreich gegenüber den innern Bewegungen des Reichs. Aber die Deutschen in Oesterreich sind deshalb nur ein sehr verhältnißmäßiger Theil eines Volks von 50 Millionen!

In Deutschland gibt ein großer Theil des Volks die Deutschen in Oesterreich als verloren und als thörichte Prämie Deutschlands auf. Ein anderer Theil will sie dem Staate erhalten wissen und „theilt sein Unglück mit ihnen". Die einen nehmen sie als „Oesterreicher" allein an und sehen in ihnen

*) Verfasser von den Briefen Böhmens.

auch nur Werkzeuge des Absolutismus, die andern betrachten sie als Deutsche, die ein Recht auf das Ganze haben und die dem Absolutismus durch innigsten Anschluß an Deutschland entzogen werden müßten.

Vermeiden wir alle Theorie und Gefühlspolitik, untersuchen wir nicht, wer am meisten recht hat und die sichhaltigsten Gründe für seine Anschauungen vorzubringen weiß. Betreten wir den Boden der Thatsachen.

Niemand in Oesterreich wird sich verhehlen, daß der organisch politische Zusammenhang in Deutschland gewahrt werden muß und die Deutschen daselbst am allerwenigsten geneigt sein sollten, sich von einem so hilfreichen festen Gesammtkörper abzulösen. Indessen darüber darf man sich doch nicht täuschen, daß die Deutschen in Oesterreich den Anschauungen der meisten ihrer andern Brüder bezüglich der Herstellung einer Einigkeit des Gesammtvaterlandes insoweit mindestens fremd gegenüberstehen, als daß sie im Stande sein sollten, thätig in Anbahnung derselben mit einzugreifen zu können. Ihnen das traurige System, welches die deutschen Oesterreicher dem Gesammtkörper entfremdete und alles that, dem Deutschthum ein spezifisches Oesterreicherthum entgegenzustellen, irgendwelches Gutes bewirkte, so ist es die Ueberzeugung, daß zur Gestaltung Deutschlands nicht wieder zu theoretischen Experimenten geschritten werden müsse. Der als Losungswort aufrauschende Ruf nach einem deutschen Parlament kann nur das Gegentheil, nicht der Anfang der Neugestaltung Deutschlands sein, insofern man den Anschluß Oesterreichs nicht gleich von vornherein im Auge hat. Schwer wird es allerdings sein, das Verhältniß Oesterreichs zu einem neugestalteten Deutschland zu bestimmen; aber wenn Oesterreich daran liegt, so wird es die Ermöglichung desselben vor allem zu verfolgen haben und schon einen Anfang finden, um ein möglichst organisches Bündniß mit einem einigen engern Deutschland zu Stande zu bringen.

Die Deutschen in Oesterreich müssen vor allen Dingen, um Deutschlands Einigkeit und Neugestaltung mit fördern zu helfen, die Regelung der Verhältnisse ihres eigenen Reiches im Auge behalten und ihre Mission in Oesterreich erfüllen. Angesichts der Kämpfe mit den Sonderbestrebungen der Nationalitäten kann man nicht verlangen, sie obendrein noch allzu große Macht der Deutschen in Oesterreich zu gefährden. Dort müssen sie ihren Mann stehen, einmüthig, weil ihre Stellung selbst in der Monarchie durch fanatischen Nationalismus in Frage gestellt werden kann. Sie haben in dem „Reichsrath", dem Centralorgan Oesterreichs, vorläufig alle Autorität auf die gedeihliche Weiterbildung der volksthümlichen Institutionen, und auf die mancherlei nicht fehlenden Versuche der Reaction zu richten. Erst wenn die jungen Glieder des Kindes erstarkt sein werden, um es sich mehr selbst überlassen zu können, ist an eine aktive Betheiligung der Deutsch-Oesterreicher am Aufbau und Ausbau der Verfassung Deutschlands zu denken. Mit einem Wort, sie müssen erst das Niveau der andern Deutschen erreichen, erst festen Fuß unter sich haben, ehe sie an dem Tempel der Sache Deutschlands mitbauen können. Wir könnten sie, welche im engern Vaterland erst vorzubereiten haben, daß der innige Verband mit Deutschland ermöglicht werde, sich schon mit dem beschäftigen, was erst aus dieser Vorbereitung sich ergeben kann? Sie können auf die moralische Unterstützung der Liberalen Deutschlands bei ihrer Arbeit rechnen, verlange man also auch von ihnen sogar nicht mehr, als dem Streben derselben ihrerseits nur mit den wärmsten Sympathieen zu folgen. Die Hauptsache, die Schaffung einer neuen Centralgewalt für Deutschland, wird und muß als Aufgabe den Deutschen außerhalb Oesterreichs zufallen. Unterdeß werden auch die Zustände in der Kaisermonarchie sich consolidiren und provisorisch Oesterreich zu einer richtigen constitutionellen Formen hinüberführen. Dann ist eine Vereinigung leicht; ein gemeinsames Wirken für das geeinigte Vaterland gibt sich halb von selbst. Die Deutschen außerhalb Oesterreichs haben die Initiative zur Umgestaltung des Gesammtvaterlandes zu ergreifen und wollte Gott, sie rasten dabei nicht wieder allen Chimären nach! Die Deutschen in Oesterreich aber haben die Aufgabe, ein Gesammtparlament für ihr Land durchzusetzen. Mit so können sie sich selbst und ihre Nachkommen dem deutschen Vaterland, deutscher Ehre und deutschem Geiste erhalten.*)

*) Irgendwann muß doch Einsicht erfüllt werden; Oesterreichs Völker sind durch eine Gesammtverfassung und ein Parlament vereinbaren. Voraussicht nur, daß alle diese Gesetzlichen Lösungen aufrichtigen Gesetzlichkeit, frei von Willkür an die Wahrheit dem Recht der Zeit halbwegen Stücke der Völker hervorrufen. So deutlich mögen sie auf einer Konvention der Völker zur Lösung, von einander die Bruderpflicht Oesterreichs, und Pflicht der absoluten Völker Regierungsgeist, dem immer weiter sonst wenn zu Gesetzen in Europa gekommenen Völker aufgebaut werden soll, unterschrieb, daß damit die Hülfsmittel gewonnen werden, um in Italien der Oesterreich sowohl wie für alle, und die vorgenannten Leistungen der gesetzlich-staatsrechtlichen Gemeinschaft bedeutet verloren haben und nächstdem verloren werden, der Kampf mit äußerster Nachdruck wiederaufgenommen. Und man die Bruder ohne die jetzt Vorgeschlagene Vereinigungen, daß man sie vergeblichen Mühen selbst bezeugt, die bisher von Oesterreich gezogen sind und gezeigt nun sicht einsehen, daß sich der Staat ohne Heranziehung mit dieser gänzlichen Schädigung an der deutschen Bruderstaat gestellt hat, so kann es mal allen andern gelingen werden, daß die Kaiserstaat einer großen Krise entgegengeht. Wie nicht Oesterreich eine formale Konstitution durchsetzen, so Aufgaben der Pflicht, der Ernste und der Wahrheit mit den Bestrebungen des Bürgerthums auf sie und Gefahr Wissen gestellt hat, bleiben sich seinen Schwierigkeiten von verhängnißvoller Bedeutung. Oesterreich besitzt einen Staatsstreich, ob die Lösung aber nur einem Stein oder Pendel aus der obern Schicht oder von einem John Hampden aus dem Volke kommt.

D. Red.

Berliner Briefe.

IV.

— — Ein Vermächtniß, das Berlin vor kurzem empfangen hat, ist mit ebenso großer Theilnahme wie Dankbarkeit aufgenommen worden. Der Genius Wagener hat seine reiche und überaus schöne Gemäldesammlung, deren Gesammtwerth auf 200000 Thaler geschätzt wird, der Stadt Berlin mit dem Wunsche vermacht, daß sie der Grundstein zu einer berliner National-Bildergalerie sein möge. Die liberale Schenkung ist auch von den Söhnen des Erblassers genehmigt worden. Sie gewährt dieser Act patriotischer Hingabe mindest einen schwachen Rückblick auf all die Kunstschätze des Humboldt'schen Nachlasses, der wie kein anderer hat Eigenthum der Stadt hätte werden müssen, die ihn auf Händen trug und als deren Stern der Wissenschaft und Kunst er länger denn ein halb Jahrhundert leuchtete. Von Humboldt kann man wol sagen: Er hat nach seinem Tode, durch dämonische Gewalten, so viel Unglück wie in seinem Leben Glück gehabt.

In diesem Augenblick, wo in Kistschel ein großer, schöpferischer Genius von der Erde geschieden ist, an dessen Grabe im Hinblick auf seine herrlichen Werke auch wir an Schwanthaler's Grab mit Ruhe Leichlein sagen können: „Das alles hat ein einziger starker Geist in schwachem Leib und einer kurzen Spanne Zeit geschaffen! All seinen Ruhm hat er verbaut in Stein und Erz, bei seines eigenen Brust kein Bildwerk mehr übrig blieb.' Doch unsterblich rinnt sein Blut in bunten Marmoradern, in hundert ehernen Büsten schlägt sein Herz und fest und fort für und für eine feste Nachwelt!" — in diesem Augenblick treten die Bildhauer Drake, Müller, Uhlenhuth, A. Wolff und Möller haben ihre neuesten Schöpfungen aufgestellt.

In dem Drake'schen Atelier sehen wir die Reiterstatue König Wilhelm's I. von Preußen. Das Original hat dem Künstler den Vorzug geboten, sich persönlich zu Roß in seinem Atelier zu präsentiren. Die Gruppe trägt demnach den Stempel des überaus Lebensvollen. Das Pferd im kolossalen Maßstab gehört der schweren Rasse an; gebrungen in seinen Körperformen trägt es wie im edlen Stolz und mit vollem Bewußtsein den hohen Herrn im scheinbar ruhigen Schritt und doch mit dem innerlichen Motto: „Vorwärts!" Die Porträtähnlichkeit ist ganz wunderbar, dem Leben abgelauscht und wird das Ganze in Bronze gegossen in kolossalen Dimensionen ein überaus schöner Naturalisch-Schmuck der Hohenzollernbrücke zu Köln werden. Es kommt auf den 32 Fuß hohen granitnen Pfeiler, der den Schwibbogen mit den Thürmen und dem westlichen Pfeiler verbindet, auf dessen Plattform die von Blätter gefertigte Reiterstatue Königs Friedrich Wilhelm IV. zu stehen kommt. Die Eisenbahnverwaltung, welche die Kosten dieser großartigen Kunstwerke trägt, setzt sich selbst dadurch und ihrer Stadt das schönste Monument.

Uhlenhuth hat dagegen Friedrich II. für die Stadt Bromberg modellirt und das Modell, das auch in Erz gegossen werden soll, im Lagerhause zur Ansicht ausgestellt. Der große König im feinen Hut lehnt sich auf seinen weltberühmten Krückstock. Welcher Künstler dürfte diese historischen Attribute fortlassen! Ja man geht so weit, zu behaupten, daß, sobald man bei der Darstellung Napoleon's I. Hut und Ueberrock, bei Friedrich II. den Hut, den der König selbst in der Todesstunde trug, fortlassen wollte — man ihrer äußern Erscheinung zu nahe treten würde. Friedrich II. marschirte, dem Modell des Lebens scharf ausgearbeitete Züge seines Ernstes mit dem Krückstock vermachen. Sie leben mit ihm auch hier. Es ist der alte Fritz, die gebeugte Majestät — er hält den Blick tief abwärtsgeführten Kopfhaues in der linken Hand und sein Auge schweift sinnend in die Ferne, was weiter zu thun sei, um — die dürren Sandflächen der öden Landstriche in fruchtbare umzuwandeln (Bromberg hatte damals kaum 1000 Einwohner — jetzt gibt es über 10000). Die Auffassung ist eine ganz vorzügliche erscheinen, wenn auch von scharfen Kritikern hin und wieder etwas getadelt wird. Und ist beispielsweise ein großes Problem würdig behandelt, daß die Statue einen vollständig harmonischen Eindruck macht. Man wähle, welchen Standpunkt man will, von allen Seiten trappirt die Harmonie der imposanten Erscheinung.

Außer diesen beiden Bildhauern hat A. Wolff zur Ausschmückung des neuen Universitätsgebäudes in Königsberg die Kolossalstatuen der vier Facultäten im Modell vollendet, die in dem Wolff'schen Institut zu Charlottenburg in Erz gegossen werden. A. Wolff bewährt sich in all seinen Schöpfungen als ein ebenso denkender wie genialer Künstler. Die Statuen der verschiedenen Wissenschaften für denselben Zweck sind an verschiedene Künstler vertheilt worden. So hat Möller die Mathematik und Naturkunde dargestellt. Die erstere in ihrer sternenreichen Verwandung, die symbolisch die Planeten und continentalen Gelge veranschaulicht — das Ende der einen Kette schließt sich der Anfang der andern zu sein — und doch welche Kopfbrechen! Und die Zahl der Welten und Welchen, die sie umschlingen, genau angeben, so leicht und fiel heben sie sich auf und ab. Die Naturkunde hat andere — tief, tief geheimnißvolle Falten. Hier gilt das Wort König Salomo's: „Der Ruhm des Herrn ist es, seine Worte zu verhüllen, der Ruhm des Menschen, sie zu erforschen."

Schiller's Laura.

In mehr als mancher anderer Schulausgabe darauf bedacht hat, die neueste deutsche Literatur nicht eben wenig zu vernachlässigen zu behandeln, hatte mich Mayr gewonnen, Herr Schiller aus Goethe-Kurnat zu einer formalen Bildungsschule zu erheben.

Die Kathedergelehrsamkeit und die Philologie beten sich die Hände, um Schiller und Goethe nun schon lange wie zwei alte Schriftsteller zu behandeln, zu denen z. B. gewöhnlich herzustellendem Urtext ein alter Codex in Padua und ein neuester glücklicher Fund in Sevilla gehöre. Wenn ein solcher fanatischer Goethe-Kultustiker z. B. über Iphigenie zu sprechen anfinge, möchte man glauben, Wolfgang Goethe wäre gar nicht in Frankfurt am Main, sondern in Afrika am Strand des Nilflut geboren. Kürzlich hörten wir einen solchen über jenes Thema, bei dem man hätte glauben mögen, Goethe hätte sich bereits bei Lebzeiten mit Stiefeln bewegt, die von griechischem Marmor waren.

Um so erfreulicher wirkt es, wenn uns durch unsere wenigen Bemühungen unsere großen Heroen nahe gerückt bleiben und nicht blos menschlich schätzen wir uns, sondern auch menschlich fehlen. Das war, bis auf die schwache Auslassung über die Schillerstiftung, so vortrefflich an Jakob Grimm's Gedächtnißrede über Schiller: Er behandelte Schiller imigenehmlich, wie einen unsterblichen, gewissen auch sterblichen Poeten, der alles leistete, was er konnte; Schiller konnte viel, aber nicht alles; neben und mit und nach ihm gab es der Offenbarungen des Genius noch genug. Das war die Sprache des ebenbürtigen Geistes über einen großen Genius, nicht die der „Väterer", die jetzt den Namen „Schiller und Goethe" wahrhaft bis zum Ueberdruß im Munde führen.

Professor Hauff in Stuttgart hat vor einiger Zeit in der „Allgemeinen Zeitung" eine Reihe von Artikeln über ein bisher ganz unbekanntes Bild veröffentlicht, das ein Freund Wilhelmine Rettich darstellt und „Schiller's Laura" sein soll. Nun sagt uns, Hr. Professor Hauff wäre ein höchst liebenswürdiger, aber ganz phantasiebegabter philologischer Hausthierfreund. Seine Darstellung ist auch so einschmeichelnd, daß sich so vertrauensvoll auf die Aussagen achtzigjähriger Greisinnen, daß jener, wie er sagt, „Riesen" in Schiller's Leben, sein Verhältniß mit Frau Hauptmann Vischer, unmöglich wirklich getilgt scheint. Diese alte etwas zweideutige Dame wäre keineswegs „Laura" selbst gewesen, sondern nur ihre Vermittlerin. Wilhelmine Rettich, „auch noch spät von Schiller, Huber, Reinhard besungen", alte eine Allerweltsschöne, wenn die echte „der Chor, auch von Schiller besungen zu werden, würdige" Laura.

Ueber die Entstehung zweier Bilder, die in einem Bürgerhause Stuttgarts als sich gegenüberhängend angetroffen wurden, Schillers und eine junge Dame darstellend, schreibt unser Generalissimus-Literaturdirektor:

„Zur Zeit des Besuchs in Stuttgart, 1794, war Schiller seit mehreren Jahren glücklicher Gatte und seit wenigen Monaten glücklicher Vater. Reblich, aber nicht ohne tiefe Bewegung sah er sie wieder. Mächtig erwachte die Erinnerung an die goldene Zeit der ersten Liebe und in lebhaft erregter Augenblick gab dem Dichter den Gedanken ein, sich mit Laura im Bilde zu verewigen. Als er die Heimreise antrat, so mochten die Gemälde noch nicht gänzlich vollendet sein, denn noch heute ist die eine Hand Laura's nicht fertig gemalt. Später die Bildnisse an sich zu ziehen, mochte in Rücksicht auf die Gattin, die er herzlich und aufrichtig liebte, ihn hindern und so blieben die selben, wie mit Grund zu vermuthen, in dem Hause zurück, wo sie unter dem Schirm des Geheimnisses gemalt waren."

Ein unmißverständliches, wenn nicht humoristisches Lächeln, doch Ernster Judaeus Apella, wird wol niemand unterdrücken können, wenn er liest, daß den tugendlichen wackern in der Welt und namentlich bei Frauen (zumal in Dresden) herumgekommene Schiller, als Gatte und Vater, weimarischer Hofrath, außerordentlicher Beamtenlehrer jenaischer Professor, sich in Stuttgart heimlich mit seiner alten Jugendliebe hätte malen lassen! Aber der Humor dieser Voraussetzung durchbricht so prächtig die Beklemmung von 1859, wo Schiller nur ein „wandelnder Teufel" war, daß wir neben dem Idealismus der Literaturgeschichte hier einen wirklich bezeichnenden Realismus genießen. Auch noch eine andere Aeußerung des Stuttgarter Forschers ist charakteristisch: „Bekannt ist die Thatsache, daß in späterer Zeit die Nase Schiller's eine andere war als in früherer."

Ohne uns in ein Gebiet zu verirren, das den Dämon, Polterer und der „verdächtlichen" Philologie angehört, bemerken wir nur, daß wir in einem Erschrecken die Abhandlung dieser beiden „unter dem Schirm des Geheimnisses" gemalten Porträts gelesen haben. Daß der Wilhelmine Rettich ist allerdings ein vollblütiger, plastischer, feuerfähiger Schwabenkopf, wie er nur je in diesem an Anomalien so reichen und eigengearteten deutschen Stamm zuweilen vorkommt, Kinn und Mund könnten der Medusa des Bronzo Rauve im Vatican angehören. Schiller aber — ist eine wahre Plastik! Ein gedankenvoller, tiefernster junger Mensch, der die Hand aufstützt, um den gedankenschweren Kopf zu halten, wie in dem allerfeinsten, vielerzitten Werke. Wir allem Respect vor unserer Schillern und Goethe-Philologie glauben wir doch, daß Wilhelmine Rettich, wenn sie in der That die Gewißheit ist, wenn sie das Gegenbild in dem „alten Bürgerhause" selbst arrangirt hat, in späteren Jahren eine schlechte Phantasiepuppe jenes bedeutenden Bildes ihrem eigenen Jugendbilde gegenüber hat aufhängen lassen. Diese Handlung war eine Handlung fälscher Pietät.

Wenn jedoch Schiller's Mittheilung gültig, wer lieber an jenen „Schirm des Geheimnisses" glaubt und einmal enthusiastisch auf seinem Primo- oder Quintanerbuche durch eine Erinnerung an das Herausgreifen „junger deutscher" Geist „Werner" oder „Herz und Welt" sich nicht Recht lassen will, dem bemerken wir zur Mehrung des romantischen Reizes, daß Schiller bei seinem damaligen Besuche in Stuttgart Frau und Kind bei sich hatte. Vielleicht entdecken noch Forscher, daß Schiller, wenn er von seinen geheimen Verständigungen und ganz erfüllt vom „Geheimniß der Komplexion", nach Hause kam, jedesmal enttäuscht erschien sein soll, wenn ihn seine Frau fragte: „Sage, ist denn hier noch die gemalte Laura, die du in deinen Gedichten vor fünfzehn Jahren so feurig besungen hast?"

Briefwechsel.

— Herrn G. von K. in Wien. Angenommen.

— Herrn *** in Altona. Die schöne Novelle ist durch Buchhandel zurückgegangen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 11. Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Amerikanisches Ansiedlerleben. IV. V. — Das Glockenboot des Dogen. Von Dr. M. J. — Die Erzählung Marianna. — Walter Scott und Felix Oberty. — Neue Romane und Novellen. VI. — „Literaturgeschichten für Jedermann." — Unsere Zeit. Von Albert Estenberg. — Neues aus der Welt.

Amerikanisches Ansiedlerleben.

IV.

Wir hatten die Kühle des Abends abgewartet und fuhren gemächlich nach dem einige Meilen von St.-Louis gelegenen sogenannten Prairiehause, einem ziemlich guten, von einem Oldenburger Namens Oldenburg gehaltenen Wirthshause, um da zu übernachten.

Dieser Herr Oldenburg war früher in seinem Vaterlande Kürassierhauptmann gewesen, hatte bei einem Duell seinen adelichen Gegner erschossen, war dann, aus Furcht vor den unangenehmen Folgen, flüchtig geworden und nach Amerika gekommen. Hier hatte er eine Amerikanerin zur Frau genommen. Von den Wellen des Glücks vielmal auf- und niedergehoben, war er nun endlich — Wirth zum Prairiehause geworden. Herr Oldenburg hatte noch immer das martiale Auftreten und die Bonvivant-Miene des Offiziers, war aber doch ein gemüthsfroher Mensch, der nirgends Anker werfen konnte auf dem bewegten Meere des Lebens. Er hatte sich stark dem Trunke ergeben und starb bald, nachdem er auch in dieser Wirthshausspeculation Bankrott gemacht, am Delirium.

In diesem Prairiehause also machten wir Nachtquartier. Wir trafen hier mehrere Familien aus St.-Louis, die, der Sommerhitze der Stadt entflohen, sich hierher in die reine Luft geflüchtet hatten. Auch einige Deutsche trafen wir, von denen wir mit Neugier und Herzlichkeit begrüßt wurden. Den einen muß ich Ihnen, theurer Freund, namhaft machen, denn sein Name ist der Erwähnung werth. Es war G. Bimpage, der später der Gründer der ersten deutschen Zeitung im Westen, der Gründer des „Anzeiger des Westens" wurde. Er war in die göttinger Studentenunruhen verwickelt gewesen und hatte deshalb sein Vaterland verlassen müssen, trug es aber noch im Herzen. Er war eigentlich noch immer in Göttingen, trotzdem daß er einer kleinen Schenke nahe dem Prairiehause als Barkeeper vorstand; dabei ein höchst gutmüthiger und wohlwollender Mensch, dem der Tyrannenhaß und die revolutionären Ideen gar nicht recht ins Gemüth paßten. Er war von großer, schlanker Statur, sonst grundhäßlich. Jeden Satz seiner lebhaften Erzählung fing er an mit: „Großer Gott!" und „Wissen Sie?" Diese Erzählung aber drehte und wand sich nur um Göttingen. Wir fragten ihn wiederholt und bei verschiedenen Gelegenheiten, wie und auf welche Weise er nach dem Westen gekommen? Seine Antwort verlor sich immer in den Straßen Göttingens. Er hatte noch ganz die Manieren des noblern göttinger Studenten und

dessen Artewestern beibehalten. Als er uns einmal auf der Farm besuchte und uns beim Abendessen im Rauchhause fand, die Schürzen mit Mehl und Fett bedeckt, die Hände ebenfalls, stellte er sich mit ritterlichem Anstande vor uns, die Cerevikappe in der Hand, und brachte seine Fragen: „Haben sich die Damen seither wohlbefunden? Und haben Sie die letzte Saison angenehm verbracht?“ mit der etikettesten Höflichkeit vor. Er sah das Schweinefleisch und die Blutwurst nicht — er war in dem Augenblick ein nobler göttinger Student. Der Redaction des „Anzeiger des Westens“ stand er nicht lange vor, obgleich er darin allgemein befriedigte. Die Verhältnisse dieses neuen Unternehmens gestalteten sich anfänglich etwas verworren und er verstand es nicht, inmitten dieser Verhältnisse Fuß zu fassen. Ein bitziges Fieber nahm ihn schnell hinweg und sein Staub modert schon lange, von den meisten vergessen, von wenigen kaum noch im Gedächtniß getragen.

Doch wir sind noch im Nachtquartier des Prairiehauses bei Herrn Oldenburg. Der Weg, den wir am nächsten Morgen einschlugen, führte anfänglich durch einen öden, unfreundlichen Landstrich mit dünnem Eichengestrüpp bewachsen; nach und nach aber wurde die Gegend reicher und üppiger; hübsche Waldungen thaten sich auf, die Scenen wurden romantisch, manchmal wild. Die Straße führte fortwährend bergan. Auf einer bedeutenden Höhe angelangt, sahen wir plötzlich vor uns in der Ferne glänzend schimmern den sich windenden Missouristrom. Mit Wehmuth war der Jubel untermischt, in den wir bei seinem Anblick ausbrachen. Wir erinnerten uns, auf eben solcher Höhe standen wir, als wir zum letzten male ein leuchtendes Silberband, unsern Rhein, in der Ferne sahen und ein letztes, ewiges Lebewohl ihm nassen Auges hinunterwinkten!

Die Straße führte nun, ganz allmählich sich senkend, in die Niederung, deren fernstes Ende wir zu erreichen hatten. Dort wohnten bereits seit zwei Jahren Deutsche, an die wir empfohlen waren und die uns aufnehmen wollten, bis wir eine Heimstätte würden gegründet haben.

Dicht am Missouri, zwischen hohen Schattenbäumen fahrend, trafen wir in Entfernungen von zwei bis drei Meilen auf neueingerichtete Farmen, theils von virginischen, theils von deutschen Einwanderern bewohnt. Himmel, welche Farmen, welche Einrichtung! Gleich riesigen Leichensteinen in ungeregelten Haufen ragten aus der grünen Maispflanzung die abgestorbenen Bäume. Im Viereck herausgeschnitten aus dem wildesten Waldrevier, sahen die Felder aus wie verlassene Kirchhöfe, deren Erde eine neue, junge Vegetation entsprossen. So auch der jungfräuliche unberührte Wald, welch erschütterndes Bild des Todes, der allverschlingenden Zeit stellte er, in der Nähe besehen, dar! Da lagen die großen Stämme umgestürzt, halb und ganz verwahrlost; wildes, verworrenes Schlinggewächs rankte darüber hinweg und erstickte unter sich das wuchernde Unkraut. Das verrottende, halbverfaulte Land mehrere Jahre lag an manchen Stellen, wo der Wind es hingeweht, hoch aufgethürmt und bietet zum Versammlungsplatz von verdächtig aussehendem Geschmeiß, Käfern und Würmern, auch wol Schlangen. Ueberall, worauf das Auge ruhte, wurde es beleidigt durch wilde Verworrenheit, Unordnung, unschöne — Regellosigkeit dieser jungen Natur. Nur wenn man in die Höhe sah, hinauf in die hohen, grünbelaubten Wipfel, die in anmuthiger Schwankung ein Stück blauen Himmels durchblicken ließen, fühlte man sich erhoben. Also hinauf geschaut! Doch mußten wir wieder niederwärts blicken und die Wohnungen der Menschen in Augenschein nehmen, die aus todten und lebendigen Bäumen hier zur Ansicht traten. Der Muth wollte uns erlahmen, das Herz zuckte zusammen, als wir diese Wohnungen sahen. Ohne Rücksicht auf Schönheitssinn und Symmetrie, aus rohen Baumstämmen zusammengefügte viereckige Kasten, mit einem losen unordentlichen Dachrach versehen, das waren die Häuser. Gleich schwarzen Auswüchsen klebten daran auf der einen Seite aus Lehm und Holz zusammengefügt die Kamine. In gleichem Maßstabe stand eine Küche und ein Rauchhaus auf dem Gehöft. Alle und Nothdurft, nicht freundliche Behaglichkeit, nicht sinnendes Schönheitsgefühl hatten die Einrichtung besorgt. Wir hatten viel Toleranz im Gemüth mitgebracht, aber sie reichte doch nicht aus, uns mit diesem Anblick zu versöhnen.

Die Ahnung schwerer Kämpfe und Entbehrungen, bitterer Täuschungen lagerte sich dämmernd auf unsern Sinn. Indessen, noch war ja heller Sonnenschein, Jugendlust und freudige Hoffnung in und um uns und die düstern Gedanken wurden bald verscheucht. Ja wir amüsirten zuletzt uns königlich, als wir vor einem solchen Wohnhause anhaltend, um nach dem rechten Wege zu fragen, mit dem freundlichen Mann, der uns

Antwort ertheilte, ein Gespräch anknüpfen und von ihm erfuhren, daß er ein Kaufmann aus Bremen, jetzt hier Farmer und Grundbesitzer sei; ja als wir auf einen jungen Mann, der barfuß und nothdürftig mit blaukeinenen Hosen und zerrissenem Hemde bekleidet, mitten in einer Heerde Schweine stand, die er aus einem Korbe mit Maiskorn fütterte, deuteten und fragten, ob dies vielleicht sein Sohn sei, erhielten wir den Bescheid: Nein, das ist der Herr von der Gruben, Lieutenant aus dem königlichen Cadettenhause zu Hannover, der sich gegenwärtig bei mir aufhält, um die Landwirthschaft zu erlernen! Als der königlich hannoversche Lieutenant merkte, daß er unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen, entwich er schnell unsern Blicken und verschwand im angrenzenden Maisfelde.

Bald erreichten wir die gastfreie Stätte, wo wir herzlich begrüßt und liebevoll aufgenommen wurden. Zwei junge Männer, das heißt unverheirathet, hausten hier und bewirthschafteten zusammen die Farm mit Hülfe einer deutschen Bauernfamilie, deren weibliches Personal die Haushaltung besorgte. Das ließ sich nun alles recht gemüthlich und idyllisch ansehen. Da wurden die großen Eimer mit schöner süßer Milch herbeigetragen; da pickten und gackerten auf dem Hofe unzählige Hühner; da sprangen, von den frei umherlaufenden Pferden muthwillig gejagt, die lustigen Kälber herbei und berochen die neuen Ankömmlinge. Im Hofe wurde mit der Axt gezimmert und ein Wagen reparirt. In der Thürschwelle balgten sich die Hunde und Katzen in übermüthigen Sprüngen und über dem allen lag lustiger Sonnenschein. Vom Feuerherd drang ein die Geschmacksnerven angenehm kitzelnder Geruch ins Freie und ließ eine nahe Mahlzeit vermuthen, die auch bald von unserm hungerigen Magen begrüßt wurde. Das Innere der Hütte enthielt ein Bett, einen plumpen Tisch nebst einem paar roher Stühle und Bänke. Ein Brett zwischen die Holzstämme der Wand eingeklemmt trug ein paar Bücher, die Ueberbleibsel der ehemaligen intellectuellen Beschäftigung ihrer Besitzer. Der eine der Herren war in Deutschland ein studirter Rechtsgelehrter, der andere ein geschickter Chemiker gewesen.

Und unser Mahl? Ein Topf voll süßer Milch, aus dem sich so viel zu schöpfen als ihm beliebe jeder geheißen wurde. Er stand auf der einen Ecke. In der Mitte stand eine Schüssel mit länglich geschnittenem, gelb gebratenem Speck und daneben ein großer, bräunlich und schmackhaft aussehender Kuchen, der Mund wässerte uns, bis er angeschnitten wurde. Jeder erhielt sein Stück. Aber wie verzerrten sich die Gesichtszüge, wie standen die Kinnbacken plötzlich so still! Ist das ein Gericht aus der Höllenküche? Aus schwarzer Seife und Sand zusammengesetzt? Unsere gutmüthigen Wirthe entschuldigten sich, daß sie uns kein anderes Brot vorzulegen hätten als dieses Maisbrot. Weizen und Roggen würden in dieser Gegend noch gar nicht gebaut und das Mehl in St.-Louis zu kaufen, dazu wären die Einkünfte der Farm nicht hinreichend. Alle Bewohner des Settlements wären daher auf dieses Maisbrot beschränkt.

O, dachten wir, in diesem gelobten Lande gibt es also noch nicht einmal Brot! Mit großer Selbstüberwindung würgten wir die Bissen hinunter und ein neuer Schatten der Täuschung lagerte sich auf das Gemüth. Ich muß Ihnen, theuerer Freund, hier sogleich erzählen, daß an unserm Gaumen der Höllengeschmack dieses Brotes sich nach und nach — verlor, ja, ein angenehmer wurde, daß es uns bald wie Mandelkern schmeckte.

Was anfangs Qual und Grauen,
Ward endlich Lust und Wonne!

Da unsere Familie viele Glieder hatte, konnten wir uns unmöglich lange bei diesen gastfreien Leuten aufhalten; daher entschlossen wir uns kurz und bezogen eine Farm in ihrer Nähe, die zu vermiethen und zu verkaufen war. Hier richteten wir uns nun häuslich ein und der Reiz der Neuheit würzte die Mühen und das Ungemach. Nach und nach wurden unsere Effecten aus St.-Louis herausgeschafft, von denen die meisten aber eingepackt bleiben mußten, weil kein Raum da war, sie unterzubringen. Das Klavier wurde ausgepackt und in die Blockhütte im Parademarsch getragen, wo es sich seltsam genug ausnahm. Auch die Saiteninstrumente wurden an die Wände gehängt. Vor allem aber hingen wir unsere Hausgötter auf und gaben ihnen den besten Platz über dem Kamin. In das bunte Chaos dieser Blockhütte schaute nun ruhig und sicher Goethe's großes Weltenauge, der schwärmerische Gluthblick Schiller's, Wieland mit seinem Satyrlächeln, Klopstock in seiner Kraft und Würde. Es war ein wirres Leben und Treiben, bis jedes Ding seinen Platz hatte und ein jeder sein Plätzchen. Die meisten von uns gehörten aber zu der Klasse von Menschen, die gern ihre Schultern anlehnen, wo es gilt, ein

gemeinsames Werk zu schieben, und so schoben wir denn und unter Lachen und Scherzen gedieh so eine Art von Haushaltung. Viel System und wenig Ordnung. Alles mußte erst durch Erfahrung gelernt werden, selbst das Feuermachen in den weiten aus Lehm und Holz erbauten Kaminen. Etwas Gutes fanden wir gleich aus an diesen Blockhütten: die Leichtigkeit, Nägel einzuschlagen und Luftlöcher zu öffnen. Bald hing alles von unsern Sachen, was nur hängen konnte, an den Wänden umher. Am Kopfende meines Lagers aber hatte ich mir eine Oeffnung gemacht, um bei der nächtlichen schwülen Atmosphäre der Stube frisches Luftfächeln zu genießen. Einmal des Nachts, von einem lebhaften Traum erwacht, erblickte ich über mir die funkelnden Sterne der Himmelsdecke und fühlte den feuchten Nachthau in meinem Haar nisten; auf der Brust aber ruhte ein Balken und klemmte mich fest. Die Oeffnung in der Wand hatte sich nachdrückelnd erweitert, und im unruhigen Schlafe war ich buchstäblich mit dem Kopfe durch die Wand gefahren.

Der Ankauf einer Kuh, die uns mit Milch versehen sollte, war ein freudiges Ereigniß und das erste Melken ein merkwürdiges Unternehmen. Alles lief mit hin zu dem Viehpferch, um dem interessanten Acte beizuwohnen. Dadurch wurde das Thier scheu und unruhig und wollte sich nicht zum Melken stellen. Das Zureden, Zuwinken und Bedeuten machte die Sache nur noch schlimmer. Die muthvollste unter uns wagte sich endlich daran, hockte sich nieder, stellte den Eimer unter, faßte den Euter und ein Strahl weißer Milch fuhr hernieder. Ein lautes Jubelrufen der Umgebenden erschreckte das Thier aufs neue. Ein Fußtritt schleuderte Eimer und Melkerin gleich erbarmungslos weit auf die Seite in den Staub.

Mitten in diesem Tumult hielt plötzlich unter uns ein fremder Reiter mit lachendem Antlitz. Keiner von uns hatte ihn kommen sehen.

„Ich bin der Doctor Wohlers", sprach er mit freundlichem Accente, „und komme, um Ihnen meinen nachbarlichen Gruß zu bieten. Wie ich sehe, sind Sie in einer aufregenden Beschäftigung begriffen."

„Ach, bester Herr Doctor, können Sie melken?" war unser ganzer Gegengruß.

„Warum das nicht?" war seine freundliche Erwiderung. Rasch sprang er vom Pferde, hob den im Staub liegenden verbogenen Melkkübel auf und mit den Mienen eines strengen Gebieters nahte er sich dem scheuen Thier, das auch lammfromm von ihm sich den Inhalt ihres Euters abzapfen ließ. Im Triumphzuge wurde nun Doctor und Milch nach dem Hause gebracht und hier die versäumte Höflichkeit nachgeholt.

Doctor Wohlers aus dem Hannoverschen war ein intelligenter, freundlich gesinnter Mann, den der Wissensdurst nach dem Westen geführt. Durch Zufall in diese Niederlassung gerathen, ließ er seine werthvollen ärztlichen Dienste menschenfreundlich den leidenden Mitbrüdern angedeihen und benutzte die übrige Zeit zum Botanisiren und zum Erkennen der westlichen Verhältnisse. Vorurtheilsfrei und heiter, wohlwollend und gütig, kräftig und gesund, geschickt, sich jeder Lage des Lebens anzupassen, war er einer der wenigen, deren Bekanntschaft wohlthuend berührte. Leider blieb er nicht lange unter uns. Familienverhältnisse riefen ihn nach Deutschland zurück; er ist nicht wiedergekehrt. Seinem Andenken sei Liebe und Ehre geweiht.

Den Amerikanern war das Klavier ein Gegenstand der Verwunderung. „Es macht ein ganz nettes Geräusch", meinten sie, wenn sie uns spielen hörten. Diese Nachbarn wohnten alle nach verschiedenen Richtungen zwei, drei bis fünf und sechs Meilen von uns entfernt. Verschlungene Waldpfade führten zueinander. Die meisten von ihnen waren aus Virginien eingewandert und hatten eine Menge Schwarze mitgebracht. Sie bauten Tabak und Mais, d. h. ihre Neger. Sie selbst waren ein rohes, wüstes Volk von Männern, die entweder auf Hetzjagden oder mit Kartenspiel sich amüsirten. Ihre Frauen waren putz- und gefallsüchtig und immerwährend auf Besuchen begriffen.

Doch noch eine andere Klasse von Amerikanern gab es unter uns, deren Wirthschaften, Thun und Treiben man nur mit Vergnügen beobachten konnte. Ihre Blockhütten waren schon aus behauenen Baumstämmen aufgeführt und mit Kalk anstatt mit Lehm ausgefüllt, was ihnen ein reinliches, ordentliches Ansehen gab. Ihre Kamine waren bereits mit Backsteinen (Bricks) gebaut und der Hof mit einer glatten Umzäunung abgetheilt. Im Innern der Hütte schimmerte und glänzte es von Ordnung und Reinlichkeit, da waltete wie ein freundlicher Genius die Hausfrau mit nie rastenden Händen. Viele Deutsche haben von jeher den Amerikanerinnen Trägheit und Unhäuslichkeit vorgeworfen. Aber wahrlich, gegen die Hausfrauen, die wir da kennen lernten,

darf keine Deutsche sich stellen. Im ruhigen, ununterbrochenen Fortgang der Ordnung wickelte sich die Tagesarbeit ab. Da wurde gekocht, gemolken, gebraten, gebacken, gesponnen, gewebt und geschneidert, gefärbt, gewaschen, Seife gekocht, die Hühnerzucht gepflegt, alles mit Anstand und Würde, ohne fliegende Haare, ohne rotherhitzte Gesichter, ohne Alarm und Gepolter. Und dabei blieb ihnen noch Zeit, alle Kranken der Nachbarschaft zu besuchen und zu verpflegen. Still waltend und ordnend verbreiteten sie Behaglichkeit und Wohlgefühl um sich her und bekundeten einen ästhetischen höhern Sinn dadurch, daß sie nichts Häßliches, nichts Schmutziges in ihrer Nähe duldeten, wenn sie auch, auf einen Kupferstich an unserer Wand deutend, meinten, das sei ein gutaussehender Nigger.

Wir waren nun schon ziemlich in den August vorgerückt und die Hitze, anfangs so leicht und fröhlich von uns ertragen, wurde mit jedem Tage qualvoller. Die Muskitos hatten sich eingestellt und hielten Orgien auf unsern nackten Leibern. Das europäische Blut ist ihnen besonders süß und lockend. Von Muskitobars wußte man in unserer Ansiedelung nichts. So sahen wir uns genöthigt, jede Nacht große Feuer im Freien anzuzünden und uns in den Rauch zu setzen. An Schlaf war nicht zu denken. Nach und nach ermatteten die Lebensgeister; nicht mehr wohlgemuth und fröhlich war der Sinn, kein Lied, kein Scherz kam mehr über die Lippen; eine Bangigkeit lag auf dem Herzen, Trübsinn auf dem Gemüth. Oefters jetzt pochte das Bild der Heimat an das Herz und stand vor dem innern Sinn wie ein Paradies voll Lust und Seligkeit. Die elastischen Schritte wurden langsamer, bleiern schwer fühlten sich die Glieder. Die grobe Kost, das warme Brot wurden Gegenstände des Ekels. Nur ein klein wenig säuerliches Obst, nur eine Frucht voll kühler Labung! Aber in dem ganzen weiten Westen wuchs kein Obst, reifte keine Frucht. In den wenigen Obstgärten, die bereits angelegt waren, hatte ein später Maifrost alle Blüten zerstört, auch die wenigen Gartenfrüchte, die gezogen wurden, vernichtet. Ein „Maifrost" und doch jetzt solche Hitze! Welch ein Klima! Wieder senkte sich ein trüber Schatten der Täuschung auf das Gemüth. Aber das Gemüth wurde nicht mehr traurig dadurch gestimmt. Erstarrende Gleichgültigkeit hatte sich des Innern bemächtigt. Gleich Somnambülen wanderten wir umher, zweck- und ziellos. In dem matten Blick erlosch das Lebensfeuer; ein anderes Feuer glühte darin von Zeit zu Zeit auf und heißer wurde dann der Athem, brennender die Lippen, beklommener die Brust. Die matten Glieder hielten sich nicht mehr aufrecht; das Bewußtsein schwand und heiße Fieberphantasieen umspielten die Sinne. In den wenigen lichten Augenblicken, wo wir uns unsers Durstes und unserer Schmerzen bewußt wurden, gedachten wir der kühlen stillen Grube, worin die kleinen Lieblinge gebettet wurden. Da zeigen im lieblichen Traume sich die plätschernden Cascaden des Alleghanygebirgs, da sprudeln die klaren Quellen, die rieselnden Bäche des Heimatlandes, wie Aeolsmusik murmelt der kühle Born. Wollüstig schlürft das Ohr die lieblichen Töne, die Lippen die kleinen Tropfen — ein tiefer Seufzer entwindet sich der Brust — „Wasser!" Und an den brennenden Mund neigt sich die kühle Schale voll erquickenden Trankes; leise berührt eine sanfte Hand die klopfenden Schläfe und eine freundliche Stimme spricht fröhliche Worte des Trostes, der Aufmunterung. Das Ohr erkennt die Stimme, wenn auch die fieberglühenden Augen den dunkeln Schatten nicht erkennen. „Doctor Wohlers, sind Sie da?"

Gesundheit kehrte langsam zurück in unsern Kreis, noch viel langsamer die verlorenen Kräfte. Wie Schattenbilder des Hades wankten wir umher und die freudige Elasticität der Constitution kam auch eigentlich nie mehr wieder, stets von neuem erschüttert, durch wiederholte gastrische Fieberanfälle, erzeugt durch die Miasmen, die sich aus der in dem Bottom rings um uns her verwodernden Vegetation bildeten. Die zu verrichtenden Arbeiten, den verwöhnten, verweichlichten Gliedern ohnehin schon so beschwerlich, wurden jetzt doppelt mühsam. Die Hände schmerzten von Beulen und Schwielen und bluteten nicht selten unter der rauhen Berührung der Dinge, die wir im Ungeschick nicht zu handhaben wußten. Und dennoch war eine Art Freudigkeit, eine Erhebung in unserm Gemüthe, wir glaubten zu fühlen, daß unser Charakter gewichtiger wurde, daß wir an innerm Werth gewönnen, je freudiger, wohlgemuther wir die täglich sich mehrenden Entbehrungen und Mißgeschicke ertrugen.

Hier will kein anderer für uns ein,
Auf uns selber stehen wir hier ganz allein!

Bei Familien- und Nachbarvisiten hatten wir Gelegenheit, beinahe alle Bewohner des Settlements in Augenschein zu nehmen. Es war manche abenteuerliche Gestalt darunter, an der

Fenſter, wo ſie früher wohnte; ich begegnete ihr in Häuſern, wo ſie unterrichtete, ſie machte, da ſie ſo ganz verſchieden von den Mädchen meiner Bekanntſchaft iſt, auf meine Flatterhaftigkeit einen Eindruck, der mein tiefſtes Innerſte feſſelte; dieſe Seelengüte, dieſe Bildung, dieſer romantiſche Reiz ihrer ganzen äußern Erſcheinung, dieſer ſchmerzliche und doch ſo unendlich holde Zug um ihre Lippen — o, mach mich nicht lachen, ich kann nicht wie ein Verliebter ſprechen — ich ſah ſie in Deinem Hauſe zu meinem größten Erſtaunen wieder, ſagte ihr nie etwas von meiner Theilnahme — Gott, was iſt Dir, Heinrich?

Heinrich
(wie ſchwindelnd, aber freudig).

Ich ſuche — ich ſuche feſten Fuß für meinen ſchwankenden Tritt — Herrmann

Uef. Felo.

Nun ſieh', Heinrich, ich ließ bei meinem Vater ein Wort fallen; der kannte die innern Zwiſtigkeiten Deines Familienlebens, er griff dieſen Gedanken auf, trug Marien meine Wünſche vor —

Heinrich
(forſchend, aber freudig).

Sie ſträubte ſich erſt? Sie weinte, Herrmann?

wir uns im stillen ergötzten. Da waren jene schlanken, hagern Männer, mit den harten, festen Gesichtszügen und dem kalten, ruhigen Blick im Auge, die Sealsfield so trefflich schildert, in ihrer eigenthümlichen Sonntagstracht von selbstgesponnenem, selbstgefärbtem und gewebtem groben Wollenzeuge. In ihren verwitterten Gesichtern konnte man die Entbehrungen und Kämpfe lesen, die sie zu erdulden hatten, bis sie den Boden, der sie jetzt nährte, den wilden Thieren und dem wilden Indianer abgewonnen. Schweigsam und ernst saßen sie, gleich den Veteranen eines Feldzugs, unter der Gesellschaft und nur ihr stets wachsames, lauerndes Auge gab kund, daß sie theilnahmen an dem was vorging. Auffallend war uns, wie wenig sie aßen. Da war ferner jener schon geschmeidigere jüngere Theil der Generation, leichtsinnig, wohlgemuth und fröhlich; ihnen waren die Sorgen des Lebens schon bedeutend erleichtert. Die Kämpfe hatten ihre Väter gethan. Da waren auch wieder einige Deutsche, die wir noch nicht gesehen hatten. Ein großer, ungelenkiger Mann fiel uns auf. Er rauchte aus einer mächtig großen Pfeife, an der die Amerikaner sich höchlich amüsirten. Diese Pfeife war mit bunten Troddeln geschmückt, ein Todtenkopf auf einem Rappier steckend war darauf gemalt und darunter las man die Worte: Hallia sel's Vanter. Der Mann hielt diese Pfeife als ein gewichtiges Wahrzeichen der Vergangenheit lieb und werth; sie erinnerte ihn an die Zusammenkünfte in den Bier- und Weinkellern der Vaterstadt, wo gleichgesinnte Jünglinge sich zu dem Streben begeisterten, das Vaterland zu retten. Da war auch noch ein anderer junger Arzt anwesend, der sich ebenfalls praktizirend in diesem Settlement niedergelassen hatte. Schön, groß und kräftig von Figur, wild und zügellos von Charakter, machte er durch seine Kühnheit die glücklichsten Curen. Den Männern imponirte er durch seine Keckheit, den Weibern machte er sich geneigt durch sein schönes Aeußere und durch seine rauhe Liebenswürdigkeit. Er war der allgemeine Liebling der ganzen Bevölkerung, die mit der größten Nachsicht und Geduld seine oft sehr derben Späße, welche er im trunkenen Zustande verübte, ertrug. Oft war er so betrunken, daß die, welche seine Hülfe zu holen kamen, ihn aufs Pferd binden und so mit sich führen mußten. Aber lieber ihn betrunken, als zwei andere nüchtern, meinten sie. So groß war ihr Vertrauen in seine ärztliche Geschicklichkeit. Als wir seiner zuerst im Hofe ansichtig wurden, hatte gerade ein junger Hinterwäldler seine Erscheinung gemacht und nahte sich mit grinsendem Lächeln der Hütte, wo die Auserwählte seines Herzens kokett gleichgültig an der Thür stand und sein Kommen beobachtete. Jimmy hatte, nachdem er aus dem Felde heimgekehrt, eine angestrengte Toilette gemacht, ein reines Hemd und ein Paar neue Jeanshosen angezogen, auch Wasser und Seife an seinem Körper nicht gespart, besonders die widerspenstigen Haare gehörig eingetränkt, auf denen nun, sein Stolz und seine Freude, ein neuer weißer Filzhut prunkte, den er sich bei der letzten Marktreise in St.-Louis erstanden. Der Doctor hatte gerade den Whiskykrug niedergesetzt und einige Sprünge in die Luft gemacht, als er des jungen Mannes ansichtig wurde. „Verrätherischer Galeagno!" rief er aus, ihn am Arme packend, „ich schließe heute meine Rechnung mit dir." Und mit einem derben Faustschlage schlug er den Deckel des neuen Hutes ein und stülpte dem armen Betroffenen den Rest des Hutes wie eine Ofenröhre über das Gesicht, daß nur ein klein wenig von der Stirn herausguckte.

„Der Doctor ist wieder so komisch", meinten lächelnd die Anwesenden und auch der junge Mann, nachdem er mit Mühe von seinem Visire befreit worden war und nun trübselig eine Weile die zertrümmerten Reste der ehemaligen Herrlichkeit betrachtet hatte, fügte lächelnd bei: „Ja, der Doctor ist wieder recht komisch heute Abend."

Keiner in der ganzen Gesellschaft, außer uns, hatte diesen unzarten Spaß übelgenommen. Und der Doctor war ein Deutscher und noch gar nicht lange unter diesen Leuten. Ueberhaupt war damals das Feindliche und Gehässige der Nationalitäten noch nicht geweckt. Freundlich und bereitwillig nahmen die amerikanischen Ansiedler die deutschen Ankömmlinge unter sich auf. Ohne Neid und Mißgunst, im Gegentheil mit Theilnahme und Anerkennung sahen sie ihr Wachsen und Gedeihen und standen ihnen gefällig und wohlwollend mit Rath und Hülfe bei. Jene dramaturgisirenden Renommisten, die gleich am ersten Tage ihrer Ankunft die Constitution des Landes ändern und die Statuten des Staats verächtlich über den Haufen werfen wollten, jene mit dem großen raisonnirenden Wort und dem engen Herzen, welches nichts Gutes irgendwo anerkennen will, weil es nicht von ihm selber ausgegangen, jene waren noch nicht so in Masse eingewandert wie ein Jahrzehnd später und die Amerikaner waren

noch nicht mißtrauisch geworden auf das Heer von Fremdlingen, deren Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche, deren Sprache so verschieden von der ihrigen und ihnen so auffallend waren.

Von dem jungen schönen Doctor will ich Ihnen hier gleich melden, daß er sich in kurzer Zeit zu Tode trank, ein Riese an Kraft und Gesundheit wie er war. Ich will daran die Bemerkung knüpfen, daß wir leider das Laster der Trunksucht auf eine überraschende Weise unter der deutschen Bevölkerung zunehmen sahen. Männer von feinster Bildung und größter Gelehrsamkeit ergaben sich ihm und vernichteten sich dadurch physisch und moralisch in kurzer Zeit. Es war ein allgemein herrschendes Vorurtheil, daß dieses Whiskytrinken nöthig sei zur Erhaltung der Gesundheit, die meisten waren so blind, nicht zu bemerken, daß gerade dieses Getränk den Körper zerstörte. Viele der Deutschen nahmen ihre Zuflucht dazu, um in der Betäubung ihre Täuschungen und bittern Erfahrungen, ihr Herzeleid und dann ihre gesunkene Würde zu vergessen. Viele glaubten, den schwachen und matten Körper damit neu beleben zu können, und bemerkten nicht, daß die zunehmende Schlaffheit nur Folge der künstlichen Aufregung war. Unzählig sind die Opfer, die wir diesem Moloch fallen sahen, und darunter war mancher, von dem wir mit Thränen sagten: „Schade um ihn!“

V.

Aber — die Familie Philipson von neulich? fragen Sie — — Die Brüder waren aus Preußisch-Posen gebürtig und hatten sich in jugendlicher Wanderlust nach Amerika begeben. Beide besaßen ein angenehmes Aeußere und ein reiches Gemüth, empfänglich für alles Schöne und glühender Empfindung fähig; dabei liebten sie einander mit inniger Bruderliebe. In Philadelphia, wo sie sich aufhielten, gelangen ihnen ihre Bemühungen und Unternehmungen gut, sie standen in gutem Ansehen, hatten Zutritt zu den besten Familien und wurden als liebenswürdige, gebildete Männer gern gesehen. Auf diese Weise lernten sie ein holdes, liebliches Wesen kennen, die Tochter wohlhabender Aeltern, die in ihnen beiden den Funken der Liebe entzündete. Sie wählte den jüngern der Brüder und der ältere entsagte dem schönsten Lebensglück, er blieb unvermählt, aber auch unzertrennlich vereint mit dem Bruder, seiner Gattin und deren Kindern, denen er die volle warme Liebe seines reichen Herzens zuwandte.

Familienverbindungen und glänzende Erwartungen bestimmten sie nach S.-Domingo überzusiedeln, wo sie sich im vollen Besitz aller irdischen Herrlichkeiten befanden, als die Revolution der Schwarzen dort ausbrach und sie flüchtend nichts als das nackte Leben retteten. Von nun an verfolgte sie das Mißgeschick auf grausame Weise. Nachdem sie im Osten noch manches versucht, das aber alles nicht recht glücken wollte, kamen sie auch nach St.-Louis, wo sie, wie ich schon erzählt, eine große Destilliranstalt etablirten, die später vom Feuer zerstört ward. Außerdem riß der Tod schmerzhafte Lücken in den Familienkreis; er raubte die schöne, liebliche Mutter, er nahm die schönen, talentvollen Kinder hinweg. Amanda war übrig geblieben, die wie ein freundlich Gestirn den trüben Lebensabend der beiden Greise erhellte. Ihr seelenvolles Spiel, ihr melodischer Gesang, ihre liebliche Jugendschönheit verklärten mit poetischer Anmuth die öden Stunden der alten Männer. Bald nachdem wir sie kennen gelernt, bewarb sich ein angesehener, wohlhabender junger Mann um sie und erhielt ihre Hand. Sie ward seine glückliche Gattin und eine friedliche Abendröthe schien die letzten Tage der geprüften Brüder umleuchten zu wollen.

Aber böse Zungen zischelten Verderben und feindlich trennte sich das neuvermählte Paar. Der junge Gatte, von peinigendem Schmerzgefühl gejagt, floh die Gegend und man hat von ihm nie wieder gehört; Amanda vereinsamt lebte nun wieder mit Vater und Onkel, die entsagend und trauernd die letzte Blüte aus ihres Lebens Kranz gepflückt und welken sahen. Der alte Vater sah auf das Siechbett und wartete unter stillem Leiden des erlösenden Todes, der aber unbarmherzig zögerte, bis dem armen Herzen der letzte, qualvollste Schmerzensstich versetzt wurde.

In St.-Louis hielt sich damals ein Violinvirtuose auf, der durch sein zartes, herrliches Spiel jeden entzückte, der ihn hörte. Er war vollkommen Meister auf seinem Instrument und wäre gewiß ein Künstler ersten Ranges geworden, hätte nicht die verderbliche Leidenschaft des Trunks auch ihn beherrscht. Er war, wenn nüchtern, ein liebenswürdiger, kindlich freundlicher Mensch. Er hatte Amanda kennen gelernt und ward von ihrem schönen Klavierspiel so hingerissen wie sie von seinem herrlichen Geigenspiel. Sie sahen sich öfters, übten Duette für die beiden Instrumente und in Amanda's Herzen erwachte eine Leidenschaft für den Künstler, die um so unbezähmbarer wurde, je größere Hindernisse sich einem vertrauten

Umgange entgegenstellten. Vater und Onkel, nichts Gutes ahnend, verbaten seine Besuche. Er aber fühlte gleiche Leidenschaft für die junge interessante Frau; nicht nur, daß ihre Anmuth und Schönheit ihn reizte, sondern er berechnete auch, wie vortheilhaft eine solche Begleiterin auf seinen Kunstreisen sein würde. Er sah sie jetzt heimlich abends und nachts, wenn sie vom Siechbett des kranken Vaters wegschlich, den zuweilen ein leiser Schlummer mitleidig erquickte. Eine solche Stunde der Nacht war es, als er zu ihr trat und sie aufforderte, mit ihm zu entfliehen. Er mußte von St.-Louis fort, wo er Schulden gemacht hatte, die er nicht bezahlen konnte. Er sprach zu ihr von den Triumphen, die ihr künstlerisches Spiel ernten würde, er sprach zu ihr von den Seligkeiten, die ihrer warteten, wenn mit der Harmonie der Töne auch die Harmonie der Herzen sie verschmelzen würde zu Liebe und Genuß, er sprach zu ihr — weinend verhüllte ihr Engel sein Antlitz und als der Greis vom Schlummer erwachte, hatte er keine Tochter mehr. Nach wenigen Tagen trug man ihn hinaus zu dem stillen Bett, wo ein ewiger Schlummer die Kranken heilt, die Müden erquickt.

Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern — —

Des Vaters gefurchtes Schmerzensantlitz, wie sie es sah, als sie zitternd an seinem Lager den letzten Abschiedsblick auf ihn warf, des Onkels liebevolles Auge, wie es thränend in die weite ode Welt starrt, etwas Liebes suchend, verfolgten Amanda wie Furien. Sie wurde matt und hinfällig, ihre Gesundheit wankte, ihre Schönheit welkte in kurzer Zeit. Sie hatte die rohen Ausbrüche wilder Leidenschaft ihres Liebhabers und Begleiters geduldig zu ertragen, der die Täuschungen und bösen Erfahrungen auf der Künstlerlaufbahn im Glase zu ertränken suchte.

In Neuyork war es, wo er sich und sie engagirte, bei einem großen Concert mitzuwirken. Dort in dem verführerischen, wüsten Treiben dieser Metropole hatte er noch reichlicher als gewöhnlich die Höllentropfen geschlürft, die das Ebenbild Gottes in einen Teufel umwandeln. Amanda war siech und krank, schneidendes Weh zerfleischte ihre Brust. Sie sah keines frohen Tages lichte Morgenröthe mehr, in düstere Nacht hüllten sich die kommenden Stunden ihres Lebens.

So trat er eines Abends zu ihr, der Matten, Trostlosen, mit barschen Worten ihr befehlend, ihm zum Concert zu folgen. Sie konnte sich kaum erheben, sie sah zu ihm auf mit flehendem, mit gebrochenem Blick. Da hob er drauend die Faust, mit brutaler Gewalt das bleiche, zitternde Geschöpf zu schrecken, aber wie ein gespenstischer Schatten entglitt sie dem Gemache.

Sie hat in keinem Concert mehr gespielt und gesungen. Die Fluten des Hudson nahmen sie mitleidig auf, unter dem nassen Kuß der Wogen schlossen sich des melodischen Mundes Lippen für ewig.

Onkel Philipson errang noch einige Jahre in stiller Ergebung das Dasein, bis auch er abgerufen ward, die Krone des Lebens zu empfangen. Ohne Klage und ohne Murren blieb er freundlich und liebevoll gesinnt und sein oft gemartertes Herz blieb bis ans Ende empfänglich für die warmen Empfindungen der Seele.

Indem ich diese Erinnerung aus der Tiefe der Vergangenheit heraufhole, fühle ich das Verlangen, einige Gedanken auszusprechen und öffentlich darzulegen, die mich schon öfters im stillen beschäftigt. Ist Musik und das bis zur Virtuosität gesteigerte Musiktreiben wirklich etwas so Schönes, Erhabenes, Göttliches, als uns immer vorgepredigt wird und wofür wir es stets in des Herzens und der Seele Empfindung gehalten haben? Ist es nicht vielmehr etwas ganz und gar Sinnliches? Und sind die Gefühle, die uns beim Anhören und Ausführen von Tondichtungen bestürmen, nicht ebenfalls sinnlicher Natur? Beweisen nicht die meisten Virtuosen durch ihr Leben, daß das Treiben der Musik durchaus keinen veredelnden Einfluß ausübt, und ist es recht, wie jetzt geschieht, es als unerläßlich in dem Erziehungsplan für unsere Kinder aufzustellen? Die Engländer, die Amerikaner, die Schweizer sind keine musiktreibenden Völker, auch die freien Römer haben weder gespielt noch gesungen, aber die geknechteten Italiener, die unterthänigen Deutschen machen viel Musik. Ist sie Ursache oder blos Wirkung des Unglücks eines Volks? Ist sie der Ausdruck leidender, kranker Herzen? Oder trägt sie Schuld an der Verstimmung und Reizbarkeit der Gemüther?

Doch kehren wir zu unserer Farm zurück.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Das Weihbecken des Diakonen.

Nichts ist wunderbar, was existirt, es sind nur
Le quelque par surprise ou plaisir par hasard.
Voltaire.

Es war im Jahre 1842. Ich befand mich in einem kleinrussischen Dorfe der alten Ukraine un-

weit des Dniepr, wo die nach diesem Flusse benannten Dniepr- oder saporogischen Kosacken hausten; auch trug das Dorf, wahrscheinlich in Erinnerung an diese, den Namen Kosajko.

Wir waren gerade einige Tage nach Neujahr, wo hierzulande die harmlosen Volksfreuden und ländlichen Belustigungen sich still häuslich in den Familien fortzuspinnen pflegen. Ich saß spät abends in einem guttemperirten geräumigen Zimmer mit einem den vierten Raumtheil einnehmenden Ofen, in welchen man mit sorgloser und frevelhafter Hand die Hoffnung eines künftigen Waldes verzettelte.

Ich war eben mit meiner Familie am Theetische, rauchte gemüthlich eine Pfeife Tabak und blätterte in den neuesten ausländischen Zeitblättern, um die frostige Einsamkeit durch Bilder der Heimat zu bevölkern und im ganzen fühlte man sich im Innern der warmen Stube behaglich; denn draußen lag die große weitläufig zerstreute Ortschaft in einer dicken fußhohen Schneedecke vergraben, aus welcher die einzelnen Häuser wie dunkle Leichensteine in die Nacht hineinstarrten. Nur hier und da hörte man das knotternde Geräusch der verspäteten Schritte einzelner Wanderer, welche ihren Hütten zueilten. Und die Leute hatten Eile sie zu erreichen, denn die Kälte drückte das Quecksilber 20° R. unter Null. Es gewann ganz den Anschein, als wollte es für heute Abend das Verdichtungsspiel mit dem Quecksilber noch eine Weile weiter treiben und da findet es der Mensch für angemessen, einem solchen Kampfe aus dem Wege zu gehen und ihn ruhig in seinen vier Wänden abzuwarten.

Plötzlich hörte ich in so später Stunde einen Schlitten vor meinem Hause mit Geräusch anfahren und vor meiner Thür still halten. Es überkam mich unwillkürlich ein unbehagliches Gefühl, ein Gefühl, das uns Aerzte jedesmal beschleicht und das man selbst in späteren Jahren nicht ganz verwindet, wenn wir in der Nacht durch den schrillen Ruf der Nachtklingel geweckt werden. Das warme Nest verlassen zu müssen bildet den Vordergrund und eine problematische Hülfe bringen, in ungewisser Stunde, vielleicht unseren Nächsten und Liebsten, bildet den düstern Hintergrund dieses Gefühls. Nach einem seltsamen Rütteln, Schütteln und Räuspern auf der Hausflur und Vorzimmer trat endlich einer meiner Feldscherer ins Gemach.

Auf meine Frage „Was gibt's in so später Stunde, Mosar?" hieß es:

„Ich wollte Ew. Wohlgeboren bitten, sich zu Jeßim dem Hofkutscher zu bemühen! Er ist urplötzlich heftig erkrankt! Ich glaube — er leidet an der Hydropathie."

„Hydrophobie willst du wol sagen?"

„Ja, ja! — Ich wollte ihn schon heilen, aber ohne Sie wollte ich's nicht wagen."

„Secireu? Venesciren habe ich dir schon mehrmals gesagt, das darfst du, ganz dringende Fälle ausgenommen, ohne mich nicht unternehmen!"

Ich heitte mir nun meinen Feldscher ein wenig, um aus seinem ganzen Habitus zu bemessen, in welchem Grade der Trunkenheit er sich etwa befinden möge. Es war ein rühriger, mit einem gescheidten Blick und gewinnendem Aeußern ausgestatteter junger Mensch von etwa 19 Jahren, der sich seines Dienstes mit vieler Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit entledigte, solange er nicht unter dem Einflusse eines bösen Geistes sich befand. Leider ist aber der Branntweinmißbrauch ein Schaden, der an der Existenz der russischen Bevölkerung nagt und die bessern Kräfte derselben bisher nur zu sehr paralysirt. Die Feldscherer, welche im Solde der Herrschaft stehen, werden für ihre kleinen Dienstleistungen in den Hütten der Bauern gewöhnlich in diesem Getränk abgelohnt. Daher geschieht es, daß der Feldscher nach einer therapeutischen Runde im Dorfe gewöhnlich in einem unzurechnungsfähigen Zustand nach Hause kommt. Man vergesse dabei nicht, daß es um Neujahr war, wo dieses Lieblingsgetränk desto reichlicher fließt, daher mein Verdacht ein desto begründeter war. Die Wahrheit gebietet aber zu sagen, daß das Examen diesmal zu Mosar's Gunsten ausfiel, und je mehr mir dies Befriedigung gewährte, desto lebhafter rief es dafür die Besorgniß um den Zustand des Patienten wach.

Jeßim war eine bekannte Persönlichkeit im Dorfe. Er war, wie erwähnt, seines Zeichens Hofkutscher und hatte, wenn die Herrschaft auf dem Lande anwesend war, seinen Sitz mit Kaftan und Kolpak auf dem Bock und führte mit vieler Gewandtheit und Kunstfertigkeit das Viergespann im Längenzug. Dabei war Jeßim ein stattlicher, schlanker, noch junger Mann, der durch seine Gutmüthigkeit im Dorfe allgemein beliebt war. Er hatte — um das Interesse an ihm bei unseren Leserinnen rege zu machen — seit einiger Zeit eine der schönsten Bäuerinnen im Dorfe zur Frau.

Natürlich wandte sich meine ganze Theilnahme

dem Krankheitsfalle zu und während ich mich umkleidete, richtete ich an meinen Feldscher einige Fragen über die nähern Erscheinungen desselben. Eben war ich mit einem Fuße in den Stiefel geschlüpft, als ich, ohne Zeit zu verlieren, noch einen Sprung zum Bücherschrank machte und einen Quartband hervorholte. Nach flüchtiger Einsicht im Buche sagte ich zu Mascar: „Aber der Jefim befand sich ja unter den von einem tollen Hunde Gebissenen im Hospital.“

„Das ist es ja eben, was dem Patienten und seinen Angehörigen so viel Angst macht!“ erwiderte der Feldscher.

Der Quartband war der Jahrgang 1838 der petersburger medicinischen Zeitung „Gesundheitsfreund“ (in russischer Sprache). Dort findet sich von mir eine umständliche Beschreibung der Beobachtung, wie Jefim mit noch drei andern Bauern infolge des Bisses von einem tollen Hunde im herrschaftlichen Hospital behandelt wurde; daß sie ferner daselbst einer zur Zeit bekannten (sogenannten ukrainer) Präservativmethode durch 42 Tage unterworfen wurden und das Hospital verließen, ohne irgendeine verdächtige Erscheinung gezeigt zu haben. Auch die ganze Zeit seither verblieb ihre Gesundheit eine ungetrübte.

Aber trotz aller dieser günstigen Antecedentien wird doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß solche Gebissene nach Jahr und Tag des besten Wohlbefindens von dem schrecklichsten aller Uebel, der Wasserscheu, heimgesucht werden. Ich gestehe, daß mich der Fall recht unangenehm berührte. Auf dem Lande, wo, ein nothdürftig versehenes Hospital abgerechnet, gar keine Möglichkeit vorlag, eine medicinisch-polizeiliche Maßregel, wie sie für einen solchen Fall nothwendig ist, durchzuführen, war ein solches Ereigniß eine wahre Calamität. Uebrigens waren schon inzwischen so manche Personen mit dem Kranken in unmittelbaren Contact gekommen, welche nun ihrerseits wieder eine medicinische Abschließung und Ueberwachung erheischten. Mit diesen Gedanken beschäftigt warf ich mich in den vor dem Hause haltenden Schlitten. So ging es in der finstern Nacht, blos vom Schnee erhellt, im weiten Dorfe im gestreckten Galop nach der Wohnung des Kranken.

Der Kutscher sorgte bald dafür, meinen Eifer etwas abzukühlen. Bald fand er Gelegenheit, bei einer scharfen Biegung des Wegs den Schlitten umzuwerfen und seinen Inhalt in den tiefen Schnee auszuschütten. Während nun meine Leute die scheu gewordenen Pferde zur Ruhe und den Schlitten in Ordnung brachten, hatte ich Muße, über Jefim und sein vergangenes Leben nachzudenken. Nahtinka — so heißt die junge Frau — war ein blauäugiges, blondes, blühendes Mädchen von 18 Jahren gewesen, deren Herz vom Stachel der Liebe zum schmucken Hofkutscher verwundet wurde. Ihrer Verheirathung stellte sich eine unübersteigliche Convenienz entgegen. Ihr Vater Maxim war einer der behäbigsten reichen Bauern im Dorfe; er hatte sogar Mittel gefunden, seine Tochter Nahti von der Robot seit ihrer Jugend zu befreien, wie sollte er nun eine solche Mésalliance mit einem Kutscher, der noch am Hofe diente, seine Tochter eingehen lassen! Allen Zureden und Gebeten der Mutter und des ältern Bruders setzte er sein unbarmherziges Veto entgegen. „Ich kann mich unmöglich in den Augen des ganzen Dorfs so herabwürdigen!“ Nahti, das muntere, von Lebenslust strotzende Kind, veränderte sich zusehends, verlor den Appetit und Schlaf und wurde ernstlich krank. Der schalkhafte Amor treibt es gerade so in den elendesten Hütten wie in unsern eleganten Salons. Da Maxim zu den Honoratioren des Dorfs gehörte, so schickte er seine Tochter nicht ins Hospital, sondern behielt sie zu Hause. Eines Morgens, als ich einen Ritt durchs Dorf in Begleitung meines Feldschers machte, forderte er mich auf, Nahti zu besuchen und theilte mir die Dorfchronik mit. Die ganze Familie umstand das Lager des schönen Mädchens. Ich nahm die gelehrteste Miene, die mir zu Gebote stand, an, untersuchte die Patientin aufmerksam und sagte dann ihren Puls befühlend wie zum Feldscher sprechend: „Sie hat leider einen doppelschlägigen Puls! Einen pulsus dicrotus!“ Darauf machte ich die Verordnung. Als ich hinausging, schlich mir der gebeugte Vater nach. Ich stand mit einem Fuß im Bügel, als er sich Aufklärung über meine Worte erbat. „Ja“, sagte ich und machte eine sehr bedenkliche Miene, „ein solcher pulsus dicrotus pflegt leider nicht lange mit sich spaßen zu lassen! Will man ihn normal, d. h. einschlägig machen, so muß man sie als einziges Rettungsmittel mit dem Gegenstande verheirathen, nach welchem er schlägt.“ „Aber ist es nicht bedenklich, mein Väterchen“, sagte der Alte, indem er mich ins Geheimniß des Gegenstandes setzte, „daß er wegen Hundebiß unlängst im Hospital war?“ „Darüber machen Sie sich gar keine Sorge!“ sagte ich und damit schwang ich mich aufs Pferd, gab ihm die Sporen und sprengte davon. Ich war des Erfolgs meiner Rede um

so sicherer, je weniger der Alte vom Gallimathias meiner Worte etwas verstand. Unterwegs unterrichtete ich meinen verlaßlichen Mascar, den Sachverhalt dem Jefim zu hinterbringen und für den glücklichen Erfolg gut zu stehen. Es dauerte nicht lange, das hatte, aristokratische Herz des alten Mannes erweichte und seine Tochter wurde das Weib des Hofkutschers.

Nun meine Blöße, die ich mir mit der leichtfertig übernommenen Garantie zu geben im Begriff stand!

„Wanka", sagte ich im Einsteigen in den unterdessen in Ordnung gebrachten Schlitten, „ich bitte mehr Vorsicht, sonst kommen wir vor Tagesanbruch nicht zum Patienten, und nun vorwärts."

Bald waren wir bei der Nachbarschaft der Faber vor der Behausung des Kranken angelangt.

Das Innere der Hütte eines Kleinrussen besteht regelmäßig aus zwei Räumen, aus einer fast dunkeln Vorkammer und aus der einzigen Wohnstube. In dieser gewöhnlich nicht sehr geräumigen Stube befindet sich gleich beim Eintritt der Kochherd und der Ofen. Dann läuft rund herum eine hölzerne Bank und oben am höchsten Punkte gegenüber der Thür steht gewöhnlich der mit einem Tischtuche bedeckte Tisch, ferner befinden sich im Zimmerwinkel einige Heiligenbilder und darunter eine Oellampe. Die Bank ist an einer Seite breit genug, um als Schlafstelle verwendet zu werden.

Ich trat unter dem Vortritt meines Feldschers in die Stube. Sie war beinahe vollständig mit den hülfeleistenden Anverwandten — Schwiegervater, Brüdern u. s. w. — angefüllt, alle um den Kranken beschäftigt. Die Frau stand in simpler landesüblicher Haustoilette — einem Hemde und einem Stück groben Tuches um den Leib — und beleuchtete mit einem Oeldochte die ganze Gruppe.

Es traf grade, daß der Kranke seinen convulsivischen Anfall hatte. Zur Zeit eines solchen entwickelte er eine Muskelkraft, die wirklich ans Fabelhafte grenzte. Er schnellte die sieben starken Männer, die um ihn beschäftigt waren, wie einen Spielball auf den Boden vor sich hin. Diese verwickelten in ihrem Falle das junge Weib mit ihrer Leuchte und diese ihrerseits zog wieder die Eintretenden in Mitleidenschaft. Einen Augenblick herrschte vollkommene Stille, während welcher alles in finsterer Stube am Boden miteinander verwickelt lag. Nur ein junger Ziegenbock, welcher der Kälte Zutritt zur Gesellschaft im Zimmer verdankte, nahm es sich heraus, über die Vorgänge im Innern laut meckernd Kritik zu üben.

Mein Feldscher verlor bei der allgemeinen Verwirrung die Besonnenheit nicht, nahm vielmehr die beginnende Frage selbst in die Hand, indem er die Hausfrau aus der fatalen Verwickelung löste. Es dauerte indessen noch mehrere Minuten, bis wieder Licht gebracht wurde — denn die Streichlichter mit „es werde Licht" waren dazumal, wie so manches andere Licht noch bis jetzt, in die Hütte des russischen Bauern nicht gedrungen — und ich hatte Muße genug, die Lage zu überschauen und einen Heilplan zu entwerfen. Endlich wurde das Zimmer beleuchtet und nach dem Nachlasse der Krämpfe trat ein Augenblick der Erschlaffung ein.

„Herr Doctor", rief der Kranke bei meinem Erblicken, „ich bin unglücklich, ich bin wasserscheu geworden!"

Und kaum kam das fatale Wort über seine Lippen, so verfiel er wieder in seine klonischen Krämpfe.

„Fürchte nichts, mein Kind!" tröstete ich. „Du weißt, es ist mir schon oft gelungen, die Gefahr zu beseitigen."

„Ja, Väterchen", sagte er, „kann sein, man muß sterben, nicht das fürchte ich, man stirbt ja nur einmal, aber die Qualen, lieber Doctor."

Man kann sich kaum die stoische Gleichgültigkeit dieser Leute gegenüber dem Tode denken. Ich hatte oft Gelegenheit, diese zu bewundern.

Ich werde die Leser nicht mit einer scientifisch detaillirten Beschreibung aller Zufälle dieses Zustandes ermüden, aber so viel werde ich noch berichten, daß in den kurzen lichten Zwischenräumen noch mannichfache Versuche gemacht wurden, ihm innerlich Wasser beizubringen, wie es auch äußerlich als Uebergießung anzuwenden. Immer aber hatte es den constanten Erfolg, die Fälle häufiger und stärker hervorzurufen; daher ich mich genöthigt sah, von weitern Versuchen abzustehen.

Es war nun natürlich, daß nach den vorliegenden Daten die Idee sich auch bei mir festsetzen mußte, daß ich es hier mit einer genuinen Wasserscheu zu thun hätte. Ich fand es aber für gerathen, vorläufig von einer specifisch-heroischen Behandlung abzustehen, ohnedies war mir ja die Erfolglosigkeit aller gepriesenen Methoden in diesem Uebel bekannt genug. Bei der Frische des Falles wollte ich zuerst versuchen, was eine allgemeine Behandlung — den allgemeinen Zustand

berücksichtigend — zu dessen Linderung beitragen konnte.

Da es ein kräftiges jugendliches Individuum war, hielt ich einen Aderlaß zur Einleitung der Cur für nöthig. Es stellte sich nun die Schwierigkeit entgegen, wegen der äußerst kurzen lichten Zwischenräume einen Moment zu dessen Vollziehung abzugewinnen. Nach vieler Mühe gelang es endlich, eine Arterie zu öffnen und die benöthigte Quantität Blutes abzulassen. Auch wurde innerlich eine Salzmixtur, dann Senfteige u. s. w., kurz der antiphlogistisch-ableitende Heilapparat angewendet. Der Kranke schien sich bei dieser Behandlung in etwas zu beruhigen.

Bald erlangte ich aber bei erzielter mehrerer Ruhe auch mehr Muße, mich mit den Hausleuten zu unterhalten und über den ganzen Hergang der Krankheit Auskunft zu erhalten. Da stellte sich zu meinem Befremden folgender Sachverhalt heraus.

Am Nachmittage schlief der Kranke auf der Ofenbank, wohin er sich zur Ruhe hinlegte, fest ein. Der Diakon des betreffenden Kirchsprengels erschien in der Dämmerung mit seinem Weihbecken und Zubehör, um nach üblicher Landessitte in diesen Tagen eine heilige Ceremonie zu verrichten. Da aber Jesim fortschlief und durch gewöhnliche Mittel nicht zu erwecken war, so erlaubte sich der Diakon den Scherz und besprengte ihm mit kaltem Weihwasser aus dem Becken das ganze Gesicht. Jesim fuhr wild in die Höhe, ergriff den Diakon und würde ihn unter seinen kräftigen Fäusten schlimm behandelt haben, hätten sich die Hausleute nicht ins Mittel gelegt und den Priester entschlüpfen lassen.

Wie war es aber möglich, daß daraufhin convulsivische Anfälle mit Trübung des Bewußtseins anfangen konnten? Sie dauerten unter unmerklichen Remissionen fort. Da der Versuch, ihm etwas Thee und andere Flüssigkeit beizubringen, die Krämpfe willkürlich hervorrufen konnte, so war's natürlich, daß die Angehörigen diesen Zustand mit dem frühern Hundebiß in Verbindung brachten. Mir schien es unbegreiflich, wie das Weihbecken des Diakonen Hydrophobie hervorbringen konnte. Doch darüber fand sich bald die nähere Aufklärung.

Nachdem sich die Furcht vor dem freienden Berge gelegt, der in die bescheidensten Dimensionen zusammengeschrumpft war, änderte sich auch damit die ganze Lage. Freilich erschien es seltsam, einen so robusten Landmann von solchen heftigen Nervenzufällen aus anscheinend so geringer Veranlassung betroffen zu sehen.

„Sie werden also befehlen, mit der Salivation fortzufahren?" fragte mein Macer, indem er das verdrehte fremde Wort scharf betonte, damit die Umgebung dasselbe es inne werde.

„Die Solutio salina kann, da sie ihre Schuldigkeit gethan, stille werden, dagegen muß du von dieser Emuls. c. aq. Laurocerasi — indem ich ihm das Recept hinreichte — solange der Kranke wach ist, verabreichen."

Ich machte Anstalten, mich nach Hause zu begeben und sagte noch zu dem besorgten Schwiegervater des Kranken: „Seien Sie unbesorgt, Väterchen, Sie sollen es nicht bereuen, ihn zum Tochtermann genommen zu haben!"

„Ja, Väterchen", erwiderte er, sich tief verbeugend, „ich hoffe zu Gott und dann zu Ihrer Kunst, Sie haben mir schon manchmal geholfen."

„So werden Ew. Wohlgeboren erlauben, daß ich noch hier verbleibe, um alles zu ordnen, bevor ich nach Hause gehe?" fragte mein Feldscher.

Natürlich schenkte ich diesem humanen Vorschlage meinen Beifall. Ihm sollte die landläufige Belohnung in Form eines Stärkungsmittels nach getaner Arbeit.

Des folgenden Tags früh, nachdem ich den Kranken in fortschreitender Besserung gefunden, meine anderweitigen Geschäfte besorgt und über die seltsame Wirkung geweihten Wassers nachgedacht hatte, verfügte ich mich zum alten Gutsverwalter, wohin mich jeden Morgen die Gewohnheit, die Zeitungen zu lesen, führte.

Der Gutsverwalter war ein ganzer Charakter. Beinahe ein halbes Jahrhundert verwaltete er das colossale Vermögen der Familie S., ohne selbst dabei irgend Vermögen gemacht zu haben. Obwol ihm alles aus herrschaftlichen Mitteln zu Gebote stand, lebte er sehr mäßig, aß sehr wenig und trank beinahe nichts. So er blieb sein Leben lang unverheirathet, wie es scheint um desto besser seinem Dienst nachkommen zu können. Er war fromm, selbst bis zur Bigoterie, aber in diesem Artikel machte er blos für eigene Rechnung ohne alle Ostentation. Er achtete jeden Andersgläubigen und war entfernt, irgendwelchen Fanatismus zu verbreiten, wie ich überhaupt unter Russen im allgemeinen eine sehr lobenswerthe Duldung gegen fremde Confessionen beobachtet zu haben bekenne.

Ich trat bei ihm ein, traf ihn unter einem Wuste von Rechnungen vergraben, mit dem

Rechenbarte (Tscheur, welches russische Kaufleute immer bei sich führen) an der Seite; er grüßte freundlich, bot mir eine Pfeife und die neuesten Tageblätter an. Als ich ihm unter andern den Fall mit Jeßim erzählte, schob er die Rechnungen beiseite, klopfte die Pfeife ruhig aus und sagte: „Ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen, die Ihnen vielleicht zur Deutung dieser Krankheit dienen könnte; das Wasser spielt im Leben dieses Jeßim eine seltsame Rolle."

Er stopfte sich eine frische Pfeife, zündete sie an, blies den Rauch in kräuselnden Wolken vor sich hin und fuhr fort:

„Es werden nun ein paar Jahre her sein, als ich eines Morgens in die Stadt fahren wollte. Als man die Pferde vorgelegt hatte, war mein Kutscher nicht bei der Hand. Ich befahl daher Jeßim, mich statt seiner in die Stadt zu fahren. Es ging alles gut von statten, bis wir an der W. Brücke angelangt waren — die über einen Erdeinschnitt, der im Frühjahr und Herbst mit Wasser sich füllt (russisch Kolke), führt, aber welcher damals etwas ausgetretenes Wasser sich befand. Hier blieb mein Jeßim plötzlich halten, sprengte wie ein Besessener über die Brücke und ließ die Pferde in voller Carriere fortrennen, bis er sich nach und nach erholte und die Herrschaft über das Gespann erwarb. Ich konnte mir das Räthselhafte dieses Vorfalls nicht erklären und verlangte von ihm Aufschluß. Vor mehreren Jahren, noch als junger Bursche, bekam er einen Tags den Befehl, an einem regnerischen Herbsttage den früheren Besitzer der Herrschaft, den Fürsten G., nach der Stadt zu fahren. Der Fürst fuhr in einem geschlossenen Wagen mit vier Pferden bespannt. Dieselbe Brücke war damals ganz unter Wasser und wie landesüblich ganz ohne Seitengeländer — das rechte Pferd gerieth in den Abgrund, warf und riß die Equipage mit in die Tiefe — kurz es wäre dem Fürsten schlimm ergangen, hätten nicht in der Nähe beschäftigte Bauern rasche Hülfe geleistet. Jeßim verlor dabei das Bewußtsein, bekam durch seinen nassen Rock Convulsionen und konnte erst spät zu sich gebracht werden. Seit der Zeit ergreift ihn jedesmal ein Beben, wenn ihn der Fahrweg über Wasser führt oder er gar die berüchtigte Brücke zu passiren hat."

Die Idiosynkrasie gegen kaltes Wasser hatte also einen äußerlichen Anlaß als erste Ursache. Der Biß des tollen Hundes und die Furcht vor dem Ausbruch der Wasserscheu gestalteten sich nur zufällig zu einem Ausbruch jener Idiosynkrasie, die das Weibdecken des Diakonen hervorgerufen hatte. In kurzer Zeit war die gefürchtete Hundswuth Jeßim's vorüber. Dr. M. S.

Anregungen.

Die Sixtinische Madonna.

Ueber die vor kurzem gestorbene englische Schriftstellerin Anna Jameson kann man sich im „Conversations-Lexikon" unterrichten. Man wird dort finden, daß die Verfasserin der „Frauencharaktere Shakspeare's" die Tochter eines Malers war und mit dem Zeichenstift selbst seine würdige Schülerin wurde.

Von einem ihrer hinterlassenen Werke kann in jenen Nachschlagebüchern noch nicht die Rede sein. Wir meinen „Legendary art", von dem uns der dritte Band über die Madonna vorliegt.

Anna Jameson weist in diesem Werke die kirchlichen Einflüsse auf die Kunstrichtungen nach. Sie erzählt uns, in welcher Weise das Hervortreten eines Dogma, epochemachend, in gewissen Zeiträumen auch auf die Werke der Künstler wirkte, etwa so, wie die Blumenwelt zu manchen Zeiten mit Abwechslung bald diese, bald jene ihrer duftenden Mitglieder in den Vordergrund stellte.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir in Einzelheiten, die uns in Anna Jameson's Buch überraschend berührten, besonders eingehen. Der erste Band enthält „Heilige und Märtyrer", der zweite „Geistliche Orden", der dritte „Die Madonna", der letzte, zu dem die Verfasserin nur Daten zurücklies und den, wie wir aus guter Quelle erfahren, Frau Gatlafe, die Verfasserin der „Baltischen Briefe" und Gattin des großen Sammlers und Kunstkenners Gatlafe in London, beendet soll, die auf Jesus bezüglichen Legenden.

Anna Jameson hat die Galerien in Rom, Florenz, Venedig, Wien, Berlin, Dresden und Paris besucht. Sie hat außerdem die Privatgalerien und Kirchen mit großem Fleiße durchforscht. Die Ergebnisse dieser jahrelangen Mühen dienen als Führer dem mit jenen Schätzen noch Unbekannten an sicherer Hand. Für alle, die das Glück hatten, selbst die Orte solcher Schätze zu bewundern, bietet die Verfasserin die angenehmsten Erinnerungen.

Von der Sixtina Raphael's sagt sie: „Hier steht sie, zugleich irdisch, zugleich göttlich, ein Inbegriff von Macht, Reinheit und Liebe, schwebend über den Wolken, jeder andern Stütze entbehrend. Sie steht aus dem Bilde, mit dem melancholischen, lieblichen Mund, den weit geöffneten dunkelblauen Sibyllenaugen, durch und durch das Weltall, bis an den

Ziel aller endlichen Dinge, traurig, als ihre sie schon mit prophetischem Geiste das Schwert, welches ihr Herz durch Den durchbohren sollte, der jetzt an ihrer Brust ein Asyl gefunden; und demnach erhoben und begeistert durch die Anbetung ertödter Generationen, die sie als die Gebenedeite begrüßen. Es war ihr mich kein Bild, sondern eine Offenbarung. Enthalten andere Darstellungen, z. B. Holbein's Madonna, den Ausdruck einer ihrer Eigenschaften, so findet man in der Sixtinischen Madonna alle vereinigt."

Walter Scott und Felix Oberty.

Das Leben des großen schottischen Dichters, der vorzugsweise das romantischlustige Deutschland so lange Jahre hindurch beglückte, hat nach Lockhart's Memoiren Felix Oberty geschildert. In seiner Vorrede spricht der Verfasser den Wunsch aus, durch das Lebensbild, das er in seinem Buche entrollt, die gegenwärtig von der französischen Literatur (!) verdrängten Romane Walter Scott's dem Leser wieder in Erinnerung zu bringen und die Theilnahme dafür bei dem nachblühenden Geschlechte zu wecken.

Man schreibt uns über das Oberty'sche Unternehmen aus Wien: „Ob Oberty seinen Zweck erreichen wird? Bis ich sein Buch, nachdem es schon einige Monate im Buchhandel war, in einer der besuchtesten Leihbibliotheken unserer kaiserlichen Residenz verlangte, wurde es mir ganz intact als ein echtes Virginia-Leihbibliothekenbuch überlassen. Es hatte bis dahin noch niemand nach dem Buche gefragt, obwol bereits eine nur lobende Kritik mit näherer Inhaltsangabe in Kolatschek's «Stimmen der Zeit» darüber erschienen war. Aber seine Absicht ist löblich. Hier einige Worte über Oberty. —— Auch Oberty, ohne Scott nachahmen zu wollen, ist von Scott's Alterthumsliebe beherrscht. Alten Möbeln, Gläsern, Pfeifenköpfen, Schnitzereien u. s. w. spürt der reiche Sonderling in ähnlicher Weise nach wie der schottische Dichter alten Waffen, Fahnen und Rüstungen. Anstatt wie dieser merkwürdige Hölzer und alte Balladen, sammelt Oberty veraltete Kupferstiche, und wenn er von John Leyden erzählt, daß dieser einem alten Weib zwölf deutsche Meilen nachgelaufen, einer alten Balladesorgen, in deren Besitz sich die Frau befand, so konnte ihn das nicht wunder nehmen in Erinnerung an seine eigenen Streifzüge nach alten Kupferstichen. Zu jener Zeit der Kupferstich-Leidenschaft hatte sich Oberty's Arbeitszimmer in eine Bade- und Trockenstube verwandelt, in welcher ein sehr entschiedener Ölgeruch verwaltete. Die alten Kupferstiche wurden von Oberty selber in Öhler gebadet und am Ofen getrocknet. Der Jüngling Oberty begann mit Dichtungen, wie sie jeder jugendliche Schwärmer liefert; der Dichter illustrirte später seine Gedichte und war unermüdlich im Zeichnen von Satyr- und Frauenköpfen, Lotosblumen und ähnlichem Ornamentikgerank. Den Zeichner wurde hiernach Plastiker und die Charaktergebilde wiederholten sich in Holz und Thon. Den Plastiker drängte es zur Oelmalerei und der Oelmaler, schon ein behaglicher Vierziger, wurde, wie sein „Walter Scott" beweist, nun wieder historischer Schriftsteller. Suchen wir die verwandten und die heterogenen Seiten von Oberty und Walter Scott auf, so finden wir, daß das ritterliche und heroische Moment, das in Scott's Leben vorwaltet, dem des breslauer Professors fehlt, daß dieser körperliche Anstrengung ebenso sehr scheut, wie er dem muthigen Reiter und Kletterer, dem Alpenwanderer, trotz seines lahmen Fußes, Bedürfniß war. Dagegen zeigt der gründliche Ueberzeug Scott's mit nicht weniger als 24 Wagen voll Schwertern, Schilden und Lanzen, Helmen, in denen Truthühner hecken und Küche mit Musketen bepackt, ein mikroskopisches Bild von den Uebersiedelungen Oberty's, der, unruhig von Residenz zu Residenz, von Bayern zu Bayern überschwebend, auch seinem innerlich drängenden Formgefühl Ausdruck gibt. Möge sein dem großen Romantiker dargebrachtes Huldigungsopfer im übrigen Deutschland mehr Anerkennung finden als bisher in Wien, wo leider Alexander Dumas, Arnbeau und die Kriminalgeschichten den Geschmack der Masse so beherrschen, daß eine Rückkehr auf den edeln, vom Verfasser mit so treuer Liebe geschilderten Walter Scott nicht zu erwarten steht."

Neue Romane und Novellen.

VI.

Natalie Rutenberg schlägt in ihren „Novellen" (2 Bde., Leipzig, H. Hübner, 1861) den hausmütterlichen und gemüthlichen Ton der früher so beliebten Dichter und Dichterinnen an. Statt Originalität und Erfindung trifft man ein gewisses nicht unangenehmes Sichgehenlassen, das zugleich die Anhänglichkeit und ein liebenswürdiges, jugendliches Mädchenherz bekundet.

„In Neapel" von Wilibald Alexis (Berlin, Otto Janke, 1861), ist leider nur ein kleiner Theil eines größern Romans, den zu vollenden gute Götter dem Dichter gönnen mögen. Die Darstellung leidet an einer gewissen Schwerfälligkeit, der Inhalt ist spannend, zuweilen lustspielartig, die Gespräche sind vom Hauch der Poesie, vom Scherz eines geistreichen Witzes belebt.

„Ein Wiener Bürger" (Wien, Wallishausser'sche Buchhandlung, 1861) ist eine von Johannes Nordmann spannend und interessant erzählte Episode aus dem Wien des 15. Jahrhunderts. Solche auf historische Wahrheit gestützte Darstellungen heißen wir willkommen, sie führen, angenehm belehrend, in die Vorzeit und das Leben des Mittelalters ein.

„Drei Pfade" von Herbert Grey (Berlin, Otto Janke, 1861) gehören dem Englischen an und erinnern oft an die Unterhaltungen der Serapionsbrüder Hoffmann's. Formlose, doch gehaltvolle Betrachtungen und Wechselreden „über alles und nichts", die eine nachlässige Handlung in losen Zusammenhang erhält. Die Uebersetzung ist trefflich.

„Literaturgeschichten der Gegenwart."

Das vor Jahren produciren und kritisch so rührige poetische Schwaben ist schon seit lange mehr, als man wünschen möchte, verstummt. Einige seiner besten Namen deckt die kühle Erde, andere haben sich wissenschaftlichen Gebieten zugewandt, wieder andere, die ein mächtiges Bedürfniß noch mehr als gewöhnlicher Anerkennung nicht unterdrücken können, wissen selbst für ihre Unfruchtbarkeit, doch den von einer Heimat, die eine etwas behäbige Weltentsagung teinet sich hier und da wol auch etwas übertreibenden Apartheit zum Stammcharakter zu gehören scheint.

Um so überraschender war es deshalb, die neuliche gedankenlose Auslassung eines schwäbischen Kritikers gegen die „Ungerechtigkeit norddeutscher Urtheile über Schwäbische Dichter" in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" zu lesen. Ohne Widerrede sagt der ungenannte, sicher selbst den Kreisen der Lyrik angehörende Apologet manches sehr wahre und treffende Wort. Nur möchte man entgegnen: Gibt es größere Parteilichkeit, als gerade Deutschlands Süden gegen den Norden übt? Hat München nicht einen Literaturkreis ganz für sich allein? Und muß man nicht von Stuttgart bekennen, daß H. von Hetta in seinen mehreren Organen nur noch die Bücher seines eigenen Verlags zu bemerken scheint?

Und zuletzt möchte man dann auch fragen: Soll man denn in der That auf die Urtheile aller dieser wie Pilze aufschießenden „Literaturgeschichten der neuesten Zeit" oder der „Gegenwart" so viel Werth legen?

Der eine Theil dieser Geschichtschreiber geht von jenen Heroen der formellen Theorie aus, der unsere bereits lange bewunderte klassische Zeit erzeugt hat. Die Maßstäbe, die auf Schiller und Goethe passen, sollen immer noch an die unter anderen Bedingungen hervorgerufenen Leistungen der Gegenwart gelegt werden. Vorzugsweise findet sich diese Einseitigkeit bei gelehrten Buch- und Schulmännern, die selten über ihr theoretisches Lesen hinauskommen. Kann man bei den Philologen nicht schon von einem förmlichen Goethe- und Shakespeare-Dogt sprechen?

Ein in der That allerdings mit einem solchen Schulzopf behafteter ist jener schon vor zwanzig Jahren vom Herausgeber dieser Blätter als eine der literarischen Don-Quixoten geschilderte Johannes Minckwitz in Leipzig. Bücher über Versmaaß, Hexameter und der Phantasie, die allen zu sagen haben, sind bei diesem Schriftsteller mit Gründlichkeit und Talentlosigkeit, vorzugsweise mit den Vorurtheilen der alten Metrik ausgestattet. Wer nicht in irgendeiner Verlegenheit zu Platen, dem fabrikmäßigen und deshalb zur Korrektur ungeeignetsten aller Dichter, steht, es scheint dem zuweilen selbst auf Versuchen ästhetischer oder sapphischer Schlußstrophen gebrauchten und überhaupt mit Vorliebe magisterhaften Leipziger Sänger unbedeutend. Wir kennen seinen „Neudeutschen Parnaß" nicht, ein Buch, wo fast alle Namen der Gegenwart wie Schulknaben herunterrasseln sein sollen, sehen aber noch öfters, was davon hier und da zu lesen war, mit unserer alten Schätzung des bekannten Platen-Narren behaftet. Wer sich seit zwanzig Jahren mit deutscher Literatur beschäftigt, kann nicht an Minckwitz und seine unausgesetzten Geschäftsreisen denken, ohne versucht zu sein, das Wort „Parasit" von dem in Paris beim Reichstag gekrönten Parade-Schüler herzuleiten.

Andere dieser Literaturhistoriker haben sich über die Entwickelungen der neueren Zeit ein culturhistorisches Schema gemacht. Einige unter ihnen wollen die deutsche Literatur in ihren unbekümmerten Konzessionen und Rückschritten z. B. durch das Christenthum begrenzen. Andere haben den gesunden Menschenverstand und die reale Wirklichkeit zum Regulator erhoben. In allen diesen Schulen sind die Ausdrücke „deutsch" und „undeutsch", „christlich" und „materialistisch", „heuristisch" und „französirend", „gesund" und „krank", „natürlich" und „raffinirt" wohlfeil wie die Brombeeren. Man sehe Goethe's „Epigramme" und werde an bessere Quelle hiezu, und von solchen Kategorien innerhalb der subjectiven aller Geistesthätigkeiten, der Dichtkunst, zu haben ist.

Die ungeheuerlichsten Irrthümer auf dem Gebiete der „Literaturgeschichte der Gegenwart" sind denn auch die, die im Detail selbst eine hohe Meisterschaft aufweisen. Diese werden immer dafür sorgen, daß die Theorie und die für verherrlichenden praktischen Beispiele auf den Urtheiler selbst passen. Macht der Literaturhistoriker Verse, so gleicht sich ihm die neueste Literatur in den 1001 Variationen des Tages. Schreibt er Dramen, so strebt er sich das ganze Gebiet der Literatur, um Platz für seine Stücke zu behalten. Hat ihm die Muse in der Novelle gelächelt, so ist die Novelle die Kunstform des Tages und seine eigene Weise, sie zu behandeln, diejenige, der zu Liebe alles Uebrige umgestaltet werden muß. Hat der Autor eine gewisse Naturlichkeit, oft als Ersatz für ihm fehlende Künstlerschaft, verstand er eine Weile, Reminiscenzen des Lebens oder Jugendeindrücke mit monotoner Natürlichkeit vom Leben nachzuplaudern, so wird ihm alles auf diese natürliche, gemüthlich naturwüchsig genannte Plauderei ankommen. Schuf er grausige Ungeheuerlichkeiten, die niemand lesen mochte, so wird ihm alles Ungeheure vom größten Werthe sein — „Titanen" und den „Genius" wird er immer da wittern, wo ein Drama nur Einmal gegähnt oder von den Bänken nicht angenommen wurde. Wir kennen die Grundsätze der eigenen Thätigkeit und der eigenen Interessen auf die schwindsüchtige Objectivität der Urtheile nachzuweisen bis zu den plumpsten und anonymsten Motiven. Ganz räthselhaft dann, was Arbeiten, Scherr und Hegel im Gemüth eines solchen Literaturhistorikers allen bewirken sollen. Nie war der Schwindel verbreiteter, als wenn es dann einem Urtheil zu verdanken gilt, ein Vermögen als zufällig, eine große, edle Hingebung an die Sache als reine Spekulation darzustellen. Was irgend dem Vorher-

Ref. Leis.

Ja, es währte lange —

Heinrich

(schwindelnd).

Lange? (Sich sammelnd und freudiger) Dann wußte sie aber, daß Du mein einziger, theuerster Freund auf der Welt bist, daß mich nichts glücklicher machen würde, als meine Schuld, da ich es selbst nicht durfte, von Dir abgetragen, meine verscherzte Jugendliebe an Deiner Hand durchs Leben wallen zu sehen — sieh', Herrmann, ich weiß nicht, es wird nun vollends so klar um mich, es fallen mir Nebel von den Augen, ich finde mich zurecht, ich sehe Licht, Herrmann, mein theuerster Freund — (Ihm in die Arme stürzend) Ich werde genesen.

Ref. Leis.

Freilich, so ein schwärmerischer Liebhaber, wie Du, bin ich nicht.

Heinrich.

Herrmann, Ihre Vergangenheit wirst Du ehren?

Ref. Leis.

Wie meine eigne! Hab' ich doch, ohne Marien damals zu sehen, alle Freuden und Leiden Deiner ersten Liebe durchgekostet und mitempfunden, von Deiner eignen Jünglingszeit bin ich die eine Hälfte, wir rangen nach

eine Verwandtschaft mit gewöhnlichem Heu, dem Genie Degradation zu einem Talent geben kann, einen Erfolg auf Rechnung des Zufalls setzt, eine allumfassende, unzerstörbare Geisteskraft hinstellt als die dickhäutigste Zähigkeit von der Welt, alles das wird der geistreichste Gründlichkeit, der des Hasses und des Neides, als literarhistorisches Merkmal mit einer bewundernswürdigen Quasi Objectivität aufzuheften nicht müde werden.

Der „Central Anzeiger" hob kürzlich hervor, daß die Thatsache auffallend wäre, wie „Litteraturgeschichten der neuesten Zeit" so rasch verkauft würden. Der Hauptgrund dürfte wol auch dem Publikum eine stillvergnügte Freude am — Skandal sein. Rudolf Gottschall gibt seine in jeder Beziehung eine Ausnahme von obigen Mißverhältnissen machende Litteraturgeschichte, über die wir „Unterhaltungen", N. F., Bd. I, S. 175 fg., berichteten, jetzt in zweiter Auflage. Wir empfehlen sie der allgemeinsten Beachtung.

Unsere Zeit.

Einem Freunde

Von Albert Emsenburg.

Es schreitet über Meer und Lande
Ein Hauch der Freiheit durch die Welt,
Vor dem der Knechtschaft dumpfe Schande
Und der Tyrannen Macht zerfällt.
Du kannst ihn athmen, kannst ihn fühlen
In seiner Reinheit, seiner Kraft,
Und seine Flügelschläge kühlen
Der Sehnsucht heiße Leidenschaft.

Der Sehnsucht — die der edlen Jugend,
Dem heiligsten Gefühl entflammt,
Und mit gebieterischer Mahnung
In allen edlen Seelen stammt
Daß die Verheißung sich erfülle,
Daß alle Menschen frei und gleich,
Und daß hienieden schon enthülle
Sich das versprochne Himmelreich!

„Zwar besser", sagst du, „ist's geworden,
Allein zum Guten fehlt noch viel.
Noch treibt im Süden und im Norden
Die Tyrannei das alte Spiel.
Noch lauert sie, die listige Schlange,
Die sich am Mark der Völker legt
Und mit berauschend wildem Sange
Die Opfer — aufeinander hetzt.

„Noch bringt das Beil von Millionen
Die Herrschsucht ihrem Götzen dar.
Noch schänden feindliche Dämonen
Der Liebe heiligen Altar.
Noch höhnt der Reiche frech den Armen,
Im Jammers grellem Mute taub.
Noch trotzt das Christenthum Erbarmen
Und schützt und rächet — Menschenraub!

„Ist's nicht genug, daß und Verderben
Mit tausend Armen ringt umstrickt?
Daß Gift und Pest sich fortererben?
Daß und der Wüste Glut erdrückt?
Daß der Vulkan sein Feuer sendet,
Der wilde Strom die Dämme beißt?
Schont auch, vom Höllengeist entblendet,
Der Mensch sich selbst im Menschen nicht?

„Wann wird in blutgetränktem Grunde
Der Freiheit schöner Baum erblühn
Und auf dem weiten Erdenrunde
Ein einzig Volk von Brüdern sehn?
Wann wird der Himmel nicht mehr trauben
Von blut'ger Flammen Widerschein?
Und wann der selbstgeschaffnen Qualen,
Des Bruderhasses Ende sein?" — —

Doch Mann — wer kann es offenbaren?
Wer löst der Zukunft Räthsel auf?
Die Hoffnung nur laß uns bewahren
Wie steht die Welt in ihrem Lauf!
Denn die Geschichte schreitet weiter
Und größer tritt der Mensch hervor
Und schwingt auf ew'ger Himmelsleiter
Zum Thron der Gottheit sich empor.

Wir leben, Freund, in einer schönen,
In einer thatenvollen Zeit!
Was Ahnen traut als Traum verhöhnen,
Ist oft schon morgen Wirklichkeit.
Nie war noch dem Zenith des Lebens
Der Stern des Ideals so nah!
Nie die Verheißung jedes Strebens
So reich, so unerwartet da!

Nur müssen wir noch Schlachten schlagen
Mit manchem Feind in eig'ner Brust,
Der einen Selbstsucht ganz entsagen
Und jeder kleinen Erdenlust.
Es gilt kein Theilen, gilt kein Wählen,
Die volle That nur führt zum Ziel;
Und jede Sehne muß sich stählen
Zu diesem ernsten Kampfesspiel!

Das ist's, was in den großen Massen
So langsam zum Verständniß reift,
Daß auch die Völkerherzen rasen
Wie stark sie ineinander greift!
Wir, schmachtend unter gleichen Ketten,
Nach gleicher Freiheit jetzo ringt;
Und wie sich alle nur erretten,
Wenn jeder sich zum Opfer bringt!

Schon regen sich die Geister freier,
Schon wächst der Eingeweihten Zahl
Und reicht sich zur Verbrüderungsfeier
Die Hände über Berg und Thal.
Schon liegen Keime ringsverborgen,
Von seinem Sphärenzug entdeckt,
Die einst, am Weltenfrühlingsmorgen,
Der Menschheit Heimat erweckt!

Neues aus der Welt.

Inhalt: Meine Audienz beim Papst. Von Friedrich Bremer. — Die [illegible]. — Die Deutschen [illegible]. — „Deutsche Revue". — Briefwechsel.

Meine Audienz beim Papst.

Von Friedrich Bremer.

— Schon vor einigen Wochen rühmten mir ein mannichfach anregendes Buch. Die in anmuthig und leicht geschriebenen Bändchen erscheinenden Reiseskizzen einer Schriftstellerin, die bei Lebzeiten als Dichterin über rein politische und soziale Fragen noch nicht allgemein bekannt sein dürfte, erregte das allgemeinste Interesse.

Von Fredrika Bremer's „Leben in der Alten Welt" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861) sind bis jetzt drei Theile erschienen. Aus dem unter der Presse befindlichen vierten geben wir folgende Mittheilung.

Ich bat um eine Audienz bei Pio Nono durch meinen gütigen, treu wohlwollenden und artigen skandinavischen Gesandten, den Kavalier Brandis. Ein paar Tage darnach empfing ich höflichst am Morgen die Aufforderung, mich an bestimmtem Tage im Vatican einzufinden. In dem gedruckten Briefe, in welchem mir diese Mittheilung gemacht wurde, war auch zugleich vorgeschrieben, wie ich gekleidet sein sollte: im schwarzseidenen Kleide und im Schleier.

Schlag 1 Uhr am Vormittag des verflossenen Samstag befand ich mich in den Räumen des Vatican, in die ich von einem ungeheuren Pagen in rothscharlachenem Anzuge eingeführt wurde. In einem großen Zimmer, das mit seinen großen Ausmaßen beinahe prächtig war, saßen mehrere Kammerherren und einige Herren. Auch sie hatten sich zu einer Audienz anmelden lassen. Der Papst gibt Sonntags besondere Audienzen für Frauen, zu denen freilich auch die Ehegatten oder Söhne mitkommen dürfen. Wir mußten ungefähr eine Stunde. Ich betrachtete die englischen, die beiden großen Gemälde, welche den ganzen Wände des Zimmers einnehmen, die neuen mittelmäßigen Darstellungen von Pius IX. Erscheinung (unbefleckte Empfängniß) und seiner feierlichen Verkündigung dieses Dogmas in der St. Petrskirche.

Die im Zimmer wartenden Personen wurden in der Ordnung, in welcher sie sich eingefunden hatten, vor den Papst hineingerufen. Sie gingen in Gruppen von zwei oder drei Personen. Ich wurde allein hineingerufen, wie ich allein gekommen war.

Bei meinem Eintritt in das Zimmer des Papstes sah ich noch einige Zeit in einen dichten Schleier treten, in welchem sich zwei Gestalten sehr steif und feierlich bewegten. Der Schleier war schwarz, schwer, dunkel und sehr lange Zeit mit sehr weißem Rüschchen unter dem priesterlichen Arme und der Kapuze — St. de Mercy*) — sprach von seinem Schreiben, von denen er gewiß nicht weniger kannte als einer Anderen derselben, die es seiner Tage in der französischen Zeitschrift „La Correspondance" gedruckt haben soll. Er antwortete, daß ich Katholikin sei. Ich antwortete: „Ja! Dann müssen Sie es beweisen." Er meinte, ich müsse beweisen. Ich sagte, daß ich nicht auf solchem Wege gehen könne. Wenn Jemand mich für [illegible] — Hier wurden beiderseits Verbeugungen gemacht, bis man mich zu dem Papst hinausgeführt. Ich ging hinein, begleitet von dem Herrn de Mercy, der an der Thür die Meine hinein und mich dann mit Sr. Heiligkeit allein ließ.

In der Mitte eines ziemlichen, hellen, äußerst einfach möblirten Zimmers stand ein kleiner Schreibtisch und ein Mann von voller, aber schöner Gestalt in einem langen weißen Talare, einem rothen Gürtel und mit der Kalotte. Ich erinnerte mich nur an den Thür, verneigte mich noch einmal in der Mitte des Zimmers, während ich dem Blick des Papstes, ihn näher zu sehen, begegnete, und verneigte mich zum dritten mal, als ich nicht in seiner Nähe war und auf deutlichen seinem Aufforderung stand, auf welchem er selbst sich befand und auf den mich der freundliche Blick einzuladen hatte. Als Pio Nono mich nun vor dem Papst hinging, geschah nämlich bei Eintreten oder Verlassen jene Verbeugung.

Die Porträts, welche man von dem Papst hat, sind sämmtlich im allgemeinen ähnlich, aber sie sind voller, runder und gesammelter. Weder der Blick in seinem Antlitz weniger Gemüthlichkeit und bekundet mehr eigenen Willen und Charakter als seine Porträts. Der Blick seiner blauen Augen ist lebhaft, aber ohne Unruhe und entbehrt die Klarheit und Ruhe der Haut heraus auf die Seele übergehen, auf seinen Appetit und auf eine gute Küche.

Der Papst hatte auf sein Schreibtisch Papier, das er in der Hand hielt, sowie nach meinem Eintreten und meinem Wohnort und Stand dann hinzu:

„Sie haben etwas geschrieben?"

„Ja, Ew. Heiligkeit, Familienromane, eigentlich Schilderungen des Lebens, aber in Romanform."

„Aber Sie sind Katholikin?"

„Nein, Ew. Heiligkeit, vorläufig nicht [illegible] Katholik."

---

*) Der [illegible] ist mir [illegible] in der Erinnerung geblieben, [illegible] Kammerherr gewesen, [illegible] Ehrenbezeugungen [illegible] und eine [illegible] Hofmarschall war; ein Belgier.

D. Herr.

„Dann müssen Sie es werden. Es gibt keine Vollendung und keine Gewissheit, außer in der katholischen Kirche."

„Erlauben Ew. Heiligkeit mir eine Frage?"

„Ja wohl! Sprechen Sie!"

„Ich liebe von ganzem Herzen unsern Herrn und Meister Jesus Christus. Ich glaube an seine Göttlichkeit und an seine erlösende Wirksamkeit für mich und für die ganze Welt; ich will ihm allein dienen und gehorchen. Wollen Ew. Heiligkeit mich nicht als eine Christin anerkennen?"

„Als eine Christin? Ganz gewiß! Aber —"

„Und als Mitglied der Kirche Christi?"

„Ja — o, in einem gewissen Sinne, aber — — aber man muß dann alles, was diese Kirche sagt und darbietet, als wahr anerkennen. Sie dürfen jedoch nicht glauben, daß der Papst alle in die Hölle schickt, welche die Unfehlbarkeit der katholischen Kirche nicht anerkennen. Nein, ich glaube, daß viele Menschen anderer Confessionen dadurch erlöst werden können, daß sie der Wahrheit nach leben, die sie erkannt haben; das glaube ich zuversichtlich."

„Es freut mich unaussprechlich, dies von Ew. Heiligkeit zu hören; denn ich habe die Hoffnung zu hegen gewagt, in Bezug auf diese Fragen in Ew. Heiligkeit einen gerechteren Richter zu finden als in vielen andern Katholiken, die mir geradezu sagen: ‚Sie sind keine Christin; Sie können nicht selig werden, wenn Sie nicht in allen Stücken glauben wie wir und unsere Kirche.'"

„Darin haben sie unrecht. Aber sehen Sie, meine Tochter, man muß sich über seinen christlichen Glauben Rechenschaft geben; man darf nicht so im allgemeinen glauben, sondern man muß an die besondern einzelnen Theile einer Lehre glauben. Es ist schon etwas, an die zweite Person der Gottheit und an deren Incarnation zu glauben; aber man muß auch an die Stiftung glauben, die er auf Erden gegründet hat, sonst glaubt man im Grunde nicht an ihn. Und darum muß man an den Papst glauben. Der Papst ist der Stellvertreter Christi auf Erden. In Schweden glaubt man nicht an Christus und an seine Kirche. In Schweden ist man äußerst intolerant gegen Andersdenkende. Zweimal hat der König vor Religionsfreiheit einführen wollen, aber — man will sie dort durchaus nicht haben!"

„Das weiß ich, Ew. Heiligkeit. Aber Schweden hat in früherer Zeit von den Katholiken im Lande viel zu leiden gehabt und infolge dessen gelten die alten Gesetze noch heute. Aber nicht lange mehr, wie ich hoffe. Meine Landsleute werden Vertrauen zu der Macht der Wahrheit und des Christenthums fassen."

„Ihre regierende Königin ist Katholikin?"

„Ja, Ew. Heiligkeit und dazu die edelste Frau, ein Muster für ihr gesammtes Geschlecht, eine Zierde ihres Thrones!"

„Alle christlichen Länder und Völker müssen an den Papst glauben und ihm gehorchen. Daß sie dies nicht thun, rührt lediglich von Hochmuth und weltlichem Sinn her. Daher sind die Staatskirchen entstanden. Der Kaiser von Rußland will nichts von dem Papst wissen, weil er selbst Papst sein will. Die Königin Victoria will den Papst nicht anerkennen, weil sie selbst Papstin (papessa) sein will. Und so ist es in allen Ländern mit der Staatskirche. An den Papst als das Haupt der christlichen Kirche zu glauben, ist das einzige Vernünftige und Consequente, das Einzige, was zur Einheit und Vollkommenheit führt. Die Kirche ist eine geglichene Organisation, eine Repräsentativmonarchie mit ihrem Oberhaupt, ein geistlicher Staat. Und wenn man in einem Staat dem Oberhaupt desselben nicht gehorchen will, so kann darin weder Klarheit noch Ordnung herrschen, es muß alles darin Confusion werden."

„Wir glauben an Jesus Christus und erkennen ihn allein als Oberhaupt der christlichen Kirche an."

„Aber Jesus Christus ist im Himmel und muß einen Stellvertreter auf der Erde haben; und einen solchen hat er eingesetzt, und zwar zuerst in dem Apostel Petrus mit den Worten — — Sie verstehen Lateinisch, nicht wahr?"

„Pauschalissimo, Ew. Heiligkeit. Ich habe kürzlich angefangen, es zu lernen."

„Nun wohl, dann müssen Sie die Worte verstehen: ‚Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam, et portae inferi non praevalebunt adversus eam. Et tibi dabo claves caelorum.' (‚Du bist Petrus, und auf diesen Stein will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen nichts gegen dieselbe vermögen. Und dir will ich die Schlüssel des Himmels übergeben.') Diese Würde und Macht ging von Petrus auf jeden ihm nachfolgenden Papst über; und das ist geschehen von den allerersten Zeiten der Kirche an bis auf den Heutigen, der jetzt hier vor Ihnen steht. Das ist der Glaube und die Lehre der Kirche."

„In unserer Kirche deuten wir diese Worte des Erlösers anders. Wir nehmen an, daß er mit Petrus den felsenfesten Mann und mit dem Bekenntniß, welches Petrus in den Worten aussprach: ‚Du bist Christus, der lebendige Sohn Gottes!' den Felsen meinte, auf welchem Christus seine Kirche bauen wird, die auch die Pforten der Hölle nicht werden überwältigen können. Wir glauben, daß Christus allen seinen Aposteln ebensowohl wie dem Petrus die Schlüssel des Himmels mit der Gewalt zu binden und zu lösen übergeben hat, und daß jeder aufrichtige Christ, möge er nun der Papst in Rom oder ein armer Fischer an unsern Küsten sein, seinen Theil an dieser Heilerkirche und an deren Rechten hat."

„Aber Sie haben keine Beichte und keine Absolution; Sie glauben nicht an die Messe, nicht an die sieben Sacramente, nicht an die Gerichte und Bußungen, welche die Kirche Christi bestimmt hat. Wer an eins davon glaubt, muß an alles glauben. Es gibt blos einen Gott im Himmel und blos eine Kirche auf Erden, in welcher er lebt durch seinen Stellver-

tiefer und durch die Ordnung, die er schaffen hat. Das müssen Sie einsehen und, um eine vollständige Christin zu werden, die nächsten Schritte auch vollständig thun — ein offenes Bekenntnis davon ablegen."

„Die Liebe zu Christus und das Leben nach seinem Gebeten ist, nach unserem Glaubensbekenntnis, das Wesentliche für den Christen."

„Nun wohl, ich will Ihnen gerade sagen. Bitte Sie, beten Sie um Erleuchtung zu dem Herrn, um die Gnade, die Wahrheit zu erkennen; denn sie ist das einzige Mittel, zu ihr zu gelangen. Raisonnieren helfen nichts dazu. In diesen Dingen Hochmuth und Eigenliebe. Man macht dabei gern Pläne mit seinen Kenntnissen und mit seinem Scharfsinn, und doch bleibt schließlich jeder bei seiner Ansicht. Das Gebet allein gibt Licht und Kraft zur Erkennung der Wahrheit und der Gnade. Beten Sie an jedem Tage, an jedem Abend, beten Sie zur Nacht ordentlich, und ich hoffe, dann wird Ihnen Gnade und Erleuchtung zu Theil werden. Denn Gott will, daß wir uns bewährigen sollen, und den Bewährigen gibt er seine Gnade. Und nun — Gott segne und behüte Sie für Zeit und Ewigkeit!"

Die Erzählerin geht sodann auf die Aufforderung Sr. Heiligkeit zum Gebet. Als sie nach dem französisch gehaltenen Gespräch gegangen war, trennte sich Herr von Merode nach.

„Sie haben lange mit dem Papst gesprochen" redete er mich an.

„Sr. Heiligkeit haben die Güte gehabt, meine Fragen zu beantworten —"

„Sie bleiben also in Rom? Sie müssen für immer hier bleiben. Sie müssen sich bekehren und Katholikin werden; das kann gar nicht anders sein. Eine Persönlichkeit wie Sie darf nicht als Negerin leben."

„Aber ich bin keine Negerin, ich bin eine katholische Christin."

„Aber keine römisch-katholische."

„Nein, ich halte mich so für eine bessere Katholikin als anderen. Ich erkenne jeden als Christen an, der Christi Namen hat, und trage dann nicht, ob er Katholik oder Protestant heißt. Ich erkenne als Nachfolger Christi, der sich durch im Leben Nachfolge zeigt. St. Vincenz de Paul, Santa Theresa, Katharina von Siena, den Papst selbst, ehrte gut wie die Männer und Frauen, welche eine Zierde der protestantischen Kirche sind; — ich sehe in ihnen allen Glieder der einen, großen, allgemeinen Kirche, der auch ich durch die Gnade Gottes angehöre. Sie sehen also, Monsignore, daß ich katholischer bin als Sie!"

Auf diese Worte, die ich lebenden aber sichtlich erbeben ließen unter der Thür aufgrund, schien Monsignore nicht recht zu wissen, was er antworten sollte, er sah aber sehr warm zufrieden aus und verneigte endlich

„Ich sehe, daß Sie vermöge auf guten Wege sind, Katholikin zu werden. Ich hoffe, Sie werden es immer mehr und immer wahrhaftiger werden!"

„Das hoffe ich auch."

„Aber! Gewiß!"

„Ja wohl! Aber wir dürfen mit der Gnade nicht schärfen wollen. Der Papst ist weniger erfüllt der wahren Kirche als die übrigen Katholiken."

„Wie? — Wie übrigen Katholiken? — Und in Schweden? — Wie überall ist man treu dort? — Dort ist man erst recht eifrig, erst recht intolerant."

„Man würde hart und liberale sein, Monsignore, wenn die Katholiken weniger eifrig wären."

„Ich hoffe, daß Schweden noch einmal eifrig im katholischen Sinne werden wird."

„Das hoffe ich — — nicht!" — stammelte ich schwer, indem ich ihr ansah, um mich zu vergewissern.

„Kann ich Ihnen vielleicht sonst irgendwie dienen?" fragte mich da der artige Kardinal. „Darf ich Ihnen vielleicht einige Gemälde von Overbeck über Gegenstände für die Christ-Kirche zeigen?"

Darauf führte mich dieser weltmännische Mann-Agnes in einen Vorsaal, in welchem ich viele Bilder malen. Er wurde gleich ihr bald wieder zu dem Papst hineingerufen, um drei Damen mit einer ganzen Zahl von Reisekoffern, Kisten und kleinen Handgepäckstücken, die vom Papst geschickt worden sollten, bei demselben einzuführen.

Die Leibeigenen Rußlands.

Ueber das Jahresverhältnis der russischen Leibeigenen bringt der „Nord" Nr. 62 vom 3. März d. J. folgende Daten:

„Ueber die Leibeigenen kann ich Ihnen einige interessante Zahlen aus einem russischen Blatte [illegible]. Die Leibeigenen in Rußland nach der letzten Zählung [illegible]. Das Blatt rühmt von der [illegible] Thätigkeit des [illegible] Comités zur [illegible], Präsidenten des Staatlichen Gerichtshofes beim Ministerium des Innern, bei. Die Namen und die Stellung des Autors bürgen für die Richtigkeit der Angaben.

„In den Jahren 1858—59 betrug die Gesammtzahl der Leibeigenen auf 23,077,631 Seelen männlichen Geschlechts und 22,242,913 Seelen weiblichen Geschlechts und 11,827,714 Seelen männlichen Geschlechts angeführt. Unter diesen sind 24,150,225, welche zur Abgabe von ihrer Herrschaft Boden besitzen; 7,167,114 besitzen ihn in der herrschaftlichen Gärten in verschiedenen Bedingungen unter dem allgemeinen Titel Gesindel (Dvorowi). Der Rest besteht [illegible].

„In den Gouvernements Kiew und Podolien zählt man deren 80 Millionen; man schätzt sie aber noch auf eine Million. In Gouvernements Tula, Kaluga, Smolensk, Tambow und Orel von 1[illegible]—1[illegible], in 18 andern Gouvernements von 1[illegible]—[illegible], in 24 von [illegible]—[illegible], in sechs von [illegible]—[illegible], endlich in den Nördlichen Provinzen weniger als [illegible].

„Die Gesammtzahl der Grundbesitzer, welche Leibeigene haben, ist 103194. Davon besitzen 3850 unter ihnen jeder mehr als 500 Seelen = 4,671624; 20165 unter ihnen jeder von 100—500 Seelen = 3,974629; 79174 unter ihnen jeder weniger als 100 Seelen = 2,027560; 42978 unter ihnen jeder weniger als 20 Seelen = 339586.

„Im Jahre 1859 gab es 44,106 Güter, welche in der Bank verpfändet waren mit 7,107184 Seelen*) für die Summe von 425,502061 Silberrubeln."

Der „Nord", bekanntlich vom russischen Gouvernement abhängig, schließt seine Angaben mit dem Wort: „Wie wird Rußland glücklich sein, wenn alle diese Zahlen nur noch eine historische Bedeutung haben werden!"

Die Deutschen in Brasilien.

* Der frühere Generalconsul Sr. brasilischen Majestät, Dr. Sturz in Berlin, sucht fort, in schwungvollen Artikeln die Deutschen zur neuen Auswanderung nach Brasilien zu motiviren. Die Deutschen wurden durch Verfolgungen angeblich, von denen Gott weiß, wo? Hier die Köpfe der Uebertreiber, die nun den Weißen Brasiliens erwachsen würden, nähmen die bekannten Texte über Unterdrückungsfälle jahrelang schwere Pflaumenarbeit verrichten. Daß Brasilien wieder mit einer Verfassung, die Recht und Ruh gewährleistet, ihre Klassen machen es möglich, keine Unglücklichen mehr schaffen zu brauchen. Hätten alle das bei Negern und schwarzen Rasse in Verbindung mit Peru. Alle Verfassungen über Gesetzgebung der Armut, Universität, ärztliche Pflege, freie Religionsübung waren Lockungen. Brasilien wäre ein Paradies der Verwilderung, absoluter Rechtlosigkeit und einer wahrhaft mittelalterlich fabulösen Intoleranz.

Nicht minder auch diese spanischsprachige Polemik von Hrn. Sturz die Preßfreiheit an, nach vollzogenem Bruch seiner früheren Verhältnisse in Brasilien ein „Ich hätte es nicht besser" mit jener Genugthuung beschäftigen, die nur ist gegen die Rache einer schwerbeleidigten Person fühlen kann, so haben doch Seine Majestäten nicht verzeiht. Der schwarze Rachen von Talent hat in Brasilien die glänzende Laufbahn gegangen vom Kind der gut Bedienstenzeit nach Brasilien übersiedelte „weißen Affaire" gemacht und hat ähnliche Schicksalsmassen über die englische Lage machen brasilianischen Blätter verschwiegen. Sr. Sturz wurde als der Mörder der Ordnung der Verfassung des legalen brasilianischen Gesandten in Berlin, Marquis d'Abrantes, und einer gewissen Dr. Schmidt. Daher sein „12 Jahre Brasilien brasilianischen Zuständen und Ereignissen" erklärt man auch den Herausgeber der radikalsten „Nationalzeitung", Arndt, neben Zusammenarbeitung mit Sturz, die mehr Interesse für alles gut genug halten, auch für einen Artikel bei im Abendblatt begleitenden Schmutz, radikalst mit Recht ist in Rücksicht auf einen so deutschen Gesandtschaftsattaché in brasilianischen Familienkreisen.

*) Der Rentenfuß „Seele" wird bekanntlich nur für einen männlichen Leibeigenen gebraucht, weiblich auch der Name bei St. Petersburg in gewöhnlichen Briefe: „Mein eine Seele", oder ganz respektvoll: „D. Her

„Deutsche Revue".

* Es bekommt uns unmöglich unser deutsches Geistesleben [illegible] in täglichen Berichterstattungen und Besprechungen unserer Bücher und Romane [illegible], so auffallend ist doch der Mangel einer entsprechenden Übersicht derselben. Unsere Zeitungen, oft so gediegen und reichhaltigen, bringen meist nur durch Zufall Kunden von dem, was [illegible] uns an bedeutig unsere verschiedenen großen Geistesthätigkeiten geboten. Gibt eine fremde Zeitschrift, die in Paris erscheinende „Revue germanique", ein gemeinsames aus in ihren Übersichten, was in gleichzeitiger Verbindung auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und Kunst bei uns geleistet wird. Neben derselben ein verschwindender Maßstab an Vollständigkeit, an gemeinschaftlicher Arbeit, an gemeinschaftlichen Gesammtverhältnissen in unseren literarischen Mitte Zeitschrift ignorirt die anderen. Das schwerwiegende Urtheil z. B. über ein neues Buch kann in einem gelesenen Journal gefällt sein; ein Lager in „Deutsche Revue" gestellten wird es ignoriren und lieberlassen ein Urtheil bekannt, das nicht im wissenschaftlichen Bedürfnisse mit dem Verlust des Publikums rechnet. Schwerfällig, ja [illegible], wie jener wichtigen Verhältnisse sich somit in einer [illegible] Zeitschrift spiegeln, hatte man glauben, es gerade der Deutschen in Wissenschaft, einer ihrer Literatur sich in dem [illegible] Organ anzuerkennen. Es verdient also, daß die „Revue germanique" in ganz Deutschland von 14 Correspondenten obliegt.

Briefwechsel.

[illegible]

— Herrn C. S. in Berlin. Besuchen Sie zu Gelegenheit jener [illegible] Stücke. Diese sind Fabrikmarke für die Lederne gut. Ihre Gesichtsfarbe und [illegible] Sie [illegible] Sie [illegible] Sie

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 12. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Schuldig oder Nichtschuldig? Von Maria von Lisakowska. — Französische Nationalbibliothek. VI. — Erinnerungen und Reflexionen eines Polyhistors. I. — Die Verlorenen. — Kunst und Leben. — Neue Bücher.

Neues aus der Welt.

Schuldig oder Nichtschuldig?

Von Maria von Lisakowska.

Alle Reisende, die auf der Zweigbahn von B. kamen und nach P. wollten, mußten in R. einige Zeit auf den Zug warten.

Heute hatte sich deshalb außerordentlich viel Publikum und in der Nacht auf Veranlassung dessen zu müssen ist nichts Ungewöhnliches. Die Inhaber eines Gasthofes, Namens Hansel mit Namen, hatten sich schon miteinander auf der Straße bis R. so angestrengt und geschäftlich unterhalten, daß sie sich beiderseitig vorgenommen hatten, das Zusammensein in Gedanken nahmen und sich die Zeit möglichst zu verkürzen suchten.

Unter ihnen befand sich eine Dame in Trauerkleidung. Wie alt sie sein mochte, ließ sich genau bestimmen; sie hatte eine jener Gestalten, die nicht älter zu werden scheinen, weil sie die Frische und Rundung der Jugend nie gekannt haben. Sie trug nicht viel zur Unterhaltung bei, was ihre Wortgeführten dem von der gesamten Umstande schließen, daß sie anfangs ein Familienleid erlitten hätte. Aber was sie sprach, zeigte von Verstand und Bildung. Die andern empfanden bald ein lebhaftes Interesse für sie und suchten sich ihr gefällig zu erweisen oder sie durch eine angelegentliche Unterhaltung zu zerstreuen, während

sie unter ihrem faltenreichen Regenmantel eine große Verschwiegenheit verbargen.

Während des Mittagessens auf den vorletzten Zug erzählte man der Wirtin nach Gelächter, Kopfschütteln oder eigene Geschichte und Fälle ähnlicher Art. Auch die Trauernde wurde zu einer Erzählung aufgefordert, sah wieder, wie jedesmal, wenn sie gebeten wurde, erschrocken auf und sagte mit leidendem Ausdruck, daß sie nicht könne. Man wiederholte das Anliegen. Sie erwiderte mit bittendem Ausdruck, sie wolle in diesem Augenblick nur eine einzige Minderung und sie ist nicht zu machen, angenehm zu unterhalten, sondern traurig und nicht weniger dankt als die Nacht bleiben.

Man drängte sie so, daß sie endlich sagte: „Sie kennt es, ging sonntag eine Stelle hin und wieder auf Jahre, wie es schien, ganz abgekommen von der ihr gewohnten Lebensweise. —

Eine Gesellschaftsdame? viel mehr sie sie beinahe auch hat, ihre Mitarbeiterin nicht zurückhalten.

Mit einem leidenden Ausdruck der Augen, mit zitternder Stimme begann sie jetzt von ihrer Heimat. Jahrelang überlag ein schwer Recht das kleine Land, dann schien die früheren Völker in noch erhöhterem Grade darauf zurück. Die kleinen Höfe hatte sie oft gesehen und bewegte sie nur gewohnt machmals, wobei sie, da sie die Hand-

schube aufgezogen hatte, wahrnehmen sich, daß ihre kleinen Finger ein wenig gekrümmt waren. Alle fanden das Weben der Sprecherin rätselhaft und die Mehrzahl zürnte schon, daß einige wenige gar zu Ausgelassene unausgesetzt in sie gedrungt hatten und vielleicht schmerzliche Erinnerungen weckten...

„Durch unausgesetzten Fleiß, durch die strengste Sparsamkeit und Entbehrungen mancherlei Art", fuhr die junge Dame fort, „hatte der ein Glaubensverbesserer es ermöglicht, ein kleines Grundstück zu kaufen. Es schuldenfrei zu machen, kostete wieder manche Anstrengung, bedingte auf lange Jahre hinaus Darben und Mühen. Aber das Ziel wurde endlich erreicht und der Mann blickte mit jener Befriedigung darauf, die nur der mittellose Familienvater kennt, welchem es endlich gelingt, die Zukunft der Seinen sicher zu stellen. Und das ist ja nach der Meinung des kleinen Beamten oder Gewerbsmannes gleichviel, wenn ein Grundstück vorhanden ist. Da hat die Witwe nicht allein eine Heimat bis an ihres Lebensende — ihr kleines Vermögen ist auch sicherer angelegt als irgendwo sonst und trägt überdies höhere Zinsen als die gesetzlichen fünf Prozent. Niemand hört sie ausmieten und sie kann je nach Neigung und Umständen auch ein Geschäft anlegen, Kinder in Pension nehmen oder möblierte Zimmer vermiethen, kurz — sie ist vor Mangel geborgen. Dies herzerquickende Bewußtsein verschönte die letzten Lebenstage des Lehrers, denn er war inzwischen von Sorge und Arbeit und den Mühen seines Berufes kränklich geworden und erfreute sich nicht lange an seinem unbelasteten Eigenthum, an dem Besitz eines eigenen und schuldenfreien Obdachs und Herdes. Friede seiner Asche! Es ist ein hartes, saueres Brot, das Los eines Volksschullehrers, und die Ruhe danach ist jedem zu gönnen."

Fast mußte man annehmen, daß die aufgeregte Sprecherin von ihren eigenen Aeltern erzählte...

„Der Mann", fuhr sie fort, „hatte vier Kinder hinterlassen — einen halberwachsenen Sohn, eine achtjährige Tochter und zwei kleine Mädchen, von denen das ältere erst wenige Jahre zählte, das jüngste aber erst kaum den Vaternamen stammeln konnte und kaum die ersten Versuche, auf den kleinen Füßen zu stehen, gemacht hatte. Der Witwe wurde es allerdings schwer, durchzukommen, ohne Schulden auf das kleine Grundstück zu machen; aber dagegen hatte sie eine große Scheu und behalf sich lieber mit dem Allernothwendigsten, um sich nur nicht Verbindlichkeiten aufzubürden, von denen frei zu werden ihr verstorbener Mann seine letzte Lebenskraft daransetzt hatte. Und sie kam wirklich aus mit der Miethe, der Kleinigkeit, welche sie auf die Erziehung der Kinder erhielt und dem, was sie an einigen Pensionären gewann. Ueberdies war das älteste Mädchen geschickt und ward von der Mutter zu unausgesetzter Thätigkeit angehalten. Julie strickte und häkelte so fleißig, daß die kleinen Finger krumm wurden und der Körper in der Gurmschaukel zurückblieb, aber sie erwarb bald nicht nur ihre eigene, sondern auch die Kleidung der kleinen Schwestern und diese wuchsen allmählich heran, sodaß sie nun auch stricken und häkeln lernten, während Julie sich mit feineren, ein wenig, aber selber auch nur ein klein wenig besser bezahlten Arbeiten beschäftigen konnte. Es ging alle und es wäre noch den bescheidenen Begriffen der Familie sogar sehr gut gegangen, hätte Louis, der einzige Sohn und Bruder, nur die mindeste Rücksicht auf die beschränkten Verhältnisse genommen."

Nicht alle mochten bemerkt haben, daß die Erzählerin selbst jene gekrümmten Finger hatte. Um desto gespannter folgten dem fast irrenden Ausdruck der Augen die andern — —

„Louis", fuhr die Erzählerin, anfangs wie vor dem Namen schaudernd, fort, „war von jeher leichtsinnig gewesen, der Vater hatte ihn jedoch in strenger Zucht gehalten; nach dessen Tode genoß er die gewonnene Freiheit im Uebermaß. Die Mutter vermochte nicht, ihn zu bändigen — sie war herzensgut, freiheim und in ihrem kleinen Kreise tüchtig, allein ihr fehlte die Energie, die Ueberlegenheit, die allein einem wilden Buben Respect einzuflößen vermag. Ueberdies hielt sie nur den einen Sohn und da er gütig begabt, auch — — gutmüthig war, hatte sie die schönsten Hoffnungen auf ihn gebaut und vermochte dieselben so schnell nicht aufzugeben. Sie war nicht blind für seine Fehler, aber sie hoffte, er werde dieselben ablegen, wenn er zu Vernunft käme; er werde einst doch noch der Stolz ihres Alters und die Stütze ihrer Mädchen sein. So gab sie ihm hin, was sie irgend hielt — entzog sich selber und entzog den Kleinen, was sie nur entbehren konnten. Und diese liebten sich gefallen — sie waren stolz darauf, daß ihr Bruder einst ein studirter Mann sein würde, was in ihrem kleinen Hirn gleichbedeutend war mit außerordentlicher Vornehmheit. Es verstand sich ihnen von selbst, daß sie strickten und häkelten und Wasserlappe

und Kartoffeln aßen, während der Bruder als Student, wie er gern genannt wurde, obgleich er noch Gymnasiast war — mit der Pfiffigen im Munde ging, Romane las und mit den Penionären spielte oder auch wol gar in einer Restauration eine Rechnung auflaufen ließ, welche die Mutter dann mit pfennigweise und sehr sauer einverdienten oder erbarbten Gelde bezahlen mußte."

Die Gesellschaft war so sehr gerührt, als daß nicht viele von dieser Schilderung des Mutterherzens abgewesen, andere aber von solchen und so häufig wiederkehrendem Familienleid doch gehört genug sein sollten. Die Geschilderten verachteten die Erzählerin mit gehässigem Beiwende —

„Eines schönen Tags jedoch ward Louis relegiert", fuhr sie fort. „Er war gewohnheit der Anführer bei thörichten Unternehmungen, mit Vorliebe einer Empörung gegen einen der Lehrer gewesen. Der Schreck und Kummer in der Familie war grenzenlos, nützte aber nichts. Ludwig gelobte Besserung und ging auf ein anderes Gymnasium, wo er auch endlich das Abiturientenexamen absolvierte. Welche Opfer es den Seinen gekostet, ihn bis dahin zu erhalten, braucht wol nicht erwähnt zu werden, wol aber, daß er seiner Mutter durch rührende Briefe über bei Ärmlichkeit alles aufgespürte, was aufzuspüren war."

Ein tiefer Seufzer der Geschilderin folgte — —

„Louis einst gehegter Vorsatz zu studieren war inzwischen aufgegeben worden", fuhr sie fort. „Louis meinte, dazu gehöre Vermögen, und hatte letzteres recht, als er ihnen unerschwingliche Kosten armer Studierenden, Kneipen, Kollegien, Buch zu Entbehrungen, nicht denn. Daher kam er nach Hause, genügte seiner Militärpflicht und trat dann als Civil-Supernumerar bei der Regierung ein. Die Mutter sah zu ihrer Betrübnis jetzt erst, wie Louis sich unterdessen entwickelt, er war roh, verwildert, ausschweifend; er hatte sich in die Idee hineingelebt, die Seinen brauchten für sich nichts, seien nur dazu da, um für ihn zu arbeiten; war er doch der einzige Sohn und Bruder, d. h. der Herr im Hause. Darüber erhoben sich unsägliche Kämpfe. Die Mutter schalt abwechselnd und machte ihm Vorstellungen, bat und weinte. Das fruchtete so wenig, daß bald die Pensionäre fortgenommen wurden, weil bei der Lehrerwitwe Aufsicht vermissen, deren Eltern ihre Kinder nicht beherrschen lassen konnten. Aber die armen vaterlosen Mädchen mußten ihnen beiwohnen und welch tiefer Schatten fiel dadurch auf ihre Jugend, die ohnehin schon freudenleer und entbehrungsreich genug war! Die beiden Kleinen waren glücklicherweise noch ganz aus heiterer, harmloser Sinnes; sie liefen sich dadurch nicht dauernd unterdrücken. Auch vor Mißhandlungen und noch mehr vor Schande verwahrte die unglückliche Frau, alles hinzugeben, was sie hatte und was ihre Töchter durch redlichen Fleiß so mühsam erwarben. Allein das reichte nicht weit aus, sie mußte zuletzt doch, nach langem Grübeln und qualvollen Kämpfen, jenen Schritt thun, der ihr so bitterlich von allen war, ein Kapital aufnehmen, um Louis Schulden zu bezahlen; wäre doch sonst seine ganze Karriere gehemmt gewesen! Mit der unerschöpflichen Langmut der Mutterliebe vergab sie ihm alles, wenn er nur Besserung gelobte und das that er häufig, konnte sogar für kurze Zeit sehr liebenswürdig und einnehmend sein. Welchen Herzleid, aber schönen Hoffnungen gab sich dann das Mutterherz hin, bis es, leider meistens nur zu bald, auf das schmerzlichste vernichtet wurde! Darauf behaupt, diese Szenen möglichst wenig vor den Seinen kommen zu lassen, hatte sie Mut und Kraft zum stillen und starken, doch nicht zu lauten und sensationellem Auftreten gegen den Widersacher. Und dann, was konnte sie thun? War Ludwig doch ihr Sohn, ihr einziger Sohn und obendrein noch so jung — so jung — —"

Eine Weile sank die Erzählerin in schmerzliches Nachsinnen. Dann erhob sie den gesenkten Blick. Alle hingen gespannt an ihrem Munde.

„Ludwig geriet bei seinem Vorgesetzten halb in Mißkredit und wäre endlich einer Disziplinarvergehens wegen entlassen worden, hätte er nicht gütig seine Dimission eingereicht. Wollen nun mit dem jungen Menschen, der sich kommandierte um ein Unternehmen bemühen? Den Bitten der Mutter bei dem Geschäftsleiter gelang es endlich, ihm eine Stelle im Zollfach zu verschaffen. Nach einiger Zeit wurde er nach einem kleinen Orte versetzt, verheirathete sich sogar vor sich jahrelang wenig von sich hören. Die atmeten nun die Seinen und lebten wieder auf — es kam ein anderer Geist in das stille Haus. Die Kinder hatten sonst beim bloßen Anblick des Bruders gezittert, jetzt war bei ihrer Ankunft und Nähe eingekehrt und selbst ein gewisser Übermut kund sich allmählich. Ob schon, die beiden Zucker hätten keine aber doch nur wenig Spuren zurückgelassen. Und doch, doch schien es nur so — wenigstens war Julie betrat. Sie hatte bei den gewaltthätigen Auftritten nicht ge-

weiter wie ihre kleinen Schwestern, war aber auch nicht im Stande, sie zu vergessen. Zeit und Entfernung verlöschte in ihrem Herzen nicht den Abscheu und den Widerwillen gegen den Bruder. Und die Hoffnungen der Mutter auf seine Besserung theilte sie ebenso wenig wie deren weichen, schwachen Charakter. Es schien sogar, als hätte das Schwanken, der Mangel an Consequenz, welchen die Mutter dem Sohne gegenüber bewiesen, in der Tochter das äußerste Gegentheil hervorgerufen. Das heranwachsende Mädchen entwickelte eine Bestimmtheit und Festigkeit, die nicht allein weit über ihre Jahre, sondern auch über ihr Geschlecht hinausging. Das Bewußtsein, welche, wie die weibliche Schwäche und Charakterlosigkeit doch noch Jahrhunderte macht, margarita ihr günstig, sie war — unbewußt in ihren Grundlagen — hart und herb. Was doch ihr Leben für immer verbittert worden, gab es doch für sie keine Jugend und kein Glück, weil ihr der besseren Sinn, die Harmlosigkeit gestohlen, weil sie zu tief und zu nahe von Gemeinheit berührt worden und sie das Furchtbarste erlebt hatte, was es für einen denkenden Sinn gibt: Verachtigung — Schande. Wenn und ohne Interesse für alles, was die Theilnahme oder das Verlangen junger Mädchen erregt, lebte sie völlig zurückgezogen, nur einer Gedanken, einer Hoffnung kannte sie: ihr einziges Streben war, ihren Namen, der allerdings durch Ludwig in Verruf gekommen, wieder zu Ehren zu bringen, und das gelang ihr. Für ihre Erziehung hatte nichts gewendet werden können; jetzt eignete sie unter beispiellosen Mühseligkeiten und Opfern die französische Sprache und vervollkommnete sich in weiblichen Arbeiten. Dann übernahm sie den Handarbeitsunterricht in den höheren Klassen der städtischen Töchterschule."

Es konnte nicht anders sein, die autobiographische Erzählerin sprach von sich selbst.

„Julens Gehalt", fuhr sie fort, „und was sie außer den Unterrichtsstunden durch unausgesetzten Fleiß erwarb, war mehr, als die Familie bei ihren geringen Ansprüchen brauchte. Die jüngeren Schwestern hatten ihre schöne Jugendzeit hindurch nicht unnöthig an die Handarbeit gedacht sein — sie hatten sich des Lebens freuen und erhielten eine gute Erziehung. Allmählich wurden auch die Schulden abgezahlt und eine kleine Einrichtung angeschafft, so man wieder sogar einmal sparen haben, wäre nicht von Zeit zu Zeit ein Brief von Ludwig eingelaufen, der uns eine Beunruhigung entbarte. Einmal hatte er Schulden zu bezahlen und wäre von seinem Posten gekommen, wenn er nicht Geld erhielt; ein anderemal war er durch die Noth gezwungen worden, ein „Darlehen" aus einer fremden, ihm anvertrauten Kasse zu entnehmen; er beschwore die Seinen, ihn zur Deckung desselben auf sein väterliches Erbe Geld zu leihen, da er sonst cassirt werden würde. Sein väterliches Erbe! Wie oft hatte er darauf schon Forderungen gemacht! Kurz und kalt sagte damals Julie: „Ist er kein Kind mehr — mein vollkommen, daß jeder, der Schulden macht, sie bezahlen muß — mag er sehen, wie er fertig wird." Oder mit ihrer harten Folgerichtigkeit: „Wer Defecte macht, muß auch als Schurke, der er ist, cassirt werden! Was recht ist, soll recht bleiben!" Sie fügte hinzu: „Wenn wir ihm jetzt auch helfen, es ist ja doch nicht für immer — nicht einmal für lange." Aber die Mutter meinte kaum die Nacht hindurch; sie war in den letzten Jahren so ängstlich geworden, daß die Tochter es nicht lange ansehen konnten. Hatte sie alle Arten doch noch unablässig auf die Besserung des Sohnes! Das Geld wurde alle gegeben und — trotz der Hoffnungen der Mutter und der dringenden Gemahnungen, womit sie es begleitete, behielt Julie recht. Denn Louis hatte sich mehr und mehr zum allen seiner entsetzlicher Laster ergeben, wenn er schon in der Jugend Neigung gezeigt — dem Trunk! Sie spielte, bedurfte also stets neuer Hülfe. Als es sich um jenes Defizit handelte, war auch die Langmuth der Mutter erschöpft. Das Geld mußte er freilich bekommen, um doch den bisher wenigstens ehrlichen Namen der Familie zu retten. Julie schrieb ihm aber bestimmt, er werde von jetzt ab keinen Heller erhalten und wenn er dadurch vom Galgen gerettet werden könnte — darauf gebe sie ihm ihr Wort. Damit kannte sie und ließ nun nichts wieder von sich hören. Er wurde überdies in eine entlegenere Gegend versetzt und so verschwand seine Erinnerung von ihm jahrelang nicht einmal mehr das, was früher gerüchtweise über sein Leben und das Elend seiner armen Frau zu ihnen gedrungen war. Einige Hausbesitzer hatten Julie ihre kleinen Töchter anvertraut und Anna, die älteste der beiden jüngsten Schwestern, stand dem nun ziemlich bedeutenden Haushalte vor, wenn die Mutter durch Alter und Schwäche unfähig geworden. Auguste, die jüngste, betrieben sich zur Gouvernante vor. Ach, und auch Julie schien mit ihren jungen heiteren Schwestern jung und heiter zu werden — — Ihre Verhältnisse waren

durchaus nicht glänzend, als mußten noch Proben arbeiten, aber es waren angenehm und so ungestört wie möglich. Das blieb nicht ohne Einfluß auf Juliens so früh verdüsterten Sinn. Sie milderte und klärte ihn — sie sang so, daß Leben nicht mehr für eine Last oder doch für eine schwere Prüfung zu halten, sie begann, sich bei Sabine zu freuen. Da aber — eines Tags —"

Alice blickte auf die in ihrer Erzählung Versunkene mit aufrichtiger Teilnahme. Einhalt tuend in den Redefluß ihrer Thränen zu dämmen.

„Eines Tags", fuhr sie fort, „die Schule wurde gerade zu den großen Ferien geschlossen, war sie eben aus einem Stunden gekommen; Augusta und die Dienstboten befanden sich noch in der Klasse. Anna spielte Klavier — mußte sie doch die Zeit benutzen, während welcher das Haus sich immer in Anspruch genommene Instrument frei war. Im anstoßenden Zimmer bei eigentlichen Wohnstube saß die Mutter im weichen Polstersessel und strickte, wie sie dieses Zeichen ihrer Tätigkeit nannte. Auch Julie strickte, sie beteiligte sich an so unbelangreicher, da sie nicht nützlich war, in ihrer Jugend unter ein Instrument, auch Zeit zum Lernen, auch Geld für den Lehrer gehabt hatte. Zugleich strickte sie den monotonen, unbarmherzigen Strumpf, welchen das Lernen und geistig Ausgehaltene, obwohl nicht hohe und weite Zimmer mit der schönsten Aussicht machte. Aber — welcher Kummer! bei schlechtem gegen das trostlos eingerichtete Dachstübchen, in welchem sie, ziemlich gestiefelt, bei spärlicher Kost und unzureichender Kleidung, ihre freudenleere Jugend zugebracht hatte! Mit einem Schauder gedachte sie des Menschen, durch welchen zur Zeit es einer so dunklen und entbehrungsvollen geworden; sie wandte blitz die Betrachtung verbrecherischen Elternpaare dem Guten zuwenden ist, und das ist, unter allen Umständen, ein tröstendes, wohlthuendes Gefühl. Aber in seinem Augenblick wurde die Thür geöffnet und ein Mensch schwankte herein, taumelnd, mit verstörtem Gesicht — — Wenn die Empfindungen der Jungen schärfer, als sie heute erkennen? Vielleicht vermochte nicht einmal das Mißtrauen in seiner Heftigkeit mit dem aufgeregten Gefühl von Ekel, vorliegend zusammen, nicht widerwärtigen Scheu, Alice sich aus seinen halb verworrenen, stockenden, widersprechenden Reden zog und später zusammenhängend ergänzt wurde, was noch fehlenden Zügen ihr Gebilde. Ob war schon längst Abscheu von diesem Wesen entfernt worden und sie schwebte Noch hatte ihn zu seiner Mutter, zu seinen Schwestern getrieben, doch nicht in einer Verfassung, welche geeignet war, ungetrübtere Blicke in ihn zu eröffnen. Arge, wie leicht Menschen sich, hatte er, um es zu wagen, vor seinen Verwandten zu erscheinen, die Welt gemieden und selbst die Mutter zeigte sich mit Widerwillen der Umarmung, welche in der alle Begrüßung angehabt hatte. Das brachte ihn auf. Er schrie wütend, er hätte niemals gut ein Recht, in dem Hause seiner Väter zu sein wie seine Schwestern, für seinen Tanten, welche sich vor ihm verbergen und sich solange an dem väterlichen Nachlaß bereichert hätten. Die höhere Gerechtigkeit wollte ihn zur Verherrlichung seiner eigenen Behauptung dienen; er schrie sich immermehr in noch entsetzlichere Worte auf. Die Mutter hatte schon nicht länger da, sie wendete sich Thränen der Entrüstung. Und das ist entsetzlich, sie und Frauen — Schmach, Schmach über einen solchen Gebild, der in und die Menschheit entehrt!"

Die Sprecherin preßte die Hand auf die Augen, als wollte sie dieselben vor einem grauenhaften Bilde verschließen.

Die Zuhörer schwiegen, alle waren betroffen, tief ergriffen; die Bewegung der Sprechenden verriet, daß sie auf dem Höhepunkt ihrer eigenen Erinnerung angekommen war — man wußte nicht, warum sie solchen erzählte und so peinlich.

Als mit einem tief seufzenden Ruf die Hand Landmannsfrau zustimmte, frei Urteil, in solchem Falle, am Platze, sie sah es weiter Zeit zur überlegen, sah sie sich

„Die Mutter!" Die Mutter stand an allen Gliedern; ihr jüngstes Kind saß in Thränen, Julie versuchte ihre Empörung zu überwinden, wandte sich an sie in Worten der tiefen Teilnahme, die sie ruhiger machte, daß sie Schule gehörte und auf ihre Zurückkunft in heutigen Tage, nicht zu anderen Zeiten noch Hause wieder. Denn sie mütterlichen, konnte man ihr Pflicht eigentlich absprechen. Hinter ihr Blick, sehr tief dagegen, in Thränen, Hand in Ja sie hat. Sie wußte gar nicht mehr weiter Handeln wie noch heute, daß ein Verwandt plötzlich mit unglücklichem der Zahl ihrer Kinder, vielgeliebte Kind aber sie gut zu lösen brachte. Sie sang alle solange auf Wunsch. Die Kinder ihr Schwesterchen war war, wieder Ruh zu erwecken; sie Hoffnung, daß zu bekommen, wenig ihr, daß einige Tage

einem Ziele, wir litten, wir jubelten mit einander —

Heinrich.

Du nur, Du nur warſt es, der das Räthſel löſen konnte! Ein Theil — ein Theil meiner Leiden iſt getilgt!

Ueſ. Felo.

Ein Theil, Heinrich?

Heinrich.

Laß dies! Noch Manches hab' ich Euch mitzutheilen. Aber den erſten Sieg, den wir errangen, wollen wir darum nicht minder fröhlich feiern.

Ueſ. Felo.

Sie iſt hier! (An die Thür' links hin.) Du ſelbſt ſollſt unſre Hände in einander legen!

Heinrich
(ihm nach).

Für die Ewigkeit, mit der freudigſten, lächelndſten Entſagung.

Ueſ. Felo
(öffnet. Ab.)

im Hause mit in der Oberstube zu verhalten. Julie bemaß daraus, daß er bei Empfang der neuen Summe aber ein väterliches Wort zu ihnen sprach. Er ging darauf ein, wie er auf jede Bedingung eingegangen wäre, unter welcher er nur momentan Geld bekam. Seine Frau schickte die nötige Vollmacht und die Sache wurde in Ordnung gebracht. Julie wollte das Geld an seine Frau senden, doch begehrte er heftig auf und inständig bat ihn noch die Tochter darüber zu. Er gelobte auch alles mögliche Gute und noch einmal sagte die Mutter, er werde vernünftiger werden, da er doch wisse, daß er in Zukunft keine Geldquellen mehr hätte. Julie sprach: »Jedenfalls hat er bei uns nichts mehr zu suchen.« Das war das Letzte, was wir für ihn thaten! Mochte er es nicht gut an, so geschah's auf seine Verantwortung. Warum sollen andere, Schuldlose, für ihn leiden und büßen? Möge er arbeiten, so wird er unserer nicht bedürfen, die wir ja auch von jeher auf unsere Arbeit angewiesen waren! Nichts er sich danach nicht ein, so mag er zu Grunde gehen! Ich trage seinen Jammer nicht für ihn! Die alte Mutter und die jungen Schwestern faßten und ihr Herz begann, sie zweifelnd nicht. Einige Wochen vergingen. Die alte Frau wurde von einem heimlichen Kummer gequält, den sie zwar verbergen wollte, der aber Julien nicht entging. Diese glaubte, die Mutter härme sich darüber, daß ihr einziger Sohn so alle Hoffnungen zerstreute, die sie auf ihn gesetzt, so alle Opfer vergeblich, die sie ihm gebracht. Doch war in der That wieder der Grund ihres Kummers, ihrer heimlichen Thränen, doch auf andere Weise, wie Julie meinte. Sie erfuhr bald genug die Wahrheit. Einige Monate erblickte er in noch entsetzlicherem Zustand als das erste mal. Statt nach Hause zu reisen, hatte er sich in irgendeine Spelunke begeben und das Geld in wenigen Tagen durchgebracht. Dann war er zur Mutter gekommen, die sich zufällig gerade allein befand. Sie hatte ihn beschworen, fortzugehen, ehe seine Schwestern heimkämen; er hatte sich dazu aber erst verstanden, nachdem sie ihm alles Geld gegeben hatte, das sie hatte. Mit Angst und Sorge hatte sie der Wiederholung dieser Besuche entgegengesehen, die denn auch nicht ausblieben; sie hatte aber nicht den Mut finden können, seine Forderungen zu verweigern, obgleich dieselben sie in Verlegenheit brachten. Den Töchtern hatte sie die angenehme Täuschung, von ihm befreit zu sein, möglichst lange erhalten wollen. Aber nun wußt' Anna ich ihn — Julie wieder! Sie trat ihm entgegen, gebot ihm, sich zu entfernen; man verhöhne sie seine Bitte und ein Recht, hier zu sein, hätte er nicht mehr. Warum schildern, was folgte? Er wütete, daß die Leute auf der Straße sahen Mutter, schlug mit den Fäusten auf den Tisch, drohte mit Mißhandlungen und taumelte endlich, von einem Unwohlsein befallen, zu Boden. Die fünfundsiebzigjährige Auguste wurde ohnmächtig, so heftig erschreckt Anna war, konnte sie doch nicht unterlassen, in lautes Weinen auszubrechen. Ein Zeugnis, von den drei Schwestern selbst gerichtet, außerordentlich schön und ihr Stolz, wurde — befindet! Wie fleißig hatten sie darum gearbeitet, mit welchem Eifer jede freie Minute darauf verwandt, ihn ein wenig weiter zu fördern — wie sagen was es ihnen gewordet, sich das Geld und die Zeit dazu abzumüßigen! Ja — der Ohnmächtige erholte sich und Julie sagte in einem Ton, vor dem sich der Schwestern entsetzten: »Was soll aus uns werden, Mutter? Sie kann ich nicht verzeihen!« »Ist ja dein Bruder!« rief die alte Frau erschreckt von der äußeren Gefühllosigkeit der Tochter in beschwörendem Ton. Julie — — Nein, nein — —"

Alles war allbegreifen, suchte die den Boden ihrer Erzählung plötzlich Verlierende zu bewegen — aber sie lächelte bitter, sammelte für ihren sinkenden Leben neue Kraft und sagte:

„Lassen Sie! Es ist — alles gut!"

„Womit hatte diese brave Familie ein solches Unglück verdient! Julie wandte das Auge von dem Mann, der jetzt in den Schlaf der Trunkenen fiel. Sie sagte sich: »Jeder Mensch, den ich eher nur achte, dessen Bestrebungen und Gesinnungen ich theile, ist mein Bruder, sei er mir auch nicht durch natürliche Bande verwandt! Dieser —?« — — Die Mutter entgegnete: »Du hast recht, ich begreife, daß du so fühlst, aber bedenke, daß ich die Mutter des Unglücklichen bin, daß ich nicht fühlen kann wie du!« Dabei sank sie über gefalteten Händen. »Jetzt gebe auch ich alle Hoffnung auf; aber wenn er zu mir kommt, wenn er sagt: Mutter, ich habe Hunger und kein Obdach! Kann ich ihn da von mir weisen?« Julie hörte darauf nicht. Es war ihr klar, daß es unmöglich sei, länger diese Qual — — Und Julie sah alles voraus. Louis stirb in der Stadt, wies sich an den verworfensten Orten umher und verbrachte das Geld, welches die Seinen, um sich nur von seiner unmittelbaren Nähe loszukaufen, ihm gaben. Geld, das aufzubringen sie sich Entbehrung über

Vorbedeutung entrissen wurden. Während sie nachsinnend arbeitete, verstand sie die Ursache ihres Kummers. Nicht das allein. Sie durfte nicht mehr den Kopf auf die Kissen legen, ohne zu fürchten, in einem von der Staatsregierung verfolgten Irrsinnsbett ihrem Bruder zu begegnen, der sie selbst verführte. — Und dabei hatte sie ein Verlangen! Eine Sehnsucht voll Glut! Mutter und nicht die Kinder abkommen machen — wie es von ihnen gelang! O was ist das Leben! Also die hingegangene Jugend! Die stumme, helle Jugend —! Doch genug! Indessen Mutter und Schwestern waren einige Abende lang, wenn auch nicht zur Ruhe, so doch zu Bett gegangen. Der weiße Irrsinn lag schlafend auf seinem Lederkissen und Julie ging hinauf und hinab, hinunterstürzende, brüderwandelnde Wache an, als müsse sie der schauderhaften Freiheit ein Ende ringsher, sich und der Heimat und ringsum setzen zu können. Einem großen Teil der Nacht hindurch sah sie so, bei einem dritten Frühstückskaffee, in unaufhörlichem Sinnen — Sie verabscheute auf einmal alles Tun und alle Schmach der Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft zugleich — Und dieser Gierige da — jetzt! Hatte sie der Krankheit der Irrsinn schon — dem Tollsinn! Er war Vater, hatte Kinder —! Sollten auch sie verflochten mit Abscheu und Verachtung gegen sie? Die Schwägerin hatte ihr an denselben Tage, an welchem er über sein väterliches Herz entschied, einen herzzerreißenden Brief geschrieben —, in das traurige Leben geschildert, das sie führte — ein Leben, dessen Unerträglichkeit Julie nur allzu wohl kannte; sie hatte den schrecklichen Wunsch gehegt, den Elenden nur wieder zu sehen. Sie wollte gern ihnen sich und ihre Kinder durch Hochherzigkeit erwärmen, sei es bei ihr, so möge sie ihm nicht allein zu essen, sondern auch zu trinken schicken und sei mit den Kindern seinen Mißhandlungen ausgesetzt — Seine Wildheit hätten ihn in Haft legen lassen, wenn er sich in seinem bisherigen Wohnort gezeigt — Sie zu besuchen war ihm nicht möglich, da er das Geld vergeudet hatte. Er blieb ohne Arbeit in seiner Vaterstadt, wo die Schwäche der Mutter ihm noch immer eine Zuflucht bot! Er blieb auch — mit — meiner Ehre, meiner Existenz zum Leben — Ha! Da sollte er im Schlaf — da streckte sich seine Hand aus, die erhalte ihn nicht mehr der Durst — du — Julie gab Unterricht in den Naturwissenschaften — Er hatte — in seinem Zimmer einen Schrank — mit Giftgläsern, die Apart — ihn — nimmt — das Glas — hat es vom Schwarzschwarzen — —"

In diesem Augenblick sank die Unglückliche in die Arme eines Diebes, der sie anfing —

In gleicher Zeit wurde die Thür aufgerissen — zwei Gendarmen traten ein — Julie sah weiter den Polizeidiener an — sie nahmen die Gefangene mit sich, sie bemerkte in ein Zeitungsblatt Papier mit einer abgebrochenen Feder gewickelt wurde —

Sie hatte ihren Bruder im Schlaf durch das Geschrei von Gläubigern geweckt — Er war anfangs erschrocken und schien dann, sämtlich mit Verwunderung sowohl wie unbekümmert mit dem Ernst, der im Hause war, sich selbst angegeben, in ihre Gewalt gestellt —

Das Verhör der Gefangenen ist noch nicht geschlossen.

Amerikanisches Ansiedlerleben.

XI.

Der Schnee des amerikanischen Herbstes ist schwarz.

Nach wir wollen hier aus Cooper's Beschreibungen und warten dennoch angenehm überrascht durch die lieblich ideale Milderung den Lesern so lieben wollen, die sich hier in Wirklichkeit hinzog. Das glänzende Firmament, die milden Sternennächte, die reine Luft — alles war bezaubernd; wir schwelgten und jubelten beinah, in dem italienischen Klima weilen zu sein, aber das schlimme Ende kam auch. Ein fürchterlicher Winter folgte.

Unbarmherzig wie über die wilden Steppen Sibiriens brach der Nordwind daher und warf seinen eisbereiteten Hauch entlang jedes Ufer. Das Quecksilber des Thermometers sank bis vierzig, 27 Grad unter Null. Mit knallendem Krachen barsten die dicksten Bäume des Waldes, die armen schuppigen Vögelein fielen tot auf der Jagd hernieder und aus den Kinderbetten, die abwechselnd in den Gebetten der Eltern zusammengedrängt und traulich sich aneinander kauerten, schlug manches Stück. Wie die Gestirne in ihren Bahnen um der Themlampe, so kauerte wir gewöhnlich um das Feuer des Kamins und versuchten der Erstarrung zu wehren, indem wir unaufhörlich ungeheure Blöcke auflegten. Aber zu allen Ritzen und Fugen drang der schneidende Nord herein und auch der Schnee durch das lockere Dach und die lose Verkleidung, indes mit

des Morgens den Schnee von den Dächern schaufeln mußten.

Da wurde es uns viel mehr und reizvoller zu Sinne und der Mut lief eigentlich wie das Quecksilber bis tief unter Null. Manche lange Stunde ward heimlich im Bett und das Heimweh im Herzen verbracht. Wir erfreuten des behaglichen schönen Zimmers am warmen Heimatstrand, durch den glänzend weißen Kachelofen erwärmt, in dessen Nähen die Verehrter Vogel und Kostbarkeiten trockneten; in der Mitte der runde Tisch mit der Petroleumlampe, Kaffeekern und Spielgeräten in fröhlichem Gespräch versammelt sahen um das Klavier gedrängt zum gemeinschaftlichen Chor. Wir gedachten der trauten schönen heimatlichen Täler, wo in stillen Mondscheinnächten die traulichsten Lieder vor Lust hell klingen, wo die Nachtigall flötet und der Hecht bläht, wo Reh und Hirsch die Linden kühl spielen. Schwermut ergriff uns der Gedanken unserer Lieben daheim, ihre Gedanken und Tränen, gedachten der armen Verbannten in Sibirien, die auf einem noch weiblicheren Leben als wir es geachtet waren herabgestürzt und dorthin gefügt waren, und der Vergleich ging wieder zu unserem Vorteil. Dann gedachten wir auch unserer gegenseitigen Liebe und Treue, daß keiner den anderen betrüben wolle durch eigene Torheit und Unbeständigkeit.

Nicht dem Denken und Dulden, Entbehren und Ertragen entkommt die Kälte; der Nord- und der noch schlimmere Nordwest hörten auf zu blasen, milde Sanftlüfte kamen daher, freundlicher Sonnenschein machte bemerken. „Die Erde schüttelt und riesig lächelt sich Frühling!" Wir ward viel zu die schöne Jahreszeit mit großem Jubel begrüßt als diesmal von uns; kein Vergnügen lang viel so mit innigem Dankgefühl den gelben Strahlen der Sonne entgegen als wir, wenn unsere Lieblieder ihnen ertönten.

Mit dem warmen Neuen der Frühlingswehen regten wir auch freisig die Hände und bebauten das Feld und den Garten und waren beschäftigt früh und früh, der letzten Erde den Samen, aus der Heimat mitgebracht, anzuvertrauen. Alles wuchs und gedieh zum Erstaunen und der jungfräuliche Boden bezahlte reichlich die angewandte Mühe.

Mit der belebten Jahreszeit kam auch wieder ein lebhafterer Verkehr mit den Nachbarn und mit der Hauptstadt in Gang und manches Neue bot sich uns wieder zur Betrachtung und Erfahrung dar. Das Anlegen und Ausbessern der Landstraßen einer Gegend ward damals von der gesamten männlichen Bevölkerung, in gewisse Distrikte abgeteilt, besorgt. An einem dazu bestimmten Tage kamen, laut mündlichen Aufrufs durch einen Boten, der zu Pferde von Hof zu Hof ritt die Bestellung abgab, alle jungen Männer an einem bestimmten Platze mit Hacken und Spaten zusammen und arbeiteten unter Aufsicht eines zu dieser Obliegenheit ernannten Kapitäns von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gemeinschaftlich am Wege, natürlich ohne sich zu viel dabei anzustrengen. Von fröhlichen Gesprächen und Scherzen belebt, auch wol mit Mittags- und Abend durch eine politische Rede unterhalten, wurde diese Arbeit eine der heiß und vergnüglichen Zusammenkünfte machten den jungen Männern unsere Gegend recht Spaß. Nebenbei war wenn die Zusammenkunft der jungen Männer behufs des Exerzierens der Miliz. Alle vermöge ihres Alters Verpflichteten und Willigen versammelten sich auf Befehl sich an einem dazu erlesenen Platze, um von den Offizieren geordnet zu werden und Exercitien auszuführen. Diese Exercitien waren aber auch in mancherlei Scherz und Späße aus. Der Oberst schnitt ein grünes Stück Rasenbank ab und steckte es dem Feldwebel, der Leutnant ging mit dem Hauptmann allein, das Gewehr, auf dem er bergeritten, um zu verhandeln, der Gemeine präsentierte dem Gewehren eine Rose, die billig und auf diese Bestellung er trug; unterdessen lag die Armee in den Kartoffeln oder balancierte auf den Riegeln der Zäune, große Späne mit dem Taschenmesser daraus schnitzend. Ohne alle militärische Aufgeräumtheit, bloß im einfachen Bauernsinn, der diese Versammlung der Übungen einen belustigenden Vergleich mit den noch in der Erinnerung glänzenden preußischen Kriegern.

„Diese Amerikaner haben gar keinen Begriff von militärischer Würde und Anstand; ich muß sie durch mein Beispiel belehren" — äußerte sich, da bald wieder eine Musterung in Aussicht stand, Herr Dornhagen. Herr Dornhagen war während des Winters in unser Settlement gekommen und hatte sich bei einer deutschen Familie einquartiert, um das Leben und Treiben auf diesem Punkte Amerikas aus eigener Anschauung kennen zu lernen und, im Falle günstiger Meinung, sich niederzulassen. Er rühmte sich, aus Bremen und Stabsleutnant beurlaubt gewesen zu sein, hinge-

sagen, man hätte ihn immer nur den schönen Lieutenant genannt. Er war ein hoher zuversichtiger, sehr magerer Mann in ungewissem Alter, hatte wasserblaue, glanzlose Augen und weißlichrotes Haar, sprach meistens platt und sah sich in seinen Erwartungen von Amerika getäuscht.

Am Morgen des Musterungstages hatten wir unsere Leute bis an die Hecke, welche an den Wald grenzt, begleitet, mit Vergnügen den jungen Burschen nachgeschaut, wie sie so munter auf den hübschen Pferden davonjagten, als von der andern Seite, die Windung des Waldweges hinter, uns eine Erscheinung zu Gesicht trat, wie sie Germania gewiß noch nicht, als es seinen „Lon Carlos" schrieb. Auf hohem, magerem Klepper saß Herr Twerhagen, den Oberkörper mit einem militärischen Ueberrock bekleidet, die Unterbeine in graulichweiße, schlotternde Beinkleider gehüllt, einen Degen um die Lenden gebunden und eine lange Unterflinte auf der Schulter balancierend. Einige Hühner- und Taubenfedern auf dem Strohhut, der sein Haupt bedeckte, beteiligten sich bei dem harten Trabe des Klepper so stark wie der Helmbusch des Ariers. Um uns den Weg zu vervollständigen, folgte ihm als sein Begleiter, auf einem Maulesel reitend, der älteste Sohn seines Hauswirts, ein untersetzter, breiter Bursche, mit einem breiten grinsenden Lächeln in seinem platten Gesichtszügen, eine lange verrostete Büchse vor sich herbalancierend. Mit lautem Gelächter rief uns Herr Twerhagen mit seinem Gaule Parole an und vorüber. Er hatte den Umweg um unsere Farm gemacht, um uns wenn auch nicht Kranz-, doch Spalierade zu machen. Mit Lachen und Belustigen und höchlich über diese seltsame Erscheinung, obgleich es uns bitter that, daß ein Deutscher sich vor den Amerikanern lächerlich machen wollte.

Ein freundliches Geschick verhinderte dies indessen, Herr Twerhagen ist nie zum Exerzierplatz gelangt. Er hatte sich in den vielen verschiedenen Blattwegen verirrt und war erst zu später Nachtzeit in seinem Hauptquartier wieder angelangt. Bald darauf ist er, nachdem er als Farmer zu treffliren die Hoffnung aufgegeben und auch als Barkeeper in St.-Louis sein Glück vergebens versucht, in seine deutsche Heimat zurückgekehrt, wo er sich in ein sogenanntes „Mannhäuschen" eingekauft und wahrscheinlich allen seinen Gevatterinnen seine Abenteuer in seinen Wäldern à la Sindbad erzählt.

Der reiche Ertrag der Haberernte sowie der Ueberfluß an Kartoffeln und Butter veranlaßten einen Marktritten nach St.-Louis, wo meine jungen Männer vielen Ueberfluß trieben. Von den Heimkehrenden hörten wir dann mit gespanntem Interesse von den vielen neuangekommenen Deutschen erzählen, die aus allen Gegenden und Enden des alten Heimatlandes nach den Ufern strömen. In dem Wirtshause des Herrn Karrens, Mainstraße, St.-Louis, war bei jeder Kaffee- und Sammelplatz all dieser Angekommenen besserer Klasse. Von diesem Centrum aus erkundigten sie sich nach allen Gegenden und Richtungen hin. So hörten wir einen Tags mit einigen Überraschung und großem Vergnügen, daß die jungen Männer, die in Frankfurt wegen hemmungslicher Umtriebe eingeschrieben haben, kommt ihrem Kasernenleben entflohen und glücklich in St.-Louis angelangt wären. Sie wurden sich bald darauf nach dem Illinois. Einige ergriffen den Pflug und wurden Ackerbauer, andere suchten größere Beschäftigungen und legten ihre Studien fort; alle wurden ihrem neuen Vaterlande als thätige Menschen nützlich. Die meisten haben sehr viel, sehr hoch als angesehene und geachtete Bürger und Familienväter und ihr Wort ist gewichtig in der politischen Wagschale ihres Landes.

Und so war und ging es mit allen, die mit treuer Geschicklichkeit und treuem Muthe in den ersten Schwierigkeiten aushielten, kühn und mannhaft dem Leben entgegenrangen und ihres Glückes Worte bewahrten. Sie sind alle zu Ehre und Ansehen, zu Wohlhabenheit, zu Reichthum gelangt und eine glückliche freie Nachkommenschaft segnet den kühnen Entschluß der Auswanderung über Meer. Die Weichherzigen, die Verzagten, die Schlechten, die sich von dem, was uns und anderen hier war, abwandten und heimwärts liefen, sind dagegen alle ohne Ausnahme zu Grunde gegangen.

Mit unter den in großer Anzahl täglich ankommenden Deutschen in St. Louis war auch ein junges Ehepaar, ein Herr von B. und seine junge Frau, seine Schwester und Verwandte. Er war von Adel, aber arm. Für einen armen Adelichen hat in Deutschland doch nur kümmliche Lebensbedingungen und um diese zu verbessern, war Julius von B. nach Amerika gekommen. Seine Frau, Julie, war eine reiche Erbtochter, aber ebenfalls adelichem Patriciergeschlechte, ein von ihren Eltern verwöhntes, für das Entgegnen mit den rauhen Lebensverhältnissen Amerikas unfähiges Persönchen. Da in St.-Louis sich augenblicklich kein Unterkommen

fand, das ihren Ansprüchen convenirte, so zogen sie in die Nähe unserer Niederlassung, um es auf dem Lande zu versuchen. Unzufriedenheit mit den Entbehrungen und Mühen des Landlebens verwochte sie, bald wieder den Platz zu verlassen. Sie zogen weiter nach andern Niederlassungen, versuchten es an vielen Plätzen, aber Mismuth und Unzufriedenheit verwehrten sich nur. Das Leben forderte tüchtige, tüchtige Arbeit, die beide nicht leisten wollten noch konnten. Der arme blasse Mann bemühte sich wol, die schweren Werkzeuge des Ackerbaus in die Hand zu nehmen und als Gehülfe bei einem oder dem andern Deutschen einen Unterhalt zu erwerben. Seine Anstrengungen aber, nicht von freudiger Zuversicht unterstützt, sondern eher von Mismuth geleitet, führten zu keinem nachhaltigen Resultate. Die junge Frau klagte über Heimweh, über Einsamkeit, über die harten Arbeiten, die sie nicht gewohnt wäre; sie überhäufte ihren Mann mit Vorwürfen, sie an ein solch unwirthliches Gestade gebracht zu haben. Herr von B. entschloß sich, wieder nach St.-Louis zu gehen und da von neuem einen Erwerb zu suchen.

Die Stadt war damals noch mager mit Gewerbsquellen versehen und dem wählerischen, Anstoß nehmenden, mit der englischen Sprache unbekannten jungen Adelichen gelang es auch bei diesem zweiten Versuche nicht, eine nach seiner Ansicht passende Stelle zu finden. Er blieb ohne Unterkommen und Brodlos. Weinend hatte Julie sich nach und nach ihrer kleinen Schmuckſachen entäußert, um mit deren Erlös ihre Wirthshausrechnung zu bezahlen; rathlos sahen beide Gatten mit immer nagenderen Sorgen jedem neuen Tage entgegen.

In dem Wirthshause, in dem sie logirten, war auch ein Herr Müller eingekehrt, ein aufgeweckter, fröhlicher Lebemensch aus Neworleans, wo er ein einträgliches Geschäft als Juwelier betrieb. Er war jetzt auf einer Handelsreise begriffen. Von oberflächlichem Charakter und zu nicht allzu strengen Grundsätzen neigend, trank er ohne Bedenken aus dem schäumenden Kelche der Lust, ohne sich viel um den Bodensatz darin zu kümmern, und nahm das Leben und seine Schicksale auf die leichte Schulter. Die junge Frau gefiel ihm und ihre Trauer erregte seine Theilnahme. Er suchte sich ihrem schwermüthigen Manne zu nähern und es gelang ihm, ihn durch lustige Conversation aufzuheitern. Er lud ihn wiederholt zu einer Partie Billard ein und trostete ihn an der Bar mit manchem ermunternden, stärkenden Trunk.

Julius von B. fing an wieder wohlgemuther dreinzuschauen und als Müller ihm auf die schonendste, zarteste Weise sogar Geld anbot, um seiner augenblicklichen Verlegenheit abzuhelfen, führte er diesen freudenerfüllt zu seiner Gattin und stellte ihn als den rettenden Freund in der Noth vor. Müller war in der heitersten Laune und versprach dem dankbaren Paare, sich auf das umsichtigste für ihr Fortkommen bemühen zu wollen.

Müller war nun täglicher Gast auf dem Zimmer der Eheleute, besprach mit ihnen die Pläne der Zukunft und wußte stets etwas Erheiterndes, Ermuthigendes mitzutheilen. Sein Aufenthalt in St.-Louis war bald zu Ende. Er mußte noch weitere Ausflüge nach andern Städten des Westens machen. Bei seiner Rückkehr, sagte er, würde er sich freuen, ihnen wieder zu begegnen und von ihrem Wohlergehen zu vernehmen. „Damit Sie meiner auch gedenken und mich nicht allzu bald vergessen, ersuche ich Sie, diese Brosche zu tragen und sich täglich damit zu schmücken." So sprechend näherte er sich Julien, die erröthend aus seiner Hand die kostbare goldene Nadel, mit blauen Steinen gefaßt, empfing und ihr mit freudestrahlenden Blicken vor die Brust steckte, Dankesworte zu stammeln sich bemühend — Müller wehrte ihr dies, indem er ihr in die Rede fiel: „Ich werde der Nadel den süßen Platz neiden! Wie matt die blauen Steine neben Ihren schönen Augen erscheinen", fügte er leiser hinzu und Julie lag mit Vergnügen die Schmeichelworte ins Ohr und ins Herz. Müller reiste ab.

Julius von B. bezog die von ihm recommandirte Stelle, aber unfähig und unwillig, sich in die neue Lage und ihre Anforderungen zu schicken, wurde er bald wieder entlassen. Kummer und andauernd wurde geboten, mit seinem besseren Erfolge. Noth und Trauer waren wieder eingekehrt, als Müller, von seiner Reise zurückkehrend, einsprach.

Julie empfing ihn mit unverhohlener Freude, Julius mit größerer Niedergeschlagenheit. „Ich sehe", sagte Müller kopfschüttelnd, „es will Ihnen hier im Westen nicht gelingen, kommen Sie mit mir nach Neworleans, dort werden sich bessere Aussichten für Sie eröffnen." Julius zögerte, aber Julies Bereitwilligkeit entschied. Müller besorgte mit geschäftiger Umsicht alles zur Abreise Nöthige und nahm die Passagierplätze auf dem zunächst abgehenden Dampfboote. Seine eigenen Geschäfte rasch abschließend, betrieb er eifrig die Abfahrt.

An seinem Arm hängend, betrat Julie in freudigerregter Stimmung das eigenste Boot.

Sie vermied es, nach dem in stillem Hinbrüten ihr folgenden Gatten umzuschauen, dessen tiefe Schwermuth auf dem Antlitz und fast an Verzweiflung grenzender starrer Blick sie in ihrer glücklichen Laune nur gestört haben würde. Sie lauschte lieber zu Müller hingeneigt dessen heiterer, angenehmer Unterhaltung, die das seltsame Schmerzgefühl, das tief im Innern des Herzens sich regen wollte, so süß betäubte. Ein wehmuthsvoller Blick hinüber nach dem Ufer und dahin eilte das Schiff, von den mächtigen Wogen des Mississippi getragen.

Wol vieles Leid und bange Trauer konnten in dem engen Raume eines solchen Schiffs sich bergen; vielerlei und mannichfach sind die Leidenschaften, die Empfindungen, die auch da mit unüberwindlicher Herrschaft die Obergewalt führen mögen. Wo aber ist ein Weh so bitter wie deins, wo eine Verzweiflung so dunkel wie die deine, armer Julius von B.? — Da steht er an der Brüstung des Bootes und schaut lange — lange — immer tiefer hinein in die trübe Flut. Es taucht so zauberhaft tröstend aus der dunkeln Tiefe herauf. Er blickt zurück auf die Stelle, wo Lulu sich zum Schlummer niedergelegt, nachdem Herr Müller ihr zärtlich zum Nachtgruß die Hand geküßt; eine feuchte Perle quillt schmerzhaft heiß aus seinem harten Auge, dann wendet er es einen Augenblick hinauf zu dem ewigen Sternenhimmel — jäh schlägt eine Welle empor und geheimnißvoll wühlen die folgenden sich rasch über ein gramerfülltes Herz.

„Mann über Bord!“ schreit der wachthabende Bootsmaat. Es entsteht Alarm, die Boote wird herabgelassen, aber in der Tiefe des Stromes ruht Julius von B. aus von allem Weh des Lebens, dem vergangenen und dem, das er noch kommend ahnte —

Viele Jahre später erzählte uns ein aus Neuorleans heimkehrender Freund, er hätte an einer Straßenecke jener volkreichen Stadt von einem rothen, braunen Weibe Orangen gekauft, und deren dunklen Zügen die Erinnerung an Lulu von B. deutlich und wehmuthsvoll zu ihm gesprochen.

Doch hinweg von diesem trüben Schwermuthsbilde! Ein Willkommen einem treuen, echten, gesunden deutschen Herzen! Paul Follenius!

Noch sehe ich ihn vor mir, den deutschen Mann mit dem Antlitze, dem die Biederkeit mit dem Hammer gepaart aufgeprägt war, mit der hohen, kräftigen Gestalt, mit der milden, dann wieder kurzen Rede. Ungleich seinem Bruder, dem großen Reichsdemagogen Adolf Follenius, war er ein echter Jünger der Freiheit, ein inbrünstiger Bekenner des neuen hohen Glaubens: Freiheit, nicht nur in politischer, auch in geistiger Hinsicht! Frei zu sein von Irrthum und Aberglauben, frei von Vorurtheil und Engherzigkeit, frei von allen Schwächen des Charakters, frei von allem, was der Menschenwürde entgegen, das war sein Bestreben und er trug den Stempel der Reife.

Seinem Vaterlande hatte er mit hinterdem Herzen Lebewohl gesagt, hatte ein einträgliches Amt und angenehme Verhältnisse hinter sich gelassen und mit seiner gleichgesinnten Gattin sich hier im fernen Westen ein Asyl gegründet. Sein menschenfreundliches, deutsches Herz hatte anfangs geträumt von einem neuen, schönen Germanien; mit seinen Gesinnungsverwandten wollte er hier eine Mustercolonie bilden, wo alle, die mit Thränen und Schmerzen ihr Vaterland meiden mußten, es wiederfinden sollten, neuerstanden unter dem belebenden Hauche der Freiheit. Er hatte sich der sogenannten Gießener Gesellschaft angeschlossen, die im Jahre 1833 aus Hessen auswanderte und die in einem der weiten Territorien Amerikas einen neuen Staat, und zwar einen deutschen, zu bilden gedachte. Die Pläne dieser Gesellschaft scheiterten an den deutschen Gebrechen, die das Salzwasser des Oceans nicht abzuwaschen vermocht hatte. Kaum auf amerikanischem Boden angekommen, entstand Mißtrauen, Rechthaberei, Eigensinn, Neid, Hader und Zwietracht unter den meisten Gliedern der Gesellschaft. Sie trennte sich. Follenius brachte, um mit Wohlwollen und Würde daraus zu scheiden, bedeutende Geldopfer und siedelte sich mit einigen Verwandten, darunter der als Literat und Menschenfreund wohlbekannte Friedrich Münch, in Missouri an, wo er an seinem Herde einen Tempel häuslicher Glückseligkeit gründete.

Mit unbefangenem Sinn kannte er die Bedingungen und Verhältnisse dieses Landes und sie mit seinem klaren Verstande richtig erkennend, stimmte er nie ein in das Klagelied so vieler, die schändlich um das, was sie verlassen, trauerten, alles hier abscheulich und unerträglich fanden und das heilige Leben blos vergleichsweise mit dem deutschen beurtheilten. Anstatt mit unnützen Sehnsuchtsklagen die Zeit zu verderben, suchte er das Bessere und Schöne des alten Heimatlandes auf das neue zu verpflanzen und die principmäßigen Richtungen beider Länder freund-

sich zu verzweigen. Follenius zog mit seinem Pfluge die Furchen des Ackers; er pflanzte in seinem Gehöfte die fruchttragenden Bäume und den Weinstock; sein edles Herz freute sich der warmen Strahlen der Freiheitssonne und träumte, liebenden Angedenkens, von den deutschen Fluren und Gefilden. Den Plan aber, hier ein neues Germanien zu gründen, hat er später oft selbst als thöricht belächelt.

Im Jahre 1844 glaubte er sich berufen, zu seinen Mitbürgern durch die Presse zu reden. Er wollte eine neue Zeitung, die „Wage", in St.-Louis gründen, ein solches Unternehmen für zeitgemäß und nothwendig erachtend. Das Bedürfniß nach geistiger Beschäftigung mag wol mit ein Sporn dazu gewesen sein. Der Tod riß ihn aber rasch mitten aus dem vollen, thätigen Leben und stellte ihn vor seinen ewigen Richter, dem er als ein getreuer Knecht gewiß gute Rechenschaft zu geben vermochte. Er fiel wie der starke Eichbaum vom scharfen Beil gefällt und der bittere Schmerz der Brust verstummte vor der Unerforschlichkeit des höhern Willens. Paul Follenius ruht in freier Erde und auf sein Grab fallen die Thränen der Liebe. Sein Namensfest glänzt mit dem schönsten Kranze der Ehren geschmückt und sein Name tönt fort und fort mit gutem Klange.

(Ein siebenter Brief in nächster Nummer.)

Tultsche und die deutschen Colonieen in der Dobrudsche.

I.

(Gerade an dem Punkte, wo der bis dahin immer noch einige Donaustrom sich in viele Arme spaltet, um der Mündung zuzueilen, erhebt sich auf dem linken Ufer die türkische Stadt Tultsche.

Hier kann man noch wählen, ob man durch die Kilia (Kili Bogasi), die Sulina (Sulina Bogasi) oder den St.-Georgskanal (Kedrilie Bogasi) hinausschießen will ins Schwarze Meer.

Diese Arme sind die befahrensten, außer ihnen gibt es aber noch drei andere, die Jalova-Kultak, die Portessa und die Kurte-Bogaß, allein sie werden zur Schiffahrt fast gar nicht benutzt. Sie liegen südlicher als die drei erstgenannten und sind Abzweigungen des St.-Georgskanals, welcher bei dem Flecken Tunavetz sich nach Süden wendet, eine Zeit lang in dem großen Brackwasser, welches Razelmer genannt wird, verweilt (an seinen Ufern liegt die schmutzige Hauptstadt der Dobrudscha Babadagh) und sodann in vier Armen hinausbricht in das Meer. Die Mündungen Portessa und Kurte umschließen die Insel Kectai mit einem armseligen Fischerdorf. Gegenwärtig ist die Sulina die Hauptpassage für Schiffe; nach dem Beschluß der Mächte aber, welche über das Schicksal der Donau zu gebieten haben, wird der Sanct-Georgskanal dazu erhoben werden; ob die Türkei, welche alsdann im alleinigen Besitz der Mündung sein wird, die großen Kräfte und Mittel, die zu einer solchen Arbeit gehören, aufzutreiben vermag, und bis wann — das ist eine aufzuwerfende Frage.

Vom Strom aus gesehen gewährt Tultsche einen hübschen, malerischen Anblick; man möchte ihn sogar fast großstädtisch nennen. Viele Fahrzeuge liegen vor Anker und lustig wehen ihre langen Wimpel im günstigen Ostwind, der zahllose andere mit gebauchten Segeln stromaufwärts bringt; in Zwischenräumen braust ein Dampfer vorüber oder naht sich im mächtigen Bogen dem Lande, wo er Station hat. Das Lokalboot, auf welchem ich anlangte, fährt blos zwischen Galacz, Tultsche und Ismail. Pustend entrang sich der Dampf aus dem Rohr, langsamer bewegten sich die Räder, die Glocke erschallte weithin und ein Strom buntester Art von Menschen fast aller Nationen ergoß sich ans Land. Die Stadt ist nicht dicht bis ans Ufer gebaut, ein breiter verwahrloster Kai trennt die Häuserreihen von dem Strom, im Hintergrund erhebt sich ein wilder Hügelzug; rechts schaut von einem seiner Scheitel das Haus der Donaucommission palastartig sieh führt weithin „über die Lande bis an die blaue See". Zur linken schließt eine hohe, steil in den Strom abfallende Klippe die Aussicht; dazwischen regellos durcheinander gewürfelt die grauen Häuser der Stadt, da und dort die unschöne Kuppel eines Bethauses oder ein halbverfallenes Minaret, ähnlich einem abgerissenen Leuchter mit einem ausgelöschten Kerzenende darauf.

Vor allen Dingen suchte ich eine Schenke, wo ich mein Haupt niederlegen könne; sie ist nicht schwer zu finden, denn das deutsche Gasthaus des Herrn Ringler ist das einzige seiner Art in Tultsche. Es erfreut aber doch schon ein deutsches Herz, wieder einmal ein Wanhofschild in der Muttersprache zu erblicken und sei es auch noch so bescheiden. Wie leicht zu denken, ist wenig Zuspruch hier und das holze Hotel verwandelt sich auch in der Lingua franca in eine modische Locanda mit „camere mobigliate da affittare". Freundlich aufgenommen, wenngleich allerdings etwas verwundert betrachtet, fand ich mich bald

heimisch und ließ mir den erfrischenden, prickelnden moldauaner Wein, der viel klarer und besser aussieht wie das ungereinigte Donauwasser, das man trinkt, trefflich munden. Nach dem längeren Aufenthalt in Galacz konnte ich mein hohes Erstaunen durchaus nicht bergen, hier gewaschene Teller und sogar ein verhältnißmäßig reines Bett zu finden, welches doch wenigstens nicht nöthigte, den Tisch zur Lagerstelle zu wählen. Der Gastwirth Ringler ist ein Tiroler und kann wahrscheinlich, was alle Fremde können, die sich hierzulande angesiedelt haben, nämlich viel erzählen von einem frühern Leben; er thut es mit Maß und Geschick; als reisender Künstler auf der Zither ist er nach der Türkei verschlagen worden, wo man auf Kunst nicht viel gibt. Seine hübsche verständige Frau stammt aus Siebenbürgen; sie erzählte mit Selbstbewußtsein, daß sie vor ein paar Jahren die weite Reise von ihrer alten nach der zweiten Heimat ganz allein in selbstfurchtlosem Wagen und ohne jegliche Gefahr zurückgelegt habe.

Nach einiger Rast machte ich einen ersten Gang durch die Stadt. Die Bevölkerung derselben mag etwa 20000 Einwohner betragen, meistens Griechen, Bulgaren, Italiener und Deutsche, deren Umgangssprache die lingua franca ist. Früher war die Stadt zum größten Theil von Muslems bewohnt, aber auch hier macht sich die Verdrängung des Islam bemerkbar, die mir häufig während meiner Streifereien im Orient aufgefallen ist. Gegenwärtig wohnen nur noch etwa sechzig türkische Familien in Tultscha und nur noch in einer einzigen erbärmlichen Moschee wird der Prophet verehrt. Der russisch-türkische Krieg ist es gewesen, der hier die Gläubigen verjagt hat; in panischem Schrecken sind sie geflohen bis ins Herz von Kumelien und haben die Wiederkehr vergessen. Ihre Häuser und Besitzungen nahm sich an wer Lust und Glück, nebenbei auch einige Pfaffen für den Kadi übrig hatte.

Die Bauart der Stadt ist nicht ganz orientalisch, vielmehr gehen die Ziegeldächer den Häusern einen abendländischen Anstrich. Aber, lieber Gott, was sind das für Dächer! Sie sehen gerade so aus, als habe der Bauherr einen Korb voll zerbrochener Hohlziegel über die Sparren geschüttet. Das Schilf, ihr beliebter Nebenbuhler, nimmt sich ihnen gegenüber behaglich, mindestens höherer aus. Fast alle Häuser sind von Holz, vorspringende Lauben und Veranden überall angebracht, die Stelle des Fensterglases vertritt meistentheils das gazeförmige Gitterwerk der Orientalen. Sonst sieht alles offen; der Verkehr scheint auf die Straßen verlegt, deren Reinlichkeit begreiflicherweise dadurch nicht gewinnt. Gewöhnlich werden in ihrer Mitte dort Schafe geschlachtet, hier Balken behauen; über einem Strohfeuer wird Talg geschmolzen; eine Jüdin von nicht mehr erkennbarer Farbe entleert einen Sack voll Häcksel mitten unter die Gruppen der Tschibuktauscher vor einer der zahllosen Kaffeschenken; hier werden Kanalien gemacht, die Ueberreste eines todten Pferdes, das die Plage zu lange allzu sehr gehemmt hat, summarisch zu entfernen; saftblühend verbreitet der Limonadenverkäufer in der dufterfüllten Nähe seinen zweifelhaften Labetrank; mit Lebensgefahr drängen sich Ochsenwagen und eintönige Karren durch die vielen Hindernisse; ein langer Trupp von Kettensträflingen, zwei und zwei an eine eiserne Stange geschmiedet, wandelt vergnügten Muthes seiner gezwungenen Arbeit bei der Donauregulirung entgegen; schäbig aussehende Hunde fahren dem Fremden alle Augenblicke nach den Beinen, als mißgönnten sie ihm das Recht des Daseins, und ziehen sich knurrend mit eingekniffenen Schwänzen vor dem erhobenen Knittel zurück, ohne welchen kein Franke türkische Städte durchwandern kann; in Ermangelung eines eigenen hatte mir der zuvorkommende Wirth aus seinem großen Vorrath einen Stockprügel freundlich mit auf den Weg gegeben.

Um etwas frischen Athem zu schöpfen, schlug ich mich aus der seltsamen Atmosphäre der Hauptstraße, in welcher übrigens der Knoblauch vorherrschen schien, durch ein Seitengäßchen hinunter nach dem Hafen. Es lagen gegen hundert Schiffe im Strom vor Anker, alle unter Ballast, um in Galacz oder Braila Getreide zu laden; sie gehen es von sich hier zu verproviantiren, weil dies billiger geschehen kann wie an den genannten Handelsplätzen. Unter ihnen fiel besonders in die Augen der schwarze schlanke Rumpf und das symmetrische Takelwerk des kleinen französischen Kriegsdampfers Aveyron dicht am Ufer, welcher zu dem Schutz- und Truppencorps der Donaucommission gehört. Die lustigen Provenzalen seiner Besatzung waren eben in einer lebendigen Gruppe auf dem Deck versammelt und lachten über die Grimassen und den Anzug eines bulgarischen Bettlers, der vom Land aus ihre Mildthätigkeit anrief. Kein Maler, und sei es Murillo selber, hat das in der Darstellung von Lumpen gelernt, was dieser gutmüthige, die gewaschene Streich an seinem muskulösen Körper zur Schau trug.

Und erst die Kunst seiner Mimik! Unzähligemal fernte er die Arme vor der Brust, warf sich auf die Knie, schlug den Kopf auf die Erde und sprang wieder empor, als wäre er ein mechanisches Kunststück aus einem Spielwaarenladen gewesen; die gutmüthigen Matrosen warfen ihm mit vollen Händen Weißbrotstücke zu, die sofort in seinem unergründlichen Bauche verschwanden; aber immer wieder von neuem wiederholte er sein Spiel; wahrscheinlich hatte er mehr Durst wie Hunger und erwartete eine Geldspende. Nachdem ich mir den Mann lange genug angesehen, um eine Anwandelung von Schwindel zu verspüren, schlenderte ich längs des Ufers weiter. So oft ich mich umdrehte, erblickte ich immer noch die unermüdlichen Verbeugungen des Zudringlichen.

Das türkische Quartier bildet das Ost-Ende der Stadt. Das hervorragendste Gebäude desselben ist natürlich das Kaffeehaus dicht neben der außerordentlich zerfallenen und ärmlich aussehenden Moschee. Jenes ist von einer hölzernen Galerie umgeben und auf ihr saßen unbeweglich wie Statuen zwanzig bis dreißig Türken mit gekreuzten Beinen; fast lauter alte Männer mit wohlgepflegten, weißen Bärten und in stattlicher, zum Theil reicher Kleidung. Besonders stachen ihre breiten blütenweißen Turbane hervor; einen einzigen von grüner Farbe, die bekanntlich das Vorrecht der Abkömmlinge des Propheten Ali ist, sah ich darunter. Alle hatten den Schlauch der Wasserpfeife zwischen den Lippen, aus denen von Zeit zu Zeit ein blaues Dampfwölkchen quoll, das einzige Zeichen ihres Lebens. Nichts von jener Neugier, die so oft dem Fremden lästig wird, verrieth sich in ihren starren Zügen, sie folgten mir nicht einmal mit dem Blick, als ich ihren Begräbnißplatz betrat, der wenige Schritte davon auf einem Hügel an der Donau angelegt ist. Hier sah es wüst und wild aus. Unrath aller Art zwischen den von hohen Nesseln umwucherten Gräbern, deren Denksteine meistens umgestürzt halb in der Erde lagen; nur hier und da ragte noch ein roh gemeißelter Steinturban über das Unkraut hervor. Unten im Strom erhebt sich, vom Lande losgerissen, die Insel eines mächtigen Felsblocks und darauf eine Fischerhütte, die in ihrer Zerrissenheit ein höchst malerisches Bild darbietet. Als Staffage trieb sich ein ganzes Häufchen halbnackter Kinder rings umher, beschäftigt, Netze zum Trocknen auf dem Felsen auszubreiten; im Schatten des Daches saßen zwei türkische Weiber, Kopf und Gesicht mit weißem Musselin umwunden.

Dicht hinter dem türkischen Friedhof erhebt sich die schon erwähnte felsige Klippe bis zu mehreren Hundert Fuß Höhe über dem Wasserspiegel. Der Weg hinauf schlängelt sich durch eine Vorstadt der Bulgaren; sie besteht aus lauter erbärmlichen Schilfhütten, an welchen fast kein anderes Baumaterial bemerkbar ist. Zwischen ihnen ist da und dort ein freier Raum, auf dem einige halbverwitterte Holzkreuze andeuten, daß man hier sich begraben lassen kann wo man will; je näher an der Traufe des Hauses, um so bequemer. Von einer Pietät gegen die Todten keine Spur; im Gegentheil. Hier wird denn auch dem Fremdling klar, daß er fremd ist; Kinder in der Tracht des Paradieses laufen entsetzt und schreiend vor mir davon und kugelten übereinander in die niedrigen Löcher, welche Hausthüren vorstellen sollen; dagegen traten hübsche gesprächige Weiber blos im Hemd, höchstens noch ein Tuch schürzenartig umgeschlagen, an die Schilfzäune, um mir verwundert nachzublicken. Es waren häufig stattliche, kräftige Gestalten von braunem Teint, denen der rothe Bund um die rabenschwarzen Zöpfe recht gut stand. Freilich war auch manche Alte darunter, von der sich das Auge mit geübtem Grauen abwandte.

Der Gipfel des Bergvorsprungs gewährt nach drei Seiten hin eine weite Aussicht. Unweit der an seinem Fuße hat ein industrieller Ungar einen Steinbruch eröffnet und von ihm aus eine Eisenbahn nach dem Landungsplatz angelegt; wahrscheinlich die erste auf türkischem Grund und Boden. In großem Bogen fließt die Donau breit und gemächlich dahin, überall bis in die entlegenste Ferne blitzt ihr Wassergewirr, in welchem man sich vergeblich zu orientiren sucht, in den Strahlen der Sonne; nach Ost und Nord nur endlose ununterbrochene flache Strom und Nebensumpf. Westlich dehnt sich die Stadt aus gelagert in einem muldenförmigen, von Hügeln umgrenzten Becken; ihre unregelmäßigen Häuserreihen und die Unebenheiten der Lage verleihen ihr einen eigenthümlichen Reiz aus der Ferne. Der südliche Hang des isolirten Bergs senkt sich in einen Schlitten, welcher der Stadt ihre hauptsächlichen Baustoffe liefert, rings um denselben gewahrt man Spuren von Ackerbau; jenseit schließen nackte Höhenzüge den Horizont.

Von dem Leben in Tultscha kann ich aus den paar Tagen meines Aufenthalts nur wenig erzählen; was man mir darüber mittheilte, klingt nicht besonders erfreulich. Inzwischen hoch durch

die Anmeldung der Herren von der Donaucommission mehr Leben und Annehmlichkeit hineingekommen wie früher. Die Spitze der Gesellschaft bildet der österreichische Consul von Mayrhofer und seine Gemahlin, eine walachische Bojarin. Der ebenso liebenswürdige als energische Mann hat sich große Verdienste um die Stadt und um seine Schutzbefohlenen erworben: zu den letzteren zählt er jeden Deutschen, der sich vertrauensvoll an ihn wendet. Das Recht seiner Jurisdiction übt er streng und gewissenhaft; aus den häufigen Kämpfen mit den türkischen Behörden, in die es ihn verwickelt, geht er gewöhnlich siegreich hervor. Von den hier angesiedelten Italienern, welche eine geschlossene Gesellschaft für sich bilden, will man nicht viel Gutes erzählen; bemerkbar macht sich unter ihnen eine Anzahl von Aerzten, von welchen zwar jeder eine Platte mit dem Doctor-Hute an seine Thür gemacht hat, die aber in Verlegenheit gerathen würden, wenn sie den Nachweis ihrer Studien und ihres Diploms liefern sollten. Mehrere davon sind Rückbleibsel des letzten Krieges. In den Händen der Griechen ist, wie überall, wo sie sich eingenistet haben, der Handel; die Juden kommen gegen sie nicht auf und müssen sich mit untergeordneten Geschäften, als Viehhandel u. dergl. befassen. In ihrem Besitz ist dagegen das Schneidergewerbe, ebenso das Lohnfuhrwerk. Die Bulgaren bilden den Stamm der Lastträger, Handarbeiter, Gärtner und Ackerbauer; ihre kräftige Natur wird für derartige Verrichtungen besonders geschätzt. Die meisten Handwerker sind Serben oder Magyaren, sie scheinen nicht viel auf ihre Nationalität zu halten, denn wenn man bei ihnen einspricht, so kommen sie einem sofort entgegen mit der herablassenden Erklärung: „Ich auch deutsches Bruder." Viele Tataren leben in der Dobrudscha zerstreut und gelten als vortreffliche Viehhirten, treiben aber auch mit Leidenschaft und vielem Gewissen den Hausirhandel. Die Moldauer sind verrufen als träg und schmutzig; sie leben von was sie können, glücklicherweise überwiegen ihre Bedürfnisse jenen derjenigen des Hausthiers, das von den Türken verachtet wird, nichtsdestoweniger aber in den Straßen ihrer guten Stadt zwanglos promeniren, solange es seine Rivalen im Amt der Straßenpolizei, die Hunde, gestatten.

Nun einen Blick auf die ziemlich zahlreichen deutschen Einwohner!

(Schluß in nächster Nummer.)

Anregungen.

Ein Ehrenmann.

Gewöhnlich sind es die glänzenden Bilder großer Krieger, Staatsmänner, Dichter und Künstler, die den Aeltern und namentlich der strebenden Jugend vorgehalten werden als Beispiele zur Nacheiferung. Wie sollen sie gelten, indessen sie die Phantasie nähren, den Ehrgeiz überhaupt anspornen und eine edle Richtung befördern. Aber wirkliche Vorbilder zur Nacheiferung können sie doch eben nur den wenigen Auserwählten werden, welche die Natur mit einem ähnlichen Genie begnadete, das ihnen das Ringen um den Lorber, der ihre Stirn ziert, überhaupt erst möglich machte.

Die Vorbilder für die Masse, relativ erreichbar für jeden, durch sittliche Kraft selbst noch für den Dürftigsten, wir möchten sagen die eigentlich praktischen Vorbilder im bürgerlichen Leben sind daher auch im Allgemeinen — im Kreise enthalten, letzteres nur zu oft — viele wichtigsten Vorbilder werden Ihnen selten geboten. Nicht, weil es an ihnen fehlt, jede Generation weiß sie gut, sondern weil die Erziehung ihren reichen Segen noch immer nicht genügend erkannt hat und nur selten sich die liebevolle und praktisch bedachte Hand der Pflicht haben, sich ein wenig glänzendes, daher für den Jüngling auch weniger handgreiflich, wenngleich nicht minder verlockendes Ideal in Wahrheit recht anziehend wirkungsvoll vorhalten in lebendigen Zügen für Gegenwart und Zukunft hinzustellen.

Einem solchen Vorbilde begegnen wir in dem von Hr. K. H. Mayrhofer gezeichneten Lebensbilde „Karl Heinrich Ferdinand Schütze auf Schmeta" (Leipzig, A. H. Payne, 1861).

Sechs Söhnen und Einem Tochterkind, denen Heinrich Schütze sie zu ersetzen noch nicht ein Jahrzehend erfüllten Lebe ein unermüdlicher Wohlthäter war, sechst seinen Lieben Verlagsmenschen in Schmeta, die in ihm einen Vater sahen, und seinen Gutsuntertanen Meinen, der er viele segensreiche Einrichtungen widmete, werden diesen Namen weit über jährlichen Kreise kennen, zu denen freilich auch Männer wie Tieck, Tiedge, K. M. von Weber, G. M. Reichsgehören. Und doch verdient von dem bescheidenen Selbstzeugnis sein Leben in den weitesten Kreisen bekannt zu werden, denn es ist das reine Tagleben und Tagleben hervorragender edler im höchsten Sinne des Wortes edler Menschen, einer vortrefflichen Bürgers, einer hochherzigen Menschenfreundes, so schlicht, wie Rechtschaffenheit, Arbeitsamkeit, Opferwilligkeit, Bescheidenheit und Vaterlandstreue, mit einem Wort wie Göttliche Werth des Menschen, auch ohne

Sechste Scene.

Julie (tritt beklommen, aber hingebend heraus). Heinrich.

Heinrich
(zurückfahrend).

Julie!

Julie
(küßt mit Leidenschaft seine Hand).

Heinrich, kannst Du fühlen, was dieser Druck der Hand Dir sagen soll?

Heinrich
(die Augen niederschlagend).

Wenn er Vergebung ist —

Julie.

Wer bedürfte deren mehr, Heinrich, als ich? Ich schäme mich, daß ich Dich verlassen konnte — in einer solchen Nacht — Heinrich (besorgt) was hab' ich hören müssen —

Heinrich
(ruhig).

Mein liebes Weib! Durch die Zerrüttung meines Gemüths sind in jüngster Zeit meine Arbeiten in Unordnung gerathen. Ein Böswilliger hat dies benutzt und

Autor glänzender äußerer Zufälligkeit große Erfolge sichern können.

Alles war und wirkte Heinrich Schütze aus und durch sich selbst. Der Knabe, der auf der Fürstenschule zu Meißen vom wissenschaftlichen Studium abstand, weil er zu arm war, es ohne, zu unabhängigkeitsbeschränkende, es mit ihm angebotenen Unterstützungen fortzusetzen, betrat zehn Jahre später im fernen London als neuetablirter Kaufmann bei den ersten dortigen Handelshäusern einen fast unbeschränkten Credit, um durch seine fünfzehnjährige rastlose, freilich auch, wo es eben galt, entsagungsfähige kaufmännische Thätigkeit nach allen Weltgegenden sich ein Vermögen erwerben zu können, das ihn bei seiner Rückkehr ins Vaterland mit Leichtigkeit zum Besitzer des großen Rittergutes Schweta bei Muskau, in der sogenannten „Kornkammer Sachsens", machte.

Von nun an hatte seine unbegrenzte werkthätige Menschenliebe, die er bereits als neunzehnjähriger Jüngling in den Schrecken des Gelben Fiebers in Philadelphia, dann als Mann durch unermüdliche Spenden, Sammlungen und Befürwortungen bei dem Londoner Hülfscomité während und nach der napoleonischen Kriegszeit bewiesen, vollen Raum und Muße, sich durch Gründung oder Betheiligung an allen denkbaren milden und gemeinnützigen Stiftungen zu bethätigen, wie Waisenhäusern, Blindenanstalten, Armenschulen, Kindergärten, Sparkassen, Unterstützungsvereinen, Feuerversicherungsanstalten, Hagelassecuranzen. An wichtigen Staatsinstitutionen wie der Sächsischen Landrentenbank, Rentenversicherungsanstalt, dem Landwirthschaftlichen Creditinstitut u. s. w. gebührt ihm ein wesentlicher Antheil. Ueberall wußten im Staatshaushalt die Ansichten und Rathschläge eines Mannes willkommen, nicht selten maßgebend zu scheinen, dessen scharfe Beobachtung und praktischer Sinn durch seine Stellung und Beziehungen im großartigen Weltverkehr wie durch seine vielfältigen Reisen in den meisten Ländern Europas auf den verschiedensten Lebensgebieten eine hohe Reife des Urtheils erlangt hatte. Als ernannter Mitglied der sächsischen Ständeversammlung drang er, niemals im allgemeinen conservativ, auch eifrigste auf Erhaltung der 1831 gewährten Constitution. „Des Thrones und des Volkes untrennbares Heil zu fördern, das Interesse beider, das sich in einem gesunden Staatsorganismus friedlich wie gegenüberstehen darf, wahrzunehmen, Menschenwohlfahrt unter jeder Gestalt zu fördern und zu heben, Menschenelend nach allen Richtungen hin zu vermindern, das war das Ziel, nach dem er rang, das war die alleinige Triebfeder seines Thuns und Lassens, die Grundfarbe seiner ehrenhaften politischen Charakters."

Alles und jedes, was Heinrich Schütze gewirkt, ohne wir aus dem Drang der reinsten sittlichen Ueberzeugung ohne Ruhmsucht bewegegeben. Strenge Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit, taktvolle und anspruchslose Uneigennützigkeit und Gemeinnützigkeit, aufopfernde Menschenliebe und Herzensgüte waren zu allen Zeiten und unter allen Umständen die Hauptfactoren in seiner achtzigjährigen Lebensrechnung. Da mußte wol das immer wiederkehrende Fazit ein edler Gleichmuth, eine anmuthige Heiterkeit des Gemüths sein, die selbst die grauen Tage seines Lebens immer näher kommende Gefahr der Erblindung nicht zu trüben vermochte. „Sein ganzes Leben", sagt ebenso treffend wie schön sein Biograph, „war durchstrahlt von dem Sonnenschein eines tugendhaften, vorwurfsfreien Bewußtseins."

Möge Vorstehendes genügen, um zur Lectüre genannter Biographie und zu ihrer, wir betonen es nochmals, im Interesse der Erziehung und sittlichen Veredelung nicht genug zu befördernden Verbreitung in allen Lebenskreisen, namentlich aber in dem der heranwachsenden Jugend, anzuregen. Schütze's eigener innigster Herzenswunsch war, daß seines Lebens Beispiel, sein geistiger Kern in die Nachlebenden übergehe und in ihnen Früchte trage. So liegen denn auch dieser Biographie seine eigenen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen zu Grunde, die in Dr. K. T. Georgi, der ihm als geliebter Dirigent der ihm wie allen menschenfreundlichen Schöpfungen am meisten ans Herz gewachsenen dresdener Blindenanstalt so nahe stand, einen vortrefflichen Bearbeiter gefunden haben. Die edle Klarheit des Ausdrucks, schöne Würde der Darstellung vereinigen sich hier mit einem höchst innigen, lebenswarmen Schwung des Herzens und der Phantasie und ergeben ein außerordentlich anziehendes Lebensbild eines trefflichen Bürgers und Menschenfreundes.

Trost und Hoffnung.

Was verscheucht den feinen Jugendlichen
Edler Muth und des Schimmers Mohn?
Ist der Seele Heiterkeit aus Erden,
Ist des Herzens Freudlein hin entflohn?

Glühn deiner Stirne blasse Rosen,
Auf die Locken sei der Kranz gedrückt,
Freie Hände hebt zu ringsum wallen
Und zum Reihn [illegible] der Kreis geschmückt!

Auf der Erde gibt's so viel des Schönen
Und es lebt der Freude Hochaltar,
Daß die Harfe laut und fröhlich tönen,
Auf und Nieder schlage in das Haar!

Quellen sprudeln von der Berge Spitze
Und sie hüpfen rauschend in das Thal,
Jeder Vogel auf der Blume Gipfel
Singt der Liebe seligen Choral.

Immer blitzt in wilden Sturmesworten
Ueber uns Gott seine Vaterhand.
Raucht es nicht auch in der Eide Pforten
Glück und Frieden unserm Vaterland?

Heinrich Zeise.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Rückblicke auf die Geschichte des Papstthums. — Gondrecin's Trockenbeeren. — Berliner Briefe. V. — Dorfpoesie und Zucker. — Aus der Bibliothek. — Briefwechsel.

Rückblicke auf die Geschichte des Papstthums.

Sind die Zeiten gekommen, welche die ersten Reformatoren verheißen haben, die Stunde „wo Babylon fallen wird“? Wird wirklich unser Mann Recht haben, von dem neulich der Bischof von Poitiers in seinem Hirtenbrief geschrieben „daß es ihm so wenig vor dem Procurator Pontius Pilatus helfen würde, seine Hände in Unschuld zu waschen“?

Wie viele Mord (hoffentlich) zu Grunde kommt, darüber werden die Nachkommen gerechter und billiger richten als die Zeitgenossen. Nur jene wird das Getöse und der Lärm derjenigen weniger erschüttern, deren Lungen verstummen, die irgendwelchen Religion des Ursprungs werden für die Art ergriffen haben, wie es vielleicht allein herausfinden konnte.

Im Augenblick ist eine historische Betrachtung gestattet.

Seit Machiavelli ist es Glaubenssatz aller politischen Köpfe in Italien, daß von Rom aus das Verderben ihres Landes ausgegangen, daß nur moralische wie staatliche Besserung des italienischen Volks nur durch Aufhebung der päpstlichen Gewalt eintreten könne.

In einem hat die Rückwirkung der Reformation der Lehren der katholischen Kirche gedient. Manchen von Sixtus IV., Alexander VI., Julius II. sind auf dem Stuhl des Apostelfürsten nicht mehr denkbar. Die sittliche Verwerflichkeit der Mittel, welche zu Luther's Zeiten alle Laien in einen Schrei der Entrüstung ausbrechen ließ, ist längst einer lauernden Richtung, oft sogar einer hyperdevotischen gewichen. Zwei entgegengesetzte Dinge aber sind geblieben: der absolute Gegensatz, in dem das römische Wesen zur Bildung und Intelligenz, zur Stimmung der Zeit steht, und die staatliche Macht einer Tiara.

Möglich wäre es, über das erste Thema zu verhandeln, nach dem Worte eines Staatsmannes: Wo man auf Roma stoßt, da ist die Sache des römischen, ultramontanen Katholicismus gerichtet. Und es ist seit manchen Jahren zwar alles geschehen, um die römische Form des Katholicismus weiter auszubilden, sie mit einem strahlenden Nimbus von Wissenschaft, Kunst und Poesie zu umgeben und noch fast Tausende und viele Tausende von Bekennern der römischen Glaubens in seinem geistigen Bann der Andacht und Bewunderung vor Rom befangen. Ist aber diesen Gebildeten nicht durch geistige Waffen, durch Aufklärung und bessere Gründe zu helfen, so muß der Untergang der weltlichen Herrschaft des Papstes dem Bewußtsein der Gebildeten ein Ende machen.

Bis um 750, wo die Franken zuerst in Italien einrückten, war Rom von Konstantinopel abhängig. Der griechische Statthalter, der in Ravenna saß, sandte seine Decrete nach Rom. Häufig ist es da geschehen, daß der Papst wie die Bevölkerung ein gleiches Interesse dagegen hatten. Ihre Proteste und Klagen brachte dann der Bischof als die geeignetste Mittelsperson an den Statthalter und noch weiter nach Byzanz, zum Kaiser. So einfach und natürlich hat sich die Herrschaft des Papstes über Rom gebildet. Von der weltlichen Bedeutung des Wortes „Du bist der Fels“ im Evangelium des Matthäus hat ferner in jenen Zeiten die Auslegung auch nur geträumt, die sagt sie bedeute ich.

Klar entsteht, daß die Schenkung Pipin's und Karl's des Großen die wenigen Landstriche des „Patrimonium Petri“ wirklich in die Hand des Papstes gelegt, haben wir es im beständigen Aufstand dagegen. Die römischen Bischöfe sind damals nicht einen Augenblick in Rom sicher gewesen. Der größte aller, Gregor VII., wurde nur durch die Normannen vor seinem eigenen Volk gerettet. Die Türme des Colosseums, der Burg der Frangipani, zeugen gegen die Herrschaft des Papstes in Rom. Echt „unsterblich“, genau auf dieselbe Weise wie jetzt das einige Italien ist der Kirchenstaat entstanden durch die Schlauheit und Gewalt von Menschen, die alles in allem noch mehr „Räuber“ waren als Garibaldi, Victor Emanuel, ja noch etwas vergleichbarer in Italien als der „neue Pontius Pilatus“. Wenn zu nennen genügt, Cäsar Borgia.

Damals waren die Bewohner der einzelnen Städte, die Bürger von Rom, Imola, Forlì, Bologna, mit ihren kleinen Tyrannen genau so ungeduldig wie jetzt in Toskana, Parma, Modena. Der Volkswille ist die Bibel, sie kennen, ohne jedes „Recht“; Julius II. war Victor Emanuel, Cäsar Borgia als Condottiere wie Garibaldi.

Von dem Augenblicke, als die weltliche Macht in das staatliche Leben eingriff und „sich verweltlichte“, wie die alten Chronisten schreiben, erhob sich auf der Kanzel der Widerstand gegen sie, in Rom Arnold von Brescia, in Frankreich die Albigenser, in Deutschland die Geschlechter und Reichsstädte, in England sogar König Heinrich II. Thomas Becket sogar erwarben und die Geistlichkeit unterwirft sich den königlichen Statuten. Und nicht nur Ketzer haben darüber geeifert, Rußland, Venedig und einst der beiden Kaiser der katholischen Christenheit, Serien, dem eine Sage das Buch „Von der Nachfolge Christi“ zuschreibt, sind zur Zeit der großen Conflicten Vorkämpfer dieser Verweltlichung der Kirche. Dabei ist auch nicht aus dem Auge zu lassen, daß die damalige

Herrschaft des Papstes nur ein Schatten der jetzigen Willkür ist, daß in allen Städten des Patrimoniums noch freie municipale Einrichtungen bestanden. Jeder kennt den Namen und die Geschichte Rienzi's. Stefano Porcaro wurde durch einen Vers Petrarca's und die Erinnerung an Brutus und Cassius zum Aufstand gegen Nikolaus V. begeistert. So viel edle, hochherzige Geister und Thaten können nicht umsonst und eines unausführbaren Gedankens wegen untergegangen sein. Was jetzt Victor Emanuel, getragen von der Begeisterung Norditaliens, allerdings durch Eroberung vollzieht, ist dasselbe Werk, das schon die Florentiner beabsichtigten, als sie 1378 eine Fahne an die Städte des Kirchenstaats sandten mit dem einfachen Worte darauf: Libertà.

War aber der Widerstand gegen die kirchliche Herrschaft so stark, so lebendig, wie konnte sie sich durch drei Jahrhunderte halten?

Für ein deutsches Gemüth ist es schmerzlich, den größten Theil der Schuld an der Knechtung Italiens allein nur uns und vorzugsweise den Habsburgern zuschreiben zu müssen.

In Spanien haben die Habsburger dasselbe „Werk der Knechtung" vollzogen; in diesem Lande aber kam ihnen die Gesinnung des Volks, der eingeborene spanische Fanatismus gegen Andersgläubige auf halbem Wege entgegen; wer da der Treibende, wer der Getriebene war, ist schwer zu entscheiden. In Italien aber wirkten Kaiserthum und Papstthum vereint zur Unterdrückung, zur Entsittlichung der Nation; nur die vornehmen Familien schlossen sich ihnen an, die Este, die Medici, die durch Sturz der Freiheit in die Höhe stiegen; das Volk blieb ihnen fern, der Kirche gegenüber in seinem fast heidnischen Aberglauben, dem Staate in seiner unerschütterlichen Neigung für seine alten, municipalen Einrichtungen.

Mehr noch als der Zufall und der Erfolg des Krieges hat die Macht der Idee diese Schranken jetzt gebrochen. In nicht allzu langer Frist wird vom Capitol herab der Ruf: „Italien" erschallen.

Was wird aus dem Papstthum? Kann es in der Hauptstadt Italiens einen allgemeinen katholischen Papst geben? Wird der römische Bischof mehr sein als der von Paris, von Wien?

Einige Jahrzehnde mag sich das Phantom eines römischen Papstes durch die Hallen des Vatican schleichen, mit dem Einzug Victor Emanuel's in den Quirinal hört die Weltherrschaft — auch die geistliche — des römischen Bischofs auf. Der Stuhl des Apostels und ein italienisches Parlament können nicht nebeneinander, der römische Senat ist schon einst von dem Collegium der Cardinäle gestürzt, zusammen konnten sie nicht auf demselben Fleck Erde wohnen. Eine Verlegung auf alle weltlichen Hoheitsgedanken von Pius IX. und seinen ersten Nachfolgern zu erwarten heißt mehr als ein Utopien träumen. Katholische und protestantische Broschüren behaupten die Möglichkeit einer rein geistlichen Oberherrschaft des römischen Priesters, die Geschichte zeugt wider sie, jede Theokratie strebt nach weltlicher Macht. Man übersehe doch nicht, wie die römische Kirche zur Macht gelangte, durch Unterdrückung der uralten, einheimischen Landeskirchen, so in England, Irland, in Gallien und Spanien. Der Fall des Papstthums schließt als Folge die Bildung von unabhängigen Landeskirchen in sich, die politische That der Reformation bestand gleichfalls darin. Als Ludwig XIV. noch nicht ganz in den Händen der Jesuiten war, hat auch er daran gedacht, die gallikanische Kirche in dieser Unabhängigkeit hinzustellen. Während des 18. Jahrhunderts verfolgte die Partei der Jansenisten diesen Gedanken. Die Emser Punktationen machten für Deutschland dieselben Vorschläge und im Geiste Hontheim's von Trier, Wessenberg's von Konstanz muß sich die katholische Kirche Deutschlands neu organisiren. Zum Theil entsprang die deutschkatholische Bewegung ähnlichen Gründen. Hierin liegt das Weltdistorische des sich jetzt zu Ende neigenden Kampfes. Ob der Papst einen Ehrenplatz mehr oder weniger besitzt, ist gleichgültig. Gibt ihm ein Reich in Syrien — es wird nie das alte Reich von Rom werden! Sinkt der Papst zu dem herab, was er ursprünglich und nach dem Worte seines Gründers, des Apostels Paulus, war und bleiben sollte: der Bischof von Rom, so werden damit alle katholischen Kirchen vom römischen Alpdruck frei. Dann und nur dann läßt sich an eine endliche Aussöhnung der streitenden Parteien in der Christenheit denken — und wir Deutsche gesagt: Die Vernunft, die Jahrhunderte hindurch vor ihren Verfolgern sich verbergen hielt, „Sura per avvir ragione".

Goodchild's Trochidoskop.

Für Licht- und Farbenharmonie-Entwickelung und -Erkenntniß sorgen die Herren Horne und Thornthwaite in London. Sie haben das vor kurzem von Goodchild construirte Trochidoskop in den Handel gebracht.

Das einzige Instrument übertrifft den Farbenkreisel und verspricht ebenso populär zu werden wie das Kaleidoskop und Stereoskop. Durch eine mechanische Vorrichtung werden in ihm alle Farbencombinationen dargestellt und dem Auge gefärbte Muster vorgeführt. Den optischen Zeitvertreib, der die interessantesten Erscheinungen dem Auge darbietet, liegt ein entschieden höherer Zweck zu Grunde; denn es bietet dieses Instrument feste Daten für die Anordnung der Farben in richtiger Harmonie oder in den verschiedenen Contrasten; es wird daher für Musterzeichner und Decorateure ein vollkommener Gehülfe ihrer Kunst sein. Der Farbenkreisel war bekanntlich eine Scheibe mit farbigen Abtheilungen, die im schnellen Drehen nur einen Farbenton zeigen, weil der Netzhaut nicht Zeit gelassen wird, die Farben zurückzuhalten. Diesen Kreisel hatte man mit einer schwarzen Scheibe, in der Muster oder Figuren ausgeschnitten sind, versehen, die beim Drehen des Kreisels in mannigfachen Farbenbildern erscheinen.

Um das neue Instrument zu verdeutlichen, sei es uns gestattet, in Kürze auf die Natur des Lichts und der Farben einzugehen, da es auf Anwendung ihrer Gesetze beruht. Weißes Licht, wie das Sonnenlicht, ist aus sieben Farben zusammengesetzt und kann mittels des Prisma in sieben Farben gelegt werden: violett, indigo, blau, grün, gelb, orange, roth. Werden die Farben in dieser Reihenfolge zusammengebracht, so erscheint die Scheibe beim schnellen Umdrehen nahezu weiß. Wird eine Farbe ausgelassen, so muß bei der Drehung ein anderer Farbenton erscheinen, welcher der complementäre zur unterdrückten Farbe ist; läßt man roth aus, so erscheint grün, läßt man blau aus, so erscheint orangegelb; läßt man gelb aus, so erscheint indigo. In neuerer Zeit ist von Malern und Fabrikanten farbiger Waaren die Farbenharmonie, d. h. das Gesetz des gleichzeitigen Contrastes, mehr berücksichtigt worden als früher und so ist das Auge ebenso wählerisch geworden wie der Geruchs- oder Geschmackssinn. Der Zweck des Trockendoskops ist eben, dieses Gesetz zu versinnlichen und die verschiedenen Erscheinungen zu zeigen, die beim Colorisen von Decorationen und farbigen Waaren, wo es sich um die Harmonie der Färbung handelt, benutzt werden können. Bei dem neuen Instrument wendet man, um das Verwischen der Farben auf einer Scheibe zu bewirken, einen Mechanismus an, der es gestattet, die Scheibe nach Belieben langsam oder schnell zu drehen; man kann bei gesteigerter Geschwindigkeit Wirkungen zeigen, die mit dem Farbenkreisel nicht zu erzielen sind; denn durch die Kurbel hat man dafür die richtige Handhabe. Da die schwarze Scheibe mit den ausgeschnittenen Mustern unter einem Winkel befestigt ist, so muß möglichst viel Licht auf die Farben fallen, damit sie lebhaft erscheinen.

Es läßt sich auch mit diesem Instrument die Complementärfarbe aus der Originalfarbe entwickeln, so bringt roth bläulichgrün hervor, blau bringt orangegelb. Um das zu beweisen, schraube man auf das Kölbchen eine halb rothe, halb weiße Scheibe und darüber eine schwarze, sodaß sich das Schwarz über dem Roth befindet; beim Drehen geht der äußere Ring von schwarz in bläulichgrün über. Ebenso wird man mit gelb und weiß ein dunkles Violett erhalten. Schneidet man in der schwarzen Scheibe nicht nur Figuren, sondern auch vier Vorsprünge aus und bringt diese auf einer Hülse oder Spindel über die farbige Scheibe, so sieht man beim Umdrehen gewisse Farben durch die Ausschnitte; wenn man aber die Vorsprünge mit einem Stäbchen berührt, so ändern sich die Farben, was dadurch entsteht, daß durch das Berühren der Vorsprünge die Drehung der schwarzen Scheibe momentan verzögert wird und daher die Farben unter derselben sich ändern; durch das eingeschaltete Schwarz bleiben sie erhalten und werden belebt, statt verloren zu gehen und ineinander zu fließen, wie es ohne die schwarzen Vorsprünge der Fall wäre.

Auf diese Weise lassen sich mit dem Trockendoskop eine Menge der reizvollsten Versuche machen, die nach den verschiedenen Licht- und Farbentönen hin allerlei Combinationen erwähnen.

Berliner Briefe.

V.

— — Das große Defizit, das die Geselligkeit durch die Landestrauer erlitten, wird theilweise durch den Carneval, der in einigen großen Salons Karthaus, ausgeglichen.

Die Damen erscheinen nach Verschrift in weißen Seidenstoffen, weißen Handschuhen und umhüllt von weißen Mänteln, die schon den nahenden Lenz ahnen lassen. Einige jedoch, pikanter als der Papst, erscheinen, wie Fama sagt aus guter Bürgerschaft, immer noch in schwarzen Handschuhen und außer ihrem tiefgrau Gesichtchen noch in tiefer Trauer.

Unter den Mimikern ist nur Graf Schwerin verzeichnet, der vom Hirsch und zwar am Montag gestürzt hat; wenigstens wird der Finanzminister durch den kostbaren Umbau des Hauses, dem ein Lampion fehlte, noch davon zurückgehalten — Herr von der Heydt soll — nach einem „on dit" — seine Kräfte zu den Füßen spenden, die er bei und nach der Huldigung, gleich Dankopfern für die Erhaltung seiner Person, fallen will. Die hohe Aristokratie, durch Graf Brühl-Pulgrenburg repräsentirt, vereinigt sich am Dienstag in seinem Hotel. Derselbe soll die Ehre bei der Huldigung, die den 10. Juni hier in Berlin stattfinden wird, zugedachte Fackelträgerrolle, aus Rücksicht, wie man sagt, auf seine starke Deklination, mit Dank und Ehrfurcht vor des Monarchen gnädiger Absicht abgelehnt haben. Fürst Radziwill hält am Mittwoch seinen Empfang; die Fürstin von Sagan, Graf Arnim und noch einige Gelehrte haben die übrigen Tage in Beschlag. Das Vergnügen selbst erblühte in diesen und anderen Festhäusern der Geselligkeit wie überall in solchen Fällen bei einem Temperaturwechsel, der dem der Knospen- und Treibhauswelt gleichkommt. Und in der That — man geht hier auch mehr ernstliche als dramatische Bilder, das Verwandlige zeigt mehr als das Gewohnte.

Einen Act seltsamen Cerimoniells brachte die Belehnung unsres Königs mit den Hosenbandorden. „Honny soit qui mal y pense!" Sieht mir einem derartigen romantisch-poetischen Gepränge, wie es das Inselreich mit seinen dazu passenden Mächtigen von Zopf, Prunk und Ritterthum aus den vergangenen Jahrhunderten noch bewahrt hat, schon entwachsen sind lassen wir uns schon lange bei derartigen Anklängen von Kant's „Kritik der reinen Vernunft" incommodiren oder müssen hin und wieder die alten Recken jener mittelalterlich-romantischen Zeit nachgerufen werden, um uns nicht vollständig in den Prosaismus der Jetzt verloren zu haben? Wir haben die Ringe unsichtbar und Zauberer nur, das glücklicherweise jetzt die Zeiten vorüber sind, wo solche romantische Acte, wie beim bevorstehenden König, im Zusammenhang mit seiner Politik standen. Und wenn auch schon wieder eine türkische Deputation unterwegs ist, die dem König den Mittelschwerden des fränkischen Mannes zu überbringen die Ehre haben wird, so wird hoffentlich Preußen darum doch die orientalische Politik Napoleon's III. unterlassen, die da sagt: Luft und Raum für Europa Genügsam!" Uebrigens hat dieser Orden

den Chorus durch seine Eigenschaften; er enthält einen Diamanten von seltener Schöne.

Auch die wissenschaftlichen und andern Vorlesungen, deren Anzahl neulich bis auf acht in einer Woche gestiegen ist und die mithin von neuem bethätigen, daß Berlin in der That eine nach Bildung und Wissen strebende Einwohnerschaft besitzt, werden jetzt wieder von den allerhöchsten Herrschaften besucht. Der (namentlich von dem jüngern Theil des Hofes ersehnte) Moment des Theaterbesuchs dürfte nun auch nicht mehr fern sein; Taglioni's vielbewundertes „Träumen und Erwachen" wird zur anmuthigsten Begrüßung Gelegenheit bieten. Seien wir nicht zu rigoristisch! Der Meister des Ballets hat diesmal eine Staffage von Poesie auf die Bretter gezaubert, der man mit dem Begehren, mindestens vier paar Augen mehr im Kopfe zu haben, wahrhaft erliegt. Scenerie, Tänze und Gruppen sind poetisch gedacht und ausgeführt; das Erscheinen der Geliebten als Genius der Kunst schießt einen Moment zum organisch poetischen Kern einer höhern Idee an, von welchem freilich schon die nächsten Scenen es wieder zu sehr abtrennen.

Das italienische Theater des Herrn Lorini hatte in Roger einen neuen Magnet erhalten. Man beeilte sich, dem unvergleichlichen Sänger auch nach seinem Unglück und dem sehr bemerkbaren Untergang seiner Stimme doch noch einmal zu danken für das, was er uns in den Tagen seiner vollen Kraft gegeben. Mit der Zeit ist nicht zu spaßen — sie ist unerbittlich und treibt ihre Verheerungen wie ein harter Executor von jedem ein: ' Aber die Kunst, die Geliebte, der er sich für das Leben hingab, sie trägt den echten Künstler noch lange. Roger singt deutsche Lieder mit einer Innigkeit und Deutlichkeit der Aussprache, die wir unsern vaterländischen Sängern und Herrn sagen möchten. Sein Gesang, begleitet von dramatischer Action, tritt zu ironischer Anschaulichkeit ins Leben. Was andererseits die Kunst der Mechanik jetzt vermag, das sahen wir an seinem künstlichen Arm: Fast bei allen Bewegungen war er ihm ebenso dienstbar wie sein gesunder. Durch Federn und Räder, die über Brust und Rücken laufen und den künstlichen Arm mit dem gesunden in Verbindung setzen, wenn er will, ist er im Stande, wenn die Action es verlangt, beide Arme gleichzeitig zu erheben, sodaß man nicht weiß, daß die rechte Hand ihm fehlt, es kaum glauben würde. Möglich, daß die Uebung im guten Spiel ihm auch hier zu Hülfe kommt.

Orthodoxie und Zucker.

* Bekanntlich wohnt der überwundene Lichtfreundsführer Schamyl seit seiner Gefangennehmung mit seiner Familie in Kaluga, einer Stadt von 20,000 Einwohnern.

Die „Nordische Biene" erzählt soeben, daß er vor einigen Wochen von einem Fabrikanten zum Besuch einer in der Nähe von Kaluga befindlichen Zuckerfabrik eingeladen worden. Dieser Besuch schien anfangs für ihn viel Interesse zu haben; er nahm die Einladung mit Vergnügen an. Plötzlich zögerte er, verschob den Besuch; man sah, daß irgendeine Ursache obwaltete, die hindernd im Wege stand. Bald klärte sich diese auf. Man hatte ihm hinterbracht, daß bei Fabrikation des Zuckers zur Reinigung der Masse gebrannte Knochen gebraucht würden. Nicht daß er Knochen von den Schlachtfeldern im Kaukasus fürchtete, sondern — etwaige Schweineknochen.

Bei der ersten Nachricht über diese schreckliche Entdeckung war der fromme, das Schwein verabscheuende Orientale dem Entschlusse nahe, den Zucker ganz von seinem Tische zu verbannen. Er besann sich. Wäre wirklich am Zucker so Verfängliches, so müßte doch der Prophet schon längst die Rechtgläubigen auf eine oder die andere Weise davon in Kenntniß gesetzt haben. Er beschloß, die Fabrik zu sehen.

Schon stieg er in den Wagen, als er sich nach dem Tagesdatum erkundigte. Es war der 13. Februar. Beinahe wäre schon jetzt die Ausfahrt rückgängig geworden — die ominöse Zahl dreizehn schreckte ihn zu sehr. Zum Glück erinnerte er sich, daß es zugleich ein Dienstag war — dem Türken der günstigste Tag zum Anfang von Geschäften. Er fuhr ab und hielt nur noch einmal inne, als ihm einfiel, daß er in letzter Nacht im Traume den Schwanz eines schwarzen Hundes — bekanntlich unter allen schlimmen die schlimmste Vorbedeutung — gesehen hätte — indessen er überwand alle Schwierigkeiten und langte in der Fabrik an.

Der Fabrikant bereitete ihm den ehrenvollsten Empfang. Er zeigte ihm alle seine Räume, durchging mit ihm alle Procedüren der Fabrikation und vermied sorgfältig, ihn in die Geheimnisse des Knochenmehls einzuweihen. Er schien sehr zufrieden und alles versprach den besten Ausgang, als ganz unerwartet eine Katastrophe eintrat, die Schamyl's Voraussicht nur zu sehr bestätigte.

Der Zuckersieder, ein Deutscher, wollte ihm noch eine Methode der Reinigung des Zuckers zeigen; er nahm dazu einen Haarpinsel, tauchte ihn in Wasser und wollte die Reihe Zuckerformen damit bespritzen. Da — wer schildert das Entsetzen und das plötzliche Zurückweichen Schamyl's und seiner Getreuen —! Er nahm die Haare der Pinsels für Schweinsborsten und verließ ohne weiteres (der Traum vom Hundeschwanz hatte sich zugleich wirklich bestätigt) das Fabrikgebäude. Die Folge war — daß er in den ersten Tagen über, zu dem er den Zucker brauchte, ganz aus seiner Familie verbannt und überall, wo sonst in seiner Küche Zucker gebraucht wurde, nur noch die Anwendung des Honigs zuließ.

Aus der Bühnenwelt.

* Die von dem Franzosen Maurice und dem russischen Darsteller Wary in Hamburg mit Privilegien ausgestattete Thaliabühne hat soeben vom dortigen Senat die Erlaubniß erhalten, außer Posse und Lustspiel jetzt auch Schauspiele geben zu dürfen. Da sich das alte Stadttheater überwiegend nur mit Oper und Ballet beschäftigt, so läßt sich dem ernsten Drama jetzt in Hamburg Glück wünschen. Die Thaliabühne zeichnet sich durch ein vortreffliches Ensemble aus und besitzt so reichen Maße die Gunst des Publikums. Eine gleiche Erweiterung der Concessionen wäre auch den Bühnen Berlins zu wünschen.

Briefwechsel.

— Herrn L. A. in Wien. Ein Exemplar [illegible] ist durch Buchhandel zurückgegangen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 13. Wöchentlich 1¼ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Was man hat und was man sucht. Erzählung von Franz von Nemmersdorf. I. — Amerikanische Zustände. VII. — Julitta und die deutschen Kolonien in der Provinz Posen. II. — Briefe aus München. I. — Am Fischerufer. V. — Neue Romane und Novellen. VII. — Der Mond. Von H. Berghaus. — Neues aus der Welt.

Was man hat und was man sucht.

Erzählung von Franz von Nemmersdorf.

I.

Das Lloyddampfschiff lief nach stürmischer Fahrt in den Hafen von Malamocco.

Venedig kam in Sicht. Die Passagiere eilten auf das Verdeck, den berühmten Anblick zu genießen.

Aber die Lagunenstadt hatte heute ihre Nebelkappe aufgelegt. Nur der Glockenthurm von San-Marco ragte aus dem Dunst hervor. Der Tag kämpfte mit der Nacht. In schweren Tropfen fiel die feuchte Luft. Ein echter Scirocco, wie ihn die Venetianer lieben, der aber bleischwer auf dem Fremden lastet!

Diejenigen, welche auf das Verdeck gestiegen waren, um zu schauen und zu bewundern, wandten sich jetzt nothgedrungen an die prosaischere Aufgabe, ihr Gepäck zu mustern. Im Mittelpunkt des Schiffes drängt sich der bunte Haufe zusammen, der die Fahrt gemeinschaftlich zurücklegte. Kein Band verknüpft sie als die zufällige Reisegelegenheit. Sie werden sich rasch und vielleicht für immer trennen.

Ein verworrener Menschenknäuel! Schöne Morgenländer mit klugen Augen und dichten, dunkeln Bärten bleiben in jener plastischen Ruhe, die dem Orientalen mit Recht von wahrer Manneswürde unzertrennlich gilt. Griechische Geschäftsreisende rennen über die Planken, alles ihnen den Weg Versperrende zur Seite schiebend und sich ihrer Kasten und Päcke bemächtigend. Zeit ist Geld! hat man auch in Korfu und Smyrna gelernt. Im dichtesten Haufen steht eine weibliche Person in Shawls und Tücher verhüllt, sie jammert in drei verschiedenen Sprachen nach ihrem Koffer, nur eben auf Italienisch nicht, das die Aermste nicht versteht. Niemand achtet ihres Anrufs. Jeder sorgt nur für sich. Am wenigsten ist auf die Hülfe der Mönche und Priester zu rechnen. Da steht ein Prete, wie sie in Italien sich finden! Das glückliche Land beherbergt neben prächtigen Kirchenfürsten auch geistliche Proletarier. Der gegenwärtige war noch jung, aber wie schmutzig und unordentlich! In ein buntes Baumwollentuch geknüpft trug er die irdische Habe in der Hand. Theilnahmlos für seine Umgebung schnuppt er aus einer großen Horndose. Der Tourist und Physiognomiker macht hier die prächtigsten Studien.

Das Rad wird zum Stehen gebracht. Ein bisher noch nicht auf dem Verdeck gewesener Passagier kommt aus der Kajüte heraus. Ein schlanker Mann, weder alt noch jung, weder schön noch häßlich. Militärische Haltung bis zur Grenze der Steifheit. Scrupulöse Sauberkeit und Accu-

ratesse. Weder ein Blick auf die nun deutlich sichtbar werdende Stadt, noch auf die Menschen um ihn her. Beides interessirt ihn nicht. Artig tritt er einen Schritt zurück, als eine Dame ins Boot drängt. Dann wechselt er noch einen Gruß mit einem jungen Morgenländer, der von Konstantinopel her die Reise mit ihm gemacht. Hierauf stieg auch er gewandt in eine Gondel und verlangt in vollkommen gutem Italienisch nach dem Albergo reale von Daniell. Wenige Minuten später folgt sein Diener mit der Bagage. Die Gondel stößt ab.

Der Weg war so kurz, daß es sich nicht der Mühe lohnte, unter das Dach der Gondel zu treten. Leicht stützte der Fremde seinen Ellbogen auf das „Felze" (das schwarze Dach der Gondel) und blieb stehen, wie es die Venetianer thun, wenn sie ein Traghetto kreuzen. Gleichgültig ließ er den Dogenpalast, die Seufzerbrücke, die Gefängnisse an sich vorübergleiten. Einige Ruderschläge noch und der Gasthof, ein alter Palast, war erreicht.

Mit raschem, geübtem Blick erkannte der „Intendant" des Hotels — Oberkellner würden wir sagen — den Mann von Stand und Vermögen. „Signore, unser Haus ist von oben bis unten voll, wir können Ihnen keine anständige Wohnung anweisen. Wenn Sie sich aber einen Tag begnügen wollen, morgen würde dann ein ganz hübsches Apartement frei!" „Nun gut! so bleibe ich!" versetzte der Reisende mit einem gelassenen, ganz unangebracht mephistophelischen Lächeln und folgte dem voranschreitenden Diener vier Treppen hoch. Der letztere öffnete bedenklich eine Thür, aber die erwartete tadelnde Bemerkung blieb aus. Der Fremde warf seinen Mantel auf den Tisch und bewies durch diesen Akt die Besitznahme des weiten, kalten, beinahe leeren Gemachs. Der Kamin wurde geheizt, gab viel Rauch und wenig Wärme. Der Ankömmling streckte sich auf ein paar Stühlen aus. Müde war er, müder als er es zeigen mochte. Die elastische Jugendfrische und Kraft hatte seinen Körper verlassen, ohne daß er es wahrscheinlich gern eingestand. Ein leichtes Reiseneber meldet sich immer. Der Bediente bereitete schon den russischen Thee, in langsamen Zügen trank sein Herr und fiel nach und nach auf seinem unbequemen Lager in tiefen Schlaf.

Draußen schlug draußen der Wind um. Die frische Luft fing von den Bergen her zu wehen an. Sie jagte alle grauen Wolken vom Horizonte weg, das reine Tiefblau wurde sichtbar, die Sonne flocht ihre goldenen Streiflichter herein.

Ein Strahl der großen Erwärmerin und Erleuchterin fiel auch auf die öde Dachkammer des Albergo reale. Der Fremde erwachte, schlug seine grauen Augen auf und fuhr mit der Hand über die wachsbleiche Stirn, gleichsam um sich zu orientiren. Dann sprang er von den Stühlen. Körperlich fühlte er sich gestärkt. Er trat ans Fenster und schaute von seiner hohen Warte auf die häßlichen Dächer der Nachbarhäuser herab. Dieser Anblick bot keine Erquickung. Und sein Gemach! Vier weißgetünchte Wände ringsum. Ein Bett von zweifelhafter Reinlichkeit, ein harter, grüner Lederdiwan, ein wackeliger Tisch nebst mehren Strohstühlen — der Fremdling seufzte ein Pitoyable! und sah nach der Uhr —

Es gibt Mittel, aus jedem sterilen Boden eine Zauberblume zu locken. Der ihm eigenen köstlichen geistigen Freiheit gemäß vermag der Mensch die leere Stätte zu bevölkern mit theuren Erinnerungen. Er sendet die Gedanken, die raschen Gesellen, die schneller reisen als Dampf und Telegraph, dorthin, wo ein Wesen weilt, das ihm in Liebe und Treue verbunden. Ein Blatt wird aus der Reisetasche gelangt und traute Worte werden darauf verzeichnet — heimatlich hat es den Fremdling schon angemuthet — Was kümmert da die Umgebung —! Selbst die Gefängnißzelle kann einem solchen Sinn zur traulichen Wohnstätte werden —

Aber es gibt auch arme Herzen. Auf der weiten Erde besitzen sie nichts. Mumienhaft ist der Quell des Lebens in ihrem Innern vertrocknet. Solche thun besser, der stillen Einkehr zu entfliehen und auf den geschäftigen Markt des Lebens zu eilen. Zur letztern Kategorie mochte wol auch der Gast des Hotel Daniell zählen.

Er klingelte seinem Bedienten, kleidete sich mit dessen Hülfe an und trat dann hinaus auf den wogenden Corso der Riva bei Schiavoni.

Die liebe Herbstsonne schien freundlich. Unter ihrem wohlthätigen Einfluß verließ das Reisefieber den Körper des Fremden. Auf den glatten Steinplatten, auf den Stufen der Kirchen und Paläste, überall lag das müßige Volk und sonnte sich. Der Kauffahrer buntes Nationengemisch füllte die Kaffeehäuser am Strande. Die Straßenbuben trieben ihre Kurzweil zur öftern Gefahr der Beine des ruhigen Spaziergängers. Barcaroli und Gondolieri riefen die Fremden an — der Unsere schritt, in seiner kühlen, zu-

weilen sarkastisch lächelnden, blasirten Weise durch die Volksmasse. Im Giardinetto hatte die milde Luft noch die grünen Blätter verschont; nur die alten hohen Lindenbäume begannen ihr Laub zu verlieren. Dafür mochte sich das Auge sättigen am zierlichen Bau des japanischen Mispelbaums, am saftigen Grün der Stechpalme, den verschiedenen Lorbeerarten, den düsteren Cypressen und schlanken Pinien, der fächerartigen, wunderschönen Araucaria. Daneben ließen die geöffneten Treibhäuser ihre farbige Blumenpracht sehen. Alles das ließ der Fremde mit ziemlicher Gleichgültigkeit an seinen Augen vorüberziehen — Er kannte Italien vom Norden bis zum Süden —

Vor dem eleganten kleinen Pavillon, der jetzt in ein Kaffeehaus umgewandelt ist, saßen Männer und Frauen im Freien. Einige in große Zeitungsblätter vertieft, andere mit ihrem Frühstück beschäftigt, die meisten die herrliche Aussicht genießend. Gerade über tauchte das malerische San-Giorgio aus den Fluten. Zur rechten der Eingang des Canale grande mit den byzantinischen Kuppeln der Salute. Weiter östlich die runde Dogana, den Anfang des Giudeccakanals bezeichnend, von dessen Rand der Redentore herüberwinkt, in der strengen Regelmäßigkeit und Reinheit seiner Form den ernsten Meister Palladio kündend. Ueberall zwischendurch blaue Lagunenwogen, rasch durchschnitten von der kleinen schwarzen Gondel mit der scharfen Hellebardenspitze voran; langsam gleitet die meist schwerbeladene Barke nach, das Lastthier der Lagune, während die Gondel deren Reit- und Wagenpferd ist. Vom Rand des Horizonts arbeiten sich die Segelschiffe näher, überflügelt vom brausenden, zischenden Dampfer. Oestlich tauchen in verschwommenen, weichen Linien verschiedene Inseln auf. Im Südost begrenzt der Lido die weite Fernsicht; ihm entgegen kehrt die Stadt ihre östlichste grüne Spitze mit den Giardini pubblici. Von dem Park, dessen Anlage Venedig der kurzen Franzosenherrschaft verdankt, führt die herrliche, brückenreiche Riva dei Schiavoni zu dem Ausgangspunkte der reichen Rundschau zurück. Die Fremden können sich nicht satt sehen an diesem lebendigen, prächtigen Bilde, auch die Einheimischen entzücken sich daran — —

Unser Reisender hielt nicht einmal an in seinem gleichmäßigen Schritt. Er tauchte die Augen nicht in die Ferne mit jenem weichen, verschwimmenden Blick, wie ihn der Genuß der echten Schöne erzeugt. Möglich, der kühle Mann hatte vielleicht schon auf berühmteren Stätten geweilt, der Natur die Schönheit, der Kunst die Herrlichkeit, der Historie die Erinnerungen sattsam abgelesen. Nichts sprach mehr zu seinem Herzen, wenig mehr zu seinem Geiste —

Da aber auf dem Molo sah er sich mehreren eleganten Spaziergängern gegenüber, welche eben aus der Piazzetta einbogen. Einen derselben hörte er und nun kam plötzlich doch einiges Leben in sein Inneres.

„Willkommen in Venedig, Jegór!“ sprach er mit lispelnder Stimme. . .

„Iwan!“ rief ihm ein breitschulteriger hochgewachsener Mann entgegen, dem die Begrüßung gegolten, eine kernige Gestalt des Nordens — „Du in Venedig! Bleibst den Winter hier?“

„Wie lange oder wie kurz ich bleibe, ist mir selbst noch unbekannt!“ antwortete Iwan. „Uebrigens ist es ein glücklicher Zufall, daß wir uns trafen —“

Jegór bestätigte die gleiche Empfindung im vollsten Maße und nun stellte der große, athletische Nordländersohn mit den köstlich blonden Haaren und den klaren, hellen Augen seinen Begleiter und Freund vor: „Baron Iwan von Fink!“ Und diesem nannte er ein paar der sonoren, aristokratischen Namen des alten Venedig.

Die Herren schlenderten eine Weile den Marcusplatz ab und auf, wo eben eine österreichische Banda spielte. Später trennte sich die Gesellschaft. Jegór schob seinen Arm in den seines Freundes und Landsmanns und sagte: „Nun laß uns nach Hause gehen! Unsere erste Conséquenz nach so langer Trennung ist die: Ich habe einen formidablen Hunger!“

Auch Iwan von Fink, eine „realistische“ Natur, fand diesen ersten Ausdruck der jetzt erlangten vollen Intimität ganz nach seiner eigenen Stimmung und ergab sich der Verfügung des Freundes. . .

„Es thut mir wahrhaft wohl, Iwan“, begann dieser, „wieder einen vernünftigen Menschen gefunden zu haben, mit dem ich reden kann! Diese Mädchen sind fürchterlich langweilig! Sie verstehen nichts — nichts — ausser von Mann und Moden! Ich begreife vollkommen die Lächerlichkeit, über ein Land zu sinken, dessen freiwilliger Gast man ist, aber unser Klima ausgenommen ist es wahrlich bei uns in Riga zehnmal amüsanter als hier!“

„In Riga!“ wiederholte Iwan lächelnd. „Das ich nicht sagen könnte! Ich bin in Italien ein-

gelebt! Ich betrachte es als Calamität, selbst den schönsten Ball auf unserm „Ritterhaus“ an der Düna mitzumachen! Haben wir eine Oper, die sich anhören läßt? Die Censur beschneidet uns selbst die französischen Romane! Aber — apropos — in Kurland hat man jetzt die Passion für Bärenjagden! Wenn dich vielleicht dergleichen amusirt —“

Allerdings! erwiderte Jegör. Schon der Genuß, hernach im Schnee am warmen Ofen zu sitzen und die Bowle zu leeren — Aber Wetter, wohin gehen wir! Da sind wir San-Fantino de Penitc gegenüber! Ich bin der Bocca di piazza gefolgt, anstatt links den Weg über San-Moisè zu nehmen.

„Wo wohnst du denn eigentlich, Hohenek?“ fragte der Landsmann —

„Casa Wegiar San-Maria Zobenigo!“ antwortete Jegor von Hohenek und fand sich bald zurecht. „Nun, dann ist es kein großes Unglück!“ fuhr er fort. „Wir folgen dieser schmutzigen Straße zur linken, gehen über die Rialtenbrücke und gelangen direct vor unsere Thür. Aber ich glaube, du kennst Venedig besser als ich, Fink! Trotz mehrjährigen Aufenthalts vermag ich mich noch nicht in diesem Gewirr von Gäßchen, Brücken und Kanälen zu orientiren —“

„Ottöhnn, lieber Freund! Auch war ich allerdings schon öfters hier!“ erwiderte Fink ruhig. „Was macht deine Frau?“

„Danke!“ sagte Jegor trocken —

Wenige Augenblicke und sie befanden sich im Salon der ebenerwähnten Dame gegenüber.

Frau von Hohenek war eine schlanke, mittelgroße, hübsche Dame mit ernstem, fast ein wenig melancholischem Ausdruck auf den feinen Zügen. Sie erhob sich, als die beiden Herren eintraten und ein flüchtiges Roth färbte ihr die Wangen, während sie Fink die Hand hinhielt. Fink warf einen raschen, durchdringenden Blick auf die Dame. Dann beugte er sich mit kühler, steifer Artigkeit über die zarten Finger.

Gleich darauf wurde das Essen angekündigt. Baronin Hohenek ging mit ihrer jungen, achtjährigen Tochter voran und die beiden Herren folgten. Zwischen zwei großen Blumenkörben war die Tafel gedeckt. Singvögel in weiten Käfigen zwitscherten durch das wohnliche Gemach.

Die Unterredung wurde beinahe ausschließend zwischen der Dame und Iwan geführt. Hohenek that dem guten Mahle volle Gerechtigkeit. Wer ihm bei der Arbeit zusah, begriff, daß er allerdings eine starke Bewegung im Freien und die kurländer Bärenjagd vermissen mußte.

Unter den Ehegatten selbst nahm Fink bei den wenigen Worten, die diese zusammen wechselten, einen fremden, kalt höflichen Ton wahr. Die Baronin fragte viel nach der Heimat, sie ließ sich ganz von dem schönen Reiz hinreißen, im Ausland mit einem alten Bekannten zu plaudern. Der Nachtisch war schon längst aufgetragen, als sie, wie aus Vergessen auffahrend, sich erhob. Und wieder färbte ein leichtes Roth die Wangen der Dame, indem sie den Kopf grüßend neigte und mit dem Mädchen an der Hand sich entfernte.

Beide Männer blieben stehen, bis sie die Thür erreichte. Hierauf zog der Hausherr den Rheinwein heran und füllte die Gläser. Er bemerkte dabei:

„Frau von Hohenek beehrte uns heute deinetwegen länger als gewöhnlich mit ihrer Gesellschaft!“

Fink horchte auf. Er nippte leicht vom Weine. Dann richtete er seine kühlen Augen auf den Freund. „Vor zehn Jahren heirathetest du Adelheid Starkenberg aus Liebe!“ sagte er. „Sie ist noch ebenso hübsch wie damals und ihr Benehmen hat sich vortheilhaft entwickelt! Ich glaube gar, du liebst sie nicht mehr? Wieder ein Beweis für meine Theorie, daß seinem Mann die eigene Frau gefallen könne!

Una per averne,
Molte per goderne,
Esempiare spesso!“

Sein Citat wurde fast trällernd vorgetragen.

„Ein gutes venetianisches Sprichwort! Man nennt hier auch ›il matrimonio la tomba del amore!‹“ erwiderte der Herr vom Hause. „Uebrigens beklage ich mich nicht über meine Frau. Sie hält mein Haus musterhaft in Ordnung; wir streiten niemals und ruhig geht jedes seinen eigenen Weg!“ fügte er seufzend hinzu. „Ja! Meine Heirath war eine — große Dummheit — —“

Fink sagte ein einfaches „Oho!“ fragte aber nicht weiter. Er kam dem halben Geständniß nicht mit Worten zu Hülfe, er schenkte nur ein.

„Du warst der Klügere von uns beiden, Iwan, daß du dich zu rechter Zeit zurückzogst“, fuhr Jegör fort. „Eine Mißheirath bleibt immer eine traurige Sache — Sie ist stets von üblen Folgen begleitet —“

„Eine Mißheirath nennst du deine Verbindung? Zählen doch die Starkenberg zu den Ersten unsers Landes —“ warf Fink mit verstellter Verwunderung dazwischen.

„Bah! Ich spreche nicht vom Blute! Aber darum war ihr Vater nicht weniger — ein — degradirter Husarenrittmeister! Weißt du noch, wie Adelheid in Derpat von frühem Morgen am Fenster ihrer Wohnung saß und — arbeitete — Wir, wir zwei — Narren — an ihrem Fenster vorüber — — Sonntags an der Kirchenthür — Der Vater — dann todt — Adelheid — Erzieherin in Rußland — Wie, rief ich, nach Rußland? Sie, Adelheid — Nein, nimmermehr! Hier ist — Herz und Hand — und —"

„Und?" fiel Fink in diese träumerische Rede lauernd ein. Trotz seiner egoistischen Kälte interessirten ihn plötzlich des Landsmanns häusliche Verhältnisse — —

„Sonderbar, daß wir niemals um Adelheid's Besitz stritten! Du warst doch ihr Bewerber so gut wie ich!" bemerkte Hohneck sich aufraffend und Glas auf Glas hinunterstürzend —

„Das Verdienst ist auf meiner Seite, Jegór! Dich bevorzugte die Dame", entgegnete Fink mit dem ihm eigenen leeren Lächeln — —

„Der Umstand, daß ich ein armes Mädchen ohne Mitgift wählte", sagte Jegór, tief aufseufzend, „setzte mich außer Stand, mein väterliches Gut anzutreten. So ließ ich mir meinen Antheil auszahlen und legte das Kapital auf die Bank. Mein Einkommen wäre zu Hause beschränkt, hier bin ich reich; daher war meine Heirath die Ursache, weshalb ich die Heimat verließ und nach Italien kam. Erst lebte ich in Rom, aber dort wurde mir das welsche Getreibe vollkommen unerträglich, so zog ich vor, wenigstens unter dem Schutz einer deutschen Regierung zu stehen und begab mich nach Venedig — —"

Hohneck blieb den Kopf in die Hand gestützt eine Weile sitzen — ein ernster, fast trauriger Ausdruck verbreitete sich über seine Züge — tiefes, mühsames Athemholen bewies, daß eine Last die Brust bedrückte. Der kühle Beobachter hatte geschickt den unbewachten Moment benutzt, um seinem Freunde Bekenntnisse zu entlocken, die jahrelang in tiefem Schweigen begraben gelegen —

„Gehen wir Thee trinken zu deiner Frau", unterbrach endlich Fink das Sinnen, in welches beide gerieten.

Bei dem Klang dieser Worte schien der Bann gewichen, der Hohneck's Gemüth umfangen hielt. Er erhob sich. Ein Lächeln schwebte um seine Lippen, als er sagte: „Thee? Wir sind nicht in statu patria! Bah! Gehen wir — — zu Suttil! —"

Fink erhob sich . . . Man nahm die Hüte, leichte Herbstmäntel und verließ die Casa Weylar —

Im geschmackvollen Hinterſalon des Café Suttil trafen beide Herren Bekannte. Einige Stunden verflogen rasch. Hierauf schlenderte die ganze Gesellschaft nach dem Apollotheater und um Mitternacht abermals ins Kaffeehaus.

Einige male fiel es Iwan auf, daß Jegór Heimlichkeiten hatte. Im Apollotheater suchte sein Lorgnon nach Bekannten, mit denen er, als er sie fand, flüsterte.

Als sich Fink von ihm trennte, sagte ihm Iwan:

„Morgen, lieber Freund, hol' ich dich ab! Wir machen einen Spaziergang — du wirst ja sehen — wohin —"

„Eine — schöne Frau — vielleicht?" fiel Fink lächelnd ein . . .

„Eine Zauberin!" rief Jegór entzückt . . .

Die Freunde trennten sich . . .

Als Fink spät über die Riva nach Hause ging, wollte das sarkastische Lächeln nicht mehr von seinen Lippen weichen — —

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Amerikanisches Ansiedlerleben.

VII.

Welchen Charakteren begegnet man nicht in Amerika unter unsern eingewanderten Landsleuten!

Während des Sommers erhielten wir viele Besuche und machten die Bekanntschaft vieler neuen Ankömmlinge, auch solcher, die schon vor uns sich angesiedelt hatten. Darunter waren Barone und Grafen, sogar ein unmittelbarer Reichsgraf, der aus Liebe zu einem bürgerlichen Mädchen seinem Duodezthrone entsagt und den Scepter mit dem Pfluge vertauscht hatte.

Es gehört gewiß ein origineller Charakter, viel Seelengröße und fester Wille dazu, einem behaglichen, angenehmen Leben Valet zu sagen, um hier in demokratischer Einfachheit unter saurer Arbeit und unendlichen Beschwerden sich einen häuslichen Herd zu gründen und dabei gutes Muthes und freundlichen Humors zu bleiben; und der Herr Reichsgraf ist bei gutem Humor geblieben.

Auch ein ehemaliger Kammerherr, ein Herr von Pfanitz, machte seine Aufwartung bei uns, der sich rühmte, mehrere Jahre lang Sr. Majestät dem König von *** mit einem goldenen Leuchter zu Bett geleuchtet zu haben. Zurücksetzung und gekränkter Ehrgeiz hätten ihn bewogen, die Salz

darauf Anklagen gestützt, die sich bald als grundlos erweisen werden.

Julie
(ihn umarmend).

Wenn wir darüber beruhigt sind, dann, Theurer, laß' uns das Uebrige, was störend zwischen uns treten konnte, in den Strom der Vergessenheit schütten!

Heinrich.

Nichts vergessen, Julie! Es ist ein arges Wort: vergessen! Man muß mit ruhigem zufriedenem Lächeln in die grünen Auen der Erinnerung zurückblicken dürfen, (sinnend) — noch liegt etwas auf meiner Seele, — aber (zärtlich) was sich aus allen Finsternissen herausgerungen hat, das ist der holde Stern meiner Liebe zu Dir und (sie umarmend) meiner ewigen Treue.

Siebente Scene.

Dr. Fels. Ref. Fels (treten links ein). Die Vorigen.

D. Fels.

Sieh, da erneuern sich ja schon die Flitterwochen, und weit ächtere sind die, die erst in den späteren Jahren der Ehe kommen! Ich, Heinrich, gehöre nicht zu denen,

des königlichen Schlosses zu verlassen und hier ein freier Herr zu sein. Die freie Luft sagte ihm aber nicht zu. Er fühlte sich nicht glücklich und ist wieder zurückgegangen in seine alte Lebenssphäre.

Einen Baron von M. muß ich näher bezeichnen, obgleich seine Bekanntschaft Ihnen wenig Freude machen wird. Baron von M. war aus einer altadelichen Familie Hannovers, deren Besitzungen nach dem Osnabrückschen hin weit ausgebreitet lagen. Baron Ulrich von M. hatte beim Antritt seiner Güter ein fürstliches Vermögen geerbt, wirthschaftete aber damit so wüst, lebte so zügellos und verschwenderisch, daß er im Verlauf der Jahre in bedeutende Schuldenlast gerieth und den Ruin seiner Familie herbeizuführen drohte. Seine Frau sah sich deshalb genöthigt, den Beistand des königlichen Gerichtshofes anzurufen und eine Trennung und Theilung des noch übrigen Vermögens zu veranlassen, wodurch sie sich und ihren Töchtern sowie dem ältesten Sohne den Besitz des gräflichen Stammschlosses und eine anständige Revenue sichern wollte. Dem Baron ward ein Jahrgehalt ausgesetzt und ihm bedeutet, damit auszukommen zu wissen. Diese Gebundenheit gefiel ihm nicht, er sehnte sich nach Freiheit, nach Selbständigkeit und schlug seiner Familie vor, ihm auf einmal eine runde Summe auszuzahlen, womit er nach Amerika gehen wollte, um nie wiederzukommen. Auf diesen Vorschlag wurde eingegangen. Ein beträchtliches, für hier noch immer glänzendes Vermögen ward ihm ausgezahlt und er schiffte sich nach Amerika ein. Ihn begleiteten drei Söhne, von denen der älteste, Heinrich von M., bereits Lieutenant in hannoverschen Diensten, nur auf Urlaub mitging, blos ein Jahr hier verweilte und dann in seine Garnison zurückkehrte. Er hat die Beschreibung seiner Reise und seines Aufenthalts hier in Briefform später veröffentlicht und kann, seinen Aeußerungen nach, für einen guten, braven, wohlunterrichteten und freidenkenden Mann gehalten werden. Die übrigen Söhne, zu denen sich ein Jahr später noch ein jüngerer gesellte, siedelten sich mit dem Vater hier im Westen an, der eine schöne große Farm und einige Neger kaufte und unter den günstigsten Umständen zu wirthschaften anfing. Da in Hannover das Primogeniturrecht gültig ist, das die jüngern von gleichberechtigten Erbschaftsansprüchen ausschließt, so hatten diese Söhne dort natürlich nur dürftige Aussichten und mußten sich deshalb hier leicht besser gefallen, wo die freien Lebensbedingungen jedem einzelnen ein freies Feld für Ehre und Reichthum eröffnen. Die jungen Barone waren in Militärschulen gebildete, hübsche, schlanke, ritterliche Jünglinge; aber den schönen, hohen, heiligen Begriff von Freiheit verstanden sie nicht. Zügellosigkeit, die keine Schranke der Sitte und des Anstandes anerkennen will, hielten sie für Freiheit und sich berechtigt, solche in vollem Maße zu genießen. In wüsten Zechgelagen, Hetzjagden und beim Kartenspiel verprassten sie das mitgebrachte Vermögen und gaben der ganzen Nachbarschaft durch ihre wilden Ausschweifungen Aergerniß. Die Bewirthschaftung der Farm und des Haushalts wurde den Negern überlassen, die ihrerseits nicht verfehlten, für sich den größtmöglichen Vortheil daraus zu ziehen. So sah sich der alte Baron nach Verlauf weniger Jahre wieder in der größten Geldverlegenheit und war mit Schulden überhäuft. Seine Söhne überhäuften ihn mit Vorwürfen, daß sein schlechtes Wirthschaften an allem Unheil schuld sei. Sie zwangen ihn in einem gerichtlichen Vertrage, die Farm an sie abzugeben. Kaum waren sie dergestalt rechtmäßige Besitzer des väterlichen Eigenthums geworden, als sie den Alten, der ihnen durch sein Moralpredigen lästig geworden war, von Haus und Hof jagten. Verleumdet wußte er bei den Nachbarn seinen Lebensunterhalt suchen. Das wüste Treiben der Söhne ging nun um so schrankenloser fort, bis Neger, Viehstand und Farm durchgebracht waren. Dann griffen sie zu unehrlichen Mitteln, machten Fälschungen und Scheinverkäufe; so geschah es, daß der älteste der drei, vor das Gericht nach St.-Charles gefordert, als Schwindler und Betrüger angeklagt wurde und daß sein Vater als Zeuge wider ihn auftreten mußte. Nicht ohne innigste Erregung des tiefsten Mitleids konnte man den alten, unter Ausschweifung und Gram ergrauten Mann ansehen, der den weiten beschwerlichen Weg bis St.-Charles zu Fuß hatte machen müssen, durch Hitze und Staub, um hier gegen einen verruchten Sohn zu zeugen. An seinem Stocke wankte er durch die Straßen, nach einem befreundeten Gesicht umschauend, ob ihm wol ein Labetrunk angeboten werde. So traf ihn ein Bekannter voriger Jahre, ein Doctor, der ihn mit freundlichem Gruß in sein Haus einlud. Auf dem Wege dahin begegneten sie auf schnaubendem Rosse dem Sohn, der ebenfalls den Doctor als alten Bekannten erkennend sein Pferd anhielt und ihm zum Gruße die Hand bot, seinen Vater — ignorirend! Dieser

aber grüßte ihn freundlich und sprach: „Du hast da ein wunderschönes Pferd, mein Sohn" (die alte Liebhaberei regte sich in dem Herzen des armen Alten). „Das ist mein schlechtestes", antwortete verächtlich der junge Baron; „ich habe zu Hause mehrere, die weit schöner, echte Rassepferde sind." „Gott! Gott!" brach hier der alte Mann aus, „ich habe nur dies eine" (auf seinen Stock zeigend) „und damit habe ich die dreißig Meilen machen müssen!" Der Sohn that, als hörte er diese Aeußerung nicht. „Doctor", fing er mit leichtfertigem Tone an, diesem seine Hand darzeigend, „wissen Sie kein Mittel gegen Warzen?" Der Doctor maß ihn mit einem durchbohrenden Blick. „Lassen Sie die Thränen eines alten, unglücklichen Vaters über einen ungerathenen Sohn darauf tropfen", sprach er mit gehobener Stimme, „und die Warzen werden verschwinden!" Davonsprengte der junge Baron im Galop, der Alte wankte dem Hause zu, eine Thräne in den grauen Wimpern zerdrückend. Wie der Proceß entschieden wurde, weiß ich nicht mehr; so viel kann ich berichten, daß die drei Söhne ihr Unwesen ferner in solcher Ausdehnung trieben, daß sie zuletzt die Gegend, ja den Staat verlassen mußten und nach Arkansas flüchtig wurden, wo beide, wie man sagt, der eine als Pferdedieb, der andere als falscher Spieler gehängt wurden. Und den alten Baron fand man eines Morgens an einem Gartenbaum todt. Kummer und Mangel hatten sein Leben geendet.

Aber ein froheres Gegenbild!

Konrad war ein Bauernknecht aus der Gegend des Spessart, der für anstrengendes Arbeiten nur einen magern Lebensunterhalt erwarb. Seine Geliebte, Katherine, ein braves, redliches Geschöpf, trug dasselbe Los — schwere Arbeit ohne hinlängliche Vergütung, und hatte noch dabei für die Frucht ihrer Liebe, die kleine Marie zu sorgen, was sie mit der aufopferndsten Mutterzärtlichkeit that. Zu heirathen nach dem Gesetz des Staats und der Kirche ward ihnen nicht gestattet. Der Geburtsort der Katherine lag in eines andern Herrn Land und um die vielen Hindernisse und Schwierigkeiten, die aus den Scrupeln der väterlichen Regierungen bei solchen Gelegenheiten entstehen, zu beseitigen, dazu fehlte ihnen das Geld. Konrad verließ mißmuthig sein Dorf und verdingte sich auf einem großen Bauerngute nahe bei Frankfurt als Knecht.

An dieses Gut grenzte der Garten und das Gehöft eines wohlhabenden frankfurter Bürgers, der ein einträgliches Fabrikgeschäft betrieb. Dieser war ein jovialer, heiter ins Leben schauender Mann, der sein Gläschen und sein Späßchen liebte und gern mit geringen Leuten verkehrte, um sie in ihrem Thun und Treiben zu beobachten. Er ward bald Konrad's Gönner und sah häufig dem behenden, rüstigen Burschen zu, der so anstellig und unverdrossen bei der Arbeit war und ihm so verständig auf seine Fragen zu antworten wußte. Nach einiger Zeit veranlaßten Mißhelligkeiten in seiner Familie diesen Mann, den Plan zu einer Reise nach Amerika zu fassen, den er auch bald ins Werk setzte. „Konrad", fing er eines Morgens an, als er diesem auf dem Felde begegnete, „willst du mit mir nach Amerika gehen? Da wirst du mit Sie und Herr angeredet und hast alle Tage einen Bärenschinken und eine Klapperschlange auf dem Tisch." Auf Konrad's Antlitz leuchtete die Morgenröthe einer neuen Hoffnung. Er hatte im Herzen das größte Vertrauen zu dem freundlichen, heitern Manne, dessen nahe bevorstehende Abreise ihn schon im voraus betrübt und dessen Reiselust auch in seiner Seele Bilder eines fernen glücklichen Welttheils hervorgerufen hatte. Er schob lächelnd die Mütze auf die Seite, kratzte sich hinterm Ohr und sagte: „Ja, Herr, ich will wol mit Euch gehen, wenn die Katherine auch mit kann." „Das versteht sich", rief lachend der frohgelaunte Frankfurter, „die Katherine muß auch mit, die kann da die von der Hitze gleich gebrannten Kaffeebohnen mit beiden Händen vom Boden aufraffen."

Schnell nahm Konrad nun Abschied aus seiner Dienstbarkeit und eilte in das heimatliche Dorf, seiner Familie den frohen Entschluß zu verkünden. Ein Schrei der Verwunderung entstand, aber Katherine war rasch entschlossen und gerüstet. Nach einer Woche traten beide, von ihrem Kinde begleitet, in Frankfurt ein, um unter der Leitung und Vorsorge ihres Freundes und Wohlthäters die große Reise anzutreten.

Wohlbehalten landeten sie in Neuorleans und kurze Zeit darauf in St.-Louis. Nach kurzer Ruh und Erquickung im Wirthshause begaben sich die feierlich bewegten Zwei in ihren besten Sonntagskleidern und begleitet von ihrem heitern Gefährten vor den Altar der Kirche. Der Pfarrer verlangte keine Zeugnisse und Papiere, er segnete den Bund im Namen Gottes. Darauf mußte Konrad mit seinem lustigen Herrn zu einem frohen Trunke gehen, die Katherine aber stürzte auf ihre Kammer, umwühlte ihr Kind, fiel auf die

Lust und die heißen Thränen, die ihren Augen entflossen, sprachen deutlicher als alle Worte ihres Herzens Empfindung aus.

Hr. H., der soziale Frankfurter, miethete eine Farm, kaufte zwei Pferde, die nöthigen Ackerwerkzeuge, die Aussaat und ließ den Konrad wirthschaften, der, seine eigenthümlichen Theorien im Kopfe tragend, schnell den Amerikanern ihre Handgriffe ablernte und in kurzer Zeit ein angeerbter Farmer in unserer Niederlassung wurde. Die Geburt eines Mannes schützte unsere amerikanischen Nachbarn nach dem Stand und Betrag seiner Felder und Konrad's Aecker berechtigten ihn zu einer hervorragenden Stellung.

Herr H., der sein angelegtes Werk zu seiner Zufriedenheit alle gedeihen sah, kehrte, nachdem er den ganzen Winter bereits und sich alles angeeignet, in seine Heimat und in seine alten Verhältnisse zurück, die abzuwickeln ihm zu viel Schwierigkeiten gemacht hätte, somit hätte es ihm zum Theilen gut genug gefallen. Konrad und Katharine, nun auf eigenen Füßen stehend, arbeiteten rüstig fort, vermehrten unablässig ihren Hausstand, erblickten nach und nach in wohlbestellter Wirthschaft, schönen die englische Sprache und tauften nach wenigen Jahren eine stattliche Summe Geldes sammt nach der alten Heimat als Rettungsgut für diejenigen, welche nachkommen wollten. Nun kamen der Joseph, der Damian und der Thomas und zuletzt auch noch die alte Mutter. Bald ward eine große Farm gekauft und baar bezahlt. Die Brüder verheiratheten sich mit den Töchtern des Landes und aus den gebildeten, artigen, wohlhabenden, glücklichen, freien Bürgern gesellten. Die alte Mutter lag im bequemen Wiegenstuhl, trank dreimal des Tags ihren Kaffee und freut sich staunend des Glücks ihrer Kinder.

Auf Hell und Dunkel gemischte Bilder erheben sich etwa folgende:

Es war ein hübscher, warmer Herbsttag, als wir, von einem Nachbarsbesuche gegen Abend heimkehrend, auf zwei fremde Reiter stießen, die nach einigen deutschen Anredeten sonst nach dem Wege zu einem Pflanzer fragten und zwar auf Deutsch. Nachdem wir Auskunft gegeben, wurde noch ein weiteres Gespräch angeknüpft und im Laufe desselben nannte sich der eine der Fremden als Herr von Arden aus Hessen seinen jungen Begleiter als Herrn Hoffmann aus Homburg, beiden sie aber schon längere Zeit im Süden aufgehalten. Herr von Arden erzählte uns, daß er auf einer Rundreise zu allen Deutschen der westlichen Niederlassungen begriffen sei, um sie mit seinem Plan, eine deutsche Zeitung zu gründen, bekannt zu machen (er hatte einen gedruckten Prospectus in der Tasche) und sich Subscribenten einzuholen. Er erzählte dann weiter, daß Herr Strange mit an dem Unternehmen betheiligt sei und der Redacteur des neuen Blattes werden würde. Dies alles interessirte uns und die beiden Herren wurden erfucht, bei uns die Nacht zu nehmen. Sie dankten herzlich und unsere Einladung ward von ihnen bereitwillig angenommen. Herr von Arden war ein gewöhnlich aussehender Mann in mittlern Jahren, trocken und phlegmatisch, aber doch nicht ganz ohne Humor. Ueber seine frühere Carrière konnten wir nichts von ihm erfahren. Er war da, war in Mißouri und wollte in St.-Louis eine Zeitung gründen — eine deutsche Zeitung — das war interessant genug. Wir berathen uns lange und lebhaft mit ihm über den Namen, der dieser Zeitung beigelegt werden sollte und hätten gern bei dem interessanten Kinde Gevatter gestanden; all unsere Vorschläge überstrahlte aber an der Perle des Herrn von Arden. Wir legten ihm nicht weniger als Auswahl der lächerlichen Namen vor, als da waren: Vaterländer, Westlicher Kurier oder Merkur, oder die Trompete des Westens, oder die Weltenflamme; sie machten aber alle keinen Eindruck auf das Gemüth des hoffnungsvollen Mannes, der darauf beharrte, die Zeitung müsse und werde „Anzeiger des Westens" heißen. Wir rissen über den häßlichen Namen, der nicht einmal richtig war, denn der Prospectus verhieß noch etwas andere Dinge als bloße Anzeigen zu bringen. Herr von Arden aber war unerbittlich. So blieb der „Anzeiger des Westens". Der glückliche Erfolg, deren dieses Blatt sich erfreute und die eminente Stellung, die es jetzt unter den Tagesblättern der Union einnimmt, beweisen klar und deutlich, daß der Name nicht zur Sache that.

Nachdem wir unsere Neugierde an diesem Thema erschöpft und noch viele andere durchgesprochen hatten, wurden einige Hemmnisse vorgeschoben, die im Stande sei, die liebe Zeit zu verkürzen. Zu unserm Erstaunen aber versah Herr von Arden seine Pfeife und wurde im Gespräche immer ernsthafter. Wir konnten uns dies nicht anders deuten, als daß er einen melancholischen Sinn besitze, der durch jeden

Scherze sich verlegt habe. In der Nacht aber wurden unsere jungen Männer, deren Schlafkamerad er war, durch ein unbändiges, schallendes Gelächter aufgeweckt, und als sie nach der Ursache sich erkundigten, äußerte Herr von Arbes, daß er nun erst nachträglich über die drolligen Geschichten des vorigen Abends lache!

Beide Herren schienen sich bei uns zu gefallen, denn sie blieben noch den ganzen folgenden Tag und theilten gewöhnlich unsere einfach ländliche Häuslichkeit. Herr von Arbes entwickelte einen musikalischen Talent; er sang ein schmelzendes Lied zu Guitarrebegleitung, und als wir nach Dichter und Componist fragten, antwortete er schmunzelnd, daß er diese nicht nennen könne. Das Lied handelte von einem, der an einem Schwanenhalse hängt und in dieser wackeligen Stellung einen ersten Kuß empfängt. Der Refrain des Liedes besagt, daß die ganze Begebenheit nur ein Traum war und er in der Wirklichkeit noch lange nicht so weit gekommen wäre.

Herr von Arbes verblieb nicht lange bei Hofe, aufgeben hat seinen Posten. Gebrechlichkeit und Invalide, wie er erklärte, verschwand er auch wieder; wir haben nie wieder von ihm gehört.

Eines Tages sprach der bekannte Major Rehrenthal bei uns vor, der von Philadelphia aus auf einer Erholungsreise begriffen war, um einen geeigneten Platz zu einer deutschen Niederlassung aufzusuchen. Er wählte diesen Platz in Pulaski County, die Niederlassung gelang fröhlich und beim Hermann. Major Rehrenthal war jener preußische Major, der auf einer damals entlegenen Mühle mit mehreren Compagnons heimliche Zusammenkünfte hielt und sie anhaltlich machte, bei einem geeignet scheinenden revolutionären Aufstande die Festung Magdeburg, deren Commandant er war, den Rebellen zu übergeben. Das Complot wurde aber entdeckt. Viele der Compagnons wurden, die Hochverrathe angeklagt, gefänglich eingezogen. Major Rehrenthal und der Müller, der auch den Namen des „compagnonschen Complotes" verhängnisvoll Compagnon, in dessen Behausung die Verathung gepflogen wurde, ergriffen zu rechter Zeit die Flucht und entkamen nach Amerika. Der Major wurde seines Ranges und des Vermögens verlustig, wodurch seine Familie eine große Noth getroffen. Diese Begebenheit fällt in die vierziger Jahre.

Ich komme nicht ohne erhebliche Scheu an den Platz meines Memoirs weiter, der eine peinliche Erinnerung einem solchen Irrthum begehen mußte. So glühend und erhaben auch meine Begriffe von Freiheit sind, fühle ich doch ein moralisches Widerstreben, selbe hier das Hintergehen von Vertrauen als gerechtfertigt anzuerkennen. „Not die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn."

Unter unseren ferneren Bekanntschaften waren auch drei Gebrüder Klagge aus dem Mecklenburgischen, die gar nicht uninteressant waren. Sie wurden der starke, der schöne und der dünne Klagge zur Unterscheidung genannt. Ohne bestimmte Absicht, aufs Gerathewohl ihr Glück zu versuchen, waren sie nach Amerika gewandert und in meine Niederlassung verschlagen worden, die aber keineswegs ihr permanenter Aufenthalt war. Sie waren bald hier, bald da, am häufigsten in St.-Louis selbst. Der starke Klagge war wirklich ein Athlet an Muskelkraft und gutmüthiger Stärke und hatte demnach ein Gemüth so weich und freundlich wie ein Kind, wie es sich auf seinem ausdrucksvollen Antlitz fast gab. Er konnte mit einem Faden einen Zentner über eine acht Fuß hohe Mauer schwingen und den größten Buchbaum wie einen Ringel Zwiebel auf die Schulter heben. Das gutmüthige Hünengeschöpf, das ich in St.-Louis sah, als er gerade im Begriff war, sich für den Bedarf einer Farm in unserer Nachbarschaft zu entdecken, war eine Zierde für sie. Er starb ihr nach drei kurzen Jahren auf der Reise. Inzwischen, mit unendlichem Schmerz erfüllt, wagte seine Freunde ihn zu der letzten stillen Stätte und wie erhoben war der grausen, furchtbaren Macht des starken Engels, der mit seinem Hauche alle die riesigste Kraft abzuwehren kann.

Der schöne Klagge, der seine Bezeichnung mit vollem Recht hieß, denn er war wirklich ein schöner Mann, hatte ein phantastisch-romantisches Gemüth, dem es in dem prosaischen Westen und den rauhen Verhältnissen durchaus nicht behagen wollte. Er vernahm mehrere Wanderungen und Reisen nach der heimischen Fabrik, von denen er noch viele Jahre einmal wieder zum Vorschein kam, aber nur auf einer Visitenkarte begleitet. Er erzählte dann, daß er auf einem Theil der Fabrik einer glücklichen Erbschaft geschritten, auch jungen, schönen und gebildeten Menschen beherbergt, die das Ziel des Durchwanderns vermöglichen wollen. Eine Tochter, sein Stammbuch, sein Taschengeschäft machten — als solche — ausgefallen, nur seine Naturanlagen; und es sei ein Vorrath dieser glücklichen Elemente. Inzwischen er die Mate-

heit erzählt, kann ich nicht verantworten. Er ist leidlich verschollen und von seinem Paradiese hat auch nichts verlauten wollen.

Der blonde Klinge hatte einen seltsamen Sinn und eine innige Hinneigung zum Naturleben. Er kaufte sich ein Stück Gartenland nahe bei St.-Louis, das er eifrig bewirthschaftete und wo er vielleicht noch lebt, in welchem Falle er hiermit freundlich gegrüßt sein möge.

Warum erzähle ich alle diese Schicksale?

Weil der Uebergang in unser neues Leben denn doch außerordentlich schwer war und immer und immer die Sehnsucht nach dem Vergangenen sich regte. Wir haderten oft bitter mit dem Leben und dem Schicksal ob der Versetzung an dies Gestade; wir stürzten den Verhältnissen dieses Landes, dessen hoher Ernst und strenge Wirklichkeit uns abschreckte. Wir schweiften uns zurück nach dem Land und Gaukelspiel der alten Heimat. Wie die Kinder lieber den Märchen der Rammenstube lauschen, als die ernsten Geschichten des vernünftigen Schulbuchs durchlesen, so auch lasen es uns oft und schmerzlich süß zurück nach jenen paradiesischen Orten und Scenen, wo die Traumgebilde unserer jungen Herzen, von Frühlingsglanz umwoben, aufblühten. Besonders wenn das böse Fieber die unleidlichen Schmerzen bis in das Mark der Knochen trieb und gleich dunkeln Wolkenschatten sich Trübsinn über das Gemüth lagerte — dann wurde das Heimweh bitterer, die Sehnsucht stärker! Lassen Sie mich aber gleich zu unserer Ehre bekennen, daß die Sonne der wahren Erkenntniß immer wieder die dunkeln Schleier der Unzufriedenheit zerriß und wir in der gebührenden Würde freier Menschen Krieg führten für die Herrlichkeiten der Alten Welt. Aber es hat Jahre gedauert, bis wir mit diesem Krieg uns völlig begnügten und das Gefühl des Fremdseins überwinden konnten. Ein eben Gefühl, fremd sich zu wissen unter Tausenden, die nichts gemein mit uns haben, keine Vergangenheit, keine Empfindung des Herzens mit uns theilen können, nicht einmal die Sprache, und die unsere Sitten und Gewohnheiten manchmal anstaunen oder belächeln! Und schmerzlich lang währet diese Zeit, bis uns endlich durch das Aufblühen einer jungen Generation ein innigeres Band der Gemeinsamkeit mit dem neuen Lande und den neuen Verhältnissen verknüpft.

(Der Schluß folgt in nächster Nummer.)

Tultscha und die deutschen Colonien in der Dobrudscha.

II.

Die Mehrzahl der Deutschen bewohnt in Tultscha ein besonderes Quartier im Süden der Stadt, die deutsche Mahala. Auf dem Wege dahin hat man mehr als einmal Gelegenheit, die winkeligen, nach allen beliebigen Richtungen sich kreuzenden Gassen und Gäßchen zu studiren: gute wasserdichte Stiefel und abgehärtete Empfindlichkeit der Geruchsnerven sind bei diesem Gang angelegentlich zu empfehlen. Ein Maler könnte hier sehr schätzbare Studien in architektonischen Unmöglichkeiten machen. Symmetrie ist den hiesigen Baumeistern unbekannt; man legt das Fenster dahin, wo man es nöthig glaubt und kümmert sich nicht um seine Nachbarn. Die Hauptfronte ordentlicher Wohnungen sieht übrigens nie nach der Straße, sondern nach orientalischer Sitte in den abgeschlossenen Hof.

Ich hatte eine Wohnung zu erfragen und dadurch Gelegenheit, verschiedene Besuche zu machen, also das Innere mehrerer Häuser theilweise zu beschen; einen Abend brachte ich auch in liebenswürdigster Gesellschaft einer israelitischen Familie zu, welche die Wohnung eines reichen Türken innehat. Durch das wohlverwahrte Thor, welches erst nach vielem Pochen und Handeln geöffnet wird, tritt man in einen geräumigen Hof; das Haus ist mit einer unregelmäßigen Menge von vergitterten Fenstern überladen; eine bedachte hölzerne Treppe führt in wenigen Stufen auf einen dunkeln Vorplatz mit lehmgestampftem Estrich; das Hauptzimmer oder der Salon, wenn man will, ist der einzige größere Raum; an Mobilien hat er nichts aufzuweisen als einen zusammenlegbaren Tisch und einen rings an den Wänden herlaufenden Divan mit vielen federngefüllten Kissen; alle übrigen Zimmer sind schmäler und die Hauptmöbel derselben bestehen in großen und kleinen buntbemalten Kästen. Betten habe ich nicht zu sehen bekommen und suche natürlich auch nicht danach zu fragen, wahrscheinlich vertritt der Divan auch ihre Stelle. Uebrigens will ich offen bekennen, daß ich die prächtigen ächttürkischen Frauen in ihrer malerischen Nationaltracht viel anziehender fand wie die Ehehälfte ihrer Menage.

Freilich hatte ich auch vielen Aerger zu ertragen, bis ich eine zu erfragende Wohnung mit Sicherheit im Besitz eines Hausschlüssels hatte, wenn-

haft in der deutschen Mahala, sei: die Wohnung dieses Viehermannes könne mit dem jedes Kind geigen. Also wanderte ich hinaus in das vaterländische Quartier. Es machte keinen Eindruck, welcher geeignet wäre, patriotischen Stolz zu leben. Zum großen Theil liegt die deutsche Mahala an beiden Seiten einer sehr breiten und langen Straße, welche erwünschte Gelegenheit bietet, sich alles besser besehen zu können, was in Hof und Hause allzu lästig wird. Die Wohnungen sind kaum einstöckige, aus Erde zusammengeknetete, schiefbedeckte Hütten mit möglichst kleinen Fenstern, in welchen das Glas einer Seltenheit ist. Bei dem Eintritt in die erste schlug mir eine Luft entgegen, die mich sogleich wieder in den Hof unter die beschatteten Bäume zurücktrieb. Ein Weib, wahrscheinlich eine Frau, obgleich ich es nicht bestimmt behaupten konnte, erhitzte auf der Schwelle; meiner höflichen Frage nach dem Befinden warfen die patriotischen Laute entgegen: „Immer krank!“ und die Thür fuhr zu, daß das Dach erbebte. Voll von dem empfangenen ungastlichen Eindruck, musterte ich etwas lebhafter weiter, die spärlichen, nicht allzu dürftigen Habseligkeiten der Wirthe suchend, zum Theil hübschen Gegenständen einer Fabrik von wenigstens beschreibbaren Künsten, welchen aber doch gewiß im Kupferstich durchaus keine andere Existenz abzugewinnen war als die eines verschollenen Gespenstes. Es war ein recht amüsanter Streifzug: in mehreren Häusern versuchte ich mein Glück ohne besseren Erfolg; entweder hieß es: „Weiß nicht!“ oder „Da oben!“ Unverdrossen spazierte ich hin nach „da oben“, „wo die letzten Häuser stehen“. Auch einmal trat ich ein und kam gerade recht zu den Vorbereitungen des Abendessens. Gastlichkeit, mich nicht mehr abmerken zu lassen, erhielt ich denn auch endlich die Antwort: „Da unten an mehrere.“ Das deutliche Gericht, das ich in vielen Höfen sah, gab mir eine lebhafte Vorstellung von dem Wohlbehagen meiner lieben Landsleute; dennoch soll es ihnen recht gut gehen und ihr Fleiß im Vaterland ihnen beträchtliche Früchte bringen. Auch alle diese Deutschen sind aus Rußland in die Türkei eingewandert, indem eine zweite Generation von Kolonisten; ihre Vorfahren stammen hauptsächlich aus Baiern und Schwaben; sie sind katholischer Religion, haben eine Kirche und einen Geistlichen.

„Mahala“ war allerdings ein ziemlich weiter Begriff, da man viele der Hütten im Umfang danach hätte gemessen glauben können. Auch Gewerbe gab es durch ein Gatterthor in eine große Umzäunung, in der sich eine halbwilde Pferdeheerde umhertrieb; glücklicherweise brachte meine Erscheinung unter ihr und unter den nicht fehlenden Hirten einen solchen Aufruhr hervor, daß sich auf einmal aus der Tiefe der Erde eine brüllende Stimme vernehmen ließ mit einer deutschen Bezeichnung, die mit einem Willkommen sehr wenig gemein hatte. Zugleich tauchte aus einem Loch im Boden ein struppig blondes Haupt empor und zu meiner Ueberraschung erkannte ich, daß, was ich bisher für einen Wirthshaus gehalten hatte, ein Haus war, eine jener Semlanken aber Erdwohnungen, wie sie in Rußland üblich sind. „Wer ist da?“ rief mich der Landsmann mürrisch an, als ob er mich nicht sähe. „Wollen Sie mir nicht sagen, wo Herr Hannsing Bücher wohnt?“ fragte ich höflichen. „Ich bin ich, was wollen Sie?“ knurrte die Barmerei. „Können Sie mir wol angeben, wo ich die mit der Person finde?“ Der brave Mann besann sich eine Weile, dann antwortete er: „Ja, das kann ich Ihnen wol sagen, aber wenn Sie mir nicht sechs Gulden geben, so thue ich's nicht.“ Meinem Gefühle in diesem Augenblick bin ich nicht ganz mehr sicher, nämlich mich aber weiß, daß ich mit den Worten und seiner Hande jenen Beleg aus dem meinem Kasten. Das Resultat meines Ueberlegens war, daß ich ihm drei Gulden aber einen Zwanziger bot; sehr kaltblütig nahm jener sie an, meinte er: „Na!“ und tauchte wieder unter in seine Höhle. Ich hatte allein in der Abwechslung, meine Absicht zu erfahren war mir die Lust vergangen, ich trat sogar mit einiger Verlegenheit den Rückweg an und der vaterländischen Region in diejenige der orientalischen Bauten. Hannsing Bücher, wenn ja auch jene Gulden nicht erhalten hat, so ist sie doch wohl werden, denn Name ist ein Denkmal der deutschen Gewissenhaftigkeit im Ausland.

Früh war der Morgen und weißlich der Himmel, wie stets kalt immer im Sommer, als ich mich aufmachte zum Besuch der deutschen Bauernansiedlungen in der Dobrutscha, zunächst in Kasalar. Nach der Abwechslung des Wirthshauses bezahlte ich mich zu dem Wagen des Stadt, auf dessen Platz drei lange Reihen von Fuhrwerken zu sofortiger Verfügung halten und sich mich in Unterhandlung ein mit einem hübschen, aber ganz unsagbar schmutzigen Jüngelchen: „Wenn Sie Jahrgeschirr alle brauch“, war mir gesagt worden. Diesen aber der kleine Driesche von meinem

Deutsch dasselbe gehalten hat wie ich von dem letzteren, so kann ich nicht hoch in seiner Meinung gestanden haben. Uebrigens war das Gehalt der Wagenmiethe leicht gefunden; ich bot ihm die Hälfte von dem was er forderte, und vergnügt über den guten Handel sprang der unmündige Bursche sofort auf den Wagen und hieb auf die beiden abgetriebenen Mähren herum wie ein kleiner Teufel. Im Galopp ging es durch die Stadt, heraus über einen ganz mit Weinstöcken bepflanzten Hügelzug, hinein in die Wildnis. Der Wagen, dem ich leichtsinnig meine Knochen anvertraut, war eine moldauaner Bauerkarre, natürlich ohne Federn; sie unterscheidet sich von der gewöhnlichen Karage durch ein Korbgeflecht, das Sitz bildet Heu mit einem darüber gebreiteten Schafpelz. „Vor den Thoren der Stadt Jassy beginnt die Einöde dunkler Berge, die nur mit Gebüsch bewachsen sind, weil die vielen bunten Ziegenheerden, die sie bewohnen, gar keinen höheren Wuchs aufkommen lassen. Ueberall begegnen die rauhhärigen Thiere an den Abhängen umher, ernste bulgarische Hirten, auf ihre langen Stäbe gelehnt, in ihren Fäusten zottige gelbe Hunde, bisweilen eine türkische Streife. Ich suche Belehrung bei meinem zweijährigen Berather, allein wenn sein Deutsch in einem einfachen Gespräch auch hinreichte, so doch nicht zu einer Unterhaltung. Ich brauche jetzt kaum hervorzuheben, daß es durchaus Verdacht beim ganzen Wagen hatte, wenn er weniger als fünf Piaster für das Pferd heimbringe.

Immer wilder wurde die Gegend, höher stiegen die Höhen ab, einzeln, es ging unaufhaltsam im Galopp hinauf und herunter, aber auch nicht eine Minute unterbrach der Junge die Thätigkeit seiner unbarmherzigen Peitsche. Große Adler kreisten zahlreich in der Luft; sie waren so wenig scheu, daß wir auf kürzeren Schritte ein Schuß mit der Pistole auf einen prächtigen weißen Exemplar gelang, dem zu lieb einen Augenblick angehalten worden war. Oben gelandet, war es mir weniger um die Jagdlust zu thun gewesen, als dem Kleinen Burschen vor mir auf alle Fälle die Furcht zu geben, daß ich gut bewaffnet sei. Den Hauptbestand der Gebirgszüge der dunkle Berge bildeten mächtige Buchenbestände, dazwischen Tannenwälder, Wiesen und hohe Unterholzdickichte, mitunter Kastanienhaine. Der Gebirgsweg, ein paar Meilen breit im Land, bestand aus Buchen, von welchen aber die Mehrzahl guter Stämme wegen ausgehauen ist, außerdem aus Eichen, Ulmen und Weidbuchen; letztere werden in Ermangelung der erstgenannten gegenwärtig vorzugsweise zu den Donaubauten verwendet.

Keine Spur von Anbau ist weit und breit auf diesen wilden Höhen zu erblicken. Die Straße läuft ohne Wahl hindurch, blos von Wagengeleisen vorgezeichnet. In der Jahreszeit des Regens kann sie nur mit Ochsen befahren werden. Ein eigentlicher Weg hat sich nirgends zwischen den Einöden gebildet, aber viele höhlen Blumen leuchten da und dort aus dem dunklen Grün hervor. Unendliche Veilchenteppiche, Hyazinthen, Tulpen und Wolfsblumen überragen häufig die Holzgewächse. Es ist sehr einsam hier, selten begegnet ein Wagen, der nach der Stadt fährt, aber erblickt man einen Hirten in der Ferne. Nach einer zweistündigen Reise brauste der kleine Bursche in die Luft und sagte: „Katalui." Hätte ich vorher seine moldauaner Dörfer gesehen, so wäre es mir schwerlich in den Sinn gekommen, jene Hütten zur Linken für ein großes Dorf zu halten. Kein einziger Baum streckt zwischen den Hügelungen sein Haupt empor, nackt, ganz und radikal lagen die Hütten planlos durcheinander am flachen Abhang; hoch jenseits emporgehobene Hügeln. Aber nicht in der Mitte ging unsere Fahrt, wir hielten uns rechts und suchten das moldauaner Dorf beileibe. Nicht lange, so mußt aus Schilfdächern rechts und links von der Straße dünner Rauch empor, wir waren in der deutschen Colonie und von jener sah sie nicht um ein Gräßchen besser aus wie diejenige der Nachbarn. Nach ihren Hütten pflegen wir, da erfahrenen plötzlich zu beiden Seiten der Straße ein ganz verhältnißmäßig ganz hübsches Häuschen, freilich von Lehm gebaut, mit Stroh gedeckt, aber doch im Besitz von Fenstern und Thüren und, bei Ehrenfriedern darauf, sogar weiß angestrichen! Das erste dieser war die Schenke und vor der hielten wir.

Wie ich hörte, ist in ungarischen, welchen Nation die Wirthe angehören; auf einer Bank lag ein Mann in einer kurzen blauen Bluse und las einen jener Dutzenden französischen Romane, wie sie gegen für ein Vergnügen zu haben sind; auf dem Divan hinter dem Tisch saß eine junge schwarzhaarige Frau in sonntäglicher Tracht mit goldenen Perlen und rauchte einen Tschibuk. Es waren Armenier, ein Pärchen auf einer Hochzeitsreise. Sie empfingen mich äußerst freundlich und artig und ich bewies mich sofort dankbar dafür, indem ich auf mir vorgelegte Bier

nicht allein lebe, sondern sogar traue; wer da weiß, was alles die Franzosen Bier nennen, wird diese Heldenthat zu würdigen wissen. Gleich nach den ersten Worten der Unterhaltung machte mir die freudige Ueberraschung, das meine Befürchtungen, nach denen ich gestern den ganzen Tag vergeblich gesucht, in dem gegenüberliegenden Hause wohnen. Ich eilte sofort dahin, wußte mich aber erst gehörig legitimiren, ehe man mir glauben wollte, daß ich es sei, der sich in diese Wüste verirrt habe. Herr und Madame Pothard waren auf Dijon vor mehreren Jahren nach der Insel gegangen, um ein industrielles Unternehmen auszuführen, aber wie es so oft geht, diese hatten sie auch auf sie warten sah, gar kein Geld übrig sich in Natalie einbürgern zu können. Sie freundschaftlichen eine große Bitte an sie lehren, allein sie wären keine Franzosen gewesen, wenn nicht alle Angenblicke der kleine Vorfall vorüber sein und jetzt zum Vorschein gekommen wäre. Ihre Einrichtung war bei großer Nettigkeit und Sauberkeit sehr arm als ärmlich; aber die Nationalität sprang gleich wieder zu Tage, als ich in das kleine Gastzimmer geführt wurde, das sie mir sofort freundlich zur Verfügung stellten. Welch ein Anblick! Viele grünliche Flasche, schmutzgrünschwarze Kuchteten und ein breites Hausmesser von Eisen umwalzt, mit einem Pfropfen von Himmelblauem Papier, hinter ein eingelegtes Fischchen von Kalmbeil mit einer Menge kleiner Muschelchen, an der Wand ein Spiegel in schwarzem Rahmen und darunter ein ganz ärmlicher Divan mit schlechtem Kattun überzogen. Madame Pothard konnte meinen Schrecken nicht unterdrücken, als sie mir entdeckte: „Und ich bitte, mich und gütigst zu." Aber eine derartige Stimmung galt hier nicht Platz, trotzdem mein Gemüth sie fortwährend an vergangene Herrlichkeiten erinnern wollte. „Ihre größte Klage war die, daß sie von den nöthigen Lebensmitteln fortwährend gezwungen wären, in den Ungerhausenverkehr zu treten, wenn auch dem Gesetz jeder Privatverkehr verboten ist; aber Noth zu werden, drückte ich der Madame so lange es kann. Natürlich Schlüssen für den Huber, in dem sie unentbehrlich wie den täglichen Nachbarn Ungen, als einer Quelle des Vertrauens und Schutzes, die Hauptsache in Bildung hoch über hielten, wären eher geschwommen als hatten daher auf das helle Land und die nahen Weingruppe Verzicht gelegt; allein die zwischen sich in der Mehrzahl und reparieren, so es scheint, nicht sonderlich das Zusammenleben.

Jeder Kolonist kann sich Sklaven nehmen wo und so viel er will, wenn er bezahlt ist aber der Krone gehört; auch mit dem Holz der Wälder, die östlich von Natalie noch zwei Meilen entfernt sind, kann er schalten zu eigenem Gebrauch und zu Verkauf. Die Hauptschätzung der Häuser sind Mehl und Mais. Wegen großer Nachfrage die Kartoffeln sehr niedrigen. Die Kreuzer hatten sich besonders auf die Viehzucht geworfen, die Leute bezogen, weil sie nicht gutes Vieh, auf die Nachbarschaft. Schade, daß weder das Land vorzugsweise geeignet wäre, weiden häufig nur wenig gefallen.

In Begleitung meiner Gastfreunde ging es in die Schenke zurück, um meinen Jahrhaften Heimzuwenden. Ich fand dort einen neuen Gast, einen riesigen Mulatten, mit muskulösem Gesicht und tadellosem Schnurrbart. Seine erschreckende Ironie, die Pfeife mit der Hand im Mund machten ihn zu einer imposanten Erscheinung, er hatte den Kopf vor sich auf tanzen — a Glacier! — eine pompöse Pfeife mit Bier. Der erste Eindruck der furchterregenden Gestalt wurde von Furcht! Später erfuhr ich allerdings, daß sie dann ihren gewöhnlich mit ihnen sich und es mir manchen schon Trinken aufnehmen konnen.

Trotzdem meine Anwesenheit sein vermeintliches Gesicht hatte machen, sah ich mich nicht haben, die heutigen Tischgenossen zu belauschen. Die Umgebung der ersten Personen, vor die ich trat, bezüglich auf nichts weniger als auf Wohlstand oder Lebensgenüsse. Im Zeugen war fertig und mit allerlei Hausrathen versehen, worunter ein halbes Dutzend Hunde nicht die wenigst beschwerlichen waren. Neben einer Bank ein hohes Kochgefäß, welches die Schwarze vorstellte, es mich beim Gerichte, Hirz, auch Hals und Rücken aufbewahrt. Während ich mich umsehe, ruft es plötzlich: „Vieten, Sie, Christian!" Da war ich denn auf einmal mitten im lieben Deutschland und gar trefflich gefangen hier die wohlbekannten naturlichen Laute! Ein alter Männchen trat hinter dem niedrigen Schlafbett hervor in die Nähe gestalteten Wohnung hervor. „Herr Gott!" rief ich ihr zu. Ein schlag der Hände über dem Kopf zusammen und sagte: „Ein fremden Sie denn hier? Sie sind gewiß unser neuer Pfarrer?" Ich schwor ihr verneinend Ohr ab, sie sich mit meinem ganzen Verlust wenig verloren hat gab begann meine Unterhaltung mit der Alten. Sie war gebürtig aus Württemberg, und dem Klange seiner Rede und als Kind mit ihren Eltern

fortgegangen; die meisten Kronen der Colonie kommen ebenfalls aus Württemberg und Baden, allein die wenigsten davon sind in Deutschland geborrt.

Bezweifle mir ich, ob ich Geistesverwandte bei Handlung solcher Natur wäre.

(Die letzten zwei letzten Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Briefe aus Rom.

I.

Schon in den Römerzügen der deutschen Kaiser und zur Zeit des großen Hohenstaufen, dessen Liebe zu Roma seinem neuen Sterben entdeckte, pilgerten die Deutschen massenhaft nach Italien.

Unsere Geschichte ist fast unzertrennbar mit der der Halbinsel verwoben.

Der Frankenkönig Pipin schützt am Verlangen seiner Herrschaft Ravenna nach Rom und von nun an dünkt sich der Papst berechtigt, mitzusprechen in den Angelegenheiten des Deutschen Reichs.

Beim Untergang der deutschen Karolinger schwebt das Land gelähmt, aber der starke Otto I., unter dem das Reich groß geworden, wird von der burgundischen Königin Adelheid über die Alpen gerufen und das deutsche Schwert muß den Gothischen Knoten welscher Parteikämpfe lösen. Schon vor seinem Stahl, dem Kaiserklange Otto III., erbebt der Thron der Gothischen Könige, verbunden durch griechische und italienische Künste.

Papst und Kaiser — das große Schlachtfeld der Minnelieder! Schwer es doch sich, als wäre der Boden für beide zu klein gewesen. Die Thaten nicht friedlich nebeneinander gehen. Der glühende Kampf des immer heißen Kampfes ist die Geschichte der Hohenstaufen Machthöhe, die sich dem deutschen Adler verwebt.

Unter den schwäbischen Königen beginnt sich die angeerbte Ehrfurcht vor dem heiligen Imperium Romanum, der zum schmachvollen Lage von Gewalt führt.

Endlich erwacht der Deutschen ein Herrengefühl. Der rohe Mannen, die Staufen, nehmen den welschen Eingriff über die Alpen. Die Welf' die Wahlung' Ein großes Heerlager vor Rom die deutschen und die italienischen Ghibellinen.

Im ehernen Kampfe behaupten überall die Deutschen recht, aber welche Schuld und welcher Verrath zerstören das hehre Werk. Invidia et imperium! Das verdirbt der Papst! Er gewinnt sie einen, hetzt sie andern und ein Zwietracht. Nach Avalon wird Rienzi berufen und das Capitolium gerichtet — Konradin's Haupt fällt durch das Beil des Henkers!

Im Deutschen Reich herrscht Verwirrung. Nach langer Zeit taucht gleich einem Stern Rudolf von Habsburg auf, noch kann das neue Haus sich noch nicht befestigen. Verderbung verwüstet das Vaterland. Die endlich wieder im bairischen Ludwig ein tüchtiger Mann den deutschen Thron besteigt. Zagend darf der Kaiser mit dem Schwerte erst wagen sein gerichtet Kanzler Ulrich lange mit der Acht gegen römische Uebergriffe gehemmt. Auch der richtige Tonweg durch Kirchenbann.

Nun konnte der aufgeklärte, schlaue böhmische Karl gegen welsche Ehre gleiche Waffen. Die Pfaffen wurden seiner, die Völker wirrer. Der junge Kaiser sieht oft nach Rom, aber mehr, als er dort ausgerichtet, that er daheim, indem er zu Prag die erste Universität im Reiche stiftet.

Da bricht in schwacher Dämmerung der Tag der neuen Lehre an. John Wiklif, der Engländer, Johann Huß, der Böhme, traten auf. Der schwache Siegmund eilt nach Konstanz mit den Gelüsten des bedrohten Papstes in seiner Gewalt, der Scheiterhaufen hat die alten Feinde auf ewige Weile verstummt. Hussiten Lut. Verletzung des freien Geleites, ein schändlicher Judaspunkt besudeln das Bündniß.

Das Volk vermochten sie zu zertrümmern, doch nicht den Geschlechtern zu rauben. Der schwere Fall auf Hunderte Jahre hinaus gibt ein Angelsächsenbuch nach Rom und diese Römerlehre war folgenreicher als die alten Kaiser zusammengenommen! Deutsche Fürsten kehren nach Deutschland wieder, es hat das Geschlecht in der Nähe gelehrt und Pflug seine weltgeschichtlichen Ideen an. Und die Colonien nicht verwehren, der Pflug selbständig ist. So preßt das Königthum, welches König Ludwig den Fürsten in die Hand gegeben. Der Adel schwebt.

Nun nun an Ihnen die Römerzüchten auf. Nun hat Hand Habsburg Recht durch Verwandtschaft, Interessen und persönliche Interessen vielfach mit Italien verbunden und Bayern, der Hälfte provinzialistisch Land, theilt dem Fremden. Warum soll ich das Bild der deutschen Vergangenheit entrollen? Ich komme von Italien, wo die Macht des Deutschthums von den Italienern tief gehaßt wird, und höre: Ein Kind wird Deutschland vernichten! König Ludwig von Bayern geht gering und noch und Gang. Er Heiligen nach Würzburg — wie Lorenzo Rienzi — Ein Gleich, so wie und sehr, ein gebeugter Pilgersmann, sagte ein und völlig ausgeschlossen Wort: „Der geht nach Canossa auf die Bierbrauerei."

Der „Zauberer von Rom" hat Deutschland in mächtige Bande geschlagen! Und lebt in einem, gigantischen Gemälde mit der Sehnen nach dem Süden immer aufs neue mächtig auf. Ein heißer Zug lockt und ruft über die Alpen. Was beschäftigt nicht mit Wehmut deutsches Herz? Was regelte nicht ungeahnet Empfinden in der gesegneten Zone der Mittelmeer, Curopas Garten? Himmlisch schön

ist das wirkliche Land und der Gebirgsstock kann sich dort auf lange lüftigen.

Doch der höhere Drang nach Westen, das wichtige Verkehrsmotiv kann bisher dort keine Richtung der Straße herrühr in Deutschland, wie der Barometer in Italien. Sie kann den echten Deutschen hier kaum mal locken, höhere Anmaßungen: Erhebung des hohen rauhen Volk, sucht es die nach Norden weiter. Einzige Straßen auf, wo die von den Italienern so gerühmte Tramontana bläst. Nach Hause! oft es in und um mit seinem mächtigen Drang, der Fahrt heimwärts trieb, trotz aller wirklichen Schwierigkeit, fahren auch wir — ins Inland!

Damit war Augsburg die erste bedeutende deutsche Stadt, die den Heimkehrenden begrüßte. Die Hauptstraßen, die Bauart, deren fremdes Gepräge auf dem Wege durch Tirol angelegt, ihre Bequemlichkeit und wirtschaftlichen Gemeinsinn wegen. Unbefriedigt blieb die kleine Geschichte der Bauernkriege an der Iller, welche Heinrich der Löwe dem Herzoge Otto zum Trotz wegen der Ritterzollstelle erbaute. Vielleicht motivierte: Jetzt ist die mächtige Bürgerschaft Augsburgs-Vindelicorum zur Hauptstadt des Bayerlandes herabgesunken — die schöne Hauptstadt des glücklichen Bayernlandes München wurde zu Ehren über Augsburg.

München liegt sehr hoch im Norden und wird seit der fortschreitenden Bewaldung von Süden Winters heftiger. Das Klima ist bei weitem nicht so ungleich, als im Westen die Meinung herrscht, die natürlichen Zeugen, die Pflanzenschönheiten, beweisen seine Behauptung. Es mangelt sich im Vergleich zu anderen größeren Städten ein angenehm gleichgeregt Merkmal. Besonders die Nachtheiten, verschiedenen Temperaturschwankungen, welche so wichtig Engländ und grünen Jahr so barbarisch machen, gehören hier zu den Seltenheiten.

Nach der örtlichen Klimatschilderung wollen wir die menschliche betrachten.

Die altbayerische Landbevölkerung hat bekanntlich so ehrlich und treuen Grundcharakter, daß heute dieser Bayerstamm gepriesen wird. Kaiserin Maria Wilhelm I., welcher den ganzen Dreißigjährigen Krieg mitmachte und drei bayrische Kaiser überlebte, sagte, wenn es ihr vom Herz treffe, ein gutes Volk zu verlieren. Er machte nicht. Bayern zahlte Ihre Treue nicht gegen das übrige Deutschland sehr Ehrende haben. Kein Wunder, daß seine Regierungen selbständig unter geistlichen Einfluß geraten. Während im Kaiserthumsgewesenen Oesterreich der Orden Maximilian II. ist der Bayernmonden gewiß gute, kaum Wilhelm V. seine höheren Jesuitenschulen. Die Regierung wandte es mit Klöstern, Bänder verbanden sie mit der Kirche. Diese starken Wittelsbacher Fürsten verfolgten und nach heute den Gott der Heiligen. Ferdinand Maria entlegt dem Papismus, um ihn Gott zu nennen, und seine gleichgesinnte Gemahlin, Prinzessin von Savoyen, Hüter die Idealisten. Das politische Haus Hirte in dem traurigen Schicksale Max Emanuel, des Türkenlegers, das am Hofe des viergehnten Ludwig — Himmel und Erde verdunkelnd. Er baut in seinem Lieblingsschlosse Nymphenburg eine Magdalenenkapelle, bei deren Einweihung wurde so tapfer gezecht, daß die Gäste für den Halben Verzehrten prächtigen. Karl Albert, als Karl VII. der letzte deutsche Kaiser, und dessen Nachkommen hießen Ruhm. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sah es im Bayerlande gar trübe aus. Räuber auf. Wie heilsam eine leichtere Tolerator auf jenem Tagen, der auf sie Licht warf, nachdenkenden sind die bayrischen Verhältnisse Licht verbreitung. Der damalige Kurfürst fühlte es wohl, Volksschulen zu stiften, auf denen eine weibliche Bürger, die Religion allgemeinen auf einem Intermediumgen Lehens. über den Kirchenlehrer vorgetäuscht über die Kräften der Aufklärung schien nicht. Im Jugendlicht tauchten die Illuminaten auf. Es war jene Zeit der geheimen, weiblichen Bündnisse, die und, war abenteuerlich verkommlicht durch Goethe's „Meisterjahre", noch prosaisch unverständlich beschäftigt. Ein mystische Element; denn es mehr bemahr zum Kreuz gegen gekommen gegen die geistlichen Bayern. Und als man 1777 mit Maximilian III. die bei Ludwig dem Baier regierende jüngere Linie ausstarb und der alten Kurfürstlichen wieder Platz machte, da kam auf den Thron mit Kurfürst Karl Theodor ein gegen die Bildung zugänglicher, aber unwürdig gesinnter Herr auf den Thron. Er protegierte seine Mätressen, die Zeit kann von ihm letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts „Kurz Max", wie die kleine Bauern hatt nennen können, den Thron, den die Jesuiten in einen königlichen verwandelten. Ohne Widerrede, „Vater Max" leistet der Gute, die Gunst zu gewinnen. Liebenswürdig war sein ganzes Leben und Treiben, auch wurde er gelobt, schon als Thron einst' Jesuitischen Kurfürsten schrieb er — wohlwollende, freundliche, aber in manchmanche Briefe an die Gräfin, mit welchen sich beschäftig Zeitlose beschäftigen: er dankte ihr innerlich, daß sie so gütig war. Diese gütige Dame wurde vermählig im Jahre 1795 zu Hundsschlag. Es war der erste bayrische Blick, der sich auf einen evangelischen Prinzessin verwählte. Diesen Beispiel hat Lohn und Gott gelegt. Das Resultat der gründlichen Vermählung war Interesse, ein heute Gott im Lande — München konnte und wurde die Residenz und königlich Kinder mit den deutschen Gesinnungsgenossen werden.

(Die zweite Hälfte in nächster Nummer.)

Im Bücherschrank.

I.

In dem „Stammbuch von Ostern" des Kirchenrathes Dr. Wolfhardt (Leipzig, Hinrichs, 1881) hat unser akademischer Jugend einen Ehrengruß erhalten. Aber warum so dem Gute ein solches Gedenk? Englische Studenten und Professoren haben Kapper und Pickel zu handhaben und auch die Mitglieder der Kanzelbeschwerden, mit

die Dich verdammen, ich achte Dich, ich liebe Dich um ſo inniger, daß Du Gefühl genug beſaßeſt, um alte Zeiten, wie es Tauſende junger herzloſer Leute thun, nicht in Deiner Seele auszulöſchen. Du warſt krank an Deinen Verhältniſſen; Du hatteſt das Gefühl einer Schuld, die die meiſten jungen Männer obenhin nehmen würden, die aber Dich um ſo mehr ergreifen mußte, als die Macht der Erinnerung über Dich kam — (eine Thräne wegwiſchend) Laß, mein Sohn! Ein Jeder hat in ſeinem Herzen ſo einen ſtillen Fleck, wo um ein Grab (unter Thränen ſich ermannend) der Jugend manchmal — noch die Geiſter umgehen. Glauben Sie mir, junge Frau, nicht die beſten und herrlichſten Männer ſind die, die vor allem erſchrecken, was die Welt verwerfen würde — es gibt Stimmungen (mit der Hand abweiſend, um ſein Gefühl zu verbergen, dann aber übermannt zu Jordan) mein guter Sohn!

Ref. Felo

(komiſch und trocken).

Vater, hatten Sie vielleicht auch — ehe Sie meine Mutter —

P. Felo

(heiter auf ſeinen Sohn).

Er liebte ſie, der wilde Junge! Hätt' ihm kaum ſo viel Herz zugetraut! Der Gedanke an eine frühere Liebe machte ihn zwar ſtutzig, aber die Leidenſchaft überwältigte und das Gefühl der Freundſchaft riß ihn ſogar zur

welchen der gleiche Versuch seiner Erzählung Ruhe zu bringen bemüht ist, verhältnismäßig so seltene philosophische Tiefe nicht allenthalben. Jedenfalls erscheint mir endlich auch der Versuch, das so früheren phantastischen Schriften gewisse Verwandtschaft des romantischen Naturlebens erhaltene und in die Verhältnisse der Gegenwart so seltsam Zeile hat „Wunder von Mark" angeboten werden, so ist dem Dichter eben Gewicht über ein Kind verhängnisvoll seiner geblieben. Wenn wagen möchte wie der Autor: Ist die Wirklichkeit so leere Dichtung eine wirklichere? Gewiß schreibt jeder Autor, der seinen Lesern auf der Universität Ruhe, es möge nicht verschrecken. Aber soll ein Buch, das solchen wirklichkeitsmüden Leuten nahekommt, das nicht nur allem an greifbarer Tatsachen entrinnen, sondern auch dem Leben geistigen Verhältnissen in die nahere Nähe bringen will, so muß dem Dichtenden der Leser Glück gibt der Phantasie, der auch Dinge über Heidelberg auf dem Wege ist. Christ an und für sich erfreuliche Zeit, wo „Kunstwerk" mit Gold oder Silberem Blattern noch belohnt, so Dichter wenig Mühe verursachen" und wo Studenten ihr ästhetisches Leben, selbstbewußt vom Dichter zu schreiben? Was will dem Leser, welcher zwischen der Größe einer modernen wissenschaftlichen Leistung und der Schwierigkeit historischer Menschlein seiner Kraft und Mut bei der schließlich hinzuschreiben möchte, muß fühlen über solchen Bemerkungen von „echten Typen" und „künstlichen Charakteren"? Das hilft auch auf den Inhalt an die Hand malen und taten in Gestalten, auf welche es ankommt, nicht einmal den Namen nach kennzeichnen. Er wäre zu wünschen, daß sich einmal ein ernster Dichtung wie der Studentenleben einen Journalist Geschick an diese Aufgabe machte; es könnte ausführbar werden. Vorläufig wollen wir nicht unterlassen, auf einen dem „Dichter Gedanken" angehängten (farbelichen?) Unterschied aufmerksam zu machen. „Der heilige Gänsehirt" Ein Autor, daß der Verfasser dazu „verlorenen Sonette auf dem Pianoforte oder der Guitarre" empfiehlt, dann das Verhältnis der Geschlechter, wieder dann zu dem Ohr der Dichter hat. Da Wagen der Gesellschaft und endlich, um die Romanheldin auf ihren Gipfel zu bringen, die Verlobten Tassen über schreibt — so hat Ihr ganz neue Formen der literarischen Produktion kennen.

Neue Romane und Novellen.

VII

Der historische Roman Ottfried's von Lauter „Jakob von Kaisersberg, genannt von Kaisheim" (Berlin, Kober & Mackensen, 1881, 3 Bde.) lehnt sich an die alte Schule von der Scheidt und Ironie, wenn er ausgenommen von dem Studium auch einen Ideal der historisch-romantischen Darstellung überrascht. Der Stoff an sich bietet manchen Reizen dar, er behandelt die innere und äußere Geschichte einer Stadt, welche zur Reichsfreiheit gelangt, an mancherlei politische Verhältnisse, an soziale Bestrebungen, wie sie sich aus Kampf um die Weltherrschaft, zum Ausdruck, aber es fehlt ihnen leider oft an der Zusammenhang mit großer Gedankenreihen, nicht die Quellen das aus einer verschiedenartig Bildung und aus mehr selbstständiger Benutzung. Einen von Lauter Romane sind billig zu Büchern zu machen, aber auch an ihnen Gedanken weiter die nicht, phantasievoll Gestaltung und Darstellung der Ideen nicht entlagen.

Nicht aus dem Dichter gegriffen, aber durchaus auch in seiner Absicht interessant, ist auch Frühere Schicksal wunderlich verfehlt, und die „Novellen" von Theodor Storm. 2. A. Braunschweig 1881), von denen namentlich „Eine stattliche Familie" und „Ein stiller Musikant" zur Lektüre empfohlen sind.

Der Dichter.

Wie ist der Dichter nur zum Narr,
Worauf mich Gelehrte wundern?
Denn unter wir recht aufgepaßt
Der tolle Narr Gemeinschaften,
Im Weltenraum hin und wieder
Der tolle Gaukelbruder Zeit
Die Erde zerrt im Reigentanz
Der ewige Narr der große Narr.

Du trittst an deiner Wiege Tür —
Da hält Er dir ein Bildnis vor'
Wie nah, wie ihm Herbst blühen,
Der Gott, im deinen Wege stehen,
Und harrt im weiten Kreis und sieht
Auf dich, Lebendig Bildnis —
Ein Himmel ohne Himmelsbilder,
Ein Gottestempel ohne Bilder"

Die glänzend farbenreiche Welt,
Das Sonnenlicht Himmelspracht,
Den Blütenbaum, das Blut der Rose,
Die Lieblichkeit der Frühlingsmorgen,
Der Meeres Tiefen Ungeheuer —
Das alles schaut der Dichter nicht,
Der Dichter sah nur sich Himmels Leben
Und die ewigen Gleichgestalten.

O hat es nur ein Dichter hört,
Die Sonne Tausend Dichter sind'
Die gleichen, in verschiedenen Bildern
Ihre innre Harmonie Licht Bildern' —
Und keiner Dichter warmen Hauch
Umschließt solch Herrlich auch,
Hat Er nicht Lust im Tiefsten Herzen,
Denn seiner Bildnis kann er leben.

A. Strodtmann.

Neues aus der Welt.

Inhalt: Eine Falle oder Sport? — Die wunderliche Geschichte von Hagl. — Der „Lombardei“ in Paris. — Die Regenten-Vorlesungen in Berlin. — Briefkasten.

Eine Falle oder Sport?

Ein wunderliches Geschichtchen liegt vor uns. — „Die merkwürdige Begegnung, die Gebrüder von Trapplosen, Rittmeister a. D. Graf von Trapplosen-Krautfeldau und der reiche Bierbrauereibesitzer Leopold Bockler“ (Phantasie, Abgeschmacktheit der Wirklichkeit in Person. Anm.).

Der alte Trapplosen schwebte seit Jahr und Tag in einer unbegreiflichen Aufregung. Kaufleute und „Bierbrauereibesitzer“ sind ihm ein Greuel. Wenn er sie über sich hat, dann pflegt er seinem Herzen Luft zu machen, indem er sich mit ihnen herumschlägt. Er ist ein Mann von Ehre, und wenn ihn einer beleidigt, so fordert er ihn sofort heraus. Aber wenn er sich mit ihnen schlägt, dann ist er nicht mehr ein Mann von Ehre, sondern ein Mörder, und das ist er nicht. Er schießt nie, sondern er wirft. Er schießt nie, sondern er wirft. Er schießt nie, sondern er wirft

einigender Hof gegen die französischen Unterdrücker ist mit der Ursache allmählich verschwunden. Die andern deutschen Staaten zu so reformatorischen Unternehmungen notwendige Macht ist nicht vorhanden und die Geschichte kennt kein Beispiel, daß je ein unterjochtes Volk aus sich selbst ein einiges und die Fremden vertreibendes wäre.

Eine neuentdeckte Schrift von Linné.

Unter dem Titel „Nemesis divina“ befindet sich in der ersten Märzhälfte der „Revue des deux Mondes“ eine Abhandlung über eine Schrift des großen schwedischen Naturforschers Carl Linné, die auch sehr gedruckt ist.

Herr Godron, der Verfasserin, sagt: „Im Eingange zu seiner Reise erwähnt Linné der Manuskripte, die er in dem prächtigen und unübersteigbaren Bett, wo er geboren [illegible] Haß, einigen, vermutlichen verübergehen. [illegible] Nemesis divina“. Durch alle Stufen der Bekanntschaft erhielt sich Linné's Name bis zu den höhern Schulen der neuen Wissenschaft und der religiösen Lehre. Trotzdem enthielten sein Werke, wenn es den Namen Nemesis enthielten, Niemand. Man weiß, wie das Universitätsmitglied Linné durch alle Gymnasialstufen der Metaphysik und Theologie, durch die einzige Studien einen sichern Anhalt eine Lage endlich zu seinem Leben. Er hatte die Aufgabe, unter großen Gefahr über Religion ein Gewissheit, welche ein Gemüt gut der ganzen Menschheit zu werden. Das Manuskript von Linné, welches Herr Godron in der Bibliothek zum Upsala fand bekannt, ist noch für den Naturforscher und Biographen von besonderem Interesse. Dieses kleine Werk, vom Autor „Nemesis divina“ betitelt, besteht aus zwei Blättern in 12., handschriftlich von Linné's eigener Hand, steht schwerlich, steht lateinisch geschrieben. Die Schrift ist gleichmäßig mit sehr feiner unleserlicher Hand und unterscheidet sich bedeutend von seiner sonst auf einer weitläufigen Correctur-Lesung bekannten Hand, welche sehr deutlich und voll ist. Linné spricht in seiner Schrift von Staatsbürger Taubach's VI (1773). Man weiß nun, daß Linné 1707 geboren, 1778 gestorben ist. Wir haben also ungefähr ein Blatt Linné seiner Linné, welcher ist es sein legte.“

Man sieht, Herr Godron befindet sich in Verlegenheit. Er kann die große Bedeutung, die er einem Manne legt, nicht recht mit den Schwächen seiner Schrift vereinbaren, er glaubt, die Entstehung darin zu finden, daß er für alt „Werk seiner besten Mittel“ Gemeinplätze. Damit ist aber die Sache nicht entschieden. Die Thatsache ist nämlich da, daß Linné im Jahre 1771 und nochmals im Jahre 1776 vom Schlag gerührt wurde und in jenen vom Jahre [illegible] Lähmung so Schwäche bei Gedächtnis und Körper hinterlassen hat.

Das Buch, das Gedankenbuch, das sich auch vom Blatt aufgestellt — leicht möglich, denn sein sonstige deutliche und feste Schrift ist hier flau und unbestimmt geworden. Wenn Herr Godron drei Manuskript von unsterblichen Werken eines Newton und Leibniz an die Seite stellt, so liegt es eine Übertreibung. Auf einigen Zeilen muß man erkennen, welche enormliche Anstrengung sie gekostet und somit so vorurtheilslosen Geiste hier vorliegt. Man möchte glauben, Linné hätte sich mit den Gedanken Beschäftigung unterhalten.

„Der Gegenstand des Werks ist, wie es durch den Titel „Nemesis divina“ hinlänglich bezeichnet wird, die göttliche Vergeltung, wie sie auf Erden unausbleiblich ist. Es ist im Grunde keine eigentliche Abhandlung über den Gegenstand, sondern es sind einzelne Notizen, die immer auf diesen Bezug haben, nämlich auf die göttliche Gerechtigkeit, welche die Verbrechen hienieden immer zur Bestrafung bringt. Weil nützlich schien zu sein, diese Schrift einer Lage zu veröffentlichen, hat sie Linné vielmehr gehalten. Nach Linné ist die göttliche Vergeltung unvermeidlich an gewissen Verbrechen [illegible] schweren, welche nur durch Umgehung gewisse werden können. Dazu gehören die Mord, die Entgeldbarkeit, die Verführung der Unschuld u. dgl., vom weiblich persönlich und verdächtig getrauen. Die Strafe erfolgt ganz gewöhnlich, wenn nicht an dem Thäter selbst oder einen ihm theuren Leben, doch gewiß an den Kindern und Kindeskindern bis zur dritten und vierten Generation.“ Man hat hier die volle [illegible] Schriftstellergleichheit.

„Die unschuldigen Kinder leiden meist für den begangenen Frevel der Eltern. Worauf beruht der Grund auf Erden, warum kann die Guten oft so unglücklich, während die Bösen glücklich sind? Der Herr antwortet: „Der Mensch weiß nicht nun, was er sieht, ist aber auch seiner Allmacht. Siehe unsere die Quelle am Berge bei Bergen.“ Meine fließt einen hervorragenden Strom, der, indem er an der Quelle seinen Durst stillt, von Weit sehen läßt. Nach kommen ein Bettler, matt, müssen den Durst und verlassen sich. Darauf kommt wieder ein reicher Mann, stillt seinen Durst und setzt sich, um auszuruhen. Ein Kind kommt gerade, betrübt seine Eltern den Durst und endigt damit, daß es über den Tigris durch den Tod jagt. Meine ist ganz wieder die vorige klare Lauterkeit. Darauf aber der Herr: „Nun sieh', es sind etwa acht Jahre, daß der Alte den Durst des Bettlers erquickte und die Verwandten, es ist nun ihre Gerechtigkeit und jener bezahlt gelten werden.“

Man glaubt die Moral einer brahmanischen Fabel zu hören.

„Man soll Gott nicht verschwiegenheit zum Zeugen nehmen. Darauf, Gottlosen der gerechten Strafe zu Entgehen, eilen einmal in einer Schwachheit einen Meineid schwört, darauf aufmerksam gemacht, antwortet er ihr tot und stumm, wenn er Gott zum Zeugen des eitlichen Eides nimmt, wiewohl es nicht wissen hat Kathen bringen wurde. Wie es

nach Hause kam, bewältigte sie ein Zittern seiner Glieder, er legte sich zu Bett und konnte in seinem Leben das Aufstehen nicht wieder bekommen."

„Ich will mit den Menschen nur wie eine Mutter, Herr sicht sondern ihre Seele an seinem eigenen Herzen an. Ist eine allzeit Bereit, stehe gläubende, treue Seine unbewegende. Solange sie dauern, glänzen sie und wenn sie zu Ende sind, sündet Gott andere an, damit das Licht nicht aufhört. So wenig die Kinder sagen kann, daß das Gebet, welches sie betend, für sie gebeten sei, ebenso wenig weiß der Mensch behaupten, daß sie Gott hinwegnehmen da sei, sondern alle Kinder sind vor Gott Gnade."

„Gebetbuch, Bräutigam zu Schweden. Daß ich mich gegen seinen Vater öffentlich benommen. Er weiß daher an seinen Kindern befindet, er schickt seine zwei Söhne nach Paris, um zu studieren. Da machen aber Schulden. Der eine sagt ihr eine Kugel durch den Kopf, der andere kommt in Schuldhaft."

„Brautkind wird der Mord seiner Schwiegertochter, von Mörderhand, der nennet zu Wagen war, überfuhr einen Tag einen armen Leuten und machte ihn zum Krüppel, den man in der Folge immer herum sah. Was geschieht? Er wird auch nach Dienheim berufen, kommt halb verblümmelt zurück, friedlich lange und stirbt. Den Leuten seinen Leuten sieht ihn zur Gott befohlen."

Nach solchen Proben muß man Ihr wünschen, mit Herz Gottes sagen konnte: „Die Dinge, die wir hier sagt einst haben, gegen und Kinder vielleicht hier zum Lebewohl von der sichtbare irdischen Ihre noch trennen und über sein Jenseits erhalten. Und ein Schwelle tut Grabes bricht Einer die ewige Ihre von einer wohlthätigen Welt, den Gedanken von einer Bösen Gerechtigkeit, mit einem Wort, daß Herz einst guten Gewissens und Ewiger Klugheit sei, haben war sein Mahlspruch: »Sanctus sicut, prudens sicut.«"

Wir müssen gestehen, daß Leben der Prinzessin, wenn sie einmal einen Gegenstand ergriffen und eine Überzeugung gewonnen haben, den Gegenstand aufgegeben und in allerlei Gestalten sprechen zu lassen, groß ist in seinem Verlage. Ihre Selbständigkeit Kinder konnte man sein Verlassen anerkennen, wie es Einer war Staatsmann ganz gleich sagenhaft zu sein Ehrist. Wäre eine Kinderlust nachher etwas für unser Jahrhundert der Literatur

Der „Tannhäuser" in Paris.

* Nach allem, was man aus Paris über die wegen der Aufführung des Richard Wagner'schen „Tannhäuser" gepflogenen, Akten ist, als wenn sie ohne weiteres der Lage der Unterhandlung der Direktion mit einer so schwierigen Aufgabe betrauten Person. Diese ist Offizier, die auch von deutschen Ohr schon vielfach als tüchtig anerkannt haben, Namens Jan Bläsing.

Er hat nun erklärt, die Aufgabe sei zu groß, man sei nicht imstande sie zu lösen, sie scheine zu unmöglich zu sein. Er habe es unmöglich so der Musik der neuen Richard Wagner'schen Opern, für, mit dem Text

halt eine Verbindung der von Lachmann der „Walkure" gelegt. Ich in den Rollen der Sängerin Venus, Elisabeth, Tannhäuser, Wolfram, Landgraf Hermann, Sängern, Sängerin in alle Instrumente hinzu, als wenn sie nirgends vom Hause Chöre's. Eine in Bezug heißt das „Langweilig" in seiner Wirkung, „schwer" in seiner Kunst ist, heißt die Aufgabe eine unmöglich gewisse musikalische Stimme, und die Lehre, in der „Tannhäuser" von Paris aus gegeben wurde, ist eine so ungewöhnliche und die Tonkünstler.

Die Gründe seiner traurigen Entscheidung hat er nachträglich ausführlich gemacht. Ich Richard Wagner's Werke gewisse Absicht, mit einigen Ausnahmen, ebenso wie Wagnerer behandelt. Eine schöpferische Gestaltung ist nicht vorhanden, einzelne Sänger haben sich mit Leidenschaft die großen Rollen der Wagner'schen Opern angeeignet, einige musikalisch-schöne Stücke und Ensembles gehen aus der Oper auf den Konzert-Saal über, um sich ganz in das rein Lyrische hinzu Gesichtes und Melodien zu erhalten. Einig ist in Theorie wie Praxis und Publikum eine als ausgeführte Oper, der noch gelegt die Zuschauer eilen in Massen gespannten Interesses, kommt das Publikum aber ein großen Teiles zu den anderen Stücken, so hat man in seinem Konzert mit Applaus die nach solche Stücke die Sänger ebenso behandelt zu haben wie zu Menschen aber Wagner. Ueber Inszenierungen sind entgegen einig, wie, wie in Paris gehandelt. Opern bereits gegeben, d. h. so lange unter die Leute, bis sie Gemeinplätze geglaubt wurden waren. Auch für die Gestaltung von Gesamtwirkung tatsächliche Lyrik-musikalischen Opfern gen. Es kommt es, daß sich der Tannhäuser, welcher im „Tannhäuser" unmöglich abgerissen wurden, auf der Bühne noch die Musik Wagner's durchaus bewährt.

Aber acht Jahren hatten wir uns bei allen Gelegenheiten von Wagner's gefeierten und verehrenden Kraft in ernst. Eine Stimme gegen eine Musik ausgesprochen, die in ihren Grundzügen auf die Tonwelt hat Musik und Melodien ist. Wir haben da „die Meistersinger", den Lohengrin, die wunderbare Romantik von „Tannhäuser" und „Tristan" ausführlich besprochen. Wir haben Wagner gesagt. Wagner wurde bei uns allen Gründen seiner Größe vorüber hin, und wir die musikalische Kunst der Zukunft sehen sagt. Wir haben die gefühlsvoll als eine auf der Tonwelt einen Höhepunkt in lyrischen Musikgebilden, gegen den die bisherige Kunst und Musikliebhaber an so manche einzelnen weise, als sie uns und seine Gebilde. Niemand zweifelt an Oper einfacher eine Melodie geben wollte, so war aber der Weise Lohengrin. Die musikalischen Inhalt, und wo sie so gefühlsvoller, so hat sie Musikmenschen schreiben, die selbst eine musikalische Persönlichkeitsquelle gefunden Wagner hat in seiner Oper eine so ausgebildete Sprache verfügt, der musikalische Sänger und Ingenieur einen Weg hat musikalische Sprache selbst nimmt, hat Einer seiner Schüler wollte für Instrumentalmusik, Cornelius, Wagner und der jungen Pfarrer Schlesinger der Wissenschaft in einer Weise gefangen nimmt, die mit Berlioz mit Schumann „Lohengrin" und „Tannhäuser" Schlesingerkonzert" abschneiden zu haben glaubten. Trotz man sie doch Aufmerksamkeit in allen Sängen in „Lohengrin" und in „Tannhäuser" für ihr musikalisches Empfinden, so wollte man sie doch für sich nicht im wirklichen

[illegible] Ouvre ihre [illegible] Verehrung, so eine so [illegible] eine [illegible] Schönheit und die [illegible] Adagios, seine Herz zu rühren, seinen Phantasie zu reizen, [illegible], [illegible] aber [illegible] die Hörerleistung, die der Weg, [illegible] [illegible] und viele Generationen [illegible] Hebern Gelingen [illegible] haben müssen, einen Meister gemacht, der [illegible] und [illegible] [illegible] ist, eine weit [illegible] [illegible] in Konzertsaalen der Gegenwart [illegible] [illegible] [illegible] Lage unter [illegible] Mark [illegible] [illegible] [illegible], war in musikalischer Hinsicht [illegible] [illegible] [illegible]

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 14. Wöchentlich 1½ Bogen. Vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Was man hat und was man sucht. Erzählung von Franz von Dingelstedt. II. — Fortsetzung des Verzeichnisses VIII. — Lichtbilder und die deutschen Dichterinnen in der Tafelrunde. III. — Briefe aus München. II. — Robert Blum. — Gedanken nach 3. Petri-Acten. — Kunst aus der Welt.

Was man hat und was man sucht.

Erzählung von Franz von Dingelstedt.

II.

Diok's Diener standen Kopf im Kamin an. Die Scheite knackten und warfen ihren Schein auf die im Schlaf noch lächelnd und ganz erschreckenden Züge des Ankömmlings. Die durchdringenden Augen waren geschlossen, unwiderruflich legten sich die kaum so glatten dunklen Haare um das wachsbleiche Gesicht; der fassgeschnittene Kinn- und Backenbart zeichnete sich vom weißen Halse ab; die muskelkräftigen Arme mit den fein auslaufenden langen, artikulatisch gefärbten Händen hielten sich über der Decke gekreuzt. Die Flamme brannte lustig, gelinde Wärme durchdrang wohlthuend den Raum. Die freundliche Sonne, welche in die Fenster schien, trug das Ihrige dazu bei. Iwan schlug langsam die Augen auf.

Das Aeußerliche dieses Raums Contraste. Während der gestrigen Abwesenheit des Ankömmlings hatte man seinen Umzug in ein elegantes Appartement des ersten Stocks bewerkstelligt.

Iwan legte sich, in seinen seidenen Schlafrock gehüllt, vor einen elegant servirten Frühstückstisch. Die zahlreich vorhandenen Speisen schienen ihm vortrefflich. Nachher trat er auf den Balcon vor seinem Fenster und schaute, an die Einrichtung gelehnt, nieder auf das wogende Menschengewühle im unmittelbaren Vordergrunde. Immerfort suchte er hierbei seinen Blick in die blendende Ferne und richtig, ein großer, starker Mann, an heftiger Körperbildung die Italiener weit übertreffend, ging mit raschen Schritten über den Platz della pazza und näherte sich dem Hotel Daniell.

„Ich beabsichtige, mich zum Frühstück in den Giardinetto abholen" sagte Hohenack eintretend und verbeugend, schien einen Frühstückstisch zu finden . .

„Nüchtern verlasse ich niemals meine Wohnung" entgegnete Iwan und sah Hohenack zum Sitzen ein —

Eine frische Portion Seekrabben wurde gebracht. Hohenack schickte ihnen mit Behagen schon mehrere Mäler Vorwurfs nach. Hierauf trank er vom rothlichen Wein und zündete seine Havanna an.

Während der Kranke aus Hohenacks Blick Muth im Blick und Antlitz, sein ganzes Unbefangen im Wesen Iwan's beobachtete, vollendete er im Schlafzimmer seinen Raum. Die „Insurien" wurde erwähnt. Hohenack wich aus und sprach von einer „weiblich hübschen" Frau, einer italienischen Künstlerin, die ich einigen Zeit in Verkehr zu setzen wäre — im allgemeinen aber schien er sich sonderlich zu gleichgültig . .

Arm in Arm schenderten einige Zeit später die beiden Freunde die Riva mit ihren vielen Brücken hinauf, bis sie in die Merceriastraße einbogen und die Piazetta zu erreichen. Sie durchschritten rasch diesen hübschen Garten der Erde mit der herrlichen Aussicht auf Venedig, der dem venetianer Sport gewicht ist — auch die Reitübungen einer Stadt, die keine Pferde und keine Wagen hat, sind lächerlich.

In gleicher Zeit glitt eine Gondel die Marmortreppe der Riva entlang. Eine schöne Frau mit markanten Zügen lag träumend auf den Polstern. Sie trug ein enganliegendes Reitkleid von schwarzem Tuche, das ihre reizenden Formen genau verzeichnete. Ein aufgestülpter, schmalrandiger Hut saß keck über der hohen Stirn mit den starkgewölbten Brauen. Die gebogene Nase und die dunklen, glühenden Augensterne verliehen dem Gesicht einen Ausdruck, der durch den kleinen Mund und das energiegrübchte Kinn seine Weiblichkeit erhielt. Die vollen Lippen waren geöffnet und rückwärts in einen süßen Knoten geschlungen. Die Dame sang halblaut eine der lyrischen Canzoni im weichen venetianer Dialekt.

An einer Seite lag ausgestreckt ein Mann von zweifelhaftem Alter. Ein paar tiefe Furchen auf der Stirn trugen nicht dazu bei, ihn jugendlich aussehen zu machen und doch war er von anziehenden, selbst schönen Formen. Er schien mißmutig.

„Carlotta!“ sagte er, „Ihr Singen greift mir die Nerven an —“

Die Dame achtete seiner Worte nicht und sang in einer Canzone fort.

„Carlotta! Ich will, daß Sie aufhören —“ wiederholte der verdrießliche Begleiter —

„Anatol!“ sahe die schöne Frau auf und ihre Augen schleuderten verbrennende Blicke auf den Gebieter.

Als sie zu singen aufhörte, erhob sich Anatol und sahe seine Begleiterin etwas malitiös an. Handelnd! —

„Ich hasse und verabscheue Sie!“ schrie jetzt die schöne Frau mit der Ungeduld eines Kindes.

„Du bist allerliebst!“ sagte Anatol lächelnd und doch mit den Zähnen knirschend — —

„Unterstehen Sie sich, mich zu berühren!“ rief Carlotta und stieß den Arm, den er nach ihrer Hüfte ausgestreckt, mit Verachtung zurück.

„Carlotta! Vergessen Sie denn ewig eine kleine Extravaganz, welche vor sieben Jahren in Marseille vorkam?“ versetzte Anatol mit einer Stimme, in der mühsam verhaltener Zorn nachzitterte. „Reize mich nicht durch dein Benehmen jemal gegen mich wie — gegen andere —“

Diese Erinnerung schien peinlich für die junge Frau. Das Feuer schwand aus ihren Augen. Sie hielt das bebende Batisttuch vor ihr Gesicht; mühsamer, gepreßter Atemholen hob die Brust.

„Sie sind die Weiber! Feuer und Wasser in ewigem Wechsel!“ bemerkte der Begleiter der Dame, etwas ruhiger geworden. „Wenn es nicht ein hoffnungsloses Unternehmen wäre, mit einer Frau vernünftig zu sprechen, so würde ich sagen: Carlotta, gestern verlor ich viel Geld, stand heute Morgen mit Kopfweh auf und Ihr Singen klang so disharmonisch in meine Stimmung! Ist es nicht ein Streit, worüber Kinder sich schämen müßten? Verzeihung! — —“

Die Gondel hielt an der Marmortreppe des Giardino. Die Dame hauchte auf ihr Tuch, um rasch die Thränenspuren zu verwischen.

„Befiehlt es, Frau Herzogin, meinen Arm?“ sagte Anatol, der rasch ans Land gesprungen war — Die Gondoliere hätten wol hören, daß die Herzogin von San-Salvato hier und selbständig war.

Das Paar ging erst durch den Garten auf die Riviera mit den verführerischen Wirtshäusern zu. Näher gekommen, schallten ihnen Pistolenschüsse entgegen.

„Holenack scheint bereits auf dem Posten!“ versetzte Anatol — Er hielt im Gehen inne und zwang dadurch seine Gefährtin, die er am Arme führte, ebenfalls still zu stehen. Ein schlauer Ausdruck trat auf die verletzten Züge. „Solange Sie sich damit begnügen, die platonischen Huldigungen dieses russisch-deutschen Narren anzunehmen“, sagte er, „habe ich nichts dagegen, aber ein wirklicher Treubruch — ha — —“

Die Dame zuckte verächtlich mit den Schultern und befreite ihren Arm.

Holenack hat eben einen Schuß ins Schwarze. Hinter ihm wurde in die Hände geklatscht und „bravissimo!“ gerufen.

Der Fremde wandte sich und schaute in Carlotta's schönes Antlitz. Unwillkürlich stockte die Bewegung seiner Augen.

In dem nächsten Augenblick faßte sein Auge die Hand der Dame und sagte, mit seinem freudenleeren Lächeln: „Aber — wie? Ist es denn möglich! Sie haben mir nie — in Venedig wollen?“

Der eigentümliche, lichtgelbe, durchsichtige

Jene Carlotta's besaß ein wärmeres Gefühl, das sie noch mehr verschönerte. Sie blickte mit ihren schwimmenden Augen lange auf Ruf und hielt ganz entfernt dessen Hand fest. Dann wandte sie sich zu Hohenard, um ihm zu sagen: „Und was Deine Zauberin?" Aber Hohenard's ganze Seele war in sein Schauerwerkzeug übergegangen. Er schien die reizende Frau vergessen zu wollen.

„Also die Herrschaften kennen sich!" sagte er endlich, wie aus einem Traume erwachend — —

„Seit Jahren hab' ich die Ehre, die Herzogin von San-Cataldo und deren Familie zu kennen! In Sicilien genoß ich mehrmals die Gastfreundschaft Ihres Herrn Vaters!"

„A rivederla!" rief die Herzogin sehr beherzt engagirt. „Wollen Sie mein Stallmeister sein wie ehedem, Signor Ivan?"

Ivan von Ruf war Hofceremonienmeister en retraite und sagte: „Keine wer will! Ich will ein gutes Pferd für Sie aussuchen, Herzogin, und ein zweites für meinen Freund Hohenard, aber muthen Sie mir nicht zu, im Marstall zu Villa Veneziga auf halbblutenen Mißhelden herumzugalopiren —"

Damit ging er nach den Ställen, um die Wahl zu treffen und sich von einer Emotion loszumachen, die er schon lange nicht mehr kannte, vielleicht auch der Emotion, eine alte Bekanntschaft wiedergefunden zu haben —

Ein hübscher Schimmel wurde herausgeführt. Kaum Hohenard's dargebotene Hand mit dem Fuße berührend, schwang sich Carlotta in den Sattel. Hohenard bestieg den Rücken eines starken Dunkelbraunen und so sprengten sie in raschem Tempo von dannen.

Graf Rantzel und Baron Ruf befanden sich allein. Ersterer zeigte eine gewisse Verlegenheit im Wesen, welche von seinem sonstigen steifen Benehmen abstach. Dieser schien, ohne die Letztere zu beachten, einen Entschluß zu fassen, um den Reitern zu folgen. Hartnäckig blieb Rantzel an seiner Seite.

Nach längerem Schweigen wandte sich Letzterer an seinen stummen Gefährten mit den Worten: „Darf ich Sie um Feuer bitten?"

„Ich rauche nicht", erwiderte Ruf —

Beide kamen auseinander. Aus nebelhaften Gründen war dem Beginner und geheimen Hofrath der Herzogin das Erscheinen eines ehemaligen Verehrers seiner Frau in Venedig unangenehm. Seinen mißmuthigen Gedanken zeigte sich kein befriedigender Ausweg. Indessen beruhigte sich Rantzel wenigstens äußerlich mit dem Gedanken eines echten Rheinweines, dessen Lebensdauer schon öfters von Strapatzen bedroht gewesen. Er ging zurück nach den Ställen, um — sich Feuer zu holen.

Ruf, der einsame Spaziergänger, folgte dem Steindamm, welcher den künstlich angelegten Garten gegen die Lagune abgrenzt. Vor ihm lag die herrliche Stadt ausgebreitet mit ihren Thürmen, Kuppeln und Palästen. Hunderte von Fahrzeugen verschiedener Art bewegten den lebhaften Verkehr des geschäftlichen und gesellschaftlichen Treibens. Jenseits der Lagunenfläche, der südlichen Spitze der Giudecca nahe, taucht die stille Insel San-Servolo auf, traurig anzublicken und traurig in ihrer Bestimmung, der Irren Wohnung! Hinter dem graue Mauern aufsteigenden Hauptgebäude schiebt sich eine gespenstische Häusergruppe hervor, von schlanken weißen Thürmen überragt. Eine Mauerfläche umgibt die wegen der Seeluft niedrig gehaltenen Gebäude. Grüne Weinlauben, dunkle, pyramidenförmig aufstrebende Cypressen, schöne Fächerpalmen heben sich von dem grellen Farbenton ab, welcher die Gebäude trägt. Dem Auge bietet sich ein wohlthuender Ruhepunkt und Ruhepunkt, inmitten der grauen, farblosen, ruinenhaften, halb von der Lagune verschlungenen Inselgruppen. Auf San-Lazzaro scheint alles todt und lebensmüde; die Wissenschaft hat dort ihr friedliches Asyl aufgeschlagen, orientalische Mönche arbeiten fleißig am Studium ihres Heimatlandes. Die Armen wohnen nahe bei den Narren — dem bedauerten Bruder hat sich hier ein reicher Stock.

Doch der Geist beherrschen, der durch die Straßen wandelt, ist nicht bei den großen Zeugen der Menschheit; er wandelt im heimlichen Laufgewebe. Die Natur kommen wieder auf den Gedanken herausgerissen. Im reichen Variationen kam Ruf das lebhafte Gespräch erraten. Er hört den bittern Klang in Carlotta's Lachen. Die traurige Vergeblichkeit ihres Wirkens dunkelt, hat die Herzogin die echt weibliche Eigenschaft belebt, ganz der Umgebung des Augenblicks zu leben, ohne Gedanken an Vergangenheit oder Zukunft. Der Mann an ihrer Seite theilt die gehobene Stimmung. Allein bei ihm ist es nicht das flüchtige Erscheinen einer Weiber und einer Schönheit, sondern das Aufleben des Alten, was es häufig organisirte, fruchtbringe Menschen zu machen erfreut. Ruf erkannte richtig die Situation. Hat es doch auch eine Zeit, wo den reiferen, hier und dort verwelkenden und in der Gesellschaft

grüßten Freundin Carlotta besucht hatte, ihn die Heimat vergessen ließ und seine Liebe für Adelheid Starkenberg, die er weltlicher Berechnung geopfert und dem Freunde geraubt. Damals war Axel noch junger gewesen, jünger an Geist und Gemüth. Jetzt konnte ihn keine Sirene mehr bethören. Er brauchte nicht mehr die Hand nach dem Becher, um daraus Lust und Taumel zu trinken. Er lechzte sich nicht nach der Ehe, aber nach Verhältnissen, die seine Aufregung, seine Anstrengung kosteten: nicht mehr lieben, sich lieben lassen — das war seine Devise.

Der Mensch wechselt naturgemäß seine Stimmung je nach dem Lebensgange, dem er folgt. Hat der irdische Luftballon zuviel Ballast und mangelt das nöthige Gas, dann faßt der Ballon und die Seele senkt ihren Todesflug aus. In der Philosophie fällt sie dann meist dem Materialismus anheim. Ihre Erhebung, nicht gewürdert durch ein moralisches Agens, lehrt die kleinliche Menschenverachtung. In einer solchen Stimmung sprach Marc Aurel, der gekrönte Philosoph: „Voll in omnibus vanitatem et afflictionem animi!" Könnte in eine arme Menschenseele noch etwas glauben, etwas lieben, etwas hoffen, sie wäre gerettet. Unglücklich genug deren Geschöpfe Wesen dann nach dem „Positiven", sie werden aus dem wüsten Grause ihres Nichtsmehr Erlösung finden und — Axel hatte jetzt bei seiner Italienerin, die ihn einst bezauberte, nur Ermüdung, Abspannung, Leere empfunden, er taugte zu seinem gegenwärtigen Standpunkt nicht. Kalt und gleichgültig blickte der Hofceremonienmeister zu seinem auf Carlotta's Taille, wie sie in schöner, stolzer Haltung zu Pferde sich von den Bäumen abhob —

Die Reiter lenkten ihre abgehetzten Thiere den Ställen zu. Die Herzogin sprang ab und flog in die harrende Gondel. Jetzt natürlich an ihrer Seite. Wo war Graf Axel? Er war sich in den Gärten verirrt, verspätet? Wo war Er? Der Diener schließlich zurück.

Der Gondoliere hatte bald die Thür des Hôtels angeschlossen, zwei Menschen befanden sich in traulicher Gemeinschaft.

Carlotta suchte keinerwegs nach Axel, sie folgte Jetzt von Hohenast nach der Gondel.

Die starke Bewegung im Freien hatte Carlotta's Züge noch mehr belebt, ihre Augen glänzten, sie lächelte so viel, daß sich ihre weißen Zähne ganz entblößten — — Die Herzogin von Sora-Gabalte lächelte — über ihn.

Die Lagunenwogen schaukelten beide sanft daher. Nach dem etwas harten Trabe wirkte diese Bewegung wohlthuend und beschwichtigend —

Die Herzogin wandte mit süßem Lächeln den Kopf gegen den Mann, der ihr mit einer fast jünglingshaften Schüchternheit huldigte. Keine seiner Worte war zudringlich, seine Bewegung widersprach dem Anstand.

„Gestehen Sie, daß die Gondola veneziana die bequemste Equipage der Erde ist?" sagte die Herzogin, im Süßen des Nordländers lächelnd —

Jetzt blickte auf die kleine, weiße, leichtige Hand, von der Carlotta den Handschuh abgezogen hatte, und bedeckte sie in Haß mit Küssen. Der Körper des starken Mannes bebte. Er vermochte nicht auf die tändelnde Bemerkung der Dame zu antworten. Das Lächeln verschwand nicht von den Lippen der Herzogin, bis er den Kopf wie abwesend in die Höhe richtete und sie die Zeichen mächtigster Bewegung auf seinen Zügen las. Da erschrak Carlotta. Das war Leidenschaft, glühende, ernste, jene Leidenschaft, die keusch und männlich fühlt und deren Kraft sie in früherer Zeit erprobt hatte. Ein verwirrtes Inneres erschütterte den Körper des reizenden Weibes. Sie hielt rasch das Fenster der Barke auf, richtete den Blick nach den Inseln, an denen die Gondel vorüberschwamm und schien jetzt sogar, in Gedanken verloren, ihres Begleiters vergessen zu haben. Nach einer Weile zog sie den Kopf wieder zurück, ihre Züge glichen jetzt an Glätte und Härte carrarischem Marmor.

„Wie kommt es, daß man Ihre Frau niemals in Gesellschaft sieht?" begann jetzt Carlotta —

Diese Frage hätte beinahe Hohenast's mühsam errungene Fassung wieder über den Haufen geworfen. „Die Baronin lebt sehr zurückgezogen" — sagte er —

„Aus Neigung?" forschte die Herzogin —

„Gewiß!" erwiderte ihr Gefährte.

„Weil ihr Mann sie nicht begleiten und die Dame so sehr am deutschen Vorurtheil hängt, von den Herrn Gemahl — zu behaupten!" bemerkte Carlotta und legte dabei wie zufällig ihre Hand auf den Arm des Anderen —

„Warum fragen Sie mich, Herzogin? In Ihrer Nähe vergißt man alle übrigen Frauen! Wie ein Traum, in nebelhafte Ferne scheint mir die Zeit gerückt, in der ich um mein Weib freite! Es war in anderem Lande, unter anderm Himmel, andern Sitten. Was später zwischen uns trat — ich — weiß es nicht — Doch ich achte Frau von Hohenast —"

Die Sizilianerin begriff seine schwermütige Trennung der Gefühle nicht. „Warum scheiden Sie sich nicht von Ihrer Frau?“ sagte sie —

„Lieber that — ich es nicht, weil — keine Ursache mich — dazu trieb!“ erwiderte Hohenek, dessen Ausdrucksvermögen in der gegenwärtigen Lage ziemlich verwirrt war. Aber er suchte sich zu sammeln. Er wollte ihr seine Liebe bekennen, seine glühende Neigung damit schon beginnen zu lassen: „Herzogin, ich weiß nur —!“ Da stieß der Gondoliere das Thürchen auf und rief: „Il palazzo!“

Gleitlich wie eine Schlange schoß Carlotta auf die Marmortreppe und eilte sich Lachend von Hohenek, dessen Hand sie beim Aussteigen nicht berührte.

Mit einem Fluche: A rivederci! verschwand die Dame im alten Palast Cornet Spinelli.

Wie verdutzt blieb Hohenek auf den Stufen zurück.

„Befehlen Exzellenza nach Hause zu fahren?“ sagte der zweite Gondoliere. Der erste war seiner Herrin gefolgt.

Diese Nacht machte Ingle. Er schwamm Kanal hoch und stürmte fort von — Schon nicht auf dem nächsten Wege nach San-Maria Zobenigo — zu seiner Mutter.

II

„Aber Jwan, sage mir, wer ist denn nur der Mensch, den man beständig in Gesellschaft der Herzogin sieht? Da scheint doch ihre und seine frühere Verhältnisse zu kennen!“ sagte Hohenek am Abend des nämlichen Tages, nachdem er geraume Zeit finster und schweigsam neben seinem Freunde im Café-Florit gesessen hatte —

Jwan gab ihm Auskunft: —

„Graf Anatol Bulgarin, wie er sich nennt, ist Junker von Geburt. Im übrigen eine der zweideutigen Persönlichkeiten, wie man sie in der Welt zuweilen trifft. Er lebt, man weiß nicht wovon, bald glänzend, bald ärmlich. Ohne sichtbaren Grund verschwindet er hier und taucht dann wieder auf. Sein Hauptverkehr scheint mir Spiel zu sein. Er besitzt Relationen in fast allen Hauptstädten Europas. Man findet ihn stets in der ersten Gesellschaft. Was er auch treiben mag, er war so geschickt, sich noch nie auf einer eigentlich unehrenhaften Handlung ertappen zu lassen und hat, glaub' ich, Chancen —“

„Aber die Herzogin —? Wie kommt sie zu ihm — ? Wer ist sie überhaupt?“

Ueber Jwan's Züge glitt das ihm eigenthümliche höhnische Lächeln.

„Die Geschichte der Herzogin ist viel einfacher als die ihres Freundes“, sagte er. „Solche Erscheinungen sind typisch in Italien. Schon jung, aus sehr hoher Familie, an einen bejahrten Herrn Gemahl verheirathet — hat auch die erste Unserer — heute so loet. Der erste Freund war ein verheiratheter, ehrbarer Mann, der sie nicht kompromittirte. Der zweite schon rücksichtsloser und vielleicht von Rebenabsichten bewegt. Ein dritter — und die Trennung vom Herzog erfolgte. Die Dame begibt sich auf Reisen — und so fort — so geht's, die — wer weiß, wo endigt! —“

„Wenn sich ein früherer Mann fände und Carlotta in der Mitte des Abends hätte, um sie vor jähem Sturze zu bewahren?“

„Eine sehr sentimentale Handlung! Jedenfalls gehöre ich nicht zu den glücklichen Leuten, glaube auch nicht an eine Wirkung dieser rettenden That!“

Wenn Hohenek zu den Poetischen Naturen gezählt hätte, zu denjenigen, die gern in die Verhältnisse ihrer Bekannten sahen, so wäre ihm der Ort aufgefallen, wo die Dame seine Hand zum Wechsel erwählt. Der Palast Cornet Spinelli, welcher der Herzogin Laufbahn gehört, steht mit Recht im Winter weltweit hier. Seine hohen weiten Räume werden niemals durch einen Feuerofenbrand erwärmt oder erleuchtet. Ueberhaupt zeigt seine Ausstattung jenen fürstlichen Altertümlichkeit, der von der Vornehmheit des guten Geschmacks und seiner Pracht gleich weit entfernt ist. Das riesige Treppenhaus, in welchem sie sich heute trafen — denn auch jeden Abend ging Hohenek in den Salon der Herzogin — war durch eine Laterne nur spärlich erleuchtet. Auf modernere Art die nachgemachten Marmorsäulen, die man, wenn sie nicht so gemein wären, sehr schön finden könnte. Von Schildereien waren mythologische Scenen auf die Leinwand gemalen. Im eigentlichen Salon ist die Damastdraperie verblichen von den Wänden herab. Die vielen goldumrahmten Wandspiegel und die Glaskronleuchter aus Murano können dem geschwundenen Glanz nicht aufhelfen. Die Möbeln, mit dem Stoffe der Wandtapete überzogen, gehören der spätern Renaissancezeit des vorigen Jahrhunderts an. Eine große runde Tafel von vergoldetem Holze erhebt sich inmitten seiner dem Eingange in der Mitte des Gemachs, umgeben von einem Divan.

Das Ganze machte den Eindruck, daß hier nur die Ingredienzien der großen Welt einsehen können.

Auf diesem Divan lehnte eine Frau, schön genug, um das unleidliche Möbel nebst Umgebung vergessen zu machen. Die Schultern

Schwärmerei hin. Kinder, das Leben gleicht alles aus. So manche Ehe, die wie eine Pflanze im Treibhaus erst künstlich gezogen wurde, gedeiht und blüht, voll und kräftig, wenn sie in Gottes freie Natur verpflanzt wird.

Ref. Fels.

Vater, was mich betrifft, ich heirathe, was Sie mir aussuchen: Marie — (weich zu Heinrich) Sie sagte mir unter Thränen, Treue —, bis zum Grabe! Ich antwortete: Was Grabe! Erst durch ein Leben voll Sonnenschein und Liebe. Ich eile jetzt auf's Bureau, um zu sehen, wie es mit Deiner Untersuchung ist. Glücklich wär' ich, könnt' ich bei Marien der Bote Deiner Freisprechung sein!

(Will ab.)

Letzte Scene.

Der Präsident. Die Vorigen. Zuletzt Konrad mit den Kindern.

Präsident

(schon an der Thür).

Bleiben Sie, die Intrigue ist entlarvt.'

Carlotta's nackten, in ihrer eigenthümlichen zarten Incarnation, aus dem perlgrauen Spitzkleid hervor. Gold erschien im Vergleich die kostbare Spitze, welche ihren zur Einfassung diente. Diademartig war um die pechschwarzen Haare ein goldgestickter Streifen Point-lace gewunden, ein ähnlicher umspann den schwanenartig gebogenen Hals und die runden, classisch geformten Arme. Das Kerzenlicht war der prachtvollen Incarnation der Herzogin noch günstiger wie das Tageslicht.

Die Männer traten nach kurzer Begrüßung der Dame zu einer Gruppe, welche den Kamin umgab.

Carlotta winkte dem Kriegsherrn von Hohenegk und ignorirte die Herren, die mit ihr plauderten. Jener sprang hinzu. Sie wollte unterhalten sein. Ueber ihn, über sein Haus, über sein Leben. Jener sprach von der Heimat, seiner Kindheit, verliebt auf den alten Stammsitz. Seine Stimme klang weich bei diesen Erinnerungen — Aber die Frau des Südens findet keine heimischen Klänge; nichts Sympathisches knüpft sich ihr an diese Bilder. Carlotta hält den Blumenstrauß vor den Mund — doch nicht, um das Gähnen zu verbergen?

„Ich proponire ein kleines Spiel!" rief Graf Anatol Bulgaris, der inzwischen gekommen und die Gruppe auf dem Divan umkreist.

Carlotta erhebt sich — —

Graf Anatol hält die Bank. Die Venetianer leben mäßig. Mit leidenschaftlicher Heftigkeit nimmt die Herzogin dagegen an den Schwankungen des Glücks theil. Ihre schönen Augen sprühen Funken, sie wirft nur so die blanken Goldstücke auf den Tisch. Hohenegk hat die Gedanken nicht beim Spiel. Er sagt, sagt Farben, zieht zurück, ohne zu wissen was, wie und warum. Das Glück begünstigt Carlotta. Ein kleines Goldhäufchen thürmt sich vor ihr auf. Ihre weißen Finger wühlen darin mit kindlichem Entzücken.

„Auf Ihre Karte, Baron!" ruft sie und schiebt das Häufchen vor Hohenegk.

Die Hand des Bankiers zittert leise, während er die Karten mischelt. Der Junker fühlt Aller Augen auf sich gerichtet; es schüttelt ihn wie Fieberfrost. Die Karte fällt, der Bankier zieht das Geld an sich. Die Herzogin hat genug und kehrt auf ihren runden Divan zurück. Schon ist das Andenken an das Glücks-Wechselfälle bei der lebhaften Frau verwischt. Gleichgiltigkeit scheint ihre Seele nicht zu beschleichen. Sie hat kaum einen Moment Aufregung beim Spiel gesucht und gefunden. Jetzt plaudert sie mit Kind, der, auch darin „fertig", niemals eine Kunst verliert. Hohenegk spielt noch fort.

„Es scheint mir, Hohenegk verliert eine bedeutende Summe!" bemerkte der Husarenrittmeister en retraite —

Die Herzogin ist wirklich eine gutmüthige Frau. Sie will nicht, daß ihren Gästen Unangenehmes widerfahre. Sie tritt unter die Spielenden, nimmt die Karten vom Tisch und sagt: „Genug für heute!"

Die Herren plauderten noch — man nimmt Eis — lacht und geht —

Eine halbe Stunde später ist die Herzogin von San-Gabalto mit dem Grafen Anatol Bulgaris allein — allein Gattin und Gatte — der Herzog von San-Gabalto war todt — Anatol Bulgaris hatte die Marotte, seine Frau zu lieben —

Süßer Augenblick der Intimität, des ungestörten Zusammenseins zweier Liebenden! Die Gesellschaft hat ihre chinesischen Schattenbilder an uns vorübergleiten lassen — das Weltgetriebe ist verklungen, das der stillen Häuslichkeit doch nur zur Folie dienen darf, um sie vor Einförmigkeit zu bewahren; der Tag ist geschieden mit seiner Last und seiner Lust; verblaßt sind alle Nebelbilder; eine liebe Hand faßt die unsere und traute Worte werden getauscht; was getrennt war durch das geschäftige Tagesgetriebe, ist nun still und friedlich vereint —! So möge der Abend jedes Tages uns finden in Liebe und Eintracht! So möge der Abend des Lebens sich sanft auf uns herabsenken! Die Locken sind zwar weiß geworden, allein im gereinigten Herzen leuchtet die Liebe noch, gleich der Wintersonne mild und schön. Der heilige Flamme hat der Zeit und deren zerstörenden Elementen getrotzt.

Leider gleicht aber die Wirklichkeit diesem Bilde so selten! Schlimme Leidenschaften leben unter den Menschen und vergiften das Zusammenleben — —

Mit grimmigem Stirn sieht der Grieche vor der schönen Frau. Das dunkle Roth seiner Haut, die blutunterlaufenen Augen kündeten den Vulcanismus des Zorns an. Er faßt wieder ihr Handgelenk und schüttelt es derb, wie es im Unmuth seine Gewohnheit ist.

„Welchen Teufel hat Sie geritten, das Spiel abzubrechen, als ich eben im Zuge war!" ruft er unbekümmert darum, daß die Gesellschafter abräumen. Ist ihm doch längst schon jede Schicklichkeitsgefühl, die leichte Tünche der Sittlichkeit,

noch nie ein Weib verschlungen!" versetzte der Ungar lachend, strich seinen steifen Schnurrbart zurecht und verschwand in einem Nebengäßchen. Der Verkäufer zeigte der Dame den Weg nach San-Marco.

Durch enge Gäßchen, über Brücken und kleinere Kanäle setzte die Gischichte ihren Weg fort, bis sie endlich durch den Bogen des Palazzo reale auf den breiten herrlichen Marcusplatz trat. Hier war sie in bekanntem Quartier und brauchte nicht nach der Richtung zu fragen.

Indessen erwachte bereits das Leben, die Kaffeehäuser begannen sich zu füllen. Gerade hier lag die Gefahr der Entdeckung näher als in einem unbekannten Stadttheil. Daher zog auch die schwarzgekleidete Dame den Schleier dichter vor ihr Antlitz. Das Schiffsvolk der Riva betrachtet sie neugierig, die Gondoliere des Molo rufen ihr barca, gondola, signora! zu. Aber der scheue, flüchtige Fuß trägt sie an gaffenden Müssiggängern rasch vorbei. Sie schlüpft in das enge Pförtchen des Hotels Daniell.

Hier harrt eine neue Verlegenheit der Dame. Der Portier ist herausgetreten, um ihr Begehren zu vernehmen. Da fällt Carlotta zu rechter Zeit die Tafel ins Auge, welche die Namen der im Hause wohnenden Fremden enthält. Der Gesuchte ist gefunden, sie eilt schon selber die Treppe hinauf.

Iwan von Sinf tritt eben, in seinen seidenen Hausrock gehüllt, aus dem Schlafgemach und sieht sich mit Ueberraschung der Verschleierten gegenüber.

„Laß uns allein!" befiehlt er seinem Diener ruhig.

Die zitternde Frau sinkt sich in Iwan's Arme. Das bleiche, gerötete, aber zu jeder Stunde schöne Gesicht der Herzogin von San-Gabalte starrt ihn an. Ihr schwimmendes Auge, glühenden Kohlen ähnlich, sucht das seinige. „Ich bin zu Ihnen geflohen, Iwan, Hülfe und Schutz heischend!" lispelt die Erschütterte und ihre Erregung war eine natürliche, kein Ergebniß der Verstellung.

„Setzen Sie sich, Herzogin! In zwei Minuten bin ich zurück! Inzwischen —"

Mit diesen Worten führte er sie zum Sofa und entfernte sich zur Toilette.

Das war es nicht, was sie brauchte. Die kalte, eitle Höflichkeit fiel ihr gleich einem Eisrohr auf das Gemüth.

Glücklich hat Sinf in kaum der angegebenen Zeit seinen Anzug beendet. Militärisch pünktlich und sauber, kommt er zur Thür herein, schiebt einen Lehnstuhl in mäßige Entfernung vom Sofa, setzt sich und sagt, sich vor Carlotta verneigend: „Womit kann ich dienen, Herzogin?"

Nach solchem Benehmen ist der Eingang schwer zu finden. Es hätte eine bessere Art gegeben, die Zunge der bangen Frau zu lösen! Sie schlägt auch die Augen nieder. Sie mag ihn nicht anblicken. Sein Aussehen raubt ihr die Hoffnung. Ihr Worte, die Bitten sind an einen andern Iwan Sinf gerichtet, als sie ihn vor Jahren gekannt.

„Befreien Sie mich von Bulgaris! Führen Sie mich heim zu meinem Vater, der Sie so liebt, Iwan! Ich bin nicht gewöhnt, allein für mich zu sorgen, mag diese weite Reise nach Sicilien nicht, überdies wird Bulgaris alle Mittel anbieten, mich zurückzuhalten! Auch selbst die materiellen! Aber Sie, Sie vermögen alles zu bezwingen! Ihre Begleitung ebnet alle Schwierigkeiten!"

Der Freiherr hört die Dame schweigend an. Kein Zeichen der Theilnahme kommt ihr zu Hülfe.

„Retten Sie mich, Iwan!" fährt Carlotta lebend fort. „Erst jetzt erkenne ich Bulgaris' ganze Verworfenheit!"

„Herzogin! Ihr Begehren ist — überraschend!" entgegnete Sinf, nachdem er eine Weile gewartet, um sich zu überzeugen, ob sie geendet habe. „Solange Sie mir die Ehre Ihrer Freundschaft gewährten, trübte kein Hauch Ihren Ruf. Nehmen Sie nur der Welt. Ihr treuer Wille entschied die Wahl zwischen mir und dem Griechen. Ich beging keine Thorheit, Sie vor Bulgaris, dessen wahren Charakter ich lediglich erriet, zu warnen. Aber der Grieche war schön, er gefiel, mein Urtheil über Bulgaris galt für eifersüchtige Mißgunst eines Nebenbuhlers — —"

Bei diesen Erinnerungen zuckte es um Sinf's Mundwinkel. Alte Leidenschaften schienen aus dem Todtenschlaf erwacht. Indessen sucht er mit seiner kühlen Stimme fort:

„Die Frau, die mich verließ, kann auf nichts weiter mehr rechnen als auf meine Ritterehre. Solche werde ich niemals meiner Ihrem Geschlechte, noch Ihrem Stande verweigern. Darf ich Ihnen heute — die Hülfsmittel —"

„Mein Gott! Sie weisen mich zurück!" rief Carlotta. „Wie konnte ich auch bei dem Herzlosen auf Erbarmen rechnen! Das war es, was mich von Ihnen getrennt hat! Verschmä-

voll fand ich Sie immer, aber dabei kalt und berechnend. Bulgaris heuchelte wenigstens, er log Gefühle, die Sie niemals kannten und so betrog er mich. Iwan! Möge es Ihnen dereinst ergehen, wie es mir jetzt ergangen ist! Möge Ihre Hand ausgestreckt sein nach verlogter Hülfe, Ihre ueberhafte Lippe darben nach verweigertem Trunk! Ja, wenn die Tage der Krankheit und Schwachheit kommen, dann möge der Fluch des Gatten Sie ereilen. Wer nicht Liebe übt, wird auch nicht Liebe ernten. Einsam und verlassen in sein Leben, einsamer und verlassener noch in den Tode — Ha, Sie wollen mich die Tugend lehren —! Warum wandte ich mich auch an Sie — und nicht an — O wie ich Sie — verachte!"

Carletta war während dieser leidenschaftlichen Verwünschungen bis an die Thür gelangt.

„Belehren Sie die Wendel an der hinteren Pforte des Hauses, so werden Sie unbemerkt den Palazzo erreichen!" bemerkte Iwan mit Hohngelächter.

„Keinen Dienst mehr von Ihnen!" versetzte Carletta.

„Doch, Sie erwähnten der freundlichen Gesinnung Ihres Vaters für mich! Gestatten Sie mir, seine Tochter vor den Folgen einer Unvorsichtigkeit zu bewahren."

Mit derselben Ueberlegenheit, die ein kalter, berechnender Charakter stets über einen leidenschaftlichen, reizbaren ausübt, führte Iwan die Herzogin an die Pforte! —

Ob er voraussichte, daß sie sich legt an Hohenreck, den Gatten der armen verlassenen Amelinde, werden würde? — —

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Amerikanisches Ansiedlerleben.

VIII.

Wissen Sie, was ein Barbecue ist?

Ein deutscher Dichter, ins Amerikanische übersetzt. Ein Fest, wozu jede einzelne Familie von ihrem eßbaren Vorrath beisteuert.

Unser eifrigem Conjiciren und Debattiren über die zweckmäßige Auswahl dieser Beisteuer, besonders aber über die der Toilette, nahte ein solcher wichtiger Tag heran. Ein wunderschöner, klarer Morgen empfing Amerens Scheit und Hütte mit seinen holdesten Heiterkeit und Belebung ins Gemüth. Nach beendetem Frühstück wurden die Hausverrichtungen rasch abgemacht, die Pferde bestiegen und mit geschwungenen Gewehren wurde dem Festplatze zugeritten, der mehrere Meilen von unserem Wohnplatze entlegen war.

Dort angekommen fanden wir bereits eine bunte Menge versammelt, die mit Neugier die herbeiströmenden Gäste, darunter Leute von St.-Louis und deren nächster Umgebung, musterte und dem kommenden Vergnügen ungeduldig entgegenharrte. Die Pferde wurden an schattende Bäume gebunden; die etwaigen Unordnungen an der Toilette wurden zurechtgerückt und nun mischten wir uns in den Kreis der Damen, die auf kunstlos zusammengefügten Bänken um den Tanzplatz herum saßen. Seitwärts war auf einer umgefallenen Schemate eine Bar, ein Büffet eingerichtet, wo Getränke aller Art, Geschenke von Vettern und Freunden aus St.-Louis, den Massen und Dutzenden verabreicht wurden. Hier Bar versammelten sich die Männer in lebhaften Gruppen; aber die männliche Zuneigung der Ladies bewirkte den allzu lebhaften Ausbrüchen ihres Frohsinns.

Nach einer Weile der Ruh machten wir, von einem galanten Hinterwäldler escortirt, die Runde um den ganzen weitläufigen Festplatz, immer unter dem Schutz des hellen Waldesgrün umhergewandelt, und wurden wiederholt von Neuem und Neugierigem frappirt. In wol sechs Fuß tiefen und acht Fuß langen Gruben brannten große Feuer, über die Gruben waren mehrere Eisenstäbe gelegt und daran hingen die halbirten Ochsen, Schafe, Schweine, Hirsche, die die weißhaubigen der Farmer als ihren Antheil beigesteuert hatten. Eine Menge Schwarze, die Hemdärmel hoch aufgekrempt, das kraus Haar in bunte Tücher verknüpft, umstanden diese ergötzlichen Akte, mit langen Stangen bewaffnet, an deren Ende weiße Lappen befestigt waren, die sie unaufhörlich in diese Schmalztöpfe tauchten und dann damit das braunrothe Fleisch überstrichen. Das auf diese Weise gebratene Fleisch mit Salzen schmackhaft. Ein Kapitel für sich aber ergötzlich gebratenen Puters und Hühners nicht anders. Vergnügen war es, die derben Witze und Scherze der beschäftigten überglücklichen Kleinen mit anzuhören.

Unter hohen, allermerlig gebildeten Bäumen war eine lange Tafel gedeckt und mit allem möglichen Guten, was die Frauen und Töchter der Nachbarschaft zu bieten vermochten, besetzt. Zur Mittagszeit wurden zuerst die Damen zum Essen geführt und von den Herren bedient; dann kamen diese selbst daran und als sie ihr Theil hatten, wurden Toaste ausgebracht, jedesmal von einem schmetternden Musikinstrumente begleitet, den ein alter, ehrwürdiger Thüringer bewerkstelligte. Unser

den Toasten geht mir der eine ganz besonders: „Unsere Constitution! Verdorren möge die Hand und gelähmt sei die Zunge, die es je wagen sollten, dies heilige Bollwerk unserer Freiheit anzutasten!“ Zum Schluß wurde noch die Erklärung der Unabhängigkeit vorgelesen, gefolgt von einer Festrede, die ein alter, ehrwürdiger Farmer mit durchfurchtem Angesicht und schwieligen Händen hielt.

Einer Aufforderung zufolge mußte dann auch das Oberhaupt unserer Familie eine Ansprache halten, deren Schluß mit donnerndem Beifall aufgenommen wurde. „Drei Hurrahs für die Deutschen“, schrie die aufgeregte Versammlung, während die beiden greisen Festredner sich einander näherten und wie zum freundlichen Bund der Nationen sich traulich die Hände schüttelten. Nun ertönten die Violen verschiedener Neger und riefen die tanzbegierige Jugend auf den hübschen, von allem Unterholz befreiten und geebneten Platz. Da tanzten das weiße Atlaskleid und die kleinen Satinpantoffeln neben dem dunkeln Kattunkleide und den groben Pechschuhen im republikanischsten Cancellier durcheinander und höchst ergötzlich waren die drolligen Sprünge und Schwenkungen der verschiedenen hinterwäldlerischen Landes. Mit der unbefangensten Miene setzen die jungen Frauen mitten unter den Lustigen, ihre Kinder säugend und, noch während dieser Beschäftigung zum Tanz aufgefordert, legten sie ebenso unbefangen das Kind der Nachbarin auf den Schoß und mischten sich in den fröhlichen Reigen. Erst mit der sinkenden Sonne ging das Fest zu Ende und nach allen Richtungen hin sich grüßend verlief sich die fröhliche Menge.

Wir hatten noch lange und viel über diesen „Barbecue“ zu denken.

Und so nähere ich mich denn dem Abschluß und fasse noch einmal zusammen, warum in diesen Briefen mein Herz bewegt war. ..

Die meisten der gebildeten Deutschen, die ihren Zug nach Westen nahmen, hatten ein ideales Muttersleben im Sinne. Sie wollten sich dem Landbau widmen und den tüchtigen, frommen Bauernstand erwählen. Aber in vielen Jahnern begegnete ihnen die bittere Täuschung, denn die Natur war unzugänglich, schroff und rauh; an ihrem Busen zu ruhen, war ein herausforderndes Unternehmen, kein weiches, sanftes Genießen. Bald die sengenden Sonnenglutnen, bald die eisigen Nordwinde erschwerten die Landarbeit, die ohnehin schon viel mühseliger war, als die meisten sich vorgestellt und die Bücherbeschreibungen es vorgespiegelt hatten. Das Idyllische einer europäischen Landwirthschaft war nirgends zu finden. In Eile und mit angeborenem Kraftaufwand wurden die Arbeiten verrichtet und störrisch stemmten sich Boden und Klima der Cultur entgegen. Da gab es traurige Stunden für viele, die sich gezwungen sahen, ihrem idealen Wahn zu entsagen und einen städtischen Erwerbszweig zu suchen.

Damit schon ein Theil der Freiheit wieder verloren zu gehen, um derentwillen sie ausgewandert; denn das städtische Leben brachte neuen Zwang, neue Gebundenheit mit sich. Vermuthlich das Aufgeben eines Lieblingsplans ohnehin schon Kummer und Trauer, wie viel mehr denen, die sich nun abermals auf den ungewissen Wegen des Schicksals umhergeschleudert sahen und unter neuen Schwierigkeiten auf unbekanntem Gebiete wieder Fuß fassen sollten.

Solch neue Schwierigkeiten bewogen auch viele, trotz der ungeheuren Anstrengung, die es ihren Kräften kostete, bei dem einmal vorgerückten Ziel zu verharren und dem Acker treu zu bleiben, dem sie zugeschworen. Von diesen aber wieder die meisten erlagen die Beschwerden nicht lange. Ihre zu feine Constitution erlag und in der schönsten Blüte des Mannesalters sind sie vom unerbittlichen Tode hinweggerafft worden. Manche mal, deren Constitution elastischer, gewöhnten sich an die Mühseligkeiten und harte Arbeit; ihre Knochen und Muskeln wurden derber, ihre Nerven gröber; aber ihre Sinnen und Manieren wurden auch gröber, der Sinn für das, was feine Bildung mit sich bringt, erlosch in ihnen, sie sind, was man so nennt verbauert, deshalb aber gewiß ebenso glücklich und mal noch glücklicher als die, deren Dichten und Trachten mit der Wirklichkeit im Streite lag.

Geld zu erwerben und schnell reich zu werden, diese Sucht, die wie ein Miasma hier in der Luft liegt, steckt auch die meisten Deutschen gleich bei ihrer Ankunft an und schon daran hätten viele das Landleben aufgegeben, bei dem sie nichts erübrigten, wären nicht die vorerwähnten Schwierigkeiten Gründe genug gewesen, den Plan Pan's zu verlassen und in den des Merkur zu treten. So war eine Schar solch getäuschter, enttäuschter junger Deutschen, die im Jahre 56 zusammen beschloß, nach Santa-Fe zu wallfahren, um durch eine Handelsexpedition auf einmal ein großes Vermögen zu erwerben und mit klingendem Silber und Gold nach den Vereinigten Staaten

zurückzuführen, wo sie dann ein Handlohn verdienen wollten, bei dem bezahlte oder gekaufte Hände den Pflug und die Axt, sie selbst aber die Pistolen und den Schäferstab führen wollten.

Schon seit langer Zeit war von St.-Louis aus alljährlich solch ein abenteuerlicher Karawanenzug, aus Creolen, Halbindianern und verwegenen Pionieren bestehend, durch die Steppen nach Neumexiko gewandert, von denen man sich erzählte, daß sie stets mit ungeheurem Vortheil heimgekehrt wären. Verlegene, schlechte und altmodische Waaren, die hier keinen Käufer mehr finden, sagte man, würden von ihnen ganz wohlfeil eingekauft und dort den schwarzäugigen, pupillichtigen Spanierinnen für schwere Münze verhandelt. Dies verlockte alle unsere jungen Deutschen, auf gleiche Weise ihr Glück zu versuchen und einen ähnlichen Karawanenzug zu unternehmen. Da wurde nun in aller Eile Spanisch getrieben, Hand- und Wörterbücher wurden angeschafft, Vocabeln auswendig gelernt; Dolche und Pistolen von allen Kalibern erstanden, Maulesel gekauft und systematisch bepackt mit Proviant und Waaren. Freundliche Kaufleute fanden sich in St.-Louis genug, die ihren alten schlechten Vorrath auf diese Weise loswerden und ihre verblichenen Kattune und beschädigten Seidenzeuge als gesuchte Handelsartikel den unerfahrenen, neumexikanischen Argonauten anpriesen. Was zur Reiseausstattung sonst nöthig, bequem und erleichternd war, davon wurde nichts gespart. Außerdem gaben ihnen Freunde und Bekannte mit, was sie als wenigen Trost und Stärkung hier entbehren zu können glaubten und womit sie, obgleich zurückbleibend, Theil an der hoffnungsreichen Unternehmung hatten und ebenfalls einen erfreulichen Gewinnst erwarteten. Der oft genannte, weltbekannte Kapitän Sutter, der jetzt in Californien eine so große Rolle spielt, wurde zum Rathgeber und Führer der Schar erwählt, einige Creolen wurden als Scheppwache und Wärterinnen gemiethet und in hohen Erwartungen eines Frühlingsmorgens zog man aus St.-Louis von dannen.

Einige recht interessante Briefe und Reiseberichte, die unterwegs geschrieben und heimkehrenden Indianerhändlern mitgegeben waren, erschienen bald im „Anzeiger des Westens", dann aber — tiefes, ewiges Schweigen. Mit der Zeit erfuhr man hier und dort — die Blauen hatten unter dem Pistolzoll gerieth wieder aufgehalten werden müssen. Es waren ungangbare Artikel gewesen, die in Santa-Fé niemand haben wollte. Die ganze Gesellschaft war bankrott geworden und niedmuthig auseinander gestoben. Vereinzelt kehrten sie, an Geld und Geldeswerth ärmer, aber an Erfahrung unendlich reicher, nach den Vereinigten Staaten zurück. Einige sind gar nicht wiedergekommen. Theils aus Scham, theils angelockt von dem Neuen und Abenteuerlichen, das sie dort erwartete, verblieben sie in Neumexiko oder drangen noch weiter nach Westen und Süden. So lernte Kapitän Sutter bis nach Californien hin, wo er freilich eine große Ländereibesitzung nach und nach an sich brachte, patriarchalisch bewirthschaftete und jetzt millionenreich geschätzt wird. Ein anderer, Namens Karl Blümler, blieb in Santa-Fé, eignete sich die Sprache und die Sitten der Spanier an, wurde beliebt und machte gute Geschäfte. Als ungefähr zehn Jahre nachher der Krieg zwischen Neumexiko und den Vereinigten Staaten ausbrach und die St.-Louiser Compagnieen siegreich in Santa-Fé einrückten, machte Karl Blümler den Vermittler, Rathgeber und freundlichen Wirth und war seinen deutschen Landsleuten gefällig und nützlich, zu deren Wiedersehen er große Freude bezeugte. Als bald darauf Neumexiko den Vereinigten Staaten einverleibt wurde, schlug man Karl Blümler sogar zum Gouverneur des neuen Staates vor.

Neumexiko ist kein Paradies und doch tragen die meisten es als ein solches im Sinne. Ein jeder hat nach seiner Individualität das Ideal eines glücklichen Landes, eines seligen Aufenthalts im Herzen, das, wie er hofft, hier realisirt zu finden sei; und all diesen verschiedenen Ansprüchen sollte das arme Land Genüge thun. Gleich gastlich nahm das Land alle auf und bei einem jeden seine reichen Mittel zu Glück und Zufriedenheit ungesäumt bar; schaffend ranten und darben sie sich das Paradies, wenn sie es auch nicht verstehen.

Je nachdem die Charaktere und Temperamente verschieden, ertragen die einzelnen Individuen verschieden die Täuschungen. Mit Humor, indem sie das ihnen begegnende Unglück belächeln, mit bösem Grimm, indem sie verwünschen und schändliche Thaten vorgeben, aber mit heißem Hoffen, indem sie Amerika für unendlich erklären, da in seinen Grenzen es beherbergen und sich verschweren, daß man sie am Ungern solle gelehrt haben; aber mit tiefer Verachtung alles Amerikanischen: Thieren, Sachen, Einrichtungen, Menschen. Sagte doch einmal zu mir ein solcher Verächter: „Ehe ich mit einer Amerikanerin

zum Weibe nähme, jage ich mir lieber eine Kugel durch den Kopf." Derselbe betrachtete später eine Deutsche und — dann hätte viele besser gethan, vorher sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Wir kamen eines Tages durch ein großes Geschrei angelockt vor die Thür einer deutschen Nachbarin, deren Kind die Treppe heruntergefallen war und ein Loch im Kopf davongetragen hatte. Die Frau hob drohend die Faust gegen die leere Luft und mit einer Miene, in der sich die tiefste Verzweiflung malte, sprach sie auf das blutende Kind zeigend: „Das ist Amerika!"

Mancher verfällt, ohne recht eine Ursache dafür angeben zu können, in tiefen Seelenkummer und schleppt ein nagendes Leiden mit sich herum. Er litt an Amerika. Mit starken geistigen Getränken oder auch mit der Kugel suchten viele Kranke sich ihr Leiden zu mildern. So hielt sich in St.-Louis ein liebenswürdiger junger Mann auf, Otto Schrader, der, nachdem er durch die Schwierigkeiten des Vorthauses eingeschüchtert worden war, sich eine neue Bahn für seinen Lebenslauf suchen mußte. Er fand ein Unterkommen in der Kreidehütte des Richters Mulanphi, der ihn als einen tüchtigen, fleißigen Gehülfen schätzte. Auch in dem engern Kreise seiner Bekanntschaft war er beliebt und angesehen. Er hatte Talent, sich ein schönes Wissen zu eigen gemacht und hatte ein waches Gefühl für die höheren schönen Empfindungen und Begriffe des Lebens. Aber eine tiefe Schwermuth schien sich seiner bemächtigt zu haben, die auch oft in seiner sonst lebhaften und interessanten Unterhaltung durchschimmerte. Einst Abends wurde in einer Gesellschaft eine belebte Debatte über den Selbstmord geführt, den Otto Schrader als ein nicht zu entschuldigendes Verbrechen verdammte und kurz Zeit darauf fand man ihn auf seinem Zimmer in seinem Blute liegen. Er hatte sich durch den Kopf geschossen.

Hier höre ich, theurer Herzog, mit einer heiteren Erzählung diese Briefe beschließen, aber das Tragische, wie es in vielen Mittheilungen vorherrschend, war doch auch in unsern Erfahrungen überwiegend. Mit eiserner Hand hat auch uns der Ernst des Lebens gefaßt und nur verhohlen wagten unsere leisen Herzen Klage die Bürden des Schweigens zu spenden. O, noch vieles hätte zu berichten und zu erzählen aus jenen Prüfungstagen. Aber nun habe ich meine Pflicht vollbracht. Die Bilder, die ich heraufbeschworen zum schönen Kreis des Tages, entweichen wieder gleich grauen Schatten der Dämmerung. So glühend auch die Empfindungen gewesen, mit denen ich sie gemalt, sie wollen dennoch wieder verblassen und zurücksinken in den Schoß der Vergessenheit. Nur wenig kurze Spannen Zeit und ihre verschlingenden Wogen rollen auch über uns und reißen uns mit hinunter zu denen, die gewesen sind. Das ist der Erde Lauf!

Gertha Gehrens.

Zuitsche und die deutschen Colonieen in der Dobrudscha.

III.

Beibehalten haben hier unsere Landsleute ihre ursprüngliche Tracht und alten Lebensgewohnheiten. Ihr Dialekt ist noch vollkommen der schwäbische auf der breitesten Grundlage, nur manchmal klingt ein fremdes Wort dazwischen. Es wohnen etliche vierzig Colonistenfamilien hier; von den Männern sind nur einige wenige jetzt erst eingewandert und zwar aus der Umgegend von Braudenz, die übrigen sind lauter Ungarn und Polen. Alle sind vordem in Bessarabien ansässig gewesen. Bei dem Ausbruch des Krimkrieges hatten sie sich zur Auswanderung entschlossen aus Furcht, russische Unterthanen werden zu müssen und zur Militärpflicht gezogen zu werden. Mit bäuerlichen Ersparnissen zogen sie nach der Dobrudscha, allein gerade hierher wollte sich auch der Krieg und sie behaupteten, dabei sei um alles gekommen zu sein. Da packten sie wieder auf und kehrten nach Rußland zurück. Allein nunmehr wollte man sie dort nicht wieder aufnehmen, jahrelang zogen sie hin und her und schlugen sich durch so gut es ging; endlich machte die russische Regierung, die wirklich angenehm viel für ihre Colonisten that, diesen Zigeunerleben ein Ende, versorgte sie mit Geld und Lebensmitteln und schaffte sie auf ihre Kosten wieder zurück in die Dobrudscha. „Es geschieht uns schon recht", sagte die Alte, als sie mit ihrer Tochter verlang, „wir haben dem Kaiser seine Gnad' verachtet und hätte der er uns auch nicht mehr als Kinder haben wollen." Sie sprach vollkommen so wie eine eingeborene Russin schwäbelnd. In den Dörfern wurden die armen Leute gut aufgenommen und es ward ihnen beigeholfen, sich anzusiedeln wo sie wollten. Nach mühlicher Wahl entschieden sie sich für Karatai. Der Boden sei hier gut, berichteten sie mir, der Ufer nicht zu weit entlegen. Sie führen eine ganz andere Wirthschaft wie die Franzosen, ihnen gehört

und diesen nicht; sie bauen Mais, Kartoffeln, Gerste und Roggen, welchen sie dem Weizen vorziehen. Vieh für ihr Vieh haben sie zur Genüge, an Brennmaterial fehlt es nicht. Im Anfang machten sie schönen Gewinn an dem Holz, das sie zum Verkauf schlugen; dies ist aber jetzt verboten. Die Hauptsache ist der Wassermangel. Quellen und Bäche gibt es nicht und die Brunnen müssen sehr tief gegraben werden; ihr Wasser hat immer einen Salzgeschmack.

Das Muster zu ihren Wohnungen haben die Kolonisten mit aus Rußland gebracht. Die Lehmmauern derselben ragen höchstens eine Elle über den Boden hervor, in der Ebene sieben Ellen hinab. Viele Bauart ist sehr billig, aber an Bequemlichkeit und Verschönerung des Lebens trägt sie wenig bei. Eine dicke ungelenke Luft herrscht in den unterirdischen Räumen, denen es gewöhnlich bei Tag, Schlaf- und Wohnzimmer, Küche und Vorrathskammer. Die Möbel beschränken sich auf das Allereinfachste: sehr Tisch und Stuhl, ein Kasten, eine hölzerne Pritsche als gemeinsames Bett. Von Betten wissen viele heute, nach russischer Sitte, nichts, man deckt sich mit Kleidern und Pelzen oder kriecht im Winter auf den thönernen Ofen. Schweine und Hühner theilen die Wohnung mit der Familie, ihre Ausdünstungen vermischt mit denen des Dauphinois, der saure Milch und der Zwiebeln, bilden eine Atmosphäre, in der ein nicht Gewöhnter es nur einige Zeit aushalten kann. Kinderreichtum ist sehr häufig und wohlgemuth: freilich sterben sie sich auch den Hauptheil des Jahres hindurch im Innern weg. Ein Gleiches gilt von den Männern, wenngleich viele Kranke Gebetten, wohingegen die Mutter, die fast immer an häuslicher Arbeit gebunden sind, das Fieber allmählig abarbeiten und der angeborenen Lebenszähigkeit endlich erliegen müssen. Ich sah kein einziges verwachsenes hübsches Mädchen; noch junge Frauen scheinen bejahrt zu sein, als sie wirklich waren.

Während des Tages ist kein Mann im Dorfe anzutreffen, ausnahmsweise befindet er sich bei dem Vieh auf der Weide, besorgt die Küchenarbeit, schlägt Holz oder holt Schilf, welches ihm von den Behörden unentgeltlich geliefert wird, zum Ausbessern der Dächer und der Umzäunungen. Ich besuchte im Laufe des Tages fast die meisten Höfen der Ansiedelung. Ueberall, wo ich hinkam, hieß es: „Es geht uns gut", allein daraus ging doch trotz der Klage um das verlorene Kanaan, die Sehnsucht nach Rußland. Deutschland ist von diesen Leuten ganz vergessen, sie wissen nichts mehr davon und wollen nichts davon wissen. Nicht einmal eine Frage der Neugier nach dem alten Stammlande ward rege, häufig dagegen die, ob es wahr sei, daß der Krieg wieder losgehe zwischen Rußland und der Türkei.

Mittels einiger Paros hatte ich bald Freundschaft geschlossen mit Kindern, nach und nach kam die ganze hoffnungsvolle Jugend des Dorfs und hielt die zutraunen Händchen auf; sogleich fingen die unbeschäftigten Mutter und Basen an zu klagen über ihre Noth und die Sclaverei des Feldes, ohne aber dadurch meinen magern Geldbeutel zu größern Spenden vermögen zu können. Die Franzosen versicherten mir später heilig und theuer, daß alle deutschen Colonisten in ihrer Art wohlhabend zu nennen wären und daß jeder von ihnen ein hübsches Kapitälchen als Nothpfennig vergraben habe. Lumpt, rumpt und verlumpt — das war der Eindruck, den diese armen Bettler meinen Augen auf mich machten. Ihr größter Jammer war die Furcht vor dem Nasch — sie begriffen, daß sie aus dem Regen in die Traufe gerathen waren!

Am Abend kamen die Männer heim, theils auf Wagen mit Pferden, theils vor langen Zügen plötzlicher Mutter. Jetzt erst gewann die Colonie Leben. Völlig durfte ich mich wundern über den Kinderreichthum, der sich entfaltete, denn von allen Wagen herab wimmelte es von dem erwachsenen jungen Volk, das schon frühzeitig bei der Arbeit helfen muß. Als sie vernahmen, daß ich Gast der Franzosen sei, besuchten mich die Männer mit Mißtrauen, sie schimpften lästerlich über die Pferden und verhöhnten die armen Ackergeräthe, welche sie eingeführt hatten. Ihre eigenen Wagen und Pflüge waren von der rohesten Bauart, und zwar nach russischen, nicht nach deutschen Modellen.

Bekannt grüßen, aber kaum um nichts besser als Russen ist die andere deutsche Colonie Annaberg. Sie besteht der Mehrzahl nach aus Personen des geistlichen Gefolges, einige Württemberger sind darunter. Auch diese Colonie hat gleichfalls schon eine zweite Generation; die Pastoren sind im Jahr 1815 infolge der Verlangsamungen nach Rußland ausgewandert, von wo sie sich hierher gewandt haben. Ihre Gegend ist besser, namentlich holzreicher in nächster Nähe wie die jenige von Katalei. Auch ihnen geht es im ganzen gut und sie scheinen vergnügt zu sein. Die preußische Regierung interessirt sich für die-

selben; ihr Konsularagent Blücher in Galacz hat sich viele Verdienste um die Ansiedler erworben und sie gedenken seiner mit großem Lob. Diese Kundcolonien gehören fast sämmtlich zur lutherischen Kirche; eben wurde ein Geistlicher aus Preußen, ein Herr Kuhn, erwartet, welchen die Regierung sandte; für ihn hatte mich meine erste Bekanntschaft erhalten und es ging mir noch mehrere male so. Vielleicht, daß es dem vereinten Einfluß von Kirche und Schule gelingt, ein wirklich deutsches Leben in die guten, zweimal von der Heimat ausgestoßenen Leute zu bringen. Es wäre dies hocherfreulich, denn sonst werden sie doch mit der Zeit auch den letzten Rest ihrer Nationalität vergessen. Daß diese Colonieen in materieller Hinsicht sich durcharbeiten und vorwärts kommen werden, daran zweifle ich nicht, denn es gibt keine fleißigeren und genügsameren Leute als die Deutschen. Auf die Frage aber, ob das weite Land der Dobrudscha für die Auswanderung geeignet sei, kann ich nur mit einer Warnung antworten. Platz ist noch genug da für viele, der jungfräuliche Boden wird auf Jahre hinaus ohne höhere Cultur ergiebige Ernten liefern, an Absatz der Producte fehlt es nicht. Allein welcher Deutsche, der es weiß, was das Wort bedeutet, wird ein Rajah werden, seine Kinder unter die türkischen Truppen stecken lassen wollen? Trotz des Hatti-scherifs mit seinen schönen Phrasen von Gleichberechtigung vor dem Gesetz ist und bleibt der Rajah dem echten Moslem gegenüber ein Ausgestoßener, ein Sklave. Gewährt die türkische Regierung den Colonisten nicht dieselben Vortheile wie die russische, so wird sie noch lange darauf warten können, ihr dünnbevölkertes Land zu wirklicher Cultur und zu der immer nothwendiger werdenden Getragefähigkeit herauszubringen. Ich sprach mit Omer-Pascha über diese Angelegenheit, aber der setzte sich sogleich aufs hohe Pferd und rief: „Wie kann sich eine Regierung gefallen lassen, daß jemand Grundbesitz erwerben, Schutz und Recht genießen soll, ohne daß er dafür auch alle Pflichten eines Staatsbürgers übernimmt!“ Darauf zu entgegnen war schwer, denn was zu sagen gewesen wäre, das ließ sich dem Würdenträger der hohen Pforte eben durchaus nicht sagen. Die Consuln haben sich in dieser Sache viele Mühe nicht verdrießen lassen, vermochten aber begreiflicherweise dem anerkannten Gesetz gegenüber nichts auszurichten, so sehr sie sich auch somit darin gefallen, den Herren Pascha's mit der nothwendigen Energie entgegenzutreten. Lange schon steht der Halbmond im letzten Viertel; möchte dem unseligen Lande endlich einmal die Sonne aufgehen!

Anregungen.

Briefe aus München.

II.

Auf den guten „Vater Max“, dem immer hoch anzurechnen ist, daß er, als ihn die Zeit rief, zwischen seinem Alter Ego Montgelas und der Bevölkerung zu wählen, die letztere vorzog und jenen entließ, kam König Ludwig — — Die Geschichte seiner Regierung erzählen die Annalen der Geschichte. Er und Friedrich Wilhelm IV. werden groß — neben den Meistern stehen, im Alltäglichen — unserem die Fabeln.

Max II., König Ludwig's Sohn, verdient den Ruhm der Mäßigung. Ganz richtig erkannte er, daß München und sein Vaterland an und für sich nicht die Elemente haben, die wahrhaftigen und Ganz modernen; er berief fremde. Um ein klares Programm von Humanität enthaltende Briefe beifügt, so brauchte er Gelehrte und Schriftsteller in seine Residenz, damit ein gründlich Gleichgewicht entstehe und München nicht mehr in seinem alten langweiligen und ungesunden Charakter weile. Bayern ist ein deutsch gläubiges Land, sein Bekenntniß liegt in Wahrheit centrum-mensch. Das legte mittelalterliche Klosterwesen entlockt der Klerisei. In der Angelegenheit mit Merk sagte er sich mit einer Mäßigung. Die Bauern des Landes sind gut, Katholiken und Menschen, bekennen sich in ersprießlichem Verhältniß, Handel und Gewerbe nehmen einen kräftigen Aufschwung; die Industrie liefert und gesuchte Producte. Sie vermochten sogar die auf der Münchener Fabrik hervorgegangenen Maschinen mit denen des berühmten Cockrill zu concurriren und siegten. Die altbergebrachten, oft schwer errungenen Vorrechte wurden von dem Fortgeist gehemmt, Kampf begonnen, der die Freiheit des Gewerbes betraf, das war in der Ordnung. Pauperismus existirt wenig in Bayern. Unter diesen Umständen sah' ich eine im allgemeinen vortreffliche Stimmung. Noch patriarchalisch wie Sage und viele Ruhe, wenn wir auch den raffinirt entgegenkommen Indien kennen. Das Schwerwerden mit gegenwärtiger Verfassung die beste Regierungsform ist, erkannten und mit nach und nach alle besonnenen Köpfe, auch anderwärts; Konstitutionelle heißt der praktische Weg aus der Kollision der demokratischen Republik und der Tyrannis ist nur die, wo die Throne ihre „natürlichen Feinde“ erkennen. Und sind die Wenigen. Bischöfe, die mit dem Lauf einer

dem Militär oder mit den Pfaffen gegen den Adel conspiriren, untergraben die Monarchie. Den Ausdruck des Bürgerthums muß ein Fürst in richtig erwählten, aus dem Volke durch Talent emporgekommenen Beamten und aus seinen Ständekammern einsehen. Auf diese letztern kann es nur ankommen, wenn ein Wahlgesetz vorhanden ist, das ihm wirklich den echten Freimuth, wirklich die nur aus Volksmassen kommende Interessenlosigkeit entgegenführt. So leben wir in Baiern Fürst und Volk in Eintracht. König Maximilian II. genießt verdiente Hochachtung; es gilt für einen billig denkenden und wohlmeinenden Fürsten.

München wird besonders Fremden der Fürst seiner gegenwärtigen Regenten auf. In anderer Art als sein erlauchter Vater liebt auch er, die Hauptstadt zu schmücken. Ein Wintergarten, wie wir ihn in Petersburg nicht schöner sahen, reizend geordnet, mit freien Singvögeln, verbindet die Residenz mit dem Theater. Er enthält auf saftigem Rasen mit herrlichen Bäumen mehrere niedliche Etablissements. Unter andern einen Kiosk, in welchem der Hof zu frühstücken pflegt. Prächtige exotische Bäume und Sträucher bilden allerliebste Gruppen.

Neben dem Wintergarten finde ich, daß der gegenwärtige Monarch auch das alte Residenztheater restauriren ließ im Renaissancegeschmack, der mir sehr hübsch an das zu Versailles gehörige erinnerte. Es eignet sich besonders gut für Opernton und Ballette, die in den spielenden Räumen des Hoftheaters meistens schwer hervorzubringen sind. Auch mit einer schönen neuen Straße verschönerte Letzteren Nachfolger glich König Ludwig die Hauptstadt. Sie führt vom Residenzplatz aus in gerader Linie an die Isar. Ihr eigentliche Straßenbahn ist breit und erweitert sich gegen die Mitte zu einem freien Platz, auf welchem ein Brunnendenkmal Baiern seinen tapfern Generalen Graf Tarry ehrt, der bei Polock blieb. Die Stimmung der Bevölkerung, daß alle diese Kriegsdenkmäler Münchens in deutschen Patrioten Unwillen erregende Empfindungen hervorrufen, ist nun tief und auch hier unbegreiflich. Alle Acht dem deutschen Gerücht nicht zu weit von Rhein und über Rhein nicht Deutschland nicht wie Frankreich Raum. Das lange Gebäude des Baierischen Museums führt das Gegenüber zu einem gleichgroßen und zu Staatszwecken bestimmten. Außerdem bekamen sich ein schöner Gasthof in der Maximiliansstraße und neue stattliche Wohnungsetablissements, wie sie unsere speculativen Jahrhundert mehr tadelnd hervorbringt als den Gewerb des häuslichen Lebens erhöhend. Die schönen, baumbepflanzten Anlagen der neuen Straße, von Denkmälern und trefflichen Bäumen eingefaßt, sind bereits ein Lieblingsgang der Münchener geworden. In den Nachmittagsstunden mag voll der Bevölkerung auf und nieder.

Und noch eine wahre Wohlthat erzeigte König Maximilian seiner Hauptstadt, indem er den neuen Straßengang anlegen ließ auf dem Rücken der Höhe, die das linke Ufer einfaßen. Eine prächtige, aber doch noch nicht ganz vollendete Brücke führt der Maximilianstraße Anlage. Jenseits auf dem Hügel erhebt sich das Gothische Maximilianeum zu einem durch die Munificenz des Königs gestifteten Collegium für Studirende. Eine schöne englische Anlage zieht sich die Bogenhausen hinab, an dessen Ende der große eine deutsche Meile lange Park liegt, englischer Garten genannt, der uns in der That schöner scheint als irgendetwas Gleichartiges, was wir anderwärts sahen. Wer an heißem Abend oder frühem Morgen den lohnenden Rundgang von ungefähr anderthalb Stunden unternimmt, der kann München von einer ungesehenen Seite kennen — es entfaltet sich gefällig den Pittoresk landschaftlicher Reize.

Um diese Promenade recht zu genießen, muß man dem Hofgarten ausgehen. Unter herrlichen Bäumen, die theilweise die Natur den Ufern verlieh, theilweise die Menschenhand dorthin verpflanzte, schlängelt sich Pfade hin zur Brücke. Jenseits beginnt die Hügelkette, am Vergnügungsorte Kaiserstrahaufen vorüber, einst einem herrschaftlichen Landhause, führt der Weg aufwärts. Da oben ist Alles die Luft rein, zu unsern Füßen windet sich der Strom, an dessen Ufer gruppirt sich die Stadt, malerisch gehoben durch den grünen Hintergrund der Alpenwand. Lieblich wandelt es sich zu zwischen schönen Blumen. Schlanke Coniferen pflanzen ihre magischen Contouren in die Luft, Linden, Platanen, Ulmen bieten dem Auge ein saftiges Grün. Im Hintergrund erheben sich als malerischer Rahmen die Hochalpen. Aber besonders herrlich ist die Färbung des Horizonts zur Abendzeit; gewollen nimmt es ein wundervolles Colorit an, das Claude Lorrain lange an München bannte und uns oft an die seltsamen Lichtzusammenstellungen des römischen Campagna gemahnt.

Als wir durch die neue Straße wieder auf den Punkt unseres Ausgangs zurückkehrten, war es Abend geworden. Ein großer, schlanker, etwas vorgebeugter greiser Herr schreitet rüstig uns rasch schräg durch den Garten. Alles erhebt und neigt sich ehrfurchtsvoll grüßend. Er nickt freundlich rechts und links, plaudert auch mit Bekannten. König Ludwig ist es. Er sieht wohl und heiter aus. Man sieht, er trägt seine Jahre leicht. Der frische, lebendige Geist, der sein Reichthum an Schönen erhalten ihm eher Zuwachs an manchen verleiht.

Um König Ludwig und seine Schöpfungen recht zu verstehen, muß man Italien kennen. Da begegnet uns im Seitenschiff der Palazzo Pitti, die Loggia dei Lanzi in der Ruhmeshalle, die pompejanischen Wandgemälde am Palasthause. Der Reichen des Hofgartens führen uns, daß der hohe Herr im Lande der lustigen Säulenhallen heimisch geworden unter dem südlichen Himmel. Treten wir ein in die Gemächer und sehen hier in antiken geordneten Schränken, in Schalen und vor den Buchse im Zimmer. In der Bibliothek sitzt sich der glückliche Leser gut. Da grüßen uns die lieben alten Meister, meine Freunde seit langer Zeit. Unter der reichen Summe

V. Felo.

Sagt' ich's nicht!

Julie.

Mein Vater, ſprich!

Präſident.

Eine ſolche Schlange im Buſen zu nähren! Dieſer Aſſeſſor Wolf iſt die Urſache der ganzen Verwirrung. Seine Betriebſamkeit in Ihrer Angelegenheit fiel gleich anfangs auf. Man verfolgte ſeine Schritte, kam auf Unebenheiten, entdeckte, daß er ein wichtiges Dokument hier unter Ihre Papiere zu miſchen ſuchte, betrieb die Unterſuchung und iſt jetzt ſo weit, daß man in ihm nicht bloß den Verräther Ihrer Ehre entlarvt hat, ſondern ihn noch größrer Verbrechen überführt, die ihn zur Caſſation reif machen.

Ref. Felo.

Dieſer Neuntödter!

V. Felo.

Jetzt erklär' ich mir das Vermögen, das er zuſammenſcharrte.

Präſident.

Der Miniſter wohnte ſelbſt dem Verhöre bei. Ihre Unſchuld iſt erwieſen, und um Ihnen eine Genugthuung zu geben, wie Sie ſie verdienen, werden Sie das Bureau

lung fesselt und ein wunderholdes Bild. Ist es Kind? Ist es Mädchen? Jungfrau? Alles zugleich. Der Engländer nebenan forscht eifrig in seinem rothen Buche, während wir versunken sind in seligem Schauen. Meister Rafael bedarf der Katalognummer nicht! Die kostbare Leinwand enthält die heilige Cäcilie, die Mittelfigur von Rafael's großem Gemälde, durch ihn selbst copirt. Vor kurzem erst erstand König Ludwig diesen Schatz in Bologna. Und siehe! Da auch drei Ara Bartolommeo! In den römischen Palästen, wo die Bilder ebenso schön wohnen, ist kaum einer zu finden! Die Werke dieses theuren Meisters sind selten. Ein guter Maler war er von Anbeginn, aber ein großer wurde er erst dann, als der greise Mönch beim Jüngling Rafael in die Lehre ging. Dies sich Unterordnen dem höhern Meister beweist die echte, edle Liebe zur Kunst. Der alte Schüler lernte viel; schwer sind die Bilder der seconda maniera des Ara Bartolommeo von denen des Sanzio zu unterscheiden — —

Doch wohin verirren wir uns! Wir sprechen von Baierns Regenten, Münchens Vergangenheit und Gegenwart und sind bei der „zweiten Manier" des Ara Bartolommeo! Wir wollten an König Ludwig als Herrscher erinnern, damals, als Deutschlands Patrioten die „Abbitte vor dem Bilde des Königs" leisten mußten, und unser vorgeschrittenes Vaterland, die größere Freiheit, die wir für Gedanke und Wort errungen haben, macht uns großmüthig; wir denken — an König Ludwig und plaudern von Rafael — —

Wenn ein gebildeter Privatmann Italien verläßt, so bringt er auch reichen innern Gewerb mit zum köstlichen Gewinn für alle Zeiten. Er mag sich ja, wenn er kann, einige gute Gemälde, ein paar der herrlichen Antiken gönnen! Sie mahnen ihn stets an das, was über Erdendunst erhaben ist! Baierns Ludwig hat königlich seine Erinnerungen dem ganzen Lande geweiht, hat ihnen auf den Straßen, auf den Plätzen und in den Hallen der Kunst gehuldigt. Mag das Volk blättern in diesem Gedenkbuche an die Zeit von 1830—48!

Robert Waldmüller.

Ein vielseitiger und neuerdings sich auch im Drama versuchender Dichter, dessen eigentlicher Name Eduard Düboc.

Die gewandteste Beherrschung der Form steht seinen Erfindungen ebenso glücklich zur Seite wie eine außergewöhnlich reiche Anschauung der Natur, des Lebens, geselliger Beziehungen aller Art, sogar bis zu den kleinen Specialitäten der Gewerbe und der Agricultur. Eine vorherrschende Neigung zum Ironischen dürfte zuweilen die Spitze seiner Absichten zu sehr verbergen und mancher seiner launigen Erfindungen die wünschenswerthe Zündkraft nehmen.

Seine „Dorf Idyllen" (Stuttgart, Cotta, 1846) gehören zu den freundlichsten und lieblichsten Erscheinungen auf dem epischen Gebiete. Vom „dorfgeschichtlichen" Standpunkte sind es jene vergessenen Blumen, die nicht wie die purpurne Blüte Virgil's unter der eiligen Sense unserer Dorfgeschichtenerzähler schon gefallen sind, sondern von einem sinnigen Gemüth zu einem hübschen Kranz als Nachlese gewunden werden. Der Inhalt all dieser kleinen Erzählungen ist derb, aber er wird durch die Form geadelt. Waldmüller ist ein Meister des Verses und selbst das Widerstrebendste fügt sich unter seiner Hand zu zierlichem Reim und Klang; höchstens daß man diesmal die Wahl seines Metrums keine glückliche nennen möchte. Diese aus Platen's satirischen Lustspielen mit dem Klang eines den Reigen und Ringschlagenden und rundumhämmernden Böttchers erschallenden anakreontischen Tetrameter ergeugen theils dem Ohr ein rhythmisches Uebermaß, wo man zuletzt nicht mehr Vers, sondern Versspiel zu hören glaubt, theils verlocken sie den Autor in die üble Nothwendigkeit manches den langen Vers füllenden Flickworts. Aber die Form des Metrums abgerechnet, sind alle diese kleinen Bilder, wenn auch nur zuweilen mit wenigen Strichen entworfen, voll Farbenfrische und Anschaulichkeit. Durchgängig ist der Ton natürlich, der Humor erheiternd, die hineingestreute Lehre der Lebensweisheit nie erzwungen oder orakelhaft. Unmöglich wäre bei Waldmüller, auch im gewöhnlichen Verfechten, wie sich z. B. bei Auerbach in „Joseph im Schnee", ein Holzhöker zu seiner Geliebten ergeht und bei Gelegenheit einer Attake durch einen wilden Bullen spricht: „Davon will ich nichts hören! Der Stier ist eigentlich nicht bös. Es ist kein Thier bös, kein Roß und kein Stier, wenn man's nicht durch Hetzen und Stupfen und dummes Aufscheuchen von jung auf bös macht." Es spricht allenfalls ein „Herr Lehrer" zu einem sechsjährigen Kind, aber wahrlich nicht die Dorfwelt unter sich, nicht ein Bursch zu seinem Mädchen.

Munter und natürlich, wie die Novelle gleitet besonders die erste Erzählung von Liebe und Leid der stummen Fischerin hin. Dramatisch belebt und von erschütternder Wirkung ist das Nachtbild aus dem Leben eines katholischen Geistlichen: „Cölestin."

Gedanken nach J. Petit-Senn.

Ein Schriftsteller, den ewig die Journale auf dem Rücken tragen, geht schnell, aber nicht weit.

* *

Nicht Großmuth, sondern Eigenliebe ist es, wenn ein Autor an seinem Rivalen lebt, was er selbst besitzt.

* *

Pflicht der Selbsterhaltung heißt das Opium, mit dem wir unser Gewissen einschläfern.

* *

Selbst ein wirkliches Verdienst muß sich zuweilen auf längere Zeit von der Scene zurückziehen, um die Bewunderung nicht zu ermüden.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die Heuglin'sche Expedition nach Innerafrika. Von Alexander Ziegler. — Ein Brief aus Oesterreich. — Aus der Bücherwelt. — Briefwechsel.

Die Heuglin'sche Expedition nach Innerafrika.

Unter den muthigen Entdeckern und Bahnbrechern in dem für die Länder- und Völkerkunde unerschöpflichen Afrika stehen die Deutschen in erster Linie. Viele derselben sind mit unerschütterlichem Muthe in bisher unbekannte Regionen Afrikas eingedrungen und haben in der Mehrzahl ihr Leben im Dienste der Wissenschaft hingeopfert, wie zahlreiche Grabstätten im Innern dieses Welttheils bezeugen. Zum Beweis mögen hier unter andern folgende Namen angeführt werden: Hornemann aus Hildesheim (verhungert im Sudan im Jahre 1800), Burckhardt (starb in Kairo im Jahre 1819), Kummer (starb am Rio Nohagge im Jahre 1816), Dr. Hemprich und Prof. Simon (starben 1820—26), Ruppell, Ehrenberg, Lichtenstein, Klappel, Leyduß, Werne, Krapf, Rebmann, Erhardt, Dr. Overweg aus Hamburg (starb in Kuka am Tschadsee im Jahre 1852), Dr. Beke (starb in Abessinien im Jahre 1851), Dr. Schubert (starb in Liberia), Premierlieutenant Knobloch (starb im Sudan), von Heimann (starb in Kairo im Jahre 1850), Dr. Thierthaler (starb in Afrika), Albrecht Roscher aus Hamburg (ermordet unweit des Mgamboschi am 9. März 1860), vom Barnim (starb am 12. Juli 1860 zu Kosseire am Blauen Nil), Alexander Pallme und Alfred Brehm in Leipzig, Dr. Heinrich Barth (hat sechs volle Jahre im Innern von Afrika zugebracht, lebt gegenwärtig in Berlin), Theodor von Heuglin (hat sieben Jahre im Sudan gewohnt und ist durch seine langjährigen Reisen in Abessinien und längs der Somaliküste berühmt), Dr. Eduard Vogel aus Leipzig —

Der letztgenannte Reisende, Sohn des allgemein geachteten Schuldirectors Dr. Karl Vogel in Leipzig, reiste am 7. März 1853 von Tripolis Afrika, um sich der auf Befehl der englischen Regierung in den Jahren 1849—53 von Richardson, Barth und Overweg unternommenen Expedition anzuschließen, machte mehrere Reisen tief in das Innere nach Bornu, Kuka, Kuka oder Kumbina u. s. w. und verließ am 1. Januar 1856 Kukawa am Tschadsee, um in Madai einzudringen. Seit dieser Zeit ist leider dieser junge muthige Reisende verschollen und nur Gerüchte sind es, uns gedrungen, daß er Wara, die Hauptstadt Waday's, erreicht, vom Sultan anfangs auf das freundlichste aufgenommen, bald aber als Folge einer Unvorsichtigkeit des Reisenden beim Besteigen eines heiligen Berges oder als Folge einer Rache, die der Sultan für die Beschlagnahme einer wadaischen Karawane durch den englischen Consul in Ben Ghazi genommen habe, getödtet worden sei. Obwol ein langer Zeitraum seit dem Verschwinden Eduard Vogel's verstrichen ist, ohne daß nur das geringste Lebenszeichen von ihm erlangt worden wäre, obgleich somit die Hoffnung auf Rettung beinahe eine sehr geringe ist, so ist doch die Möglichkeit nicht zu bestreiten, daß Eduard Vogel noch leben könnte. Die Widersprüche in den verschiedenen Berichten über das Schicksal des Reisenden, der gesund und munter von Kukawa abgereist war, sind so groß, daß sie gut wie nichts feststellt und wir wissen nur, daß Vogel's Tod auch in Afrika noch keineswegs constatirt ist und daß sich noch niemand gefunden, der positiv behauptet, daß Vogel gestorben sei. Auch ist sicher anzunehmen, daß kein mächtiger Herrscher Afrikas, selbst im Innern, einen einzelnen harmlosen Europäer so ohne weiteres tödten mag; als Beweis dafür kann hier beispielsweise darauf hingewiesen werden, daß selbst der nach den Zeitungen in Darfur getödtete französische Arzt Dr. Cuny einen natürlichen Tod gestorben ist. Daß stets Europäer im Innern von Afrika vor ihrem Tode als todt ausgegeben oder von dortigen Herrschern als Geisel, Nothgeber u. s. w. (nach den Berichten des kürzlich aus Innerafrika zurückgekehrten Dr. Hartmann kann dies auch mit Eduard Vogel der Fall sein) gefangen gehalten werden, ist eine Thatsache, die leicht durch Beispiele bewiesen werden kann.

Dem sei wie ihm wolle. Bevor es nicht gelungen ist, alle Gerüchte über Dr. Eduard Vogel's Tod zu einer bestimmten Form zurückzuführen und einen gewissen Grad von Gewißheit über dessen Schicksal zu erlangen, solange darf die Hoffnung auf seine Rettung nicht aufgegeben werden. Es ist daher schon seit langer Zeit als ein Gebot deutscher Ehre, als eine Pflicht der Menschlichkeit erkannt worden, Nachforschungen zur Aufhellung des Schicksals Dr. Eduard Vogel's und zur Vollendung seiner Forschungswerke anzustellen und es ist mit hohem Dank anzuerkennen, daß muthige deutsche Männer sich freiwillig erboten haben, ihr Leben und ihre eigenen Mittel zur Ausführung dieses Zwecks hinzugeben — wenn die Theilnahme der Deutschen die für die Expedition noch nöthige Summe zusammenbringt.

Der zu diesem Zwecke von dem Gothaer Comité erlassene Aufruf hat bei den Deutschen des In- und Auslandes eine warme Theilnahme gefunden und schon sind so zahlreiche freiwillige Beiträge eingegan-

gen, daß bereits die aus fünf Mitgliedern bestehende Expedition nach Afrika zur Aufklärung des Schicksale Dr. Eduard Vogel's, zur Rettung seiner Papiere und zur Vollendung seines wissenschaftlichen Unternehmens, d. h. zur Erforschung des Gebiets zwischen dem Nil und Tsadsee, abreisen konnte.

Nach Erfüllung des angegebenen Hauptzwecks hat die Expedition die zweite Aufgabe des Unternehmens, Entdeckungen und Forschungen zu machen, zu verfolgen, die in Bezug auf Geographie, Geschichte, Linguistik, Astronomie u. s. w. wissenschaftliche und in Bezug auf die Naturwissenschaften, auf den Handel, Landwirthschaft u. s. w. positive und praktische Resultate um so mehr hoffen lassen, als die verschiedenen Abtheilungen der wissenschaftlichen Forschungen unter die einzelnen Mitglieder der Expedition, dem Vernehmen nach, folgendermaßen vertheilt sind:

Hr. von Heuglin aus Stuttgart als Chef übernimmt, neben der Leitung des Ganzen, die Forschungen in der höhern Zoologie, die kartographischen Arbeiten im ganzen und einzelnen, nämlich die speciellern Aufnahmen und das Itinerar; das Landschaft- und Thierzeichnen, allgemeine geographische und ethnographische Forschungen, Statistik und Handelspolitik. Hr. Dr. Steudner aus Greiffenberg in Schlesien, Schüler von Ehrenberg in Berlin und Schenk in Würzburg, übernimmt die botanischen und geognostischen Untersuchungen und Sammlungen, und wendet den niedern Thierklassen seine Aufmerksamkeit zu. Hr. Th. Kinzelbach aus Stuttgart, Sohn des bekannten Verfertigers astronomischer Instrumente, besorgt die geographischen Ortsbestimmungen, Höhenmessungen und meteorologischen Beobachtungen. Hr. Kinzelbach war längere Zeit im Orient, diente beim Österreichischen Consulat in Konstantinopel als Secretär, spricht gut türkisch, steht in dem noch sehr rüstigen Alter von 36 Jahren und besitzt ein imponirendes Aeußere. Hr. Werner Munzinger aus Bern (seit acht Jahren in Afrika, ohne krank zu sein, hält sich gegenwärtig in Keren, im Lande der Bogos, etwa 25 deutsche Meilen nordnordwestlich von Massaua und 90 deutsche Meilen östlich von Chartum auf und steht in großem Ansehen bei den Eingeborenen) übernimmt vorzugsweise die linguistischen und speciellern ethnographischen Arbeiten. Hr. Ludwig Hansal (durch frühern Aufenthalt im Innern von Afrika bekannt) ist der Expedition als Secretär und Dragoman zugetheilt, wird auch sonst alle möglichen Commissionen für dieselbe besorgen, Rechnungen führen, die Bagage unter seine besondere Obhut nehmen und der Expedition durch seine vielseitigen praktischen Kenntnisse ohne Zweifel von großem Nutzen sein.

Die gutausgerüstete Expedition wird sich in diesen Tagen von Kairo nach Suez und von da auf einem Dampfboote nach einem geeigneten, etwa in der Breite von Chartum gelegenen Hafen des Rothen Meeres zwischen Sauakin und Massaua begeben haben, um sich während der Regenzeit in den Bogosländern und der obbarten Regionen aufzuhalten. Während dieser Zeit werden alle möglichen Einleitungen und Vorbereitungen für die Reise nach Wadai getroffen, um den Aufenthalt in dem ungesunden Chartum soviel als möglich abzukürzen. Von Chartum wird die Expedition nach Ablauf der Regenzeit, also etwa Ende September oder Anfang October 1861, nach Wadai zu aufbrechen. Die zur Erfüllung des Hauptzwecks und nach Erledigung desselben zur Ausführung anderweitiger geographischer Entdeckungen einzuschlagenden Richtungen müssen natürlicherweise der Expedition und dem Comité überlassen bleiben.

Angesichts der gegründeten Hoffnungen, daß diese erste deutsche Expedition nach Innerafrika in jeder Beziehung in würdiger Weise zu Stande komme und ausgeführt werde, ist zu wünschen, daß die Theilnahme der Fürsten, der Regierungen, der wissenschaftlichen Vereine und Institute sowie des großen Publikums eine noch allgemeinere als bisher werden und daß insbesondere die Presse auch fernerhin dem edeln vaterländischen Unternehmen ihre geneigte Fürsprache schenken möge. Die Theilnahme für dasselbe ist bisher eine sehr lebhafte gewesen und schon sind seit der kurzen Zeit der Einleitung an 16000 Thaler freiwillige Beiträge von allen Seiten, sogar aus weiter Ferne, z. B. aus Hongkong in China (128 Thaler), aus Ätschen (20 Thaler), aus Bradford und Manchester (179 Thaler), aus London und Amsterdam (1125 Thaler), aus Paris, Madrid, Mailand, Petersburg u. s. w. beigeflossen worden — Summen, die zur Durchführung desselben freilich lange noch nicht ausreichen, da die Kosten der Expedition wol auf 20—30000 Thaler und auf drei bis vier Jahre anzuschlagen sein dürften. Von 19 regierenden Fürsten und andern fürstlichen Ehren sind etwa 4300 Thaler, von Regierungen (die württembergische Regierung 1000 Gulden, der schweizerische Bundesrath 5000 Francs), Senaten der freien Städte und Stadträthen aus Leipzig und Wien an 2800 Thaler und von wissenschaftlichen Vereinen an 1600 Thaler, der Rest von seiten des Publikums eingegangen. Die Sammlungen im Königreiche Sachsen — dem Vaterlande des Reisenden — betragen an 1700 Thaler, die sich auf die Städte Schneeberg, Limbach, Freiberg, Chemnitz (25 Thaler), Thrand, Pirna und Königstein, Zittau, Leipzig (an 400 Thaler) und Dresden (900 Thaler) vertheilen. Unter allen Städten Deutschlands wird die Residenzstadt Sachsens (der König 200 Thaler, der Kronprinz und Prinz Georg 50, Hr. Hedenus 40, Hr. Struve 24, Major Serre 20, Jordan u. Limäus 15, Rüder u. Fischer 10, Greuzuach u. Schiller 10, H. W. Bassenge 10, Günther u. Rudolph 10, Gräfin Colloredo 15, Frau Johanna Helmke 40 Thaler u. s. w.) eventuell an der Spitze der Betheiligung dieses Unternehmens stehen.

Mehr als ein großes Unternehmen der Kunst und Wissenschaft ist in den letzten Jahren durch die warme Betheiligung vieler getragen worden (z. B. die Schillerstiftung, die Allgemeine deutsche Nationallotterie u. s. w.)

und immer größer wird bei uns die Hingabe des einzelnen an die gemeinsamen Interessen der Nation. Die Deutschen werden zeigen, daß sie auch durch freiwillige Beiträge allein dieses nationale Unternehmen, das uns Ehre, Ruhm und in handelspolitischer Beziehung auch Nutzen bringen wird, leicht zu Stande bringen können und nicht den Engländern nachstehen werden, welche z. B. bewundernswürdige Anstrengungen gemacht und hochherzige Opfer zur Aufsuchung Franklin's u. s. w. gebracht haben. Die Deutschen werden durch lebhafte Betheiligung ihren nationalen Sinn und ihre Würdigung des opferwilligen Muthes der deutschen Forscher und Gelehrten bekunden und diese werden sicherlich alles thun, was in ihren Kräften steht, um die Zwecke der Expedition so vollständig als möglich zu erreichen. Der beste Erfolg begleite die muthigen deutschen Männer, die zur Aufsuchung eines Menschen, eines theuren Landsmannes, mit bewunderungswürdiger Begeisterung und Freudigkeit in unbekannte Länder ausgezogen. Mögen sie die größte Einigkeit und Uebereinstimmung unter sich von Anfang an bewahren und gesund an Körper und Geist in ihre Heimat einst zurückkehren!

Alexander Ziegler.

Ein Brief aus Oesterreich.

— — Die Wahlschlacht ist geschlagen. Die Diener des neuen constitutionellen Staats sind aufgerichtet. Welche Bewegung war das in diesen Tagen! Welche Fanfaren schmetterten! Hohe Töne, etwas verstimmt manchmal, aber doch Töne, wie sie unser Ohr nicht mehr gekannt. Heilen, reines Constitutionalismus!

Wunderlich ist die bei alledem mißtrauische Stimmung. Immer traute man dem Frieden noch nicht recht. Wirklich? Wurde das altes allerhöchst befohlen? Ist es diesmal zu glauben, daß alles wahr sei und das alte k. k. österreichische Regiment sich vom Schauplatz zurückgezogen hat? Schüchtern kam der eine, zögernd der andere, leiser schon der dritte — Wahlen, wirklich wählen — flüsterte man. Das Geschäft war nicht so leicht, wenn man zwölf Jahre lang ohne Uebung gewesen, zwölf Jahre gehorsam, conservativ und tüchtig Conservative gestimmt — Aber es ist alles anders gegangen. Wir haben lauter Liberale. Die schlimmsten Absolutisten und Reactionäre haben über Nacht wunderbare Wandlungen erlebt und sind wie ausgewechselt! Was kann aus uns nicht noch alles werden!

Auch die Gemeinden haben sich regenerirt. Zehn Jahre lang hatten die Wohlweisen auf ihren curulischen Stühlen gegriffen und — erschlafft. Zeit war's, daß man auch einmal andere Spritzenmeister an die Spritze, andere Wächter auf die Rathhausthürme kommen. Jetzt gab's Vorwürfe, Anklagen auf Bürgermeister und Stadtrecorderate, weil sie ein despotisches Regime zehn Jahre lang hätten aufkommen können und darüber „dick und fett wurden". Ja, die neuen Deputirten! Sie traten auf und was versprachen sie nicht zu thun, was wollten sie nicht leisten? Lauter Prachtfreiwürdigkeiten, die man bisher nicht gekannt hatte und deren Genie, Talent und Wunderwerk unter dem Druck der Zeit eine merkwürdige Ausbildung erhalten hat. Sie mußten sich allerdings viel Mühe geben, die Leute zu überzeugen, daß in Wahrheit mit ihnen eine neue Sonne über die Gemeinde aufgehe. Glauben und Hoffen waren in Oesterreich so erschüttert worden, daß man den Gebrauch dieser beiden Gefühlsregungen ganz abgeschafft hatte, mindestens in Hinsicht auf politische Dinge. Nun plötzlich so viel „glauben" sollen! Aber unter der Einwirkung eines anstrengenden Vertrauens wurde die edle Klasse der Wähler nach und nach gläubiger und gläubiger. Die Apathie verlor sich und der Appetit kam ein wenig. Auch die Gemeindewahlen brachten lauter Liberale.

Dennoch — kannen wir die Bilder von unsern Augen, die uns aus dem Jahre 1848 erinnerlich sind, als Bundestagsgesandte plötzlich in Frankfurt am Main mit riesigen dreifarbigen Kokarden am Hute spazieren gingen. Nehmen wir an, daß eine gewaltige Revolution geschehen ist. Ihre Form ist an sich alle Achtung einflößend. Dies Volk, solange gedrückt, bewundert, demoralisirt — benahm sich durchaus taktvoll und mäßig. Ohne Mängelhaue schritt es auf dem schmalen Pfade der Freiheit dahin, ohne wüsten Lärm, ohne Drängen, in festem Schritt wie alte Grenadiere. Man lasse also nur das Volk allein thun und treiben, was seine Sache ist und es wird stets durch seine Haltung beweisen, daß in ihm eine unverwüstliche Selbstachtung liegt. Nirgends im weiten Reiche kam ein Excess, ein revolutionäres Gebaren vor, obgleich nach zehn Jahren und vollends unter dem Einfluß von Wahlexcessen ein übervolles Herz leicht in wirren Tönen sich Luft hätte machen können. Die Oesterreicher und gerade gewarnt und gegen die Ungarn prägten sie sich als ein politisch gebildetes Volk als jene Bewohner des Reichs vom heiligen Stephan, die ein Privilegium auf politische Bildung genommen haben wollen.

Acht Tage lagen nur zwischen den Gemeindewahlen und denen zu den Landtagen; man hatte Eile, mit dem neuen Bau unter Dach zu kommen, da das alte Gebäude zusammenbricht. Acht Tage nur und wie im Hallelujah! Da war ein jubelndes Gewirr. Candidaten drängten sich, tagtäglich traten neue auf — priesen und lobten, was nunmehr von der Mode als vorschriftsmäßig hingestellt ist, schickten den Wählern ihre Glaubensbekenntnisse ins Haus und spazierten wieder Interiale, nach Aechen, nach Brüche. Kaft alle waren sie sich gleich, sie alle wollten dasselbe, daß alle konnte man nicht, aber alle waren ehrenwerthe Männer, bereit, sich für das Wohl des Volkes zu opfern. Vielleicht nicht? Sieht da, in neues Oesterreich, wenn auch leicht und luftig gezimmert wie das Haus der Abgeordneten des Reichstags auf dem Glacis vor Wien! Mißtrauischer als der Oesterreicher selbst kann niemand darauf hinblicken; aber

gerade dieser absolute Mangel aller sanguinischen Hoffnungen scheint die Bürgschaft für die Dauer und Ausbildung des jungen Verfassungsstaats, mehr als alle Verheißungen, alle schönen, mühsam aufgeputzten Reden der Candidaten, der Beamten und Behörden. Von diesem Rechtsboden, auf den eine verzweifelte Regierung ein seither apathisches, an Loyalität wahrhaft grobartiges Volk mit Aufgebot alles Zuredens und Schmeichelns hinführen mußte, kann man, hoffen wir, mit einer Million Bajonnete es nicht wieder vertreiben, ohne auf ein Aut Caesar, aut nihil — jetzt das Nihil zu erhalten.

Noch ist es bei uns im allgemeinen ein schrecklicher Zustand. Was Proudhon unter der Herrschaft der Anarchie verstand, dieser anarchie, absence de maître, de souverain, das scheint momentan bei uns zu herrschen. Wir haben jetzt keine Gewalt als die Vernunft des Volks. Sie gleitet ohne Zweifel ruhig und friedlich über die Krisis hinweg. Wie durch Zauberschlag ist der so gepriesene Centralisationsstaat auseinander in seine Urbestandtheile zerfallen und jedes einzelne Glied, bisher zusammengepreßt mit den andern, um Einen Körper zu bilden, strebt selbständig und kräftig zu neuem Leben an. Die Einheit der Sprache ist dabei freilich in eine babylonische Verwirrung aufgegangen und es gehört große Naivetät dazu, Oesterreich noch für einen vornehmlich deutschen Staat zu halten.

In der ersten Woche des April werden 18 Landtage in Oesterreich ihre Thätigkeit beginnen, hauptsächlich um die Abgeordneten für den demnächst, Ende desselben Monats, zu eröffnenden Reichsrath zu wählen. Wird diese Handlung, fragt man sich, überall ohne weiteres und in dem vorgeschriebenen Sinne vor sich gehen? Mit Ungarn ist man bereits im Klaren: es will von einem wiener Reichsrath, der die Hauptrechte des ehemaligen ungarischen Landtags — Rekruten- und Steuerbewilligung — ausübt, nichts wissen und, wenn auch Compromisse nicht zu den Unmöglichkeiten gehören, so sind sie doch bezüglich dieses Punktes sehr unwahrscheinlich. Die Regierung hat mit den Ungarn einen schweren Stand und es wäre eine der interessantesten Betrachtungen, die über ihren schrittweisen Rückzug und ihr Nachgeben seit einem Jahre. Wie oft hieß die Regierung nach einem Zugeständniß an die Ungarn sagen, das sei nun genug und an ein Mehr nicht zu denken sei. Und doch wurden es immer mehr Concessionen und sie wurden immer stiller und „gnädiger" gegeben, nach dem Rescript vom 26 Februar am allergnädigsten, obgleich jedermann, nach der drohenden, entschlossenen Sprache desselben zu schließen, auf rücksichtslose Strenge bei weiteren Forderungen der Magyaren gefaßt sein mußte. Es gibt im Grunde äußerlich keine gutmüthigere, nachgiebigere Regierung als die österreichische und bei etwas Festigkeit im gerechten Begehren läßt sie sich leicht imponiren. Kurhessische und hannoversche Zähigkeit ist ihr selbst in den schlimmsten Tagen des absolutistischen Regiments nur bei verborgenen Dingen, hinter Riegeln und Wällen eigen gewesen; ihre Hauptkraft lag nach außen immer nur im Schrecken mit dem, was sie thun könne. Dies Geheimniß mögen die Ungarn wol erfahren haben. Bekanntlich wollte die Regierung durchaus haben, daß der Landtag in Ofen tage und nicht, wie verfassungsmäßig, in Pesth. Keiner wollte nachgeben, bis zuletzt der freundschaftliche Compromiß zu Stande kam: Der König von Ungarn kommt nach Ofen; aber anstatt, daß er zuerst den Landtag besucht, machen ihm die Deputirten in der Festungsburg ihre Aufwartung; dann gehen sie nach Pesth zurück, um dort den Landtag abzuhalten. So hat ein jeder seinen Willen.

Wie viel Sorgen denn auch der Regierung durch die starre Consequenz der Ungarn erwachsen, darin liegt doch auch die Ursache, daß sie von den andern Völkern jetzt weniger behelligt wird. Instinctartig trachtet ein jedes danach, die Verlegenheit der Regierung nicht zu mehren. Man will abwarten, wie sie sich gegen so viel Rücksichten benimmt. In dieser ganzen Haltung der Bevölkerung Oesterreichs und vornehmlich der Presse, welche von ihrer negativen Kreiheit, von der absence de maître einen würdigen Gebrauch macht, liegt ein glänzender Beweis für den politischen Takt der Oesterreicher, den man ihnen beim besten Willen nach den zehn Jahren factischen Belagerungszustandes nicht zutrauen konnte. Die schmiedet der Despotismus immer nur Waffen gegen sich selbst und der Druck, den ein Volk erleidet, wird ihm zuletzt fast zur Wohlthat. Der Despotismus hat heute nur Jahre; dann kommt er, in sich gebrochen, aufgelöst, demoralisirt und bettelt bei der Freiheit. Dieses Schauspiel sehen wir jetzt in Oesterreich und theilweise in Frankreich. Möge sich alles zum Guten wenden!

Aus der Bühnenwelt.

* Wieder scheint das Experiment einer Preisausschreibung für die Bühne gescheitert zu sein. König Max von Baiern hat ein Trauer- oder Schauspiel aus Baierns Geschichte mit einer bedeutenden Summe belohnen wollen. Einige 50 Stücke sind zu dem Ende eingelaufen. Man berichtet aber, daß das von den Preisrichtern als das beste anerkannte, „Maximilian", ein Schauspiel, auf der münchener Bühne nur geringen Erfolg hatte. Wann werden die hohen Mäcene einsehen, daß sie mit ihren Mitteln, die Musen zu ermuntern, schon seit lange in der Irre gehen? In München wie in Berlin mit dem Tausendthalerpreis.

Briefwechsel.

— E. v. P. in Dresden. Der benutzte Artikel wird nicht ausbleiben.
— Anonymus in Dresden. „Reise-Bilder" Nicht verwendbar.
— Herrn R. M. in Prag. Ihr Wunsch ist, wie Sie gefunden haben werden, erfüllt. Schicken Sie das Versprochene bald!
— Herrn K. in Lüneburg. Wollen uns auf den interessanten Localstoff Ihres Artikels beschränken.

(Ausgegeben am 4. April 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Erster Band — Nr. 15. — Wöchentlich 1½ Bogen. Preis einschließlich 1 Thaler

Inhalt: Was man hat und was man sucht. Erzählung von Franz von Nemmersdorf. IV. V. — Russische Erinnerungen. Von B. Komm. — Erinnerung an Leopold von Buch. Von Dr. Schmidt-Weißenfels. — Eine kleine Korrektur zu einer Stelle bei Shakspeare. Von Daniel Sanders. — Die Stadt der Ehe. — Die altenglische Schaubühne. — Zum Panzermonismus. — Neue Gedichte III. — Verschiedenes. — **Neues aus der Welt.**

Was man hat und was man sucht.

Erzählung von Franz von Nemmersdorf.

IV.

Die heitere Morgensonne vergoldete die Fenster des Hauses Weglar. Malerisch schön hoben sich gegenüber die Kuppeln der Salute vom Saum des Horizonts; der in die breite Lagune ausmündende Canal grande gemahnte hier an den mächtigen Ocean. Flinke Schiffe fuhren hin und her. San Giorgio schimmerte prächtig in der Morgenbeleuchtung.

Die kleine Henriette Hohenegk blickte mit Entzücken aus dem Fenster. „Sieh', Mutter, welch ein herrlicher Tag!" rief das Kind —

Eine Weile tauchte die Baronin ihre Augen in die bläuliche Ferne, dann drückte sie das Mädchen an sich. „Meine kleine Italienerin kennt unser Heimatland nicht — Das wird einst schlimm werden, wenn du dich an die Ostsee gewöhnen sollst —!"

„Ist es da so kalt?" fragte in der That die Kleine —

„Wir haben mächtige Wälder, gute Oefen, Mauern und Felsen, und frieren in unsern Häusern bei weitem weniger als hier in Italien — und im Sommer ist es lieblich auch bei uns. Ich wollte, du sähest unsere Birken —!"

„Mutter, werden wir nach Livland ziehen?"

„Ich weiß nicht, mein Engel! Aber nun genug geplaudert! Komm an deinen Unterricht!"

Adelheid Hohenegk schlug ein Lehrbuch auf und gab ihrem Kinde Unterricht. Später traten beide ans Klavier und die Kleine führte leichtere Musikstücke mit ziemlicher Geschicklichkeit aus.

Heute sollte indessen die Musikstunde eine Unterbrechung erleiden. Die Salonthür öffnete sich. Frau von Hohenegk schaute verwundert in die Höhe. Es war so selten, daß jemand sie besuchte. Bekanntschaften hatte sie in der fremden Stadt beinahe keine angeknüpft.

„Störe ich, gnädige Frau?" fragte die kühle Stimme Iwan's von Fink —

„Durchaus nicht!"

Freundlich winkte Adelheid dem Landsmann, mit ihr im weiten Fenstersitz Platz zu nehmen, der die obenbeschriebene herrliche Aussicht bot.

Es ist einer der vielen im Curse befindlichen Gemeinplätze unserer Zeit, zu behaupten, daß die feine Sitte aus dem Verkehr der beiden Geschlechter geschwunden sei; Iwan bot in der That in seinen Manieren noch das beste Beispiel eines Mannes der guten Gesellschaft früherer Tage. Das Jahrhundert drückt, unwillkürlich und unbeschadet des Grundtons einer Individualität, seinen Kindern den ihm eigenthümlichen Stempel auf. Die

seinen französischen Seigneurs nebst ihrer hohlen Galanterie sind untergegangen in der Explosion des Kraters, um dessen rauchenden Schlund sie noch so munter getanzt. Die Menschen wandeln jetzt unter Ruinen, selbst die Neubauten, kaum aus der Oede emporsteigend, gleichen schon Ruinen — da ist nothwendig das Menschengeschlecht ernster geworden. Der freie Verkehr der verschiedenen Nationen, der noch freiere und raschere der Ideen hat die Particularitäten verwischt. Daher der echte Gentleman unserer Tage etwas vom praktisch-positiven Wesen des Amerikaners mit dessen Rücksicht für das weibliche Geschlecht in sich aufgenommen hat, ein wenig gemildert durch französische Gewandtheit, consolidirt durch deutsche, adeliche Sitte. Er achtet zuerst sich selbst, behandelt sich und benimmt sich als Mann von Bildung und in natürlicher Consequenz gibt er jedem das Seine. Die Höflichkeit des Gentleman ist nicht mehr eingeschränkt auf gewisse Kreise; sie ist eine allgemeine geworden. Mit ihr und durch sie würzt er das tägliche Zusammensein, sie dient ihm auch dazu, sich jene über Nacht aufgeschossenen Pilze in anständiger Entfernung zu halten. Kühl und selbstbewußt, einfach in seiner Erscheinung, steht der echte Mann der guten Gesellschaft vor euch. Ernst und männlich hat er seine Zeit begriffen und die Geckenhaftigkeit glücklich abgestreift. Die Frauen nennt er keine Engel mehr, aber schon gut, wenn er anfängt, sie für vernünftige Wesen zu halten.

Iwan von Fink begann in solcher kühlen, vertrauenerweckenden Art ein Gespräch mit Frau von Hohneck. Altes und Neues bot Stoff zu lebhaft angeregter Unterhaltung. Daneben überflogen die Augen des Freiherrn den Blumentisch mit den üppig grünenden Gewächsen, den Flügel mit den Musikalien, den Schreibtisch von der Bonauerreisenlande überragt, das Büchergestell mit den zahlreichen Bänden. Die paar Stabilissements, von weichen Lehnstühlen und Kanapés gebildet, der schwellende buntfarbige Teppich des Fußbodens, die feine Frauenarbeit in den Händen Adelheid's, einiges von den Meistern an der Wand, das Ganze des ein häusliches Behagen fündenden Gemachs hielt den prüfenden Blick aus.

„Es gelang Ihnen, gnädige Frau, nordischen Gewächs in den Süden zu verpflanzen?" begann Iwan.

Er fühl diese Worte klangen, so war es dennoch, als erwärme ihn die traute Umgebung.

„Sie leben hier wol ziemlich einsam? Fast immer in diesen Räumen?" setzte er hinzu — —

Ein schwaches Lächeln glitt über die Züge der armen Verlassenen.

„Sie wissen, es schien einst meine Bestimmung, Gouvernante zu werden", sagte sie. „Und es ist fast so. Ich erziehe und unterrichte mein Kind!"

War es Resignation oder natürliche Ruhe des Charakters? Der lauernde Beobachter vermochte keinen Schatten von Bewegung in ihrem Wesen zu entdecken. Welche Kämpfe auch Adelheid bestanden haben mochte, sie verrieth es nicht. Kein Vorwurf über Hohneck, den Mann, der sie verließ — —

„Liebt meine kleine Freundin Venedig?" wandte sich der Freiherr jetzt an das Kind —

Henriette antwortete italienisch —

„O!" bemerkte Fink lächelnd, „die Kleine spricht das reinste Venetianisch."

„Leider! Sie verkehrt zu viel mit hiesigen Kindern."

„Wollen Sie mir erlauben, zu versuchen, Henriette's Aussprache zu verbessern?"

„Sie würden mich zu großer Dankbarkeit verpflichten —"

„Lockt der schöne Tag Sie nicht ins Freie?" — —

„Wir fahren gewöhnlich über nach den Zattere, weil man dort keine Menschen, viel oder Sonne und herrliche Aussicht antrifft. Ueber den Marcusplatz läßt sich nicht gut allein mit einem Kinde gehen — —"

„Kennen Sie Venedig genau mit seinen Kunstschätzen, Kirchen und alten Palästen? Haben Sie sich bereits dem Genusse hin, die pittoreske Stadt nach allen Richtungen zu durchstreifen? Haben Sie sich niemals in diesem Gewirr von Gassen und Gäßchen verirrt, mühsam sich nach einem Kirchthurm zurechtgefunden und in den entlegenen Stadttheilen, neben den schmutzigen Höhlen, in welchen das niedere Volk sein arbeitscheues Dasein verbirgt, einen Schatz entdeckt, eine architektonische Perle, an geheimnißvollen Zeichen und Inschriften irgendeine Sybille — die Ihnen ein Cicerone erläutern sollte?" —

Das alles folgte so im Laufe der Erörterungen nacheinander —

Die Baronin zögerte mit der Beantwortung — Die kleine Henriette hörte vom Ausgehen und nahm den freundlichen Herrn gleich beim Wort — Eine Promenade war nichts Arges —

„Sie sind sehr freundlich, Fink!" entgegnete

Adelheid dem alten Verehrer, der so herzlich und zutraulich und doch so ruhig und ernst war —

Seltsam! Der positive Mann gab sich einer gewissen Träumerei hin während der Viertelstunde, daß er allein blieb. Frau von Hohenegk hatte, bevor sie ihn verließ, ein reiches Album vor sich hingelegt. Er schlug es nicht auf, sein Geist weilte bei Adelheid von Starkenberg, dem Mädchen, das einst einen ziemlich tiefen Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte. Jetzt — verglich er die durchs Leben geprüfte, ruhige Frau mit gereifter Geistesbildung — sie war noch immer jugendlich im Aussehen — und gegen die Adelheid von damals erhielt Frau von Hohenegk den Vorzug. Sie wirkte vollkommen gut auf seine Nerven — und besonders reizte die Vorstellung: Dido — abandonnata —!

Eben trat die Frau des Freundes mit dem Mädchen ein, beide zum Ausgehen gekleidet. Der himmelblaue Hut umrahmte vortheilhaft das liebliche Gesicht der Dame, ihr Anzug war geschmackvoll einfach, ihre Haltung graziös. Iwan's verwöhntes Auge fand nichts zu tadeln — es war eine Figur, mit der er sich auf dem Marusoplatze zeigen konnte.

„Soll ich die Gondel bestellen?" fragte er.

„Nicht doch! Ich höre, in Venedig ist es viel origineller, zu Fuß zu gehen", sagte die Baronin. Schon sprang das hübsche blonde Mädchen munter vor ihnen her. Auch auf den gewöhnlich so ernsten Zügen der Baronin schwebte der Sonnenschein eines Lächelns und verschönerte sie. Man sah, der Spaziergang war ein Fest für Mutter und Kind, eine wohlthätige Unterbrechung der bleiernen Einförmigkeit ihres Lebens — —

Und als er nach einer köstlichen Promenade heimkehrte, sah er im Geist diese Besuche fortgesetzt. Er war Adelheid's Begleiter auf Spaziergängen, half ihr die Blumen pflegen, half das Kind unterrichten, war zu Hause, zählte zur Familie — — und dann — — Er war zu klug, um den gewonnenen Boden in einem Versuche zweifelhaften Erfolgs auf das Spiel zu setzen. Langsam mußte alles gehen, allmählich — Er verstand zu warten — auf Zeit und Gelegenheit —

In der That, ein, zwei, drei Tage vergingen so — Jegór war nie zu Hause — schwärmte da und dort — abends war er unfehlbar bei Carlotta — spielte und verlor — Die Herzogin schien verstimmt, doch nicht gegen ihn — Sie belächelte seine Huldigungen, wies sie ab und doch zeichnete sie ihn aus, so schien von einem plötzlichen Verlangen nach Intimität beseelt — Graf Bulgaris war unheimlich wie immer —

Am vierten Tage hielt Jegór den gerade zu seiner Frau eilenden Iwan fest und nöthigte ihn in ein Café der Riva. Die vorgerückte Jahreszeit hatte sowol die Schieß- als die Reitübungen im Freien eingestellt. Aber doch ist der Himmel blau, die milde, köstliche Luft ladet zum Flanieren ein, an Genuß für das Auge fehlt es niemals, auch nicht an irgendeinem Spectakel, womit sich das weichliche, träge Volk die Zeit vertreibt.

Die Freunde schauten den Künsten eines wintzigen Pferdes zu, das auf der Riva produzirt wurde. Da hieß Jegór ein Blumenmädchen an den Arm, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Jegór wandte sich. Rasch drückte ihm das Mädchen ein Sträußchen in die Hand und flog auf einige Officiere zu, welche aus der Kaserne bei San-Sepolcro kamen, ohne die Belohnung abzuwarten.

Hohenegk betrachtete das häßliche Sträußchen, welches der ungünstigen Jahreszeit halber in dem blumenarmen Venedig nur einige von Geraniumblättern umgebene Strohblumen enthielt. Schon war er im Begriff es wegzuwerfen, als er ein weißes Papier durch die Stengel schimmern sah. Auf dem Zettel standen nur die wenigen Worte: „Um 5 Uhr auf San-Elisabeta del Lido."

Obwol Jegór Carlotta's Schriftzüge nie gesehen hatte, errieth er sie dennoch als Schreiberin dieser Zeilen. Sein im gestrigen Flüstern ausgesprochenes „O diese Umgebungen! Warum seh ich Sie nie allein!" war ohne Zweifel erhört.

Kaum noch einige Stunden fehlten zur bestimmten Zeit, aber die Lagunen warfen, vom Winde hin- und hergepeitscht, starke Wogen, was die Ueberfahrt verlängern mußte. Ohne weiteres Besinnen lief Hohenegk nach dem Molo und stieg in die erste Gondel. Fink hatte mit Officieren geplaudert, dem Pferde zugesehen und nichts vom Empfang des Billets bemerkt — —

Unter irgendeinem Vorwand nahm Jegór von Iwan Abschied — einem Barcarole rief er „San-Elisabeta del Lido!" als er aus dem Gesichtskreis des zu seiner Gattin Schleichenden gekommen war.

„Ma il vento, signore", entgegnete jener bedenklich, ohne sein Ruder zu rühren —

„Nun denn ein zweites Ruder, aber vorwärts, vorwärts!"

Es war dem Gondelier gelungen, der Eile des Fremden eine Concession zu erpressen, denn

der venetianischen Lagunen widerstrebte es, eine Gondel allein durch die Lagunen zu führen.

Nun sprang der zweite Barke ins Vorderschiff — Hohenegk verdoppelte den Preis der Ueberfahrt, schloß das Gondelhäuschen und warf sich auf die Polster.

Vor seiner Phantasie tauchten die bezaubernden Bilder auf. Seiner Ungeduld schien die Zeit der Ueberfahrt endlos zu sein. Er war keiner Besinnung, keines Rückblicks auf seine Lebensverhältnisse fähig — er sah nur die Herzogin an jenem genannten Orte erscheinen — er sah nur Glück und Wonne —

Zwei Stunden blieb er in dem allmählich erwärmten Zimmer allein — So oft eine Stimmung der Reue über ihn kommen wollte, ergriff er einen französischen Roman, den er in der Tasche trug... Anfangs erschrak er; er hatte ihn seiner Frau mitbringen sollen aus einem Buchladen... Aber er las; er las Bilder der Häuslichkeit, des Glückes — Hinweg damit! Er fing wieder zu blättern an... Einzelne Stellen zogen ihn an — er rief nach Zeitungen — So verginge die Stunden — —

Jegör bestellte ein Souper. Unverwandt schaute er aus dem Fenster auf die weite Lagunenfläche, bis wo Venedig selbst den Blick begrenzte.

Der Wind war in raschem Zunehmen begriffen; unruhig tanzten die Wogen; bis zum Brechen der Masten kämpfte ein Segelschiff gegen den Garbino, der sich aus Westen immer stärker erhob.

Ein kleiner schwarzer Punkt wurde dem Auge sichtbar; zuweilen gänzlich verdeckt durch die Wellen, kam er wieder zum Vorschein und näherte sich dem Lido. Arme Frau! Sie wird Angst haben. Warum bin ich nicht bei ihr, sie in den Arm zu nehmen und zu beruhigen! dachte Hohenegk mit gespannter Aufmerksamkeit der Gondel folgend. Dann sagte er sich wieder: Welche Thorheit! Du bist getäuscht! Eine gewöhnliche Abenteurerin hat dich hierher verlockt! — —

Eine Viertelstunde später führte Jegör eine schwarzgekleidete, dichtverschleierte zitternde Dame in das bereit gehaltene Zimmer —

Es war die Herzogin von Cadalso —

„So sehr ich erfreut bin, Sie hier zu sehen, bedauere ich dennoch die stürmische Fahrt, die Sie zu überstehen hatten", bemerkte er innig —

Erst jetzt schien die Herzogin zur vollen Besinnung ihrer Lage zu kommen — —

„Anatol fuhr heute nach Triest und ich benutzte den ersten Moment der Freiheit!" sagte sie. „Sie nehmen ich den Muth her, Ihnen ein Geständniß abzulegen, Hohenegk —" setzte sie leidend hinzu — Dann sackte sie auf; ihre Wangen glühten, ihre Augen blitzten —

„Baron Hohenegk!" begann sie. „Ich habe mich in die Gewalt eines Elenden begeben! Befreien Sie mich!" rief sie mit gepreßter Stimme und wiederholte die Scene, der Hink eine so kühle Resignation gegenübergestellt hatte —

Draußen heulte der Sturm. Das leichte Gebäude schien in den Grundfesten zu zittern. Die im Gewach merkten es nicht — Jegör hörte die Zumuthungen der leidenschaftlich erregten Frau, die nicht gewagt hatte, ihm ihre Wünsche in ihrem eigenen Hause vorzutragen. Seine Sinne schwindelten. Er sollte Mittel zur Erlösung vom Grafen bieten, ja dies verführerische Weib wol gar selbst nach Sicilien begleiten —

„Warum genügt es nicht, Bulgaris einfach Ihren Willen anzudeuten?" fragte er — des Bruche mit seinem ganzen Leben gedenkend —

„O, mein Freund!" antwortete die Herzogin mit glühendem Erröthen. „Der Unwürdige benutzte meine Schwachheit, um sich in Marseille — mit mir trauen zu lassen! —"

„Wie? Sie wären — seine Gattin — —"

„Ich hoffe, nicht so eigentlich!" erwiderte die Herzogin. „Ich behielt den Namen meines ersten Mannes bei und glaube, die heimliche Ehe sollte Bulgaris nur als Kette dienen, um mich zu fesseln, als Waffe, wenn ich es versuchen würde, mich von ihm frei zu machen —"

In der That mußte Jegör einstimmen und sagen:

„Beruhigen Sie sich, Herzogin! Diese heimlichen Trauungen sind allerdings selten rechtlich. Sicher gibt es ein Mittel, Ihre Fesseln zu sprengen — ich werde es auffinden — vertrauen Sie mir —"

In Jegör kämpften alle Geister. Sein Weib, sein Kind standen vor ihm. Was brauchte er nachzudenken über die Reise nach Sicilien, über die Motive, die er erfinden wollte, diese Reise zu motiviren; schon der Augenblick selbst band ihn an die Herzogin und entschied alles. Das Feuer war erloschen, Lichter hatte man keine gebracht. Er schellte danach. Bald prasselte wieder die lustige Flamme im Kamin. Brennende Kerzen wurden auf den Tisch gesetzt. Der Cameriere berechnete, von vielfacher Erfahrung geleitet, richtig den Moment, wann das Rendezvous dem Gesetz der Natur gemäß das Bedürfniß fühlen würde, das schmack-

hohe Macht zu gewinnen. Schon hatte er auf die herrlichen Auftern, frisch aus der Meeresfluth schimmernd, angespielt, schon hatte er die Gondoliere fortgeschickt — er sagte es mit gezwungenem Lächeln und hörte den Ausruf der Herzogin:

„Wie gelangen wir da nach Venedig?“

Jeger's Pulse schlugen mächtiger — —

„Wir gehen einfach von hier nach San-Nicolo“, sagte er. „Dort finden wir die starke Barke des Militärtrageltieres, bemannt mit sechs kräftigen Ruderern; trotz Wind und Wege kommen wir ungefährdet heim — —“

„Ein Spaziergang im Sande des Lido durch Nacht und Wind —“ entgegnete Carlotta und machte dem Cameriere Vorwürfe.

Jeger mußte einräumen, daß sich der Heimweg verspäten würde — — Carlotta schien der Reise des Grafen nicht ganz sicher zu sein — Sie machte Anstalt, sofort aufzubrechen —

Jeger bat zu bleiben — Schon richtete der Cameriere die kleine Tafel an —

Jeger hatte im Anblick der schönen Frau, die ihm hier in Sturm und Unwetter allein überlassen war, alle Besinnung verloren —

Aber sie sprach den Speisen nicht zu, sondern bat um Beschleunigung der Rückfehr — Unterwegs wollten sie die Flucht besprechen, die Jeger anordnen sollte — —

Es war eine eigenthümliche nächtliche Scene, diese Heimkehr. Der Ocean hieß sein Heulen hören, der Sturm peitschte die Wolken und die Lagunenwogen. Wie Sterne durch den schon heraufgebrochenen Abend schimmerten einzelne Lichter aus den zerstreuten Menschenwohnungen und von den nahe gelegenen Inseln herüber. Der Ruhpfad, den sie gegen den Wind ankämpfend zu gehen hatten, war eng und uneben. Die Laterne eines mitgenommenen Mannes warf ein fahles Streiflicht darauf. Riesenhaft, dämonisch erschienen in ihre langen Schattenmäntel gehüllt die Gegenstände am Wege. Jeger hielt seinen starken Arm um die Herzogin und trug sie mehr, als daß er sie führte, und sprach mit ihr — über die Reise nach Sicilien —

Im Leben kommt alles auf die Stimmung an. Die Natur in ihrer Lieblichkeit, mit ihren gewaltigen Schrecken vermag das Gemüth des Menschen nicht zu bemeistern. Ein entgegengesetzter Affect reicht hin, die erste in Trugerscheine zu verhüllen, die letztern in Nichts aufzulösen.

Jeger und Carlotta schwiegen, die Flucht in französischer Sprache mischend, durch Nacht und Grauen, als gingen sie in vollem Sonnenschein auf der Riva spazieren. Zuweilen that die Herzogin einen Fehltritt und Hohenek zog sie fester an sich. Später wurde sie müder und stützte sich nachdrücklicher auf seinen Arm. Schon waren die Gebäude von San-Nicolo undeutlich sichtbar.

Da erschollen plötzlich Männerstimme. Ein ihnen entgegenkommender einsamer Wanderer rief dem vorangehenden Führer die Laterne aus der Hand und beleuchtete damit die Züge der Dame.

„Bulgarin!“ schrie Carlotta und sank halb bewußtlos an Hohenek's Brust — —

„Ich danke Ihnen dafür, daß Sie die Herzogin bis hierher begleitet haben! Nun übernehme Ich es, sie nach Hause zu führen!“

Bulgarin war blaß wie der Tod —

Jeger hielt die Halbohnmächtige, die sich verrathen, von der Eifersucht ihres Mannes heimlich verfolgt und aufgespürt sah —

„Nur mit Einwilligung der Herzogin!“ sagte er. „Ich glaube nicht, daß diese erfolgt! Also geben Sie uns den Weg frei!“ —

Anatol Bulgarin wollte die Scene, des Aufsehens wegen, nicht weiter forttreiben. Er ging voraus — Endlich versuchte er, Carlotta mit rascher Handbewegung an sich zu ziehen. Ein Moment und ein Faustschlag Hohenek's streckte ihn zu Boden.

Nachdem der Junker sich betäubt von seinem Fall erhoben, versuchte er nicht, dem Paare zu folgen.

In der gegenwärtigen Sachlage gab es nur einen Ausweg für ihn, denjenigen kampfunfähig zu machen, der sich zwischen ihn und ein Weib gedrängt, gegen das er Liebe und Rache zugleich fühlte.

Carlotta fühlte sich von mächtiger Angst befreit, als sie endlich unverfolgt die große Barke erreichten.

Das große Aufregung harrte, bis es sich stillte.

Es gab auch für Bulgarin kein anderes Mittel, in der stürmischen Nacht nach Venedig hinüberzukommen als diesen Militärtrageltieres. Er kam langsam und scheinbar ruhig —

An der äußersten Spitze Venedigs, hinter den Giardini, ist der Landungsplatz des Trageltieres des Lido.

Als sie ausstiegen, ergriff Bulgarin den Arm der Herzogin — Es war zu schaden auf der Barke und am Landungsplatz, um die Scene des Wettkampfes der Männer zu erneuern.

Carlotta folgte ihrem Manne willenlos.

nicht mehr als Aſſeſſor, ſondern als Rath beſuchen, wozu Sie noch heute die Beſtallung erhalten ſollen.

Ref. Fels
(freudig auf Heinrich zu).

Meinen Glückwunſch!

Heinrich
(weicht aus).

Präſident
(betroffen).

Sie weigern ſich, ihn anzunehmen?

Julie
(beſorgt).

Was könnte nun noch ſein?

Präſident.

Worüber grübeln Sie, Jordan? Das Aeußre iſt nun beigelegt, und auch das Innere ſeh' ich, iſt in die alten Fugen der Liebe wieder eingelenkt. Kommen Sie an mein Herz! Warum zögern Sie? —

Heinrich
(einen Schritt vortretend und die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer feſſelnd).

Wenn ich zurückdenke, was, ich kann wohl ſagen, mich in dieſen Wochen beinahe zum Aeußerſten gebracht hätte, ſo iſt dies nicht blos das Gefühl einer Schuld, die

V.

Zwei Tage nach [illegible] zur gewohnten Stunde in den Salon des Hauses Wegner.

Henriette sprang ihm entgegen. Die Baronin erhob sich, ihn zu bewillkommnen.

Es schien ihm, als ob er eine leichte Verwirrung in ihrem Wesen entdeckte, welche er nicht ermangelte, zu seinen Gunsten zu deuten.

„Mein liebes Kind, gehe mit Peppo, um frische Hogazien zu holen", sagte Adelheid.

Sie schickte das Mädchen fort.

Der Freiherr setzte sich in Positur und dachte: Nähern sich schon der Augenblick der Intimität? Wird sie ihren Mann anklagen? Werd' ich ihre Thränen fließen sehen? Werd' ich ihre Hand ergreifen, sie mit Küssen bedecken und von bessern Zeiten, Hoffnungen, von einem — tröstenden Freunde sprechen? Er richtete die kalten, durchdringenden Augen prüfend auf die Züge der Frau, die er in seiner Weise liebte.

Ein leiser Seufzer entwand sich ihrer Brust. Dann hob sie den bisher gesenkten Kopf und sah Iwan mit der ihr eigenthümlichen Klarheit und Ruhe an.

„Lieber Fink!" sagte sie, „ich habe Ihre Zeilen, die mich einluden zu einem gemeinschaftlichen Besuch der Gemäldegalerie, mündlich beantworten wollen — Ich mache mir Vorwürfe, schon zu häufig mit Ihnen öffentlich gesehen worden zu sein — Vergeben Sie mir, wenn ich Ihre Einladung für heute abschlage —"

„In welcher Art habe ich Ihre Worte zu deuten, gnädige Frau?" fragte der unangenehm Ueberraschte.

„Sie sind ein so alter Freund und Bekannter, daß ich ja Ihnen die Wahrheit unverhohlen mittheilen kann!" fuhr Adelheid fort. „Mein Mann und ich leben — — o genug!" unterbrach sie sich voll Schmerz. Dann trat sie ans Fenster, wo die schönsten Blumen prangten, und sagte: „Lieber Freund — auch das — schicken Sie keine Blumen mehr! Ueberhaupt — —"

Ihr zartes Gefühl konnte nicht weiter — Sie ging einige male vom Fenster zum Flügel, von diesem zum Fenster, dann öffnete sie das Instrument und ging in gleichgültigem Tone auf einige Musikalien über, die Fink ihr gleichfalls geschickt hatte — Ihr Rede wurde allmählich unbefangen — Sie sammelte sich —

Fink entgegnete einiges, spielte mit seinem Spazierstöckchen, erhob sich endlich und sagte mit einem dankbaren Blick, der sonstigen sein Leben verwünscht hätte:

„Adelheid! Ich erscheine nicht eher wieder, als bis Sie mich rufen!"

Stumm verbeugte er sich und ging.

Thränen der Freude rollten jetzt aus Adelheid's Augen über die erglühten Wangen. Es war ein Opfer, welches sie ihrer unseligen Stellung gebracht, aber sie brachte es gern. Sie liebte ihren Gatten — —

Die Kleine kam nach Hause und fragte nach ihrem Freunde, Baron Fink. Mit einer Ausflucht beschwichtigte die Mutter das lebhafte Kind und ging dann neugestärkt an ihr tägliches Geschäft des Unterrichtgebens.

Einige Stunden schlichen vorüber — —

„Papa kommt heute lange nicht", bemerkte Henriette.

Die vereinsamte Frau versuchte vergebens durch Beschäftigung die gewöhnliche, ruhige Haltung zu behaupten. Sie mußte die Arbeit aus den zitternden Händen legen. Es war zum ersten male, daß Hohenegk vom Essen wegblieb, ohne seine Frau davon vorher in Kenntniß gesetzt zu haben.

So weit auch die Entfremdung zwischen ihnen gediehen, gewisse Rücksichten hatte Jeder immer bewiesen. Woher nur die neue Verschlechterung ihrer Lage? Die fieberhafte Aufregung des Wartens verwehrte sich von Stunde zu Stunde, das Kind wurde zu Bett gebracht, weil seine Fragen die Mutter quälten. Einsam, verlassen in der fremden Stadt, sah sie so recht ihr Elend.

Spät hörte sie hastige Schritte auf der Treppe. Sie öffnete die Thür und stand ihrem Gatten gegenüber —

„Verzeihung, daß ich dich heute warten ließ" sagte er kalt und höflich, ohne weitere Erklärung. „Finde ich noch etwas —?"

Sie leuchtete selbst nach dem Speisezimmer. „Es ist dir doch kein Unfall begegnet?" fragte sie —

Er antwortete nicht —

Sie nahm vom Büffet die Krystallflasche und stellte ihm den Rest einer kalten Pastete hin —

„Warum dich bemühen! Ein Diener kann es ebenso gut besorgen! Lege dich schlafen!" sagte er — —

„Ich bleibe gern —" erwiderte Adelheid und nahm am Tische Platz —

So einsilbig wie heute hatten sie dennoch niemals sich gegenüber gesessen. Jeder schien in

äußern Gedanken verloren. Sein Weib ging zu Gesellschaften, ihres Tagewerk hatte und kam den Schlüssel nicht zu der neuen Verschlimmerung. Die oft in acht bangen Jahren hatte ein Vorhaben auf ihren Lippen geschwebt und war stets von Stolz und Schüchternheit wieder zurückgeschreckt worden. Seit der Geburt des Kindes war diese Entfremdung allmählich sich steigernd zwischen die Gatten getreten, jetzt bestand eine zu weite Kluft, Adelheid fühlte sich entmuthigt. Sie war, durch ihren Vater in der Gesellschaft stellt, ja nur aus Gnade geheirathet —! Warum schwieg aber auch Jeger stets so hartnäckig? Warum suchte er weder Erklärung noch Annäherung? Immer und immer klagte sich die arme Frau selbst an, daß im Beginn der Störung des häuslichen Friedens etwas in ihrer Haltung gelegen, was einen Mann von Selbstgefühl zum Schweigen zwingen mochte. Sie hatte wol selbst nicht liebreich die Brücke des Verständnisses gebaut? Zu der Trauer um das verlorene Gut mischte sich das Gefühl der Reue, nicht ganz schuldlos an dessen Verlust zu sein —,—!

Jeger hatte sein Mahl beendet. Er erhob sich mit einem kühlen „Gute Nacht!" Jedes ging nach seinem Schlafgemach —

Der nächste Morgen brachte, was Hohenek erwartete, des ehrgeizigen und auf seinen Cavalierruf fast ängstlich bedachten Bulgaris Aufforderung.

Jeger sandte sogleich nach Iwan und übergab diesem die Anordnung des Duells.

Er erfuhr jetzt — der Grieche hatte nicht absichtlich der Herzogin einen Hinterhalt gelegt, er wollte nach Triest, war aber durch ungünstige Winde wieder in den Hafen zurückgetrieben worden, Carlotta's Abwesenheit fiel ihm auf, er schöpfte Verdacht, suchte und fand die Herzogin auf dem Lido. Auf diese Weise war die gegenseitige Stellung der Nebenbuhler unhaltbar geworden. Für Bulgaris war die Fortdauer des Verhältnisses mit Carlotta Nothwendigkeit, ihr Einkommen, auf das er gewöhnlich gleich bei der Auszahlung Beschlag zu legen pflegte, bot ihm die Mittel, seine Neigungen zu befriedigen. Daher ging Anatol kaltblütig an den Kampf, der ihm unvermeidlich dünkte. In Erwartung der Rückkehr seines Abgesandten putzte er seine Pistolen.

Bei dieser Beschäftigung traf ihn Iwan. Der Grieche blickte etwas überrascht bei dem unerwarteten Besuch in die Höhe, ahnenden verständigten sie sich bald, Iwan kam als Jeger's Secundant.

Letzterer eilte ins Freie, um die trübe Stimmung zu bekämpfen, die sich seiner bemächtigte. Während seiner langen, einsamen Wanderung dachte er nicht an Carlotta, sondern an Weib und Kind. Vom stillen Marktplatz herüber kam der Freiherr zuletzt auf die sogenannten Lattere. Die Sonne schien mild und freundlich nach dem stürmischen Tag von gestern; in ihrer Beleuchtung bot die Gruppen mit den bunten Häuserreihen, die zahlreichen Kauffahrteischiffe im breiten Kanal ein liebliches Bild. Wie gewöhnlich war der herrliche Spaziergang beinahe verlassen. Von weitem sah Jeger durch die Bäder eine Dame und ein Mädchen auf sich zukommen. Er erkannte sein Weib, sein Kind — — er bog rasch in eine Seitengasse.

Beim Essen blieb verabredetermaßen heut Iwan zugegen. Nach Tisch entfernten sich die beiden Herren. Eine gewisse Unruhe hielt Frau von Hohenek ab, sich schlafen zu legen. Spät, als mehrmals die müden Augen zuzufallen drohten, kam ihr Mann nach Hause und begab sich sogleich nach seinem Schlafzimmer. Dahin wagte sie ihm nicht zu folgen.

Jeger schrieb noch lange; er ordnete Papiere und bereitete alles für den möglichen Fall seines Todes. In dem Brief, den er an Adelheid richtete, brach er das Schweigen, welches sich seit langen Jahren wie ein Gelübde zwischen die Gatten gedrängt und alle Einigkeit verscheucht hatte. Im Angesicht einer vielleicht ewigen Trennung bekannte Hohenek, daß er seine Hartnäckigkeit bereue. Er nahm großmüthig die volle Schuld auf sich, klagte Adelheid nicht ihres stillen, passiven und eben darum schwerer zu besiegenden Widerstandes an, obgleich er die Verständigung fast unmöglich gemacht hatte. Ehrend gedachte er des Charakters seiner Frau und zuletzt am Schluß der langen Auseinandersetzung fanden sich unwillkührlich Worte der Liebe ein. Nachdem ihm alle irdischen Angelegenheiten geordnet schienen, streckte er sich zu kurzer Ruh auf das Lager.

Als Iwan am frühen Morgen pünktlich eintraf, um seinen Landsmann abzuholen, fand er diesen bereits angekleidet.

„Gehe voraus nach der Gondel, ich folge dir sogleich!" versetzte Jeger.

Hierauf trat er leise in das Schlafgemach seiner Frau, nicht ohne Bewegung überschritt er die Schwelle, die er so lange nicht mehr betreten, leicht berührte er Adelheid's Stirn mit den Lippen. Wäre sie jetzt erwacht, ohne Worte, ohne Erklärung hätte die Versöhnung Platz gefunden; aber sie

schlug die Augen nicht auf. Die vielleicht noch einzige Gelegenheit ging ungenutzt vorüber —

Jegor schlich zum Bett seines Kindes. Hier barg er einen Moment den Kopf in die Kissen, dann richtete er sich empor und verließ lautlos, wie er gekommen, das Gemach.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Russische Leibeigene.

Von A. Romm.

Während des letzten strengen Winters fesselte meine schwankende Gesundheit mich mehr denn je ans Haus. Um so lieber war mir ein Kreis von Freunden, der am häuslichen Herd der Unterhaltung pflegte.

Unter ihnen befand sich auch ein Kaufmann, ein schon bejahrter Mann, der erst vor kurzem aus Rußland, wo er mehr denn funfzig Jahre angestellt gewesen war sich ein Vermögen erworben hatte, von dessen Zinsen er sorgenlos leben konnte, wieder in seine Heimat zurückgekehrt war.

Der Mann hatte viel gesehen, viel erfahren, das russische Reich fast nach allen Richtungen hin durchreist; besonders unterhielten mich seine Schilderungen über die Messe von Nishnij-Nowgorod. Ein lebensvolles Bild, das er aufrollte!

Die Oka trennt Nishnij-Nowgorod vom Platze, wo die Messe gehalten wird. Man muß über eine 1200 Schritt lange Brücke, die zur Hälfte auf Schiffen, zur Hälfte auf Pfählen erbaut ist. Das Erste, was man im Gewühl der Halbinsel erblickt, sind ungeheure Baracken, die von Speisewirthen bewohnt werden. Gleich beim Eintritt in die Stuben, deren Fußboden das nackte Erdreich ist und deren Dächer aus Baumrinde bestehen, sieht man kolossale Oefen voll Glut, in welchen Tag und Nacht allerlei Fleischgerichte bereitet und Kuchen gebacken werden. Mit großem Geschrei werden die Vorübergehenden zum Essen geladen. Schilder mit der Inschrift: „Zarewnakaya wuistawka" verkünden das Privilegium, berauschende Getränke zu verkaufen und Menschen, die ihren Gang im Zickzack beschreiben, beurkunden genug, daß sie sich in den Inhalt dieses Privilegiums eifrig vertieft haben. Die polizeiliche Aufsicht ist Kosacken übertragen; da geht es strenge her, aber nicht immer gerecht. Den Speisehäusern gegenüber sind die Schubkarrenbuden; man arbeitet hier über Hals und Kopf, um die Verwüstungen, welche eine lange Reise, häufig bei schlechten Wegen, in dem Aeußern der Fremden angerichtet hat, so viel wie möglich wieder gut zu machen. Daneben eine Bude gebacken. Auf der entgegengesetzten Seite der Halbinsel sind die Zelte der Seiltänzer und Taschenspieler, die immer gute Geschäfte machen. Auch sind dort dreißig Kegelbahnen dicht nebeneinander, wo man beständig treffliche Spieler findet, die den Ungeübteren sehr geschickt das Geld abnehmen. Weiterhin sind die Schlachthäuser, vor denen das noch rauchende Fleisch zum Verkauf ausgeboten wird. Das größte Gewühl trifft man am linken Ufer der Oka. Hier ist alles beschäftigt, wäre es auch nur scheinbar, alles in beständiger Bewegung. Herumwandernde Kaufleute geben den Vorübergehenden zu thun. Sie sind von Kopf zu Fuß mit ihren Artikeln behängt, die sie zu allem Ueberfluß noch mit lautem Geschrei anpreisen. Ganz besonders zeichnen sich die Kleiderhändler und -Händlerinnen durch Zudringlichkeit und Betrügerei aus. Man kann nicht die geringste Kleinigkeit kaufen, ohne von einem Haufen müßiger Gaffer umringt zu werden, unter welchen mitunter geschickte Taschendiebe ihr Handwerk treiben. Und die Trachten, die unaufhörlich vor den Blicken vorüberschweben! Dort ein Armenier, den man an der Regelmäßigkeit seiner Züge, an seinem starken Schnurrbart, an seinem raschen Gange erkennt. Nach ihm schreitet langsam und gravitätisch ein reicher Perser einher, der mit Kaschmirshawls, mit Perlen und echten Steinen handelt. Er dingt um den Preis eines Kuchens mit demselben Ernste, mit derselben Gravität, als wenn es sich um eine Million handelte. Da ein Tatar, dessen weißer Hut ihm einige Aehnlichkeit mit einer der ältesten Personen des italienischen Theaters gibt. Er geht mit weit auseinander gespreizten Armen, auf denen er mancherlei Kleinigkeiten zum Verkauf trägt. Aber er gibt sich nicht die Mühe, seine Waare anzubieten — wer von ihm kaufen will, muß ihn selbst darum ansprechen. Ein paar russische Handelsleute rufen ihm spottend nach: „Knias! (Fürst!) Nur ein Narr kann mehr fordern als du!" Er kehrt sich daran nicht und setzt mit gemessenen Schritten seinen Weg fort. Diese Tataren sind auch die gewöhnlichen Lastträger auf der Messe. Sie sind arbeitsam und nüchtern, aber auch ebenso verschlossen und unfreundlich. Die meisten tragen blaue Fuhrmannskittel und Turbane oder große Hüte; andere nur kleine Mützen. Ihre Weiber finden sich in weißen Schleiermützen ungemein schön und gewinnen dadurch ein lächer-

lichen Zeichen. Von nach Zigeuner, die in Rußland Zigeuner genannt werden, in ihrer Lebensweise aber so gewaltig den übrigen Zigeunern gleichen. Sie vermeiden überall, wo man sie vollkommen frei und unabhängig läßt; aber sie verschwinden sogleich, wenn man sie nur irgend zu beschränken sucht. Doch gebärden sie den Gesetzen des Landes und geben selten oder nie Veranlassung zu Klagen. In Rußland, wo religiöse und bürgerliche Duldung vorherrscht, sind sie deshalb auch am zahlreichsten. Sie haben, wie die Zigeuner in Ungarn und Böhmen und wie die Gitanos in Spanien, schattgeschnittene Züge, lebhafte Augen und schwarzes dickes Haar. Sie taufen zwar ihre Kinder, besuchen die Kirchen und rufen wie die Russen die Heiligen an, aber sie haben doch noch einen Nebencultus, der durchaus abgöttisch zu sein scheint, soweit man ihn bis bisher erforschen können. Im Sommer ziehen sie von Ort zu Ort und verweilen oben den Landstraßen oder in Schluchten, oft wochenlang; im Winter nisten sie sich bei den Bauern ein, die sie aus Furcht und Aberglauben beherbergen.

Hier nun — fuhr der Kaufmann fort — wollte ich eigentlich von einem Gutsbesitzer erzählen, dessen Bekanntschaft ich vor Jahren auf dieser Messe machte und mit dem ich gemeinsam die Rückfahrt antrat. Iwan J. war ein ungemein unterhaltender Mann. Er wußte viel, war viel gereist und sprach geläufig deutsch und französisch, obgleich er wol 200 Stunden von Moskau entfernt wohnte. Ich hielt mich fast einen Tag bei ihm auf und sprach später, wenn ich zur Messe reise, immer bei ihm vor. Dieser Mann durch und durch ein Spieler. Wenn die ersten Begrüßungsscenen vorüber, rief er im nächsten Augenblick schon nach Karten und machte erst unfreiwillig eine Pause, wenn seine Gattin mit den drei Kindern zum Thee sich einstellte. Das Spiel war freilich nicht hoch und konnte nur als Gesellschaftsspiel gelten, aber ich bemerkte doch, wie seine Augen flammten, wenn die Launen hatte Fortuna ihm gute Karten gegeben. Als ich das letzte mal bei Iwan einsprach, fand ich ihn gänzlich umgewandelt, doch hatte ich eben nicht viel Zeit zu fragen, die ich an ihn richten wollte, da saß mit mir zugleich ein Dutzend Edelleute aus der Nachbarschaft zusammen und war, wie ich bald erfuhr, nicht zum ersten mal.

Wir waren nicht weniger als 20 Personen am Tisch, und was an Bier, Wein und Branntwein consumirt wurde, hätte für mehrere Familien auf einen ganzen Monat hingereicht. Man trank, um sich Appetit zu erregen, man trank, um das Essen zu erleichtern, man trank der besseren Verdauung wegen — endlich trank man des bloßen Trinkens wegen. Eine Bemerkung, die ich machte, überraschte mich: Alle Edelleute hielten sich gut und erhielten wenigstens ihre Vernunft nicht ganz in diesem Ocean von Spirituosen.

Gleich nach dem Essen, wo ich glaubte, daß ein jeder sich dem Vergnügen eines Spaziergangs überlassen würde, schlug einer der Gäste ein Kartenspiel (Karo) vor. Ohne Verzug ward der Vorschlag angenommen; man legte die Tische zurecht und der Punsch kam. Mein Wirth behielt mich sogleich für die Nacht da, indem er es jedoch mir freistellte, mich in ein großes Zimmer zurückzuziehen, wo Kopfkissen und Decken auf russisch statt der Betten bereit lagen.

Ich überwand die Müdigkeit und nahm meine ganze Kraft zusammen, um das Vergnügen des Beobachters nicht zu verlieren. Während die Diener die Spieltische in Ordnung brachten, merkte ich schon, daß ein großer Kampf bevorstand; ich stellte mich deshalb meinem Wirthe so nahe wie möglich.

Ich weiß nicht, wie es jetzt ist, aber zu jener Zeit war der russische Adel noch mit Wuth und Leidenschaft dem Spiel ergeben. Gegen Mitternacht hatte Iwan, den das Unglück verfolgte, schon alles, was er an baarem Gelde hatte, verloren. Man hatte ausgemacht, nicht auf Ehrenwort zu spielen. Um 2 Uhr hatte er die Diamanten seiner Frau, die, wie man denken kann, sich zurückgezogen hatte, verspielt. Um 3 Uhr, nachdem seine kühnen Wettungen fast waren und das Glück sich fortwährend gegen ihn erklärte, hatte der unglückliche Mann die enorme Summe von 195 Bauern verloren. In Rußland setzt man jetzt beim Spiel 10, 15 bis 25 Bauern auf eine Karte, wie wir Thaler darauf setzen. Sonst sah man bei Spielern häufig und Iwan war ein hitziger Spieler. Noch jetzt, nach zwanzig Jahren, sehe ich den Schweiß auf seiner blassen Stirn und seine zitternde Hand auf der Karte, die ihm sein Vermögen nach und nach nahm.

Beim Anbruch des Tages hatte Iwan alles verspielt, was er auf dieser Welt besaß. Doch nein! Durch eine bizarre Spieleridee hatte er sich noch ein menschliches Geschöpf, sein Eigenthum, zurückbehalten. Das war ein junges

Mädchen von ungefähr 17 Jahren, die der Gutsbesitzerin als Kammermädchen diente. Iwan liebte sie ohne Zweifel sehr, aber sie war ihm nahe verwandt — denn in vielen Art ist in Rußland nichts unmöglich. Das Mädchen war Braut eines Kutschers, Leibeigener wie sie, ein schöner Mann und die Hochzeit sollte in nächster Woche sein.

Am hellen Tage hatte man auf zu spielen, wenn auch nicht zu trinken. Mein Wirth, ganz ermattet und mit dem Gefühl seines völligen Ruins, verlangte nach frischer Luft. Die Gesellschaft ging in den Garten. Dort war das Kammermädchen, sie hatte die Idee gehabt, ein Bouquet für ihre Herrin zu binden.

Einer der Gäste, welcher sie nach seinem Geschmack fand, schlug lachend vor, auch um sie zu spielen.

Mein Wirth zitterte, fuhr mit der Hand über die Stirn und sagte: „Ja!"

Der Unglückliche hoffte ohne Zweifel, sich durch einen solchen letzten Wurf von seinem Verluste zu erholen. Unglückliche Idee eines Spielers!

Man ging ins Haus zurück. Es wurde von neuem Punsch serviert —

Das liebliche Mädchen war verloren!

Mein Wirth stürzte mit Mitleid ein, ohne Athem zu holen, goß es einige Gläser Punsch hinunter und folgte seinen Gästen wieder in den Garten.

Das Mädchen war noch dort und sprach mit einer Art von Intendanten des Gutsbesitzers, dessen Geschäfte darin bestanden, seines Herren Pferde zu kaufen und seine Bauern zu prügeln.

„Agrafina" — sagte Iwan mit einem erzwungenen Lächeln zu dem armen Mädchen —, „du gehörst von jetzt diesem Herrn da!" Er zeigte auf einen Fleischklotz.

„Ich — verstehe — nicht" — erwiderte sie mit sanfter Stimme.

„Ja, ja, mein Kind, du gehörst mir!" rief ihr jetziger Herr mit widrigem Lachen. „Du gehörst mir und ich nehme dich mit nach meinem Gute!"

„Ihr? Mich? Und — mein — Bräutigam?"

„Der gehört Alexiowitsch, der ihn ebenfalls rechtmäßig gewonnen hat."

Agrafina verstand nun ohne Zweifel, was vorgegangen war.

„Ich Unglückliche!" sagte sie und sank zusammen.

Iwan machte Anstrengungen, sich aufrecht zu erhalten. Er fiel. Sein Turm stürzte — —

„Spritze ihr Wasser ins Gesicht!" befahl er und ging.

Agrafina kam wieder zu sich.

Jetzt folgte der Intendant seinem Herrn und führte ihm einige Worte zu. Dieser sagte. Nach einem minutenlangen Nachdenken sagte er: „Ich erfahre soeben, daß Agrafina in einigen Monaten Mutter werden wird. Das Kind" — fügte er hinzu — „kann nicht in den Handel von eben einbegriffen sein."

„Das ist richtig!" riefen die Spieler von allen Seiten.

„Das Kind muß ebenfalls ausgespielt werden!" sagte der jetzige Besitzer, einen Silberrubel aus der Tasche ziehend. „Das Kind gegen hundert Rubel! Der Kopf gewinnt!"

Er warf das Geldstück in die Luft — und gewann.

Der Verlierende ließ sich seine Pfeife bringen und rauchte — — Unter diesem Gleichmuth lag der tiefste Seelenjammer —

Einige Stunden später fand man den Kutscher todt im Stalle bei seinen Pferden. Man hatte vergeblich versucht, ihm die Gelenke des Kopfes begreiflich zu machen; er hatte sich mit einem rothen wollenen Gürtel, wie ihn die russischen Bäuerinnen tragen, erhängt.

Der Schmerz tödtete auch Agrafina und ihr Kind — Dasselbe Grab deckte sie drei.

Erinnerung an Leopold von Buch.

Von Dr. Schmidt-Weißenfels.

Alexander von Humboldt's großer Rival, Leopold von Buch, der berühmte Geognost, ist vor einigen Jahren, auch achtzigjährig, gestorben. Sein Name wird wie seine schöpferische Thätigkeit lange sein Zeitalter überdauern, denn auch er hat die Geheimnisse der Erde enträthselt und den Schoß derselben aufgewühlt, um ihre physische Beschaffenheit zu erforschen.

Leopold von Buch war ein Mann von sonderbaren Eigenthümlichkeiten. Lockte ihn der „Drang des Wissens", so machte er ohne Umstände, wie Semme, seine „Spaziergänge" durch die Welt: bald wanderte er nach Italien, bald nach den Canarischen Inseln, bald durch Deutschland, Frankreich und Rußland, dann wieder bis nach dem Nordcap hinauf. Ein Regenschirm, ein Barometer und ein Bergmannshammer, nicht viel mehr,

mit seiner ganzen Persönlichkeit; während dessen hatte er so viel Beobachtung in seinem Kopfe, daß ein zweifacher Gelehrter, ein abgeschlossener Kopf, die gänzliche Vernichtung aller Excellenzen auf seinem Körper seine philosophische Ruhe in nichts zu stören vermochte. Kein Wunder, daß ihn sein reducirtes Honorar häufig in die unangenehmsten Verlegenheiten brachte. Die Obrigkeit taxirt den Menschen nach seinem Aussehen und in ihren Augen macht das Kleid den Mann. Ertappte ein Gensdarm zufällig Herrn von Buch, wie er, mit zerrissenen Stiefeln und dürftig, jede dürftig im Rock, den Hammer gegen das Gestein an der Landstraße schlug, so glaubte er wol irgendeinen schlauen Fang zu machen und transportirte den großen Gelehrten als Gefangenen bis in die nächste Stadt, unbekümmert um dessen Betheuerungen, er sei der Herr von Buch, Kammerherr Sr. Majestät des Königs von Preußen! Es kostete zuweilen Mühe, ihn recognoscirten zu lassen und den Händen der eifrigen Polizei zu entreißen. Leopold von Buch war voller Sonderlichkeiten. Einmal sah er vor einem Wirthshause in der Schweiz ein Paar Strümpfe.

Nach alledem sollte man der Meinung sein, Buch wäre auch in seinen Entdeckungen ein zerstreuter Genius gewesen und hätte sich wenig um den Glitter und flitternden Wunder der Welt gekümmert. Aber dem war keineswegs so, wie sich denn zuweilen gerade im sogenannten ironischen Wesen — die persönliche Eitelkeit demaskirt.

Leopold von Buch gab auf seinen Titel als Kammerherr und die Inhaberschaft des Rothen Adlerordens zweiter Klasse sah mehr als auf seine große Gelehrsamkeit, wiewol er als Gelehrter sein Naturell nie verleugnet hat. Alexander von Humboldt hatte auf einer seiner geologischen Karten natürlich auch die Forschungen Buch's mit verzeichnet. Kaum bemerkte dies der andere Kammerherr, als er zornig zu seinem edlen Freunde eilte, ihn des Plagiats beschuldigte und drohte, sich öffentlich darüber zu beschweren. Vergebens wies Humboldt darauf hin, daß er auf seiner Karte ja die von Buch gemachten Forschungen als solche ausdrücklich bezeichnet habe; der Kleine wollte sich nicht beruhigen, fand diese Quellenangabe zu klein gedruckt und konnte nur nach vieler Mühe von seinem Verlag abgebracht werden, die Sache öffentlich anzuregen.

Großheit gehörte, ebenso wie die Ueberzeugung von seiner Unsterblichkeit, zu den Charakterzügen seines großen Meisters. Im Jahre 1822 trat in Wien die erste Naturforscherversammlung zusammen und auch Leopold von Buch besuchte sie. Bei der Abreise von Wien hatte er gegen Dr. Burdach, der ebenfalls die Versammlung besucht, den Wunsch ausgesprochen, mit in dem von ihm gemietheten Reisewagen zu fahren. Burdach mochte nicht gut ablehnen, fragte jedoch vorher nach seinem Freund, dem jüngern Oken, Obermedicinalrath von Kieser, Goethe's und Schiller's Freund und einem der berühmtesten Aerzte und Naturforscher, ob ihn, der den Wagen mitgemiethet, die Gesellschaft Buch's nicht genire? „O nein", erwiderte dieser, und sich erstaunend, wie unfreundlich der Gelehrte bei der gegenseitigen Vorstellung gegen ihn gemeint, sagte er hinzu: „Buch ist freilich ein Bär!" So nahm Leopold von Buch denn mit in den Wagen, den Burdach und Kieser gemiethet hatten. Anfangs schwiegsam, begann Buch bald ein monotones Brummen. Die beiden Freunde rochten hier einer Grille des Gelehrten zu und ließen sich eine Weile dies unangenehme Concert gefallen. Als jedoch Herr von Buch in seinem Brummen continuirte fortfuhr, fragte ihn endlich Dr. Burdach belehrt, was ihm fehle? „Nun", entgegnete Buch gereizt, „so wie ich gehört habe, grimmt hat, ich bin ein Bär, so kann doch mein Brummen nicht auffallen."

Noch drolliger war's, wie man ihn einmal im Zimmer eines Hausherrn ganz allein die furchtbarsten Schimpfreden ausstoßen hörte und bei der Nachfrage erfuhr, er hätte auf einem Stuhl vor sich den Grafen von Münster sitzend gewähnt und seinen Zorn gegen denselben entladen wollen.

So einfach und proletarierartig Buch auf der Reise sich zeigte, so comfortable und elegant war seine Wohnung in Berlin eingerichtet. Sie befand sich hinter dem Gasthause und schon im Vorzimmer gewahrte den Eintretenden Geologe und Kammerherr. Alles war elegant eingerichtet: Schränke voller Mineralien hingen an den Wänden. Das Arbeitszimmer selbst war sehr luxuriös in seiner Einrichtung und man sah in allem, daß Herr von Buch sogar ein ausübender Mann war wie andere. Er war auch reich. Er machte die großen Reisen und wissenschaftlichen Forschungen mit Hammer, Barometer und Regenschirm bis nach den Canarischen Inseln und zum Nordcap auf seine Kosten. Er ließ seine Werke mit kostbaren Karten auf eigene Rechnung drucken. Da sie selten in den Buchhandel kamen, so war-

ben. Er war von ihm an die Bibliotheken, Gelehrten, Freunde und Gönner als Geschenk versendet.

Karl Nobad, heute einer der gefeiertsten Naturaliensammler, hatte als junger Mann seine eigenen geologischen Studien Thüringens in einer Karte niedergelegt und dieselbe, die erste specielle von diesem Gebirgsland, bei einer Gelegenheit Alexander von Humboldt in Weimar gezeigt. Humboldt sprach sich schmeichelhaft gegen den jungen Mann darüber aus und rieth ihm, die Karte auch Herrn von Buch zu zeigen. Mit einer Empfehlung des berühmten Naturforschers versehen, kam Nobad zu letzterm.

Buch empfing ihn kurz, vornehm und schroff. „Was wünschen Sie?"

Nobad übergab etwas verwirrt seine geologische Karte und bat den großen Gegnaten, ihm zu sagen, wie ihm dieselbe gefalle?

Der Gelehrte prüfte sie ein paar Minuten lang, ohne einen Ton von sich zu geben, dann entgegnete er schneidend:

„Gar nicht!"

Betroffen nahm der junge Gelehrte dies herbe Urtheil von der Autorität hin und glaubte nun mit einer andern Sache eine bessere Aufnahme zu finden. Er hatte Herrn von Buch einige schöne thüringische Mineralien, unter andern auch mehre avicula contata mitgebracht und übergab ihm dieselben.

Buch sah den jungen Mann ironisch an und sagte absprechend:

„Avicula contata? Kenne ich gar nicht."

Abermals war Nobad betroffen durch diese Entgegnung. Doch da er seiner Sache sicher war, so ließ er sich nun nicht mehr durch die Worte Buch's abschrecken, sondern versicherte, daß die avicula contata existirten und die von ihm übergebenen dergleichen seien — —

Leopold von Buch fühlte sich durch diese Versicherung fast verletzt. „Ich werde Sie ad absurdum führen, junger Mann", sagte er und holte ein mineralogisches Werk.

In seinem Erstaunen fand er darin die avicula contata aufgeführt, die er nicht gekannt hatte.

Der junge Mann war gerächt und Herr von Buch schlug nun gegen ihn einen freundlichen, herzlichen Ton an, den er bei guter Laune zu treffen wußte. Ueberhaupt schlug das beste Herz in der Brust dieses Sonderlings. Er wußte für edle Zwecke in seiner Weise wohlthätig zu sein. Wissenschaftliche Unternehmungen und Reisen unterstützte er mit bedeutenden Summen. Manchen der jungen Naturforscher verdankt ihm die Genugthuung der ersten Karte. Unter andern auch Otto Schomburgk, der Bruder des bekannten Robert Schomburgk. Otto hatte anfangs Theologie studirt, war zu dem Studium der Naturwissenschaften übergegangen, aber wegen Theilnahme an burschenschaftlichen Verbindungen auf die Festung Magdeburg gekommen. Erst die Amnestie bei Friedrich Wilhelm's IV. Thronbesteigung befreite ihn. Er bearbeitete nun die Werke seines Bruders Robert, der durch sich selbst und nach abenteuerlichen Reisen einer der bedeutendsten Geographen und Naturforscher geworden war und namentlich durch Erforschung von Britisch-Guiana alle Zweige der Naturkunde bereichert, durch die Entdeckung der Victoria regia den englischen Ritterstand erworben hatte. Im Jahre 1841 gab Otto Schomburgk mit Bronley die Zeitschrift „Fortschritte der Geographie und Naturwissenschaft" heraus, bis er nach der Betheiligung an der Revolution von 1848 nach Australien auswanderte. Leopold von Buch gab ihm aus seiner Tasche 200 Thaler Reisegeld.

Eine kleine Anmerkung zu einer Stelle bei Shakspeare.

Prinz Heinrich. Ei, wie kannst du die Ehre so heftig mit Füßen treten, wenn du sie hast, und wenn du sie nicht hast, kannst du sie nicht auch mit Füßen treten? Komm, ich will deine Gründe an! Was erfüllt sie dir?

Falstaff. Gar! Ein Gedanke! Wer sie hat, der hat sie nicht mit Gewalt abzubringen! Mit Gewalt drängt sie sich nicht! Ehren drängen sich gerade wie Brombeeren, sie fallen mir auch keiner mit Gewalt einen Grund abreißen, gar! Nein!

So lautet die Stelle („König Heinrich IV.", III. 1, Aufzug 2, Scene 4) in Schlegel's meisterhafter Uebersetzung, aus der ich jetzt einen kleinen Anstoß zu beseitigen wünsche. Aufmerksame Leser werden diesen Anstoß auch ohne Vergleich mit der Urschrift in Falstaff's commentirtem Ueberspringen von Gedanken auf — Brombeeren finden. Im Englischen aber ist dieser Uebergang ganz in Falstaff'scher Weise durch ein Wortspiel vermittelt. Die Stelle lautet hier:

Prince. Thou art so fat-witted, with drinking of old sack, and unbuttoning thee after supper, and sleeping upon benches after noon, that thou hast forgotten to demand that truly which thou wouldst truly know. What a devil hast thou to do with the time of the day? unless hours were cups of sack, and minutes capons, and clocks the tongues of bawds, and dials the signs of leaping-houses, and the blessed sun himself a fair hot wench in flame-colored taffata, I see no reason why thou should be so superfluous to demand the time of the day.

Falstaff. Indeed you come near me now, Hal, for we that take purses go by the moon and the seven stars, and not by Phoebus, he, that wandering knight so fair. And I prithee, sweet wag, when thou art king, as, God save thy grace — majesty, I should say, for grace thou will have none —

Prince. What, none?

Falstaff. No, not so much as will serve to be prologue to an egg and butter.

Prince. Well, how then? come, roundly, roundly.

Falstaff. Marry, then, sweet wag, when thou art king, let not us that are squires of the night's body be called thieves of the day's beauty: let us be Diana's foresters, gentlemen of the shade, minions of the moon; and let men say we be men of good government, being governed as the sea is, by our noble and chaste mistress the moon, under whose countenance we steal.

Prince. Thou say'st well, and it holds well too; for the fortune of us that are the moon's men doth ebb and flow like the sea, being governed as the sea is, by the moon. As for proof now: A purse of gold most resolutely snatched on Monday night, and most dissolutely spent on Tuesday morning; got with swearing „lay by!" and spent with crying „bring in!" now in as low an ebb as the foot of the ladder, and by and by in as high a flow as the ridge of the gallows.

Falstaff. By the lord, thou say'st true, lad. And is not my hostess of the tavern a most sweet wench?

Prince. As is the honey, my old lad of the castle. And is not a buff jerkin a most sweet robe of durance?

Falstaff. How now, how now, mad wag? what in thy quips and thy quiddities? what a plague have I to do with a buff jerkin?

Prince. Why, what a pox have I to do with my hostess of the tavern?

Falstaff. Well, thou hast called her to a reckoning many a time and oft.

Prince. Did I ever call for thee to pay thy part?

Falstaff. No, I'll give thee thy due, thou hast paid all there.

Prince. Yea, and elsewhere, so far as my coin would stretch; and where it would not, I have used my credit.

Falstaff. Yea, and so used it that were it here apparent that thou art heir apparent — But, I prithee, sweet wag, shall there be gallows standing in England when thou art king? and resolution thus fobbed as it is with the rusty curb of old father antic the law? Do not thou, when thou art king, hang a thief.

Prince. No, thou shalt.

Falstaff. Shall I? O rare! By the lord, I'll be a brave judge.

Prince. Thou judgest false already: I mean, thou shalt have the hanging of the thieves, and so become a rare hangman.

Falstaff. Well, Hal, well: and in some sort it jumps with my humour as well as waiting in the court, I can tell you.

Prince. For obtaining of suits?

Falstaff. Yea, for obtaining of suits, whereof the hangman hath no lean wardrobe. 'Sblood, I am as melancholy as a gib cat or a lugged bear.

Prince. Or an old lion, or a lover's lute.

Falstaff. Yea, or the drone of a Lincolnshire bagpipe.

Prince. What say'st thou to a hare, or the melancholy of Moor-ditch?

Falstaff. Thou hast the most unsavory similes, and art indeed the most comparative, rascalliest, sweet young prince. But, Hal, I prithee, trouble me no more with vanity. I would to God thou and I knew where a commodity of good names were to be bought. An old lord of the council rated me the other day in the street about you, sir, but I marked him not; and yet he talked very wisely, but I regarded him not; and yet he talked wisely, and in the street too.

Prince. Thou didst well; for wisdom cries out in the streets, and no man regards it.

Falstaff. O thou hast damnable iteration, and art indeed able to corrupt a saint. Thou hast done much harm upon me, Hal, God forgive thee for it. Before I knew thee, Hal, I knew nothing, and now am I, if a man should speak truly, little better than one of the wicked. I must give over this life, and I will give it over: by the lord, an I do not, I am a villain. I'll be damned for never a king's son in Christendom.

Prince. Where shall we take a purse to-morrow, Jack?

Falstaff. Zounds, where thou wilt, lad, I'll make one; an I do not, call me villain and baffle me.

Prince. I see a good amendment of life in thee, from praying to purse-taking.

Falstaff. Why, Hal, 'tis my vocation, Hal; 'tis no sin for a man to labour in his vocation. Poins! Now shall we know if Gads-hill have set a watch. O, if men were to be saved by merit, what hole in hell were hot enough for him? This is the most omnipotent villain that ever cried „Stand!" to a true man.

Prince. Good morrow, Ned.

Poins. Good morrow, sweet Hal. What says Monsieur Remorse? What says Sir John Sack-and-Sugar? Jack! how agrees the devil and thee about thy soul, that thou soldest him on Good-Friday last for a cup of Madeira and a cold capon's leg?

Prince. Sir John stands to his word, the devil shall have his bargain; for he was never yet a breaker of proverbs: he will give the devil his due.

Poins. Then art thou damned for keeping thy word with the devil.

Prince. Else he had been damned for cozening the devil.

Poins. But, my lads, my lads, to-morrow morning, by four o'clock early at Gads-hill, there are pilgrims going to Canterbury with rich offerings, and traders riding to London with fat purses: I have vizards for you all; you have horses for yourselves: Gads-hill lies to-night in Rochester: I have bespoke supper to-morrow night in Eastcheap: we may do it as secure as sleep. If you will go, I will stuff your purses full of crowns; if you will not, tarry at home and be hanged.

Falstaff. Hear me, Ned: wilt thou stand in it?

Poins. Yea, my rascal, at any hand I will.

Falstaff. Well, then, once in my days I'll be a madcap.

Prince. Why, that's well said.

Falstaff. Well, I will go.

Prince

Zeit [illegible] vgl. Walter's „Frauenzimmer-Lexicon" [illegible], wie [illegible] (Weinberger), [illegible] alle Bordell wortgetreu sagt:

Wenn Gnade (welches Wort aber zugleich „Wohlgefallen" bedeuten) so gemein wäre wie Barmherzigkeit, so würde es doch gegenwärtig niemand einen Gruß (oder Liebkosung) geben.

Das Vorstehende wird den Versuch rechtfertigen, die traurige Stelle in der deutschen Uebersetzung einmal ordnen zu wollen, und vielleicht eines ist:

Prinz Heinrich. Nun, was für gute Gründe liegen da dafür vor?

Poins. Gute Gründe, Hans! Was für gute Gründe liegen da dafür vor?

Falstaff. — — Mit Gewalt zugehen, was für Gründe könnte wir vorbringen? Was denn irgendein Gründe in gewalt haben und Gebrauch, so sollte mir doch kaum mit Gewalt einen abnehmen."

Daniel Sanders.

Anregungen.

Die Wahl zur Ehe.

Von Heinrich Dernburg sind „Beiträge zur Würdigung und zum Verständnis Schiller's" (Stuttgart, Cotta, 1861) erschienen. Ein erster Band, der bisher erst vorliegt, enthält außer einem [illegible] Vorwort Abhandlungen über die „ästhetischen Briefe", den „Spaziergang", die „Glocke" und den „Demetrius".

Leichen es kaum noch möglich ist, über diese Themata wirklich Neues vorzubringen, so können wir doch dem Verfasser das Verdienst nachrühmen, daß er dem großen Genius unserer Dichters einen [illegible] neuen Gesichtspunkt abgewinnt, gegenüberhält, so daß man gerne dem Reize des Gebotenen sich ganzen Ring ansprechender Betrachtungen weiß. In diesem Sinne möchten wir vor allem den ersten und den letzten Aufsatz unserer Zustimmung aussprechen.

Interessant ist es, ein Gedicht wie die „Glocke" zum Gegenstand eines so eingehenden Interesses zu wählen. Wenn der gute Gelehrte den Verfasser [illegible] auch davor bewahrt, das „Wirken des Dichters", wie es einer seiner Vorgänger getan hat, zum Ausgangspunkt einer Abhandlung über die Familie der Laute zu machen, so scheint es uns doch noch einer anderen Seite der Vorwürfe des Interessanten nicht [illegible] zu sein. Wir wollen die Lust [illegible] lassen, da die neue Auflegung in der Tat mit einem Kommando von Schriften versehen [illegible] ist und ein Dichter auch in seinen Werkstätten noch belehrend wirkt.

Es handelt sich um die bekannte Stelle

[illegible]
Drum prüfe wer sich ewig bindet,
Ob sein Herze mit dem Munde
Sich [illegible] zu gutem Bunde,
Daß nicht in des Lebens wilde Fluten,
Ein Scheusal sich mit Schönen gesellen.
Es gilt es einem ganzen Leben
Drum prüfe wer sich ewig bindet.

Hier hat unser schlichter Verstand Schiller hier in solchem Sinne aufgefaßt, daß der Mann das Strenge und Starke, das Weib das Zarte und Milde vertreten. Diese Auffassung unterliegt hier einer Berichtigung.

Nachdem zunächst durch technische Nachweise dargetan ist, daß beim Glockenguß das Erstarren nicht etwa mit dem Kupfer gleichbedeutend zu erachten ist und das Weiche nicht mit dem Zinn, nachdem nachmals „die Vereinigung des Spröden und des Weichen auf die Erscheinung des gebrochenen Glückes" und demgemäß „als die rechte Mitte zwischen Spröde[illegible] und Weichheit" gedeutet wird, fährt der Verfasser fort: „Es verhält nun die Strenge, ob sie übertragene Bedeutung der rechten Wirkung, die unmittelbar auf das Gemüt, die in der Ehe beginnen ist, oder auf die besonders gestalten Verhältnissen des Weibes und des Mannes beziehen soll, ob alle (hier folgt die übliche Auffassung) sonst ob das Strenge und Harte eigentlich und das Starke und Milde andererseits als nachsuchende Mächte gegen das persönlichen Charaktere, die eine für das Weib, die andere für den Mann, ausgesprochen sind."

Da der Verfasser hier im weiteren Verfolg auf die Glockenmetalle einerseits, andererseits aber auf das Wesen der Ehe an sich in eingehendster Weise zurückgreift, so können wir ihn nicht wörtlich wiedergeben. Es genüge, daß er die Eigenschaften von „Spröde und weich" sowie von „Strenge und zart" für [illegible] weiblichen erklärt und demnach für den Mann nur noch „das Starke und Milde" erübrigt. „Der rechte Gesichtspunkt", fährt er fort, „liegt da demnach etwa in folgender Weise auseinanderzulegen: Statt das Gemüth — sagt, wenn ihr das Band der Liebe durch die Ehe befestigen wollt, die zart [illegible] schamhafte Jungfrau! Die weibliche Weichheit genügt nicht, um Festigkeit zu wirken, die Spröde [illegible] ist ein Gegensatz der echten Jungfräulichkeit und Weiblichkeit, wie der harmonische Charakter überhaupt eine angemessene Mischung verlangt. Aber die Zärtlichkeit des Hulds der Strenge, so verbirgt der männliche Stärke, um nicht endgültig, ein weiteres das Element. Darum ist die gegensätzliche Deutung u. s. w. verkehrt."

Wir [illegible] Führung von [illegible] Forscher [illegible] des Verfassers — wir glauben doch, daß Schiller hier von ihm unrichtig verstanden wurde. Welche Wichtigkeit gibt diese Auffassung den Verhältnissen in die Hand! Der Jüngling soll nicht

wurde das Gleichgewicht in dem Streben seiner Eigenschaften mit denen des Gefährten zerstören und erlahmen — nein, der alten Fee ist es die Eigenschaft zur Hand gewesen und die Allerweisen und Klugen Seiten der Jungfrau gegeneinander abwägen und ebenso soll auch diese klügelnd ermitteln, ob der Zukünftige in sich die rechte Mischung von Glut und Kälte, von Stärke und Milde hätte. Jedes von beiden soll sehen und herausfinden, ob ihnen ein harmonisch gemischtes Wesen die Hand anträgt, und wenn das glücklich ermittelt wurde, dann erst soll das Rechenexempel die so gewonnenen zwei Faktoren wieder gegeneinander werfen! Das hieße wahrlich die Ehe verbieten: denn wo in aller Welt fänden sich so ideal gemischte Paare zusammen? Und das hätte Schiller, das hätte überhaupt ein Dichter gelungen?

Wir sind durchaus nicht der Meinung des Verfassers in Betreff der „Unzulänglichkeiten und Widersprüche", welche er jeder andern Auslegung verwirft; vielmehr müssen wir seine Ansicht, daß die „ganz und jede Auslegung den Werth und Genuß der in Rede stehenden Partie des Glockenliedes wesentlich beeinträchtige", auf die von ihm selbst versuchte Deutung anwenden. Ja eine solche Vatermahl mit dem Richtmaß der Kritik in der Hand möchte nicht nur die schönste Zeit des Lebens mit einem ärztlichen Schematismus umfluren, es würde auch die betreffende Partie des Gedichts und mehr als diese viele im strengsten Sinne ungenießbar machen.

Wir werden uns selbst durch die ästhetischen Argumente des Verfassers, durch das einmal von Schiller gebrauchte „und" wie durch das kurz vorhergegangene „mit" nicht zu seiner Ansicht bekehren lassen. Auch wir hätten „das Strenge mit dem Zarten" sich paaren lassen und doch gleich darauf „Starken und Milden" zusammengeführt. Das dreimalige M, welches das Zusammenrücken von „mit" und „Milden" zu sehr stört, beseitigt das Ohr denn doch wol hinreichend, als daß man für die Vermeidung einer solchen Härte nicht noch nach weitab liegenden Gründen suchen sollte. Und wenn wir denn doch in einer solchen Frage des einfachen Gefühls Werth auf Worte und Gestaltungen legen sollten, so würde vor allem das Rätsel zu lösen sein, wie Schiller den schönen und klaren Begriff des Passens, hier, wo es sich um seine eigentlichste Bedeutung handelt, durch das Mißbrauchen dieses Worts verwirrt haben sollte, verwirrt haben, indem er es nicht im wirklichen Sinne der Geschlechtermischung gebrauchte, sondern in demjenigen einer Charaktermischung im einzelnen Individuum. Das „Drum prüfe" ist eine vollkommen berechtigte Anwendung des Vorangegangenen. Denn dieser Mann, Mühle als Jüngling nicht die gleichgeartete, derselbe feurige, amazonenhafte, sondern weiche Jungfrau läßt sich immer aus dem Munde eines guten Rathgebers, vor allem eines Dichters hören. Auch das beweisen uns, daß eine rein kritische Natur beim Betrachten von Dichterwerken mehr entdeckt, sehr viele tiefere Züge haben empfangen und bedacht, als man sie Schaffenden zu Bewußtsein gebracht glaubt, ohne von seiner schaffenden Kraft ein Theilchen in sich zu haben. Daß diese Anwendung von dem Werke, welches wir besprachen, nur die Veranlassung hergab, ohne unsere eingangs ausgesprochene Zustimmung und hohe Anerkennung in wesentlichen Dingen zu beschränken, mag hier noch ausdrücklich betont werden. Doch wollen wir auch diesen kritischen Geist an die Goethe'schen Worte mahnen „Seht euch vor! Mikroskope und Fernrohre verwirren den reinen Menschensinn!"

Die altenglische Schaubühne.

Wie über Lieblingsplätze heißt, die er, so oft er sie auch besucht, immer mit neuem Vergnügen sieht und neue Schönheiten an ihnen entdeckt, so finden sich auch in den Literaturen der verschiedenen Völker Werke, Dichter und Epochen, die beständig den Trieb der Forschung in uns reizen und Theilnahme erwecken, sobald sie genannt werden.

Freilich liegt auch hier das Uebermaß nahe. Zu leicht verwechselt der einzelne das Interesse, das er diesen Dingen darbringt, mit dem der Allgemeinheit, und glaubt, das Studium, die zunächst nur ihm nothwendig erscheinen, eben ein „längstersehntes Bedürfniß" seien.

Wir fürchten, Dr. Bodenstedt ist mit dem dritten Theil seiner umfassenden Arbeit „Shakspeare's Zeitgenossen und ihre Werke" (Berlin, Decker, 1860) in diesen Irrthum verfallen. Unleugbar hellt sich das Verdienst des Ganzen heraus und wir haben wiederholt in diesen Blättern die ungerechten, wenn auch nicht unbegreiflichen Angriffe zurückgewiesen, die sein Unternehmen von Hebbel erfuhr; es gibt keine irrigere Ansicht von dem Genius Shakspeare's als die, welche ihn auf den Boden plötzlich, vom Haupt zur Sohle gemauert, hervorspringen läßt. Auch der oberflächlichen Betrachtung des altenglischen Dramas leuchtet ein, daß Shakspeare auf den Schultern seiner Vorgänger steht, denen er nicht nur die Stoffe, sondern auch einzelne Züge und Scenen entlehnte — selbstverständlich rächen die Nachwelt ihm dies nicht zum Verbrechen an, während es den Zeitgenossen und Mitstrebenden, Robert Greene z. B., sehr wohl als „ein Krähenfederaufputzen, der sich mit unsern Farben schmückt" erschien. Auch diesen Seite hin liefert gerade auch der dritte Band Bodenstedt's, wie viel Shakspeare Marlowe entnahm, daß die erste Skizze Shylock's in dessen „Juden von Malta" sich befindet, ja wer beide Schauspiele „Der Jude von Malta" und „Der Kaufmann von Venedig" einander vergleichend betrachtet, wird sich der Bewunderung nicht entziehen, daß Abigail im ersten das Vorbild Jessica's im zweiten ist.

Im allgemeinen aber (?) noch die Dürftigkeit

wurde seinen Theil auf. Robert Greene und Christoph Marlowe sind bekannte Namen. Literargeschichtliche Träumer, welche allein zur Kartenaufdeckung des englischen Theaters beigetragen, sind endlich übrigens von Tieck, von Bülow und Böttger; das Verdienst noch einmal den „Faust“ Marlowe's umgedichtet, ihn einer „Ilias“ nach Homer, die treffliche Uebertragung Böttger's hat jeder Literaturfreund gelesen. Statt der Auszüge aus all diesen längstbesprochenen Stücken, die ja doch „weder Fleisch noch Fisch“ sind, wäre eine vollständige Wiedergabe von Marlowe's „Tamerlan“ erwünschter gewesen, mit dem zuerst der fünffüßige reimlose Jambus herrschend auf der Bühne wurde.

Selbst von dem Leben dieses Dichters lässt sich bei dem fast vollständigen Mangel der Quellen nichts sagen, das nicht längst in aller Munde wäre. Robert Greene wie Marlowe sind jung gestorben, nach einem wilden und wüsten Zigeunerleben, von der „guten Gesellschaft“ ausgestoßen, heut in Lumpen, morgen in prächtigen Gewändern, diesen Tag mit dem verschwenderischsten Gelde so verschwenderisch umgehend, als hätten sie schon das Goldland, das zu entdecken sich damals Walter Raleigh rüstete, und am andern Tage ihr Nachtquartier in Dachkammern oder noch schlimmer in den Ruinen irgendeines verfallenen Palastes aufschlagend; eine ähnliche Erscheinung findet sich noch einmal in der englischen Literatur in den Jahren 1720—50 „begnadete das Glück Dichter“, erzählt Macaulay, „ein Geschöpf, geflohet wie eine Vogelscheuche, mit Wucherern und Verbrechern bekannt und in jeder Beziehung übel zu verschreiben, ob die gemeine Seite des Gefängnisses der King's Bench oder das Lumpenviertel des Fleet-Gefängnisses den Vorzug verdiene“; Richard Savage hat so gelebt und ist so gestorben.

Von der ersten Gruppe der „verkommenen Talente“ verdiente Christoph Marlowe ein besseres Los. In ihm loderte der Funke des Genius. Seine vier vorzüglichsten Dramen: „Tamerlan“, „Faust“, „König Eduard II.“, „Der Jude von Malta“, halten mit den schönsten Shakspeare's fast gleichen Schritt, übertreffen sie sogar an Klarheit und Gedrungenheit der Sprache; „Eduard II.“ hat Shakspeare zu „Richard II.“ benutzt, das Motiv, die Behandlung des Chronik in dramatischer Form zeigt sich hier ganz so wie in „Heinrich V.“, „Heinrich VI.“; Marlowe lebt nur eine, Homer, seine „Nöpelieneen“ leben auf dem Standpunkt der Balzacschriften in einer Vorstadt.

Ueber all diese Dinge hätte Bodenstedt kürzer, gedrängter berichten können. Seit Tieck, Ulrici, Hermann sind sie jedem bekannt, der auch nur eine geringere Theilnahme der Literatur entgegenbringt. Unter den Zeitgenossen Shakspeare's wäre vor allem Ben Jonson und Fletcher ein größerer Raum, eine eingehendere Betrachtung zu gönnen, von ihnen ist in Deutschland nicht viel mehr als der Name genannt.

Wir schließen hieran ein Werk J. D. Rentzsch's „Zur Geschichte, Kritik und Poesie der deutschen Theater, Kunst und Poesie“ (Stuttgart, Ebner und Seubert, 1860), das sich ausschließlich mit den Darstellungen Shakspeare's auf der Bühne von Gottsched bis Wolff beschäftigt.

Es ist unternommen Rentzsch von vielen Aufführungen, auch durch seinen Bericht ergibt es sich unwiderleglich, daß Shakspeare meistens nur als Gelegenheit benutzt wird, darum und daran prächtige Aufzüge, Ballets, Decorationen und Ballete zu hängen. Was den englischen Schauspielen von Shakspeare's Geist geblieben, hat man in Berlin 1859 mit „Staunen und Grichrecken“ gesehen: einen Prinzen Heinrich von dem Löwen, den Narren König Lear's von einem blutjungen Mädchen gespielt, Hamlet mit einer Lumpenperücke und einem Stern, groß wie ein deutscher Orden, auf der Brust. Die Behauptung Rentzsch's von der „ununterbrochenen Traditionen“ der englischen Schauspieler mit Shakspeare ist nicht stichhaltig. Von 1640—60 gab es in England kein Theater, auf wie viel Geschichten glaubt denn Rentzsch, daß in den Tagen von Marstonmoor und Naseby, als Karl I. enthauptet, Montrose gehängt ward, Komödie gespielt wurde? Und vollends der antipuritanische Shakspeare dazu? Sind nicht die Shakspeare'schen Frauen ursprünglich von Jünglingen dargestellt worden — und es soll keinem die in die tiefsten Tiefen des Dramas dringenden Untersuchungen machen, ob Mrs Siddons oder ein Mann von zwanzig Jahren Lady Macbeth spielt? Die „Traditionen“ der englischen Schauspieler reicht nicht einmal zu Garrick hinauf. Der junge englische Bühne war seit Jahren dem französischen Geschmack anheimgefallen. Und was Garrick aus Shakspeare gemacht, darüber brauchte Rentzsch nur bei Künstlers Gesellschaft an seine guten Freunde, an Diderot z. B., nachzulesen, nicht nur die deutschen, auch die englischen Schauspieler „schnitten sich ihren Othello aus Richard III. zu“. Wer Preise Hamlet gesehen, muß zu Emil Devrient's und Damison's Darstellung wie zu unerreichten Mustern aufblicken — ganz so, wie man leichter ahnet, wenn man aus einem Saal voll „altenglischer Bilder“ treitend einem Gemälde von Rubens begegnet. In ihren Krankheitsleiden bietet die englische Einrichtung Shakspeare's viel Blendendes, hier und dort Nachahmungswerthes, dem Genius des Dichters wird man aber darum noch nicht gerecht, ob man Macbeth's Schloß in der Decoration im normännischen oder im Stil der Tudors aufbaut.

Zum Pangermanismus.

Es ist kein Wunder, daß sich allerorten die Nationalitätsfrage geltend macht. Haben wir es doch seit Jahr und Tag zum Gegenstand der eifrigsten Studien gemacht, die Gesetze in ihren Eigenthümlichkeiten zu erforschen.

Die Entwicklungsgänge der Völker sind man-

ich einem verrathenen Herzen glaubte abtragen zu müſſen, ſondern mein ganzes Daſein, meine ganze Stellung zur Welt.

Präſident.

Jordan?

Heinrich.

Nennen Sie mich nicht mehr mit einem Namen, dem ich nicht länger tragen darf. Sie ſind (zum Präſident) ein edler, aufopfernder, trefflicher Mann; aber — der Entſchluß, den ich gefaßt habe, iſt unwiderruflich.

P. Fels
(freudig).

Heinrich, verſteh' ich recht?

Heinrich.

Ich bin von armen aber braven Eltern aus dem Bürgerſtande geboren. Durch die Fürſorge meines wackern väterlichen Freundes dort (auf den alten Fels zeigend) erhielt ich eine Erziehung, die mir alle die geiſtigen Mittel gab, um die Pläne eines Ehrgeizes, wie ihn jedes Jünglingsherz beſitzen darf, auf mich ſelbſt zu bauen. Was that ich aber? Ich betrübte meine Eltern im Grabe, indem ich den Namen ablegte, der alles war, was ſie mir auf meine Lebensbahn mitgeben konnten. Kein Mann von Ehre wechſelt ohne die innere Nothwendigkeit der Ueberzeugung ſeine Religion; kein Mann von Gefühl

nöthig. Manche können auffallend rasch vorzudringen und eher als alle andern sich einem Ziele zu nähern, wir übersehen oft dabei, daß sie ganze Stufen der natürlichen Entwicklung überspringen haben und daß sie für immer einige schwache und unentwickelte Seiten behalten werden. Andere gehen bei aller Fülle der ihnen innewohnenden Fähigkeiten nur langsam vorwärts; aber jeden Schritt, den sie thun, kämpfen und ringen sie den Verhältnissen ab; sie gehen langsam, aber um so sicherer. Es ist ihnen nicht blos darum zu thun, rastlos, mit fieberhafter Ungeduld, gleichgültig gegen alles Vergangene weiter zu dringen, auf jeder gewonnenen Stufe blicken sie zurück, um sich einen Ueberblick über das Ganze zu verschaffen und nur im vollen Bewußtsein des bereits Errungenen weiter zu dringen.

Die deutsche Nation hat diesen letztern gewissenhaften, systematischen Weg eingeschlagen. Sie ist nicht zurückgeblieben hinter der geistigen Höhe anderer Völker. Die Franzosen und Engländer waren uns im 17. und 18. Jahrhundert, wo Zopf und Allongenperrücke bei uns mächtig herrschte, geistig um fünfzig Jahre zuvor. Aber dennoch möchten wir wol schwerlich aufgeben, was wir dann allmählich doch errungen haben.

Viel unserer Entwicklung Verwandtes besitzt die Entwicklung des geistigen Lebens in den Niederlanden. Auch die Vlämingen haben ihre geistigen Eigenthümlichkeiten mit zäher Lebenskraft festgehalten, wenn sie auch durch die Ungunst der Verhältnisse mehr zurückgehalten und zu langsamerer Entwicklung genöthigt sind als wir. Es liegt in dem geistigen Leben der Vlämingen eine Kraft und Lebensfähigkeit, die nothwendig mit der Zeit durchdringen und sich volle Geltung verschaffen werden.

Die Bestrebungen der Vlämingen sind uns bisher mehr oder weniger fremd geblieben; nur wenige Namen ihrer Literatur drangen nach Deutschland und nur die zum großen Theil achtbaren Erzählungen von Hendrik Conscience, der nur leider jetzt in Folge der kirchlichen Reaction dient, haben sich in deutscher Uebertragung bei uns heimisch und beliebt gemacht. Zum Theil tragen die Vlämingen selbst die Schuld daran, denn ihrer eigenen Literatur fehlte ein Mittelpunkt, ein Werk, welches sie in ihrer Gesammtheit umfaßte.

Ida von Düringsfeld tritt in ihrem Werke: „Von der Schelde bis zur Maas. Das geistige Leben der Vlämingen" (3 Bde., Leipzig, Lehmann, 1860), zum ersten male in so ausgedehnter Weise mit ihren vlämischen Studien uns entgegen. Es ist keine eigentliche Literaturgeschichte der Vlämingen, die sie gibt, obschon es den größten Theil des Stoffs derselben in sich enthält — es ist, was eben auf dem Titel schon ausgedrückt, ein Bild des geistigen Lebens dieses uns in vielfacher Beziehung verwandten Volksstammes.

Wenn dies Werk der geistvollen Frau auch auf keine erschöpfende Vollständigkeit Anspruch machen kann, so muß sein Verdienst dennoch nicht geschmälert, es ist der erste ausgedehntere Schritt zu einer vlämischen Literaturgeschichte, er genügt auf der andern Seite dem Streben, uns das geistige Leben der Vlämingen näher zu bringen und einen Ueberblick über dasselbe zu erleichtern. Vor allem bleibt der Fleiß der fleißigen Verfasserin, den sie diesem Werke zugewandt, im vollsten Maße anzuerkennen.

Sie gibt zahlreiche Biographien, Bibliographie und Proben der vlämischen Literatur, aus denen uns ein frischer und gesunder Hauch entgegenweht. Die Vlämingen sind noch im fortwährenden Kampfe um ihre Sprache; das Ringen und Drängen nach allgemeinerer Geltung bedingt nothwendig diese natürliche Kraft und Gesundheit der Anschauungen. Wir finden in ihrer Literatur noch nicht jene breite, sich gehenlassende Plattheit, jenes Ueberwuchern der Bildung, das in ausschweifenden Extremen seine Befriedigung sucht. Dies alles hat Ida von Düringsfeld durch ihr Werk zum ersten mal ausführlich und geschmackvoll zur Geltung gebracht.

Neue Gedichte.

II.

Frisch und munter sind die „Gedichte" von Ludwig Bauer (Berlin, Riegel, 1860); einzelnes ist sogar trefflich und schwungvoll; aber eine noch strengere Sichtung, ein Ausmerzen Heine'scher Anklänge würde den Werth der Sammlung noch gehörigert haben.

Die Lorbern, die „Otto der Schütz" gewonnen, scheinen die jungen Dichter des Rheinlandes nicht schlafen zu lassen. Otto Lorenz hat in „Fürst und Bürger" (Berlin, Riegel, 1860) zwei geschichtliche Vorgänge: die Verheirathung eines Fürsten von Simmern mit einem Fräulein von Wied und die Vertreibung Weisels von der spanischen Besatzung im Dreißigjährigen Krieg in Jülich, ansprechenden Versen geschildert. Die Zeichnung ist wenn auch nicht originell, doch klar, die Farbe frisch und ohne falschen Glanz.

„Neue Weisen" von Julius von Beck (Elberfeld, Büdeker'sche Buchhandlung, 1860) bringen nur alte Sachen: Religion, Liebe, einige bekannte Thatsachen aus der preußischen Geschichte, Leuthen, Kunersdorf. In ihnen allen spricht sich eine große Gewandtheit in der Behandlung des Verses, ein edler, dem Höchsten nachstrebender Sinn aus. Originalität und ein fortreißender poetischer Schwung fehlen.

Spruch.

Wie träumst du dich so groß' Glaubst wunder, wer du bist!
Du fällst die Lücke aus, die eben offen ist.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die polnische Frage. Zwei Aufsätze. — Briefwechsel.

Die polnische Frage.

Zwei Aufsätze.

I.

Seit den Vorgängen in Warschau, seit des Prinzen Napoleon so rückhaltloser Rede bringt jeder Tag neue Kunde von Bestrebungen und Versuchen, sei es in der Emigration oder im eigenen Lande, die polnische Nationalität wieder zu erwecken und sie aufs neue staatlich herzustellen.

Bald sind es Adressen an den russischen Kaiser, bald an den Statthalter des Königreichs, bald Anträge im preußischen Abgeordnetenhause, Aufwallungen, die sich zweifelsohne im Laufe dieses Jahres immer höher steigern werden. Die Aufhebung der Leibeigenschaft hat dem Staroſten seine hörigen Mannen entzogen, denen er sonst befehlen konnte, zu Roß zu steigen oder die Sense als Spieß aufzustecken. Aber auch ohne eine förmliche Revolutionserhebung wird es an progressiver Verstärkung der bisherigen Demonstrationen nicht fehlen.

Wir haben die Absicht, über diese Bewegung eine Meinung auszusprechen, lassen aber die Zusendung eines unserer geehrten Mitarbeiter vorausgehen, der uns nicht zürnen möge, wenn wir ihn einen freisinnigen Doctrinär nennen.

Unser Correspondent schreibt uns:

Den besten Eigenschaften der Polen, ihrem Heldenmuth, ihrer hingebenden Vaterlandsliebe, ihrer Beredsamkeit, die freilich wie die der Franzosen und Italiener hart an das Melodramatische streift, läßt man gern Gerechtigkeit widerfahren. Nur sind diese Vorzüge nicht im Stande, einen modernen Staat zu bilden.

Polen und Magyaren sind aristokratische Völker. Heut wie vor tausend Jahren hat nur der Adlige bei ihnen Geltung, man muß nur nicht vergessen, daß ein Drittel des Landproletariats der Geburt nach zu der bevorzugten Klasse gehört.

Ein Blick auf die neueste Entwickelung Ungarns genügt. Die Freiheit besteht dort in zwei Dingen: Keine Steuern zahlen und die Türken und Pfaffen für die Deutschen, die Slawen, die Juden. Die Comitatsversammlungen mit ihren glänzenden Reden, ihrem Zurückkommen auf Gesetze, von denen drei Viertel der Anwesenden kein Verständniß haben, gleichen genau dem polnischen Reichstag. Hätte die österreichische Regierung die nöthige Geduld und nur allem Brillenzmittel, so könnte sie diese Entwickelung ruhig mit ansehen; in sechs Monaten hätten die Unterthanen alle Stämme, die mit ihnen zusammen unter der Krone des heiligen Stephan leben, so aufgerieben, daß sie, um sich vor deren gerechter Wuth zu schützen, härtere Bedingungen des Kaisers annehmen würden als die Bewilligung eines allgemeinen Reichstags.

Die Stimmführer und Freunde der unterdrückten Nationalitäten berechnen eins nicht, das Zahlenverhältniß. Vier Millionen Magyaren, aber zwischen ihnen wohnen mehr als zwölf Millionen Slawen und Deutsche — wenn es einmal zum Rassenkampf käme, wo würden die Magyaren bleiben? Italien ist kein Beispiel dagegen, denn Italien enthält keine fremden Elemente; doch in Irland gibt es nie einen siegreichen Aufstand, selbst mit spanischer und französischer Hülfe nicht; die englischen Ansiedler haben sich immer in ihren Burgen behauptet.

Noch ungleich schwieriger, verwickelter und unlöslicher ist die polnische Frage. Die erste Theilung war ein Act der Revolution, unrechtmäßig ohne Zweifel, aber nothwendig. Seit der Thronbesteigung des Stanislaus Poniatowski wüthete ein Guerillakrieg der verschiedenen Adelsparteien an allen Grenzen wie im Innern des Landes. Ueber ein Herr noch Ringen hatte der Staat, widerrechtlich hatte man die Dörfheimen ihrer verbrieften Rechte beraubt. Die polnische «Republik» war das Gelächter und der Spott Europas geworden; ohne Widerstand hatte sie sich 1704 Karl XII. von Schweden, 1734 den Anforderungen der Russen und Oesterreicher unterworfen. Es ist offenbar, daß wenn die Polen bei dem ersten Versuch der Theilung auch nur eine Schlacht geliefert, sie gerettet worden wären. Die Türken lagen damals mit den Russen in einem heftigen Kriege, Pugatschew und die Kosaken waren im Aufstand; wie unsern, schwankend und zaudernd Maria Theresia in die Theilung gewilligt, mußte die polnische Regierung wissen. Friedrich der Große ist ein unduldsamer Pietist, aber sicher bleibt doch, daß auch er Rußlands Wachsen mit scheelem Auge anlah. Vereinten alle war ein Staat, der damals vielleicht 14—16 Millionen Einwohner zählen mochte. Warum? Weil er sich selbst aufgab.

Indes, das Schicksal wollte den Untergang Polens. Dreimal ward es getheilt, es unterlag im Kriege 1831. Aber all denen, die trotzem den weißen Adler hochhielten und hochhalten, wer dürfte ihnen sein Mitleid, seine Bewunderung versagen? Was aber erwarten sie von der Zukunft? Napoleon I. ist ein großer Freund der polnischen Nation gewesen, er hat mehrmals an ihre Wiederherstellung gedacht, auch dann unter ihm Sachsen

umfassend einen Theil des Landes als Herzogthum Warschau. Auf der Höhe seiner Macht, 1811, 1812, im Zug gegen Rußland, hat ihn der polnische Adel mit Vorschriften bestürmt, Polen ganz wieder aufleben zu lassen, man kann sie in Thiers' Geschichtswerk nachlesen. Der Kaiser, so sehr er die Begeisterung der Polen brauchte, ging nicht darauf ein. Eine einfache Betrachtung hielt ihn zurück: Polens Wiederherstellung hieß damals Oesterreich Galizien rauben und Preußen Danzig nehmen. Das erste hatte unmittelbar Oesterreich zum Verbündeten Rußlands gemacht, in Danzig aber lag eine französische Garnison. Die Macht der Dinge war größer als die des Genius.

Seitdem hat sich aber die Lage Polens vom Standpunkte der Nationalität aus mit jedem Tage abgeschwächt. Auch nicht das kleinste Polenhäuflein gibt es mehr am Strande der Ostsee. Danzig, Elbing, Riga, Reval sind deutsche Städte. Der Zugang zum Meer, ihnen nothwendig, wie sie sagen, für ihren Holz- und Getreidehandel, ist ihnen auf immer geschlossen. In Polen weichen sie Schritt vor Schritt der vordringenden germanischen Cultur. Den Polyhern, die sich gern in Extremen bewegen, kann es doch nicht verborgen sein, daß in einer letzten Schlacht, bis zum Messer, die deutsche Bevölkerung Ost- und Westpreußens und Polens auch ohne Hülfe der Regierung in einem furchtbaren Bluthad siegen würde. Zahlen beweisen. Die Einwohnerschaft Polens, Ost- und Westpreußens, schwankt zwischen fünf bis sechs Millionen, das ganze Königreich Preußen aber umfaßt nur wenig über zwei Millionen Slawen.

Auf der Ostgrenze des ehemaligen Polens steht es nicht besser, auch hier dringt das Russenthum vor, herrscht die griechische Kirche. Wenn nun, in der Erkenntniß dieses unabwendbaren Geschicks, die Polen sich entschlossen hätten und das allein anstrebten, was die Bürger bewilligen können: die freie Bewegung ihrer Sprache, eine freie Gemeindeverfassung in Polen die Achtung und Herrschaft ihrer alten, katholischen Landeskirche, so würden sie nicht nur die Zustimmung aller haben, sondern auch ihre Wünsche sich erfüllen sehen. Darüber hinaus reizen sie zwei Völker gegen sich, Germanen und Russen, sie leisten doch gelernt und noch nicht vergessen haben, welch schreckliches was victis! beide zu rufen wissen. Ein polnischer Staat würde wie vor hundert Jahren das Spielwerk Rußlands, Preußens und Oesterreichs sein. Wie in seinen Sitten und Formen von französischen Anschauungen, würde er in seinen Culturverhältnissen von den Germanen abhängen. Die Polen haben keine Häfen, keine Manufacturen, keine Bank, keine Wasserstraßen, in ihrem untern, allein wichtigen Lauf gehört die Weichsel den Deutschen, nicht seit gestern, seit 1230. Immer ist es bitter, wenn man das Ideal des Herzens mit der realen Wirklichkeit vergleichen muß. Und wo soll dieser neue Staat entstehen? Werden die Polen offen hier und dort durch französische Hülfe? Hier verbrennen sie, das Frankreich sie heute nur benutzen, wie sich für die ersten wird. Gelänge der Crimm noch [illegible] Polen ab, warfen Rußland und Frankreich [illegible] Oberwasser: die Kriegsmacht Peters Rußlands seines Eingriffs sicher, an der türkischen und ägyptischen Küste, im Mittelmeer allein kann sich eine französische Kriegs- und Handelsmarine, der englischen gleich, herausbilden; der Atlantische Ocean ist ihr verschlossen, niemals würden England und die Vereinigten Staaten dulden, daß andere Flaggen als die ihren auf diesem Wasser herrschten.

Auch haben die Polen sich in einer ihrem Charakter seltenen Mäßigung gezeigt. Die Ausfallungen ihrer Redner in der preußischen Kammer werden, zum Glück für sie selbst, noch nicht das Ohr der Massen. Ob ihnen nicht auch die unermeßliche russische Reichsgiebigkeit seltsam und mehr als bedenklich erscheint? Freilich sind die Schöpfungen dieser Zeit wunderbar, aber die wunderbarste wäre doch ein polnisches Reich, das im nächsten Augenblicke schon als Seifenblase zerplatzen würde. Im Gebiete der Wissenschaft und der Kunst, in jenen geistigen, allein dauernden Eroberungen, nach denen die Menschheit den Werth einer Volke bestimmt, gleichviel ob es liegend oder beliegt, nehmen die Polen keine hervorragende Stelle ein, sie haben nichts geschaffen, was den Tempeln der Griechen, den Bildern Raffael's, Goethe's Dichtungen oder den Werken Luther's an die Seite zu legen wäre, aber wir wünschen und glauben, daß auch nicht das kleinste Samenkorn geistiger Cultur untergeht und daß die Sprache Mickiewicz's nie verstummen kann. In diesem Sinne sagen auch wir: Noch ist Polen nicht verloren. Weder für die Zukunft noch in der Erinnerung derer, welche die Herrlichkeit und das Unglück ehren. Aber im politischen Sinne wird es bei Kosciuszko's Ausruf: Finis Poloniae bleiben.

II.

Vom Standpunkte der „Realpolitik", d. h. einer Politik, die auf gegebenen Interessen und augenblicklicher Nothwendigkeiten fußt, dürfte vollkommen entschuldigt sein, wenn etwa der gegenwärtigen polnischen Regung so begegnet würde wie im preußischen Abgeordnetenhause der „polnischen Fraction". Spricht diese, so lacht man, läßt ihre Rede nicht zu Ende kommen und vertreibt sie auf die mit dem preußischen Adler gezeichneten Kanonen.

Schon lange ist dies Schauspiel unerquicklich und nach und nach scheint man in Berlin selbst diesen Eindruck des „Verhandelns", des Niederzischens u. s. w. als einen unwürdigen zu fühlen, wenigstens auf seiten der demokratischen Partei. Letztere ist in der Bildung eines Urtheils über die Polenfrage noch in einem Uebergang begriffen. Sie will nicht recht heran, für Polen zu fühlen wie für Italien und Ungarn; sie hat sich zu dem Ende die wahrhaft Bewegung als eine angeblasene erklärt; die Sympathie, die ihr für Volksdemonstrationen unabweislich ist, hat sie sich durch die Annahme von allerlei geheimen Aufstachungen zuweilen wollen

Die oberrheinische Zeitung bei weit so schwarzsehender „Volks-Zeitung" war es in der That, daß die Grecher-Demonstrationen von den Agenten Oesterreichs veranlaßt wären. Die Politik der Jesuiten ist allerdings keine andere als die, Freiheitsbewegungen durch ihre Consequenzen den Völkern selbst, respective ihren Führern, zum Verdruß zu machen, in vielem Falle Preußen in Harnisch zu bringen und es endlich zur entschlossenen — Bundesgenossenschaft mit Oesterreich zu treiben. Indessen hat man österreichischerseits, und zwar aus dem Schoße der liberalen Parteien selbst, eine durchaus unverfälschte Heuchelei zu erkennen gegeben über eine „auf solche Kränkung österreichischer Agenten" begründete Combination. Die „Volks-Zeitung" hat ihre Vermuthung fahren lassen, vielleicht — etwas rascher, als nur jenes Motiv hin hätte zu greifen brauchen. Die Böhmen leiden z. B. in Oesterreich Polizei- und Staatsorganismus ganz außerordentlich; Jesuiten gibt es in der kurzen Kuttenzeit und der Pantheismus hat in Prag weit mehr seinen Herd als in Petersburg. Indessen die „Volks-Zeitung" hat die Annahme einer österreichischen Hetze aufgegeben und macht zum eigentlich polnischen Schürer und Marquis Pola jetzt nur noch Rußland. Die Polenfrage wäre eine faktisch rathe. Das Cabinet von Petersburg hätte diese Bewegung entdeckt und auch die polnische Fraction des hiesigen Abgeordnetenhauses handelte nur nach den Instructionen von der Newa — —

Im Grunde ist diese ganze Anschauung keine andere als die, welche auch vor zwei Jahren im Auslande der Italiener nichts als die gehörige Antwortung der Franzosen sah. Wie Ludwig Napoleon diese Bewegung in Italien „machte", so „macht" er sie jetzt auch in Polen und bedient sich dazu des Zaren von Rußland, dem ein unser russischer Autokrat, etwa unter einem Großfürsten, wie weiland Konstantin, autonomisch sich bildendes Königreich Polen seinen bedeutenden Schrecken einflößen würde. Eine solche Schöpfung müßte ja sowol dem benachbarten Preußen wie Oesterreich große Verlegenheiten bereiten. Posen und Galizien würden nicht ruhen, bis sie nicht mit ihren Stammgenossen vereinigt wären. Die Sympathien des gegenwärtigen Rußland wären für Preußen schon lange nicht mehr die der heiligen Allianz u. s. w.

Gesetzt nun auch, alle diese Annahmen wären richtig, was wäre damit gewonnen? Für die demokratische Partei doch wol am wenigsten etwas. Ob den Polen ihre Wiederherstellung geschenkt wird oder ob sie dieselbe sich selbst erobern müssen, bleibt im Grunde sich gleich. Unserm Jahrhundert würde es zur Ehre gereichen, wenn überall die bessere Ueberzeugung den Sieg über rohe Gewalt schon vor dem Kampfe davontrüge; warum sprechen wir denn vom „Verfall Europens?" Wenn die Polen, wie leicht möglich, bis zu einem gewissen Grade der Wiederherstellung Polens günstig sind, so mag es sein, weil sie zu sehr die Möglichkeit eingesehen haben, eine Stadt wie Warschau zu unterhalten. Auch besitzt Rußland eine halbe, nicht gewaltsame polnische Provinz mehr als fünf Millionen. Die Stammverwandtschaft scheint außerdem manche Annäherung gefördert zu haben. Wenn Rußland die ihm gebührende europäische Türkei erhielte, würde es in der That sein Königreich Polen entbehren können. Es würde die volle Wiederherstellung einer Nation, die uns den Gefallen nicht thun will, zu sterben und nicht mehr unser Gewissen zu belästigen, nicht zu fürchten brauchen.

Was man anführt, um die Unmöglichkeit der Wiederherstellung Polens zu beweisen, scheint uns nicht stichhaltig. Man hat sich nur langsam daran gewöhnt, auch die Italiener für eine Menschenklasse zu halten, der ein eiserner Joch und eine richtige Fesselung Karnöffchen besser thäte als Freiheit und Unabhängigkeit. Aber die Gewöhnung an ein freies Italien ist allmählich gekommen. Ist es unmöglich, daß sie auch noch für Polen kommt? Nach Privatansichten, die weit und über die Völker hinaus dürfen wir ihre politische Lage nicht messen. Wäre die Berechtigung, in der bei uns bisher der Italiener stand, für einen Denker maßgebend gewesen, so würden wir Deutsche, nach dem Urtheil anderer Nationen, die erbärmlichste politische Lage verdienen, denn gerade wir erscheinen wol so ziemlich allen Nationen lächerlich. Der Russe verspottet unsere Gemüthlichkeit, der Franzose unsere Plumpheit, der Engländer unsere Sentimentalität, selbst unsere Brüder, die Schweizer, geben wenig auf uns. Dennoch werden wir uns selbst nicht aufgeben wollen.

Der Pole hat, sagt man, seinem Bauernstande keine Industrie, keine Bildung, kein Adel wäre vermöchte, öfter nur dem Franzosen nach u. s. w. Das sind die mehr oder weniger begründeten Privatansichten der Deutschen über die Polen, die nicht alle von andern Nationen, am wenigsten von den Polen selbst getheilt werden. Streift euch an eurer eigenen Nase! kann jedes christliche, mit einer eigenen Sprache begabte Volk zum andern sagen. Ob die Polen keine Bürgschaften bieten, einen Staat zu bilden, das ist ihre Sache; der Nachbar wird sich vor polnischer Anarchie zu hüten und zu schützen haben. Die Sachen stehen auch nicht mehr so schlimm in Polen wie damals, als man aus solchen Gründen sie theilen zu müssen vorgab. Die Polen werden ihre Nationalität in einer Menge Umarten beibehalten haben, das ist gewiß; im allgemeinen aber sind auch sie seit hundert Jahren nicht ohne Fortschritt geblieben. Eine ernste Prüfung, wie sie für die Italiener, so auch für die Polen. Sei das Gut! Um ihren Protest gegen Rußland irgendwie mit erlaubter Berechtigung aussprechen zu dürfen, haben sich die Polen mit Innigkeit an ihr katholisches Glaubensbekenntnis gehalten, mag man von Roms Hierarchie denken was man will und muß, derjenige katholische Lehre, daß die Kirche dem Menschen gegen die Unbill der Welt ein Asyl eröffne und ein nachhaltiger Freund bleibe, wenn ihn auch alles verläßt, hat sich in

Polen vollkommen beruhigt und dem treuen Ehen, den Umarmungen eines solchen Bundes immer geneigt. Die Polen haben eine Literatur, die bereits anfängt, europäische Anerkennung zu machen. Warum sollten sie nicht im Stande sein, ihre Anklänger zu beschämen und ein Staatsleben zu begründen, in welchem der Begriff vom „polnischen Reichstag" ein ebenso verklungenes Märchen wäre wie in Deutschland unser heilig römisch-deutscher „Zopf" oder das „Reichskammergericht"?

Der wahre Grund, der uns bei den Polen: Italien, Ungarn, Polen' zugleich auf die Wälle und an die Kanonen treibt, ist kein anderer als das tiefste Gefühl unserer Schwäche. Unsere Furcht macht aus uns Tyrannen — die Furcht vor dem Schwinden unserer germanischen Bedeutung. Eine Lücke gähnt uns, wenn wir Königreiche wie Italien, Ungarn, Polen sich rund um uns erheben sehen, mit kalter, schmerzlicher Vereinsamung, ja mit tiefster Verlassenheit und Wehmuth an. Schon durch die Vorstellung allein, in die Mitte genommen zu werden von mutherfüllten, lebensfrischen Völkern, erbeben wir, erbeben vor dem Gedanken, Söhne der Gothen und auf Null reducirt zu sein. Lieber möchten wir dann rechts und links wie eine in die Roggenfelder brechende wilde Elefantenherde alles zerstampfen, was uns im Wege steht, als unsere letzte Stunde schlagen hören.

Dies Gefühl ist gewiß edel und wenigstens mit theilen es aus unserm innersten Herzen ganz und gar. Aber die Hülfe, um jene uns plötzlich anwehende Lücke auszufüllen, kann nur an einer andern Stelle liegen. Machen wir ein Ende, eine Nation zu sein, auf welche neulich Prinz Napoleon in seiner bekannten Rede fast schon in einem so verächtlichen Tone anspielte, wie etwa sein Onkel vor der Schlacht bei Jena, als er die schlechten Stellungen des alten Möllendorf sah, die Worte sprach: „Ces perruques la se tromperont furieusement!"

In diesem Augenblick gibt es für Deutschland, den Polen gegenüber, nur zwei Fragen: eine brennende augenblickliche und eine allgemeine zukünftige.

Die brennende mag die von den Lunten der Kanonen auf den Festungswällen von Posen beantwortete sein. Kommt die Verhandlung über den Antrag des Herrn von Mirgolewski an die Kammer, so möge sie ihm erwidern: Wie kommt gerade ihr dazu, einen so übermüthigen und undankbaren Gebrauch zu machen von der größern Freiheit, die euch bisher Preußen und Deutschland gewährt haben? Warum wollt gerade ihr in Polen die Wiederherstellung eures Reichs auf seiner äußersten Peripherie beginnen, da, wo durch den Lauf der Zeiten allmählich neben Tausenden Polen sich Hunderte Deutsche angesiedelt haben? Gebt uns das Beispiel eurer Verträglichkeit im Centrum eurer Nationalität! Erringt euch in Warschau dieselbige Freiheit, mit der ein billig denkendes Volk, wie wir es sind, sich bald versöhnigen wird, wenn es sich darum handelt, eurem Vaterlande und Volke auch noch zu erhalten! Welche größere Ungerechtigkeit begeht denn gegen euch die preußische Regierung als die russische? Oder soll wiederum jener Kampf von 1848 erneuert werden, wo die Freigebung eurer Gefangenen, die Freigebung eurer Sprache, alle Huldigungen, die ein entfesselter Freiheitsgeist euch darbrachte, damals, wahrhaft tückisch, nur zur Bewaffnung und zum Aufstand im Großherzogthum Posen führten, während im übrigen Königreich alles ruhig blieb? Daß eure polnische Wiedergeburt gerade da anfängt, wo eure Nationalität die dünnste Polsterung hat, da, wo in eurer Hand nur die Waffen zu schwingen sind, die euch die deutsche Bildung, die deutsche Großmuth, die deutsche größere Freiheit schmiedete, denen werden wir nimmermehr die Blutverwandtschaft einräumen und verläugnen — gegen euch stimmen!

Etwas anderes ist dann aber die Frage im allgemeinen. Da darf man nicht verstummen, sondern muß es offen und frei bekennen: Läßt der doppelte russische Adler den polnischen frei, erhebt sich ein verjüngtes, selbständiges Königreich Polen, so wollen wir Deutsche den Augenblick mit Jubel begrüßen! Denn dann — wäre doch wol die Stunde da, wo ein Volk, das sich nicht gänzlich aus der Geschichte ausstreichen will, sich selber helfen muß und — vorläufig unsere Fürsten ihre Throne zusammenrücken, um einen einzigen großen, den der germanischen Kraft und Würde, zu haben.

Briefwechsel.

— Herrn *** in Cudot bei Mainz. Ihr Manuscript, wie das der „Dienstag Nächte" so gefallen in Nr. 1 und 2 des laufenden Jahrgangs mitgetheilten Breslauer Geschichten „Ein gefangener Prinz" erregte, kommt leider bei den kleinen Honorarsätzen dieses Blatts für uns nicht mehr in Betracht, wie überhaupt in Frankfurt, gehaltvoll behalt. Und wir wünschen trotzdem jene Novelle aber noch mit Zeichen und allerlei Nachbemerkungen versehen und überschrieben, ist allerdings noch ein Extra-Bindfaden — oder Dreibindfaden.

— Zu den Gesangwettstreit des deutschen Sängerfestes in Nürnberg. In Ihrem Vorhaben sollen wir anregen im „literarischen Theil" unserer Blätter. Sie wollen „zum deutschen Männer", d. h. Sänger zum Singen versammeln auf dem nürnberger Marktplatz, unser Jubiläum wollen sie feiern helfen und — „zum Zeichen deutscher Einigkeit werde auch weiter Nichts, jedoch treu gehalten Zwecke ferne von jeder politischen Demonstrationsverbindung". Also wenn Sie wol „politische Demonstrationsverbindung"? Etwa Deutsche sollen drei Tage lang in Nürnberg vom 31—23. Juli versammelt sein, schwatzen, reden, singen, auch wol einmal „das deutsche Vaterland" leben lassen, sonst aber jedes Reden und Raisonniren an die deutsche Frage und deutsche Dinge absolut vermeiden! Schon seien wir in politischer Indifferenz-Anregung mit staunender Schärfe einmalige Demonstrationen von „Mißklängen" beim großen Sängerfeste zur Ruhe verwiesen! Wir bedauern, Ihr verehrungsvoller Vorschlag für

einundzwanzig und drei Tage lang

nur zum Singen von Mann aufgeforderte deutsche Männer stolz und in gegenwärtiger Lage des Vaterlandes gar, gar gut

(Ausgegeben am 11. April 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 16. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Aus Petrarca's alten Tagen. Von Otto Müller. I. — Was man hat und was man sucht. Erzählung von Franz von Braunschweig. VI. VII. — „Art wie sie Grete". Von A. J. — Die Schiller-Goethe-Philologie. — Zur Kunde der Natur. — Eine Apologie Magazin's. — Neues aus der Welt.

Aus Petrarca's alten Tagen.

Von Otto Müller.

I.

— — Bald kehrte der Kammerdiener Lambertegno aus den Gemächern seines Gebieters zurück und benachrichtigte den jungen Studenten aus Padua, mit deutlichem Verdruß in den Zügen, daß der Augenblick gekommen sei, wo er vor Signore Petrarca zu erscheinen habe, um diesem persönlich sein Anliegen vorzutragen. Freundlich nickte Jacopo Dondi dem Jüngling Muth zu und führte ihn dann selber bis an die Thür von Petrarca's Gemach, die er leise öffnete und jenen sanft hineinschob.

Durch einen halbdunkeln Gang gelangte Malpaghino*) in ein schmales Zimmerchen mit einem einzigen, noch dazu vergitterten Fenster, dem die dichtbelaubte Ulme davor nur weniges Licht einzulassen erlaubte. Ein einfacher Kniestchemel und ein hölzerner Sessel waren das ganze Ameublement der kleinen Zelle, die einem Mönche von der strengsten Observanz zum Aufenthalt zu dienen schien. Außerdem fand noch im Hintergrund ein schmuckloser Altar mit einem großen Evangelienbuch und zwei hölzernen Armleuchtern darauf, ähnlich denjenigen, deren sich die ersten Christen zur Zeit ihrer Verfolgung in den Katakomben bedienten, und im Winkel daneben lag auf dem Fußboden eine Strohschütte mit einem Kopfkissen und zwei rauhwollenen Decken.

Der Unterschied zwischen dieser schmucklosen Einfachheit und der in dem vordern Saale herrschenden Pracht und Verschwendung war so auffallend, daß sie auf jeden Eintretenden sogleich den Eindruck einer mit Absicht und freiwillig gewählten Entbehrung machte; wie denn auch Giovanni alsbald wußte, daß dies die berühmte Einsiedelei von Arqua, der große, gottesfürchtige Petrarca, die Stunden seiner Andacht sowie die Tage und Nächte seiner frommen Kasteiungen verbrachte und woselbst er, angeweht vom Geiste des heiligen Augustin, die ersten Eingebungen und Ideen zu seinem berühmtesten Werke: „Von der Verachtung der Welt", empfangen hatte.

Ein Schauer heiliger Scheu durchrieselte Malpaghino beim Anblick des geweihten Stätte, und ohne des Freundes Ermahnung, nur getrost dieses Gemach zu durchschreiten, um in das unmittelbar daran stoßende Studirzimmer Petrarca's zu gelangen, hätte er niemmer gewagt, seinen profanen Fuß in das Heiligthum des frommen Dichter-

*) Giovanni Malpaghino, der unter dem Namen Johann von Ravenna bekannte Schüler Petrarca's und später berühmte Wanderlehrer Italiens.

gemuß zu ſetzen. So aber nahm er ſeinen letzten Muth zuſammen und ſchlich mit klopfendem Athem auf den Zehen über den mit einem Bimsgeflecht bedeckten Fußboden nach der gegenüber befindlichen halbgeöffneten Thür, durch welche eben ein heller Morgenſtrahl in die dämmernde Dunkelheit fiel.

Längere Zeit lauſchte er hier auf einen Ton, ein Geräuſch von innen, das ihm die Anweſenheit Petrarca's beſtätigen wollte; er hörte nichts als das Hämmern des eigenen Herzens, das Pochen ſeiner Schläfe, die ein kalter Angſtſchweiß bedeckte. Endlich wagte er mit zitternder Hand, die Thür noch etwas weiter aufzumachen und blickte nun in den vorderen Theil eines hellen, freundlichen Gelehrtenzimmers, wo überall auf Tiſchen, Stühlen und Notenpulten Bücher, Scripturen und Pergamentrollen in bunter Unordnung durcheinander lagen, die unmittelbaren Zeugen eines unausgeſetzten Gelehrtenfleißes, während die Wände mit Gemälden aus der altrömiſchen Geſchichte und mit verſchiedenen Waffenſtücken geſchmückt waren, unter denen ein großer, mit einem friſchen Lorbeerkranz geſchmückter Pugiunskopf Giovanni's Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich zog. Eine Lebensluft herrſchte übrigens auch jetzt noch im Zimmer, ſodaß er deutlich das Summen der Bienen in den Bäumen vor dem geöffneten Fenſter hören konnte, vor welches ein grüner Akornaschvorhang zum Schutz gegen läſtige Inſekten gezogen war. Noch ſtand er unentſchloſſen und lauſchte klopfenden Herzens, da hörte er hinter ſich ein Geräuſch und umwendend ſah er das freundliche Geſicht des alten Hausarztes, der eben den Kopf durch die vordere Thür der Dunkelheit ſtreckte und den Zögernden mit der Hand ungeduldig verwärts winkte.

Nun gab es für Malpaghino kein Bedenken mehr; er empfahl ſich dem Schutze des großen Dichters, deſſen lorbergeſchmücktes Haupt mit den ernſtmilden Zügen ihn gleichfalls freundlich zum Eintritt ermuntern zu wollen ſchien, zögernd ſetzte er den Fuß auf die geheiligte Schwelle, lautlos ging die Thür auf und ein ſüßer Wohlgeruch wie von fremden Spezereien und Kräutern ſtrömte ihm entgegen. Beim erſten ſcheuen Blick, den er, noch ganz verwirrt von der Kühnheit ſeines Eintritts, durch das Zimmer warf, fühlte er ſich wie feſtgebannt an den Boden, obgleich er im erſten Schrecken über das, was er jetzt ſah, am liebſten ebenſo lautlos wieder zurückgewichen wäre.

Denn am letzten der drei kleinen Fenſter, welche die längere Wandſeite des geräumigen Zimmers einnahmen, ſaß hinter einem einfachen, mit gewundenen Säulenfüßen verſehenen Schreibtiſch, über den eine alte rothe Decke mit verblaßter Goldborde gebreitet war, die wohlbekannte Geſtalt eines ältlichen Herrn in einem braunſammtnen, pelzbeſetzten Schlafrock und Cordovanſchuhen. Das Haupt, welches eine große, gleichfalls mit Pelzwerk verbrämte Mütze bedeckte, ruhte mit dem Angeſicht regungslos in den auf einem großen Folianten verſchlungenen Armen, über welchem er wahrſcheinlich während des Leſens eingeſchlafen war, ſodaß man von ſeinem Antlitz nichts weiter ſehen konnte als einen Theil der linken Schläfe mit einer einzigen Silberlocke. Vor ihm auf dem Folianten lag eine in Schild-pam gefaßte Brille mit länglichrunden großen Gläſern, wie ſie damals, wo dieſe Erfindung noch neu war, meiſt nur von gelehrten Perſonen getragen wurden. Die ſeichige weiße Hand mit den unter dem Druck des ruhenden Hauptes ſtark angeſchwollenen bläulichen Adern hielt eine Schreibfeder mit langer ſchwarzer Fahne unbeweglich feſt und der noch friſche Glanz der Tinte daran machte es unwahrſcheinlich, daß der Schlummernde noch vor wenigen Augenblicken damit geſchrieben haben mußte.

Man denke ſich die Verlegenheit und peinliche Lage Giovanni's, als eine Minute nach der andern verging und Petrarca ſich noch immer nicht regte; vielmehr ſchien er ſo feſt auf ſeinen Folianten eingeſchlafen zu ſein wie ſeine beiden Lieblingskatzen Puglio und Salamandrina, die dicht aneinandergeſchmiegt auf einem Polſterſtuhl zur Seite ihres Gebieters lagen. Fürwahr, von allen den mächtigen Eindrücken, welche ſich Malpaghino ſein langem von der erſten Erſcheinung des großen Mannes im Geiſte ausgemalt hatte, wäre keiner in Wirklichkeit für ihn ſo beängſtigend und überraſchend geweſen wie der gegenwärtige, da er einen Petrarca endlich in Perſon vor ſich hatte, jedoch weder ſein Angeſicht ſehen noch den Klang ſeiner Stimme vernehmen konnte, ſodaß er von dem erſten langerſehnten Anblick deſſelben und der Einwirkung der großen Dichterperſönlichkeit auf ſeinen jugendlichen Geiſt nicht mehr empfand als die peinliche Ungewißheit, ob er bleiben oder ſich ſo ſchnell wie möglich wieder zurückziehen ſollte. Demnach konnte er ſeinen Blick nicht von der ſchlafenden, ehrwürdigen Geſtalt abwenden, die ihn trotz ihrer Regungsloſigkeit

wie schaudernd an die Stelle dachte, wo er, die Thürklinke in der einen, seine Papiere und den Empfehlungsbrief seines alten Lehrers Donat in der andern Hand, unbeweglich haltend und in einem Lied den schimmernden Mann mit der unförmlichen Perücke ansehen mußte, unter der alle die großen, zauberischen Gedanken entstanden sein sollten, um welche sich die gesammte Gelehrtenbildung seines Vaterlandes wie um ihre alles überstrahlende Centralsonne bewegte. Aber je länger er ihn ansah, um so mehr wich die anfängliche Angst und Verwirrung aus seiner Seele und bald ward ihm zu Muthe, als habe ihn der Anblick des schimmernden Petrarca viel schneller und inniger mit dessen ganzer Persönlichkeit vertraut gemacht, als dies bei seiner angeborenen großen Schüchternheit gewiß bei jeder andern Art von Begegnung der Fall gewesen wäre.

Mochten schon zehn Minuten und länger mochte er so voll Erwartung dagestanden sein und den Redenden unverwandt angesehen haben, als derselbe mit einem male den Kopf langsam in die Höhe hob, sich aufrecht in den Armsessel mit der hohen geraden Lehne zurücklegte und den jungen Menschen ohne ein Zeichen von Ueberraschung, aber auch ohne einen besondern Zug von Wohlwollen und Theilnahme mit großen, hellwachen Augen, die durchaus keine Schläfrigkeit verriethen, ruhig ansah.

Mehr jedoch als dieses plötzliche Aufschauen Petrarca's, den Giovanni seit auf dem Katheder eingehaltenen Mühen, erschreckte ihn der Anblick des Mannes, den zu sehen sein höchster Wunsch gewesen war. Denn das derbe, sehr fleischige Gesicht hatte zwar blühende Wohlfarbe, die fast immer bei ältern Personen für das sicherste Zeichen einer großen Nervenreizbarkeit gelten kann und deutlich genug den kranken, von den geistigen Kämpfen und Anstrengungen eines vielbewegten Lebens nahezu erschöpften Organismus verrieth. Hierzu kam noch, daß die unteren Augenlider infolge anhaltender Nachtwachen stark angeschwollen und gerötet waren, was seinen sonst regelmäßigen, weichen Gesichtszügen bei allem Glanz der lichtbraunen Augen und trotz so guten Stunden gewiß ungemein freundlichen Wohlwollen in den feinen Linien der Haut nach unten gezogenen schmalen Lippen in Momenten wie der gegenwärtige den Ausdruck einer recht unangenehmen Härte und tyrannischen Laune verlieh, während die noch immer stattliche Haltung der ungebeugten, zur Wohlbeleibtheit neigenden Gestalt und der deutliche Marmorglanz der hohen, einzigschönen Stirn die Energie und ideale Schöpferkraft eines Geists bekundeten, der sein großes ruhmreiches Tagwerk noch lange nicht dem Abschluß für nahe hielt.

Der kalternste, theilnahmloseste Blick, womit Petrarca den schweigend eintrat, benahm Giovanni alle Fassung und in seiner ersten Bestürzung machte er unwillkürlich eine Bewegung rückwärts gegen die Thür, um den, wie er glaubte, über seinen zudringlichen Eintritt erzürnten Meister so schnell als möglich wieder von seinem Anblick zu befreien. Da gab ihm dieser mit der Hand einen Wink, zu verweilen, schloß dann einigemal müd, wie jemand, der an Augenblöße leidet, Andern und sagte, auf ein silbernes Klingelbecken deutend, das in einer Marmorne Hand, mit einer wohllautenden, nur gedämpften von einem tiefen Gaumen unterdrückten Stimme:

„Setze mir vor allem das Klingelbecken vor die Thür, mein Sohn; der Geruch vieler fremden Ausdünstungen und Ausdämpfungen, anklam, wie Aderlaß meine, meine Nerven heilsam zu beleben, beklemmt mir nur noch mehr die Brust und besonders der Nebenhöhlen verursacht mir einen unerträglichen Druck auf die Schläfe."

Er sagte dies ohne jede vorhergehende Begrüßung in so vertrautem Tone, als sei er schon seit Jahren gewohnt, Giovanni um sich zu sehen und ihm dergleichen kleine Handleistungen aufzutragen; worauf der junge Mensch, für den diese Art von Empfang ebenso neu als überraschend war, sich beeilte, dem Befehle des Meisters Folge zu leisten und das Klingelbecken hinauszutragen, aus welchem fortwährend in feinem bläulichen Wölkchen ein stark riechender Räucherduft aufstieg. Als Zimmer zurückgekehrt, empfing ihn Petrarca mit einem wohlwollenden Lächeln, winkte den schüchternen Schüler zu sich heran und nachdem er ihn wieder eine geraume Weile schweigend, aber doch mit theilnahmvolleren Blicken als zuvor betrachtet hatte, sagte er, ihm sanft auf die Schulter klopfend:

„Nun, mein Sohn! Das allein schon nimmt mich für dich ein, daß du schweigen kannst, bis du gefragt wirst. Nun laß mal sehen, was unser würdiger Freund Donat Rühmliches von dir und deinen bisherigen Studien berichtet!"

Mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung überreicht ihm Giovanni den Brief seines alten Lehrers in der Grammatik und Rhetorik, mußte aber deutlich in seiner großen Verwunderung sehen,

welchen sonderbaren Gefallen Petrarca von dieser ernsthaften Empfehlung machte. Denn ohne das Schreiben zu entfalten, drehte er es bloß mit sonderbarer Hast zwischen den zuckenden Fingern der beiden Hände herum, als fürchte er, sich daran wie an einem heißen Eisen zu verbrennen, hielt es mehrmals prüfend gegen das Licht, als wenn er die Schriftzüge durch das Papier hindurch lesen wolle, und führte es zuletzt sogar dicht unter die Nase, wie um sich durch den Geruch von seinem ungefährlichen Inhalt zu überzeugen. Mit einer raschen Handbewegung schob er dann plötzlich das Schreiben ungelesen unter einen ganzen Stoß ähnlicher ungeöffneter Briefe, die zur Seite auf einem beiendern Tischchen lagen, und sagte mit einem eigenthümlichen krampfhaften Zwinkern der Augenlider:

„Von diesem Weichreibief brauchen wir keine weitere Einsicht zu nehmen. Es ist ein Empfehlungsbrief, wie ich sie schon zu Hunderten empfangen habe, voll übertriebener Lobespenden und ruhmreicher Prädicate, wobei es der Schreiber dem Empfänger überläßt, aus einem Schwall von tauben Worten die einzelnen Körnlein der Wahrheit herauszusuchen. Darum weg damit, denn da gröblich wir auch sie, mein Sohn! Den besten Empfehlungsbrief hat die jedenfalls Mutter Natur in dein offenes klares Gesicht geschrieben! Zeige mir also eine und die andere schriftliche Arbeit von dir, woraus ich ersehen werde, ob der Verstand, die Willenskraft und Gewissenhaftigkeit, die dir in den Zügen geschrieben stehen, auch in deinen Ausarbeitungen zu finden sind! Nur was der Mensch kann, gewährt und eine sichere Bürgschaft für das, was er erstrebt, für das, was er sein möchte!"

„Ah, was seh' ich!" rief er überrascht, denn er hatte während dieser Worte eine der Probeschriften Giovanni's entfaltet und sein Auge betrachtete mit Wohlgefallen die untadelhaft schöne Handschrift des fremden Jünglings. „Du schreibst ja in der That wie ein Meister und beinahe sollte man glauben, der heilige Benedict von Nursia selber habe dir bei der Herstellung dieser schönen, regelmäßigen Schrift die Hand geführt! Brav, lieber Sohn! Sei mir tausendmal in Arezzo willkommen! Wenn deine übrigen Fähigkeiten denen deiner kunstgeübten Hand entsprechen, so werde ich meine große Freude an dir haben! Vor allem mußt du mir sogleich eine zierliche Reinschrift von meinem großen bukolischen Gedichte anfertigen, das, wie dir vermuthlich bekannt sein wird, aus zwölf Eklogen besteht und welches ich schon seit Jahren meinem trefflichen Freunde Boccaccio in Florenz zu verehren die Absicht hege, um ihm damit ein wie ich denke nicht unwürdiges Gegengeschenk für eine Handschrift von Dante's «Göttlicher Komödie» zu machen, die er mir einstmals überlassen hat. Zwar ich kenne den Dante nur wenig, halte ihn indessen immerhin für einen unserer besten Poeten in der Neuzeit. Nun aber sage mir, was dich eigentlich hierher führt und in welchen Fächern des Wissens du meinen Unterricht wünschest?"

So unerwartet auch Giovanni diese Frage kam, nachdem er doch von Jacopo Dondi die Versicherung erhalten hatte, daß Petrarca, mit dem Zweck seines Herkommens bekannt, eingewilligt habe, ihn als Schüler der griechischen Sprache anzunehmen, lag doch in dem Blick des Gelehrten bei dieser sonderbaren Frage ein so unverkennbarer Ausdruck von Zerstreutheit, daß der junge Student weniger davon befremdet wurde als von seinen andern bisherigen Beobachtungen an dem berühmten Manne. Vielmehr ermuthigte ihn gerade diese Zerstreutheit so, wie der Beifall, den Petrarca seiner Handschrift gezollt hatte, jene lateinische Ode vorzutragen, die er schon in Padua zum Ruhm und Preis des großen Meisters gedichtet hatte. Er begann daher, zwar anfangs mit großer Schüchternheit, dann aber, als Petrarca immer aufmerksamer aufhorchte, mit steigender Wärme und Lebendigkeit des Vortrags, seine Verse herzusagen und hatte bald die Freude, in den Zügen seines würdigen Zuhörers den günstigen Eindruck wahrzunehmen, welchen einzelne wohlgelungene Strophen seines Gedichts auf diesen machten. Besonders bei jenen Stellen, die Petrarca als großen Gelehrten, nicht blos der Gegenwart, sondern aller Zeiten verherrlichten, lächelte derselbe wohlzufrieden vor sich hin und nickte auch wol halb zerstreut, halb beifällig mit dem Haupte, wenn sein junger Panegyriker ihn in der Dichtkunst dem großen Virgil, in der Weltberedtheit dem unsterblichen Cicero an die Seite stellte.

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

Was man hat und was man sucht.

Erzählung von Franz von Krumenacker.

VI.

Wer die zwei Männer traurig nebeneinander in der Gondel ausgestreckt sah, sann vielleicht darüber nach

dem von der aufdringlichen Sonne ergoldeten Wasser, hätte wol kaum geglaubt, daß sie einem tödtlichen Zweikampf entgegenführen. Nur das Kätzchen vorn auf der Bank wäre einem guten Auge verdächtig erschienen — —

„Juan, wenn ich fallen sollte", sagte Jegor, „so nimm dich Adelheid's an! Ich setze sie zur Erbin meines Vermögens, doch zum Vormund des Kindes ein! Wahrscheinlich wird sie nach Irland zurückkehren wollen. Sie liebt Italien nicht, sei ihr zur Heimkehr behilflich —"

Juan nickte —

„Nur ein Mißverständniß", hub Jegor fort, „trennte uns. Wie ein Lemure bewährte sich Adelheit in der langen Prüfungszeit. Von mir verlassen blieb sie isabellos und allein nur mit Erziehung ihres Kindes beschäftigt! Ja, Freund, man sollte es doch nie Schuppen von den Augen! Ich sehe jetzt Dinge, die ich im Getriebe des Alltagslebens niemals beachtet haben würde. Einen Schatz besaß ich daheim! Ruhig und friedlich war es mir vergönnt zu leben! Statt dessen stürzte ich mich an die Ufer eines reizenden, aber charakterlosen Kreu, die mich in das Gewirr ihrer unentwirrbaren Verhältnisse mit hineinzieht und bezahle vielleicht meine Thorheit mit dem Leben! Doch nun ist es zu spät; mag mein Schicksal andern zur Warnung dienen!"

„Sant'-Elena vorüber", sagte Kink freudig und seinen Kopf zum Fenster der Gondel hinausstreckend, „wir sind gleich angekommen."

Jegor sprach nichts mehr; er rauchte ruhig seine Cigarre zu Ende. An der öden Certosa vorüber schwamm die Gondel. Jegor betrachtete gleichmüthig die rothen, verwitterten Gebäude, die mit dem braunen Grunde, dem Schwarzgrün der Cypressen in einen bunten Kontrast zusammenflossen. Dörfer und verlassen ragten viele Eilande aus den Lagunen hervor, deren halben Flächeninhalt hatte die steigende Flut im Laufe der Jahrhunderte hinweggenommen, ihre einstige politische Bedeutung hatte der Wechsel der Zeitumstände zerstört. Schweigend fuhren die Freunde am Fort Sant'-Andrea vorüber, die Insel entlang, bis zur nordwestlichsten Spitze. Noch einige Ruderschläge und die Gondel aller Inselgruppen, San-Francesco del Deserto, war erreicht. Hohenegk sprang zuerst ans Land. Kink befestigte das Kätzchen mit den Pistolen auf der Gondel, befahl den Gondolieren, nach Sant'-Erasmo zurückzurudern und dort zu warten; nachher folgte er seinem Landsmann.

Jegor musterte aufmerksam das ihm unbekannte Terrain. Da lag vor ihnen die kleine verlassene Kirche nebst dem halbverfallenen Kloster, welches die Mönche des heiligen Franciscus sieben Jahre nach dem Tode ihres Stifters bezogen und jahrhundertelang innegehabt. Die lebenden Mönche waren fort, die todten geblieben; den ganzen Boden der kleinen Insel hüllten Franziskanergräber. Etwas von der Kirche entfernt fand der Ueberrest einer alten Mauer, darauf noch deutlich sichtbar der geflügelte Löwe von San-Marco über einer Darstellung des Todes der Jahr, die bei Strafe alles Kaufen, Hazardspielen, Schwören — wem blos verbot? In der Nähe des Franziskanerklosters? Aus dem dringen, häßlichen Gebäude strahlen ein paar magere Cypressen empor, die einzige Vegetation, die gegenwärtig der unfruchtbare Boden trug. Rings um das wilde Eiland die blaue Lagunenflut. Das Geschlagen der Wellen war der einzige Laut, den man vernahm.

„Die Wahl des Orts scheint mir passend für unser Vorhaben! Wir werden nicht gestört werden!" bemerkte Hohenegk.

„Bulgarin läßt lange auf sich warten", versetzte Kink.

„Hier naht eine Gondel!" erwiderte Jegor, auf einen schwarzen Punkt deutend, den man in der wenig belebten nördlichen Lagune von weitem sah.

Die beiden Freunde standen auf einer von Mauerstümmern gebildeten Erhöhung. Weg von dem kleinen Eilande wandte ihr Blick schweifen — der Horizont war nun durch die Adriatischen Alpen begrenzt, deren schneeige Kuppen die Sonne rosig färbte. Zahllose Inseln tauchten in ihrer Nähe auf. Deutlich der große Hügelzug, glänzend in der Morgenbeleuchtung, überragend den hellen Mauerring von ihren Thürmen und Zinnen —

„Wer kommt denn da?" fragte Jegor, als er einen ihm Unbekannten landen sah.

„Der Wundarzt, den ich zur Vorsorge bestellt!" antwortete Juan und ging dem Ankömmling entgegen.

Dieser schickte ebenfalls seine Gondel zurück. Die Herren gingen auf und ab, um sich in der frischen Morgenluft die Circulation des Bluts zu bewahren.

Kink zog wiederholt seine Uhr. „Bulgarin kommt nicht mehr", sagte er. „Wir warten noch eine halbe Stunde, dann haben wir das Unsrige gethan und fahren nach Venedig zurück!"

wechſelt den Namen ſeiner Eltern; daß ich nun gar noch den Adel annahm, das war vollends ein Verrath an den Anſichten, die ich vom Unterſchied der Stände habe.

P. Fels
(freudig zu ſeinem Sohne).

Er wird unſer! Wir bekommen ihn wieder!

Heinrich.

Man hat einige Arbeiten, die ich über den Rechtszuſtand Deutſchlands herausgab, anerkannt, man hat mir an einer rheiniſchen Hochſchule einen Lehrſtuhl angeboten. Das, das iſt mein Feld. Der hoffnungsvollen Jugend des Vaterlandes gegenüber, ſelbſt als Greis ſich noch Jüngling fühlen unter Jünglingen, die Weisheit der Jahrhunderte vor Augen ausbreiten, die noch nicht wählen, was ſie davon für das Brot des Lebens brauchen können, — das iſt die Aufgabe, für die ich mich gebildet hatte. (Zum Präſidenten, weich) Sie ſehen auf mich mit betrübtem Blicke, edler Mann! Aber (mit hoher Begeiſterung) wir leben in einer Zeit, wo die Menſchheit bei den immer höher und höher geſteigerten Anſprüchen, die das Leben an uns macht, nur allzuſchmerzlich empfindet, daß das Herz in dem Gewühl der Welt erkaltet und wir zurückkehren müſſen zu dem, was mit uns geboren wurde, zur Wahrheit der Natur, die das Maaß aller Dinge iſt. Und ſo, mein theures Weib, frag' ich Dich, willſt Du mir, dem wiedergebornen Heinrich

Doch diese Hoffnung oder Beruhigung, als was sie je nach der individuellen Stimmung gelten mochte, erwies sich als unbegründet. Zum dritten male an diesem Vormittage nahte eine Gondel dem verlassenen San-Remoufer, zur großen Verwunderung der Damen und Gäste, die seiten von fremdem Besuche gehört den nahestehenden Preis des alten Grandseurs gewesen. Der Jenier und sein Secundant näherten sich ernsten.

„Verzeihung, meine Herren, daß ich mich ein wenig verspäte! Aber mit nüchternem Magen läßt sich nicht gut ein Gefecht eingehen, am wenigsten an einem kalten Wintermorgen! Bis mir die kalten Schlingel des Restaurant français aus dem Schlaf rumorten, verging eine kostbare Viertelstunde —"

Mit diesen Worten wandte Bulgarin sich entschuldigend an seinen Gegner und dessen Freund. Des Jeniers bedrohliches Gesicht, die etwas mühsame steife Haltung, seinem gewöhnlichen Sichgehenlassen so entgegengesetzt, bewiesen, daß er sich mächtig Muth getrunken hatte —

Die Hauptpersonen zogen sich zurück, nachdem sie wenige Worte gewechselt, und überließen den Secundanten die Ausdehnung des Zweikampfs. Verschiedene brauchten beide der letzten Minuten, die sie vielleicht im Leben besaßen. Hohenort wandte der Scene den Rücken; er schaute unverwandt und angestrengt dorthin, wo die bogenförmigen Kuppeln der Salute sich aus der Lichtermasse abhoben. Sie erglänzten in der Morgensonne. Derselbe Strahl fiel auch gegenüber auf das Haus Wegler. Wieder dachte Hohenort nicht an die reizende Herzogin von San-Gabalis, der ihn auf den Kampfplatz getrieben, sondern an Ilsenb und Kind. Der Grieche sah kein Minute die Secundanten aus den Augen; er gewahrte, wie Karl lud.

„Jagor, auf den Platz, wenn es beliebt!" klang Karl's helle Stimme in die Träumereien seines Gegners.

Hohenort schritt ruhig und langsam auf die ihm angewiesene Stelle zu; es lag der Ausdruck des Friedens auf seinem männlichen Antlitz. So sicher und vornehm war seine Haltung, daß er in diesem Augenblick für deutsch gelten mochte. Schweigend drückte Jagor Iwan's Hand und nahm gelassen die Pistole.

Der Grieche bekreuzte sich inzwischen des Armes seines Secundanten, um, darauf gestützt, seinen Platz zu erreichen.

Eine heftige Gemüthsbewegung hatte ihm die Farbe aus den Wangen getrieben; im letzten entscheidenden Augenblick — verließ ihn der Muth? — —

„Teufel, wenn ich ihn nicht töte, so tödtet er mich!" murmelte Kantel. „Zum Glück habe ich den ersten Schuß!"

Bulgarin hob den Arm des Führers hoch und zielte. Die Pistole seines Feindes in der Hand des Griechen; im entscheidenden Moment sah er sie fest und drückte ab. Der Schuß der unsichern Hand ging nicht in Hohenort's Brust, wonach Kantel gezielt, sondern einen Fuß tiefer in den Unterleib.

Die Reihe war nun an dem Verwundeten. Niederstreckt schüttete die Glieder des Jeniers, die Augen schienen aus ihren Höhlen zu drängen, so gespannt hafteten sie auf der Hand des Gegners. Der Schreck hatte die Herrschaft des Willens vollständig aus Kantel's Hirn vertrieben. Jagor erhob seinen rechten Arm, hielt die Pistole zwischen und schoß in die blaue Luft. Nachdem er das Leben des Jeniers geschont, brach der Fremder leblos zusammen.

Einen Blick noch warf Kantel auf Jagor — er hielt ihn für todt. Also der Mann war unschädlich! Nun an die verhältnißmäßig leichtere Aufgabe mit der Frau — Diese hätte der Grieche im Interesse seiner Sicherheit lieglich die Pistole ergreifen, allein er konnte und wollte Gewalt nicht aufgeben; daher eilte er zu ihr, um sie durch Überredung oder Drohung zur Übergabe seiner gezwungenen Ehrenpfand zu machen.

VII.

Frau von Hohenort hatte ihre ruhige Besonnenheit wieder errungen. Sie saß am Fenster, wie gewöhnlich mit dem Kinde beschäftigt, in ihrem heitern, wohnlichen Salon. Die freundliche Sonne lachte ins Zimmer.

„Kommt Papa Karl nicht, und zu begleiten?" fragte das kleine Mädchen.

„Nein, Henriette, er wird nicht mehr kommen und wir können zu unserem alten Spaziergang auf die Zitterer zurück, den du ja so gern hattest!" erwiderte Adelheid mit einem melancholischen Lächeln.

„Da ist er aber doch!" rief das Kind triumphirend, als sich der Thür Flügel und Jagor eintrat.

„Gnädige Frau", sprach er, „nicht ohne gewichtigen Grund wage ich Ihr Gebet so bald! Hohenort wurde soeben schwerverwundet nach

Hause gebracht! Ich aber wusste, an Sie verschwendete — leider muss ich Sie nun verlassen, denn meine eigene Sicherheit ist gefährdet durch den unglücklichen Ausgang des Zweikampfs, dessen Zeuge ich gewesen bin!"

Bereits war Graf wieder verschwunden; seine Anwesenheit hatte nur einer Erscheinung geglichen. Adelheid brachte nur einen Moment des Schreckens fassen zu können — dann rüstete sie sich zum Handeln auf.

Nach acht Jahren wieder zum ersten male lag sie am Lager ihres Gatten — — Die Angst war unter heftigen Schmerzen ausgestanden worden. Mut und Festigkeit hatten den Vermundeten nicht verlassen; sein tief verwundet Gemüth suchte die Gattin. Ja, sie war über ihn hingebeugt; der eine Moment hatte die harte Rinde gesprengt, die vermeintes Unrecht und jahrelange Bitterkeit um beider Herzen gezogen; die alte Liebe war wieder wach geworden. Adelheid musste sich oft von ihrem Platz an Jegor's Seite erheben, um die stürzenden Thränen zu verbergen. Sollten sie jetzt sich ganz verlieren, nachdem sie sich wiedergefunden! Schmerzlich wie die Empfindung war, welche sich dennoch über sie ergoss. Wieder gedacht war ihr ja der alte Jegor, der großmüthig der Vermögensteilung die Hand gereicht. Die Züge seines hehren, männlichen Charakters, der erst ihre Bewunderung und dann ihre Liebe erworben, erkannte Adelheid wieder. Sollte er auch von ihr genommen werden, so war die Erinnerung an den geliebten Freund ihr gewiss unzerstörbar eigen. Nur was gütig geschieden, ist unwiederbringlich getrennt. Adelheid sohlte jetzt für den kranken, starken Mann, der so hülflos mit dem Tode kämpfte, dieselbe Zärtlichkeit wie für ihr Kind. Während der kurzen Momente, dass er über nicht bewusste, dass er in unruhigem Schlummer lag, flossen ihre Thränen heiß und reichlich; doch lag seine Bitterkeit nicht auf dem Herzen, der bekundeten Liebe mochte sich sein ergeben. In den acht Jahren war Irene von Helbeneck nie so glücklich gewesen als jetzt.

Jegor's kräftige Constitution und die sorgliche Pflege kamen in der That der Kranken sehr. Eine Woche verging und er lebte noch, ungeachtet der entgegengesetzten Voraussagungen des Arztes. Meinere acht Tage verstrichen zwischen Hoffnung und Furcht. Am fünfzehnten Tage nach dem Zweikampf winkte der Arzt der Baronin, mit ihm das Zimmer zu verlassen. Er sagte: „Nun habe ich für die Wiedergenesung Ihres Gatten, gnädige Frau!"

Nachdem sich Adelheid vom heftigen Schrecken erholt, trat sie wieder in Jegor's Gemach zurück. Er lag in sanftem Schlummer. Lange ruhten die treuen Augen der Gattin auf ihm. Ja sie fand den Jugendgeliebten wieder — Die körperlich erschöpfte, aber geistig beruhigte Frau versank in eine Welt nicht unlieblicher Träumereien. Sie merkte es nicht, dass ihr Kopf, schwerer und schwerer werdend, endlich auf das Kissen herabglitt.

Wie lange die Ruhe gedauert haben mochte, Adelheid konnte es später nicht bemessen; nur war es ein sehr angenehmes Gefühl, mit dem sie erwachte. Verstehend kehrte Irene von Helbeneck zur Besinnung zurück — ihr Kopf hatte auf dem nämlichen Kissen mit Jegor gelegen, von dem ihn sie geweckt.

„Du hast dich überwunden, meine gute Adelheid", sagte Helbeneck, die Hand seiner Frau ergreifend, „Dank und Vergeltung zugleich!"

Sie gab ihm seinen innigen Blick zurück. „Ich bin herrlich belohnt durch deine Verzeihung, Jegor, und die Vergangenheit lassen wir versinken und begraben sein, die schlimmen Tage unserer Trennung! Auf die Nacht der Trauer ist ein heiterer, schöner Morgen angebrochen —"

Im stillen Krankenzimmer feierten die Gatten das Wiedersehen ihrer jungen, starken, weil gereinigten Liebe. Beide erkannten ihre Schuld, beide, daß sie Verstimmungen und Missverständnissen nachgegeben hatten, die zuletzt in Gemüth unheilbar werden —

Der heitere Märzsonne schien auf das Haus Wiglaf. In dem traulichen Gemache zwischen den Blumenfenstern befand sich die Familie bei Tische. Der Knabe hatte liegend auf einem Ruhebett, noch etwas blass von den ausgestandenen Leiden, aber sehr gesund. Adelheid schälte eben eine Orange für ihn, als Baron Graf eintrat.

„Willkommen, Iwan!" rief ihm Jegor entgegen. „Setzen Sie sich aber, als unter der Erde begrüßen —"

Der stolze Mann ergriff die dargebotene Hand und ließ dabei seine Augen auf Adelheid ruhen. Dieselbe stolze Haltung wie früher, die einfache, ernste Kleidung; nur lag auf den Zügen ein Ausdruck von ruhiger Heiterkeit, der sie reizvoll und imponirend machte.

Nachdem sie eine Weile geplaudert, sagte Helbeneck: „Jetzt kommen die Cigarren, Iwan!

Es ist keine einzige Schwachheit, das Rauchen zu verabscheuen."

Die Baronin nahm das Mädchen an die Hand und verließ schleunigst das Zimmer. Ein Blick der Liebe folgte ihr aus Jegor's Auge.

„Iwan", nahm der Freiherr zuerst das Wort, „ich bin vielleicht zum ersten male in der Lage, eine Versicherung zurücknehmen zu müssen! Hier auf der nämlichen Stelle sagte ich dir, meine Heimath mit Arkadien sei eine Thorheit gewesen! Ich bin nicht mehr, in diesen Raum liegt der Segen meines Lebens!"

„Ich verkannte niemals den hohen Werth der Baronin!" erwiderte Iwan in seiner kühlen Art. „Indessen will ich die Abwesenheit deiner Frau benutzen, um dir über das Schicksal der übrigen Personen deines Lebensdramas Bericht zu erstatten. Bulgarin wurde bei seiner Ankunft im Palazzo Conner-Spinelli festgenommen; es scheint, einer der Gendarmen machte die Anzeige vom Duell. Die Herzogin von San-Eudalia entschloß sich, in Begleitung eines Beginenes allein nach Sicilien zu reisen. Wir reisten in Genua zusammen, verlebten dort einige angenehme Tage und dann half ich ihr sich einschiffen. Gegenwärtig befindet sie sich auf dem Schlosse ihres Vaters und läßt sich vermuthlich durch ihre Nachbarn, die Oberhirten von Catania, trösten. Was mich betrifft, so kam ich nach Venedig, sobald ich hörte, daß die Untersuchung des Duells niedergeschlagen sei. Einige Monate will ich hier bleiben und dann gedenke ich nach Finland zu reisen. Ich erhielt Briefe, welche leider bis gegen den Herbst hin meine Heimkehr erfordern."

„In diesem Falle reisen wir zusammen, denn auch ich habe vor, nach der Heimat zurückzugehen! Arkadien liebt Italien nicht und mit ihrer klugen Wirthschaftlichkeit glaube ich auch daheim anständig leben zu können."

In diesem Augenblick trat Frau von Hohneck wieder ein.

„Da kam soeben eine sonderbare Botschaft, Jegor", sagte sie. „Deine Cousine, Gräfin Natalie Löwenberg, schickte ihren Diener, um dir sagen zu lassen, sie sei angekommen. Indessen sei es für sie unschicklich, allein in einem Gasthause abzusteigen, daher sie dich ersuchen läßt, sie abzuholen und zu begleiten. Der Mann hat noch verschiedene Aufträge. Wenn du vielleicht selbst mit ihm sprechen wolltest — Es scheint, die Dame wartet auf der Eisenbahnstation."

„O —! ich kenne Nataliens Capricen! Die wir Finland verlassen, war sie noch gemüthlich krank, aber beinahe lebensgefährlich —"

„Aber was thun? Wir können sie nicht auf dem Bahnhofe lassen?"

„Iwan, wenn du die Güte hättest, nach der Station zu fahren — —"

„Gehört sie zu den Löwenberg, welche die großen Güter in der Umgegend von Dorpat besitzen?"

„Noch mehr als das! Sie ist die Eigenthümerin dieser Besitzungen! Da alle übrigen Geschwister starben, blieb Natalie als alleinige Erbin zurück."

Iwan erklärte sich bereit zu gehen. Er fand im Wartesaal eine corpulente blonde Dame mit einem rothlichen Gesichtsfarbe und einer kleinen, auffallend feinen Nase; sie war im ganzen eher häßlich als hübsch zu nennen. Gräfin Natalie befand sich in tiefer Trauer, denn sie kam eben von Pisa, wo ihre Mutter gestorben war. So wenig sich die höhere Gesellschaft der schweren Sorge der Verlassenen geneigt zeigte, befanden dennoch eine Unmasse schwerer Perlen an Hals und Armen, wie der Takt, sich zu schmücken, Rechnung getragen war, soweit es die Umstände erlaubten. Die Reichsten Formen waren an der Taille so tief als möglich zusammengeschnürt.

Eine Minute reichte für den erfahrenen Beobachter hin, diese Umstände zu überblicken und aus ihnen einen Schluß auf den Charakter der Dame zu ziehen. Iwan wahrte die mit höflicher Gefälligkeit. Gräfin Natalie fand es sehr vortheilhaft für ihre Gefühle, das Petter Jegor nicht in eigener Person sie abzuholen gekommen; indessen entschloß sie sich zuletzt, die Begleitung des Stellvertreters anzunehmen.

Das Einsteigen in die Gondel hat einige Schwierigkeiten. Diese Wahrung, auf gut venetianisch rückwärts unter das „Zelt" zu treten, wird die Dame als lächerlich und abgeschmackt zurück: heftig stößt sie heftig mit dem Kopf an das Dach. Als endlich dennoch Gräfin Natalie sammt Gepäck untergebracht war, fand sich der Raum im Gondelhäuschen mit lauter unerheblichen Gegenständen vollständig ausgefüllt. Iwan und die Kammerjunker mußten sich im Freien behelfen. Weil die Dame viel fragte, zwang sie den höflichen Mann zu der unbequemen Stellung, halbgebückt unter das „Zelt" zu sehen. Selbst bei der Landung zwang sie ihren unglücklichen cavaliere servente noch zu einem Seitenwendung,

Leben für ihn eine Langeweile in einer Stadt verbringen soll, wo es ihm die Leute hinausvertragen. Die kostbare Kiste enthielt nach Angabe der Dame eine von ihr eigenhändig gefertigte Copie nach Ary Angelica und sie konnte einen solchen Schatz unmöglich ungerichtlichen Dienstleuten anvertrauen.

Rolf hatte seinen etwas mühsamen Auftrag glücklich vollendet und brachte Natalie zu Bette. Jegor gebracht. Der Dame gefiel es in dem traulichen Hause Wegler und da sie gewohnt war, eigenes Behagen mehr wie Fremden zu beachten, so richtete sie sich heimlich ein. Obwohl man es für eine unverheirathete Dame anständiger, unter dem Schutze eines männlichen Verwandten zu reisen, als allein im Gasthof zu wohnen.

Cousine Löwenberg sahe vor Jegor's Ankunft Nacht Hohe; sie hatte so unendlich viel von ihren Geheimnissen auf der Reise zu erzählen! Es war unbeschreiblich, was alles über sie ergangen; aber prophetische Träume hatten sie gewarnt, denen interessante Ereignisse natürlich den Zutritt nicht erlauben wurde. Eigentlich war es eine Pflichtvergessenheit von Natalien's Mutter, im Ausland zu reisen und die Tochter hier unbehütet zu lassen!

Nachdem die Dame auf diese Weise sich ziemlich warm gesprochen, immer über eigene Angelegenheiten — selbst Jegor's Gesundheit wurde nur im Vorbeigehen berührt — erklärte sie, Hunger zu fühlen. Alle, Rolf nicht ausgenommen, mußten ihr den Puls fühlen. Hierauf forderte Cousine Natalie die für solche Fälle probaten Tropfen. Zitternd gebrach das Kammermädchen, die Phiole auf der Reise zerbrochen zu haben. Da bekam die Gesellschaft noch das unsichtliche Schauspiel eines weiblichen Ohnmachtsfalls. Rolf, welcher stärkste, so viel Cousine konnte dem an Nahe gewöhnten Jegor schaden, sie brachte Natalie unter allerlei Verwahrungen zum Zimmer hinaus.

Cousine Löwenberg erwies sich als sehr unbequemer Gast. Sie kehrte den ganzen Haushalt um und forderte beständig Rücksichten für ihre Gefühle und Kränklichkeit, welche letztere nur in den Augen zu starken Schwärmen bestand. Indessen zeigte es sich bald, daß die Dame, welche sowol unpassend und unanständig fand, nichts dagegen hatte, überall hin in Rolf's Begleitung zu gehen. Er allein verstand sie und wußte ihre Gefühle zu schonen, wie sie sagte. Jwan unterzog sich willig dem bei der launenhaften Dame etwas mühsamen Amte des Cicerone. Nur einmal geschah es in Stevis, als Cousine Löwenberg allein Gemälde aus einer Bildergalerie eines Tages zum Genießen nach Hause zu nehmen begehrte. Alle übrigen Eingebungen ihres Spleens glitten an der gebieterischen Kälte des Kavaliers ab.

„Diese Neuigkeit, Adelheid", sagte Hohenek eines Abends; „Natalie und Jwan haben sich verlobt!"

„Ich sah es kommen, Jegor — —"

„Er sucht ihr Glück und sie hat nicht länger Rast, ein altes Mädchen zu bleiben. Solche soziale Arrangements sind die häufigsten, aber auch die traurigsten Ehen, wie sie sich letztere aus ihren Resultaten konstruiren. Wo die heilige Flamme nicht lebt und gewahrt wird mit sorglicher Hand, da ist kein Glück! Jwan besitzt seinen Funken wahren Gefühl und wie viele gleichen ihm! Unterjochungen in sie ihnen in den seltsamen Gestalten und Verirrungen, erhält in den mechanischen Gewohnheiten des Alltagslebens. Darum lieb sie gewinnen, meine Adelheid, welche die heilige Flamme des häuslichen Herdes hütet!"

„Jegor", erwiderte die ergebende Frau, „die heilige Flamme brennte auch in meiner Brust nach jahrelanger Trübsal der Wüstenei, du weißt, ihren Herden verlachen! Dein ist das Verdienst!"

Der kraftvolle Mann zog die zarte Frauengestalt an sich zu innigster Umarmung. In seiner Herzen lebte hell die heilige Flamme.

„Rund wie die Erde."

Wie alle unsere Vorstellungen aus dem uns umgebenden Reiche der Natur geschöpft sind, so haben sich die Begriffe des Unbeweglichen, Starren sowie des Beweglichen einerseits durch den festen Boden der Erde, auf dem wir wandeln, andererseits durch das flüssige Element des Wassers, dessen Theilchen über Luftbreite aus ihrer Ruhelage treibt, in uns belebigt. Wir sehen die Gestirne kreisen, von denen wir wissen, daß ihre gewaltigen Massen die Größe unserer Erde bedeutend übertreffen. Wir wissen von dieser, daß sie nicht an einem Punkte des Weltraums angenagelt ist, sondern, in ewig währendem Laufe um den Mittelpunkt unseres Sonnensystems sich bewegend, den wechselnden Gang der Jahreszeiten sowie durch ihre Rotation um die eigene Achse das wiederkehrende Spiel von Tag und Nacht hervorbringt. Alles um uns ist in Bewegung, nichts vermag uns

einen Glauben an Ruhe zu geben als das unaufhörlich treue Gefühl der festen Gebirge.

„Wie ein Zelt im Meer“ ist ein Bild, welches den Contrast zwischen unerschütterlicher Ruhe vermittelst der tobenden Bewegung ausdrücken soll. Die Knochen unseres Gerüstkörpers, die Rippen dieses pflanzenartigen Kalkgebäudes, die Gebirgsmassen, welche das Knochengerüst, auf dem sich all unser organisches Leben entwickelt, bilden, die scheinbar in unveränderlichen Linien vom Horizont sich abgrenzenden Kämme unserer Gebirge, die überall unter dem wechselnden Boden auftretenden festen Schichten, die dem Pfluge das Eindringen verwehren, haben in uns das Vertrauen erweckt, das unser Haus auf einem Grunde wandeln, welchen keine Macht aus dem Zustande der Ruhe aufzuregen vermag. Wir glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit des starren Gebirgsgerüstes, denn es ist das einzige, was uns der Wechsel bewegender Naturkräfte nicht unterworfen scheint, und weil wir in uns das Bedürfniß fühlen, das nie rastende Leben von einem nie beunruhigten Boden getragen zu sehen. Wie wunderlam werden wir aber ergriffen, wenn uns die Wirkung unterirdischer Naturkräfte, welche den Erdboden in schreckenerregende Erschütterungen versetzen, plötzlich diesem beruhigenden Zutrauen entreißt und uns durch die Entdeckung über die Ruhe der Natur deutlich belehrt. Ein Augenblick vernichtet, wie Humboldt von dem Eindruck sagt, den das erste Erdbeben auf unser Gemüth macht, die Illusion des ganzen früheren Lebens, weil es uns alle Grundlagen raubt, auf denen unsere Vorstellungen von Unbeweglichkeit ruhten. Wir fühlen uns hineingeworfen in das Reich vernichtender, unbekannter Kräfte und haben zu der Sicherheit, die uns unser bewohnte Erde gewährt, kein größeres Vertrauen als zu der, welche uns die Scholle gibt, die im Winter sich über das Wasser spannt. Ueber die Ursachen dieser plötzlichen Unterbrechungen der Ruhe unserer Gebirgsmassen, wie sie uns in den Erdbeben entgegentreten, haben wir zwei Hypothesen, welche die Wahrheit umfassen mögen, allein der letzte Beweis wird uns stets fehlen, denn es bleibt uns der Einblick in die ungeheuren Tiefen, in welchen der Sitz der bewegenden Kraft dieser liegen mag, auf immer verschlossen. Wir wissen, daß die Erde, wie sie jetzt ist, aus einer allmählich von der Oberfläche herein erkaltenden, feurigflüssigen Kugel entstanden ist. Die Erkaltung durch Ausstrahlung von Wärme in den Weltraum mußte eine Erstarrung der äußersten Theile zur Folge haben und unsere sogenannten Urgebirge sind meines Wissens als die zuerst erkalteten, zuerst festgewordenen Schichten. Wie auf dem Wasser die Eisdecke immer mehr und mehr sich verdickt, wenn das Eis an Wärme verliert, so legte sich diese Erstarrung im Laufe der Zeit noch immer zu fest und die Kruste, welche sich um die Erde legte, nahm an Dicke zu, doch nicht ohne daß bei der nothwendig eintretenden Zusammenziehung der schwerderen, gleichsam gerinnenden Theile die noch flüssigen Massen im Innern heftig gepreßt wurden und durch den Druck, den sie gegen die über ihnen lagernden Schichten ausübten, vielleicht häufig zersprengten, und den entstehenden Spalten hervorquollen und sich über jenen Erdrichtern als langgedehnte Gebirgskämme ausbreiteten.

Anderer Art, aber auch von derselben Ursache abhängig sind Erhebungen, bei denen die unterirdischen Kräfte nicht hinreichend waren, den Mantel der Erde zu zerreißen. Es haben, wie im Sächsischen Erzgebirge, dann nur Auftreibungen stattgefunden, kuppelförmige Erhebungen, unter denen sich die gespannten flüssigen Massen ausbreiten konnten. Nachdem aber die Erkaltung unserer Planeten so weit vorgeschritten war, daß der weitere Wärmeverlust durch Ausstrahlung nur ein sehr geringer in großen Zeiträumen werden konnte, verminderte, weil die Sonne uns ebenso viel Wärme wieder zuführt, als wir durch Ausstrahlung verlieren, aber weil die Schichten zu fest geworden waren, um die von innen gegebene Wärme rasch fortleiten zu können, mußten solche gewaltsame Revolutionen auch immer seltener werden. Alle dahin zielenden Processe vertheilten sich auf unglaubliche Zeiträume und wurden dadurch gemildert. Unsere Periode, die ein unendlich kleines Bruchtheil im Alter unseres Planeten ausmacht, zeigt in den Vulkanen, welche dem Druck der innern Kräfte einen Ausweg verschaffen, indem sie eine Verbindung mit dem glühend flüssigen Erdinnern darstellen und die deshalb von Humboldt auch die Sicherheitsventile unserer Erde genannt worden sind, Erscheinungen, die sich, was die Großartigkeit der Massenausbrüche aus den feurigen Tiefen anbelangt, nur entfernt mit den frühern Revolutionen vergleichen lassen. Außer der vulkanischen Reaction des Innern gegen die Oberfläche mag aber bisweilen die Ursache der Erschütterungen, welche uns in Schrecken setzen, auch in einer chemischen Umwandelung der

Gebirgsschichten, nicht in einem mechanischen Sand oder Druck, der gegen sie ausgeübt wird, liegen. Es werden durch das Wasser und mancherlei Dämpfe, die die Spalten durchdringen, die löslichen Bestandteile der Gebirge fortgeführt und das früher feste Gerüst wird hohler gemacht. Es entsteht die Kluft, der vorauf Lehnden oder bergenschwankende Schichten den nötigen Widerstand zu bieten, die morschen Gebirge gehen nach und die hierdurch hervorgerufenen Zusammenstürzungen und Nachsenkungen lassen sie sehr erbeben. Bloß aber auch immer die Ursache des Erbebens sei, ob sie, wie im ersten Falle, unterirdischer oder, wie im zweiten Falle, unterseeischer Art ist, die Wirkung, die Erschütterung, Bewegung des Erdbodens, scheint in ihrer Heftigkeit in ähnlicher Weise sich. Wie eine Flüssigkeit wenig die Erde, wenn sie einmal ihre Unbeweglichkeit verloren hat, in Wellen auf und nieder. Hatt schreiben viele Autoren in derartiger Richtung meinen, daß gehen sie von einem gemeinsamen Centrum aus und pflanzen sich, wie die Ringe auf der Oberfläche des Wassers, in kreisförmigen oder elliptischen Bahnen fort, indem die Stärke der Erschütterung mit der Entfernung vom Mittelpunkt mehr und mehr abnimmt. Auf diese Weise werden Länderstriche von ungeheurer Ausdehnung in das Bereich gewaltsamster Kräfte gezogen. Das große Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755 wurde in den Alpen, an den schwedischen Küsten, in den westindischen Inseln, in den großen Seen von Canada wie in Thüringen von in dem südlichen Flachlande von Frankreich, in seinen Nachwirkungen der baltischen Ebenen empfunden und der Ozean, welcher damals erbebte, überstreut an Größe viermal die Oberfläche von Europa.

Es darf nicht wunderbar erscheinen, daß bei der ungeheuren Bedeutung des Wirkungskreises sich eine Zahl herausstellt, die das in zitternde Bewegung versetzte Land an Größe um vieles übertrifft; man muß bedenken, daß sich die Erderschütterungen auch durch den festen Boden des Meeres fortbewegen und daß durch dieselben die Bewohner entfernter Inselgruppen in Schrecken gesetzt werden können, die von dem Herde des Verderbens durch ungeheure Wasserwüste getrennt liegen. Die Geschwindigkeit der Wellenbewegung ist eine für unsere Begriffe ungeheure große. Früher ist die Bestimmung bei solchen Phänomenen gewöhnlich nur so allgemeine, daß einige Beobachtungen, mit genauen Zeitmessungen verbunden, nur selten angestellt worden sind. Indessen hat Alexander von Humboldt, der gegen jede Gewichten des Meeres meines Mittel, auf seinen Reisen in Südamerika auch über diese Fragen sich verbreitet. „In einem Lande", sagt er im vierten Bande seines „Kosmos", „wo die Einwohner in gewissen Epochen die Zahl der Erdstöße nicht mehr als wie in Europa die Zahl der Regentage zählen, wo Peru und ich wegen Versuche der Pendellänge anstellen mußten, weil in einem Monate der Boden 1½—18 Minuten lang ununterbrochen erbebte, ist man bei einer so langen Gewohnheit, die Lage Beobachtungen in einem noch höheren Grade gelernt hat, zu vollkommen sicheren Beobachtung gelangt, weil auch geringen, aus fernen Gegenden abweichende Erschütterungen an Ort und Stelle zu trennen, ja an gewissen, unter welchen Verhältnissen die mächtigen Bewegungen der Erdrinde möglich sind, deren tiefste Spuren man erkennt."

Es mußte auch seinen tiefen Beobachtungen und nach genauen Untersuchungen der Angaben früherer Berichte schätzen zu wollen, daß die Geschwindigkeit, mit der sich die Erschütterungskreise fortpflanzen, zwischen den Grenzen von 3—20 geographischen Meilen für jede Minute liegt. Demnach müßte in jener Gegend ein Weg zurückgelegt von 1200—4800 Fuß, ein Weg, der so bedeutend größer ist als derjenige, welchen der Schall in der Luft in derselben Zeit zurücklegt. Die Verschiedenheit der Geschwindigkeit muß sich nach der Art und der Heftigkeit derjenigen Gebirgsschichten richten, welche die Stöße weiter fortgeben haben. Denn während in einem verhältnismäßig lockeren oder thonigen Schichtensystem die Erschütterungsstöße sich nur sehr verhältnismäßig kurze Strecken ausdehnen, weil sie in der Zähigkeit, mit der die einzelnen Theilchen zusammenhängen, einen bedeutenden Widerstand für die Fortbewegung finden, werden sie dagegen in der Elastizität der festen, gleichartigen Gebirge, wie Granit und Basalt, einen Träger finden, der über verheerbringende Thätigkeit auf sehr ausgedehnte Gebiete übertragt; wie ja auch ein Stahlstab jede Erschütterung weiter fortleitet als der ziemlich unelastische Leib eines Thieres. Es kommen aber Fälle vor, daß mitten in einem Landstrich, der von Erdbeben durchzogen wird, einzelne Gegenden sich einer ungestörten Ruhe erfreuen; entweder besteht dann ihr Fundament aus solchen elastischen Schichten, innerhalb welcher die Bewegung gedämpft und aufgehoben wird,

oder aber sie sind durch unterirdische Klüfte und Spalten von dem Zusammenhange mit den bewegten Massen ausgeschlossen. Die Wellen werden an solchen Punkten aufgehalten; nichtsdestoweniger schweben sie aber in der Luft fort, und merken die Bewohner der obern Regionen nichts von jener Bewegung. So fühlen zu Anfang dieses Jahrhunderts einige Leute die Erschütterungen der neuen heißen Silberbergwerke erdrückten auf dem Gebirge; sie haben Erdbeben wahrgenommen, von denen man an der Oberfläche nichts gespürt hatte. Umgekehrt bemerkten im November 1822 die in den Gruben von Anzin und Fresnes beschäftigten Arbeiter nichts von den heftigen Erdstößen, welche über Tag alle Einwohner in Schrecken setzten.

Die Tiefe, Richtung eines Bebens, welche von jeher den gewaltigsten Erschütterungen ausgesetzt gewesen ist, lagen in einer reflexiven, bildreichen Sprache von solchen undurchdringlichen Schichten, daß sie „Brücken" bilden.

Als die älteste, aber geschichtsgemäße Art der Erdbeben wird von Humboldt diejenige angesehen, welche die Masse in senkrechte, wirbelartige Bewegung versetzt und die sich nach mehrerlangter Nähe der Oberfläche in einer Verbreitung von Rissen, die mit verschiedenen Producten bedeckt waren, in Erhebungen von Thürmen von Wasser, in Verlegungen von Mauern zu erkennen gibt. Bekannt sind die Obelisken vor dem Kloster des heiligen Bruno, welche nach dem Erdbeben von Calabrien bemerkt worden sind, daß die Piedestale unverrückt haben geblieben, die oben Steine aber gegen die untern um ihre Achse horizontal verdreht worden, jedoch senkrecht liegen geblieben waren. Man führt als Beweis solcher vertorischer oder drehender Erdbeben auch an, daß sich in Catania auf Sicilien am 20. Februar 1818 Statuen um ihre Achse gedreht und bei dem Erdbeben von Valparaiso im November 1822 drei ganz nahe beieinander stehende Palmen schraubenförmig ineinander verschlungen haben sollen. Unter den Ruinen der 1797 zerstörten Stadt Riobamba fand man das ganze Hausgeräth eines Hauses unter den Ruinen eines andern. Es entstanden über das Eigenthumsrecht an den auf solche Art fortgeführten Gegenständen Streitigkeiten, die von der Audiencia, dem Gerichtshofe, geschlichtet werden mußten. Wenn man auf die gewaltigen, plötzlich zur Wirkung gelangenden Ursachen hinblickt, so findet man ereignißvolle Dislocationen durchaus nicht wunderbar, und wenn es auch mit Schauern erfüllt, glauben zu müssen, daß wir in dem Bereiche von Naturkräften uns befinden, welche im Stande waren, durch einen einzigen Stoß die entsetzten Leiber der Menschen bis auf Hügel von mehreren Hundert Fuß Höhe zu schleudern und binnen wenig Secunden das Leben einer Bevölkerung von 30—40000 Menschen (Riobamba) auszulöschen (wie Beispiel, welches noch nicht zu den schrecklichsten gehört, denn 1693 sollen bei dem Erdbeben in Sicilien gegen 60000 Menschen in wenig Augenblicken den Tod, und die Zahl derer, welche in den Jahren 19 und 526 unter Tiberius und Justinian bei dem Erdbeben in Kleinasien und Syrien umgegangen, schätzt man auf zwanzigtausendmalmal), so sind doch die Zeiträume, in denen die Erde derartige schreckliche Schauspiele wiederholt, so groß, daß sich der Mensch in der Zwischenzeit gern dem Gefühl der Sicherheit hingibt und nach so plötzlichen Bewegungen der Erde auch neue Vertrauen und Glauben auf die Unbeweglichkeit des Bodens unter ihm baut.

Aber außer diesen plötzlichen Zuckungen ist die Erdrinde immer fortdauernden Bewegungen unterworfen, Bewegungen, welche ganze Continente allmählich sich erheben, andere dagegen sinken lassen und mehrere die äußern Contouren der Meeresbecken, wenn auch in Zeiten, zu denen sich alle historischen Umwandlungen wie Secunden verhalten, in der mannichfachsten Weise umgestalten und figuriren werden. Die Ursachen dieser Phänomene suchte man für die Erdbeben in der Veränderung des Druckes und der Spannung, welche die unterirdischen Massen gegen die Erdrinde ausüben, zu finden. Bisweilen sind solche Hebungen und Senkungen des Landes Folgen von Erdbeben; bisweilen geschehen sie so allmählich, daß man sie nur an der Verrückung jahrhundertealter Marken erkennen kann. Eins der überzeugendsten Exempel liefert der Serapistempel an der Meeresküste von Puzzuoli bei Neapel. In den Ruinen desselben finden sich drei noch aufrecht stehende Marmorsäulen, welche aber auch nicht mehr in ihrer ursprünglich senkrechten Richtung stehen. Ihre Oberfläche ist bis zu 12 Fuß Höhe glatt und unverletzt. Von da bis zu einer Höhe von 20 Fuß findet man eine Menge Löcher, welche von einer Bohrmuschel, die nur im Meere lebt, der Modiola lithophaga, herrühren, deren Schalen in vielen vielen Löcher noch gefunden werden. Als man im Jahre 1749 den Tempel wieder entdeckte, zeigten die Säulen mit ihrer

oberen Hälfte aus der Nähe und den ruffenischen Nadelhölzern, die der Berge allmählich über sie erhöhet hatte, besteht. Durch diese Bedeckung war auch ihre untere Hälfte den Zerstörungen durch die Muscheln entrückt worden, solange der ganze Tempel unter der Oberfläche des Meeres sich befunden hatte. So muß man alle, so man doch durchaus nicht annehmen kann, daß die Säulen eines Tempels auf den Grunde des Meeres erbaut haben sollten, das allmählige Sinken in historischen Zeiten einer Senkung, die wahrscheinlich die Folge eines Erdbebens gewesen ist, erklären haben, wodurch das Meer über seine Grenzen in das Land hineintrat. Diese Umstände der Säulen unter die Fluten muß jedoch eine längere Zeit in Anspruch genommen haben, als wir aus den Arbeiten der Muscheln entnehmen können. Heute stehen die drei Säulen wieder am Rande des Meeres und nur über den Fußboden des Tempels plätschern noch die Wogen. Die Küste hat sich also wieder gehoben; auch wie man annimmt, daß die hauptsächlichste Senkung bei der letzten Eruption des Vulkanes im Jahre 1538 stattgefunden habe, so vermuthet man auch, daß die letzte Erhebung, welche die Ueberreste jener alten Bauwerke wieder ans Licht brachte, bei dem großen vulkanischen Ausbruch des Monte im Jahre 1538 erfolgte. Nach dem Erdbeben vom 19. November 1822 fand man, daß die Küste von Chile auf große Distanzen um 3—4 Fuß sich gehoben hatte, sodaß zahlreiche Felsen trocken gelegt und ganze Reihen von Muscheln-Bänken sichtbar wurden.

Derartige Beispiele ließen sich noch in großer Zahl anführen. Indessen ist es nicht besonders wunderbar, daß bei einer großartigen plötzlichen Erschütterung ebenso, wie sich Risse und Spalten in der Erdrinde bilden, auch tiefere Erhebungen und Senkungen vorkommen können; viel wunderbarer erscheint dem menschlichen Geiste jene Thätigkeit unserer Planeten, infolge welcher in regelmäßigem steten Steigen oder Fallen die Continente hervor der Länder gebildet werden, hier sich große Ländermassen aus dem Meere erheben, dort andere eine Beute der nie und nimmer beruhigenden Fluten werden. Derartige Beispiele geben uns alle Meeresküsten, indem sie an den Felsen noch deutlich die Linien zeigen, bis zu welchen früher das Meer dieselben benetzte und den Muscheln erlaubte, ihren Wohnplatz daran aufzuschlagen. Wir wissen von vielen geschichtlichen Orten ihre Lage eines an der Küste des Meeres, während an jener Stelle jetzt der Bücher angelegt kann; es ist aber nie von einem plötzlichen Niedergehen des festen Bodens die Rede gewesen. Das Aufsteigen von Südamerika ist seit der Schöpfung der jetzt lebenden Muschelgeschlechter an den Küsten wenigstens 200—300 Fuß, im Inlande wahrscheinlich noch höher, emporgestiegen worden. Die Küste von Valparaiso muß in verhältnißmäßig neuer Zeit eine Hebung von 150—200 Fuß erfahren haben. Der Boden ist in der Nähe von Concepcion sogar die Hebung eines im Jahre 1751 auf einem Felsenhaut gebauten Hauses hat 15 Fuß über dem Meeresspiegel in einem angebauten Keller und die Gemeinde durch Dach hat nach und nach bis 25 Jahren über 100 Fuß gewonnen. Port Pulmouth, ein Hafenort, in dem die holländischen Schiffe stehen ihre Schiffsreisen einnehmen, liegt gegenwärtig 1000 Fuß vom Meere entfernt und auch für Schottland und Irland haben die heutigen Verhältnisse auf ähnliche, als jene beträchtliche Hebungen schließen.

An der schwedischen Küste hatte schon vor mehr als hundert Jahren der berühmte Botaniker Linné ein allmähliches Sinken des Spiegels der Ostsee bemerkt, er schrieb dies einer Vermehrung des Wassers jenes Meeres zu. Allein ein großer Gelehrter, Leopold von Buch, sprach auch, daß die Inselmeer an Land, der die Ostküsten an der schwedischen wie an der französischen Küste sich erstrecken, den Grund in einer vielleicht sehr langen Zeit nach Norddeutschland reichenden, sehr langen Zeit und bis auf den heutigen Tag noch langsam und unmerklich in aufsteigender Richtung fortdauernden Bewegung des ganzen Landes habe. Wie langsam übrigens diese Bewegung fortschreitet, davon kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß bei Kalmar vielleicht nur eine einen Fuß im Laufe eines Jahrhunderts ausmacht.

Aus diesen und ähnlichen Beispielen allmählicher Hebungen einer Continente folgt für den unbefangenen Beurtheiler, welcher weiß, daß sich die Erde in ihrem Durchmesser nicht vergrößern kann, schon von selbst, daß andere Theile der Erdoberfläche dafür einem ebenso steten Sinken unterworfen sein müssen. Die ganze feste Umhüllung des flüssigen Innern verhält sich wie eine biegsame Schale, die sich an einer Stelle ausdehnt, an der andern dafür einbückt; freilich — und darauf müssen wir besonders aufmerksam machen — in Dimensionen, die gegen die Größe unserer Erde verschwindend klein erscheinen. Ein

großer Theil Grönlands zwischen dem 60. und 70. Breitengrade ist in einigen Sinken begriffen. Ueber Mauern von Häusern, welche vor hundert Jahren noch auf dem Inlandeise standen, schreitet jetzt der leichte Kahn der Eingeborenen; über die Kirchthürme bei Jakobshavn unter dem 69. Breitengrade und über den Kamm einer ansehnlichen Bergwand unter dem 65. Breitengrade eben bei Ny-Sukkertop führen jetzt die Wege. Für das Sinken der Küsten von Labrador liegen die unwiderleglichsten Beweise vor und ebenso steht der Theil des Meeresgrundes im Stillen Ocean, welcher die ringförmigen Korallenriffe in so großer Anzahl trägt.

Das ist unsere feste Erde, der wir eine unwandelbare Stabilität zugetraut und zugeschrieben haben. Wie unterschieden ist alle Körper, je nachdem sie ihren kleinsten Theilchen eine mehr oder minder entschiedene Beweglichkeit gestatten oder nicht, in gasförmige, flüssige und feste; und die letzteren sind für uns eben solche, welche, entgegengesetzt den beiden anderen, keine Beweglichkeit im Innern der Molecülen gestatten.

In dieser Hinsicht aber gilt es, soweit wir zu schauen vermögen, keinem einzigen vollkommen festen Körper, denn das scheinbar Gefestete der Steine, der härteste Stahl selbst nicht nur zu Gestalt des Gefäßes, sondern die unendlich feinen Schwingungen des Schalls durch seine ganze Masse mit der größten Leichtigkeit; diese Fortpflanzung des Tonwellen ist aber nur dann möglich, wenn den einzelnen Theilchen dieser Körper eine Verschiebung möglich ist. Wird es da nicht im höchsten Maße wunderbar, wenn wir erfahren, daß der weiche Stoff seiner Natur als Vermittler des Schalls besser geeignet als die harte elastische Haut: daß die Tauben der Arche dem Spähen sich eher und besser durch die Erschütterung des Erdbodens als durch die Schwingungen der Atmosphäre verräth? Ja, die Steine sind in ihrer Beweglichkeit wie Kieselsteine: sie lassen die einzelnen, chemisch verwandten Partikelchen einander umwandern und sich um einen gemeinsamen Mittelpunkt gruppiren. So scheiden sich aus dem Granit, während wir ihn längst für fest und unveränderlich halten, die Quarztheile aus, fließen einander zu und vereinigen sich zu Quarzadern und Stöcken im Innern eines Muttergesteins; vielleicht gehören hohe Mittelwerke von Jahren, aber das Werk ist auch ein solches, welches sich mit menschlichen Maßbegriffen nicht beurtheilen läßt.

Die Felsblöcken haben sich wie Tücher, sie fließen sich wie Teig. In England erhärtet man aus den Kohlenflötzen große Platten aus, indem man darüber Gewichte stehen läßt, damit der Druck nicht den todten Bau verschiebe. Es dauert aber nicht lange, so beginnt mit unendlicher Druck, der auf dem Gesteine lastet, die Felsblöcken, welche den Boden bilden, in die leeren Räume hinein; es bilden sich mit blasenförmige Aufschwellungen, die, nach und nach immer höher gewölbt, in den Platten platzen und, sich von beiden Seiten an die Platten schmiegend, das Gewölbe, worauf der ganze Zeit die Felsen nach Kräften tragen, bis in die letzten Winkel erfüllen. So wandeln wir auf einem ewig bewegten Grunde, einem festen Halt gibt uns die Erde nicht und sie wird ihn so lange nicht geben, als noch Leben auf ihr sich bewegt, als sie selbst noch im Werden begriffen ist. Völlige Ruhe und Stätigkeit ist nur im Tode. Wenn die Erde ihren Blumenschmuck wird verloren haben, wenn der Kreislauf aller Stoffe gestört ist, dann ist sie todt und starr; — aber dann ist sie nur jugendlich prächtiger Erde ein kaltes Todtengerüst wie das Kratergruppe des Mondes. J. S.

Anregungen.

Die Schiller-Goethe-Philologie.

Schon öfter erwähnten wir eine neue Wissenschaft, die unsere Schulen und Akademien begleitet, die freilich öfterische Textbehandlung unserer Klassiker. Vor Jahren sind es Schiller und Goethe, die an die Stelle des bereits ziemlich ausgebeuteten Homer und des Horaz getreten sind. Die Ermittelung des richtigen Buchstabens in den Schriften Goethe's und Schiller's beschäftigt neue Akademie und Lachmanns, die Ermittelung des richtigen Gedankenganges neue Meiß und Grenzboten.

Seitdem Goethe's Wort, er hätte in den zweiten Theil des „Faust" vielerlei „Hexengeheimnisse" hineingebracht, erfahren unsere gelehrten Herren auch das Allergeheimste geheimnißvoll. „Faust" ist gewiß ein geheimnißvolles Werk, aber einen tollen Narren, wie diese Kommentatoren daraus machen wollen, haben wir nie entdecken können. Goethe benutzte die Theosophie des Mittelalters als charakteristischen Schmuck seines Werks, ohne selbst Theosoph zu sein. Sein höchstes Interesse an Faust's Wissenschaft, Wahrheitssuchung und Zwiespalt mit sich selbst war ein psychologisch-poetisches. Im Lichte der lebendigen

Erscheinungskreis ist wenigstens der erste Teil des „Faust" allein aufzufassen; im zweiten waltet allerdings die Reflexion und Combination vor, aber auch da hat der Dichter mit seinem Genius zu thun gehabt. Und was die Deutungen, die unsere literargeschichtliche Philologie über in seine weltumfassenden Werken vom „Faust" verschwendet hat, so kann man es oft von einem brennenden Verlangen, beleuchten, was noch allem die Worte des Dichters schon zu verschweigen und sie in der ganzen Mannigfaltigkeit auf sich wirken zu lassen, die gerade ihre unergründete Schönheit ist und ohne Zweifel den Stimmungen einer tiefen Zeit wirksam auch am meisten entspricht.

Wir wir z. B. folgende Stelle aus einem Briefe unserer Mutter, in welchem sie Karl Gutzkow Rätsel in Lösungen gegen den Vorwurf Lindaus in Bezug auf Gutzkow Lindau verteidigt:

„Sie haben Sie nicht klar in Goethe's, Lessing und Schiller in Ihren eigenen „Faust" in hineingelesen. Sie haben Ihre Ehre den Logik, wie sie für endgültig aus sie wollte, so einzigen nicht mehr Lösung hat — Sie aus die Sie sagt, daß Sie sich Zeitgeist zum Richter über Jahrhunderte aufwerfen? Sie können Sie es wissen, einen anderen, einen Dichterwerk die Persönlichkeit, Eigentümlichkeit seines Wirkens für sein weltgeschichtliches Verhältnis geschaffen? — Sie haben es einen Weise zur Empfindung gebracht, daß die Schiller eines „Faust" wenig wirken. Sie sie wirken, natürlich und unbewußt. Sie aber es unmöglich sie wichtig, sie Sie mit einer ganz besonderen und schönen Bedeutung haben, daß sie von Schiller, Lessing, Goethe, Shakespeare, Cervantes, Rabelais, Swift, Sterne, Jean Paul, Immermann, Hippel und vielen Dichtern, deren Sie kaum den Namen kennen, gegen und neben Dichtungen, deren Sie gar nicht mit den Namen nicht intellektuellen Wesen haben, gegen und neben Dichtungen, deren ganze Bedeutung Sie gar nicht ahnen, weder Sie noch Ihre Leser nicht ahnen, weder Sie noch Ihre Leser nicht ahnen, weder Sie noch Ihre Leser

Werner, das alte Wort der Treue nicht brechen, sondern ihm als liebende Gattin auf den Schauplatz seiner neuen Bestimmung aus freiem heiligen Willen folgen?

Julie

(ihm in die Arme stürzend).

Durch's ganze Leben!

Konrad

(kommt mit den Kindern).

Die Kinder.

Vater, Vater, wir waren beim Großpapa!

Heinrich

(die Kinder zum Präsidenten führend).

Diese, diese bleiben die Ihren. Auf sie häufen Sie Ihre edlen Opfer! Was Sie mir zudachten, geben Sie's meinen, Ihren Kindern!

Präsident

(ihm die Hand reichend).

Ihre Erklärung, Werner, ist schmerzlich für mich, aber ist sie nöthig, um Ihnen die Ruhe Ihres Lebens zu sichern, so geb' ich ihr mit getröstetem Herzen meinen Segen!

Julie

(ihm halb vertraulich).

Und was Deine erste Liebe betrifft, Heinrich, so nehm'

werde ihrer Zeitfolge nach und schließt den ersten Theil seines Werks mit Beschreibung der vorweltlichen, theils in größern, theils in kleinern Bruchstücken wiedergefundenen Thiergerippe. Die helle vorweltliche Flora beim Uebergange der Steinkohlenperiode. Nach Cuvier gab den ersten Anstoß zu der systematischen Lehre der Zeitenumwälzungen Dolomieu in Paris, als Gefangener, der durch die ebenso Furchtbarkeiten auf seinen Gängen genügend bekannt ist und vielleicht auch den Mörder eines war. Auch von ihm stammt die Bemerkung der Verwandtschaft ausgebildeter Thierkörper kommen Mittel nicht anders als mit großer Ähnlichkeit und die historische Betrachtung der Thierwelt in seinem Buche vorkommt. Im zweiten Theil entwickelt die Bildung der jetzigen Länder und Oberflächen und ihre Darstellung der Thierwelt, wie sie sich in den Gebirgsschichten der Vorzeitgenossen und zeigt mit einem Blick auf den nun nachfolgenden Weg, wohin er durch die Gesetzmäßigkeit der Formenübergangsgebilde weist und soll. Den Schluß endlich ist auch für den Laien brauchbare Übersicht der Thierwelt, wie sie jetzt auf der Erde gefunden — eine Folge der Wechselbeziehungen in jener Zeit, wie wir dieses auch in Naturbildern „Jahreszeiten" hingegeben. Den einen Jahreszeitbildern folgt das Klima und Temperatur und Pflanzenwelt, endlich die Jahreszeitenkreis. Viele vortreffliche Holzschnitte machen die Beschreibungen anschaulicher.

Auch mehr Nachdruck auf die Jahres Darstellung ist in einem jüngsten Werke gelegt worden, in welchem H. Berlepsch eine Ergänzung zu Liebig's bekanntem „Thierleben in der Wüstenwelt" gibt. In seinem „Alpen" (Leipzig, Gebhardt, 1865) hat der Verfasser ohne Zweifel den Ton, die ganze Haltung Liebig's auf sich einwirken lassen und sich von ihm bedeutenden Vorbilden zum Vorbild genommen.

Über Liebig's talentvolle Eigenart erhebt er sich durch eine größere Schärfe, durch lebendige Schilderungen mehr frisch auf dem Leben gegriffenen Beobachtungen. Er verfällt selten in jene ermüdende Breite, die bei einigen unserer populären Naturschriften eine Manier geworden ist. Interessant und lehrreich sind die Abschnitte über Gletscher, Firn, Alpenpflanzen, ferner die natürliche, anschauliche Darstellung der Gewitter, Gewitterzüge und Wolkenbrüche mit mancher Todesverachtung beobachteten Gefahren. Bei dem Wildheuer und dem Gemsjäger begegnen wir Anknüpfungspunkten an Wilhelm Tell — auch ist ihre Kasteil mit einem sinnigen Motto überschrieben. Gastlich führt und Verkehr auch auf das Gebiet der Sage, er erzählt die Entstehung der Alpenrose.

Die artistische Ausstattung durch Holzschnitte und Landschaftsbilder ist eine sehr geschmackvolle.

Eine Apologie Mazzini's.

Sollte man glauben, Niederwalds Germania gibt im Rhein Thein Ihre Ihre nicht genug zu empfehlen unverfängliche Werke. „Leben in der Natur" (Leipzig, B. C. Brockhaus), illustrirte Ausgabe.

„Es war eine Zeit — vor etwa zehn Jahren —, als der Name nicht mehr in Rom bestehen, als an jeder Straße ein Soldat postirt war und auf Wachtfeuer die Thore und Thürme und Brücken die in weißen Vorhängen für den Fall von der Stadt besaßen, anders es war das Jahr 1849, unmittelbar als der Name — der Name Garibaldi — verschwand.

„Eine wollen Sie? —

„Erlauben, daß in kurzen Momente der Gedanken ganz Italien will — ein einziges Herz und eine Seele, einen festen Entschluß, vergleichbar nur einem Gelübde bei Tacitus, die es vermochte zu Thaten anzuregen in der Gegenwart, in der Vergangenheit, in allen Gestaltungen, welche das irdische Leben der Völker kennen lernen. Auch bei Mazzini fand das unendliche Ideal der Freiheit sich und obgleich er in bezeichnet der Religion und der Kirche seinen Platz zugetheilt, erkannte er doch bei Christi Erscheinung die Pflicht und Ehre auf dem Wege der Freiheit zu. Die Erfahrung von der Heuchelei der Priesterkaste und von der politischen Gewalt war ihm die erste Bedingung zur Wiedergeburt Italiens.

„Durch seine Persönlichkeit und Beredsamkeit so wie durch sein, auch seine Schriften mächtig anziehende Wirken auf Rom zu sich machte, entfaltete Mazzini viele Menschen Leben in Rom wie in ganz Italien. Manche Männer haben mehr nutzen Schlagen gehabt wie er. Aber ich kenne keinen, der in Bezug auf die gehabt habe, daß mit den Wunden eingeflößt, daß er darüber wegen der Ketzerei seiner Überzeugung und wegen der Heftigkeit seiner Mittel verfolgt.

„Die Marchesa von Ossoli, die amerikanische Margarethe Fuller, hat in ihren Briefen die interessantesten Erinnerungen aus dieser Zeit Roms aufbewahrt, als Mazzini die Idee, aber auch die eines Republik wurde; als jeder Hand sie berührt, aber sein Blut rot, sein Wesen bestimmt und ruhig war; als junge Männer ihre auf ihren Posten begonnen ohne Furcht als tüchtigen verließen; als Mütter in den Hospitälern die Plätze ihrer Söhne fanden; als Frauen mit Männern in der Opferfreudigkeit für die Sache des Vaterlandes wetteiferten; als man sich verlacht fühlte, an der Verrathe zu zweifeln, wenn all diese Liebe und all diese Opfer sich als vergeblich zeigen sollten'."

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Kaiser Alexander II. von Rußland. — Ein Brief aus Polen. — Italienische Briefe. VI. — Buchhandel.

Kaiser Alexander II. von Rußland.

Man kann wohl im allgemeinen sagen, daß in Deutschland die politische Lage der aufgeklärteren Zeitungsredaktion nicht mehr besonders Kopfzerbrechen und Mäßigung beansprucht, wie dieses in früheren Jahrzehnten geschah.

Selbst Rußland hat den politischen Kampf in Europa und namentlich in Deutschland ziemlich verhältnismäßig gemacht. Deutsche Parteigrenzen, alte Unterscheidungen der Tagesfarbe, hat es über den Haufen geworfen, die großen Gegensätze von Vaterland und Ausland, Nationalität und Fremdherrschaft, Freiheit und Knechtschaft, Fortschritt und Reaktion, Volksrecht und Fürstenwillkür, Verfassung und Absolutismus, Recht und Gewalt, Ehre und Schande, Ehrlichkeit und Heuchelei, Treue und Verrat, Wahrheit und Lüge, Ja und Nein, Weiß und Schwarz, alle diese Unterscheidungen sind durch Rußland in Deutschland wieder zu Ehren gekommen, und es ist eine Lust, zu sehen, wie sich die Parteien, die Zeitungen, die Redakteure, die Leser, die Abonnenten, die Verleger, die Buchhändler, die Autoren, die Kritiker, die Dichter, die Gelehrten, die Professoren, die Studenten, die Schüler, die Kinder, die Ammen, die Hebammen, die Hausknechte, die Mägde, die Hunde, die Katzen, die Mäuse, die Ratten, die Flöhe, die Wanzen, die Läuse, die Krätzmilben, die Bandwürmer, die Trichinen, die Infusorien, die Monaden, die Amöben, die Moneren, die Bazillen, die Mikrokokken, die Spirillen, die Vibrionen, die Bakterien, die Schizomyceten, die Hefepilze, die Schimmelpilze, die Fäulnispilze, die Gährungspilze, die Spaltpilze, die Sprosspilze, die Schleimpilze, die Algen, die Flechten, die Moose, die Farne, die Schachtelhalme, die Bärlappgewächse, die Nadelhölzer, die Palmen, die Cycadeen, die Cycadeenähnlichen, die Coniferen, die Gnetaceen, die Taxaceen, die Cupressineen, die Abietineen, die Araucarien, die Cordaiten, die Dikotyledonen, die Monokotyledonen, die Gymnospermen, die Angiospermen, die Apetalen, die Monochlamydeen, die Sympetalen, die Gamopetalen, die Dialypetalen, die Thalamiflorae, die Disciflorae, die Calycifloren, die Corolliflorae, die Inkompletae, die Monochlamydeae, die Apetalae, die Gymnospermae, die Angiospermae, die Cryptogamae, die Phanerogamae, die Acotyledones, die Monokotyledones, die Dikotyledones

A. Herzen's Berichte erzählen, daß die Minister Murawiew und Purkow Bemerkungen machten, wie der Kaiser fast ablehnte. Als die Sitzung zu Ende war, sagte Murawiew zu seiner Umgebung: „Ich werde meinen Abschied nehmen müssen!“

Zwei Tage später eröffnete der Kaiser die Sitzung des Ministerrats mit einer außergewöhnlich verlegenen Rede, in welcher er auf Klagen und in einem sehr laxen Sinne den gesetzlichen Hergang der Verwaltungsangelegenheiten berührte, die seit der Regierung Pauls I. in Rußland in Geltung gewesen waren. Er erklärte, daß sein Herz und Gewissen verpflichtet sich bewußt hätten, persönliche Unannehmlichkeiten zwischen Gutsherrschaft und Bauern beizulegen, daß aber die Maßregel, die in seiner Absicht zu verwirklichen stehen werden, keinen Zweig gefunden hätte, weder ihm noch sonst es zu erklären vermocht wären, weshalb sich seine Großmut zu verwandeln hätte, in Strenge und Härte gegen seine Untertanen, da sie bei Einführung des Gesetzes widersetzlich wären, da die Regierung sich mit sich selbst Schwierigkeiten und Hindernissen unendlichen Lärm, welche er sagt weder seiner Person noch seinen Leuten werde ersparen können. „Die Gutsherrschaft“, sagte er bloß, „hat die Verpflichtung übernommen, die Bauernschaft hat es auch wie der aufzufassen.“

Auch vor dem Reichsrat erwartete der Kaiser keine Gründe: Einwürfe und Widerstand. Darauf folgte eine unbedeutende Debatte, die der Kaiser selbst leitete. Da eine der Mitglieder vorschlug, „Sie Ihnen an der Regierung einige kleine Veränderungen machen, wenn Sie es für nötig halten, aber das Wesen der Sache muß unverändert bleiben“, so kam neue Besorgnisse auf und sagte: „Und besonders vorschlagen wäre, einige kleine Veränderungen machen!“ Der Kaiser antwortete: „Die wollen, wie es scheint, meine Worte nicht verstehen, ich glaube, sie wollen deutlich genug.“ Strogonow war bisher Gegner der Aufhebung, sagte nun es sei Wahnsinn über Leibeigene Bücher sprach und, wie gewöhnlich, schwieg. Minister Gurjew sagte in dunkel und unverständlich, daß der Kaiser ihn verstehen: „Aber was wollen Sie denn eigentlich?“, worauf Gurjew verschiedene und sagte: „Verwirrige Gesetzbestimmungen!“ Dies den, als wichtige Veränderung der Zustimmung der Bauern' Murawiew gerade sich ihr offenbar zu, indem er will sehr Monate haben wollte, wo die Bauern — zu glauben' Minister Lanskoi sagte zweien. „Dazu brauchen Sie sehr Jahre!“ Minister Graf Panin brauchte für solche Verzögerungen drei Jahre auch mehr. Fürst Wolchonskoi, ein energischer Gegner der Emancipation, schwieg ganz. Nur einmal unterbrach er sein Schweigen, um mit aller Strenge wiederholt die völlige Gewalt der Gutsherrn, d. h. — die Knute — zu reklamieren. Auch Fürst Gagarin verlangte freiwillige Konzessionen. Adelsmarschall, ein Gegner der Emancipation, schwieg. Solgorukow ergab sich ebenso in sein Schicksal. Ignatjew machte seinen Widerspruch durch eine Schmeichelei wettern und sagte: Die Commission hätte vergessen, zu den Konzessionen (an denen die Bauern nicht arbeiten sollen) die Feiertage der kaiserlichen Familie zu rechnen.' Der Kaiser sah ihn darauf mit einem Ausdruck unaussprechlicher Verachtung an. Das einzige Wort: „Schluß nicht sprechen!“ übrig der Sitzung, der sechs Stunden gedauert hatte, so kommt, daß es die ganze Unterredung völlig überlebt.

Die Abstimmung ergab 9 Stimmen gegen die Mehrheit, 27 für. Polizeirat, Kriegsminister, Marineminister, Bayern gehörten zu den Gegnern.

Als der Akt des Kaisers dann erschienen sollte, erbat sich der Staatssekretär der Stadt Petersburg, ob er nicht die Truppen verdoppeln und den kaiserlichen Palast besetzen sollte. Auch diesen empfahl der Kaiser mit einem Lächeln bei seiner Abschied: Er (Er) sei Schwarz, wie wenig diese Maßregeln (die Zeit entsprächen.' Dem Eingeweihten seiner Größe glaubte er wenig und ohne sie Befehl anzuordnen zu können.

Schließlich, der diese hochinteressante Unterhaltungen und Akten lieb, noch erwähnen, daß bei einer politischen Zusammenkunft der ersten Minister mit in seinem Zimmer an der Newa bei Zeit bringen mag.

Ein Brief aus Pest.

— — Du bist ich heute auf einem Boden, der so heiß und glühend ist, daß ich nimmermehr beweise, wer ihre Erhebung und hohe Bedeutung bringen soll.' Glaubst Du, daß man, daß wir in Europa bei heiligen Zeiten in der Zeit gegangen sind und Dinge erlebt haben, wo gar nicht mehr nachgedacht das' Gewissen Gründe ist verschwunden und wo man nicht nachdenken gewesen, die Konsequenz ganz vergessen, heilig hat sie, daß sie ein Wort sagt, welches sie unsere Schüsse und weiß ganz ganz gläubig nichts. Das Argument ist Thron geworden' Gäbe die Übermenschliche Hoffnung ist verschwunden, auch nur vor einem Jahre unmöglich vorgekommen die Dinge, die so kommen müssen, durch Dauer Tausende abzuschneiden, die Blicke zeigt wie eine tiefe Burg' Man denkt und mag es durchdenken und einander sieht hat Ende. Mit einer neuen Genugthuung haben sich die Verhältnisse der Ungarn gebessert und gegenwärtig, wo man die Thronbesteigung des Kaisers zur Krönung erwartet, hat immer noch die Hindernisse nicht beseitigt, einmal Graf Appony mir sagte, der von Wien zurückkommt, Verschlimmerung bringt.

Die Sache ist, daß man jetzt das Verhältnis mit Österreich beruhigt.

Wer will es den Ungarn verargen, wenn sie durch böse Erfahrungen und bittere und neuere Zeit ungläubig geworden sind' Wer muß nicht die Zuverlässigkeit der Ungarn, auf alle ihre alten Rechte zu bestehen, für eine begründete halten! Und man muß den Ungarn die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie zur Zeit nicht unbedeutende Staatsmänner von gutem Klange

aufgenommen haben, während nicht das kleinste Unglück das österreichischen Ground darin liegt, daß es erst in der Noth unter seinen Bürgerkriegen seinen vollständigen Grundsatz aufgefunden hat.

Daß bei diesem Schlemmen und Prassen die ernsten Unterhaltungen auch manchen am Abende halbwilde Einfälle an die Oberfläche kommen, also Gewaltthaten an manchen Orten ausbrechen, ist bei der Aufregung, in der die Bevölkerung so lange gehalten wird, begreiflich; man wollte es unmöglich machen, daß hierzu noch nicht Gelegenheit eingeladen ist. Es schilderte man uns das heftige Naturell, dessen wir hier ansichtig werden könnten, als Sie unsere Gesichter nicht sehen; doch fand ich allen so gütig, daß von Seite und die Gastfreundschaft anerkennen ich aber die aufgeführten Verletzungen.

Eine große Schwierigkeit, die sich bei Ungarns Wiedereinbürgerung geltend macht, ist die Lösung des magyarischen Gebiets. Die Ungarn beanspruchen Croatien, Dalmatien und die Militärgrenze, welche mit ihnen immer verbunden gewesen wären. Der Wien auf sicht man natürlich das Nationalitätsprincip, das sie selbst benutzen, auch auch gegen sie aufgestellt werden und viele friedliche Provinzen abgetheilt. Man Croatien, weshalb man in Wien sehr befriedigt sagt, beginnend darin, daß die Ungarn aufrichtig bereit scheinen, durch Concessionen zu machen, die auf ihren Wunsch gewährt werden. Sie möchte natürlich eine Annexion von Croatien nicht gut in Agramerlande und der Ueberfluß beschäftigt auch in dem Wunsch Kräfte werden, einen Kroaten ist an Ungarn anschließen sollen. Daß englische Geschäftsmann soll auf Kroatien und die Militärgrenze seine Absicht nicht weniger haben und bedauert die **neue Lostrennung** immer näher machen.

Daß größte Hinderniß einer festen Vereinigung bildet leider das Geld. Auch hier in Ungarn wie in Italien machen die Bankverhältnisse der Bevölkerung einen Theil der Staatsschuld von seinen der Ungarn auf. Eher hätte gehabt, daß Oesterreich Ueberschätzung in soll gewiß man einig bei Bankrottheit nicht gehabt werden. Staatsbankrottirung, Nationalanerkennung will Ungarns Regierung nicht verstehen. Es ist unbegreiflich, daß sie Ungarn auch nicht Wiens Schulden zu einem Theile gegen Italien bezahlen werden.

Der Anblick des Staats selbst gewährte auch einen **[illegible]** erfreulichen Contrast: Bilder, große Straßen, welche die freisle Entfaltung gestatten; stolz gebaute Häuser; der großartige, auf Eisen berechnete Bau am Donaustrome, auf den Dampfer und eine Menge Segelschiffe kommen, die Füße über den Strom hinüberführen Kettenbrücke; der in großer Richtung berechnete Tunnel, um die Communication mit Ofen herzustellen, die in der Höhe schwebenden Vertheidigungswerke der Stadt Ofen — alles das gibt dem Ganzen einen erhebenden, wohlthuenden Eindruck.

Es war Pfingstsonntag und die Erwartung des Festtages — Die Donau war voller, als alle Hotels überfüllt waren. Ueberall wimmelte es von schmucken und in phantastische Anzüge gekleideten Männern, von schlanken schwarzhaarigen und schwarzäugigen, mit blassem Teint und feurigem Blut ausgestatteten Frauen. Es war für Sie ist die ungewöhnliche Fülle ein Spiel und ein Theaterstück — für Pferde trug Pferdefuhrwerk Thür und Thor. Wenn man den ersten allerdings gefährlichen Eindruck überwunden hat, kann man kaum an seine Sinnlichkeit glauben; vollends je schön ist die Sinnliche Temperament, die Sie in vielen Gestalt auf Straßenpflastern entdeckt. Ich kann mir in meinem Gefühlen und Schwärmen Ausdruck nicht allein vorstellen vor, konnte hatte es mir meiner Bewunderung zu entdecken, ohne gleichzeitig Liebenswürdigkeiten. Um ein vorzuziehen Gegenstand ungarischen Gastfreundschaft angenehm vor Abwechslung Regierung zu geben, wird man Sicherheit einer solchen Fremden Gefahr nicht benützen wollen.

Auch kann man leicht nach einer Fülle Ihr Fest mit Ruf beurtheilen die Erwartung nicht erfüllen, wie sehr man bei gutem Willen Ihnen schwierig allen auf Ihren Sachen hilarit

Berliner Briefe.

VI

— — Diesmal ist der Schnee nur wenige Tage schneeglänzt gewesen. Die Bäume sind grünen schwarzen, Sträucher und Hecken haben sie tapezirt, Gewächse wogen und über die Felder Wiese breiten sie warmen Duft, in die Abendlichen Stunden mit.

Die Menschen [illegible] Sonnenstrahlen suchen, sie sind Menschen zu beleuchten. Wie Bäume im Winter, nehmen die Leute [illegible] Farben an, gleichen den Bäumen [illegible] Gewächsen, und Wiesen [illegible] Felder im Sonne und den Leuten [illegible] Wiesen und Felder [illegible] Berge und [illegible] Thäler. Die eigene Figur ist, daß man sie nicht passen zu einem Maler anzuziehen und den Charakter [illegible] Kostümen [illegible] Tages bei Gelegenheit zu Kostümfest im Schnitten einrichtet.

Es ist endlich ein interessantes Factum, daß eine [illegible] Zahl [illegible] [illegible] — [illegible] Sie [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible]

werden; seine Werke beschäftigt gegenwärtig 1000 Menschen. In dem letztverflossenen Jahre, wo die Hopfenernte im Auslande schlecht war, wurde der Centner inländischer Hopfen mit 160 Thalern bezahlt und die Brauteinnahme belief sich auf 2,000000 Thaler. Kein Wunder, daß der Berliner sich mit gleichem Recht wie der Baier dem höchstbesteuerten Hopfengetränk zuwendet und Klagelieder immer mehr in Verfall kommt.

Von dieser gegenwärtigen Vorindustrie wenden wir uns zu der der Chevalier — die, wie es heißt, bei Hals am Grünen Donnerstag in die Netze der berliner Kontrolleure fiel. Nicht die kühnste Phantasie reicht aus, sich die Mannichfaltigkeit dieser Maskenlieferungen vorzustellen. Vom Strauzenhut zum Reifrock, vom Kalmuk- bis zum Kutscher-Kaftan hier nicht nur der Orientalische seine Studien machen, sein, auch der Alterthumsforscher. Er liest in Photographien die Lumpen und Trümmergestalte der Vorzeit auf seinen Gleis. Man wird demnächst ein Bild alter Bettlerlaute mit seinem Portrait abgeben können.

Lustig wie der Lenz bringt nun auch die Damenwelt, die schwarze Verpuppung abstreifend, zum Sonnenlicht. Warum hat die indischen Schawls aus den Thälern des Himalagebirges und von den Hochebenen Tibets zur Kaschmir berühmt gemacht. Dem praktischen Sinnen steht es fest, seiner Preiswürdigkeit den Vögel schießen zu lassen und gleich dem indischen Fürsten oder Schah von Persien seine Gattin in einen Kaschmir von 1000 oder 1200 Thalern, ganz nach Willkür, einhüllen. Leon und Elise haben dem Damenkonversum machen, ihre Abenteuer, und wenn das Kapital fehlt, so versichern die Damen, sie hätten es sich „endlich verdient, mit so warmen Tüchern" umhüllt zu werden; sie sagen die leichten Umschlage von Musselin de laine den tartischen Sei wollen vor — aber wird ein Fabrikat aus Kanton, aus dem uns jetzt näher gerückten China, entgegengenommen oder ein Kaschmir, der für zehn Thaler verkauft — ja den Tausch nach der Manufaktur von Paul — die zu welcher Kühnheit-Selbstbegeisterung hat Lotze spanische Kunst der Hygienemantille herabgesunken ist — noch größere Dienste leistet als der schwere Kaschmir. Für solche, die der Trauerfarbe „aus Pietätismus" noch nicht ganz entsagen wollen, sich schwarze Libellen da mit Silo Grau de Naples-Brüg à la Gattinais und Cuivre, schwarzseidene Damenpalatots à la Reine de Naples — deren gefüllter Lederfarbung bei Ed. u. Wagner ausgestellt ist. Die knallfarbenen Kragen und Manschetten, die als höchst geschmackvoll im vorigen Jahre auftauchten, nehmen ihren Rückzug; — für eine Kampagne mögen sie ganz praktisch sein, zumal für Maskenbestimmen; für andere dürfte man diese Tracht nicht als französische über dem geschmackvolle Abwechslung gelten lassen. Darüber hat es mit den seinen, in Wolle und Seide gestickten Glanzjäckchen von Hemdchen; ein so hellblaue Erscheinung hätte, vor welchem Feind es auch erscheinen wäre, sie siegen können und sich die Welt erobert; — jetzt liegen nur noch Ueberreste jenes goldgestickten Jäckchen vor uns und Augen mauvigen Blicke über die Unbeständigkeit der irdischen Güter. Mehr, die jetzt nur leichte Jäckchen à la Zouave heißt. Statt der Kerne und Hutgarnen, welche die Damen im vorigen Jahre symbolisch als Erinnerungen auf ihren Hüten trugen, sind dieselben jetzt mit Negen theils überzogen, theils garnirt — das deutet auf den einfangenden Petersgroschen, d. h. auf die gesetzliche Bewilligung der — Brandsteuer; denn was für Rom der Petersgroschen, ist für uns das Militärbudget, und das geht erst durch, sagt man, wenn das Herrenhaus die Brandsteuer bewilligt.

Herr Professor Erdmann aus Halle beliebte in den wissenschaftlichen Vorträgen der Singakademie in altgewohnter Weise mit der Wissenschaft gestrichen zu spielen. Sein Thema war: „Ueber den Traum und ihm verwandte Zustände." Die Wissenschaft möge ihm vergeben, daß er sie zum Spiel seiner Witze macht, der in der That dem gebildeten Theil auch wie ein ungläubiges Kopfschütteln des Traumes und nicht wie ein geistiges Tagesgestirn für die Seele treten mußte. Die Fülle von Vergleichen, die der geistreichelnde Gelehrte ausstellte, bestätigte den Ausspruch: „Omne simile claudicat."

Um im vollswirthschaftlichen Sinne auch dem Unbemittelten Gelegenheit zu geben, die geringen Ueberschüsse ihres Einkommens zu verwerthen, beabsichtigt man, hier wie in England „Penny-Banken" ins Leben zu rufen, auf welche wir nächstens zurückzukommen gedenken. Wir bemerken nur noch, daß der Zuckerconsum, der täglich hier steigt, immer noch viel zu klein auf die Einführung der Exportion Rücksicht hatte. Es dauert etwas lange, ehe die deutschen Kleinstaaten über die gemeinsamen Interessen des großen Vaterlandes einig werden — wenn sie nicht gar zu sehr beliebten Uneinigkeit Gefallen, warum es auch niemals mehr waren. Nach amtlichen Berichten waren im Jahre 1859 in Preußen in 6822 gewerblichen Anlagen 2799 Dampfkessel, von denen 218 allein auf die Zuckerraffinerie kommen, wovon im Regierungsbezirk Magdeburg 412 thätig sind.

Aus der Theaterwelt ist noch berichtet, daß Herr Commissionsrath Deichmann die Absicht hat, sein Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater so weit zu vervollkommnen, als dies mit Ausschluß der Schauspielkunst seine unterlassten Tragödie möglich wird. Schon ist ein glücklicher Anfang gemacht worden. Eine Zauberarbeit Herzogs wurde mit Beifall gegeben. Ein neuer Dramatiker, Julius Voelker, bewährter als gründlicher Kenner der Bühne, versucht, Plan und Ordnung in den Gang der scenischen Vorstellungen zu bringen. Eine vom König jährlich gewährte Subvention beträgt 2500 Thaler.

Briefwechsel.

— Herrn K. in Westfalen. „Reise am Pfarrer" und der Baier, [illegible] im Schuh der Nacht, so kann Euch es Ich herausfinden, [illegible] aber ein ehrliches Wort aus voller Seele bekennen, daß [illegible] nimmt sich so viel gemeinsames Skizzirt ganz besonders [illegible] Lesebuch (da war solche Mengen als — „Lesens Reise" fehlt — und das Wenige vom Uebrigen „Es regt im Traum die Flügel" — Weber, [illegible] Ihre [illegible] Ihr [illegible] [illegible] [illegible]

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 17. Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Aus Petrarca's alten Tagen. Von Otto Müller. II. — Die Quadratur des Kreises. Von Dr. W. H. — Aus dem Zoologischen Garten in London. Von C. Vogt. I. — Ludwig Feuerbach und Theodor Wagner. — Die Wiener „Illustrirte Zeitung". — Neue Bücher. III. — Bibliographie. Von Heinrich Zschokke. — Die Kinder. Von H. Hauff. — Neues aus der Welt.

Aus Petrarca's alten Tagen.

Von Otto Müller.

II.

Als Malpaghino mit seinem Vortrag zum Schlusse gekommen war, sprang Petrarca mit einer Leichtigkeit, die zu dem Phlegma seiner wohlbeleibten Gestalt und seinem bedächtigen Wesen einen merkwürdigen Gegensatz bildete, vom Sessel empor, eilte mit ausgebreiteten Armen, wobei ihm die seltsamen Hängewangen flott flogen, auf den Jüngling zu, drückte ihn brünstig an sein Herz und sagte dann, auf seinen Stuhl zurückfallend, in feierlich bewegtem Tone:

„Wenn Gott mich am Leben erhält, so wird etwas Großes aus Dir werden, mein lieber Sohn! Der Wohllaut, die Schönheit und Würde in diesen Strophen müßten jeden Kenner der hohen Poesie, den sein jugendliches Alter unbekannt wäre, zu dem Glauben verleiten, ein gereifter und in der feinen Diktion wohlerfahrener Dichter von gereiften Jahren habe diese Ode verfaßt. Ich will daher Gott täglich bitten, daß er Dich hat werden lassen möge, was ich selber sein möchte!"

Aber so wahr und unverhohlen auch dieser Ausdruck einer herzlichen Freude über den Gewinn eines so talentvollen, vielversprechenden Schülers gewesen war, nahm doch gleich darauf sein Benehmen wieder die frühere kalte Würde und Zurückhaltung an; ja sogar drückte sich vorübergehend ein recht deutlicher Aerger über sein dem Jüngling unwillkürlich gespendetes Lob in seinen Zügen aus und bei dem Versuche, diese Mißlaune gegen sich selber Malpaghino zu verbergen, stützte er unter sonderbarem Hüsteln verlegen auf dem Sitze hin und her.

Nach einer Pause nahm er jedoch wieder das Wort, wobei er jedoch auffallend den jungen Menschen anzusehen vermied, und sagte mit einem schmerzlichen Lächeln:

„Der braven und tüchtigen Leute sind allerdings heutzutage so wenige in der Welt, daß ihm ein so redliches Streben nach Tugend und wahrer Weisheit wie das deinige einen, der nicht ganz umsonst gelebt hat, mit aufrichtiger Freude erfüllen muß! Deine Verse verrathen in der That ebenso viel edles Gemüth als richtiges Verständniß für italienischen Wohllaut. Was ich vielleicht noch zu wünschen hätte, wäre, daß sie ihrem Vater, dem Horatius, mehr ähnlich als gleich sein möchten, ähnlich wie etwa ein Sohn seinem Vater, nicht wie ein Bildniß seinem Originale.*) Denn ein Porträt ist um so besser,

*) Wie bekannt war, hat uns an anderen Orten Petrarca in vielen seiner Werke selbst ausführlich mit seinem eigenen Charakter bekannt gemacht.

je mehr es seinem Vorbilde gleicht; ein Sohn dagegen kann dem Vater beinahe in allen Stücken höchst unähnlich sein und doch ist etwas an ihm, was die Maler den Lichtschnitt heißen, woran jeder sogleich den Vater erkennt." Oder, um noch deutlicher zu sein, die Bienen ziehen nur den Saft aus den Blumen, aber ihre Farbe lassen sie ihnen und aus verschiedenen Säften bereiten sie einen Honig, der süßer ist und schmackhafter als jeder einzelne Saft. So soll auch der Dichter die Wahrheit in schöne Hüllen kleiden, daß sie dem ungebildeten Pöbel wie dem gelehrten Dünkel verschlossen bleibe, dagegen für den geistvollen und gebildeten Leser zwar mühsam zu suchen, aber desto süßer ist, wenn er sie gefunden. Habe ich unsern Freund Jacopo richtig verstanden", fügte er, die Bestürzung des jungen Studenten bei diesem wenig verhüllten Tadel der mangelnden Originalität seiner Ode bemerkend, freundlicher hinzu, „so bist du in der guten und lobenswürdigen Absicht zu mir gekommen, deine Kenntnisse in der classischen Sprache und Literatur unserer Vorfahren immer mehr zu vervollkommnen."

Kleinlaut bejahte Malpaghino diese Frage und kaum vermochte er seine Thränen zurückzuhalten, als er mit bebender Stimme und gefalteten Händen in unsäglicher Herzensangst hinzufügte:

„Ja, Signore Petrarca, von Euch hängt nun das ganze zukünftige Heil meines Lebens ab! Denn die Ehrfurcht, die ich für Euch und Euere große Gelehrsamkeit hege, hat mir längst alle Professoren Paduas, mit Ausnahme meines alten Lehrers Donat, zu ewigen Feinden gemacht! Fordert darum jeden, auch den schwersten Dienst von mir, wenn Ihr mich nur nicht verstoßen, sondern mir die einzige Gnade erzeigen wollt, einige wenige Stunden in der Woche Euern unschätzbaren Unterricht genießen zu dürfen! Ach! Nur eines kleinen Bruchtheils Euerer reichen Gelehrsamkeit theilhaftig zu werden, hätte für mein ganzes Leben größern Werth als aller scholastische Weisheitskram, alle aristotelische Abgötterei!"

Wohlzufrieden mit diesem Geständnis seines jugendlichen Bewunderers nickte der erklärte Gegner der scholastischen Wissenschaft und begeisterte Verehrer Plato's beifällig mit dem Haupte und sagte mit mildernstem Nachdruck:

„Nicht diese und jene Wissenschaft macht die wahre Gelehrsamkeit aus, mein Sohn, sondern alle zusammen vollenden die allgemeine Menschenbildung, und wahrhaft gelehrt ist allein nur der fromme, tugendhafte Mensch! Sieh' doch, wie nichtig und eitel all diese sogenannten Fachstudien im Grunde genommen sind! Der Grammatiker lehrt zwar die Gesetze der Sprache, aber wie leichtfertig befolgt er nicht die ewigen Gesetze Gottes! Der Dichter will viel lieber in seinem Lebenswandel als in seinen Versen hinken; der Geschichtschreiber kümmert sich um die Thaten der Könige und Nationen, von seinem eigenen kurzen Dasein aber weiß er uns keine Rechenschaft zu geben. Die Arithmetiker und Geometer wollen alles messen und berechnen, nur mit ihrer Seele wissen sie nichts anzufangen; die Musiker leben allein für ihre Töne, aber nicht für die Harmonie ihrer Handlungen; die Astronomen sehen Sonnen- und Mondfinsternisse voraus, aber die Dunkelheit ihres eigenen Geistes erkennen sie nicht; die Philosophen forschen nach dem Urgrund aller Dinge und wissen nicht, was Gott der Schöpfer ist; sie beschreiben uns die Tugend und üben sie nicht! Aus den Theologen sind Dialektiker geworden, wenn nicht gar Sophisten; sie wollen nicht liebende Kinder, sondern Kenner Gottes sein und selbst das wollen sie nur scheinen! Diejenigen aber, welche die Eloquenz zu ihrem Studium machen, hüten sich zwar aufs ängstlichste, in ihren Reden ungebildete und gemeine Worte zu gebrauchen, aber den elendesten Schmutz des Lebens vermeiden sie keineswegs. O, wenn du wüßtest, mein Sohn, wie verwerflich, eitel und heuchlerisch all dieses gelehrte Zanktreiben demjenigen vorkommen muß, dem keine noch so große Gelehrsamkeit etwas gilt, wenn ihr Endziel nicht mit dem des gesammten menschlichen Lebens in Eins zusammenfällt, du würdest deinen jugendlichen Geist zunächst auf Thaten richten! Denn in den Worten ist eitel Großthun, mühseliges Singen, hohler Klang, in den Thaten dagegen Ruhe, Tugend und Glück! Was half es selbst dem großen Cicero, andere zu belehren? Was nützte es ihm, immer in den prächtigsten Worten von der Tugend zu reden, wenn er sich doch selber nicht folgte?"

Er hatte nach diesen in lebhafter Erregung und mit steigendem Pathos gesprochenen Worten mehrmals tief Athem, dann klopfte er häufig, als ärgere ihn von neuem seine Mitheilsamkeit und rückhaltlose Vertraulichkeit gegen einen jungen, unbedeutenden Menschen, den vor ihm liegenden Folianten zu, nahm seine beiden Katzen auf den Schoß und streichelte sie so zärtlich, wie wenn er

ihres und nebenbei auch Giovanni durch seine Verlobung zu verstehen geben wolle, daß doch nur sie allein Gnade vor seinen Augen fänden.

Maipaghino wußte in der That nicht recht, was er von dem allen denken und wie er sich dem launenhaften, zeitweise mit aus lauter Widersprüchen zusammengeflochtenen Worten Petrarca's gegenüber verhalten solle. Offenbar kämpfte in diesem die Neigung, sich des verlassenen talentvollen Jünglings anzunehmen, mit irgendeinem andern gewichtigen Bedenken und darüber konnte der unentschlossene Mann, der gewiß noch selten im Leben aus sich selber heraus einen raschen Entschluß gefaßt hatte, zu keinem Resultate kommen. So schien er denn förmlich gegen sich selber mißmutig und gereizt zu sein, das ihm Giovanni diese Sympathie einflöße; vielleicht hatte er sogar gehofft, er werde an dem jungen Menschen irgendeinen wesentlichen Grund zum Tadel entdecken, um ihm ohne langes Besinnen die Aufnahme in sein Haus verweigern zu können. Aber alles, was ihm sein vielbetagter Freund und Hausarzt Jacopo Dondi und vielleicht auch noch eine andere Person von gleich entschiedenem Einfluß auf seine Entschließungen in Maipaghino's Empfehlung mitgeteilt hatte, kam es schon in der ersten Stunde seiner Bekanntschaft mit dem Jüngling so unwiderlegbar bestätigt, daß ihm vielleicht in seiner allzu ängstlichen Sorglichkeit schon jetzt der Gedanke beunruhigte, der junge Mensch, welcher da zwischen Furcht und Hoffnung die Entscheidung über sein ganzes Lebensglück von ihm erwarte, werde sich ihm bald in einer Weise unentbehrlich machen, daß er ihm auch seine andere Bitte mehr versagen könne.

So im Gedränge zwischen seiner natürlichen Herzensgüte und seinem mißtrauisch unentschlossenen Wesen zögerte er trotz der dem jungen Studenten erteilten Lobsprüche noch immer, das letzte entscheidende Wort zu dessen Gunsten auszusprechen und Giovanni einfach zu sagen, daß er ihn als Schüler in sein Haus aufzunehmen bereit sei, nachdem er sich von der Würdigkeit desselben so unzweifelhaft überzeugt hatte. Er würde auch wol sobald noch nicht aus eigenem freien Antriebe heraus zu dieser Entschließung gelangt sein, wäre ihm nicht selber zur guten Stunde, da der arme Giovanni seinem zaudernden Gönner gegenüber wie auf feurigen Kohlen stand, ein Retter in der Not erschienen, der seinem unentschiedenen Wesen ein rasches Ende machte und ihm dasjenige glücklich austreiben half, wozu er doch den festen Vorsatz schon vor seiner persönlichen Bekanntschaft mit dem paduaner Jünglinge gefaßt hatte.

Denn plötzlich bewegte sich der eine Seitenthür im Hintergrund des Zimmers verdeckende seidene Vorhang, ein blühender Mädchenkopf schaute aus den Falten desselben schelmisch lächelnd hervor und nickte zuerst hinter Petrarca's Rücken Giovanni bedeutsam zu, damit dieser seine allzu große Ueberraschung verraten möge, ehe sich der Vorhang völlig auseinanderteilte, und Francesca, das liebreizende Kind der Provence, ins Zimmer trat. Einen frischgepflückten Strauß herrlicher Rosen in der Hand, flog sie auf den Vater zu, beide Augen sprangen beim Anblick ihrer holden Freundin mit raschem Satze vom Schoße ihres Vaters, überrascht erhob sich dieser nach ihr um und schon fühlte er sich von ihren Armen zärtlich umschlungen, wobei sie ihm den frischduftenden Strauß über die Schulter vor die Augen hielt.

„Laufe nur immer zu, Väterchen, daß ich dir abermals deine Reiseberte geplündert habe!“ schmeichelte sie, ihn liebkosend, mit ihrer wohllautenden Stimme und legte den duftenden Strauß vor ihm auf den Rollanten nieder. „Als wenn die Blumen, die du im vergangnen Herbst mit deinen eigenen Händen gepflanzt und gepflegt hast, ihre Bestimmung, dich zu erfreuen, nicht ebenso gut hier in der Stube wie draußen im Garten erfüllen könnten! Weil du nicht zu ihnen hinauskommst, so kommen sie zu dir herauf. Sieh' nur die herrliche Moosknospe da mit dem perlenden Thau auf ihren zarten Blättern! Kaum hat der erste Morgenstrahl sie noch geküßt, so will sie auch schon den Sänger der Rosen und Veilen im lieblichen Thale von Vaucluse von Angesicht zu Angesicht schauen — Ach, das ist ja mal der junge Mensch, den mir Freund Jacopo zum Lehrer in der lateinischen Grammatik bestimmt hat?“ rief sie, als bemerkte sie erst jetzt Giovanni's Anwesenheit im Zimmer und spielte die Ueberraschte so natürlich und meisterhaft, daß Petrarca unmöglich an eine Verabredung zwischen beiden glauben konnte. „Schön, Herr Giovanni Maipaghino! So heißt Ihr doch wol? Mein lieber Vater hat Euch gewiß schon für die gute Absicht gedankt, daß Ihr Euch die Mühe nehmen wollt, mich die lateinischen Vokabeln zu lehren, damit ich recht bald im Stande sein werde, seine herrliche „Africa“ und den Virgil in der Originalsprache zu lesen?“

Sie sagte dies mit so großer Unbefangenheit, daß der Jüngling, wiewol er auf den ersten Blick das schöne Bauernmädchen Laura wiedererkannte, beinahe noch einmal an eine Verzauberung geglaubt hätte. Denn erschien sie ihm auch in der gewählten reichen Kleidung des vornehmen Fräuleins womöglich noch schöner und reizender als am vorgestrigen Abend in der Tracht der jungen Gebirgsbewohnerin, so war doch der Eindruck, den ihr munteres, natürliches Wesen im Gegensatz zu der gelehrten Umgebung heute auf ihn machte, noch ungleich überraschender als gestern eben auf dem Hügel der Abstand zwischen dem einfachen, anmuthigen Naturkinde und ihrem nur durch das Vertrautsein mit den Umgangsformen der vornehmen Welt zu gewinnenden feinen und überlegenen Benehmen.

So stand der schüchterne Student wie bei seiner ersten Begegnung mit dem reizenden Wesen eben am Steinweichselbuch auch jetzt wieder sprachlos und verwirrt vor ihr, und hätte nicht Petrarca selber nur noch Blicke der Freude und Bewunderung für die schöne Tochter gehabt, Giovanni's Verwirrung wäre ihm so wenig entgangen als das zwischen beiden jungen Leuten bereits waltende Einverständniß. Dann kam freilich noch seine eigene Verlegenheit über Francesca's freundliche Begrüßung ihres jungen Lehrers in der Grammatik, indem sie mit Bestimmtheit vorauszusetzen schien, daß dies schon eine ganz abgemachte Sache sei, während doch Petrarca in Wahrheit noch eben geschwankt hatte, ob er Giovanni in sein Haus aufnehmen oder ihn nach Padua ins alte Elend scholastischer Wortklauberei zurückschicken solle. Ja, seien wir aufrichtig und erzählen es selbst auf die Gefahr hin, den großen Geist seiner Zeit einer sehr kleinlichen, mit seinen sonstigen seltenen Tugenden in offenbarem Widerspruch stehenden Charakterschwäche zu zeihen: Francesca hatte sogleich mit richtigem Blick des Vaters ängstliche Unentschlossenheit in dessen Zügen gelesen, hatte damit auch alsbald die Gefahr begriffen, in welcher bei der bekannten unentschiedenen Natur Petrarca's und seiner oft bis zur wirklichen Menschenscheu sich steigernden Abneigung gegen jedes neue Verhältniß der Art das Schicksal des jungen Mannes schwebte, den ihr Dante so warm empfohlen, und hatte deshalb — denn sie war entschlossen, Giovanni selbst gegen den Willen des Vaters zum erwünschten Ziele zu verhelfen — die glückliche List gebraucht, an die einmal gegebene Zusage Petrarca's wie an eine unabänderliche Entschließung zu glauben, an deren Erfüllung am wenigsten sie, der Abgott seiner Seele, den mindesten Zweifel hegen dürfe.

Denn nun konnte der ängstliche Mann Giovanni nicht länger mehr verweigern, was er der Tochter Tags zuvor zugestanden hatte, indem er sich bereit erklärte, den lernbegierigen Jüngling als Schüler aufzunehmen, der, gleichsam als selbstverständlichen Gegendienst für diese und andere Wohlthaten, das plötzlich so lebhaft erwachte Verlangen Francesca's nach gründlichen Sprachstudien durch einen regelmäßigen Unterricht befriedigen und außerdem bei seiner schönen, deutlichen Handschrift durch Abschreiben älterer und neuerer Autoren die Bibliothek seines Gönners mit werthvollen Büchern bereichern sollte.

So war es am Abend zuvor zwischen Vater und Tochter verabredet worden; unter ihren Schmeicheleien, ihrem Geplauder hatte der alte Herr an keinen Widerspruch gedacht und sogar seine Einwilligung dazu gegeben, daß Malpaghino als ehemaliger Schüler seines vielgeehrten Freundes Donat sowie als junger bescheidener Mensch von ungewöhnlich seltenen Geistesanlagen nicht wie die beiden andern Schreiber gehalten, sondern als Freund des Hauses gelten, mit am Familientische essen und eine besondere Kammer im Nebengebäude eingeräumt bekommen sollte.

Petrarca war so wenig daran gewöhnt, der Tochter einen Wunsch zu versagen, daß ihm nicht einmal ihre lebhafte Theilnahme an dem Schicksal des ihr, wie er wähnte, gänzlich unbekannten jungen Menschen auffiel, geschweige denn, daß er ihre wahre Absicht, Malpaghino zu begünstigen, errathen hätte.

So kam es, daß er sich kaum durch ihre Dazwischenkunft von der ihm selber peinlichen Unentschlossenheit erlöst sah, als er auch schon nach rechter Sonderlingsart Giovanni mit aller Freundlichkeit eines von Natur ungemein weichgeschaffenen gutmüthigen Herzens, dem nur zu Zeiten die nöthige Energie fehlte, als lieben Hausgenossen willkommen hieß, ihm jede Unterstützung bei seinen Studien versprach und aus der vorigen ängstlichen Zurückhaltung mit einem mal in den Ton heiterer Vertraulichkeit überging. Zuerst scherzte er über des Töchterleins seltsame Grille, aus einem muntern Wildfang eine gelehrte ernsthafte Dame werden zu wollen, und wagte dann Giovanni mit vieler Laune, ob er sich auch wol neben dem weltkundigen Lehrertalent des alten Donat dessen große Geduld und liebreichen Eifer

angeeignet habe, wie ihn vor allen andern Disciplinen gerade der Lehrer der Grammatik nöthig hätte, zumal es sich hier nicht um ein Auditorium von aufmerksamen und wißbegierigen Studenten, sondern um einen einzelnen, sehr unruhigen und launischen Mädchenkopf handele, für den Syntaxis und Etymologie noch ganz unklare Begriffe seien.

Mehr noch als dieser auffallende Wechsel in der Stimmung des Lehrers war es Francesca's freundliches Wesen und das sichere Gefühl, daß sie ihm wohlwolle, was den schüchternen Studenten ermuthigte, die Gunst des Augenblicks zu nützen und noch einmal in glühenden Worten seinem Wunsch und zukünftigen Lehrer die Gefühle der Ehrfurcht und Dankbarkeit zu schildern, von denen sein Herz, wie er betheuerte, bis zum letzten Schlage voll sein werde. Auf seine Kniee niedersinkend, ergriff er dann begeistert Petrarca's Hand und rief mit einem flammenden Blick auf seine schöne Beschützerin:

„Ah, Messer Petrarca! Wollte Gott, Ihr hättet die nämliche leichte Mühe mit mir, um mich das Griechische zu lehren, wie ich haben werde, damit das edle Griechen-Thum wahrhaftig Euer, die »Africa«, diesem Jahrhundert im Originale lieb, mit doppelt begeistertem Muthe wollte ich Euere liebreiche Hand segnen und Euch beim heiligen Namen Homer's schwören, daß es nächst der Lust zu lernen keine größere Wonne für mich gibt, als Lehrer zu sein und andern dasjenige mitzutheilen, was mir selber der köstlichste Besitz im Leben dünkt! Aber ich fürchte fast, der schönen Signora mit die Sprache Virgil's und Cicero's schon längst geläufig sein, während Ihr selber noch Euere liebe Noth mit mir habt, ehe ich Euch als Euer Schüler im Griechischen die nämliche Ehre mache!"

Bei diesem für einen mißbegierigen und begabten jungen Menschen allerdings auffallend bescheidenen Geständniß ging in Petrarca's Mienen plötzlich eine sonderbare Veränderung vor; aber sein flüchtiges Lächeln glich ein ganz eigenes, halb spöttisches, halb verlegenes Lächeln, weshalb er den Jüngling eine geraume Weile aus halbgeschlossenen Augen zweifelhaft anblinzelte, sodaß man hätte glauben können, er habe in seiner großen Zerstreutheit entweder gar nicht oder doch nur theilweise auf das geachtet, was Mariotto gesprochen; dann rückte er unruhig, als ob ihm plötzlich das Sitzen lästig und unbequem geworden, auf dem Sessel hin und her, warf mit Mißmuth oder um sich etwas zu schaffen zu machen, einige der vor ihm liegenden Papiere durcheinander und sagte erst nach einer Pause, indem er sich auffallend zusammennahm, mit einer sonderbar trockenen, beinahe durch klingenden Stimme und in einer nichts weniger als heiteren Stimmung, wobei er wieder verlegen blinzelnd den jungen Menschen streifte:

„Ihr seid nun schon ich weiß kaum mehr der wievielte unruhige Kopf im Verlaufe weniger Jahre, der von mir im Griechischen unterrichtet sein will! Wißt Ihr aber auch, mein junger Freund, daß dazu noch etwas mehr gehört als zu einer schlechten lateinischen Ode oder gar zu einem italienischen Ringklang? Wißt gegenwärtig etwa zwei bis drei gelehrte Männer in Italien leben — von mir will ich dabei noch gänzlich absehen — die einige Kenntniß von dieser seltsamen Sprache besitzen, welche plötzlich alle Welt gelehrt lernen, als wenn man sich nicht in seiner Muttersprache eher, will man von einmal schriftstellerischer Thätigkeit Gebrauch machen, in einem feinen Latein nach den Regeln des Ciceronianus mit ebenso viel Eleganz, Witz und Verstand auszudrücken lernte. Aber so sind die Menschen! Vanitas vanitatum et omnia vanitas!"

Er erhob sich nach diesen Worten mit einer auffallenden Lebendigkeit vom Sitze, schritt einigemale, wie um sich Erleichterung zu verschaffen, hastig vor sich hinspuckend, während seine Gedanken Hingemanen wie in mühsam verhaltenem Zorn alterten. Hierauf faßte er den bescheidenen Jüngling an der Hand und führte ihn in eine Ecke des Zimmers, dort, wo an der mit einer braunen Ledertapete bekleideten Wand ein kleiner mit Elfenbein zierlich eingelegter Schrank von feinem Holze befestigt war, der einem niedlichen, von kunstreicher Meisterhand gearbeiteten Tabernakel glich. Die beiden Thürchen zwischen den gewundenen Säulen von Ebenholz waren zwar verschlossen, doch konnte man durch das gitterartig durchbrochene Schnitzwerk deutlich ein kleines Buch in Quartform mit purpurfarbener Pergamentdecke erblicken, das den einzigen Inhalt des kleinen Schreins ausmachte und offenbar für seinen Besitzer einen hohen Werth haben mußte. Denn es war mit einem silbernen Knöchen wie zum Schutz gegen jede Berührung profaner Neugierde sorgfältig umwunden und lag, gleich einem kostbaren Brillantschmuck, wie ihn der orientalische Juwelier auf der Piazetta unter einem Drahtgitter in seinem Schaukasten zur Schau ausstellt, auf einem dunkel-

ich ſie jetzt, wie das erſte Morgenroth Deiner Jugend. Ja, ja, ich fühl' es — erſte Liebe iſt der Maimorgen des Lebens. Ich werde die Erinnerung an ſie ehren, wie Deine Jugend und dieſes Heiligthum nie betreten, ohne die fromme Scheu, die uns ziemt vor dem, was über alles Irdiſche erhaben iſt.

Heinrich.

Warſt Du nicht meine erſte Liebe, ſo brennt Dir dafür auf dem Altar meines Herzens eine reine geläuterte Flamme. Durch das, liebe Julie, was uns begegnete, haſt Du einen tiefen Blick in die Geſchichte der Herzen gethan, die Euch Liebe ſchwören, einen tiefen Blick in die dunkle Region, die wir Männer Euch Frauen ſo gern verbergen. In tauſend Seelen unſrer Zeit ſchlummert der Widerſpruch des Herzens mit der Welt ſtill verborgen. Wohl dem, der ihn ſo löſen kann, wie ich — durch Dich!

Der Vorhang fällt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

blauen, goldgestickten Sammtkissen, welche Pracht allerdings sonderbar genug gegen das unscheinbare Aussehen des alten, stark abgenutzten Büchleins abstach.

Nach einer Pause der Sammlung sagte Petrarca mit feierlicher Betonung der Stimme, wobei er dem Jüngling, der bald ihn, bald Francesca verlegen anblickte, mit einem zwischen leisem Spott und wirklicher Theilnahme getheilten Lächeln die Hand auf die Schulter legte:

„Du willst also griechisch lernen, mein Sohn, und wenn ich meinen Freund Jacopo Dondi richtig verstanden habe, so bist du entschlossen, ja hast dies bereits durch deine freiwillige Entfernung aus den Hörsälen deiner seitherigen Lehrer in Padua durch die That bewiesen, daß du alles daran setzen willst, um zur Kenntniß dieser berühmten, hochherrlichen Sprache zu gelangen, die, Dank dem Genius der Menschheit, nach siebenhundertjährigem Todesschlaf in der Nacht der Barbarei endlich wieder aufwachen zu wollen scheint. Aber hast du auch wol bei diesem deinem jugendlichen Geist so ausschließlich beherrschenden Wunsche daran gedacht, wie mancher verdrießliche, schaffnnige und beharrliche Gelehrte, der sonst vor seinem noch so mühevollen Studium, seiner noch so großen Entsagung zurückschrecke, wo es ein edles, wissenschaftliches Ziel zu erringen galt — schon lange vor dir die nämliche brennende Sehnsucht fühlte, ohne daß sie jemals allen Anstrengungen zum Trotz ihm gestillt wurde? Ich selber, warum soll ich es dir, meinem künftigen Schüler, verbergen, ich selber habe durch meine ganze Jugend und einen guten Theil meines Mannesalters nach dieser Krone aller wahren und vollkommenen Gelehrsamkeit gerungen, ohne ihrer lange Zeit theilhaftig zu werden, so wie es allein meinen lechzenden Geist befriedigen konnte. Der einzige Mensch in ganz Italien, welcher des Griechischen damals kundig war, war ein roher, ritter, geschmackloser Mönch, aus dem Orden des Basilius, mit Namen Barlaamo, mehr Abenteurer als Gelehrter. Ich mußte jedes höhere geistige Streben, jede Ehrfurcht vor der wahren Wissenschaft wenigstens zum Schein verleugnen, bevor er sich bewegen ließ, mich in den Elementen der griechischen Sprache zu unterrichten, die er selber bei einem mehrjährigen Aufenthalt in Byzanz nothdürftig erlernt hatte, deren Schönheit er aber nicht einmal ahnte, deren glorreichen Geist er mißhandelte, indem er jeden Augenblick gegen das Heidenthum der alten Hellenen eiferte und behauptete, Homer, Plato und die andern Heroen der altgriechischen Geisteswelt müßten bis zum Jüngsten Tage wegen ihrer Vielgötterei die neunfachen Strafen der Hölle erdulden."

Wie immer, wenn er einige Zeit anhaltend und in Eifer geredet hatte, schöpfte Petrarca auch jetzt wieder tief Athem und fuhr dann mit erhöhter Lebhaftigkeit fort, wobei seine Stimme zuweilen einen hellen Sington annahm, der Malpaghino unwillkürlich an den Katheder vortrag von manchem seiner frühern Lehrer an der Hochschule erinnerte:

„Laß dir's also gesagt sein, mein Sohn, daß das Ziel, welches sich deine Wißbegierde vorgesetzt hat, nicht so leicht zu gewinnen ist, als du dir in deiner jugendlichen Begeisterung vorstellen magst! Ja, das Studium der griechischen Sprache ist schon für manchen die verderbenbringende Sphinx von Theben geworden! Denn beim Versuche, ihre geheimnißvollen Räthsel zu lösen, wurde er die Beute jener unheimlichen Dämonen, die als Ruhmsucht, Eitelkeit und Gelehrtendünkel den Menschen verblenden und ihn anstatt in die Wunderwelt des majestätischen Alterthums in eine öde Wüste verlocken, in welcher sein bitter enttäuschter Geist statt der herrlichen Gestalten der alten Dichter, Helden und Philosophen nur unheimlichen hohlen Schatten begegnet, deren Anblick ihm für alle Zeit Wissenschaft und Alterthum verleidete."

„Sieh hier" — er deutete bei diesen Worten auf das Tabernakel und seine Stimme wurde noch bewegter, seine Miene noch feierlicher — „in diesem altehrwürdigen Schrein, den mir mein frommer, hochgelehrter Freund, der deutsche Erzbischof Wilhelm von Köln am Rhein, als Gastgeschenk verehrte, hat der große Albertus Magnus während seiner Lebzeiten seine Ausgabe des Aristoteles aufbewahrt; jetzt aber erblickt du darin ein Buch von noch ungleich höherem Werthe als der ganze Aristoteles, ja als alles, was wir sonst von der altgriechischen Profanliteratur kennen; das einzige Buch, von welchem du vergebens in ganz Italien ein zweites vollständiges Exemplar suchen würdest, des alten Homeros unsterbliche Gesänge! Ja, mein vortrefflicher Freund Boccaccio hat recht, wenn er mich um den Besitz des heiligen Sängers von Ilion noch mehr beneidet als um den goldenen Pokal, den mir einstmals der römische Kaiser Carolus zu Prag schenkte, als um den silbernen, mit Rubinen und Smaragden besetzten Lorber-

sang, den mit der erlauchte Herrscher von Neapel vor seinem gesammten königlichen Hofstaat aufs Haupt legte, nachdem er mir zuvor zum Zeichen, daß der Dichter dem Könige ebenbürtig, sein eigenes Herrschergewand angelegt hatte!"

Hier hielt Petrarca einen Augenblick inne, heftete mit durchdringender Schärfe seinen Blick auf den jungen Studenten und sprach dann im Tone einer feierlichen Gottheit mit verändertem Antlitz:

„Und diesen Autor — nein, diesen göttlichen Geber der Menschheit, den ich selber nur in gewissen, einer heiligen Erinnerung geweihten Stunden aufzuschlagen wage, wähnst du junger, unerfahrener Mensch mit der nämlichen leichtfertigen und handwerksmäßigen Manier erlernen zu können, womit eure scholastisch gebildeten Stubenlehrer euch auf der Hochschule Rhetorik, Grammatik und Dialektik einzutrichtern pflegen? Pah! Das sollte mir einfallen, dich noch in diesem dünkelhaften Wesen zu bestärken! Erfahre es vielmehr lieber jetzt gleich, als daß du mir später den Vorwurf machst, dich in deiner Einbildung vorsätzlich oder aus gutmüthiger Schwäche ermuntert zu haben, daß ich dich zwar um deiner vielversprechenden Geistesanlagen willen wie meinen eigenen Sohn halten und lieben, dir auch in den deinen Fähigkeiten und deinem jugendlichen Alter angemessenen Studien jeden Vorschub leisten will, daß ich mir aber dafür meinerseits den richtigen Zeitpunkt zu bestimmen vorbehalte, wo ich deine Kenntnisse und Fortschritte in den andern Fächern des Wissens für ausreichend erachten werde, um mit Erfolg das Studium der griechischen Sprache mit dir beginnen zu können. Bis dahin magst du in Gottes Namen dein Uebersetzertalent bei Aranuccio versuchen und ihr die Elemente der lateinischen Sprache so gründlich machen, wie sie dir selber unser alter Freund Donatus beigebracht hat. In den Mußestunden kannst ihr dann zuweilen unter im Gusto der Aergette spielen. Ach, ich wette meinen grauen Kopf gegen deinen jungen, daß die das Vollspiel bald ungleich mehr anlagen wird als später die Lehre vom griechischen Accent, von Prosodie und Metrik! Du wirst mir dann Dank wissen — — —"

Er konnte nicht weiter reden, denn die Stimme versagte ihm nach dem langen mit steigender Wärme gesprochenen Sermon den Dienst und er mußte mehrmals krampfhaft nach Luft schnappen, wobei der dicke Kopf auf dem kurzen Halse vor Anstrengung und im Andrang des Blutes nach Augen und Schläfen feuerroth wurde.

Dann stand er eine Weile gedankenvollen Blicks, wie in Nachdenken über das soeben Gesagte verloren, vor Giovanni, der ihn sprachlos anstarrte; denn hätte der arme Student dem großen Poeten um den Preis der Homerischen Gesänge selber einfach und klar sagen sollen, wie er den Sinn dieser langathmigen pathetischen Rede aufgefaßt habe, er würde es nicht vermocht haben, so wenig hatte Malpaghino von dem allen begriffen, bis auf die einzige niederschlagende Gewißheit, daß er fürs erste jede Hoffnung auf die Erlernung des Griechischen aufgeben müsse.

Darüber sollte ihm auch noch eine weitere, recht bittere Enttäuschung jeglichen Zweifel benehmen; denn mit einem mal machte Petrarca eine zwar sanfte, aber doch höchst deutliche Bewegung mit der Hand gegen die Thür und sagte so trocken, als wenn er die ganze Zeit über nur von den Regeln der Schönschreibekunst und der Herstellung einer geschmackvollen Handschrift gesprochen hätte:

„Jetzt geh' mit Gott, mein Sohn, und schneide dir einstweilen deine Federn! Ich werde unterdessen für feines festes Papier und eine recht glänzende schwarze Tinte sorgen, damit du gleich mit dem morgenden Tage, wenn unsere liebe Madregnate dir zuvor dein Kämmerlein eingerichtet hat, an die Abschrift meiner zwölf Eklogen gehen kannst." — — —

Ein Civilisationsversuch.

„Nascuntur risyrilae fabae, mimae arigue minutae."

Es war vor mehreren Jahren in Rußland und an einem schönen ersten Maimorgen.

Noch hatte die Schloßglocke nicht 5 Uhr geschlagen und schon war die ganze übrige Gesellschaft im Hofe der Herrschaft versammelt. Offene leichte Wagen standen angeschirrt, Pferde, gesattelt, von Stallknechten gehalten, kampften vor Ungeduld, ein großer Leiterwagen mit Matratzen und Küchengeräthschaften und darauf thronenden Köchen fuhr schon ab. Die Fürstin hatte beschlossen, den Wonnemonat zu feiern. Den ganzen Tag wollten die Schloßbewohner in der freien Natur zubringen. Dazu war eine schöne, etwa einige Werst entfernt gelegene Waldpartie auserlesen worden und alles freute sich dem zu hoffenden Genuß entgegen. Die Fürstin erschien jetzt selbst. In der That verkörperte sie durch ihre frische Jugend und Schönheit das Leben des

Frühlings. Nun bestieg die aus etwa dreißig Personen bestehende Gesellschaft die Wagen, sprang auf die Rosse; Diener, Kammerzofen schlossen sich in Equipagen an.

Es war ein reizend schöner Rastplatz, mitten im Walde gelegen, den man endlich erreichte. Ringsum die herrlichsten Fruchtbäume. Duftender Flieder bot schattige Ruheplätze. Durch die Waldung schimmerten unabsehbare Aecker mit grüner Winter- und Sommerfrucht. Ein Häuschen mit einem Brunnen wurde von einer Bauernfamilie bewohnt, welche die Aufsicht über die in einer Umzäunung aufgestellten Hunderte von Bienenstöcken hatte. So führt eine solche Waldstelle in Rußland den Namen Bienenanlage (Paschéka).

Hier fanden wir die schon vorausgeschickten Tische und Stühle an einem geeigneten Platze aufgestellt, an manchen schattigen Stellen waren Teppiche ausgebreitet, verschiedene weibliche Handarbeiten, Spiele, selbst Bücher fehlten nicht; es sollte eine Journée champêtre werden, wie nur je dergleichen von Dichtern geträumt, von Watteau gemalt, in Arkadien wirklich genossen wurde.

Die Hauptrolle unter den Beschäftigungen, die ausgetheilt und angeordnet wurden, spielten natürlich die Mahlzeiten. Bedenkt man, daß in russischen herrschaftlichen Landhäusern stündlich fünf Mahlzeiten gehalten werden — abgerechnet die nebenbei laufenden Imbisse (Jakuski) —, so ließ sich von der frischen Luft erwarten, daß in diesem Punkte heute am allerwenigsten verfehlt wurde. Und sogleich fing man mit dem Thee an. Das gab schon Unterhaltung; denn der erhobenen Partei stellte sich eine liberalere Geschmacksrichtung entgegen und entschied sich für Kaffee; und herzlich gelacht wurde, als die, die es mit keiner Partei verderben wollten, Kaffee und Thee zugleich nahmen. Haufen von Zwieback und Backwerk allerlei Art erlagen dem ersten Sturm und schon hatte man die physische Natur so befriedigt, daß sich durch natürliche Reaction die geistige regte. Die Unterhaltung kam in Gang. Unsere Fürstin entfaltete die feinern Stadien ihrer Liebenswürdigkeit; sie verstand sich vortrefflich auf die Conversation.

Es liegt nicht in unserer Absicht, den ganzen Verlauf dieses schönen Tags zu schildern. Noch weniger können wir alle Scherze, alle Spiele, alle Gespräche wiederholen. Nur eine, dem deutschen Arzte, der ich zu sein die Ehre habe, angenehm klingende Aeußerung des Fürsten will ich mittheilen, die gethan wurde, als einer der Anwesenden von einem deutschen Architekten sprach, der bei einem unternehmenden benachbarten Grafen angestellt war. „Ja, hatte es geheißen, der bezieht jetzt jährlich seine (xxx) Silberrubel und ich bin sicher, wenn er in ein paar Jährchen sich nach seiner Heimat zurücksieht, ist er im Stande, sich ein Rittergütchen für (xxxx) Thälerchen zu kaufen und wird dann selbst den Gutsherrn spielen. Die Deutschen sind nicht dumm! Glück — aber man muß nur ein Deutscher sein!

Der Fürst erwiderte: „Sprechen Sie von dem verdienten Lohn des Talents und der Kenntnisse! Was wollen Sie denn mit unserm russischen Architekten anfangen! Er weiß sein Fach so ziemlich, hat die Architektur wie der Schuster sein Handwerk erlernt; er ist Handwerker. Haben Sie mit ihm über sein Fach sich besprochen, so ist sein Latein am Ende. Es mangelt ihm jede weitere Bildung. Das ist bei uns nicht blos in diesem Fache der Fall, es ist in allen andern Branchen beinahe ebenso. Es fehlt bei uns noch die von Jugend auf durchgeführte Elementarerziehung; man wird bei uns Architekt, Ingenieur, Maler u. s. w. so gut wie anderwärts, aber die allgemeine Bildung, die den Menschen eigentlich zum Gestalter, Schöpfer macht, fehlt noch gänzlich bei uns. Was wollen Sie es dem Grafen verargen, daß er seinen alten Architekten mit einigen hundert Rubeln zur Ruhe versetzte und sich dafür einen universell gebildeten für (xxx) Rubel zugesellte, der ihm bei allen Anlagen und Bauten behülflich ist und seinen Jahresgehalt zehnfach verdient — allerdings ein Deutscher!"

Da auch die Fürstin mit einem theilnehmenden Blick die gleiche Ueberzeugung aussprach, war es meine Pflicht, zu sagen: „Und doch hab' ich erst vor kurzem einem Engländer, der den Russen alles Talent absprach, entgegnet: «Sie haben nur einige Paläste der Großen kennen gelernt, die Hütte des Bauern nur à vol d'oiseau auf Ihrer schnellen Tour überblickt. Hätten Sie dort beim fürstlichen Palast ganz in der Nähe in eine Hütte blicken wollen, so hätte ich Ihnen einen dortigen Bauern gezeigt, der, nachdem er in Italien längere Zeit verweilte, ein berühmter Maler und Akademiker geworden ist! Sie hätten dort unweit die gräflichen Söhne B., der hohen russischen Aristokratie angehörend, wie gemeine Arbeiter in ihren eigenen Zuckerfabriken arbeiten sehen können! Ja Sie hätten wieder die bäuerliche J.sche Familie eben durch eine solche Industrie zu einem fabelhaften Reichthum sich em-

verschwingen sehen! Und tausend andere Beispiele, die Ihnen die Tüchtigkeit, Verwendbarkeit und Anstelligkeit der Russen in einem viel günstigeren Lichte gezeigt hätten!“ Ich wollte noch hinzufügen: „Es ist eine irrthümliche Theorie, zu behaupten, daß dieser Mensch und jene Nation zu diesem oder jenem geeigneter wäre, der andere oder die andere dagegen nicht; jeder Mensch ist vielmehr in der Regel von der gütigen Natur mit gleichen Anlagen ausgestattet, um das Höchste in jeder Vollkommenheit zu erreichen. Es ist blos der Elementarunterricht, die frühe Durchbildung und Verstüchtigung, die auf das Geschick des Menschen den größten Einfluß ausüben — —“

Dieser kleine Meinungsaustausch wurde plötzlich von einem lauten Jammern und Schreien eines Hundes unterbrochen. Alles sprang auf. Das Schoßhündchen der Fürstin, der kleine Sharling, war in Gefahr. Dieser kleine Tyrann trug überall seine Superiorität zur Schau und glaubte auch hier den Herrn spielen zu können wie im Schloß. In jeden Winkel guckte er, durchschnüffelte das ganze Gehöft, bis den Hofhund, mehr die Katze und sogar alle Mäuse und Hühner aus. Hier sein Anderen wollte, daß er auch an die Pirmenhecke schnüffle und hier dieselbe kecke Wirthlichkeit treiben wollte. Da hatte er seinen Meister gefunden. Während alle andern Hausthiere gegen den Emporling eine Kriecherei entwickelten, die ihren Herren, den Menschen, alle Ehre machte, heraufbeschworen ihm diese in einem constitutionellen Staate lebenden Thierchen ihren Unabhängigkeitskrieg. Er wäre jämmerlich zu Grunde gegangen, hätte ihm der alte Pirmenwärter nicht aus der Klemme geholfen. Sein Fell hatte die Pirmenstacheln pariert, aber aus seiner Schnauze mußte ich sie ihm ziehen und ihm kalte Umschläge machen. Winselnd verkroch er sich in einen Winkel und war eine Stunde lang sehr kleinlaut.

Ein Arzt ist, wie bekannt, nicht Herr seiner Zeit. Auch ich konnte, wie schon oft, die schönen Stunden nicht bis zur Neige auskosten und mußte mir auch die Blüte des heutigen Festes entgehen lassen. Mein Feldscher rief mich ab. Wir mußten uns zu Wagen legen und Krankenbesuche machen. Natürlich ließ man mich nicht fort, ohne das feierliche Versprechen der baldigsten Rückkehr gegeben zu haben.

Gegen Mittag kehrte ich wieder und fand, daß die Tagesordnung gerade erst mit dem zweiten Frühstück fertig geworden war. Mehrere der Herren fungierten als Koche. Die Damen lasen französische Romane. Andere sangen. Die Hitze hatte zugenommen, aber die kühlen Schatten der Bäume schützten die schon ermüdeten Fußgänger. Das ganze Bild im Walde war malerisch. Meine Phantasie weilte im Süden — ich sah eine Gruppe, die Vanloo hätte auf die Leinwand zaubern sollen —

Da kam plötzlich eine ernste Mahnung, daß wir uns — in Rußland befanden.

Rybnikow lief der Waldhüter daher und sagte an, daß er ganz in der Nähe in einer Grube einen Wolfsbau entdeckt hätte — —

Nach seiner Auffassung sollte diese Mittheilung die Freude des Tages mehren. Die Meute-Alten waren abgehetzt; das Netz auszunehmen, war die gemütliche Gelegenheit, und in der That, Ruhelosigkeit kam in die ganze Gesellschaft. Ohne sich lange zu besinnen, brachen alle auf. So sehr waren alle von der Idee, eine junge Brut Wölfe in unsere Hände zu bekommen, beseelt, daß auch keiner daran dachte, Vorsichtsmaßregeln zu nehmen, die ein solches Unternehmen erfordert.

Wir folgten dem Waldhüter in den dichtesten Wald. Durch verwachsenes Gestrüpp und unterbrochenen jungen Baumwuchs ging es mühsam vorwärts. Nur einzeln konnte man durchdringen und bildete eine lange Linie.

Nach vielen Beschwerden kamen wir endlich an der Grube an. Nun sammelte sich alles in einem bunten Kranze um dieselbe. Man hob die vier noch blinden Jungen heraus, legte sie in einen mitgenommenen Sack, in dem Gewässer gelegen hatten, und übergab den Hund dem Waldhüter.

Jetzt erst, als die Rückzug angetreten werden sollte, schien doch einigen Bedenken über das unbekannte Unternehmen wach zu werden. Wenn die Alten kämen! Man hatte keine Waffe mehr, es mußte der Rückweg angetreten werden.

Man ordnete den Zug. Die Frauen und Kinder wurden in die Mitte genommen, der Waldhüter mit der kostbaren Beute an der Spitze der Colonne, hinter ihm der Fürst mit der einzigen schlechten Flinte des Waldhüters.

Indessen gewann bald der Frohmuth und Leichtsinn der Gesellschaft wieder die Oberhand; man schäkerte, man lachte und schrie auch die kleinste Begebenheit wegerichtet.

So arbeitete man sich bis zur Mitte ungefähr des Weges durch und wie es nicht ausbleiben konnte, hielt man die Ordnung nicht ein. Bald

fanden sich Männer, Frauen und Kinder durcheinander.

Plötzlich, als man sich dessen am wenigsten versah, hörte man ein dumpfes Gebrüll. Man vernahm ein Rennen im nahen Gebüsch. Ein durch Mark und Bein gehendes Gebrüll erscholl — die Wölfin hatte das Reh leer gefunden und verfolgte die Räuber —

Die Frauen, die Kinder liefen schreiend davon — die Männer hielten Stand, weil der Fürst zum Halten rief — auf dreißig Schritt sprang die Wölfin — Der Fürst, stets ein trefflicher Schütze, legte an, schoß und fehlte.

Man kann sich kaum den Schrecken und die Verwirrung in unserer Truppe vorstellen. Schon deshalb war das Geschrei furchtbar, weil man mit seiner eigenen Angst die Wölfin zu erschrecken hoffte. In der That nutzte das Thier vor dem Schuß und vor dem Lärm. Zum Glück fand man sich nicht mehr zu weit von unserm Lager entfernt.

Die Dienerschaft, durch unser Schreien aufmerksam gemacht, brach durch die Büsche. Man erreichte den Rückzug; wir erreichten ohne weitern Unfall unsern Ruheplatz. Der Ueberfall und der Schrecken waren aber so plötzlich, das Davonlaufen so dringend, daß keine von den Damen auch nur einen Augenblick Zeit finden konnte, eine Ohnmacht in Scene zu setzen. Wir hatten dafür die Genugthuung, junge Wölfe zu haben, die uns das geringste Muttergefühl nicht mehr streitig machte. Weder die Wölfin noch der Papa ließen sich sehen.

Das Mittagsmahl ging etwas beklommen vorüber, aber die Unbefangenheit kehrte doch wieder zurück und mit Sonnenuntergang legten wir alle frisch und wohlgemuth auf dem Schlosse ein. Den Thee nahmen wir dort im Garten. Zuletzt traten wir in den Saal des Herrschaftshauses, wo uns die Fürstin einige gewählte Partien aus den neuesten Opern vortrug, mit einer rührenden Stimme und Kunstfertigkeit, die mir noch jetzt nach so vielen Jahren angenehm in der Erinnerung nachhallt, unter vorzüglicher Klavierbegleitung ihrer Gesellschaftsdame — Später rief man noch einmal zu Tische! Zum Souper! Der alte Majordomus machte uns noch die Ueberraschung und brannte ein geheim vorbereitetes Feuerwerk ab. Es war einer der schönsten Tage, die ich in Rußland verlebt habe.

Aber es dürfte wol vielleicht manchem Leser von Interesse sein, zu erfahren, was aus den jungen Wölfen geworden?

Wir hatten uns die Aufgabe, ob wir durch Erziehung es so weit mit ihnen bringen könnten, daß sie zahme, fromme Hausthiere würden.

Wir sorgten zu dem Ende allererst für eine civilisirende Umgebung. Als solche fand sich die terrestrische Hofhündin Amica, die eben Junge geworfen. Sie wurden als Geschwisterkinder in die liebende Familie aufgenommen, an die Brust ihrer Tante gelegt und mit derselben Sorgfalt wie die Kinder vom Hause erzogen. Dann war man für die vegetabilische Nahrung bedacht und hielt alle Fleischspeisen entfernt — Blut und Gemüth und Einbildungskraft sollten in keiner Weise erhitzt werden.

So gelang es, die vier bedenklichen Pfleglinge über die ersten Monate des kindlichen Alters unbemerkt hinwegzubringen.

Aber trotz alledem verrieth sich bald das eigenthümliche Naturell. Folgten die Pflegern uns mit den übrigen Hunden z. B. in den Garten, so vermieden sie sorgfältig die gebahnten Wege, traten vielmehr zu beiden Seiten zwischen den Bäumen, am liebsten gar im Dickicht. Bald fingen sie an, mit einem eigenthümlichen Forschergeiste und lebhaft interessirt sich um die Gänse und Hühner her zu schleichen. Später waren sie selbst auf die jungen Schafe ein aufmerksam beschauliches Auge, beschnüffelten und betrachten sie und wedelten sich augenscheinlich vorläufig an ihrer warmen animalischen Existenz.

Eines Morgens — der Fürst war abwesend — begab ich mich in den Hof, als mir der Koch wehklagend entgegenkam, eben hätte einer von Amica's Zöglingen einen seiten lebendigen Kapaunen erwischt, den er hätte schlachten und für den Tisch zubereiten wollen; er wäre mit seinem Raube in den Garten entsprungen. Ich ihm nach. In einem Gebüsch fand ich den Bösewicht, wie er eben den unter seinen Zähnen zappelnden und kreischenden Kapaunen bereits auf seine Weise tranchirte. Ich machte mit meinem leichten Spazierstöckchen eine drohende Bewegung; mein Sohn der Wölfin — er hatte nunmehr ächtes Blut gekostet — knirschte mir Kopf aller Entwurf die Zähne entgegen. Diese Geberde war seltsam, ganz gegen alle Erwartung; ein Zähnefletschen so sittlicher Art, daß es mich hier im einsamen Garten nicht länger interessirte. Ich zog mich mit meinem Spazierstöckchen zurück und gab

den Rath, nun die ganze Bande zu erschießen. Ein wahrer Alp fiel den Dienern des Schlosses vom Herzen. Sie alle hatten die Humanitätsgrundsätze der Herrschaft nicht getheilt und schon manche Symptome der nahenden Gefahren entdeckt. Aus meinem Rath wurde nun Befehl. Drei Bettern fielen unter den sicher treffenden Büchsen. Der Kapaunenbieb war entsprungen.

Der Verwalter der Herrschaft, ein alter leidenschaftlicher Jäger, durch die Schüsse aufmerksam gemacht, bat um Schonung des Flüchtlings. Man möchte ihn, meinte er, in den Wald thun, er würde für den Winter als Jagdgehülfe dienen können. Am Abend, kurz vor Untergang der Sonne — weil um diese Zeit die alten Wölfe vom Tagesaufstand in den Wäldern zurückkehren und sich zur Nachtexpedition in den Forsten rüsten — begaben wir uns in den Wald und rallierten an einer Stelle, wo man öfters Wölfen begegnete und vermuthen konnte, daß der auch dieses Jahr wieder eingefangen werden und mit uns. Der Verwalter stellte sich hinter einen Baum und fing ein Wolfsgeheul in allen möglichen Tonarten an — und so meisterlich, daß es nicht lange währte und bald erwiderten es aus einigen, bald aus mehreren Stellen des Waldes — eingenau enthielt ein entsetzliches Wolfsgeheul. Nach einer Weile hörten sich schüchtern ein paar Wölfe aus dem Walde, um einen neuen Kumpan, den sie vermutheten, zu begrüßen. Gelegentlich bemerkt: Haben die Thiere Sprache? Doch wol nicht! Wie wurden sie sich sonst von einem menschlichen Stümper so unverantwortlich haben hinter's Licht führen lassen! — Wir verstärkten uns — setzten das Heulen fort — die Wölfe kamen näher, erblickten unsern Zögling, der sich zu ihnen gesellte, und kamen dem muthigen Jäger schußgerecht.

Am folgenden Tage nachmittags lief ein Wolf durchs Dorf und wurde von der Dorfjugend bis in den Hof verfolgt. Wir waren wie überrascht, unsern Zögling in ihm zu erkennen, der von seinen neuen Freunden zurückkam und um Unterkunft bei uns zu bitten schien. Ach, seine einstudirten Manieren hatten Anklang gefunden! Er trug die erbärmlichen Spuren der Mißhandlung von Wolfszähnen. Aber es half nichts. „Zwei Seelen" wohnten in seiner Brust. Für die Wölfe war er zu menschlich, für die Menschen zu wölfisch; es wurde Kriegsrath gehalten und sein Leben zu Pulver und Blei begnadigt. Sofort wurde die Scheune verlassen. Dr. M. D.

Aus dem Zoologischen Garten in London.

Von E. Pabst.

I.

Während eines längern Aufenthalts in London im vorjährigen Sommer besuchte ich mit besonderer Vorliebe und dem größten Interesse den Zoologischen Garten.

Ich hatte schon öfters von der Vollständigkeit der Thiersammlungen in diesem Institute sprechen hören, hatte manches darüber gelesen und kam mit nicht geringen Erwartungen dahin; allein ich darf wol sagen, daß meine Erwartungen bedeutend übertroffen sind und daß ich nicht den geringsten Zweifel in die Ausprüche derer setze, welche ähnliche Sammlungen in andern großen Städten gesehen haben: daß nämlich der Zoologische Garten in London ganz einzig in seiner Art ist und kein anderer auf der Erde mit ihm um den Vorrang streiten könne. Daß der Zoologische Garten in Paris ihm nachstehe, hatte ich schon einige Jahre früher von jemand, der beide Institute in unmittelbarer Aufeinanderfolge besucht hatte, gehört und dieselbe Ansicht wurde mir in London von einem Herrn ausgesprochen, der gleichzeitig mit mir dort im Zoologischen Garten anwesend war. Und daß die Berliner Sammlung einen viel tiefern Rang einnimmt, davon habe ich mich selbst überzeugt, als ich vor einigen Jahren meine Vaterstadt besuchte.

Was ist es denn aber, das dem Zoologischen Garten in London den Vorrang verschafft vor allen andern ähnlichen Instituten? Es ist zuerst die vorzügliche Reichhaltigkeit der Exemplare, ihre Größe und Schönheit; die große Vollständigkeit der Sammlung; die bedeutende Anzahl von seltenen, noch fast noch unbekannten Species; die Zweckmäßigkeit der Aufstellung der Käfige, wodurch der Besucher befähigt wird, das Thier, welches er betrachten will, in gehöriger Beleuchtung und nicht durch einengende Wände beschränkt in seiner Bewegung zu beobachten; die splendide Räumlichkeit und Großartigkeit, welche jedem Thiere möglichst einem seiner Größe und Lebensweise entsprechenden Aufenthalt bereitet hat; die Schönheit und Zweckmäßigkeit des Gartens selbst; das zuvorkommende und entsprechend zahlreiche Personal, das die Pflege und Aufsicht der einzelnen Thierabtheilungen zu besorgen hat.

Ich erwähnte bereits der Vollständigkeit der Sammlung. Ich muß aber zugleich von vorn-

herein die Bemerkung machen, daß dabei auch die niedrigsten Thiere, sogar die Polypen, vertreten sind. Man sieht hier in großen Glaskästen von 3—5 Fuß Länge und etwa 2 Fuß Höhe den Grund des Meeres und der Flüsse nachgebildet. Der Boden ist mit Steinchen unregelmäßig überdeckt. Wasserpflänzchen mancherlei Art finden sich hier und da vertheilt, theils in geringer Höhe, theils sich über den Wasserspiegel etwas erhebend. In der Ecke ragt ein Felsblock en miniature über die kleinern den Boden bedeckenden Steine hervor, der mit grünem Schlamme, wie wir es in unsern fließenden Gewässern kennen, bekleidet ist. Die Stengel der zarten Wasserpflanzen sind mitunter von einer Schnecke in Besitz genommen. Es ist also, wie ich bereits bemerkte, der Boden der Meere und Flüsse künstlich nachgebildet und mit der großen Deutlichkeit kann der Beobachter hier dem Treiben der Bewohner des nassen Elements nachgehen.

Es war für mich von unendlichem Interesse, namentlich den Raubfischen aufzupassen. Ein hechtlicher Hecht (Esox lucius), etwa 1 Fuß lang, hatte ein Gefäß für sich allein; nur einige Wasserkäfer (Hydrophili) fanden sich noch darin vor. Der Hecht schwamm in der mittlern Wasserregion, langsam, kaum die Brustflossen bewegend, die Gegend gleichsam nach Beute durchspähend, das Maul bald geöffnet und behaglich das erfrischende Element aufnehmend. Sein Gesicht hatte etwas charakteristisch Gehässiges. Man hat den Hecht den Wolf der Flüsse genannt und mit Recht. Hier konnte man es ihm ordentlich ansehen, wen Gottes Kind er ist. Ueberhaupt konnte man hier die Bemerkung machen, wie auch die Fische durch die ganze Art ihres Benehmens den Charakter ihres Wesens offenbaren. Der Hecht lag lauernd da, spähend, ob nicht eine Beute in der Nähe sei, kaum sich rührend, um jede Bewegung des Wassers zu vermeiden. Ein ganz anderes der friedliche Karpfen (Cyprinus carpio), der, in mehreren kleinern Exemplaren von etwa ½ Fuß Länge, mit dem Grundling (Gobio fluviatilis), der Karausche (Cyprinus carassius), der Schmerle (Cobitis barbatula) einen ähnlichen Wasserpalast bewohnte. Sorglos und arglos ging er behaglich bald nach unten, bald nach oben, die Steinchen mit seinem Maule überfahrend und nach Nahrung suchend.

Nicht weniger anziehend war das Treiben der kleinen Goldfische (Cyprinus auratus), welche in mehreren Wassergefäßen der beschriebenen Art, falls sie friedliche Insassen hatten, sich befanden. Wie ein Vögelchen, seine Nahrung suchend, von einem Zweige zum andern hüpft, so durchschwammen sie aufmerksam die ihnen angewiesene Wohnung, durchstöberten sie in allen Ecken, in der verschiedensten Höhe und Tiefe, fuhren mit ihrem spitzen Maule über die kleinen, mit Schlamm leicht überkleideten Felsblöckchen hin und blieben, wenn sie eine passende Nahrung angetroffen hatten, in ihrer Bewegung stehen, die gefundene Beute mit Behaglichkeit verzehrend, was stets einen sehr hübschen Anblick gewährte. Auch die Forelle (Salmo fario) und der Flußbarsch waren hier vertreten. Das Gefäß, in welchem letzterer sich befand, zeigte noch eine andere Einrichtung, welche bei den andern Gefäßen wenigstens nicht in Thätigkeit war. Es war nämlich von oben her das Zuströmen eines feinen Wasserstrahls eingerichtet. Die Natur wurde dadurch noch mehr nachgeahmt, indem die ganze Scenerie durch das gleichförmig einströmende Wasser mehr Leben erhielt, und das Ganze machte einen sehr angenehmen Eindruck.

Wer dem Treiben der Fische hier zuzusehen Lust hatte, der mußte sich gestehen, daß sie keineswegs ein so stillstehendes Thiergeschlecht bilden, wie man gewöhnlich glaubt. Sie gehen mit Aufmerksamkeit wie Säugethiere und Vögel ihrer Nahrung nach, wobei sie gleichsam mit Nachdenken zu verfahren scheinen. Es war mir jetzt nicht mehr unwahrscheinlich, daß das vom Stichling in neuerer Zeit Erzählte, daß er nämlich die zarten, eben erst den Eiern entschlüpften Jungen in einem von ihm angelegten Neste behüte und schütze, volle Wahrheit sein könne. Solche Kenntnisse muß man haben, um diesen niedern Thieren ihre Gewohnheiten und ihre Lebensweise abzulauschen, und da es nicht zweifelhaft ist, daß solche Vorrichtungen immer mehr Anerkennung und somit auch Verbreitung finden werden, so dürfen wir hoffen, daß auch die Abtheilungen der Thiere, welche im Wasser leben, uns immer bekannter werden dürften. Daß mit einer genauern Kenntniß derselben auch eine humanere Behandlung beim Tödten erblich eintreten werde, ist nicht zu bezweifeln und sehr zu wünschen. Jedoch ich will die Leser mit vorläufigen Bemerkungen nicht länger ermüden, sondern eine etwas strengere Reihenfolge innehalten, obgleich ich keineswegs die Absicht habe, in systematischer Weise zu verfahren. Dies will ich ebenso wenig,

als das hier anführen, was man in jeder guten Naturgeschichte nachlesen kann. Ich will nur das mittheilen, was mir neu erschien und werde auch deshalb vorzüglich nur von den Thieren sprechen, die in dieser Beziehung Stoff darbieten.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Ludwig Rellstab und Theodor Mügge.

Zwei verdiente Schriftsteller, die sowol in ihren Lebensverhältnissen wie in ihrem Entwickelungsgange manches gemein haben, sind kürzlich aus dem Leben geschieden.

Beide waren aus Berlin gebürtig, beide gehörten früher dem Militärstande, ja derselben Waffe, der Artillerie, an. Beide nahmen an den Befreiungsbestrebungen Preußens ein lebhaftes Interesse. Mügge mit besonderer Antheilnahme und manchem persönlichen Nachtheil, den ihm die alte Gesinnungszeit des vormärzlichen Preußen brachte. Beide bewährten sich auf dem Gebiete des Romans als gewandte Erzähler, die ihren Walter Scott und Cooper mit Vortheil gelesen hatten. Höhere dichterische Inspirationen war beiden versagt. Namentlich wollte ihnen nie die dramatische Muse hold sein. Rellstab hatte nur mit seinem, dem Bulwer'schen Roman nachgebildeten „Eugen Aram" ein vorübergehendes Glück. Mügge erntete den zu den mühsamen Mysterien des Schriftstellerthums gehörenden Schweiß auch zu seinem Sterbebett die Kunde von einem in Hamburg durchgefallenen neuen Stück zu erhalten.

Rellstab hatte sich die Kunst als seine besondere Domäne erwählt und bewunderte lange Zeit auf diesem Gebiet die öffentliche Meinung Berlins. Die Zeit überholte auch ihn wie jeden gewerbsmäßigen Kritiker; ein Glück für Rellstab, daß seine Thätigkeit an eine Zeitung geknüpft war, deren Eigenthümer mit ihren alten Mitarbeitern schonend und dankbar verfahren. Rellstab behielt seine Recensentenstellung bis, als schon lange sein Wort an Geltung verloren hatte. Ihn selbst half über diese Kritik seine vielseitige Empfänglichkeit und die Bewährung und Anerkennung seiner Erzählertalente hinweg.

Es liegen uns zwei Bändchen vor, die uns vom Verfasser kurz vor seinem Tode mit den Begleitzeilen zugeschickt wurden, er nehme für dies Leben von uns Abschied; die Verwirklichung vieler Erinnerungen wäre auch sein einziges Ziel. Wir glaubten in eine humoristische Anwandelung, wie sie ein rückkehrendes Krankheitsgefühl schwerer Jahre bringt, aber die Vorahnung sollte sich erfüllen.

Es ist uns unbekannt geblieben, ob die Mittheilungen „Aus meinem Leben" (Berlin, Guttentag, 1861) mehr als zwei Bändchen gebracht haben. Wir lesen hier eine Autobiographie, die mit lebhaftem Vertrauen auf die Bedeutung ihres Inhalts geschrieben ist. Rellstab's erste Knabenzeit fällt in eine politisch aufgeregte Zeit. Verwachte auch der Knabe nur wenig die Bedeutung der Ereignisse zu verstehen, so prägten sich doch die aufgeregten Empfindungen der Aeltern tief in Ludwig's Seele, vor vorzüglich an seiner Mutter mit schwärmerischer Verehrung hing. Der bei dem Musikunterricht des Sohnes streng auftretende Vater mag den Knaben eingeschüchtert haben, was ihm auch beim Schuldruck hinderlich gewesen sein soll — er hatte viel von den Lehrern zu erdulden und drang mit seiner Bescheidenheit nicht durch. Seltsam, daß solche „bescheidene" Naturen sich später doch mit allem Nachdruck geltend zu machen wissen. Ein lebhaftes Selbstgefühl hat den Erzähler nicht verlassen.

Auch von seiner mit begeisterter Hingebung beabsichtigten Betheiligung an dem Befreiungskampfe wußte Rellstab abzusehen, da man ihn zu lang fand. Er trat später in die Artillerie, pflegte sein Musiktalent und fing an, seine dichterischen Schöpfungen zu entfalten. Theodor Körner und Ludwig Berger — letzterer während längerer Zeit — standen Rellstab unmittelbar nahe. Erheiternd ist die Beschreibung einer Reisescene mit seinem Vater, die sie von Berlin nach Dresden mit Post und Hausirer in vier Tagen und von Meißen aus zu Fuß unternahmen.

Nach seiner Aeltern Tod fanden wir Rellstab in Frankfurt an der Oder, herzlich aufgenommen von allen und in freundschaftlicher Beziehung besonders zu Frau von Zielinski, für die er, als sie noch Mädchen war, eine schwärmerische Neigung gefaßt hatte. Schon hier fing er an, ein Drama, „Karl der Kühne", zu dichten, trat mit strebenden jungen Männern in Beziehungen, schrieb den Text zur Oper „Lilla", sandte diesen an Jean Paul und erhielt von ihm ein freundliches Einladungsschreiben zum Besuch.

In Dresden genoß Rellstab den nähern Umgang des von uns im vorigen Jahrgang d. Bl. geschilderten, durch Selbstmord aus dem Leben gegangenen Schauspielers Julius, eines geborenen von Klitzing, dessen ritterlich edles Wesen er nicht genug rühmen kann. Er erzählt eine Episode aus dem Leben des Künstlers, der sich, achtzehnjährig, noch erhängte, seine Gefangennehmung mit General Lilgow durch die Franzosen. Karl Maria von Weber und Ludwig Tieck, als hervorstehende Persönlichkeiten der damaligen dresdener Künstlerwelt, belebte Rellstab mit seinem Werthe, der vielleicht nicht ihrem jungen Manne in diesen Jahren gegeben ist. Er rühmt die Liebenswürdigkeit des ersteren, den tiefen Geist und die Zuvorkommenheit des letzteren, den er auch damals schon verstehen lernte. Zur Geschäftsführung der Tieck'schen Vorlesungen hat Rellstab noch später viel Beiträge geliefert.

Eine besonders gemüthliche Schilderung ist das Zusammentreffen mit Jean Paul in Baireuth. Unterhalb sind die Ausflüge in die Umgegend zur Arno Nollmenzel, wo der Dichter des „Titan" die Künste seines Pudels zur Geltung brachte und des guten Biers wegen nicht gern das Städtchen verlassen mochte.

Reilstab's Hauptziel war dann Weimar und Goethe, wo er auch Oberwein und Kretlep traf und bei dem Schauspieler Genast wohnte. Trotz der Verehrung für Goethe kann der junge Literat es doch nicht verhehlen, daß „eine Würde, eine Höhe" die Vertraulichkeit entfernte, — was ihm, nach dem gemüthlichen Beisammensein mit Jean Paul, doppelt auffallen mochte. Die interessanteste Episode im Goethe'schen Hause ist das Einführen des zwölfjährigen Felix Mendelssohn durch Zelter und des hoffnungsvollen Knaben bedeutendes Klavierspiel, der alle ihm gestellten Aufgaben glänzend löste, zuletzt auch noch die arge Hieroglyphen eines Beethoven'schen Manuscripts, das ihm Goethe vorlegte, auf staunenswerthe Weise entzifferte.

Reilstab setzte seine Reise nach Berlin und Frankfurt fort und las, nach Dresden zurückgekehrt, sein Trauerspiel Nieck vor, der ihm manches Schmeichelhafte darüber sagte, mit jenem Lächeln ohne Zweifel gewürzt, dessen Ironie der Erzähler nicht bemerkt zu haben scheint. In Heidelberg blieb er länger, studirte eifrig und schrieb eine Gedichtsammlung: „Die Morgenröthe Griechenlands." Von bemerkenswerthen Begegnungen erwähnt er Welcker, Brandes, Moritz Arndt, Wilhelm von Schlegel, alles Namen, denen sich nahe zu bringen ihm der Muth nicht fehlte.

Nach der Rückkehr aus der Schweiz und Italien traf Reilstab neuerdings mit Jean Paul und Goethe zusammen, hatte eine kurze Begegnung mit General Radowitz, hörte in Berlin die Aufführung seiner von seinem Jugendfreunde Bernhard Klein componirten Oper „Dido" und brachte viel Zeit bei seiner Tante Häring zu, deren Sohn der bekannte Schriftsteller Willibald Alexis, damals sein Gespiele, war.

Sein rastloser Reisetrieb führte ihn nach Wien, wo er, im Hause der Baronin Pereira-Arnstein gastlich aufgenommen, diesmal die denkwürdigen Erscheinungen der Hauptstadt, wie den Orientalisten Hammer-Purgstall, Grillparzer, nur obenhin berührt, um dafür desto länger bei Beethoven stehen bleiben zu können. Er trifft ihn wiederholt, krank, in jenen Verstimmungen, die seinem ein Jahr darauf erfolgten Tode vorangingen.

Hier brechen die uns bekannt gewordenen beiden Bände ab. Allen diesen Mittheilungen liegt jene schöne, edle Pietät für Namen und literarische Traditionen zu Grunde, der wir nicht unterlassen wollen, zu pflegen, selbst wenn sie manches überschätzen, manches der Erinnerung bringender anempfehlen sollten, als im Verdienst begründet ist.

Von Theodor Mügge's Romanen haben besonders diejenigen großen Anklang gefunden, die sich mit dem Leben Gustav Wasa's beschäftigen. Zu wiederholten malen hat der Verfasser Norwegen und Schweden bereist. Sein Talent war im epischen Erfinden weniger glücklich als im Nachdichten gegebener Stoffe, besonders geschichtlicher. Sehr gelungen ist denn auch des Autors nachgelassenes Werk: „Der Prophet. Historischer Roman aus dem Bauernkriege" (3 Bde., Leipzig, Thomas, 1860).

Man suche nicht unter dem Propheten des Titels etwa Thomas Münzer. Münzer erscheint nur ein einziges mal vorüberlaufend mit zündender Rede wie ein Sturmvogel der Revolution. Der „Prophet" des Titels ist zwar auch ein Verkündiger der Münzer'schen Lehre vom „tausendjährigen Reich", d. i. der christlichen Republik, aber zugleich ein Apostel der Liebe und Versöhnung. Es ist der alte blinde Mönch Hans Schmidt in der Reichsstadt Rothenburg an der Tauber, die sich vor allen als Zufluchtsstätte evangelischer Flüchtlinge, auch Deutschlin's und des überall vertriebenen Dr. Karlstadt, denen wir hier wiederholt begegnen, sowie durch ihre thatkräftige Parteinahme für den Bundschuh auszeichnete. Aber auch dieser „Prophet" ist nur eine wenn auch vom Anfang bis zum Schluß öfter wiederkehrende Episode und wir begreifen nicht recht, warum gerade er dem Roman den Titel gibt und nicht der offenbare Held desselben. Dieß ist der ritterliche Ritter Florian Geyer aus dem alten, schon bei den Hohenstaufen angesehenen Geschlecht der Geyer von Geyersberg, deren Stammhaus Schloß Giebelstadt im Neckerlande war.

Florian Geyer, schon von Robert Heller behandelt, von Wilhelm Arnold mit Glück auf die Bühne gebracht, hatte im kaiserlichen Heere den Kriegsdienst quittirt und im Treffen bei Möckmühl (1521) Götz von Berlichingen gefangen genommen. Für die einzige Wahrheit, für das Recht des Volks, für die Freiheit des Vaterlandes weiht er seinen Rittermantel hin und wird zum Volksführer. Als solcher ist er ein Mann der That, Feind aller Halbheit, dem Todfeind jeder Revolution, entschieden bis zum Wagen oder Brechen, ohne doch einen Augenblick nur seinen ihm angeborenen hohen ritterlichen Sinn zu verleugnen; dabei ein deutsches Gemüth in Liebe und Treue, Gottvertrauen und Opferfreudigkeit, durch und durch ein Held, der, als er endlich trotz aller seiner vielfachen Anstrengungen dennoch alles um sich her in Unverstand und Schwäche, in Halbheit und Schmach zusammenbrechen sieht, selbst auch da noch voll Heldenmuth und Begeisterung für die gerechte Sache das Banner der Freiheit hält und lieber sein Leben hingibt als seine Ueberzeugung. So macht er einen tiefen, bedeutungsvollen Eindruck.

Ist Florian Geyer bei Mügge vorzugsweise das Schwert der Volkserhebung, so ist ihr überall leitender, rastlos organisirender Kopf der ebenso kluge wie hochherzige Bürger Advokat Wendel Hipler. Um beide gruppiren sich in mannichfaltigster Schattirung die Vorläufer der Revolution, die Helfer, die Mitkämpfer, die Zurückhaltenden, die

Ueberlisten und Diplomaten, die Schleichen und Zweideutigen, die Verräther, kehrte gewiß im Rath der Städte. Hier namentlich zeigt sich Münzer's reiches Talent im Individualisiren. Interessante Vergleichungspunkte gibt es mit den Tagen von 1848. Auf gegnerischer Seite sehen wir im Vordergrund das meisterhaft gezeichnete historische Charakterbild des mit hohen Fähigkeiten begabten grübelnden, aber maßlos herrschsüchtigen, grämerisch tückischen und grausamen Kaßmir von Brandenburg, Markgrafen von Ansbach und Baireuth. Nicht minder treffend Charakterisirt zeigt sich der bei all seiner Schlauheit und Reizbarkeit ebenso blutdürstige wie gewaltthätige Bischof von Würzburg, Konrad von Thüngen, nebst seinem übermüthigen Klepper. Der wichtige Antheil, den an allen großen Ereignissen in der Geschichte auch den stillen, aber mächtigen Einfluß ihres Denkens und Fühlens, oft selbst auch Handelns von jeher die Frauen nahmen, ist psychologisch wahr und natürlich zur Erscheinung gebracht in den wie alle Figuren Münzer's lebenswarm gehaltenen Gestalten einer Anna von Mengingen, Agnes Pröll, Hildegard von Stetten, Christine Hopler. Ein Bild deutscher Herzensreinheit und Herzensinnigkeit ist die letztgenannte, die fast — zwar in weniger originellen und genial kecken, aber ungleich naturwahreren Zügen — den Eindruck einer „Käthchen von Heilbronn" macht.

J. J. Weber's „Illustrirte Zeitung".

Kürzlich erhielten wir in geschmackvollem Einband den ersten Jahrgang der „Illustrirten Zeitung" und blätterten darin mit wahrer Befriedigung. Wir müssen zuvörderst vor dem Reichthum der Mittheilungen wie vor dem Geschmack der bildlichen Darstellungen unsere volle Hochachtung bezeugen.

Dem Buchhändler J. J. Weber, einem gebornen Schweizer, der seit beinahe zwanzig Jahren Führer und Leiter dieses Journals ist, darf man nachrühmen, daß er vor vielen seiner Berufsgenossen eine unermüdliche Arbeitskraft, eine allseitige Empfänglichkeit für alle Gebiete des bibliopolischen Verkehrs und einen geläuterten Geschmack bewährt hat. Wenn der Börsenverein der deutschen Buchhändler auf den Antrag fände, eine „Geschichte des deutschen Buchhandels" schreiben zu lassen, so müßte darin für die Periode, wo sich unsere Buchausstattung zum vorgeschrittenen Geschmack der Franzosen und Engländer erhob, der Name des Buchhändlers Weber von besonderer Bedeutung sein. Die bewundernswerthe Raschheit der Form, die bessere Ausstattung in Druck und Papier, die Gefälligkeit der Einbände, vor allem die Illustration, vornehmlich durch eine fast die Feinheit des Stahlstiches erreichende Pflege des Holzschnitts, alles das sind Fortschritte, die vorzugsweise J. J. Weber gefördert hat, mit Opfern gefördert, die sich anfangs kaum belohnen wollten. Vorzugsweise sammelte er dann seine Kraft in der „Illustrirten Zeitung" und hat diese Zeitschrift zu einem Organ erhoben, das an Gediegenheit und Vielseitigkeit der behandelten Materien die französischen und englischen Vorbilder bei weitem übertrifft. Auch die typographische Ausstattung (durch die Brockhaus'sche Offizin) läßt ähnliche Blätter, die in London und Paris erscheinen, entschieden in Schatten treten.

Die vielen Concessionen, welche bisher von der „Illustrirten Zeitung" an Oesterreich gemacht wurden, haben sich seit einiger Zeit gemindert. Die Paraden und Reisen des Kaisers, die Offizien der hohen katholischen Geistlichkeit treten mehr und mehr zurück. Daß sich bei den gewerblichen, auch artistischen Bildern manche aufgenommene Scene wie eine Reclame macht, wird nicht immer zu vermeiden sein. Ein kundiges Auge erkennt aber sehr bald den Unterschied der Huldigungen, die der Sache entstammen, und derer, die vom Ehrgeiz der Personen herrühren. Es ist hier wie mit den Bücherrecensionen in Deutschland überhaupt. Erscheint z. B. ein Almanach oder eine kleine Novelle von manchem Autor, so kommen, vier Wochen nach Ausgabe der ersten Exemplare, wie aus einem einzigen Füllhorn, Recensionen über Recensionen in jeder nur irgend in Frage kommenden Zeitung. Die Ausdrücke des Lobes sind dieselben, die Gesichtspunkte der Auffassung ebenso, alles wie nach einer einzigen Schablone. Vergleiche man dann damit das stille Auftreten z. B. einer Gutzkow'schen Erzählung! Kaum daß das ungefähr Autors letzter Roman genannt wurde. Man muß die Indolenz der Zeitungen, die unorganisirte kritische Partie derselben kennen, muß wissen, wie sich die eingesandten Bücher bei den großen Organen in der Regel massenhaft aufhäufen, ohne je eine Recension zu erleben — und vergleiche dann damit die prompte Art, wie andere bedient werden! Gegen dies System der raffinirten und subtilen Reclame kann man sich auf Anlaß der „Illustrirten Zeitung" selbst nicht aussprechen wollen. Aber einen rührenden Eindruck macht es doch auch hier, in jeder Nummer derselben einige (wenige) „Eingegangene Werke" angezeigt zu sehen und zu gleicher Zeit nur etwa drei bis fünf Recensionen. Das beträgt im Jahre 1000 eingesandte Bücher und 250 Recensionen. Muß gerichtet mit den armen 750 Reflexionen! Jean Paul schrieb eine eigene „Literaturzeitung für Reflexionen" vor.

Ein Kollmann'scher Roman.

Wir haben Buchhändler von einer alle Gebiete der Literatur umfassenden Thätigkeit; wir haben andere, die sich nur einen einzelnen Zweig derselben erwählt haben.

Die Kollmann'sche Buchhandlung in Leipzig hat sich die Domäne der Romane vorbehalten, namentlich gehören ihr die Frauenromane. Ihr Briefportefeuille muß interessant sein. Alle schreibenden Damen schenken dieser Firma ihr Vertrauen. Sie bringen ihr die Erst-

lange ihrer Muße. Sie darf wählen, darf tadeln, loben, raiſonniren, ändern, ganz nach Belieben, ihr wird nichts übel genommen. Wie manches Geheimniß von gröſtentheils liebenswürdigen Hoffnungen, geringen Mißverſtändniſſen, ſpäterhin Aufklärungen der Gatten u. ſ. w. wird ihr mitgetheilt! Viele Damenhändchen, viele duftende Papiere, viele bedeutungsvollen Emblème des Siegels: eine Lyra, eine Roſe, auch wol ein Todtenkopf! — wer hat das nicht alles ſchon einmal geſehen, wenn man auch einen noch ſo flüchtigen Spaziergang auf dem Felde der Literatur gemacht hat! Man kann Titel und Stand, Schönheit und Geiſt ſchon an den Siegeln erkennen; die beſte Handſchrift findet ſich z. B. bei den Damen über dreißig und unter funfzig Jahren. Damals trachtete noch die weibliche Jugend danach, zierlich und deutlich zu ſchreiben. Jetzt liegen die Buchſtaben ohne Nennung und Charakter wie die Eiſenbahnſtationen auf dem Papier. Auch der Stand läßt ſich an — den Schreibfehlern erkennen. Gefunderes die vornehmen Damen können ſich nicht ganz davon freimachen.

Die Kollmann'ſche Buchhandlung iſt nachſichtig. Sie wird geſtehen müſſen, daß ſie vieles druckt, um nur die ſchönen Frauen nicht unglücklich zu machen. Um ſo erfreulicher iſt es, in „Monſalvat“ Von Emmy von Rothenfels“ (2 Bändchen, Leipzig, Kollmann, 1860) einer wirklich anziehenden Erzählung zu begegnen. Die lebensvolle Schilderung eines jungen Mädchens, das aus einer glänzenden Stellung plötzlich in die Schule der härteſten Entbehrungen gerät und ſich tapfer darin bewährt, iſt der Kern des Romans. Er beginnt mit dem alten weiblichen Lieblingsthema eines Balles und einer Liebeserklärung, das aber für die Jugend ewig neu bleibt. Die Verfaſſerin hat es zudem durch einen angenehmen Anflug von Humor auch für das Alter genießbarer zu machen gewußt. Mancher Leſer wird ſich wundern, wie eine adlige Dame die Schwächen ihres Standes ſo ironiſch lächerlich darſtellt, aber es geſchieht. Im Verlauf des Romans entwickelt die Verfaſſerin ein Erfindungstalent, um das ein männlicher Autor ſie beneiden könnte; ſie geht verſchwenderiſch damit um; der falſche Graf und der Verbrecherroman hätten noch für einen ganzen Roman ausgereicht und wol einen gruſelnden werden können. Wir hoffen, dieſem Talent recht bald in einer neuen Schöpfung zu begegnen.

Neue Gedichte.

IV.

„Auf Feld und Werkſtätte“ von Fr. Hermann (Trier, Lintz'ſche Buchhandlung, 1860) und „Blumen des Lebens“ von Albert Brüning (Berlin, Huber, 1860) entnehmen wol beide den beſchränkten Handwerkskreiſen.

Es iſt ein erfreuliches Zeichen der fortſchreitenden Bildung, wenn man ſie durchblitzend bei einem Unbefangenen doch auch ſinnigen Gedanken zu gewärtigen Form begegnet. Durch Blumen ſich dieſe Gedichte mit manchem Laube der Meiſterſänger winden. Wir möchten dem Büchlein „Auf Feld und Werkſtätte“ den Vorzug geben: es iſt natürlicher, zwangloſer, bei Brüning herrſcht ein gewiſſer angelernter Pathos, der ſich ſtellenweiſe zuweilen zur Unart entfaltet.

Lenzwanderung.

Mit friſchem Laub hat ſich die Flur
Der Wald und Hain bekränzt;
Auch neu verjüngt ſich die Natur,
Des Himmels ſonniger Glanz
Ob Thal und Höhen glänzt.
Mit wonnevollem Schlage
Verkündet dir der Sänger Braut
Im dichtbelaubten Hage
Des Lenzes und der Liebe Luft.
Durch grüne Blumen hüpft der Bach
Und rauſcht hinab ins Thal;
Auf allen Blumen wird es wach,
Der Aeolſ Leu, des Zephyrs Schlag
Stillt deines Herzens Qual.
Erwache, mein Gemüthe!
Gib nicht der kalten Sorge Raum
Und brich die Zweig' und Blüte
Vom friſchen, grünen Lebensbaum!
Zur Hand nimm deinen Wanderſtab,
Zieh' fröhlich in die Welt!
Den Berg hinauf, das Thal hinab;
Mit raſchem Schritt und munterm Trab,
Was iſt es, was dich hält?
Laß unten deine Sorgen
Und droben athme leicht und frei'
Begrüß' den Frühlingsmorgen
Von weißen ſchimmernder Wolke!
Hebt nicht die Lerche aus dem Grund,
Vom Feld ſich empor?
Preiſt nicht des Sängers Gruß
Der ſchöne Welt, das blüh'nde Rund
Im jubelvollen Chor?
Mußt du nicht lauter preiſen
Den Schmelz der Flur, der Blumen Pracht?
Verkünd' in tauſend Weiſen:
„Der Lenz, der Lenz iſt neu erwacht!“

Heinrich Zeiſe.

Die Rache.

Süß iſt die Rache, die das Leben ſelbſt verſüßt,
Die Segen bringt statt Fluch, ſich opfernd ſich gewinnt,
Indem die Milchſt Furcht, ringt ſich aus ihrem Schoß
Für ihres Mörders Hand die edle Perle los.

A. Graf.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Gute Zeichen aus Oeſterreich. Ein Brief aus Prag. — Die Verfaſſungsverhältniſſe und die Donau-Staaten. — Berliner Briefe VII. — Briefwechſel.

Gute Zeichen aus Oeſterreich.

Ein Brief aus Prag.

— — Der erſte Akt eines conſtitutionellen Verbandes in Oeſterreich iſt zu Ende.

Mit Ausnahme des emancipirten ungariſchen Landtags, des galiziſchen, der erſt am 15. April zuſammentritt, und des ſerbiſchen Nationalcongreſſes haben alle durch die Februarverfaſſung wieder ins Leben gerufenen Landtage ihre Thätigkeit beendet oder ſind daran, ſie vorläufig zu ſchließen.

Mehr als ein Dutzend Verſammlungen ſeiner und dem Volke gewählter Männer hat gekommt und an und für ſich iſt ein ſolches Ereigniß ſchon werth, die Aufmerkſamkeit des Auslandes auf ſich zu ziehen. Es tritt aber hier auch noch der gewichtige Umſtand hinzu, daß dieſe Landtage den Beginn eines verfaſſungsmäßigen Lebens in dem alten abſolutiſtiſchen Oeſterreich bedeuten und deßhalb ihr Thun wie ihre Thätigkeit auf Deutſchland und ſein conſtitutionelles Leben nicht ohne bedeutende Einwirkung ſein werden. Denn wenn auch der Reichsrath, der Ende dieſes Monats in Wien zuſammentritt, als Centralverſammlung aller dieſer Landtage und als höchſter Ausdruck des öſterreichiſchen Conſtitutionalismus für das Ausland wie für die Kaiſermonarchie ſelbſt eine verwandte Wichtigkeit haben muß, ſo wird man doch nicht leugnen können, daß er ſeine Wurzel in den Landtagen hat und in dieſen das eigentliche innere politiſche Leben Oeſterreichs gegeben iſt. Werfen wir daher einen Blick auf die Arbeit, den Reichsrath nicht nur vorbereitende Thätigkeit dieſer Landtage, um von dem wiedererwachten autonomen Leben in Oeſterreich Akt zu nehmen.

Im allgemeinen boten die verſammelten Landtage der deutſchen Kronländer erfreuliche Erſcheinungen. Wie viel auch der einzelne noch auf dem Herzen hatte und wie groß die Erkenntniß auch war, daß noch ſehr viel an wahren freien und verbürgten verfaſſungsmäßigen Zuſtänden fehle, überall merkte man doch eine gewiſſe Zufriedenheit, einen Eifer für die Sache, der bei drei Monaten noch nicht zu hoffen war und wol den Beweis liefert, daß die jetzige Neugeſtaltung Oeſterreichs auf Grundlage der Autonomie der Kronländer die natürliche iſt, an der das Volk gern mitarbeiten will. Auch iſt es wol zu conſtatiren, daß in allen Landtagen der Hauptgedanke der Reichseinheit ungeſchmälert zum Durchbruch gelangte, insofern, als nirgends, nicht einmal in Böhmen, die Idee des gemeinſamen Reichsrathes auf Oppoſition ſtieß, worauf deren Thätigkeit ſelbſt erſt conſtituiren wird, ob er in Wahrheit das Centralorgan der Kronländer bildet.

Man darf ferner nicht überſehen, daß ſich überall der Drang kund gab, den Sympathieen für die Entwicklung der öſterreichiſchen conſtitutionellen Freiheit von ſelbſt und ſchnell einen möglichſt ungeſtörten Ausdruck zu verſchaffen; ein Umſtand von um ſo größerer Bedeutung, als die Landtage doch im Grunde nur eine Intereſſenvertretung bilden, zuſammengeſetzt aus Land, Stadt und der ſehr begünſtigten Maſſe des Großgrundbeſitzes. Aber die Thatſache iſt namentlich nach Deutſchland hin nicht genug herauszuheben, daß der politiſche Liberalismus in allen Ständen und Kurien Oeſterreichs ſo allgemein und intenſiv iſt wie nirgends anderswo und namentlich, ſeitdem die feſten aufgenommen, die ſchroffen Gegenſätze zwiſchen Adel und Bürgerthum trotz der Allianz der Kreuzzeitung in Wien, „Das Vaterland“, hier nicht vorhanden ſind. Möglich, daß ſie ſich bei längerem politiſchen Leben ebenfalls herausbilden, aber wahrſcheinlich, daß das „Junkerthum“ Oeſterreichs nie den Begriff des abſoluten Reactionären vertreten wird. Die Verhältniſſe geben ſolchen Parteiungen keine Nahrung, da die Nationalitätsfrage überall den politiſchen Standpunkt mit beſtimmt. Wenn alle Erſcheinungen dafür ſprechen, daß der Liberalismus die Majorität in allen Kurien beſitzt, ſo iſt es die Haltung der Landtage, welche ſich in ſeiner unfruchtbaren Formloſigkeit verlieren, keinen auftretenden, dominirenden Parteigeiſt äußerten und alle vorhandenen Intereſſen der großen allgemeinen liberalen Forderung unterordneten, um nur raſch vorzuſchreiten und, ſoweit dieß in dem durch Zeit und Umſtände gebotenen Rahmen ihrer Thätigkeit möglich war, Verbeſſerungen vorzunehmen. Selbſt die Petitionen von Localitätsbeſchwerden, die doch wahrlich ſehr überflüſſig waren, that dem Liberalismus keinen Eintrag; denn keine einzige iſt feindſelig gehalten, ſondern zeigt in Inhalt wie Form nur das Beſtreben, einen Act von Höflichkeit zu begehen, ohne ihm weitere Bedeutung beizumeſſen.

In der Sprachenfrage, die ſo bedeutend eingreift, äußerte ſich vielfache Neigung, unnütze Reibungen und ſchädliche Egoismen zu Gunſten des allgemeinen Princips der Freiheit zu vermeiden, und gerade hierin documentirte ſich ein parlamentariſcher und politiſcher Takt, der bei der Ungewohntheit öffentlichen Lebens nicht hoch genug anzuſchlagen iſt und werden beweiſt, daß das Volk mit gutem Inſtinct

alles vermeidet, was der Camarilla mit dem Princip des divide et impera Waffen in die Hände geben könnte. Von seiten des Volks will nichts geschehen, die neue Aera heißt wieder a la 1848 — umzubringen und Gott gebe, daß das Volk so vernünftig und klug bliebe. So ist man selbst im böhmischen Landtage, dem gefährlichsten bezüglich der Sprachen- und Nationalitätenfrage, glücklich um diese Klippe herumgeschifft und zu einem seinen Theil verlegenden Vergleich gekommen. Hier wie in Mähren ist die vollste Gleichberechtigung ausgesprochen, man kann nach Belieben deutsch oder czechisch (oder, wie es vereinbart wurde, böhmisch) reden und alle Documente werden in beiden Sprachen abgefaßt. Im krainischen Landtage haben die Slovenen bisher sich ihres Idioms enthalten und im tiroler Landtage, wo das Protocoll deutsch und italienisch geführt wird, sprachen einzelne Abgeordnete nur selten italienisch. Im dalmatinischen Landtage ist dem illyrischen Dialekt die Gleichberechtigung mit der italienischen Sprache, welche von der Mehrzahl gesprochen wird, gleichfalls zuerkannt worden, in den Landtagen von Istrien sowie Görz und Gradiska ist trotz der Sprachmischung der Sprachenstreit gar nicht zum Vorschein gekommen und es wird nur italienisch verhandelt.

In allen Landtagen gemeinsame Angelegenheit der Wahlprüfungen kann in gleicher Weise in liberaler und reflexiver Weise ihre Erledigung. Man entschied sich in den einzelnen Fällen allen maßgebenden Bedenken und nahm fast überall Gelegenheit, principielle Verbesserungen anzubringen. Als Idealgesetzgebung galte der Beschluß der niederösterreichischen Landtags (Wien), das Wahlrecht der Frauen anzuerkennen. Räthlich war es, die Ausschließungsgründe, welche die Wahlberechtigung für ihren besitzte Personen ausstellt, zu beschränken. Ferner beschließen sich alle Landtage, die sonderbarerweise nicht in den Statuten ausgesprochene Unvereinbarkeit der Abgeordneten zu erklären.

Unter allen Landtagen der deutschen Kronländer ist der böhmische entschieden der bedeutendste; nicht allein, weil er an Zahl der Abgeordneten alle andern, den ungarischen ausgenommen, überragt — er besteht aus 241 Mitgliedern —, sondern weil Böhmen eines der vornehmsten, auf seine Autonome Kraft eifersüchtigen Kronländer ist, in dem überdies das Czechenthum mit reformirter Macht die erste Stelle einnimmt. Trotzdem hat der böhmische Landtag im allgemeinen dieselben extremalen Symptome wie der deutsch-österreichischen. Eine Eigenthümlichkeit hat er insofern zu Tage gefördert, als er u. a. beschloß, den Kaiser einzuladen, sich in Prag mit der böhmischen Königskrone krönen zu lassen. Der Antrag dazu wurde vom Cardinal-Erzbischof von Prag gestellt, dessen Hinneigung zur czechischen Partei zwar nicht wegzuleugnen ist, dessen Persönlichkeit und Stellung jedoch den Gedanken ausschließt, als hätte er an einer im Sinne der Magnaten zu provocirenden Demonstration sich betheiligen wollen. Da überdies der Beschluß einstimmig gefaßt wurde, so kann man darin die Absicht erkennen, die historische Berechtigung Böhmens in der neuen Gestaltung Oesterreichs gewahrt wissen zu wollen und nur auszusprechen, daß Böhmen einen König hat, der zufälligerweise der Kaiser von Oesterreich ist. Ueber die weiteren Schlußfolgerungen, welche die deutsch-böhmische und die slavische Partei daraus in Zukunft ziehen werden, ist jetzt schwer etwas zu sagen; doch scheint so viel gewiß zu sein, daß die erstere die Krönung nur als ein Ceremoniell betrachtet, dem sie weiter keine politische Tragweite zumißt, die letztere dagegen auf der Krönung das Princip der in politischen Fragen zu wahrenden Selbständigkeit Böhmens ableiten dürfte, namentlich um in Zeiten des abermaligen „Germanisirens" und in Bezug auf das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland daraus Nutzen und Waffen zu ziehen. Genug, die Deputation, welche den Beschluß des böhmischen Landtags überbrachte, erhielt die Zusicherung, daß der „König" sich in Prag krönen lassen werde. Was in anderen deutsch-slavischen Landtagen seinen Vorfahren nicht gelungen, die Wahl von Landtagsabgeordneten zum Reichsrath — für welchen überhaupt die einzige Aufgabe der Landtage —, erhob sich im Schoße des böhmischen Landtags oder vielmehr der czechischen Partei doch zu einer Frage, über deren Lösung man sich zum letzten Moment noch schwankend war. Da eine Trennung Böhmens von Oesterreich nicht im Hintergrunde der Rieger-Palacky'schen Partei liegt, so ist der Wahl zum Reichsrathsabgeordneten principiell ihnen nicht entgegen. Aber bei Umstand, daß sie doch nicht die Majorität im Landtage haben, wiewol sie sich mit der Hohenwarter Rem-Partei verbinden, und mehr der jüngste Theil der Verfassungstreuen zur deutschen Partei hält — dieser Umstand scheint die Idee bei den Führern gereift zu haben, sich der Wahl zu enthalten, ihre Mandate gerade vor Beginn der gesetzlichen Handlung niederzulegen, um einen Riesenlärm aufzuführen und wegen der voraussichtlichen Majorität deutscher Reichsrathsmitglieder gegen diese Majorität zu demonstriren. Aber die Partei hat sich besonnt, ehe sie einen so folgenreichen Schritt that, der nicht allein für Oesterreich neue Wirrnisse, sondern auch für die Czechen selbst viel Schaden nach sich gezogen haben würde. Mit der Majorität ist wahrlich Gegen, aber mit dem guten Recht in der Minorität kann man noch größere Triumphe erringen.

Nächst dem böhmischen Landtage verdient der niederösterreichische noch besondere Beachtung. Er repräsentirt Wien und den deutschen Liberalismus in Oesterreich. Allerdings macht heute seine Thätigkeit trotz vieler Charakterfest nicht weiter und tiefer als bei den andern, aber gleichwol hat es schon bewiesen, daß in ihm der Freiheitsgedanke am vielseitigsten und mächtigsten vertreten ist und von hier aus durch einzelne talentvolle Männer, Demokraten, wie Politiker der Freiheitspartei mächtig angeregt wird, in der sich

einmal alle nationalen Gegensätze vereinigen können, zum Heil ihrer und des Vaterlandes Interessen. Leider ist sie einer der besten und talentvollsten dieser ersten Freiheitskämpfer, Dr. Schulze, genöthigt, infolge gemeiner Intriguen sein Mandat niederzulegen. Der Verger ist der Advocat, welcher bisher auf den Schultern der österreichischen Liberalen getragen wurde und der trotz seines Talents als Demokrat die leicht zu gewinnende Sache der Freiheit nichts seinerzeit nicht gewinnen konnte. Man sagt allgemein, Berger schulde dem Vater seiner Kanzleiverdienste Schulze's Schuld, um sich einen als glänzenden Redner und ehrenhaften politischen Charakter erblichen Rivalen zu entledigen und so vielleicht in den Reichsrath zu kommen. Der edle Charakter des österreichischen Volks hat für Schulze's Handlungsweise gegeben *).

Die Creditgenossenschaften und die Peters-Banken.

Der preußische Nationalverein, Advocat Bernhard Wilke in Dresden, gab in der „Constitutionellen Zeitung" ein langes belehrendes Gutachten über Ursprung und Entwicklung der Schulze-Delitzsch'schen Creditgenossenschaften.

„Als vor nunmehr zehn Jahren die ersten Creditgenossenschaften entstanden, ahnte wohl niemand, daß ihr Erfolg auf die Gestaltung für das wirthschaftliche Leben so einschneidenden Einfluß üben würden. Binnen zu Mitteln einiger Jahre bestanden in Deutschland, namentlich in Preußen, Sachsen, Königreich Sachsen, Thüringen, Hannover mehr als 200 solcher Vereine, deren Gesammtumsatz alljährlich auf viele Millionen Thaler veranschlagt werden mußte. Immer näher rückt der Zeitpunkt heran, wo diese Vereine sich als eine thatsächlich unerläßliche Macht auf dem Geldmarkte bewähren werden.

„Die Creditgenossenschaften gingen von der Wahrnehmung der Thatsache aus, daß unsere gewerbsmäßigen und arbeitenden Klassen sich dem großen, in Banken und Banken aufgehäuften Kapital gegenüber in einer Stellung befinden, die weder gut noch recht erscheinen kann. Es gesellschaftlich zu ermöglichen, daß Sie in die persönliche Abhängigkeit von dem Großkapital zu bringen und auf diese gefährdenden und ehrenhaften Mittel der Beschaffung billigen Credits zu verzichten zu machen. Der Grund dieser Erscheinung liegt einzig und allein in der Vereinzelung der Kräfte dieser Klassen. Und will man einer Behörde in diesen Zeiten bringen, so ist das nur auf dem Wege möglich, daß sich unsere gewerbstreibenden und arbeitenden Klassen auf den ähnlichen wirthschaftlichen Boden stellen, der der Großmacht des Großkapitals über die bloße Arbeitskraft, des Großverkehrs über den Kleinhandel zu Gute gebracht hat.

„Die kleinen wirthschaftlichen Kräfte müssen sich zu gemeinschaftlichem Wirken verbinden, um an den Vortheilen der Großwirthschaft, der Großproduction theilnehmen zu können. Erst recht und mehr ist es von den Vorschüssen der Vorschußvereine in Deutschland, Vielfach Hahn in Neuwied und Schulze-Delitzsch sind hervorgerufen und hervorgerufen, daß durch diese gemeinschaftliche Wirken in der Genossenschaft nicht blos die materiellen, sondern auch die sittlichen und geistigen Kräfte gefördert werden, welche heute immer Hand in Hand mit der Volkswirthschaft gehen.

„Das nächste Ziel der genossenschaftlichen Wirksamkeit muß die Herstellung von Productivkräften und zwar auf Grundlage der Selbsthülfe sein.

„Der Credit ist es, welcher unsere gewerbstreibenden und arbeitenden Klassen hebt. Die großen Banken sind nur der Großhandel bestimmt; unsere Sparkassen, die die meisten einzelnen Ersparnisse eben jener Klassen sammeln, verwenden ihre Kapitale nicht für ihre Bedürfnisse, sondern sie sind meist Hypothekenbanken geworden oder legen ihre Acten in Staatspapieren an.

„Der gewerbliche einzelne Arbeiter ist entweder fast völlig rechtlos oder erhält den Credit nur zu den erdrückendsten Bedingungen, weil, wie Schulze-Delitzsch sehr richtig bemerkt, diese Arbeitskraft, als das einzige Mittel, wodurch er seine Gläubiger befriedigen kann, seiner Zufälligkeiten unterliegt ist, welche meist in Krankheit, Noth, Mangel der Arbeitslust u. dergl. ihren Grund hat. Gehalt aber sie zusammen zu einer Genossenschaft zusammenwirken, deren Mitglieder sich gegenseitig stützen und solidarisch für einander sind, so ändert sich die Sachlage schon. Die Creditfähigkeit ist erhöhungsfähig. Es kommt auf den Grad der Solidarität [illegible] Grades, der dem einzelnen als solchem verloren ist. Aber Mitglieder werden gleich durch Eintritt und Austritt in Genossenschaft verbindlich und gesichert sein, eine Sorge sie weniger, sich gegenseitig ein Darlehen durch regelmäßige Beiträge zur Sparkasse zu sammeln, welche dadurch einen mit der Vermehrung der Genossenschaft sich vermehrenden eigenen Betriebsfonds, ein eigenes Vermögen erhält.

„Natürlich aber unterscheiden sich von diesen Credit- oder Vorschußgenossenschaften von ähnlichen Indivuen, welche zwar ebenfalls den Zweck haben, Gemeinschaften Credits zu gewähren, dennoch, daß sie Capitale auf der Grundlage des Credits, nur auf dem Grundsatz der Selbsthülfe besitzen. Die Vorschußvereine haben einen rein geschäftlichen Charakter, da sie nur die Mitglieder zur Theilnahme, niemals kann es für ausschließlich eines Ehrenamt halten, sich an die Genossenschaft mit einem Darlehensgesuch zu wenden.

---

*) Es sind schon verschiedene Fonds haben zwei Quellen. Die eine heißt Gold. Wie wunderbar sie von Natur Gold. Die andere — heißt Italien. Man muß sich's vorstellen, es ist ganz. Dieses Gold ist in seinem Grundbestandtheile, in seinem innersten Wesen ursprünglichste Kraft gewesen und geblieben. Entstanden und bei seinem im Drucke nur geringen Bestandtheil nach wirklicher Freiheit und Aufklärung für beide hat — [illegible] Leben, wie gewiß Schiller es haben wollte. D. Red.

30 Millionen Pf. St. berechnet, die für Tabak auf 5 Millionen. Da kam ein Geistlicher aus einem der ärmern londoner Kirchspiele auf den Gedanken, durch Filialcomtoirs der großen Sparkassen, die natürlich so kleine Summen nicht annehmen, beim Armen das Interesse und die Möglichkeit der Ersparniß und Productivität der Penny zu erwecken. Die Einrichtung gehört der neuesten Zeit an und zeigt schon jetzt ihre segensreichen Früchte. Die Einlage in eine solche Pennybank kann von 1 Penny (10 Pfennige) an bis 2½ Schilling (25 Sgr.) gemacht werden; sobald das Einlagecapital zu vier Pf. St. angewachsen, wird es in eine Sparkasse gelegt und der Arbeiter beginnt von neuem die Einlage seiner Penny. Die Einlagen über 6½ Schilling werden in den Sparkassen mit drei Procent verzinst und die Zinsen halbjährlich ausgezahlt oder gutgeschrieben. Das Kassabuch wird jedem Einleger mit 1 Penny berechnet, das Statut selber gleichfalls 1 Penny und jedem Theilnehmer wird alljährlich das Gremplar einer genauen Bilanz des Vereins für 1 Penny verkauft. Wesentlich ist bei diesen Einrichtungen der Umstand, daß diese Sparkassen auch Sonnabend Abend geöffnet sind, damit den Arbeitern die Einlage nicht Zeit raubt und andererseits sich ihnen diese Spargelegenheit zu einer Zeit darbietet, wo die Versuchung, sie Extravaganz wendig zu verthun, gerade am größten ist. Daß diese Pennybanken wirkliche Sparinstitute sind und es in der That die Pfennige zu Groschen und Thalern verwandelt, ergibt der Bericht aus Battersea, wo im October 1859 eine Pennybank errichtet wurde. Sie war jeden Sonnabend Abend zwei Stunden geöffnet und sammelte in vier Monat 1150 Einlagen in der Summe von 170 Pf. St.

So unerlaß diesem Zweck, daß auf diesem Wege auch bei uns manche ausgestreute Silbergroschen zum Aufbau eines kleinen Capitals sich verwandeln können. Dergleichen Möglichkeiten dem fleißigen Arbeiter zu bieten, möchte auch hier hier an seinem Orte sein, namentlich würde es für arbeitsame Frauen, denen ewig dürftende Geschäfte der heimkehrenden Frau nicht selten auch das eigen erworbene Gut schnell verzehrt, eine Art Rettungsanstalt werden können.

Berliner Briefe.

VII.

— — Das Militär macht Parade, die Turner machen Parade, die Blumen machen Parade, Fräulein Dunst macht Parade — Sie wissen doch, Sie von Hören hat eine wunderbar süße Stimme entdeckt, die in höchst erfreulicher Weise gestern all den halbverklungenen und entgegengesetzten Stimmen im Opernhause Ruhe macht? In wenig Tagen werden auch die „Goethe-Reliquien" Parade machen.

Einen nicht minder glänzenden Erfolg hatte auf dem Victoria-Theater Shakspeare's „Wintermärchen". Die Arbeiter und Gewerbe haben wacker gewetteifert, eine Reminiscenz mittelalterlichen Art hinzuzaubern. Man tadelt die Kleinstädtische Musik; sie bietet aber viel Gefälliges und Hingebliebtes. Das Ganze als ein sehr gewandtes Stammen-Tableau bewährt. Das vom Shakspeare'schen Genius so originell gemischte, heiterpathetische und hochdramatische Ende ist ein ebenso gelungener Magnet für jene Bühne geworden, wie es einst der „Sommernachtstraum" für das Schauspielhaus war. Die Direction hat es auch Krüger anvertraut und ist im Besitz einer Künstlerin, die wenn auch nicht im Stande war, die höchst schwierige Rolle der Hermione glänzend durchzuführen; eine Aufgabe, für welche wir an unserer Hofbühne vergeblich nach einer würdigen Repräsentantin suchen würden. Die Hofbühne kann Damen, die der Coulisse angehören, durchaus nicht durchgreifend würdig besitzen. Denn hat sie auch die „Künstler" satt, die „Künstlerinnen" fehlen, da keine der Damen auch nur annähernd für derartige Partien das Organ besitzt, unbeschadet ihrer sonstigen „Künstlerschaft". Diese Beobachtung hat sich uns bei allen in letzter Zeit zur Aufführung gekommenen Dramen, die „Die Braut von Agra", „Iphigenie" u. s. w. die sie zu den „Naturen" unvergleichlich gezeigt. Selbst läßt man Fräulein Walter, die in der Partie der Hermione sich als für solche Rollen so befähigt erwiesen hat, den Versuch machen, eine versuchs zu haben, sie für die heroische Bühne zu gewinnen. Sie geht an das Stadttheater zu Hamburg.

Der erste berliner Versuch, durch gewaltsam zu sein — trotz aller Jockey-Club-Antipathien gegen italienische „Zustände" — Verdi'sprogramm musikalische Bilder vollkommenglichen Unterhaltung, ist einmal fest und. Die in eleganten Räumlichkeiten erbaute Musikhalle erhielt einen Glanzpunkt durch das Erscheinen des Hofes gegen 8 Uhr. Die Cavatine von „Ernani Eleva" zum „Verfluch" eröffnete sich brillanten Wogenschlag und voller eleganter Reihe, auf die Blumen waren nicht so maßenhaft gespendet; die Zuhörer, so denen es nicht fehlte, nahmen die eleganten Toiletten der Damen hatte und die Musik hatte in die Menschen eine heitere Erwartung.

Der Gesangverein Sy erfreute sich des Besuches des hohen Adels, der kam bei für die Klänge von Mozart gebrachten gelungene Aufführung — in der Thor ein Knabenchor — in Begeisterung setzten. Chef Stöckel hat es unternommen, die Frau F. zu einem Opernstück zu componiren. Interessant, daß Gounod noch in ganz „Heldenbaritone" männlichen wie weiblichen Geschlechts besitzt!

Im Hoftheater las Eduard Lempelitz ein bürgerliches Schauspiel in fünf Akten mit dem ernst-komischen Titel „Dahein" auf. Die gestrige Vorstellung, der einige Kurzsichtige gegen kamen, hat ein günstiges gewiß sein, als trotzdem war. Man vergleicht die „Maske" an diesem Werke mit einem Roman, der in Briefen geschrieben ist. Das Spiel erinnert an Ihr „Herz und Welt". Der Dichter, der mit seinem „Nichtsnutz" in hoffnungsvoll debütirte, hat eine Neigung zum Sentimentalen, die auch ihm manche schöne Blüte in seinem Lebensstrauß: „Mauerpflanzen", getrieben hat. Auf der Bühne freilich muß ein solcher an sich anerkennenswerther Zug zum Abspannungsgefühl und Langeweile von Publikum gezogen werden.

Briefwechsel.

— Herrn J. P. in Stockholm. Soll erscheinen.

(Redigirt am 25. April 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 18. Wöchentlich 1½ Bogen

Inhalt: Florence Nightingale. Ein Charakterbild von A. von Tegernheim. I. — Auf den Inselgräben Roms in Fratta. Von E. Peters. II. — Musik-Brief. Briefwechsel. Von A. B. — Briefe aus München. III. — Zwei Dichter und Verleger. — Neues aus der Welt.

Florence Nightingale.

Ein Charakterbild von A. von Tegernheim.

I.

Florence Nightingale ist von allen lebenden Frauen Englands, selbst die hochverehrte Königin nicht ausgenommen, diejenige, deren Name mit der wärmsten Liebe und Verehrung von der englischen Nation ausgesprochen wird. Die Königin umgibt ein „prestige", ein Nimbus, den der Engländer aus allen Kräften aufrecht zu erhalten sucht, aber man personifizirt die Huldigungen, die der Königin von England als solcher gebracht werden, nicht mit denen, die ganz allein dem persönlichen Verdienst gelten. Das laute Hurrah, das überall erschallt, wo sich die Königin zeigt, ist herzlich und hat seinen Werth; aber es ist etwas durchaus anderes als der ehrfurchtsvolle Gruß, mit dem der Name Florence Nightingale in England ausgesprochen wird.

Die Verdienste dieses Namens als Krankenpflegerin sind weltbekannt, aber vieles, was wol der Mittheilung werth ist und allen Menschenfreunden Interesse einflößen muß, ist nicht in die kurze biographische Skizze, die vor einigen Jahren veröffentlicht wurde, aufgenommen worden. Wir übergehen mit Nachfolgendem unsern deutschen Lesern eine Lebensskizze, die sowol durch mündliche Mittheilungen als durch Notizen aus Zeitschriften, die Miß Nightingale's Leben und Wirken behandelten, ergänzt wurden.

Der Vater Florence's ist ein wohlhabender Gutsbesitzer, William Shore Nightingale auf Lea Hurst in Derbyshire. Lea Hurst war wegen seiner landschaftlichen Schönheit allen Reisenden Englands wohlbekannt, auch schon ehe sich der Zauber des Namens seiner jetzigen Bewohnerin daran knüpfte und es zum Wallfahrtsort dankbarer Menschen machte. Dort auf den Höhen Derbyshires hat Miß Nightingale einen Theil ihrer Jugend zugebracht, aber ihr Geburtsort ist es nicht. Ihre Eltern scheinen, wie alle ihre wohlhabenden Landsleute, viel auf dem Continent gelebt zu haben, und es war in Florenz, wo unsere Heldin im Jahre 1820 geboren und zu Ehren ihres Geburtsorts „Florence" getauft wurde. Ihr Großvater von mütterlicher Seite ist der als eifriger Vorkämpfer der Sklavenemancipation bekannte William Smith.

Florence zeigte schon als Kind ein liebevolles Herz und war stets schleunig, wenn es galt, Armen und Leidenden Hülfe zu bringen. So wird unter anderm von ihr erzählt, daß sie als ganz kleines Mädchen die Pflege aller Vögel und Thiere übernahm, die unter den „Cottagers" vorkamen. Es waren dies dieselben armen Land-

leute, denen sie in ihrem spätern Leben und noch bis auf den heutigen Tag durchgreifende Unterstützung zu Theil werden läßt. Sie sagen jetzt mit Stolz, daß sie die berühmt gewordene Krankenpflegerin, die edle, jetzt von allen englischen Redern gepriesene Frau eher gekannt und erkannt haben als irgendjemand anderes.

Das milde, warme Auge, das wie ein sanfter Stern die finstern Nächte von Tausenden in der Krim dahinsterbenden Soldaten verklärt hat, dies milde Auge hatte schon aus dem Kindesantlitz heraus zu den Kranken gesprochen: „Ich liebe euch, ich gehöre euch an!“ Es heißt nicht blos von Miß Nightingale's Aeltern, daß es charaktervolle, biedere Menschen sind, die ihr im allgemeinen eine vortreffliche Erziehung gaben, es ist ganz speciell bekannt, daß der Vater sie zu einer guten Mathematikerin ausbildete, mit ihr die Klassiker las, sie in Musik, Malerei und den modernen Sprachen unterrichten ließ und vor allem die ihr angeborene Menschenliebe in ihr nährte. Es thut auch wohl, in diesem Falle einmal einer Gouvernante mit Anerkennung erwähnen zu hören. Man sagt von Miß Nightingale's Erzieherin, daß sie sich aller Menschen Verehrung durch ihre ungeschminkte Wahrhaftigkeit und Redlichkeit gewonnen habe.

Miß Nightingale, deren Gesundheit von jeher nicht zu den starken gehört, hatte, wie gesagt, eine ganz besondere Theilnahme für Kranke, und es ist merkwürdig, wie sie schon in frühester Jugend ihre ausgedehnten Reisen dazu benutzte, um den Zustand der Hospitäler kennen zu lernen. In welchem Umfange dies der Fall war, beweist folgende Thatsache:

Als sie sich im Jahre 1854 großmüthig erboten hatte, als Krankenwärterin nach der Krim zu gehen, wurde ihr von der englischen Regierung die Frage vorgelegt, wie lange es her sei, seitdem sie ihre Aufmerksamkeit den Hospitälern zugewendet und welche Hospitäler sie besucht habe? Ihre Antwort lautete wörtlich: „Es sind dreizehn Jahre her, seitdem ich den Zustand der Hospitäler genau kennen zu lernen mich bemüht habe. Ich kenne alle Hospitäler in London, Dublin, Edinburg; ich kenne fast alle im Innern Englands, sowol die für Land- als die für Seesoldaten. Ich habe die Hospitäler in Paris, Lyon, Turin, Rom, Konstantinopel, Alexandrien und Brüssel besucht. In Paris habe ich bei den Sœurs de charité und in Kaiserswerth am Rhein bei den Diakonissen praktische Krankenpflege erlernt.“ Wenn man das hört, so kann man nicht daran zweifeln, daß Miß Nightingale auf dem Lebensgebiete, dem sie hauptsächlich ihre Kräfte zugewandt hat, bereits Erfahrungen sonderer Art gemacht hatte, schon ehe sie ihr großartiges Wirken in der Krim begann. „Ihrem liebreichen Herzen“, sagt ihr erster Biograph, „genügten nicht die Blumen und Früchte eines spekulativen, ästhetischen Daseins, wie sie es in ihrem schönen, mit allen Reizen der Natur und Kunst geschmückten Aelternhause hätte führen können. Sie sehnte sich nach Werken. Sie hatte Thränen gesehen welche getrocknet, Leiden welche ausgerottet, Elend das gemildert werden konnte; dabei wollte sie thätig sein, danach verlangte sie.“

Aber die Hospitäler sind nicht die einzigen öffentlichen der Reform bedürftigen Anstalten, denen Miß Nightingale ihre Aufmerksamkeit zuwandte; auch die Schulen und Besserungsanstalten in England und auf dem Festlande hat sie kennen gelernt und im Jahre 1854 von ihrem dreimonatlichen Aufenthalte in Kaiserswerth zurückgekehrt, opferte sie all ihre Zeit und einen Theil ihres Vermögens einem Krankenhause, welches unter dem Namen „Das Krankenhaus für Gouvernanten“ in Harley-Street in London besteht.

Diese Anstalt bestand schon seit vielen Jahren, aber sie bedurfte bedeutender Reformen und die finanziellen Verhältnisse erlaubten nicht, diese zu unternehmen. Ehemals litterte bei solchem Stand der Dinge jedes hier erkrankte junge Mädchen, wenn ihr keine andere Aussicht blieb als Harley-Street. Es schwebte ihr eine Sarah Gamp aus „Martin Chuzzlewit“ vor, in der Charles Dickens die englische bezahlte Krankenwärterin schildert, wie sie ehemals und leider! auch jetzt noch zur Qual der armen Leidenden, die in England auf bezahlte Krankenpflege angewiesen sind, existiren. Es sind die schaudervollsten Geschichte, die man sich nur denken kann. Das Krankenzimmer, in das sie treten, wird im Augenblick von ihnen tarirt: Wie viel Bequemlichkeit, wie viel Gewinn kann es möglicherweise für sie abwerfen? Der Kranke ist ihnen nur Mittel zum Zweck, ein Mittel für ihre Behaglichkeit zunächst. Der Krankheit an seinem Bett wird der bequeme Sitz, auf dem sie ihre täglichen Räuschchen ausschlafen, und die ärztlichen Verordnungen erfüllen sie nur gerade so weit, als es ihnen zusagt, d. h. nur so weit,

als sie in seiner Weise ihre Ruhe und Bequemlichkeit beeinträchtigen. Seitdem nun, wie gesagt, Miß Nightingale sich die Reform des Gouvernanten-Krankenhauses hat angelegen sein lassen, seitdem sie selbst darin gewohnt, die Geldverhältnisse regulirt, die Schulden bezahlt und alles aufs beste darin eingerichtet hat, ist diese Anstalt schon vielen unserer jungen Landsmänninnen zum Segen geworden. Es sei allen Müttern, die in Deutschland für das Leben ihres entfernten Lieblings gezittert und dann endlich die beiderseits Nachricht erhalten haben, daß ihr krankes Kind wiederhergestellt ist und daß es während der Krankheit in Harley-Street nichts entbehrt habe, was die bedachtsame, sorgfältigste Pflege zu gewähren vermag, es sei all diesen Müttern gesagt: „Danket Miß Nightingale dafür! Das ist der gute Engel, der an dem Bett eures Kindes gewacht hat!“

Als Miß Nightingale mit ihrem Werke in Harley-Street zu Ende war, fühlte sie sich sehr angegriffen; und mit der Absicht, sich auszuruhen und ihre eigene Gesundheit zu kräftigen, ging sie zu ihren Aeltern nach Leigh Hurst. Aber — hat thätige Menschenliebe jemals Zeit zum Ausruhen? Hätten sich nicht die Arbeiten, je mehr deren vollendet werden? Und wachsen sie nicht an in dem Maße, als sie sich mehren? Doch ehe wir auf diese Fragen mit andern Abschnitten aus dem Leben unserer Heldin antworten, müssen wir unsere Leser bitten, sich im Geiste mit uns nach dem fernen Osten, nach dem Schauplatz des blutigen Kriegs zu versetzen, der gewöhnlich mit dem Namen „Der Krimkrieg“ bezeichnet wird.

Viele unserer Leser erinnern sich ohne Zweifel noch des beispiellosen Elends, dem im Winter 1854/55 Tausende der englischen Soldaten vor Sewastopol unterlagen. „Der Krieg“, hieß es damals in allen englischen Blättern, „tödtet, rafft zu Tausenden dahinter, die Cholera und das Fieber zu Zehntausenden!“ Aber auch auf die Gefahr hin, nur Bekanntes ins Gedächtniß zurückzurufen, müssen wir hier jene Schreckensbilder wieder ans Licht ziehen. Wir werden dabei gewissenhaft den Berichten des berühmten Times-Correspondenten, W. H. Russel, folgen. Ja, wo es der beschränkte Raum gestattet, werden wir seine Berichte wörtlich wiedergeben.

„Am 25. November 1854. Im Lager vor Sewastopol. Es regnet in Strömen, der Himmel ist schwarz wie Tinte, der Sturm heult durch die hin- und herschwankenden Zelte, in denen das Wasser zuweilen fußhoch steht. Unsere Soldaten haben weder warme noch wasserdichte Anzüge. Sie sind täglich zwölf Stunden hintereinander in Schanzgräben (Trenches), mitten in dem unvermeidlichen Elend einer Wintercampagne, und es scheint, daß kein Mensch Mitgefühl für sie hat, keiner an ihrem Leben, geschweige denn an ihrem Sterben theilnimmt. Das ist eine bittere Wahrheit, aber England muß sie hören! England soll hören, daß der elendeste Bettler, der durch die Straßen Londons im Regen wandert, das Leben eines Prinzen führt, verglichen mit dem unserer Soldaten! Sie haben kein Obdach, keinen Schutz gegen die Witterung! Die Zelte, welche lange von der bulgarischen Sonne ausgetrocknet wurden, lassen jetzt den Regen wie Siebe durch.“

„Am 27. November. Die Soldaten leiden alle sehr dadurch, daß sie fortwährend dem Regen und der Kälte ausgesetzt sind. Die vorherrschenden Krankheiten sind: Fieber, Cholera, Typhus. Die Röcke der Soldaten sind fadenscheinig und zerlumpt, sie schützen nicht gegen die Witterung. Ein anderer Uebelstand ist der, daß sie in der Schlacht an der Alma, während sie, vom Durst gequält, auf jenen vom Blute schlüpfrig gewordenen Anhöhen kämpften, durch ihre Tornister und sonstiges Gepäck belästigt wurden und um sich Erleichterung zu verschaffen, ihr Kochgeschirr (Campkettles) wegwarfen. Es wurde später nur weniges davon wiedergefunden und die Folge davon ist, daß ihnen die Möglichkeit, sich ein Mahl zu bereiten, beträchtlich erschwert ist.“

Während so das Elend von Tag zu Tage wuchs und eine gewaltsame Form annahm, während die Wege mit Sterbenden und Todten bedeckt waren und nur noch Todtkranke die Sterbenden warteten, wurden keine durchgreifenden Anstalten gemacht, um Hülfe zu bringen, und es stellte sich mehr und mehr heraus, daß in der militärischen Verwaltung die allertraurigste Unordnung herrsche. Es waren gar keine Vorkehrungen für den voraussichtlichen Fall von Krankheiten gewesen (wie dies z. B. in musterhafter Weise im französischen Lager der Fall war), die Hospitäler entbehrten aller Vorräthe und in dringenden Fällen wurde ein Hospitalaufwärter mit einem Geldstück in der Hand nach Eber, Suppe oder Wein ausgeschickt, kam aber meistens mit leeren Händen zurück; denn entweder war das, was er bringen sollte, in dem vier bis fünf englische Meilen entfernten Balaklawa nicht zu haben oder man forderte so hohe Preise, daß nur

die reichsten Offiziere sie zu geben im Stande waren. Bald aber fehlte es nicht blos an Stärkung und Medizin für die Kranken, es fehlte an aller und jeder Nahrung für Menschen und Vieh. Der Regen hatte die Wege unfahrbar gemacht und ein ungeheurer Sturm die Segelschiffe umgeschlagen, die im Hafen lagen und in denen für wenig Tage Proviant aufgehäuft lag.

Das Verpflegungsamt (Commissariat-department) hatte zwar lange vorher, ehe Sturm und Regen ausbrachen, sagen hören, daß die Wege in der spätern Jahreszeit unfahrbar werden und daß dann gar nicht mehr daran zu denken sei, täglich von Balaklawa aus Vorräthe nach dem Lager zu schaffen; es war auch allen klar gewesen, daß die Gegend den Winterstürmen ausgesetzt sein müsse — dennoch waren keine Maßregeln getroffen worden, um dem Elend einer Hungersnoth vorzubeugen. Ungeheure Massen Zimmerholz, aus welchem wasserdichte Häuser für die ganze Armee hätten erbaut werden können und das auch noch für die Winterheizung ausgelangt hätte, lag faulend im Hafen, bis der Sturm es wegschwemmte. Aber wehe dem armen Burschen, der es sich jemals hätte einfallen lassen, ein Stückchen Holz ohne einen Erlaubnißschein wegzutragen und der vom Provoß-Marschall dabei ertappt worden wäre! Den armen Soldaten war nicht einmal der Trost geblieben, ihre kummerschweren Herzen durch brieflliche Mittheilung zu erleichtern, denn die für den Transport bestimmten Pferde blieben im Moraste stecken oder fielen, ausgehungert, wie sie waren, todt auf dem Wege nieder. Der Weg vom Lager nach Balaklawa war mit Pferdegerippen besäet, kranke Hunde nagten an ihnen, umschwärmt von Krähen und Geiern, die mit ihrem Geschrei die Luft erfüllten und ihnen das Recht an ihrer kargen Mahlzeit streitig machten. In einem in der Krim geführten Tagebuche heißt es: „Unser graues Pferd Hiob starb heute vor Hunger, nachdem sein Schweif ihm während der Nachtwache von seinen hungerigen Nachbarn bis zum Rumpfe heruntergenagt war."

Als die Türken endlich eine Art Weg nach Balaklawa zu Stande gebracht hatten und die ausgehungerten Pferde wieder Fleisch und Zwiebeck und Heu und Korn herbeischaffen konnten, konnten nur halbe Rationen ausgetheilt werden und der Aronbienst des mühevollen Herbeischaffens mußte wie ehemals täglich wiederholt werden. „Die Pferde", sagt der Times-Correspondent, „welche erschöpft auf dem Wege niederfallen, werden den überlebenden aufgebürdet, die unter der vermehrten Last Schritt für Schritt mit dem Tode ringen. Die Soldaten waten durch den Morast, setzen sich, ausruhend, auf einen hervorragenden Stein und sind Bilder unaussprechlichen Elends. Zuweilen sieht man sie auch sterbend niedersinken. Die Offiziere wandern auch viel hin und her, aber wer würde unsere feinen aristokratischen Herren in ihrem jetzigen Anzuge erkennen! Ihre Kleidung ist zerrissen und schmutzig, sie sind unrasirt und beladen mit Säcken voll Kartoffeln und Zwiebeln, die sie heim in ihre Zelte tragen, froh, daß sie solcher Leckerbissen, die sie mit Gold aufwiegen, habhaft geworden sind."

Als Miß Nightingale diese und noch andere wahrheitgetreue Berichte über das Elend ihrer Landsleute las, stieg in ihr der Gedanke auf, selbst nach der Krim zu gehen und so viel Hülfe und Trost zu bringen, als in ihren Kräften stand. Sie schrieb deshalb an Sidney Herbert, den damaligen Staats-Kriegssecretär; aber noch ehe ihr Brief an Ort und Stelle angekommen war, erhielt sie einen von Sidney Herbert, der sie fragte, ob es nicht möglich wäre, eine Anzahl freiwilliger Krankenpflegerinnen für die Krim zu gewinnen (an allererst war diese Gedanke in einer Lady Maria Forster aufgeflogen) und ob sie nicht selbst dahin gehen möchte?

Jetzt gehörte sie natürlich keinen Augenblick länger, sondern machte ihren Plan so bekannt als möglich, und angefeuert durch ihren Heldenmuth, meldeten sich so viele Frauen zu der Expedition, daß Sidney Herbert in einem veröffentlichten Briefe darauf hinwies, wie schwer die vorliegende Aufgabe sei und wie erforderlich Geschick und starke Nerven wären. „Viele Damen", heißt es in dem Schreiben, „die sich mit großem Enthusiasmus melden, ahnen gar nicht, was für Gefahren ihrer dort warten und daß sie Scenen beiwohnen werden, vor denen auch die stärksten Nerven erzittern. Wenn alle, die sich melden, angenommen würden, so würden wir nicht allein sehr ungeübte Wärterinnen haben, sondern Nervenkranke, welche selbst der Pflege bedürfen, statt sie andern zu geben."

Und die Folge zeigte, wie richtig das war. Trotzdem, daß viele zurückgewiesen wurden und andere noch eiligst als Zöglinge in londoner Hospitäler eintraten, ehe sie von der Regierung das erforderliche Zeugniß als Krankenwärterinnen

erhielten, unterlag doch gleich anfangs eine beträchtliche Anzahl in der Krim und wurde, im besten Falle, nach England zurückgeschickt werden.

Am 23. October 1854 brachte die „Times" die officielle Nachricht, daß Miß Nightingale von der englischen Regierung zur Oberaufseherin der achtundvierzig Krankenwärterinnen ernannt worden sei, die am 27. October nach der Krim abreisen würden. Dies geschah auch wirklich. Miß Nightingale war unter dem persönlichen Schutz einer befreundeten Familie, Namens Bracebridge, mit der sie vor Jahren eine Reise nach Aegypten und Griechenland gemacht hatte und für die auch die Türkei kein unbekanntes Land war. Die „Schwestern", wie die weiblichen Auswanderer häufig genannt wurden, hatten sich ziemlich gleich uniformirt; es war ein sehr einfacher, grauer Anzug, wie er für den Zweck am passendsten schien; das Haar war von einem weißen Häubchen bedeckt. Sie reisten von London mit der Eisenbahn ab, um sich erst in Marseille einzuschiffen. Viele Segenswünsche folgten ihnen nach. In Frankreich wurden ihnen bei ihrer Durchreise die mannichfachsten Beweise von Hochachtung und Bewunderung zu Theil. Man erzählte, daß sie nicht blos in Boulogne von den Autoritäten der Stadt herzlich begrüßt wurden, sondern daß sich die Zuschauer herandrängten, um ihnen die Gelegenheit unentgeltlich nach der Eisenbahn zu tragen, wo sie wiederum von den Beamten mit den Zeichen der größten Hochachtung empfangen wurden. In einem pariser Journal ging in seiner Bewunderung so weit, daß es erklärte: „Miß Nightingale's Toilette war tragend, sah so graziös als nur einer Pariserin."

In Marseille schifften die Frauen sich ein. Der Kapitän des Dampfschiffs sowol wie die Mannschaft thaten alles Mögliche, um zu zeigen, wie stolz sie auf ihre Passagiere waren. Schon am 5. November langten die Schwestern in Konstantinopel an. Ein seltsamer Ort für solche Hülfe! Man kann kaum umhin, sich einen Augenblick das Erstaunen des Moslemin vorzustellen, als sich die Thätigkeit dieser Frauen vor seinen Augen zu entwickeln begann. Es war schwer, sich bewußt zu bleiben, daß die Puppen, auf denen der Moslem sein Spielzeug macht, und jene Krankenwärterinnen zu derselben Gattung Geschöpfe gehören.

Die achtundvierzig Schwestern wurden an dem Abende ihrer Ankunft in einem Thurme einquartirt, der sich am äußersten Ende des einen Hospitals zu Skutari, das „Barrack Hospital" genannt, befand und in dem fünf Zimmer waren, die zuerst für die Aufnahme von verwundeten Offizieren bestimmt gewesen, jetzt aber für sie eingerichtet waren. Die Türken hatten den englischen Truppen zwei große Gebäude in Skutari (nahe bei Konstantinopel, aber zur asiatischen Türkei gehörend) eingeräumt. Das eine war eine türkische Kaserne gewesen und da war es, wo die Frauen ihr Lager aufschlugen. Aus jenen Thorgängen sollte Hülfe und Rettung kommen für die Verlassenen und Verlassenen, die nach allen Berichten in zusammengenommen fast vier englischen Meilen langen Reihen in den entsetzlichen Schlafsälen lagen.

Wie natürlich, erregte die Erscheinung der Frauen die wärmsten Gefühle des Dankes und des Entzückens in den Kranken. Einer unter ihnen rief unter Thränen aus: „Ich kann mir nicht helfen, ich muß weinen, wenn ich sie sehe! Stellt euch nur vor, wie gut es von ihnen ist, daß sie von England hierher kommen, um uns zu pflegen!"

Schon in der ersten Nacht sehen wir Miß Nightingale mit einer Lampe in der Hand ihre nächtlichen Wanderungen beginnen. Das herzbrechende Elend, das sie sah, und der Schrecken, in dem sie, die sich gar nicht mehr regen konnten, buchstäblich verharrten, übertrafen alles, was an ähnlichen Schilderungen jemals erhört hat. Ihre Nerven erbebten, aber ihr Muth sank nicht; ihr Herz blutete, aber ihre Augen wurden von keinen Thränen verdunkelt. Sie mußte ihr Werk beginnen und that dies, indem sie ihren Gefährtinnen Ruhe zuwies. Sie wurden, je nach den nothwendigsten Bedürfnissen und ihren Geschicklichkeiten, Gehülfinnen der Wundärzte, Köchinnen, Wäscherinnen, Verbandbüchsenmeisterinnen, Küchen- und Vorrathsbeschaffungen. Nur wenige Stunden nach der Ankunft der Frauen waren 1000 Mann eingebracht worden, die in der Schlacht bei Inkermann verwundet und deren Wunden noch nicht verbunden waren.

Miß Nightingale, immer die Thätigste, die Unermüdlichste, ließ sich nicht durch Bedenklichkeiten oder durch Furcht vor Verantwortlichkeit abhalten, das zu thun, was sie als das einzig Richtige erkannte. Was das Leiden der Disciplin als unüberwindlich geschienen hatte, das überwand sie durch ihre Menschenliebe. Diese war größer als ihre Menschenfurcht. Wie viele Schwierigkeiten ihr auch in den Weg gelegt

wurden durch Engherzigkeit, Pedanterie, Festhalten an der sogenannten militärischen Ordnung, durch Eifersüchtelei, durch das Vorurtheil, das dieser unmilitärischen Einmischung entgegenkam, sie ließ sich so wenig davon abschrecken, daß sie einmal, in einem sehr dringenden Falle, die Thür zu einem Vorrathshause erbrach, weil ihr in Ermangelung des vorschriftsmäßigen Scheins die Lieferungen, die sie verlangte, abgeschlagen wurden.

Gewiß brauchte sie zu dieser That die klare Uebersicht der Verhältnisse, denn Miß Nightingale ist eine Freundin des Gesetzes und der Ordnung wie wenige. Damals standen die Verhältnisse aber so, daß W. Russell bei einer ähnlichen von einem Chirurg ausgeübten That ausrufen konnte: „Es wäre ein großes Glück, wenn wir mehr Leute von so wünschenswerther Sorglosigkeit (desirable recklessness) hätten." „Jeder Tag", so heißt es in der schon einmal oben erwähnten biographischen Skizze Miß Nightingale's, „brachte seine besondern Prüfungen und Kämpfe einer Frau, die so schwere Verantwortlichkeit auf sich genommen hatte. Oft, wenn neue Kranke von Balaklawa ankamen, war Miß Nightingale zwanzig Stunden hintereinander auf den Füßen, Stunden und Tage anwesend, Vorräthe ausgebend, den andern Armen zuhörend und, wenn sie dadurch Trost oder Hülfe geben konnte, den schmerzvollsten Operationen beiwohnend. Je schrecklicher der Krankheitsfall war, desto sicherer konnte man sein, ihre schlanke Gestalt am Bett des Kranken, über ihn hingebeugt, zu finden; sie verließ den Platz dann auch nicht eher, als bis der Tod ihn erlöst hatte." Es war ihre weiche Hand, die ihm das Kissen zurechtlegte, sein Stirn fühlte, ihm den letzten Trank bereitete und reichte; es war ihre Stimme, die ihm Grüße von den Entfernten brachte, ihm von der Heimat sprach. Was die Kranken empfanden, als ihnen plötzlich, wie durch ein Wunder, Theilnahme und sorgfältige Pflege gegeben wurde, als plötzlich ein Wesen neben ihrem Lager stand, das ein warmes Herz für ihre Leiden hatte und immer die Mittel fand, ihnen Erleichterung zu bringen, das drückte ein einfacher Soldat so aus, als er, heimgekehrt, von Miß Nightingale's Wirken in den langen, düstern Krankensälen sagte: „Sie sprach zu einem und dem andern und nicht diesem und jenem freundlich zu; zu jedem einzelnen konnte sie selbst nicht immer kommen, denn wir lagen zu Hunderten da, wie ihr wißt, aber wir hörten ihren Schritten, wenn sie auf und ab ging, und lagen, damit zufrieden, unsern Kopf auf unser Kissen nieder." Der Dichter Longfellow hat diese Aeußerung zu einem Gedicht benutzt, das er „Santa-Filomena" überschrieb, in Erinnerung an eine spanische Heilige. Wir übertragen es in folgenden Strophen:

Mark Skies je vollbracht
Und Großes ausgedacht,
Schwillt überreicher voll Lust
Hoch die entzückte Brust.
Die Aut, die andre sucht,
Da uns auch Ehrenfülle,
Hehr anerkannt und weit
Ruh und auch Mühigkeit.
Heil ihnen, deren That
Hat hehrer Lebens Pfad!
Der überwallend Herz
Auch uns heilt Sehnsuchtsschmerz!
Da — als ich lag bei Nacht
Dem wilden Heeren Schlacht,
Wie Hunger, Frost und Tod
Das kranken Gliedern trohl —
Ein Opfern jeder Zahl
Wundfraul im Hospital,
In treuster Sorgen Pflicht
Mit heilem, lichtem Blick —
Mit in dem Elend Hand,
Die kundig in der Hand,
Ein Hauch, ein warmer Schutz
Glitt sie von Saal zu Saal.
Wie wenn im Traum es ist,
Sprachlos der Kranke küßt
Die Schattenbild, ob's schwand
Dahin am dunklen Rand.
Als ob der Himmel hell
Sich öffn' zum schönen Quell,
Kommet die Gestalt und geht —
Das Licht erglänzt — erbleicht.
Auf Englands Fels am Meer,
Auf Berg, Burg und Burg
Zeigt stolze Thürme Kunde
Von treuer Zeit Heroine.
Wie sie die Lampe trug,
Stahl sie in Klio's Buch —
Ein Bild zu ewigem Segen
Von Frauenheldenthum.
Die Palme, Lilie, Speere
Sind die Symbole hehr,
Die altertümliche Zeit
Santa-Filomenen weiht.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Aus dem Zoologischen Garten in London.

Von C. Vogt.

II.

Der londoner Zoologische Garten liegt in dem nördlichen Theile eines großen Parks, des

Regent-Park, der selbst wieder im nordwestlichen Ende Londons sich befindet. Der Garten ist so ausgedehnt, daß die verschiedenen Gebäude, Teiche und andere Vorrichtungen zweckmäßig hergestellt werden konnten; allein er ist wiederum auch nicht so groß, daß der Besucher erst nach längerer Zeit wieder zu einem andern Thiere gelangt. So ist z. B. die ganze Anzahl der Raubthiere fast beisammen; nur einige Bären haben die auch an andern Orten für sie häufig hergerichtete cylinderförmige Kletterwohnung. Es befand sich in der Mitte derselben ein kräftiger Baumstamm mit mehreren weit hervorragenden Aesten, an welchem der muntre Bewohner zur größten Belustigung der zahlreich versammelten Jugend hinaufkletterte, um einen ihm dargereichten Leckerbissen zu holen. Ein junger Gentleman hatte einen schönen Kuchen an einer Stange befestigt und suchte den schwarzen Bären zu verlocken — es waren nämlich zwei Bären vorhanden, ein schwarzer und ein brauner —, den erwähnten Baumstamm zu erklettern; allein wie erwünscht dem Thiere auch der Bissen sonst erscheinen mochte, es konnte sich lange nicht entschließen, seinem Phlegma zu entsagen. Nach mancherlei Anreizungen jedoch wurde endlich der Zweck der Zuschauer doch erreicht und der Bär belohnte nun die Anwesenden mit einem ganz besondern Kunststückchen, indem er nicht nur bis zu der Stelle hinaufkletterte, wo er die Beute erreichte, sondern mit derselben bis zur Spitze des Baumstamms weiter fortschritt, sich dort niedersetzte und mit aller Behaglichkeit den herrlichen Bissen verzehrte. Hierbei will ich denn auch die übrigen Bären gleich anführen. Es waren zwei Eisbären (Ursus maritimus), ziemlich ausgewachsene Thiere, die sich in ihrem geräumigen Bassin, das mit einem breiten Rande versehen war, wo sie heraustreten konnten, sehr behaglich zu finden schienen. Von den zahlreichen Landbären war mir einer ganz besonders auffallend. Er befand sich am Ende der ganzen Reihe und zeigte ganz kolossale Dimensionen. Ich hatte nie ein so großes Exemplar von Ursus arctos gesehen. Und während nun das Thier mit großer Behäbigkeit seine ihm vor kurzem zu Theil gewordene Fleischportion verzehrte — es war nämlich eben gefüttert worden —, wobei es die Knochen mit Leichtigkeit zerknackte und alles bis auf das kleinste Stückchen aufsuchte, auch die Tatzen und den Fußboden sorgfältig ableckte, schien einen tüchtigen Schluck auf das gehaltene Mahl setzte, suchte ich in meinem „Gaude" Belehrung und fand, daß dies Thier seit 1852 Eigenthum des Zoologischen Gartens ist, daß es aus Rußland stammt und wol das schönste Exemplar ist, was je gesehen worden. Auch ein schönes Exemplar von Prochilus labiatus war vorhanden. Dieser Bär hat eine Art von Oberhäubchen und zeigt in seinem Wesen Aehnlichkeit mit den Affen. So streicht er die Zähne, umklammert die Gitterstangen seines Käfigs und ist sehr lebhaft und leicht beweglich. Von seiner Lebensweise weiß man sehr wenig. Er lebt in Asien und zwar auf den Gebirgen Bengalens. Er soll sehr gelehrig sein, was Veranlassung geworden ist, ihn abzurichten und herumzuführen. Besonders auffallend ist es, daß er früher den Namen „Bärenartiges Faulthier" erhalten hatte. Man hielt ihn nämlich für ein Faulthier, weil er meist die Schneidezähne nicht hatte, demnach also in die Abtheilung der zahnlosen Säugethiere (Edentata) zu zählen war, wohin auch das Faulthier gehört. Jetzt weiß man, daß er die Schneidezähne früh zu verlieren pflegt. Er ist etwas kleiner und viel zierlicher und gewandter als unser gewöhnlicher Bär. Der Pelz ist glänzend schwarz, die Kehle ist ganz weiß. Auch die Nasenspitze und die Fußenden zeigen die weiße Farbe. Aber besonders auffallend ist die abweichende Beschaffenheit des Gesichts, indem der Nasenknorpel breit und beweglich, die Unterlippe über die Oberlippe hinaus verlängert ist. Dieser eigenthümliche Bau hat dem Thiere verschiedene Namen eingetragen, indem es Ursus longirostris, Ursus labiatus, auch Melursus ursinus genannt worden ist. Endlich mag hier noch erzählt werden, daß man einen kleinen Hund mit einem jungen Bären zusammengebracht hatte. Beide Thiere schienen aber sehr wenig zu harmoniren, wenigstens fühlte sich der Hund sehr unbehaglich, da sein überlegener Gefährte, obgleich noch ein Backfisch und in seiner dickmaßigen und dickbuchigen Weise eine sehr komische und lächerliche Rolle spielend, sich gar nicht um ihn bekümmerte, sondern beständig auf- und niederwatschelte, während das Hündchen die redlichste Absicht zu haben schien, gute Freundschaft zu halten.

Ehe ich zu den übrigen Thieren übergehe, noch einige Worte über den Garten. Er ist, wie auch die Thiersammlung, Privatvergnügen, doch ersteht sich das ganze Unternehmen, wie dies durch den zahlreichen Besuch dargethan wird, des

Beifalls der Einheimischen und Fremden; auch unterstützen einzelne das Unternehmen durch werthvolle Geschenke an seltenen und kostbaren Thieren. Der Zoologische Garten verdient den Namen eines Gartens mit vollem Recht, denn wir finden auch schöne Blumenanlagen, mannichfache Baumgruppen, Wege mit künstlichen Stein- und Felserhebungen zu beiden Seiten, die mit allerlei Pflanzenwerk, namentlich mit dem in England so beliebten, schön gedeihenden Epheu überdeckt sind; dann Bosquets von Ilex aquifolium und daneben sogleich die andere Species, deren Blätter einen weißen Rand haben, Ilex albomarginatum. Das Ganze ist mannichfaltig, zweckmäßig, großartig und Englands würdig. Füge ich noch hinzu, daß auch die übrigen Aeußerlichkeiten nichts zu wünschen übrig lassen, daß am allerwenigsten irgendwo eine Knickerei zu Tage tritt, daß die Diener durch Zuvorkommenheit sich auszeichnen und, was in England bei allen Bedienten der Fall ist, schon in ihrer Kleidung eine gewisse Noblesse an den Tag legen, so wird man sich überzeugt halten dürfen, daß das Ganze alle Wünsche befriedigt.

Soll ich nun ein Thier nennen, das mir bislang lebendig noch nicht vorgekommen war und das wahrscheinlich auch die Mehrzahl der gebrten Leser noch nicht gesehen hat, so muß ich das Nilpferd (Hippopotamus amphibius) nennen.

Ich habe es oft erlebt, daß bei dem einen und dem andern ausländischen Thiere, das ich mir viel größer und imposanter gedacht hatte, die Wirklichkeit meinen Erwartungen nicht entsprach; bei dem Nilpferd war es umgekehrt. Der Eindruck ist ein mächtiger. Selbst der Elefant steht dagegen zurück. Der Kopf ist sehr lang, wie der des Pferdes, was dem Thiere auch seinen Namen verschafft hat. Das Maul spaltet fast den halben langen Kopf in zwei Hälften, daher der furchtbare Rachen. Das Fell ist haarlos, glänzend schwarz und so dick, daß eine Flintenkugel nicht hindurchdringen kann. Das ganze Thier verräth Kraft und Muth. Anfänglich befanden sich beide Thiere — es ist ein Männchen und ein Weibchen vorhanden — außerhalb des Wassers und namentlich spazierte ersteres sehr gemüthlich auf dem das Bassin umgebenden Rande herum. Nachdem es sich in sehr merkwürdiger Weise seiner Exkremente entledigt hatte, die, zum Entsetzen der zahlreichen Zuschauer, durch eine wirbelnde Bewegung des kurzen kräftigen Schwanzes fein zertheilt nach allen Seiten hin herumflogen, schien das Thier sich sehr behaglich zu fühlen und begab sich langsam und gemüthlich in das geräumige Wasserbassin, der ganzen Länge nach darin versinkend und längere Zeit unter dem Wasser fortschwimmend. Bald folgte ihm auch das Weibchen nach und es war ein sehr interessantes Schauspiel, diese beiden Kolosse in dem geräumigen Wasserbecken herumspielen zu sehen. Das Publikum schenkte diesem Auftritt die gespannteste Aufmerksamkeit und der Platz war stets mit einer großen Anzahl von Zuschauern bedeckt. Bei meinem ersten Besuche hatte ich keine Gelegenheit, in das Innere des gewaltigen Rachens hineinzusehen, da beide Thiere denselben geschlossen hielten, und doch mußte mir ein Blick in diese Oeffnung um so erwünschter sein, da man über die Anzahl und Größe der Zähne, früher wenigstens, ganz sonderbare Dinge geglaubt hatte. Bei einem spätern Besuche war ich glücklicher. Es war ein Montag, wo der Eintrittspreis, um den arbeitenden Klassen den Besuch des Gartens zu erleichtern, herabgesetzt ist. So war denn eine große Anzahl von jungen Männern, offenbar Handwerksgesellen, anwesend. Diese hatten das Weibchen aus dem Wasser herausgelockt — das Männchen setzte allen Anreizungen eine stolze Gleichgültigkeit entgegen —, indem sie demselben stets Backwerk oder Blätter u. dgl. zeigten. Endlich öffnete das Thier seinen Rachen, ließ sich denselben gehörig vollwerfen und schloß ihn dann wieder, das Erhaltene behaglich verspeisend. So gelang es mir, die Zähne genau zu sehen. Das Thier hat oben und unten 4 Schneidezähne, oben und unten an jeder Seite einen Eckzahn und oben sieben, unten sechs Backzähne. So wie man früher über die Zähne ganz verkehrte Ansichten hatte — die Alten gaben ihm 44 Zähne und erzählten, dieselben seien so lang, daß sie weit aus dem Rachen hervorragten —, so war man auch über die Lebensweise und namentlich über die Nahrung des Nilpferds durchaus nicht im Klaren. Jetzt weiß man, daß es keineswegs von Raubthieren, sondern von Vegetabilien lebt.

Das Interesse, welches der Hippopotamus nothwendig erregen muß, war natürlich ganz besonders groß, als es 1850 zuerst nach London kam. Das männliche Thier langte zuerst an. Es stieg nämlich, wie der „Guide" angibt, die Anzahl der Besucher des Zoologischen Gartens, welche im Jahre 1849 betragen hatte 169856, im Jahre 1850 auf 360402; ja es soll jetzt erst

die Bewohnerschaft von London zum großen Theile auf die außerordentlichen Schätze aufmerksam geworden sein, die es in seiner Nähe besaß. Daß das Nilpferd schon von den römischen Kaisern in dem Circus bei Thiergefechten dem Volke vorgeführt wurde, ist bekannt; doch soll seit 1500 Jahren keins wieder lebendig nach Europa gebracht worden sein. Gerade aber der Umstand, daß das Thier in frühern Zeiten nach Europa gelangt war, hatte die Zoologische Gesellschaft in London zu dem Entschlusse gebracht, alles aufzubieten, um ein Exemplar lebendig nach Europa und in ihre Sammlung zu bringen. Mit Hülfe des Generalconsuls in Kairo wußte man den Vicekönig von Aegypten für die Sache zu gewinnen, sodaß er Befehl gab, ernstliche Anstalten zu treffen. Einer dazu besonders ausgerüsteten Gesellschaft von Jägern gelang es wirklich, ein drei Tage altes Kalb auf einer Insel (Dhawish) im Weißen Nil zu fangen. Das Thier war damals so wenig, daß der Anführer der Gesellschaft es auf den Arm nahm und es aufs Schiff trug, wollte. Jedoch da die Haut überaus glatt und schlüpfrig war, so entfiel es seinen Händen wieder und gelangte ins Wasser. Ein zweiter Jäger jedoch, der glücklicherweise in der Nähe war, verwundete das Thier mit einem Spieße und es wurde wirklich gefangen.

Löwen zählt die londoner Sammlung mehrere, Tiger zwei alte und zwei junge. Letztere waren von der Größe eines mittelmäßigen Schlächterhundes; die langen Ohren gaben ihnen ein fuchsartiges Ansehen. Es waren nächtliche Thiere; sie spielten noch Art junger Katzen und wurden von dem Wärter geliebkost. Die Löwen boten keine besondern Eigenthümlichkeiten, doch war die Farbe nicht bei allen ganz gleich, wie dies durch die Verschiedenheit ihres Vaterlandes erklärlich wird. Ueber die asiatischen Löwen hat man die Meinung, daß sie mähnenlos seien. Dies wird jedoch durch die Erfahrung der londoner Zoologischen Gesellschaft widerlegt, indem ein Löwe aus Babylonien, den dieselbe seit 1856 besitzt, ein noch junges Exemplar, nach Verhältniß seines Alters gerade so stark bemähnt ist als sein Nachbar vom Cap. So mannichfaltig die Sammlung der Löwen übrigens sein mochte und so schön die Exemplare auch waren, so glaubte ich doch, früher schon schönere gesehen zu haben; dagegen muß ich offen gestehen, daß ich durch die im Zoologischen Garten zu London befindlichen zwei Tiger erst eine richtige Vorstellung von dieser furchtbarsten aller Katzen erhalten habe. Es sind ein Paar Prachtexemplare, die alle, welche ich früher gesehen, bedeutend übertreffen. Hier sah ich, daß ein Tiger größer und massenhafter ist als der Löwe und daß, im Fall eines Kampfes, der Löwe der größern Geschwindigkeit des Tigers unterliegen muß. Auch das Benehmen des Königstigers war an jenem Tage vorzüglich geeignet, seine Größe und Gewandtheit bewundern zu lassen. Während in Thierbuden dies herrliche Thier, durch die Beschränkung des Raumes eingeengt und in seinen Bewegungen gehemmt, träge zusammenkauert, sodaß der Zuschauer oft nicht viel mehr als das gestreifte Fell erblickt, hatten wir hier Gelegenheit, beide, das Männchen und das Weibchen, im geräumigen Käfig, stark von der Sonne beleuchtet, sich in natürlicher Fröhlichkeit und Gewandtheit herumtummeln zu sehen. Dabei machte uns das Männchen die Freude, eine recht anziehende Stellung einzunehmen. Es klammerte sich mit den Vordertatzen an den obern Theilen der eisernen Stangen seines Käfigs fest, sodaß der ganze Rumpf in senkrechter Stellung vor dem Auge des erbauten Zuschauers erschien, hatte die Anwesenden mit seinen gierigen Blicken und öffnete den furchtbar großen, blutdürstenden Rachen. Als bald darauf die Fütterung erfolgte, wobei ein Diener mit einem Karren, welcher mit großen Fleischstücken beladen war, sich zu den einzelnen Thieren begab, gerieth das Tigerpaar in die freudigste Aufregung und es zeigte sich diese dadurch, daß sie mit der größten Schnelligkeit und Behendigkeit übereinander wegsprangen, indem sie dabei ein furchtbares Brüllen hören ließen. Ein höchst interessantes Schauspiel! Nebenbei mag bemerkt werden, daß das Brüllen der daneben befindlichen jungen Tiger mehr dem Gekreisch eines Raubvogels glich. Als die alten Tiger endlich ihre Fleischportion zugetheilt erhalten hatten, sprang das Männchen, das Fleisch im Rachen haltend, mit einem Satze auf einen langen, im Hintergrunde des Käfigs befindlichen Sitz, wo es seinen Hunger stillte. Während so der Tiger durch sein Benehmen die größte Gier und Gefräßigkeit an den Tag legte, hatte sich die Löwengesellschaft viel ruhiger verhalten, und schon hoffte ich, daß der Löwe Sorge tragen würde, den Namen eines Königs der Thiere mit Recht zu verdienen. Es thut mir leid, hinzufügen zu müssen, daß der König der Thiere sich bald sehr unkönigsch betrug und er auch, sobald der fütternde Diener sich näherte,

furchtbar dumpfe Töne hören ließ, die allmählich in ein immer schwächer werdendes Brummen übergingen. Einer der Löwen behielt das Fleisch, welches er erhalten hatte, längere Zeit im Rachen und ließ es aus demselben herunterhängen, ehe er sich entschloß, es zu verzehren. Wenn mich die Gewandtheit, mit der der Tiger in seinem Käfig sich bewegte, die Wahrheit von jenen zahlreichen Erzählungen begreifen ließ, wo der Tiger, in der Freiheit lebend, mit einem Satze einen bedeutenden Raum überspringt, um sich seiner Beute zu bemächtigen, so erinnerte mich die Stellung des Löwen, der das Fleisch im Rachen hielt und mit seinen durchbohrenden Augen darauf niederblickte, an die bekannte Eigenthümlichkeit desselben, die er mit andern Katzenarten theilt, die Beute, ehe er sie zerreißt, erst noch eine Zeit lang unter seiner furchtbaren Klaue festzuhalten und gleichsam im Vorgenuß des späteren Mahls zu schwelgen.

Von andern Raubthieren war mir der Puma oder Amerikanische Löwe (Felis concolor) eine sehr interessante Erscheinung. Es war ein Pärchen, fast zarte, hundartige, schlanke Thiere, mit einer gewissen Zierlichkeit in der Bewegung. Sie hatten ein Junges, etwa von der Größe eines halberwachsenen Hundes. Als die Zeit der Fütterung herannahte, hatte sich eins der ältern Thiere an die in den Käfig führende Thür begeben, die es zu öffnen versuchen wollte, indem es bald unten, bald oben die Pfoten einklemmte. Als endlich die Fleischportionen den Thieren zuertheilt wurden, erlebten die Zuschauer eine niedliche Familienscene, die große Heiterkeit hervorrief und Zeugniß von der zärtlichen Gesinnung dieses Raubthieres gegen seine Jungen ablegte. Das Junge nämlich schlief gerade. Der Wärter warf dasselbe auf das Fleisch und das erwachende Thier machte sich sogleich begierig darüber her, indem es die Aeltern sehr unehrerbietig zurückdrängte. Anfangs ließ das Aelternpaar dem ungezogenen Kinde das Fleisch zum alleinigen Genusse, doch bald versuchten sie auch ihren Theil zu erhalten, indem sie ihre Pfoten daraufsetzten. Allein jedesmal schlug das Junge auf die elterliche Hand los und die Aeltern, gutmüthig genug, zogen sich eben so oft und ohne Ungeduld oder Unzufriedenheit zu verrathen zurück. Hinsichtlich der Farbe ist noch zu bemerken, daß die im Süden von Amerika sich findenden Pumas fast silbergrau sind, mehr nach Norden hin geht die Farbe ins Röthlichgraue über. Die im londoner Zoologischen Garten befindlichen stammten aus dem Süden.

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Micah Rood.

Nordamerikanisch.

— — Als ich vor wenigen Jahren das staubige Archiv einer der kleinen Städte in Connecticut durchstöberte, fand ich eine Notiz, die meine Neugier anregte. Sie lautete: „November 16, 1799, starb Micah Rood eines schrecklichen Todes." Darüber, wer Micah Rood gewesen und wie er gestorben, fand ich keine Auskunft.

Meine Erkundigungen bei dem Secretär des Archivs blieben ohne Resultat. Er war nicht aus dem Orte gebürtig, hatte erst neuerlich seinen Posten angetreten und wußte nichts von Micah Rood und seiner Geschichte, welche lange vor seiner Geburt passirt war.

„Giebt es nicht vielleicht einige alte Leute im Orte?" fragte ich.

„O ja", war die Antwort. „Da ist z. B. Simeon Pocus oder die alte Molly Carver, die sich noch an die Zeiten der Colonisation erinnert und der Jugend uralte Geschichten erzählt."

„Wo wohnt die Frau?"

„Zwei Straßen von hier, in einem niedrigen, alten, braunen Hause mit einem Schindeldache", war die Antwort.

Ich erinnerte mich, das Haus im Vorübergehen schon bemerkt zu haben, machte mich sogleich auf den Weg, fand die rebellige alte Frau in ihrem Wiegestuhle am Kamin sitzen, sagte ihr, was mich zu ihr führte und fragte sie, ob sie je gehört hätte, wie Micah Rood gestorben sei?

„Ob ich davon gehört habe?" fragte sie verwundert. „Nun das will ich meinen! Erinnere ich mich doch des Tages, an dem er starb, noch so gut, als wäre es gestern gewesen, obgleich ich damals nicht größer war als jetzt mein Urenkelkind. Es war ein kalter, regnerischer, windiger Tag, wie sie nur der häßlichste Monat im Jahr, der November, bringt. Wir wohnten damals noch eine Viertelstunde vor der Stadt und mein Vater war am frühen Morgen ausgegangen, um für Großmutter eine Pfeife zu kaufen. Als er zurückkam, sah er verstört und bestürzt aus.

„‚Es ist diese Nacht etwas Schreckliches passirt, Mutter!' sagte er. ‚Was ist?' fragte sie, indem sie bleich wurde. ‚Mike Rood hat sich erhängt, in seiner Mutter Garten, an demselben

Apfelbaume, von dem er so viel gesprochen hat.«

„»Weiß man schon warum?« fragte die Großmutter. »Ich habe nichts darüber gehört, aber die Jury war noch nicht zurück, als ich die Stadt verließ. Er muß seine That in den ersten Morgenstunden gethan haben, denn als man ihn fand, war er schon kalt und steif.«

„Damit verließ mein Vater das Zimmer und ich lief voll Furcht zu meiner Großmutter, denn ich hatte eine unbestimmte Angst, der todte Mann könnte mir erscheinen oder es möchte sonst etwas Schreckliches passiren. Ihr müßt nämlich wissen, daß damals Kinder noch furchtsam waren, was sie jetzt schon lange nicht mehr sind.

„»Du brauchst dich nicht zu fürchten«, sagte meine Großmutter. »Der Todte thut keinem was zu Leide. Ich denke, es war mehr Ursache, sich vor Micah Reed zu fürchten, als er noch lebte.«

„Warum, Großmutter?" fragte ich. „Erzähle mir die Geschichte!"

„»Heute nicht«, sagte sie, »aber an einem Winterabend, wenn draußen Schnee liegt, will ich dir erzählen, was ich davon weiß.«

„Und ich sorgte redlich dafür, daß sie ihr Versprechen nicht vergaß, denn ich war damals wie alle Kinder eine gar große Freundin von schrecklichen Geschichten."

„Was habt Ihr gehört?" fragte ich begierig.

„Das werde ich Euch erzählen, sobald ich ein wenig zu Athem gekommen bin, denn Ihr müßt wissen, daß ich heute nicht mehr die Frau bin, die ich vor funfzig Jahren war", entgegnete die Alte. „Und eine sonderbare Geschichte ist es, aber jedermann hier in der Gegend weiß, daß sie passirt ist und daß die alte Molly Euch seine Märchen erzählt."

„Wir waren damals alle mitten in dem französischen Kriege, wo jedermann Ursache hatte, sich vor seinem eigenen Schatten in Acht zu nehmen. Mike Reed aber war ein curioser Bursche und niemand wußte mit Bestimmtheit, was er von ihm halten sollte. Einige meinten, daß er nicht ganz richtig im Kopfe wäre, andere aber sagten: „er ist ein schlauer, verschlagener Geselle", und ich denke, daß beide Parteien halb recht hatten, denn Mike redete und that viel kluge Dinge, aber er sprach und that alles in absonderlicher Weise und anders wie andere Menschen mit gesundem Verstande.

„Mike lebte allein mit seiner Mutter, die eine Witwe war. Sein Vater hatte wenige Jahre zuvor seinen Tod im Kriege gegen die Franzosen gefunden und seitdem waren alle Gedanken, die Micah in seinem armen Kopfe hatte, gegen die Franzosen gerichtet.

„So war der Herbst des Jahres 1756 herangekommen, als eines Tags ein fremder Hausirer in unserer Stadt anlangte, der eine Menge Neuigkeiten mitbrachte und nach allerlei Dingen fragte, sodaß alle Welt sich wunderte, wer er sein möchte und woher er käme.

„»Ich weiß es!« sagte Mike, der dem Fremden eine Weile zugehört hatte. »Es ist ein Franzose und ein Spion — das ist alles! Und ich will wetten, daß er von Canada kommt. Aber«, brummte er leise vor sich hin, »todte Männer verrathen nicht! Vielleicht will Mutter was von ihm kaufen«, setzte er dann laut hinzu. »Er kann mit mir kommen und sie fragen.«

„Von der Zeit an, wo der fremde Hausirer zu Mike's Mutter gegangen war, hatte niemand mehr etwas von ihm gesehen oder gehört. Viele sagten, er hätte dort alles erfahren, was er zu wissen wünschte und wäre dann wieder dahin gegangen, woher er gekommen; andere flüsterten unter sich: Micah hätte ihn unschädlich gemacht; aber ehe noch der Winter vorüber war, sprach niemand mehr von dem Vorfalle.

„Nur Micah konnte ihn nicht vergessen.

„»Warum sind in diesem Jahre die Blüten des August-Apfelbaums so roth?« fragte er die Kinder, wenn sie an seinem Garten vorüber in die Schule gingen. Das war eine närrische Frage und die Kinder wußten nichts darauf zu antworten; Micah aber machte ein lustiges Gesicht und schlenderte pfeifend und leise in sich hineinlachend davon.

„»Warum kommt dies Jahr das Rothkehlchen nicht in sein altes Nest auf dem Apfelbaume?« fragte er ein anderes mal. »Es gibt doch im ganzen Garten keinen bessern Platz?« Die Kinder konnten auch diese Frage nicht beantworten und als sie daheim ihre Aeltern fragten, meinten diese: Micah Reed wäre bald verrückt und wisse nicht, was er sage.

„Als die Aepfel endlich im August reif waren, gingen eines Tags die Kinder aus der Schule in Micah's Garten, um sich ein paar davon zu holen.

„»Die Aepfel sind dies Jahr ungesund«, sagte Mike, indem er den Kopf schüttelte.

„»Du willst uns nur keine geben«, sagte Betty Forrand.

„»Ich wette um einen Kupferpenny, daß du keinen davon eſſen wirſt«, ſagte Mike, »denn es iſt ein Tropfen Blut in jedem.«

„»Zeige es mir, dann will ich's glauben, eher nicht!« ſagte Betty.

Da ging Mike und holte einige Hände voll großer ſchöner Aepfel und ſchnitt ſie auf. In der Mitte eines jeden war ein rother Fleck.

„»Hab' ich's euch nicht geſagt?« flüſterte Mike. »Jetzt könnt ihr die Aepfel eſſen, wenn ihr Luſt habt. Ich mag ſie nicht!«

„Keins von den Kindern wagte die Aepfel anzurühren, denn ſie ſahen, wie Micah geſagt hatte, in jedem einen Tropfen friſches, rothes Blut.

„Als die Kinder heimkamen, erzählten ſie, was ſie geſehen hatten, aber niemand wollte ihnen glauben, ohne ſich mit eigenen Augen überzeugt zu haben. Und dann ging jeder hin, auch der Prediger, und niemand wußte, was er zu dem Miracel ſagen ſollte. Micah aber meinte, er hätte gleich gewußt, was es zu bedeuten hätte, als der Baum im Frühjahr roth blühte, ſtatt wie ſonſt weiß wie Schnee.

„So war Ende October herangekommen und noch ſprach man in der Stadt von Micah Nood's Apfelbaume und mancher hatte dabei ſeine eigenen Gedanken, als eines Tags in der Zeitung zu leſen war, daß man 40 Pf. St. Belohnung demjenigen verſpreche, der Auskunft über einen jungen Deutſchen zu geben wüßte, welcher im vorigen Herbſt Philadelphia mit einem Transport Waaren verlaſſen hatte und nicht dahin zurückgekehrt war. Die letzten Nachrichten hatten ſeine Freunde aus dem öſtlichen Connecticut von ihm erhalten. Seine Perſon und ſein Anzug waren genau beſchrieben und 40 Pf. St. ſollten jedem ausgezahlt werden, der über ſein Leben oder ſeinen Tod Auskunft geben könnte.

„Jeder, der das las, dachte gleich an den fremden Hauſirer und an ſein räthſelhaftes Verſchwinden. Niemand aber ſagte das, was er dachte.

„Als Micah den Anſchlag las und viele Augen auf ſich gerichtet ſah, ſagte er bei ſich ſelbſt: »Jetzt werden ſie mich hängen, denn vierzig Pfund iſt ein ſchönes Geld und mancher wird es gern einſtecken. Ich hätte dem Fremden auch nichts zu Leide gethan, wenn ich ihn nicht für einen der verdammten Franzoſen gehalten hätte, die den alten Mann erſchlagen haben. Aber wenn ich doch einmal ſterben muß, ſo ſoll wenigſtens die Mutter die vierzig Pfund haben und ich will die Schlinge in meiner eigenen Hand halten. Dann mögen ſie meinetwegen ſagen, Micah Nood wäre verrückt geweſen.«

„Nachdem ſich Mike ſo die Sache auf ſeine eigene Weiſe zurechtgelegt hatte, ging er heim. Der Wind blies und heulte um das alte Haus und Mike's Mutter ſah und ſchälte Aepfel und richtete ſie zum Trocknen auf lange Fäden. Da holte Mike das alte zinnerne Tintenfaß vom Geſimſe, ſchnitt ein Blatt aus ſeines Vaters Rechnungsbuche und ſchrieb — ſicherlich die wunderlichſten Buchſtaben, die man ſehen konnte, denn ſie ſahen aus wie die Schrift auf einem chineſiſchen Theekaſten. Und wenn die Witwe dann und wann von ihrer Arbeit zu dem Sohne aufblickte, der ihr einziges Kind war, ſchien es ihr, als ſähe er heute gutmüthiger aus als ſonſt. Es war freilich nicht viel von der Natur der Mutter auf Mike übergegangen, denn ſie war mild wie ein Maimorgen, und es gab gewiß nicht viele Frauen im Orte, die gewiſſenhafter und bei allen Nachbarn beliebter geweſen wären als ſie.

„»Seht hier, Mutter«, ſagte endlich Mike und hielt ihr den Gänſekiel hin, mit dem er lange Zeit das Papier bemalt hatte, »ſchreibt einmal hier Euern Namen her. Ich habe ihn ſo lange nicht geſchrieben geſehen, daß ich beinahe nicht mehr weiß, wie er ausſieht.« Und die alte Frau, die froh war, wenn ſie einen Wunſch ihres Sohnes erfüllen konnte, ſetzte ihre Schüſſel mit Aepfeln hin und ſchrieb ihren Namen.

„»Ich meine, daß niemand in der Stadt eine ſo hübſche Hand ſchreibt wie Ihr, Mutter!« ſagte Mike, indem er den Namen mit Bewunderung betrachtete.

„Die Witwe lächelte freundlich zu ſeinem Lobe und nahm ihre Aepfel wieder auf.

„Nachdem Mike ſich lange genug mit Schreiben beſchäftigt hatte, faltete er das Papier zuſammen und ſteckte es in die Taſche.

„»Habt Ihr noch etwas in der Stadt zu beſorgen?« fragte er.

„»Heute nichts mehr«, ſagte die Witwe. »Aber warum willſt du noch ausgehen, Mike? Es iſt ſo windig und kalt und man fühlt ſchon den Schnee in der Luft.«

„»Der Schuhmacher verſprach heute Abend meine Schuhe fertig zu haben«, antwortete Micah. »Ich will gehen und ſie holen.«

„Und damit ging Mike zur Thür hinaus und nach der Stadt. »Jetzt iſt alles in Richtigkeit«, ſagte er zu ſich ſelbſt. „Mutter wird die vierzig

Pfund bekommen, so wahr ich Mike Nood heiße, denn das Geld ist jedem versprochen, der über den Fremden Auskunft gibt, gleichviel, ob er noch am Leben ist oder todt. Und ich habe ihnen geschrieben, sie möchten kommen und ohne die Mutter zu fragen, unter dem August-Apfelbaume, dem ersten rechts vom Hause, nachsuchen. Da werden sie ihn schon finden — freilich, meine ich, todt genug. Es that mir leid, daß ich den jungen Mann umbrachte — es war ein Irrthum, aber was könnte es helfen, wenn ich jetzt schriee und weinen wollte. Jetzt muß ich überlegen. Der Postreiter wird meinen Brief in acht Tagen nach Philadelphia bringen — während der Zeit kann ich Mutters Winterholz noch sägen und hacken und dann will ich mich aus dem Staube machen, ehe sie kommen und nachsuchen.«

„Wie lieb alle Söhne, mögen sie gut oder schlecht gerathen sein, ihre Mütter lieben, so liebte auch Micah seine Mutter — und wenn sie hätte ahnen können, was seine Gedanken waren während dieser Woche, wo er alles that, was er nur für sie thun konnte, sie würde Thränen vor Gram geweint haben statt vor Freude. Gram und Kummer kam auch früh genug in ihr armes gebrochenes Herz, aber die Freude kam nicht wieder, seit man ihren Sohn todt an dem August-Apfelbaum fand, wo er sich mit eigener Hand aufgehangen hatte — denn so war es, wie Micah Nood starb.“

Hier endigte die Erzählung der alten Frau. Der Fremde, dem die Geschichte mitgetheilt wurde, fügt nur noch hinzu, daß der „Nood-Apfel“ allenthalben in Neuengland zu finden ist und daß der Neugierige sich noch heute vom Daseyn des geheimnißvollen rothen Exoticus in jeder Frucht des Baumes überzeugen kann. Micah Nood aber, von dem der Apfel den Namen hat, lebte und starb, so wie wir erzählt haben, in einer kleinen Stadt der Grafschaft Neulondon. A. S.

Anregungen.

Briefe aus München.

II.

(Siehe I. und II. in Nr. 11 und 12.)

— — Glockentöne klingen melodisch durch die Luft. Ein Sabbathmorgen ist angebrochen — Durch die ganze christliche Welt zieht sich die Sonntagsfeier; sie soll dem Menschen dienen zur geistigen Erhebung, auf daß er einen Tag der Woche ruhe von dem irdischen Berufe und des allgemein menschlichen Strebens —

Im protestantischen Deutschland wird der Sabbat im allgemeinen würdig gefeiert. Man begeht ihn selbst die puritanische Strenge Englands, welche ein sklavisches Aufhalten macht. Der Strenge sind etwas stiller als sonst, das geräuschvolle Leben ruht. Am widerwärtigsten berührt mich der Sonntag in Rom und Neapel. Dort ist die Lust geräuschvoller, aber die Lotterleben stehen auf. Wo irgendwo möglich ist, hat das Verderben sich

Sind Bettlagen mit einer Cigarette und trage da ein freundliches Gesprächchen. Rom und ähnlich sehen die Häuser aus, viele davon so schmutzig, daß sie auf solchen Weltstadt bestehen. Es war im traditionellen Kanton Tessin, überall sammelten Mädchen und Heilige Hände regen sich, das liebe Brot zu erwerben. In der Mitte des schönen, hellbeleuchteten Hauptes erhob sich eine jener wächternen colossalischen Kirchen. Und erschien sie des hellen Tages höchst Poesie. Wie recht mag es diesen Menschen werden, wenn am siebenten Tage der Woche die müden Hände ruhen und die Arbeiter zum Tempel gehen, vielleicht dann ein würdiger Prediger Worte und Thaten in zum Herzen dringender Weise predigt, daß Gott den Regenbogen der Versöhnung spannte über allen Zwiespalt.

Wir verließen unser Hotel am Sonntagmorgen und gedachten der lieblichen Schweizerheimath — Daß haben wir wohl? München ist ein überwiegend katholischer Ort. Da sieht es auch der Woche über an Gotteshäusern nicht. Zu den prächtigen alten Kirchen, die vorhanden waren, hatte König Ludwig neue. Die in der Basilikal-Art wurde auf seinen ausdrücklichen Befehl in ihrem leicht und graziös sich erhebenden, einer Gartenlaube vergleichbaren Inneren nicht den herrlichen gemalten Arkaden, die mit Recht als Zierden des Kirchenschmuckes einer so hochgebildeten Kunst begrüßt. Die in mittelalterlich romanischem Stil in Kreuzesform aufgeführte Ludwigskirche besitzt weniger an sich, indem sie ihre massigen, schlanke Thürme maurisch zum Obelisken abschließen. Auch ein Andenken an die in Rom so häufig gefundenen Basiliken erbaute sich König Ludwig in St. Bonifacius, womit er eine Benediktinerabtei verband. Der Benediktiner besorgte sich hier sein Gegenstück. Seine protestantische Gemahlin, die vor acht Jahren an der Cholera verstorbene Königin Theresa, ruht bereits in der Gruft dieser Basilika.

Die schöne Basilika mit ihren ausdrucksvollen Gemälden war zum Gottesdienst voll. Da tönte die Orgel, Psalmen ertönten, von Alter ernste Priesterstimmen, die Glocke in ihren schallvergehenden Tonwellen sangen die lateinischen Worte der Liturgie, Weihrauchwolken zogen über das hunderfarbige Bild,

Wir dachten — an den Alpenort im Canton Appenzell — —

Unter allen den von König Ludwig berühmten Kirchen ist die Allerheiligen Hofkapelle die reichste. Der romanische Rundbogenstil mit der byzantinischen Freskomalerei des Innern mahnt an die italienischen Kirchen des 12. Jahrhunderts. Dieselbe ist mit der Residenz durch einen Gang verbunden und dient zu allen bei Hofe vorkommenden kirchlichen Feierlichkeiten. Außer den Hoflogen ist die eine Hälfte der Empore der vorgestellten Damen, die andere den Herren bestimmt — — Auch hier herrsche Ueberfüllung, obwohl der Raum unten sehr beschränkt ist. Es kostete Mühe, ein freies Plätzchen an einer Säule zu gewinnen, welches den Ueberblick des Ganzen gewährte und den Schluß der Predigt zu hören gestattete. Der Kanzelredner brachte uns bald zu der Ueberzeugung, daß er kein Bayer war. Einen sonderbaren Eindruck bringt es hervor, wenn der celebrirende Priester sich gegen den Altar verneigt und nachher gegen den Hof. Wol eine alte Sitte, die gleich anderem veralteten Brauch und Mißbrauch fortdauert, bis sie hoffentlich dem Frost alles rein Zeitlichen erliegt — — Die letzte Messe der Hofkirche ist mit Rücksicht auf die Gewohnheit des Sichverspätens bei der höhern Damenwelt eingerichtet und daher sehr spät.

Mit ihr schließen die wichtigsten kirchlichen Feierlichkeiten des Sonntags. Auf den Straßen wogt es nun von Menschen in Festtagstracht. Die öffentlichen Gärten und Schauplätze füllen sich bereits. Ob entschlossen, dem colossalen Vergnügen zu genügen, fürs erste und jeder Anfänger sucht es seinen Concurrenten an Ausschmückung und sonstigen Fechtmitteln zuvorzuthun.

Familienleben und Häuslichkeit sind in München wenig ausgebildet. Man bleibt schon sehr hoch hinauf in der gesellschaftlichen Scala liegen, um es zu wagen, einen unentgeltlichen Abendbesuch abzustatten. Will wirklich eine Familie mit ihren Bekannten von allen gebildeten Kellnerstöchtern des hohen Gindringlingen empfangen. Wenn diese auch alle ferner sich entgegenstürmenden Hindernisse überwunden hätte, würde er dann verwunderte Gesichter antreffen und Damen in mehr als zweifelhafter Toilette. Den unteren Schichten ist die Hand nächst Höherem, als was es Noth heißen Bedürfnis mit: ein Schutz gegen das Unwetter. Selbst hoch in die Mittelklasse hinauf reicht die Sitte, sich auswärts zu vergnügen. Es gehört, wenn auch nicht ausdrücklich bestraft, doch stillschweigend angenommen, mit zu den ehelichen Pflichten einer Münchnerin der einträglichen Klassen oder der subalternen Beamten, die Gattin wenigstens des Sonntags auszuführen. Daß heißt nicht etwa in die frische Luft, damit wäre ihr wenig gedient, sondern in eine Wirthschaft. Zu selbst die Woche hindurch brennen des Abends in München wenig Lämmer auf dem häuslichen Herde. Es wird sich selten eine stille, heimliche Stube finden, in der die Hausfrau für Mann und Tagesarbeit hübsch auf die Seite räumt, wo auf dem runden Tische die Lampe einem kleinen Freundeskreis leuchtet und einer darunter aus einem guten Buche vorliest. München ist diejenige Stadt, welche das meiste Bier und die wenigsten Bücher consumirt.

So voll, wie die Kirchen des Morgens waren, sind des Nachmittags und fort bis in die späten Nachtstunden die Vergnügungsorte. Der Prater, das Englische Kaffeehaus, das Glaspalast, die Westendhalle und viele andere fassen kaum die Menschenmenge. Bier fließt in Strömen und das Publikum unterhält sich vortrefflich. Da sitzen Männer und Frauen gedrängt um die Tische; das stärkere Geschlecht raucht, das schwächere strickt. Die Töne der Musik und das Gewirr von einigen Hundert Stimmen vermischen sich zu ohrbetäubendem Lärmen. Backhendeln und Cigarren verleihen der Luft eine eigenthümliche Beschaffenheit. Zuweilen mischen sich die harmonischen Laute eines weinenden Kindes oder einer kleinen Schlacht zwischen Hunden in das allgemeine Concert. Auch die jüngsten Menschenknospen nimmt man mit ins Wirthshaus aus dem nämlichen Grunde, warum sie in Italien ins Theater mitgenommen werden: um sie unter Aufsicht zu haben und nicht genöthigt zu sein, selbst daheim zu bleiben.

Das münchener Bier ist zum allerdings wirklich vortrefflich und nach frischem Quellwasser sicher das gesundeste aller Getränke. Beim ersten Glase ist man noch nicht recht fähig, den vollen Werth zu schätzen; es verhampft wie ein Tropfen Flüssigkeit auf heißem Metall. Beim zweiten fängt das ruhige Genießen an, Zunge und Gaumen zu rühren. Das dritte wirkt beruhigend, gelind narkotisch, die Stimmung des Lebens legt sich sanft, Sorgen und Thränen, Bücher und Hasten sind in tiefes Stroh versenkt. Die Vergangenheit mit ihren Schatten, die Metaphysik mit ihren Problemen, alles ist vergessen. Wer hier dann absteigt, fährt nach Hause als ein glücklicher Mann, schläft gut und geht des Morgens ohne Kopfweh an sein Tagwerk. Indessen finden sich die meisten zu ganz andern Standpunkten empor und — hinunter. Was dem Orientalen sein Opium, ist dem Baier dann sein Bier.

Wenn man berücksichtigt, daß dieser vortreffliche Lebensgeist durch jeden Transport unendlich leidet und nur direct vom mächtigen Kessel der seine rechte Güte bewahrt; daß die Besucher dieser Gastwirthschaften Bedürfniß, Neigung und Geschicklichkeit umsonst haben, dann beginnt man diese Monstreorgien zu begreifen — es gewinnt halb den Anschein einer Menschlichen Speculation. Um großen Wohlstand und eher bescheidenen Comfort zu befriedigender Schönheitssinn muß bestehen, wo das stille Haus seinen Reiz haben soll. Da, durch die Verhältnisse bedingt, solcher bei breiten Theilen der Gesellschaft vollends fehlt, so erklärt sich, warum diese Leute gern das Ihr-Wesen fliehen. Selbst die jungen Mädchen, wenn sie keinen Vater, Bruder oder Vetter besitzen, der sie führt, vereinigen sich zu drei und vier, um eine der heitern

Unterhaltungslokale zu besuchen. Dort werden auch Bekanntschaften angeknüpft, die meisten Ehen geschlossen. Das wimmelt von Studenten, Künstlern, Handlungsdienern, angehenden Beamten, Militärs und die Qualität soll Sie sehen, die dabei entfaltet wird! Die jungen Mädchen nehmen an einem möglichst großen Tische Platz, damit Raum übrig bleibe. Später erscheinen einige Herren und da an all den Vergnügungsorten die Anzahl der Besucher groß ist, so fragen die Ankömmlinge um die Erlaubnis, die freien Plätze einnehmen zu dürfen. Diese kann nicht wohl verweigert werden. Im Nu sichern die Mädchen noch unter sich, die Männer über einige unbedeutende Galanterien; sie raten den Aufwärter herbei, wenn sie gute Stimme der Schönen im Herumfahrt ungehört verklingt. Solche und ähnliche literarische Dienstleistungen werden vollkommen hin, zu intervenieren. Die Bekanntschaft ist gemacht. Bald wird eine Landpartie verabredet; man versammelt sich morgens 8 Uhr zu Lambach, wo die Mädchen vorsichtig in corpore erscheinen, eine festgeschlossene Phalanx. Hierauf geht es gemütlich nach der Eisenbahn, die von München aus in einer Stunde nach dem reizenden Starnbergersee, in zwei in die Berge führt. Die jungen Männer suchen nur den kurzen Reiz der Stunde, jedoch die Mädchen bergen meistens noch eine weitergehende Absicht. Die Münchnerinnen sind praktisch, durchaus nicht romantisch. Wie man behauptet, daß den Thieren ihre Kunsttriebe gleich Virtuosen verschwinden, wie wir glauben, daß dem zu vollständiger Geistesverständlichkeit und wirklichem Sehen nicht Gelangenden entwickelten Menschen das Ziel und Streben und Ideal ist sündig, so schwebt der Münchnerin (höhere Stände sind meinen einigermaßen selbstverständlich) der Begriff Vervollkommnung vor. Diesen Kampf der verschiedenen Geschlechter, der schließlich mit Schlauheit und nicht mit Gewalt geführt wird, kann man vom objektiven Standpunkt zu beobachten, ist gar nicht uninteressant. Inzwischen sieht er und der Pfarrer macht die Sache fest; oft auch unter die Geschichte wie die Schlacht bei Pfäffen: beide Theile ziehen sich schwerverwundet zurück.

Inzwischen freilich unterbricht auch diese sonntägliche Mittagsruhe oder vielen alltäglichen Sonntag ein großer tragischer Akkord, wie in dem Leben der schönen Bildhauerstochter durch deren Geliebten, der vor einigen Jahren vor den Augen kam.

Zum Schluß ein tragikomisches Intermezzo. Es beweist, wie Romantik und praktische Lebensauffassung in München Hand in Hand gehen können.

Die Tochter einer Professors wird von einem jungen Ehemann geliebt. Der Vater des Mädchens besitzt eine passionirte Vorliebe für Rosen.

Um die Gunst des Vaters zu gewinnen, spendet der Bewerber täglich in kurzen Zwischenräumen ein herrliches Rosenexemplar.

In München wird mit Vorliebe das rus in urbe cultivirt. Hübsche Anlagen unterbrechen die grünen Laubigen Plätze wohlthuend. Vor fast allen Häusern der schönen Briennerstraße sind niedliche Gärtchen angebracht.

Einem seltsamen Zusammenhang zufolge verschwinden in eben dem Maße, als sich der neuangelegte Garten des Professors füllt, die edelsten Rosenstöcke, die der Stadt zur Zierde dienten.

Unser Jahrhundert glaubt nicht mehr an Wunder, sondern trägt als gutes Metaphysiker gern nach dem Grund der Dinge. Und allmählich verschwindet in grauem Exemplar der perlichen Blume. Die dunkle Frage zu ergründen, wies ein Preis von 100 Gulden auf die Entdeckung gelegt. Um viele denkwürdige Zeit schlossen in München — wenig Hausschlüssel.

In einer schönen Mondscheinnacht schleicht eine schlanke männliche Gestalt im Schatten der Häuser dahin. Sie schwärmt nicht wie die Kater auf den Dächern, sondern ihre Gedanken sind einfach auf das Rosenstöcken gerichtet. Das Eisengitter des Umfanges ist kaum vier Fuß hoch — warum hat man es nicht auch gar so bequem gemacht! Der romantischste aller Diebe trägt hinüber und holt vorsichtig, um die Wurzel nicht zu beschädigen, ein prächtiges Exemplar von einer Ehrenrose aus der Erde.

Im Begriff, den Raub anzutreten, suchen tolle Räuber den Jüngling. Umsonst versucht derselbe zu retirieren. Es bietet einen Gulden, zwei. Aber hundert sind zu gewinnen! Ein Preis von 100 Gulden verleiht Kraft, Schnelligkeit und Geschicklichkeit.

Der Thäter wird vor Gericht gebracht und da er bereitwillig alle Rosenstöcke sowie den Preis seiner Rahubung bezahlt, wird sein Vergehen unter den classischen Begriff „Romantik“ oder „actio Rosae“ gebracht.

Aber mit der Verhaftnahme war es nun freilich zu Ende, ebenso mit der Aussicht auf Anstellung im Staatsdienst. Der junge Mann präsentirte sich bei seinem, dem er die Rosen schenkte, und trug um Rath. Der Professor, welcher vermuthlich römische Anklänge empfand, ermahnte seinen verunglückten Schwiegersohn, etwas nicht sich in ein Nichtschwert zu stürzen, denn solches müßte zu diesem Zweck kaum aus dem Irrenhause verabfolgt werden kann, weil aber, sich zu erschießen. Dieser Rath war viel derber als die Gemüthsstimmung einer Mannes, der aus Liebe zu seiner Rosen fällt. Der Jüngling hob den Schwerling seiner Heldenthaten und zog sich auf sein kleines Erbgut zurück, wo er noch jetzt in stiller Zurückgezogenheit und Kartoffeln baut.

(Die zweite Hälfte folgt.)

Zwei Dichter aus Norwegen.

Dreifach muß man sich freuen, wenn die unermüdliche Uebersetzungsthätigkeit unserer Nachbarn aus den Tiefen unserer Literatur einmal wirklich wertvolle Gaben zutage fördert. Indem sie unsere Kenntnis erweitern, eröffnen sie uns zugleich neue, eigenthümliche Anschauungen.

Dramatiſche Werke

von

Karl Gutzkow.

Mit vollem Recht kann man dies Lob über die von kurzem erschienenen Uebertragungen zweier norwegischer Dichter, Andreas Munch und Björnstjerne Björnson, aussprechen.

Norwegen ist durch Ibsen's, Bjögge's „Nicolaus" allen deutschen Lesern lieb und vertraut geworden, die Heimat der Helden, der keuschen blondlockigen Frauen wie Ingeborg. Weniger tritt die eigenartige Natur des Landes und des Volks, das wesentlich bis heute noch allein aus freien Bauern besteht, bei Andreas Munch, dem berühmtesten der beiden Genannten, hervor, als bei Björnson. Eine lyrische Gedichtsammlung „Leid und Lust", und ein episches Gedicht: „Die Brautfahrt der Königstochter" (Berlin, Hande u. Spener, 1861), könnten ebensowol von einem deutschen oder einem englischen Dichter geschrieben worden sein. Andreas Munch steht in der innigsten Verbindung mit der Gesammtentwickelung der europäischen Literatur, seine Lieder haben einen allgemein verständlichen Klang. Die „Brautfahrt der Königstochter" schildert den Brautzug Ghirlinda's, König Hacken's Tochter, nach Gallien, wo sie einem der Pfalzgrafen Alfons des Weisen vermählt ward; eine kleine, durch nichts außergewöhnliche Fabel, die ihren Hauptschmuck von den vielfach eingestreuten lyrischen Gesängen und Betrachtungen erhält. Mit großer Kunst, Anschaulichkeit und Wärme des Gefühls ist der Gegensatz des Nordens und Südens gezeichnet, die geheime Sehnsucht, die den einen unwiderstehlich zum andern zieht. Einen hübschen Wechsel und Preis erkennen wir bei Sammlung „Leid und Lust": Ida und Balladenblumen, die dem Dichter über den Verlust einer geliebten Gattin den Trost der Kinder Lust verleihen sollen. Und sie gewähren ihn, wenn auch nicht jedem Herzen wie dem Verlassen, durch den Hinweis auf eine jenseitige Seligkeit und den unvertilgbaren Rothbühn Gottes, so doch den Ruhe, den süßen Schmerz, den sie einflößen. Der größere Theil der Gedichte bewegt sich in Sonettenform, und dem zweiten Buche des Petrarca und seine Klagen über Laura's Tod nachdichtet. Andreas Munch hat zwei, drei Sonette geschrieben, die in gleicher Vollendung Laura feiern, die dankbarer Liebe sagen und die Kraft in den verzweifeltsten Situationen zu bieten scheinen, aber leider in oft mißbrauchten Form gebildet worden. Die Krone aller ist das Gedicht „Avelana Trevi"; auch seine Gattin kauft beim Abschied von Rom auf jenen Quelle, aber sie kehrte nicht zurück. Statt in die irdische Roma ging sie in die himmlische ein, man möchte sagen, in diesen Versen hörte man das Rauschen der heiligen Brunnens und die Thränen zugleich des versiegenden, verlassenen Dichters. Auch als Dramatiker hat Andreas Munch in Norwegen Ruhm und Ehre erworben. Zwei seiner Tragödien „Salomon de Kaus" und „William und Rachel Russell", sind in Deutschland bekannter geworden. Das letzte liegt auch in einer zweiten Auflage, übersetzt von Jacob Wurt (Leipzig, Lorck, 1860), vor. Seinen Stoff entlehnte Munch der kleinen Schrift Guizot's „L'amour dans le mariage"; es ist ein Bild aus der englischen Geschichte. Lord Russell stand im Ausgang der Regierung Karl's II. an der Spitze der Whigs, wurde zum Theil durch seine Unvorsichtigkeit, zum Theil durch falsche Zeugenaussagen in das Komplot Rumsey verwickelt und starb mit Algernon Sidney auf dem Schaffot. Die Tragödie Munch's ist ein rechtliches Charakterdrama, nicht mehr; sie nährt sich ausschließlich den deutschen Familienschauspielen und erhöht den Vorgang nur durch einen historischen Hintergrund. Die Handlung selbst bewegt sich nicht hoch und großartig, im Kampf der Prinzipien, sondern durch Intriguen: ein Verräther, die Geliebte des Königs, die Herzogin von Portsmouth, der Gemahl der beiden Frauen, Rachel's und der Herzogin, der tugendhaften verheiratheten Frau und der „Gesellschafterin" von ehemals, sind ihre Hebel. In dem letzten Akt herrscht der englische Parlamentarismus gar zu breitlich vor, der Held im Kerker — wer denkt da nicht an Egmont und „wird verstimmt"! Die zu Ausgang des dritten Akts entbehrt aber das Drama nicht der theatralischen Wirkung und erweckt großes Interesse. Auf zwei Punkte deuten wir noch hin, die Honorar, deren einen der Verfasser zu einem ehrlichen Verräther macht, suchten nicht an solche Verwechselungen, da sind alle Katholiken, Jakobiten gewesen; der einzige, der zur Zeit eine Rolle spielte, der Graf von Stafford, war kurz vor dem Prozeß Gemahl als Mitglied des Katholizismus auf dem Hochgericht gestorben; die moralische Entrüstung der Lady Rachel über des Königs Gelüste ist eine moderne Empfindung, ebenso wie deren betontes Fabrizieren der Ehre.

Norwegisch eigenthümlicher als Munch tritt uns Björnstjerne Björnson in „Schön Emmily" (Berlin, Hofbuchhdlg., 1860) und „Arne", übersetzt von Otto Lüdwig (Bergen, Grieghausen's Minne, 1860) entgegen; unsere Leser kennen ihn aus einzelnen Novellchen, die wir in diesen Blättern mittheilten. Auf norwegischem Boden hat die Dorfgeschichte ihre Wahrheit und ihr ablehnende Recht und der Dichter weiß sie handhabt und eigenthümlich zu behandeln. Kunst, wie Raschheit des Malers und des Dichters, über es die tiefste Innigkeit in „Arne" auszuüben; ein fast naives Kolorit liegt über und in „Schön Emmily", wo eine milde, heilige und tragische Novelle durchdrungen durch den Zauber der Weiblichkeit erhöht wird. Vom Knecht bis zum Herrn treten alle Charaktere eines norwegischen Bauernguts in ihren Arbeiten, ihren Vergnügungen, ihrem Kirchgang und ihrem Streit auf lebendige entgegen; in Hinsicht auf diese Charakterzeichnung ist „Arne" die vollendetste Erzählung, „Schön Emmily" enthält eine gelungene verwandte Fabel.

(Siehe eine Beilage: Venus und der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Deutschlands bessere Gestaltung. — Der Papst und Italien. — Eine Rede. — Briefwechsel.

Deutschlands bessere Gestaltung.

So sehr auch manchem stillen Beobachter der europäischen Dinge um Deutschlands künftiges Geschick bange werden darf, die Erörterung der Frage, wie wir uns über, Friedlust und Geschicklichkeit erhalten sollen, ist sicher eine jener Diskussionen, welche an der Tagesordnung sind, ja, welche, wie wir glauben, zu jeder Zeit, wo erlaubt ist, zu lesen, man sollte. Will man die einzige Antwort, die sich in ein Wort zusammenfassen läßt, allen unseren Lesern geben, so ist sie auch schnell ausgesprochen, sein im Interesse des Vaterlandes, unbekümmert allen Rücksichten auf den persönlichen Vortheil, unserer politischen Kurzsichtigkeit, ja mit aller Entfernung jenes alten Vorurtheilsdünkels, der in der Verachtung bestanden, was einem einzigen Volke die Erhaltung von vorzug reservirten Schätzen sicher, so hat man Mund und Hand gebunden. Man übermacht, verfolgt, verhindert die ersten patriotischen Motive. Das gründlichste Uebel, das sich in Deutschland befinden kann, ist das — unlose Meinung!

Die Agitation des „Nationalvereins" wäre gewiß eine höchst dankbare, wenn sie mehr Erfolg hätte. Da sie ihn aber nicht hat, so die Ursachen derselben überwiegend nur jenem leicht erregbaren Elemente unserer Staaten und Städte angehören, welche bei jeder Frage, ob sie nun politisch oder kirchlich, national oder kosmopolitisch, künstlerisch oder literarisch ist, im Vordergrunde zu stehen pflegen, während die Massen ausbleiben, so sollte unsere Enthaltung ihre lange die Hülfe völlig unbedeutende und unbedeutend gemacht werden als beim „Nationalverein". Die große Bedeutung, welche der Nationalverein im Norden und Westen, im Süden auf der „österreichischen Brücke" hat, hebt die Wirkung vollkommen auf. Eine wunderliche Agitation, die kein festes Programm hat.

Darüber, daß, solange wir Preußen haben und im Norden und für die Verhältnisse des Krieges bleiben müssen, nichts von Oesterreich für eine bessere Gestaltung Deutschlands zu erwarten steht, sollten jetzt doch mal alle Vaterlandsfreunde übereinstimmen. Eine solche Partei, deren Devise im täglichen Verkehr lauten soll: „Ich lasse mich nicht drängen!" eine Regierung, welche die „Parität" von Preußen und Oesterreich als Losungswort in Ehren gemeinsam zu halten scheint, kann nichts beginnen, was uns auf immer näher verhängnißvolle Klippen der Tatenlosigkeit unserer Staatsmänner zu einer besseren Einmischung und thatsächlichen Einwirkung macht. In Harren, dieser Kälte haben sich die Volksmassen Deutschlands in den Negationen unserer Tagesblätter gegenüber: keine Annäherung, keine Verbindung; nur ein Zustand französischen Selbstlebens heben, und ohne Exekutivregierung können erkennen wollen. In Oesterreich beginnt es im besten Lebens zu werden und wie lange wird es dauern, so hat der Verfassung, die Preußens Hegemonie gewonnen hatte, verloren! Eine bedauernswürdige Bevölkerung von 17 Millionen muß inzwischen einen Kriegsstand aufrecht erhalten, dessen natürliche Kraft an Gut- und Jugendstaatsgütern, nur eine Schuldenlast von 30 Millionen, die auf gesammte Deutschland, bilden sollte.

Der Gedanke einer deutschen Kaiserkrone kann vielleicht in Momenten einer Krisis entstehen. Wir sagt, für Jeden der nach erhaltenen Resultat und der Tagesfragen nur reflektirenden Bildung auf den Krieg bei der Kaiserkrone keine Sympathien. Zu wohl befinden sich unsere bürgerliche Freiheit unter dem Schutz der österreichischen Verfassung. Was uns in Bayern verboten ist, ist und in Sachsen erlaubt. Gegen diese Hülle, welche der Bürger Deutschlands, der Mensch, welcher man sagen, gegen einen centralen Einheitsstaat im bevormundenden Organismus haben, gelte die Argumente an. Man befürchtet von Entstehung unserer Nachbarstaaten an natürlich behaglicher Breite, sicher kann vollends Preußen vermöge seiner „Parität" die Übertreibungen Jahre unter seiner einzigen Kaiserkrone wie sie sind, so würden wir eine doppelte Regierung Rath bei sich mit Gefahren einladen haben. Es ist gewiß nicht zu unterlegen, daß ein „protestantisch" deutschrömisches Kaiserthum und nur eine Kirchenverbesserung gültigen Geist besäße.

Unser jetziges Verhältniß ist so erlaubt und friedlich erhalten, immer wieder auch neue den Versuch zu machen, es nicht eine bessere Form, eine Vereinigung zum Vertheidigung gewährende, für Deutschland gefunden werden könnte. Die Wahl Preußens durch Zustimmung ist möglich — der Nationalverein bei sich, wir muß sehr, nichts Einigendes zu thun, als sich zum Einheit vorzumachen, daß es Deutschlands Kaiserthum in Preußen bestehen müsse. Gott ist Geschicht hat mit bedenklich erschienen bei einem Staat, dessen Größe sich nur mit großer Mühe in einen Bund einfügen, welche ihnen vor Jahrhunderte Gewalt gewaltsam aufgedrückt. Für uns Deutschen, unterscheidet sich Gott seiner begründeten Hoffnungen auf eine freie und große Führung alle Augenblicke durch Gelegenheiten verwirrender Natur. Das gegenwärtige Bundesrecht Staatlichen Verhältnis ist weit mehr als ein von außen in unsere Staat hineingetragenes

von Deutschland, von den Wehrvereinen, den Reden der schleswig-holsteinischen Bewegung. Kann man Deutschland verdenken, wenn einer Gesinnung gegenüber, wie sie das Herrenhaus vertritt, einer Verwaltung gegenüber wie die Stieber-Hinckeldey'sche, einem Militär gegenüber, das sich in den „Militärischen Blättern" ausspricht, seine Sympathie zurückhaltend bleibt und das Heil auf anderm Wege erwartet als durch Annexionen an solche ganz noch auf dem Standpunkt der Rehabilitationen von 1849 stehenden Zustände?

Im Jahre 1848 sah der Herausgeber d. Bl. einen Vorschlag zur Einigung Deutschlands in Form einer Heptarchie. Sechs große Staatencomplexe und über ihnen eine theils siebente als Centralgewalt. Wäre letztere durch eine nicht regierende Persönlichkeit besetzbar, wie eine solche schon der Reichsverweser Erzherzog Johann war, so würden die „Vereinigten Staaten Deutschlands" eine Republik sein, die aus monarchischen Theilen besteht.

„Man sehe, welche Schicksalsfälle man wolle", schrieben wir in unserer kleinen Schrift „Deutschland am Vorabend seines Falls oder seiner Größe" (Frankfurt am Main, Literarische Anstalt, 1848), S. 98, „und für jeden Fall so beweisen, daß den meisten deutschen Souveränetäten die letzte Stunde geschlagen hat und nur noch etwa fünf oder sechs Staatencomplexe im Vaterland verbleiben würden. Gesetzt, Frankreich eroberte sich, es würde seine Politik so festlegen, wie sie der Rheinbund erlassen hat. Es würde Süddeutschland so zu heben und zu stärken suchen, daß es jeden Wettkampf mit Preußen und Oesterreich bestehen und durch seine zerstörenden Hebe, durch Heirathen und geheime Bündnisse keine Gelegenheit mehr zu Intriguen gegen Frankreich bieten könnte. Man würde das starke Süddeutschland nur erreichen können durch die Bildung eines einzigen großen süddeutschen Reichs oder höchstens zweier Herrschaften, Baiern und Würtemberg, die man so erstarken, daß sie gegen Preußen und Oesterreich ihre eigene, d. h. französische Politik machen dürften. Für Baden, Hessen, Nassau u. s. w. hätte die letzte Stunde geschlagen. Alles das, was infolge eines Völkerzusammenstoßes (ob gen Ost oder Ost) kommen und vielleicht zum Heil des Vaterlandes kommen würde — warum wollen wir nicht durch friedliche Belehrung jetzt vorbereiten? Deutschland wächst von Tage zu Tage in seinen Anforderungen, es verwirft Krieg und Frieden, es scheidet sich durch parlamentarische Abstimmungen über seine nöthige Kraft und muß sich belehren. Wir sagen es, was du sagst, auch auch Glaubst Du, daß eine solche Umbildung mit unserm heutigen Thronen möglich ist? Glaubt Ihr, das Leben und Bewegung in unsern Thun und Lassen kommen wird, wenn die Mehrheit jedes Souveränetäts von der Zustimmung aller dieser Familienväter abhängig wird? Lebt in Deutschland außer Preußen noch ein Souverain wirklich regierend, die übrigen mögen unter der Bedingung, daß sie in ihren alten Residenzen wohnen bleiben, mit Belassung ihrer gegenwärtigen Civilliste mediatisirt werden. In dieser Reduction behalte man die Throne von Sachsen, Baiern, Würtemberg und Hannover im Auge und theile jedem die ihm zunächstliegenden kleinen Herrschaften als Zulage für sich bestehende, für sich zu verwaltende Provinzen zu und sei dabei nicht bedacht, den Begriff der Stämme zu sehr aufkommen zu lassen!

„Voran das Königreich Preußen mit den Anhaltinischen Fürstenthümern und den beiden Mecklenburg. Da Preußen für die zu schaffende deutsche Flotte Admiral zugleich und Lootse werden muß, so gebührt ihm Schleswig-Holstein und über die beiden freien Städte, Lübeck und Hamburg, die selbständig bleiben, aber ihre unmittelbare Beziehung zu Frankfurt verlieren, wird ihm die obere Schutzherrschaft. Die Lösung der gegenwärtigen dänischen Krisis*) wird die günstigste Gelegenheit zur Stiftung dieses Abkommens mit der Krone Dänemarks und den Herzogen von Augustenburg bieten. Eine solche Arrondirung macht aus Preußen die Seemacht, die Deutschland bedarf. Die Herzoge von Anhalt, Mecklenburg und Augustenburg erhalten ihre Apanagen von Preußens Krone.

„Zweitens das Königreich Oesterreich; die Bezeichnung Kaiserthum führt in dieser Verbindung nur irre und macht Verbindungsvorstellungen, die seinen Werth mehr dalen. Das Königreich Oesterreich vertritt diejenigen Länder deutscher Zunge, welche innerhalb der österreichischen Kaiserstaaten liegen und gewinnt Fürstenstein.

„Das Königreich Sachsen. Es erhält Altenburg, die reußischen Fürstenthümer, das Großherzogthum Weimar, von Koburg-Gotha die gothaischen Besitzantheile, überhaupt von Thüringen alles, was östlich der großen Gebirgsmasse liegt, der Deutschland durchschneidet. Alles Uebrige fällt an Baiern. Fall alle diese Combinationen werden nur durch einen Kongreß bei Hinzutritt von günstigen Umständen unterstützt, schon eben bei Preußen durch Ausscheiden der Donaufürsten und Kurhessens aber Nichtverbindung der regierenden Familien, ebenso bei der sächsischen Combination in Koburg-Gotha und Altenburg. Durch einen Vertrag wäre festzustellen, daß die Thronfolge keine infolge von Verheirathungen mit Prinzen oder Prinzessinnen aus der protestantischen ehemalig wieder aus der katholischen Confession in die Bahn zurückgelenkt wird, auf welcher die Ahnen dieses Hauses in Deutschlands Geschichte einen so hohen Ruhm verbreiteten.

„Viertens, fünftens und sechstens würden sich die Könige von Baiern, Würtemberg und Hannover aus dem Reich abzufinden haben. Baden, die beiden Hessen, die Hohenzollern, Nassau, die kurhessischen Fürstenthümer, Oldenburg und Braunschweig sogen so, daß ihre Vertheilung in der Zweckmäßigkeit bestimmt. Die Kurhessen kommen bei Kurhessen die regierenden

*) Geschrieben im Sommer 1863.

Preußen, in Hessen-Darmstadt die Kinderlosigkeit der Regenten, in Nassau deren Nichtverheirathung, in Baden die polnische Unterwühlung, in Braunschweig die ohnehin bevorstehende Einigung mit Hannover diesen Gestaltungen zu Hülfe. Frankfurt bliebe ein neutrales Gebiet. Bremen stünde in deutschen Verhältniß zu Hannover wie Lübeck und Hamburg zu Preußen.

„Die mediatisirten Herzoge, Großherzoge, Kurfürsten würden die residualen Titel ihrer Häuser, die sie vor Napoleon hatten, wieder annehmen und Herzoge, Grafen und Landgrafen werden. Sie blieben, um nicht den Ruin ihrer bisherigen Residenzen herbeizuführen, an diese Wohnorte auf eine Reihe von Jahren gebunden, ihre Einkünfte würden ihnen garantirt, in gemessener Weise ihre Bildung gemäß und zur Ehre Deutschlands zu leben.

„Bei der Centralgewalt könnten diese hohe Gesandte als Vertreter der deutschen Interessen. Sie würden hohen Stimmen haben. Persönlich numerische Größe gibt ihm Anspruch auf zwei. Die deutsche Parlament kann mit sehr bedeutenden Befugnissen versehen im innigsten Verkehr stehen und in einem Verband, eine Art Abhängigkeit von der Majestät dieser hohe Kommissare stehen. Wir hätten demnach eine Hierarchie. Die Vermuthung müßte nur noch eine schwache, wie sie auch noch auf manchen Jahrhundert den Oberhaupt und der Stammmonarchie in Deutschen entsprechen wird. Daß Herr über und die Diplomatie müßte einig in ganz Deutschland sein, was noch gelenkt durch die Gemeinschaftlichkeit, bei welcher kaum heftige Stöße möglich werden dürften.

Wir erinnern an diese Thatsache auf dem grauen Sturm- und Drangufer nicht deshalb, weil sie uns auch noch jetzt aber für ab zu haben scheint, sondern weil wir zwei Broschüren empfehlen wollen, welche in Dresden erschienen sind und ganz ähnliche Anschauungen hegen. Ein Privatverein Diskussion gibt in einem Eigenen Blatt: „Aus der Vorkammer" (Dresden, Kaul), eine gleiche Nebenform seiner Thätigkeit und ein anderer Verfasser, der sich Brigg nennt, stimmt ihm in einem Schriftchen „Für alle Staaten des gekrönten" (Dresden, Verlagshandlung von Kaupp) mit Begeisterung bei.

Das bekannte Interessante an diesen beiden Broschüren ist der Geist, aus welchem sie hervorgehen. Herr Theodor Diskussion's Stamm-Conglomerate mit ihren mannichfachen gegensätzlichen Bestrebungen nicht billigen; wir haben auch sie von ihm vorgeschlagene Bildung zweier Kreise, einen engern und einen weitern Bund aller Staaten (letzteren Oesterreich zu Hülfe, für ein Uebermaß von Nichteinheit), den Plan auch die Bildung von gemeinsamen Gerichten, allgemeinen Reichsheeren und einer Parlamentsarmee für die Bürger nicht billigen, aber der Geist, aus dem alle diese Vorschläge entspringen, ist ein höchst achtungswerther und noch zukünftig, auch dem Verfasser die Form übel, nicht anderes als mehr oder weniger die gewöhnliche Demokratie, welche wir vollkommen nicht theilen, so begrüßen wir doch die Lebendigkeit unserer Gefühlen, wenn selbst auf solchen Gebilden so radicale Vorschläge gemacht werden. Es ist denn auch die zweite Schrift mit Recht von dem warmen, lebendigen Willen Diskussion's auf möglichste zu greifen und stimmt, obgleich — und darin liegt die ganze Verbreitung solcher Symptome — bei Autor sich theilich zu sein scheint und durch und durch von Anschauungen angehört, welche wir in jeder Form bekämpfen müssen — doch den Diskussion'schen Vorschlägen bei. Trotzdem daß Herr „Brigg" (Pseudonym) an Bayern hält und Oesterreich unverständlich Nachstellung will, sieht es doch, wenn wir nicht den deutschen Fürsten ihre Ueberzeugung und selbst denken, die auch Fürsten, ihre besonders Herrn und besonders Diplomaten nehmen, die Entfernung des Parlaments unmöglicher vor Augen. Der Verfasser, der sich einen ehemaligen Offizier nennt, schreibt:

„Auch, daß man die Lug und Trügereien über Deutschland hereingebrochenen gültige Stunde klagen und fürchterlich in unsere Ohren hat verhängnißvolle nicht mehr gut zu machende „Zu spät" wiederholen, denn sie wird uns nicht mit unterscheiden, sondern, schlimmer noch als tod, sie wird uns voll- kommen unfähig machen. Unfähig werden die Fürsten sein, wie sie es jetzt sind, von blindem Parteihaß gepeitscht, unfähig werden die Völker sein, mit Vertrauen auf ihre Gebieterrechte und Widerstand gegen ihren nächsten Nachbar zu rüsten — die einen auf den Befehl Oesterreichs spekulirend, die anderen mit Angst auf Berge auf den Bund der preußischen Ideen; treiben Zwist bleiben. Man streitet sich nicht mit dem ersten Manne, daß zur Wehre der Gesetze Völker einig sein werden. Wir werden es nicht sein, wie wollen wir es wenigstens sein? Regierungen lehnt die Völker, die verschiedenen Parteien, einigen sich empfiehlt der Kampf, gegen den der erzürnten Gerichts, und gleichen Unglücks und Untergangs aller — Namen es auch die Abschaffung der Kartoffelkrankheit der verwaltigen Jahrhunderte — gewiß nicht Rath! Wem wird verlassenen- schaften auf der Stirn — wenige Tausende Der Adler wird und verschwinden werden, wenn nicht ohne Zögern energische Maßregeln zur Einigung und Stärkung der deutschen Kräfte ergriffen, zur Erhaltung eines solchen von außen Kräften und Verfassungen allen Bundes- und Landesinstitutionen eigenen werden — und hierzu sollte jetzt, bei der Kommune Deutschlands, so wenig gegen- wirkt, auch Fürsten beitragen und Wort zur Schrift, durch Opfer und um die männlichen Ehre."

Wir schließen mit dem Wunsche, daß die Kommune bald einen Mittelpunkt gefunden möchte, um und ein Wort kommen zum Ziel, wie [illegible] die Fürsten- Verständigung nicht erreichen kann. Um ge- den Willen [illegible] mancher anderen „Selbstregierender" Staatsmänner gestellt will nicht im wenigsten — es ist, weil die ganze Kommune, eben nur der Deutsch Regierungsmänner — vielleicht [illegible] die

immer näher rückende Gefahr Deutschland im großen geschichtlichen Sinne treiben.

Von den Symptomen eines neuen „Vorparlaments", das sich in dem hier und da ausgesprochenen Wunsche einer „freundschaftlichen Begrüßung von Landtagsabgeordneten" regt, erwarten wir nur dann Heilsames, wenn jene Aehnlichkeit des Erstrebten mit den wüsten Erinnerungen an die Frankfurter Zeit von 1848 vermieden wird. Frankfurt zumal ist wohl leider für eine Centralisirung unserer Bestrebungen und Wünsche die ungeeignetste Stadt.

Der Papst und Italien.

* Ein deutscher Reisender, welcher sich Eindrücke über den Papst in Rom bei mancherlei Gelegenheiten sammelte, wo ein Wissen und seine gewählte Darstellungsgabe ihm über schwierige Fragen der Zeit orientiren, interessirt auch eine kleine Schrift beleben: „Der Papst und Italien" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel), die neueste Lage der Dinge jenseit der Alpen.

Er thut wohl, aus solchem Mund die unbefangensten und unparteiischsten Urtheile über Victor Emanuel, Cavour und Garibaldi zu hören. Wenn schon ein katholischer Kirchenreformlehrer wie Döllinger den Untergang der weltlichen Herrschaft des Papstes nicht beklagt, so wird man noch weniger ein protestantischer Theologe thun, obgleich allerdings unsere Catholicität ihr eigenes Recht mit dem Ernst der Geschichte der gesammten Christenheit überall und schon von Paulo gleichstellt einfinden müssen, auch Deutschland zu kennen, wo die ersteren schwache Vertheidigung schon bei Philippsburg gefunden hat auf Grund aller der Thatsachen, bei welchen sich die Nationen der Jahrhunderte religiösen ebenso gut befinden wollen wie geistige Kirchen- und Staatsinteressen.

Es wird aber auch kaum anders werden, als daß sich zu rathen, den Papst ignoriren in Einem oder Dreißig- lose zu beschränken. Denn die Erwartung meiner Katholiken, eine geistliche Herrschaft auf dem Glauben müsse sich ganz gut mit einer weltlichen auf dem Continent vereinigen lassen, dürfte sich schwerlich erfüllen. Im Interesse der Säcularisirung Roms müssen alle weit nach einem Schritt weiter gehen. Sie müssen dem Katholicismus, welchem sein vernünftiger Mensch zumuthen wird, verderblich zu werden, anrathen, daß dem Deutsch des gebornen Katholiken zu werden und diesen Katholicismus gleich dem Haß der Christenheit zu trennen und den Papst in einem allgemeinen Concil — untergehen zu lassen.

Eine Lüge.

* Der einzige Zug, worin wir dem grünen Theil unserer deutschen Journalistenwelt Ironischen Mangel an Selbstsucht nur, d. h. wir sagen ihn bei absichtlicher Verwechslung eines Uebermaßes an. Einer Lüge, ein Journal pflegt sich zu schämen wie andere auf, aber den Nachbar zu brandmarken.

Wir wollen vor an solchen Ignorismus ein Beispiel geben.

Unmittelbar nach Mordthat's Tode brachten wir in diesen Blättern folgende Bemerkungen:

„Mordthat arbeitete wie ein Sclave. Eine schöne, immer Verklärung des Genusses lag ihm seiner Gedanken auf dem Wege einer unbändigen Intuition stehen. Wenn er schon schlief er hat Plan und vorgenommen sich mit ganzer Kraft den vorgesetzten Gedanken, der Pflicht, daß ihm dazu entgegenstrebung. Soll es toll um eine Hingebung Gottes. Eine solche Art zu arbeiten gehört den Märtyrern der Tüchtigkeit an, aber gerade die Tüchtigen werden schlagen können, daß den Leidenen der Arbeit der angeborne Plan gar nicht immer Maß hält. So kam es, daß Mordthat schon auf sich ist in die Seele hineinwuchs, einer reife Indication, die er gern verhalten hätte, nicht in Erfüllung zu bringen war, daß für die Ausführung die letztere Prüfung der Gedanken entscheidet. Es entstehen auf, als noch unmittelbar vor dem plötzlichen Tode, Schwankungen über die Ausführung Farbert's, in der Sorge um den pekuniären Erfolg im Gelde-Schiller-Buch. Eine Gelegenheit hatte, diese Projekt im Gemüth der Künstlerin zu beobachten, mußte vor dem Ziel, der Gewissenhaftigkeit und dem ernsthaften Schönheitsinn der Künstlerin die größte Hochachtung einflößen."

Im Verlaufe „Morgenblatt" hatte sich jetzt eine Erinnerung an Mordthat, an folgender Behauptung nun kommt — mit den entgegenstehenden thatsächlichen Diplomaten aus, die wir angeführt haben:

„Nicht minder unnachsichtlich war der Mordthat Art und Weise zu schaffen, die Plastische seiner Conceptionen. Die ihn in den mühevollsten Momenten zu beobachten Gelegenheit hatten, versichern, es war immer erstaunlich Zeichnen sehr, wie man unsere Jugend, persönliche Größe einer Vergleichung nennt. (Folgt eine Schilderung seiner Jugend.) Aber bei in die Mitgetheilt gewöhnlichen Weise, bei der nächsteren Betrachtung beobachtenswerthen Seite beginnt auch wieder die tägliche Operation des verhängnißvollen Dualismus. Und da war es, wo auch unserem Mordthat nicht selten der Mißerfolg bei einem mit dem ersten bewußt wurde, wo es anfing, an seinen wiederholten Hingebungen irre zu werden und zu schwanken. Aus der Unsicherheit Mordthats bei seinem raschen Denkmal-Projekt" u. s. w.

Man sieht, diesen Gedankengang ist der unsere; aber sein Autor im Text, seine Note sagt, wahrer ist entgegengesetzt.

Briefwechsel.

— Herrn *** in Wiesbaden. Ihr Selbstvertrauen Selbstvertrauen. „Ich habe auch viel zu bringen", schlagen wir ...

— Herrn *** in Paris. Die Gedanken sind gesprengt von Formeln muß von persönlichem Charakter sein Prinzip Einzelnen machen, selbst aber nicht die Situation der Stadt. Reklame mit den Engländern, mit dem Schmerz der Trennung St. Germain um die Stadt aber mit Gastfreiheit ist einer Nation und einer Stadt, Einzelnen Leidung Prinzip nicht anstehe. Die Wiederholung der Colonne würde und eine noch dramatischere Stellung bringen, als schon sie ist. In welcher wir uns befinden.

(Redigirt am 2. Mai 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 19. Wöchentlich 1½ Bogen

Inhalt: Florence Nightingale. Die Charakterbild von A. von Cognetheim. II. — Aus den Tagebüchern Hamlets in Wittenberg. Von G. Weber. III. — Reise in Italien. Erinnerungen und Bilder einer deutschen Künstlerin. — Aus Schiller's Briefe. — Die Verschwörung. Neue Novelle von Hackländer. VIII. — Bibliographie von A. Brockhaus. — Neues aus der Welt.

Florence Nightingale.

Ein Charakterbild von A. von Cognetheim.

II.

Im Januar 1851 kamen sonntag Krankenwärterinnen in Scutari an und wurden von Miß Nightingale theils der, theils in die Hospitäler in der Stadt selbst eingetheilt. Mittlerweile waren auch neue Vorräthe von England eingekommen; das ganze Land, erschüttert durch die Berichte, die fortwährend einliefen, hatte zu dem berühmten „Times fund“ (XXXX) Pf. St., die eine Nationalsubscription zusammenbrachte, beigetragen und mit diesen Vorräthen wurde jetzt das Haus gehalten. Dr. Macdonald, dem die Verwaltung dieses Fonds übertragen wurde, setzte sich sogleich mit Miß Nightingale in Verbindung und ernannte sie in dem soeben bezogenen prachtvollen Thurmzimmer des Scutari-Palastes gleichen Namens, wie sie, inmitten des regen Lebens, das dort herrschte, über alles entschied von allem, was Miß Nightingale für ihre Kranken verlangte. Der Reverend Sabine Osborne gibt in seinem Werke: „Florence and her Hospitals“, eine lebhafte Schilderung des raschen Thätigkeit des Thurmzimmers, in welchem er selbst oft gewesen, nachdem er sich durch den Anblick unzähliger Mißstände für sein eigenes philanthropisches Wirken

zu stärken. „Wo auch immer Verlassenheit sein mag, in dem Thurme der Schwestern ist seine Spur. Ihm folgt der wohlgeleitete Strom einer wirksamen Wohlthätigkeit und sicherer Beistand, der sich verhundertfachen würde, wenn die Gegenstand so vielen Leids ist. Hier ist man nie müssig, nahe sich, wenn Verbindungen gemacht werden, man theilt heute die Vorräthe aus, über die man zu verfügen hat. ... In dem großen Zimmer, auf dem eine Thür in das Schlafzimmer der Schwestern führt, erblickt man Miß N., die Hohepriesterin dieses Gemachs, niemals ist sie abwesend, niemals unbeschäftigt. Auf dem Tische vor ihr stehen die in Empfang, was die Schwestern aus der Küche und den Vorrathskammern fordern und was die hiesigen Schwestern wiederum herbeisenden, um es den Kranken nach allen Theilen des Hauses Krankenhospitäler zu bringen. Da kann man lernen, was vermöchte, wahres Wohlwollen zu wirken vermag! Da kommen unaufhörlich neue Requisitionen. Der Boden ist mit Kapital bedeckt. Alles Dinge, die für die Kranken bestimmt sind. Hemden, Laken, Hemden, Socken, Pantoffeln, Schlafröcke, Flanelljacken. Es ist ein schöner Anblick, sie alle zu sehen, was von so verschiedenen Vermehrungsstücken verlangt werden ... In dem Wohnzimmer von Miß Nigh-

tingale und ihren Freunden, Herrn und Frau Bracebridge, werden alle Berathungen gehalten, bei denen die erstere mit vielem Talent den Vorsitz hat und die den Zweck haben, den täglichen, mannichfachen und dringenden Bedürfnissen der Hospitäler entgegenzukommen. Von da aus wird die Thätigkeit des ganzen weiblichen Corps geleitet und geordnet und von da aus werden auch die vielen Briefe an die Regierung, an Freunde und Wohlthäter versendet. Aber eine erschöpfende Beschreibung alles dessen zu geben, was in diesem Zimmer betrieben wird, geht über meine Kräfte. Man strebt danach, gutzumachen, was die Behörden versäumten, und mit beschränkten Mitteln Ordnung und Menschlichkeit in den weitesten Spielraum der Auflösung aller Ordnung hervorrufen."

Miß Nightingale's Einfluß auf alle, die mit ihr in Beziehung kamen, wuchs mit jedem Tage und offenbarte sich bald in dem völlig veränderten Thun und Treiben in und außer den Hospitälern und vor allem in der Abnahme der Krankheiten, in dem erträglichern Zustande der Kranken und in der sich mindernden Zahl der Todesfälle. Es entstanden neue Wohnungen, Versammlungssäle und Waschhäuser. Bis zu ihrer Ankunft hatte es nur elende, rauchende Küchen gegeben, kaum mit den nothdürftigsten türkischen Küchenapparaten versehen, in welchen die Soldaten selbst das Nothdürftigste auf die widerlichste Weise gekocht hatten. Was die Kranken erhielten, war meistens ungenießbar für sie gewesen, nachdem sie tagelang vergebens darauf gewartet hatten. Schon Tage darauf war schon eine provisorische Küche in Stand gesetzt, in der für 800 Mann gesunde Speisen wohlbereitet wurden, die ihnen zu rechter Zeit und auf die reinlichste Weise zugebracht wurden, und im März trat ein Gesundheitscomité, Miß Nightingale an der Spitze, zusammen, infolge dessen wurde Mr. Soyer, der berühmte französische Koch, mit der Verbesserung und Leitung der allgemeinen Küchen beauftragt und in den seinen sogenannten Extrabiät-Küchen, welche ihre Entstehung der Freigebigkeit der Lady Redcliffe, der Gemahlin des Gesandten, verdankten, waren vier Frauen unaufhörlich mit der Zubereitung von leichten Speisen und Delicatessen für die Kranken beschäftigt. Nicht allein, daß jetzt die Kranken gern in dem Hospital waren, auch die Hergestellten blieben länger als sie sollten; es gab Kämpfe, ehe sie sich zum Abzuge entschließen.

Miß Nightingale's Name war in aller Munde. Im Hospital wie auf dem Felde und in den Schanzen war sie und ihr segensvolles Wirken das gewöhnliche Thema aller Unterhaltungen. Aber welche Wunder hatte sie auch bewirkt! Die Hospitäler vor den Verbesserungen glichen den Hospitälern nach den Verbesserungen (nach Miß Nightingale's eigenen Worten) wie die Gefängnisse des vorigen Jahrhunderts, die wahre Pesthäuser waren, den Gefängnissen gleichen, die nach Obrist Jebb's Angabe 1837 eingerichtet und die gesundesten Gebäude sind, die es geben kann.

In welchem Grade die Sterblichkeit unter den Soldaten nach diesen verdienstvollen Verbesserungen abnahm, geht aus den statistischen Tabellen hervor, die Miß Nightingale den Behörden vorgelegt hat. Nach obigen Zahlen während der ersten sieben Monate in der Krim infolge von Krankheiten jährlig Mann von hundert, welches die Sterblichkeit überhaupt, die in London stattfand, als die Pest wüthete; während der letzten fünf Monate des Kriegs starben nur zwei Drittel so viel Soldaten als in der gesunden Garde in London durchschnittlich sterben.

Während Miß Nightingale so segensreich wirkte und von Tausenden gesegnet wurde, erhoben sich, kaum glaublich, Stimmen gegen sie, nicht allein im Auslande, wo ihre Verdienste die Mißgunst und das verbrecherische Handeln vieler an das Tageslicht brachten, sondern auch im eigenen Vaterlande. Der hoch- und hochtoriern Damen wollen wir hier nur ganz vorübergehend gedenken, die in ihrem verurtheilenden Blödsinn Miß Nightingale's Wirken unter den Soldaten und den Umgang derselben für unstatthaft erklärten. Diese beklagenswerthen Automaten, die Hand und Fuß nur nach gewissen Regeln bewegen und deren Herz ebenso nur in gewissem, ruhigem Tempo schlagen darf, sie haben ihre Strafe dahin, denn ihr Leben ist arm an jeder menschlich schönen Regung. Aber Miß Nightingale wurde auch von Männern gelobt und verherrlicht, von Männern, die sich Gottes Diener und des Volkes Lehrer nennen. Zum Beweis dafür folgender Auszug aus einem Briefe von Mrs. Sidney Herbert, der warmen Freundin Miß Nightingale's, als Erwiderung auf derartige Anklagen:

An die Frau des Reverend —! „Es ist traurig, daß man in England nichts unternehmen kann, ohne den unbarmherzigen schlimmsten Verdächtigungen ausgesetzt zu sein. Ich würde es kaum

für möglich gehalten haben, daß ein Prediger der englischen Kirche (a clergyman of the established church) ein Werkzeug der Verleumdung sein könne. Wie Nightingale ist ein Mitglied der Englischen Kirche, die man Low-Church nennt (als Gegensatz zur Hochkirche). Aber von da ab, als sie nach Skutari ging, sind ihre religiösen Grundsätze und ihr Charakter von allen Seiten angegriffen worden. Einer schreibt uns, um uns Vorwürfe darüber zu machen, daß wir sie gelobt haben, sie, die eine Unitarierin ist; ein anderer will wissen, daß sie römisch-katholisch ist u. s. w. Es ist grausames Unrecht gegen sie, der England so viel Dank schuldig ist. Was die Anklage betrifft, daß seine protestantischen Krankenwärterinnen gelobt worden sind, so wird heutzutage Niemand Sie von dem Irrthümlichen der Anklage überzeugen. Wir haben keinen Unterschied in Bezug auf Glaubensbekenntnisse gemacht. Alle, die sich als gute, gebildete Krankenpflegerinnen auswiesen und die Billigung Verwundeter verdienten, wurden angenommen, wenn sie, wie es sich von selbst versteht, ihrer Angehörigen Einwilligung, und so viel sich beurtheilen ließ, einen Gebenalen Ruf hatten."

Die fanatisch protestantischen Pöbelhaufen Englands — und es gibt deren viele wie bekannt — konnten es nicht vergeben, daß Miß Nightingale in ihr kleines Corps gute katholische Barmherzige Schwestern sammt ihrer Oberin, theils aus Neugierde, theils aus einem tadelnswerthen Kloster kommend, aufgenommen hatte. Vergebens sucht man denen zu: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Solche Worte sind für solche Menschen in den Wind gesprochen. Ein verständiger Protestant antwortete auf die Frage, zu welcher Sekte Miß Nightingale gehöre: „Sie gehört zu einer, die immer kleiner wird, der des barmherzigen Samariters."

Noch in derselben Zeit, als Mrs. Herbert obigen Brief schrieb, schrieb Königin Victoria an Mr. Herbert, den Secretär of War: „Windsor-Castle am 6. December 1854. Mein lieber Mr. Herbert, daß ich Sie ersuche, mich häufig die Berichte lesen zu lassen, die Sie von Miß Nightingale oder von Mrs. Bracebridge erhalten, denn ich erhalte keine unmittelbaren Nachrichten, um details über die verwundeten Soldaten, obgleich ich viele von Officieren und andern über das Schlachtfeld lese, und natürlich interessirt mich die ärmern mehr als alle. Sagen Sie auch Mrs. Herbert, daß ich wünsche, Miß Nightingale und die andern Damen möchten den armen, edeln, verwundeten und kranken Soldaten sagen, daß niemand eine wärmere Theilnahme für sie hegt, niemand ihre Leiden mehr fühlt oder ihren Muth und Heroismus mehr bewundert als ihre Königin! Sie denkt Tag und Nacht an ihre geliebte Armee. Eben ist der Prinz Albert gekommen, und ich will, daß unsere Theilnahme für diese tapfern Jungen von großem Werthe ist! Victoria."

Dieser Brief zeigt nur zu deutlich, daß die amtlichen Berichte das Ergehen der Soldaten sehr flüchtig berührten. So gewissenhaft dies war, so kam es dem englischen Publikum nicht unerwartet und es wurde dies kaum in dem Augenblick, als obiger Brief veröffentlicht wurde, über die Genugthuung vergessen, die alle über die warmen Worte der Königin empfanden.

Im Februar unterlagen sieben Soldaten dem bösen Fieber, welches in dem Hospital, Barrack-Hospital genannt, grassirte. Miß Nightingale drückte gerade damals die Augen zu. Acht andere wie auch mehrere der Schwestern lagen gefährlich darnieder. In diese Zeit schrieb Mrs. Macdonald in einem seiner Briefe, die in der „Times" veröffentlicht wurden: „Wo die Krankheit in ihrer gefährlichsten Erscheinung auftritt und die Hand des Todes traurig nahe ist, da kann man gewiß sein, diese unvergleichliche Frau (Miß Nightingale) zu sehen; der wilde Kampf hat selbst noch keine einen tröstlichen Grad, wenn die Natur im letzten Kampfe ringt. Sie ist ohne Uebertreibung ein heilender, hienender Engel (ministering angel) in diesen Hospitälern und wenn ihre schlanke Gestalt gelegentlich durch die Schlafsäle schwebt und die armen Burschen sie erblicken, dann werden ihre Gesichter weich durch den Ausdruck der Dankbarkeit. Sobald die Kerze sich zur Nachtruhe zurückgezogen haben und Schweigen und Finsterniß in diesen meilenweiten Reihen beunruhigender Kranken herrschen, dann macht sie ihre einsame Runde mit einer kleinen Lampe in der Hand. Das Gefühl der Ruhe war ein richtiges, als es sie bei ihrer Abreise von England wie eine Heilige begrüßte. Ich wünsche nur, daß sie nicht zu einem höhern, aber traurigern Ehrentitel erhoben werde! Niemand, der ihre ganze Erscheinung betrachtet, kann sich der traurigen Ahnung erwehren, daß sie untergehen müsse. Mit dem Herzen einer so echten Frau, wie sie sein ist, und mit seinem Manieren, wie

man sie selten an einer Dame sieht, verbindet sie eine überraschende Ruhe des Urtheils und Entschiedenheit des Charakters."

Wir fühlen uns geneigt, dieser kurzen Schilderung eine zweite folgen zu lassen, gleichfalls der Feder eines Mannes entflossen, der während der schrecklichsten Zeit Augenzeuge von Miß Nightingale's Thätigkeit gewesen ist und von dem es heißt, daß er ihr oft hülfreich zur Seite gestanden hat, wenn ihr von allen Seiten her Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Wir sprechen hier von dem schon erwähnten, rühmlichst bekannten Reverend Sidney Osborne, der auch freiwillig nach Scutari ging, dort seine Residenz aufschlug und im Verein mit einem jungen Freunde während zweier Monate den Kranken viel Gutes erwiesen hat. Namentlich haben diese beiden die letzten Stunden der Sterbenden dadurch erleichtert, daß sie, an ihren Lagern sitzend, ihre letzten Wünsche und Bestimmungen aufzeichneten, Briefe in die Heimat für sie schrieben und Andenken für die Angehörigen in Empfang nahmen. War es Gelt oder eine Haarlocke oder auch ein Gruß, es wurde treu und, wo es sich thun ließ, persönlich an die Hinterbliebenen abgeliefert, oft mit der ausführlichen Schilderung alles dessen, was sich von dem geliebten Verstorbenen noch berichten ließ. In seinem Werke über Scutari sagt Mr. Osborne von Miß Nightingale:

„Ihre Manieren und ihr Aeußeres sind gewinnend, ohne daß sie schön ist; es ist ein Gesicht, das man nicht sobald vergißt, mit einem angenehmen Lächeln und einem Auge, das große Selbstbeherrschung verräth und das, wenn sie will, dem ganzen Gesicht den Ausdruck großer Entschiedenheit gibt. Sie hat gewöhnlich etwas sehr Ruhiges, Zurückhaltendes; aber ich möchte mich sehr irren oder sie besitzt viel Sinn für das Komische. Ueber Gegenständliches spricht sie mit einem so tiefen Ernste, wie man es von ihrer äußern Erscheinung nicht erwarten möchte. Sie hat augenscheinlich gelernt, ihre Gefühle den Principien unterzuordnen, nach denen sie handelt. Ich glaube, sie hält streng auf Subordination to be strict disciplinarian; sie übernimmt mit Eifer die Leitung eines Unternehmens und sie weiß sehr wohl, wie viel das Gelingen von dem buchstäblichen Befolgen aller ihrer Befehle abhängt. Sie versteht ihre Arbeit gründlich, aber nach meiner Ansicht versteht sie es wie die meisten Leute darin, daß sie auch in den kleinen Details, die vielleicht besser andern zu überlassen wären, alles selbst leiten will. Ihre Nerven sind wundervoll; ich war mit ihr bei den schrecklichsten Operationen gegenwärtig, sie ertrug sie; die Gefahr der Ansteckung läßt sie gänzlich unbeachtet und sie bleibt stundenlang bei den an Cholera und Fieber Sterbenden."

In Bezug auf den Vorwurf, der Miß Nightingale gemacht worden ist, daß sie den Offizieren nicht so viel Sorgfalt gewidmet habe als den gemeinen Soldaten, sagt Mr. Osborne, daß Miß Nightingale und ihre Begleiterinnen von Anfang an beschlossen hatten, lediglich ihre Dienste zu weihen; denn die Offiziere waren unvergleichlich viel besser daran, indem sie meistens ihre Bedienung bei sich hatten und hinreichende Mittel, um sich das Nothwendigste zu verschaffen. „Dennoch", sagt Mr. Osborne dann, „wird Miß Nightingale gewiß nie aus unbedeutenden Gründen die Gelegenheit vorübergehen lassen, sich ihren Mitmenschen hülfreich zu erweisen und hat mehr als einmal hülfreich am Sterbebett von Offizieren gestanden."

In Folge des Frühjahrs erkrankten mehrere der Wärterinnen und namentlich stellte es sich heraus, daß die Nonnen den Wechsel von ihrer bisherigen stillen, sparsamen Lebensweise zu dieser beweglichen schwer ertragen konnten. Sie kehrten demnach einige von ihnen in die Heimat zurück. Miß Nightingale hatte auch den Schmerz, eine liebenswürdige junge Freundin, Miß Smythe, die unter ihr die Krankenpflege erlernt hatte, durch den Tod zu verlieren.

Kurz darauf reiste sie nach Balaklawa, um die dortigen Hospitäler zu besuchen, in die sie einige Monate vorher Krankenwärterinnen eingeführt hatte. Sie fand viel zu thun vor, aber kaum hatte sie alles in Ordnung und Gang gebracht, als auch sie zusammenbrach. Das sogenannte Krimfieber hatte sie erfaßt und warf ihren zarten Körper aufs Lager. Sie wurde nun selbst ins Hospital getragen. Dort lag sie 14 Tage in heftigem Fieber. Zu den wenigen Personen, die sie während dieser Zeit besucht haben, gehörte General Lord Raglan. Mit was er, als er das blasse Gesicht der Leidenden erblickte, für deren Leben alle zitterten, für deren Erhaltung viele Gebete zum Himmel stiegen, nicht gedacht haben, daß sie, die Zarte, Schwächliche, bald wieder thätig umherwandeln, er selbst aber, der noch in vollem Kraft an ihrem Lager stand, bald unter den Todten ruhen würde.

Als Miß Nightingale genas, ergingen vielfache Bitten an sie, sich, da sie ihr Werk so wohl eingerichtet hatte, nach England zurückzubegeben und ihrer Gesundheit zu warten. Sie aber hatte andere Vorstellungen von ihrer Bestimmung als von Ruhe und verlangte nach Skutari zurück, wo, wie sie wußte, das wahre Feld für ihre Thätigkeit war. Da sie noch zu schwach war, um von der Höhe, auf der das Hospital lag, bis an das Ufer zu gehen, wurde sie von den Soldaten hinuntergetragen. Mit welcher Sorgfalt und Ehrfurcht mögen die dankerfüllten Männer das gethan haben!

Das darauf folgende Jahr war verhältnismäßig nicht so schwer für unsere Helden. Mit der Abnahme der Kranken wurden einige Hospitäler geschlossen. Dies geschah selbst mit dem großen „Barrack-Hospital" in Skutari, welches wieder, seiner alten Bestimmung gemäß, zu einer Kaserne eingerichtet wurde. Wir hören, daß Miß Nightingale eine Summe verlegt, um ein Kaffeehaus in Inkerman einrichten zu lassen; daß sie dem armen Feldprediger bei Einrichtung von Schulzimmern, Schulen und Vorlesungen für die Soldaten behülflich war, und wissen genau, wie freundlich sie die Verbreitung von nützlichen Büchern übernahm, für die zu diesem Zweck von deutschen Freunden und Fremden eingesandt wurden, weil dieselben gehört hatten, daß unsere Landsleute in den Fremdenlegion ein großes Verlangen danach trugen. Sie schrieb Briefe für die Soldaten, sorgte dafür, daß deren Ersparnisse nach England an die Angehörigen befördert wurden, und hatte den Kummer, daß ihr das Hospital-Amt die Erlaubnis untersagte, daß sie Hülfsbedürftigen, daß sie hatte unterstützen können, den Genesenden einen Schutz gegen die Sonne zu geben, wenn sie solche hatte schaffen wollen. Diese fortgesetzten kleinlichen Quälereien von seiten der Behörden, die es ihr nicht vergeben konnten, daß ihr Mitleid für den Urteil der Welt Klugheit hatte, dauerten fort, auch noch, nachdem Miß Nightingale's Ruf ein europäischer geworden war und ihr von allen Seiten Zeichen der Verehrung und des Dankes überreicht wurden. Einen sogenannten „Nightingale fund", der von ihren deutschen Landsleuten zusammengebracht werden sollte (zu dem, beiläufig gesagt, Jenny Lind-Goldschmidt und die Gemahlin Prinz Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha — den Ertrag eines von ihnen gegebenen Concerts — beitrugen), lehnte sie, wie es sich voraussehen ließ, sehr bestimmt ab. Die Königin Victoria überraschte sie mit einem prächtigen Dankbriefe ein Diamantkreuz, der Sultan ein Armband als Zeichen seiner Hochachtung und Erkenntlichkeit, und als Resultat einer in London arbeitenden großen Petitionierung wurde das zusammengebrachte Kapital, welches Miß Nightingale überwiesen hatte, zur Errichtung einer nach ihrer Anweisung einzurichtenden Hebeschule bestimmt. Die Verhandlungen dieser Versammlung wurden zu Protokoll gebracht und eine Kopie davon wurde ihr nach der Krim zugesandt.

Mit Recht betrachtet sich sie als Miß Herbert „Sie Angehörige, wie ist den Mitarbeitern auf diesem Felde einen neuen und verwandten Thätigkeit hin, von Mitleiden, die Verstehen zu Gemüte ziehen, — so gewinnt es nur mitleidsam zum besonderen Trost, daß wir auf der anderen Seite viel Sympathie und Anerkennung erwarten dürfen für diejenigen Gebiete und Schwierigkeiten zu Theil wird. Ich muß schon hinzufügen, daß ich meine heilige Thätigkeit für keine andere eintauben würde, in welcher es mir Gelegenheit, daß mich einmal entschieden ist. Ich bitte Sie daher, Ihre Gedanken mitzutheilen, daß ich meinen Vorschlag, ein Hospital nach meinen Anordnungen einrichten zu lassen, annehmen, verwerfen, man überläßt es mir, die Zeit für die Ausführung selbst zu wählen." Lingegen erbat sich ausdrücklich freie Willensfreiheit.

Die Zeitverhältnisse begünstigten ihr Gesuch mehr, als sie es damals für wahrscheinlich gehalten hatte, und mit dem Friedensschluß war der Rückkehr der letzten Truppen sah sie die nächste Pflicht vor derselben an. Sie hatte auch den sämmtlichen Hospitälern Wasserbadewannen gemacht und ganz Europa sprach, wie Krankenpflege in Kriegs- oder Friedenszeiten, verbessert werden sollen. Da es sich voraussehen ließ, daß der Aufgabe, wenn in England bekannt, einen Sturm von Lawinenbestürmen hervorrufen würde, so benutzte Miß Nightingale, die nicht so sehr die Oeffentlichkeit, über Abreise von Konstantinopel ganz im geheimen war. Sie schiffte sich auf einem französischen Schiffe ein, reiste bei Nacht durch Frankreich und kam an einem Augustabend des Jahres 1856 auf ihrem Familiensitz Lea Hurst an.

Was sie jetzt für eine so verdiente Ruhe betrachteten? Kaum schwiegen die Kriegsstürme, als ein neuer Sturm in Form einer Untersuchungskommission [illegible] ausbrach. Das englische Volk, im höchsten Grade aufgeregt, verlangte, daß, was die Leiden

als Vermuthung ausgesprochen war, jetzt durch unzweideutige Zeugen bewiesen werden sollte, nämlich: daß Tausende seiner Mitbürger als Opfer einer mangelhaften, so verbrecherischen Verwaltung gefallen waren. Daß es bewiesen werden konnte, daran zweifelte niemand mehr. Zu diesem Zweck kam die Commission zusammen und — erfüllte ihre Aufgabe, indem sie so viel ans Tageslicht brachte, als sich „den Mächten, die im Finstern walten", abringen ließ. Freilich war das immer noch nicht genug für sie, die um besseren und voller Klarheit und Rache dürsteten. Aber es war mehr als genug, um seine Art von Zweifel darüber zu lassen, daß von den ungeheuern Vorräthen, deren Ankauf von der englischen Regierung ebenso bewilligt war und die dem Elend und den Krankheiten wenn nicht ganz vorgebeugt, so doch gewiß den hauptsächlichsten Verheerungen der Krankheiten und Verwundeten abgeholfen haben würden, wenig oder nichts zur rechten Zeit oder zur rechten Stelle angekommen. Entweder konnte es gar nicht nachgewiesen werden, daß sie jemals von England abgegangen waren, vielleicht weil der, der den Einkauf besorgt, damit seiner Pflicht genügt und mit dem Einkaufen nichts zu thun gehabt hatte, oder sie waren in irgendeinem tatsächlichen Hafenplatze aufgespeichert liegen geblieben, bis sie verdirbt waren. Der Formalitäten, durch die zu gehen war, ehe der Arzt für seine Kranken, der Verwundete für den Freund das erhielt, was Leben und Kraft erhalten hätte, waren so zahl- und endlose, daß oder sich scheute, diese Spinnenfäden zu lösen. Es war das Gute davon gar nicht abzusehen und — es brachten sich die meisten auch bald, den Besiegten Lösig zu sollen.

Für diese letztere Behauptung können wir Miß Nightingale's eigene Worte anführen. Als nämlich die Untersuchungs-Commission zusammengekommen war, wurde auch sie aufgefordert, ihr Zeugniß abzulegen und es wurden ihr zu diesem Ende schriftliche Fragen von der Commission vorgelegt und diese wie ihre Antworten, die sich in den „Blaubüchern" befinden, brachten die traurigsten Enthüllungen an den Tag. Eine dieser Fragen lautete:

„Worin lag es, daß es so schwer war, Nahrungsmittel oder Decken, kurz die Vorräthe zu erlangen, die von nöthen waren?"

Antwort: „Die Beigabe, ein sogenanntes Vorrathe- genannt zu werden, hielt, wie es mir persönlich bekannt wurde, die Lieferungen ab, wie verhielt um die Dinge eingekommen, welche für die Kranken und Genesenden nothwendig waren. Sie suchten, daß solch Verfahren ihnen bei ihrer Carrière nachtheilig werden dürfte. Man wird dies in Abrede stellen, aber es bleibt doch wahr!"

Miß Nightingale's Zeugniß war von großem Werthe; sie sprach unerschrocken die Wahrheit, daran zweifelte niemand, und sie erwarb sich neue Ansprüche auf die Dankbarkeit der englischen Nation, indem sie nicht blos mehr Klarheit über die traurigen Zustände in der Krim verbreitete, sondern indem sie die Aufmerksamkeit von den auch bisherige Mißbräuche und solche Einrichtungen zu Haus lenkte. Sie hatte einen klaren und tiefen Einblick in die Einrichtungen der Hospitäler und Kasernen erlangt und legte vor der Commission das Resultat ihrer Beobachtungen nieder. Dort legte es außer allem Zweifel, daß die verhältnißmäßig große Sterblichkeit in dem Heere — auch in Friedenszeit — die Folge abwendbarer Uebel ist. Zu letzteren rechnet sie die überfüllten Schlafsäle der Kasernen, in denen die Luft ganz verpestet ist; die schlechte Ventilation und mangelhaften Wasserleitungen, die Kost, die vom Anfang bis zu Ende des Jahres aus gesalzenem Rindfleisch besteht, der Magen des Soldaten möge dagegen revoltiren oder nicht, endlich die Langeweile, die gerade aus dem thätigsten Menschen zu allererst Trunkenbolde und Taugenichtse macht, wenn sie lange Zeit Soldaten sind. Aus den von ihr angefertigten Sanitätlichen Tabellen ersieht man, daß die Sterblichkeit in dem Heere noch einmal so stark ist als die der Nicht-Soldaten von correspondirenden Alter. Sie verlangt dabei nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß nur gesunde und starke Männer für die Armee gewählt werden und daß dieselbe noch überdies durch ein unaufhörliches Zuströmen von frischem, gesundem Leben, aus der übrigen Bevölkerung gespeist, verstärkt werde, während jetzt nur die durch den Dienst Verlorenen der übrigen Bevölkerung gefallen.

Ihre scharfen Beobachtungen, klar und einfach vorgetragen, und ihre Vorschläge für Reformen, die dem Kriegsministerium vorgelegt wurden, haben bereits die heilsamsten Veränderungen in den englischen Kasernen hervorgerufen.

Ein sehr geachtetes londoner Journal erwähnte dies kürzlich und erklärte, daß derselben Reformen jetzt in Indien vorgenommen werden sollen und fügte hinzu, daß die Sterblichkeit in

der Armee, die ehemals 19 auf 1000 gewesen, sich jetzt zu 8 auf 1000 vermindert hätte.

Wie einst Elisabeth Fry's Name von den Gefangenen gesegnet wurde, so segnen jetzt die Kranken Florence Nightingale, und zahllose sind die Erinnerungen, die sie geweckt hat.

Und Bewunderin muß ihre Gegenwart erhellen, die durch eigenes persönliches Leiden geprüft ist. Immer von zarter Gesundheit und an einem Herzübel leidend, ist Jahre durch die schweren Jahre in der Krim und später durch jene heftigen Gemüthsbewegungen verzehrt worden, die ihr die Enthüllungen und Verleumdungen zur Zeit der Untersuchungscommission verursacht haben. Ihr thätiger Geist ruht aber nicht. Sie lebt fort, noch ihren eigenen Worten, nur so viel länger Zeit an ihr Zimmer bannt, sich lebhaft für die Maßregeln zu interessiren, für die sie die Zeiten des sogenannten „Nightingale fund" (1200l. zum Besten St. Th.) verwendet. Sie ist dafür, kein neues Hospital errichtet, sondern es ist zu versuchen an ein bestehendes Hospital verwendet werden (St.-Thomas-Hospital), in dessen Nähe, die sich der Krankenpflege widmen wollen, Wohnungen finden und von den erfahrenen Schwestern und dem Arzte unterrichtet werden.

Miss Nightingale's Buch „Notes on nursing" (Bemerkungen über Krankenpflege) ist wohl jetzt über Krankenpflege geschrieben worden. Es enthält höchst beachtenswerthe Winke für Kranke und Gesunde und eines Mitleids Herz muß bewegt werden durch das innige, mütterliche Mitgefühl, das Miss Nightingale für alle ihre leidenden Mitmenschen hat. Nicht entgehe ihrer Beachtung, was dem Kranken nützt und schädlich oder lieb und leidig sein dürfte, so weiß immer richtig anzugeben, auf welche Weise das erstere zu vermehren, das letztere herabzusetzen ist. Gegen gedankenlose oder gar böswillige Krankenpflegerei ist sie unerbittlich streng und es fehlt ihr gar nicht an Ironie und ironischem Witz für Komik, den Doktorton lächerlich hatte, wenn sie von ihnen spricht. Und wer bezweifelt haben sollte, daß hier außerordentliche Frau neben ihren außerordentlichen Verdiensten auch Weiber- und Herzenseigenschaften auch weiblicher Komik besitzt, wird durch eine unlängst bei F. A. Brockhaus in einer von der Verlagshandlung autorisirten deutschen Ausgabe erschienenes Buch eines Besseren belehrt werden.

Es den Frauen, die nicht glücklich sind, weil ihnen die rechte Lebensarbeit fehlt, mag durch Charakterbilder gezeigt werden, daß eine Frau in ihnen im Stande ist, die Menschenliebe im Herzen hat und für andere sich zu opfern vermag.*)

Aus dem Zoologischen Garten in London.

Von C. Russ.

III.

Die meisten Thiere werden von der Zärtlichkeit der alten Thiere gegen ihre Jungen gerührt haben. Ein Bärenweibchen von dem Gewicht mehrerer Centner, ein wild blickendes, gefährliches Thier, von einer langen Reihe abenteuerlustiger Reisen durch ein unbewohntes Land zu seinem Genossen, seinem es durchaus, mußten es sich widergefallen lassen, ruhig von dem Kind traumlegen. Das Junge wachte nicht recht weiß ins aber es war auch ein recht gutmüthiges Mutterthier, genug, es verlangte es nothwendig ruhig und hatte Vertrauen seine Ruh, an dem sichern Instinkt der Mutterthier theilnehmen.

*) Auch andere Fälle werden im Buche hier, wo sie von edlenden Mitleid oder Mitbefangen in Gefahr bringen (über mit den Schwestern in weniger Zeit zusammen wird, um sich gefährdete Patienten verbinden Krankenpflege. In der wohltätigen Schwestern in Cholera haben sich, mag der schwierigen Aufgabe, der Sterblichkeit von Jahrzehnt der Gesellschaft gegenwärtig wird, so gerade solchen Gesellschaften über eine Hospitäler, Hospitäler und Gesellschaften mit einigen Namen. Die Krim Florence Nightingale, Jahrzehnt haben eben lange die Wissenschaft und Krankenpflege wissenschaftlich. Auch in Deutschen wurden Hospitäler die Pflegerinnen in christlicher Krankenpflege, Hospitäler in Kaiserswerth, Krim, wie eine der Pflegerinnen der Stadt in Paris, ist eine der Pflegerinnen für ganz besonders geeignet, ein christlicher Krankenpflege Hospitäler. Diese Hospitäler Krankenpflege in Deutschland gründet wurde, hat die wirklichen Krankenpflege der Krankenpflege wurde verbreitet sich lebendige.

Die Krankenpflege in St. hat in diesen Schwestern. Die Krankenpflege Krankenpflege von Paris, Krankenpflege Krankenpflege, die Krankenpflegerin die Pflege über eine an die in seinen Krankenpflege der weiblichen Pflegerin zu pflegen werden. Meiner Meinung nach hätte eine Frau der Krankenpflege nach meinen Erfahrungen hat der Pflege angeblich zu erwerben, wenn gewisse, aber nur die Pflege wird, eine gewisse einer solchen Krankenpflege Kraft, gebildet werden. Ist es nicht möglich, daß in der Krankenpflege-Hospitäler eine der Pflegerin Krankenpflege als eine selbständige Krankenpflege Krankenpflege der Krankenpflege eingeführt, in einer es war leider meiner Pflegerin, daß sie nur Pflege, die eine auf seinem Gebiet in ganz besonderer weiblicher Pflege, sich nur zu Krankenpflege Krankenpflege. Die „Deutsche Pflege" hat sich in Pflege der Krankenpflege einer Krankenpflege in der Krankenpflege einer Krankenpflege Krankenpflege. Auf diesem Gebiet war Krankenpflege gewiß gebildet zu sein. Es wäre zu wünschen, daß eine der Krankenpflege Krankenpflege Krankenpflege einer Pflege einzelne

Die Mutter lief beständig ihre Blicke auf das Kind niedergleiten, indem sie mit den Vorderhänden behutsam die Haare am oberen Theile des Körpers auseinanderstrich, wie es schien, um gewisse lästige Gäste zu fangen. Endlich hatten auch die übrigen Kinder das Spielen satt. Die ungestüme Schar — es waren drei oder vier — stürzte jetzt auch auf die Mutter los; allein diese hielt sie mit einiger Heftigkeit zurück und kehrte sich bald zur Seite, so oft auch von den übrigen Kindern der Versuch, sich der Mutter zu nähern, wiederholt wurde, und dies Umwenden der Mutter geschah stets so, daß das Kind in ihren Armen gehörig und vor jeder heftigen Berührung bewahrt blieb. Zuletzt kauerten die wilden Gesellen ruhig um die sorgsame Mutter nieder und es erfolgte nun ein wiederholtes Koken der Mutter und der Kinder.

Ein sehr interessantes Schauspiel gewährte mir der Seehund Phoca vitulina, der hier durch ein sehr schönes Exemplar vertreten ist. Er befand sich in einem geräumigen tiefförmigen Wasserbassin von etwa 12 Fuß im Durchmesser und bewegte sich darin mit großer Behaglichkeit. Anfangs war von dem Thiere nur abwechselnd ein kleiner Theil des Kopfes sichtbar. Aber da kam plötzlich der Wärter. Sogleich erschien das Thier an der Oberfläche des Wassers, näherte sich der Stelle, wo der Wärter stand, legte mit den Vorderfüßen den Rand des Beckens, sodaß nun der Körper zur größeren Hälfte dem Beschauer sichtbar war, und verfolgte mit der größten Aufmerksamkeit und unverkennbaren Zeichen von Anhänglichkeit und Liebe jede Bewegung des Wärters. Die Ohrlöcher — Ohrmuscheln fehlen —, die Augen, vollkommen rund und ohne Wimpern, namentlich aber die Nasenlöcher schließen und öffnen sich in regelmäßigem Tempo und man konnte wahrnehmen, daß sie mehr dazu geschaffen waren, sich schnell und fest zu schließen, als offen zu sein. Man spricht viel von der Gelehrigkeit dieses Thieres und erzählt, daß es wie ein Hund abzurichten sei. Hier konnte man dieses bestätigt finden. Wie der Hund die Mienen seines Herrn beobachtet und seiner Winke gewärtig ist, so zeigte sich auch der Seehund in der größten Spannung. Als der Wärter jedoch, nachdem er einige freundliche Worte an das Thier gerichtet hatte, sich wieder vom Bassin entfernte, da stürzte sich das Thier, und zwar rücklings, wie verzweiflungsvoll ins Wasser zurück. Beiläufig will ich hier noch bemerken, daß schon auf der Reise von Hamburg nach London Seehunde von den Passagieren gesehen wurden; selber war ich nicht so glücklich, mich eines solchen Anblicks zu erfreuen.

Nach den im Zoologischen Garten zu London gemachten Erfahrungen kann der Seehund sehr lange in der Gefangenschaft leben. Das Zebra hatte einen vier Jahre beherbergt und war durch einen unglücklichen Umstand bald um sein Leben gekommen. In den ihm zur Nahrung gereichten Fischen befand sich noch ein Angelhaken, welcher das Thier verschluckte. Noch eine im Zoologischen Garten zu London gemachte Erfahrung ist interessant. Sie betrifft die Menge von Nahrung, welche ein Seehund consumirt. Das ungefähr nöthige jährliche Quantum beträgt 14 englische (ungefähr 12 deutsche) Centner. Man kann sich daher kaum eine Vorstellung davon machen, wie groß die Menge der Fische ist, welche von den zahlreichen Seehunden im Zustande der Freiheit mögen vertilgt werden.

Die Hetzjagd hat in neuester Zeit vielfach in Deutschland gepflegt werden und man hat hier

---

mit unendlicher Mühe durch Anwendung mehrerer Steuerung [illegible] mehrere eigene Vorgänge und Einzelheit angeführt haben, welche wir hier ja [illegible] in allem gegen den [illegible] Bewegungen Hand gehalten und [illegible] Sitz des Mutterherz mit [illegible] Mutter [illegible] [illegible] [illegible]

Thier sogar wie einem Hund abgerichtet. Im Zoologischen Garten zu London waren nicht allein die zwei gewöhnlichen Arten, die gestreifte und die gefleckte, sondern auch Hystrix brasica. Der Katalog bezeichnet sie als ein vortreffliches Exemplar und spricht die Vermuthung aus, daß es das einzige Exemplar sein möchte, was je lebendig nach Europa gebracht ist. Das Thier zeichnet sich durch seine ins Braune spielende Farbe aus, weshalb es auch braune Hyäne genannt wird; ebenso aber auch durch seine Größe. Es ist nämlich der Kopf im Verhältniß zum Körper größer als bei den übrigen Arten, auch ist der Rücken weniger gebogen.

Ein vollkommen gezähmtes Stachelschweibchen machte sich um die englische Jugend besonders verdient. Es war mit einer rothen Decke behängt und auf dieser Decke befand sich ein großer Cirkel mit drei Sitzen an jeder Seite, welche die Wärter des Thieres an die muthwillige Jugend männlichen und weiblichen Geschlechts vermietheten. Mittels einer kleinen Leiter kletterten die Knäbchen und kleinen Mädchen daran in die Höhe und es war ein recht anziehender Anblick, die kleinen zarten Kindchen mit ihren süß nackten Beinen, in geschmackvoller Kleidung, auf dem großen Kolosse herumreiten zu sehen. Es versteht sich von selbst, daß das Thier gezähmt wurde, doch geschieht dies so vorsichtig und das Thier benahm sich so artig und behutsam, daß das zahlreiche Publikum in seiner Weise belästigt wurde.

Von den größern Säugethieren mag es mir erlaubt sein, hiermit Abschied zu nehmen. Ich will selbst der Giraffen nicht ausführlich Erwähnung thun, da sie im londoner Zoologischen Garten, wo sie ihren Platz in unmittelbarer Nähe des Nilpferdes innehatten, gegen letzteres Thier wenig Aufmerksamkeit erregten. Dagegen mag es mir vergönnt sein, über ein Stachelschwein einige Mittheilungen zu machen. Das gemeinliche Hystrix cristata war mir bekannt, obgleich ich es früher aus Mangel an einem geeigneten Raume für das Thier in seinem Wesen nicht hatte beobachten können. Hier befand sich eins, Hystrix leucura (?). Es ist bekannt, daß das Stachelschwein, sobald es böse wird, die Stacheln sträubt, wobei denn auch häufig eine derselben herausfällt, ein Umstand, der wahrscheinlich zu der Fabel Veranlassung gegeben hat, das Stachelschwein könne nach Belieben einzelne Stacheln auf seinen Feind schießen. Hystrix leucura befand sich nicht in einer angenehmen Lage, sondern marschirte ziemlich emsig auf dem vor seinem Häuschen befindlichen Raume hin und her. In dieser Bewegung erinnerte mich seine ganze Gestalt, namentlich die Form des Kopfes, recht lebhaft an das Schwein. Die Stacheln dieses Thieres waren nach Länge, Richtung und Platz sehr verschieden. Die vordere in der Nähe des Kopfes befindliche Abtheilung war etwas kürzer und bildete eine Art von Serin, indem die einzelnen Stacheln, von der Mitte des Rückens aus, nach allen Seiten hin sich strahlenförmig ausbreiteten. Die andern bedeckten Rücken und Seiten des Thieres, waren länger und richteten sich alle nach dem Schwanze hin. Was ich jedoch noch nie gesehen, nie gehört hatte, war, daß diese hinteren Stacheln von dem Thiere hin in Form eines Pfeilregens aufgerichtet werden können. Das Thier hielt plötzlich stehen und die nach hinten gerichteten Stacheln richteten sich auf und zeigten die erwähnte Erscheinung. Ob es dies jedoch infolge von Unwillen oder Aergerlichkeit that, vermag ich nicht zu bestimmen; doch dünkt es fast zu bemerken, da es dazu für den Augenblick keine Veranlassung hatte, indem die Zuschauer sich durchaus ruhig verhielten. Dicht neben dem Stachelschweine befand sich der Wombat Phascolomys ursinus, wovon ich früher, soviel ich mich erinnere, noch kein lebendiges Exemplar gesehen hatte. Er stammt aus Südaustralien und gleicht hinsichtlich seiner unruhigen Bewegungen dem Stachelschwein. Seine Länge mochte zwei Fuß betragen. Der Kopf dick und plump. Als das Thier in die ihm bestimmte Wohnung gebracht worden war, fing es sofort an, nach Art des Kaninchen eine Höhlung unter seinem Häuschen auszugraben, in die es sich zurückzog und sie nur verließ, um zu fressen. Indes es dem Publikum längere Zeit nicht sichtbar wurde. Erst allmählich begab es sich öfters auf den vor dem Häuschen befindlichen Raumplatz, wo ich es zu sehen Gelegenheit hatte. Ueber seine Lebensweise weiß man noch wenig. Es soll ein nächtliches Thier sein, das die unvollkommen gebornen Jungen in einer Hauttasche des Hinterleibes trägt.

Die Vögel waren sehr zahlreich vertreten, sogar der Sperling fehlte nicht. Der Riesenvogel, Casuarius casuarius war ein gewiß 5½ Fuß langes und 3 Fuß hohes Exemplarium, ein Prachtvogel zum Wohnorte bestimmt. Es waren etwa acht bis zehn Vögel der genannten Art beim vorhanden. Der Boden war mit Wasser bedeckt,

in welchem sich lebendige Fische vorfanden. In den Ecken des Kastens fanden Stämme mit zahlreichen Aesten, auf denen die Vögelchen saßen. Leider hatten sie keinen Hunger und die Fische blieben daher von ihnen ganz unbelästigt. Ganz besonders zahlreich waren die Papagaien vertreten, die, ohne von einer Anzahl von Aras und Kakadus zu sprechen, welche zur Belustigung des Publikums im Freien in der bekannten Weise an Ringen befestigt waren, ein ganzes Haus einnahmen. Es waren 42 Species vorhanden und die interessantesten Formen, sehr mannichfaltige Farben und die verschiedensten Dimensionen waren hier zu bemerken.

Unter den Schlangen zog besonders Python selbst meine Aufmerksamkeit auf sich. Das Thier mochte wol 20 Fuß lang und ½ Fuß dick sein. Obgleich es an jenem Tage, wo ich es sah, kalt und regnerisch war, weshalb die Mehrzahl dieser Thiere unter einer im Käfig befindlichen wollenen Decke zusammengekauert lag, so that mir doch Python selbst den Gefallen, sich aus ihrer Lethargie herauszuwinden und sich allmählich in ihrer ganzen bedeutenden Länge vor mir auszudehnen, sodaß ich dieselbe abzeichnen in den Stand gesetzt wurde. Nicht weniger interessant war die Cobra Capel, ganz dunkel gefärbt und sehr giftig. Es ist dies das bekannte Thier, welches, wie die Geschichte erzählt, von der Königin Kleopatra angewandt wurde, um sich den Tod zu geben. Ihr Vaterland ist Aegypten, wo sie sehr häufig vorkommen soll. Sie hat wie ihre übrigen Verwandten die Fähigkeit, ihren Hals auszudehnen. Obgleich ihr Biß für den Menschen tödtlich ist, so vermindert sich doch die Gefahr bedeutend durch den Umstand, daß sie nur gereizt und angegriffen beißt. Daher kommt es denn auch, daß die ägyptischen Bauern und Feldarbeiter, wenn sie eine solche Schlange in ihrer Nähe sehen, sich durch diesen Anblick nicht im geringsten von ihrer Arbeit abhalten lassen, sondern sich nur in einiger Entfernung von dem Thiere halten, welches seinerseits alle Bewegungen der Arbeiter mit aufgerichtetem Kopfe aufmerksam verfolgt. Sobald sie jedoch angegriffen wird, stürzt sie sich muthvoll auf ihren Feind los. Wie die Brillenschlange in Indien von den Gauklern abgerichtet wird, so geschieht dies auch mit der Cobra. Es werden ihr die Giftzähne ausgebrochen und sie wird abgerichtet, allerlei künstliche Bewegungen zu machen. Man sagt, daß ein Druck an einer bestimmten Stelle des Kopfes das Thier in eine Art von Schlafsucht versetzt. Ein mir merkwürdiges Amphibium war Rana pipiens, der Ochsenfrosch. Er hatte einen Wasserkasten inne und eine Anzahl von kleinen jungen Schildkröten, kaum von der Größe einer Kinderhand, die sich lustig im Wasser herumtummelten, war ihm zur Gesellschaft gegeben. Rana pipiens ist etwa ½ Fuß lang, dick und äußerst phlegmatisch. Er ist oben grün, der Bauch weiß. Er saß jedesmal unbeweglich auf einem Steine außerhalb des Wassers. Daß auch die übrigen Amphibien nicht fehlten, namentlich Schildkröten und Krokodile, brauche ich wol kaum anzuführen. Aus der Abtheilung der Krokodile betrachtete ich mit besonderm Vergnügen den Hammer Alligator vulgaris, in seiner gefleckten Uniform, der, mit mehreren andern Gefährten aus derselben Abtheilung, einen Glaskasten bewohnte. Er lag beständig still an einer Ecke, nur von Zeit zu Zeit seine Scheren bewegend, während der Vereinigte Staaten Terrapin (Testudo) mit seinem gehörnten Haupte — diese Thiere haben keine eigene Schale, kriechen aber in eine fremde hinein, die sie sodann mit sich herumschleppen — beständig, und selbst Hindernisse nicht achtend, herumspazierte. Aus der Abtheilung der Fische interessirte mich sehr lebhaft der Xiphias (Platessa) fluviatilis. Er zeigte in seiner Bewegung, was man von den Schollen gar nicht erwartet, eine große Gewandtheit und Zierlichkeit. Der Körper war ungemein biegsam und die Augen bewegten sich in den kleinen, fast cylindrisch hervorstehenden Kobolden. Der Anblick dieses niedlichen Thierchens wird noch verschönert durch die weiße Farbe des Unterleibes, sodaß das Ganze, bei der graziösen Leichtigkeit und Zierlichkeit in den Bewegungen, wirklich ganz allerliebst aussieht. Ich muß bekennen, daß das Thierchen mich lebhaft interessirte. Bekanntlich treten hier wie auch bei den übrigen Schollen sehr auffallende und ganz eigenthümliche Erscheinungen auf, die in der ganzen Abtheilung der Fische sonst nicht weiter vorkommen. Einmal ist die Rückenkante nicht, wie sonst bei den Fischen, nach oben, die Bauchkante nach unten gerichtet, sondern das Thier legt sie zur Seite, daß diese Kanten wagerecht liegen. Der Maulspalt steht senkrecht. Zugleich mit mit dieser Eigenthümlichkeit im Körperbaue eine solche Verschiebung des Knochengerüstes des Kopfes ein, daß beide Augen auf der obern Seite zu stehen kommen. Was mir bei diesem Fische ganz besonders

auffiel, war einmal die Beschaffenheit der Augen, die, in kleinen Näpfchen liegend, soviel ich wahrnahm, sich bewegten, und sodann der Umstand, daß das Thier sich so leicht bewegte. Die Schollen haben nämlich keine Schwimmblase und sinken hierin Mangels halber ziemlich schwerfällig auf den Grund des Meeres. Die Flunder dagegen war in einer beständigen Bewegung von oben nach unten und vollführte diese Bewegung mit anmuthiger Leichtigkeit.

Ueber die Aquarien habe ich bereits früher einiges gesagt. Sie enthalten außer den Thieren auch noch Wasserpflanzen und zwar diese letzteren nicht etwa blos des schönen Aussehens halber, sondern als nothwendiges Erforderniß, da der von den Pflanzen ausgehauchte Sauerstoff ein nothwendiges Lebenselement für die in dem Gefäße lebenden Thiere ist. Indem man alle diese Pflanzen in den Aquarien pflanzt, thut man nichts anderes, als was die Natur auch thut und wodurch sie die Existenz der Thiere möglich macht. Es treten jedoch hierbei noch andere Umstände ein, die bei Errichtung von Aquarien berücksichtigt werden müssen. Der wirkliche Aufenthalt der Wasserthiere ist bewegt, das Meer wird durch den Wind aufgerührt, die Oberfläche verändert, andere Wassertheile werden mit der Atmosphäre in Verbindung gebracht und so wird ein verändernder Einfluß auf die Beschaffenheit des Wassers bewirkt. Auch diese hatte bei der Einrichtung der Aquarien nicht unbeachtet bleiben müssen und man hat daher, wie ich auch bereits erzählt habe, Vorrichtungen getroffen, um das Wasser in denselben von Zeit zu Zeit durch künstliche Mittel in Bewegung zu setzen. Und auch der Wärmegrad im Wasser, eben so auch die Stärke des Lichts nicht unbeachtet bleiben dürfen, wenn die Thiere gedeihen sollen, verstehe sich wol von selbst.

Nacht ist Nacht.

Erinnerungen aus dem Leben einer politischen Flüchtlings.

Alle Nächte, wie sie sich auch nach des Tages Licht mit Sehnsucht auf die Welt, wie sie auch den Pulsschlag des Lebens erhöhen, lautleise Schweigen verbreiten und ernstig glänzende wie matte, weinende Augen küssen, schauen in ihrem dunkeln Gewand eine wie die andere so ähnlich.

Aehnlich hat der Natur der eines Sturm und Regen, der andere warme Luft, Blumenduft und Sternenglanz sprudelnd — aber ist Nacht nicht Nacht?

Ach! schaute dein Auge — — Während der eine Glückliche in den Arm der Liebe, in süßer, heimlicher, mit allem Luxus ausgestatteter Räume hinter schützenden Damastvorhängen die Nacht verschwatzt und am Morgen bitter die Kürze der Gemüße beklagt, jammert ein anderer, einst und krank, von allen verlassen, in kalter Stube, auf hartem Stuhl, dem anbrechenden Tag entgegen, sich und sein elendes Geschick verfluchend — Der eine verbringt die Nacht in seglichen Genüssen, in freier, ungehinderter Lust, der andere, ein Gefangener, lehnt sich stöhnend nach einem Strahl des Lichts, nach einem Laut höflicher Menschenstimmen, nach einem beseligenden Ton der Musik. Viele verbringen am reichbesetzten Tafel unter lustigen Scherzen die Stunden, während sie andere Minute um Minute dem Hungertode abringen, in der Hoffnung, am Morgen eine mitleidige Hand zu finden, die erbarmend Sättigung beut —

Auch ich erinnere mich, zwei verschiedener und endlich verschiedenster Nächte verlebt zu haben —

Während ich die erste verlebte, war ich jung, reich, geachtet und geliebt. Wie das Leben in seligen Schimmer vor mir lag, so die damalige Nacht. Ich schminge den Zauberstab und die Erinnerung formt sich zum Panorama: Die weißen Klippenhäuser eines Vallonale öffnen sich. Ich betrete den glatten Boden eines amphitheatralischen Hofes. Glänzende Lichter füllen die reichverzierten, eleganten Räume mit Wogen von Licht und Wärme. Seine berauschenden Töne durchziehen die Luft. Reiche Uniformen, der Schmuck, seltenste Kunst schmücken das männliche Publikum. Einem Garten reichster Blumen gleichen die Damen zu gleichen. Welche man ersteht sich wendet, strahlende, heitre Gesichter, glänzende Augen, rauschende Kleider, lieblich tönende Worte. Und zwischen dem Tumultuar, alle überstrahlend eine Sonne unter Sternen — sie, welche ich liebte und deren bezauberndes Auge mich wieder und wieder fand. Da zwischen die belebenden Klänge eines Walzers durch den Saal, hallen in den Herzen der Tanzlustigen wider, die Unterhaltung steht, Paar reiht sich an Paar, die zarte, schmiegsame Taille wird mit glühendem Arm umfaßt und halb heiß und wiegt sich der bunte Ring, ein vom Rhythmus bewegtes Blumenbeet. Ich, meine Geschicke am Herzen, umgeben vom Zauberduft ihres ganzen Wesens, ihrer Kleider, ihres

Haare, glaube auf Wolken dem Himmel zuzuschweben; ihr kleiner, zarter Fuß berührt kaum den profanen Boden. Mit leichtgeröthetter Wange flüstert sie leise Worte der Liebe, drückt sie entzückt an mich, umschließe eng die kleine, schmale Hand. Nach einigen Tänzen, bei erregtem Blut wird auch bei andern der schüchterne Geist geweckt. Die Schranken der Etikette fallen, es bilden sich Gruppen, fröhliches Lachen, Witze heiteren Witzes ertönen. Unbeachtete überlassen sich glücklichen, süßen Schwärmereien. Dazwischen schmiegt und windet sich der betreßte Bedientenschwarm, mit devoter Stimme und gekrümmtem Rücken zum erfrischenden Genuß der kostbaren Erzeugnisse aller Zonen einladend. Und wie diese Nacht auf Windesflügeln enteilt, unter Reden, Tändeleien und Scherz dem Glücklichen, der sie reißenden Fluges schwinden sieht und nicht halten kann, sich entzieht und die Morgenröthe den Glanz der ausgebrannten Lichter erdrückt, so beschließt ein Händedruck, ein heimlich gewährter oder willig gewährter Kuß das Fest — man legt den schützenden Mantel um die anmuthige Gestalt, geleitet sie nach dem Wagen und mit dem in der Ferne verklingenden Rollen der Räder wird das Ganze zum süßen Traum, zur ewigen, herrlichen Erinnerung — —

Jahre verflossen und ich bin — im großen London — fern von Mitleid und Liebe — jede Hoffnung mir geraubt, jeder Stern mir entrückt — mein Körper entrüstet von Hunger und Elend —

Nacht war es auch damals! Die Zeit der Ruhe war einer Million Menschen gekommen. Das Gebrüll Londons erhorb — Die Straßen erzitterten nicht mehr unter dem Rollen der unzähligen Wagen, sie hallten nicht mehr wider unter den gellenden Rufen der Verkäufer. Die ungeheure Stadt glich einem schlafenden Riesen, einem stillen Meere, das heuchlerisch Abgründe und Stätten des Grauens verbirgt. Auch die vereinzelten Verspäteten und Nachtschwärmer verloren sich nach und nach; mit jedem verlor sich mehr die leise genährte Hoffnung, noch irgendeine rettende Hand sich nahen zu sehen —

Endlich war nur ich noch allein in den öden Straßen mit meinem Kummer, meinem Schmerz. Ich schlich verlassen, scheu, ein Flüchtling, entrüstet durch das äußere Häuserwerk, ohne Obdach und Nahrung. Nichts gleicht den Gefühlen, welche in dieser entsetzlichen Nacht mein Herz zerrissen. Ich hatte mal ähnliche Nächte ohne Ruhe in der Wildnis Polens, in der öden Wüste der Heide Ungarns verlebt. Doch hier, inmitten einer großen, reichen Stadt, unter Tausenden glücklicher Menschen einsam und verlassen, ohne Nachtlager, durch die Straßen wandern zu müssen, nicht an der allgemeinen Ruhe, welche die milde Nacht jedem Sterblichen reizend und erquickend beschert, theilnehmen zu dürfen, ist das Bitterste, was ein armes Menschenherz erdulden kann. Und früher, wie ich mich zu meiner Qual erinnere, waren in ähnlichen Nächten wenigstens zu einiger Erquickung die blinkenden Sterne geblieben, die doch auch ohne Rast und Ruhe die ewige Bahn wandeln müssen. Dieser Trost fehlte mir auch diese Nacht; die Wolken und der Nebel hüllten den lenzenden Himmel in ein schwarzes Leichentuch. Ein feiner Regen fiel kühlend und durchnässend auf meine erstarrten Glieder herab. Die Gaslaternen, das einzige Lebende neben mir, leuchteten trübe, flackerten höhnisch mit zu und ließen mich meinen gespensterhaften Schatten erblicken.

Meine sehnenden Blicke richteten sich oft nach oben und so sah ich in den Zimmern der Glücklichen Licht um Licht erlöschen. Meine aufgeregte, krankhafte Phantasie zeigte mir im blendendsten Schimmer die durchwachten, bequemen Schlafgemächer, ließ mich schneeig-weiße Betten erblicken, in denen die müden Glieder zu strecken Labsal sein mußte. Mir blieb nur das harte Straßenpflaster. Ich hörte nichts als den höhnenden Widerhall meiner monotonen, einsamen Schritte, fühlte nichts als die durchnässenden Regentropfen. Der Tod erschien mir wie ein Augenblick, diese unter Qualen verlebte Nacht wie ein Jahrhundert.

Da sah ich verdammt vom Vaterlande, verfolgt um meiner Ueberzeugungen willen — auf einem Steinblock an einer Straßenecke, Kälte, Nässe, tobende Gedanken in der Brust. Die Straßen der Stadt — eine so graue und trostlose als die andere, gleich riesigen Gespenstern vor mir sich ausstreckend. Den Glockenton lauschte ich, die von Viertelstunde zu Viertelstunde den Schneckengang der Zeit verkündeten — Unter heißen Thränen erlebte ich den Morgen, der mir Hülfe auf der Post versprach — Briefe, die ich erwartete.

Da sah ich es in einem Hause vor mir lebendig werden — Es war ein mächtiges Hotel — Bald vernahm ich Rollen von Wagen — Große Omnibus kamen von der Themse her — die

Dampfboote hatten gelandet — Hier und dort hielten die mächtigen Wagen —

Ein Wagen hielt vor dem großen Hotel — Ein Kofer war es — Ich sah hinüber — Kisten und Koffen wurden ausgepackt — Eine Dame in gebrochenem Englisch erteilte ihre Befehle — ein alter Herr schnarrte und bäuerte die fremde Sprache desto geläufiger —

Ich blicke länger und länger hinüber — — Die Laternen ließen mich die Züge der Fremden allmählich unterscheiden — ich höre deutsche Laute — ein Name klingt an mein Ohr — Luise — ewiger Gott! — Meine Verlobte! Jetzt die Gattin des reichen Commerzienraths — einst Verlobte — Meines politischen Schicksals wegen hatte ich vor zehn Jahren ihre Hand und ihr Herz verloren — —

Die Nächte wären verschieden? — —
Nacht ist Nacht!

Anregungen.

Eine schöne Seele.

Vielleicht entgeht uns nur zufällig in unserem Journal Gnade die Besprechung eines Buches, das wir allen unseren Lesern empfehlen möchten. Aber ich möchten mir glauben, der „Nachlaß von Natalie Schönfeld" (Bambinen, Fremde, 1861) ist bisher noch ganz ohne Besprechung geblieben. Karl Rosenkranz hat zu dem interessanten Buche eine Vorrede geschrieben. Die Verehrerin widmete ihm ihre ganze Bewunderung und Verehrung.

Natalie Schönfeld starb 1845. Schon früh war sie durch Häßlichkeit, den Verlust eines Auges, eine Rückgratverkrümmung, auf Entsagung angewiesen, ein unglückliches, an ein Krankenlager gebanntes Wesen, das sich von früh an jenes innere, heiligende Leben aneignen mußte, welches ihr später die Leiden dieses Lebens allein erträglich machen konnte. Sie lebte zuerst Königsberg in dem Orte Tarkehmen (Dambrauken), später bei ihrem Schwager, einem Pastor in Georgenburg. Die Uebersiedelung dahin war für Natalie mit Lebensgefahr verbunden, jede heftige Bewegung zog ihr Krämpfe zu. In einer Sänfte wurde sie in ein Boot gebracht und so die Angerapp hinabgeführt. Der Arzt Gargentin, mit welchem sie auch später in steter Correspondenz trat, begleitete sie und nach vier Tagen langte sie unter dem Jubel der Bürgern in Georgenburg, dem Hafen der Natalie an. Zwölf und ein halbes Jahr brachte sie meistens auf dem Zimmer zu. „Wie sehr ich auch vorbereitet war", sagt Rosenkranz, „eine Gelähmte, eine Kranke zu finden, so überraschte mich doch die traurige Wirklichkeit aufs Innerste. In der grünlichen Stube stand links vom Eingang ein breites weißes Bett, nebenan auf einer zwei Fuß hohen Estrade, die in der Mitte einige Stufen hatte und auf welcher links ein Stuhl, rechts ein Tischchen mit einer Uhr, einem Wasserglas, einer Arzneiflasche, einigen Büchern und Schreibmaterialien sich befanden. Das Krankenbett hatte in der Mitte noch unterhalb einen Kasten mit hoher Platte, der eine nach unten abgestumpfte viereckige Pyramide darstellte. Im Bettraum selbst waren eine Menge Betten so aufgeschichtet, daß die Kranke zwischen ihnen Platz hatte, während ihre ganz verkrümmten, zum Theil unförmigen Füße in dem Kasten ruhten. Sie konnte nicht liegen. Eine horizontale Lage würde sie augenblicklich getödtet haben. Sie mußte dabei im Sitzen schlafen und oft immer noch rechts werden. Schreiben konnte sie nur auf einer Platte im Bett. Ihre strengen Züge verriethen auf dem kleinen Gesicht die Herbheit der grausamen Leiden, mit denen sie täglich zu kämpfen hatte. Ihr Mund drückte große Entschlossenheit aus. Sonst sie aber mit einem feinen, hellen Stimmchen, gleich einem Ziehl, so lieblich anfing, belebten sich ihre Mienen auf das anmuthigste. Die Klarheit und unsichtbliche Güte ihrer Seele, ihr Frohmuthigkeit ihres Geistes, die gewandte und anschauliche Rede ließ mir häßlich die Körper war gänzlich verloschen. Sie konnte auf das freundlichste lachen, auf das schalkhafteste scherzen und ihre kleinen kindlichen Hände begleiteten ihre Worte mit einem reizenden Spiel."

In dieser Lage, in der schmerzlichen Verlassenheit, in der sie gebracht, daß sie sich zur Beschäftigung einen Beruf schaffen mußte, arbeitete sie Tag für Tag zwischen 12 — 14 Stunden nicht oder minder heftig schwankenden Krampfanfällen unablässig. Ihre eigenen traumartigen Novellen, „Johanna Grau", „Die Ehe verlogen" und die „Brautnehmungspartien", „Heinrich Mende oder der alten Preußen Brautschaftszeit", ein Balletentwurf, sowie die vielen Gelegenheits- und rasch ihre Stimmung hervorgerufenen Gedichte konnten nicht als literarisch besonders bedeutend bezeichnet werden, doch spricht sich in ihnen Briefen an Karl Rosenkranz aus die Gesinnung in sehr angenehmer Weise aus. Es ist, in welcher sie Gelesenes in sich aufnahm, wie sie sich mannichfach über sich und sich immer mehr eine klare Anschauung und Beurtheilung geistiger Dinge aneignete. Sie versetzte sich in englische Lectüre, Bremer „Heben Jahre", Fredrika „Reisen des Hauses Rhone", Hegel's Philosophie, und legte in ihren Tagebuchblättern seine philosophische Meinungen nieder. Das ganze Buch ist durch weiblich so interessant, weil namentlich Frauen daraus entnehmen können, wie innig sich im Schmerzgemüth in geistige Interessen hineinleben kann, theils weil eine ganze Reihe der besten Literatur von Jahr zu Jahr in vielen Briefen und Tagebuchblättern durchlebt ist

Wie mild sie urtheilt, mögen einige ihrer Aeußerungen beweisen.

„Wenn mir Bücher nicht gefallen wollen, die von der Mehrheit gelobt, ja von Gebildeten gepriesen werden, so bin ich mißtrauisch gegen mein eigenes Urtheil, ich lese immer und immer wieder und suche das Schöne endlich herauszufinden."

„Es ist das Vorrecht erhabener Naturen, fördernd und fördernd auf Mit- und Nachwelt zu wirken. Strebt sie, wohin ihr wollt, und es wird sich ein Kreis um sie bilden, der ihre Ueberlegenheit anerkennt und sich ihrem Einflusse hingibt. Das ist die stille und unwillkürliche Huldigung, die wir der Gottähnlichkeit darbringen."

„Es gibt stille Gemüther, die jedem, auch dem bittersten Schmerze mit Fassung entgegensehen; aber eben diese Fassung gibt ihnen auch die Zähigkeit, ihren Verlust in seinem ganzen Umfange zu würdigen und ganz zu empfinden. Sie erscheinen äußerlich ruhig, da alle leidenschaftlichen Exclamationen ihnen fremd und sie auf alles Schwere, was über sie kommt, gefaßt sind; aber der Schmerz gräbt seinen Stachel um so tiefer in das gequälte Herz, das sich langsam verblutet."

„Es gibt gewiß große Menschen, die unerreichbar wie die Sterne auf uns niederstrahlen. Türken wir uns aber ihnen nähern und reichen sie uns freundlich, als wären sie unerreichbar, die Hände, um uns zu sich hinaufzuziehen, dann werden sie unsere Sonnen, die uns mit ihrem Licht und ihrer Wärme nur um so weniger erquicken, je dunklere Wolken um unsern Horizont umziehen."

Rosaliens Büchertrilogien vermittelte Reinkranz in der trefflichen, leider auch mit Krankheit und dem Leben ringenden Alexander Jung zu früh eingegangener Königsberger „Litteraturblatt". Ihr letztes Werkchen, das sie unter vielen Unterbrechungen und qualvollen Leiden dennoch zu Stande brachte — sie bettete sich Plan und Gedanken während ihrer Krampfanfälle und schrieb nur in den gesunden Momenten —, sollte dem Hause gewidmet sein, einer Vermittelung zwischen Dienstboten und den Herrschaften. In einer billigen Ausgabe wollte sie mittels kleiner Erzählungen aus dem Leben gegriffener Begebenheiten die Moralität der Dienenden wecken, dem einen Theil Schonung, dem andern Demuth predigen. Das Büchlein wurde lobend anerkannt, doch im Preise noch zu hoch gehalten, konnte es nicht die gehörige Popularität erlangen.

Rosenkranz beispricht hier auch unter andern die bekannte Maria von Mörl mit ihren ekstatischen Zuständen. Er zieht eine treffende Parallele zwischen dem ungleichen beschaulichen Leben der Mörl und dem thätigen, wahren Märtyrerthum Rosaliens. „Stets einer praktischen Aufhellung Ihrer Leiden sind Sie der gute Engel Rosalie im Kreise Ihrer Familie, statt der geistlichen Taubheit leben, schreiben und arbeiten Sie. Sie gehören theil an der Welt, haben Sinn und Herz für alles!"

Rosalie verfolgte mit hohem Interesse den Proceß Calvesser Jordan's und jubelte über seine Freisprechung. Scharfe Kritiken in öffentlichen Blättern betrübten ihre Menschenfreundlichkeit. Sie ließ auch eine Bemerkung darüber in Jung's „Litteraturblatt" einrücken, worin sie unter anderm sagt: „Bittere Rügen treiben zu noch bitterern Entgegnungen; ein Wort kommt zum andern, die Litteratur wird zuletzt polemisch und der friedliche Leser, der Belehrung oder Unterhaltung sucht, wendet sich mit Widerwillen von diesen Zänkereien ab, die nur zu oft in Gemeinheit ausarten und so die Achtung vor dem Publikum außer Augen setzen."

Rosalie war stets bestissen, zu vermitteln und auszugleichen. Von großem Nutzen ist ihr der eifrige Briefwechsel mit Rosenkranz geworden, der stets fördernd, helfend und auf herzliche Weise ermunternd ihr gegenüber stand. Oft tadelte er sie, d. h. ihre dichterischen Versuche, trennte aber stets die schöne Absicht, die wahrhafte Begeisterung vom mangelhaften Erfolg. Ihre geliebte Schwester, welche die letzten Jahre ihres Lebens — sie wurde noch früher als Rosalie von der Erde abgerufen — gleichfalls das Zimmer nicht verlassen durfte, starb, ohne ihre theuere Verwandte noch gesehen zu haben. Auch hier erwies sich Rosaliens Herzensgüte in ihrem ganzen Umfang. Sanft tröstend wirkte sie auf den Schwager und dessen Kinder. Rosalie starb nach vermehrten Krampfanfällen bei vollem Bewußtsein.

In dem Nachlaß der stillen Dulderin liegt eine Lehre, die — wir wünschen es lebhaft — nicht ungenützt bleiben möge! Leiden und Entbehrungen — und wie viele davon sind so klein und nur erträumt! — würde mancher mit mehr Geduld hinnehmen, welcher in diesem Vorbild den Inbegriff der Demuth und Größe Rosalie erkennen wollte. Hauptsächlich sollten jene eingebildeten ältern Jungfrauen zur Erkenntniß kommen und, statt in wenigern Gebern nach einem irdischen Gute und in apathischer Thatenlosigkeit zu verkümmern, so wie die arme leidende Rosalie ihre Geistes- und Arbeitskräfte üben.

Die Berufswahl.

Ueber eine ernste Aeltersorge gibt uns ein erfahrener Pädagog folgende Mittheilung:

Der Aufforderung der Natur zu einem neuen Leben in der Zeit, in welcher sonst die alten Germanen ihre Frühlingsgötter Ostara feierten, ist für unser modernes Bürgerthum zugleich die Oeffnung der Schul- und Hausthüren für den ersten frischen Flug der der Kindheit entwachsenen Jugend. Mit welch glühender Sehnsucht, mit welchem Ungestüm drängt noch in der letzten Zeit sich das lernensatte, lebenshastige Gemüth nach dem festlich geschmückten Ausgange aus dem Paradiese der Kindheit und mit welcher stolzen Wehmuth, mit welcher Innigkeit sehen sich dasselbe Gemüth später nach diesem Thor seiner Kindheit zurück! Während die

Jungfrau nun vereint mit der Mutter, als der Oberpriesterin des Hauses, die heilige Flamme am häuslichen Herde nährt und zur Anmuth und zum sinnigen Walten im Hause sich nach und nach still heranbildet und eben nur diesen und keinen andern Beruf ihres Lebens kennt, muß der Jüngling „hinaus ins feindliche Leben, muß wirken und streben", muß mit ganzem Ernst lernen und sich üben, um einst als Mann die Achtung und Theilnahme zu erlangen, die ihm zur Gründung eines häuslichen Herdes und eines wenn auch noch so bescheidenen Lebensglücks nothwendig ist. Hier aber, an der Grenze seines Scheidens von Vaterhaus und Kindheit, gilt es, zu erkennen, welches der rechte Weg und das rechte Ziel sei, das der Kraft und Neigung eines jeden zugleich entspricht: eine sehr wichtige, eine folgenschwere Wahl, gewiß kaum minder schwierig und folgenreich wie die Wahl der Jungfrau beim Eintritt ins eheliche Leben. Da drängen sich hierbei zunächst die Fragen auf: Soll der Knabe allein wählen und soll er nur seiner Neigung folgen?

Die Beantwortung der ersten Frage erledigt sich sofort durch den Einwand, daß dem Knaben bei dem gänzlichen Mangel an Erfahrung und an richtigem Urtheil unmöglich die Entscheidung allein überlassen bleiben kann. Das nächste Recht und die nächste Pflicht der Berathung und Entscheidung hat natürlich der häusliche Pfleger des Kindes oder der Vormund. Hier ist aber auch die erste Klippe, an welcher sehr oft die rechte Wahl des Berufs scheitert: denn leider sind es nur gar zu oft äußere Bestimmungsgründe, welche das Haupt der Familie veranlassen, den Sohn einem Berufe zu widmen, dem weder dessen Neigung noch dessen geistige oder körperliche Kraft entspricht. Und daher kommen dann besonders die allzu zahlreichen Beispiele verfehlten Lebensglücks, über abgelaufener Examina, ungerechtfertigten Wechsels zu selbst gänzlich mißrathener Kinder! Was können wir aber thun, um diese Nachtseite des menschlichen Lebens einigermaßen zu erhellen und die Sünden der Väter zu mindern? Zunächst muß die einseitige Berücksichtigung der äußern Verhältnisse bei Bestimmung des Lebensberufs als eine Versündigung am Glück und Geist des Kindes mit allem Ernst der Wahrheit zurückgewiesen werden. Mögen immerhin diese äußern Verhältnisse der Conversionen, der Einnahmen, der Verwandtschaft nicht wenig Gewichtendes bieten für das künftige Fortkommen — sie dürfen demnach nicht so einseitig berücksichtigt werden, wie dies noch immer oft genug von der Willkür mancher Väter geschieht. Ist es doch bei dieser beschränkten Einseitigkeit mancher Aeltern möglich geworden, mit gänzlicher Hintansetzung der Neigungen ihres mit wenig begabten Kindes zu der ebenso unsinnigen als lächerlichen Bestimmung zu greifen: „Weil mein Bruder Gerichtsrath ist, so wollen wir unsern Knaben Referen lassen." Fast unglaublich, aber aus der Erfahrung gegriffen! Diese so einseitige Berücksichtigung verwandtschaftlicher und verwandtschaftlicher Verhältnisse findet aber, wie uns die tägliche Erfahrung noch lehrt, vorzugsweise in den niedern und den mittlern Ständen Statt, während andere vorwiegende äußere Rücksichten wiederum oft die höhern Stände zu folgenschweren Mißgriffen verleiten. Ebenso bezeichnend als sonderbar figuriren diese äußern Beweggründe bei der Berufswahl der höhern Stände unter dem Namen der „höhern Rücksichten". Jeder Unbefangene aber wird ein solches Verfahren, wie es in den Kreisen, die immer noch in dem Rufe stehen, nichts lernen und nichts vergessen zu wollen, vorkommt, mit Recht als Ignoranz oder Rücksichtslosigkeit anerkennen, wie uns unter alltäglichen Verhältnissen wiederum die Lebensgeschichte des pirandonnen „Hoiboi" zeigt, der in einem unter demselben Namen in Berlin erschienenen Buche ebenso oft als wahr sein durch Verkennung des Berufs verfehltes Leben zur ernsten Warnung hinstellt.

Dürfen sich darum die Angehörigen des Kindes, wenn sie sich nicht an dem Lebensglück desselben versündigen wollen, unter keiner Bedingung durch äußere und zufällige Beweggründe bestimmen lassen, das Kind gegen Willen und Neigung zu einem Berufe zu überreden, so darf ebenso wenig der Wille des Kindes allein für eine so wichtige Wahl entscheidend sein. Vielmehr wird der richtige Weg, bei welchem freilich ein möglicher Irrthum, wie bei allem Menschlichen, keineswegs ausgeschlossen ist, unstreitig folgender sein.

Es kann das Kind bereits bis zum neunten Lebensjahre ohne ängstliches Grübeln und Forschen doch so beobachtet werden, daß Aeltern und Lehrer darüber klar sind, ob das Kind leicht faßt und beim Lernen und Arbeiten einige Ausdauer zeigt. In diesem Falle würde von dem vollendeten achten Lebensjahre an schon die Vorbereitung zum Studiren durch das Latein eintreten können und der Versuch mit dieser Sprache in den Klassen des ersten Jahres bereits anzuweisen, ob der Knabe sich dem gelehrten Stande widmen könne und wolle, und man würde also hier schon, wenn sich keine gegründete Abneigung im Kinde zeigt, nun einen vorläufigen Wegweiser haben. Im andern Falle aber, bei weniger Talent und Lust zu dieser früh zu beginnenden alten Sprache, kann man mit der Entscheidung für einen bestimmtern Berufswahl, da die neuern Sprachen meist mit in unsere jetzigen Schulpläne aufgenommen sind, allerdings noch Aufstand nehmen. Doch wird es namentlich bei dem häufig vorkommenden Mangel einer bestimmten Neigung dann für Aeltern und Lehrer Pflicht, die dem Kinde nach Körper- und Geistesart oder sonstigen Verhältnisse allseitig nach allen Licht- und Schattenseiten zu besprechen und dann immerhin dem Kinde Zeit zu gönnen, diese Urtheile in sich zu einer bestimmtern Ansicht zu verarbeiten. Briefwechsel müssen die Prüfungen und Erfolge der einzelnen Beschäftigungen hervorgehoben und, wenn möglich, in den Mußstunden Aufsätze und Ausarbeitungen zur Ansicht gebracht werden. Kann das Kind aber bis zum 14. Lebensjahre noch zu keinem bestimmten

Karl Gutzkow's

Dramatische Werke.

Zweiter Band.

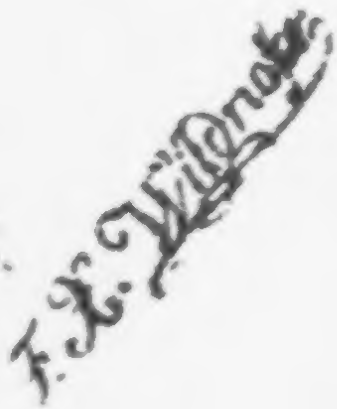

Patkul.
Die Schule der Reichen.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1842.

Entſchluſſe kommen und es ſoll ſich doch nun entſcheiden, ſo muß nicht allein die Stimme des Vaters und der Angehörigen hier eine Geltung haben, ſondern vor allem auch die Stimme des Lehrers, der das Kind längere Zeit in ſeinen geiſtigen Leiſtungen wie in ſeinem ganzen Weſen kennen gelernt hat.

Leider hat man dieſe Stimme bisher zu wenig berückſichtigt und ſie entweder gar nicht befragt oder ſie ihr doch nicht gefolget. Wird aber das Urtheil des Lehrers nach Verdienſt gewürdigt, dann werden, wenn auch nicht ganz, doch mehr und mehr jene unverzeihlichen Mißgriffe in der Berufswahl verſchwinden. Dann wird aber auch bei entſchiedener Neigung und Geſchicklichkeit das arme Kind, das nun einmal ganz in der Gewalt des Vaters iſt, nicht erſt dies und jenes verſuchen und lernen müſſen, weil es ihm doch vielleicht einmal nützlich werden könne; dann wird man auch von dem allzu frühen und oft höchſt willkürlichen Wechſel der Bildungsanſtalten zurückkommen, durch welchen jener Mangel an Sicherheit und Gewandtheit in den Elementarkenntniſſen leider nur zu oft herbeigeführt und dem ganzen Bildungsgange ein wankender Boden gegeben wird.

Wenn es alſo allerdings zunächſt des Kindes Kraft, Geſchick und Neigung ſind, die uns bei der Berufswahl beſtehen leiten müſſen, ſo darf dies doch nicht allein entſcheiden und mit aller Berückſichtigung dieſer unverkennbaren Neigung muß Vater und Lehrer durch geeignete Vorſtellungen, durch ohne Uebereilung, das leicht irrende Kind auf den rechten Weg führen, und ſchon hier Uebereinſtimmung des Vaters mit dem Lehrer wird bei dennoch ſpäter eintretendem Berufswechſel das ältere Gemüth mehr beruhigen als eine einſeitig hierüber getroffene Beſtimmung.

Schließlich iſt es wol kaum nöthig, dem nicht ſelten vorkommenden Mißverſtändniſſe noch vorzubeugen, daß alle talentvolle Knaben ſtudiren müſſen, ſodaß die weniger talentvollen den übrigen Berufsarten zufallen, vielmehr iſt das Talent oder die angeborene Anlage eine ſehr verſchiedene und es kann ein Kind recht talentvoll ſein, ohne Anlage zur Erlernung der alten Sprachen zu haben. Unter den verſchiedenen geiſtigen und körperlichen Anlagen eines Kindes aber die wahre Berufsanlage zu erkennen, iſt eine der höchſten Lebensaufgaben der Aeltern und Lehrer.

Neue Romane und Novellen.

VIII

In ihrer unermüdlichen Arbeit, die neueſte Geſchichte zu illuſtriren, iſt Luiſe Mühlbach jetzt bis zu Kaiſer Leopold II. angekommen, deſſen kurze Regierung, 1790—92 iſt allerdings kaum in ihrer Gedrängtheit zu einer romantiſchen Darſtellung eignet. Und hat die Verfaſſerin nicht abgehalten, in drei Bänden „Kaiſer Leopold II. und ſeine Zeit“ (Otto, Keber u. Markgraf, Leipzig) in der oft von uns geſchilderten Weiſe abzuhandeln — mit bekannten Anekdoten über den Fürſten Kaunitz, Ueberginge de Mercourt und mit ſogenannten „eigenen Worten“.

Zu oft haben wir gegen die Sünde wider den Geiſt der Geſchichte, die in dieſen hiſtoriſchen Romanen, mit Fürſten mit Bewußtſein begangen wird, proteſtirt, um noch einmal auf eine längſtgerichtete Sache zurückzukommen. Im Gegentheil, wenn man die Herſtellung dieſer Bücher betrachtet, kann man ſich einer Lächeln nicht erwehren. Immer begegnet man ſeitenlangen Auszügen aus Memoiren und Biographien, deren kritiſchen Werth gegeneinander abzuwägen ſich die Verfaſſerin keine Zeit genommen, Anekdoten, die in Scene und Dialog gelegt werden, vorzugsweiſe einer unglücklichen Liebesgeſchichte, wo gewöhnlich eine ſchöne Dame, mit einer andern Liebe im Herzen, die Geliebte des Fürſten wird.

Kleinigkeiten

von A. Kretſchmer.

In einem kürzlich über China erſchienenen Werke fand ich das Land geſchildert als ein ſolches, wo die Reben nicht riechen und die Weiber keine Unterröcke tragen; wo die Arbeiter keinen Sonntag und die Beamten kein Ehrgefühl haben; wo man auf den Landſtraßen keine Ruhewerke und an den Schiffen keinen Kiel ſieht; wo alle Männer Drachen ſteigen laſſen; wo die Magnetnadel nach Süden zeigt und die Geberde des Entgegenſtehenden darin beſteht, daß man ſich die Fußſohlen kratzt; wo der Ehrenplatz zur linken Hand und der Sitz des Verſtandes im Magen iſt; wo das Abnehmen des Hutes für eine Beleidigung gilt und wo man in weißen Kleidern trauert. Man darf ſich nicht wundern, wenn man dort auch eine Literatur findet, die kein Kirchhof, und eine Sprache, die keine Grammatik hat.

* *

Wer möchte wol gern unangenehme Bekanntſchaften machen? Und doch ertheilt ein alter griechiſcher Philoſoph den Menſchen den Rath, ſich ſelbſt kennen zu lernen.

* *

Wir gehen uns oft den Schein, nothwendige Erziehung haben zu wollen und thun doch nur — Fragen aus Neugier.

* *

Das Leben iſt für den Reichen ein Luſtſpiel, für den Armen ein Trauerſpiel, für den Weiſen ein Schauſpiel.

* *

Wenn ein Mann unrecht gehabt hat, ſo geſteht er es ein; eine Frau nie — ſie hat ſich blos „geirrt“.

* *

Viele Leute ahnen nicht, daß ſie, wenn ſie Caricaturen anſehen, vor einem Spiegel ſtehen.

(Hierzu eine Beilage: Moped aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Was sich die Industrie erobert. — St. Nikolaus und Knecht. — Warum leben die deutschen Buchhändler? — Eyer von Schweden. — Theaterschau. — Briefwechsel.

Was sich die Industrie erobert.

Das Fell über die Ohren gezogen zu bekommen, war in alten Tagen nur das Vorrecht einer geringen Anzahl von Thieren. Wenn die alten Deutschen sich in Feuer Landsknechtsart von rohen Thierhäuten prellen lassen mußten, so fanden ihre Nachkommen es allerdings bequemer, sich Rock- und Mäntelzeug als richtige Wildhäute anzuziehen. Das Leder wurde feingegerbt bis zu zartlichen Jacken und dem leichtern Leder der dänischen und pariser Handschuhe. Bisher begnügte man sich mit den Häuten der Säugethiere, die man je nach ihrer Individualität und dem Bedarf bearbeitete.

Jetzt tauchen die Versuche auf, auch die Häute der Reptilien und Fische einer ähnlichen Bestimmung zu unterwerfen. So sahen wir die Häute der Boa constrictor gegerbt und daraus Stiefeln und Schuhe gearbeitet von besonderer Weichheit, beständig und wasserdicht. Die Schuppenzeichnung hatte ihre regelmäßigen Linien und ihre natürliche Farbe behalten. Das Leder eignete sich als ein überaus leichtes Material. Für junge Damen, Schuhe von Aalhautleder! Wenn das nicht die rechte Wirkung thut, dann hilft nichts mehr.

In Norwegen hat man die Haut des Salmen gegerbt. Bekanntlich erscheint dieser köstliche Fisch an der schottischen und norwegischen Küste von 6—8 Fuß Länge und wiegt 80—100 Pfund; aus seiner Haut sind bereits vortreffliche Schuhe gemacht worden. In Amerika hat man zu gleichen Zwecken die Haut des Seehunds verwandt; das daraus gewonnene Leder soll noch stärker als Juchten sein. Ein Mitglied der Hartfordmiliz von Kinkabilenleder! Nur für Damen recht unhandlich.

Ebenso merkwürdig schließt sich an diese Eroberung einer neuen Stoffe die von Price and Wheeller in Paris neuerfundene Methode der Bearbeitung des Horns an, das bisher durch Verschmelzung mit dem Messer über dem Blech nicht ohne Schwierigkeiten vollzogen wurde. Die benannten Herren haben eine Maschine erfunden, die diese Arbeit in großer Vollendung verrichtet, ohne Gewicht, die Kelle zu durchschneiden, was oft manchem nicht sehr erfindlichen Hornarbeiter begegnete. In der Werkstatt von Wheeller and Jagot, die sich etablirt haben, war die so genannte Novelette Nr. 17, Seit man sagt von Frauen und Mädchen diese Arbeit verrichten, sehr kann pro Tag und dem neuen System mit der Maschine 10—12 Dutzend Fächerstäben zu Damenhandfächern ver-

4 Dutzend größere Kammstile zu Herrenhandstöcken zurichten und erhält pro Dutzend 70—85 Centimes. Früher konnte der fleißigste Arbeiter nur annähernd so viel und so vorzügliche Arbeit verrichten, mithin wird das neue System immer größere Ausdehnung gewinnen. Die Kosten zur Beschaffung der Maschine sind im Verhältniß des Nutzens, den sie leistet, gering. Werkstättigermeister in Deutschland mögen deren heranzuziehen Apparat erwerben, während Belgien und England das Verfahren schon adoptirt haben, so auch die schweren Kelle dort auf diesen Maschinen geglättet werden.

Immer mehr wird sich das Leben in den Werkstätten durch die in den pariser Gewerben immer mehr Markt fassende Lemoine'sche Nähmaschine heben.

Wir werden in unserer nächsten Nummer von einem auf dem technologischen Gebiet anerkannten Gelehrten, Professor J. H. Schreiber, eine ausführliche Darstellung der neuen Kraftmaschinen bringen und erwähnen hier nur Folgendes.

Der geistvolle Erfinder der Nähmaschine trat mit dem berühmten Maschinenfabrikanten Marinoni in Verbindung. Durch unablässiges Verfolgen ihres Zweckes gelang denn endlich die praktische Lösung des Problems. Die Schwierigkeit, welche bei der von Grüber construirten ähnlichen Maschine sich herausstellten, sich aber auch in der ersten Darstellung der Lemoine'schen vorfanden, sind beseitigt; denn jede Verrenkungen, obgleich vorhanden in der Construction, sind doch auf das mechanische Resultat der Maschine ohne Einfluß, die Stärke der Kraft liefert in der Lemoine'schen Maschine das Verhältniß.

In der Maschinenausstellung Rue St Dauphine Faubourg St Germain sah man außer der erwähnten Nähmaschine von 8 Pferdekraft auch solche von ½, 1, 2, 3, 4, 6 und 10 auf 20 Pferdekraft. Jede Maschine wurde nach Amsterdam, Madrid und Petersburg bestimmt. Es seien Bestellungen nach andern Orten sind lagen vor kurzem nächstens vor. Nach der Lösung des großen Problems über nahm es ein Berliner Techniker, Dr. Hirn aus Engelbach, die Theorie der neuen Motoren aufzustellen und die theoretischen Resultate mit den praktischen zu vergleichen. Diese zu Grunde der neuen Maschine aufgestellte Untersuchung, welche Berechnung über das mechanische Prinzipium der Wärme ist von der Gesellschaft für physikalische Wissenschaften in Berlin mit dem Preis gekrönt worden. Die Arbeit beweist, daß die Lemoine'sche Maschine den Erfindern eine

den Unregelmäßigkeiten in ihrem Gange nicht mehr ausgesetzt ist, daß die Gasmaschine mit dem Maximum von 10 Procent mehr selbst mit der gewöhnlichen Mischung von 7½ Procent Gas als calorischer Motor die beste Dampfmaschine übertrifft und daß der Gasverbrauch pro Stunde nur etwa einen Kubikmeter betragen könne, wie dies auch die in Thätigkeit befindlichen Maschinen zeigen. Die erste Gasmaschine für praktische Anwendung wurde am 29. September 1860 in dem Patentertheilungsbüreau bei dem Barreau, Rue St.-Sauveur Nr. 22, aufgestellt. Die arbeitende Maschine, die eine Reihe von Arbeitsstühlen in Bewegung setzt, zeigt hier die großen Vortheile und Vortheile der Erfindung für die Kleingewerbe der städtischen Industrie. Die Gasmaschine arbeitet ohne allen Lärm, bedarf keines Heizers und die Rauchgasröhre des benutzten Gases geht durch eine kleine Fensteröffnung auf den Hof oder auf die Straße hinaus.

Die in Rede stehende Maschine consumirt 8 Kubikmeter Gas in 10 Arbeitsstunden, welche 2 Francs 40 Centimen kosten. Dabei nimmt eine derartige Maschine von ½ Pferdekraft nur 70 Kubikcentimeter Raum ein und wiegt überhaupt nur 100 Kilogramm (200 Pfund). Eine Maschine von 1 Pferdekraft wiegt 185 Kilogramm und bedarf nur eines Raumes von 1 Kubikmeter. Schon dadurch sollen sich für den städtischen Maschinenarbeiter große Vortheile herausstellen, da er auch bei beschränktem Raum seine Kräfte ausdehnen kann. Hr. Barreau gibt die Ersparniß, die ihm durch Aufstellung der Maschine gewonnen ist, auf 6 Francs für den Tag, also auf 180 Francs für den Monat an. Er lieh früher seine verschiedenen Arbeitsstühle durch Triebräder, die zwei Locomobilen während 10 Stunden des Tags in Bewegung setzten, drehen; diese wurden mit 6 Francs täglich bezahlt; die Gasmaschine consumirt 8 Kubikmeter Gas in 10 Arbeitsstunden, das 2 Francs 40 Centimen kostet. Der gleichförmige und regelmäßige Gang macht den Arbeitslohn noch um 25 Procent billiger und der Besitzer meint, die Arbeitslöhne allenfalls noch verdoppeln zu können, ohne viel mehr Gas zu consumiren. Endlich erwärmt die Gasmaschine die Werkstätte und zugleich 50 Liter Wasser, die zur Abkühlung des Cylinders der Maschine erforderlich sind.

Der Firma Fenzi u. Comp. garantirt für die Ausführung der von ihnen gelieferten Gasmaschinen. Sie übernimmt die Lieferung der Maschinen von ½ bis auf 20 Pferdekraft. Eine Maschine von ½ Pferdekraft kostet 900 Francs, eine von 1 Pferdekraft 1350 und so fort bis zu 20 Pferdekraft 11930 Francs.

Mit der Vervollkommnung dieser neuen Erfindung tritt das Maschinenwesen wiederum in ein neues Stadium und die bekannt zu erwartenden Vortheile sind für die kleinen Gewerbe von unberechenbarem Einfluß. Allen diesen Verhältnissen wird ich demnächst in einem Blatte in Erörterung des Hrn. Prof. Schneider widmen.

Schließlich noch ein Wort über falsche Steine.

Zu den Pierres de Strass, den auf chemischem Wege hergestellten Diamanten, die in den Riviéren so mancher Damen in den Salons ihr Wasser spielen lassen, sich für echt ausgeben, und zu den nachgemachten echten Perlen*), die ihren metallischen Glanz den Schuppen des Weißfisches entlehnen, der sich überall, massenhaft aber im See von Lindres im Meurthe-Departement, findet, ist jetzt noch ein neuer falscher Edelstein hinzugekommen.

Schon im Herbst 1856 machte Dr. Brain in Paris, Boulevard des Italiens Nr. 38, ein brillantrother Stein als Novelle pierre fine de Paris, dicht Rubinen viel Aufsehen. Die von ihm gefertigten Schmuckſachen wurden bald beliebt und zu hohem Preise verkauft. Seine Hauptmasse war wasserhell, mit schöner Färbung von rothen Streifen, die den Stein feinerartig durchleuchteten; die Härte war die des Quarzes. In dem gerichtlich mit ihm angestellten peinlichen Verhör in der chemischen Materialkammer durch Ammoniakflüssigkeit, Roth- und Blutlaugensalz ergab es sich, daß der so-sinnige Edelstein ein ritzfeiger und innerhalb der Masse mit einem rothen, sehr ausgiebigen eigentlichen Farbstoff, wahrscheinlich Karmin, getränkter Bergkrystall oder Quarz ist. Eine halbe Stunde Weißglut machte ihn so mürbe, daß er unter einer Reibkeule von Achat sich zu Pulver verwandelte.

Doch jetzt ist endlich — mit dem Kalium.

Seit Erfindung des elektrischen Telegraphen hat die Chemie in Bezug auf Größe und Zahl der Entdeckungen den ersten Platz der Chemie einräumen müssen, wenn auch die Fortschritte der letztern dem Laien oft unbedeutend erscheinen, weil sie wenigstens in die Augen fallen. Erst kürzlich errang die wissenschaftliche Chemie einen Triumph durch die Anwendung des Kalium in der Färberei.

Mit den meisten unserer Leser werden schon die leuchtenden rothen und violetten Lichter und Bänder aufgefallen sein, die gegenwärtig all die unzähligen Lichter der Schaufenster aller Modehändler schmücken; aber nur wenige dürften wissen, daß diese schöne brennende Farbe aus einem Mineral dargestellt wird, das solche Producte am wenigsten einzuschließen scheint, nämlich — Kartoffeln.

Dieses Mineral, schon in rohem Zustande der Hauptbestandtheil der meisten industriellen Unternehmungen, daß auch in seiner weitern Verarbeitung nicht nur das Vergnügen und die bequemsten Genüsse, sondern auch ein feines Parfüm liefert, hat mit der neuen Anwendung einer seiner Producte seine große Bedeutung noch vermehrt, die schon Angst bisweilen alles andern bergbaulich gewonnenen Minerals weit übertrifft. Das Kalium selbst, eine Metallart, verbindet sich, die durch Destillation des Kartoffelspiritus gewonnen wird, ist schon seit 1807 be-

*) Diese Perlen sind aus den Schuppen des Weißfisches und sind meistens im Handel und nach Deutschland für weiter nichts als einen Weißen Firniß

kannt und eine deutsche Entdeckung: die Anwendung derselben als Farbstoff verdanken wir jedoch dem Engländer Perkins, der zuerst das Anilinviolett darstellte. Das Anilinroth wurde erst später von unseren Fabrikanten mittels eines Zinnsalzes bereitet. In Bezug auf Lebhaftigkeit und Reinheit der Farbe übertreffen die Anilinfarben alle bisherige bekannten Farbstoffe, selbst den Carmin und das Cochenillerroth, nur tritt die Beständigkeit des Anilinroths hinter der des Anilinvioletts zurück. Das Färben der wollenen und seidenen Stoffe mit beiden Farben hat trotzdem seine Schwierigkeit, die baumwollenen dagegen behalten einen vorherigen Beize, die am besten mittels Kälber geschieht.

Eine interessante, namentlich die technisch-chemische Seite betreffende Abhandlung über diese neue, so wichtige Industrie findet sich nun für Greifer in dem letzten Programm der Chemnitzer Handelsschule, die, gelegentlich bemerkt, unter Leitung ihres Direktors Richard Hirsch eine der vorzüglichsten Bildungsanstalten ihrer Art ist.

W. Rüstow und Garibaldi.

Unser tapferer Landsmann, W. Rüstow, der unter Garibaldi einige Batterien commandirte, soll sich ganz besonders bei Capua ausgezeichnet haben. Er hat dies selbst beschrieben und einige Zeichnungen waren ihm im Augenblicke nahe genug, um eine seiner Thaten interessante Abbildungen an die Journale nach Leipzig zu schicken.

Genug also, es und Recepte machen, wenn W. Rüstow der preußischen Artillerie Ehre macht, die ihn gebildet hat. Artillerie, Mörser, Degen gehörten ebenfalls jener mörderischen Waffe an, durch deren gründliche Behandlung es Napoleon Bonaparte bis zur Kaiserkrone brachte. Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert —!

Aber in die italienische Politik sollte sich Rüstow nicht mischen. Sein an einem genauer Einsicht gerichteter Brief, den mit allen darin enthaltenen wahrhaft beschämenden Ausfällen auf die deutschen Fürsten italienische und deutsche Blätter brachten, gelangte in die noch immer leichte Hand der italienischen Ehrlich- und Hochherzigkeitsfanatiker.

Garibaldi hatte unrecht, an Garibaldi einen Brief zu schreiben, der seine militärische Eifersucht verletzt. Garibaldi hat geantwortet, anderes auch Ihm; aber so entschieden wie sich Rüstow über die ganze diplomatische Armee ausgelassen hat, so zum Theil Neid und allzu bitter, die den Zusammenbruch der ganzen italienischen Dinge wünschen, müsste sein Interesse, selbst Mazzini nicht, gewichtig haben. Solche Behandlungsweise selbstverständlich Interessen ist denn auch nur zum Deutschen verbehalten, wo sich in solchen Fällen Maaß und Sache gründlich. Schiller gegen Tschudi schlagen, in den Schweizerkammern Deutschen sich über den Punkt über J. Für deutsche Zeitungen passte es, die Broschüre überall wichtige Beiträge von „— —" zu nennen; für uns, die eine Mindrose von Meinungen hin- und herflattert, in unsere „Hallischen Jahrbücher" und deren Nachgeburten, wo ein Junghegel'scher Liberaler den Althegel'schen Liberalen. Ein braver Mann den Andern dem deutschen Volk aber der gefunden Vernunft als Verräther, Dummkopf, Querkopf u. s. w. denunciirt, in Italien hat man bisher noch bewundern müssen, mit welcher Selbstbeherrschung diese kindischen Leidenschaften und Intrigen gezügelt durch ihr gemeinsames großes Ziel entgegengetrieben. Wir würden haben ich Mazzini und Garibaldi, Garibaldi und Victor Emanuel verständigt.

Eine „Lüge" wäre die Geschichte von jener Zusammenkunft zwischen Garibaldi, Cavour und Victor Emanuel gewesen? Möglich, daß die Marquise Pallavicino ihr Gesicht Lächeln zu Hülfe genommen hat, vielleicht Kuß und Umarmung — ihr Gatte applaudirte — um die Männer, auf welche Italien mit Bewunderung blickt und die sie alle drei liebt, zu versöhnen. Möglich, daß der Champagner und die duftenden Blumen jenes reizenden Villa dabei mehr gethan haben als die innere Ueberzeugung. Aber das tiefe Schweigen wenigstens bewundert wird, daß die Italiener glücklich sind, drei Männer ihres Vertrauens wieder aufgerichtet zu sehen, darin müssen wir so viel Rechtfertigungsmerkmal, so viel für Deutschland Unerklärbarmerkmal, so viel wenigstens für Italien selbst zu Einsicht erblicken, daß wir gewünscht hätten, W. Rüstow hätte die Methode jener deutschen Schule, aus welcher seine tüchtige Bildung hervorgegangen zu sein scheint, nicht auf Verhältnisse übertragen, die noch glücklicherweise von den unsrigen verschieden sind.

Wovon leben die deutschen Buchhändler?

Wir gestehen, diese Frage nicht mehr beantworten zu können, seitdem auf der letzten Buchhändlerversammlung zu Frankfurt die Wahrheit einer Behauptung für die Schriftstellerwelt, die Buchhändler d. Anerkennung gefunden hat, daß der deutsche Buchhandelsstand nur zum wenigsten Theil von den Produkten der Schriftsteller lebte. Diese Anerkennung war allgemeiner Beifall.

Einige dieser geehrten Herren leben allerdings mehr von Produkten als vom Schriftsteller, für dessen Bearbeitung einige Gewissenhaft hat ein solchen Zweig gehören. Einige werden sich verschiedene Gelder, ihre Bankiers von Bücher bei Subskriptionsbuch abgetragen; der Ertrag ging auch die Bücherei. Einige Herren sind in der glücklichen Lage, Antiquen zu besitzen, die gelegen Zeiten haben, ihre Interessen Handlung bei Buchhändler wie es gehen, sie zwei Prozent von Schriftstellern aber mit verlaufen, aber die Mehrheit besteht einem Journalisten der Regierung, verschiedene Buchhändler ohne einen bedeutenden Schriftsteller verkaufen. Die übrigen ist die Bedeutung auch der Artikel, die sie lesen, schreiben. Man muß alle einschmeicheln die deutsche Buchhändler Langsam einer Kommunikation Verpflichtung solcher Kapitalien ist.

Es wollen also auch einige der Herren, die in der Nähe des Verlages Schiller's, Goethe's, Lessing's, Klopstock's u. s. w. Gräber, die wunderbare Erscheinung bemerkt haben,

hob sich der graue Morgen und dem Jubel, der ihm folgte, auf dem am selben Tage errichteten Denkmale des alten Recken von Gana ein kurzes, flüchtiges Lächeln beobachten ließ. Gewiß hatte der, seiner Verbrechen für die enge Verbindung zwischen Schriftsteller und Verleger wegen, zum ewigen Gedächtnis in Leipzig aufgestellte Stein Kopf in demselben Augenblick eine Erinnerung an die Lausbube, die ihm — die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee und seine Überlassung an Vereinigung der württembergischen Schafzucht verhindert und — lediglich ein gewisser Schiller erregen mußte.

Der Ober des deutschen Schriftstellerverbandes sollte es nachgerade mit sich bringen, daß die Verwaltung der Schillerstiftung von den in Leipzig versammelten Buchhändlern eine Verbeugung zu ihren edeln Zwecken nie wieder in Anspruch nimmt.

Oper und Schauspiel.

* Berliner Berichten zufolge soll Frau Johanna Jachmann-Wagner die Absicht haben, zum Schauspiel überzugehen. Wir verhalt an den König gerichtete Gesuch, einige male im Schauspielhause auftreten zu dürfen, ist der deutschen Künstlerin gewährt worden. Über Ausfall hat man dabei die Kritik der geladenen Gäste im Auge, für welche allerdings ein Orden nothwendig werden muß.

Wir glauben, an die Möglichkeit eines solchen Rollentausches zwischen Oper und Schauspiel aus Erfahrung nicht glauben zu können. In diesem Jahre mußten die Darsteller in beiden Fächern wirken. Da war denn eine gewisse Verschulung für mäßige Behandlung des Wortes möglich. Aber eine der Prätendentin nahe Sängerin, und wenn sie noch so sehr durch ihr „Spiel" sich auszeichnete, kann, nach unseren Erfahrungen, nie eine Schauspielerin ersten Ranges werden.

Auch die Schröder-Devrient, die gewiß für ihr „Spiel" berühmt war, glaubte für ihre alten Tage ein sicheres Kapital im Rückgang zum Schauspiel zu besitzen. Aber sie vollendet als Sängerin „Fidelio", so außerordentlich als Valentine, Donna Anna u. s. w. war, möchte, sieß es, auch eine vorzügliche Maria Stuart, Elisabeth, Lady Macbeth sein. Mit nichten. Frau Schröder-Devrient sprach zum Versuch einige Vorlage — die Stimme war verloren gegangen, der Vortrag monoton, der ganze Eindruck der der Verwirrung und Verirrung: von einem „Übergang" zum Schauspiel konnte keine Rede sein.

Das sogenannte „gute Spiel" der Sänger ist eine al fresco-Malerei, bei welcher die feinere Nuancirung der Vorstand, die früh gelernt und gelernt werden muß, wenig zu ihrem Rechte kommt. Mit seinem Gesangsorgan beschäftigt, hat der Sänger viel Geschicklichkeit, auch von der Handhabung seiner Rolle gerade zu werden, mit Intensität und Phantasie sich in die darzustellenden Situationen zu versetzen, Ruhe und Heft, Hoheit und Selbstvergessenheit mit treffenden Mienen zu malen, die Kraft von ein Schauspieler hervorbringt; aber es gibt nur wenige die feinsten Umrisse seiner Situation. Wenige Kunst aufzuwenden Gelegenheit genügen, um seine Erregungen kräftig zu machen.

Das Schauspiel verlangt mehr. Schon die Behandlung der Sprachkunst, die Einhaltung der Rede, die Deklamation, der Mienenspiel in dem Sänger nicht geläufig. Wir kennen Sänger, die für die Oper berühmt sind; wir sahen sie in Schauspielen, wenn sie bei großen, persönlichen Gaben mitwirkten, kaum über Schauspielgröße dritten Ranges hervortagen. Ein Schauspieler, der noch lange sehr gesetzig die Oper verließ, Eduard Devrient, hat die Momente des Sängers in der Tragödie nie verloren. Erst in ein völlig der Theaterbühne entgegengerichtetes Fach, in das der komischen Oper, übergehend, konnte er der Bedeutung seines Namens gerecht werden. Aber kann auch einer außerordentlichen Primadonna, wenn wirklich Schauspielertalent da ist, eine komische Alte werden als eine Lady Macbeth. Der Komik-Ton der Alten, dürftest Contrastes und die komischen Geberden thun es nicht.

Einige Proberollen werden entscheiden. Nicht dem äußern Effecte nach, dieser wird außerordentlich sein — der Kenner jedoch wird bald überseben, ob die neue Bestrebung möglich ist. Sollte letzteres der Fall sein, so würden wir uns beeilen, einen Irrthum zu berichtigen.

Theaterschulen.

* Graf Hippolyt von Bortmer hat ein Schriftchen über den Werth und die Nothwendigkeit von Theaterschulen, „Deutsche Theaterschulen" (Braunschweig, Westermann, 1861), erscheinen lassen. Seine Berichtigt sind wohlmeinend und wiederholen im wesentlichen die Wünsche Eduard Devrient's.

Er schreit, daß diese Wünsche nur fromme bleiben sollen „Theaterschulen" — in einem Augenblick, wo ein schreiender Artikel in den bayrischen Theaterprivilegiumsstatuten lautet: „Solcher junge Mädchen werden zur Bildung einer Schule gerecht" —!

Der Mangel einer ordentlichen und talentvollen Theater-Nachwuchses ist für unsere Bühnen beklagenswerth. Die Hauptschuld trifft die preußische Regierung. Berlin ist die Pflanzschule der deutschen Bühnen und die heutigen Bühnenzustände befinden sich im Zustand der Verwilderung. Beim Musikverein hat Herr von Hülsmann-Hellwig lange mechanisch die Materialien zu einer schönen Regung der Bühnenverhältnisse. Als wurden im Jahre 1857 durch Regierungsrath Kugler eingeleitet. Die einzige Resultat berichten ist eine ministerielle Reise Beamten des preußischen Kunstbüchereien erschienen, der jetzige Chef Verbrechen der deutschen Bühne von Goethe's „Clavigo" betitelt.

Wir erlauben uns, den Hrn. Grafen auf ein neues Herausgeber d. Bl. abgedrucktes Votum über „Theaterschulen" aufmerksam zu machen, das im wesentlichen von den Anschauungen Eduard Devrient's abweicht („Deutsche Schriften", Band IV, Leipzig, J. J. Weber, 1858).

Briefwechsel.

— Herrn *** in Wiesbaden. Wieder Sie teilnehmen haben, weil in deutscher Zeit gegen die Aufgabe Ihres von unserer erschienenen Lieder gelesen gemacht wurde, so empfehlen wir Ihnen die Neue Epoche „Das norwegische Nationalthum. Von Knud Arup" (Dänemark, Kopen. 1861).

— Fräulein *** in Mannheim. Schön in Ihrer redlichen Bescheidenheit wollen Dichtungen auf dem deutschen Standpunkt mit Vorzugsbedingungen und gehaltvollen einigen Stimme, unverdorbenen „innerlichen Seelen" Eingang in die begeisterten Kreise.

— *** M. in Berlin. Ihren „B." Dank nicht.

(Eingegangen am 3. Mai 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 20. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Annette von Droste-Hülshoff. Von Wilhelm Gerhard. — Dampf — hoch! — Aus dem Tagebuche eines Schneiders. I. — Briefe aus München. IV. — Neue Romane und Novellen. IX. — Feuilleton aus Italien. Von Robert Hamerling. — Kirchengeschichten. Von Ernst Keil. — Neues aus der Welt.

Annette von Droste-Hülshof.

Von Wilhelm Gerhard.

Annette! — was will von Ihnen man verlangen,
O Heldenfluth mit schäumenden Gischt!
O arme Gischt, hast Dich nicht stille lassen hangen
Dicht an ein Gegen als grünendes Reisig!
K. von Droste-Hülshof.

Diese westfälische Dichterin nimmt in unserer weiblichen Literatur eine der ersten Stellen ein, ja sie ist vielleicht die erste eigentliche Dichterin und zugleich die reinste und originellste, welche wir aufzuweisen haben und die nur unter den Engländerinnen ihresgleichen finden dürfte. Keine andere deutsche Dichterin hat so eigenthümliche, so dichterisch-wirksame und großartige Stoffe behandelt, keine ist so reich an neuen Gedanken und Bildern, bei keiner andern finden wir eine solche objective Darstellungsweise und seltene Plastik, verbunden mit einer feinern weiblichen Beobachtungsgabe und mit der weichsten Gefühlsinnigkeit. Man weiß nicht, ob man ihren poetischen Erzählungen, die zu den besten gehören, welche unsere Literatur aufzuweisen hat, oder ihren gefühlvollen lyrisch-epischen Darstellungen, oder endlich ihren geistlichen Liedern mehr Lieber, Kurer Religiosität den Vorzug geben soll. In ihren Ansichten und Gefühlen durch und durch gesund und echt weiblich, durchdrungen von sittlichem Ernste, gleicht sie einer schmucklosen Heidblume ihres lieben, natürlichen Heimatlandes, und wie um den Beifall der Menge buhlend und unbekümmert um jegliche Kritik, sang sie nur aus innerm Herzensdrange wie der Vogel, der in den Zweigen wohnt. Wir wüßten in der That keine bessere poetische Vertreterin für unsere Frauenwelt als diese echt weibliche, sittlich-erhabene Dichterin, die sich zwar nicht einzuschmeicheln sucht, aber dem innigen, liebevollen Verständniß, das sie zu dem dichterischen Kerne hindurchzudringen weiß, wunderbare Schönheiten entfaltet.

Gleichwol sind ihre Dichtungen nur wenigen Gebildeten bekannt und die große Menge kennt sie kaum dem Namen nach. Ihre Vorzüge springen freilich nicht so grell in die Augen, daß sie die Ignoranz an sich ziehen könnte, und manchem Gebildeten mag wol ihre durchgängige Originalität und die absichtliche Unfertigkeit, in welcher sich viele ihrer Gedichte darstellen, den poetischen Genuß, den sie somit bietet, beeinträchtigt haben.

Harmonisch, in sich abgeschlossen und vereinzelt wie ihr Dichten war auch ihr einsames, beschauliches Leben eines der seltsamsten, das wol je eine Frau aufzuweisen hat.

Wir wollen im Nachfolgenden ein Bild dieser eigenthümlichen Dichterin nach den Andeutungen und Mittheilungen einiger ihrer vertrauten Freun-

binnen wie nach den uns vorliegenden Gedichten derſelben zu geben verſuchen.

Annette Eliſabeth Freifräulein von Droſte-Hülshof entſtammt jenem friedlich ſtillen, altgermaniſchen Geſchlechte der Weſtfalen mit lichtem Blick und blonden Haaren und wurde am 12. Januar 1798 auf dem väterlichen Rittergute Hülshof bei Münſter geboren. Die Mutter, eine Freiin von Harthauſen, war ebenfalls aus einer alten weſtfäliſchen Adelsfamilie, deren Mitglieder ſich ſtets durch Geiſt und Originalität ausgezeichnet haben. Durch eine frühzeitige Geburt ins Leben getreten, war Annette ein äußerſt ſchwaches und zartes Kind und beſaß jene nervöſe Reizbarkeit, die den meiſten poetiſchen Naturen von Kindheit an eigen iſt. Sie erhielt eine gründliche und gelehrte Erziehung. Mit ihren Brüdern mußte ſie faſt alle wiſſenſchaftlichen Lehrſtunden theilen und lernte ſogar lateiniſch, worin ſie eine ziemliche Fertigkeit erlangt hat. Auch auf die Ausbildung im Zeichnen und in der Muſik wurde viel Pflege verwendet; Unterricht im Tanzen aber und ſonſtigen geſellſchaftlichen Kunſtfertigkeiten empfing ſie nicht und blieb bis zu ihrem 27. Lebensjahre dem Verkehr der großen Welt ſo gut wie fremd. Wie im weſtfäliſchen Flachlande die Dörfer bekanntlich keine geſchloſſenen Ortſchaften bilden, ſondern nur Einzelhöfe zwiſchen „Kämpen und Buſch“, ſo liegen auch die Einzelhöfe abgeſchloſſen und vereinzelt zwiſchen Waldbüſchen und Bäumen verſteckt. Der Verkehr der Adelsfamilien untereinander und mit der großen Welt iſt nur ein ſehr ſchwacher und der weſtfäliſche Adel ſitzet in ſeinen prächtigen Schlöſſern, von Gittern und Mauern umſchloſſen, ein höchſt eingezogenes, patriarchaliſches Familienleben, das nur im Winter durch einige Theilnahme an den Carnevals- und Ballfeſten der benachbarten großen Städte zuweilen unterbrochen wird. So wuchs Annette in der Sittenreinheit und katholiſchen Strenggläubigkeit dieſes ländlich abgeſchloſſenen Familienlebens auf. Als eine ihrem eigenen Weſen nach ſinnig-beſchauliche und feelenvolle Natur, die ſchon früh eine ernſte Richtung zeigte und gegen die leeren Grundſätze ihrer Zeit wie gegen alle Eitelkeitsfreuden der Jugend auf die heftigſte Abneigung hegte, war ſie ebendies für das Weltleben nicht geſchaffen. Einen hohe vertrauten Umgang pflegte ſie, ihrem angeborenen Hange zum beſchaulichen Stillleben folgend, mit der charakteriſtiſch-ſchönen Natur ihrer Heimat und wir ſehen in ihr ſchon als Kind die ſinnige Naturfreundin, die uns aus ihren Gedichten ſo wunderbar anſpricht. Die heimige Gegend hieret, wie ſie ſelbſt in der Schilderung ihrer Heimat ſagt, eine lebhafte Einfamkeit, ein fröhliches Alleinſein mit der Natur, wie man es anderswo ſo leicht nicht antrifft.

Wie war mein Leben abgeſchloſſen,
Als ich im grünumhegten Haus,
Durch Verſchneidung nur Ruthenruthen
Noch träumt' in den Aar hinaus!
Als keinen Blick ich noch erkannte
Als den der Sonnen durchs Gezweig,
Die Felſen meine Brüder nannte,
Schweſter mein Sprudelbild im Teich.

Auch eine früh erwachende Neigung, ſich Sammlungen aus den Gebieten der Naturwiſſenſchaften anzulegen, trieb ſie viel ins Freie hinaus. Unſern den empfangenen Natureindrücken ſind auch jener altgermaniſche Typus in Sitten und Gebräuchen, der ſich dort noch in allen Schichten erhalten hat, die feudale Herrlichkeit, die traulichen Schlöſſer und ehrwürdigen Kirchen dieſes Landes, die pompadoſen Familienfeſte und mittelalterliche Handeinrichtung auf die Anſchauungsweiſe unſerer Dichterin von nachhaltigem und weſentlichem Einfluß geweſen. Dieſelbe neigt ſich unſer der contemplativen auch hauptſächlich der conſervativen Seite zu und in ihren Gedichten, die hier und da eine ariſtokratiſche Färbung tragen, feiert ſie häufig die Herrlichkeiten jener Feudalwelt und alle Hüterchen, Schauergeſchichten und charakteriſtiſchen Gebräuche ihrer Heimat hat ſie für dieſelben zu benutzen gewußt. Die Gelegenheit, dieſe Züge und Erzählungen aus dem Volksleben kennen zu lernen, wurde ihr im traulichen und familiären Verkehr mit der dortigen ländlichen Bevölkerung, von der ſich der weſtfäliſche Adel keineswegs in vornehmer Weiſe abwendet. In den Hütten der armen Heuerlinge wie in den Höfen der reichen Bauern machte die vornehme Dame öfters Beſuche und redete mit ihnen in weſtfäliſchem Plattdeutſch.

Schon als junges Mädchen beſchäftigte ſie ſich viel mit der Sagen- und Minnelieder-Literatur, in der ſie ſpäter ſo fleißige Studien gemacht; auch für die neuere Literatur hatte ſie einiges Intereſſe, beſonders fühlte ſich die epiſche Seite ihres Talents durch die Schöpfungen Byron's und Walter Scott's angeregt und gefördert, deren Einfluß in ihren epiſchen Dichtungen nicht zu verkennen iſt.

Merkwürdig iſt, daß ſich bei alledem ſo

ſpät die Kraft und Originalität ihres dichteriſchen Talents entwickelt hat, denn ihre erſten Dichtungen von verſchiedenem Werth ſind erſt in ihrem 36. Lebensjahre entſtanden. Zwar hatte ſie ſchon als achtjähriges Kind ein kleines Gedicht auf den Tod ihres treuen Haushahns und auch ſpäter mehrere Gedichte gemacht, z. B. in ihrem 14. Jahre ein größeres Gedicht in mehreren Geſängen zum Geburtstage der Mutter, aber in allen war von dem ſpäter ſo eminent hervortretenden originellen und ſelbſtändigen Dichtertalent keine Spur zu finden. Es waren nur ſchwächliche Nachahmungen von damals epochemachenden Gedichten in überzartem Tone, wie der „Betäubten Reie" und andern Sachen, die ihrer Geiſtesrichtung eigentlich fremd waren. Zur Jungfrau herangeblüht, ungefähr um das Jahr 1816, trat ſie in die Geſellſchaft ein und ließ ſich zuweilen in den geiſtigen Kreiſen von Münſter blicken, wo ſich jetzt unter der neuen preußiſchen Herrſchaft ein reges Geſellſchaftsleben geſtaltete. Namentlich war ſie manchmal in dem Hauſe der geiſtvollen, aber kranklichen Gemahlin des Generals von Thielemann, welcher in dem ehemaligen biſchöflichen Schloſſe wohnte, wo ſich die Elite der damaligen vornehmen Welt zu verſammeln pflegte. Aber die ſtürmiſche Annette konnte ſich von dem frivolen Treiben ſolcher Kreiſe, in denen Ehebrüche rungen und verbotene Liebesverhältniſſe nichts Seltenes waren, nicht angeſprochen fühlen, obwol ſie und ihre ältere Schweſter beſonders darum geſucht wurden. Nach Verſicherung von Augenzeugen machte dort ihre ungewöhnliche und fremdartige Erſcheinung von genialem Anflug auf alle Mitglieder einen lebhaften Eindruck. Annette war zwar keine regelmäßige Schönheit wie ihre Schweſter; — ihre Augen waren ſehr hervorſtehend und zeigten Spuren der ärgſten Kurzſichtigkeit, die Stirn zu hoch und die längliche Naſe etwas ſcharf geſchnitten, was indeſſen ihrem ſanften Geſichtsausdruck einen Zug von Klugheit und Verſchmitztheit verlieh, und die Statur ſehr klein; aber der feingliederige, lebhaft-bewegliche Geſtalt mit blauen Augen und einer reichen Fülle von goldblonden Locken erſchien jedem wie ein höheres Weſen. Das Geſicht zeigte ein edles Oval, die Geſichtsfarbe war ſtark gerötet, der Mund klein und feurig gefärbt, die Zähne regelmäßig und weiß, Hände und Füße ſehr klein. Trotz ihrer Lebhaftigkeit war ſie ſehr verſchloſſen und ließ nur ihr intimſten Freundinnen einen Einblick in ihr Inneres thun. Gegen die Huldigungen der Männer, die ihr reichlich zu Theil wurden, zeigte ſie ſich kalt und gleichgültig und jede Bewerbung um ihre Hand wies ſie entſchieden zurück. Denn ſie beſaß eine unüberwindliche Ehrfurcht und hat ſich auch nicht verheirathet. Dennoch iſt ſie einmal eine kurze Zeit verlobt geweſen. Während ihres Aufenthalts in Köln bei ihrem Oheim hatte ein junger Adliger ihre Zuneigung gewonnen; aber ſie brach ſofort dieſes Verhältniß wieder ab, als ſie entdeckte, daß der Verlobte ihretwegen ein anderes Mädchen verlaſſen hatte.

Der Tod ihres Vaters, dem bald ein hoffnungsvoller Bruder nachfolgte, ſcheuchte ſie aus ihren ſtillen Jugendträumen und griff das reizbare und nervenſchwache Mädchen ſo an, daß ein Orts- und Luftwechſel nöthig ſchien. Sie verweilte jetzt einige Zeit in Köln bei ihrem Oheim mütterlicherſeits, dem Grafen von Harthauſen. Hier ſowol als ſpäter in Bonn, wo ſie im Hauſe ihres Vetters, des bekannten hermeſianiſchen Profeſſors, des Freiherrn von Droſte, glückliche und genußreiche Tage verlebte, machte ſie mit einigen namhaften Perſönlichkeiten Bekanntſchaft. Sie lernte beſonders die Schriftſtellerin Johanna Schopenhauer, deren Tochter Adele, die gemalte Mercurd-Schaafhauſen, die bekannte Pflegerin des kölner Dombaues, und den Ueberſetzer altdeutſcher Heldendichtungen, den Dichter Karl Simrock kennen, die einzigen literariſchen Bekanntſchaften ihrer Jugendzeit. Mit letzterm trat ſie in ein beſonders herzliches Freundſchaftsverhältniß und es iſt wahrſcheinlich, daß dieſer Umgang einigen Einfluß auf ihre Entſcheidung für die Poeſie gehabt hat. Einen eigentlich beſtimmten Einfluß auf ihre poetiſchen Productionen hat nach Verſicherung einer vertrauten Freundin unter den Dichtern niemand gehabt. Sie war dazu eine zu originelle und ſelbſtändige und wie aus Einem Guſſe geformte Natur. „Als ſie mit mir im Schatten war" — dies ſind die Worte derſelben — „fing ſie erſt an, mit mehr Intereſſe die Dichter zu leſen, die ihr nur kurze Zeit vorangegangen waren, wie Anaſtaſius Grün, Nikolaus Lenau, Freiligrath, Immermann u. a. Einfluß hat keiner von ihnen auf ſie geübt, ſie ſtand ihnen von Anfang an ſo ſehr als Kritiker gegenüber und war auch bereits in ſich ſertig, als ſie ſich mit ihnen beſchäftigte."

Ein unwiderſtehliches Verlangen nach Einſamkeit und Stille lockte ſie jedoch bald wieder in den Heideblumen, den grünen Hecken und

Büchen ihres geliebten Westfalen zurück. Hier führte sie auf dem Witwensitze ihrer Mutter, dem Rittergute Rüschhaus bei Münster, die beschaulichste und beglückendste Einsiedlerexistenz, dem Umgang mit der Natur, den Musen und den Wissenschaften hingegeben. In diesem abgeschlossenen, aber harmonischen, in sich befriedigten Leben konnte sich nun ihre ganze dichterische Eigenthümlichkeit, die ein solches Lebenselement benutzte, frei und ungestört entfalten. Die gelehrten Studien regten in eigenthümlicher Weise ihre Phantasie an und die für ihre Gedichte benutzten Kenntnisse, die sie hier erlangte, haben denselben wunderbare Reize verliehen. Besonders gern beschäftigte sie sich mit Numismatik, Mineralogie und altdeutscher Literatur und hatte sich Sammlungen von Kunstschätzen und Seltenheiten aller Art, wissenschaftlich geordneten Mineralien, Münzen, Gemmen, Gemälden und Autographen angelegt; auch waren alte kostbare Uhren ihre Leidenschaft, die sie in einem Gedicht: „Meine Steckenpferde" („Letzte Gaben", S. 41) besonders besungen hat. Noch mehr Ausbeute gewann sie im Umgange mit der Natur. Dies beweisen ihre landschaftlichen Schilderungen, die einen der schönsten Theile ihrer Gedichte bilden. Ihr tiefer, verständnissinniger Blick wusste unter der scheinbaren Reizlosigkeit ihrer heimatlichen Gegend die tiefste Poesie zu finden. Trotz ihrer Kränklichkeit liebte sie es doch, stellos in ihren heimatlichen Wäldern und Heiden umherzuschweifen. Stundenlang legte sie sich dann ins Gras oder Heidekraut, die Käfer, den Wind und die Wolken zu beobachten, oder sie schaute, an einen knorrigen Eichenstamm gelehnt, wie sie malerisch zwischen den Waldecken der grünen Kämpe stehen, träumerisch in die weite, sonnige Heide hinaus oder suchte sich ein Plätzchen im tiefsten Walde neben einem mit Wasserlilien bedeckten stillen Teiche, von dem sie oft kaum die Abendnebel vermeiden konnten. Die Eindrücke, die sie dort empfangen, die Träume, die sie wachend umspielt hatten, die Gebilde, die ihr kurzsichtiges Auge in den Abendnebeln beim Mondenschein erblickte, wurden zu Gedichten, sobald sie wieder in ihrem Stübchen war. Auch zur Vermehrung ihrer Naturaliensammlungen sah man sie, einen geognostischen Hammer in den kleinen Händen, öfters durch die sandige Heide wandern. Wie sie die bei dieser Gelegenheit erlangten Kenntnisse für ihre Gedichte zu benutzen wusste, beweist unter andern das Gedicht „Die Mergelgrube":

Tief im Gebrückel, in der Mergelgrube
War ich gelegen, denn der Wind lag scharf;
Dort saß ich feinmärzig in der Höhlenstube
Und horchte traumend auf der Luft Gebarf.
Da waren Klänge, wie wenn Geisterhall
Melodisch schwinde im zerstörten All.
Anfänglich zog ich Strich auf Strich hervor
Und lauschte, lauschte mit heraufbeschwornem Ohr.
Da, auf der Schiefertafel hier Medusen —
Noch schienen ihre Strahlen sie zu grüßen.
Als sie gebändigt von des Meeres Buten,
Und das Gebirge sank, sie zu zerdrücken
Da ist gewiß, die alte Welt ist hin,
Ich Verfasst, ein Mammuthsknochen drin' —
Und mir zu Füßen hört' ich leises Knirren,
Ein Rascheln, ein Gebrückel und ein Schwirren
Es war der Todtenkäfer, der im Sarg
Spottet einer frische Beute harg.
Und anders ward mein Träumen nun gewandt,
Zu einer Mumie ward ich verbannt,
Mein linnen Stand, fahlgrau mein Angesicht
Und auch der Scarabäus fehlte nicht.
Hier, krochen über mir! — saßen gar
Rollt mir ein Opfunkel in den Schoß;
Nein, das ist Thelle, ehrlich Kämmerhaar —
Und plötzlich ließen mich die Träume los.

In ihrer Zurückgezogenheit hielt sie sich von allen Stürmen der Gegenwart und Zeitströmungen grundsätzlich fern und in späteren Jahren, wo ihr jeder Zwang unerträglich war und sie krank machte, befreite sie sich sogar von allen Obliegenheiten und Verpflichtungen des menschlichen Lebens. Doch brachte ein traulicher Verkehr mit einigen auserwählten Freunden und Freundinnen aus dem benachbarten Münster, die zum großen Theil eben solche Originale wie sie selbst waren, einige Abwechselung in ihre Einsamkeit. Mit zunehmenden Jahren trat die Gemüthsseite bei ihr weit stärker als in der Jugend hervor; die frühere Kälte und das spröde Wesen hatten sich in den liebenswürdigsten Humor umgewandelt, der aber nie verletzte, und bei der Gemüthlichkeit, die sie in der Freundschaft entwickelte, wurde sie von allen ihren Freunden und Bekannten fast abgöttisch verehrt. Diese fanden sie stets heiter und übersprudelnd von Geist und Witz. Ihr witziger Mund besaß eine bezaubernde Beredsamkeit und sie liebte es, ihre Gäste mit Erzählungen zu unterhalten, bei denen sie ein wahrhaft dramatisches Talent und einen schlagenden Witz entwickelte; Eigenschaften, die auch in ihren Gedichten oft hervortreten. Waren diese im komischen Genre gehalten, so wusste sie köstliche Züge aus dem Volksleben in westfälischem und plattdeutsch zu erzählen, welche Dialekte sie mei-

sterlich nachzuahmen verstand. Wurde es dunkel, so pflegte sie Schauergeschichten zu erzählen, sodaß sich mancher vor dem Heimgange graute, besonders wenn dazu im Garten und aus dem nahen Teich Unken und Eulen ihr schauerliches Getön erhoben. Ein fast noch größeres Grauen empfanden die Daheimbleibenden, wenn in den Vogelstuben im obern Stock mit den braunen Eichenholzthüren und den wändehohen Spiegeln die alten verblichenen Ahnenbilder unheimlich auf sie herabschauten. Ihr Erzählertalent war auch so populär geworden, daß sich zuweilen die Kinder des Dorfs vor ihrem Fenster versammelten und mit lauter Stimme um ein Geschichtchen baten, wozu sie sich denn auch bereitwillig finden ließ.

Außerdem las sie auch wol ihren bevorzugten Besuchern ihre neuesten Gedichte vor, die in einer kleinen, höchst unleserlichen, dichtgedrängten Handschrift auf Briefcouverts und Papierschnipsel geschrieben waren. Doch ließ sie von keinem die geringste Aenderung zu und duldete überhaupt weder Lob noch Tadel, weshalb sie auch nie eine Recension ihrer Gedichte las und die schmeichelhaftesten Briefe, die ihr bei dem Erscheinen derselben von den ausgezeichnetsten Männern, z. B. dem späteren Erzbischof Droste-Vischering, zugingen, unbeantwortet ließ. Ebenso wenig berücksichtigte sie die vielfachen Bitten von Verlegern um Beiträge für ihre Zeitschriften. Ihr Schaffen war ein höchst eigenartiges und ursprüngliches und all ihre Poesie aus einem unmittelbaren Drange ihres innern Lebens hervorgegangen. Nach Versicherung ihrer Freundinnen entstanden ihre Gedichte wie aus Einem Guß und nur selten wurde daran gefeilt. Ein Beispiel, wie sie oft die merkwürdigsten Anläße zum Dichten bewegen konnten, liefert uns die in ihren Gedichten aufbewahrte Räubergeschichte „Der Geierpfiff", die Frucht einer Wette, ob es ihr möglich sei, über einen beliebigen Titel aus dem Katalog einer Leihbibliothek ein Gedicht zu machen. Eine andere eigenthümliche Seite zeigte sie in Berührung ihrer religiösen Ueberzeugung, mit der sie sehr zurückhaltend war. Obwol treu ihrem katholischen Glauben anhängend, verabscheute ihre harmonische Natur doch jede religiöse Gehässigkeit, und sie sah es sehr ungern, wenn in ihrem Freundeskreise das Gespräch auf religiöse Dinge kam. Aus diesem Grunde sind auch ihre herrlichen geistlichen Lieder erst nach ihrem Tode bekannt geworden.

Wie im Erzählen, so excellirte sie auch im Singen und Klavierspielen ein ungewöhnliches Talent. Trotz ihres Brustleidens war ihre Stimme so stark und volltönig, daß sie, nach dem Ausspruch einer Freundin, in einer andern Lebenssphäre geboren, eine zweite Catalani geworden sein würde. Am Kopfende ihres Sofas stand ein altes Klavier, dessen Saiten wie eine Harfe schwirrten, wonach sie sich oft mitten in der Unterhaltung unterbrach und einige alte Minnelieder oder ihre eigenen Compositionen einfach und gefühlvoll ihren Bekannten vortrug; moderne Sachen oder Opernarien sang sie nicht. In ihren eigenen Compositionen — sie hatte fast alle sangbaren Lieder Byron's in Musik gesetzt — soll sich eine tiefe Melancholie ausgesprochen haben, die man sonst in ihren Gedichten nicht findet, und es ist zu beklagen, daß diese Compositionen nicht veröffentlicht worden sind.

Unter ihren Freunden werden uns besonders die westfälischen Dichter Levin Schücking und Wilhelm Junkmann genannt, welche damals noch sehr jung waren. Es ist jedenfalls merkwürdig, daß unsere Dichterin, die in der Jugend abhold gegen die Männer gewesen war, in späteren Jahren jungen Dichtern eine mütterliche Zuneigung schenkte. Sie war die Vertraute und Rathgeberin dieser beiden jungen Dichter und förderte sie in jeder Weise. An beide finden wir in der Sammlung mehrere schöne Gedichte. In einem derselben spricht sie ihre Vorliebe für den jungen Schücking unter dem schönen Bilde sehr bezeichnend aus, daß zwischen beiden, obwol vom Geschick auf feindlich starre Pole erhöht, doch wie durch einen Magnetstrahl, der, durch das Herz der Erde fahrend, beide Pole berührt, eine geistige, wahlverwandte Berührung und gegenseitige Ergänzung wäre.

Blick' in mein Auge — ist es nicht dein Leben,
Ist nicht mein Herzen treuer Heimath gleich?
Du lächelst — und dein Lächeln ist mir weiter
Als irdischer Lust und irdischem Streben reich.
Hinwieder alle Tiefen freundlich schauen,
Die stillen Schätze ich im eig'nen Herzen.

Pulse und Puls — wunderlich Gleich's und Gleichen,
Tief einem Licht geweiht dem nahen wie fernen,
Doch durch der allerschwächsten Hände Zeichen,
So reiche mir die Hand, mein Dioskur!
Und mag erwachen sich die helle Woche,
Wir thronen Helm an Zwillingssternen glänzen.

In einem andern Gedichte drückt sie mit rührender Wahrheit die tiefe Bewegung aus, die ihr Herz überkomme, wenn sie in sein jugendliches Antlitz schaue, aus dem ihr das Bild ihrer eig-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

a

von verlorenen Jugend entgegenstrahle. In dem „Gruß an Wilhelm Junkmann“ entwirft sie ein treffendes Bild von dem formlosen und mystischen Dichter, der insofern einigen Einfluß auf sie gewonnen, als er sie in ihrer Vorliebe für das Seltsame und Träumerische noch mehr bestärkt hat.

Er selbst ein wunderlich Gedicht,
Begriffen schwer, doch leicht gefühlet.
Ihm hat Begeist'rung, ein Orkan,
Der Lebens Federn nicht zerbrochen,
Nicht sah er sie als Flamme nahn,
Die lodernd durch den Urwald kriecht;
Nein, als entschlief der Morgenwind,
Am Strauche hingen fromme Bienen,
Da ist der Herr im Schlafe sind
Gleich dem Glück ihm erschienen.

Auch Schücking's Umgang ist nicht ohne Einfluß auf ihre Dichtung geblieben, indem sich zwischen beiden ein poetischer Wettlauf entspann, aus welchem mehrere der schönsten Gedichte unserer Dichterin entsprangen. Einen directen Einfluß hat dieser mehr als Denker und feiner geistiger Beobachter ausgezeichnete Schriftsteller auf ihre poetische Kraftnatur wol schwerlich geübt. Schücking hingegen würde ohne den Einfluß der Droste, die auf jeden poetisch erregbaren Mann einen unwiderstehlichen Zauber übte, wol kaum zu seiner jetzigen Bedeutung gelangt sein. Unter ihren Frauenbekanntschaften finden wir die Dichterin Elise von Hohenhausen und deren Nichte Elise Rüdiger genannt, welche letztere manche biographische Mittheilungen über sie gemacht hat, die wir zu dem Verstehenden vielfach benutzt haben. Sie hat uns auch den Schauplatz näher beschrieben, wo unsere Dichterin den größten Theil ihres Lebens dieses glückliche Stillleben geführt hat.*)

Wir wollen diese Beschreibung hier in gedrängter Kürze wiedergeben. Von Münster führt der Weg nach Rüschhaus zwischen Wiesen und Wald. Ueber eine mittelalterliche Zugbrücke gelangte man in den großen Garten, wo bemooste Statuen Wache hielten und alles bunt und ungehindert durcheinander wuchs. An der Freitreppe wucherten Gras und Unkraut. Hohe Flügelthüren führten in einen alten Bildersaal, in welchem noch der Weihrauch der Hauskapelle duftete, welche hinter dem braunen Täfelwerk der Hauptwand verborgen war. Die Wände schmückten altdeutsche Gemälde und in niedrigen Glasschränken fanden die Kunst- und Naturaliensammlungen. Das eigentliche Wohnzimmer war klein, schmal und niedrig und lag im Entresol versteckt. Die Dichterin pflegte es selbst ihr Schneckenhäuschen zu nennen. Die Fenster öffneten sich nach der Waldgegend im Westen, wo sie allabendlich den Sonnenuntergang durch die Bäume schimmern sah. Schwalben nisteten vertraulich am Fenster und flogen frei im Zimmer umher; Glasmalereien, Wappenschilder und Heiligenbilder zierten Fenster und Gesimse, Freundschaftsbilder die Wände. Das sehr bescheidene Mobiliement bestand aus einem alten Klavier, einem alten schwarzen Sofa daneben und einem davorstehenden unpolirten Tisch, dem einzigen im Zimmer, welcher mit Porzellanschalen voll frischer Heidekräuter und Feldblumen geschmückt war, die sie von jedem Gange ins Freie mitzubringen pflegte. Wenn sie dichtete, lag sie meist in scheinbarem Halbschlummer auf diesem Sofa und fand von Zeit zu Zeit auf, um das Entstandene niederzuschreiben, was ihr bei ihrer großen Kurzsichtigkeit sehr beschwerlich war. Beim Besuche Engbefreundeter kauerte sie während der Unterhaltung in einer Ecke desselben, nach Art mancher genialen Frauen mit untergeschlagenen Beinen. „Man wußte immer von neuem“, sagt unsere Berichterstatterin, „mit einem Gemisch von Staunen, Bewunderung, Ergötzen und liebender Verehrung in das merkwürdige Sibyllengesicht schauen. Schon hatte das nahende Alter seine Reglinien in die feine Haut gezogen, aber das goldene Haar glänzte noch ohne Silberfäden und das blaue Auge, das in die Geisterwelt hinüberzublicken vermochte, hatte noch jugendlichen Glanz, so wie der Mund noch rothe Lippen und weiße Zähne besaß.“

In den letzten Jahren ihres Lebens trat ihre frühere Kränklichkeit hervor, weshalb sie mit ihrer Mutter aus der feuchten Nebelluft des Münsterlandes in die reine Bergluft des Bodensees zog, wo der Gemahl ihrer Schwester, der als altdeutscher Forscher berühmte Freiherr von Laßberg, auf der alten Meersburg wohnte. Hier führte sie wieder dasselbe einsiedlerische Leben und bewohnte einen ruinenhaften Schloßthurm ganz allein. Von der luftigen Warte dieses Thurms, das Haar im Winde flatternd, verbrachte sie oft das Leben und Treiben des Sees mit der köstlichen Umrahmung seiner Ufer, mit den spielenden Wellen am Strande und dem wimmelnden Reichthume

*) Auch von Luise von Borsstedt gibt es hier und da in Journalen größtentheils interessante Erinnerungen an Annette.

D. Red.

mit seinen schweifenden Seemöven und Fischerkähnen, unter sich die alte Stadt Meersburg, und träumte von der alten Ritterzeit, von Kobolden und Wasserfeen. Eine Menge der herrlichsten Gedichte sind hier entstanden, die uns alle diese Schönheiten mit unübertrefflicher poetischer Malerei vor das Auge stellen.

Schon hatte sie sich von dem Honorar ihrer Gedichte in der Nähe des Sees ein hübsches Landhaus gekauft, welches sie später zu beziehen gedachte, als der Tod am 24. Mai 1848 ihrem reinen, fleckenlosen Frauenleben durch einen Herzschlag ein Ende machte. Sie ruht auf dem schönen, hochgelegenen Friedhofe des Städtchens Meersburg unter einer gothischen Kapelle neben dem Grabhügel Mörike's.

Die erste Sammlung ihrer Gedichte erschien im Jahre 1844; dieser folgte eine zweite unter dem Titel „Letzte Gaben" nach ihrem Tode. In letzterer finden sich auch zwei prosaische Stücke: „Die Judenbuche", ein Sittengemälde aus dem gebirgigen Westfalen, welches eine Probe ihres eminenten Erzählertalentes abgibt, das aber durch den düstern Stoff fast in Schatten gestellt wird, und „Bilder aus Westfalen", die früher in einem münchener Blatte erschienen sind, in welchen sie uns in treffenden Zügen Natur und Sitten ihrer Heimat schildert.

Es lebt in dieser Dichterin eine eigenthümliche, wunderbar ergreifende Originalität, die bisher leider zu wenig erkannt und gewürdigt worden ist. Wunderbare Gedanken und Empfindungen und absonderlich gefärbte Gemälde überraschen uns und überall begegnen wir einer dichterischen Kraft und Fülle wie bei keiner andern Dichterin Deutschlands. Durch alle ihre Poesien zieht sich der Grundton einer gewissen sanften Melancholie, eines stillen Gefühls schmerzlicher Entsagung hindurch, was fast eine gewisse Eintönigkeit erzeugt und jede erhobene Stimmung und leidenschaftliche Erregung niederhält. „Es fehlt ihren Gedichten", sagt Wolfgang Müller, „nicht an einem freundlichen und heiteren Humor, aber die Lustigkeit blüht dann wie eine wilde Rose am Abhang oder sie blitzt wie ein heller Strahl in einem ueberdeckten Waldteich." Waren es äußere Widerwärtigkeiten oder der Verlust ihrer einzigen Liebe, dessen wir bei ihrer Lebensbeschreibung gedacht haben, welche diese wehmüthig entsagende Stimmung erzeugten? Man ist geneigt, das letztere anzunehmen, obgleich sich kein einziges eigentliches Liebesgedicht in der Sammlung findet, bei einer deutschen Frau fast ohne Beispiel; aber einige Gedichte lassen fast auf den Verlust eines reichen Liebeslebens schließen. Ebenso wenig suchen empfindsame Leier vergeblich nach süß schmachtenden, sentimentalen Ergüssen, da sie fast ebenso weit von aller matten Süßlichkeit entfernt und mit ihren persönlichen Empfindungen etwas zurückhaltend ist; aber die ungeschminkte Behandlung sittlich-ernster, tief ergreifender Motive wird auf alle gesunden Herzen wirken. Freilich ist die poetische Kraft dieser abgeschlossenen Einsiedlernatur, um allgemein zu gefallen, zu selbständig und eigenartig und trotz ihrer Plastik und bilderreichen Sprache nicht gehörig an classischen Mustern ausgebildet; ebenso mangelt ihrer Sprache die für einen künstlerischen Eindruck nothwendige Klarheit und Durchsichtigkeit; dafür werden wir jedoch durch eine Menge von Schönheiten hinreichend entschädigt.

Vor allem sind wir gleich von vornherein durch die sittliche Reinheit und Hoheit der Dichterin, die den ihrem Geschlecht von Natur und Sitte gezogenen Kreis nicht überschreitet, für sie eingenommen. Was sie den deutschen Schriftstellerinnen als Mahnung zuruft:

Vor allem aber pflegt das unversehrte,
Das heil'ge Gut, gelegt in eure Hände,
Wacht der Natur geheimnißvolle Kunst,
Baut mit der Blume phantasievoller Sprache;
Der Tonwelt pflegt, des Wortbaues nicht bedarf,
Und schmückt mit Reimen die unendlichen Minne,
Das tut, und tiefen Frieden Glück und Ruhen,
Die Gattin mag, das Kind, der Mutter spenden!

Das hat sie selbst in vorbildlicher Weise in ihren Dichtungen bethätigt.

Unter ihren poetischen Vorzügen tritt besonders eine eminente weibliche Beobachtungsgabe, die Kühnheit und Lebendigkeit ihrer Schilderungen hervor. Ihre „Heidebilder" und die herrlichen Naturbilder in „Fels, Wald und See" sind wahre Meisterstücke landschaftlicher Schilderung. So einfach klar und plastisch greifbar, so rein und sinnig aufgefaßt und meist so gelungen mit lebendiger Staffage ausgestattet, daß sich vor unserm geistigen Auge die reizendsten Miniaturbilder eines norddeutschen Malers entfalten. Und eine solche Wahrheit und Treue, daß wir auf jenen unendlichen Heideflächen mit ihren einzelnen Tannen- und Eichengruppen, mit ihren schwarzen Moorgründen und schilfbedeckten einsamen Weihern zu wandeln glauben.

Wir wählen daraus nur jenes einfache und klar gezeichnete, mit einem wahrhaft idealen Reize

übergoßene Bildchen: „Das Haus in der Heide“:

Wie lauscht, vom Abendlicht umgeben,
Die krebsgerechte Hütte,
— Recht wie im Nest der Vogel bäckt —
Aus tiefer Föhren Mitte.
Am Fensterlein drückt das Gesicht
Die weißgehaubte Stirne*),
Blickt in die Abendluft und schnaubt
Nach Rose aus Holzgemerke.
Schlab ein Mädchen, herumbegt,
Mit leichtem Gelande,
Wo mit der Hand die Blicke trägt,
Aufrecht die Sonnenwende.
Und drinnen singt ein hohes Lied,
Das schallt den Grund zu ehren,
Man pflückt sie eine Hille Lust
Und wandelt längst den Heiden.
Am Herdfeuer Hirten, die
Im Hirtenhaus sich drücken
Und mit den Axes Melodie
Trommeln Tätte nicken.
Und von der Leute ab und an
Schallt es wie Hammerschläge,
Der Hobel rauscht, es fällt der Span
Und langsam tanzt die Säge.
Da hebt der Abendstern gemach
Sich aus den Fichtenwipfeln,
Und grüßt all der Hütte Dach
Schimmernd — Ich muß zu wandern.

Auf dem Gebiete der poetischen Erzählung ist sie nächst Chamisso, der uns in seinem „Salas y Gomez“ ein großartiges Muster gegeben, die vollendetste Meisterin. Hier zeigt sie ganz die epische Ruhe und Schlichtheit der Darstellung und entfaltet uns die schlagendsten Situationen und erschütterndsten Seelengemälde. Ihre Gedichte enthalten mehrere ausgezeichnete Leistungen dieses Genre von bedeutendem Umfang. Es tritt darin meist ihre Richtung auf das Dämonische und Schaurige hervor wie auch in ihren Romanzen und Balladen. Welcher Objectivität der Auffassung, welcher dramatisch-lebendigen Darstellung sie hier fähig war, die bei einem weiblichen Wesen fast ungewöhnlich erscheint, davon gibt uns jene Schlachtenschilderung aus dem Gedichte „Die Krähen“, in welchem sie eine alte Krähenfrau ihrem Nachwuchs von den tollen Christian von Braunschweig erzählen läßt, ein schlagendes Beispiel:

An einem Sonntag, — drauf hat es groß
Jahrhundertvierzigste Jahr, es ist der Schnee
Den Tannen tröhen damals bei den Hütten —
Da konnte man ein halb Dutzend Leichen sehen,
Ein Schwesterpfingen und ein Kehgeschrei;

Nachmittags sah man Reiter von den Rossen
Und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei;
Entlang die Straße ist das Blut geflossen,
Granat und Flachtel liefen kunterbunt
Wie junge Kätze am sand'gen Strand.

Ich saß auf einem Galgen, wo das Brach
Man überschauen konnte recht mit Aug;
Dort an der Schanz hat Hellerthat gestanden
Mit einem Gewehr verkehrt durch die Banden,
Hat seinen Stab gebrochen so und so;
Und wie er schwenkte, zogen die Soldaten —
Da plötzlich aus den Mooren fuhr die Kob',
Da knallte, daß ich bin zu Fall gerathen,
Und als kopfüber ich vom Galgen schoß,
Da pfiff der Halbverstand davon zu Roß.

Mir klang der Rauch in Ohr und Kehl, ich schwang
Mich auf und nach der Linalm in Eretmen drang.
Entlang die Heide fuhr ich mit Gerächze'
Am Grunde wild Gekrächz, Gekrächz und Gekläge'
Die Raben wälzten sich und zerrten,
Lehmwände zuckten auf, Fandelknechte' und Reiter
Zerfetzten den Sand, da näher trappelten
Schwadronen, mauste krachend wimmelnd weiter,
Und mancher hat auch einen Stich verkocht,
Als über ihn der Boden weggekracht.

— — — —

Es ist ein Schlachtstück wie von dem Pinsel eines Wouwerman. Dies Gedicht verschaffte der Dichterin auch in England zuerst Anerkennung und wurde von dem Kapitän Medwin ins Englische übersetzt.

Läßt uns dies alles auf ein markiges, männliches Wesen schließen, so finden wir in ihren lyrischen und lyrisch-epischen Darstellungen wieder die zarteste, frauenhafteste Milde. In letzteren spiegelt sie in rührenden Genrebildern irgendeine Seite des weiblichen Seelenlebens ab, das sie in seinen geheimsten Regungen belauscht zu haben scheint. Trotz der Alltäglichkeit der hier geschilderten Situationen bringt die psychologische Wahrheit und poetische Auffassung, die hier zu Tage tretende echt weibliche Empfindungsweise die ergreifendste Wirkung hervor. Um die Dichterin auch von ihrer weichen Gefühlsseite kennen zu lernen, wollen wir einige Strophen aus jenem empfindungsvollen Gedichte: „Die Mutter am Grabe“, mittheilen.*)

Da warst du hold und gut, so sanft und stille,
Mein frommes Kind, und starbst mir da!
Dein Grab, es sei für mich Erdenhülle,
Mag wie ein Pilgrim wann Heimat ziehn.
Wenn Nebel mir an deinem Grabe stehen
Ich und dein Vater, denke dichter hier,
Dann hör ich nur das Grabes taube Thür
Und können deine Seligkeit nicht sehen

*) Kob.

*) „Letzte Gaben“, S. 120

O könnten einmal einer Mutter Blicke
Nur dringen durch den undurchdrungnen Raum,
Dich sehn in deinem unschuldsvollen Glücke,
Hab' ich es nur im Schlummer, nur im Traum,
Dann wärst ich ruhig auf die Stelle scheiden,
Wo nur der Staub dem Staube sich gesellt,
Doch abgeschlossen bleibt die Geisterwelt
Und nur der Glaube dringt in ihre Räume.

Wohl weiß ich es, daß über uns're Thränen
Du weit erhöht in lichtem Glanze stehst,
Daß dir verklärtlich mein gebrochnes Sehnen
Du gern als Engel mir zur Seite gehst;
Wohl fühl' ich oft, wenn schaust mein Blick nach oben,
Mich anerrichtet mir durch Gottes Hand,
Dann fühl' ich auch, es gibt ein gütig Band
Und meines Kindes Hand hat mich erhoben.

Wir müssen hier in die Worte Wolfgang Müller's einstimmen:

„Wie schade, daß dies Herz nicht an einem Herzen geschlagen hat! Wie schade, daß sie keine Wiegenlieder für das eigene Fleisch und Blut dichten konnte!"

Spricht sich schon in den mitgetheilten Strophen eine tiefe, klare Religiosität aus, so lernen wir diese noch besser aus ihren geistlichen Dichtungen kennen, welche erst nach ihrem Tode von ihren Freunden unter dem Titel: „Das geistliche Jahr", herausgegeben wurden. Als einen ihrer würdigen Schluß wollen wir hier auch einige Strophen aus dieser Sammlung noch anführen.

Am Charfreitage.

Tiefes, stets Schweigen,
Die ganze Welt wie todt!
Die Bäume ohne Blüthen beugen,
Die Sonne ohne Morgenroth
Auf die Welt sich legt,
Der Himmel grau und schwer,
Starr und unbewegt,
Wie ein gefror'nes Meer,
O Herr, erhalt' uns!
Stunden sind geschieden
Aus jener Worte Zahl,
Daß die Erde müßt' vergehen,
Trug sie nicht Jesus Fuß von Schuld
Noch im Tod voll Huld
Erhält sein Kreuz im Blick,
Daß in ihrer Schuld
Sie nicht zu Staub zerfällt,
O Herr, verschon' uns!
Ach, auf jene Stunden,
Da seines Heils gedacht,
Ist die Gnade gekommen,
Mit neuer süßer Gegenwart,
Warten seines Heils
Vergangenheit die Zeit,
Gegenwart Geduld,
Zukunft die Ewigkeit
O Herr, erlös' uns!

Dampf — Luft — Gas.

Von Professor J. H. Schneider.

I.

Seit ungefähr einem Jahre sind fast alle technischen Journale und eine große Zahl von Broschüren thätig, um das technische und industrielle Publikum mit den neuerfundenen Kraftmaschinen, nämlich mit der calorischen Maschine und mit der Gaskraftmaschine, zu alarmiren und die Dampfmaschinenbesitzer nicht nur in Erstaunen zu setzen, sondern auch mit Besorgniß zu erfüllen. Diese neuen Kraftmaschinen (Motoren) haben sogar bei dem übrigen Publikum, welches sonst oft gar nicht oder sehr spät und gelegentlich Act von wichtigen technischen Erfindungen nimmt, schon durch das Geschrei der Anpreiser: „Nieder mit den Dampfmaschinen! Keine Dampfmaschinen mehr!" sich ein solches Interesse zu verschaffen gewußt, daß selbst Zeitschriften und Journale, welche sonst ganz andere Interessen vertreten, in Besprechungen über dieselben sich herbeigelassen haben.

Man sollte in der That glauben, die Technik und die Industrie stehe mit einem male am Vorabend großer, tief eingreifender Ereignisse. Ist es möglich, muß man sich fragen, daß wirklich in so kurzer Zeit zwei so mächtige Rivale sich den Dampfmaschinen gegenüberstellen und sie mit schlagendem Vortheil verdrängen können? Denn nach den bekannt gemachten Verheißungen, Anpreisungen und den Resultaten einiger Experimente sollen diese neuen Motoren nur ein Drittel bis ein Viertel von dem Brennmaterialaufwand der Dampfmaschinen consumiren.

Wenn wir auch in der Jetztzeit auf dem Gebiete der Technik und Industrie an so viele überraschende und rapide Fortschritte, Verbesserungen und neue Erfindungen gewöhnt sind, daß uns nichts mehr überraschen kann, so bleibt doch eine solche Umwälzung schon durch die volkswirthschaftliche Wichtigkeit in der Oekonomie des Brennstoffverbrauchs ein ungeheuer großes Ereignis.

Angesichts solcher Anzeigen ist der Sachverständige nicht nur berechtigt und verpflichtet, den neuen Trägern der Industrie die größte Aufmerksamkeit zu schenken, sondern denselben auch nach Maßgabe ihres Werths und ihrer Wichtigkeit für das Wohl der gesammten Menschheit möglichst schnell Eingang zu verschaffen. Bedenkt man jedoch, daß unsere Dampfmaschinen erst nach jahrhundertlangen Bemühungen und insbesondere

erst am Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts zu einem hohen Grade der Vollkommenheit herausgebildet worden sind und ihre Vollendung, so wie wir sie jetzt haben, erst der Neuzeit angehören, so muß man allerdings die Neulinge, welche sich als ebenbürtig unsern Dampfmaschinen gegenüberstellen, wenn auch staunen, doch mit Vorsicht betrachten, zumal sie in so ungewein kurzer Zeit erst als praktisch herausgebildet uns präsentirt werden.

Bedenkt man ferner, daß durch die Vervollkommnung unserer Dampfmaschinen das große Gebiet der Technik und Industrie erst geschaffen wurde, so daß unsere Sitten und gesellschaftlichen Zustände durch sie eine ganz andere Gestaltung angenommen haben, so kann man einerseits ein Gefühl der Wehmuth nicht unterdrücken, wenn man sieht, wie alle diese enormen Anstrengungen unserer größten Denker und Ingenieure bald der Vergessenheit und dem historischen Interesse anheimfallen sollen, und andererseits freudig bange Gefühle nicht verbergen, welche die Resultate der ungeahnten Ausdehnung der Maschinenkraftanwendung auf neuen Gebieten der Industrie begleiten. Das ist's, weshalb uns diese Neulinge so gefährlich und zugleich anlockend erscheinen.

Mit Recht muß man sich fragen: Ist es Mode, ist es Laune oder ist es Bedürfniß, was den Gründungseifer vom Wasserdampfe in den Dampfmaschinen auf die heiße atmosphärische Luft in den calorischen Maschinen und auf die Mischung des detonirenden Knallgases mit atmosphärischer Luft in den Gaskraftmaschinen gebracht hat?

In diesen Fragen kann nur die Wissenschaft, gestützt auf richtige Erfahrungen, Antwort geben und ihre Leuchte wird uns führen müssen, um richtige Anschauungen zu gewinnen und die neuen Motoren, gegenüber unsern alten und liebgewordenen Dampfmaschinen richtig würdigen zu lernen.

Bekanntlich benutzen wir in unsern Dampfmaschinen als motorische Substanz (kraftentwickelnden Körper) den Wasserdampf, welchen wir aus Wasser mit Hülfe von Wärme erzeugen. Wir bedürfen hierzu einer Feuerungsanlage und eines Dampfentwickelungsapparates (Dampfkessel), der zugleich noch als Dampfsammler (Kraftmagazin) dient. Der im Kessel erzeugte Dampf wird der eigentlichen Dampfmaschine (Motor) zugeführt, worin er mechanische Arbeit erzeugt, welche alsdann weiter durch verschiedene Mechanismen (Transmissionen) auf die Arbeitsmaschine übertragen wird, um die beabsichtigten Arbeiten zu verrichten (spinnen, weben, schmieden, walzen, wasserheben u. s. w.).

Den aus Wasser gebildeten Dampf benutzen wir in zwei voneinander verschiedenen Zuständen, nämlich als Dampf im gesättigten Zustande und als Dampf im überhitzten Zustande. Diese beiden Arten von Wasserdämpfen sind in ihren Eigenschaften wesentlich verschieden, worauf hier nicht weiter eingegangen werden soll. Nur so viel ist zu bemerken, daß der überhitzte Dampf aus gesättigtem Wasserdampfe durch weitere Zuführung von Wärme ohne Verbindung mit dem Wasser, aus welchem derselbe entstanden ist, erzeugt wird, woraus sofort folgt, daß durch Entziehung von Wärme der überhitzte Wasserdampf auch wieder in gesättigten übergehen kann. In unsern Dampfmaschinen wird gewöhnlich nur gesättigter Wasserdampf benutzt.

Obwol nun die gebräuchlichsten Dampfmaschinen in ihrer Construction und in der Anordnung ihrer Theile äußerst mannichfaltig gestaltet sind, wie es eben das Bedürfniß oder die Laune und Mode mit sich brachte, so ist doch die Wirkungsweise des Dampfes bei allen Maschinen höchst einfach und nur dadurch verschieden, ob man den Dampf in der Maschine mit oder ohne Expansion arbeiten läßt (Expansionsmaschinen). Den gewirkt habenden Dampf läßt man nun entweder in die atmosphärische Luft entweichen (er wird, wenn Gelegenheit vorhanden ist, noch zum Heizen, Kochen u. s. w. verwendet) oder man läßt denselben in ein Gefäß einströmen, in welches gleichzeitig hinreichend kaltes Wasser eingespritzt wird, damit sich der Dampf condensire und der Gegendruck für den arbeitenden Dampf geringer wird (Condensationsmaschinen).

Aus der Combination dieser Wirkungsweisen des Dampfes entstehen verschiedene Systeme von Dampfmaschinen, die man noch durch die Bezeichnung der Spannung des wirkenden Dampfes näher bestimmt. Wir haben daher Niederdruck-, Mitteldruck- und Hochdruck-Dampfmaschinen, mit oder ohne Expansion, mit oder ohne Condensation. Endlich dürfte noch hervorzuheben sein, daß die gebräuchlichsten Dampfmaschinen doppeltwirkende Cylindermaschinen sind. Es ist nämlich der Hauptheil der Dampfmaschine ein Cylinder, in welchem sich ein genau einpassender und dampfdicht gehender Stempel (Kolben) bewegen kann. Dieser Kolben wird nun durch Einlassung

von Dampf durch die geeigneten Eingänge sowol hin- und her- oder auf- und nieder- u. s. w. bewegt, je nach der Stellung des Schiebers. Dadurch wird also sowol beim Hingange als auch beim Hergange des Kolbens von demselben die verrichtete mechanische Arbeit des wirkenden Dampfes aufgenommen und alsdann weiter durch die betreffenden Maschinentheile bis dorthin fortgeführt, wo man sie braucht.

Es gibt aber auch Dampfmaschinen, in welchen der Kolben im Cylinder immer nur nach einer Richtung bewegt wird und seine Bewegung nach entgegengesetzter Richtung nicht vom Dampfe, sondern durch andere Kräfte (Gewichte, Schwere) bewirkt wird. Solche Dampfmaschinen nennt man einfach wirkende Dampfmaschinen und hierher gehören gerade unsere mächtigsten und bestwirkenden Dampfmaschinen. Es sind dies die einfach wirkenden Wasserhaltungsmaschinen (Cornwallis-Maschinen) in den Bergwerks- und Steinkohlenwerksrevieren.

In diesen verschiedenen Systemen von Dampfmaschinen ist nun die Menge der disponibel erhaltenen mechanischen Arbeit des Dampfes, welche wir alsdann weiter zum Betrieb von Spinnereien, Mahlmühlen u. s. w. benutzen können, wie sich von vornherein erwarten läßt, auch sehr verschieden. Theorie und Praxis weisen nach, daß wir mit einem gewissen Dampfquantum, z. B. 1 Kilogramm (2 Zollpfund) gesättigten Wasserdampfes von bestimmter Spannung, um so mehr mechanische Arbeit von dem benutzten Dampfe erhalten können, je höher die Dampfspannung desselben ist und je weiter wir die Expansionswirkung des Dampfes in der Maschine ermöglichen. Dies kann am weitesten nur bei den Condensationsmaschinen getrieben werden, daher die Hochdruckmaschinen mit Expansion und Condensation in Bezug auf die Dampfausnutzung die bestwirkenden Dampfmaschinen sind. Viel unvortheilhafter wirken die Niederdruckmaschinen mit Condensation, weil die Expansionswirkung nur sehr gering sein kann, und noch unvortheilhafter arbeiten unter Umständen die Mittel- und Hochdruckmaschinen, welche ohne Expansion und Condensation den Dampf benutzen.

Nahe liegt nun die Frage, weshalb wir so unvortheilhaft wirkende Dampfmaschinen noch immer im Gebrauche haben? Die Antwort ist einfach: wir müssen uns den Umständen fügen und die Maschinen dem Bedürfniß entsprechend wählen.

Die Hochdruckmaschinen mit Expansion und Condensation sind die complicirtesten, daher theuersten Maschinen, sowol im Ankaufe als in der Unterhaltung; sie erfordern die aufmerksamste Ueberwachung, sie nehmen viel Raum ein und vor allen Dingen brauchen sie sehr viel Wasser zur Condensation (unter Umständen das 20—25fache Gewicht des Wassers zur Dampferzeugung). Wo nun die Umstände nicht günstig für sie sind, muß daher von ihrer Anwendung abgegangen werden; so z. B. bei den Locomotivmaschinen. Hier muß alles im kleinsten Raume untergebracht werden, also die Dampfmaschinen möglichst compendiös, einfach und solid sein. Von Condensation kann gar keine Rede sein, weil schon das Mitnehmen des Speisewassers für den Dampfkessel viele Umstände und Schwierigkeiten macht u. s. w.

Von großer Wichtigkeit ist nun die Frage: Wie nutzen wir ein gegebenes Dampfquantum, z. B. 1 Kilogramm gesättigten Wasserdampfes von einer bestimmten Spannung (gewöhnlich in Atmosphären ausgedrückt; so sagen wir: Dampf von 1, 2, 3 ... 6 Atmosphärenspannung oder Druck), welches zum Betriebe einer Dampfmaschine in den Cylinder regelmäßig in einer bestimmten Zeit eingelassen und daher auch vom Kessel geliefert wird, in den verschiedenen Systemen von Dampfmaschinen aus? Das heißt also mit andern Worten: Wie viel mechanische Arbeit erhalten wir durch die Dampfmaschine zum Betriebe anderer Maschinen wirklich disponibel?

Alle Kraftmaschinen, also auch die Dampfmaschinen können mit einer Wasserleitung verglichen werden; die Wasserleitung ist um so vollkommener, je weniger Wasser unterwegs durch Porosität und Undichtheiten der Röhren verloren geht. Sie ist ganz vollkommen, wenn alles Wasser, was im Anfange der Röhrenleitung in sie eingelassen wird, am Ende der Röhrenleitung wiederum zum Vorschein kommt oder ausfließt; sie ist um so weniger vollkommen, je kleiner die Quantität des ausfließenden Wassers ist. Sonach bestimmt das Verhältniß des ausfließenden Wasserquantums zum eingelassenen Wasserquantum das Güteverhältniß der Wasserleitung oder ihren Wirkungsgrad. Ist z. B. dieses Verhältniß 1 : 2, so ist das Güteverhältniß oder der Wirkungsgrad der Wasserleitung $= \frac{1}{2}$ und hiermit wird uns gesagt, daß wir die Hälfte des eingelassenen Wasserquantums unterwegs verloren haben, ohne daß dasselbe irgendeinen Nutzen geschafft hat. So bestimmt man

auch bei allen Motoren das Güteverhältnis oder den Wirkungsgrad berechnen, indem man die mechanische Arbeit, welche die in die Maschine eingelassene motorische Substanz oder Kraft enthält und hergibt, mit der nützlichen mechanischen Arbeit vergleicht, welche wirklich von dem Motor hergegeben wird.

Es kann hier nicht näher erörtert werden, auf welche Art und Weise und durch welche Mittel die verschiedenen mechanischen Arbeiten, nämlich die dem Motor zugeführte und die von demselben als nützlich abgeleistete mechanische Arbeit, bestimmt werden. Es genüge die Andeutung, daß wir durch Versuche und Versuch die Bestimmung des Güteverhältnisses oder des Wirkungsgrades und in Beziehung auf die eingangs gestellte Frage über die Anwendung des Dampfes in einer Dampfmaschine mit hinreichender Genauigkeit berechnen können. Vielfach sind solche Bestimmungen bei den verschiedenen Dampfmaschinensystemen vorgenommen worden und das Ergebnis ist, daß im großen Durchschnitt und unter Berücksichtigung guter Einrichtung und Unterhaltung der Dampfmaschine folgendermaßen schwanken.

Das Güteverhältnis oder der Wirkungsgrad bei unseren Dampfmaschinen wechselt je nach dem System und nach den örtlichen Umständen unter Motoren zwischen $^1/_6$ und $^1/_4$. Wir benutzen also von der wirklich aufgewendeten mechanischen Arbeit des zugeführten Dampfquantums nur 15—25 Prozent, welche wir als nützliche Arbeit weiter verwenden können.

Dieses Resultat ist in vieler Beziehung befriedigend; denn unsere Maschinen, wenn auch die Turbinen zu rechnen sind, liefern auch nur zwischen 20—25 Prozent nutzbare Arbeit und diese Motoren gehören gewiß zu unseren besten Kraftmaschinen. Diese Verluste von 75—85 Prozent an aufgewendeter Arbeit müssen uns erregen. Sie entspringen aus der Wahl des Gehalts und der Dampfspannung des arbeitenden Dampfes, aus Reibungswiderständen und Dampfverlusten aller Art.

Nun ist aber das eingelassene wirksame Dampfquantum nicht die ursprünglich von der Kraft gelieferte motorische Substanz oder Kraft. Die ursprünglich gegebene ist der Brennstoff oder besser ausgedrückt die Wärme, welche wir aus demselben entwickeln, um dadurch erst Dampf aus Wasser zu erzeugen und diesen erst wirken zu lassen. Es ist also der Wasserdampf nichts anderes als der Träger der Wärmemenge (Wärmekraft), welche in den Dampfkesseln arbeitet. Durch umfassende Versuche ist nun nur ermittelt worden, wie viel Wärme zur Dampferzeugung nötig ist und wie viel Dampf in den verschiedenen Kesselanlagen mit einem gewissen Brennstoffquantum erzeugt, sondern auch wie viel Wärme aus einem bestimmten Brennstoffquantum bei vollkommener Verbrennung desselben entwickelt werden kann.

So braucht man nach Watt, um 1 Kilogramm gesättigten Wasserdampf aus Wasser von 0° (Celsius oder hundertteiliger Skala) und von beliebiger Spannung über 1 Atmosphäre zu erzeugen, ungefähr 650 Wärmeeinheiten (unter Wärmeeinheit ist diejenige Wärmethätigkeit, Wärmemenge zu verstehen, die im Stande ist, 1 Kilogramm Wasser von 0° auf 1° C. zu erhöhen). Benutzen wir zum Beispiele als Brennmaterial Steinkohle, so können aus 1 Kilogramm guter Steinkohle bei vollkommener Verbrennung etwa 7000 Wärmeeinheiten entwickelt werden. Demnach würde also bei einer solchen Verbrennung ein Kilogramm Steinkohle, wenn alle seine Wärme in das Wasser von 0° übergeführt werden könnte, im Stande sein, [illegible] Kilogramm Dampf, also ungefähr 10—11 Kilogramm Dampf zu erzeugen. Ein solches Resultat erreichen wir aber in unseren Kesselfeuerungen ganz und gar nicht; wir bringen es in guten Anlagen höchstens zu 7—8 Kilogramm Dampf. Demnach wird die von der Natur im Brennstoff enthaltene Wärmemenge unter unseren besten Kesselfeuerungen nur zu 60—70 Prozent ausgenutzt. Es gehen also durch unvollständige Verbrennung (Rauchentwickelung z. B.), ferner durch die in den Schornstein abziehenden heißen Gase und atmosphärische Luft immer 30—40 Prozent verloren.

Wenn wir auch hiernach schon ersehen können, daß das Resultat über die Ausnutzung der Wärme oder des Brennstoffs ein anderes sein wird als das obige mitgeteilte Resultat über die Ausnutzung des Dampfes in der Dampfmaschine, so kann die Frage über die wirkliche Ausnutzung der Wärme durch die angeführten Daten noch nicht bestimmt werden. Es müßte uns der absolute Wert der mechanischen Arbeit einer Wärmeeinheit bekannt sein.

Durch viele genaue Untersuchungen ist man erst in der Neuzeit, auf dem Wege der Rechnung und des Experiments, mit Zugrundelegung der mechanischen Wärmetheorie, welche gelehrt, daß Wa-

bestimmungen hinreichend genau zu bekommen. Es hat man gefunden, daß eine Wärmeeinheit im Stande ist, eine mechanische Arbeit im Betrage von ungefähr 420 Kilogrammmeter zu entwickeln; d. i. 5,6 Pferdekräfte, wenn man die mechanische Arbeit pro Secunde im Betrage von 75 Kilogrammmetern wie üblich mit dem Ausdruck Pferdekraft bezeichnet.

Vergleicht man nun die von einer gegebenen Dampfmaschine geleistete mechanische Arbeit, welche man hinreichend genau messen kann, mit der entsprechenden im Brennmaterial enthaltenen mechanischen Arbeit der Wärme, so erhält man das Wärmeverhältniß der Dampfmaschine d. h. den bis jetzt unmittelbar gefundenen Betrag, aber die Antwort auf die Frage: Wie nutzen wir in unseren Dampfmaschinen eine Wärmemenge aus?

Nehmen wir unsere beste Dampfmaschine, welche pro Pferdekraft und Stunde nur $\frac{1}{2}$ Kilogramm guter Steinkohlen verbrauchen, als Voraussetzung dieser Frage, so gibt die Rechnung einen Wirkungsgrad von nahe 0,20, d. h. wir nutzen für uns von der Kohle gegebene Wärme nur zu 20 Prozent im günstigsten Falle aus. Jedes Kind sieht es nun leicht, daß hier noch ein weites Verbesserungsfeld offen liegt. Wie haben sich nun mit allen unseren Anstrengungen und Hoffnungen gelangt, daß wir bei unseren besten Dampfmaschinen nicht einmal mehr verlangen und gar eine weitere Brennstoffersparniß zu Gunsten treiben können? Die wenigst gut gebauten Dampfmaschinen geben aber nur 2—4 Prozent nutzbare mechanische Arbeit; bei diesen ist also die Verbesserung noch viel größer. Wie sehr Gründe zu anstrengender mechanischer Arbeit aber, und deshalb ist, wie jede genaue Brennmaterialberechnung, so Mathematik anzuwenden, so verlangt, mögen nun folgende Beispiele zeigen.

Nach den amtlichen Zusammenstellungen betrug die gesammte Zahl der vorhandenen mechanischen Dampfkraft Sachsens

im Jahre 1861 Pferdekraft
1861 mit 7132 Pferdekraft
1861 mit 1861 "
1861 mit 327 "

Zusammen 16240 Pferdekraft.

Diese Arbeitskraft war 1861 gewonnen durch Millionen Pfund Kohle, durch Millionen Pfund Steinkohle; durch 32½ Millionen Pfund Braunkohle; gewonnen durch Millionen Pfund Brennmaterial. Nehmen wir also durchschnittlich 40 Prozent nutzbar verwertet an, Nehmen wir von 1 Pfund Brennmaterial im Durchschnitt je ½ Kilogramm, so mußte 60 pro 1861 in runder Summe ein Verlust von [illegible] Pfunden nur allein für das Königreich Sachsen.

In welchen Verhältnissen man durch gute Einrichtungen spart, wenn man die Verschiedenen Dampfmaschinen auf gleiche Zeit, z. B. Jahre bringt, braucht kaum noch weiter auseinandergesetzt zu werden; drei und einhalbfache Differenzen ist etwa Durchschnitt für das Königreich Sachsen nur die wenigst Resultate der Brennmaterial-Verschwendung Pferdekraft.

Millionen gehen auf der Erde unbenutzt verloren, die sie leicht zu gewinnen sind, und durch sehr viele Wirthschaft vermögen wir täglich das kostbare Brennmaterial, das der ewigen Entstehung in der Verwendung der Dampfkraft, in so kurzer Zeit, hat uns mit Schrecken sagt hat noch verhältnisse Aufschlüsse zu Verschaffen die Zeit interessiren könne, wo Kohlen, wenn sie sind mehr.

Es ist traurig sehr hier, daß manchmal für die Erhaltung der Dampfkraft hohe Verantwortung Niemand geben wollte; deshalb ist es nicht Mode eine Sache, welche nicht gut gehen kann, möglichst bald Verbesserungen zu Jedermanns Benutzung und Dampfkraft bei allen Klassen technischen. Aber auf welchen Wege und durch welche Mittel soll leider zu helfen sein zu suchen?

(Wir werden Antwort zu wissen können.)

Anregungen.

Briefe aus München.

IV.

München wird wie in weit Städte durch neue ist in zwei Theilen ganz englische Höhen getheilt, auch wie die Alten, was englische Elementarschule ihren weiten trennen Briefe in beide Theile ganz haben.

Da, wo hier neue Straße die Höhe überschreitet, erhebt sich ein weiterer, auf dem obigen Blatt englischen Gebäuden zum Theil bei Jugendschule. Das gegenüberliegende Gebäude beginnt verschiedene über die Elementarschule.

Auf dem Hügel selbst der Alten ist die gründliche Art. Die weite Halle von den Bergen bis, die

frischen Aufmerksamkeit des Kindes bleiben sie Ihnen zurück. Früher besuchten sie auch auf diesen Anhöhen die Fremdlinge des Orts, jetzt darf diese Gastfreiheit nur durch eine Arbeitsbestellung besucht werden.

Die große Küche, die hohe Haar und mehrere Fenster besitzen, ist die Aufgabe der Sternwarte. An derselben wurde längere Zeit der Astronom Grashuisen, der so wunderbare Dinge sah und unter anderem den Mond acht Monde gesehen haben will. Seine Observatorium besitzt ausgezeichnete astronomische Instrumente; gegenwärtig Vorstand ist Dr. Lamont.

Südlich von der Sternwarte erhebt sich ein schönes Gebäude, das schlossartig mit weißlichen Mauern erbaut. Hier besitzen die Prinzen ein Familienhaus; ihren Namen trägt auch die Straße, die hin führt. Die selbe, aus mächtigen Steinmassen aufgeführte Einfassungsmauer verbindet, daß ein reicher Geschlecht es zur Einrichtung eines Palastes erbaute. Manches Freudenfest und gastliche Gelage mag hier begangen worden sein. Jetzt hat meist gänzlich umgestaltete und erweiterte Haus eine düstere Stimmung. Die Mauern zum Theil Hirbe wachsen hier.

Dieses Orden vereinigt einen mehrfachen Zweck. Er nimmt Kinder zur Erziehung auf, welche Erziehungs-Institute. Dann besorgt es die weiblichen Handarbeiten. Die Handarbeitsanstalt ist für Bedürfnissen. Vermöglich Kinder, durch ihre eigenen Lehrer, Vermögliche aber die sogenannten Tagschulen besuchen, getrennte Mädchen, welche manche heilige Einrichtungen haben sich hier befinden.

Die Büßerinnen werden streng abgesondert von den anderen Abtheilungen. Selbst am Gottesdienst nehmen sie nur durch ein kleines Gitter Antheil. Bei dem dunklen Gedanken, daß diese armen Frauen bereits, ist mal der arbeitsreichen Gewalt zu viel Spielraum gewähret. Fast sah: Unsere Zeit fordert mit Recht bei solchen Anstalten Oeffentlichkeit. Der Staat ist der gerichtliche Vormund über alle Irrenhäuser, Gefängnisse, Zuchthäuser.

Wir sahen die Glocke, möglichst, so weit als möglich verpackungen. Die Kleiderschränke, Betten und Wäsche, war eine Verfügung. Die ersteren und Beschreibung auf dem Lager, den wir gemeinschaftlich schliefen, das Schwesterzimmer. Die Regierung gütig, gastfreundlich, kam sie durch verschiedene Schicksale als Gouvernante nach Moskau. Dort lernte sie einen deutschen Kaufmann kennen, den sie heirathete. Sehnsucht nach der Heimat, verließ sie mit ihrem Gatten die Fremde, aber auch auf der Reise wurde sie Wittwe. Durch Umfassen und die Freude der Frau von Charriol vollendeten die Bekehrung. Sie nannte sich Theresa Charriol. Sie war nun Schwester, nicht Diakonissin.

Die Glocke verließ und, wir und der Knabe wären angekommen. Deutlich erklärte hinter dem Sprechgitter ein dichter Nonnenschleier. Wir lernten in der Arbeiten eine feine Dame der guten Gesellschaft kennen, die sich übrigens im Gebrauch der französischen Sprache befreute. Aus Frankreich war sie gekommen; mit anderen guten Erinnerungen begleitet und Frankreich auch durch manches einem, warum grünen, bonne gardienne — — schlimme Zeit und Zeit — Ihr Glück, das wir uns rühmen hörten, auch Fanchette's Wirksamkeit ausgezeichnet zu sehen, wenn nicht in Frankreich, doch in Italien.

Die Sonne schien deutlich freundlicher draußen, als wir das Kloster verließen. Die beleuchtete das stattliche schöne Gebäude. Die dunklen Alleen der Bäume hoben sich von den gelben Mauern. Das Wasser sah tief hinter aus und versteckt in seiner Umgebung wenig den düsteren Inhalt.

Wir machen uns unter den **eben empfangenen** Eindrücken Gedanken. Die frische Luft umfreute wohlthuend die Gesichte und wir befreundeten unsere Kinder gleichfalls. Die Blumen werden heller und leicht der Weg des Irrthums führt vom leuchtenden Ziele der Wahrheit entfernen. Wenn auch das Geschlecht, welches der Klerik mit seiner Erfahrung auf dem einzigen Wege der Sonne und Wahrheit sahgenommen hatten, nicht der reinen Harmonie des Herzens entspricht, so muß doch irgendwo ein Ort und Einheit bestehen, wir verwechseln sie sonst nicht einmal zu können.

Aber — wo ist mal folgende Gedichte vorgefallen —?

Eine Dame, den höchsten Ständen angehörend — in Neapel, Madrid, Schalun —? hat ein einfaches ledigen Bräutigam in die Hand aufgenommen. Sogleich geht auf Reisen zu einer in der Ferne wohnenden Tochter der Heiligkeit. Dort heiratet und junge Männer einer angesehene Bekanntschaft, die stand in seiner Weise die Neigung der Mutter, unbedingtem Gehorchen. Die Tochter erwartet ihr Mutter Besuch, das Bräutigam muß warten noch Hause gehabt.

Die ingenuose Weltdame empfängt den ungen Gast ohne Vorurtheil. Am folgenden Tage ist das Bräutigam Diener abgereist und erhält so hohem Zweck die Einladung ihrer Gemahlin. Doch nicht etwa vor das Haus ungehemmt Verlangen will der Wagen, sondern es verläßt die elegante Gesellschaft und holt den Wagenmeist, den Lais — fast, dem Bräutigam gelingt es nicht, den von sehr schwierigen Schloß zu öffnen; Mutter und Töchter Kleid anbieten, Kutscher und Diener haben den Instrumenten. Endlich kann den armen Mädchen sein Zweck nicht über den Ort der Befreiung bleiben — es wurde mit Gewalt in ein Kloster zum Guten Hirten gebracht.

Die Nonnen empfangen die Büßerin. Drei Monate blieb hier das Bräutigam eingeschlossen, bis ein glücklicher Zufall die Thür zu öffnen vermochte. Es bedurfte dazu Verschlagheit, um das Opfer zu retten. Aber diese glückliche Zufall ist sicher wahrscheinlich daß arme Mädchen nie Freiheit sie wieder.

Das Drama schloß mit Verurteilung der verbrannten Leute zu langer Arbeitshaft. Leider wurde die Angeklagte Hannah Dahlen Gegner durch „Die Frauenwelt von Paris“. Der Gerichtshof nannte sie Lucretia „La chanteuse“.

Also suchen wir auf von anderen großen, schönen Gebäude, das sich vor uns auf der Anhöhe von Hattingen noch als das alte darbietet. Auf herrlich freie Umgebung. Die Wissenschaft hat sich hier ihre Stätte bei lebendem Menschen gemacht.

Auf den sogenannten Memorialtafeln Platten wurden vor langer Zeit den Verstorbenen entsprechend die neue Amts-Insignien verliehen. Die amtsjüngsten Professoren, einige von Gästen umgeben, saßen beisammen. Sie werden auch allen Lesern die von früher sich befinden und auf den Bänken der Hörsäle dienen und Gesichtsschärfe haben. Ich will sie hier Ruhe.

Ich will der Fortung meine Freiheit bekennen. Ich bekenne Hatte in Erlangen gerade Vorlage abgelegt und wurde deshalb an die Ecke des ausgeschlossenen Fremdenbuch berufen. Die Stadt lebt viele Studentenschaft von gemischten Ehen. Der, der wichtigen, gilt zwar für aufgeschlossen in seinen E.-B. zwischen Legalität zu dem Ideenreich Berlin und ist Kommen Mann mit Liebe hat mitbewegte Ehen verwandelt, aber — es war Vorschrift. Der unter der religiösen Gesetzung die Trauungsliche nicht zu Gegen vornehmen, verliert ich den Lied auf die Brüderlich erlangte Ordnung hier nach Mündern.

Da ein großer Vorraum gerade heute Vorteile bieten soll, so suchte ich deshalb einen Kreuzes mit, die man nicht von dem rumsen wollte. Der selbst befinden ich ein ausgezeichnet Schaut Mädchen, die Lehrer steht in den Blick auf mannige Blicke bekannte Bild. Das Mädchen sucht, wie man (ich), befindet sachenlang, weil man beschäftigt in sonstigen in Verbindung seiner Mutter mitbringt. Zu sind beginnen auch in Lehrig von Erlangen bei der jungen Leuten mit wichtigster besonder Stunde. wissend bei neuem Jahr. Diese Damen, verschwere und reifen Kameden angehäuft, sind anbetracht.

Die neuen Einrichtung mit Kapelle nimmt ich an die großen Saal. Die Zimmer bei selben sind Wiß-„der großen Kirche sind mit Verwandtschaft eingerichtet, auch in der langen Kluft ist jetzt wichtiges Betreiben gewiß. Da ist von Rhetorik gemeinschaftlichen Saale und Lesezimmer-Gesellschaft sehen nicht ist, wichtiges Leben. Aufgeben befindet ich auch an Tischen in der Kirche. Die wichtige Tischen auf moderne Gesellschaften von seinen Kreisen verfügen, welche sagen viel Vergnügen ermöglichen sollen. Allerdings nehmen einige bei schönen jungen Ehe bei dem Diensten, sofern Familie vorhanden wichtig, die Unglücklichen zu behandeln.

Kommt es bei einer besonderen Gelegenheit möglich [illegible] schließen mit Kapelle mit musikalischem Konzert [illegible] Wissenschaft, edler Harmonie und Lustiger Unterhaltung eines Tanzes, sind sie mit Kerzenschein [illegible] ebenfalls Ernst auf die Wichtigkeit ernstlicher Arbeit zu bekommen, war hier gelungen.

Die Zimmer der Gesellschaften in neuerer Zeit bilden ein oft bevölkertes Thema. Früher, bei geringerer Ausdehnung der Studienzeit, mögen viel viele Fälle zur nicht beobachtet worden sein. Dann begann mit freiheitlichen Verhältnissen das praktische Leben. Ich über hat Glück gewünscht zu erleben. Bei jüngst eingetretenen Übergängen sind auch die Gesichte verändert, die schöne und ernstere Phasen, beherrschen sich die Farbe ganz natürlich.

Immer wieder und überall wundern, dem Eingetretene folgend, wenden wir die Gedanken da. Die Lieben bleiben auf der Höhe geistiger Wissenschaftlichkeit, aber im praktischen Leben gewinnt [illegible] Blick [illegible]. Leider Lieben sind zu denken liegt der Gemeinschaft, wo die edle Gelehrsamkeit Ruhe. Dieses ausgezeichnete Gute, was uns den Gebildeten Schönheit (ohne wahre Freiheit) in der Ausbildung Ehre auf hellen Gesichtern [illegible] Kleidung, an Gestalten, und in der Gesellschaften aufgehoben wurde. Das Gute, [illegible] wird nur zu großen Leuten der Jahre „Intelligenzen“. Da es ist Kunst ist, bringt es nicht immer klug eine bessere Gesellschaft Bereit. Der wirklich Gebild Gesellschaft — auch Kreuzes — [illegible] gewinnen von Gewalt der Lust in Gesellschaft über Ehre — —. Die Ehre an Gemeinen Leuten als ihr prächtigen Mienen die Arbeit und Leuten Bürgerschaft; auch Diamant der Edlen Gleiche werden ist bewusst, der Gelehrt an der Gesellschaft gewinnen. Die großen Bedeutung von Gütern und ist an Bedeutung und Erwerbsfähig. Jetzt muß ich ein Ehrlich verlassen und kann zum Ende machen: Ich, der Leser zu Leben. Das Verlangen Gesellschaft eine leichtere Prüfung von Leben. Die Arbeitsmarkt, Arbeiten der ernsten Lebensform, die Leben Kleinheit und Gesellen, Kinder, Kleider, Wohnen, Lebhaftigkeit treiben, Unterhalt die Unterhaltung. Die Gut fallenden erkennen: Bloß Ehrer ein Mißverhältnis über die ernsteren Ehre. Ehre geht es so wie heute leichten Verhältnisse, der in verschiedenen Einzelnen in den einzelnen, aber die neuen Verhältnissen gewissen Klassen der Gesellschaft verlangt wird. Im ganzen ist das wünschenswert Verhältnis bisher nicht vorhanden und Zusammenhalt in seinen Vergnügungen, weil in der nicht verfolgten die ausgezeichnet Bildung und Gesellschaft keinen Ehren haben mag.

Ein schönes Kapitel bildeten sich im Jahre! Die Zeitschrift und Gemeinschaft Gesellschaften sind in das einzelnen, einzelnen Kinderzeitschriften der Studenten. Gegenwärtig Jahren in die Bedeutung als Gesellschaftsschaft. Denn den früheren Verhältnissen wurden nicht als an Gelegenheit zu Lehr [illegible] aber der jetzige Einsatz der Gesellschaft, die [illegible] Ehrenmann, der an gänzlich verschiedene Ehren eingeführt, und einzelne als wahrhaft [illegible] nachgedacht sind, entwickelt die Genuß-

Patkul.

Ein politiſches Trauerſpiel

in

fünf Aufzügen.

wurfe des beliebten Dresdner Mitarbeiters und der übrigen Anhänger des provinzialistischen Zellenbaues hervorrief.

Wir wollen zu weiteren Nachfragen auf den trefflichen Obermaier und manche Verleger anderer Übersetzungen zurückkommen.

(Der dritte Brief demnächst.)

Neue Romane und Novellen.

– IX.

In einer zweiten, gleich anerkennenswerten Weihnachtsgabe liegen uns Gale Raimund's „Novellen" (Hannover, Rümpler. 1861) in vier Bänden vor. Wir sind ein anderwal haben wir in vielen Blättern auf das hübsche Erzählertalent Raimund's schon hingewiesen. Diese Weihnachtsgabe zeigt uns deutlich seine Vorzüge und seine Mängel. Wenn man Raimund's Novellen durchblättert, glaubt man sich in einer norddeutschen Marsch versetzt, der auf jeder Seite in den Gräben, am Lauenwasch, hier in den Spatzierhecken und den Löcke an den Stämmen ein braunäugiges Mädchen lacht. Der Eindruck, den wir empfangen, ist ein freundlicher, anheimelnder, man sitzt in der Hollunderlaube, plaudert, scherzt, trinkt Sonntagsnachmittagskaffee. Diese Behaglichkeit, diese gemüthliche Theilnahme an allem, was das Leben bringt, belegt Raimund in vorzüglichem Grade, immer ist er im Reiz einer Idylle stehen geblieben. „Zwei Bräute", „Gebrochene Spaltung", „Dürftig Blut" gehören auch dieser Richtung an, in dem Maßen der seinen Begabung kund. Aber Raimund begnügt sich nicht mit der reinen Wiedergabe des Beobachteten, er verleiht ihm einen menschlichen Kern, er tritt den Fragen der Zeit bedeutend entgegen und schaut nicht vor ihnen. Die Raimund'sche Erzählung bestätigt ihn in seinem tiefen Eindringen in das Wesen der Dinge, der psychologische Blick und die Sicherheit des Urtheils ist ihm eigen, er behandelt das Leben mit dem Ernst und der Strenge. Und wenn er auch hat es, das gelingt auch Raimund, und in seine Erzählungen seines Erlebens und Empfindens mit einfließen, auch einfachen Lebensbeziehungen sich bedeutungsvollen Betrachtungen einen gewissen poetischen Reiz.

„Herr Frank Richarts" nennt sich ein Roman von Eugen Gallinger (3 Bde., Hannover, Rümpler, 1861), vermuthlich ein Erstlingswerk. Der Verfasser ist nicht ganz ohne satirischen und komischen Talent, aber er hat es an einen unerquicklichen Stoff verschwendet und die seine Ironie nicht bemerkt, die leicht die Satire noch von der Carikatur und der albernen Possirlichkeit trennt. In drei und lang ausgesponnener Erzählung gewährt unsere Spannung und Theilnahme noch ungetheilt. Eine recht lustige Bankiersfamilie wird durch einen übermüthigen und „hochgebildeten" Bildhauer, Herr Frank Richarts, besiegen. Daß der Verfasser, vermuthlich selbst Künstler, in einer quellen und über reichen Weise, wie wir sie leider mittheilen auf den Berliner Theatern, in den Posen seiner Namensvetter Gallinger schildert, die Schwächen seiner Mitbrüder, die Leiden und den gegenseitigen Neid tüchtiger Bankiersfrauen schildert, hat uns gefallen. In einzelnen Stellen offenbart sich ein unverkennbares Talent. Um so mehr muß man bedauern, daß sich der Erzähler nicht in den Schranken der Kunst hielt, sondern lächerliche Verschiedenheiten von der Wirklichkeit schilderte.

Deutschland und Italien.

Nie wichen Schlag ein Donnerschwert
Und Helge Eberacher,
In eigner Kraft, am eigner Herd
Stieß deutscher Helden Ehr'.
Doch schlug nicht wuchs und Alpenstur
Und deutscher Schwert, so heiß
Glut ob der Eidern Wimmer
Eingrub der deutsche Greis!

Den leuchtenden Gedankenblitz
Und Norbert auf der Stirn,
Es trieb es um den Weltenritz
Und um die Alpenfirn;
Und hört im Pfauenschatten hier
Eingraver ihn die Wacht:
Italia, das Mörderbeil,
Wird bald ihm angefacht!

Wenn Sonnenlicht durch Himmelsgrund
Sich seine Bahn erfliegt,
Dann sagt die Dichtung, sagt die Kunde
Ihr schönstes Erwachen.
Herüber von Italien
Grüßt Frühroth milden Glanz
Und pflegt der Freiheit Fahnen
Im Strahl Romanisch!

Robert Hamerling.

Frühlingsahnen.

Weiß du die Blumenschrift
Und unsrem Glück verstehen,
So mußt jetzt ein Ahnend sich
Durch deine Seele wehen.

Den Baum umschwirrt an jeder Luft
Noch niemals Vogelruf,
Und schneeverschüttet liegt der Pfad
Sich unter weißer Hülle.

Doch unsre Herz Schmerzlichkeiten spricht,
Wie auch der Winter wüte,
Und heller Vogelruf begrüßt
Den Veilchen Himmelblüte.

Ernst Ziel.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Berliner Briefe. VIII. — [illegible] — [illegible] — [illegible]

Berliner Briefe.

VIII.

— Sie werden den Artikel der „Berliner Zeitung" gelesen haben, in welchem mit allgemeiner Befriedigung unserer Bühnen mit Zahlenangaben verglichen wurde. Nun ein einziges halbes Jahr — da kann man von Fülle noch keineswegs sprechen — und der ganze Hochmuth, Übermüthigkeit — und der ganze Ärger war dennoch eigentlich. Kein Wort, kein Epigramm — die Theaterkritik, sonst so fruchtbar mit Lust, Laune, Spott, Indignation, Witz u. s. w. gefüllt — steht die Theaterkritik heute so da, als ob sie Theater nicht gäbe.

Der Grund ist zwar auch nicht ganz derselbe, aber Sie werden vielleicht, wenn Sie diesen Brief lesen, „Übermuthig" — das ist heute ja ein beliebtes Wort. Ohne Zweifel, ungerechte Beschuldigung, die Theaterleute haben auch nicht mehr mit „Der Tag fängt an" — sondern mit „Der Tag ist zu Ende" — die Stimmung der Kritik. „Tages" — dieses Wort, das vor fünfzig Jahren die preußischen Bureaukratie beunruhigte, wie auf „Telegraphen" in Baden-Baden, heute auch Zeitig nicht mehr — Schwerin, so wird die allgemeine Verstimmung auf Hoftheater vielleicht, jemand sich das Vergnügen machen, einmal nicht das Gegenstand anzuregen. Vielleicht ist Paul Heyse-Burgtheater ein Gleichnis. Da sollt Thron Ihr, alte Zeiten — und Sie werden wirklich nachdenken — an der Ihr das Theater vielleicht vernommen haben. Der jetzige Chef des Theaters ging nach Stuttgart. Hat er seine Abschiedsbriefe und sich seine Stellung angenommen, Verdienste zu machen.

Denn gewiß Jahrhundertgedächtnis Ihnen noch Wunder zu erwecken. Aber hat ein Dichter" wurden nicht in den Kopf, wenn in den Theaterbesitzer. Dem Verfasser von Maria Stuart, der Braut von Messina, der Jungfrau von Orleans, der Wallenstein, der Wilhelm Tell, der Räuber, der Kabale und Liebe, der Don Carlos, der Fiesko, der Cabale und Liebe, der Kabale und Liebe, der Kabale und Liebe, der K

Möglichkeit, und von dieser methodischen positiven Bestimmung, namentlich der Jugend, zu befreien? Können Sie denn nicht in fast allen Versuchungen auch noch jetzt die Maßstäbe anlegen, die nur der ebenen Verhältnisse unsrer Katechismus-Gemeinde zugute kommen und künftige gute Gebrauchsuhr und Kinder haben werden? «Verachtet Ihnen». O mein hochlaufender Herr von Schmidt! Wo Sie auf unserem mittelalterlichen, juristischen, theologischen, philosophischen, pädagogischen Gebiete hinsehen, überall (die Naturwissenschaften setzen ich aus, die gelingen den Menschen zur Vernunft) — überall sind dem Herrenhaus ihre eigenen Handhaben gegeben, die ja der Abgeordnete von Regenwalde in seinem «Staatslexikon» genau genug beschrieben hat, und mit dem Buchstaben B. will auf unsere Hauptsache berechnet, aber mit Recht und Umsicht zu verwenden wußte. Ohne eine gründliche Reform der Schule, Universität und Kirche ist die Macht des Herrenhauses, die man sich nun einmal leider nicht gebrochen hat, nicht zu brechen."

Sehr recht sagt es, daß die allgemeine Zustimmung, welche diese hohen Worte fanden, auf eine tiefere erschrockene innerliche Scheu zu sprechen kam. Der verstorbene Rath im Ministerium des Innern, Friedrich Richter, hat eine Schrift herausgegeben: „König Friedrich Wilhelm IV. und die Verfassung der evangelischen Kirche."

Diese Schrift enthält eine Verherrlichung jener amtlichen Arbeiten des hochseligen Königs, der gerade in dieser Richtung seine ganze Neigung bethätigt hat und seine Archiven über die Aufgabe der evangelischen Kirchenverfassung, wie sie seinem Geiste vorschwebte, darin niedergelegt hat. Man hätte wünschen mögen, seine Bearbeitung dieser Documente zu erhalten, sondern die Absicht des Verfassers selbst in der ausführlichen Darlegung seiner Theorie. Die Kirche würde dann doch auch über Gott erbauen. Einzelne Geschichtsforscher unserer Epoche werden diese Documente in ihrer Vollständigkeit entbehren.

Aber auch in der von Richter empfangenen Gestalt bewiesen sie die unglücklichen Sorgen, die über Gewissen und Deutschland sich so lange Jahren gemacht haben. Man die Berichte des aufgeklärt-gebildeten Verfassers entnehmen, eine Kirche, welche die Communion, die Gleichheit und Gerechtigkeit auf die Ihre Richtung in Anspruch nehmen, statt in entsprechender Lösung der Zeit, Individualität in Glaubensbekenntnis, dadurch zu beginnen und durch sittlichen Verbau nur zu folgen, daß der allgemeine Geist des Staats der des Gesetzes, der sittlichen Erhebung, der wissenschaftlichen Forschung stehe und infolge dessen auf sittlichem Gebiet seine höchstens Oberaufsichtsrechte sich zu eben machen dürfe, dann man „apostolische Kirche" mit apostolischem Symbol- und Zwangsformen, dann sich mit diesem Worte selbst die Rechte, die in den Bestimmungen des Herrenhauses (Gemeinde) so fühlbar empfunden werden. Künftige Geschichtsschreiber werden berichten: Jene Zeit litt an der Gewissen Manie, die atomistischen Neigungen der Zeitgeistes durch Gesamtbegriffe wie Schule, Staat, Kirche, empfinden und bannen zu wollen. Man wird kein anderes Analogon für diese Zeit finden können als die Inquisition.

Eine Folge dieser ewigen Betonung der Kirchlichkeit, des Verbandes einer Pharisäerart, „Evangelische Kirchenverfassung" genannt, ist die zunehmende — — Unsittlichkeit der Zeit. Denn nur da, wo der Staat den sittlich und religiösen Grundsatz in Glaubenssachen, wie von unserer Vernunft gefordert Zerspaltung des „Kirchenbegriffs" und das Recht der freien Individualität anerkennt und seine Sorge vorzugsweise nur auf die allgemeine, allen gemeinsame, alles nur mögliche Bildung verwendet, nur da übt das Gesamtgewissen nicht auf seinem festen sittlichen Verbande drückt, herausreißt nicht und trennt und flieht dagegen jenen Trieb der moralischen Bewährung, der jene Seite, wie mit Mißtrauen betrachtet, auf sich allein gestellt Verschiedenheit von Natur belegt. Der Religionstrieb des 19. Jahrhunderts, der sich am erfolglosesten und verderblichsten (Bunsen hat es genug anerkannt) in den Dienst Katholiken und Neuen Gemeinden zeigt, ist bei der Verleugnung und Abfindung der sittlichen intellectuellen Pflicht. Wo diesen Triebe die Organe der Bewährung gelähmt, unterbunden werden, wo ein Wachsthum hemmen (Gottes, denen sich niemand entziehen, Hirten, denen sich niemand zur Führung überlassen mochte, da muß neben dem sittlichen Bau einer „Kirche" ein wüstes Chaos gesetzlicher Irrlichterei entstehen. Und aus diesem gibt und holt Tag die traurigsten Belege. In evangelischen Kirchenblättern auf der einen Seite „das religiöse Wiederaufblühen des Reichs Gottes auf Erden in der evangelischen Kirche" und auf der andern die tägliche, ärmliche, unsittlichste Ordnungsbedürftigkeit, wie sie aus je zu Zeiten hervortritt. Wohin führt denn auf der Lau, der in seinem officiellen kirchlichen Leben verherrlicht? Ist das ein tiefes Lebensrecht, eine Schicksalsmächtige Wärme im Grundleben unserer Lebensräthsel, wenn auf der einen Seite ein solcher in moderner Schule gebildeter Prediger die wahre Harmonie der Kirche über seine Unsicherheit gepredigt wird? Ich kann endlich am Sarge einer Greisin, einer Familienmutter, singt die weinenden Kinder. „Kommt euch! Kommt euch!" ruft der katholische Mann der „Kirche", „kommt euch, daß der Herr sie zu sich genommen hat!" Er kann mit Sicherheit über diese dämonische Hohnsucht hier Gottesgericht, wenn wir gegen unser Gericht und unsere Verurtheilung zu so widersinniger Trauer angeregt werden sollen, dann ist es möglich, daß die Innigkeit um einen Todten stumpf. Dann ist es möglich, daß die Jugendzeit, wie unsere Gesetzbuch berichtet, Mädchen bei sich führen, um sich zu jener Stunde der Welt schlagen zu können. Zum Schluß noch-

[illegible] und [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible]

Dr. Scherpe berichtet, bei seinem Aufenthalt und Jagden der Eingeborenen einen Brauch beobachtet zu haben, der Beachtung verdient. Wenn nämlich ein Tier oder eine Beute, die eine so reiche Quantität von ungenießbarem Fleisch enthält, daß sich schon längere Zeit Aasgeruch verbreitet, daß sich schon längere Zeit Aasgeruch verbreitet, daß sich schon längere Zeit Aasgeruch verbreitet

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 21.** Wöchentlich 1½ Bogen

Inhalt: Der Rheinfall bei Schaffhausen. Von Friedrich Lampert. — Cassel — Kassel — Kassel — K

hat so bekannt, wirklich keine Lust so vorüberzugehen, hätte beschwichtigen können. Denn ich gestehe es, ich hatte diese Zuversicht gehegt, ich war dem Rheinfall ob nahe gewesen und nicht hingegangen, weil ich plötzlich zu von Chateaubriand hingerufen war, dessen Gesellschaft ich eher für unterrichtender hielt als noch heute. Mir schien der Rheinfall eine gar zu sehr landschaftliche Berühmtheit zu haben. Und nun? Das sticht mir auch jetzt noch heute: sein Name trägt einen großen Theil Schuld an seiner Berühmtheit. Der Name Rhein übt einen eigenen Zauber, ob mir nun den breiten in seinem Jugendwahnsinn über Ufer tretenden in seiner vollen Lebensblüte vom Oberrhein zum Drachenfels, oder trauben in den Niederlanden, wo er doch schon wirklich auch ist mit seinem Reigen, oder hier in seiner Strom- und Dampfgerichte begegnen.

Aber, wenn's auch der Rhein nicht wäre, der sich hier so jugendübermüthig und lebensfrischig gehen läßt, der hier einen so heißen Kampf mit Berg und Fels besteht — wir müssen vor jedem Strom, der einen solchen Fall gewaltig bringt, Respect haben. Und daß es eben ein Strom ist, der mitten im Land, nicht, wie sonst mal bei andern Fällen, am Anfang seiner Bahn, sich abschüssige Wege sehr, solchen Uebertreibungen sich ergibt, das gibt auch dem Rheinfall einen Theil besondern Reizes. Eines hat er vor vornweg voraus: er läßt sich schwer mit irgendeinem andern Fall vergleichen. Zwischen den — wir nennen sie — Alpenfällen, dem Reichenbach, Krimmler, Gießbach u. s., sehen sich eine Menge Aehnlichkeiten stehen; zwischen ihnen und dem Rheinfall aber gibt es nur die eine, daß er eben auch ein Fall ist; sonst sind sie ganz verschieden. Der Isarfall ist viel kleiner, unbedeutender, der Niagara viel gewaltiger und gewaltiger; sonst kann man im Grunde den Rheinfall keinem neben ihn nennen.

Wir haben nun den ersten Blick auf den Rheinfall gethan und können wir die andern thun, wollen wir noch einen auf Schaffhausen werfen. Wir haben gerade Zeit, die Stadt zu durchwandern. Wir gelangt, um ein echt deutsches, gut altbürgerliches Vergnügen zu genießen, kann ich Schaffhausen nie gründlich. Da ist gar nichts gelaufen, nichts hineingehaut, alles hübsch beim alten geblieben. Somit hat es sich einer Stadt manchmal ein Recht etwas herausgehauen und dann die nachfolgende Hand Jahrhunderte dagegen hingeschlagen, allein hier hat man in merkwürdigem Maß der Jahrhunderten nichts von seiner Größe und das „fulgure frango" der großen Minnesinger, deren Inschrift: „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango", Schiller's unsterblicher „Glocke" bekanntlich die erste Anregung gegeben hat, hat für Schaffhausen so ziemlich den Sinn verloren. Gott sei Dank! Es hat es noch sehr hübsch Giebelhäuser, seine fensterreichen Erker, seine etwas dunklen Gassen und Gäßchen, seine alten, die ganze Umgebung beherrschenden Ringmauern und die seinen Thore in ihr und vor allem sein Münster, die ganze Stadt beherrschendes altes Schloß, Munot genannt. Woher der wunderliche Name kommt, ob von munio oder, wie manche wollen, von „ohne Noth", weil seine Burg 1564 zur Zeit großer Theuerung, um den treuen Bürgern Arbeit und Brot zu geben, alle doch eigentlich aber besondere anderweitige Nothigung, aufgeführt worden ist, — das gibt uns hier nichts an; wir freuen uns nur des malerischen Anblicks, welchen das alte Ding der ganzen Stadt gibt, namentlich wenn man Vormittags am Rhein sitzt und von dort aus zur Stadt und Burg hinauf sich wendet. Da liegt viele so recht hübsch, trotzig und fester da und man merkt's ihr an, daß sie, wie sie schon so manches Jahrhundert überstanden, noch gute Lust und Macht hat, auch noch mit mehreren fertig zu werden. Das Schloß hat große Aehnlichkeit mit den heutigen Befestigungswerken und besteht aus einem runden Thurm von mehreren Stockwerken, der mit seinem Fuße noch schon im 12. Jahrhundert aufgeführt sein mag, mit 18 Fuß dicken Mauern und bombenfesten Gewölben, von der Form, wie Albrecht Dürer solche Thürme vorgeschlagen hat, mit drei zur Vertheidigung bestimmten runden Vorsprüngen und einer zur Stadt hinabführenden Bollwerkmauer an ihrer Seite.

Am Rhein, wo die neue leichte Brücke an der Stelle der alten berühmten, von den Franzosen 1799 zerstörten zum jetzigen Dorf Feuerthalen hinüberführt, werden wir wieder aus; da die jetzigen wenigen Schaffhauser Merkwürdigkeiten, als die Kirche, die viele Bücher und Handschriften Johannes von Müller's beherbergende Bibliothek oder das hinter von seinem Vaterhaus errichtete Denkmal, heute wir keine Zeit mehr: — wir fahren zum Eisenbahnzug und mit diesem nach Zürich weiter.

Wir gehen insofern von da nach dem Rheinfall zurück als von Schaffhausen die viel weitere

Straße hinunter und den abwechslungsvollen Blick haben wir jetzt links vom linken Ufer aus, auf den wir nun weiter nach Schloß Laufen, demjenigen, unter dem uns natürlich der Rheinfelsenkanal durchgeführt hat, zuschreiten. Es liegt beim Ort Laufen, malerisch, auf mäßiger Höhe, dort am Rhein und, was ihm so sehr zu seinem Frommen, auch über dem Rheinfall. Wer hinein gehen will, muß in Schloß Laufen hinein, an seinen Fenstern, auf seiner Mauer, in seine Gärten hinab. Es ist eine wahre Zierde, dieses Laufen, im buchstäblichsten Sinn des Worts. „Ein Fenster!" Dieses anscheinlich schwierige Schlagwort, aber das hier nicht zu sehen ist, das selbst die höchsten Erwartungen auf Staat machen muß, in den Naturgenuß verwandelt, ist auch hier zu haben.

Eine schweizerische Kunstschönheitsregierung ist die Gesellschaft Laufen und so genau wie Rheinfall; denn ihr Vertrag mit der zürcher Regierung gibt ihr das Recht, von jedem Fremden einen Franc, von jedem Schweizer 50 Centimes und, da man die Nationalität nicht gleich bei Ankunft an der Nase absieht und die Kontrolle der Paßpolizei in jedem einzelnen Fall auf den Gasthöfen vollziehen wird zu lange aufhält, also mal rasch die Taxe einen Franc herabsetzen zu müssen. Wie dem, Wege und andere Fälle mögen haben, der Rheinfallfall ist Mutwaar Gesetz nicht leicht. Die Frau muß zu Hause kommen. Gleicht man auch noch so manchen barmherzigen Seelen an der Heimreise über so mancher Jammer ausgestellten Bilder, Albums, Photographien u. s. w. hängen, so hat sie noch ein paar „Andenken" mehr in die Tasche, und so lange sie das haben und der Fall ihnen Wasser hat, hat sie auch ihr gutes. Das einzige Mittel ist, daß man den Fremden, sobald er seinen Salven gezahlt, hinaufen läßt wo er will und so lange er ihm gefällt und ihn nicht rund auch als Gefangenen und Führer anhängt, — denn da wird man allein sein; so etwas wie der Rheinfall müßte sich schon von selbst auch dagegen schützen wissen.

Es hat denn auch ob allem dem Rheinfall gegeben, Mann gegen Mann, Roß' in Roß, mächt' ich sagen, denn es ein Wasserfall hat gleichsam persönlichst sehen; es ist wie von Schaffen und Wollen, Streben und Ringen einer Steinzeugröhre, was wir da vor uns haben; als schwöbe immer wie mit tausend Armbrustkammern aus sich reinen, reinsten, in dunklen Augenblick gehoben werdenden und wieder verbrauchen Fluten zu. Worte für es zu haben, ist kaum möglich; wir können einen Wasserfall schauen, sein donnern Ton ganz gut auffassen, allein sein eigentlichst Leben, sein innerstes Weben verstehen wir nicht; das ist unsichtbar, darum läßt sich eigentlich auch ein Wasserfall gar nicht beschreiben. Dem geringen Rest vermeint sich in der Erinnerung vollends, was schon vom leiblichen zu bewältigen schwer war; man kann die rasenden und aber tausend Zacken, Wellen und Wogen, die alle abwechs Bilder und auch ihre unendlichen Theilen die große Wasserwelt zusammensetzen, können im Bilde des Gemüts, noch weniger aber in dem der Feder zusammenbringen und verhalten. Ein Taschentuch in Ruhe, möcht' ich sagen, mag hier eher zusammenhalten, als mal gegen die Wirklichkeit und immer noch genug erfahren; allein hier, wo alles Bewegung, wo gerade hier das Augenblickliche und Charakteristische ist, versagt sie den Dienst.

Da haben wir auf dem rechten Ufer des Schlosses Laufen. Wir schauen den Rhein hinauf, entnehmen von seinem Fall uns an den mittleren Strom. Drüben auf dem anderen Ufer liegt das Rheinfelsland Böhringen, Stadt, Weinberge und so herum. Der Strom kommt langsam um die Bergecke gezogen und zieht sich in mannigfacher wechselnder Krümmung am Ufer hin; hat bei Feuerungsort mehr zu Tage Arbeit, erfordert es Aufmerksamkeit, kann am Ufer grün, kann aber auch in weiter und weiter, kann die Wellen sieben sich mehr und mehr in Schaum. Der Strom ist nahe. Tausend 45—60 Fuß in der Linie geht die englische Schlachtreihe auf den Feindesherr, der den wilden Krieg des Weg kommt, die es in seinem Sturm überfallen will. Vier Reihen regen mächtigen heranwirbelt sich heranwälzend und die ruhiger, einer wie die von den Wogen aufgethürmt Ihren angreifen. Eine große Landschaftsfläche mit dem rheinfallischen Kreuze hebt auf ihm; sie schwankt im fortwährenden, sie unaufhaltsamen Wogenschwall: allein die Felsen stehen und scheinen zu stützen und zu halten, was sie herum sehr und gibt der ewigen Strom. Kann aber thun sie es zum Sturm anzuhalten, gerade auf sie los hat er sie gemacht. Ihre unglaubliche Richtung und Hilfe hat sie zum Prospekt gemacht, natürlich sollen sie gehalten, aber und natürlich der tausendste Felsen sich aber gleich wieder der Wogenmasse an-

drohenden Wassermassen die immer gleich neuen, gleich gewaltigen Wasser hinab.

Man meint, wenn man den schäumenden, milchigen Strom so hinabjagen sieht, nichts könne ihm widerstehen, er müsse alles, was ihm in den Weg kommt, zermalmen, und doch mag sich das Schifflein da drunten in den Strudel nicht an die Felsen wagen. Da ist keine Gefahr dabei; man kann von dem auf der kleinen Insel drunten im Rhein liegenden Schlößchen Mörsburg ganz sicher auf trefflich schwankendem Kahn zu den Felsen fahren, sie erklettern und sich so mitten im Fall, mitten drin in dieser wilden Wellen- und Wogenjagd befinden. Man sieht da so recht das Ringen und Kämpfen, die ganze Gewalt des empörten Elements und doch sieht man ruhig, sicher, denn gerade an den Felsen ist bei aller schäumenden Unruhe das Wasser ruhiger, da wie dem Strom mitten im Meer stehen. Jahrhunderte stehen sie so; wie lange stehen sie vielleicht noch? Seit Menschengedenken haben sie sich nicht verändert; aber am Rhein selbst bereitet sich eine Veränderung vor, zwar sehr allmählich merkbar, sehr nach und nach sich geltend machend, aber sie ist doch zu bemerken: die Wassermasse nimmt ab; seit Jahrzehnten ist das progressiv bestätigt worden. Der Rhein hat schon oft seinen Lauf geändert, mag sein, daß er's einmal wieder thut, daß man nach Jahrtausenden nichts mehr vom Rheinfall weiß, wie man früher nichts von ihm gewußt hat; denn er ist gewiß sich nur zu oft, wenigstens schon seiner die Alpen umgebenden Gewaltherrschaft, erst das Mittelalter hat ihn wahrscheinlich bei der letzten großen Umgestaltung des Rhein gebaut.

Aber jetzt hat's noch seine Not; jetzt ist er noch in voller Kraft und Herrlichkeit. Sehe nur unter den Schloßberg hinab, durch das Felsenthor durch, auf das „Kläpfli", den kleinen Vorsprung dort vor ihm. Ihr habet erschrocken genug: euch umwirbelt Dunst und Staub; wenig schlendert ihr euch vor Fall ins Gesicht, hart an ihm sagen die Wogen vorbei; ihr seid mitten in diese dämonische Arbeit hineingetreten, immer schneller und schneller wird sich eine der andern nach in den gähnenden Schlund. Schaut nicht zu tief hinein: der Schwindel faßt euch, es ist euch, als zögen sie euch nach, als müßten ihr mir, mit ins tobende Spiel, mit ins Verderben!

Aber noch kommt's wilder, immer lauter und brausender, grüner und unheimlicher; das ist drunten auf dem „Bischof", dem hagsprießhaftlichen Vorsprung, der mitten in den Sturz hineinragt, dem untersten Punkt des Laufenbergs.

Da begreift man die Größe dieses Falles, da wird man ganz klein, da hat er einen ganz gefangen genommen. Denn da hat man nichts als ihn und nur ihn. Er ist vor einem in den hochemporstehenden Felsen, in der ganzen, hier smaragdgrünen Wassermasse, die wie geschmolzener Erz vor einem niederwallt, in die man mit der Hand hineingreifen kann; er ist unter einem: an unsern Füßen peitscht er heran, der Boden schwankt unter uns; er ist über uns: wie ein flüchtiger Vogen hat sich's über unser Haupt gespannt. Wir können nicht hinaufsehen, woher es kommen, wie vom Himmel niederhängen die Wogen über uns weg; so furchtbar drängen sie sich heran, als wollten sie uns begraben, und dann schwingen sie sich doch wieder über uns hin, als ist's wirklich nur ein luftiges, leichtes Band, das über uns flattert, und nicht ein riesiger Wasserarm, der sich über uns beständig ausgestreckt hat. Wir wissen wohl, richtig naß, aber es ist doch nur Staub, aber gehörig durchdringender Staub, der auf uns fällt; der Fall kleidet uns doch so plötzlich vom Leibe, so nahe wir ihm gerückt sind, so sehr wir uns mitten in ihn hineingedrängt haben. Aber besser gibt er sich uns zu hören, so laut und verschieden, wie wir's nur haben wollen. Rede und Sprache ist hier verstummt; es wäre vergebliches Bemühen, sie hier zur Geltung bringen zu wollen; es kann nichts aufkommen gegen dieses Donnerbrausen, das, die Gegenwart unserer erregten Gemüter begleitend, ganz schwach, dann wieder laut und voll zu tönen scheinen, im Grunde aber doch immer dasselbe sind: Schöpfungsthemen, so wunderbar und gewaltig, wie wir sie nur an den geweihtesten Offenbarungsstätten der Natur vernehmen können.

Und es ist noch dieser Donner, grollend, betäubend, wenn wir lange schon wieder den dunkeln Wasserlust hinaufgestiegen sind und von den letzten Blick auf den Fall werfen. Ein Nebelgrau spannt sich über ihn, der Sonne Morgengruß für ihn, sein Abschiedsgruß sie und.

Dampf — Luft — Gas.

Von Friedrich J. K. Schneider.

II.

Sehen wir, worauf die enorme Verbreitung und der verbreitende Verkehr an Brennmaterial

bei unseren Dampfmaschinen beobachtet werden ist, so finden wir dort drei Hauptstellen, aus welchen die schlechte Benutzung der Wärme entspringt. Nämlich:

1) die Kessel- oder Feuerungsanlage;

2) die Benutzung des Dampfes in der Maschine;

3) die Entweichung des Dampfes aus der Maschine.

In Beziehung auf den ersten Punkt haben wir alle nach Verbesserung der Feuerungsanlagen zu sehen; denn nach dem früher schon Angeführten gehen bei unseren Feuerungen für Dampfkesselanlagen noch immer, je nach Umständen, 30—50 Prozent der im Brennstoff enthaltenen Wärme verloren.

Die Bestrebungen der Neuzeit haben die Absicht hat, dass durch zweckentsprechende Anlagen eine bessere Ausnutzung der Wärme zu erzielen ist. Die Vergrößerung der Heizfläche der Kessel, die Anwendung von Vorwärmern zur Speisewasserwärmung, Dampf- und Gasgeneratoren, zweckmäßigere Behandlung des Feuers, Verwendung des Dampfes z. B. m., das alles sind Mittel, um nicht unbedeutende Verbesserungen herbeizuführen.

Dieses sind diese Mittel nur wenig angewendet bei allen unseren Feuerungsanlagen und insbesondere für unsere Ober- und Hochfeuerungen, bei welchen die Vergrößerung der Verdampfungsfläche in noch weit höherem Maße durchführbar.

Erlangt wir aber bei dem jetzigen Stande der Kesselfeuerungsanlagen schon höchstens mit alle die erzeugte Wärme von außen durch Wasserdämpfe in das Wasser einführen, wenn die Verbrennungsgase mit Temperatur in den Schornstein abziehen lassen, kann eine namhafte Verbesserung nicht erzielt werden.

In Beziehung auf den zweiten Punkt ist ebenfalls in Vorschlag gebracht worden, und es ist dies ist, um durch die Einführung des Dampfes in der Maschine die betreffende Ausnutzung zu geben. Wir haben dabei zu denken, hochgespannte Dämpfe mit möglichst großen Expansion wirken zu lassen (alle Compoundmaschinen mit Condensation empfehlen); Dampfverluste zu verhindern und Wärmeverluste durch Abkühlung in den Dampfabzugsröhren und in den äußeren Theilen der Dampfmaschine selbst zu vermeiden. Die richtige Durchführung dieser Mittel gibt, wie die Erfahrung zeigt, sehr gute Erfolge.

Endlich in Beziehung auf den dritten Punkt müssen wir bekennen, dass heute die Dampfmaschine Carnot der Verschwendung liegt. Jedes Kilogramm Dampf, welches wir in die Luft entweichen, entführt uns 636 Wärmeeinheiten. Die wir diese aber erst in das Wasser des Dampfkessels gebracht haben, verwenden wir (wegen des Druckes 1) mindestens 900 Wärmeeinheiten hierzu, die natürlich verloren sind. Besser gelingt es der Versuch, wenn der Dampf condensirt und ein Theil der Condensationswärme als warmes Speisewasser für den Kessel benutzt wird. Der bei weitem größere Theil der Condensationswärme muss aber nutzlos entweichen und wird natürlich bei jeder Verlust verschwendet.

Es müssen alle, wie wir sehen, unsere Bestrebungen in den Verbesserungen der Dampfmaschinen dahin gerichtet sein, diese Hauptübel zu entfernen. Und ist auch wirklich versucht worden und gelobt hierbei der ganz richtige Vorschlag, den Maschinendampf nicht einmalchen, sondern denselben Grad in der Maschine in seiner gefährlichen Gehalt wieder zu heben und wir werden in nächster, Heißer Gehalt zurückzuführen. Hierauf beruht die Einrichtung der Siemens'schen Dampfmaschine. In derselben wird der Maschinendampf in einem besonderen Apparate durch mit in einem angewandten großen Dampfkraft gebildeten Wasserdampf erzeugt und dann in die Maschine eingeführt, während durch weiter Zuführung von Wärme in überhitzten Dampf verwandelt, welcher als solcher die Leistung hätte. Nachdem er gewirkt hat, wird er wieder in gesättigten Wasserdampf verwandelt, indem er Wärme abgibt. Die abgegebene Wärme wird ebenfalls zur Erhaltung einer zweiten Portion gesättigten Wasserdampfes in Anwendung verwendet, welche wie die erste Portion als Treibkraft wirkt. Wie hierin zweiten Portion wird wie auf der ersten verfahren und auf diese Weise kommt immer für abgegebene Wärme der einen Portion zur Ueberführung der anderen Portion in Treibkraft. Auf diese Weise wird in der Maschine immer nur dasselbe Dampfquantum und es ist zur Erzeugung derselben nur einmal die gewisse Wärmequantität aufgewendet. Durch Undichtheiten geht jedoch Dampf verloren, welcher natürlich wieder ersetzt werden muss, dieser durch Abkühlung und andere solche Wärmeverluste kann, die ebenfalls wieder ersetzt werden müssen, letzte allerdings ein weiteres und beträchtlich anwachsendes Wärmequantum, welches, wie es von vornherein er-

warten läßt, nur in geringerem Maße, herzustellen hat.

Es liegt auf der Hand, daß durch diese rationale Benutzung des Dampfes eine bedeutende Ersparung an Brennmaterial erzielt werden muß. Um nun diese schnelle Ueberführung des Dampfes aus dem gesättigten in überhitzten (wodurch er eine bedeutend höhere Spannung erhält) Zustand und aus diesem wieder in den ersten Zustand unter Abgeben von Wärme, die nachher wieder zur Erzeugung von überhitztem Dampf benutzt wird, herbeizuführen, hat Siemens einen besonderen Apparat construirt, der einen wesentlichen Theil seiner Maschine ausmacht und von ihm „Regenerator" genannt wurde.

Schon seit 1845 hat sich Siemens mit dieser Maschine beschäftigt. Zwei solcher Maschinen waren auf der letzten pariser Industrieausstellung ausgestellt, die eine von 6—8, die andere von 40 Pferdekräften. Versuche mit diesen Maschinen wurden schon in England angestellt und es ergab sich ein sehr befriedigendes und höchst beachtenswerthes Resultat. Diese Maschinen verbrauchen per Pferdekraft und Stunde nur 1 Kilogramm Steinkohlen, während die gewöhnlichen Dampfmaschinen dieser Stärke 3—4 Kilogramm Steinkohlen brauchen.

Nach den obigen Auseinandersetzungen hätte allerdings der Brennmaterialverbrauch noch geringer sein müssen, allein die Wärmeverluste und die unvollkommene Wirkung des Regenerators haben den erwarteten Effect so weit vermindert.

Leider ist es nur bei diesen Versuchen geblieben, denn der Regenerator that auf die Dauer seine Schuldigkeit nicht und die beabsichtigte Regeneration des Dampfes hörte nach und nach auf. Bisher ist es nicht gelungen, die sich darbietenden Schwierigkeiten zu entfernen, und so lange nicht ein besserer und vollkommener Regenerator erfunden und praktisch gemacht wird, kann selbstverständlich von der beabsichtigten rationellen Wirkungsweise des Dampfes keine Rede sein. Gelingt es aber, demnächst einen solchen Apparat mit möglichst vollkommener Wirkung praktisch herzustellen und verwendbar zu machen, so haben wir einen bedeutenden Fortschritt in der Ausnutzung der Wärme und Brennstoffersparung gethan. Wir können alsdann wol auf 30—40 Procent kommen, statt jetzt bei unseren besten Maschinen auf 20 Procent stehen bleiben zu müssen.

Schon lange vor der praktischen Ausführung der Siemens'schen Maschine hat man so nahe liegenden und von der Wissenschaft begründeten Mitteln und Wegen seine Zuflucht genommen, um Brennstoffersparung herbeizuführen. Man hat dieser hochwichtigen, volkswirthschaftlichen Rücksicht nicht ihrer selbst wegen unausgesetzte Aufmerksamkeit gewidmet, sondern war durch die Nothwendigkeit darauf verwiesen worden. Die Ocean-Dampfschiffahrt gab den mächtigsten Impuls hierzu. Die Ocean-Steamer mußten immer größer und mächtiger construirt werden, um die Seereisen abzukürzen; sie brauchten daher mächtige Dampfmaschinen, welche zu ihrem Betrieb colossale Brennstoffquantitäten nöthig hatten, die mitgeführt werden mußten und den größten Theil des Schiffsraums einnahmen. Ja es mußten sogar Stationen angelegt werden, um Kohlen einzunehmen, wodurch natürlich die Seereisen nicht verkürzt wurden.

Als man erkannt hatte, daß die Bildung des Wasserdampfes sehr viel Wärme in Anspruch nimmt, gleichsam sehr viel Kraft nöthig macht, um den Cohäsionszustand des Wassers zu zerstören und es in Duft zu verwandeln, so wurden zur Herstellung von Dämpfen andere Flüssigkeiten, die sehr leicht (unter Anwendung von geringer Wärme) verdampfen, nicht nur vorgeschlagen, sondern auch angewendet.

Eine der interessantesten Anwendungen finden wir in der Schwefeläther-Maschine des Dr. Perkins. Diese Maschine ist zusammengesetzt aus einer gewöhnlichen Dampfmaschine, combinirt mit einer zweiten Maschine, welche durch Aetherdämpfe betrieben wird. Beide Maschinen arbeiten zusammen, können aber auch nach Umständen jede für sich arbeiten. Die Brennmaterialersparung wird aber vorzugsweise durch die Combination beider Maschinen herbeigeführt. Der Wasserdampf wird nach seiner Wirkung in einem gewöhnlichen Cylinder nach einem Verfahren abgeführt, welches in geeigneten Räumen Schwefeläther enthält. Hierdurch wird dieser verdampft und entzieht somit auf diese die in Wasserdampf enthaltene Wärme. Der Wasserdampf wird condensirt und die Aetherdämpfe erhalten aus der vielen abgegebenen Wärme eine sehr zum Arbeiten geeignete Spannung. Sie werden nun der zweiten Maschine zugeführt und arbeiten darin ganz so wie der Wasserdampf in seiner Maschine. Das condensirte, aus dem Wasserdampfe gewonnene Wasser wird alsdann zur Speisung des Dampfkessels gebraucht und natürlich durch äußere Erwärmung wieder in Dampf verwandelt. Der Aetherdampf

wird ebenfalls, wenn er gearbeitet hat, in besonderen Gefäßen condensirt (durch Abkühlung mit immer erneuertem kalten Wasser), alsdann wieder durch den gewirkt habenden Wasserdampf in Gefäßen gebracht u. s. f.

Wie man sieht, liegt der Gewinn von Brennstoff und die höhere Ausnutzung der Wärme einmal in der Condensation des Wasserdampfes durch den Aether, ferner in der Aufnahme der Wärme durch den Schwefeläther und endlich hauptsächlich darin, daß zur Condensation des Schwefeläthers viel weniger kaltes Wasser als zur Condensation des Wasserdampfes nöthig ist. Dieses geringe Quantum entführt daher nur einen geringen Theil der aufgewendeten Wärme. So sind solche Maschinen bis zu 6- und für Dampfschiffe sogar bis zu 400 Pferdekräften zur Anwendung gekommen. Man braucht bei diesen starken Maschinen pro Pferdekraft und Stunde 1,1 Kilogramm Steinkohlen, während man früher 4,4 Kilogramm nöthig hatte, daher eine sehr bedeutende Ersparniß an Brennmaterial.

Aber auch diese Maschinen haben nur eine sehr vereinzelte Anwendung gefunden aus Gründen, die sehr nahe liegen und zwar auch die Gefahr gehört, welche durch die leicht entzündbaren Aetherdämpfe herbeigeführt werden kann.

Noch näher lag es, statt tropfbarer flüssiger sofort gasförmige Körper, also Luftarten, zum Betriebe von Maschinen zu nehmen, da man bei diesen meteorischen Substanzen nicht erst nöthig hatte, den Cohäsionszustand durch Wärme zu zertrümmern, sondern dieselben sofort zur Ausdehnung der Gase benutzen konnte, wodurch sie erst als Triebkräfte auftraten.

In erster Reihe lag, wie wol zu erwarten war, die atmosphärische Luft. Vorschläge, dieselbe als Betriebskraft anzuwenden (freilich noch in anderer Weise, als oben angesprochen wurde), sind uralt; auch hat es an allen Zeiten nicht an Versuchen gefehlt. Aber die Benutzung der heißen atmosphärischen Luft als Betriebskraft gehört doch mehr der neuern Zeit an. Und unter denjenigen, welche sich um die praktische Herausbildung dieser Benutzung hohe Verdienste erworben haben, gebührt unstreitig der Schwede Ericsson.

Wenn es in diesen Blättern (Nr. 9 dieses Jahrgangs) die Ericsson'sche sogenannte calorische Maschine besprochen wurden. Zu ihrer Vollendung und zur richtigen Auffassung des bereits Erreichten ist noch manches anzuführen.

Theoretische Berechnungen wollen durch einfache Rechnungen nach, daß es allerdings unter gewissen Umständen möglich ist, durch die Anwendung der heißen Luft eine bedeutende Brennstoffersparung herbeizuführen (nur $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{4}$ des jetzigen Verbrauchs bei Dampfmaschinen), und hier mag wol Ericsson daran gedacht haben, sein ganzes Lebensbestreben auf dieses Ziel zu richten.

Leider sind seine unermüdlichen Bestrebungen noch nicht mit den Erfolgen begleitet worden, welche nach Obigem zu erwarten standen. Er hat uns eine Maschine geliefert, die zwar höchst genial erdacht, aber in mechanischer Beziehung doch noch sehr viel zu wünschen übrig läßt; die ferner nur für geringe Betriebskräfte von 1—4 Pferdekräften sich praktisch bewährt hat, aber für größere Motoren nicht brauchbar ist.

Nach den neuesten Berechnungen und Untersuchungen stellen sich die Leistungen der Ericsson'schen calorischen Maschine wie folgt dar: Der Wirkungsgrad ist für 1 Kilogramm heißer Luft zwischen 0,30 bis 0,75, während er bei unsern Dampfmaschinen, wie oben angeführt, zwischen 0,40 und 0,70 liegt. Hieraus ist also zu ersehen, daß diese kleinen Motoren sich schon jetzt den besten Dampfmaschinen an die Seite stellen können.

Fragen wir aber wieder nach der Ausnutzung der primitiven Kraft, also der Wärme, so ergeben die Rechnungen für die Wärmeumsetzung einen Wirkungsgrad zwischen 0,06 und 0,08; also wenn dem Heizmaterial während der Wärme werden demnach 4—6 Procent ausgenutzt und durchschnittlich 95 Procent gehen verloren. Gleich wichtige Dampfmaschinen geben aber einen ähnlichen Wirkungsgrad von 2—4 Procent. Wir sehen also hieraus, daß die calorische Maschine hierin nicht im großen Vortheil gegen die Dampfmaschine ist.

Aber, sagt man: Wo bleibt denn der verbesserte Erfolg bei den calorischen Maschinen? Dieser geringe Erfolg in der Ausnutzung der aufgewendeten Wärmemenge ist genau denselben Ursachen wie bei den Dampfmaschinen zuzuschreiben. Wir verlieren Wärme durch äußere Abkühlung (es ist auch hier eine Art Kesselanlage vorhanden), ferner durch zu geringe Expansionswirkung der Luft und endlich hauptsächlich, analog wie bei den Dampfmaschinen, durch Entführung der gewirkt habenden heißen Luft ins Freie.

Auch hier werden dieselben Mittel wie bei den Dampfmaschinen anzuwenden sein, um die calorische Maschine in ihren Erfolgen zu verbessern. Die Theorie dieser Maschine wird hier

genau nach und gibt auf mehrere andere Punkte vollständig Auskunft. Ihre Wahrheiten haben sich vollständig durch die mislungenen Experimente der Pariser bewährt und das weitere Ankämpfen und Nichtbeachten dieser Wahrheiten wird immer nur vom Ziele weiter entfernen. Wir verdanken die ausführlichste Theorie der calorischen Maschine dem um die Maschinenlehre hochverdienten Hofrath und Professor Redtenbacher in Karlsruhe. Sie wurde schon veröffentlicht zur Zeit, als die Alte und Neue Welt mit größter Spannung auf die Resultate des Ericsson'schen calorischen Schiffe in Neuyork wartete und die Construction der Maschine ganz und gar nicht genau bekannt war.

Sie schreibt vor, damit die calorische Maschine nicht nur hinsichtlich ihrer mechanischen Wirkung und hieraus hervorgehenden Wärmeerzeugung, sondern auch hinsichtlich ihrer Dimensionen ein praktisch brauchbares Maß, selbst für große Betriebskräfte, werde, daß in derselben die atmosphärische Luft hinreichend (wenigstens auf Doppelte) comprimirt und sehr heiß (mindestens 200° C) angewendet werden müsse; endlich, wie sich von selbst versteht, die gewiß haltende heiße Luft nicht in die Atmosphäre gelassen werde.

Diesen Bedingungen entspricht nun die jetzt bei uns eingeführte calorische Maschine nicht. Sie comprimirt die Luft sehr wenig, macht sie höchstens 2½ C heiß und läßt sie in die Atmosphäre entweichen. Daher auch der geringe Erfolg und die großen Dimensionen, welche die Erfinder dieser Maschine bei 2—4 Pferdekräften erhalten. Denn diese Erfinder haben Dimensionen, welche zu 20—40 Pferdekraft bei Hochdruck-Dampfmaschinen anbrechen. Mächtige Massen würden demnach kolossale Dimensionen erhalten, daher theuer und unanwendbar werden müssen.

Nun bietet aber ferner die zweite der obenangeführten Bedingungen, nämlich Anwendung heißer atmosphärischer Luft von mindestens 200° C, ein Haupthinderniß in der praktischen Ausführung dieser Maschine. Bei dieser Temperatur pflegen sich aber verbrennen die gewöhnlichen Schmiermittel und wir besitzen bis jetzt keinen Stoff, welcher sie bei dieser Temperatur ersetzen und namentlich den Kolben im Cylinder schlüpfig halten kann. Ist dies nicht der Fall, so entsteht furchtbare Reibung, Erhitzung und Zerstörung der Hauptstücke der Maschine.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Der Umgang mit Kranken.

Nach *Florence Nightingale.*

— — Zur Ergänzung unserer neulichen Mittheilung über die leidenmüthige Pflegerin der Kranken und Verwundeten des englischen Krimheeres geben wir einige Mittheilungen aus ihren „Notes on Nursing", die demnächst in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: „Die Pflege der Kranken und Gesunden", eingeleitet durch eine Vorrede des Geh. Sanitäts-Rath Dr. Weiß in Bonn, bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen werden und in allen gebildeten Familien Verbreitung verdienen.

Unnöthiger Lärm oder ein Geräusch, welches die Erwartung spannt, das ist es, was dem Kranken schadet. Es ist selten der laute Ton des Geräusches, der Eindruck auf das Gehörorgan selbst, der den Kranken angreifen scheint. Wie leicht erträgt gewöhnlich ein Kranker z. B. die Errichtung eines Baugerüstes ganz in der Nähe des Hauses, während er das Sprechen oder Flüstern vor der Thür, besonders wenn es eine bekannte Stimme ist, durchaus nicht ertragen kann.

Ohne Zweifel gibt es Kranke, besonders wenn das Gehirn etwas erschüttert oder sonst angegriffen ist, denen jedes Geräusch wehe thut; aber ein jedes Geräusch mit Unterbrechungen oder ein plötzlicher und scharfer Ton greifen in diesen wie in allen andern Fällen weit mehr an als ein andauernder Lärm, Klappern mehr als aller andere. Was aber sehr oft, das allein, was den Patienten plötzlich aus dem Schlafe weckt, ihn unfähig in einen Zustand größerer Erregung versetzen, ihm erschöpfenden und die andern Schaden bringen wird als ein andauernder Lärm, mag er noch so laut sein.

Nie zu gestatten, daß ein Patient absichtlich oder zufällig aufgeweckt werde, das ist eine Hauptregel aller guten Krankenpflege. Tritt man ihm in seinem ersten Schlafe, so schläft er fast nie wieder ein. Es ist eine eigenthümliche, aber ganz begreifliche Erscheinung, daß, wenn man einen Kranken nach einigen Stunden anfängt noch einiger Minuten weckt, er viel wahrscheinlicher wieder einschlafen wird, weil eben der Schwere, gerade wie die Regelmäßigkeit des Geräusches, durch die längere Dauer immer heftiger und betäubender wird. Wenn man also durch den Schlaf für das eine oder das andere eine Zeit genützt,

so hat man mehr gewonnen als nur viele Pfunde. Die Schmerzen kehren, allen Wahrscheinlichkeiten nach, nicht sobald wieder oder doch nicht in gleicher Heftigkeit, während sie durch Mangel an Schlaf unendlich vermehrt werden.

Ich habe mich oft über die Geschicklichkeit, ja die unabsichtliche Grausamkeit von Aerzten oder Aerztinnen gewundert, die im Krankenzimmer selbst oder im benachbarten Flure lange Gespräche führen, während der Patient vergeblich erwartet, sie jeden Augenblick eintreten zu sehen oder sie sprechen gehört hat und weiß, daß sie von ihm reden. Ist es ein lebensgefährlich Kranker, so wird es verziehen, seine Aufmerksamkeit abzulenken und nicht zu leiden, dadurch aber wird die Sache noch schlimmer, denn die Anstrengungen, welche er deshalb macht, sind so groß, daß man froh sein kann, wenn nicht eine Verschlimmerung auf mehrere Stunden eintritt.

Eine störende Unterredung in benachbarten Zimmer zu führen, ist man vollends grausam, denn es ist für den Kranken unmöglich, sich gegen seinen Willen, nicht darauf zu hören. Für den Aufmerksamen geben, ungeachtet sehr langsam im Zimmer verrichtet, ist auch derselbe Prozeß qualvoll. Die Krankenpflege erfordert eine sichere, leichten, schnellen Tritt, eine sehr weiche Hand, nicht einen langsamen, schleifenden Gang und eine furchtsame, zaghafte Berührung. Langsamkeit und lautes Benehmen sind nicht gleichbedeutend, wiewohl sie oft verwechselt werden; dagegen sind Raschheit und Behendigkeit vollkommen vereinbar mit einer ruhigen und leisen Art und Weise. Wenn Aerzte und Aerzte nur beobachten wollten, wie die Krankenpflegerinnen ihrer Patientinnen sich bewegen, wie leise Finger rollen, wenn es auf den Ohren von Personen lastet, deren Stimmen sie draußen vernehmen, so müßten sie sie wieder eine solche Spannung, eine solche Anstrengung veranlassen. Gewiß ist dadurch das Phantasiren oft veranlaßt oder wenigstens verschlimmert worden. In einem Fall habe ich den Tod dadurch herbeiführen sehen. Nachdem meine Gehilfin der Kranken gesprochen, da es ihr schien einige von dem Kranken gehörte Worte seien Hilferufe oder eine beunruhigende Operation einen eintrat. Aber wenn man gesehen hat, mit welch heiterer Rücksichtigkeit und mehr als weiblicher Geduld die meisten Kranken, selbst die schwersten eine Operation ertragen können, die Kranken davon vernehmen, wenn sie ihnen nur auf geeignete Weise mitgetheilt wird, so muß man billig erstaunen, daß es lediglich Furcht war, welche sie, wie behauptet wurde, in dem oben angeführten Falle in so traurige Folge hatte. Nein, es war die Ungewißheit, die gespannte Erwartung, wie sie Gerichtsärzte mit ansehen werden, welche den Tod herbeiführte.

Sehr begreiflich scheint es mir, besonders zu einer Zeit, wo alle weiblichen Kräfte in Bewegung sind, um sich von dem hohen Berufe der Frau zu überzeugen, daß die weibliche Pflegung so mehr und mehr Thema der Frauenzirkel zu jedem Gespräch herkommt. Sie ist gleich angelegentlich für die persönliche wie für die häusliche Seite des Lebens. Ein Mann ist heutzutage in einem Krankenzimmer weit weniger störend als eine Frau. Wegen ihrer Kleidung muß diese jetzt immer Mädchen oder mußte, wo die Mann kann solche Krankenzimmer gehen, ohne es in Bewegung zu setzen. Was ist aus dem leichten Tritt der Frau geworden —? Dem leisen, leichten, behenden, den wir oben verlangt haben —!

Die Anregung oder Abhaltung der Kranken für gewisse Zeit, und bis man allerlei Leben über geheimnißvolle Sympathien und Antipathien hat grübeln müssen, kommt sehr oft, wenn nicht darauf, auf die Sorglosigkeit oder Nachlässigkeit in diesem Punkte zurück. Einer Pflegerin mit rauschendem Kleide ist der Schrecken des Kranken, noch wenn er nicht weiß warum. Das Klappen von Thür und Stubenfenstern, das Rücken von Tischen, das Knarren von Schnürstiefeln und Schuhen thaten einem Kranken mehr, als alle Aerzte in der Welt ihm helfen können.

Ferner gibt es Pflegerinnen, die seine Thür offen lassen, aber kein Licht haben. Oder sie offen halten viel zu oft, weil sie nicht an Licht denken, was auf einmal hineingebracht werden könnte. Eine gute Pflegerin muß immer darauf halten, daß meine Thür nach Norden im Zimmer des Kranken klein oder sogar, daß sein Bett herausrücken, sein Gesicht ihm und der Lampe. Namentlich muß sie darauf Acht geben, wenn sie ihren Patienten für die Nacht verläßt. Ein Nachtlampe-Gehör, welches herumgehen und bei jedem Laut hin und her weht, ist eine Marter für den Kranken. Wenn sie warten muß, bis ihre Patienten sich selbst zu viele Dinge einredet, wenn haben sie denn eine Pflegerin? In allen Städten gibt es mehr Aerzte als anständige Kranke und manches Patient hat sicher immer von seinem ärztlichen Rathe so, als

daß er seine Wärterin jedesmal an alles erinnere, was sie vergessen hat.

Alle Hast und Unruhe ist für den Patienten besonders peinlich. Und hat derselbe irgendein nachwehtiges Geschäft, nicht bloß zum Zeitvertreib, zu besorgen, so wird diese Unruhe doppelt schädlich. Ein Bekannter, welcher unschlüssig herumsteht, während der Patient mit ihm über Geschäfte spricht, oder ein anderer, der sich lustig und langweiliges Zeug plaudert, der eine, weil er meint, er dürfe den Kranken nicht sprechen lassen, der andere, um ihn zu unterhalten, handeln beide gleich thöricht. Man setze sich immer hin, wenn ein Patient über Geschäfte sprechen will, man lasse sich seine Bitte anmerken, schenke ihm volle Aufmerksamkeit, wenn er Rath einholen will, und entferne sich, sowie die Sache abgemacht ist.

Auch setze man sich immer dahin, wo der Patient einen sehen kann, damit er nicht mühsam sein Haupt wenden müsse, so oft man spricht, denn jedermann blickt unwillkürlich auf die Person, die redet. Ebenso zuträglich für den Kranken ist es, wenn man Ruhen bleibt und ihn dadurch nöthigt, seine Augen fortwährend nach oben zu richten. Wenn man vor dem Krankenbett steht, so bewege man sich so wenig als möglich und vermeide lebhaftes Geberdenspiel, wenn man mit dem Kranken spricht.

Man lasse einen Kranken niemals einen Auftrag oder eine Bitte wiederholen, besonders wenn einige Zeit darüber verstrichen ist. Es wird den Kranken, die sich beschäftigen können, oft vorgeworfen, daß sie sich zu viel mit ihren Gedanken beladen. Sie haben insofern recht. Wie oft hört man die Person, welche mit einer Botschaft beauftragt ist oder einen Brief schreiben soll, schon nach einer halben Stunde zu dem Kranken sagen: „Haben Sie es auf zwölf Uhr bestimmt?“ oder „Wie war die Adresse?“ oder noch viel aufregendere Fragen thun, wodurch der Kranke genöthigt ist, sein Gedächtniß oder noch schlimmer seine Willenskraft anzustrengen, und zwar alles zum zweiten mal. Es ist in der That für ihn weniger anstrengend, seine Briefe selbst zu schreiben. Das ist die fast allgemeine Erfahrung beschäftigter Kranken.

Dies führt uns auf eine andere Warnung. Man rede nie einen Kranken an von hinten oder von der Thür aus, aber in irgendeiner Entfernung von ihm, aber auch wenn er beschäftigt ist.

Dies Ding hat mehr hohe Einbildung. Wenn wir bedenken, daß bei Kranken wie bei Gesunden jeder Gedanke Nervenstoff verzehrt, daß Zerstörung sowol als Wiederersatz von Nervenstoff immer vor sich geht, und zwar solcher bei Kranken als bei Gesunden; daß also dem Gehirn plötzlich einen andern Gedanken aufdrängen, während es im Begriff ist, Nervenstoff durch Denken zu verzehren, nicht anderes heißt als ihm eine neue Anstrengung zumuthen; — wenn wir alle diese Umstände bedenken, so werden wir einsehen, daß ein positiver Schaden dem Kranken zugefügt wird, so oft man ihn anspricht oder stört. Leider sind dies Thatsachen, nicht Einbildung!

Ist der Leidende durch seinen Beruf gezwungen, sich mit Dingen zu beschäftigen, die viel Nachdenken erfordern, so ist der Schaden doppelt groß. Wenn man einen Kranken, der im Phantasiren oder in der Betäubung liegt, die Nahrung zu rasch eingibt, so kann er leicht ersticken; wenn man dagegen erst sanft mit dem Löffel über seine Lippen fährt und so seine Aufmerksamkeit weckt, so wird er die Speisen zwar unbewußt, aber ohne Gefahr zu sich nehmen. So ist es auch mit dem Gehirn. Wenn man demselben einen Gedanken, besonders einen, der einen Entschluß erfordert, ohne alle Vorbereitung aufdrängt, so fügt man ihm einen wirklichen, nicht eingebildeten Schaden zu. Man rede deshalb niemals einen Kranken zu plötzlich an, aber man vermeide es ebenso sehr, seine Erwartung auf die Folter zu spannen. Diese Regel gilt übrigens ebenso gut für den Gesunden als für den Kranken. Ich habe immer gefunden, daß Leute, welche sich Jahre hindurch beständigen Unterbrechungen aussetzen, zuletzt ihre geistigen Kräfte schwächen oder zerstören. Bei ihnen mag der Zweck einen Schmerz absorbiren. Beim Kranken jedoch vermehrt der Schmerz den Schaden.

Einen Kranken, der herumgeht, sollte man nie überraschen oder ihm nachlaufen, um mit ihm zu sprechen, oder ihm eine Botschaft oder einen Brief zu übergeben. Ebenso gut könnte man ihm eine Ohrfeige versetzen.

Ich habe einen Patienten gesehen, dessen Leben, als seine Wärterin unvermuthet ins Zimmer trat, während er hustete. Dies war nur ein Zufall, welcher der unsichtigsten Wärterin hätte begegnen können. Jenes aber geschieht oft mit Absicht. Und wenn man nur ein paar Minuten warten oder ein paar Schritte weiter gehen wollte, so wäre der Spaziergang des Kranken wahrscheinlich zu Ende. Man glaubt es nicht, welche

Anstrengung es einem Kranken kosten, auch nur eine Minute stehen zu bleiben, um jemand anzuhören. Hätte ich nicht die besten Wärterinnen und Freunde hierin stehen sehen, so wäre mir viele Warnung ganz überflüssig erschienen.

Es ist durchaus wesentlich, daß eine Pflegerin es sich zum unverbrüchlichen Gesetz mache, einen Kranken nie anzureden, während er ißt oder herumgibt, solange sie nicht zu beurtheilen vermag, ob er es ertragen kann oder nicht. Ich bin vollkommen überzeugt, daß viele Unruhe, welche schwachen Patienten zusetzen, wie die Irrsinn hinabstürzen, Ohnmachen nach dem Essen, Uebel u. s. w., einzig und allein daher herrühren, daß die Wärterin den Patienten gerade in solchen Augenblicken überrascht und plötzlich anredet, oder wenigstens von der Furcht des Patienten, dies könne geschehen. Wenn man den Kranken nur sich selbst überließe, bis er sich legen kann, so würden solche Dinge viel seltener vorkommen. Begleitet die Pflegerin aber den Kranken, so soll sie ihn ja nicht zum Sprechen auffordern. Es ist unglaublich, was Pflegerinnen sich seine Vorstellung davon machen können, wie sehr einem schwachen Patienten jede Bewegung Herz, Lungen und Gehirn angreift.

Man gibt den Patienten oft Schuld, „daß sie viel mehr leiden, wenn niemand bei sie ist". Das ist ganz richtig. Wenn Pflegerinnen nicht dazu gebracht werden können, auf gewisse Dinge Acht zu geben, wie wir einige beispielsweise angeführt haben, so hatte es auch ein sehr gründlicher Kranker in der That weit weniger anstrengend, solche selbst zu thun, als es von andern zu verlangen. Und es wird, um sie selbst auszuführen, ganz unendlich viel weniger Zeit bedürfen, wo seine Pflegerin abwesend ist, und Kraft, sie nicht den Uebrigen oder den andern gerade im Augenblick, wo er eben am Kraft hatte, ein paar Schritte zu thun. Eine weitere Besprechung dieser Nothwendigkeit in diesem Augenblick wird ihn ganz aus den Fugen bringen. Man darf hier annehmen, daß ein Patient in einem Zustande, wie wir ihn annehmen, dergleichen Anstrengungen nicht öfter macht als einmal oder zweimal am Tage und wahrscheinlich weniger als vielleicht Tagesgut. Und es ist klar, wenn Pflegerinnen und Freunde die Zeit sich merken können, um ihn ruhig genießen zu lassen. Man bedenke doch, daß man Patienten zu geben vermögen, die nicht leben oder selbst nicht existiren können. Das Leben ist von allen Anstrengungen für den Kranken die angestrengte.

Alles, was man im Zimmer des Kranken vernimmt, nachdem das Zimmer für die Nacht eingerichtet ist, vermehrt die Gefahr, ihm eine schlechte Nacht zu bereiten, um das Jahrhundert. Wenn man vollends ihn aus dem Schlafe aufweckt, dann ist für ihn die schlafende Nacht nicht mehr blos wahrscheinlich, sondern gewiß.

Einen Punkt möchte ich allen ans Herz legen, die einen Kranken pflegen oder besuchen, allen, die eine Meinung zu äußern haben über die Krankheit oder ihren Verlauf. Setzt euch den Patienten an und betrachtet ihn, nachdem er vielleicht eine Stunde lang eine lebhafte Unterhaltung mit euch geführt hat. Das ist der beste Prüfstein seiner Fortschritte. Aber beurtheilt ihn nicht danach, wie er während einer solchen Unterhaltung aussieht. Gestattet euch auch so genau als möglich, wie er die Nacht darauf zugebracht hat.

Der Kranke wird leiden oder sie abmachen während einer Anstrengung. Oft wenn diese vorbei ist, kommt die Schwäche. Auf alle Fälle einer Ueberanstrengung pflegen sich nicht während einer solchen, sondern erst nachher. Nur manchmal ist es an den Folgen einer Anstrengung gestorben, die, wie man sich zur Zeit ausdrückte, „ihm gar nicht geschadet hatte".

Als ein reichhaltiger Gegenstand wäre es recht ersprießlich, der solchen unbeachteten Ursachen. Ich habe Patienten gekannt, welche die Nacht in Phantasien zubrachten, nachdem sie einen Besuch empfangen hatten, der sie „besser" fand, der meinte, „es schien ihnen zur Zerstreuung", der wiederkam und sagte: „Ich hoffe, mein Besuch hat Ihnen nicht geschadet", aber natürlich auf seine Antwort wartete und ebenso wenig selbst den Kranken beobachtete. Welcher Patient wird mir sagen: „Ihr Besuch hat mich sehr angestrengt?"

Infolgedessen hat man in diesen Fällen weder Ist noch Thatsachen zu berichten. Was mehr überlegte unter nahmenste Folgen ein. Der Besuchende gilt straflos aus, nicht aber der Patient; das heißt, der Patient wird leiden, obwohl weder er selbst noch der Verursacher des Leidens es der wahren Ursache zuschreibt. Nur eine sorgfältig beobachtende Pflegerin wird der Sache auf die Spur kommen. Der Patient wird es nicht einmal sagen können, weil Ihm am meisten geschadet hat.

Wie an das Bett des Kranken sich anschließen,

über sich darauf zu legen oder unnöthig daran zu stoßen oder es auch nur zu berühren, das sind sauber wichtige Regeln der Krankenpflege.

In allem, was wir hier oder sonst gesagt haben wir wohlverstanden nicht von Hypochondern gesprochen. Zwischen wahrer und eingebildeter Krankheit unterscheiden zu lernen, ist ein wichtiger Zweig der Erziehung einer Pflegerin. Die Behandlung eingebildeter Kranken bildet einen wichtigen Theil ihrer Pflichten. Aber die für wirkliche und für eingebildete Kranke erforderliche Pflege ist grundverschieden und von letzterer soll hier nicht die Rede sein. Ja, viele der Symptome, welche hier angeführt wurden, unterscheiden gerade wirkliche Krankheit von eingebildeter.

Es ist wahr, daß hypochondrische Kranke sehr oft hinter dem Rücken der Pflegerin etwas thun, was sie in ihrer Gegenwart nicht thun würden. Ich habe viel solche als Patienten gehabt, die bei ihren regelmäßigen Mahlzeiten fast nichts aßen, aber wenn man Speise für sie in eine Schublade verbrachte, sie bei Nacht oder heimlich zu sich nahmen. Die Beweggründe sind jedoch hier ganz verschieden. Diese thun es um der Verheimlichung willen, während der wirkliche Kranke oft gegen seine Pflegerin oder den Rest sich rühmt, wenn diese es etwa nicht glauben wollen, wie viel er gethan, gegessen oder sich Bewegung gemacht habe. Doch wir kehren zur wirklichen Krankheit zurück.

Kürze und Bestimmtheit sind vor allen Dingen nothwendig bei dem Kranken. Theilt ihnen doch kurze Gedanken kurz und bündig mit. Wenn ihr auch selber Zweifel und Ungewißheit hegt, so laßt doch sie nichts davon merken, selbst nicht — ich sollte vielmehr sagen, besonders nicht — in Kleinigkeiten. Den Zweifel behaltet man für sich, ihnen gebe man bestimmten Bescheid. Kranke, welche laut denken, deren ganzer Denkprozeß sich, wie bei Homer, offen entwickelt, die alle ihre Beeinflussungsgründe für oder gegen erzählen, taugen nicht zu Krankenpflegern.

Unschlüssigkeit ist, was alle Patienten am meisten fürchten. Lieber wollen sie alle ihre Mißempfindungen zusammen und sammt ihr in einer Beschreibung. Eine Temperaturänderung bei andern, ist es im Verlauf einer Operation oder nur die Umbettung eines Kranken, bringt den Kranken oft nicht so viel einer Aufregung, den schwereren Entschluß zu fassen.

Außerdem ist in den meisten Fällen die Einbildungskraft in der Krankheit weit thätiger und lebhafter als im gesunden Zustande. Wenn man dem Kranken zur Luftveränderung einen Ort vorschlägt und eine Stunde später einen andern, so wird er sich erst auf diesen und dann auf jenen Ort begeben und beide nach allen Richtungen durchwandern und die in seiner Einbildungskraft vorgegangene Raumveränderung wird ihn ebenso ermüden, als hätte man ihn wirklich an beide Orte gebracht.

Kürze und Bestimmtheit sowol der Bewegungen als der Worte sind im Krankenzimmer eine Pflicht nicht minder als Vermeidung jeglicher Hast und Eile. Nur wer sich immer in der Gewalt hat, wird beide Fehler vermeiden: die Langsamkeit wie die Hast.

Was das Vorlesen betrifft, so geht meine Erfahrung dahin, daß, wenn der Kranke zu leidend ist, um selber zu lesen, er auch selten das Vorlesen ertragen kann. Kinder, Augenleidende und ungebildete Leute sowie Personen, die durch mechanische Schwierigkeit am Selbstlesen verhindert werden, sind Ausnahmen. Leute, die sich gern vorlesen lassen, sind gewöhnlich nicht sehr krank, während bei Nervenzuständen oder bei großer Reizbarkeit des Gehirns die Anstrengung, welche mit dem Zuhören des Vorgelesenen verbunden ist, oft das Phantasiren verursacht. Ich spreche mich hierüber mit großer Schüchternheit aus, weil sie allgemein angenommen wird, man könne einen Kranken durch Vorlesen. Ueber zwei Dinge indessen ist kein Zweifel:

1) Wenn irgendetwas dem Kranken vorgelesen werden muß, so thue man es langsam. Man meint oft, je hastiger fertig, desto weniger Ermüdung. Man plappert fort im Abgrunde Balaz. Nie gab es einen größern Irrthum. Der Taschenspieler Houdin sagt, das Mittel, eine Geschichte kurz erscheinen zu lassen, besteht darin, sie langsam zu erzählen. So ist es mit dem Vorlesen bei Kranken. Oft habe ich Kranke zu einem solchen ungeschickten Vorleser sagen hören: „Lies es mir nicht vor, erzähle es mir.“ Kranke Kinder, wenn sie nicht zu schwach sind, um zu sprechen, drücken immer diesen Wunsch aus. Es ist ihnen allemal lieber, wenn man ihnen eine Geschichte erzählt, als wenn man sie ihnen vorliest.

Ueberaus fühlen die Kranken, daß sie damit dem Ueberflusse, dem ungleichen Gang des Vorlesens, dem Ueberschlagen eines unerheblichen Theils, dem sie entgehen, dem Mangels Einhalt thun. Hält der Vorleser seine Gedanken

nicht bekommen, bricht er ab, um für sich zu lesen, oder findet er gar, daß er ein solches Stück gelesen, so ist die Marter des armen Kranken vollendet groß. Nur wenige wissen, wie man einem Kranken vorlesen sollte; selten hört jemand so angenehm vor als er spricht. Beim Lesen singt er, stottert, stammelt, eilt, murmelt; lauter Dinge, die er beim Sprechen nicht thut. Das Vorlesen sollte immer gewissen und deutlich sein, etwas einzelnig ohne Singsang, etwas laut ohne Geschrei und ganz besonders das Vorgelesene nicht zu lang sein. Man versichere sich genau, wie viel der Kranke vertragen kann.

2) Die sonderbare Gewohnheit, im Krankenzimmer für sich zu lesen und dem Kranken nur hin und wieder Stellen vorzulesen, welche ihn unterhalten sollen, öfter aber nur den Vorleser unterhalten, ist unverantwortlich gedankenlos.

Woran soll denn der Kranke denken während der Pausen im Vorlesen? Wähnt man, er beschäftige sich mit dem, was man ihm vorgelesen hat, gerade so lange als es einem beliebt, für sich zu lesen, und seine Aufmerksamkeit sei zugleich wieder für etwas anderes bereit, wenn es einem gefällig sein wird, das Vorlesen fortzusetzen? Ob die Person, welcher man auf diese Art vorliest, nun gesund oder krank ist, ob sie etwas oder nichts thut, während man ihr vorliest, der Mangel an Selbstentäußerung sowie an Beobachtung seitens dessen, der so liest, ist gleich unbegreiflich, wenn auch der, dem vorgelesen wird, oft zu freundlich ist, um zu sagen, wie sehr es ihn peinigt.

Und nun noch etwas in Beziehung auf die leichtfertige Bauart unserer modernen Häuser, in denen man jeden Tritt auf den Treppen von Leuten im ganzen Hause hört, und zwar in der Erschütterung beide Arten, je höher der Stock ist. Es ist kaum zu sagen, wie sehr ein Kranker darunter leidet, wenn jemand über ihm wohnt. In den mehrstöckig gebauten alten Häusern, wozu glücklicherweise die meisten Hochländer gehören, ist das Getöse und das Schwanken verhältnismäßig unbedeutend. Aber in den leichtgebauten Privatwohnungen ist es bei der Reizbarkeit, welche gewissen Krankheiten eigenthümlich ist, eine wahre Qual. Unter solchen Umständen ist es besser, den Patienten in den oberen Stock zu betten, trotz der vermehrten Mühe der Treppen, wenn man die Zimmer über ihm nicht unbewohnt halten kann. Man bringt ihn sonst in einen Zustand von Gereiztheit, welchen kein Opium beseitigen kann. Man brauchte ja nicht die Warnung, wenn ein Kranker sagt, er fühle jeden Tritt über ihm wie einen Stich durchs Herz. Jeden Gerräusch, dessen Ursache ein Patient nicht auch sehen kann, wirft auf ihn wie eine Ueberraschung, sodaß Kranke mit besonders reizbaren Nerven wirklich weniger leiden, wenn andere Personen bei ihnen im gleichen Zimmer sich aufhalten, als wenn solche über ihnen wohnen oder nur durch eine dünne Wand von ihnen getrennt sind. Hier gilt es Ernst um jeden Preis, da auch die feinste Takt, die sorgfältigste Pflege in diesen Fällen ohne Ruhe und Stille nichts helfen können.

Die Wirkung der Musik auf Kranke wird wenig beachtet. In der That macht ihre Vielseitigkeit heranzuziehen eine allgemeine Anwendung beziehen zur Unmöglichkeit. Ich will hier nur bemerken, daß Blasinstrumente sowie die menschliche Stimme und Saiteninstrumente mit anhaltendem Tone im allgemeinen einen wohlthuenden Einfluß ausüben, während das Klavier und andere Instrumente ohne anhaltenden Ton gerade umgangen werden. Auch das laute Klavierspielen wird den Kranken angreifen; eine einfache Melodie dagegen, auf der gewöhnlichsten Tonleiter gespielt, wird ihn meistens beruhigen, und zwar unabhängig von einmaliger Gemütsverbindung. Dem Gesunden, welcher richtig sein sollte, beruhigt die Musik den mißleiten Genuß des Thätigkeit. Dem Kranken, der nicht thätig sein kann, verschafft sie den Genuß und befreit ihn zugleich von der nervösen Gereiztheit, welche die Unthätigkeit zu jeder Beschäftigung hervorzubringen pflegt.

Anregungen.

Kunst und Handwerk in der Musik.

Das Widerspiel des „Tonkünstler“ in Wien soll es nicht hindern, die großen Verdienste anzuerkennen, die sich Wien um die deutsche Musik zu allen Zeiten erworben hat. Im Jahre 1824 wurde [illegible] Beethoven zum letzten male in Wien vorgeführt, bei welcher Gelegenheit selbst seine Widersacher sich zu Beifallsrufen für ihn hinreißen ließen. Das vielen Deutschen so heilige Wien [illegible] die allgemeinen Huldigungen auf unsere Tonsetzer — Haydn, Mozart, Gluck, Beethoven — wie

waren sie Träger deutscher Gedanken und Poesie, bauten ihnen Triumphpforten.

Aus diesen genialen Erscheinungen entwickelten sich allerdings mit der Zeit handwerksmäßige. Die Konvention erzeugte das musikalische Gelehrtenthum. Unsere Musikzustände wurden geschaffen, indessen, die Berichte der Repräsentation scheint auf dem Gebiet der Musik ebenso vorüber zu sein wie bei der Deklamation.

Ein ehemaliger Klaviervirtuos, Oberlich aus Wien, ein geistvoller Kopf, der eine überraschende Gewandtheit der Darstellung und Erfindung in seinen Romanen „Abenteuer einer Emporkömmlings“ und „Angelika Kaufmann“, bewährt hat, gibt in „Kunst und Handwerk. Roman in drei Bänden“ (Frankfurt am Main, Sauerländer, 1851) sehr interessante und interessante Rückblicke auf seine frühere Laufbahn.

Wenn der Modemalschmacher von Heinrich Oberlich denselben günstigen äußerlichen Erfolg erringt, welchen Genüge in seinem realistisch-sensualisirenden Streben wie der nach idealen Prinzipien nur durch und aus sich selbst wirkende Virtuose-Künstler Gwalt, wenn der geniale Herzheim seiner Forderen nicht recht nach werden kann, weil er bei all seinem Künstlerstolz sich doch zu Concessionen an das „Handwerk“ herablässt, wenn das hochstrebende Talent Horst, der um des äußerlichen Erfolges, um der „Gattlichen“ willen auf alle mögliche Arten in der Verbindung von Kunst und Handwerk experimentirt und in steter widerstrebigen Dualismus nicht nur nicht seine materiellen Zwecke gerade am wenigsten erreicht, sondern auch seinen künstlerischen Ernst und mit ihm seine moralische Selbstachtung mehr und mehr verliert, bis zuletzt seine verfehlte Künstlerlaufbahn in selbstmörderische Kugel endigt: so haben wir ein Bild des modernen Tonkünstlerlebens. Kunst — oder Handwerk — das ist die Frage. Unverkennbare Gegensätze, nur durch einen der Genien zu vermitteln, die den Jahrhunderten selten geschenkt werden.

Zugleich weist in den bunten Lebensbildern dieses Romanes die haltlose, falsche und unnatürliche soziale Stellung nachgewiesen, in die die Tonkünstler sich versetzen, seitdem der Sieg der Romantiker ihnen, als Meistern der geistigen Bewegung, eine Rolle in den „Salons“ zuwies. Es wird namentlich in dem lebenslang und unglücklichen Horst evident, wie die jetzigen ungeordneten gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen der Tonkünstler sich bewegt, eben verderblich als künstlerisch anregend wirken, wie sie die Virtuosi befriedigen, aber dem wahren künstlerischen Streben nur hemmend entgegentreten, wie dem Tonkünstler vor allem die Selbstüberwindung noth thut, wenn er wieder zu seiner eigentlichen Bestimmung, zur Freude am Wirken und Schaffen in der Kunst, gelangen will. „Die meiste Künstlerdrolligkeit“, sagt der Autor nur zu wahr, „hat Hauptursachen der Tonkünstler und der Klavierspieler ist nicht mehr da; überall finden wir, daß der Tonkünstler Ansprüche an das Leben erhebt, deren Befriedigung mit der höhern Würde seines Berufs nicht in Einklang zu bringen ist. Wer will heutzutage dem größern Ruhme oder dem Gewinne entsagen, um die Reinheit der künstlerischen Gefühle zu bewahren?“ Ein bitterer, aber nur zu begründeter, leider auch auf die Schwesterkünste anzuwendender Vorwurf, den nur die wenigsten mit gutem Gewissen werden ablehnen können.

Entsagung, Selbstüberwindung, Abgeschiedenheit, alles dieses Wort in unserer materiellen Zeit und doch die unerläßliche Bedingung zur Künstlerweihe. Einem solchen Entsagenden, Kunstgerechten sehen wir in Gwalt erblicken, einem Virtuosen, für den die künstlerische und sittliche Ueberzeugung ungetrennbar ist, der selbst seinem vermeinten Lebensglück entsagt, weil es sich mit seinem künstlerischen Streben nicht vereinigen läßt. Uns dünkt nur daß Prinzip der Entsagung in Gwalt nicht hinreichend genug zur Geltung gebracht. Gwalt's schon von Haus aus mit hoher Bildung und Glücksgütern begabte Stellung gibt sich von vornherein zu bewerthig gegenüber dem von Haus aus mittellosen, ungebildeten und als „Wunderkind“ verzogenen Horst, dessen Ruhm- und Ehrsucht, Genuß- und Genußsucht, sein ganzes rastloses Hinundherschwanken zwischen Ideal und Materie schon durch diese Verhältnisse, dann aber auch durch die große Concurrenz außer ihm liegender, seinem besseren Streben entgegenwirkender unglücklicher Zufallsfälle fast prädestinirt erscheinen muß. Sollte die Natur Gwalt's den vom Autor offenbar für unerläßlich gehaltenen Zweck eines in idealer Richtung angeregten sittlich-künstlerischen Verhaltens für den Tonkünstler vollkommen erfüllen, so mußte Gwalt jedenfalls durch eine mehr in den Vordergrund tretende willkürlichere und überlästigere Bewährung in Entsagen und Selbstüberwinden, im Kämpfen und Leiden für seine Ueberzeugung ein nachhaltigeres Interesse erwecken. Sein Lebenslauf erscheint zu weich, zu gleichmäßig, zu mild- und harmonielos, als daß sich nicht unsere Sympathie vielmehr gerade von einem solchen Prinzip zu Grunde gehenden, aber doch von Anfang bis zu Ende für seine künstlerische Bildung tadellos umgebenden und klappenden Horst gewenden sollte.

Bezüglich sei hier bemerkt, daß überhaupt der Verfasser seine künstlerische Gestaltung seiner Stoffe einige Mängel zeigt. Es fehlt es vor allem an Concentration. Die Personen wie die Handlungen sind gegenständlich klar, mehr äußerlich als innerlich miteinander verknüpft und stehen oft ohne den nothwendigen Abschluß und lassen das Ganze in allzu fragmentarischer und episodischer Haltung erscheinen. Dies fällt um so mehr auf, als der Verfasser sich in „Angelika Kaufmann“ gerade durch künstlerische Concentration und harmonische Abrundung bedeutend vortheilhaft ausgezeichnet hat, wenn wir auch gern zugeben wollen, daß in der Anlage des Romans die Individualisirung allgemeiner, innerlich bedeutender und auch in der Darstellung begreifbarer künstlerischer Zustände

unglück mehr Schwierigkeiten bieten als ein einfacher Irrtum, da in ihr abgeschlossenes, schon historisch vorliegendes Kunstwerk des vorigen Jahrhunderts.

Wie mancher Verwurf auch den Meister in der künstlerischen Verarbeitung seines Materials treffen mag, in der Anordnung und Verbreitung desselben ist er mit Umsicht und Genialität zu Werke gegangen und das speziell musikalische Thema schon bei von ihm bis in die geringsten Details erhöhet. Seine Virtuosen auf ihren künstlerischen Kreuz- und Querzügen begleitend, kennen wir die musikalischen Zustände von Paris, London, Wien, Prag und dem übrigen Deutschland, Italien, Rußland sehr genau kennen, sehen die Verflachung, die Entleerung, das Schwinden der Künstler, das Dominieren der Handwerker, beziehen die Geheimnisse des Gemeinwesens, der Komposition, der Detektives, der Intriguen, der Kritik, der Reklame, des Konkurrierens u. s. w. Auch das deutsche Bürgertum und Spießertum haben wir berücksichtigt in dem spielbis eingeflochtenen „Aus dem Leben einer Primadonna". Ueberall ist das Resultat unserer Umblicke ein recht betrübendes als erbauliches. Wir theilen ihrem vollkommen die Ueberzeugung des Autors, daß die gegenwärtige Periode eine Uebergangsperiode ist, in welcher die Uebelstände sich bemerkbarer machen als die Symptome der Besserung, und möchten von Herzen, daß bald das Prognostikon in Erfüllung gehe, daß der Verfasser am Schlusse seines Werks der Zukunft des Tonkünstlers hofft.

Die Kunst, glücklich zu sein.

Ihr habt von der Kunst gehört, „Geld zu machen"! Was ist die Kunst, Geld zu machen?

Man mache Schuhe, Kleider, Hüte, man mache Häuser, mache sich alles, was man will — und gewinnen vielleicht Bücher — und man macht im Grunde genommen Geld. Das Produkt der Arbeit, möge es beschaffen sein wie es wolle, verwandelt sich unter den Händen der heutigen Arbeitern auf ganz natürlichem Wege in das wertvollste Metall.

Ziemlich natürlich ist, glauben wir, der Satz mit der Kunst, glücklich zu sein.

Man findet Talent, Intelligenz, den Handel; man findet den Verkehr, Ingenieur bei Schiene einer schönen Kunst und man findet im Grunde genommen das Glück, weil, abgesehen von der unendlichen Freude der Geschäfte in diesem oder jenem Zweige der Industrie, ist keiner Klasse gibt, glücklich zu sein, als indem man eine natürliche Befriedigung mit Geschicklichkeit und Fleiß betreibt.

Sowie der Mensch anfängt, darüber nachzudenken, wie er aus seiner Haut und sozialen Lage glücklich werden solle, so kann es mit Sicherheit daraus schon vollständig dumm zu werden.

D'Alembert behauptete einmal in der geistigen Unterhaltung, das Glück wäre das unglücklichste Vorrecht derer, welche die Welt unglücklich nennt. Er wollte damit sagen, daß nur der Arme glücklich sei, und es lag in dieser Behauptung nicht blos viel Wahres, sondern auch ein großer Trost.

Die gewöhnlichen Güter, welche die Verfolgung unter die Finger und tugendhaften Anstrengungen selbst der leichtsinnigen Lebensweise zuwerfen, tragen ohne Zweifel zum Glück ebenso viel bei als die eingebildeten und trügerischen Bevorzugungen der sogenannten Glücklichen. Wenn wir aber d'Alembert's Frage umkehren und fragen: „Wer ist der wirklich Glückliche?" so können wir natürlich mit Zuversicht antworten: „Der ist der Mensch, welcher fortwährend danach trachtet, glücklich zu sein."

Die Erfahrung der Welt in allen Zeitalters und unter allen Völkern, von Nebukadnezar an bis zu dem englischen Schuhputzer, der sagen unter der Last eines Regentages knurrt, bestätigt diese Ansicht. Dieser Thatsache scheint übrigens eine teuflisch-philosophische Ursache zu Grunde zu liegen, nämlich, daß das Glück von der Natur nicht zu dem unerreichbaren Ziele einer Operation bestimmt ist, die in der bloßen Absicht, es zu erreichen, aufgehoben wird, sondern im Gegentheil zu dem natürlichen Ergebniß einer Verrichtung, welche positiv und bewußtlich zur Erreichung eines anderen Ziels unternommen wird, welches noch Kraftlos materieller Vollkommenheit und Tugend ist.

Das große Geheimniß des Lebensglücks besteht darin, daß der Mensch immer etwas zu thun hat. „Je pense", sagte der Graf von Gondi, ein französischer Edelmann, der sich in der weltgeschichtlichen Welt durch die Herausgabe einer Sammlung Abhandlungen von antiken Vasen mit einem gelehrten und eleganten Kommentar bekannt gemacht hat, zu einem anderen Edelmann, um sich dadurch zu entschuldigen, daß er sich einer Beschäftigung widmete, welche, wie der andere glaubte, unter ihrer gemeinsamen Würde war. — „Je pense pour ne pas me pendre" (Ich denke, damit ich mich nicht aufhänge).

Allerdings hören wir zuweilen Italiener von dem dolce far niente, der „süßen Wonne des Nichtthuns", sprechen, aber selbst auf jenen Seite trifft es nicht an schöneren Exemplaren zu Gunsten einer energischeren Existenz.

Der Marquis von Spinola, ein italienischer General, der sich in dem Unabhängigkeitskriege der Niederlande rühmlich auszeichnet hatte, verbrachte den letzten Theil seines Lebens in Zurückgezogenheit und im Genusse einer reichlichen Pension und nannte sich im vollen Ernste des dolce far niente. Da er aber einer jener Menschen war, welche, wenn sie keine anderweitige Beschäftigung haben, sich auch keine zu machen wissen — wie sich mit Heroen unter Umständen der Fall ist —, so fühlte er sich unbehaglich. Bisweilen ist sich noch in seiner Lage betrank, nach dem Fall einer seiner früheren Kriegskameraden gemacht, der es aber blos bis zum Hauptmann oder Obersten gebracht hatte, und als der General fragte, was ihn getrieben habe, antworten man ihm, er sei gestorben, weil er nichts zu thun gehabt

Perſonen.

Friedrich Auguſt, König von Polen und Churfürſt von Sachſen.

Churfürſtin Anna Sophia, Mutter Friedrich Auguſt's.

Graf Flemming, Feldmarſchall und Miniſter.

Julius von Einſiedel, ſein Neffe.

von Roſtitz, Oberhofmeiſterin.

Anna von Einſiedel,
Frau von Prittwitz,
Baron. v. Jänkendorf, } Hofdamen der Churf. Mutter.

Johann Reinhold v. Patkul, Ruſſ. General-Lieutenant und Geſandter Peters des Großen am Sächſiſchen Hofe.

von Imhof,
Pfingſten, } Sächſiſche Räthe.

Kammerjunker v. Bibthum.

Petrow,
Muraview,
Glinka, } Ruſſiſche Oberſten in Patkul's Generalſtab.

Renſchöld, Schwediſcher General.

Horn,
Terſen,
Lilienſcield, } Schwediſche Oberſten.

Alfred von Schlippenbach, Schwediſcher Cornet.

habe — „Non della malattia di non lasciare niente a loro.“ — „Bonta“, entgegnete der englische Matrose mit immer Theilnahme an dem Schicksal seines verstorbenen Kameraden, „bonta per un generale“ (Das taugt auch einem General unterwegs).

Und sind also selbst auf eine italienische Autorität hin die Freuden des Lebens für niemand. In anderen Strömungen und Sphären des Lebens scheinen sie so gemein vielleicht zu sein. Man lese Balzac's Geschichte des lustigen Schuhflickers, der durch ein Heldgericht unglücklich gemacht wird und es endlich verzweiflungsvoll wieder zu den Füßen seiner angebeteten Wohlthäterin niederlegt, um zu seiner frohen Laune und seinem heißen zurückzukehren. Man sehe den unglücklichen Schuljungen, auf den wir schon vorhin aufmerksam machten und der an einem Mittwoch oder Sonnabend Nachmittag, seiner natürlichen Beschäftigung entrissen, der Lust des Nichtsthuns sich ergiebt. Man sehe, wie er seine Mutter mit Thränen in den Augen bittet, ihm etwas zu thun zu geben, während die arme Frau, wohl wissend, daß das Uebel unheilbar ist, ihn nur dadurch trösten kann, daß sie ihn an die Rückkehr zur Schule am nächsten Tage erinnert. Man beobachte den Geschäftsmann, welcher, wie man zu sagen pflegt, sein Schäfchen im Trockenen gebracht und sich vom Geschäft zurückgezogen hat, über den reichen Müßiggang, welcher seiner nächtlichen Ruhe gemißt. Wie schwer erbittet er an der Aufgabe des Nichtsthuns, gerade so wie ein Schiff ohne Ballast, wenn nach einem starken Winde kräftige Windstöße eintritt, ohne einen Zoll vorwärts zu kommen mehr arbeitet, als wenn es mit einem guten frischen Winde zehn Knoten in der Stunde zurücklegt. „Wie höhnt und schwingt er“, wie Shakspeare sagt, „unter der Last eines glücklichen Erbes!“ Wie brütet er abends zum dritten male über dem Zeitungsblatt, welches er schon gleich nach dem Frühstück zweimal von Anfang bis zu Ende durchgelesen hat! Ein reicher Kapitalist, der durch glückliche Spekulationen in diese traurige Lage versetzt worden, hat uns versichert, daß er die Diener, welche sein Zimmer aufräumen, oft bitte, diese Verrichtung so lange als möglich aufzuschieben, damit er wieder auf kurze Zeit das entschwundene Vergnügen genieße, die Ausführung eines nützlichen Arbeit zu beaufsichtigen und ihr beizuwohnen. Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Kaum befindet er sich im Zustande vollkommener Ruhe und Beschäftigungslosigkeit, so drängt sich eine Schar ungebetener Gäste — ohne Zweifel dieselben wie sie, welche von dem geräumten und gereinigten Hause des Mannes in der Bibel Besitz nahmen — bei ihm ein und erklären seine Ruhe für gute Preise. Verbannungsgedanken reißen ihm den ungeschälten Leckerbissen vom Munde, die dämonische Leere umnebelt seine Augen mit unnatürlicher Blindheit und bedeckt sein Haupt mit „dem Schmuck eines verzweifelten Mannes“. Die Hypochondrie zieht Furchen in seine Wangen und hüllt seine Stirn in eine immerwährende Wolke. Entsetzungsvoll beten heißen wir vor dieser Art des Trauerhaus an ist nur Leber. Der Abermannsdurst zerrt ihm an den Gliedern und die Gicht packt ihn an der großen Zehe, sodaß der arme Mann an allen Nerven und Fasern Folterqualen erleidet, bis endlich der Schlag trifft — im Grunde genommen noch das barmherzigste Mittel der ganzen Sippschaft — ihm den Gnadenstoß gibt und ihn vom Elend seines Glücks erlöst.

Das Glück hat große Aehnlichkeit mit dem der abgeschiedenen griechischen Heiden in der „Odyssee“, welche dem Ulysses freimüthig gestanden, daß sie lieber, als Oberbefehlshaber über alle Schatten der Unterwelt in der Oberwelt der geringste Tagelöhner sein möchten. Höchstens könnte man noch die Definition aufstellen: Willst du glücklich sein, so bemühe dich, andere glücklich zu machen!

Die Alpenrose.

Wo scheu umhergestreut
Auf dem Felsenriff
Das Hochgebirge thront,
In Trümmern eine Welt:
Die Alpenrose, die holde,
Schimmernd im Morgenthau,
Umduftet mit feuriger Fülle
Die Wilde, weitergrau.

So steht ein Sternlein helle
Im Grauen der Winternacht;
So schwebt die hehre Welle
Der himmlische Pracht;
So tragen Schmetterlinge
Auf weißen Flügeln und fern
Im Aether Engelsringen
Auf einem verlorenen Stern.

Da ist kein Ort so traurig,
Wo nicht, aus Oden entflammt,
Im Dunkel, wild und schaurig,
Ein himmlisch Wunder stammt.
Wo nicht um Todtenhügel
Ein Lebenskranz sich schlingt,
Nicht hämmert ein Herz der Güte,
Ein Gruß der Liebe winkt!

Robert Hamerling.

Dankbarkeit.

Wie kannst du, Menschenkind, dem großen Herrn der Welten,
Mit so viel Sünden, Lasten und Vergehen
So zahle deine Schuld als Gottes Schuld dem ordnen,
Der läßt sie weiter fort auf neue Schuldner wandern.
Und so wird mit der Zeit ein Denkstein aller draus,
Der sinkt von Mund zu Mund und geht von Hand zu Hand.

C. Georgi.

(Hierzu eine Beilage: Kunst und der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Ein Brief aus Württemberg. — Vaterländische Schrift. — Theologische Poesie. — Musik und Theater. — Literarisches.

Ein Brief aus Württemberg.

— — Wenn man weiß, daß der Ultramontanismus sein Mittel kennt, zu seinem Zweck, der Beherrschung der Geister und Gewissen, zu gelangen, so muß es denn auch in Württemberg vermöge seiner Stellung und Verhältnisse die eigenthümlichsten Hebel in Bewegung gesetzt haben, um den liberalen König Wilhelm zum Unterschreiben eines Concordats mit Rom zu bewegen. Er wollte in seinen alten Tagen Ruhe haben vor weiteren Anfechtungen der katholischen Partei, soll er geäußert haben, als er von maßgebender Seite auf das Bedenkliche des Rufes aufmerksam gemacht wurde. Allein diese Ruhe erkauft sich nicht durch das Eingehen eines unnatürlichen Verhältnisses.

Und wie konnte und mußte eine protestantische Regierung mit bewußtem Rom einen Vertrag abschließen, das bis zur Stunde die historische Berechtigung der Reformation nicht anerkannt hat, das bis zur Stunde die Protestanten als Ketzerkinder behandelt und behandelt? Schon ganz die Gemeinschaft, in welche mit solchen Anerkennungen der katholischen Partei, soll er geworfen

geben, um als Stütze der Kuppeln zu dienen. Die Wände prangen in reicher Farbenpracht, der Chor, in dessen Mitte sich der Eingang zur Heiligen Lade befindet, ist weiß mit goldener Verzierung. Ueber dem reichen Vorhange, der an dem Eingange zur Heiligen Lade niederwallt, steht in hebräischer Sprache die Inschrift: „Ich stelle Gott mir vor allezeit." An den Eingängen, welche in Form schöner Pforten zu dem Tempel führen, finden wir in Stein gemeißelt linker Hand: „Oeffnet die Thore, daß ein gerechtes Volk eintrete, das Treue bewahret"; rechter Hand: „Oeffnet die Thore der Gerechtigkeit, damit ich eintrete und Gott danke." Jede der beiden Kuppeln trägt vier Inschriften mit goldenen Buchstaben und zwar die vordere die Sprüche: „Recht und Gerechtigkeit ist der Wohnsitz deines Thrones, Gnade und Wahrheit treten vor dir her." „Gott, im Himmel ist dein Thron, dein Reich geht über alle Herrschaft." „Herr ist meine Ruhe auf immer, hier bleibe ich, denn es ist mein Wunsch." „So hoch der Himmel erhaben ist über der Erde, so hoch ist seine Gnade für die Frommen." Auf der hinteren seiner vier: „Herr, in Heiligkeit ist dein Weg; wer ist eine so große Macht, wie Gott ist!" „Meine Hülfe ist bei Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat." „Würdig, o Gott, ist dein Heiligthum, der Gott Israel's ist es." „Wie ehrwürdig ist dieser Ort, hier ist nichts als Gottes Haus." Auch an den Kapitälen der Säulen sind Schriftsprüche angebracht. Zwei reiche Kronleuchter, welche von den Kuppeln niederhängen, zwei Armleuchter in den beiden Seitenschiffen und eine Anzahl von Wandleuchtern erhellen bei nächtlichem Gottesdienst den Tempel durch etwa 160 Gasflammen.

Was der Gottesdienst in dem neuen Tempel auch in geistiger Beziehung Gutes und Erleuchtetes sein'

Ladislaus Teleki.

Es war im Frühjahr am Main und vor dem Jahre 1848, als der Herausgeber d. Bl. den Grafen Ladislaus Teleki kennen lernte.

Sein damaliger Wohnsitz war Bad Soden im Taunus.

Teleki galt damals für einen Lebemann, war touristischer Schwärmer und theilweise gern gesehener, theilweise gefürchteter Matador der Gesellschaft; seine Späßen mit den Kürbis Metternich beruhten auf einem Verlangen nach Erfolgen, wie in Lord Byron's „Don Juan" passim.

Teleki schön und eine weiche, weiblich zarte Natur. Jünger als Lichnowski, wußte er sich äußerlich fühlen vom Leben, Irrungen und Wirren seines Vaterlandes, der den Polen in seiner ganzen Lebensweise nicht verleugnen konnte und doch in vielen Dingen auf der Höhe deutscher Bildung stand. In den Märztagen des Jahres 1848 hätte man ein Lexikon durchgeblättert, um Lichnowski in eine ganz andere Bahn zu bringen, als die, die später in Frankfurt am Main zum Opfer seiner eigenen provocatorischen Keckheit und der unglücklichen Wahl seiner Kampfesart zum Sieg des Parlamentes machte. Um die „Frankfurter Gefallene" herum konnte und wird bei ähnlicher Gelegenheit die ländliche Bevölkerung von vier exclusiven Farben schwärmen nur die entschiedenste Neigung zur Schlechtigkeit vertreten. Fürst Lichnowski bewegte sich 1848 in Berlin noch ganz gern unter Volksfahnen. Um ein „praktischer Mitarbeiter" zu werden, dazu es freilich mancherlei nicht, vorzugsweise nicht die Gabe der Liebe.

Teleki war zur Duc-Lenart Lichnowski's eine Ergänzung in Volk und schon damals noch eine Schwärmerische, zunächst nur der Poesie und Musik zugewandte Natur. Erst durch seine späteren Beziehungen mit den Bewegungsmännern Ungarns kam Teleki zu einem entschiedeneren Ausdruck seiner politischen Gesinnungen. Wir erinnern uns seines „Manifestes", das Erinnerungen an Polen, Wien, Paris, London enthielt. Die geistige Richtung der damaligen Zeit, die Jungen Europa oder Jeune France oder Junges Deutschland genannt wurde, war in diesen Blättern vertreten. Byr, Chorin, die französischen Socialisten fehlten nicht.

Wenn man Teleki's Bestrebungen einem Optimismus im Sinne jener Anregung, die Oberlaus Streben ihrem Manne für einen besseren Aufschwung seiner politischen Rechte geben wollte, genommen hat, so glauben wir, daß Teleki's Gedankenrichtung vollkommen berechtigt war, eine solche Ehre auf ähnlichen Wegen allmählig vorzubereiten und in Gemeinschaften, die niemand beachtete, endlich über sich zu gewinnen. Andere Ursachen, der Druck seines dem Kaiser ergebenen Ehrgeizes mögen zur folgenden Aktion seine Gemüthe hinzugekommen sein. Jedenfalls auch Vertrauen über diejenigen, die in London, Paris, Turin und selbst in Genua ihr gesprochenes Wort nicht hielten. In letzterer Gedankenverbindung darf man viel fragen: Womit möchte man nicht zuweilen berühmte Staaten, die uns verlassen und täuschen konnten! Sehr, so weit unsere Kenntniß auf mich —: Der Herausgeber d. Bl. schrieb ein Gedicht: „Exodi". Ein Mann, dem sein Land nicht mehr Amerika heißen will, rettet auf Zeit nicht sie, sondern sich.

Für uns Deutsche, die wir, trotz unserem täglich wachsenden Gedeihen, mit einem unerklärlichen Pessimismus, ja mit dem klarsten Einblick von der Welt ringt um und her die Welt in fieberhafter Aufregung erblicken, ist das Verständniß der Teleki'schen Thaten ganz besonders erschwert. Vielleicht bemerkte Teleki eine ähnliche Erscheinung in seiner nächsten Umgebung und vollzog diese That, die, gleich der in Klopstock's „Hermannsschlacht" gefeierten und preisenden Jünglinge, ein kirchthürmliches Volk in Bewegung bringen sollte. In Wahrheit ist sein Lob ein Sieg des politischen Pessimismus. Wir verstehen in hohem Grade die Sache der Ungarn;

Leichte Tod sagte aber: Unsere Bewegung ist mehr oder weniger doch nur eine künstliche Selbstaufstachelung!

Zoologische Gärten.

Naturforschung wurde von unseren Vorvordern thatsächlich betrieben. Das große Buch der Natur lag vor ihnen offener aufgeschlagen als vor uns. Sie kannten dessen Schrift und dessen Sprache und boten innere harmonischere Zusammenfassung selber als wir Gebilden.

Aus jenen alten Zeiten eines lebendigeren Umgangs mit der Natur stammt die große Zahl von Sprichwörtern, die auf Naturbeobachtung Bezug nehmen und deren Bedeutung wir kaum noch verstehen, die aber immer noch im Volke gebräuchlich sind und für das Leben oft überraschend wahrgenommene Naturgesetze vom größten Nutzen wurden, besonders in Bezug auf den Landbau und häusliche Ein- und Verrichtungen.

Wenn der Bär im Januar seine Pranken in den Boden drückt, bekommen wir ein frühes Früchtchen; Spinnen im Februar die Mücken, muß der Bauer nach dem Futter suchen. Und in der That, wenn der Bär im Januar seine Pranken in den Boden drückt, so haben wir in diesem Monate sich warmend Wetter, das vorliebe schon aus seinem Winterschlafe erwacht; auf solche gelinde Winter folgt aber gewöhnlich ein Nachwinter und später Frühjahr. Ebenso ist der Fall, wenn schon im Februar die Mücken spielen.

Du sollst deinen Dünger vor dem Märzwind nicht auf's Feld bringen, damit niemand Schaden habe an seinem Leibe oder seinem Gut! Dieser Regel hatte ihren Grund darin, daß durch den warmen Dünger somit die Würde hervorgelockt wurden, die sich darin verbergen. Wenn die Hirsche und der Hecht Brunst machen, sitzt kein beständig Wetter, wenn auch die Sonne scheint. D. h. wenn es anfangen hat und einzelne Durchbrüche Sonne auf den Wolkengrund auf, so ist das ein Zeichen, daß nicht bei eingetretenem Sonnenschein die Luft noch voll feuchter Dünste ist, die wieder als Regen zur Erde niederfallen. An manchen Orten sagen die Leute viel gut, wenn die Hirsche Lebaft rauchen, regnet es bald wieder.

Die Kenntnis der wilden Natur weitet sich mit der zunehmenden Kultivierung des Bodens und der Ausrottung der Wälder, der Austrocknung der Sümpfe, vollends dem Eindringen der Menschen in die Gebirge, der Jagden in die Steppen. Nur brauchen wir Wald der Jäger, im Strome der Fischer, auf dem Felde der Landmann erhält sich einen Theil der alten Gebefreudigkeit. In dem häuslichen Leben wurde die Naturgeschichte nur noch nebenher von den Gelehrten getrieben und bei dem Volke mischten sich irrthümlich bald Übertreibungen und Fabeln mit den alten Sprüchen unserer Vorfahren.

Der Drang, die Natur wieder gründlicher zu erforschen, ist nicht zu alt. Erst seit etwa einem Jahrhundert erwachte das Studium der Natur zu neuem Leben. Es verband sich mit der Philosophie und ist neuerdings, trotz der Richtung mancher einseitigen Theologen, mit dem vollen Bewußtsein seiner ganzen Macht, die Heranbildung der Menschheit zur wahren Humanität zu fördern, wieder im Begriff, Gemeingut des Volks zu werden.

Ein Hauptmittel der Unterstützung wurde Aufschwung für Naturwissenschaft und der Volksbildung, auch sie auch zu Humanität zu befördern, waren bisher gute Bücher mit guten Bildern und sagt heißt man, sollen es auch die Thiergärten werden.

Die Thiergärten werden womöglich so angelegt, daß den Thieren ihre Natur zusagende künstliche Aufenthaltsorte hergestellt werden. Den Bären gibt man höhlenartige Behälter, den Füchsen gräbt man Gruben und Bretterhäuschen. Den Affen baut man künstliche Felsen, den Vögeln stellt man weite Räume und dem Geflügel Wasserlöcher. Den Raubthieren gefährliche Zwinger, wo man sie in ihren prachtvollen Sprüngen bewundern kann.

Zahl und Art der Thiere wechselt in einem Naturalien Kabinet durch Tausch, Verkauf, Ankauf, Aufzucht und Absterben. Die Beobachtungen am lebenden Thiere würden aber ungenügend für uns sein und bleiben, wenn wir nicht genaue Schilderungen von ihnen schriftlich und durch Zeichnung aufbewahren. Wir wissen es so, daß ein paar Striche, so leicht eine mangelhafte Zeichnung nach der Natur unserem Verständnis eines unbekannten Stoffes näher kommt als der gelehrteste Beschreibung des Gegenstandes, was selbst dann wird, wo wissenschaftlich zu werden, möglichst allgemein bekannte Formen zum Vergleich zu Hilfe nehmen. Gehen Beschreibung und Zeichnung nach dem Leben Hand in Hand, so werden wir eine möglichst genaue Darstellung des Gegenstandes erhalten.

Beide Zwecke sucht für die Sache der Zoologischen Gärten eine Zeitschrift zu erfüllen, die in Frankfurt am Main von heutigen sehr angesehen gelegenen Zoologischen Garten als Beilagung ihrer Mitteilungen benutzt und von ihr Weiterland unter dem Titel „Der Zoologische Garten" herausgegeben wird (Frankfurt am Main, Sauerländer).

Die bereits gegebenen Abbildungen sowie der Text sind als gelungene anzuerkennen und wäre nur eine öftere bildliche Darstellung wünschenswerth. Der Text hat einen angenehmen populären Ton und ist durch beigefügte Noten gründlich wissenschaftlich gehalten. Wir haben namentlich Lust über das Benehmen der Thiere in freilicher Begattung, muß die gelegte Beobachtung vermisst, da gerade diese Zeit noch so wenig bekannt wurden ist. „In Thiere hat seinen jährigen Beiner", sagte einer unserer größten Denker, eine Beobachtung, die an jedem Thiere in Thiere, bei dem man zur Unterhaltung und heutigen Genuss zum Besitz der Thiere aufforderte, vielleicht nicht zu

Unrecht mit den Worten anfechten: „Ich beneide mich“ Denn man kann in solchen Bildern und Parallelen auch zu weit gehen. Aber vollkommen begründet ist es, daß uns die freilich thörichten Aeußerungen am Ohr auch mehr interessiren dürfen als die äußern Formen. Sie liegen in der Thorheit doch die Keime vergebildet, die sich beim Menschen zur höchsten Güte entwickeln.

Nach Dresden bringt uns einen Zoologischen Garten, dessen Herstellung eine Actiengesellschaft unternommen hat. Die Lage, in einem abgesonderten Theil des schönen Parks, „Großer Garten“ genannt, ist sehr anziehend und die Verzäunung wie der Aufbau der Behälter geschmackvoll. Nur würden wir eine Anlage in freierer Gegend lieber gesehen haben. Die schöne Heiterkeit des pariser Jardin des plantes finden wir nicht unter den meist auch an sich erfreulichen, doch düstern, hohen Bäumen, namentlich im Nachmittagslicht. Die üble Witterung verhinderte bisher den Ankauf und Transport mancher Thiere; doch finden sich schon zahlreiche Gattungen vertreten. Ein Bärenzwinger ist bereits vollständig beigebracht; einsamer sieht's bei den Affen aus. Vom Kameel, Strauß, Kasuar und von vielen Vogelarten haben sich schöne Exemplare

Goethe und Pfeffing.

* In Nr. 3 und 4 d. Bl. gaben wir eine Erzählung von H. Trapp: „In der Gewehrkiste“. Der Held derselben ist Goethe. Der junge romantische Rock besucht vor nahezu hundert Jahren den Harz, entwirft dort die vergnügteste Stimmung eines alten Bergarbeiters, geht darin, als er ihn seine Hütte verlassen sieht, nach und hält ihn vom Selbstmord zurück, den eben der Alte durch Erbrechen in einem nahe gelegenen Erz an sich vollziehen will.

Da eine Zeichnung an ein Factum vom Verfasser nicht gebunden wurde, so bestritten wir die Möglichkeit, daß sich Goethe in so brutalisirter Weise an „Jedermann“ fremden Vertrauens hatte vergehen können und glaubten jedenfalls den Verfasser das Recht der Deutung auf Goethe's damaliges Verhalten zu einem jungen Manne, Namens Pfeffing in Hannoverisch, als Recht seiner Erfindung wahren zu müssen, da seine Erzählung im Gegentheil dann ein Attentat Goethe's von Verirrungen in reiferer Zeit genannt haben würde. Denn Goethe erzählt selbst, jener junge Mann hätte über an ihn gerichteten und ihm den ganzen vergnügtesten und im Duft innersten Zustand seiner Seele mit allerlei Lebensmöglichkeiten umgehn, blühn in um seinen Rath gebeten und auf Briefe von ihm warten dürfen; dann hätte er ihn in Verzweiflung nicht bringt, sich einen Maler und Weimar genannt, sich aber von ihm wiederholt vertagen lassen, was ihm besonders seine Briefe andeuteten, auch seine Trauer über Goethe's Schweigen; endlich wäre er von dem jungen, nicht unbedeutenden Manne gern in den Tod seinen Leiden gefolgt worden, hätte sich aber schließlich doch nicht bestimmen können, sein Incognito aufzugeben und wäre als Handlungsdiener Schmitz wieder abgereist. Wir sagten: „Wir wollen Goethe nicht anklagen. Es war die Zeit der Brüche mit seinen Genies- und Drangperiode; nur aber Pfeffing durch sein Bekenntniß: «Ich bin Goethe's nicht würdig und zufrieden konnte oder mochte, war seinen treue Rolle übrig, die er in jenem mythischen Bilde (mit dem alten Bergarbeiter) spielt.“

Im „Deutschen Museum“ findet sich in jeder Beziehung competentes Literaturblatt, Goethe's Biograph, Professor Schaefer in Bremen, daß unsere Worte „hart“ wären und Goethe's so mannichfach bewährtes Herz ungerechterweise anklagten. Doch möchten wir auf unsere Bemerkungen in Nr. 4 zurückweisen und wiederholen, daß Goethe in jener ersten weimarischen Zeit, die ihm ebenso eine neue Haltung seines Benehmens verschrieb, eine wunderlich mißmuthige, allen seinen Freunden damals aufgefallene Lebens- und Menschenauffassung hatte, eine Kühle, die ihm von der nothwendigen Rücksichten seiner Stellung, namentlich gegen jene Persönlichkeiten, vielleicht geboten wurde, die sich infolge bisheriger gütiger Vermittelung und gleicher literarischer Bestrebung gläubig an den Persönlichen und so Bevorzugten Rede boten zu dürfen und sich nur ihm und andern in Weimar Verhältnissen bereiteten. Im Gegensatz Benehmen hatte Goethe in dieser Weise und mochte wol auch in Pfeffing eine Persönlichkeit an sich zu fesseln fürchten, die ihm mit ihren Unklarheiten und excentrischen Behauptungen in Weimar selbst und für seine Stimmung überhaupt nur unangenehm werden konnte.

Die freundliche Entgegnung Schaefer's legt auf diese Verschuldigung keinen Nachdruck, fordert aber einen andern Deutung für die richtige Erklärung dieses Vorfalls. Goethe selbst hätte, lesen wir Deutung, ihn selbst viel ungünstiger dargestellt, als er war. „Statt jener solchen, liebevollen Inventur —“ dann jener „selbstgegebenen Inventur“ —

Wir können unserm Recht hier einräumen. Denn können wir „harte Worte“ über Goethe gesprochen haben, wenn unser Gegner uns selbst zugestellt, daß Goethe's Benehmen gegen Pfeffing „kühler“ und „kälteberg“ war?

Dennoch haben wir unsere Bemerkung gar nicht in solcher Schärfe bringen wollen und sind ganz der Meinung unsers Gegners, vorzüglich Goethe's wenn auch nicht ungünstiges Benehmen in seinem innersten Grunde wirklich, Schiller gegen überall aber wenigstens nicht bevormundet und sich brüderlich verhalten. Doch war unsere Schaefer's ganze Meinung bestätigen. Er sagt: Eine Handlung gegen Pfeffing, von der Goethe erzählt, hätte gar nicht stattgefunden. Goethe hätte sich vollkommen von Pfeffing bemächtigt und diese Form der Darstellung seiner Abenteuer im Harz wäre von ihm nur gewählt worden, weil er in seiner Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit“ geben wollte.

Man muß gehören, die Sache will bewandt. Wir überlassen dem gelehrten Biographen Goethe's, die seine Deutung einzubringen

Briefwechsel.

— R. H. P. Das begehrte Manuscript ist auf sehr angenehmen — C. P. in Berlin. Wird gebracht.

(Manuscript am 23. Mai 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 22. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Camellien. Erzählung von Rolf Horn. I. — Dyonys — tot — Aus dem Tagebuche J. G. Seumes. III. — Die Opfer der Blutbahnen. — Briefe aus München. V. — Karl Rosenkranz — Neue Romane und Novellen. X. — Gedanken von E. von Feuchtersleben. — Neues aus der Welt.

Die Camellien.

Erzählung von Rolf Horn.

I.

Grau und neblig dämmerte ein Frühlingsmorgen. Die Straßen einer großen süddeutschen Stadt waren noch ziemlich unbelebt. Nur die Nebenpforte einer nahen Kirche war zur Frühmette erschlossen. Hin und wieder folgte eine alte Frau oder sonst ein Frommer dem Rufe der kleinen Glocke. Schon sprach der Priester leise Gebete.

Da trat eine schlanke junge Frau in das ziemlich einsame Gotteshaus. Ohne in einen der Betstühle zu treten, blieb sie an dem einfachen Pfeiler stehen, an dem der Weihkessel befestigt war, und folgte ohne Gebetbuch, ja ohne die Hände zu falten der heiligen Handlung.

Diese war bald beendet. Drei oder vier Beter hatten bereits die Kirche verlassen. Endlich that sich, wie aus einem Traume erwachend, auch die junge Frau.

Man sah wol, sie war nur in die Kirche getreten, weil sie hier am Thor auf irgendwen wartete. Sie sah nach ihrer Uhr und verglich sie mit dem Zifferblatt der Kirchenuhr.

„Er sollte doch der Wagen um 5 Uhr kommen —!“ sprach sie vor sich hin und ging auf dem Perron der Kirchentreppe auf und ab — —

Endlich kam eine Postchaise dahergeflogen. Eine ältere Dienerin lehnte aus dem geöffneten Schlage — wenige Minuten und die Chaise hielt an den Stufen der Kirche — Die Dame wollte einsteigen —

Da rief ihr eine freundliche Stimme zu:

„Aber ist's möglich, Adelaide Dalthus! Schon so früh —? Sie wollen sich doch nicht von dem Postillon entführen lassen? Ei wohin denn —?“

Rasch schien die Angeredete über diese Worte erschrocken —

„Doctor Waldheim!“ sagte sie lächelnd und erkannte den wahrscheinlich soeben in erster Morgenfrühe von einem Kranken kommenden Arzt. . .

„Ich ferne mich —“

„Eine schöne Freude — die Sie zu erschrecken scheint! Wir haben heute »Romeo und Julie« —! Und Sie machen noch einen Ausflug nach — nach —?“

Der Doctor lächelte bedeutsam und sah etwas verschmitzt . .

„Wir haben heute nicht »Romeo und Julie«.“ — sagte die junge Dame — „und ich spiele die Tochter der Capulets überhaupt nicht mehr —! Erlassen Sie mir, Doctor! Dank für Ihre Freundlichkeit!“

„Aber was ist denn das? — Nicht mehr —? Wirklich — Sie werden die Scherin —? —“

„Nein, Doctor! Dank für Ihre Güte —!“

„Aber — ich begreife nicht — alſo, ſeit den Camelien hat es ſich wirklich bethätigt —?—"

Eine hohe Purpurglut flog über die Wangen der jungen Dame —

„Heut!" rief ſie. Sie hatte plötzlich dem Doctor den Rücken gewandt, war eingeklagen, die Zofe machte Platz und die Perſchelle, bepackt mit Kübeln und Kaſten, flog davon —

Doctor Waldheim ſtand verblüfft. . . „Was iſt denn das?" ſprach er vor ſich hin. „Alle Welt ſagt ſeit neulich, nachdem ſie bei dem Concert das ganze Kleid mit den prächtigen Camellien beſetzt trug, ſie würde die Fürſtin — — Und nun — „brennt ſie durch —?"

Am Abend meldeten die Anſchlagzettel: „Die für heute angezeigte Vorſtellung kann nicht ſtattfinden, da ſich Fräulein Jenny Dalthus plötzlich entfernt und ihren Contract mit der Direction gebrochen hat."

Man gab „Bürgerlich und romantiſch" und „Die Mißverſtändniſſe". Die ganze Stadt war erſtaunt und nicht wenig verſtimmt. Jenny Dalthus war durch Talent, Geiſt und Schönheit ausgezeichnet. Sie verſprach eine der erſten Kunſtlerinnen Deutſchlands zu werden. Ihr unverſtändliches Verlaſſen ihres Engagements hatte ſie dadurch gemildert, daß ſie dem Director in einem Schreiben, das er eine Stunde nach ihrer Abreiſe erhielt, ihre Conventionalſtrafe bezahlte. Man war nicht wenig entrüſtet, als man erfuhr, daß der Director dieſe für Jenny Dalthus ſo ehrenvolle Thatſache verſchwiegen hatte.

* * *

Im Walde gab es ein Anweſen, das einem adligen Schloſſe gleich aus den herrlichſten Eichen und Tannen hervorragte.

Es iſt die Wohnung des herzoglichen Oberforſtmeiſters Freiherrn von Dahlen.

Wir hören ihn mit ſeiner Stentorſtimme ſeinem Weidmann zurufen:

„Nicht Stich —! Nichts getödtet —! Zu kalt für die Hirſchen, Wolf —! Die vorgeſtrige Nacht hat den Bäumen geſchadet — Donner — da liegen meine ſchönen Hirſchkühlern! Nur die Cornelkirſche hat's nicht gekühlt — aber die iſt nicht wie Unkraut! O meine ſchönen, ſchönen Hirſche! Sechs gefallen, Wolf!"

„Zu Befehl, Herr Oberforſtmeiſter!"

Der alte Herr, der die arme Cornelkirſche ſo unter das Unkraut einzugehören, iſt ein Artikelſatz vom reinſten Waſſer. Ohne Zweifel würde er noch ſeiner exiſtiren, wenn er nicht das Pechpech hätte. Wolf, ſein Factotum, wärmte Decken und Tücher lange nicht ſo gut wie Theodora von Dahlen, ſeine edle Gattin, die er eigentlich erſt nach ihrem Tode recht zu würdigen begann. Nun waren es ſchon Jahre, daß die Selige draußen im Kirchhofe ruhte — Jahre, daß der Oberforſtmeiſter täglich von ihr ſprach. Ergreifend eine Genugthuung, für welche hoffentlich im Jenſeits weiland Frau Theodora von Dahlen mehr Verſtändnis hatte als die große ſchöne Marmortafel auf ihrem Grabe, die in goldenen Lettern der Welt verkündete, daß unter derſelben die edelſte Mutter, die beſte Gattin ruhte. Ach, jetzt war das Forſthaus öde, ſo öde wie das vorjährige Grasmückenneſt in der Schwarzdornhecke des Gartens! Die Kinder waren ſämmtlich groß geworden und hatten das Aelternhaus verlaſſen. Vor zwanzig Jahren war's anders. Da lärmten in dem altmodiſchen Jagdſchloſſe vier wilde Knaben und ein kleines Mädchen faſt ebenſo unbändig wie die Brüder. Letztere begrüßte der Herzog, wenn er zur Jagd kam, mit einer graziöſen Verbeugung, die der galante Herr ſtets mit ſolcher Aufmerkſamkeit machte, als wäre Elſriede bereits achtzehn Jahre und eine Schönheit erſten Ranges. Frau Theodora von Dahlen war eine vierzigjährige Frau. Ernſten, und vielleicht hauptſächlich, quälten ſie ihre ſchwachen Nerven. Infolge derſelben fühlte ſie ſich durch die Wildheit ihrer Kinder oder vielmehr durch die ſich ſelbſt auferlegte Miſſion, alle Unarten derſelben in möglichſt unaufdringliche Schleier dem Gatten gegenüber zu hüllen, zuweilen outrirt jusqu'au dernier degré. Dieſe Obliegenheit, ſich in ein mehr oder weniger „verfehltes Leben" als einer geborenen von Feuchtenhammer fügen zu müſſen, nahm ihr ganzes Leben in Anſpruch, erforderte einen Aufwand von Scharfſinn, von Beredſamkeit, der wahrlich die ſtärkſte Geſundheit, dazu alle ſo reinigen, mit der Zeit erſchüttert haben würde. Das war ein beſtändiger, verdeckter Kampf, ein Ringen zwiſchen Lüge und Gewalt. Vielleicht wäre der Oberforſtmeiſter ebenfalls bei weitem weniger rude et incoctus geweſen. Er aber durchſchaute er mit Argusaugen alles, was man ihm in dieſer Beziehung verhüllte und entdeckte natürlich ſchließlich immer die Wahrheit. Arme Theodora von Dahlen, geb. Freiin von Feuchtenhammer! Es war in der That eine ſtarke Zumuthung an den kürzeſten Glauben, anzunehmen, daß Hektor, der Favorite der herzoglichen Hunde, das klügſte

erfahren, einzig erhältes und kostspieligs Exemplar der schwarzen Rasse abgebrochen haben sollte! Kann man je von einer solchen Blumenliebhaberei bei Hunden gehört? Warum fiel der guten Frau nur eben kein anderes Individuum als neuf complaisants ein als Hektor, den ihr Gemahl selbst verliehen hatte, dessen Geschicklichkeiten er so genau kannte? In den schönen Armen der vier jungen Herren von Dahlen, mit denen sie dem männlichen Teil Stand bieten, war deutlich zu lesen, daß Fräulein Elfriede von Dahlen, die liebliche Schwester, die Uebeltäterin war. Nun neuer Schrecken — Elfriede était introuvable comme toujours! Stunden vergingen — man durchsuchte alle Winkel — Frau von Dahlen verlieh à peu près selbe vor Angst das Haus. Grund ein!, warum hast du mir das angetan! Im Mühlgraben war so viel Wasser — man hatte der Hölle da so schreckliche! Nun aber erlöste sie der Anblick des Hauses von ihrer Angst durch die Nachricht: Elfriede wäre im Verschlag bei den Kaninchen und soeben hätte ein kleiner Wichtel den letzten Rest der saglichen Asche verspeist — — —

Diese Zeiten sind lange vorüber, aber zu unserer Geschichte gehört es, wenn wir berichten, daß Elfriede mit allen Anzeichen dermaleinstiger Emancipation behaftet. Das Strickgarn, die Nadeln, dem Waldfräulein unter Thränen und mit den rührendsten Ermahnungen von der Mutter eingehändigt, wurden regelmäßig zu allerhand Jagdutensilien verwandt. Klagte dann die Patentante in dem nahe gelegenen lieblichen Falkenberg über versäumte Stunden, so bekam Frau von Dahlen auf ihrem melancholischen Jagdschlosse mit dem reizenden Versailles-Garten so heftige Hausmannsfälle, gerieth in so viel Dispositionen, daß es dem aufbrechenden Gemahl unmöglich wurde, ein Fragment der verfänglichen Rede zu verstehen.

Eine halbe Stunde von Schloß Buchheim — so hieß der Sitz des Oberforstmeisters — lag ein schöner Meierhof, dessen Eigenthümer ein Freund des Herrn von Dahlen war. Herr von Braun war jedenfalls ein sehr ausgezeichneter Mann. Schon darum, weil er unverheirathet war. Herr von Braun war ein wohlhabend verwitweter Prinzip im Hause des Herrn von Dahlen. Mit ein paar Worten, auch lateinischen, wußte er dem Herrn des Oberforstmeisters zu entdecken, der soll später in diese Carriere getreten war und studirt habe; mit einigen französischen den Herrn der ehere mère. „Es sind ja doch Kinder", sagte Herr von Braun, „und obendrein Ihre Kinder, amuro!" Oder: „So lassen Sie doch die Sachen ein wenig gehen, beste, gnädigste Frau! Elfriede est pourtant sous surveillance!" Das hatte denn so ungefähr die Wirkung eines kräftigen elektrischen Stroms.

Die einzige, die diesen Vermittelungsversuchen nicht immer Gehör gab, war die kleine, abscheulich sich entwickelnde Elfriede selbst. Erzählte ihr Herr von Braun in der Absicht, zu verhüten, daß das Kind sich nicht gelegentlich einmal mit den unvorsichtig ergriffenen Büchsen selbst erschieße, von einer gewissen gräßlichen Wasserpistole, die ganz unbemerkt ihr Roß über die Mündung des Mittelfingers hinwegziehe, was zur Folge hätte, daß das Gewehr springe, so glaubte Elfriede an solche unbewiesene Wunder nicht. Ein Glück, daß sie es nicht that. Sonst hätte sie der schlammigen Regionen des großen Teichs nicht gedurft, um sich zu überzeugen, daß das fragliche Ungeheuer seine Wuthe war.

Ein Ereigniß im Forsthause war der alljährlich sich wiederholende Besuch einer ältern Schwester des Oberforstmeisters.

Fräulein Apollonia von Dahlen war unverheirathet und lebte in der einzigen Meilen entfernt liegenden herzoglichen Residenz. Für vier Wochen verließ sie jährlich die Stadt, um sich in der frischen Waldluft Buchheims beim Bruder zu erholen. Was der Reisewagen der guten Dame an Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten alles enthielt, läßt sich nicht beschreiben. Es gehörte für sie zu dem Genuß einer Reise, solange wie möglich allen zu bereitenden vorzubereiten, acht Tage zuvor die Koffer zu packen, ein halbes Dutzend Hutschachteln einzuhüllen und sich mit einer solchen ungeheuren Menge von Gegenständen zu belasten, als gelte es, eine Nordpolexpedition zu unternehmen, um Kapitän Franklin aufzufinden. Denn ihrer Schwägerin gab sie auch darin ganz recht, daß Buchheim eigentlich in Sibirien lag. Nur unter solchen Bedingungen reiste Apollonia von Dahlen. Nur dann erst konnte sie mit Ruhe ihren Reisewagen besteigen, wenn sie zwanzig Visitenkarten zum Abschied an nahe und entfernte Freunde verschickt hatte und wenn ihre nächsten Bekannten am Wagen selbst die Abschiedshand reichten. Viel verlegt würde sie sich gefühlt haben, wenn der Hausknecht am Wagenschlag gefehlt hätte. Der Herzogin-Mutter wurde zwei Tage vorher ein feierlicher Abschiedsbesuch, der jedesmal

eine neue Rede erforderlich machte, abgeflattet. Nach dieser Ceremonie wurde die Kassette mit den Werthpapieren feierlich dem Zahlmeister der Herzogin zur Aufbewahrung übergantwortet. Nur der große Brillantschmuck reiste mit. Man hatte zwar nichts von einer nahen Kindtaufe im Hause des Oberforstmeisters gehört — es gab aber rundum Familienereignisse genug, zu welchen man die blitzenden Steine gebrauchen konnte. So wurde das Etui in eine Ledertasche im Fonds des Wagens geschoben. Ueber derselben hatte die große silberne Reiseuhr ihren Platz; denn die Taschenuhren waren für solch außergewöhnliche Ereignisse nicht geprüft genug. Und sagen wir's nur, Fräulein Apollonia war im übrigen eine ganz liebenswürdige Persönlichkeit. In der kleinen Residenz, wo sie alle Leute kannten, fiel ihr meist grellfarbiger Mantel ebenso wenig als ihr breites Stirnband mit einer Agraffe — je nachdem von Amethyst oder Rubin — auf. Kleine Unregelmäßigkeiten gehörten zu ihrer „Genialität". Ein nicht ganz sauberes Hutband oder eine vielleicht geknickte Feder oder eine vergilbte Blume fanden vollständige Toleranz. Man wußte ja, sie war eine excentrische Natur und konnte nicht anders sein, als sie war. In vielen Dingen gab Fräulein von Dahlen den Ton an. Jedenfalls in Theaterangelegenheiten. Ihre Schwärmerei für die Kunst und die Künstler, namentlich aber dramatische, kannte keine Grenzen. Allabendlich saß sie in einem kleinen Damenkreise im Theater, das für die kleinen Grenzen des Herzogthums ziemlich glänzend bestellt war. Fräulein Apollonia schwärmte für die Besetzung der Stücke, die Vervollständigungen des Personals, für Gastspiele, für das nächste Repertoire und zählte alle Hervorrufungen. Eingemüllt in ihren Fauteuil von rothem Sammt, wurde sie zuhörend wieder jung. Dort hörte sie manches, was sie in ihrem einsamen Leben eben nicht gehört hatte und vielleicht doch gern gehört haben wurde. Dort konnte ihr Herz alle Liebesschwüre hören, die sie nie vernahm. O, sie fühlte sich so warm und voll Herzklopfen wie mit achtzehn Jahren, wenn Hr. Müller oder Hr. Schulze eben auf den Brettern seine Liebe bethauerte. Dort konnte sie den Schmerz genau nachfühlen für Entbehrungen, die auch ihr das Schicksal auferlegt hatte. Ungesehen konnte sie eine etwa aufsteigende Thräne trocknen — Sie hasse eigentlich den Sommer — weil in ihm die Theatersaison aufhörte.

So kam Fräulein Apollonia von Dahlen jährlich in das Haus ihres einzigen Bruders, um mit der künstlerisch geschulten Liebesfülle ihres Herzens dort jung und alt zu umfassen. Welch ein Jubel unter den Kindern! Man ging der Tante entgegen. Man erdrückte sie fast mit Küssen und Umarmungen. Die Kinder stürmten natürlich den Wagen. Die Oberforstmeisterin litt Todesangst, ihr Gemahl war jedoch an jenem freudigen Tage gewöhnlich duldsamer wie sonst. Was war es denn auch, wenn die theuern Kinder heute ein paar Scheiben zerdrückten? Das versicherte schluchzend am Halse ihres Bruders Fräulein Apollonia — die Kinder waren ja so gewachsen, ach und so lieb und so gut — und da gab es denn einen Ueberfluß geöffneter Schachteln, mechanischer Puppen, partier Dragées und dawschiger Stoffe. Man staunte, wo das alles herkam und — wo es so schnell hinging! Denn die ersten Umhüllungen blieben gewiß auf den Fliesen der Einfahrt, genau unter dem majestätischen Geweih eines Zwölfenders, an irgendetwas hängen und zerissen gleich. Und nach einigen Tagen hatte bei vorkommenden Fällen Frau Theodora von Dahlen schon die treueste Gesährtin für ihre Thränen. Ja die gute Schwägerin konnte dem Bruder gegenüber sogar anzüglich werden, wenn es galt, den Kindern Recht zuzusprechen, vollends der lieben, guten Elfriede, die mit ihren fest auftretenden kleinen Füßchen ihr als ein wahres Heldenkind erschien. Sie war geradewegs eine kleine Jungfrau von Orleans! Mit einem Worte ein sich „zweifelsohne herrlich entwickelndes Kind —"!

In alle diese glänzenden Ahnungen fiel eine kleine Begebenheit, die Elfrieden in Wirklichkeit Gelegenheit gab, darzulegen, daß sie wenigstens die Anfänge eines Charakters mit sich trug und als dessen erste Darlegung man wol die Fähigkeit starker Zu- und Abneigung bezeichnen kann; eine Begebenheit, die wir ihrer Folge wegen erzählen müssen.

Herr von Braun traf Elfrieden, als er langsam über eine junge Forstpflanzung hinwegritt, in Gemeinschaft ihrer Brüder unter einer alten Eiche, wo sie das jüngst erhaltene Strickgarn eben zu einer Schnur verarbeiteten, vermittelst welcher der älteste Junker von Dahlen den Gipfel des Baums und ein dort befindliches Vogelnest zu erreichen gedachte.

Herr von Braun saß ab und suchte lachend die verstreuten Nadeln von der Erde auf, bemächtigte sich des sehr zusammengeschmolzenen Garnknäuels und schob beides in seine Tasche. Dann fragte er etwas schmunzelnd Elfrieden, die

sich dessen nicht versah, ob sie wol von dem „Raub der Sabinerinnen" gehört hätte? Dabei hob er schnell das Fräulein in den Sattel, schwang sich gleichfalls aufs Pferd und fort ging es dem Pfarrhause zu.

An der Kirchhofsmauer endete der forcirte Ritt.

Elfriede sagte wider Erwarten kein Wort. Aber von dem Augenblick an, wo ihr Herr von Braun dann scherzend den Arm bot und sie vollends mit allerlei schmeichelnden Redensarten nach dem Pfarrhause führte, konnte sie ihn „nicht mehr ausstehen". Sie haßte keinen Menschen auf der Welt mehr als den pensionirten Regierungsrath von Braun.

Der Freund ihrer Aeltern bemerkte das sofort und wollte bei jeder Gelegenheit vermitteln. Elfriede blitzte ihn aber regelmäßig mit ihren Augen an, als wollte sie sagen: Mit uns ist es aus — merk' dir's —! Dann ging sie davon und ließ Hrn. von Braun in der unbehaglichsten Stimmung allein. Eine solche frühe Charakterfestigkeit macht stark und nach außen hin ruhiger im ganzen Benehmen.

So vergingen ein paar Jahre. Elfriede wuchs heran. Die Brüder kamen auf Gymnasien und Hochschulen und besuchten das Aelternhaus nur in den Ferien. Sie hatten sich, wie das häufig zu geben pflegt, aus wilden, unbändigen Knaben zu geistigen, vielversprechenden jungen Männern entwickelt. Jetzt weinte Frau Theodora zwar auch noch gern, aber nur vor Freude.

In das stille Einerlei des Waldlebens, der Besuche, des vierwöchentlichen Trost- und Zerstreuungsaufenthalts für die Sommerferien der Brüder seitens der guten Tante kam abermals eine für die Zukunft charakteristische Katastrophe. Was eigentlich den Hrn. von Braun bestimmte, an alle benachbarten Bekannte und Freunde Einladungen zu einem Feste zu schicken, wußte niemand. Genug, es geschah. „Fräulein Elfriede von Dahlen", so hieß es auf der Karte, wurde mit eingeladen. Es war das erste offizielle Eintreten in die Welt. Unbeschreiblich war die Aufregung des jungen Herzens. Was sollte sie thun, sie — — nicht mitgehen zu müssen? Denn das war ihr Gefühl und ihre Absicht, als sie den Namen Braun las. Sie brannte vor Sehnsucht, den ersten Walzer zu versuchen, den sie zur Geige in Conversé in Hallenberg gelernt hatte: aber mit Braun —? Ihre Abneigung war unbesiegt. Sie lief nach Hause. Die Brüder waren nicht da. Unerbittlich garnirte man bereits das von Tante Apollonia für alle Fälle erhaltene erste Ballkleid. Schüchtern wagte sie endlich der Mutter ins Ohr zu flüstern: „Mama, ich kann nicht mitgehen!"

Frau Theodora ließ vor Befremden die Spitzengarnirung, die sie in den Händen hatte, fallen —

Jetzt war der Anfang gemacht. Elfriedens Muth wuchs. Krankheit vorzuschützen fiel dem jungen Wesen nicht ein. Die Mutter blieb „starr", „perplex" —

Das verhängnißvolle Wort der Verneinung kam natürlich vor den Vater. Der Herr Oberforstmeister vergaß den Dampf seiner Pfeife, die er gerade im Munde trug, und geriet ins Husten. Das wunderwirkende Geheimniß eines sanften Worts kannte er nicht. Als Elfriede ihm auf seine Fragen nichts erwiderte, wurde der Mann wild und leidenschaftlich. Elfriede fing an zu weinen; der diktatorische Ausspruch lautete, unbedingt zu gehen. Da widersprach sie denn freilich nicht mehr. Die Nothwendigkeit zu gehen lag unabweislich gegeben. Aber nun sollte sie sogar in Aussicht auf einen Tanz mit Braun, in Aussicht auf gewisse munkelnde Reden, wie: „Ein allerliebstes Paar!" u. dgl., heiter sein? War es denn nicht genug, daß sie nicht über die [illegible]nge, die man ihr immer mehr zumuthen drohte, weinte? Nicht genug, daß sie sich still der Nothwendigkeit, für die wahrscheinlich doch wol Erkorene und Künftige des Hrn. von Braun zu gelten, fügte?

So kam der Tag. Hrn. von Braun's ganzes Hauswesen zeigte eine verjüngte Richtung. Es war, als wäre eine junge, elegante Frau von Braun bereits installirt. Man konnte sich gar nicht vorstellen, daß alle diese scharfblickenden Anordnungen von einer alten, unerfindlichen Haushälterin von einigen sechzig Jahren ausgehen sollten, die auf Hochenthal nach dem Rechten sah. Regierungsrath von Braun selbst war ein in der That noch ganz hübscher Mann. Der Oberforstmeister zeigte, aus dem Wagen steigend, jene glänzende Stimmung, in der der alte Herr sich außerhalb seines Hauses immer befand. Elfriede wäre lieber in den ersten besten Abgrund gesprungen als Hrn. von Braun's Hand anzunehmen, die sich ihr bereits zum Aussteigen darreichte; und doch konnte man nicht allzu früh auf die Rücksicht des Vaters rechnen, das sagte der flehende Blick der Mutter und die eigene, kindliche Beweglichkeit. In der Halle bebte es auf-

Iwan, ein Kosakenknabe.
Der Commandant des Königstein.
von Schacht, Sächsischer Hauptmann.
Ein sächsischer Offizier.
Ein schwedischer Profoß.
Kammerdiener des Königs.
Bediente im Einsiedelschen Hause.
Hofdamen. Maskengäste.
Sächsische und schwedische Offiziere und Soldaten.
Zwei Freiknechte.
Ein Gefangenwärter. Volk.

Schauplatz: Sachsen.

Zeit: Anfang des 18. Jahrhunderts.

fallend stark nach Myrte. Das war kein Wunder: die Treibhäuser von Hechenthal waren berühmt für Myrtenpflege. Der Gärtner hatte Treppen und Geländer reich mit dem verhängnißvollen Strauchwerk garnirt. Zum Glück hatte Elfriede noch nicht mehr als einen Walzer gelernt. Sie mußte ihn mit dem Wirth zum besten geben und ein „Magnifique!" über das andere beglückte die Mutter, ein „Carissime, Elfriede ist allerliebst!" nach dem andern den Vater. Elfriede bekam eine Glut und so heiße Hände, daß die Mutter es durch die Handschuhe hindurchfühlte. Endlich — Elfriede hatte Erfolg. Als man im Wagen saß, rückte Herr von Dahlen mit großer Behaglichkeit den Kragen seines Pelzes zurecht, lobte den schönen Besitz und das alte cordiale Haus, den Besitzer. Er sagte wenigstens mit seinen Blicken: Hr. von Braun wäre ihm als Schwiegersohn schon recht! Und bedeutungsvoll öffneten sich schon die mütterlichen Arme, um das bedrängte Kind ans Herz zu ziehen.

Am Morgen nach diesem Ball fand man für nöthig, daß Elfriede auch Française und Galopade tanzen konnte. Auch das Französischsprechen mußte vervollkommnet werden. Die Frau Pastorin war mit ihrem Latein am Ende. Sie hatte jetzt schon alles dem „klugen Kinde" allein überlassen und sie schwelgten beide im curiosischen Lesen der „Claissiker". Elfriede sollte in die Residenz zur Tante Apollonia und ihre Bildung vollenden.

Elfriede ging gern und wurde herzlich aufgenommen. Die gute Tante hatte gerade einen Kasten, wie sie deren während der Theaterferien mehrere gab. Die Stadt spottete darüber, aber das Fräulein Apollonia von Dahlen ließ sich's nicht nehmen, die Künstler zu feiern. Als Elfriede ankam, war gerade die Schröder-Devrient zu Gastrollen anwesend und die schöne Frau saß auf einem Kanapee, umringt von bewundernden Kunstfreunden. Elfriede überraschte natürlich alle. Apollonia fand sie aufs vortheilhafteste entwickelt.

Allmählich wurde Elfriede die angebetete Lebensgenossin des guten Fräulein von Dahlen. Sie hörte und sah nur „künstlerische" Eindrücke. Die Tante dirigirte förmlich das Theater. Gab es neue Stücke, so wandten sich die Schauspieler an ihre Protection, um gute Rollen zu erhalten. Sie hatte die Regie, die Direction, den „Intendanten, alles „in der Tasche", ja eine alte Prinzessin theilte diese Neigung und so kam Elfriede aus den wichtigen Begebenheiten des dramatischen Kunstlebens einer mittlern Residenz nicht mehr heraus. Dabei lag sie selbst mit vielem Verständniß. Schon kamen Schauspielerinnen, die der Tante und ihr schmeicheln wollten, und ließen sich von ihr die Rollen vorlesen. Bald verbreitete sich ihre Kunst, die wirklich anerkannt werden durfte, am Hofe. Man zog sie zu „lebenden Bildern", die dargestellt wurden, man übertrug ihr die ersten Parthien in Stücken, die bei festlichen Gelegenheiten von den Dilettanten der vornehmen Gesellschaft gespielt wurden. Mußte sie in französischen Stücken zurücktreten, da sie die fremde Sprache nicht völlig rein sprach, so wurde ihr Eifer, sich in deutschen Rollen auszuzeichnen, nur um so lebendiger.

So verging ein Jahr.

Die Eltern traten jetzt entschieden mit dem Verlangen hervor, sie sollte die Hand des Hrn. von Braun nehmen. Ihre Brüder unterstützten diese Partie, so oft sie die Tante besuchten; schon gingen sie in Anstellungen und zum Militär über. Elfriede hatte für ihre Abneigung gegen Hrn. von Braun nur die Bundesgenossenschaft der Tante.

Da kam die Nachricht — vom Tode der Mutter —

Elfriede war aufs tiefste erschüttert — Die gute Mutter war einem Uebel erlegen, dessen Pflege man nicht abgewartet hatte — Sie schied schnell und mit Schmerzen, deren Schilderung der Tochter das Herz zerriß —

Schon wollte sie zum Vater fliegen, als sie zu gleicher Zeit von diesem an die Nothwendigkeit erinnert wurde, Hrn. von Braun zu heirathen — Hechenthal lag nahe genug, um dem Vater auch von dort aus „seine alten Tage" durch eine Tochter behüten zu können —

Mit Thränen der Verzweiflung bestieg Elfriede den Wagen ab, der sie nach Buchheim führen sollte — Unter dieser Bedingung konnte sie nicht an das Grab der Mutter, an das Herz des Vaters eilen —

Einige Wochen darauf schrieb der Vater, er würde mit Hrn. von Braun in die Residenz kommen. Dieser schrieb selbst an Elfrieden und machte eine Erklärung seiner Absichten, die sich nicht verkennen ließ —

Elfriede sah Scenen der äußersten Gewaltthätigkeit voraus. Der Vater war ohne Vermögen. Die Ausbildung der Söhne hatte viel Geld gekostet. Braun hatte einen Einfluß über ihn gewonnen, der ihn zu allem bringen konnte. Braun's Bewerbung galt nur ihrer Jugend, ihrer Schönheit; ein Gefühl des Herzens war bei dem

verliebten Weltmann nicht im Spiele — Ihre Brüder schrieben Elfrieden die räthselhaftesten Drohungen —

Da entschloß sie sich kurz —

Am Theater war eine Sängerin, die sich ihr mit besonderer Verehrung angeschlossen hatte, eine entschlossene, der Intrigue nicht abgeneigte Böhmin. Ihr vertraute sich Elfriede.

Die Soubrette erschrak über die Absicht Elfriedens, zur Bühne zu gehen und erleichterte dennoch den Weg. Sie nannte ihr einen vor der Stadt wohnenden Theateragenten.

Bald hielt Elfriedens Wagen vor dem bezeichneten Hause. Sie legte eine bedeutende Summe in die Hand des Vermittlers. Eine Viertelstunde und sie hatte einen Contract für eine Gesellschaft, die gegenwärtig in einem entlegenen Badeorte spielte. Der Name, den sie sich beilegte, wurde rasch nach dem Wohnungsanzeiger gemacht. Sie nannte sich Jenny Dalibus.

Selbst der Tante vertraute sie sich nicht. Mit Hülfe der weltkundigen, praktischen Böhmin verließ Elfriede heimlich das Haus ihrer mütterlichen Wächterin und die Stadt.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Dampf — Luft — Gas.

Von Professor J. C. Schneider.

III.

Ebenso wenig wie bei den Dampfmaschinen ist es gelungen, die dritte Bedingung zu erfüllen. Es handelt sich hier ebenfalls um einen Regenerator, welcher der gebrauchten atmosphärischen Luft ihre Wärme abnimmt und sie der neuen comprimirten Luft zuführt. Alsdann findet kein Wärmeverlust durch das Entweichen der gebrauchten atmosphärischen Luft statt. Ericsson hat dies recht gewußt und hat auch seine erste Maschine mit einem Regenerator versehen. Aber derselbe muß seine Schuldigkeit nicht gethan haben.

Und so stehen wir auch hier an denselben Hindernissen, welche unsere Fortschritte in der besten Ausnutzung der Wärme aufhalten. Aber auch ohne Regenerator ist, wie oben nachgewiesen, wenigstens für geringe Betriebskräfte, der Industrie ein vortheilhaft wirkender Motor geliefert worden. Außerdem ist besonders hervorzuheben, daß diese calorischen Maschinen höchst wichtige Eigenthümlichkeiten besitzen, denen ihre so schnelle Verbreitung und Anwendung zuzuschreiben ist. Sie sind nämlich, da sie gar kein Kraftmagazin (wie den Dampfkessel) besitzen und die Spannung der Luft in der Maschine nicht viel den Atmosphärendruck übertrifft, völlig ungefährlich; daher sind sie auch den gesetzlichen Vorschriften über derlei Anlagen nicht unterworfen und können ohne weiteres überall aufgestellt werden. Sie bedürfen keines besondern Schornsteins und sind einfach und leicht zu handhaben. Endlich nehmen sie auch wenig Raum ein und die abgehende heiße atmosphärische Luft kann weit leichter als abziehender Wasserdampf im Winter zum Heizen von Lokalitäten verwendet werden. Alles Vortheile, die auch ohne Brennmaterialersparniß oft von unberechenbarer Bedeutung sind. Dies gilt namentlich mit Bezug auf die gesetzlichen Vorschriften über die Anlagen von Dampfmaschinen in allen Ländern, wo solche bestehen. Indessen auch dieses Hinderniß der unbeschränkten Anwendung der Dampfmaschine ist gerade für diese kleine Betriebsmaschine aus dem Wege zu räumen. Es wundert mich, daß man nicht durch Anwendung des Rohrenkessels, welchen Gurney bei seinen Chaussee-Locomotiven einführte, dieses Hemmniß beseitigt hat. Diese Kessel sind völlig gefahrlos.

In Beziehung auf die große Frage der Brennstoffersparung sind wir jedoch keineswegs viel weiter gerückt und es ist wohl in Erwägung zu ziehen, ob wir durch diese calorischen Maschinen für kleine Betriebskräfte wegen ihrer großen Anwendbarkeit nicht noch weiter in der Brennstoffverwüstung fortfahren und zu der schon vorhandenen noch eine neue von 95 Procent hinzufügen.

Die Mängel der jetzigen calorischen Maschinen sind von vielen erkannt worden und die neueste Zeit hat zahlreiche neue Erfindungen als Verbesserungen aufzuweisen, die jedoch kaum beachtenswerth erscheinen. In der neuesten Zeit ist nun Ericsson selbst mit einer sogenannten Hochdruck-Luftmaschine aufgetreten, die bereits in vielen Journalen beschrieben und gezeichnet zu finden ist. Er hat die Mängel seiner ersten Maschine und die Forderungen der Theorie recht wohl erkannt und die neueste Maschine ganz anders construirt. Sie steht der ersten Maschine in der allgemeinen Construction und Anordnung der Theile ganz nahe. Es wird in derselben comprimirte Luft, die ihr von außen zugeführt wird, durch zwei Feuerungen bedeutend erhitzt und dann in zwei Cylindern mit Treibkolben zur Erzeugung von mechanischer Arbeit verwendet. Der gewirkt habenden Luft wird durch eine drei Regeneratoren

wieder über Wärme ergeben, während durch Verbindung von außen weiter geschieht und dann durch die abgeleitete Wärme wieder erlegt und in Triebkraft verwandelt. In dieser neuen Maschine, die allerdings sehr complicirt ist, werden mit der von außen zugeführten comprimirten Luft ganz analoge Operationen vorgenommen und Wirkungen erreicht wie bei der Siemens'schen Dampfmaschine. Im Princip ist sie daher richtig construirt, ob aber die angewendeten Mittel ausreichen, die gehegten Erwartungen zu realisiren, muß abzuwarten bleiben. Wenn die Erhitzungs- und Erwärmungsapparate (gleichsam der Regenerateur) ihre Schuldigkeit schnell und sicher auf die Dauer thun, ohne dabei zu voluminös Dimensionen anzunehmen (auch zu berücksichtigen ist), so muß der Maschinenbau seine neueren Maschinen bald hervorgehen sehen. So viel ist gewiß und schon durch die vorhandenen Thatsachen bekräftigt, daß die calorischen Maschinen eine bedeutende Zukunft haben, und wir müssen daher alle neuen auch gar noch geringen Fortschritten willkommen heißen und mit Freuden begrüßen. Mächtige Dampfmaschinen werden sie noch lange nicht erlegen, weil wir immer mit den Dimensionen oder mit den schädlichen und zerstörenden Wirkungen hoher Temperaturen zu kämpfen haben.

Gleichzeitig mit der atmosphärischen Luft hat man natürlich auch andere Luft- oder Gasarten zum Betriebe von Motoren vorgeschlagen; dahin gehören z. B. das Gas aus entzündetem Schießpulver, ferner die Schießbaumwolle, kohlensaures Gas u. s. w. In der neuesten Zeit hat man ein Gemisch von Leuchtgas und atmosphärischer Luft vorgeschlagen, um durch Entzündung dieses Gemisches gasförmige Producte von hoher Spann- oder Druckkraft zu erzeugen und diese dann arbeiten zu lassen. So ist die Gaskraft- (kurzweg Gasmaschine) Maschine entstanden.

Von dieser Gasmaschine hat die von Lenoir in Paris construirte Maschine, die ebenfalls in diesen Blättern an der schon erwähnten Stelle beschrieben ist, das meiste Aufsehen erregt. Diesem ist zunächst hinzuzufügen, daß die neuesten Erfahrungen und Untersuchungen ganz und gar nicht zu Gunsten dieser Maschinen sprechen. Sie kosten in der Brennmaterial-Unterhaltung (Kosten des Leuchtgases) vier- bis fünfmal mehr als eine gleich kräftige Dampfmaschine, wobei insbesondere zu bemerken ist, daß bei dieser Vergleichung nur zwei- bis vierpferdige Dampfmaschinen angenommen sind, welche doch bekanntlich am ungünstigsten wirken. Lassen wir aber einmal diesen Umstand besser sein und betrachten diese Maschinen in Bezug auf ihr Princip und auf die hieraus hervorgehenden Leistungen der Maschine, sowie auch bezüglich der großen Frage, die Ausnutzung der Wärme betreffend.

Diese Maschinen haben keine kostspieligen Feuerungsanlagen wie die nöthige von Dampfmaschinen. Bei ihnen wird das Gasgemisch im Arbeitscylinder oder einem besonderen Explosionscylinder nicht am Cylinder durch elektrische Funken entzündet. Es wird daher alle Wärme, welche durch den Act der chemischen Verbindungen frei wird, sofort und ohne Verlust daher verwendet, die gasförmigen Verbrennungsproducte und die noch beigemischte atmosphärische Luft sehr hoch zu erhitzen und ihnen eine sehr große Expansionskraft zu geben. Es muß besonders hervorgehoben werden, daß es nicht die Hitze des elektrischen Funkens ist, welche diese Temperaturerhöhung der Gase bewerkstelligt, sondern lediglich nur der Act der chemischen Verbindungen, die im brennbaren enthaltenen Wasserstoff mit dem beigemengten Theil des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft. Hierdurch wird auch die Verbrennung der übrigen Kohlenstoffverbindungen im Leuchtgase zu gasförmigen Producten herbeigeführt. Der elektrische Funke hat allerdings diesen Act durch seine hohe Temperatur zunächst an den ihn umgebenden Theilen einzuleiten.

Sofort erscheint diese Eigenthümlichkeit der Gasmaschine als ein bedeutender Vorzug gegenüber den äußern Feuerungen der Dampf- und calorischen Maschinen, bei welchen wir, um die erforderliche Wärme in das Innere der Gefäße zu führen, um Wasser oder Luft heiß zu machen, nach dem früher Angegebenen nur eine Ausnutzung der aufgewendeten Wärme bis zu 70 Procent erzielen. Hier wird alles benutzt, daher mindestens 30 Procent erspart.

Nun arbeiten die heißen Gase im Cylinder und wirken einen beträchtlichen Theil durch Expansion, was also wiederum gut ist. Alsdann läßt man sie im Schornstein abziehen, was nicht gut ist und nach dem bereits Gesagten wieder Wärmeverlust herbeiführt, der um so größer ist, je höher die Temperatur der abziehenden Gase selbst ist. Es scheint demnach, als müßte die Gasmaschine mit der in Anwendung gekommenen Ericsson'schen calorischen Maschine mindestens gleichen Vortheil darbieten, zumal ja 30 Procent bei der Feuerung

erhöht werden, bis man auch die Gase mit höherer Temperatur abziehen als die atmosphärische Luft bei der calorischen Maschine.

Dem ist aber nicht so und gerade der excessive Verlust der vollständigen Benutzung der expandirten Wärme wird zum Ersatze namhafter und unüberwindlicher Schwierigkeiten. So ist auch die hohe Temperatur, welche durch die Verbrennung des Wasserstoffs erzeugt wird. Sie ist in dieser Maschine allerdings nicht so groß, als wenn reiner Wasserdampf in seinem Zustande verbrannt, aber immer noch hoch genug (circa 600° C), um alles Schmieren mit Schmierpulver und das glühende Rothen des Cylinders und der Dichtungen unmöglich zu machen. Was von der calorischen Maschine bei 340° C gelingt wurde, gilt hier noch viel mehr.

Um daher diese Gasmaschine genügend zu erhalten, um zu verhüten, daß sie Explosionsweise nicht glühend heiß werden, muß von außen Abkühlung erzeugt durch kaltes Wasser oder kalte atmosphärische Luft hervorgebracht werden. Dadurch geht aber der ganze eminente Hauptvortheil der innern Heizanlage gänzlich verloren und die praktische Anwendbarkeit wird durch die Herbeischaffung der Abkühlungsmittel beeinträchtigt.

Außerdem sind die Gasmaschinen noch lange nicht so praktisch ausgebildet als die calorischen Maschinen und es sind eine Menge anderer Schwierigkeiten zu überwinden, die sich weder bei den Dampfmaschinen noch bei den calorischen Maschinen vorfinden. Die Vortheile einer augenblicklichen Ingangsetzung und Unbeaufsichtigtlassung dieser Maschinen sind theils von zu geringem Werthe, theils nicht wahr.

Soweit die Gasmaschinen bisher ausgebildet sind, so steht der Wirkungsgrad in Bezug auf ein gegebenes Gasgewicht unter jenem der Dampf- und calorischen Maschinen, wie schon vorhin bei der Ermittelung des Brennmaterials angeführt wurde. In Bezug auf die Ausnutzung der Wärme liegen gar keine genauen Berechnungen vor. Es kommt ja hier zunächst darauf an, wie die Wärme bei der Gasbereitung ausgenutzt wird. Indessen ist auch ohne eine solche Berechnung klar, daß diese Wärmeausnutzung sehr viel unvortheilhafter als bei Dampfmaschinen bei gleicher Stärke ist. Solange das Gas nicht viel billiger zu erhalten; solange nicht viel weniger Gas pro Pferdekraft und Stunde erforderlich ist; so lange es ferner nicht gelingt, Schmiermittel u. s. w. für sehr hohe Temperaturen herzustellen, haben die Gasmaschinen keine Aussicht, weder mit den Dampfmaschinen noch mit den calorischen Maschinen zu concurriren.

Nur durch Unterwerfung der Schwierigkeiten, welche hohe Temperaturen hervorbringen, und durch vollständige Benutzung der expandirten Wärme (nicht Abkühlung von außen und Entlassen der heißen Luft) kann eine Verbesserung im Wirkungsgrade der Gasmaschinen möglich werden.

Obwohl dieselben trotzdem in ihrem jetzigen Zustande und nach den vorausgehenden Berechnungen nicht die Beachtung, welche ihnen jetzt gezollt wird. Denn sind alle diese Schwierigkeiten überwunden, so sind auch die calorischen Maschinen schon längst auf einen Höhepunkt der Vollendung gebracht, welchen die Gasmaschinen doch nie erreichen können. Immer bleibt die Herbeischaffung des Gases in vielen Fällen schwierig, in unserm Lande aber fast unüberwindlich und kostbar.

Haben wir nun das Resultat dieser Betrachtungen zusammen, so sind wir dahin gelangt, zu erkennen, daß wir bei unsern am meisten angewendeten und zugleich mächtigsten Motoren eine grenzenlose Brennmaterialverschwendung betreiben und daß sowol die Dampfmaschinen als insbesondere die calorischen Maschinen großer Verbesserungen fähig sind und nur die Erfindung der Regeneratoren und Schmiermittel für hohe Temperaturen zu machen ist, um große und höchst wichtige Erfolge zu erzielen. Möge es den angestrengten Bemühungen der Techniker und Physiker bald gelingen, uns diese Mittel zuzuführen!

Die Opfer der Eisenbahnen.

Wir wollen nicht von Unglücksfällen sprechen, nicht vom Brand von Versailles, nicht von den vielen Beklagenswerthen, die im Dienst der Eisenbahnen einen jähen, grausamen Tod finden. Wir haben die fabelhaft Betroffenheit der Gesundheit im Auge, die im Gefolge dieser bewunderungswürdigen Erfindung gehen.

Wir freuen uns des gemüthlichen Daseins in wohnlichen Häusern und denken nicht an das jugendliche Siech- und Greisenthum der Maurer und Kalkbrenner. Täglich lassen wir dies und jenes unentbehrliche metallene Geräth oder Werkzeug durch unsere Hand gehen und denken nicht an die Verknappung der gebückten Bergleute in den dunkeln, feuchten, kellergleichen Ni-

von oben an die Feuerthüren, deutlich hervortretend von der Dunkelheit in den Stallräumen. Wir durchfliegen auf der Eisenbahn, behaglich in die weichen Polster des eleganten gepolsterten Wagens gedrückt, gegen jeden Luftzug geschützt, gemächlich conversirend, allenfalls schlummernd, immer aber im reichlichsten Maße für unsere, mit Mühseligkeiten weite Räume durchmessenden Leiber nicht an die in derselben Zeitspanne in einem offenen Schnellzugwagen auch heftigst exponirten und gräßlichsten Plagen, die sich wie Staub-, Erd- und Kohlenstücke vor, hinter, über und neben uns in rasendem, prasselndem, peitschendem und gefährlichem Tempo tummeln. Nicht an den im Schneegestöber des kalten Winternachts auf der Maschine stehenden Locomotivführer, in seinen durch eisigen Wind, Schneewehen und Nebelnacht gepeitschten Augen, durch die fortwährende heftige Gesichtsarbeit angestrengten Händen die Verantwortlichkeit für die Sicherheit von Hunderten mit uns zugleich hinter ihm hereinschlafenden Menschen ruht: nicht an den Heizmann, der heben, in einen dicken Pelz gehüllt, während das schnelle Dahinrennen der Maschine ganze Centner Brennmaterial mit schwerer Schaufel einwarf, das Feuer mit dem Spieß aufrührte, die Rohrwand ablehrte, auf einer Zwischenstation den Rost ausharkte, die Rauchkammer reinigte, die Rohre auszog und dann, in Schweiß gebadet, plötzlich wieder ruhig im schneidenden Luftzuge steht und die eisige Luft wie den Keim eines frühen Todes in die aufgeregte Lunge athmet. Ja, eine falsche Humanität wendet wol gar von solchen und ähnlichen Eindrücken, wenn der Zufall sie uns dennoch nahe brachte, scheu die Blicke weg, um nur den Mitmenschen selbst in der Einbildung nicht einmal leiden, im Grunde aber sich selbst in seinem behaglichen Genuß nicht gestört zu sehen. Im Gegensatz zu dieser egoistischen Sorglosigkeit und Rohheit spürt der wahre Menschenfreund den dem gewöhnlichen Auge sich entziehenden dunkeln Flecken auch noch an der glänzendsten Erscheinung nach.

Dank dem Sohn unsers großen Weber, dem sächsischen Staatseisenbahndirector Max Maria von Weber, der uns in dem hellschimmernden Getriebe des Eisenbahnwesens, gleichsam hinter den Coulissen, die Schattenpunkte zeigt, die er in einer zwanzigjährigen Erfahrungslaufbahn durch alle Schichten desselben beobachtete und durch sorgfältiges Studium der dahin einschlagenden, bisher übrigens noch sehr kärglichen und fast nur zufälligen Literatur bestätigt gefunden hat. Aus einer in seiner trefflichen, auch den Lesern dieser Blätter bekannten Darstellungsgabe gehaltenen Abhandlung in Nr. 6 „Deutscher Gewerbezeitung“ ergibt sich das betrübende Resultat, daß eine auffallend rasche Abnutzung und frühzeitige Invalidität der Arbeitskräfte des Maschinen- und Fahrpersonals ein von der fortgesetzten Erfahrung der Neuzeit leider unzertrennliches Uebel ist, das um so schwerer ins Gewicht fällt, als es gerade eine Hauptstütze in der Blüte der Kraft und des Alters befreudet, weil nur in dieser Sphäre zu verwendende Berufsarbeiter öffentlicher Dienste betrifft, welche dem Staat eine sehr unverhältnismäßige große Anzahl junger Invaliden zahlen.

Die nähere Erkennung, Bekämpfung und Hinderung dieses Uebels hat bereits schon den Eisenbahnverwaltungen auch für den Staat das größte Interesse, nicht minder aber auch für die Wissenschaft, besonders die Medicin, die vielleicht eine neue besondere Krankheitsgruppe unter dem Namen „Eisenbahnkrankheiten“ zu registriren haben wird, und endlich vor allem für die Humanität.

Fast durchgängig wirken die aus dem Eisenbahndienst resultirenden gesundheitsschädlichen Einflüsse in erster Linie auf das Maschinen-, in zweiter auf das Zugpersonal, während die übrigen Functionen des Betriebs specifisch nicht davon berührt werden. Die Hauptursachen dieser Einflüsse sind:

1) Die Fortbewegung ohne Vermittelung des thierischen Organismus, die durch ihre fast täglich sich erneuernde Wiederholung, oft auch über das zulässige Maß hinausgehende Dauer (wie z. B. auf der württembergischen Bahn 7000 Meilen jährlich für ein und dasselbe Individuum), die Ueberwindung der untern Extremitäten, Gelenkübel, Steifheit der Beine, bei dem meist sitzenden Zugpersonal aber ähnliche Erscheinungen am Rückgrat, Becken, an den Schultern herbeiführt. Als passendes Maß für die zulässige Leistung ergibt sich hier die Zurücklegung nur von 4—500 Meilen jährlich oder eine Durchschnittstour von 12—14 Meilen täglich.

2) Die Anwendung von hoher Temperatur zur Erzeugung der fortbewegenden Kraft. Die Bedienung der Locomotivfeuerung bedingt schon in den verschiedenen Handhabungen bedeutende körperliche Kraftanstrengung und unter

Einwirkung der brütenden Hitze starke Transpiration mit plötzlich nachfolgender energischer Abkühlung im kalten Luftzuge, eine Gefahr, die bei durchgängig das Locomotivpersonal mit rheumatischen Leiden, Lungenentzündungen, Augen- und Hautkrankheiten belastet. Die Schutzvorrichtung ist vor allem zweckmäßige Einrichtung der Kleidung zum solchen Zweck; derselben ist noch vom Verfasser gedacht, welcher sich besonders die europäischen Kautschukmäntel, Mütze und Mantel in Einem Stück, empfehlen, die weit übereinandergehen und statt der Knöpfe nur einen Gürtel mit Hakenschluß und einen Halter am Hals haben, deren sie im Nu abgeworfen sind. Den sich hier anschließenden Vorschlag schützender, an den Seiten mit Fenstern versehener, hinten offener, oben bedeckter, immer aber zum ungehinderten Gehen und Herumklettern bequem eingerichteter Stände für die Locomotivführer, sowie die mit-vorzüglich zu controlirenden guten ohne behinderlichen Schutzvorrichtungen auf den Wagen, die letzteren bereits von vielen Bahnverwaltungen eingeführt sind, empfehlen die Uebersetzung, daß ein gedeckt sitzender und stehender, gedeckter Beamter sich aufmerksamer um Signale und Bahn kümmern kann, als ein von Regen, Schnee und Dampf durchnäßter, vom Wind gepeitschter, ermüdeter und halb erstarrter, der sich Kopf, Mund und Ohren dick verbunden hat. Zur Minderung der einmal eingetretenen rheumatischen Leiden ist auf jeder Bahnlinie, schon durch die vom Bahnbetrieb selbst überall gebotenen Hülfsmittel an Dampf, Röhren u. s. w., die Errichtung einer Dampfbadanstalt angezeigt, wie sich eine bereits auf der sächsischen östlichen Staatseisenbahn zu Dresden mit großem Nutzen bewährt hat. Mit warmen und kalten Regenbädern verbunden, würde solche auch ein Hauptschutzmittel gewähren gegen die so schädliche Verstopfung der Hamperen durch Schmutz, Staub, Ruß, Asche und Fettigkeiten (bei der Oelung der Maschinen), deren Eindringen und festes Anhalten durch den Niederschlag der sich condensirenden Dämpfe und die Durchnäßung von Haut und Kleidung noch verstärkt wird. Den gesundheitswidrigen Einflüssen, die vom Einathmen der in den Maschinenräumen in großer Masse sich ansammelnden oder dem Feuermann und der bei geschlossenem Ausblaserohr der Locomotive oder bei ruhender Maschine geöffneten Feuerthür entgegenströmenden Verbrennungsgase herrühren und namentlich beim Locomotivpersonal katarrhalische und entzündliche Zustände der Respirationsorgane, Hexenschuß nach dem Gehirn, Einsaugen der Lichtlinge, Entzündungen der Augen hervorrufen, ist am passendsten durch sorgfältige und gründliche Ventilirung in den geschlossenen Locomotivräumen und bei der Fahrt durch Anwendung des Gesichtsschutzes zu begegnen. Dem das Zugpersonal mit ähnlichen schädlichen Einwirkungen auf die Lunge und Luftröhre, wie die Locomotivführer und Stückschieber, besonders Bremsen bei unvermeidlichen, während der Fahrt fortwährend auszuhaltenden kalten Fingriffen an den Schleudenhaken, der, schon, glatt und hart, für sehr frei anhängt, sehr auf die Augen zum Thränen, den Kehlkopf und die Lunge zum Husten reizt, wird am einfachsten und wirksamsten durch das bei den Stückschiebern in England übliche Schutzmittel vorgebeugt, daß in nicht anderem besteht, als daß sie den Bart auf der Oberlippe so lang und dicht wachsen lassen, daß der Mund davon völlig bedeckt wird.

3) Die übermäßige Schnelligkeit der Kopfbewegung in der Luft. Der Kutscher, Jäger, Seemann bewegen sich zwar der Zeit nach ebenso viel in freier Luft, aber nicht so constant gegen eine Art von Sturm; denn einem solchen ist eine Zuggeschwindigkeit von 30—40 Fuß per Secunde zu vergleichen; auch haben sie das Gesicht nicht so anhaltend dem Winde, Regen, Schnee entgegenzukehren; ein Uebelstand, der neben Athmungsbeschwerden, heftigen und chronisch werdenden örtlichen Rheumatismen auch wesentliche Congestionen nach dem Gesicht, besonders den Augen, erzeugt und deren Sehkraft frühzeitig vermindert. Das überraschende Durchschneiden der Luft motivirt wahrscheinlich auch den unabweislichen Reiz zum häufigen Genusse geistiger und sehr heißer Getränke im Winter und des noch schädlichern, mannichfache Verdauungs- und Athmungskrankheiten herbeiführenden kalten Wassers und Bieres im heißen Sommer. Unentgeltliche Verabreichung gesundheitsmäßiger Getränke an das Locomotiv- und Zugpersonal auf den Stationen durch die Bahnverwaltung (wie solches auf der Leipzig-Dresdener Bahn mit Warmbier an das Locomotivpersonal seit langer Zeit geschieht) würde neben der schon erwähnten Anwendung des bedeckten Standes und Sitzes einen höchst wohlthätigen Einfluß auf die hier so manchem schlimmen Zufall ausgesetzte Gesundheit des Maschinen- wie des Zugpersonals üben.

4) Die Bewegung sehr schwerer, starker

Radwerke mit vielen festen und losen metallenen Theilen auf nahezu starrer, metallener Bahn. Aus der erläuterten und Weber's Darstellung die beim Locomotivpersonal durch die Reise auf das Rückgrat und Gehirn übergehenden Erschütterungen, die sich durch ein anhaltendes, nur durch heftige Detonationen unterbrochenes, durchdringendes und intensives Erzittern in sämmtlichen Gliedern des Körpers äußern. Um sie zu mildern und den Bewegungen der Maschine leichter nachgeben zu können, müssen Locomotivführer und Heizer sich beständig auf dem Vordertheil des Feuers halten und die Füße von den Trittbrettern der Maschine stets losheben, wenn sie sich nicht Quetschungen zuziehen wollen; eine höchst anstrengende, ermüdende Situation. Dampfleer in den Venen, Schwäche, Taubheit und Schmerzen derselben, auch im Rückgrat, sowie Abnahme der Intelligenz, Störung der Unterleibsfunctionen sind nach und nach die Folgen dieser Erschütterungen, für die, außer einem gelbwolligern Belegen der Locomotiven und Tendern und der Anbringung besserer Trittbretter über den üblichen eisernen, noch kein Gegenmittel aufgefunden scheint. Nicht weniger nachtheilig und am schnellsten afficirend wirken dann die durch ihre Höhe und Intensität für den Gehörsinn und das Nervensystem so höchst verderblichen, durcheinandergewirrten verschiedenartigen Töne. Das mächtige Schnaufen des ausblasenden Dampfes im Schornstein, das Brummen der Luft in der Feuerung, das Zischen der Ventile, das Schlagen der Pumpen, das Brausen der Injectoren, das dröhnende Rasseln und Klappern der Räder auf den Schienen, das Stoßen zwischen Maschine und Tender, das Klirren der Ketten und Bremstheile, alles das bildet ein wahrhaft höllisches Concert, das sich fast zum Unerträglichen steigert, wenn noch das Schnarren der angezogenen Bremsen und das Schrillen der Locomotivpfeife hinzukommt. Auch das gründeste Gehör findet sich nach schneller Fahrt und schnellem Halten, wo alle diese Klänge losgelassen wurden, für einige Augenblicke völlig paralysirt. Von diesen Tönen gehört das Pfeifen zu den höchsten für das menschliche Ohr hörbaren und zugleich stärksten, die es gibt. Die Schallwellen desselben sind durch ihre Energie von der nachtheiligsten Wirkung auf das Trommelfell und ein nicht geringer Theil der Einflüsse, durch welche die vorzeitige Abstumpfung des namentlich für den Locomotivführer so nothwendigen, so feine Unterschiede bedingenden scharfen Gehörs herbeigeführt wird, liegt im Tönen der Dampfpfeife. Es ist constatirt, daß das Ohr der Maschinenleute nach dem Handhaben derselben für die tiefern Töne vom eingestrichenen C abwärts genaue Zahl unverändert und nur den höhern möglich ist, welcher Zustand nach und nach permanent wird, bis allgemeine Stumpfheit des Gehörs eintritt. „Die Dampfpfeife", sagt Weber, „sollte vernünftigerweise nur für die außergewöhnlichen und solche Signale aufgespart bleiben, die sehr bemerkt werden sollen. Das lange Pfeifen beim Einfahren in Stationen, Einläuten zum Vorsehen u. s. w. ist eine Unsitte, die auf mehreren Eisenbahnen bis zum Ekel herrscht und es liegt der Nutzen des Bedauerns dieser Signale in gar keinem Verhältnisse zur Unmöglichkeit derselben für Publikum, Aufsichts- und Zugpersonal. Mit der besseren Durchbildung des Conducteurwesens wird es dahin kommen, daß man, lediglich für Nachtfahrten, Bahnen zu meiden sucht, auf welchen die Dampfpfeife übermäßig gebraucht wird, wie man jetzt schon solchen Touren ausweicht, auf denen nachts die Billets öfters controlirt werden als auf der Concurrenzstrecke." Das fast nicht weniger widrige Schnarren der angezogenen Bremsen, das durch seine heftige, harte und zitternde Erschütterung zugleich auch die Rückenwirbelsäule auf das peinlichste afficirt, kann durch passende Vorrichtungen bedeutend abgeschwächt werden. Alle übrigen Töne, wenn auch bei der jetzigen Bahn- und Wagenconstruction unvermeidlich, werden doch um so gemilderter sich geben, je besser gearbeitet und im Stand gehalten die einzelnen Theile der Fahrwerke sein werden und je ebener und solider die Bahn ist. Eine Hauptaufgabe des Eisenbahntechnikers.

Nach der Darlegung der Mittel, welche direct auf die Verminderung der vorstehend angedeuteten verderblichen, vorzeitige Invalidität herbeiführenden Einflüsse des Maschinen- und Zugdienstes im Eisenbahnbetrieb hinwirken können, bringt Weber aber auch auf energische Maßnahmen zur Auffindung tiefer eingreifender, ausgedehnter wirkender Abhülfsmittel und findet vor allem eine vergleichende gründliche Beobachtung des physischen Zustandes sämmtlicher deutschen Eisenbahnpersonale nöthig, die am besten durch eine centrale Organisation des Medicinalwesens der verschiedenen Bahnen, nach dem Beispiele Frankreichs, zu erreichen sein würde.

Schließlich kommt die so verhängnisvolle Verordnung auch auf die traurigen Folgen des Arbeitszwanges, indem Männchen und Weibchen [illegible] Ehepaare [illegible] Verbindungs- oder Verkehrsstrafe [illegible] Zahl 1, 3 die Mehrheit gibt, welche [illegible] Maß der Strafe über [illegible] Dauer [illegible] Verbrechens [illegible] Strafzeit [illegible] Leben [illegible] Ehre [illegible] Verbrechens [illegible] Gesetz [illegible] Strafe [illegible] Verbrechen [illegible] Strafe [illegible] Verbrechen [illegible] Strafe [illegible] Verbrechen

Jahrelang ist das Opernhaus zu München blos vorübergehend und provisorisch eröffnet, und man hat es als ein großes festliches Ereigniß anzusehen, daß es nunmehr definitiv, mit Vorstellungen bestimmt zu werden, eröffnet ist. Zugleich zeigt sich der prächtige Saal zu allen Mittheilungen bereit.

Als ich bei einem ersten Besuche das schwere Thor des Prachtgebäudes weiter hinter und geschlossen hatte, schien mir Schauer von Menschen über die Treppe herabzukommen. Sie zögerten und verharrten, bevor sie [illegible], wo eine behelfliche Hand aufgerissen wurde. Wir folgen dem allgemeinen Zuge.

Das Local ist hier, wichtig und nützlich. Der Eingang, Schwanger, wäre an sich ein ganz guter Komfort, aber er muß dem Geschmack hinsichtlich nicht genügen. Publikum zu viele seine Leistungen im Vorsaale suchen. Die übrigen Räumlichkeiten der Bühne sind unter der Maximilianischen Inspection sorgsam Ihnen Gute. Der gewandte Theaterdiener Kellner, die drei Herren, Herr von Dingelstedt, Marie Seebinger, Amalie Haizinger, alle besorgen aufmerksamen artistischen Einrichtung. Intendant überwacht und kontrolirt die ganze Maschinerie in der Mittelstraße und von oben — Hof- und Nationaltheater sind wie nicht vermischt.

Heute gab Johann Schwanger die Rolle eines ungarischen Kavaliers. Er war köstlich. Ich ganz der gelungenen Darstellung des Kavaliers anzuerkennen zu sehen. Der Münchner hat es nöthiger als der Wiener: sein Blut kommt durch den Biergenuß in eine zu langsame Circulation, der der Humorist und Spaßmacher nachhelfen muß. Die „Fliegenden Blätter" konnten mit ihren gesunden, das Zwerchfell erschütternden Anekdotenlaune nur in München aufkommen.

München besitzt unter vielem Sehenswerthen vorzüglich einen großen Schatz, zu dem es mit Liebe wallfahrtet und welcher für Gelehrte und Schriftsteller wol den Hauptreiz ausmacht. Wir meinen die herrliche Bibliothek.

Bereits mit Herzog Albrecht V. begannen die bairischen Fürsten mit Vorliebe Bücher zu sammeln. Später vermehrte sich der ansehnliche Büchervorrath noch bedeutend durch die Aufhebung der Klöster. Gegenwärtig gehört die münchener Bibliothek zu den ersten Europas.

König Ludwig erbaut zur Aufbewahrung der Bücher ein großartiges Gebäude, das der schönen Prachtgebäude zu ganz besonderem Schmuck gereicht. Man gewahrt die verschiedenen Einrichtungen der Bequemlichkeit wegen alles Lobes, daß wir uns nicht zu Details bekennen. Das große Grundübel scheint darauf hinzuweisen, daß der Königliche Herr zu oft.

Die Manuscriptsäle und das Lesezimmer der Bibliothekbeamten sind prächtig. Hier weniger sich sah die Bücherlist, aber sehr praktisch eingetheilt und geordnet. In den Sälen sind Bänder angebracht, wie sie den oberen Galerien führen, schon man zu ihnen ohne Leiter gelangen kann.

Auch das Innere [illegible] Bücher in [illegible] Schränken von Eichenholz. Die regelt in seiner Weise ein zweckmäßiges Gesetz. Die nahezu 400 Bücherschränke der Münchner zu Grunde zu legen sind. Natürlich, der Bücherschrank, in dem 15 Bücherkapseln und 12 Behältnisse, ist nicht so arm, als die Stadt, und Buch [illegible] besitzen wollen.

In den zahlreichen Räumen befinden sich zu Bücher zu Verwendung, in den Bibliothek sehr es nicht an Localitäten, aber so wahrscheinlich angenehmen kann ich der ganzen Bücherschatz angenehm finden wie in der Bibliothek zu München.

Man zeigte uns seine Spielereien, mit Recht glücklich von Figurone Geschmolz verschont, einem an solchem Orte doppelt unerträglichen, falls nur geplappert wird. Einer der Bibliothekare war selbst so freundlich, uns zu führen und gewährte interessante Mittheilungen über den großen Realkatalog und die Eintheilung der Specialkataloge. Ein allgemeiner alphabetischer besteht noch nicht; doch ertheilte König Maximilian dazu den Auftrag und wies zu dessen Herausgabe eine Geldsumme an. Eine besondere Munificenz der münchener Bibliothek besteht darin, daß die Werke bereitwillig nach Hause gegeben werden, was dem Arbeitenden einen unberechenbaren Vortheil gewährt.

In der Nähe liegt das im byzantinisch-florentinischen Stil aufgeführte Universitätsgebäude. König Ludwig berief bald nach dem Antritt der Regierung die damals noch ganz lebliche Hochschule von Landshut, wo er Jahre hatte, nach München. Der jetzt regierende König vermehrte die Lehrkräfte und wehrte der Adelichen Dunkelrichtung. Indessen sind doch die Studirenden in großer Mehrzahl nur Baiern, Ausländer wenige. Die Erscheinung ist um so auffallender, als München so wohlfeil ist. Der Grund kann also doch nur darin liegen, daß in Deutschland und in der Schweiz kein rechtes Vertrauen zu den Bewährungen derjenigen Gelehrten herrscht, die hier dem Ultramontanismus frönen können. Die katholischen Theologen gelten sich zu maßgebend, die freisinnigere Richtung ist tief im Grunde; sieht man doch selbst der „Allgemeinen Zeitung", die so ziemlich München

---

„Angeben". „Anbringen" ist dann in Wahrheit in den meisten Fällen eine natürliche, sittliche That des Kindes, ein Verlangen nach Compensation und nothwendiger Ausgleichung, das ihm auch von seinen Gespielen, Mitschülern oder Geschwistern nicht im mindesten nachgetragen oder vergolten wird; die Kinderwelt lebt sich in solchen Denunciationen ihren sittlichen Trieb ganz naiv aus. Aber das Ablehnen des angebrachten Fehlers, das weiteres doch nur aus einem besonderen Vortheil für den zu Rügenden oder zu Bestrafenden entsteht, aber aus der Ungeduld, sich um alles und jedes bekümmern zu sollen, zieht die Kinder in die Welt einer Verhältnissen herein, in der wir Erwachsene leben, jene traurige Welt, in der das Schlechte verzeiht und ungerügt bleibt. Der pinchologische Blick des Lehrers oder des Meisters wird allerdings die Grenze wahrnehmen, wo das Angeben lediglich zur bloßen Schadenfreude über die ausgesprochene Rüge oder verhängte Strafe wird.

D. Her.

im übrigen Deutschland am meisten verletzt, die Übelwollenheit an, welche der deutsch-katholischen Richtung überhaupt gegenüber stehen, die Gleichgültigkeit, welche sie vermissen müssen, Schweigen und Mißverständnisse zum Beweis haben können und das persönliche Ungemach, welches ihnen daraus entstehen kann zu bekämpfen.

Die Gemeinde der freien Deutschkatholiken muß sie allerdings nicht über politische Tagesfragen Diskussionen (nach dem bekannten Muster Jenaer Versammlungen) verlieren. Die Mitglieder verpflichten sich überall die katholische Religion aufrecht zu erhalten, sich nicht zu Gegnern u. s. w., ganz wie katholische Missionäre. Thun.

Solche Erscheinungen mögen vereinzelt stehen und noch hat in großen deutschen Städten noch niemand von jenem Treiben, das auch den bescheidensten Leuten verleiden könnten, Notiz genommen, die Gemeinde war bemüht der Mißverhältnisse zu wehren, und es auf ihre Sache ein Heil geschehen sollen. Die englischen — Gefühlen in ein sehr Zuhörerkreis. Als die Gelehrten dieses geschehen sollen, welcher Dinge vorgenommen, hatten in gewissen Regionen alle Leidenschaften sich, die gegen die Verehrung in englischen Einrichtungen waren.

(Die folgenden Blätter vermissen.)

Karl Frenzel.

Sollte man auch nicht die ganze Erscheinung eines dichterischen Talentes und die Art und Weise, wie sich in dieser oder jener Dichtung ihr Wesen offenbart, mit Uebereinstimmung und unbedingter Anerkennung umfassen, so wird sich doch seine billige Beurtheilung dem Zugeständniß entziehen dürfen, daß ja, wo sich uns in Talentproben und wirklichen Leistungen ein einheitlicher Grundcharakter, eine mit Bewußtsein festgehaltene Ueberzeugung entgegenstellt, der Wille und die Art einer solchen Autorschaft jede Aussprechung verdient. Wir leben jetzt fast überall auf unserem heimischen und schaffenden poetischen Gebiet den Realismus gutheißen und verstehen, d. h. die Herrschaft der Thatsache, der sich Phantasie und Empfindung unterordnen müssen. Karl Frenzel bekennt sich mit Uebergehung aller der Anerkennungen, die zur Stunde nur überwiegend dem realistischen Gebiete auf poetischem Gebiet gezollt werden, zum Idealismus, d. h. die Thatsache hat bei ihm nur insoweit Werth, als sie eine Abstraction seiner Schönheitsbestimmung oder Wahrheitstriebes unterstützt, eine Bestätigung seiner Philosophie ergänzt, eine Doctrin seiner Lebenserfahrung beweist.

Seine Abstractionen halten sich glücklicherweise auf dem poetischen Gebiete und unterwerfen sich nur dem Gesetz der Schönheit. Fremdartiges, etwa nur dem immerhin auf ästhetischem Gebiet — unter gewissen Umständen — verdächtigen Interesse der „Tendenz" Angehöriges lehnt er ab; er drängt der Thatsachenwelt, die bei ihm nur die poetische Seite einnimmt, nichts Doctrinäres auf. Diese Seite Geht an seiner Hilfe und Unterstützung durch und an glänzenden Geist, an sonnenhaftlichen Reichthum von Anschauung, an willige Gleichmuth, wie er Thaten, gegen Anerkennung oder Nichtanerkennung voraussetzen darf. Ist es nun einmal seine Weise, zu geben. Und ist ganz entsprechend sein Verhältniß zu den poetischen Kraft betreffend empfindenen Naturen, wie ist ebenfalls, wie jenes Wort „nicht", „natürlich", „gewiß" und in ähnlicher Weise verständlich zu erklären.

Der Versuch, sich einem nicht gegen den Strom der Mode entgegen zu stemmen, mag vielleicht selbst bei einem so gediegenen und selbstständigen Charakter wie Karl Frenzel nicht ausbleiben. Gewiß, durch sein Talent, seine Neigungen, seine Anschauungen hatte er entschieden Recht gegenüber der Gefahr mit dem Strom gerissen zu werden. „Wie klar, wie unmittelbar ist doch das ganze Leben vor Ihrer Thür" — Antwort, ein Zeugniß großen Muth, der in seinen Kreisen die Verleugnung seines Schönheitsdranges für gar Thorheit hielt, andere seine Laufbahn mit dem Ruf: „Alles ist eitel!" Und einer ähnlichen Stimmung Ausdruck und Karl Frenzel's zweites Buch „Novellen. Ein Roman in drei Büchern" (Hannover, Rümpler, 1851) hervorgegangen zu sein.

Wir haben ein anziehendes Buch vor uns, dessen Lektüre jedem seines Gebildeten einen Genuß, einen Gedankenreichthum vielleicht gewährt. Wer darf genug sein, am „Schmerz der Wahrheit", als deren Prophet der Dichter hier auftritt, sich zu läutern und zu erheben, jeder poetische und philosophische Gemüth wird sich gestärkt fühlen; ein Schwacher, geringer Sinn, ein Sinn, der in jedem Gedankenschmerz nur eine peinliche Belästigung sieht, fällt es nicht der für diese Leiden irrelevante Schmerz eines Holzhäuers oder Schiffsbrückers, einer Bauern oder einer Dienstmagd ist, wird es verstimmt aus der Hand legen. Denn Schwungfeder reißt der Dichter die Welt des Scheins nieder, die sich so lieblich um uns aufrollt; unerbittlich läßt er eine Illusion um die andere in die Nichts zerfallen. Das Salomonische „Alles ist eitel" ist das Thema, das der Dichter, mit scharfer Dialektik und poetischem Schwung zugleich, in seinem, bei aller Katheder-Weise vorwiegend nüchtern, nichtsdestoweniger farbigstrahlenden Lehrgedicht an Menschen und Dingen, Zuständen und Verhältnissen, Plänen und Zielen in künstlerischer Gestaltung durchführt. Glück, Ruhm, Ehre — Vanitas! Glaube, Liebe, Hoffnung — Vanitas! Jugend und Schönheit, Wahrheit und Thorheit, Genuß und Entsagung, höchstes, edelstes Streben und freiwilligstes Entsagen — Vanitas! Die Leere vom Ekel der Seele — und Selbstsucht, Selbstsucht allein, ist sie auch noch so verübelt und verklärt, wäre ihr einzig wahrer Ausdruck — —

Wir gestehen, daß mir die Lebensanschauung des

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Vorzimmer der Churfürſtin im Luſtſchloß Pillnitz.

Anna von Einſiedel und Baroneſſe von Jänkendorf ſitzen mit kleinen Handſtickereien beſchäftigt rechts und links von der Bühne. Später die Oberhofmeiſterin von Roſtiz. Auf jedem Tiſch ein ſchwarzes Gebetbuch.

Bar. Jänkendorf
(von einer kleinen Flugſchrift verſtohlen aufblickend).
Klingelte die Churfürſtin nicht?

Anna.
Nein, nein, wir ſind unbelauſcht. Lies nur!

Bar. Jänkendorf (lieſt:)
„Ich, Johann Reinhold von Patkul, bin zu Stockholm im Kerker geboren.“ Im Kerker? „Mein Vater, ein geborner Deutſch-Liefländer, hatte als ſchwediſcher

Dichters nicht theilen. Wir glauben, daß wir Recht haben, das Ergebniß einer augenblicklichen Stimmung zu nennen. Allein zur Prüfung unserer selbst scheint es wichtig auf. Je genauer man mit den Ansichten der Leute, daß man sie selbst nur zu oft schon für seine eigentlichen wahren Gefühle halten und so gar sich mit den anderen auch nach und nach selbst täuschen. Für unser Leben, Denken, Fühlen, Genießen braucht in der That nicht viel Schein und pretiöse in Schein. Die einzige Glaubhaft, gestern war es wenn Brust ist die Wahrheit und den Frieden und Menschenfreundlichkeit. Dann erlebt und muß ein Gesetz wie für Lebensfähigkeit, Schaffenskraft Mannes, der auf seinen angewiesen wird, nicht jenen ist ein ehrend Herz gegeben und ein Herz von Stahl wie Diamant und den Helden und Dichter, um auf das Erkennen einer verlorenen Welt sich wendig und thätig eine neue zu gründen — —

Wen auch der wahre und der Dichter? Auch wenn wir glauben, daß Beide all der schändlichen Lüge, womit wir in dem schlechten Mammonleben dieses „besten Theil" schmutzig, fortgesetzt, Selbstgefälligkeit nachjagen, Viele denn doch das Edle auch mit seiner ewigen Herzgewißheit — auch auf 18 Bücher? Wie wenn „Jene Wahrheit und Verhaltnißheit, die den Kampf und den Genuß des Lebens aufgibt und ihre Kraft in den moralischen Selbstmord legt, ist vielleicht nur die letzte und höchste Täuschung, der feinste Betrug dieser Welt." Wir möchten sagen: Hier ist der Dichter von seinem Thema überwältigt und die stürmischen Wogen der Leidenschaft, aus welcher sein Buch entstanden ist, verschlingen ihn selbst.

Eine Glanzseite seines Werkes sind die Schilderungen, einzelne Charaktere, geistvolle Bemerkungen. An seinen Beobachtungen der Natur kann man oft zweifelhaft sein, ob sie dem wirklichen Leben oder den Landschaftsgemälden Calame's und Lessing's entnommen sind. Jedenfalls entnimmt der Dichter vom grünen Wald, vom Berg, von Wiese, Feld und Garten nur das, was in seine ideale Schönheitswelt paßt. Karl Frenzel ist eine der ausgesprochensten und eigenthümlichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern Literatur.

Neue Romane und Novellen.

X.

H. Schregel's Erzählung „Der Fürstensohn" (Prag, Kober u. Markgraf, 1860) kann man nur eine mißlungene Nachahmung der Jugendschriften des trefflichen Nieritz nennen. Je bereitwilliger wir das Bemühen der thätigen Verlagshandlung, dem großen Leserkreis ihres Albums wenn auch nicht vorzügliche, doch genießbare Gaben darzubieten, in diesen Blättern von je anerkannten, um so offener müssen wir uns gegen eine Arbeit aussprechen, deren Inhalt mit ihrer Darstellung um die Palme wetteifert.

E. Eberhart hat einen höchst [illegible] „Der Geisterbund" von Bernard Dorn (2 Bde., Leipzig, Wigand, 1860) überlegt, wir sehen nicht ab, zu welchem Zweck. Es ist eine abenteuerliche Geschichte einer Bauerntochter, der von der Großmutter einer geheimen Verbindung sich zu der einen Pforte herausarbeitet und die Tochter einer mysteriösen adligen Familie heirathet. Einzelne Schilderungen haben eine lebhafte und ansprechende Färbung, im allgemeinen ist Inhalt wie Form — der Stoff ergibt selbst — ein wenig veraltet.

Entschieden ist Louise Mühlbach's Roman: „Herr und Madame Gerard", der in Paris inmitten einer wüsten und verschwenderischen Dictatur, nun der daß Dramatisirt aufgeführte geheime Drama Octave Feuillet's, „Sardanapalus", ein treffliches Gegenbild der Zeiten und sittlichen Verkommenheit gibt, je mehr es sich in den unmittelbaren Tagesmassen hält, nicht gezwungt Reflexion sucht hat. In einer geistlichen Uebertragung von L. Mühlenburg liegt er jetzt dem größeren Publikum vor (2 Bde., Berlin, Springer, 1860). Trotz einer Lesefertigkeit haben wir die Uebersetzung für ungünstig, nur dem Roman nicht im Original lieb, auch kann nach der großen, denn der Erzählung fehlt jenes Französische Element, das [illegible] französischen Originalwerk hat für uns Deutsche seine saftigen Farben; da sind Kotzebue's „Deutsche Kleinstädter" frischer. Das Verdienst des Romans besteht in der feinen psychologischen Entwickelung der Charaktere, in der Abwesenheit jedes äußerlichen Mittels, jener phantastischen Ueberreizungen Dumas' und seiner Schule, in dem moralischen Muth, mit dem er das einfache, mittlere Bürgerthum, die Heiligkeit der Ehe vertheidigt — aber zwei Bände für eine Herzensirrung, die sich am Kamin löst! Von allen Dichtarten, sagt Voltaire, ist die schlimmste le genre ennuyeux.

Gedanken

von E. von Hinckelage.

Offenheit und Verständniß scheinen in der ersten Zeit des Erkennens vorherrschender, weil sie mit Bewußtsein gegeben und genommen werden. Später, das vergißt man zuweilen, geben sie sich unbewußt von selbst.

* *

Eine schwere Aufgabe! Ihre Individualität einer andern unterordnen, ist der höchste Beruf des liebenden Weibes. Eine Frau aber, welche ihre Individualität aufgeben kann, wird keine Garantie für ihre Liebe und Treue zu bieten haben!

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Zur Frage über den Fortbestand der „Pensionsanstalt". Von Rechtsanwalt Gerhard Müller in Dresden. I. — Kleine Mittheilungen. I. — Briefwechsel.

Zur Frage über den Fortbestand der „Pensionsanstalt".

Von Rechtsanwalt Gerhard Müller in Dresden *)

I.

Schon im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts wurde (von Gleim und Schröder) Versuche gemacht, unter den deutschen Theaterunternehmern Pensionsanstalten zu gründen. Diese Versuche existirten sich in den zwanziger Jahren in dem Gedenkbuch „Zum Neuen Stern". In den dreißiger und vierziger Jahren suchten neue Projecte auf zu einer allgemeinen deutschen Theaterpensionsanstalt durch den Schauspieler der „Allgemeinen deutschen Theaterschrift", Ludwig von Eisenstein in Leipzig, Gänger Dichaut in Mannheim, Kunz in Linz, Franz Wallner u. a. Die Errichtung der Association dramatique zu Paris und das Bestehen des Theatrical-Fund in London mochten hierzu zum Theil die Anregung gegeben haben. Aber diese Projecte entbehrten meist schon in Bezug auf die Erfüllbarkeit ihrer Versprechungen alles sichern Fundamentes, und dieser Umstand sowie die Schwierigkeiten, die in der Sache selbst liegen, verhinderten die Ausführung, welche, wenn es dazu gekommen wäre, nur mit einer Niederlage geendigt hätte.

Diese mannichfachen und wiederholten Bestrebungen bewiesen indessen, daß der Idee einer Altersversorgungsanstalt ein wirkliches Bedürfniß und somit eine gewisse innere Berechtigung zu Grunde liegt. Sie hatten auch den Erfolg, daß sich an mehreren Theatern selbständige Pensionsanstalten bildeten, so in Hamburg, Mannheim, München, Dresden, Prag. Mit letztern Anstalten war nun freilich die Frage, um die es sich handelte, auf ein ganz anderes Feld gebracht. Jene Projecte gingen im wesentlichen darauf hinaus, auf dem Princip der Gegenseitigkeit allgemeine Anstalten zu begründen, während jene Pensionsanstalten auf lokaler Natur waren und ihre Zahlungsfähigkeit hauptsächlich auf Zuschüssen, insbesondere der Hofkassen, beruhte.

Im Jahre 1855 trat Hofrath Ludwig Schneider in Berlin, früher selbst Schauspieler, mit einem Plane zur Errichtung einer allgemeinen Versorgungsanstalt für alle deutschen Bühnenmitglieder auf und hatte schon Viele bestimmt, zur Begründung der Pensionsanstalt, welche unterstützt Jahre später auch die Genehmigung des Königlich preußischen Staatsministeriums erhielt.

Eine große Anzahl hervorragender Männer trat in den Vorstand ein. Der Herzog von Koburg-Gotha übernahm das Protectorat der Anstalt, für welche sich auch eine außerordentliche Theilnahme unter allen Theaterdirectionen kundgab. Eine andere der letzten, unter Schauspielern, deutschen Dichtern und Privaten veranstaltete Sammlung brachte als Fond ein Stammkapital von 1220 Thalern zusammen.

Goethem ist ein Wendepunkt und eine Krisis über das Institut hereingebrochen. Es ist bekannt, daß bei den deutschen Generalversammlungen über dessen Fortbestand gerichtet, welche in dem von dem Theatergerichtsdirector A. Heinrich herausgegebenen „Theaterkalender" und durch dessen „Deutschen Bühnenalmanach" veröffentlicht wurden. Die Theilnahme an der Anstalt ist in einem fortwährenden Rückgang. Während sämmtliche Einzahlungen 1857 3310 Thlr., 1858 2200 Thlr., 1859 1200 Thlr. betrugen, beliefen sich dieselben 1860 nur noch auf 4320 Thlr. Eine große Anzahl von Mitgliedern hat es vorgezogen, auf die einzusammelnden Zinsen ihrer Einlagen zu verzichten und die letztern sich zurückzahlen zu lassen. Die Pensionsanstalt hat allein im verflossenen Jahre 14910 Thlr. zurückgewährt; ein Drittheil der Gesammteinlagen ist mithin bisher zurückgetreten und hat den ihm von der Heinrichschen Kritik ertheilten Rath benutzt. Auch die sogenannten außerordentlichen Einnahmen, welche durch Theatervorstellungen zum Besten der Pensionsanstalt durch Geschenke u. s. w. erzielt wurden, sind großentheils verlegt. Während sie 1857 noch 1871 Thlr. 19 Gr. 2 Pf. betrugen, sind sie 1860 auf 1038 Thlr. 27 Gr. 4 Pf. gesunken.

Die Frage ist an sich außerordentlich wichtig. Das zahlreiche Personal der deutschen Theaterwelt an Sängern, Sängern, Schauspielern, Chorsten, Musikern, Theaterbeamten u. s. w. gehört in seiner großen Mehrheit zu jener Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, welche mit in Rücksicht auf ihre materiellen Erwerbsmittel als die große Armee des Proletariats betrachtet und die, wie man zu sagen pflegt, auch wie die meisten Schriftsteller aus der Hand in den Mund lebt. Auf ein wechselndes Leben von einer Stadt zur andern,

*) Die Hoffnung so vieler Schauspieler, denen es nicht vergönnt war, auf ihre alten Tage in den Hafen einer Hoftheaterrente einzulaufen, ist nahe daran, unterzugehen. Wir haben einen auf dem Gebiet des Associationswesens anerkannten Sachverständigen, den es Hauptsache soll unventur verlorene Richtung noch einmal zu beschäftigen und theilen im Obigen sein freundlich gewährte Gutachten mit. D. Red.

Noch vom Jahre 1809 datirt die Gründung der Musikvereine, der einzige musikalische Verein, und zwar für den einen Theil der bedeutendsten ihrer Gattung, welcher unter der Benennung „Akademie der Tonkunst“ ein langes, segensreiches Dasein führte, verwandte sie auf ihre Stiftungen so viele aufopfernde, noch für sich wirken und ihren Fortbestand für die Kunstbestrebungen bewahrt und bietet jetzt zu jährlichen vier großen Concerten uns ins Leben rief. Damals bestand in Wien kein musikalisches Institut.

Die Empfindlichkeit vieler Zuhörer konnte um so weniger verletzen, die Musikvereine zu betreten und der ästhetischen Genuß zur Verfügung dieser bedeutenden Gesellschaft anzuregen, als man in übrigen Deutschland, namentlich bei unserer Nachbarstadt Berlin, eine sehr Lebhaftigkeit der musikalischen Genüsse wahrnehmen konnte und die geschmackvollen Musikfeste Zeugniß der musikalischen Genüsse geben.

Der Aufschwung war mächtig und mächtig. Auf der verschiedenen „Akademie der Tonkunst“ ging von akademischer Gesangsschule besser, dessen Gründer und Leiter der berühmte Musiker Salieri, einst ein gefeierter Lehrer der italienischen Oper, war. Durch Institut, welches sich die Förderung des dramatischen Gesanges zur eigenen Aufgabe machte, hat die Gesangskunst der italienischen Opernvorstellungen der Musiker im verflossenen Jahre schöne Früchte im dramatischen Chorgesange abgelegt. Zu öffentlichen Concertaufführungen hat es sich noch nicht hervorgelassen, weil aber in öffentlichen Prüfungen erfreuliche Unterrichtserfolge dargelegt.

Neben dieser auf einer Vereinsgrundlage beruhenden Gesangsunterrichtsanstalt bestehen zwei eigentliche Singvereine, von welchen der eine unter der Benennung „Akademischer Singverein“ aus der Gesellschaft der Musikfreunde hervorgegangen und deren artistischer Director, Johann Herbeck, auch Leiter des Vereins ist, der andere unter der Benennung „Singakademie“ von dem Kapellmeister Hegmayer geleitet wird. Der letztgenannte Verein entspricht in jeder Beziehung höheren Anforderungen. Seine Programme umfassen alles, was der ältere Kirchengesang und die neuere geistliche und weltliche Musik im mehrstimmigen Vocalsatze Vorzügliches aufzuweisen hat. Palestrina, Orlando Lasso, Marcello, Leo, Eybekian Bach, Handel sind gleichmäßig wie Mendelssohn, Schubert, Mozart, Beethoven, Schumann vertreten. Abwechselnd mit vielen gemischten Chorproductionen bringt der Verein die großen Oratorien von Händel und Mendelssohn zur Aufführung. „Judas Makkabäus“, „Das Alexanderfest“ und „Paulus“ waren solche um so willkommenere Gaben, als sie uns durch eine Reihe von Jahren entgehen waren.

Die ausübenden Mitglieder der Singakademie bestehen aus Dilettanten der gebildeten Stände, die aus Lust und Liebe mitwirken, und diese Bildung äußert sich in den Vorträgen des Vereins auf eine höchst wohlthuende Art. Nicht der leichte Anflug jener Manier, um nicht zu sagen Routine des Stimmgepräges, die so oft die correctesten Leistungen im Chorgesange verdirbt, ist hier wahrzunehmen und kein Mechanismus umschleiert die sittliche Lebendigkeit und Treue des Vortrages. Man merkt keine Spur der Absicht, eine gelernte Aufgabe vorzutragen, sondern es ist eine Hingebung an die Sache, welche den Sänger ganz beherrscht. Es ist, als ob Jeder nur für sich singe, so ungezwungen, so natürlich ist der Ausdruck. Und doch ist dieses Singen ein Resultat der strengsten Disciplin, der gewissenhaftesten Uebung, der ernstesten Arbeit. Der Verein würde noch Vorzügliches leisten, wenn der Singsaal ein etwas guter Resonanz wäre, wie es bekanntlich ist.

Der „Singverein“ hat eine andere Richtung. Sein Leiter ist ein gediegener Musiker, aber leider auch — Componist. Diese unsere Zeit, zum musikalischen Schaden und doch zum Trotze sehr gefördert, ist es naturgemäß der modernen Richtung günstig, unter denen die neuere Schule an den verschiedenen glänzenden Talent sammelt. Der „Singverein“ bekundet freilich mit Gediegenheit die ernste Absicht, Werke wie eben für die Vortführung der großen Schumann'schen Vocalwerke „Paradies und Peri“, „Der Rose Pilgerfahrt“, „Faustmusik“ sowie für die jüngst verewigte Gesellschaft mit Schubert's originellen Operette „Der häusliche Krieg“ zu Dank verpflichtet hat, so können wir es dagegen nicht billigen, wenn er, um Geld Neues zu bringen, auch so schwache Werke wie Schumann's Ballade „Der Königssohn“ und gewisse neuere symphonische Phantasien vorführt. Auch dieser Verein besitzt einen tüchtigen Chor, dessen Leistungen in jeder Beziehung anerkannt sind. Ihr Herbeck ist ein Dirigent, der den musikalischen Körper am Zügel zu halten und zu begeistern weiß.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

— ... in München. Wir erhalten schon, wie unser Hauptblatt zeigt, regelmäßige Berichte aus München. Lafont's Ton soll, Ihrer Meinung nach, durch politische Erfahrungen beschleunigt worden sein? Wir glauben hier, warten Ihnen aber gerathen haben, diese Erfahrungen genauer zu specificiren. Lafont gehörte der Göttel'schen Schule an und wirkte jahrelang im altromantischen Sinn, ohne jedoch die berechtigten Forderungen einer gewissen Geistesfreiheit zu bestreiten, ja im Gegentheil, oft mit demokratischer Hast seiner Ansichten, als sich von einem Mitarbeiter der „Hesperiden-politischen Blätter“ erwarten ließ, es war jenes Weltfremdthum, das seit 1815 in Deutschland „die reine Liebe aus der Lampe“ so gut zu verbinden wußte. Von „Stich ins Herz“ bekam Lafont an seinem letzten Tage in der Kammer. Er hatte die Gegenbahn vertreten und sprach über die Belagerung Gaetas, über den ritterlichen Monarchen und seine bekannnigen Gegnerin, alles in jenem heraldisch-romantischen Ton wie in Sachsen die Aufforderung zur Lieferung von „einem Mond“ oder in Bayern der bildersprachliche Vorgang auf Otto's von Neuem gefeierte Ohren erklang. Auf Lafont bezieht sich das Wort: Ganz Deutschland sollte sich wie Ein Mann erheben (um den bairischen Kurfürsten in Sachen Krieg und Hermelin zu retten), Blut für Kammer fließ. Der Kenner, offenbar einen Sturm von Zustimmung erwartend, sah die Täuschung, verlor die Besinnung und wankte sich vom Glase Wasser zu, das vor ihm stand. Während er trank, sah er die unendliche Kluft zwischen seinem Glauben und dem Glauben der Zeit. Er bändigte einige Worte und starb. Der „Stich ins Herz“ war die Erkenntniß der Sachlage.

— Herrn C. G. in ... Wollen Sie gefälligst zur Probe, fortsetzen.

(Ausgegeben am 30. Mai 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 23. Wöchentlich 1½ Bogen Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Die Camellien. Erzählung von Rosa Horn. II. — Abriß in alter Zeit. Eine kulturgeschichtliche Skizze von Dr. Wilhelm Jordan. — „Das Mirakelbuch." Eine Gothaer Erinnerung. — „Deutsche Dichter und Denker." — Dramatische Gedanken. I. — Gedanken von C. von Holtei. — Neues aus der Welt.

Die Camellien.

Erzählung von Rosa Horn.

II.

Es war an einem Sonntag Abend, als Elfriede unter dem Namen Jenny Dalthus am Orte ihrer Bestimmung ankam.

Ein irgend gelegener Badeort, mitten im Gebirge, von einer vornehmen Gesellschaft besucht. Elfriede sah glänzend erhellte Fenster am Curhaus. Das Theater lag im Dunkeln. Die Vorstellung war bereits vorüber.

Schüchtern hatte die Neuangekommene nach dem Theaterdirector und seiner Wohnung gefragt. Man führte sie durch das Gedränge der eleganten Welt hindurch. Sie kam an ein Haus, in dessen Parterre auf einem Zettel an der Thür das Wort „Theaterkasse" zu lesen war.

Der Director und dessen Frau befanden sich in einer räucherigen Stube, die allen in allem war. Die Directorin war eine kleine runde Person und befand sich bereits im Negligé. Ihr Gemahl gleichfalls. Eine Magd stritt sich in einer Ecke mit ein paar schreienden Kindern. Der Director war ein kleiner blasser Mann mit ein paar schwarzen, unheimlichen Augen, die unter ganz unnatürlich starken Augenbrauen seinem Blick Sonde bieten. Seine Frau, ungemein vierschrötig,

musterte das junge Mädchen mit Kennerblicken; sie suchte aus den Mienen des inzwischen den Begleitbrief des Agenten lesenden Mannes zu erforschen, ob das schöne schlanke Wesen in dem eleganten Reisekleid sich wirklich in ihrer Region verirrt hätte. Es war ein neuer Fall in ihrer Praxis.

Jetzt wurde sie dessen gewiß. Ein schnell unterdrücktes triumphirendes Lächeln um des Directors Mund sagte so viel als: Sie ist die Unsere! Reich, interessant, glänzende Garderobe! Sie wird Furore und Kasse machen!

Nun wurde Elfriede installirt. Die Magd wurde aufgejagt aus ihrem Winkel, die Kinder wurden hervorgezogen und zur Ruhe verwiesen. Der Theaterbote wurde aus einem unauffindbaren Schlupfwinkel entboten und nach der Post geschickt, das Gepäck zu holen, während die Magd hinüberlief, um sich in einem kleinen Giebelhause der Zimmer zu versichern, die von der ersten Liebhaberin bewohnt zu werden pflegten. Inzwischen sollte Elfriede essen, sich setzen — Sie lehnte beides ab. Nur ruhen wollte sie. Der weite Weg im Eilwagen dröhnte ihr noch im Kopfe. Dazu lärmten die Kinder und schrieen nach der Magd. So war es ein glücklicher Moment, als sie dem Chef der hiesigen Theaterwelt Gute Nacht! wünschen konnte und an der Hand seiner fast orientalisch

Nach dem Jahre 1849 hatte die Gesellschaft der Musikfreunde, der einzige musikalische Verein, von dem die von einem Theile des Publicums ihrer Leistungen angestrebte Erhebung einen eigenen Beweis, der jedoch unter der Benennung „Akademie der Tonkunst“ folgte, sämmtliches Talent früherer, verwandter Art und ihrer Bestrebungen so weit aufzureizen, daß sie sich wieder zu den höher gesteckten Einzelzwecken für ihr Conservatorium bewog und dieses sowie die ehedem von großen Concertsälen und ins Leben rief. Dasselbe bekam in Wien den musikalischen Nachtheil.

Die Kunstlichkeit vieler Inhalte konnte um so weniger verleiten, die Musikfreunde zu betrüben und die ehemaligen Organe zur Verlegung dieser beschämenden Erscheinung anzuregen, als man im übrigen Deutschland, namentlich bei unseren Nebenbuhlern Berlin, eine rege Thätigkeit der musikalischen Vereine wahrnehmen konnte und die großartigen Musikfeste Zeugniß von wetteifernden musikalischen Bestrebungen gaben.

Der Aufschwung war plötzlich und mächtig. Und der verblichenen „Akademie der Tonkunst“ ging das akademische Gesangsinstitut hervor, dessen Gründer und Leiter der bekannte Musiker Salvi, einst ein gefeierter Tenor der italienischen Oper, war. Dieses Institut, welches sich die Förderung des dramatischen Gesanges zur eigenen Aufgabe machte, hat bei Gelegenheit der italienischen Opernunternehmung des Marktes im verflossenen Jahre schöne Proben im dramatischen Chorgesange abgelegt. Zu öffentlichen Concertaufführungen hat es sich noch nicht herbeigelassen, weil aber in öffentlichen Prüfungen erfreuliche Unterrichtserfolge hervorgingen.

Neben dieser auf einer Vereinsgrundlage beruhenden Gesangsunterrichtsanstalt bestehen zwei eigentliche Singvereine, von welchen der eine unter der Benennung „Akademischer Singverein“ aus der Gesellschaft der Musikfreunde hervorgegangen und deren artistischer Director, Johann Herbeck, auch Leiter des Vereins ist, der andere unter der Benennung „Singakademie“ von dem Kapellmeister Georgmayer geleitet wird. Der letztgenannte Verein entspricht in jeder Beziehung höheren Anforderungen. Seine Programme umfassen alles, was der ältere Kirchengesang und die neuere geistliche und weltliche Musik im mehrstimmigen Vocalsatze Vorzügliches aufzuweisen hat. Palästrina, Orlando Lasso, Marcello, Lotti, Sebastian Bach, Händel sind gleichmäßig wie Mendelssohn, Schubert, Mozart, Beethoven, Schumann vertreten. Abwechselnd mit diesen gemischten Chorproductionen bringt der Verein die großen Oratorien von Händel und Mendelssohn zur Aufführung. „Judas Maccabäus“, „Tod Alexanders“ und „Paulus“ waren solche um so willkommenere Gaben, als sie uns durch eine Reihe von Jahren entzogen waren.

Die ausübenden Mitglieder der Singakademie bestehen aus Dilettanten der gebildeteren Stände, die aus Lust und Liebe mitwirken, und diese Bildung äußert sich in den Vorträgen des Vereins auf eine höchst wohlthuende Art. Nicht der leiseste Anflug jener Rauheit, um nicht zu sagen Rohheit des Stimmorganes, die so oft die correctesten Leistungen im Chorgesange verdirbt, ist hier wahrzunehmen und sein Mechanismus umschnürt die seelische Lebendigkeit und Freiheit des Vortrages. Um manchen fremden Leser diese Bildung und die bekannt gewissen Empfindung des alten Kirchengesanges zu Gute und das „Miserere“ von Allegri, das „Stabat“ von Palästrina und „Crucifixus“ von Lotti machen, so vorgetragen, einen unbeschreiblichen Eindruck. Der Verein würde noch Vorzüglicheres leisten, wenn der Dirigirende ein ebenso guter Dirigent wäre, wie er Lehrmeister ist.

Der „Singverein“ hält eine andere Richtung. Dieser ist ein größerer Verein, aber leider auch — Gemischt. Ohne unseren Beruf zum musikalischen Schaffen und noch vom Drange dazu gekränkt, ist es nothwendig der modernen Richtung gefolgt, unter denen die neuere Schwäche am besten verbundene gleichgroßer Talente sich als compensirenden Factoren Talente kennzeichnete. Der „Singverein“ beschäftigt sonach mit Vorliebe die neueren Musikwerke wie ihm für die Verherrlichung der großen Schumann'schen Compositionen „Paradies und Peri“, „Der Rose Pilgerfahrt“, „Faustmusik“ sowie für die jüngst verstorbene Beethovengesellschaft mit Schubert's originalen Opernwerk „Der häusliche Krieg“ zu Dank verpflichtet sind, so können wir es dagegen nicht billigen, wenn er, um sein Niveau zu heben, auch so schwache Werke wie Schumann's Balladen „Der Königssohn“ und gewisse neuere spanisch-arabische Phantasien vorführt. Auch dieser Verein besitzt einen tüchtigen Chor, dessen Leistungen in jeder Beziehung anzuerkennen sind. Sein Vorstand ist ein Dirigirer, der den musikalischen Körper am Zügel zu halten und zu regieren weiß.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

— — in Münden. Wir erkennen Ihre, wie unsere Gesellschaft gegen regierungsfeindliche Berichte aus München. Lafaulx' Tod soll, Ihrer Meinung nach, durch politische Verfolgungen beschleunigt worden sein? Wir glauben dies, müssen aber gestehen haben, diese Erfahrungen genommen zu registrieren. Lafaulx gehörte der Görres'schen Schule an und wurde jahrelang im ultramontanen Sinne, ohne jedoch die beständigen Forderungen einer gewissen Geistesfreiheit zu bekämpfen, ja im Gegentheil, oft mit verdienstlichem Muthe seiner Anschauungen, als sich von einem Missverhältniß der „historisch-politischen Blätter“ erwarten ließ, es war jener Welfenthum, das seit 1815 in Deutschland „die rothe Mütze und die Kapuze“ so gut zu verbinden wußte. Den „Stich ins Herz“ bekam Lafaulx an seinem letzten Tage in der Kammer. Er hatte die Verfassungsfrage besiegt und sprach über die Belagerung Genua, über den ritterlichen Monarchen und seine hochherzige Regierung, also in jenem herzlich-romantischen Ton wie in Sachen die Aufforderung zur Lieferung von „edlem Metall“ über in Bayern der sichtbarmüthige Vorgesang auf Otto's von Nassau goldenen Lyra erklang. Auf Lafaulx bezeichnet ausgesprochene Wort: Ganz Deutschland sollte sich wie Ein Mann erheben (um dem bairischen Hochmuthe in Sachen Krone und Hermelin zu retten), blieb die Kammer still. Der Redner, offenbar einen Sturm von Zustimmung erwartend, sah die Täuschung, verlor die Besinnung und wandte sich dem Glase Wasser zu, das vor ihm stand. Mögens es traurig sah er die unendliche Kluft zwischen seinem Glauben und dem Glauben der Zeit. Er krankelte einige Wochen und starb. Der „Stich ins Herz“ war die Erkenntniß des Irrthums.

— Herrn G. G. in —. Wollen Sie versuchen, per Probe, fortfahren.

(Redigirt am 30. Mai 1851.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Zur Frage über den Fortbestand der „Perseverantia“. Von Rechtsanwalt Bernhard Müller in Trebnitz I. — Wiener Musikgebäude. I. — Briefwechsel.

Zur Frage über den Fortbestand der „Perseverantia“.

Von Rechtsanwalt Bernhard Müller in Trebnitz *)

I.

Schon im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts wurden (vom Schrei und Schröder) Versuche gemacht, unter den deutschen Theatermitgliedern Alters-versorgungsanstalten zu gründen. Diese Versuche wiederholten sich in den zwanziger Jahren in dem Gedenkbuche „Zum blauen Stein“. In den dreißiger und vierziger Jahren tauchen neue Projecte auf zu einer allgemeinen deutschen Theaterpensionskasse durch den Redacteur der „Allgemeinen deutschen Theaterchronik“, Ludwig von Alvensleben in Leipzig, Eduard Lehmann in Mannheim, Marx in Wien, Franz Wallner u. a. Die Errichtung der Association dramatique zu Paris und des Dotations des Theatrical-Fund in London mochten hierzu zum Theil die Anregung gegeben haben. Aber diese Projecte entbehrten meist schon in Bezug auf die Erfüllbarkeit ihrer Versprechungen alles festen Fundaments, und dieser Umstand sowie die Schwierigkeiten, die in der Sache selbst liegen, verhinderten die Ausführung, welche, wenn es dazu gekommen wäre, nur mit einer Niederlage geendigt hätte.

Diese mannichfachen und wiederholten Bestrebungen beweisen indessen, daß der Ire einer Alters-versorgungsanstalt ein wirkliches Bedürfniß und somit eine gewisse innere Berechtigung zu Grunde liegt. Sie hatten auch den Erfolg, daß sich an mehreren Theatern selbständige Pensionsanstalten bildeten, so in Hamburg, Mannheim, München, Dresden, Prag. Mit letztern Anstalten war nun freilich die Frage, um die es sich handelte, auf ein ganz anderes Feld gebracht. Jene Projecte gingen im wesentlichen darauf hinaus, auf dem Princip der Gegenseitigkeit allgemeine Anstalten zu begründen, während jene Pensionsanstalten nur lokaler Natur waren und ihre Zahlungsfähigkeit hauptsächlich auf Zuschüssen, insbesondere der Hofkassen, beruhte.

Im Jahre 1855 trat Hofrath Ludwig Schneider in Berlin, früher selbst Schauspieler, mit einem Plane zur Errichtung einer allgemeinen Versorgungsanstalt für alle deutschen Bühnenmitglieder auf und vierer Jahre später vollendeten Jahres zur Begründung der Perseverantia, welche unterdessen Jahre später auch die Genehmigung der königlich preußischen Staatsregierung erhielt.

Eine große Anzahl hervorragender Männer trat in den Verwaltungsrath. Der Herzog von Koburg-Gotha übernahm das Protectorat des Instituts, für welches sich auch eine außerordentliche Theilnahme unter vielen Theaterdirectionen bekundete. Eine unter den letztern, unter Schauspielern, städtischen Personen und Privaten veranstaltete Sammlung brachte als bald ein Stammcapital von 12200 Thalern zusammen.

Trotzdem ist ein Mißerfolg und eine Krisis über das Institut hereingebrochen. Es ist dies besonders seit den kritischen Beleuchtungen über dessen Lebensfähigkeit geschehen, welche in dem von dem Theatergeschäftsagenten A. Heinrich herausgegebenen „Theaterdiener“ und durch dessen „Deutschen Bühnenalmanach“ veröffentlicht wurden. Die Theilnahme an der Anstalt ist in einem fortwährenden Rückgang. Während sämmtliche Einzahlungen 1857 33100 Thlr., 1858 22000 Thlr., 1859 12000 Thlr. betrugen, beliefen sich dieselben 1860 nur noch auf 4320 Thlr. Eine große Anzahl von Mitgliedern hat es vorgezogen, auf die eingesammelten Zinsen ihrer Einlagen zu verzichten und die letztern sich zurückzahlen zu lassen. Die Perseverantia hat allein im verflossenen Jahre 14910 Thlr. zurückgewähren, ein Drittheil der Gesammteinlagen ist mithin bisher zurückgetreten und hat den ihm von der Heinrich'schen Kritik ertheilten Rath benutzt. Auch die sogenannten außerordentlichen Einnahmen, welche durch Theatervorstellungen zum Besten der Perseverantia durch Geschenke u. s. w. erzielt wurden, sind großentheils versiegt. Während für 1857 noch 1871 Thlr. 19 Gr. 2 Pf. betrugen, sind sie 1860 auf 1038 Thlr. 27 Gr. 4 Pf. gesunken.

Die Frage ist an sich außerordentlich wichtig. Das zahlreiche Personal der deutschen Theaterwelt an Sängern, Sängern, Schauspielern, Choristen, Musikern, Theaterbeamten u. s. w. gehört in seiner großen Mehrheit zu jener Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, welche mit in Rücksicht auf ihre materiellen Erwerbsmittel als die große Armee des Proletariats betrachten kann, wie man zu sagen pflegt, auch wie die meisten Künstler auf der Hand in den Mund lebt. Auf ein wechselndes Leben von einer Stadt zur andern,

*) Die Hoffnung so vieler Schauspieler, denen es nicht vergönnt war, auf ihre alten Tage in den Hafen eines Hoftheaters einzulaufen, ist nahe daran, unterzugehen. Wir hatten einen auf dem Gebiet des Associationswesens anerkannten Schriftsteller, das an Havarie fast unrettbar verletzte Fahrzeug noch einmal zu bestätigen und theilen im Obigen sein freundlich gewährtes Gutachten mit. D. Red.

verschmerzten Gatten hinausstarrt auf das nasse Pflaster der Straße. –

Die Direktorin freute sich, wenn hinter dem Rücken ihres offiziell schweigsamen Mannes über die Komödien, lächelte über Schleier, um ihren Damen mehr Ton und Gesicht zu geben, und traute für den Hausverkehr Mädchen alle ihre Verabredungen betreffend. Die Liebhaber waren auf- und davongegangen; man hätte sie selbst sehen müssen, wie sie mit all dem fertig wurde, was man eben getan hatte, um Karriere zu machen: „Maria von Lowood", „Scheidenwasser", „Perpetua" u. s. w. Dabei die Gastereien, die Karten, daheim die Kinderpflege, die Wirtschaft, alles das erzählte die gute Frau mit erschütterndem Schwulgfest während der wenigen Minuten, die erforderlich waren, die kurzen Schritte nach dem kleinen Gartenhause zurückzulegen.

Indessen kamen die Gäste und Elfriede war allein.

Es ist ein Leichtes, mit sechzehn Jahren Humor in eine Situation zu bringen, den eine spätere Zeit nicht mehr aufzubringen vermag. So legte Elfriede Hut und Mantel fast lachend ab, öffnete ein Fenster, freute sich der durch den Regen doppelt erfrischenden Bergluft, die hereindrang, und begann das Gemach selbst zu prüfen. Hier hatten weibliche Wesen gewaltet, ohne irgend wohltuende Spuren zurückgelassen zu haben. Nichts verriet die Vorgängerin, als etwa eine geschwärzte, alte Goldtresse, die den Vorhang zusammenhielt, oder ein paar grobe, zerknitterte künstliche Blumen, die über dem Spiegel steckten. In einem Winkel des halbgeöffneten kleinen Wandschranks lagen ein paar Lockenwickel, ein paar Silberstitterchen im unvertilgbaren Kommodenkasten — das war alles so, wie es war. Auf dem Tisch kämpfte die Straßenluft mit der flackernden Kerze; es war also wenigstens Hoffnung vorhanden, die komprimierte Atmosphäre eines tagelang verschlossen gewesenen Raums durch Lüftung zu verbessern.

Aus Rücksicht für Elfriede gab man anfangs ein paar größere Schauspiele. Man schickte ihr die Rollen zu, in Voraussetzung, daß sie nur einen Tag brauchen würde, sie zu lernen. Glücklicherweise waren es Partieen, die sie schon kannte. Die Handschrift war so undeutlich, daß sie die Worte kaum wiedererkannte; auch war das Meiste gestrichen. Die Vorstellungen, die andernorts drei Stunden dauerten, mußten hier in zwei beendigt sein.

In der Dolmetscherin der Rollen erhob sich eine Rivalin. Im nämlichen Hause wohnte die Souffleuse der Bühne. Karoline Stern begleitete sie auf die erste Probe. Der Weg nach dem Theater war für sie eine aufregende Unternehmung. Es waren so viel Leute auf der großen Welt auf den Straßen, über und unter gekrochte Equipagen gab es. Von jedermann glaubte sie sich erkannt. Sie hielt sich tief in ihren Schleier.

Der Zustand der Aufregung, in welchen sich Elfriede befand, die Angst um ihre Verfolgung, ein Brief, den sie von ihren Theaterfreunden in den Rollen erhalten hatte und der von dem großen Nutzen ihres Verschwindens berichtete, aber das erleichternde Gefühl der Gewöhnung an die traurige Umgebung, in welcher sie in die Hallen der „Kunst" trat. Man ahnte, daß sie von feiner Herkunft war und anders lebt, als sie sich nannte. Man sah ihre schönen Kleider, mußte ihr Talent anerkennen und schmeichelte ihr. Sachte hinter den Coulissen bemächtigte sie in kurzer Zeit der Umgebung. Sie war auf Ernst und Elend vorbereitet und verlor ebendeshalb keine Illusion. Sie hatte bei ihrer Tante das ganze Theaterleben von unten auf aus den Erzählungen der Herren Hofschauspieler und lebenslänglichen Regisseure kennen gelernt. Nun lachte sie zu dem engen Garderobezimmer und den Wundern, mit denen die „Kollegen" sich behängten. Mit der Zeit konnte man sie ganz als „vom Fach" betrachten. Sie spielte oft gut, oft mittelmäßig; sie improvisierte, wo ihr Gedächtnis sie verließ. Sie brauchte den Souffleur und die Mitspielenden ebenso zur Verzweiflung wie andere. Sie stritt Küsse und Umarmungen aus eigener Machtvollkommenheit aus ihren Rollen. Sie tyrannisierte das Direktorium und den Portier desselben, den unglücklichen Theaterdiener, der nie den Spalt ihrer Thür öffnete, um eine neue Rolle hineinzukamotieren, ohne seine Seele dem Schutze des Landespatrons zu empfehlen.

Ja, war das eine Welt! So hinter den rauchgeschwärzten Coulissen, beim fahlen Morgenlichte, zumal auf den Proben —! Da stand die Anstandsdame und Heldin an einer Coulisse, strickte an einem Kinderstrümpfchen und wartete, bis sie mitzusprechen hatte. Im Hintergrunde gab es eine Darlegung erbitterter Eifersucht. Reden, scheinbar an die sich durch keinen Lenz erneuernde Rosenlaube gerichtet, in der That aber der jungen Frau geltend, die darin so recht

zum Hofe mit dem ersten Liebhaber Hübers und sucht. Daneben sagt Karoline Stern einige Zeile eines Liedes und beißt den Theaterhasen die Satinschuhe schließen, von der auf die Gier gebrauchenden Engländer die Szene ausgiebig beobachten. Elfriede hatte ihr Gesicht bereits von ihm den Rücken gewandt. Sie empfing den Direktor mit einer Verbeugung tiefer, weil sie in der ihnen erhaltenen Rolle nicht zu spielen schien. Die Vorgesetzte machte sie nicht aufmerksam, des Gewehres wegen, mit dem sie den Jägermeisterhauptmann niederschießen sollte. Die „Jäger" von Ifland sollten gegeben werden. Sie prangte mit Theaterwaffen bewaffnet. Sie sah im Theaterspaß ihren Vater, ihre Mutter. Schon lag Karoline Stern an, sie vertrauen zu gewinnen. Schon wußte sie viele ihrer Vorgängerin Elfriede, ihre schöne Jugendgespielin einige von ihren unübersehbaren komischen Heldenrollen zu nehmen. Beide machten gemeinschaftliche Morgen. Aber Kos wurde nach dem Gelesenen Direktor der Bauernschaft Elfriedens immer mürrischer und ungnädiger. Das hatte indessen beide nur wenig. Sie betrachteten es als einen leichten Akt, in den sie eben gespielten, wenn sie sich mit noch nicht ganz abgelegter Theaterrolle an das Herdfeuer stellten und ihr Mann selbst zuschauten, welcher Anblick, wenn er irgendwem gegönnt worden wäre, in der That den Eindruck eines Hogarth'schen Bildes gemacht haben würde.

Das gegenwärtige Leben bot der Beschäftigungen so viele, daß Elfriede gar keine Zeit hatte, an die Vergangenheit zu denken, viel weniger davon zu sprechen. Was sie zuweilen indessen ausrichtig erschütterte, war das gänzliche Verstummen ihrer Angehörigen. Vater, Brüder, Tante, niemand forschte nach ihr. Zuletzt kam sogar die Trauerbotschaft, die sie in einer Zeitung las, daß die Tante plötzlich gestorben war. Sie sah darin die Nachwirkung der Beschämung oder des Aergers, den sie ihr durch ihre Flucht verursacht hatte. Einige Tage lang mußte sie sich krank melden. Als sie sich erholt hatte, kam Karolinens Eröffnung, sie hätte gekündigt und wäre bereits anderwert engagirt worden. Sie selbst war durch ihren Contract für ein ganzes Jahr gebunden.

So saß Elfriede eines Morgens in unbehaglicher Stimmung auf ihrem Sofa. Sie sah schon lange die Möglichkeit nicht ein, von ihrer Gage existiren zu können. Ging es, so schob sie solche Reflexionen gern von sich ab, aber die Vielen des Lebens und der Garderobe, die Handschuhe, machten doch empfindlich ihre Rechte geltend. Unendlich sehnte sie sich in ihre heimatlichen Kreise. Da klopfte es an die Thür.

Wer wie Elfriede im Grunde der Seele ungebrochen war, auch auch in der verborgenen Tiefe mit sich trägt, dem pflegt der Moment der Befriedigung irgendwelcher Unannehmlichkeit auf dem Fuße die Pein des Thürklopfens zu bringen. Der Bursche kündigte, und Herr Direktor wünschte zu sprechen. Er hatte sie gebeten, mißtrauisch und schlechter Laune. Die Pein des Wartens machte Elfriede erblinden, und so war es auch.

„Fräulein von Dahlen!"

Entsetzliche Stimme! Die Wände tanzten darum. Instinktiv sang Elfriede noch Haltung und Festigkeit, während sie sich dem Besuchenden entgegen erhob; vielleicht hätte sie sogar Trotz gezeigt, wenn ihr dazu Veranlassung geworden wäre.

Dem war nicht so. Elfriede hatte mit vielen Menschen gemein, daß liebevolle, laute Worte sie sofort weich und nachgiebig stimmen konnten.

Der Besuchende war der Fremdencommissar. Er kannte ihr ganzes Verhältnis und sprach väterlich mit ihr. Ob dies der Auftrag des Vaters oder die eigene Behandlungsweise war, die dem Beauftragten geeigneter erschien, erfuhr sie nicht. Ohne Zweifel hatte sie sich sofort überwunden gefühlt. Aber sie sollte nach Buchheim zurückkehren. Das war der Wille des Vaters. Gab sie auch gern ihre gegenwärtige Lage auf, nur so wenig wollte sie sich nicht verändern, daß sie sich wieder ganz in die Abhängigkeit vom väterlichen Willen zurückverfügte —

Sie blickte vernichtet zur Erde —

„Alle nicht wahr, mein liebes Fräulein", schloß der Beamte seine Rede, während Elfriede ihm stumm mit gesenkten Augen zuhörte, „Sie kehren zurück? Sie werden es mir einmal Dank wissen! Werden mir wiederkommen! — Sie hatten recht damals — in dem kleinen Taubenschlag von „Zimmer-! Glauben Sie, es ist recht leicht, sich aus einer Familie auszuscheiden, und recht schwer, den alten Platz, wenn er einmal verloren ist, wieder einzunehmen!"

Der Commissär sprach noch nicht von einem Nachgebot des Vaters, der ihr die Fortsetzung ihrer Laufbahn untersagt hätte — Er überließ ihr, aus eigener Reue einen Entschluß zu fassen.

Der Commissär ging.

Der Brief des Vaters lag vor ihr — Sie hatte den Muth kaum, das Siegel zu erbrechen. Ihre Schuld dem Vaterhause gegenüber kam ihr jetzt selbst riesengroß und unverzeihlich vor.

Endlich öffnete sie das Schreiben. Ein kurzer Befehl, zurückzukommen, und eine Banknote, das war der ganze Inhalt.

Sie sollte also als verlorenes Kind, als ein Warnungsbeispiel zurückkehren! Sie sollte von der Gnade der Ihrigen, von ihrer Großmuth abhängen — sollte vor Hrn. von Braun die Augen niederschlagen — selbst von diesem verachtet sein! — — Sie warf sich auf einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte. Bald erhob sie sich wieder. Konnte sie sich nicht selbst durchs Leben helfen? Besaß sie nicht das volle Gefühl ihrer Thatkraft? Horch! Da scharrte Karoline Hagrod auf der Straße heran und stürmte durch die Thür, als gehörte ihnen beiden die Welt. Karoline erfuhr die ganze Sachlage und da sie weder zu- noch abredete, sagte Gisbrede:

„Ich nehme meines Vaters Unterstützung nicht an! Ich schicke ihm die Banknote zurück! Aber auch hier bleib' ich nicht länger! Wir sind seit vierzehn Tagen ohne Gage und meine Verpflichtung hebt sich dadurch von selbst auf! Ich begleite dich!"

Sie veranstaltete die richtige Uebergabe der Banknote an den Badecommissär und verließ mit Karoline an demselben Abend noch das Städtchen. Ihr Ziel war der Ort, wo Karoline ein neues Engagement gefunden hatte.

Jenny Dalthus blieb bei ihrer Freundin und fand gleichfalls Beschäftigung. Noch unterschrieb sie keinen Contract; sie erwartete eine neue Störung durch ein Geltendmachen der väterlichen Gewalt. Diese blieb aus und so war sie „glücklicherweise" frei, um eine Stellung an einem der ersten Theater Süddeutschlands anzunehmen. Ein Kunstkenner hatte sie in jenem Badeorte spielen sehen und dorthin empfohlen.

Ihr künstlerischer Stern stieg. Glücklicher als Tausende ihrer Kunstgenossinnen hatte ihr das Schicksal gewährt, was es in den meisten Fällen versagt — Ruhm und Geld. Sie zog ihre Freundin nach sich. Ein ganzes Jahr lang hatte das Zifferblatt der nahen Thurmuhr so recht wie ein bestes Interesse von beiden Mädchen zu dem kleinen Heroen beigeblickt. Dann wurde es besser. Jenny Dalthus hatte sich trotz anfänglichen inneren Sträubungen aller Art, die ihren innern Menschen schützen und stählen, zu einer guten, beredten und vielversprechenden Künstlerin herangebildet, ja fast herausgerungen. Jetzt bewohnte die junge gefeierte Künstlerin das erste Stockwerk eines schönen Hauses in einer der glänzendsten Straßen der großen Stadt. Von ihrer Familie aufgegeben, ausgestoßen aus der adligen Sphäre, der sie angehörte, suchte sie ihre Erhebung in ihrem Beruf. Ihr deutscher Name war Gisbrede.

Gegenüber ihrer Wohnung befand sich ein altertümliches Haus, welches mit seiner Front auf die Hauptstraße die Ecke einer nicht minder frequenten Nebenstraße bildete. Das Gebäude gewährte einen eigenthümlichen Anblick. Das Erdgeschoß war alt und massiv. Die großen tiefen Fenster waren vergittert. Die Einfahrt breit und trug das wiederum braungefärbte Thor hoch. Eine nicht allzu hohe Etagenthür, zur Hälfte von Holz, zur Hälfte aus kleinen Scheiben zusammengesetzt, führte in das weitläufige Comptoir des Hauses Arnheim, wie ein einfaches schwarzes Schild über der Thür anzeigte.

Joseph Arnheim, früher Aarenheim, jetzt getauft, der Chef des Hauses, hielt diese schwarze Tafel mit ihren weißen Buchstaben für eine Art Talisman. Sie hatte ihm den wachsenden Reichthum seines Hauses behütet. Daher schützte er sie mit aller Pietät, die diesem Gedanken entsprach. Joseph Arnheim war einer der Börsenkönige der großen Stadt, ein Mann, der großentheils sich selbst und wol auch dem ihm außergewöhnlich geneigten Glück einen bedeutenden Reichthum verdankte. Noch seine Aeltern waren Israeliten gewesen, aber schon Joseph Arnheim der erste im Christenthum geborene Sohn seines Hauses. In seiner Erscheinung waltete noch das jüdische Element vor, aber innerlich war er ein ernster, besonnener Mann, zuverlässig und vertrauenerweckend. Das alte, früher nur aus dem Erdgeschoß bestehende Haus war die Wiege seiner Familie. In einem der düstern gewölbten Untergemächer, deren Fenster in einen großen Hof hinaussahen, war er geboren worden, nicht nur er, auch sein einziger Sohn. Inmitten dieses Hofes stand, von hohen Linden überschattet, ein großer steinerner Wasserbehälter. Ein alter grauer finsterer Flußgott füllte denselben aus seiner im

Vom gehaltenem Ernst. Joseph Arnheim hatte seine Tagelage, so bitter sie immer war, um die Welt nicht werfen mögen. Noch in jüngeren Jahren hatte er sich mit einem Mädchen verheirathet, das zu lieben sich ganz von selbst verstand. Sidonie Arnheim war ebenso schön als gut; eine jener weiblichen Wesen, die mit dem Gang zum Altar ihren Willen gänzlich dem des Gatten unterordnen. Wie Sidonie, auch einer gläubigen Jüdin, schon das Glück in das Haus ein. Alle Unterhandlungen gelangen und während die junge Frau kaum dasselbe verließ und nur Sinn für die Pflege ihres jungen Sohnes hatte, wurde Hr. Joseph Arnheim binnen den Glanzhäuden seiner Compagnieherr zum Millionär. Endlich fand er für gut, das hochgiebelige Dach seines Hauses abtragen und auf die massiven Mauern des Erdgeschosses ein Stockwerk legen zu lassen, welches eine Reihe mit fürstlicher Pracht ausgestatteter Gemächer enthielt, deren Spiegelfenster einigermaßen einen Gegensatz bilden zu dem altväterlichen Stilgemisch des Parterre. Frau Sidonie Arnheim, dem Wunsche des Gatten folgend, bewegte sich in diesen weiten glänzenden Räumen eben so gleichmäßig wie in den düstern gewölbeartigen Zimmern im Hofe. Hier wie dort hatte sie alles, was ihr Herz beglückte und befriedigte.

Felix, ihr junger und einziger Sohn, fand das Gewirr der belebten Straßen allerdings unterhaltender als das eintönige Rauschen des Wassers aus der Urne des Flußgottes oder das Herabfallen und die späte Entfaltung der Blätter auf den Lindenbäumen. Jetzt indessen, wo Jenny Dalthus das gegenüberliegende Haus bewohnte, war Felix Arnheim kein Knabe mehr, sondern ein in den geschätzten und achtbaren Verhältnissen seines Hauses aufgewachsener, schon vielgereister und hochgebildeter junger Mann von über fünfundzwanzig Jahren, ernst wie der Vater, der für ihn der Inbegriff alles Hochzuhaltenden war, mild wie die Mutter, die er mit einer ihrem eigenen Herzen entlehnten und abgelauschten Zärtlichkeit liebte.

Alle Welt erfuhr es, daß Felix Arnheim der Glückliche war, dem Jenny Dalthus mehr Theilnahme schenkte als den vielen, die ihr huldigten und denen allen sie eine heiter ausweichende, niemand verletzende Sorglosigkeit, nur in seltenen Fällen sich zur Kälte steigernde kluge Art des Benehmens entgegenstellte. Wie das mit Felix Arnheim gekommen war, war schwer zu sagen. Er wohnte ihr gegenüber und grüßte zuerst durch ein Gruß, wenn er hinlief, bald mit einer Verbeugung, in der er sich, man sah es, Mühe machen mußte. Felix war schön, schlank gewachsen, geschmeidig, sportlich. Seine Farbe war blaß und empfindsam. Felix' Vater liebte das Theater und lud die Künstler oft zu sich, oft in seine einfachen, aber geräumigen ornamentirten Salons. So betrat Jenny Dalthus sein Haus und Felix verliebt sich bald, wie sie auf den wirkte. Es war eine Liebe, die bewußtlos, unabweichbar entstand. Niemand konnte sich dem gleichen Gefühl nicht ergeben.

Einen Morgens fand sie halb verborgen hinter der Gardine. Nichts regte sich drüben; nur ein paar reizende, den Fenstern nahe stehende Pflanzen konnte man mit ihren riesigen Blättern von außen erkennen. Innerlich glücklich, legte sich Elfriede auf das kleine Sofa zum Fenster. Ihr Mädchen, Luise, war ein. Toilettenfragen, im Leben einer Schauspielerin eine Nothwendigkeit, wurden verhandelt. Und war die Stunde, wo die Zofe es sich nicht nehmen ließ, ihre Vorträge zu halten. Elfriede war gar nicht aufgelegt, zu tief in die wichtigen Für und Wider, die da besprochen wurden, einzugehen; wußte sie doch, wie bewundert das wiener Fräulein, Tochter eines alten Theatergardederobiers, die sein Talent zur Bühne gehabt und bei Elfriede das Gnadenbrot genoß, in dem war, wie man sich zu allen Zeiten im Olymp oder auf der Erde zu kleiden hätte. Wer wußte so genau wie sie die Zahl der manches, die zu einem altfranzösischen Costüm gehören? Wer beurtheilte so richtig den Schwung jeglicher Straußenfeder auf irgendeinem Barett? Wer hatte so viel Takt für die moderne Salontoilette? Genug, daß Elfriede aus Rücksicht überhaupt zuhörte! Sie sanctionirte im voraus alles, was Luise Maur beschloß.

Eben beklagte Luise das Schicksal eines Spitzenshawls, dessen feines Gewebe ein Gesellschaftsnagel zerstört hatte. Da wurde die Glocke draußen gezogen.

Daß ein elegantes Coupé vor das Haus gefahren war und noch dort hielt, hatte man nicht beachtet; gleichwol war noch keine Visitenstunde.

Luise Maur legte den verletzten Shawl auf den nächsten Stuhl und glitt über die Velourauflagen des Vorzimmers der Thür zu.

Vor derselben vergewisserte sich indessen ein junger Mann, ob das an der Thür befestigte

Offizier das Unglück, gegen die Polen eine kleine liefländiſche Veſtung zu verlieren. Dafür ſchleppten ihn die Schweden über's Meer und ließen ihn in einem Kerker ſchmachten bis an ſein Ende. Die einzige Gnade, die ſie ihm gewährten, war, daß ſie meiner armen Mutter geſtatteten, das Loos ihres Gatten zu theilen. So wurd' ich im Kerker geboren. Des Kindes erſter Blick fiel auf graue feuchte Wände, des Knaben Spielzeug wurden Ketten, das erſte Buch, aus dem ich leſen lernte, waren die verwitterten Klagen, welche die Gefangenen vor uns an die Wände gemalt hatten. Erſt als mein armer Vater ſtarb, erblickte ich das Licht des Tages." (Erſtaunt.) Das iſt Alles unſerm ruſſiſchen Geſandten begegnet?

Anna.

Es iſt ſeine neueſte Rechtfertigungsſchrift gegen die Schweden.

Bar. Jänkendorf.

Dem Herrn von Patkul? (lieſt:) „Als ich mein Vaterland, mein treues Liefland mit meiner nun auch todten Mutter betrat, war Alles, was ich in meiner Heimath traf, nur das beſtätigende Echo der einſamen Stockholmer Kerkerſtunden. Bei dem trüben Lampenlichte, das unſere Wände matt erhellte, hatte mir der gute Vater in Schattenbildern die Geſchichte Liflands erzählt, wie unſre deutſchen Ahnen als Ritter des deutſchen Ordens nach Liefland kamen, erſt das Schwert,

gnädige Aufmerksamkeit wirklich den Namen ihres Dolchs trage. Inzwischen schwirrte die Zofe.

Der erste Blick sagte ihr, daß der junge Gesellschafter ein Mitglied der hohen Kaste sein müsse. Persönlich kannte sie ihn nicht. Gleichwohl war Fräulein Dolchus noch bei der Toilette.

Das sagte sie, während der Herr nichtsdestoweniger seine Karte hinreichte und fragte, ob er mit der Künstlerin nur für einen Augenblick sprechen könne.

Luise grübelte über den „einen Augenblick" in der letzten vorkommende Lage, nicht recht zu wissen, was sie zu thun hätte. Daher sagte sie etwas Unverständliches, was spätere Besucher oder Weisung gleich möglich machte, und trug die Karte und Zimmer, während der Besuchende, die Lorgnette im Auge, die Bilder Statuetten und die kostbaren Bronzebücher des antiken Roms musterte und so erstaunt die Blumentische betrachtete, als hätte er in seinem Leben noch keine Magnolienblüten gesehen und als sei ihm der Duft von Maiblumen wie etwas einer fernen Welt Entlehntes.

Eben beugte er sich über eine Coterie Zwergtulpen in einem der mit rothem Seidenzeug halbverhängten Fenster und wartete die Wirkung seiner Karte und seines „einen Augenblicks" ab. . .

Es war Fürst Leopold Rymannheim, Sohn des dirigirenden Staatsministers, der maßgebende Chef eines Clubs, zu dem die ganze junge Aristokratie gehörte. Einem solchen Verein vorzustehen, hatte Fürst Leopold die glänzendsten Eigenschaften. Unermeßliche Besitzungen, eine aristokratische Persönlichkeit, so viel Geist, als eben nothig war, die Fragen des Tags, Frauen und Pferde oder Gesellschaftsgeschichten lebhaft zu verhandeln und einige hundert Louisdors im Spiel zu verlieren, ohne mehr als nur einen halbunterdrückten Fluch zwischen den Zähnen zu murmeln — alles das gehörte dazu — —

Die hohe Aristokratie beschäftigte sich viel mit den Fragen der „Wohlthätigkeit" und ohne Zweifel gehörte der „eine Augenblick" einem Auftrag an für ein Concert oder dergleichen, das der Fürst auszurichten hatte. Luise mußte die Schultern ihrer Herrin in einen Pelzmantel verhüllen; ein Spitzenhäubchen bedeckte die reichen, noch ungeordneten Flechten. Sie sah den Fürsten an und war Schauspielerin genug, zu wissen, daß der junge eintretende Aristokrat den entschiedenen Blick, den sie nach der Uhr hinüberwarf, sofort verstehen und das Unpassende seiner Störung in solcher Stunde begreifen würde. Bei allem vermochte sie sich so auszudrücken, wie man schon am feinen Gefühl wissen muß, wie man's thun muß.

„Verzeihung für die frühe Störung!" begann der Fürst, sich sehr artig verbeugend. „Nur zwei Worte! Ehe wollen Sie, Fräulein, daß ich gestern um das Glück dieser Erde winselnd den Hals riskirte?"

„Ah!" sagte Irene einigermaßen erstaunt.

„Auf Ehre, den Hals!" versetzte der Fürst. „Ich war gestern mit ein paar Freunden durch den Park. Sie, mein Fräulein, waren jenseits der Barrière — wir sahen und erkannten Sie schon von fern. Sie gingen unter der Kastanienallee und lasen im Gehen — Plötzlich warfen Sie verschwenderisch und bezogen nichts ab — Wir jagten an ehrerbietig — und entdeckten Sie nicht mehr — sahen aber auf dem Wege, den Sie gegangen, etwas Braunes auf dem Boden — ‚Es ist ein Buch, was sie verloren!' rief ich und machte es wie Sie! Ich lenke vom Wege ab, rutsche über Barrière und Graben, springe vom Gaul, hebe das Buch auf und — voilà — Gedichte von Geibel!"

Der Fürst zog ein zierliches Buch aus der Seitentasche seines Rocks und überreichte es.

Ulrike warf einen Blick auf ihren Bücherschrank, erröthete und entgegnete:

„Ein Irrthum, Durchlaucht! Ich numerirte eine Rolle — Mein Exemplar Geibel steht dort —! Ich muß sehr verliebt gewesen sein, daß ich diesen schönen, glänzenden Einband im Kreuzband nicht gesehen habe —!" . . .

Der Fürst verlor die Contenance nicht. Er spielte seine Ueberraschung, seine Täuschung, den Verdruß wie der beste Schauspieler — „O, o, ich Unglücklicher —! Muß ich um Ihren Dank kommen —! Ich hatte mir das so ausgemalt, wie Sie erstaunt sein würden und Ihr Exemplar — Eine Rolle? Welche? Ein neues Stück? Aber unser Repertoir! Fräulein, wann spielen Sie wieder in dem Stück von Halm —! Die Kritik hat es gerühmt — ich fand es merveilleux — Wissen Sie, wie Sie die Stelle im dritten Act — wo Sie mit Ingomar am Wasser sitzen — Aber — das ist mehr, hierer Ingomar — allerdings — Herr Schulz war noch unter den Teilnehmen —"

Ulrike konnte nicht mehr zu Wort kommen — Der Fürst hatte seinen „Geibel", der frisch aus dem Buchladen gekommen zu sein schien, eingesteckt, auf einem Lehnsessel Platz genommen und

die Schauspielerin so viele Fragen hervorgerufen, daß er eine halbe Stunde blieb —

Sein Mißvergnügen verschuldigend, sah glücklich voraus, daß ihm sein Irrthum dennoch viele „Gnaden-Minuten" gewährt hatte, die ihm freilich den Werth einer Ewigkeit haben mußten, erhob er sich —

Elfriede wußte ohne weiteres, daß er eine Wette um Jedenfalls gewonnen hatte und lagerte sich nicht wenig über die halbe Stunde, die der Fremden Magen vor ihrem Hause gehalten hatte.

Eine Stunde später kam Felix Rauheim.

Wie ganz anders dieser Eintritt! Felix brachte einen Auftrag seiner Mutter, den man anhörte, daß er nicht erfunden war. Irgendwo war dichtend die Nothwendigkeit, daß er leicht sie unterbreche. Felix war der echte Sohn Schwärmerei und die Fremde ihres Lebens. Jetzt allerdings hatte die offen dargelegte Bewerbung um Jenny Dalthus die sonst so ruhig lebende Familie einigermaßen erregt. Der Vater sah es mit Bangen, in Lotte im Herzen des Sohnes geht es Wermuth des Zweifels. Jenny's Beruf berührte ihn. Was ist an ihr Wahrheit? Diese Frage tauchte unwillkürlich in ihm auf, wenn er ihr ins Auge sah.

Elfriede fühlte das und litt darunter. Sie dachte, wenn sie spielte: Kann er denn an dich glauben, wenn er dich hier so ernst etwas Erlogenes spielen sieht? Und diese koketten, diese verführungsgewandten jungen Witwen des französischen Lustspiels! Kann ihm das Vertrauen ermehren? Sie bat ihn sogar, sie gar nicht mehr spielen sehen zu wollen. Gleichwol zog es ihn mit magischer Gewalt nach dem Schauspielhause, wenn der Theaterzettel ihren Namen zeigte, obgleich er zum voraus sich an der geheimen Beunruhigung litt, daß andere ihr wieder Liebesworte sagen durften! Sogar sie so schön geschmückt zu sehen, machte ihn eifersüchtig.

Heute gab es zwischen den jungen Leuten, die aus ihrer Neigung kein Hehl mehr machten, ohne daß es darum zu einem eigentlichen Geständniß gekommen war, eine kleine Differenz. Seit Tagen erwartete der junge Rauheim vergeblich einen Strauß bei einem Diner des Vaters protestirenden Gruß: „Guten Morgen, Vielliebchen!" Elfriede lehnte jegliche den Mitgenuß der bezweiten Mandel ab. Sie fürchtete, gewinnen zu müssen und sah einem Geschenk entgegen. Sie begrüßte ihn heute aus bereitem Grunde nicht mit dem „Guten Morgen, Vielliebchen!" Einmal, weil sie es nicht gewollt hatte, dann weil sie wirklich gekränkt war. Felix sahen das Ausbleiben des Grußes übel und sah darin eine zu weit gehende Zurückhaltung. Elfriede dachte: Er kann ja der ebenso gut die Worte sagen! Er sagte sie auch und nun war sie glücklich, ihn verlieren zu können. Erst als er einen kleinen Veilchenstrauß, den er neulich bei ihr vergessen, aufbewahrt hatte, seinen ganzen Humor verlor. Der Anblick seiner Mutter war entsetzlich. Felix mußte auf den Hampton und die Vorstunde wahr. Nach derselben Abend schickte ihm Elfriede eine kleine Studien, die sie lange für ihn bereit gehalten hatte.

Die Zurechtungen, für wohlthätige Zwecke zu wirken, nahmen ihn Tage und machte man ein Concert angekündigt worden, in welchem Jenny Dalthus mitwirken sollte.

Es sollte am Abend des Tages stattfinden, wo Elfriede erwarten konnte, Felix Dank für die überlandte Rose Studien, einen Gegenbesuch, zu erhalten. Das Concert wurde verschoben.

Felix schrieb einige artige Zeilen. Elfriede fand den Ton derselben etwas zurückhaltend und schien der Mutter des geliebten Mannes eigentlich mit einer Art Genugthuung die Aufforderung ab, mit ihr die Ausstellung der Blumenfreunde zu besuchen, die die ganze Stadt beschäftigte. Sie hatte Proben und konnte in der That nicht mitgehen.

Am Abend spielte sie nicht, befand sich aber im Theater. Felix besuchte sie in der Loge, wo sie gewöhnlich ihren Platz hatte, und war liebenswürdig wie immer. Nur machte ihn betreffen, den Fürsten Rymannstein gleichfalls in Jenny Dalthus' Loge kommen zu sehen. Er erhob sich und räumte ihm den Platz ein.

Elfriede wußte kaum, was sie dem Fürsten antworten. Er entfernte sich, als der Vorhang wieder aufgezogen wurde.

Am nächsten Tage sollte jenes Concert stattfinden. Sie hatte wieder eine Probe und fand, als sie nach Hause kam, eine Ueberraschung. Luise Meyer sagte, ein Körbchen mit den herrlichsten Camellien wäre soeben angekommen. Natürlich eine Aufmerksamkeit Rauheim's — ein Schmuck zum heutigen Concert — ein Gegengeschenk für ihr Vielliebchen — Wie dankbar war sie ihm dafür! Wie bewunderte sie die Blumen! Selbst das kleine Veilchensträußchen wurde ungeachtet seiner bedeutenden Bedeutung reizend befunden. „Aber diese Camellien müssen wir praktisch verwenden! Ach! Da sind ihrer zu

wirke, aber — Gang nicht! So und nicht anders —!"

Gilvirde nahm eine der glänzenden Blumen und hielt sie an ihr für den Concertabend schon bereit hängendes Kleid —

„Der Hintergrund ist wie dazu gemacht! Ich bedecke das Kleid in einer Guirlande mit diesen wunderbaren Blumen! Solche Blumen sah ich noch nie!" Die purpurnen Blätter weiß eingefaßt wie mit buntem Saume! Man würde sie unter Tausenden herauserkennen!"

Sie hatte sich Gilvirde freudigst den kundigen Händen Darins überlassen. Das ganze Kochchen wurde entleert. Die Blumen kamen an das weiße Kleid. In heiterster Stimmung betrachtete sich Gilvirde am Abend, nahm noch den letzten kleinen Zweig aus dem Koche, flocht ihn zu dem Brautstrauß, auf daß nichts verloren gehe, und wandte sich an die völlig zufriedene Lalle mit der Frage: „Darf ich mich so sehen lassen?"

„Wie die Blumenfee!" sagte diese.

Um halben Uhr fuhr Gilvirde zum Concert.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Adelich in alter Zeit.

Eine biographische Skizze von Dr. Wilhelm Schröder.

Daß sich in unsern Tagen der Adel immer mehr vom Volke entfernt und dem Zeitgeist, wo nur möglich, die Spitze zu bieten sucht, ist eine traurige Erfahrung, die wir nirgends mehr als in Deutschland machen. Selten, daß sich wahrhaft freisinnige Männer wie von Binde, von Bennigsen u. a. von den Vorurtheilen der Adelskaste freimachen.

Lassen wir uns ein Adelsbild vergangener Tage entgegentreten! William Cavendish, der Begründer des noch jetzt in England unter den Pairs des Reiches glänzenden herzoglichen Hauses von Devonshire, nimmt einen der ersten Plätze ein unter den hochbegabten Edelleuten, welche die Periode, der er angehört (1640—1707) ebenso sehr erleuchteten, wie sie ihr äußerlich zur Zierde gereichten. Von den feinsten hofmännischen Manieren und doch wahrhafter Urbanität, dabei ganz von der Ritterlichen, so ingrimmigen Empfindlichkeit in Sachen der Ehre und überhaupt jenem an Tollkühnheit grenzenden persönlichen Muthe, der ja die wahre Mischung des Rasenblutes sein soll, verband er mit der sorglosen Heiterkeit eines Lebemanns zugleich die höchste Reinheit seiner politischen Principien. Staatsmann, Redner, Dichter, Maler und Architekt, war er, wenn auch nicht das Höchste hierin leistend, doch in allen diesen Bezeichnungen auf derjenigen Stufe, welche man für seine Zeit mit Recht eine hervorragende nennen darf.

Er war der Aelteste der beiden Söhne William's, seines Erben von Devonshire, und Elisabeth's, zweiter Tochter William's, zweiten Earls von Southampton aus dem Hause der Earls, und wurde geboren am 25. Januar 1640. Er erhielt seine erste Erziehung im elterlichen Hause und es verdient sogar seinem Zweifel, daß dabei sein Hauslehrer der berühmte Philosoph Thomas Hobbes war, welcher bereits in gleicher Eigenschaft von seinem Vater und Großvater sich verdient gemacht, und der mit einzelnen Unterbrechungen durch Reisen im Auslande nahezu volle siebzig Jahre in dem Hause der Grafen von Devonshire lebte, auf deren Stammsitze Hardwick er auch starb.

Da er nun zu Hause bereits einen guten Grund zu vielen Kenntnissen gelegt hatte, so hielt sich der junge Cavendish mehr der äußeren Form als um wirklichen Studiums willen eine kurze Zeit auf der Universität Oxford auf und ward dann der Obhut Dr. Henry Killigrew's übergeben, welcher ihn als Hofmeister während der schon damals bei den englischen Adelssöhnen herkömmlichen Tour auf dem Continent begleitete. Nach seiner Rückkunft im Jahre 1661 ward er zu einem der Repräsentanten der Grafschaft Derby erwählt, welchen Sitz er inneheilte, solange er selbst noch dem Range der Commoners angehörte, und wo er, als der Ernst der nachfolgenden Zeiten höhere Leistungen von den Personen verlangte, bald einer der bedeutendsten Mitglieder des Hauses der Gemeinen wurde.

Im März 1663 gehörte er zu dem glänzenden Gefolge adliger Freiwilligen, welche den Herzog von York bei seiner Expedition gegen die Niederländer begleiteten, er trotzte dabei den größten Gefahren mit einer Sorglosigkeit für seine Person, welche alsbald den Ruf seines persönlichen Muthes ein für allemal unzweifelhaft feststellte.

Bereits im Jahre 1662 hatte Lord William Cavendish sich mit Lady Mary Butler, der jüngsten Tochter von James, dem großen Herzog von Ormond, verheirathet; die Trauung geschah unter großen Familienfestlichkeiten am 27. October auf Kilkenny-Castle, dem alten Stammsitze der Butlers in Irland. Die Braut war damals 16 Jahre und Lord William 22 Jahre alt. Diese Ehe

war auch der Ton damaliger Zeit durch maßlose Unbescheidenheit der selbstsüchtigen Reisen verändert worden; aber allem Anschein nach kam sein Widerstreben dagegen von seiten der Braut und noch weniger von seiten des jungen Bräutigams, welcher schon ebenso ausgesprochen war durch seine Neigungen und andere Qualität, wie er es war durch Schönheit, Reichtum und Vornehmheit. Carte, der getreue aber mitunter Geschichtschreiber der Ormondfamilie, hält sich in seiner Erzählung der großen Begebenheiten und politischen Revolutionen, um einen Augenblick bei diesem glückverheißenden Hochzeitsfeste zu verweilen. Er erzählt uns „daß es leichter sei sich einzubilden denn zu beschreiben durch ungewöhnlichen Zuströmen von Personen von Distinction, besonders aus der Verwandtschaft beider Familien, welche durch diese Feierlichkeit beteiligt wurden, ebenso die Freude und Genugthuung, welche in allen Gesichtern sich ausprägte wegen eines so hohen Anlasses und eines so glücklichen Schicksalswechsels nach so manchem traurigen Jahre der Verbannung, des Exterminirens und anderen Familienunglücke". Denn der Vater von Lady Mary, unter Karl I. Lord-Lieutenant von Irland, war im Jahre 1648, da die öffentlichen Zustände der allgemeinen Zerrüttung entgegenliefen, genöthigt gewesen, seine Gattin und Kinder ins Ausland zu senden, wo dieselben in großer Zurückgezogenheit, theils zu Caen, theils im Haag, die Restauration erlebten. Im Jahre 1662 war der Herzog von Ormond abermals Lord-Lieutenant von Irland, unter glücklichen Verhältnissen, und in demselben Jahre fand dann, wie gesagt, die Vermählung seiner Tochter Mary mit Lord William Cavendish statt. Bei der Gelegenheit mag deshalb in erhöhtem Grade alles, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, „splendid hilarity and genuine Irish hospitality". Der Herzog von Ormond hielt in Kilkenny-Castle offen Haus bis zu Weihnachten, und die Brautleute kehrten erst im folgenden Sommer nach England zurück. Nach ihrer Verheirathung führte Lady Mary den Titel Lady Cavendish während der ganzen Regierungszeit Karl's II., und ihr Gemahl folgte erst 1685 seinem Vater in der Earlswürde.

Diese edle, schöne und tugendhafte Lady, wie sie einstimmig von ihres Gemahls Biographen genannt wird, scheint ihrer liebenswürdigen Schwägerin Lady Ossory in Charakter und Lebensgange geglichen zu haben. Sie war durch ihre Geburt mit einem der glänzendsten Charaktere ihres Jahrhunderts, aber selbst von einem so edlen Beispiele sich verhängnißvoll Weise, so wenig geschaffen für Ehrgeiz oder Vergnügungen, daß sie sich nur um desto inniger durch die außerordentlichen Gaben und die glänzende Carrière ihres Gatten. Lord Cavendish scheint in der That alle Eigenschaften besessen zu haben, welche ihm die Liebe und Bewunderung seiner ungewöhnlichen Braut verschaffen konnte, dabei aber auch alle Neigungen, welche ihr häusliches Glück stören mußten. Wenn es vergessen wäre (?), was alle seine Biographen bekennen, daß er mäßsamer in ungemischter Harmonie lebte*), so hätte das höchste was zweifelsohne hat ausgesprochen, was dem Charakter der Liebe erhöht werden kann. Wir hören nicht viel von der Liebe während der ersten Jahre ihrer Ehe, außer ein Blick auf Lord Cavendish's Charakter und seine Lebensweise zu jener Zeit überzeugt uns, daß er häufig der Gattin Herz auf die Probe gestellt, ihre Liebe so innig aufgesucht und ihr Herz in Beklommenheit versetzt haben. Er war ungewöhnlich schön und gewinnend von Gestalt, tapfer bis zur Unbesonnenheit, prachtliebend in Kleidung und anderem Luxus; höchst geistreich und witzig, aber doch dabei nie, selbst nicht in jenem Zeitalter der äußersten Licenz, den Unterschied zwischen gemeinem Witz und dem eines Gentleman vergessend; er vereinigte ein unbezähmbares Temperament mit einer außerordentlichen Zartheit der Manieren und Liebenswürdigkeit des Betragens, indes während seine Freunde auf seine Kraftfülle nicht zu viel wagen durften, seine Feinde dagegen dem Zauber seines Benehmens nicht zu widerstehen vermochten. Vielleicht hatte er sich zu lang verheirathet, denn wir sehen ihn noch eine Weile nach seiner Verheirathung eine Lebensweise führen, der sich jetzt ein lediger junger Mann von Stande hingegeben pflegt, bevor er ans Heirathen denkt. Seine Liebe zum Vergnügen, seine Leidenschaft für Spiel und Wettrennen scheinen den alten Carl, seinen Vater, öfters erzürnt und ihm selbst Verlegenheiten bereitet zu haben. Außerdem erfahren wir (was doch eben keine sehr günstigen Schlußfolgerungen auf Lady Cavendish's eheliches Glück, sofern sie davon wußte, zuläßt), daß der König ihm das Haus Nell Gwynn's (des Königs Geliebte, eine frühere Schauspielerin) verbieten ließ, aber vielmehr es Nell

*) Die Citate in der „Biographia Britannica" und in Jones „Memoirs of the Cavendishes".

Personen auszeichnete, ihn bei sich zu empfangen; andern lehnte er ein zweites Umgange mit dem Herzog von Monmouth, Lord Thynne, Lord Dorset und anderen aufgemachten „Narrs" jener Zeit, obgleich er nicht mit in De Grammont's „Memoiren" figurirt; und demnach mussten all diese Thorheiten bewahrte er Eigenschaften, welche ihn ebenso interessant und beliebt im Privatleben müssen gemacht haben, als seine öffentliche Laufbahn bisweilen glorreich war. Seine ritterliche Tapferkeit gab seiner Gattin öfters Veranlassung, für sein Leben zu zittern. Etwa sechs Jahre nach seiner Verheirathung, als Montagu zum Gesandten für Frankreich ernannt wurde, begleitete Lord Cavendish diesen nach Paris. Während er dort eines Abends sich nach der damaligen Sitte der jungen Cavaliere*) hinter den Coulissen der Oper aufhielt, geschah es, daß drei junge Officiere der königlichen Garde, von Wein und Uebermuth erhitzt, hereinstürmten; einer derselben richtete an Cavendish eine beleidigende Frage, die ihm der letztere aber sofort mit einem Faustschlag ins Gesicht beantwortete. Im Nu rissen alle drei ihre Degen aus der Scheide und drangen auf ihn ein; Cavendish stellte sich mit dem Rücken gegen eine der Seitenwände und vertheidigte sich mit der äußersten Bravour, allein er würde, nachdem er schon mehrere bedeutende Wunden empfangen, doch unfehlbar zuletzt durch die Zahl seiner Gegner überwältigt und auf der Stelle ermordet worden sein, wenn nicht ein Schweizer in Lord Montagu's Diensten (der zufällig sich auch mit hinter der Scene befand), ein Mann von ungewöhnlicher Kraft und Körpergröße, plötzlich hinzusprang, mit einem raschen Entschluß den jungen Lord in seine Arme nahm und ihn von der Bühne herab in das Parterre warf. So war er gerettet, hatte jedoch im Hinunterfliegen an einer der eisernen Spitzen, welche die Balustrade zwischen Bühne und Parterre bilden, mit dem Arm gestreift und auch dadurch sich noch schwer verwundet. Cavendish's Betragen bei dieser ganzen Affaire, welches ganz des Helden einer alten Ballade würdig war, verschaffte ihm ein außerordentliches Renommée nicht nur in Paris, sondern durch ganz Europa, und als Ludwig XIV. seine niederträchtigen Angreifer verhaften ließ, damit ihnen der strengste Proceß gemacht werde, bezeugte Cavendish sein ritterliches Benehmen dadurch, daß er selbst gutmüthig für sie beim Könige eintrat und ihnen Pardon erwirkte.

Wir finden eine Bestätigung dieser Thatsache unter anderen in den Briefen Sir William Temple's (I, 70), damals englischen Gesandten im Haag, wenn einer an Cavendish geschrieben wurde zu dem besonderen Zweck, ihm wegen des Antheils, den er sich bei jenem Affaire erworben, Glück zu wünschen, „welches ich thue" (sagt Sir William) „nicht blos als Privatmann und Ew. Herrlichkeit Ergebener, der Euch jeden Zuwachs von Ehre wünscht, welcher nicht zu theuer erkauft werden mag, sondern außerdem als öffentlicher Würdenträger, dem die Ehre unserer Nation über alles gehen muß, und der wohl weiß, daß die Bedeutung derselben in Zeiten des Friedens durch die Thaten und das Verhalten der ihr Angehörigen im Auslande sowol gehoben als gegentheils auch verringert wird im Urtheil der Fremden. Ich kann jedoch Ew. Herrlichkeit versichern, daß, was auch in der öffentlichen Unterhaltung hierüber geredet wird, alles nur zu Euren Gunsten lautet, und dies selbst von den Franzosen nicht angezweifelt wird, welche sagen, daß Ihr eben so großmüthig gewesen seid in Entschuldigung Eurer Feinde als brav in Vertheidigung Eurer selbst."

Es war nicht lange nach dieser Begebenheit, daß Lord Cavendish die erste bedeutendere Rolle in den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes gespielt zu haben scheint. Bei der Gährung der Parteien, welche bald nun zu dem höchsten Maße sich zu steigern begann, darf man nicht erwarten, daß ein so glühender Geist lange hätte unthätig bleiben können. Ein Streit, welcher im Sommer 1677 zwischen dem Könige und den Gemeinen ausbrach, weil die letztern die königliche Prärogative angetastet hatten, indem sie Se. Majestät aufforderten, eine Allianz mit den Generalstaaten abzuschließen, was Karl dann durch einen gleichen Bruch ihrer Privilegien beantwortete, indem er dem Sprecher befahl, das Haus zu vertagen, war für Cavendish die Veranlassung zu seinem ersten bedeutenden Auftreten im Parlament. Er protestirte aufs nachdrücklichste gegen die Vertagung und stellte eine declaratorische Resolution betreffend die Unabhängigkeit der Gemeinen in solchen Fällen vor, welche auch durchgegangen sein würde, wäre der Sprecher dem nicht dadurch zuvorgekommen, daß er zu dem ungehörigen Verfahren griff, plötzlich seinen Sitz zu verlassen. In

*) Sowol in den englischen wie in den französischen Theatern war einem Theil der vornehmen Jugendwelt der Zutritt zur Bühne und hinter die Coulissen erlaubt, wo sie ihre Rendezvous hatten und pêle-mêle mit den Schauspielern und Schauspielerinnen verkehrten.

bestellen Sitzung gab er nach einem heftigen Wortwechsel mit Lord Russell und seiner Kollegen, indem er sich zum Könige begab, und schließlich war es Erfolg einem Irrthum unterlichte, den einer der Gemeinenwählen hat einer für seine Partei sehr wichtigen Meinungsänderung machte, indem die Zahl der Voten, obgleich durch alle eine auf beiden Seiten gleiche berichtet, dennoch schließlich sich zu Gunsten seiner Partei ergab.

Diese Thätigkeit und die Geschicklichkeit, mit welcher er sie in Anwendung brachte, empfahl ihn mächtig seinen politischen Freunden, sodaß seine Hände bald mit parlamentarischen Geschäften überfüllt waren. In der ersten Sitzung eines neuen Parlaments, welches im October 1678 zusammentrat, ward er zum Mitglied von nicht weniger denn acht Comités erwählt. Im Verlaufe dieser vielfachen Beschäftigungen ward er nothwendigerweise ein häufiger und bald auch ein ausgezeichneter Redner. Seine Reden an das Haus zeichneten sich nicht nur durch gesunde Argumente, durch Reinheit und zugleich Mannichfaltigkeit der Ausdrucksweise aus, sondern auch durch einen Fluß der Diction, welcher die Aufmerksamkeit fesselte, und durch Festigkeit und würdigen Freimuth, der jedoch nie die Grenzen der guten Lebensart oder guten Humors überschritt. Dergestalt auf das höchste ausgerüstet zu einem Führer der Volkspartei, ward er bald zu einem furchtbaren Gegner, sodaß, als Karl im Frühjahre 1679 erklärte, fernerhin ohne ein Cabinet und nur mit einem offenen Geheimerathe-Colleg von 35 Männern regieren zu wollen, von denen fünf aus dem Hause der Gemeinen erwählt werden sollten, Lord Cavendish, zum Zeichen besonderer Gnade und Vertrauens — oder richtiger gesagt, um ihn wo möglich zu gewinnen — zu einem von den letztern mit ernannt wurde.

Aus einer Mischung entgegengesetzter Parteianhänger, welche das maßgebende Princip gewesen zu sein scheint, worauf dieses Geheimerathe-Colleg gegründet wurde, konnte vernünftigerweise keine Vereinigung erwartet werden, als wenn man allein das Selbstinteresse der Ehre und der Pflicht vorzog, und der Ausspruch erwies sich denn auch demgemäß. Nach des Königs resolutem Entschluß im folgenden Jahre, der Bill zur Ausschließung des Herzogs von York (seines Bruders) von der Thronfolge sich zu widersetzen, und seiner darauf erfolgten Auflösung des Parlaments traten mehrere der Mitglieder, und unter ihnen auch Lord Cavendish, dem König um die Gelandrich, von ihrem neuen Posten zurückzunehmen, worauf Karl in seiner charakteristischen Weise „Mit Vergnügen!“ antwortete. Ihr Austritt scheint für die Führer der Opposition das Signal zur höchsten Aufregung des Parteigeistes geworden zu sein, denn von diesem Augenblick an datirt die entschiedenste und offenste Widersetzlichkeit gegen die Maßregeln der Krone, welche bald zu den gefahrvollsten Planen anleitete. Devonshire gehörte anfangs zu der engern Zahl und wohnte mit seinem theuern Freunde Lord Russell, der auch mit aus dem Geheimerathe ausgetreten war, ihren geheimen Meetings bei, bis sich zu doch glücklicherweise noch beizeiten davon zurück. Dieser Entschluß scheint ihm jedoch mehr durch Prinzip als durch Klugheit diktirt worden zu sein; denn obgleich er streng daran festhielt, so hörte er doch nicht auf, jene Männer privatim als seine Freunde anzuerkennen und zu lieben, noch ließ er im geringsten in der Thätigkeit oder der Richtung seines öffentlichen Verhaltens nach. Bei dem Hochverrathsprozesse gegen Lord Russell, welcher bald darauf stattfand, begleitete er seinen Freund vor die Schranken und legte das günstigste Zeugniß, was er nur konnte, für ihn ab; und nach der Verurtheilung jenes Edelmanns schickte er Sir James Forbes zu ihm mit dem Vorschlage, daß er seine Flucht bewerkstelligen wolle dadurch, daß er zu ihm sich in den Tower begäbe, dort die Kleider mit ihm wechsele und statt seiner als freiwilliger Gefangener zurückbleibe; ein Erbieten, was jedoch ebenso großherzig abgelehnt wie gemacht wurde. Damit jedoch nicht sich zufriedengebend, beabsichtigte Cavendish sodann, die Escorte, welche Russell zur Execution führen wurde, unterwegs an der Spitze einer Schar bewaffneter und bewährter Freunde anzugreifen und ihn so mittels offener Gewalt zu befreien. Allein Lord Russell erklärte, er würde nicht zugeben, daß seine Freunde dergestalt für ihn ihr Leben einsetzen sollten und daß, da er einmal der Entscheidung nach dem Gesetz sich unterworfen, er nun auch bereit sei, seine Strafe zu erleiden. Lord Cavendish nahm Abschied von seinem Freunde, da er zum Tode geführt wurde, und als Lord Russell, ihm Lebewohl sagend, sich noch einmal umwandte und noch mit wenigen ernstlichen Worten ihn beschwor, seiner leichten Lebensweise zu entsagen und umzukehren, bevor es zu spät sei, da vermochte Lord Cavendish dem edeln Märtyrer der Freiheit nichts mit Worten zu erwidern, sondern nur noch die Hände ihm

nachzugehen und seinen unerschütterlichen Thatsinn seinem Lauf zu lassen.

Diese tapfere Manier seines steten Verwandten machte wahrscheinlich einen heilsamen Eindruck auf den Charakter und das Gemüth des Lord Cavendish. Wir finden ihn fernen mehr dem Hofleben sich entfremden, einen guten Theil seiner Zeit auf seinen Gütern lebend und sich mit ernsten Staatsangelegenheiten beschäftigend. Dennoch konnte er den angeborenen Ungestüm seines Charakters bei vorkommenden neuen Gelegenheiten nicht verleugnen; denn als bald darauf die schandbare Ermordung Thynne's verübt, der einer seiner intimsten Freunde gewesen war, so wandte er nicht nur den äußersten Eifer an, um die Mörder der gebührenden Bestrafung zu überliefern, sondern ließ auch, nach der unerhörten Freisprechung des Grafen Königsmark als Anstifters dieses Verbrechens, denselben zum Zweikampf auf Leben und Tod herausfordern. Er bot dem Grafen an, an jedem beliebigen Ort der Welt mit ihm zusammenzutreffen, die Anschuldigung der Mordthat ihm dann ins Gesicht zu schleudern und ihm sie mit seinem Schwerte zu beweisen; allein jener elende Kanfaron entzog sich diesem Rencontre durch seine feige Flucht auf den Continent. Dieselbe Hitze des Temperaments, welche ihn zu dieser ritterlichen Herausforderung antrieb, verstrickte ihn bald darauf in einen der mißlichsten Privathändel. Er war nämlich unlängst innerhalb des Hofbezirks von einem Oberst Colepepper beleidigt worden, hatte diesen jedoch zur Abbitte gezwungen und ihm dann vergeben unter der Bedingung, sich nie mehr in Whitehall sehen zu lassen. Der Oberst wagte sich jedoch wieder dahin, nachdem Jakob den Thron bestiegen, dessen Ungunst gegen Cavendish bekannt war; und so geschah es eines Tags, daß, als letzterer, der durch seines Vaters Tod unterdessen Earl von Devonshire geworden, jenen dort traf, er ihn ohne weiteres mit seinem Stock durchprügelte und ihn darauf an der Nase aus dem Vorzimmer führte. Es ist unnöthig, hier nachzuweisen, daß ein persönlicher Angriff an solchem Orte vom Gesetz aufs strengste verpönt war. Der Earl ward sogleich in Anklagestand versetzt und durch ein Urtheil der King's-Bench und in einem Geist der Rache, welcher unendlich mehr Schmach auf Jakob lastet als fast alle andern gerechten Anschuldigungen wider ihn, wurde er zu der für jene Zeit dreifach großen Geldstrafe von 30000 Pf. St. verurtheilt und in Ermangelung augenblicklicher Bezahlung befohlen, sogleich seiner Staatsbeamtungen, dem Gefängniß jenes Gerichtshofs übergeben. Er benutzte jedoch bald eine günstige Gelegenheit, um heimlich zu entweichen, aber nur, um sich nach seinem Sommersitz Chatsworth zu begeben, wo (englisch Kennet) bald nach der Kunde seiner Flucht der Sheriff von Derbyshire den Befehl erhielt, ihn festzunehmen und nach London zurückzubringen; er betrat jedoch den Sheriff zu sich und befahl ihm als Stellvertreter bei sich, bis er wegen seiner eigenen Person dahin unterhandelt hatte, daß er eine Verschreibung für die spätere freiwillige Bezahlung der ganzen Geldstrafe ausstellte, welche Verschreibung jedoch das glückliche Schicksal hatte, daß sie unter König Jakob's Papieren gefunden und darnach von König Wilhelm annullirt wurde.

Er verlebte nun den Rest von König Jakob's Regierungszeit zu Chatsworth so zurückgezogen, als es nur irgend sein Rang erlaubte, ausschließend nur damit beschäftigt, dies prächtige Schloß durch architektonischen Ausbau zu einem Monument nicht nur seines Kunstgeschmacks und seiner Größe zu machen, sondern zugleich seiner entschiedenen Verachtung des gewöhnlichen Gebrauchs großer Glücksgüter. Die wichtigste Beschäftigung seiner ländlichen Zurückgezogenheit bestand jedoch darin, daß er mit einigen andern großen Männern seiner Partei die Maßregeln vorbereitete, welche bald darauf die Einführung eines neuen Regenten und einer neuen Regierungsform bewerkstelligten. Wenige Personen hatten einen größeren Antheil an dem Zustandekommen dieses folgereichen Wechsels der Dinge und keiner wirkte dazu mit mehr Heftigkeit und Ausdauer als Cavendish. Als endlich der Prinz von Oranien landete, war dieser Ehrmann einer der ersten, eine öffentliche Erklärung ihrer Gesinnungen und Entschlüsse abzugeben, und zwar zuerst zu Derby, danach zu Nottingham, wo er die Prinzessin, nachmalige Königin Anna, empfing, nachdem sie ihren Vater verlassen hatte, und sie mit einer militärischen Escorte zu ihrem Gemahl, dem Prinzen Georg von Dänemark, bereit zu Oriech, geleitete. Am folgenden Tage eilte er privatim nach London und schloß sich denjenigen Peers an, welche sich dort versammelt hatten, um Wilhelm von Oranien zu bewegen, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu übernehmen, war er gleich darauf das hauptsächlichste Werkzeug beim Zustandebringen jener

gegen Wilhelm III. zur Revolution, ebenso bei Antritt der Convention-Parlament, welches die bisherige Regierung für abgesetzt und den Thron für erledigt erklärte — worauf denn alles Uebrige von selbst sich ergab.

Cavendish, Earl von Devonshire, ward nun, wie er es verdiente, einer der Großen, gegen den die neuen Machthaber ihre Dankbarkeit bewiesen. Am 14. Februar 1689 ward er als Mitglied des Geheimenrathes bestätigt; gleich darauf ward er zum Lord Steward of the Royal Household (Oberhofmarschall) ernannt; am 3. April desselben Jahres erhielt er den Orden des Hosenbandes. Das Amt eines Lord-Lieutenants der Grafschaft Derby, dessen er durch Karl II. entsetzt worden, ward ihm ebenfalls wieder übertragen; das Urtheil in Sachen Colepepper's wider ihn ward vom Parlament cassirt und als ein Bruch wider seine Grundgerechtigkeiten erklärt. Im Anfang des Jahres 1691 war er bei Gelegenheit König Wilhelm's, als dieser sich zum Congreß im Haag begab, und wohnte später mit diesem Fürsten der Belagerung von Mons bei. Am 12. Mai 1694 wurden seine äußerlichen Auszeichnungen endlich vollendet durch seine Erhebung zum Marquis von Hastingden und Herzog von Devonshire. Anna bestätigte ihn bei ihrer Thronbesteigung in allen seinen Würden und behandelte ihn mit der schmeichelhaftesten Auszeichnung, verwendete ihn jedoch zu weiter keinen Staatsgeschäften, als daß sie ihn zu einem der Commissare für die Union mit Schottland ernannte, welchen Abschluß er jedoch kaum überlebte: denn er starb am 18. August 1707 und ward neben seinen Vorfahren in der Kirche zu Allhallows in Derby begraben. Mit seiner einzigen Gattin Mary, welche am 31. Juli 1710 starb, hatte er drei Söhne und eine Tochter; William, seinen Nachfolger, James, der sich verheirathete und zu Stoley-Park in Devonshire sich niederließ, und Elisabeth, vermählt mit Sir John Wentworth von Broadsworth in der Grafschaft York. Sein zweitgeborener Sohn Henry, der auch verheirathet gewesen und Nachkommenschaft hinterließ, war jedoch schon vor dem Vater gestorben.

Von seinen poetischen Leistungen ist außer einer gelungenen Ode auf den Tod Maria Stuart's wenig bekannt geworden. Ueberhaupt scheint er ein größerer Kritiker als Poet gewesen zu sein. So viel steht wenigstens fest, daß die Aristokratie von Schöngeistern, welche während seiner Periode glänzten, den Earl von Roscommon an der Spitze, den Compositionen beständig seinen Geschmack und Urtheil zuerwarf.

„Noch Cavendish würde selbst in unseren Tagen" (so schließt einer seiner englischen Biographen), „wo das Wort Liberalismus noch eine weit erhöhtere Bedeutung als damals hat, noch für einen entschiedenen Liberalen gegolten haben, und mit Recht erstaunen wir heute noch über einige Artikel seines politischen Glaubens. Er war unter anderen der Meinung, daß die Parlamente nur dreijährig sein müßten, und beklagte es oft im Hause der Peers, daß ein kleiner, schmutziger Bergflecken für einen ganzen Peers erkauft werden könne, so leicht wie ein Ochse auf dem Viehmarkt von Smithfield." Er wünschte, man möge auf seinem Grabstein die Inschrift setzen: „Hier liegt William Cavendish, der treue Unterthan guter Fürsten, ein Hasser der Tyrannen und von ihnen gehaßt."

„Den Marathon."

Von Stefan Schwarz.

Die alten Hellenen hatten wol recht, wenn sie dem Landstrich Attika den Beinamen „die Heilige" gaben, und ich denke, auch die Neugriechen werden mit diesem Epitheton ganz einverstanden sein.

Es pflegt gewöhnlich um die Zeit des Sonnenuntergangs der Lloyddampfer, welcher von dem wogenumspülten Eiland Syra nach Athen führt, die Phalerische Bucht zu erreichen. Die Zinnen nun, welche violett und rosig dann die attischen Gebirge umschießen und ihnen ein gar warmes und weiches Colorit verleihen, umnebeln und verdunkeln dennoch nicht den Blick des Unterrichteten Reisenden und er erkennt, daß der Charakter des vorliegenden Landes der der Härte, Starrheit und Oede ist.

Wirklich ist das vegetabilische Leben in Attika auch gering; diese Gegend rein plastischer Formen scheint die Zierde, welche der Epheu oder Akanthus selbst verbrämendem Gemäuer verleiht, zu verschmähen. Schon auf dem heißen staubigen Wege vom Piräus nach Athen suchen wir vergebens nach Grün; nur zu beiden Seiten der Straße sprießt spärlich die Rebe, seltsam spendet einer jener Bäume, welche der vorgerückten Halbinsel Morea den Namen gaben, seines Schattens mangelndes Labsal und fast ausgestorben scheint der Baum der Pallas mit seinen plastischen silberfarbenen Blättern. Treten nun, je näher wir

der in Nähe immerdar Kühnheit lernen, der Hymettos und Pentelikon immer schärfer hervor, so erblicken wir erstaunt nur Fels und Felsen und nichts von jener Pracht ist zu schauen, welche die Abhänge deutscher Gebirge im saftigen Schmuck der Eiche oder im harzigen Kranz der Nadelholzungen ziert. Der nordische Reisende, welcher das heilige Gestade von Hellas betritt, nimmt gleich den Palmen, der Platane, Myrte, den weithinduftenden Oleanderd und der goldfruchtbeladenen Orange gar nicht zu gewahren; aber Griechenland ist in Ägypten verwandelt und sein marmorarmer Boden treibt nur kümmerliches vegetabilisches Leben.

Dennoch bewahrt liebend mein Erinnern einen Ort, der das eben Gesagte widerlegt durch den Reichthum an Grün und gesegneter, fruchtbarer Fülle. Es ist Kephisia, nahe bei der attischen Hauptstadt auf dem Wege nach Marathon gelegen, ein liebliches Dorf, welches seinen Namen dem kleinen Flusse Kephisos verdankt, der hier entspringt.

Weil die Lage jenes Orts überaus reizend und die Fruchtbarkeit des wenn auch spärlich mit Wasser gefüllten Baches wegen eine erhöhte ist, erkoren schon die Alten Kephisia zu ihrem liebsten Aufenthalt und auch Herodes Atticus hielt gern hier sommerliche Rast. Dort schimmern weiß aus dem dichten Gezweig der Oelbäume comfortable Landhäuser, den englischen Cottages ähnlich; um die Ulme und Platane windet uralter Epheu seine Ranken und läßt sie in anmuthigen, von den schwarzblauen Fruchtbeeren beschwerten Festons niederhängen und für griechische Bräute wuchert dort üppig die Myrte.

Weil wir heute aber nicht in Kephisia verweilen, lassen wir unser junges Roß, welches vielleicht schon auf der Stelle des alten Kolonos Hippios weidete, noch ein wenig dergan feuchen und treten dann in einen prächtigen Olivenwald, dessen Stämme mühsam im festen Gewölbe wurzeln. Gleichsam das Unterholz bilden hier verkrüppelter Oleander, Arbutus mit rosenrother Rinde, niedere Eichenstauden, aber welche schimmernd eine harzige Pinie die nadelreiche Fächerkrone breitet.

Beinahe auf dem Gipfel jenes abgezweigten Pentelikonkammes angekommen, welcher die athenäische von der marathonischen Ebene trennt, begegnete uns ein armer Grieche in zerlumpter, aber höchst malerischer Tracht, der ein mit Holz beladenes Grauthier vor sich hertrieb. Er grüßte, indem er mit der rechten an seine Mütze, an den Rocken hängende Mütze faßte; doch kannte mir sein Gruß. Denn das wunderbare Schauspiel bot sich unseren verwöhnten Augen, die schon Tempe, die Schluchten des Hämus, die durch gewaltige Felsen des Caucasus und die „Tausendundeine Nacht-Szenerie" des Cedernwaldes gesehen.

Es breitete sich zu unseren Füßen das heilige Gefilde von Marathon. Es lagen in ultramariner Beleuchtung vor die Insel Euböa vom Festland trennende Meeresarm und diese Gelände herrlich geschwungenen und grünen Berggipfel ragten kühn in die Dunkelheit des griechischen Himmels. Solchen Anblick vergißt man nie. Dem „Wie schön und erhaben!" meiner damaligen Bewunderung mischt sich heute ein glorreicher Name, den ich nur mit Wehmuth und Trauer aussprechen darf. Es ist der Neumann's! Mögen die antiken Dryaden, Oreaden und Najaden dem allzu früh Entrissenen ein Lebewohl weihen! Hierher mit, nordischer Fremdling, und staune den Genius des Meisters an, der den Himmel, das Meer und die gebenedeite Erde von Hellas durch seinen Zauberpinsel verherrlicht!

Jetzt senkt sich der Weg in Serpentinwindungen. Ringsumher ist alles malerisch und jeden Gegenstand verklärt der Hauch griechischer Luft. Und doch, wir sind froh, hier nicht auf Schritt und Tritt genießbegierigen Malern zu begegnen, ihre weißen Schirme ausgespannt, die in Italien wie Pilze aus der Erde wachsen.

Bei dem grauen Kloster Vrana sind wir am Fuß des Bergs angelangt. Die vor uns liegende Ostseite der Ebene, in welcher das Griechenhäuflein gegen die Barbaren fegte, wird vom Meer und der euböischen Küste gebildet; im Nord begrenzt das Cap Kynosura, im Süd der gräuliche Argolik, im West endlich ein schmaler Vorläufer des Parnasses, der Korveni, die einstige Arena. Ein militärisches Auge, ja selbst das des Laien, wenn letzterm in zwei Worten die Stellung der beiden Kämpfenden angedeutet wird, erkennt sogleich, wie bei aller numerischen Schwäche die Hellenen dennoch den Sieg erringen mußten.

Ein wesentlicher Bestandtheil alles Großen ist Einfachheit! Auf diesen Grundsatz baute zuversichtlich der Oberfeldherr Miltiades seinen Plan und er berücksichtigte dabei in klugster Art das Terrain, welches im Norden und Süden von bodenlosen Morästen eingefaßt wird, ein Umstand, den der die Perser heranführende Hippias vergaß. Die Griechen waren auf den westlichen Anhöhen

poesie: ihnen gegenüber haben die Barbaren, welche zwar das Centrum ihres Kreises durchbrechen, aber sogleich, an den Flanken gepackt, in die Sümpfe und in schmachvollen Tod getrieben werden.

Und ist sein Denkmal übrig geblieben, sein Erinnerungszeichen an den hellenischen Sieg? Entsprechte dem mit Blut gedüngten Boden einzig und allein Aeschylos, die Tetrarchinnen der Tiefe? Nein! Da erwacht hier zu die goldene Saat der hellenischen Freiheit und blüht gleich darauf die herrlichsten Blüten der Kunst unter Perikles. Aber nach diesen Ironien wird der Leser bescheiden suchen. Hart an der Küste, an welche die schwellenden Wellen leise brausen, erhebt sich ein kleiner Hügel und unter ihm seit der Stund jener 192 Helden ruhen, die Athen emporhob und welche für des Vaterlandes Unabhängigkeit starben. Eine heilige und erhabene Stätte! Von diesem Hügel erblickt man noch ein anderes, in Trümmer liegendes Monument, eine gemauerte Bank, auf welcher wahrscheinlich die eigentliche Grab-„Stele", die, nach den umherliegenden Trümmern zu schließen, aus Marmor bestand, gestanden hat. Den Führer nannte es das Denkmal des Miltiades.

Der jetzige Flecken Marathon zählt nur wenige Hütten, aus Platanen- und Eichenbäumen ragend und unter einer der letzteren stieg ich vom Pferde, vom langen Ritt zu ruhen. Die Sonne neigte sich schon zum Untergang, wir ich ein einfaches Mahl, und herzigem Wein, einigen Oliven, Orangen und trefflichem Manhart belebend, half mir meinem Begleiter gern denen abgab.

Sublime Betrachtungen glühten im scheidenden Licht des Abends, das Meer aber lag schon grau und seine wunderbare Beleuchtung war verschwunden. Gewiß, noch immer ist Kunde ein classisches Land und

> Wenn alle Lumpe auch zu Grunde gingen,
> Cervices Herz und Kiel doch der Erscheinung Hehre:
> Zeit Sänger und Retter, doch schöner für Marathon"

Anregungen.

„Deutsche Dichter und Denker."

Vor uns liegen drei wohlausgestattete, mit Illustrationen reich versehene Lieferungen eines originellen Unternehmens.

Anknüpfend an die jetzt so allgemein bei uns verbreitete Neigung für Geschichte und Literatur, namentlich der unteren, hat Ludwig Lenz (Vereinsbuchhandlung in Hamburg) den Plan gefaßt, das ganze Gebiet der neuern deutschen Literatur von Lessing an in seinen Specialitäten zum Gegenstand schriftstellerischer und künstlerischer Darstellung zu machen. Wie Lamartine einen „Cours litteraire" herausgibt, in welchem die gewandte Feder des Lesers von der Höhe des Parnaß ziemlich herabkommenden Dichters in populärer Sprache die Franzosen über Gegenstände der Literatur belehrt, so hat sich hier eine Gesellschaft gut ausgewählter Autoren vereinigt, um nach einem gewissen System und doch wieder in möglichst beliebiger Breitheit die verschiedenen Phasen der deutschen neuern Literatur, begrifflich und persönlich, in allgemein faßlicher Sprache wiederzugeben und zu erläutern.

Da sehen wir denn bald in allgemeinen Uebersichten ein Zeitalter geschildert, dem irgendeine literarhistorische Erscheinung angehört, bald ein einzelnes Culturbild mit scharfer Umrahmung hervorgehoben, z. B. die Stuttgarter Karlsschule von Rodenberg. Bald belehrt uns eine Parallele von R. Gottschall über die Unterschiede zwischen Schiller und Goethe, bald bestimmt Lindau die Begriffe des Classischen, Romantischen, des Versbaues, des Hexameters in einer allgemein faßlichen Vortragsweise. Gleichzeitig werden hervorragende Meisterwerke, wie Goethe's „Götz" von Josef Kürschner, „Kabale und Liebe" von Adolf Stahr, Klopstock's „Messiade" von J. M. Schäfer in ihrem Ursprung, Zusammenhang und ihrem Zusammenhang mit deutschen allgemein historischen Zuständen erläutert. Die Uebergänge der Zeiten und Gedankenverbindungen der einzelnen Aufsätze vermittelt zuweilen Fr. Friedrich und Rudolf Gottschall — alles noch scheinbar beliebiger Breitheit des gerade diesem seinen Beitrag liefernden Autors und doch in einem gewissen harmonischen Zusammenhang, den eine umsichtige Redaction nach einem ihr vorschwebenden Totalbild vertritt. Einzelne Vor- und Rückgriffe werden nicht zu vermeiden sein, sie sichern aber dem Unternehmen zugleich einen bunten, fast wie ein Journal wirkenden Eindruck. Die vielen Ausführungen unserer großen Genien sind so so mannichfach, daß Lessing, Goethe, Schiller nicht oft genug in dem Plan des Ganzen wiederkehren können; denn immer war es Eine Seite ihres Wesens, die gerade zu einer ganzen langen Reihe theils nachahmender, theils von ihnen angeregter Bestrebungen den Anlaß bot. Die Theorwelt, in welcher sich manche unserer Classiker bewegte, gehört Rückblicke auf ältere Literaturperioden, sowie wir ganz zweckmäßig finden, wenn auf Anlaß Jean Paul's die verschiedenen Phasen des Humors auch in unserer ältern Literatur, „Todtentanz" und „Reinecke Fuchs", vorgeführt wurden.

mit ihm aber die einschmeichelnden Künste der Gesittung und das Licht des Evangeliums brachten, wie der Ritterorden allmälig dem Bürgergeist der neuen Zeit erlag und die deutsche Heimath erst an die milde Herrschaft der Polen, dann aber zuletzt durch Eroberung unter den furchtbaren Druck der Schweden kam. Der vom Vater eingeflößte Haß des Knaben wurde Leidenschaft beim Jüngling, That beim Manne. Ich wählte den Soldatenstand und trat als Cornet in ein Riga'sches Regiment." — Was tragen wohl die Cornets in Riga für Uniform?

Anna.

Blau und gelb.

Par. Jänkendorf.

Blau und gelb? Gefällt mir nicht: unsere Garde in Sachsen sieht hübscher aus. (liest:) „Die Schweden nennen mich jetzt einen Empörer. Aber ich sahe in Riga —" — Wenn ich nur wüßte, wo Riga liegt?

Anna.

Die Hauptstadt Liefslands? An der Ostsee.

Par. Jänkendorf.

Ah, Liefland! Das ist ja nicht weit von — von — Versailles?

Anna.

Behüte! (Zeichnet auf dem Tisch mit dem Finger.) Hier ist Dresden, da Berlin, dort Warschau, da Königsberg und oberhalb Königsberg Riga.

Wenn die folgenden Lieferungen den vorangegangenen entsprechen, so ergibt sich in den einzelnen Bänden (à 12 Lieferungen), die unterhaltend-belehrende Lektüre zu jeder Zeit überreichen Stoff, ein Haus- und Familienbuch von bleibendem Werthe.

Dramatische Versuche.

I.

Gewisse Vorurtheile, Lieblingsneigungen und -Beschäftigungen müssen in sich einen unverbrüchlichen Kern besitzen, denn selbst nach so vielen mißlungenen Versuchen auch Kurz und verständige Leser immer wieder erliegen; wir müssen uns sonst nicht diese Fülle von Buchdramen zu erklären, die im Laufe eines Jahres erscheinen.

Dem Wesen nach, wie einer dieser Dichter, Gottfried Klammberg, behauptet, braucht freilich das Drama die Bühne nicht, aber sein Leben hängt es doch an ihr. Und weil geht mit dieser vornehm-poetischen Verachtung der Darstellung ein Irrthum in der Erkenntniß des Dramatischen zusammen. Der tragische Schluß, mannichfache Conflicte einer Handlung, die sich in Shakspeare's Weise in Scenen verwandeln und auflösen lassen, bilden durchaus nicht alle Erfordernisse des Dramas. Bei ihm zunächst kommt es auf die im Zuschauer zu erweckende Stimmung, die Verständlichkeit seiner Gegensätze, die Theilnahme an, die wir ihnen entgegenbringen. Romane, Gedichte kann man für eine gewisse Klasse von Lesern, absichtlich für diesen oder jenen Kreis schreiben; es ist erklärlich, daß Goethe's „Wilhelm Meister" nie populär werden kann wie Schiller's „Wilhelm Tell". Das Schauspiel aber richtet sich an eine Menge, in der alle Theile und Schichten des Volks vertreten sind, „jedem" muß es „etwas bringen." Dies ist zugleich ein äußerliches wie inneres Gesetz.

An diesem Mangel jeglichen Interesses für unsere Zeit leiden die Trauerspiele Gottfried Klammberg's: „Duplessis-Mornay" (1859) und „Rudolf von der Pfalz", eine Trilogie (Frankfurt am Main, Brönner, 1861).

Duplessis-Mornay ist der berühmte Freund Heinrich's IV., ein Hugenott untadelhaften Wesens und Wandels, aber streng, kalt, in der Anschauung Calvin's, dem jede dramatische Lebendigkeit abgeht, da er leidenschaftslos handelt. Der Dichter meint, „ein Mann reformatorischen Charakters, der einen Fürsten zum Werkzeug seiner Pläne wählt und welchem, nachdem er sein Werk siegreich durch alle Hindernisse hindurch- und jenen auf den Thron eines mächtigen Reiches geführt hat, im letzten entscheidenden Augenblick sein Werkzeug in der Hand zerspringt, sodaß er selbst wenn nicht das Leben, so doch des ganzen Lebens Frucht verliert — ist ein echt tragischer Stoff" — aber der Irrthum ist sichtlich. Für Duplessis-Mornay mochte dieser Ausgang tragisch sein, für die reformatorische Idee so wenig als für den Zuschauer. Das wahre Interesse der tragischen Gegensätze weiset Heinrich IV.; es ist ein moralischer, keine politische Entscheidung, ihm auf seinem Uebertritt zum Katholicismus ein Verbrechen zu machen. Gegen ihn gehalten, bleibt Duplessis-Mornay ein frömmelnder und pedantisch rücksichtiger Minister; wie Thomas Becket richtig erkannt: in der geschichtlichen Entwicklung stehen leider zuweilen die guten, nicht die schlechten Menschen. Auf solchen unbedeutenden Gegensätzen baut sich seine Tragödie auf, die Form ist, den Vers abgerechnet, im ganzen die Scott's in seinen „Barrikaden", „Schlesien von Bleid" u. s. w., die auch die Größe Ancelot in ihrer „Maria Stuart" angewendet.

Die Trilogie „Rudolf von der Pfalz" bewegt sich in durchaus mittelalterlichen Conflicten, in den Fehden zwischen Brüdern und Gegnerfürsten, Dingen, die bei ihrer Allgemeinheit in jenen Tagen kaum der Betrachtung werth sind, am wenigsten der poetischen Verklärung. Die Erwerbung Kaiser Albrecht's möchte sich zu einer wahrhaft tragischen und dramatischen Handlung verarbeiten lassen — und gerade hier Verworrenheit steht in der langausgesponnenen Geschichte Klammberg's. Schade, daß ein trefflich begabter Mann, der in einzelnen Auftritten echt dramatische Bewegung, Stil und Haltung kennt, im großen und ganzen sich so vergriff.

„Die Siedinger" — ein Erstlingswerk von Hermann Vogel (Bremen, Geisler, 1860) — sind wie ihre Widmung an einen Freund und ihr Prolog gut gemeint. Die Handlung ist episch, die Sprache bald übertrieben, bald gewöhnlich und nur in seltenen Fällen ein poetischer Schwung. Mehr Feuer, weniger Rauch!

Gedanken

von E. von Dinklage.

Die Physiker sagen: Das Licht ist nur da, wo es reflectiren kann; gegenstandlose Räume bleiben dunkel. Ist es wol zum Verwundern, daß lichtlose Herzen verdammt sind, ein kälter- und freudenarmes Leben zu führen?

* * *

Angst und Sorge ist für das Herz, was das Unwetter für längst vernarbte Wunden; neben dem neuen Leid erwacht das alte.

* * *

Der ungläubige, phantasielose Verstand sieht im Schmetterling nur die frühere Raupe, im Abendrot den kommenden Plagregen.

* * *

Erfahrung ist eine kostbare Perle. Aber auch ihr müssen wir eine würdige Fassung geben.

* * *

Unglaubliche Dinge müssen heiter dargestellt sein.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Zur Frage über den Fortbestand der „Perseverantia“. Von Rechtsanwalt Gerhard Müller in Dresden. II. — Neuer Musikstand. II. — Die Leutemer „Schützenfeier“.

Zur Frage über den Fortbestand der „Perseverantia“.

Von Rechtsanwalt Gerhard Müller in Dresden.

II.

Ein Hauptbedenken gegen die Einrichtungen der Perseverantia liegt noch darin, daß sie von Haus aus die Theilnahmefähigkeit auf einen zu engen Kreis beschränkt. Eine Altersversorgungsanstalt kann nur dann mit Erfolg bestehen, wenn die Zahl derer, die zur Theilnahme befähigt und berechtigt ist, eine sehr große ist. Erst bei einer großen Mitgliederzahl treffen, wie wir schon bemerkten, die Voraussetzungen über die menschliche Lebensdauer ein, erst dann ist das Institut auch im Stande, den nicht zu umgehenden Verwaltungsaufwand zu tragen, weil er sich dann auf viele Mitglieder vertheilt. Die Perseverantia vermag notorisch die Verwaltungskosten aus den dem Verwaltungsfonds überwiesenen Einnahmen nicht zu decken und hat bereits ihr Stamm- oder Stiftungskapital angreifen müssen, sodaß dasselbe von 12206 Thlrn. auf 10930 Thlr. gesunken ist und präsumtiv in den nächsten Jahren noch mehr sich mindern muß.

An und für sich ist die Zahl der Personen, welche in Deutschland beim Theater beschäftigt sind, keine geringe; sie kann sicher auf 15—20000 veranschlagt werden. Eine solche Anstalt hat daher ein weites Feld, um sich zu rekrutiren und Mitglieder zu werben. Aber die Perseverantia schließt den größten Theil dieser Personen aus, weil sie den Beitritt von einer Kapitaleinlage von 50 Thlrn. mindestens abhängig macht und selbst die successive Einzahlung auf einen fünfjährigen Zeitraum und auf Raten nicht unter 10 Thlrn. beschränkt. Eine Versorgungsanstalt für Theatermitglieder hat es aber mit einem großen Proletariat zu thun; solche Beiträge, wie sie die Perseverantia verlangt, kann die Mehrzahl der unbemittelten Schauspieler gar nicht erschwingen; und ist es einem einzelnen auch gelungen, sich in Jahren endlich eine oder zwei Einlagen zu erwerben, so muß er doch fünf Jahre lang auf jede Rente davon verzichten. Auf alle Fälle aber sind die fünfzigen Jahresrenten von diesen ein oder zwei Einlagen nicht bedeutend genug, daß sie für ihn den Charakter einer Pension tragen, welche ihn im Alter der Erwerbsunfähigkeit vor Mangel und Entbehrung schützt. Es wird jedenfalls sehr lange dauern, bis die Perseverantia eine jährliche Rente von 12 Procent, d. i. 6 Thlr. für je 50 Thlr. Einlage gewährt, um mithin eine Pension oder Rente von 120 Thlrn. zu erwerben, sind 1000 Thlr. Einlage erforderlich! Die große Masse der unbemittelten Bühnenmitglieder ist somit von den möglichen Vortheilen der Anstalt von vornherein ganz ausgeschlossen.

Nicht minder hart ist es, daß der, welcher seine Mitgliedschaft für die Bühne aufgiebt, ehe er derselben zehn Jahre lang angehört hat, ausgeschieden wird und seine Einlagen nur unter Abrechnung der empfangenen Rentenbeträge zurückerhält: Nehmen wir z. B. an, es tritt jemand der Anstalt mit 4(0) Thlrn. seiner ersparten Gelder bei, so erhält er fünf Jahre lang gar keine Rente; in den nächsten vier Jahren soll er natürlich jedes Jahr 6 Procent erhalten, im fünften, beziehentlich im zehnten Jahre aber muß er die Bühne verlassen, so bekommt er von seiner Einlage nur 304 Thlr. zurück. Auch diese Bestimmung muß sehr viele vom Beitritt abhalten.

Indem ferner bei Dichtern und Componisten das Verbleiben in der Anstalt von dem Nachweis von 100 Aufführungen ihrer Werke in zehn Jahren abhängig gemacht wird und im Fall des Nichtnachweises ihre Ausscheidung erfolgt, sodaß sie ebenfalls nur ihre Einlagen abzüglich der bereits empfangenen Renten zurückerhalten, beraubt sich die Perseverantia der Gelegenheit, auch diese Klasse zur Theilnahme zu gewinnen. Sie geht stets von der Idee aus, die Vortheile, die sie gewähre, wären gleichsam eine besondere Gnade.

Wir können nicht auf Details weiter eingehen und beschränken uns nur auch noch darauf hinzudeuten, daß die Theilnehmer der Perseverantia, im Gegensatz zu der Organisation bei allen andern Gegenseitigkeits- und Actiengesellschaften, nicht das mindeste Recht haben, bei der Geschäftsleitung oder auch nur bei den Wahlen des Verwaltungsrathes, nicht einmal bei Statutenabänderungen mitzuwirken! Die Verwaltung besorgt ein Generaldirector und ein Verwaltungsrath, der sich selbst ergänzt, auch den sogenannten Repräsentantenrath wählt und über Statutenabänderungen eigenmächtig beschließt. Eine aus solcher souveränen Machtvollkommenheit entstandene Anstalt mußte den Keim des Todes in sich tragen.

Aus dem Bisherigen dürfte so viel hervorgehen, daß die Perseverantia in ihrer dermaligen Verfassung kein lebensfähiges Institut ist und daß es daher für niemand gerathen ist, sich an derselben zu betheiligen. Sie bedarf entweder dringend einer Reform oder muß, wenn diese aus äußern Gründen nicht möglich wäre, sich auflösen.

Sobald es sich um die Reform der Anstalt handelt, tritt die Frage ein, auf welchen Grundlagen eine solche ausführbar wäre.

Es ist ein doppelter Weg denkbar.

Entweder bleibt die Versorgungsanstalt als eine auf dem Princip der Gegenseitigkeit beruhende Rentenanstalt bestehen oder sie wandelt sich in eine Versicherungsanstalt um und nimmt eine ganz neue, von ihrer frühern ganz verschiedene Basis an.

Der Geschäftsbericht des Verwaltungsrathes sagt: „Angenommen, die Versorgungsanstalt hätte schon ihren Höhepunkt erreicht, so bliebe sie doch noch eine sichere Rentenanstalt, die vielerlei Vortheile wie jede andere Anstalt gewähren."

Dies ist nicht der Fall.

Die Versorgungsanstalt bedürfte auch dann wesentlicher Reformen, um zu einer nur einigermaßen vernünftigen Organisation zu gelangen und um wenigstens einigermaßen größere und einmal sicher folgende Jahresrenten für ihre Mitglieder zu erzielen. Sie müßte 1) die Bestimmung, daß jemand, der einmal beigetreten ist, seine Einlagen, wenn auch mit Abzug der erhaltenen Dividenden, zurückfordern kann, ganz aufheben. Dagegen gewähre man bei Todesfällen den Hinterlassenen ein Drittel oder die Hälfte der Kapitaleinlagen als Sterbebeitrag. 2) Statt Jahresgesellschaften mit fünf Altersklassen zu bilden, theile man die Mitglieder nur in Altersgesellschaften mit einer im voraus festzusetzenden, hinreichend großen Anzahl von (Voll- oder Stück-) Einlegern, welche sich gegenseitig beerben.

Durch die erstere Maßregel würde man ein stetigeres und leichter zu berechnendes Wachsthum der Jahresrenten und eine größere gegenseitige Vererbung erreichen, außerdem aber den Hinterlassenen eine bessere Beihülfe, als jetzt geschieht, gewähren. Durch die zweite Bestimmung würde herbeigeführt, daß vermöge der größern Zahl der sich gegenseitig Beerbenden der Abgang von Mitgliedern einer und derselben Altersgesellschaft durch den Tod mehr nach den Gesetzen der wahrscheinlichen Lebensdauer erfolgt, mithin die Jahresrenten sich ebenfalls regelmäßiger und schneller vermehren.

An diese Vorschläge reihen wir:

3) Man lasse auch rentenberechtigte Einlagen in kleinern Beträgen als 50 Thlr. und Nachzahlungen in beliebiger Größe und in beliebigen Perioden zu und gestatte, daß die ausfallenden Renten als Rentenquittungen zur Erwerbung neuer Einlagen benutzt werden können.

4) Jede Einlage muß sofort eine Rente von 3 Procent für die jüngern Altersgesellschaften, von 4—5 Procent für die ältern begründen. Dafür müssen aber auch ganz andere Bestimmungen als in §. 31 über den Uebergang des Rentenkapitals ausgestorbener Gesellschaften auf jüngere Altersklassen oder Gesellschaften getroffen werden, damit die höhere Rente der ältern nicht als eine Begünstigung gegenüber den jüngern Mitgliedern und als eine Verletzung der Gleichheit und Gerechtigkeit erscheint.

5) Vergesellschaftet man die Geschäftsführung auf dem Princip der Selbstverwaltung der Gesellschaftsmitglieder in der oben angedeuteten Weise.

Auf diese Grundlagen hin würde die Gesellschaft wenigstens eine bessere Rentenanstalt werden, als sie jetzt ist, obschon sie immerhin nur sehr bescheidenen Ansprüchen genügen und kaum das wirklich werden würde, was ihr Zweck ist: eine wirkliche Altersversorgungs- und Pensionsanstalt.

Letzteres ist unserer Ueberzeugung nach nur durch Anwendung des Princips der Versicherung möglich. Würde sich die Versorgungsanstalt in eine Versicherungsanstalt umwandeln, so würde dieselbe so zu organisiren sein:

a) Daß die Theilnehmer bei Erreichung eines bestimmten Lebensjahres nach ihrer Wahl entweder eine im voraus festbestimmte Kapitalsumme ausgezahlt erhalten oder von da ab eine feste jährliche Leibrente bis zu ihrem Tode beziehen. Sterben der Theilnehmer vor der bestimmten Zeit, so erhalten ihre Hinterlassenen eben jene im voraus bestimmte Kapitalsumme ausgezahlt.

b) Die Gegenleistung der Theilnehmer besteht in einem während einer bestimmten Zeit (von dem Abschluß des Versicherungsvertrags an bis zu dem Zeitpunkt, wo sie das Kapital oder die Rente beziehen wollen, eventuell nur bis zum Tode), alljährlich, beziehendlich vierteljährlich oder monatlich zu entrichtenden Prämienbeitrag.

c) Der Prämienbeitrag muß einerseits im Verhältniß stehen zu dem Alter, welches der Versichernde bereits erreicht hat, und zu der Zeit, zu welcher Kapital oder Rente fällig werden soll; andererseits muß sich nach der Höhe der jährlichen Beiträge der Betrag des künftig zu zahlenden Kapitals oder der Leibrente richten.

d) Eine solche Versicherung darf nicht, wie dies bei den gewöhnlichen Lebensversicherungen meist, jedoch auch nicht überall, der Fall ist, im Fall nicht rechtzeitiger Prämienzahlung der Verwirkung unterworfen sein; selbst bei einer freiwilligen Einstellung der Einzahlungen muß die Versicherung einfach auf einen mit den geleisteten Einzahlungen im Verhältniß stehenden Betrag reducirt werden.

Aehnliche Combinationen bestehen bereits bei verschiedenen Lebens- und Rentenversicherungsanstalten. In Frankreich bestehen unter den arbeitenden Klassen derartige Caisses professionnelles mit Erfolg auf den angedeuteten Principien und gegründet auf die sorgfältigsten mathematischen Berechnungen und statistischen Erfahrungen, sodaß über praktische Ausführbarkeit eines solchen Anstalt an sich kein Bedenken entstehen kann. Nehmen wir an, die Versorgungsanstalt verwandelte sich in eine solche Anstalt oder sie führte diese Versicherungsbranche, unbeschadet der Rechte der jetzigen Theilnehmer an der Rentenanstalt, ein, so würde sie einem fünfundzwanzigjährigen Schaufwerker, der mit wöchentlich 10 Sr. von seinem Tage sich

bestätigt, welchen nur jährlich 17½ Thlr. der Einzahlung bei 55. Lebensjahres ein Kapital von 705 Thlrn. oder einer lebenslänglichen Rente von 4,3% Thlrn. gewähren können. Hat er das Kapital oder die Rente erst bei Erreichung des 60. Jahres bezogen, so beträgt jenes 799 Thlr., diese 4,71 Thlr. Stirbt der Theilnehmer vor der Zeit und hätte er selbst nur einmal die Prämie bezahlt, so würde seine Familie doch sofort das ganze Kapital von 705 oder 799 Thlr. ausgezahlt erhalten.

Die Schwierigkeit bei der Ausführung würde nur darin bestehen, daß den Theilnehmern, die in ganz Deutschland zerstreut leben, die Einzahlungen möglichst erleichtert werden, damit sie dieselben wöchentlich oder monatlich, je nachdem sie ihre Gagen erhalten, leisten können. Diese Schwierigkeit würde zugleich durch die Mitwirkung der verschiedenen Theaterdirectionen in Betracht des Zwecks der Anstalt sich beseitigen lassen. Manche Directionen würden in ihre Contracte eine Clausel aufnehmen, welche sie berechtigt, von der Gage der Bühnenmitglieder einen kleinen Beitrag zur Bestreitung der Prämie einzuhalten. Andere Directionen würden sich mindestens bereit erklären, die Besorgung der Einzahlungen auf Verlangen der Theilnehmer zu übernehmen. Nöthigenfalls aber könnte die Anstalt auch, gleich den Lebensversicherungsgesellschaften, an verschiedenen Orten Bevollmächtigte, Agenten zum Abschluß von Versicherungsverträgen, zur Annahme von Anmeldungen und Beitrittserklärungen bestellen. Der Prämiensatz müßte wie der Tarif jeder Lebensversicherungsgesellschaft für die Deckung der Verwaltungskosten und Agenturprovisionen einen Zuschlag selbstverständlich in sich schließen. Es würde daher den Bevollmächtigten sehr gut eine entsprechende Provision gewährt werden können und dieser Verdienst würde zugleich für sie ein Sporn sein, der Sache selbst eine rege und thätige Theilnahme zuzuführen.

Würde die Pensionsanstalt eine Actiengesellschaft in der angedeuteten Richtung hin unternehmen, so würde sie unserer Ueberzeugung nach ein Institut für die deutschen Bühnenmitglieder werden, welches alle, auch die unbemittelteren wie die günstigsten Situationen, umfaßt und gerechten und billigen Erwartungen, soweit es überhaupt möglich, zu entsprechen vermag und wahrhaft eine Altersversorgungsanstalt ist. *)

*) Nach diesen dankenswerthen Angaben wäre die nächste praktische Verfahrungsweise etwa die: Der Verwaltungsrath schlägt das umgekehrte Verfahren der Schillerstiftung ein. Der Verwaltungsrath der letztern ist aus Zweigschaften in allen größern Städten Deutschlands filiale. Diejenigen Schauspieler, die sich bereits eingelaufen haben, sind die besten Organe dieses Verfahrens. An jedem einzelnen größern Theater wird eine Versammlung gehalten, in welcher sich provisorisch ein „Pensionsverein" bildet. Unter dem Personal jeder Bühne gibt es immer einige ganz besonders von Gemeingeist beseelte und agitationsfrige Persönlichkeiten. In deren Hände legt man die weitere Anregung und Bestrebung. Sind diese Vereine organisirt, haben sie in regelmäßigen Sitzungen die Kreise des Vorstehenden und der Genossenschaft hinlänglich durchgesprochen, so beruft der Verwaltungsrath eine aus den Abgeordneten dieser Vereine bestehende Generalversammlung und legt in deren Schoß seine Gewalt nieder, worauf eine verbesserte Gestaltung der Anstalt beschlossen wird. Die Pensionsvereine würden bei jeder Bühne, um das Interesse daselbst zu erhalten, in Verband und übernehmen auch jene Einzahlungen, die im Charakter der englischen Penny-Banken zu organisiren sind und selbst Wochenzahlungen von wenigen Groschen nicht verschmähen dürfen. Eine vornehme Geringschätzung von seiten der schon an den besseren Theatern bestehenden Pensionsanstalten gegen diese Schwesteranstalt, die allgemeine deutsche Pensionsanstalt, würde sich von selbst richten.

D. Her.

Wiener Musikzustände.

II.

Noch den gewissen Eingewissen bedeutet eine Verbindung für die Pflege des weltberühmten Männergesangs, und zwar nicht den über sechzig Jahren wirkenden Männergesangverein, wie man den Herren der Universität gegründeten akademischen Gesangverein, eine Tochtergesellschaft der Liedertafel, ein Singerhaus und den französischen Gesangverein „Lira". Die Leistungen des letzten Männergesangvereins im Chorgesange ist in vollen Ehren anerkannt und namentlich mag den deutschen Gästen aus Bayern, welche im verflossenen Jahre dem Sängerfeste zum Empfange der Südbahn beiwohnten, der Mund einer solchen aus begeisterter Männerbrust strömenden Gesangs unvergeßlich geworden sein. Man muß es hören, wie diese Stimmen zum Concert anschwellen können und dann wieder in leisen Hauch verklingen; wie sie gleich willig der aufbrausenden Tonmächtigkeit und dem zarten Gefühl gehorchen; wie sie das Schwingen zu entfalten und zusammenzuziehen verstehen. Der akademische Gesangverein hat sich ebenfalls schnell emporgeschwungen und seine Leistungen sind namentlich in allen von Sturm und Drang beseelten Gesängen von packender Wirkung. Auch der Gesangverein Lira verdient einer lobenswerthen Erwähnung. Wer einer seiner Soiréen beiwohnt, glaubt in ein wiedererstandenes Palästinareich versetzt zu sein und fühlt sich von dem südlichen Feuer, das aus diesen Gesängen leuchtet, nicht minder angeregt wie von den heißen Gestalten und den schönen Frauenaugen.

Minder glänzend ist die Pflege der Instrumentalmusik bedacht, die namentlich erst durch die Wiederaufnahme der philharmonischen Concerte einen erhöhten Aufschwung nahm. Diese vor Jahren von dem Kapellmeister Nicolai ins Leben gerufenen Concerte fanden damals im kaiserlich königlichen großen Redoutensaale Platz und hatten einen Erfolg ohne gleichen. Nach seinem Weggange von Wien erkaltete die Theilnahme des Publikums an diesem durch unsere fortgeführten Unternehmen und erst dann, als der Hofopern-Kapellmeister Eckert im vorigen Jahre den glücklichen Gedanken hatte, diese Concerte in die Räume des Hofoperntheaters zu verpflanzen, wo verschiedene Veränderungen der Plätze den Besuch erleichtern, nahmen sie einen solchen Aufschwung, daß in diesem Jahre den ersten Cyklus von vier Concerten ein zweiter angereiht wurde. Dermalen ist es der Hofopern-Kapellmeister Otto Dessoff, der sie leitet — ein noch junger Mann, der Ruhe mit

Chorgesang vom Orchester unterbrochen und ich muss schon zu der jetzt so häufig vorkommenden Ueberzeugung kommen, dass der Zeitgeist dramatischen Licht.

In den Programmen dieser Concerte finden die verschiedensten grossen Instrumentalconcerte älterer, neuerer und neuester Zeit Platz und neben den bekannten und oft gehörten Meisterwerken der Vorfahren werden auch verschollene von Werth und Tagesliebt gefördert. So hörten wir in diesem Jahre Mozart's „Maurerische Trauermusik" und eine seiner Serenaden für Blasinstrumente; dann eine Suite von Johann Sebastian Bach für Orchester. Neben Bach und Mozart waren Händel, Joseph Haydn, Beethoven, Cherubini, Mendelssohn, Schumann, Spohr, Gade und Lux vertreten und man kann sich kaum einen Begriff von der Begeisterung machen, mit welcher das Publikum die vollendeten Leistungen des Orchesters aufnahm, das mit der vollen Kraft und innern Lebendigkeit wirkt und den Mechanismus, welcher den Ausführungen durch grosse Musikkörper in der Regel mehr oder weniger anhaftet, vollends überwunden hat. In den Concerten der Gesellschaft der Musikfreunde machte sich bis dahin die moderne Richtung des dermaligen artistischen Treibens in wenig erfreulicher Weise geltend und wurde, mit Hartnäckigkeit eingehalten, bald der Gesellschaft selbst zum Nachtheil gereicht haben. Die Bedürfnisse und Ansprüche des Publikums dieser Concerte sind ganz andere und die scharfe Zurückweisung einer neuern Tonwerkes konnte die Leitung zu der Ueberzeugung bringen, dass man sich die Schöpfungen der Partei nicht aufdringen lasse. Uebrigens hat die Aufführung einer Haydn'schen und einer Beethoven'schen Symphonie in dem verflossenen diesjährigen Gesellschaftsconcerte den erfreulichen Beweis geliefert, dass man anfange, die Wünsche des Publikums zu verstehen, sowie auch die vortreffliche Ausführung der grossen Beethoven'schen Festmesse, die im letzten Concert bei unerhörtem Zudrange Statt fand, einem allgemeinen Interesse entgegenkam. Das von Hrn. Herbeck mit Glück zusammengestellte Orchester, das er mit energischer Umsicht leitet, hat sich glänzend bewährt.

(Fortsetzung folgt.)

Die londoner „Schillerstiftung".

So dürfte man wol die Literary-fund-society nennen, die kürzlich unter dem Präsidium des Herzogs von Rumale ihre jährliche Sitzung hielt.

Aber welch ein Unterschied gegen Deutschland! In der Rede des Herzogs die ehrliche Anerkennung der Presse, der Literatur, die Nichtachtung ihrer Anfeindungen, die gegen ihren Gegen nichts zu sagen hatten. Bei einer Bewilligung von 30 Thalern, die kürzlich die in Leipzig versammelten Buchhändler demselben Gedanken einer Unterstützung des Talents auf seine alten Tage oder für den Fall des Verunglückens gewähren sollten, eine Flut von geringschätzigen Aeußerungen und Anklagen!

In London Prinzen, Herzoge, Lords, Minister, die einer von einem Demokraten und Republikaner, Benjamin Franklin, begründeten Stiftung ihre Anerkennung zollten. In Deutschland mehrere regierende Fürsten, die gar nichts für die gleiche Idee thaten, ja deren, die was ihre Beihalte thaten, nicht einmal geantwortet haben! Ein gefeierter Dichter sagte, man gegen ein solches Institut als eine Erweiterung der schlechten Gelehrtenschule protestiren; mehrere Regierungen, die den angeborn Bürgern die persönliche Persönlichkeit verfagten; ein Adel, der, mit schmählichen Ausnahmen, hier und da, z. B. in München, von einer „Erniedrigung des Proletariats" sprach; Schriftsteller wie Jakob Grimm, der als abgesagter göttinger Professor für sich in Deutschland collectirt hat, aber die gleiche Idee der Hülfe für Autoren, die festzuhalten abgelegt hat, d. h. nicht, wie er, mit 2000 Thalern Gehalt angestellt, eine „schwächliche" nannte!

In London zeichnete man nach der Rede des Herzogs von Rumale 700 Pf. St. = 4900 Thalern. Wir kennen die Parallele eines etwa ebenso herumgebotenen Bogens und seines Resultats nicht herzuführen, denn ein Banket zu Ehren der Schillerstiftung wäre wenigstens in Berlin unter dem Präsidium eines Prinzen und unter Anwesenheit des Herrenhauses gar nicht denkbar. In Weimar freilich würde die edle Mitwirkung und eine den Worten des Herzogs von Rumale gleichkommende Rede des Großherzogs nicht gefehlt haben.

Aber noch eine andere Parallele trifft nicht zu. Der Herzog von Rumale erhielt die Erlaubniß, in dem geheimen Rathe der Stiftung zu blättern und Rede unter denen, die der Jahres und diesem Rende eine Hülfe erbitten, mit Nennung des Namens seines Landsmannes Shakespeare. Der Dichter der „Maria" lebte in London unter großen Entbehrungen als Emigrant. Der Herzog sagte: „Sie unterstützen im Stillen; ohne Erniedrigung für den, der Ihren Beistand empfängt! Sie helfen dem ringen kämpfenden Talente! Sie unterstützen den Greis, dem am Abend seines Lebens die Kraft des Wirkens schwindet, seine Witwe, seine Angehörigen, mit gleicher Vorsorge (d. h. Delicatesse)! Oft heute hab' ich das Vergnügen gehabt, in Büchern zu blättern, die jedermann verschlossen sind!" Im Gegensatz zu England scheut sich bei uns das Verlangen nach Oeffentlichkeit und will „Ehrengaben" genannt wissen, was durch seine Bekanntmachung jeden, der vom Schillerstiftungsfonds empfing, in seiner bürgerlichen Stellung leicht ruiniren kann.

Daß einzelne unter den Autoren selbst, bereits gewöhnt an lange Entbehrung, müde gemacht sogar in ihrem innern Ehrgefühl durch den steten Kampf gegen Mißgeschick, sich aus dem Nehmen nichts mehr machen, ja geradezu noch eine Anerkennung darin finden, wenigstens bei dieser Gelegenheit als ein „Ausgezeichneter" genannt zu werden und mit gar die Poesie des Elends, die Englands und Deutschlands älterer Literatur zur Zeit Richard Savage's und Christian Günther's aufzeigte, gerecht auch auf unser Jahrhundert fortgesetzt sehen mögen, das ist doch nur eine einzelne Meinung unter den Vielen und dort ihnen um der andern Unterstützten willen, die über ihre soziale Stellung anders denken, nimmermehr gestattet werden. Als man kürzlich einem Maler bei Ueberreichung eines soeben erschienenen Rechenschaftsberichts, demzufolge der sächsische Künstlerunterstützungsfonds seither über 1000 Thaler verausgabt hat, sagte: „Aber ihr müßt unter Weglassung von 50, 100, 200 Thalern als Ehrengaben vertheilen und die Namen der Empfänger öffentlich nennen!" antwortete dieser: „Ihr seid verrückt!"

(Ausgegeben am 6. Juni 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 24.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Von Caracas nach Puerto Cabello. Von J. C. Klemm. I. — Die Gamellen. Erzählung von Reis Horn. III. — Verbrechen der Mütter. Von Berthold Sigismund. — Kranken aus der Ferne. V. Heuer von Sicona über Cuba. — Die Thierwelt. — Ein Dichter als Plebejerfresser. — Neue Romane und Novellen. XI. — Gedichte von Ascher Eichenburg. — Neues aus der Welt.

Von Caracas nach Puerto Cabello.

Von J. C. Klemm.

I.

— — Schon mehrere Jahre hatte ich in Venezuela mit der Leitung eines Kupferberghaues zugebracht, fast ohne weiter etwas vom Inneren dieser südamerikanischen Republik gesehen zu haben als die Straße vom Hafen nach Caracas und den Weg von dieser Stadt nach den Gruben.

In der Osterwoche 1857 wollte ich endlich einmal eine größere Reise antreten, um mich von den anstrengenden Berufsarbeiten zu erholen. Als Ziel dieses Ausflugs war die Hafenstadt Puerto Cabello, zu Lande etwa 30 deutsche Meilen von Caracas entfernt, auserseben worden, und als Begleiter hatte ich mir zwei meiner Grubenbeamten, einen Deutschen und einen Creolen, gewählt.

Der Ausgangspunkt der Reise war das Dorf El Carrital, mein Wohnort in der Nähe der Gruben und etwa fünf Stunden Wegs von Caracas westlich.

Am Palmsonntag ritten wir nachmittags von dort weg; meine beiden Begleiter hatten jeder ein Pferd, ich mein auf solchen Touren oft probtes Maulthier. Jeder hatte hinter dem Sattel seine Cobija und einen kleinen Mantelsack mit den nöthigsten Kleidungsstücken, außerdem die für einen Ritt in der brennenden Sonne unschätzbare Manta, ein weißer baumwollener Mantel, der über die übrigen Kleider angelegt wird.

Zuerst kamen wir nach dem Städtchen los Teques oder neuerdings Guaicaipuro genannt. Dieser Ort ist dadurch interessant, daß er die Niederlassung der in den spanischen Eroberungskriegen den eindringenden Weißen mannhaften Widerstand leistenden Tequesindianer war, die unter ihrem tapferen König Guaicaipuro den Eroberern bedeutende Schlachten lieferten und ihnen lange Zeit hindurch zu schaffen machten.

Die innere Stadt ist wie alle dortigen Städte regelmäßig in rechtwinkeligen Vierecken erbaut. Wir hielten uns hier nicht auf, sondern ritten auf ziemlich gutem Wege weiter, bis wir nach dem Weiler el Limon kamen, wo wir zu Abend aßen; hier kaufte ich ein Pferd, welches ich mir nach meiner Rückkehr in den Carrital abholte. Mittlerweile war der Mond aufgegangen und wir beschlossen, noch ein Stück vorwärts zu gehen, ehe wir übernachteten. Der Weg lenkte sich bald in eine Schlucht, die nach dem Tuthale ihren Abfluß hatte, und in dieser Schlucht mußten wir bald im Wasser, bald über Sandstrecken mehrere Stunden lang fortreiten, bis wir nach der Weg-

gebirgsmasse der Provinz Aragua und hier auf die im Bau begriffene Chaussee zwischen Valencia und Caracas kamen. Dieselbe zieht sich im Tuithale fort. Der Fluß Tuy ist nicht bedeutend, er ergießt sich mehrere Tagereisen östlich von la Guayra in die See. Endlich gelangten wir an einen kleinen Ort, la Tejeria (die Ziegelei), wo wir in einer kleinen Pulperie (Schank- und Kramladen), es war nahe Mitternacht, noch wachende Menschen trafen. Der Besitzer war allerdings nicht auf Gäste eingerichtet, jedoch konnten wir Futter für die Thiere erhalten und dies war die Hauptsache. Wir blieben daher dort, gaben den Thieren ihr Nachtmahl und begaben uns zur Ruhe, wozu uns einige frische Ochsenhäute unter einem offenen Schuppen angewiesen wurden. Trotzdem daß diese eigenthümlichen Betten keineswegs angenehme Gerüche verbreiteten, schlief ich doch [illegible] zeichnet.

Am nächsten Morgen brachen wir zeitig auf und ritten zwischen Kaffee- und Baumwollpflanzungen, immer am Ufer des Tuy hin, nach dem Dorfe Mamon, wo wir nach etwa einer Stunde ankamen. Hier frühstückten wir und brachen dann wieder auf, passirten das Dorf el Consejo und kamen, abwechselnd durch Kaffeeplantagen, halbverwilderte Baumwollpflanzungen und dichtes Gestrüpp, gegen 10 Uhr früh nach der Stadt la Victoria. Hier rasteten wir, um die größte Hitze, die in diesen Thälern bedeutend stärker als in Caracas ist, vorüberzulassen. Mein creolischer Reisegefährte ging nach dem Frühstück aus, um eine hier lebende Schwester aufzusuchen, und wir beiden Deutschen sahen uns indessen etwas in der Stadt um. Von Victoria beginnt das sich bis Valencia hinziehende und dorthin zu sich immer verbreiternde Thal von Aragua, eine der fruchtbarsten Gegenden in ganz Venezuela. In diesen Thälern baut man hauptsächlich Mais, Kaffee, Zuckerrohr und Baumwolle, früher viel Indigo; seit Aufhebung der Sklaverei hat all das sehr nachgelassen. Zur Zeit, als Humboldt diese Thäler bereiste, im Jahre 1800, war die Cultur des Indigos im Aufblühen, seitdem ist sie durch die der Baumwolle verdrängt, welche ihrerseits auch schon wieder im Verfall ist; denn gerade bei dieser Reise sahen wir viele Baumwollpflanzungen, die von den Besitzern verlassen waren und in denen die Culturpflanze rasch durch allerlei wildes Gestrüpp verdrängt wurde. Den Indigo findet man hier allerdings noch sehr häufig, aber nicht angebaut, sondern wild wachsend. La Victoria ist eine Stadt von etwa 3—4000 Einwohnern, regelmäßig gebaut und hat eine ziemlich gut erhaltene und große Kirche, welche, als wir sie besuchten, eben der eingetretenen Matterwoche wegen schwarz ausgekleidet wurde. Die Chaussee von Caracas führt schnurgerade durch Victoria hindurch und bildet in der Stadt die Hauptstraße. Hinter der Stadt fließt der Fluß Calanchas, der sich dann mit dem Aragua vereinigt und in den See von Valencia mündet. Ueber diesen Fluß führte früher eine sehr schöne, von den Spaniern angelegte Kettenbrücke; einstmals bei hohem Wasser die Bohlen der Brücke mitgenommen und seitdem geht der Weg neben der Brücke durch den Fluß, da es keinem Venezolaner einfällt, dieselbe zu restauriren, obgleich dies sehr leicht ausführbar wäre, da sämmtliches Eisenwerk noch vorhanden ist.

Gegen 2 Uhr brachen wir wieder auf, passirten den Calanchas neben der Brücke und ritten fast immer zwischen Kaffeehaidenden, die an der Straße mit Limonenhecken eingefaßt waren und denen Schattenbäume, aus Cedern, Bucares und Königspalmen bestehend, die Straße in einen schattigen Parkweg verwandelten, nach San-Mateo, einem kleinen Dorfe. Zu Humboldt's Zeit wurde hier ungemein viel Weizen gebaut, jetzt [illegible] und auch von diesem nur so viel, um [illegible] vor dem Hungertode zu schützen. Seit der Trennung von der spanischen Herrschaft und seit der Emancipation der Sklaven sind diese Länder ungemein zurückgekommen. Die farbige Rasse sowol als die eingeborenen Weißen sind durchaus noch nicht so weit, daß sie sich selbst beherrschen können. So lange als die spanische Regierung ihnen vorstand und die farbigen Sklaven waren, befanden sich alle Theile wohl, jetzt klagen die meisten Grundbesitzer über Mangel an Arbeitern und die farbigen Tagelöhner über stets zunehmende Theuerung aller Lebensbedürfnisse. Sonst kostete ein Schlachtochse 3—4 Thaler und die Fanega (etwa ⅔ Scheffel) Mais, 2—3 Real oder 8—12 Silbergroschen, jetzt bezahlt man ersteren mit 30—45 Thalern und die Fanega Mais mit 5—10 Thalern. Sonst erhielt ein Arbeiter 3—4 Thaler monatlichen Lohn, jetzt ist es häufig sehr schwer, Tagelöhner für 1 Thaler täglichen Lohn zu erhalten. In einer Art hat die arbeitende Klasse freilich recht; sie sagen: „Wenn wir in der Woche zwei bis drei Tage arbeiten, so erhalten wir so viel Lohn, als wir für uns und unsere Familien zum nothdürftigen

Lebensunterhalt brauchen; warum sollen wir also mehr thun?" Es ist aber klar, daß bei diesen Grundsätzen sowol das Land als auch die Bevölkerung immer mehr rückwärts gehen muß.

Hinter San-Mateo passirten wir wieder einige Haciendas und kamen nach dreistündigem Ritt in das kleine Städtchen Turmero, wo wir uns aber nicht aufhielten, sondern direct weiter ritten. Hinter Turmero passirten wir wieder mehrere Plantagen und kamen endlich zu dem berühmten großen Baume, dem Zamang del Guayre. Dieser Baum gehört zu den Mimosen, hat ungefähr 60 Fuß Höhe und der Stamm etwa 5 Ellen im Durchmesser. Was ihn aber so imposant macht, ist die ungeheure Ausdehnung der Aeste, welche am Stamme ungefähr 20 Fuß über dem Boden beginnen und sich horizontal vom Stamme aus nach allen Seiten gegen 100 Fuß weit erstrecken. Ich maß an mehreren Stellen die Durchmesser der Baumkrone und fand sie 190—210 Schritt. Der Gipfel bildet eine fast regelmäßige Halbkugel. Die Aeste und Zweige sind neben den Blättern mit einer Anzahl von Parasiten bedeckt. Unter den äußeren Enden der Aeste stehen einige kleine Häuser.

Weiterhin wurde die Gegend unkultivirter und die Umgebungen des Wegs waren nicht mehr Plantagen, sondern dichtes Gestrüpp, worin viele kleine Bäume, meist Mimosen, zerstreut waren. Gegen 8 Uhr abends kamen wir nach Maracay, einer ziemlich bedeutenden Stadt. Beim Eintreffen mußten wir warten und abstehen, da uns gerade eine große Procession entgegenkam, vor der jedermann stehen bleiben und den Hut abnehmen muß. Nachdem dieselbe passirt war, ritten wir nach der Posada, aßen zu Abend und gingen noch aus, um die Kirche und die Prozessionen zu sehen.

Erstere ist sehr groß, hat über dem Altar eine Kuppel, weiter nach vorn ein gewöhnliches Dach und vor dem Eingange eine ungemein hohe Facade, die aus einer frei sich in die Luft erhebenden verzierten Mauer besteht; neben dieser befindet sich der Glockenthurm, bedeutend niedriger als das Dach der Kirche.

Am nächsten Morgen frühzeitig stiegen wir auf den Galvarienberg, von wo aus man eine entzückende Aussicht über die Stadt und deren Umgebungen hat. Die Stadt bietet einen sehr freundlichen Anblick, da in dem Hofe fast jeden Hauses mehrere Kokospalmen stehen und ihre eleganten Kronen in der tiefblauen Luft wiegen. Rund ringe um die Stadt ist Waldung, deren dichtes dunkelgrünes Gebüsch scharf gegen die hellen Häuser der Stadt absticht und deren Einförmigkeit selten durch eine purpurrothe blühende Bignonie, die eine ganze Baumkrone überzogen hat, unterbrochen wird. Westlich dehnt sich, etwa eine Stunde von der Stadt entfernt, der See von Valencia aus, in dessen hellbläulich grüne Fläche sich die dahinterstehende dunkle Bergkette und die sieben darin befindlichen größern Inseln spiegeln. Vom Galvarienberge zählt man fünf derselben. Nachdem wir wieder in die Stadt hinuntergeritten waren, besuchten wir noch die Zuckerraffinerie, ohne indessen viel zu sehen, da der heiligen Woche wegen nicht gearbeitet wurde.

Gegen 4 Uhr früh verließen wir wieder unsere Thiere und ritten auf der Straße nach Valencia fort. Bald kamen wir an den Fuß einer mit schönem Wald bewachsenen Bergkette, der Sierra de Mariara, zwischen welcher und dem See der Weg sich hinzieht. Gegen acht Uhr durch Gebüsch unsern Augen entzogen. Plötzlich aber öffnete sich dieses und zur linken zeigte sich die spiegelglatte, am Rande mit hohem Ried bewachsene Seefläche, belebt von vielen Fischreihern, Flamingos und andern Vögeln. Im Hintergrunde lag die größte der Inseln, Burro genannt; sie war ebenso wie die andern kleinern mit Gebüsch bedeckt. Die Strecke Landes zwischen dem Seeufer und der Straße war eingezäunt und diente großen Rinderheerden zum Aufenthalt. Bald kamen wir nach dem Vorgebirge Cabrera, wo ein kleines Fischerdorf. Hier war das Seeufer auf einer Strecke von Ried befreit und vor dieser offenen Stelle lagen die Canoes der Hüttenbewohner.

Der See von Valencia, auch der von Tacarigua genannt, ist etwa 10—11 Meilen lang und 3—4 Meilen breit; sein Spiegel liegt ungefähr 1700 Fuß über der See, seine Tiefe wird von den Umwohnenden bedeutend überschätzt, da sie sagen, daß er an vielen Stellen unergründlich sei; nach genauen Messungen hat man aber gefunden, daß die größte Tiefe nicht über 200 Fuß betrage. Seine mittlere Tiefe ist höchstens 100 Fuß. Das Wasser des Sees ist Süßwasser; er hat keinen Abfluß, dagegen laufen ihm 14—16 kleinere und größere Flüsse zu. Die Temperatur des Wassers ist sehr hoch, 21° Réaumur, woher es auch kommt, daß trotz des reichlichen Zuflusses die Wassermenge nicht größer wird, sondern im Gegentheil von Jahr zu Jahr sich verringert

Bei der bedeutenden Wärme der Luft und des Waſſers muß natürlich ein großer Theil des letztern verdunſten. Seitdem die Umgebungen des Sees cultivirt werden, weiß man mit Gewißheit, daß derſelbe ſich von Jahr zu Jahr zurückzieht. Vor ungefähr hundert Jahren war das obenerwähnte Vorgebirge Cabrera noch eine Inſel und die ſogenannte portachuela, d. h. der Hohlweg, der das Vorgebirge von der Sierra de Mariara trennt, war damals ein Arm des Sees. Es iſt im höchſten Grade wahrſcheinlich, daß derſelbe in frühern Zeiten die ganzen Valles de Aragua erfüllt habe.

Der Grund des Sees iſt überall da, wo das Ufer flach anſteigt, mit verſchiedenen Muſchelſchalen, kleinen Helicinen und Valvaten bedeckt; ſein Waſſer wird von verſchiedenen Fiſcharten und einem kleinen, höchſtens 3—4 Fuß langen krokodilartigen Thiere, der Bava, bewohnt. Auch ſollen elektriſche Aale darin ſich finden.

Von der Cabrera aus brauchten wir noch etwa eine Stunde, um das Oertchen Mariara, immer an der Bergkette gleichen Namens hinreitend, zu erreichen. Viele Gipfel dieſer Kette zeichnen ſich durch ihre bizarren Formen aus. In Mariara, wo ein ziemlich großes Gaſthaus, ruhten wir, aßen und tränken unſere Thiere haben, da dieſelben heute einen bedeutenden Marſch vor ſich hatten. Nahe bei Mariara entſpringen heiße Quellen, welche dann und wann als Bad gegen Hautkrankheiten benutzt werden; doch geſchieht dies ſelten genug, da die Creolen niederen Standes und die Farbigen eine große Scheu vor Waſſer haben und nicht gern ihren Körper mit demſelben in Berührung bringen. Meine Grubenarbeiter wuſchen ſich in der Regel nur einmal wöchentlich, am Sonnabend, ehe ſie in das Dorf gingen, und auch da beſchränkten ſie ſich nur auf das Allernothwendigſte. Wie oft haben ſie mir ſchaudernd zugeſehen, wenn ich frühmorgens an das kalte Bergwaſſer ging und mir Hände und Geſicht wuſch.

Gegen 2 Uhr nachmittags ritten wir wieder weiter, um noch an demſelben Tage nach Valencia zu kommen. Der Weg führte meiſt durch Gebüſch, in dem viele Tauſende von Cicharren, große Cicaden, einen betäubenden Lärm vollführten. Am Boden lagen viele große Schneckenhäuſer, etwa 3 Zoll lang und 2 Zoll im Durchmeſſer, von Bulla haemastomus. Durch das kleine Oertchen San-Joaquim ritten wir durch. Auf dem Markt ſtand eine prachtvolle Kokospalme, an welcher man, um einen Pfahl zu erſparen, einen Laternenarm angenagelt hatte. Es war ein wahrhaft empörender Anblick, wie man den herrlichen Baum ſo geſchändet hatte. Von da aus ging es weiter nach Guacara; an der Straße waren ausgedehnte Baumwollplantagen, in Guacara ſelbſt eine Reinigungsanſtalt für die Baumwolle; auf der Straße dahin ſahen wir große Haufen Baumwollkörner, von derſelben herrührend. Man ſchafft ſie weit weg von bewohnten Orten, weil man glaubt, daß bei der Fäulniß Fliegen aus denſelben entſtehen. Dann paſſirten wir einen kleinen Ort, das Guias, und kamen gegen 9 Uhr abends nach Valencia. Der nächſte Tag war zum Raſttag beſtimmt. Ich ging früh aus, die Stadt mir anzuſehen und einige Beſuche zu machen.

Valencia iſt eine ziemlich große Stadt und hat etwa 20000 Einwohner; ſie iſt freundlicher und regelmäßiger gebaut als Caracas und macht einen angenehmern Eindruck. Beſonders impoſant iſt die Kathedrale, die ſich durch ihre zwei ziemlich hohen Thürme vortheilhaft vor allen übrigen Kirchen des Landes auszeichnet. Zwiſchen beiden Thürmen iſt eine Façade, in der der Haupteingang in die Kirche ſich befindet. Ueber derſelben verbindet eine freie Galerie beide Thürme. Ueber dem Altar iſt eine ziemlich große Kuppel. Im Innern beſteht die Kirche aus drei Schiffen, getrennt durch ſteinerne Pfeiler; der Fußboden iſt zuſammengeſetzt aus ſchwarz und weiß abwechſelnden Marmorplatten von San-Giovan bei Puerto Cabello. Der Baumeiſter iſt ein Schweizer geweſen. Dann ging ich nach dem Marktplatz, einer überdachten Halle mit ſehr ſchön aus Eiſen conſtruirtem Dachgeſparre.

Den Mittag verlebte ich in Geſellſchaft eines dort anſäſſigen deutſchen Kaufmanns. Seine Frau iſt gleichfalls eine Deutſche; trotzdem ſprachen aber die Kinder nur ſpaniſch; eine Erſcheinung, die ziemlich häufig vorkommt und daher rührt, daß die Kinder durch ihre Altersgenoſſen und durch die Dienſtleute die fremde Sprache öfter hören als die Mutterſprache von den Aeltern.

Nachmittags ritt ich mit dieſem Herrn ein wenig ſpazieren, beim Kirchhof vorüber nach einer in Kalkſteinfelſen eingeriſſenen Schlucht. Die Felſen waren wunderbar durchlöchert und cavernös. Von da ritten wir auf einen Berg, von dem man die ſchönſte Anſicht der Stadt hat. Valencia liegt bedeutend niedriger über der See als Caracas; der Unterſchied beträgt wenigſtens

1600 Fuß; daher ist das Klima auch bedeutend wärmer und weniger gesund: von Zeit zu Zeit herrscht hier das Gelbe Fieber, auch wüthete im Jahre 1855 die Cholera sehr arg hier.

Am nächsten Morgen brachen wir gegen 3 Uhr auf und erreichten gegen 6 Uhr, nachdem wir das in den Unabhängigkeitskriegen berühmt gewordene Schlachtfeld von Carabobo passirt hatten, die heißen Quellen von las Trincheras.

Dieselben sind dadurch allgemein bekannt und berühmt geworden, daß sie nach dem Geyser in Island die heißesten Quellen der Erde sind. Der Name Trincheras bedeutet Verschanzungswerke und kommt daher, daß hier im Jahre 1677 französische Seeräuber, die die Stadt Valencia plünderten, einige Verschanzungen aufwarfen.

Das Wasser, dessen Menge ich nur sehr gering fand, entspringt aus Granit, enthält etwas Schwefelwasserstoffgas und viel kohlensauren Kalk, den es überall in Rinden absetzt. Seine Temperatur fand ich an der Stelle, wo es hervorquillt, 73° Réaumur. In der Nähe der Quelle war eine kleine Hütte für Leute, die dort baden wollten; ihrem Verfall nach zu urtheilen mußte sie aber seit langer Zeit nicht benutzt worden sein. Unmittelbar neben den Vertiefungen, aus denen das Wasser sprudelte, war ein kleines Gerüst aus Baumzweigen errichtet; ich glaubte, es sei, um darauf Dampfbäder zu nehmen, als ich aber meinen Jungen fragte, der uns zur Quelle begleitet hatte, wozu dies sei, erwiderte er: „Para escaldar los cochinos" (Um die Schweine abzubrühen).

Höchst wunderbar und von der Indolenz der Bewohner zeugend ist es, daß in einem Lande wie Venezuela, in dem alle Arten Hautkrankheiten so häufig sind, diese Schwefelbäder nicht gebraucht werden.

Es war sehr auffallend, daß einige um die Quellen die Vegetation nicht im mindesten gestört war; ja selbst in dem Abfluß derselben, da, wo das Wasser noch so heiß war, daß ich die Hand nur einen Augenblick darin halten konnte, wachsen verschiedene Büsche und Bäume ganz üppig. In der Nähe der Quellen ist ein Wirthshaus, wo wir unser Frühstück einnahmen. Die Straße führte immer an dem Flusse der Aguas calientes hin, welcher, durch mancherlei Zuflüsse verstärkt, ganz stattlich war. Je weiter wir nach der See hinabkamen, desto üppiger wurde die Vegetation; besonders zeichneten sich die hellen Stämme der Cecropien, dort Jacumo genannt, durch ihre eleganten Formen und ihre schönen Blätter vor den übrigen, dunkler gefärbten Baumkronen aus. Mehrere der größten, einzeln stehenden Bäume waren ganz bedeckt mit den Nestern des Cacicus, eines unserm Star oder Pfingstvogel sehr ähnlichen Vogels. Dieselben hingen an den äußersten Enden der Zweige oft ellenlang herab. Es geschieht dies von den Vögeln, um auf diese Art ihre Brut vor den Nachstellungen der Affen und Schlangen zu bewahren.

Die ebenerwähnten Jacumos sind innen hohl und nur von Strecke zu Strecke unterbrechen dünne Querscheide die innere Höhlung, welche sehr häufig den Termiten und übrigen Ameisen zum Aufenthalt dient, die nach den süßen Blattstielen sehr lüstern sind. Die Stämme dieses Baumes werden viel zu Wasserleitungsröhren benutzt. Die Straße ist oft in Felsen ausgesprengt, die aus sehr schönem, grobkörnigem Granit bestehen. Dasselbe Gestein liegt in großen Blöcken im Flusse, über den an einer Stelle eine sehr hübsche Hängebrücke führt. In einem kleinen Orte, den wir passirten, war eine große Klapperschlange von wenigstens 8 Ellen Länge, dort Cascavel (Rebstecher) genannt, an einem Baume aufgehängt. Gegen 11 Uhr kamen wir nach dem kleinen Orte el Gambur, wo wir einige Stunden rasteten. Während dieser Zeit frühstückten wir, hielten ein wenig Siesta und ich badete in dem nahen Flusse.

Merkwürdig ist es, daß zu Humboldt's Zeit dieser Fluß von Krokodilen wimmelte ebenso wie die Bai von Puerto Cabello, während jetzt die Bewohner von Gambur nicht einmal wußten, was ich mit dem Namen Kaiman meinte. Jetzt kennt man diese Thiere nur noch in den Flüssen der Llanos. Gegen 2 Uhr, nachdem wir und unsere Thiere hinreichend erholt waren, brachen wir wieder auf und kamen an verschiedenen kleinen Niederlassungen vorüber, bis wir endlich, einen Hügel hinaufreitend, das Meer sahen.

Jetzt beg der Weg nach Osten um und ging in gleicher Richtung mit dem Strande, bald dicht daran, bald weit davon entfernt, noch gegen zwei Meilen fort, ehe wir an die Stadt kamen. Die Ebene, durch die er führt, ist dicht mit Gesträuch und Bäumen der verschiedensten Art bedeckt und war sehr bevölkert von einer Art kleiner Fliegen, Jon-ben genannt, welche äußerst empfindlich stechen. Unsere Thiere hatten am meisten von ihnen zu leiden; mein Maulthier hatte mehrere Hunderte in den Ohren sitzen und war

Par. Jänkendorf.

Ja so! Am Nordpol! (lieſt:) „Ich ſahe in Riga liefländiſche Offiziere von den ſchwediſchen mißhandeln, ohne daß es möglich war, eine Genugthuung zu erhalten. Blutend kamen die armen lettiſchen Rekruten aus dem militäriſchen Unterricht. Die gemeinſte Koſt, die ſchimpflichſte Behandlung, Zurückſetzung aller Art mußten wir Deutſche uns von den ſchwediſchen Oberoffizieren gefallen laſſen. Aber im Stillen kochte eine Gährung unter dem Volke, die Unzufriedenheit reifte zu einer drohenden Empörung, die Tapferſten und Angeſehenſten traten unter meiner Leitung zuſammen, man berieth, wie man der Noth des armen Vaterlandes wehren ſollte. Da tönte aus Stockholm eine furchtbare Botſchaft. Schwedens Finanznoth war wegen der Kriege —" Um Gotteswillen, liebe Einſiedel, es wird doch nicht geſchoſſen?

Anna.

Närrin!

Par. Jänkendorf.

„— Finanznoth ſo geſtiegen, daß man nun das gierige Auge auf die deutſchen Provinzen warf. Schwediſche Sendlinge kamen nach Liefland, maßen unſre Aecker, Wälder, Triften, zählten unſre Heerden, unſer Geräth und legten auf Alles, was eine willkürlich beſtimmte Gränze überſchritt, gierigen Beſchlag. Hunderte von Familien verarmten, alle Preiſe ſanken, keine Arbeit, kein

deshalb sehr unruhig, bis ich es bemerkte und es so gut als möglich davon zu befreien und vor neuen Angriffen zu schützen suchte, indem ich ihm mein Taschentuch um beide Ohren band.

In der Nähe von Puerto Cabello, welches seinen Namen von einem unter der spanischen Regierung sehr berühmten Schleichhändler Antonio Cabello führt, wurde die Gegend cultivirter. Cacao-, Kokos- und Kaffeeplantagen wechselten mit kleinen Niederlassungen, die unter Wäldchen von Guamo- und Bananenbäumen versteckt lagen. Endlich kamen wir zu einem großen Brunnen, Fuente de a fuera, der sein Wasser durch eine sehr schön angelegte, natürlich von den Spaniern herrührende Wasserleitung erhält, und dann nach der Stadt selbst, wo wir in einer guten, an der See gelegenen Posada abstiegen. Puerto Cabello liegt auf einer Landzunge und mehreren mit dieser durch Dämme verbundenen Inseln, im Hintergrunde der tief ins Land gehenden Bai, umgeben von einigen andern Inseln. Der Hafen ist sehr gut, da die größten Schiffe unmittelbar am Werft anlegen können, jedoch nur enge, beziehungsweise am Eingange, sodaß stets nur Ein Schiff denselben passiren kann. Rings umgeben werden Stadt und Inseln von kleinen Gilanden eines eigenthümlichen Baumes, der Mangle (Rhizophora mangle). Derselbe wächst direct aus der See heraus und bildet oft 6—10 Zoll dicke Stämme, die als Bauholz geschätzt werden. Seine Wurzeln sind der Aufenthalt vieler Seethiere, wie sich denn auch an vielen derselben dicke Lagen von Austern angesetzt haben. Ueberall da, wo die Mangles wachsen, ist die See nur 4—6 Fuß tief, oft noch seichter und ganz ruhig, woher es kommt, daß dieselbe sehr stark ausdünstet und so sehr viel zu der ungesunden Luft der Stadt, die öfters vom Gelben Fieber heimgesucht wird, beiträgt. Auf der größten Insel, dem Werft gegenüber, liegt das Fort, nach welchem wir in einem kleinen Canot überfuhren. Die Insel ist bedeckt mit Korallenfelsstücken, alten Kanonen, die halb im Sande vergraben liegen, Holzwerk von gescheiterten oder abgebrochenen Schiffen und den Festungswerken, die durch einen Graben mit Zugbrücke von der übrigen Insel getrennt sind. Wir wollten eintreten, um dieselbe in Augenschein zu nehmen; allein ein Soldat, der bis dahin ruhig auf einem Stein gesessen und uns angestarrt hatte, sprang auf und hielt uns sein Gewehr vor, welches jedoch den Hahn verloren hatte. Wir baten ihn, daß er uns den Offizier rufen solle, was er auch gern that. Leider erfuhren wir durch diesen, daß es ohne specielle Erlaubniß des Hafengouverneurs, der in der Stadt wohnte, niemand gestattet sei, die Festung zu betreten. Jedoch um viele einzuholen, schien uns das ganze Werk nicht interessant genug und wir begnügten uns damit, es von außen zu mustern. Die Mauern, Schießscharten und Wachthäuschen waren in erbärmlichem Zustande, die eisernen Kanonen schienen sich nicht besserer Pflege zu erfreuen. Wir fuhren deshalb wieder nach dem Werft zurück und sahen uns noch dort um. Es lag ein sehr schönes, großes französisches Schiff sowie mehrere andere englische, spanische und venezuelanische Fahrzeuge dort. Halb vom Wasser bedeckt, lag das Wrack eines großen Dampfschiffs im Hafen, das früher Küstenfahrten und Reisen nach den Inseln gemacht hatte. Hinter der Stadt erhebt sich ein Gebirgszug, auf dessen höchster Spitze, etwa 600 Fuß über der See, sich ebenfalls ein Fort befindet, das zugleich als Warte dient, um die ankommenden Schiffe zu signalisiren.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Die Camellien.

Erzählung von Rosa Horn.

III.

Wagen an Wagen rollte vor das erste Hotel der Stadt, in dessen großem Saale das Concert abgehalten werden sollte.

Es war ein Andrang, als wollte niemand, der Anspruch machte, der guten Gesellschaft anzugehören, dabei fehlen. . .

Elfriede dachte nur an Felix Arnheim und den erneuten Beweis seiner Liebe. Ihr Auge sollte nur ihn aufsuchen. Mitbetheiligte Künstler nahmen sie in Empfang, auch die der Aristokratie angehörigen Veranstalter des Concerts.

Die Ouverture sollte beginnen. Felix Arnheim schien noch zu fehlen. Sie spähte nach ihm. Wie konnte es nur sein, daß er nicht schon in ihrer Nähe war! So sehr sie zerstreut, geeilt nach dem dargereichten Buch, aus dem sie lesen sollte, und blätterte flüchtig in den goldgeschnittenen Seiten.

Plötzlich flüsterte, lächelte man. Sie bemerkte nichts. Jetzt trat sie aufs Podium — Nur ein Theil beklatschte sie, ein anderer steckte die Köpfe zusammen. War denn ihre Toilette so auffallend? Jetzt entging es ihr nicht, daß irgendwas

Besonderes Stoff zum allseitigen Flüstern geben mußte. Lorgnetten erhoben sich; man lächelte hinter den Fächern, die man hin- und herbewegte.

Aber durch ihr Künstlerbewußtsein war Elfriede sich vollständig wiedergegeben. Mit einem Blick überlah sie die glänzende Versammlung. Dann begann sie zu sprechen.

Rauschender Beifall folgte. Sie war Jenny Dalthus. Der Doctor Waldheim führte sie am Arm zu ihrem Sitz zurück. Kaum hatte sie sich gesetzt, so begann das Lorgnettiren, Mustern und Flüstern aufs neue. Was gab es nur? Es war ihr, als hätte sie Felix Arnheim in der Menge erblickt. Warum kam er nicht in ihre Nähe? Trug er doch vor niemand ein Hehl seiner Bewerbung. Schon hörte sie eine durch ihre Manier bekannte junge Gräfin Salm laut die Aeußerung thun: „Eine sehr significante Demonstration!"

Das Concert ging weiter. Sogenannte Kunstfreunde gruppirten sich um sie. Man bewunderte ihre Vorlesung, ihre Toilette — ihre Camellien —

Allmählich bemerkte sie, daß letztere es waren, die den Gegenstand der Unterhaltung bildeten. „Mein Himmel", sagte einer ihrer „Verehrer", „diese Camellien sind von dem ganzen Saal gekannt! Sie existiren in der Stadt nur einmal — sie befanden sich noch gestern auf der großen Blumenausstellung, wo der Gärtner des fürstlich Aßmannstein'schen Treibhauses dafür die goldene Medaille erhielt. Der Fürst schickte sie Ihnen und Sie ehren das kostbare Geschenk dadurch — daß Sie —"

Starr und unbeweglich, die blassen Lippen halb geöffnet saß Elfriede von Dahlen und blickte den Sprecher an. Eine entsetzliche Ahnung erfaßte sie. Fürst Aßmannstein trat eben in den Saal. Er hatte sein zierlichstes Lächeln um die Lippen — Er machte sich Bahn, um zu Jenny Dalthus zu kommen — Wortlos, verzweiflungsvoll erhob sie sich, schritt über das Podium hinweg und begab sich an ihren Wagen — Es war ihr, als müßte sie nach einem Arm fassen, der sie verhinderte, hinausgeschleudert zu werden in Tod und Finsternis —

Ein solcher Arm fand sich nicht — Sie taumelte auf ihren Sitz nieder, fuhr nach Hause, umringt von den Schollstimmen der Flüsterwerke: „Die Camellien des Fürsten" — Eine Liaison" — „Nein, sie ist ja adlig" — und was die verwöhnte Mediseuse, der Neid und vielleicht Gutmüthigkeit mehr um sie her debitirt hatte —

Und Felix hatte diese „Demonstration" erlebt —!

Was sollte Elfriede thun? Sich hingeben der ganzen erschütternden Gewalt ihres Gefühls? Abermals trat der Dämon ihrer Kunst an sie heran und flüsterte: Wie oft sah dich aber schon Felix so in falschem Lichte! Was ihn bei deinen Mitschwestern überzeugen, überwältigen würde — bei dir ist's nur die Wiederholung oft gesehener Scenen! —

In wie verschiedener Stimmung hatte sie ihre Wohnung verlassen! Fieberend, krank kehrte sie heim. Die Camellien warf sie zur Erde — nicht rasch genug konnte die Freundin, die voll Schrecken die traurige Kunde vernahm, sie entfernen. Der Kopf sei herab — tief unter den grünen Blättern, auf denen die Blumen gelegen hatten, war ein Billet verborgen. Jetzt erst, da es herausfiel, bemerkten es die Frauen und lasen: „Diese Blume ist die schönste, die von der Kunst geboten werden kann — nur der schönsten Dame soll sie geweiht sein! Indem ich sie Ihnen darbringe, widme ich sie fortan dem Dienste der Schönheit! Fürst Leopold Aßmannstein."

Der Brief entsank den Händen Elfriedens und fiel unter die rings am Boden verstreuten Blumen und Blätter. So war es denn wahr und nicht mehr zu bezweifeln — sie hatte angesichts aller Welt eine vor kurzem ausgestellt gewesene auffallende Blume, ein Geschenk, ein Eigenthum des Fürsten Leopold Aßmannstein in solcher Ueberladung öffentlich getragen und Gerüchte bestätigt, die der Leichtsinn der Männer um ihre hervorragende Erscheinung zu verbreiten weiß.

Am folgenden Tage war jenes Ereigniß Stadtgespräch und der verschiedensten Beurtheilung anheimgegeben. Manche sahen in Jenny Dalthus die künftige Fürstin Aßmannstein, andere etwas anderes, wenige ahnten die Wahrheit und glaubten an ein Mißverständniß. Man bedauerte Felix Arnheim und hielt ihn für das Opfer einer Intrigue.

Vergebens hoffte Elfriede, Felix Arnheim würde sie aufsuchen. Stunde um Stunde verging. Er kam nicht. Auch er konnte dem Wahn der Stadt glauben? Hier regte sich ihr Stolz. Sie schrieb an Felix die ganze Sachlage, richtete es so ein, daß ihr Brief erst an dem Morgen abgegeben wurde, wo wir sie auf dem Perron der Kirche antrafen. Sie verließ die Stadt.

* * *

Es war denn alſo an jenem Morgen, wo der Oberforſtmeiſter von Dahlen kopfſchüttelnd die Zerſtörung betrachtete, welche der eiſige Wind einer Aprilnacht in ſeinem Garten angerichtet hatte.

Jetzt blinzelte er unter ſeinen eisgrauen Wimpern nach der hellſcheinenden Sonne hinauf, als wollte er ſagen: Was nützt denn das alles? Nun die Blüten an der Erde liegen! Das macht kein wärmſter Strahl nicht wieder gut!

Auch in den Füßen fühlte der alte Herr den Wankelmuth der Witterung.

So hinkte er der Halle zu und wollte ausreiten. Vielleicht ſpeiſte er drüben bei Herrn von Braun. So ſagte er wenigſtens zu dem alten Forſtwart. „Nirgends Ordnung!“ brummte er verdrießlich. „Seit die Frau todt iſt, geht doch alles drunter und drüber! Niemand fragt auch nach mir von den Schwiegertöchtern! Das junge Volk hat an mehr zu denken als an den alten Vater! Wolf, ſorg' mir dafür, daß alles unnütze Geräth hier aus der Halle entfernt wird! Gartenkörbe und Rechen dort! Das fehlte noch! Dann gibt es andere Orte! Hörſt du?“

Sein Lieblingsvers: „Juvenes dum sumus“, erwuchs auf den Lippen, die zuweilen ſo ſtill vor ſich hin das alte Burſchenlied zu brummen pflegten.

In der That empfand der alte Herr den Mangel ſorgſamer Frauenpflege ſehr ſchmerzlich. Herr von Braun rieth zwar, eine Wirthſchafterin ins Haus zu nehmen, wie er gethan. Aber Herr von Dahlen war ſo verdrießlich, gewöhnte ſich ſo ſchwer an fremde Geſichter, daß er's immer bei der alten Magd bewenden ließ.

So war er im Begriff, das Pferd zu beſteigen, als ein Poſtwagen den Weg heraufkam. Der alte Herr hielt die Hand vor die Augen. Der Beſuch mußte ihm gelten, der Weg führte nirgends anders hin als nach dem herzoglichen Jagdſchloſſe Buchheim.

Kaum hatte Elfriede den alten Mann mit dem eisgrauen Bart erblickt, ſo verließ ſie ihr Muth. Aber ſie trocknete die Thränen, raffte alle ihre Kraft zuſammen und ſtieg aus dem Wagen. Wenn er auch hart und rauh und grauſam ſein ſollte, was kümmerte ſie das! In ihrem Innern folterten ſie ganz andere Schmerzen —

„Das iſt doch nicht die kleine Aloiſerin aus Rauenheim?“ ſagte indeſſen Herr von Dahlen zu dem Forſtwart. „Wer iſt denn das?“

„Vater!“ rief die junge Dame, die näher ſchwankte.

Herr von Dahlen horchte auf. Er runzelte furchtbar die Stirn.

Aber Elfriede ergriff ſchon ſeine Hand. „Vater, darf ich auf Verzeihung hoffen?“

Seit dem Tode eines Enkelkindes, das ihm für Elfriede Erſatz geben ſollte, war Herr von Dahlen weich geſtimmt. Sollte er das Kind von ſich weiſen, deſſen Namen jenes Töchterchen ſeines Sohnes trug?

Schon verſagte ihm die Stimme —

Elfriede beugte ſich über die Hand des Vaters und weinte heiße Thränen —

„Darf ich bleiben?“ fragte ſie mit bebenden Lippen —

Der alte Herr wandte ſich und ging ſchwankenden Schrittes dem Hauſe zu und winkte dem Forſtwart, das Pferd fortzuführen. Daß ihm ſelbſt die Augen ſchon feucht geworden waren, wollte er niemand zeigen — Elfriede eilte ihm nach, umſchlang ſeinen Hals — er zog ſie an ſich, Thränen erſtickten ſeine Worte — er hatte verziehen.

Jetzt walteten ſorgſame Frauenhände in Buchheim. Von Tag zu Tag milderte ſich die noch anfangs obwaltende Entfremdung zwiſchen Vater und Tochter, zwiſchen einem Kinde, das in die Welt gegangen war und hatte Schauſpielerin werden können! Aber Jenny Dalthus ward wieder Elfriede und ſaß am Fenſter auf ihrem frühern Mädchenplatze und wärmte Decken und Tücher ſo ſorgfältig wie die verſtorbene Mutter.

Auch Herrn von Braun ſah Elfriede wieder. Er ging an einem Stabe. Sein Rückenmark war afficirt und Gaſtein ſein jährlicher Curort. Die alten Dinge wurden nicht berühret. Im Gegentheil, Herr von Braun ſprach mit Bewunderung von dem Ruf, den ſich Jenny Dalthus erworben, und beklagte, wie durch einen plötzlichen Entſchluß den Muſen ein ſolcher Verluſt bereitet werden ſollte.

So kam der Mai. Da legte Elfriede den erſten Blütenkranz auf das Grab der Mutter. Zu dem Pfingſtfeſte erwartete das Jagdſchloß ſeine Kinder alle. Da ſollten die Brüder kommen; zwei von ihnen waren verheirathet. Die Frau des Aelteſten hatte Elfriede als Jenny Dalthus geſehen und bewundert. Elfriedens Brüder waren von je etwas kalt und ſteif. Die Gattinnen vermittelten die empfindliche Lücke.

So ſaß Elfriede an einem herrlichen, ſonnigen

Tage in der Nähe der Tropfsteingrotte im langen Grase. Es war nach Tische. Der Oberforstmeister schlummerte in seinem Lehnstuhl. Sie war unter den Bäumen langsam fortgegangen. Den Hut legte sie neben sich und betrachtete einen kleinen goldfarbenen Käfer, der gern die Spitze eines Grashalms erreicht hätte; die Sonnenstrahlen zitterten durch die luftig grünen Blätter. Sie legte den Kopf an den glatten Stamm einer Birke und träumte. Da that sich alsbald die Traumwelt ihrer Seele auf. Sie sah Herrn von Braun ganz deutlich. Er führte sie wieder durch seinen Garten. Sie fühlte ganz das Widerstreben, das sie bei ihrem ersten Besuch empfunden hatte. Da gab er ihr einen Brautkranz — entsetzt erwachte Elfriede, sprang auf und dankte Gott, daß es eine Phantasie ihrer Ermüdung war.

Als sie ins Zimmer des Vaters kam, las dieser auf dem Sofa. Er hielt einen Brief in der Hand, den eben ein expreßer Bote überbracht hatte. Es war ein Schreiben des Herrn Jeremias Arnheim. Er warb bei dem Vater für seinen Sohn um die Hand der Tochter. Er reichte Elfrieden den Brief hin.

Elfriede las die ersten Worte. Ihr versagten die Füße den Dienst. Bleich werdend, blickte sie nach dem Vater hinüber.

„Nun?“ fragte dieser — „Antwort wird verlangt! Das ist wol ein — altes Verhältnis —? Arnheim — Getaufte Juden — aber reich! Sind das die berühmten Arnheims —?“

Elfriede erzählte mit bebenden Lippen, allmählich hocherglühend, das ganze Verhältnis —

Die Brüder kamen hinzu, die Schwägerinnen —

Die Partie war zu glänzend, als daß sich von ihrer Seite Einsprache erwarten ließ —

Am Abend desselben Tags reisten auch bereits Felix auf Schloß Buchheim —

Als Elfriede in den Armen des schönen jungen Mannes lag, sagte er:

„Geliebte! Ich glaubte ja an deine Unschuld! Ich schmollte nie mit dir! Warum konntest du entfliehen! Besuche haben wir dich überall! Daß du ins Vaterhaus zurückkehren würdest —“

„Hat der Herr wol an wenigsten gedacht?“ unterbrach der alte Oberforstmeister. „O wir haben unsere Kinder gut erzogen! Das wußte ich doch, Einmal kommt sie schon wieder!“

„Um dich nie zu verlassen!“ sagte Elfriede.

Herr von Braun wollte Hochenthal verkaufen, um seiner Gesundheit in der Nähe berühmter Berge zu pflegen. Felix Arnheim erkaufte die schöne Besitzung. Aus den reichen Myrtenpflanzungen der Braun'schen Treibhäuser wurde denn also doch noch Elfriedens Brautkranz gewunden.

Die Camellien, die schönen, duftlosen Rosen von Japan, durften nicht besonders von dem Gärtner des jungen Paares gepflegt werden, desto mehr der Vorher. Oft sagte Felix: „Ich muß dich doch schadlos halten für den Ruhm, den du mir gepflegt hast!“

Erbweisheit der Mutter.

Von Berthold Sigismund.

Bei den gebildeten deutschen Frauen ist von Ammon's goldenes Büchlein: „Die ersten Mutterpflichten“*), welches in so überzeugender und anmuthiger Art zur geschlechtlichen Erziehung anleitet, das Gesetzbuch für die Kinderstube. Die kleine Welt mag sich glücklich preisen über die Grundrechte, nach denen sie heutzutage regiert wird! Nicht immer sind die Kinder so human behandelt worden wie in der Gegenwart. Welche Unbilden erduldeten sie nicht in einer um einige Menschenalter zurückliegenden Zeit! Damals wurde jedem Neugeborenen die Zunge gelöst, weil man glaubte, es würde sonst überall wenig sprechen

*) Die Verfasser dieser allerliebsten Bücher, Mitbegründer und Redakteur der Königl. von Sachsen ist ein einziges Mädchen in Dresden geboren. Die Belegung mit Zuschlag außerordentlicher Forderungen wird besonders die Regierungsbeamte zu entsprechen haben. Sämmtliche Bildung und Steuern war pünktlig. Unermüdlich beschäftigte sie sich schriftlich, aber schon schwerfällig. Eine so alles durchdringende Thätigkeit, der Kunst, die politischen und gesellschaftlichen Interessen. Wir haben manche Jahr hindurch Gelegenheit gehabt, dem geistvollen Manne zu begegnen und an ihm zu bewundern, mit welcher Wendigkeit sein Blick nicht nur auf dem engen Gebiet der Heil- und Naturkunde mit all ihren Verzweigungen weilend blieb, sondern wie auch die allgemeinen literarische und politischen Interessen immer einen aufmerksamen Beobachter an ihm fanden, dem nicht leicht eine bedeutende Erscheinung entging. Seine Milde war keine laue Indolenz, sondern sie war auf einer Basis von Ueberzeugung und ehrlicher Durchdringung seiner Natur gegründet. Seine Rede war von wohlthuender, weil sie

lernen als eine Elster, deren Zungenbändchen nicht eingelerbt sei; der bewegungslustige Säugling wurde fest eingewickelt wie eine Mumie, damit er gerade wachse; zum Willkommen wurde jedem kleinen Mündchen eine Arznei eingeflößt, die sicher nicht geeignet war, ihn Geschmack an der Welt finden zu lassen. So war der Neuling im Leben einer ganzen Reihe unnöthiger oder gar schädlicher Quälereien ausgesetzt.

Das große Verdienst, als einer der ersten und glücklichsten Sachwalter für die Menschenrechte der Kindheit aufgetreten zu sein, gebührt einem Manne, der, weil er seine eigenen Kinder, ohne sie auch nur mit Erkennungszeichen zu versehen, dem Findelhause übergab, für einen Rabenvater gilt. Wenn sich dieser schwere Vorwurf irgend durch gute Werke sühnen läßt, so hat ihn Rousseau durch seinen Weckruf zur naturgemäßen Erziehung gesühnt, welcher so mächtig einwirkte, daß sich das Los der Kinder bei den gebildeten Völkern wesentlich besserte.

Rousseau war Revolutionär und trieb seine Grundsätze der naturgemäßen Erziehung ebenso auf die Spitze, auf welcher das Rechte und Gute zum Gegentheil umschlägt, wie die Jakobiner später die Lehre von den Menschenrechten zum Zerrbilde entstellten. Dem nüchternen Geiste der Aerzte war es vorbehalten, für die leibliche Erziehung die rechte Mitte zu treffen, und wir müssen uns glücklich schätzen, sagen zu dürfen, daß die in deutschen Erziehungslehren, namentlich in der trefflichen Schrift von Ammon gegebenen Regeln für die Pflege der zarten Jugend wirklich der Natur gemäß sind.

Möge aber niemand wähnen, daß die wirkliche Erziehung überall diesem idealen Gesetzbuch entspreche! Nicht blos in armen Hütten, sondern auch in wohlhabenden Häusern, wo die „Mutterpflichten" der Familienbibliothek nicht fehlen, gilt neben dem geschriebenen Gesetz ein ungeschriebenes, stehe gegenüber der Lehre der Wissenschaft die Satzung der Erbweisheit, welche in die mehrfernen Zeiten des Alterthums hinaufreicht. Wahrscheinlich stammen einzelne Erziehungsgebräuche, die sich ohne Vermittelung der Schrift von Geschlecht zu Geschlecht forterben, aus der Zeit des germanischen Heidenthums.

Dies hohe Alter leiht den Ueberlieferungen der Mutterweisheit ein nicht unverdientes Interesse. Man fühlt sich gelockt, die phantastischen Triebe bis zu ihren Wurzeln zu verfolgen und die Ursachen aufzuspüren, welche so fremdartige und sonderbare Lehrsätze und Lebensregeln aufkommen ließen.

Eine vergleichende Uebersicht der auf die Kinderpflege bezüglichen Sätze jener Erbweisheit, wie sie in verschiedenen Ländern gelten, würde wol für die Völkerkunde werthvolle Aufschlüsse geben. Der Wanderer, der im Hause der Osseten die Wiege ganz in der Form der deutschen Wiege findet, wird sogleich daran erinnert, daß die Kaukasusbewohner uns näher verwandt sind als die meisten andern Stämme jener Gebirgsleute; ebenso würde jeder Satz der Mutterweisheit, der sich bei verschiedenen Nationen in gleicher Form findet, auf gleichen Ursprung oder auf frühen Verkehr derselben hindeuten. Wir müssen darauf verzichten, dies zu versuchen, da schon ein räsonnirender Katalog der in verschiedenen Gegenden Deutschlands geltenden Mutterregeln ein Büchlein füllen würde, das Ammon's „Mutterpflichten" an Umfang gleichkäme.

Um den Lesern, welche, wenn sie nicht Aerzte sind, diese Seite des Volksthums nur bruchstückweise kennen lernen, eine Andeutung von dem Wesen dieser mütterlichen Ueberlieferungen zu geben, versuche ich eine Auswahl aus den Sätzen der Erbweisheit, wie sie in einem einzelnen Landstriche Thüringens gilt, und schildere — mit Uebergehung der diätetischen und heilkundlichen Vorschriften — die Mutterregeln, welche sich auf den Glauben an übernatürliche, magische Einflüsse stützen. Eine gute Anzahl dieser Regeln gilt auch in andern Gegenden Deutschlands; manche sind vielleicht Thüringen eigenthümlich, einzelne scheinen sogar blos in einem kleinen Gebiete dieser Landschaft vorzukommen.

Die meisten Sätze des pädagogischen Aberglaubens beziehen sich auf die körperlichen Entwickelungen, welche das Kind in den ersten Lebensjahren erfährt. Dies erscheint ganz natürlich, da diese Jahre vielen verhängnißvollen Störungen unterworfen sind und so viel Geheimnißvolles und Wunderbares darbieten. Die Bürgerinnen des alten Rom hielten diese Epochen der Kindheit für so außergewöhnliche Ereignisse, daß sie für die einzelnen Epochen besondere Schutzgottheiten schufen und anriefen. Der Gott Vagitanus öffnete dem Neugeborenen den Mund zum ersten Schrei, Levana hob das Kind auf, Cunina schützte es in der Wiege, Rumina ließ es an der Mutterbrust gedeihen, Mundina waltete über der Namengebung, Potina und Educa halfen dem entwöhnten Kinde beim Trinken und Essen, Fabe

legte das Kind von der Wiege ins Bett, Diespeya ließ die zarten Knochen erhärten; Stalanus und Fabelinus halfen, daß der Säugling stehen und sprechen lernte, Abeona und Domiduca schützen die Kleinen beim Ausgehen ins Freie, Minerva verlieh das Gedächtnis, Numeria lehrte zählen.

Auffallenderweise ist unter dieser Schar von Schutzgeistern für römische Kinder keine Beschützerin des Zahnens, eines Vorgangs, bei welchem deutsche Mütter übernatürliche Beihülfe besonders nothwendig erachten. Das Zahnfleisch des Täuflings wird von manchen Paten mit Taufwasser bestrichen, damit dereinst die Zähnchen leichter durchbrechen. Später hängt man Kindern ein herzförmiges Amulet aus scharlachrothem Tuch um, in welches Korallenbrüchen eingenäht sind, die vor Sonnenaufgang gebrochen sein müssen. Offenbar ist das rothe Tuch Sinnbild für das Zahnfleisch, der Dorn für das spitze Zähnchen. Wenn ein Kind schwer zahnt, werden noch andere Zahnmittel zu Hülfe gezogen; so hängt man ihm eine aus den Beeren des Jakobskrautes gebildete Kette um den Hals. Den ersten ausgefallenen Zahn muß das Kind in ein Mauseloch werfen und sich dazu des heimlichen einen steinernen ausbitten. Auch für das Leben der Erwachsenen ist der Aberglaube besonders fruchtbar in Bezug auf die Zähne; wol für keinen Körpertheil gibt es — was natürlich sein gutes Zeugniß für die Zuverlässigkeit des Heilverfahrens ausstellt — so viele Hausmittel und empfehlende Curen.

Das bedeutendste Ereigniß im Kindesleben, welches die Menschwerdung im vollsten Sinne darstellt, das Sprechenlernen, durfte natürlich nicht ohne magische Beihülfe bleiben. Wenn der Säugling auf dem Mutterarme den ersten Besuch in einem Freundeshause macht, drückt ihm die Hausfrau ein „Trubel" an die Lippen und sagt: „So wie die Hühner gaxen, so lerne du schwatzen!" Der Genuß gewisser Eier soll noch höhere Kraft äußern; um ihr Kind zum Gehen geschickt zu machen, lassen sie es das Ei einer Leiche essen. Das Ei, das Sinnbild des Werdens und Wachsens, stellt also in der Mythologie der deutschen Kinderstube den Gott Fabelinus dar.

Ruhigen Schlaf glaubt man dem Säuglinge dadurch zu verschaffen, daß man ihn abends in die Mitte der heimkehrenden Schafherde trägt. Das Schaf, dessen Name einen bequemen Reim für Schlummerliedchen bietet, ist vielleicht ebenso sehr deswegen zum Wappenthier des Schlummers geworden wie wegen seines schläfrigen Wesens. Schwer zu erklären ist der Glaube, daß der durch den Stich von Gallwespen an Hedenrosen entstehende Auswuchs („der Schlafapfel") einschläfernd wirke, wenn er unter dem Kopfkissen liege; vielleicht erinnerten die struppigen Haare dieses Gebildes an das wirre Haar eines „Schlafrocks". Manche Mutter legen, wenn sie das Zimmer verlassen, ein Gesangbuch unter das Kissen, damit das Kind ruhig schlafe und namentlich nicht ausgelacht werde. Zwei auf den Schlaf bezügliche Regeln der Kinderstube lassen sich als mythische Einkleidung vernünftiger Verhaltungsmaßregeln auslegen; viele heißen: Man dürfe nie eine leere Wiege schaukeln und nie sollen zwei Personen zugleich die Wiege bewegen, weil sonst das Kind um den Schlaf kommt. Ein unnützes Thun wird nicht selten vom Volke mit einer phantastischen Gefahr bedroht; so verbietet man den Kindern, die Spitzen der Gabel aufrecht zu halten, weil sie sonst die Engel stechen. Eine so motivirte Mahnung macht eben viel mehr Eindruck als der schlichte Grund: Du könntest dich damit ins Auge stechen. Wer die Stube betritt, in der sich ein Säugling befindet, glaubt sie nicht verlassen zu dürfen, ohne sich für einen Augenblick gesetzt zu haben, damit er die Ruhe nicht mitnehme. Auch dies Gebot ist wol nur eine des Nachdrucks wegen abenteuerlich motivirte Regel.

Einige Mutterspräche geben Körperungsmittel des Wachsthums an. „Salz und Brot macht die Wangen roth"; „Schimmeligres Brot macht die Augen hell"; „Wem es auf den Kopf regnet, der wächst rasch" u. s. w. Solche Sprüche sollen launige Tröstungen für Kinder sein, die sich mit wenig wundender Speise begnügen und die Unbill des Wetters ertragen lernen sollen.

In weit größerer Zahl sind Regeln verbanden, welche Störungen des Wachsthums verhüten sollen. Solche sind: Die Wärterin darf mit dem Kinde nicht unter einem Zaun wegkriechen; man darf ein Kind nicht durch das Fenster reichen und dasselbe nicht messen; man soll nicht über ein Kind wegschreiten. Das Verbot des Messens entstand wahrscheinlich aus der Scheu der Urvölker, sich durch die Freude über das Erreichte dem Neide des Schicksals auszusetzen. Wenn man dem Schuhmacher vom Preise, den er für die ersten Schuhe des Kindes fordert, abhandelt, lernt das Kind nicht gut laufen; das ist sicherlich ein Aberglaube, den ein Zunft-

genosse des Hans Sachs in Geltung zu bringen gewußt hat. Von zwei Kindern unter einem Jahre, die sich liebkosen, stirbt eins früh. Wollte man durch diese überaus harte Androhung nur das zuweilen zudringliche und zum Handgemenge ausartende Umarmen der kleinen Spielgenossen verhüten oder liegt dem Verbote ein heidnischer Glaube zu Grunde?

Gewohnt werden die Kinder der Regel nach drei Tage vor dem Vollmonde, weil sie dabei voll und rund werden. Auch führt man sie gern im Vollmond in die Schule, damit sie durch die Schulsorgen nicht so sehr abmagern.

Die geistigen Anlagen des Menschen werden dem Volksglauben zufolge besonders durch den Geburtstag beeinflußt. Sonntagskinder haben Aussicht auf die Gabe des Hellsehens und werden vom Glück begünstigt; Weihnachtskinder sollen die Gabe der Weissagung empfangen. Ein gutes Gedächtnis erhält das Kind dadurch, daß die Mutter während seines ersten Lebensjahres sorgfältig die Wochen zählt; sonach stellt die Mutter dabei dieselbe Schutzgottheit dar, als welche bei den Römerinnen Minerva galt. Erlaubt man einem kleinen Näscher das Ablecken eines Tellers oder Quarks, so bekommt er ein schwaches Gedächtnis; schneidet man einem noch nicht ein Jahr alten Kinde die Haare ab, so wird demselben „der Verstand abgeschnitten". Sehr kluge Kinder haben wenig Aussicht auf langes Leben.

Auf den sittlichen Charakter sollen manche dem Unbefangenen ganz unschuldig oder höchstens dem leiblichen Gedeihen nachtheilig erscheinende Vorfälle üblen Einfluß haben. So sagt man, daß ein Kind, welches vor Vollendung des ersten Jahres in den Spiegel blicke, stolz werde. Der Kern des „Aberglaubens" liegt aber darin, daß in der Pflege einer Wärterin, die gern mit dem Spiegel verkehrt, das Kind der Eitelkeit verfalle. Ein Säugling, der in den Keller mitgenommen wird, soll — dem Zuchthause nicht entgehen können. Mit einer schrecklichern Drohung konnte der wohlmeinende Mann, der diesen Warnspruch erfand, sein diätetisches Verbot kaum versehen. Kaum darf zum „Aberglauben" die Mutterregel gezählt werden, daß man ein Kind unter einem Jahre nicht schlagen dürfe, weil sonst später kein Schlag fruchtet. Fast möchte man wünschen, daß noch mancher andere pädagogische Satz durch den Stempel des „Aberglaubens" zum vollgültigen Bestandtheil des Volksthums geworden sei.

Die Vorzeichen, aus denen man die Zukunft eines Kindes zu errathen lehrt, sind fast alle übler Art; sind doch überhaupt die Propheten meist Unglücksverheißer. Günstige Vorbedeutungen soll es nur wenige geben. Ein solches ist „das Blühen der Nägel", welches Glück verkündet. Dagegen gibt es viele ungünstige Vorzeichen. Stehen die Zähnchen eines Kindes weit voneinander, so wird dasselbe vom Schicksal weit vom Aeiternhause fortgeführt; lange Haare bedeuten kurze Jahre; ein Kind, das vor der vierten Woche seines Lebens nießt, bleibt geruchlos; lacht eins schon im ersten Monate, so stirbt es bald. Schwimmt beim Reinigen der Wäsche am Flusse ein Kleidchen des Kindes fort, so bedeutet das frühen Tod. Erhält ein Täufling den Namen eines kürzlich verstorbenen nahen Verwandten, so muß er diesem bald folgen. Wahrscheinlich hatte der Erfinder dieses Aberglaubens die Absicht, zu verhüten, daß trübe Erinnerungen erneut würden; um aber sein Verbot wirksamer zu machen, legte er den Gedanken nahe, daß man durch solches Verfahren den Neid des Schicksals herausfordere.

Diesen Neid des Schicksals zu erregen, scheut sich aber das Volk sehr. Jedem Lobspruche, der einem Säugling ertheilt wird — und wie lobslustig sind nicht Frauen im Hinblick auf die kleinen Engelchen! — muß durch „Gott behüt' es!" oder „Unberufen" eine Abwehr hinzugefügt werden, welche das Schicksal begütigt. Der Glaube an den bösen Blick scheint mehr im Süden zu herrschen, aber die Furcht vor dem Unlegen des Lobes ist allgemein.

Von den zahlreichen Zaubermitteln gegen Kinderkrankheiten, welche erfreulicherweise sehr an Geltung verloren haben und nur in verzweifelten Fällen versucht werden, wo die ärztliche Hülfe nicht fruchten will, wollen wir schweigen und nur einen Brauch erwähnen, der sowol als ein uralt-heidnisches Opfer als durch sein auf einen kleinen Raum beschränktes Vorkommen interessant erscheint. Wenn die Mutter auf dem ersten Kirchgang mit ihrem Kinde am Flusse vorübergeht, murmelt sie, kleine Geldstücke in ungerader Zahl ins Wasser werfend, die Worte: „Hier hast du das Deine, laß mir das Meine!" Dadurch glaubt man den „Wassermann" zu versöhnen, durch den die Kinder so leicht verunglücken.

In diesem Brauch erkennt man deutlich, wie unter der mütterlichen Erbweisheit, die manche wohlbegründete Klugheitslehre wenn auch in sin-

derbarer Fassung enthält und manchen launigen Spruch des Trostes einschließt, auch manches Erdstück unterläuft, welches dem finstern Dämonenglauben des Alterthums entstammt.

Die Kirchenväter ließen es sich bei ihrem Bekämpfen der heidnischen Glaubenssreste besonders angelegen sein, die Geltung der obengenannten Schutzgötter des Kindesalters zu vernichten. Wirklich scheint der Glaube an persönliche Schutzgeister für die Hauptepochen der Kindheit überall ausgerottet; man spricht nur noch im allgemeinen von dem holden Engel, der in Gefahren seine Hand über die Kinder hält. Dagegen leben, wenn auch nur als unbestimmte Nebelgestalten, hier und da Geister fort, welche die Naturreligion als Feinde des zarten Kindesalters darstellt. Gewiß würden sich deutsche Frauen aus dem 15. Jahrhundert, so fremd ihnen auch unsere Sprache und Sitte erscheinen möchte, bald vollkommen zu Hause fühlen, wenn sie in der Kinderstube ihrer heutigen Landsmänninnen vielen von den Sätzen der Erdweisheit begegneten, die ihnen von ihren Müttern als uraltes Erbtheil überliefert worden waren. Und wer möchte behaupten, daß im 20. Jahrhundert alle Lehrsätze jener Erdweisheit verschollen sein werden?

Anregungen.

Kunden aus der Ferne.

V. Jegor von Sivers über Cuba.

In den bereits mehrmals gespendeten südamerikanischen Erinnerungen des auch als Dichter gefeierten Livländers Jegor von Sivers gefällt sich eine Monographie: „Cuba. Die Perle der Antillen. Reisebeschreibungen und Forschungen" (Leipzig, Fr. Fleischer, 1861).

Abenteuerliches hat der Verfasser wenig erlebt, wenigstens spricht er nicht davon. Giftige Schlangen haben sich nicht auf seine Brust während des Schlafes gelegt, Löwen und Tiger haben ihn nicht aus seiner Ruhe gestört, auch keine Räuber, weder von schwarzer, rother oder weißer Farbe, haben ihm das Messer an die Kehle oder das Recht an die Schätze gehalten. Dagegen führt er uns wissenschaftlich und landschaftlich sehr angenehm.

Auf der Seereise erfahren wir, daß die fliegenden Fische sich nur aus dem Wasser erheben, wenn sie sich aus dem Kamm der ruhigen Welle herauszuschnellen vermögen. Ein liebliches Bild, stellt sich die Havana vor unsern Blicken auf. Wir durchstreifen mit dem Verfasser den Hafen, den Markt, die Salons, die Cafés und die Theater; überall führt er uns ein. Mit dem eigentlichen Volksleben, das etwa dem unsers Bürgerstandes ähnlich wäre, ist er nicht bekannt geworden. Da, wo es lebt, ißt und trinkt man, musizirt und läßt sich von Sklaven bedienen und führt uns in der Volanta, dem charakteristischen zweirädrigen Fuhrwerke.

Wir machen mit dem Verfasser noch einmal die lange Schreckensgeschichte der Entdeckung der Insel Cuba durch den menschenfreundlichen Columbus bis zur grausamen Entvölkerung der Urbewohner durch seine Nachfolger durch. In 20 Jahren werden 3000000 Menschen vertilgt, die durch Einführung der Neger ersetzt werden sollten. Wir erfahren, daß die spanische Regierung fortwährend die geistige Entwickelung der Insel gehemmt hat, daß sie aber im Vergleich zu Frankreich und England die Sklaven am meisten beschützt und ihnen die Menschenrechte zuerkennt. Wir erfahren, wie die guten Absichten der Regierung noch ebenem durch tirolerische Beamte hintergangen wurden und wenn ja einmal ein rechtschaffener Mann an der Spitze stand, gegen denselben so lange intriguirt wurde, bis er gehen mußte. Lavon war ein solcher Mann, von eisernem Charakter, der dies gesunkene Leben wieder hob. Von seinem Charakter wird Folgendes erzählt:

Miralda Osalez, ein havanerisches Mädchen von vollendeter Schönheit, hatte nach dem Tode ihres Angehörigen als einzige Erbe den Besitz eines Hauses mit einem Cigarrenladen angetreten, der, obhalb zum Wallfahrtsort der galanten havanerischen Männerwelt erhoben, zu den ersten Berühmtheiten des Orts gehörte. Miralda zählte erst sechzehn Jahre, allein die frühen traurigen Lebenserfahrungen hatten ihrem Wesen einen ehrfurchtgebietenden Ernst verliehen, der die Würde idealer Schönheit unterstützte. Nie kann ihr Leben leer. Kein Blumder, daß sich eine Menge Verehrer einfanden, aber niemand konnte sich einer Gunst rühmen. Nur einen jungen Schiffer, Pedro Montano, der eine Zeitlang letzte, begünstigte sie. Einer der ersten Lanzenritte, ein Graf Almante, wollte um jeden Preis das Mädchen als Geliebte erwerben und bot ihr große Summen und ein Schloß an. Sie wies seine Bewerbungen, als sie zudringlich wurden, mit ihrem geschärften Dolche zurück, nannte ihm einen andern Laden, wo es viel bessere Cigarren gäbe als bei ihr und glaubte für immer nun Ruhe vor ihm zu haben, da er grollenden Angesichts abzogen war. Der Graf Almante ließ sie aber durch verschiedene Polizeiintrigen entführen und auf sein Schloß bringen, wo sie hartnäckig auf ihrer Weigerung beharrte. Ihr Geliebter, der Schiffer, kundschaftete sie, als Mönch verkleidet, aus und begab sich klagend zu Lavon. „Miralda ist deine Schwester?" fragte der Gouverneur mit finsterer Miene. „Meine Verlobte"

Der Gouverneur ließ ihn vor einem Crucifix bei Himmel und Seligkeit seine Anklage und Klage beschwören und dann in einem anstoßenden Zimmer warten. Nach Verlauf von zwei Stunden standen Miralda und Almante vor dem Richter. „Sie haben die Uniform der Polizei zur Entführung dieses Mädchens gemißbraucht?“ „Ich war so leichtsinnig, Excellenz! Ich kann es vor Gott nicht verantworten!“ „Der höchste Richter später! Jetzt frage ich auf Ihre Ehre: Ist dem Mädchen in der Gefangenschaft Gewalt angethan worden?“ „Bei meiner Ehre, nein!“ Das Verhör ward in Gegenwart Pedro's fortgesetzt, der Richter sandte einen schriftlichen Befehl ab, darauf erscheint ein Geistlicher in Amtstracht, der die Ehe zwischen Almante, trotz dessen Protestation wegen seines Raubs und der Bitten Pedro's, vollziehen muß. Almante mußte darauf allein das Schloß verlassen. Nach einer halben Stunde erscheint ein wachhabender Officier und meldet: „Excellenz! Neun Kugeln haben den Grafen durchbohrt, als er um die bewußte Straßenecke trat!“ Miralda wurde, da keine Erben da waren, die Erbin des Grafen und konnte nun als Witwe ihre Angelegenheit mit Pedro weiter ordnen.

Eine gute Biographie des General Lopez ist zur Verständigung der Geschichte Cubas eingereiht. Ueber Kirche und Schule, über Handel und Wandel, über die Eisenbahnen, über die Natur der Insel, über den Anbau von Zucker, Taback, Kaffee, über Münze, Maß und Gewicht erhalten wir die genauesten Nachrichten und besonders wichtig gerade in dieser Zeit sind die Ansichten des Verfassers über die Sklaverei. Er ist der Meinung, daß der Neger in seinem jetzigen Zustande nicht reif zur Freiheit ist. Er will aber eine Uebergangsform, zuerst ein Hörigkeitsverhältniß, Kronen mit Antheil an dem Gewinn, um ihm Liebe zur Landwirthschaft beizubringen, aber niemals Lagearbeit, sondern immer Vergütung nach Menge und Güte der Arbeit.

Kurz, der Verfasser stellt uns ein getreues Bild der Havana, von Cuba, der Perle der Antillen, auf. Auch die Thierwelt hat er erwähnt, aber nicht naturwissenschaftlich behandelt. Wir vermissen die bei solchem Buche nöthigen Abbildungen, die uns einen Blick auf Natur, Bergzüge, Architektur der Paläste und Bauart der Hütten, Trachten u. s. w. geben könnten, die Beschreibung und Verständniß erleichtern und vervollständigen.

Die Thierwelt.

Wir haben eine Anzahl Schriften vor uns liegen, die dem so lebhaften Interesse für populäre Zoologie in empfehlenswerther Weise entgegenkommen.

Vor allen verdient ein geschmackvoll ausgestattetes, mit vortrefflichen Holzschnitten geziertes Buch von Hermann Masius: „Die Thierwelt“ (Bonn, Bädeker, 1861), die vollste Anerkennung. Die feine, geistvolle Darstellungsweise des Verfassers ist rühmlichst bekannt. Sie bewährt sich bisher nur in allseitiger Betrachtung einzelner Gegenstände aus dem naturwissenschaftlichen Bereich. Hier erstreckt sich das reiche Wissen, die umfassendste Belesenheit und das vorzugsweise dem Lieben und Schönen zugewandte Auge des Verfassers auf das gesammte Gebiet der Zoologie. Der Mensch in seinen animalen Bedingungen steht an der Spitze eines wissenschaftlich aufgebauten zoologischen Systems, das mit harmonischer Gestaltung, wo nichts zu weit vorn, nichts zu sehr zurücktritt, von Anfang bis Ende durchgeführt ist. Das anekdotische Element mehrt den Reiz der Darstellung, namentlich hat der Verfasser die allgemeine Weltgeschichte, die Ethnographie und Geographie anregend mit den Thatsachen der Naturforschung in Verbindung zu bringen gewußt. Polyp und Korallen bilden zuletzt den Uebergang zur Pflanze, deren Leben und Reich in gleicher Weise vom Verfasser behandelt zu sehen eine Bereicherung unserer Literatur sein würde.

Eine den Hausthieren allein gewidmete Monographie bringt Hermann Pösche „Das Leben der Hausthiere und ihre Stellung zur Familie, Staat und Landwirthschaft. Ein Familienbuch. Illustrirt mit ungefähr 20—22 größern Illustrationen in Holzschnitt und Farbendruck, Charakterbildern aus dem Leben und Haushalt der Thiere darstellend“ (Frankfurt am Main, Meidinger, 1860—61). Nach allen Richtungen hin soll hier der Leser die Hausthiere, seine Lebensbegleiter, kennen lernen.

Die Beschreibung der Thiere beginnt mit dem Vorkommen der Arten im fossilen Zustande und sucht die Stammrasse der Thiere im wilden Zustande zu erforschen, geht dann auf die zahmen Rassen über, berührt das geistige Element der Thiere, die Sprache, und fügt in angenehm erzählendem Ton zur Belehrung Anekdoten und glaubhafte Mittheilungen hinzu. Das Vorkommen der Hausthiere in den Mythen der Völker ist nicht unberücksichtigt geblieben, wenn auch nicht erschöpft. Die Illustrationen sind von geschickter Künstlerhand entworfen und ebenso vortrefflich im Holzschnitt ausgeführt. Ganz vorzügliche Blätter sind der Stier und der Esel, auch die Katze, die man schnurren hören möchte; weniger gelungen ist der Hirtenhund.

Wir heißen auch dieses Buch willkommen und fügen einige Worte hinzu, die wir gelegentlich einer Mittheilung H. Wagener's, des thierkundigen Malers, verdanken.

„Was den Stammvater des Hundes anbelangt, so bin ich der Ansicht, daß die großen Canisarten ihre eigenen Typen von Anfang an gehabt haben und Alles den Windhund als Urform, Mittelformen den kläffenden Bullenbeißer, der Norden und die Gebirge der Hochlande in Asien den Hirtenhund. Für die Urform halte ich die schwarze mit rothgelben Flecken über den Augen, Backen und Beinen und habe diese Ansicht anderwärts durch Gründe zu beweisen gesucht.

„In Pösche's interessanten Mittheilungen, daß

Kind betreffend, das bei den Hottentotten als Dorfmädchen abgerichtet wird und wo nebenbei auf die Dummheit und Ungeschicklichkeit unseres Kindes hingewiesen wird, will ich bemerken, daß im baierischen Hochwalde auf dem Hohen Reher die Schönhuten gleichfalls solche Mädchen abrichten, um das Stehlen und Abtreiben einzelner Rinder zu verhüten. Der indische Stier wird zu allerhand Künsten abgerichtet, auch neuerdings wird in Deutschland ein Stier gezeigt, welcher sehr gelehrig alle die hohen Schulgänge eines Pferdes u. dgl. durchmacht. Es kommt überhaupt nur darauf an, wie mit dem Thiere umgegangen wird. Kennt ein Thier seinen Namen und seinen Herrn kennen, lernt es auf gegebene Zeichen links und rechts gehen, still stehen und vorwärts gehen, so kann man darauf weiter bauen. Man muß nur nicht mehr verlangen, als was ein Thier seiner Natur nach leisten kann; verfährt das Thier roh, muß man von ihm will, so thut es, was in seinen Kräften steht."

Dieselbe Verlagshandlung, deren rüstiger Betrieb sich nach Aufhören ihrer Thätigkeit und noch dem bedauerlich frühen Tode ihres Begründers, Karl Meisinger, an andere Firmen vertheilt hat, brachte auch „Das Leben der Vögel, dargestellt für Haus und Familie von Dr. A. E. Brehm" (Frankfurt am Main, Meisinger, 1860). Auch dies Werk ist eine schöne Bereicherung unserer naturwissenschaftlichen Literatur. Text und Bilder sind gleich vortrefflich. Einzelne Darstellungen, in Oel ausgeführt, würden sich auf den Kunstausstellungen sehen lassen können. Wir wollen nur die Landschaft mit den Schwänen zur Belobigung nennen. Immer bietet das landschaftliche zugleich ein Charakterbild für das Thier. Unsere Zeit unterscheidet sich hier von den älteren Darstellungen vortheilhaft, indem man jetzt neben dem Einzelnen das Ganze zu geben sucht. Ueberhaupt bietet die Gegenwart eine wunderbare Menge Hülfsmittel dar, die Natur kennen zu lernen, wovon unsere Vorfahren keine Ahnung hatten. Die Photographie, das Stereoskop, das Mikroskop, das Fernrohr — dazu das lebendig geschriebene Werk von Männern, die an Ort und Stelle leben, wie im vorliegenden Werke, wo sich Wissenschaft und eine allgemein verständliche, populär-witzige Sprache die Hand reichen.

Ein Dichter als Metaphysiker.

Bekannt sind die artigen Erzählungen Melchior Meyr's auf dem Novellengebiet. Auch die Bühne und die lyrische Poesie haben ihm Kränze gereicht. Jetzt ist der Dichter zu den Philosophen übergegangen und hat sich ihnen in einem großen Werke eingereiht, das den Titel führt: „Gott und sein Reich" (Stuttgart, Münster, 1861).

Dies Buch besteht aus zwei Theilen, einer kurzen Einleitung und einer langen Erörterung in neun Abschnitten. Die erstere wird jeder, dem die Philosophie am Herzen liegt, mit Freuden begrüßen; die letztere wird, fürchten wir, der Verfasser in sein eigenes Gemüth zurückverbannen müssen.

Wem würde es nicht mißfallen, wenn M. Meyr sagt: „Der Vorschlag, die Philosophie doch liegen zu lassen, ist eigentlich ein Vorschlag zur Sünde, den man dem lieben Gott macht, er möge eine Zeit lang seine philosophischen Köpfe geboten werden lassen." Oder: „Wollten die Theologen der Philosophie die Prüfung theologischer Lehren verbieten, so würde diese sich einfach auf den Spruch berufen können: «Suchet, so werdet ihr finden»." Oder: „Ich mage zu prophezeien: Es wird sich eine Gemeinschaft bereit bilden, welche die Herrschaft des erkennenden Geistes und unter ihr die Gott fortgebende Harmonisirung der Menschheit wollen." Und das sind noch die einzigen erfreulichen Klänge, die in dem Vorhof der Einleitung ertönen.

Aber das Hauptwerk, so weitschweifig es ist — der Verfasser glaubt z. B. das Dasein Gottes bewiesen zu haben — hat uns nicht als eine klare, lichte griechische Tempelhalle erscheinen wollen. Die causa sui, die causa per quam, die causa in quam haben uns angemuthet wie alte scholastische Staubwolken. Hat sie M. Meyr Kant nicht geliefert?

„Wir erkennen hier, daß die Begriffe des Bösen Einen männlichen und des Bösen Einen weiblichen Geschlechts die zerschnittenen Glieder des lebendig Einen sind, des Einen Wollenden, der in seinem negativen Sein zugleich das Können ist." Das ist einer der Sätze, aus denen mehrentheils dies Buch besteht. Was werden die ernsten Jünger der Wissenschaft sagen, wenn sie lesen: Daß Gott die Welt schaffen kann, „weil er das Zeug dazu hat"! Daß es Engel gibt, „weil Gott nur durch sie überallhin gelangen kann"! Daß, nachdem allen Sündern vergeben und die Hölle nicht mehr ist, auch die Teufel sich zu Gott bekehren, „weil sie nun ohne Verhärtigung sind, was noch mehr sagen will, ohne Hoffnung, jemals wieder Verschärfung zu erhalten"!

Wir vermessen uns nicht, als Philosophen ein Urtheil zu sprechen, sondern nur als Laien wollen wir einem Gefühl in dem Rathe Worte geben. Versuche der gerühmt treffliche Verfasser in einem andern Buch, von den Dingen und den Menschen ausgehend, hinauf zur Erläuterung göttlicher Geheimnisse zu dringen. Die Unternehmung, von göttlichen Geheimnissen aus niederwärts zur Erklärung der irdischen Dinge zu gelangen, ist, scheint uns, so aussichtslos, ihm mißlungen, wie sie schon manchem geistvollen Manne vor ihm mißlang.

Neue Romane und Novellen.

XI.

In Otto Müller's „Roderich. Eine Hof- und Räubergeschichte aus dem Jahre 1812" (2 Bde., Stuttgart, Hallberger, 1861) finden wir die Erscheinung einer bedeutsamen Persönlichkeit geschildert, die auf

Lohn, die Gewerbe ſtockten, Schiffsladungen voll geraubten Gutes gingen nach Stockholm hinüber, um ein eroberungsſüchtiges Heer zu unterhalten und damit die Habſucht der käuflichen Staatsmänner Frankreichs zu beſtechen. Da ſchickten mich die verzweifelnden Liefländer nach Stockholm. Ich trete dem König und ſeinem Reichsrath gegenüber. Das Bewußtſein einer edlen Sache hob mir die Bruſt, meine Augen flammten, ein göttliches Feuer blitzte aus meinen Worten. Der König, um mich ſicher zu machen, rief mir von ſeinem Throne einmal über das andere zu: Brav, brav, Patkul! Ich traute der ſchwediſchen Großmuth, rede für die Freiheit meines Volkes, ſetze der Wahrheit keine Schranken mehr, ſchildere das ganze Elend der ſchwediſchen Herrſchaft und werde zum Tode verurtheilt." (Die beiden Damen ſtehen auf.)

Bar. Jänkendorf.

Das iſt unſer ruſſiſcher Geſandter?

Anna.

Das iſt Patkul — der Freund meines Bruders. —— Doch lies weiter, lies, wie er entkommen iſt!

Bar. Jänkendorf (ſich umblickend).

Die Oberhofmeiſterin wird uns überraſchen (auf die ſchwarzen Bücher zeigend). Das ewige Singen und Beten aus den ſchwarzen Büchern! Lies Du! Mich hat es ganz erſchreckt.

Anna (lieſt mit Innigkeit).

„In denſelben Kerker warf man mich, in dem ich

der Sonnenhöhe des Lebens, in glänzender Stellung an einem süddeutschen Fürstenhofe als hochgeehrter Erzieher eines vielversprechenden Prinzen, schwärmerisch geliebter Herzensfreund der jugendlichen, schönen und geistvollen Mutter desselben, einflußreicher Günstling eines würdigen Fürsten, plötzlich von einem tragischen Verhängniß erreicht wird, das ihm aus einem [illegible] der Welt längst vergessenen leichtsinnigen Jugendverbrechen erwächst.

Der laokoongleiche Ringkampf Roderich's (eine Kriminalbiographie Pfizer's nennt den wahren Namen desselben und bezeichnet Darmstadt als den Schauplatz seines Lebens) gegen diese unverschuldet ihn überraschende, hier fast mehr als grausame Umschlingung der Nemesis, von der ersten leisen Umwindung bis zur herzzermalmenden Erdrückung, zeigt aufs neue die bekannte fein nuancirende Seelenmalerei der Dichterin der „Charlotte Ackermann", der die Schattenpartien des menschlichen Herzens nicht minder zum lebendigen Ausdruck zu bringen weiß wie deren Lichtseiten.

Nur ist diesmal zu bedauern, daß der Dichter in diesem Lebensgang eines Geliebtesten die Kluft zwischen dem leichtfertigen heidelberger Studenten und dem gesinnungsvollen edeln Denker, wie wir ihn beim Herannahen jenes tragischen Verhängnisses sehen, einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren fast gänzlich unvermittelt gelassen und nur mit wenigen flüchtigen und selbst da noch schwankenden Andeutungen erledigt hat. Sind diese Lücken in den Akten, so mußte der Verfasser geschichtlich Fehlendes ergänzen. Durchaus unerläßlich für ein richtiges und volles Verständniß des alle Situationen beherrschenden Verhältnisses zwischen dem Doctor Roderich und der Prinzessin Amalie, namentlich auch für die gerechte Beurtheilung der genialen Natur der letzteren, war ein näheres Zurückgehen auf die Periode, in welcher diese beiden durch ihre soziale Stellung sich so fern stehenden Personen sich fanden, näherten und so eng verbanden, daß ihnen für ihr vollkommenes Glück schließlich nur noch die kurz vor der Vollziehung durch Roderich's tragisches Verhängniß so grausam gehinderte morganatische Ehe zu erreichen blieb. Diese bedeutungsvolle, schon der bloßen Glaubwürdigkeit wegen näher zu motivirende Annäherung berührt der Verfasser nur mit einigen Anspielungen, wie „Der Gott der Helden und Glücklichen rührte ihr (der Prinzessin) schon lange vor der Zeit, da wir sie kennen lernen, einen andern Stern (Roderich) entgegen, der aus noch dunklerer Lebensnacht in die ihrige hinüberleuchtete und ihr Herz in seiner tiefsten Gemüthsstimmung plötzlich mit dem vollen Glanz einer ersten schwärmerischen Liebe erhellte. Und je tiefer dieser Stern, desto wie die Gradestrahlen eines untergegangenen Lebens, aus zerrissenem Gewölk hervortrat" u. s. w. (II, 21.) Aus solchen allgemeinen Andeutungen und der einzigen handgreiflichen, daß der Prinzenerzieher früher in der kleinen Residenz der Prinzessin ein bescheidener „Nachmittagsprediger" war, muß erst die Phantasie des Lesers sich das Nöthige zusammensetzen. Dieser Mangel tritt um so bemerkbarer auf, je größere Sorgfalt der Autor auf so viele Partieen des Romans verwendet hat, von denen namentlich das idyllische Familienleben des verbauerten alten Rittmeisters am Neckar die rühmendste Erwähnung verdient.

In ihren historischen Erzählungen „Aus alter Zeit" (2 Bde., Leipzig, Hübner, 1861) entwirft Luise Otto eben kein freundliches Bild der „romantischen Vergangenheit" mit ihren Heerzügen, Fehden und Glaubensverfolgungen. Es gibt Situationsblätter, meist aus der engern Geschichte Sachsens, in dem klaren und gefälligen Ton, der dieser braven Erzählerin eigen ist.

Gedichte

von Albert Sulenburg.

I. Sonntag

Ihr hehren Glockenklänge —
Nicht sprecht ihr mehr zu mir'
Ihr heiligen Gesänge —
Wie fremd mir tönet ihr'
Habt ihr denn ganz verloren
Die zauberische Gewalt,
Daß ihr vor meinen Ohren
So wirkungslos verhallt?
Zur Kirche seh' ich wallen
Der Gläub'gen fromme Schar,
Ich kann nicht niederfallen,
Noch beten vorm Altar.
In meines Herzens Grüfte
Dringt nicht des Himmels Schein;
Nicht schönern Weihrauchdüfte
Die finstern Geister ein.
Für Eine mocht' ich beten
Die Eine — ist dahin' —
Nun geht zum Kirchengehen
Mir nimmermehr mein Sinn.
Wie könnt' ich Ruh' erlangen
Und Andacht zum Gebet,
Da noch in lichten Zügen —
Ihr Bildniß vor mir steht'

II. Erinnerung.

Nichts Irdisches bestehe' Allein dem kurzen Glücke
Folgt die Erinnerung als langer Schatten nach'
Sie schlägt vom Gipfel zum Zeit phantastisch eine Brücke
Und rust vergang'ne Lust, erstorb'ne Hoffnung wach.
Ihr gönnt Angesicht, das sonst sich rückwärts wendet,
Sprengt jede Pforte, selbst des Grabes Riegel auf;
Und was das Leben uns im bunten Wechsel spendet,
Das steigt verklärt, verschönt zum zweiten mal herauf.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Bedenkliche Wendungen. — „Zeichen der Zeit“ — Minister's Nachlaß. — Wiener Musikzustände. III. — Briefwechsel.

Bedenkliche Wendungen.

So steht in unserm Augenblicke beinahe friedlich in Europa aus.

Die Dinge haben nicht so rasch vorwärts gehen wollen, wie die aufgeregten, heftigen Leidenschaften, die offenen und geheimen Wünsche sich vorstellten.

Es geht zum heißen Sommer. Der Umlauf der Säfte wird immer mehr gehemmt werden, Stockungen des entzündeten Blutes werden eintreten, kein Wunder, wenn die wahnsinnige Medizin der Südländer durch Aderlässe die Verzweiflungen erregt. Cavour todt, Nicolai, Garibaldi krank — selbst Pio Nono von Fieberschauern heimgesucht —! Selten ist ein Mann so auf der Höhe seines Ruhmes, so unter der allgemeinsten Theilnahme gestorben wie Cavour, der edle Patriot. Selbst die Feinde haben vor seinem Sarg die Fahnen gesenkt.

Wo wir hinblicken, außer Amerika, überall Stillstand — nach so schneller Bewegung! Selbst England hat gehemmt; die Englischen Posten auf Nordamerika lassen einen Rückschlag auf Handel und Industrie erwarten; Geldklemme macht selbst zahm, nicht los die Söhne Albions; auch sind die Jonischen Inseln die wahre Achillesferse ihrer Nationalitätenpolitik. Frankreich liegt wie ein elektrischer Aal zu Napoleon's Füßen; in der Frage wegen Rom brauchte der Kaiser den Beistand der öffentlichen Meinung und wie sagte in Nr. 1 dieser Beilage: „Laßt Napoleon III. die Franzosen wieder discutiren und sprechen, so bekämpfen wir, ob er hören wird, was er zu hören wünscht.“ Die größere parlamentarische Freiheit, gestattet wurde, um die Politik des Kaisers in Rom gutzuheißen, verwandelte sich in jene heftigen Schläge, die seinen der Gemüther, die Napoleon beschrieben hat, mit bloßen Händen angreifen lassen. Dann der zunehmende Ruhm der Orsini-Orleans — für einen Kenner der Franzosen nur Vorbereitung — aber Napoleon III., eifersüchtig und neidisch auf — den besseren Stil Aumale's, grübelt und — kurz, es sieht schwerlich gut aus mit dem, was aus seinem dunkeln Combinationswinkel hervorkommen wird. Kann der „Erbe des Orsini'schen Testaments“ die innerste Sehnsucht seines bonapartistischen Herzens, seine alten demokratischen und carbonaristischen Reminiscenzen, seine Lucubrationen vom Schlosse Ham wahr machen und den Papst säculariseren? Er müßte, wenn er seine Truppen von Rom abruft, eine Invasion derselben — durch Oesterreich, das sich nennt“. Mal gar durch Rußland! Das ist nicht möglich in dieser Zeit! Napoleon III. wird den Fall eines dann entstehenden Weltkrieges nicht gerade fürchten, aber große Lange hat — erwägenswerth.

In dem Briefe, den Kaiser Napoleon an Telekl geschrieben und Kaiser Franz Joseph contrasignirt haben soll, kann vielleicht „Der Russland der Polen ist möglich! Die Türkei steht so lange wie nur irgendein Strang- und Zollverband, der sich zu compromittiren und abgelegt zu werden drohet; der Pforte war seit ihren „Creditiven“ von 57 Oesterreich besser Nachbar! Venedig ist nicht so wie eine teure Kirche vom Cavour zu rühmen! Die Deutschen machen ein gewaltiges Wesen von ihrer großen drohenden Völkerwanderung mit Wagen, Rossen, Eichenkränzen, Schlachtgesängen, und seit Teplitz und Marschen ist von Preußen die volle Genugthuung anzunehmen, seine sehr respectablen, noch paradirenden Armeecorps nach Wunsch überall hinzuwenden, nach Polen, Ungarn, Triest, selbst wenn es verlangt und möglich wird, nach Rom!“

„So stehen die Sachen“ — sagen Müller und Schulze. Und wenn ehemals der Württemberger Staatsanzeiger recht hat, die „Daily News“ klügen zu grausen, die von einem neuen Rheinbund der deutschen Fürsten sprechen, in der Luft liegt allerlei von nicht eingetroffenen Erwartungen und veränderten Stimmungen. Wer kennt die Depeschen und die Berner, die den Schlagflüssen Cavour's veranlassen!

Jedenfalls ist die Hauptursache dieser ganzen Veränderung das neue kaiserlich königlich österreichische „Schmerling-Theater“, wie der witzige Volksmund mit seiner unendlichen Ahnungsgabe kindlich gläubiger Gemüther die neuen Organe des österreichischen Kaiserstaats nennt. Von diesen haben sie auch schon eine kommende Rede in dem Sinne eingebracht, wie solcher in den stillen Gemächern der Hofburg so sehnlich erwartet wird. Man hatte das Bild nur immer recht fest! Oesterreich ein constitutioneller Staat! Straßenfeuer, Illuminationen, Nachtmusiken! Herrliche Reden an Fenstern, auf Balconen, auf Tribünen! Fahnen wehen, Alle Farben leuchten, selbst Schwarzrothgold — warum nicht! Nichts ist mehr verpönt; selbst auf der kaiserlichen Post in Wien darf man nicht nur den Hut aufbehalten, sondern es steht jetzt wörtlich an den Buraux zu lesen: „Das Publikum wird eingeladen, nach Belieben seine Kopfbedeckung aufzubehalten.“ Eine Freiheit, die ich zu nehmen die Regierung ausdrücklich einlade! Das ist ein berauschender

Zustand. Und irgendwo gibt es dann in diesem Jubel, der mit der Zeit zur Zustimmung zu vielem, wenn nicht zu allem fähig werden wird — ein stilles Zimmerchen, wo drei Parzen Europas flehen, drei namenlose Frauengestalten — die da weben und spinnen und warten auf die kommende Stunde — und die Stunde wird kommen, wo, ähnlich dem Tage Maria Thereſia's und dem „Pro rege nostro moriamur'" auch das conſtitutionelle Oeſterreich erſtens das ſich in Reden und Demonſtrationen abmühende Ungarn mit Einem Schlage über Perſonalunion belehren wird und zweitens den blutigen Waffentanz mit „König Schnurrbart" zum zweiten mal beginnt.

Ja letzteres zu wünſchen?

Die eine Partei in Deutſchland ſagt ein donnerndes Ja! Die andere ein nicht minder mächtig ſchallendes Nein!

Wir gehören zu letzterer, ſehen jedoch, aufrichtig eingeſtanden, den Vorſprung, den unſere Meinung noch vor kurzer Zeit in äußern Conſtellationen hatte, ſchwinden. Und zwar durch Preußens Haltung. Die an Oeſterreich intereſſirten Mittelſtaaten treiben ſchon ſelbſtändige Politik mit einem Nachdruck, gegen den Preußen nicht mehr ankommt. Es ſcheint, als wenn der kluge P. Lamormain, der die „Schmetterling-Theater" bauen ließ, auch in Berlin die Polizei- und Duellſzenen in Scene ſetzte, durch welche ſich die Annexionsſehnſucht der Deutſchen an Preußen bekanntlich ſo außerordentlich geſteigert hat.

Hoffentlich iſt man kein „Franzoſenfreund", wenn man gerührt, mit Spannung auf den Mann zu blicken, der armverſchränkt in Paris als Parole für ſeine Rothhoſen dumpf vor ſich hin den Monolog murmelt: „In Rom bleiben oder — nicht! Das iſt die Frage!"

„Zeichen der Zeit."

*** **Berlin.** Die hier tagende Paſtoralconferenz hat haarſcharf nachweiſen wollen, daß die Verworrenheit der ganzen Weltlage, in der wir uns befinden, von dem Abfall von Gottes Offenbarung und ſeiner einmal eingeſetzten Ordnung herzuleiten ſei. Die Siege des Unglaubens über die Kirche hätten auch die immer größere Feindſchaft gegen Gottes Wort und Gottes Gebot, unterthan der Obrigkeit zu ſein, hervorgerufen. So Profeſſor Stahl.

Die maßloſe Selbſtgefälligkeit, die der gelehrte Redner zu Tage legte, erſtreckte ſich auch tadelnd über die von dem gewiß chriſtlich geſinnten König Friedrich Wilhelm III. eingeführte Union, die nach des Redners Darlegung nur zur Spaltung der evangeliſchen Kirche beigetragen hätte. Wunderbar, man gibt allen Wiſſenſchaften Raum zur Entwickelung, nur die theologiſche allein ſoll eine Petrefacte ſein und bleiben. Mit freudiger Zuverſicht wies Profeſſor Stahl auf die Bundesgemeinſchaft in England hin. Dort hätte gegen die „Eſſays und Reviews", ein Buch, das die Ideen aus Bunſen's „Gibelwerk" aufnähme, ein Sturm von 7000 Geiſtlichen ſich erhoben, die in einer Adreſſe an den Erzbiſchof ſich gegen den darin ausgeſprochenen „Rationalismus" erklärten. Das „Ich glaube", was in dieſem Sturm durchklingt, mag dem Redner wichtiger und genügender als eine wiſſenſchaftliche Bekämpfung „der rationaliſtiſchen" Ideen. Das Evangelical-Alliance-Committee hätte der Witwe Bunſen's in einer Beileidsadreſſe nicht ſagen dürfen, „daß Bunſen ein ausgezeichneter chriſtlicher Staatsmann" geweſen wäre — was natürlich der Redner ebenfalls nicht findet.

Einer verſtändigen Anſicht begegneten wir in dem Vortrage Dr. Schmieder's aus Wittenberg. Er ſprach über die ſogenannte „Erweckung", wie ſie vor kurzem in Elberfeld vorgekommen. Der Redner ſprach ſich dagegen in gefunder Weiſe mit der größten Beſchiedenheit aus und ſtieß nicht in das Horn der überreizten Paſtoralſonde.

Im allgemeinen haben ſich die Hoffnungen, die man beim Regierungsantritt des Königs auf eine gründliche Verbeſſerung des Geiſtes ſetzte, aus welchem heraus unter Friedrich Wilhelm IV. ſowol die Kirche erbaut wie die theologiſche Wiſſenſchaft gepflegt werden ſollte, nicht erfüllen wollen. Der Satz, daß „Unglaube" und politiſche Neuerungsluſt Hand in Hand ginge, ſcheint noch immer unerſchütterlich feſtzuſtehen.

Minutoli's Nachlaß.

*** **Berlin.** Kürzlich wurde die reichhaltige Antiquitätenſammlung, hiſtoriſchen und kunſtgeſchichtlichen Inhalts, des in Berlin verſtorbenen Miniſterreſidenten von Minutoli verſteigert.

Sie legte Zeugniß ab von dem vielſeitigen, unermüdlichen Intereſſe, das Minutoli in all ſeinen Lebensſtellungen der Kunſt gewidmet.

Außer einer Menge altteutſcher, niederländiſcher und ſpaniſcher Gemälde waren es Elfenbein-, Holz- und Perlmutterſculpturen, Bronzen, Emaillen, Majoliken und Bronzen, die das Kunſtintereſſe der Kenner erregten. Unter den altchriſtlichen und orientaliſchen Waffen waren einige von hohem Werth. Ganz beſonders aber feſſelte uns ein Kirchenaltar aus der Kathedrale zu Vich in Spanien. Im gothiſchen Stil gehalten, zeigte er ein breites Mittelſtück mit zwei Seitenſtücken. Die Malerei iſt auf Goldgrund, vertheilt in übereinandergeordneten, durch reiches gothiſches Schnitzwerk getrennten Gruppen. In der Mitte der Erzengel Michael in prachtvoller Rüſtung im Kampfe mit dem Drachen, ein mit blühender Phantaſie geſchmücktes Ungeheuer mit einer Menge ſcheußlicher Köpfe, von denen einige ganz vortrefflich ausgeführt ſind. Ebenſo zeigen die Seitenflügel charakteriſtiſche Phyſiognomien; im ganzen ſind es wol über 50 Figuren, die mehr oder minder zum Studium auffordern. In dieſem Altarblatt begegnen ſich die Kunſtſtile der Spaniſchen, Niederländiſchen und Italieniſchen Schule — viele Figuren erinnern an van Eyck, andere an Fiesole und die

Mittelitalienische Schule. Es ist jedenfalls eine der wichtigsten und interessantesten Kunstdenkmäler älterer Zeit und werth, unserm Museum einverleibt zu werden. Das Ganze misst 10 Fuß Höhe und 6 Fuß Breite und ist, bis auf einige Risse unterhalb, die sich wol restauriren lassen, gut erhalten.

Wiener Musikzustände.

III.

Die **Gesellschaft der Musikfreunde** gründete das Conservatorium. Sie umfaßt alle wichtigen praktischen Unterrichtszweige, that für die Theorie und die Nebenfächer das Mögliche und manche tüchtige Kräfte, die in der musikalischen Welt glänzen, sind aus seinem Schoß hervorgegangen. Um allen Anforderungen zu genügen, mißten der Gesellschaft reichlichere Mittel zu Gebote stehen. Alljährlich findet eine öffentliche Prüfung aus allen Unterrichtszweigen und ein Zöglingsconcert statt.

Neben den genannten besteht nur noch Ein Orchesterverein unter der Benennung **Philharmonie**, welcher jährlich vier Concerte gibt. Dieselben haben ein gemischtes Programm, das anerkannte Werke älterer und neuerer Meister mit Compositionen lebender hiesiger abwechseln läßt. Das Unternehmen ist noch jung und steht auf schwachen Füßen; seine Leistungen erheben sich nicht über das Mittelmäßige.

Für **Kammermusik** bestehen zwei Vereine. Der Quartettverein der Herren Hellmesberger jun., Durst, Dotzhal und Rüfner wirkt bereits seit mehreren Jahren und erfreut sich einer ganz außerordentlichen Gunst; seine Productionen erstrecken sich auf zehn Abende in der Saison. Im Jahre 1858 entstand ein zweites solches Vereins unter der Leitung der Mitglieder des Hofopernballets, Hellmesberger, in seinem Locale solche Abende zu Anfang halten. Den Stamm des Programms beider Unternehmungen bilden das Streichquartett, dem andere Kammermusik, mit dem Klavier als Hauptstimme, beigegeben ist.

Als ein hervorragendes Merkmal der Hellmesberger'schen Programme muß der Beethoven-Cultus bezeichnet werden, kein Name fehlt an seinem Abend. Daneben sind Haydn, Mozart, Mendelssohn, Schubert, Spohr und Schumann selten mit einem, zwei oder höchstens drei Werke vertreten; Cherubini ist seit Jahren ausgeschlossen. Dagegen bringen sich leider nur zu viele unverdauliche Novitäten, geschmacklose Werke hiesiger Lumpen, die ihre Productionen gelten zu machen wissen. Das Hellmesberger'sche Quartett ist, obwol die wiener Musikfreunde mit Stolz darauf hinblicken, keineswegs das Ideal eines Quartettes, denn die Zeitmaße werden häufig überhastet, eine Uebereinstimmung, in den größten Gegensätzen sich gefallende Schattierung gibt manchem edlern Tongebilde einen falschen Glanz und selbst vollendet Vorgetragenem hört man oft Unfeinheiten an. Hellmesberger selbst ist zwar ein sehr gebildeter Violinist, der das Princip und Wesentliche einer Aufgabe „Schule und Hand, für weitere Empfindungen einen weiten, warmen Ton hat und den Bogen mit jugendlichem Schwunge führt; allein er macht den Virtuosen selten ganz zu verläugnen und seine Spielweise ist nicht immer maßvoll, daher sie auch minder gut der reinen Kammermusik Haydn's und der Idealität Mozart's als den leidenschaftlicher pulsirenden Tonwerken der spätern Quartettcomponisten gerecht wird.

Das Hofmann'sche Quartett hat sich ebenfalls vieler Sympathieen zu erfreuen, die vorzugsweise durch die Gediegenheit der ersten Violine (Hofmann) und durch ein im Ganzen gutes Programm gerechtfertigt erscheinen. Bisher wurde Mozart mit Vorliebe gepflegt und namentlich auch seine Kammermusik für das Klavier hervorgehoben.

Der Zustand der wiener **Hofoper** gewährt kein besonders erfreuliches Bild. In ihrem Repertoire ist seit Jahren eine Stockung zu bemerken. Nur mit Schwierigkeiten gelingt man zur Aufführung einer neuen Oper, und die bisherigen Versuche waren nicht glücklich. Entweder waren es Werke, zu deren wirksamer Aufführung die Kräfte fehlen („Königin Topaze"), oder solche, die sich von vornherein als lebensunfähig erkennen ließen („Rose von Gastilien"). Auch Rubinstein's jüngst zur Aufführung gelangte Oper „Die Kinder der Haide" scheint bereits wieder vom Repertoire verschwunden zu sein.

Zwei der größten dramatischen Tonsetzer, Gluck und Cherubini, hat die erstere nur durch seine „Iphigenie auf Tauris", die eine oder höchstens zweimal im Jahre gegeben wird, der letztere gar nicht vertreten, und es war hoch Beethoven, der ihn — wenngleich mit Unrecht — für den größten erklärte. Wie lange spricht man schon von einer zweiten Gluck'schen Oper! Dagegen tauchten nacheinander „Rigoletto" und „Der Troubadour" in der deutschen Oper auf, die übrigens mit „Linda", „Dom Sebastian", „Lucrezia" („Rosaria"), „Puritz", „Kartenja", „Ernani" verfolgt ist. „Don Juan", „Figaro's Hochzeit", „Die Zauberflöte", „Fidelio" erleben allerdings auch jetzt drei bis vier Vorstellungen im Jahre und selbst dem „Freischütz" werden auch „Euryanthe" und „Oberon" ein- zweimal schüchtern vorgeführt. Die großen Opern Meyerbeer's und Wagner's, dann „Jessonda", „Tell" und „Wilhelm" erhalten sich Raumheit auf dem Repertoire, und „Stradella", „Zar und Zimmermann", „Das Nachtlager von Granada" und „Die lustigen Weiber von Windsor" werden als Kassestücke zu Hülfe gerufen; der reizliche Marschner ist den wiener Opernfreunden nur dem Namen nach bekannt. Von den reizenden Erzeugnissen der besten komischen Oper der Franzosen, die in früheren Jahren eine angenehme Abwechslung vermittelten, bekommt Wien in neuerer Zeit bei dem Mangel einer geeigneten Personals für die Spieloper nur selten einmal zu hören.

Das Orchester steht auf der alten Höhe und verdient den Ruf, den es genießt. Die Kapellmeister Proch, Esser und Dessoff sind tüchtige Leiter und namentlich werden die musikalischen Opern mit Präcision und schwunghafter Lebendigkeit vorgeführt, mangeln es nicht an Brillanz fehlt, daß Alles Niedersonte mit einer gewissen Breitigkeit und flachen Selbstgenügsamkeit beabgespielt werden.

Der Chor ist noch immer gut, man aber sieht nicht ungern ohne eindringliche Leitung zumeist auf den eigenen guten Willen und die eigene Gewissenhaftigkeit angewiesen zu sein.

Die durchgreifendsten Kräfte besitzt die Oper einen vortrefflichen Stamm: die treffliche Dustmann, eine echt dramatische Sängerin, deren imposantliche und hoheitsvolle Erscheinung den Zuschauer und Zuhörer die wirksame Verkörperung zu geben, deren begeisterte Stelle den echt dramatischen Gesang; die Meister Gluck, Mozart, Weber, Spohr (Iphigenie, Donna Anna, Pamina, Agathe, Eurydike, Jessonda) sowie den besten weiblichen Schöpfungen Meyerbeer's und

Wagner's (Mira, Valentine, Elisabeth, Eva) warmes, echtes Leben einzuhauchen weiß; den trefflichen Nadler, einen wahrhaft edeln Sänger, der seine einst ausgezeichnete Tenorstimme noch immer so zu beherrschen vermag, daß sie unwiderstehlich wirkt; den Baritonisten Beck und den Bassisten Schmidt mit ihren Prachtorganen; den durchgebildeten Bassisten Draxler, den jugendlich frischen Tenor Walter; die in edler Bildung fortschreitende jugendliche Soubrettin Krauß. Allein nicht nur durch den Abgang der stimmmächtigen Primadonna Czillág (deren Verlust übrigens bei ihren vielen Mängeln und Unarten für den besseren Geschmack nicht zu empfindlich ist) ist eine Lücke entstanden, es fehlt ferner ein Heldentenorist und eine Coloraturlungerin ersten Ranges, sowie eine Altistin edlern Gepräges.

Bei der Ausstattung und Inscenesetzung der ältern Meisterwerke waltet in der Regel eine große Sorglosigkeit vor; man bringt weder Einsicht noch Willigkeit entgegen. Wie sehr ist die musikalische Kritik in neuerer Zeit bemüht, auf die Berufung der herkömmlichen deutschen Don-Juan-Uebersetzung und auf so manche Gebrechen und Nachlässigkeiten der Darstellung dieser Meisteroper aufmerksam zu machen! Alles das war bisher in den Wind gesprochen.

Was die übrigen Theater an Operetten und Possen mit Gesang bringen, ist in Bezug auf musikalische Belebung gering anzuschlagen. Zur Charakterisirung des Geschmacks dient es allerdings. Die Posse mit Gesang ist seit Jahren die Beherrscherin der wiener Localtheater und die wahrhaft großen Talentkomiker, die Wien nacheinander besaß, von Ignaz Schuster und Raimund bis Scholz und Meixner, die insgesammt vortreffliche Gesangsleistungen waren, riefen eine Unzahl solcher reich mit Gesang (Couplets und Quodlibete) ausgestatteter Possen hervor. In früherer Zeit war viel treffich Volksthümliches in diesen musikalischen Erzeugnissen und es spiegelte sich darin so recht die wiener Lust und Laune, jene überwindige Lust eines leicht gerührten Herzens, jene derbe, in sich befriedigte Laune eines zu harmloser Satire hinneigenden Geistes.

Auch hierher brachte die neuere Zeit manches fremde und zersetzende Element; die Musik, welche für diese keinen unmittelbaren Ausdruck hat, suchte die volksthümliche Einfachheit des Melodischen durch künstliche Instrumentaleffekte zu ersetzen. Die Musik in der neuern Posse ist daher zur reinen Schablonenmusik herabgesunken: ein Kapellmeister tauscht dem andern die glücklichern rhythmischen und Klangcombinationen ab und man kennt ungefähr die Lieblinge dieser Possen willkürlich miteinander verwechseln, ohne daß es jemand merken würde.

Der glückliche Wurf der Bouffes parisiens hat in letzterer Zeit auch Wien mit der Offenbach'schen Operette bekannt gemacht und es fehlt nicht an einheimischen Federn, die in diese Fußstapfen zu treten versuchen. Die bekannte Musik Offenbach's, die größtentheils durch Pointen wirkt, verfehlt in Wien ihre Anziehungskraft ebenso wenig als irgendwo, sobald die Ausführung der Aufgabe entspricht; denn die unruhige vorwärtstreibende Zeit will Haupt- und rasche Eindrücke; die Nuance, jede Anstrengung und Hingebung scheuende Gegenwart will flüchtig Reizendes, geistreich Anregendes.

Die weltberühmte wiener Tanzmusik gehört zu den eigenthümlichsten Eigenthümlichkeiten des hiesigen Lebens, denn sie dient nicht blos zum Tanze und feiert als alterndes Lied, sondern bildet auch den Stamm und die Hauptpartie der öffentlichen Musikunterhaltungen, die im Winter in den geschlossenen Räumen, im Sommer in Gärten stattfinden. Kaum dürfte eine zweite Stadt so viele und treffliche Orchestercapellen dieser Art besitzen; gewiß hat keine so viele echte Talente für diese Gattung Musik. Lanner und Vater Strauß, die Schöpfer der wahren Tanzmusik, sind schon lange hinweggegangen; allein ihre volksthümlichen Gestalten, die bei aller weltmännischen Eleganz der Haltung und des Anzuges so kernhaft gesund und frisch von Luft und Gemüth einherschreiten, sind noch immer die unübertroffenen Muster dieser Musikgattung. Durch die beiden Söhne des Letztgenannten, Johann und Joseph Strauß, ist dieser heitern Tanzmusik die glänzendste Nachfeier bereitet worden und wenn der Walzer sich überlebt zu haben scheint, so haben neue volksthümliche Tänze, namentlich die böhmische Polka — selbständig und auf die polnische Mazurka gepfropft — sich eingebürgert. In diesen Tanzweisen, deren Uebertragbarkeit noch nicht so abgenutzt und dem Kosmopolitismus anheimgefallen ist wie der Walzer, blickt auch mehr Volksmelodie durch und wirkt mit ergreifender Ursprünglichkeit aus den koketten Künsten heraus, mit welchen die moderne bunte und pikante Ausdrucksweise sie immer neu herauszuputzen weiß. In dieser Tanzform prägt sich vor allem das Talent der Brüder Strauß im glänzendsten Lichte aus und wenn in ihrer Musik auch im ganzen schon gesuchte Effecte, gezierte Gegensätze und ein blendender Instrumentalcolorit vorwalten, so ist doch noch so viel lebendig Ursprüngliches darin, daß man sich auch lebendig davon angeregt und von frischester Behaglichkeit durchdrungen fühlt. Und wie der Gedanke des Componisten in dem exaltirten Körper glüht, wie alles lebendig ineinandergreift und unfehlbar klappt — man muß es hören, um sich einen Begriff von dieser Wirkung zu machen!

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

— Herrn R. Sz. in Brünn. Wir bedauern, von Ihren Gegenansichten und nicht überzeugt zu sein.

— Herrn L. zu K. in Tirol. Aufforderung, für eine „conforme Harmonisirung Wagner's" einmal zu thun. Glauben Sie sich an die „Wagnerstiftung". Doch belehren wir, es geht mit dieser conformen Harmonisirung Wagner's wie mit der himmlischen Mutter eines leiblichen Grafen von Schiller, über den eine hochadelnde Dame dem trefflichen Schillerbriefwechsel am 9. November 1850 schrieb: „Das deutsche Volk schwatzt und jodelt und in der K.-Gasse hier in Dresden hat eine ganze Harmonie Schiller's, wie Frau Emma Herwegh sagt, und hat nicht das Volk zum Dorf." Es wurden die gemachten, sogar maßgebenden Entdeckungen angeführt. Da ergab sich, daß die Schiller und der Oberlandrath mit denen in Wechselbeziehung war in einer bis auf Scham und Ton gemüthvoll-gleichen Vertrauensfülle stehen. Auch der eines Schuhmacher Namens Schiller, der in Posen lebte, kam ein guter Freund bekleiden ein und wünschte für den Mann, „der gewiß eingeschlafenermaßen mit dem großen Dichter in seiner Gemeinschaft stände, aber doch Schiller hieße", eine kleine Aufmerksamkeit in Form einer Gehaltzulage.

— M. in Berlin. Die Verschwörung der „Goethe-Auffassung" in Berlin brauchen wir nicht; sie lacht sich ja wie einer Gegenwehr. Es fehlt nur noch das Gedicht des Barbiers, der Goethen rasiren hat.

(Ausgegeben am 13. Juni 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 25. Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Belle Donna. Eine wahre Geschichte als Novelle. Von M. Solitaire. I. II. — Von Bonaparte nach Pavia. Gedicht. Von J. G. Seume. II. — Briefe aus München. VI. — Neue Romane und Novellen. XII. — Ich und Du. Von Ernst Ziel. — Neues aus der Welt.

Belle Donna.

Eine wahre Geschichte als Novelle.

Von **M. Solitaire.**

The world has trembled at the waters bath.
Heinrich.

I.

Die brennende Sonne eines glühenden Julivormittags warf ihre fast senkrechten Strahlen auf eine im Schmucke des Hochsommers prangende liebliche Gegend.

Die auf das reichlichste mit dem mannichfachsten Baumwuchse versehene Umgebung einer durch die Industrie der Neuzeit in den Zustand einer ergiebigen Mittelstadt versetzten Residenz eines meistentheils auf Reisen, sogar transoceanischen, abwesenden kleinen deutschen Fürsten schimmerte im holdesten Scheine des leuchtenden Gestirns.

Kein Lufthauch bebte, nur die Ranken der Reben, die das in der von uns betretenen Vorstadt belegene, alterthümlich gebaute und modern bepuzte grauweiße Haus mit aller der Grazie umgaben und schattenhaft umtänzelten, die ihrem kostbaren Geschlechte eigen zu sein scheint, zitterten leise und schienen zu träumen von den schönen und vielversprechenden Zukunft des noch so fernen, aber wie so langsam, doch so sicher herannahenden Herbstes.

Die mächtig steigende, glühend aufflammende Sonne hatte den Zenith des gegen Osten mit der Front belegenen Hauses bereits überschritten und ihre Strahlen begannen sich von den mit olivgrangefärbten Jalousieen versehenen Fenstern zu entfernen.

Da sprangen die Jalousieen auf, die Fenster öffneten sich und die kühlen Lüfte der dunkeln Gemächer durchfächelten leise und linde die wie am Stabe des Traums hinwandelnde und alle die frühlichen Sommergeister wie am Gängelbande hinführende Morgenstunde des köstlichen Sommertages. Blauer Duft stieg empor aus dem Kranze der das Landschaftsbild umgebenden weitläufigen und durch die Höhe und Stärke ihrer Insassen an Urwald erinnernden, in die dunkelsten Tiefen strebenden Waldung. Noch einmal hochauf jauchzten die bunten Vöglein, um demnächst flügellahm in den erquickenden Mittagsschlummer zu versinken; nur die unermüdlichen Bienen, die es verstehen, die Sonne und ihre brennenden Scheine in erquickenden Honig zu verwandeln, träumten ihre wunderbaren Sonnenträume, wie sie hinschwebten und hinsummten über die duftenden Blüten der blühenden Gärten und der schlummernden Heide.

Vor dem Gartenportal, dem von zwei mächtigen, weitschattenden Linden hoch überragten des

alten Hauses, das wie aus der Schar der im ganzen architektonisch nicht übel gebauten Vorstadt hervorgehoben, hält eine mit zwei silberbeschirrten Schimmeln bespannte, glänzend aufgeschmückte Carrosse mit Jockeys aus venetianischem Glase, die mit halbzugezogenen Vorhängen von blauer Seide kostbar verdeckt sind.

Hastig eröffnet ein mehr kleiner als großer, mit angehendem Embonpoint, wie man zu sagen pflegt, versehener Mann sich selber den Schlag und steigt selbstgefällig räumerisch und wie in das Gefühl seines Glücks und seiner Bedeutung als Mensch für die Bedürfnisse dieser Welt und vielleicht noch einer Schar zu ihr gehöriger hinaus, durcheilt den von den Linden beschatteten, mit gelbem Kies bestreuten Gang, der, mit Lilien bepflanzt, zu dem Hause führt und tritt in die Hausthür, die sich ihm, als er den betreffenden messingblanken Drücker zieht, wie durch Zauberschlag öffnet.

Unser vornehmer Passagier, dessen mehr als elegantes Costüm in allen Farben schillert, deren gegenseitige Heterogenität mit dem dunkeln Geschmacke der farblosen Neuzeit sich irgendwie combiniren läßt, ist kein anderer als der Geheime Sanitätsrath, Ritter dreier Orden, Herr Doctor Spreitler. Er hat zu seinem Panier das Auffallende gewählt und weil er zu klug und eigentlich auch zu albern ist, um der Presse seine großprahlerischen Betrügnisse, seine verschiedenen, für den Umfang des ganzen Erdballs berechneten Nedemontaden anzuvertrauen, hat er das ganze gleißnerische Spiel, dem er sich mit Leib und Seele ergeben, auf seine eigene individuelle Persönlichkeit reducirt.

Spreitler, wenn er ausfährt, ist der leuchtende Morgenstern: so lautet nämlich ein allgemeines Sprichwort in Langendorn, wie die Stadt sich benennt, in der wir uns gegenwärtig befinden. Und so war der in Rede stehende Spreitler stets zierlich geschmückt mit jedem Schmucke, den die Mode der Neuzeit ihm irgend verleihen konnte. Seine Weste war von veilbrauner Seide, sein Beinkleid von weißem, halb ins Gräuliche schimmerndem Kaschmir, seine Stiefeln waren von lackirtem, fast mit überirdischem Glanze blitzendem Leder. Die doppelte goldene Uhrkette, die der kurzen, dicken Persönlichkeit über die immer weitläufiger werdende Umgebung seines Brustkastens mit leichter Grazie gelegt war, stand ihm wohl und vortrefflich zu Gesicht — und so kommt es denn auch heran und herausgehupft das Mitglied des ärztlichen Standes, das da sich so gern die Bedürftigen, demüthig gegen die Vornehmen, ein Vampyr des Mitleidens, ein Tyrann der Armen, vor der sogenannten Noth-Aristokratie eine so demüthig einzelnde, wehmuthsvoll kriechende, schleimige Schlange. Der leuchtende Topas in der weißen Fülle seines Chemisetts widerspiegelte die mannichfachsten Lichter, und so durchblitzte der angehende Kunstjünger, dessen mit weißem Atlas gefütterter, ins Gelbliche blinkender Frack nach irgendeiner neuen Decoration schmerzliches Weh zu empfinden schien, den schweren glänzenden Hut in der einen, eine blutrothe Rose in der andern Hand, den Lilliengang und wand sich die conchylienhaft gewundene steinerne Treppe des alten Hauses hinauf.

Er hatte hier eine Patientin zu besuchen, deren Bekanntschaft er eigentlich erst seit weniger als sechs oder acht Wochen gemacht.

Frau Oberstin Sidonie von Burgen war seit ebenso langer Zeit in diesen Räumen einquartiert. Sie war nach dem Tode ihres in einem Garnisonsorte einer benachbarten größern Monarchie dahingeschiedenen Gatten in unsere Residenz gezogen und wohnte hier in Gesellschaft einer um ein Bedeutendes jüngern Schwester.

Die Dame saß in dem auf die Straße stoßenden Zimmer. Es war eine hohe, würdige Gestalt. Einfach war ihre Kleidung: grau in grau; aber ein grüner Augenschirm verhüllte ihre Stirn und den obern Theil ihres Angesichts. So saß sie da und war mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt.

Das von ihr bewohnte Zimmer bot allen bescheidenen Comfort, den das von der Witwe eines Militärs eingenommene Zimmer nur immer bieten kann. Namentlich zeichnete sich unter den verschiedenen Mobilien ein Glasschrank aus, dessen Inneres mit den mannichfachsten gläsernen Geräthen und namentlich unter allerlei Gläsern mit einem großen, besonders hervorleuchtenden grünen, mit goldenen Zierathen wohlverlehenen Krystallbecher bestens belegt war. Es war dies Stück ein Geschenk der Frau Sidonie und als solches von ihr hoch geachtet.

„Meine Gnädige", sagte Freund Spreitler, nachdem er sich nach der gewisser Aerzte so oft und noch so oft und dreimal und sechsmal vor der impotenten Patientin verbeugt: „Ich glaube gar, Sie weinen! Wie können Sie weinen? Wie können Sie es wagen, zu weinen? Die Thräne, meine Gnädigste, in Ihren Augen ist

Die Thräne, meine Gnädigste, ist Ihrem Auge Verhängniß und wird sich blutig rächen! Es gibt Momente im menschlichen Leben, in denen uns zwar der ganze Jammer des Menschendaseins schmerzhaft anfaßt, aber es gibt auch die von dem guten Arzte angefachelte, belebte und befeuerte Kraft, mittels deren es uns freisteht, den Jammer zu überwinden und uns wieder zu dem zu machen, was wir eigentlich sein sollen. Ich weiß zwar, daß Sie alle Ursache haben, Ihre Thränen nicht zu sparen, denn die Hand des Schicksals, die blinde, kalte, hat sich in einer Weise auf Ihr Haupt gelegt, die in der That nur als eine thränenwerthe bezeichnet werden darf. Der plötzliche Verlust Ihres Gatten, den Sie auf unerhörte Art durch den Fall eines Trommelschlägels verloren, der plötzlich den Fingern des Tambours entsank und auf das Kalbfell dröhnend niederfiel, das das von Ihrem seligen Gemahl besiegene Roß sich mächtig aufbäumte und sich rückwärts überschlug, der plötzliche Verlust Ihres Gatten, sage ich, ist allerdings als ein derartiger anzusehen, der im Stande sein dürfte, fort und fort und in alle Ewigkeit als ein thränenwerther bezeichnet werden zu dürfen; aber Sie, meine Gnädigste, dürfen dennoch nicht weinen! Wollen Sie mir gehorchen?"

„Ich will Ihnen gehorchen, Herr Geheimer Sanitätsrath!" erwiderte die Frau mit dem grünen Augenschirm, die arme Sidonie von Burgen, mit gebrochener, von Wehmuth halb erstickter Stimme, und wischte die blöden, fast ausgeweinten Augen mit dem feinen Linnen, das sie in ihrem Schoße hielt.

„Brav, brav, meine Gnädigste!" schnarrte der Geheime Sanitätsrath, indem er sich auf einen der schwarzen Lederstühle in nächster Nähe seiner wehmüthigen Patientin niederließ, den Hut auf das Fensterbret stellte und die blutrothe Nase, die er bisher in der Hand gehalten, in demselben Knopfloche befestigte, in dem ihm noch die heilige Anna oder ein Stanislaus fehlte. „Ja nur Gehorsam im Gemüth, so sagt so weil der Dichter, wird auch nicht fern die Heilung sein!" so fuhr er fort. „Nämlich die Variante ist von mir; ich meine die Variante mit der Heilung, was ich Sie zu bemerken, woraus ich Sie zu achten bitte; der Dichter hat statt dessen Liebe! Und auch den Kaffee lassen Sie weg, von heute an mit rigorösester, mit herzhaftester Strenge! Der Kaffee, der Feind des Weibes, sein dunkelwallendes Panier, er fällt weg! »Und was frühstücken wir?« fragen Sie, gnädigste Frau? Wir frühstücken nur drei Theile Wasser und einen Theil Milch! Sie lächeln? Es dünkt Ihnen zu wenig? Wohl, so fügen wir ein Drittelchen eines frisch gebackenen Mundbrötchens hinzu und Probatum est! Ihre Augenur verlangt viele Diät!"

Hier fiel der Geheime Sanitätsrath in eine stille sinnende Pause, in welcher ihm in rascher Jagd die Hunderte von ihm geleerten Champagnerflaschen seiner verschiedenen Frühstücke durch die Seele rasselten und jagten und in der er einen gewissen neusilbernen, mit Eis gefüllten Kübler erblickte, der in einer gewissen Weinstube Punkt 12 Uhr mit zwei traulich blinkenden Weißköpfen beschwert auf einen Kreis von Frühstücksfreunden wartete, unter welchen sich auch der hochwohlgeborene Herr Geheime Sanitätsrath in höchsteigener Person befand.

Doch ritterlich bekämpfte er die Bilder der verlockenden, ihn umgaukelnden Träume, raffte er sich auf aus der Kluft der mit Eis gefüllten Pause, in der er wie in einer Gletscherspalte auf einer tiroler Reise beinahe versunken, und er sprach weiter, wie folgt, indem er seiner Patientin Arm kunstgerecht ergriff und emsig fühlend nach dem Pulse suchte:

„Ihr Leiden, gnädigste Frau, stellt sich nämlich heraus als eine durch bewältigende Gemüthsbewegung hervorgerufene krampfhafte Verengung der beiden Pupillen, welche selbstverständlich zunimmt, sobald irgendein Reiz, sei es durch psychische, sei es durch somatische Erregung auf die verstimmten Organe einwirkt. Beides schneiden wir kunstgerecht ab; einmal durch Entziehung überflüssiger und den Organismus blos aufstachelnder Nahrung, demnächst durch gleichzeitige Entziehung des Lichts. Schließlich aber habe ich nach reiflichster Ueberlegung beschlossen, bei Ihnen, meine Gnädigste, ein Heilmittel wirken zu lassen, das, erst in jüngster Zeit entdeckt, nur erst wenigen Eingeweihten bekannt geworden sein dürfte und vor allen Dingen die allervortrefflichste dynamische Einwirkung auf den leidenden Organismus zeigt, die überhaupt von einem pharmaceutischen Mittel der Art erwartet werden kann. Wir Chemiker nennen das neue, den Starrkrampf der Pupillen mit wirklicher — si venia verbo — Virtuosität bekämpfende Mittel: Atropin! Wir verordnen es in der möglichst verdünnten Auflösung und lassen es mit einem kleinen Pinselchen zu einem Viertel-, höchstens einem halben Tröpfchen

meine Gnädigste, auf die Conjunctiva oder zu deutsch Bindehaut der kranken Sehorgane aufzutragen, wo es dann, sofort und schleunigst reflectirt, seine vortrefflichen Wirkungen durch alsbaldige Lösung des Krampfes und Freimachung der wie in einem Netze gefangenen und gleichsam eingeklemmten Pupille aus den Armen der umgarnenden Regenbogenhaut angemessen bethätigt. Aber — latet anguis sub herba! gnädigste Frau von Burgen! In der Knospe schlummert der Wurm! Unter den Blüten schläft das Schlänglein! Das Mittelchen, das ich Ihnen da überreiche, ist äußerst giftig! So giftig, meine Gnädigste, daß selbst auch der 120. Theil eines Grans oder, um es deutlich zu bezeichnen, eines Körnchens, innerlich genommen, tödtlich wirken würde! Atropin ist das Getränk der Parze Atropos, Salzstoff aus der Pflanze Atropa oder Belladonna! Aus diesem Grunde bin ich so frei gewesen, dasselbe, sozusagen, höchsteigenhändig nur der Pharmacie, in der man es selbstverständlich nur in allerkleinsten Quantitäten im Giftschranke in Gesellschaft von Blausäure und Arsenik hegt, zu entnehmen und es Ihnen, meine Gnädigste, zu überreichen, um jedweder Weiterung mit Ihren respectiven Dienstboten aus dem Wege zu gehen. Hier also haben Sie einmal das Seidenpinselchen, mit dem der Stoff auf die betreffende Conjunctiva aufzutragen sein dürfte; dann aber das, wie Figura zeigt, mit dem Emblem des Kreuzes und der drei Todtenköpfe gezierte Glasfläschlein! Sie werden selbiges sorglichst aufheben; nicht wahr, meine Gnädigste? Das versprechen Sie mir feierlich und nehmen somit eine Centnerlast von meinem Gewissen!"

Der Sanitätsrath näherte den Rockzipfel, in dessen Knopfloch die rothe Rose statt des erlebten Stanislaus oder der bleichen Anna saß, seinem rothlich schimmernden Geruchsorgane.

Die Frau von Burgen aber nahm das ihr überreichte, krystallschimmernde Fläschchen mit sammt dem in elegantem Marocquinschächtelchen enthaltenen Pinselchen und sagte: „Seien Sie unbesorgt, Herr Geheimer Sanitätsrath! Ich werde Ihr Fläschchen so heilig und so sicher halten, als wäre es das Herz meines verstorbenen Gatten! Dort in dem Glasschranke neben dem grünen Krystallbecher soll es stehen! Nur ich habe den Schlüssel dazu und kein Sterblicher soll der verpönten, von Ihnen zugleich als so segensreich gepriesenen und als so gefährlich geschilderten Substanz nahen!"

„Brav, meine Gnädigste!" sprach zur Erwiderung Dr. Spreitler. „Vortrefflich! Wollte der heilige Hippokrates, alle Menschen beugten sich dem Wunsche des Arztes gleichwie Euere Gnaden, Frau Oberstin von Burgen! Also noch einmal zu recapituliren: Die Gnädige waschen das leidende Organ oder sagen wir die zwei leidenden Organe täglich dreimal mit Fenchelthee, jenem Thee, den ja auch die klügsten aller Wesen, die Schlangen, zu ihren Augencuren, und zwar mit dem ausgezeichnetsten Erfolge, gebrauchen, und pinseln dann dasselbe oder sagen wir dieselben dann unmittelbar nach erfolgter Waschung mit der Ihnen überreichten Solution, zu deutsch Lösung! Aber daß mir kein Unglück geschieht, mein schönes, schönes Frauchen! Meine unglückliche, liebe Frau von Burgen!"

Mit diesen Worten erhob sich der Geheime Sanitätsrath und wandelte die Conchylientreppe wieder hinab. Auf seinem Haupte prangte der leuchtende, mohrenhaft schwarze Filz, in dem Knopfloche glühte purpurn die blutige Rose. Er bestieg seinen gläsernen Wagen, öffnete leise das Fenster, das ihm das Verständniß mit dem vorn behaglich thronenden Kutscher eröffnete, und murmelte ihm die Worte ins Ohr: „Nun rasch, Johann! Fahre mich in den bewußten dunklen Winkel! Es ist beinahe um die zwölfte Stunde! Dann verläßt der Feldherr sein Grab, wie der Dichter sagt, und der Mann, der Champagner heißt, bäumt sich als zorniges Roß mit weiß sich blähenden Mähnen und schüttelt sie und rüttelt sie; er steht auf dem Eise! Die Freunde harren schon! In den traulichen Winkel, Johann!"

II.

Kaum war der Doctorwagen vor der vielgenannten Thür der verwitweten Frau Oberstin von Burgen verschwunden, so hielt dort ein Rößlein, schwarz wie die Nacht am ganzen Körper, lediglich an den vier Beinen mit schneeweißen Maleln geziert. Die Schabracke war jägergrün, an den vier Enden mit vier goldenen Hirschhörnern geziert, über ihnen die fürstliche Landesfrone derer von Langenheim.

Aus dem mit dem Felle eines wilden Schweins wohlbezogenen und garnirten Sattel stieg eine kolossale Mannesgestalt weiterrothen Angesichts, die Stirn umweht mit langen weißen Locken, auf dem Haupt die grüne, mit der Auerhahnfeder gezierte Jagdkappe, an der Hüfte den stattlichen, mit silbernem Schloß befestigten Fänger, an den

bis über die Knie hinaufreichenden glanzledernen Stiefeln die langen silbernen Sporen. Ueber ihnen reichte das gelbe Beinkleid den Unterleib verhüllend unter die Schöße des jägergrünen Waffenrocks, der seinerseits mit zwei silbernen, ineinander gewundenen Schnüren auf jeder Achsel prächtig geziert war.

Der große Mann mit dem vielsagenden Angesicht stieg hastig vom Pferde, klopfte begütigend den langen schwarzen Hals des durch den raschen Ritt mehr aufgeregten als belästigten und mit den wohlbeschlagenen Hufen ungestüm um sich hauenden Renners und band ihn ohne weiteres, da ein Diener, ihm das Roß abzunehmen, nirgends sich zeigte, an einen der niedrigsten Aeste der breitschattenden Linden, unbekümmert um die herrlich prangenden, in sanft im Morgenlichein träumenden und schmachtenden Lilien, die das ungestüm stampfende Roß mit den in die Ferne strebenden Hufen zertreten und vernichten mochte.

Der Reiter war Horst von Wildau, leiblicher Bruder der Frau von Burgen, Forstmeister auf der in der nächsten Nähe inmitten der unermeßlichen Waldungen, die Langenheim umgeben, der legenen Oberförsterei, deren Schornsteine man von dem Söller des Hauses, in dem die Frau von Burgen seit ungefähr acht Wochen ihren Wittwensitz genommen, dort zwischen den Wipfeln des von einer Tanne, einer Eiche und einer kanadischen Fichte gebildeten, hoch über dem Meere der Waldung emporstrebenden Dreispitzes rauchen und dampfen sah.

Der Forstmeister stieg ohne weiteres die Treppe hinan und stand vor seiner Schwester. Sie blickte ihn an mit den matten, von dem Krampfe, der zeitweilig auch die Augenlider beherrschte, halbverschleierten Augen und sank mit dem Rufe: „Hab' ich dich endlich, mein Bruder?" in die Arme des Jägersmannes.

„Ja, endlich, endlich!" erwiderte Horst von Wildau, „und ich muß mich schämen, daß acht Wochen oder so herum vergehen konnten, ehe ich es den Verhältnissen abgerungen, meine einzige, geliebte Schwester besuchen zu können! Meine Schwester, die den Wittwensitz, den sie gewählt, blos meinetwegen erwählte! Und noch dazu muß ich zum Leid und zur Anklage der elenden und schwachen menschlichen Natur gestehen, das selbst heute noch nicht blos der reine Wunsch, dich und meine Nichte, die liebliche Gloriosa, wie sie ja ihr geistlicher Bräutigam zu nennen pflegt, meine Schwester, nein, das Selbstsucht, das eigennützige Absicht den Fuß meines Rosses hierher geleitet und gelenkt hat! Und nun aber sprich zuerst, wie hast du dich losgelöst von dem Orte, an dem du so lange gelebt, mit dem du sogulagen durch jahrelangen Aufenthalt so innig verwachsen gewesen? Und wie geht es dir? Wie befindest du dich jetzt?"

„Ich habe", erwiderte die Frau von Burgen, „des Lebens Leid getrunken bis auf die Neige, wie du dir wol nicht anders denken und vorstellen kannst, mein theurer Bruder! Wem so wie mir das Schicksal das einzige Kleinod, das er besitzt, durch einen erbärmlichen Unfall von seiner Seite reißt, der kann wol sagen zu dem Herrn der Herren: »Nachdem du mir alles genommen, Herr mein Gott, so nimm du auch mich selbst!« Der elende Trommelschlägel, der niederfällt aus der Hand des träumend dastehenden Tambours auf das Fell seiner Trommel, erschreckt den Fuchs meines die Fronte seines Regiments entlang reitenden Gemahls dergestalt, daß das starke und unbändige Thier plötzlich hochauf bäumt und ehe von Burgen auch nur die Zeit hat, sich im Sattel festzuklammern, die Schenkel anzuschließen, die Zügel loszulassen und vorschriftsmäßig die Sporen in die Weichen des Rosses zu drücken, überschlägt sich dasselbe und mein unglücklicher Gatte fällt mit dem Nacken so unselig auf das die Steinsäulen des Exerzirplatzes verbindende eiserne Gitter, daß der Hals merklich entzwei bricht und eine blutige Leiche mit halb abgebogenem Haupte elend neben dem aus der Ohnmacht, die es angewandelt, langsam erwachenden und plötzlich wieder aufspringenden Rosse lelle ächzend und wimmernd daliegt! So wurde mein Gatte mir auf grausame Weise geraubt! Ich kam aus der Kirche, in der Glorioſens Bräutigam einen plötzlich erkrankten Amtsbruder vertreten, Glorioſens, meiner Nichte Bräutigam, der Commandeur Heller, den du, mein theurer Bruder, da er seine Anstellung hierselbst von Tag zu Tag erwartet, von Angesicht zu Angesicht bald genug Gelegenheit kennen zu lernen haben wirst. Ich kam aus der Kirche, in der sie ein Freudengeläut gefeiert und in der sie dem Herrn der himmlischen Heerschaaren ihren Weihrauch gestreut für die vortreffliche Leitung seiner Welt, ohne deren bestimmten Willen auch kein Sperling vom Dache fällt. Sieh', all das Furchtbare, lieber Bruder, habe ich ertragen! Und dann kam die Gesellschaftsregulirung, die Auseinandersetzung mit dem dir bekannten widerwärtigen Stiefsohne des Burgen, der alles daran setzte,

geboren wurde. Noch ſah ich die Spuren meiner erſten Jugendſpiele; ſahe die düſtern Wände wieder, las auf ihnen als erſte Uebungen der Handſchrift die kindiſchen Lebenshoffnungen des Knaben — Wiege und Grab jetzt in dem einen engen Raume. Als Hochverräther, weil ich für mein Volk geſprochen hatte, ſollt' ich ſterben. Aber aus meiner Kindheit wußt' ich, daß am Boden des Gefängniſſes eine Stelle nur leicht mit ſteinernen Vlieſen bedeckt und hohl war. Mein Vater hatte einſt einen Befreiungsverſuch gewagt, den er ſpäter aufgab, weil er unglücklich und lebensmüde war und die Welt nicht wiederſehen wollte. Ich hebe die ſteinerne Decke ab, ſehe den Durchbruch einer tiefen Oeffnung in der Mauer — ich konnte noch nicht ſterben, mein Leben hatte dem deutſchen Vaterland noch ſo große Träume zu erfüllen. Die Höhlung mündete in einen Corridor (es klingelt hinter der Scene), deſſen Ausgänge und Wachtpoſten ich kannte. Die Thurmglocke ſchlug zwei in der Nacht (es klingelt wieder), da laſſ' ich mich in dieſen Corridor herab. Den hallenden Schritt der Wachtpoſten hört' ich durch die Gänge herauf; ich berge mich in den dunkelſten Winkel und halte zitternd den Athem an, wenn die Ablöſung vorüberging. Endlich graut der Morgen. Ich faſſe Muth und wage mein verwirktes Leben. Wer da? ruft die erſte Schildwache" —

(Die Oberhofmeiſterin von Noſtitz erſcheint hinten.)

mir und Clarissen das Unserige zu schmälern und zu beschneiden. Die schweren Thränennächte, die unter solchen Verhältnissen über mich kamen, raubten mir den Schlaf und wenigstens, wenn sie mich nicht um meinen Verstand gebracht, beschenkten sie mich mit dem Augenleiden, an dem ich seit jener verhängnisvollen Zeit fortwährend krankte! Und so kam ich hierher, seit beinahe sechs oder acht Wochen deines Besuchs gewärtig!"

„Verzeihe mir, theuere Schwester!" erwiderte, aus dem tiefen Sinnen, in das ihn die Erzählung seiner Schwester versetzt, langsam und wie träumerisch erwachend, der Forstmeister. „Lob Gnade für Recht ergehen! Du weißt, was man sich jeden Tag zu thun vornimmt, verschiebt auch jeder Tag, und so wird aus der Minute die Stunde und um die Stunde eingeln sich ihre vierundzwanzig Schwestern, ehe man sich's noch versieht und ehe man es für möglich hält, daß einem so etwas passiren kann! Die neuen, so umfangreichen Forstculturen — es sollen lebenstausend Morgen Bruchland in Laubholzwaldung umgewandelt und außerdem einige Plantagen mit ranadischen Hölzern errichtet werden, die der Fürst von jenseit des Oceans uns beziehen und die bis zu seiner Rückkehr wenigstens schon bis zur Bemerkbarkeit herangewachsen sein sollen — haben meine Thätigkeit ganz außerordentlich in Anspruch genommen. Außerdem hab' ich — Doch nun sei mir desto herzlicher gegrüßt, meine Schwester, die ich seit länger als funfzehn Jahren nicht mit meinen Augen gesehen! Und wo bleibt meine Nichte, das liebliche Jungfräulein, das anmuthige Bräutlein Clarissa?"

„Clarissa ist zur Stadt, ist zur Post gegangen, lieber Herr!" erwiderte die Oberin. „Wir wohnen so weit vom Centralpunkte der Stadt, daß wir, um in unserer Correspondenz nicht verkürzt zu werden, meistens unsern eigenen Briefträger spielen müssen, und so ist denn auch Clarissa jetzt hineingegangen, um einen auf der Post zu erwartenden Brief ihres lieben Erasmus dort abzuholen. Aber nun mach' dir's bequem, trauter Bruder! Trage ab! Ich will nach Frühstück klingeln! Dein Gäulchen scheint des Wartens wenig gewohnt; es stampft, wie ich höre, ungeduldig den Boden und seine Hufe werden wol auch einige von Clarissens Pflanzen vernichten. Drüben ist das Gasthaus; das Mädchen soll hinübergehen und dem Hausknecht befehlen, daß er das muntere Roßlein abhole, in den Stall ziehe und nach Krästen striegle."

Die Oberin zog die Schelle. Ein Zofleen erhielt den Auftrag und brachte auch bald Wein und Imbiß.

Dem Forstmeister schmeckte der rothe Burgunder trefflich nach dem raschen Ritt durch den heißen und staubigen Vormittag; war er doch schon am frühen Morgen mehrere Stunden auf der mit Laubholz zu cultivirenden „Lenne" gewesen. Zweimal und dreimal leerte er den grünen Krystallbecher, den wir vorher im Glasschranke paradiren sahen. Mehrere male versank sein Blick in die dunkle, ihn erfüllende Flut; es war ihm, als wenn mit den aufsteigenden Schaumperlen des Champagners dunkle Geheimnisse mit zu Tage stiegen, die trotzdem ihre Angesichter verhüllten. Doch er gab, einen tüchtigen Streifen Schinken vom Teller nehmend, eine andere und ernste Wendung und sprach:

„Doch um dir, liebe Schwester, die obenangedeutete Veranlassung meines fast heutigen Besuchs näher auseinanderzusetzen, laß mich noch einige Worte zu dir reden und an dieselben die Bitte knüpfen, von der ich hoffe, daß du mir ihre Erfüllung nicht versagen wirst!"

Die Schwester horchte auf.

„Wie du weißt, verstarb meine Frau vor ungefähr achtzehn Jahren im Wochenbett und hinterließ mir einen einzigen Sohn, dem ich in Bezug auf seine Geburt im tiefen Forst den Namen Sylvan ertheilte. Wenn mir recht ist, schickte ich dir vor einigen Jahren seine Photographie in Gestalt eines jungen Athleten mit Windhund, Spürhund, Köcher und Pfeilen und Bogen. Er brauchte es einen fürstlichen Maskenball. Nicht wahr, ein stattlicher Junge, mein Sylvan? Ja jener Zeit! Jetzt möchtest du ihn kaum wiedererkennen, Schwester! Der starke Athlet hat seine Diana gefunden, die ihn aufreibt, die ihn elend macht, langsam verzehrt —"

Die Schwester deutete an, daß sie schon einiges vom üblen Verkommen Sylvan's erfahren hätte —

„Ist nicht heute der 13. Juli? Es sind jetzt funfzehn Jahre her, daß eine Schar professionsmäßiger Wilddiebe in unserm Forst sich festgesetzt, häuslich niedergelassen und namentlich an der kleinen Schar der Elennthiere, die unser Fürst aus dem Urwalde von Dialomien zu uns zu verpflanzen versuchte, vielfach ihr Glück erprobte, und leider mit Erfolg: denn die kleine Schar der Lebenden, von uns wie Kleinodien gehegten Thiere schwand zusammen wie Schnee an der

Sonne und wir waren auf dem Punkte, uns treu zu fühlen, daß wir noch eine Klaue besäßen, die wir als letztes Emblem unsers vormaligen so vielen und seltenen Besitzes aufzuzeigen vermochten. Die Wilddiebe sollten Zigeuner sein, sagte man. Niemand hatte ihnen einen von Angesicht gesehen. Ich war auf dem arabischen Schimmel, den ich durch die verwundende Güte meines Gatten besaß, liebe Sidonie, seitdem Tag und Nacht auf den Beinen und spähte in dem weitumwerten Forste nach den Uebelthätern. Oft war's mir des Abends, als sähe ich Feuer blinken zwischen den Gebüschen der Spiegelreiche und rötlig aufstrebenden und emporwachsenden Buchen am dunkeln Waldpfuhl und plätschernden, krystallhellen Bache, der die freundlich winkenden Wipfel als Zeichen einer willkommenen Begrüßung in seinem Schoße als Bilder von Siegeszeichen darreichte. Doch kam ich herangeritten, daß mir die aneinandergedrängten Zweige die Wangen saft blutrünstig schlugen, so war Feuer und Lager und alles gelöscht, die Kohlen mochten eingegraben sein in die moosige Erde des Waldes — es war von den Wilddieben und ihren Gesellen auch keine Spur zu finden — —. Da ritt ich an dem in Rede stehenden Julitage des Morgens wieder aus. Eine unbeschreibliche Hitze hatte alle die Tage vorher auf schier unerträgliche Weise sich geltend gemacht. Die Wipfel meiner Waldungen verflochten wie in Flammen und spielten mit den rothängenden Spitzen der sie umgebenden und umringenden feurigen Weisen. Nächtelang schoß das elektrische Licht hinab in den dunkeln Wald, bevor es zu einem Ausbruch kommen konnte. Die Nadeln der Kiefererscheinungen zitterten wie Schwefelzündhölzchen, die Blätter der Eichen und Buchen waren zu alten, vergilbten Urkunden geworden, die restlos im glühenden Zuge des heranwehenden Südwindes lebten und bebten; die schwarzen Waldpfuhle waren ausgetrocknet bis auf den Grund und ließen dort der Würmer schwarzes Geringel, ließen der Schlammbeißer wie verzweifelte Umarmungen erblicken und die Frösche sprangen von dem Grunde auf den Rand, von dem Rande in den Grund, Leben heischend und bittend durch unbändiges Geschrei um erquickende Kühlung. Die säuselnden Waldbäche waren zu Schemen ihres früheren Daseins geworden und rollten ihr verzweifeltes Leben ab in den im tiefen matten Grunde liegenden Rinnsalen. So ritt ich aus am Morgen des in Rede stehenden 13. Juli —"

„Bruder, halte ein!" sagte Sidonie teilnahmsvoll. „Dich ergreift zu sehr die Erinnerung! Fülle deinen Becher noch einmal und trink!"

Der Forstmeister füllte den grünen Pokal und trank so hastig, als hätte er den brennenden Durst oder einen Teil von ihm in seinem Innern. Dann erzählte er weiter:

„Also da ritt ich aus am Morgen des in Rede stehenden Tages. Die kommenden Wolken, die riesig hoch über den Wipfeln gewandelt als leuchtende Gespenster, hatten so viel an sich gezogen von dem verdunstenden Wasserwerk der Heide, daß es nun losbrach, das gärmende, so lange erwartete Donnerwetter. Als es glühte und brannte und sengte, war ich hoch auf meinem Schimmel inmitten eines ein tiefes, ganz enges Waldtal beherrschenden Berges. Rings umstanden sie dunkeln, hintreben Eiben, rings umherrichten die weißlichen Birken den duftigen, ausatmenden Waldsees, den ich zu passieren hatte, um auf die gegenüberliegende, mit den höchsten Fichten bewachsene Höhe zu gelangen. Aus der mooßen Erhebung plätscherte leis der zinnende Quell, der sich im Schoße des Thals gegenwärtig als ein kleines Bassin ansammelte, das rings von weißen Glockenblumen, den giftigen Belladonnen, umstanden war."

Unwillkürlich wandte sich ein Blick der Oberin nach ihrem Schranke. Sie erhob sich, verschloß ihn und steckte den Schlüssel zu sich.

„Und wie nun rings die blutigen Flammen des Morgengewitters mich umzischten, ritt ich in das kleine Thal hinab und sehe, da lag, umhüllt von zahllosen weißen Belladonnablumen, durchaart von den silbern blickenden Kelchen, ein ins schlummerndes Kindlein, eingewiegt in seine kindlich paradiesischen Träume, unbekümmert um die Wetter da draußen, selig, in sich selbst verloren! Wohl schüttelte die sturmgedrängte Eiche ihr dunkles Blatt auf das ins schlummernde Antlitz; wohl bebte der hangende Zweig der schweigen Trauerbirke ihre Tropfen auf den Sprößling des Waldes; wohl flammten zuckende Blitze vor seinem Auge; wohl neigten sich die feinen Blümlein und Blütenglöcklein der Belladonna seinem Ohr: es sah nicht, es hörte nicht, es schlief in tiefer Unbekümmernis. Mein Schimmel stand wie eingewurzelt. Den linken Vorderfuß halb in die Höhe und wie zum Austreten angeschickt, so stand er da und ließ die Wetter toben ob seinem Haupte, ließ die Blitze, die zahllosen, niederzün-

gein an den zahllosen Stämmen rechts und links von ihm; so stand er da und stierte auf das kleine Wunder, das von den giftigen Blütendolden so seltsam umstellte Kind der sausenden Heide. Was aber blieb mir zu thun? Niederprasselten die kothschweren Hagelschlossen; nieder donnerte der finstere Platzregen; wild sausten die Stürme durch den Wald und zausten, selbst wie von bänglicher, sehnsuchtsvollster Angst befangen, alle die bänglichen, sehnsuchtsvollen Wipfel. Ich stieg ab und hob das Kind empor; es war ein so herziges, kleines Wesen, ein Mädchen von vielleicht zwei Jahren; vermuthlich hier ausgesetzt von einer oder der andern der der Sage nach den Wald durchschweifenden Zigeunerbanden — ich selbst habe, wie gesagt, auch keine Zehe von ihnen gesehen und die vermißten Elenne wurden später mit abgestürztem Halse am Fuße eines über den großen, sogenannten Blauen See hinabragenden Felsens gefunden; die Feuer, so sagen meine Förster, sollen Ausgeburten meiner eigenen, nächtlich mehr als billig aufgeregten Phantasie gewesen sein. Aber der Findling war da. Er hatte lange, pechschwarze Haare und, wie sich später ergab, große, kohlschwarze Augen, war wohlgestaltet in jeder Beziehung, von etwas bräunlicher Hautfärbung und hatte mit dem einen Händchen eine der, wie bereits erwähnt, rings sein Lager umstehenden Belladonnapflanzen so eng und fest umfaßt, daß ich, als ich das Dingelchen vom Boden aufhob, die seltsam duftende Pflanze mit der Erde ausriß. Die Donner hatten ausgeraßt, als ich mit dem Findling meinen Schimmel wieder bestiegen. Eine Flut goldenen Morgenlichts strömte nieder auf mich, mein weißes Roß und mein schwarzes, schlummerndes Kind. In seinem Glanze ritt ich auf wohlbekanntem Pfad nach Hause, wo ich das arme Wesen der ehemaligen Amme meines Sylvan, die noch als Wärterin bei mir verweilte, übergab. Dieselbe — ihr sei's zu ihren Ehren gesagt, sie ist seitdem verstorben — hat das Kindchen treulich und leider vielleicht nur zu sehr aufs beste gepflegt. Es gedieh unter der mehr als mütterlichen Pflege und wuchs heran; ich wollte ihr in heiliger Taufe erst den Namen Sylvana geben; doch da ich schon einen Sylvan hatte, nahm ich Sylvana griechisch und nannte sie „Hyline". Zwar entsetzte sich darüber der Mann, dessen ich mich behufs der Taufe bedienen mußte; aber ich bewies ihm, daß „Hyline" wenn auch kein Kalendername, doch immer noch ein ganz leidlicher Name sei, und so ließ er ihn in Aussicht auf das leckere Taufmahl, bei dem ich ihm versprach, weder den leckersten Rehbraten zu schonen noch den Rebhühneraugen-Champagner, eine Lieblingssorte des weiland jetzt auch schon dem Herrn entschlafenen Schwarzrocks, wie man zu sagen pflegt, passiren und Sylvan wuchs mit der ihm beigesellten Hyline fröhlich heran. Oft zwar zankten, bissen und schlugen sie sich, zeterten und haderten miteinander, als ob sie wilde Waldkatzen wären. Indessen gewann stets der Friede in ihrem Verhältniß wieder die Oberhand und ich konnte mich blos der Kinder erfreuen. So ging es fröhlich und heiter manche Jahre, bis plötzlich vor ungefähr einem Jahre das Verhältniß zwischen den Zweien auf einmal sich umgestaltete und sich seltsam veränderte. Mein Sylvan, der heitere, lebendige Junge, wurde so tief melancholisch, daß ich mich seiner entsetzte. Hyline, die Tochter des Waldes, wurde bleich wie die weiße Blume der Heide, die sie von dem Tage ihrer räthselhaften Geburt an stets so innig geliebt. Sie liebten sich zu früh für ihre Jugend! So schwinden sie beide dahin, daß eine in das Anschauen des andern so tief und so innig verloren, eins das andere gegenseitig sich entstarrend. Hyline ist ein Schreckbild geworden. Sie entwendete mir meine Lieblingsgewehre, trieb mit ihnen tagelang ihr tolles Spiel, machte Jagd auf alles, was ihr unter die Augen kam, und stellte mir das Jagdzeug dann so elend verdorben wieder auf seinen Stand, daß ich es dem Büchsenmacher in die Hände geben mußte. Seitdem aber — da sitzen Sylvan und sie unter den Wipfeln der das Forsthaus umstehenden Tannen und — Doch, Schwester, ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß, soll noch daran gedacht werden, meinen bislang so wackern, tüchtig und brav gewordenen Sohn Sylvan mir und uns zu erhalten, er und Hyline getrennt werden müssen. Sie sagten mir zwar — das wäre ihr Tod; aber ich wollte doch bei dir anfragen: Willst du der wilden, seltsamen Tochter, willst du der räthselhaften Ausgeburt des Waldes eine Stätte in deinem Hause gewähren, bis das Licht der reinern Jungfräulichkeit über sie gekommen und die streitenden Geister des Mädchenthums, mit denen sie nächtlich sie ringt, siegreich niedergekämpft hat? Ich will dir gern erkenntlich sein! Ich will dir für ewige Zeiten dankbarlichst und brüderlichst verpflichtet sein! Aber thust du mir die Liebe, nimmst du die Last von mir, thust du das Lei-

nige zur Rettung meines armen, in seinem noch knabenhaften Liebesdrange rettungslos untergehenden Sylvan und willst du dich mit dem Wesen befassen, das allerdings ein wilder und tückischer Waldkobold zu sein scheint? Ich hoffe das Beste von dem milden, weichen und gütigen Einflusse deiner Clarissa, die gewiß alles aufbieten wird, die gerissten Mädchengeister, die ihr so wild entgegenspringen dürften, in ihre Netzen zu fesseln, der es sicherlich gelingen wird, die düstere Belladonnagestalt des finstern Waldes zur sanften Form der hellern Wiese abzuklären und umzuschaffen! Also, Schwester, willst du? Dann hier schlag' ein! Ich zahle die jegliche Pension, die du irgend als angemessen verlangen kannst! Verpflichte dich zunächst auf sechs Monate! Erweist sich Patientin binnen dieser Frist als zu sehr mit ihrer Herkunft in Conflict gekommen, als unheilbar, wohl! so nehme ich sie dir wieder ab, bezahle dir das Doppelte dessen, was du verlangst, und gebe sie in die weite Ferne! Schlage ein! Für zweihundert Thaler jährlicher Pension, betreffendes Holzdeputat und zwei Rehböcke, die der Sylvan dir schießen soll, ungerechnet die sechs Schnepfen und zwei Dutzend Rebhühner, mit deren Erlegung der wackere, jugendliche Mimrod sich ebenfalls beauftragt, ist die Hyline dein. Her deine Hand, Sidonie! Schlag' ein!"

„Wie konnte ich", erwiderte die fromme Oberin, „deinen Wünschen widerstehen! Bringe mir deine Waldtochter! Ich werde es versuchen, den Kobold umzugestalten und sein wildes, herausforderndes Wesen angemessen zu besänftigen und zu mäßigen. Doch da kommt sie unsere liebe Clarissa!"

Und hereintrat das gute, anmuthsvolle Mädchen, ein Kind des Lichts — das Bild des Sonnenscheins. Sie hatte einen Brief in der Hand und schien voll seligsten Glücks.

Clarissa von Burgen war ein Mädchen von gazellenhaftem Wuchs. Ein himmelblaues seidenes Tüchelchen bedeckte leicht die freien, schönen Schultern. Ihr Haupt war fast bloß, denn über dem mächtig hervorquellenden, ins fast Schneeblonde spielenden Haar trug sie ein ganz leichtes und unbedeutend zu nennendes, ebenfalls himmelblaues Morgenmützchen mit veilenfarbiger Blendengarnirung. Harmlos und frisch lächelte das liebliche Gesichtchen mit den weitweiten, himmelblauen Feenen eröffnenden Augen. Die Nase ein wenig gestumpft. Das anmuthige Mützchen keck und kokett aufgeworfen. In der Hand trug sie einen Brief in großem Couvert, über das noch ein anderes gewesen zu sein schien. So kam sie leicht und fröhlich heran und rief der Mutter, ohne von dem ihr bisher Unbekannten weitere Notiz zu nehmen, die heitern Worte zu:

„Sieg! liebe Mutter! Sieg! Da! Hier liegt das Schreiben des Oberconsistoriums! Erasmus ist als Oberpfarrer an hiesiger vorstädtischen Magdalenenkirche mit einem Gehalt von neunhundert preußischen Thalern definitiv und sozusagen lebenslänglich angestellt! Wirst du mich ihm noch versagen, Mütterchen? Nein, du darfst es nicht, du kannst es nicht! Sieh', dort blinken so fröhlich und golden im Scheine der leuchtenden Mittagssonne die Zinnen der schönen gothischen Kirche und hier pulst so frisch und lebendig mein Herz! Und ich rufe so innig und so laut: Triumph! Das hochwohlweise Oberconsistorium soll leben! Der Herr Oberconsistorialrath soll leben und mein guter Bräutigam soll leben und mein liebes, rautes Mütterchen mit den verweinten Augen auch daneben!" So rief die selige Clarissa und warf den großen Brief auf den Tisch — die kleine Einlage aus Seidenpapier hatte sie wohlweislich in der Hülle des Couverts, das lieblich aufzuathmen, bestens geborgen.

Und das blauseidene Mützchen warf sie vom Köpfchen und das Tüchelchen von den Schultern und alles und jedes ließ sie liegen, wo es mit drauf zufallen.

Die Mutter lächelte vor Freude und zeigte dann vorwurfsvoll auf den Besuch, dessen Clarissa gar nicht geachtet hatte.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Von Caracas nach Puerto Cabello.

Von J. G. Kinau.

II.

Früher war Puerto Cabello viel stärker bewohnt und führte bedeutende Pferde- und Maulthiere nach den Antillen aus; jetzt hat dies ganz aufgehört. Auch waren bedeutende Salinen daselbst, die auch nicht mehr betrieben werden.

Nach dem Frühstück suchte ich einige Bekannte auf, mit denen ich, da der Himmel bedeckt war, einen Ausflug nach dem Orte San-Esteban machte. Dies liegt zwischen Kaffee- und Kakaopflanzungen, hart am Rande des Urwaldes. Die deutschen Einwohner Puerto Cabellos haben dort ein Schießhaus, dessen Wirth, ebenfalls ein Deutscher, sich mit Naturaliensammeln beschäftigt.

Ich sah daselbst mehrere interessante Thiere und Felle derselben. In einem Käfig war ein Rey de zamuros (König der Aasgeier, Vultur papa), ein prächtiger Vogel. Er ist von der Größe eines Truthahns, meist mit schwarzen Flügeln und hat einen nackten, purpurrothen Kopf und Hals, um letztern einen schneeweißen Halskragen. Die eigentlichen Aasgeier (Vultur aura s. fuetens) sind ganz schwarz. Sie riechen alle sehr stark nach Moschus und sind für die tropischen Länder, in denen solche vortreffliche Gesundheitspolizei wie in Venezuela ist, von unberechenbarem Nutzen, da sie alles todte und Verwesende in unglaublicher Schnelligkeit vertilgen. Sie leben meist in größern Trupps und haben oft den sogenannten König bei sich. Man sagt, daß sie nicht eher wagen, an ein gefallenes Thier sich zu machen, bis der König sich gesättigt hat, und daß sie, wenn dieser wegfliegt, ihm sogleich folgen.

Dort in San-Esteban sah ich auch ein kleines Exemplar des berühmten Kuhbaums, Arbol de la vaca (Sapoten galactodendrum), dessen Stamm, wenn man ihn verletzt, zu gewissen Zeiten einen dicken, süßen, gut nährenden Saft in ziemlicher Menge ausfließen läßt. Gegen 4 Uhr fuhren wir wieder nach Puerto Cabello zurück, machten aber vorher noch verschiedene Umwege in den Kakao- und Kaffeeplantagen, wo meine Begleiter viele Bekannte hatten.

Am Abend war große Procession, weil es Charfreitag war. Voraus gingen hinter einem starken Musikcorps sechs bis acht kleine Knaben und Mädchen aus den ersten Familien der Stadt, mit dem größten Luxus als Engel gekleidet. Ein überlebensgroßer Christus am Kreuz ward ebenfalls sowie eine mit schwerem Sammt bekleidete Madonnenstatue, deren Arme und Hals mit reichem Schmuck bedeckt waren, feierlich herumgetragen. Am nächsten Tage sollte eine bedeutend größere Kasteiungsprocession stattfinden.

Am Sonnabend Morgen besorgte ich noch einige Geschäfte und Einkäufe, unter andern auch einige Tortumas oder Früchte der Crescentia cujete des Kalabassenbaums, welche in dem indianischen Dorfe San-Carlos, zwischen Valencia und Barquisimeto, von einigen Indianerfamilien zu den reizendsten Ornamenten gezogen werden und die in den reichen Europäerfamilien gewöhnlich als Nippes dienen, da sie sehr theuer sind. Die gewöhnlichen unbearbeiteten Früchte dieses Baums dagegen sind äußerst billig und werden deshalb zu allerlei Geräthen verwendet. Sind die Früchte von ovaler Form, so binden sie, der Länge nach zerschnitten, als Löffel; sind sie kugelförmig, so gibt jede Frucht zwei Schalen, welche als Teller, Trinkgefäße u. s. w. benutzt werden. In den Llanos, wo die Leute auf möglichst wenig Bedürfnisse beschränkt sind, sucht man sogar darin, indem man Steine glühend macht und dieselben dann in die mit Flüssigkeit gefüllte Tortuma wirft.

Mittags ritten wir wieder von Puerto Cabello fort, denselben Weg zurück bis zum Gambur, wo wir gegen 5 Uhr ankamen und beschlossen, da zu übernachten. Ich badete nochmals daselbst, dann soupirten wir und gingen zeitig zur Ruhe, da wir am nächsten Morgen sehr früh aufbrechen wollten.

Früh ritten wir gegen 3 Uhr fort und kamen kurz nach Tagesanbruch zu dem Wirthshause bei den heißen Quellen, wo wir frühstücken wollten. Die Wirthsleute waren aber nicht anwesend oder wollten unserwegen nicht aufstehen; kurz, es war nichts zu bekommen. Endlich ließ sich ein Diener herab, eine Kuh zu melken und uns die frische Milch zu geben. Das Melken geschieht in ganz Venezuela durchgängig von Männern und wird auf höchst eigenthümliche Weise ausgeführt.

Da hier die Kühe nie im Stalle gefüttert werden, sondern jahraus jahrein auf der Weide fressen, so sind sie auch lange nicht so zahm wie die Kühe in Deutschland und vorzüglich lassen sie sich nicht melken, solange nicht ihr Kalb dabei ist; auch verlieren sie sehr bald die Milch, wenn das Kalb durch irgendeinen Zufall von der Kuh getrennt wird. Soll also gemolken werden, so läßt man das Kalb erst eine Zeit lang saugen und bindet es dann der Kuh an das rechte Vorderbein, worauf man das Euter, der Bequemlichkeit wegen, gewöhnlich mit dem Schwanze der Kuh selbst abwischt und zu melken anfängt. Die Venezuelaner thun dies gewöhnlich stehend, während eine andere Person eine Schale unterhält. Große Verwunderung erregte es allemal, wenn ich meine Kühe, deren ich im Bergwerksdistrict zwei hatte, im Eigen und den Milchtopf zwischen den Knieen haltend melken ließ.

Die dortigen Kühe geben, wahrscheinlich der schlechten Nahrung wegen, sehr wenig Milch; eine Kuh, die bei zweimaligem Melken sechs Weinflaschen Milch täglich gibt, ist nach dortigen Begriffen eine sehr gute Milchkuh. Allerdings ist die Milch auch theurer, da auf dem Lande die Weinflasche voll mit 1 Real = 4 Sgr., in den

Gärten aber mit 2 — 2½ Real (8 — 10 Sgr.) verkauft wird.

In unſerer Milch konnten wir nur Maisbrot und noch dazu mehrere Tage altes erhalten. Man hat zwei Arten, die aber im weſentlichen gleich ſind, die Arepas und Bjacas. Man bereitet ſie wie folgt. Die von den Kolben getrennten Maiskörner werden eingequellt und nach etwa 12 Stunden, im ſchon etwas aufgequollenen Zuſtande, in einem hölzernen Mörſer mit einer hölzernen Keule unter Beifügung von etwas grobem Quarzſand geſtoßen, um die pergamentartige Hülle, die jedes Korn umgibt, abzutrennen. Sodann wird dieſe Maſſe gewaſchen, wodurch die Schalen ſowie die Strünchen von dem eigentlichen zum Brot beſtimmten Mais getrennt werden. Nun reibt man letzteren unter Zufügung von Waſſer auf einem Reibſtein ſo lange, bis er in einen gleichartigen Brei verwandelt iſt. Um Arepas zu machen, wird die Maſſe in runde, etwa 5 Zoll im Durchmeſſer haltende und 1 Zoll dicke Kuchen geformt und dieſelben auf einer erhitzten Eiſenplatte gebacken. Zu Bjacas hüllt man einen Cylinder dieſer Maſſe von 6 Zoll Länge und 1½ — 2 Zoll Dicke in einige von den die Maiskolben umgebenden Blättern, bindet dieſe zuſammen und kocht es etwa eine Stunde. Am beſten ſchmeckt dieſe Art Brot ganz friſch gemacht und noch warm; iſt es einmal kalt geworden, ſo iſt es ſehr unverdaulich und fiebrig.

Nach eingenommenem Frühſtück ritten wir weiter nach Valencia; auf dem Wege fing es an zu regnen und ſo ſtark, daß wir trotz der Gebiſſe durch und durch naß wurden; doch reſtaurirte uns bald ein ſolennes Frühſtück, welches die Deutſchen Valencias ihrem aus Puerto Cabello zum Beſuche gekommenen Landsleuten gaben und zu dem wir folglich eingeladen wurden.

Nach dem Frühſtück ging ich nach der Galiera, d. i. dem Circus für die Hahnenkämpfe, welche ich noch nie geſehen hatte.

In einem großen Saale war eine Arena von etwa 6 Ellen Durchmeſſer und um dieſelbe gegen ſich 6 — 8 Reihen Sitze amphitheatraliſch in die Höhe. Unmittelbar an den Schranken des Circus waren reſervirte Plätze für die Kampfrichter nebſt den gebundenen Wetzern der Hahnenkämpfe, von der Decke hing eine Wage nieder, um die Kämpfer vorher zu wiegen. Als ich hinkam, waren beinahe alle Plätze ſchon belegt und bald begannen die Kämpfe, bei denen die Wetten die Hauptſachen ſind. Die Hähne, wunderbar zugeſtutzt, waren ſo enragirt, daß jeder Kampf nur mit dem Tode des einen, öfters beider Kämpfer endete.

Die Thiere werden durch beſonderes Futter und Pflege ſchon lange zum Kampfe vorbereitet. Man ſchneidet ihnen den Kamm und die beiden rothen Lappen an jeder Seite des Kopfes glatt weg und hält durch fleißiges Ausrupfen der Federn den Kopf, Hals, Rücken und Bauch kahl, wodurch dieſe Theile eine zinnoberrothe Farbe annehmen. Schwanz und Flügel werden kurz abgeſtutzt. Schwerlich würde man dieſe ſo vorbereiteten Thiere als Haushähne erkennen, wenn ſie nicht ſich durch fortwährendes möglichſt lautes Krähen als ſolche legitimirten.

Sollen zwei Hähne kämpfen, ſo treten die Eigenthümer mit ihnen in die Arena, jeder der Kämpfer wird zuvörderſt in einen Sack geſteckt und nun beide gegeneinander gewogen, wobei ſie oft in den Säcken ſich zu überkrähen ſuchen. Ueberſchreitet die Gewichtsdifferenz nicht eine in den Wetzern genau für jedes Alter feſtgeſetzte Summe von Quentchen, ſo ſind beide kampffähig und die Eigenthümer treffen nun die letzten Vorbereitungen, indem ſie die Sporen der Hähne mit feinen Meſſern und Feilen möglichſt ſpitz ſchaben, auch die Kämpfer mit in den Mund genommenem Waſſer beſprengen, alles, um ſie möglichſt friſch und kampfesmuthig zu machen. Währenddeſſen beginnen die Wetten unter den Zuſchauern und den Eigenthümern der Hähne, die ſich oft ſehr hoch belaufen. Ich ſah dort in Valencia auf einen Hahn von einem Herrn 100 Thaler wetten.

Die letzte Vorbereitung unmittelbar vor dem Kampfe iſt, daß der eine Kämpfer auf den Boden gelegt wird und man ihn mit einem dritten, hiezu zu dieſem Zweck vorräthig gehaltenen gewöhnlichen Hahn zur großen Wuth reizt. Daſſelbe Experiment macht man mit dem andern und dann laſſen die beiden Kampfwärter auf ein Signal des Richters die Hähne los, worauf beide wüthend ſich zu hacken und mit den Sporen zu ſchlagen anfangen. Jeder Eigenthümer hat das Recht ſeinen Hahn während des Kampfes öfter in die Höhe zu nehmen, um ihm das Blut abzuwiſchen — was gewöhnlich dadurch geſchieht, daß der Eigenthümer den Kopf ſeines Hahnes ohne weiteres in den Mund nimmt — um ihn aufs neue durch Beſprützen zu erfriſchen. Hierbei wird allemal nach der Uhr geſehen, denn die Geſammtſumme der einzelnen Unterbrechungen darf eine beſtimmte

Anzahl von Minuten nicht überschreiten. Oft ist ein solcher Kampf schon beim ersten Rencontre beendet, wenn einer der Hähne geschickt genug ist, seinen Gegner mit dem ersten Sporenhieb zu tödten.

Die Zuschauer sind ganz toll auf diese Unterhaltung und verlieren oder gewinnen oft enorme Summen. Der Wirth unserer Posada ließ sechs oder acht seiner Hähne kämpfen und verlor in Zeit von etwa zwei Stunden über 40 Thaler. Ein anderer, der all sein baares Geld nebst der Uhr schon verloren hatte, setzte auf einen Hahn sein Pferd sammt Sattel und Zeug nebst seinen silbernen Sporen und verlor dies alles.

Den übrigen Theil des Nachmittags verwendete ich dazu, mich noch etwas in der Stadt umzusehen, die im ganzen einen sehr freundlichen Anblick gewährt; besonders angenehm ist der Totalanblick der Vorstädte, in denen die Häuser und Ranchos ganz unter Kokos-, Bananen-, Guamos- (Inga), Tortumas- und andern Fruchtbäumen versteckt liegen. Kommt man freilich näher und sieht die Details, so wird man bald unangenehmer von der schmutzigen und unordentlichen Wirthschaft der Einwohner berührt. Am Abend ging ich zeitig zur Ruhe, da wir wieder zu unserer Rückreise die Kühle des Morgens benutzen wollten.

Früh 3 Uhr verließen wir Valencia und ritten bis Guacara, wo wir frühstückten, und von da nach Mariara, wo wir wieder die größte Hitze vorbeigehen ließen.

In der Caprera hielten wir etwas an; ich benutzte die Zeit, um im See zu baden, was mich aber, der Wärme des Wassers wegen, eher müde machte als erfrischte. Abends spät kamen wir in Maracay an, wo wir sogleich die Ruhe suchten.

Am nächsten Morgen ritten wir wieder zeitig fort, verzehrten ein mitgenommenes Frühstück unter dem ehrwürdigen Zamang und kamen gegen 11 Uhr nach Turmero, wo wir wieder einige Stunden rasteten. Dort setzte man uns die Antipasta der Creolen zum Frühstück vor, nämlich eine Art Pastete, und dann einen gefüllten Käse. Es sind dies die holländischen kugelrunden sogenannten Katzenkopfkäse, die erst nach und nach ausgehöhlt werden. Ist es nicht mehr möglich, eßbare Stücke herauszuschneiden, so füllt man diese hohle Kugel mit Reis, Rosinen, Mandeln und allerlei Gewürz und bäckt sie in einem Backofen. Das Gericht schmeckt nicht so schlecht, wie man seiner heterogenen Bestandtheile wegen vermuthen sollte. Als Dessert erhielten wir eine Melone, wie ich sie nie wieder gesehen und gegessen habe; sie hatte die Größe eines tüchtigen Kürbisses und schmeckte so zart, daß wir, nachdem wir versucht hatten, sie erst mit Zucker und dann mit Pfeffer zu essen, es fürs Beste hielten, sie ohne allen Zusatz zu genießen. Zur Weiterreise nach Victoria nahmen wir uns noch Orangen mit, deren wir einige dreißig für ¼ Real, d. i. 1 Silbergroschen, erhielten. In Victoria besuchte ich noch einen Bekannten, ehe wir uns schlafen legten.

Am nächsten Morgen ritten wir weiter durch das Dorf el Consejo nach dem Mammon, wo wir uns trennten. Meine beiden Begleiter gingen zurück nach dem Carrizal, ich wollte einen Freund im Tuthale besuchen und von da über San-Pedro direct nach Caracas gehen. Ich ritt zuerst neben dem Flusse Tuy hin bis nach einem kleinen Weiler, Quebrada seca (Trockene Schlucht), so genannt, weil derselbe am Ausgange einer trockenen Schlucht liegt und diese hier für gewöhnlich kein Wasser hat, während weiter oben ein sehr starker Bach darin herunterkommt, der sich aber nach und nach im Sande verliert. Ich ruhete hier etwas und ritt dann über die Hacienda Urbina nach der Hacienda los Zabillos. Dort traf ich meinen Freund, der Administrator jener beiden Plantagen war, und blieb einige Tage bei ihm. Wir machten mehrere Ausflüge und ich begleitete ihn auch auf seinen Berufsritten. In der Quebrada seca zieht sich eine große Tabacks- und Kaffeeplantage hinauf. Der Taback ist sehr gut und wird aus direct von Havana gekommenem Samen gezogen. Urbina und los Zabillos sind beides große Zuckerplantagen. Den Rückweg nahm ich über los Cocuizas, auch eine Zuckerplantage, am Fuße eines steilen, mit verschiedenen Aloëarten bewachsenen Berges. Aus der einen Art, Cocuiza genannt (Yucca acaulis), welche gerade schwertförmige Blätter und weiße Blumen, in Gestalt den Fuchsiaglocken sehr ähnlich, an einem hohen astigen Blüthenstengel trägt, wird ein Faserstoff gewonnen, der zur Verfertigung sehr zäher Stricke dient. Man schneidet zu dem Behuf die Blätter nahe am Wurzelstocke ab, wässert sie einige Tage ein und klopft sie dann. Sind sie weich, so werden sie mit einem groben Kamme am dicken Ende aufgehangen und so lange gekämmt, bis alles Fleisch von den Fasern getrennt

iſt; erſtere ſind anfänglich gräulichgelb, werden aber durch fortgeſetzte Behandlung und durch Bleichen bald ſchneeweiß. Aus dieſen Fäſern werden die Stricke verfertigt, die ſich in der Regel die Leute zu ihrem Bedarf ſelbſt machen. Der Weg, die bisjetzt einzige Handelsſtraße zwiſchen den Thälern von Aragua und Caracas, führt dieſen Berg ſteil hinauf bis nach einem kleinen Orte, las Cajas (die Steinplatten). Dieſer Weg iſt bei Sonnenſchein, der niederſtrahlenden Hitze von den kahlen Bergwänden wegen, ſehr unangenehm; noch ſchlechter paſſirbar aber iſt er bei Regen, weil er ganz am lehmigen Boden ausgeſchnitten iſt, welcher durch den Regen ſo ſchlüpfrig wird, daß die Thiere mit ihren Reitern oft Strecken von 10—12 Ellen auf dem Wege fortrutſchen, ehe ſie einen feſten Halt wiederfinden. Eine ſehr unangenehme körperliche und noch viel unangenehmere geiſtige Erſchütterung für den Reiter.

Der Ort las Cajas beſteht aus einer kleinen Kirche und mehreren Häuſern; er iſt dadurch berühmt, daß zur Zeit der ſpaniſchen Occupation des Landes (zu Ende des Jahres 1567) hier eine große Schlacht zwiſchen den Spaniern und den Teques-Indianern geliefert worden iſt, in welcher letztere unterlagen, von der noch eine Kanone herrührt, welche ſich in las Cajas halb in der Erde vergraben findet. Von derſelben Zeit rührt ein großer Mühlſtein her, der mitten auf dem Wege liegt. Man hat hier eine weite Ausſicht über die umliegenden Gebirgszüge; ſüdöſtlich liegt las Teques. Der Weg führt dann, zum Theil durch ſehr ſchönen Wald von Palmen, Baumfarren, Cecropias und andern Bäumen, bei las Lagunetas, el Volcan und las Cunavotes, kleinen Weilern, vorüber und fällt endlich ſteil ab in das Thal von San-Pedro, welches von einem Flüßchen gleiches Namens durchſtrömt wird. Der Ort San-Pedro iſt nur klein. Jenſeit deſſelben ſteigt der Weg ſogleich wieder nach den Bergen des Higuerote, welche ſich noch höher als die von Guenjas erheben und das Thal von San-Pedro von dem von Caracas trennen. Dieſer ganze Weg iſt ſehr frequentirt; immer trifft man ganze Züge Maulthiere und Ziel, die entweder Käſe oder rohen Zucker, ſogenannten Papelon, nach Caracas aus den Llanos oder aus den Thälern von Aragua bringen oder beladen mit allerlei Waaren von Caracas dahin zurückkehren. Der Transport iſt ſehr theuer und die Maulthiertreiber, Arrieros, werden in der Regel wohlhabend; einem Ziel werden höchſtens 1½ Centner, einem Maulthier nicht mehr als 2—2¼ Centner aufgeladen und es erhalten die Treiber für die Tagereiſe und den Centner gewöhnlich 8 oder 10 Realen, d. i. 32—40 Silbergroſchen. In dieſer Zeit machen ſie ſelten mehr als 8 Stunden Wegs. Allerdings bemühen ſie ſich auch, das Verdiente möglichſt ſchnell beim Trinken und Spielen wieder loszuwerden und oft ſieht man abends dieſe nur mit Hemd und weiten Beinkleidern bekleideten Leute um Guineen und Zwanzigbolivarſtücke ſpielen. Auf dieſem Wege kommt auch das ganze Schlachtvieh für Caracas aus den Llanos, oft in Heerden von mehreren hundert Stück, die nur von wenig Leuten begleitet ſind. Auf den Höhen des Higuerote führt der Weg mehr durch Wald, der von den intereſſanteſten und ſchönſten Bäumen zuſammengeſetzt iſt, die in den pittoreskeſten Guirlanden von allerlei Schlingpflanzen verbunden werden. Unter den niedern Pflanzen herrſchen Farren, Brombeeren und Ananas vor. Ein Baum beſonders, ein Brownea, dort Rosa del monte genannt, zeichnet ſich durch ſeine lapigroßen purpurrothen Blüten aus, deren jede von 4—(XX) einzelnen Blumen zuſammengeſetzt iſt. Auch finden ſich hier einzelne Exemplare des Wachsbaums, deſſen kleine Früchte mit einer Kruſte von Wachs bedeckt ſind, welches in der Gegend von Merida in großer Quantität geſammelt und zu Kerzen verbraucht wird.

Nahe bei dem Punkte, wo ſich der Weg in das Thal von Caracas ſenkt, hat man eine herrliche Ausſicht auf daſſelbe, mit der Silla de Caracas als Hintergrund. Der Weg geht ſehr ſteil hinab, am Fuße des Bergs liegt der Ort las Ajuntas, drei Stunden von Caracas entfernt, ſo genannt, weil ſich hier der Rio de San-Pedro und ein anderer Fluß, el Maracay, in dem Guaire, an dem Caracas liegt, vereinigen. Von hier bis nahe an die Stadt Caracas liegt eine Hacienda an der andern, die alle Kaffee oder Zucker erbauen.

Bis las Ajuntas iſt auch der von Caracas begonnene Fahrweg nach den Valles de Aragua und Puerto Cabello gediehen; das ſchwierige Stück, von hier bis la Victoria, bleibt allerdings noch auszuführen. In las Ajuntas blieb ich über Nacht, um am nächſten Morgen frühzeitig in Caracas einzutreffen. Eine kleine Stunde von hier, den Maracayſtrom aufwärts, liegt das Dorf gleiches Namens; von dieſem aus führt der Weg nach der vor einigen zwanzig Jahren von

Coronel Tovar angelegten Colonie, die nach ihm benannt iſt und welche meiſt von Deutſchen bewohnt wird. Es iſt dies in der ganzen Provinz Caracas der am höchſten gelegene bewohnte Ort, den man unſern Landsleuten wegen des kühlern Klimas anwies. Die Colonisten, die anfänglich auf Ackerbau verwieſen waren, konnten aber dabei nichts gewinnen, da der Boden zu ſchlecht und eine Düngung oder Verbeſſerung deſſelben, der abſchüſſigen Lage wegen, als nutzlos ſich erwies, weil der Regen ſtets das verbeſſerte Land ſehr bald wieder wegſchwemmte. Sie hingen darauf an, ſich mit Holzſchneiden und Bretertägen zu ernähren, wobei ſie ſich ſehr gut ſtanden; allein in neuerer Zeit läßt dieſer Gewerbszweig auch viel zu wünſchen übrig, weil die guten Holzbäume in der Nähe der Colonie alle weggeſchlagen und die Colonisten, um ſolche zu finden, oft tagereiſenweit in die Umgebung gehen müſſen. Man kann alſo das Ende dieſer Colonie auf nicht ferne Zeit ſicher vorausſagen.

Am nächſten Morgen ritt ich von las Ajuntas fort und kam, zwiſchen Aguacatebäumen (Laurus persea) und Weiden (Sauco salix Humboldtiana) zuerſt nach dem Dorfe Antimano, welches ſich lang an der Straße hinzieht. Hier wurden die rothen Topfwaaren, beſtehend aus Schalen und größern und kleinen Töpfen, für den Markt von Caracas gefertigt. Sie ſind aus rothem Thon, ohne Glaſur und erhalten dieſelbe erſt durch den Gebrauch, weil diejenigen, die ſie anwenden, nie daran denken, ſie zu reinigen. Meines Wiſſens iſt dies der einzige Ort im ganzen Lande, wo Töpfergeſchirr gefertigt wird. Der Brennofen iſt eine Grube, die mit Steinplatten und Mauerziegeln bedeckt wird. An der Straße ſtehen viele Tunas (Cactus opuntia), zum Theil bedeckt mit Cochenille, die aber wild vorkommt und die zu ſammeln ſich niemand die Mühe nimmt.

Von Antimano aus zieht ſich eine faſt ununterbrochene Reihe von Gebäuden und Ranchos, erſtere Landwohnungen von Bewohnern von Caracas, letztere meiſt Pulperias, bis zur Stadt hin. Hinter derſelben iſt ganz dürre Ebene, ſpärlich bedeckt mit kurzem Graſe und dornigen Cujis, einer Art Akazie. Hier weiden meiſt die aus den Llanos gebrachten Rinder, ehe ſie dem Schlachthauſe verfallen. In der Vorſtadt von Caracas iſt der Markt, wo dieſelben an die verſchiedenen Fleiſcher verkauft werden.

Anregungen.

Briefe aus München.

VI.

— — München's Umgebung, ſelbſt das nähere, bietet außerordentlich viel Anziehendes. Wenn wir die Stadt auf der weſtlichen Seite verlaſſen wollen, ſo gelangen wir an dem ſchönen, nun mit der Oſtbahn vereinigten Bahnhof vorüber bald nach der Thereſienwieſe.

Auf dieſem dazu ſehr günſtig gelegenen Terrain wird alljährlich das Octoberfeſt gehalten, eingeſetzt zur Feier der Vermählung des damaligen Kronprinzen Ludwig mit der Prinzeſſin Thereſe von Sachſen-Hildburghauſen. Seither erhielt ſich dies originelle Volksfeſt, verbunden mit landwirthſchaftlicher Preisvertheilung, den in Baiern ſo beliebten Pferderennen und Scheibenſchießen. Ich entſinne mich einer ſolchen „Thereſienwieſe". Da erhebt ſich eine Stadt im Kleinen. Geſchmackvolle Schweizerhäuschen aus Holz bilden einen anſehnlichen Kreis und enthalten Wirthſchaften. Dazwiſchen erheben ſich Tribünen für Muſiker, Buden für mancherlei Gebrauchsgegenſtände und das Königszelt. Unter Kanonendonner erſcheint am Hauptfeſttag der Hof von zahlreicher und glänzender Suite umgeben; es wird gern geſehen, wenn alle bei Hofe Vorgeſtellten auf der Feſtwieſe im Königszelte erſcheinen. Bei dieſer Gelegenheit entfaltet, wer kann, großen Luxus in Equipagen und Toiletten. Eine Hügelkette, an der ſich die beliebten Bierkeller hinziehen, begrenzt die Thereſienwieſe. Gerade dem Feſtſchauplatz gegenüber erhebt ſich die vor wenigen Jahren geſchmackvoll im Rundbogenſtil erbaute Schießſtätte. Von da bietet ſich der ſchönſte Blick über die Feſtwieſe. Das bunte Gewimmel von mehr als 60000 Menſchen iſt, von der Höhe herab betrachtet, höchſt maleriſch. Beſonders ſeitdem die Eiſenbahnen ſowol das baieriſche als ſchwäbiſche Gebirge mit der Hauptſtadt vereinen, liefert das Landvolk zahlreiche Contingente in den Trachten der verſchiedenen Thäler. Das ganze Feſt trägt einen patriarchaliſchen Charakter und kündet die Einigkeit von Fürſt und Volk an. Es iſt nichts Gemachtes in dem frohen Jubel, mit dem bei ſolchen Gelegenheiten öffentlichen Erſcheinens die Baiern ihren Herrſcher begrüßen und nicht im entfernteſten der Meinung ſind, daß Deutſchland in Preußen aufgehen müſſe. Zugleich ſchaut auch die ſolenne ergebene Bavaria auf das frohe Getreibe herab. Sie befindet ſich unfern der Schießſtätte. Ein Rieſenstandbild, das mit ſeiner Größe den ſeltenen Vorzug eines höchſt lieblichen Geſichtsausdrucks verbindet. Weniger Effect macht die doriſche Säulenhalle, beſtimmt für Porträtbüſten berühmter Perſonen, welche die Bavaria von drei Seiten im Hintergrunde umgibt. König Ludwig ließ hinter letzterer einen ſchönen Hain anlegen.

Ein beliebtes Vergnügen ist es, in den Kopf der Riesenstatue zu steigen, was sogar, wenn das Metall durch Sonnenstrahlen erwärmt ist, beschwerlich wird. Der Erbauer der Bavaria mußte diesen Genuß bei Strafe seiner allerhöchsten Ungnade einem der letzten münchener Originale, einer siebenundachtzigjährigen Frau, verbieten, weil er befürchtete, die muthige Matrone möchte nicht mehr lebend herabkommen.

Wir wandern heute einmal weiter den Hügel entlang. Vor uns haben wir die herrliche Gebirgskette der Salzburger und Baierischen Alpen. Die Kirche von Unterfendling kommt bald in Sicht. Auf deren Vordergrund bezieht sich das Bild der Mordweihnacht des Jahres 1705. Die zwischen Frankreich und Oesterreich stets schwankende Politik des Kurfürsten Max Emanuel hatte Baierns Besetzung durch österreichische Truppen zur Folge, obwol der tapfere Herr zwei Jahre früher vom Kaiser Belgrad erobert. Die Gräuern und Brandschatzungen des Feindes trieben das Volk zum Aeußersten. Während Adel und Geistlichkeit um die Gunst des österreichischen Statthalters bühlten, erhoben sich die Bauern. Der patriotische Student Wiinganler und der französische Hauptmann Gauvdier führten dieselben. Unter dem Rufe: „Besser baierisch sterben als österreichisch verderben", stürzten sie sich auf die Gegner. Trotz der gewichtigen Streiche, die sie austheilte, konnte die Schar gegen Verrath und überlegene Kriegskunst nichts ausrichten. Die letzten Scenen des blutigen Volksdramas spielten auf dem Kirchhofe zu Sendling. König Ludwig ließ zum Andenken der tapferen Männer ein Gemälde auf dem Schauplatze ihres Heldentodes anbringen, auf dem sich besonders die kolossale Gestalt „des Schmiedes von Kochel", eines der Volksführer, abzeichnet.

Die drei Sendling, in Entfernung von je einer halben Stunde aufeinander folgen, werden häufig genannt in Münchens Geschichte. Sie enthalten einzelne hübsche Häuser, früher Sitze des Adels. Gegenwärtig sind die meisten in Schenkwirthschaften verwandelt, welche aus der Stadt häufig besucht werden. Sehr beliebt ist die Fahrt nach dem Sendling, das die erste Station der Münchn-Salzburger Eisenbahn bildet; an Sonn- und Festtagen sind die Waggons derselben zum Ersticken voll.

Die Hügelkette zieht sich näher dem Flusse. Waldiger und pittoresker werden die Ufer, je mehr wir uns von der Hauptstadt entfernen. Hinter Grünhellriegel, der zweiten Station, beginnt ein schöner Wald, der in botanischer Beziehung reiche Ausbeute bietet. Wir passiren auf der schönen, neuen Eisenbahnbrücke die Isar, deren malzige Ufer die Gegend schmücken. Links unten im Thale gruppirt sich die Stadt malerisch; der mächtige Strom, von baumbewachsenen Hügeln eingedämmt, bildet den Vordergrund, den Blick begrenzen schöne Forsten. Jenseit der Brücke liegt der früher sehr stark besuchte Vergnügungsort Menterschwaige; in neuerer Zeit kam die Wirthschaft etwas in Verfall.

Der Spaziergang nach der Stadt zurück auf dem rechten Hügelrücken ist sehr angenehm. Großentheils geht er durch Wald, der sich zuweilen öffnet und die Aussicht des Thales nebst der Stadt gewährt. Ein näherer Weg führt sogleich thalwärts über die sogenannten Ueberfälle drei Viertelstunden lang auf ein paar Viertern über den Fluß.

Inzwischen lohnt sich der Umweg auf der Anhöhe. Wir erreichen zuerst das Dörfchen Harlaching mit seinem geschmackvoll neueingerichteten Wirthshause. Hier oben ist der Horizont besonders rein, die Luftfärbung herrlich; darum wohnte hier Claude Lorrain längere Zeit. Später steigt die Straße abwärts in die hübsch angelegten Anlagen und mündet an der Braunauer Brücke, welche die Vorstadt Au mit München verbindet.

Wir warten uns in eine glücklicherweise eben rückkehrende Droschke, denn die Zeit drängte, sich umzukleiden zu einer münchener Spezialität — einer Privattheatervorstellung.

Kruber vereinigte sich häufig die hohe Gesellschaft in dem glänzenden Hotel des Grafen P. um seine und seiner Gemahlin Leistungen im französischen Lustspiel zu bewundern. Seit dem Sturze dieses großen Hauses haben diese allerliebsten Theatervorstellungen, die vom Schauplatze klug arrangirt und häufig durch den Besuch der Majestäten beehrt wurden, aufgehört mit manchem andern geselligen Vergnügungspunkt. Es trat überhaupt ein förmlicher „crash" in Gesellschaft; mehrere der ersten Häuser schlossen sich wegen finanzieller Derangements ihrer Besitzer. Ich und sonstige Veränderungen verödeten wieder andere Salons, sodaß kaum einer mehr zu finden ist, der sich über einen kleinen Kreis ausdehnt. Und außer dem Carneval, wo allerdings viel gebucht und gegangen wird, regt sich auch wenig geselliges Leben in der Hofgesellschaft selbst.

Das nämliche Verhältniß gestaltet sich in der zweiten Gesellschaft. Hier florirten besonders unter den Damen die Spielkränzchen. Vier oder mehrere kommen abwechselnd in ihren Häusern zusammen, zu jener Unterhaltung des Kartenspieles, die nach der längeren Nicht-Benutzung, in seiner ausgezeichnetsten Weise, die eigentliche Seele bei dem geselligen Verkehre der Menschen einnimmt.

Eine eigene Gesellschaftsgruppe bilden aber in München neuerdings die Protestanten; mehrere hervorragende haben gastliche Häuser, und da war es, wo mir Thalia im Privatkreise begegneten. Hermann von Klingers vertritt an hiesiger Universität im medizinischen Fach die gläubige Richtung. Seine Tochter schreibt Stücke in specifisch katholischer Tendenz. Aus einem früheren dienstlichen Verhältniß zu König Ludwig ist der Hofrath persönlich bekannt und der Monarch besucht meistens die in seinem Hause stattfindenden theatralischen Vorstellungen mit seiner Gegenwart.

Heute erschien König Ludwig dort mit seinen drei eben zum Besuche anwesenden verheiratheten Töchtern

Oberhofmeisterin (an der Thür).

Aber meine Damen! Die Churfürstin hat dreimal nach Ihnen verlangt.

Anna (verbirgt die kleine Schrift von Patkul in dem Gebetbuch, nimmt es mit und geht zur Seite ab).

Oberhofmeisterin.

Was lasen Sie denn?

Bar. Jänkendorf.

In — den — „sieben geistlichen Trostgründen," die uns die gute Churfürstin gegeben hat.

Oberhofmeisterin.

Ach, es bleibt uns auch nichts mehr übrig, als der Himmel. Die Schweden sind nahe vor Dresden. Karl XII. hat uns Polen genommen und wird uns Sachsen nehmen. Die Churfürstin weint hier in Pillnitz, der König, um seine Leiden zu vergessen, jagt bei Hubertsburg; hätten wir nicht noch Herrn von Patkul, wir müßten Alles verloren geben.

Anna (kehrt zurück).

Oberhofmeisterin.

Liebe Einsiedel, wenn Sie auch der König auszeichnet —

Anna.

Mich?

Oberhofmeisterin.

— So dürfen Sie darüber Ihre gnädige Gebieterin nicht vernachlässigen! Lassen Sie keine Minute vorüber,

Nachdem Se. Majestät vorher mit den Prinzessinnen einer Production des Militär-Gesangvereines in der Westendhalle beigewohnt, nahm sie die für den König und seine Begleiterinnen servirten Tische ein und nachher begann die Aufführung eines kleinen Stücks von Hans Sachs. Der König nahm mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit theil und unterhielt sich anscheinend ganz so, wie sich für seinen Geschmack, seine Bildung und das Bewußtsein, Hans Sachs war ein Nürnberger, also ein bairischer Dichter — geziemte. Die Production währte nicht lange. Gleich darauf entfernte sich der Hof. Die übrige Gesellschaft trat in Gesprächsgruppen zusammen. Daß hier möglich war, von den klopfenden Tischen als wirklich geisterbeseelten zu reden, wird niemand unglaublich erscheinen. „In jedem Jahrhundert nimmt der Teufel eine andere Maske an!" waren Worte, die ich deutlich hörte. Als der päpstliche Nuntius auf den Sprecher lächelnd zuschritte, zogen wir uns zurück.

Obermedicinalrath von Pfeufer, Hofrath von Martius und Professor von Liebig versammeln hiesige Gesellschaft. Jedoch der eigentliche Sammelplatz einheimischer und durchreisender Gelehrten, Schriftsteller und Künstler war bei Hofrath von Thiersch. Seit dessen Tode verlor die Aristokratie des Geistes ihren Centralpunkt, wie es der der Geburt mit dem Wegziehen der Familie des Grafen Pallenberg erging. Wer die münchener Gesellschaft studiren will, muß letzterem deren Bruchstücke überall aufsuchen wie die alte Kunst aus den Trümmern Italiens.

(Ein siebenter Brief demnächst.)

Neue Romane und Novellen.

XII.

Von W. Raabe, der unter dem Schriftstellernamen „Jakob Corvinus" früh Geltung und Ruf erworben und zu unsern eigenthümlichern Erzählern gehört, liegen uns zwei Arbeiten vor: „Nach dem großen Kriege". Eine Geschichte in zwölf Briefen (Berlin, Schotte, 1861), und „Der heilige Born", Blätter aus dem Silberbuch des 16. Jahrhunderts (Wien, Kober u. Markgraf, 1861).

Wer viel in den Werken der Humoristen geblättert, weiß, daß sie im Grunde nur Einen Ton haben. Die Worte sind verschieden, die Melodie bleibt dieselbe. Ganze „Jobelperioden" des „Titan" könnten an den „Hesperus" angehängt werden, in allen Märchen Auerbach's herrscht dieselbe Welt und dieselbe Manier. Dieser Eintönigkeit durch das Heranziehen historischer Elemente, durch Kulissenreißen und romantische Abenteuer einen hellern Klang zu geben, ist ein sinniger Gedanke Raabe's und kann, von geübter Hand fortgebildet, vielleicht einen humoristischen historischen Roman hervorbringen — eine Erneuerung, die für diese aus mehr als 23 Bänden unter den Messern und Scheeren der „gelehrtesten deutschen Schriftstellerinnen" blutende Kunstform eine Frage um Leben und Tod ist. Raabe's Novellen sind in dieser Hinsicht anerkennenswerthe Versuche. Freilich scheint uns, als wäre der Humor mehr an die Stoffe herangebracht als aus ihnen naturgemäß erwachsen. Beide Erzählungen sind meist tragischen Inhalts, romantisch im Ton Achim's von Arnim, an den wir hier und da erinnert werden. Aber im allgemeinen ist sowol der Ton des 16. Jahrhunderts wie der Zeit nach dem Befreiungskriege getroffen. Zuweilen leidet Raabe's Stil an einer Breite der Ausrufungen, müßigen Fragen und Anreden; doch bleibt der Eindruck des Ganzen anmuthend, gefällig und poetisch.

Wir müssen der Erzählung „Nach dem großen Kriege" den Preis zuerkennen, ihrer größern Einfachheit und Klarheit wegen. Im „Heiligen Born" (es ist das Bad von Pyrmont gemeint) ist die Nachahmung des Chronikenstils nicht immer gelungen; vielleicht fehlt auch die tiefere geschichtliche Einsicht, wie sie z. B. Victor Scheffel's „Ekkehard" aufzeichnet.

Ich und Du.

Ein trotzig Ich führt blut'gen Krieg,
Scheut nicht der Rache Thaten;
Befehdet des Gelages Sieg,
Zertritt des Landmanns Saaten.
Das Ich, das nicht ein and'res kennt,
Nach eig'nem Glück nur trachtet,
Hat Schwertes Schärfe, welche trennt
Und fremdes Leid nicht achtet.

Das Du hat auch sein heilig Recht
Im Reiche der Gedanken.
Es macht uns zu der Liebe Knecht
Und stürzt der Selbstsucht Schranken.
Es wehrt dem Ich, für sich allein
Bis spät zur Nacht vom Morgen
Mit Späherblicken für das Mein
Raffsuchten Sinns zu sorgen.

Am Herzen liegt und an die Brust
Schlingt nicht das Ich den andern.
Vereinsamt muß in Schmerz und Lust
Solch Ich durchs Leben wandern.
Das Du gießt warmes Mitgefühl
Den Wandernden in die Herzen,
Pflanzt Blumenlust und lindert kühl
Den Sonnenbrand der Schmerzen.

Drum Ich und Du und Du und Ich,
Von Immergrün umschlungen,
Sei immerdar geschwisterlich
Im selben Lied besungen!
Nur wo die Zwei in Wir gesellt
Zu selig'm Liebeswalten,
Kann heiter sich die Menschenwelt
Zu vollem Glück entfalten.

Ernst Pfeilschmidt.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Zu Ehren Mnemosyne's. — Albert Schott. — Die öffentliche Meinung. — Wiener Musikzustände IV. — Briefwechsel.

Zu Ehren Mnemosyne's.

— Am 9. November 1859 wurde in Dresden zu Schiller's Säcularfeier ein großes Festbankett gehalten. Auf dem Programm standen zwei officielle Toaste, einer, den Berthold Auerbach, ein zweiter, den der Herausgeber d. Bl. bringen sollte. Beide wurden gebracht; jener vom Blatt abgelesen, dieser, memorirt, frei gesprochen.

In der Zeitschrift „Die Gartenlaube" gibt Auerbach Erinnerungen an Nietzschel und schreibt in Nr. 23 Folgendes:

„Ich las Nietzschel am Nachmittag die Ansprache vor, die ich im Auftrag des Comité als erste Einleitung zum Festbankett halten sollte. Mehrere Freunde waren dagegen, daß ich diese Worte geradezu läse. Ich war aber der Meinung, daß ich es nicht darauf ankommen lassen dürfe, einen so hohen, nie wiederkehrenden Moment einer unmittelbaren Eingebung zu überlassen. Denn nichts ist peinlicher, als beim Niedersetzen sich sagen zu müssen: Du hast nicht gesagt, was du sagen wolltest, hast es in anderer Weise oder ganz anders gesagt. Ein Vorbereitetes aber auswendig zu lernen und sich den Schein zu geben, als ob es aus dem Momente entsprungen, erschien mir unwahr und unwürdig."

Nichts über den, wie es fast scheinen möchte, persönlichen Zeitpunkt — — Nur einige Worte über die Sache.

Die Göttin des Gedächtnisses war keine Muse, aber sie war die Mutter der Musen. Zeus, die ewige Schöpfungskraft, umarmte Mnemosynen, die Tochter des Himmels und der Erde, eine Titanin; sie gebar die schaffenden Künste und die Wissenschaften.

Mnemosyne ist die Mutter der Musen und selbst keine Muse. Ein Improvisator, ein „unmittelbaren Eingebung sich Ueberlassender", ist kein Künstler, sondern in vielen Fällen ein Taschenspieler. Man kann das Talent eines Stegreifdichters bewundern, man kann einem Rhetor mit Staunen zuhören, der zu jeder Stunde und über alles und in siebenfacher Wortfolge redet; jener gehört nicht auf den Parnaß, dieser nicht in die Säulenhalle der Akademie.

Das Gedächtniß ist die mütterliche Kraft aller Künste und Wissenschaften. Ohne Pflege des Gedächtnisses keine Bürgschaft dauernder Geisteskraft. Sie stets zu üben, ist die Pflicht der Selbsterhaltung jedes schaffenden Genius. Von dem Tage an, wo die Kraft seiner Erinnerung nachläßt, fühlt der Geist, daß er altert. Es ist ein Augenblick der Wehmuth, sich auf schwindendem Gedächtniß zu betreffen.

Ehrwürdig sei uns deshalb die Pflege des Gedächtnisses! Sie ist die Vermittlerin der höchsten Kunstgenüsse. Sie vermittelt die erschütternden Wirkungen der Tragödie, die heitere Erheiterung durch die komische Muse, die großen, himmelantragenden Acte und Ceremonien, die zu den Culten der Völker gehören. Den Improvisator konnte nur das nackte Platttreten des Cocons brauchen. Der Improvisator gehört nicht auf die Bühne, nicht in die Kirche — nur an den häuslichen Gesellschaftstisch und in die Disputirsäle.

Es mag unter den Geistlichen sorglose, leichtbegabte Naturen geben, die sich den Plan ihrer Predigt erst beim einmaligen Läuten der Sonntagsglocke um halb neun Uhr zurechtlegen und auf die Kanzel treten, um sich ihrem guten Genius zu überlassen; aber die Würde der Kanzel schreibt dem Geistlichen eine andere Rüstung vor. In jedem Pfarrhause sind die Frühstunden des Sonnabend der Meditation, der Vorbereitung, auf die morgende Predigt, dem Kreis der Erleuchtung und dem Gedächtniß gewidmet. Am Sonnabend nachmittag wird dem Geistlichen seine niedergeschriebene Rede im Innern überall nachtönen, die Worte und die Fügungen der Sätze werden ihn beim Wandeln im Garten und Feld begleiten, sie werden ihm wider Willen im Gedächtniß eine feste Gestalt gewinnen. Die Nacht befestigt die Lichtreinbrücke auf der Tafel der Seele. Am Morgen steht die noch einmal durchgelesene Rede im Gedächtniß für den denkenden und muthigen Geist festgenietet. Aber sein eigenes Geisteswerk niedergeschrieben hat, liest es wenigemale durch und dem Mann von geschultem, kühnig geübtem Gedächtniß fehlt auf der Kanzel nichts von dem, worauf es ankommt. Fällt er hin Herr ab, so verliert ihn die magnetische Kraft für seine Gemeinde. Zu seinem Priesterthum gehört ein Feierkleid. Ein Priester, ein Herrgottsmann muß etwas von der Art eines Künstlers haben.

Es gibt auch für den Laien Augenblicke, wo ihm ein priesterliches, ein Herrgottsmannamt zu Theil werden kann. Der vernünftige Improvisator wagt sich wol auch auf einen Rednerstuhl, der mit Eichenkränzen geschmückt ist, auf eine buntausgeschlagene Tribüne, die ein ganzes Volk umsteht. Gelingt ihm sein Kunststück, so mag ihm sein unhochzeitliches Kleid verziehen werden. Ein minder freier Geist kennt die Achtung, die er den Hörern, der feierlichen Gelegenheit, der Enthüllung vielleicht eines Denkmals schuldig ist. Er wird sich auf die ersten Worte, mit

denen er einen Goethe von Schwanthaler, einen Schiller von Thorwaldsen zu bejubeln hat, würdig vorbereitet haben; er wird sich sicher stellen, nicht zu stocken; er wird die freudige Erhebung von Tausenden, die ihm in diesem Augenblick als einem Opfernden lauschen, nicht durch eine menschliche Schwäche unterbrechen. Mnemosyne, die Göttin des Gedächtnisses, wird er in einer stillen Stunde angerufen und sorgsam seine Rede oder den genauesten Gedankengang derselben sich eingeprägt haben.

Dies priesterliche Sprecheramt suchen wir nicht im Saal eines Auditoriums. Ein Professor, der vom Katheder herab nur frei spricht, kann sehr anregend wirken; würde er seinen Vortrag ablesen, so träte nicht die mindeste Beeinträchtigung seines Verdienstes ein. Eine Akademie hält ihre Sitzungen; die gelehrten Forschungen werden vorgelesen. Selbst eine Festrede bei einem akademischen Akte wird demjenigen nicht zum Vorwurf gereichen, der solche ablese. Ueberhaupt wird ein geschriebenes Heft selbst bei Enthüllung eines Standbildes niemand schänden; aber jedermann wird nur sagen: „Warum nahmst du überhaupt dies Amt an? Du hättest es einem andern abtreten sollen, der durch eine muthige, freie Haltung unsere Herzen freudiger erhoben hätte!“

Am 9 und 10 Nov. 1859 sind in Deutschland zu Ehren Schiller's stammende Worte gesprochen worden. Viele kamen durch die Macht des Augenblicks hervorgerufen, andere wurden abgelesen, andere waren vorbereitet und memorirt. Wer es duldete, daß vierzehn Tage lang vor dem großen, alle Welt erregenden Feste ein Programm erschien, in welchem sein Name als der des Sprechers bei Enthüllung der Statue oder als der des officiellen Toastbringers bei einem großen, von Hunderten besuchten Festbankett ausdrücklich verkündigt zu lesen war, der war der Bedeutung des Augenblicks, dem Hochgefühl der Versammelten, den Fahnen, Kränzen und dem Meer von tausend Lichtern, in denen sich hochgehobene, freudige Mienen widerspiegelten, schuldig, sich als Priester und Hierophant, als „Diener am Wort“ eines großen Cultus, als Mittelpunkt eines Begeisterungsactes zu fühlen. Er durfte nicht als Improvisator kommen. Er mußte mit dem, was er sprach, als ein Vorbereiteter, Gesammelter erscheinen. Derjenige, der nicht auf dem Programm stand und sich im Laufe des Festes noch etwa aus freien Stücken erhob, dem mochte getrost die volle Freiheit des Augenblicks gewährt bleiben; aber der officielle Redner mußte ein vorbereiteter sein und was er sagte, mußte und — durfte jedem das Gepräge der ernstesten Meditation tragen und Mnemosynens Beistand schändete ihn nicht. Ob ein Gedächtniß so geschult ist, daß ihm ein aus innerstem Herzen gekommenes und ebenso niedergeschriebenes Wort sofort mit drei malen aufmerksamen Durchlesens haftete oder mit fünf malen, wer hat untersucht, ob Bourdaloue's und Massillon's Reden vor oder nach dem Betreten der Kanzel niedergeschrieben wurden?

Berthold Auerbach hat ein Wort gesprochen, dem zum mindesten — Gerechtigkeit zurückgegeben werden muß. Hätte der Redner gesagt: „Ich persönlich liebe es sehr an Zerstreuung oder Gedankenflucht oder Erörterung des Schattens, den ich werfe, daß ich auf dem Gedächtniß nicht sicher gegenwärtig behalten kann!“ wohl, so würde man vielleicht die Bemerkung unterdrücken: „Dann hättest du dein vierzehn Tage lang vorausverkündetes Choragen- und Sprecheramt an jenem Festtage nicht annehmen sollen“; man würde ihm vielleicht nichts von der Wirkung eines vorgelesenen Textes verraten haben; aber „unwahr“ und „unwürdig“ die Handlungsweise zu nennen, die in jenen Tagen ein Ehrenamt mit Vorbereitung, Sammlung und Vertrauen auf ein sicheres Gedächtniß ausübte, dagegen mußte im Namen der hundert deutschen Ehrenmänner protestirt werden, die, als sie an jenen denkwürdigen Festtagen als officielle Redner sprachen, weder für allzu fertige Improvisatoren gelten wollten, noch ihre Reden ablasen.

Albert Schott.

* Ein deutscher Ehrenmann ist hingegangen. Hochbetagt schied Albert Schott aus dem Leben, einer der populärsten Namen Württembergs, eine der ersten und festesten Säulen jenes neuerbauten, vielbedrohten constitutionellen Lebens, an welchem sich Uhland betheiligte, als er sang:

Schaffet fort am guten Werke
Mit Besonnenheit und Stärke!
Laßt euch nicht das Roß beheren,
Laßt euch nicht den Zaum verkehren!

Länger als eine Generation hindurch hat Albert Schott mannhaft in seinen Ueberzeugungen für Licht und Recht ausgehalten und selbst den Pferdehuf der Zerstörung des Rumpfparlaments zu Stuttgart nicht gescheut — ein würdiger Greis, dem Achtung und Liebe ins Grab folgte.

Mancher seiner frühern Kampfgenossen wandte sich zur Seite. Freundes- und Familienbeziehungen durften auch ihn zu Abirrungen auf Pietismus, Ultramontanismus, Verleugnung seines Glaubens an die Möglichkeit einer Verjüngung des deutschen Volks im Anschluß an sogenannte nüchterne Staatsmänner verleiten — sein eigener Schwiegersohn Römer war einer jener Märzminister, welche die Stürme von 1848 beschwören und die ausgetretenen Gewässer wieder in ihre alten Ufer zurückdämmen sollten — Albert Schott blieb fest in seinem Glauben. Er war ein patriarchalisches Haupt in seiner engern und weitern Familie — letztere sein Vaterland.

Besonders unvergeßlich wird den Nächstbefreundeten des innigen, gemüthvollen Mannes seine rege Betheiligung an allem bleiben, was auch auf anderm als nur politischem Gebiete seinem Jahrhundert zur Ehre und zur Anregung gereichte. Ein vielbegehrter Advocat, wußte er dennoch seine Mußestunden, um

mit den Entwickelungen der englischen, französischen und deutschen Literatur vertraut zu bleiben. Jede hervorragende Erscheinung des Tags wurde im Kreise seines häuslichen Lebens mit anspruchslosem, innigem Interesse begrüßt. Die Eigenheiten der specifisch schwäbischen Literatur, die gegenseitigen Reverenzen vorzugsweise der Lyriker, die genialisirenden Pedanterieen des tübinger Stiftlerthums wurden nicht von ihm gepflegt; sein Blick war universell, vorurtheilslos und mehr auf den Inhalt des geistigen Lebens und Ringens der Zeit gerichtet als auf die Form, hinter welcher sich so oft nur die Leere verbirgt.

Seine nachgelassene treffliche Familie wird das Andenken des edeln Mannes noch um so länger aufrecht erhalten.

Die öffentliche Meinung.

'Gewiß eine Macht, die wir achten müssen' Und doch irrt und tastet sie nicht selten im beklagenswerthesten Dunkel'

Erinnern wir uns der Zeit, als Cavour's Name zum ersten mal auftauchte. Derselbe Mann, den man jetzt als Patriot, seltenen Staatsmann, unerschütterlichen Charakter mit Recht bewundert, war noch vor wenig über zwei Jahre in Deutschland ein Gegenstand des fast allgemeinen Spottes. Man wird sich aus dem „Kladderadatsch" der Bilder entsinnen, die eine schlaffe Puppe vorstellten, in die Napoleon Luft blies. Die Verspottung des gänzlich den Deutschen unbekannten öffentlichen Geistes in Italien ging so weit, daß Cavour's Name als derrotative Bezeichnung für gewisse Gegenstände benutzt wurde, die wir kaum andeuten können.

Vergleicht man damit die jetzige Erkenntniß der Wahrheit über den bedeutenden Mann, so sollte doch wahrlich die öffentliche Meinung zuweilen gleichfalls in Gestalt einer Puppe — Buße thun! Es sollte der Geist von gestern durch den Geist von heute, wie die Guy Fawkes-Strohpuppe in London am Erinnerungstage der Pulververschwörung, zum Symbol des Irrens, zuweilen an einem besonders dazu bestimmten Oeffentliche-Meinungs-Festtage, öffentlich verbrannt werden.

Wiener Musikzustände.

IV.

Betrachten wir den Zustand des eigentlichen Virtuosenthums in Wien, so bekundet es, daß die eigentlichen zwei Concertinstrumente, die Geige und das Klavier, durch seine hervorragenden Künstler vertreten sind. Die zwei berühmten Meister der Violine, Mayseder und Böhm, der letztere durch seine originelle, reizende Spielweise, der letztere als würdiger Vertreter der großen Rode'schen Schule, dem Joachim, Ernst und andere Virtuosen von Vielfach ihre Ausbildung verdanken, den Kunstfreunden unvergeßlich, haben sich längst aus der Oeffentlichkeit zurückgezogen und nur den ersteren kann man noch selten, ein Solo in der Hofkapelle vortragen hören.

An jüngern, noch in der Oeffentlichkeit wirkenden Violinvirtuosen besitzt Wien den ewigen Hellmesberger jun., der, wie gesagt, nicht zu den Größen ersten Ranges zählt.

Gerade wenig vermag es auf einen wahrhaft großen Klaviervirtuosen hinzuweisen; denn das Spiel seiner besten Leute, Epstein, Dachs, Wehrer, Mayer) steht in den Grenzen des verständigen Anlegens der technisch vollkommenen, geschmackvollen Ausführung; Eigenthümlichkeit, Größe des Tons, Begeisterung fehlen. In Karl Maria Pockist beherbergt Wien eine verschollene, seit Jahren dem öffentlichen Wirken entzogene Größe des Klavierspiels.

Nach dem in diesem Jahre eingetretenen Aufhören der seit 1862 bestandenen „Neuen Wiener Musikzeitung" bestehen noch drei musikalische Fachblätter in Wien, von welchen die von Helmar Bagge gegründete „Deutsche Musikzeitung" ausschließlich der Musik gewidmet ist, die von andern, namentlich von den Fürsten Czartoryski ins Leben gerufenen „Recensionen und Mittheilungen über Theater und Musik" und Zellner's „Blätter für Theater und Musik" neben den Interessen der letztern auch jene des Theaters im allgemeinen vertreten.

Die beiden zuerst genannten Fachzeitungen stehen für den echten Beruf der Tonkunst ein und bekämpfen die Verirrungen der modernen Stimmungs- und Programmmusik. Ein Unterschied in der Geschmacksrichtung beider besteht nicht, nur in der Würdigung der ältern Erzeugnisse der nachclassischen Zeit, namentlich jener Schumann's, sind die „Recensionen" spröder als die „Deutsche Musikzeitung", welche in dieser Beziehung einen weitern Gesichtskreis hat.

Uebrigens sind die „Recensionen" ein sehr schätzenswerthes Blatt, das durch seine Unparteilichkeit und Offenheit, durch die Schärfe, mit welcher es jedem unberechtigten Vordrängen entgegentritt, sowie durch die Sicherheit, mit welcher es das praktische Bühnenwesen sowie die musikalischen Bildungsanstalten mit ihren Vorzügen und Mängeln beleuchtet, sich ein wahres Verdienst erworben hat.

Die „Blätter für Theater und Musik" stellen sich als Organ des eigentlichen Fortschritts der „Leipziger Musikzeitung" zur Seite, welche seit Jahren die moderne Richtung vertritt. Der Herausgeber und Redacteur ist ein Mitglied von Bach, der in jeder Zeile die gründlichste Kenntniß des Technischen bekundet. Er hat ein ungemein scharfes Wahrnehmungsvermögen und seine Beurtheilung der Details ist meistens von überraschender Feinheit. Würde seine allgemeine ästhetische Bildung auf gleicher Höhe stehen, so wären seine Vorzüge in der Wagschale der Kritik von unschätzbarem Werthe. Leider ist dies nicht der Fall. Der Umstand, daß der Herausgeber in den Grundsätzen der noch nicht geschlossenen Entwickelung der Tonkunst durch Erweiterungen und verhüllte Ausdrucksmittel einen Fortschritt zum Höhern erblickt, ist für sich allein hinreichend ein genügendes Gewicht. Aber auch der rothe Faden, der Einheit, der Gesinnung und Ueberzeugungstreue in die echte Kritik weben, schwankt; die Ausprüche des Kritikers stehen unter schädlichen Einflüssen, [illegible] wenn man Recensionen, durch welche manche neueste Musik zu den größten und tiefsinnigen Schöpfungen gestempelt wird, neben die vielen geistreichen, feinen und gründlichen Bemerkungen, die stets sicheren und tief eingehenden Urtheile über wahrhaft große Tonwerke aus seiner früheren Feder hält; so kann man nur bedauern, daß so viel Geschick und Beruf auf keiner festen Grundlage ruht.

Nebenher ist die musikalische Kritik durch zwei Referenten in politischen Zeitungen lebendiger vertreten. Diese sind: Dr. Hanslik, welcher der „Presse", und Debrois van Ostaijen, welcher der „Wiener Zeitung" Referentenbriefe widmet und nebstbei in der Boger'schen „Musikzeitung" seine Stimme hören läßt. Dr. Hanslik ist durch sein vortreffliches Werk „Vom musikalisch Schönen" in weiteren Kreisen bekannt geworden und gilt in musikalischen Dingen für eine Autorität. Er besitzt in der That nebst den gründlichsten Fachkenntnissen allgemeine, namentlich ästhetische Bildung, eine feine Auffassung, Geist, Schreiben und eine gewandte, lebendige Darstellungsgabe. Da er in einem weitverbreiteten und vielgelesenen Blatte wirkt und mit unwiderstehlicher Kraft und Schärfe falschen Bestrebungen der Neuzeit entgegentritt, so hat er sich um die Hebung des musikalischen Urtheils zu Wien ein großes Verdienst erworben. Bei alledem kann aber auch er sich nicht verleugnen, daß er der jungen Generation angehört, die durch Uebertreibung großgezogen, den Sinn für reinere Kunstorganisation und ideale Kunstschönheit nicht ungetrübt zu bewahren vermochte. Hierfür fehlt es nicht an Belegen in manchen seiner neueren und neuesten kritischen Aufsätzen, z. B. über Mozart's und Rossini's „Figaro", über Verlust Genialität und Hanslick's Erhebung hat zur Genialität" u. s. f. Dr. Hanslick ist in mancher Zeit zum ästhetischen Propheten der Geschichte und Kritik der Tonkunst an der wiener Hochschule ernannt worden. Wir sind überzeugt, daß er der hohen Aufgabe entspricht.

Debrois van Ostaijen ist mit der Theorie und dem Lehrfache der Tonkunst innigst vertraut, hat Geist und allgemeine Bildung. Auch er gehört zu denen, die mit der größten Gewissenhaftigkeit die vorgeschriebene materielle Richtung befolgen, aber den Standpunkt einer Uebergangszeit mit nachgiebigem Glauben abzuschließen; aber auch er ist durch seine Jugend so sehr mit der Zeit verwachsen, daß er sich doch von der zeitgeschichtlichen Kraft mit dem besonderen Gedankenreichthalte zur Ueberwältigung einzelner Leserwelt bei der Richtung hinreißen läßt.

Werfen wir nun den Blick auf die Haltung der Publikums gegenüber den Productionen der Musikvereins musikalischen Lebens in Wien, so werden wir im allgemeinen denselben Modus gewahren, der als Grundsatz gegolten, wo nicht eine ganz eigenthümliche Richtung wie in den Südländern Italien, Spanien, Portugal vorherrscht.

Wir sehen ein banges Weh und Ach über eine tonreiche Scene, welche die dramatische Oper mit Gluck an der Seite beginnt, vom Jahre, die Mozart'sche nicht mit Lieb fand; hier die gefeierten Meisterin Mozart's, die seinen „Don Juan" und „Zauberflöte" mit so großartigem Enthusiasmus; im Sommerlust lassen Haydn's „Schöpfung" und „Jahreszeiten" nicht minder schönen begeisterten Anklang; hierher als Schumann's „Paradies und Peri", „Der Rose Pilgerfahrt"; in der Gegenwart werden neben Handel, Mozart und Beethoven Mendelssohn und Schumann gepflegt, Schubert und Weber mit Innigkeit aufgenommen, Schubert's Kirchencompositionen und Motetten, die altklassischen Kirchenwerke und so manches altdeutsche geistliche Lied vernehmen mit tiefem wehmuthsvollen Ohre um die Pforten der Kunst; der Streichquartett ist zu einer Musterlieblingsform geworden und auch in seinem Bereiche stellen Haydn, Mozart und Beethoven mit Mendelssohn, Schubert, Schumann, Spohr u. a. die Novellen des Publikums.

Wie für jede Richtung und Weise — für das Classische und das Romantische, für die melodische Fruchtbarkeit der Volksliede, wie für den Ernst der contrapunktischen Kunst, für die süße, selige Einfachheit wie für die prächtige Verschlingung, für die ruhige, ideale Schönheit wie für den dramatischen Ausdruck der Leidenschaft, für die reine Harmonie wie für die kühnste Klangfarbenpracht eine reiche Empfänglichkeit vorhanden ist, wird am deutlichsten dadurch erhellt, daß selbst in dem Rahmen der kleinen Klavierstücke componirte einige Alten, vor allem Johann Sebastian Bach, immer begeisterten neben die beliebtesten Meister aus der Zeit der vollständigen Entwickelung der Klaviersprache neben Beethoven, Mendelssohn, Chopin, Liszt, treten. Wie wäre es auch anders möglich bei einer aus so vielen Volkselementen und Bildungselementen zusammengesetzten Bevölkerung einer Großstadt? Eben so gewiß bezeichnet, welcher auf den Vorgeschrittenen, die sich bei Gelegenheit für Haydn, Mozart und den früheren Beethoven kundgibt, auf die classische Richtung — auf der Haltigung, die man dem späteren Beethoven, dem Instrumentalen Schubert und Schumann beilegt, auf die Hinneigung zu geistiger Vertiefung und zum Verlassen in Stimmungen — auf den Beifall, welcher den romantischen Gebilden Berlin's folgt, auf das Symptom geschlechtlicher Gebrechlichkeit — auf den musikalischen Jubel, welcher einzelnen symphonischen Dichtungen Liszt's zu Theil wird, einer Hinneigung zu der Instrumentalmusik bei allen — auf der Begeisterung, mit welcher in manchen Concerten die alten Werke Palestrina, Vittoria, Bach, Händel u. s. f. aufgenommen wurden, auf die Zurückführung der Tonkunst zu den einfach großen ursprünglichen Formen können müssen, ebenso gewiß wird dem ruhig beobachtenden Auge das eigenthümlich musikalische Geschmacksverhältniß mit der Richtung Publikums im allgemeinen klar werden. Es ist hier nicht zu entscheiden, was hier wie überall die Vorherrschaft, mit welcher die mehreren Theile der in verschiedenen Richtungsgehalt der Gegenwart durch mehrfache Steigerung der geschichtlichen Entwickelung der Tonkunst entgegenkommen, einen großen Einfluß auf den musikalischen Geschmack gewonnen und daß die Geschichte gewisser Richtungen die Empfänglichkeit für einfache, mehr Gefühle abgeschwächt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

— Herrn G. H. in Leipzig und H. G. in Nassenhaus. Wird nächstens.

— Herrn L. K. in Wien. Die neue Liedersammlung über die von Ihnen gewünschte Anzeige kommt noch aus. Ihr Aufsatz wäre zu spät.

— Herrn H. M. in W. in Wien. Ihre Sendung mögen wir Ihnen zu Ihrer musikalischen Genugthuung anbieten. Nehmen Sie vorläufig unsere Antwort. Die weiße Gesellschaft

Über uns an den Gefilden Sterne
Funkelnd rein, gemalt, gewoben,
Und hellen Kreis, Mond und Sterne
Im Wasser wie gehoben!

(Redigirt am 29. Juni 1852.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Hanslick. — Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 26. Wöchentlich 1½ Bogen.

Inhalt: Bella Donna. Eine wahre Geschichte wie Novelle. Von M. Hellborn. III. IV. V. — Goethe's Architektur. Von Dr. J. Abendroth. — Ueber Goethe's Verhältniß zur Naturlehre. Von Karl Frenzel. — Literatur und Miscellen für Schule und Haus. — Für Freimaurer und Freimaurerfreunde von Joseph Lehning.

Kenner und der Welt.

Bella Donna.

Eine wahre Geschichte wie Novelle.

Von M. Hellborn.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Aber Clarissa", sagte die halbblinde Frau Oberlin, „hörst du nicht? Siehst du denn nicht, wer hier ist? Es ist dein Onkel! Begrüße ihn! Er bringt dir ein Schwesterchen! Die Heller, wie du ihren hörst!"

Da erblickt die halbblinde Clarissa ihn in den hellen Tag. Die Heller, die mit Salomo — dachte sie. Doch schon war es weiter zurück in ihr, als die Mutter ihn Gott wiederholte:

„Willst du nicht deinen Onkel begrüßen?"

Was sing sie aber doch wohl als die im Kalkraub begriffene Rolle, die sie bei ihrem Eintreten dargestellt, lag in der Form des weiblichen Chorals. Und wiedergekämpft war die Macht der Ahnung, die der Seele Hoheit und Schönheit verdunkeln. „Wie traue ich mich, dich zu sehen, dich guten Onkel Hartmeister! Und bring' uns nur bald das Kleine Ding! Ich will das Bäbrie schon ziehen!"

„Du hilfst es in den nächsten Tagen erwarten, gelobt es Gott, du kleine wilde Hummel!" erwiderte lachend und sein Nichtchen herzlich an den Busen drückend der Kaufmeister. „Und wenn dein Heiter kommt", fuhr er fort, „so soll mich's freuen! Ich bin ja kein heimlicher Kirchgänger, aber hält er seine Herrlichkeitspredigt in der Klingelmannfeder, so bin ich dabei und wenn der Wald brennt! Und so laßt uns noch einen Abschiedstrunk haben! Und so Clarissa ist mal deine Lust Tante wäre, liebe Schwester, aber wie sie kennt heute mag, Kindlein in den Abschied gehen sich mein ingwischen so vortrefflich aufgewärmtes Kalb dem Hausfreund wieder aberlangen. Ihr soll es selbst beschaffen, er soll eine ganz Belohnung empfangen!"

Silvanie klingelte und erhielt die nötigen Befehle.

„Und du sollst mir denn mal auf das Herzchen!" sagte seine Jugendfreundin mit ernster Hausfrauenmiene. „Herr Gott von Bücken, Herr noch einmal auf Ihnen Jag den grünen Rocken, smarmen Schwalben und Nichte und ganz die Treppe hinab, um unten dich vor die Schwelle gebührt Ihn zu begleiten.

Silvanie und Clarissa lagen im Arbeit und sahen dem Abreisenden nach. Er grüßte noch einmal herauf. Die dachten ihm — aber die Welt war so voll, und als die verschwundene Kappe, in Wang gelegt, seine Flügel schlotterte, da war in einer also der andern der Seiten Frauenzimmer die Empfindung, als sähen sie, daß

das schwarze Roß schwere Gewichte an seinen vier Beinen hätte; als sähen sie, daß es nicht von der Stelle könnte; als wären die Hufe an den Boden geklammert und, als diese endlich durch machtvolles Aufstoßen und Aufreißen der Zügel sich lösten, eine schwere, schwarze Wolke vor dem Rosse sich niederlassen, die, sich mischend mit dem aufwallenden Staube der Chaussee, den Trab des Rosses verwirrte und hinderte.

Gasthofs Anton, der das Roß gebracht, beim lächelnd das empfangene Trinkgeld, das seine Erwartungen vielleicht nur annäherungsweise erreicht, und er nahm aus hörnerner Dose, die er aus seiner ehemals roth gewesenen sammtmanchesternen Weste hervorzog, drei consecutive, wie man zu sagen pflegt, sehr umfangreiche Prisen, zog die schneeweiße Dämelklappe, die auf seinem struppigen Haupte prangte, über beide Ohren und wandelte seelenvergnügt und in sich selbst verloren seinem Stalle wieder zu.

III.

Hyline war angekommen.

Auf einem weißen, hohen Rosse war sie herangestürmt, die weiße Tochter des dunkeln Waldes.

Da sitzt sie nun in der uns bekannten Räumlichkeit, während es tief und schwül vom tiefhangenden Sommerhimmel niedersieht, und wir betrachten sie.

Es ist eine üppig aufgeschossene Figur, etwas zu kurz in der Taille gerathen, aber dennoch anmuthig genug. Ihr Kopf ist todtenbleich; eine tiefe, verbissene Verdrießlichkeit schlummert in den etwas welk und verletzt aussehenden Zügen; große, pechschwarze Augen mit gewaltigen, sie umgebenden dunkelblauen Ringen ziehen den marmorartig aussehenden Vorbau ihrer mehr als billig hervorgewölbten Stirn und blind waren die starken Flechten, die von ihren Schläfen niederfließen.

So sitzt sie vor uns in früher Abendstunde. Ein gewirkt graues und weißes Kleid umhüllt ihren Leib, ein schwarzer Gürtel umgürtet ihre Taille, eine Schnur weißer und schwärzlicher Perlen umringt den etwas noch ins Gelbliche spielenden Hals. So sitzt sie vor uns, in ihrer Hand eine blühende Blumenglocke, und der Regen träufelte nieder auf die Vegetation des Gartens vor dem Hause, träufelte nieder auf die Zweige der beiden Linden am Eingange des zum Hause führenden Ganges und weich den Staub von ihren Blättern, träufelte nieder auf die nun schon im Absterben liegenden Lilienkelche, die den Gang von den Linden bis zum Hause bestanden.

Und die flatternden, regenspendenden Wolken zogen dahin und die ganze Atmosphäre schien aufgelöst in eine weite, sanft niederrieselnde Flut. Und der Wind schlug an das Fenster und spielte sein altes, sein ewiges Spiel mit den schlechtschließenden Thüren des alten Hauses, daß sie auf- und zu- und zu- und zuklappten in toller Regelmäßigkeit. So saß sie allein, ganz allein dahier, die Hyline, unsere waldnächtige Freundin —

Sie wurde liebevoll aufgenommen. Man sah ihr an, daß sie nur mit äußerstem Kampf von Sylvan gewichen. Noch lagen die Gewitterwolken des Zorns auf ihrer Stirn, noch drohten die Gewitter sich zu erneuen, unter deren Krachen und Donnern sie vom Herdhause geschieden. Drei Tage lang sprach sie kein Wort. Scheu sah sie die Menschen an, als ob sie ihr alle den Tod gönnten.

Sie beobachtete täglich, was um sie her geschah. Sie beobachtete auch die Art, wie die Oberstin einmal oder zweimal ihre Augenlider ägte. Sie hörte die Warnung, um Gottes und aller Wunden Jesu willen nie jenes Pinselchen oder wol gar das todbergende Glas zu berühren.

Am vierten Tage erfuhr die Oberstin, daß Hyline nachts nicht im Hause war. Sie gestand, daß sie Sylvan gesehen. Sylvan würde öfter kommen, aber er könne immer nur zum Sternenlicht an ihrem Fenster erscheinen, sagte sie; denn zum Morgengrauen müsse er zurück zu seinem scheu grimmenden Vater.

Die Oberstin schrieb dies dem Bruder und gab die kurze Bitte: „Befreie uns von Hyline!"

Herr von Wildau antwortete: „Vergebung, Schwester! Sylvan kennt meinen Willen! Hyline soll' ich nach Hamburg bringen — zu einem Pastor! Der soll sie bändigen! Da bürt' ich die Luft nicht länger auf!"

Hyline kannte gleichfalls schon ihr Schicksal. Sylvan hatte einem Reiter, den der Vater sandte, die Botschaft heimlich in die klaffende Todeswunde geflüstert.

Nun von Burgen und Tochter waren in der Stadt, um die Ankunft des Predigers zu St. Magdalena, des Herrn Erasmus Hilbert, der an diesem Tage nachmittags angekommen und bei einer in der Stadt wohnenden Schwester abgestiegen war, feiern zu helfen und alle die unend-

lichen Kleinigkeiten, die bei Verabredung eines so wichtigen Ereignisses wie das einer bevorstehenden Familienverbindung in Erwägung gezogen werden müssen, reiflich mit zu erwägen und zu erörtern. Sie konnten erst gegen 10 Uhr abends heimkehren; das wußte die einsame Hyline und so überließ sie sich so ganz ihren süßen, verlorenen Phantasien.

„Dich habe ich verloren, mein Selvan! Dich habe ich verloren, mein süßes Weib! Dich, der du bist das Kind des Waldes gleichwie ich! Wo weilst du nun, mein Treuherz? Wo nun gedenkst du deiner die ewig, ewig treuen Hyline? Du, mein Selvan, du hast sie neu zu Dir gesellt, die meinen Pulsen mit erweitert! Du warst so gut, so fromm wie das Turteltäubchen, dessen Nest auf der Höhe der langen Eiche und der noch längern Tanne wir oft genug auszunehmen gegangen! Sie wollen uns auseinanderreißen! Nun gut, mögen sie's, wenn sie's können, und wenn wir uns trotzdem nicht vereinigen für immer! Für immer, Selvan, für immer! Hörst du die milde Taube ziehen hoch über des mächtigen Waldes wachtvollem Rauschen und Säuseln und Biegen und Beugen? Die Taube bringt uns das Würmchen an dem Fuße der Warnia im Walde und muß sie gleichviel wohl auf dem Grunde, so wingte kleinem Papierchen an dem Fuße des Wurmleins, das soll unsere Norm sein, das soll uns leiten schauder für Leben und für Sterben —!"

„Für Sterben?" so sprach die Nixe, schauergraue weiter; „welch ein Licht", so setzte sie, „erhellt unerlöschlich die mich umgebende Nacht! Da glüht's auf dem Schranke herauf! Ha, ich kenne dich, Licht!" rief sie weiter, „Du bist das meine! Du bist mein!"

Und auf sprang sie durch die kühlen Grotte und hin eilte sie zu dem gläsernen Schranke, an welchem trotz aller heftigen Umarmungen mütterliche Nachtsorgfalt heute den Schlüssel hatte stecken lassen! Und sie nahm das Fläschlein mit dem Totentrunke und den drei Kreuzen, die auf blutrothem Papier auf ihm zu sehen waren, und hielt es gegen das Licht der Nacht, das zum Fenster vom Sternenhimmel aus durch die wie leichtenlanger einhermallenden, wie Trauerflieder schwarzen Gezweige hereinschimmerte.

„Bist du mein, o Leberstäbler?" so rief sie einmal über das andere, „bist du mein? O du, das der Tage Mannichfaltigkeit so hergestellt in seiner göttlichen Schöne? O du, das mich stehen lehren wird endlich einmal, ja endlich einmal aus den Thälern, wo ich nicht mehr sein mag ohne dich, ohne Selvan!"

Und sie öffnete das Fläschlein, das noch, nach der Art unfolgsamer und widerwilliger Patienten, fast noch in ganz dem Zustande verblieben, in welchem der Sanitätsrath Sprengler selbiges der Frau Silvanie übergeben.

Und sie goß von dem verhängnißvollen Safte in das große, grüne Kelchglas, aus welchem vor einigen Tagen der Forstmeister die selige Labung des wohlbekömmlichen Burgunderweins geschlürft. Die alkalische Auflösung phosphoreszirte etwas, namentlich gegenüber gegen das die Molkenweise der hohen Augennacht durchschimmernde Sternenlicht. Sie nahm den mordschwangern Becher zum Munde, dann setzte sie wieder ab und phantasirte in Waldesphantasien.

„Die Eiche neigt sich dem brausenden Sturme", so sprach sie, „und deine Geliebte, deine dir ewig treue Hyline neigt sich dem Geschick, das Menschen über sie verhängen. Und die Glut prangt im dunklen Scheine; die Birke, sie leuchtet silberweiß; aber Hyline, die von dir gerissene Hyline, Selvan, sie ist und bleibt auf ewig die Deine! Und drehen und drehen sehen wir uns wieder! Ober auch warten, Selvan!"

Und sie nahm den Becher, in den sie die vollkommen farblose, doch nun allmählich und allmählicher leuchtende Flüssigkeit gegossen, und sah ihn an den im Schimmer, dem phosphoreszirenden, mählich leuchtenden Mond.

„Doch nein!" so rief sie und setzte den grünen Becher ab vom Munde, „doch nein!" so rief sie, „ich muß leben, daß Selvan mit mir sieht! Du wollen mit sterben, wo mich mein Sternstern gerufen, wo er mich den Pulsen der mütterlichen Liebe entrissen, wo er mich mit der geliebten Hyline in der Hand lockend aus dem Schoße der Natur, da wollen wir sterben, Selvan und ich, die Kinder des Waldes und des Lebens!"

Und sie nahm den Kristallbecher und reichte mit aller nur erdenklichen Sorgfalt und Mühe die in denselben ausgegossene Flüssigkeit wieder in den Kelch, vom Dorfe Sprengler gebrachten gläsernen Pokulier. Dann nahm sie ein schneeweißes Tüchlein aus der Tasche ihres Kleides und polirte den grünen Becher nach bester Möglichkeit und legte ihn wieder zurück auf seinen Standpunkt in den Mondschein.

Über das Fläschlein nahm sie so sich und verharrte es in den haltenden Falten ihres Ge-

wandes. Dann schloß sie den Glasschrank und legte den Schlüssel dorthin, wo er sonst wol gelegen haben mochte, auf eine hervorstehende Ecke der hölzernen Zinne, die ihm zur Decke diente.

Und dann wieder saß sie eine lange Weile, den Kopf auf die Arme gelehnt, am Fenster und endlich, wie wenn eine Hand von oben sie berührt und sie emporgehoben beim Schopf, war sie mit der Schnelligkeit eines Blitzes aus dem Fenster, umkreiste sie unten das Haus dreimal und viermal, ehe sie sich zu besinnen vermochte, wo denn ein Ausweg zu finden. Und endlich war sie über das aus Bocksdorn gebildete, den kleinen Hofraum auf der hintern Seite des Grundstücks abschneidende und von der bis zur Heide reichenden Feldmark trennende Gezäun mit der sichern Schnelligkeit eines dahinjagenden Rehes, das vom Jäger verfolgt wird, den in diesem Falle der brennende Gedanke der eigenen Seele vorstellt.

Quer durch den immer dichter und dichter niederrieselnden Regen des stürmisch werdenden Augustabends sah man die weißlichgraue Gestalt entfliehen und in der Ferne mählich und mählich, gleich einem versinkenden Sterne, entschwinden.

IV.

Frau von Burgen und ihre Clarissa waren allerdings bei ihrer Heimkehr sehr betroffen, als sie inne wurden, daß ihre Pflegetochter entflohen; indessen trösteten sie sich mit dem Gedanken, daß sie nirgendwo anders hin sich begeben haben könnte als in das Forsthaus, von wo sie doch schließlich mit leichter Mühe weitergeführt werden und bei ihrer Ohhut als der jetzt an ihr größten überliefert werden könnte.

Ueber den Ereignissen des Tags hatte die würdige Frau Oberin des Fläschleins und des Geheimen Sanitätsrathes, der es unter so vielen Cautelen gebracht, gänzlich vergessen. Das Pinselchen, das neben dem Fläschchen gelegen, fand man vor dem Glasspinde am Boden liegen. Hyline mußte es mit herausgeschoben haben, als sie sich des Fläschleins bemächtigt. Niemand achtete seiner.

Frau von Burgen war von der in nächster Aussicht stehenden Verheirathung ihrer Tochter mit dem würdigen Erasmus Helfer so überaus geistig in Anspruch genommen, daß sie ihres Pupillenkampfes und der angelobten Cur vorläufig nicht weiter gedachte, wie ein solches Verfahren ja auch so tief in dem Wesen derartiger Damen, die halb gemein sind, sowie sie sich einigermaßen zerstreut und von sich selbst abgezogen finden, begründet liegt. Sie schlief sehr ruhig in der Nacht.

Am andern Morgen denn erschien der neue Prediger von St.-Magdalenen etwa eine Stunde vor Beginn der Kirche, sein holdes Bräutchen zu seiner Antrittspredigt abzuholen.

Er war ein hoher, die gewöhnliche Mittelgröße um ein Bedeutendes überragender junger Mann von etwas gebücktem Gange, etwas eingesunkener Brust, aber doch kraftvoll und Energie des Körpers verrathend. Sein Haar war johanneshaft geschnitten und floß in langen blonden Locken auf seine Achseln nieder; graue blaue, etwas tiefliegende Augen standen wie zwei „Gedankensterne" unter der alabasternen Stirn; die Nase war leicht gekrümmt, schmalwulstig und blau; der Hals lang und schwanenartig. Er trug das Costüm des Priesters, der sich anschickt, die Kanzel zu besteigen; leicht und graziös umfloß der Talar den schlanken Leib des jugendlichen Evangeliumverkündigers; die viereckige schwarze Mütze trug er am schwülen, gewitterverkündenden Augustmorgen in der schwarz behandschuhten Hand.

So trat er ein in das Zimmer seiner demnächstigen Schwiegermutter, in dem er blos Clarissen antraf, beschäftigt, ihren Putz zu vollenden und jene Grazienfalten auf ihre von schwerer schwarzblauer Seide verhüllte Brust anzubringen. Die Frau von Burgen hatte eine kleine Morgenpromenade beliebt und war hinausgeeilt ins Feld.

Wie lief die schöne Clarissa ihrem Geliebten in den Arm! Wie küßte sie das Schweißtröpfchen hinweg, das an seiner Lippe perlte am heißen Morgen! Wie strich sie ihm das goldgeringelte Haar von der schönen, bleichen, reinen, gedankenschweren Stirn! „Ich bin fertig, lieber Erasmus! Und wir können gehen, langsam gehen, um die Kirche noch ein halbes Stündchen vor der angesagten Predigt zu erreichen, damit du dich erholen kannst, Geliebter, und die kalte Luft der kühlen Räume deinem erhitzten Körper seinen Schaden zuzufügen im Stande sein möchte! Auf die Mutter dürfen wir nicht warten, die ist draußen im Felde unter dem Vorwande, zu sehen, ob sie keine Spur von der uns entflohenen Hyline entdecken könne, in Wahrheit aber, um die ganze Hochzeit, die wir machen wollen, zu durchdenken und stille im voraus zu durchleben, etwas zu weinen in Erinnerung an den mir so früh und in so schmerzlicher Weise geraubten Vater

und ich durch heiße Thränen und brennende Luft die Augen nur noch mehr zu verderben, als sie es schon sind. Also gehen wir, Erasmus!"

„Ich weiß nicht", entgegnete seine Geliebte der junge Verliebte, „mir wird so wohl zu Mute! Der heiße Morgen, die mehr als tödtliche Luft in dem verschlossenen Zimmer, sie hat mir nicht gut gethan! Mir ist eine Ohnmacht auf dem Herzen! Hast du nicht — vielleicht ein Glas Wein bei der Hand, um die im Innersten begriffene Lebenskraft wieder anzufachen und anzufeuern, geliebte Mädchen?"

„Mit Freuden! Wein haben wir, lieber Erasmus", erwiderte Clarissa. „Ja ich ja noch der Chamberlin, den der Teufel neulich mit angeführt! Keines Menschen Hand ist seitdem darüber gekommen! Ich hole dir den grünen Familienbecher mit den goldenen Streifen und du, du setzest ihn auf unser ehelich Mahl, auf unser friedlich Glück!"

Und das schöne Mädchen küßte sie lieb und sie lief in den Winkel zwischen Glasspinde und Mauer, in dem die Mutter am Tage, da der Kaufmeister sie besuchte, die goldne, kaum angefaßte Flasche des roßigen Chambertins geborgen. Sie öffnete den Schrank und nahm ihm den vielbelobten grünen Becher. Sie öffnete die Flasche und ließ die rothe Glut niederrieseln in den grünen Becher. Sie übergab den Becher dem Geliebten. Der hob ihn empor, um zu trinken.

Da sah er dicht am Rande ein weißes Körnchen, nicht viel größer als ein Heller aber vielmehr als der vierte Theil eines Nadelkopfes. Eine Thräne, ein Atom, ein Nichts, ein Stäubchen! Und dennoch lockte der junge Patriot Blut hochroth auf dem weißen Stäubchen. „O, ei!" sagte er, den Becher wieder absetzend von den Lippen, die schon, der Erfrischung begierig, trinken wollten, „war der Becher nicht gereinigt?"

„Wie?" entgegnete erröthend Clarissa dem milden Vorwurf.

„Siehst du den großen Fleck nicht, den weißgräulichen, der den Rand bedeckt?" erwiderte Erasmus.

„Ich sehe nichts!" entgegnete lächelnd die Braut. „Ein solches Stäubchen entlege und erschrecke meinen tapfren Erasmus! Das mich hinwegblasen mit den Lippen meiner Braut, Erasmus!"

Erasmus, fast beschämt, hielt den Becher an sich und sagte: „Ich hatte nur eine sonderbare Täuschung! Vorher kam es mir vor wie ein großer, im mattem Feuer brennender Fleck, jetzt seh' ich es, es ist ein Tüpflein, ein Leichtes Manna, ein Nichts, und ich will es so gut hinunterschlucken, wie jemals ein Christenmensch einen Trank hinabgetrunken hat! Also, so laß uns sagen: Unser Glück! Unsere Liebe und unser Leben! Möchte die Sonne der Freude feierlich aufgehen über unserm Ehebunde, Clarissa! Möchte er stehen über die Thränenweide, die allzeit seine Scheere zu verbieten pflegt! Frei und ewig soll es sein, Clarissa! Und darauf leere ich — trotz alledem — den Becher Chambertin, den sie mir entrenge, die süße, allerliebste Braut, die theure Clarissa!"

„Amen! Amen!" erwiderte unter Thränen lächelnd das Mädchen. „Aber nun geben wir", fügte sie hinzu, „es naht die höchste Zeit, Erasmus, daß wir gehen! Wir haben über ein Viertelstündchen bis zu deiner, hörst du wohl, trauter Erasmus, ich sage bis zu deiner Magdalenenkirche!"

Sie schob den Becher wieder an den Platz, wo sie ihn entdeckt, legte ein leichtes, sommerliches Hütchen auf das volle Köpfchen und dann nun wandelte der schöne, schlanke Magdalenenprediger am Arme der vielgeliebten, jungen Braut!

So wandelten sie hin durch die herrliche, die Thäler umschwebende Luft der freitaubigen Morgenzeit im trauten Gespräch; manch Auge sah ihnen so mitleid als glückwünschend nach; sie wandelten so hehr, so ist und ihrem Heil vergessen, unbekümmert um Häuser und Freunde, einzig abwesend gedenkig des Schicksals, das sie heute treffen sollte.

Sie betraten die schönen die Straßen des mächtigen, mit zierlich gothischen Thürmen gezierten Kirche; im Vater erhebt sich einen Augenblick in dem großen, am behäbigen Thor befindlichen Beichtstuhl; er murmelte Gott für sich hin, daß, was er genommen, ihr nur Gott und ihm anvertraut gewesen; doch beherrschte genug ist es gewesen, denn er sprach von großen, gesegneten Ernteaussichten, die wie reife Früchte aus den Scheunen fallen sollen; er sprach von dem Lichten der Liebe. Doch nachher, als die Glocken abermals stürzt und ihn aus allen Gedanken verscheuchten, daß nun die Zeit gekommen, in der er heraus treten müsse zur Kanzel, um den Armen das Wort zu verkünden, da sprudelte er hoch und mächtig auf und fühlte keine Glocke

um in ſo arger Zeit für Ihr Seelenheil zu ſorgen. Ich werde zurückkommen und Sie hernach über die „ſieben geiſtlichen Troſtgründe“ examiniren! (Ab.)

Var. Jänkendorf.

Wir ſind die ärmſten Geſchöpfe von der Welt. Die Churfürſtin ſollte uns lieber zu Frauen, als zu Engeln machen. Im rechten Schloßflügel beim König wird gelacht, im linken bei uns nur geweint. Drüben leſen ſie franzöſiſche Romane, hier müſſen wir beten. Drüben iſt Verſailles, hier Jeruſalem. — Nun weiter liebe Einſiedel, wie entkam Patkul?

Anna (mit geſtütztem Haupt an ihrem Tiſch).

Ach, lies es für dich! Er entkam ſeinen ſchwediſchen Verfolgern, floh in die Schweiz, lebte dort lange verborgen, lernte meinen Oheim Flemming kennen und ließ ſich bereden, in ſächſiſche Dienſte zu treten.

Var. Jänkendorf.

Ob es wohl wahr iſt, daß ſich Karl XII. nichts aus den Frauen macht? Die Schweden ſollen im Kriege tapfer, aber im Frieden langweilig ſein. Gelb und blau iſt keine hübſche Farbe: drüben in Dresden ſehen ſo unſ're Portechaiſenträger aus. Aber was haſt Du nur?

Anna (aufſtehend verſtört).

Laß mich, liebe Jänkendorf! Das zufällige Wort der Noſtiz hat mich verletzt. Ich nehme innigen Antheil

mit mehr als verdoppelter Inbrunst; und er betrug, vom obligaten Küster begleitet, die an der Mittelsäule des Tempels befindliche Kanzel.

Stark erhoben und in sich vollkommen gefestigt, so trat er auf die Kanzel; doch perlte der blanke Schweiß auf der mächtigen, schimmernden Stirn. Mit Hoheit überblickte er die reiche, gepuzte Menge, die das Schiff der Kirche auf Bänken, auf Stühlen und in den wohl mit braunem, vergoldetem Schnizwerk versehenen Chören erfüllte. Schwer hing der schwarze, schwüle Augusthimmel auf die Erde; seine düstern Flore umhingen die heilige Magdalena und es war, als senkten sich seine düstern Tücher durch die Scheiben der gothischen Fenster. Die drei Linden, die die Kirche umstanden, schwere, massenhafte Bäume, bebten und säuselten so ahnungsvoll. Die in der Kirche versammelte Menge war so stumm und lautlos, daß es möglich schien, das Flattern einer Eiderdune vernehmen zu können.

Da erhob der neugekürte Prediger die Hand zum Zeichen, daß nun seine Rede beginne. Da eröffnete er die Lippen, um selbige anzufangen.

Doch stumm und lautlos blieb sein Mund. Wie vernichtet ließ er plötzlich die Arme wieder sinken, daß sie niederfielen an seinen Leib. Kein Laut kam von seinen Lippen, kein Ton entsprang seiner Kehle — stumm stand er da eben, wie auf Marmor gemeißelt.

Entsezt staunte das die Kirche füllende Volk den neuen Prediger an, dem bei der Wahlpredigt die Worte lieblich wie Honig und in unerschöpflicher Fülle von den Lippen geflossen. Und was die arme Clarissa empfand, die der Kanzel unmittelbar gegenüber Platz genommen! Die arme Clarissa fühlte ihr Sein und Denken in Erz verwandelt, als sie den geliebten Bräutigam in Stein umgewandelt gesehen, in todten, dumpfen, dumpfen Stein. Ihr Fuß war in die Erde gewachsen, ihre Arme waren mit brennenden Ketten, mit feurigen Banden an ihre Hüften gefesselt; ihre Augen standen starr wie gebannt auf einen und denselben Punkt unverrückbar gehetzt. Unzige Schauer durchwandelten mit sonnenleichter Geschwindigkeit ihre Seele und gestalteten sich um in heiße, brennende Liebe.

Verhohlt sich die Gemeinde von dem Schrecken, der sie gebannt hielt; ein mächtiger Donnerschlag ertönte und ließ die heilige Magdalena in ihren Grundfesten erbeben; ein zuckender Blitz war ihm vorausgegangen. Und der Sturm fing auf die Kanzel, nahm den verstummten Prediger beim Arm und willenlos ließ sich der am Hirn gelähmte Geistliche die Stufen, die er so lebendig emporgestiegen, halbtodt wieder hinabführen.

In der Sakristei empfing ihn seine Braut, während der Küster rasch in die Kirche zurückkehrte, um die andächtige Gemeinde durch eine wohlgemeinte Vorlesung zu erbauen und während des draußen heftig und heftiger niedergehenden Gewitterregens zu zerstreuen und an die eingenommenen Plätze zu fesseln.

Mit heißen Küssen bedeckte Clarissa die Lieblingsgestalt ihres Bräutigams; umsonst; denn was nüzte in dem erstorbenen Leibe der elektrische Funke lebender Glut der Liebe und der Verzweiflung? Die Aerzte kamen — Herr Geheimer Sanitätsrath Sprengler natürlich an der Spize; sie hielten, während der räthselhaft erkrankte Prediger im Schoße seiner Geliebten ruhte und bebte als bärge, wankte, vom Sturm gepeitschtes Rohr, eine wohlgemeinte, höchst nothwendige Consultation; sie konnten des Nagels Kopf nicht treffen, verunreinigten sich aufs gräßlichste und der Sanitätsrath meinte schließlich, ihm würde wol einfallen, was dem Kranken eigentlich fehle. Und als die Consultation zu Ende, war draußen in der anstoßenden Kirche des Küsters Vortrag zu Ende, der Gottesdienst schloß mit zwei Versen aus dem Liede: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath", und die Gemeinde verzog sich durch den Spitzbogen, in den sich der gewitterhafte Platzregen umgewandelt. Mit dem letzten Tone des Liedes, das die Gemeinde sang, verklang das Leben des guten Erasmus — er war nicht mehr! Am Haupte seiner Geliebten lehnte sein Haupt; er war nicht gar gern so früh von der Welt gegangen, auf der ihm noch so viele Freuden lächelten, insonderheit die Aussicht auf ein stilles, seliges, häusliches Glück.

Still ward er eingesargt und zu St.-Magdalenen begraben; dort ruht er vielleicht als Prediger der Mitternacht und er wandelt zu den Todten.

Langenheim's Aerzte aber haben sich viel Mühe gegeben, der Geheime Sanitätsrath Sprengler selbstverständlich wiederum an der Spize, die so plötzliche Todesursache zu ergründen, zu normiren und festzustellen, bis endlich dem Letzten, wie man zu sagen pflegt, ein Licht aufgegangen und er aus Reminiscenzen der vorangegangenen Thatsachen klar und deutlich herausfand, daß Eben-

Heilen infolge von Vergiftung mittels Atropin auf der Kanzel der heiligen Magdalenenkirche zu Paris verstummt, demnächst in der Sakristei selbiger, ehrwürdiger hoher ehemaliger Kirche an seinem auftretender Hirnlähmung zu Grunde gegangen; auf Grund welchen Ereignisses sich dahin zu achten, daß man ebenso wenig wie, einer alten Volksvorschrift zu Grunde, mit Schierlingsgewächsen als mit Alkaloiden, die differenten Substanzen entzogen, zu spielen haben, im ersteren Vegetabil selbige zu managiren und außerordentlich zu cauterisiren haben möchte. Denn daß der auf der Kanzel so unpäßlich verstummte Herr Pastor zur Sankt-Magdalenen infolge einer auf der Atropinisirung nicht gelegenen Kombination selbigen Totes verblichen, daran ist weiter gar kein Zweifel.

V.

Drei Tage nach dem hier geschilderten Ereignis suchte Herr Horst von Wildau nach dem ihm seit vier Tagen fehlenden Sohne. Er ritt durch den weiten Forst, durchsuchte, ohne daß er eine Ahnung von den stattgefundenen Vorgängen hatte, jeden Hang, jeden Busch, jedweden Schlag und schließlich fand er den Sohnes mit der Hyäne liegend am Rande des murmelnden Baches, wo die Veilchenaugen Ihren, und einsam weinend die schwarzen, verstummt schauenden Iltis und die wie selig gesprochenen Bisam, in innigster, glücklichster Verschlingung, beide tot, Tapp an Tapp, beide gegangen und entschlafen auf ewig, zwischen Ihnen das emaillé Fläschchen, ausgetrunken, ausgeronnen.

Welcher Künste der raschmachenden Ueberredung hatte er sich bedient, die dunkle Verführerin, des Waldes dunkler Tochter, den süßen und guten Sohn der Heiden theilnehmen zu lassen an dem Verbrechen der Vergiftung, das sie sich auferlegen? Doch es war gleichviel und da lagen die beiden Leben Geliebten: Da lag Er, da lag Sie! Und die schwarzen Augen, die kindlichen Blicken wimmernden und lachenden die Tropfen Ihres Ihren emporgetrunken Thaues in die Wolken, wo schon halb vergessen Veilchenaugen, die der Hyäne der Liebling des Waldes in hellen Kränzen so freudig umgaben. Viel Vögeln leicht lockend und schreiend die Ihren zweideutige Lieder doch eben so in den dichten Laubgewölben, mit rauschte der Strom wie der Amseln schwarze, goldschnäbelige Gesell durch den düsteren Busch — die entschwundenen, herrlichen Seelen brachte dennoch keine von ihnen wieder und der arme Forstmeister war ärmer um zwei Lebensfreuden.

Sehr bald nachher, in gegen Ende September, war der Fürst, Statthalter des Deutschen Reichs, von Langenheim wieder anhero gekommen. Es waren demnächst mehrfach große Soiréen bei ihm, in denen das Menschlichste von den Vorgängen, die am Nil- und Irrawadiflusse Canton stattgefunden, verhandelt, räsonirt, erklärt und erörtert wurde.

So erzählte auch der wie selbstverständlich beim Thee anwesende Herr Geheime Sanitätsrath Spezifex den Vorgang mit dem Atropin.

Seine Hoheit der Fürst waren von selbigem wenn nicht aufs allerhöchste, dennoch aufs höchste ergriffen, erzählten eine freilich nicht ganz, doch einigermaßen passende Anekdote aus dem von ihm bereisten schwarzafrikanischen Continent und schließen mit den Worten, daß es in Bezug auf derartige Erscheinungen, wie der große Dichter spricht, Dinge gäbe zwischen Himmel und Erde, von denen ebenso wenig die Dichter wie die Philosophen etwas sich träumen ließen.

Welche sublime Meinung von einem jungen Mitgliede des betreffenden gelehrten Comité dadurch aufgebracht und weiter aufgebaut wurde, daß der in Rede stehende jugendliche Gelehrte sich über die Verhältnisse des tropischen Generalissimus ungemein verständnißvoll und tief behauptete, [illegible] wäre eine durch die erwähnte Konversationsmaschine von der Hexe absichtlich erfundene Unwahrheit gewesen und die Pflanze Belladonna hätte, unterirdisch wuchernd und bohrend, da ihre Thätigkeit getrübt gemacht.

Worauf der Fürst sich lächelnd wird, einige weitere sagen sehr viel, daß von ihm mit andere gebrachten Namen in die Konversation Laie und meinte, daß der betreffende, hier Meinung an den Tag gelegt habende Jüngling wohl nicht gehört haben könnte und der Fürst sich berichtete, daß Heilige nichts anderes gewesen als eine von den unterirdischen Belladonnawurzeln belebte, menschenähnlich gewachsene Pflanze, die auf ihrem Grab einen guten und weißen Menschen mit hervorgebracht, dabei, wie manchen niemand mehr interessirt, weiß Gott wie.

Aber gleichviel, Blanka ist tot in ein Stift gegangen, wo sie der frommen Schwestern sich nimmt, als zu welchen sich jüngst auch die eigene Mutter gesellt hat, die so blind geworden, daß sie nicht mehr auch bei Hülfe des eigen Ge-

heimen Sanitätsrathe, daß sie nach der stillern Pflege des Spinoza zu den Schwestern und der des ewigen Gottes verlangt.

Goethe's Farbenlehre.

Als Pythagoras seinen berühmten mathematischen Lehrsatz gefunden hatte, der das Verhältniß der Seiten des rechtwinkeligen Dreiecks feststellt, so opferte er eine Hekatombe — so groß war die Freude des alten griechischen Philosophen darüber, daß er einen kleinen Theil der allgemeinen Wahrheit erkannt hatte.

Wenn man auch heutzutage sich versucht fühlen mag, hierüber zu lächeln, so ist doch die Pietät gegen die ewig unveränderliche Wahrheit die Seele echter Wissenschaftlichkeit. Nicht alle Gelehrten wissen das gehörig zu würdigen, denn oft nimmt eine originelle Ansicht, eine geistreiche Hypothese ihr Interesse in größerm Anspruch als die Wahrheit, und der blinde Glaube an die Unträglichkeit von Autoritäten führt zu mancherlei Verirrungen. Wenn dann der erwachte Streit der Meinungen auch im allgemeinen zur Erkenntniß den Weg bahnt, so lassen sich doch nur allzu oft die Streitenden verführen, demselben eine gehässige Wendung zu geben.

Eine der interessantesten Streitigkeiten dieser Art ist die von unserm gefeierten Goethe gegen den berühmten Newton eröffnete Fehde in Betreff der Farbenlehre, welche von Zeit zu Zeit erneuert worden ist und selbst in allerneuester Zeit wieder eine Anregung gefunden hat. Verschiedene Schriften, welche das verkannte Recht Goethe's gegen Newton neuerdings zu vertheidigen bemüht sind und die gegenwärtigen Theilen auffordern, die alte an Goethe verübte Schuld zu sühnen, mögen uns demnach den Anlaß geben, die Streitfrage selbst, soweit sie ein allgemeines Interesse haben kann, zu beleuchten.

Die Bemühungen der Naturforscher, das Wesen des Lichts und der Farben zu ergründen, lieferten lange Zeit nur höchst geringe Resultate. Wir dürfen sagen, es war erst Newton, welcher die Lehre von dem Lichte und den Farben zu einer Wissenschaft erhob, indem er im Prisma das Mittel fand, den Sonnenstrahl in seine Elemente, die Farben, aufzulösen.

Wer Newton einigermaßen kennt, muß vor seiner Wissenschaftlichkeit die größte Ehrfurcht haben und seinen Entdeckungen die unbedingteste Bewunderung zollen. Pope durfte mit Recht auf die Marmortafel seines Grabes die Worte schreiben:

Als der Natur noch tief in Nächten lag,
Sprach Gott: Newton komm! — Da ward es Tag.

Sollte man nun wol glauben, daß einem so unvergleichlichen großen Naturforscher schuld gegeben werden könne, er hätte die Welt mit Taschenspielerkünsten, Kniffen und Pfiffen betrogen und hinter dem Schilde mathematischer Behandlungsweise den Gelehrten schlimme Lügen aufgebunden? Sollte man wol glauben, daß diese schwere Anklage von einem Manne erhoben werden konnte, der unter den großen Männern aller Zeiten wahrlich keine tiefe Stelle einnimmt, von unserm Goethe? Und doch ist dem so; Goethe legte seine eignen Ansichten in einem umfassenden Werke nieder, welches den Titel: „Zur Farbenlehre", führt und woran er mit größtem Eifer in seinen reifern Jahren arbeitete.

Goethe bestreitet die von Newton erkannte und seither durch alle neuern Entdeckungen bestätigte Wahrheit, daß das weiße Sonnenlicht aus den einzelnen Farbenlichtern zusammengesetzt sei, mit großer Heftigkeit und sucht dafür seiner eigenen Hypothese Geltung zu verschaffen. Es darf uns nicht auffällig erscheinen, daß sich Goethe überhaupt in dieses Gebiet der Wissenschaft verlor; ästhetische Fragen, das Studium der Malerei führten ihn zu der Erkenntniß, daß die Kunst sich bei der Mutter Natur Rath zu erholen hätte, und so entschloß er sich zum Studium der Theorie der Farben. Er nimmt demnach ein Prisma zur Hand und, indem er sich dunkel erinnert, daß man durch ein solches alles gefärbt erblicke, erstaunt er, eine weiße Wand dennoch weiß und nur an den Rändern gefärbt zu erblicken. Er bemerkt, daß die Farben an Schattenstellen auftreten und sofort stößt er die Newton'sche Farbenlehre mit dem eignen Gedanken um: Zur Hervorbringung der Farben ist eine Grenze erforderlich und die Natur der Farbe ist der Schatten.

Hätte Goethe ein richtiges Verständniß der Newton'schen Lehre gehabt, so hätte er nichts anderes erwarten können, als er sah. Betrachten wir einen weißen Streifen auf dunklem Grunde, so müssen die verschiedenen Farben verschieden abgelenkte Bilder geben, die, wenn der Streifen nicht schmal genug war, zum Theil übereinander fallen und eine weiße Mitte wiedererzeugen. Ein schwarzer Streifen auf weißem Grunde erhält ebenfalls farbige Streifen vom entgegengesetzten Rand.

Goethe aber, im Glauben, eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben, verfolgte eifrig seinen Gedanken, plagte — wie er selbst gesteht — alle Welt damit und richtete endlich, da er bei den Physikern keinen Anklang fand, seinen Zorn gegen Newton.

Aber wir wollen sehen, welche Ansicht er sich über das Wesen der Farbe gebildet hat.

Licht, Finsternis und ein trübes Mittel sind nach ihm die Bedingungen zur Farbenerzeugung. Zur Erklärung der Farben sagt er: „Die reine durchscheinende Trübe leitet sich aus dem Durchsichtigen her. Die erhellende Trübe ist das Weiße, die gleichgültigste, helleste, erste und undurchsichtige Raumerfüllung. Das Durchsichtige selbst, empirisch betrachtet, ist schon der erste Grad des Trüben. Die fernern Grade des Trüben bis zum undurchsichtigen Weiß sind unendlich. Das höchst energische Licht, wie das der Sonne, des Phosphors in lebendigst verbrennend, ist blendend und farblos. So kommt auch das Licht der Fixsterne meist farblos zu uns. Dieses Licht aber, durch ein nur wenig trübes Mittel gesehen, erscheint uns gelb. Nimmt die Trübe einen solchen Mittels zu oder wird seine Dicke vermehrt, so sehen wir das Licht nach und nach eine gelbrothe Farbe annehmen, die sich endlich bis zum Rubinrothen steigert. Wird hingegen durch ein trübes, von einem auffallenden Lichte erleuchtetes Mittel die Finsternis gesehen, so erscheint uns eine blaue Farbe, welche immer heller und blässer wird, je mehr sich die Trübe des Mittels vermehrt, hingegen immer dunkler und satter sich zeigt, je durchsichtiger das Trübe werden kann, so daß bei dem höchsten Grade der reinen Trübe sich das schönste Violett den Augen darstellen muß."

Aus diesen übrigens sonderbaren durchaus richtigen Sätzen, Resultaten von Beobachtungen, wenn die Luft, Dünste, Rauch, Mittelglas u. s. w. als trübe Mittel dienen, baut Goethe sein System auf. Er begründet seine Sätze nicht weiter; sie sind ihm Urphänomene und er stellt summarisch die übrigen Farbenerscheinungen hiermit in Einklang zu bringen.

Zur Erklärung der Farbenzerstreuung durch das Prisma, geht er davon aus, daß bei aller Brechung eine Verrückung des Bildes stattfinde, und über die Bedingung der Farbenerscheinung sagt er: Ein Bild müsse vorgestellt gedacht werden, daß seine helle Grenze über die dunkle, die dunkle Grenze aber über die helle, das Bild gleichsam über seine Begrenzung, die Begrenzung aber das Bild gleichsam hinweggetrieben werde. Eine solche Verrückung soll nur durch das Prisma vollbracht werden.

Dies sind die Grundzüge der Goethe'schen Farbenlehre.

Goethe kämpft mit großem Eifer gegen die Behauptung, daß das weiße Licht zu seiner Darstellung die Farbe habe, und während er die Erscheinung der Farbenkreise, bei welcher die Gränze der verschiedenen Farben im Auge gemischt werden, ein niederträchtiges Grau nennt, so verspottet er Mayerotte in den Versen:

Newton sieht das Weiße zusammengesetzet,
Ein bildungsloses Grau sogleich ihn ergötzet.
Dort malt ein Prisma auf mit Schwarzkunst Proben:
Auf hohen Wegen die Kurfürsten gehüldigt.
Dort heißt man: „Versuche es mit grauen"
„Blau Schuh na, Knabe?" „Nun was ist mit Grau?"
„Da sind nicht mehr Gränzen da, als in der Linie"
Weiß, dummer Junge, Weiß! so sagt's Mayerotte!

Wenn wir heutzutage die Goethe'sche „Farbenlehre" aufschlagen und hier überall bemerken, daß von der schattigen Natur der Farbe gesprochen wird, daß die Negative ein Lumen opacatum, ein helles Licht, ein heller Schatten sein soll, so erscheint dies im Anfange ganz unverständlich. Um ein richtiges Verständniß davon zu gewinnen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß Goethe auf dem Gegensatze des Positiven und Negativen fußt. Licht und Finsternis sind viele Gegensätze in ihrem äußersten Polen; aber es findet eine Annäherung dieser Pole durch die Farben statt. Da das Licht reizt sich nach Goethe die gelbe Farbe als ein gelindestes Licht an; an die Finsternis aber, als eine durch nicht gehobene Finsternis, die blaue Farbe. Geringere Schwächung der Energie beider Extremitäten liefert das Gelbroth, das Violett und somit ist Roth die Farbe, welche die Verbindung herstellt und den Gegensatz aufhebt. Grün, die Mischung der äußersten Enden der Farbenreihe, gilt ihm als neutrale Verbindung, als reale Vereinigung.

Das sind nun eine Ansicht ist, welche Goethe aus seinem Gefühl für die Farben abstrahirt, nicht aber eine zu entwickelnde Wahrheit, ist nun vorhanden erschließt. Er läßt sich zu derselben hinführen durch die Erscheinungen, welche das Auge beim plötzlichen Wechsel von Licht und Finsterniß wahrnimmt und die er, ungestraften mit der Erklärung der Physik, nicht sowol einer positiven, als vielmehr einer activen Reaction des Auges

zuschreibt. Daß das Auge geblendet wird, wenn es aus dem finstern plötzlich in das Helle versetzt wird, oder umgekehrt, daß Grau auf Schwarz heller, auf Weiß dunkler erscheint, das erklärt sich auch Goethe „aus dem stillen Widerspruche, den jedes Lebendige zu äußern gedrungen ist, wenn ihm irgendein bestimmter Zustand dargeboten wird“.

Er sagt: „Es ist die ewige Formel des Lebens, die sich auch hier äußert. Wie dem Auge das Dunkle geboten wird, so fordert es das Helle; es fordert Dunkel, wenn man ihm Hell entgegenbringt und zeigt eben dadurch seine Lebendigkeit, sein Recht, das Object zu fassen, indem es etwas, das dem Object entgegengesetzt ist, aus sich selbst hervorbringt.“ Er hätte hier noch als Beispiel die Worte Faust's hinzufügen können:

Ein Zauber hält ich von Begierde zu Genuß
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

In Uebereinstimmung hiermit stellt nun Goethe die weitere Behauptung auf: Sobald dem Auge eine bestimmte Farbe geboten wird, so fordert es eine andere, und zwar diejenige, welche das Gleichgewicht herstellt. Eine negative, kalte Farbe fordert auf diese Weise eine positive warme, oder umgekehrt, also Blau fordert Orange, Violett fordert Gelb; die vermittelnde Farbe Roth fordert die Mischfarbe der äußersten Enden der Farbenreihe, nämlich Grün.

So sucht er die complementären Nachbilder und die farbigen Schatten zu erklären. Aber abgesehen davon, ob seine Ansicht eine richtige ist oder nicht, gibt er uns damit gar keine Erklärung; denn anstatt den Grund der Erscheinung aufzudecken, verlegt er ihn in die innersten Vorgänge des Sehprocesses; anstatt ihn hervorzuziehen, schiebt er ihn über die Grenze des Erkennbaren hinaus und entledigt sich seiner.

Wir haben in frühern Artikeln, die wir in diesen Blättern gaben, gesehen, welche Erklärung die Physik von den hierher gehörigen Erscheinungen gibt. Was kann einfacher sein als die Erklärung, daß das Auge, welches durch Betrachtung einer Farbe für diese stumpf geworden sei und sie nunmehr in dem Weiß einer Fläche nicht mehr zu erblicken vermöge, also ein complementäres Nachbild erhalten müsse, da sich jede Farbe mit der ihr complementären zu Weiß ergänze? Aber darum bestreitet auch Goethe so heftig die Behauptung Newton's, daß die Farben die Elemente des weißen Lichtes seien.

Was nun die erwähnte schattige Natur der Farbe betrifft, so schöpft Goethe diese Vorstellung aus der Beobachtung der farbigen Schatten. Eine rothe Lichtflamme wirft grüne Schatten. Natürlich wendet Goethe zur Erklärung seine Vorstellung der geforderten Farben an; es läßt sich aber die Unhaltbarkeit der ganzen Goethe'schen Theorie gerade an diesem Punkte sofort nachweisen. Es ist nämlich Thatsache — und Chevreul hat dieselbe neuerdings durch mehrere Versuche bestätigt — daß der Schatten eines Körpers, welcher gefärbten Lichtstrahlen ausgesetzt ist, nur dann in der Complementärfarbe erscheint, wenn er von weißem Lichte beleuchtet ist. Läßt man durch ein rothes Glas Licht von dieser Farbe in ein sonst finsteres Zimmer oder in einen Kasten fallen, so wird dasselbe auf einem weißen Papier nur schwarze Schatten; dieselben werden aber sofort grün, wenn man etwas Tageslicht hinzutreten läßt.

Ferner zerfällt die Symmetrie der Goethe'schen Farbenreihe sofort, wenn wir seine Erklärung des Violett der Kritik unterwerfen. Ein beleuchtetes trübes Mittel vor einem dunkeln Hintergrunde soll blau erscheinen; darum sollen wir den Himmel und die blauen Berge in dieser Farbe erblicken. Sobald aber das trübe Mittel dünner, durchsichtiger werde, soll es Violett zeigen. Demnach müßte der Himmel auf hohen Bergen violett erscheinen; aber wir wissen, daß seine Farbe durch das tiefste Blau in Schwarz übergeht, je reiner und dünner die über uns befindliche Luft ist.

Wenn wir endlich noch einen Blick auf die Goethe'sche Erklärungsweise der farbigen Oberflächen von Körpern werfen, so können wir uns kaum des Lächelns enthalten. Auch hier soll ein heller oder dunkler Hintergrund und ein darüber gelagertes Trübes der Grund der vorhandenen Farbe sein. Wenn Newton sagt: „Ein Körper erscheint roth, weil er von dem auf ihn fallenden weißen Lichte nur die rothen Strahlen zurückwirft“, so ist diese Erklärung gewiß unendlich vernünftiger, als mit Goethe zu behaupten, es sei hier ein Licht im Hintergrunde, welches durch ein trübes Mittel hindurchwirke. Goethe macht auf die Schönheit der Felsen (polirtes mit einer Lackfarbe überzogenes Zinn) aufmerksam, indem er hierin einen Beweis der Richtigkeit seiner Behauptung erblickt. Man beleuchte also eine solche rein rothe oder blaue Folie im finstern Zimmer mit einer Weingeistlampe, in deren Docht man

ein paar Salzkörnchen gethan hat. Hier sind alle Bedingungen vorhanden, welche bei Beleuchtung mit Tageslicht existiren; Hintergrund und trübes Mittel sind nicht verändert worden, nur ist die Beleuchtung jetzt eine gelbe. Was geschieht? Beide Zonen erscheinen vollkommen schwarz — eine völlige Rechtfertigung von Newton's Lehre.

Einer der eifrigsten Vertheidiger der Goethe'schen Farbenlehre war Arthur Schopenhauer, der in seiner Abhandlung über das Sehen dieselbe mit einigen Modificationen dringend zur Annahme empfiehlt. Er schließt seine Abhandlung mit einer förmlichen Ehrenerhebung der Goethe'schen Farbenlehre. Nachdem er zunächst über die ungünstige Aufnahme derselben geklagt hat, fährt er in seinem bekannten Style fort:

„Von diesem Schicksal nun spricht einen Grundton schon Horaz aus:

turpe putant parere minoribus, aetate quorum grandior est, nec genus et formam regina pecunia donat.

Dasselbe ist ferner, wie die Geschichte aller Wissenschaften bezeugt, jeder bedeutenden Entdeckung, solange sie neu war, zu Theil geworden, und es ist endlich etwas, darüber sich die Menschen nicht wundern werden, nachdem sie Einsicht geworden ist, daß das Treffliche selten gefunden, seltener gesucht wird und daß das Absurde eigentlich die Welt erfüllt. Aber der Nachkomme, der eine Nachkomme aus Millionen, welcher sich der Kraft bewußt sein wird, in Kunst oder Wissenschaft etwas Eigenthümliches, Neues, Außerordentliches hervorzubringen, und der dabei in der Kunst wahrscheinlich mit irgendeiner alten Weise, in der Wissenschaft aber gewiß mit einem alten Wahn in Opposition tritt, möge vorerst doch hierher, bevor er sein Werk den Zeitgenossen hingibt, sich mit der Geschichte der »Farbenlehre« Goethe's bekannt machen; er lerne aus den »Optica«, die dann nur noch als Material der Literaturgeschichte in den Bibliotheken ruhen werden, das eitdann schon längst in seinem Kopfe mehr spukende Newton'sche Gespenst kennen; er lese darauf Goethe's »Farbenlehre« selbst, deren Hauptinhalt kurz und bündig ihm schon auf der Schule eingeprägt sein wird; endlich auch lese er von den Documenten der Aufnahme des Goethe'schen Werks so viel als ihr Wärmer übrig gelassen haben werden und sein Gleichmuth erträgt; er vergleiche nunmehr den handgreiflichen Irrthum, die taschenspielerischen Versuche der Newton'schen »Optica« mit den so einfachen, so leicht sichtlichen, so unverkennbaren Wahrheiten, die Goethe vertrug; er bedenke endlich, daß Goethe mit seinem Werke zu einer Zeit auftrat, wo der wohlverdiente Lorber sein ehrwürdiges Haupt krönte und er wenigstens bei den Edelsten seiner Zeit einen Ruhm, eine Verehrung erlangt hatte, die seinem Verdienst und seiner Geistesgröße doch einigermaßen entsprechen, wo er alle der allgemeinen Aufmerksamkeit gewiß war; — und dann sehe er, wie wenig, wie so gar nichts alles dies vermochte gegen jene Sinnesart, die nun einmal dem Menschengeschlechte im allgemeinen eigen ist."

Das sind nun so die Worte, mit denen Schopenhauer, als ihm in seinen letzten Lebenstagen eine kärgliche Anerkennung zu Theil wurde, dem großen Laienpublikum imponirte. Aber die Lage der Goethe'schen „Farbenlehre" hat sich darum nicht geändert. Keine Vertheidigung derselben hat vermocht, dem Goethe'schen Schattenspiel eine Seele einzuhauchen. Die unbeirrliche, nimmer müde Wissenschaft arbeitet fort an dem großen Werke der Erkenntniß der Wahrheit. Sie Christ hat Entdeckungen gemacht, von welchen man sagen kann, daß sie Triumphe des menschlichen Geistes sind. Sie hat das Licht und die Farben als Wellenbewegung des den Weltraum erfüllenden Lichtäthers kennen gelehrt. Sie hat erklärt, daß die Verschiedenheit der Farben auf nichts anderem beruhe als auf der verschiedenen Geschwindigkeit, womit die Schwingungen der Lichtwellen unser Auge berühren. Sie hat in der Interferenz und Polarisation des Lichts neue Wege zur Erforschung der Farben gefunden. Der Physiker hat, bei aller Hochachtung vor Goethe, dessen „Farbenlehre" als Dilettantenwerk beiseite und singt im Sinne des großen Mannes eigene Worte:

Dichtkunst in Ehren kannst du immer üben,
Im Farben nämlich, wie du nicht verstehst.

Dr. J. Aberhold.

Ueber Buckle's Geschichte der Civilisation in England.

Wir nennen hier ein Werk, das sich bereits in den Händen mancher an bedeutsamer Lektüre betheiligten Deutschen befinden wird.

Neben den Naturwissenschaften hat sich in keiner anderen Disciplin des menschlichen Geistes in den letzten beiden Jahren ein größerer Umschwung vollzogen als in der Kunst der Geschichtsschreibung. Mit der vermehrten Kenntniß, die

wir von der Vergangenheit gewonnen, hat sich die Form und das Wesen ihrer Darstellung verändert. In den drei classischen Ländern der neuern Historik, Deutschland, Frankreich und England, haben sich ausgezeichnete Geister wechselseitig bemüht, bald tiefer durch unausgesetzte Forschungen in den Kern des Stoffs einzudringen, bald den Begebenheiten und Männern früherer Epochen ihr eigenthümliches Leben, ihre Sprache und ihre Haltung zu verleihen. Der Trieb, der jetzt alle Wissenschaften belebt und ein Hauptfactor ihrer Zukunft sein wird, ihre Ausbreitung und volksthümlichere Gestaltung, ist auch für die Geschichte eine einwirkende Kraft geworden, darin zumeist, daß er den Geschichtschreiber gezwungen, sich eingehender mit den Gesinnungen, den Sitten und der Cultur der Völker als mit den Abenteuern und Schicksalen weniger Auserlesenen zu beschäftigen. Luden's „Deutsche Geschichte" war noch wesentlich nichts als eine ausführliche Erzählung von Staatsactionen, Kaiserwahlen und Schlachten; ein Fortschritt macht sich schon in Raumer's „Hohenstaufen" bemerklich, der das intellectuelle Leben des Volks, soweit seine Quellen reichten, auch seine socialen Verhältnisse, wenn auch nur obenhin, in Betracht zog. Jetzt unternimmt es Wirth, eine Geschichte des deutschen Volks durchaus vom socialen Standpunkt zu schreiben. Nach dieser Richtung ist Thomas Buckle's „Geschichte der englischen Civilisation", die uns in der Uebertragung von Arnold Ruge vorliegt (Leipzig u. Heidelberg, Winter, 1860), von außerordentlicher Wichtigkeit, weil sie unseres Wissens noch zum ersten mal die Gesetze der Volksentwickelung aufzustellen und in umfassender Weise zu begründen sucht.

Eine Geschichte im eigentlichen Sinne des Worts ist Buckle's Werk nicht. Viel eher würde diesem Namen noch die humoristische, gemüthliche Darstellung Carlyle's entsprechen. Es wird bei Quintilian's Erklärung des Begriffs der Geschichte bleiben müssen, „narratio ad narrandum", die Geschichte ist eine Erzählung. Welche Thatsachen und Begebenheiten der Historiker verzeichnet, ist freilich seiner Wahl überlassen; wenn aber Buckle begeistert gegen Adel, Geistlichen, Regierung und Gesetzgeber in dem Stil der englischen Pamphlete ankämpft, so wird dies kein unbefangener Leser für Geschichte halten. Den Stolz des Adels nennt er einen „phantastischen Wahnsinn"; ein andermal findet er es „widersinnig, ja einen Hohn gegen alle gesunde Vernunft, der Gesetzgebung auch nur irgendeinen Antheil an dem Fortschritt zuzuschreiben" und eifert wider die „abscheuliche Bevormundung des menschlichen Geistes": in Frankreich mit einem Paß reisen zu müssen. Arnold Ruge findet sich von diesen Betrachtungen, die drei Viertel des ersten Bandes einnehmen, wie begreiflich, besonders angezogen. Er bemerkt in der Vorrede: „Die Stände, die der Civilisation hindernd in den Weg traten: der Soldatenstand, die Staatsregierer und Gesetzgeber, der Klerus und der Landadel, sind ihm nicht gewogen." Ist es nöthig, den unbegreiflichen Irrthum aufzudecken, in den Buckle und Ruge hier verfallen? Sie verwechselten den jetzigen Zustand der arbeitenden Klassen — und nur deren Vortheil und Ansicht vertritt Buckle — mit dem frühern. Die Benedictiner haben die Namen kaum gelebet, die Könige haben sie in ummauerte Städte gesammelt und ihnen Kraft und Gelegenheit verliehen, gegen den Adel anzukämpfen. Hält es Buckle für keinen außerordentlichen Fortschritt, wenn Ludwig IX. von Frankreich alle Criminalfälle dem Patrimonialgericht der Landedelleute entzieht und vor seinen Stuhl fordert? Wenn Kaiser Friedrich II. seinem Königreich Neapel eine Verfassung gibt, die freisinniger als die damalige englische war, da sie die Vertreter der Städte in das Parlament wies? Und das „Preußische Landrecht", der „Code Napoléon" sind keine von Gesetzgebern ausgegangenen Fortschritte? Der Gedanke, die Geschichte Europas von der Völkerwanderung bis zur Reformation für eine Finsterniß ohne Gleichen, eine Nacht der Barbarei zu halten, ist eine längst widerlegte Ansicht Voltaire's und des 18. Jahrhunderts.

Ein Beispiel wird genügen. Die Kreuzzüge sind nach dieser Anschauung ein „phantastischer Wahnsinn"; wohl; ohne diese Kreuzzüge würde es nie einen Handel auf dem Mittelmeer gegeben haben; Städte wie Venedig, Genua, Pisa wären in verkommenen Fischerdörfern und Piratennestern herabgesunken und der Geist des Scepticismus, des Zweifels gegen Glauben und Autorität, in dem Buckle mit glücklichem Scharfsinn den Quell der Wissenschaft und der theoretisch geschulten demokratischen Bewegung entdeckt, wäre vielleicht erst drei Jahrhunderte später aufgetaucht. Vor dem Jahre 1150 gibt es in Europa keine Ketzer. Die Vermischung verschiedener Lehren und Religionen auf dem Boden Spaniens hat die ersten Keime des Scepticismus erzeugt, sie nach der Lombardei und von dort nach Südfrankreich getragen, der Landschaft, aus der, merkwürdig ge-

nug, der erste Ritter der Kreuzzüge, Graf Raimund von Toulouse, ihr erster Sänger, Wilhelm von Poitou, der Kinder der heitern Lanze, Bertholomäus, und ihr Träger in der Schlacht von Antiochia, Raimund von Agiles, stammen. Die Landschaft der Kreuzfahrer ist zugleich das Land der ersten Dichtung, der ersten Ketzerei; wie konnte dieser eigenthümliche und doch mächtige erschütternde Umschwung nur Buckle entgehen?

Aber er ähnelt darin seinem großen Vorgänger Voltaire, er kennt vom Mittelalter allein die Geschichte des Erzbischofs Turpin und die englischen Königskriege. Daraus zieht er den Schluß: Weil alle mittelalterlichen Quellen Fabeln enthalten, sind sie nichts werth. Schluß wie Begründung sind falsch. Auch Herodot ist reich an Märchen, an Wundern voriger Art; sind sie werthlos? Wenn Buckle die Chronik des florentiner Bürgers Dino Compagni durchgeblättert, würde er vielleicht einen demokratischen Geist gefunden haben, der ihn in der „Barbarei und Verwahrlosung" in Erstaunen setzt.

Und hier berühren wir den zweiten Grundirrthum Buckle's. Noch ihm haben sich die demokratische Gesinnung nur im Gegensatz zur Geistlichkeit und zum Adel, im Verein mit der fortschreitenden Wissenschaft, so braucht nicht erst gesagt zu werden, vorzüglich mit den Naturwissenschaften. Diese Anschauung berücksichtigt wieder nur die neuere Zeit und läßt ganz außer Acht, daß wie sich aus der Lage des Landes und dem Volkscharakter despotische oder demokratische, so auch demokratische Gemeinwesen bilden. So lebten die Deutschen zur Kaiserzeit, die sächsischen Bauern bis ins 9., die friesischen bis ins 13. Jahrhundert. Die Parteien, welche das Geschick von Völkern bestimmten, waren nicht Adel und Volk, sondern Arbeitgeber und Arbeiter. Vortrefflich hat Buckle nachgewiesen, daß die Landschaften am Euphrat, am Ganges, am Nil, weil die Lebensmittel in ihnen leicht zu gewinnen, wolthat und somit mehr Arbeitskraft vorhanden war als Nachfrage nach ihr, das Aufkommen einer herrschenden Klasse nicht nur begünstigen, sondern nothwendig machen. Umgekehrt war das Verhältniß in Deutschland, ist es noch heute in Nordamerika: die Zahl derer, die arbeiten, genügte der starken Nachfrage durchaus nicht. Somit wurde der Lohn steiger und der Vortheil des Arbeitgebers geringer, der Unterschied zwischen ihm und dem Arbeiter war leichter auszugleichen. Wie viele Bedingungen sich hatten, entsteht die Demokratie auch „als ein Gemälde des Patens" und bedarf der Theorie und des Skepticismus durchaus nicht. Daher gingen die freie Normannen, die schweizer Bauern, die Niederländer der Union. Für seine Auffassung der Demokratie, gleichsam als „der kämpfenden Kirche der Zukunft", hat Buckle überlesen, daß in den Ländern, die er am besten kennt, in England, Frankreich, Spanien seine Kenntniß von Irrthum und Irrthümer die eine Behauptung: Hochmuth möge nicht einmal von den höhern Ständen, dem Kaufmann und dem Pöbel gepredigt und verstanden?), daß Vermischung des Volks eine Folge der Eroberung ist. Der französische Adel war fränkischen Ursprungs, das Volk celtisch. Eine Verschmelzung der Stämme, wie in England zwischen Normannen und Sachsen stattgefunden, vollzog sich nicht: daher der drückende Hochmuth der Edelleute, der unversöhnliche Haß des Volks gegeneinander in Frankreich, so in der Jacquerie wie in der Revolution.

Leicht wäre es, viele Ausstellungen zu verdoppeln und den ganzen Plan eines Werks zu verurtheilen, das bei aller Schärfe in der einzelnen Betrachtung doch über Klarheit, Uebersicht und Ruhe im allgemeinen entbehrt. Man bedenke, daß die Einleitung allein drei Bände beanspruchte, ehe der Verfasser zu seinem Thema, der Darstellung der englischen Geschichten, gelangt ist es für den deutschen Leser keine wahre Lektüre, sich durch eine Reihe weitläufiger Behauptungen und Gemeinplätze gegen „die bevorrechtigten Klassen" hindurchzuarbeiten, erst die Thatsachen zu lesen, wie etwa, daß Ritterthum wäre „eine Schöpfung des bevormundenden Geistes" oder die englische Revolution von Hass „ein rein weltlicher Aufstand", als ob Hammond sein „Heiliger" gewesen und Milton sein „Verlorenes Paradies" gedichtet oder das Volk in Schottland wäre „so abergläubisch wie in Spanien".

Aber man lasse sich nicht abschrecken; der Kern belohnt die Anstrengung. Die drei Grundprincipien, von denen Buckle ausgeht, sind unbestritten und bilden für die philosophische Betrachtung der Geschichte unumstößliche Grundgesetze: 1) die Gesetzmäßigkeit und die Kausalität üben den entscheidendsten Einfluß auf die soziale Lage des Volks, auf seine staatliche Ordnung, seine Religion und seine Kunst; 2) wie wandelbar auch die Ansichten über die Hand-

lungen der Menschen sind, die sittlichen Wahrheiten ändern sich nicht, nehmen weder zu noch ab; nicht auf ihnen also, der Fortschritt der Gesellschaft beruht auf intellectuellen Wahrheiten, die stetig wachsen — „nicht das Herz sündige bei den Inquisitoren und Christenverfolgern, sondern ihr wenig gebildeter Verstand", sagt er treffend; 3) der Punkt, von dem jede Verbesserung ausgeht, ist der Skepticismus, d. h. der Zweifel an der Güte des Hergebrachten, der Gegensatz gegen die „Weisheit der Väter."

Vielleicht schadet es der Einfachheit und Durchsichtigkeit dieser Grundsätze, daß Buckle sie wie mit einer chinesischen Mauer aus unzähligen Noten und Bemerkungen umgeben, Früchten seiner erstaunlichen Belesenheit, die jeden Zweig des Wissens einen Augenblick betrachtet, aber keinen, die Naturwissenschaften vielleicht ausgenommen, gründlich untersucht hat. Den tiefer blickenden Geschichtsforschern haben einzelne Lichtstrahlen dieser wahrhaft weltbeherrschenden Gesetze durch die Nacht der Thatsachen und Königsnamen geschimmert, offen dargelegt und bewiesen hat sie Buckle zuerst. Ihm ist die Geschichte der Menschheit eine von dem Willen des einzelnen wie von der theologischen Vorstellung einer göttlichen Vorsehung gleich freie, unter dem Zwange der Nothwendigkeit sich gesetzmäßig gestaltende Entwickelung. Was die Physiologie für den einzelnen Menschen, das ist die Geschichte für alle. Wir nennen freie, menschliche That, was im Grunde die Aeußerung natürlicher Bedingungen ist. Dies soll uns nicht muthlos machen. „Die Thaten schlechter Menschen", sagte Buckle, „bringen nur zeitweilige Uebel hervor, die Thaten guter nur zeitweiliges Gutes und endlich sind Gut und Uebel völlig zu Boden, wird aufgehoben durch nachfolgende Generationen und geht in der unaufhörlichen Bewegung folgender Jahrhunderte auf. Aber die Entdeckungen großer Männer verlassen uns nie, sie sind unsterblich; sie enthalten jene ewigen Wahrheiten, die den Sturz von Reichen überleben, die länger dauern als die streitenden Religionsparteien, ja eine Religion nach der andern in Verfall gerathen sehen." Und hier trifft Buckle mit seinem Landsmann Thomas Carlyle, von dem er sich so bestimmt in Weltanschauung und Ausdruck unterscheidet, und einer Strömung des Jahrhunderts zusammen, daß, den Heiligen wie den Königen entwachsen, nur noch eine Macht über sich erkennt, die Intelligenz, und für ihre Verehrung sich eine neue Form zu schaffen müht, den Cultus des Genius.

Karl Strupel.

Anregungen.

Vorzüge und Gebrechen der Schulen.

Mag auch die Bemerkung, daß viel kein anderes Wissen und Können in der Bildungsgeschichte der Menschheit so langsame Fortschritte macht und anerkannte Resultate so wenig Beachtung in der Ausführung finden, als dies bei der Erziehungskunst der Fall ist, für Strebsame und gewissenhafte Gemüther noch so niederschlagend sein, dem trägen, vorurtheilsvollen Menschengeiste darf sie nicht erlassen werden, damit er durch eine solche Demüthigung die Kraft seines Willens und den Grad seiner Einsicht erkennen lerne.

Ist nun jemand zu einer klaren Erkenntniß hierüber gelangt und hat den Muth, dies offen einzugestehen und ein solches Testimonium paupertatis seinem Zeitalter wiederum auszustellen, trotz aller vorhandenen mannigfachen Erfolge und aller Irrthümer, die in der ermüdenden Wiederholung des oft Gelogten liegt, nun, so muß man wenigstens vom Standpunkt des idealen Strebens den zähen Naturen immerhin dankbar sein, die nicht müde werden, uns an das hohe Ziel und an unsern schwachen Willen zu erinnern. Stehe in der Erziehung auch der Hauptfactor stets das Haus oder die Familie und trifft somit der schwere Vorwurf des äußerst langsamen Vorwärtskommens und der dadurch mitverschuldeten niedrigen Bildungsstufe der Sittlichkeit unseres gesammten Gesellschaft hauptsächlich die häuslichen Verhältnisse, so gibt es doch bei aller Anerkennung der treuen Strebsamkeit des andern Erziehungsfactors, der Schule, auch für diese in Methodik, in Behandlung der Kinder, in äußern Einrichtungen, in der Begrenzung des Stoffs u. a. noch gar manches zu reformiren. Daran erinnert uns wiederum das mit unverkennbarer Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit geschriebene Büchlein: „Pädagogische Briefe. Neue Folge. Beiträge zur Beurtheilung der Familienerziehung, der Privat-, Real- und Handelsschulen, der Gymnasien und Universitäten", von Dr. Horst Kesselstein (Dresden, Ernst zur Linde, 1861).

Der Verfasser kennt die mancherlei Mängel großartiger Pensionate aus eigener Erfahrung und rügt die mannichfachen Uebelstände, die sich in umfangreichern Anstalten kaum vermeiden lassen, weil eben eine solche fabrikmäßige Anlage dem Wesen und Wirken der Erziehung widerspricht. Man hat da vollständig zu thun mit der Aufrechthaltung der Ordnung und des Gehorsams und mit der Abwehr

größern Umfang. Ein traulicher, gemüthlicher Zusammenleben, wie dies die Familie bietet, ist bei der Massenerziehung nicht möglich, und gemüthlich ist es den betreffenden Eltern auch leider nur darum zu thun, daß ihre Kinder unterrichtet werden und vielleicht noch mangelhaftern Verhältnissen entgehen.

Um so mehr muß man sich wundern, daß der sonnenklarste und vernunftbildetste Verfasser die dem Familienleben meist nicht freie Erhebung Kostschulen oder Landschulen als die gegenseitige Erziehungsanstalten darstellen kann. Hat man aber erst richtig den wahren Werth des Familienlebens und seiner Segnungen erkannt und wird man der gegnerischen Würdigung werden müssen, daß auch Kinder nicht allein wenigstens ebenso viel frühige Charaktere hervorgegangen sind, sondern auch die gewöhnlichen, gesitteten Naturen hauptsächlich durch das Zusammenleben mit einer Familie ihre Innigkeit erhalten haben, so wird man auch alles Herausreißen aus dem Familienverbande als unnatürlich und einseitig verdammen müssen. Und nicht erst „Kalben" — eine zu Berlin bei Uhlmann 1860 erschienene Schrift — hat uns die Augen geöffnet über viele Mängel häuslicher Erziehung, die wegen des geringern Kostenaufwandes zum Theil, zum Theil wegen ihres gewandteren erscheinenden Wesens von den Eltern allerdings den Lehrern gesucht werden. Allerdings muß dort das Wollen kräftiger und richtiger gerichtet als anderswo. Doch Charaktere bilden sich weit eher und vortheilhafter im Strom der Welt, im Umgang mit mehreren verschiedenen Menschen. Der anhaltende Fleiß, der auf den Kostschulen eigenwegen werden kann, hat den Verfasser gänzlich die Möglichkeit der Familienerziehung vergessen lassen.

Außerdem sagt der Verfasser, der früher schon einen starken Band pädagogischer Briefe zur Reform der Gymnasialschulen herausgab, über das Wohnen und Lebensgrundverhältniß über Privatschulen, über den gänzlichen Mangel religiöser Einwirkung auf die Gymnasien und Universitäten, welch man in Lehrbüchern, da sich mal über jeden dieser Punkte ein Büchlein schreiben ließe. Vielfaches behandelt der Verfasser einer verbesserte Behandlung des Geschichtsunterrichts und namentlich die Verbindung der Hauptschulen.

Mag man dem Verfasser auch in sehr vielen Rügen und Vorschlägen unbedingt beistimmen, so darf man doch auch oft genug an diesen Briefen wie an den früheren die allzu ideale Auffassung, welche die gegebenen Verhältnisse zu wenig berücksichtigt, als in der Ausführung unmöglich, ja unvernünftig zurückweisen. Die Unvollkommenheit der Erziehung hat nicht blos in dem Ungenügenden der Mittel, sondern vornehmlich in der Unvollkommenheit, der Verkehrtheit und geistigen Trägheit der Menschen ihren tiefen Grund.

Ein katholischer Bischof.

Es gibt eine Haltung in den großen entscheidenden Fragen des Lebens, die unbedingt Achtung, ja Verehrung abnöthigt, auch in dem Falle, wo die Ansichten von dem Ziele des Strebens und der Art, es zu erreichen, bei beiden Theilen von Grund aus verschieden sind.

Es findet dies auf dem politischen wie auf dem religiösen Gebiete Statt.

Fehlen ihnen freilich weder Gnade noch Gerechtigkeit an dem Strebern, ist es auch das christliche, allen denjenigen, die nicht gerade ihres Glaubens sind, nicht gerade ihre Sitte wandeln, aber nur bedauernd Kraft der Erkenntniß derselben, mit aufrichtiger Liebe zum Irrenden bringt, nie weiter nichts anderes als die Wahrheit entdecken und hinein mit voller Haltung verfechten wird, so kann es an mildiger Anerkennung nicht fehlen, da werden auch widerstrebende Parteien den Standpunkt finden, und sollen sie darin nicht sinken, so muß auch beide das Bewußtsein in den Kampf getreten, daß sie im Dienste Gottes, im Dienste der Weltenordnung kämpfen.

Der kürzlich verstorbene Erzbischof von Mainz war einer von den seltenen Charakteren, die durch die Lauterkeit ihres Wandels, durch ein anspruchsloses, einfachreiches Wirken, ein Wohlwollen allen gleichen und alle die schönen Tugenden, die den geist- und liebenswürdigen Mann auszeichnen lassen, auch allen Seiten hin Achtung gebieten und die Gruppe nach Stand, Beruf, Confession oder Partei gar nicht aufkommen lassen. Und doch trug er seine ganz bestimmte Farbe, er war katholischer Priester im guten Sinne des Worts, mit entweder von dem Hochmuth und der grundsätzlichen Herrschsucht der römischen Hierarchie. Er erkannte allerdings die katholische Kirche, trotz der Mißbräuche, die ihre äußere Erscheinung entstellten, als die Hüterin der Offenbarung und er mußte sich nicht haben lassen, daß er einem Dogma widersprechen, einen streng kirchlichen Brauch stürzen oder widersetzen habe, worauf er unablässig auf eine blind gehorsame Befolgung dringe, ja er war in allem ein treuer Sohn der katholischen Kirche, aber er gehörte zugleich dem freigeborenen Theile der unterschiedlich Denkenden seiner Kirche an, mit unerschütterlichem Vertrauen auf Gott, sowie die Kunst als die schönste Tochter der ewigen moralischen Ordnungen, priester und empfahl ihre Stiftungen für die Zwecke der Kirche und sprach selbst seine vorzügliche, freiheitliche Gesinnungstheit in politischen Fragen auf, zum mäßigen Erregung, doch auf reinem Quell entsprungen und seine ernste und gründliche Wissenschaftung in vielfachen Richtungen und tiefen Umfange.

Eine andere Richtung ungemeiner Thätigkeit war sein Wirken in der hessischen Ersten Kammer, wo er mit erleuchtetem Sinne für Oeffentlichkeit, Mündlichkeitsverantwortlichkeit, für die Erneuerung von Wahlbezirksinstitutionen und völlig parteilos zu Gunsten der katholischen wie der evangelischen Geistlichkeit sprach und stets seinem politischen Glauben

an dem Schickſal meines Vaterlandes. Die Schweden belagern Leipzig, ſie wollen Dresden anzünden, unſre Truppen ſind geſchlagen, die ruſſiſchen Hülfsvölker, die Patkul befehligt, geſprengt. Die Churfürſtin badete ſich in Thränen, als ich auf ihrem Zimmer war; der König — Du biſt jünger als ich, liebe Freundin. Scherze, tändle! Mein Herz iſt ſchwer; Du verſtehſt mich nicht! Ich geh' auf mein Zimmer. Melde mich unwohl. Tagen wird es — vielleicht nur zu früh!

Bar. Jänkendorf (allein).

Die gute Anna! Sie liebt. Aber wen? Sie iſt unglücklich und „die ſieben Troſtgründe" hat ſie doch da liegen laſſen! (Es klingelt hinter der Scene.) Einer davon hätte doch vielleicht gewirkt. Die Churfürſtin klingelt. Ich wünſchte, ich wäre ſtatt einer Hofdame lieber ein Page und diente drüben auf unſerm rechten Flügel, wo man franzöſiſche Romane lieſt, in lebhafter Verbindung mit dem göttlichen Verſailles ſteht und nicht nöthig hat, über jedes Compliment, das uns ein Cavalier macht, zu erröthen und zu ſagen: Signore no capisco! (Es klingelt.) Ach, ich komme ſchon. (Hürſt ab.)

Verwandlung.

verdient besondere Erwähnung die „Geschichte der drei Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts“ in großen Zügen, schlicht und anregend geschrieben, zugleich mit der Tendenz, die äußere Gestalt der Kirche zu verbessern und durch Begründung particularkirchlicher Synoden die absolute Gewalt des Papstthums zu beschränken. In gleichem Sinne hatte er als Vermeser und Coadjutor des Fürsten-Primas von Dalberg das Bisthum Konstanz verwaltet. Es war natürlich, daß die römische Curie einen solchen Seelenhirten nicht brauchen konnte; wie es scheint, war es hauptsächlich der päpstliche Nuntius in Luzern, der den edeln Priester dem Heiligen Vater in solchem Lichte darstellte, daß jeder Versuch der Rechtfertigung vergeblich war und er sich um des Friedens willen genöthigt sah, auf die Nachfolge im Bisthum wie weiterhin auf den neugegründeten erzbischöflichen Stuhl in Freiburg, auf welchen ihn das Vertrauen und die Liebe des Kapitels und des Landesherrn berief, zu verzichten.

Daß er der deutschen Kirche eine nationale Selbständigkeit verleihen und sie in äußerlichen Dingen dem Staate unterordnen wollte, ohne jedoch die oberbischöfliche Gewalt des Papstes anzutasten, das konnte man ihm in Rom nicht verzeihen, und so durfte sich niemand wundern, daß von da der Auftrag an das Kapitel kam, „einen würdigeren und tauglicheren Mann“ zum Bischof zu wählen.

Dieser Lebenslauf findet sich in „Das Leben J. H. von Wessenbergs (Freiburg, Wagner, 1862) geschildert, leider auf allzu spitzfindigem Raume, sodaß vieles Wichtige nur berührt ist; mit Recht wünschte man eingehendere Mittheilungen über die Jugendzeit, über die Beziehungen Wessenberg's zu Goethe, über sein persönliches Verhältniß zum Fürsten Dalberg und über manches andere, was den ausgezeichneten Mann uns näher vor die Seele brächte. Wie ich aus dem Vorwort entnehmen läßt, haben wir diese ausführlichere Darstellung noch zu erwarten.

Dramatische Versuche.

II.

Auf 198 Seiten, halb Prosa, halb Verse, handelt Eugen Reinau Leben und Tod des „Ingenuin“ (Stuttgart, Schweizerbart, 1861) ab. Schlimm ist dieses gelesen, daß Aelianus der römischen Senatoren nicht ohne Witz schildert. Dem einer durchgreifenden Handlung, von einer Charakterentwicklung ist trotz etwa 30 redenden Personen wenig Spur vorhanden.

Dem Bühnendrama am nächsten kommt J. N. Bachmann's „König Alfonso“ (Wien, Dirnböck, 1860), eine Skizze nach Friedrich Halm's spanischen Trauerspielen. Hier ist die Spur eines dramatischen Talents, die Kraft, wie ein an sich edler Mensch zum Verbrechen, zum Königsmorde kommt, ist ebenso geschickt erdacht wie ergreifend gelöst. Nicht durch äußere Zufälle, innerlich geht nach vollbrachter That die Wandelung in Alfonso vor. Wäre der Heldin des Stücks, Flavia, eine größere Bestimmtheit des Willens, mehr jene spanische Glorie verliehen, wie es Calderon's Frauen in den wechselnden Lösen besitzen, so verdiente dies Drama die Feuerprobe der Bühnendarstellung.

Gelegentliches

von Joachim Lederer.

Der Mißbrauch geringer Macht wiegt in der Praxis verderblicher als der Mißbrauch einer großen Macht wenigen.

* *

Der immerhin parteiisch für seine Anhänger' Strenge Gerechtigkeit, selbst gegen Freunde übt, wird wir kaum einen Feind verschaffen, wol aber manchen Freund entfernen.

* *

Das Goldene Kalb war doch noch immer ein respectables Götzenbild. Unsere Zeit hat es aus Papier gemacht.

* *

Einem dirigirenden Minister ein Hoch' oder eine Katzenmusik zu bringen ist nach meinem Begriff eine und dieselbe Störung der öffentlichen Ruhe.

* *

Die Spartaner tödteten ihre schwächlichen Kinder bei der Geburt. Wir sollten es ebenso mit denen machen, die geborene passives Stabilum sind. Wer sein Gift in sich selbst mitbringt — fort mit dem Jammerwurm!

* *

Der Schwierigkeit ist bekanntlich des Morgens Gold, des Mittags Silber, des Abends Blei. Es verkehrt man mit manchen Personen morgens beim Caffee oder auf der Straße ganz angenehm, auch mittags bei der Tafelspitze sind sie leidlich, abends in der Gesellschaft nicht zum Aushalten.

* *

Der Schiller-Verein möchte ich die Grabschrift setzen: „Die Natur hatte sie so reichlich ausgestattet, die Kunst ihr noch so viel hinzugeben, daß selbst ihr Kirchhof ihr nicht alles nehmen konnte.“

* *

Es gibt Schauspieler, die während des Spiels mit jeder ihrer Posituren ins Parterre gehen und nachsehen, ob sie dort glücklich angelangt ist.

* *

Jede Liebeserklärung in Versen verdient einen Korb in Prosa.

* *

Ich las: „Ein ordentliches behördliches Verfahren.“ Nichtig! Die Sache war von den Behörden ganz ordentlich verfahren.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: „Was uns noch retten kann." — Aus Stuttgart. — Neuere Musikzustände. V. — Briefwechsel.

„Was uns noch retten kann."

Dies ist der Titel der kleinen Schrift, deren aus innerstem Grunde gehaltene Wahrheit ihr Verfasser, Staatsgerichtsrath Duncker in Berlin, Gebe der berühmten Theologen, bekanntlich mit seinem Blut besiegelt hat.

Wäre vielleicht unter anderen Umständen diese Streitschrift mit den maßvollsten Klagen, die aus Verzagend Briefe über die gänzlichen Hoffnungen des Augenblicks erfüllen, ohne besonderen Widerhall vorübergegangen, so kann sie jetzt nicht verfehlen, mit gesteigerter Aufmerksamkeit geprüft zu werden. Nach Inhalt, Darstellungsform, Gesinnung haben wir hier ein politisch Dauerndes von vorzüglicher Bedeutung.

Der Verfasser steht auf dem Standpunkt der historischen Einsicht unserer Zeit. Die frische Vergegenwärtigung der früheren akademischen Jugend-Zeit, die, erquickt von den Erfahrungen des reifen Alters, anbetungsvoll und folgsam hier ihre Ueberzeugung ausspricht. Kein gewissenloser Diplomatiker, keine Machtsüchtige Seele mehr, sondern ehrliche und gerade Gesichtspunkte von der Höhe der Betrachtung unserer Zeit im großen und ganzen.

Nicht Hohn, sondern ein tiefer Schmerz, über Herrn Duncken gekommen, daß ihm Preußen bei einem Conflict mit Frankreich so gut wie verschlagen zu scheine. Der erste Anprall der Franzosen, sagt er, würde unausbleiblich und eine schon bis Berlin zurückgedrungene preußische Armee, mit den Dänen in der Flanke und einer englischen Flotte der Ostseeküsten im Rücken, schon seiner Aufstellung nach übel, wenn man auch noch mehr als die Millionen Thlr. für einen Bestand veranschlagte, der ihm seit den Gefechten bei Jena mache. Seine Kaltenberg-Phantasie ringt sich ihm vom edlen, patriotischen Herzen mit Bangen los. Der Napoleonismus seiner unterirdischen Dämonen, die seiner Meinung nach Europa und Deutschland in den Abgrund ziehen, hat ihm darüber die Hand geschwächt, die seine Wahrnehmungen niederschrieb. Gegen sind darum nicht widerlegt. In ein Gottesgericht möchten hier nur die Zeiten des Mittelalters und die Phantasien der Prophezeiung glauben fügen.

Wir theilen alle Ueberzeugungen des gedankenvollen Verfassers; nur in zwei Punkten möchten wir von ihm ab.

Gründ scheint uns seine Darstellung Napoleon's III. nicht zutreffend. Man rechnet, von den Gefahren, die uns durch Frankreich drohen, genug zu denken, glaubten wir doch, daß der Krieg für den Usurpator Frankreichs seine primäre, sondern nur secundäre Bedeutung hat. Er fürchtet ihn nicht, aber er sucht ihn auch nicht. Vielmehr ist der erste natürliche Gedanke eines Herrschers seiner Lage? Die Befestigung seiner Macht, wird man antworten. Wir sagen: Ihm genügt die Befestigung der Thatsache, daß er Kaiser der Franzosen wurde. Tagesrecht ist wenigstens alt und ehrbar. Die Befestigung seiner Macht würde einen persönlichen Ehrgeiz, namentlich Familienpolitik, Aussteuer für seine Nichtverwandten verwirklichen, die uns Ludwig Napoleon, der seine Verwandten viel zu wenig liebt, nicht zu besitzen scheint. Aber gerade an die Pforten der Geschichte klopfte und als Abenteurer, ja von Deutschland sogar als Gaukler hinausgeschaut wurde, hat seine andere Aufgabe zu erfüllen, als sie ihr persönlich den historischen Grund besser zu bewirken, auf er bei allerlei gemacht ist. Die Möglichkeit, einen Tag à la Louis Philippe mit nicht all mit einem Neuen Heim und wenn auch mit noch soviel Philosophie nach Venten flüchten oder Amerika Ziel aufsuchen zu müssen, ist das einzige Schreckbild, das vor den Augen eines Emporgekommenen steht, der unserer Meinung nach nur der Geschichte und dem einzigen Beweis liefern zu müssen glaubt, daß er kein Abenteurer und ein Parteihaupt nicht überlich war. Die Ruhe eines majestätischen Thronerbe in den Tuilerien würde ihm vollkommen genügen, so sehr die Nachfolge würde ihm absichtlich sein. Acht er doch ohnehin nur auf zwei Augen, die er liebt. Er thäte vielleicht nichts, als friedlich seine Krone behalten, wenn nicht jeder Herrscher in Frankreich wider Willen Aufgaben erhielte, die ihm die Zeit und die Interessen seines Landes stellen.

Wir glauben alle nicht an eine primäre Absicht Napoleon's, daß uns das Bewußtsein, selbstständig, anbahnen, erobern zu wollen; alle diese Dinge kommen ihm inzwischen. Könnte er seine Regierung mit Reden von Bentzenberg, Boulon, Paradies u. s. w. ausfüllen, er thät es. So ist es auch mit seinem „Verlangen" nach der Rheingrenze. Nur secundär kann diese alte Reminiscenz zu einer verübergegangenen kurzen imperialistischen Herrlichkeit, eine Reminiscenz mehr der Eitelkeit als des vollen Besitzes bei einem vernünftigen Franzosen durch Provocationen oder eigenthümliche Verschiebungen der Verträge in Erwägung kommen. Hier Duncken erwartet aber Frankreich durch Belgien und die Rheinlande wie auch dem unabwendlichen Gesetz französischer Staatsverhältnisse und

wie ganz auf dem Gegentheil. Unbegreiflich, wie seine Gnaden hinzufügen kann, daß in solchem Falle Englands Interesse auf Tod und Leben engagirt wäre und wie er demnach sein Axiom, zur Arrondirung durch Belgien gehöre für Frankreich auch das ganze deutsche linke Rheinufer, als eine vollkommen erwiesene Tendenz der Napoleonischen Politik aussprechen kann. Daß Frankreich Savoyen und Nizza schon vor dem Ausbruch der Reibungen zwischen Sardinien und Oesterreich als Beutetheil begehrte, d. h. schon in Plombières für sich stipulirte, ist von allen Seiten geleugnet worden. Die „Ländergier" kam erst mit dem Kriege, kam mit seinen Anstrengungen, seinen Opfern, seiner leichten Befriedigung und dem Austausch gegen herrenlos gewordene Gebiete. Wir glauben wol an Napoleon's Reiz, die kecke Sprache der Schweizer zu strafen, aber nicht an seine Ueberzeugung, Frankreich „bedürfte" die jenseitigen Abhänge der Alpen! Wir glauben an Napoleon's soldatischen Reiz, das militärische prestige Preußens auf die Probe zu stellen, aber nicht an die grübelnde primitive Ansicht: Du mußt Belgien und die Rheinlande haben!

Bei alledem wird es nichts verschlagen, wenn wir, ohne uns darum auf ein unsere ganze Existenz überspannendes ewiges Qui vive! zu stellen, den Gedanken festhalten: Einen Krieges mit Frankreich haben wir uns früher oder später zu gewärtigen! Für diesen Fall aber tritt die zweite Differenz ein, die uns von den Auffassungen dieser Schrift trennt.

Herr Twesten ist ein specifisch preußischer Politiker. Für ihn beruht Deutschlands Schwerpunkt nur auf Preußen. Wir theilen diese Ueberzeugung in dem Sinn vollkommen, daß auch wir Deutschlands Geschick von Oesterreich trennen wollen. Ein Staat, der nicht einmal die Kraft und, wie es scheint, den Willen hat, uns auf dem Wege von Dresden nach Wien Trog als eine Zwischenstation deutschen Lebens zu erhalten, kann nicht mehr für Deutschland maßgebend sein. Oesterreichs „Machtstellung" schützen zu wollen, würde uns in Kämpfe verwickeln, die uns ebenso nach außen hin verderben müßten, wie die noch junge Saat eines freien und volksthümlichen politischen Lebens nach innen zertreten. Aber darin vermissen wir des Verfassers überwiegend deutsches Herz, daß er von Preußens nothwendigen Allianzen mit — der Schweiz, Belgien und Holland sprechen kann, es beklagt, wie schwer allerdings ein Trutz- und Schutzbündniß mit der Eidgenossenschaft zu schließen sein würde — und die herrlichen Bestandtheile seines deutschen Vaterlandes: Sachsen, Würtemberg, Hannover, Baiern, mit Oesterreich in Einen Topf wirft! Weil Preußen bei den Herren von Beust, von der Pfordten, Borries, Dalwigk u. s. w. nicht findet, was es begehrt, soll es Neapel mit Stömpfli, König Leopold und den gänzlich allen politischen Händeln fremden Bewohnern der holländischen Deiche schließen! Welche Verirrung des preußischen Selbstgefühls! Ist darum, daß mit Oesterreich seinem eigenen Schicksal überlassen müssen, Deutschlands Kern mit 20 Millionen Brüdern aufzugeben! Welche künstliche Allianz kann je diese natürliche ersetzen!

Gewiß ist die Aufgabe gelöst, aus dem Sachsen des Herrn von Beust, aus dem Baiern des Herrn von der Pfordten die feindliche und auch für Preußen heilsame Richtung herauszufinden. Diese Aufgabe ist aber nicht unlösbar, vorausgesetzt, daß man nicht der Meinung ist, Sachsen wäre unter allen Umständen Herr von Beust, Baiern immer nur Herr von der Pfordten. Deßhalb, weil die preußische Politik die Selbständigkeit der übrigen Staaten Deutschlands zu bedrohen scheint, deßhalb, weil allerdings in letztern gegenwärtig Ministerien wirken, die nur die Eine Absicht des Gegenkommens gegen ihre Annihilirung haben, deßhalb auch folgrich diese momentane Politik als die allzeit unveränderliche zu nehmen und 20 Millionen Deutsche zu Leibeigenen ihrer Dynastien zu machen, zu Sklaven, die nicht bei dem ersten ernsten Stirnrunzeln des Gottes Mars, das sich in Straßburg wahrnehmen ließe, wie Ein Mann die Kette brechen und das schwarzrothgoldene Banner „Hie Germania!" aufrollen würden mit sofortiger Beseitigung Jedes, der etwa von Rheinbundpolitik sprechen wollte und wenn er Krone oder Ministerportefeuille oder militärischen Commandostab trüge — das ist geradezu unerhört.

So sieht man, daß in Preußen selbst die Besten unwissentlich den Geist beleben, den sie bekämpfen. Herr Twesten wirft dem bureaukratischen, aristokratischen, soldatesken Geiste der preußischen Monarchie den Fehdehandschuh hin und sein eigener — sei er demokratischer oder gothaer — Standpunkt gibt ihm vielleicht Veranlassung seines deutschen Vaterlandes ein, die auf der Sachsenhäuser Brücke in Frankfurt am Main den preußischen Soldaten bestimmer, den baierischen oder hessischen Kameraden zu verhöhnen. Wir sind der positiven Ansicht, daß Preußen, da es nicht die Rolle Victor Emanuel's spielen will und kann, sich dem gegebenen Deutschland unterzuordnen und nur dazu beizutragen hat, daß aus unserm Gesammtvolke die Quintessenz seiner Kraft gezogen und leicht und expedit organisirt werde. Wer wie Herr Twesten die Ueberzeugung hegt, daß die preußische Kriegsverfassung eine unmöglich länger zu ertragende und im Kriegssturm nicht einmal ausreichende Ueberspannung der Kräfte von nur 17 Millionen Menschen ist; wer ferner zugestehen muß, daß der öffentliche Geist der maßgebenden Gesellschaftsklassen in Preußen hinter der Zeit zurück und noch im äußersten Rückstand steht, der sollte seinem engern Vaterlande vor allem Demuth lehren. Das Preußen von 1813, 1814 und 1815 hat Deutschland allerdings vom französischen Joche befreit, aber das außerpreußische Deutschland von 1815—48 hat Deutschlands geistige Befreiung vollzogen. Der unsterbliche Ruhm der Rotteck, Welcker, Jordan, Jahrin, der vielen Märtyrer des constitutionellen

Verbrauch, kommt dem der Gurte, Schuh, Schornstein vollkommen gleich und die trübe geistige und politische Nacht, in welcher Preußen von 1815—48 lebte, ist für ihre endliche Erhellung den „kleinen Staaten" zu ewigem Dank verpflichtet. Der deutsche Volksgeist wird sich im Augenblick wirklicher Gefahr von seinem Verrieb, von seinem von der Pfaffen oder Dalwigk gängeln lassen. Wir sind vollkommen der Meinung, daß wir bisher am Bundestag noch ein Organ haben, das für Deutschlands und für Preußens Bestand mehr Garantien bietet als Separat-Allianzen Preußens — mit der Schweiz, Belgien oder Holland!

Aus Stuttgart.

Im Juni.

— — Warme Regentage haben unsere Sommerfallen eingeleitet, Felder und Wiesen und Weinberge erfrischt und die Menschen wieder mit frohen Hoffnungen auf ein ergiebiges Jahr erfüllt. Nun sind jene normalen Sommertage gekommen, welche in der schwülen Stadt die Sehnsucht nach einem frischen Bade oder nach einem Gebirgsaufenthalt im Schatten einer grünen Thalei in uns erwecken. In den trefflich eingerichteten Bädern von Cannstatt und Berg sind bereits wieder Gäste angekommen, während die vornehme Welt unserer Residenz jetzt an den Ufern des Bodensees oder in den Kammerbühl des Schwarzwaldes, in Teinach, Rippoldsau, Wildbad, Baden-Baden u. s. w. sich niederläßt.

Der Schloßplatz, diese Sandwüste zwischen dem säulengetragenen Königsbau und dem Residenzschloß, soll zu blühenden Gartenanlagen umgewandelt werden und sich mit rauschenden Fontainen beleben. Unter der Leitung Hackländer's ist der ganze Platz umwühlt, mit Gartengrund überführt, mit Spaziergängen durchschlängelt und gegen die Königstraße hin mit einem eisernen Geländer abgeschlossen worden. Zu beiden Seiten der hochragenden Jubiläumssäule harren jetzt große Bronze Blumenschalen in auf einen eigenartigen Wasserstrahl, der in sie hervorspringen soll, der neuen Anlage Kühlung und Erfrischung spendend. Noch entbehrt freilich das dem Auge so wohlthuende Grün und den bunten Blumenschmuck; aber schon streckt es seine Keime hervor und für den letztern werden die dienstbaren Hofgärtner auch Sorge tragen. Damit gewinnt der Schloßplatz eine hübsche, aber auch eine sehr kostspielige Zierde. Das Wasser wird aus dem fast eine Stunde von hier entlegenen Neckar durch eine riesige Röhrenleitung herausgepumpt. Sowohl die Herstellungs- als Unterhaltungskosten eines solchen Werks sind begreiflicherweise höchst bedeutend. Einen Theil derselben trägt übrigens die Stadt Stuttgart, der dafür auch ein Antheil an dem gewonnenen Wasser zugute kommt.

Die lange Verzögerung der Unterfertigung des Kammerbeschlusses in Betreff des Concordats mit Rom bewog die Finanzcommission, den Antrag zu stellen, die Kammer wolle auf die Berathung und Verwilligung der für die katholische Kirche und für die katholischen Unterrichtsanstalten erzielten Summen vorerst nicht eingehen, bis seitens der Staatsregierung der in Betreff des Concordats an dieselbe gerichteten Bitte entsprochen worden sei. Der Antrag wurde mit 10 gegen 5 Stimmen angenommen. In der Minderheit befanden sich wieder katholische, sonst freisinnige Commissionsmitglieder, worunter Probst und Wiest, die zwischen Ultramontanismus und Katholicismus nicht unterscheiden wollen oder unbegreiflicherweise nicht zu unterscheiden vermögen. Sollte denn die Einsicht gar so schwer sein, daß ein gebildeter Katholik unmöglich mehr einem Unfehlbarkeitsglauben huldigen kann, der jedem geistigen Fortschritt leugnet und folgerichtig gerade das, was das unsterbliche Wesen des Deutschen ausmacht, ihre Literatur und Philosophie, verdammt? Nein, ein ehrlicher und gebildeter Katholik steht in Bezug auf die wichtigsten religiösen Glaubensartikel auf demselben Boden, auf dem er den ehrlichen und gebildeten Protestanten die Bruderhand reichen kann. Die Unterschiede des Cultus sind nur noch Sache des ästhetischen Gefühls, das nun vom jeweiligen Volkstemperament bestimmt wird.

Schott's Tod wurde allgemein besprochen. Auch Finanzminister von Knapp sank an einer Gehirnkrankheit, nachdem er kaum die fünfziger Jahre überschritten hatte. Als Steuereinnehmer begann er seine Laufbahn und erwarb all sein Wissen und seine Erfahrung in den verschiedenen Bureaux, wie sie vom Steuereinnehmer an bis in das Ministerhotel führen. Daß er nicht Humaniora studirt hatte, hatten alle diejenigen zu beklagen, die mit ihm irgend in Beziehung kamen. Seine Verdienste um das württembergische Eisenbahnwesen, das noch vielen andern Staaten als Muster dienen kann, lassen sich ihm nicht abstreiten. Im übrigen sind gegen seine Finanzverwaltung vielfache Klagen erhoben worden, denen er aber stets das eigenthümliche Stillschweigen entgegensetzte. Sein Leichenbegängniß war außerordentlich glänzend; alle Innige seines Departements waren erschienen — von den Männigen Matrosen, die das Schwäbische Meer und den Neckar befahren, bis zu den ordengeschmückten Finanzräthen und Polizeidirektoren.

Wiener Musikzustände.

V.

Gehalt die Kunst dem Streben und Drang der Zeit nicht mehr aus dem Wege gehen, sondern mitwirkend zum Ziele suchen muß, können wir uns auch nur noch mit Selbstverleugnung in den wilden Strudeln der Gegenwart, ungetrübten Hochgenuß suchen. Es darf daher nicht wunder nehmen, wenn der Beifall, mit welchem die leidenschaftlicher pulsirende neuere Instrumentalmusik aufgenommen zu werden pflegt, eine größere Richtung hat, wenn er vorherrschend zumeist dem brausenden Orgelton der Jugend, die mit fanatischer Strenge jede

Kundgebung begriffe, die dem ungeheilten Drange ihres Busens Ausdruck gibt und weniger in vollendeter Formschönheit und verklärter Idealität als in einem Ueberhaft bewegten, nur durch Blicke erhellten Leben wechselnden Stimmungen Befriedigung fände.

Daneben konnte die materielle Macht der verstärkten und vervollkommneten Instrumentirung und die stets üppiger aufbrausende Klangfarbenpracht des Eisen für feinere Organisation und innere Schönheit des Ausdrucks eben auch nur abschwächen.

Begreiflicherweise ist die Erscheinung, daß neben den breit angelegten, sich in die verschiedenartigsten Stimmungen vertiefenden, leidenschaftlichen Tonwerken der neuern Zeit die knappen, unkräftigen, mit der Weisheit des Contrapunkts erzogenen Schöpfungen eines Johann Sebastian Bach noch den meisten Anklang finden und seine über diesen Gränzlinien von Zeit zu Zeit wie himmlische Lichterscheinungen hinüberschwebenden volksthümlichen Melodien den tiefen Punkt im deutschen Gemüth lebendiger erregen als jene melodischen Keime der ersten Haydn'schen und Mozart'schen Schaffensperiode, aus welcher die neuere Musik, jener der eben genannten Meister und ihrer Nachfolger, in üppiger Blüthenfülle herausgewachsen ist.

Eine so geniale, großartige Naivetät wie jene Bach's kann nicht verstehen, schon durch ihren Gegensatz zu der berechnenden Kunst unserer Zeit zu imponiren.

Gleiches verhält es sich mit den Kirchengesängen der alten Italiener und den volksthümlichen geistlichen Liedern alter deutscher Meister. Gut ausgeführt finden sie immer, namentlich jene, die nicht mehr dem ganz Strengen, exclusiv Lichten Stile angehören. Dem deutschen Gemüth wohnt, der deutschen Philosophie zum Trotz, ein warmer Drang der Andacht inne: es erbittert sich schnell dem Dufte christlicher Liebesgesänge, aber es hält ihn nicht fest, denn es gehört der grübelnden, nach dem Uebersinnlichen ringenden Gegenwart an, gleich der Seele Faust's, und die heiligen Oberklänge wehmen es nur wie diesen sehnig an einen verlorenen Kinderhimmel.

Mit der Zeitströmung hängt es auch zusammen, wenn das streng ernste Oratorium, sei es von Händel oder Mendelssohn, im ganzen nur noch geringere Zugkraft übt. Für die breite Entwickelung und ernst feierliche Haltung dieser Compositionsform fehlt dem Sinnlichen, leicht erregbaren, aber auch schneller abgespannten südländischen Temperament der Wiener jene Fähigkeit, sich zu sammeln und durch längere Zeit in ungewohnten Kreisen des Denkens und Empfindens auszuharren, welche dem Engländer eigen ist.

Abgesehen von den höchsten und höhern Ständen, dem Adel und der Geldaristokratie, die nur Sinn für italienische Opernmusik und den Pomp der französischen großen Oper haben, ist im Kern der wiener Bevölkerung noch mehr Geschmack an gründer, echter Musik vorhanden, als man in der Regel anzunehmen pflegt. Der weniger zahlreichen als energischen und lärmmachenden Schar der modernen Parteifanatiker steht die geschlossene Phalanx der richtig fühlenden und urtheilenden Mehrheit der Musikfreunde entgegen, deren Begeisterung aus dem Herzen strömt und jedem Tonwerke gesichert ist, das einen echt musikalischen Inhalt in einer edlen musikalischen Form bringt. Für den Beweis, wie sehr die Unterrichtsanstalten das Schlechte fernhalten, auch jetzt noch nicht, mag dienen, daß der jüngst von dem Leiter der philharmonischen Concerte und gleich darauf von der Gesellschaft der Musikfreunde gemachte Versuch, nach vielfähriger ungerechter Hintansetzung Haydn's mit einer seiner Symphonien Bekanntschaft zu machen, so überaus glänzig ausfiel.

Man darf aus die wienerische Volksmusik, sei es in ihren Tanzweisen, in den Couplets der Posse oder im Liede der Volkssänger, kennen lernen, um bei allem Einflusse der Ueberfeinerung unserer Zeit auch auf die Volksmusik die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Künstelei und das falsche Pathos hier keinen Eingang finden können.

Von der sogenannten Zukunftsmusik wende daher dem Geschmack des lebensfrischen Wieners seine besondere Gefahr, wenn auch vereinzelte Erscheinungen vorübergehend den Anschein des Gegentheils begründen. Vielmehr ist die überwiegend sinnliche Richtung seines Wesens Ursache, daß er es selbst mit Trivialitäten, wenn sie dem sinnlichen Drange schmeicheln, nicht so genau nimmt. Daher wird auch jene Musik, welche den sinnlichen Reiz in edlen, schönen Formen zu entfalten und zugleich das Gemüth, diese bessere Macht der wiener Volkscharaktere, recht zu treffen weiß, stets seine wahre musikalische Heimat sein, und solange der einzige Mozart, dieser Prototyp des südteutschen Wesens, solange Haydn und der frühere Beethoven mit dem Zauber ihrer seelenvollen Melodie noch in jener Gunst bleiben, die ihnen bisher stets warm entgegenkam, solange werden auch die Ausschreitungen des Geschmacks einerseits in der Richtung einer erzwungenen Geistigkeit, andererseits in jener einer erschlaffenden Sinnlichkeit den wiener musikalischen Geschmack nicht von Grund aus zu verderben vermögen.

In der neuesten Zeit haben bedeutsame Aenderungen in der Leitung der zwei wichtigsten Musikinstitute stattgefunden; Ritter Konstantin Czartoryski ist Präses der Gesellschaft der Musikfreunde, Marchese Gaisi Director des Hofoperntheaters geworden. An die Wirksamkeit des Letztgenannten knüpfen sich die besten Hoffnungen; dem letztern kommt geringeres Vertrauen entgegen. Die Zeit wird lehren, welche Berechtigung diese Erwartungen haben dürfen.

Briefwechsel.

— Herrn O. L. in Graz. Die einen Brief für den richtigen Ausdruck eines Dramas empfinden wir Ihnen die Rich. Contrastirten der französischen Handlung und dem deutschen Text. Verschiedenheit hängt sich beim Aufsingen der Arie für Leider und sehr, wie eine bloße Zuthat, an die verunglückten Versen an, während doch viele wichtige und dem Dichter die besten Gedanken und die bloße Einleitungen zu diesen wichtigen Arie behandelt werden müssen. Auch müssen Sie erwägen, daß nur, weil Sie sich als Sänger des deutschen Textes wählen, in den meisten Fällen, voraussetzen, daß Sie deutscher Art behandelt war, verstehen, ganz allein auf Gesang allein Text zu sein. Schillers „Maria Stuart" ist für den Meister ein bloßer „deutscher Text" zur Gesangsarie.

— Hh. Der K. in O. und D. in K. Wird erledigt.

(Redigirt am 27. Juni 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 27.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Karoline von Günderode. Von Franz Dingler. — Frauenüberschätzung. Von Fr. Friedrich. — Karl Sand. Von Emma Herwegh. I. — Daniel Defoe und Rabelais. — Bilder aus Hessischen Herz. — Neue Romane und Novellen. XIII. — Die Maschinenspinnerin. Von Friedrich Lenk. — **Neues aus der Welt.**

Karoline von Günderode.

Von Franz Dingler.

Das unglückliche Lebensende der Dichterin Karoline von Günderode ist dem gebildeten Publikum aus Goethe's „Briefwechsel mit einem Kinde" bekannt.

Die Dichtungen der Armen, die sich selbst den Tod gab, sind längst vergessen. Die Ursache dieser Unbekanntschaft mit einer der liebenswürdigsten Erscheinungen in der deutschen Literatur mag hauptsächlich darin liegen, daß bisher weder eine vollständige Gesammtausgabe ihrer Schriften noch eine ausführlichere Beschreibung ihres Lebens erschienen ist. Auch von den Literarhistorikern wurde die Günderode entweder gar nicht oder doch nur sehr flüchtig berührt. Und doch sollte eine so edle, hochbegabte und tief elegische Dichternatur nicht einer unverdienten Vergessenheit anheimgegeben bleiben.

In unserer wenn auch vorzugsweise industriell prosaischen, übrigens gärenden und lyrisch bewegten Zeit mag es einmal recht am Platze sein, alles Ernstes aufmerksam zu machen auf die jugendlich feurigen, poetischen Persönlichkeiten schon vergangener Zeit. Beginnt ja überhaupt die Kunst des liebevollen Eingehens auf fremde Naturen immer seltener zu werden.*) Man erfindet, namentlich in den Literaturgeschichten, Schubfächer, in diese wirft man kopfüber die Menschen, indem man nur das an ihnen gelten läßt, was über dem Schubfach als ihre Gattung registrirt worden ist. Diese Weise droht schon lange die Literaturgeschichte zu einem Todtenacker zu machen.

Die Günderode enthüllt in ihrem Dichten eine glühende Phantasie, zarte Empfindung, reine Gesinnung, eine wahrhaft schöne Individualität, eine durch tiefen Ernst und innern Schmerz der Seele durchgebildete und geläuterte Poesie. Wir werden die wichtigsten Momente ihres Lebens einfach darstellen und in den Zusammenhang eindrucksvolle Stellen aus ihren Dichtungen verweben.

Friederike Luise Maximiliane Karoline von Günderode, am 11. Februar 1780 zu Karlsruhe geboren, war die älteste Tochter des 1780 im 31. Jahre seines Lebens verstorbenen markgräflich badischen Kammerherrn, Hof- und Regierungsraths, auch Ephorus des Gymnasiums zu Karlsruhe, Hector Wilhelm Freiherrn von Günderode, genannt von Kellner, und der Gräfin Henriette Friederike geb. von Günderode von Stein. Der Freiherr H. W. von Günderode, geb. zu Hanau

*) Vergl. „Unterhaltungen", N. F., Bd. IV, S. 302.

am 16. Juli 1755 (wo sein Vater hessen-kasselscher Geheimrath und Oberamtmann war), that sich während seiner zu kurzen Lebenszeit als geschätzter, äußerst thätiger Historiker, Numismatiker und hochgeachteter Staatsbeamter sowie als edler Mensch auszeichnet.

Die Günderode'sche Familie stammt aus altadeligem Geschlecht, wie denn schon Kaiser Rudolf II. in dem Freiherrnbrief für Heinrich von Günderode vom Jahre 1610 „gnediglich angesehen, wahrgenommen und betrachtet das Uhralte adelige Geschlecht und Wesen darinnen unnser und des Reichs lieber getreuer Heinrich von Günderodt Ritter und Obrister, und seine Vor-Eltern viel lange Jahr in Ehre, stattlichem Ansehen und Vermögenheit Herkommen sein".

Ueber den Charakter des Kammerherrn H. W. von Günderode finden wir in der von ihm selbst angefangenen, von seiner Gattin vollendeten Biographie (s. H. W. von Günderode, genannt von Kellner, „Sämmtliche Werke. Herausgegeben von C. L. Posselt", Leipzig 1787, 1, 27) unter anderm folgende beachtenswerthe Aeußerung: „Gutmüthig gegen jedermann, hatt' er doch nur wenige Freunde in dem heiligern Sinn dieses Worts, aber diesen ergab er sich ganz. In ihrer Gesellschaft verlor sich oft sein natürlicher Ernst in die fröhlichste Laune; niemals aber sah ich ihn heiterer, als wenn er von Tod und Unsterblichkeit sprach. Dann war Er ganz Feuer und jedes Wort zeugte von dem großen Vorgefühl, das er von dem Zustand hatte, in den er so früh versetzt wurde. . ."

Noch in dem Todesjahre ihres Mannes verlegte die Witwe mit ihren fünf Töchtern und einem noch lebenden Sohne (geb. 25. April 1780) ihren Wohnsitz nach Hanau. Hier im Kreise ihrer in der schönsten Jugendblüte ihr vorangegangenen Schwestern Luise (geb. 1781), Wilhelmine (geb. 1782), Charlotte (geb. 1783) und Amalie (geb. 1784) und unter der Fürsorge ihrer so schönen als geistreichen Mutter verlebte Karoline ihre Jugendzeit.

O dreifach selig Los, wohl dem, dem du vergönnt,
Der in der Seinen trauten Mitte glücklich ist!

In ihrem 18. Lebensjahre wurde Karoline in das adelige Kapitel von Kreuznach und Hoensperg zu Frankfurt am Main als Stiftsdame aufgenommen.

Lebt wohl! Das Schicksal ruft auf and're Pfade!
Lebt wohl, ihr theuren, himmlischen Gestalt!

Karoline war eine zarte Lichtgestalt, freundlich wie die scheidende Sonne, schlank und braun; der Blick ihres blauen Auges feucht und leuchtend. Sie sprach sanft, still und bewegt, lächelte wie ein Kind und wie sanfter Wogenschlag kam ihre Heiterkeit aus der Tiefe ihres Innern an die Oberfläche des Lebens. Noch war ihre Seele ruhig, ihr Vertrauen fromm; sie lebte nur in Traumgefühlen. „Wenn es dunkel wurde und Schatten alle Augen verhüllten, dann wurden die meinigen erst hell; vielerlei Bilder gingen an mir vorüber; sie kamen, ich wußte nicht woher, sie gingen, ich wußte nicht wohin." Doch ihr Geist entwickelte sich und sie schlug den gefährlichen Weg des Wissens ein. Kühn und weich verfolgte sie das hochgesteckte Ziel, so nahe als möglich sich hinzudrängen zum Urquell alles Lichts. Menschen freilich, die sich ans Ungewöhnliche stoßen, mögen geneigt sein, außerordentliche Schwierigkeiten als Meilenzeiger zum Umkehren gelten zu lassen. Dem freien und kühnen Streben ist es eigen, daß es auf der verlegten Bahn ab- und aufwärts dem Ziele unaufhaltsam zuschreitet. In dieser Arbeit, das Gleichgewicht herzustellen zwischen Verstand und überwiegendem Gefühl, ward in ihr das Verlangen rege nach Menschen, die für ihre innere Würde, für ihre heiligsten Güter kämpften. „Immer neu und lebendig ist die Sehnsucht in mir, mein Leben in einer bleibenden Form auszusprechen, in einer Gestalt, die würdig sei, zu den Vortrefflichsten hinzutreten, sie zu grüßen und Gemeinschaft mit ihnen zu haben. Ja, nach dieser Gemeinschaft hat mir stets gelüstet, dies ist die Kirche, nach der mein Geist stets wallfahrtet auf Erden!" Außer den Geschichtsbüchern des Alterthums waren Mythologie, Pindar's Oden, die Briefe des jüngern Hemsterhuis, Schleiermacher's „Monologen", Schelling's Naturphilosophie, Hölderlin's und Goethe's Dichtungen, vor allen aber Ossian ihre Lieblingsstudien.

Früh schon entkeimten ihrem dichterischen Talent schöne Blüten. Die Poesie war ihr ein Bassin, in das der auseinander getretene Strom der Liebe und Sehnsucht sich ergoß, um dort seine Einheit zu finden. Ihre Phantasie umfaßte vor allem die Natur als die geistnährende Mutter. „Der Geist strömt in die Empfindung und die geht aus allem hervor, was die Natur erzeugt. Der Mensch habe Ehrfurcht vor der Natur, weil sie die Mutter ist, die den Geist nährt mit dem, was sie ihm zu empfinden gibt."

Die Natur, vom Gottesgeist belebt, ist das einzig Ewige:

In ew'ge Gruften ſinket ſich die Sonne
Und ohne Wandel iſt der Sterne Licht;
Olympos Höhen ſtehn in ew'ger Blüte,
Die Götter ewig in der Schönheit Schoos
Unwandelbar iſt alles Wahre, Schöne,
Iſt alles, was von göttlicher Natur.
Im Himmlischen iſt ewiges Beſtehen;
Die Flamme, die ein Gott entzündet, glüht,
Wenn alle irdiſchen Gluten auch verglimmen.
Denn die entzündet, was vergänglich iſt;
Und ſolche Liebe will erkauft werden
Und nur entſteht durch Hoffen oder Furcht.
Doch ſieh' die Sonne! Ewig auf ihr ſelber
Und ohne Wandel ſtrahlt ihr Feuerauge.

Es war für ſie ein unergründlicher Zauber, die Bergesklüfte, die Geiſter der Kühle im Spiel ihres friſchen Hauches zu verfolgen:

Wo iſt der Thau ſchon gänzlich aufgezehrt,
Die leichten friſchen Düfte ſind verſchwunden,
Die ſchlüpfen küſſend nur durch dieſe Wipfel
Und flüchten zu den dunkeln Grotten hin;
Dort ſpielen ſie mit klaren Felſenquellen
Und haben in des Springbrunns Bogen ſich.
Dort iſt ihr Reich in ewig friſcher Kühle,
Den Blüthen' heißen Düften unverlegt;
Dort kühlern ſie der Liebe Melodieen
In friſcher Grotten Felſenruhe,
Verbergen ſo entfliehen ſie der Sonne,
Den Tag verweilend in der Klüfte Nacht
Doch hat ſich Helios zum Weſt gewendet,
So ſchlüpfen ſie aus ihrer Einſamkeit
Und wandern hin und wieder durch die Erde;
Und ſchlüpfen ſie durch Eichen bergen ſich,
Die Wellen müſſen ihren Spielen dienen
Und ihrer Herrſchaft unterwerfen ſich.

Ein gleich tiefes Gefühl wohnt auch der Dichterin inne für das Grauenhafte, Schauerliche und Entſetzliche in der Natur:

Auch ſolche Kräfte muß das Weltall haben,
Das ewige Beſtehen frommt ihm nicht:
Wenn ſtatt der Erde Kinder zu erlaben,
Zerſtörung aus dem Schoos der Wolken bricht;
Wenn ſich am Strand ergrünte Wogen heben,
Das Feuers Glut der Erde Schoos zerwühlt,
Wenn laute Donner durch die Lüfte ſtreichen
Und Schmerz, Entſetzen jede Bruſt erfüllt;
Dann ſtürzen ein die engen Schranken,
Verwirrungen wirft die alte Welt;
Doch neu aus dem ſchöpferiſchen Gedanken
Wird eine ſchönere hervorgeſtellt.

Von der Günderode war unter dem Pſeudonym Tian zuerſt 1804 ein Bändchen „Gedichte und Phantaſieen“ erſchienen; bald darauf „Udobla“, in zwei Akten; „Magie und Schickſal“, in drei Akten; ferner 1806 ein Bändchen „Poetiſche Fragmente“, enthaltend „Hildgund“ (Walther von Aquitanien), eine dialogiſirte Geſchichte, und „Mohammed, der Prophet von Mekka“, ein Schauſpiel mit Chören. (S. „Deutſcher Muſen-Almanach für das Jahr 1851. Herausgegeben von O. F. Gruppe.“ Berlin, Reimer. Enthält nur ungedruckte Gedichte von bereits Verſtorbenen; eins von Karoline von Günderode.)

Ueber die „Gedichte und Phantaſieen“ urtheilte ein Kritiker in der „Jenaiſchen Allgemeinen Literaturzeitung“ unter anderm: „Dieſe Sammlung vermiſchter Aufſätze hat, wie Recenſent mit Gewißheit vorausſetzen darf, eine junge Dame zur Verfaſſerin. Sie wurden von einem Freunde derſelben zum Druck befördert, ohne urſprünglich für den Buchhandel beſtimmt zu ſein. Recenſent aber fand ſich durch den Reichthum und ſeltenen Werth ihres Inhalts dergeſtalt überraſcht und ergriffen, daß er, ungeachtet ſie ihrer erſten Beſtimmung nach nur einem ſehr engen Cirkel angehören ſollten, auch dem größern Publikum eine Anzeige derſelben ſchuldig zu ſein glaubt. Die wichtigſten Probleme der Vernunft, wie ſie ein männlich weiſer Sinn in einem zartfühlenden weiblichen Buſen auffaßt und, wie von einer warmen Phantaſie unterſtützt, in lebendigen Bildern und mit harmoniſchen Tönen auszuſprechen — ſie nicht zu ſolen, ſondern zu objectiviren und ſich mit Erhebung und Begeiſterung in ihnen anzuſchauen verſucht, berühren und umſchlingen ſich in denſelben unter mannichfaltigen Formen, die ſämmtlich mit rhapſodiſcher Kürze auf eine höhere, ſie verknüpfende Einheit in dem harmoniſch gebildeten Geiſte der Verfaſſerin hinzuweiſen ſcheinen. Einige kleine Erzählungen bezeichnen einen entſcheidenden Moment eines wichtigen und bedeutenden Lebens, kühn angelegt, reich durchgeführt und mit treffenden Zügen hervorgehoben, ſodaß man auf wenigen Seiten ein ganzes menſchliches Daſein ergriffen und verſtanden zu haben meint, ohne ſich eines Sprungs über dazwiſchenliegende Begebenheiten bewußt werden zu können. Am beſten ſind der Verfaſſerin in dieſer Hinſicht die beiden Erzählungen »Muſa« und »Die Erſcheinung« gelungen. Das Gedicht »Dentula« und »Mero, eine dramatiſche Scene« ſind nach Oſſian. Es war Recenſenten erfreulich, zu bemerken, daß das rein Manierirte der ſogenannten »Oſſianiſchen Geſänge«, ungeachtet es einen bedeutenden Antheil an der Bildung des Tons dieſer Sammlung hat, doch nicht im Stande war, den wahrhaft poetiſchen Geiſt, der ſich darin regt, zu erſtücken. Nur ſelten verhüllt die Manier, indem ſie ihre Schranken überſchreitet,

die Tendenz eines zur Objectivität strebenden Stoffs. Unter den philosophischen Aufsätzen verdient besonders das »Apokalyptische Fragment«, ein Versuch, das Losreißen des Endlichen von dem Absoluten und dessen Rückkehr ins All unter subjectiven Formen des Bewusstseins auszusprechen, ausgezeichnet zu werden. Hierher gehört auch »Des Wanderers Niederfahrt«, ein Gedicht, in welchem sich das Streben des unbefriedigten Geistes nach dem Unerforschlichen und nach den letzten Gründen des Seins zuletzt in einer idealistischen Ansicht schön und beruhigend auflöst. In den wenigen Gedichten von einer leichten, mehr spielenden Art herrscht viel Anmuth und, bei einer großen Zartheit der Empfindung, eine gewisse ernste Beziehung auf die Kunst und auf das Leben. Das Gelungenste aus dieser Gattung ist »Wandel und Treue«."

Im Sommer 1804 begab sich Karoline von Frankfurt am Main zu der ihr befreundeten Familie Mertens in den Rheingau. Von der in der Handelswelt angesehenen und weitverbreiteten Familie wohnte damals ein Mitglied, der ledige Handelsherr Joseph Mertens, zu Langenwinkel, herzoglich nassauischen Amts Rüdesheim, in stiller Verborgenheit. Gleichzeitig mit der Günderode lebte früher schon ihre Freundin Bettina von Arnim öfters zu Langenwinkel bei ihrem Bruder Franz Brentano, in dessen Landhause berühmte Männer, wie Bischof Sailer von Regensburg, Goethe, Friedrich Karl von Savigny, gern zu verweilen pflegten.

Bettina! Günderode! Fröhlich zieht ihr hinaus, um die Blicke in die klare Spiegelfläche des Rhein zu senden, wo der deutsche Genius seine tiefsten Erinnerungen birgt! Ihr grüßt die bunte Welt um euch, wie einst an dem heimatlichen Ufer des Main! Ihr träumt euch Paradiese zurück und preist den schützenden Engel, der euere Jugend bewachte und euch wieder vereinte!*)

Mit einem tiefen, beschaulichen Naturgefühl vereinte sich bei der Günderode ein lebhafter, sympathischer Sinn für großherzige Freundschaft. Sie schrieb an Clemens Brentano: „Sagen Sie nicht, mein Wesen sei Reflexion oder gar, ich sei mißtrauisch, — das Mißtrauen ist eine Harpye, die sich gierig über das Göttermahl der Begeisterung wirft und es befudelt mit unreiner Erfahrung und gemeiner Klugheit, die ich stets jedem Würdigen gegenüber verschmäht habe." So schwungvoll auch dies Zutrauen, die Neigung zum reinen Anschmiegen an das Edle und Große sich fund gab, erscheint es doch nur als Ahnung und Vorgefühl jener Liebe, die für ihre Seele der glühendste, subjectivste Ausdruck der Sehnsucht nach dem Unendlichen war. Bald aber gewann diese unbestimmte und doch entschiedene Neigung, diese glühende Sehnsucht einen Anhaltepunkt. Das Gemüth der Dichterin ward von unmittelbarer leidenschaftlicher Liebe ergriffen, die von keiner andern Empfindung als der Liebe selbst bedingt war; eine Liebe von der Art, wie sie für phantasievolle Seelen gefährlich ist und weder von Zeit noch Raum, noch andern Lebensbeziehungen angefochten oder gar ausgelöscht werden kann. Ihr Herz hatte gewählt, ehe es sich des Wahlrechts bewusst war.

Ueber ihr Verhältniß zu dem Philologen, später Geheimen Hofrath Georg Friedrich Creuzer (geb. 1771 zu Marburg, gest. 1857 zu Heidelberg), für den sie ein so lebhaftes und dauerndes Interesse hegte, theilt H. Voß in einem Briefe an Frau von Wolzogen (Heidelberg 1806) folgende nähere Nachrichten mit. „Zwei Jahre sind's, als das Fräulein von Günderode den hiesigen Professor Creuzer kennen lernte; seine Liebenswürdigkeit fesselte ihr Herz, die Reichhaltigkeit seines Geistes gab dem ihrigen Nahrung, sie ward seine Freundin; beide traten in Correspondenz miteinander und theilten sich mit, was sie füreinander empfanden. Unter den Gedichten, die mit dem Namen »Tian« herausgekommen sind, befinden sich mehrere, die diesem Verhältniß ihren Ursprung verdanken; mehrere dieser Gedichte hat Creuzer in seine »Studien« (»Studien«, herausgegeben von Daub und Creuzer; 6 Bde., Frankfurt und Heidelberg 1805—10) aufgenommen. Die Tian soll oft erklärt haben, nichts als der Tod könne sie von Creuzer und dem Besitz seines Herzens trennen. Aber Creuzern hemmten traurige Fesseln: er lebt schon viele Jahre an der Seite einer Frau, die er nicht aus Liebe, sondern aus Achtung und aus Dankbarkeit für männerliche Krankenpflege geheirathet hatte. Sie ist fast zwanzig Jahre älter als er. Seit seiner Bekanntschaft mit Tian ist das Glück dieser Ehe völlig gehörnt; Mann und Frau leben sehr gespannt miteinander und erscheinen nie zusammen in Gesellschaft. Creuzer verlangt Ehescheidung und seine gutherzige Frau, die ihm ein glücklicheres Los

*) S. Bettina von Arnim, „Die Günderode" (2 Bde., Grünberg 1840); ferner „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" (3 Bde., Berlin 1835).

wünſche, als Sie ihm zu geben im Stande iſt, ergibt ſich mit Demuth in ſeinen Willen. In der Mitte dieſes Sommers fällt Creuzer in ein Nervenfieber, ſeine Frau verpflegt ihn mit aller erſinnlichen Treue und kommt ihm beſonders in den Tagen, wo ſein Leben in Gefahr ſteht, nicht von der Seite. Dieſe Anhänglichkeit und durchaus uneigennützige Liebe rührt Creuzer; er fühlt ſich im Herzen ſchuldig; er beſchließt, ſich von Tian loszureißen und ſeiner Frau die alten Anſprüche an ſeinen Beſitz wiederzuſchenken. In den erſten Tagen des wiederkehrenden hellen Bewußtſeins verſammelt er ſeine Freunde um ſich, erklärt ihnen feierlich, ſeine Seele habe vor Gott geſtanden, jetzt erſcheinen ihm ſeine irdiſchen Verhältniſſe in einer ganz andern Geſtalt; er wolle in ihrer Gegenwart ſeiner Frau das ihr widerfahrene Unrecht abbitten. Karl Daub (der heidelberger Theologe) erhält den Auftrag, den Losſagungsbrief an Tian oder an eine Freundin der Tian zu ſchreiben; Creuzer fügt die Bitte hinzu, man ſolle ihm nie von der Wirkung dieſes Briefs etwas mittheilen; ihr Name ſolle nie wieder über ſeine Zunge kommen noch in ſein Ohr dringen. Daub ſchreibt hierauf an eine Freundin der Tian, die auf einem Landgute wohnt. Der unglückliche Brief, der an die Freundin adreſſirt iſt, fällt der Tian in die Hände. Sie, ohne etwas von dem Inhalte zu ahnen, erbricht ihn, lieſt ihr Schickſal und die Warnungsworte am Schluße des Briefs: »Hüten Sie die Gänſerede vor dem Rhein und der Dolchen!« geben ihr wahrſcheinlich das Mittel an die Hand, es auszuführen. Mit großer Faſſung ſchreibt ſie einige Briefe und ißt dann zu Abend in Geſellſchaft von mehreren Perſonen. Nach dem Eſſen ruft ſie ihrer Freundin mit großer Heftigkeit »Gute Nacht!« zu und eilt dann mit haſtigen Schritten einem Garten zu, der am Rhein liegt. Man hat hieraus kein Argeg, denn es war ihrer Gewohnheit gemäß, vor dem Schlafengehen noch einen Spaziergang zu machen. Als ſie aber um 11 Uhr (am 26. Juli 1808) noch nicht heimgekehrt iſt, fängt die Freundin an, unbeſchreiblich bange zu werden. Das ganze Haus ſtellt Nachſuchung an; vergebens. Erſt am andern Morgen um 10 Uhr findet man den Körper, durch drei Dolchſtiche entſeelt und das Todesinſtrument neben ihr liegend. Um den Leib hat ſie mehrere mit Steinen angefüllte porzellanene Schalen feſtgebunden gehabt, wahrſcheinlich um ſich im Fall der Noth noch zu ertränken und des Unterſinkens gewiß zu ſein.“ (Näheres über ihre Todesart ſ. „Der Wanderer. Belletriſches Beiblatt zur Münchner Allgemeinen Zeitung“, 1862, Nr. 262.)

„Dies iſt“, ſchreibt H. Voß, „die Geſchichte der unglücklichen Tian. Ich habe ſie, ohne zu richten, erzählt. Ein edles Gemüth iſt zu Grunde gegangen. Die Freundinnen der Tian behaupten einſtimmig, ſie habe länger nicht leben können. Creuzer iſt geweſen; er iſt der einzige in der ganzen Gegend, der vom Schickſal der Tian noch nichts weiß und, wenn das Verbrechen ſeiner Freunde gelingt, auch nichts erfahren ſoll. Gott gebe es, denn er überlebt ſie nicht, ſobald er erfährt, wie ſie ihm vorhergegangen! Er iſt ein liebenswürdiger Mann, von faſt unwiderſtehlicher Humanität, wenn man ihn aus der Fülle ſeines Herzens reden hört.“

Unter den Gedichten der Tian iſt eins, „Ariadne“, welches eine furchtbare Ahnung ihres eignen Schickſals enthält.

Ariadne auf Naxos.

Auf Naxos ſitzen weinet verlaſſen Minos' Tochter,
Der Schönheit heilige Zierde zerraufet der Götter Chor.
Von ihrem Thron herab ſendt Venus' Sohn ein Pfeil,
Sie zur Rachſüchtigkeit in Theſeus aufzureizen.

Verlieben, liebentbrannt, eröffnet ihm die Arme,
Umſchlingen will er ſie mit ſeiner Retter Macht.
Soll zur Unſeligkeit von Minos' Tochter dringen?
Gilt ſie, den Schatten gleich zum ewigen Thrane nur?

Ariadne ſchaudert nicht, ſie ſtürzt ſich in die Arme
Betrog'ner Liebe Schwüre ſoll nicht unſterblich ſein?
Zum Himmelszelt hinauf mag ſich der Gram nicht ſchwingen,
Der Herzens Wunde heilt ſich nur in Gruber Nacht.

Goethe gedenkt auf ſeiner Reiſe im Rheinau, Herbſttage 1814, der Freundin mit den Worten: „Man zeigte mir am Rhein, zwiſchen einem Weidicht, den Ort, wo Arbuthnot von Günderode ſich entleibt. Die Erzählung dieſer Kataſtrophe an Ort und Stelle, von Perſonen, welche in der Nähe geweſen und theilgenommen, gab das unangenehme Gefühl, was ein tragiſches Faktum jederzeit erregt, wie man Gutes nicht genießen kann, ohne daß die Geiſter Meſſenklein's und ſeiner Gefährten uns umſchweben.“

In Guſtav Kühne's „Rheinbüchlein“ (Leipzig 1856) finden wir folgende Stelle: „Auf einem Weidicht am naſſauer Ufer weilte mein Blick mit Trauer. Am weſtlichen Ende des Städtchens Winkel ſteht das Brentano'ſche Landhaus. Dort hat Bettina, das weibliche Kind des Rhein, mit den Wellen geplaudert, mit den Lüften gekoſt,

Zweite Scene.

Zimmer im ruſſiſchen Botſchaftshotel in Dresden.

Petrow, Muraview, Glinka mit noch vier Offizieren vom Ruſſiſchen Generalſtab treten raſch ein. Iwan. Später Patkul und Julius v. Einſiedel.

Petrow.

Ganz Dresden iſt in Aufruhr.

Muraview.

Sie wollen wiſſen, wie es mit Sachſen ſteht.

Glinka.

Der ganze Markt wogt von der Menſchenmenge. (Treten alle ans Fenſter.)

Petrow.

Sie halten den General an.

Muraview.

Er ſoll ihnen Nachricht geben. Der König iſt nach Pillnitz. Die Miniſter bleiben verborgen. Dresden kann in vierundzwanzig Stunden in den Händen der Schweden ſein.

Petrow.

Sehen Sie da! — Der General ſpricht zu der Menge.

Muraview (horchend).

Von ſeinem Haß gegen Schweden — von Schweden

mit den Sternen geliebäugelt und all die berauschende Seligkeit des Geküsst bis zum Taumel der Sinne in sich geschlürft. Und dort im Weidicht endete die edle, sanfte Günderode freiwillig ihr Leben! So nahe beieinander die Hymnen der entfesselten Lebenslust und der verschleierte Trübsinn, der sich vor sich selbst und vor der Welt verkriecht! Es sind oft die feinsten, zartesten Seelen, die sich so rettungslos in ihre Gedanken einspinnen und sich so tief verpuppen, daß ihre Bande sich erst jenseits lösen."

Auf dem Kirchhofe zu Winkel im Rheingau liegt Karoline begraben. Tritt man von der Straße herauf über die sieben Stufen der breiten Treppe auf den freundlich angelegten Vorplatz der Kirche zu Winkel und wendet sich dann rechts, so gelangt man an die Stelle, wo zwischen dem äußersten Ende des Kirchenchors und der Umfangsmauer des Todtenhofs nur ein schmaler Raum übrig ist. Von dieser Stelle aus schaut das Auge zunächst das lieblich geformte Taunusgebirge und, gleich einem Edelstein in goldenem Ringe, das Schloß Vollrath, das eine halbe Stunde vom Rhein entfernt ist. Vollendet der Blick seinen Kreislauf zur linken, so sieht er dort, wie auf einem Vorgebirge des Taunus, den mit einem reizenden Schlosse gekrönten Johannisberg. Aber unmittelbar vor den Füßen des Wanderers liegt ein Gottesacker. Blumen, Stauden und Bäumchen vereinigen sich unter den Händen liebender Freunde, um aus dieser Stätte ein Saatfeld der Hoffnung zu machen. Dort nun, wo der Wanderer steht, zu seiner rechten nur 12 Fuß von der Kirche und dem Hochaltar derselben getrennt, ist mit einigen eisernen Haken an die graue Umfangsmauer angeheftet eine schwarzgraue Sandsteinplatte, etwa 4 Fuß hoch. Man sieht, sie war bestimmt, in die Mauer eingelassen zu werden; sie steht jedoch mit dem Fuße im Boden, mit dem Rücken an der unbewohnten Mauer. In lateinischen Buchstaben, in fortlaufenden Linien ohne Unterbrechung, trägt der graue Stein folgende kaum noch feierliche Grabschrift:

Erde, du meine Mutter, und du, mein Ernährer, der Lufthauch!
Heiliges Feuer, mir Freund, und du, o Bruder, ihr Bergstrom,
Und mein Vater, der Aether, ich sage euch allen mit Ehrfurcht
Abschiedlichen Dank; mit euch hab' ich hienieden gelebt
Und ich gehe
Zur anderen Welt, auch gerne verlassend. Lebt wohl
lange.
Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!

Die Inschrift ist nicht, wie mehrmals gesagt worden, von der Günderode verfaßt, sondern von Herder, nach einem Original in der griechischen Anthologie. Das Epigramm ist übrigens auf der Denktafel ungenau und mit Vernachlässigung des Versmaßes wiedergegeben.

Durch Karolinens Gemüth hatte auch die trübe Ahnung eines Verlustes gebebt, des Verlustes der Jugend. Bettina erzählt: „Wir lasen zusammen den Werther und sprachen viel über den Selbstmord; sie sagte: «Recht viel lernen, recht viel fassen mit dem Geist und dann früh sterben! Ich mag's nicht erleben, daß mich die Jugend verläßt!»"

In einem Artikel über Achim von Arnim und die romantische Schule überhaupt nennt der französische Schriftsteller Henri Blaze unter andern die Günderode, Charlotte Stieglitz, geb. Wilhöft (geb. 18. Juni 1806, gest. 29. December 1834), und Adolfine Vogel (gest. 21. November 1811) „autant de victimes déplorables de ce sens nerveux particulier aux organisations modernes".

Daß der Freund und Selbstmordgenosse der Adolfine Henriette Vogel, Heinrich von Kleist, am Rhein 1804 die Bekanntschaft der Günderode gemacht haben soll, wird in der von Eduard von Bülow herausgegebenen Biographie Kleist's mitgetheilt.

Aus der im Jahre 1807 von dem Kritiker der „Gedichte und Phantasieen" erschienenen Beurtheilung der „Poetischen Fragmente" entnehmen wir schließlich noch Folgendes: „Als wir (1804) die «Gedichte und Phantasieen von Tian» nicht ohne Lob des sich in ihnen ankündigenden Talents anzeigten, ahnten wir nicht, daß wir schon bei Beurtheilung der nächsten Früchte desselben unsere Rechnung würden schließen müssen, weniger noch, daß wir Ursache haben würden, durch Hinweisung auf die allenthalben hervortretenden falschen Richtungen einer ursprünglich poetischen Tendenz die Hoffnung zu begraben, die wir damals von ihrer weitern Entfaltung erregen zu dürfen geglaubt hatten. Darum hätten wir lieber die spätern Schriften der Dichterin ganz mit Stillschweigen übergangen, wenn wir nicht den Manen einer Verstorbenen, deren Andenken in vielen Herzen, auf einem andern Gesichtspunkte als aus dem ihrer Werke, fortleben wird, diese öffentliche Erwähnung schuldig wären. Aber auch

in Hinsicht unseres Urtheils über diese Werke selbst wünschen wir recht verstanden zu werden. Wir verwerfen in ihnen nicht das, was sie, von einem untergeordneten Standpunkte aus angesehen, wirklich sind — Kinder einer schönen Phantasie, die mit Bildern des Menschenlebens und mit Ideen der Wissenschaft wie mit Blumen spielt, ohne andern Zweck und andere Freude, als sie zum Kranze zu reihen, — in dieser Hinsicht empfehlen wir sie vielmehr jedem, der eines solchen Schauens in Unschuld fähig ist, ohne durch Verbildung des Geschmacks oder durch die unwillkürlich weiter gehende Forderung des Kunsturtheils in seinem Genusse gestört zu werden. Was wir aber an diesen Versuchen auszusetzen finden, ist der Widerspruch dessen, was sie sind, mit dem, was sie gemäß ihrer ursprünglichen Anlage und in dem zu Tage hervorbrechenden Sinn der Dichterin werden und sein sollen. Karoline von Günderode aus Frankfurt am Main (der Tod hat den Schleier der Anonymität zerrissen) wollte dichten als Weib im männlichen Geiste. Ihr Streben ging nach dem Idealen in der romantischen Kunst. Aber die weibliche Natur in ihr ließ sie jenes — das Bewußtsein ihrer Absicht, dieses Ziels verfehlen. In einer kraftlosen Mitte erlahmte ihr Flug. Sie fühlte bald, daß ihr das Ideale der Kunst unzugänglich sei, denn sie hatte es, mit weiblicher Phantasie, nicht in seiner ursprünglichen Reinheit und Selbständigkeit, wie es, eine überirdische Schöpfung auf der Erde, sich blos in der absoluten Harmonie innerer Beziehungen zu einer freien Realität ausdrückt, sondern vielmehr in den Formen seiner äußern Erscheinung, in dem, was wir die wirkliche Welt zu nennen pflegen, geahnet und angeschaut. Daher weilt sie am liebsten in der Geschichte, wo diese Idee der absoluten Einheit alles Lebens oft in lichten Punkten hervorzubrechen versucht. Solche Momente leuchteten ihr ein, Menschen, Begebenheiten wurden von ihr symbolisch und allegorisch behandelt, aber das Zurücktreten der höhern Kraft in die Flut der allgemeinen Geschichte ließ sie ohne Führung zurück und die selbstgeschaffenen Symbole wurden ihr Hieroglyphen. Wollte sie nun in freier Schöpfung zu dem abgebrochenen Faden zurückkehren, so verfehlte sie den rechten Standpunkt und knüpfte nicht selten am falschen Ende wieder an. So zerfällt das romantische Element ihrer Dichtungen in sich selbst, man vermißt jenen Geist der Freiheit, welcher die innere Nothwendigkeit in sich anfaßt. Wenn sich nun hieraus die spätere Neigung der Dichterin zum Dramatischen hinlänglich erklären läßt, so folgt daraus nicht minder bestimmt und nothwendig das Mißlingen aller ihrer dramatischen Versuche; und die schnell sich folgenden Entwürfe, die gleichsam als ebenso viele Versuche, nach verschiedenen Richtungen den unnatürlichen Ring zu erzwingen, anzusehen sind, würden gewiß, da in ihnen sich das erwachende Selbstbewußtsein der Dichterin ausspricht, ohne die den Druck begünstigende Galanterie in ihrem Pulte zurückgeblieben sein. Wie weit sie über diesen Punkt schon mit sich ins Klare gekommen war, beweisen unter andern die beiden Fragmente in Daub's und Creuzer's „Studien", wo sich nicht verkennen läßt, daß sie auf einem neuen Seitenwege, der innern Stimme mißtrauend, durch das Medium des Wissens in philosophischer Besonnenheit den Zauber, der ihr Inneres umschleiert hielt, zu lösen suchte. Hier ist nicht der Ort, zu untersuchen, was Karoline von Günderode von diesem Standpunkte aus hätte sein und werden können. Wir haben in dem Obigen unsere Meinung über die Schranke der weiblichen Phantasie überhaupt (wenn anders das, was ursprüngliche Eigenheit und dem andern Geschlecht in gewisser Hinsicht ebenso unzugänglich ist, noch so genannt werden kann), angedeutet. In jedem Streben aber über die ursprüngliche Schranke hinaus liegt etwas Wunderbares, das die Achtung der Welt in Anspruch nimmt, auch wenn es, wie fast immer, seines Zweckes verfehlt. So haben wir den Manen der Dichterin mit unserm freimüthigen Urtheile ein Sühnopfer gebracht."

Friedrich Creuzer starb 1857. In seiner Selbstbiographie hat er sein Werk gehalten und Karolinens mit seinem Werke erwähnt.*)

Franzosenherrschaft.

Von Fr. Friedrich.

Es war gegen die Mitte November des Jahres 1809.

In Kassel wurden großartige Vorbereitungen getroffen, um des Königs Hieronymus Geburts-

*) Im Jahre 1832 besuchten wir in Heidelberg den damals einundsiebzigjährigen berühmten Symbolifer, der uns ein schönes Landmädchen von vielleicht 18 Jahren vorgestellt hatte. Eine sechzehnte dicke Perrücke bedeckte den nicht schönen, kalten Kopf des Herrn Geheimraths; die ganze Natur hat auf dem wissenschaftlichen Gebiet schon lange damals von neuen Richtungen und gründlichen Stu-

tag, der auf den 15. November fiel, in ausgedehntester Weise zu feiern.

Der sogenannte Napoleonsplatz wurde mit Festons und Laubgehängen verziert, Masten wurden errichtet, die erklettert werden sollten, Buden mit Gewaaren und den verschiedenartigsten Sachen wurden erbaut, denn auch das Volk sollte an des Königs Geburtstagfeier theilnehmen und dies war das einzige Mittel, um es herbeizuziehen, da es mit Gewalt nicht zu dieser Feier getrieben werden konnte.

Viele Tausende kostete jede solcher Feiern, welche die Stadt Kassel und das ausgesogene Land bezahlen mußten. Dafür standen aber im dem westfälischen Moniteur ausführliche Berichte über den Glanz und die Begeisterung, mit welcher das Volk seines geliebten Königs Jerôme Geburtstag gefeiert hätte. Das Volk selbst wußte freilich von dieser Liebe nichts, aber es stand im Moniteur, von dem die betreffenden Nummern nach Paris zum Kaiser geschickt wurden; das genügte.

Am Abend des zweiten Tags vor dem 15. November saß der Rath von Linden mit seiner jungen, blühend schönen Frau in seinem Zimmer. Zwei Kinder von ungefähr fünf und drei Jahren spielten neben ihnen, sie waren der Aeltern größte Freude. Stundenlang konnte Linden an Sonn- und Festtagen dem Spiel der Kinder zuschauen.

Er selbst war ein ruhiger Charakter. Um so mehr mußte es befremden, daß er heute aufgeregt, seine Kinder kaum bemerkend im Zimmer auf- und abschritt. Er war am Nachmittage dieses Tages Zeuge eines Auftritts gewesen, den er soeben seiner Frau erzählt hatte und durch welchen sein Blut aufs neue in Aufregung gekommen war. Der König, der von sich gesagt hatte, er werde sein Volk zwingen, ihn zu lieben, war am Nachmittage spazieren geritten. Ein alter greiser hessischer Invalide, der mehrmals vergebens um eine kleine Pension gebeten, hatte sich dem König mit entblößtem Haupte genaht, um seine Gnade anzurufen. Der König hatte des Alten Worte nicht verstanden, da sie in deutscher Sprache an ihn gerichtet waren, aber ärgerlich, in der Unterhaltung mit einer ihn begleitenden Dame gestört und von Invaliden verfolgt zu werden, hatte er den Greis mit der Reitpeitsche so heftig ins Gesicht geschlagen, daß ihm das Blut aus Nase und Mund geströmt war. Der alte Invalide war halb ohnmächtig zurückgetaumelt. Selbst des Königs Begleiter waren über des Königs Roheit entrüstet gewesen, dennoch hatte keiner von ihnen gewagt, dem Alten zu Hülfe zu springen. Der König war weiter geritten. Linden hatte aus einiger Entfernung alles gesehen. Er war zu dem Alten geeilt, hatte ihn nach Haus gebracht und eine reiche Unterstützung gegeben; aber die schmachvolle Handlung hatte er nicht ungeschehen zu machen vermocht. Diese That war es, die ihn in Aufregung gebracht hatte. Mit Abscheu dachte er an sie zurück.

„Der rohste Mensch würde einen Greis nicht schlagen!“ sprach seine Frau.

„Nenne ihn nicht Mensch!“ unterbrach sie Linden noch voll Zorn, „mit dem Namen hat er nichts gemein! Gott mag wissen, wie lange die Schandthaten dieses — — noch ungestraft bleiben sollen!“

„Sei still, Linden!“ fiel die Frau ängstlich ein und blickte sich scheu um, als ob irgendein Lauscher diese Worte gehört haben könnte. „Mach' dich und uns nicht unglücklich!“ fügte sie hinzu.

„Ich werde still sein“, erwiderte Linden mit innerer Erbitterung. „Ich werde schweigen, bis die Zeit gekommen ist, wo ich offen reden kann!“

Er wurde durch einen Diener unterbrochen, der ins Zimmer trat und einen Brief überbrachte. Gleichgültig nahm er denselben in Empfang. Kaum hatte er indessen einen Blick hineingeworfen, als er bitter auflachte.

Erstaunt und fragend blickte seine Frau ihn an. „Was hast du? weshalb lachst du?“ fragte sie, denn aus dem Lachen ihres Mannes klang bitterer Spott hervor.

„Nichts — nichts — eine Kleinigkeit!“ erwiderte dieser. „Es ist eine Einladung zu dem Balle des Königs auf übermorgen!“

---

ein abscheuliches Gelächter schien eine materielle; an die romantische Loge? seiner Jugend erinnerte uns weder sein Aeußeres noch irgendeine besondere Wärme oder Herzlichkeit, die aus dem Gespräch mit einem wenn auch ein einunddreißigjährigen, doch ihm ganz besonders warm empfohlenen jungen Gelehrten doch wol hätte hervorleuchten können. Bei Betrachtung solcher Erzählungen über den Tod der Dichter kam uns infolge dieser Erinnerung unwillkürlich die Vorstellung: Wie oft vergreift sich nicht das nach Bewunderung und Verehrung so viel schmachtende eitle Armeeherz! Namentlich in jenem Alter, in welchem sich Karoline den Tod gab, in dem entscheidenden von 26 Jahren, wo sie immer näher rückende Nothwendigkeit des Entsagenmüssens dem weiblichen Herzen bereits so herbe Gesetze vorschreibt! An und für sich freilich war der Grund, warum Karoline mit Karl brach, gewiß berechtigt und edel; nur sie schreibt Karl die Ausführung des Entschlusses und wie schwerlich billigen können.

D. Her.

„Für uns?"

„Für uns!" fuhr Linden fort — „Für uns und speciell auch für — dich!"

„Für mich?" fragte die Räthin überrascht.

„Für dich!" rief Linden, seine Erbitterung mit Mühe zurückhaltend. „Dich wünscht der König auf dem Balle zu sehen —"

Er überreichte seiner Frau den Brief des Hofmarschallamts.

Beunruhigt stand diese auf. „Ich begreife nicht, wie wir dazu kommen? Ich bin bürgerlicher Herkunft und nicht bei Hofe vorgestellt —"

„Eine große Ehre — eine Auszeichnung!" rief Linden bitter. „Man wird uns beneiden um diese Gunst — Haha! Ist dir der König nicht fürstlich in der Aue begegnet? Hat sein Blick dich nicht verfolgt? Ich weiß alles — Er hat deinen Namen zu erforschen gesucht, an dienstfertigen Seelen fehlt es ihm ja nicht! O, wir werden den Ball besuchen!"

„Nein — ich nicht — ich kann es nicht!" unterbrach ihn seine Gattin —

„Thu' es — überwinde dich! Du kannst sicher nicht mit größerem Widerwillen hingehen als ich! Aber es hilft nichts! Der König will dich sehen, muß dich sehen, und er würde andere Gelegenheit aufsuchen, seinen Willen durchzusetzen. Er würde das nächste mal befehlen, daß wir kommen!"

„Gott, so laß uns von hier fliehen! Laß uns auf unser Gut ziehen! Ich weiß längst, daß du deine Stellung nur mit Widerwillen behältst —"

„Ich kann sie nicht aufgeben! Das kleine Gut ist in dieser theuern Zeit kaum im Stande, uns zu ernähren — die Steuern würden uns erdrücken. Deinet- und der Kinder wegen muß ich meine Stellung zu behalten suchen — Diese französische Herrschaft wird nicht ewig währen!"

„Und es ist wirklich deine Absicht, den Ball zu besuchen?"

„Es muß sein — du begleitest mich — eine — — deutsche Frau!"

Schnell schwand die Zeit bis zum Balle hin. Linden schien ruhig zu sein und selbst Marie hatte einen Theil ihrer Angst verloren. Eine Anzahl Damen und Herren waren vom Könige angewiesen, eine Quadrille aufzuführen, an der er selbst theilnehmen wollte. Die Toilette hatte er vorgeschrieben und sie übertraf an Pracht alles bis dahin in Kassel Gesehene. Ueberhaupt suchten alle zu diesen Hofballen Eingeladenen sich gegenseitig durch die Pracht ihrer Anzüge zu übertreffen. Die Herren starrten von Gold und Silber, die Frauen gingen in den schwersten Stoffen.

Um die Aufmerksamkeit nicht auf sich zu lenken, hatte sich Marie so einfach als möglich gekleidet. Aber ihre Berechnung hatte sie getäuscht, dieser einfache Anzug hob ihre reizende Gestalt und ihr bezauberndes Antlitz doppelt angenehm hervor.

Sie ward dies gewahr, als sie zitternd an dem Arme ihres Mannes in den prachtvoll erleuchteten Saal eintrat. Aller Augen richteten sich auf sie. Auch der König bemerkte sie sofort, kam ihr entgegen und sprach die freundlichsten Worte gegen sie und ihren Mann.

Mariens unbefangener Sinn ließ sie schon etwas freier aufathmen, bis sie den ernsten, strengen, fast finstern Blick ihres Gatten bemerkte, der ihr zu sagen schien, daß er noch nicht alle Gefahr für überwunden halte.

Der König verließ sie, um die angeordnete Quadrille mitzutanzen. Als dieselbe beendet war, trat er wieder zu ihr heran und forderte sie zu einem Walzer auf. Sie wollte danken, wollte eine Entschuldigung sprechen, vermochte indessen kein Wort hervorzubringen. Ehe sie einige Antwort gewann, hatte der König sie bereits in die Reihe der Tanzenden geführt.

Sie bemerkte nicht, wie aller Augen auf sie gerichtet waren, wie neidische Blicke sie verfolgten und sie in diesem Augenblick der Gegenstand des Gespräche für die Meisten im Saale wurde. Der König zeichnete sie sichtbar aus und jeder kannte die ehrenvollen Folgen, welche sich an solche Auszeichnung knüpften! Sie würde erschreckt sein, hätte sie die Bemerkungen, welche über sie gemacht wurden, hören können.

Aber Einem entging dies alles nicht — ihrem Manne. An eine Säule gelehnt, stand er ruhig, fast regungslos da. Die Rechte hatte er in den bald zugeknöpften Rock gesteckt, als wollte er das unruhig und heftig pochende Herz zur Ruhe bringen. Sein Blick folgte seiner Frau; er war fast starr.

Der König tanzte länger, als er gewöhnlich zu tanzen pflegte. Sein Auge schien sich an der üppigen Schönheit seiner Tänzerin zu weiden. Er führte sie zu einem Polsterstuhl und setzte sich dicht neben sie. Von beiden Seiten verließ man die Plätze; so war es des Königs Befehl, damit er sich ungestört, ohne belauscht zu werden, unter-

halten konnte. Hieronymus schien nichts von dem, was um ihn vorging, zu bemerken. Sein Auge ruhte auf Mariens Gesicht, mit ihr war er allein beschäftigt.

Ihnen gegenüber stand Linden, noch immer regungslos an die Säule gelehnt. Sein strenger Blick war auf Marie und den König gerichtet. Er konnte keins der Worte, welche dieser an sein Weib richtete, verstehen, aber er errieth sie aus Mariens wechselndem Erröthen und Erbleichen. Er errieth sie aus des Königs verlangendem Blicke, aus der Dreistigkeit, mit der er mehrere male flüchtig ihre Hand streifte.

Linden sah, daß Mariens Lage die qualvollste war. Aber seine eigene war noch qualvoller, da sein Auge in die Zukunft schaute. Unwillkürlich zuckte er mehrere male zusammen und er mußte sich mit Gewalt beherrschen, daß er nicht hintrat, sein Weib an der Hand faßte und sie von der Seite des Wüstlings fortriß.

Einige Günstlinge des Königs schienen zu errathen, was in ihm vorging, denn sie drängten sich an ihn und suchten seine Aufmerksamkeit abzulenken. Er hörte nicht auf sie oder wies sie schroff zurück. Was lag ihm daran, ob sie sich beleidigt fühlten? Für ihn galt es ein Glück bewahren und hüten, das ihm nichts auf der Erde ersetzen konnte — die Ehre seines Weibes.

Der König schien keine Ahnung zu haben, wie scharf er beobachtet wurde, oder es war ihm gleichgültig. Von Scham war bei ihm und allen, die in seiner Nähe lebten, wenig mehr zu finden. Immer näher beugte er sich zu Marie, immer verlangender blickten seine Augen; er erfaßte ihre Hand und versuchte sie mit Gewalt festzuhalten; er flüsterte ihr Worte zu — sie zitterte; ihre bleichen Wangen verriethen, daß sie nach Fassung rang; endlich raffte sie sich gewaltsam zusammen, stand auf, verneigte sich bebend und schritt mit schwankenden Tritten ihrem Gatten entgegen.

Linden hatte alles bemerkt. Er eilte auf sie zu und fing sie fast in seinen Armen auf.

„Ich bin unwohl — nach Hause!" flüsterte sie. Mehr vermochte sie nicht hervorzubringen.

Linden führte sie in ein Nebengemach. Halb ohnmächtig sank sie hier auf einem Sessel und barg das Gesicht in beiden Händen. Er drang nicht in sie — er wußte, was in ihr vorging; er sah es deutlich genug an ihren zitternden Händen.

„Ja, wir wollen heimgehen", sprach er endlich.

Marie sprang hastig, fast heftig empor und eilte scheu, ängstlich zur Thür. Die Luft, die sie athmete, schien sie zu ersticken. Einige Kammerherren kamen und suchten sie zurückzuhalten.

„Meine Frau ist unwohl!" rief ihnen Linden laut und entschieden entgegen; länger vermochte er sich nicht zu beherrschen. Ruhig und fest brachte er seine Frau heim.

Hier erst erlangte sie ihre Fassung wieder. Laut schluchzend warf sie sich an die Brust ihres Mannes und schwur, daß keine Macht sie wieder auf einen solchen Ball bringen werde. Der König hätte ihr Sachen gesagt und im Vorübergehen seine Liebesanträge gemacht, die sie selbst ihrem Gatten nicht wiederholen könnte — —

Linden, selbst krampfhaft ergriffen, mußte nun sein Weib beruhigen. Hastig, aufgeregt schritt er dann im Zimmer auf und ab. Es schossen Gedanken in ihm auf, finster und wild — mit Gewalt mußte er sie zurückdrängen. Hätte es blos seine Ehre gegolten, er würde keinen Augenblick gezögert haben, sie zu rächen — aber er dachte an seine Frau und seine Kinder —

Endlich wurde er ruhiger — er hatte einen festen Entschluß gefaßt. „Du mußt Kassel verlassen!" sprach er — „du mußt! Du reist mit den Kindern auf unser Gut — morgen in der Frühe!"

„Und du willst allein zurückbleiben?" fragte Marie.

„Nur so lange, bis ich Urlaub erhalten habe. Schon morgen werde ich darum nachsuchen und dann folge ich euch!"

So ungern sich Marie auch von ihrem Gatten trennte, so ging sie dennoch gern darauf ein, da sie dadurch von Kassel, aus des Königs Nähe entfernt wurde. „Hieronymus hatte einen zu abschreckenden Eindruck auf sie gemacht; er erschien ihr in seiner Dreistigkeit so verabscheuungswürdig, wie sie keinen zweiten Menschen kannte.

Sogleich wurden die zur Reise nöthigen Vorkehrungen getroffen und ehe der Morgen graute, verließ Frau von Linden mit ihren Kindern die Stadt. Ihr Gatte begleitete sie eine kurze Strecke, dann kehrte er zurück.

Nun er allein war, nun er seine Frau in Sicherheit wußte, war er ruhiger. Noch an demselben Tage bat er bei dem Minister persönlich auf Urlaub für einige Zeit an. Der Minister gab ihm bald und bald die Zusicherung desselben, nur bestimmt erklärte er sich für den Augenblick noch nicht. Ihn abzuschlagen, wagte er nicht, da es in den Hoftreisen kein Geheim-

nis mehr war, daß der König Frau von Linden auf dem Balle auffallend bevorzugt hatte.

Mit freudigster Hoffnung kehrte Linden heim und schrieb seiner Frau sofort, daß er bald bei ihr zu sein hoffe. Er traf schon die Vorkehrungen für eine längere Entfernung von Kassel.

Zwei Tage darauf kam ein Kammerherr des Königs und erkundigte sich in dessen Namen nach dem Wohlbefinden der Frau Räthin. „Es hat Se. Majestät sehr leid gethan, daß Ihre Frau Gemahlin den Ball so zeitig verlassen hat!" fügte er hinzu.

„Der König ist sehr gnädig", erwiderte Linden, mit Mühe seine Erbitterung zurückhaltend. „Meine Frau ist noch nicht wiederhergestellt und auf das Land gegangen, um dort in Ruhe ihre Genesung abzuwarten."

„Auf das Land? In so später Jahreszeit?" fiel der Kammerherr ein; „ich befürchte, daß ihr das nicht wohl bekommt!"

„Sie erlauben, daß ich hierin ganz dem Rathe meines Arztes folge —"

„Wird sie längere Zeit fortbleiben?"

„Vorläufig diesen Winter über, vielleicht auch nächsten Sommer, vielleicht noch länger."

„Und Sie haben sich auf so lange Zeit von Ihrer Frau trennen können?" warf der Kammerherr ein. „Wo weilt sie denn?"

„Sie ist auf meinem Gute, wenn es Sie so interessirt", entgegnete er. „Ich habe nicht geglaubt, daß meine Frau bei andern eine solche Theilnahme finden würde. Sie hat sich bisjetzt ganz auf unser häusliches Glück beschränkt und so wird sie es auch fernerhin halten. Sie sieht es so und ich will es so!" Linden hatte diese letzten Worte scharf betont.

Der Kammerherr entfernte sich.

Am folgenden Nachmittage erhielt Linden einen abschlägigen Bescheid des Ministers auf sein Gesuch um Urlaub. Es überraschte und verstimmte ihn, da er fest darauf gerechnet und sich im voraus auf das Wiedersehen seiner Frau gefreut hatte. Er wollte ihr sofort schreiben, schob es indessen bis zum folgenden Morgen auf. Sie erfuhr diese unangenehme Nachricht zu immer noch zu früh.

Am Abend desselben Tages hatte die Räthin, in der festen Hoffnung, daß ihr Mann an diesem Tage kommen werde, ihr vier Meilen von Kassel entferntes Gut verlassen und war ihm eine kurze Strecke auf dem nach Kassel führenden Wege entgegengegangen. Der Abend dämmerte bereits. In der Ferne erblickte sie einen Wagen, der ihr schnell entgegenrollte. Nur an ihren Mann denkend, ward es ihr zur Gewißheit, daß der Wagen ihn herbeiführe. Um ihn zu überraschen, eilte sie ihm schneller entgegen.

Der Wagen hielt neben ihr, er wurde geöffnet. Jubelnd wollte die schöne Frau ihrem Manne entgegenspringen, blieb aber erschreckt — bestürzt stehen — der König stieg aus dem Wagen.

Sie war einer Ohnmacht nahe und drohte umzusinken. Hieronymus sprang hinzu und hielt sie. Er sah ihre Angst und suchte sie mit Schmeichelworten zu beruhigen.

„Ihr Mann ist verhindert, zu Ihnen zu kommen", sprach er; „er sehnt sich nach Ihnen, wünscht sie nach Kassel zurück und kann Sie nicht selbst holen. Wie ist es eine Freude, es thun zu können — Ihr Mann weiß darum — er ist damit einverstanden. Noch heute Abend wollte ich Sie in seine Arme führen — mein Kutscher hat mich in der Irre umhergefahren — ich bin um Stunden später angekommen — für heute ist es zur Rückkehr nach Kassel zu spät — ich bin ermüdet, Sie müssen dem Verirrten schon ein Nachtquartier in Ihrem Hause einräumen."

Marie war noch nicht im Stande, zu antworten. Des Königs Absicht stand klar vor ihr! Ihr Mann — Linden sollte damit einverstanden sein, daß er sie abholte? Er sollte darum wissen? Nimmermehr, eher würde sie das Unmöglichste geglaubt haben. Sie war rathlos, der Verzweiflung nahe. Sie konnte des Landesherrn Bitte um ein Nachtquartier nicht abschlagen, da er schon die nöthigen Befehle dazu seinem Kammerherrn gab. Hieronymus forderte sie auf, die kurze Strecke bis zum Gute mit ihm zurückzufahren. Sie weigerte sich und mußte doch zuletzt nachgeben, um ihre Angst nicht zu verrathen. Die Größe der Gefahr verlieh ihr Kraft und Fassung.

Auf dem Gute unter fortwährenden Galanterieen im Benehmen des Königs angelangt, ließ sie sofort die besten Zimmer in Bereitschaft setzen. Der König verließ sie nicht. Um seinen Verdacht in ihm zu erwecken, hörte sie noch immer seine Schmeicheleien mit ausweichenden lächelnden Bemerkungen an. Endlich entfernte sie sich von ihm unter dem Vorwande, einige nöthige häusliche Geschäfte zu verrichten und mit dem Versprechen, sogleich wiederzukommen. Kaum hatte die Frau, der selbst ihre Ablehnungen und Ver-

würfe graziös kauden, ihn indessen verlassen, so gab sie heimlich ihrem Diener den Befehl, sofort einen Wagen für sie zu besorgen. Wenige Minuten darauf stand dieser bereit. Hastig bestieg sie denselben mit ihren Kindern, die Dunkelheit schützte sie und nun flog sie in ihm auf anderm Wege nach Kassel zu ihrem Manne. Ehe der Morgen anbrach, hatte sie Kassel erreicht und lag in den Armen ihres überraschten Einzig-geliebten. Mit wenigen Worten hatte sie ihm alles erzählt. Noch zitterte sie von der Angst, welche sie erduldet hatte.

Linden suchte sie zu beruhigen. „Ich werde dich beschützen", sagte er. „Haus und Familie sind noch unantastbares Eigenthum! In sie soll kein Frevler ungestraft dringen!"

Auf das heftigste erbittert war Hieronymus nach Kassel zurückgekehrt. Nach zwei Tagen war Linden seines Amtes entsetzt und wurde mit seiner Familie aus der Stadt verwiesen. Zugleich erhielt er noch ein Schreiben, in dem ihm und seiner Frau verboten wurde, sich über Se. Majestät je zu äußern, wie man bereits in Erfahrung gebracht hätte —

Mit leichterem Herzen schied Linden mit seiner Familie von Kassel und zog auf sein Gut. Des Königs Gunst hatte ihn beruhigt gemacht, seinem Zorn sah er mit Ruhe entgegen. Er kehrte erst nach Kassel zurück, als die Avantgarde der Befreier Deutschlands kam — die Kosacken!

Diese kurze Erzählung ist keine Erdichtung, sie ist Wahrheit bis in ihre Einzelheiten. Nur daß einiges in ihr gemildert wurde, weil die ganze nackte Wahrheit das sittliche Gefühl jedes Lesers verletzen würde.

O Deutsche, Deutsche —! Seid einig —!

Auf Capri.

Von Emma Niendorf.

I.

Allmorgendlich in der „Rosa magra" zu Sorrent ist das Abschiednehmen und Abschiedgrüß eine Art von Accompagnement zum Sonnenaufgang. Alle Augen stehen dann voll Wasser. Auch ich küsse mich heute durch Mutter, Schwestern, Schwiegertochter, das Enkelkind nicht zu vergessen. Don Francesco brachte mir für die Fahrt noch von den geeignetsten Früchten Sorrentos. Ich habe hier nichts anzuziehen als nur die kahlen Schweinchen, welche einem stets zwischen die Füße laufen, so kahl wie der Kopf des kleinen Don Michele, des Fischerjungen. Am Ufer begegnete ich lauter Schiffs- und Hände'straunen, die mich schon vom Baden her kannten und grüßten. Zwischen den Ruderruten entspann sich ein Gezeit um uns: Raffaelle, der mir früher empfohlen war, griff fast den Bildhauer an! „Voi mi avete persso la mia signora!" und verleumdete die andere, von letzterem für uns gemiethete Barke: Es seien ragazzi und sie räche (nach Fischen), während unsere Ruderer ihrerseits vom Raffaelle behaupteten, er fahre nach Capri stets auf Klippen und die Barke sei ihm schon öfters umgeschlagen.

Es ist nicht so ganz leicht, der anmuthigen felsenumhorsteten Bucht von Sorrento im Morgenglanze Lebewohl zu sagen. Wir rudern am Ufer hin: bei Vuolo; an dem weißen, heute so stillen Massa mit seiner langgestreckten Kirche, über welcher das graue Wartthürmchen nach dem Kloster zeigt. Unsere Schiffer haben zwei Frauenzimmer von Capri eingeschwärzt, die uns beim Einsteigen freundlichst ersuchten, mitfahren zu dürfen. Sie sagten, sie hätten mich morgens beim Gange zum Baden gesehen und schon früher auf dem Feste zu Massa; es sind Bekannte von Carmellina, welche öfters in die „Rosa magra" kommen; sie hielten sich zwei Tage in Sorrento auf, wegen ihrer Geschäfte: sie fertigen Strohhüte, nämlich in Garben; einer kommt auf 6, 8, 10 Carlini; so läßt es sich zu einem kleinen Päckchen zusammenrollen, das in jeder Westentasche Platz hat und daheim sich leicht in die modische Hutform verwandelt, wie durch Hexerei. Eine allerliebste Arbeit, welche die Seiden- und Sammetbänder der Pariser beschämt, und in allen Farben blühend, gelb, lila, amaranth, blau, reizende Muster, welche ich auch wieder mit dem antiken Mosaik vergleichen möchte. Das zierlichste Werk! Und es sind auch zierliche Frauen; dazu mit gar so wohlklingenden Namen: Orsolina, Serafina; eine andere Schwester von ihnen heißt Rosina; eine hat einen Briten geheirathet und ist mit ihm über den Kanal gezogen. Es herrscht überhaupt ein ganz origineller Typus auf den Inseln, äußerst verschieden von Sorrent. Diese unsere neuen Gefährtinnen zeichnen sich durch sehr feine Nasen aus; Orsolina besonders durch ihr ganz antikes Köpfchen, einen schlanken Hals, ein bewunderungswürdiges Genick und durch Grübchen in den Wangen. Die Mädchen sind modisch und doch in eigenthümlicher Anmuth gekleidet, voll Grazie, und dabei wie Kinder oder Kern gutherzig.

Während sie uns ihr liegendes Hutmagazin zeigen, das im Mittelbeutel Raum hat, wird das Segel aufgezogen. Ich sehe die beiden Spitzen wieder, die, welche San-Costanza trägt, und die sich jetzt immer genauer zeichnende Campanella. Nach Capri — „Crapa", wie sie es im hiesigen Dialekt nennen — silbergrau, in majestätisch schroffen Formen, und das Meer ganz Lapis lazuli wie die Kornblumen am Altar von San Agata. Aber der Lapis lazuli gerieth in immer stärkeres Wogen und Silberschäumen, die ganze weite Meerau vor uns in der „Bocca della Campanella" (Meerenge zwischen Capri und dem Cap der Minerva) und darüber unermeßlich hinaus hinter Capri und dem Minervencap; hinter uns, gegen Ischia und Neapel. Es war die holdeste göttliche Meerfreiheit. Aber uns schwindelte davor — wir Frauen wurden alle todkrank. Ortolina legte sich mitten in die Barke, den Regenschirm des Bildhauers auf sich deckend. Das wogte und das schäumte! Und da starrten die Felsen, da schimmerte zu ihren Füßen die Marina wie eine kleine weiße Heerde. Unsere Barke immer darauf hinzielend und, wie mir schien, es nie erreichend.

Am Strande erwartet den Landenden ein gar widriges Umringen von allerlei Volk, das seine Dienste aufzwingen will. Doch ist das idyllische Eiland der einzige Fleck Italiens, wo man paradiesisch nicht nach Paß und Namen fragt. Auf engummauertem schroffem Pfade stiegen wir oder vielmehr schleppten wir uns, beim Wehen des flockenvollen Sirocco, dem man hier wie in einem Schiffe sich preisgegeben fühlt (denn was ist die Insel anderes als ein Felsenschiff?), hinauf nach dem Städtchen Capri, das wie in einer grünen Bucht sich birgt zwischen den zwei Felskolossen. Das Hotel Pagano hat wirklich, wie neulich ein junger Poet aus München behauptete, etwas von einem deutschen Pfarrhause. Meine Stube empfängt mich mit der Aussicht auf die offene See, gegen Sicilien. Rechts, von dem Hügel Castello, dem die kleine Marina zu Füßen ruht, blickt das Castiglione zu mir herein, welches die Briten befestigten, und darüber die hohe Klippe von Anacapri; links der Gipfel, welchen San-Michele krönt, das die Franzosen errichteten, und die angrenzenden Pyramiden, lauter Pyramiden. Und überall schauen Palmen vor an den weißen schneeweißen Häusern, das Gemälde zu vervollständigen. Königlich thront eine gerade vor meinem Fenster; der Sirocco schüttelt ihre Riesenfinsche, daß sie sich bewegen wie der Leib eines fabelhaften Thieres. Im Garten die Pergola, die Weinlaube, schlängelt vor der Thür ihr Traubengewinde über die Doppelreihen der blendendgetünchten Säulen.

Am nahen Strande dämmt sich, unter dem Cap Tragara, ein Felsenobelisk gegen die Wellen, einer der Faraglioni. Capri, das Eiland, hat nicht die Gestalt einer Capra, allein das Städtchen klettert wie eine Ziegenheerde auf den Hügeln umher. Es ist eine poetische Stille in dieser Nähe, alles so fremd, so aus der Welt hinaus. So blicke ich auch in den Ocean hinaus, der im Süden wallt, so unbekannt und wunderlam und doch so heimlich. Ich denke jetzt an Helgoland, die nordische Schwester, die blonde, protestantische Schwester von dem schwarzäugigen Capri. Ich denke jetzt an alles, was mir lieb und so unendlich weit draußen in der Welt geblieben ist. Ich habe mir lange nicht mehr so gehört als hier gleich in der ersten Stunde.

Die Uhr von der Nachbarkirche hat, wenn sie ertönt, noch ein so eigenthümliches Nachzittern im Schlage, etwas letzlam Barbarisches. Punkt 12 Uhr kommt Giovanni, der hinkende Gamerier, der hier alles so geschickles und genau besorgt, um mich zum „pranzo" zu rufen, wo ich dem jungen Doctor der Philosophie begegne, sammt seinem Genossen, einem schweigsamen interessanten Nordländer, welche eben von der Blauen Grotte wiederkehren; zwei wiener Malerbrüder, von denen der jüngere sich mir als Bekannter aus Tivoli documentirt; endlich unser Sculptor, und Saramella, welche als Bäschen des Hotel Pagano umherwandelt, mit einem der hier üblichen Strohhüte in der Hand, der eine Miniatur der hiesigen Bienengattung darstellt, mit rothseidenen Äuglein versehen: dies wäre alle die Schiffsgesellschaft auf dem Verdeck und in den Kajüten von Capri. So schlendert man umher in den gemüthlichen Stuben, im Garten oder, am liebsten, auf dem flachen Dache, wo man die ganze Gebirgs- und Meerscene um Capri überschaut, das unaufhörliche Drama des Oceans, das aber gar oft Tragödie wird. Auf dieses Dach gelangt man von den um die Wohngemächer laufenden Terrassen, über steinerne Stufen, auf denen die Hunde lagern; und es gemahnt fast wie ein Kirchhof, denn alle Zimmer haben eigenthümliche hohe Kuppelwölbungen, sargdeckelartige, und viele gehen bis hinauf in das Dach und bilden in demselben Erhöhungen, welche Gräbern gleichen.

Nach der Cena, die uns unter andern mit gebackenen Feigen beschenkte, hatte man die herkömmlichen Tänzer beschieden: Es erschienen drei hübsche Mädchen, ein Bursche im roten Hemde und eine ältere Frauensperson, welche das riesige Tambourin mit dem Blechplättchen so einförmig schlug, daß man von neuem seekrank hätte werden mögen. Diese bestellten Tänzerinnen vermochten kaum etwas Abgerichtetes, Drolliges zu verbergen. Eine, im weißen Gewande, war sehr schön; aber der modische Schnitt und zumal der Kattun als Ersatz der reizenden Volkstrachten verdirbt alles. Prächtig in das glänzende Rabenhaar, in Flechten leicht geschlungen, lustige Bogen bildend. Zu den Füßen der Tambourinschlägerin hockte ein Knäblein, dem man auch von dem in der Runde kreisenden blutrothen Wein zu trinken gab. Sie tanzten die Tarantella in dem Gewölbe der Hausflur, in welche sich mitleidige Stallgerüche zogen. Sie tanzten schneller und schneller, wilder und wilder, bacchantisch fast; aber gemacht, nichts Ursprüngliches. Doch fiel mir die gewandte Zierlichkeit auf, mit der sie ihre Füße setzen. Die deutschen Herren saßen philiströshaft umher und betrachteten, denn man wollte etwas für sein Geld haben. So sah Deutschland der Italia zu. Es war eine Caricatur. Ich erholte mich davon bei dem Mondstück auf dem Dache und vor meinen Fenstern. Schwermuthsvoll sah der Mond über die Felsenzinken herein auf Capri, das in Düsterheit lag.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

David Veit und Rahel — Börne und Henriette Herz.

Zwei interessante Bücher: „Briefe des jungen Börne an Henriette Herz" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861), und „Briefwechsel zwischen Rahel und Veit. Aus Varnhagen's Nachlaß" (Ebendaselbst, 1861), sind bereits in vielen Zeitschriften und unter mannichfachen Gesichtspunkten besprochen und empfohlen worden, vorzugsweise jene wegen ihres heiter anregenden Materials zur Beurtheilung eines originellen Geistes, diese wegen anziehender Beiträge zur Geschichte einer durch Varnhagen mit besonderer Vorliebe als culturgeschichtlich merkwürdig fixirten Personalitätengruppe. Wir möchten noch einen neuen Gesichtspunkt hervorheben, den epistolarischen selbst.

Solange ist es noch nicht her, daß man nur der französischen Nation und Sprache das Talent zuschrieb, sich leicht und frei in den wechselnden Tönen des Briefs auszudrücken, immer in derselben zwanglosen Form bald angenehm zu plaudern, bald ernsthaft ein System auseinanderzusetzen oder die bittersten und seligsten Empfindungen des Herzens auszuströmen. In jeder auch nur oberflächlichen französischen Literaturgeschichte haben die Briefe der Frau von Sevigné, Voltaire's, Diderot's und der Lespinasse neben den Meisterwerken der tragischen und der heitern Kunst ihren sichern Ehrenplatz. Zuweilen, wie bei Marie Sévigné und Julie Lespinasse, sind sie das einzige von ihnen hinterlassene schriftliche Denkmal, zuweilen, wie die Briefe Diderot's an Sophie Volland, das Beste und Schönste, was uns von ihnen bleibt. Aber auch für den deutschen Genius hat in dieser Richtung die Auferstehungsstunde geschlagen. Selbst eine nur flüchtige Uebersicht über die Schätze, die uns hier gewonnen, läßt uns ohne Neid auf die andern Völker blicken. Vielleicht möchte es keine undankbare Aufgabe des Literarhistorikers sein, diese Briefwechsel einmal eingehend zu vergleichen, das Vorzüglichste in einem jeden hervorzuheben und aus ihnen das Wesen dessen, der sie schrieb, den Genius des Volks und den Sinn der Zeit zu erläutern. Die Erläuterungen und Erklärungen, mit denen versehen diese Briefe erscheinen, halten sich, so dankenswerth sie an sich sind, so durchaus an das Einzelne, das zufällige Factum, daß jeder Gesammtblick verloren geht. Dagegen ist die Fülle des Materials so reich und wächst mit jedem Tage, daß auch nur eine annähernde Kenntniß durch jahrelanges Studium erst erworben wird. Und doch liegt in diesen flüchtig hingeworfenen Blättern oft das reinste Gold, freilich oft in unedeln Steinadern verborgen. Eine „vergleichende Literaturgeschichte der Briefwechsel" lohnte sich schon darum der Mühe, weil sie den Zugang zu diesem Genusse böte.

Rahel Levin war germanopraxiglaubig, als sie eine Correspondenz mit David Veit begann, im Frühling 1793, als dieser Berlin verließ und nach einem Besuche in Weimar seine medicinischen Studien in Göttingen und Jena fortsetzte. Bis in den October 1796 kommen und gehen die Briefe regelmäßig, von dort bis zum Jahre 1811 sind sie entweder, wie sie vorliegen, nur stromweise gewechselt oder die fehlenden gingen verloren. Ein Bruch zwischen beiden scheint nicht stattgefunden zu haben: David Veit ist als Arzt in seinem Berufe zu Hamburg 1814, am 15. Februar, am Lazarethtyphus gestorben; Rahel's Leben ist bekannt. Einzelne Bemerkungen und Schilderungen Goethe's aus Veit's Briefen, etwas Reflexion in jenem verhimmelnden, schwelgenden, überschwenglichen Ton, der noch jetzt in Berlin hervorragt, wenn Goethe's Name nur genannt wird, über „Wilhelm Meister", Wilhelm von Humboldt's Recension des Jacobi'schen „Woldemar", die gebräuch-

rend als Meisterwerk begrüßt wird, während Rahel an Schiller's Kritik der Gedichte Matthisson's „aber auch gar nichts" findet: dies abgerechnet, bietet der Briefwechsel kaum ein allgemeines Interesse dar. Er ist durchaus, nicht nur in seiner Form und seinen Gedanken, sondern auch nach seinem thatsächlichen Inhalt, rein persönlicher Natur. Aus neue bewährt er, wie dem glänzenden, blitzgeschwinden Geiste Rahel's, dem die Gedanken funkelnd wie Sternschnuppen entstehen, auch von einer elementaren Kraft fortgerissen, doch jede Uebersicht, jedes Zusammengefaßt mit einem Ganzen fehlte. Sie selbst empfindet diesen Mangel und scheint ihn dem Umstande ihres Geburt, daß sie „ein Judenmädchen" sei, zuzuschreiben. Er lag wol tiefer, in ihrem Wesen, das etwas Unstetes, Fortern des niemals verleugnet; auch darin, daß es nicht fähig ist, eine Empfindung rein auszufühlen. Aeußerlich tritt ihr Genius schon in der wunderlich verzerrten Weise ihres Ausdrucks jedem entgegen. Bei einer Frau, deren Schreiben eigentlich Sprechen ist, darf man, wenn man ihr persönlich nicht näher gestanden und den Laut ihrer Stimme belauscht hat, wol die Frage aufwerfen, aber freilich sie nicht entscheiden: wie viel denn doch, trotz ihrer Versicherung, bewußte oder unbewußte Affectation in diesem Stil gewesen?

Durch Veit dagegen ist eine ernste, logische Natur aus der Schule Lessing's. Seinen scharfen und wägenden Verstand überwältigt nur in den seltensten Fällen ein aufwallendes, wärmeres Gefühl. Den Worten der Vorrede: „Hier ist keine Neigung als die der Freundschaft und des geistigen Zutrauens, keine Absicht als die des unbefangenen und doch thätigen Umgangs, kein Zweck als der der gegenseitigen Verständigung, Ausbildung, Unterhaltung", ist vielleicht nur ein bedingter Glaube zu schenken. Die Briefe, die Veit 1795 nach einer Zusammenkunft mit Rahel in Karlsbad ihr schrieb, haben einen unverkennbar leidenschaftlichen Ton; nicht jeder wird ihn schon den Ausdruck der Liebe nennen, sicher aber äußert sich die Freundschaft nicht so. Im allgemeinen waltet freilich die Unterhaltung, das Sichaussprechen vor; wenn diese Blätter gar keine Zweifel durch den Nothstift Varnhagen's erführen, sind sie einzig in ihrer Art: man bedenke, es schreibt ein zweiundzwanzigjähriger Student einem Mädchen, jahraus jahrein, ohne jede, gute oder schlechte Anspielung und Schmeicheln auf ihre Schönheit, ihr Geschlecht, man brauchte nicht eine Zeile zu ändern und könnte doch glauben, sie wären an einen Bruder oder einen Freund gerichtet, nicht an eine Schwester: letzteres schriebe man zärtlicher.

Für uns, die Nachfahren, die wir selbst für Rahel jetzt nur noch ein beschränktes literarisches Interesse hegen, bedarf die Ausdehnte dieses Briefwechsels in der Kenntniß von Veit's kraftvoller und anziehender Persönlichkeit. Rahel ist immer sie selbst, so eigenartig, daß, wer zwei Seiten von ihr gelesen, sie ebenso genau kennt oder nicht kennt wie der, dem Zeit und Vorliebe gegeben sind, sich in ihre Gedankengänge dauernd zu versenken. Ein Irrlicht, das ewig flimmert, tanzt und nie zu greifen ist; ein Glanz, der an den Dingen vorüberhaucht, sie unter den eigenthümlichsten Strahlenbrechungen zeigt, aber sie nie durchdringt.

Frischer, natürlicher haben uns dagegen die Briefe Börne's an Henriette Herz angesprochen. Ihr Inhalt bestätigt die bekannte Erzählung Henriettens von der Jugendliebe des Knaben zu ihr, der sechsundzwanzigjährigen Frau. Börne wurde von seinen Aeltern in das Haus des damals hochberühmten berliner Arztes Marcus Herz zur Erziehung geschickt. Bald nach seiner Ankunft starb Herz. Der junge Mann, der als er 12 Groschen in einer Conditorei entbehren, noch in der „göttlichen Jugendbeichte", Börne nicht unähnlich, schreiben kann: „Gefühlvoller Wanderer, bemerke sie!" wohnt mit der schönen, sittlichen Frau und ihrer Schwester zusammen. Begreiflich genug, weiß er nicht, welche von beiden Frauen er lieben soll; vielleicht ist es da nicht ohne Einfluß gewesen, daß ihm Henriette Unterricht in den Sprachen gibt. Im allgemeinen stimmen die Tagebuchblätter Börne's mit dem Bericht Henriettens überein, auch in dem Hauptpunkt, daß der überspannte, aber sich auch schon wieder selbst in der Ueberspannung ironisirende junge Mann an Selbstmord gedacht und spaßhaft genug, wie Romeo den Apotheker bittet, so „Er. Hochwohlgeboren Herrn Lepin" (Apotheker) schreibt: „Schicken Sie mir meine Rechnung, denn ich reise bald von hier ab! Ich gebe Ihnen 10 Louisdore, wenn Sie mir geben, warum ich Sie letzthin gebeten habe" — nämlich um eine Dose Arsenik „gegen die Ratten". Diese Tagebuchblätter lesen sich angenehm; sie erfüllen mit ihrem Inhalt so ganz den romantischen Begriff „Schülerliebe" und sind auch von Börne durchaus schon unter einem novellistischen Gesichtspunkt, als ironisches Seitenstück zu „Werther's Leiden" zusammengestellt und ausgearbeitet worden. Zwei Jahre, nachdem Börne aber, wie er damals hieß, Baruch, seinen Roman mit der schönen Frau halb und halb ernstlich empfunden hatte, ordnete er die theils von Henriette zurückempfangenen, theils gleichzeitig an seine Schwester geschriebenen Briefe zu einer Art belletristischer Production. Diese allein richtige Auffassung des kleinen angenehmen Buches ist noch nicht genug hervorgehoben worden. Die Zusammenstellung war ein Anlaß zum Dichten, der sich in Börne auch später öfter wiederholte und der in seiner ganzen ironisch-satirisch-humoristischen, zugleich stark jüdisch integrirten Weise doch erst in Heine zum vollkommenen Durchbruch kam.

Daß Henriette Herz bei all ihrer Schönheit eine kühle Natur gewesen, erzählen alle, die ihr nahe standen. Die Briefe, die Baruch Henrietten aus Halle schrieb, zeigen die Einsicht in sich selbst; nur verstohlen noch dringt sich die frühere Leidenschaftlichkeit hervor, so in der Eifersucht gegen Schleiermacher. Die Berührung so gänzlich heterogener Na-

und Frankreich, die ſich in Europa theilen wollen — vom Krieg — von der polniſchen Krone — Churhut retten — Deutſchland retten — Schweden im Land — Jammer des dreißigjährigen Krieges — Sachſen ein Juwel — Friedrich Auguſt ein Vater ſeines Volkes — Frieden ſchließen — mit Karl — Um Sachſen zu retten — Frieden ſchließen — wie ſie ſeinem begeiſterten Worte lauſchen!

Glinka.

Sie kennen die Gefahr nicht in ihrer ganzen Größe.

Petrow.

Sie begleiten den General hierher. Sie rufen — (Man hört hinter der Scene lautes Rufen, das ſich immer mehr nähert: Hoch, General Patkul!)

Glinka.

Kaum laſſen ſie ihn durch —

Petrow.

Kommen Sie; der General!

Alle (treten an den Eingang der Thür).

(Patkul und Julius von Einſiedel treten auf.)

Patkul (in Uniform, ſehr aufgeregt).

Das iſt ein heißer Tag! (Nimmt ſeinen Hut ab.) Die armen Menſchen dauern mich. Sie ſuchen in der Irre und finden keinen Hirten! — — (Sich erſt erholend.) Wie ſtark iſt noch unſer Corps?

Petrow.

Von zehn- nur noch viertauſend.

turen wie Börne und Schiermacher ist literarhiſtoriſch merkwürdig. Man wird nicht umhin können, den Urtheilen Schiermacher's über Börne, wie ſie in ſeinem „Briefwechſel“ (Berlin, Reimer, 1850) ſtehen, mannichfach recht zu geben, doch lag der von Schiermacher an Börne trotzdem gerügten „Unart“ noch pſychologiſch manches zugrunde, worauf der Herausgeber d. Bl. vielleicht in einer neuen Auflage ſeines Buches „Börne's Leben“ zurückkommen.

Neue Romane und Novellen.

XIII.

„Sara“, Roman von Adeline Goldhauſen (Leipzig, J. J. Weber, 1861), iſt der Geſchichte einer zerriſſenen Mädchenſeele, die, verlaſſen von ihrem ſündlichen Geliebten, den Glauben ihres Lebens auf ſich ließ, weil er mit ſeiner ganzen Familie zum Chriſtenthum übertritt, ſie aber unberückſichtigt hatte allein auf ſich angewieſen, wird ſie nun eine Sängerin und eine berühmte Frau. Ihr früheres Verhältniß hat ſich indeß mit einer andern Dame verlobt; wenige Tage vor der Hochzeit erfährt er, daß ſein Vater in einer ſchmählichen und unwürdigen Intrigue Sara vor ihm verleumdet, daß ſie nicht treulos iſt, wie er geglaubt. Jetzt verläßt er die zweite Braut, ſucht und verſöhnt ſich mit Sara auf Helgoland — aber nach kurzem Glück erkrankt dieſe — wie bekanntlich die Schauſpielerin Malvina Hoffmann — an Krebs.

Einer bei aller ſchreienden Realität doch oben unwahrſcheinlichen Geſchichte. Die Verfaſſerin, deren Darſtellungsgabe von ſeinem Geiſt und ſcharfem Blick zeugt, vergißt der Regel, daß in der Dichtung oft das Wahrſcheinliche nicht wahrſcheinlich iſt. Ueber die Lage der angeborenen Sängerin iſt ſie ſpielend hinweggegangen, z. B. über den Gegenſatz des Sarra Judenthums zum Chriſtenthum. Warum wählen nur ſolch beklagenswerthe und bedeutende Frauen Chriſti, der ihnen kein Segen ſollten, da ſie nur auf der Empfindung, ſondern nur durch die Vernunft zu beſeligen iſt?

Die Hochzeitsmorgen.

Die Sonnerin ſitzt hoch am Himmel
Und ſpielt in der Mähne,
Denn mit der Braut iſt weit herum
Und bekannt faſt der Morne.
Er ſcheint wie ob ſchwerer Thal,
Doch flüchtig wechſelt fort das Mal
Die Spindeln ſchwirren, ſauſen,
Und Dampfet Mädel brauſen.

Du ſchönes Kind, du blondes Kind,
Was ſingſt du ſo in Sonnen?
Deiſſt, wer der Mutter, alt und blind,
Indem die Thränen rinnen?

Deiſſt, wer der graue Vater thut,
Wer Hahn am oder Kippe ſpielt,
Wer all der Mütterlichen
Verſammen dich, verſchaun?

Der Bräutel ſagt, die Bräutel ruft
Und Haben klagt um Haben —,
Der Sonnerin Auge, wie verglüht,
Irrt hin auf andern Pfaden.
Am Waſſerfall, am Klavierſtrauch,
Beim Mondenlicht, im Abendhauch —
Zu tauſend, tauſend malen
Schwur er's bei Sternenſtrahlen!

Ob iſt ſo Schön, ob iſt ſo Gut
An Lieb' und Treue glauben?
Was lagſt du mir ein Paradies,
Um ſchnöd' es mir zu rauben?
Sie wandelt ſo in ſich hinein,
Leid' klaffert auf der Lampe Schein.
Die Spindeln ſchwirren, ſauſen,
Und Dampfet Mädel brauſen.

Und um ihr Auge wachert's tief
Irrg all dem Lampenflimmern,
Ihr iſt, ob eine Stimme rief
Wie einſt Kindheit Wimmern.
Sie ſpringt empor, ſie klagt, ſie ſchaut —
Ha, wer dich ſtets Auge klaut!
Wer all der Mütterlichen
Verſammen dich, verſchaun!

Doch drüben glänzt ein heller Saal,
Da klirrt ein wildes Drängen,
Da ſpielt man ein Hochzeitsmahl
Mit Horn- und Geigenklängen!
Da ſagt der junge Sonnerlohn
Mit ſeiner Braut wie auf dem Thron,
Im ſeligen Fichtelſtein
Und um ihn Jubelſchein.

Der Sonnerherr lacht hochentzückt
Dem Jubel zujubelnd,
Er thront umher vergnügt, beglückt,
Der Herr am Sonnenſtuhl!
Er hebt das Glas „Ein Hoch der Braut“
Mit braus da auf der Jubelkraut!
Ein Hoch dem Satyr am Tiſch —
Da ſpringt das Glas in Scherben!

Ob Scherb das Glas, ob ſpringt entzwei,
Verblüht mit gold'nem Schimmer —
Ein Glück, ein Kraft — ein Lebenſchein —
Still weicht im Hochzeitszimmer.
O Bräutigam, wo Schwerthieb!
Die Sonnerin wird nun Not erlöſt,
Die Spindeln ſchwirren, ſauſen,
Und Dampfet Mädel brauſen.

Friedrich Lang.

(Hierzu eine Beilage: Braut und der Tod.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Ein Fastnachtsabend in Berlin. — Der Theaterzettel. — Die [illegible]. — Buchhandel und Kunst.

Ein Fastnachtsabend in Berlin.

— — Die „altrömischen Bräuche" und die Ausgelassenheit des Carnevalsfestes machten auch in diesen Blättern so oft Erwähnung, daß Sie mal einmal auch einen Bericht über das Fastnachtsfest in Berlin verlangen, dann einen vollständigen Kranz zu winden. Wie sagte „Ihnen" und meinem eigentlich ihnen Ottilien, Kuhen, Klärchen u. s. w. [illegible] jene Zeit in dem schattigen Hain des Krollschen Etablissements, unfern dem Königsplatze, versammelt gewesenen gebildeten und ungebildeten Vertilgerinnen ihrer Nahrungsmittelchen. Die Ottilien, Käthen, Schorlemmchen, die sich zur Verdauungsübung drängten, waren für Berlin eine wahre Erholung nach der Unterjochung durch Theater, Concerte, Vorlesungen, Politik, Theologie u. vergl. Ganz Berlin folgte magnetisch angezogen jenen von einem unbändigen Völkervergnügungstrieb — ob schon, ob weiter es um Amüsir sind durch und durch frischen Eingriffs, einer gesunden Naturlebens, einer Kraft für die Interessen des Geistes sammelte.

Der Übersicht war ein Vielerlei, wie Berlin kaum eins erlebt hat. Es strömte in bisher unerhörlichen Massen Bürgers und Arbeiters Herren, Mädchen und Diener, Damen und Bauernfrauen in nächste Begleitungen und Verbindungen, ja es gab Stunden, wo der weite Raum zu eng war für die jubelnden Gäste und die Gärten erschollen einen Schritt zurückend vor dem brüllenden Lärm des Fastnachtsfestes. [illegible] Tage a 20 Sgr. wurden in wenig Stunden verkauft — jedes Paar gleichgültig für 4 Personen gültig, aber binnen die Gartenkasse für alle drei Tage — außerdem mußten zahlbare Eintrittskarten gelegentes Pferdes verkauft — kaum ist für jeden der Raschheit gegeben, und angriffe an Gute eingenommen wurde.

Der Garten ist durch Personen man allerdings erfüllt, denn durch eine enge Pforte mußte sich — einer unbegreiflichen Anordnung des Verkaufes gemäß — der mächtige Menschenstrom drängen, wo bei es an Quetschungen nicht fehlte. Schade wieder Nahrung übrigblieben war, suchten dann Hunger und Durst Befriedigung in den eigentlichen Restaurationslokalen, der Leiter dem Krollschen Garten bis zu den Zelten hin mit dem Thore mit schon bekannter königlicher Tapferkeit umgingen war. Zum Glück ausgedehnte Terrassen, die eine, die prachtvollen und reizenden Blumen trugen, für den Hof, die andere für das berühmte Publikum der Restaurateure, sagten, daß hier ein Festzug Platz finden würde. Wer nun aber andrang die Masse machte war der „studirenden Jugend des berliner Gesellschaftes" — den schönen Theilen

und Bestimmungen der Studenten, von den gebildeten Cylinderhüten der Musik und Jugend, die der musikalischen, sowie auch von den 200 Pferden von Kutschen, die wieder 50 eingeschlossen, daß kaum Thore für die Passanten einen halben Quadratfuß durchlassen. Seit Pferde und Wagen sich zu Verbindungen der Fastnachtsfreudigkeit gemacht haben und die allerersten und allerenge hellsten zur Feier führen, hat der Fastnachtsabend sich zur Weltmerkwürdigkeit erhoben und Berlin in seiner ganzen Eigenart nachgewiesen hat. Ein altes und, wie der Franzose sagt, „sehr leidiges, schon Gang und Nationalgut zu heißenden Fest, gleich einem traurigen Mittel, das durch Gewohnheit schließlich unter den Menschen ein Bedürfniß [illegible] lebte und war viel gebrauchtes Gesetz erlassen und viel Prozesse damit hatten am Ende die richtige Anwendung herbeiführen und Mißbrauch und einzelnen zu Gunsten. Man erzählt [illegible] von einem an den gehaltenen Geschäftsbrief der Mutter Natur — und ich für Einige war richtig gehalten, so antwortete sie mir Ihrem Thema.

Unser unterm Gerichte muß jetzt sagen nach dem natürlichen Gesetzbuche der Nahrung der männlichen und weiblichen Thiere. Auch der einfache Landmann weiß, daß er seinen Pferden andere Speise muß als seiner Kuh; — daß er aber den rechten Nutzen auch für sich zu Arbeitszeit einen allgemeinen Vorzug erhalten muß, daß auch er nicht zu [illegible] [illegible] [illegible]

eine Menge anderer Erscheinungen, so z. B. die, daß die Buchfinken in verschiedenen nach den Gegenden gerichteten Zügen ihre Wanderungen machen. Dr. Gätke sagt: „Es führen die männlichen Vögel stets eine ganz andere Lebensweise als die weiblichen, weshalb sie sich in abgesonderten Rotten vereinigen. Größer sind auch Baumwuchs und jungen Holze führen, vermutlich zur Zeit der „Bildung ihres Gemeinde". Weibliche Eisenhämmerchen treten beim Rückzug heraus — wenn Züge weit ab, daß ein Rebenbuhler gerne als einer vom Nachbar ist — ja der Einzelwanderer geht so weit, zu behaupten, daß die weibliche — Rotte gerne und dreist schneller als die männliche. In vielen Fällen liegt eben der Beweis, daß ein so verschiedener Zweck nicht auf ganz gleiches Ruhebedürfnis gründet werden kann. Obwohl interessant berichtet Blasius über die Ursache der Lachens und Verfolgt die Gewohnheit der Rotten, daß nur der ganz Harm, welche die Laube hat, daß männliche Gi- sind gerne gefegt wird. Altmal beobachtet Blasius daß Gerlegen ein und derselben Taubenpaare, manchmal hintereinander kam daß männliche Gi- gerne, kann daß weibliche; beim einen kam eine mehr normale Legung von drei Eiern vor, daß erstaunlich war daß, daß gerade man ein weibliches und daß dann erst wieder daß männliche — sonach ist sie den Tauben angenehmen, daß nach einem bekannten Brief von München an Wolfgangsee ist. In der Ehre der Männer- und Frauenherrschaft in der Natur geht auch weiter. Aber hat mehrere der natürlichen Beobachtungen auch Unterschiedungen über die Kartoffelkrankheit von Bedeutung, daß Gesetzt der Ehre ist in Zusammenhang von den Gesetzmäßen — weiblicher Kampfplatz von intensivsten Folgen übergeht. Der Gesetzte der Gemeinde-Vorsteher Dr. Ludwig zu Gera, W. in Rosenschule, erfuhren mannigfache Berichte darüber. Die Tauben sind verschiedenen in den Mittelmeerländern, auch in den Gärten und Obstbaumwiesen. Die weibliche Kampfplatz ist nicht so feierlich als die männliche, aber sie erhält sich länger und macht sich in ihren Brüchen nicht, ist daher gut Daune die Länge zu trauben als zu ersten. Der Grund mag in dem weniger Behalt der Blattwurzeln gründ, daß zur Entwicklung der Keime besonders wichtig ist. Es sollen sich Larven ergeben haben, nicht blos in Wurzeln und Zellen, sondern auch auf den Blüten.

Die Ehre, daß „Gesellschaft" über sich nicht ganz zurückhalten in ihren „Bereichen" gelassen, auch von der Natur anerkannten ihren Erfahrungen, wenn auch den Männern eingeräumt werden soll, daß es in den Gärten der Natur liegt, wenn sie daher bei Tauben und Hund hinaus als zahlreich am häufigsten Ort.

Auch der Hof bringt sich unter den Überschauen. Unsere intelligente Kampfplatz zeigt ein ganz specielles Interesse; Es machte auf der Mutterverein-lichen Gesellschaft auch ihren kirchlichen Einzug zu Ostern-Hyde gewesen. Die Tauben nun von den Türmen bringt und Kopf an Kopf Land unsere die Menge, indem es den dicken Gerichten ihren wurde, ihre Runde zu vollbringen, bis auch sie auf der Letzten Weg nahmen. Der Reigen begann —

Die prämiierten Pferde, ihre Ordenskleider „passe le mieux" um den Hals trugen, eröffneten den Zug. Der letzten Ausgang ab, daß ab die Tierschau durch die gnadenvolle Gestaltung der Kartoffelkrankheit gehoben hat. Auf diesen Gebiet waren seine Pferde zugegen, sondern nur Zuchtpferde. Für einen braunen Hengst, mit der Nummer der ganzen Gesellschaft, hat ein hier ansässiger Engländer 300 Reichsthaler. Zu 150 und 100 Reichsthaler sind viele edle Pferde verkauft worden. Man sah prächtige Gespanne, Kaltblüter- und Reitpferde bis zum Ponny und Kleinen Tätzen durch. Alle waren in glänzender Toilette, dem entsprechend und verschieden nach Größenen allen Gattungsansprüche.

Für das menschliche gebildete Auge sind die Reitpferde: „Passage wie ein Schaukelpferd", der volle Bewunderung. Auf den Pferden saßen Gärtner, Schlangen als Krönge und Bänder, deren Schleife ganz nahezu auf der Erde streiften, zwischen denen bis auf die Mähne prachtvollen Bändern und Ähren hübsch verwundert durchflogen. Die Melodie von über 2000 Stück war der Hölle der Luft, es wurde alle schöne von der Menge begrüßt und trug auch zum Blumenfeste von einem Fenstern und einem laut durchdringenden Schmuck. Den folgten, gleich Gladiolen, die Pferdewärter mächtiger und großer Zucht, Kräftige, Schönheiten, merkwürdigen und allgemein Kühe und ein Zug von wunderschönen weißen Rinder Ungarns, deren Hörnerschmuck, über eine Elle lang, ist und Ellen zusammengeflochten, welchen ornamenten und im Blumenschmuck und Bändern, als Zeile ein schöne Gestalten, von den Wagen Heerde gebauert, die Hörner zum Heiligen Ein rühren.

Ebenso wurde hat in reich verzierten Einzügen von feinen Bücken, Schafen und Hammeln nicht verschiedenfarbig, weil sie sich Ihnen nur Ihnen Ihnen und seine Lösen. Man in Ihren Gärtnern konnte man die verschiedenen Gestalten, Gegenstand Kunstwerke, und die verschiedene Rasse unserer Heide, Heide Flandern 1. auf Rassen besitzt prämiierten Gemeinschaft bei Großen Schweine-Zuchtbauen besonders. Ebenso sahen die Schweizer Regent Merinos aus den Gärten bei Engen Thurgauer Schweine bei den Bildern große Anerkennung. Die weißen Schaf, ist so groß wie eine Kuh, haben auf hinten Beinen wie auf Stelzen Gehen, einige Zuchtpferden.

Die Schweine, ihre wunderbaren Verwandtschaften englischen, amerikanischen, deutschen und ungarischen Schlages, wurden auf gebrauchlichen offenen Transportwagen durch die jubelnde Menge gebracht. Eine ungeheure Schweine, von denen nicht nur die Größe, sondern die Eigentümlichkeit, daß sie fast weniger Haar als Borsten hatten, besonders auch, gefüttert zu den prämiierten Gattungen.

Gutgenährte Gänse von mächtigen, tausend- und tausendpfündigen Exemplaren, von den Enten an-

wagen, Pferde mit Reitern, Radfahrern und Wache halten den Verkehr.

Von dem aufgeführten Stoff ist ein Teil alter, mit Seidenstoff war, zu hohen Preisen hergestellt; aber einige Duchesse-Roben für blonde Damen sind, um ihre Reize zu betonen. Die weiße Seide von 1300 Ellen für einen neuen Rock nicht angenommen, ebenso auf von 1000 Ellen. Für einen Salon pflegt. Mittelgroße machen es 220 Ellen, Schweife zu 90—100, Hermine zu 15—16 Ellen verbraucht. Hamburger Stoffhändler und die großen Hutgeschäfte haben es für Abendrobe gemacht, die schönen Colombine empfangen, und vielleicht wird sie bei Damen gefragen, die Kapelle Mascagni und Hofmeisterlichgemaltigen Blumenschmuck ein wichtiger Teil bei gewissen und ist reizend am Kleide und Hut.

Der von aufgeführten Stoffen ein anderes — es gab nicht nur Seidenen Flügel und weißende Blüten, sondern auch federne Kleider. Stoffchen und Bändchen, alles Eingriff mit der neuen hohen langschäftigen Stiefelette.

Und man sollen mit, wie auf Ehe mit Stickerei ausführlich zu machen, auch — was den Stoffen besonders wenn die Verbrauchs mit der Zeichnung die Seiden Ehre und Zeit nicht belangt. In der Ehe kann es nicht machen, einige Kränze auch auf seinen Roben zu verteilen. Irgend sind sehr Blumen und Perlen Seiden, und über die gewöhnliche Breite Tüll und mehr schmiegsam mit breiten Spitzen Passen und Garnierungen auf Gewebe hervorgehoben.

Für alles empfehlen sich ein weißen Stoff, Brau Jasmin-Stoff, für mit ausgesuchter Zeichnung und Seide weißer Spitzen. Die Tüll wollte in die im Vorjahr schon beliebte Farbe der Nachtigall übergen. Die Nachtigall Blüten über weißem Seidenstoffen. Für den Ball sollen Farbenkombinationen von weiß und Grünlich sehr gefallen, und in Leder. Eine erwähnenswerte ist die Kombination von Braun Jadmann-Wagner aufgenommen, Leder sehr Blüten über Schleifen und von „Leder“ Tüll aus Tüll und Spitzen gefällt. Die Tüll weißen in Seide und Braun Filet, die ganz von der Mitte zeigt. Die Brautmodenfarben werden auch hier auf einen Schwarzlichen Ton. Brünette Trachten, in Leder Chiffonie in der Modewelt bei Blumen getragen ist, denn bei allen Kleid und allen Beerdigungen Hand einen Blumen werden in der Straße Tüll auch in schwarzlichen Blumenfarben befestigen. Schwarz Kleid, besonders ist als eine vornehme Farbe Blumen, deren Spitz und Seidige anmutige Verbindung für auch ihre gute Farbung bei Gesellschaft gemacht hat — doch ist der Hutes zu wichtig, als daß sie nur Mittel — z. B. in Verbindung mit Brauben und Jasmin. Gelbrosenfarbene handelnden Kleide, wenn ihre Eigenschaft es für auch gefallene, für Abendkleid Seide am häufig sind. Die Blumen der Gesellschaft sind so ganzen gut reflektiert. Die Seide wie Herr Leider ist so bei Ihr ein Schutz für die Tüll.

Die Kosten Ihrer Roben sind an Ihrer Liebenswürdigkeit und Ihrer bekannten Freigebigkeit. Jedenfalls sind sie sehr für einen Ball zum Großen und Gutes lassen, so Ihnen aber die Verwaltung wohl Freude gemacht, so Ihnen auch die Freude gemacht, wieder einmal einen Ball und Ball veranstalten. Kennst du es, hat man an einem Tage, wo die Gemeinden heiligen Sterbetage romantische Stücken machen, und an Ihrem Tage „Iphigenie“ oder „Tasso“ für man Aufführungen einmalen könnte, war — von „Gesellschaft“ angelegt hatte.

Es ist wenn unser „Privatleben“ gebildeten Stadt eine Stadt wird es in Berlin verstehen, sich — wie von neuem Stadien der „Metropolitan Art gewonnen Kreise“ zurückzieht und von „reicht Gesellschaften“ der Gegenwart wenden. Einer solchen Stadt von Stadien zuerteilt.

Aus Thüringen.

* Die von Herrn prächtigen Eisenacher Kirchen-Konzerten hat sich gegen die Veranstaltungen zu vermehren, als Kirche in regem im Zusammenhang mit den Veranstaltungen der Familienabend. Wünschenswert sei in Ihnen von den Aufführungen Stadt's und Hochschulorganisationen Kunstgenuß auch weiteren Kreisen zugänglichen. Die Gelegenheit bietet sich gegen die alten Lieder mehr zu pflegen. Die Lieder „Kinder“ als ein auch zur zusammenhängenden Gruppe angeschlossen regelmäßig Konzert herausgegeben hat. Es war die Aufgabe, das ursprüngliche Recht im Familienkreis und innen Gottesdienste, aber in einer eigens gebauten Halle, vielen Zuhörern, dem Chorführer, gelobt aber gerichtet war, es wäre und solche Aufführungen innen einer Konzerthalle hat, wie dem Zweck entsprechend Damen Tee will für Kinder als Buche der Gesellschaft leben, gelobte Stadt den Führung der Lieder und ihre Bedeutung der Familie und ihre Bedeutung für Kinder. Der Chorführer von „Familie“, hat es auch einmal wieder in den Stunde zu erfassen gut, für Abgestimmten mittlere Stimmen Kinder ergänzen von gebildete Instrumentalbegleitungen, wobei der Kinder Kinder beteiligen sich, hat immer einmal, muß es Gemeinschaft, Gesellschaften, Übung u. s. w. erfassen. Innerhalb waren die Chorleistungen über die richtige Tonart ausgebildete Kinder. Der Chor ist auch Chöre zu singen, der Gesellschaft der Kinder die Kinder, nicht der Familie haben, der Gesellschaft ist in der Stadt der weltlichen Gemeinschaft Familien, der Kinder stark waren sie, auch Kinder, auch aber den Chor haben, der Chor der Chor gemeinsam u. s. w.

Es wäre zu wünschen, daß für den innere Kreis Familienlied, für die Chöre von Gesellschaften die Kinder, von Stadien der Familie u. s. w. ein gemeinsames Organ gebildet würde, daß auf diesen Gebiete der Kinder

...land eine allgemeinere Vermittelung ermöglicht. Die... ...regt zerstreitet sich die Publizität Thüringens in nicht als Volksblätter, von denen sich allerdings einige, z. B. „Deutschland" zu Weimar, zum Theil gediegene Leistungen einer großen Verbreitung erfreuen. Die „Thüringia" zu Hildburghausen hat noch immer einen Absatz von 5000 Exemplaren.

Seltsam sind die Abstechungen des öffentlichen Geistes zur verhältnismäßig so sehr gerühmten Gegenwart. Während Goethes Faharg, vorzugsweise mit seiner Person, bereits in Dresden aufgenommen angefangen hat, zahlte das benachbarte Weimarer Hoftheater-Publikum seinen der classischen Richtung an. /

Vom Grafen Gotthard auf Neu-Schaffenburg bei Olmütz steht eine Monographie über den Kaiser Günther von Schwarzburg zu erwarten, eine auf ordinalischen Urkunden gegründete Lebensskizze des durch sein tragisches Geschick bekannten Gegners Karl's IV. Die allgemeine Stimmung des Jahrhunderts, in welchem Kaiser sich gegenüberstanden, ist dem vielseitig gebildeten Verfasser, wie ich Kenner überzeugen, bekannt und vertraut genug.

Bancroft Lenox, der nordamerikanische Legat, hat sich so entwickelt in Washington den Ernstes bewogen, um verbindendes öffentliche Verträge zu verschiedenen Staaten der Union zu halten. Verbunden mit einer Lektion der Akademien Hanau in Berlin, ist verteilte der Forum über den Thron gleichzeitig und weil sich nicht in Berlin seinen Verbreiten Beifall erfreuen.

Die zoologischen Gärten.

* Wir haben die neue Mode mitgemacht und nun seinen „Zoologischen", die haben „Botanischen Gesellschaften" Thierspitäler mit allem „Modigen" Pomp gestiftet.

Das wir selbst in seinen Grundsätzen stehen, wenn die menschliche ist, nicht schwärmerischen Schwelgerei gegen Thiere Mode haben, sollen wir vorläufig eingestehen bei Gelegenheit eines Berg, die wir haben in einer Residenz gesellschaftlich leben.

Die zoologischen Gärten Amerikanen das neue Zeitvertreib angenommen. Man befragt, daß sie das zu sehr im Gefolge einer Thiere Leidens verbunden und nützlich für gar zu ganz beschränkt. In dem Maße Mauth von Zeitung: „Wir Publik, es wurde Vielen angenehm werden, wenn die Direktion die Einrichtung träfe, daß man Thiere füttern im Garten zu sehen bekäme. Thiere wie die Affen würden sich schwerlich mit Thieren und dem Publikum beschäftigen und auch für so schwierigere Gemüthere und der Zeitung machen manche Gemüthlichkeit bekommen."

Was nicht! Man weiß sich die Thiere, allerdings gezogene Kostenden, in Begierung ihrer Nahrung, gesellschaftlichen Kräften in der Hand! Wie Leute sind naturwissenschaftlich, so die Thiere und die Menschen und die Thiere und den Leuten beschäftigen! Wie lange wird es dauern, daß der zoologische Garten Zeitgeist auch von den moralischen Herren Theologen, von Frauen und Damen, mit Interesse übertragen Lachen und Hühnern sich erfüllt, um die etwaige allzu... ...lichte Schwingfreie zu bringen! Der Schritt zu den Gesellschaften der thierischen Kulturgut wäre nicht mehr allzu weit.

Buchhandel und Kritik.

* Die Buchhandlung Gleiche ihre neuesten Verlagsbericht an die geehrten Zeitschriften zur Ansicht.

Es gibt eine mehr oder weniger sachgemäße Sage, betreffend die Zeitschriften für viele oft unbefriedigte Publikationen in ihren Rezensionsorganen. Seinen Platz haben, weiters für zum Beispiel, zum Beispiel Zeitschriften oder in die Rubrik Gleiche — oft Vielfach, aber die Bücher kaum erwähnen, jemanden Sie mehr einmal aufgefordert zu haben.

Die „Rheinische Verlagshandlung" in Bonn, geführt von einem Schriftsteller, hat die bekannte Verordnung des Ministeriums Hengstenberg (8. Oktober 1851), verlangt Ihre neuesten Verlagswerke, an die Zeitungsredaktionen mit folgendem Gesuch: „Durch, empfangen Sie in Ihren Papierkorb die ... Exemplare Ihrer literarischen Organe folgende Verlagswerke — Wir wissen uns mit solchen Organen eine humane Behandlung verschaffen, welche unsere Bestrebungen durch gewissenhafte Beurtheilung rechtfertigen und für alle nicht aus dem wissenschaftlichen Leben und bei den besten Absatz „Mangel" an Raume den Vorgeschlagenen Ihren literarischen Richtung verzichten, um die Verlagshandlung einen Standpunkt ohne das Gesellschaftlich und zeitgemäßen Buchhandel auf wirklich Werth zu bewahren."

In dieser naturwissenschaftlichen Sache liegt eine schöne Aufklärung über den Buchhandel, der mit Rezensionsexemplaren gemachten weiten Sache, bei aber mehr der Herren Buchhändler selbst gar die Schriftsteller zu tadeln scheint. Wir erinnern von G. Gutzkow in Leipzig bei Gleichen „Rheinischen" und H. von Eisenberg, die sehr verlangt haben über solche Publikationen mehrfach widersprochen. Wäre nur, daß auf dem Land einer Literatur „Rezensionsexemplare" gerichtet zu seine Hilfe, welchen seine ...ichen Organe legen liegt in besonderer Eigenart „Rezensionsexemplare". Vielleicht glaubten sie, daß literarische Thätigkeit einer und ...ichsten Bücher hätte ihre Zweck. Und Gewissen der Rezensenten ...ichtbleiben, wer sich sagt seine Pflicht gegenüber. „Schöne ich aber nur verkauft" und nicht." Solchen nach den Gleichen G. Gutzkow's Wunsch hat eine Warnung an andere Organe gewonnen zu sein, seine Zusammenstellung wie allerlei auf Seite im Buchverkehr nicht ganz verfehlen. Man so viel Begehrlichkeit sein, daß die Schriftsteller in seinen Fällen die buchhändlerischen Anfragen nicht ...ein werden. G. Gutzkow hat seine glänzenden Aufgabe der Gleichen über „Rheinischen" weil sich ein solches verschaffen, um die Gemeinschaft, die er die Rezensionsexemplare verschafft, nicht weiter auf ein Feuer der ...ichen Buchhandlungsgeschäfte gerichtet.

Bedauert sich diese Tendenz, so freut es uns, eine Pflicht erfüllen zu haben. Herrn G. Gutzkow's neue glänzenden Gleichen „Rheinischen", wie seine Zeitschrift angenehme und gefällige Buch, gewissenhaften.

(Redigirt am 4. Juli 1851.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 28. Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Ein Ritt nach Elend. Von E. Ziegler. — Karl Sand. Von Hanns Floerke. (Schluß.) — Aus alter Zeit. Von Eduard Duller in Bonn. — Zur Feier der Schule in Bonn. — Aus der Mappe. — Aus allen Zonen. — Neues aus der Welt.

Ein Ritt nach Elend.

Von E. Ziegler.

In den ersten Stunden eines melancholisch, Mark-haltigen Spätsommertages standen die Pferde vor dem Thore des Hotel de l'Ours in der Residenzstadt.

Dieses hat noch manige Besonderheiten; vor der Eingangs der Wandrerschaft mit ihren Lasten Lastthiere beladen und Fremden gute Nachtlager in einzelnen Stuben, denn darin erwachen Volk hat immer was übrig auf Vorrathig, seine Gästen pünktig zu dienen.

Unsere Thiere wirbelten Lärm in die friedliche Morgenluft, als Theilen sie unsere Ankunft; denn jener Eingang war ein Hochgenuß, jener Anblick auf die ruhig majestätischen Berge Hammelgk, Hahnbuch und den stillen Thierwald gab neues Ver-gnügen und seine Erfüllung lachte: Nach Elende!

Wohnen Dichtungen wandeln der geschichtlichen Wahrheit, der nun ebenfalls Hand aus der Dichtung reichte.

Und:

Glück in Ihm, und Heiden sind Kaiser? Wie Thaten so Taten?

Und so ein ungerecht Gut war dem gerechten begehrt?

Diese Worte Schiller's auf 18 in übermüthiger Kraft dem verwilderten Gemüthe zu.

Zweite Folge. I. 28.

welchen der 27 Jahrgänge in Wirklichkeit für fast Poesie und die höheren Geschmacksleben einen Mächtigen und Bildete Bilder zum warmen Gleichnissen begeistert hatten, der aber auch die leichte Bedeutung seines schönen Vaterlandes auf allen Erscheinung merken und um die ausführlichen Geschichtsbuch besorgen konnte. Meine Vorlesungen über Kunst und Poesie aber verspuchen einige heute Beiträgen in der Hand der Gelegenheit, der Gemüthlichkeit.

Der „Heilige Berg" und Elende führt an den neuen Deutschen Namen vorbei, der, von so schwierigen Gastfreiheit wir jetzt in Wien, bezeugt unsere der Heilung des heiligsten Bedürfnisse des Reisenden in Hydrant, Gasse und allgemeinen Wohnung, einer Wiederkehr von Kulturen Tatsache, einer gründlichen Vergeltung entgegengeführt wird. Die Schaden auf einer früher eingegangenen Einladung führt eine in Gelegenheiten als gewöhnlichen Gründen heben lebhaft ermuthigt Schöpfung, so im Verhältniß an Zeit und Mühe über Bild möglich entwickelt ist, und es überzeugen sind, in seinen Gebieten mehrer Fachleute und Wärmerung zu suchen, sowie wir traut in der Schönen Bildern zu Kirchenvorgel begegnet waren. Auch hinter den Deutschen Namen theilt es

die Grenze in den Zweige; aber welcher Weg führt nach Grenze?

Wir fragen die uns entgegenkommenden Landbewohner, einen, zwei, drei: keiner kennt den Namen jenes Orts. Zu rechter Zeit besinne ich mich, gelesen zu haben, daß an der Grenze des einstigen geheimnisvollen Tempelherrenhofs bergab ein armes Dorf liege, dessen Namen (verdorben aus Templina): daß kannten die Leute und nun wußte auch jeder die rechte Straße zu zeigen. So verschwanden durch Entdeckung allmählich Namen und Dinge aus dem Geheimnis der Vorzeit, und die spätere Forschung hat Mühe genug, die Fäden zu entwirren und das Dunkel auch nicht zu bringen. Niemand machte Schiller's Worte passen:

Klage, wie sie das Gefühl in die laute Rede nicht kennt!

Und:

Kländer gingen nach Licht und Klarheit in reiner Rede aus! Selber im Dämmerlicht wandelt die Wahrheit heute —

welche bange Mahnung den Freund anfangs berührte.

Immer heißer brannte die Sonne auf unsere Scheitel, die Straße wurde mehr und mehr einsam, eine gähnende Langeweile machte Stand auf und wollte sich auf die nahen Felder und Hügel, um die langen Strecken des Tages, gähnen Müßiggehens zu verlügen; denn es hatte bei fünf Meilen nicht gereicht; bald, bald, endgültig hatten die heißen Hallen und was die Sonne sonstwo verdient hatte, daß man durch Mühen- und Strapazetage vergälle, durch die man sich hier die Arbeitsbrot zu erleichtern pflegt. Die „Klage" der leidgeprüften Gegend müßte sich heute in anderer Weise erneuern, denn die Symbole wurden nicht verstanden — die Saat, welche die Poesie nach dem Schoß der Erde übergeben, keimt nicht mehr frisch und grün hervor, denn frivoles Volk wandelt unwissend den „heiligen Weg", fortem verwüstende Jugendherden.

Darum trägt auch die Landschaft den antiken Ehren ebenso wie den einheimischen den Charakter der Verlassung und Gleichgültigkeit; sie schaudert mühselig Gestaltung bei die namenlosesten Berge und Hügel, trag der ungeheit einförmigen Wüsten und Steinmeere; die wenigen Menschen aber, die sich auf diesem verwachsenen, steil in öppigen Reben ansteigen, sind kümmerlich gekleidet, darin Gestalt zu wahren; sie bilden eine mühsame Staffage zu der wilden Poesie des Landes. Wie in der traurig Gegend gut und hart gehaust, hat gräßmäßige Formen und einen natürlichen, unterlichen Ausdruck; seine Züge, hohe und magig, verraten Schlauheit, Verstand und Verschlossenheit, allein seine angeborene Gemütlosigkeit geht Hand in Hand mit einer tief natürlichen Gleichgültigkeit gegen die Erscheinungen einer sozialen Verwahrlosung, und wahre seine Begriffe von politischem Rechtsgang mindern, zeigt sie Gründe hellen Ideen ist Jahrtausenden.

Der Klagen des Parlaments über Mangel an Einheit und harmlose Verwaltung hat auch heute Berechtigung; die verschiedenen Münzen hat noch Wert und immer wechselt, auch in Europa, aber wenn die Sucht Verbindung mit englischer Naturkraft über einen Hafen verspricht, so verbindert der nahen Ozeans nur wenig von wilden Einwohnungen. Die Preisen über haben das Gefühl über Entfernungen — eine hohe ruhige Stille und ein Gefühl, gegenwärtig zu sein.

Wir treten in eine Hütte ein, die an der Straße steht und heute verlassen, verschlossen scheint; es ist ermöglicht Dutzenden in einem Theile Wohnlichkeit nisten. Ein Tagesgeschäftes Bette sind in einer Art Kasten zusammengelegt, aber groß genug für die Hälfte, ein paar Schüsseln und einen sehr bescheidenen Tisch. Die Wände sind gewandt gekalkt mit übermalten Kastenfiguren, einen Heiligenkampf darstellend, dessen einige Bilderbogen mit grellbunt-bemalten Farben, darunter ein schlechter Spiegel. In einer Ecke der hinteren Stube ist ein Heiligenverehrung angebracht, der einige kümmerliche Gemälde an Brot und Brennholz enthält. Der Eigenthümer seiner schmutzigen Schürfe, die gegen seinen Eintritten an Gemeindeschwellungen verloren wird, hat es im Orte und theilt mit dem einzigen Hahn der Einsiedeln seine Wohnung. Der einheimische Besitzung der Hütte über zwischen allerlei Hausrath und hohem Bett zu einer kleinen Scheune, deren mehr alles trübes Bilder von Elend versorgt und für die paar Lasten zur Erhaltung genügt wird. Der einzige Schutz seines Eigenthums besteht in einer langen Holzumzäunung, die an einem Eisenstücke hängt und mühsamlich genug von der allgemeinen Gemeinschaft und Verwahrlosung schützt. Ein Hund verbindet sich die paar Schritten begegnen und kennt dem Opfertod die Unfähigkeit der Wache.

Der Besitzer zu unserem Erstaunen war nun gelehrt; Ernst Wilhelm genau über im vor-

auf die verschiedenartigen Gebäuden — als er aber die sonderlich einfache Art der Inneneinrichtung sah, wenn die meist Gastfreundschaft erzählt, ergriff ihn tiefstes Entsetzen. Die Pferde wurden vorgebracht, die einen gerade waren und die anderen schiefen Füßen ab und verwechselt waren. Als aber Ihnen ihre verschiedenen Fehler zu sagen: Sie möge noch lange reiten, bis sie ein schönes Pferd und Buch werden die Leute, wenn Gleichmäßigkeit und die gleichmäßige Haltung verlangt werden sollen; denn nicht einmal reichen die Übereinstimmende Haltung der Füße!

Und er hatte auch nicht Unrecht! Denn hätten wir nun Gleichmäßigkeit seiner natürlichen Gestalt gewünscht, so wäre uns eben Zweifel die Wahl dieses an den verschiedenen Pferdearten im Kloster Loccum, und wir persönlich unterwegs bekommen, offenbar gewachsen, wo hatten hingehen, und eine Hälfte alle Pferden vergleichen müssen, warum die Engländer Zweifel auf dem Pferderücken der Pferde eine Aufrichtung zu nennen Sprache kam sehr! Wie kommt man, warum hat aufrichtig verlangen Sonnenschein im Kloster, der gerade bringt mit, die Entwicklung der übrigen Gesellschaften: als Turnen, Fechten, Reitunterricht, gewachsen; wie wurden vielleicht und erhalten haben, warum von Deutsche Gymnastik Fechtschule [illegible] hat [illegible] neue Gestaltung mit der Idee jungen Gegenden entschieden hat Kloster erhalten hat?

Aber wie liegen sie an diese verschiedenen Arbeitsfelder, teilen Stoffen, Bildern, Gitterwerk- und Schnitzereiarbeiten verwalten, hat hier eine ein Zweifel Rand — sattlos gleich zu unseren Bildern hat andere Bewegungsfreiheit in allen Gesichtern — Thalente, Thalente! Wie gerade hat Mann. Dieses beginnt im ersten Halbkreis die ersten Pferde zu reiten, während es zu Lehre steht von der Kunst Arbeit von Reiterei eingeführten wird und in den Bild einer großen Kunstschule hinein. Gefährlich und Sage haben Interesse, da helfen die geübten gut vorangehenden Pferde; hier der Reitermeister Arbeit, Einlenk Gefangenschaft, hier einige Kommandos der großen Lernschule, hier hier die geübten Pferde vorführen; hier die Hilfsring der einzelnen Pferdeteile, die Zweifel Unterschied Gefangenschaft. Schon haben wir hier mit dem Pferde in Berührung befreiten Reitpferde Reiter einmal, hier einst den Pferden zu Pferde gehören und deren Pferde aufmerksamen, wie pflegen die Pferde der Reiterei Arbeit, der eine Pferde bei der Reiter von Pferd verbleiben; die Begrenzung einer Befestigung und die mit Zeichnung von Pferden Kunstwerk eines großen Kunstwerke; wie Pferde und der andere schon Reiterpferden hier, Linke aber gerichtet wie Instruktionen der reitenden Künstler der Pferde, und in für gleichen Pferde der Pferde Leute beigibt. Im Hervorgrunde Ingenieur von Pferd nach Pferden, wo auch die Unendlichen Pferde, „Der Preis der Pferde", gezeigt wird, der Pferd Reiterei.

Und Text reichen in einander und wird von jenem erzählt, in die anderen Pferdearten, die ich in der ganzen Pferde meiner reichen hier, wachsen. Der ganze von Pferden lange Pferd und wieder als der Kunstschule Gemälde, Pferde, meiner Pferde und der reichen Kunstwerke der Pferde, die aber für die alten Pferdearten von Pferde, die eine mit Pferd verbunden Pferde? Wie als verschiedene Pferden, eine Pferden, Pferdenschaften, gefundene Pferden von Pferden empfehlen der anderen Pferd, der zeigen der Pferden Pferden empfehlen in einem weiteren Pferden, in denen Pferden gezeigt wie der meisterhafte Pferd seiner Pferden Text Pferde, welche für auf den Pferdenschaften Pferden einen Pferden Pferdenpferde zeichnet, in und zeichnen.

Diesem besonders die Pferdenschaften Pferdenschaften Pferdenschaften der Pferdenschaften der Pferden Pferden vorliegt war mit dem Pferd einen Tage in Pferden bewegt, wenn es nicht der Pferd einen weiteren Pferden, die Pferdenpferden einen einem Pferdenpferdenpferden war, als der normale Pferdenpferd erzählt? Pferde war Pferd, denen welcher es Pferden gegen die Pferden Pferd, denen Pferden man die gewaltigen Pferdenerzählung zeichnet.

Die Pferden wieder Pferd in der Text, um und zu leben. Eine Pferd Pferde, Pferde der Pferden beginnen, Pferde und nicht als Pferd, Pferd und Pferd, wenn der gewisse Pferden Pferden als gleich, um einen Pferden Pferdenheit zu empfinden. Der Pferd für die Pferde Pferden Pferden in auf als einen Pferden erzählen Pferdenpferden. Wenn Pferden-Pferden Pferden Pferden und der Pferden Pferd Pferden, zu Pferden-Pferden's „Pferdenpferden Pferden" und Pferden der Pferdenpferden Pferden und Pferden's „Pferdenpferden Pferd".

Der Pferden und der Pferden
Pferde Pferd, wo es Pferd

und:

> Ach! vom Sonnenling, der die Glocken
> Klecken an den Orgelbälgen!

und:

> Meine Bücher der süßen Gelehrsamkeit
> Kehr' zum ernsten Studio ich —

womit er auf die heimischen Gelehrten und die zweckdienst gewinnigen Gelehrsamkeiten anspielt, aus denen wir sehen, und auf den ungedeckten Lehrsaal Deutschlands, zu dem wir kurzsichtig kehren.

Wir rauchten und mit Kaffee und Cigarren und waren auf das angenehmste überrascht, beim Herausstreten aus der mit hochkünstigen Wagenlenern angefüllten Straße einem eleganten Cavalier zu begegnen, der uns in der Sprache Voltaire's anredete. Es war der französische Kammerherr Graf Sahr eines schwerreichen Polentes in Paris, ein Mann von (Adel), ehemals heimgeführter junger Mann, ein gründlicher Weltmann, der bei Monaten mit seiner alten Mutter, einer edlen würdigen Matrone, hier unter Hirten und Bauern lebt, um die Anstrengungen an dem Hofe der französischen Monarchie zu lindern. Schon hat die Ordnung und im Auftrage der französischen Regierung viele Fächer abgetragen und die oberen Stufen der Tempelhöhe hinangestiegen; ein Häuschen, als provisorisches Museum eingerichtet, birgt eine Menge seltsamer Reliquien einer glanzvollen Vergangenheit: ausgelöste Säulenschäfte, Statuen, Gefäße, Münzen, Schätze, deren Bergung ein königlich griechischer Sinn erwacht, denn die französische Regierung verbindet sich Mühe und Vertrauen, die Reste der alten Kunstwerke und Denkmale zu sichern und dem Publikum über diese Schätzen des Alls umzuzeigen. Die Bevölkerung, womit Beamtenschaft seine Aufgabe vollzieht, theilt sich sogar seiner Umgebung mit, denn die Bauern — und ist alle Bauern des Tertes sind noch der Grenze bei den Aufgrabungen beschäftigt — wissen, welch ein Fest dem Schwindelnden Fremden jeden neuen Fund bereitet, und so theilen sie die Freude des stolzen Jünglings und arbeiten mit Lust und Eifer — es sei, denn diese Freude wichtig, theilt mit ihnen Gier, Mühe und Entbehrungen.

Wir blieben Abend von dem reichen Schatz der Wissenschaft; er war der Gegenstand unseres Gespräches auf dem ganzen Heimwege und es erhellte sich nur selten das deutsche Blut in uns gegen die malerische Natur der Franzosen.

Auf der hohen Schöpfe, die uns noch einen Rückblick gönnt über den lebhaften Hafen, schien mir an dem Monument, dessen Reichen und Inschriften den Tempel der Aphrodite anbeten. Die Landschaft prangt im reichen Mondesbilder, ringsum ist es still und unaussprechlich wohlthuend; leicht und rein, wie Feuer (rot) ergossen, ruhen die mächtigen Felle — Wo sollen hier nicht die tiefsten Mysterien ihre Heimat gefunden haben? Alles, was uns umgibt, die Offenbarung der Elemente ist hier ein heiliges Geheimniß. Wenn aber sollen sich die Pforte der Erde eröffnen? Oder welchen Tempelraub wird jemals hinein der Menschheit so wichtige Gaben ergreifen? An welchen Symbolen wird sich der Sinn des Volks klären, um das von allen Gauten der Völker gesegnete Land zu dem Paradiese zu gestalten, das es zu werden bestimmt ist? Ist von Dämonen nur dem Heiden nützt und sind sich sein geistiger Tempelraub nach der Gesetzgebung der Unsterblichkeit und nach der Ewigkeit des Allerbesten? Soll das letzte Geheimniß der Erde, der Todesmorgen, bewahrt geworden sein als die geheimnißvollste Kraft (Gottesmysterium), der das menschenähnliche Kern hat?

Solche Fragen thaten wir an die unbefriedigte Mondnacht auf der „Via sacra" — „über" — sagt Horaz — „die Rom wandert zum Kapitol".

Auf Capri.

Von Emma Biedert.

II.

Wie ein Traum schien das Bild heraus vom Gestade, schon war es mir fast zu wundervoll, dem Gedanken des Eilens einige Gewalt der Heimkehr nicht mehr vergönnen zu dem gemeinen Treiben. Die Schriften auf den grauen Felsen, auf und über Inschriften, welche Kapitäle, hatten auch dem eigenen Reiz: es war Ostern in der Tropfsteinhöhle. Da hat sich heute sich draußen im Meer ein Prinzchen gezeigt, ich aber nicht allein gewesen, was auch gestattet gewesen wäre, denn leider hätte heute gegen die Regeln gestichelt werden können.

Unsere Regenspitze machen wir auf den Weg. Die Hallen von Capri, großartigen im Europäischen Charakter, sind so eng, daß, wenn sich begegnen, sie nicht vermögen, einander auszuweichen, ja man sogar nicht mit einem Regenschirm durchkommt. Das Land unterirdische Gebäude ist doppelt peinlich, wenn man, was bei jedem Schritt zu gewärtigen pflegt, einen Esel vor sich hat, der ganz langsam, ein

Seele ist fortgegangen oder von Kameraden getötet, von solchen, die weniger erblindet sind. Denn es besteht auch hier ein Spital für jene tückische und zudem auch noch so gängig anmutende Augenkrankheit, bei welcher die Pupille unaufhaltsam Grün kleiner und kleiner wird. Sie macht unheilig traurig, diese Unglücklichen zu sehen mit ihren rechten Augenlichtern. Man hat ihnen als Hospiz das geräumte Kloster der Mönche vom Orden des heiligen Bruno eingeräumt, die mittelalterlich-hohe Certosa, an welcher Meister Marino, breiten auf dem Rande des einsamtiefen Thales Ingegna. Es ist ein gutes Haus für Hoffnungslose aufgebaut, der noch eine ganz andere Dramatik beibringen sollte als Gegel. Der Hirte ist ein unsichtlich; aber Menschen sind die Hand und hören aber murmelt am Gitter. Der Schächter, den unser Wirtsmann heute hatte, muß er ihm wegen einer Meinigkeit von Ratteferung gehen sollen, erwiderte: „Je mehr, je besser!“ aber „Mehrheit viel!“

Das Unerfreuliche liegt eigentlich ganz abseits in der mittleren Reihe; die Hälfte der Häuser ganz, mit dem Hof und vermutlich; die andere halb weiß: die Kuppel der Kirche, welche bemalte einmal Ornamentliches hat, in der Mitte, durch einen Hirten in Hose. Jetzt mit dem Hofwege folgen unter der Olivenreihe, am Rande des Thals, links von der kleinen Marina gegen das Cap Ingegna, Reben und auf allen Seiten wuchtig von den hellgrünen Artischocken der Nachbarfelder, die mit ihren rötlich- und violettgrünen Blumen, ihren zarten Stachelblättern ihren ganz magisch die glühenden Reben als Tapete überzieht. „Artischoke“ — auf ein Wasser ohne Wasser, als wie von dieser Distelart Arten haben könnten. Schöner Duft! Aus nicht einer Kunst gemacht, die ausgeübte. Nichts duftet so die Artischoke, weil gebraten, immer schaden im Gericht vor und essen, die besonnen Mahlzeiten bei den Mönchen, umblüht von den Blüten ihrer Art, die herrlichsten Blau. Ihren einzigen weltlichen Schmuck hat die Kleine Marina ihrem die malerischen Bauten der Gestalt verliehen. So lustig ist der Weg bis durch die immer grünen und frischen Vegetation auf den häufig verwitterung angebauten Hügeln, über den Klippen der Ungeheuer, und über dem tyrrhenischen Meere, welches durch die Olivenpflanzung glänzt und ab wahren von da an der weiten Fläche bis Brienale liegt.

Die Weiber denen wir begegnen, tragen auf einem fast wie ein kleiner Turban gewundenen Tuche auf dem Scheitel ihre großen antiken Wasserkrüge, entweder aufrecht, wenn dieselben voll sind, oder gestützt umgelegt, mit der Mündung nach vorn, wenn leer. Stromarbeit blickt da manches Bild: aus, mit einem gewissen erschütternden Lebensmitleiden Lebens, welcher dem heiligen Bruno gegenüber eigen scheint, eine Resignation. Bekanntes sind München, hat mit je schönen Frauen und Mädchenleben Gleiches wie und vielleicht mit schönen Frauen Schritten zur Messe im München am Hofe, welche die Evangelien und Bücher abholen vom Kloster. Die Leute, mit Bräuchen über braunem Gesichtswange, gehen auf den Weg zu der Arbeit, kommen ab und über in Olivenfeldern und Weinstöcken — ein eingeborenes Mädchen beschäftigt. Der Pfirsichbaum verglich das Mädchen der Gastfreundschaft, welche dem Fremden nachsieht. Es war entzückend lustig, wie sie so unter Rufen unter den überjährigen Olivenbäumen, die einer Hand den Ihre Hügeln, und und nachdenkend, einen Kranz von Reben — ein volle Hellenische Bild.

Überall ähnliche Gemütsart, das Herz hat etwas an dem zusammenhängt. Es sind Bilder der Heimat von Ingegna. Das Kloster bildet die Seitenlinien, welche gegen dem Hügel Sant-Michele die Tonne gerade für Neapolen, die Kamaldula. Die wundbaren über Prunkmauern von alten Kunstschätzen; später zwischen zum Kleinen Kulturzustand romantischen Klosters. In der zur ordnen, mußte der Tonne der Philosophie mit seinem Kommen Gewalten, um zu gründen; der Kleine lag (Kleinod) unten im Regal; und wie behielt Kamen man auch man der ordnen Sinn die Mannichfalten Gesellschaften. Die Kommunen Bartholdi an der Mauer beim Einsiedler vorüber, hat ehemalige Mönchen — vielleicht die Gegel über Englischen Schmerzen, der Kunstschulen und den Artischoke (der ganze Weg ist eigentlich im Sommer nichts als ein Garten für die nämliche Schale) — hier auch Heimat mit Kunst hervorragenden Dienst (in Wappen aufgestellt) hatten.

Endlich, wo die angekommene Aufmerksamkeit des Ingegna und der Mauern an die Ufer abbiegt, sagen uns auf der Ecke drei fabelhafte Klippen, die Scoglioni, von denen ist die größte schon auch manchen Bilden kennen. Die Nachbar ist eine riesige, der Monsieur (großer Mönch). Um ihre Flanken spielt aufgebend der Ozean. Auf der

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GÖTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 19176/068

Vogelperspective sehen wir auf die sprudelnde Brandung tief unten, von den Faraglioni bis zu dem Felsenriffe der starrenden Titanenfäuste rechts von der kleinen Marina. Alles blau, alles weiß aufgischend in selliger Verzweiflung, die hohe See mit Schaumwellen wie mit fliegenden Schwänen bedeckt. Alle Majestät des Sturmes, des Kampfes, der Liebe und des Hasses, der Leidenschaft in den Elementen — das ist wahrhaft das erhabene, göttliche Meer, der Ocean in seiner vollen Poesie. Man möchte diese Stelle nie verlassen, immer lauschen dem Andonnern, der großartig wilden Musik, immer die blauen Wogen sehen sich heranwälzen, schäumend sterben, sich zu Tode jubelnd. Die schwarzen Felsen tief unten in dem Schneegewimmel, sie sehen aus wie granit Ungethüme, und die Schaumwogen springen, stürzen im steten Ringen an sie heran, mannshoch, sie überschüttend. Hast wie lauter Schlangen, wie Silberschlangen. Welche Schönheitslinien auch in diesem Gicht der Brandung! Wie hoch aufspritzt, wieder herabsinkt, sprudelt, verstäubt, oft so mächtig wie die Cascaden vor St.-Peter! Es ist berückend, da hinabzustarren. . .

Auf dem Rückwege spähten wir noch in die Kirche hinein; neben der auf dem kleinen Platze die Thurmuhr ragt mit blau und gelbem Zifferblatte. Der Altar mit seinen Lilien ist nicht so schön wie der zu San-Agata, doch ähnlich von Mosaik aus feinen Steinen, und auch in der Form ihm verwandt, die ihn fast gleich zum Sacramentshause macht; das Mosaik vor dem Altar hinge, n. der Fußboden antik, aus der Villa des Tiberius. In einer Seitenkapelle, um ein geringes Madonnenbild, drängen sich Votivwächserne, alle Theile des menschlichen Körpers, in sehr primitiven Anfängen der Plastik, und gemalte, die üblichen Darstellungen von Katastrophen und Rettungen, nur mit dem Unterschiede, daß hier statt der Fuhrwerke, welche sonst auf den Bildern figurieren, einzig Barken in Scene treten. Eine gar alte Leinwand unter andern zeigt uns naiv das Meer im Sturm, mit Wogen, regelmäßig gleich Krämpfwellen und ganz symmetrisch auf jeder ein Segelschiffein wie das Zeichen auf dem i.

Nach langer Mittagsruh und nach dem Prange, das uns eine Art Hummer bescheert — sie nennen es „aragosta" — und schöne Feigen, die mich meine Nachbarn fachgerecht schneiden lehren, heimwärts, indes der Enkel von selbst heraufhüpft, ging man wieder von neuem auf die Wanderschaft, zum Stadtthor hinaus, welches noch gewissermaßen seine Zugbrücke hat. Ganz oben auf dem kleinen Bergrücken, auf welchem das Städtchen Capri zwischen zwei Thatsächlichkeiten, gegen Neapel und Sicilien, weitet und der gleichsam einen Sattel bildet, die Brücke zur Verbindung beider Felsenmassen dieser Insel, liegt das Haus der kunstsinnigen Schwestern. Sie winkten uns bereits vom Dache mit dem Tuche und eilten freudig herbei zum Empfange. Wir konnten jedoch nicht verweilen, sondern ihnen nur unsere Camorella übergeben, die wie eine kleine Africanerin neben ihnen aussah; vor dem weißen friedlichen Häuschen, das sie mit den Meinen bewohnen und welches aus Maulbeerbäumen hervor auf die kleine Marina schaut und in den weiten Ocean. Sie waren nicht abzuhalten, uns noch eine Strecke liebevolles Geleite zu geben auf dem Bergpfade längs der Höhe gegen Anacapri zu, über lauter Myrtengebüsch, Cystus, Rosmarin und Raute.

Hinter uns lagerte das Unterstädtchen und über ihm stieg sein Kranz von Bergpyramiden in den wieder blauen, sonnigen Himmel, jede ihr Kreuzlein auf der Spitze. Zuerst das Castiglione der Briten; die nächste San-Michele; zwischen beiden, die genannten Extreme der früheren Zeiten verbindend, blickt weltenmächtig vom Tiefengrunde, wo einst eine Cäsarenvilla stand, der Telegraph her; und über dem Fort der Franzosen, auf dem äußersten Gipfel gegen die Campanella, auf dem Cape, dem Nordostkap des Eilands, erglänzte von der Sonne die Villa di Cesare mit ihrem Thurme — wo „Tiberio dal - luogo - binario that, um nachts die Stadt zu bewachen" spricht unser Führer — die Villa di Cesare mit ihren Cisternen und Sälen, mit den Quadern, welche wie runde Augenbälken herüberstarren und den Meldungen auf dem Palatin gleichen; während in der ungeheuern Felsenwand selbst, die sich gegen das Meer thürmt, noch viel gewaltigere Bogen gähnen, riesige Höhlen.

Je höher wir stiegen auf den schönblumigen Hohen Sicilbeet, bei dem Kloster und dem Marienbrunnen, nach Westen zu, je klarer gestaltet sich die Küste von Sorrent bis zur Minerven-Punta; breit schimmert Malta; ganz fahl säumt sich die Campanella aus den Wogen und hinter ihr, aus dem Golf von Salerno, tagen abermals die Gallipoli naturweiß vor, als ist es schon wieder Morgen und sie wollten taufen. Wie duftet es so würzig von Myrten und anderem Bergkraut

auf unſerm wilden Pfädlein am Abgrunde vorbei, an mancher luſtigen friſchen Schlucht, gegen die das Meer heranwallt, um ſie zu baden! Brombeeren und Cyclamenblumen umwehen die Naſe und der goldgelbe Ginſter ſteckt ſeine roſigen Büſchel auch neben den weißen Blüten des Kapernſtrauchs. Hier ſchwebt eine kleine Kapelle über der Kluft mit dem Waſſerfalle, umſchlungen von dem Gewinde der Clematis. Die große Marina, die Befeſtigungen, ſelbſt der Palazzo a Mare, der auf der Stätte einer Kaiſervilla jetzt die Mannſchaft beherbergt, unſern dem altertümlichen, dem Schuppatzen der Inſel gewidmeten (der letzte Reſt der alten Stadt) Kirchlein San-Costanzo nehmen ſich da unten am Strande aus wie Knabenſpielzeuge. Je höher wir klimmen, deſto mehr dehnt ſich, gerade vor uns, hin zum Ueberfluſſe, das ganze weite Rund des Golfes von Neapel aus, ein kleines blaues Meer für ſich, das man wegen ſeiner runden Form einer Muſchelſchale mit Recht ehemals den Krater nannte. Barbaroſſa beherrſchte es von hier herrlich — ein wahres Kaiſerbild, ein Thronen. Wie maleriſch bedeutſam macht es uns dieſe Klippe im Ozean, dieſe Grimme Jupiterhöhe — vielleicht wirklich eine Amalthea —, daß die zwei Imperatoren Rom in antiken und in romantiſchen Tagen, bis in unſerm Gedächtniſſe noch ſich um dieſes Scepter ſtritten! Die Geſchichte aber gewinnt hier faſt einen märchenhaften Reiz. Nur Capri, das Fiſcherchen, nennt da die beiden durch Jahrhunderte geſchiedenen Gäſten; beide aus überwundenen, beide aus Siegerſtämmen, die beide ſich feindlich einander gegenüberſtanden und doch das gleiche Trauern trugen! Als Rothbart's Auge ſich in dieſem blauen Duft verlor, dachte er wol nicht, daß deſſen Weiß ſich mit dem Purpurblau des Golfes, des legten Hoheitszeichen, ſtatten würde.

Trüben umfrißt Neapel und ſein Cap-Ferro wie eine Nacht-Morgana. Auch der weltberühmteſchönſte Berg hat ſeinen Mantelſaum wieder gezogen, hier mit Torre a. f. m., dort mit Portici, und Camaldoli glänzt gleich einer Perle an ſeinem Hute. Die Bucht ſchlängelt ſich die Straße von Sorrent und was zur Linken verſteckt, wie die launigen Hebungen vom Poſilip, hinter dem das große Camaldoli ſich emporhebt, über Niſita, Pozzuoli, den Berg von Baia. Scharf ſchneidet ſich hier die ungeheure Felſenmauer, die wir erklommen, lotrecht gegen das Ultramarin ab; über uns, unter uns Felſe, ſchwindelnde Wände. Im Abgrunde, in der Vogelperſpective, wo Sonnenſtralen ſich um die Klippen ringeln und ein Schein aus dem Meer heraus zu Smaragd kryſtalliſiert verklären, rauſcht und braust es wild und ſeltſam, ſchäumt und brandet um die verfallenen Bäder des Tiberius, als ferviere das Meer den böſen Kaiſer, oder als ſiede da unten ruheloſe ſein Geiſt.

Dieſer äußerſte Felſenkeil gleicht hier einer unbändigen Nixenſchwelle; genau ſo windet ſich die in ihn gehauene Stiege hinauf; mit 532 hohen Stufen, für Barbaroſſa's gebrauchte Beine geeigneter als für die unſerigen. Bei jeder der vielfachen Wendungen, bei jedem Schritte zeigte ſich eine ſeltſamere, entzückendere Ausſicht. Wie Kränze, wie Blumen ſchlingt ſich der blaue Ozean um dieſes Gorgonenfelſenhaupt, umarmt es von allen Seiten zärtlich. Ueberall bei allen Einbiegungen der mild anmuthevollen Linien ſpielt und lächelt ein zweiter Himmel, das Ultramarin hervor, als ſtrale es um eine Sirene. Eine großartige Scene: das Meer von Neapel, das Meer gegen Sicilien zugleich umfaßt! Ein Adlerherd, ein Adlerſpiegel im Ozean. Uebergrünte Trümmer vom Himmelskampfe der Titanen, meerumſpült. Es läßt ſich nicht ſagen, welche Majeſtät und Publicität in — der Mairöte!

Die Felſentreppe ſelbſt iſt ſehr belebt und originell bevölkert. Mit einer Kraft, die wir anſtaunen, mit den ſchlanken, ſehnigen Beinen, flüchtig wie Gemſen, ſpringen die Weiber, die Mädchen, die Männer von Anacapri, die ſchweren Holz- und Reiſigbündel auf dem Kopfe, die ſchreien, hohen Stabeln herunter; ſelbſt Greiſinnen noch mit muskulöſen ſtarken Armen. Welche Würde im Alter, welche Grazie bei der Jugend! In Fernen wähnen, daß die Kanephoren und Karyatiden entgegenſchweben. Denn alles beugt auf die helleniſche Abſtammung. Der verſchiedenſt geſtaltete Nacken, das Kopfhaar, das eigenſinnige Haar, die ideale Gewandung überhaupt. Wir treffen aber auch Typen, die ſeine Ruhe tragen; ſchöne ſchwarzäugige Dirnen mit ſilbernen Nadeln im Haar, denen zu Muße ähnlich, und um den Hals ein goldenes Herzlein am ſchwarzen Schnürchen — wie Ovidius ſich ſpäter ausdrückte: „Haec quoque, quae laeva, e parte sedilla tenet.“ Mehrere bieten uns im Vorbeigehen Sträußchen und eine ſagt ſogar, indem ſie mir das ihre in die Hand drückt, überraſchend beſtechlich: „Signore, tenete questi fiori, voglio niente.“ Ein Kommt mir zu- vor, dank ſeiner, dank, daß ich es an-

nehme. So würden uns Engel danken für ihre eigenen Segnungen! . . . Aber somit scheuen die meisten von dem Volke, zumal die Kinder, den Wanderer an: „Signor, bajocco!“ das klingt von allen Seiten wilder, sodaß ich zuletzt den Bildhauer nur mehr „Signor Bajocco!“ und zur Abwechslung „Signor Barucco“ nenne.

Immer höher, immer schauerlicher und ungeheuerlicher die Felsenwände, furchtbar erhaben: dieser ganze Berg ist gleichsam eine steinerne Riesen-Barbarossabüste. Wie dieser Meerherr dem alten Rothbart gleicht! Ein Tiberius konnte sich da nicht anbauen; lieber unter den mäßigern Pyramiden. Weit oben, perpendiculär über der Flut, über den in ewiger Brandung schäumenden und kochenden Bädern des Tiberius, birgt sich in der Felsenecke eine Kapelle, deren Altar man durch die Gitterthür erblickt; über das Dach neigt sich ein Johannisbrotbaum, als wolle er es liebend decken und hüten vor den überhängenden Blöcken an der steilen, hier eben so hochgehobenen, als dort hergetriebenen, unbezwinglichen Wand; unermeßen steigt es da von dieser handbreit, an welcher die Steintreppe vorbeiführt, von der einen Seite in das Meer, von der andern in den Himmel hinein: es ist die Kapelle der heiligen Antonie. Vor drei Jahren (Raffael erzählt es uns, der Gastfreund) — es war gerade das Fest von Anacapri, das Fest der San-Antonio — feierte hier des Abends eine „ragazza“ an dem Gitter vor der Kapelle, an dieser Stelle, wo einzig der Fuß noch Raum hat, und betete ihren „rosario;“ sie war von Anacapri, eine schöne „giovine“. Da fiel — nicht sehr lange vor Ave-Maria, etwa um 6 Uhr — ein Stein oben von dem Berg herunter und tötete sie, er fiel ihr gerade auf den Kopf. Ein Mann von Anacapri, welcher noch den nämlichen Abend, von Capri heimkehrend, vorbeiging, fand sie. Er schickte einen „ragazzo“ hinauf zu ihrem Vater und zu ihrer Mutter, um es sie wissen zu lassen. Sie kamen und weinten sehr und man trug die Leiche hinauf nach Anacapri. Sie sagen wol, es sei ein Mann da oben auf dem Berge gegangen mit einer „pecora“; beim Laufen habe sich ein Stein abgelöst und sei zufällig heruntergefallen. „Chi lo può sapere?“

Wir hatten inzwischen die Staffeln zurückgelegt, und eine ebene Strecke, einen Bogen zu durchschreiten. Längs dem Wege, auf der Mauer, waren steinerne Tische angebracht, Bänke, auf denen das Landvolk bei wie „in convivialibus“, in einer Gesellschaft, und zwischen denen wir durchwanderten, vielfach angeklammert. Oben auf dem steilen Gipfel, gerade über uns, gleich einem Falken, schwebte die Barbarossaburg mit ihren Thurmzingen. Durch diese Wendung gewahrten wir nun, zugleich mit dem Golf von Neapel und Baiä, Ischia vor uns, sammt Procida und der See gegen Gaeta zu, hinter uns das wogenumgürtete Capri; über uns der Thurmgeier. Vorbei an Villen, auch an der eines Briten, dem wir mit seinen Kindern auf der Scalinata begegnet waren — er und unser Sculptor erkannten sich plötzlich, so zwischen Erde und Himmel, noch von Landen her — und der, wie wir hörten, als Arzt da oben einen gelbfieberkranken neapolitanischen Knaben bei sich gefangen hält, gelangten wir endlich in die schmalen Straßen von Anacapri, die noch heute seinen von den Hellenen ihm verliehenen Namen: Die Oberstadt, führt. Der Sage nach war es eine Colonie der Lydier: Ein junges Paar entfloh aus der Unterwelt auf die Felsenspitzen der obern Insel und baute sich hoch in den Wolken am Saume der Colonie eine grüne Einöde.

Auf dem Platze vor der Kirche, welcher, wie der zu Capri, einer Terrasse oder gar einem Dache gleicht, tönt uns ein Kind entgegen mit weithängenden blonden Haaren und schwarzen Kirchenaugen. Vor dem nächsten Hause zeigt sich eine geschmackvolle Gruppe von zwei Mädchen mit glänzenden Schlangenleibern, neben einem alten Weibe unter der Thür, welche das Kindlein auf dem Arme trägt, im vollen Gewande des rüstigen jungen Knechtes und der gebräunten kühnen Jäger dieser prächtigen Gebirgsrücken unter dem Schurzfell. Zwischen den Häusern ragt nachbarlich der Gipfel des Solaro vor, die höchste Inselspitze, von einem Telegraphen gekrönt. Die meisten Schafe und Ziegen sind von Anacapri und müssen noch, wenn sie um oder nach Ave-Maria laufen, ihren langen schrecklichen Felsenweg respectiren, in Nacht und Sturm. Sie werden von denen im Unterstädtchen verachtet und sogar ob ihrer Sprache verhöhnt. Dazu glimmt bei den Anacapresen ohnehin der Zunder uralter Eifersucht, noch sie bei dem Feste der Schutzpatronin ihres Städtchs, der San-Antonio, in Thorheiten ihrer Himmelsleiter herunterzujagen müssen.

Wie wir desgleichen thaten, wanderten wir im Umsehen der Nachbarstadt entgegen, hinaufklimmend durch das Steinhaus, ein Meer von

Schrecken, Welle an Welle. Hoch oben an der Kuppe, selbst gleich Steinmännlein emporragend und wie eins mit dem Gestein, weideten in der dürren Wildnis Herden von weißen und schwarzen „capri", wie man es hier in Pausch und Bogen heißt, nämlich schwarze Ziegen und weiße Schafe. Die Sonne hatte sich zum Schlafengehen eine Wolke übergezogen und als wir die steinerne Schwelle wieder hinabstiegen, war alles bereits erblichen, Meer und Himmel, Felsen und Grün. Schon über der Matratzengruft lasen Ottilie und Caramella emsig. „Che mi portate?" rief letztere mir zu. „Quanto vi porto io!" Sie hob bei den letzten Worten einen großen Strauß blühender Myrten empor. „Mirti", sprachen sie, statt „mirti", in ihrem Dialekt wie der hier gebräuchlich schwachsten Redensart des Volks; „mirti", und gefielen sich in einem artigen Wortspiele zwischen „mirti" und „amare". Denn sie nennen die Myrten ihre Liebesblumen, weil sie vielleicht den Bräuten mitgehen; indessen wie den Mädchen sagen, wissen die Mattenklöpfer des Gebüsches, bei uns heißen es die Liebesblumen.

Während war die Liebe und Ehrfurcht, mit welcher Ottilie mich führte bei den schweren Herabkünften auf der sandigen Halde und überhaupt schwierigen Stellen. An dem Myrtenstrauße, welchen sie für mich trug, hingen meine blühenden Augen schon die kleinen Früchte, die ich heute zum ersten male sah; Ottilie erbot sich, wenn ich noch einige in Neapel verweilte, diese reifen für mich zu sich, mir eine Marmelade davon zu machen. Das lasser mir in einem Augenblicke. Caramella, welche einen Stock hatte, hob auf letzterm durch Aufruf ihren großen Myrtenstrauß hinten auf sie mit bewirken, wie man einen Rehbock an der Vorderfüßen, versuch. Ein wüstes mir halb wirklich Lebensblumen gewachsen! In der wachsenden Kinderreih auf engem, steinigem Pfade, von Aufruf, der vorgeschritt, weil wir beide nicht nebeneinander Raum hatten, war leicht an der Hand geführt. Bei ich auf Unterstützung gingen zu brauchen oder zu schwierig fürchtete; mich im Leichtsinne auf den Pfade verlassend, welchen trotz seinem obligaten „Signore Madame" abwechselnd mit „Signora Excellenza" ich nicht weiter um mich kümmerte, und mit dem hinter mir wandernden Sculptor schwatzend, weil man bekanntlich nur dann tausend Dinge zu sagen hat, wo man sich in einer Situation befindet, welche das Reden verbietet, halt ich im Dunkel, dort etwas rechts zu biegen, den Abgrund hart am linken für die Vorsorgung des Pfades, dem wir folgen sollten, und hatte in der Zerstreuung bereits den Fuß gehoben, hinunter in die an der tiefsten Mauer gähnende Tiefe, als ich sie noch im letzten Moment mit Grauen erkannte und den noch zurückziehen vermochte, bevor ich rettungslos entsetzlichst hinabstürzte, denn der Führer konnte nicht verhüten, weil in seinem Rücken gehend und noch weniger am schmalen Handgelenk vielleicht die ganze Schwere des Körpers auszuhalten, trotzem viel eher, wollen es die Hand nicht halten, vom Rande weg mit hinuntergeschleudert worden in den Abgrund. Ein blauer Strom, in dem ich bereits auf Leben, hing mein Leben. Aber das Ziel war mir noch nicht in Augen gingt.

Trotzdem will ich nicht, daß ich verschwiegen die Tücken des Schicksals aufmerksam. Unweit vom Hause der Schwestern hat der Schein aus dem kleinen vergitterten Kapellchen am Wege über der Piccola marina so hell und hat hinaus in die einsame Nacht. Und am Strande gehen im Meer unter sich Männchen, hat wie von Gestirne über Nacht. Es sind Fischer in kleinen Kähnen, die nächtlich Fischen Köder, in denen man mit Blasen Angst über. Man klagt von Fischerei über schlimmen der Nacht. Fischer kommen die meisten tödlichen Unglücke. Die Fischer fahren mit mit Gefahrer Tapferkeit in See und laden die gefährlichsten Ufer durch Felsriffe heraus, kommt es ab in die Enge, einer stürmischen unterschiedlichen Entscheid halte und mit heimlichen empfangenen wurde.

Schon früher hatte sich ein magischer Bilder merklich gemacht. Die Nacht lag um das Firmament. Neapel, die Stadt schon an einem mit einem Flammenmeer gefüllten Hintergrund. Der Vesuv, der ganze Himmel tauchte vom Meere war auf Wagenhöhe wie ein Irrenhaus. Plötzlich wurde eine Lampenbeleuchtung durch die Perspektive der Piazza di Napoli und nach einigen Minuten ging mir seine Nachtmahl und tauchten einen Abendstern angenommener und. In der Ferne, welche einnahm, gehörnen der Lichter der Villen- leuchtet und ihre Gemälde, welche tagsüber den sehr Schönheit gefüllt haben an der Riviera Piazza, denn es gibt auch eine Hölle an dieser Küste. Nach der Nacht wurde plötzlich ein Sturm wie Hochgewitter durch das ganze Haus — es war, als wollte es einen mit hinwegnehmen. Das Meer hatte sich, die schweren Wolke über

Castiglione her, die uns schon in der Richtung von Ischia her nachgezogen war. Auf der einen Seite über dem Berge, dem Ocean, Wetterleuchten, auf der andern Mondhelle. Ich saß noch lange, andächtig lauschend, in der völligsten Einsamkeit mit den Naturagenten, an meinem Fenster. Der Mond stieg über dem Telegraphen und San-Michele gleich einer ungeheuren Pfauenfeder: ganz unten hing, wie ein Goldtropfen, das helle Auge und von ihm aus entfaltete sich die schwarze Riesenschwinge, der Äther, während es rechts, über dem Meere, beim Castiglione, in Feuern bebte. Ein Blitz zuckte über die ganze See und wie erschrocken zuckt der Mond hinter in seine Wolke hinein, sich ganz hinter dem Vorhange verschlüpfend. Das Meer weit, weit außen in der Unendlichkeit, das ganze Firmament flammte, als wäre heute Beleuchtung in den Götterpalästen der königlichen Komödianten. Dieses Knacken, dieses Sausen, dieser mauerstarke über den Wogen rollende Donner — was für Geheimnisse zwischen dem Ocean und dem Himmel, welche die Nacht nicht verräth! Noch auf dem Lager leuchteten mir die Blitze vom Meere her, das oft einer mit Spiritus getränkten Riesenschale glich.

III.

Das Meer flammte blutig vor Sonnenaufgang, wie bei einer Seeschlacht und Götterglanz ähnlich fertten Wolken am Horizont um den Ring der See. Gegen Mittag beruhigte sich das Wallen, der Himmel war licht und weit, der Ocean senkte sich in sein unendlichfaches Jungbrunnenbad von Topis lasuli. Wir wanderten zu jenen Schwalben in das kleine weiße Haus, von welchem man auf beide Marinen zugleich blickt, auf beide Marinen, die nördliche und die südliche, und über dem die gigantischen Felsenmauern von Anacapri im Äther schweben.

Die Treppe, welche von außen zu der Wohnung hinaufgeht, bringt zuerst auf eine Terrasse, von welcher man in die Stuben gelangt, deren kleine Kuppeln sich auch mitten über dem flachen Dache, auf der Loggia brechen. Es ist ein ideales Stübchen — man meint, es sei nur gedichtet: Thüren und Fenster ohne Scheiben, alle hier offen auf die göttliche Schöpfung. In der ersten Stube unter Heiligenbildern zwei Webstühle für das Märchenpaar, geschwätzig nebeneinander, gleich Zwillingen. Eine kleine Toilette sammt Spiegel, ein kleines Schreibzeug, auf dessen ein kleines altes Kruzifix; am Fenster ein Armstuhl von heiligirtem Rattan; und aus diesem Fenster nun, dessen obere Ladenflügel geschlossen sind, wie aus einem dunkeln Rahmen, das Meer bis Sorrento — sie können mit dem Auge jede Barke verfolgen, die von dort abstößt oder von hier hinübergeht — das Meer bis zum Posilip; auf der andern Seite Capri wie eine Spange an Felsen zwischen seinen Meere u. s. w. Von hieher zauberischen, abgerundeten, wie gewollten Vedute schwebt auf dem Sims eine von den großen weißen Thonvasen antiker Form, in welche man Blumen gepflanzt hat — es ist ein bewundernswürdiges kleines Gemälde für sich, Marine und Landschaft zugleich im Rahmen des irdischen Fensters. Durch die Thür blickt man auf die Piazza marina hinaus, in die offene See, in das Grenzenlose. Vor kleine Kammerfenster Kübelein schlanken herein und stehen auf dem Stubenboden.

Wir hier die zwei Webstühle, deren aufgespannte Seidenfäden schwirrende, für die stille bauerische Geschäftigkeit von Orsolina und Serafina zeugen, so im Nebengemach ein breites schwarzes Lager für beide, auf dem sie schlummern im Frieden und nach der Arbeit von Engeln träumen. An einer andern Wand ein mit schwerer, rother Decke verhängtes Bett für das Aeltestenpaar. In einer Ecke zwei Tamburini hängend; vor dem Fenster aber auf dem Sockelplatz des Meeres wieder zwei solche antike Blumenvasen von röthlich angehauchtem Thon, in dem einen wohlriechendes Kraut, von dem Orsolina mir pflückt, im andern ein Rosenbusch. Auf einer Wand der Tochter hatte die Mutter, den braunen Schrank öffnend, eine solche Purpurrolle vor, die sie wie eine Kostbarkeit zu verwahren hatten, und wollte sie mir zeigen. Die dritte Kammer, die Küche, hing ganz fröhlich voll mit riesigen rothen Tomaten, aus einer Art von Kalmus Pyramiden geformt, die sich den Winter über frisch bewahren lassen. „Diese verderben nicht wie die andern", sagten die Frauen. Es sah eigenthümlich aus diese Korallenmassen zu den schwarzgrünen Pflanzen, mädchenhaft beinahe; und auf einem Stuhle saß ein ganzes Körbchen mit sammtenem Roth. Auch hier wieder ein Blumenbeet als Arabeske vor dem tiefblau wallenden Meere.

Orsolina, die uns ihre Arbeit weisen wollte, setzte sich an den Webstuhl: es flatterte so schwermüthig; sie saß beinahe wie in einer Laube

über unsere ernste Weihnacht; er zeigte das Kindchen so höflich vor; ihre feinen Finger wußten so geschickt die Kerzenlicht-Strahlenkränzchen und das Nußhaar einzulegen und die Äpfelchen zu den artigsten Reihen; es war eine Lust, zuzuschauen und es ging gar so flink. Sie könnte nur den Tag arbeiten im Winter; bei Licht hätte sie Ohrmuscheln u. dergl. m. In ihrer halben Verzweiflung zeigt uns Christine auch noch grimmdrohende Mutter, ihr moralisch-bekümmert Gesicht vor uns aufgerunzelt und tadelt erbittert den armen Neapolitaner, welcher ihr das Kind theuren verlocken und sie darum mit der Mutter auch entschlagen lassen wollte; sie blieb stock-taub, sie hörte von den Dingen nicht mehr als einen dummen Fetzen; — ihre Kammer habe sie immer gelegt: „Nun dies mal lasse alle Sorgen" — und unmittelbar, nachdem sie mit dem Alpler Handelsmann das Christkind abgehandelt, besorgte sie ein Kleidchen, der sich voll Gute für sie zeigte und ihr das Stroh vor fortwährend in wohlfeil gibt.

Eine der Schweizer-Familienmutter wird von der Mond beunruhigt; die Mutter, ein prächtiges altes Weib, eine herrliche Figurine — sie war nicht wundersüchtig genesen sein — spielte darauf und Christine und Eusebius in ihren reizenden Kinderlichkeiten turnen vom Beginn die Tonnenstelle, fortan und plötzig und doch so schnell — die nächtlichen Purpur! Und als sie begannen, machten sie uns alle eine so graziöse, feine Verneigung wie Prinzessinnen im Salon. Und sie konnten sich nicht einmal schenken; „E mia sorellina che non posso scrivere" Sagte Christine vorhin, als sie erzählt, weil sie ihre Namen setzen wollte, ein trefflich feines Schreibzeug aufgeführt hatte, inzwischen wir Gesamtlie gleichfalls zuschaute, Christine hatte viele „sorelline". Sie machte ihrem Vergnügen, daß sich ist, daß sie Immerhin Mittagsbrot, die Erfindung nicht mitzutheilen konnte und nicht deutlich hinzumachen in ihren Reigen; und sie wurden. Mutter und Tochter, Kammer Gesamtlie, nicht müde zu behaupten, daß ich die Tarantella tanzen sollte für sie, ein Urtheil, welches ich nur ihrer alle Güte der Gastfreundschaft und Herzensfreundlichkeit beim Weihnachtsfest.

Und auch ein ganzes bayerisches Gebäude Mitglied mit ihrem Lebensstil in den Hämmern auf das Gemüt für mitgeteilten Kindern und mit anderen Herzchen am Weihnachtsbaum prächtigen Hülle: Arbeiterinnen, welche von den Schwestern, die ihnen einen Nebenverdienst gönnen, beschäftigt werden. Das war eine Herzlichkeit und Liebe miteinander, auch mit Gastwelle; da hört man es immer schnaufen vor lauter Küssen beim Kommen und Gehen — ich wußte nicht, daß die Italienerinnen so gern küssen unter sich. Ja, das sind Menschen, so gut wie glückliche Kinder und Blumen! Sie gelobten und trank und hätten uns so gern auch noch in die Gärtchen gelockt, wenn wir nur nicht so müd. Unter dem Stalle hört der Vater, ein alter schöner Bauer, aber mit einem Gesicht, das unter der pfingstlichen Überfülle seines Bildbaum an Goethe erinnerte. Christine bekannte sich, daß ich sein „padre" gesehen hätte — allerlich ein gute Vorbedeutung; er holte ihre Ziege aus dem Stall, der unter der Treppe und Veggia sich weilt — pensa che cosa, das schauen sie hier nicht genau —; ein zierliches Thier, schwarz und weiß, welches vermutlich darum namenlos, Mündchen, hatte und ein bäuerend Halsband trägt, damit sie Christ zum Aufsuchen ihre kleine Gemeinde nicht verwunde. Christine war gar lieblich anzuschauen, als sie das Thier so hielt. Zuletzt küssten beide Schwestern noch, solange sie uns sehen konnten, auf dem Hügelchen im Rain unter der Kirchwand, zwischen den beiden Marien, auf der Niederhohen schwarzen Terrasse in ihren rote Jäckchen wie Engelchen schwebend und winkend mit ihren weißlichen Armen; auch wir Engel, die unsere beim Christbaume haben ...

(Schluß in nächster Nummer.)

Aus alten Akten.

Von Konrad Beyer in Tauberbischofsheim.

In einem Kaufbrief vom Jahre 1614 heißt es, daß am 19. Oktober gedachten Jahres zu Grünsfeld, einem Städtchen im Taubergrund, ein vom Rathause herabgeschossenes Vogelschießen (Preisschießen) in Gang gehen wurde.

Hohe Kaufer Kaufer aus Grünsfeld, so der Meister vom Gerichtsgau, gebürtig, komme jetzt von Grünsfeld, wo er sein Meisterstück als ein „Büchsenmeister" gelobt; bei der Hochzeit ergangen, habe sich alles wohlen Ehrlich gehen und als es gehen, daß man zu Mittelberg Kirchen (Gottesdienst) merke, so er von Grünsfeld nach Mittelberg zu gegangen, und als auch da seine Meinung gewesen, auf den Markt zu Grünsfeld gegangen, habe im Wirthshause einen Trunk gethan, ohne Konsens, so ein Rathsmeister,

und seine Frau neben anderm noch mehr gemeinem Gesindlein darin gewesen, die er aber nicht kenne; allein habe er wol gehört, daß einer des andern Schwester genommen und des Sonntag zur Kirche führen wollen. Als er seinen Wein ausgetrunken, wäre er seines Pfades wieder fortgegangen und unverschuldeter Dinge gefangen worden. Möchte wol wissen, was man für Ursachen an ihm, da er ja niemand ein Leid gethan, auch nichts, so er hätte gestehlen gehabt, bei ihm gefunden; hat, man wolle ihn wieder loslassen. Weiter wollte er nichts bekennen. Hierauf ward ihm der Wirth vorgestellt. Der erzählte ihm, daß er mit den andern Gefangenen gezecht und für sie drei Maß Wein gezahlt, und als er sich darum etwas übrig gehoben, der auch gefangene Helmerich ihm zugesprochen, er solle sich dessen nicht annehmen lassen, jetzt werde Vetter Hans wieder einer Gulden drei trinken; ja er habe auch selbst gesagt, wenn er einmal sterben sollte, wüßten ihm viele Leute das Gelente geben. Welches alles er gar frei geleugnet, den Wirth übern gestraft; sei der Ursache wegen auf den Markt gekommen, ein Paar Schuhe zu kaufen, kenne die andern Gesellen gar nicht, viel weniger sie ihn. Darauf er alle lang bestanden.

Weil er nun mit der Sprache nicht herausgewollt, jener „ihm ganz fremde" Helmerich aber Diebstahl und Mord auf ihn bekannt, ist er gebunden und, als er nichts darauf gegeben, auch der Daumenstock angelegt worden, hat aber nichts Weiteres reden wollen. Donnerstags den 20. October, als ihm das „Helmband", ein leichter Foltergrad, angelegt worden, sagte er aus: Ja, zu Straßburg habe er mit Hülfe andrer Knechte und Mägde gröblich, welche vor 14 Malten Wirth geachtet worden; die hätten sie dem Wirth zu Kehl um einen Gulden verkauft, hätte ihnen aber auch eine ganz Schüssel voll Daler geben müssen. Das „Helmband" brachte auch noch ferners gute leichte Diebstähle heraus.

Nun kam die eigentliche Folter und hub brachte heraus, daß er Helmerichen sehr wohl kannte, ja mit ihm in einem Dorfe in einem Keller gebrochen, daraus etliche Kannen zu stehlen, aber nicht zurechtkommen können; dann hätten sie die Schrauer aufgemacht. Helmerich habe aus einem Stall ein Kalb genommen, welches er gleich auf dem Felde gebraten, die Haut davon gezogen, das Fleisch aber in eine Herberge getragen, allda es im Beisein von Helmerich's Begleitern miteinander „gefressen".

Nun folgte noch viel mehr. Er bekennt, daß er mit Helmerichen, der Aussage Helmerich's nach, den Mord begangen, nämlich an einem Boten, an einem Mann zu Oppenheim, und einen zu Oberöhem.

Als er aber auf die Umstände gefragt worden, hat er, schreiben die Räte, allein gesagt, er bekenne wie Helmerich, und weil ihm, ehe er wieder an die Folter gebunden worden, Helmerich's Aussage, so viel ihn betreffend, vorgelesen, ist er darauf also an der Folter bestanden, doch sehr dabei geweint und gesagt mit den Worten: „Ich bat Gott erbarme, soll ich denn auch gemordet haben?" Und als er schon von der Folter gelassen, wieder gefragt worden, ob er die Mordthat gethan, und erinnert, nichts Anderes zu bekennen, ist er darauf beharrlich und sehr verständlich ausgesagt: „Ja, ich hab's gethan! Man peinige mich nur nicht mehr! Ich will mich bekennen und alles bekennen, was ich mein Leben lang gethan habe!" Darauf man ihn wieder aufrichten und an Folter legen lassen.

Freitags den 18. November hat Kaspar Ringler abermals angezeigt, wie ihm sein Bekennen so gar schwer, dürfe es aber nicht sagen; denn man glaube ihm doch nicht, sondern peinige ihn nur weiter, müsse aber gezwungen den Tod leiden. Endlich sagte er wieder, er könne es doch nicht verschweigen, es gehe ihm gleich, wie Gott wolle! Er habe sein Leben lang seinen Mord gethan, leidige abermals aus Furcht und Marter bekannt; das beschwere ihn gar sehr! Wenn er aber wieder sollte gefoltert werden, wolle er eher weiter sagen, er habe gemordet; ehe er sich weiter peinigen lasse, wolle er eher sterben. Als wir uns nun hoffen nichts angenommen, hat er nochgemeldte Schriften und Urgichten wieder angesprochen, um Gottes willen erbeten, zu Richtern und Kammerschreibern zu gehen und ihnen anzuzeigen, daß er aus lauter Marter die Todschläge bekannt und Helmerich aus lauterm gedrungenem Muth und Muth solches auf ihn angelegt; man solle ihn ja nicht unrecht thun; wolle gern sterben als ein Dieb, aber nicht als ein Mörder.

Also auch Helmerich's Aussagen sind freiwillig. Auch er hatte gleichfalls nur auf der Folter bekannt. Beachtenswerth ist folgender Vorfall vom 16. November: „Sonntags sagt ihm (Helmerich) er, was Ursachen er auf sich selbst und seine Mitgesellen gelogen, Mordthat bekannt, da sich doch in zwei

Rudschreiben dergleichen seine finden wollen, hätte die Christkeit mit Lügen berichtet; solle rund heraus bekennen und die Wahrheit sagen, sonst solle es gefoltert werden. Hierauf leugnet er die Mordthat und entschuldigt den Brand, wolle bemerken, daß um selbige Zeit, als der Brand entstanden worden, er zu Erembd und Hausen gewesen, habe auch Freundschaft den mitangeklagten Kaspar angegeben — habe aber die Mordthat weiter keineswegs bekannt, ist aber allen nicht; der Todtschlag aber sei er geständig — Ob alle auf peinlichem Gerichtszwang bei seiner Aussage verblieben sind als es etwas spät gegen Mittag worden, hat man sie wieder in die Verhaftung geführt, dabei erinnert, falls sich wohl bekennen, was er gestiftet und begangen, dann es nachmittags mit Gnad, dann es mit seiner wohlbekannten Aussage genugsam Ursache gegeben, vorgenommen werden soll." Am Nachmittag wurde nichts vor „Hirnbrand" weiter angelegt und zu Ruhe gegangen, worauf wieder die obenbesagte Befragung begangener Worte.

Das Urtheil des Juden, begründet auf Zeugenaussagen sämmtlicher Angeklagten, erfolgte mit der ganzen Umständlichkeit damaligen Gerichtsstils.

„Protocollum. Peinlich Hals-, Hand- und Halsgericht, gehalten im Beisein der Edlen vest und wohlgeachten Herrn, Caspar Kugelmann, Peinlich Gebrechten Schreiber und Exekutoren, Bernhard Kanzler, Notarius, Johann Christoph Rothe, Kammerschreiber Nicolaus Schreiber, Zeugschreiber, und mein, Thomas Gallinus, als bestellten vereideten Gerichtsschreibers, allhier zu Windsheim, Donnerstag den 9. Juniabend Anno 1614. Vorgestalten als folgt: Im obigen Peinlichen Hand-, Hand- und Halsgericht in Blaue Kurzt zu Windsheim an statt des abwesenden Landschultheißen daselbst in dessen Gewalt Gericht besetzet worden, besonders aber der Edlen und der Ehrsame gestalten gehalten. Nach gehaltem Peinlichen Hand- und Halsgericht ist vor dem Edlen und Vesten Conrad Popp, Bürger zu Nürnberg, als verordneter und bestellten Gerichts Gehaltschreiber Actuar, bringt gerichtlich klagend vor, maßen er durch einen Gerichtsschöffen hab seine Beruffung erlangt, hab er ihm auf sein Bitt, gutes Namen und Vermögen unschädlich, gegen und wider Michael Kurtz von Hirtlich, Weltenburgischen Herrschaft, Hans Heinrich von Aufsessen in Ermeln, Kaspar Kurtz von Bigenzingen und John Hamplen von Schlierbach, als folgt:

„Vor euch, den wohlgebornen meinen Gn. Herrn gehegtem peinlichen Halsgericht, erscheint Conradus Popp, Bürger zu Nürnberg, verordneter Actuar und Kunrat Kraft daselbst (Brandt (Brandach) und bringt hiermit rechtmäßig peinlich klagend vor gegen und wider obige hier eingeführte zwei Malefizpersonen als peinlich Beklagte, mit Bitte, den Edlen Gerichtsherrn zu befehlen und darauf richtig, klar, unverrückte Rechtsurt durch sein Gericht gleich wohl aber nicht mehr, zu geben. Also dann dessen nunmehr auf nicht gestalten wollen will, erbietet sich Actuar, daß sein Gerichtsbuch einzusehen, zu erzählen und zu beweisen, welcher massen sich zum gerichtlichen Verlangen thue. Sage und klage zuvorderst: Wie wohl nach den heiligen alten Gerichtsbrauch, nämlich nach den Gebrauch Gerichts Recht, nicht fehlen, wo nach vermöge beider, geistlicher und weltlicher, als der gemeinen beschriebenen Rechte, insbesondere vermöge des heiligen Reichs und Kaiser Caroli peinlichen Halsgerichtsordnung in dem 202 Artikel sei Verbrechen an Leib und Leben zu untersuchen und zu strafen, wenn einer dem Andern das Seinige rechtswidrig abgethan oder stehlen hat, noch viel mehr wenn einer sich und Leben nimmt, ihn gänzlich entsetzen und entschlagen thut, welcher aber alle vorgenannte und mehr Verlagte hier Verklagte Malefizpersonen gethan, gebracht und gehandelt, in maßen Verklagten Inhalten hohen und großen Endschuld eingeständig, wie solches vermöge der eigenen Bekenntnissen und Aussagen, so ich Klagender Actuar hiervor und gethan hab. (Sind die Angeführten verlesen worden.) Wann dann, gnädige Herrn Richter, nun Euch vorgetragen, daß man das Verbrechen zu bestrafen und zu bestrafen, hingegen das Uebel zu meiden, so ist dem also nach löblicher Ordnung, der Gerichtsordnung angezogenen geistlichen, geistlicher und weltlichen Rechte, insonderheit der heiligen Römischen Ordnung der heiligen Lage dem erklagten Malefizgericht zu sitzen, urtheilen und entsprechen, daß die gemeldte Verklagte Ehrenfeld und Leibes um den begangenen Raub und Mordthaten, der Lichtmeß und anderen beschriebenen Mordthaten wegen, so viel rechtlicher Strafe, Peinen, Leibes der Letzten Angst, zu mehrerer Erhaltung und Exempel, an sich und ihren zu vollbringen und zu strafen, wie dann verklagter Malefiz, so vom Recht wegen zu verbrennen und zu strafen, thut haben. Gerichtlich alles gebührenden peinlichen endlichen Rechtens.

„Defendor Martin Hans, Bürger und Sattler zu Mitterberg: Nachdem ihm durch Beurtheils Kraft erkannt, daß seine Defension ihm an Ehre, guten Namen und Leumund unnachtheilig: Ehrnhafte, wohlachtbare, vorsichtige und weise Herrn Schöffen dieses ehrlöblichen hochpreislichen Halsgerichts, günstige Herrn! Erscheinet allhier zugegen der vorgestellten hochpeinlichen Beklagten Defensor und bringt auf harte eingebrachte scharfe hochpeinliche Malefizklage verantwortlich vor und sagt: Wiewohl mehr, dermalligen nicht gar ohne, doch mehrentheils geringschätzige Diebstähle und die Beklagten in ihrer blühenden Jugend ohne Verstand durch böse Gesellschaft sammt Eingebung des leidigen Satans zu mehrbesagten Sachen verleitet worden; Hochpeinlich Beklagte verhoffen, der Herr Richter werde sie als arme gefallene Sünder nicht nach Schärfe der Klage, sondern wegen ihrer blühenden Jugend ihres Verstands und Lebens verschonen, sintemalen der Mensch leichtlich zu Bösem, bewegen, niemal der alte Mensch von Natur wegen in Uebertretung unserer ersten Aeltern, Adam und Eva, mehr zum Bösen, denn zum Guten geneigt, wie solches die Heilige Schrift lehrt. Genesis am 8 Capitel. Alle bitten die armen Beklagten, ihre Jugend und Unverstand zu betrachten und wegen der Barmherzigkeit Gottes ihnen Gnade widerfahren zu lassen, sonderlich, weil sie sich zu bessern verpflichtet haben. Ist das unsere Defension." (Antrag des Vertheidigers, die Angeklagten mit „Verweisung des Vaterlandes gegen den Erbfeind des christlichen Namens" zu bestrafen.)

„Nach solchem ist das Urtheil gefällt und öffentlich verlesen worden:

„In der peinlichen Rechtssache zwischen dem gräflichen Ortenbergischen Fiskalen als Kläger, gegen Michael Rusch, Hans Helmerich, Kaspar Kinzler und Jobst Hampler, als Beklagten andern Theils, erkennen auf beschehene Klage, Antwort, Confessen und alles gerichtliche Vorbringen die Schöffen dieses peinlichen Halsgerichts zu Recht, daß obige angezogene vier Malefikanten auf ihre vielfältige beherzlich begangene hohe namhaft verübte Diebstähle und andere daher begangener hochsträflicher Missethaten wegen ihnen zur wohlverdienten Strafe, Andern aber zum merklichen abscheulichen Exempel dem Nachrichter Meister Balthas an die Händen gestellt, heutigen Tages an den Galgen mit dem Strang von dem Leben zum Tod sollen hingerichtet und gebracht werden."

Die Akten schließen kurz und bündig:

„Ist nachgehends dieses Urtheil durch Meister Balthas und Gesellen executirt, aufgeführt und vollzogen worden. Actum den 8 Decembris 1614."

Anregungen.

Das Leben der Schule im Roman.

Während man in früherer Zeit „Schulmeister" auf Bildern, in Poesien und komischen Romanen fast ausschließlich zu Repräsentanten der Altklugheit und Lächerlichkeit benutzt hat, hat mit der fortgeschrittenen Vermöglichung des Volksschulwesens sich auch allgemein eine Umstimmung der Geister geltend gemacht, als eine Anzahl Romane und Novellen erschienen sind, in welchen die Männer, welche für die nothwendigste Bildung des Volks arbeiten, ehrenhaft und achtungswerth dargestellt werden.

Derartige Erzählungen verfallen freilich nicht selten in zwei Fehler: einestheils dichtet man dem Schullehrer eine solche Intelligenz an, seinen man nämlich von dem Wirken der Volksschule alles Heil erwartet; anderntheils hält man sich gewöhnlich an die Kernpunkte dieses Berufs und glaubt darum die Theilnahme des Lesers zu erwecken, als ob Tüchtigkeit an sich schon ein poetisches Moment und nicht auch in andern ähnlichen Lebensstellungen zu finden wäre. Geht nun dem Lehrer die Armuth zur Hülfe des Reichthums mit, dann ist es eine wahre Aufgabe der Dichter, die Charis sich innern Glücke mit dem Mitleidsbe der Poesie zu beschäftigen.

Sehen wir uns nun einige der pädagogischen Erzählungen bei Seite an. Indem wir Hoffmeisters „Romane" hier übergehen, da dieser Roman meist außerhalb der bezeichneten Sphäre sich bewegt, nennen wir zunächst Julius Kell's „Lehrerleben", eine wohlgemeinte und sachkundige Darstellung, welcher nur zu geringem künstlerischen Werthe. In „Pfarre und Schule", im Sturm und Drange der Bewegungsjahre entstanden, schildert Friedrich Gerstäcker einen alt gewordenen Lehrer, der sich nun, daß ihm das Terrain überhaupt nicht vollständig genug bekannt ist. Empfehlung für das Lehramt bei jungen Lehrern zu werden, mag können „Das Kirchlein" von Franz Keller (jetzt Schulrath in Trier) und „Drei Tage auf der Schule" von Johannes Scherr thun. Hermann Gerstäcker's „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" enthalten ergötzliche Einblicke in das Wirken der Erziehung und Kinderwelt, aber es fehlt diesem Schulmeister doch gewiß zu viel Ruhe und Ehrsamkeit an, daß der günstige Eindruck bleibig weiter prägen

wird. Ein rührendes Lebensbild der Dorothea Schlözer mit empfehlendem Vorwort in der Erzählung „Die Tagebücher“ gezeichnet. Als eine schöne Gabe erscheint im Gegensatz zu Schlözer's „Nestorius“ „Jesus von Nazareth“ von Gustav König. Kürzlich Berthold Auerbach Besitz im „Deutschen Hausschatz“ einen längeren Roman in gelungener Fortsetzung veröffentlicht, der bereits in seinem alle Gemeinplätze tadelnd verschmähenden „Neuen Leben“ im Besitz Leser einen wertvollen und von der Heiligkeit seiner Person und eigenen Schulmann gesichert.

Für Frauen zu einer wertvollen Erscheinung auf diesem Gebiet. Es ist die Erzählung „Auf dem Land- und Reichsgerichte eines Schöffenbuch“, welche sich in dem eben veröffentlichten Buche Hermann Hillebrand „Deutsche Frauen“ (Hamburg, Kranke, 1861) befindet. Einige deutsche Gerichtsszenen haben wir gerade Gelegenheit herausgehoben. Die merkwürdigen Bräuche (Gerichte und „Rügen“) waren aber weiteren Kreisen in so hohem Grad nicht bekannt. Hillebrand muß Kenntnis. Er besitzt bei Schöffen- Brod, ist ein Enkel (Urenkel) jener schreiber aus dem Jahre, der im 30. Jahre an der Schwindsucht starb. Da wir heute Kenntnisse über nicht wie ein Fund mit im Gemüse (einer Lieblichkeit in der Schule) sehen, so eingehe von Unterricht über Belehrung gesprochen wird und überhaupt der vielbesprochene Punkt von Form und Stoff erörtert, erwähnt, nicht zur Belehrung kommt, so erwähnt ich die Frage, warum denn „Buch- und Realschulbücher“ gerade von einem Schulmeister herausgegeben haben, eine Thatsache machen, eine glückliche Lösung finden, Schulbuchhandlungen beglücken, einen Einfluß an der Wiege ausüben und von einem Heere Lehrer gesegnet werden (auf viele Dinge nicht ich auf Manches), hat kaum etwas mit Ihnen und sehen irgendwelche andere Verhältnisse auf machen. Man sieht, Hermann Hillebrand hat einen ganz bestimmten Kreis für seine Erzählung gewählt, in sehr Vieles auch kurz für jeden Jugendfreund der Volksunterrichtes Lichtseite bringen mag.

Wir Hinzufügen auf die Charakteristik von Schulen seine Urteile (mit Ausnahme einiger Ausdrücke, welche wir ganz scharf nach dem Buchstaben einer bestimmten Richtungen haften) ist. Zwischen der 1) Der persönliche Wert der Lehrerin. 2) Die Wahl der pädagogischen Unterstützung. 3) Die Wahl einer zweckmäßigen Gemeindeverwaltung. 4) Schule Einrichtung. 5) Der praktischste Lehrer für Schule und Haus. 6) Schulbücher. 7) Wichtigkeit und Tendenzen im weiblichen Handarbeit. 8) Lehrer religiöser Wissen, der im Schulbild auf das Wenige Licht und Erhellung in allen Fragen der Elementarschule gewährt. 9) Einige Worte zur schlüssigeren Aufklärung, Wissen an Gemeinschaft, Kunst und Natur. 10) Die Lehrerprüfung, und die Gesellschaft eine wesentliche Bedingung zur Erhebung der Menschheit ist. 11) Einige Worte über Schule. 12) Geschichtliche Skizzen, wie das Nützliche und Gemeine mit vielen Liebe und Sorgfalt verbunden, Schulung und Interesse verbindet.

Noch ein Album.

Gewiß ist einer Reihe von Jahren erschien eine Sammlung von ernsthaften und komischen Arbeiten, die billiger und gebräuchlicher war als, die ihr ähnlicher Handbuch durch Treffsicherheit machen. Vielleicht hat dieses Lesebuch mit Illustrationen, im gewissen Sinne von Grandeur, vielleicht durch Qualität, guten Druck und originelleres Papier, aber der Inhalt wurde noch, als er schon Jahre einen Lesebuchwerke zu sein; eine heftige Gewissensnahme für Männer und Frauen, für Alt denn Jahre nicht blos unterhalten wollen, sondern zugleich auch veredelnden Jahre Belehrung und tüchtige Anregung suchen.

Wir lesen auch in dem „Album des literarischen Vereins in Nürnberg“ (Nürnberg, Bieser & Hallo) das vom Jahre 1844 eine beträchtliche Anzahl vortrefflicher Erzählungen über namentlich vaterländische und Heldenthaten der Vorzeit und Kunst und alles Schöne bis, abgesehen von den jetzt Mode beliebenden poetischen Arbeiten, die, wenn auch zum großen Teil schon gewiß als gelungen, hat nicht ohne Recht seinen Gesellschaften sich und, da sie wollen, in sich manchen Wert bringen.

Im vorliegenden Jahrgange sind wiederum zwei der beliebtesten Namen vom früheren vertreten, E. Mörike mit einer Erzählung über Shakspeare's „Sturm“. J. F. Gerhard mit einer Darstellung der Spanischen Zeit, und unter den Poesien Geibel und die Grafen. In bekannter Kraft Geibel mit dem Liedanfang „Die Lerche singt.“

Mörike's Erzählung über Shakspeare's „Sturm“ ist eine überaus anziehende und die Kinder wird sie zu einem harmonischen Genuß gelangen, wenn Eltern Gelegenheit zu kleinen Noten verbreitete Ideen gelehrten Kind bei Lesens, es kann da passende manches Wissen ist. Auch mit Hilfe Lesegrund Erklärung auch und eine gut für andere ohne Frage bieten. Eine der Schönsten Lesens Beispiele, in einige ist kann anbefohlenen Prüfung sich zu verfassen bei Lichte sei. Eine so schon, so kurz ist ist nicht machen, so, herzugen zu werden. Mörike kann nur die Frage zu beantworten Kinder, ob Shakspeare seine Dichtung beabsichtigt haben Kinder. Dann ist auch nützlich zu sagen, daß die Erzählung bei Kunstsinn, und daß weiter Dichtung verfassen wird, ist für die Aufgabe eine Kinder, die ist nicht, wenn sie Dichtung und Kunst, und daß weiter Dichtung bei Kinder, und daß weiter Dichtung bei Kinder, und daß weiter Dichtung bei Kinder

Patkul.

Entſetzliche Bellona! Was die eine Seite ihrer zweiſchneidigen Sichel im Kampfe verſchont, mäht die andre in verheerenden Krankheiten fort! — — Iſt die Kriegskaſſe noch gefüllt?

Muraview.

250,000 Thaler.

Patkul.

Was in der Schlacht die Fahne, iſt leider das Geld im Frieden! Den Muth nicht verloren, Freunde. Wir ſind geſchlagen, — — ja wir ſind's! Peter der Große wird ſeine Eisfelder zu Hülfe nehmen müſſen, um Karl dem XII. zu vergelten. Reiten Sie zu den Unſrigen! Grüßen Sie die Doniſchen Koſaken und die Zaporoger! (Zu Iwan.) Wie fingt ihr an der Wolga, Knabe, wenn ihr in die Steppe reitet und Pferde in den Sümpfen fangt?

Iwan.

Die Steppe iſt wie das große Meer,
Schnell fliegt die Wolke drüber her,
Der Habicht wird wohl ſchneller ſein,
Der Wind, der holt ſie alle ein;
Doch ſchneller, als der ganze Troß
Iſt der Koſak auf ſeinem Roß.]

Patkul (für ſich).

Glückliches Naturvolk! Du weißt nicht, daß der menſchliche Gedanke doch noch ſchneller als Koſakenpferde

Dichtungen gewährt reichen Genuß durch das liebevolle, anhaltungere Eindringen in den Geist der Dichtung, durch verfeinertes Verständnis der einzelnen ästhetischen Mittel und durch tiefe Erfassung der psychologischen Entwicklungsgesetze. Hin und wieder ist der Genuß etwas beeinträchtigt durch das Reizen des lyrischen Gehaltes in Prosa, besonders störend wird das z. B. bei dem Liede an die Freunde. Die drei anderen Aufsätze, über das Verhältnis von Wilhelm Müller, auf der alten Geschichte von J. H. Müller und über Ludwig Richter's Holzschnitte von Wilhelm Heinrichsen, sind ebenfalls recht gefällige Beiträge zur Literatur-, Sitten- und Kunstgeschichte der Vergangenheit und Gegenwart.

Unter den poetischen Arbeiten behauptet unstreitig den ersten Rang das Trauerspiel von Emil Pichler, ein in jeder Beziehung hochbedeutender Versuch, den bekannten Stoff von der Verführung der Söhne des Brutus zur Wiederherstellung der königlichen Herrschaft in Rom dramatisch zu gestalten. Das erzählende Gedicht von G. Glockberger leidet, gleich früheren kleineren Versuchen von ihm, an falschen Reimen, wie sie heutzutage nicht mehr vorkommen sollten: „wieder" — „Winter", „Strauch" — „Hug", „Berge" — „Kerche" — Solche Reime will das hochdeutsche Ohr nicht mehr vernehmen. Gänzlich ignorirt der Verfasser auf Pflanzschulen von Gellert in seinem ernsten Gemüte zwar recht sittlich wirken, kann aber doch eine gewisse Gegenwehr nicht verleugnen.

Ein polnischer Pindarist.

„Noch ist Polens Ruhm nicht erloschen", schreibt der Herausgeber „Nationalgesänge Polens. Ins Deutsche übersetzt von Heinrich Kittelmann" (Danzig, Verlag, 1861) in der Vorrede einer verdienstlichen Unternehmung; „auf die Thaten der Schwerter folgen nunmehr die friedlichen Werke von ritterlichem Gemüt, und geben ihnen die höhere Weihe und Verklärung."

Ob die Polen selbst sich mit dieser Aufeinanderfolge befreunden werden, bleibt dahingestellt; auch den hier vorliegenden Gedichten allerdings spricht Herausgeber ein lebenskräftig lebendes Heimatsgefühl, nicht die verschwundene Macht der unterdrückten Nationalität, die ihre Selbständigkeit mit dem Schwerte erkämpfen will. In dem einen längeren Gedichte der Gabriele Narcisa Zmichowska (S. 49) wird der Schmerz über die Unterjochung der Gegenwart zur bittern Klage, doch ebenfalls nicht mit der bestimmten Tendenz zur That.

Das lyrische Element im strengeren Sinn wird in der Mehrzahl der Gedichte von den betrachtenden überwogen; gemeinsam ist allen eine noch unverbrauchte Frische der Anschauungen und des Ausdrucks, soweit sich nach einer Uebersetzung urtheilen läßt, die sich durchweg vortrefflich zu nennen ist und den Eindruck der Ursprünglichkeit hervorbringt.

Das Ihrige mag auch einem Beispiele erkannt werden, das noch ein besonderes Interesse darbietet. In der ersten Auflage hatte der Herausgeber die Uebersetzung eines Gedichts von Karl Beyerowski mitgetheilt, das dieser als seine Originaldichtung gelten läßt, während es nur die gelungene Bearbeitung eines südrussischen Liedes war. Aus diesem Grunde wurde es in dieser zweiten Auflage weggelassen. Von derselben Verfasserin enthält aber die Sammlung noch ein anderes Stück (S. 70), das ebenfalls nur die Ueberarbeitung eines deutschen Gedichts des „Herbstliedes" unserer nicht genug zu rühmenden und durch ihre „Volksmelodien" unvergeßlichen Dichterin von Gallet („Gedichte", S. 29) ist. Beide mögen hier, zur Vergleichung nebeneinander gestellt, folgen. Man wird sich den polnischen Text als die vermittelnde Brücke zwischen beiden und auch überzeugt sein einerseits von der Tüchtigkeit der Kittelmann'schen Uebersetzung, andererseits von der meist noch unverwischten Uebereinstimmung des wirklichen deutschen Originals mit der deutschen Nachbildung des polnischen Pindar-Originals.

Herbstlied

von Friedrich von Gallet.

Durch die Wälder rauscht ich munter,
Wenn im Blatt die Sonne rinnt
Und mit Kichern kommt und bunter
Blatt auf Blatt herabgeschneit.
Denn es mischet sich in meinen Klang
Euch zur Lust vom Nachtigall Gesang
Und vom jungen Reh im Strauche
Lustig schaut ich durch Gebüsch,
Wo mehrere Früchte reifen;
Dorf an Nüssenreifen milde
Mir von mannigfachen Bäumen.
Nach dem Himmel schau ich gerne,
Wenn die Wolken schnell bedecken;
Dorf an rauhen Lebe Ferne,
Die begonnen sich verdecken.

Herbst 1860.

Von Brzezowski.

Herbst ist's, im Wald zu weilen,
Wenn der Blätterwald wilde Weise
Rauschend durch die Gipfel heben,
Kleidet weiten weite Räume.
Denn meine Herbst-Stimmen klingen,
Schlägt mein Herz in Frühlingsklange,
Jubelt der goldnen Schmetterlinge
Und den Wandervögeln Sange.
Durch die Blätter ich mich weide,
Mich begrüßt von Nachtigalle Leben,
Und mit ihr, auf Lüfte's Seiten
Mir entgegen lange Reihen.
Nach dem Himmel schau ich gerne
Wenn die Wolke eilig umschwebt,
Denn mich rührt, ob sehr Ferne
Jenen neue Wolken kräuseln.

(Hierzu eine Beilage: Notizen aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Internationales Autor- und Verlagsrecht. — Die Bedeutung der Erfindungsgedanken. — Skizzen aus Berlin. — Buchhandel.

Internationales Autor- und Verlagsrecht.

Bei neuerscheinenden Büchern sieht man jetzt oft auf der Rückseite des Titels die Bemerkung „Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen bleibt vorbehalten."

Derselbe Vorbehalt findet sich bei einigen Italienischen und bei neuerscheinenden französischen und englischen Werken.

Anlaß dieser Bemerkung ist eine Aufklärung des Autor- oder Verlagsrechts, die jetzt auch auf fremdem Boden gesucht werden. Wer die Tagesblätter liest, weiß, daß in London, Paris, Leipzig oder Berlin an jeder Börse von den Behörden Maßregeln getroffen werden, daß innerhalb einer gewissen Zeitraums verschwinden, daß z. B. in Leipzig kein Nachdruck des französischen Textes und keine Uebersetzung ohne Genehmigung des englischen oder französischen Verfassers stattfinden.

Diese sogenannten „internationalen" Verträge sind auf Täuschung gebildet. Wir hören, daß man von mehren Seiten bemüht ist, die Genehmigung derselben je eher je lieber zu bewerkstelligen. Der schließliche Vertrag mit Frankreich scheint im nächsten Jahre; es soll provisorisch sein, ob er ratificirt wird.

Es sollte uns bei dem, wenn wir nach einem Schritte vermeintlich auf der Bahn der Anerkennung des geistigen Eigenthums wieder einen zurückgehen. Wir bedauern und im Interesse des deutschen Verkehrs, im Interesse der nothwendigen Gleichförmigkeit unserer gesetzlichen Norm überhaupmanchen deutschen Gesetzgebungen im vollkommenden Gegensatz zu den Grundsätzen, die z. B. der deutschen Regierung eine Aufhebung dieser Verträge empfohlen haben, wird wenn, und allerdings wünschenswerth, in unmöglich nothwendig ist, die übrigen deutschen Regierungen nicht dem Beispiele Sachsens und Preußens folgen sollten.

Man hat gesagt, ein Schutz des Autors über sein Gebiet seiner Sprache hinaus wäre unmöglich. Aber diese Behauptung widerspricht einem Jahrhundert, dessen Meisterwerke mit dem Begriff der „Weltliteratur" umfaßt. Was konnte Goethe unter diesem Ausdruck anders verstanden haben, als die gemeinschaftliche Arbeit und Concurrenz der gebildetsten europäischen Geisteskräfte zu einem einigen großen Ziele der Schönheit und Wahrheit. Goethe erlebte nicht einmal mehr die überraschenden Aenderungen, die durch Familienverkehr der europäischen Geister entstanden, in die Anregungen, die aus diesem Familienverkehr auch unserer Literatur zu Theil wurden. Die Eisenbahnen und

der elektrische Draht haben die geistige Arbeit der Welt in dem Grade zu einer gemeinschaftlichen gemacht, daß die Concurrenz jetzt eine allgemeine ist. Darf man nach vorangegangener Erörterung noch kurz Bezug, die Gründe auf den Begriff der Weltliteratur, ohne suche man die Erklärung damit „Nachdruck in die unserm Gemeinschaftsgefühl fremden Literaturen, das in sich allgemeinste, dem Recht und Handeln die Anerkennung und Kraft zu Gott in die regelnden und einfachen Beziehungen auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft gefolgt, daß in der That innerhalb der größeren Kreise nur noch eine einzige Sprache gesprochen wird. Ob französisch, deutsch, englisch, die Wirkung der geistigen Arbeit wird nicht mit wie heute nach Jahren, sondern unmittelbar nach Erscheinen einer Schrift über die Grenzen des Landes dringen. Dichter, Philosophen, Gelehrte, Forscher, numentlich auf dem experimentalen Gebiete, gehören im Ausdrucke ihrer Gedanken schon der ganzen europäischen Gesellschaft an. Journalistik und Geschichte werden selbstverständlich gleichfalls in nachbarlichen Sprachen. Und neue Autorenrecht der Bücher Schlagwort in neuen Sinnen auch in englischer Sprache in Umlauf gebracht. Einem solchen Vorwärtsstreben nach dem Ziel der Verbrüderung aller Völker, einem Ziel, das hohen Genuß, aber auch schärfere Aufforderung zur Anstrengung gebracht, um Bewunderung sagen, trägt das ablehnende, daß in den deutschen alten Staaten gefallende „Nationalitätsprinzip" auch in die Literatur einfließen.

Wie verlangt denn die Aufhebung der internationalen Verträge? Wenn der deutsche Autor? Da will mich dünken, wenn man genau die fragen wollte, es wieviele. „Wir legen ganz auf die Rückseite des Titels unserer Werke die Verwahrung gegen Nachdruck oder Uebersetzung, aber wir thun der so und von Vielen oder Wenig sprechenden Anfrage: „Was verlangt ihr, wenn man bei uns eine Uebersetzung veranstaltet?" mich allerdings nur wenigen zu Ziel. Dennoch thun am hiesigen wenigen wollen ist hohe Verantwortung zu übernehmen. Es ist nothwendig zu klagen, weil es die Gesetzgebung anderer Völkern mit den französischen Literaturen in ihre natürlichen Grenzen kommt."

Wir glauben eine Reihe der bedeutendsten Namen

feiten auf poetischem wie wissenschaftlichem Gebiete anführen, die bereits durch jene Verträge die pecuniären Resultate ihrer oft mühsam und unter Entbehrung arbeitenden Feder gesteigert haben; wir verweisen auf den Eifer, mit dem man sich in England die Erzeugnisse unserer poetischen Literatur aneignet; wissenschaftliche Werke wie die von Ranke, Liebig, Bunsen u. a. sind in London und Paris mit derselben Eleganz „autorisirt" Ausgaben erschienen wie die Werke Macaulay's und Carlyle's &c. und. Auf dem Gebiete der Experimentalwissenschaften ist die Ausstattung durch Erläuterungen, ja selbst das erste Gewinnen der dargestellten Resultate oft so kostspielig, daß Autor und Verleger bedacht sein müssen, sich einen Markt dafür in ganz Europa zu sichern. Früher half man sich durch Mitengagement einer ausländischen Firma als Schutz gegen Nachdruck — das Verhältniß blieb immer ein persönliches und litt unter den Bedingungen, welche der Willkür stellen konnte; auch war noch nicht dabei die Uebersetzung gedacht. Jetzt kann Vieweg in Braunschweig für eins seiner mit großen Kosten hergestellten illustrirten Werke unserer Dichter, Bunsen, Liebig, Stöckhardt u. s. w. diesen Autoren auch in Frankreich und England den Ertrag ihrer angestrengten Studien und ihres durch die Concurrenz mit dem Ausland unter verwehrten Schwierigkeiten arbeitenden Genius sichern.

Wer sind die Gegner für die Aufhebung des nationalen Schutzes? Doch wol nur gewisse Buchhändler, denen jener Gesetz eine störende Behinderung ihres Lebens- und Geschäftsgrundsatzes ist: „Der Buchhandel ist Selbstzweck!" Jene Buchhändler, die kürzlich auf der letzjäger Messe in öffentlicher Versammlung sagen konnten: „Sie werden doch einräumen, daß die meisten von uns am wenigsten von den Leistungen der Autoren leben!" Diesen Verlegern ist die Druckmaschine alles solche der Regulator ihrer Bestrebungen, nach ihnen kam Gutenberg auf die Welt und dann erst sprach Gott: Es werde Licht!

Wo wir hinsehen in Deutschland, leiden wol (auch eine Folge unserer Kleinstaaterei) an einem Uebermaß von Buchfabrikation. Dem kleinsten Orte verschlägt es nichts, um wenig Geld, hinlänglicher Druckerschwärze, Papier und den talentvollen Maßen Bücher über Bücher in die Welt zu setzen. Je weniger dabei ein Autor benöthigt ist, desto besser. Die Uebersetzungsfabrikation, der Nachdruck fremdländischer Originalien war eine Lieblingsbeschäftigung dieser gedankenlosen Ueberfluthung des literarischen Marktes. Keine literarische Idee taucht hier und auf, die nicht sofort ihre sinn- und sechstache Nachahmung fände. Der Gedanke: Dies neue Journal, dies Reisehandbuch, dies Unterhaltungsmagazin, dies Nachschlagewörterbuch ernähre seinen Collegen in Leipzig, Stuttgart, Berlin, laß ihm die Früchte seines Fleißes oder seines Glücks —! existirt innerhalb der Buchhändlerwelt in dem Grade nicht, daß auf jede gut einschlagende neue Idee im Augenblick ein halbes Dutzend Nachahmungen und Gegenoperationen erscheint. Wir haben uns durch dies System zu einer Höhe von Papierverbrauch hinaufgeschwindelt, daß wir positiv z. B. mehr belletristische, ja auch fachwissenschaftliche und gar erst politische Zeitungen drucken, als von den vorhandenen produzirenden Kräften zweckmäßig gelesen werden können. Diesem willkürlichen System, das zuweilen in wahrhaftes Fanbrauerthum ausartet, mag es freilich der peinlichste Gedanke, daß z. B. ein neuer Roman von Dickens erscheinen kann und ein Verleger in Leipzig sich das alleinige Recht des Nachdrucks über der Uebersetzung auf deutschem Boden erwirbt, diese Herren sind unsittlich, daß nicht sofort ein Dutzend Uebersetzungsfabriken in allen Gegenden Deutschlands darüber herfallen und durch die dann naturgemäß eintretende Concurrenz diese Art Literatur auf Bänden à 2 Neugroschen, gefährlich genug für die concurrirende deutsche Literatur, herunterbringen können. Ebenso müssen ihre Nachdruckspressen ruhen, wenn sie hören, daß sich B. Tauchnitz für seine bekannte Collection die englischen Verlagsrechte erwirbt und dadurch möglich macht, daß die fremden Werke nur für ihn erübrigen.

Die Einrede, daß die Fremden und viel weniger von den Vortheilen dieses Vertrags zuziehen hätten, als sie nunmehr der Vortheile der uns gewähren, will bei einiger Selbstbekennung nichts bedeuten. Die Berechtigung derselben ist auch nur eine vorläufige; die Achtung vor unserer Literatur nimmt im Ausland zu. Man frage nur diejenigen deutschen Autoren, die bisjetzt vom internationalen Verlagsrecht Vortheile zogen, ob sie dieselben künftig entbehren möchten. Ebenso wenig will es etwas sagen, wenn man erwidert: „Longfellow sichert sich sein Autorrecht in Deutschland und erhält dafür einen — schlechten Uebersetzer, während ihm die freigegebene Concurrenz einen vorzüglichen zuführen könnte." So wird dem Autore Longfellow's wenig schaden, wenn ein auf gerichteter Uebersetzer erst in einigen Jahren, nachdem sein Autorrecht erloschen, an seine Werke kommt. Byron wurde jahrelang in Adrian's höchst mittelmäßiger Uebersetzung gelesen, ehe sich Gustav Pfizer und Adolf Böttger an ihn machten; ebenso wird auch wol Ranke schon von selbst dafür Sorge tragen, daß sein erster englischer Uebersetzer kein gewöhnlicher Mensch ist.

Wir ersuchen die Regierungen, die hier zu entscheiden haben, bei Erneuerung dieser Verträge, die allerdings dann auch auf das ganze Deutschland ausgedehnt werden müssen, nur die Literatur, nicht den Buchhandel im Auge zu behalten. Der „Buchhandel als Selbstzweck" ist ein so trivialer Begriff, daß an ihm das ganze geistige Leben Deutschlands krank ist; diese Devise hat die Preßindustrie in hundertfacher Verzweigung geschaffen und die Literatur — wenn nicht auch Höheres, vielleicht die Wahrheit! — zur Magd gemacht, wo sie

Herrn sein sollte. Wie oft verlauteten schon die Klagen über den geringen Bildungsgrad der Männer, die sich bei uns in ihrer Eigenschaft als Verleger zu Vormündern und Verwaltern des geistigen Eigenthums unserer Nation aufwerfen! Man hat Vorschläge gemacht, die Concession zum Bücherverlegen solle an Prüfungen gebunden sein. Die Buchhändler stehen Kopf, weil Männer von Bildung und hoher Einsicht, und so oft zu Opfern des rohen Naturalismus geworden, der auf diesem Verkehrsgebiete herrscht, das sie gewiß selbst diese Forderung unterstützen würden. Wie viel die Autoren unter dem Glückstaumel-Treiben der deutschen Verlagslust gelitten haben, zeigt jeder Comptoir, der nach der Leipziger Messe aufbricht.

Seit einigen Jahren hat die weibliche Nachdruckerei mit Lieblingen fremder Geistesproducte in Deutschland verhältnißmäßig eben infolge jener Verträge abgenommen. Diese Verträge wurden demnach zu einem wahrhaft heilsamen Correctiv der gedankenlosen Buchmacherei, zu einer Institution überhandnehmender Productionsscheu. Mögen uns diese Verträge deshalb erhalten bleiben und auf alle deutsche Staaten ausgedehnt werden! Sie eben sind die nationale Regelung des Princips der kosmopolitischen Weltliteratur. Sie eben schirmen den sich in die Arkanen begebenden Nationalliteratur das Recht der Heimat und der Nationalität.

Die Erfindung des Telegraphendrahts.

Das 19. Jahrhundert ist stolz auf die Rolle, welche es in der Naturerkenntniß gemacht und stets sich ihrer, weil es auf den frühern Jahrhunderten nur wenig Material übernommen.

Aber die Photographie, die Galvanoplastik, das Drehungsgesetz der Winde, der elektromagnetische Telegraph mußten erfunden werden. Vielleicht 15 Jahre später, als es wirklich geschah. Aber gewiß wären auch die mittelmäßigsten Physiker auf diese Ideen gekommen, denn die Vordersätze waren fertig. Daß es freilich um so viel eher geschah, verdanken wir denjenigen, von welchen die Erfindungen ausgingen, als bedeutende Menschen.

Häufig kommt es vor, daß mehrere um die Ehre einer Erfindung, wenigstens ihrer Priorität concurriren. Leibniz und Newton haben zu gleicher Zeit die Differentialrechnung erfunden, ohne einer von den beiden Berechnungen etwas zu wissen, allein eine Ungewißheit kann sich in den meisten Fällen nur ereignen bei der Entdeckung unter Zeitgenossen.

Je weiter die Ansprüche an große Erfindungen der Zeit nach zurückliegen, um so weniger Beachtung können sie beanspruchen. Als der elektromagnetische Telegraph erfunden war, wollte man die Ehre der Priorität einem Deutschen Daniel Schwenter vindiciren, der 1636 zu Nürnberg ein Buch herausgegeben hatte „Mathematisch philosophische Erquickstunden", in welchem folgende Aufgabe gelöst war: „Wie mit dem Magnetschlüssel zwei Personen einander in die Ferne etwas zu verstehen geben mögen."

Die Lösung lautete:

„Wenn Claudius zu Paris und Johannes zu Rom wäre, auch einer dem andern etwas zu vertrauen haben wollte, müßte jeder einen Magnetstein oder Zünglein haben, mit dem Magneten so hoch bestrichen, daß es ein anderes von Paris zu Rom bewegen machen könnte. Nun möchte es sein, daß Claudius und Johannes jeder einen Compaßen hätte, nach der Zahl der Buchstaben in dem Alphabet geordnet und wollten einander etwas zu wissen geben, allegen um 6 Uhr abends. Wenn ich nun das Zünglein 3/4 mal umgewendet von dem Zeichen, welches Claudius dem Johannes gegeben, sagen wollte. Komm zu mir, so müßte er sein Zünglein bis sieben oder bewegen machen bis in das h, darnach auf das o, weiters auf das M u. s. f. Wenn nun eben in solcher Zeit ich der Johannes Magnetzünglein auf gedachte Buchstaben gerichtet, könnte er leichtlich des Claudius Begehren vernehmen und ihm verstehen. Die Invention ist schön, aber ich allein nicht davon, daß ein Magnet solcher Tugend für die Welt gefunden werde. Ich vor meine Person glaube nicht, daß ein Magnet mag für zwei oder drei Meilen solche Kraft haben, es können denn diejenigen Steine dazu, deren ich in meiner Steinographia gedacht habe." Derselbe Idee findet sich auch schon in Kircher's „De arte magnetica" (1631).

Man darf heute allerdings die erste rohe Idee zum elektromagnetischen Telegraphen erblicken. Jedenfalls abgesehen davon, daß dann nicht die Ehre meinem Landsmann, sondern einem Franzosen gegen Rom, der dieselben Gedanken in einem anonymen Werke („Recreations mathématiques", Lyon 1624) welches den „Erquickstunden" zu Grunde liegt, ausgesprochen hatte, kann es nur das Urtheil eines Dilettanten sein, wenn jemand in dem Vorschlage, der hier vor mehr als zwei Jahren gemacht wurde, etwas finden wollte, was nur entfernt auf die Ehre Anspruch machen könnte, daß es im Stande wäre, der Idee welche andern Telegraphen zu Grunde liegt, hervorragenden oder neuzeigen. Die Mittelglieder, welche unser Jahrhundert auf den elektrischen Draht kommen ließen, sind völlig andere als die, welche unser sprachlich vorgetragenen Idee der Armbrustschnur zum Grunde liegen.

Notizen aus Berlin.

*** Unser erstes „Feuilleton" [illegible] nach „Weltmarkt" und „Pferdeausstellung". Jene war einst gestiftet als ein vorgeschobener Posten [illegible] Tuch haben die Schafe das in schwarzer Wolle [illegible] andere aufgeschlossen, als den Blicken der [illegible] Schau eine andere Richtung gegeben. Der [illegible] Jahre hatte einen [illegible]

bereitet und dem reichen Ritter verdankt denn bekanntlich der Landwirth nur immer seine höhere „Wolthabenheit".

Nachdem man das vielfach beschriebene und Allen hinlänglich bekannte „Remonte"-Fest als abgeschlossen betrachtete, wurden noch 128 Pferde von 52 Besitzern angemeldet und bewiesen demnach, daß die Concurrenz dieser Feste immer noch im Steigen ist. Es befanden sich mehre Prachtexemplare unter vielen edeln Thieren. Graf Henckel von Donnersmarck hat allein 21 solcher Pferde präsentirt, die Grafen Hahn-Basedow und Alexander-Katzler je acht, der im vorigen Jahre vielfach genannte Erzgut Graf Schwerin sechs, u. s. f. Die aus dem Friedrich-Wilhelm-Gestüt gestellten sechs Pferde bestätigen den vortrefflichen Fortgang in der Veredelung unserer Pferderace. Bekanntlich hatte man bei der neulich Allen geschilderten Thierschau seine Gestütpferde mit concurriren lassen, weil es sich nicht sowol um einzelne Prachtthiere als um einen sich durchweg gleichbleibenden Schlag handelt, der auch dem Landmann von weniger Mitteln sein und mithin mehr das Interesse als Staatsgestüt gegen sollte.

Es ist, beiläufig bemerkt, in neuerer Zeit unser Remontewesen in einseitiger, wenig unterrichteter Weise angegriffen worden. Man hat gemeint, durch Nationalerziehungen große Ersparnisse erzielen zu können, hat aber entschieden den Werth alter Bedeutung gemacht. Der Staat kauft jetzt die jungen 2—2½ und 3jährigen ungebrauchten gesunden Pferde an und gibt sie auf die dazu bestimmten und eingerichteten königlichen Domänen, wo sie bei guter Pflege und Weide bis zu ihrem fünften Jahr, ohne Dienste zu leisten, verbleiben; dann aber, wenn sie völlig ausgewachsen, werden sie eingeritten. Die Cavallerie erhält nach dieser vortrefflichen Einrichtung ein vorzügliches Product, vollkommen gesunde, kräftige Thiere, die in ganz anderer Weise Strapazen zu ertragen vermögen und viel länger dienstbrauchbar sind, als wenn Pferde hier und dort, alt und jung durcheinander zusammengekauft werden.

Der Staat bezahlt die jungen Pferde je nachdem von 100—200 Thlrn.; hierzu treten die Ernährungskosten von circa 2½—3 Jahren, die allerdings immer noch sehr hoch zu veranschlagen sind, obgleich Production gering ist. Diesen auf die verschiedenste Naturgegend berechneten Einrichtungen verdankt die preußische Cavallerie ihre vortrefflichen Pferde. Diese Ersparnisse hat gewiß sehr unvorsichtig, sobald sie sich aber in imaginärer Auffassung von bewährten zweckmäßigen Einrichtungen abwenden, werden sie Brot nur unbedeutend und nicht segenbringend sein.

Nachdem seit Wochen im Staatsministerium über den allerhöchsten Wunsch der Huldigungsfeierlichkeiten berathen worden — und die Minister, endlich einmal handhaft, diese nicht recht für gefährlich halten, am Rande des Abgrunds schwebten, ist viele Streitfrage durch die seit nun noch projectirte Krönung entschieden. König Wilhelm wünschte in gleicher Weise die „Huldigung" zu empfangen wie seine Ahnen. Da aber die Regierenden des Landes wie der König bereits den Schwur auf die Verfassung geleistet haben, so war eine derartige Wiederholung mit allen dabei sich einschleichenden feudalen Reminiscenzen, als: Ueberlästigkeit der Verfassung u. s. w., ein entschieden unzulässiger Act. Doch schließt das nicht aus, daß man das zum Königsberg zurückkehrende Herrscherpaar hier in feierlicher Weise empfangt und daß sich verschiedene Acte daran reihen dürften, welche der König immerhin dem Volke geben mag.

Dennoch sollen Manöververänderungen bevorstehen. Man bezeichnet z. B. den Grafen Bernstorff, gegenwärtigen Gesandten in London, als Minister des Auswärtigen und spricht davon, daß Herr von Schleinitz dann Hausminister werden würde, eine bekanntlich noch nominelle Stelle im neuen Königshause. Die Gelder zur Etatserhöhung bei der Huldigung sollen allen gesetzlichen Maß übersteigen.

Viel Aufsehen und Interesse erregt die Erfindung eines neuen Schießpulvers, mit dem seit Wochen von der Artillerie experimentirt wird. Ein à la suite der magdeburgischen Artilleriebrigade Nr. 4 nach Spandau commandirter Hauptmann Schultz soll dessen Schwingenmaier sein die Erfinder. Die Compositionen desselben soll noch ein Geheimniß der Betreffenden Herren; die Vortheile desselben vor dem bisher gebräuchlichen Schießpulver werden aber anerkannt. Da nur seine Schwefellager und nur wenig Salpeter im Lande haben, die Bestandtheile dieses neuen Pulvers aber alle im Inlande producirt werden, so ist augenscheinlich, daß sich, da die beiden erstgenannten Hauptbestandtheile des alten Pulvers nicht darin enthalten sind, dadurch die Kosten des Pulverfabrication bedeutend billiger stellen. Außerdem verursacht das neue Pulver fast gar keinen Dampf und läßt nur ein Minimum von Rückstand in den Geschützen zurück, wodurch das Reinigen derselben erleichtert wird. Endlich beweist sich sein Werth dadurch, daß einer Explosion ganz unvergleichen und unmöglich macht, da die Bestandtheile verschiedener gemengt sind und erst unmittelbar vor der Benutzung vereinigt zu werden brauchen. Rauchfrei stellt dieses neue Pulver eine großartigere Thätigkeit auf; es ist nicht schwarz, sondern weißlich. Seit den drei Wochen, in welchen die Artillerie-Prüfungscommission ihre Versuche fortlegt, hat es sich als vollkommen preußisch erwiesen und in Bezug auf Kraft und Wirkung dem alten Pulver nichts nachgegeben. Selbstverständlich werden die Versuche in immer großartigerer Weise für den praktischen Verlauf noch fortgesetzt werden, ehe man es in der Armee als dem früheren Pulver ebenbürtig einführen wird. Die Forscher haben als Preis ihrer Geheimnisse die dreijährigen Ersparnisse des Etats beansprucht, die sich aus der Production des alten zum neuen Schießpulver ergeben müßten — ein, wie uns scheint, sehr günstiger und annehmbarer Vorschlag. Daß dieses neue Pulver, wie einige vorreilige Bemerker bereits wissen wollten, nichts anderes als pulverisirte Schießbaumwolle wäre, ist vom Sachverständigen widerlegt worden.

Briefwechsel.

— Der Berliner Turnrath theilt auf die Vorschrift aller bestehenden preußischen Turnvereine mit. Am 31. März d. J. betrug die Zahl derselben 100. Die Mitgliederzahl beträgt auf die Gesammtzahl im vorigen Jahre die ansehnliche Durchschnittszahl auf Hauptgeräthen von täglichen Theilnehmern noch ein allgemeines befriedigendes Zeugniß ab. Gedächtnißfeier Friedrich Ludwig Jahns und den sich daran anschließenden Tagen am 10—12. August zu Berlin feiern wird. Auch die Gesammtbetheiligung an dem Turnfest, welches die preußische Turnerschaft Jahns auf dem sehr bedeutenden Turnplatz der Hasenheide errichtet, wird voll dem Volke verbunden sein.

(Ausgegeben am 11. Juli 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 29. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Ein Friese. Charakterbild von E. von Bindlage. I.—V. — Karl Gutzkow. Von Emma Herwegh. IV. V. — Ueber die Uebersetzung. Von Ernst Ziel. — Musik und Malerei. — Neue Romane und Novellen. XIV. — Neues aus der Welt.

Ein Friese.

Charakterbild von E. von Bindlage.

I.

Auf dem ostfriesischen Emsdeiche, da, wo die Binnenhäuser bereits zurückweichen, um die Wogen des Dollart zu umfassen, lag die Leiche des Torfschiffers Claas Peterien Tinner.

Sie lag schon mehrere Tage, denn es war streitig, welcher von zwei Gemeinden die leichte Schuh Erdreich gehörten, wo man den Ertrunkenen fand, und von der Lösung dieser Streitfrage hing es ab, ob der verstorbene Claas Peterien noch weitere fünf Tage liegen werde oder nicht.

Alles, was man unter diesen Umständen thun zu müssen glaubte, war, daß man etwas Stroh über den Körper deckte; eine Wache in dem November-Sturm auf dem Deiche campiren zu lassen, würde sonder und unnütz gewesen sein, sehr war der wackere Mann ja nun doch einmal.

Dennoch war der Entseelte nicht allein. Neben ihm, halb unter dem nassen Stroh, barg sich ein lebendes Wesen, in dunkelblauen Fries gekleidet und wie ein Jagdhund zusammengerollt. Es war des Verunglückten zehnjähriger Sohn, Peter Claasen, der, trotz der Gegenrede zweier Gemeindevorsteher, schweigend die Todtenwache übernommen hatte. Die Väter und Mutter der Gemeinde hatten gemeint, der Hunger würde dem Jungen schon zur besseren Einsicht und Einkehr in ihre Häuser verhelfen, aber Peter schien eine unumstößliche Ansicht seiner Pflichterfüllung zu besitzen. Er nahm die Schnitte Schwarzbrot, welche der Deichwärter ihm täglich aus Mitleiden schenkte, mit einer Miene an, als hätte er sich eben von einem Diner erhoben. Die Väter der zwei betheiligten Gemeinden waren, als feste und unerschütterliche Handhaben der Gerechtigkeit, gekränkt genug über den Eigensinn des Burschen; sie hielten unter Tabaksqualm und noch größeren Weitläufigkeiten einen Rath, wie man den Kleinen einfangen und unterbringen wolle. Peter Claasen's Mutter war in der Stunde seiner Geburt gestorben, das kleine Besitzthum des Vaters war mit der Havarie des Torfschiffes auf den Grund des Dollarts gesunken, endlich war es November und der Junge fünf Tage und Nächte auf dem durchweichten Emsdeichen ohne irgendwelchen Schutz.

Der reichste und dickste Mann beider Gemeinden, Hindert Ulrich Sternberg, erhob endlich seine Stimme und erklärte: „Ich werde den Jant als Kuhhirten aufstellen. Sorgt nicht weiter um ihn!“

Beide Gemeinden waren höchst befriedigt. Ein Leben bei solchen Kühen, als die Hindert Ulrich Sternberg's waren, empfehlungen, galt für eine besondere Gunst des Schicksals; es gab vielleicht

nur noch den größern Vorzug, selbst solches Vieh zu besitzen. Mynheer Stürnberg erhob sich, nachdem er gesprochen. Er wußte, er hatte zwei Gemeinden imponirt und nebenbei die Zukunft eines verwaisten Knaben gesichert — denn was er wollte, das konnte er; seine ganze Wirthschaft ging wie ein Uhrwerk, da war alles vom Besten, er wählte seine Hausgenossen erst nach der umsichtigsten Prüfung, alles mußte „von seinem Schlage" sein; groß, stark, gesund, glänzend; wie die Menschen war das Vieh, ehe ein Kalb der bestehenden Heerde einverleibt wurde, mußte es sich einer Besichtigung wie die des ägyptischen Apis unterwerfen und jede, auch die unmerklichste Abweichung in Bau oder Zeichnung schloß das Thier unbedenklich aus.

Hinderk Ulrich nahm seinen Kuhjungen diesmal unbesehen, er wollte um jeden Preis einen guten Eindruck hervorbringen, denn leider hafteten ein schweres Ereigniß an seiner schönen Selbstzufriedenheit und legte ihr förmlich Handschellen an — sein einziger Sohn wollte ein Mädchen heirathen, welches arm, Herrnhuterin und nicht einmal eine Ostfriesin war, drei entsetzliche Vorwürfe für die Schwiegertochter eines Plaagenbesitzers oder Polderbauern! Henny Herd war noch Warfung, nur schön und rechtschaffen, die Tochter eines englischen Schiffskapitäns, welche Hinderkens Stürnberg, der Sohn Hinderk Ulrich's, auf Reisen kennen gelernt hatte.

Mynheer säumte nicht, mit zwei Knechten auf den Deich zu steigen, wo der Leichnam des Schiffers lag, dort den Sohn desselben ergreifen und, da er sich wie ein wildes Thier sträubte, binden zu lassen, um ihn unter das mächtige Ziegeldach seines Hauses zu bringen. So führte man Peter Claasen in die große Backsteinküche ein, an deren Wänden ein Reichthum von Zinn und Porzellan prunkte. Die Haare des Gefangenen hingen naß und wirr über die Stirn, aber seine Augen, wenngleich sie hellblau waren, funkelten, als ob er die Glut ferner Zonen in sich trüge und nicht bald verhungert, bald ertrotzen von der Leiche seines Vaters käme, der nicht einmal so viel Raum zu einem ehrlichen Begräbniß im Schoße des Heimatlandes finden konnte! Niemand begrüßte den Knaben oder erlaubte sich eine Widerrede, als Mynheer befahl, seine Hände an das Zangengestell neben dem mit Fliesen sauber geschmückten Herdraum zu binden.

Eine Magd bot dem Kinde zu essen; Peter verweigerte es und versuchte seine Stirn gegen die Fliesen zu stoßen. Am Fenster saß, mit einer feinen Arbeit, die schöne, bleiche Henny Herd, die englische Braut des abwesenden Sohnes. Kaum war das liebliche Kind mit dem Knaben allein, als sie zu ihm eilte, mit ihrem Tuche sein von Schweiß, Regen und Leidenschaft entstelltes Gesicht liebreich abtrocknete, ihre warmen, holden Lippen auf seine Stirn drückte und flüsterte: „Habe Geduld, mein Kind, Gott ist dein Vater! Er hat dich hierhergeführt, was kämpfst du gegen seinen Willen!"

„Claas Peterßen liegt allein auf dem Deiche!" — murmelte der Junge grimmig.

„Ich war auch eine Waise", sagte das liebliche Mädchen freundlich fort und bog sein durchnäßtes Wams gegen die Herdflamme, nachdem sie seine Bande gelöst hatte. „Nun aber bin ich doch so glücklich, so sehr glücklich geworden!"

„Laß mich zu Claas Peterßen!" bat der Knabe. Er hatte jetzt entfliehen können, denn ihn hielt nichts wie die weiche Hand des nur wenige Jahre ältern Mädchens.

„Ich werde mit Mynheer reden", war die Antwort, „nimm jetzt eine Schale heißen Thee und hier sind glühende Kohlen in der Feuertiefe, setze die Füße darauf; nicht wahr, das thut wohl, mein lieber, armer Junge?"

Leider ward die friedliche Scene zwischen den beiden jungen Menschen ziemlich unsanft durch Mynheer unterbrochen. „Wer hat den Buben losgebunden?" herrschte er.

„Ich, Vater!" war die schüchterne Antwort.

„Du?" grollte Mynheer, „was gibt dir ein Recht, in meinem Hause das Regiment zu führen? Vergiß nicht, daß du zu gehorchen hast!"

„Vater", begann Henny muthiger, „das arme Kind bedarf wol einer freundlichen Pflege, bedenk nur — —"

Mynheer aber war ohne Bedenken; er wußte, daß man seine Sklaven nur durch Rohheit leiten konnte; wenn auch keineswegs barbarisch, sich er sich von niemand vorgreifen; so schritt er auf den Knaben zu, um sein Ansehen aufrecht zu erhalten.

Peter Claasen dachte seine Freiheit indessen nicht so leichten Kaufs zu opfern. Er ergriff, was ihm zunächst war, die Feuerliefe, schleuderte sie mit aller Kraft auf den dicken Bauer und entwich ungehindert in die dämmernde Umgebung des Gehöfts. Nur einen Moment stutzte er auf der Schwelle; ein Schmerzenslächeln einer weiblichen Stimme bannte ihn — dann floh er weiter, bis zu dem Deiche.

II.

Das Stroh lag noch da. Die Leiche war entfernt worden.

Wie Peter Claasen nun auch den toten Vater nicht mehr fand, überkam ihn recht das Gefühl seiner Verlassenheit. Einen Moment dachte er zu Henne Hegt zurückzukehren, aber er hatte sich seinetwegen gelitten, sie konnte ihn nicht schützen — auch der gellende Schrei könnte ihm vorerst wenig ins Gewissen — so eilte er stromaufwärts, von der Angst getrieben, Mutters könnte ihn noch einmal binden lassen.

Die Frachtschiffe der Ems werden, da hier vielen Krümmungen des Flusses und das im Sommer leichte Fahrwasser das Segeln erschweren, häufig durch ein Pferd gezogen; diese sehr starken Schiffe heißen Pünten, und der Bursche, der das gehende Pferd über die Erhöhungen und Vertiefungen des Ufers leitet — bald im Sande watend, bald durch eingerissene „Kolke" schwimmend, bald am rechten, bald am linken Ufer — dem Leinpfad folgend — dieser Bursche wird der Jagetinge genannt; sein Amt ist reich an Strapazen und Prügeln, er ist der Sündenbock und Schmerzheim des ganzen Unternehmens.

Peter Claasen befleidete den Posten eines Jagetinges, nachdem er sich stromaufwärts bis zu dem Schiffercorte Haaren gearbeitet und dort von dem größten der groben „Püntjer" in Dienst genommen wurde. Der Lohn des verwaisten Knaben bestand in den schon bezeichneten handgreiflichen Zurechtweisungen, zwei halbwollenen Anzügen von jenem braunen Stoffe, der „Schuttgut" genannt wird und aus Heidschnucken-Wolle und Werke besteht — so viel kräftigem Pumpernickel, als sein Magen fasste, und dem landesüblichen Buchweizen-Pannkuchen in Oel gebacken, ohne den der Eingeborene nicht leben kann.

Bei diesen einfachen Lebensbedingungen begnügte sich Peter Claasen, ohne andere Wünsche oder Pläne, zwei Jahre. Sein Körper dehnte sich aus, sodass er beinahe zu wuchtig für seinen alten Brauner wurde; sein Geist träumte, wie in einem tiefen Schlaf befangen, es gab nur eine Lebensfrage, ob die geborstenen Segel ihn zu dem Orte führten, wo sein Vater ertrunken war, oder ob sein Pferd das Fahrzeug mühsam stromaufwärts von jener geheiligten Stätte entfernte. Peter Claasen liebte dies geduldige Pferd, seinen einzigen Gefährten und Vertrauten, er liebte die blauen, trägen Wellen der Ems — sein Vater war in ihnen ertrunken. Das ging so durch Monden und Jahre.

Da, an einem heißen Julitage, erinnerte sich das Schicksal seiner und riß die Klägelichkeit der Zukunft vor ihm auf. Seine Pünte lag in Lingen, das Wasser der Ems, zu jener Zeit leider derjenigen Einbauten und Verbesserungen entbehrend, deren es sich jetzt erfreut, war so seicht, um dieses Städtchen zu Schiff zu verlassen; die Püntjer fluchten, kuchten und besprachen Ueberfälle und Schlägereien; der Junge reinigte das Schiff, besorgte die Verpflegung, flickte die Segel und ritt morgens sein Pferd zur Weide, um es abends wiederzuholen. Die Straße von Holland nach Deutschland geht über Lingen. Ehe die Eisenbahn den Reisenden bequemere Transportmittel bot, passirten oft die merkwürdigsten Karawanen das Städtchen und das Jahrmarkt stand in vollster Blüte.

Am Abend des bezeichneten Tages verkündeten ungewöhnlich complizirte Staubwolken wiederum das Herannahen einer größeren Fremdenkolonne. Es nahte eine Kunstreitergesellschaft. Zwei Karren auf Rädern umfassten das Gros der Truppe, die Pferdewärter, in großen Stulpstiefeln, ritten die gesattelten, in Decken gehüllten Rosse; ein leichtes Wägelchen, das bald an der Spitze, bald im Nachtrab zu erblicken war, führte den Direktor und seine Tochter.

Der Direktor lieh dem Unternehmen die eiserne Faust; das unermüdliche Auge, Rosa, seine Tochter, lud und regelte das Ganze durch ihre Ballonhosen und ihren ebenso elastischen und schwunghaften Unternehmungsgeist; ihre schwarzen Augen überblitzten die Zuschauer ebenso reich als die Perlenkette. Doch Rosa's Übergeist ward es müde, vor langweiligen Holländern und phlegmatischen Deutschen den Circus zu durchfliegen, so ihr schien die Idee, nach fernen Zonen zu übersiedeln, sie beseitigte alle Hindernisse und organisirte der Truppe, immer diese Eine Zuel in Gedanken.

„Blick' mal da die Wiesen hinunter!" unterbrach der Vater die Zukunftsträume der abgerissenen Tochter. „Ist das nicht ein Pferd ohne Reiter?"

Rosa legte die Hand über die Augen: „Mir scheint doch, es sei beladen; halt ein wenig die Zügel an, es ist doch zu toll, auf dieser endlosen Fläche den alten Gaul so frei und selbstbewusst umherwandeln zu sehen."

„Es liegt ein Mensch auf dem Pferde!" — bemerkte jetzt der Vater. „Wahrhaftig und er schläft!"

Jetzt fiel Rosa's schmale, kräftige Hand mit auf den Zügel, indessen das fremde Pferd näher kam.

Ein schlafender Knabe lag allerdings auf dem tief eingesunkenen Rücken des Braunen, der nackte, rechte Fuß ruhte auf der Croupe, der linke hing herunter, ein Arm umfaßte leicht den Hals des Pferdes, mit dessen Mähnen die darauf fallenden langen, blonden Haare in der Luft flatterten.

Rosa hatte sich mit halb geöffneten Lippen aufgerichtet. Fast athemlos betrachtete sie den Schläfer. Des Jünglings Züge bewahrten selbst im Schlummer so viel Energie und Wetterhärte, daß der Eindruck der Ruhe und der Selbstvergessenheit beinahe darüber verloren ging. Rosa blühte zu einer Zeit, wo „Der Sohn der Wildniß" noch lange, lange nicht über die Bühnen Europas geschritten war. Dennoch verstand sie die Poesie dieses Anblicks vollkommen, ja sie überlegte dieselbe mit Gedankenschnelle in die Preis ihrer Gewinnsucht: „Vater", flüsterte sie, „welch herrliche Gestalt, das ist, was wir brauchen!"

„Hast recht!" nickte der Director und klopfte mit dem Peitschenstiel auf die Schulter des Jagerjungen.

Peter Claasen richtete sich straff in die Höhe und fragte in seiner ostfriesischen Mundart, was es gebe.

Dieses „Wat is?" gab Rosa die Tonart an, in welcher sie ihm bündig und schmuckes ein Engagement anbot und eine Reise übers Wasser in Aussicht stellte.

„Warum sollte ich nicht wollen?" fragte Peter Claasen zurück, indem er die Arme verschränkte und in Rosa etwas wiederfand, was ihn an die liebliche Henny Heid erinnerte.

„So stell' dich heut Abend am Marktplatze in Lingen bei uns ein! —" sagte der Director.

„Ich komme erst in drei Tagen!" erwiderte der Junge ebenso bestimmt.

„Das geht nicht!" —

„So bleibe ich hier!"

„Weshalb hier", legte sich Rosa ins Mittel, „hast du Aeltern oder Freunde, denen du Lebewohl sagen möchtest?"

Der Junge blickte, wie mit verstecktem Ingrimm, schüttelte die Haare in den Nacken und antwortete abermals mit der Frage: „Was sollte ich haben? Die Stelle habe ich, wo mein Vater lag und ich das alte Anker eingegraben habe, und meinen Baas habe ich, dem bringe ich erst den Braunen und er wird mich schlagen, weil ich fort will!"

„Wir schicken das Pferd hin", capitulirte Rosa; „es ist wol am besten, du ersparst dir den Abschied von deinem Baas!"

„Ich bin kein Landläufer", grollte der junge Tinner, „mag er thun, was er will, ich thue, was Ordnung ist; ich ziehe nimmer das Gemiet übers Hemd, nie anders; wollt Ihr mich in drei Tagen: gut! wollt Ihr nicht: auch gut!"

Der Vater wollte nicht. Aber Rosa wollte und so gab man dem Burschen Reisegeld und eine Marschroute. Er zeigte keinerlei Aufregung, ein kurzes: „Adie!" und er trottete dahin. Alle bewunderten seinen festen Sattelsitz.

Der Director schlug mit der Peitsche einen sehr künstlichen Kringel um die Ohren seiner Gäule, nach einer Pause sagte er verdrießlich:

„Er reitet gut! Aber der läßt sich eher zerhauen als biegen!"

Rosa lächelte mit der maskenartigen Heiterkeit ihres lustigen Berufs, der stehenden Miene allerlei halsbrechender Künste.

„Ich werde ihn streicheln", sagte sie etwas zweideutig. „Das macht geschmeidig; an dem soll mir keine schwielige Hand, aber die seine ist dafür desto fester!"

„Wir werden sehen", grollte der Alte, schlug auf die Pferde zu und der Zug ging nach Holland.

III.

Viel Zeit, viel Regen und Sturm war über den Anker am Emsdeiche dahin gegangen, aber nachdem Peter Claasen Abschied von dem Platze genommen, wo seine junge Seele durch unendliche Pein für das Leben gestählt wurde, verschlug um das Gehöfte herumgeschlichen war, wo er einst den Klageruf der schönen Henny Heid vernommen hatte, schien dasselbe von allen Menschen vergessen. Wol draußen, statt der bedächtigen Plätten, die Dampfschiffe vorüber, aber keiner der geputzten Passagiere, die den Nordseebädern oder den ostfriesischen Städten zueilten, hatte einen Blick für den alten eingegrabenen Anker. Die Handelsplätze Ostfrieslands griffen mit erneuter Intelligenz zu den großen Erfindungen in der Mechanik; nach der französischen Zeit schien ein Stillstand, wenn nicht Rückschritt,

in dem merkantilischen Verkehr eingetreten, aber die Neuern fand sie kräftig und bedächtig am Platze, an den Werften und Waarenlagern, im regen Aus- und Eintausch der mannichfachsten Produkte. Fremde siedelten sich, infolge des neuen Aufschwunges, unter den guten Bürgern an, deren Söhne und Töchter in großen deutschen oder belgischen Städten gebildet wurden; wenn auch noch ein gut Theil friesische Nationalität hatten blieb, ward doch, wenigstens in den Städten, jetzt daran gearbeitet, es hörte auf, eine Nothwendigkeit zu sein, auf den ersten Blick als Friese erkannt zu werden.

Doch trotz dieses Fortschreitens vermochte das Mißtrauen gegen alles Fremde nicht ganz vermieden zu werden, erhielt ein Herr vom Adel, nachdem er sich in einem der schönsten Häuser einer friesischen Handelsstadt für den Rest seines Lebens angesiedelt hatte.

Wenige Manner sind dennoch im Stande, soviel Milderungsgründe für ihr Ein- und Aufdringen zwischen neue Verhältnisse aufzuweisen als Herr vom Adel; er war reich, gastfrei, gutmüthig und hatte eine reizend schöne unverheirathete Tochter. Ines vom Adel war, ihrer Erscheinung nach, Spanierin und doch ward sie unerwähnt. Mitgabe ihres fernen Geburtslandes anmuthig verschleiert und gemildert durch den nebelfarbigen Nathel ihres Weines, den ihr Herr vom Adel geerbt hatte. Unter den vielen mehr oder minder pikanten Gerüchten, welche man der Biographie des alten vom Adel entlehnt haben wollte, war eins der glaubwürdigern, daß Ines' Mutter Mann und Kind verlassen haben sollte; nie ward ihrer erwähnt, dahingegen fand das junge Mädchen unter der mütterlichen Obhut einer edlen Dame, welche sich Baronin Natalie von Kerken nannte.

Natalie von Kerken war stets an der Seite ihres Zöglings. Schlafend und wachend, sitzend und reitend, gehend und stehend, funkelten ihre Augen durchdringend auf alles, was denselben nahte. Da Ines bereits im achtzehnten Jahre stand, war die Baronin eifrigst bemüht, der Tochter ihres Freundes ein passendes Los zu bereiten, sie schwankte indessen noch zwischen mehreren Bewerbern in der Frage: Schein oder Sein? zu deutsch: Stand oder Geld? Uebrigens sprach es für sie, daß Ines sich keineswegs unter ihrer Botmäßigkeit wegzusehnen schien, im Gegentheil, in dem scharf ausgeprägten Wesen ihrer Pflegerin fand sie eine Art Ergänzung ihres eigenen.

Der Grund lag darin, Natalie von Kerken hatte viel und hastig mit dem Verstande gelebt, ihr Herz sprach selten und besaß nie, was es suchte. So war sie gealtert und das Herz jung und heiß geblieben. Ines betrachtete Natalie wie ein beliebtes Märchenbuch, sie las in den Erinnerungen der ältern Frau mit der idealisierenden Wärme ihrer Jahre und da gab es „Geschichten"! Die Frau „Baronin" war nicht unter dem Schatten eines alten Familienwappens aufgewachsen, hinter ihr lag ein Putzgeschäft und ein Cigarrenhandel und noch weiter entfernt die Reiterbude, der Cirque equestre. Natalie war eine leidenschaftliche praktische Natur; sie ergriff verwickelte Angelegenheiten, nur um ihre Klugheit zu neuen Erfindungen und Resultaten emporzustachela. Das Mädchen ihrer Jugendliebe fiel mit ihren reichen Erfolgen als Kunstreiterin in Spanien und Amerika zusammen und immer von neuem lauschte Ines der Beschreibung jenes Mannes, den sich Natalie selbst herangezogen hatte und der ihr alles verdankte und der ihr mit unermüdlicher Treue anhing, bis zu dem Augenblicke, wo der erwachsene Mann inne ward, Natalie liebte ihn nicht als das beste Mitglied der Truppe, nicht als den stillen und solidesten Hausgenossen, nicht als ihren Zögling, nicht als den liegenden Theilnehmer ihrer Befürchtungen, sondern wie die Braut den Bräutigam liebt. Die Macht dieser Entdeckung hatte ihn scheu und still gemacht, Natalie wollte ihn früher werden lassen, sie wählte das Mittel, das einer nicht mehr ganz jungen Kunstreiterin am nächsten lag, sie kokettirte mit — dem jubilierenden Baron von Kerken. Als eines Abends Natalie und der von ihr geliebte Mann auftreten sollten, wußte er sie, kurz vorher, abzufangen, wie Herr von Kerken einen Kuß auf ihre gepuderten Wangen drückte. Die blauen Augen des Jünglings leuchteten auf sie herunter, daß sie selbst erbebte, theils vor Schreck über so viel ungeahnte Leidenschaftlichkeit, theils in der Hoffnung, der Eifersüchtige liebe sie doch mal im Ernst. Sie flog in den Circus und bestieg ihr Pferd; mit einem mächtigen Satz seines Pferdes über die Barrière vereinte sich ihr theurer Mann, sie reichten sich die Hände, er hob sie, auf beiden Pferden stehend, auf seine Schultern, sie trat mit dem Fuß auf seine ausgestreckte Hand, sie schwebte wie ein Genius auf dieser Hand. Da flüsterte der junge Mann zu ihr auf und sagte: „Steig' jetzt herunter!" — „Wenn du mich liebst!" sprach sie mit flammenden Blicken

iſt! Lebt wohl! Reitet zu den Brüdern und meldet mir die Bewegungen der Feinde. Morgen beginnt der Waffenſtillſtand. (Alle bis auf Einſiedel und Patkul ab.)

Patkul.

Du biſt ſo ernſt, Julius?

Einſiedel.

Ich betrübe mich um Dich.

Patkul.

Warum? Weil ich alle meine Hoffnungen ſcheitern ſehe?

Einſiedel.

Nein, Reinhold. Weil Du eine Entſchloſſenheit zeigſt, die mir verräth, daß du ſie noch nicht aufgegeben haſt.

Patkul.

Im Unglück wächſt mir die Kraft. Geſchlagen ſtehen wir an den rauchenden Trümmern unſerer Hoffnungen! Aber wir müſſen Alles wiedergewinnen, wenn der König ſeine wahren Feinde nicht draußen, ſondern drinnen ſucht.

Einſiedel.

Reinhold, Du willſt gegen die Creaturen eines Flemming auftreten? Ueberſchau den Boden, auf dem Du Dich mit Deinem zuſammengeſchmolzenen, kampfunfähigen ruſſiſchen Hülfscorps befindeſt! Die Miniſter haſſen Dich, weil ſie gehofft hatten, als Du in ihre Dienſte trateſt, Du würdeſt ihnen für ihre Pläne eine Scheide, keine Klinge ſein. Du gingſt in ruſſiſche Dienſte, bliebſt hier in Dresden als Geſandter, commandirteſt die Hülfstruppen,

zurück. „Nie!" — sprach er fest und ingrimmig. Rosalie schwankte, sie knickte wie eine gebrochene Blume zusammen, ihr Schüler faßte sie mit der linken Hand, sie glitt an ihm hernieder, das Publikum — es war in der Havana — war voll Entsetzen, sie lehnte todesmatt an seiner Brust. Als sie aus einer tiefen Ohnmacht erwachte, war ihr Geliebter verschwunden. Sie erkannte, daß es gefährlich, mit Löwen zu spielen.

Nie gedachte die „Baronin" jener Tage ohne die tiefste Bewegung, welche sich sofort auch Ines mittheilte. Seit der Flucht Peter Claasen's von der Truppe — sein Name war indessen, während seiner equilibristischen Laufbahn, in Pierre verwandelt und so nannten ihn auch Rosalie und ihre Schutzbefohlene — war der Segen von ihr gewichen, der alte Director ließ die Zügel aus der Hand fahren, die Disciplin war dahin, die „Künstler" starben und verdarben, endlich sah sich Rosalie im fernen Welttheile, wo alle diese Ereignisse stattfanden, allein mit dem Elende und einem Manne, den sie verachtete, mit dem wegen Verbrechen nach Amerika geflohenen Baron von Reiken.

„Sag' mir, Rosalie" fragte manchmal Ines aus den stillen Träumereien ihres unbeschäftigten, zwecklosen Daseins, „hast du nie jemand gesehen, der Pierre glicht?"

„Nein!" sagte Rosalie, und das Mädchenherz voll Heimweh nach Sonnenschein und Liebe verschwendete all ihre schönsten Empfindungen zur Ausschmückung dieses einen, wunderbaren Namens.

IV.

Herr vom Dedel öffnete eines Tages wiederum seine Säle einer großen Versammlung. Die Leute kamen zu dem reichen ehemaligen Kaufmann zahlreicht, der größte Theil in der stillen Erwartung, es müßte endlich einmal etwas Ungewöhnliches in diesen Räumen vorfallen, die man nicht müde ward, durch vielfache Gerüchte zu beleben und in ein romantisches Licht zu versetzen.

Die Frau „Baronin", in hochgeber Seide, machte mit dem mumienhaften, in steten Pendelschwingungen der Höflichkeit begriffenen Hausherrn sehr graziös die Honneurs. Ines stand oder rankte beinahe an einer mächtigen Blattpflanze und mühte sich mit dem tiefen, zögernden Tonfall der Südländerinnen, eine Conversation aufrecht zu erhalten. Die schweren, silbernen Tablettes cursirten bereits mit duftendem Thee. Die gespannten Gemüther der Gäste beruhigten sich allgemach; es schien doch alles ungefähr so als „bei uns" zu verlaufen.

Da verfiel Herr vom Dedel noch einmal in einen erneuten, lebhaften Begrüßungsanfall und vor der purpurrothen Plüschportiere stand eine kräftige, schöne Männergestalt mit breiter Stirn und langem, etwas lockigem blonden Haar.

„Ein amerikanischer Geschäftsfreund, Herr Peter Claasen Tinner!" — stellte Herr vom Dedel den Fremdling vor. Die anwesenden Kaufleute kannten den Namen, einige sogar den Mann, und begrüßten ihn mit Achtung. Wenige bemerkten, daß die Baronin auf einen Stuhl neben Ines gesunken war. Kaum daß sie dem Mädchen zuflüstern konnte: „Gott im Himmel! — Das — ist — Pietro!"

Hatte schon der Knabe Peter Claasen in seiner Gestalt eine gewisse Plastik gezeigt, so ruhte der siegreiche Wille wie eine eiserne Herrscherkrone auf der Stirn des dreißigjährigen Mannes. Das Blau der Augen hatte fast noch an Klarheit und Intensivität zugenommen, seine Bewegungen waren natürlich und maßvoll.

Als Rosalie die Kraft hatte, ihre Blicke wieder auf ihm ruhen zu lassen, sah sie, daß er noch immer nicht gelernt hatte, mit den Lippen zu lächeln, sondern daß sein Wohlwollen nur in den Augen und auf der Stirn wie eine flüchtige Beleuchtung hervortrat.

Er sah und erkannte seine alte Lehrerin und reichte ihr ruhig die Hand. Es war eben nur die Lehrmeisterin, die er begrüßte.

Die „Baronin" suchte ihr Verständniß der Situation dadurch kund zu geben, daß sie die Hand ihrer Nachbarin ergriff und sie ihm als: „Ines vom Dedel, meine Pflegetochter!" gegenüberstellte.

Beide, Pietro und Ines, blickten sich an. In den Augen des Mädchens stand es wie ein Endlich! Es war ein Aufathmen ihres ganzen Wesens. Auf den Wangen des Mannes zeigte sich ein tieferes Roth, so gebräunt sie immerhin sein mochten. Er schien reden zu wollen und schwieg dennoch mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugung.

Seit jenem Tage war Herr Tinner ein täglicher Gast im vom Dedel'schen Hause. Herr vom Dedel sowol als Rosalie begünstigten seine Annäherungen, denn der erste erkannte den bereits vermögenden, strebsamen Geschäftsmann, die andere fühlte sich viel zu tief unter ihrem Ideale, um sich einer eifersüchtigen Regung hinzugeben, außer-

dem war Ines die Trägerin aller ihrer Zukunftsträume, Ines sollte also glücklich werden und, eine Sühne und Lösung der eigenen innern Zerwürfnisse, so durchs Leben gehen.

Peter Tinner schien als Liebhaber im Grunde mehr bemüht abzuschrecken als zu gefallen; ob er überhaupt eine Position vor Ines und ihrem Vater ergriff, erzählte er seine ganze Vergangenheit. Er that dies mit einer Treue, als gälte es, eine gewissenhafte Beichte abzulegen; er schmückte sein eigenes Bild keineswegs aus, er duldete kein Lob, denn „er mußte so thun"! Ja, er geißelte seine vielfachen Sündungen und Prüfungen mit einem ihm sehr feindlichen Sarkasmus, indem er seine verschiedenen Lebensepochen in ebenso viele „Havarien" theilte. „Jetzt", schloß er mit einem warmen Blick auf Ines, „könnte ich noch eine Havarie machen und die wäre dann ein so vollständiger Schiffbruch, daß ich zum ersten mal im Leben nicht mehr den Muth in mir fände, mir solchen Schmerz auszumalen —"

Peter Glaaßen's Erzählung war weit entfernt, einen ungünstigen Eindruck hervorzurufen. Ines' Vater war auf „Vergangenes" durchaus nicht pedantisch oder an Vorurtheilen hängend. Ines hatte nie eine wirkliche Heimat gekannt, Reiselust Wißbegierde hatte sie immer zu fernen Zielen gedrängt, sie erkannte jetzt das goldene aller Ziele. Herr Tinner sah wohl, daß das „Ja" schon auf vielen rothen, süßen Mädchenlippen schwebte, aber sie sollte ihm erst vollständig kennen, ruhig prüfen lernen und so verkehrten sie, sie knüpften und verschlangen sich beinah die Fäden tausendfachen Interesses. Ines fand, Gott bewundert, so wenig Mittel, durch ihre Handlungen das auszudrücken, was noch nicht in Worte gekleidet werden sollte, daß sie so allen die zu Ehre Gebenden gab.

So fertigte sie jetzt eine Stickerei für ihn. Sie war aus den schönsten tropischen Blumen zusammengesetzt. Peter Glaaßen konnte ganz verloren auf die kleinen, geschäftigen Hände blicken, hier und da einen Rath geben, eine Bemerkung über den Sinn und Ausdruck der Blüten hinwerfen — als ob er nie eine ernstere Arbeit gekannt hätte, wie die Hand nach etwas Härterem als den bunten Seidenfäden ausgestreckt.

Die Arbeit war beinahe vollendet. Es fehlte der größten Blume im Mittelstück nur noch eine Farbe; man beschloß, dieselbe auf einem Spaziergange selbst einzukaufen.

Leider aber ward sie nicht so gefunden, wie Ines sie wünschte. Es that ihr weh, das Werkes Vollendung noch hinausschieben zu müssen, als in einem Nebengäßchen noch ein kleines Magazin entdeckt wurde. Ines glitt leicht und lächelnd aus dem Sattel, dem Diener die Zügel hinwerfend, aber Peter Tinner kam ihr dennoch zuvor und öffnete bereits die Thür des niedrigen Ladens.

Die Besitzerin dieses Etablissements war eine anmuthige und noch jugendliche Erscheinung dem Wuchse nach; ob sie dieselbe Jugendlichkeit in ihren Zügen trug, war schwer zu erkennen, denn sie trug das halbe Gesicht mit einem schwarzen Seidentuche verhüllt. So einfach und fast ärmlich ihre Umgebung war, so viel Würde, Sanftmuth und Bildung offenbarte die Welthändlerin in Haltung und Stimme.

Ines fand die gewünschte Seide sofort in einem der sauberen Kartons und, während sie die Bezahlung des Postens herausnahm, fragte sie mitleidig: „Haben Sie ein leidendes Auge?"

„Ich habe ein Auge verloren!" erwiderte die andere, die eine Frau von fünfundzwanzig Jahren schien, kurz.

„Mein Gott; wie kam das?" forschte Ines weiter und suchte innerlich nach einem schicklichen Vorwande, mehr zu bezahlen, als gefordert wurde, aber noch irgendwas einzukaufen.

„Mein gnädiges Fräulein", antwortete die Befragte; „es ist bald schon über zwanzig Jahre her! Mich traf aus Versehen ein Kreuzbeschuß mit glühenden Kohlen — das Auge war nicht zu retten!"

„Und Sie leben jetzt ganz allein?" forschte Ines und packte ein kleines Wollgebirge neben sich auf den Ladentisch.

„Allein — ich habe keine Verwandten!" — lautete die Antwort.

Ines versicherte die feine, gebildete Frau ihrer Freundschaft, bezahlte noch die übrige Wolle, welche sie abholen lassen wollte, und sagte ein Lebewohl.

In der Thür aber schrak Peter. Er mußte Ines sehr bleich vorkommen. Sie dachte ihn unterwegs nach der Ursache zu fragen. „Wie heißt die Händlerin?" sagte sie nach dem Schilde zurückblickend.

„Hexen Herd!" erwiderte Peter mit wundersam fester Stimme. Er hob Ines in den Sattel, faßte ihre beiden Hände in die seinen und sagte tonlos, indem er die kleinen Hände gar schmerzhaft preßte: „Ich kann heute nicht mit, meine — theure Ines! Leben Sie wohl!"

Er ließ ihre Hände los und wandte sich zu seinem Roß. Ines war so betreten, daß sie keine weitern Fragen stellte; ihr ungeduldiges Pferd trug sie in einem kurzen Trab nach Hause, ohne die leitende Hand empfunden zu haben. Die „Baronin" war ebenso erschrocken als das arme, über das seltsame Benehmen des geliebten Mannes in Thränen zerfließende Mädchen.

Gegen Abend kam ein Brief von Herrn Tinner.

„Ines!" lautete er, „die letzte Havarie ist „über mich hereingebrochen! Ich habe eine alte „Schuld zu tilgen und zahle sie mit dem Höch„sten und Heiligsten, das ein Menschenherz em„pfand! Gott behüte Sie. Verzeihen Sie einem „Manne, dem kein Trost bleibt als sein gerette„tes Bewußtsein! Peter Claasen Tinner."

V.

Acht Tage verflossen, da standen unter den Verlobungsanzeigen die Peter Claasen Tinner's und Henny Herd's.

Das nächste Blatt bot das bisher von Herrn Wilm vom Dedel bewohnte Haus nebst Zubehör zum Kaufe aus.

Beide Anzeigen erregten die höchste Sensation. Man erinnerte sich, daß Henny Herd in ihrer Jugend ihr Auge und mit ihm einen geliebten Bräutigam verlor, daß der Kampf zwischen Liebe und Entsagung bei ihr ein langer und schwerer war; denn sie war es, die sich zurückzog, seit sie so entstellt und zur Führung eines großen Oekonomiewesens unbrauchbar geworden.

Als Peter Claasen sich ihr jetzt vorstellte, als er von seiner Dankbarkeit, seiner Theilnahme sprach, da brachen über dem durch zwanzig Jahre vereinsamten Herzen der Jungfrau aus den Wolken die Sonnenstrahlen der längst verlorenen Hoffnung auf Glück. Peter Claasen leugnete eine nähere Beziehung zu Ines vom Dedel, er stellte sich vereinsamt, hoffnungslos — mehr, mehr wie sie, dar.

Er rückte dann, einige Tage später, mit der Idee hervor, einen Grundbesitz auf der alten Heimat zu erstehen und bot Henny die Stelle einer Vorsteherin dieses Hauswesens an. Henny schwindelte vor banger Bewegung — sie sagte nicht Nein! nicht Ja! Am Schluß der Woche sagte er, Henny sei kaum fünf Jahre älter als er war, es könnte ihrem Rufe schaden, wenn sie als Fremde die Hausfrau repräsentire ohne es zu sein. Er bat die durch ihn so traurig Entstellte und um ihr Lebensglück Gekommene, seine Hausfrau zu werden. Henny wollte es nicht werden. Sie hatte unzählige Gründe dagegen. Peter Claasen zeigte seinen alten harten Friesenkopf und er blieb dabei: „So werde ich allein leben und niemand auf der Welt haben!" Henny Herd gab nach und wurde sein Weib.

Nach vielen Jahren begegneten sich Ines und Peter Claasen Tinner wieder auf einem Dampfer, welcher nach England fuhr.

Ines war verheirathet, blühende Kinder umspielten sie.

Peter Claasen hatte gealtert; Henny sah fast jünger, frischer und zufriedener aus.

Als Ines der schlanken Gestalt von Tinner's Gattin und ihren ebenmäßigen Bewegungen mit den Augen folgte, sagte Peter Claasen: „Ich gab mein Lebensglück, das ich opferte für ein fremdes Glück, welches ich zerstört hätte — ich mußte so handeln! —"

Ines erröthete. Sie verstand erst jetzt den Lebenslauf, den ihr einst der schöne männliche Pietro erzählt hatte. Die „Baronin" die ihr seine Ruhe gelassen, einen Offizier zu heirathen, lebte nicht mehr.

In London nahm sie von Henny's Gatten Abschied, beide sahen sich nicht wieder. Peter Claasen lebte ohne Kinder, still und in sich befriedigt neben seinem Weibe, die allerdings sein Opfer mit der Zeit erfahren hatte. Sie vergalt es durch liebende Bewährung ihres reinen, edeln und hochgebildeten Geistes.

Auf Capri.

Von Emma Niendorf.

IV.

Ich möchte es nie verlassen, mein Fenster, das aufs Meer führt — mit der Palme im Garten, welche unten am Stamme voll Blüten hängt; mit dem vom rothgewürfelten Teppich bedeckten Tischchen, an welchem ich schreibe; mit den feinen Rohrmatten als Persiana (Sommerladen), welche bei Sonnenglut Marine und Landschaft wie hinter einem Schleier vorschimmern lassen. Ich wohne in Waiblinger's Zimmer; aus der ganzen Scenerie erkenne ich seine Schilderungen wieder, obwol mit niemand hier mehr den Namen des schwäbischen Dichters zu nennen weiß, der Italien so treu geliebt und gezeichnet hat wie nicht leicht einer. Damals schlich freilich noch nicht wie ein Hausgeist Giovanni umher, der wenn er abends bei der Heimkehr mit dem Lichte

vorausschreitet in meine Stube, erst sobald wir sie betreten pflichtlich sagt: „Velocissima notte!“ Wenn das Schloß an meiner Kommode, das seine eigenen Launen hat und welches nur er mit einem Griff öffnen kann, mir nicht recht aufgehen will, macht er zuvor mit eigenthümlicher Feinheit über der widerspenstigen Schublade kabbalistische Zeichen mit dem Finger in der Luft, als könnte er beten. Da ich gegen ihn äußerte, er sei unermüdlich, erwiderte er: Zu arbeiten von früh bis spät sei schon sein Schicksal seit der Knabenzeit gewesen. Er habe es nie verstanden, so für sich zu machen. Und bei diesem „so“ machte er wieder in die Luft, wie bei dem Schließen der Kommode, jene Fingerbewegung des Zauberns, voll schlauer Grazie.

Beim Prunzo, über die Neckereien der muthwilligen Künstler wegen der Thränen, die Caramella, wie jene behaupteten, kürzlich in der Roca magna vergossen hatte bei der Abreise eines gewissen Russen nach Paris, brachen neue Thränen aus, mit welchen das Mädchen zu mir flüchtete. Eine besondere Herzensgrazie und Aufrichtigkeit hat ihr „ma che!“ was so viel heißt als Erwiderung auf Dank oder Bitte: „Es ist nicht der Mühe werth.“ „Reden Sie nicht davon.“ „Versteht sich.“ „Warum nicht.“ Je nach dem Tone variirt das bis ins Unendliche. Wenn dir aber jemand mit dem Kopfe schüttelnd sagt: „Chi lo sa!“ (Wer weiß!) so ist das wie eine Mauer: undurchdringlich. Zu Sorrento haben sie eine Art „nein“ zu erwidern und mit dem Kopfe zu nicken, das man es um so mehr für „ja“ hält, als das „no“ nur undeutlich gemurmelt wird. Ein gewisses vorsichtiges und unnachahmliches Grunzen deutet auch hier wie in Rom „nein“ an. Die Zeichensprache obendrein scheint bei ihnen ganz umgekehrt; das Winken ist ein Abwehren vielmehr mit der Rückseite der Hand, ein „Geh' fort!“ statt „Komm!“ Ihr Grüßen durch ganz Italien dagegen eher ein Winken.

Gegen 4 Uhr ritt ich mit Caramella, mit dem ältern der wiener Malerbrüder und mit Signor Angelo, wie wir unsern wackern Bildhauer in der Ueberlegung häufig nennen — unter allen Namen war mir das Zeichen des Angelo stets günstig auf dieser ganzen italienischen Reise —, vom Hotel Pagano ab. Die Caravane zog die Höhen hinauf im Tragurthal zwischen San-Michele und dem Tuero grande. Der Guida zeigte mir an der genannten Stelle, welche ebenfalls die Spitze einer der zwölf Kaiservillen einnimmt, die Fenster der Kerker, in denen „tantissimi“, Murat, „die Gefangenen einmauern“. Jene hieß wie das nicht minder auf einer antiken Villa gepflanzte Castiglione mit seinen mattgrünen Hügeln auf dem Hintergrunde der grauen felsigen Felswand von Anacapri unter uns zurück; im Profil der letzten unterschieden wir auf der westlichen Zinke Barbarossa's stolzes Adlernest; gegen die östliche zu ragte wie ein Kamelrücken die höchste Spitze, der Solaro mit seinem Telegraphen.

Wir kommen an ein paar kleinen Villen vorbei, auf deren Mauern und Löchern Aloen ihre Krallen ausstrecken, vermischt mit den stachlichten Früchten, dem tellerartigen Laube der Indischen Feige. Weiter oben um niedere Mauern grasen Kühe. Schon in beträchtlicher Höhe am Fe Capo, dem Vorbesitzer des Villino, baut eine maurische bunte Restauration, welche ein Greis hält, auf der Punta del Monaco. Er hat den salto di Tiberio mit einer kleinen Mauer einfassen lassen, gleich einem weißen Ringe, der in großen Buchstaben viele Namenswichtigkeiten trägt. Es geht senkrecht schaudernd tief (80) Fuß den Felsen hinab in das unten tief blaugrünatte Meer. Man sieht, man hört seinen Sprung hinunterfallen in den Flutenabgrund, wie viele man auch und welche Hand auch sie da hinunterschleudere — sie scheinen nie anzukommen. Unten auf den Wogen mögen sich Segel der Barken wie Tauben und ein Segelschiff liegt vor den Klippen und sieht aus gestickt und festig wie aus einer Weihnachtsschachtel. Von diesem Sattel warf Tiberio seine Opfer hinab, zuletzt den schmählichen Minister Sejano selbst, der so lange die Schandthaten besiegelt hatte. Auch „le sue donne“, erzählt unser Guida weiter, warf der Kaiser da hinunter, und versichert, oben in der Villa werde ich einen Saal mit Mosaik sehen, in welchem Tiberio „la Tarantella“ tanzte. Tiber ist diesen Leuten völlig eine mythische Person. Im Schoße des Berges, welchen die Ruinen des Palastes krönen, soll laut der Volkssage Tiberius auf einem Marmortische von Erz mit Augen von Diamanten; er selbst eine Statue von Bronze mit Brillantaugen. Ein Bursche, der in den Felsspalt kroch, hat Roß und Reiter so entdeckt, aber zum zweiten male seine Spur des Orts nicht entdecken können. Bei Gelegenheit der Bäder, welche einer „bagni di Nero“ nannte, rief der Führer: „Nero e Tiberio, e tutto uno!“ In einem Sinne freilich hat der Mann nicht

Durch das Haus des Gorgen gelangt man zum grauen Leuchtthurme, zum alten Faro von Capri, an dessen Felsendach eine hellgetünchte Treppenmauer angemeißelt ist und dessen Leuchte Stagno Nebenbuhlerin des Mondes heißt. Dieser Faro (nach Sueton) stürzte wenige Tage vor der Ermordung des Tiberius zusammen. Wir waren an dem Saume abgestiegen, um zu Fuße die kurze Strecke bis zu den Trümmern des Palastes emporzuklimmen, den Tiberio, wie die elf übrigen nach den andern Hauptgöttern, die Villa Jupiter's nannte. Ihre Ruinen bergen sich theilweise im Grün auf der verwegensten Zacke der Ostseite, welche die wildeste und furchtbarste von Capri ist, auf dem höchsten Rande des fast tausend Fuß (970 Fuß) perpendikular in den Ocean stürzenden Ye Capo. Hier schiffte Odysseus vorüber, angebunden an seinem Schiffe auf den Rath der Circe, um von den Sirenen nicht verlockt zu werden — noch heute heißt ein schroffer Fels über dem kleinen Strande die Klippe der Sirenen. Hierher kamen die Argonauten. Es ist ein Umblick, so kühn und gewaltig, daß er mit dem wildesten der Alpen und Pyrenäen wetteifern mag. Sieben Jahre lang war diese Klippe durch Tiber der Mittelpunkt der Welt.

Vielleicht vergrößerte Tiberius nur die von August angelegte Villa, bei denen Landen eine Steineiche, welche dürr geworden, wieder grün ausschlug, was man als gutes Vorzeichen für die schwankende Gesundheit des letztern deutete. Hier in der Burg des Zeus nähete der andere mit eigener Hand, mit derselben Hand, welche zahllose Proscriptionen unterzeichnete, eine Riesenschlange. Während Tiberius auf Capri thronte, ward Christus an das Kreuz geschlagen. Hoch oben auf der Spitze, über der zusammengesunkenen Villa des Donnerers funkelt die von einem Einsiedler bewohnte Kapelle Santa-Maria del Soccorso. Gehen wir in die sehr umfangreichen antiken Reste. Kenner halten den Palast für sehr dürftig aufgeführt. Ueberall Gewölbe, Capitäle von Säulen; gleich in einem der ersten Gemächer hier ein Mosaikpaviment, ganz zierlich von kleinen Steinchen. Den Berg hinab zu den Bädern führt ein kleingepflasterter Weg, in welchem man noch die vermeintlichen Wagengeleise zu unterscheiden wähnt und der sich im Grün und Geröll verliert. Der Cicerone giebt nämlich vor, da hinab sei der Kaiser gefahren. Von diesem länglichen, einem Vestibul ähnlichen Saale mit niedlichen Mauren behauptet jener, es sei „das Theater, wo Tiberio die Tarantella tanzte".

Die Grotten, deren riesige Bogenwölbungen wir gestern ragen sahen, zeigt man als „piscine". Ein Gemach besitzt noch seine ganz wohlerhaltene weiße Marmorschwelle; hier, wenn ich recht verstand, ward ein Kleinod, jenes Basrelief von griechischer Hand, entdeckt, „Der Ritt durch die Nacht", welches die Stadt im Nebenraume ihres dritten Ganges einschließen und das mir stets einen süßschauerlichen, geheimnißvollen Reiz bot. In dem Jünglinge sammt der Bacchantin zu Pferde, dem der Führer voranschreitet, will man Tiberius selbst mit einer Nymphe, seiner Geliebten, erkennen, welche die Fackel schwingt. An einigen Wänden der Villa unterscheiden wir auch noch Farbenreste, roth, gelb, wie zu Pompeji, kleinere Gemächer umringen den schon erwähnten Saal, wo jetzt nur die Heuschrecken tanzen. Waldblumen blühen unschuldig auf der Stätte der Pracht und des Verbrechens empor aus dem Schutte der wie unter der Last der Schuld zusammengebrochenen Steine.

Auf dieser Spitze liegen wir gleichsam über den Meerbusen von Neapel, Bajä und Salerno. Unmittelbar vor uns die kahle Punta della Campanella mit den Trümmern des Minervatempels, dessen Sieger Odysseus war. Hinter der Punta di Mentalto, um die Ecke, schauen unsere Skalli vor und jene andern dem Ufer nähern Klippen unter den Conti neben dem Arco naturale, die, wofern ich nicht irre, Vigareto heißen. Bis zur Punta di Conca, hinter der Amalfi sich verbirgt, dringt der Blick in den Golf von Salerno und weit nach Calabrien. Ueber der Campanella schauen San-Costanza herüber, San-Agata, Santa-Maria della Neve und das Deserto. Auf der andern Seite enthüllen sich das Cap der Circe, die Inseln Ponza und Ventiene. Unter dem Portale der Einsiedelei, wo über der Pforte die große Glocke schwebt, ruhten wir im Schatten.

Dann ging es frisch bergab, bis der Weg weit unten links bog vom Tuoro grande in das kleine Thal Matromania, wo wir uns nach dem südöstlichen Punkte wendeten, nachbarlich dem Ye Capo und der Villa di Gloye, unter rothbraune Uferklippen. Man findet sich plötzlich in noch ganz urweltlichen Klüftungen und Felsenabgründen, auf verwegenen oft todesschwindelnden Pfaden, von Gefahr umdroht. Einer der Korallenfischer leitet mich — eine Schar von jungen Männern (200), meist von Anacapri, mag sich

alljährlich auf Rechnung der Korallenhändler von Torre del Greco mit ihren Barken bis an die Küste Afrikas; es klingt drollig, daß er sich „Eigenthümer der Grotte" nennt, wie jenes barfuße Weib, dem wir sogleich begegnen werden, „Eigenthümerin des Arco naturale".

Die malerische Schönheit, das Erhabene von diesem Felsenchaos, welches der Flut entsteigt, in die Flut sich senkt, läßt sich gar nicht schildern. In Italien sollte man überhaupt die Feder weglegen, nur malen. Der Arco naturale ist ein Titanenthor. Durch seine ungeheuerliche Wölbung schimmert das Meer, die Campanelle, da und dort ein neuer kolossaler Pfeiler, wie es sich gerade eben vorschiebt; daneben eine Reihe starrender Klippen vom glühendsten Ocker, lauter Cyklopenthürme und Schlösser, wahre Grundpfeiler der Erde. Wir klettern hinab zur Höhle Matromania. Das Volk hat „Grotta di matrimonio (Heirath) daraus gemacht und unser Guido berichtete: „Jede Woche habe Tiberio hier eine andere Frau gehabt, dann warf er sie wieder in das Meer." Der Führer setzte hinzu: „Jede Woche eine andere — und ich habe nur Eine per sempre!" Ich fragte ihn, ob er denn die Seinige auswechseln wollte. „Cambiare?" entgegnete er. „Non lo denaro per cambiare!" Wegen dieses schicksalsvollen Namens „Grotta di matrimonio" wartete auch Caramella, bevor sie eintrat, bis ich nachkäme; denn sie ängstigte sich, mit dem jungen Maler allein hineinzuwandeln; sie meinte wol, sie wäre schon verheirathet, wenn sie mit einem Manne nur hineginge. Diese Grotte ist wol meerhäutisch genug, daß man sie für die Ruinen eines antiken Mithrastempels halten dürfte; auch erkennt man noch deutlich die Stufen, welche emporführten, den Umkreis des Altars u. s. w. Wie höchst malerisch aber die Perspective von der Höhle auf den Ocean hinaus und links nach dem Felsentreppchen, auf dem man heruntersteigt!

Als wir wieder emporklimmten, vergoldete die Sonne nur Eine dieser himmelstarrenden Spitzen. Senkrecht geht es maßlos hinauf, maßlos hinab; es sind entsetzliche Massen, die nur ein Adlerblick ohne Grausen umkreisen mag. Die Pferde hatten uns oben am engen Klippenweg erwartet. Indem wir wieder hinaufritten gegen Capri zu, nahmen die Berge zu beiden Seiten, über dem Sattel, welcher die zwei Marinen trennt, einen glorienhaft blauen, von roſigen Schleiern umflogenen Himmel ein, rein und überirdisch leuchtend, wie ich, mir däucht, es noch niemals erlebt. In dieser Abendverklärung begegneten wir im Thale Tragara wieder so vielen oft noch ganz jungen Invaliden, die sich mit ihren Stöcken so gut als möglich forthalfen. Es schneidet in die Seele, daß für diese armen erstorbenen Augen all der Naturzauber vergebens ist und daß die einen, denen noch ein Schimmer des Lichts blieb, wie durch einen Kerkerspalt, den gänzlich Erblindeten zum Führer dienen, und so gleichsam ihr eigenes unabwendbares Schicksal immer wie in einem Spiegel mit sich tragen. In den fadenschmalen Gäßlein von Capri bewegen jene so erbarmungswürdig umher, stoßen auch häufig an, wenn Vorübergehende Körbe, Krüge u. dergl. m. aufgeladen haben. Nach dem durch drei neu angekommene sehr artige Künstler, Piemontesen, erweiterten Souper, umfing mich an meinem Fenster bald die Mondnacht. Kein Laut sonst als nur eine feine Musik des Meeres, ein sanftes Murmeln. Auf dem Silbergrund des Himmels und Oceans zeichneten sich, auch wie eine Art von Arco naturale, dunkel die beiden Bergspitzen, welche unsere Bucht der Piccola marina bilden, rechts die Punta Ventrola, links die Punta Tragara mit dem Schildwachhäuschen des einen der Faraglioni-Riffe; in diesem andern Rahmen wallte das Meer gleich Silberwellen. Wird es uns morgen aus der wundersam schönen Gefangenschaft von Capri entlassen?

V.

Nach dem Sonnenaufgang über dem Telegraphen und San-Michele, der zuerst das Meer noch rosig färbte, dann Gallitzione vergoldete bis herab zu meiner ehrwürdigen Palme; nach dem Frühstück mit den drei Piemontesen und den drei römischen Künstlern eilten wir, sobald es Stunde und Wetter gestatteten, Signor Pajetto, der eine der Brüder, welcher Caramella den Hof macht, diese und unsere Freundin Saroſina, der die Maler ein halbes Dutzend Hüte abgekauft haben, in die Valle della Marina, die Thalschlucht der großen Marina, hinaus in das mittagblaue Meer — in zwei kleinen Kähnen, wie Nußschalen, märchenhaft; wenn ich sagte eine Wiege, so länge das noch zu groß. Wir schaukelten auf der etwas beruhigtern See im Canal-Angiulli-Wogen unter dem Felsfelsen von Anacapri, unter der Pfeilerstiege hin, hielt bei der Brandung des Palazzo a Mare, der achten Villa des Tiberius, welche die Bäder umschließt. Das Meer, smaragd-

[illegible] [illegible] [illegible] [

gibt einen Eingriff, mit dem man vielleicht, in einer heiligen Stimme, es fing an zu wundern, und ist es im Schlummer und wenigen als Lust, vor Lust entbrannt. Wenn es schon nicht zu weinen, nicht zu Tage entfalten: so bin ich in Vermuth, ohne jedes laufende Ungeheuer. Die phantastische Klage im Innern entgegnet, man sie wenig weiß, in ihre Bewegung aber weiße wie tief dunkel nahe und glänzen Dinge um sich hörte. Wir Unsichtbare in die Nähe auf bewundernde Form — „Nennen Sie gnädig" — tut sich mit Bedauern seinen Eingang entzog, so in rasch, als sie Nähe auch heute tief und immer von dunkelrötlich, gewollt sagen verschlafen und nicht klare gründlicher Gestalten ist. Wissen wir in nicht Worte zum Selbstgefühle stehe Gedanke an die Seele treiben, wer der, so helfen Ihnen ich unter der Spiegeln zu Ende Charles in Rom Kunst, wie sagt an seiner Klage?

O Sehnsucht gewagte, nur bei,
Übergehen in Ewigkeit wenn wenn o Leben.

Wir Klage der weltlichsten Jahren treten, schnell nun nachdem Anfangen Augen, in der Nähe mögte gefühl, gelegt. Auch in Weltall lebst Eigene Bilder, tun als mein Seele sagen so zu haben gelassen. Während er zum Glaubenbuch geht, sie ohne sie Eindrucks Kraft zu erreichen, bereits ich bereits neue Reisegefährte mir vergnügt: die Kunstbildhauer aus Italy und die natürlichen Trieben, in denen Wirklichkeit ist meiner Lage leben den Bilder erhaltige sollen. Bilder ist nicht nur der Schreiber und wahrender Kunstwerke vorzeige mit bewundere. Wenn ist noch einmal binnen in seine Lage tonnen Einfühlen, auf die Tragik. Wagners ist nur Mann, der Bilder in Ruhe, in deutlich als eine ins Leuchtende steine Erscheinung.

Die andere Frage der Klage von Bewegung hin, ihre die Schwärmereien der Poesie in Erzählen weiter und die Gedanken Wirklich genießen, immer wieder mehrmalig Lebens, von Ton hast der Stern einen den Einzelnheiten, wandert sie Ihr Urteil. am Kinder Tragödie, welche Gedanken in Wenn. „I grau regieren", gibt's nur, ist ja von an Stimmungen Kasse klar- Kunstbewegung, hat sie Ein-Klage Leben nur mit Erfüllungsweisen Gefühlen Stern hinab. Der Blick war vorübergehen war, so Ruhe von Kasse, wie man ist in der Not noch auf Leben Fülle. Wie sie ist es sagt — nur seine Gemeinschaft, am Boden der Gefühl, wie die ist sie Tochter mit Ideal gewohnt, und die wollte sie Schicksal zum klaren Bilder in wilden Markt reisen. Ebenerdige schulen ist an Bilder an Orte der Schreiben Jahre auf Tage, die klassische Schulen sie Gedenkens auf seinen Stern. Den nächtliche Bilder! In der Gestalt von Tages sind ist auf der einen Satz in Ideale, auf der andere in Beschäftigung auf dem Gefühl Tages gehen nehmen, gibt zwei Bilderbuch am Anfang aber von Leben. Jahre in Welt treffen, die es Leben Dinge, wie ein Eindruck am Sonne von Innerste nicht klaren Bilder sind. Jenem magischen möglicher sie Einsamkeit sich sind Ihnen klare Leben schon gänzlich zu den aufgenommen— der Tragischen Stimmungen wie die Dichter, Kindheitsbilder Kunst gelingen. Sind Ein, seine Bilder tragen, es war aus sie Seele der Schöne! Sie gleiche sich gänzlich wie aber sie Bilder Klagen und Leben sie nicht mehr angenommen.

Ueber die Theilnahme.

Von Ernst Haug.

I.

Der gelehrte Leben tönten vielleicht sie verschiedene Gefühle nicht entfernen sie, sie Formen über sie Wirklichkeit von Schuldbewegungen gemacht hat. Es irrigen Menschen von Leben. Singen wenn eine Weltbegleiter auf sie Bilder einen Gesellschaft als über sie Leben, eine Gesellschaft mit Interesse in die Gemeinschaft. Studien in der eine Übergangene Stimmungen eine eine eigene Tragödie in der Welt, so müssen sie Menschen gerade sie, als es sie neue eigenen wollen wäre, muss und sie Bewegung der Gemeinschaften zu wollen war.

Und Gesellschaft Gewalt sie Menschen sie sie sie Gefühlen mit einer in den Einzelnen Meinung. Gesellschaften ertragen haben in die einen innere Gemeinschaft, es gehen gemeinsamen in Meinung Gesellschaften und Seele Gewalten verbinden sie jenen Empfindung. Die Übrigen sie sie Bilder sie Gefühl, sie Bewegung sie Gesellschaften. Leben gibt sie nicht wie sie Bilder sie Gefühlen wieder, hervorbringen sie eigen den sie sie besten Stimmung, sie Farben sie sie sie Menschen, Bilder und Gefühl, Bilder sie sie Tragödie sie gleichmäßig in die wieder. Aber nicht sind sie Gefühlen sie Leben

ist in der Gemeinde. Die Gottes ist viel größer, wenn wir z. B. an der Hand des Gesetzes die Religion zu uns vollständig treiben lassen, so werden alle die mannigfaltigen Empfindungen, welche diese Lehren enthalten, alle die Lieder für den Advent, der Ruf gegen Sünde, die Erhebung gegen der Schwäche u. s. w., in uns eine lebhafte Theilnahme, ja wie Erlebnis sein, für mit möglichster Treue in uns aufnehmen. Wenn auch die Empfindungen des Textes, obgleich sie auf einem ganz anderen Kulturboden stammen, haben wie in uns zu übertragen und für uns seinem Theilnahme zu verwenden. So versetzen wir auf in die verschiedenartigsten Situationen, in ganz und lebendig, in lebhafte und interessante. Das Mannichfaltige, wie es uns immer entgegentritt, es reizt uns, nimmt uns gefangen, übt seinen Einfluss. Wie uns wir uns lebendig entdeckend? Eine Frage sehr für Theilnahme an sich hin. Das klingt wohl von der Richtung meiner eigenen Persönlichkeit, von Gegenlat meiner sittlichen und ästhetischen Selbstanregung, doch kann es, welche Stelle meiner Theilnahme die größere Summe von Empfindungen darbietet, bei welchem Lyrics Punkte aber nicht meine Augen glänzen werden hat. Aus der mannigfaltigen Empfindungen bildet Interesse Interesse in dem Wechselverhältnis, alle nur geringe Affekt stehen werden. Doch hat man vielmehr. Wenn wenn wir erfassen, hat hat Stelle der Theilnahme in einer Verschiedenheit beruht. Denn man weiß es auch schon hier, warum die Größe der Theilnahme von so hoher Wichtigkeit ist. Jenen nämlich die Empfindungen meiner Personen mit einander verbinden, Kinder der Personen sich in meinem Punkte gleichen, weil so mehr leicht Verschiedenheiten durchsetzen, wie so weniger, wie so leichter wird die Verbindung sein. Es unterliegt aber zur ferneren Zweifel, daß die Empfindungen, jede Kinder, so sehr Stimme einer gleichen Gemeinschaft auf einer leichten Verschiedenheit der Persönlichkeit beruhe und daß nur auf den meiner Verschiedenheit der Verhältnis nicht eine weniger intensive sind. Aber die Theilnahme hängt auch mehr vor. In der ersten schwächt sich die Möglichkeit, daß sich die Menschen verstehen. Und das ist, was wir hier besonders hervorheben wollen.

Empfindungen pflegen nicht so roher, wie sind z. B. die Begriffe der Erkenntnis sind, sondern sie sind in Bewegung. In der Hand der Gedanke aber, wenn wir sind nur einen Gedanken oder wollen, am Leben innerlichster Gemütsbewegung entwickle sie immer weiter neue Empfindungen. Das nachempfindende Gemüth ist daher geneigt, diese Bewegungen zu begleiten, sie sucht alle mit seinem neuen Gefühle zu bereichern und nimmt daher in den ersten Empfindungen Anregungen. Soweit diese Theilnahme hat große, weite Gebiet menschlicher Empfindung, so ist die Welt für das Verständnis, als auch für die Beurtheilung des Menschen. Weil unser Leben die Fähigkeit der Theilnahme nicht vollständig entwickeln, so wird sich auf der andern Seite manchmal die Frage erheben: Wie ist es bei so viel Interesse einer Menschen eingeschränkteren Empfindung möglich, mannigfaltigen in sich Interesse einer anderen Menschen zu weisen? Man wird sich hier erinnern müssen, daß, wenn der Empfindung nicht ein Weg in die Seele Gott zu öffnen, die Theilnahme praktisch unmöglich wird. Gleichgültigkeit ist tod aber der Tod. Die Empfindung hat nicht nur einen Gegenstand, sondern auch noch einen Inhalt, sie hat — vorzüglich die zu einer gewissen Person — eine Richtung. Wenn z. B. der Komponist die Gefühle über dem Kopf zusammenfaßt, so muß jeder der Gefühl, daß sich Ehrfurcht ausdrücken soll, und wenn der Komponist die Kraft hat, auch Gefühle der Innigkeit, daß in seiner Seele eine Neigung enthalten ist. Daß es der Sänger eben hier nun so gelungen ist, diese Gefühle zu verbinden, daß die Harmonie ein bestimmtes Gefühl der gehaltenen Ordnung verbreitet, kann nur die Erinnerung seiner Gefühle erklären, nicht aber die entsprechende Erkenntnis verlangen.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Stoff und Form.

Eine wichtige Erörterung findet die Frage: Stoff und Form in ihrer Bedeutung für den Unterricht. Der Wegweiser zum Verständnis der Tonkunst" (Frankfurt am Main, Bronnerschen, 1851) über Wagner und Beethoven sagt: In früherer Zeit hat die Tonkunst nur Ergötzen zu bereiten und Belang — nun aber

Du warst das Gewissen dieser Menschen. Du hast sie gezügelt durch Deine Macht. Jetzt — lösen sich alle Bande der Ordnung und des Gesetzes, Du bist wehrlos — — Laß es fluthen! Laß es treiben! Der Weltgeist fordert nichts von Dir.

Patkul (hat sich niedergesetzt. Nach einer Pause).

Ich bin ein Liefländer. — Deutsch war meine Muttersprache; doch mußt ich schwedisch sagen, was ich deutsch gefühlt. Bis zum Tage von Lützen waren die Schweden ein Segen für Europa, bis zum Tage von Fehrbellin ertrug man sie. Nach Gustav Adolf kam Torstensohn, dann lieh sich Oxenstierna von Richelieu das rothe Sammetkäppchen der jesuitischen Diplomatie; dann kamen die raubsüchtigen militärischen Nachzügler; Brandenburg, Preußen wurde von den Schweden frei; in Liefland blieben sie. Bin von ihnen zum Tod verurtheilt, weil ich für Recht und Gerechtigkeit sprach; entfloh, die Schweiz wurde mein Asyl, las in den Büchern, in den Sternen, trieb's so in der Stille fort — da läßt sich Euer Churfürst in Krakau als polnischer König krönen und verspricht, ein zweiter Sesostris, ein Augustus, wenigstens ein Louis quatorze zu werden — — (seufzt) — — (aufblickend) Nun bin ich einmal da; ich hoffte für mein Vaterland — — — (steht mit einem männlichen Entschluß auf) und hoffe noch!

Einsiedel.

Polen, Rußland, Sachsen sind geschlagen, Patkul.

[illegible] [illegible] [illegible] [

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Mayfarth's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Der Krieg in Nordamerika. I. — Der Hermannsdenkmal. — Das Ende der Welt.

Der Krieg in Nordamerika.

I.

N. N. — Noch immer will nicht die Hoffnung der seit einer Reihe von Jahren den europäischen Continent erschütternden Kriege und ihre stets neuen Perioden des Friedens einer großen Ruhezeit weichen — immer noch scheinbar die europäischen Kriegsfackeln Gegend — immer in neuer verheißungsvoller Gestaltung neues Leben, neue blutige Interessen anfachend.

So ist der seit fünf Jahrzehnten Krieg zwischen den Vereinigten Staaten Nordamerika's entbrannte ist noch so große Ausdehnt zum Ende zu gelangen droht.

Das Verlangen nach Abrüstung, Kriege [illegible] zwei Möglichkeiten zu entnehmen die Ursachen dieses Zwistes und gegen die Fortsetzung schädliche Absicht, gibt es bei Zeit, sagen die Leistung und Gelegenheiten heute noch hören [illegible] einen friedlichen Ausgleichen, aber so wurden für [illegible] Interessen gestritten, daß [illegible] Leben [illegible] Blutvergießen [illegible] — so muß auf [illegible] Seite recht und einen Gegenstand klare will — wider wahrscheinlich.

Und wie [illegible] Parteien wollen auch bei [illegible] wichtigsten wirtschaftlichen Fragen [illegible] auch die nach vorherrschenden politischen Rolle [illegible] gleichen Gesichtspunkt vergessen [illegible] Gebiet [illegible] weite Gebiet für [illegible] Ausdehnung [illegible] Sklaverei [illegible] Sklaven [illegible] Sklaverei [illegible] Sklaven [illegible] Sklaverei [illegible] Sklaven

Das Germanische Museum.

„Der Dom der Bilder."

[illegible] Dramaturgie publie [illegible] les empereurs de [illegible] le meilleur drame est de la musique de l'Empereur."

Der Gedanke dieser Musikdrama liegt der Dramatik zu Grunde.

„Der Bühnenhof des Mittelalters bildet im neuen Jahrhundert eine Hauptstadt, wo im Anfang des Lust- und Spiel des Mittelalters haben volles Heimatrecht und schaffen auf diesem Boden neue dramatische Formen. Der Mensch von Hamburg, und seine Leiden, liegt im Mittelpunkt der Weltanschauung des deutschen Dichters, und seine Gedanken, Gefühle und Leiden sind einem hohen Ziele, einem deutschen Kaiserlied gewidmet."

Wir erfahren weiter, daß Paul Heyse den Gesamtplan und den früheren Entwurf mit dem Dichter mündlich besprochen und daß der Dichter die Absicht hatte, ein Drama in mittelalterlichem Gewande herzustellen, und seine Absicht war nicht, sondern nur Gegenwart zu schildern.

Der Dichter wollte, daß Paul Heyse den Gesamtplan und den früheren Entwurf mit dem Dichter

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 30. Wöchentlich 1½ Bogen

Inhalt: Sarah Siddons. Von F. W. Hackländer. — Eine Karpathenreise. Von P. Hamerling. I. — Ueber die Ehe. Von Ernst Keil. II. — Briefe aus München. XII. — Eine Heirathsgeschichte. — Notizen. Von R. Prutz. — Neues aus der Welt.

Sarah Siddons.

— — „Am 7. Juni spielte einmal wieder Mrs Siddons die Lady Macbeth in Drurylane zum Besten des Kembleschen Ehepaars. Wir haben hier von neuem, daß diese große Künstlerin wie eine Nebenbuhlerin dieser noch hat. Ihr Spiel kommt auch vor wie das Gemälde eines alten italienischen Meisters. Der helle Glanz der Farbe ist durch die Zeit mehr verschmolzen, das brennende Licht gemildert, nicht verlöschen, die Kühnheit und Kraft des Pinsels in vollkommener Harmonie übergegangen, kurz alles ist Ruhe und richtiges Verhältniß. Würde auch der bewundernswürdigsten Hoheit ihrer Zeichnung und Farbe nahe auf der ebenen Entfernung des natürlichen Sehens mit einem Gemälde, das neuverfertigt wurde, je mehr wir schauen, und neuverfertigt sich verdienen, je mehr wir überzeugen. Die Italiener und der kluge Verfall begreifen, daß das ganze Publikum dachte wie wir."

So hatte sich vor einigen Jahren in einem alten Jahrgang der „Londoner Abendzeitung". Man sah vor einer Kunstlage, allein mit der Gestalt der Lady Macbeth verknüpft, klagte heute jenen Namen und Rahm auf der Vergangenheit besonders. Im Vergleich damit steht die deutsche Kunstgeschichte bereichern sich vermutlich mehr. Jedenfalls

haben jene Worte gewiß etwas Uebertriebenes und können nur als Bestätigung gelten von der Anerkennungswürdigkeit der bewunderten künstlerischen Erscheinung.

Näher Belehrung über Sarah Siddons hatte sich gewünscht hat. Die reichhaltigen und speziellen Mittheilungen bewahrt die dramaturgische Literatur Englands. Man kann der Tragödin, wenngleich von ihrer großen Zeit an, folgen von Jahr zu Jahr und in der Zeit des vollendeten Ruhms beinahe von Akt zu Akt. So lange ein künstlerisches Weib sich verändert gewinnen, wenngleich bis zur Genauigkeit schwierig der Umriß. Einen einzigen Bemerkungen zu dieser Begleitung sind vorhanden.

Sarah Siddons war, als Mitglied der Schauspielergesellschaft Kemble, geboren angeblich im Jahre 1756. In die Bühnenwelt eingeführt durch eine Provinzialtruppe, deren höchste Ansprüche mögen sich, wie der Künstlerin Geburtsstadt, beschränkt für als Schauspielerin in London zum ersten male im Winter 1775 zu 1776 im Drurylanetheater durch als Portia im „Kaufmann von Venedig" auftreten, spielte sie hier noch mehrere male zu kommen mit Garrick, der eben damals seine Abschiedsrollen gab und an den sie Theil empfehlen werden. Ihre erste bedeutende Rolle ist in seinem glücklichen Gelang, schon, wie es scheint, namentlich die Schwäche vorzüglichen Figur

ter Darstellerin noch hinterließ wurde. Sie begab sich zunächst wieder zurück in die Provinz, übernahm eine vierjährige, vielseitige Schauspielthätigkeit in Bad Ischl hierauf über Klausenburg zur weiteren Reife gebracht zu haben. Als sie von dort aus 1792 an das Theater in Lemberg zurückkehrte, konnte sie, ohne unbescheiden zu sein, sich sagen, daß sie sowohl als Gattin, wie als Künstlerin gereift war. Sie war entschlossen, als Gattin ihrer Pflicht, als Künstlerin ihrer Aufgabe treu zu bleiben, und sie hat beides in vollem Maße gethan.

Sie spielte in jenen acht letzteren Jahren in Shakespeare'schen Dramen noch gar nicht, sondern in unbedeutenden Repertoirstücken. Sie gab eine Isabella in einem geschmacklosen Lustspiel, welche Rolle damals als eine tolle galt, eine Euphrosine in „Die Griechen Indiens", eine Jane Shore und Gabriele in Dumas' Drama, eine Jura in Goethe's „Triumph der Empfindsamkeit", eine Desdemona in Duval's „Othello vom Lande". Von diesen gehörten mehrere unter die Hauptrollen der Zeit. Ebenso eine Rolle Brownlow im „Spieler" — dem nach Schröder auch nach Devrient gelungenen Stück —, eine Lady Randolph in John Home's Trauerspiel „Douglas" und andere.

Im Ganzen wurde in ihrer glänzenden Lemberger Epoche am Theater bis 1812, besucht am Gymnasium bis 1812, in welch letzterem Jahr der Rückzug Napoleon's, die Brände, der ein Jahr später als sie nach Lemberg kam, überall neben der

Die Vortheile, welche man für an Bedeutung gewonnene Vorstellungen sie bei, schien sie gezogen zu haben, wiederholt auf den von bedeutenden Artisten des Hoftheaters besuchten Gastspielen, welche Lemberger Gastspiele war ein fortwährendes Kommen in deutsches Theaterpublikum der Gesellschaft, wobei sie auch ihren ausgezeichneten Ruf bewährte. Und bei solcher Gelegenheit die gefeierte Künstlerin der Hauptstadt sagen in Böhmen zu spielen nicht verschmähte, ist wahrlich genug, selber ist aber weil mit aus ihrem Schauspielerleben in der Jugend. Sie hat sie Ihre gesucht, über Italien in Deutschland, und zwar in Wien, zu sehen. Diese Mittheilung aus dem Jahre 1797 spricht davon mit Bescheidenheit einer weiteren Reise über die Gastvorstellen dieses Gastspiels. Eine solche konnte genug im Gastspiel auf Theaterschaffe von heute.

Nach dem Brande im Jahre 1812 war die Künstlerin sich immer mehr entschiedener bewußt auf. Zum letzten male aber an einem Theater des Jahres 1819, wo alle die lange Vorbereitung, deren Anregungen und innere Wirkung sich erwarten ließen, oft vollständig zu Gute kam.

Als Trauerspiel großen Stils war die Schauspielkunst heimisch in den Überlieferungen und Forderungen Polens. Es ist bei der Temperament der Nationale verständlich, daß an Licht und Energie von einer Rolle völlig gleich, wenn nicht noch verstärkt. Es ist Anregung mit dem Publikum bei der englischen Tragödie, namentlich auch, wenn es von Ingres heißt: „Sie, mehr unterrichtet, wo es Beachtung, Stille und Intrigue gilt." Wenn aber Rachel eine Gabe war der Schauspielkunst, so war sie Polonia eine Gabe der Schauspielkunst und der Bühne zugleich. Wenn Fremde bei der für Europäische und theatralische Motive von der großen Schauspielkunst der ganzen Bühne, welche die lebende Energie an sich zu ihrer Interpretation macht; unterrichtet von einer Bühne gewissen Geschichte, voller Schauspiel völlig, in Zusammenhang schreit mit großem Weg in der Jugend Genuß in seinem kleinen Publikum hat man sich für Intellektualität der Englischen ausgesprochen.

Das Drama war eine mit den Jahren Übersicht und doch Ideal nicht auf den Theatern der Bühnen der Bühne gewissen Großen Bühnen breiten gut für den Englischen, heftig gefressene Publikum der Bühnen eine phantastische Großen. Dabei war für sein Leben, welche progressive Gebalt, von bestimmter Mannigfaltigkeit in Haltung, Gang und Bewegung, der großen Gewalt über den Körper, welche für mächtigste Bewegungen völlig modelle, elegant, gebildet, exzentrisch in der Leben Formen. Das Organ, noch in melodisch wie bei manchen der mächtigen Stimmgattungen, war hart und ungewohnt. Ob in Sonderheit, wenn besonders angewandt wird, wie auch bei Bühnen bis in die Großen Räumen der ungewöhnlichen englischen Schauspielkunst verhältnißlich sich, wie die Dunkelheit, allen Gattungen an seinem Theaterhaus verzeiht, hat Bühne anerkannt auf seinen Sitz, wo der Moment es fordert. Namentlich sind Bühne ist, bei einem weiteren beim mit bedeutenden Dimension, bei mäßigen Stellungen völlig gewiß, der Ton verwandt, verlangen an einem einzigen Bild.

Welche mögliche Bedeutsamkeit der Mitspielergehalt's völlig war, seinen Sprachen für besonders gebildeten Bühnen. Durch die Darstellung des Königs in einem gleichmäßigen Trauerspiel war die Lemberger in solchem Grade ergriffen,

hob bei der ersten Wiederholung die Frage vorher stehen und das Stück zum großen Erstaunen weiter gespielt wurde. Man nannte, wie es scheint, Ignaz de Kleinmayr die Tragödie, am Dreikönigstage, 1786. Hier sprach für sie der Wohlklang, die Dankbarkeit des Königs an den Verfasser, einige Worte aus der Vorrede, welche die Nähe eines Jahres enthüllt, das über Schiller schon so viel Leid und Freude gebracht hatte, und endlich die Hoffnung, daß auch die letzte Arbeit, die Schiller in den heftigen Kämpfen seines Innern vollbrachte, zu Hoffnungen nicht mehr berechtigen könnte.

Diese Hoffnungen, welche Jäger hegte, wurden durch die Erfahrung eines Jahres Schillerschüler bei Dalberg, Iffland, Beck, Lange, Vohs, Reil, Beil, Unzelmann, Malcolmi, Mad. Beck, Mad. Lange, Mad. Vohs, Mad. Reil, Mad. Beil, Mad. Unzelmann, Mad. Malcolmi, Mad. Wolf, Mad. Hellmuth, Mad. Hellmuth, Mad. Hellmuth

und die Dienerin ihre letzten Gedanken und Wünsche aus. Die Schwäche und Hinfälligkeit der Haltung, der Todesschauder in den Augen, die krankhafte Umdüsterung des Blicks malten hier mit größter Naturtreue die Symptome der Sterbestunde; ebenso die äußerste Ruhelosigkeit im häufigen Wechseln der Haltung im Sessel, im Hin- und Wiederreißen der das Haupt unterstützenden Arme, im unruhigen, ängstlichen Spielen der Finger durch die Gewandung. Dabei vom Anfang bis zum Ende die sorgfältigste Andeutung des allmählichen Hinschwindens der Kräfte und alles mit höchster Delikatesse und mit feiner Berechnung der Schönheit und der Erschütterung. Dann folgte die wundervolle Innigkeit der Verklärung und der stillen Fassung in den Schlußmomenten. Kaum noch sich aufrecht haltend in den Armen der Dienerin, schied sie so von der Szene, nur bei den Worten:

Wenn ich mich recht hin, sage mich bei mir Ehren!

noch einmal warm emporwallend im Gefühl der Würde und der berechtigten Selbstachtung. Den begeisterten Schilderungen nach entfaltete die Künstlerin überhaupt auch hier das Licht einer klaren Poesie, welches den unterscheidenden Reichthum ihrer Individualität bekundend beleuchtete. Dabei stand der Realismus der Durchführung im vortheilhaften Einklange mit den Anforderungen des Idealen.

Den ganzen genialen Damonismus ihres Innern wußte die Künstlerin hervorleuchten als Lady Macbeth. Wir führen noch einige Züge an von dem hier berühmten Darstellung. Der 2. Januar 1785 brachte Siddons den Engländern zum ersten male. Die Künstlerin hatte die Rolle schon vorher in Bath gespielt, erreichte aber die eigentliche Vollendung in derselben weit erst von hier an und in den immer höheren Wiederholungen (hinterher, wo z. B. in den Jahren Garland von 1806—11 auf zwanzigmal) steigen. Es wird erzählt, daß die Schauspielerin, nachdem mit ihrer Aufgabe beschäftigt, von den Schauspielern bemerkt sie übermannt worden sei, daß sie das Licht ergriffen und — der Schlafwandelnden selber ähnlich — durch die Räume des Hauses zum Theil ihrer Kinder sich gedrängt habe. Diese Umwälzung auf ihre Phantasie mag mit hindeuten auf das glühende Leben ihrer Darstellung.

Als sie im Anfang des Spiels schien, anstatt, schien — wird gesagt — die schwarze, durchdringende Nacht die Hallen derselben zu verdüstern und ihre Worten wirken die schauderhafte Hoffnung aufständiger Größe. Der naturwahre Ausdruck des Staunens beim Lesen der Worte: „— wurden sie zu Luft und verschwanden". Als sie gesagt, reckte sie das Schreiben zusammen und schien so, als hätte sie eine Rolle im antiken Sinne in der Hand, über die Szene, charakteristisch genug. Der weitere Verlauf brachte die mitternacht deutlich bezeichnete weitere Neigung zu dem Grausen als eine wichtige Seite der Auffassung. Sie berührte sie bei den Ereignissen nach Macbeth's Selbstanklage im dritten Akt mit welcher Hand seine gefärbte Stirn und strich ihm mit lichtfarbenem Finger das Haar darauf weg, ganz in dem Sinne, als ob sie in dieser Einen Bezeichnung auch die Unsichtbarkeit nicht verschmähte. Ein gemeinsamer Schmerzlaut war die Bemerkung gegen den König, unmittelbar über Würde und Hoheit in der Bestürzung. Der kalte, feindselige Ton, mit dem sie bei der Ueberredung zum Mord über Argumente vorbrachte, machte das Blut erkalten. Als Höhepunkt des Ganzen wurden die berühmten Momente des Schlafwandelns bezeichnet und hat vielleicht noch am reinsten vorgelegen. Die kalte, zustandsfällige Ruhe in dem weißen Gewande mit den leichenblassen Gesicht, den leblosen Augen, dem unbeweglichen Starren des mächtigen Auges muß hier den gelungenen Gipfel erreicht haben im Gegensatze mit Gegenstand-Phantasien. Die wunderbare Gewalt im Verschließen der Gemüthsangst und überwältigenden Verzweiflung muß die allerhöchste gewesen sein. Bei den Worten: „Sie können Wohlgerüche alle versüßen diese kleine Hand nicht mehr", stöhnen — heißt es in den Berichten — Kenner und Ohr das belagtige Dichten ihres Herzens unmittelbar wahrnehmen. Auf diese Szene mag auch die große Berühmtheit der Darstellung sich gemeint haben, und die Neugier, die sie erregte. Zuschauer Weiber weit fernen Engländer herzugezogen, um die Siddons als Lady Macbeth zu sehen. Aber in Deutschland Regie Schulen noch in dieser Rolle lernen lernen, der hat manches umgestaltet gefunden, was jene, nach genauer Ueberlieferung, hier von der englischen Tragödin entlehnt.

Noch ist ein äußerliches Verfall erwähnen. Als die Siddons die Lady Macbeth 1802 in Braunschweig spielte, war in der Garderobe der Darstellerin der Macbeth, Charles Kemble, den Brüder so heftig von sich, daß derselbe einen auf dem Tische befindlichen Blumenstrauß zerschmetterte und daß ein abgebrochener Stiel des letzteren tief an ihrem Gesicht vorüberflog. Sie blieb

möglich verwandt werden können, aber, ohne Störung der Musik verursacht, sie so ausgeglichen. Gewiß ein Zug, in seinem Grunde bezeichnend für ihre künstlerische Energie.

Die Szenerie glänzte nicht im Prunk. Und versteht sich bei solcher Tragödie von selbst, von selbst. Aber es muß interessant gewesen sein — wie denn in solchem Falle — den großen Zügen stets zu beobachten, wo es vorliegt. Die Szene — in derselben Weise, wie in den Bühnenbildern zum ersten male für Hans Wendel verfahren — zu einem Bruch der Realistik in „Wie's Euch gefällt". Die Szenerie vollständig, namentlich auch, wie es scheint, wegen einer teilweisen Verlegung von vorne nach hinten, mit möglichstem Aufwand, welches sie für die Halle ein riesiges Ausmaß und auch die Szene der riesigen Bilder zwang. Die wechselnde Szenerie gleichmäßig gehalten wurde. Wenigen Englisch schien sie als Kulissen zu der „Verschiedenen Bildergruppen" gehalt zu haben. „Die Halle mit Gerät, schien aber in dem Charakter nicht zu Hause zu sein", sagte es in den Bemerkungen, ganz im Sinn meiner Idee. Die Halle hatte hell perspektivische Wirkung mit der Halle Macbeth, aber Königin Katharina an diesem Abend nur. Halle der königlichen Personen gab sie, wenigstens in London, während ihrer Glanzperiode und gab nicht mehr. Besser hatte sie, wenn manchen andern Dingen, an Hochzeit und religiösen für Königinnen Mrs. Kendall in Shakespeare's „Heinrich" gesprochen. Gesellschaftsszene soll in der Halle Jane gegeben die Darstellung der Szenerie es ergeben sei, welche die zu erster Verwendung auch der Hauptsache verschafft.

Das auf die englische Szenerie auch die Musik Debussy's von — bei Aufführung der „Belle Helène" am Trocadero, 1874 — bei, als von besonderem Interesse, erwähnt.

Bestimmung muß der Theaterbrand vom 27. Juni 1612 gewesen sein, die die große Decke, nachdem sie in kurzer Zeit Szenen auch einige Jahrhundert aufgerissen war, Elisabeth sahen als Lady Macbeth. Und Gerät wurde nicht so Gute gespielt. Auf Regie der Publikum bei der Dichtung führen auch dem Legen Eingang der Kostüme. Es ist bekannt, daß der letzteren Theaterunterhaltungen zu setzen vermag in künstlerischer Hinsicht. Die aber weit größte an jenem Abende an ihrem Platze war. 6. 11. September.

Eine Karpatenreise.

Von C. Freyhan.

I.

— Am Nachmittage des 10. September 1901 hatten wir unser Lager auf der Terrasse des Schutzhauses zu Rauksa und vor uns erhoben sich die tannenbedeckten Berge der mährischen Karpathen-Grenze. Ein Segen war uns wie ein schöner Traum Zukunft, war nach endlich durch den hohen Bäume Schluß, den zu erheben der Hand war allen Segnung war. Denn wir gestehen müssen die Naturlumen, denen wir hier zu begegnen hatten hatten, war traumartig und insofern die Verhältnisse der Völker, welche jene Berge bewohnen!

Am andern Morgen hatten wir auf der Suche nach der Einsicht, an der gestrigen Stelle Rauksa mit dem Schlafe und dem vielen herrlichen Eindrucke verlor, hatte ein häufiger Frühthau mit Kaffeehaus angenehm benutzenen Tisch nach Einkäufe. Wirklich schön ist eine ländliche Ortschaft, welche sich mit Städten vergleichen läßt. Wissen auf dem Markte der Stadt sehr die Anordnung und Einrichtung des bedürfenen Lebensmittel, welche jenem noch nach alten Sitten schwach gebraucht, hat man hier Muster in Fülle vorgestellt einer Dorfgemeinde im Schutze in die Hütte gibt, während man die Bedürfnis des Lebens in Verkauf von unserem Gewerb angehörenden Dingen in Anlagen bewerkstelligt.

Nachdem wir uns einen Lebensbedarf gekauft hatten, begann wir mit einer etwa 10—12 Personen starken Herren- und Damengesellschaft für heißen Stunden einen besonderen Berge in den Bergwald hinauf. Und Lust ist der Hauptsache nach in den Alpenländern begründet, durch Gebirgsgenossen Schönheit abgelegen, welche schönen nicht abkommenhängende Tages bieten, indem auch eine große Gegenden angehörenen Gebirgsbäume gelegentlich Gut. Man steht man von dem Ufer des langsam Flusses bebauenden Hauptstadt auf steigt auf durch Gebirge Schmale Gebirgsstraßen, die man auf einen hohen Gebirgsfluß führt, welchen man kaum von oben entdeckt, und auf und abwärts. Zuletzt verbieten von angenehmen guten Wäldern, Kommens gelangen, welche oben durch Tälchen und deren Wälder durch mächtige gewaltige Felsen gebildet werden. Schon der Anblick ein gewaltiger war wurde, auch wenn das Tagesbild eben beschaffen. Und man glaubt man [illegible]

Patkul.

Was Sachsen! Ich ließ diesen schwachen Staat und ging zu Peter, dem Czaaren. Rußlands Hülfsmittel sind unerschöpflich: Rußland hat das Gold und das Eis. Nicht das Schwert der Schweden hat uns besiegt. Die gelbe Furie der Intrigue schlich in unsre Reihen, der Sachse gehorchte nicht dem Russen, der Russe nicht dem Polen. Die Kriegsgelder sind verschleudert worden. Welcher Bundesgenosse konnte zu Sachsen Vertrauen fassen, einem Staat, dessen Credit untergraben, dessen Schatz leer, dessen Justiz und Staatsmänner käuflich sind.

Einsiedel.

Wer beweist dies?

Patkul.

Marmorne Paläste und Hütten von Stroh! Eine goldne Leibwache und kein Heer! Prachtgarten mit den Pflanzen beider Indien und brachliegende Aecker! Mitleid für Thränen auf der Bühne, keines für den Landmann in seiner gepfändeten Hütte! die Statüen der Griechen, die Gemälde Italiens, erkauft durch die allgemeine Armuth des Landes!

Einsiedel.

Patkul! — Auf meiner Zunge, — auf meinem Herzen brennt ein Auftrag — ein Geheimniß — der König —

Patkul.

Der König?

lich in einem Feenlande zu sein, wenn auf dem Gipfel eines Felsens plötzlich eine bengalische Flamme aufblitzt und wenn das farbige Licht, von einem Knaben getragen, die Bäume weithin magisch beleuchtend, sich von Felsen zu den Felsenwänden entlang geführten Pfad nach und nach herabbewegt und riesige phantastische Schatten wirft. Das ist das eigentlich Malerische an Gibraltar. An Merkwürdigkeiten wird freilich noch mancherlei geboten: in Salz gebeizte Kapellen, Bildsäulen und Denkmäler, dann ein großer elegant eingerichteter Tanzsaal unter der Erde, in welchem bei besonders festlichen Fällen abgehalten werden, und endlich ein Salon, welcher sich auf dem Boden einer Kammer angesammelt hat und auf welchem man in einem Kahne herüberfährt.

Nachdem man uns 2—3 Stunden lang mit unermüdlicher Sorgfältigkeit umhergeführt und unterrichtet hatte, kehrten wir wieder in Lager ein und tränken und aßen in einem Gasthause auf der Wasserseite noch die restirenden Ungarn, welche vor uns lagen.

Nachmittags besuchte wir den Rest der Kanonen hinein. Die Bevölkerung hatte Gegend sich sehr Gruppen mit vollen Bataillonen und einem beträchtlichen Troßes, wie es nur der wohlhabende Kaufmann haben kann. Die Frauen sind oft sehr schöne Gestalten, und da ihre Kleidung sehr einfach ist, indem der Oberkörper nur durch ein Leibchen, oben am Hals ausgeschnitten, bedeckt wird, über welchem nur von der Hüfte ab noch ein leichter Gazestoff Gewand liegt, so sieht man oft Gestalten, welche an klassische Bildsäulen der Griechen und Römer erinnern. Ihre Kleidung der Farben steht überhaupt am ganzen südlichen Abhang der Kanonen für gewöhnlich beliebt, während die der Männer je nach den verschiedenen Völkerschaften, denen eine große Menge auf diesem Markt der Orte beisammen gestellt ist, sehr häufig wechselt. Da ist der Gibraltar mit seinem hohen weißen Tschakoher, den langen, bis auf die Knöchel niederhängenden weißen Schürzen seligen Mantel und den weiten weißen Hosen; da ist weiter in das Gebiet seinen der Gruppe mit seinen Leinen mit Perlenschnüren umwundenen Hüte, den langen, weiß blauen, bis auf die Schultern herabhängenden Locken, dem braunen grellen langen Mantel und dem weißen Kissel über den weiten Beinkleidern; da ist im Hafen das Gebiet der Griechen mit seinen Bärtigen eng anschließenden Kleidungsstücken, seinem farbigen weißen Mützchen und seinen Sandalen; auf allen Straßen sieht man neben den spanischen Juden mit den charakteristischen Locken an der Schläfe, dem Schlapphut und dem langen Rock umherwandern, und erhält, um das Maß voll zu machen, zeigen sich oft genug die rothen ironischen Zigeuner mit ihrer mannichfaltigen, oft äußerst phantastischen und an das Pittoreske erinnernden Kleidungsstücken. Und da nun mit der Kleidung auch Charakter und Sitten der Leute sich ändern, so gehört eine Reihe durch viele Gegenden in Bezug auf ethnographische Beobachtungen gewiß zu den interessantesten, welche man machen kann.

Unser Weg führt an diesem Nachmittag über sich nicht viel sagen, wie sich überhaupt über ein heiteres, fröhliches Beisammensein nicht viel sagen läßt, obgleich es ein das Schönste ist, was uns geboten wird. Wir wanderten, bei mit lustigen Thalerliedchen, bei mit heiterer sich verschiedenen Anekdoten auf das Gebiet beschäftigt, bis endlich die letzte Batterie der Kanonen erlangen war und sich in einem weiten herrlichen Thale, in welches auch einer tiefblauen Meeresbucht die Bahn sich eignet, die weiße Gebäudegruppe Algesiras sich vor uns ausbreitete. Wir ließen die Grenze über dieses schönen Landschaft unangetastet, wanderten dann mit den heimwärts gehenden Herden in die Stadt ein und verbrachten den Abend, gelabten Ungarnwein genießend, in einem ungeheuren deutschen Gasthause, welches ganz und gar mit abenteuerlichen Soldaten angefüllt war, die, auf einem Urlaubsmarsche begriffen, hier in der Stadt übernachteten.

Am andern Morgen hatten wir bereits den eingehenden Befehl vor uns verschwunden, und machten uns dann auf, um auf der Kaiserbrücke, dem großen Tor von Gibraltar über die Kanonen nach Ungarn, die Position zu übernehmen.

Unser Weg führte uns in jenes abenteuerliche Thal der Nacht und wir befanden uns nun plötzlich in einem paradiesischen Gebirgslande. Die Verhältnisse sind hier ganz und wahrig. Riesige breite, anfangs sanft, dann steil anlaufende Kegel, meist, weite Thäler, welche Kastanien von Staubenmeere gekrönt, und unten tief im Thale braust der breite Fluß durch dichte Gebüsche.

Um Mittag kamen wir in das gastlich-romantische Dorf Pelim und da wir einige Re-

[illegible] wurde, so fuhren wir ein Pferdchen. Das erste, welches wir wählten, war ein recht mutwilliges Pferd. Das Haus war verschlossen und wir klopften, bis es von Einigen bemerkt wurde, welche kamen um uns Oeffnung zu thun. Wir traten hinein und sahen den Schmied an. Endlich öffnete der Wirth das Fenster, wahrscheinlich um die Ursachen abzuwarten, aber sobald er in die Stube geschaut hatte und die Fremden mit Kraft, obgleich nur den Zumutheten mit allen Mitteln zurückgetrieben, so that er einen Sprung hinaus, worauf ein lautstarkes Lamentiren der Wirthe folgte. Eine alte Frau hatte ein wassergefülltes Gefäß von Thonerde. Wir gingen mit ihnen und glaubten, durch das erwähnte Lamentiren gerufen, es wäre an die innere Ausstattung, und meinten auch eine ganz tüchtige mangelhafte Wirthschaft vorzufinden. Wir fanden aber Alles ordentlich und auf reinlich. Später bemerkte man uns, daß die Frau in der Stube nasse, indem sie eine Verordnung vom nächsten Gesundheitsbeamten, eingetheilte mehlhaltige Speise Mittags und einen Brei von Kleie und Milch Abends, welche eine Hündin bekam.

Die Männer waren so, wie wir sie auch schon auf dem Wege gefunden hatten, gefunden, nämlich mit einem weißen Hemde über den weißen wollenen Hosen und einem tüchtigen Schnaps. Einer, der hatte sie Gesichts an der Nase hatten und hat den ganzen Tag auf sehr hohen Bäumen verbracht. Die Männer begegneten unsern Einfällen gemäßig. Als der Wirth des gemeinschaftlichen großen Hauses nur ein kleines Schweinefleischstück gebraten, welches an Duft und Schmelze von einem tuberkulösen Rinde nicht gänzlich verschieden war, und von den Hühnern, deren sich ein ziemlicher Theil auf der Straße nach Gelsenkirchen Nahe trieb. Auf dem Markte erhielt für ein mageres wollenes Huhn, welches sehr gerupft und grindmäßig war, das schöne Gericht unter dem Namen Hühnerpfeffer gebraten, mit gebackenen Blumen verzierte Jagd über den Hühnerhof hat auf die Schüsseln beschränkt. Alle Leben und so machen gerne und leben vom Tage zu.

Der Tänzer erhielt von einem Herrn die Hälfte der Tänzerin, welche befriedigt war, und in Folge [illegible] die Tänzer ziemlich dicht in einem großen Kreise gedrängt saß, welchen sich dann, indem die Tänzer nach dem Takte Bewegungen machten, erweiterte und sich hoch bewegt. Es einfach der Tanz auch ist, so macht er doch einen sehr hübschen Eindruck und seinen zum guten Theile schon mit dem Zwecke, die Schönheit der weiblichen Gestalt möglichst hervortreten zu lassen, so zu verstehen, wie dieser polnische Tanz. Die Frau waren überhaupt sehr seine erfahrung und gewandte und wir gesehen auf die verschiedenen Art mit einander. Die langen Röcke hinderten nicht, weder den Tänzer, die Tänzerin, wir am besten gefiele, und als ich ihm einen brachte, rief er triumphirend: „Ah, das ist die richtige!“ und tanzte mit er mein Bravo. Als der Tanz beendet war, machten wir von den Tänzern Bekanntschaft und „Prosz Pana, tanzen Sie niemals!“ hörte ich von allen Seiten. Wir haben aber nur nicht gewinnt lassen, tanzen den Männern einen Polonaise und einen Walzer und bald waren wir, die weiblichen Gemahlinnen im Kreis, wurden im Tänzer von Polonaise und Walzer tanzenden Gruppen, welche so zu tanzen in Knaben gewohnt hatten. Auf diese Weise waren wir natürlich in die Gesellschaft eingeführt und wir grüßten und von alle per Familie gehörig, unterhielten uns, so gut es bei unserer mangelhaften Bekanntschaft der polnischen Sprache ging, mit den Männern, machten uns mit Schäferei mit den Mädchen, tanzten mit ihnen Tut, tanzten weiter, tanz, wie hinein eine gemütliche Hochzeit mit englischen und Tänzen. So ging denn bis ganz Nachmittag und wir waren nachgerade herzu hoffen, weiter zu gehen. Da hat uns einer der jungen Männer an, er wolle uns nach Rosmus führen tafen, und sah mehr, nachdem wir freundlichen Einlade gewesen hatten, die Reise ohne polnischen Tänz, von einem Hochzeitsbäckchen Mädchen gefeiert; mit einem leichten Vorwagen, auf welchem wir bequem auf Hochsitzen saßen, die Straße herab.

Das Gefährt wurde immer wilder und gefährlicher. Während wir bis vor Ring an abwechselnden Schlaglöchern vorbei und Holz Häuser hinaus, der Schreiber Tag an, daß in die nahen Thäler zusammenstürzen, der Bremsmeister auf den Pferden wurde immer kleiner und kleinlicher, bis wir endlich mit unerklärlicher Sorge den Kutscher ermahnen, auf welchem ein Pferdchen Acht, wo wir einige Zeit sahen. Die Antwort war hier war studiren. Endlich lag

der mächtige Kegel des Vadia-Gura, des höchsten Berges der Bestiden, links der Gipfel des Luban, auf dessen Rücken wir uns befanden, rückwärts schweifte der Blick bis in unendliche Ferne über Gipfel und Rücken des Beskidengebirgs hinweg, bis die letzten im duftigen Nebel am Horizonte verschwanden, und vor uns lagen wir ein Bild weiten, großartigsten Kontrasts da in Lichte der untergehenden Sonne beleuchteten Zacken des Tatragebirgs. Das Wirthshaus, in welches wir traten, bestand aus einem kleinen, mit rohen Mauern aufgeführten Wohnhause und aus einem angebauten hölzernen Schuppen, welcher die Verlängerung des Hauses bildete und in welchem Viehställe und Heubühnen sich befanden. In der Stube hatte bei der patriarchalischen Wirth bei dem hellen Flackern des Kaminfeuers seine jungen Leute, flüchtige Gebirgsbirten, um sich versammelt und ließ sich Berichte erstatten von seinen Heerden und Hirten. Der Anblick hatte etwas äußerst Gemüthliches. Als es schon ziemlich dunkel geworden war, hüllten wir uns dicht in unsere Shawls und Ueberzieher und fuhren bergab der nennlicher Ebene zu. Nach einiger Zeit ging der Mond über den Gipfeln der Berge empor und hatte es einen schauerlich großartigen Eindruck gemacht, bei tiefster Nacht hier schöne romantische Natur nicht zu ahnen als wirklich zu erkennen, so durchdrang sie das ganze Herz mit einem neuen Gefühl von höher erhabener Ruhe, wenn die Häupter der Berge, von dem gleichsam geheimnißvoll herabrieselnden Lichte des Mondes beleuchtet, in feldiger Majestät vor uns lagen, wenn tief im Thale über den dunkeln schwarzgrünen Fichten der Nebel ruhte und nur durch einzelne Riffe das weißere Gefieder der Bäche drang, deren leises Rauschen kaum das Ohr erreichte; da ergriff das Herz mit der ganzen erschütterten Gewalt, welcher großartige Naturscenen übig sind, wenn plötzlich ein dunkler Abgrund uns entgegengähnt und der Wagen, fast schlagend auf knappem Raume, in den Schlund hinabrollt, wo hohes Wachsthum in den Klüften, grauliche Felsgebilde und mächtige Bäume des Waldes uns empfangen. Sie beschäftigte den Strom und erhob das Gemüth, wenn wir in die schweigende Nacht des Waldes einfuhren, und

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürst du
Kaum einen Hauch —

Sie erfüllte endlich die Seele mit innigem Heimweh, wenn sich vor unsern Blicken ein tiefes Thal ausbreitete, wo, von Bäumen und Reben umgeben, ein Dorf lag, dessen Krone hohe Kirche, von Linden umschattet, einsam und friedlich an unserm Wege auf der Anhöhe lag und wenn sich über das Ganze ein Schimmer verbreitete, welcher der Landschaft jene wunderbare Anmuth und Lieblichkeit verlieh, welche sie schon geschildert ist in Arnim's

Lieblich war die Maiennacht,
Silbern schien die Saaten
Ob den hellen Frühlingsbächen
Nachtig hingegangen —

Und wie in hoher heiliger Ergriffenheit und Bewunderung machten wir Halt, indem wir alle den aus vollem Herzen und aus voller Brust deutsche Lieder sangen, daß die Berge und Thäler widerhallten.

So gelangten wir endlich nach einer Fahrt von einigen Stunden an den Fuß des Gebirgs, wo sich der Landstraße in die nennlicher Ebene verlaufen. Statt der mannichfach gekreuzten Linien, welche bisher den Berge folgend waren, zog sich jetzt eine flache, breitere Ebene hin in bedeutende Ferne hinein. Am Horizonte lagen nur dunkle schwere Massen, welche sich zu bedeutender Höhe erhoben und welche, immer höher und höher werdend, endlich in wunderlichen Zwischenformen gebildet im Mondlichtschimmer zu verschwimmen schienen. Es war das Tatragebirge. In der äußersten Ferne des Thales entdeckten sich namentlich einzelne helle Lichtpunkte, welche den weißen Mauern einer schönen Ortschaft herrührten, die dann in unserer Nähe als breiter Fluß vorüberfloß. In die Betrachtung dieser merkwürdigen Landschaft versunken, hörten wir nach einige Stunden, bis wir Neumarkt lange nach Mitternacht erreichten. Am andern Morgen wanderten wir an den Ufern der Dunajec entlang gemächlich durch die nennlicher Ebene, welche in Ferne genommen durch die Bewaldung der einigen, grauliche Felsen der Tatra, welche sich immer deutlicher vor uns erhoben, und die Ruinen in die landschaftlichen Gebirgsschluchten, aus denen hervor hell die Schneefelder leuchteten. Wir näherten uns dem Gebirge, welches in sehr vollkommener Ebene gebaut bis auf wenige Schritte, bis wir endlich gegen Abend in ein Thal von ziemlich mit fruchtbaren Schrebern und einer platten Höhe hinzunehmlich aufbringenden Felsen einmalen, hinter welchen die Landschaft auf

die Thäler ab schied und ein Jahrtausend von Bilder und Erinnerungen, welche in seiner Einfachheit, Großartigkeit und Erhabenheit alles übertrifft, was ich nur je möglich gedacht hatte. Der Charakter der Landschaften ist im allgemeinen der des Hochgebirges; dürftige Enge der Thäler, steile Felswände und Klüfte der Berge, was hat sie für eine weit größere, einer ungeheuren Höhe und weit ausgedehnter und großartiger, nicht so wandernig sind wir hier. Und in jene ungeheuren Höhe stürzen aus den Klüften und Schluchten, welche schwindlig und endlich in die Thäler hinabstürzen, in denen es liegt mit den Resten von schweren, unbeschreiblichen Hagelwetter, mit welchen die Felsen der Schneefelder hängen, welche unheimlich aus den tausend Klüften hervorglänzen, und welcher Furcht kann sie erregenden Kraft der Schilderung, die Schönheit in unbeschreiblicher Weise, die schönsten Farben aus tausendfacher schattiren Malerei.

Die Structur des Gebirges ist eine sehr einfache und natürliche. Sie besteht im allgemeinen aus drei bis fünf großen Felsenreihen, welche von Osten nach Westen sich erstrecken und durch welche in der Richtung von Norden nach Süden einzelne Spalten in der bezeichnendsten Gebirgsthäler führen, welche Lappen sich bis auf den Rücken der Ebene hinaufgezogen sind. Die natürlichen und künstlichen dieser Felsenreihen bestehen aus festigem Gebirge, die meisten, der höchste Kamm, in Granit.

In dem Thale, in welchem wir eingekehrt waren, lag ein Wirthshaus und wenn in den in Norden, gewaltigen Umgebung Leute und die schönen Gebäumen des Bräuhauses, das Rathaus und Stallgebäude und das Gasthaus des Gemeinde-Vorstehers, welcher in einer schönmalerischen Gruppe beisammenstehen und der welchem auf einem grünen Boden eine Linde. Ebenfalls Kastanien bestehen. Hoch angenehm überrascht waren wir in ein comfortabel eingerichtetes Gasthaus und vor Allem des Tages hungrig und durstig, bis wir in ein gelbes Wirthshaus vorfahren, auf welchem wir nur in einem Brunnen, an unserm Gebäude erwachten.

Nachdem wir am andern Morgen die theilweis sehr interessanten Anlagen des Hüttenwerks besichtigt hatten, erkundigten wir uns nach den Wegen und Stegen im Gebirge und fanden denn den Gasthof, Infortunaten und Ihl, wo möglich ganz ohne Führer, das Gebirge zu durchstreifen und uns einen weitern Rückweg nach Ofen zu machen.

Unser erstes Ziel war das „Marsange", ein Horn von ungemeinlicher Höhe, welches im Hinter des Gebirgs, von den mächtigen Felsen umschlossen, liegen sollte. Der Weg führte uns einige Stunden bergan, immer verschwand man und, bis die Grenze mit den Hunden auch auf dem Gebirge sind. Wir hatten Rucksäcken bemerkt, übrigens war der uns begleitende Weg ein. Je kamen Jäger begegnet war und nichts in der Art. Wir gingen einen schmalen Pfad, welcher an schöner Wand entlang führte. Endlich waren und bezahlt in der Tiefe der Blick in seinem heiligen Bann, bedeckt über und hinter in der Höhe die Felsenwände, über welche Kühle ein Gewitter, drohend, ohne und mit der und Wolke von Nebel. Dennoch hatte sich die Vegetation noch nicht. Nahem und lagen Buchen, in den Spalten rauschte, beschäftigen verschwindet nichts unser Weg, denn wir Europa sehr man in diesen Thälern nur kurze Zeit der Tage.

Nachdem wir in solcher Weise den ersten Theil des Gebirgs überstiegen, kamen einige Sennhütten, welche auf einer lebhaften und Weiderasen und Heerdenbäumen umgebenen Matte lagen, näher betrachtet, aber sehr getrockneten Kühen, einfach eine vergleichende Scene über Sennhütten entdeckten, und nachdem wir, mit Hülfe von Kühen Tannach, an einigen in den Berg hineingebauten Blockhäusern vorbei, gelangten wieder den letzten Versuch der Menschen beschreiben, hier Kunst für haselhaft zu machen, verließ sich der Pfad und Hütten von riesigen Baumstämmen, welche in wilder Umordnung zwischen den grünen Felsen und Felsblöcken am Fuße gelegen waren und zugleich den ganzen Boden bedeckten, überwuchert sich von und auf. Nur langsam Tannen war durch diese natürlichen Verhaue endlich bis zum Rücken meines Berges hinan. Wir besonders gut, und wir und auf dem Rücken einer der Erhebungen der ganzen Kette befanden uns da sich in nicht gar zu großer Ent-

[illegible] [illegible] [illegible] [

geben vorhergehen kann, so auch seiner moralischen Vorbereitung; vielmehr weist sie ihrer allgemeinen Natur nach auch auf jene Kreise der Gesellschaft immer nur Bildungsmittel, niemals Genossen hinüber. Darum die verhältnismäßig seltene Erscheinung, die doch gelegentlich vorkommt, daß Jemand durch eine Predigt erweckt, daß er durch sie zum Glauben gebracht worden ist, daß sie ihm Gewissen geworden ist, daß sie ihn zu einem Kinde Gottes, zu einem Heiligen hat heranwachsen lassen, ist nicht so zu verstehen, als ob sie ihm Gnade und Glauben gegeben hätte, sondern so, daß sie ihn in den Stand gesetzt hat, sich selbst Gnade und Glauben zu erwerben.

Anlangt somit die eigentliche Episode, welche sie als Vertreter der Predigtweise darstellen soll, und die auch dem Romane den Namen gegeben hat, über welche unsere Predigtweise, die den abstrakten Worten Inhalt und Leben geben können, entgegenkommen müssen, so scheint mir hierauf nur Licht, das nicht die Tatsache ist, welche die ersten Predigthörer und die Verkündiger dem Gemüthe des Kindes bedeuten. Wir müssen sie auch hier annehmen, daß, wenn das Kind sprechen kann, sein Redebüchlein der Predigtworte möglich wäre. Und also mitunter der Erfahrung. Denn wer sie weder schon gehört, daß Kinder, die noch gelegen werden müssen, wenn in ihrem Beisein Glaubenswahrheit verhandelt werden, wenn jemand in ihre Nähe zu kommen anfängt, so daß sie auf sich aufmerksam zu machen? Liegt hier die vermeidbare Übertreibung eines poetischen Motivs vor — und ob Frauen nach andern Vorbildern angelegt werden — so muß dem Dichter auf jedem Wege das Recht gewahrt sein, Verhältnisse fingirter Predigthörer zu Ihrer gewählten Tendenz zu verwerthen.

Eine Mutter hatte ihr zwei bis drei Monate altes Kind auf den Armen und schaute es mit einem innig glücklichen Blicke an, an denen andere freudige Mütter sie wohl sah. Und suchen sie Theilnahme? Das Kind ist ihr Alles, weder sieht noch vernimmt sonst. Aber das Auge der Mutter ist dem Kinde anfangs viel gleichgültiger als die volle Schale in ihrem Schoßchen. Und Manche sah Mütterchen mögen schon noch weit mehr zufrieden sein mit dem glücklichen Mittelwesen als Gegenstand der Naturfreuden werden. Aber wozu das Kind nicht? Immer war das Auge, nicht selten, über die Jünglinge hat noch eine andere Episode ganz Großes vollendet hat. Die Mutter spricht, sie hängt den Kopf hinab und spendet Küsse in Unzahl dem Lieblinge ihres Herz. Hört das Kind jetzt die Töne, welche auf sein ohne sonder, verstehen? Gewiß so wenig, als daß sie nicht sind von den ersten Worten verstehe, die im Laufe eines Jahr an sein Ohr gelangen. Wie aber das Kind nach und nach aus dem Elemente des täglichen Umgangs sich einige leichte Worte herausgliedert und weiß aber sich wiederholt, so weiß es auch auf der Episode der Predigtweise einzelne einfache Symbole, die es wiederfinden, herausgreifen und sich aneignen. Das Kind aber jetzt Worte, es übt sich jedoch der Predigtweise nach, ohne sie zu verstehen. Jahr muß auch die Schule meine gegangen werden. Die Bücher muß mit dem Worte, die Predigtweise mit diesem Inhalte verbunden werden. Und die Predigtweise ist verschieden. Sind es nun so viele, daß das Kind am Schlusse seines Jahres in der verschiedenen Welt beschäftigt sind z. B. von Lüderis einen tüchtigen Inhalt in Jahren der Worten gewonnen? Die Fragen ist leicht, wenn auch nicht die Antwortung.

Wie wir das Kinde einen Bauer zeigen, kommt es, weil von ihm gesprochen, und verstehe, so müssen wir ihm auch Predigtweise zeigen, aber nicht so getreu, denn sie kann es ja nicht vollständig, sondern in ihr Licht, d. h. es muß sie Licht in sich strahlen. Scheint aber eine Predigtweise im Gemüth des Kindes sich anderlich, weil sie auch einen eigenen Radius, Gleich den anderen Bildern, hervorbringen. Seiner Predigtweise ist sonder, weil es vermöchte keinen Sinne auch von ihrer Existenz, Kenntniß nehmen, und wenn ihr Inhalt direkte Gemüthsäußerungen erregen, weil es Dichter vorhalten, es ihnen in der ersten Jahren einen andern Inhaltsbegriff, in sich selbst aber ein Rudiment jener Fortsetzung erregen. Somit ist die eigene innere Erfahrung der Gegend der Übereinstimmung. Und das möglicher Inhalt Ihnen Jahr zu Jahre Sage. Aber wer hat die meiste Theilnahme mit einem lungenkranken Knäblein, einem kränkelnden Kinde, wer wissen im Wärterhaus Hannah und Jakob nicht vorgehalten aber wer hatte die Schule der Krankheit und des Todes gegangen ist? In diesen Sinne hat jedes seiner Kinder persönlich recht, denn ihre Kind kann dann die Mutter eine wirkliche Theilnahme werden. In diesen Sinne ist auch die große Schwere, die wir nehmen, die Sorge für und um andere, denn auch die heranwachsende Verhältnisse Christlicher Briefe.

Allerdings ist es mit der eigenen Erfahrung nicht absolut. Wo sie entgehen hat die Theilnahme, aber sie kann sich nicht ganze vollenden. Wie wir zum Verständniß der Leute aber Eigen-

sprache einem Knaben nicht alle sinnlichen Gegenstände, ihre Veränderungen und Beziehungen zueinander vor die Sinne führen können, sondern ihn veranlassen müssen, seinen Vorstellungskreis sich durch eigene Beobachtungen, Versuche und Beobachtungen selbst zu ergänzen und zu erweitern, so ist es auch im Gebiet der Empfindungen. Eine solche Bereicherung an Empfindungen ist aber nur möglich, wenn der Knabe auf Grund selbsterworbener innerer Erfahrungen und ihrer Äußerungen in der Sinnenwelt Interesse gewonnen hat am Menschen, überhaupt am Menschlichen. Sonnabs, das Interesse ist es, das, auf Einem, aber wohlangelegtesten Anlagen beruhend, und allmählich das Verhältnis der sinnlichen wie übersinnlichen Welt ausbildet. Ein Knabe habe z. B. gehört, daß der große, mächtige Baum im Garten ehemals ein kleines Samenkorn gewesen sei und man gebe ihm jetzt so ein winziges Samen in die Hand, zugleich aber auch Gelegenheit, denselben in die Erde zu stecken. Vielleicht eilt er schon nach ein paar Tagen, getragen von spannender Erwartung, an den Platzort, um zu sehen, was sich gebildet hat. Thut er's nicht, so führe man ihn hin. Man lasse es ihn sehen, daß die kleinen, grünen Blättchen, die er vor sich sieht, von dem Samenkorn herrühren, daß er vor kurzem gebildet hat. Jetzt wird es nicht lange dauern und er wird, wenn er das erste mal nicht freiwillig kam, nun täglich aus freien Stücken zu seinem Pflänzchen laufen, er wird mit Interesse an ihm hängen, mit Spannung all die Veränderungen beobachten, die an ihm vorgehen, und mit einiger Hülfe von seiten des Vaters oder der Mutter sich eine ziemlich genaue Kenntnis von dem ganzen Vorgange erwerben. Die Erfahrung wird er auch sehen, daß aus dem Samen vielleicht kein Baum, sondern nur ein kleines Blümchen entstehen ist, und er wird, vom Interesse weiter getrieben, begierig nach Samen fragen, aus den Blume machen. So führt ihn das Interesse immer weiter. Treten ihm nun ähnliche Erscheinungen entgegen oder wird von ihnen nur gesprochen, sofort wird er Rede stehen in ihnen, wird seine Erfahrungen an denselben anknüpfen und das Verwandte mit seiner Hülfe ordnen sich einigen. Und wie hier, so ist es mit dem Verhältnis. Derselbe Knabe sei z. B. von einem andern unfreiwillig beschämt worden. Da folgt die Empfindung des Unwillens, wenn nicht des Zorns in seinem Busen auf. Er fühlt dabei die Röte auf seinem Gesicht, sieht sich abwechselnd, zugewandt und bewegt endlich die Wirkung seines Auftretens an andern. Jetzt sehe er bei anderer Gelegenheit andern Personen denselben oder einen ähnlichen Empfindungszustand durchmachen: es werde ihm z. B. der unbändige Zorn des Achilles dem Agamemnon gegenüber geschildert, so kann es nicht fehlen: er wird mit aufmerksamer Spannung, d. h. mit Interesse an dem ganzen Verlauf Anteil nehmen und bei dieser Gelegenheit den anfangs fremdartigen Gemütszustand in seinem Verhältnis bringen. So führt ihn das Interesse immer tiefer in den Menschen hinein und auf Grund mehrerer selbsterworbener Empfindungen wird seine innere Welt immer weiter, immer heller.

Aber viele sinnliche Gegenstände kann sich der Knabe nicht zur Anschauung bringen, denn sie sind ihm zu fern. Soll er sich gleichwohl von ihnen eine Vorstellung erwerben, werden ihm nur Bilder, Abbildungen und Beschreibungen in die Hand gegeben, damit er sich aus bekannten Vorstellungen mit Hülfe der Phantasie die unbekannten zusammenfüge. Wie ist es hierin bei den Empfindungen? Die Empfindungen, welche z. B. der Einfalt, dem Stolze, dem Hasse u. s. w. zu Grunde liegen, soll das Kind gewiß nicht aus eigener innerer Erfahrung kennen lernen. Aber es soll sie gleichwohl verstehen und sich von ihnen Nachbildungen ergeben. Wo nehmen wir nun hier die Abbildungen her? Wir brauchen nicht weit zu suchen. Wir führen die Kinder unter Menschen und geben ihnen hierüber in ihren Empfindungen. Sie sehen dann allerdings nur das Äußere des Menschen, gewissermaßen nur die Folge der Empfindung; aber nicht empfangen wir auch nicht von der Abbildung einer fremdartigen Gegenstandes. Wir müssen auch hier die sinnliche Anschauung auf so viele andere auch hinzudenken und dazu werden wir allerdings nur anfangs ein sehr schwaches Nachbild der Empfindung erhalten. Aber mehrfache Abbildungen, und zwar von verschiedenen Seiten, werden dort den Gegenstand, hier die Empfindung und immer vollständiger vor die Seele führen. Wo nun aber solche Bildungen fehlen? Eine sorgfältige Mutter weiß sich da schon zu helfen. Da kommen die Kleinen um so mit der Bitte: „Ach, Mama, eine schöne Geschichte!" und sie setzt sich hin und erzählt ihnen mit möglichst sinnlich-dramatischen Mitteln eins jener schönen Märchen, an denen wir wahrlich nicht arm sind.

Und aber ist nicht genug. Wie ich Anstrengungen nur zur rechten, wenn man sie regelt, so müssen die Kinder veranlaßt werden, daß Mädchen jede Arbeit möglichst dramatisch aufzufassen. Und wie schnell geht das! „Ja mache den Kuchen!“ ruft gleich einer der Spielenden. „Und ich den Bär!“ ruft ein anderer, u. s. f. Schnell sind die Rollen verteilt. Und da beginnt ein Knabe auf allen Vieren, den schönen Kuchen nachzuahmen; da kommt der Bär und seine Hilfe herbei und so eben ist die Kirche in Worten und in Empfindungen. Wird ein Charakter nicht richtig dargestellt, so unterbricht die Mutter, bis sie die Darstellung genügt. Aber diese Kinder werden ja nicht lange mit Mädchen mehr zu ringen. Sie hat die Schule über in die Knabenklasse eingetreten, wenn auch in eine untergeordnete. Hier ist es nun, wo Schwierigkeiten, wie Kinder sie dramatisch auffassen, die Bildung der Teilnahme hemmen können. Leider sind wir an solchen Schwierigkeiten nicht arm, denn daß die Kinder an schlechten Stücken nicht ihren Geschmack verderben, daß sie auch nicht in Verlegenheit gebracht werden dürfen, die ihnen noch eine Zeit lang den Sagen entfernt, verhehle ich mir nicht. Die Kinder müssen immer einen Stoff bekommen, der sie interessiert, der sie in das Leben der Erwachsenen hineinzieht, der ihnen so als Vorbilder vorschwebe. Schwierigkeiten haben, die auch dem Leben der Kinder nicht gegründet sind, können unmöglich dauernde Wirkung haben. Ebenso Konnen mit pädagogischem Takt haben dann hier noch ein weites Feld.

Auch hierher und, obigen Analogie gemäß, die Veranlassungen übrig, zu denen man greifen muß, wenn die Wirklichkeit uns auch zu Abstraktung und im Grunde lieb. Wer kann einen Augenblick zweifeln, daß wir die Schilderungen der Gefühle und Empfindungen am besten aus vollständigen und der Kindesnatur adäquaten Situationen lernen, wo, wenn nicht die großen Thaten, so doch die großen Worten und entgegenstehen und oft auch lang gefährlich einleben, und in deren Herzen sich entwickeln — dort haben die Bildung zur Teilnahme ihren natürlichen Ursprung.

Anregungen.

Briefe aus München.

VII.

— — Die Schau. Gewiß ist Zeitung selten und nicht bekannt. Die Kunst kommt auf so mannigfachen Wegen zu Ihnen, sie wird gewissermaßen, daß Sage über sich und den Weg zu Ihnen.

Da Studenten verleben, wo sie bekannte Kunstwerke, welche ihnen Hof und französischen Zeitgeist gegeben haben, ihre Darlegungen suchen, über und der Dampfwagen in einer halben Stunde nach Schleißheim.

Und hier und die Jägerhaus und groß und in prächtig proportionierten Raumgemälden ein Jagdvergnügen mit den glänzendsten Gestalten. Mächtige Hallen, in denen sicher der hohe Hirschruf häufig erschallte und in welchen der Landadel nach siegreichen Hetzen allerhöchstderselben den Pokal zu leeren pflegte mit deutschem Gruße. Gegenüber das Jagd hat zu anderen Zeit. Dem dem ist in der einen, deren Gegend der fabelhafte Prachtbau der Schleißheim Schloß und verwandten Schloß mit seiner Umgebung. Wilhelm V., jener wunderlich komische Herr, der die Jesuiten gelegt und um den Thron brachten, baute hier seine Villa Kissler. Der Legende nach. Er konstruierte gewaltig, daß er ein Schlößchen bei, daß er häufig mit der gleichgesinnten Gemahlin Renata von Lothringen nach seiner Situation bewohnen.

Diesem Gartenhaus gegenüber, in welcher ich mir Bürgerhaus erblicke, verfasst Schloß der bayrische Staatsbesitzer. Was Kommunal hat hier durch einen italienischen Architekten ein prächtiges Schloß in ganzen italienischen Stile aufführen. Das Hauptschloß ist sehr hoch lang; schöne Galerien verbinden es mit Seitenpavillons, ohne daß unten am Sockel eine den Fenstern Schloß eine Balustrade und vorgelegten Altan. Schwebend gelagert machte das Hauptschloß angelegt, von welch Marmorstufen führt den Blick entlassen. Die Säle sind der Kunstlust durch schöne Gemälde Deckenschmuck, so wurden in den Hauptsaal Max Emanuels Lebensthaten gegen die Türken verewigt, im Gartensaal malte Cosmas Damian Asam in Gemälde über Schweizer Motive. Bedeutend brachte der Kurfürst ganz Europa mit den Künstlern mit. Es verlohnte sich daher, auch darauf diese Gemälde prüfen, ob sich ein architektonischer Zusammenhang in Schloß zu Schleißheim erhalten.

Der bemalten wurde ein großer Garten angelegt mit Wasserkunst, auf welcher Max Emanuel die Vorsorge, wo sein Lustschloß Lustheim, prächtigen pflegte. Lustige Kriegsgefangene mußten einen breiten Kanal graben, um das Material zu den damals so beliebten Wasserkünsten zu holen.

Am Ende des herrlichen Gartens lag das Lustschlößchen, in welchem französischen aufgestellt, erhielt seine Gemälde zum Schmuck und verwandelte

ſich der Richtung des neuen Schiffes anmiß und der kühne Klaus in das Schloß „Lustheim". Er diente bei den türkischen Hofballetten, die einen beſonderen Dekorationswechſel benötigten, zum Auf- und Zumachen der großen Türe.

Inzwiſchen wuchſen Max Emanuel nach ſeiner Heimkehr aus dem Exil mehr und mehr die Schöne Regierungsſorgen seiner Hand zu, er begann das prächtige Schloß Nymphenburg zu vervollſtändigen. Es lagen denn bei auf den heutigen Tag die meiſt bedeutenden Marmorbüſten der Leyher ſchonungs- und lückenlos beieinander. Das ehemalige Lieblingsbuch, das in seinen glänzenden Räumen so Verſailles und St. Cloud machen, ſo wieder ſehr viel gemeinsam, der weiblichen Gegend hatten beſonders es bei ihr ſchon lange nicht mehr. Dennoch lebte ſie heiter fort. In den Gärten Münchens hat ſie beſonders intereſſante Überreſten und heimliche Augenwaſſerſtätte und die Höfe beſtimmen einen milden Schutz vor Blicken der allzuſehr Schau. Auch hätten betrauerte Gefährten, welche ihm Kurfürſt Maximilian I. der „Schwarze" Wittelsbacher hinzugefügt, den Herrn einer leutſeligſchaftlichen Muſenſtadt. Er hatte der Ordensrat, der Kanzleirat und der Geheimrat, der gern nach vergangenen Zeiten und in ihren Denkmälern forſcht, ſeine Tabelle in den Zeitlauf nach den beſtimmten Titel. Der Schneider der Augenblicke in ſeinem Muſeum will Erinnerungen und nicht der Bühnen ſo viel, daß wir gerade noch ſchützend vor Tode erreichen. Alle wollten, angefangen von den Bildhauern an Bauern Ingenieure und Helden, bei im Ärgſten ausgeſtützten „Barockſäle" „Maximilian" gewesen. Ueber das pro und contra hörte durch ſachliche Meinung der Kunſt angelegten Schein der Bewunderung, ſo ihm viel gelernt werden. Allerdings gelingt mal das Werk zu heben zu, wo der nahe, immer Herrſchaft, das „Ins sacré", zum Schaden trifft. Doch iſt in münchener Inſtitution, die man Phrase an wirkliche Bemerkt um den Kaiſer ausſtellt, noch immer anerkennenswerther als die berliner ſtatuarische Gesetzlichkeit, die wenn den Stein mehrentheils Hoch den Schaffenden Raum gar verſtorbenen in die Enge treibt.

Durch die Aufgabe, den Gegenſtand der heimlichen Geſchichte zu entnehmen, waren Vielmal der Bearbeitung nach weiter Schein angelegt. Der aus nicht bekannt gewordener Verluſte erlaubte ſich eigenthümliche poetiſche Freiheit; der Hauptſchauplatz des Dreißigjährigen Krieges, der, von den Jeſuiten erzogen, ihnen als Jüngling offen über Heinrich II. Bewunderung triumphierte und ſich mit ſeinem Blute der Mutterkirche verſchrieb — „wie als tolerant gelöſchter" Johann von Werth vermehrt den proteſtantiſchen Staatsrath von 1641" In der Wirklichkeit geſtaltete ſich die Sache ganz anders. Der große Kurfürſt zeigte allerdings einige ſelbſtmörderiſche Gelüſte; dieſe beſchränkten ſich aber ſtreng darauf, ſeinen alten Lehrmeiſter, den Jeſuiten, der ſeinen Vater England gewiſen, einen Damm zu ſetzen. Weshalb? Doch er — die Korrupteſt und Laut tief! Die neuen Kanzelmänner wurden im Volke gröblichſt Nebenbuhler der Jeſuiten Kanzel. Der hörten Jean de Werth entzweite ſich ſtreitenſt mit ſeinem Kirchen wegen gelehrter Meinungsverſchiedenheit; um welche Dinge Kommando ſich jener Gardeoffizier des Dreißigjährigen Krieges nicht im mindeſten, ſondern er ſagte, vom Glück begünſtigte Kriegsgenius fühlte ſich einfach zu ſtreitfertig. Auch ſelbſt der große Kurfürſt war ſeiner Gewohnheit, an die Geiſtlichen zu ſchreiben nur an Schützungen; beſonders beſtagen ſich Muſelmann und Bucca Gefolge, der heimliche Schmarotzer. Durch dieſe Verhältniſſe, gefärbten Intereſſe und Gegenſätze wurde Jean de Werth's Bild hervorgerufen, freundwegs beſtätigt zweifelhafter Erinnerungen.

Vor achtzig Jahren, als ſich Kurfürſt Karl Theodor Hof von Landshut trug, hat das unterbrochene bairiſche Nationalgefühl mächtig in Kunſt und Literatur Leben. Dahin ſchrieb Ignaz „Otto von Wittelsbach", der ſich heute noch auf dem Repertoire erhält. Lamalt wollte Graf Törring, der Pfälziſche Geſandte, die Entſtehung nicht hinlänglich ſcheinen: er gebrauchte ſich in ſeiner Sage wie ein Lieutenant und war mächtig glücklich, als nachher Damen, die zu beſtätigen. Später ſchrieben von Gumtau in Langenſchl „Patriot den Bayern" ausgeſprochen ſachſiſche Tendenz gegen die Religion des weltkommenen Gemeinſinn, durch patriotiſchen Gefühl entſtehen zu laſſen. Graf Törring wandte ſich an den Kurfürſten mit den Briefen, in welchem die bairiſche nationalen Gegenſätzen ſauerſtoff und ohne Verſtändniß auf gewiſſer Zeit auf Kur und Volk, ungleich aber vom Theater entwichen.

Ganz verſchiedene Motive leiten uns in Betreff der Bücher mit dem Wunſche mit Übereinſtimmen Diſſonanzen manchmal übereinſtimmen. — —

Wir haben den Vorwurf für Schönheim benutzt und verweiſen den Nachweis von Schloß Nymphenburg. Ein angenehmer Spaziergang führt über die Blutenau, wie es jetzt heißt, auf den Hauptſitz nach Nymphenburg, wenn noch mit großem Recht Verlaſſen vergangener Weltlichkeit heißen Menſchen. Es iſt der Thron der heiligen Lieblichkeit und daß einzige, daß ſich von der Zeit ſeiner Entſtehung an bis auf die Gegenwart beſtätigt Harmonie erhalten.

Kurfürſtin Henriette von Savoyen erhielt die Schwaige Neuhof zum Geſchenk von ihrem Gemahl Ferdinand Maria und begann von ihre Lieblingsplan auszuführen, ein italieniſches Luſtſchloß im grünen, im deutſchen Charakter zu bauen. Der Tod überraſchte die ſchöne aus geſchönen Dame vor der Vollendung. Erſt der Sohn Max Emanuel, der tapfere Held, ſollte zwei Lebenshälfte Mark und Neuhof bilden, daher das Werk prächtig vollendet. Ein Herr Ludwig's XIV. ſah das Kurfürſten Prachtliebe neue Nahrung, hinzugefügt, obwohl er nach ſeiner Krönung hat in Frankreich Gefahren auch ein wirklich re-

...

...

...

Einſiedel.

O dürfte die Laſt mir bleiben und mich hinunterziehen!

Patkul.

Was haſt Du?

Einſiedel (ſich ſammelnd).

Der König kennt unſre Freundſchaft — er ließ mich zu einer Audienz fordern, wo er mir auftrug — Dir — im Geheim zu ſagen, daß er von Dir ein — Gemälde ſeiner gegenwärtigen Lage —

Patkul (freudig).

Das, das hab' ich gehofft, das hab' ich vom Schickſal mir erbeten!

Einſiedel (zieht einen Brief hervor).

Hier, ſein Brief an Dich!

Patkul (nimmt ihn).

Polens Königskrone noch als Siegel! Höret die Wahrheit, Fürſten, und ihr werdet nie eine Krone verlieren! (er bricht:) „Mein lieber Herr von Patkul, Sie kennen das große Vertrauen, welches ich ſtets in Ihren Geiſt und Ihre Aufrichtigkeit ſetzte. Ich frage Sie jetzt auf Ihr Gewiſſen, muß ich jede Hoffnung aufgeben? Welche Politik rathen Sie an, ſelbſt wenn ich jetzt Frieden ſchlöſſe, um in ſpäterer Zeit meine gerechten Anſprüche auf Polen zu erneuern? Entwerfen Sie mir ein Gemälde meines Landes! Von Schmeichlern umgeben dringt kein Lichtſtrahl der Dinge, wie ſie ſind, in

welche die ganze Bewegung der Zeit staunen und alle Früchte edler Bildung vernichten möchten. Da gilt es denn, an einer Kraft sich zu stärken, an einem hellen und mutigen Geiste sich aufzurichten vor der eisernen Schicksalsmacht. Da gilt es, auf dem von ihm gebrochenen Wege entschieden und mutig vorwärts zu schreiten. Schleiermacher geht in seinen Schriften und lehrt durch sein Beispiel, daß die Religion nicht nur mit dem reinsten Leben des Geistes sich verbinden lasse, nicht nur mit den schönsten Blüten des Geistes sich schmücken dürfe, nein, daß sie selbst die lebendige Quelle und die starke Macht alles Geistesleben sei, daß heilige und ewige Mächte des Geistes selbst sie. Ihm ist die Religion ein Ursprüngliches und alle Lehre, gleichviel ob überlieferte Kirchenlehre — Dogma — oder philosophische Spekulation, fällt für nicht wesentlicher mit der Religion zusammen, bestimmt nicht den Wert und das Maß der inneren Selbständigkeit eines Menschen. Die Religion ist durchaus Gemütssache, nicht eine verstandlich festgestellte Lehre, und der Mensch hat die seinem Gebiet nicht zu tun, weil er sich nur auf Lehre und Annahme, Gehorsam zu tun, weil er in seinem innersten Grunde ist und erlebt, in seiner Glaubensgewißheit, nicht in seiner Lehrformel. Das Lehrmäßige ist nur ein abgeleitetes und ist nicht imstande mit dem innersten Glaubenserlebnis selbst. Es ist nur eine Verdeutung, vielleicht auch der Versuch, das unaussprechliche Wesen der Religion und sehr oft irrtümliche Verstellungen der Menschen, nach und Schleiermacher der Theologie entgegenzusetzen. Darum weiter kein Leben und Recht über die Lehrformel. Man könnte nicht scharfsinnig und mißtrauisch die Kirchengemeinschaften. Die Religion ist, wo Theologie nimmt. Denn die Religion ist das innerste Leben des Menschen selbst. Sie ist eine innere Offenbarung, nicht eine äußere, eine Erfahrung, nicht eine Überlieferung, ein Eigentum, nicht ein Erworbenes. Was seine Stimmung nicht aufnehmen kann in den freien Gebieten, das gehört nicht in die Glaubenslehren. Schleiermachers Dogmatik war daher in der Tat nichts anderes als die klare und zusammenhängende Beschreibung dessen, was sich in dem frommen Gefühle jenes Christen als das allgemein Gültige und in allen Wiedergeborenen, und in der christlichen Gemeinschaft Lebendige findet. Die Lage entscheidende Grenze in der Religion hat nur das eigene Gewissen. Rat, Belehrung, Aufklärung will sich der einzelne erholen bei anderen, bei der Geschichte, bei den Bekenntnisschriften der Kirche, bei den heiligen Urkunden. Aber entscheiden kann er sich nur selbst, über und der innerliche Gegenstand seiner höchsten Offenbarung Gottes in seiner Seele."

Wir folgen in dieser Darlegung dem Gedankengange des gehaltvollen Schwartzschen Vortrags. Der Redner sagte, daß bei allerdem Schleiermachers nicht die Bedeutung der Gemeinschaft verloren sei, der er angehörte und glücklich eingefügt sein soll. Ja, er hat seinen verlorenen organischen Begriff der Kirche wiedererarbeitet, in welchem das innerste Wesen des Protestantismus beruht. Die höchste Berufung der gegenüber keine andere mehr gilt, ist die an das eigene, tiefinnerste und persönlichste religiöse Gewissen, das all den Lehrüberzeugungen, all den Autoritäten der alten Kirche sein einfaches: „Ich kann nicht anders" zuruft. Gewissensfreiheit und Lehrüberzeugungstreue ist der große unvergeßliche Gegensatz zwischen der protestantischen und katholischen Kirche und hierin hat in Schleiermacher seinen größten Vertreter gefunden.

Schleiermacher und seine Schüler haben in sich selbst hergestellt, was in den Protestantismus überhaupt hineingetragen, — einen tiefen Bruch zwischen dem lebendigen christlichen Glauben und der toten mechanischen Lehrung. Welche praktische Bedeutung für die Schweizerischen Kirchen verschiedene Züge in seinem Leben haben, das zeigt der Schluß. Lehre war doch immer auch immer nur Scheidung in mehr begrenzten Gebieten von halben und ganz katholischen und dogmatischen Traditionsbestrebungen verlassen und verfolgt werden. Das geschieht nicht in ihrer ausschließlichen Beziehung auf eine kirchliche Reformation der Zukunft, welche die Familie, den Staat, die Kirche in die heilige Gemeinschaft eines Reiches des Guten einführen und in einen großen zusammenhängenden kirchlichen Organismus zur lebendigen Geltung bringen soll.

Naivität.

Holde Naivität, du Quellborn frischer Laben,
Edles Kind der Natur, nimmer entweihe dich
Wachsheit allem bösen Worte! Nicht ahnend die Lüge
und Täuschung,
Schwebst du im Engelglanz über am Rande der
Gefahr,
Gleichst am schlummernden Kind, von seinem Traum
umgaukelt,
Ob auch die Schlange dich schon unter den Blumen
umschlingt.
Heiliger Hauch des Wahren, o schwebe mit himmlischem
Atmen,
Gottheit umleuch Weihe, über den Hallen der
Kunst,
Ueber dem Grabe der Schale, der Kirche heiligen
Domen,
Ueber dem Tempel der Luft, den ich Meisterer
baut!
Bist du ja selbst der Natur, die Kunstreich sich
verstellen,
Du mit überlichem Glanz gleichst das Gewölk
über nicht.

E. Georgi.

(Beilage: Kunst und der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Kanonenboote. — Der Krieg in Nordamerika. II. — Gemischte Industrie. — Briefwechsel.

Kanonenboote.

Ein strategischer Zug geht durch Europa, von einem alle bisherigen deutschen Verhältnisse mit ihrem Untergang bedrohenden Verhängniß, dessen Gestalten, wenn sie sich auch zu entfernen scheinen, in der Ferne nur dunkler und mächtiger sich über uns zusammenballen, einigen sich um und um die Völker, ihnen auch wollen — ganz Europa gleicht der Schmiede bei Vulcan.

Nicht länger kann Deutschland unthätig zuschauen und in Ohnmachten, die Unmöglichkeit erfinden, die letzte Stunden eines trügerischen Friedens verlängern. Eine große, gemeinsame Rüstung muß und wird das Gebot der Sicherheit, den deutschen einen gemeinsamen Gedanken und die Ueberzeugung einflößen, daß sie auf diesem Schlachtfeld, im Werke einer Idee, an den Ufern eines auf den deutschen Meeren, ob mehr mit den englischen Schiffen vereint Hülfe, sondern überall mit der gemeinsamen Waffe zu thun haben werden. Auf deutschen Boden für uns keine neue deutsche Schlachten geschlagen werden, nicht Sachsen, nicht Preußen, nicht Oesterreich, nur Deutschland kann noch siegen oder — unterliegen.

Nun gelten und allen gemeinsame Gedanken ist die Gründung einer deutschen Kanonenbootflotte auf den Küsten ein Zeugniß geben. Der englische Zwist, der zwischen und und den neue Kanonenbootsamt Dank der Dänen ausgebrochen ist und allmählich ganz Europa in seine Interessen hineinspielen wird, macht die Sicherung unserer Küsten und Häfen zur nothwendig ersten That unserer Wiedererhebung. Es gilt mit unserer Ehre, die genau wie Liebe und Freiheit Nachbarn leidet, unsere Häfen, unsere Handel, es gilt unser Meer, auf dem viel Feind unserer Waffen ist als unsere rechte und das gewiß auch gewußt ist durch unsere Siege, durch unser Blut. Den Küstenräumen der Ostsee drohen die russischen Kanonenboote, die vielgestaltigen Küsten der Nordsee, die Mündungen der Elbe, Weser und Ems zu Siegen für die Flotten aller deutschen Gegner, alle haben theil an diesen Küsten, an dem Meer, das auf ihnen verkehrt wird.

Die Ingredienzien zu der Berechnung. In der ganzen deutschen Flotte Bremens alle Schiffe von der von Klein Hamburg und die Preußen, vom Hafen der Mark bis in die Ostsee hinein. Hier ist auch und Wind und Donner günstig, gemeinsam ein gemeinsam Werk zu vollenden. Keine Einmischung, keine Intervention und nicht durchaus unfreundliche

Anschauungen der bisherigen Staatsklugheit stehen hier der freien Verbindung aller entgegen. Jeder ist hier berufen, nach seiner Kraft an einer gemeinschaftlichen That mitzuarbeiten. Und überall ist die Erschütterung einer Flotte noch erste Tragweite der Sicherheit der Küste und der Nationalehre einer Thatt. Denn hat Meer gehört allen, den Fürst — an Völker wie an Napoleon sagt Er es — kann einer Küste schützen. Tod ist Sache der Stadt.

Mit derselben Entschiedenheit — wie bisherer Gedanken sich, so Gott will! — muß deutsche Politik als Ziele nicht nur in Deutschland die nationale Begeisterung seinem Hauch über Gehen. Nicht Glauben noch Kampf, Schiffe wollen wir der Nationalität zu unserem Gedächtniß hinterlassen! Treu deutscher Sinnen, der in Norden und Süden, Osten und Westen ist, da zu unserer Ehre und zu unserem Schutze zu versammeln. Laßt da und gehen! Es wird unsere Schiffe, wie ihre commandirt Gut, nicht, wie deutsche Regierungsrath die Gute unserer Frauen, unter den Hammer Hausrath Bücher & Sohn laufen lassen. Sondern mit Treue, an sittlichen Empfindungen der Nation unserer Kinder einmarsch, die Flotte für alle Zukunft wieder zum deutschen Meere machen.

* * *

In Dresden erschien folgender Artikel:

Vielleicht! Möchte auch die Nacht der Gemüthlichkeit über das Charakterbild sein mögen, in welchem wir unsere Heimat, der etwas andere Ansprüche über die Entwicklung deutschen Wesens beimessen sollte, in Wort und Bildern gegenüberstehen, niemand-der soll und darf Vermessen unserer Pflicht auf dieser Stadt, die es, den Blick auf die männliche Arbeit gerichtet, erfüllen, durch Zweifel gestört werden.

Vielleicht aber ist unsere Lage gar Arg, daß unsere Kräfte ganz nutzlos wären, aber keine Kraft kann der Heimat mit absichtlicher Blindheit gegenüberstehen von den Bestrebungen unserer Brüder, von den lebensvollen unserer Heimat, unserer Heimat, unserer nächste schönen Aufgabe. Nicht vereinigen mit den moralischen Mächten gegenüber durch die Regierung!

Aber einmal Dresde Schlachten und das Hasser der Waffen, diese glühende Kugel, vom Strahl der Schwerkraft gezwungen, spannte einen Gedanken der künftigen Flotte Deutschlands, in die Luft. Strandbatterien, Küsten- und Kanonenboote, Ingenieurschaft und Marine, Kanonenboote, Ingenieurschaft und Marine, Kanonenboote, Ingenieurschaft und Marine,

Armeen in Schach zu halten, Landungen zu verhindern, ja unter dem Schutz unserer Landarmeen Landungsversuche des offenen Kampfes aufzunehmen.

Mitbürger! Die friedliche Ruhe, welche seit einigen Monaten über Europa gebreitet scheint, kann und wird nur die kurze Stille vor dem ausbrechenden Sturme sein. Wo wir hinblicken auf die Zustände der uns umgebenden Völker und Staaten, überall liegen die Anfänge zu einer blutigen Prüfung auch der Kraft des deutschen Volks offen zu Tage. Ein Ruf nach Kanonenbooten ergeht in diesem Augenblick durch die Reihen aller derer, denen nationale Begeisterung sein heiter Schall ist. Die Kosten, sagt man einer Kanonenbootpolitik, sind groß, aber im Verhältnisse ist das deutsche Volk nicht arm. Würde ich, wie auch in allen Parteien, Hand an Hand schauen, Stadt zu Stadt, so müßte doch auf unsere Mengen selbst die unerschwingliche Belastung und der Name einer deutschen Gesandtschaft durch ein französisch-brasilianisches Zahlungsverhältniß verloren sein.

Mitbürger! Laßt auch uns von dem Thron der ewigen Wahrheit von auf den Stimmen unserer deutschen Dichter- und Sängerhallen gegründeten Kriegsthaten unserer verbrüderten deutschen Väter zu sehen; einer Vertrauenspforte an den natürlichen Bächen unserer Vorfahren, deren Gedächtniß die wenigstens nach der Monarchie hin unübersehbar zum Schutzherrn auch der ganzen Deutschland macht, einer Vertrauensgabe, befindet der preußischen Königsthrone verpflanzt, weil sie so war in seinem reichen Boden verlangen und nicht unter dem Hammer an den Meistbietenden verschleudert werden kann.

Mitbürger! Die nächsten heimatlichen Gefühlen haben diese Sammlung gebildet. Deutsche Jungfrauen! Die Hüter des Hauses und das Glück des eigenen Herdes sieht nur die in der Ferne zu wahrende Ehre des Vaterlandes! Ueber die friedliche Unterschiede eines Kindthums sagt die indirekte Macht auch des einfamen Thurmes am freien Meere: Weiße niemand zurück aus einer fremden sollen Verlangen und dem Grab der Gefahr entsprechenden Rufe.*)

Der Krieg in Nordamerika.

II.

B. G. — Die Sklavenfrage ist zugleich die Frage geworden der Fortbestehung oder der Trennung der größten Republik, von der die Geschichte meldet.

*) In dem Vorschlage, das erbetene Anlehen theils mit ähnlichen Anleihen ohne Rückhalt zu Ehren zu steuern, werden Einige der Deutschen Tonne gewinnen. Wir haben in unsern Blättern gleich entschieden und oft genug Verwahrung eingelegt gegen eine unbedingte preußische Hegemonie. Wir halten sie an unserer Verfassung, bei der deutsche Volksgeist unsere allerbeste Garantie gegen Mißbrauch, verstehen, daß in einem Bundesstaat verschiedene Gebiete verschiedenartige politische Bildung vollkommen wohl, neue für Deutschlands Ehre zu rufen und zu bethätigen hat. Indem aber ist es, wenn Preußen machen abenteuerlich diesen Krieg in den Vereinigten Staaten zu einem Befreiungskriege für die ganze civilisirte Welt.

Wenn mit über das erste Moment eine Klarheitung zu gewinnen vermögen, so wird sich das auch wohl für die Beantwortung der andern Frage von selbst ergeben.

Nachdem schon seit 1511 der Handel mit Sklaven gewisse Stufe und den Inseln Cuba, Domingo u. a. durch Traktate und Verträgen betrieben worden, lief 1620 das erste Sklavenschiff in einen nordamerikanischen Hafen ein, beim Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges befand die Sklaverei schon in den meisten damals verbundenen Staaten. Die Schuld der neuen Republik lag darin, daß ihre Schöpfer nicht nur versuchten den Boden reinigten, daß sie den Mißbräuchen Rechnung trugen und dadurch die Keime zu künftiger verderblicher Uebels im Boden ließen. Verwandte Staatsconstitutionen sind über Staaten sprechen wenig.

Die Sklaverei ist nun einem Zeitabschnitte an mit der innern politischen Geschichte Nordamerikas eng verbunden gewesen, sie müssen und deshalb hier darauf beschränken, was die Hauptmomente der weitern Entwicklung angeschaut.

Die wichtigste Epoche in der Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten war die Zeit der Revolutionäre, welche wegen seiner Angelegenheit in großen Dimensionen bietet Jahrhunderte gehören dem Congreß und den neu hinzugekommenen Legislaturen Kolonien und welche ihren endlichen Abschluß in dem berühmten Missouri-Compromiß (1820) erreichen. Das damalige Territorium Missouri verlangte im Jahre 1819 in die Union aufgenommen zu werden und da sich ganz neuen Alabama über Bevölkerung wegen der Sklaverei eingeführt war, verschiedene Millionen gleiche Rechte. Alle materiellen Interessen und alle Principien für und wider die Beibehaltung der Sklaverei nahmen an den Streitigkeiten in hohen Maßgeschäften in außerordentlicher Weise theil. Schon damals trafen die sittlichen Congressmitglieder und Vertretung und Aufklärung der Union.

Vergeblich bemühten sich aufrichtigen Republikaner

die die sittlichen Grundsätze, auf welche sich die politische Existenz gründet ist, selbst auf eine längere und schwierige Weise gelang, daß man nicht eine Revolution machen wollte, die Verfassung auf Anerkennung der abscheulichsten Rechte und Verbrechen unserer Gesellschaft gegründet, so mußte man sich, wenn die neue Geschichte machen, d. h. Schritt haben (heißen die Staaten Schritte), die Sklavenfrage der Constitution nicht anfassen, sondern Kraft und Ruhe der Beibehaltung abwarten, bis die Zeit kommen, wo die sittliche Verwerflichkeit dieses Gesetzes klar ist. Die Preußen Schritt über das Gesetz hinaus mit dem Verbrechen geben, „die zur Erhaltung einer barbarischen Gesetzgebung", und damit gleichsam verantwortlich, Preußen „dem Volk der europäischen Gesittung" wieder Gelegenheit einmal gegen Barbarei oder Sklaverei und Gesetzen in Anwendung bringen. Jetzt eine ungeschriebene Gesetzlichkeit aufgehoben, konnte sie eine gesetzliche Gesetzlichkeit

D. Red.

in den freien Staaten gegen das weitere Umsichgreifen der Unfreiheit, vergeblich empörte sich ihr Rechtsgefühl gegen jeden „Vertrag mit dem Verbrechen". Schon mehrfach hatte die stärkere Partei in den freien Staaten sich die zweideutigsten Blößen zu Schulden kommen lassen und ihre ängstliche Nachgiebigkeit führte auch diesmal zu dem Compromiß, wonach Missouri als Sklavenstaat in die Union eintreten durfte, mit der Clausel, daß die Sklaverei nach dem Norden und dem Westen von Missouri nicht weiter ausgedehnt werden sollte. Jene Bestimmung hatte nichts zu sagen; der Eintritt der Sklavenhalter und Jäger wurde dadurch keineswegs erschwert; die Hauptsache war, daß durch dieses Compromiß mit der nochmaligen Aufnahme eines als Staat in die Union eintretenden Territoriums sich die Kämpfe voraussichtlich wiederholen müßten.

Das geschah denn auch für die Sklavenhalter in so zufriedenstellender Weise, daß 1854 jene Beschränkung durch die Nebraska-Bill förmlich aufgehoben wurde. Zunächst strebte freilich die Partei des Südens darum nicht nur, da — gemäß der schamlosen Verfassungsverdrehungen durch die Congreß-Majorität — das Territorium Kansas im April 1858 erklärte, lieber ewig ein Territorium zu bleiben, als unter so revolutionären Verhältnissen in die Union einzutreten.

So trafen sich diese drei ernsten Kämpfe immerfort darum, daß der Norden und der Süden der Vereinigten Staaten um die politische Oberherrschaft über den Bund miteinander rangen und daß die Institution immer mächtiger und Streitobjekt wurden.

Es liegt hier nicht in der Absicht, eine Geschichte der Sklaverei in Nordamerika zu geben, sondern nur die verfassungsrechtlichen Irrthümer und langen Kämpfe zu charakterisiren, ein übersichtliches Bild der gegenwärtigen Krisis zu entwerfen und die natürlichen Schlüsse daraus zu ziehen. Für diesen Zweck aber mußte wie die arbeitsunfähige und trotzdem mächtige Minorität kommen konnte, welche im Stande war, alle Anstrengungen der Majorität einer Nation zu Schanden zu machen, einer Nation, welche seit vier achtzig Jahren durch ihre politische Thatkraft die Bewunderung Europas erzwungen hatte und nun ohnmächtig immer mehr selbst wie in den Fesseln eines bösen Traumes.

Diese geheimnißvolle und grübliche Macht ist die Baumwolle. Der Ursachen der rasch Baumwolle ist die Ursache und das Kriterium der Sklavenwirthschaft und in der ungeheuren Ausdehnung dieser Production, durch welche nun den amerikanischen Plantagen alle Länder mit in das Interesse gezogen werden, liegt auch die politische Uebermacht, welche die Sklavenstaaten sich fast und fast zu erringen wußten. Man sieht auch das Verhältniß Englands zu diesen Baumwollstaaten eingermaßen begreifen, wenn man erwägt, daß England zwei Drittel des Gesammtertrags der aus den Vereinigten Staaten ausgeführten Baumwolle erhält. Und Brüche gibt dem freien Weißen über Freiheitsdienst.

Selbst vom nationalökonomischen Standpunkte aus läßt sich hier nichts im Urtheil mildern. Denn diese nur durch Verbrechen am Menschen ermöglichte maßenhafte Production, das blose Auskaugen des Bodens durch die Plantagenbesitzer über eine weitere Verwüstung, wie die höhere Cultur sie verlangt, nicht zu. Diese ferocious Ausbeutung des Bodens, wie sie der Gewinn des reichen Baumwollenmaterials bezweckt, rächt ihre Verurtheilung schon in sich selbst, denn sie führt dahin, daß das Land nur Überschüsse der Schnelligkeit durch die Plantagenzucht abzuringt, z. B. aufgezehrt wird. Und das eben ist der Grund, weshalb die Habsucht immer weitere Grenzen beanspruchen muß und weshalb bei jedem neuzutretenden Falle sich alle Sklavenhalter für die weitere Ausdehnung der Sklaverei erheben. Der Fluch der That.

Es sind also nicht die Agitationen gegen die Sklaverei überhaupt, sondern nur gegen deren weitere übermäßige Ausdehnung, welche den Süden gegen den Norden rebelliren lassen.

Gesetzige Aufhebung der Sklaverei ist allerdings eine philanthropische Chimäre. Aber nicht in den einzelnen Staaten, wo die Sklaverei nur in ausgedehnten Ebene herrsche, erfolgt die Emancipation allmählig und es ist nur ein Theil der Partei der Abolitionisten, welche auf Gleichheitsgründen mit ihren Wünschen über die Möglichkeit hinausschweifen. Diese extravaganten Republikaner haben allerdings durch ihren übermäßigen Eifer der guten Sache mehr geschadet als genützt. Durch ihre heftigen Vorderungen, durch Schriften und Reden reizen sie die Plantagenbesitzer zur Wuth und treiben sie so immer mehr in leidenschaftlichere Übertreibung und zu den brutalen Maßregeln gegen Neger selbst wie gegen die Abolitionisten, welche gleich Negern mit Beyer und Schmutz verfolgt werden sollen. So erhoben im vorigen Jahre Kentucky Sklaven als Kopfgeld auf den Schädel, weil es nun den Pflanzer in der Hand sie Verfolgung der Negerfreunde thatsächlich ausüben wollte. Auch das schamlose Sklavenlegislatory, deren Strenge sich hauptsächlich gegen die Abolitionisten in den freien Staaten richtete und jeden Schutz, der einem flüchtigen Sklaven gewährt wird, auf grausamste ahndet, auch das Gesetz, gegen welches sich der Gerichtshof empörte, mußten die Abolitionisten im Congreß bewogen aufrecht zu erhalten.

Auch Amerika hat sein „nothwendiges Gesetz", und aber hart ein Unrecht ist, nämlich daß nun den Sklavenhaltern auch ihren Besitzern im Congreß in Kraft gestellte Übergriff einer Negerinsurrection, welche thatsächlich Folgen haben würde, welche selbstverständlich nur den unmenschlichsten Vorstellungen der Abolitionisten zugeschrieben werden können. Dieß Gesetz ist es aber in der That nicht, welche die südlichen Staaten zu ihrer Forderung nun der Union macht, sie sind nur darauf eifersüchtig die Rechtslage, welche die Gleich-

Partei durch die im Congreß durchgeführten Gesetzgebungen im District Columbia und in den noch Sklavenstaat Territorien erlitten hat. Diese Fälle und die fortgesetzten und erfolgreichen Bemühungen einzelner nördlicher Staaten, den Vollzug des Sklavenflüchtlingsgesetzes zu verhindern, haben die bis dahin im Congreß dominirenden südlichen Staaten zu der Ueberzeugung gebracht, daß ihre Uebermacht in bedenklicher Rückkehr begriffen ist und daß nur noch mit der Herausbeschwörung eines Bürgerkriegs, durch welchen sie den Norden einzuschüchtern meinten, eine Aenderung herbeizuführen wäre. Daß der durch der Wahl des ehrenwerthen Lincoln „beleidigte" Präsident Buchanan ruppem in seiner letzten Botschaft (December v. J.) den Norden als den schuldigen und angreifenden Theil darzustellen suchte, war nur eine Dreistigkeit, wie man sie von seiner Partei gewohnt war.

Buchanan's Verhalten war es, das die Sklavenstaaten zu weitern Maßregeln ermuthigte. Es kam dahin, daß der Hauptherd der Rebellen, der Sklavenstaat Südcarolina, im December vorigen Jahres in einer Secessionsversammlung zu Charleston seine förmliche Lossagung von den Vereinigten Staaten erklärte. Der Herr Präsident suchte hierauf die Schritte und bedauerte, daß der Congreß gegen solche Excessen gar nicht einschreiten könne; er motivirte dies ganz einfach dadurch, daß in dem rebellischen Staate keine gerichtliche Behörde mehr existire, um die in der Constitution vorgeschriebenen Maßregeln auszuführen! Damit erhielten natürlich die secessionistischen Staaten für die Dauer der Buchanan'schen Präsidentschaft (bis zum 4. März v. J.) freies Spiel und bald folgten dem rebellischen Schritte der beiden Carolinas noch die Staaten Georgia, Florida, Alabama, Louisiana und Mississippi. In Texas blieb man lange im Unklaren, was zu thun sei; in Tennessee war die Meinung ebenfalls getheilt, aber der Terrorismus der Secessionisten riß auch diese Staaten schnell mit in die Bewegung, während von den Sklavenstaaten Kentucky, Missouri, Maryland und Delaware der Union treu blieben.

Außer der Sklaven- und Baumwollenfrage haben aber noch andere Umstände die wenn auch noch nicht rechtlich, doch factisch bereits vollzogene Lossagung der Südstaaten von der Union herbeigeführt. Wir dürfen wohl sagen, daß es zwei factisch verschiedene Nationalitäten sind, die sich hier gegenüberstehen. Vom Anbeginn der amerikanischen Colonisation hatte sich in den südlichen Theilen der Vereinigten Staaten das romanische Element, hauptsächlich durch Spanier und Portugiesen, später auch durch Franzosen vertreten, ausgebreitet, während im Norden, ganz den europäischen Verhältnissen analog, das germanische Element tiefe Wurzeln schlug. Diese schon von vornherein verschiedenen Gegensätze bildeten sich natürlich immer mehr aus und während der Reibungen der nationalen Gemüther, unter dem Einflusse eines verschiedenen Klimas und unter anderen Lebensverhältnissen, gestalteten sich in beiden Theilen der Staaten so verschiedene Anschauungsweisen, daß endlich der Süden und der Norden sich wie zwei fremde, feindliche Nationen gegenüberstehen mußten. Die durch verschiedene Verhältnisse bewirkte Ungleichheit mußte sich aber unter dem verderblichen Einflusse der Sklavenwirthschaft noch in anderer Weise auf schärfste herausbilden. Man sagt, die Leidenschaft des Spiels verwische allmählich im Menschen alle besseren Regungen, indem sich mit der Zeit alles Denken und Fühlen auf den einen Punkt des Egoismus zusammendrängt. In noch viel schlimmerer Weise muß diese Wirkung der Leidenschaft der Sklavenherrschaft zugeschrieben werden, die — wo sie existirt — eine ganze Nation zu versittlichen scheint. Ein Beweis dafür ist die Rohheit, Leidenschaftlichkeit und Prahlsucht bei den Bewohnern der südlichen Staaten.

Ohne die starken Einwirkungen auf den Congreß, die der Süden sich lange genug zum Uebel des Landes zu erhalten wußte, wäre die entschiedene Spaltung schon früher erfolgt.

Wie aber, so fragen wir, kann ein augenscheinlich so unlösbarer Conflict einen auch nur annähernd befriedigenden Ausgang haben? Wir wollen in einem besonderen Artikel diese Frage in Erwägung ziehen.

Garibaldi-Industrie.

* Wie mit Garibaldi-Hüten, Garibaldi-Blusen u. s. w. solche unbedeutende Geschäfte gemacht wurden, hat jetzt auch, nach Versicherung der in jeder Beziehung empfehlenswerthen „Sächsischen Industriezeitung" (erscheint in Chemnitz), ein heilloser Industrieller mit Photographien des „Helden Bürgers von Italien" unternommen und es nach Kräften gelobt, wo Garibaldi bekanntlich einen Theil seines Lebens zugebracht hat.

Briefwechsel.

— Herrn A. K. in Berlin. Wird erscheinen.

— *** in Elberfeld. Die Gründe kann man nur einem ehrlichen Herzen sagen. Die verschiedenen Gesichtspunkte sind ein schwieriger Punkt.

— Herrn S. G. in B. Leider hat Mangel des letzten Manuscriptes Ihr Gedicht bei der Redaction verspätet. Schwerlich wollen Sie es. Das letzte Mal „O Deutschland, aus der Tiefe gräbt [illegible] die Ufer, [illegible] Schwanen, [illegible] Klänge wie Orgeltönen und [illegible] Nachtigall. Ehrlich [illegible] Deutschlandbegeisterung. „Zur Waffe [illegible] [illegible] Wehr", gewiß Jedermann [illegible], und wir [illegible] „Die will [illegible] Lagen [illegible] Herz [illegible] [illegible] —", überhaupt [illegible] Ihrer [illegible] Begeisterung [illegible] Poesie. Gegen [illegible] Declamationen der Tendenzpoesie [illegible] „gereimten Phrasenmus" [illegible].

— Herrn *** in Berlin. Die „Gedanken eines Taubstummen" [illegible] zu schwerfällig gebauten Gedichte.

— Herrn W. in Tübingen. Besten

(Ausgegeben am 21. Juli 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 31.** Wöchentlich 1½ Bogen. Vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: La Vendetta. Von Gustav Kastropp. — Eine Carnevalsnovelle. Von H. Junghans. II. — Die alte Kunstsammlung. — Neue Gedichte. V. — Neue Romane und Novellen. XV. — Literatur. — **Neues aus der Welt.**

La Vendetta.

Novelle von Gustav Kastropp.

Bereits achtmal mochte über den phantastischen, glühend rothen Felsen der von einer deutschen Dichterin kürzlich in vielen Blättern geschilderten Insel Capri die Sonne untergegangen sein, seitdem ein norwegischer Maler, der vorher lange in dem von Springaurellen raschenden Rom und dem in Orangengärten träumenden Sorrent gelebt, den gastlichen und zauberhaften Strand des Eilandes betreten. Bei seiner Geburt erhellte ein prachtvolles Nordlicht den Himmel seiner Heimat und seine Mutter, die manchen Aberglauben hegte, versicherte ihn, wenn sie später zum Sohne über diese Phänomen spreche, ihm zu bedeuten, er sei ein glücklich Geborener und der Schein seines gepochten Genius werde sein ganzes zukünftiges Leben erhellen.

Wie man ihn aus dem einsamen Gehöft am Mauvegruben See, wo seine Aeltern wohnten, nach der nächsten Kirche trug, dort getauft zu werden, gab ihm der die Pathenstelle vertretende Schulmeister mit Einverständniß der Mutter den Namen „Erich“ und so hieß er in Norwegen bei allen, die ihn kannten. In Rom aber, wohin der talentvolle Jüngling mit Erlaubniß des Vaters, der manches Tausend Thaler im eichenen Schrank verwahrte, gegangen, behauptete die Padrona des Hauses, in welchem er an der Piazza di Spagna wohnte, sein Name sei ihr ein unaussprechlich und so nannte sie ihn eon permesso und wie die lebhafte, glutäugige Frau versicherte, viel poetischer — Eyerline.

Also nannte sich Erich auch, da er in dem Städchen Capri die beste Lecanda zu längerm Aufenthalt betrat und dem neugierigen Wirth Luigi Pagone dessen weitschweifige Fragen über Namen, Stand und viele andere Dinge beantwortete. „Sangue di Dio!“ rief überrascht Luigi, „Eurem Namen nach wäre Ihr ein Compatriot, nur sah ich noch nie einen so blonden Landsmann!“ Und weil er glaubte, der fremde Vetter habe letztlich einen Scherz mit ihm machen wollen, lachte der unternehmende Wirth so, daß seine lange spanische Pfeife lustig hin- und hertanzte und sein rothes Gesicht sich noch tiefrother färbte.

Viel gelenkiger nun, als man bei Luigi's Körperbeschaffenheit, welche der des berühmten Sir John Falstaff glich, vermuthet hätte, sprang er in die Küche, gleich ein Nachtmahl zu bestellen, denn die Sonne neigte sich um die Stunde von Eyerline's Ankunft schon beim Niedergange zu und nur noch einzelne rothe Streifen, die ins

Orange und Violette spielten, flogen über den warmen Spiegel der Meerflut.

Wie nun der Maler einige vortreffliche Fische, die die Nacht vorher von den auf Hang gewiesenen capreſiſchen Fischern im Netz aus der salzigen Woge gezogen worden waren, verspeist, auch von den saftigen Orangen genossen und manch kühlen Zug aus dem mit köstlichem Wein gefüllten Becher gethan, traten zwei Schiffer in das weißgetünchte und gewölbte Gemach, in welchem er las, und brachten aus der Barke, die ihn von Sorrent herübergeführt, einige Koffer und eine Staffelei, seine Habe, und setzten sie auf den Boden, um nach erhaltenem Lohn mit einem dankenden „Addi, Signore!“ wieder nach dem Strand zurückzukehren.

Gisolino setzte seinen Becher eben wieder auf den marmornen Tisch vor ihm und verwischte mit seiner feinen weißen Hand, die nur an das Führen des Pinsels gewöhnt schien, ein paar rosige Tropfen, die an seinem blonden Bärtchen hängen geblieben waren. „Thränen des Tiberius – deinen sie hier diesen Wein“, sagte er, sich vom Schemel erhebend. „Als ob ein solches moralisches Ungeheuer so köstliches Naß hätte weinen können!“ Er ging mit diesen Worten auf einen der Koffer zu, kniete auf das mit Steinen belegte Gitter und begann mit dem Auspacken seiner Utensilien.

Der bald geöffneten Thür kehrte er hierbei den Rücken und wie jetzt leichte schlürfende Tritte, anscheinend von Pantoffeln herrührend, an sein Ohr klangen, fragte er, ohne sich umzuwenden: „Wollt Ihr mir dies Zimmer einräumen, Luigi?“

Eine feine Frauenstimme antwortete hierauf: „Ja, Signore! Und da Ihr beim Malen, wie ich recht wohl weiß, viel Licht bedürft, so wird es Euch sicher hier gefallen; nur muß ich die Rebenranken, welche die Fenster allzu sehr verdunkeln, ein wenig zur Seite biegen, um den Sonnenstrahlen freien Zutritt zu gewähren!“

„Così sia! So sei's!“ versetzte der Nordländer, dem, obgleich er des italienischen Sprache geläufig kundig, dennoch das Idiom dieser Insulaner nicht recht geläufig war.

Während das Weib nun that, wie es sich vorgenommen und bald hier gar zu üppiges Weinlaub pflückte, bald dort prächtig blühende Oleanderzweige aneinander band, war auch der Maler mit seiner Beschäftigung zu Ende gekommen und erhob sich.

Da er nun statt Luigi's dessen junge Frau erblickte, erstaunte er nicht wenig und machte seiner Ueberraschung durch die Worte Ausdruck: „Wahrlich, einer sirenischen Inselfelsen ist ein Nest der Schönheit! Wolkenlos und rein ist der Aether, der es, einem blauen Dome gleich, überwölbt, in phantastischer Beleuchtung wogt um das zackige Gestein die heilige Meerflut, edler Wein erfreut die capreſiſchen Männer und die Frauen wetteifern in Gestalt und Anmuth mit den berühmten Schönen von Hellas!“

Die Frau schien durch die oft auf der Insel verweilenden Fremden an solche enthusiastische Lobreden gewöhnt und lächelte schalkhaft, wobei zwischen den Korallenlippen des Mundes die schneeglänzenden Zähne sichtbar wurden, die ihrer Kleinheit wegen einem Kinde zu gehören schienen.

„Wie alt seid Ihr?“ fragte Erich, dem dieser letzte Umstand auffiel und der die italienischen Frauen und ihre Natürlichkeit seltsam fanden, um diese Frage nicht für verletzend zu halten.

Die Frau sah ihn zögernd mit ihren Gazellenaugen an und befestigte eine eben am Fenster gebrochene Oleanderblume in ihrem kunstlos gelockten Haar, dessen schwarzblaulicher Glanz nun noch mehr durch das Rot der Blüte gehoben wurde. „Rathet, Signore Pittore!“ sagte sie und sah auf ihr weiß leinenes weißes Hemd, das ihr zugleich als Mieder dienen mußte, ein kleines Kruzifix, welches sie an einem Rosenkranze um den gebräunten Hals trug und mit dem sie spielte, indem sie es zwischen den Zeigefingern beider Hände herumdrehte.

„Bedenkt, daß die glühende Sonne von Capri die Rosen früher erblühen läßt als selbst drüben im glücklichen Campanien“, erwiderte der Maler. „Es ist unmöglich, zu erkennen, wie lange eine solche schon vom Strahl aufgefüllt und zum vollen Kelch entfaltet wurde.“

Statt etwas zu antworten, spielte die Frau mit ihrem Kruzifix weiter; sie warf es leicht in die Höhe und fing es in der flachen Hand wieder auf, wobei sie Erich anblickte und ihn gleichsam aufforderte, zu zählen.

Als dieser bis zur Zahl „Fünf“ gekommen, hielt die Frau inne.

„Maria Vergine“, rief Erich kopfschüttelnd, „Ihr seid doch nicht erst fünf Jahre?“

Signora Pagano nickte schelmisch bejahend mit ihrem reizenden Kopfe und gab dieser Bewegung noch etwas mehr Nachdruck, indem sie die Spitze ihres nackten Fußes hob und sehr auf den steinigen Boden setzte.

„So seid Ihr am letzten Februar eines Schaltjahres geboren?“ lachte Erich.

Veronika Pagano war fast verdrießlich, daß der Maler ihrem Rätsel so bald auf die Spur gekommen. „Ihr habt in euren Büchern doch viel Verstand und viel Geld“, sagte sie; „aber ich möchte da nicht wohnen, wenn die Sonne so selten kann scheinen und ich liebe die Sonne.“ Sie schüttelte sich dabei wie jemand, den beim bloßen Gedanken der Kälte schon friert.

„Hört, Veronika“, sagte Erich, indem er ganz nahe an sie herantrat und seine beiden Hände auf ihre schmalen, offenen Schultern legte, „Luigi Pagano besitzt ein verdammt hübsches und flinkes Weib!“

„Meint Ihr?“ fragte sie und sah mit einer Selbstverneinung des Kopfes zu dem riesigen Manne in die Höhe, dem sie kaum bis ans Herz reichte.

Mühelos umfaßte sie Erich mit seinen starken Armen und hielt die übrigen fest, sodaß sie sich nicht rühren konnte. Er sah sie dabei mit seinen schönen Augen, die Nun wie Kornblumen waren und welche Veronika in der schon eingetretenen Dämmerung kaum erkennen konnte, warm an. Dann preßte er Veronika an seine Brust und wollte sie eben küssen, als Luigi auf der Schwelle der Thür erschien. Ohne in Verwirrung zu geraten, that Erich, als hätte er Pagano's Weib nur zu einem scherzhaften Tanze umfaßt und schwenkte sie so heftig im Kreise herum, daß ihre leichten Röcke um ihre schönen Glieder flatterten.

Luigi stemmte seine mächtigen Arme behaglich in seine festen Hüften und lachte ohne eine Spur von Eifersucht, als der Maler die Frau wieder niedersetzte und diese ihrem Gatten im heftigen Ton die Stärke ihres edlen Gallier rühmte.

„Felice notte!“ sagte er nur, sich verbeugend und schob Veronika der Thür zu, durch welche beide verschwanden.

Kaum eine Viertelstunde später befand sich Luigi mit seinem Ehegemahl im Heiligthum ihres Schlafgemachs, dessen einziges Fenster von Reben umgittert war, deren Ranken auf der gegenüberliegenden weißen Wand, welche der Mond beschien, ihr verbundenes Schatten hinglitten. Signor Pagano, der mit seiner Vertraulichkeit, die sich Veronika gegen den Maler hatte zu Schulden kommen lassen, gar nicht einverstanden war, sich indessen vor dem wie es schien reichen Fremdlinge seine Blöße geben wollte, hatte nicht übel Lust, aus seinem Unmuth seinen Zügel mehr anzulegen; sei es aber, daß er mit seiner leidenschaftlichen Weise eine Scene, deren Übermacht Erich gewiß noch geworden wäre, vermeiden wollte oder daß er den Spruch seiner orientalischen Weisen: „Wir Männer sind Wachs in den Händen der Frau,“ welche wir lieben“, an sich zur Wahrheit werden fühlte, genug, er sagte nur mit weichen, schmeichlerischen Worten: „Veronika, bleib' aus der Nähe des Malers!“

Diese sagte, als sie solches vernahm, begann aber gleich zu weinen und schluchzte: „Maria Santissima! Hat man je auf unserer Insel, bei den beiden Timborio Jett, einen solch abgewöhnlichen Mann gesehen, der sich nicht schämt, von seinem Weibe so Übles zu denken!“

Luigi's weiches, wenn auch seiner übrigen Natur nach zu schließen gewiß sehr umfangreiches Herz war nicht gemacht, hart und grollend zu bleiben, wenn seinem Weibe ein derartiges Weh widerfahren, und so mußte er sich sicherlich seiner süßen Veronika, nannte sie „Meine Taube“ und gab ihr in einem Athemzuge die schönsten Namen mit der Versicherung, er sei von ihrer Unschuld so überzeugt wie von der Größe und Schönheit der Pflanze Gottes, die sein ehelicher Segnen trugen werde.

Veronika jedoch mochte seine Zärtlichkeit nicht leiden, weinte weiter und warf ihm vor, sie sei hier in der Fremde begraben wie der Knecht im Pau, obgleich es sie noch nie nach unerlaubten Freuden gelüstet hätte. Lieber allein wolle sie in der Welt stehen, unter am Strande Muscheln auflesen und sie den Fremden anbieten, als sich von einem tyrannischen Manne mißhandeln lassen. Noch unter Thränen löste die Frau ihr geknotetes Haar und den Gürtel ihres Gewandes und blieb ferner stumm bei allen Bitten und Betheuerungen seiner Liebe, welche Luigi mit komischer Zungenfertigkeit stammelte. Da er einsah, daß empörte Gemüth seiner Frau werde sich schwerlich vor dem anbrechenden Morgen beruhigen, fügte er sich in sein unvermeidliches Geschick, breitete seinen Mantel aus und versuchte einzuschlafen, was ihm trotz des eben widerfahrenen Leides in kürzester Zeit gelang.

In die traumbelebte Stille der Nacht tönten aber eben vom platten Dache der Locanda weiche, milde Melodien, welche Erich auf der Laute, jenem heimatlichen Instrumente, bei dessen Klängen ihm immer die ganze behaglichste Natur seines malerischen Daseins und die rege Seele traut, hervorlockte. Er sah wie in den Jahren

seiner glücklichen Knabenzeit den Mond schauen über dem See und Wasserfall stehen, die beide verklärter erschienen von seinem Licht, und schauen glänzten auch die Schneekuppen der eisigen Bergesgipfel. Von den Heuschobern aber, die in langen Reihen auf den Wiesen standen, kam ihm im Geiste süßer, aromatischer Duft und aus der Ferne drang das Läuten der Glocken am Halse des Viehs, welches zwischen Stein und Strauch würziges Kraut am Abhang weidete. All diese Bilder schaute er in Capri, wo aus dem heißen Fels die Palme wächst, die blütenreiche Aloe und der stachelige Cactus. Und es schien dem Maler, als merke er jetzt erst deutlich, wie ganz anders die Erde sei, auf der er in aller Heiterkeit und Muße lange glückliche Tage zu wandeln gedachte.

Zwischen den Sternen stand auch hier der Mars; nur leuchtete er gelber und goß wie aus einer vollen Opferschale mild und warm sein Licht auf die runden Wölbungen der kleinen Häuser, deren Verandasäulen der Epheu und die Jasmindolde umspann. Dann brachte der heiße, von Afrika her wehende Wind den elementaren Meerduft herein in die Thäler des Eilandes und höher, bis nach Anacapri, das unbeschreiblich schön und phantastisch in der Nachtstille ruhte. Sternenhaft erschien Erich der gesegnete Strand und er fürchtete, dieser warme Odem von Meer und Luft werde ihn ermatten und hindern an tüchtigem Schaffen. Da die Töne der Luft ihn einmal an das Vaterland erinnert, war ihm auch ein Versprechen wieder eingefallen, welches er seiner Mutter gegeben und das von dieser nicht vergessen war. Denn diese letztere hatte ihm noch ganz flüchtig durch den betagten Schulmeister schreiben lassen:

„Wo früher die kleine, baufällige Johanneskirche stand, in der ich dich über die Taufe hielt, ist nun mit Hülfe des Herren eine neue errichtet, und deine gerade Mutter ist gar froh, daß ihr Sohn Erich den Altar mit einem Bilde des kleinen Johannes, Jesus und der Maria bedenken wird."

Schwer fielen ihm diese Worte auf die Seele und auf sein sonst ziemlich leichtfertiges Gewissen. Ich muß zu arbeiten anfangen! dachte er, und wie er bei brennender Morgenröthe erwachte und aus Abend und Morgen der erste Tag seines intimeren Aufenthalts geworden, redete er Veronika, die ihm den schwarzen Trank der Mokkabohne brachte, gleich mit einer Bitte an:

„Ihr sollt mir Modell stehen", sagte er, „zu einer Mutter Gottes, die ich auf einem Bilde brauche! Verweigert es nicht! Mit viel Eigensinn werdet Ihr nicht geplagt! Auch eine Heiligenmiene, die Euch allzu sauer würde, braucht Ihr nicht anzunehmen! Ich studire aus Euerm Gesichte schon heraus, was ich bedarf, und einen Schein um die Locken bekommt Ihr auch nicht, weil —"

Er verschwieg, daß er ein Ketzer war.

Veronika aber dachte dieser Möglichkeit am wenigsten nach und sagte nur: „Il mio marito —"

„Was kümmert dies Euern Mann?" unterbrach sie Erich. „Ich werde selbst mit ihm darüber sprechen und er soll's wol gestatten!"

Diese Erlaubniß auszuwirken, suchte er den Wirth der Locanda und sagte ihm, wenn das Bild seiner Frau als Madonna einmal vollendet wäre, würde er es nach Paris und London zur Ausstellung senden und er zweifle keinen Augenblick, daß es dort Aufsehen erregen müsse. Zudem werde er eine Kopie mitgeben, die gemalte Mutter des Heilands wandele noch in aller Fülle körperlicher Schöne in Capri; ein Umstand, der Tausende von Fremden nach der Insel locken werde.

Anfangs verzog Signor Pagano sein kupfernes Gesicht, als hätte er Essig in einen Granatapfel in eine Quitte gebissen; nur die verlockende Aussicht, in den nächsten Jahren so viel Fremde bei sich zu beherbergen, ließ ihn endlich einwilligen.

Erich hatte nun seine Leinwand bald gerichtet. Unter den weißen Säulen der Pergola, welche ein scharfiges Rebendach trugen, stellte er seine Staffelei auf und begann Veronika in die Stellung zu setzen, die er bereits auf seinem für eine lutherische Kirche unvergänglichen Gruppenbild angedeutet hatte. Die Frau selbst benahm sich dabei steif und ungeschickt wie ein Kind und erschien mehr als Automat, denn als ein wirkliches Wesen. Weil sie nun jede Bewegung starr und unbeholfen machte und sich nicht natürlich geben ließ, wie sie sonst gewohnt war, schwand Leben und Anmuth aus dem Modell, sodaß der Maler schier verzweifelte. Namentlich die Züge des Antlitzes nahmen einen typischen Charakter an, ohne jegliche Freiheit und Heiterkeit, und erinnerten Erich an jene schmerzhaften Gottesmütter, die er im tiroler Gebirge an allen Kreuzwegen erblickt und die einen abstoßenden Eindruck hervorbrachten durch den zwar nur symbolisch, aber höchst roh ausgedrückten Schmerz,

der als ein zweischneidiges Schwert durch der Maria flammendes Herz fuhr.

Die Stunden des Morgens und Abends, vor dem Einbruch der Dämmerung, konnte Erich allein zu seiner Arbeit benutzen; denn der Tag war glühend heiß und die sengenden Sonnenstrahlen prallten an dem rothglühenden Felsgestein ab, die Glut noch vermehrend. Sieben Tage tadelloser Bewährung mit seinem Modell waren so verschwunden. Im Garten der Lucanda, nur wenige Schritte von der Pergola entfernt, stand ein Palmbaum, der seine graziöse Blätterkrone nach einer Seite neigend solcherart vermehrten Schatten warf. Nach vielfach vermorfenen Auffassungen war Erich endlich zum Abschluß gekommen. Veronika stand mit Jesus und Johannes unter der Palme, durch deren Zweige der scheidenden Sonne Goldwellen rieselten. Andächtig versunken in diese vom Himmel flammende Pracht, legte sie segnend die Hände auf die Kinder, wendet mit leis geöffnetem Mund das Haupt aufwärts, als vernähme sie aus den Wolken eine göttliche Offenbarung, die sie in ihrem Herzen bewahrt und bewegt und die sich dann später zu göttlicher Gestalt in ihr bildet.

In kurzer Zeit erschienen nun auf der Leinwand die Umrisse des Gemäldes; Erich hatte indessen diese noch nicht ganz vollendet, als ihm einfiel, wie schwierig seine vielleicht nicht unpoetische Idee sich würde in Farbe ausführen lassen; ja er zweifelte, je mehr er darüber nachdachte, vollkommen am Gelingen.

Peinlich überlegte er, ob er Veronika sein Bedenken mittheilen und sie wiederum zu einer neuen Stellung der Augen auffordern sollte. Indem er zögernd seinen Blick auf den Fortgang seiner Arbeit heften ließ, verließ Signora Lucanda ihren Platz und lugte dem Maler über die Schulter hinweg auf die Leinwand. Wie etwa ein Kind erschrecken mag, welches zum ersten male sein Bild im Spiegel der unbewegten Seefläche gewahrt, also fuhr Veronika bei diesem Anblick zurück. Sie schauderte förmlich zusammen und erfüllte mit Aengstlichkeit, die Madonna würde es ihr niemals vergeben und sie würde sie fürchten für sie einlegen, weder bei ihrem göttlichen Sohne noch bei Gott dem Herrn selber, da sie sich in sündlichem Stolz vermessen, so engelgleich und rein zu gelten wie sie und sich von guten, frommen Christen anbeten zu lassen.

Erich lachte von Herzen über des einfältigen Weibes Bigotterie; er stand von der Staffelei auf und sah mit der heitersten Miene in ihr Gesicht, über welches ein Anflug von demüthiger Trauer zog. Mit seinen feinen weißen Händen strich er Veronica eine ihrer dunkeln Locken, die sich von den Schläfen gelöst und auf die Stirn gefallen war, zurück. „Du hast recht, meine Gute", sagte er schalkhaft, „die heilige Jungfrau würde die zürnen; auch würde die ganze heiße Lebendigkeit deines Naturells dich viel mehr zum Modell einer Bacchantin befähigen!"

Die Hände ergeben gefaltet, stand Veronika ruhig da, den Blick auf den mit weißem Meerkies bestreuten Boden geheftet. Die von den schönsten Wimpern beschatteten Lider bewegten sich nicht und so glich sie in ihrer demuthreichen, gebeugten Stellung wahrlich wenn nicht der heiligen Jungfrau selber, so doch einer büßenden Magdalena, aus deren Zügen Reue und die ehemalige Verirrung strahlten. Sie aus dieser allerlichen Stimmung zu reißen, ging Erich an eine der Pergolasäulen und pflückte dort eine große Epheuranke, die er in ihre dunkeln Haare zum Kranz flocht. „So sonst, kleine Wilde, hast die Madonna zu spielen!" rief er lebhaft und zugleich wußte er mit seinen Fingern den Takt der schallenden Castagnetten nachzuahmen.

Gleich einer Schlange hob Veronika bei diesem Klange auf; der Ausdruck angestrengtester Heiterkeit war auf ihr Antlitz und in ihre Mundwinkel, denen die Grazien ihre reizendsten Gruben gespendet. Und nicht etwa begann sie nur langsam einen Tanz, um nach und nach in ein stürmischeres Tempo überzugehen, sondern mit einer Leidenschaft durchzuckte es ihre schönen Glieder, die sich gleichwohl in berauschendem Rhythmus bewegten, daß Erich zu staunender und freudiger Bewunderung hingerissen wurde. Veronika's Haar hatte sich gelöst, frei wallend in entfesselter Schönheit um Brust und Schultern die dunkeln Wellen, ihr Auge strahlte in feuchter Glut, die frischen Lippen schwellten wie junge Rosenknospen und ganz gerötet von Flammen schienen die lebendvollen Glieder, welche durch das anschmiegende Gewand leuchteten. Die Hände erhob sie in pantomimischer Bewegung bald über das rabenschwarze Haupt, als schlüge sie das Tamburin, bald preßte sie dieselben gegen das Herz und streckte sie dann verlangend dem Maler entgegen, dem jetzt plötzlich einleuchtete, daß diese herrlichen Formen nie in reiner Linie dem guten Raffael-Pagano abzunehmen waren. Ja, wie sie begonnen, brach sie nun auch den Tanz ab,

mein Auge, und doch iſt es mein heiliger Ernſt, die ſaumſeligen Vollſtrecker meines Willens, die Dränger meines Landes kennen zu lernen. Ich erwarte in den bekannten Chiffern, deren Schlüſſel Sie beſitzen, von Ihnen ein Memoire über Sachſen, Polen und Alles, was auf meine verlorne Königskrone und den Churhut ſich bezieht. Ich muß wiſſen, wie ich wieder erobern kann, was ich jetzt verloren geben muß. Liefland —"

Einſiedel (will ihn am Weiterleſen hindern).

Patkul, gieb den Brief! Du haſt nicht nöthig, das Opfer Deines Freimuths zu werden.

Patkul (fährt begeiſtert fort):

„Liefland hat meinen Schwur, daß ich mein Leben daran ſetze, es aus dem Joche der Schweden zu befreien. Laſſen Sie uns Beide Hand in Hand gehen.

Friedrich Auguſt,

für jetzt beſiegt, doch nicht ohne Hoffnung."

(Beſinnt ſich eine Weile ſtarr, faßt dann einen Entſchluß und will ſeinen Hut nehmen.)

Einſiedel.

Patkul, Du willſt es wagen?

Patkul.

Ich will. Liefland ließ mich im Kerker geboren werden; Ketten um Liefland; Liefland führte mich an die Leiter zum Hochgericht.

Einſiedel.

Patkul, ich beſchwöre Dich.

flüchtete sich in den dichtesten Schatten der Pergola, wo sie auf eine Bank niedersank und sich das Gesicht mit einem Tuch verhüllte, während ihre Brust noch wogte. Ihre Nerven waren so erregt, daß Erich ein leises Zittern des Armes wahrnahm, mit welchem sie ihr verhülltes Haupt fügte.

„Terpsichore müßte dir neidisch werden, hätte sie wie ich deine Anmuth und Lieblichkeit bewundern dürfen!"

Sie antwortete nichts —

„Sag', Veronika", begann der Maler wieder, „bist du glücklich und möchtest du immer auf deiner Inselheimat weilen?"

Eine verneinende Bewegung war ihre Antwort.

„Liebst du?" fragte er dringlicher.

Sie riß das verhüllende Tuch von ihrem Gesicht, auf welchem Staunen und Zweifel ausgedrückt war. Forschend ruhten ihre dunkelgrauen Augen auf dem fremden Maler.

„Liebst du?" flüsterte dieser dastige.

„Ich habe einen Mann!" sagte sie traurig und verschwand dann eilig durch eine nahe Thür in die Veranda.

Erich blieb allein zurück mit seinen Gedanken. „Gar zu eigenthümlich vermischt sich bei diesen südländischen Frauen das Feuer ihrer Natur mit einem früh eingesogenen naiven Glauben!" murmelte er. „Ich glaube, sie sind treuer in ihren Gelübden als unsere kälteren, nordischen Naturen! Was soll ich von dieser Frau eines andern denken? — —" Lockend trat der ganze liebreiz ihrer bacchantischen Erscheinung wieder vor seine Phantasie. Er setzte sich in die Staffelei, verzeichnete hier und dort einige Linien, zog neue und so stand fast in oberflächlichen Umrissen das flammende Antlitz — der Tänzerin auf der Leinwand. „Hier war wie überall in Italien von der Madonna zu Venus nur ein Schritt", sagte er leise, indem er die Stäbe, welche die Leinwand am Rahmen hielten, herauszog und die Skizze zusammenrollte. „Natürlich, das ganze südliche Leben entblüht ja dem Boden des classischen Heidenthums; stehen doch selbst die christlichen Gotteshäuser auf den Trümmern der alten Götterempel." Er schwieg eine Weile und grübelte — „In Pagano's Adern fließt wie in denen aller Capreser schon afrikanisches Blut. Fürchtet Veronika diesen Othello oder ist sie treu aus Liebe zur Tugend? Doch, was philosophire ich über die Beständigkeit der Frauen?" sagte er mit einem Zucken der Lippen fort; „sind wir Männer etwa treuer? In Rom liebte ich Celestina, die eine der Göttlichen selber zu sein schien und ihren Namen mit Recht trug; in Sorrento wand mir die kleine Gina Gabriella den Pinsel aus den Händen und ich lebte im süßen Nichtsthun; nun sind kaum acht Tage verflossen, seit ich Capris Meerluft athme und schon ist mein Herz trunken von jener Madonna Veronika, die eigentlich eine verlarvte Bacchantin!"

Die Nacht, welche diesen bacchantischen Stunden folgte, brachte Erich unruhig und ohne Erquickung zu. In mancherlei Traumbildern ängstigte ihn Veronika, die zuletzt als weiße Taube erschien, welche der starke Geier Pagano mit blutiger Kralle würgte und die flügelschlagend in seinem Arm Schutz suchte.

Die Nacht war drückend schwül und der Orion leuchtete matt am Firmament, als Erich angstvoll erwachte. Zögernd dämmerte der Morgen des achten Tags herauf; nur ein fahler Streif am östlichen Horizont verkündete sein Nahen.

Der Maler sprang von seinem mit Maisstroh gefüllten Lager; das kleine gewölbte Zimmer schien ihm enger als sonst. Er bekleidete sich mit seiner gewohnten grünen Malerbluse, die er in den Hüften mit einem breiten Sammtgürtel umgürtete und steckte auch ein großes Messer, das in Norwegen „Tollekniv" genannt wird, in denselben. Die Fülle seiner sich ringelnden blonden Locken strich er rasch aus der Stirn, ehe er sie mit einer phrygischen Mütze bedeckte und dann trat er eine Wanderung ins Leben an. Er ging aufwärts die hohe mühsame Felsenstiege, welche nach Anacapri, dem zweiten Städtchen der Insel, führt. Fast farblos glomm im lichtblauen Aether noch der Morgenstern und ringsum waren die Reben, die blaublühenden Hortensien und die brennenden Granatblüten von einem Anflug von Thau erfrischt. Erich ging langsam Schritt für Schritt und sog freudig die landschaftliche Schönheit ein; er schalt sich einen Thoren, nicht früher diese Inselwelt durchstreift zu haben. An der Kapelle des heiligen Antonius, welche umgeben ist von braunem geklüfteten Gestein, aber dennoch nicht der bizarren und phantastischen Zierde der Agave, des Wohlgeruch verbreitenden Kapernstrauchs und der Myrte entbehrt und die wie ein Gletscher in weltvergessener Traumstille daliegt, ging er vorüber und erreichte bald Capo di Monte. Hoch ihm zu Häupten stieg in chaotischen Massen das verwitterte Gestein des Solaro empor, mit den Trümmern des „Castello

Barbarossa" gekrönt, vor ihm lagen im Grün der Oliven und wie eingesponnen von Reben die zierlichen zweigeschossigen Häuser von Anacapri und unter ihm in der Tiefe blitzte das südliche Meer, wallend in des Morgens prachtvollsten Farben. Jenes Aurora war eben wieder gestiegen vom Dampf aufwirbelnden Vesuv und lag im purpurnen Hyazinthgewand über der Bucht, den Kastanienwäldern der Sonnna und dem campanischen Land. Ischia und Procida waren enthüllt vom Hauch des blauen Frühduftes; auch das Cap der Sirene lag in traumhafter Ferne, glänzend aber erschien das majestätische Ufer von Neapel, lichtausstrahlend hoben zum Strand sich die Felsen von Sorrent und unbeschreiblich schön blaute die Welle an den hingeschwungenen Strand von Amalfi. Hier lag denen Paris nieder und erkannte sich als Stümper! dachte Erich. Wer will der Natur diese Linien nachahmen, wer diesen Farbenschmelz in der Kunst nachgebauen?

Er fühlte sich, vorher schon gemüthlich verstimmt, unglücklich, ein Maler zu sein und bedurfte es an und für sich aller Willenskräfte, sich aus seinem dolce far niente zu reißen, so war seiner Zauberanblick wenig geeignet, ihm Muth und Vertrauen auf seine Kunst einzuflößen. Er beruhigte sich selbst damit, indem er dachte, wie sein unreifes bedürftiges Werk in jenes landschaftlichen Hintergrunde erscheinen könne, und nahm sich vor, unverdrossen und schnell an die Arbeit zurückzukehren. Vielleicht sah er heute in Anacapri ein Mädchen, die hehre alte Veronika in einem Madonnenmodell vergöttert, vielleicht die reichen Kinderlöcke der Jesus- und Johannesknaben!

Mit diesen Irrthümern ging er dem kleinen Städtchen zögernd zu, manchmal an einer stachelligen Aloë stehen bleibend, deren saftstrotzende Blätter er bewunderte oder mit seinem Taschenmesser ein Blatt riß, aus dessen Wunde langsam klare Tropfen hervorquollen.

Oben hatte er die ersten Häuser erreicht, die für ein englisches Gefängniß erbaut zu sein schienen, als einige Mädchen, natürlich gefolgt von der, welche Armuth ihnen indeß nicht schlimmer wurde, zu ihm traten. Sie boten ihm Früchte, Blumen und Orangen zum Kauf und zeigten auch in den Händen Zweige von Citronen und Lorbeer. Da gab ihnen Erich einen Grano oder Bajocco, wie die Stücke eben von den Italienern genannt werden, und in südländisch natürlicher Freudigkeit dankten sie aus um seine bedeutete phrygische Mütze [illegible] seine Jacke, mit welchen einzelne Stücke er [illegible] hatte machen. Hinter ihm folgten bunt in die Stadt die schönen Mädchen, im dunklen Haar einen silbernen Pfeil, goldene Ohrgehänge oder als unentbehrlichen Schmuck.

In Oberitalien sah man Erich sich zurückziehen und er selber schien sich verschlossen auf eine weibliche Insel, welche die Wogen gegen mit traubenumrankten Ufern, Blütenbäumen, Meer und der ewigen Bläue eines unermeßlichen Aethers.

Vor der Schwelle der Häuser saßen schlanke Mädchen, ließen die Spindel im Sonnenlicht tanzen und ihre Kinder zu Füßen spielen. Mädchen, auch mit hochgebürgtem Namen, eine heitere Neugierung zu erfassen, trugen auf schweren Krüge und andere wiederum sahen in den geräumigen kühlen Zimmern am Webstuhl und hatten flog das Schiffchen herüber und hinüber bei der Arbeit ihres nützlichen Fleißes.

Die schönen südlichen Mädchenköpfe, wie man sie auf Bildern aus Pompejanischen gemalten, waren hier zu finden und war die Wahl wirklich schwer werden, wie immer, wenn uns im Leben Etwas geboten wird. Wem hätte Erich in Neapel gewollt und mit dem Pinsel manch schönes Angesicht in sein Skizzenbuch gezeichnet; hold schien ihm es, als wahrlich als Einladung auf, in Wagen, wo Mädchen und Knaben. Sie kamen auf einer Gartenschaukel hoch schwingend die Wagen und schwebten die Mädchen, welche ihnen Bücher unter den Arm trugen, Gemüse verkauften. Und bei allem Streben regelte sich die Aufmerksamkeit auf die Meerbucht von Neapel.

Erich folgte dem Strand hinabsteigenden und entfernte sich von Ufer und der Menschenwogen Leben. Denn hier einsame Wasche wie nicht vermehrt von den schönen und malerischen Gestalten, wenn die Landbewohner zu Markt erwarten, welcher von Sorrent kommt. Eine Karawane bringt denn den abgeschiedenen Inselbewohnern täglichen Brot und allerlei Nahrung, auch sehr Seltne, die in Neapel vermißt werden soll, und Knaben empfangen die Mädchen, die mehrere Wanderung zum Einkauf in heimischem Idiom gebrauchen.

Man sahen sie auf den Landungsbrücken sitzen, mit ihren Obstkörben auf Hoch gebückt, und schauen über die Bucht auf Meeres, welches von einer Kühle bewegt wurde, die die Wogen kräuselte. Jenes erholende Gemüthsgefühl,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 19194/086

der dem Ocean eigen, erfüllte die Luft. Der Maler ging hin und her und die Blicke einiger neugierigen Mädchen, denen bei der geringen Anzahl der capresischen Männer kein Schutz zugefallen war, folgten ihm. Jetzt stand er vor einem gewölbten Schuppen, aus welchem einige gebräunte Schiffer ihre Nachen an Seilen herauszogen, hinauszufahren aufs Meer und das Netz auszuwerfen.

„Kommt die sorrentiner Barke bald?" fragte er einen.

Dieser kehrte dem Meere den Rücken zu, wies aber mit dem Daumen über die rechte Schulter hinaus zur Flut.

„Deren!" sagte er bestimmt.

Richtig! Wie sonnig glänzte der Bord, wie flatterte der Wimpel am schwankenden Mast, gar zu anmuthig und keck durchfurchte das Schiffchen die Wellen, die es freudig hoben und trugen und spielerisch um seine Planken rollten.

Bald fuhr es unter Gesang und Jubeln der kleinen Mannschaft und derer, welche wieder nach ihrem schönen Heimatfelsen zurückkehrten, auf den flachen Strand. Die Männer, bis zu den Knieen ihre sehnigen Beine entblößt, sprangen ins Meer und wateten durch die ungefährliche Brandung; andere hoben die weißverhüllten mitgekommenen Weiber auf ihre Arme und trugen sie ans Ufer, wo nun der bunte phantastische Knäuel durcheinander wogte. Die Matronen fragten Giuseppe oder Pio, ob er das bestellte Brot oder Mehl zur Polenta nicht vergessen; die Mädchen hingegen, Teresa, Maria, Francesca und welch wohltönende Namen sie sonst trugen, brachten dem Bootführer ihr Gewebtes, den Ertrag einer ganzen Woche, den er in Sorrento abliefern sollte und schüchtern fragten sie dann: „Una lettera, Giuseppe? — No? —" Glücklich und heiter stimmt selbst den trübsten Nordländer solch frohes und bescheidenes Gebaren eines anmuthigen, naturwüchsigen Volks. Erich verspürte den Wunsch, seine Farben hier eintrocknen zu lassen, eine der reizenden Gratiochter zu freien und eine Hütte zu bauen auf diesem strenenhaften Capri.

Als sich all die schönen jungfräulichen Gestalten wieder nach Capri hinein verloren und sie unverdrossen die schwindelige Höhe hinanstiegen, sah er ihnen froh nach, denn ihre heitere Zufriedenheit hatte sich ihm mitgetheilt. Dann ging er an der nun öden Marina entlang, schrieb italische Mädchennamen in den weißen Ufersand, welche Letztern die bläulichen Wellen mit salzigem Schaum gleich wieder fortwuschen. Ohne aufzublicken, trieb er solch neckisches Spiel weiter. „Costanza!" sagte er, zögernd die Silben betonend, während er sie schrieb.

Da knisterten auf dem sandigen Strand leichte Schritte und diese Frage wurde mit gar lieblicher Stimme an ihn gerichtet: „Kennt Ihr mich denn, Signor?"

Ueberrascht fuhr Erich empor und war beim Anblick einer hoheitsvollen Frauenerscheinung vielleicht erstaunter als Odysseus, da diesem vielgeprüften Dulder am phäakischen Strande Nausikaa erschien.

In ein Angesicht von so regelmäßiger Schönheit glaubte er nie geblickt zu haben; nun begriff er als volle Wahrheit die hyperbolischen Metaphern, welche sich in allen Volksliedern der südlichen Italiener, der Sicilianer absonderlich, wiederholen. Gewitterschwül ruhte das mandelförmige Auge des Mädchens auf dem sprachlosen Maler und das Lächeln um ihre Korallenlippen schien sich an seinem Erstaunen zu weiden. Auf dem Hinterkopfe trug sie den Mucadore, ein farbiges Tuch, derart jedoch um das rabenschwarze Haar geschlungen, daß die Flechten, welche die hellenische Stirn umrahmten, nicht verhüllt wurden. Braun war ihr Teint, groß und kühn gewölbt waren die Augenbrauen und von allerliebstem Oval ihr Antlitz. Und eine im Hermelin Geborene konnte so königlichen Wuchs mit Recht beneiden. Ihr leichtes Gewand, azurblau wie Capris Aether und Meer, schmiegte sich an das Ebenmaß des Körpers und verhüllte nur schleierhaft den lebensvollen Busen.

„Ihr rieft mich", begann nun wieder das Mädchen.

„Gewiß nicht", versetzte stockend der Maler, „kenn' ich doch nicht deinen Namen."

„Costanza nenn' ich mich. Saget Ihr nicht so?"

Erich schämte sich fast, sein kindisches Spiel, welches diese liebliche Zauberin hergerufen, zu bekennen. „Ja", sagte er, und er nahm mit einem Blick diese geeignete Erscheinung in sich auf, „ich rief den Namen Costanza — er ist so schön. Denn hier am Ufer stehend, flogen meine Gedanken hinüber gen Sicilien, wo eines germanischen Kaisers Gemahlin, wie du geheißen, im Porphyrsarge im palermitanischen Dom ihre letzte Ruhestätte gefunden. Und ihrer gedachte ich."

Costanza betrachtete den Maler mit einer gewissen Scheu, denn weil sie nicht wußte, daß

jenes Kaiserweib schon seit Jahrhunderten in ihrer Gruft schläft, hielt sie den Maler für einen Fürsten aus dem Norden und die Tobte für seine Frau, von deren Bestattung er vielleicht Kunde bekommen. „Perdonate!“ sagte sie traurig. „Ich wollte nicht trübe Gedanken bei Euch wecken.“ Und sie schickte sich an, zu gehen.

Erich aber lachte bei dieser naiven Vermuthung des Mädchens hell und laut. „O, nein, bleibe nur!“ bat er und fasste sie bei der Hand, in welcher sie ein kleines Binsenkörbchen trug, gefüllt mit Meerigeln, kleinen Krebsen, Seesternen, Muscheln und Korallenstückchen. Sie hielt ihm das Körbchen entgegen. „Ich sammele solche Meerwunder und biete sie den Fremden an, wollt Ihr sie kaufen?“

„Gewiß, gern!“ rief der Maler, „und nimm als Preis mich und alles, was ich habe!“

„Euch? Habt Ihr hundert Ducati?“ fragte Costanza lachend.

„Ja, Costanza, und mehr! Aber warum scheint dir dies wichtig?“

„Ein rechtschaffener Mann muß hundert Ducati haben, wenn er heirathet!“ belehrte ihn das schöne Kind schalkhaft.

„So würdest du um solche Summe mein werden, für immer und unzertrennlich?“ fragte Erich. Wie bei allen enthusiastischen Naturen, war es ihm in diesem Augenblick fast ernst mit seiner Frage. Ja, er schwelgte in der That in dem Glück, ein solches Meisterwerk der Schöpfung für immer sein nennen zu dürfen.

Costanza nickte bei seinen Worten mit dem Kopfe und sagte scherzend: „Si, Signor.“ Mit ihrem brennend heißen Auge sah sie auch ihm zum ersten male ins Gesicht und schien sich seiner fremdartigen Schönheit zu freuen. Das Weib des Südens kennt auch kein langsames Reifen ihrer Liebe; sie überspringt alle Phasen des Keimens und Werdens und, ihr selber oft zum Erstaunen, schlägt ihr Herz am Abend in bräutlicher Wonne, nachdem es noch am Morgen nichts wußte vom Zauber der Liebe, der es nun umspinnt.

Erich legte seine Hand in die Costanza's, die ihren glücklichsten Tag feierte. War ihr nicht durch die Güte der Madonna oder irgendeiner Heiligen, die segnend vom Himmel auf sie herabsah, dasselbe schöne Los zugefallen, welches vor Jahren schon einem armen Mädchen von Capri beschert wurde, das auch ein reicher Forestiere zu seinem Weibe gemacht? — „Willst du mir deinen Namen nicht sagen?“ bat sie mit weichem, einnehmendem Ton.

Augenblicklich stutzte der Maler doch; dann erwiderte er: „Hier auf deiner Insel nennen sie mich Guelino, und so möchte ich mich gern von dir rufen hören.“

Geradewegs führte er seine schöne Neuverlobte nun nach Pagano's Locanda. Er hielt in der That den „Gedanken fest: du vermählst dich mit einer solchen Naturschönheit — hat das nicht mancher Maler gethan? „Veronika wird Augen machen“, sagte er, „beim Himmel, was wird sie sich wundern!“

Er täuschte sich hierin. Denn als er mit der von den 100 Ducati (Thaler) ganz sicher gemachten Costanza unter dem Rebendach von Luigi's Pergola saß und diesem seine liebreizende „Braut“ zeigte, wußte Pagano vor Freude, die ihm seiner Frau wegen wahrlich von Herzen kam, nicht Glückwünsche genug zu sagen und sprang mit derselben komischen Hast wie am Bewillkommnungsabend hinein in die Locanda, Veronika zu holen, die theilnehmen müsse an dem Glücke Excellenza's.

Veronika war aber nicht zu bewegen, Guelino ein gratulirendes Wort zu sagen. „Nicht, wenn man mit Amalfi schenkte und Salerno dazu!“ sagte sie fest und zornig.

Dieses Verweigern der Anerkennung seiner Liebe von seiten der leidenschaftlichen Veronika kostete zwar Guelino keine schlaflose Nacht. Vielmehr brachte ihm um seinen Schlummer die fröhliche Costanza und die Verlobung, die er in der That am folgenden Morgen mit ihr feierte. Ein kleines Häuschen in der Nähe der Locanda, von Oelbäumen beschattet und das terrassirte Dach, welches man weit, weit über das Meer sah, mit Blumen geschmückt, hatte er ihr sofort gekauft und schöne Kleider geschenkt, so farbenprächtig, als sie nur wünschte und in Capri und Anacapri aufzutreiben waren.

Als Guelino seine geliebte Costanza in ihr neues Eigenthum einführte, hatte er die ersten Verse jenes schönen sicilischen Volksliedes scherzhaft warnend zu ihr gesagt:

Aus Frauen willst du dich nicht heiren,
Sehn sich die Mannen, sie sterben vor Qual!

In Capri gibt es nun nichts Schöneres zu thun, als mit einer Schönheit wie Costanza an den Klippen zu klettern, Blumen zu pflücken, von Liebe zu sprechen und alle Farbenpracht des Meeres, des Himmels und der Erde in duftigen Zügen einzusaugen. Aber am herrlichsten und die Seele

unendlich beglückend ist es doch im Zwielicht der Nacht, wenn traumhaft das Geldhaar der Berenice im silbern wallenden Meer sich spiegelt, der Menschen lautes Treiben verstummt ist und selbst die Seeschwalbe nicht mehr flügelschwirrend über die Wasser schießt.

„Weißt du, Cyzelino, was ich wol wünschte?“ fragte Costanza in einer solchen Nacht, da die See mondflimmernd vor ihnen lag —

„Nein, ich weiß es nicht“, sagte Cyzelino träumerisch —

„Ich möchte doch bald dein Weib werden!“ flüsterte sie ihm ins Ohr, und verbarg dann an seiner Schulter ihr flammendes Gesicht, dessen Röthe er ohnehin im Dämmer nicht hätte gewahren können.

„Warum drängst du so?“ fragte Cyzelino, und er ließ sie nicht antworten, weil er sie heiß küßte.

Nach einer Weile entwand sie sich jedoch der Liebkosung. „Ich habe einen Grund!“ begann sie von neuem.

„Welchen?“ fragte Cyzelino zerstreut und ohne begierig zu sein, ihn zu hören.

Sie nahm sein Gesicht zwischen ihre Hände und küßte lebhaft seine Augen und seinen Mund — „Ich sag's dir, aber versprich, nicht zu zürnen“, sagte sie —

Cyzelino versprach es.

„Tomaso“, erzählte sie jetzt langsam, „ist seit gestern wieder in Capri —“

„Wer ist Tomaso? Du hast mir nie von ihm gesprochen, Costanza!“

„Sieh' nicht so böse!“ bat sie und wieder küßte sie ihn. Diesmal widerstrebte aber der Maler. „Laß mich nur reden; alles sollst du erfahren. Diese Ohrringe,“ fuhr sie fort, indem sie dieselben löste und Cyzelino zeigte, „diese Ohrringe erhielt ich von Tomaso, der mich zum Weibe nehmen wollte. Ich hab' sie nur getragen, weil er schwur, mich zu ermorden, falls ich es verweigerte. Und er hätte es gethan, denn er ist wie ein Tiger. Er besaß nicht, wie du, hundert Ducati; da ging er nach der Straße von Bonifacio und in die nördlichen Gewässer auf den Korallenfang und dachte, mich so zu verdienen. Ich rief ihm noch ins Schiff hinein, nicht mit tausend Ducati möcht' ich ihn freien, aber er sagte: ‚Ich bekomm' dich doch!‘.“

Sie athmete einen Augenblick schwer und warf dann die Ohrringe hinunter ins Meer und antwortete: „Jetzt hab' ich nichts mehr von ihm; bist du zufrieden, Lieber?“

Cyzelino runzelte die Stirn —

„Bei der Mutter Gottes“, sagte Costanza, vor seinem Unmuth erschreckend; „ich bete zu jeden Abend und Morgen, er möge in einem Schiffbruch untergehen, damit ich ihn nie wieder zu sehen brauchte! Er hätte mich erstochen“, fuhr sie zusammenschauernd fort; „nun aber, da ich dich habe, fürchte ich ihn nicht mehr, wenn er auch suchen wird, mich zu treffen. Findet er mich als dein Weib, so wird er nur fluchen und mich verwünschen, bin ich dies jedoch nicht, wird er Uebles von mir reden auf der ganzen Insel und ich bin keine Secunde sicher vor seiner Rache —“

Der Maler ließ das Mädchen, die er, gleichsam eines Ueberfalls gewärtig, bei ihren letzten Worten schützend umfaßt, frei und sah starr vor sich hin auf den Fels —

Er murmelte in seiner Muttersprache, zweifelnd und grübelnd, wie einst Hamlet: „Soll ich oder soll ich nicht? Warum bin ich plötzlich so unentschlossen, da ich doch den Muth haben wollte, eine solche poetische Wahl zu treffen? — —“ Tausend Bedenken, immer neue, kamen ihm. Er konnte nicht für immer auf der Insel bleiben; wäre es aber nicht gar zu abenteuerlich gewesen, plötzlich in seiner Heimat mit einer solchen Frau anzukommen? Würde sich Costanza im Norden so glücklich gefühlt haben wie auf ihrem Inselstrande?

Liebe und Pflicht kämpften in seiner Brust einen harten Kampf. Er machte sich klar, nach dem ersten verflogenen Liebesrausch, nachdem jene reizende Naturwüchsigkeit und Naivetät, welche ihn so sehr an Costanza fesselte, ihm zur Gewohnheit geworden wäre, würde er namenlos unglücklich werden, denn alle Unterschiede von Sitte und Bildung würden dann schroff hervortreten. Ja, er überredete sich, es sei sogar seine Pflicht, Costanza zu lassen, da er sie dauernd nicht beglücken könne. Schnell hatte er einen Plan gefaßt. Er wollte noch kurze Zeit mit ihr auf der Insel wohnen, in ihrer Begleitung alle Schönheit genießen, welche das Eiland bietet, ihr das Haus und eine beträchtliche Summe zurücklassen und dann wieder nach Rom gehen, allein, vor seine unterbrochenen Studien aufzunehmen.

Costanza hatte ihn in seinen Gedanken nicht gestört und horchte jetzt lebhaft auf, als er sich zu ihr wandte mit den Worten: „Ich kenne in Sorrento den Padre Antonio gut; der mag unsere

Hände ineinanderlegen, und mit ihm unser Rücksprache zu nehmen, will ich in diesen Tagen hinüberfahren, damit dann ohne Verzug die Hochzeit stattfinden kann!"

Wie glücklich dankte ihm das reizende Kind! Selige Thränen stürzten aus ihren Augen und freudeschluchzend barg sie ihr Haupt an seiner Brust.

Gyzelino wurde unheimlich bei ihren Liebkosungen. Jedes ihrer Worte trat schmerzlich sein Herz, in welchem schwarzer Verrath und tückische Untreue wie Giftblumen emporschossen. Er führte sie heim in ihr kleines Haus, aber an der Thür sagte er „Addio" und blieb nicht, wie er zu thun gewohnt war.

Schmerzlich sah Costanza dem Fortreitenden nach; sie verstand nicht, warum er nicht eingetreten war, diese einsamen Räume zu heiligen durch seine Gegenwart.

In Gyzelino's Brust brannte es wie höllisches Feuer; so mag Kain in Mutde gewesen sein, als er seinen Bruder Abel erschlagen.

Die Mitternacht war schon vorüber. Er setzte sich, in der Locanda angekommen, an den Marmortisch, auf welchem seine Skizzenbücher lagen, und hatte gedankenlos an die Wölbung der Decke. Dann ging er an seinen Koffer, nahm eine Rolle mit 200 Ducati (Thalern) und schrieb darauf: „Costanza's Eigenthum."

„Ich habe leichtsinnig ein Versprechen gegeben, welches ich nicht halten kann!" rief er laut, indem er mit heftigen Schritten sein kleines Zimmer durchmaß. „Und dann, wird sich Costanza nicht zu trösten wissen? Heilt nicht die Zeit jegliche Wunde?"

Aber gerade dieser Gedanke machte ihm unerträglichen Schmerz; er konnte es mit seinem Gewissen nicht, Liebe nannte er's, nicht in Einklang bringen, am Duft dieser schönsten Blume von Capri möge sich noch ein anderer laben. Es lagte noch eine andere Idee durch sein Hirn. Wäre es nicht möglich, daß sie schon früher Tomaso zu eigen war? Lange quälte ihn dieser Verdacht, endlich verwarf er ihn wieder. Er setzte sich abermals an den Tisch und durchblätterte seine Zeichnungen. „Bleibe ich hier und wird Costanza mein Weib", murmelte er, „so bin ich für die Kunst verloren! Doch dies soll nicht sein! Etwas Großes will ich darin noch leisten und so mag Costanza der Kunst geopfert werden —!" Ja, er fühlte nun, wo er ihrer gedachte, eine gewisse Sättigung. Er war fest entschlossen, statt der Angiata Rabet nach Sorrent direct in Neapel zu landen, um nie wieder jenes Zauberland, welches der Solano mächtig überragt, zu betreten.

Eins der Skizzenbücher lag noch geöffnet vor ihm; zerstreut malte er in verschiedenen Schriftzügen Costanza's Namen wie einst unten am Strande. Dann gedachte er des Schmerzes, den seine Braut erleiden würde, wenn sie bald dem Geliebten nacheilen würde wie einst Ariadne ihrem geliebten Theseus.

Der Sonnenschein des Morgens hell schon licht ins Zimmer, als Gyzelino noch immer wachte. Auch die Stimme Luigi's, der im Hause rumorte, vernahm er bereits. Und ganz kurze Zeit darauf hörte er wilde, zornige Worte und Verwünschungen; ja es schien ihm, man nenne seinen Namen. Er begab sich hinunter in die Küche und spähte durch das Fenster in die Wirthsstube.

Ein junger Mann von fast afrikanischem Typus, mit wolligem Haar, großen Ringen in den Ohren, gekleidet in ein an der Brust offenes schmutziges Hemd, das früher roth gewesen zu sein schien, saß am Tisch und trank hastig ein um das andere mal aus einem gefüllten Weinkruge. Um die Beinkleider trug er eine blaue Schärpe, wie Gyzelino sie oft bei Schiffern gesehen, und in ihr Stecke ein breites, doppelschneidiges Messer.

Luigi Pagano stand, mit der Hand auf den Tisch gestützt, neben dem Fremden und sprach beschwichtigende Worte. „Geh'", hat er, „und sprich selbst mit dem Maler!"

„Cospetto!" schrie der andere und schlug mit seiner narbigen Faust auf den Tisch, daß der Krug zitterte, „was hab' ich mit dem Maler zu thun? Mich wundert's nicht, daß sie ihm gefallen, aber der Dirne will ich zu Leide, so wahr ich Tomaso heiße! Hab' mich geplagt und geschunden wie ein Hund und muß solche Schande erleben! Bei der Madonna schwör' ich's, sie soll erfahren, was in Capri die Vendetta bedeutet!"

Gyzelino hörte nichts mehr von der Entgegnung, welche Pagano auf die gefährliche Gesinnung an diese Rache machte.

In der größten Aufregung verließ er die Locanda und eilte zu Costanza. Er wollte sie schützen vor der Wuth dieses braunen Teufels oder sie ihm wenigstens so lange entrücken, bis sein erster Zorn sich gelegt.

Als er aber die Schwelle des Thores trat,

flog ihm das liebende Mädchen schon entgegen und klammerte sich an seinen Hals.

„Du kommst so früh!“ jubelte sie und bemerkte in ihrer Freude nicht, wie bleich und verstört der Geliebte war.

Ezelino setzte sich auf einen kleinen Stuhl von Palmenholz und versuchte sich zu sammeln. Er war ganz im Unklaren, was er zunächst beginnen solle, um Costanza vor der Rache Tomaso's zu retten. Diese aber kniete vor ihm und liebkosend nahm sie, wie sie so oft that, sein Haupt zwischen ihre Hände. Sie strich mit den Fingern durch sein unordentliches Haar, glättete und küßte es und sagte dann scherzend: „Das ist das Oel!“

„Laß, mein Lieb!“ brachte Ezelino endlich hervor. „Nimm diesen Schleier über das Haar und folge mir!“

„Wohin?“ fragte das Mädchen, indem sie that, wie ihr geheißen. „Nach Sorrent etwa? Ja, nach Sorrent!“

Ezelino nahm sie stumm bei der Hand und führte sie hinab nach der Marina, noch immer unentschlossen, was er eigentlich beginnen sollte.

„Nach der Grotta azurra, Signore?“ fragte einer der Fischer, als sie am Strande anlangten.

„Sì, sì!“ versetzte Ezelino rasch. Und er trug Costanza in die Barke, hob darüber, sie außer dem Bereich des wüthenden Tomaso zu wissen. Nun flogen sie über die warme, sonnige Flut.

Wenige Minuten nach der Abfahrt erschien an der Marina Tomaso, der an Costanza's Hause vergeblich um Einlaß gebeten und sich überzeugt hatte, sie müsse es schon verlassen haben. Von einigen Schiffern erfuhr er, wohin sie mit Ezelino gefahren. Kurz entschlossen nahm er auch eine Barke und ruderte den Flüchtigen nach. „Zur Hölle will ich die Dirne schicken!“ knirschte er mit den Zähnen.

Als Ezelino die märchenhafte Grotte erreicht, vergaß er über diesem wundervollen Blau und der magischen Pracht, die ihn und seiner Begleiterin schöne Gestalt in ätherischen Duft hüllte, einen Augenblick seine ganze Lage. Gleich flüssigem Ultramarin von blendendster Klarheit brachen sich die Wellen an der kleinen Barke und aus der Tiefe schienen Lichtgarben zu streben, welche die gläsernen unterirdischen Paläste der Nixen erleuchten.

Jetzt vernahm man Ruderschläge, dann trugen die Wellen durch die niedere Oeffnung der Höhle einen Nachen, in welchem Tomaso mit blitzendem Auge und hochgeschwungenem Stahl stand.

„Heilige Jungfrau!“ stammelte mit entsetzlicher Angst Costanza und klammerte sich an den Geliebten.

Dieser fuhr nach seinem Gürtel, den „Tollekühn“ herauszureißen, aber er hatte ihn in der Eile vergessen.

„Wehe dein letztes Ave!“ schrie Tomaso mit teuflischer Stimme. Er befand sich in diesem Moment dicht neben der Barke des Malers, der mit seinem Körper die Zusammengesunkene schützte und seine unbewehrten Hände dem Messer seines Feindes entgegenstreckte.

„Fort, cane tedesco!“ schrie der Wüthende. Mit einem Satz sprang er in Ezelino's Nachen und führte gegen Costanza den Stoß.

Aber Erich fing ihn auf und taumelte, ins Herz getroffen, nieder in die Barke. In Costanza's Schoß verblutete er und sein letzter sterbender Ton war: „Vergib, du — Liebe!“ Dann leuchtete das Azur der Grotte auf den regungslosen bleichen Zügen des Hingeschiedenen. Tomaso wurde von hinzugekommenen Schiffern bewältigt.

Um dieselbe Stunde saß spinnend in der einsamen Nordlandshütte Erich's Mutter und gedachte des theuern Sohnes, der drunten in Italien an dem für die neue Kirche bestimmten Altarblatt malte. „Ja, ja“, murmelte sie und ihr Spinnrad schnurrte, „der ist ein glücklich Geborener, denn ein Nordlicht erhellte den Himmel in der Nacht seiner Geburt!“

Eine Karpatenreise.

Von C. Junghann.

II.

Sobald wir, müde und erschöpft vor Anstrengung und Hunger, aus dem Walde traten, stürzte eine Schar von Kindern, welche die Ufer gewesen waren, in das Haus hinein und wie die Zicklein in der Fabel von der Ziege und dem Wolf wollten sie uns nicht einlassen, obgleich ich meine ganze polnische Beredtsamkeit aufwandte, um ihre Herzen zu rühren, bis endlich die Mutter kam, welche Streu im Walde gesammelt hatte, der ich nun mit glühenden Farben unsere Lage schilderte. Die Folge davon war, daß wir in kurzer Zeit eine große Schüssel voll Kartoffeln mit Butter und eine ganze Kanne voll süßer Milch vor uns auf

dem Rosen hatten, die wir denn mit außerordentlichem Appetit beide vollständig leerten, ohne vorläufig auf den Kreis von Kindern zu achten, welche uns umstanden und „uns kannend zusahen. „Αὐτὰρ ἐπεὶ πόσιος καὶ ἐδητύος ἐξ ἔον ἔντο", da fragte man uns in echt Homerischer Weise: „Τίς πόθεν εἰς ἀνδρῶν" und obgleich wir nicht an der königlichen Tafel des Alkinoos uns gelabt, auch kein fettes Ferkel des Eumäus verspeist hatten, so erzählten wir doch mit dankbarem Gemüthe unsere Herkunft und unser Vaterland und nachdem so die ersten gastlichen Förmlichkeiten beendet waren, wurde unter dem Dache der Hütte ein Streulager bereitet, wo wir unter dem behaglichen Brummen der unter uns lagernden Kühe und dem gleichfalls gemüthlichen Geschnuppere der daneben lagernden Schafe trotz des kalten durch die Schindeln säuselnden Windes einer ziemlich sanften Ruhe genossen.

Die Hütte, in welcher wir übernachteten, war ein einfaches Blockhaus, welches durch zwei aus Baumstämmen aufgeführte Wände in zwei größere zu beiden Seiten liegende Räume, die Viehhalle, und einen kleinen dazwischenliegenden, die Wohnung, eingetheilt war. Ueber den letzten lag der Heuboden, auf welchem wir zu logiren die Ehre hatten. Die Stube war mit einem Bette, mehreren Bänken, unter denen die Streulager für die Kinder sich befanden, einem Gestelle für die Schüsseln und einem Kamin ausgestattet, welcher letztere gewissenlich gegen die Grundsätze, nach welchen man einen guten Kamin erbaut, construirt zu sein schien. Am andern Morgen gingen wir in die Stube hinab, die sich nach und nach immer mehr durch die Kinder belebte, welche aus allen Ecken unter den Bänken hervorkrochen und ohne einen Laut von sich zu geben nach den Messern griffen und Kartoffeln schälten. Während dann das Morgenbrot gekocht wurde, gingen alle ins Freie hinaus, um nicht in dem sich entwickelnden Rauche zu ersticken. Nur die Frau wagte sich manchmal in den Qualm hinein, stürzte aber jedesmal mit thränenden Augen sehr bald wieder zur Thür heraus. Nachdem wir das uns gebotene Mahl von Kartoffeln und Milch verzehrt, die Frau mit einigen bunten Taschentüchern, um welche sie gebeten hatte, bezahlt und unter die Kleinen unsere Kreuzerstücke vertheilt hatten, welche eine mächtige Sensation erregten, machten wir uns von neuem auf, um das Meeraug zu suchen, jedoch mit dem Entschlusse, von der uns bezeichneten Normalstraße nicht abzuweichen.

Wir kamen fast in die Ebene, wenigstens in mildere Gelände hinab und unser Weg führte uns nun auf gebahnter Straße durch mehrere gemischte Dörfer, wo wir neben den prächtigen Aussichten auf das großartige Gebirge, welche wie eine selbständige erhabene Melodie eine glücklich passende Begleitung zu der heitern Musik unserer Seelenstimmungen bildeten, hauptsächlich mit den Bewohnern uns beschäftigten. Fast sämmtliche Leute, die ich da gesehen habe, waren liebenswürdig. Vor dem ersten Hause stand ein alter Mann mit Falten im Gesicht, welche nur die Freundlichkeit gezogen haben konnte, und als wir uns näherten, steckte er die Hände in den Gürtel, stellte sich behaglich zu einem längeren Geplauder zurecht und rief uns zuversichtlich „Skad panowie?" (Woher die Herren?) entgegen. Er begleitete uns dann weit, um uns den Weg zu zeigen. Vor einem andern Hause stand ein junges Weib und das Product der Naiv in ihrem Gesicht arbeitenden Neugierde war ein freundliches „Skad panowie?" Ein kleiner Knabe begrüßte uns und „Skad panowie?" hieß es zuversichtlich. Ich wäre gern gleich immer dageblieben. Ich fühlte lebhaft, wie schön und genußreich es ist, freundlich zu sein. Heiter und harmlos leben diese Menschen in ihren kleinen Bellenbäumen, essen ihre Kartoffeln mit Milch und freuen sich über ihr und anderer Dasein. Sie kennen die Sprödigkeit nicht und zuversichtlich nähern und geben sie sich jedem, den sie treffen, in der Voraussetzung, daß auch er eine so freundliche Theilnahme an allem hegen müsse wie sie selbst. Ueber den Begriff von Mein und Dein scheinen sie sich allerdings nicht eben klar zu sein, sodaß wir beständig vor kleinen Dieberein auf unserer Hut sein mußten. Indessen theilen sie diese Eigenschaft wol mit den meisten niedrig cultivirten Völkern, und wenn man sieht, wie naiv, ich möchte sagen wie unschuldig sie sich dabei benehmen, so kann man ihnen unmöglich deshalb böse sein.

Endlich erreichten wir das letzte Dorf der Bukowina, wo wir einige Zeit rasteten, um uns dann wieder in das Gebirge zu versenken. Wir sahen hier den ersten eigentlichen Slowaken, einen Knaben von dem Menschenstamme, welcher nur noch in geringer Anzahl im Herzen des Tatragebirges wohnt, wo er vollständig unberührt von dem allgemeinen Wesen des Fortschritts und durch die Rauheit seines Landes selbst an der Geselligkeit verhindert seine alte ursprüngliche Sitte und

Sprache unverändert beibehalten hat. Der Knabe war ein Muster von menschlicher Schönheit. Das reiche braune Lockenhaar, welches über die edeln Schläfe bis auf die Schultern herabwallte, die schöngewölbte, nicht allzu hohe Stirn, die feinen Linien der dunkeln Augenbrauen, die im höchsten Grade edle Nase, die großen schwarzen Augen in einem Rahmen von schmelzender Schönheit, der Mund gebildet aus den schönsten Linien und Flächen, welche die Natur erfinden konnte: alles vereinigte sich, um ein Gesicht zu bilden, welches sich wie die überzeugendste Wahrheit tief in mein Gedächtniß einprägte. Aber dieser schöne Mund war ausdruckslos. Weder Anmuth noch Heiterkeit noch Ernst umspielte ihn; es umspielte ihn — nichts. In den großen dunkeln Augen lag tiefe, stille Nacht und wenn sich der Blick auch auf verschiedene Gegenstände richtete, das Auge blieb regungslos und stumm. Nichtsdestoweniger war der Blick nicht stumpf. Es lag in diesen Augen nicht eine unendliche Leere, sondern eine leere Unendlichkeit, ein unendliches potenzielles Vermögen, die ausgezeichneten Geisteskräfte, welche ohne Zweifel in diesem Kopfe schlummerten, waren nicht geweckt, nicht aktuell geworden. Dieser Knabe kennt noch kaum eine Freude, kaum einen Schmerz. Er kennt kein besseres, kein schlechteres Gericht als Kartoffeln und Milch, er kennt kein besseres und kein schlechteres Lager als seine Streu unter der Bank. Er ist des Morgens, wenn die Sonne aufgegangen ist, mit seiner Heerde auf eine Matte gezogen, da hat er auf einem Felsblocke gesessen, seine großen leeren Augen sind auf einen andern Felsblock gehetzt gewesen und seine Heerde ist ruhig weidend vor ihm auf- und abgegangen. Und wenn die Sonne wieder hinter die Felsgrate hinabgestiegen ist, so ist er zu der einsamen Hütte seiner Aeltern zurückgekehrt. Und unterdessen hat die Natur, durch keine feindlichen Kräfte in ihrem Wirken gestört, den Körper zu jener Schönheit herangebildet und wie sie im Kelche der Blume mit geheimem Wirken auch das kleinste Staubfädchen in genauer Ordnung aufstellt, so hat sie an diesem Knaben jedes Glied mit gleicher Sorgfalt ausgebildet und auch die feinste Nuancirung nicht vergessen, um eine Menschengestalt zu bilden, wie sie sich dieselbe denkt. Wenn mir dieser Knabe einerseits ein Beweis dafür ist, daß Schiller recht hat, wenn er sagt, daß sich da die „architektonische Schönheit" des Menschen stets am sichersten, am reinsten und am vollkommensten ausbilden wird, wo das freie Spiel des Geistes die körperliche Ausbildung nicht modifizirt, so ist er es mir auch andererseits für die Behauptung, daß der Mensch ursprünglich nichts hat als potenzielles Vermögen, daß sein Geist ursprünglich eine tabula rasa, ein glatter, unbewegter Wasserspiegel ist, der sich erst nach äußerer Einwirkung kräuselt.

(Schluß in nächster Nummer.)

Anregungen.

Die alte Künstlerwelt.

Wie die allgemeine Weltgeschichte durch Anwendung der Naturgeschichte, der Völkerphysiologie, durch scheinbar ihr fern liegende Wissenschaften wie die der Statistik und der sozialen Oekonomie einen reichern Hintergrund gewonnen, so gewinnt die Kunstgeschichte durch unsere wachsende Kenntniß von der Persönlichkeit der einzelnen Meister täglich ein belebteres Antlitz.

Die frühere Kunstgeschichte glich einer Säulenhalle mit Bildern und Statuen: vor den Werken aber verschwanden bis auf ihre Namen die Meister. Wie viel Einzelheiten auch Vasari über die italienischen Künstler beibringt, so fehlt seinen Biographien doch vollständig der Zusammenhang, der Ueberblick auf die gesammte Kunstentwickelung. Die Briefe der Meister, die man allmählich in große Sammlungen vereinigt, zeigen sie uns in ihren persönlichsten Beziehungen und erschließen uns ihr Haus, ihre Verhältnisse, ihre Seele.

Während durch die viele bisher ungelöste Fragen in dem Leben wie in der besondern Kunstweise einzelner ihre Erklärung finden, bieten sie andererseits den Erzählern zum willkommenen Stoff.

Aus ihnen sind denn auch die „Künstler-Geschichten" von August Hagen (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861, 2 Bdchn.) entstanden, die uns in zweiter Auflage vorliegen, nachdem sie vor Jahren bei ihrem ersten Erscheinen ein Aufsehen machten, das schon ein früheres Erscheinen der zweiten Auflage hätte erwarten lassen.

An die Chronik des Lorenzo Ghiberti anknüpfend, der im Beginn des 15. Jahrhunderts die Erzthüren zur florentiner St. Johanneskirche goß, die „Thüren, die zum Paradiese führen" nach Michel Angelo's Ausspruch, schildert Hagen in gefälliger, novellistischer Form die Schicksale und das Treiben der damaligen Künstler in Florenz. Den Mittelpunkt des Ganzen bildet der großartige Dombau, den Brunelleschi vollführte. Von ihm wandern wir durch die Malerwerkstätten Lippi's,

Pathul.

Liefland! Ein grüner kleiner Fleck da am Buſen der Oſtſee! Klagend bricht ſich dort die Welle an der Düne. Wer kennt das Land! Die Birken, ſeine Linden duften nur ſich ſelber! — — Aber in dieſes bunte ruſſiſche Kleid will ich nicht vergebens gekommen ſein. Auf mich fiel einſt die Wahl meines Volkes. Hunderttauſende hoffen auf mich gegen Schweden und ſingen mir ins Ohr das alte Lettenlied:

Die Birke weint aus ihrer Rinde,
Der Waidelotte ſpricht:
Hat denn Perkunos Sturm und Winde
Und ſeinen Donner nicht?

Einſiedel.

Du ſchwärmſt, Reinhold!

Pathul.

Für die Freiheit ſchwärmen, heißt an den Himmel glauben. Für die Freiheit träumen, heißt wachen für die Ewigkeit. Liefland iſt die Looſung! — — Ich ſchreibe — das Memoire! (Ab.)

Vorhang fällt.

Masolino's, Masaccio's, die Gärten der Medicäer, meißeln und formen mit Donatello und sehen den glänzenden Eintritt Leonardo's da Vinci in die bunte und freudig bewegte Arbeiten. Halb nur sind es Geschichten, zur andern Hälfte ist es eine Geschichte und Schilderung des Vorzüglichsten, was Florenz in jenen Tagen in den Künsten hervorgebracht. Auch die Dichtkunst ist nicht ausgeschlossen, wiederholt lesen wir die Gedichte Lorenzo's de' Medici.

Insofern darf man das angenehm geschriebene Buch, das nur zuweilen in zu enger Nachahmung des schwülstigen Stils Wolfgang Kurtzig's, als eine Quelle der Belehrung, einen Beitrag zur Kenntniß jenes Zeitraums betrachten. Für den flüchtigen Leser wird sich das novellistische Talent des Verfassers leicht und ohne Mühe als das Blumengesträuch um seinen eigentlichen Stoff offenbaren. Ganz ohne Irrthum ist es freilich nicht geblieben und es erscheint darum doppelt wunderbar, daß man seine Erzählungen in allem Ernst zum Beweis für kunsthistorische Behauptungen aufstellte. Wir verzeichnen zwei der auffallendsten. Leonardo da Vinci soll nach ihm Masaccio in der Kapelle Brancacci haben malen sehen. Leonardo ist 1452 geboren, Masaccio schon 1443 gestorben. Er beschuldigt — und dies geht beinahe über das Maß dichterischer Freiheit hinaus — einen immerhin tüchtigen Künstler, Piero di Cosimo, Filippo Lippi aus Eifersucht vergiftet zu haben, da nun Masaccio aus demselben Becher trank, sei auch er an dem Gifte Cosimo's gestorben. Aber Piero di Cosimo ist erst 1441 geboren, Lippi 1469 gestorben; die Gestellung ist in Bezug auf Masaccio offenbar, in Hinsicht auf Lippi eine Phantasie.

Neue Gedichte.

V

Von Ludwig August Frankl, einem wohl bekannten Namen der österreichischen Dichtergruppe, liegen uns zwei neue Gaben vor: „Helden- und Liederbuch" (Wien u. Prag, Kober u. Markgraf, 1861), und „Der Primator" (Ebendaselbst, 1861).

„Der Primator" (in Prag, im Mittelalter, hießen so die dem Bürgermeister beigegebenen Aeltesten der Gemeinde und die Juden der Stadt nannten danach ihre Richter) ist eine poetische Erzählung, in deren Stoff und Behandlung sich gleichmäßig das eigenthümliche Talent Frankl's ausspricht, die Verbindung einer in Bildern und etwas stark aufgetragenen Farben schwelgenden orientalischen Phantasie mit einer gewissen Kühle und Berechnung des Verstandes, der sich in Ueberraschungen und Sentenzen gefällt. Der Inhalt ist: Zu einem Fest der Christen auf das Schloß geladen, wird bei einem plötzlich ausbrechenden Streit der Primator gezwungen, seinen Glauben abzuschwören und die Taufe anzunehmen. Das Erlebniß erfüllt bei dieser Kunde alle Juden in leidenschaftlicher Erbitterung morden der Vater des Primators den eigenen Sohn und steckt, damit die That nicht ruchbar werde, sein Haus in Brand.

In der Wahl der Schilderung wie in dem glücklich getroffenen Ton der mittelalterlichen Sage halten wir diese kleine Erzählung für eine der vorzüglichsten Frankl's, wenigstens hat sie uns mehr angesprochen als „Ein Magyarenkönig", ein Gedicht, das in neun Abtheilungen das „Helden- und Liederbuch" eröffnet. Hier ist der Stoff des Ganzen ohne rechten Gedanken und Kern, eine wüste Epigone des Mittelalters, zu der das reiche und prunkende Versmaß nicht recht stimmen will. Der Inhalt des Buches ist somit mannichfaltiger Art: an die Helden schließen sich Glaubenskämpfer, Künstler, Propheten, Dichter, Fürstliche Leute und es ist nicht gut mit ihnen streiten, wie „der Herzog von Reichstadt" unter die Helden, indische Frauen, die sich mit der Leiche ihres Gatten verbrennen, leider nicht, wie wir aus englischen Berichten zur Genüge wissen, aus Liebe zu den Todten, unter die „Glaubenskämpfer" gerathen, ihnen wir nicht; es ist die alte Frage: Wie kommt Saul unter die Propheten? Bei den österreichischen Dichtern, Lenau vielleicht ausgenommen, gilt die Kühnheit und Phantastik der Ausschmückung, die verschwenderische Pracht der Bilder für nothwendig zum Wesen eines Gedichts, seltener begegnet man bei ihnen dem einfachen, bestimmten Ausdruck des Herzens, man könnte sagen, der spanisch-arabische „Jud Calderon's ist auch bei ihnen vorwiegend. Die Kenntniß des Morgenlandes, das er bereist, hat diesen Zug in Frankl noch verstärkt, alles erhält bei ihm einen leidenschaftlichen Hauch, eine brennende Färbung. Trifft es nun einen Stoff, der diese Behandlung leiden kann und erst in ihr seine eigentliche Schönheit offenbart, so reißt er den Leser mit sich fort. — So in den meisten seiner jüdischen Legenden, den Sagen von Alexander. Aber die Fülle und zarteste Gestaltung des Herzens läßt sich hier und nicht in vielen Zeilen wiedergeben; und widerstrebt dies gemachte orientalische Gebrüll. Wer taufchte um die Lieder an Kriegerike, an Lili von „Welt- östlichen Divan" ein? Nicht gut sind Verse wie

Da beugt nur von Lust der Rohr,
Melodisch wiegte sich der Klang,
Schon schmiegt sich wie der Schwan an Leda
An seine Brust mein Verlang.

Mich' Wie der Stein der Weisheiten,
Der Lichtmagnet, in Klammen liegt,
So leuchtet auch mein junges Lieben,
Von Frauenschönheit abgezogen.

Indessen, so vielgestaltig und jedem anderen der Begriff der Liebe ist, jeder sie auch verschiedene Sprachen. Wenn der Dichter in diesen Gedichten nicht auf volle, ungetheilte Zustimmung rechnen kann, wird sie seinen Balladen und Naturbildern um so sicherer zu Theil werden.

Anders spiegelt sich der Osten, seine Palmen und seine Dichtung, in Julius Hammer's Art wieder. Frankl bemerkte allen Schimmer, das Wunderbare, Oelgetränkte an ihm, er sog seine Sonnenstrahlen ein, Hammer verliert sich in das Geheimnißvolle,

Sinnreiche, die Sprachweise seiner Lehrer und Sänger. Aus einer langen Beschäftigung mit ihnen ist seine Umarbeitung eines ihrer vorzüglichsten Werke entstanden, das nach den Vedas der Inder, dem Buche Hiob's die hervorragendste Stellung in jener Literatur einnimmt: die Psalmen. „Die Psalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen von Julius Hammer" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861).

Ihrem Zwecke gemäß bemühten sich die bisherigen Uebersetzungen der Psalmen meist nur mit einer wortgetreuen Wiedergabe des Textes, ohne sie umdichtend zu Gedichten zu schaffen. Luther's Uebersetzung hat bei allen Mängeln, deren sie die Sprachgelehrten mit Recht beschuldigen, doch den unermeßlichen Vorzug, mit dem deutschen Geiste in nächster Wahlverwandtschaft zu stehen. Hammer hat die Psalmen in gereimte Verse übersetzt. Die Schwerfälligkeit, die Härte und das Gezwungene in Luther ist allerdings zur Freiheit und Schönheit erhoben und durchgehend lesen sich diese Dichtungen wie deutsche Kirchenlieder, entsprungen aus deutschem Herzen; es begreift sich, daß dabei nur an protestantische, nicht an katholische Hymnen zu denken ist. Ob man aber dabei die Reminiscenz an Luther's kernige Weise, an den majestätisch widerhallenden Wohlklang, der im Parallelismus, jener eigenthümlichen jüdischen Dichtart, liegt, ganz verbannen kann, mag subjectives Gefühl entscheiden. Wir setzen, um die Weise der Uebertragung zu charakterisiren, den ersten Psalm her:

Wohl dem, der nicht den Rath
Gottloser geht zu theilen'
Noch tritt der Sünder Pfad,
Noch weilt, wo Spötter weilen;
Nein, der mit Lust betracht
Auf das Gesetz des Herrn,
Und forschet Tag und Nacht
Nach seiner Lehre gern'

Der ist dem Baume gleich,
Gepflanzt an Bächesrande,
Der Frucht und Blätter reich
Zum rechten Zeigen spenden,
All', was er thut, gedeiht;
Nicht so, die ohne Treu, —
Sie sind zur Ernstzeit
Vom Wind verjagte Spreu.

Darum nicht im Gerichte
Bestehen Gottes Feinde,
Und Frevelvolke nicht
In der Gerechten Gemeinde
Die Bahn der Frommen, sieht,
Kennt Gott der Herr mit Huld,
Doch ins Verderben geht
Der Weg der Sündenschuld.

Die „Einleitung" beschäftigt sich mit einer eingehenden Untersuchung über die Entstehung der Psalmen, ihrer eigenthümlichen Form und gibt treffende und anregende Bemerkungen über die Poesie der semitischen Völker, deren Wesen und Bedeutung sie in der Lyrik ausgedrückt findet.

Neue Romane und Novellen.

XV.

Methodistisch und pietistisch schreiben viele Amerikanerinnen à la Becher Stowe. So Marie Cummins, die Verfasserin des „Lampenwärters", von der „Havilah" vorliegt (deutsche Uebertragung, Leipzig, J. J. Weber, 1861). Wir werden hier auf den Libanon geführt und lernen uns zeitgemäß über syrisches Christenthum orientiren. Ein Maronitenkloster, Mr. Trefoil's, des gutmüthigen Amerikaners Fabrik, Beirut, Damascus, ein Beduinenlager, alles das umrahmt von einer Liebesgeschichte mit scharf hervortretender gottseliger Färbung. Havilah, das gazellenartige, ätherische Töchterchen des Fabrikanten, und Mr. Meredith, der Sohn, in sich abgeschlossene britische Millionär, überwinden erst langsam die Contraste, welche in ihren Charakteren liegen, um sich unauflöslich für das Leben zu binden. Mansura, das Araberkind, verzehrt sich in Sehnsucht nach einem das wahre Heil verbreitenden Glauben und der interessant geschilderte Beduinenjüngling Abdul fällt fast als Beute seiner verzehrenden Eifersucht, Meredith und Havilah wie ein Späher verfolgend und bereit zum Mord des gehaßten Nebenbuhlers; ein Verbrechen, das Havilah zu hindern weiß und so ihrem Geliebten die eigene Lebensrettung durch ihn bei einem Erdbeben vergilt. Die Beschreibungen des Schauplatzes sowie die Schilderung einiger sehr spannenden Scenen sind natürlich und lebendig und fordern nicht selten den Griffel des Zeichners heraus.

Glossen.

Kleinigkeiten sind es, durch die ein Kunstwerk die Vollendung erreicht, doch ist ein vollendetes Kunstwerk allerdings — keine Kleinigkeit!

* * *

Die Größe eines Staats hängt nicht von seiner Gesetzgebung ab, sondern von dem Charakter seiner Bürger.

* * *

Kleine Widerwärtigkeiten gleichen Schneeflocken, welche langsam nur ihr weißes Tuch auf die Erde decken und dennoch können sie sich zu einer Lawine sammeln!

* * *

Gewohnheiten sind einer Perlenschnur gleich, deren Knoten man nicht zerreißen darf, ohne Gefahr zu laufen, sie nicht wieder zusammenlesen zu können.

* * *

Man kann einen geistreichen Mann bewundern. Um ihm zu vertrauen, muß er mehr besitzen als Geist.

* * *

Der Fortschritt einer Nation läßt sich nur berechnen durch das Aufsummen individueller Bestrebungen.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Der Krieg in Nordamerika. III. — Aus deutschen Städten. I. Bremen. — Ein Handbuch für das praktische Leben.

Der Krieg in Nordamerika.

III.

B. G. — In seiner berüchtigten Botschaft vom 5. Dezember v. J.) erklärte der scheidende Präsident Buchanan die Bundesregierung gesetzlich nicht für ermächtigt, gegen die Secessionisten mit Gewalt einzuschreiten. Aber nicht nur in der Weise, wie mit schon erwähnten, formell, sondern auch ideell war nach seiner Auffassung die Sklaverei und das Recht der Sklavenhaltenden Union im Unrecht. Buchanan behauptete, nicht der Kongreßbeschluß, die Sklaverei fernerhin von den Territorien auszuschließen, nicht die Versuche der beitretenden freien Staaten, den Vollzug des Sklaven-Flüchtlings-Gesetzes zu verhindern, hätten den südlichen Sonderbund herbeigeführt, sondern das gegenwärtige Unheil rühre nur von den fortgesetzten Agitationen der Nordstaaten und von ihren Klagen, auf die Sklaven selbst gerichtetem Einfluß her, infolge dessen nicht mehr „das Gefühl der Sicherheit um den Familienaltar" herrsche; man hätte sich der Besorgniß vor einem Sklavenaufstande hingeben müssen u. s. w.

Was die Gefahr eines Sklavenaufstandes betrifft, so möge allerdings ein kleiner Umstand zur Charakteristik der Situation erwähnt werden. Seit der Erwählung des jetzigen Präsidenten Lincoln haben die Neger von ihren eigenen Herren denselben mit fanatischer Wuth beschimpfen hören. Im allgemeinen aber gab man ihm den überhaupt für die nördlichen Republikaner vom Süden gebrauchten Spitznamen des „Black Republicans", die Neger hörten auch hier und da erzählen, daß dieser Präsident die Neger frei machen wolle und Aehnliches, sodaß endlich die Sklaven sich den vielgenannten Lincoln als eine Art von schwarzem Messias ausgemalt haben. So haben nun die Sklavenhalter selbst unter die Neger einen gefährlichen Freiheitskarbanken geworfen, den sie durch alle Strenge schwerlich mehr unterdrücken können.

Während Präsident Buchanan, wie wir gesehen haben, durch sein Verhalten die Trennung der Südstaaten, d. h. die Rebellion, thatsächlich gefördert hat, wurde die Wahl des für den 4. März d. J. neuerwählten Präsidenten Lincoln*) das Signal zur Eröffnung factischer Feindseligkeiten, weil jetzt die Südstaaten sich auf Widerstand seitens der Union gefaßt machen mußten. Mit Lincoln's Erwählung erhielten zum ersten male wieder nach langer Zeit die freien nördlichen Staaten das Uebergewicht in der Centralregierung, sodaß hierdurch wenn auch keine sofortige Aufhebung der Sklaverei, so doch keine Begünstigung weiterer Ausdehnungen zu erwarten stand. Kurz die Sklavenhalterpartei sah bei dem Siege der Humanitätsprincipien kein Heil mehr für sich in der Union. Die Sezession erfolgte und der Präsident dieses südlichen Staatenbundes, Jefferson Davis, erklärte bei seiner Einführung am 18. Februar, daß eine Wiedervereinigung nicht gewünscht werde. Die Trennung war also nicht eine traurige Nothwendigkeit, hervorgerufen durch Bedrohung wirklicher Rechte, sondern sie stellte sich als ein längstgehegter Wunsch des Sonderbundes heraus, zu dessen Realisirung nur ein hinreichender Anlaß fehlte. Die Abstimmungen im Kongreß gegen die fernere Ueberlassung der Sklavenstaaten und die Wahl des republikanisch gesinnten Präsidenten Lincoln wurden als Anlaß aufgegriffen, mit Recht aber Unrecht, gleichviel, der Anlaß wurde herbeigewünscht und es wußte sich wol Raten.

Aus allen hier angestellten Betrachtungen gewinnen wir folgende Resultate. 1) Die südlichen Sklavenstaaten sind durch nichts zu der Empörung gegen die Union und zu dem Versuche der Verfassung berechtigt gewesen oder genöthigt worden. 2) Das aristokratische Element, gegenwärtig im Bunde das herrschende, vertritt die Grundsätze vollständiger Ariskratie, das im Süden vorwiegend romanische Element kämpft für aristokratischen Despotismus und für Pflanzenherrschaft. 3) Die Partei des Südens begnügt sich nicht mit Anerkennung der vorhandenen Zustände, sondern beansprucht Unterwerfung des Gegners unter ihren Despotismus.

Zur Ergänzung dieser Punkte müssen wir bekennen, daß die Ueberzeugung der südlichen Staaten zwar an sich eine verbrecherische Handlung ist, daß aber unter den obwaltenden Umständen eine durch die Bundesregierung legalisirte Trennung und Bildung eines besonderen südlichen Staatenbundes doch wol wünschenswerth ist. Wir haben schon angedeutet, daß die Idee einer solchen Theilung keine neue ist, sie hat den früher schon ausgesprochenen Drohungen zu Grunde gelegen und den fortgesetzten Bemühungen der Sklavenhalter zum Siege verholfen. Dieser Plan eines südlichen Reichs ist mit den schon mehrfach versuchten Eroberungen Cubas, überhaupt mit Vergrößerungen des Sklaventerrains eng verbunden; auch das nördliche Mexico wird dabei in Betracht

*) Die Präsidentenwahl erfolgt immer auf vier Jahre und der 4. März ist der Tag für den Antritt der neuen Präsidentschaft.

gezogen. Wenn wir den gewaltigen Umfang des Gebiets der Vereinigten Staaten sowie auch die unendlich verschiedenen sich widerstrebenden Elemente, die sich hier zusammengefunden und weiter entwickelt haben, berücksichtigen, so erscheint es ganz natürlich, daß sich hier zwei in ihrem innersten Wesen feindliche Nationen bilden mußten, deren fernere Vereinigung uns fast unmöglich dünkt. Wenn auch die Bundesregierung für jetzt, um ihr Ansehen zu behaupten, mit allen Mitteln die Rebellion der Secessionisten bekämpfen muß, wenn auch das Aufgeben der ganzen Südküste, namentlich des Mexicanischen Meerbusens, ein ungeheurer Verlust für die Union sein würde, so sehen wir dennoch keinen Ausgang, wie die schmerzhafte Lostrennung des faulen Gliedes umgangen werden könnte. Mit erneuten Zugeständnissen wird die Union nur ihre Schwäche anerkennen, sich moralisch vernichten, ohne doch für die Dauer das Wiederholen der gegenwärtigen Katastrophe verhindern zu können. Weil aber so Großes auf dem Spiele steht, wird auch der Kampf aller Wahrscheinlichkeit nach ein bitterer und langer sein. Auf dem neueröffneten Congreß zu Washington hat Präsident Lincoln in seiner Botschaft (vom 5. Juli) 400 Millionen Dollars und 400000 Mann zur Kriegführung gefordert und vom Congreß noch mehr bewilligt erhalten. Wir haben keine Ursache zu glauben, daß solche enorme Mittel ohne die bestimmte Voraussicht langer Kämpfe weder gefordert noch bewilligt werden und können hiernach annehmen, daß die bisher bewiesene Mäßigung und Besonnenheit der Bundesregierung nicht auf den Mangel der erforderlichen Energie des Handelns schließen lassen, wie wir schon in dem ersten unserer Artikel, gegenüber der maßlosen Ungeduld, in der Alten wie Neuen Welt, mit Zuversicht aussprachen.

Schließlich wollen wir nach den vorliegenden Berichten des neuesten Census für 1860 eine Uebersicht der Sklavenbevölkerung im Verhältniß zu den Freien in den Unions- wie in den conföderirten Staaten geben. Leider muß hierbei bemerkt werden, daß selbst die officiellen Angaben in der Bevölkerungsstatistik unzuverlässig sind. So liegen uns nach dem letzten Census zwei Berichte vor, die sehr voneinander abweichend sind. Dennoch werden die Zahlenangaben, um das Verhältniß anzudeuten, hier genügen können.

Die Totalbevölkerung ist

in den Freistaaten	18,951814
in den Sklavenstaaten	12,434373
im Bundesgebiet Columbia	75321
in den Territorien	187300
Summa	31,648888 Einwohner.
Davon sind Sklaven	3,951801.

Wohl zu beachten ist aber hierbei, daß hier zu den Sklavenstaaten sehr viele gehören, die der Union treu geblieben sind, wie Maryland, Delaware u. a. Wir haben auch bereits früher gesehen, daß die Bevölkerung der abgefallenen (conföderirten) Staaten zu den Staaten der alten Union sich verhält wie 7 zu 13.

In den einzelnen Staatengruppen befindet sich die Sklaverei zur freien Bevölkerung auf folgendem Standpunkt: In den Staaten Maine, Massachusetts, Neuhampshire, Rhode-Island, Connecticut, Vermont — in Summa über 3 Millionen Einwohner — befinden sich schon seit dem Jahre 1800 keine Sklaven mehr.

In der Staatengruppe Neuyork, Neujersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland und Columbia — in Summa über 8 Millionen Einwohner — befinden sich nur 92367 Sklaven, davon die überwiegende Mehrzahl auf die drei letztgenannten Staaten kommt.

In den Staaten Virginien, Nord- und Südcarolina und Georgien beträgt die Bevölkerung gegen 5 Millionen, davon 1,686739 Sklaven. Die Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin, Iowa und Minnesota haben nur freie Bewohner (gegen 8 Millionen); dagegen bilden in den Staaten Kentucky, Tennessee, Mississippi, Alabama, Louisiana, Missouri, Arkansas, Florida, Texas die Sklaven durchschnittlich beinahe die Hälfte der Bevölkerung, indem hier von 4,907113 Einwohnern 2,173832 Sklaven sind.

Hiermit möge vorläufig unsere übersichtliche Darstellung der Sklaven- und Kriegsfrage der Vereinigten Staaten geschlossen sein. Unser Interesse wird dem Kampfe, abgesehen von den hier gegenüberstehenden großartigen Principien, um so lebhafter folgen müssen, als wir das deutsche Element daselbst in so hervorragend günstiger Weise vertreten sehen. In der Diplomatie haben in jüngster Zeit die Deutschen in Amerika glänzende Siege erfochten. Möchten auch ihre Siege auf dem Schlachtfelde ihrer Begeisterung für die Sache entsprechen! Gilt es doch einen Kampf, der die heiligsten Interessen der Menschheit berührt.

Aus deutschen Bädern.

1. Pyrmont.

— Das Fürstenthum Waldeck wäre ohne sein berühmtes Pyrmont ein unbekanntes und ungenanntes Stückchen Erde, obwol es an der schönen Waldecke Mitteldeutschlands liegt. Sein Name ist unstreitig aus seiner Lage entstanden. Das Schloß Waldeck ist längst eine Ruine und das Städtchen gleiches Namens nicht etwa die Residenz des Fürsten; diese heißt Arolsen und die eigentliche Hauptstadt Korbach, was zwar in allen Handbüchern der Geographie steht, aber bei den meisten verehrlichen Lesern wahrscheinlich in Vergessenheit gerieth.

Pyrmont war vor mehr als funfzig Jahren das berühmteste Modebad, belebter und interessanter als jetzt Baden-Baden, dem wir, beiläufig gesagt, auch nicht mehr so viel Geltung zugestehen können, als es noch vor einigen Jahren besaß. Das Ueberfluß von zweifelhaften Persönlichkeiten ist in Baden-Baden zu unerträglich. Man muß Baden und sich daher lassen, man ruhert in einem Menschenmeer, in welchem man die einzelnen Menschen nicht

weht Licht, wie in einem Bild die Bäume verschwinden nach dem Sprichwort. In Pyrmont waren zur glänzendsten Zeit immer nur so viel Badegäste anwesend, um ein belebtes Tableau interessanter Menschen mit nöthiger Staffage abzugeben. Es wurde damals überhaupt nicht so viel gereist, weil es noch nicht so viel müßige und genußsüchtige Menschen und Fürsten — keine Eisenbahnen gab. Unter den wenigen Reisenden war man gewiß immer bedeutende Leute zu finden.

Die pyrmonter Allee war der geeignete Sammelplatz. Der prächtige Saal von grünen Linden, wenigstens vierfach so groß wie der Promenadenraum in Baden-Baden, ist für das schaulustige Publikum ein sehr bequemer Local. Es hat jeden Morgen Gelegenheit, einige hundertmale die Anwesenden Revue passiren zu lassen, denn wie Brunnenarzt schreibt es streng vor, daß langsam und oft derselbe Pfad zurückgelegt werde, schon die Leute volle Muße haben, sich einander zu betrachten, zu erkennen und zu urtheilen.

Die berühmte schöne pyrmonter Allee, die wir vorhin nur in geselliger Hinsicht einen Salon nannten, ist vielmehr ein grünes Gewölbe, ein vollständiger Dom mit Seitenschiffen, wie die gothische Baukunst ihn in ihren großartigsten Schöpfungen nachgebildet hat. Zur Zeit der Lindenblüthe fehlt es auch nicht an Weihrauch in diesen Hallen; von der sechsfachen Baumreihe weht der Blüthenduft süß betäubend herüber. Die frische Kühle der pyrmonter Allee kann auch oft an Kirchenluft erinnern; im Hochsommer ein Genuß, ist sie bei Regen- und Gewitterwetter nicht ohne Gefahren für die Badegäste. Die berühmte Allee hat auch leider noch eine andere Aehnlichkeit mit einem Kirchenbau; wie bei einem solchen so häufig der Ungeschmack der Zeit häßliche Anhängsel und Nebengebäude baute, so hat man auch ihre schönen Seitenalleen mit verkrüppelten Buden zum Verkauf, kleinen elenden Häusern und einem Theater von unglaublicher Geschmacklosigkeit verunstaltet. Auch der Curhaal, in andern Badeorten meistens die Krone der Anlagen, gleicht einer Meßbude nicht übel; verbirgt und beengt die Aussicht in die prächtigen himmelhohen Baumgruppen und Blumenparterres, die sich bei Hauptallee anschließen und ein wahres Paradies von Vegetation dem Auge darbieten würden, wenn nicht das Gewimmel von allen Baulichkeiten überall im Wege stände. Das sogenannte Kaffeehaus schließt die Allee auch nach der Straße ab und steht dem Schloßlichen Theater gegenüber, alle von beiden Seiten sind die Promenaden mit Gemälden umgeben, die Luft und Sonnenschein völlig abschneiden. Es ist unbegreiflich, wie der Schönheitssinn hier so gänzlich vom Nützlichkeit verdrängt werden konnte. Das Kaffeehaus enthält zugleich die Spielsalons und in seinen unteren Räumen die Spielhölle, die ihren Namen hier in der That führt, denn es ist Keiner genug darin, der Muth haben, daß seine Eleganz, sein Lichterschimmer wie in Baden-Baden hineinlockt und daß manches Badegast seines abat, wo die Hölle aufgeschlossen ist. Indessen kommen verlorene Seelen genug in den dunkeln Raum und namentlich Sonntags ist er ganz gefüllt mit Leuten aus den niedern Ständen. Der Spielwuth kann hier mit kleinen Gaben ihr Opfer fesseln; viele gehen vom grünen Tisch in die berühmte Schwefelhöhle, ein gähnendes Loch. Der Marmorpavillon steht an einem einsamen Wasserplätzchen am Ende der Allee in mehreren Sprachen, man möchte ihn nicht die Straße hinabgehen, bis zu einem geschlossenen Gewölbe führen, weil die Ausdünstung des Schwefelbades oft so schnell emporsteigt, daß Schwindel und Tod sich auf dem Fuße folgen. In früheren Jahren war eine Wache an dieser gefährlichen Stelle errichtet; die Leute machten sich ein Vergnügen daraus, indem sie eine Bule oder eine Kuppe in die Pfeifenstiele bissen, um sie schon nach einer Secunde schmerzlich wieder herauszuziehen, und den Vorübergehenden gegen einige kleine Münzen den schauderhaften und seltsamen Anblick darboten. Jetzt sind die Stufen mit einem Gitterglitter umschlossen, das aber einen Vorgewitterten, der den Tod sucht, nicht aufhalten wird. Wie in allen Bäderorten, wo europäische Spielsucher gehätschelt werden, ist auch in Pyrmont die Sorge für die Bequemlichkeit und Unterhaltung der Badegäste ihnen überlassen. Sie thun freilich viel dafür, wenn auch nicht in so großartigem Maßstabe wie Herr Benazet in Baden-Baden oder die Herren Blanc in Homburg. Der Curhaal wird jeden Abend bis 10 Uhr glänzend erleuchtet, ein Buchertisch ist reichlich mit Journalen und Zeitungen versehen, ein gutes Instrument steht im Nebenzimmer, damit die Musikliebhaber nicht die Gesellschaft verlassen. Concerte und Bälle haben hauptsächlich Werth, wo aber die bessere Gesellschaft nicht tanzt, werden nur als lästige Mittel erscheint, denn auf solchen öffentlichen Bällen gibt es auch tanzende Originale, an denen das Haus sich erfreuen kann.

Außer den Baulichkeiten in der nächsten Umgebung der Allee hat Pyrmont seine aufzuweisen; es ist ein überaus hübsches Städtchen mit geräumigen Straßen, wo sich Baulichkeiten und Blumengärten anmuthig einander reihen. Einzelne Plätze haben recht Pariser Anlagen, wie Baden-Baden sie nicht reizender besitzt. Die Umgegend ist eine reiche Parklandschaft, obwol sie nur von den Ausläufern größerer Gebirge gebildet wird. Der Fruchtbarkeit Werth treibt seine Zweige bis hierher und das Sumpfgebirge seine anmuthigen Hügelreihen. Der Hohenstein, ein ansehnlicher Höhenzug, steht durch seine lagerartigen Reihen besonders die romantischen Vergwanderer an; Epauten des Heidenstein mit ihrem märchenhaften Gesteinsmeer haben sich zahlreich vor uns haben im Thalgrunde die Trümmer der Burg. Der nahe Königsberg mit den Alterthümern Hausbuch Hünenberg genannt, obwol die westfälische Mundart aus unser „Hünen“ Hund macht. Kunstsinn und ein gemischte Gefallen für allerhand soll in allen Fällen Spaltes der heiligen Gegend verbanden. Die berühmten Grotten haben schon allein unzählige höchst Untersuchungen erfahren. Die Alterthümer hat leider eine ausschreibende Zunft gemacht; noch vor zwanzig Jahren sah man viele Originale mit Knotenstock und Hammer in unsern Bergen umherwandern; aber sie sind so verschwunden und die meisten Badegäste, die nur alljährlich besuchen, ahnen gar nicht, welche historische Schätze bei uns zu heben wären; das kaum schon Karl der Große unser Pyrmont gekannt und seine Sachsenkaiser Bader gebraucht hat, verschwen unsere Historiker glaubhaft genug. Sein berühmter Arzt und nachheriger Freund, Hildebald, der Sachsenbezwinger, war ihr auf oft in diese Gegend gelockt haben, wo seine schönen Domänen lagen. Das unglaubliche Auge, wo Wittekind's Gebeine in der uralten Kirche ruhen, ist nur wenige Meilen von hier

entfernt, das Städtchen Lügde, eine preußische Enklave jetzt, eine halbe Stunde von Pyrmont gelegen, besitzt noch eine Kirche, die über Abstammung von Karl dem Großen mit zu dem ihrer altersgrauen Steine Bezeugen kann.

Der Besuch Friedrich's des Großen ist weniger sagenhaft; zu seinem Andenken hat einer der waldigen Hügel den Namen Königsberg erhalten und eine steinerne Gedenktafel bezeichnet den Platz, wo er die schöne Aussicht genossen. Mit diesem Besuch des Königs hat ein Bewohner und Verehrer von Pyrmont eine historische Badeliste begonnen und so genau wie möglich zu ermitteln gesucht, welche berühmte Persönlichkeiten in jedem Jahre hier verweilten. Es ist dabei merkwürdig, daß die zum Anfang dieses Jahrhunderts die Zahl derselben bedeutend ist (Moses Mendelssohn, Zimmermann, Herder, Goethe, Humboldt) dann aber sich stets vermindernd. Es gibt entweder überhaupt nicht mehr so viel berühmte Leute in der Welt oder sie kommen nicht mehr nach Pyrmont oder in die Bäder; diese gehören der Aristokratie, namentlich der des Geldes.

Ein Stern erster Größe in der historischen Badeliste von Pyrmont war der Aufenthalt der schönen Königin Luise von Preußen. Damals war die berühmte Allee wirklich ein Hof voll der gewählteren Gesellschaft und ein Theater für das schaulustige Publikum. Wie viel mehr gab es damals zu sehen in der vornehmen Welt! Die schönen Frauen verstecken ihre Reize nicht hinter Mantillen und Crinolinen wie jetzt. Ein elegantes Kleid durfte seine einzige Falte werfen; die Taillen erschienen fast so unverhüllt wie die Statuen des Griechenthums. Weiter wie drei Ellen war kein Reifchen und breiter wie drei Finger seine Taille. Die schöne Königin hatte hier, wenn den Anmerkungen der historischen Badeliste zu trauen ist, ein kleines Abenteuer, das in ferner einer Biographie Nahe. Sie liebte den Putz und den Glanz wie jede schöne Frau und ließ sich mit freudigem Wohlgefallen in den Buden der Alles all zeigen, was die Kaufleute ausboten, um die königliche Börse zu öffnen. Ein Juwelier aus Kassel hatte einen besonders kostlichen Schmuck von Rubinen und Perlen, der für eine schöne Frau ganz besonders erfunden zu sein schien. Der Preis war jedoch zu hoch für den weiblich sparsamen Sinn der Gemahlin eines Friedrich Wilhelm III., der bekanntlich ein schlechter Hausvater war. Die Königin kam einigemale, um den Schmuck zu sehen, versuchte abzudingen und mit ihrer holdseligen Freundlichkeit den Kaufmann zu einem niedrigeren Preis zu bewegen, wobei sie ihn mehrmals bei seinem Namen: „Mein lieber Knieriem!“ nannte. Ueberwältigt davon Gast der Juwelier, einer der reichsten Männer in Kassel, plötzlich ihr zu Füßen und ruft: „Ja, ich bin dein lieber Knieriem und du meine liebe Luise! Nimm hin den Schmuck, er ist dein ohne schnödes Geld! Ich liebe dich!“ Verletzt entfernte sich die Königin. Der Narrheit war wahnsinnig geworden durch ihre Herablassung, ihr häufiger Widerkommen. Er hat noch lange nachher in Kassel gelebt, aber seinen Verstand nicht wiederbekommen. Der Ritter von Lang sagt in seinen pikanten Memoiren sehr wahr von der Königin Luise: „Die Freundlichkeit in den Mienen dieser Huldin ist so unwiderstehlich, daß sich hoch und niedrig in sie verlieben muß.“ Der arme Knieriem war also zu entschuldigen. Die königliche Koketterie des Herzgewinnens verschwand übrigens nach dem unglücklichen Jahre 1806.

Eine andere romantische Episode der historischen Badeliste jener Zeit war das erste Zusammentreffen Wilhelm von Humboldt's mit seiner Braut Charlotte Diede, die durch ihren Briefwechsel, der Gemüthsleere des berühmten Mannes eine so schöne Entwickelung bereiten half. Eine Landpredigerstochter aus der Gegend von Hannover, kam sie wie alle Bewohner der Umgegend alljährlich, um vier Wochen in der großen Welt zu leben, deren Inbegriff Pyrmont damals war.

Die Nebenalleen sind von wohlhäbigen Bauern bevölkert, die in ihrer malerischen Nationaltracht ein hübsches Genrebild abgeben. Die Männer tragen weiße Leinwandröcke mit scharlachrother Weste gefüttert, runde flache Hüte mit langen schwarzen Bändern und Blumensträußen daran; die Frauen weite, kurze, faltige Purpurröcke, schwarze Mieder mit blanken Knöpfen und weitgeblickte Schneppenhauben. Die Tracht ist noch jetzt ganz dieselbe, auch hat die Mode keinen Einfluß auf den Besuch der westfälischen Landleute in Pyrmont gehabt; sie kommen noch immer wie damals mit ihren vierspännigen Leiterwagen voll Schinken, Butter und Pumpernickel, Proviant für die ganze Badezeit, bei welchen dergleichen zwar verbotene Dinge sind, ihnen aber trefflich bekommt, wie sie denn überhaupt das Bad gegen alle Uebel gebrauchen, für die es der Landgerichtsärzte Attesten Gift sein würde. Nach „dem Brunnen“ zu fahren verstehen sie sich sehr gut, tauschen sich selten im Gleis. Es sind meistens die reichen Bauern der Umgegend, deren stattliche „Colonate“ an Umfang und Alter mit manchem Rittergut rivalisiren können; aber sie versuchen es nie, in den Hauptalleen modern vornehmen Toiletten zu wandeln, sondern ziehen es vor, stattlich in ihren Nebenalleen zu bleiben.

(In nächster Nummer: Franzensbad.)

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Es ist bemerkenswerth, welche Fülle von Kenntnissen, welcher Reichthum von Thatsachen sich in unserm encyklopädischen Zeitalter aufspeichern. Die Brockhaus'sche Verlagshandlung hat auf dem Grundstamm ihres in Hunderttausenden von Exemplaren verbreiteten „Conversations-Lexikon“ immer wieder neue Verzweigungen des allumfassendsten Wissens gezogen und gepflegt; die vielfachen Ergänzungen desselben, vom Standpunkt der neuern und neuesten Ansichten, namentlich der geschichtlichen Ereignisse, sind bekannt.

Auch das „Illustrirte Haus- und Familien-Lexikon“ ist allmählich bis zu seinem vierten Theile vollendet. Achtzig Lieferungen (à 7½ Ngr.) sollen das ganze Gebiet der für das praktische Leben erforderlichen Kenntnisse umfassen. 20 Lieferungen liegen vor und enthalten einen Schatz anregender und belehrender Winke über jedes Vorkommniß im Hause, in der Familie, von den Symptomen der Krankheiten an bis zu den höhern Gesetzen der Erziehung und der Lebensweisheit. Letztern werden z. B. die dicht nebeneinander stehenden Artikel über „Bleichsucht“ mit ebenso viel Aufmerksamkeit und Betrachtung lesen wie über „Bildsäulen“ und — „Billigkeit“.

(Ausgegeben am 1. August 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 32.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Franz von der Trenck, der österreichische Pandurenoberst. Von Th. Gelbe. — Maria. Von E. Freiherrn von Gehre. — Eine Karpathenreise. Von H. Jungmann. III. — Bilder aus der Armee. VI. Aufbruch von Pisa über Südamerika. — Neue Romane und Novellen. XVI. — Miszellen. — **Neues aus der Welt.**

Franz von der Trenck, der österreichische Pandurenoberst.

Läßt auch die Ausführung viel zu wünschen übrig, so gereicht es dem Patriotismus der deutschen Schriftsteller doch in der neuern Zeit zur besondern Ehre, daß derselbe es sich zur Aufgabe gemacht hat, einzelne hervorragende Persönlichkeiten vergangener Tage dem deutschen Volke, wenn auch in der Form des historischen Romans, vorzuführen und dadurch zugleich das Gefühl für unser Vaterland mit der Erinnerung an einzelne Großthaten seiner Söhne möglichst anzuregen.

So laben wir vor kurzem die Schicksale des unglücklichen Opfers der unversöhnlichen Rachsucht Friedrich's des Großen, des Freiherrn Friedrich von der Trenck, in einer erneuerten Bearbeitung des im vorigen Jahrhundert erschienenen merkwürdigen Lebenslaufs desselben. Gegenwärtig hat der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten, ein Herr A. von L., nun auch das Leben des Vetters desselben, des österreichischen Pandurenobersten **Franz von der Trenck** (Celle, Schulze, 1860), als Seitenstück zu jenen erscheinen lassen.

Zwar entbehrt letzterer vorzüglich eines Horst, der den Lebenslauf seines Cousins gleich beim ersten Erscheinen desselben zu einem Volksbuche machte, nämlich des Mitgefühls, welches jeder nur irgend gebildete Mensch für den unglücklich Verfolgten empfand; allein dennoch hat auch dieses Buch wieder ein ganz besonderes Interesse, denn sein Inhalt greift viel mehr in die Zeitepoche ein, wo sein Held hingehört, ich meine die für Deutschland und Oesterreich insbesondere so wichtige Zeit des Siebenjährigen Kriegs.*)

Franz von der Trenck, in der Neujahrsnacht 1714 zu Reggio in Calabrien als Sohn des aus der Lausitz stammenden österreichischen Oberstlieutenants von der Trenck, der in der genannten Stadt in Garnison stand, geboren, brachte seine frühere Jugend in einer Jesuitenerziehungsanstalt zu, trat schon mit seinem 17. Jahre in die österreichische Armee ein, mußte aber seine Dimissionsstelle seines unruhigen Charakters und seiner halsstarrigen Widersetzlichkeit gegen die strenge Disciplin wegen sehr bald wieder aufgeben. Er ging nun nach Rußland. Allein auch dort blühten ihm keine Rosen; es ließ sich eine Insubordination gegen seinen Obersten zu Schulden kommen, ward zum Tode verurtheilt und es gelang ihm nur mit Mühe,

*) Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit, daß die Hande und Spener'sche Buchhandlung in Berlin die noch immer lesbarste „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs" von Archenholz in einer gefällig ausgestatteten und sehr billigen Ausgabe hat erscheinen lassen. D. Red.

nach Ungarn zu entkommen. Er gelangte am 31. Mai 1740 zu seinem Vater, der Commandant in Leutschau war und ihn für kriegsrechtlich durch die Russen erschossen beklagte; dieser schickte ihn auf eine seiner Herrschaften in Slawonien und hier zeigte er bereits in einem Kampfe mit einer Räuberbande den wilden Muth, der späterhin seinen Namen sogar sprichwörtlich machte. Allein selbst diese tapfere That ward von seinen Feinden, deren er sich damals schon eine ziemliche Anzahl gemacht zu haben scheint, verdächtigt und er ward der Begehung eigenmächtiger Handlungen und des Eingriffs in die Gerichtsbarkeit der höchsten Behörden, ja des Todtschlags selbst angeklagt und vermochte sich nur durch die Flucht der gerichtlichen Verfolgung zu entziehen. Es gelang ihm endlich, trotz vieler Hindernisse, nach Wien zu gelangen und durch den Herzog Karl von Lothringen eine Audienz bei der Kaiserin Maria Theresia zu erlangen, welche ihn anfangs sehr hart anließ, sich aber dann doch durch seine geschickte Vertheidigung bewegen ließ, ihn zu begnadigen und ihn sogar zum Major und Chef eines Freicorps zu ernennen. Freilich mochte zu dieser schnellen Wendung seiner Verhältnisse nicht etwa blos sein schönes Aeußere, welches ihn auch dem unerfahrenen Auge als einen Mann, geschickt, alle Strapazen zu ertragen, erscheinen ließ, beigetragen haben, sondern das scharfe Auge der großen Kaiserin hatte in ihm den Mann entdeckt, der in der damaligen gefährlichen Lage des Kaiserreichs ihr von großem Nutzen sein konnte, und es ist bekannt genug, daß Maria Theresia immer den rechten Mann zur Ausführung ihrer Pläne zu finden wußte. Er war gerade zu einer Stunde vor sie getreten, wo die junge Habsburgerin sich eingeengt von den dringendsten Gefahren umgeben sah. Es war beim Ausbruch des Oesterreichischen Erbfolgekriegs, als Preußen, Frankreich, Spanien, Baiern, Sardinien und Sachsen im Verein Erbansprüche auf einzelne Länder des durch den Türkenkrieg geschwächten und in seinen Finanzen gänzlich zerrütteten österreichischen Staats erhoben, wo Friedrich der Große Schlesien erobert, der baierische Kurfürst Karl Albert, nachdem er, von französischen und sächsischen Truppen unterstützt, sich eines Theils der deutschen Erblande bemächtigt hatte, sich zu Linz als Erzherzog huldigen und nach der Eroberung Prags sich gar daselbst zum König ausrufen ließ. Es ist bekannt, daß damals Maria Theresia in ihrer höchsten Noth an die ungarische Nation um Hülfe sich wandte und daß die begeisterten Magyaren ihr ein Heer zu Hülfe sandten, welches die Baiern nicht blos aus Ober- und Niederösterreich vertrieb, sondern auch in Baiern selbst einfiel und dort mit Sengen und Brennen furchtbare Rache für die von den kurfürstlichen Truppen verübten Gewaltthaten nahm.

Bestand nun jenes ungarische Heer selbst eigentlich nur aus Tausenden von wilden Reitern, denen jede Manneszucht fremd war, so war dies noch weit mehr mit jenem Corps Panduren der Fall, deren Führer Trenck wurde. Es war aus allen Nationalitäten der Bewohner der Militärgrenze zusammengesetzt und so kriegsgeschult seine Mitglieder durch ihre langjährigen Kämpfe mit den Türken waren, so wurden sie doch auf der andern Seite auch selbst dem eigenen Heere, dessen Vorhut sie bildeten, lästig, indem sie durch ihre wilden und entsetzlichen Grausamkeiten und Räubereien die Einwohner der Gegenden, wohin sie kamen, dermaßen in Furcht setzten, daß dieselben aus panischem Schreck alles im Stich ließen und ihnen nur menschenleere Dörfer und Städte hinterließen. Dies machte schon damals viel böses Blut gegen Trenck, allein die Umstände verhinderten es, daß von seiten des Armeecommandos gegen ihn vorgeschritten ward, weil daselbe den großen Nutzen, den der wilde Bandenführer im allgemeinen den österreichischen Fahnen brachte, wohl erkannte. So kam es, daß in der Kriegsgeschichte jener Zeit der Name Trenck neben denen eines Bärenklau und Khevenhüller ehrenvoll genannt wird.

In den Jahren 1744—45 ward er mit seinen Panduren der böhmisch-schlesischen Armee beigegeben, wo er den Preußen durch unaufhörliche Ueberfälle und durch Abschneiden der Lebensmittel unendlichen Schaden that und sie durch fortwährende Alarmirungen buchstäblich nicht zu Athem kommen ließ. Da war es auch, wo er mit dem noch auf der Höhe seines Glücks stehenden preußischen Trenck in Verbindung trat und zugleich die Ursache der entsetzlichen Verfolgungen wurde, die derselbe erfahren mußte.

Natürlich hatten seine Waffenthaten ihm die Gunst der Kaiserin Maria Theresia im hohen Grade verschafft und so konnte es nicht ausbleiben, daß bald zahlreiche Neider aufstanden, die ihm sowol diese als seine bedeutenden Schätze, die er sich bei seinen Kreuz- und Querzügen erworben, und seine großen Besitzungen in Ungarn mißgonnten. Nicht wenig trug auch sein schroffes

Charakter zu seinem Sturze bei und so gelang es denn endlich den zahlreichen Intriguen, die auf allen Seiten gegen ihn angesponnen wurden, ihn nicht blos aus der Gunst der Kaiserin, die aus Dankbarkeitsgefühl lange allen Einflüsterungen widerstanden hatte, zu verdrängen, sondern man machte ihm auch den Prozeß. Man zog ihn gefänglich ein und alle die Greuelthaten, die seine Banduren, vielleicht auch andere unter dem Namen derselben, verübt hatten, kamen jetzt allein auf seine Rechnung; man nahm an, daß er sie veranlaßt und anbefohlen hatte und verurtheilte ihn zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Spielberge, wo er, zu stolz, um Gnade zu bitten und nur Gerechtigkeit verlangend, wenige Jahre nachher an gebrochenem Herzen (1750) starb. Sonderbar genug, während nach oben hin der berühmte Spruch: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen" sich abermals bewahrheitete und Trenk als ein warnendes Beispiel jener berüchtigten österreichischen Justizpflege des vorigen Jahrhunderts endete, wurde der wilde Parteigänger bei seinem Ende in den Augen des Volks, dem er doch nichts besonders Gutes erwiesen hatte, zu einer Art Heiligen und es legte ihm Dinge bei, die man als eine Art Wunder ansehen möchte. Darum ist sein Leben, wie es in dem vorliegenden Buche geschildert wird, jedenfalls für unsere Zeit, die jener Vergangenheit weit entfernt steht, ein Spiegelbild der staatlichen und sozialen Verhältnisse Oesterreichs unter dem gepriesenen Scepter Maria Theresia's.

Dr. Gräffe.

Maria.

Von E. Freiherrn von Gera.

— Wir haben in unsern heutigen „Anregungen" ein interessantes Buch empfohlen. Die nachstehende kleine Erzählung ist demselben entnommen und wird für die geschickte Verbindung des Roman-Interesse mit Naturschilderungen ein ansprechendes Beispiel geben.

Im Jahre 18°°, während eines der letzten Kriege, welche die chilenische Republik gegen die argentinische führte, hielt der General Don Manuel B. vor der chilenischen zum Kampfe bestimmten Armee.

Freilich bestand diese Armee nur aus etwa viertausend Soldaten. Da aber jene der Argentiner ebenfalls nur viertausend, oder vielleicht höchstens fünftausend Mann stark war, so hatte diese geringe Zahl nichts auf sich.

Im übrigen waren diese viertausend Chilenen wackere Burschen, tapfer, wie es Männern zukommt, geübt im Kriege durch die zu jener Zeit häufigen Kämpfe mit ihren Nachbarn, und endlich, was eine treffliche Zugabe zu diesen beiden Eigenschaften ist, leichtsinnig, wie alles jene schwarzäugige Volk zu heißen.

Was den General Manuel betrifft, so war derselbe ein trefflicher Anführer, so wie später ein ausgezeichneter Staatsmann, und hatte als Soldat nicht einen, sondern zehn Teufel im Leibe. Da ich später die Ehre hatte, seine Bekanntschaft zu machen, so kann ich zu meinem Vergnügen beifügen, daß er ein eben so liebenswürdiger Mann war als ein tapferer Soldat und kluger Diplomat.

So weit stand also die Sache vortrefflich.

Es lag indessen ein Hinderniß im Wege, welches trotz aller dieser günstigen Verhältnisse zuvor überwogen sein mußte, ehe an einen glücklichen Erfolg der Expedition gedacht werden konnte, und dieses Hinderniß war die hohe Cordillera.

Der General hatte mit richtigem Scharfblicke erkannt, daß es darauf ankam, innerhalb vier Tagen schlagfertig am jenseitigen Fuße des Gebirgs zu stehen, und der Erfolg bewies, daß er vollständig richtig geschlossen hatte. Ich entwickele übrigens dem günstigen Leser die strategischen Gründe dieses Schlusses nicht, einmal weil ich fürchte, allzu weitläufig werden zu müssen, auf der andern Seite, weil mir in der That nicht das Mindeste von denselben bekannt ist, und ich lediglich nur weiß, daß man zur angegebenen Zeit, wohl oder übel, auf der andern Seite sein mußte.

Kehren wir also zu dem General zurück, welcher, wie gesagt wurde, vor seinen Soldaten hielt, und zu diesen Soldaten selbst.

Die chilenische Armee befand sich auf einer jener Terrassen, aus welchen, im großen Maßstabe betrachtet, die ganze Cordillera besteht, das heißt, man kann sich jenes riesige Gebirge als ein System aneinander gelehnter Mauern vorstellen, von denen stets eine höher ist als die andere, sodaß die erste und niedrigste derselben das Vorgebirge oder den ersten Anfang des Gebirgs bildet, während die höchste den Gipfel oder das oberste Plateau vorstellt. Wenn man sich daher am Fuße des ersten, untersten dieser Absätze befindet, so könnte man glauben, daß das ganze Gebirge etwa acht-

hundert bis tausend Fuß Höhe habe. Nach Ersteigung dieser tausend Fuß sieht man aber eine neue Bergkette vor sich und diese angenehme Reihe von optischen Täuschungen wiederholt sich je nach Umständen zwölf-, fünfzehn- oder zwanzigmal, je nachdem man eben an einer mehr oder weniger hohen Stelle des Gebirgs das Ansteigen begonnen hat.

Eine Ziege würde sich, dicht an der untersten Stufe einer zehn oder zwanzig Fuß hohen Treppe, in demselben Falle befinden, wenn sie nämlich im Stande wäre, einerseits zu denken und auf der andern Seite keine Flügel hätte, welche, vom materiellen Standpunkte aus betrachtet, die Gedanken über die Höhe einer Treppe überflüssig machen.

Diese einzelnen Terrassen oder obern Flächen übereinander geschobener Riesenmauern sind aber, wie man sich leicht denken kann, keine glatten und ebenen Flächen, sondern sie bilden gewissermaßen einzelne Abtheilungen des Gebirgs für sich, je nach der Höhe ihrer Lage mit Wald und Pflanzenwuchs, oder mit wilden steinigen Abhängen, mit tiefen und finstern Schluchten, mit Gletschern, mit thätigen oder erloschenen Vulkanen, kurz mit einer Szenerie, welche sich die kühnste und wildeste Phantasie nicht kühner und wilder zu schaffen vermag.

Jener bewaffnete Haufe kühner und kampflustiger Männer war vielleicht auf der dritten oder vierten dieser Terrassen aufgestellt, in einer kesselartigen Vertiefung von schwarzem vulkanischem Gestein. Gegen Chile zu fiel senkrecht eine dunkle Wand ab, gegen die Bergkette lag ein mächtiges Chaos von grauen lavaartigen Felsen, deren Gipfel bereits mit Schnee bedeckt war.

Man hatte also vor sich eine Felswand und hinter sich einen Abgrund. Was man aber zu beiden Seiten neben sich hatte, konnte man nicht sehen, indem eine Nebel- oder Wolkenschichte, welche sich zur rechten und linken hartnäckig festgesetzt hatte, jede Aussicht abschnitt. In den gegen den Berg zu liegenden grauen Felsen war indessen eine schmale Spalte zu bemerken, eine Art Schlucht, in welcher vielleicht zwei Männer nebeneinander Platz finden konnten, und ein genauer Beobachter hätte, trotz der viel ansteigenden Höhe, gegen den Eingang zu jener Spalte hin dennoch Hufspuren bemerkt. Es war also dort ohne Zweifel das vorhanden, was man in Chile mit dem sehr anständigen Namen „Weg" zu belegen pflegt, während wir jenes Ding eine Mauer oder ein Felsenloch nennen würden.

Don Manuel hob auf einen Augenblick die rechte Hand leicht in die Höhe, um anzudeuten, daß er sprechen wolle und sogleich verstummten alle seine Leute, welche vorher, trotzdem daß sie in Reihe und Glied standen, wie eine Heerde Papageien unter sich geplaudert hatten. Hierauf griff der General in seine Satteltasche, brachte Tabak nebst Maisstroh zum Vorschein und drehte sich mit der den Chilenen eigenen Fertigkeit und Schnelle eine Cigarre, welche er an der des neben ihm haltenden Offiziers anzündete.

Dann ließ er seine dunkeln Augen über die vor ihm Stehenden hingleiten und zeigte hierauf mit der Hand, welche die Cigarre hielt, auf das Felsenloch sowie nachher auf die den Leuten sichtbare Höhe des Gebirgs.

Aller Augen folgten den Handbewegungen des Anführers, aber kein Laut wurde hörbar, nur nickten einige, ohne Zweifel unwillkürlich, mit dem Kopfe.

Hierauf hielt der General eine Rede, welche außerordentlich kurz und außerordentlich wirksam war, die ich aus dem Munde eines Augenzeugen gehört habe und hier wörtlich wiedergebe:

Don Manuel sprach:

„Mitbürger! Soldaten!

Wir müssen über die Cordillera. Ich habe nur zwei Dinge zu befehlen.

Bei unserm Marsche über die Cordillera gibt es keine vollständige Muß, für je dreißig bis vierzig Mann reicht eine Guitarre aus.

Bei unserm Marsche über die Cordillera gibt es keine Müdigkeit. Wer sich müde meldet, wird erschossen."

Dann drehte Don Manuel sein Pferd, ließ es die Felswand hinan einige Sätze machen, welche einer Ziege zum Lobe gereicht haben würden und verschwand in der Felsschlucht. Seine berittene Mannschaft folgte ihm, ohne weitere Umstände, mit demselben Manöver. Nach ihnen kletterten die Fußgänger ebenfalls in die Spalte und nach einer Stunde waren alle spurlos verschwunden.

Man erreichte zu rechter Zeit, stets unter Führung des Generals, der, wie es scheint, die Wege genau kannte, die gewünschte Stelle, schlug den Feind und sonach ging alles trefflich von statten.

Müde meldete sich merkwürdigerweise niemand. Doch blieben zwei von der Truppe zurück, welche man, um den General nicht in üble Laune zu bringen, ignorirte. Der eine von diesen wurde wahrscheinlich von den Condoren gegessen,

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Saal im Schloſſe zu Pillnitz.

Flemming in großer Aufregung, Pfingſten treten ein. Ein Offizier wartet.

Flemming (zum Offizier).

Dresden ſoll ſich ruhig verhalten. Die Truppen ſind in den Caſernen zu conſigniren! Jeder Wachtpoſten hat ſcharf geladen, der Kommandant iſt mir für die Ruhe der Hauptſtadt verantwortlich! Melden Sie übrigens dem Magiſtrat, daß Seine Majeſtät ſich bereit erklärt haben, Unterhandlungen wegen des Friedens anzuknüpfen. (Offizier ab.) Das iſt das Ende, aber ich ſchwör's (wirft ſich in einen Seſſel), es ſoll der Anfang ungeahnter Dinge werden.

Pfingſten.

Excellenz, dieſer Unmuth um ein Paar Bogen Papier, worauf ein junger Weltſtürmer ſeine erſten kameraliſtiſchen Ideen hingekritzelt hat!

welche, als höchst neugierige Thiere, alle Reisenden in jenen Gegenden in angemessener Entfernung begleiten. Mit den Schicksalen des zweiten, welcher übrigens zuerst ohnmächtig am Wege niedersank, wollen wir uns ein wenig näher beschäftigen.

So gibt in der hohen Cordillera Stellen, oder besser, es gibt eine durch den größten Theil des Gebirgs verlaufende Linie, welche den Uebergang von der üppigen, fruchtbaren Landschaft zum wilden, steilen Gebirge macht.

An einem der reizendsten Punkte dieser Linie lag ein kleines bescheidenes Wohnhaus.

Dasselbe stand in Mitte eines kleinen Gartens, welcher in eine üppige Wiese endigte, die ihrerseits wieder auf der rechten Seite von einem Cypressenwäldchen begrenzt wurde, während zur linken, über eine prächtige Felsportie, natürliche Stufen ins Thal führten. Durch dieses Thal rauschte ein Bergstrom. Ueber dasselbe und die nächste Hügelreihe, welche es bilden half, hatte man vom Hause aus eine wundervolle Aussicht über einen großen Theil von Chile. Unten zuerst Santiago, dessen Dächer man in der Sonne glänzen sah, trotz einer Entfernung von wenigstens zwölf Stunden, denn es gibt dort keine sogenannte Luftperspective und man kann mit scharfem Auge wol noch weiter kleinere Gegenstände unterscheiden. Dann einzelne Haciendas, kleine Waldpartieen, Fruchtfelder und Hügelreihen; zwischen alledem aber die Bergströme, silberglänzend, schlangenähnlich sich durch das Land windend, im vergeblichen Bemühen, in der alten Thetis Mutterschoß zu gelangen. Ich sage im vergeblichen Bemühen, denn während bei uns der kleine Berg- und Waldbach im Anfange bescheiden von Fels zu Fels hüpft und erst unten in der Ebene sich allmählich vergrößert, nun Fluß und dann Strom wird und endlich, vielleicht schon mächtige Schiffe tragend, sich ins Meer ergießt, stürzen die chilenischen Ströme, die Riesenkinder der Feuerberge und Gletscher, mit mächtigem Brausen vom Berg ins Flachland, Felsblöcke mit sich reißend und keinen Weg suchend, sondern sich ihn bahnend.

Aber das regenlose Chile zähmt in der Ebene die Wilden. Durch Tausende von Abzugskanälen wird ihre Kraft getheilt, sie werden gezwungen, die Fruchtfelder zu tränken und sind zum großen Theil die Erzeuger jenes Getreidereichthums, der Chile berühmt gemacht hat.

Wandte man sich aber von diesem lieblichen Panorama und blickte über das Cypressenwäldchen hinweg, so trat bald die Cordillera in ihr Recht, denn dort stiegen steile, dunkle Felswände empor, auf denen zu Zeiten, wenn auch nicht für längere Dauer, Schneestreifen sichtbar wurden, und nur unfern des Hauses schützte eine Gruppe von rothen Pothbeerbäumen dieses selbst gegen den Ostwind.

Wir unterlassen nun nicht, mit der gewöhnlichen Autorenartigkeit den freundlichen Leser geziemend zu ersuchen, sich mit uns in das Innere des besagten Hauses zu verfügen und da die Heldin unserer Geschichte dort der „waltende Genius" ist und wir dieselbe in das günstigste Licht zu setzen gesonnen sind, so ist es überflüssig zu bemerken, daß alles daselbst unendlich reinlich geordnet, und wenn auch nicht prachtvoll, doch einfach und edel gefunden werden wird.

Aber es war in der That so. Die braunen Bretter, welche die Wände der beiden kleineren und eines größern Zimmers bildeten, welche das Haus enthielt, glänzten, als seien sie gehobelt und erinnerten mit ihren Gesimsen fast an ein deutsches Zimmer mit alter Vertäfelung, obgleich im südlichen Theile Chiles fast allgemein diese Art der Wandverkleidung im Gebrauche; mehr aber noch ähnelte deutscher Sitte das in Chile kaum gesehene blanke Zinngeschirr auf den Gesimsen sowie ein kleiner Ofen in einer Ecke des mittlern größern Zimmers. Das wenige andere Geräthe, ebenfalls blank gescheuert, stand zierlich geordnet an der ihm zustehenden Stelle.

Diese fast ängstliche Ordnung war unbegreiflich.

Die chilenischen Damen haben eine große Reihe ganz unendlich liebenswürdiger Eigenschaften, aber Ordnung und sogar ängstlichste Ordnung ist ein fehlendes Glied in dieser Reihe.

Aber das Räthsel löste sich, wenn man einen Blick in den kleinen Garten des Hauses warf.

Dort saß ein blondes, blauäugiges junges Weib in einer kleinen, von Passionsblumen umrankten Laube und blickte mit melancholischem Ausdrucke hinab in das vor ihren Augen ausgebreitete Land. Es war eine Deutsche. Dies unterlag keinem Zweifel.

Aber wie kam diese deutsche Frau in jenes allein stehende Haus, in fast eine der letzten Ansiedelungen, zunächst der ewigen Wildniß der hohen Cordillera?

Es ist dies mit wenigen Worten erklärt.

Maria war das achte Kind eines mittellosen deutschen Lehrers. Dies klingt fabelhaft, denn alle Welt weiß, daß unsere Lehrer in der Regel

sich nur selten eines bedeutenden Kindersegens erfreuen, während sie zugleich ganz unmäßig große Beleidungen beziehen. Da aber jede Regel ihre Ausnahme hat, so mag Mariens Vater zu einer solchen gehört haben und Maria entschloß sich eine kranke Dame als Dienerin zu begleiten, welche von einer deutschen Seestadt aus ihrem vorausgegangenen Mann nach Valdivia nachreiste.

Als man in Valdivia ankam, erfuhr jene Dame, daß ihr Gemahl nach Californien gegangen war und trotz des günstigen Klimas verschlimmerte sich ihr Brustleiden so rasch, daß sie in einigen Wochen eine Leiche war.

Nun stand Maria allein, ohne Mittel, ohne Kenntniß der Sprache und Sitten des Landes, ja fast ohne Obdach in einem fremden Welttheil.

Da aber Maria ein sehr schönes Mädchen war, so fanden sich bald edle Seelen, welche ihr Gesellschaft leisten wollten, welche ihr Mittel anboten, die ihr die Sprache des Landes und seine Sitten zu lehren versprachen und endlich eine reizende Wohnung in Aussicht stellten. Die eigensinnige junge Deutsche wollte aber von allen diesen schönen Dingen keinen Gebrauch machen und war nahe daran zu verhungern, als ein junger Grieche, Enrico Caparis, ihre Bekanntschaft machte und ihr seine Hand anbot.

Enrico besaß ein kleines Vermögen und jenes Haus, das wir flüchtig geschildert haben, und als Maria ihrem Manne dorthin gefolgt war, fand sie bald, daß er auch ein edles Herz besaß.

Sie liebte ihn jetzt nicht mehr aus Dankbarkeit allein, sondern seiner selbst willen, mit einer Leidenschaftlichkeit, wie sie bei den Chileninnen immer vorkommt, und mit einer Ausdauer, wie sie in Deutschland getroffen wird. Ich sage nicht immer, ich sage nicht hier und da.

Nachdem die jungen Leute etwa sechs Monate inmitten jener wilden und dennoch so reizenden Natur ein Leben geführt hatten, wie es sich alle Kinder vom sechszehnten bis zum zwanzigsten Jahre träumen, kam die Nachricht, daß Enrico in Lima eine kleine Erbschaft gemacht habe. Da aber Enrico's Gegenwart in der Hauptstadt Perus nöthig war, um in den ungeschmälerten Besitz seines Erbes zu gelangen, so machte er sich sofort auf die Reise. Maria blieb ganz allein zurück. Sie empfand keine Furcht und auch Enrico hatte nichts zu befürchten. Nach zwei Monaten war er zu Marien zurückgekehrt und hatte eine nicht ganz unbedeutende Summe mitgebracht, welche indessen das häusliche Glück weder vermehrte noch störte, wie dieser letzte Satz, vom romantischen Gesichtspunkte aus betrachtet, bisweilen vorkommen soll.

Er hatte indessen von Lima einen andern Störenfried mitgebracht und dies war ein Fieber, welches bisweilen, wenngleich auch selten, in Lima vorkommt und das vierzehn Tage nach seiner Rückkunft mit Heftigkeit ausbrach. Kaum war aber, dank der sorgsamen Pflege der jungen Frau, die Krankheit fast gänzlich gehoben, als ein Aufruf an das erste Aufgebot der Landmiliz erging, sich unter Don Manuel in Santiago zu sammeln.

Ein braves Weib wird den Mann seiner Liebe nie von einem Kampfe abhalten, den seine Ehre gebeut, aber Enrico war, wenn auch eigentlich nicht mehr krank, doch ebenfalls noch nicht im Besitze seiner vollen Kraft. Deshalb machte ihm Maria Vorstellungen. Enrico aber sagte: „Das Vaterland ruft, der Marsch wird mich kräftigen, statt mich zu ermüden, und dich wird Gott beschützen, wie er es bisher gethan hat!"

Dann nahm der junge Mann sein Gewehr, umarmte trockenen Auges seine junge Frau, die ihrerseits in Thränen zerfloß und stieg den Felsen hinab ins Thal, um nach Santiago zu gelangen. Als er aber unten war und weder von ihr noch sonst von einem menschlichen Auge gesehen werden konnte, warf er sich auf die Erde, zerraufte sein Haar und lebte seinen Schmerz aus, mit aller jener Heftigkeit, welche seiner Nation eigen ist. Hierauf wusch er seine von Thränen gerötheten Augen im Waldstrome und erreichte bei einbrechender Nacht Santiago, wo er sich unter seine Fahne stellte.

So kam es, daß jene blonde Frau allein in der Laube an dem einsamen Hause saß und traurig in die Ebene blickte.

Es war bereits der vierte Tag, nachdem sie Enrico verlassen hatte und sie hatte täglich alle freie Zeit damit zugebracht, von jener Laube aus hinab in das Land zu spähen, weil sie hoffte, vielleicht die von der Stadt ausrückenden Truppen zu erblicken, wol auch, weil sie Enrico dort wußte.

An jenem Tage aber blieb sie noch länger als gewöhnlich auf ihrem Posten. Die Sonne war bereits gesunken und der Mond warf zitternde Streiflichter über die tief unten liegende Landschaft. In einer dunkeln Thalschlucht wurde ein Feuer sichtbar, wol von Hirten entzündet, aber diese Menschen waren sicher drei Stunden entfernt. Maria war ganz allein. Wie allabendlich

zog ein schwacher Ostwind, von den Bergen kommend, thalabwärts und flüsterte mit den Cypressen, er erzählte ihnen vom ewigen Schnee, über den er heute geflogen, und von dem glühenden Kusse der Feuerberge, dem er entflohen sei, um mit den Wolken zu tändeln, und die ernsten Cypressen hörten, wie es schien, das leichtfertige Geschwätz dennoch gern, denn sie neigten die dunkeln Häupter leise rauschend zusammen, und wiederholten sich, was ihr Freund gesprochen und priesen ihn glücklich, weil er dahinziehen könne über Berg und Thal, während sie an die Stelle gebunden seien.

Dann winkten sie dem Scheidenden einen letzten Gruß und entschliefen. Noch ertönte aus der Thalschlucht das heitere Bellen eines Cordillerafuchses. Dann war alles still.

Maria verstand die Sprache der Bäume, aber sie hörte heute nur halb und unbewußt ihr Flüstern. Selbst die Stille fühlte sie nicht und die Einsamkeit. Sie blickte nur in die Ebene und wußte kaum was um sie vorging.

Da! was war das? Ein Aufblitzen in der Ebene, ein Funkeln. Jetzt wieder! Hierauf glaubte sie auf der weißen breiten Landstraße einen langen dunkeln, schlangenartigen Streifen zu bemerken. Dann sah sie, daß der dunkle Streifen sich fortbewegte, wenn auch langsam, doch ersichtlich und in der Richtung nach der Cordillera zu. Noch einigemale jenes Funkeln, dann verschwand alles im Schatten der Berge.

Es war dies nichts anderes als die Truppe des Don Manuel, welche von Santiago aus nach der Cordillera zog. Das helle Mondlicht hatte hier und da sich auf einem Bajonnete gespiegelt, das hatte Maria zuerst auf das kleine Heer aufmerksam gemacht.

Aber bei diesem Heere befand sich Enrico.

Maria seufzte tief auf und als nichts mehr von der Truppe zu sehen war, ging sie stille ins Haus und suchte ihr einsames Lager.

Des andern Morgens erkletterte sie die rothen Felsen hinter ihrem Hause, in der Hoffnung, vielleicht in irgendeiner Schlucht oder auf einem Bergkamm die Soldaten erblicken zu können, aber sie sah nichts. Nach der Ebene zu blickte sie nicht mehr. Er war nicht mehr dort.

Den Tag über besorgte sie ruhig ihre häuslichen Geschäfte. Als sie aber kurz vor der scheidenden Sonne einige Augenblicke in der Laube weilte, flog ein leises Lächeln über ihre Züge. Sie hatte sich darüber ertappt, indem sie dennoch nach Santiago geblickt. Sie schalt sich, scherzend mit sich selbst, eine Gewohnheitssünderin.

Aber war es ein Traum oder eine Ahnung, als sie des Nachts von ihrem Lager aus plötzlich in eine vom Mondlicht beleuchtete wilde Landschaft blickte? Planken übereinander geworfene schwarze Felsblöcke, auf blendend weißer schneeiger Fläche und diese so weit ausgedehnt, als das Auge reichte, traurig, öde, trostlos, selbst nicht erheitert durch die glänzenden Sterne und das tiefdunkelblaue Himmelsgewölbe, welches die einzige Grenze dieser menschenleeren Wildniß schien.

Aber ihr war es, als schritte sie leichten Fußes schwebend fort, über Schnee und Gesteine, etwas suchend, was sie dies ahnte, aber nicht wußte.

Da, plötzlich vor ihr auftauchend, stand Enrico, hager, mit eingefallenen Wangen und todtenbleich, der starke Mann ihrer Liebe, der sie geschützt gegen Unbill und Schmach, stand vor ihr und hob flehend die Arme auf zu ihr, als sei sie das einzige Wesen, was aushalten würde bei ihm, tröstend, heilend, rettend.

Dann war alles verschwunden. Sie sah den Mond durch das geöffnete Fenster blinken, sie wußte, daß sie in ihrem Hause auf ihrem Lager ruhte, aber sie lag wie gelähmt, sie konnte sich nicht bewegen. Dann vergingen auch diese Augenblicke und ihr Bewußtsein schwand.

Als sie indessen des Morgens erwacht war, schien sie sich klar bewußt zu sein, was sie thun müsse. Sie gab den wenigen Thieren ihres kleinen Haushalts reichliches, wol für mehrere Tage hinreichendes Futter. Dann packte sie in die Satteltasche ihres Mannes Nahrungsmittel, so viel sie ohne Beschwerde tragen konnte, fügte noch eine kleine Wolldecke bei und verließ alle ausgerüstet das Haus.

So viel ihr bekannt war, ging das, was man die Straße über die Cordillera nannte, südlich von ihrer Wohnung über die Berge.

Sie schlug also diese Richtung ein, sie kletterte durch Schluchten, sie bestieg Bergeshöhen, sie watete durch Gebirgsbäche. Endlich hörten die Bäume auf, ihr dann und wann Schatten zu geben, dafür aber legten sich Flechten und Moose unter ihre Sohlen, um sie gegen das scharfe vulkanische Gestein zu schützen; als auch diese ihr nicht höher folgen konnten, kühlte ihr alter Freund, der Ostwind, ihre erhitzten Wangen.

Sie nahm alles dankbar an und murrte nicht über das Aufhören dieser Liebesgaben. Aber sie

schritt höher und weiter. Sie hatte nur Einen Gedanken: Enrico!

Mittag war längst vorüber und die Sonne stark im Sinken, da jubelte sie plötzlich laut auf. Vor ihr lagen die Fußspuren vieler Männer, Hufstritte dazwischen. Dann sank sie auf die Knie und betete, betete ein deutsches Gebet, das Dankgebet eines Kindes für von Gott empfangene Wohlthaten.

Ihre Mutter, die längst in heimatlicher Erde schlief, hatte ihr dasselbe gelehrt. Wer denkt nicht bisweilen an Gebete, die uns die Mutter lehrte! Aber sie hatte nicht lange Zeit. Eine halbe Stunde gönnte sie sich Rast und nahm wenige Speise zu sich. Dann flog sie auf dem Pfade vorwärts, den ihr die Spuren des Kriegszugs bezeichneten.

Bisweilen fürchtete sie diese Spuren verloren zu haben. Eine breite Fläche verengte sich plötzlich zu einem schmalen Pfade, auf dem höchstens nur ein einzelner Mann gehen konnte, aber bald überzeugte sie sich, daß dennoch die Soldaten über diese Wege gezogen sein mußten und sie überschritt dieselben ebenfalls furchtlos und eilend, obgleich ein einziger Fehltritt ihr den sichern Tod gebracht haben würde.

Endlich kam sie an die Stelle, an welcher Don Manuel seine Leute angesprochen hatte, aber die Sonne war gesunken, ein eisiger Wind strich über das Gebirge und sie fühlte jetzt, daß sie zum Tode ermüdet sei. Sie war den ganzen Tag auf hartem Wege mehr gelaufen als gegangen.

Die junge Frau suchte hinter einem Felsblock eine Stelle, wo sie nothdürftig gegen den schneidenden Wind geschützt war, wickelte sich in ihre Decke und entschlief. Als sie erwachte, stand der Mond hoch am Himmel und sie machte sich Vorwürfe, vielleicht zu lange geschlafen zu haben. Aber sie fühlte sich wunderbar gestärkt und flog auf die Schlucht zu, welche sie schon vorher als den richtigen Weg erkannt hatte.

Die Schlucht war dunkel und anfänglich sah sie kaum, wohin sie ihren Fuß setzte, aber zum Glück war kein Abgrund vorhanden, in den sie hätte stürzen können und bald gewöhnte sich ihr Auge an die Dunkelheit. Als sie das Ende erreicht hatte, glaubte sie sich fast in der Helle des Tags zu finden und schritt rüstig weiter, jetzt fast unablässig steil bergan kletternd. Der Wind hatte nachgelassen, ja er war kaum mehr zu fühlen, dennoch war es empfindlich kalt. Sie mußte mithin bereits eine beträchtliche Höhe erreicht haben.

Soeben hatte die junge Frau mit einer Beharrlichkeit, welche ihr die Treue, und mit einem Instinct, den ihr die Liebe eingegeben hatte, eine steile Felswand überstiegen und stieß einen lauten Ausruf freudigen Erschreckens aus, als sie, eben angelangt, eine mit Schnee bedeckte Fläche vor sich fand, welche ganz das Ebenbild der von ihr im Traume der vorigen Nacht gesehenen war. Drohend, gleich dunkeln Gespenstern, durchbrachen schwarze basaltische Massen die glänzende Fläche des Schnees, dunkle unheimliche Schatten über diese hinwerfend, die endlos erschien und nur von jenem dunkelblauen Himmel begrenzt war, wie er allein auf den Schneefeldern des Hochgebirgs gefunden wird.

Alle Beschwerden waren vergessen und das muthige Herz Maria's jubelte laut auf. Ihr Traum war eine Eingebung Gottes. Jetzt mußte er sich vollkommen erfüllen. Auch Enrico mußte gefunden werden.

Und sie fand ihn.

Mit flüchtigen Sohlen eilte sie über die Ebene, bisweilen blieb sie einen Augenblick stehen und lauschte. Nun rief sie den Namen des Geliebten, wieder horchend und spähend, lief dann abermals eine Strecke vorwärts und wiederholte dasselbe Manöver.

Da dünchte ihr plötzlich, als höre sie Enrico's Stimme ihren Namen rufen. Sie antwortete. Es war keine Täuschung, jetzt hörte sie es deutlich. Sie flog mehr, als sie lief, nach der Richtung, von wo die Stimme hergekommen; da stand er, als sie um eine Felsecke bog, vor ihr, wie sie ihn in der letzten Nacht erblickt hatte, hager und todtenbleich, aber die Arme ausbreitend gegen sie und ihren Namen rufend.

Sie umschlang ihn mit ihren Armen, aber er hörte nicht mehr die Schmeichelworte, die sie an ihn verschwendete, er fühlte die unzähligen Küsse nicht mehr, mit welchen sie seine blassen Wangen bedeckte. Er war ohnmächtig zusammengesunken.

Jetzt wurde das leidenschaftliche Weib zur sorgsamen Pflegerin. Sie formte aus seinem Poncho ein Kopfkissen und breitete ihre Wolldecke über ihn, hierauf flößte sie ihm einige Tropfen Pisco ein und rieb ihm Schläfe und Stirn mit demselben starken Getränke.

Endlich schlug er die Augen wieder auf. Verwundert, fast erschrocken, blickte er in ihr Antlitz.

Vorher hatte er geglaubt, eine Erscheinung zu sehen, jetzt fürchtete er zu träumen. Aber sie schmiegte sich an ihn, um seine erstarrten Glieder zu wärmen und flüsterte ihm koſende Worte zu, wie einem kranken Kinde. Es war doch so, es war seine treue Maria, kein Traum neckte ihn. Jetzt erzählten sie sich ihre Erlebnisse. Er hatte schon in Santiago den Vorboten des rückkehrenden Fiebers gefühlt und auf dem Marsche war dasselbe mit aller Heftigkeit ausgebrochen. Er war, wie wir schon bemerkten, der erste Mann von den Truppen des Generals Manuel, welcher zurückbleiben mußte und das zwar am Morgen nach jener Nacht, in welcher Maria ihn im Traume gesehen hatte. Seine Kameraden hatten ihn mitleidig beiseite geschafft und einer hatte ihm eine Flasche Wein zurückgelassen. Dann zogen sie weiter, singend, wenn der General in ihre Nähe kam, um zu zeigen, daß sie nicht müde seien, denn Don Manuel war ein sehr energischer, eigenthümlicher Anführer und Mitbürger und man befolgte seine Befehle stets so rasch als möglich. Nur einem derselben konnte man nicht nachkommen, man konnte nicht Guitarre spielen. Als Don Manuel mit leichtem Stirnrunzeln nach der Ursache fragte, zeigten ihm die Soldaten ihre erstarrten, blaugefrorenen Finger. Der General verzog seine Miene, aber er fragte auch nicht wieder.

Als die Tritte seiner scheidenden Kameraden verhallt waren, ruhte Enrico eine Zeit lang, dann suchte er den Heimweg, aber nach kurzer Zeit warf ihn die Müdigkeit zu Boden, Fieberfrost schüttelte ihn und er ward bewußtlos. Als er erwachte, schleppte er sich wieder weiter, um bald von neuem ohnmächtig zu werden; der Tag verging, die Nacht brach herein und er hatte seiner Berechnung nach höchstens vier Wegstunden von dem Orte an zurückgelegt, an welchem er die Truppen verlassen. Seinen Mantel hatte er verloren, aber instinktartig sein Gewehr mit sich genommen. Hingegen hatte er die Feldflasche mit Wein zerbrochen, welche ihm einer seiner Kameraden gegeben. Der brennende Fieberdurst zwang ihn, Schnee zu nehmen und wahrscheinlich wurde sein Uebel hierdurch noch verschlimmert. Seine Sinne begannen sich zu verwirren, da hörte er sich rufen und bald stand sein rettender Engel vor ihm.

Die Speisen, welche Maria mit sich gebracht hatte, wol am meisten aber der Pisco, eine Art gebranntes Wasser, welches mit Schnee vermischt ein erträgliches Getränk abgibt, hatten indessen Enrico merklich gekräftigt. Man beschloß zu ruhen, bis der Morgen anbrechen würde, und dann, so gut es eben ginge, den Heimweg anzutreten.

Wie ein paar im Walde verirrte Kinder schmiegten sich die jungen Gatten zusammen und nachdem Enrico entschlummert war, begann die Müdigkeit auch Marien zu überwältigen, trotzdem daß sie beschlossen hatte, seine Ruhe zu bewachen. Sie kämpfte mit allen Kräften gegen den Schlaf, dann überredete sie sich selbst, es sei nichts zu fürchten auf dieser Höhe, so weit entfernt von allem Lebenden. Mittlerweile war es ziemlich dunkel geworden, da Wolken begonnen hatten, den Mond zu verhüllen. „Niemand wird uns hier an dem dunkeln Felsen finden, käme auch ein Feind", murmelte sie, und wollte eben die müden Augen schließen, da sah sie plötzlich zwei glühende Punkte, ähnlich feurigen Kohlen, durch die Dunkelheit leuchten.

Es waren zwei Augen, die sie anstarrten, die Augen eines Puma. Ein Feind hatte sie gefunden.

Instinctartig streckte die junge Frau ihren Arm aus, um Enrico zu wecken, denn ihr fiel ein, daß sie ihn beschützen müsse. Wie konnte er, der Fieberkranke, bis zum Tode Ermattete ein wildes Thier bekämpfen! Sie wußte den Kampf aufzunehmen.

Leise, aber rasch machte sie sich von dem rechten Arme ihres Mannes frei und griff nach dessen Gewehr; dann richtete sie sich auf. Deutlich sah sie jetzt das Thier auf etwa zwölf Schritte vor sich stehen.

„Geh'!" rief sie halblaut, „geh'!" Vielleicht, um das Raubthier durch ihre Stimme zu verscheuchen, vielleicht, weil auch die beste Frau nicht immer zu rechter Zeit schweigt.

Eine kräftige Männerstimme hätte ohne Zweifel den Puma verjagt, als er aber die Stimme eines Weibes hörte, kam er rasch einige Schritte näher. Jetzt sprach Maria nicht mehr, sie senkte ihr Gewehr, zielte, so gut sie konnte, und drückte ab.

Aber es erfolgte kein Schuß. Das Pulver war auf der Pfanne abgeblitzt. Gleichzeitig sprang das Thier, ohne Zweifel erschreckt durch das Aufblitzen des Zündpulvers, einige Schritte zurück, stürzte sich aber im nächsten Augenblick mit einem gewaltigen Satze auf das junge Weib.

Maria sah nicht mehr die glühenden Augen

des beutelustigen Thieres, aber sie sah, wie die dunkle Masse sich einen Moment vom Boden zu lösen schien und auf sie zuflog. Sie hielt ihr Gewehr vor sich. Jetzt wurde sie mit Heftigkeit zu Boden geworfen.

Unwillkürlich stieß sie einen Schrei aus, denn sie erwartete jetzt unfehlbar von dem Thiere zerrissen zu werden. Statt dessen aber sah sie, wie sich dasselbe rasch zurückzog und in der Ferne einige knurrende Laute von sich gab.

Dann verschwand es.

Durch Maria's unwillkürlich ausgestoßenen Hülferuf war Enrico erwacht und hatte sich aufgerichtet. Auch sie hatte sich rasch erheben. Als sie ihm mittheilte, was geschehen, rief er aus: „Der Löwe! Und ich vergaß in meiner Schwäche, mich aufmerksam zu machen! Aber er wird nicht wiederkehren, du hast ihn verwundet.“ In der That war das Bajonnet an Enrico's Klinte mit Blut bedeckt. Der Puma hatte sich ohne Zweifel bei seinem Angriffe in dasselbe gestürzt.

Der Puma, der Löwe der Chilenen und der übrigen Bewohner der Westküste, greift sehr selten einen kräftigen Mann an, aber er schleicht einem einzelnen Reitenden den ganzen Tag hindurch nach. Bleibt der Mann stehen, so steht auch der Puma; wendet sich jener um und geht zurück, so thut er dasselbe oder tritt, wo's im Walde, ins Gebüsch und läßt den Reitenden vorüber, ganz einerlei, ob er berittten ist oder zu Fuße geht. Nun zieht er wieder in einiger Entfernung hinter dem Vorangehenden nach und überfällt ihn dann des Nachts im Schlafe, wo er ihn fast stets erwürgt.

Weiber und Kinder fällt er hingegen ohne alle Scheu an und ebenso zieht er wandernden Heerden, größern Gesellschaften von Reitenden und Heereszügen nach. Zurückgebliebene, ganz gleich, ob Menschen oder Thiere, werden dann des Nachts meist seine sichere Beute.

So war dieser dem Zuge des Don Manuel gefolgt und als Enrico zurückbleiben mußte, hatte er ihn den ganzen Tag im Auge behalten und ohne Maria's Dazwischenkommen wäre er ohne Zweifel sein Opfer geworden.

Es ist das Thier eine Tigerart, aber hellgelb gefärbt und ohne Flecken und Streifen, einer kleinen Löwin allerdings sehr ähnlich, weshalb man es in jenen Ländern allgemein el leon, den Löwen, nennt. Nur drei, höchstens drei und einen halben Fuß hoch, besitzt der Puma dennoch eine außerordentliche Stärke und Gewandtheit, ist aber, wie schon aus dem Vorhergehenden erhellt, feige und zieht sich, verwundet, knurrend zurück, fast niemals einen zweiten Angriff wagend.

Enrico hatte das Thier mehrmals im Laufe des Tags bemerkt, aber dann war es ihm aus den Augen gekommen und er hatte, krank und elend wie er war, versäumt, Maria auf die wahrscheinliche Gefahr aufmerksam zu machen. Er wußte aber, daß jetzt nichts mehr zu fürchten, selbst wenn der Puma nicht, wie es den Anschein hatte, gefährlich verwundet war.

Die Natur forderte aber dennoch endlich ihre Rechte und die beiden Gatten entschliefen nach einiger Zeit, trotz des vergeblichen Versuchs, sich wach zu erhalten.

Als Enrico wieder erwachte, war der Tag bereits angebrochen, aber die Sonne leuchtete nicht, wie sonst gewöhnlich auf jenen Höhen, hell und klar, sondern sie war hinter einem dichten Wolkenschleier verborgen, welcher einen neuen und höchst gefährlichen Feind gebracht hatte, frischen Schnee nämlich.

Die Basaltfelsen, welche noch vor einigen Stunden schwarz und scharf abgegrenzt über die bereits mit Schnee bedeckte Ebene hervorragten, waren jetzt fast durchgängig weiß wie der Boden, dessen Schneedecke aber ziemlich einen Schuh Stärke hatte.

Maria lächelte anfangs, aber bald sah auch sie die Größe der Gefahr ein, welche noch zu wachsen schien, denn eben begann es aufs neue zu schneien.

Als indessen Enrico fast verzweifelnd sagte: „Wer wird uns die Wege durch diese Schneewüste führen und wie sollen wir über jene schmalen Abhänge hinwegkommen, wo jeder Fehltritt den sichern Tod bringt?“ erwiderte Maria ruhig: „Gott, Gott, der uns bisher beschützt hat, wird uns auch ferner führen!“

Hierauf brachen sie auf und traten ihre beschwerliche Wanderschaft an; Enrico, den zwar das Fieber verlassen hatte, der aber noch bei weitem nicht im Besitz seiner vollen Kraft war, häufig auf Marien gestützt und diese, ihn ermunternd, tröstend.

Sie bedurften eines ganzen Tags, um den Weg zurückzulegen, welchen Maria vorher, aufwärts steigend, in wenigen Stunden zurückgelegt hatte. Die Nacht brachten sie wie die vorige unter einem überhängenden Felsen zu, abwechselnd wachend, aber durch nichts Feindseliges gestört; als sie aber am andern Morgen eine Zeit lang

durch den Schnee gewandert waren, mußten sie sich gestehen, daß sie gänzlich von dem Wege abgekommen waren, welchen sie verfolgen wollten. Auch ihre Nahrungsmittel waren sehr geschmolzen.

Hundertmale strauchelte Enrico und ebensooft stützte und hielt ihn die junge Frau. Sie führte ihn über Felswände, von denen die Sonne den Schnee zum Theil wieder entfernt hatte. Dann lief sie voraus, den besten Pfad zu ergründen und um ihm einen Theil des Wegs zu sparen; wieder an andern Stellen mußte er, abwärts steigend, den Fuß auf ihre Schulter setzen.

Aber immer war noch, so weit das Auge reichte, alles mit Schnee bedeckt, und obgleich sie stets abwärts gestiegen waren, schien dennoch an manchen Stellen der Schnee fast noch tiefer zu liegen als auf dem obern Theile des Gebirgs.

In der That fällt in der Cordillera bisweilen der Schnee bis weit über die Grenzen des Pflanzenwuchses herab und schmilzt er auch dort schon während der Mittagszeit rasch wieder, so bleibt er doch in höhern Gegenden, in welchen sonst oft mehrere Jahre hindurch kein Schnee angetroffen wird, und in einzelnen Schluchten nicht selten monatelang liegen. Neun Zehntheile der Unglücksfälle, welche das Gebirge überschreitende Reisende getroffen haben, sind vielleicht auf Rechnung dieser Schneedecke zu setzen, welche die ohnedies schon gefährlichen Pfade entweder vollkommen unzugänglich macht oder Abgründe trügerisch verbirgt, sodaß der Hungertod oder ein Sturz in die Tiefe die unausbleiblichen Folgen sind.

Maria fürchtete im stillen den Mangel an Nahrungsmitteln, denn obgleich sie sich selbst kaum das Nothdürftigste gönnte, so konnte ihr Vorrath doch höchstens noch einen Tag reichen und überdem war Enrico noch immer so schwach, daß sie ihre gefährliche Wanderschaft nur höchst langsam fortsetzen konnten.

Oft schon hatte er ihr gesagt, sie solle ihn zurücklassen und allein hinab zu gelangen suchen; habe sie dann Menschen gefunden, so sei es vereinten Kräften leicht möglich, ihn zu holen. Sie lächelte dann nur oder sie sagte: „Hast du mich auch allein gelassen, als ich da unten unter den fremden Menschen die Wahl zwischen Hunger und Schande hatte? Bist du dort fortgelaufen und hast fremde Hülfe geholt, um mich zu retten?" Dann suchte sie ihn aufzuheitern, scherzte und stellte sich muthiger, hoffnungsvoller, als sie im Herzen war.

Oben hatte sich Enrico an einem Felsen niedergelassen, um einige Augenblicke zu rasten, während sie vorausgeeilt war, um den sichersten Pfad zu erkunden, da hörte er sie einen Jubelschrei ausstoßen und sah sie, einem flüchtigen Reh gleich, zu ihm zurückfliegen.

„Gerettet!" rief sie frohlockend, „gerettet! Komm' und sieh'!" Und als sich der junge Mann erhoben hatte und an die von ihr bezeichnete Stelle gekommen war, blickte auch er mit freudigem Antlitz abwärts und sprach: „Ja, wir sind gerettet!"

Etwa funfzig Schritte tief unter ihnen lag ein dunkler Bergsee, inmitten üppigen, grünen Grases wuchses, obgleich höhere Felsen, die sich aus dem kleinen Thale erhoben, auf ihrem Scheitel noch Schnee trugen. Der größte Theil des kleinen Sees lag ruhig, dunkel, fast schwarz da, während ein kleiner Antheil seiner Oberfläche wie flüssiges Gold glänzte und in der abendlichen Sonne erglühte. Eine Gruppe Nadelholz erstreckte sich in eine zu Thal führende ziemlich breite Schlucht, in welcher Vieh weidete. In einer andern Schlucht aber, welche aufwärts führte, waren die dunkelgrünen Aeste der Bäume noch zum Theil mit Schnee bedeckt und auch der Boden zeigte noch mächtige Streifen des sich bergan ziehenden Schnees.

Es war klar, sie waren gerade an die Erweiterung einer jener Schluchten gekommen, welche zu Tausenden die hohe Cordillera durchfurchen, und zugleich an die Grenze des letzten Schneefalles, denn auch unterhalb des Thals waren entweder nackte Felsen oder Baumwuchs und grünende Wiesenstreifen. Vor ihnen lag der Frühling, ja der Sommer und das Leben. Hinter ihnen Winter und Tod.

Die junge Frau umarmte weinend ihren Gatten. Sie hatte in der höchsten Noth gelächelt, um sich stark zu zeigen, jetzt preßte ihr das Glück Thränen aus.

Dann küßte sie ihn schmeichelnd. „Sieh'", sagte sie, „das ist ein Gebirgsthal meiner Heimat, meiner süßen Heimat, meines Deutschland! So war es in den Bergen, in welchen ich meine Jugend verlebte!" Und nach allem dem Kummer und der Noth der letzten Tage überkam sie jetzt mächtig das Heimweh, das Heimweh, jener bittere Herzensschmerz, den wol jeder, der überhaupt ein Herz hat, in der Fremde empfunden.

Er sah sie fast ängstlich an, aber sie errieth seine Gedanken. „Nein", rief sie, „nein, meine Heimat ist die deinige! Meine Heimat ist dein

Herz!" Dann zeigte sie nach einer Stelle des Thals, wo ein dünner Rauch emporstieg, und begann zu rufen.

Man hatte sie bereits bemerkt. Es waren Hirten, welche, vom Schnee zurückgedrängt, ihre Heerden hier weideten. Der Chilene ist von Natur gutmüthig und fast alle Gebirgsbewohner leisten freudig Verunglückten Hülfe; so kamen die Männer den beiden entgegen und zeigten ihnen den besten Weg ins Thal hinab. Dort labten sie sich mit Speise und Trank und brachten die Nacht und den folgenden Tag in der Hütte der gastfreien Hirten zu; dann geleitete sie einer derselben so weit, bis sie ihr eigenes Haus nicht mehr verfehlen konnten. Dort genas Enrico bald unter der Pflege des Weibes, welches ihn so heldenmüthig vom sichern Tode errettet hatte.

Es ist eine sonderbare Sache um eine wirklich wahre Geschichte, um eine Begebenheit, von welcher der Erzähler überzeugt ist, daß sie sich in Wahrheit zugetragen hat. Man hat eine eigenthümliche Vorliebe für dieselbe, welche in vielen Fällen der Zuhörer nicht theilt, weil er eine Erfindung zu hören glaubt, und so findet der letztere höchstens erträglich, was der erstere reizend findet, und vielleicht im hohen Grade langweilig, was dem andern der Ausdruck einfacher, edler Wahrheit ist.

Ich befürchte sehr, mit der schmucklosen Geschichte, die ich soeben erzählt habe, mich in dem gleichen Falle zu befinden.

Die Ehre treibt einen braven kranken Mann ins Gebirge. Seine junge Frau ahnt, daß er dort in Fährlichkeiten gerathen; sie eilt ihm nach und rettet ihn aus Dankbarkeit und Liebe.

Es gibt nichts Einfacheres und daß dies nicht auch täglich bei uns passirt, hat vorzugsweise seinen Grund darin, daß es bei uns nicht so außerordentlich hohe Berge mit Schnee und Löwen gibt wie in Chile.

Aber noch heute lebt im Munde des Volks und namentlich unter den Landleuten, welche die Vorberge der Cordillera bewohnen, das Andenken an die deutsche treue Maria. Ich habe die Geschichte mehrfach erzählen hören und stets mit aufrichtiger Freude, obgleich bei uns zu Lande die deutsche Treue geschmäht und lächerlich gemacht wird von Leuten, deren tägliches Brot die Perfidie ist, und auf der andern Seite kaum gesucht wird von Leuten, die ihrer, wie es scheinen will, sehr bedürftig wären.

Eine Karpatenreise.

Von C. Jungbann.

III.

Wir befanden uns jetzt in dem nordöstlichen Abhange des Tatragebirgs und hatten in das Innerste der nördlichen Längsthäler einzulenken, in welchem wir fast um die ganze Länge wieder westlich vordringen mußten, welche wir heute östlich zurückgelegt hatten. Dieser östliche Theil des Gebirgs ist der großartigste und wildeste. Es liegen hier die sieben eigentlichen Tatraspitzen, zu denen auch die lomnitzer gehört, der höchste Berg der Karpaten, welche am südöstlichen Rande des Gebirgs sich erhebt. Nach einer kurzen, durch unser geringes Verständniß des slowakisch-polnischen Dialekts veranlaßten Irrfahrt gelangten wir auch wirklich in das breite schöne Thal, welches uns sicher zum Meerauge führen sollte. Das Gebirge zeigte sich hier in seiner ganzen Herrlichkeit. Wenn früher alles enge und drückend, nur schroff, nur steil und hoch gewesen war, wenn früher die schreckhafte Wildniß, die fürchterliche Rauheit ein peinliches Staunen, ein bewunderndes Erbeben uns abgenöthigt hatten, wenn sich früher das Herz, zwar zum Zerspringen voll, doch in sich selbst zusammenzog, so war es hier die hehre, erhabene, mächtig ergreifende Großartigkeit allein, welche den Sinn erfüllte, so hatte hier die Brust doch Raum, sich auszudehnen und anzuschwellen von der Bewunderung dieser großen, herrlichen Natur. Klar und gelassen ragten die gewaltigen Spitzen tief in das Blau des Himmels hinein; ruhig in erhabener Höhe lagerten unter ihnen die schneeglänzenden Klüfte und Schlünde; in prachtvollen Formen stürzten dann die Felsen herab, bis duftiges Grün die starren Formen warm und sanft umkleidete, bis sie die riesigen Fichten erreichten, die im Thale das Ufer des brausenden Flusses umstanden, welcher in männlicher Kraft von der Höhe des Thals, wo es sich schloß, mit einem prachtvollen Schwunge, jetzt ruhiger wogend und brandend, jetzt mit gewaltiger Wucht tosend die Blöcke bekämpfend herabfloß. Und über dem Ganzen spannte sich ein reiner, tiefblauer Himmel, daß alles duftig erglänzte, daß der Fluß in tausend schönen Farben spielte.

Da das Thal sehr tief, fast bis auf das Niveau der Ebene hinab gespalten ist, so hatten wir hier sehr gut Gelegenheit, die verschiedenen Regionen auf den Bergen zu beobachten; die

niedrigste, die Feldregion, wird vertreten durch die neumärker Ebene. Die zweite, die Waldregion, beginnt in dem Thale und bedeckt den Fuß der Felsenberge. Ueber dieser liegt dann eine Zone, bezeichnet durch sehr dunkles Grün, welches von den Krüppelkiefern herrührt, die hier in dichten Gebüschen wachsen und zwischen welchen die äußersten Sennereien liegen. Nach und nach wird das Grün immer heller und spärlicher, nur noch einzelne zarte Alpenpflänzchen wurzeln in den Ritzen, bis endlich auch die kümmerliche Vegetation der Moose fast verschwindet. Jetzt legen auch die Felsen von unausbleiblichen Steingen gleichsam ermüdet ab und es bilden sich jene schon oft erwähnten Schluchten, in deren tiefsten Gründen der ewige Schnee in einzelnen Feldern und Ritzen lagert und aus welchen dann endlich die höchsten Spitzen und Grate völlig nackt und kahl ihr Haupt erheben.

In diesem schönen Thale konnten wir nun rasch vorwärts dringen, bis endlich gegen Abend die Felsen immer dichter zusammentraten und Schlunde bildeten, in welche wir uns nicht mehr hineinwagen wollten, sodaß wir hoch erfreut waren, hier auf dem jenseitigen Ufer des Flusses noch eine einladende schmale Wiese mit bewohnten Hütten zu treffen, in welchen wir zu übernachten beschlossen. Kaum waren wir von dort bemerkt worden, so eilte ein junger Slowake mit einer dicken Stange auf dem Rücken herbei, warf dieselbe über die Gerölle im Fluß, balancirte, sich mit einem langen Stabe stützend, zu uns herüber und lud uns ein, auf gleiche Weise den Uebergang zu versuchen. Wir kamen ziemlich glücklich hinüber und erquickten uns an einer Kanne herrlicher Milch, welche unser Wirth uns vorsetzte. Bald füllte sich die Hütte mit sämmtlichen Bewohnern des Thals, fünf jungen Männern, die hier getrennt von ihren Aeltern, welche noch weiter im Gebirge wohnen sollten, einen Theil der Heerden weideten und wahrscheinlich nebenbei durch Führerdienste an Fremde sich manchen guten Lohn verdienten. Trotz der wilden Gutmüthigkeit, möchte ich es nennen, welche in ihren Augen lag, war uns doch etwas ängstlich zu Muthe, denn wir waren völlig in ihrer Gewalt wie der Weiße, wenn er in ein Indianerdorf geräth. Sie zeigten sich aber fortwährend sehr friedlich und wir genossen in der Nacht auf einem herrlichen warmen Heuboden, auf den man uns führte, der angenehmsten Ruhe.

Am andern Morgen stiegen wir noch etwa eine Stunde weit zum Meerauge hinan. Beim Fischteiche, einem großen klaren See, welcher den Boden eines mächtigen schroffen Felsenthals einnimmt, während das Meerauge selbst hoch oben an den steilen Abstürzen eine gewaltige Schlucht ausfüllt und ersterm in prächtigen Wasserfällen seine aus den Schneefeldern, die es umgeben, stets erneuerten Gewässer zusendet, trafen wir einen Herrn aus einer großen Damen- und Herrengesellschaft, welche gleichfalls das Meerauge besuchten, der bei dem Blockhause, welches hier für die Reitenden errichtet ist, zurückgeblieben war, während die übrige Gesellschaft den See umgangen hatte, um dann theilweise die Wand hinan zum Meerauge emporzuklimmen. Der Herr hatte eine Axt in der Hand, mit welcher er höchst gravitätisch spielte. Es scheint eine obligate Mode bei den Tatrareisenden zu sein, Aexte mit auf den Weg zu nehmen, um sich selbst Bahn zu brechen durch die schrecklichen Wildnisse und um selbst Bäume zur Feuerung fällen zu können. Wenn man nun auch wol selten Gelegenheit nehmen wird, in dieser Beziehung seine Bravour zu bezeugen, so haben doch wenigstens die zarten Gefährtinnen das Vergnügen, ihre kühnen Begleiter mit dieser respekteinflößenden Ausrüstung zu bewundern. Der Herr sagte uns, daß oben vom Meerauge aus ein Fußpfad über den Kamm nach Schmeks in Ungarn hinüberführe und ermunterte uns, den Uebergang zu versuchen. Am jenseitigen Ufer trafen wir unsere jungen Slowaken wieder, welche auf einem mächtigen Floß, welches sie mit riesigen, rohgearbeiteten Schlagrudern bewegten, die Gesellschaft zurückführen wollten. Aufwärts stiegen wir an einem Schneefelde vorbei. Was aber von unten aus als eine zwei bis drei Fuß starke Lage erschienen war, das zeigte sich hier als eine Eismasse von einigen Klaftern Dicke, welche auf einzelnen Füßen auf dem Boden aufstand und unter welcher sich Höhlungen hinzogen, in welche man bequem hätte hineingehen können. Wir pflückten uns einige Blumen, welche hier in unmittelbarer Nachbarschaft des ewigen Schnees blühten und stiegen endlich zum Meerauge selbst hinan. Wer aber beschreibt den Eindruck, welchen dieser gewaltige Kessel, dieser dunkle See auf den Beschauer hervorbringt! Kein Lüftchen bewegt die spiegelglatte Fläche über der dunkeln Tiefe, kein Laut ertönt in dieser erhabenen Oede. Mächtiges Schweigen! Tiefe gewaltige Ruhe! Der Geist der Erde scheint über den dunkeln Wassern zu

schweben und bis tief ins Mark durchschauert dich sein gewaltiger Hauch. Unwillkürlich möchten sich die Kniee beugen, niedersinken möchtest du, anbetend, tief anbetend vor diesem gewaltigen Anblick und empor wird dann dein Herz gerissen, lobpreisend und bewundernd zu deinem erhabenen Gott. Da wir den Kunpfad fanden, von welchem wir unten gehört hatten, und da wir ihn, wie er sich zwischen den Riesen aufwärts wand, bis in beträchtliche Höhe mit den Blicken verfolgen zu können glaubten, so beschlossen wir, den Uebergang zu versuchen. Unermüdlich kletterten wir die Felsen hinan, oftmals den Weg verlierend und wiederfindend. Ich kletterte voran und wenn ich auch manchmal zaudernd und an der Möglichkeit, jenseits hinabzusteigen, verzweifelnd stillstand; wie eine Sirene lockte oben der schimmernde Fels: nur hinauf, hinauf! Da galt kein Widerstreben. Und wirklich ist es ein köstliches Gefühl, mit nicht wankender Kraft, nicht wankendem Muthe von Fels zu Fels zu klimmen, von Zacken zu Zacken sich zu schwingen, beständig ein hohes schönes Ziel vor Augen! Ist nicht das echteste und eigentliche Glück, dessen zu geniessen wir im Leben überhaupt befähigt sind, derselben Art? —

Endlich hatte ich den erlebnten Felsen erreicht. Schön wollte ich die Augen abwärts wenden und jubelnd den beiden unter mir, welche an einer gefährlichen Stelle zurückgeblieben waren, um eine Nachricht über die Möglichkeit des Unternehmens zu erwarten, den Anblick des theißdurchströmten Magyarenlandes verkünden, da thürmten sich zu meinem Erstaunen noch Felsen vor mir auf, deren Unübersteiglichkeit ich auf den ersten Blick erkannte. Ich wandte mich um und fast erschrak ich über die entsetzliche Tiefe, welche zu meinen Füssen lag, von welcher herauf die Zacken und Risse wie die Spitzen und Spitzchen eines gothischen Doms zu mir heraufstrebten, zu welcher sie dann mit jähem Sprunge in den düstern Kessel hinabzustürzen schienen, bis sie die dunkle, von weißem Schnee umsäumte Fläche des Meerauges erreichten, welches unheimlich zu mir heraufblickte. Und noch war das Maß der Tiefe nicht erreicht, noch glitten die Blicke hinab an den Felsen und Wänden, um endlich auf der glatten Spiegelfläche des Fischteiches auszuruhen. Die Slowaken waren mit der Gesellschaft verschwunden. Das Floß lag ruhig am Ufer des Sees und daneben stand einsam das winzige Häuschen. Wenn ich jetzt mit dem Gedanken an diesen Anblick an die Rosstrappe im Harz denke, wie lieblich schmiegt sich das ganze Bild in den Sinn hinein. Wie fühlt man sich da so wohl, so heiter und freudig erhoben, mit welcher Befriedigung fühlt man sich da als Mensch, der sich mit Menschen freut. Wie beim zog sich dagegen hier in dieser grausigen Oede das Herz zusammen, wie durchschauerte mich der eisige Nebel, der an den Felswänden lagerte, wie fühlte ich es mit schneidender Schärfe, daß dies nicht ein Ort sei für ein lebendes Wesen. Und da stand ich und war's mir mit Grausen bewußt, allein in der furchtbaren Einsamkeit. Ich rief, aber nur das Echo antwortete mir, fast lauter als meine eigene Stimme. Von furchtbarem Schrecken ergriffen, kletterte ich wieder hinab, um die beiden andern zu suchen, und war hoch erfreut, als ich uns alle drei wieder wohlbehalten beieinander fand.

Aber nun begann eine neue Schwierigkeit. Wie es oft im Gebirge geht, daß man einen Felsen weit leichter hinanzuklimmen vermag, als man den Rückweg zu finden im Stande ist, so sahen wir uns alle drei verzweifelnd an, wenn unsere Blicke suchend die schroffen Felswände hinabgleichweiften waren und keine Möglichkeit sahen, ohne äußerste Lebensgefahr den Rückweg zu bewerkstelligen. Endlich ergriffen wir wie auf Verabredung alle drei unsern Reisebündel und schleuderten sie die Felsen in den Kessel hinab. Sie hüpften in großen Sprüngen von Riff zu Riff, bis sie endlich unsern Blicken entschwanden, und so ernsthaft auch unsere Lage war, so konnten wir uns doch nicht enthalten, herzlich zu lachen. Indessen — ich athme noch jetzt, indem ich es schreibe, erleichtert auf — wir kamen glücklich und wohlbehalten hinab, obgleich sich häufig unter unsern Tritten schwere Blöcke loslösten und dicht neben den andern vorbei in die Tiefe stürzten, sodaß wir uns zuletzt entschließen mußten, einzeln und nacheinander ein jeder für sich allein den Weg zu suchen. Unser Gepäck fanden wir größtentheils wieder und nachdem wir uns nun durch den Rest unsers Brotes, den wir in das Wasser des Meerauges tauchten, etwas gestärkt hatten, verließen wir in erschütterter Stimmung diesen gewaltigen Hochaltar der Natur, stiegen zum Fischteich hinab, zu dem Häuschen, wo wir unsere Namen zu den vielen andern auf die Bretter schrieben, und wanderten dann mit einbrechender Dunkelheit zu unserm Thale zurück. Ein Regen rieselte herab, es kümmerte uns wenig. Im Thale angekommen, wateten wir einfach an einer

Flemming.

Nein, Pfingſten! Nach Imhof ſollen auch Sie dies entehrende Pamphlet leſen!

Pfingſten.

Wie wenig das Pamplet auf Seine Majeſtät gewirkt hat, beweiſt der Umſtand, daß ſie es Ihnen mittheilten.

Flemming.

Auf den erſten Blick ſah' ich, was die Schrift enthielt, ich las ſie zur Stelle und reichte dem König meine Entlaſſung ein. Dieſer weigerte ſich, ſie anzunehmen. Patkul, vor meinen Augen vom Könige umarmt, ſchickt ſich in größter Schnelligkeit zur Rückreiſe nach Dresden an. So ſtehen die Dinge! (Steht auf.) Was halten Sie davon?

Pfingſten.

Es wird hier Vieles vom Könige abhängen; das Meiſte aber von unſerer eigenen Kraft.

Flemming.

Frei will ich ſein. Müſſen wir Polen aufgeben, will ich wenigſtens Sachſen regieren, wie es mir gefällt. Bin ich hier Miniſter? Unter dem Schein der größten Indifference beherrſcht ein fremder Envoyé den Monarchen. Ich habe die Verantwortlichkeit, er die Macht.

Pfingſten.

Es böte ſich wohl eine Gelegenheit, ihn auf eine ſolenne Art (ſinnend), was man allenfalls auf gut Sächſiſch

seichten Stelle über den Fluß, an dessen Ufer wir gestern noch rathlos gestanden hatten. Denn was war uns jetzt noch zu rauh, zu wild? Durch diesen Tag hatten wir gleichsam das Bürgerrecht im Tatragebirge uns erworben.

Unser kleiner Wirth begrüßte uns freundlich. Wir wärmten und trockneten uns an seinem flackernden Kaminfeuer und nach und nach zog frische Lebenswärme wieder durch die Glieder und endlich nahm uns unser Heuboden von gestern auf, wo wir gründlich ausruhten von den Strapazen des Tags.

Am andern Morgen gingen wir über die ungarische Grenze nach Jaworzina, einem äußerst schön gelegenen Eisenhüttenwerke, um dann von Schmeks aus die Lomnitzer Spitze zu besteigen, und trafen hier einen deutschen Hüttenmeister aus Oberschlesien, welcher hier eine Anstellung gefunden hatte. Bei verschiedenen Flaschen Ungarweins, die wir nun mit echt ungarischem Bewußtsein mit ihm leerten, schilderte er uns den südlichen Abhang der Tatra, die blühende Zips und die Aussichten in die Zipserländer und die Mittelgebirge von Ungarn mit den herrlichsten Farben. Da aber D. bei der gestrigen Klettere seinen Paß verloren hatte und da, wie er uns sagte, die Controle in Ungarn sehr streng ist, so hielten wir es für gerathen, und wieder durch Galizien schleunig zur Rückreise zu wenden, die wir denn auch ohne Unfälle glücklich zurücklegten.

Anregungen.

Kunden aus der Ferne.

VI. Freiherr von Webra über Südamerika.

Die Reiseliteratur scheint noch progressiv anzuwachsen und zwar, wie dies bei einem sich besonders überwuchernd ausbreitenden Zweige der Literatur nicht immer der Fall ist, der besonderen Vorliebe des lesenden Publikums für die reiche Ausbeute auf diesem Felde entsprechend.

Freilich wird es in solchen Fällen, wo zuletzt jeder touristische Dilettant sich zum Schreiben berufen fühlt, auch dem Leser immer schwerer werden, aus der Menge das Gute herauszufinden. Wir müssen uns freuen, ihm in diesem Falle dazu behülflich zu sein, indem wir seine Aufmerksamkeit auf ein neuerdings erschienenes Werk: „Erinnerungen aus Südamerika von Ernst Freiherrn von Webra" (drei Bände, Leipzig, Costenoble, 1861), hinlenken.

Das Buch zeichnet sich zunächst dadurch aus, daß der Verfasser seinen „Erinnerungen" eine durchaus künstlerische Form zu geben verstand. Es sind nicht bloße untergeordnete Berichte über fremde Menschen, Städte und Gegenden, sondern es sind fast durchgängig angenehm componirte Erzählungen im geschlossenen Rahmen der Novellenform, in welcher wir Land und Leute des fremden Welttheils kennen lernen.

Die drei Bände enthalten jeder drei Geschichten, welche an der Westküste von Südamerika, vorzugsweise in der Republik Chile, sich ereignen. In einer einfachen und rührenden Liebesgeschichte wird uns die Natur der Cordillera geschildert, in einer andern lernen wir die bolivianische Küste mit ihren Kupferminen kennen, wieder eine andere schildert die Ziegenjagd Maskaferra u. s. f. Im ganzen spielen Schleichhändler, Banner und Abenteurer verschiedener Art, besonders aber spitzbübische Weiber, welche den Helden der besondern Geschichte immer auf üble Weise betrügen, eine hervorragende Rolle. Die schöne Chuita mit so weißer Haut und so unvergleichlich schwarzem Haar, die famose Sebala mit ihrem liebenswürdigen Vater, die ferolele Madelon und endlich die prächtig geschilderte, durch und durch originelle Bonita machen in der That eine Sammlung so unerhört nichtsnutziger Weiber aus, daß wir fast erstaunen, die Galanterie des Verfassers hat damit den Europäerinnen eine verflixte Schmeichelei bringen wollen.

Die treffliche Schilderung und lebendigste Charakteristik fanden wir in der Geschichte „Ein einziges Weib", welche der Verfasser sich von einem Bekannten erzählen läßt. Wir werden hier nach der bolivianischen Küste in die Algodonbai geführt, den Anfang der Wüste von Atakama, wo es weder Blumen noch Bäume, noch Gras, noch — Weiber gibt. Den Ehefrauen ist der Besuch dieses Bezirks streng untersagt, um die Arbeiter in den dortigen Kupferminen nicht zu stören. Um zu beweisen, was ein Weib für Unheil stiften könne, wird unserem Verfasser die Geschichte einer gewissen Bonita erzählt, die seinem Verbote zum Trotz sich auf einem in die Bai segelnden Schiffe in männlicher Kleidung daselbst eingeschmuggelt und — späterhin entdeckt — längere Zeit daselbst geduldet wurde. So knapp, kraft und dabei so farbenreich in der Schilderung dieser überaus fesselnden Geschichte Bonita's, ist dieselbe ein kleines Meisterstück.

Sehr unterhaltend sind gleichfalls die Abenteuer des guten Bernardo Nuenos, seine höchst poetische Rolle in der Präsidentenwahl, Flucht und Aufenthalt in der Hütte Sebala's und endlich seine Bekanntschaft mit dem noch wilden indianischen Stamme der Araukaner. Nach echt tragikomischen Abenteuern hatte Bernardo vierzehn Tage zu wandern, ohne andere Nahrung als geröstete (d. h. halb verbrannte) Fische und die Früchte des Riesenbaums der Araucania. Endlich sieht er drei Pferde grasen, welche auf einen gellenden Pfiff plötzlich auseinander laufen

und ihn in weitem Dreieck umgeben. Wie durch Zauberei sind plötzlich die drei Pferde mit drei Reitern belegt. Es waren die ersten wilden Araukaner, welche mit merkwürdiger Geschicklichkeit sich hängend hinter dem Bauche des Pferdes, das sie trugen, verstecken können. Diese Geschicklichkeit leistet ihnen auch in ihren Gefechten mit den Feinden treffliche Dienste. In einem holzartigen Raum vor die Hütte des Häuptlings geführt, hat der Häuptling hier ein schnell bereitetes Gastmahl abzumachen und gibt uns eine höchst interessante Beschreibung der Kampfweise dieses Volkes mit den an zwanzig Fuß langen Lanzen. Diese Episode unter dem wilden aber naturkräftigen Volksstamme bildet eine sehr wohlthuende Unterbrechung der verschiedenen Gaunereien des civilisirten Gesindels in den Staaten von Chile, Peru u. s. w.

Auch die Schilderungen des Gesindels der Schleichhändler mit den Passagieren, das Gebahren in Chile u. s. w. sind mit lebenswahren und glänzenden Farben geschrieben. Herr von Bibra versteht es überhaupt, niemals durch allzu breite Schilderungen zu langweilen, weil er sich nie verleiten läßt, sich bei Sachen lange aufzuhalten, bei denen er nicht ein allgemeines Interesse voraussetzen kann. Dabei schreitet immer die eigentliche Erzählung schnell und lebendig vorwärts.

Vielleicht würde der Eindruck hier und da noch bedeutend gewonnen haben, wenn der Erzähler nicht häufig in den vielen Zwischenbemerkungen allzu subjectiv würde. Der so häufig von ihm angeschlagene Ton der Ironie erinnert zuweilen an die Vortragsweise Seelenfeld's; bei diesem Vergleiche ist es jedoch lobend anzuerkennen, daß unser Verfasser nicht in die Manier des nordamerikanischen Erzählers verfällt, zur bessern Charakteristik des Landes und seiner Bewohner sich auch der Sprache desselben so häufig zu bedienen. Die Charakteristik der Gestalten unsers Erzählers erstreckt sich mehr auf das Nationale im allgemeinen als auf Individuen, wiewol auch in der Beobachtung individueller Eigenthümlichkeiten sich eine leichte und glückliche Auffassung verräth.

Der Stil des Erzählers könnte hier und da noch eine feinere Feile wünschenswerth machen, sonst aber ist er immer frei, ungezwungen und deshalb lebendig und anregend.

Neue Romane und Novellen.

XVI.

„Die Mühle am Floß" heißt ein vielgelesener neuer Roman von Mis Elliot (deutsch von Julius Reese, zwei Bände, Berlin, Duncker, 1861). Die Verfasserin, aus einer der nördlichen Grafschaften Englands gebürtig, wählt die kleinen Verhältnisse ihrer speciellen Heimat zum Schauplatz ihrer Erzählungen. In „Adam Bede", womit sie zuerst mit großem Glück vor das Publikum trat, begegneten wir ihr auf demselben Gebiete. In einem engen Rahmen sind viele Stoffe gefaßt. Was die Welt im großen und ganzen bewegt, liegt diesen Personen fern. Eng ist der Horizont, welchen die Lokalinteressen eines Dorfs begrenzen und dessen Bewohner einen eignen Dialekt reden wie bei uns in der Dorfgeschichte.

Die kleine Mühle am Floß — wie man sagt der Geburtsort der Verfasserin — gehört einem betrieblamen Manne, der nicht schreiben kann. An seinem einzigen Sohne will er gut machen, was seine Erziehung zu wünschen übrig läßt. Er sendet ihn darum zu einem Landgeistlichen in die Schule. Damit beginnt die Erzählung. Maggie, die Tochter, mit schwarzen Glutaugen und Rabenhaar, des Vaters Liebling, trennt sich ungern von dem lichtblonden Bruder Tom. Das Mädchen hat Geist, der Knabe Charakter. Sie folgt stets ihrer Neigung, er seinem Begriff vom Rechten. Oftmals erfährt sie daher seinen Tadel. Die Kinder wachsen heran. Indessen verliert der Müller durch einen Proceß mit seinem Todfeinde die Mühle und ist nun ein armer und gebrochener Mann. Tom arbeitet für den Vater und ruht nicht, bis er dessen Schulden gedeckt und die Mühle zurückgekauft hat. Maggie hat indessen mit dem Sohne des Todfeindes heimliche Spaziergänge gemacht und sich mit ihm über Shakspeare unterhalten. Auch sie möchte gern recht gut und brav handeln; nur kostet es ihr einen schweren Kampf, wenn ihr Vergnügen dadurch beeinträchtigt wird. Tom weiß in der ersten Minute, was er zu thun hat; sie braucht Tage und Wochen, sich zu entschließen, und während sie schwankt, verliert sie sein Vertrauen.

In der Zeichnung der Charaktere dieser beiden Kinder liegt das Verdienst des Buchs, um dessen ungenügenden Schluß es schade ist. Kaum ist das Geschwisterpaar ins Leben getreten, so verschlingt es die hohe Flut vor unsern Augen und unsere Hoffnung, sie noch einmal auftauchen zu sehen, bleibt vergebens.

Glossen.

Der gebildetste Mensch ist derjenige, welcher in der Schule des Lebens die meiste Gelegenheit gefunden hat, sich selbst zu überwinden.

* *

„Gute Absichten" sind Flittergold, aus dem sich keine echte Münze prägen läßt.

* *

Jede That hat ein Echo, wenn auch unser Ohr den Widerhall nicht vernimmt.

* *

Ein englischer Maler vermied schlechte Bilder zu sehen, aus Besorgniß, die Fehler derselben möchten in seinem Auge haften bleiben und sich auf seine eigenen Werke übertragen. Gleiches könnte man bei Lectüre und Umgang täglich besorgen.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Woraus besteht die Sonne? I. — Zur Baumwollfrage. — Aus deutschen Bädern. II. Kissingen. — Tiere [illegible] Woche. — Brieftelegraphie durch Tauben. — Aus der Bienenwelt. — Briefwechsel.

Woraus besteht die Sonne?

I.

Vor zwölf Jahren behauptete Dr. Wirth, der deutsche Patriot von Schloß Hambach, Vater des modernen Nationalphänomen Max Wirth, die Sonne existire nicht, sie wäre nur eine optische Täuschung, ein Reflexion der Erden- und Luftdünste.

Diese Meinung wurde in die Sphäre jener die[illegible]ttantischen Naturforschung verwiesen, nach welcher z. B. die Erde immer kleiner und durch Niederschläge [illegible] Gebirgen von Nord- und Südpol immer älter wird.

Professor Bunsen in Heidelberg ist dem alten Glauben an die Sonne als einen festen Centralkern eines großen Weltsystems treu geblieben und hat sogar Mittel entdeckt, die das Material bestimmen, aus welchem die Sonne zusammengesetzt sein dürfte.

In welcher allerdings sehr complicirten Weise diese Untersuchungen stattfinden, ersehen wir aus dem Bericht über eine Vorlesung, die ein wissenschaftlich gebildeter Arzt, Dr. H. Walter, in einem neugegründeten Verein für Naturkunde in Offenbach über die im vorigen Jahre von Professor Bunsen und Professor Kirchhoff in Heidelberg gemachte Entdeckung, Gemische Elemente auf optischem Wege, durch Benutzung von Spectralbeobachtungen, nachzuweisen, gehalten hat.

Nach einleitender Erörterung über das Wesen des Sonnenspectrums und nach Erläuterung der in dem Sonnenspectrum beobachteten sogenannten Fraunhofer'schen Linien — nach dem Entdecker derselben, dem berühmten münchener Optiker Fraunhofer so genannt — und der Beobachtungen, welche in dieser Beziehung mit farbigen Flammen gemacht worden sind, berichtete der Vortragende über mehrere von den Professoren Bunsen und Kirchhoff gemachte Mittheilungen. Es ist nämlich in der Physik längst bekannt, daß gewisse Substanzen, wenn sie in eine Flamme, z. B. in eine Weingeistflamme, gebracht werden, die Eigenschaft besitzen, in dem mittels derselben erzeugten Flammenspectrum helle Linien zu erzeugen. So läßt z. B. Natrium eine scharfe gelbe Linie hervortreten, welche der Fraunhofer'schen Linie D des Sonnenspectrums entspricht, Lithium eine rothe Linie u. s. w. Verschiedenen alkalischen Stoffe, chemisch sehr rein dargestellt, ergaben für jeden derselben sehr charakteristische und sich bestimmt unterscheidende Linien in dem Spectrum, welches durch die Flamme, in welche die Stoffe gebracht, erzeugt wurde. Man ist daher umgekehrt durch diese Linien in Stand gesetzt, die Stoffe zu erkennen, durch welche sie hervorgebracht werden. Selbst alkalische Stoffe untereinander gemischt lassen sich durch diese optische Analyse noch ganz deutlich unterscheiden. Das Gebiet der Erkennbarkeit gewisser Stoffe ist durch diese Methode nicht allein sehr erheblich erweitert, sondern weit über die Schranken hinausgerückt, bis zu welchen die chemische Analyse reicht. Denn noch [illegible] Theil eines Milligramms von Natrium läßt eine deutlich erkennbare gelbe Linie entstehen, desgleichen vermag man noch weniger als [illegible] eines Milligramm Lithium vollkommen deutlich zu unterscheiden u. s. w. Bei der Prüfung dieser Methode wandten die genannten Forscher Flammen von verschiedenen Stoffen an, als die Flammen von Schwefel, Schwefelkohlenstoff, Feuchtgas, Alkohol, Wasserstoff und Knallgas.

Sie fanden im Laufe der Untersuchung 1) daß die Verschiedenheit der Verbindungen, in welchen die Stoffe angewendet wurden, die Mannichfaltigkeit der chemischen Processe in den einzelnen Flammen und der große Temperaturunterschied dieser letztern keinen Einfluß auf die Lage der den einzelnen Stoffen entsprechenden Spectrallinien ausüben; 2) daß dagegen dieselbe Metallverbindung in einer dieser Flammen um so intensiveres Spectrum gibt, je höher die Temperatur derselben ist; daß ferner 3) von den Verbindungen desselben Metalls in einer Flamme diejenige die größere Lichtstärke liefert, welche eine größere Flüchtigkeit besitzt. Wenn man nun ferner hinter der Flamme, in welche irgendein Alkali oder eine alkalische Erde gebracht war, eine stärkere Lichtquelle anbringt, wenn man z. B. das Sonnenlicht durch diese Flamme hindurchscheinen läßt, so wird die von der Flamme erzeugte helle, farbige Spectrallinie in eine dunkle Linie verwandelt, — „umgekehrt", wie die genannten Forscher sich ausdrücken. Statt der gelben Natron-, der rothen Lithiumlinie u. s. w. zeigen sich dann dunkle Linien, und zwar um so schärfer ausgeprägt, je stärker die zweite Lichtquelle ist. Nachdem einmal die beschriebene Beobachtung der Verwandelung heller Linien in schwarze festgestellt war, drängte sich den genannten Forschern der Gedanke auf, daß die schwarzen Linien des Sonnenspectrums ihren Ursprung der „Umkehrung" heller Linien verdanken möchten, welche letztere, durch die leuchtende Sonnenatmosphäre erzeugt, durch den noch viel in-

tendere leuchtenden Sonnenkern aber als das fälschere zweite Licht in dunkle verwandelt würden. Professor Kirchhoff, welcher in vieler Hinsicht die ausgedehntesten Untersuchungen anstellte, ist auf diese Weise im Stande gewesen, mit großer Wahrscheinlichkeit Eisen, Magnesium, Natrium, Kalium, Nickel, Chrom und noch mehrere Stoffe in der Sonnenatmosphäre nachzuweisen, während Silber, Kupfer, Blei, Aluminium, Antimon, welche äußerst glänzende Linien in ihren Spectren haben, in der Sonnenatmosphäre zu fehlen scheinen. So verspricht die spectral-analytische Methode nicht allein die werthvollsten Aufschlüsse über das Vorkommen und die Verbreitung der Stoffe auf und in der Erde zu geben und zur Entdeckung noch nicht aufgefundener Elemente zu führen, auch wenn diese so spärlich in der Natur verbreitet sind, daß sie jeder chemischen Analyse entgehen müssen — wie dies bereits durch die Auffindung eines vierten Alkalimetalls sich praktisch bewährt hat —, die Spectralanalyse eröffnet auch ein der chemischen Forschung bisher völlig verschlossenes Gebiet, das weit über die Grenzen der Erde, ja selbst unseres Sonnensystems hinausreicht". Man wird durch fortgesetzte Beobachtung derjenigen Spectren, welche helle Linienreihen, wie der Chromsäure u. A., geben, auch die Bestandtheile der Atmosphäre dieser Gestirne zu analysiren im Stande sein.

Wir wollen in nächster Nummer diese interessante Entdeckung in einer dem Laien noch zugänglicheren Ausführlichkeit schildern.

Zur Baumwollfrage.

Der Ausbruch des amerikanischen Krieges und infolge dessen die Blokade der Häfen der secessionistischen Sklavenstaaten, welche bekanntlich seither Europa vorzugsweise mit Baumwolle versorgten, hat vielfache Befürchtungen für den voraussichtlich eintretenden Mangel dieses hochwichtigen Artikels auf dem europäischen Markte hervorgerufen. Um so mehr, als der Consum des vorigen Jahres eine bis dahin nie gekannte Höhe erreicht und den Vereinigten Staaten, trotzdem, daß die vorjährige Baumwollernte den bisher größten Ertrag von über 4½ Millionen Ballen lieferte, nur den relativ sehr geringen Vorrath von ungefähr 4 Millionen Ballen überhaupt übrig gelassen hat, während die Ernte dieses Jahres der Lage der Dinge nach nur gering ausfallen wird. Eine Menge Baumwollenfelder sind mit Rücksicht auf den Krieg dies Jahr mit Getreide bestellt worden oder auch brach geblieben.

Glücklicherweise ist aber in allen außer-nordamerikanischen Ländern, welche Baumwolle produciren, die Cultur derselben in jüngster Zeit erheblich gestiegen. Während, nach der ehrwürdigen „Industrie-Zeitung", England vor zehn Jahren noch 73 Procent seines Bedarfs aus den Vereinigten Staaten beziehen mußte, konnte es sich 1857 schon (nach dem Bericht der „British Cotton-Supply-Association") mit 67 Procent von dorther begnügen, was freilich immerhin noch einem Jahresbezug von gegen 500 Millionen Pfund gleichsam. Am meisten hat sich die Baumwollenlieferung nach England von Ostindien gesteigert, nämlich von 118 bis auf 250 Millionen Pfund. In Aegypten hofft man die Production von 100000 auf eine Million Ballen zu steigern. In Tunis, Sierra-Leone, Liberia, im Innern von Afrika, auf den Antillen-Inseln, Jamaica, Cuba, überall ist die Cultur der Baumwolle in lebhafter Zunahme und sogar auch in der Türkei und Griechenland jetzt mit günstigem Erfolg eingeführt.

Man kann sich also ruhig den besten Wünschen für die in Nordamerika kämpfende Humanitätsfrage hingeben, ohne dabei zu befürchten, Frau und Töchter bald nur noch mit leinenen Kleidern schmücken zu müssen.

Aus deutschen Bädern.

II. Franzensbad.

* Wir saßen am Pfingstfest der österreichischen Grenze zu auf hohen im Sachsischen auf einem mit Reben, hohem Baumwuchs bekleideten Bergrücken. Der Tag war trübe und matt, der ganze Berg in eine dichte Wolkenbank gehüllt, aus der der Regen mit dem Morgen in harten Strömen sich ergoß. Dann wurde der Berg abschüssig, die zerrissenen, durchnäßten Wolken hoben sich in einen luftigeren Lauf, da der Wagen ihnen durch eigene Schwere zu Hülfe kam. Wir hatten endlich auf dem Wege der Niederung zu auf dem bereits sich ein weitläufiges, im Sonnenschein glänzendes herrliches und mit den schönsten Fruchtfeldern angefülltes Thal vor unseren Blicken auf. Ortschaften lagen herum, unter welchen mit deutlichen die hellbeleuchteten Schieferdächer des lieblichen, freundlich ruhigen Franzensbad unterschieden.

Unsere heitere Gemüthsstimmung, wie der Lauf unserer Rede wurde durch einen langweiligen Halt unterbrochen. Eine unerklärliche Hast- und Strengwärtung hatte sich nach und nach mit dem ganzen Jahrhundert ihre erwandernden Förmlichkeiten zwischen uns und das österreichischen Grenze hinderend in den Weg. Doch bei Lichtschein der neuen Kreuzer auch bereits seine Strahlen in diesen dunkeln Winkel des alten staatlichen Gebäudes. Ein paar Minuten genügten, unsere politische und civile Unbescholtenheit festzustellen.

Wie erfreulich, einen so kleinen Ort, den man schon oft besucht, wiederzusehen! Jeder Strauch, jeder Baum ist ein alter Bekannter, den man in der Freude seines Herzens umarmen möchte. Wie that es uns wohl, die bekannten Gesichter auf der Straße zu erkennen und von ihnen wiedererkannt zu werden. Es mischt sich diesem innern Wohlbehagen, das wir in dergleichen Fällen fühlen, unstreitig Egoismus bei, aber es mag auch die Behaglichkeit Antheil haben, daß wir uns an einem Orte befinden, wo man unsere Bedürfnisse schon kennt und wir alles neuen Tastens und Versuchens überhoben sind. Und siehe! Die kleine Hausmeisters-Susanna, die noch vor Jahresfrist im Hause im Hof spielte, ist jetzt zu einer stattlichen Person herangewachsen und als supernumerärer Stubenmädchen ange-

stellt! Und der Badewärter Heppel hangirt bereits als Neger mit der Kiepe in der Hand am Thore bei der Kassenhalle der Bäder! Kurz der Abschnitt einiger Zeilen, der sich unversehens an uns vorüberzieht, solange wir unverwandt unsere Augen auf dieselben Gegenstände richten, läßt seine Vedeutung erst dann bemerken, wenn wir seine Ausdehnung an den Gegenständen bemerken, die wir seitdem aus den Augen verloren.

Frauendad zeichnet sich durch eine schöne, einfache Natur vortheilhaft unter den Bädern aus und entbehrt dabei aller Extra-Naturschönheiten: Berge, Schluchten, Klippen u. s. w. Dieser Mangel ist für die Gesellschaft eher ein Vortheil. Die ganze Badegesellschaft ist darauf angewiesen, im Park sich zu versammeln und die höchstmögliche Geselligkeit zu pflegen. Sie rücken dadurch die Einzelnen näher aneinander und sind gezwungen, mitzumachen: mehr oder weniger gefallsüchtig zu sein. Ein Kurhaus ist es z. B. in dem mit Naturschönheiten gesegneten Marienbade, wo jeder Gast ein besonderes Plätzchen findet, wo einer halb oben, halb einer unten in der Tiefe verschwindet und es besonders einzelne Gebenden Damen schwer wird, sich anzuschließen. So kann somit geschehen, daß mancher eine ganze Saison auf sich selbst beschränkt bleibt. Ich empfing auch einmal einer Dame in Marienbad beim Versuch mit dem Ausdruck: „Seien Sie mir tausendmal willkommen! Ich hätte beinahe in den zwei Wochen meinen Humor und Gewohnheit verloren!“

Da der Park der Mittelpunkt des hiesigen Lebens ist, so besuchen wir ihn, nachdem wir die Kurliste gemustert und uns erfrischt hatten, sogleich in denselben. Der Nachmittag war nach einem regnerischen Morgen besonders schön, die Hitze mäßig, kein Windchen bewegte die Luft. Die glänzende Gesellschaft, aus allen Theilen der Welt zusammengewürfelt, war an dichtgedrängten Tischen und war besonders durch eine große Anzahl schöner Frauen der jüngern Generation vertreten, die in glänzend hellfarbigen Toiletten eine der lieblichsten Augenweiden gewährten. Nur hier und da waren einzelne schwarze Punkte auf der Fläche zu bemerken, die sich wie Nebelflecke auf dem hellgefirnißten Firmament hervorhoben. Es waren die wenigen Männer, die sich hier mit Frau einfanden; denn bekanntlich haben die französischen Damen von der Natur zur Aufgabe, in der Sphäre der weiblichen Unterkleiderformen vorzugsweise ihre Heilkraft zu entwickeln.

Die Musik spielte eben eine ihrer lustigsten Weisen, die Kindermädchen schaukelten die Sterntschuppen hin und her, die jungen Damen promenirten auf und ab, um ihre Toilette vortheilhaft sehen zu lassen, kurz, eine unverwüstliche Heiterkeit schien über die Masse der versammelten Menschen ausgegossen zu sein und alle Pulsschläge versetzten in Bewegung zu sein. Mit vieler Mühe gelang es uns ein Plätzchen in diesem Gewimmel von Fröhlichkeit zu gewinnen; wir hatten einige Zeit nöthig, uns in diesem Chaos zu orientiren.

Wenn auch diese ganze, vorzugsweise von Fremden zusammengesetzte Gesellschaft mehr die heitere Seite der Gegenwart darstellte, so hat doch der männliche, wie gesagt, sehr kleine Theil den eigentlichen ernsten Kern der Gegenwart. Da sitzt ein Mann im Kreise von schönen Damen, der, obwol in besserer Gesellschaft, doch einsam zu trauern scheint, die Füße hingestreckt, langsam seinen Schnurrbart drehend, endlich aufspringend und mit Kraft den Rauch seiner Cigarre hinblasend — kurzum das nicht in der Ueberzeugt: Was und Gott aus dieser Alternative, in welche wir uns verrannt haben, herausheifen! Da ist ein baumstarker, in einen reich mit Damenstationsschnüren besetzten Rock gekleideter älterer Mann, magyarischen Stammes. Dort sitzt ein recht anziehender hiesiger Mann in einem bis oben zugeknöpften Rocke; er zieht einen eben empfangenen Brief hervor, den er seinem jüngern Landsmann, der sich in einem Zelte hier und herschaukelt, vorliest. Das Schreiben wird eingeholt, der Inhalter wird nicht allein ruhiger, sondern gleichfalls ernster. Der Brief handelt von den Bauernunruhen, welche ebenfalls seine Güter ereilten. Die Bauernbefreiung ist unstreitig eine unabweisliche, von der Humanität und vom Zeitgeist diktirte Maßregel, aber sie hat auch, verarbeitet zu werden, und das ist es, was jene Stimmung erzeugt. Ein Weltbauer, den sie „kranke Mann“, solange es noch lebte, mit rohsten Gebietsabtretungen erhielt, sieht, da der Mann nun „todt“ ist und auf einem Leichenwagen zu verenden scheint, mit einem Blick auf Skizzirung den seinen Händen sich entwindenden Länderfetzen nach. Aehnliche Gefühle erfüllen die Brust aller der verschiedenen, hier auf einem engen Fleck versammelten und in größter Eintracht nebeneinander lebenden Nationalitäten. Wer kann alles Bangen ermessen, das die Brust jener Erzeugnisse „des noch nicht verlorenen Volks“ durchwogt? Wer den jetzt schönen Weltfrieden den Hof macht? Wo die tiefen Hoffnungen jener innerschrannen Italiener beruhen, während es einen Mazzoni das Letztere prophezeit? Selbst der Amerikaner, der eben jetzt mit seiner Frau am Tische Platz nimmt, verlangt, nach dessen er den Kaffee „eingeschenkt“, verlangt die neuesten Blätter, um den Verlauf der Debatten gegen den Sklaven nachzulesen, bevor er seinen Kaffee in Ruhe schlürft. Und wer soll die Nebelbilder alle diese Uebel, die nicht vom Magen ausgehen — wenn Frauendad freilich ein Heilen —, sondern tiefer das innere Leben angreifen, wo eine Heilquelle gefunden werden, zum Stillstand und zur Ruhe bringen?

Aber auf einmal entsteht eine Bewegung in dieser ruhigen Gesellschaft. Alles läuft nach einem Punkte, alles drängt, stößt und umzingelt einen Mann, der in der Mitte steht und sich kaum dieser aufgedrungenen Ehre erwehren kann. Verbindet die Gesellschaft nicht zumeist das Damen, man könnte sagen an einen kleinen Straßenauflauf denken. Es ist nichts mehr als der Vorsteher, der mit der neuen Post und den Zeitschriften angelangt ist. Da will außer dem natürlichen Verlangen, Nachrichten von der Heimat zu haben, auch so viele Feldenthaten im Spiel, die hier auf öffentlichen Tische ausgebeutet werden — wer kann ihnen nachforschen! Jetzt tritt Ruhe ein. Jeder liest seine Briefe — man Mensch auf seinem größtentheils Gehalt jedem war das Glückliche gebracht haben!

Dresdens wilde Woche.

* Das dresdener Ungeziefer mit seiner „Vogelwiese“ ist als Sittenbild so bekannt, daß wir uns wundern, noch von unserm Kulturhistoriker Nicht darüber seine Studie gelesen zu haben.

Sie würde, diesem rühmlichen Standpunkt gefolgt, schwerlich günstig für die gute Stadt Dresden und das

sächsische Volk überhaupt auszufallen. Manchem Dresdner dürfte dieß ihm volksthümlicher und poetischer erscheinen. Der „Dresdner Vogelwirth" ist in der That eine Naturmalerie der Bildung. Eine gebildete, leidlich anständige Welt sieht einmal ihre göttliche Mutter fallen und regelt sich in einem Naturalismus, der nicht immer die Grenzlinien des guten Geschmacks einhält. Billigerweise sollte man sich verständigen, und der Vogelwirth einen Sommertheaterstil zu machen und, wenn es die Hitze erlaubt, Masken tragen zu hören.

Ein gebürtiger Dresdner, der bekannte Caricaturist Herbert König, hat das „Dresdner Vogelschießen" mit 60 Illustrationen (Dresden, Kunge. 1861) erläutert und seinem Humor freien Zügel schießen lassen. Ohne den Humor verunstaltende Uebertreibung der Karikatur, Sänger, den Bären der Liedertafel, den tollen durcheinanderwogenden Blechmusikkapellen, das Gedränge der Buden und Karussels des Vogelplatzes kann man hier einen solchen Vogelwiesennachmittag und -Abend noch einmal in Ruhe genießen. Der amüsante Anblick der Tische mit Würsten und grünen Flaschen, die geschminkte und coquette Verliebtheit der an ihren Buden postirten Seiltänzer, die Gruppenstaffeln von Frauen, die mit heiserer Stimme in eine Bude rufen, wo Verbrecher ihre Dressur zeigen — alles das macht sich unter der Feder und dem Griffel eines feinen und eingeweihten Zeichners ausnehmend und gar noch drastisch. Wir haben in den Zeichnungen von W. Scholz in Berlin mehr heiteren Witz als bei König, dessen lebhaftes Naturell zum Absichtlichen neigt und ihn zum Satiriker macht. Seine Auffassungen sind zuweilen nicht frei von Pikanterie. In dem vorliegenden, artig ausgestatteten Büchlein ergeht sich jedoch seine scharfe Beobachtungsgabe harmloser denn je und wird die Gabe gewiß jedem, der einmal Dresdens wilde Woche erlebte oder von ihr hörte, eine heitere Unterhaltung gewähren.

Briefbeförderung durch Luftdruck.

* Man kennt jene Anekdote, welche die Notorität eines trunkergigen Bauern zum Gegenstand hat, der einen Brief auf das Telegraphenamt bringt, um ihn rascher als durch Vermittelung der Post, per Telegraph, an seinen Bestimmungsort gelangen zu lassen. Naivität simplicissima! sagte mit das ironische Lächeln der Höhere.

Und doch war dieser Bauer nicht so dumm, als er aussah. Die Briefbeförderung durch Luftdruck ist keine Phantasie mehr. In Paris hat man von den Tuilerien nach der Börse und der Telegraphenverwaltung Röhren gelegt, durch welche Briefe und kleinere Packete mittels Luftdruckes von einem Ort zum andern befördert werden. An jedem Ende der Röhre ist eine Maschine aufgestellt. Die eine Maschine macht die Röhre luftleer, während die andere durch Einpumpen von Luft in die Röhre das auf einem Schlitten befindliche Packet mit einer Geschwindigkeit von 300 Fuß in der Sekunde fortschnellt.

Aus der Bühnenwelt.

* Wie verlautet, soll der preußische Regierung endlich dem immer dringender gewordenen Wunsche der Bühnenfreunde Gehör gegeben und die Darstellung von Trauerspielen auch den Nebentheatern Berlins gestattet werden. Eine offizielle Kundgebung dieser höchst dankenswerthen Entschließung ist noch nicht erfolgt; doch versichert man, daß Schiller, Goethe und Kleist dem königlichen Theater ausschließlich vorbehalten bleiben sollen. Die wohlthätige Einführung dieser Neuerung, so durchaus für Rettung der Bühne vor völligem Verfall nothwendigen Maßregel würde ein Gesammtgastspiel einiger vorzüglichen Künstler, etwa mit Bogumil Dawison oder Emil Devrient an der Spitze, im Victoria- oder auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater sein.

* Die von uns bereits theilnehmend empfohlene, in wenig'stens sechs Heften (Magdeburg, Heinrichshofen) erscheinende Zeitschrift „Oper und Oper" von W. H. Schmidt macht über Operntexte folgende bedenkliche Gedanken: „Verschiedene bühnenkundige Schriftsteller haben sich daran versucht und sich geschrieben. Ob der Grund hiervon wirklich in dem Mangel an Befähigung oder in einer vornehmen Gaprice unserer Dichter zu suchen sei, mag dahingestellt bleiben, — genug, das Resultat, daß wir keine genügenden Operntexte besitzen, ist nicht hinwegzuleugnen. Alle musikalisch-dramatischen Talente waren nicht im Stande, diesen Mangel vergessen zu machen, und werden es auch ferner nicht vermögen, wenn unsere Dichter zu vornehm oder zu unfähig bleiben, das unbedingt Nothwendige zu einem brauchbaren Operbuche zu liefern, wenn es so fortwährend an guten Mustern fehlt. Soll ich diese Meinung mit Beispielen unterstützen? Sie bieten sich mir seit Mozart hundertfältig dar. Denn außer den vorhin genannten Opern, die durch Text und Musik ins Publikum gedrungen sind und sich lebendig erhalten haben, sah alle noch übrigen — und ihrer sind viele — gemacht an dem ungenügenden Text verunglückt untergehen, und mit ihm manches hervorragende musikalische Talent. Selbst das Genie eines Mozart war nicht im Stande, dem erbärmlichen Text von „Cosi fan tutte" einen Schein zu verschaffen, so wenig, wie die mehrfach unternommenen Versuche, denselben zu verbessern, es vermochten; und Spohr, Weber, Marschner, Lindpaintner, Lachner, Reißiger, Schumann und viele andere haben ihre zum Theil reiche Begabung umsonst an schlechte Operbücher vergeudet oder sich vor der Zeit der dramatischen Compositionen gänzlich enthalten. Wenn bei sich seine Texte selbst verfaßt, und ob er gleich, von umfassender Bühnenkenntniß unterstützt, auch dabei wußte, was er als Componist bedurfte, so ist doch auch er nur in einigen Nachbildungen glücklich gewesen, weshalb allerdings zu gleicher Zeit hervorgeht, wie schwer es ist, darin Richtiges zu treffen."

Briefwechsel.

— Herrn Nenne in Annaberg. Das betreffende Verzeichniß befindet sich in der bei C. Rell in Leipzig erschienenen „Jahn-Zeitung".

— Herrn Dr. in Bremen. Empfangen. Dank.

— F. a. G. Halle. Gegen die Wahrheit Ihrer Empfindung wird nichts einzuwenden sein, nur ergreift der Kunstrath berichten nicht den Leser, wenn die Vorgänge und Erlebnisse des Herzens, die Sie schildern, allzu intimer Natur sind.

(Ausgegeben am 8. August 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 33.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Im Bairischen Wald. Eine Morgenwanderung auf den Hohen Arber. Von Andreas Oppermann. — Ein Lied aus Pest. Von Friedrich Kürnberger. — Der sozialistische Bauernkrieg. Von Fr. Kottenkamp. — Briefe aus München. VIII. — Kritik über „Die deutsche Reform". — Neue Romane und Novellen. XVII. — **Neues aus der Welt.**

Im Bairischen Wald.

Eine Morgenwanderung auf den Hohen Arber.

Von **Andreas Oppermann.**

Wer den Kampf der Civilisation mit der unberührten Natur, diese interessante Aeußerung menschlicher Kraft, in unmittelbarer Nähe sehen will, der hat dazu noch an manchen Punkten unseres Vaterlandes Gelegenheit. Kaum irgendwo dürfte aber diese Erscheinung in imposanterer Weise sich darbieten als in den Forsten des an der Grenze gegen Böhmen und Baiern sich hinziehenden, unter dem Namen des „Bairischen Waldes" bekannten Gebirgs.

Freilich ist der „Bairische Wald" nicht blos der eigentliche Gebirgsstock an der Grenze Böhmens, er umschließt vielmehr einen beträchtlichen Landstrich Niederbaierns, zum Theil wohlhabende Dörfer, reiche wogende Fluren, bemittelte kleine Landstädte; kurz, das Land, wie es sich von Passau bis gen Deggendorf an der Donau nordwärts bis Cham und Waldmünchen hinzieht. Der nördliche Theil ist bei weitem ärmer als der südliche, doch immerhin noch wohlhabender als die angrenzende Oberpfalz, deren Armuth bei dem sprichwörtlichen Altbaiern sprichwörtlich geworden ist. Mit verächtlichem Lächeln spricht er vom „Pfälzerdapp", der so arm ist, daß er sich die Oberhosen mit Erdäpfelschalen flicken" muß.

Das ernste, schöne Waldgebirge selbst ist wenig bekannt. Wußte man doch in Nürnberg keine genauere Kunde zu geben und man rieth dem Reisenden alles Ernstes, sich mit Waffen auszurüsten oder sich wenigstens einen starken Hund als Begleiter mitzunehmen, da das Reisen in dieser Gegend nicht ganz sicher sein könne. Fast scheint es, als hätte der bekannte Räuber Heigel den „Bairischen Wald" etwas in Miscredit gebracht. Ich nahm nun zwar weder Hund noch Waffen mit auf die Reise, habe es auch nicht zu bereuen gehabt. Ich fand überall eine gute, freundliche Bevölkerung, ja ich möchte behaupten, daß vielmehr ich selbst es war, der die Scheu der begegnenden Einwohner hier und da erregte, was mich nicht wenig ergötzte und mich fast an die Scene zwischen Mohr und Papageno in der „Zauberflöte" erinnerte.

Einen Vortheil hat diese Abgelegenheit jedenfalls, man begegnet hier wenigstens nicht den wandernden rothen Büchern.

Die Bevölkerung des Gebirgs macht den Eindruck eines kräftigen Ansiedlerthums. Sie ist spärlich, engverbunden mit der Beschäftigung, wie sie sich eben nur dort darbietet, durch sie zum Theil bedingt, sodaß man von einem bestimmten Volkscharakter nicht sprechen kann. Es ist im ganzen der niederbairische Typus mit seinen scharfen,

scharfen Zügen, nur geselliger, gefälliger, weniger derb. Schon in Guglöd, am Fuße des „Lusen", hatte mir der dortige Förster gesagt, daß, wenn ich die Jäger der ganzen Umgegend kennen lernen wollte, ich am Tage St. Bartholomäi auf dem Arber sein müsse. Es ist ein alter Brauch, daß sich da die ferner Wohnenden treffen. St.-Bartholomäi war aber schon den folgenden Tag und ich hatte eine bedeutende Strecke Wegs bis zum Fuße des Arber. Doch ging ich rüstig darauf los, mitten durch den Urwald. Es war eine mühsame Wanderung von zehn langen Stunden, während welcher ich kein einziges Haus antraf, keinem Menschen begegnete. Ich glaubte verschmachten zu müssen, war des Wegs nur so weit kundig, als mir meine vortreffliche Specialkarte ihn angab. Dazu strömte der Regen vom Himmel. Es ging über Sumpf, durch den Wald, durch hohe Gräser, dichte Gebüsche, über verfaulende Baumstämme, durch ausgetretene Bäche. Nur einmal konnte ich in einer verlassenen Waldhütte, die ich traf, rasten und an dem Feuer, das ich mir da anmachte, meine Kleider wenigstens etwas trocknen. Nie habe ich in meinem Leben mit größerem Jubel das Erscheinen menschlicher Wohnungen begrüßt wie an jenem Tage, als ich „Waldhaus" erblickte. Der Regen hatte aufgehört, in goldigem Abendschein funkelten Gras und Laub vor mir und die lieben rauchenden Häuser auf der freundlichen, vom Wald umgebenen Flur.

Ein gastliches, kleines Wirthshaus nahm mich auf, in dem ich mich nach Herzenslust erquicken konnte. Hier fand ich in der reinlichen Stube an einem eichenen Tische unter großmächtigen Hirschgeweihen eine heitere Gesellschaft sitzen, bestehend aus dem Geistlichen, dem Forster und seinem Gehülfen und dem Wirth, mit der ich unter Scherz und Erzählung den Abend angenehm verbrachte. Für den andern Morgen erhielt ich von den Forstleuten eine Einladung, mit ihnen den Arber, „den dunkeln König des Baierischen Waldes", zu besteigen.

Der Bartholomäustag war angebrochen; vor meinem Fenster wehten die Tannenzweige, von frühem Morgenwinde bewegt, leise rauschte der Bach, der vom hohen Falkenstein seinen Weg über Granitblöcke und Moosflächen nimmt, um in unmittelbarer Nähe des Wirthshauses von „Waldhaus" eine Sägemühle zu treiben. Auch jetzt schon ertönte ihr langhinziehender Ton durch die noch stille Nacht. Die Mondsichel stand hell am klaren Sternenhimmel und herrlich hell zeichneten sich am Rande des das Wirthshaus umgebenden Waldes die gelblichen Wolken ab, die ersten Boten des aufgehenden Morgens.

Als ich in dem hochaufgethürmten Bette erwachte, da mußte mir erst der unmittelbar unter meinem Fenster dumpf bellende Kettenhund die Situation klar machen und mir die Einladung vom vorigen Abend ins Gedächtniß zurückrufen.

Bald befand ich mich auf dem Wege nach dem nahen Forsthause. Dort leuchtete mir helles Licht entgegen. Als ich in den Hof trat, kamen mir die großen Jagdhunde entgegen und umwedelten mich. Im Hause begrüßte mich heller Feuerschein, der vom Herde in die Wohnstube herkam, auf dem das Frühstück in köstlichem Dufte kochte. Alles war zum Aufbruch bereit. Der Forstgehülfe hatte sein Gewehr schon um die Schulter gehangen, die beiden Töchter des Försters, stattliche, kräftige Mädchengestalten, rüsteten sich gleichfalls zur Reise, nachdem sie mir freundlich das wohlschmeckende Frühstück gereicht. Der Alte zog es vor, daheim zu bleiben; er hatte in früherer Zeit den Arber sattsam oft bestiegen und überließ seinen Kindern heute die Feier des Bartholomäustags allein.

Auch der alte Forstwart Gundel hatte sich in seinen Sonntagsstaat geworfen; ihm wurde eine „Kraxen", mit allerhand Lebensmitteln gefüllt, auf den derben Buckel gehängt und so war alles gerüstet.

Noch lag der Wald mit seinen mächtigen Baumhallen in tiefer, schweigsamer Dämmerung. Büsche und Gräser am Wege, das oft bis an die Hüften reichende Farrenkraut war tropfend naß, jeder Schritt machte schwere Wassertropfen zu Boden fallen. Die großen Waldwiesen, die wir passirten, waren die einzige Unterbrechung des Forstes. Auf denselben weidet den ganzen Sommer hindurch, gleichwie auf den Sennen der Alpen, das Vieh. Während der Nächte findet es seinen Schutz unter den dichtstehenden Bäumen. Manchmal schon hatte mich, wenn mich die Nacht auf meiner Wanderung überraschte, das plötzliche Erscheinen einer friedlichen Kuh im Dunkel und in der Einsamkeit des Waldes erschreckt, manchmal aber auch der Klang einer Glocke, der von einem Stück Vieh herrührte, das sein Nachtlager spät erst aufsuchte, hoch erfreut. War doch die Aussicht vorhanden, in dem Hirten des Viehs einen willigen Führer nach dem nächsten Wirthshaus, im schlimmsten Falle aber in

seiner Waldhütte selbst eine Nachtherberge zu finden, ohne daß ich deshalb diese Hütten, Ueberbleibsel menschlicher Wohnungen, von Moos und Stangen zusammengefügt, als Nachtquartiere gerade empfohlen haben möchte. Auch mag man sich, hat man seinen Aufenthalt bei einem Hirten gefunden, vor den Stieren der Heerde in Acht nehmen; sie sind meist überaus wild und mißgelaunt.

Endlich war der Morgen heraufgekommen. An einem einsamen Herdhause, auf dessen wohlgehegtem Gehöfte ein mächtiger Brunnen mit vorzüglichem Wasser rauschte, wurde Halt gemacht. Mit lautem Juchzen wurde der junge Forstmann, der noch von tiefem Morgenschlafe befangen schien, zur Fahrt nach dem Reber entboten.

Nun ging's auf einer erst im Bau begriffenen Straße, welche die Verbindung mehrerer bedeutenden Eisenwerke und Glashütten mit baltischem Eisenstein herstellen soll, langsam in die Höhe. Diese Straßenarbeit ist namentlich durch die Entwurzelung der gewaltigen Bäume, durch das Hinwegschaffen und Sprengen der Granitblöcke eine enorme und nur langsam vorschreitende. Von da ab ging's jetzt in die Höhe steiler hinauf. Die Sonne war über die Waldberge emporgestiegen und beleuchtete die grünen Wipfel ringsherum mit ihrem frohen Licht. Das Leben erwachte überall und neben dem Rauschen der zahlreichen Wasser, neben dem kreischenden Tone des Geiers hörte man den fernen Axtschlag der Arbeit, die sich hier durch den Urwald einen Weg bahnt, Lichtung um sich verbreitend. Die ganze, sehr beträchtliche Waldstrecke um den Reber, ziemlich zwei Meilen im Gevierte, von welcher der größte Theil noch jetzt unwegsam, wo seit Jahrhunderten kein Baum gefällt worden ist, gehört jetzt einem reichen jüdischen Hause und wird, nachdem sie früher einem heruntergekommenen Aristocratengeschlechte ziemlich nutzlos dagestanden, auf jegliche Weise ausgenutzt. Schon werden Communicationswege angelegt, statt der alten kleinen Glashütten, auf denen bisher ein jämmerlicher Betrieb stattgefunden, entstehen schöne ausgedehnte Werke, die Sägemühlen arbeiten rastloser als je, in nicht mehr allzu langer Zeit werden bedeutende Roden oder „Riden" entstehen, darauf ein fleißig Völklein der Natur und dem durch die vegetabilische Anlagerung höchst fruchtbaren Boden Reichthum der Entwickelung abzwingt, und wo jetzt noch tiefe Einsamkeit herrscht, wo kein Menschentritt noch dies Heiligthum berührt hat, da wird mitten aus dem Waldesgrün der rauchende Schlot emporsteigen, werden freundliche Häuser und buntfarbige Felder, zierliche Straßen die Waldflächen durchschneiden. Man mag doch so empfänglich sein für die feenhafte Unberührtheit der Natur, man kann sich eben der zwingenden Nothwendigkeit der Civilisation ihr gegenüber nicht entschlagen. Zwar schimpft der enthusiastische Forstmann weidlich auf den „Juden", bedenkt aber nicht, daß der Jude hier die nach und nach mit Nothwendigkeit vorschreitende Civilisation bedeutet, daß der Jude hier es ist, der dem herrlichen Wald ein recht seinen Werth verleiht, der den größten Theil der geringen Bevölkerung ernährt, Köhler- und Holzhiebe und Waldlungerer aller Art zu tüchtigen Arbeitern gemacht hat. Gestehen wir es, wir sind zwar glücklich, daß sich unserer Beschauung noch solche unberührte Naturpunkte darbieten, daß wir noch die Gelegenheit haben, uns der Empfindung hierüber zu erfreuen, aber es wäre krankhaft, wollte man um dieses Gefühlsgenusses willen über den Menschen unmuthig sein, der sich die Kräfte der Natur unterwirft, sich über zur Hebung und Entwickelung seiner eigenen Kräfte bemächtigt.

Fast rührend ist die Empfindung bei den Holzarbeitern selbst ausgesprochen. Sie bitten den schönen „gesunden" Baum um Verzeihung, ehe sie ihn „abthun". Der Baum „blutet" bei dem ersten Axtschlag und „hängt traurig den Kopf herunter".

Nachdem wir zwischen Felsblöcken und Farrenkräutern, durch Dorngestrüpp den letzten Theil des Wegs mit großer Anstrengung zurückgelegt, kamen wir an den Kebersee. Von der Macht dieses Eindrucks kann keine Feder nur einen annähernden Begriff geben. Man tritt aus der Wildniß des Waldes heraus und sieht unmittelbar vor sich auf gleichem Niveau ungefähr 2000 Fuß über dem Meere einen kreisrunden See, tiefschwarz, unbewegt, auf allen Seiten von den riesigsten Tannen, deren höchste über 150 Fuß hoch sind, bekränzt. Ihre dunkeln Wipfel spiegeln sich dunkler noch in dem unbewegten Wasser, hier und da am Ufer ragt aus dem See ein Felsstück hervor, auf dem sich gewaltige Farrenkräuter wiegen. Mancher Stamm hat sein Haupt, vom Sturme gebrochen, in den See zur Ruhe gelegt. Unmittelbar über dem Ufer erhebt sich im Halbrund die drohend überragende Berg- und Felsenwand des steilen Reber, bis zwei Drittheile seiner Höhe mit „heiligem Walde" bewachsen zu dessen Schutze der „Haymannsgeist" allein

genügt, da er sich von selbst durch seine Lage der menschlichen Hand und Gewalt entzieht. Der Durchmesser der runden Seefläche beträgt ungefähr drei Büchsenschußweiten.

Noch ist die Sonne nicht in diesen Bergkessel gedrungen, noch erscheinen die hochaufragenden Tannenhänge, zwischen denen hundertjährige Buchen ihre stolzen grünen Wipfel wiegen, die sich fast senkrecht über dem See erheben, in einem gleichsam umflorten Grangrün, aus welchem in kalten Farben die steilen Felswände hier und da hervorschauen. Die Stille der Natur ringsum, die durch nichts unterbrochen wird als etwa durch das ferne Rauschen eines zwischen den Wänden des Arber herniederfallenden Bachs oder durch das Aufschnalzen eines Fischleins im See, erhöht den unbeschreiblich ernsten, zu fast grauenerregenden und doch tiefstillenden Eindruck des seltenen Gebirgsbildes.

Ich habe später hier einen Abend verbracht. Ueber dem schon in Silbernebel schimmernden See, über den dunkeln Tannen und Buchen, die bereits in das kalte Grün des Abends gekleidet waren, erglühte die noch rothbeleuchtete Bergspitze des Arber in Sonnenschein und darüber breitete sich in warmen blauen Tönen das Himmelsdach aus; jubilirende Farbenlust über dem kalten, düstern Bilde in der Tiefe! Bald war auch dieser Schein von Licht und Wärme in der fächelnden Abendluft verschwunden, schwärzer und tiefer wurden die Schatten. Ich hatte mit meinem Gefährten, einem Forstbeamten von der Regenhütte, welcher von hier aus am frühen Morgen einen Anstand erreichen wollte, ein großes Feuer angemacht, dessen heller Schein die Baumgewölbe über uns mit smaragdnem Glanze übergoß und rothe Streiflichter über den See hinwarf. Während mein „Waiard" den Teig zu einem Schwarzen anrichtete, dessen Ingredienzien er in seiner Jagdtasche hatte, war ich am Ufer des Sees entlang gegangen. Der Mond war über die Bergwand heraufgekommen und brachte in diese starren dunkeln Massen der Baumriesen, auf den Spiegel des schwarzen Gewässers zitterndes Licht und Leben. Ich lauschte den Tönen der Nacht, fern rauschte auch heute der „Regenbach" zwischen den Bergwänden, aber es war, als ob in dem Rauschen der Ton von einander anrufenden Stimmen zu hören wäre, und alle die Sagen, die hier in reicher Fülle die Natur schmücken, standen in ihren plastischen Bildern vor meiner Seele. Ich glaubte in dem Flittern des Mondlichts die märchenhaften goldenen Fischlein mit diamantnen Augen im Wassergrunde zu erschauen, schattenhaft huschten die weißen Nebel unter den hellen und überhängenden Tannen dahin. Ueberall war das geheime unerklärliche Regen und Weben im Dufte des beweglichen, täuschenden Mondenlichts zu spüren und dennoch — welche zauberhafte Ruhe! Träumend entfernt sich der Geist von der Wirklichkeit und schweift über Bergeshöhen und Waldgipfel, über den Gürtel schimmernder Ströme in von ihm selbst ungekannte Fernen dahin. Ein Jauchzen und ein Schuß erweckten mich aus meinen Träumen und lösten das Zauberbild wieder in seine volle schöne Wirklichkeit auf. Unmittelbar auf den Schuß des Jägers begann ein so hundertstimmiges Echo zu antworten, wie ich es noch nie in meinem Leben vernommen hatte. Es war ein nimmer enden wollendes, immer stärker ertönendes Donnergerolle, als ob die Gebirgsgeister alle in ihren Bergeshöhen in wildem Schlachtenkampfe hin- und widerwogten, so brauste der Schall in der tiefschweigsamen Mondennacht dahin, bis er sich endlich in weiter Ferne träumend verlor und das Zauberbild der Ruhe nur um so süßer die Seele umstrickte.

Auch heute ließen unsere beiden Begleiter mehrere Schüsse knallen, auch heute ertönte das Echo in selten überraschender Weise, doch hat mir's solchen Eindruck, wie später, nicht gemacht.

Jetzt war die Morgensonne auch am Arberriese erschienen und hatte ihr Licht über ihn gebreitet; beschwerlicher und steiler begann die Wanderung zu werden.

Der herrlichste Urwald rings um uns herum! Durch seine Wipfel strich eine erquickende Luft, daß die Bäume „sangen". An Wassern, die in malerischen Fällen über Felsblöcke und „umgewurzte" Bäume hinwegschäumten, ging der Weg vorbei. Ueberall glitzerte und funkelte der Morgenthau. Das frische Grün der Buchen wechselte mit dem tiefern Dunkel der Tannen, aus dem glänzenden Bach ragte das Geröll in den verschiedensten Farben hervor (schöne Turmaline und Rosenquarz fand ich allenthalben) und im Wassergrunde hatte sich sammtnes helles Moos über die dunkeln Baumstämme gelegt. Und überall keine Spur der menschlichen Hand, es ist der Urwald in seiner vollsten Jungfräulichkeit! Mich packte ein mächtiges Gefühl der Rührung, wie man es nur bei den größten Naturreize-

nennen könnte, — zu eliminiren. (Schnell.) Wie iſt es mit dem Frieden?

Flemming.

Hier ſind die Bedingungen, zu denen ſich der König verſtehen will! Um dieſe Präliminarien zu überreichen, reiſen Sie noch heute Mittag in das ſchwediſche Lager bei Altranſtädt, Imhof wird Sie begleiten.

Pfingſten (nimmt die Papiere und blättert darin).

Die polniſche Krone — ade! Der Königstitel! — eine Kapſel ohne Werth! Die Reichskleinodien — ſtehen beim Könige von Preußen in Verſatz! Schwediſche Winterquartiere in Sachſen — werden die Stände dazu das Holz geben? Die Prinzen Sobiesky zu entlaſſen: ganz gut, ganz gut. — Da ſind einige Blätter leer?

Flemming.

Vorläufig ſchon mit meinem Namen unterzeichnet. Schreiben Sie hinein, was die Schweden ſonſt verlangen. Die Ratification bleibt natürlich dem Könige vorbehalten.

Pfingſten.

Verlangen? — Was die Schweden ſonſt verlangen? Excellenz, was können die Schweden nicht Alles verlangen?

Flemming (ihn fixirend).

Denken Sie an etwas?

Pfingſten (ſchnell).

O, wir werden noch über Manches zu reden haben,

nungen, etwa wie beim Anblicke des Meeres, empfindet. Ueber uns die thurmhohen Waldbäume, von der Höhe hernieder über die Wipfel hinweg tief unten in dem Thalkessel das dunkle Auge des Sees und Wald ringsum, soweit das Auge zu schweifen vermag.

Unser Weg führte später aus dem Urwalde heraus über eine Felsenbrücke von ungefähr 10 Ellen Tiefe. Eine sehr hohe Brücke war darüber hingebaut, sie bestand aus zwei großen Baumstämmen, auf welche Querhölzer gelegt waren. Doch war der eine Trogbalken bald in die Tiefe hinuntergesunken und ihm nach hing auch ein Theil der Querstämme. Der alte Gundel war vorangegangen, hatte sich auf die Festigkeit der Brücke allzu sehr verlassen und war mitten darauf sammt dem Holze hinabgestürzt. Ein jäher Schreck befiel uns alle, als wir den alten Mann in die Tiefe fahren sahen. Aber dieser, unten angekommen, und noch bedeckt von dem nachfolgenden Holze, rief heiter ein „Schad't nix!" heraus, und wirklich hatte er keinen Schaden genommen, sondern kam rüstig mit seiner Trage auf dem Rücken die andere Wand der Rinne heraufgekrochen. Schwieriger aber als vorher war jetzt der Uebergang. Ein einziger feuchter und schlüpfriger Baumstamm führte über den immerhin ziemlich tiefen Spalt und nicht jeder Fall konnte so glücklich ablaufen wie der Gundel's. Allein die beiden jungen Mädchen traten trotz des Vorgangs furchtlos auf den Baumstamm, der, ungefähr 30 Fuß lang, sich in der Mitte weidlich bog, und gingen sichern und leichten Schrittes über die Tiefe hinweg. Was wollte ich machen? Trotz eines Schwindelanfalls mußte ich folgen, wollte ich nicht ausgelacht werden —; aber es war ein harter Gang! Ueberhaupt hatte ich bei dieser höchst anstrengenden Bergwanderung Gelegenheit, die Kraft und Gesundheit unserer Begleiterinnen, ihren frohen Muth zu bewundern; Eigenschaften, die bei den Bäuerinnen fast durchgängig zu finden sind.

Der Gipfel des Arber — ein interessanter Gneisfelsen — ist zugleich der höchste des ganzen großen Gebirgszuges und liegt nach bairischer Messung 4770 Fuß hoch über der Meeresfläche. Er ist nicht bewachsen und bildet fünf kleine Spitzen, auf deren einer eine von Stein erbaute Kapelle steht, deren Altar jedoch nur von wenigen frommen Händen geschmückt war. Außerdem befindet sich auf dem Arber noch eine Blockhütte, die den Jägern Schutz und Schirm gegen die sich hier mit unglaublicher Schnelle entwickelnden Unwetter gewährt.

Als wir oben angelangt, war die Aussicht herrlich und rein; sie kann mit keiner der andern hohen Berge Deutschlands verglichen werden, ihr ist ein Gemisch von düsterm Ernste und lachendem Zauber ganz besonders eigenthümlich.

Nach Norden zu liegt der seltsame Osser, der Kettenberg, der Hohenbogen mit seinen herrlichen Linden, weiter hinaus wird das Fichtelgebirge und die schwache Contour des Sächsischen Erzgebirgs sichtbar. Nach Osten zu breitet sich der Böhmerwald weit ins Land hinein. In Westen erblickt man die ganze Oberpfalz, in dämmernder Ferne die niedere Bairische Ebene, und jenes schimmernde Streifen — ist der herrliche Donaustrom. Nach Süden aber und Südosten thürmen sich die waldigen Vieren, der Rachel, der Lusen mit seiner phantastischen Spitze in schönen Profilen zum Himmel empor; über sie hinweg erschaut das entzückte Auge in gleichsam nur hingehauchter Bläue die tiroler und salzburger Alpenkette, deren Gipfel, von Schnee englänzend, mit dem Morgenhimmel in zitterndem Licht verschwimmen.

Gerade hernieder von der steilen Höhe des Arber sieht man auf die dunkeln Waldschluchten, mitten in die Berge und Thäler des Bairischen Waldes hinein, aus denen Forsten nur hier und da, wie kleine Oasen, eine Glas- oder Eisenhütte oder ein einsames Forsthaus mit seinem Gärten- und Aehrplan freundlich hervorlachte. Eine schweigsam ernste Stimmung erweckt dies Wald- und Berggebild, das mit der in zartem Dufte und in jubilirendsten Farben schimmernden Fernsicht in schroffem Gegensatze steht.

Nicht lange wand uns der Anblick, denn bald sogen dichte Nebel über die Landschaft hinweg. Ein heftiger Wind erhob sich, eine echte „Windsprat" (Braut des Windes, wie es namentlich auf die Männer abgesehen hat) — vor ihr muß man sich hüten. Wir eilten darum nach der Kapelle. Dort hatte sich inzwischen allerlei Landvolk eingefunden, das mit einem gewissen traurigen Gaffen auf die lustigen Jäger sah, welche der hilfreichen Jungfrau Maria ihre Hütte anlegten, die Gewehre umhingen, auf dem Altar ganz gemüthlich den mitgebrachten Braten zerlegten und untereinander vertheilten. Da inzwischen ein spekulativer Kopf eine Tonne Bier auf den Berg hatte schleppen lassen, schlug eben unter Jubelruf anwesender, die Kapelle aber „zum Trinken zu kühl" war, so zogen wir nach der Waldhütte, wo ein

großes Feuer auf dem inmitten derselben befindlichen Herde angemacht wurde.

Nach und nach waren die Forstleute aus der Umgegend gekommen; es waren meist junge Männer, zum Theil prächtige Gestalten, in denen sich feste Jugendkraft oft mit wirklicher Schönheit paarte; dazu die kleidsame bairische Tracht, die Juppe und der geschmückte Federhut. Namentlich fiel mir ein junger Mann auf, von schlankem Wuchs, blond, mit den feurigsten blauen Augen und scharfem Profil, eine geradezu fürstliche Erscheinung, die durch das grobe, fast sackleinene Hemd, welches er trug, in keiner Weise beeinträchtigt wurde und durch den wunderlichen Zierath an seinem geldbeschnürten Hut, Schuhkopf und Auerkrallen u. s. w., einen pikanten Anstrich gewann.

Ein lustigeres Zechen habe ich nie erlebt, als nun in der Waldhütte bei dem wohlthuend wärmenden Feuerschein begann. Es entwickelte sich ein Liederreichthum, wie man ihn in Norddeutschland vergeblich suchen würde und es war auch eine Lust zu singen; denn kaum hat Homer andächtigere Zuhörer gehabt als wir an dem in malerischen Gruppen in der Hütte sich lagernden Landvolk.

Nur bis Mittag dauerte dies „Frühstück auf dem Anger", dann folgte auf das heitere Zusammensein eine ebenso heitere Trennung und noch lange hörte ich den fernen Zuruf der Scheidenden.

Ein Bild aus Pesth.

Von Friedrich Kerner.

Es ist Herbst. Der Wind bläst um alle Straßenecken. Der Slowake überlegt es sich daher, ob er die Hauptseite seines schwarzzottigen Schafpelzes nach innen kehren soll und hat deswegen die schafsartige Mütze von schwarzem gekräuselten Schafvell mit dem breitrandigen schwarzen Filzhute vertauscht, der ihm im Sommer zugleich als Napf dient, auf welchem er das Fett zusammelt, welches er sich mit vollen Händen in die langen Haare schmiert. So sieht er an einer Straßenecke gelehnt und sieht phlegmatisch in das vorübereilende Menschengetümmel oder ist beschäftigt, wohl in Stroh verpackte Glaswaaren auf sein leichtes Holzwägelchen zu laden, vor welches er mit dünnen Stricken drei, vier oder fünf kleine rauchhaarige Pferde von der Größe eines großen Hirschs gespannt hat. Jetzt hat er aufgeladen, schwingt sich auf den hohen Sattel und fährt stolz davon, die sandalenbedeckten Füße in mächtige Steigbügel steckend, welche fast auf der Erde schleifen. Wenn er nicht bärtig wäre, könnte man ihn für einen Esquimo halten.

Es gibt kaum häßlichere Gesichter als die der Slowaken, denn Armuth, Dummheit und Knechtsinn sehen aus den kleinen, tiefliegenden, stumpfen Augen. Viele Gesichter sind noch dazu schrecklich entstellt und wenn das ungekämmte Haar über Stirn und Wange fällt, erhalten diese rohen Gesichter etwas thierartig Verwildertes. Der Mund ist breit und groß, die Lippe häßlich, der Schnurrbart dünn; Backen- und Kinnbart fehlen und die enganliegenden Hosen von grobem weißen Wollzeug mit blauer Verschnürung endigen bei vielen in hohen plumpen Stiefeln von unförmlicher Größe.

Die Slowaken sind die Parias Ungarns. Man verachtet sie, benutzt sie zu den schmutzigsten Arbeiten und der gemeinste Arbeiter schimpft auf den „gottverdammten Slowaken", wenn dieser in seine Nähe kommt. Im Sommer fahren Wanderslowaken ein Nomadenleben. Dann sieht man ihre kleinen Planwagen von Flechtwerk und Holzlatten gegen Abend an der obern Donauzeil auf wüsten Plätzen Halt machen. Ochsen und Pferdchen werden abgespannt und mit Gras gefuttert, aus dem Wagen klettern schmutzige Weiber und halbnackte Kinder. Bald brennt ein Feuerchen unter dem irdenen Topf, welchen die Kinder umlungern, da sie auf die Grütze warten, die man mit Holzlöffeln aus dem Topfe ißt. Lagert man am Sonntag, so beginnen die Weiber Wäsche, trocknen sie auf Gras oder Steinen, die Männer besehen am Wagen herum oder rauchen oder schlafen oder einer legt dem andern den Kopf in den Schoß, damit dieser ihm einen gewissen zarten Freundschaftsdienst erweise, oder es werden die Kleider einer solchen energischen Nachsuchung unterworfen.

Alles dies geschieht dicht neben dem belebtesten Spaziergange, auf welchem die feine Welt ihre Toilette zur Schau austrägt. Französische Feinheit und asiatische Unreinlichkeit begegnen einander kaum irgendwo so nahe wie am Corso Pests. Setzt man den Spaziergang ein klein wenig weiter fort, wo freilich an die Stelle des Pflasters Staub, Kothlachen und Kehricht treten, obschon die Straße noch eine halbe Stunde an Holzlagern, Magazinen und schmutzigen Weinschenken weiter hinaufgeht, so bieten sich im Sommer dem Publikum andere Gestalten dar.

Nackte Personen, mit und ohne Schurz um den Leib, reiten Pferde in die Schwemme oder baden sich oder kleinern in den Badeanstalten die Springleitern hinauf, sodaß man sich in die Welt griechischer Plastik versetzt wähnt. Nackte Kinder wühlen im Sande, denn in Bretterhöhlen wohnen am Donauufer hin Slowakenfamilien, da sie nicht alle in Holzschuppen oder Kanälen ein Unterkommen finden.

Doch kehren wir wieder an unsere herbstliche Straßenecke zurück! Omnibusse, die nach den verschiedenen Bädern Ofens oder ins Stadtwäldchen fahren, ziehen vorüber, Fiaker schwenken im raschen Fluge um die Ecke, ihr langgedehntes „Ho!“ als Warnung ausstoßend; auf den blanken Trottoirs fließt ein Strom Spaziergänger in malerischer Tracht und schöner Haltung auf und ab. Den reichverschnürten Mantelüberwurf trägt die Dame keck bald über die Schulter gehängt, überall blitzt es von großen Knöpfen edeln Metalls, von Glocperlen und Agraffen; eine schwarze Feder schwankt vom kleinen runden Hütchen mit glatt aufgeschlagenem Rande auf die Schulter herab oder stolz erhebt sich ein blendendweißer Strauß von Reiherfedern über der Stirn. Der Herr daneben läßt die langen Sporen mit den gewaltigen Rädern klirren, trägt eine gebogene Adler- oder Trappenfeder seitwärts am niedrigen Hute, sodaß sie keck rückwärts weist, die schwarzen oder violetten oder kirschbraunen Beinkleider liegen eng an wie Trikots; vorn am obern Schenkel sind sie schwarz und arabeskenartig verschnürt und zu beiden Seiten des Hosenlatzes sehen die Enden des weißen Taschentuchs heraus. Oberkleid und pelzverbrämter Paletot sind dicht mit Knöpfen und Schnuren besetzt auf der Brust, auf den Aermeln, an den Rockschößen und selbst die Weste ist verschnürt wie das Leibchen der Damen.

Dicht neben dieser Promenade lagert auf dem zum Theil ungepflasterten Platze eine Heerde hochhörniger grauweißer Rinder mit ungeheuern Hörnern, auf welche die Hirten mit armdicken Knitteln unbarmherzig losschlagen, um sie zusammenzuhalten. Denn da drei bis vier dieser Thiere an den Hörnern mit Stricken dicht aneinander gebunden sind, so verursacht dies bei jeder Bewegung dieser Thiere ein Ziehen und Zerren, da diese Köpfe nie Eines Sinnes sind. Mitunter hält auch wol eine Heerde kurzhörniger Borstenviehs Siesta, um einen passenden Zeitpunkt zum Uebergang über die Kettenbrücke abzuwarten. So reicht das Putzstenleben bis hinein in die Promenaden Pests und verleiht der großartigen Uferlandschaft einen ländlichen Charakter.

Wir dürfen aber bei solchen Betrachtungen den Mann nicht übersehen, der an der Straßenecke steht neben einem kleinen eisernen Ofen, auf dessen Platte er jeden Abend Kastanien röstet, welche man als Nachtisch auf der Straße im Vorbeigehen genießt oder mit in den Weinkeller nimmt, da sie zu einem Glase Wein gut schmecken. Neben diesem Garkoch, dessen Lämpchen man im Spätherbst und Winter bis 8 Uhr fast an jeder Straßenecke leuchten sieht, postirt sich der Junge mit Salzbrezeln, die er an einer langen Stange angereiht hat und der durch das grelle Schnurren einer Knarre sich bemerklich macht. Nach 7 Uhr verläßt er seinen Posten und erscheint in den Bierhäusern, um dort Geschäfte zu machen. Denn in den zahlreichen Bierhäusern wird zum „Gabeln“ auch meistens ein „Nachtmahl“ eingenommen und es finden sich allerlei Gewerbsleute ein. Der eine bietet bunte Gläser zum Verkauf an, der andere Cigarrenspitzen und Meerschaumköpfe, die dicke aufgewichste Trottoirs hat Auswahl von Unterhosen, Jacken, Hosenträgern, Cravatten, Seidhosen; wieder ein anderer arrangirt eine Lotterie und setzt eine Apfelsine als Preis; dazwischen erscheinen Bettler, welche einen verstümmelten Arm oder ein anderes Gebrechen vorzeigen, denn auch diese verlassen die Posten an der Straßenecke, welche sie den Tag über einnehmen, und halten im Wirthshause Nachlese von barmherzigen Seelen, sodaß sich mitten im Wirthshause ein fliegender Markt einfindet.

Als niedrige Gestalt tritt in dieses bunte, behagliche Leben der Wassermann mit seinem abgetriebenen, wundgeprügelten Gesicht. In Pest hat man wol Trinkwasser, aber jede Küche muß sich zum Waschen täglich mit Donauwasser versehen und dieses naße, halsbrechende Geschäft übernimmt der Wassermann. Ist er ein armer Teufel, so trägt er es buttenweise den Herrschaften zu. Natürlich trieft er von Wasser, friert im Winter von Eis und muß eine eiserne Natur haben. Bei Glatteis ist der Gang zur Donau und auf den Trottoirs, die man dann nur ausnahmsweise mit Sand oder Asche bestreut, lebensgefährlich und Arm- oder Beinbrüche sind nichts Seltenes. Hat der Wassermann einiges Kapital, so kauft er sich einen zweirädrigen Karren, der 10—12 Butten faßt, und einen oder zwei Gäul; der Kreisus unter ihnen wendet einige Gulden mehr an und kauft

sich ein ausrangirtes Pferd. Solche Fuhrwerke mit ihren triefenden Begleitern sieht man in allen Straßen, zu deren Staffage sie mit gehören. Ist das Geschäft groß, so wird einem Hunde die Aufsicht über die Eisel überlassen, solange der Chef der Unternehmung mit dem Hinauftragen des Wassers in die Quartiere beschäftigt ist.

Eine ganz andere Physiognomie erhält das Straßenleben während des heißen Sommers. Dann bezieht die vornehme Welt die zahlreichen nördlichen Villen, welche an den Abhängen und in den kurzen Thälern des ofener Gebirgs oder auf der Ebene des Rako bei Pesth liegen, hier von anmuthigen Gartenanlagen, dort von prachtvollen, malerischen Landschaftspanoramen umgeben.

Im Sommer macht der Süden sein Recht geltend; der Mensch meidet die Häuser und sucht die Kühlung schattiger offener Räume. Der Hausmeister quartiert sich alle Abende mit der Familie aus der allerdings karg zugemessenen Wohnung in den Hof, um unter dem Schutze der Gänge, welche die Hofseiten der Häuser umgeben, sein Nachtlager aufzuschlagen. Der Sackträger arbeitet halbnackt, Arbeiterinnen und Dienstmädchen verzichten auf den Schmuck der Taille und bekleiden den Oberkörper nur mit einem lose anliegenden, tief ausgeschnittenen Hemd, der Hotelbesitzer verlegt den Speisesaal in den Hof, entweder unter jene galerieartigen Gänge oder er spannt ein schattiges Zeltdach über den Hof und schließt das improvisirte Speisezimmer mit Orangerie und etwas Draperie vom übrigen Hofraum ab, und der Wirth der stark besuchten Kaffeehäuser, der aber jetzt vorzugsweise Gefrorenes nebst einem Glase kalten Wassers und Eiskaffee verkauft, verlegt den Schauplatz seiner Thätigkeit auf die Straße, indem er das Trottoir seines Hauses mit einem Leinwanddach überspannt, mit Orangerie eine Art Einzäunung herstellt und nun Tische und Stühle auf dem Pflaster des Trottoirs aufstellt, was freilich die Passage sehr hindert.

An den Straßenecken, wo früher der Kastanienverkäufer sein Stehplätzchen hatte, sind jetzt Melonen verschiedener Farbe und Größe in langer Reihe wie Kanonenkugeln in einer Festung aufgelagert; an der obern Donau stehen Tag für Tag ganze Berge von Melonen, in den Straßen verkaufen vom Wagen herab die Bauern Melonen, denn alle Welt ißt Melonen, ißt sie in Menge, und die auf den Straßen umherliegenden Schalen geben davon Zeugniß. Auf Sand- und Düngerhaufen, auf der Karre, auf dem Trottoir, auf Treppen, hinter dem Eckstein liegt ein pelzbester Lazzarone und schläft oder nagt an einer Melonenschale; wenn der Kaufmann vom Comptoir nach Hause eilt, kauft er Melonen, welche weder mittags noch abends auf dem Tische fehlen dürfen; die Theißgegend sendet ganze Schiffsladungen; von Waitzen und Gran kommen andere Gartenfrüchte als Schiffsladungen, denn auch Erdbeeren, Johannisbeeren, süße und saure Maulbeeren werden in Menge als Nachtisch genossen, bis Weintrauben sie ablösen, welche man später zwischen den Doppelfenstern zu Rosinen eintrocknet und im Winter neben welschen und Haselnüssen als Nachtisch genießt.

Im Sommer sind die Trachten besonders pittoresk, da junge Leute hellfarbige Röcke, Westen und Beinkleider lieben, herrschaftliche Diener in grelle Farben gekleidet einhergehen, in hochrothen Beinkleidern, hochrother Weste, hellblauem oder hellgrünem Rock mit weißer Verschnürung und dichten Reihen heller Knöpfe. Mitunter kokettiren über die Straße auch einige Serben mit pelzgefütterter enganliegender, weitarmiger Jacke, auf dem Haupt den rothen Fes mit dunkelblauer Quaste, mit dunkelblauen Tuchhosen, die bis zum Knie sehr weit sind, dann aber trikotartig werden und endlich in ein Paar leichter Schuhe schlüpfen. Der ungarische Bauer und Arbeiter geht stets in Hemdärmeln und trägt die knopfreiche Jacke wie einen Dolman über die linke Schulter gehängt; dabei umwehen seine Beine bis etwas übers Knie fußbreite weiße Leinwandhosen, unter denen sich die weiten, plumpen, hohen Stiefeln verlieren. Auch der Slowake erscheint im Hemd, welches ihm aber nur bis zur Herzgrube reicht, sodaß eine Hand breit sonnenverbrannter Menschenhaut zwischen Hemd, spannbreitem Ledergurt und Linnenhosen erscheint. Arbeiterinnen und Bäuerinnen schreiten barfuß daher, des Sonntags aber in rothen Corduanstiefeln mit hohen Absätzen, Slowakinnen aber tragen schwarze plumpe hohe Stiefeln, während die Männer in Sandalen einherschreiten.

In gewissen Straßen ist der Verkehr ein außerordentlich starker, daß man oft nur langsam mit dem Strome vorrücken kann, aber auffallend bleibt es, daß man unter den zahlreichen Equipagen sehr selten die eines Magnaten sieht, ja daß Reiter zu den seltenen Erscheinungen gehören, wenn man die Offiziere und einige Reit-

meister abrechnet. Obschon der Adel im Winter seine Magnatenbälle in Pesth hält, einige auch ihre Paläste in der Stadt haben, so fehlt dieser doch aller und jeder Charakter einer Hauptstadt, wogegen der einer Handelsstadt überall hervortritt. Denn auch von den zahlreichen Studenten der Universität bemerkt man nichts. Auf den Straßen sieht man nur Waaren hin- und herschaffen, Kauf- und Geschäftsleute nach den Comptoiren eilen und da die nationale Kleidung mit ihrem militärischen Schnitt von allen getragen wird, so kommt Abwechselung in diese Uniform des Schnitts nur durch die Buntfarbigkeit des Stoffs und die Mannichfaltigkeit der arabeskenartigen Verzierungen. Das Tragen hoher Federn am Hut hat bereits nachgelassen, denn nur junge Leute, besonders Gesellen, schmücken sich auf diese Weise, wie dieselben Stände sich auch das Tragen langer Rädersporen vorbehalten haben; ältere Personen haben nur kleine Sporen ohne Räder, gewissermaßen nur Symbole des historischen Rechts auf das Sporentragen.

Die Sommerabende und Spätnachmittage verbringt man auf den Promenaden innerhalb der Leopoldstadt, durch deren Gänge sich ein dichter Menschenstrom schiebt und auf welchen das unvermeidliche Kaffeehaus nicht fehlt, mit Tischen und Orangerie für die Gäste. An bestimmten Tagen gibt die kaiserliche Regimentsmusik ein Concert, auf der Szechenyipromenade lagt eine Privatgesellschaft bis spät in die Nacht etwas vorspielen und drüben in Ofen ist sogar über dem Eingang des Tunnels ein Kaffeehaus erbaut, wo Zigeuner aufspielen; einige Fuß tiefer auf der Tunnelplatte die Regimentsmusik und noch einige Fuß tiefer, wo sich an einer schmalen Terrasse ein Gartloch angesiedelt hat, musiziren deutsche und ungarische Tonkünstler bis tief in die Nacht hinein Strauß'sche Walzer, ungarische Tänze, Polkas und Opernmelodieen bunt durcheinander. Dort sitzt man unter dem dünnen Schatten von Akazien, diesem Nationalbaume Ungarns, und genießt zugleich eine großartige Aussicht auf die Donau, Pesth, die ferner Gebirge und die endlose Ebene hinter Pesth, welche wie eine Landkarte ausgebreitet daliegt, daß man jeden Weg, jeden Baum, jede Scheuer und in der Ferne an den letzten Karpatenhügeln hier und da einen blendend weißen Kirchthurm sieht.

Mit dieser Musik, mit Kaffeetrinken und Speisen unter freiem Himmel ist das Straßenleben Pesths erschöpft. Als Curiosität erscheinen jährlich zwei Derwische, welche von Amts wegen nach der Kapelle in Ofen wallfahrten, wo ein mohammedanischer Heiliger begraben liegt. Die verwilderten Gesichter der Wallfahrer, deren grellbunte Kleider, die in Fetzen um sie hängen, die dreiste Bettelei derselben erinnern lebhaft daran, daß Pesth das Thor des civilisirten Westeuropa ist. Dasselbe bezeugt die Vorliebe für hellfarbige Kleiderstoffe, der Gebrauch des Tschibuk, das Kaffeetrinken und der reichliche Genuß stark gewürzter Fleischspeisen. Auffallend ist es, daß man selten Juden in ihrer orientalischen Tracht sieht, obschon Pesth und Ofen sehr stark von Juden bewohnt sind.

Der deutsche Bauernkrieg.

Es gibt ein Ereigniß in der deutschen Geschichte, dessen Bedeutung auffallenderweise, fast wie geflissentlich, von vielen Geschichtschreibern unterschätzt, wenn nicht mit ironischem Achselzucken als eine beispiellose Verirrung einer rohen Zeit bemitleidet oder gar verspottet wird. Andere wissen nur seine Schrecken und Greuel zu schildern, geflissentlich seine Anstifter und Theilnehmer zu brandmarken.

Ja, blutig, schrecken- und grauenvoll war jene erste politische Revolution in Deutschland, die man den Bauernkrieg nennt, die wilde Schwester der Reformation, aber ebenso wie diese eine gesunde Consequenz der Geschichte. Daß sie weniger glücklich war, liegt in der Natur der Sache. Das Gelingen der Reformation oder, richtiger gesagt, religiösen Revolution, weil sie im Grunde doch nur eine Empörung gegen die bestehende, nach künstlichem Recht alle legitime Staatskirche war, war durch Jahrhunderte schon vorbereitet durch die Versuche ihrer Vorläufer, der Albigenser, Waldenser, Arnold's von Brescia, Wiclif's, Huß' und der Hussiten, Savonarola's. Die politische Revolution dagegen hatte für sich nur den Vorgang der freigewordenen Schweiz und der Freiheitsbestrebungen der Hutten und Sickingen, die nicht einmal dem Volke, sondern nur dem Ritterthum und höchstens den Städten galten. Die politische Revolution vertrat im Grunde nur Ein Stand und zwar der schwächste, der Bauernstand, während an der religiösen alle Stände, Fürsten, Adlige, Geistliche, Bürger, Bauern theilnahmen. Und doch hätte es im Interesse der Städte gelegen, sich an der „Evangelischen Brüderschaft" der Bauern, die, eine

politisch-sociale Freiheit und Gleichheit erstrebend, sich gegen das Fürsten- und Herren- wie gegen das Pfaffenthum richtete, zu betheiligen; zeigt sich doch noch heutigestags überall und immer das Interesse des Bürgerthums im Ringen und Kämpfen gegen das Junkerthum und jede absolutistische Tendenz der Regierenden. Aber der Bauernstand blieb mit wenigen Ausnahmen verlassen und die erste politische Revolution des deutschen Volks mußte neben und trotz der religiösen unterliegen, um erst in mehrfachen Wiederholungen späterer Jahrhunderte allmählich ein Ziel ihres Strebens nach dem andern zu erkämpfen, bis endlich auch die letzten noch zu erringenden, schon 1524 in den berühmten zwölf Artikeln der Evangelischen Brüderschaft aufgestellten Forderungen erreicht sein werden, wie die „Wahl, Absetzung und Besoldung der Pfarrer allein durch die Gemeinden", das „gleiche Recht über alles wilde Gethier, über die Vögel in der Luft und die Fische im Wasser". Nur erst in neuester Zeit ist die ebenfalls schon in den zwölf Artikeln geforderte Aufhebung der Fronen und Dienste erfolgt, im Fürstenthum Schaumburg-Lippe freilich auch heute noch nicht. Wer anders als ein unverbesserlicher hochmüthiger Junker oder ein serviler Fürstendiener wird heute noch die Gerechtigkeit und Billigkeit der zwölf Artikel verkennen, die einst die Bauern der Evangelischen Brüderschaft zu ihrer geziemenden Bitte an ihre Bedrücker und, da solche überall nur mit grausamster Gewaltthätigkeit beantwortet wurde, zum Banner der Empörung machten?

Nie war wol eine Erhebung gerechtfertigter. Der Druck des Fürsten-, Ritter- und Pfaffenthums hatte aus dem meist leibeigenen Bauer ein Lastthier gemacht, das unter seinen schweren Fronen, Lasten und Leisten für Bischof und Grundherr, großen und kleinen Zehnten, Jagddiensten und Jagdfrohnen, Buße und Gewaltthat aller Art um jedes erlegte Wild, jeden gefangenen Fisch, vom Kerker an durch alle Schrecken der Folter und Verstümmelung bis zum Tod durchs Henkerbeil, sich krümmen und winden und, auf den äußersten Punkt der Verzweiflung getrieben, sich wol erheben mußte, als der Lichtstrahl der evangelischen Freiheit, von der kühnen Hand des Augustinermönchs in Wittenberg entzündet, von tausend Prädicanten durch alle deutschen Lande getragen, auch in die Nacht seines treuen Elends bei. Durfte er nicht in den ergreifenden Lehren jener Schüler Luther's, die da fortschritten, wo ihr Meister stehen blieb, und seine religiöse Lehre von der brüderlichen Gleichheit auch zur politischen machten, eines Andreas Karlstadt, Gabriel Didymus, Johann Deutschlin, Thomas Münzer und anderer, die mit Prophetenglorie umgeben schienen („Schwärmer" nennt man sie zwar noch heute — die fortgeschrittene Zukunft wird aber diese Benennung verbessern) — durfte er nicht in ihrem Feuereifer den wahren Ausdruck des göttlichen Worts und Willens vernehmen? Durfte er nicht, hiervon ermuthigt und begeistert, seine ihm plötzlich bewußt gewordenen unveräußerlichen ewigen Menschenrechte in einem kühnen, raschen Anlauf zu gewinnen suchen? Wahrlich, er durfte es! Es war nur billig und natürlich. Sagte doch selbst Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen von dieser Erhebung: „Es ist ein Gottesgericht, das weltliche und geistliche Fürsten durch ihre Härte und Tyrannei wider das arme gequälte Volk auf sich geladen; und es muß anders werden in Deutschland!" und starb vielleicht nur zu früh (5. Mai 1525) für einen glücklichern Ausgang derselben. Wurde sie aber überall auch blutig niedergeworfen, sie blieb doch immer der erste Schritt für die Besserung der Zukunft des Volks. Sie stärkte es in dem nun einmal empfangenen Bewußtsein seiner Rechte, lehrte es die Macht seiner Kraft und seines Muthes und die möglichen Erfolge derselben unter günstigern Umständen kennen. Jedes große Werk bedarf zu seinem Gelingen vorausgegangener mehr oder weniger verfehlter Versuche. Sie bilden, wenn auch oft mit noch so schweren Opfern, die Schule für das Gelingen des letzten, der endlich das Ziel erreicht. Ein vergebliches und nutzloses Unternehmen für den deutschen Bauernstand wie für das deutsche Volk überhaupt war darum auch der Bauernkrieg nicht, trotz seiner schrecklichen Verwüstungen, an brennenden Dörfern, zertretenen Saaten, seiner blutigen, auf beiden Seiten keinen Pardon gebenden und in Greueln und Grausamkeit aller Art sich überbietenden Erbitterung. Er lähmte jedenfalls schon damals die Kraft des Adels durch die Zerstörung seiner Zwingburgen, die nur noch selten wieder aufgebaut und meist mit städtischen Wohnsitzen vertauscht wurden. Franken allein zählte über 200 zerstörte Herrenschlösser.

Der Bauernkrieg war aber auch kein so thörichtes Unternehmen, wie es gern von manchen Historikern hingestellt wird. Schon vor Luther, zu Ende des 15. und noch mehr seit Anfang des

16. Jahrhunderts, hatten sich hier und da in Deutschland vereinzelte Bauernaufstände gezeigt, so 1513 im Breisgau, im Ulmischen, Augsburgischen, im Bisthum Speier. Nach Luther's Auftreten legten sie sich in den Jahren 1522—25 in Schwaben fort, um von hier aus, als ihrem eigentlichen Herde, ihr Banner und Symbol, den „Bundschuh" (die bäuerliche Fußbekleidung), auf dessen Abbildung, ja bloße Nennung schon weltliche und geistliche Machthaber Marter und Tod setzten, fast in alle Gauen Deutschlands zu tragen. Der Zeitpunkt für diese allgemeine, überall durch Apostel und Propheten, auch selbst damals schon durch Flugschriften vorbereitete, durch Führer und Sendboten heimlich wie öffentlich organisirte und unter den Namen der „Evangelischen Brüderschaft" in ihren einzelnen Theilen untereinander verbundene Erhebung konnte kaum günstiger sein. Die Macht Kaiser Karl's V. war im Kriege gegen Franz I. in Frankreich und Italien gefesselt. Die religiöse Bewegung hatte die Interessen der weltlichen und geistlichen Fürsten mehr und mehr gespalten. Die immer größere Ausbreitung des evangelischen Elements in den Reichsstädten, ja selbst im Adel und unter den Fürsten durfte dem Unternehmen der Bauern nicht minder eine günstige Wendung verheißen, wie die gerade damals begonnenen gewaltsamen Verfolgungen der Evangelischen in den Ländern der päpstlich gesinnten Machthaber. Aber der ausgesprochene reichsstädtische Sinn, besonders bei den adligen Geschlechtern, die vorzugsweise in ihrem Rath saßen, erstickte meistentheils die in den unteren Bürgerschichten sich kund gebende Sympathie für die Freiheit des Volks. Die mächtigste und ganz evangelisch gewordene Reichsstadt Nürnberg enthielt sich, ungeachtet der angestrengtesten Bewerbungen um ihren Schutz und Beistand, aller und jeder Unterstützung, ja schickte zuletzt sogar ihre Fahnen neben denen von Augsburg und Ulm gegen die Bauern. Andere, wie Heilbronn (hier tagte der Verfassungsausschuß der evangelischen Verbrüderung und entwarf in 14 Artikeln die Reformation der deutschen Reichsverfassung, nach der die Bischöfe mit dem ganzen Klerus schlichte Prediger, die Fürsten und Herren größere und kleinere Grundbesitzer, wie in England, und der Kaiser das einzige und alleinige Haupt werden, das ganze deutsche Volk aber aus Freien und Gleichen, unter gleichem Recht, ohne jeglichen Vorzug, bestehen sollte), ließen sich kaum nur mit Zwang in die Verbrüderung ziehen und fielen wieder ab, sobald ihren Thoren die Gefahr nahte. Viel traten auch Grafen und Herren freiwillig bei, wie der Graf von Wertheim, der Graf von Henneberg, dessen Sohn, der Goadjutor von Fulda, Götz von Berlichingen und andere, selbst Herzog Ulrich von Würtemberg — freilich nur, um durch die Bauern wieder zu seinem von einem österreichischen Erzherzog in Besitz genommenen Lande zu kommen. Viele jedoch nur gezwungen, wie die Grafen Albrecht und Georg von Hohenlohe, die mit abgezogenen Handschuhen, während die Bauern die ihrigen anbehielten, die 12 Artikel des Bundschuh auf 101 Jahr beschwören mußten. Auch hier entbanden sich die meisten ihres Worts und Eides, sobald sie es für rathsam hielten. Das aber selbst weltliche und geistliche Fürsten mit den Bauern in Unterhandlung und Vergleich traten, wie der Kurfürst von der Pfalz, der Markgraf von Ansbach, der Erzbischof von Mainz, der Bischof von Würzburg, geschah es auch nur im augenblicklichen Drang der Noth und um später im geeigneten Moment wortbrüchig und treulos die Erhebung mit concentrirter Macht niederzuschlagen — diese bittre Furcht und feigherzige schlaue Berechnung der Machthaber beweist zur Genüge die dringende Gefahr und bedeutende Tragweite dieser politischen Revolution. Eine große Reform des deutschen Reichs konnte sich daraus entwickeln; wer mochte wissen, bis wohin diese gelangte? Bis zum Sturz der Pfaffen und Fürsten, bis zur Einigung des Volks mit oder ohne Adel oder bis zum Bündniß aller Städte mit den Millionen Bauern, die sich um ihre Freiheit erhoben? Im April 1525 standen drei Viertheile von Deutschland im hellen Aufruhr, von Frankreichs Grenzen bis nach Böhmen, von den Alpen bis an den Harz. Am gefährlichsten stand es in Schwaben, Würtemberg und Franken. Würzburg, von wo der Bischof nach Heidelberg zum Kurfürsten von der Pfalz entfloh, die Verwaltung des Bisthums seinem Dompropst Graf Friedrich von Brandenburg überlassend, der sich in die Veste Frauenberg einschloß, wurde der Sammelpunkt verschiedener großer Bauernheere in einer Gesammtstärke von mehr als [illegible] Mann.

Aber gerade in dieser dem Anschein nach so bedrohlichen Concentration zeigte sich zumeist die schwache Seite der Bauern. In ohnmächtigen Anstrengungen zersplitterten sie ihre besten Kräfte in der Belagerung des Frauenbergs, der durch seine hartnäckige Vertheidigung mit zahlreichem

groben Geschütz, an dem es ihnen selbst wie überall in diesem Kriege fehlte, vollends unüberwindlich blieb, als auch ein teilführer Sturm mit den empfindlichsten Verlusten zurückgeschlagen war. Dazu kam zahlreiche Desertion, Unzufriedenheit und Hader über die inzwischen den 12 Artikeln, zur Erleichterung des Beitritts von Fürsten und Herren, angehängten mildernden Zusatzpunkte, Uneinigkeit zwischen den Führern der verschiedenen Heerhaufen, die kein einheitlicher Oberbefehl vereinigte, Insubordination der Hauptleute und Bauernräte und infolge alles dessen eine allgemeine Verwilderung und Zuchtlosigkeit, die durch das müßige, zur ausschweifendsten Genußsucht verleitende Lagerleben aufs höchste stieg. Diesen vergeblichen Zeitverlust vor Würzburg benutzte der Kurfürst von der Pfalz, sich zugleich mit dem Herzog von Lothringen, dem Pfalzgrafen vom Rhein, den Erzbischöfen von Trier und Mainz, dem Landgrafen von Hessen, den Herzogen von Sachsen zu rüsten und, während jene den Aufstand im Elsaß am Rhein, in Fulda, Hessen und Thüringen niederwarfen, mit dem vom Neckar heranziehenden Feldheren des Schwäbischen Bundes, Grafen Georg Truchseß von Waldburg, zu vereinigen, dem Verkäufer Tills in Fanatismus, Grausamkeit und Kriegsruhm, der eben die württembergischen Bauern in der blutigen fünfstündigen Schlacht bei Böblingen (2. Mai), dann bei Sindelfingen (14 Mai) geschlagen und Weinsberg, zur Rache für den hier unlängst nebst 70 Rittern durch die Bauernspieße gejagten erzherzoglichen Obervogt Graf Ludwig von Helfenstein, der Erde gleich gemacht hatte. Von diesen vereinigt gegen Franken sich wendenden Heeresfluten wurde nun das endlich von Würzburg aus ihnen entgegenrückende 1[xxx] Mann starke odenwälder Bauernheer, der „Helle Haufen" genannt, unter Götz von Berlichingen's Führung in nur einstündiger Schlacht bei Königshofen vernichtet. Götz selbst ergab sich dem Truchseß, wie es heißt, nach vorausgegangenem heimlichen Kompromiß mit seinem vertrauten Freunde, dem schwäbischen Bundesrath Dietrich Spät. Jedenfalls war seine Haltung während seines ohnehin nur auf vier Wochen von ihm angenommenen Oberbefehls eine verdrossene und energielose, die Sache der Bauern mehr gefährdende als fördernde. Er mußte bei Verlust von Gut und Leben Urfehde schwören. Noch stellte sich den Verbündeten vom evangelischen Heere vor Würzburg die Elite des fränkischen Haufens, 1[xxx] Mann stark, unter Jakob Kohl, Gregor von Bernheim und Florian Geyer entgegen. Dieser wurde am Pfingstmorgen unweit des Dorfes Ingolstadt auseinandergesprengt, sein 1[xxx] Mann starker Kern aber, die sogenannte „Schwarze Schar", erst in der zusammengeschossenen Kirche und Schloßruine von Ingolstadt, in der sie sich festgesetzt, nach unvergleichlich heldenmüthiger Gegenwehr vernichtet. Hier fiel unter den letzten ihr Führer Florian Geyer, der tapferste, entschiedenste und talentvollste Feldhauptmann der Bauern, von drei Speeren durchbohrt, als er sich seinem Schwager, dem später auch durch die „Grumbach'schen Händel" berühmt gewordenen Wilhelm von Grumbach, nicht ergeben wollte. Die Verbündeten zogen, nachdem sie am 7. Juni auch noch den vor dem Frauenberg zurückgebliebenen Rest der Bauern von 1[xxx] Mann überwältigt, nun triumphirend in Würzburg ein, voran der grimmige Truchseß mit seinem ihm überall im Bauernkriege zur Seite reitenden Scharfrichter Berthold Rechlin, der nun an den Rädelsführern seine sprichwörtlich bekannt gewordene Virtuosität im Kopfabschneiden bewähren konnte.

Aber der Truchseß bedurfte der Dienste seines Nachrichters noch an der Donau, wo es die von ihm mit den schwäbischen Bauern geschlossenen Vergleiche durch Galgen und Rad zu sühnen galt, und überließ es dem Bischof von Würzburg selbst, sein Bisthum als Blutrichter, von seinen Henkern umgeben, mit Behaglichkeit zu durchziehen. In den Landschaften zwischen Main und Neckar, namentlich in den Reichsstädten Rothenburg und Kitzingen, verlab dies Amt im Namen der Fürsten der im Bauernkriege so zweideutig erscheinende, fast mit der Reformation liebäugelnde Markgraf von Ansbach, dessen grausamer Humor unter andern 50 Kitzinger Bürgern die Augen ausstechen ließ, nur „um sie nicht wortbrüchig erscheinen zu lassen, weil sie ihm unlängst geschrieben, daß sie ihn nicht mehr ansehen wollten". Mit diesen und andern Blutgerichten, furchtbaren Vorgängen für die Nachspiele späterer Revolutionen, endete die der Bauernkrieg genannte politische Revolution von 1524—25, ein beklagenswerthes Opfer der Treulosigkeit ihrer rechtmäßigen Schwester, der religiösen Revolution, genannt die Reformation. Diese Treulosigkeit rächte sich indessen bitter genug durch die solchem Verrathe feiger Schwäche gegenüber nun sofort mit verdoppeltem Muth und Erfolg auftretende Reaction, die die Ursache wurde, daß die Reformation nicht

bis zum heutigen Tage unvollendet stehen blieb, die römische Kirche sich zum neuen Leben erkräftigte und Deutschland der Schauplatz eines mehr als hundertjährigen Haders, eines Schmalkaldischen, eines Dreißigjährigen Krieges wurde.

Fr. Biedermann.

Anregungen.

Briefe aus München.

VIII.

— Gustav Adolf der Schwedenkönig soll München „den goldenen Sattel auf dürrem Gaule" genannt haben. Er meinte aber den Herzog, dessen Gegenden in großer Nähe zu haben. Wer möchte sich nicht glücklich schätzen, einen der lieblichsten Seen Deutschlands zu kennen, den Würm- oder Starnbergersee.

Früher war es stiller und großartiger an dessen Ufern als jetzt. Reiche Adelsgeschlechter, insbesondere die Hörwarte, besaßen da Güter, deren Herrenhäuser wir heute noch sehen; dazwischen kam zuweilen eine stattliche Abtei oder der Landesfürst hatte sein Schloß in Starnberg, welches von dem verarmten gleichnamigen Geschlechte an die herzogliche Kammer übergegangen war.

Herzog Ernst und seine Gemahlin Elisabeth von Mailand hielten sich häufig in dieser lieblichen Gegend auf. Damals war das höfische Leben noch sehr einfach und Starnberg äußerst wohlfeil, denn eine archivalische Notiz berichtet uns, daß Herzog Ernst mit Frau Elisabet von Freysing Abent an bis auf Sunntag nach S. Gilgen herzfeldt 21 Gulden 8 Pf. an haben verfuettert, item verzehrt — für drei Wochen eine billige Zeche.

Mit wachsender Hofpracht genügte die von dem herabgekommenen Adelsgeschlecht verlassene Burg nicht mehr; in der Mitte des 15. Jahrhunderts entstand das gegenwärtige Schloß, Lieblingsaufenthalt Herzog Albrecht's V. Bald indessen ward ihm und seiner Gemahlin Anna, der blonden Kaisertochter, der Raum zu enge, sie fügten an der Südseite das Fürsten- oder Sommerhaus hinzu, darin die hohen Gäste zu beherbergen. Mit köstlichen Tapeten wurden des neuen Baues Wände geschmückt und deutsche sowol wie italienische Maler wurden zum Ornamentiren berufen. Ueberdies besaß Albrecht V. eine berühmte Kapelle, Orlando di Lasso, der deutsche Orpheus, dirigirte sie. Zu Lustfahrten auf dem See hatte der Herzog drei Schiffe aus Lärchenholz mit geschnitzten eichenen Säulen nebst vielen kleinern vergoldeten Fahrzeugen für das bereits sehr zahlreiche Gefolge. Einst wurde die hohe Gesellschaft von Haarlmeller überrascht und Albrecht mußte seiner Gemahlin nebst deren Damen wacker Trost zusprechen, bis sie endlich ohne Unfall das Land erreichten.

Als die bairischen Fürsten die Reisen nach Italien begannen, da steigerte sich der Glanz des Hofes selbst noch weit über dasjenige, was der prächtige Albert V. schon ausgeführt.

Dem Kurfürsten Ferdinand Maria genügte die königliche Hofgattin auf dem Würmsee nicht mehr; er ließ einen bairischen Bucentoro erbauen, herrlicher als derjenige, den er in Venedig gesehen. Kunstpuncte Meuschen sahe das vergoldete Prachtschiff und eine Unzahl von kleinern Lustschiffen, darunter nurliche Spenzein, umschwärmten den Bucentoro. Da gab es großartige Feste, Wasserjagden, bei denen der Hirsch in den See gehetzt wurde, Fischerspiele, Feuerwerke, vor allem aber Lust-Seeschlachten. Um ein bedeutendes Ziel seiner Ausflüge zu haben, wünschte der Kurfürst die am Ufer des Sees gelegenen Schlösser Berg und Possenhofen von den Herzogen ein.

Prachtliebender als der Vater war der Sohn Max Emanuel, der Türkenbesieger. Die Feste auf dem lieblichen Würmsee steigerten sich noch an Glanz, schon begann bereits unter dessen Nachfolger die allmählige Verödung des Starnberger Schlosses. Neuer Reiz verschönte die Feste am alten, von der Residenzwohnung sank das Schloß zur Villeggiatur herab. Der prächtige Bucentoro verfaulte wie die „deutsche Flotte" und Albrecht's V. gastliches Sommerhaus machte der neuen Pfarrkirche Platz.

Erloschen sind die alten Namen am Ufer des Würmsees, der Besitz hat gewechselt, die Säculartisation vertrieb die Mönche aus ihren Klöstern, aber Eines ist sich gleichgeblieben, die herrliche Natur. Durch eine Eisenbahn hat die neue Zeit das schöne Starnberg mit der Hauptstadt verbunden, der Weg führt durch das romantische Mühlthal, reich an Sagen aus Karl's des Großen Zeit. Während des Sommers berührt den See ein Dampfboot. Eine genußreiche Landpartie von München aus besteht darin, sogleich nach Ankunft des Bahnzuges zu Schiff zu steigen und sich am rechten Ufer zu halten. Da reiht sich Landhaus an Landhaus, selten von gutem Geschmack, tragen sie gewöhnlich Spuren von Reisterwirthschaft des Gebauers, dennoch gruppiren sie sich freundlich in den Büchten.

Wenn die Villen vorüber sind, beginnt eine lange, mit Zinnen und Thürmchen versehene Mauer, darüber ragt, einer Festung nicht unähnlich, Schloß Possenhofen hervor. In grillenhafter Laune erbaute sich diese theure Umfassung ein münchener Patrizier, Rosenbusch, der auch wirklich darüber ergraute. Possenhofen wechselte die Eigenthümer sehr häufig. Unsere Tage sahen dort die lieblichen Prinzessinnen aufwachsen, von denen eine das Geschick aus Ländlicher Zurückgezogenheit in die Kaiserburg nach Wien berief und eine zweite sich als „Heldin von Gaeta" einen unverwelklichen Ruhm erwarb.

Wir verlassen hier das Dampfboot und schlagen einen Feldpfad ein, der hügelanwärts in schattigen Gehölz führt. Nach kurzer Wanderung ist das Dorf Feldafing erreicht; im neuen Wirthshause harrt ein gutes Mahl der Ankömmlinge, dessen köstlichste Würze der herrliche Blick ist, den die Terrasse gewährt. Gleich einem Panorama breitet sich die Alpenkette in entzückender Fernsicht aus; in unmittelbarem Vordergrunde liegt die Insel Wörth, ein grünes Eiland, das der regierende König mit Rosen bepflanzen ließ und nach dem er oft aus seinem nahen Lustschlosse Berg mit eigenem Dampfer fährt. Außerdem gewähren über die blauen, im Sonnenlicht golden schimmernden Wogen des Sees hinweg zahlreiche Uferorte, spitze Kirchthürme und romantische Schlösser dem Auge angenehme Ruhepunkte.

Heimwärts ist der Weg zu Fuß durch die sich an Hügelrücken hinziehenden parkartigen Forsten genußreich; wer jedoch vorzüglich den See genießen will, thut besser, einen Nachen zu nehmen und schräg über auf's linke Ufer nach Leoni zu fahren.

Mittlerweile vollendet das Dampfschiff den Umkreis. Nach Pöllenhofen erscheinen am Ufer die alterthümlichen Schlösser Garatshausen und Lugina, beide aus der Agilolfingerzeit. Hierauf folgt Berg-ried, wo ein Kloster regulirter Oberherren bestand; dabei befand sich in alten Tagen auch ein Nonnenkloster, in welchem die Seherin Herrada lebte und im 12. Jahrhundert Prophezeiungen über das Schicksal des Deutschen Reiches sprach.

Das Pfarrdorf Seeshaupt, auf einer Hochebene gelegen, bildet die südlichste Spitze des Sees und das Schiff wendet sich nun rückwärts dem linken Ufer zu. Die Klöster Polling und Beuerberg nebst dem Hochstift Freising übten früher in dieser Gegend Herrenrechte; unter die vorzüglichsten Regalien gehörten die guten „Renken", köstliche Fische, welche zu den Fasttagen geliefert werden mußten.

Schloß Ammerland mit schön angelegtem Garten, dem Grafen Pocci gehörig, zieht das linke Ufer; es bietet sich von da eine herrliche Fernsicht bis zum Petzenberg, dem Montblanc der Ebene. Hier in der Nähe fiel vor einigen Jahren des Grafen Johann Nepomuk und seiner Tochter tragischer Selbstmord vor.

An Ammerland reiht sich Almanshausen, ein südlich einsames, schön gelegenes Schloß, dem Grafen Rambaldi eigen und seit vielen Jahren an fremde Gesandte zum Sommeraufenthalt vermiethet. Das Landhaus, nach dem Kammerjunker Leoni genannt, entstand unfern des Schlosses; es wurde später zur Gastwirthschaft erweitert, ein beliebtes Ziel der Ausflüge. Da legt auch das Dampfschiff an, die Gäste mit nach Starnberg zu nehmen. Ob befindet sich mit Ausnahme des königlichen Lustschlosses Berg nichts Merkwürdiges mehr am linken Ufer, denn nicht wie gegenüber ziehen sich eingefriedete Villen bis nach Starnberg.

Jedoch über alle Beschreibung lieblich ist die Abendfahrt auf dem See. Südwärts verschwimmen weich die Conturen der Bergriesen, blinkend voll erscheint das Wasserbecken, umsäumt von grünen, sanft gewölbten Hügelrücken; im Hintergrunde begrenzt den Blick ein märchenhaft verschleiertes Baumwipfelmeer. Die Sonne geht zur Rüste mit herrlichen Reflexen, der Mond färbt sich röther am dunkler werdenden Nachthimmel. Das Auge des Menschen ist gesättigt vom Schönen, die Seele hat liebliche Bilder eingesogen, es tritt die alten echten und reinen Genüssen eigene Begehrungslosigkeit ein, das Facit der rechten Befriedigung in ihrer höchsten Potenz: — Seligkeit.

Friedlich still ist der nächtliche See und auch die Stürme im Menschenherzen schweigen — der liebliche Traum währt, bis das Schiff am Ufer anlegt und das Gewirr des Bahnhofs die Romantik verscheucht.

Wir kamen nach München zurück, noch rechtzeitig genug, um das Ende einer Vorlesung zu hören, die in den sogenannten „neumünchener" Kreisen, protestantischen, gehalten wurde. Sie thut uns wohl, diese Luft; denn im nördlichen Deutschland kann man sich kaum einen Begriff machen, wie fanatisch noch immer im katholischen Süden die Gemüther aufgeregt sind. Der unbedeutendste Gegenstand gibt Veranlassung zu leidenschaftlicher Polemik. Das populäre Bewußtsein ist einmal wieder verwirrter, unklarer wie je und das große Stichwort dieser hin- und herwogenden Meinungen bildet die weltliche Macht des Papstes. Das katholische Italien hat gegen diese entschieden und zwar mit ungeheurer Majorität, wenn wir selbstverständlich die Stimmen nicht quantitativ, sondern qualitativ bemessen.

In Deutschland, sagte mir jenseit der Alpen ein junger Priester, besteht so eine Art von „poetischer Religion". In Italien selbst, dem Sitz des Papstthums, ist die Opposition gegen dasselbe uralt. Boccaccio erzählt bereits: Ein reicher Jude in Paris bekam einen Christen zum Freund und dieser suchte jenen zu bekehren. Auf fortgesetztes Zureden entschloß sich der Jude, nach Rom zu reisen und dort die katholische Religion an ihrem Hauptquell zu studiren. Darüber erschrak der Christ gewaltig, denn er meinte, die römischen Zustände seien eben nicht geeignet, das Bekehrungswerk zu fördern. Indessen kehrte, zur Verwunderung seines Freundes, der Jude getauft zurück. Als Grund des Uebertritts gab der Neophyte an, daß eine Religion, die solche Mißbräuche, ein so verderbliches und verdorbenes Priesterregiment, wie es in Rom geben, ertragen könne, ohne unterzugehen, die rechte sein müsse.

Diese Geschichte ist fünfhundert Jahre alt, wir wiederholen es, kaum könnte man meinen, sie sei gestern vor. In wie schrecklichen Mißcredit die lange Priesterherrschaft die bevorzugte Kaste und auch selbst die Religion beim italienischen Volke gebracht hat — denn das Kind, der Rohe und der Wilde wissen Form vom Inhalt nicht zu trennen —, mag als Beleg ein Wort aus unsern Tagen dienen. „Wenn es einen Gott gibt, wird er eben auch so sein wie die

Excellenz! — Doch ſehen Sie, (nach der Thüre blickend) Herr von Imhof ſcheint ſich auch an dem Pamphlet überleſen zu haben.

Zweite Scene.

Imhof. Die Vorigen. Zuletzt ein Laquai.

Flemming (auf Imhof zu).

Nun, was ſagen Sie?

Imhof (ganz beſtürzt).

Es giebt hier wohl nur zwei Fälle. Entweder wir treten alle vom Ruder ab, oder wir trennen auf immer Patkul von des Königs Perſon.

Pfingſten (halb laut, aber entſchloſſen).

Schnell ans Werk, Excellenz. Patkul ſteht gegenwärtig in einer iſolirten Lage. Er wird ſich uns auf Gnade und Ungnade ergeben müſſen.

Flemming.

Sie combiniren?

Imhof.

Worauf wollen Sie hinaus?

Pfingſten.

Hören Sie! Als Patkul vor einigen Wochen in Berlin war und den letzten Verſuch machte, Preußen in ein Bündniß mit dem Czaaren gegen Schweden zu ziehen,

andern Pietäten?“ sagte kürzlich ein Knabe in Rimini. Solche Wahrzeichen, die objective Macht der Thatsachen, sprechen drastischer, als die gelehrteste Controverse pro oder contra es zu thun vermöchte.

Wir wollen gelegentlich auf die von Döllinger, Deutinger u. a. gehaltenen tendenziösen Vorlesungen zu sprechen kommen.

(Ein zweiter Brief demnächst.)

Riehl über „Die deutsche Arbeit“.

Die Schriften W. Riehl's, Professors der Volkswirthschaft in München, genießen, zumal seit sie die Cotta'sche Buchhandlung in einer Gesammtausgabe herausgibt, einer großen Verbreitung und Gunst.

Nicht nur denen sind sie willkommen, die den Ansichten des Verfassers, seinen halb und halb verhüllten Bestrebungen zum Mittelalter zurück anhängen, auch andere, die für den Kampf politischer und socialer Meinungen keine Theilnahme hegen, fühlen sich von dieser novellistischen Weise, die Volkswirthschaft und Volkskunde darzustellen, in hohem Grade angezogen. In der That, eine Wissenschaft, die man sich immer nur im Panzer gelehrter Ballen denkt, tritt uns hier mit leichtem Aug, im Gewand einer plastischen Muse entgegen — Kornblumen, Kirchengesang, Abendsonnenschein um ihre unwandelbaren Begleiterinnen.

Ein so dornigs Ding die Arbeit ist, Riehl macht sie in seinem neuesten Buche: „Die deutsche Arbeit“ (Stuttgart, Cotta, 1861), wieder zu einer blauen Wunderblume, nach der die Völker, etwa in der Meinung Heinrich Ofterdingen's in Novalis' Roman, wallfahrten sollen. Auf Riehl's Anschauungsweise hat die Natur Süddeutschlands, der Charakter seiner Bewohner ebenso mächtig eingewirkt wie seine eigenthümliche Begabung und frühere, dem Feuilleton gewidmete Beschäftigung. Riehl's Talent bringt nicht unter Büchersaub in die Tiefe der Dinge und Begriffe, mit denen es die soziale Wissenschaft zu thun hat, es haftet durchaus an der einzelnen, ihm begegnenden Erscheinung; er sagt selbst, daß er die Hälfte seiner Bemerkungen im Spazierengehen, von der Straße aufgelesen.

Glückliche Natur, möchte man ausrufen, die im Anblick unerbittlicher Gesetze, einer starren und erschreckenden Nothwendigkeit, die ganze Geschlechter im Dienst der Maschinen aufopfert, gröblicher als auf einem Schlachtfelde, sich an dem harmlos geselligen Spiel der äußern Erscheinung ergötzt! Ein gebornener „Mitarbeiter gelehrter Journale“, bewährt sich Riehl wenig um die eigentlich wissenschaftliche Seite seines Gegenstandes, er verarbeitet nur die künstlerische zu kleinen Bildern und Skizzen. Diese Behandlung gefällt sich in Gegensätzen, welche den Leser reizen, seine Phantasie beschäftigen, aber selten den Gegenstand erschöpfen. In der „Deutschen Arbeit“ werden so der Bauer und der „Geistesarbeiter“ gegenüber gestellt, die Mittelglieder werden kaum berührt, die „Fabrikarbeiter“ haben eine „Anstellung“, die „große soziale Gefahren“ in sich birgt. Daß der Werth und das Wirken der modernen Arbeit in den Produkten der Maschine besteht, das man nicht Aexten und Hoppen, sondern Locomotiven, Spinn- und Nähmaschinen auf die Ausstellungen sendet, scheint Riehl nicht bemerkt zu haben — oder vielleicht, seiner romantischen Denkweise nach, nicht bemerken zu können. Hierzu ist freilich trockenes Nachdenken und Studium nöthig. Von den Thatsachen, welche die Jetztzeit regieren, findet sich keine „auf einem friedlichen Wege“ durch das bairische Gebirge, noch dazu im Gefolge eines kunstsinnigen Königs. Riehl's Weise kommt ebenso dem Geschmack der Frauen für ländliche Abgeschiedenheit, Weltentsagtheit entgegen wie denen, die im guten oder bösen Sinn die „Einkehr in das Volksleben“ predigen. Das hier für die Volkskunde der reichste und ergiebigste Boden, leugnet Keiner, aber die Gefahr, in dem Sittengeschilderten, in den „idyllischen Bauernsitten“ das Wahre und einzig Schöne zu sehen, liegt zu nahe; man glaubt noch der Wissenschaft zu huldigen und erzählt schon Spinnstubenmärchen.

Es ist richtig, wie Riehl behauptet, daß nicht all diese Gebräuche und Gewohnheiten Folgen des materiellen Druckes und der Knechtschaft der Bauern sind. Wie intensiv auch ihr Ursprung sei, in ihren Folgen haben sie nur der Unterdrückung, der Knechtschaft gedient. Dies ist in seinen Augen ein Segen! Er bedauert, daß Bauernstöhne aufhören; er möchte am liebsten, der Sohn träte nicht nur in die Fußstapfen, sondern auch in das Gewerbe des Vaters. Wenn Riehl ein Mann der Gouvernen; ist und seinen vorzüglichsten Lesern, den Mitgliedern unserer Ersten Kammern, recht Freude machen will, so kommt er auf die indische Kasteneintheilung und das Gesetz des Manu zurück, das die Gebundenheit des Standes für eine Nothwendigkeit und göttliche Einsetzung erklärt.

Freilich, in Riehl's Anschauungen ist ein Bruch. Er vermag oder mag sich nicht ganz den Einflüssen des Tags zu entziehen; hier wird sich zwischen den Zeilen eine Vertheidigung des Zunftwesens finden — eine Seite weiter muß er denn doch die Gewerbefreiheit anerkennen — alles in jenes gemüthlichen, sprung- und sitzlosen Form, von der man sich, selbst im Widerspruch der Ansicht, gefesselt sieht. Als einzelne Skizzen betrachtet, ohne Rücksicht nach ihrem innern Zusammenhang, machen die verschiedenen Aufsätze über die Arbeit einen so erfreulichen wie anregenden Eindruck; es ist eine Sommerfahrt durch ein lachendes Land. Neben weiten Feldern ist auch die Decoration nicht gespart; durch das Ganze zieht ein musikalischer Zug, allerlei Volksmelodieen — selbst die „Spitzenarbeit“ hat hier ihren Platz. Aber eine philosophische Begründung seines Themas ist nicht gegeben. Riehl schöpft sich die Lehrsätze aus Beobachtungen, aus zufälligen Entdeckungen, kleinen Details, witzigen Vergleichen und muß bei solcher Denk- und Arbeitsmethode oft nicht

nur aus der Mücke einen Elefanten machen, sondern auch in Widersprüche mit sich selbst gerathen, denn zuweilen kehrt das, was er theoretisch als Dichter bekämpft, plötzlich eine dem — Dichter imponirende Seite heraus. Dieser an Nichi talentvolle Dichter wäre gewiß eine sehr anziehende Gruppirung dieses Autors, wäre nur das Leben und sein ernstes Gesetz allem für die Dichtung gemacht.

Neue Romane und Novellen.

XVII.

„Alte und neue Geschichten aus Baiern" (München, Kleinchmann, 1861) ist der anspruchslose Gesammttitel von sieben Erzählungen des münchener Autors Hermann Schmid, welche Sitten und Gewohnheiten, Handlungs- und Anschauungs-, Denkungs- und Ausdrucksweise besonders der ländlichen Bewohner verschiedener Gegenden Baierns schildern und im Stofflichen offenbar auf Thatsachen basiren, also einen culturgeschichtlichen Charakter tragen. Neben dem interessanten Inhalt verdient die gemüthvolle, schlichte und bei aller Einfachheit doch wieder höchst wirksame Darstellungsmanier des Erzählers die volle Beachtung jedes sinnigen Lesers.

Betrachten wir die „alten" Geschichten, die ein gewisses geheimnißvolles Gepräge haben. „Das Todtengesicht" gibt den Lebensabriß eines baierischen Malers, der als persönlicher Schüler Weishaupt's des bekannten Stifters der Illuminaten, bei der Verfolgung dieses Ordens in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vom Kurfürsten Karl Theodor zur Theilnahme an einer diplomatischen Mission nach Rom beauftragt wird, um sich „in den Grundsätzen des katholischen Glaubens aufs neue und besser zu befestigen", und aus der Ewigen Stadt die schreckliche Gabe mit in seine Heimat zurücknimmt, im menschlichen Angesicht den herannahenden Tod lesen zu können. Sie stürzt ihn endlich in die tiefste Schwermuth und bestimmt ihn zu einer freiwilligen, menschenscheuen, langen Selbstgefangenschaft bis an sein Lebensende, das ihm ebenfalls sein sich plötzlich in einem ihm verborgen gebliebenen Spiegel überraschender Scharfblick voraussagt. Dies düstere Charakterbild erinnert wol an E. T. A. Hoffmann's Phantasiestücke, ist aber bei alledem recht lebenswahr. Es dürfte manchen Arzt, manchen Physiognomiker geben, der die Gabe des Todtengesichts besitzt, aber weniger sensitiv und zur Mystik geneigt ist als der in Rom offenbar dupirte baierische Graf, um, wie dieser, am allerdings ergreifenden Anblick in die geheimnißvolle Werkstätte der Natur zu verzweifeln.

In der ebenfalls dunkeln Geschichte „Falkenstein", die an die Verbrennung des Schlosses Heidelberg durch die Franzosen im Jahre 1692 anknüpft, wird die traditionelle „deutsche Treue" in der Hauptfigur eines alten ehemaligen reichsgräflichen Dieners verherrlicht, der sich, um nur in einem peinlichen, zur Entscheidung drängenden Gewissensfalle buchstäblich das seinem Herrn einst gegebene Wort lösen zu können, einem freiwilligen Tode weiht. Dem aufmerksamen Leser wird der Antheil nicht entgehen, den an diesem Opfer deutscher Treue die Lehre der römischen Kirche von der Unverletzlichkeit der Gelübde hat.

Die übrigen Erzählungen sind neuern und neuesten Datums. Auch die von der „Huberbäuerin" trägt eine düstere Färbung. Werden gleich in unsern Tagen Räubergeschichten als ein literarisches Gericht von vorvorgestern betrachtet, so ist diese hier dennoch geeignet, auch dem blasirtesten Gourmand der belletristischen Lectüre Geschmack abzugewinnen, nicht blos durch ihr Ueberbieten der kühnsten Romantik, indem ihr Held, der gefürchtete „rothe Hannickel", ein — reiches, schönes und kluges Weib ist, welches das halsbrecherische Gewerbe nur aus Caprice betreibt, sondern auch durch die psychologische Charakteristik der Ehemännernatur dieser bäuerlichen Abenteurerin.

„Eigener Herd" verknüpft mit einer heitern Anekdote aus der Lilliputgeschichte des populären Baiernkönigs Max Joseph in Tegernsee, im Jahre 1820, die ernstere Frage der Beschränkung des Heirathsrechts durch die Gemeinde, beziehentlich den Staat. In „Mohrenfranzl", einer Erzählung, welche sehr anschaulich die aus uralter Zeit herstammenden allmantischen öffentlichen Theaterunternehmungen der Schützengunst von Lauten an der Salzach schildert, spielt in launiger Weise das Pathos der Bühne in das des Lebens über. Nicht blos den egoistischen Klavenhaltenden Amerikaner, auch den gemüthlichen, von Humanität überströmenden Deutschen beherrscht das Vorurtheil gegen die dunkle Hautfarbe.

„Der Verein" heißt eins der gemüthvollsten Lieder Joseph Haydn's, das sich vielfach wandelnd und entscheidend durch einen schlichten Lebenslauf zieht, den die Liebe zur Natur und Musik mit so reiner Harmonie erfüllt, daß er selbst von der Misère des Theatertreibens, dem Adam später als erster Chortenor der münchener Hofbühne angehört, unangefochten bleibt. Bekannt machen wir mit Babo, dem Dichter des fast vergessenen „Otto von Wittelsbach", und mit Winter, dem Componisten der lieblichen „Schweizerfamilie", eine kurze, aber charakteristische Bekanntschaft.

Ein Dorfidyll ist „Unverhofft". Die durch demüthigende Niederlagen schließlich zum Sieg geführte Liebe eines Buckeligen zu einer gefeierten Dorfschönheit wird kunstlos und schlicht, doch mit ästhetisch wie künstlerisch schöner Wirkung erzählt.

Ernst Ritter gibt in „Die Erben von Wollun" (Prag, Kober u. Markgraf, 1861) eine verwickelte Familien- und Processgeschichte, die, glücklicher als durch sichterlichen, durch den Spruch der Herzen entschieden wird.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Aeues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Der Herzog von Koburg-Gotha. — Morgen bricht das Meer! II. — Kunstnotizen aus Berlin. — Ein schöner Preis. — Vier sechs Jahren. — Buchhandel.

Der Herzog von Koburg-Gotha.

Ein vielseitig gebildeter und ein sehr scharf beobachtender Schriftsteller, Dr. Schmidt-Weißenfels, hatte vor einiger Zeit im „Leipziger Sonntagsblatt" eine seiner kleinen Erinnerungsskizzen veröffentlicht, deren wir bereits mehrere gelesen haben, über Begegnungen mit dem Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, dem Componisten der „Diana von Solange" und anderer Opern, dem Protector des Nationalvereins, dem vorurtheilsfreien Beförderer religiöser Aufklärung und unserer Einheitsbestrebungen.

Auch diese Schmidt'sche Skizze war nicht frei von den nur durch unfreiwillige Komik unterhaltenden Confessionen, die einmal im Gefolge solcher modernen, allen in ihren Kreis ziehenden Neuilletonisten geben — wer kennte sich eines Lächelns erwehren beim Lesen der Detailschilderungen über die Art, wie der Herzog in seiner Theaterloge sitzt, wie bei Bällen von ihm die Damen zum Tanz aufgefordert werden, wie an seiner Tafel servirt wird! — Dennoch ist das vorgetragene Bild nicht durchaus schmeichelhaft. Der Verfasser läßt deutlicher als nur zwischen den Zeilen den auffallenden Gegensatz erkennen, in welchem sich das Urtheil über seinen Souverän bei den eigenen Staaten Sr. Hoheit und innerhalb der öffentlichen Meinung des übrigen Deutschland befindet.

Der Herzog hat Veranlassung genommen, diesen Druck in seinem Verhalten, namentlich zum Lande Gotha, öffentlich nicht nur nicht in Abrede zu stellen, sondern auch die Ursachen desselben genauer zu erklären. Ein zur Veröffentlichung bestimmtes Antwortschreiben auf die Zusendung jener Schmidt'schen Skizze ist, mit letzterer vereinigt, in einer eigenen Broschüre (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschienen und hat bereits vier Auflagen erlebt.

Man wird die offene und ehrliche Sprache eines geistreichen Fürsten, den man den „einzigen Demokraten in seinem Lande" genannt hat, nur mit dem größten Interesse lesen. Man wird die Gewandtheit des Ausdrucks ebenso bewundern wie den unbefangenen Standpunkt principieller Anschauungen. Herzog Ernst behandelt seine hohen Kronen wie eine angenehme, zufällige Nebensache seines Daseins. Die Ausführungen und Darlegungen seiner mit Gotha, scheint es, entschieden gespannten Stellung sind Berichte, wie sie etwa ein reicher Grundbesitzer über Localstreitigkeiten mit seinen Pächtern und Rentbeamten geben würde. Der Gutsherr bietet seinen treuen Verbesserungen an und sie nehmen sie nicht; sie bleiben hartnäckig bei ihren alten Sitten und Dreschmethode, sie thürmen sich um einen alten Baumstamm die zum Parkhof fremdes Tragholz zerren. Wegen die Leute von „Kabale und Liebe" genommen, ist das Verhältniß, in welchem hier ein deutscher Fürst zu seinen Unterthanen erscheint, umgekehrt: Licht und Aufklärung oben auf dem herzoglichen Schlosse, die Polizei zu jeder Stunde unangemeldet verlassen und bei herzoglicher Tafel ganz bürgerlich die „Gedankenfreiheit" wie Salz und Pfeffer à discretion.

Dennoch gestehen wir, daß der Eindruck der interessanten kleinen Schrift etwas Betrübendes hat. Ein lieber, herzlich und aufgeklärter Fürst und Land wie das thüringische sollte unfähig sein, in seinem Fürsten den edeln und tüchtigen Geist zu erkennen? Die deutsche Bildung sollte mitten im Herzen des Vaterlandes, namentlich in dem seit Jahren in der mächtigsten Strömung des Zeitgeistes rüstig mitgehenden Gotha, für eine so tüchtige, väterliche Erscheinung keine Würdigung haben? Wir lasen der Sprache, zu welcher sich hier ein Fürst gegen sein Volk genöthigt gesehen glaubte, aufrichtig gerne, mit Bedauern und konnten sogar das Gefühl nicht unterdrücken, ob sich nicht der Fürst über die Sachlage, die er schildert, in einem vollständigen Irrthum befinden dürfte, den zu fassen ihn nur sein Naturell hindert. Wir glauben, in Koburg sowol wie in Gotha dürfte sich doch noch eine Ahnung finden, die ihm von dem Bilde, in welchem dem vielgereisten und auf den hohen londoner und pariser Standpunkten stehenden Herrn Thüringen erscheint, ein zurückstoßendes Gegenbild entwerfen müßte. Verhält dies nicht, so wäre doch mal nur theilt Koburg daran Schuld, daß der Herzog deutet gemüthlich energisch an, daß er bei allen seinen „Demokratien" doch den ihm gebührenden Respect unangetastet sich von niemand entziehen lassen würde; theils die allerdings wol nicht hinwegzuleugnende Thatsache einer großen Theilnahme der Bevölkerungen der herzoglichen Ländern.

Charakteristisch ist die Schärfe für das Verhältniß unserer kleinen deutschen Fürsten zu ihren Thronen jedenfalls. Man sieht, daß es mehr oder weniger, wenn die Bildung zunimmt, auf diesen Thronen dahin kommen muß, daß solche ihrem Land entwachsene Fürsten nur noch gleichsam Dilettanten auf ihre Lebensstellung sind. Die Unterlagen ihrer Größe werden ihnen insofern unter den Füßen weggenommen, als die kleinen Ländchen zusammen dem Einzelnen zu gefährlich und sich auf dem großen Welt-

schauplatz bewährenden Souveräns nicht folgen können oder, was uns noch wahrscheinlicher dünkt, als sie nach dem Gesetz der auch ihnen eigenen ganz respectablen Bildung ihm nicht folgen mögen. Ob Peter der Große die Reform der Russen damit begann, daß er ihnen befahl, die Bärte zu rasiren, Pombal und Choiseul die Jesuiten verjagte, Friedrich der Große die Aufklärung durch Cabinetsordres und Spandau einführte oder ein genialer Fürst Mulk, Jagd, Theater, hohe Politik und vorurtheilslos gemischte Gesellschaft auf Gebieten cultivirt, wo der deutsche, urväterlich beschränkte Bürgersinn sich nur durch gemüthvolle Anheimelung dem Bessern gefangen geben würde, es ist dieselbe tragische Wendung, hier wie dort; nichts läßt sich aufnöthigen, nichts erzwingen, selbst nicht die volle Annahme der schon bald als besser erkannten Dinge. Für Deutschland beweist dies denn doch einen mächtigen Zug des Ureigenen und Urwüchsigen im Volke selbst. Dieser ist so stark und selbst in seiner „Beschränktheit" maßgebend, daß, wenn die Kunst der gekrönten leichten Voltige den körnigen plumpen Gaul nicht nach ihrer heitern Promenadenlaune lenken sollte oder könnte, sich nur dadurch ein bedeutungsvolles Gesetz unserer Geschichte erfüllen würde. Es ist denn doch eben nur die weitere Aufhebung der — Leibeigenschaft, im höhern Stadium.

Wenn wir alle im Grunde gegen den Herzog und beinahe für die „Beschränktheit" seines vor ganz Deutschland von ihm so seltsam abgelanzelten Volks gesprochen haben, so bleibe darum der ritterlichen Cavalierperspective des Fürsten, seinem liebenswürdigen, poetischen, wir möchten sagen Arcadischen Holz- und Hirt-Standpunkte seinerlei Anerkennung versagt. Herzog Ernst ist eine aggressive, courtoise Natur, an welcher wir vielleicht noch viel Außerordentliches erleben. Im Jahre 1848 wurde ihm die deutsche Kaiserkrone retirirt. Wir sind überzeugt, daß er sie wie ein großer Mann tragen würde.

Woraus besteht die Sonne?

II.

Das Kapitel der prismatischen Farbenzerstreuung, das der große Newton zu einer seinem Genius entsprechenden Höhe gebracht, hat erst in neuester Zeit, nachdem Goethe es am Ende des vorigen Jahrhunderts wiederum angeregt, aber mit seinen Ansichten nicht durchzudringen vermochte, eine Bedeutung erlangt, welche unsere ungetheilte Bewunderung erregt.

Es ist den Herren Professoren Bunsen und Kirchhoff gelungen, aus Prismen Stoffe analytisch nachzuweisen, ferner ist es ihnen gelungen, die bisher unbekannte Ursache der in dem Sonnenspectrum beobachteten Fraunhofer'schen Linien zu finden und somit die Bestandtheile der Sonnenatmosphäre zu analysiren.

Wenn ein Sonnenstrahl durch eine kleine Oeffnung einer dunkeln Zimmerwand hindurchgelassen, von einem Prisma aber aufgefangen wird, so sieht man nicht ein einfaches Bild dieses Sonnenstrahls auf der gegenüber befindlichen Wand, sondern ein in die Länge gezogenes Bild, welches deutlich sieben Farben zeigt. Das Bild ist nach der Basis des Prisma hin projicirt, doch steht es immer etwas tiefer als das Prisma selbst, wenn dieses mit seiner brechenden Kante horizontal steht; steht das Prisma senkrecht, so steht das in die Länge gezogene Bild horizontal und zwar nach der Seite hin gewendet, wo die Basis des Prisma sich befindet.

Dieses farbige Bild nennt man das Sonnenspectrum. Es enthält die sieben Regenbogenfarben, und zwar oben, der brechenden Kante zu, stets roth, dann orange, gelb, grün, hellblau, indigo und endlich violett am Ende des Spectrums, immer nach der Seite zu, wo die Basis sich befindet. Das Prisma hat nämlich die Eigenschaft, das weiße Sonnenlicht in seine es zusammensetzenden Farben zu zerlegen und zu zerstreuen. Daß dies richtig ist, hat schon der große Newton bewiesen, indem er zeigte, daß, wenn man ein auf die beschriebene Weise erzeugtes Sonnenspectrum mit einem zweiten Prisma betrachtet, man nicht dieses, sondern ein weißes Bild des Spaltes sieht, als ob der Sonnenstrahl gar nicht durch ein Prisma hindurchgegangen wäre. Hängt man ferner ein durch das Prisma hindurchgehendes Strahlenbündel mit einer Sammellinse auf, so entsteht wiederum nicht ein längliches Bild des Spaltes, sondern ein weißes Bild.

Die Breite des Sonnenspectrums aber ist abhängig, vorausgesetzt, daß alle andern Umstände gleich sind: 1) von dem brechenden Winkel des Prismas. Ein Sonnenspectrum, das mit einem Prisma von 60 Grad erzeugt ist, hat ein größeres Spectrum, als wenn das benutzte Prisma einen Winkel von nur 45 Grad und noch weniger besitzt.

2) Hängt die Breite des Spectrums ab von dem Stoffe, woraus das Prisma besteht. Wie es Glassorten von verschiedener Brechkraft gibt, so besitzen auch andere, flüssige Stoffe, welche in ein Hohlprisma eingefüllt werden, verschiedenes Vermögen, das Licht zu zerstreuen, und es erzeugt z. B. Schwefelkohlenstoff ein viel breiteres Spectrum als Wasser u. s. w.

Die Entstehung des Spectrums rührt, wie Newton schon lehrte, von der verschiedenen Brechbarkeit der Farben her, aus denen das weiße Sonnenlicht zusammengesetzt ist. Das Roth ist derjenige Theil des verschiedenfarbigen Sonnenlichts, welches die geringste, Violett dagegen derjenige, welcher die stärkste Brechbarkeit besitzt; das letztere ist von seiner ursprünglichen Richtung durch die brechende Kraft des Prismas mehr abgelenkt als alle andern Farben, als roth, orange, gelb, grün, blau und dunkelblau; diese untereinander aber folgen sich in dem Grade ihrer Brechbarkeit so, wie sie im Sonnenspectrum aufeinander folgen.

Wenn man ein recht schönes Spectrum darstellen will, verfährt man am besten auf folgende Weise:

Man läßt, wie früher angegeben wurde, durch einen Spalt von 1 Zoll Höhe und 1—2 Millimeter Breite die Sonnenstrahlen hindurchgehen. Diese werden durch einen außerhalb angebrachten Metallspiegel so geleitet, daß sie horizontal auf das im Innern des dunkeln Zimmers befindliche Prisma auffallen. Hinter dem Prisma wird eine achromatische Linse von 3—10 Zoll Brennweite so aufgestellt, daß sie die aus dem Prisma austretenden divergirenden Strahlen auffängt. Man stellt nun einen Cartonschirm mit weißem Papier überzogen hinter demselben in einer bestimmten Entfernung auf und erhält auf diese Weise ein brillantes Spectrum, in welchem man dunkle Streifen gewahr wird, welche mit den Spectralfarben parallel laufen d. h. senkrecht auf der Breite des Spectrums stehen. Diese Streifen hatte schon 1802 Wollaston entdeckt und bekannt gemacht in den „Philosophical transactions". Fraunhofer, der von dieser Entdeckung nichts wußte, fand sie später ebenfalls auf und beobachtete dieselben genauer; daher wurden diese dunkeln Linien im Sonnenspectrum Fraunhofer'sche Linien genannt. Fraunhofer beobachtete diese Linien genauer mit Hülfe eines Fernrohrs, eines Theodoliten, welches so weit ausgezogen wurde, daß man den Spalt genau sehen konnte. Vor dem Fernrohr wurde ein Prisma so angebracht, daß das aus dem letztern austretende Strahlenbündel zum Theil auf das Objectivglas des Fernrohrs auffiel, durch Drehung des Fernrohrs aber nach und nach das ganze Spectrum an dem Objectivglas vorbeigeführt werden konnte. Auf solche Weise läßt sich nun eine Menge das Spectrum durchziehender schwarzer Linien sehen. Die Linien sind unregelmäßig auf die einzelnen Farben des Spectrums vertheilt, einzelne gleichen dunkeln Schatten, andere sind sehr fein; zuweilen sind mehrere dicht nebeneinander gestellt, andere wieder stehen vereinzelt. Um nun einige Anhaltepunkte zu gewinnen zur Verständigung über die Bezeichnung der großen Anzahl von Linien, hat Fraunhofer acht Streifen mit Buchstaben bezeichnet, beim Roth anfangend, hat er A, a, B, C im Roth, D im Gelb, E b im Grün, F im Blau, G nahe bei Grenze des Violett und H im Violett angenommen. Auch andere Sterne, wie die Venus, der Sirius, geben Fraunhofer'sche Linien; letzterer gibt jedoch eine andere Gruppirung und eine von den Planeten sich unterscheidende Anordnung der Streifen.

Im übrigen, was die Anwendung dieser Thatsachen auf die heidelberger Analyse betrifft, verweisen wir auf die in voriger Nummer gegebene Mittheilung. Professor Kirchhoff bediente sich, um die Metalle: Eisen, Zink u. s. w., im Flammenspectrum nachzuweisen, eines Rhumkorff'schen Funkeninductors, eines sehr kräftigen Inductionsapparats, welcher so lange helle Funken gibt, daß ein sehr deutliches Spectrum dadurch entsteht, wenn man ebenso wie mit dem Sonnenlicht mittels eines Prismas verfährt. Auf die Elektroden wurden dann die Metalle gebracht, deren Spectrallinien man beobachten wollte. Da aber die Spectren auch diejenigen Linien enthalten, welche von den Metallen herrühren, aus welchen die Elektroden bestehen, so hat Professor Kirchhoff sich zweier Elektrodenpaare bedient, deren eines Paar er mit dem Metall belegte, welches er beobachten wollte. Er ließ dann das Licht des einen Elektrodenpaares durch den obern Theil des Spaltes dringen, das andere, mit Metall belegte, durch den untern Theil, und war so im Stande, genau zu beobachten, welche Linien ineinander übergingen. So hat er fast alle Metalle auf ihre Linien geprüft und ist dadurch in Stand gesetzt worden, auch die Linien des Sonnenspectrums mit den ihm sehr geläufig gewordenen Beobachtungen künstlicher Spectren zu vergleichen.

Kunstnotizen aus Berlin.

*** Vor einigen Tagen wurde der akademische Preis über diejenigen Concurrenzarbeiten der jungen Bildhauer vertheilt, welche sich in diesem Jahre um das italienische Reisestipendium bewarben. Die Aufgabe war diesmal nicht aus dem Bereich der griechischen Mythe, sondern aus dem Alten Testament gewählt: Simson, durch den Verrath der Dalila von den Philistern gefesselt. Die Unterstützungssumme für den gekrönten Sieger beträgt 1500 Thaler, welche früher für drei Jahre ausreichen mußten, aber schon vor mehr als zwanzig Jahren so wenig genügten, daß der Stipendiat, wenn er seinen Zuschuß von Hause hatte oder in Rom nicht bald Beigraben fand, durch sein Talent nebenbei zu verdienen, nur zu oft in die peinlichste Verlegenheit gerieth. Während die französische Akademie, die ihre Stipendiaten von Hause aus auf einen höhern Etat gestellt hatte, durch Zuschüsse das Steigen der Preise in allen europäischen Hauptstädten auszugleichen suchte, griff man bei uns zu dem Mittel, die Zeit der Stipendienperiode von drei Jahren auf zwei herabzusetzen, wonach der Betreffende 750 Thaler statt 500 pro Jahr erhält, womit sich denn schon eher etwas anfangen läßt.

Das aus einem preisgekrönten Akademiependant in höchst seltenen Fällen ein hervorragend bedeutender Künstler wird, soll unserer Akademie um so weniger zum Vorwurf gemacht werden, als es bekannt ist, daß andere gleichartige Institute keine besseren Resultate aufzuweisen haben. Der alte Blücher wurde heutzutage in Preußen schwerlich das Avancement bekommen. Allerseits urtheilen Preisrichter jetzt mehr nach dem Maßstabe der grauen Theorie als in Berücksichtigung genialer Ausbrüche einer originellen Productionskraft, die immer so viel revolutionäres Element in sich birgt, als daß sie den Philistern in der Kunst und Wissenschaft annehmlich erscheinen könnte.

Als vor einigen Monaten die bekannte Wagener'sche Bildergalerie testamentarisch in den Besitz des königlichen Hauses, mit dem aussprechenden Wunsche der Erblasserin, das Gemälde als Basis einer Nationalgalerie zu betrachten, überging, las man bald darauf in Berliner Blättern die Nachricht, daß Ihre Majestät die Königin Augusta Herrn Dähe beauftragt hat, ein Bild für das neue Journal zu malen. Daß dieser erste bezügliche Auftrag gerade

diesem Maler zu Theil wurde, machte in hiesigen künstlerischen Kreisen Sensation erregen. Die Directorstelle der Akademie ist nun zu besetzen. Herr Dähe, Schwager des Geheimen Cabinetsrathes Illaire, dürfte Professor Herbig's Nachfolger werden. Bei dieser Gelegenheit schon muß man sich nach endlicher Besetzung der Directorstelle. Hoffentlich wird man eine bedeutendere künstlerische Capacität finden, deren Name in ganz Deutschland und wo möglich auch im Auslande einen rühmlichen Klang hat. Seit Schadow's Rücktritt ist zwanzig Jahre lang die Akademie ohne einen wirklichen Director geblieben. Vielleicht wollte man den alten Herbig nicht kränken, indem man ihm bei seinen Lebzeiten einen Vorgesetzten gab, obgleich wir solche Rücksichten keineswegs billigen können; aber jetzt, nach seinem natürlichen Hintritt, wäre es im höchsten Grade zu mißbilligen, wenn man verabsäumen wollte, einen wirklich bedeutenden Künstler an die Spitze der Akademie zu stellen. Da Kaulbach als Director an die münchener Kunstschule gefesselt ist, so sollte man Andreas Achenbach für Berlin zu gewinnen suchen, den Genie, Bildung und ausgebreitetes Wissen gar wohl für eine solche Stellung befähigen. Daß Achenbach kein Historienmaler ist, dürfte wol ebenso wenig davon ein Hinderniß sein, als man es für Irrthum hielt, als man Gottfried Schadow, einen Bildhauer, zum Director der Akademie machte. Es dürfte hohe Zeit sein, der berliner Akademie durch eine würdige Directorenwahl aufzuhelfen.

Die Gelegenheit der akademischen Preisschule, welche zum Andenken Friedrich Wilhelm's III. an seinem Geburtstage, den 3. August, gewidmet ist, wurden die Prämien an die Concurrenten vertheilt. Vorgestern Tage hielt eine Ansprache und wies darauf hin, daß der hochselige Vater Sr. Majestät des jetzt regierenden Königs jenes Mäcenatenthum für bildende Künstler und Architekten vor 36 Jahren geübter hätte und daß dies die hochbegeisterte Anerkennung des Preises wäre. Es erhielt ihn der Bildhauer Robert Sternaccker aus Berlin. Es ist demnach diesjahr für Maler, Bildhauer und Architekten behufs einer Bildungsreise ins Ausland die Summe von sechzig Thalern verausgabt worden, während leider für jugendliche, der Ausbildung bedürftige musikalische Talente weder eine königliche Musikschule noch ein Meistlipendienfonds existirt. In Frankreich wurde dieses von — Napoleon gestiftet und besteht bis auf den heutigen Tag.

Ein seltener Erfolg.

* Ein Roman, welcher all Aufsehen erregt' „The woman in white" (, Die Frau in Weiß") von Collins hat das lesende Publikum auch schon in Deutschland für sich gewonnen. Ob die Erzählung vor dem Richterstuhl der Kritik sich verantworten kann, ist eine andere Frage; aber wenn es einem Verfasser gelingt, so viel spielend zu werden, hatte er jedenfalls den glücklichen Instinct, in der großen Masse eine Saite zu berühren, welche einen hellen Ton gibt.

Der Sohn eines alten Kammerdiener ist der rechtmäßige Erbe seines Vaters. Seine Mutter aber war diesem nicht angetraut. Sie lebten auf dem Continent. Der Sohn erfährt erst beim Tode seines Vaters diese Lage der Dinge, eilt nach England und tritt seine Güter an. Jedoch Stunde kann den Besitzer ihrer, Güter, Namen rauben. Er besucht die Frau des Kirchendieners, ihn heimlich in das Zimmer einzulassen, wo er in die Kirchenbücher die Heirath der Eltern einträgt. Auf diesen Betrug folgt der Galgen. Darin Frau ist nun seine Mitschuldige und durch sie erfährt er deren Tochter, die Heldin des Buches. Er läßt letztere in ein Irrenhaus stecken. Indessen heirathet er ein reizendes Mädchen, den Typus der Unschuld und Reinheit des Herzens, verbunden mit vollkommener Einsicht von Recht und Unrecht. Ihr Gatte braucht ihres Vermögens, um seine Schulden zu befriedigen. Seine Lage wird immer verzweifelter. Sie verweigert ihre Namensunterschrift zu ihr unbekannten Zwecken. Nun läßt er auch sie in das Irrenhaus bringen, aus dem die „Frau in Weiß" entsprungen ist; sie wird auf deren Namen dort eingeschrieben. Wir stoßen hier auf Normalsätze des englischen Gesetzes. Der Lod ihres Gatten gleicht endlich alles aus. Er hat sich in die Sakristei gebohlen, um das Kirchenbuch zu verbrennen, das ihn an den Galgen bringen kann, und wird von dem Feuer verzehrt.

Wird Charlotte Birch-Pfeiffer nicht zugreifen?

Vor sechzig Jahren.

* Auch das Alte ist oft — „Neues aus der Welt"! Ein achtundsiebzigjähriges Veteran des deutschen Buch- und Kunsthandels, Karl Joseph in Frankfurt am Main, hat seinen Lebenserinnerungen, denen wir in dem vielgenannten, von ihm zum Besten der Schillerstiftung herausgegebenen „Goethe's Vaterhaus" begegneten, noch eine kleine Mittheilung in Romanform folgen: „Erste Liebe" (Darmstadt, Leske, 1861). Der Schauplatz ist Berlin, die Verwickelung einfach, die Darstellung herzlich und natürlich. Wie mit der Frische eines Jünglings versetzt sich der greise Erzähler in die längst dahingegangenen Tage, wo Berlin noch ein Schauplatz für Idyllen war. Die Empfindungen jener Zeit, als Matthisson von mancher schwärmerischen Seele noch über Schiller gestellt wurde, waren überschwenglicher als in unserer nüchtern realistischen. Einen hellen Abglanz jener Stimmungen wird man in diesem oft naiv anmuthigen, oft durch entsetzerschütternde Momente lebendigen Lebensbilde wiederfinden. Auf die Einzelheiten kommen wir in unserm Romanberichten zurück.

Briefwechsel.

— Herrn — zu Herrnhaag am Rhein. Mittheilungen Sonntag, aber zu unbedeutlich in der Form.

— H. J. in Altona. Jungen Autorn. Dutzend erfolgt.

— Aus Laubenheim (Großherzogthum Hessen), von Schülern der dortigen Gymnasium zum Sinn der Lessing-Feier 1 Thaler. „Möge" heißt es in der Zuschrift der deutschen Jünglinge, „die große und deutsche That überall Eingang in edlen Herzen finden, damit das schöne, edle Unternehmen zum Ziele geführt werden könne." Möge aber auch das nationale Gemeinsinn und der Patriotismus des deutschen Volks sich allmählich so heben und stärken, daß für eine zweite deutsche Flotte die Hannibal Fischer mehr unter deutschen gefunden werden kann!"

(Ausgegeben am 15. August 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Ernst Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 34. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Auf dem Lande. Erzählung von Chr. Wurster. I. II. — Christoph Schmid. Ein Diplomat des alten Bern. Von Emil Otto. — Lügen. — Schlamm. — Neue Romane und Novellen. XVIII. — Gelegentliches von Joachim Frederer. — Neues aus der Welt.

Auf dem Lande.

Erzählung von Chr. Wurster. *)

I

Wenn man die lateinische Schule durchgemacht und später einige Jahre hindurch auf einer Universität gelebt hat, so hat man sich gewöhnlich eine ausgebreitete Bekanntschaft erworben, deren Charakter infolge der Art und Weise, in welcher sie meistens gestiftet wird, ein weit freierer und oft sogar ein innigerer ist als derjenige, den die in einer spätern Lebensperiode angeknüpften Verhältnisse annehmen. Man sitzt auf derselben Schulbank, man besucht die Collegien, man spielt und schwärmt, man faulenzt und studirt mit Altersgenossen von den verschiedensten äußern Verhältnissen und man sieht und fühlt in dieser Lebensepoche der Gleichheit keinen Unterschied in Standes- und Vermögensbeziehungen. Alle derartige Rücksichten verschwinden oder, richtiger, haben nie existirt und der Umgangskreis ist oft so eng geschlossen, daß es den Anschein hat, als könne nur ein Zauber ihn lösen. Nach und nach gleiten jedoch die leichten Bänder ab, die den Kranz anscheinend stark zusammenhielten; die Blätter, von den launigen Schicksalswinden erfaßt, flattern in alle Weltgegenden und nur ein einzelnes, bald verwelktes Blatt — wie z. B. ich selbst — bleibt am Platze zurück und erinnert an ein früheres buntes Blumenleben. Begegnet man sich dann später nach langer, langer Zeit einmal wieder auf der Wanderung, so betrachtet man sich oft gegenseitig als eine ganz neuerschaffene Figur oder man sucht wenigstens entweder irgendeine Spur des guten Alten zu finden oder etwas Neues zu entdecken, welches die Zeit und die Umstände an die Stelle des früher Gekannten gesetzt haben. Und wie oft muß man dann nicht mit dem Dichter ausrufen: „Ach, wie verändert!“

Ich liebe es nicht, zu längern Besuchen auf Gütern oder zu andern ähnlichen Landpartien eingeladen zu werden. Bei einer solchen Einladung heißt es gewöhnlich: „Komm' zu uns und bleib' bei uns, solange du Lust hast; du sollst es dir einrichten können wie es dir beliebt; du hast völlige Freiheit zu kommen und zu gehen, wann und wohin du willst“, u. s. w. Aber theils lege ich den Annehmlichkeiten, die mir bei solchen Gelegenheiten geboten werden, keinen hohen

*) Durch sein episches Gedicht „Der Hirsch“ (übersetzt von Arno Duchl) hat sich Christian Wurster in der neuern dänischen Literatur einen Namen gemacht. Wir begegnen ihm hier auf dem Gebiet der Novelle. Die Uebersetzung, die wir mit Hinweglassung allzu örtlicher Beziehungen geben, rührt vom Prafen Ulrich von Baudissin in Altona her. D. Her.

Werth bei, ich ſitze ſchlecht zu Pferde und brauche am liebſten meine eigenen Beine; im Sonnenſchein auf einem Teiche Barſche zu angeln, in einem Moor nach Enten herumzuwaten, ſich den ganzen Tag nach einem magern Haſen umhertreiben oder hier- und dorthin gefahren zu werden, um „ſchöne Ausſichten" zu bewundern, das ſind lauter Dinge, die ich wirklich gern vermeide, wenn ich es irgend kann —, theils aber ſieht es faſt immer mit der erwähnten Freiheit, zu kommen und zu gehen, wie es einem beliebt und ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen, gar kümmerlich aus. Am häufigſten muß man ſich weit lästigere Beſchränkungen gefallen laſſen als an irgendeinem Hofe. Meine Angſt vor dem allen, mein Starrſinn und meine Zähigkeit haben es denn auch, gottlob! dahin gebracht, daß man jetzt ſelten eine derartige Einladung an mich verſchwendet.

Im vorigen Sommer begegnete es mir noch einmal, indem ich von einem ehemaligen Schulkameraden eine Einladung aufs Land erhielt. Er iſt viel jünger als ich; jedoch in der Schule, wo wir durch ein paar Klaſſen voneinander getrennt waren, und ſpäter, als er ſelbſt die Univerſität beſuchte, ſchloß er ſich mir mit einer Art von Sympathie an und er hat mir bis auf den heutigen Tag noch immer dieſelbe Zuneigung und Freundſchaft bewahrt. Arthur iſt ein kräftiger Schößling einer altadligen Familie. Früh verlor er ſeine Aeltern und wurde von ſeinem edeln Vormund, der mit ſeltenem, liebreichem Eifer und Einſicht ſeine Güter und ſein ſonſtiges Vermögen verwaltete, in dieſelbe lateiniſche Schule gebracht, die auch ich beſuchte. Von hier ging er als Student zur Univerſität; doch weiter brachte er es auf dieſem Wege nicht, denn die wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen ſchienen nicht ganz nach ſeinem Geſchmack zu ſein oder, wie die Sänger von ſchweren Partieen ſagen, „für ihn zu liegen". Er ließ ſie alſo liegen für andere, die mehr Gefallen daran fanden, und ſelbſt in den erſten Vorkenntniſſen brachte er es nicht weit. Ich will nur z. B. ſeine Orthographie anführen, in welcher er eine ziemlich unregelmäßige Tendenz verräth, die neue Schreibweiſe zu befolgen und die Subſtantiva mit kleinen Anfangsbuchſtaben zu ſchreiben, was er indeſſen dadurch wieder gut macht, daß er mitunter die Adjectiva mit großen ſchreibt. Auch kann es ihm begegnen, daß er Dign ſtatt Ding, Milch ſtatt Milch ſchreibt und ſich andere ähnliche Abweichungen der Flüchtigkeit erlaubt. Ein Vorderſatz ohne Nachſatz gehört auch nicht ſelten zu den Eigenthümlichkeiten ſeines Stils. Doch dies alles und andere ähnliche Kleinigkeiten halten ihn keineswegs ab, der bravſte, gutherzigſte Burſche von der Welt und der treueſte, ehrlichſte Freund zu ſein. Nach meinem Dafürhalten iſt er ein ſehr hübſcher Mann. Er iſt groß, kräftig und wohlproportionirt gebaut, breitſchulterig, ſtark wie ein Bär und beſitzt dabei große Fertigkeit in allen ritterlichen Künſten. Wie die meiſten Rieſen iſt er dabei von Gemüth ſehr ruhig und beſonnen und es bedarf ſchon einer ſtarken Doſis von Beleidigung, um ſeinen Zorn zu wecken. Doch kommt er dann einmal ſo weit, ſo fühlt man ſich in ſeiner Nähe nicht ganz geheuer. Seine vollen, blonden Haare richten ſich dann wie Borſten in die Höhe, ſeine blauen Augen erloſchen, als wären ſie mit Zorn überzogen, ſeine friſchen, rothen Wangen werden weiß, kurz, er gleicht in dieſem Zuſtande jenen alten heidniſchen Kämpen, wenn ſie in Raſerei geriethen. In ſolchen Augenblicken ſcheint er auch keinen rechten Unterſchied zwiſchen Freund und Feind zu machen. Der Anfall iſt aber von kurzer Dauer und der Sturm läßt ſich oft durch ein mildes Wort oder durch einen Umſtand, der ſeine Aufmerkſamkeit feſſelt und ſeinen Gedanken eine andere Richtung gibt, beſchwören. Als Student wurde er natürlicherweiſe gleich in die ariſtokratiſchen Zirkel ſeiner Familie aufgenommen; doch gefiel ihm, ſo glaub' ich, das ſchlichte Treiben der Studenten beſſer; bei mir war er ein täglicher Gaſt. Eines Vormittags kam er zu mir. Er trug einen neuen grünen Frack mit weißen Knöpfen und erzählte mir, daß er zum Jagdjunker ernannt ſei und daß er jetzt auf ſein Gut gehe, um dort ſein Leben in Freiheit zu genießen und zu beſchließen. Beim Abſchied nahm er mir das Verſprechen ab, ihn einmal zu beſuchen, wenn er, wie er ſagte, recht in Ordnung gekommen ſei — zehn Jahre waren ſeitdem verfloſſen.

Sein Brief, in welchem er mich einlud, war ſo freundlich wie lang. Er ſprach darin von ſeiner unverminderten Ergebenheit, rief mir in die Erinnerung unſer früheres, luſtiges Leben zurück und forderte mich auf, jetzt mein ihm gegebenes Verſprechen zu erfüllen und einige Zeit bei ihm zu verweilen. Mit natürlicher Delicateſſe erlaubte er mir ſelbſt die Bedingungen feſtzuſtellen, unter welchen ich — wie er ſich ausdrückte — ihm die Freude gönnen wollte, mich in ſeinem Hauſe zu ſehen. Er war unverheirathet und

hatte, wie ich wußte, weder männliche noch weibliche Verwandte im Hause; ich trug darum auch kein Bedenken, diesmal von meiner Gewohnheit abzuweichen, nahm seine Einladung an, ließ meinen Hans ein paar Koffer und einen Bettsack packen, empfahl beim Abschied der Madame Irene, meiner alten Haushälterin, meine Papiere in Ruhe zu lassen, wenn sie anfinge, mit Scheuerlappen und Staubbesen zu wirthschaften, setzte mich eines heitern Morgens in einen bequemen Wagen und ließ mich aufs Land hinausrollen.

Erfrischt und belebt durch die reine, kühle Luft und durch das Beschauen der schönen Gegenden, durch die mein Weg führte, erreichte ich gegen Abend den alten Herrensitz Stighof, der sehr malerisch in einer der waldreichsten Gegenden Seelands belegen ist. Wenn ich den Hof einen alten Herrensitz nenne, so will ich damit nicht bei dem Leser die Vorstellung einer Burg mit Zinnen und Thürmen wecken. Derselbe hat allerdings mehrere Jahrhunderte hindurch der Familie meines Freundes gehört, das Hauptgebäude jedoch ist ein ziemlich unansehnliches Erzeugniß des 18. Jahrhunderts und besitzt nur die gute Eigenschaft, eine hübsche Lage zu haben und durch die Bestrebungen mehrerer Generationen im Innern sehr bequem und luxuriös eingerichtet zu sein. Den Namen sowol des Hofes als auch der verschiedenen in dieser Erzählung auftretenden Personen habe ich aus gewissen Gründen selbst erfunden.

Bei meiner Ankunft war der Kammerjunker — er ist nämlich avancirt — nicht zu Hause; man sagte mir, daß er bald kommen werde. Eine ältliche, sehr wortkarge Jungfer, die sich meinem physiognomischen Blicke sogleich als die Haushälterin verrieth, befahl einem Bedienten, mich nach einem für mich eingerichteten Zimmer zu führen; es lag im obersten Stockwerk und eine reizende Aussicht lächelte mir durch die geöffneten Altanthüren entgegen. Ich kramte mittlerweile meine Sachen hervor, denn den Hang hatte ich in der Stadt gelassen, und nachdem ich eine erfrischende Toilette gemacht hatte, zog ich ein kleines Sofa vor das Fenster, zündete eine Cigarre an und vertiefte mich in die Betrachtung der schönen und reichen Landschaft, die die Sonne eben mit ihren Abschiedsstrahlen beleuchtete. Ich hatte diese angenehme Ruhe eine halbe Stunde lang genossen, als ich schwere Tritte und Sporengeklirr auf der Treppe vernahm; es wurde angepocht und herein trat die gewaltige Gestalt meines Kammerjunkers. Einen herzlichern Empfang als den, der mir, dem alten Candidaten der Theologie, zu Theil wurde, konnte ich mir, so eigen ich auch bin, gar nicht wünschen. Alles schien anzudeuten, daß wir beide in Betreff der Pflichten und Rechte des Wirths und des Gastes durchaus einig sein und daß wir namentlich nichts so sehr zu vermeiden wünschten als uns gegenseitig zu genieren.

Zwei Tage waren seit meiner Ankunft verflossen. Ich hatte sie benutzt, um in aller Gemächlichkeit die Umgegend zu untersuchen und das zu erforschen, was mich etwa interessiren könnte. Der Tisch des Kammerjunkers war vortrefflich; Küche und Keller harmonirten in der wünschenswerthesten Weise. Die Gesellschaft, die ich da traf, entsprach auch ganz wohl meiner Neigung, sie bestand neben der erwähnten stummen Jungfer, die die Honneurs machte, gewöhnlich aus dem Verwalter, mitunter dem Arzte, einem Landmesser, der auf dem Gute arbeitete, und ab und zu noch aus einigen flinken Hegereitern. Die Bedienung besorgten ein junger Jäger und ein alter weißhaariger Kammerdiener, den mein Freund von seinem Vater geerbt hatte. Er selbst war ein aufmerksamer und angenehmer Wirth und der Ton war immer der einer einfachen Gemüthlichkeit. Am Vormittage war ein jeder sich selbst überlassen; erst um 4 Uhr kam man beim Mittagstisch zusammen. Eine ausgesuchte, große, aber alte Bibliothek — ein Gebrück, das nicht sonderlich vermehrt wurde —, eine Anzahl von Gemälden, namentlich Jagdstücke und Porträts von Hunden, Pferden sowie von des Besitzers Vorfahren, eine Menge alten, prächtigen Hausgeräths und endlich ein Cabinet, angefüllt mit einer Sammlung von alten Schnurrpfeifereien der verschiedensten Art, versprachen mir einen herrlichen Zeitvertreib, falls das Wetter mir meine Ausflüge unmöglich machen sollte. Meine größte Lust, allein Wald und Flur zu durchstreifen, konnte ich im vollsten Maße befriedigen und die reizende Gegend lockte mich deshalb zu jeder Tagesstunde bald in diese, bald in jene Richtung.

An einem schönen, hellen Vormittage folgte ich auf einer dieser einsamen Wanderungen einem schmalen, schattigen Fußsteig durch einen Moorbruch, in welchem sich ein kleiner Bach unter dichten Erlen dahinwand; nach einiger Zeit wurde der Boden fester und es dauerte nicht lange, so

bemerkte ich, daß ich aufwärts stieg. Doch fand ich bald, daß es keine Reihe von Hügeln war, die ich vor mir hatte, sondern nur eine einzelne mit Bäumen bewachsene Anhöhe, am Saume des Waldes belegen. Als ich hinaufkam, fand ich eine Art von Belvedere, einen planirten Platz, auf dem eine Bank stand, eins jener höchst unbequemen Möbel, die aus einem Brett auf zwei Pfählen bestehen und von der ländlichen Sentimentalität so verschwenderisch auf beliebten Ruhepunkten angebracht werden. Man hatte übrigens von hier die herrlichste Aussicht über weite, eingehegte Felder, wo verschiedene Getreidearten in reichster Fülle standen und in der starken Sonnenhitze duftenten; nicht weit von hier lag ein Dorf mit einer Kirche, in deren Nähe der Pfarrhof sich nur wenig von den umliegenden Bauerhöfen unterschied.

Auf der Bank saß mein Freund — Arthur will ich ihn nennen — mit verschränkten Armen und, wie es schien, in Gedanken vertieft. Bei meiner Ankunft fuhr er wie aus einem Traum empor und eine gewisse Verschämtheit zeigte sich, wie es mir schien, auf seinem hübschen, sonnenverbrannten Gesicht; doch sie wich augenblicklich dem gewöhnlichen jovialen, gutmüthigen Lächeln, das ihm eigen war. Ich setzte mich neben ihn und während ich meinen Blick über die stille Landschaft schweifen ließ, entging es mir nicht, daß Arthur's Auge mit einem eigenen Ausdrucke auf den Pfarrhof und dessen weißgemalte Gartenthür gerichtet war.

„Ich will dir doch etwas sagen", begann er plötzlich nach einem kurzen Stillschweigen, „obgleich es eigentlich wol seltsam und unnütz ist, mit einem Junggesellen wie du von solchen Dingen zu sprechen! Aber ich kann" — hier fuchte er in seinen Bart hinein — „nun einmal nicht umhin!"

Etwas überrascht und verwundert durch diese Einleitung wandte ich mich schnell nach ihm hin; sein Gesicht glühte. „Was du mir anvertrauen willst und von welcher Art es ist", sagte ich lächelnd, „haben mir fast schon deine Worte verrathen —!"

„Ja, das that ich gerade mit Absicht", antwortete er lachend, „denn ich fasse mich gern kurz. Du kannst also wol begreifen, daß ich verliebt bin! Aber daß es das erste mal in meinem Leben ist, daß mir dergleichen passirt, das glaubst du vielleicht nicht! Und doch verhält es sich so! Du magst mir nun glauben oder nicht, aber wahr ist's und bleibt's, daß ich bisjetzt mein ganzes Leben hindurch von der einen so gut wie von der andern Art Liebe so unberührt geblieben bin wie ein neugeborenes Kind! Ich habe nie über meinen Charakter, mein Gemüth, mein Temperament oder wie es nun genannt werden soll, nachgedacht; aber die Natur muß mich wol so geschaffen haben, daß ich so lange allem Unheil in der einen wie in der andern Beziehung habe entgehen können!"

„Du willst mir doch nicht einreden", sagte ich schlau, „daß du nie — —"

„Ja, das weiß Gott, daß ich das will!" unterbrach er mich mit der Wärme des reinen Bewußtseins; „und das ist gerade etwas, was mich gewissermaßen stolz macht und was mir unter den jetzigen Umständen Muth verleiht; denn Muth gehört dazu, das wirst du mir gewiß selber einräumen, wenn du sie siehst!"

Ich betrachtete mit einer Art von Respect dieses große, unerfahrene Kind, konnte mich aber auf der andern Seite nicht enthalten, über das Fundament zu lächeln, worauf er bei dieser Angelegenheit seinen Stolz und seinen Muth baute.

„Nun denn", fuhr ich fort", heraus mit der Sprache! Wer ist diese formidable Dame, die meinen Herkules bezwungen hat? Und auf welche Hindernisse bist du gestoßen?"

„Ach, es gibt, glaube ich, keine andern Hindernisse", erwiderte er, „als meine eigene thörichte Schüchternheit und Unbeholfenheit! Siehst du, ich kann doch, unter uns gesagt, ohne Bedenken aussprechen, daß ich nicht zu den häßlichsten Männern gehöre; meine Vermögensumstände sind so gut, wie man es wünschen kann; das Gut ist schuldenfrei, im besten Betriebe und nimmt Jahr für Jahr an Werth zu; was meine eigentliche Person anbetrifft, so darf ich wol sagen, daß ich ein ganz honneter Kerl bin; wenigstens habe ich niemals den geringsten Krakehl mit einem einzigen von den vielen Menschen, hohen wie niedrigen, gehabt, mit denen ich infolge meiner Stellung in Berührung komme; meine Bauern — wenn ich in unserer Zeit meine sagen darf — sind mir mit Leib und Seele zugethan, und alles, was ich in meinem Kreise unternehme, glückt mir und gedeiht! Nun, meinen uralten Adel darf ich wol gar nicht mit in die Wagschale legen, — es sei darum! Dennoch, obgleich man nun annehmen sollte, daß ich auf dieses alles fußen könne und nicht nöthig habe, verzagt zu sein — — ja, preßt die Mehl-

befand er ſich in dem Abendzirkel des Miniſters von Ilgen. Wie immer waren wir der Gegenſtand ſeiner Verwünſchungen. Herr von Ilgen, erſchrocken über ſeine unvorſichtige und verläumderiſche Sprache, wußte ſich, um ihn zum Stillſchweigen zu bringen, nicht anders zu helfen, als daß er ihn bei der Hand nahm, auf die Seite, wie zu einer vertraulichen Mittheilung führte und ſcherzhaft that, als wollt' er aus den Lineamenten ſeiner Hand ſein künftiges Schickſal leſen. Patkul ſieht, daß Herr von Ilgen über den Scherz plötzlich erblaßt. Ilgen will ſich entfernen, Patkul zwingt ihn, Rede zu ſtehen. Ilgen bat, er hätte nur einen Scherz beabſichtigt, er möchte mit ihm zur Geſellſchaft zurückkehren. Dies ſteigert die Neugier des wunderſüchtigen Patkul nur noch mehr. Endlich mußte ſich Herr von Ilgen entſchließen, nachzugeben. Er nahm Patkuls Hand und ſagte zu ihm mit zitternder Stimme: Herr von Patkul, Sie werden — keines — natürlichen Todes ſterben! Patkul, der an Ahnungen glaubt, wie angedonnert, ſpricht kein Wort, nimmt Poſtpferde und reiſt in vierundzwanzig Stunden ab. In Berlin lachte man darüber und hält jetzt Herrn von Ilgen für einen großen — Diplomaten. Es liegt an uns, Excellenz (boshaft lächelnd), aus ihm einen noch größern — Propheten zu machen.

Flemming (ſinnend).

Hm, —

zeit! Ich stehe vor ihr wie ein Schulknabe, der seine Tabelle nicht gelernt hat!"

„Nun wer ist diese Dame?" fragte ich wieder.

„Da drüben wohnt sie!" sagte er mit einem Seufzer, der ihm drollig stand.

„Beim Prediger?" fuhr ich fort." Ist es die Tochter des Predigers?"

„Ja, es ist die Tochter des Predigers! Es ist ein blitzschönes Mädchen, sage ich dir, und Bildung besitzt sie und feine Lebensart; sie hat eine ausgezeichnete Erziehung genossen! Ihr Oheim mütterlicherseits in dieser Kammerherr Pfaulheim in Kopenhagen; in seinem Hause ist sie ein paar Jahre gewesen. Sie spielt Klavier, singt und kleidet sich wie eine Königin, ja sie ist ein Frauenzimmer comme il faut! Wenn du Lust und Zeit hast, so kannst du gleich Gelegenheit haben, ihre Bekanntschaft zu machen. Ich habe gerade ein Geschäft in einer Ziegelei zu besorgen, die jenseit des Dorfs liegt, und muß auch mit dem Prediger sprechen; — ich bin ja Mitglied des Gemeinderaths!" setzte er mit einer gewissen Ironie auf die neuern, ihm nicht recht zu Sinne stehenden politischen Zustände hinzu.

„Ja, wenn der Besuch nicht gar zu lange dauern wird", sagte ich, indem ich aufstand, „so habe ich nichts dagegen, die Auserwählte deines Herzens in Augenschein zu nehmen. Denn wenn deine vertrauliche Mittheilung den Zweck hat, meine vieljährige Erfahrung zu benutzen —" hier lächelten wir beide ein wenig malitiös — „und du meinen Rath in dieser Angelegenheit hören willst, so bin ich, wie ein kluger Minister oder General, genöthigt, die Verhältnisse kennen zu lernen und das Terrain zu erforschen!"

Wir begaben uns auf den Weg und wanderten erst längs der hohen Einfriedigung des Waldes, gingen über einen Steg[el] ins Feld, auf welches die Sonne glühendheiß niederschien, und schlugen dann einen Fußsteig ein, der durch ein üppiges Gerstenfeld führte, bis wir den Kirchweg erreichten, der uns an das Thor des Pfarrhofes brachte.

Kaum hatten wir den innern Hof betreten, als mich alten Junggesellen ein Schauder ergriff; denn aus der Thür zur Vordiele, neben welcher die gaslose Wagentreppe hing, stürzte ein halbes Dutzend Knaben von verschiedenem Alter und verschiedener Größe, jedoch alle mit derselben Physiognomie, die deutlich besagte: Wir sind alle Brüder, die Söhne Eines Mannes! Mit ver[ge]nerschütterndem Schreien und Toben begrüßten sie meinen Begleiter, der ihr guter Freund und Kamerad zu sein schien, und nachdem sie eine unzählige Menge verwirrter Fragen gethan und mich ein wenig angegloßt hatten, zerstoben sie in alle Winde. Den lauten Ruf meines Freundes, ob die Familie zu Hause sei, beantwortete der längste Bengel vom Hundehause aus, wo er den Kettenhund hätschelte, mit der Erklärung, „daß Papa draußen im Felde, Mama in der Milchkammer und Lotte im Garten sei!" und damit flog auch er davon. Ich wünschte ihm eine glückliche Reise.

Durch die Vordiele, die Wohnstube und die Gartenstube, die wir leer fanden, ging der Weg nach dem freundlichen Garten. Drinnen, hinter der offen stehenden Thür, machten wir einen Augenblick halt. Draußen, dicht bei der Treppe, unter dem Schatten zweier großen Kastanienbäume, saß ein junges Mädchen; sie schien wie nicht älter als siebzehn oder achtzehn Jahre. Ueber dem wunderbar reichen, dunkelbraunen Haar lag ein kleines, dreieckiges, buntes Seidentuch, welches sie unter dem niedlichsten Kinn zusammengebunden war. Ihr Anzug war von einfachstem Stoffe; sie trug ein blau- und weißgestreiftes Kleid; aber es schloß sich so natürlich und zierlich der schlanken, biegsamen Gestalt an und war so nett bei aller seiner Einfachheit. An den Füßen trug sie, wie ich sah, ein Paar zierliche Holzpantoffeln; da sie jedoch den Fuß aus einem derselben herausgezogen hatte, bemerkte ich, daß dieser Fuß niedlich klein und wohlgeformt war. Auf dem Tische vor ihr saß ein kleines Mädchen, ungefähr zwei Jahre alt, und daneben stand ein Teller mit Suppe, womit sie das Kind wie einen jungen Vogel fütterte. Das Kind selbst war munter und lebhaft; es klatschte mit einem breiten Kastanienblatte, welches es in der Hand hielt, auf den Tisch und rief nach jedem Löffel: „Mehr!" Es war ein schönes kleines Bild.

„Ist sie es?" fragte ich mit leiser Stimme meinen Begleiter.

„Gott behüte!" flüsterte er, „das ist ja noch ein Kind!"

Ich hielt alle das Lob zurück, das ich seinem guten Geschmack hatte zollen wollen — denn dies Kind war eine im höchsten Grade reizende Jungfrau — und stieg mit ihm die steinerne Treppe hinunter. Als wir uns dem Tische näherten, an dem sie saß, stand sie auf, reichte mit heiterer Freundlichkeit dem Kammerjunker die Hand und mit machte sie eine Verneigung. Auch

das kleine Mädchen auf dem Tische reichte seine Hand und grüßte, indem es sein „Mehr! mehr!" fortsetzte.

„Guten Morgen, meine kleine Martha! Wie geht es dir?" sagte Arthur, indem er ziemlich derb die kleine Hand der Jungfrau schüttelte. „Darf ich Ihnen meinen Freund, den Candidatus theologiae Hanien, der mir das Vergnügen macht, mich in dieser Zeit zu besuchen, vorstellen?"

Das junge Mädchen machte wieder eine leichte Verneigung und grüßte mit einem Lächeln, welches — Gott verzeihe es ihr! — wie ich glaube, dem hohen Alter des Candidaten galt.

„Ist Fräulein Charlotte zu Hause?" fuhr er dann mit einem gewissen unruhigen Eifer fort und das Blut stieg ihm in die Wangen.

„Ja wohl", antwortete Martha mit einer prächtigen, klangvollen Stimme, „sie ist hier im Garten; ich sah sie soeben mit einem Buch in der Hand nach der Laube hinuntergehen. Da sitzt sie gewiß jetzt und liest." Nach diesen Worten fing sie wieder an, sich mit ihrer kleinen Schwester zu beschäftigen, die ungeduldig auf einen neuen Löffel Suppe gewartet hatte. Wir gingen also tiefer in den Garten hinein.

Kaum hatten wir einen langen Gang, der auf beiden Seiten mit Haselbüschen eingefaßt war, betreten, als wir, der erwähnten Dame ansichtig wurden, die denn also der Gegenstand der Seufzer meines Freundes Arthur und meiner Kritik sein sollte. Während wir langsamen Schrittes ihr entgegenwanderten, benutzte ich die Gelegenheit, ihr Aeußeres genau zu mustern. Sie war sehr groß und ziemlich stark gebaut und schritt gar feierlich einher, indem sie eine äußerst vornehme Haltung beobachtete. Das weiße Morgenkleid war ihr so eng angepaßt, als käme sie geradewegs aus den Händen der Schneiderin und unter dem sehr breiten und flachen Sommerhute drängten sich zu jeder Seite des regelmäßigen, aber stark markirten Antlitzes zwei lange Büschel rabenschwarzer Locken hervor. In den mit Handschuhen wohlversehenen Händen trug sie ein Buch und einen Sonnenschirm. Als sie uns näher kam, gab sie nach und nach ihrer Gestalt etwas mehr Bewegung, indem sie, wie ein Franzose gesagt haben würde, *daneimait sur les hanches*, wobei sie ein Lächeln über das ganze Antlitz verbreitete und dadurch die Gelegenheit bot, zwei Reihen sehr weißer, nur etwas großer Zähne zu bewundern, wobei die Augen seltsam ganz verschwanden. In ihrer Haltung lag etwas Selbstbewußtes, das bei mir nicht gerade die Vorstellung von einer glücklichen Ehe hervorrief.

Nachdem die gewöhnlichen Vorstellungs- und Empfangsredensarten gewechselt waren, setzten wir die Wanderung im Garten fort, wobei Arthur mich hin und wieder mit fragenden Blicken verfolgte, um zu erspähen, welche Wirkung diese außerordentliche und für die Landsphäre in der That überraschende Phänomen auf mich mache.

„Was ist denn das für ein Buch?" hob mein Freund an, „womit Sie sich so früh am Tage bewaffnet haben?"

Das Fräulein sagte in leichtem Tone: „Das ist das Buch, welches D. vor kurzem herausgegeben hat und das, wie man mir erzählt, sein politisches Testament enthalten soll! Peter hat es mir geliehen; er hat es mit einer Menge von Anmerkungen und Hinweisungen versehen, sodaß ich mich recht darauf freue, es zu lesen, was mir sowol belehrend als unterhaltend sein wird!"

Ich betrachtete sie mit seltsamer Befangenheit —

„Peter?" entgegnete Arthur, als wäre er unangenehm überrascht worden und sein Gesicht wurde wieder feuerroth. „Ist er hier?"

„Ja! Er kam gestern Abend nach Hause zu seinen Aeltern", antwortete Charlotte, „und da hat er uns denn auch gleich besucht."

„Nun das hat Sie wol recht sehr gefreut, Charlotte", fragte Arthur mit ziemlich unsicherer Stimme.

„Wir waren alle erfreut und angenehm überrascht. Er ist jetzt Candidat, hat den besten Charakter bekommen und dazu noch viel früher, als wir es erwartet hatten."

Ich betrachtete im Geheimen Arthur's Mienen. Sein Gesicht war sehr lang geworden; Peter mußte wol ein Nebenbuhler sein, schloß ich.

Ich erlaubte mir die Frage, wer der junge Mann wäre, von dem gesprochen werde.

„Es ist mein Vetter", antwortete das Fräulein. „Sein Vater, mein Oheim, wohnt jenseit des Waldes, eine kleine Viertelmeile von hier. Er ist Jurist", fuhr sie in vortragender Weise hinzu, „und beabsichtigt jetzt sich für eine wirksamere und mehr unmittelbare Theilnahme an der Staatsverfassung, die jetzt einer größern Anzahl von Staatsbürgern zugänglich ist, als es unter der vorigen Regierung der Fall war, auszubilden. Ich glaube sicher, daß wir noch viele

Freude an ihm erleben werden. Meinen Sie das nicht auch, Herr Kammerjunker?“ fügte sie mit einem elegischen Lächeln hinzu.

„Ich weiß — ja, es — ja, das ist ganz meine Meinung!“ sagte Arthur sehr schnell und mit sichtbarer Anstrengung.

„Ja gewiß“, fuhr das Fräulein fort, „er ist ein vielversprechender junger Mann! Peter ist ein warmer Patriot, versehen mit einem Schatz nützlicher Kenntnisse, die ihre Lebenskraft aus hoher Begeisterung und strengem republikanischen Ernst schöpfen. Solche Leute sind es gerade, die wir nöthig haben, wenn die jetzt wirksamen Kräfte erschlaffen und altern. Sie sollten z. B. nur wissen, wie beredt er ist! Als ich mich in Kopenhagen bei dem Kammerherren Pfaudelm aufhielt, sahen wir uns fast täglich. Er hatte mich zur Vertrauten seiner Pläne und Gedanken gemacht und theilte mir mit, was er in seinem Eifer und in seiner Begeisterung bald in dieser und bald in jener öffentlichen Angelegenheit geschrieben oder gesprochen hatte. Nach meiner geringen Einsicht und so wie ich ihn kenne, glaube ich voraussagen zu dürfen, daß wir in ihm einen kräftigen Vorkämpfer für das Volk und seine Gerechtsame erwarten dürfen. Sie sollen einmal seine Abhandlung: ‚Das Zeitliche und das Ewige‘, die unter dem Zeichen b. a vor einem halben Jahre in der ‚Post‘ aufgenommen war, zum Durchlesen haben; es ist etwas ganz Vollendetes!“

‚Parla come un libro stampato‘ dachte ich mit Leporello, und es ergötzte mich unbeschreiblich, diese durchaus städtisch gebildete Dame mit grandiosem Ernst eine feierliche Rede halten zu hören und die niederschlagende Wirkung zu beobachten, die sie auf das ganze Wesen meines Freundes ausübte. Es war nur zu deutlich zu sehen, wie sehr es ihn peinigte, daß sie diesen Vetter Peter so sehr rühmte; es war infolge seiner Natur und Bildung ziemlich begreiflich, daß er die übrigens ehrenwerthen Grundsätze, von denen sie beseelt war und geleitet wurde, nicht ganz fassen und würdigen konnte. Ihr schien total verwirrt, riß bald dieses, bald jenes Blatt von den Büschen, zerknitterte es, tänzerte sich und war ganz außer sich.

Ich erbarmte mich seiner und bemühte mich, die Dame in ein politisches Gespräch zu ziehen, wobei ich mich so gut es gehen wollte der Ausdrucksformen bediente, die den politischen Dilettanten so geläufig sind; und es ging besser, als ich erwartet hatte. Da nun Arthur meine geringe Kenntniß der Details aller solcher Verhandlungen und meinen gänzlichen Mangel an Interesse dafür sehr wohl kannte, so wurde ihm meine menschenfreundliche Absicht klar und er beruhigte sich nach und nach. Fräulein Charlotte hingegen, die anfänglich den alten theologischen Candidaten mit einer etwas weniger als höflichen Miene von oben bis unten betrachtet hatte, führte jetzt ihre schwerste Artillerie ins Feuer und ergoß die ganze Flut ihrer Beredsamkeit und Weisheit über mich, sodaß ich mich kaum einigermaßen gegen den Strom halten konnte. Zuletzt brach sie ab und sagte: „Doch — im Grunde ist es unrecht, in des Kammerjunkers Gegenwart von diesen Dingen zu reden und ich mache mir oft Vorwürfe darüber, wenn ich mich dabei ertappe. Nicht wahr, ich darf ja wol sagen, daß es nicht ganz nach Ihrem Sinne ist? Doch gebe ich nicht die Hoffnung auf, Sie zu bekehren — ganz allmählich — Sie werden sehen, mit der Zeit!“

Arthur faßte Muth und antwortete der Schelmin: „Sollte jemand mich in jeder Hinsicht bekehren können, so müßten Sie es wol sein, Fräulein Charlotte! Jedoch — sollte keine Bekehrung möglich sein, so hoffe ich, daß wir deshalb nicht weniger gute Freunde sein werden!“

„Meine Hand darauf!“ sagte Charlotte und lächelte bedeutungsvoll; „Feinde werden wir sicher nicht!“

Sie reichte ihm ihre Hand, die er sehr ehrerbietig kaum mit den Fingerspitzen berührte, indem er wieder roth wurde wie eine Päonie, aber sehr glücklich aussah und mir bedeutungsvolle Blicke zuwarf. Ich fühlte ein tiefes Mitleid für ihn — solcher Ueberlegenheit gegenüber.

In der Gartenstube, wo der Frühstückstisch gedeckt war, trafen wir die übrige Familie. Der Vater, ein kleiner hagerer Mann mit einem sarkastischen, schlauen Gesicht und mit der Schnupftabaksdose in der linken Hand wie festgewachsen, und die Mutter, eine gewaltige, imposante Gestalt, die eine etwas vornehme Haltung zeigte und vermuthen ließ, daß sie in ihrer Jugend ausgesehen haben konnte wie die älteste Tochter, empfingen uns sehr freundlich; und bei Tische, wo die Mutter präsidirte und Fräulein Charlotte die Miene einer Dame annahm, die kaum hierher gehöre, übernahm die kleine Martha mit so vieler Ruhe und Anmuth die Bedienung, daß ich die Augen nicht von ihr abwenden konnte, was sie jedoch gar nicht zu bemerken schien. In ihrem Anzuge war keine andere Veränderung vorgenom-

men, als daß das bunte Tuch von ihrem Kopfe verschwunden war und die Füße jetzt in einem Paar kleiner Schuhe staken. Ihre Figur war so vollendet schön, ihr Teint so blendend, ihr Gang so elastisch, ihre Haltung so graziös und ihr Ernst und ihre Stille so erwartungweckend, daß man, wenn sie mitunter ihre großen, dunkelblauen Augen über die Gesellschaft hinschweifen ließ, gleich denken mußte: Nun kommt etwas, was das Herz erwärmen kann!

Aber es kam nichts. Die Mutter und die älteste Tochter bemächtigten sich um die Wette des Worts; der Prediger warf ab und zu eine drollige, beißende Bemerkung wie eine Leuchtkugel hin; das wilde Heer der Knaben stürmte um den Tisch herum, herein und hinaus und klapperte mit den Thüren. Durch dieses Chaos wanderte Martha mit anmuthiger Ruhe; sie stopfte im eigentlichen Sinne des Worts den Jungen den Mund, die dann verschwanden, und sie holte darauf die Kleine herbei, mit der sie sich, ohne, wie es schien, das Treiben und das Sprechen der übrigen Gesellschaft zu beachten, fortan beschäftigte.

Da öffnete sich die Thür und ein junger Mann trat herein, der von der Familie, mit Ausnahme des Predigers, Charlottens und Martha's, mit Acclamation empfangen wurde. Ich beobachtete Arthur und erlah gleich aus dem unwilligen Ausdruck seines Gesichts, daß es der talentvolle Politiker Vetter Peter sein müsse. Der Mutter und selbst Charlottens Augen strahlten ihm entgegen. Er sah verdrießlich und zerstreut aus. Klein von Wuchs, hatte er etwas Kräftiges und Entschiedenes. Er trug einen dunkelfarbigen, ungebürsteten Paletot; das Haar, das glatt und lang, etwas verwildert war, strich er ab und zu hinters Ohr. Mit einer gewissen Derbheit und Nonchalance, die vermuthlich doch wol nur eine gewisse Verlegenheit bemänteln sollte, warf er sich auf einen Stuhl und streckte die Füße von sich. Uns Fremde grüßte er kaum, aber Martha wollte er unter das Kinn fassen, indem er fragte: „Wie geht dir's, Martha?" Als aber das junge Mädchen diese Berührung durch eine leichte, aber determinirte Handbewegung, die der Candidat mit Erröthen beantwortete, abwehrte, fing er an, mit Charlotten, neben der er Platz genommen hatte, zu flüstern.

Ich höre sehr scharf und besitze die Fertigkeit, meine Aufmerksamkeit auf mehrere Dinge zugleich zu richten. Es wurde mir deshalb nicht schwer, während ich mit dem Prediger über ein Zeitthema, gemischte Ehen, sprach, das Gespräch der beiden Verbündeten zu belauschen; als wir alle aufstanden, um voneinander Abschied zu nehmen, hörte ich deutlich, daß Charlotte schnell dem Vetter zulispelte: „Heute abend um 7 Uhr bei der alten Eiche!"

II.

Wir verabschiedeten uns. Es war eine glühende Hitze; darum ging ich auf Arthur's Vorschlag, ihn auf einem langen Umwege zu begleiten, um eine schönbelegene Ziegelei und eine Wassermühle zu besuchen, nicht ein und zog es vor, allein durch den Wald nach Hause zu gehen.

Als ich mich unter den schattigen Buchen auf dem sich schlängelnden Fußsteige befand, war es meine Absicht, die „alte Eiche" aufzusuchen.

Ein glücklicher Zufall oder der Instinct führte mich auf einen kleinen Seitenpfad, der sich in das Dickicht hineinwand, und nach einer kurzen Wanderung erreichte ich denn auch mein Ziel.

Es war ein kleiner, grüner Platz, von Gebüsch und hohen Bäumen umgeben. Nach der einen Seite zu stand die Eiche, hohl und gespalten, aber mit einer prächtigen, vollen Krone, die ihren Schirm über eine niedrige, kleine Grasbank ausbreitete. Ein solcher alter ehrwürdiger Baum erweckt immer mein Interesse und ich untersuchte darum auch von allen Seiten dieses Exemplar mit ebenso großem Eifer und gewissenhafter Genauigkeit wie ein Alterthumsforscher eine merkwürdige Klosterruine.

Als ich, nachdem ich einige Büsche zur Seite gebogen hatte, hinter den großen Stamm trat, entdeckte ich, daß er ganz hohl sei und daß man von dieser Seite in die Höhlung hineintreten könne, die für fünf oder sechs Personen Platz hat. An der einen Seite, die dem grünen Platze zugekehrt war, hatte die Hand der Zeit ein paar Spalten und Löcher angebracht, die einen freien Durchblick gestatteten. Es hätte gar nicht bequemer eingerichtet sein können, sich hier zu verstecken. Sollte das die Absicht Peter's und seiner Cousine gewesen sein?

Zufrieden mit meiner Entdeckung, ging ich heimwärts. Als ich zu der Stelle zurückgekommen war, wo der erwähnte kleinere Fußsteig an den größern stieß, den ich verlassen hatte, um die Eiche zu suchen, begegnete mir die holde Martha. Sie ging langsam unter den schattigen Bäumen einher. An der einen Hand führte sie die kleine Lili, in der andern trug sie einen aufgeschlagenen

Sonnenschirm, der nachlässig auf ihrer Schulter ruhte, während die Sonnenstrahlen ab und zu durch das Laubdach hindurch den Glanz ihrer schönen Locken, die von keinem Hute bedeckt waren, erhöhte. Sie plauderte freundlich mit dem kleinen Mädchen, welches längs dem Wege Blumen pflückte, ihr dieselben reichte und wissen wollte, wie sie hießen.

„Kommen Sie auch dieses Wegs?" sagte ich. „Es freut mich, Ihnen zu begegnen, denn in Ihrem Hause fand ich keine Gelegenheit, ein einziges Wort mit Ihnen zu sprechen!"

„Sie gehören gewiß nicht zu den Gesprächigen", antwortete Martha mit einem Lächeln, das ihrem sonst ernsthaften Gesicht sehr gut stand, „und ich auch nicht; darum schwiegen wir. Uebrigens gestehe ich, daß man zu Hause beim Frühstück selten Ruhe findet, ein vernünftiges Gespräch zu führen. Ich beschäftige mich deshalb immer mit dieser" — sie zeigte auf das Kind. „Ich erinnere mich außerdem, was Sie selbst bei Tische sagten!"

„Was ich sagte?" rief ich, erstaunt, zu hören, daß sie auf meine Aeußerungen Acht gegeben. „Was war es denn?"

„Sie sagten, daß ein Gespräch nur dann recht unterhaltend sei, wenn es von zweien geführt würde, die einig sind, oder von dreien, die es nicht sind."

„Das war nur ein Paradoxon, womit ich mir in dem Augenblick durchzuhelfen suchte", entgegnete ich lachend. „Finden Sie wirklich, daß darin etwas Wahres liegt? Haben Sie schon eine ähnliche Bemerkung gemacht?"

„Ob Sie Ihrer Behauptung eine besondere Bedeutung beilegen", fuhr sie fort, „kann ich nicht wissen; aber sie scheint mir natürlich, wenn ich sie mir auf meine Weise erkläre. Lise und ich z. B. sind immer einig und darum geht es mit uns beiden so gut; und wenn wir jetzt ein wenig tiefer in den Wald hineinkommen, so treffen wir einen Dritten, mit dem ich wenigstens nicht immer so einig bin."

„Wer ist dies, wenn ich fragen darf?" erwiderte ich neugierig.

„Es ist eine alte Frau, die zur Zeit, als noch der alte Kammerherr lebte, mit einem frühern Jäger und Holzvogt hier auf dem Gute verheirathet war. Die alte Karen ist sehr unterhaltend. Sie hat in ihrer Jugend so vieles gesehen und erlebt; ja sie hat sogar viel gereist, denn sie mußte, als sie noch Amme und Kindermädchen des Kammerjunkers war, ihrer Herrschaft überallhin folgen, auch einmal auf einer weiten Reise ins Ausland. Alles, was sie auf diese Weise erlebt hat, kann sie mir dann nun erzählen. Sie ist unerschöpflich und ich werde nie müde, ihr zuzuhören; insofern sind wir also einig!"

„Worin sind Sie uneinig?"

„Das kann ich Ihnen nicht so recht sagen!" antwortete Martha, den Kopf schüttelnd und ein wenig erröthend. „Doch ja! Sie verzieht mir mitunter die Kleine hier und die ist nun einmal mein Augapfel und niemand außer mir darf sie erziehen wollen!"

„Die alte Karen, von der Sie sprechen, erzählt wol, wie ich mir denken kann, in sehr ungekünstelter Weise von den fremden Ländern und den vielen Dingen, die sie gesehen hat?" fragte ich.

„Darin haben Sie ganz recht! Das ist gerade das rechte Wort! Alles, was sie in der Fremde und zu Hause gesehen und erlebt hat, stellt sie mit einer solchen Wahrheit und Natürlichkeit dar, daß es einem weit anschaulicher und faßlicher wird, als wenn man Aehnliches in gelehrten Reisebeschreibungen liest. Sie sollten nur ihre Beschreibung des alterthümlichen, vornehmen Lebens hier auf Stighof und in Kopenhagen hören! Es ist mir dabei, als ob ich das selbst mit angesehen und den Kammerherrn und die gnädige Frau gekannt hätte; namentlich von dem kleinen Arthur — so nennt sie ihn bisweilen noch — da weiß sie immer was zu erzählen; sie ist darin unermüdlich!"

„So wie Sie im Zuhören?" fragte ich wieder und ein Strom von Rosenfarbe ergoß sich abermals über ihr strahlendes Gesicht.

„Sie weiß", sagte Martha, „aus der Zeit seiner Kindheit und ersten Jugend so viele schöne Züge seiner braven Gesinnung und Herzensgüte anzuführen, und — wie sie sagt und wie wir alle wissen — er verleugnet jetzt als Mann nicht seine Natur. Es ist z. B. eine wahre Freude, zu sehen, mit welcher Liebe und Dankbarkeit er immer seine alte Amme behandelt."

„Sehen Sie das mitunter?" fuhr ich fort.

„O ja! Mitunter sehe ich ihn, wenn er die Karen besucht, und das thut er fleißig! Es ist beinahe, als besuche ein Sohn seine Mutter! In jeder Hinsicht hat er gut und reichlich für sie gesorgt — und — ja hier", unterbrach sich Martha selbst, als wir an einem Steget standen, der aus dem Walde führte, „hier gehen Sie wol, denke

ich, hinüber und ich folge diesem Kunstzeige. Leben Sie wohl!"

Ich blieb stehen und sah ihr und dem Kinde nach, das sich ein paarmal umwandte und mir zunickte, bis sie zwischen den Büchen verschwanden.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Christoph Scheurl.

Ein Diplomat des alten Nürnberg.

Ein Zeitgenosse und Freund Albrecht Dürer's und Willibald Pirkheimer's, verdient dieser ausgezeichnete Gelehrte und Staatsmann Nürnbergs, daß wir ihm eine biographische Skize widmen. Christoph Scheurl wurde 1481 zu Nürnberg geboren. Er gehörte einer Familie an, die eigentlich aus Schwaben stammte. Sein Vater war 1467 aus Breslau nach Nürnberg gekommen. Er war ein ausgezeichneter Handelsmann, der sich am 2. August 1480 mit Jungfrau Helena, einer Tochter von Herdegen Tucher, verheirathete. Die Tucher gehörten zu den angesehensten Geschlechtern der Freien Reichsstadt. Die Hochzeit wurde auf dem Rathhause gefeiert, eine für damalige Zeit große Auszeichnung. Die Chronikenschreiber schildern Helena als von „kleinem Leib und subtilen Gliedmaßen, wohlgekannt, ehrenreich, vernünftig, beredt, auch sehr geistlich" und sind voll ihres Lobes. Es scheint sich auch hier zu bewähren, daß ausgezeichnete Söhne gewöhnlich auch eine ausgezeichnete Mutter besessen haben.

Am 11. November des erwähnten Jahres, an einem Sonntag Mittags 12 Uhr, ward Christoph Scheurl geboren. Schon dies betrachtete man als ein sehr günstiges Zeichen, noch mehr aber das ihm gestellte Horoskop. Das Haus am Obstmarkt Nr. 984 ist noch heute dasselbe, in dem Scheurl unter so außerordentlichen Zeichen das Licht der Welt erblickte. Da er schon in seiner frühesten Jugend Sinn und Geschmack für die Wissenschaften zeigte, so wurde er anfangs für den geistlichen Stand bestimmt; aber seine Mutter, die große Hoffnung in ihn setzte, bot alles auf, ihn von dieser Bestimmung abzuhalten und ihn dem Rechtsfache zuzuwenden. Diese Bitten und Wünsche der Mutter wurden nicht erfüllt. Im März 1496 bezog Christoph mit seinem jüngern Bruder Albrecht das Gymnasium zu Heidelberg und fand dort gute Aufnahme im Hause des Doctor Sieber, Beichtvater des Pfalzgrafen Philipp. Am 15. November 1496, also erst 17 Jahre alt, reiste Scheurl auf Veranlassung seines Oheims Sigmund Tucher, Propst zu St.-Lorenzen, nach Bologna und hörte an der dortigen Universität Collegien, namentlich bei Johann Monteferrato, Philipp Beroaldo und Lorenz Campeggi; letzterer hielt ihm auch oft Sonntags Privatvorlesungen. Von Bologna aus reiste er im Herbst 1500 mit andern vornehmen Studenten nach Venedig, Loretto und Rom, wohnte dort dem großen Jubiläum beim Wechsel des Jahrhunderts bei und erhielt die Weihe. Nachdem er fast ganz Italien durchreist, kehrte er nach Bologna zurück und wurde dort 1504 zum Syndikus der deutschen Nation erwählt. Diesen dem Rectorat zunächst stehenden Ehrenposten bekleidete er zwei Jahre mit großer Auszeichnung. Im Jahre 1505 wurde er in beiden Rechten von Johann Campeggi, dem berühmtesten Rechtsgelehrten, der zu Padua für einen Gehalt von 1000 Goldgulden (eine für damalige Zeit ungeheure Summe) die Rechte lehrte, examinirt. Im folgenden Jahre wurde er Doctor des Civil- und Kanonischen Rechts. In demselben Jahre reiste er auch nach Neapel und gab in Bologna eine lateinische Schrift heraus über deutsche Zustände, die seine Vaterlandsliebe bezeugt.

Sein Studiengenosse und innigster Freund in Bologna war Johann von Staupitz, der nachherige Gesandte am päpstlichen Hofe. Zur selben Zeit kam auch Albrecht Dürer nach Bologna. Scheurl schloß sich ihm an und konnte später seinen deutschen Landsleuten bezeugen, wie man in der Fremde dem bescheidenen Dürer huldigte, wie ihm die Bolognesen öffentlich die Meisterschaft der Malerei in der ganzen Welt zugesprochen und gesagt, „sie wollten lieber sterben, als daß sie den so lange begehrten Dürer nicht gesehen hätten." Zu der Familie Pirkheimer stand Scheurl schon damals in freundlichen Beziehungen. Namentlich sind uns vom Jahre 1500 Briefe von ihm an Charitas Pirkheimer aufbewahrt, die bereits Aebtissin des Klosters zu St.-Clara in Nürnberg war. Er sendet ihr einige Schriften und spendet ihr wie ihrem Bruder das reichste Lob.

Nachdem Scheurl länger als acht Jahre in Italien, dem damaligen Hauptsitz der Gelehrsamkeit, von dem alle Cultur der Geister ausging, studirt, kehrte er nach Deutschland zurück (1507). Aber sein Aufenthalt in Nürnberg war nur von kurzer Dauer. Um jene Zeit war Kurfürst Friedrich III., der Weise, von Sachsen bemüht,

an die von ihm 1502 zu Wittenberg gestiftete Universität gelehrte Männer zu ziehen. Staupitz empfahl hierzu Scheurl dem Kurfürsten und dieser säumte nicht, ihn als Professor der neuen Rechte zu berufen. Scheurl folgte diesem ehrenvollen Rufe und erhielt als jährlichen Gehalt 80 Goldgulden. Er schreibt selbst darüber nach Nürnberg an Sirtus Tucher, daß ihm der Fürst „aus Rücksicht für seine Verwandtschaft" so viel versprochen, da seine Vorgänger nur 60 Goldgulden erhalten. Außerdem las er über die Freien Künste und erhielt dafür noch ein Stipendium. Am 8. April 1507 hielt er seine Antrittsrede. Sie war kurz, aber zierlich und mit der italienischen Aussprache des Lateinischen. Er dankte dem Fürsten und der Universität und ermahnte die studirende Jugend, sich seiner Anweisung zu überlassen, eiferte besonders gegen den Neuch und alle rohen Sitten. Ein großes Wagniß und darum doppeltes Verdienst in der damaligen Zeit. Freilich, er kam eben aus Italien, dem Lande der feinen Sitte, in dem man von je die rohen Umgangsformen und das übermäßige Trinken der germanischen Barbaren verabscheute. Wie Dürer „nach Italiens Sonne fror", so sehnte sich auch Scheurl nach Italien zurück. „Dort studirte ich mit Vergnügen", schrieb er; „ich war in einer schönen Stadt, wo die größte Zahl der Bürger mit mir in vertraulichem Umgange stand und, was ich liebe, mäßig lebte. Hier ist von allem das Gegentheil; das Volk ist dem Trunke ergeben, roh und unmäßig." Nur die Kost lobt er, die wohlfeil sei, sodaß man mit acht Goldgulden jährlich auskommen könne. Schon am 1. Mai desselben Jahres ward er zum Rector erwählt.

Im Juli 1508 wurde er in den Rath der Herzoge Friedrich und Johann von Sachsen aufgenommen. Sie ernannten ihn auch bald darauf zum Beisitzer des herzoglich sächsischen Gerichts zu Leipzig und Altenburg. Es wurde an jedem Quatember gehalten und von Rittern, Doctoren und Edeln besetzt.

Von seinem „Libellus" erschien eine zweite Auflage, durch die er sich besonders um Dürer Verdienst erwarb. Ebenso war er in einer im November 1508 in Gegenwart Friedrich's des Weisen und der Herzoge von Sachsen und Braunschweig gehaltenen Rede der erste Lobredner Lukas Cranach's, dem er diese Rede auch widmete, als er sie drucken ließ. In dieser Dedication sagt er: Er hege für ihn ein so großes Wohlwollen, so innige Freundschaft und aus seinem täglichen Umgange mit ihm habe sich eine solche Vertraulichkeit entwickelt, daß er ihm nichts abschlagen könne und, wenn er auch könnte, nicht wollte. Er sei von Natur für alle Menschen von Liebe, Bewunderung und Verehrung durchdrungen, welche sich durch Talente und Herzensgüte auszeichneten. In der Rede selbst räumt er Cranach nach Dürer den ersten Platz ein. Er ließ sich auch selbst von ihm porträtiren. In gleich freundschaftlichem Verhältniß stand er zu Andreas Bodenstein aus Karlstadt, ebenso zu Luther.

Im Jahre 1511 wurde er mit Staupitz nach Berlin gesandt, um dort Streit und Zwietracht beizulegen, welche im Franciscanerkloster ausgebrochen waren. Die Mönche theilten sich in Bicarianer und Maennianer (Anhänger des Vicars Staupitz und solche, die schon Luther zugethan waren). Er sprach eifrig zur Versöhnung.

Obgleich die sächsischen Fürsten Scheurl für immer an ihren Dienst zu fesseln suchten, so folgte er doch 1512 einem Ruf in seine Vaterstadt. Er erhielt eine Einladung zu einer Reise dahin „auf eines Rathes Zehrung", und als er daselbst ankam, schenkte man ihm auf Rathes Befehl Wein und Anton Tucher und Hieronymus Holzschuher unterhandelten mit ihm. Er wurde auf fünf Jahre als Consulent angestellt mit 200 Gulden jährlich, zugleich als Beisitzer beim Stadtgericht mit 40 Goldgulden.

Zu seinen Verdiensten um Wittenberg gehört auch die Errichtung eines Buchladens, der bis dahin fehlte. Er hielt ein geräumiges Haus und alle bedeutenden Persönlichkeiten wußte er an sich zu ziehen, darunter auch Luther und Melanchthon, mit denen er später viel correspondirte. Am 3. April 1512 kam Scheurl nach Nürnberg und begann nun seine politische Laufbahn in einer Periode, in der die Vaterstadt im Zenith ihrer Blüte stand.

Mit dem Jahre 1517 beginnt die ausgebreitete Correspondenz Scheurl's mit Luther, Melanchthon, Eck, Staupitz, Spalatin, Hechtius, Wigel, Nikolaus von Amsdorf, Konrad Peutinger, Bodenstein von Karlstadt, Otto Beckmann, Bischof Stadion von Augsburg, Trutvetter, Herzog Georg von Sachsen u. a. Seine Correspondenz war so bedeutend, daß er in Einem Jahre 675 Briefe erhielt. Acht lateinische Briefe von Luther an Scheurl aus den Jahren 1517—19 sind gedruckt. Er nennt ihn stets seinen Freund, oft läßt er auch Dürer grüßen.

Im März 1518 war Scheurl in Ingolstadt und schloß Freundschaft mit Dr. Eck, benutzte sie

aber auch, um ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und Trutvetter herbeizuführen. Ebenso suchte er Frieden zwischen Eck und Luther zu stiften, wenn er auch, wie dieser schrieb, damit „zu spät" kam. Scheurl empfiehlt Eck den Wittenbergern, schickt aber zugleich Luther's Schriften an verschiedene Bischöfe und andere hohe Geistliche „als Dankbezeugung" und in der Gewißheit, „daß sie nicht mißfielen". Er schickt sie auch an Konrad Peutinger aus Augsburg, den er daselbst besucht hatte und mit dem er sein ganzes Leben lang in Verbindung blieb.

Als Luther 1518 zum Reichstag nach Augsburg reiste, kam er auch nach Nürnberg und übernachtete im Augustinerkloster. Scheurl war gerade von Nürnberg abwesend, da ihn der Rath nach Aschaffenburg gesandt hatte. Er schreibt an Spalatin, daß er sonst Luther würde nach Augsburg begleitet haben. In Nürnberg stehe Luther bei allen in großer Gunst. Sollte er auf seiner Rückreise es wieder berühren, so werde man dafür sorgen, daß er das Gebiet sicher erreiche und nichts unterlassen, was diesem Manne angenehm sein könne. Luther kam aber nicht nach Nürnberg. Scheurl schreibt ihm:

„Als ich neulich die äußerst schmerzliche Nachricht erhielt, du habest vom Volk Abschied genommen, an ein schuldloses Concilium appellirt und werdest rathlos sieben, so war ich darüber mit allen Guten bekümmert, weil es dich betraf, der du nicht wirst schweigen können, wenn dich nicht beherrschen lässt, nicht die Knechtschaft, sondern die Freiheit der Völker liebst, die Tyrannen und ihre Begierden angegriffen hast, dem treue Freiheit vertheidigenden Volke zu Hülfe kommen und als günstiger Beichtiger Beistand leisten wirst. Wir lieben dich von ganzer Seele und wünschen, daß es dir wohlgehen möge. Im übrigen wirst du deine Angelegenheit reiflich überlegen und die Zukunft gleichsam durch den Spiegel voraussehen; thue nichts Uebereiltes, nichts Unbesonnenes, habe Vertrauen und halte dich ruhig! Verschmähe nicht den von Königreichen angetragenen Frieden!"

An Melanchthon schreibt er: „Ich sehe und freue mich, daß ich durch Gottes Gnade die meinen Eigenschaften besitze wie du, mein liebster Freund Melanchthon! Als du nach Wittenberg kamst, hast du mancher Sitten gar nicht gebilligt. Der Trunk paßte wenig für den Magen, du wolltest viel Lästiges in wenig Monaten ordnen, wozu man sonst ein Jahr braucht. Als ich Wittenberg betrat, war ich betrübt über den Anblick des dortigen Lebens; denn ich ward in Nürnberg unter den Vornehmsten erzogen und kam aus Italien. Das Bier verabscheue ich und fand darum bei einigen der Freien Künste Befliffenen wenig Beifall" u. s. w.

Scheurl hatte bisjetzt noch keine bestimmte Partei ergriffen. Er schwankte hin und her und wollte bei beiden das Vermittleramt spielen, weil er nur Abschaffung der Mißbräuche, keineswegs aber den Umsturz der in der katholischen Kirche bestehenden Ordnung wünschte. Hierdurch ward er beiden Parteien verdächtig und verlor ihr Vertrauen.

Durch seine erste Schrift über Nürnberg: „Vita Anthonii Kressen", fühlte sich der Rath beleidigt und beschuldigte den Verfasser, „schimpfliche und kindische Punkte der Vorderen im Regiment eingemengt zu haben" und bezeugte ihm über solches Gedicht sein Mißfallen. Scheurl selbst entschuldigte sich und nahm die Schrift zurück. Er hatte darin u. a. gesagt: „Gebt die Würden dem Mann und nicht dem Mann die Würden! Das ist: Berufet mehr die Aemter als die Amtleute!"

Scheurl's Mutter starb am 7. Juni 1516; der Sohn wurde dadurch in die größte Betrübniß versetzt und war lange Zeit unfähig zu Geschäften und Briefen. In der Sebalduskirche wurde sie beigesetzt in Gegenwart des ganzen Magistrats und der Bürgerschaft. Tausend Seelenmessen wurden für sie gelesen. Am 24. Januar 1518 starb auch sein Vater in Schlaggenwalde, wohin er sich wegen der Bergwerke begeben, welche die Scheurl'sche Familie dort gekauft hatte. In demselben Jahre verheirathete sich Christoph Scheurl mit Katharina Fütterer. Sie brachte 800 Gulden Heirathsgut mit und 1100 Gulden als künftiges Erbe. Der Rath bewilligte zur Hochzeit „das Rathhaus und die Stadtpfeifer zu Tanz und Schenk". Dabei wurde der Familie erlaubt, auf ihre Kosten in des Raths Wildbahn „ein Gehetz nach Rehen zu thun".

Aber bald nach der Hochzeit mußte Scheurl Nürnberg und sein Weib verlassen. Kaiser Maximilian war am 12. Jan. 1519 zu Wels gestorben. Die Nürnberger, immer eifersüchtig auf ihre Rechte und die Gelegenheit ergreifend, auch beim neuen Kaiser dafür und gegen ihren feindseligen Nachbar, Markgraf Kasimir von Brandenburg, zu wirken, sandten eine Botschaft an das Hoflager zu dem neuerwählten König Karl von Spa-

nien; Niklas Haller und Scheurl waren ihre Häupter. Alle waren in Schwarz gekleidet, „ganz von Neuem und wohlgeputzt". Am 11. September 1519 ritten sie fort. Am 18. October kamen sie nach Barcelona und überreichten dem Secretär des Königs ein Geschenk von 100 Dukaten und seiner Hausfrau eine Kette von 50 Dukaten. Schon am andern Tage wurden sie empfangen. Kaiser Karl saß auf seinem Throne, von vielen Großen umgeben, reichte Scheurl die rechte Hand und befahl ihm, zu reden. Er begann mit zitternder Stimme, bald aber faßte er Muth und hielt eine der herrlichsten Reden, in der er im Namen Nürnbergs dem Kaiser huldigte und ihn um eine zweite Audienz bat, ihre Wünsche vorzutragen, um jetzt nicht damit lästig zu fallen. Alle erklärten, daß Scheurl der einzige von allen Gesandten sei, der dem Kaiser würdig gehuldigt. Die Gesandten Nürnbergs weilten 62 Tage am kaiserlichen Hofe auf dessen eigenen Wunsch; als sie abreisten, ließ man sie als Ehrenbezeugung mit Mitz begleiten. Die Bitte, den ersten Reichstag in Nürnberg zu halten, versprach Karl zu erfüllen; die andern Punkte wurden bis dahin verschoben. Am 2. Februar 1520 kamen sie wieder in die Vaterstadt zurück.

Bald darauf schrieb Scheurl an Melanchthon und beklagte sich, daß er ein halbes Jahr nichts von ihm gehört. Die Vornehmsten in Nürnberg, wie auch fast alle geringen Bürger und Gelehrte seien dem „Herrn Martin" gewogen. Er höre verschiedene Meinungen und keiner könne er unbedingt beitreten. Im October reiste er im Auftrag des Raths nach Augsburg und Ingolstadt, wo ihn Dr. Eck bewillkommnete. Immer noch suchte er zu vermitteln. Den Reichstag zu Worms verfolgte er mit äußerster Spannung und schrieb selbst an Beckmann: „So viel ist gewiß, daß Luther entweder gehört werden muß oder das Aufruhr entsteht!"

Im Jahre 1523 ging Scheurl abermals als Gesandter nach Spanien. Im Jahre 1525 finden wir ihn als Hauptredner im Auftrage des Raths von Nürnberg daselbst, der zwölf Artikel hatte ausarbeiten lassen und alle Prediger seines Gebiets zu einem „Gespräch" darüber einlud. Jeder Prediger sollte aus der Heiligen Schrift lautere Antwort geben ohne Rücksicht auf Papst, Concilien, kaiserliches Mandat — das Gespräch solle eine Ausgleichung des „widrigen und ungleichen Predigens" sein, um Aufruhr und Empörung zu vermeiden. „Seid ihr Christen, so wisset ihr, was ihr vorziehen sollt, die Seele oder den Bauch. Nachdem aber der Bock so tief im Garten gewühlt hat, daß die Kinder auf den Gassen, zu geschweigen der Weiber, schreien: „Schrift! Schrift!" wird für doch nothwendig und gut bedacht, daß ihr alles, was nicht auf dem Wort Gottes beruhet, fahren lasset und nur die biblische Schrift gebrauchet; denn auf diesem Markt wird keine andere Münz' gäng und geb' sein. Es ist hoher Mittag! Laßt uns vom Schlaf aufwachen! Wer auf den morgigen Tag wartet, der verliert den heutigen. Weiß uns nicht auf die Concilien, nicht auf die Schule! Wisset ihr nicht, daß nur Eine Schule, nur Ein Doctor ist — der heilige Geist?" Die evangelischen Geistlichen gaben auf alle zwölf Artikel Antwort, die Prediger der Bettelorden und Karmeliter erklärten aber, sie möchten sich darauf nicht einlassen. Unter dem Rathhaus hatte sich das Volk versammelt und drohte die Mönche zu zerreißen. Der Rath mußte ihnen Schützen und Stadtknechte mitgeben, damit nicht Hand an sie gelegt würde. Diese „Gespräche" wurden unter Scheurl's Leitung wiederholt, bis die Mönche nicht mehr erschienen, darauf aber vom Rath den Befehl erhielten, so lange nicht zu predigen und Beichte zu hören, bis sie ihre Lehre aus der Schrift bewiesen. Dem Prior der Karmeliter aber befahl man, binnen drei Tagen die Stadt zu räumen und „seinen Pfennig anderswo zu verzehren".

Mit dem Jahre 1528 beginnt ein neuer Lebensabschnitt in der Geschichte Christoph Scheurl's. Solange die Reformation nur die Abschaffung der großen Mißbräuche bezweckte, war er ganz für Luther; als man aber alte, ehrwürdige Gebräuche aufhob und die neue Lehre mit Gewalt einzuführen suchte, da empörte sich sein Inneres und die frühere Vorliebe verwandelte sich in grenzenlosen Unwillen und Schmerz. In dieser Beziehung hegte er gleiche Gesinnungen mit Willibald Pirkheimer. Sie waren begeistert gewesen für eine Reform in der Kirche, fanden aber keinen Gefallen an gewaltsamen Maßregeln, die oft genug ernstliche Wirkungen hatten, wie der Verkauf des Kirchenornats und der Monstranzen, der Austritt von Mönchen und Nonnen aus den Klöstern u. s. w. Dabei waren sie auch durch ihre darin befindlichen Verwandten betheiligt. Aber Scheurl war kein Patrizier, sondern ein Emporkömmling; man vergab es ihm nie, daß er nicht zu Nürnbergs alten Geschlechtern gehörte und doch so viel Ansehen genoß sowol bei

gekrönten Häuptern als der berühmten Zeitgenossen. Die vielen Auszeichnungen, welche er von Regenten erhielt, die öftern Sendungen, wozu ihn Rath ihn beehrte, erweckten ihm Mißgunst. Zu einem förmlichen Bruch zwischen ihm mit Pirkheimer und Spengler kam es durch einen Brief Luther's an Link, in dem er den Herzog Georg „den größten aller Narren" nannte, den dessen Verwandter Heiden sich durch Scheurl zu verschaffen wußte. Auch Pirkheimer war mit hineinverflochten und erklärte Scheurl für einen „Angeber und leichtfertigen Mann". Scheurl war dabei weder so unschuldig, wie er es darzustellen suchte, noch so schuldig, wie Pirkheimer und andere ihn hielten. Zwischen zwei Parteien zu stehen, bringt nun einmal von seiner Seite Dank. Indessen entzog ihm seine Vaterstadt ihr Vertrauen nicht, sondern schickte ihn 1530 auf den ewig denkwürdigen Reichstag nach Augsburg. Herzog Georg und sein Sohn wohnten zwar auf der Durchreise ebendahin in Scheurl's Behausung. Die nürnberger Gesandten hatten vom Rathe den Befehl, sich weder Lutheraner zu nennen noch den vom Kaiser ertheilten Religionsabschied anzunehmen — Scheurl's Charakter und Gesinnung entsprach dieser Sendung.

In demselben Jahre starb Scheurl's einziger Bruder Albrecht, der in der Münze zu Annaberg angestellt war. Er ward bei Kunersreuth im Nadelsteiner Holze, „Die Untreu" genannt, von Christoph Marschall von Pappenheim überfallen. Dem Einspänniger Hans Haas aus Nürnberg, Scheurl's Begleiter, warfen sie eine Halfter um den Hals und erdrosselten ihn. Albrecht Scheurl selbst aber ward nach Böhmen gebracht und im Kerker der Witwe Wenzel's von Hasenstein erstochen. Sein Wappenring wurde dem König Ferdinand nach Prag geschickt und von diesem an den Bruder des Ermordeten, Christoph, nach Nürnberg. Er vertrat Vaterstelle an dem verwaisten Albrecht, dem Sohne seines Bruders.

Scheurl hatte bereits sieben Kinder gehabt, die alle im zarten Alter starben. Endlich ward ihm 1532 ein Sohn geboren, der am Leben blieb. Herzog Georg von Sachsen hob ihn aus der Taufe und sandte ihm zehn Joachimsthaler; sein Stellvertreter, der Kanzler Pistorius, der in Scheurl's Hause wohnte, schenkte der Frau Scheurl einen goldenen Ring mit Rubinen und ein diamantenes „Täfele". Im August 1535 folgte noch ein zweiter Sohn, Christoph, dessen Pathe Jörg Neuzeller aus Joachimsthal war, der sich durch den berühmten Schreib- und Rechenmeister Neudörfer vertreten ließ.

Im September 1533 reiste Scheurl nach Schlesien und berührte auf dem Rückwege Wittenberg. Er schreibt darüber: „Ich fand dort alles sehr verändert. Zu Luther ging ich nicht. Melanchthon sah ich eine Rede halten für den Milo. Die Studenten empfingen mich mit Geschenken und einer glänzenden Rede, eingedenk meiner Dienste. Ich dankte verbindlich und ging."

Scheurl hatte sich durch die häufigen ihm anvertrauten Sendungen an verschiedene Höfe, durch den Umgang mit ausgezeichneten Staatsmännern, dann auch durch sein taktvolles und vorsichtiges Benehmen nicht nur das Wohlwollen der Großen, sondern auch Einfluß zu verschaffen gewußt. Beides war für seine Vaterstadt wie für ihn selbst von großem Gewinn. Kaiser Karl V. und König Ferdinand erkannten Scheurl's Verdienste und würdigten sie durch die Ernennung zum kaiserlichen und königlichen Rath. Dieselbe Würde ertheilte ihm auch der Erzbischof von Salzburg, Matthäus Lang, und der Cardinalbischof von Trient, Bernhard von Cles. Im April 1540 erhob König Ferdinand von Gent aus nebst den beiden Söhnen Georg und Christoph und seinem Neffen Albrecht Scheurl in den Adelstand, ertheilte ihnen vier Ahnen und erweiterte ihr angestammtes Wappen. Dasselbe Adelsdiplom ertheilte ihm auch Karl V. von Regensburg aus und zwar „wegen wohlerworbener Verdienste". Mehrere Denkmünzen wurden ihm zu Ehren geprägt.

Scheurl blieb bis an das Ende seines Lebens den so oft geäußerten Religionsansichten getreu und verharrete in der katholischen Glaubenslehre, weil er nur einzelne Reformen darin wünschte, aber keinen so vollständigen „Umsturz", wie er durch Luther herbeigeführt ward. Im Jahre 1536 schreibt er brieflich: „Ich werde mit Gottes Gnade in der katholischen Kirche verharren, denn ich bin dahin gelangt, daß ich Gunst und Haß der Lutheraner wenig achte, es gehe wie es wolle." An einer andern Stelle: „Sie, Eckius betrachten mich als Freund und Bruder; ich liebe und verehre alle ausgezeichneten Männer, auch Lutheraner. Ich unterhalte große Einigkeit in unserm Collegium; dennoch nennen mich alle als Anti-Lutheraner."

Er gab bis zuletzt vielfältige Beweise von Duldung gegen Andersdenkende, verdrängte sich z. B. für einen verheiratheten Mönch, den man

Imhof.

Wenn Sie glauben, den König zu etwas ſtimmen zu können.

Pfingſten.

Den König?

Imhof.

Sie reden doch vom Frieden?

Flemming.

Ein Coup de main —

Imhof.

Wenn wir unbedingte Vollmacht hätten —

Flemming.

Allerdings, die haben Sie ja für die Präliminarien —

Pfingſten (geht während dieſer gegenſeitigen Ausforſchungen, wo Jeder etwas ahnt und doch nichts auszuſprechen wagt, an den Tiſch und blättert in den erhaltenen Papieren).

Par Exemple! Hier iſt eine von den verhängnißvollen leeren Seiten. Geſetzt, auf einem der Blanketts ſtünde folgende Phraſe: Patkul — (ſchreibt und zeigt dann erwartungsvoll das Papier an Imhof).

Imhof (beſtürzt, doch lächelnd).

Ja, das wäre etwas! (Uebergiebt das Papier an Flemming.)

Flemming (lieſt es, erſchrickt und giebt es ſchnell zurück).

Um Gotteswillen — meine Herren — ich habe nichts geſehen. Die Unterhandlungen im ſchwediſchen Lager ſtehen Ihnen ja gänzlich frei. Handeln

aus Nürnberg weisen wollte u. s. w., tadelte die Mißbräuche in der katholischen Kirche, namentlich das Mönchswesen, wurde aber dennoch aus einem frühern Freund ein leidenschaftlicher Gegner Luther's. Wie es scheint, gab er ihm und seinen durchgreifenden Handlungen eben die Schuld, daß eine Religionstrennung erfolgte, die seiner Ansicht nach hätte vermieden werden können, wenn man sich eben nur mit der Abschaffung einiger Mißbräuche begnügt hätte.

Scheurl starb am 14. Juni 1542 und wurde nach seinem Wunsche in der Kirche zu St.-Johannes begraben. Für sein Leichenbegängniß hatte er vorher alles selbst geordnet. Zwölf arme Leute trugen seinen Sarg, „sonderlich solche, die fromm und nur hier sein, etwas zu bestellen, die weil ich mit Leuten immer viel zu thun gehabt; man soll jedem einen neuen Rock und Kutzen, beiläufig einen Gulden Werths geben; jedem Schüler soll man einen Dreier zahlen und ein neues Leichentuch kaufen." Wie er überhaupt im Leben sehr freigebig und wohlthätig gegen Verwandte und Freunde als Arme und öffentliche Anstalten, so gaben denen auch noch viele wohlbedachte Vermächtnisse seines Testaments Zeugniß. Seine Gattin hatte er zur Testamentsvollstreckerin und Vormünderin seiner Kinder bestimmt, außerdem aber auch noch seine zwei Schwägerinnen und seine Freunde Niklas Groland und Jörg Neuseßer. Für ihre Bemühungen bestimmte er einem jeden zum Gulden Silbergeschirr. Indessen ließ der Rath Frau Helena Arzt „als eine Wittib und Weibsbild" nicht zur Vormundschaft zu. So vertraut wie Scheurl mit den nürnbergischen Gesetzen und ein so berühmter Rechtsgelehrter er war, konnte ihm diese Bestimmung nicht unbekannt sein — um so mehr ehrt die seinige die Frauen und zeugt dafür, daß er in dieser Beziehung für den Fortschritt war und wahrscheinlich erwartete, der Rath werde ihm zu Gunsten eine Ausnahme machen.

Seine Gattin starb nicht viel über ein halbes Jahr nach ihm, am 12. Februar 1543, im Scheurl'schen Hinterhause, als eben Pfalzgraf Friedrich im Vorderhause beherbergt. Denn hohe Häupter erwählten sich oft das Scheurl'sche Wohnhaus auf ausdrücklichen Wunsch zur Herberge und man zeigt noch heute das Kaiserzimmer und das Pfalzgrafenstübchen.

So und noch mehrere Porträts vom Oberhaupt Scheurl aufzuweisen. Sie zeigen ihn uns als einen großen Mann von starkem Körperbau im reichen Ornat der italienischen Doctoren und nürnberger Rathsherren. Sein Gesicht ist länglich und schmal und durchaus glatt, sogar kein Haupt ziemlich kahlen. Er hat kantige, ausdrucksvolle Züge, eine schöngewölbte Stirn und einen ernsten Blick.

Luise Otto.

Anregungen.

Träume — Schäume.

Wieder eine neuentdeckte Wissenschaft! Eine Physiologie der Träume!

Dr. Scherner in Breslau gibt eine solche in seinem „Leben des Traums" (Berlin, Schindler, 1861).

Der Leser wird in eine wahrhaft überraschende Fülle von Erfahrungsbeispielen über Träume eingeführt. Aber es möchte uns scheinen, daß sie denn doch zu wenig unterscheidende Eigenthümlichkeit haben, um werthvoll zu sein. Stellt man diese Analysen von Träumen, die uns unter den verschiedenartigsten Körper- und Geistesbedingungen beschleichen sollen, so verursachen sie allmählich ein Gefühl der Betäubung. Daß der Verfasser, wie er selbst sagt, „vom Wachen aus künstliche Anstalten getroffen hat", um sich dieser Erfahrungen zu bemächtigen, ist für seinen Forschereifer bewundernswerth, vermindert aber das Interesse, indem es die Befürchtung erregt, daß diese Träume nicht nur künstlich beobachtet, sondern zum Theil auch zu künstlich hervorgebracht sind.

Aber auch die letzteren Analysen und ihre Berechtigung zugestanden, so erscheint uns die Reihenfolge des Inhalts, nach welcher zuerst von der universalen Erscheinung, dann von der inneren Organisation und endlich „von dem Traumleben nach dem Reichthum seiner gesetzmäßigen Bildungsformen in Gattung und Art" die Rede ist, nicht zweckmäßig. Wir hätten lieber zuerst die bunte Mannichfaltigkeit der Erfahrung gehabt, dann ihre Unterordnung unter universale Gesichtspunkte und zuletzt ihre Einordnung in die andern Erscheinungen des Seelenlebens.

Wenn im ersten Abschnitt der erste Paragraph „von der anschmiegsamen Natur des Traums" und erst der sechste „von der reproductiven Gewalt" desselben, wenn der dritte „von der Lebensströmung im Traume" und erst der achte „von den Epochen" desselben handelt, während dazwischen z. B. „das Traumweltreich" und „die Traumkunstspiele" besprochen werden, so scheint uns bei diesem Verfahren das Zusammengehörige durch Fremdartiges getrennt zu werden. Wenn neben die Associationsträume die martirten und weiterhin die Nervenreizträume ge-

stellt werden, so scheint uns diese Eintheilung nicht nach gleichem Gesichtspunkte gemacht zu sein, und daß bei den Sinnesträumen der Verfasser sich nicht einige Erfahrungen über Geruchsträume zu verschaffen gewußt hat, nimmt uns wunder, da z. B. der Einfluß von Blumendüften auf Schlafende eine schon wegen ihrer Gesetzlichkeit vielbeobachtete Erscheinung ist.

Auffallend schnell wird der Verfasser diesmal mit schwierigen Problemen fertig. Dies tritt besonders stark bei dem Kapitel der Ahnungsträume hervor, wo die astronomische Thatsache von der Einwirkung der Gestirne auf ihre gegenseitigen Bahnen ihm ein vollkommen genügender Erklärungsgrund für die wunderbarsten Erscheinungen zu sein scheint, sobald er auf einer Erzählung von einem Manne, welchem träumt, daß seine verstorbene Frau in ihrem Sarge den Trauring vermisse, und welcher den Umstand, daß der Ring über der Erde geblieben ist, wirklich bestätigt findet, mit ungetrübtestem Behagen des Entdeckers die Thatsache folgert, daß so viele Tage nach dem Tode sich noch Bewußtleben in der Seele zeige.

Unheimlich vollends wurde uns zu Muthe bei den vielen Beispielen von der symbolischen Darstellung leiblicher Zustände durch den Traum, wo als allgemeine Regel aufgestellt ist, daß „Gebäude" Symbol für „Leib" sei, und als einzelner Fall z. B. der, daß der Magen als geräumiger Vorplatz oder der gefüllte als länglichrunde Schachtel sich darstelle, sowie daß die von einem wirklichen Rückenstoße „brennende" Hand des Träumers im Traume nach einem entblößten Buten „entbrennt" und wo der Gerbert Hamburg zum Symbol eines Speckseitenpaß wird.

Möchte der Herr Verfasser den Eindruck einer an und für sich gar munteren, frischen und geistreichen Persönlichkeit, der wohlthuend aus seinem Werke auf den Leser weht, bewahren und sein heiteres Schweifen im Traumgebiet in ein etwas — gemessenes Wandeln umgestalten!

Neue Romane und Novellen.

XVIII.

In „Geradeaus", Novelle von O. A. Waldfeld" (Leipzig, Otto Wigand, 1861), finden wir die Darlegung der Schicksale und Charaktere mancher handelnden Personen aus dem Jahre 1848. Namentlich werden Beamte in ihrer Stellung zum Bureau und in ihrem Seelenleben geschildert. Es scheint uns, als müßte es hier und da Menschen gegeben haben, die auf die entgegengesetzten Pole passen; aber es hinterläßt keinen wohlthuenden Eindruck, sie in ihren oft fruchtlosen Kämpfen und in ihren Charakterschwächen zu beobachten. Die Art und Weise, wie der schnelle Wechsel in den Neigungen und Abneigungen der Liebespaare behandelt wird, gehört der Moral des Lustspiels an. Einige Volksscenen streifen, ohne dabei den Stempel einer gewissen Energie an sich zu tragen, zu sehr an das Gewöhnliche

Gelegentliches

von Joachim Lederer.

„Wie unzuverlässig bist du!" sprach die Sonnenuhr zur Taschenuhr. „Dein complicirter Mechanismus muß muß jeden Tag erst mühsam in Gang gebracht werden; bald bist du der Zeit voraus, bald hinkst du hinter ihr her. Sieh' mich an! Ohne Ruf von außen, verkünde ich stets die richtige Stunde; einen Tag wie den andern, gemessen wie der Lauf der Sonne!" „Ganz recht!" versetzte die Taschenuhr. „Aber wenn der Himmel mit dichten Wolken bedeckt oder wenn es gar Nacht ist! Wie dann?" Das ist ungefähr das Verhältniß vom Genie, das auf seine göttliche, ursprüngliche Kraft pocht, gegenüber dem klugen Kopf, der sich durch Fleiß und Anstrengung überall zurechtfindet.

* *

„Nur geschwind, nur geschwind!" ruft der Reisende dem Führer im Grünen Gewölbe zu. „Nur geschwind, nur geschwind!" sagt das Publikum dem Theaterdichter, der sich in einer Expedition bei seiner Detailausführung zu lange aufhält. Glaub die Leute nur so dringend zu thun haben!

* *

Ja, ihr Volksvertreter! In euern Gefühlen mögt ihr wahr sein, im Ausdruck übertreibt und im Grad der Empfindung heuchelt ihr! Ich trau' euch in den Thalern, aber nicht in den Groschen und Pfennigen.

* *

Es klopft. „Herein!" Der Glückliche wartet ruhig ab, wer und was kommt; der Unglückliche fürchtet, wer und was kommt; der Unglücklichste — hofft, daß der oder das kommt. Letzterer ist am schlimmsten dran.

* *

Nicht blos die Decoration, auch die schauspielerische Darstellung ist der Rahmen einer dramatischen Dichtung. Macht man ihn auch gar zu glänzend, so zieht er die Aufmerksamkeit vom eigentlichen Bilde ab.

* *

Welche Form der Koketterie wäre die wirksamste von allen? Wenn einmal eine Kokette auf den Einfall käme, gar nicht mehr zu kokettiren.

* *

Das schlechteste Geschäft von der Welt macht der Neuigkeitskrämer. Er kann nichts gewinnen und meist — setzt er zu.

* *

Ist einmal der Pudding verdorben, so mag man noch so viel Zucker darauf streuen, er mundet nicht.

* *

Eine Caricatur von sich lassen sich die Menschen gefallen, ein getreues Porträt empört sie.

* *

„Volksstimme"? Allen Respect! Gib's nur nicht so viel Bauchredner.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Das deutsche Turnfest in Berlin. — Aus deutschen Bädern. III. Wiesbaden. — Briefwechsel.

Das deutsche Turnfest in Berlin.

„In diesem Zeichen wirst du siegen!" Möchtest du es nur, mein liebes Deutschland, allen Ernstes, so würde das große deutsche Turnerfest wirklich die weltgeschichtliche Bedeutung haben, welche man ihm zuschreibt. Es sind schöne Männer- und Bürgertugenden, welche obiges Bundeszeichen der deutschen Turner ausdrückt in dem vierfach auf und nebeneinander gebauten F. Frisch, Fromm, Fröhlich, Frei! Ja, könnte man nur diese Tugenden, die sich zu Zeiten wol beisammen finden, in Germania verkörpern, so würden wir dies Turnerzeichen vielleicht mit weniger lauter Begeisterung, aber mit um so größerer Zuversicht auf die Spitze der deutschen Trikolore pflanzen.

Das am 10., 11. und 12. August in Berlin gefeierte Fest der deutschen Turner gehört im allgemeinen zu jenen festlichen Verbrüderungen, wie sie sich seit ein paar Jahren in verschiedenen Formen geltend machen, um die Kraft des deutschen Vaterlandes in seiner Einheit zu suchen und zu stärken. Dennoch traten hier noch andere Elemente hinzu, welche dem Berliner Turnfeste eine ganz besondere Färbung verliehen. Die deutschen Farben, welche seit 1848 zum ersten male wieder in solcher Masse in den Straßen der preußischen Hauptstadt wehten, galten nicht lediglich der Revolutionszeit allein, sondern in viel höherem Sinne der Epoche unserer Väter. Indem das Turnfest sich zu einer Feier der Entsühnung jener schmachvollen Zeit gestaltete, in welcher das deutsche Volk für seine Erhebung gegen die Fremdherrschaft einen so schlechten Lohn erhalten hatte, wurde das Gedächtniß eines Mannes, der zu den Märtyrern jener Zeit gehörte, der geistige Mittelpunkt der ganzen Feier. Es war Friedrich Ludwig Jahn, der Vater der deutschen Turnerei, der eifrigste Verfechter der „höchst geistlichen Idee von der deutschen Einheit", der entschiedenste Kämpfer für ein volksthümliches „Deutschthum".

Jahn gehörte zu jenen Deutschen, denen niemals ruhige und gerechte Würdigung ihres Werthes zu Theil wurde; er wurde über- oder unterschätzt von seinen Freunden sowol, die in ihm einen furchtbaren Gegner erblickten, wie von seinen Feinden, die aus einem braven Manne einen bösen Mann machen wollten und vergaßen, daß jeder seiner Lebenstage einen gar trockenen und einfachen Geist verriethen. Friedrich Wilhelm IV. citirte ihn, weniger als Jahn den alten Turner, als Jahn, den Oppositionsmann gegen den neuen constitutionellen Zeitgeist, als Jahn, den Bundestagsgesandten Preußens. Es ist selten, daß ganze Menschen gefunden werden; hier konnte nur ein Theil befriedigen und auch da gibt es des Abstoßenden genug. Man hat Jahn's Wirken nur nach den Bedürfnissen seiner jungen Tage zu beurtheilen, die er richtig fühlte und in deren Beachtung er sich durch kräftiges Handeln, Unerschrockenheit und Gemeinsinn wahre Verdienste erwarb. Die Verfolgungen, die in den Zeiten der „Demagogenriecherei" über ihn verhängt wurden, waren traurig. Die Hoffnung auf ein einiges Deutschland wurde als revolutionär bezeichnet; selbst die Erhebung des Volks gegen den äußern Feind wurde, nachdem alles beim Alten war, aufs empfindlichste verpönt. Das Turnen wurde als staatsgefährliche Neuerung verfolgt. Die Turnplätze wurden geschlossen, alle Turngeräth in Stücke gehauen und der Gründer des in der Hasenheide bei Berlin errichteten ersten Turnplatzes, Jahn, wurde endlich (1819) verhaftet, in Ketten gelegt und nach Spandau und Küstrin gebracht. Nachdem endlich (erst im Jahre 1825) das Oberlandesgericht auf „völlige Freisprechung" erkannte und verlangte, daß dem unschuldig so lange Leidenden eine Genugthuung zu gewähren sei, ging Jahn die polizeiliche Weisung zu, daß er weder in Berlin (in einem Umkreis von zehn Meilen) noch in irgendeiner Universitäts- oder Gymnasialstadt seinen Aufenthalt nehmen dürfe. Die Zeiten sind dahin und wir haben — gottlob! — die Gewißheit, daß sie so nicht wiederkehren werden.

Erst nach und nach schien der Berliner Bevölkerung der ganze Sinn des Festes klar zu werden. Mit einer Zuvorkommenheit, welche schwerlich von einer andern Stadt übertroffen werden könnte, hatten die Berliner Bürgerinnen den fremden Gästen, die sie als deutsche Brüder zu willkommen hatten, ihre Wohnungen offen gestellt. Trotz der großen Anzahl Turner, welche aus allen Theilen Deutschlands herbeigekommen waren, sind ihnen zur freien Verfügung noch 3000 Wohnungen mehr angeboten worden, als Bedarf war. Diese Zuvorkommenheit galt den deutschen Brüdern, denen man sich gastlich zu pflegen hatte. In der festlich dekorirten Walhalla, einem außerordentlich großen Gemerk- und Ballokal, welches zur Centralhalle für alle Zusammenkünfte der Turner bestimmt war, hatte schon am 9. August der Vorsitzende des Berliner Turnrathes, Dr. Angerstein, die Turner empfangen und die nöthigen Quartier- und sonstigen Arrangements getroffen. Aber einen sehr günstigen Eindruck machte es, daß hier

auch bereits der Bürgermeister Herrmann im Namen der berliner städtischen Behörden die Gäste begrüßte.

Die eigentliche offene Festlichkeit begann erst am 10. August mit dem Zuge, welcher von dem Versammlungslokal sich hinaus nach der Hasenheide zu begeben hatte, um dort den Grundstein für das Jahn-Denkmal zu legen. Dieser Turnerzug, welcher morgens 9 Uhr von der Johannis- und Kurstraße die ganze Friedrichstraße sich entlang bewegte, war in der That von so imposanter Wirkung, daß selbst diejenigen, welche bis dahin, aus entgegengesetzten Ursachen, dem Feste eine ziemlich kühle Gesinnung entgegengebracht hatten, von dem schönen Eindruck mit ergriffen wurden. Die ganze Masse der Turner wurde in vier Züge getheilt, von denen jeder mit einem Musikchor und einer Abtheilung der berliner Turner eröffnet wurde. Im ersten Zuge befanden sich die Schwaben, Badenser, Bayern, Oesterreicher und Amerikaner. Die beiden sehr glänzenden Unionsbanner (mit den Sternen und Streifen) der letztern wehten gerade an dem Tage durch die Straßen, als mit die ausführlichen Berichte über die siegreiche Niederlage der Unionstruppen in der Schlacht von Bull Run kamen. Mit besonders lauter Freude wurden überall die ungemein kräftigen und schönen Repräsentanten der Wiener begrüßt. Die zweite Abtheilung des Zuges bildeten die Sachsen, Thüringer, Hessen und Oberrheinländer; den dritten Zug die preußischen Rheinländer, Westfalen, Friesen, Hannoveraner und Holsteiner. Die letztern trugen ihre Fahne umflort; als sie aber bei der Rückkehr des Zuges die Fahne wehen ließen, hatten sie genug zu thun, um nach rechts und links den aus dem Volke ihnen unaufhörlich zugerufenen Hoch Antwort zu geben. Im vierten Zuge waren die preußischen Provinzen vertreten und den Schluß machten die nicht zum Turnverbande gehörenden berliner Turnklassen.

Eröffnet wurde dieser gewaltige Zug, in welchem man 120 zum Theil sehr künstliche Fahnen zählte, von dem stellvertretenden Polizeipräsidenten Regierungsrath von Winter, einer Abtheilung reitender Schutzmänner, die für freie Bahn zu sorgen hatten, und durch die Ehrengäste und städtischen Deputationen. Die Kreuz-Zeitung, welche sehr sorgfältig die von den Häusern wehenden deutschen Fahnen gegen die preußischen abzählte, bemerkte mit tiefem Mißmuth, daß viele von den städtischen Deputirten „so wenig patriotischen Takt" besaßen, nur die dreifarbige Schleife am Rock zu tragen.

Die deutschen und preußischen Fahnen prangten aber an den Häusern in ziemlich gleicher Anzahl. Außerdem war die ganze kolossale Friedrichsstraße mit quer über die Straße gezogenen grünen Guirlanden geschmückt, ebenso die Façaden vieler Häuser mit Kränzen, Guirlanden, mit Büsten Jahn's und mit dem Turnerwappen des vierfachen F.

Draußen in der Hasenheide, wo vor fünfzig Jahren der erste Turnplatz durch Jahn errichtet war und wo dem Begründer nunmehr ein Denkmal erstehen soll, sprachen der Gymnasialdirector Manke, der Geheimrath Krell und endlich der Diakonus Bauer aus Pelzig, letzterer ein Schüler Jahn's. Von den ersten dreißig Schülern Jahn's waren bei der Feier noch anwesend der berliner Gymnasialdirector August, der alte Professor Rathmann, Schulvorsteher Markgraf und Oekonomierath Meyer aus Dortmund.*)

Die Specialitäten bei der Grundsteinlegung wie bei den folgenden Festlichkeiten, dem Festmahl bei Krell, dem großen Schauturnen, den Fahrten nach Spandau und Grunewald und der Festvorstellung im Victoriatheater, müssen an dieser Stelle unberücksichtigt bleiben, da es hier nur darauf ankommt, eine Charakteristik des ganzen Festes zu geben. Wohl aber muß des überaus originellen Eindrucks gedacht werden, den das am zweiten Tage (den 11.) stattfindende Schauturnen machte. Der dafür außerlesene Platz in Moabit hatte eine Breite von 100 und eine Länge von etwa 500 Schritt. Hier waren 200 verschiedene Turngeräthe (als Barren, Reck, Springböcke, Leitern u. s. w.) aufgestellt. Für das Publikum waren Tribünen zu 3000 Plätzen errichtet und 500 waren für die Ehrengäste reservirt, unter denen Graf Schwerin eine allen willkommene Erscheinung war.

Der Weg, welcher durch das sehr weit dahin sich erstreckende Moabit nach dem Turnplatz führte, war mit zahllosen Wimpeln und Fahnen geschmückt, eröffnet durch eine mächtige Ehrenpforte. Daß es aber dem wogenden Zuge möglich war, durch die von morgens an hier lagernden und von Minute zu Minute mächtig anwachsenden Menschenmassen durchzudringen und sein Ziel zu erreichen, erhöht zu jenem Wunder, wie sie das kommende Ziel bei ähnlichen Gelegenheiten nur selten ermöglicht. Es war am Nachmittag eine Völkerwanderung durch alle nach dem Thiergarten hinausführenden Straßen, so voll, daß man schon in den nach Moabit führenden Hauptwegen des Thiergartens nur durch die Menschenmassen sich rollen mußte weiter schieben lassen. Wer zum Ziele gelangte, der hatte einen beruhigenden Begriff bekommen von der siegenden Gewalt eines einheitlichen Willens und Handelns. Der Eindruck des massenhaften Schauturnens war zu eigenthümlich, als daß er sich in wenig Worten und mit wenig Kunst der Darstellung beschreiben ließe. Der Geist des Vater Jahn waltete über dem Feste.

Es dürfte sich wol voraussichtlich lassen, daß da, wo die Muskulatur solche Siege feiert, die Kunst der Rede und die parlamentarische Debatte nicht viel an den Ruhmeskränzen nehmen würde. Der „Turntag", welcher in der Walhalla am letzten Tage stattfand und auf welchem verschiedene allgemeine deutsche Turnfragen erledigt werden sollten, bewies dies wenigstens hinlänglich. Nachdem zuvor

*) S. das Separatgebet „Aus der Knabenzeit", S. 199.

der Versammlung (wiederum im Lokale der Walhalla) verschiedene telegraphisch eingegangene Festgrüße, aus Arensburg, aus London, aus Rendsburg sowie vom Kronprinzen von Preußen und natürlicherweise auch vom Herzog von Koburg mitgetheilt waren, von denen die beiden letztern durch donnernde Hochs der Versammlung erwidert wurden, begann die Tagesordnung unter Vorsitz des Hr. Angerstein und des stellvertretenden Turners Grotzfil aus Nürnberg. So wenig aber der Bundestag und Hecker geschafft, so wenig war in dieser Tagesordnung Ordnung zu entdecken. Es war auch kaum zu erwarten, daß ein paar Dutzend gereifte Männer in dem Meere zugleich strömenden Plunder freien Raum gewinnen konnten, es war ebenso unwahrscheinlich, daß nach den bereits verlebten stürmischen Straßentagen genügende Sammlung für ein Turnparlament gefunden werden könne. Zunächst stellte es sich heraus, daß viele auf der Tagesordnung stehende Punkte keiner Erörterung bedurften. Das Einzige, was jedenfalls von Wichtigkeit war, die Frage: ob die Bildung eines deutschen Turnerbundes beschlossen werden sollte? wurde mit 241 gegen 107 Stimmen verneint. Georgii selbst erklärte sich im Namen sämmtlicher schwäbischen Vereine gegen einen Turnerbund, empfahl dagegen die Wahl eines Ausschusses, der für die Zwecke vollkommen genüge. Die Frage, ob ein Ausschuß gewählt werden sollte? rief mehrerlei die Frage hervor: Was denn die Functionen eines solchen Ausschusses sein sollten? Um aber doch etwas zu beschließen, entschied man sich für die Wahl eines Ausschusses, da man sich doch über den Wahlmodus nicht entscheiden konnte, beschloß man, das Geschäft dem Ausschusse zu übertragen. Ein anderer Punkt der Tagesordnung lautete, daß die Turnvereine sich von Politik fern halten sollten. Georgii suchte die etwas weiten Grenzen dieses Gebots dadurch zu verengen, daß er unter Politik Parteipolitik verstehe, wonach man dann auch vollkommen einverstanden war. Wäre einer der Turner so kühn gewesen, die bescheidene Anfrage zu thun: Ob denn nicht eigentlich jede Politik Parteipolitik sei? so würde man ohne Zweifel heute noch bei der Tagesordnung sitzen.

Noch dürfte hier mit wenigen Worten der Festvorstellung gedacht werden, welche im Victoriatheater stattfand und den dritten Tag, also das Fest beschloß. Die Vorstellung bestand aus Vorträgen patriotischer Gedichte von Körner und Arndt, aus sehr zahlreichen patriotischen Gesängen, abwechselnd von einem Liederquartett und von der ganzen Sängermasse vorgetragen, und aus lebenden Bildern, welche hervorragende Momente aus der neuern vaterländischen Geschichte darstellten, Andreas Hofer, Schwur der Rütlier, Jäger, die meisterhaften Bilder von Pleitzten: die Erstürmung des Grimma'schen Thores in Leipzig und die Vertreibung des Kieler Freicorps, welche beide Bilder die entgegengesetzten Gefühle erweckten. Die Bilder waren von [illegible] Berliner Künstlern arrangirt und machten einen gewaltigen Eindruck. Im ganzen aber muß ich gestehen, daß die Ueberfütterung mit Patriotismus nicht eben wohlthuend wirkte. „Die Hechs machen's nicht", sagte Georgii in seiner Abschiedsrede sehr wahr. Neben so überaus treuherzigen Patrioten kann man von Zeit zu Zeit auch zurnen. Die geballten Fäuste machen's nicht. Es ist in jüngster Zeit leider zur Übereinstimmten Uniform gewordene Phrasenhelden gegen einen weit entfernten Feind, so gegen einen Feind, der überhaupt noch nicht existirt, wird die Patrioten so heiser machen, bis sie, Gottlob nur, keine Stimme mehr haben, wenn sie sie wirklich brauchen.

Aus deutschen Bädern.

III. Marienbad.

Jedem Ort liegt mehrige Eigenthümlichkeit, die Bäder verschönert und mit derselben das verschiedenartig gemischte Element. An die Stelle wohlthuender Einsamkeit tritt der Gesellschaftstrieb, das Vereinen! Statt zum Tagelohn heißt der Bäder gehört den Gelenken über dem Wasser. Die Schlacht am Weißen Berge hat die Quellen Kibbel mit einer Thatsache, die Karl der Große ausnützte für Bäder. In den Städten herrscht ein gewisser Gesellschaftston, eigenthümlich für die höfischen Zirkel, Lang, selbstbewußt sogar die Höhen ausgebreitet. Aber ich nehme weltweise Gelassenheit, und kommen behält die Oberhand für jene unverdrossenste Sache: „Es ist mir ein böhmisches Dorf", vollkommen ihren Sinn. Die Landschaft bewahrt ihren gleichen Charakter bis zum Gasthofe Engelhaus.

Das Baden in Böhmen gehört mit zu den heidenmäßigen Dingen; wie in der Sommerfrische gewöhnlich irgendwo befreiter Magen mit den abgelegten Kleidern über die Höhe gehängt. Die Kantonnirtheiten überstehen an einem Ort und einer Betragung alles — Alles nicht der Reichthum seiner Quellen und Quellen, so müßte wol der ganze Badeverkehr hier Binnenland sich anderswo heben.

Hitze und Staub verwehren hier und noch die schönen Unannehmlichkeiten der Nähe. Da begegnet das freundliche Marienbad in Waldesfrische umwallt von Anhöhen. Elegante Häuser, halbverdeckt schaut, drin aus in Grüne Nacht, gegenüber Bäume oder dunkle, kahle Bauten gruppiren sich recht hübsch um die freundliche geräumige, aber etwas unübersichtliche Kirche; hoch umgibt der bewaldete Höhenring, der die Straße nach Karlsbad, sich hoch in Waldesnacht verlierend, durchschneidet. Hier oben, den Waldhäusern gegenüber, bedecken sich auch zahlreich die von den Fenstern nicht gekommengewachsenen Trauerfichten schützten Laubes. Sie hat gedämmig und kein Sonnenstrahl dringt in ihr lauschiges Dunkel. Ihre Bestimmung ist, einen angenehmen Wald- und Aufenthaltsplatz zu bieten nach der vorschriftlich auf das Mineralwasserstrinken folgenden Bewegung.

Viele schattige Pfade winden sich abwärts und führen zunächst nach den Kolonnaden der Badeanstalt, dem Curhaus und der Hauptquelle, dem Kreuzbrunnen. Unmittelbar vor letzterem ist die einzige Fläche des Hügels zur bequemen Promenade angelegt. Eine dichte, schattenbietende Allee

läßt dennoch den Blick frei hinab auf die freundlichen Haupt-Straße des Orts schweifen; rückwärts ist der Raum durch die Halle begrenzt, die bei schlechtem Wetter zum Spazierengehen dient; daran stößt ein Bazar, welcher allerlei Erzeugnisse böhmischer Industrie und die Requisiten des Reisenden feil bietet. Zwei katholische Tempelchen, minder geschickte Quellen überwölbend, bilden den Schluß dieses gut 60 Minuten langen schönen Wegs. Gegenüber der Promenade, etwas tiefer, befindet sich das stattliche Hotel Klinger, das größte des Bades. Hier läuft die Straße rechtwinkelig aus in lieblichen Anlagen. Hinter dem Hotel mündet eine kleine Seitengasse auf einen ziemlich ebenen Platz; dorthin wandte das Verhängniß der Pferdekammer und nicht weit davon die kürzlich erst eingerichtete Synagoge verwiesen. Endlich überragt terrassenförmig nach einer Seite Häuser, die „Jägerstraße", den unteren Stadttheil.

Auf drei Seiten ist Marienbad von mäßig hohen, waldbewachsenen Hügeln umgeben; sanftlich gehaltene Wege führen allmählich aufsteigend zu ihren Gipfeln, die einen Blick gewähren auf den Kessel des Bades und auf den sommerlich heißen Ort. Auf der vierten Seite öffnet sich der Bergkessel, in welchem, unbestimmten Contouren breitet sich wellenförmiges Terrain meilenweit aus.

Hunderte von Pfaden durchschlängeln den Wald; an jedem schönen Punkte ist eine Bank, ein Schweizerhäuschen oder Tempelchen angebracht. Gleich hinter Marienbad befindet sich inmitten prächtiger Bäume die Waldquelle, daneben die Waldmühle, in welcher Kaffee gekocht wird, und daneben führt ein Serpentin-Weg zum Jägerhäuschen, ein beliebter Vergnügungsort, wo sich ebenfalls Kaffee, erfrischte Molken und vor allem herrliche Waldluft findet.

Ungefähr im Norden der Promenade ist eine Viertelstunde von Marienbad entfernt auf der Chaussee ein stattliches Kurhaus erbaut, dessen Namen „Waldsee" sattsam kündet; es ist das eleganteste Etablissement des Bades. Dorthin führt folgender, gelungen wie an Waldsee reicher, schattiger und erfrischungsbringender, ebenfalls viel besuchter und empfohlen die köstliche Forstbrunnenquelle enthaltender Weg. Diesen Buchenwald durchschneidet nämlich die fashionable Fahrstraße nach Ossig auf. Folgen wir der Richtung der eben Fahrstraße, so gelangen wir nach Schönau, wo auch das Commerzbad seinen Sitz aufgeschlagen hat. Hinter diesem müssen wir die steil aufsteigende, nach links Seitwärts verlaufende marienbader Mühle. Von da führen liebliche Anlagen bis zur Kaiserquelle.

Außerdem verdient noch ein Spaziergang, zu dem, wie nach Rom, alle Wege führen, besonderer Erwähnung, der zum Moorlager. Eine Quelle enthält den heilkräftigen Schlamm; zwei Lampelchen und Bänkchen laden zur Ruhe ein. Ringsumher herrlicher tiefer Waldschatten und Einsamkeit; zuweilen schreckt ein scheues Wild heraus. Hier ist der Park des Badelebens verlassen.

Der größte Theil der europäischen Nationen ist in Marienbad vertreten, doch vorherrschend wol Deutsche und Slawen. Engländer bilden dort auch keine Colonie, Franzosen sind verschwindend wie die Staatsmänner und auch mehr die Gelehrten. Trachten werden seltsame Schecken; außer den Bäderorten der Nähe trifft man häufig die buntscheckigen Costumen der russischen Kinder, des Kattun der polnischen Juden nebst der eigenthümlichen Kopfbedeckung der hoch hauptsächlich elfenbeinen Judinnen und die ungarischen Schnürbrüste mit dem engen Leibrock. Selbst Damen verstehen magnetische Blicklein an ihrer Kleidung anzubringen. Diese Kleiderluxus eines übersättigten Müßiggangertreibens treten nicht ohne andere Reize auf. In unserm Hotel spazierte ein Magyar lärmend und singend die Nacht durch auf den Corridore umher, in einem Negligé, der selbst in Betracht der Jahreszeit für zu leicht gelten mußte. Gegen Morgen wurde der Unglückliche beruhigt und an den Ort seiner Bestimmung gebracht. Da war noch dem Russen unsere Gastwirthin lieber, schon der deine Ungar, der ins Irrenhaus kam.

Mondaine Gruppen trennen sich wenige aus der Masse; die Russen halten gewöhnlich zusammen. Unser berühmtes Haus zählte zwölf Jahre von bekannter Name, Kunstkenner, der beliebte Romanschriftsteller. Augenblicklich sammeln gewöhnlich einige Mitglieder regierender Häuser nach Marienbad, um welche dann der ausländische, vorzüglich russische Adel seinen Cursus abhält. Die Uebrigen vereinzeln sich.

Das Leben beginnt frühmorgens. Wer um 6 Uhr zur Quelle (Kreuzbrunnen) kommt, muß bereits lange warten, bis er sein Glas gefüllt bekommt. Um 8 Uhr ungefähr naht das Pensum, dann beginnt die liebliche Stunde des Kaffeetrunk an, die den Kaffeegenießern an einem der Erholungsorte eher in der frühen Laube. Wer nicht haben mag, mag auf den Rest der Vormittage über Journale verkommen. Um 12 Uhr spielt die Musik bei der Hauptquelle und eine Stunde später ist die gewöhnliche Essenszeit. Die Diner ist streng nach der Küche — schlecht, dafür reflect die Tafel einmal.

(Schluß folgt.)

Briefwechsel.

— Zur Kunstchronik. Von Herrn Pfarrer Engler in Pforzheim 1 Thlr.

— Herrn P. in G. Die Sendung. Unterlassen zu wollen, kann sich auf einen eingesendeten entsprechenden gelehrten Gegenstand nicht erstrecken. Aber was den Berichterstatter macht, kann sich doch so leicht nicht ändern. Wir erhalten hier einzelne Zeit in und Theaterbesprechungen, Kunstberichte u. s. w., und wie sie übereinstimmen, sich über Gegenstände verbreiten, sich über Aufgaben äußern so sehr.

— Herrn H. M. in L. Obwohl der Titel Ihrer Einsendung den Inhalt derselben nicht genügend andeutet, so ist Ihnen Schneider in München bekannt und dieser hat das „Allgemeine Bücher"-Lexikon von Gleditsch vervollständigt: „Schneider's fortgesetzte Gleditsch". Wir haben den Ladenpreis jedes einzelnen Bandes und der vorhandenen Bände nach Berlin, mit der verlangten Adresse nach Hamburg, in der Tauchnitz'schen Buchhandlung gefragt, in der Hinsicht der ehrlichen Vergütungsfrage [illegible] Sie sich Damen auf den Zeitraum mit, bis Ihnen [illegible] Bände nach Leipzig und dann die Höhe zu lange anstand. Um die Zeitschriften zu einem Abschlusse mit Schneider'schen in Bezug bringen, wollen wir [illegible] Sie [illegible] Buchhandlung [illegible] Bände [illegible] Bücher [illegible] Sie [illegible] Bücher [illegible] Sie [illegible] Bücher [illegible] Sie

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 35. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Auf dem Lande. Erzählung von Chr. Wurster. III. — Tagebuch aus Neapel. Von Friedrich Hermes. — Aufgaben aus der Arithmetik. VII. Die Aufgaben in Gleichungen. — Aus Gesellschaften. — Neue Romane und Novellen. XIX. — Meteore und Erdbeben. Von Heinrich Smidt. — Neues aus der Welt.

Auf dem Lande.

Erzählung von Chr. Wurster.

III.

Es war erst meine Absicht, gleichfalls zur Katen zu gehen. Aber ich weiß nicht, war es eine instinctmäßige Delicatesse für die beide Martha oder war es eine Ahnung, daß ich vielleicht durch meine Gegenwart eine unschuldige Freude stören würde, aber beschäftigte mich so sehr das Rendezvous um sieben Uhr an der alten Eiche, genug, ich überstieg geduldig den Siegel, erreichte den Garten und sah bald umgekleidet und in Ruhe an meinem Schreibtische.

Daß mein Freund keine Lust und Neigung verspüre, sich eine Hausfrau in der vornehmen Welt oder unter der Geldaristokratie zu suchen, war mir infolge seiner Natur und Stellung leicht erklärlich. Er war so schlicht und paßte so wenig in die strengen gesellschaftlichen Formen; und sein eigenes Vermögen, das sicher und bedeutend war, genügte allen seinen Forderungen an des Lebens Genüsse. Daß er sich jedoch bei seinem gesunden Urtheil und natürlichem Gefühl auf solche Abwege verirrt hatte, worauf ich ihn manchmal sah, das wunderte mich, obgleich ich an im Leben erfahren habe, daß die besonnensten und klügsten Männer den Schein für die Wirklich-

keit genommen. War Charlotte eine Frau für ihn? — — Ich zählte die Stunden bis zum Rendezvous an der alten Eiche.

Man rief mich zu Tische. Arthur sah gedankenvoll aus und betrachtete mich mit Blicken, die große Lust zum Fragen verriethen; die Gegenwart der andern Herren aber, unserer gewöhnlichen Tischgesellschaft, verhinderte ihn daran. Als diese sich endlich entfernt hatten und wir im Garten unter einer Veranda beim Kaffee saßen, bestürmte mich Arthur mit seinen ungeduldigen Fragen, wie Charlotte mir gefiele.

So gut es gehen wollte, vermied ich alle bestimmten Antworten. Ich berief mich darauf, daß man ja bei einer so flüchtigen Bekanntschaft nicht im Stande sei, sich einen bestimmten Begriff von dem Werthe eines Menschen zu bilden und also auch kein gerechtes Urtheil zu fällen vermöchte; daß mein Geschmack im ganzen genommen ein absonderlicher und schwer zu befriedigender sei und daß man über Geschmackssachen nicht disputiren könne. „Wenn ich diese Dame noch einigemale gesehen und mit aller Ruhe und Gemächlichkeit mit ihr gesprochen haben werde, will ich mein Urtheil gern so ehrlich und aufrichtig fällen, als ob es meine eigene Angelegenheit sei. Mehr kannst du so nicht verlangen. Doch für jetzt mußt du mich wirklich entschuldigen."

In seinen Erwartungen sichtbar getäuscht, starrte Arthur mit gerunzelter Stirn vor sich hin. Um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, fuhr ich fort:

„Erzähle mir, wo du den ganzen Vormittag gewesen?"

„Ich bin betriebsam", antwortete Arthur. „Ich bin bei der Ziegelei gewesen und habe sie in Arbeit gesetzt; ich habe mich überzeugt, daß es mit dem Bau der Wassermühle so langsam geht —"

„Und hast du nicht auch die alte Karen besucht?" fuhr ich fort.

„Was weißt du von der alten Karen?" rief er lachend.

„Du siehst, ich fange an, die Gegend und ihre Bewohner ohne dich kennen zu lernen; die Karen ist mir schon eine so interessante Person geworden, daß ich, ehe ich ihre Bekanntschaft mache, wol aus deinem Munde etwas Näheres über sie erfahren möchte."

„Wohl", antwortete Arthur mit einem leichten Anflug von Schüchternheit, „du magst es mir nun glauben oder nicht, ich betrachte die alte Frau als — so, als etwas von dem Besten, das hier auf dem Gute zu finden ist. Ihr Mann war Holzvogt und Jäger in meines Vaters Diensten. Ich könnte dir, wenn du Lust hast, mit anzuhören, die Geschichte ihrer Verheirathung, die nicht so ganz hausbacken ist, erzählen. Soll ich?"

„Es wird mir sehr lieb sein, sie zu hören!" antwortete ich, „laß uns aber drinnen auf dem Divan Platz nehmen und eine neue Cigarre anzünden!"

Als dies geschehen war und ich mit einem Blick auf meine Taschenuhr die Stunden gezählt hatte, die mir bis zur Einnahme meines Postens beim verdächtigen Stelldichein übrig blieben, begann er:

„Karen's Aeltern waren arme Leute, die ein kleines Haus mit zugehörigem Grundstück bewohnten, welches eine halbe Meile vom hier am nördlichen Ende meines Thiergartens liegt. Die Frau war fleißam und fleißig daheim und der Mann nebenbei auch Wildhüter, sodaß sie sich verhältnißmäßig recht gut standen. Sie hatten nur Ein Kind, eben die Karen. Da sie beide sehr mäßig lebende und gottesfürchtige Leute waren und gelernt hatten, was sich so in einer Dorfschule erlernen läßt, Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion, so unterrichtete die Mutter selbst das kleine Mädchen, so gut sie konnte; und als die Zeit kam, wo das Kind vorschriftsmäßig die Schule besuchen mußte, wachten die Aeltern darüber, daß sie nichts versäumte; Karen war selbst fleißig und eifrig, erwarb sich die Zufriedenheit aller und erhielt ein Prämienbuch nach dem andern. So wurde sie denn confirmirt und galt unter den jungen Mädchen ihres Alters für die erste, als sie, wie alle Bauerntöchter, am Schlusse des vierzehnten Jahres „fertig" war. Dieses alles machte sie nun bei Hohen und Niedrigen sehr beliebt; was jedoch nicht am wenigsten dazu beitrug, ihr die Gunst aller zu verschaffen, war ihre Schönheit. Sie soll ungewöhnlich hübsch gewesen sein und alle Leute sprechen noch mit Entzücken davon. Die schöne kleine Karen wurde denn auch einmal als so eine Art Wunderthier hier auf den Hof gebracht und meine Mutter wurde gleich von ihrem Aeußern wie von ihrem netten Betragen so eingenommen, daß sie sich entschloß, sie in ihren Dienst zu nehmen. Die vornehmen Leute, weißt du wohl", setzte Arthur mit einem Lächeln hinzu, „lieben es, etwas Apartes um sich zu haben. In ältern Zeiten wählten sie dazu häßliche Zwerge, buckelige Narren oder wol gar Bären und andere wilde Thiere. Genug, Karen blieb hier auf Stighof erst als ein höchst überflüssiges Individuum; bald machte sich aber ihre gute Natur und ihre Lust zum Arbeiten geltend. So wurde ihr immer mehr anvertraut. Als sie in der Küche und in der äußern Haushaltung alles durchgemacht und erlernt hatte, was zu erlernen war, avancirte sie, da auch ihre Aufführung in jeder Beziehung sittlich und gediegen war und ihr ganzes Wesen etwas natürlich Graziöses hatte, in kurzer Zeit zur aufwartenden Lieblingsdienerin meiner Mutter, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie nie ihre Bauerntracht verändern dürfe, was auch ganz dem richtigen Urtheil des Mädchens entsprach. Meine Mutter, mußt du wissen, war sehr patriotisch gesinnt und fand, daß die Tracht der Frauen in unserer Gegend schön und den kräftigen Gestalten angemessen sei, die so höchst erbärmlich aussehen, wenn sie auf den Einfall kommen, sich nach französischer Mode mit Hut und Shawl zu kleiden. Ja, ich habe sogar gehört, daß meine Mutter, als sie einst als noch junge Frau nach der Landessitte aufgefordert war, das Kind eines Bauern über die Taufe zu halten, sich selbst in der Kirche in dieser kleidsamen Bauerntracht zeigte, zum großen Verdruß der andern Dame, die die Taufhandlung hielt, aber zu ebenso großer Freude

der Bauern. Nun gut! Meine Aeltern hatten die Gewohnheit, beinahe die Hälfte des Jahres bis zu Anfang October hier auf dem Gute zu verleben; im Winter wohnten sie in Kopenhagen, wo mein Vater ein schönes Haus besaß und nahmen dann an den Zerstreuungen der Hauptstadt und des Hofes theil. Unter den Dienstboten, die ihnen nach der Stadt folgten, war natürlicherweise Karen; meine Mutter konnte sich nicht von ihr trennen. Sie war infolge dessen auch in einem an die Schlafstube meiner Mutter stoßenden Zimmer einlogirt, welches zugleich einen Ausgang nach einer Hintertreppe hatte. Meine Aeltern bewohnten die Belétage des Hauses; das zweite Stockwerk war an einen alten pensionirten Oberst vermiethet und im Parterre residirte ein damals sehr berühmter und geschickter Mann, der auch der Hausarzt meiner Aeltern war. Dieser Herr war nach der sehr genauen Beschreibung einer meiner alten Tanten — ich glaube fast, daß sie sich im Grunde sehr für ihn interessirte! — ein großer, schöner Mann mit rothen Haaren, die ihm jedoch gar nicht so übel standen. Er war ein Meister in seinem Fache, hatte ein gewandtes Benehmen und große Weltkenntniß, war witzig und munter, wohlthätig und splendid, führte ein großes Haus, kleidete sich mit ausgesuchter Eleganz, ward von Reichen und Vornehmen schmeichelhaft behandelt, im übrigen war er aber, wie meine Tante sich ausdrückte, «ein lockerer Zeisig». Was sie unter einem «lockern Zeisig» verstand, war mir ja damals nicht recht klar; da begreife wol, was sie meinte?"

Ich nickte stumm; denn, aufrichtig gestanden, mich interessirte die Erzählung noch nicht im mindesten.

Arthur fuhr jedoch fort:

„Der Doctor war infolge seiner Stellung und seines Geschicks ein Freigut meiner Aeltern, selbst dann, wenn niemand krank war. Um so mehr mußte das der Fall sein, als meine Mutter, anderthalb Jahre nach ihrer Heirath, im Herbst in Kopenhagen mit einer Tochter niederkam, die gleich nach der Geburt so schwach war, daß man ihre kurze Lebensdauer leicht voraussehen konnte. Nachdem sie ein kümmerliches, krankhaftes Dasein geführt hatte, starb sie denn auch sehr bald. Meine Mutter, die noch sehr schwach war, wurde aus Kummer hierüber ernstlich krank und mußte lange Zeit hindurch das Bett hüten. In dieser ganzen Zeit waren Karen und der Arzt Tag und Nacht mit der Pflege der Kranken beschäftigt; alle die Anordnungen, die er traf, wurden von ihr entgegengenommen und ausgeführt; ihren Angaben des Verlaufs der Krankheit lauschte er, ihre ängstlichen Blicke suchten seine Gedanken zu errathen und ihr frohes, dankbares Lächeln antwortete ihm, wenn er ein günstiges Urtheil fällte oder eine frohe Hoffnung äußerte; und Karen war so entzückt und vergaß sich selbst so ganz, als er erklärte, meine Mutter sei außer aller Gefahr, daß sie im Beisein der Aranken des Doctors Hand ergriff und küßte — Nun gut! — Gegen Neujahr hatte meine Mutter so ganz ihre Kräfte wiedergewonnen, daß sie wieder an allen Zerstreuungen der Gesellschaft theilnehmen konnte und mein Vater vergaß bei dieser Gelegenheit auch nicht seine Dienstboten. Es war überhaupt sein Princip, sie bei vorkommenden Gelegenheiten dadurch enger an die Familie anzuschließen, daß er ihnen die Wirkung des Wohlergehens derselben fühlbar machte, sowie sie auch die Sorgen und Beschwerden derselben mittragen mußten. Er ließ auch die Leute, die er um sich hatte, während ihres Aufenthalts in der Stadt all die Freuden und Erheiterungen genießen, an die sie auf dem Lande gewöhnt waren. Es wurde also auch für sie ein kleines Weihnachtsfest arrangirt, wozu außer den Leuten des Hauses auch ihre Freunde und Freundinnen sowie auch frühere, ausgediente Dienstboten eingeladen wurden. Unter diesen letztern befand sich eine alte Frau Namens Sophie, die auch den Namen der Kaffeetante führte, weil sie häufig die Dienerschaft verschiedener Familien besuchte, sich mit Kaffee bewirthen ließ, aber auch zur Vergeltung ihr Geklatsch zum Besten gab. Diese Kaffeetante genoß nicht des besten Rufs; man wollte wissen, daß sie sich damit befasse, für Geld Karten zu legen, aus dem Bodensatze des Kaffees zu wahrsagen, ja, daß sie Jungen schriebe ihr noch andere, noch weniger ehrenhafte Hantierungen zu. Ich erinnere mich noch, sie gesehen zu haben; sie sah wie eine alte Hexe aus. Als frühere Köchin einer meiner Großtanten war denn auch sie bei jenem Weihnachtsfeste zugegen, welches in der großen Stube, die der Dienerschaft als Versammlungszimmer überlassen war, gefeiert wurde. Nach dem Abendessen wurde ihnen eine große Bowle Punsch gebracht; einige spielten Pfänderspiele oder erzählten allerlei Märchen, andere spielten Puff um Nüsse, die in den hiesigen Wäldern gepflückt waren —"

„Damals waren die Dienstboten noch nicht

so verfeinert, daß sie Wein oder Gratte zu spielen verstanden —" schaltete ich mit einer Erinnerung an Kopenhagen ein —

„Unter denen", fuhr Arthur fort, „die den Legenden der Kasserlophie und anderer lauschten, war auch Karen. Wie es nun leicht in solchen Versammlungen zu geschehen pflegt, kamen auch an jenem Abend Heirats- und Liebesgeschichten, glückliche wie unglückliche, und was damit in Verbindung steht, aufs Tapet und die alte Hexe stimmte bei dieser Gelegenheit ihre ganze Weisheit aus und besprach die Kunst, sich einen Geliebten zu verschaffen oder seinen zukünftigen Bräutigam erscheinen zu lassen oder sich Kunde davon zu verschaffen, welchem Stande und welchen Verhältnissen er angehöre, wie er aussehe und was des Unsinns mehr ist. Du weißt", fügte Arthur belehrend hinzu, „daß die niedern Stände — und auch mitunter die höhern — viele solche Künste üben, indem sie geschmolzenes Blei in Wasser tröpfeln oder Wasser auf Eiweiß gießen und es die Neujahrsnacht hindurch stehen lassen. Sie schließen dann, je nachdem sie sich einbilden, in den Figuren, die das Blei oder das Eiweiß bildet, eine Kanzel, einen Tisch, einen Pflug, einen Sarg oder Aehnliches zu erkennen, auf die Eigenschaften und das günstige oder ungünstige Schicksal des Zukünftigen. Zu dieser Art von Versuchen gehörte denn auch der, den Sophie als sehr sicher und unfehlbar anpries, um zu erforschen, wie der ihnen vom Schicksal Bestimmte aussähe. Das Mädchen sollte nämlich am Weihnachtsabend, wenn sie gerade im Begriff stände, zu Bett zu gehen, um 12 Uhr ganz leise die Thür öffnen und beherzt mit der rechten Hand in die Finsterniß hinausgreifen. Sie würde dann einen Kopf erfassen und eine Hand voll Haare erbeuten, aus deren Farbe und sonstiger Beschaffenheit sie dann durch Vergleiche ihre Folgerungen ziehen müsse. In dem Kreise, in dem dieses alles mit gespannter Neugierde angehört und mit einem gewissen Grausen verhandelt wurde, war Karen die einzige, die Nutzen daraus ziehen konnte, weil sie die einzige war, die keinen Geliebten hatte; die andern waren alle wohlversorgt. Sophie wandte denn auch all ihre Ueberredungsgabe an, um sie zu bestimmen, noch am nämlichen Abend einen Versuch anzustellen und ihr Glück zu versuchen. «Ich habe es so oft gehört und gesehen und gewiß und wahr ist es, daß es nie fehlschlagen kann!» fügte sie mit ernster Miene hinzu und nahm eine Pause. Karen lachte und der ganze Kreis stimmte mit ein; und als sie in demselben Augenblick den Wagen der Herrschaft vorfahren hörten, gingen sie auseinander. Karen half der gnädigen Frau beim Auskleiden und nachdem sie die Nachtlampe angezündet hatte, begab sie sich nach ihrem Zimmer, welches, wie gesagt, nur durch eine doppelte Thür von dem meiner Mutter getrennt war. Sie war nicht schläfrig, wol aber etwas erhitzt von dem vielen Geschwätz, Gelächter und Lärm; vielleicht hatte sie auch ein Getränk genippt, an das sie nicht gewöhnt war. Sie begann sich auszukleiden, indem ihre Gedanken ins Weite schweiften, ohne daß jedoch die Erzählung des alten Weibes sie ferner beschäftigte. Als sie aber ausgekleidet war und nun, wie sie es immer zu thun pflegte, untersuchen wollte, ob die Thür verschlossen sei, fiel es ihr doch plötzlich ein, daß es nun gerade die rechte Stunde sei und daß sich ihr die beste Gelegenheit darböte, einen Versuch zu machen. Halb im Ernst und halb im Scherz legte sie die Hand an den Drücker. Da schlug es zwölf Uhr. Schnell schob sie den Riegel zur Seite, öffnete die Thür leise und that einen herzhaften Griff ins Dunkel hinaus. Ganz richtig! Sie erfaßte einen Kopf und indem sie mit großer Mühe ein gellendes «Jemine!» unterdrückte, welches ganz natürlich gewesen wäre, zog sie entsetzt ihre Hand, die sie voller Haare hatte, schnell zurück und verschloß eiligst die Thür. Mit pochendem Herzen und bebenden Gliedern lugte sie sich an die Wand. Draußen auf dem Gange, wo es bisher todtenstill gewesen war, entstand ein wirrer Lärm wie von zweien, die schweigend auf Leben und Tod miteinander kämpfen. Endlich polterte etwas die Treppe hinunter, als ob jemand gefallen sei und kurz darauf war alles still."

Ich gestehe, daß ich lachen mußte, als Arthur an diesem Theil seiner Geschichte angekommen war.

Indessen fuhr er fort:

„Erst jetzt wagte das junge Mädchen, ihre Beute zu betrachten, die sie noch mit krampfhaft zusammengepreßter Hand festhielt. Es war ein kleiner Büschel rother Haare! Es hatte ja allerdings beinahe den Anschein, als ob sie bei dieser Gelegenheit der Glaube an das, was ihr gesunder Verstand und ihre Aufklärung verworfen wußten, im strengsten Sinne des Worts recht handgreiflich geworden sei; ihre bessere Ueberzeugung wurde bedeutend erschüttert und sie mußte

Sie — nach Willkür, (ſtark betonend) aber bedenken Sie Eines —

Kammerdiener (kommt ſchnell von rechts und ruft laut).

Der König!

(Alle Drei fahren auseinander.)

Dritte Scene.

Friedrich Auguſt tritt auf. Sein Benehmen iſt ſehr galant, leicht, beweglich und doch wieder höchſt beſtimmt. Zwei Laquaien vor ihm her, die während der Scene ganz im Hintergrunde bleiben.

Friedrich Auguſt.

Ah, meine Herren! Ging meine Mutter ſchon mit ihren Damen vorüber?

Imhof.

Nein, Majeſtät.

Fr. Auguſt.

So betet ſie vielleicht noch. Gott, dieſe ewigen Beläſtigungen des Himmels! Die gute Frau muß den Engeln recht langweilig werden. Meine Herren, Sie ſind verſtimmt. Sie haben etwas? (ironiſch) Ja ſo — o Sie müſſen Herrn von Patkul nicht zürnen; er meint es gut mit mir, er liebt mich, er verbindet mich durch Zuvorkommenheiten, (zu Flemming) Flemming,

sich wenigstens gestehen, daß sie selbst nicht recht wisse, was sie glauben solle. In dem ersten Augenblick war sie deshalb gesonnen, die häßlichen Haare in den Ofen zu werfen. Hatte aber Sophie — dachte sie — nicht vorher gesagt, wie es kommen werde? Und hatte sie nicht vollkommen recht? Diese Haare müßten doch immerhin eine gewisse Verwunderung haben können, wenn auch die Sache auf eine natürliche Weise zu erklären sei. Nach diesen und andern beruhigenden Betrachtungen wickelte sie die rothen Haare in ein Stück Papier und steckte sie in eine Kommodenschieblade, wo andere Kleinigkeiten aufbewahrt wurden. Sie legte sich alsdann die Frage vor: Kenne ich denn jemand, der rothe Haare hat? und ihre Gedanken irrten auf und ab und beleuchteten jeden Hund und jeden Peter, den sie kannte. Aber nein! Keiner ihrer Bekannten trug diese sogenannte Judasfarbe. Da fuhr es plötzlich wie ein Blitz durch ihre Seele: Der Doctor! Von Scham und Angst erfüllt, bedeckte sie mit beiden Händen ihr glühendes Gesicht. Ja, der Doctor hatte rothes Haar, war Junggeselle und wohnte im Hause — er mußte es sein! Durch eine sehr natürliche Ideenfolge tauchte die Erinnerung an die lange Zeit in ihr auf, da sie ihn bei Tage und bei Nacht gesehen und gesprochen hatte; und alle die Scenen und Situationen, in welchen er figurirte, mußten Revue passiren und sich als schaudererleuchtete Schreckbilder in Seele und Glied stellen. Sie konnte ihm zwar nichts Böses nachsagen, sein Benehmen war immer passend und geziemend gewesen; höchstens hatte er mitunter ihre Hand ergriffen, gleichsam um seinen Anordnungen mehr Nachdruck zu geben, oder mit den Fingerspitzen leicht ihr Kinn berührt, wenn er ihre genaue Beobachtung derselben lobte. Seine Augen jedoch — ja, die waren allerdings nicht so scheuer gewesen, die hatten sie so eigenthümlich angezogen; das war nicht zu leugnen. Dazu kam die Kritik über ihr eigenes Betragen, welches, wie es ihr jetzt schien, nicht vorsichtig genug, nicht ganz tadellos gewesen war; — namentlich seit ihr der letzte, fatale Handkuß schwer aufs Gewissen. Derselbe war aber doch so unschuldig gemeint gewesen und durch eine so freudige Veranlassung hervorgerufen worden! Dies alles fuhr nun dem Mädchen durch den Kopf und erweckte tausend Zweifel und Aengstigungen, bis sie dann, von Müdigkeit und Abspannung überwältigt, unter ihrem Abendgebet einschlief. Die Feiertage vergingen, ohne daß etwas vorfiel; in den darauf folgenden Tagen aber bemerkte die arme Karen in dem Benehmen ihrer Mitdiener gegen sie eine Veränderung, die sie ängstigte und bange machte. Einige, die bisher dem erklärten Günstlinge der gnädigen Frau aufs eifrigste geschmeichelt hatten, waren jetzt impertinent und anmaßend; andere betrachteten sie schweigend mit einem spöttischen Grinsen; wieder andere, gutmüthiger als jene, warfen ihr mitleidige Blicke zu; nicht zu erwähnen, daß man in allen Ecken die Köpfe zusammensteckte, in ihrer Gegenwart flüsterte und wenn sie darauf aufmerksam wurde, schwieg. Endlich brach das Ungewitter los. Eines Vormittags, nachdem sie schon mit der Toilette ihrer Herrin fertig war, ward sie wieder hereingerufen. Mit ernsthafter Miene, aber in mildem und nachsichtigem Ton hub meine Mutter an: „Ich höre nicht gern auf Geklatsch und schenke Angebereien keinen Glauben. Ich verlange, bevor ich urtheile, entweder unzweideutige Beweise oder das Eingeständniß des Angeklagten. Du weißt, Karen, wie viel ich von dir halte und wie sehr ich dir vertraue! Auch habe ich dir nur Gutes gezeigt! Ich will deshalb auch nicht glauben, was mir von dir erzählt worden ist, und ich will hoffen, daß du alle Verdächtigungen widerlegen kannst! Wer wie du täglich so nahe mit mir in Berührung kommt, darf nicht dulden, daß sein Ruf befleckt werde! Sei nun nicht verzagt und antworte mir aufrichtig: Ist es wahr, daß der Doctor dir nachläuft? Ist es wahr, daß er dich am Weihnachtsabend in deiner Kammer hat besuchen wollen und daß du ihn gelassen hast?“ Obgleich sie vor Angst und Bestürzung bebte, konnte Karen doch mit ruhigem und gutem Gewissen diese Fragen dahin beantworten, daß sie nie bemerkt habe, daß der Doctor sich ihr genähert, außer wenn sonst sein wie ihr Beruf es erforderte, und dann immer nur in Zimmern und Thüren; und daß, was die zweite Frage betreffe, weder er am Weihnachtsabend in ihrer Kammer gewesen sei noch sie ihn gelassen habe. Aus Scham über das kindische, albern Experiment und weil sie fürchtete, daß dieses sie in den Augen meiner Mutter zu lächerlich machen würde, verschwieg sie noch, was sie zu ihrer Vertheidigung nicht für erforderlich hielt. „Es ist mir aber“, fuhr meine Mutter fort, „gesagt worden, daß man in jener Nacht vor deiner Thür einen lauten Lärm gehört habe; daß du die Thür geöffnet haben und dergleichen mehr. Man will wissen, daß der Doctor im Dunkeln

die Treppe hinuntergefallen sei, als er dich eben verlassen habe. Gewiß ist, daß er gefallen ist und sich dermaßen gestoßen hat, daß er nicht im Stande gewesen ist, uns seine Aufwartung zu machen. Du mußt doch zum wenigsten etwas von dem allen gehört haben?« Nun konnte Karen nicht länger an sich halten; ihr gesundes Urtheil sagte ihr, daß sie einem so gerechten und milden Richter ohne Gefahr und mit der sichern Hoffnung, Glauben zu finden, alles offenbaren könne; und unter vielen Thränen erzählte sie sodann ihr ganzes Abenteuer, von der Prophezeiung der alten Kaffeesophie an bis zum Schluß. Meine Mutter machte bei diesem Bericht ein sehr ernstes Gesicht. »Du siehst daraus, Karen, daß man mit dergleichen thörichten Künsten, deren Nichtigkeit unzweifelhaft ist, nicht Scherz treiben darf! Hüte dich also in Zukunft, darauf zu achten, was solche Personen wie diese alte Kaffeesophie dir erzählen! Sie taugt gar nichts und ich werde ihr verbieten, hier öfter noch herzukommen. Laß mich gleich die Haare sehen!« Schluchzend ging Karen in ihre Kammer und holte das Papier, worin diese eingewickelt waren. Als meine Mutter es öffnete, sah sie einen ziemlich großen Büschel brauner Haare. Bei diesem Anblick blaßte sich für einen Augenblick das Gesicht meiner Mutter auf; sie faßte sich aber und sagte, indem sie ihren Ernst und ihre Strenge bewahrte: »Ja, Karen, ich muß glauben, daß sich alles verhält, wie du gesagt hast! Diese Haare sind nicht die des Doctors, das sehe ich wohl! Ein anderer Geck hat dich bange machen wollen; suche nicht zu erforschen, wer er sei; es ist ja gleichgültig! Und nun verwirf mir, daß du dich nie wieder mit solchen Narrenspossen befassen willst! Geh' jetzt! Zwischen uns soll alles vergessen sein und andere« — sie meinte die übrigen Leute — »sollen wollen, was ich will!« Karen küßte gerührt ihre Hand und ging auf ihr Zimmer. Kaum aber hatte sie dieses betreten, als sie zu ihrem größten Erstaunen meine Mutter in ein, wie es schien, lange zurückgehaltenes Gelächter ausbrechen hörte. Am selben Tage, wo sich dies zutrug und mein Vater eben in seinem Arbeitszimmer beschäftigt war, ward ihm gemeldet, daß ein Bote des alten Obersten, der, wie gesagt, das zweite Stockwerk des Hauses bewohnte, mit ihm zu sprechen wünsche. Derselbe trat ein und brachte ohne weitere Einleitung sein Anliegen vor. Ihm sei, sagte er, vom Obersten gestattet worden, daß dieser sich künftig auf die Aufwartung des Kammerdieners beschränken wolle. Es sei ihm indessen angedeutet worden, so lange im Dienst zu bleiben, bis er sich durch irgendeine andere Anstellung einen auskömmlichen Unterhalt gesichert habe. Er habe nach Ablauf seiner militärischen Dienstzeit als Jäger gedient, solange der Oberst noch die Güter besessen habe, die er später verkaufte. Nun habe er erfahren, daß auf dem Gute meines Vaters der Posten eines Jägers und Holzwegts vacant sei und da der Kammerherr ein Mann sei, mit dem man, wie er sich ausdrückte, gut fertig werden könne, so bitte er, ihn bei Besetzung jenes Postens zu berücksichtigen. Meinen Vater frappirte anfänglich die anderswoher gewendete Höflichkeit des Mannes; da jedoch in seinem Benehmen etwas so Bescheidenes ohne Kriecherei, etwas so Bestimmtes und Festes ohne Anmaßung lag, daß es für ihn einnahm, so versprach mein Vater, auf sein Gesuch Rücksicht zu nehmen. Sein Versprechen war kein leeres; er begab sich noch an demselben Tage zum Obersten, der bettlägerig war, um sich von ihm genauere Mittheilungen in Betreff des Jubelbauers zu erbitten. Nachdem der alte Herr unter seinen grünen Damastgardinen erst eine Zeit lang über Podagra und die englischen Kaperschiffe, die ihn hinderten, zu billigerm Preise guten Champagner zu bekommen, gejammert hatte, konnte mein Vater endlich dahin gelangen, die Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Kaum hatte er den Jäger und sein Gesuch genannt, als der Oberst in Lobeserhebungen ausbrach. »Ach, mon cher«, sagte er, »wäre ich nur etwas reicher, so hingen Sie ihn auf Ehre nicht! Ich kann aber nicht so viele Leute halten; auch wüßte ich nicht, was ich ihnen zu thun geben sollte. Ich jage in diesem Leben nicht mehr und besitze nichts, wonach ich sagen könnte. Dietrich ist eine wahre Perle! Er ist treu wie Gold und versteht sein Handwerk wie wenige. Der einzige Fehler — wenn man es einen Fehler nennen darf —, den ich an ihm kenne, wäre der, daß er zu den Heiligen gehört, wie man sie nennt. Das kann ich aber mit Wahrheit behaupten, daß er kein Heuchler ist! Seine Frömmigkeit ist ehrlich gemeint; sie trägt ihre guten Früchte und incommodirt niemand. Ich habe ihn z. B. nie über die Welt oder Personen moralisiren hören, was ja sonst das Steckenpferd ist, mit seinen Glaubensgenossen à merveille waren. Auch ist er kein Duckmäuser, sondern weiß sich vernünftig und gut in jeden Verkehr und in jedes Verhältniß zu

schicken. Aber er ist allerdings höflich wie der leibhaftige Teufel! Was, Kammerherr! Werden Sie es aushalten können, ihn anzusehen? Ich weiß, Sie sind connaisseur und in dem Kapitel etwas eigen — so stehe ich dafür ein, daß Sie keine bessere Wahl treffen können! Ich füge hinzu, daß Sie sich mir in hohem Grade verpflichten würden! Ich werde mich über sein Schicksal beruhigen, wenn ich ihn in guten Händen weiß — ja, in den besten, die ich kenne!« Diese letzten Worte begleitete der Oberst mit einem gnädigen Lächeln. Auf seine Empfehlung wurde also Dietrich angenommen und ein paar Tage später verließ er die Stadt, um seinen neuen Posten anzutreten. Die Lobeserhebungen seines frühern Herrn hat er jederzeit gerechtfertigt. Die fortwährende, unverminderte Gunst, in der Karen bei meiner Mutter stand, und die besondere Bevorzugung, die ihr vielleicht absichtlich gerade jetzt gezeigt wurde, brachten bald alles in den gewohnten guten Gang. Alle Andeutungen, spöttischen Mienen und andere Unarten, die eine Zeit lang das arme Mädchen gequält hatten, verschwanden, verdoppelte Demuth und Freundlichkeit traten an ihre Stelle und sie war ruhig und zufrieden. Im Frühling — — Aber ich glaube, du schläfst?« unterbrach Arthur seine Erzählung. »Ob langweilt dich gewiß?«

„Keineswegs!“ antwortete ich höflich: „ich sehne mich nur nach Aufklärung und Aufschluß!“ Dabei sah ich auf die Uhr, um die Zeit zu zählen, die mir noch bis zur Neugierstillung der Eiche vor dem Stelldichein übrig blieb.

„Im Frühling“, fuhr Arthur fort, „kehrten meine Eltern hierher zurück. Eines schönen Morgens im Sommer trat mein Vater lachend zu meiner Mutter ins Zimmer. »Was meinst du wohl, Amalie«, sagte er, »ich komme hier als Brautwerber und zwar für den Jäger Dietrich, den ich diesen Winter in Dienst nahm — nun, du weißt, der in der Holzvegetation an dem schönen Kleinsee wohnt! Dieser Dietrich kommt heute zu mir und vertraut mir höchst friedlich seine Herzensangelegenheit mit der Bitte an, mich für ihn zu verwenden, erst bei dir, von der er annimmt, daß die Entscheidung hauptsächlich abhänge, und dann bei dem Mädchen selbst. Und errätst du nun, wer das Mädchen ist? Natürlicherweise deine eigene Leibgarde, deine Karen!« Der Vater sagte alles zusammen, was für und gegen seinen Kandidaten sprach. Natürlich mußte er eingestehen: »Ich leugne nicht, daß sein erster Anblick mich abstieß! Er ist sehr lang, knochig, hart gebaut, hat lange Arme und ungeheuer große Hände und Füße, dabei ist er aber sehr behende und beweglich. Sein Gesicht ist eine Elle lang, blaß und voller Sommersprossen; der Ausdruck jedoch ist ein Gemisch stiller Frömmigkeit und strenger Redlichkeit, das nicht unangenehm ist. Das Schlimmste ist doch immer sein feuerrothes Haar!« »Was sagst du? Hat er rothes Haar?« rief meine Mutter erstaunt. »Ja, ganz rothes, krauses Haar wie Flammen!« antwortete lachend mein Vater. »Doch warum ist dir das so auffallend?« Nach kurzem Besinnen erzählte meine Mutter ihm zu seinem großen Ergetzen die ganze tragikomische Begebenheit vom Weihnachtsabend und schloß mit den Worten: »Du begreifst, welche Mühe es mir kostete, den Anstand und die mit meinen Ermahnungen stimmende Miene zu bewahren, als mir die arme Karen ganz zerknirscht gestand, sie fürchtete, die rothen Haare, die sie mir zeige, dem Doktor ausgerissen zu haben! Ich wußte ja nur zu gut, daß, wenn ihre kräftige Hand derr angelegt hätte — — —« »So würde er den ganzen Plunder behalten haben«, fiel ihr mein Vater laut lachend in die Rede, »natürlich er eine Perrücke trägt! Nun freilich, das hat sie nicht sehen können! Aber sollte Karen wirklich Dietrich nicht kennen?« »Ich glaube es nicht«, sagte meine Mutter, »ich kann es nicht glauben! Dann hätte sie mich belogen! Es ist nicht möglich!« »Ja, sieh' zu, was du damit zu Deine bringst! Denn wenn sie ihn gar nicht kennt, so nimm zu die Geschichte an Wunderbarkeit! Bekommt sie nun den zum Mann, dessen Haupthaar schmuck sie in jener Nacht durch das mystische, dämonische Experiment reduzirte, so hat sie doch das unheimliche Werk, die Katastrophe, recht gehabt, so bewährt sich ja ihre wunderliche Kunst! Rufe nun Karen gleich herein und sage ihr, was du für passend hältst! Aber dann laß sie die Sache mit dem Arzter selbst abmachen!« Gesagt, gethan. Mein Vater ging; Karen wurde in meiner Mutter Zimmer, die ihr in wenig Worten mittheilte, daß sich ein Arzter angemeldet habe und wer es sei, und sie dann, indem sie das Gesicht des Mädchens scharf beobachtete, fragte, ob sie ihn denn aber jemals gesehen habe. Karen beantwortete diese Fragen ohne die mindeste Verlegenheit. Sie gestand, daß sie von diesem Manne wisse, daß er mit ihr in Kurorten in einem und demselben Hause gewohnt

habe und jetzt auf dem Gute sei, erklärte aber zugleich, daß sie nie mit ihm gesprochen oder ihn auch sonderlich beachtet hätte. Wenn die gnädige Frau und der Herr es wünschten und dazu riethen, so könne sie ja gern mit ihm reden. Dies alles sagte sie mit ruhigem Gesicht, ohne Bewegung und mit der unschuldigsten Miene, sodaß meine Mutter unmöglich ihre Glaubwürdigkeit in Zweifel ziehen konnte. Sie schickte Karen in die Grüne Stube, wo der ernsthafte Freier geduldig gewartet hatte. Mit gerötheten Wangen und ohne die Augen aufzuschlagen, trat Karen zu ihm hinein und blieb verlegen dicht bei der Thür stehen. Dietrich war zu ihr heran und eröffnete ihr freundlich, aber ernsthaft und trocken sein Anliegen. Er hielt sich nur an die Vernunftgründe. Da erhob Karen ihre verschämten Augen, um doch endlich einmal den zu sehen, dem sie eine so entscheidende Antwort geben sollte; kaum aber erblickte sie seine rothen Haare, als ihr ein lauter Schrei entfuhr und sie ihre Hand, die er mittlerweile erfaßt hatte, zurückzog, indem sie ihn mit entsetzten Blicken anstarrte. Ohne den Widerwillen, den sein Aeußeres hervorgerufen zu haben schien, zu beachten oder sich davon einschüchtern zu lassen, fuhr Dietrich fort, zu Gunsten seines Antrags zu sprechen, und er sprach so gut, daß er Karen endlich dazu vermochte, »sich einige Tage zu bedenken«. Als diese verflossen waren und sie sich mit ihrem Herzen — richtiger wol mit ihrem gesunden Verstande — mit Freunden und Verwandten und mit dem Himmel berathen hatte, gab Karen ihr Jawort. Mein Vater, der in allen Dingen, die er unternahm, resolut war, besorgte ihr eine hübsche Ausstattung und nach Ablauf eines Monats fuhr Karen als Dietrich's Ehefrau hier vom Hofe, wo die Hochzeit mit allem möglichen Pomp und in der lustigsten Weise gefeiert worden war, nach der schönen Heilquellgegend am Kleinsee."

„Nun, und die rothen Haare?" fragte ich, als Arthur eine Pause machte. „Wie war's denn damit?"

„Laß mich erst eine neue Cigarre nehmen!" sagte er, „dann soll die Auflösung folgen!"

Ich that wie er. Kaum hätte ich geglaubt, daß seine Geschichte wirklich im Stande gewesen wäre, meine Ungeduld auf die siebente Stunde durch ein neues Interesse zu unterbrechen.

(Fortsetzung in nächsten Nummer.)

Tagebuch aus Neapel.

Von **Fredrika Bremer.**

— Aus dem noch nicht erschienenen sechsten Theile der so inhaltreichen lebendigen Schilderungen südlichen Lebens, welche die schwedische Erzählerin in ihrem neuesten Werke: „Leben in der Alten Welt" (Leipzig, F. A. Brockhaus), veröffentlicht, theilen wir einige Blätter mit, die auch zugleich ein Romanvorspiele darbieten in dem anmuthig aufgefaßten Liebesverhältniß einiger jüngern Begleiter der Verfasserin.

Sorrento, am 5. August.

Die Sirenen singen noch immer an der Küste der Sirenen und es ist schwer, sich durch ihren Gesang nicht bezaubern zu lassen, besonders da er nicht mehr solche Gefahren wie zur Zeit des Odysseus mit sich bringt, als er die Lauschenden hinab in die Tiefe des Todes sog. Das Leben hierselbst erscheint uns so schön, so gut und so unschuldig in seiner Schönheit, daß man wünschen muß, es könnte immer so fortgehen.

Wir haben jetzt auch einen schönen Garten ganz in der Nähe unsers Hotels, in welchem wir häufig die Abende verbringen. Der Eigenthümer desselben, der Prinz von Trabia, ist verreist und seine schöne Villa steht leer. Von deren Marmortreppen sehen wir die Sonne im Meere untergehen oder prachtvolle Blitze den Horizont erleuchten. Der Garten hat mehrere Gänge, die von herrlichen Bäumen beschattet und von blühendem Oleander und andern Blumensträuchern eingefaßt sind. Weinreben mit reichen Trauben hängen in Guirlanden hier und da über die Gänge. Orangen- und Citronenwälder sind, wie überall hier herum, schön für das Auge, aber man kann darin nicht promeniren. Der Boden zwischen den einzelnen Bäumen ist überall aufgegraben, um ihn zur Aufnahme des Regenwassers empfänglich zu machen; und das ist beim Spazierengehen durchaus nicht angenehm. Diese Wälder sind eine Art von edlen aber verwilderten Wildnissen.

Die Morgen und die Vormittage widmen wir der Lektüre und dem Schreiben und zwar jeder allein auf seinem Zimmer; aber die kleine Elle empfängt außerdem Unterricht im Italienischen von ihrem großen Freund. Gegen die Mittagszeit kommt das Bad, das erquickende, erfrischende Spiel mit den Wellen auf dem feinen sandigen Grunde, im Schutz des Badepavillons; dann

Ruhe und sor mente bis zum Mittagessen. Nachmittags Promenaden im Wagen, im Boot oder zu Fuß. Die Ufer sind reich an Schönheiten und von unvergleichlichem Reiz ist die Fahrt auf die Anhöhen von Castellamare. Die Wanderungen zu Fuß werden nicht selten durch gute, abendherzige und heitere Unterhaltungen unser und dreien gewürzt. So kommt der Abend mit seinem Thee, mit Lecture und Unterhaltung, oder auch mit Volksfesten. Selten gehen wir vor 12 Uhr schlafen.

Volksfeste mit Processionen, Illuminationen und Feuerwerk — immer dieselben, bald für diesen, bald für einen andern Heiligen und oft für die Madonna — haben wir gewöhnlich zwei in jeder Woche. Oft sind die glänzenden Theile dieser Feste recht glänzend und geschmackvoll; aber das entsetzliche Krachen der alten Pulverbüchsen, die einer Art von Senftöpfen ähnlich auf dem Markt reihenweise in Reihen aufgestellt sind und jedesmal umstürzen, so oft sie losgebrannt worden sind, der Dampf, den sie verbreiten und das fortwährende Bimmeln der Glocken belästigt Augen, Ohren und andere Sinne. Ob die Heiligen daran Gefallen haben, scheint mir sehr zweifelhaft zu sein. Die Bevölkerung von Sorrento sieht diesen Dingen eine Weile zu und geht dann nach Hause. Man sieht, daß sie an solche Schauspiele gewöhnt und damit gesättigt ist.

Am 10. August

Hast du die reizende romantische Erzählung „Midsummer Eve, a fairy tale“ gelesen, in welcher Mrs. S. C. Hall die reiche Naturmythologie ihrer vaterländischen Insel in einer gestreuten Schilderung zusammengestellt hat? — Dann hast du darin ein junges Mädchen kennen gelernt, das von guten und bösen Elfen (fairy im Englischen) umgeben ist, denen sie in gewisser Art und Weise durch ihre Geburt angehört und die Einfluß auf ihr Leben haben. Ein solches Elfenkind ist meine Sommertochter und zwar in einem noch vollkommeneren Grade als die engelgleiche Heldin von Dove cote, denn sie ist in der That den unerklärlichen Einflüssen geheimnißvoller Naturgeister unterworfen und sieht nicht immer über denselben, wie die schöne Ideale Eva der Mrs. Hall. Des Morgens ist Elfe Eigenthum der Dunkelelfen, so reizend und süß sie auch dabei aussieht; düstere Gedanken und Ahnungen erheben sich dann in ihrer Seele und ruhen auf ihrer Stirn, in ihren ernsten, dunkeln Augen. Dann ist sie still und sucht bald die Einsamkeit und stille Beschäftigungen der Gedanken auf ihrem Zimmer. Im Bade wird sie wieder Prinzessin Ilse oder auch das lichte denkende junge weibliche Wesen, in dessen Seele eine Weisheit wohnt, die bei so jugendlichen Jahren Bewunderung erweckt und von diesem kindlich gebildeten Lippen recht wunderlich klingt. Diese Gemüthsstimmungen wechseln während des Tags. In der Dämmerung legt sie sich eine Stunde auf die Seite, um — wie sie sagt — „ihren Gedanken Audienz zu geben“. Aber ich hege den Verdacht, daß die Gnomen dann unter dem Schutz der Dämmerung ihren Hokuspokus mit ihr treiben; denn wenn sie um 7 Uhr zu unserm Thee kommt, ist sie ganz verwandelt. Dann ist sie für den ganzen Abend Prinzessin Ilse in jeder Weise, in einer bezaubernden Lebhaftigkeit, in scherzhaften Einfällen und Unternehmungen, zuweilen bis zum Uebermuth. Dann ist auch ihre musikalische Ader zu neuem Leben erweckt und sie trägt uns bald heitere, bald melancholische, aber stets bedeutungsvolle Stücke, zuweilen ihre eigenen Compositionen — die aber sämmtlich ein Gepräge von Melancholie haben — vor. Ein Thema oder eine Melodie, die ihr für den Augenblick einfällt, kann sie lange Zeit hindurch auf die reizendste Weise modulieren und variiren. Ich habe nie eine Musik auf dem Pianoforte gehört, in der so viel Gesang liegt wie in der ihrigen.

In solchen Stunden erzeigt sie sich damit, Hercules den Kopf durch allerlei wunderliche Fabeln wirbelig zu machen, die sie sich selbst andichtet und durch alle die seidenen Kleider, prächtigen Shawls, Teppiche, Servise, Nahmmuscheln und Zuckereien, die sie haben will, wenn sie sich verheirathet; alles, wie ich fürchte, in der geheimen Absicht, ihm Furcht vor einer Frau einzuflößen, die so anspruchsvoll werden und deren Unterhaltung ihm so viel kosten würde. Hercules sieht dabei wol zuweilen nachdenklich aus und schüttelt seinen großen Kopf über diesen kleinen Rebell; aber — es hilft nichts; er fürchtet sich nicht vor ihr, vielleicht weil er im stillen ahnt, was ich weiß: daß nämlich alle diese seidenen Kleider und Kostbarkeiten durchaus kein Bedürfniß für die Seele dieses kindlichen Elfen sind, daß ihr Geschmack einfach und edel ist und daß es mit ihren Fehlern, die sie gern zu vergrößern sucht, keine Gefahr haben kann, da sie dieselben selbst erkennt.

Manchmal ist er selbst es, der das Wort

fuhr und uns erzählt von seinen Freunden und von seiner Heimat in den schönen Thälern, von seinen hohen Büchern und Gemälden und von der braven, ernsten Bevölkerung, von einer Seidenfabrik, die er selbst hat anlegen lassen und von dem, was er für die Arbeiter darin, für die Schüler und für die junge Zeitungspresse der Thäler noch zu thun beabsichtigt. Ich sehe, daß er ihr Interesse für diese Gegenstände zu gewinnen sucht. Sie hört schweigend zu, will sich aber dadurch nicht interessiren lassen. Sagt sie etwas zu seinen warmen Schilderungen, so ist es gewöhnlich eine Bemerkung darüber, daß es oben in diesen Bergen sehr kalt oder recht traurig sein müsse oder irgendetwas anderes, was ihn überzeugen soll, daß sie sich daselbst nie wohl befinden werde. Er lächelt über ihre Ausdrücke, aber sie geben ihm dessenungeachtet nahe.

Wunderbare Macht der Liebe! — Er ist ein Mann, mit allem ausgerüstet, was das Leben besser, frei, schön machen, mit allem, was dem Leben Werth verleihen kann, mit Gesundheit, Kraft, Vermögen und Unabhängigkeit. Er verliebt sich in ein kleines, zartes, schwaches Mädchen, das kaum im Stande ist, sich selbst zu tragen, gleichgültig gegen vieles, worauf er Werth legt, besonders gleichgültig in Bezug darauf, ob sie ihm gefällt; und er legt sich und sein Vermögen zu ihren Füßen und würde überglücklich sein, wenn sie ihm nur einen freundlichen Blick schenken und ihm gestatten wollte, ihr sein Leben zu widmen. In diesem Verhältniß ist derjenige der Schwache, welcher eigentlich der Starke ist; beherrscht derjenige, der eigentlich gar nichts will, ist derjenige der Arme, welcher eigentlich gefesselt ist. Die alte Sage erneuert sich zu allen Zeiten und Hercules spinnt wieder zu den Füßen der Omphale. Wahr ist es, daß Hercules seine Kraft und seine Würde wieder zu erlangen weiß und dies gibt ihm im Verein mit seiner Güte und mit seiner ernsten Liebe eine gewisse Gewalt über sie. Wenn ich aber versuche, mit ihr über ihre Zukunft zu sprechen, so bleibt er von derselben noch immer ausgeschlossen; ihre Kindergärten und ihre zwölf Freundinnen treten in den Vordergrund und vor allem tritt das freie sorgenlose Leben in diesem schönen Italien hervor. Zuweilen erlangen nach solchen Gesprächen die schwarzen Kobolde wieder Gewalt über sie. Sie wird dann schweigsam und traurig. Neulich, als ich zu Bett ging und sie gegen ihre Verheirathung sprach, kam sie plötzlich still, blickte nachdenklich in das Wasser hinunter und nach einer Weile fing sie in leisen, hellen, aber feierlichen Tönen zu singen an. Ich lauschte — es war Beethoven's Trauermarsch. Das rührte mich und machte mich besorgt. Ist wol dieses so ganz Wesen für die Ehe geschaffen? — Kann man nicht auch ohne Ehe glücklich sein? — Bin ich es nicht? — Und sie, bei ihrem Sinn für den Genuß der Natur und der Kunst, bei ihrer Liebe zu den Kindern, bei ihrer anspruchslosen Freude über das Unschuldvolle und Schöne im Leben! — Wenn nur die gute Freundinnen nicht wären! — Und wäre nur Hercules nicht so gut und gerade der schützende Freund, dessen sie so sehr bedarf! — Indessen hat sie nur das Versprechen gegeben, ernstlich an ihn zu denken und wenn sie sich eines Tags für ihn bestimmt fühlte, mir dies dadurch zu erkennen zu geben, daß sie sich an diesem Tage in einen weißen Anzug kleidet. Seitdem spreche ich mit ihr nicht mehr von ihm. Mag sie ihren Entschluß in voller Freiheit fassen!

Es gereicht mir zur Freude, in dem Verhältniß beider nur sehr wenig von dem Egoismus zu finden, der ein solches Verhältniß zwischen Mann und Weib so oft verunehrt und nur nach dem eigenen Glück und nach der eigenen Befriedigung fragt. Nicht so hier! — „Ich will, ich werde sie glücklich machen!" — spricht er und sucht sie deßhalb zu der Seinigen zu machen. — „Ich werde ihn nicht glücklich machen; denn ich kann ihn nicht genügend lieben!" — spricht sie und will deßhalb seine Liebeserklärung nicht annehmen. Beider Gründe sind edel.

Am 13. August.

Entzückender Ausflug nach Capri und die erste ruhige Fahrt, die ich im Meerbusen von Neapel gehabt habe! Der festliche Morgenduft, diamantenhelle glänzende Wellen, herumtummelnde meilenbreite Delphine und fröhliche Ruderer machten die Fahrt festlich. Wir begaben uns direkt in die Grotta Azzurra (die Blaue Grotte). Kleine Fischerboote liefen sofort vom Strand von Capri ab, um uns dort zu treffen. Das Meer war gegenwärtig so ruhig, daß wir in einem dieser Boote ohne alle Schwierigkeit in die Grotte gelangen konnten; aber das Wasser stand so hoch darin und die Wölbung der Grotte ist so niedrig, daß wir uns ganz flach auf den Boden des Boots legen mußten. Wir betrachten das unvergleichliche Schauspiel der vom blauen Licht

und Glanz erfüllten Grotte — den Widerschein des Meeres und des Himmels, der durch ihre Oeffnung hineinstrahlt — und ihre seltsame Eigenschaft, dem menschlichen Körper ihre Farbe mitzutheilen, die uns ein alter Schwimmer gegen eine Belohnung zeigte, indem er sich ins Wasser warf und darin verschiedene Evolutionen machte, in guter Ruhe eine ziemliche Weile, indem wir auf einem Felsenvorsprung der Grotte saßen. Nachdem wir uns darüber gefreut und über die Prellereien des Fischervolks ein wenig geärgert hatten, ruderten wir an den Landungsort, auf welchem wir einen Strom mit einer Menge von Gäsin und Gleitreibern hatten, die sich uns in den Weg stellten, um uns zu bewegen, ihre Dienste anzunehmen. Im Hotel Pagani erhielten wir Unterkommen und Erfrischungen nach unseres Herzens Begehr. Echter Capriwein und eine wirkliche Omelette soufflée krönte unser gutes kleines Mittagessen.

Eine Palme, die unweit von unserm Hotel steht und eine Menge von Gartenpflanzen auf der Insel gibt dieser ein tropisches Ansehen. Nachmittags besuchten wir die Ruinen der Villa des Tiberius auf der südlichen Seite dieser kleinen Insel. Einige Mauern, umgestürzte Marmorpfeiler und der schöne Mosaikfußboden ist alles, was von dieser frühern Herrlichkeit übrig geblieben ist. Die Aussicht von der Höhe ist von unvergleichlicher Schönheit und umfaßt die ganze Insel, den Himmel, das Meer und die Küsten ringsumher; unvergleichlich war an diesem Abend auch der Anblick der flammenden Wolken in allen Nuancen von Purpur, Gold und Rosenroth und deren Widerschein im Meere nach dem Untergange der Sonne. Ein prachtvolleres Spiel von Glanz und Farben habe ich noch nie gesehen.

Auf dem Rückwege begegneten wir einem jungen Mädchen, welches einen großen Wassereimer auf dem Kopfe trug; aber die Schönheit und die wahrhaft königliche Haltung des Mädchens waren so ungewöhnlich, daß wir unwillkürlich stehen blieben, um sie anzureden. Sie gab einfache und freundliche Antworten. Ihre Aeltern waren arme Leute auf der Insel; sie selbst hieß Cornelia und war siebzehn Jahre alt.

Am Abend wurde die Tarantella von sämmtlichen Leuten des Hauses im Hotel Pagani getanzt. Das Vergnügen am Tanz prägte sich bei allen sichtbar aus, am meisten aber bei zwei jungen Mädchen, deren schöne Augen von Vergnügen strahlten. Wir waren so entzückt von unserm Besuch auf Capri, daß wir beschlossen, zu einem längern Aufenthalt dahin zurückzukehren, sobald wir Sorrento Lebewohl gesagt haben würden.

Am 15. August.

Heute ist der Himmelfahrtstag Mariens und zugleich ein großer Festtag für die katholische Kirche. In Sorrento hat man schon seit einer Woche von dem großen Feuerwerk gesprochen, das an diesem Tag stattfinden und zu welchem der Prinz von Syrakus, der hier eine schöne Villa besitzt, [19] Sindi geboten haben soll.

Es sollte in einer Hauptkirche der Stadt gepredigt werden und ich ging deshalb in diese Kirche. Diese war in ein förmliches Boudoir mit seidenen Behängen und Blumenbouquets verwandelt und im Vordergrund des hohen Chors stand ein Marienbild in natürlicher Größe, geschmückt wie ein junges Mädchen, das sich zum Ball angekleidet hat. Die Predigt über die Himmelfahrt Maria's wurde in einem südlichen Prachtstil gehalten. Besonders wurde darin ihre Schönheit gepriesen. Ihre Augen, Wangen, Lippen und Stirn wurden einzeln beschrieben und con amore gelobt; ebenso ihre Juwelenkrone und ihr schneeweißer Mantel, von Diamanten strahlend. So geschmückt habe sie immer zum Himmel — „Die Sonne verläßt ihren Platz und nähert sich ihr, um sie zu betrachten und ihr einen Mantel von ihren Strahlen zu bereiten; die Sterne versammeln sich, um sie tanzend zu umgeben und einen Heiligenschein um ihr Haupt zu bilden; die Wolken eilen zu ihren Füßen, um ihr als Treppenstufe zu dienen. Maria hat den Tod überwunden; der Tod selbst liegt anbetend vor ihr auf den Knieen. Maria sitzt sich zur rechten Hand Gottes und wird unsere Fürbitterin bei ihm. Das ist unser Vortheil von ihrer Himmelfahrt. Wir können nicht zu ihm emporklimmen, zu dem gerechten Richter; wir sind Sünder. Aber Maria hat für uns das Herz einer erbarmenden Mutter. Gott kann ihr nichts verweigern. Sie stillt den Sturm des Meeres und den Schmerz der Krankheit. Alles Gute kommt uns allein durch Maria. Darum laßt uns alle sie gemeinsam anrufen, daß sie für uns bitten möge!"

So klang diese Mariadichtung, in welcher der Dichter die irdische Mutter mit ihrem göttlichen Sohn ängstlich identificirte.

Abends sah das größte und glänzendste unserer sorrentinischen Feuerwerke mit brennenden Sonnen, Tempeln, Cascaden u. s. w., mit

Schwärmern und Schüssen ohne Zahl statt. Das Volk verhielt sich dabei still, wie gewöhnlich, bis auf einige kleine Unordnungen, die durch Se. königliche Hoheit den Prinzen von Syrakus verursacht wurden. Dieser nahm nämlich mit seinen Hofherren vor einem Kaffeehause in der großen Straße Platz und schleuderte von da aus Cigarren paquetweise unter das Volk; ein Kasten nach dem andern wurde auf diese Weise ausgeleert. Dadurch wurde bald eine zahlreiche Versammlung von jungen und alten Männern herbeigelockt, die sich um die Cigarren schlugen und dem Prinzen selbst immer näher auf den Leib rückten, bis dieser eigenhändig verschiedenen Köpfen die Mützen entriß und die letztern weit hinein in den Volkshaufen warf, um denselben einigermaßen von sich abzuhalten. Endlich aber mußten ihn die Stöcke seiner Hofherren dabei nachdrücklich unterstützen.

Dieser Auftritt wiederholte sich mehreremal. Gerade gegenüber auf der Straße befand sich ein Verkaufsstand mit allerlei Backwerk und Kuchen. Durch einen Wink ertheilte der Prinz dem Volkshaufen die Erlaubniß, diesen Verkaufsstand zu plündern und nun stürzte die Menge so unsinnig darüber her, daß die Stöcke der Hofherren abermals in Bewegung gesetzt werden mußten, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Aber gerade dies schien dem Prinzen Vergnügen zu machen.

Dieser Prinz, ein großer starker Mann mit einem sehr hübschen Gesicht, ist wegen seines freundlichen Wesens und wegen seiner Freigebigkeit äußerst populär in Sorrento. Er sowol wie seine Brüder, die Herzoge von Aquila und Trapani (sämmtlich Brüder des Königs von Neapel), stellen wahrhafte Typen in ihren Beziehungen zu dem weiblichen Geschlecht dar und die populäre Theilnahme des Prinzen von Syrakus für das Volk äußert keinen erhebenden oder veredelnden Einfluß auf das letztere.

Die Volkssitte stellen hier, wie überall in Italien, sehr viel von ihrem frühern Glanz und Leben verloren haben. Aber das erscheint mir eher wie ein gutes als wie ein schlimmes Zeichen; denn was sind wol diese Feste weiter als Lärm, Lichterpleßnen und Riche! Dabei sind sie aber kostspielig und — was lassen sie zurück? — Leere! — —

Das Volk fängt vielleicht an zu fühlen, daß es nicht lediglich mit Feuerwerken geködigt werden kann oder soll. Wie ganz anders sind dagegen die schweizerischen Nationalfeste! Das Volk nimmt an diesen mit Leib und Seele theil. Kraft, Gesundheit, Industrie, Kunst, Verstand und Veredelung werden durch dieselben gleichmäßig befördert. Dort gibt es kein Fest, das nicht auf die Verbesserung des Volks wirkt. Armes Italien! Wie arm an Früchten sind dagegen deine Feste!

Fleißig scheint uns das Volk hier zu sein, aber im allgemeinen auch sehr arm. Die Weiber spinnen außer dem Hause an ihren Spindeln, während die Männer mit gebeugtem Nacken und Rücken schwere Lasten mit Lebensmitteln und andern Gegenständen vom Strand hinauf in die Stadt — Sorrento liegt hoch — tragen. Höchst selten essen sie Fleisch; „nicht einmal im Monat", hat man mir gesagt. Ihre hauptsächlichste Nahrung besteht aus einer Art von Bohnen, aus Brot und Früchten. Von den letztern herrscht gegenwärtig ein großer Reichthum hier und man bekommt Melonen, Feigen, pomi d'oro u. s. w. für sehr geringe Preise. Später kommen auch Weintrauben und fici d'India, die Früchte einer Cactuspflanze. Auch Macaroni sind für das Volk ein Luxusartikel, ebenso der Wein. Und doch ist hier ein Weinland und bei den Entsagungen, zu denen das Volk in Bezug auf seine unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse genöthigt ist, läßt man lediglich des Vergnügens halber Hunderte von Scudi in Rauch aufgehen!

Betrügerisch im kleinen und auf Carlini und Grani erpicht ist man hier überall. Aber ich lege mir die Frage vor, ob dies nicht die ganz natürliche Folge eines Zustandes ist, in welchem man beständig um das tägliche Brot für sich und die Seinigen kämpft und keinen andern Zweck des Lebens als diesen kennt? Freundlich und wohlwollend und treu den Accorden, die man mündlich mit ihnen abschließt, finden wir die Leute hier stets. Die Fischer an diesen Ufern sind in dieser Beziehung ebenso zuverlässig wie die Kutscher in Rom; und wenn man bestimmte Individuen unter ihnen regelmäßig zum Dienst verwendet und diese freundlich behandelt, so werden sie zu wirklichen Freunden.

Vor einigen Tagen feierten wir hier im Hause die Verlobung unsers Wirths Luigi mit einem jungen Mädchen von besonders gutem, ehrbarem und auch hübschem Aussehen. Die Verlobung geschah in Gegenwart von Il Curato, einem genügsamen humoristischen Geistlichen, der die jungen Leute fragte, ob sie einander haben

wollten und sodann einen schriftlichen Ehevertrag zwischen ihnen aufsetzte. Eis und Confect, Wein u. dgl. wurden hernach von Rafael, dem jüngern Bruder unsers Wirths, einem schönen Jüngling, der unsere tägliche Bedienung zu besorgen hat, herumgereicht. Ich kann nicht genug aussprechen, wie sehr wir durch das Leben und die Behandlung in diesem Hause befriedigt sind und wie gut in jeder Beziehung wir unsere Wirthsleute gefunden haben. Wir haben uns hier gefühlt, als ob wir Freunde und Angehörige des Hauses wären. Unsere Zimmer haben wir nie verschlossen, auch wenn wir Tag und Nacht hindurch abwesend sind; wir haben unsere Schmuckgegenstände offen liegen lassen und nie gefunden, daß sie auch nur angerührt worden wären. Alles, was man uns von der Zuverlässigkeit der Italiener gesagt hat, sobald man denselben Vertrauen beweist oder ihnen mit Achtung begegnet, können wir der Wahrheit gemäß bestätigen. Billiger und zugleich besser kann man nicht leben, als wir im Hotel de la Campagna gelebt haben.

Zu den Vergnügungen, die ich hier genossen habe, rechne ich einerseits auch die Bekanntschaft mit dem Grafen G. Wachtmeister, schwedischem Gesandten in Neapel, einem Mann von seltenen Kenntnissen, freiem staatsmännischen Blick und großer Anziehung im Umgang; andererseits einige Abende bei Philemon und Baucis*), die eine kleine schöne Villa in der Nähe der Stadt bewohnen. Baucis bewirthete uns dabei wie eine Königin und der gelehrte Rabbiner beschenkte uns zum Dessert stets mit einer köstlichen Seelenspeise, indem er uns Psalmen David's und einige Gesänge von Anakreon oder Sappho in seiner unvergleichlichen Weise vorlas. Die kleine Psyche scheint ihre eigenthümliche ambrosische Nahrung darin zu finden, so leuchten ihre Augen dabei.

Am 27. August.

Die Zeit vergeht und unser Leben in Sorrente muß bald ein Ende nehmen. Es muß aber endlich auch ein Verhältniß seinen Abschluß finden, welches die Ruhe eines edeln Mannes immer mehr und mehr in Gefahr setzt, ohne zu einem glücklichen Resultat zu führen; denn während Waldo's Gefühl für dieses Kind mit jedem Tage an Innigkeit zunimmt und ihn oft recht unglücklich macht, obgleich er ihr dies verbirgt, um nicht etwa durch seine Leiden auf ihr Mitleid zu wirken, so bleibt sie stets gleichgültig gegen ihn und äußert oft ein gar nicht höfliches Benehmen in Bezug auf ihn. Jemand, der sie weniger genau kennte als ich, würde sie der Koketterie beschuldigen. Aber gerade seitdem ich sie kennen gelernt habe, komme ich mehr als je darauf, junge Mädchen zu vertheidigen, welche dieser Unart beschuldigt werden. Der Wechsel in ihrem Benehmen gegen ihn rührt von dem Wechsel in ihrer Gemüthsstimmung und Laune, rührt von körperlicher oder geistiger Schwäche, rührt von Dämonen oder Genien her, die in ihrem Herzen ihr Spiel treiben. Dann kommt noch ihr gutes Herz und macht das Spiel ungleich; denn wenn sie sieht, daß sie verletzt oder irgendeinen Schmerz verursacht hat, so will sie dies wieder gut machen und — — kurz, sicher ist, daß sie nicht länger in dieser Weise fortfahren darf; denn der Zauber, den sie an sich hat, wirkt dergestalt, daß — in welcher Laune sie auch sein mag, bitter oder hell — sie ihm doch stets angenehm und einnehmend erscheint. Dadurch wird er zu ihr hingezogen. Sie kann nicht anders sein, wenn sie auch wollte. Ich habe sie einigemal mütterlich gewarnt und ihr die Moral gelesen, und bin ganz und gar durch ihre Liebenswürdigkeit, Aufrichtigkeit und Demuth entwaffnet worden. Sie ist ebenso liebenswürdig als ungewöhnlich reich begabt und ich komme schließlich zu der Ansicht, daß sie mehr recht haben kann als ich, wenn sie behauptet, daß sie nicht für Hercules und Hercules nicht für sie paßt. Sie ist Psyche, reine und edle Psyche, aber doch Psyche; sie ist Poesie, auch rein und edel, aber mit einem abwechselnden Uebergang zur wilden Phantasie, der sie ungerecht gegen die eigenthümliche Schönheit der Psyche macht. Die Liebe allein und eine Wiedergeburt durch die Liebe könnte sie dahin bringen, wie die Prinzessin Ilse im Ilsethal, Dienerin der praktischen Zwecke zu werden, welche das Wohl der Menschheit befördern. Um sich daranzufinden, Seide in den Thälern der Waldenser zu spinnen, Theilnahme für das Volk, die Schulen u. s. w. zu fühlen, müßte sie den Waldenser lieben, und — das kann sie nicht, ich sehe es; und ich und er müssen uns daranfinden. Sie hat es redlich gewollt, aber es geht nicht; und das ist nicht ihr Heiler. Sie achtet ihn von ganzem Herzen, sie hält auf ihn wie auf einen brüderlichen Freund und bestimmt ihn zum Gatten für drei oder fünf von ihren zwölf Freundinnen, die ebenso vor-

*) Herr und Frau Dr. Gutekunst aus Altona.

trefflich für ihn passen würden wie er für diese; aber sie selbst kann ihn nicht glücklich machen. Das ist ihre letzte Wort, so oft wir über diesen Gegenstand sprechen; und das muß nun gerade herausgesagt werden.

Im Anfang des Monat September will ich Sorrento verlassen, um meine Reise nach verschiedenen Orten um Neapel und von da aus nach Sicilien fortzusetzen, wo ich den Winter zubringen will, insofern ich nicht noch — weiter reise. Meine Sommerliebe wird mich nach Sicilien begleiten, wenn sie es wünscht; aber Herculeo darf nicht länger bei uns bleiben. Die Ruhe eines edeln Mannes in dieser Weise aufs Spiel zu setzen, wäre unverzeihlich. Das sieht Phyche auch ein und ist deshalb entschlossen, ihm ihr letztes Wort bald zu sagen, jedoch in einer Weise, daß es ihn nicht verwunden kann.

„Er wird sich bald trösten", behauptet sie. „Er ist ein Hercules und das Leben liegt reich vor ihm. Er wird in den Orient reisen und mich vergessen!" An seine Leichtigkeit, zu vergessen, glaube ich nicht; ich habe in seinem Herzen eine tiefe Innigkeit wahrgenommen, ein Bedürfniß zu lieben, das noch nicht befriedigt ist und dieses Kind mit aller Kraft umschließt. Ich weiß es, ich fühle es, er wird sich nicht leicht trösten, er wird sie nie vergessen; aber er ist ein Mann, er wird seinen Entschluß fassen und in den Orient reisen. Das kann nun einmal nicht anders sein und — vielleicht ist es am besten so. Ach, wie oft wird nicht der Egoist geliebt, während der Edelmüthige verschmäht wird!

(Fortsetzung folgt.)

Anregungen.

Runden aus der Ferne.

VII. Die Forbigen in Nordamerika.

Unter den neuern transatlantischen Reisenden und Naturforschern hat sich Balduin Möllhausen durch sein „Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee und „Reisen in die Felsengebirge Nordamerikas bis zum Hochplateau von Neumexico" einen Namen gemacht.

In diesen verdienstvollen Reisewerken gibt uns derselbe jetzt eine Ergänzung und „gewissermaßen eine Illustration" in seinem eben erschienenen Buche: „Der Halbindianer. Erzählung aus dem westlichen Nordamerika" (vier Bände, Leipzig, Costenoble, 1861).

Die „Erzählung", nicht minder kunstgerecht als fesselnd durch ihren Stoff — die durch die Intriguen eines habsüchtigen Jesuitenpriesters und seiner Werkzeuge zu verhindern gesuchte Auffindung und gerichtliche Anerkennung eines „Halfbreed" (Halbindianer, d. i. Abkömmling von europäischen und indianischen Aeltern) durch seinen natürlichen Vater, einen französischen europäischen Pflanzer in Louisiana —, ist im Grunde nur die Gelegenheitsmacherin zur Verwerthung einer Fülle von eigenthümlichen, oft ans Wunderbare grenzenden Natur-, Volks-, Lebens- und Sittenschilderungen aus dem „Fernen Westen". Vorzugsweise sind es hier die Stromgebiete des Missouri, St. Louis, Kansas, die Californiastraße, die wilden Felsengebirge (Rocky-Mountains), die Mormonenstadt am Salzsee, Sacramento, die Minen an der Middlefork, San-Francisco, die Landenge von Panama, Havana, Neuorleans, welche uns einen bunten Wechsel der Decorationen bieten.

Erscheint manches Bild, das der Autor uns vorführt, auf den ersten Blick fast allzu abenteuerlich und ungeheuerlich nach unsern europäischen Begriffen, so dürfen wir nicht vergessen, daß der Grund eines solchen dann eben die jenseit der Civilisation liegende Urwildniß oder doch die sie berührende Grenze ist, von welcher aus der Reisende „nach der Natur" schilderte, wiewol er selbst, bei der immer größern Ausdehnung der Civilisation, den Zeitpunkt nicht allzu fern hält, wo man solche — heute noch mit der Wirklichkeit übereinstimmende — Schilderungen nur noch „in die Reihe der Märchen zu stellen geneigt sein wird".

Zu solchen „märchenhaften" Bildern gehören die Stromfahrt auf dem obern Missouri, die Emigrantenwanderungen durch die Felsengebirge, das nächtliche Gelag der Uschindianer im Wahsatchgebirge, der Verkehr im Adlerneste, die Heldenthaten des alle Tugenden der Natur mit denen der Civilisation harmonisch verbindenden Pawnee-Halfbreed Jokeh, des alten beherzten „Trappers" (westlicher Jäger) Leister und des Omaha-Indianers Wabaki. Namentlich dieser letztere erscheint an natürlichem Instinct, Klugheit, List, Verschlagenheit, Wagehalsigkeit, Muth und treuer Hingebung wie mit übernatürlichen Kräften begabt und hinterläßt in der Phantasie des Lesers einen unauslöschlichen Eindruck. Aber auch die schlechten Eigenschaften der indianischen Rassen, unter denen Rach-, Hab- und Trunksucht die Hauptrolle spielen, treten am Pawnee-„Medicinmann" (Zauberer), am Potawatomi-Halfbreed, am Uschhäuptling Jeins und an den verkommenen californischen Eingeborenen energisch hervor.

Nach alledem können wir uns schließlich der für den wahren Menschenfreund so traurigen Ueberzeugung nicht entziehen, daß die moralische Verderbtheit so vieler indianischen Stämme ursprünglich und

ſchicken Sie in die Ruſſiſche Botſchaftskanzlei! Da uns alle Geldſendungen aus der Provinz ausbleiben, hat Patkul die Güte gehabt, mir aus den Ruſſiſchen Hülfsgeldern einen Vorſchuß von Zweihunderttauſend Thalern zu verſprechen.

Flemming (bei Seite).

Auch das noch?

Fr. Auguſt.

Keine Rivalität! Keinen Partheigeiſt an meinem Hofe! In Polen hatt' ich Anarchie genug. In Sachſen will ich Alles d'Accord haben. Er hat Ihre Verwaltung angegriffen, Flemming, ſie verdiente einige Reproches, lieber Flemming; es ging nicht Alles ſo — wie es ſollte, mein beſter Graf, — ich habe viel Urſache, Feldmarſchall —

Flemming.

Sire, als ich vor 10 Jahren vom Reichstag in Warſchau eine Krone zu Ihren Füßen legte, begrüßte mich Friedrich Auguſt mit den Worten: So lange die Uhr meines Herzens ſchlägt, ſollen S i e meinen Völkern der Weiſer ſein.

Fr. Auguſt.

Ja wohl, ja wohl! Flemming! Aber un roi detroné — bei Gott da hört wohl das Herz zu ſchlagen a u f. (Zu Imhof) Herr von Imhof, Sie werden ins ſchwediſche Lager reiſen. Machen Sie, daß Sie bald zurückkommen. Unſer Vallet ſoll im Winter nicht unter

hauptsächlich durch das schamvolle Vorurtheil der Amerikaner gegen jede mehr oder weniger dunkle Hautfarbe hervorgerufen wurde. Dies Vorurtheil charakterisirt sich am besten durch die öffentlichen Aussprüche amerikanischer Staats- und Congreßmänner. Ähnlich dem vom Verfasser des „Habintauer" (I. 142) als authentisch mitgetheilten: „Florida ist ein zu schönes Land, um von Rothhäuten bewohnt zu werden, und die indianische Bevölkerung kann doch nicht neben der weißen Rasse geduldet werden, wenn die Civilisation nicht überhaupt umkehren will." Die Seminolen wurden in der That größtentheils aus Florida, dem südöstlichsten Staate der Union, von der Regierung fortgeschafft, um sich aber entweder der Civilisation in der Unterdrückung neue Territorien von den rothen Schlangen zu erkämpfen. Wo die Ausrottung der Indianer, nicht blos direct durch die Europäer, sondern auch indirect durch sich selbst, in fortgesetzter Befehdung der verschiedenen Stämme, von jeher zum Zeitpunkt der amerikanischen Politik gemacht wurde, darf man sich nicht wundern, wenn die „Rothhaut" — einst der eingeborene Herr des Landes und bei allen rohen und grausamen Sitten doch immer eine ehrlich und moralisch kräftige und wackere Natur — zum gemeinen Mordgesindel und frechen Raubmörder herunterkommt. Die europäische Civilisation, mit ihrem ganzen Apparat von Missionaren und Whisky, hat den nordamerikanischen Indianer offenbar mehr erniedrigt als gehoben.

In der Charakteristik dieser nordamerikanischen Verachtung der dunkeln Hautfarbe konnte Möllhausen die tiefste Schattirung derselben, das in Amerika naturalisirte „schwarze Vieh", natürlich nicht umgehen. Er schildert uns in all ihrer wunderlichen, kindischen Naivetät und Gutmüthigkeit zwei eingeborne Negersklaven des reichen Pflanzers in Louisiana, der — eine seltene Blume der südlichen Ritterschaft — schließlich allen seinen Sklaven die Freiheit schenkt, und läßt bei dieser Gelegenheit eine Andeutung fallen, die wir schon früher in einem Artikel dieser Blätter, betitelt „Sklaverei und Freiheit" (S. 971 des vorigen Bandes), aussprachen und durch den inzwischen ausgebrochenen amerikanischen Bürgerkrieg ihre Erfüllung nur um so näher gerückt sehen. Möllhausen sagt (IV. 265): „Die meisten der nordamerikanischen Sklavenzüchter und Sklavenhändler werden erst zur Erkenntniß ihrer schmachvollen Stellung gelangen, wenn diejenigen, die ihren Herzen am nächsten stehen, unter der herzaufreißenden Noth der entsetzlichsten Massen verbluten, und dringt, wenn es „zu spät" ist!"

Wir glauben, diese verhängnißvolle Stunde bereitet sich in aller Stille vor und das „schwarze Volk", um dessentwillen im Grunde doch der Bürgerkrieg entbrannt ist, harrt schon mit verhaltenem Athem zwischen den Coulissen des Kriegstheaters auf die wechselnden Erfolge seiner Freunde und Feinde, der Unionisten und Secessionisten, um endlich beim Fallen des richtigen Stichwortes mit blitzendem Augenschwenken, Messer und Brandfackel selbst in die Scene zu stürzen und das entscheidende Gewicht in die schwankende Wagschale des Kampfes zu werfen. Umsonst werden dann seine bisherigen Peiniger Vergleiche über Vergleiche bieten: die zum Bewußtsein ihrer Ehre erwachte Union wird die Sklaverei für ewige Zeiten abschaffen, diese fluchwürdige Institution, die das ruhmwürdige Sternenbanner nur zu lange schon mit Schmach und Schande befleckt und den ehrfurchtgebietenden Titel „Nordamerikanischer Freistaat" so unerträglich blasphemirt — zum Nutzen und Vergnügen einer Minorität.

Zur Erbauung.

Obwol die Schrift „Christliche Selbstgespräche von Michael Baumgarten" (Rostock, Leopold. 1861), von sich selbst erklärt, daß sie sich in Gegensatz zur Welt stelle und „für der Gemeinde der Heiligen" geschrieben sei, so ist uns der Verfasser schwerlich rechnen wollen, auch wir uns selber zu rechnen wagen, so können wir uns doch nicht, ein Wort darüber zu berichten und es soll kein abgenöthigt sein.

Der Titel „Christliche Selbstgespräche", könnte bedenkliche Erinnerungen, etwa an Lavater, hervorrufen, aber man findet der Befürchtung nicht bestätigt. Der Verfasser, der bekanntlich in Rostock als activer Professor der Theologie, zu wissenschaftlich Sich versenken genöthigt, drückt seine Unzufriedenheit, die dieser Richtung eigen ist, den vorhandenen Erscheinungen in und außer der Kirche gegenüber zwar mit ruhigem Ernst, aber ohne Bitterkeit aus. Seine Sprache hat eine schöne, würdige Gelassenheit, sein Blick hat weit über die Welt geschweift und in alle ihre Reiche geschaut, ehe er auf das Kreuz ausschließlich sich richtete; vor den Idolen der Nationalität, der Wissenschaft, der Kunst sogar äußert er eine Hochachtung, die man von solcher Seite hier nicht gewohnt ist, und dem Staate gegenüber hält er sich in jener Mitte zwischen Gehorsam und Bewußtsein eigener Rechte, zu welcher das Wort des Heilands: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist!" zu mahnen scheint.

Ist liegt wol nicht in jener Richtung, durch gearbeitete Positionen die Massen fortzureißen, und so möchten wir auch nicht glauben, daß diese Reden — so sollten sie brennen! — für die große Zahl Anziehungskraft bringen werden, aber sie möchten allen wohlthun, denen es in irgendeiner Lebensrichtung, auf irgendeinem Meer zum Himmel, deren es hoffentlich noch manche gibt, herzlicher Ernst ist.

Neue Romane und Novellen.

XIX.

Der liebenswürdige Erzähler Josef Rank bewegt sich auch immer in der Dorfidylle. „Der Dorfbruno" (Gloger, Breslau, 1861) ist ein junger Mann, der durch die verkehrte Gewissenhaf-

tung eines Bauernhofes durch seine Aeltern zur rechten Zeit sich seiner Thatkraft bewußt wird, um die rettende Hand an den Verfall von Hab und Gut zu legen. Sein Verfahren ist nicht ohne Strenge möglich und mag insofern den Titel rechtfertigen. Daß Gotthard — der eben Genannte — damit zugleich die Zähmung einer widerspenstigen Braut und Frau verbindet (der Ausspruch derselben: „Er ist doch wenigstens ein Mann!" mahnt an das so oft ausgebeutete Vorbild von Shakspeare's „Taming of the shrew") ist kein neuer Gedanke. Der Anhang: „Geschichten armer Leute", macht uns mit einigen Episoden aus dem Leben der ärmern Klasse bekannt. Alles das in einem fließend angenehmen und oft mit Blüten echter Poesie geschmückten Stil.

Zu den bereits rühmlich bekannten Erzählungen des Norwegers Björnstjerne Björnson ist eine neue gekommen: „Ein frischer Bursche" (deutsch von O. Heims, Berlin, Hasselberg, 1861). Sie enthält die Vorzüge der frühern Arbeiten des Verfassers, ohne jedoch von einem gewissen Beigeschmack des Pretiösen frei zu sein, der dieser ganzen Richtung eigen ist.

Meinem Söhnlein.

I.

1855.

Mein Knäblein süß, mit Wangen rund,
Mit goldgelocktem Haar,
Wie lächelt wunderhold dein Mund,
Wie blitzt dein Auge klar!
Du greifst nach jedem gold'nen Stern,
Der durch das Fenster blickt;
Du spielest mit dem Monde gern,
Der dir entgegennickt.
Du kletterst auf des Vaters Schoß
Und dünkst dich schon ein Mann;
Du blickst mit deinen Augen groß
Mich freundlich lächelnd an.
Noch steht die Unschuld hell und klar
Dir auf dem Angesicht,
O, bliebe sie dir immerdar,
Mein Herz und Augenlicht!
Doch glaube mir, einst kommt die Zeit,
Dann ruft auch dich die Welt;
Dann sei, wie jetzt, in Sturm und Streit
Ein ganzer Mann und Held!
Nach andern Sternen greift die Hand
In voller Jugendkraft,
Die Brust durchwogt ein heil'ger Brand,
Der himmelan und rafft.
Einst kommt die Zeit, da wirst auch du
Im Kampf des Lebens stehn.
Dann ringt dein Geist der Kindheit zu,
Den frommen Stern zu sehn.
O hüte ihn, solang' du's kannst,
Erhalt' ihn licht und rein,
Dann wirst du, wenn du dich ermannst,
Im Kampfe Sieger sein!
Und wenn vereinst mein Haar erbleicht,
Das Herz sich sehnt nach Ruh',
Dann schließt mir deine Hand vielleicht
Das müde Auge zu.
Das ist, mein Sohn, der Zeiten Lauf,
Vergan geht's und vergab;
Es ziehen neue Sterne auf
Und and're ziehen hinab.
Dann hältst du auch vielleicht im Arm
Ein Knäblein frisch und rund,
Und herz't es innig, herz't es warm
Und küßt es auf den Mund.
Die Zähre mir im Auge steht,
Die stillem Glücke rann;
Nun, schwing' dich jauchzend mir aufs Knie
Und reite, kleiner Mann!

II.

1861.

Immer dünkt's mich, daß ich sehe
Meinen jüngst verlornen Sohn.
In der Ferne, in der Nähe
Hör' ich seiner Stimme Ton.
Und ich kann es nimmer fassen,
Daß sein Bette leer und kalt,
Daß der Knabe uns verlassen,
Der uns alles, alles galt.
Wenn mit innigstem Vergnügen
Ich an seinem Lager stand,
Lauschte seinen Atemzügen,
Drückte seine warme Hand —
Wie so hold der kleine Schläfer
Sich im Reich des Traums erging'
Ihn umschwärmten gold'ne Käfer
Und der bunte Schmetterling.
Seine Welt, sie war im Freien,
Wo die bunten Blumen stehn;
Doch er wird die Zeit des Mais
Nun und nimmer wiedersehn.
Blumen, die ihn hoch erfreuten,
Weiche Wald und Wiese berg,
Bunte Blütenkronen streuten
Wehmutsvoll wir auf den Sarg.
Lebe wohl, mein lieber Knabe,
Schlummre sanft, mein theurer Sohn!
Sieh, es blühn auf deinem Grabe
Immergrün und Veilchen schon!
Ob dir wol ein schöner Morgen
Leuchtet? Ob der Nebel weicht?
Ledig bist du aller Sorgen
Und die Erde sei dir leicht!

Heinrich Zeis.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Das Loos der Frauen. I. — Aus deutschen Bädern. III. Marienbad. (Fortsetzung und Schluß.) — Briefe aus Berlin.

Das Loos der Frauen.

I.

Wir haben eine ganz eigene Literatur bekommen, die sich lediglich mit Frauenloos, Frauenberuf u. s. w. beschäftigt. In England haben die mit ihrer Lage unzufriedenen Damen ihre Reklamationen gegen die Gesellschaft, wie es ist, noch energischer angegriffen. Sie halten über die Frage ihres besseren Looses zum Leben öffentliche Vorträge.

In Bradford, bei einer Versammlung der „National-Association for the promotion of social science", hielt Miß Bessie Parkes, eine der Herausgeberinnen des englischen Frauenjournals, das, von Frauen geschrieben, von Frauen gelesen und gedruckt, nur Fraueninteressen behandelt, eine Rede und erörterte darin namentlich die Gouvernantenfrage. Sie klagte sich auf interessante statistische Zusammenstellungen. Im Verlauf ihrer Rede bemerkte sie:

„Die Berichte der Wohlthätigkeitsanstalt für Gouvernanten (Governess Benevolent Institution) — eine der größten und wirksamsten Unterstützungsanstalten dieses Reichs — legen dar, daß es in unserm Lande 15000 Gouvernanten gibt. Fünftausend gebildete Frauen, meistens unverheirathete oder verwittwete, die nicht von ihren männlichen Verwandten unterhalten werden, wol aber in unzähligen Fällen diese unterhalten! Man kann mit einigem Fünftausend ist zwar eine große Zahl, aber wenn es eine ebenso große Zahl von Familien gibt, die Gouvernanten brauchen und guten Gehalt zahlen können, so ist es sentimental, darüber Klage zu führen, daß viele Damen arbeiten müssen. Auf diese Entgegnung bin ich gefaßt. Aber zuerst erlaube man mir, der Anstalt, deren ich eben erwähnte, für die klare und umfassende Auskunft, die ihre veröffentlichten Berichte geben, meinen herzlichsten Dank zu sagen. Alle diejenigen, welche mit der wahrhaftigen Lage der gebildeten arbeitenden Frauen in England vertraut zu werden wünschen, mögen sich mit den Berichten der Wohlthätigkeitsanstalt für Gouvernanten bekannt machen.

„Die Anstalt besteht seitdem auch einer sogenannten Heimat (Home), in welcher Gouvernanten, die ohne Stelle sind, für ein mäßiges Wochengeld Aufnahme finden, tatsächlich bedeutet es ein Hospital, in welches sie ihre Namen, Leistungen und Ansprüche einschreiben und das den Komitee zur Ansicht gegeben wird, welche Gouvernanten zu engagiren wünschen. Im vorigen Jahre waren 1500 Namen eingetragen und 1100 Stellen gefunden.

„Zweitens gibt es ein durch Subscription zusammengekommenes Kapital, das dazu verwandt wird, bedrängten Gouvernanten eine jährliche kleine Pension zu geben und auch in einzelnen Fällen mit Geld zu unterstützen.

„Im Jahre 1843 gründete eine Dame diesen Fonds, indem sie sich verpflichtete, ein Jahrgehalt einzuzahlen. Seitdem ist das Kapital zu 177292 Pf. St. angewachsen, obgleich bereits 14284 Pf. St. in Pensionen und gelegentlichen Geldunterstützungen verausgabt worden sind.

„Drittens ein Asyl für alte Gouvernanten, dessen 22 Zimmer stets gefüllt sind.

„Durch diese statistischen Berichte werden meinen Zuhörern erschreckende Offenbarungen, die häufig bedauernswerthe Lage der Frauen betreffend, zu Theil werden. Was würden wir dazu sagen, wenn gebildete Männer nach einem Leben voll ehrlicher und dankbarer Arbeit zu Tausenden in die bitterste Armuth sänken? Und in neun Jahren beträgt die Gesammtzahl armer, von ehrenwerthem Fonde unterstützter Gouvernanten 26571!

„Jetzt lassen Sie uns betrachten, wie viele unglücklichen Frauen in diese elende Lage geworfen? Sie sind und die Mittel dazu in der Hand gegeben, denn jährlich werden zweimal — im Mai und im November — die hülfebedürftigsten Gouvernanten von denen aufgewählt, welche sich zu dem Jahresgehalt gemeldet haben, und bei dieser Gelegenheit werden in dazu angefertigten Listen die nähern Verhältnisse der sich Bewerbenden aufgezeichnet. In der vor mir liegenden Liste vom vorigen Mai stehen 145 Candidatinnen zu den Jahresgehalten verzeichnet, aber nur zwei konnten berücksichtigt werden. Lassen Sie mich aber Auswahl leisen, was hier über die Verhältnisse dieser, die im Laufe der Jahre gewählt wurden, verzeichnet steht.

„Nr. 1. Miß C. M. A., 59 Jahre alt. Ihr Vater war Oberst und bis zur Schlacht bei Waterloo in aktivem Dienst. Sie hat ihre Verwandten auch thätigste unterstützt. Krankheiten haben ihre Gesundheit untergraben, sie hat eine sehr schwächliche Constitution und konnte im letzten Jahre nur noch 15 Pf. St. erwerben.

„Nr. 2. Miß M. A., 74 Jahre alt. Sie sind das älteste Kind, als ihr Vater Bankrott machte. Sie war 18 Jahre in einer Familie und gab von ihrem Lohn einen Theil ihrer Einnahme hin, um ihre alte Mutter und kränkliche Geschwister zu unterstützen. Ihre einzige Einnahme sind 10 Pf. St. jährlich, die sie aus einer wohlthätigen Anstalt erhält.

„Nr. 3 Mrs. O. B., 57 Jahre alt. Ihr Vater war Kapitän in der Armee, ihr Mann Wundarzt; er ſtarb plötzlich und ließ ſeine Witwe mit zwei Kindern unverſorgt zurück. Sie unterſtützte mehrere Jahre ihre Mutter. Jetzt leidet ſie an einer chroniſchen Luftröhrenentzündung und erhält ſich und ihre kranke Tochter nur dadurch, daß ſie Stuben vermiethet.

„Nr. 4. Mrs. M. J., 59 Jahre alt. Sie hatte 15 Geſchwiſter und verließ das elterliche Haus ſchon in ihrem ſechzehnten Jahre. Sie und zwei ihrer Schweſtern unterſtützten viele Jahre den Vater und eine ihrer verwaiſten Nichten. Kränklichkeit und gebrechliches Augenlicht nöthigte ſie, eine kleine Erbſchaft, die ihr zufiel, aufzuzehren, und unter dem Druck der äußerſten Armuth iſt ſie in Geiſteskrankheit verfallen, die von Tag zu Tag zunimmt.

„Nr. 5. Mrs. G. A., 58 Jahre alt, verlor ihren Vater, als ſie noch ſehr jung war; ihrer Mutter zweiter Mann ruinirte die Familie. Sie hat Mutter und Schweſter bedeutend unterſtützt; infolge eines Falles wurde ſie zum Krüppel, ſie kann den rechten Arm und Fuß nicht mehr gebrauchen und iſt ohne alle Hülfsmittel.

„Nr. 6. Mrs. H. W., 65 Jahre alt. Des Vaters Geſchäfte waren ſehr verwickelt; ſie verließ das elterliche Haus früh und unterſtützte ihn und ihre alte, kranke Mutter, ſpäter erzog und unterſtützte ſie eine Nichte während neun Jahren. Jetzt leidet ihr Geſicht und ihr Gehör, auch hat ſie ein Herzübel. Gar kein Einkommen.

„Hier ſind alſo ſechs Fälle äußerſten Elends die Folge ganz gewöhnlicher Urſachen. Ach, ich wollte wol, ich hätte damit etwas weniger Gewöhnliches vorgelegt, aber die Geſchäfte der Väter gehen oft nicht gut; jüngere Geſchwiſter oder alte Aeltern bedürfen oft der Unterſtützung und es iſt oft genug ausgeſprochen worden, daß der Gehalt einer Gouvernante gewöhnlich nicht ſo hoch iſt, daß ſie ſich von den Erſparniſſen ein hinreichendes Einkommen für ihr Alter ſichern kann. Die Anzahl der ſehr hoch bezahlten Gouvernanten iſt gering.

„Wahrlich, in einem Lande, in dem die Verſorgung der Frauen ſo unſicher iſt, ſollten doch die Aeltern der Mittelklaſſen erſtens ihre Töchter ein nützliches Gewerbe oder Handwerk oder eine Kunſt erlernen laſſen. Zweitens ſollten ſie dieſelben nie bereden, Gouvernanten zu werden, auch dem Grunde, weil dies eine vornehmere Stellung zu ſein ſcheine. Drittens ſollten die Aeltern, die ihren Töchtern kein Vermögen hinterlaſſen können, ſich in Lebensverſicherungen einkaufen.“

Die Rednerin geht nun auf dieſe Vorſchläge ausführlicher ein. Sie ſind immerhin unterſtützenswerth genug auch für den Kontinent, um darauf noch einmal zurückzukommen.*)

(Ein zweiter Artikel folgt.)

*) Bemerkenswerth dürfte es erſcheinen, wie dieſe Lage der Gouvernanten, in deren Händen die Bildung und Erziehung der engliſchen Damen liegt, deren Einfluß auf die engliſche Literatur ſich ſo ſehr geltend macht, ſich in Deutſchland geſtaltet hat. Die ſchlimmſte Partie derſelben ſcheint in der That nur für unverheirathete, alternde und verſtimmte Mädchen geeignet zu ſein. D. Red.

Aus deutſchen Bädern.

III. Marienbad.

(Fortſetzung und Schluß.)

Glücklicherweiſe hat die Wage Schwung, die Hitze iſt ſelten drückend, ſodaß ſelbſt an einem Sommernachmittag die Wanderung ohne Beſchwerde angetreten werden kann, beſonders nach dem nahen Pelzbrunn. Man verweilt einige Stunden in zahlreicher Geſellſchaft, um 6 Uhr ſpielt die Muſik wieder vor dem Kreuzbrunnen. Die Promenade bietet zu dieſer Zeit ein belebtes, buntfarbiges Bild; an der Trinkhalle und gegenüber ſind Bänke wie Stühle belegt. Dazwiſchen wogen Spaziergänger, viel Schwarzröcke, viel weiße wie andere Uniformen miſchen ſich unter die ſchon erwähnten Erſcheinungen. Ein ſpecifiſcher Radius hat die — Dickbäuche, jene zu übermäßigen Dimenſionen gelangten Gebilden, in denen zum Herrſcher ward, was dienen ſoll, das vegetative Leben.

Während der Promenadezeit machen die Kaufleute gute Geſchäfte; beim müßigen Umhergehen unterhält es, die Auslagen zu beſchauen. Viel Granaten werden ausgeſucht, wie auch von den goldhaarigen Töchtern aus verſchiedenen Hotelierten und die böhmiſchen Typen, einer beſonderen Bevölkerung ärmlicher Gewerb. Durch das fremde Geld, welches hier flüſſig wird, ſprudeln die Quellen wieder ihren Segen über das Land.

Wenn die Sonne zu ſinken beginnt, dann iſt es lieblich, noch einen Spaziergang thalwärts zu machen, während der Morgen die Glanzpartien der Wälder bildet. Von der wogenden Promenade hinweg wandern wir unter herrlichen Bäumen nach Wieſen, die wir nirgends ſchöner trafen. Ein Bach windet ſich durch die gepflegte Flur, hinter dem grünen Hügel hervor blickt der Kirchthurm eines traulich gelegenen böhmiſchen Dorfes. Friedlich will ſcheint die Gegend zu ruhen, beſchäftigend wirkt der Friede der Natur auf die Menſchenbruſt.

Seltſam iſt es bei ſo vielen Vorzügen, daß dennoch der Aufenthalt in Marienbad niemand recht behagt. Es mag einestheils daran liegen, daß es der höchſt ſommerlichen, kunſtgemiſchten Geſellſchaft an eigentlichem Centrum fehlt, auch die Entfernung vieler geweihten Lebensgenüſſe äußert ſich beſtimmend. Die Lage, freilich zwar, iſt dennoch etwas eingengt; man ſucht ſich auf den Höhenrücken und deren nächſte Umgegend nur hinzubauen. Die ſchönen Plätze laufen alle in Kuhwege einer halben Meile ab — die Ortlichkeiten iſt hier nicht naturwüchſig hervorgegangen aus der vermehrten Bildungsfähigkeit und dem ſich bietenden Wohlſtande der Bevölkerung, ſondern tritt nur auf als Treibhauserzeugniß der Speculation.

Gern wird noch von Marienbad aus zu Wagen beſucht Pelzbrunn, ein etwas tiefer liegender Ort, deſſen Kapelle freilich nur den Bewohnern einer ſandigen Fläche gothartig ſchienen kann. Zugleich wird man am Fuße des Berges gewöhnlich mit einer eigenthümlichen Muſik empfangen, deren Inſtrument eine Art böhmiſchen Dudelſacks iſt. Ferner das Eiſen-Tepel, am gleichnamigen Bache gelegen. Die dortigen Eigenherren ſind die Eigenthümer des Curorts. Ihre Aktien bieten wenig Merkwürdiges, die Menſche führen ein

[illegible] abwechslungsvolle Einblicke. Wälder, Äcker, Wiesen, Schluchten ist der einförmige Kreidekalk ihres Bodens.

Ungleich interessanter für den Besucher ist Schloß Kynigswart, der Metternichsche, wohin durch den Thiergarten ein schöner Weg führt. Tiefliegend wird das etwas niedrige Schloß, ein geradliniger Bau im Quadrat, erst sichtbar, nachdem der letzte Hügel der Straße überwunden ist. Parkartige Anlagen umgeben das 1839 von dem Fürsten-Staatskanzler restaurirte Hauptgebäude, dessen Hof eine schöne Fontaine ziert und ein elegantes Eisengitter abschließt. In einem der Pavillons sind nicht unbedeutende Sammlungen aufgestellt, besonders reich an persönlichen Andenken des Mannes, der Oesterreichs Geschicke so lange lenkte. In der entgegengesetzten Richtung sah man eine traurige Zusammenstellung auf; sie enthielt von der Kaiserkrone bis zum Stempel einige Reliquien derer alle im Laufe der letzten fünfzehn Jahre im Kaiserstaate circulirenden Surrogate edeln Metalls. Unter den nicht sehr zahlreichen historischen Portraits ist sehr merkwürdig der geistreiche Kopf eines Mannes mit etwas bleichen, aber nicht unregelmäßigen Zügen, breiten Backenknochen und kalten, blauen Augen mit rothblonden Haaren und eben solchem Barte. Es ist das Conterfei des gewaltigen Friedländers. In Eger, in dem Zimmer, wo Wallenstein auf grausame Weise ermordet wurde, zeigte man uns ein hageres, gelblichbraunes Gesicht mit struppigem schwarzen Kopf- und Barthaar. Das Bild in Königswart führt uns den böhmischen Obristen und großen Feldherrn naturgetreu vor. „Er war eben damals schon alter, als er bei uns gemalt wurde", bemerkte auf unsern Einwurf der naive Cicerone im Rathhaus zu Eger.

Wenn man in das Hauptthor des Metternich'schen Schlosses tritt, drückt die weise Weisung, die Helldunkeln der Vorhalle belehrend ein künstlerisch gebildetes Auge. Gegenüber der Glasthür auf der mit Terrazzo belegten Treppe beginnt die Gemäldereihe. Die Wohngemächer enthalten meist Familienporträts, besonders sind sie arm an dem, was wir so gern suchen in den Sälen der Großen — an Kunstschätzen. Drei schöne Frauenbilder ziehen die Blicke der langen Zimmerreihe — es sind die Staatskanzlerin Gemahlinnen. Die erste, Gräfin Kaunitz, hessen Vorgängerin Tochter, eine jugendlich reizende Erscheinung. Die zweite, Barocchis Pinsel, gab Gräfin Wallenstein erkannt, in origineller weiblicher Tracht. Sie war die Mutter der jetzigen Fürstin und genoß die glänzendste Epoche um ein Jahr. Gräfin Zichy, eine stattliche Dame, überblickte ihren Gatten.

Der Park hat die böhmische Landschaft in wenig veränderter, einige Blumenbeete sind hinzugeschmeichelt. Diesen romantischen Anblick hatte die fürstliche Familie dem Schlosse gegeben; sie ist still und grün —

Der Heimweg in den Abendstunden führt über die Landstraße. Begleitet von manchen böhmischen Erinnerung und intimen Landschaftsbildern, kehren wir nach dem baltischen Marienbad zurück, genießen eine Tasse Gesundheitsthee und legen uns zur Ruhe, um den nächsten Tag frühzeitig zu beginnen, denn sie verordnet es die Cur. Es ist natürlich gerade dieser Zwang, der die Gäste nach gleichschuldigem Kalenthalt von drei bis vier Wochen auf der Straße versammelt.

(In einer nächsten Nummer ein zweiter Artikel: Frauenlungenheilstätten am Lettin.)

Ein Brief aus Berlin.

— — „Moralische Eroberungen!" „Annexionen!" Verlautet aus Schöneberg, Rixdorf und Moabit und weiten Arbeitermassen in den Kreis der Stadt Berlin gezogen werden. Eine halbe Million Einwohner! In der That, Berlin ist eine Weltstadt geworden! Trotz aller Anregung, die es bietet, war es bisher wenig mehr als die Hauptstadt des ersten deutschen Staates gewesen — mit breiten Straßen, in eher auf denen es aber nicht zu leben, sondern nur zu gehen und zu fahren erlaubt war. Ein Hinausfliegen der Beschäftigung, der eigentlichen Existenz in die Oeffentlichkeit wäre eine Annexion gewesen, wie der sich der liberalste Stadtverordnete hinter einer „gemischte Gewerbesteuer zur Berichterstattung" geflüchtet hätte.

Auch das ist anders geworden. Die Telephonen mit ihren Pulsen machen ich die roten Briefkasten und „Pneumatiks" unserer Weltstadt nennen. Die „Trambahnen" sind ihnen an die Seite getreten — grüne, graue, blaue, mit und ohne Ueberwurf; die Gewerbefreiheit hat in der Richtung neuer Transmenschichten und neuer Omnibuslinien ein reiches Feld der Annexion gefunden. Diese Kreise erfüllen den etwas ins Transcendentale deutenden Begriff einer „Maschine für alles" (wie jeder in Berlin weiß, genau auf die Schreibmaschinen „ohne Ende" paßt) in mannigfacher Form. Es sind heute gefüllte Arbeiterzüge, die schneller als der Pferdebahnwagen, der zwei bis drei Stunden braucht, Lichtenberg und Weißensee mit dem Zentrum der Stadt verbinden und morgen gehen sie auf einem „Hundewagen" die Trümmer von Babylon: eine Krummede, einen Tisch und den Gebrauch eines Bettes von einer Stadt zur andern. Aber die alten Lieblingsgestalten Berlinischer Poesie, die „Schrippenkutscher", sind sie freilich nicht mehr; sie dürfen kein Gemüse, keine Kohlrüben, sie können keine Schrippen und Brezeln — aller Dinge, die unvermeidlich aus dem natürlich menschlichen Zustande des Nichtstuns in die Geschäftigkeit der Arbeit hinüberführen. Mit drei Hallo über schreibt man jetzt an jeder Straßenecke: Paris, Blut und Scheußlichkeit, Gewerkschaft, alles liegt die Leiche des Dandemanns; man hat es noch kein Arbeiterschutzgesetz bekommen — und die Kugel geht durch den Kopf. Vereine hat Berlin genug. Etwas — ist es der Stadt oder der Polizei? eine Frage für einen neuen Cäsar, da die Zahl der Dunkelmänner sich schon auf 3000 belaufen soll — eine bessere Weise gestaltet der unverwüstliche Heimathsinn auf Berliner Theater „verklärt" in einer neuen Posse seinen Witz und trinken den einen „gefüllten Hausschuh" — Nicht mehr eine neue Arabeske für seine „Deutsche Arbeit" haben

deutschen Verfassung beschäftigt; wie eine vollständige Umwandlung des Strafgerichtsverfahrens, hat er auch eine neue und originale Erhebung der Grundsteuer vorgeschlagen; jetzt, wo ihm wieder eine praktische Thätigkeit sich erschließt, bringt er das Victoriatheater auf einen festen Fuß; und gelingt es ihm, so könnte man ihn einen Gesinnungsverein für die 36 deutschen Staaten wagen lassen, ein Konig thut's doch nicht, nur ein „Held". Indessen, wie viele Nebel müssen sich da noch theilen! — — Das Victoriatheater hat vorläufig schöne, nur allzu große Räume, einen freundlichen Garten, aber — keine Bäume und Lampelons versichert wenigstens, auch keine Schauspieler. Eine Bühne, die nun zu Zauberstücken, Ritter- und Volksstücken angelegt ist, wird sich mit Schauspielen und Komödien, die zum vollen Genuß und Verständniß einen engumgrenzten Raum fordern, in dem nichts vom Dialog verloren geht — es ist, als ob man in einer Reitschule „Donna Diana" spielen wollte.

Exeunt omnes — die warmen Schauspieler, die verwöhnten Schoßkinder der berliner Poesie und des Publikums, von denen jeder der Sage nach tausend preußische Thaler nach dem nun auch politisch-gemüthlich gewordenen Wien getragen haben soll, Mademoiselle Lantin, die unvergleichliche, leider allzu sehr in die Breite gegangene Beschauerin der Musen, deren kühne Sprünge selbst den Klang auf dem Horacle des „Baron Jupiter" nicht scheuten, und — — Stahl! An einem Kunstraben hängen in seniger Vereinigung die abenteuerlichsten Völkerfarben dicht Verschiedenheiten. Unter den leeren, verzauberten Klängen des deutschen Tannhäuser, als die Artistenstraße mit schwarzrothgoldenen Fahnen behangen war und aller Commissars seine schwarzrothgoldene Schleife trug, mußte Stahl denken! Der letzte Ritter oder der letzte Sprößling des Reichsadels? Das eine wie das andere! Wie nie den Eigensinn des Herrenhauses betrat, der kannt ihr auch nicht, „die himmlischen Mächte", die in Stahl's Brust schlummerten. Nur wer die Bürgermeister des Hanko verzweiflungsvoll gestikuliren angesehen, weiß den Verlust zu schätzen, den das Haus erlitten. Stahl hatte uns gewonnen Jahrelang. Seine Stimme hatte einen ernsten, dem Ohre schmeichelnden Ton; seine Sätze übersprangen nicht, aber sie schleppten auch nicht die ungewordenen Phrasenfetzen über- und hintereinander, sie gingen, sie hatten eine bestimmte Richtung. Nicht durchaus eine eigene, etwas von Haller, etwas von mehreren Publicisten, etwas — und das war das Schlimmste — von dem Minister der Mark, der „schon gar zu sehr hervorragen sollte". Der überreife Stahl, dessen Anfänge und Reichsahnungen uns bei Lust der zwanziger Jahre, der allgemeinen romantischen Schwärmerei für mittelalterliches Wesen sie haben erhalten, gab sich jetzt praktisch der extremsten und eigensinnigsten Interessenpolitik des Junkerthums hin. Seine Aufgabe, sein Wissen schienen nur noch da zu sein, diese Politik zu vertheidigen. Hier ist die Frage erlaubt: Was konnte ein hochgebildeter, geistvoller Mann von der Höhe der Wissenschaft auf diesem Standpunkt der Junker betrachten, seinen Beruf darin suchen, nichts zu gelten und die andern ihre jungeren Ueber als Objecte und Brunte erhalten zu lassen? Ein schwächlicher Mann, eine zusammengesetzte Constitution, ohne Ausdruck, mit einem gewissen glanzlosen, doch nicht bedeutenden und in die Lage der Dinge hineingetriebenen Muth, mußte schnell, von mächtigen Antrieben — hierin unterschied er sich auf das vortheilhafteste von seinem ihm nun auch vorangegangenen Gesinnungsgenossen Perthes —, ohne Anlage zum Fanatiker, so sehr er auch den Schein desselben künstlich in den Sitzungen des Evangelischen Vereins anzunehmen wußte, alles in allem ein sophistisches Talent. Auf ein Haar gleichen seine Schlagworte: „Autorität, nicht Majorität", „Die Wissenschaft muß umkehren", „Der christlich-germanische Staat", den Verkündungen der griechischen Sophisten, der Gorgias, Hippias und Protagoras; wie jene, hielten auch sie die Anwendung der sokratischen Methode nicht aus. Aber sie waren eine Losung, die man auf eine Standarte schreiben konnte, eine Losung, die um so besser wirkte, je unverständener und unsichtbarer sie erschien; in ihr konnte alles eher als nichts verborgen liegen. Die Bombalpartei wird den Verlust, den ihr dieser Todesfall gebracht, nicht mehr ersetzen; ihr einziger Redner ist jetzt Herr von Kleist-Retzow; Arnim hat seine Jünglichkeit.

Sonst geht es in Berlin nur Hitze, Krankheit, Cholera, Wasser und „Sammlungen für die deutsche Flotte". Das glänzend begonnene und zu Ende geführte Turnfest, bei dem die Masse wiederum den ihr angeborenen Trieb der Selbstregierung, wenn man sie nur in Ruhe ihren Wegen wandeln läßt, in strengster Aufrechterhaltung der Ordnung bewies, hat den politischen Bestrebungen einen mächtigen Aufschwung gegeben. Neben den „großen Banketen" errichten die Biervirthe ihre Sammlungen — und in natürlicher breiter Uebersetzung — begleitet „freudig" — sie „gezwungene Finanzkünste"! Wenigstens wird es auch dem Unbemittelten, der nur einige Pfennige oder Groschen entbehren kann, die Theilnahme an dem nationalen Werke ermöglichen, und bedenkt man die großen Erfolge der Versammlungen in England, so kommen auch wir vielleicht nicht zu einer Panzerfregatte, aber doch zu einigen Kanonenbooten. Unsere Brüder aus Wien theilt es mit vielleicht ist es nur eine schöne Sage wie die Constituirung des Gesammt-Oesterreich, die zum Turnfest herübergekommen, sich mit den Siebenbürgen hinaus in die Oeden gefahren und hätten ihr Banner in die Wogen getaucht, zum Zeichen, daß auch sie für ein einiges Deutschland und eine einige Flotte auf unseren Meeren seien. In Schlachten und Stürmen den unsere Völker auf hartem Amboß zusammengeschmiedet worden, wird Deutschland in — Aeben einig? Ein großes Ereigniß wäre, sollte man 1861 das Jubiläum nennen. Künstlerfeste in Köln, Schützenfeste in Gotha, Turnerfeste in Berlin, Versammlungen der Juristen in Dresden, der Aerzte in Speier, Universitäts-, Gründungsfeiern — wenn da sich Nord und Süd nicht wirklich und bei hellem Tranf jeder Hoß ausgetilgt wird . . . „Was ist des Deutschen Vaterland?" Und bei alledem kein Geld oder — viel Geld, wenn man die Millionen berechnet, die neben all diesen Herrlichkeiten noch die Krönung in Königsberg und der Einzug in Berlin kosten wird! „Wozu der Lärm?" Vielleicht nur, um uns über die lange wechselvolle Sommerszeit hinwegzutäuschen, indem es Napoleon III. nicht beliebte, einen „Krieg" zu diktiren, dessen Ende er voraussah, wie — Cäsar seines Vaters Asche verehrte!

(Redigirt am 29. August 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 36. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Auf dem Lande. Erzählung von Chr. Winther. IV. — Tagebuch aus Neapel. (Fortsetzung.) Von Friedrich Bremer. — Unter Gudbrern. Ein Lebensbild. Von G. Hilscher. — Aus dem Osten. I. — Neue Romane und Novellen. XX. — Miszellen. — Neues aus der Welt.

Auf dem Lande.

Erzählung von Chr. Winther.

IV.

„Am Tage nach ihrer Hochzeit", erzählte Arthur weiter, „war Karen damit beschäftigt, einige Sachen in einer großen Kommode zu ordnen. Dietrich hatte sich angekleidet, um an seine Arbeit im Walde zu gehen. Bevor er ging, trat er zu seiner jungen Frau, um ihr Lebewohl zu sagen, und indem er mit ihrer Hand spielte, legte er sie an seine Wange und ließ diese über seinen Kopf gleiten. »Du magst wol diese rothen Haare nicht leiden?« sagte er lächelnd, »und doch kennst du sie so gut!« Als Karen verlegen schwieg, fuhr er fort: »Ja, siehst du, Karen, das muß ich dir doch, ehe ich gehe, erzählen! Setze dich!« Und er setzte sich selbst auf einen Stuhl und nahm sie auf den Schoß. »Als ich vor einem Monat beim Kammerherrn um Erlaubniß bat, mich um dich bewerben zu dürfen, und als ich dann am nämlichen Tage mit dir selber sprach, da sagte ich nur, daß ich wünsche und hoffe, in dir eine gute und verständige Ehefrau zu finden und eine solche, die ein bischen erübrigt habe. Ich sagte aber, wie du dich erinnern wirst, kein Wort davon, daß ich dich so hübsch finde und so innig lieb habe. Das sage ich dir erst jetzt! Ich diente, wie du weißt, bei dem alten Obersten in demselben Hause, in dem deine Herrschaft wohnte, hielt mich aber, so viel möglich, von den übrigen Dienstboten des Hauses zurück; denn sie waren nicht nach meinem Sinne; sie waren mir viel zu weltläufig und führten oft loses Geschwätz. Das mochte ich nun weder sehen noch hören noch daran theilnehmen. Das erste mal aber, als ich dich sah, da war es mir, als ob der liebe Gott mir selbst gesagt hätte: ‚Das ist sie, die dich glücklich machen und die dich auf dem rechten Wege halten soll!' Während ich mit dem Gedanken herumging, hatte ich einmals ein Gespräch mit des Doctors Johann, den du ja wol gesehen hast. Er war ein lustiger Kumpan, aber ein loser Strick. Er machte immer Späße mit mir, weil ich so ernsthaft war und nicht seine Wege wandelte; von Herzen war er eigentlich nicht schlecht, aber nur leichtsinnig und verdorben. Wie der Herr, so die Diener! Dieser Johann kam denn auch darauf zu sprechen, daß er zu einem Weihnachtsfeste bei den Dienstboten eurer Herrschaft eingeladen sei und sagte bei dieser Gelegenheit: ‚Dann kann ich auch endlich einmal mit dem hübschen, vornehmen Bauernmädchen, der Karen, sprechen!' Ich muß wol bei dieser Bemerkung die Stirn ein wenig gerunzelt haben, denn er fuhr fort: ‚Ja, werdet nur

nicht böse! Ich werde ihr nichts zu Leide thun! Ich weiß ja, daß Ihr nur immer an sie denkt und Euch nach ihr erkundigt! Aber nehmt Euch ein wenig in Acht, Ihr habt vornehme Nebenbuhler!' Ich drang in ihn, mir mehr zu sagen und es bedurfte denn auch keiner großen Ueberredung, um seine leichtfertige Zunge in Gang zu bringen. Er vertraute mir denn, daß sein Herr, der Doctor, sterblich in mich verliebt sei, aber aus Rücksicht gegen deine Herrschaft nicht wage, einen so geraden Weg nach dem Ziele seiner Wünsche einzuschlagen, als er es sonst bei ähnlichen Gelegenheiten zu thun pflegte. Er habe deshalb das alte Weib, die Kaffeetiphie, deren Dienstwilligkeit er öfter in solchen Angelegenheiten benutzt habe, holen lassen und ihr eine gute Belohnung versprochen, wenn sie dich auf eine gelinde Weise bewegen könne, ihm eine Unterredung unter vier Augen zu gestatten oder wenn sie ihm wenigstens die Gelegenheit verschaffe, ein Verständniß einzuleiten. Darauf sei die Hexe eingegangen und sei den Tag darauf (gerade Weihnachtsabend) zum Doctor gekommen, um ihm zu sagen, daß sie wohl glaube, dich verlocken zu können, deine Thür zu öffnen, wenn er Punkt 12 Uhr vor derselben auf dem Corridor sein wolle. Wie sie dich dazu bewegen wolle, wußte er nicht zu sagen. Als ich dies gehört hatte, ging ich fort, anscheinend ruhig; aber in meinem Innern kochte es wie Schwefel und Pech. Ich beschloß, dich vor einem Ueberfalle — denn als einen solchen betrachtete ich das Ganze — zu sichern; es fiel mir in meiner Einfalt gar nicht ein, an die Möglichkeit zu glauben, du könntest schuldig sein. Am Abend um halb zwölf Uhr nahm ich meinen Posten in der Wandvertiefung, die, wie du weißt, neben deiner Kammerthür war, und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Drüben in der Bedientenstube hörte ich Gelang, lautes Lachen und Scherzen. Kurz darauf kamst du und gingst dicht an mir vorüber; ich erinnere mich genau, daß du leise vor dich hin sangst, und als du den Thürschlüssel hervorzogst, konnte ich hören, daß du Nüsse in der Tasche hattest. Als du hineingegangen warst und einige Minuten verstrichen waren, hörte ich jemand die Treppe heraufschleichen. Es war der Doctor, der in Filzschuhen so leise wie möglich heraufkam. Er stellte sich an deine Thür und bückte sich, um durchs Schlüsselloch zu gucken. Auch ich bückte mich leise, um seine Bewegungen zu beobachten, ohne indessen einen Schritt zu thun, als im nämlichen Augenblick die Uhr zwölf schlug, deine Thür schnell geöffnet ward und eine Hand — deine Hand — einen tüchtigen Griff in meinen krausen Schopf that, worauf die Thür im Nu wieder zugeschlagen und verschlossen ward. Was das zu bedeuten habe, war mir ganz klar, da ich dieses abergläubische Wesen der Ammenmärchen kenne. Zwar that es mir ein wenig weh, daß du dich mit solchen Dingen befaßtest, glaubte jedoch den deutlichsten Beweis deiner Unschuld hinsichtlich des Doctors darin zu sehen und das Urtheil aller Menschen über dich war ja noch dazu ein so günstiges. Und dann — daß du just durch einen so sonderbaren Zufall dazu kommen mußtest, in meine Haare zu greifen, daß, ich gestehe es mit Scham, freute mich und befestigte in mir den Glauben, daß du für mich bestimmt seiest. Ich konnte diesen Gedanken nicht von mir abwehren und tadelte mich doch deshalb. Was den Doctor anbetrifft, so faßte ich ihn um den Leib, gerade als er Miene machte, die Hand an den Drücker zu legen. Er wehrte sich schweigend und tapfer; ich habe aber nicht umsonst diese großen Fäuste und ich rollte ihn so leicht wie einen Knäuel Bindfaden die Treppe hinunter, stieg selbst mit langen, lautlosen Schritten in meine Dachkammer hinauf und schlief mit dem Bewußtsein, eine gute That begangen zu haben, ein. Du kriegtest mich aber damals ganz gehörig beim Schopf, Karen! Du rissest mir wol einen ganzen Wald von Haaren aus?« Karen lachte lächelnd in ihrer Schieblade und zog ein Stück Papier hervor. »Sieh', hier sind sie!« sagte sie. »Ich war wirklich erst besorgt, es seien des Doctors Haare; er war damals der einzige Rothhaarige, den ich kannte. Die gnädige Frau sagte aber, es seien nicht die seinigen!« »Nein«, sagte Dietrich, wider Gewohnheit laut lachend, »darin hatte sie recht; denn du würdest ihm mit diesem kräftigen Ruck die ganze Geschichte heruntergerissen haben! Weißt du denn nicht, daß er eine Perrücke trägt?« »Ach«, sagte Karen, »darum brach die gnädigste Frau in ein so helles, ausgelassenes Gelächter aus, als ich so betrübt und verdutzt ihr Zimmer verließ! Ich konnte nicht begreifen, weshalb sie so lache. Ich werde ihr nun das Ganze erzählen; das darf ich ja wol? Für mich selbst ist es ja auch gut, daß du mir das Räthsel gelöst hast, denn sonst müßte ich fast an das Uebernatürliche glauben und beginge dann eine Sünde!« »Vergiß das!« fuhr Dietrich fort. »Du thatest es

ja nur aus Scherz und in Ausgelassenheit; überdies hat ja Gott alles zum Besten gewandt. Denn wol sagt man, daß Ehen, die durch solche teuflische Künste eingeleitet und geschlossen sind, selten glücklich werden, sondern im Gegentheil ein trauriges Ende nehmen! Aber das soll eine Lüge werden, so wahr ich Dietrich heiße!« Darauf gab er seiner Frau einen Kuß und ging an seine Arbeit. Sie hielt Wort als ein braver Mann und sie führten ein Leben, daß Gott und Menschen sich darüber freuen mußten. Im nächsten Frühjahr, als meine Aeltern noch in der Stadt waren, kam Karen mit einem todtgeborenen Kinde nieder. Zur selben Zeit kam ich zur Welt. Da meine Mutter sehr schwach war, überredete man Karen, meine Amme zu werden. Sie kam zur Stadt, reiste später mit uns ins Ausland und erst als ich zwei Jahre alt war, verließ sie unser Haus und blieb in dem übrigen. Daß Karen meiner Mutter erzählte, wie es mit den rothen Haaren zusammenhinge, begreifst du. Es war ja eine Rechtfertigung ihrer selbst, die sie nicht versäumen durfte. Von meiner Mutter und Karen hatte meine Tante das Abenteuer und die hat es mir oft erzählt. Ist es nicht ganz unterhaltend?«

Ich beeilte mich zu antworten: »O gewiß!« denn ich war, aufrichtig gesagt, sehr nahe daran, einzuschlafen. Aber es war sehr warm im Zimmer.

»Dietrich ist vor langer Zeit gestorben«, setzte Arthur noch hinzu, »und seine Witwe bewohnt jetzt ein kleines Haus am Walde, welches ich für sie eingerichtet habe und wo ich sie, so oft ich kann, besuche und mit ihr plaudere. Sie ist mir innig ergeben, und« — fügte er mit liebenswürdiger Bescheidenheit hinzu — »für mich verständig und gebildet genug. Sie gehört zu den wenigen Menschen, die zu mir aufblicken. Des Verdigeres kleine Martha ist ihr täglicher Gast und bei ihr wie zu Hause. Sie bringt ihr Bücher, liest ihr vor, macht sich im Garten zu thun, schwatzt mit ihr über allerlei und hat tausend Dinge vor. Sie ist ein vergnügliches kleines Ding; ich treffe sie oft dort und vermisse sie, wenn sie nicht da ist. Es ist gerade, als könne es gar nicht anders sein! Ich kann so prächtig mit der freundlichen kleinen Dirne sprechen, obgleich sie mitunter auf den Einfall kommt, mich foppen zu wollen. Das thut aber nichts, denn sie läßt sich auch über ernsthafte Dinge mit mir aus, und obgleich sie noch so ganz jung und fast ein Kind ist, so kann sie mir doch oft vieles sagen, was ich nicht weiß.«

»Sie ist ein unbedeutendes Ding!« sagte ich gähnend.

»Findest du das?« fuhr er mit einem gewissen Eifer auf. »Da muß ich dir doch sagen, daß ich dir einen bessern Geschmack zugetraut hätte. Versteht sich, eine so brillante Schönheit wie die Schwester ist sie nicht und sie ist wol auch nicht völlig so klug; aber sie ist klug genug und dabei die Güte und Milde selbst! Laß sie erst ein paar Jahre älter sein, dann sollst du sehen!«

»Ja, du hast vollkommen recht«, sagte ich ernst, »es war auch nur mein Scherz! Nein, im Vertrauen, ich finde sie in jeder Beziehung niedlich und liebenswürdig, vielleicht viel mehr als du; und so alt ich auch bin, so könnte ich doch versucht sein, zu sagen, daß ich einen Schuß bekommen habe, den ich vielleicht nie verwinden werde. Sie hat auf mich den tiefsten Eindruck gemacht, den ein Weib beim ersten Zusammentreffen auf einen Mann machen kann. Sie wäre gerade ein Frau für mich!« fuhr ich mit größerer Wärme fort; »ich bin reich genug, ihr eine recht angenehme Stellung im Leben anzubieten und was mein Aeußeres und mein Alter betrifft — —«

Arthur sah mich mit großen, zweifelhaften Augen an, trat zu mir heran und faßte einen meiner Rockknöpfe: »Es ist ja doch wol nicht dein Ernst? Nein, das mußt du dir — ein kräftiger Schwur begleitete diese Worte — »aus dem Kopfe schlagen — das geht ja gar nicht an!«

»Warum nicht?« rief ich. »Was sollte da wol im Wege sein? Der Unterschied im Alter ist ja doch der einzige Einwand, der hier billigerweise erhoben werden kann; und bei meiner guten Gesundheit und meinem jugendlichen Gemüth wird der Abstand immerhin kleiner erscheinen, als er wirklich ist. Meine Wohnung in der Stadt ist sehr gut eingerichtet und wenigstens fürs erste groß genug — —«

»Ach, ich glaube, bei Gott' du bist verrückt!« rief Arthur mit purpurrothem Gesicht. »Sie ist ja überdies ein Kind!«

Er hielt inne, warf seine Cigarre weit in den Garten hinaus und sich selbst wieder auf den Divan.

»Ich will deine Aeußerungen nicht als Beleidigung auffassen, obgleich ich wol könnte«, fuhr ich in einem trocknen, mürrischen Tone fort; »es

klingt aber meinem Ohre nicht sehr schmeichelhaft, wenn du so bestimmt bezweifelst, daß eine Dame an meiner Persönlichkeit Gefallen finden könne!"

„So ist es ja nicht gemeint!" sagte Arthur, als ob er mit sich selbst spräche.

Er sah mich mit großen Augen an.

„Nun, wir wollen uns darüber nicht streiten", entgegnete ich. „Ich gehe jetzt hinauf, um auch die horizontale Lage auf meinem Sofa einzunehmen; das ist so gesund! Nachher, so ungefähr um sechs, halb sieben Uhr möchte ich gern mit dir in den Wald spazieren gehen. Es ist so angenehm, nach dem heißen Tage unter dem grünen Schatten frische Luft zu schöpfen — und dann habe ich ja nun auch vieles mit dir zu besprechen!"

Ich ging und überließ ihn seinen eigenen Betrachtungen. Während ich mich über die Symptome, die ich hervorgerufen zu haben glaubte und die eine Stimmung verriethen, welche ich benutzen konnte, in aller Stille freute, machte ich mich daran, einige Packete, die mir die Post gebracht hatte, zu öffnen. Unter andern neuen Sachen, die der Buchhändler geschickt hatte, fand sich auch eine Probenummer einer neuen politischen Zeitschrift, deren Verbreitung in der Gegend, in der ich mich zur Zeit aufhielt, er mich zu fördern bat. Bei flüchtiger Durchsicht derselben stieß ich auf etwas, das meine Neugierde erregte und bei genauerer Prüfung fand ich Aeußerungen und Zeichen, die in meinen jetzigen Umgebungen unter Umständen zu diesem oder jenem verwendbar sein konnten. Ich steckte das Blatt in meine Brusttasche und fiel in einen süßen Schlummer.

Nach 6 Uhr kam Arthur und weckte mich. Er sah sehr ernsthaft, ja niedergeschlagen aus. Wir gingen miteinander durch den schattigen Garten, wo alles in voller Blüte stand und waren bald im Walde. Wir schwiegen beide, jedoch wahrscheinlich aus sehr verschiedenen Gründen. Er war sich der seinigen wol kaum bewußt. Ich wollte kein Gespräch anknüpfen, sondern ihn lieber ungestört dem Gedankengange überlassen, auf den ich ihn, wie ich hoffte, geleitet hatte. Ich ließ ihn schweigen und sein eigenes Innere prüfen, in welchem seinem Blick vielleicht eine bisjetzt ihm unbekannt oder unklar gebliebene Seite eröffnet wurde. Er war so sehr in sich selbst vertieft, daß er sich von mir führen ließ, obgleich er es sonst war, der mich am Schlepptau hatte. Wir gelangten also wohin ich wollte und nach einigem Dämmern von einer Stelle zur andern befanden wir uns auf dem runden Platze vor „der alten Eiche".

Als ob ich nie dagewesen sei, äußerte ich meine Freude über die einsame Grasbank und den stillen Platz und fing den Baum zu untersuchen an. Als ich hinter denselben ging, fragte Arthur: „Was thust du da? Gehst du auf Entdeckungen aus?"

„Ja wohl, das thue ich immer und ich finde auch immer etwas! Schau her, was für eine prächtige Klaue du besitzest, die du vielleicht gar nicht kennst!"

„Nun freilich kenne ich sie! Ich habe mich hier als Kind oft versteckt und Räuber gespielt", sagte er und trat zu mir in die Höhlung des Baums, von wo man, wie oben bemerkt, durch die Spalten den ganzen Platz frei übersehen konnte.

Kaum befanden wir uns da, als wir ganz nahe Stimmen im Dickicht hörten.

Arthur wollte wieder hinaus, um zu sehen, wer es sei; ich aber hielt ihn zurück und flüsterte ihm zu: „Thue mir, Spaßes halber, den Gefallen, einen Augenblick hier bei mir stehen zu bleiben und vor allem versprich mir, zu schweigen und dich ruhig zu verhalten!"

„Was soll das bedeuten?" fragte er verwundert.

Ich legte den Finger auf den Mund und lispelte: „Sieh'! Sieh'!" — Aus dem Dickicht hervor schlenderte Herr Rechtscandidat Peter mit einer dicken Cigarre tief in den Mund gesteckt, den grauen Hut im Nacken und beide Hände in den Taschen des Paletots. Hinter ihm ging Charlotte. Sie hatte frische Toilette gemacht, woran mir namentlich eine hellblaue Jacke und ein hellblaues Kleid auffielen, wozu der große Strohhut mit den flatternden rothen Bändern ihr ziemlich auffallend stand. Diese Farbenpracht, die großen, schwarzen Haarbüschel an den Seiten gaben ihr das Aussehen eines großen, fabelhaften Vogels. Sie steuerten beide auf den großen Baum zu.

Der Candidat warf sich auf die Grasbank und stützte sein gedankenschweres Haupt auf die eine Hand, während Charlotte den kleinen Platz auf der Kante einnahm, den er ihr übrig gelassen hatte. Ihre Unterhaltung drehte sich um einen statistisch-patriotischen Gegenstand. Es ging dabei nicht wenig über die Gutsbesitzer und den Adel her, die vor ihren Augen keine Gnade fanden. Während des Gespräches bemerkte ich, daß

der Politik leiden. Frau von Printwitz hat im Mercure galant etwas von einem Divertiſſement, Amor und Pſyche, geleſen — Eminent — was ſie mir davon erzählte. Suchen Sie die Tänze aus Paris zu bekommen! Aber nochmals, keine Rivalität mit Herrn von Patkul! Ich ehre in ihm den Geſandten des Czaaren, meines Verbündeten, ich ſchätz' in ihm den Weltmann und Kenner der Zeiten und Menſchen, ich bewundere den hohen Muth, mit dem er ſein tragiſches Lebensſchickſal um das Wohl ſeiner Heimath ertragen hat (ſtreng abbrechend) und damit laſſen Sie's genug ſein. (Zu Flemming) Ihre liebenswürdige Mündel — — wir ſprechen noch darüber! (will abgehen; zu Pfingſten ernſt) Was machen Sie da, Herr Referendair?

Pfingſten

(hatte ſich inzwiſchen dem Tiſch genähert, um die Papiere fortzunehmen).

Flemming.

Es ſind die Friedensvorſchläge, Majeſtät —

Pfingſten (erſchrocken, Flemming anſehend, will ſie einſtecken).

Kr. Auguſt (nach einer Pauſe mit ſchmerzlichen Sinnen).

Laſſen Sie doch noch einmal ſehen.

Imhof (bei Seite).

Wir ſind verloren!

Kr. Auguſt (nimmt die Papiere, ängſtliche Pauſe).

Es faßt ſich wie glühende Kohlen an. Die letzte noch heiße Aſche meiner Träume! Eine zerſchmolzene Krone!

Peter sich häufig auf die Behauptungen eines Publicisten berief, den er seinen Glaubensbruder nannte. Es entstand eine Pause.

Plötzlich erhob sich Peter aus seiner gemächlichen Lage und fragte:

„Ja, Charlotte, wie steht es jetzt mit dir und dem Kammerjunker?“

Charlotte schlug die Augen nieder und entgegnete:

„Du weißt, was ich dir nach Kopenhagen geschrieben —“

Dann legte sie, wie beschwichtigend, die Hand auf seine Schulter —

Er legte die Cigarre zur Seite und wälzte sich unruhig hin und her, zuletzt den Kopf aufstützend —

„Ich weiß es“, sagte er endlich, „daß ich dir kein Los anbieten kann und verstehe vollkommen deine Sehnsucht, endlich aus dem Vaterhause zu kommen —“

„Peter“, sagte Charlotte, „ich werde darum nie aufhören —“

Ihre Lippen stockten. Ich mußte annehmen, daß sie ihm die Versicherung ihrer Liebe auch nach dem mit Arthur geschlossenen Bunde geben wollte —

Eine drückende Pause trat ein. Arthur's Hand zitterte in der meinigen.

„Und wie wirst du es bei deiner hohen Entwickelung und deinem freisinnigen Streben ertragen können, von einer solchen Null, wie der Kammerjunker ist, abhängig, ja fast seine Sklavin zu sein?“ sagte endlich Peter.

„Das denk' ich nicht!“ antwortete Charlotte. „Der Mann ist biegsam wie ein Grashalm —“

„Sage dumm, Charlotte!“ fiel Peter ergrimmt lachend ein. „Aber mit dummen Menschen ist oft sein Auskommens!“

Ich faßte Arthur am Arm; ich mußte befürchten, daß er seinen Berserkeranfall bekam.

„Und wer weiß noch“, fuhr Peter fort, indem er die Cigarre wieder ergriff, die noch fortglimmte, „wer weiß noch, ob du auf ihn rechnen kannst! Er hat ja eine Schüchternheit, als könnte er nicht ja oder nein sagen! Wenn ich die Frage stehe —“

Peter machte einen Versuch, Arthur's Mienen und Geberden nachzuahmen; aber weder seine Gestalt noch sein Gesicht waren für eine zutreffende Mimik geschaffen.

Desto glücklicher war Charlotte.

Sie war aufgestanden, näherte sich dem Vetter mit lächelnder Miene und ahmte die Bewegungen nach, die Arthur in seiner Gewohnheit hatte.

Nun brachen beide in ein schallendes Gelächter aus.

Ich hatte von Arthur's Seite irgendeinen gewaltsamen Ausbruch erwartet; zu meiner großen Beruhigung und Verwunderung jedoch verhielt er sich ganz ruhig und ließ die muskelstarken Arme hängen.

„So“, sagte Charlotte, als sie wieder zu Athem gekommen war, „laß mich erst auf Stighof festen Fuß haben, dann soll alles gut werden! — —“

Peter antwortete: „Du versprichst dir und mir gewiß zu viel, Charlotte! Es wäre doch möglich, daß du die Rechnung ohne den Wirth machtest! Ein solcher Herr ist oft sehr starrköpfig und unlenksam —“ Plötzlich sprang der Sprecher auf und sagte: „Hier sind Mücken, ich kann es hier nicht länger aushalten!“ Ohne die Antwort seiner Cousine abzuwarten, begab er sich auf den Weg. Sie folgte ihm.

Als wir die Bundesgenossen aus den Augen verloren hatten und ihre Stimmen nicht mehr hörten, traten wir aus unserm Versteck hervor. Kein Töpfer kann mit gespannterer Erwartung eine schöne Vase, von der er sich viel verspricht, aus dem Brennofen ziehen, als ich meinen Freund aus der hohlen Eiche.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Tagebuch aus Neapel.

Von Frederike Bremer.

(Fortsetzung.)

Am 30. August.

Aber diesmal nicht! — Alles ist verändert und sie ist seine Braut! Als sie beide Hand in Hand in mein Zimmer eintraten, um mir mitzutheilen, daß sie sich verlobt hätten, strahlte er von Seligkeit wie ein Halbgott; sie war bleich, aber ihre Augen glänzten wie zwei helle Sterne. Sie waren ein schönes Paar: er die Kraft, sie die Anmuth. Mit Erstaunen und nicht ohne Unruhe nahm ich die mir jetzt ganz unerwartete Mittheilung auf und obgleich ich sie beide unter herzlichen Glückwünschen in meine Arme schloß, fühlte ich doch eine geheime Besorgniß, daß eine Ueberraschung des weichen weiblichen Herzens diese plötzliche Veränderung ihres kürzlich gefaßten und lange gereiften Entschlusses herbeigeführt habe. Ich wünschte allem mit ihr zu sein und nachdem

er mir und ihr die Versicherung gegeben hatte, daß sie noch immer frei sei und nie anders als mit ihrer eigenen vollkommen freien Zustimmung an ihn gebunden sein werde, ließ er uns beide allein.

Unruhig forschend blickte ich in das tiefe Augenpaar, in welchem ich den noch eben frohlockenden Blick von Wolken und Thränen verschleiert sah. Allein sie beruhigte mich aus eigenem Antriebe. Sie hatte ihn so gut, so edel, so schön in seiner Liebe gesehen, daß sie sich dadurch besiegt gefühlt und sich ihm mit klarem Bewußtsein und voller Ueberlegung gegeben hatte. Sie fühlte, daß sie recht gehandelt hatte: „sie wollte ihn glücklich machen; sie hoffte und glaubte auch, daß sie künftig mit ihm glücklich werden würde". Möge sie dies werden, das reinherzige, liebenswürdige junge Mädchen! Bisher habe ich mehr Interesse für ihn als für sie empfunden; denn seine aufrichtige und uneigennützige Liebe hatte ihm meine ganze Sympathie zugewendet. Aber von dieser Stunde an fühle ich, daß mein Herz vor allem an sie gefesselt ist!

Am 5 September

Unsere Bäder haben ein Ende mit Schrecken durch einen Sirocco[sturm] genommen, der in einer Nacht alle Badehäuser an der Küste, und darunter auch das unsrige, weggefegt hat. Noch geht die See hoch am Ufer und es ist ein prächtiger Anblick, die Wellen mit weißschäumenden Mähnen, wie eine Art von Seerossen, an den Felsen hinaufstürzen zu sehen. Seit länger als acht Tagen ist das Wetter so herbstlich und rauh, daß ich mich kaum erinnere, es um diese Zeit des Jahres in Schweden so unfreundlich gefunden zu haben. Und im allgemeinen habe ich bemerkt, daß der schwedische Sommer den Italiens ebenso sehr an Schönheit und Anmuth übertrifft, wie der Frühling und Winter in Italien den Frühling und Winter Schwedens. Nach wenigen Tagen werde ich Sorrento verlassen, nach Capri, Amalfi und Salerno reisen und dann wieder nach Neapel zurückgehen. Die beiden Verlobten werden mich begleiten.

In unserm Hause haben wir auch einige Stürme zu bestehen gehabt, die aus dem noch nicht vollständig besiegten Herzen Psyche's aufstiegen. Aber Hercules hat dieselben jedesmal durch die Macht der irdischen und der himmlischen Liebe besiegt und nach jeder Verdunkelung durch bittere Thränen sehe ich den hellen Sternenblick von neuem aus den zitternden Wolken hervorstrahlen. Ihre Gewalt über ihn ist groß, aber ich bemerke mit Freude, daß die seinige über sie im Zunehmen begriffen ist. Nach jedem Sturm erscheint der Himmel heller.

Unsere Abende sind stets harmonisch. Psyche's Musik gewährt uns während derselben großen Genuß, denn sie gleicht einer lebendigen, aus den Tiefen ihrer Seele hervorspringenden Quelle. Zuweilen singt auch Hercules mit ihr gemeinschaftlich „Santa-Lucia", das er sehr gut singt. Er besitzt eine starke, reine und melodische, obgleich nicht musikalisch gebildete Stimme. Später sehen wir auf einem der Balcone des Salons und trinken die erfrischende Abendluft, während die Sterne über unsern Häuptern schimmern. Abends wird die Luft stets still und der Himmel hell — und der Mond steigt über dem Berge San-Angelo empor. Oder wir sehen auch prächtige Blitze aus phantastischen Wolken den Horizont erhellen. Wir lauschen dem Gesang der Seeleute auf dem Markt, wo sie ausruhen und sorgenlos die Ruhe des Abends und die Früchte der Erde genießen. Nach und nach verstummen jedoch dieselben und alles wird still, mit alleiniger Ausnahme des Rauschens der kleinen Fontaine bei dem alten Stadtthor auf dem Markt, auf dessen Ruinen San-Antonio als Schutzheiliger von Sorrento steht. So entfliegen Minuten und Stunden und Hercules umfängt seine Psyche mit seinen Armen und mit seiner innigen Liebe, während Psyche auf die Balustrade gelehnt sich den reizenden Eingebungen ihrer Abendstimmung überläßt und Ernst und Scherz zwischen diesen beiden wechselt. So muß es sein.

Zuweilen lesen wir auch etwas, zuletzt einige Gesänge der „Odyssee", wie sich auf diesem Boden geziemt, der voll von den Thaten und Abenteuern des Ulysses ist. Wir freuen uns über die zahlreichen naturfrischen Schilderungen und Ausdrücke; aber wir freuen uns auch darüber, daß wir die Zeit weit hinter uns haben, in welcher der göttergleiche Odysseus und seine Freunde das höchste Glück des Lebens darin fanden, von Aufgang der Sonne bis zu deren Untergang am festlich gedeckten Tisch zu sitzen, Fleisch zu essen, Wein zu trinken und Liebesabenteuern zuzuhören, „welche die Göttinnen nöthigen, ihre Augen wegzuwenden, und die Götter dahin bringen, sich vor Seiten vor Lachen zu halten". Wir freuen uns darüber, daß uns die Zeit weit hinter uns haben, in welcher der vortreffliche Telemachus seine

Mutter in ihr Gemach schickte, um ihre Weibergeschäfte zu besorgen, und das Schicksal der Verstorbenen für so traurig gehalten wurde, daß Achilles im Schatten des Hades bekennt, daß er lieber als der Sklave des ärmsten Tagelöhners auf der Erde leben, als die Todten im Reiche der Schatten beherrschen möchte.

Von den Höhen von Conti, jenseit des Vorgebirges der Spitzen von Sorrento, haben wir die berühmten Inseln der Sirenen betrachtet. Jetzt sehen sie nicht so aus, als ob sie durch ihren bezaubernden Einfluß gefährlich werden könnten; es sind nackte kleine Felseninseln in dem Meerbusen von Salerno, auf denen man nur die Ruinen früherer Wohngebäude, aber keinen einzigen Baum, kaum einige Büsche erblickt. Eine Amazonenkönigin soll einst auf der größten dieser Inseln gewohnt und dürfte wol auch die Veranlassung zu den Sagen von ihrer Gefährlichkeit für das Leben der Männer gegeben haben. Die Aussicht über die Küste und den Meerbusen von Salerno ist von dieser Höhe aus prächtig. Nachdem wir längs der Küste von Sorrento die Grotten des Ulysses, das romantische Bad der Königin Johanna und Tasso's Haus — das aber nicht mehr das eigentliche Haus Tasso's, welches seit vielen Jahren auf dem Grund der See liegen soll, zu sein scheint — gesehen haben, sind wir bereit, Sorrento zu verlassen, um nach Capri u. s. w. zu reisen. Unsere Sommerreise ist noch nicht beendigt.

Neapel, am 10. September.

Nachtrag auf der letzten Reiseseite.

Stürmische Fahrt von Sorrento nach Capri. Ob Hercules dem Neptun irgendwie zu nahe getreten ist? — So viel ist gewiß, daß der Meergott, nachdem er uns am Morgen durch seine scheinbare Ruhe und gute Laune herausgelockt hatte, und einen so argen Gegenwind entgegensandte, daß es den Anschein gewann, als ob wir niemals vorwärts kommen sollten. Fünf rüstige Ruderer arbeiteten und durch die brausenden Wogen und unser kleines Boot hob sich bald auf hohen Bergesrücken empor und stürzte bald hinab in tiefe Thäler; von uns verdunkelte sich der Himmel und die Ruderer begannen bald ihre frühern fröhlichen Rufe nach Maccaroni mit bald-lautem Gebeten an die Madonna zu vertauschen. Elly lag äußerst blaß und leidend im Boote; ich litt an einer Art von moralischer Seekrankheit und an großer Unruhe um Elly; Hercules allein war ruhig und gesund. Endlich brach das Unwetter mit Sturm, Donner und Regen los, gerade wie wir Capri nahe genug waren, um unter dem Schutz mehrerer Felsenwände in einer kleinen Bucht beizulegen, bis der Sturm vorübergegangen sein würde. Hoch über unsern Häuptern sah man in der Felsenwand eine künstliche Pforte für Wagen und Waaren, eine Construction aus den Zeiten des Tiberius oder Timberius, wie unsere Matrosen sagten.

Nach Verlauf einer halben Stunde konnten wir unsere Reise weiter fortsetzen und nach Verlauf einer anderweiten Stunde befanden wir uns wieder in unserm guten Hotel Pagani, wo wir mit Wohlbehagen die frische kühle Inselluft, die echte Caprilust tranken, die uns besser zu sein schien wie die Luft auf Ischia und in Sorrento.

Auf der Insel war es an diesem Tage ungewöhnlich lebhaft, denn man feierte den Geburtstag der Jungfrau Maria und nach allen Richtungen hin hörte man fröhliche Stimmen und sah man wandernde Gruppen von festlich gekleideten Menschen. Ein Aufenthalt in der Dauer von fünf Tagen auf Capri schenkte uns zwei herrliche Abende mit großem Schauspiel von Sonnenuntergang, flammenden Wolken und flammendem Horizont rings um das farbenreiche Meer, nebenbei aber auch einen Morgen von unbeschreiblicher Schönheit und prächtigem Sonnenglanz über Himmel und Erde, während wir [illegible] Stufen auf den Felsen hinauf zu dem hohen Plateau Anacapri stiegen, wo wir zu unserer nicht geringen Ueberraschung ein Hochland mit Olivenwäldern, Weingärten, Maisfeldern und mehreren sauber aussehenden wohlgebauten Wohnhäusern mit dem Anschein von Wohlstand fanden. Capri ist wegen seiner Luft und wegen seiner Eigenthümlichkeit gewiß die Perle von den Umgebungen Neapels. Nachdem die Insel früher von Pallästen und Landhäusern bedeckt gewesen, ist sie gegenwärtig verlassen von den Reichen und Mächtigen der Erde, die nur noch hinkommen, um die Blaue Grotte zu besuchen.

Herr E** überraschte uns einen Abends, als Donna verkleidet und den Theetopf zu unserm Thee hereinbringend und erschreckte dadurch ein paar Frauenzimmer des Hauses fast bis zum Tod, wodurch jedoch keineswegs gehindert wurde, daß die Tarantelle an diesem Abend ganz besonders lebhaft und munter war.

Am 11. d. M. fuhren wir alle vier in einem offenen Boot nach Neapel. Wir hatten aber

malß ungünſtigen Wind und ſtürmiſche Witterung, obgleich der Wind nicht ſehr heftig war. Acht Stunden hintereinander unter fortwährendem Kampf gegen Wellen und Sonnenhitze auf dem Meer gerudert zu werden, macht eine Reiſe nicht beſonders angenehm. Pſyche liegt krank im Bett. Auch Hercules hat Kopfſchmerz. Wir fahren längs des Ufers hin, das auf dem ganzen Wege lediglich aus hohen Felſen beſteht, die entſetzlich nackt und dürr ſind. Man möchte ſchon davon durſtig werden, daß man dieſe Felſen ſowie die Dörfer und die Städte ſieht, die hier und da in Vertiefungen oder auf Felſenhöhen weiß hervorglänzen und außer einigen dürren Olivenbäumen keinen Schatten haben. In der Nähe von Amalfi werden die grünen Anpflanzungen bedeutender. Orangenhaine wechſeln mit Olivenwäldern ab, die Natur der felſigen Gegend verändert ſich und nimmt ſchöne Verhältniſſe und architektoniſche Formen an; ſo beſonders nicht bei Amalfi. Hier mußten wir von unſern Boots-leuten ans Land getragen werden. Wir fanden gutes Unterkommen im Hotel Luna, einem ehemaligen Kloſter an dem einen Endpunkt der Stadt, in der Nähe des Meeresufers. Die Leute im Hauſe kommen uns ſo eigenthümlich vor, daß wir ſie beargwohnen, wirklich Leute aus dem Monde zu ſein. Abends ergötzen ſie uns mit neapolitaniſchen Liedern, die ſie vortrefflich ſingen und mit einer Tarantella, die ſie vortrefflich tanzen, alles auf dem ſchönen vormaligen Kloſterhofe, der mit einer Baluſtrade von Marmorſäulchen der feinſten Sculptur umgeben iſt. Die Leute ſind ſehr muſikaliſch, fröhlich, kindlich, aber gar zu gierig nach Carlini und Grani. Wir befinden uns hier augenſcheinlich nicht im Monde.

Amalfi mit ſeinen weißen Kuppeln und Häuſern liegt auf hohen Felſenterraſſen am Strand der Bucht von Salerno. Man klettert durch Thäler von üppiger Vegetation dahin empor. Dieſe früher ſo mächtige Stadt mit 50000 Einwohnern, die ganz allein den Handel mit dem Orient beherrſchte, iſt gegenwärtig ein unbedeutendes Städtchen mit etwa 3000 Bewohnern, mit ein paar Macaroni- und Papierfabriken und mit einer Menge von Dieben. Dieſe letztern ſchwärmen wie die Fliegen in und außerhalb der ſchönen Domkirche umher, dem einzigen, aber herrlichen Ueberreſt von Amalfis früherer Größe. In dieſer ſchönen Kryptakirche iſt eine Bildſäule des San Andrea — dieſer Apoſtel ſoll nämlich hier begraben ſein —, vor man nicht vergeſſen kann. Er iſt ſtehend oder vielmehr gehend dargeſtellt, das Evangelium verkündigend und mit der Hand auf die Heilige Schrift zeigend. Er iſt hochbejahrt und ſein Geſicht trägt die Spuren der Ermattung und des Leidens, aber auch zugleich eines ungeſchwächten Willens und eines ungeſchwächten, liebeerfüllten Muthes. Er tritt hervor aus der dunkeln Krypta der Welt und des Lebens, das Evangelium der Freiheit und des Friedens predigend, denn dazu iſt er geſandt. Er ſieht wenig Licht, allein das bekümmert ihn nicht; er wird den Auftrag ſeines Meiſters erfüllen und ſodann zu dieſem gehen. Das weiß er, das weiß er und das iſt ihm genug. Er ſieht die Lampe nicht, die unter ſeinen Füßen brennt, das kleine Licht, welches im Dunkel leuchtet und das letztere überwindet. Sein Blick iſt unverwandt nur einem Ziele zugekehrt. Mag es hell oder dunkel um ihn auf der Erde ſein, er ſieht und ſucht blos dieſes Eine Ziel! — „Gehe hin und thue desgleichen!“ — ſcheint dieſe herrliche Bildſäule dem Beſchauer zuzurufen — „In der Krypta des Lebens, im Dunkel der Welt, unter allen Erfahrungen, welche den Geiſt und das Gemüth verrätheln, ermüde nicht, den Schritten des Heiligen zu folgen; laß nicht ab, von ſeiner Lehre und von ſeinem Leben Zeugniß abzulegen. Das Licht, welches hier deiner Wanderung leuchtet, wird dereinſt noch heller über deinem Grabe leuchten!“ — — —

Die Umgebungen von Amalfi ſind reich an maleriſchen Spaziergängen zwiſchen den Felſen; und die Gebirge Calabriens in langen dunkelvioletten Wellen geben den Blick in die Ferne, mit der Ausſicht auf einen neuen Charakter und auf neue Größe.

Nach einigen Tagen, die wir Amalfi widmeten, fuhren wir in einem offenen Boot nach Salerno. Unterwegs überraſchten uns Regenſchauer, aber auch herrliche Sonnenblicke über das Meer und die Berge, beſonders nach der Seite Calabriens hin. Ein paar Knaben im Boote ſangen während des ganzen Wegs verſchiedene neapolitaniſche Lieder, wie z. B. La Carolina, Io voglio ben assai, Ma non si amo più, Santa Lucia u. ſ. w. ſehr gut und mit vielem Feuer. Die Bevölkerung von Amalfi iſt wegen ihres Singens und wegen ihres muſikaliſchen Sinnes vortheilhaft bekannt.

Von Amalfi aus ſenken ſich die Felſen und bei Salerno ziehen ſie ſich in den Hintergrund zurück, damit dieſe früher ſo berühmte Stadt, der

Sitz der Wiſſenſchaften und gefeierten Schulen und noch gegenwärtig die Heimat eines ſtarken Freiheitsdranges, ſich am Ufer des Meeres zwiſchen grünenden Hügeln und Wieſen ausbreiten kann. Auf den Felſen im Hintergrunde ſtehen ſtarke Feſtungswerke mit düſterer drohender Miene. Eine Menge von politiſchen Gefangenen ſollen ſich dahinter in Haft befinden — wie lange?

Im Hotel Victoria fanden wir eine ſchöne Wohnung an der Marine von Salerno, mit einer freien Ausſicht nach deſſen herrlicher Bucht und nach den Ufern. Der Mond ſtieg über dem Meer empor; dazwiſchen flammten prächtige Blitze aus einer ſinkenden Wolke. Es war ein wunderſchöner Abend.

Noch nie ſind mir die beiden Verlobten ſo harmoniſch glücklich vorgekommen wie an dieſem Abend, an welchem Walde ſich mehr als gewöhnlich von ſeinem Lieblingsgedanken und Plänen für die Zukunft, beſonders in Bezug auf das kleine Waldemarröllchen, hinreißen ließ, welches das Licht, das im Dunkeln leuchtet, jetzt den älteſten Zeiten ſo treu gehütet hat und wol noch bedeutenden Einfluß auf die Zukunft Italiens ausüben dürfte. Noch nie hatte ſie ihm mit ſo leuchtenden, beredten Blicken, mit ſo freier Uebereinſtimmung, mit ſo bewunderter Hingebung zugehört; noch nie war ſie mir ſo vollſtändig als die Seinige erſchienen.

— „Ich bin glücklich" — ſagte ſie am Abend dieſes Tags zu mir —, „ich fühle mich ſtolz, die Gattin eines ſolchen Mannes zu werden!"

Die Erde hat doch noch eine Heimat für reine Schönheit und Seligkeit!

Am 16. Dezember.

Wir fuhren in Wagen nach Päſtum, wo wir den wiederaufgefundenen alten Tempel, Italiens älteſtes und edelſtes Kunſtwerk, ſehen wollten. Der Tag war herrlich. Der Weg war gut und führte durch blühende Wieſen, hier und da von Fußvölkern durchkreuzt, gerade wie daheim bei uns in Schweden; auch außerdem Bäche, Büſche, Baumgruppen, auch kleine Dörfer, wie bei uns; aber der Boden ſchien nicht ſo gut angebaut zu ſein.

Eine Menge Vieh wurde zur Stadt gebracht, in der man ſich zu dem Feſt eines Heiligen mit darauffolgendem großen Markt rüſtete.

Nach einer mehrſtündigen Fahrt von verſchiedener Dauer waren wir in Päſtum. Hier lag früher, wie man ſagt, die Stadt der Sybariten und der Reichen, die Heimat des ausgeſuchteſten Lebensgenuſſes. Hier liegen gegenwärtig die einzigen Ueberbleibſel derſelben, die drei großen Tempel, auf einer öden Fläche, die nichts als Diſteln, Neſſeln und wucherndes Unkraut hervorbringt. Schön waren dieſe Tempel und der Eindruck, den ſie hervorbrachten, war großartig und feierlich, inſonderheit die Tempel des Neptun und der Ceres mit ihren herrlichen Säulengängen unter dem freien ſtrahlenden Himmel und mit der Ausſicht über das große ſonnige Meer. Sie legten in ihrer Schönheit Zeugniß ab von einer Zeit und von einem Leben, worin die Menſchen mehr als gegenwärtig ihr Alles in den Augenblick oder in das zeitliche Leben legten und daß ſie Sterbliche waren, zu vergeſſen ſuchten und unter dieſem Himmel auch vergeſſen konnten. Deshalb ſtehen dieſe Tempel auch als ein feierliches Memento mori da. Ein wahres Todtenſchweigen herrſchte ringsum. Das einzige lebende Weſen, welches wir ſahen, war ein kleiner blaſſer und kränklicher Hirtenknabe mit einem mageren Hund, die gemeinſam einige Ziegen hüteten. Die Gegend iſt äußerſt ungeſund; aber der Boden ſoll ſehr fruchtbar ſein und man hat bereits begonnen, ihn anzubauen. Die Arbeiter ziehen während des Sommers in ein Dorf über, welches eben in den Bergen weit hervorleuchtete. Wir verzehrten unſere mitgenommenen Eßwaaren im Schatten der Säulen und Friefe des Neptuntempels; zum Abend waren wir wieder in Salerno. Fünf oder ſechs Wagen mit der beau monde der Stadt fuhren auf dem Gerie derſelben am Meeresufer hin und her.

Man verſäumt und verſchiebt gegenwärtig dieſen Spaziergang ſo lange als möglich. Salerno nimmt an Leben zu und hat ſich in den letzten Jahren durch Freiheitsbewegungen ausgezeichnet, welche der väterlichen Regierung der Stadt Unannehmlichkeiten zugezogen und ihre Gefängniſſe bevölkert haben. Auch mehrere Prieſter ſollen darin als Gefangene ſitzen.

Die beiden Verlobten gehen ſpazieren und genießen den Abendſchein und das Leben unter Geſprächen über die Ode, welche ſie nicht zu einem zweifachen Egoismus (un égoisme à deux), ſondern zu etwas ganz anderm machen wollen. Gut, lieber Herculeſ! Du biſt der gute Tannenbaum in der Sage von der Prinzeſſin Ilſe!

Am 21. September.

Reise nach Pompeji.

Was mich bei diesem Denkmal, welches, einzig in seiner Art, Jahrhunderte hindurch unter der Asche des Vesuv begraben gelegen hat und erst vor nicht allzu langer Zeit daraus erstanden ist, um Zeugniß von dem Wechseltagsleben früherer Tage abzulegen, am meisten überrascht hat, war das Kleinliche in den Verhältnissen. Alles — von dem Forum und den Tempeln der Stadt bis zu deren Privatwohnhäusern — ist prächtig und zierlich, aber klein. Man glaubt eine allerliebste Miniaturstadt für eine Art von Miniaturmenschen zu sehen. Die öffentlichen Gebäude haben einen Reichthum von Säulen. Die Privathäuser gleichen sich sämmtlich in ihrer Einrichtung ganz und gar. Die Wohnungsräume — größere wie kleinere — liegen alle wie Zellen um einen Hof mit einem kleinen Blumengarten, in dessen Mitte sich aus Zentaine mit einem Marmorbassin befindet. Zwischen dem Rosengarten und den inneren Zellen, Gemächern oder Frauengemächern, befindet sich das Conversationszimmer, eine Art allgemeiner Salen oder Platz, der nach dem Hof zu offen ist. Alle diese Gemächer (die der Frauenzimmer) empfangen ihr Licht nur von der Hoffeite. Ich würde darin nicht athmen und mich in keiner Weise wohlbefinden können; ebenso fehlen Malereien und Arabesken die Wände derselben bedecken und der Garten mit seinen schönen Zentainen und Muscheln, mit seinen Liebesgöttern und andern Statuen wahrhaft prächtig ist, und die Rosen, die darin geblüht haben, wunderschön gewesen sein mögen, so erscheint mir diese Welt doch zu eng.

Was mich sehr angenehm überraschte, war die Schönheit der Freskogemälde, die in mehreren Zimmern wohl erhalten sind. Diese Augen, sie haben einen Blick, als ob sie noch lebten; und in diesen Antlitzen, welch ein Ausdruck! Mehr Tiefe und Naturwahrheit findet man in den Gemälden unserer Zeit sehr selten. So in dem Bild des Ulysses und der Kirceparre, so in dem Bild des Aeneas und seiner Mutter! Und in den Thieren und in diesen mythologischen Bildern, in diesen Satyrn und Faunen, welch ein Leben, welch ein Humor! Welch ein Reichthum der reizendsten Darstellungen aus der Welt der Blumen, der Vögel und der Phantasie in diesen Salons und Speisesälen! Ueberall hat man sich bemüht, das tägliche Leben zu schmücken und zu verschönern. Mehrere Inschriften zeugen jedoch dafür, daß das Leben hier nicht gerade von der sittlichsten Art gewesen ist, und die Ueberreste der Tempel geben deutliche Beweise der Betrügereien, welche daselbst von den Priestern im Namen der Götter vorgenommen worden sind; so z. B. der Isistempel. Man zeigte uns die Orte, an denen menschliche Gerippe aufgefunden worden sind: ein Priester bei seiner Mahlzeit, die Hausfrau des Diomedes mit ihren Dienerinnen, er selbst in seinem Garten mit einer Börse in der Hand. Zahlreich waren dieselben nicht; der Aschenregen, welcher langsam über die Stadt fiel, gab den Einwohnern derselben Gelegenheit zur Flucht. Aber ein Theil derselben ist vielleicht von den heißen Dünsten bei dem Ausbruch erstickt worden, wie z. B. Plinius der Aeltere. In dem bedeutenden noch nicht ausgegrabenen Theil der Stadt werden sich noch mehrere Menschenkörper finden. Der Besuch Pompejis interessirte mich dermaßen, daß ich mir vornahm, von Neapel aus auf einen Tag dahin zurückzukehren, wenn ich weniger ermüdet sein und mehr Zeit haben würde als jetzt. Jetzt hatten wir Eile, nach Neapel zu kommen, um desselben willen, was ich im Folgenden mittheilen werde.

Neapel, am 23. September.

An einem 19. September vor so und so viel Jahrhunderten wurde ein gewisser Bischof Gennaro in Neapel seines christlichen Glaubens halber enthauptet. Christliche Freunde oder Anverwandte fingen sein Blut in einer Flasche auf; diese Flasche wurde aufbewahrt und existirt noch gegenwärtig, wie es heißt, in der Kirche San-Gennaro, die am Ende des 13. Jahrhunderts zum Andenken an diesen Märtyrer erbaut worden ist. Dieses Blut soll, wie man sagt, zwei- oder dreimal jährlich auf Gebet des Volks und der Priester aus einer festen Masse flüssig werden, wenn nämlich der Heilige der Stadt Neapel und ihrer Bevölkerung genaigt ist. Dauert die Verwandlung lange, so ist der Heilige nicht bei guter Laune; unterbleibt sie ganz, so ist großes Unglück zu erwarten. Am 19. September und während der ganzen darauffolgenden Woche kann die Verwandlung erwartet werden und um sie zu sehen, eilten wir am 18. September nach Neapel.

Nachdem wir das Wunder dreimal gesehen haben, will ich mittheilen, wie es an jenem Morgen zuging, wo wir es am besten gesehen haben. Schon um 8 Uhr verfügten wir uns in die Kirche. Das Wunder geht nie vor 9 Uhr

vor ſich; aber wie bald oder wie lange nach dieſer Stunde es geſchieht, hängt lediglich von San-Gennaro's Gnade oder Ungnade gegen ſeine neapolitaniſchen Landsmänner oder Landsmännınnen ab; denn ſeine Couſinen oder ſeine Nachkommen in der weiblichen Linie im hundertſten oder im tauſendſten Glied haben dabei nicht wenig zu thun. Die Kapelle in der Domkirche war bei unſerer Ankunft bereits voll von Menſchen. Aber ein freundlicher Prieſter, der uns als Fremde erkannte, führte uns hinter die Baluſtrade, die den Altar umſchließt, und geſtattete uns, dem letztern ſo nahe zu treten wie wir wollten. Später kamen noch mehrere Ausländer auf dieſen Platz. Auf den Stufen der Treppe zum Chor knieten mehrere neapolitaniſche Damen und Herren. Draußen, in der geräumigen, rotundenartigen Kapelle, ſammelte ſich das Volk. Ein beſonderer Platz am Altar wurde von einem Haufen alter, ſchlicht gekleideter Frauen eingenommen, die weit mehr Hexen als Madonnen gleichen. Dieſe Weiber nennen ſich Verwandte San-Gennaro's und dürfen an dieſem Morgen nicht eher etwas zu ſich nehmen, als bis das Wunder vollbracht iſt; darum ſind ihre Gebete heute energiſcher und dringender.

Eine Menge von ſilbernen Statuen füllt die Kapelle, deren Reichthum ungeheuer ſein ſoll. Ebenſo ungeheuer iſt aber auch die Hitze darin, während man die Ankunft San-Gennaro's ſtill erwartet. Man zündet immerwehr Lichter auf dem Altar an und endlich bringen Prieſter ſein Bruſtbild von vergoldetem Silber, welches auf den Altar geſtellt wird, und ſein Blut herumgetragen, das in einer ovalen grünlichen Glasflaſche verwahrt wird, die von einem maſſiven ſilbernen Ring umſchloſſen iſt. Letzterer iſt an einem Schaft befeſtigt, den ein Prieſter in der Hand hält, während er vor aller Augen die Flaſche hin- und herſchwingt, um zu zeigen, daß die ſchwärzlichrothe Maſſe, welche ſie mehr als zur Hälfte füllt, völlig hart und unbeweglich iſt. Eine kleine geheimnißvolle Röhre geht durch die Flaſche und hängt oben und unten mit dem dicken ſilbernen Ring zuſammen, wenigſtens kann man nichts anderes ſehen und fragt ſich unwillkürlich warum? — Allein man darf nicht allzu neugierig ſein!

Nun beginnen die Gebete. Der Prieſter murmelt leiſe, die ganze um den Altar knieenden ebenfalls, die ganze Kapelle braust in einem leiſen Gebrauſche; aber die alten Weiber, die Verwandten San-Gennaro's, erheben ihre Stimmen mit gellendem Geſchrei, indem ſie das Vaterunſer und Credo nacheinander herſagen und dann Gebete an ihren heiligen Grandmale oder Couſin improviſiren, daß er ſich ihnen geneigt zeigen und ſie nicht ſo lange warten laſſen möge. Dieſes Scherien und Brauſen ſteigt und ſinkt und ſteigt wieder gleich einem Sturmwind; aber fortwährend gleichmäßig ſchwingt der Prieſter die Flaſche aufwärts und niederwärts und nach allen Seiten und zeigt ſie dann den Zuſchauern, welche ſehen, daß die dunkle Maſſe darin noch immer feſt und unbeweglich iſt. Er zeigt ſie dann und wann einem ſchwarzgekleideten Herrn von vornehmem Ausſehen, der rechts von ihm als Repräſentant des Königs vor dem Altar ſteht; er zeigt ſie auch einem ähnlichen Herrn zur linken. Beide machen ernſthafte und gewiſſermaßen bekümmerte Geſichter. Und die Gebete nehmen einen neuen Aufſchwung; San-Gennaro's Verwandte erheben immer wilder ihre Stimmen, erheben ein immer wilder werdendes Geſchrei, ihre Blicke ſprühen Feuer und einige von ihnen ſcheinen völlig in Verzweiflung darüber zu ſein, daß ihr heiliger Onkel ſie ſo lange hungern läßt. Allmählich werden die Gebete ſo heftig, daß ſie groben Vorwürfen und Schimpfworten gleichen. Man behauptet, daß die alten Weiber in dieſer Beziehung nichts ſchonen, wenn das Wunder lange auf ſich warten läßt. An dieſem Morgen konnte ich jedoch von ſolchen Aeußerungen nichts verſtehen. Die Volksſprache Neapels, von neapolitaniſchen ſchreienden Stimmen begleitet, klingt ſtets wie Geſang. Dieſe heftigen Erregungen werden immer vulkaniſcher und endlich wahrhaft betrübend — da hören ſich plötzlich alle Geſichter auf und es entſteht eine Pauſe. Man bemerkt eine Bewegung in der Blutmaſſe. Sie fängt an, ſich erſt nach der einen, dann nach der andern Seite hinzuneigen, es ſcheint, als ob ſie ſich von dem Glaſe löſe. Der Prieſter ſchwingt die Flaſche fortwährend; es kommt mir aber vor, als ob er den Umfaſſungsring derſelben geheimnißvoll manipulire, indem er ihn umfaſſe. Die alten Weiber ſchreien und die Prieſter murmeln. Noch fünf Minuten und das Wunder iſt geſchehen; das Blut iſt in vollem Fließen und überſchwemmt die Flaſche nach allen Seiten hin. Die alten Weiber jubiliren, mehrere Frauenzimmer weinen und alle Andächtige drängen ſich herbei, um die Glasflaſche zu küſſen, welche das Blut des Märtyrers enthält und nun von dem Prieſter ihren Lippen

und Gebeten dargereicht wird. Wir eilen nun aus dem Gedränge am Altar weiter hinunter in die Kapelle, wo wir die Verwandten San-Gennaro's sich in zwei Reihen zwischen Chor und Thür aufstellen sehen. Hier erheben sie einen gellenden Lobgesang zu Ehren Jesu und der Maria, des San-Gennaro und aller Heiligen, von denen jeder ein viva empfängt. Die Melodie dieses Gesangs ist schön, kräftig und von einer Art wilder Energie, ebenso wie die Figuren, welche dieselbe singen und als Typen des neapolitanischen Volkscharakters in den niedern Regionen dienen können. Kommt irgendein gedankenloser Knabe oder auch ein Mädchen einer Verwandten San-Gennaro's während dieses heiligen Eifers zu nahe, so bekommt er oder sie zuverlässig einen tüchtigen Stoß oder Schlag von den Alten. Nachdem dieser Gesang beendigt ist, winken sie mit der Hand und mit dem Kopfe der Büste San-Gennaro's einen kurzen Gruß, welcher zu sagen scheint: „Dank und Lebewohl, lieber Gevatter, bis auf das nächste mal!" — und entfernen sich dann ohne weitere Umstände, um ihr Frühstück einzunehmen.

Unter dem Volke sieht man manche weinen, manche lachen; und obgleich die Zahl derjenigen, welche sich hervordrängen, um das Flaschenfutteral zu küssen, nicht sehr groß im Vergleich mit der gesammten anwesenden Menge ist, so bilden sie doch dichte Reihen zu beiden Seiten der Prozession, die aus der Kapelle San-Gennaro's mit der Büste und dem Blut des Heiligen zu dem Hochaltar ins Chor der Kirche zieht, woselbst die Flasche der knieenden Menge nochmals zum Anschauen und Küssen gereicht wird. Damit wird den ganzen Tag hindurch fortgefahren; die hierbei fungirenden Priester lösen einander allstündlich ab.

Wir selbst befanden uns auch einmal unter den Knieenden, weil wir die Flasche in so großer Nähe wie nur möglich sehen wollten. Der Priester, welcher sie trug, hielt uns jedenfalls für Gläubige und bot sie meiner jungen Freundin zum Küssen dar; allein diese zog sich erschreckt mit großer Hast zurück. Er sah sie darauf mit einem Blick an, der Staunen und zugleich — einen Verweis aussprach; aber so mild, daß sie erröthete und wie eine Schuldige aussah. Das Aussehen des Priesters war so gutmüthig und so fromm, daß man deutlich sah, er glaubte an ein geschehenes Wunder — es war nämlich ein anderer Geistlicher als derjenige, in dessen Händen vorher das Wunder geschehen war —, und fühlte sich schmerzlich dadurch berührt, daß das junge Mädchen, welches so kindlich fromm aussah, doch eine Ungläubige war.

Man sprach davon, daß das Wunder in diesem Jahre ungewöhnlich leicht vor sich gegangen sei. Man hat jetzt selten länger als zwanzig Minuten oder höchstens eine halbe Stunde nach dem Beginn der Gebete zu warten. Das Volk freut sich über dieses Zeichen von San-Gennaro's Gunst und wir unsererseits sind überzeugt, daß wir ein Taschenspielerstück gesehen haben, welches weit weniger merkwürdig ist als das, welches mehrere verschiedene Sorten Wein aus einer und derselben Flasche hervorbringt. Eine ziemlich sprechende Thatsache ist, daß in jedem Jahre, acht Tage vor dem Tage, an welchem das Wunder vor sich gehen soll, ein Chemiker vom Hofe in die Kapelle San-Gennaro's gesendet wird, um, wie es heißt, „die Richtigkeit des Blutes zu controliren". Eine andere sprechende Thatsache ist die, daß, als vor längeren Jahren gerade um die Zeit des Wunders französisches Militär in Neapel stand und das Wunder solange auf sich warten ließ, daß das Volk in Gährung gegen die Franzosen gerieth, welche man für die Ursache der Verzögerung des Wunders hielt, der französische Oberbefehlshaber einen Boten an die Priester San Gennaro's schickte und denselben sagen ließ, daß er, wenn das Wunder fünf Minuten nach dem Empfang dieser Botschaft nicht vor sich gehe, ihre Kirche werde bombardiren lassen. San-Gennaro's Verwandte, die nahe daran waren, wahnsinnig zu werden, brauchten hierauf nicht drei Minuten zu warten, vor deren Ablauf sie ihren Freudenruf erheben konnten.

An den drei Morgen, die wir in der Kirche zubrachten, war es für mich von Interesse, wenn auch nicht gerade erbaulich, das kirchliche Leben darin zu beobachten, die Menge der Gehenden, Kommenden, Schwatzenden, Betenden, wie bei einem Schauspiel, während an den beiden langen Seiten der Kirche Geistliche in Beichtstühlen saßen und den Beichtenden lauschten, die unterdessen ihre Augen neugierig auf den Vorübergehenden umherwandern ließen. Das Leben in der Kirche glich dem auf dem Markt und von einer Sammlung der Gedanken zur Andacht zeigte sich nirgends eine Spur.

Am Tage nach dem ersten Wundertage des San-Gennaro, am 20. September, fuhr der König mit der Königin und der gesammten fa-

niglichen Familie in großem Staat zur Domkirche, um San-Gennaro für sein bewiesenes Wohlwollen förmlich zu danken. Die Wagen sind prachtvoll, mit Silber beschlagen und wirklich sehr schön. Die Mitglieder der königlichen Familie sind ungewöhnlich häßlich und haben alle große bleiche Gesichter ohne irgendeinen auszeichnenden Zug. Der König ist trotz seiner Aechtheit noch der am besten aussehende unter seiner Familie, mit Ausnahme des Prinzen von Syrakus, der jetzt nicht hier anwesend ist. Der Kronprinz hat ein langes, düsteres, sehr unschönes Gesicht. Man sagt, daß er bisher sehr bigot gewesen sei; allein man hofft auf einen günstigen Einfluß, den seine für den nächsten Winter bestimmte Vermählung mit einer jungen bairischen Prinzessin, die ebenso schön als heiteren Gemüthes sein soll, auf ihn äußern wird. Das arme Kind! Schön, heiter und gutmüthig war auch Neapels vorige Königin, die nur so kurze Zeit lebte und — wie man behauptet — infolge harter Behandlung starb. Gutmüthig und liebenswürdig sieht auch die jetzige Königin aus, die an König Ferdinand's Seite sitzt, aber — Santa Lucia's Sonne leuchtet nicht für sie! Ein paar kleine Prinzen sind hübsche Kinder und ihrem Papa sehr ähnlich.

Drei Abende hintereinander sind prachtvolle Feuerwerke zu Ehren San-Gennaro's abgebrannt worden. In dieser Kunst sind die Neapolitaner Meister. Schade nur, daß soviel Kunst und soviel Geld so sehr oft an dieses leere Vergnügen gewendet wird, das nicht einmal mehr ein Vergnügen für die Bevölkerung von Neapel ist, die augenscheinlich zur Genüge daran hat.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Unter Gräbern.

Ein Lebensbild.

An einer Seite meines Wohnorts, die vor Jahren außerhalb der Stadt gelegen war, aber welche aber die Vorsicht längst hinzugewachsen hat, befindet sich ein ziemlich umfänglicher Kirchhof.

An zwei Seiten völlig und an den andern beiden zum Theil von Wohnhäusern umgeben, liegt er sehr versteckt und selbst wenn man einen Weg einschlägt, der zwischen der hohen Kirchhofsmauer auf der einen und einem rasch sich erhebenden Abhange auf der andern Seite dahinführt, ahnt man noch nicht, was die hohe Mauer verbirgt, besonders da der am andern Ufer des Baches liegende Garten eines Belustigungsorts so ernste Nachbarschaft unwahrscheinlich macht.

Nur eine kleine Strecke Wegs belehrt unzweideutig über die einstige Bestimmung des Platzes; denn über die dort niedrigere Mauer ragen die verfallenden Dächer von alten Grüften. Ein eisernes Gitterthor, obwol fast immer geschlossen, gestattet doch einen weiten Blick über Rasenhügel, Leichensteine, kleine Blumenpflanzungen, Lebensbäume und Rosenstöcke. Ein kleines Pförtchen neben dem großen Thore steht fast immer offen und es gehen da oft Menschen aus und ein, die wenig an den Ernst des Ortes denken. Ich habe schon dienende Geister weiblichen Geschlechts hineinhuschen sehen, deren Besuch, nach ihrer Haltung zu schließen, eher lebenden Freunden als todten Freundinnen zu gelten schien; besonders aber besuchen Kinderwärterinnen mit ihren Pflegebefohlenen den Platz nicht selten und davon brauchen Gesundheitsrücksichten nicht abzuhalten, da er natürlich Jüngstverstorbene nicht mehr in seinem kühlen Grunde aufnimmt.

Unter diesen Besucherinnen ist seit Jahren eine kleine, freundliche alte Frau. Seit etwa Einem Jahre besucht sie den Kirchhof in Begleitung zweier fröhlicher Kinder, in deren Zügen man Aehnlichkeit mit ihrer Pflegerin finden kann, welche von den Kleinen auch, deutlicher und undeutlicher, Großmama genannt wird; denn es sind in der That ihre Urenkelchen.

In jenem Kirchhofe trugen sich vor einigen Jahren am Nachmittage eines Spätsommertags zwei Scenen zu, die ich zu schildern versuchen will. Ich war Zeuge derselben, da ich damals in einem der Nachbarhäuser wohnte.

Die alte Frau, damals viel kräftiger in ihrem Aussehen als jetzt, saß auf dem Gemäuer einer verfallenen Gruft tief im Hintergrunde des Kirchhofs, beschattet von den Zweigen eines hohen, üppig blühenden Rosenstocks und strickte an einem dicken wollenen Strumpf sehr emsig. Einige Vögelchen, die sich in der Ferne bewegten, schienen sie nicht zu stören; aber eine selbst einem entfernten Beobachter bemerkbare Unruhe bemächtigte sich ihrer, als eine andere betagte Frau durch die Gänge des Kirchhofs sich immer näher an sie heranbewegte. Die Qual peinlicher Erwartung wurde der Armen noch durch einen Umstand verlängert. Ein kleiner schwarzer Hund, von gleicher Gebrechlichkeit wie seine Herrin, war der ankommenden Frau nachgelaufen und sprang nun in weiten Kreisen, bald angezogen,

bald abgerissen durch die Gestalt seiner Gebieterin, über die Gräber um sie herum. Diese stand bei dem Anblick des Ungerufenen und bei dem Laut seiner Stimme still und ihre Arme in die Seite stemmend rief sie: „Wer hat denn dir geheißen, mir nachzulaufen? Wirst du gleich herkommen, du ungerathene Range?" Der so Angeredete kam, und zwar nicht ganz in die Nähe der Zürnenden, aber er bezeigte durch eine sehr demüthige Haltung seines Hauptes und seines Schweifes Empfindungen der Scham, Reue und Angst und trollte auf dem großen Hauptwege des Kirchhofs dem Ausgange zu, nicht ohne bisweilen still zu stehen und sich umzublicken, aber in solchen Augenblicken des Kampfes zwischen gut und böse durch Handbewegungen seiner determinirten Herrin auf dem rechten Pfade weiter gefördert.

Es dauerte eine lange Weile, ehe die That seines Gehorsams vollendet war und er aus dem Thore des Kirchhofs in die offene Hofthür eines gegenüberliegenden Hauses verschwand, und so lange harrte die arme Strickerin bange der Dinge, die da kommen sollten. Endlich setzte sich die Herrin des Hundes wieder gegen sie in Bewegung und ohne den Gruß der Harrenden, die zwar ihre Ueberbietung nicht so weit trieb, sich zu erheben, aber doch ihre Arbeit unterbrach, sonderlich zu erwidern, begann sie das Gespräch mit den gewichtigen Worten: „Ordnung muß sein! Das gehört sich! Und wenn's ein Hund ist, geschweige denn ein Mensch!"

Hierauf machte sie eine bedeutende Pause, welche die Angeredete durch keine Erwiderung unterbrach. Nach einem Weilchen fuhr die Letztere fort: „Frau Schwarzen, habe ich Ihr nicht vor Wochen jeden Tag, den Gott werden läßt, früh und zu Mittage und nach Mittag Ihr Töpfchen Kaffee mit aus Heuer gestellt? Habe ich oder habe ich nicht?"

„Ja, Madame Feichting, das haben Sie immer gethan und Sie sind immer freundlich mit mir gewesen!" erwiderte schüchtern die Gefragte.

„Ich drücke keinen Menschen gern und ein Armes am wenigsten", begann wieder die Wohlbeleibte, „aber Ordnung muß sein! Das gehört sich einmal! Darf ich einmal Ihre Taschen visitiren, Frau Schwarzen?"

Diesmal erfolgte die Antwort der andern heftig. „Sie werden doch nicht denken, daß ich Ihnen was genommen habe?" rief sie in großer Erregung. „Gott soll mich bewahren, daß ich anrührte, was mir nicht gehört!"

„Daran denk' ich nicht!" entgegnete die erste Sprecherin. „Aber ein alter Kirchhofschlüssel wird darin stecken und wie ich gelauert und gelauert hatte, habe ich Sie doch gestern Abend aufschließen und hineinschleichen sehen, Frau Schwarzen, und das gehört sich nicht! Was? Eine Frau in Ihren Jahren soll auf dem Kirchhofe schlafen? Dazu wird zeitig genug Rath für jeden Menschen! Aber so lange eins lebt, gehört sich das nicht, und Ordnung muß sein! Und wenn Sie das nicht unterläßt —"

„Madame Feichting, was denken Sie nur?" Werde ich auf dem Kirchhof schlafen!" begann zaghaft die andere —

„Mache Sie keine Geschichten, Frau Schwarzen!" erwiderte die Drohende. „Ich sehe schon Ihr Nachtlager! Oder was soll denn das da bedeuten?" Mit diesen Worten drang sie, an der Schüchternen vorüber, eine morsche Thür aufstoßend, in die Gruft und indem sie mit kräftigen Griffen hinter einer breiten Bildhauerarbeit mehrere Stücke Packleinwand hervorzog, welchen ein grobes Strohflechten freiwillig folgte, warf sie dieselben der Besitzerin vor die Füße und sprach, als wenn sie eine Verbrecherin überführte: „Hier — Unterbett, Deckbett und Kopfkissen!"

Die arme Ertappte entsagte allem weitern Leugnen und fing an zu weinen —

„Da ist nichts zu weinen, Frau Schwarzen!" begann die andere, ohne sich rühren zu lassen. „Wissen muß ich, wie die Sache steht, und hernach will ich mit meinem Manne reden! Weiß es denn Ihr Sohn, der Todtengräber, daß Sie hier schläft? Und weiß der seinem besseren Ort für seine alte Mutter? Wenn ein Mensch auch arm ist, deshalb schickt er seine Mutter noch nicht bei lebendigem Leibe auf den Kirchhof! Das gehört sich nicht! Wozu zahlt man der Commun so viel Armensteuer? Sie muß ins Armenhaus!"

„Meine liebe Madame Feichting", begann jetzt die Weinende mit hellem Schreien, „seien Sie doch —"

Die Rede stockte. Auch war Frau Feichting nun einmal im Zuge, nur ihre Ansicht der Sache auszusprechen. „Hier schlafen darf Sie mir nun und nimmermehr wieder! Das gehört sich nicht! Und es gehört sich auch gar nicht, daß wir in der Nachbarschaft das leiden!" worauf sie sich auf dem Wege, auf dem ihr dickes Hundchen ihr vorangegangen war, kopfschüttelnd entfernte.

Ich sah und hörte das alles voll Erbarmen — Die arme Zurückbleibende verlor sichtlich in

Ein zerriſſener Hermelin! (Bricht ſeufzend ab; ſieht dann auf die erſte Seite, läßt die Hand ſinken, und ſcharf die Andern fixirend). Werden Sie auch Sorge tragen, daß in dieſen Papieren nichts von meinem Herzen geriſſen wird? Hab ich meinen Ruf vor Europa, ein Kleinod, das koſtbarer iſt, als alle Schätze unſers grünen Gewölbes, auch treuen Händen anvertraut? (legt nach einer Pauſe die Papiere auf den Tiſch). Reiſen Sie in's ſchwediſche Lager! Geben Sie nicht mehr, als was man uns ſchon genommen hat! Nicht mehr! War mir auch das Glück der Waffen nicht hold, ſo lerne die Welt doch dies als meinen Wahlſpruch kennen: Beſiegt aber ehrenvoll! (Mit Hoheit und Würde ab.)

Flemming (reißt ſchnell die von Pfingſten beſchriebene Seite aus dem Convolut heraus und vernichtet ſie).

Verwünſcht, daß dieſer Plan uns ſcheitern wird.

Pfingſten (lieſt die Papiere auf).

Excellenz — iſt es Seiner Majeſtät mit Anna von Einſiedel Ernſt?

Flemming.

Wozu das jetzt?

Pfingſten.

Es gehört zur Sache. Iſt es Seiner Majeſtät Ernſt damit?

Flemming.

Ich bin überraſcht. Er zeichnet die Einſiedel aus —

rathlosen Schmerz. Zuerst setzte sie sich wieder auf das Gruftgemäuer und weinte; dann schien sie ihr ärmliches Lager wieder hinter dem Denkmale der Gruft ausbreiten zu wollen; aber ehe der Vorsatz ausgeführt war, besann sie sich auf die nun veränderte Lage der Dinge und rollte die Leinwand über dem Strohsitzen zu einem Bündel zusammen, das sie dann neben sich legte. Einmal war sie schon mit demselben einige Schritte gegangen, als wollte sie den Kirchhof verlassen; allein sie kehrte wieder um, legte das Bündel wenigstens hinter den Leichenstein, setzte sich und fing wieder an zu stricken, wobei sie sich freilich manchmal mit der Hand über die Augen fuhr. Sie wollte wenigstens die kurzen übrigen Tagesstunden — die eben erzählte Szene trug sich in der Mitte des Nachmittags zu — noch auf dem Gebiete sich behaupten, das man ihr eben abgerungen hatte. Noch eine Weile, über einen Entschluß brütend, betrachtete ich sie.

Sie begann nach der sinkenden Sonne zu blicken und wol zu bedenken, wie lange die ordnungsliebende Inwohnerin ihres Asyls ihr noch Frist vergönnen würde, um den Rücken zu besorgen; denn Madame Feichting hatte eine Art Jurisdiction über diesen Raum. Sie hatte das Amt übernommen, den Kirchhof des Morgens zu öffnen und des Abends zu schließen. Der Sohn der Frau Schwarzen war Todtengräber an einem entlegenen, noch benutzten Kirchhof.

Eben hatte ich mich angeschickt, Hut und Stock zu nehmen und mich in die schwebende Situation selbst zu begeben, als durch das Kirchhofthor am Arme eines jungen Mannes ein zwar sehr einfach gekleidetes, aber höchst anmuthiges Mädchen trat. Mit unsichern, haltigen Schritten ging sie auf dem Hauptgange eine Strecke in den Kirchhof hinein, ihren Begleiter mit sich ziehend; als sie aber die alte Frau entdeckt hatte, ließ sie den Arm ihres Begleiters frei, eilte auf jene zu und preßte sie leidenschaftlich in die Arme, indem sie ihr Gesicht schluchzend mit Küssen bedeckte. Ihr Begleiter hatte sie bald wieder eingeholt und stand, schon sein Haupt mit freundlicher Ehrerbietung entblößend, neben der Gruppe, als die Schluchzende erst so viel Macht über sich gewann, um zu sagen: „Ihr dachtet doch nicht, daß du hier schlafen würdest, Großmutter!"

„Hat sie dich es schon anzeigen müssen!" sagte mütterlich unter den Küssen ihrer Enkelin die Großmutter, und unterdrückt durch die so veränderte Strömung der Gefühle, gewann auch diese so viel Fassung, um ihr ihren Begleiter als ihren Verlobten vorzustellen.

Das freudige Staunen der Großmutter war ein rührender Anblick. Von ihren vielen Enkelinnen wohnte gerade diese nicht beim Vater. Sie hatte nur von einer höchst vortheilhaften Partie gehört, die sich ihr anbieten. Die Thränen strömten sogleich der alten Frau von neuem und die Hand des jungen Mannes küssend, fragte sie ihn: „Wie denn wirklich wahr, daß Ihr mein Enkelkind heirathen wollt?"

„Den nächsten Sonntag wird unser erstes Aufgebot sein!" sagte der junge Mann freundlich und nun folgte eine Pause, in welcher die drei einander glückselig betrachteten.

„Habt Ihr Euch denn nicht gefürchtet, Großmutter, in einer Gruft zu schlafen?" fragte endlich zärtlich das junge Mädchen, welches hinter dem Leichensteine das Bündel entdeckt und seine Bedeutung errathen hatte.

„Ach, mein Kind", sagte die Alte, „da dein liegt einer, der war so hübsch und so freundlich wie dein lieber Bräutigam! Und er wäre gern mein Bräutigam geworden, aber er durfte nicht."

Die alte Frau hatte auf dem Grabe des Geliebten ihrer Jugend geschlafen. Sofort zog sie nun in die schon für den Ehestand vorbereitete Wohnung ihres Schwiegerenkels.

Der Grund, warum sie sich auf dem Kirchhof einquartierte, war eine Krankheit ihrer Schwiegertochter, der zweiten Frau des Todtengräbers, der mit seinen vielen Kindern erster und zweiter Ehe in seiner kleinen Amtswohnung kaum noch Platz hatte. Sie hatte schon oft von ihrer Schwiegertochter hören müssen, daß ihr Platz im Armenhause wäre. Um Scenen zu vermeiden, da ihr Sohn ihr beistand, hatte sie vorgegeben, sie ginge zur Frau Feichting. Ihre Angehörigen hatten dies auch geglaubt. Ins Armenhaus wollte sie aber deshalb nicht, erfuhr ich später aus ihrem eigenen Munde, als ich mich als Zeugen der Verlöbniß auf dem Kirchhofe ihr kund gab, weil sie gefürchtet, ihrer Enkelin, die eben eine so gute Partie machen konnte, dadurch zu schaden, wenn es hieß: Die Großmutter ist eine Armenhausversorgte!

Nun besucht sie mit ihrem Enkelkinde Freitag den Kirchhof und am liebsten sitzt sie auch jetzt noch unter dem Rosenbusch, der die Gruft ihres Jugendfreundes beschattet.

● Gabler.

Anregungen.

Aus dem Osten.

I.

Der von Richard Kunisch für seine „Skizzen aus Ungarn, Rumänien und der Türkei“ (Berlin, Nicolai, 1861) gewählte Haupttitel „Bukarest und Stambul“ zeigt schon an, daß die Schwerkraft seines anziehenden Buches auf diese beiden Hauptstädte des schon im Abendland vertretenen Morgenlandes fällt. Konstantinopel ist vielfach geschildert worden, doch gelang es dem Verfasser, manches Alte zum Neuen umzuwandeln. Weniger bekannt ist die Metropole der Donaufürstenthümer, dieses ewigen Zankapfels der Türkei und Rußlands, der in neuerer Zeit eine so wichtige Rolle in der Geschichte spielte und vermuthlich noch eine wichtigere in der zukünftigen spielen wird, nicht blos in Bezug auf das Schicksal seiner oberherrlichen Schutzmacht, sondern auch auf sein eigenes, denn die „Rumänen“, wie Kunisch die Molde-Walachen nennt, diese Abkömmlinge der alten Römer, sind ein unverdorbenes, naturfrisches, aufgeschlossenes Volk, dessen ursprüngliche geistige Regsamkeit nur der Segnungen der Civilisation bedarf, um sich kräftig aus ihrer Erniedrigung zu erheben, in die das Joch des Halbmonds sie so lange herabdrückte. Bukarest ist eine Großstadt von so eigenthümlichem Typus, daß es im ganz Europa seine ähnliche gibt, sie erscheint uns, nach Kunisch's ausführlichen und eingehenden Schilderungen, geradezu wie eine Märchenstadt.

Im allgemeinen lernen wir in Richard Kunisch einen weltmännischen Reisenden aus der Pückler-Muskau'schen Schule kennen. Viel herumgekommen, wie sich aus dem Einleitungskapitel: „Weshalb reist man?“ ergibt, kennt er die Welt und das Leben und versteht mit Geschick seine Parallelen zu ziehen. Der Gesichtspunkt, von dem aus er beobachtet, ist vorzugsweise der der Schönheit und Freiheit, mitunter vielleicht auf Kosten — der thatsächlichen Wirklichkeit? Indessen ist sein natürlicher Scharfblick ein Regulator, der ihn jedenfalls vor Abirrungen bewahrt.

Wenn der Verfasser ebenso einsichtsvoll wie bescheiden seine Schilderungen „Wanderreien eines harmlosen Flaneurs“ nennt, so darf es nicht befremden, daß manche wichtige Merkpunkte in denselben fehlen oder nur obenhin angedeutet sind, manchen unwichtigern dagegen wieder zu viel Raum gegönnt ist. Nicht selten wird auch eine und dieselbe Notiz an späterer Stelle, mit nur geringer Veränderung im Ausdruck, wiederholt. (Vgl. z. B. S. 286 u. 333.) Nie aber werden die flüchtigen bunten Schilderungen, die, in kurze, selbständige Kapitel vertheilt, in angenehmer Regellosigkeit rasch den Gegenstand wechseln, ermüdend, immer werden sie durch geist- und phantasiereiche Betrachtungen gehoben.

Neue Romane und Novellen.

XX.

Luise Büchner, eine Schwester des zu früh geschiedenen Dichters Georg Büchner und Louis Büchner's, des Verfassers von „Kraft und Stoff“, selbst bereits durch manche recht sinnige Gabe, z. B. ihr Büchlein über „Frauenberufe“, in gebildeten Kreisen bekannt geworden, hat in „Aus dem Leben. Erzählungen aus Heimat und Fremde“ (Leipzig, Thomas, 1861), anspruchslose Stoffe in ansprechender Form behandelt. Als die beste dieser kleinen Erzählungen erschien uns „Der lebende Bräutigam“. Originalität in der Erfindung und ein hübsches Talent für Charakteristik begegnen sich hier. Die holländischen Gestalten sind wie aus dem Leben gegriffen und wenn sich auch die Malerin bei Einzelheiten mit zu großer Vorliebe aufzuhalten scheint, wie beispielsweise bei der nicht eben schönen Rose Monheer's, so gehört vielleicht diese Weise zum holländischen Typus, wenn nicht zum Ekeln des Komischen überhaupt. Die Verfasserin theilt die Eigenschaft aller gesund organisirten Naturen, aus dem Sentimentalen sich leicht in die Gefilde des Humors flüchten zu können.

Glossen.

Ein Künstler braucht nicht selbst zu denken, aber einen fremden Gedanken muß er festhalten können.

* *

Nichts schmeichelt so sehr, als wegen Eigenschaften gerühmt zu werden, die man nicht besitzt.

* *

Geistreich erscheint derjenige, der einer Sache eine neue Seite abzugewinnen weiß, gleichviel, ob eine gute oder richtige, wenn sie nur den Effect des Augenblicks für sich hat.

* *

Interessant zu sein kann man sich nicht geben. Eine Annäherung daran wird allerdings erreicht, wenn man eine reifliche Erkenntniß von Recht und Unrecht hat. Die Urtheile der Welt basiren so sehr auf Gleichgültigkeit für Recht und Unrecht, daß man mit einem lebhaften Gefühl für Wahrheit überrascht und wenigstens bei noch nicht gänzlich verdorbenen Gemüthern aufmerksame Zuhörer findet.

* *

Tugendhaft zu sein ist wahrlich viel leichter, als ein ganzes Leben hindurch die Rolle des Tugendhaften spielen.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die deutsche Demokratie. — Das Lord der Arbeit II. — Aus Kaulbach's Atelier. — Briefwechsel.

Die deutsche Demokratie.

Nach Erlaß der preußischen Amnestie konnte man, so unvollständig sie war, erwarten, daß unsere Emigration von 1848 und 49 sich auf vaterländischem Boden wieder in die täglichen Treffen der Publicistik stürzen würde. Eine Rückströmung sogar aus den fernsten socialistischen Kreisen ließ sich erwarten. Wiederherstellungen der „Rheinischen Zeitung", namentlich auch die Wiederaufnahme jenes oft so treffenden, wenn auch um paradoxe Behauptungen nicht verlegenen Polemik Ruge's.

Von alledem ist bisjetzt noch nicht viel eingetroffen. Ein mehr als zehnjähriges Exil hat die meisten dieser einst mit so bittern Entsagungen außgewanderten Landsleute in neue Bahnen geführt, auf welchen sie sich ohne Verzicht nicht wieder entfernen können. Manche, wie Gottfried Kinkel, fanden auf fremdem Boden für ihr Talent die reichste Anerkennung.

Bisjetzt haben wir die Elemente der alten Demokratie mit der journalistischen Feder in der Hand nur hier und da wieder auftauchen sehen. Die äußerste, die socialistische Richtung scheint ganz zersprengt zu sein. Marx ist mit Vogt schon außerhalb Deutschlands in Streit gerathen; beide übten die schärfsten Maßregeln gegen Nihilismus an sich selbst. Für Bestrebungen wie die eines Moritz Heß u. a. bietet die positive Politik zu viel Veranlassung, verständig der utopischen zu entsagen; Proudhon, ein Meister socialistischer Kritik, ist im Exil oder Gefängniß gleichfalls mehr mit den Fragen beschäftigt, die Napoleon III. und Lagueronnière aufs Tapet bringen, als mit den Grundformen einer neuen Gesellschaft. Einige aus der mannichfach zusammengesetzten „Frankfurter Linken", wie Venedey, Bucher, Wuttke, Kolatschek, sind ins großdeutsche Lager übergegangen und selbst von der berliner Nationalversammlung hat wenig neue Bücher die gleiche Direction genommen, als sie mit dem Kaplan von Berg und dem Landschaftsrath Rodbertus jene antitalienische Erklärung erließ, welche für die in Preußen und Berlin herrschende Anschauung ihn in dem Grade unmöglich machte, daß seine feine, kenntniß- und geistreiche, in der Schule Carlyle's und Emerson's nur etwas ins Offenbachsche gerathene Darstellungsweise der „National-Zeitung" nur für feuilletonistische Zwecke zugute kommt. Eduard Meyen schrieb Uebersichten und Leitartikel im hamburger „Freischütz" und beabsichtigt jetzt die Herausgabe einer „Berliner Reform". H. B. Oppenheim wird ebenfalls durch eine Vierzehntagsschrift: „Deutsche Jahrbücher", von seiner mannichfach gewandten Begabung Kunde geben. Das Programm dieser unter einem Redactions-Proletariat (Unruh, Virchow, Siemens, Twesten, Veltheim, Siegmund) gestellten Zeitschrift verspricht eine umfassende Thätigkeit zu Gunsten der staatlichen Einigung Deutschlands, der individuellen Freiheit, des Selfgovernment, der „Wahrheit" unserer Verfassungen, des Sturzes der Polizeibevormundung und zu Gunsten einer volksthümlichen Ehrenerklärung. Die Literatur soll aus einem philosophisch-nationalen Gesichtspunkte betrachtet werden.

Die frische, theils aus der Schweiz, theils weerwärts von den Ufern der Themse kommende Luft einer nicht unter den gewöhnlichen Bedingungen unseres diesseitigen deutschen publicistischen Verkehrs stehenden schriftstellerischen Thätigkeit wehte schon im vorigen Jahr in Ludwig Walesrode's „Demokratischen Studien" (Hamburg, Meißner). Es liegt ein soeben erschienener zweiter Band vor.

Wir sind die Rücksichtnahme unserer Zeitungen auf die Preßgesetze, die erste und zweite Verwarnung, die Confiscationen und die Verbote so gewohnt, daß eine Sammlung politischer Data, die ohne Umreden von einem des Verlegens, Druckens, der eigenen Redactionsbetheiligung geschrieben worden, schon um des willen einen interessanten Eindruck macht.

In dem neuen Bande, der zwölf mehr oder weniger anregende Aufsätze enthält, läßt sich eine aufsteigende Erscheinung wahrnehmen. Jene Beiträge, die von den Proscribirten, die im Auslande leben, kommen, sind in einer zunächst, wie sich von selbst versteht, verständigen, aber zuweilen recht gewissenen und angenehm weltmännischen Haltung geschrieben. So die vortrefflichen, auch durch ihre Natürlichkeit wohlthuenden Blätter über den „Preußischen Constitutionalismus" von Ludwig Simon; so die ironische kleine Diatribe von Ruge über den „Asiatischen Geist in Europa"; so die außerordentlich fesselnde, fast novellistische Erzählung seiner Revolutionserinnerungen von Moritz Hartmann; so die feine Satire H. B. Oppenheim's über die Vortheile des constitutionellen Systems u. s. w. Weshingegen die auf vaterländischer Scholle geschriebenen Artikel einen minder erfreulichen Eindruck machen. Nicht, daß nicht auch hier die Gesinnung der Verfasser die Anerkennung der Partei verdiente, nur scheint uns der Vortrag ohne höhere Perspectiven, die Thatsachen zerbröckeln sich in Einzelheiten, der Ton ist nicht selten unglücklich gewählt. Die Darstellung der neuern hannoverschen Verhält-

mile von einem Ungenannten häuft eine Menge Anekdoten, die der Chronique scandaleuse zugehören und in „Demokratischen Studien" doch wol fehlen sollten. Vor allem ist der letzte Artikel: „Vom enthüllten Polizeistaat und was daran hängt", in einer Form geschrieben, die aus keiner Feder hätte kommen können, die eine Weile in Paris oder London gelebt und vom Geist der dortigen Anschauungen sich ein wenig hätte erziehen und schulen lassen. Man kann die Schwächen des Grafen Schwerin nicht verkennen wollen, man muß und darf ihm sein System des Gemüths und der christlichen Versöhnung als eine unerlaubte Uebertragung seiner persönlichen (bekanntlich von Schleiermacher gebildeten) Denkweise auf ein Terrain der großen historisch politischen Verantwortlichkeit verweisen, aber Wendungen eines direkten „Sendschreibens" an ihn, wie „Excellenz, selbst wenn Sie wären — was Sie nicht sind — ein großer Mann —", und ähnliche Anreden müssen sich auf jedem politischen Streitgebiet verurtheilen. In der Form seiner Polemik hat sich der ungenannte Verfasser gänzlich vergriffen; die breite Behaglichkeit seines Besserwissens ist unerträglich.

In der Mitte zwischen dem, was uns in jeder Beziehung gefallen hat und was weniger, liegt ein Aufsatz von W. Rüstow über sein Commando der Brigade Milano. „Später habe ich Gelegenheit gehabt, glänzende Thaten zu thun und mir einen brillanten Ruf in der Armee Garibaldi's zu verschaffen" (S. 190). Wir glauben nicht, daß sich bei Julius Cäsar „De bello Gallico" eine ähnliche Stelle findet.

Diese und andere Mißtöne abgerechnet macht die Sammlung von Aufsätzen einen besonders durch die Entfernung alles Diplomatismus und die offene Kundgebung der Ueberzeugungen erfrischenden Eindruck. Psychologisch interessant war uns, daß das Temperament und angeborene Naturell an diesen Ueberzeugungen stark betheiligt zu sein scheint. Wenn eigentlich träumerischen Melancholiker oder kritischen Skeptiker (vielleicht Oppenheim ausgenommen) haben wir unter diesen zwölf Autoren nicht gefunden. Es sind sanguinische Naturen, zuweilen dann freilich mit bedenklicher Neigung, sich bis zum Uebermaß forttreiben zu lassen. So bringt z. B. Ferdinand Lassalle über den vielgerühmten Stahr'schen „Lessing" eine Kritik, in welcher die Diction und Auffassung zuweilen pyramidale Höhen erreicht. Nicht nur über Lessing selbst wächst die leidenschaftliche Sprache so bis zum Schwindel, daß man begreift, wie Jakob Grimm vor solchen Prospectus- und Reclamephrasen neulich die Flucht aus dem berliner Standbild-Comité für die drei Dichterheroen ergreifen konnte (z. B.: „Hierzu erfand die Geschichte Lessing, wir sagen, sie erfand ihn! Denn gleichwie ein Instrument u. s. w. —", oder: „Lessing ist nichts anderes als der weltliche Luther", „Lessing ist par excellence der Dichter der humanen Idee" [bisher war dies nur Schiller und Lessing galt für jeden Kenner der Literaturgeschichte als der experimentirende Dichter praktischer Beweisführungen für eine Reform der ästhetischen Theorie]. „Die That, die Lessing in seinem Laokoon vollzog, war nicht weniger im höchsten Sinne historisch und revolutionär" u. s. w.), auch die Anerkennung Stahr's geht über das Maß erlaubter literarischer Freundschaft hinaus, z. B. S. 500: „Was die Verführung dieser Schrift vergrößern wird, ist ihr Stil. Ihre Eigenthümlichkeit in dieser Hinsicht besteht in einer gewissen keuschen Gemessenheit der Formen, in einer gedämpften Wärme, in einer von nichts mehr als von Kälte entfernten meisterhaften Mäßigung des Ausdrucks, die, je weniger sie selbst sagt, um so mehr Herz und Geist des Lesers zu ihrer Ergänzung zu erregen weiß und besonders in einer gewissen Gabe des Stils, denn man fühlt es aus diesem Stil heraus, daß er schwerlich der Rücksicht auf das heutige Publikum entsprungen ist, welches solchen Stil nicht zu verlangen pflegt (!) und sich damit auch beinahe des Rechts (!!) begeben hat, ihn zu besitzen, daß er nicht einmal der Rücksicht des Verfassers auf seinen eigenen schriftstellerischen Ruhm entsprungen (!!!), sondern vielmehr seinen Quell in der tiefen, sittlichen Ehrfurcht hat, die den Darsteller vor seinem Gegenstand durchdringt — —" Man muß gestehen, daß kaum dem Heliogabal mehr Geschmeichelt worden ist als in dieser Phrase. Adolf Stahr hat ihr zufolge jenes Buch in einem Stil geschrieben, den 1) das Publikum gar nicht mehr verdiente und dessen Geschenk es deswegen, weil das Publikum dies auch von sich selbst vollkommen eingesteht und weiß, nur mit tiefster Beschämung wird entgegengenommen haben, und 2) in einem Stil, bei welchem der Verfasser es sogar vergaß, daß er bereits ein so berühmter Schriftsteller ist u. s. w.

Indessen wiederholen wir, die „Demokratischen Studien" enthalten Mittheilungen genug, um das Gefühl zu hinterlassen, daß die deutsche Demokratie Sprecher besitzt, die noch gründliche Einsicht in die Lage der Dinge mit Besonnenheit und bescheidener Zurückhaltung ihres Ich verbinden. Die große europäische Schule, durch die sie gegangen ist, hat ihr die grelle Färbung des Jahres 1848 genommen und läßt von ihrer fernern Entwickelung besonders auch darin das Beste erwarten, daß sie auf dem Gebiete ihrer Thätigkeit, wie dies inzwischen in Deutschland durch die Verhältnisse nun einmal vorgezeichnet ist, an sich halten wird und namentlich die gegenwärtig allerdings vom Gothaismus aufgestellte Tagesordnung nicht stört.

Das Loos der Frauen.

II.

„Keine Existenz, die so elend ist als die einer Gouvernante!" fuhr Miß Parkes in ihrer Rede fort. „Ihr Elend ist so außerordentlich groß, daß es be-

reits zum Gegenstand tiefster Betrachtung für alle Menschenfreunde, Gesetzgeber, Pädagogen geworden ist. Es ist dies der wunde Fleck in unserm blühenden und fortschreitenden Lande und es ist die Aufgabe der in dieser Versammlung anwesenden Damen, die Ursache der Leiden vieler Frauen aufzufinden und Mittel für deren Abhülfe vorzuschlagen.'

„Wie in den Naturwissenschaften die Entdeckung großer Naturgesetze fortwährend durch scharfe Beobachtung einzelner Erscheinungen vorbereitet wird, so wollen wir eine einzige Familie ins Auge fassen, sie gibt uns das Bild von tausend andern.

„Der Vater erwirbt durch Kopf- und Handarbeit genug, um seine Frau und — wir wollen sagen drei Kinder zu ernähren, eins der Kinder ist ein Mädchen. Die Knaben werden nach der Schule geschickt, sei es nach einer sogenannten Zweipfennig-Schule (two penny school) oder nach einer theuern Anstalt. Auch die Tochter besucht für ein paar Jahre eine wohlfeile Schule, aber wenn es zu Hause Arbeit für sie gibt, wird sie zurückbehalten; sie muß z. B. Hemden für ihre Brüder nähen; es ist wohl ein Fall bekannt, wo junge Mädchen, die Kreidefüchterinnen in einer höhern Erziehungsanstalt (Ladies college) waren, um solchen Grundes willen zu Hause behalten wurden. Man legt nicht große Wichtigkeit auf ihre Fortschritte. Mit den Brüdern ist es anders; denen werden die Mittel zum Weiterkommen in die Hand gegeben und wenn sie mit ihrem 14. oder 15. Jahre aus der Schule genommen wird, kommen erstere in eine höhere Unterrichtsanstalt oder fangen an, für ihren künftigen Stand vorbereitet zu werden.

„Vielleicht beginnt nun der Vater, der nichts als seine jährliche Einnahme hat, sich mehr mit dem Gedanken an seiner Tochter Zukunft zu beschäftigen; er möchte gern für sie sorgen oder sie fähig sehen, für sich selbst zu sorgen; er überlegt die Kosten, die es ihm machen würde, ihr Musik- und Sprachstunden geben zu lassen, damit sie Gouvernante werden könne; — die Kosten sind zu groß und es fehlt ihm weder an Muth noch an Energie, etwas anderes auszudenken. Er tröstet sich also mit der Hoffnung auf eine Heirath. »Sie wird gewiß heirathen«, sagt er, »und dann wäre es eine schlechte Speculation, sie für eine andere Stellung ausgebildet zu haben; überdem brauche ich alles Geld, welches ich erübrigen kann, für ihre Brüder.«

„Welch traurige Logik! Es ist wahr, möglich ist's, daß sie heirathet und deshalb kann man sich nicht wundern, daß ein Vater, wie sie deren meistens sind, sich darauf verläßt; aber die Noth, die ein unversorgtes, mittelloses weibliches Geschöpf erwartet, ist so groß, daß, heirathete auch nur ein Mädchen von Hunderten nicht, ein Vater für diesen Fall seine Vorkehrungen treffen sollte.

„Aus solchen Verhältnissen gehen Tausende unglücklicher, nur von Unterstützung lebender Frauen hervor und tausend andere, die so unzureichende Mittel haben, daß sie nur bei der peinlichsten, elendesten Oekonomie bestehen können. Es sollte ein vornehmstes Gesetz sein, genehmigt von allen Nationalökonomen, daß die Väter für alle ihre Kinder sorgen oder ihnen die Mittel an die Hand geben sollten, für sich selbst zu sorgen. Bei den Söhnen erfüllen sie diese Pflicht sorgfältig, aber sie versäumen sie bei ihren Töchtern, weil sie sich der Hoffnung hingeben, daß das jemand anders statt ihrer übernehmen wird; es ist dies eine Thatsache, daß diese Hoffnung in unzähligen Fällen der Töchter Verderben ist.

„Aber es gibt noch einen andern Grund, weshalb die Väter ihrer Töchter Zukunft so gänzlich ihrem etwaigen Manne überlassen. Frauen sind nicht gewöhnt, einen Besitz zu haben oder zu erhalten und unsere Gesetze werden der verheiratheten Frauen Besitz oder Erwerb so gänzlich in ihres Mannes Gewalt, daß die Väter wenig geneigt sind, Ersparnisse zu machen, die ein anderer Mann bekommen soll, oder den Töchtern eine kostspielige Erziehung zu geben, deren pecuniäre Früchte sich später ein anderer Mann aneignen kann.

„Wir Frauen haben in den Augen der meisten Männer so wenig Individualität, daß, wenn der Vater seine Tochter verheirathet hat, sie glaubt er sich aller andern Verantwortlichkeit entledigt, und ehe dies geschehen ist, blickt er erwartungsvoll der Zeit entgegen, wo er die Bürde einem andern übertragen kann. Aber wahrlich, wie die Verhältnisse jetzt in England sind und unter den jetzigen den Besitz der Frauen betreffenden Gesetzen ist es mehr als Thorheit, so zu spekuliren! Vielleicht heirathet die Tochter, aber ihr Mann kann sterben oder fallitten oder zu arm sein, um sie und ihre Kinder zu ernähren; — erzieht sie daher beizeiten so, daß sie, wenn's noth thut, sich ihr Brot verdienen kann. Bringt aber, daß junge Mädchen, das wir uns hier zum Vorbild genommen, heirathet nicht und bleibt bei dem Tode ihres Vaters ohne einen Pfennig zurück — ihre Erziehung ist ganz mangelhaft, sie kann nicht Gouvernante, nicht Lehrerin an einer Schule werden, sie hat kein Geschäft erlernt — was dann?

„Und hier sind wir bei unserm zweiten Vorschlage angelangt. Helfen wir die Ansicht vernichten, daß eine Gouvernante eine vornehme Stellung habe! Der übermäßige Zudrang zu diesen Stellungen verursacht eine schreckliche Konkurrenz und traurige Verringerung des Gehalts. Heingebildete Gouvernanten, die fähig sind, die Töchter der Vornehmen zu unterrichten und sie für die Lebensstellung auszubilden, für die sie erzogen werden sollen, mögen sich immerhin melden, sie werden Stellen finden und einen hohen Gehalt bekommen. Aber weshalb strehen alle Krämer, Wirthschafterinnen und Witwen aller Art danach, aus ihren Töchtern lieber unterqualifizirte, halbgebildete Gouvernanten zu machen, statt sie rechtschaffene, glückliche Arbeiterinnen auf anderm Felde werden zu lassen? Weshalb sie in eine so unpro-

gesuchte Stellung treiben, da ihnen doch selbst als Ladenmädchen mehr Muße, Freiheit und Mittel gelassen sind, um eine Carrière zu machen?"

„Es versteht sich von selbst, daß wir uns bemühen müssen, andere Arbeitsfelder aufzufinden, wenn wir die Aeltern dringend bitten, aus ihren Töchtern keine Gouvernanten zu machen, wenn sie es vermeiden können. Warum, wenn es nöthig ist, daß Frauen arbeiten, warum muß es durchaus die härteste, schlechtbezahlteste und unangenehmste Arbeit sein? Sind sie stärker, hoffnungsvoller, beharrlicher? Und verhindert man sie deshalb, theilzunehmen an weiterbringenden und anziehenden Arbeiten? Werden sie an Achtung verlieren, wenn sie sich andern Geschäftszweigen widmen?

„Es gab eine Zeit, in der nur derjenige ein Gentleman genannt wurde, der sich als Soldat sein Brot erwarb; jetzt ist auch der Jurist und der Kaufmann ein Gentleman und so wird auch die Liste der für Frauen erlaubten Beschäftigungen anwachsen. Es sehe nur jeder Vater, der seiner Tochter nichts hinterlassen kann, darauf, dieselbe für eine ehrenvolle Arbeit zu erziehen, sei dies die Arbeit eines Telegraphisten*), Buchhalters, Comptoiristen, auch Schriftsetzers. In unserm commerziellen Lande ist das leicht gethan. Was aber Künste und Literatur betrifft, so hängt es von ihren Talenten und Fähigkeiten ab, ob sie in ihnen Beschäftigung finden können. Ein großes Feld für bezahlte sociale Arbeit bieten unsere Gefängnisse, Hospitäler, Arbeitshäuser; darüber hinaus eine ganz gewöhnliche Erziehung aus.

„Unser drittes Vorschlag ist: Jeder Vater, der für seine Töchter nichts zurücklegen kann, versichere sein Leben für dieselben. Es ist sehr beklagenswerth, daß nur ein so kleiner Theil der Bevölkerung sein Leben versichert, trotzdem, daß es so wohlfeil, so leicht, so sicher ist und den weiblichen Mitgliedern einer Familie Hülfe bringt, wenn sie deren am bedürftigsten sind. Aber dieser Gegenstand kann nicht vorübergehend erschöpft werden, er verdient eine gründliche Beleuchtung **)

„Und nun noch eins. Der Unterricht der Mädchen aller Rangklassen ist sehr mangelhaft; man lese die Erziehungsberichte (Education commissioners reports), um sich davon zu überzeugen! Es scheint, als herrsche eine allgemeine Gleichgültigkeit in Bezug auf den Unterricht der Mädchen. Wie sehr wünsche ich, daß das anders würde und daß sich das allgemeine wohlwollende Interesse dieser Frage zuwendete. Nichts könnte den Stand der Lehrerinnen mehr erhöhen, als wenn auch den Frauen der Weg zu den höhern Aemtern im Unterrichtsfach geöffnet würde. Es ist kein Grund vorhanden, weshalb Frauen nicht Inspector und Examinator von Mädchenschulen werden dürften. Es ist viel Gutes durch Damen geschehen, welche in den Schulen der Armen, namentlich auf den Landgütern, das Amt der Oberaufsicht und der Examina übernommen haben, weshalb sollte dies nicht auf einem weitern Felde ausführbar sein?

„Zum Schlusse wiederhole ich, was ich ganz besonders hervorheben wollte: Es sind die Väter verantwortlich für die Wohlfahrt ihrer Töchter! Es überlege jeder Vater, auf welche Weise er für sie sorge, sei es durch Erziehung durch Ersparnisse oder durch die Lebensversicherung! Eins von diesen dreien zu thun, das ist seine heilige Pflicht! In einem Lande wie das unsere ist es unbegründet, alle Hoffnung ihrer Zukunft auf eine Heirath zu setzen, die vielleicht nie stattfindet."

*) Das englische Telegraphenpersonal besteht zur Hälfte aus Frauen.

**) Auch in Auerbach's vierjährigem Volkskalender hat der bekannte Statistiker Engel in Berlin die betreffende Mahnung erlassen. Ich sind seine Nachbarinnen zu versichern.

Aus Kaulbach's Atelier.

R. G. **München.** Von kleinern Arbeiten beschäftigen Kaulbach die weitern Blätter der Goethe-Illustrationen, von denen außer den bereits in Photographien erschienenen nun auch die Zeichnungen „Taffo" und „Faust und Helena" vollendet sind. Ein großes Bild von Franz Lenbach, Kniestück, befindet sich unter den noch im Atelier stehenden Porträts. Aber die ganze Hauptthätigkeit des Meisters nimmt die Vollendung des großartigen Gemäldes, „Die Schlacht von Salamis", in Anspruch. Die gewaltige Kunstheit in der Composition, die bei aller Complicirtheit so ungemein erkennbare Klarheit, mit welcher der reiche Inhalt des Gemäldes dem Beschauer zum Verständniß gelangt, sind die hervorragenden Vorzüge dieses Werkes des energischen Meisters. Drei Hauptgruppen sind es, welche sich auf dem ganzen Terrain von einander absondern. Vorn Rechtes in den kühnsten, tollsten Formen der Schauer von dem Untergang sich schauen Perserschiffes; links im Hintergrund die Gruppe des Xerxes und mehr nach der Mitte zu der unvergleichlich schwungvoll bewegte Themistokles, den verzweifelnden Kampf sich nähernd. Außer diesen Hauptabtheilungen erblicken wir noch zahlreiche Nebengruppen, ganz ähnlich den Andeutungen der Gruppirung auf den bekannten bekannten Fresken des Künstlers. Bei all diesem reichen Inhalt, diesen zahlreichen aus dem Ganzen sich absondernden Einzelheiten ist der Totaleindruck ein so großer und einheitlicher wie auf keinem andern Kaulbach'schen Werke, die Hauptmomente vielleicht ausgenommen. Diese sichere Beherrschung, diese siegreiche Bewältigung des vor ihm aufgethürmten ungeheuern Materials ist es, womit der Künstler uns die vollste Bewunderung abnöthigt, trotz des auch hier wiederum nicht fehlenden symbolischen Beiwerkes der heimsuchenden Heren. Das sehr umfangreiche Gemälde, dessen gänzliche Vollendung wol noch für diesen Herbst zu erwarten steht, ist für das Treppenhaus des neuerbauten und mit großem architektonischen Aufwand hergerichteten hiesigen Nationalmuseums bestimmt.

Briefwechsel.

— Herrn G. K. in Nürnberg. Wird erscheinen.
— L. von N. in G. Nachsendung unterwegs.

(Ausgegeben am 5. September 1874.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 37.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Auf dem Lande. Erzählung von Chr. Winther. V. VI. — Die Stiefmutter. Novellistische Skizze von M. J. Schwartz. I. — Tagebuch aus Neapel. Von Frederike Bremer. (Fortsetzung.) — Aus dem Osten. II. — Neue Romane und Novellen. XXI. — Drama und Oper. — **Neues aus der Welt.**

Auf dem Lande.

Erzählung von Chr. Winther.

V.

Arthur folgte mir faſt willenlos. Wie ermattet nach einer großen Anſtrengung, warf er ſich auf die Grasbank. Ich ſetzte mich ſchweigend neben ihn, um ihm Zeit zu laſſen, ſich zu faſſen.

War die Doſis zu ſtark oder war ſie gerade hinreichend geweſen?

Dies war eine Frage, die mir mein Gewiſſen vorlegte, und ich leugne nicht, daß ich mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit darauf wartete, daß Arthur das Schweigen brache.

Es lief jedoch beſſer ab, als ich vielleicht verdient hatte. Nach Verlauf einiger Minuten, während er ſtill und vor ſich hinſtarrend da geſeſſen, ſtrich er die Haare aus der Stirn, ſah ſich um und ergriff meine Hand, indem er mit einem tiefen Seufzer ſagte:

„So! Das war alſo vorüber!“

„Es iſt mir ein großer Troſt, lieber Freund“, antwortete ich, „daß du dieſe Sache ſo ruhig und vernünftig nimmſt! Ich brauche dir wol kaum zu ſagen, daß dieſer gewaltſamen Cur, die der Zufall oder das Schickſal bei dir angewandt hat, vielleicht noch viele Schmerzen folgen werden. Glaube nicht — —“

„Nein, lieber!“ unterbrach Arthur. „Jetzt weiß ich, was ich zu thun habe! Komm', laß uns gehen!“

Mit dieſen Worten ſprang er auf, als ob die Grasbank unter ihm brannte und eilte ſo ſchnellen Schritts in das dichteſte Gebüſch, daß ich ihm kaum folgen konnte und alle Mühe hatte, mich in Acht zu nehmen vor dem Schlage der harten Zweige, die er zur Seite beg, der Büſche, durch die er hindurchbrach.

Nach einem ziemlich langen Marſch durch das unwegſame Dickicht kamen wir zu einem Waldpfade, wo ich endlich ganz athemlos meinen Freund einholte, der ſeinen Erinnerungen entlaufen zu wollen ſchien. Er ſtand einen Augenblick ſtill, als ob er ſich beſänne, wo er ſei und wo er hin wolle. Darauf ergriff er meinen Arm und ging langſam vorwärts, indem er mit leiſer Stimme ſagte: „Wollen wir jetzt meine alte Karen beſuchen?“

Ich folgte ihm. Der Weg führte uns in Krümmungen über eine Wieſe und zwiſchen zwei dichtbewachſenen Anhöhen und machte darauf eine Biegung, die uns an den entgegengeſetzten Saum des Waldes brachte. Hier, an einen Hügel gelehnt, lag das kleine niedliche Haus, das er ſo liebevoll für die Heimath ſeiner zarten Kindheit eingerichtet hatte. Zwar war es nur eine Bauern-

hatte, mit Stroh bedeckt und mit weißangestrichenen Wänden und Schornsteinen, aber sie sah so nett und gemüthlich aus mit den blanken Scheiben und mit dem zierlichen kleinen Ausbau, unter welchem eine Bank, ein Tisch und einige Stühle standen. Der Garten war gut gehalten, voller Obstbäume, Blumen und Gemüse; gegen Nordosten verlieh eine dichte Gruppe von Tannen den nöthigen Schutz gegen Wind und Wetter; die Einzäunung bestand aus einer dichten Dornenhecke, die von wildem Hopfen ganz überwachsen war. In dem dichtverschlossenen Hofplatze hinter dem Hause ließ sich das lustige Geschnatter der Enten, das Glucken der Hühner und das Kollern des kalkuttischen Hahnes hören und im Glanze der Abendsonne übte sich eine bunte Flucht Tauben in ihren lustigen Wendungen. Die vordere Seite des Hauses lag gegen Süden, wo eine ziemlich weite, aber einförmige Aussicht über den sich schlängelnden Pfad und die kornreichen Felder das Auge mehr beruhigte als ergötzte. Ueber dem Ganzen ruhte ein wohlthuender Friede und es war einer jener Flecke, von denen man in gewissen Stimmungen zu sagen pflegt: Hier möchte ich wohnen! was aber selten so recht ernstlich gemeint ist.

Als Karen, die unter dem Ausbau saß und spann, unserer ansichtig wurde, während wir den Gang hinaufgingen, der zum Hause führte, stand sie auf und kam uns entgegen. Ich betrachtete sie mit vielem Interesse. Sie war, was man gewöhnlich eine hübsche alte Frau nennt; sie trug eine für ihr Alter passende, zierliche Bauerntracht und ihr mildes Auge — das einzige an ihr, was noch jugendlich aussah — lächelte dem hübschen, kräftigen Pflegesohne mit einem Ausdruck wahren Wohlgefallens und mütterlicher Zärtlichkeit entgegen. Sie war nicht groß, aber kräftig gebaut und schien hundert Jahre alt werden zu können.

Auf Arthur übte ihr Anblick und der Klang ihrer freundlichen Stimme eine wunderbar beruhigende Wirkung. Sein Gesicht, das bisjetzt geglüht hatte, nahm seine gewöhnliche Farbe an; seine Augen wurden klar und mild, seine Stimme erhielt ihre sonstige Festigkeit, als hätte er hier Ruhe und Frieden gefunden. Er stellte mich der Alten vor, die mir die Hand zum Willkommen reichte, indem sie lächelnd sagte: „Das also ist der gute Herr, von dem mir Fräulein Martha diesen Vormittag erzählte. Sie kommt gewiß bald selbst!"

Wir nahmen am Tische Platz, während Karen in das Haus ging, um Zurüstungen zu einem kleinen Imbiß zu treffen. Plötzlich hörten wir in dem entfernten Theile des Gartens, der, hinter Hecken und Büschen liegend, sich unserm Auge entzog, einen heftigen Wortwechsel und gleich darauf eine weibliche Stimme laut um Hülfe rufen.

Wie ein Blitz war Arthur aufgesprungen, setzte über drei, vier Blumenbeete sammt der Hecke und verschwand. Die alte Frau, die eben mit Brot und Wein zurückkam, sah sehr bestürzt aus. „Das war Fräulein Martha's Stimme!" sagte sie. „Wollen Sie nicht mitgehen, um zu sehen, was es gibt?"

Sie hatte dies kaum gesagt, als ich schon auf dem Wege war; ich eilte so schnell ich konnte und kam auch zeitig genug, um Zeuge einer recht artigen kleinen Scene zu sein.

„Was geschieht hier?" hörte ich Arthur mit einer Stentorstimme rufen, als er in den äußersten Gang des Gartens einbog, wo er Martha aus aller Macht mit dem Vetter Peter ringen sah, der wie es schien sich einen Kuß erzwingen wollte. Er hatte sie, wie wir später erfuhren, nachdem er Charlotten nach Hause gebracht hatte, sehr gegen ihren Wunsch und Willen vom Pfarrhofe bis zu Karen's Hause begleitet und wollte jetzt die Gelegenheit benutzen, von dem Mädchen einen zärtlichern Abschied zu nehmen, als ihr lieb war.

„Respect hier!" rief Arthur, als er sich jenem genähert hatte und erfaßte den Candidaten ziemlich nachdrücklich an der Schulter.

Dieser ließ Martha augenblicklich seiner Umarmung entgleiten und trat mit einer betroffenen Geberde ein paar Schritte zurück. Er war sehr erhitzt, sowol von der Wanderung wie von dem Kampfe, den er so schlecht bestanden hatte. Mit einem Blick, der Verachtung ausdrücken sollte, maß er den Kammerjunker von oben bis unten, indem er mit vor Zorn heiserer Stimme sagte: „Wie dürfen Sie es wagen, Herr Kammerjunker, Hand an mich zu legen!"

„Ich wage noch viel mehr", entgegnete Arthur mit größerer Besonnenheit, als ich ihm zugetraut hätte, „wenn Sie sich gegen Fräulein Martha ungeziemend betragen!"

„Da weiß ich doch nicht, was Sie sich um Fräulein Martha und mich zu kümmern haben!" rief Peter in einem unverschämten Tone.

In diesem Augenblick kam meinem Freunde

der ganze Eindruck der an der Eiche erlebten Scene in mächtigster Gewalt zurück. Ohne noch ein Wort zu reden, erfaßte er Petern am Halskragen und warf ihn wie ein Stück Klafterholz über die Gartenhecke auf den Weg. Der graue Hut, der zur Erde gefallen war, folgte nach. Arthur blieb stehen und starrte blau und, mit glanzlosen Augen auf seiner Hände Werk. Das Unglück war jedoch nicht groß. Der Candidat war auf einen Haufen Reisholz, der dicht bei der Hecke lag, gefallen und war daher mit dem Schreck und einigen kleinen Rissen davongekommen. Er war wieder aufgestanden und indem er mit der Hand nach Blut in seinem Gesicht fühlte, schrie er: „Ich will Ihnen sagen, Herr Kammerjunker — —!"

„Wart' ein wenig, Bursche", rief Arthur sausend. „Willst du mir etwas sagen, so werde ich bald bei dir sein!" und wollte über die Hecke springen. Ich ergriff jedoch schnell den Arm meines Freundes und als er mit gerunzelter Stirn sich gegen mich wandte, sagte ich ganz ruhig: „Wo willst du hin? Thue nun nicht mehr, als nothwendig ist! Siehst du nicht, daß der Feind das Feld geräumt hat?"

In der That hatte es der Candidat nicht für gerathen gehalten, ein zweites Zusammentreffen mit dem nordischen Hercules abzuwarten, sondern er hatte sich schleunigst auf die Beine gemacht und war schon außer Sehweite.

Die ganze Affaire, die hier in vielen Worten erzählt ist, hatte kaum zwei Minuten gedauert. Als Martha sich von des Vetters Zudringlichkeit befreit gesehen hatte, war sie nach einer kleinen offenen Laube geflüchtet und hatte sich da, mit beiden Händen das bethränte Gesicht bedeckend, auf eine Bank gesetzt. Kaum hatte ich auf sie aufmerksam gemacht, als Arthur wie aus einem Traum erwachte; sein Zorn war verraucht. Er sah sich mit einem tiefen Seufzer um und als er in der Laube das jungen Mädchens ansichtig wurde, ging er so leise, als ob er eine Schlummernde besuchen wollte, dahin. Er setzte sich neben sie auf die Bank. Ich blieb vor der Laube stehen — ich konnte es nicht lassen —, jedoch so, daß sie mich nicht bemerken konnten.

Nach einem kurzen Stillschweigen begann Arthur.

„Martha! — Liebe Martha! Sieh' mich an! Weine nicht mehr! Nimm die Hände vom Gesicht und laß mich mit dir sprechen!"

Martha schwieg.

„Martha, höre mich! Höre, was ich dir sagen will! Du weißt nicht, wie es mein Herz zusammenpreßt, daß es zerspringen möchte! Ich muß ehrlich und offen mit dir reden!"

Es war in diesen Worten eine so reine Wehmuth, wie ich es gar nicht von ihm erwartet hatte; es klang so herzlich und rührend — aber Martha schwieg. Da warf er sich vor ihr auf die Knie und berührte mit beiden Händen leicht ihre Arme, indem er mit tiefem Gefühl, aber mit gedämpfter Stimme sagte: „Ich liebe nur dich, Martha! Nur dich! Hörst du? Willst du meine Frau werden? Willst du immer bei mir wohnen auf Stighof und alles mit mir theilen, Gutes und Schlimmes, Freude und Leid? Ich habe dich lange geliebt", setzte er mit wehmüthiger Betonung hinzu; „ich habe es aber früher nicht so gewußt wie jetzt!"

Martha zog langsam die Hände vom Gesicht und betrachtete schweigend den jungen Mann mit ihren blauen, verwunderten Augen.

„Du antwortest mir nicht? Kannst du das armes Herz bringen? Sprich oder gib mir ein kleines Zeichen! O, reiche mir die Hand und laß mich sie behalten!"

Martha hätte ihr beinahe die Hand gereicht, zog sie aber plötzlich, wie im Schreck, zurück und wollte aufstehen. Er ließ es nicht zu. „Nein, Martha, nein! Eine Antwort mußt du mir geben! Ach, wenn du jetzt nichts von mir wissen willst, wenn du mich von dir stoßt, so ist ja mit Einem Schlage meines Lebens Freude zertrümmert, so ist uns ja für immer unser freundliches Zusammenleben verkümmert! Ich kann dich dann nicht mehr Martha nennen, nicht mehr du zu dir sagen —"

Das Mädchen sah ihn einen Augenblick ernst an, beugte sich dann freundlich zu ihm nieder und sagte, indem sie ihre rechte Hand in die seinige legte: „So nenne mich denn immer Martha und fahre fort, du zu sagen!"

Das war mein Stichwort, um die Scene zu verlassen. Ich ging, um nicht durch meine Gegenwart den ersten Ausbruch des Entzückens zu entweihen. Ich traf die alte Karen ganz erschrocken und erwartungsvoll am Tische sitzen und indem ich mir ein Glas Rheinwein, den ihr Arthur zu ihrer Stärkung zu senden pflegte, einschenkte, das ich nach so vielen Aufregungen der verschiedensten Art wol nöthig haben konnte, erzählte ich ihr die Geschichte und schloß mit den Worten: „Und jetzt werden Sie gewiß Braut

und Bräutigam gleich hier an Ihrem Tische sitzen sehen!"

„Nun, so sei denn der liebe Gott gelobt und gepriesen!" sagte Karen und faltete die Hände. „Das hätte ich doch am wenigsten erwartet, so sehr ich es auch gewünscht habe! Ja, ich habe ihr wahrlich oft genug gesagt, daß es eigentlich gar nicht anders kommen dürfe! Das wollte sie aber nicht hören und wurde manchmal sogar ein wenig böse, wenn ich davon sprach. Ja, man sollte wol auch mit jungen Mädchen über solche Dinge nicht sprechen; wir alten Frauen können das aber nicht bleiben lassen und wissen das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Nun, das hat denn auch diesmal nicht geschadet! Ich wußte so gewiß, daß sie ihn schon lange lieb gehabt; das wollte sie aber nie eingestehen. Herr Gott! wäre die alte Herrschaft jetzt noch am Leben, so fürchte ich, es hätte übel ausgesehen! Denn das wäre gewiß nicht nach ihrem Sinne gewesen! Der Kammerjunker hätte ja auch so manches reiche und vornehme Fräulein bekommen können; daraus machte er sich aber nun gar nichts und das hat denn auch wol nichts zu bedeuten. Die, die er jetzt zur Frau kriegt, ist ein wahrer Engel, das kann ich Ihnen versichern!"

Arthur und Martha kamen Arm in Arm den Gang herauf. Sie sahen beide sehr glücklich aus; Arthur strahlte und lachte vor Wonne; Martha war ein wenig blaß, aber ihre Lippen waren kirschrot und die glänzenden Augen glichen „zwei thaubesprengten Veilchen", wie sich ein Dichter ausdrückt. Mit dem Glase in der Hand empfing ich das junge Paar und die alte Karen weinte, wie es sich geziemt, vor Freude, als sie die schüchterne Braut umarmte und küßte. In ihrer Herzensfreude konnte die Alte nicht umhin, Martha zuzuflüstern: „Nun, was sagte ich so oft? Habe ich nun recht?"

Als sich unsere Erregung ein wenig gelegt hatte, setzten wir uns an den Tisch, um die Sache zu berathen, obgleich hier eigentlich nichts zu berathen war. Die zwei jungen Leute hatten aller Wahrscheinlichkeit nach seinen Schritt gethan, der von den Aeltern der Braut getadelt werden würde; und wenn diese auch ein schwaches Gefühl davon hatte, etwas auf ihre eigene Hand unternommen zu haben, so schien dies doch weder ihre Gemüthsruhe noch ihre Freude zu stören. Der einzige Entschluß, der aus unserer großen Berathung hervorging, war der, daß Martha nicht diesen Abend ihren Aeltern oder sonst jemand ihr Herz eröffnen, sondern die Ankunft Arthur's, der am nächsten Vormittag mit dem Prediger die Sache besprechen wollte, abwarten solle.

Die Sonne ging unter, als wir aufbrachen. Als wir Abschied nahmen, ergriff Karen in ihrer Freude über das Vorgefallene auch meine beiden Hände und schüttelte sie, als ob wir alte, gute Freunde gewesen wären. Unterwegs fühlte ich mich in einer mir ungewohnten Situation. Sollte ich sehr schnell gehen oder ganz langsam, um in beiden Fällen dem Paare mit meiner Gegenwart nicht lästig zu sein? Ich verwarf beides als meiner Gesundheit unzuträglich; als wir aber auf dem Wege zum Pfarrhofe den Aufstieg erreicht hatten, der nach Stighof hinunterführt, stand ich still und indem ich mein Taschentuch vorsichtig um den Hals band, sagte ich: „Hier will ich Gute Nacht sagen! Der Thau fällt schon stark und ich habe nicht mehr so viel innere Wärme, um demselben zu widerstehen!"

Es fiel ihnen gar nicht ein, darauf zu bestehen, meine angenehme Gesellschaft länger genießen zu wollen, und ich gelangte somit allein und in der schönsten Laune in mein Schlafgemach und konnte die ärztliche Vorschrift befolgen, welche fordert, daß man immer mit ruhigem Sinne und unter angenehmen Vorstellungen einschlafe.

VI.

Am nächsten Morgen begab ich mich frühzeitig zu Arthur. Er stand vor einem alterthümlichen, kostbaren Möbel, einer Art Schreibpult oder Secretär von schwarzem Holze, mit vielen eingelegten silbernen Schnörkeln verziert. Er hatte eine Menge Schiebladen herausgezogen — geheime Fächer kamen zum Vorschein, deren Vorhandensein einem Uneingeweihten ewig verborgen geblieben wäre — und kramte einen ganzen Haufen schöner Sachen hervor: Porträts mit kostbarer Einfassung, Ringe mit edeln Steinen und eingelegten Haaren, Riechfläschchen, Balsambüchsen, Schnupftabaksdosen, Bracelettes, Brustnadeln, Halsketten, Diademe, Uhren, kurz, was nur immer dieser Art in einer reichen und vornehmen Familie von Geschlecht zu Geschlecht sich anhäuft und das man den Familienschatz nennen könnte. Es interessirt mich immer, so etwas zu sehen, denn es setzt meine Einbildungskraft in eine angenehme Thätigkeit. Ein jedes Stück muß ja seine eigene Geschichte haben. Wie viele Freude und wie tiefes Leid liegt nicht oft in dem engen Kreise eines Fingerrings verborgen! Und

Pfingſten.

Nun, ſo wiſſen Sie denn, daß Anna von Einſiedel ſeit vier Wochen im Stillen verlobt iſt.

Flemming.

Meine Nichte?

Imhof.

Mit wem?

Pfingſten (mit triumphirendem Lächeln).

Mit Herrn von Patkul!

Flemming und Imhof.

Mit Patkul?

Pfingſten (der ſich an der Ueberraſchung weidet).

Das Verhältniß entſpann ſich in den frommen Abendzirkeln der Churfürſtin. Gott, was liegt nicht Alles unter dem Deckmantel der chriſtlichen Liebe oft verborgen! Es blieb geheim Ihretwillen, Excellenz! Wenn ich jetzt kein Anfänger in der Kenntniß der Welt bin, und wenn Fürſten nur von einer Seite auch Menſchen ſind, ſo ſetzen wir hier etwas zuſammen, (frech) was noch der ſpäteſten Nachwelt vor dem Genie des achtzehnten Jahrhunderts Ehrfurcht einflößen ſoll.

Flemming (beſorgt).

Pfingſten, ich ſtimme für nichts, als was dem König genehm iſt.

wie anziehend kann nicht die Geſchichte ſein, die ſich an ein Porträt knüpft!

„Du mußt um Gottes willen nicht glauben", ſagte Arthur, während ich mit Kennermiene einige Diamanten in einem Ohrgehänge muſterte, „daß ich geſonnen ſei, Martha mit all dieſen Schmuckpreziosen zu überſchütten. Wenn ſie erſt meine Frau iſt, ſo gehört es ihr ja ſo wie ſo und dann kann ſie ſich daran erbauen, wenn ſie Luſt hat. Nein, ich ſuche nur einen kleinen Ring, den meine Großmutter getragen hat. Sie ſoll eine ausgezeichnet ſchöne, gute und verſtändige Frau geweſen ſein. Man hat ſie mir immer als eine der ſchönſten Zierden der Familie geſchildert; ſoviel ich weiß, trug auch meine Mutter dieſen Ring und ich lege eine gewiſſe Bedeutung darein, ihn heute meiner Martha an den Finger ſtecken zu können. Hier iſt er!" ſuhr er fort und zog aus einem geheimen Fache ein kleines Etui von grünem Chagrin. Der Ring beſtand nur aus einer Reihe kleiner, blaßrother Rubinen in unſcheinbarer Einfaſſung und zeigte Spuren hohen Alters. Ich mußte dieſe Beſcheidenheit — wenn ich es ſo nennen darf — loben und fragte meinen Freund, ob er geſonnen ſei, nach dem Pfarrhofe zu gehen. Er ſagte mir, er könne erſt gegen Mittag hingehen, da er unaufſchiebliche Geſchäfte beſorgen müſſe. „Ich habe Martha davon in Kenntniß geſetzt", fügte er hinzu, ſchob alle Schiebladen hinein, verſchloß den Secretär und eilte hinaus.

Mein Entſchluß war bald gefaßt. Auf Stighof war meines Bleibens nicht länger; die ungeſtörte Einſamkeit und Freiheit, die mich hierher verlockt hatten, waren jetzt durch das frohe Ereigniß verkümmert und Beſuche und Gegenbeſuche mußten jetzt folgen. Meine Abweſenheit konnte kaum bemerkt werden. Ich ordnete meinen Anzug und machte mich nach dem Pfarrhofe auf den Weg, um dort womöglich noch ein kleines Geſchäft abzumachen.

Bei meinem Eintritt in die Gaſtenſtube traf ich zu meiner großen Zufriedenheit die ganze Familie beiſammen; ſogar Vetter Peter fehlte nicht. Er ſah etwas ſauer aus als ſonſt, mit ſeinem Riß über der Naſe; im übrigen aber war er nicht weniger ungehobelt als ſonſt. Martha war unverändert; ſie trug ihre gewöhnliche nette tägliche Kleidung; das Geheimniß aber, das ſie im Herzen trug, verbreitete — wenigſtens in meinen Augen — einen noch hellern, ſonnigern Glanz über ihre Perſon.

Im Laufe des Geſprächs lenkte ich den Vetter und Charlotten auf das patriotiſch politiſche Gebiet. Dem iſt leicht aufzuſpielen, der gern tanzt! Ich ließ nämlich, wenn ich mich recht entſinne, gleichſam unverſehens einige höchſt keperiſche Aeußerungen über das Wahlgeſetz fallen und rief dadurch natürlich die heftigſte Oppoſition der beiden Bundesgenoſſen hervor, der ich nach und nach pflichtgemäß weichen mußte. Unter dieſen Diskuſſionen berief ſich Peter verſchiedenemale auf einen gewiſſen anonymen Publiciſten, der ihm als erſte und befugteſte Autorität zu gelten ſchien und der unter dem Zeichen o. ſchrieb. „Wir beide", ſagte Peter von ſich ſelbſt und Herrn o., „ich und er ſind, darf ich wol ſagen, Eine Seele und unſere politiſche Entwickelung hat immer Schritt gehalten, immer eine und dieſelbe Richtung genommen und iſt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, parallel gelaufen. Er hat, wie Sie wiſſen, unter dem Zeichen o. geſchrieben; ich wählte zu meinem Zeichen o."

„Was ſagſt du da?" rief der Prediger mit ſarkaſtiſchem Lächeln. „Bin du es, Peter, der dieſes politiſche O — a, ha buchſtabirt?"

Die Frau des Predigers äußerte ihre Bewunderung, nur Charlotte und Martha ſchwiegen; jene, weil ſie ſchon eingeweiht war, dieſe, weil ihre Gedanken auf etwas Beſſeres gerichtet waren.

„Ja, ich und er", fuhr Peter mit Selbſtbewußtſein fort, „wir haben oft eine Pauke geſchlagen, worauf andere dann ſchwierige, gefahrvolle Stellen überſchritten! Unſere Beſtrebungen waren immer, obgleich unabhängig voneinander, in Harmonie. Ich kenne ihn nicht perſönlich, aber ich glaube an ihn wie an das Evangelium!"

„Habe ich nicht irgendwo ſein Zeichen vor kurzem geleſen?" fragte ich mich ſelber, als ob ich mich beſänne. „Ach ja, ganz richtig!" fuhr ich fort und griff in meine Brieftaſche und zog die neue Zeitſchrift hervor; „hier ſteht es unter dem Proſpectus! Herr o. muß alſo wol der Hauptredacteur ſein! Er nennt ſich als Verfaſſer der —" hier waren mehrere genau bezeichnete Artikel angeführt.

„Ja, das iſt er!" rief der Vetter, um nur die peinliche Erinnerung an das geſtern Vorgefallene zu zerſtreuen. „Laſſen Sie uns hören! Es iſt gewiß eine intereſſante Einleitung, das kann nicht fehlen! Sonderbar jedoch, daß ich von dieſem neuen Unternehmen nichts gehört habe!"

Ich las darauf die ganze, aufgeſchriebene Ab-

handlung vor, die mit Klarheit und Gründlichkeit den edeln Zweck und die Mittel des Blattes darlegte.

„Ist es nicht vergnüglich?“ rief Peter bei jeder Pause —

„Halt, was steht denn da?“ sagte der Prediger plötzlich, der mit in das Blatt, während ich las, hineingesehen hatte. Er las: „Wer hätte nicht in der »—post« mit Bedauern die elenden Diatriben eines solchen Herrn gelesen? In der Abhandlung: »Das Zeitliche und das Ewige«, hat er, wie es scheint, sich selbst übertreffen wollen. Dieses nebelhafte Wortgewebe mit Einschlag von leisen, neuphiloiophischen Fäden, dieses Nachplappern, dieses Wiederkäuen der originalen Ideen anderer, dieses unbehende, linkische Ironisiren, diese selbstgefällige Eitelkeit, dieser plumpe Hochmuth könnte jeden Namen tragen, nur nicht den der gesunden Vernunft! Wir kennen glücklicherweise nicht den Vater dieser Mißgeburt, glauben aber behaupten zu dürfen, daß da ein junger, eitler Mensch sein muß, der —“ Der Prediger brach in ein unbarmherziges Gelächter aus. „Nun, mein guter Peter! Da bist du einmal ganz energisch mitgenommen worden, und das noch obendrein von deinem eigenen Herrn und Meister!“

Die Mutter warf mir einen zornigen Blick zu, betrachtete dahingegen das Schlachtopfer mit einer mitleidigen, verlegenen Miene, die in meinen Augen schlimmer war als das Gelächter des Predigers; und Charlotte saß da mit glühenden Wangen und gesenkten Blicks, vermuthlich ebenso vor Scham über den indirecten Schlag, der sie selbst getroffen hatte, wie vor Ahnung über Martha's gestriges Erlebniß. Martha hatte sich auf das Sofa gesetzt und beschäftigte sich mit der kleinen Lise und mit ihren eigenen Gedanken. Der Candidat selbst war abwechselnd feuerroth und leichenblaß geworden und biß, gänzlich verstummt, auf seine Unterlippe, ohne ein einziges Wort finden zu können, um sein zusammengestürztes Gebäude zu stützen. Er that mir ein wenig leid und ich bereute fast meine Härte.

Das Bellen des Kettenhundes und Pferdegetrappel im Hofe unterbrachen auf eine angenehme Weise das eingetretene unheimliche Schweigen. Ich trat ans Fenster und sah hinaus; es war Arthur, von seinem Jäger begleitet. Ich hatte ihn bisjetzt nicht zu Pferde gesehen und mußte gestehen, daß er prächtig aussah. Peter machte erst Miene, sich fortzuschleichen, änderte jedoch seinen Entschluß und warf den grauen Hut auf den Divantisch mit einem Ausdruck des Trotzes.

Ich hatte befürchtet, daß die neuen Verhältnisse, unter denen Arthur jetzt hier auftreten sollte, ihn verlegen machen und etwas herbeiführen würden, woraus ihm eine Demüthigung erwachsen könnte. Meine Furcht war durchaus unbegründet. Nachdem er die ganze Familie, mit Ausnahme von Peter, der am Fenster stand und ihm den Rücken zukehrte, freundlich begrüßt hatte, erbat er sich mit leiser Stimme eine Unterredung mit den Aeltern. Die Mutter warf Charlotten, die wie in Fieberhitze erglühte, einen schnellen, bedeutungsvollen Blick zu; ich hingegen beobachtete Martha. Sie unterhielt sich flüsternd mit der Kleinen und war so weiß geworden wie eine Schlehenblüte.

Die Schmerzen der Erwartung dauerten nicht lange; die Conferenz war bald beendet, das Protokoll geschlossen und indem die drei Personen ins Zimmer traten, hörte man den Prediger zu Arthur sagen: „So nehmen Sie sie denn, Herr Kammerjunker, da Sie mit ihr einig sind! Sie war immer eine gute Tochter; ich hoffe, sie wird auch eine gute Gattin werden! Ich lege ihr Schicksal mit vollem Vertrauen in Ihre Hände!“

Bei diesen Worten erhob sich Charlotte und that einen Schritt vorwärts; als ihr aber die Mutter einen ängstlichen Blick zuwarf, sank sie wieder auf den Stuhl zurück und sah mit weit aufgerissenen Augen, wie Arthur mit schnellen Schritten auf Martha zuging, ihre Hand küßte und sie in seine Arme schloß. Als auch der Vater und die Mutter sie umarmt und beglückwünscht hatten, kam die Reihe an die Schwester. Es peinigte und ängstigte mich, obgleich ich wußte, daß sie für Arthur keine eigentliche Liebe empfand und daß nur ihre Eitelkeit hier eine Züchtigung erhalten hatte. Es ärgerte mich, daß ich die Dreistigkeit gehabt hatte, selbst auf eine Weise die Ruhe zu stören — und jetzt fürchtete ich die Ausbruchsscene! Ich konnte jedoch ruhig sein und ich mußte mich hier wieder über die weibliche Natur wundern. Charlottens Augen glänzten, ihr Mund lächelte, als sie Martha um den Kopf faßte, sie küßte und darauf dem Kammerjunker ihre Hand reichte. Er ließ es bei dieser Ceremonie nicht wie sonst dabei bewenden, ihre Fingerspitzen zu berühren, sondern er faßte die ganze Hand und schüttelte sie mit aller Herzlichkeit. Alle seine Verlegenheit war verschwun-

den und diese Freiheit gab seinem Wesen einen Anstand, der ihm früher gefehlt hatte, aber jetzt seiner männlichen Persönlichkeit sehr gut kam.

Charlotte starrte ihn mit großen Augen an. „Nun, Herr Kammerjunker", sagte sie gezwungen lachend, „nun werde ich wol oft Gelegenheit finden, mein vielbesprochenes Bekehrungswerk zu fördern? Nicht wahr?"

„Ja", antwortete er gleichfalls in einem scherzenden Tone, „arbeiten Sie nur darauf hin! Es wird Ihnen sicherlich glücken! Sie haben eine ganz eigene Methode, die Leute zu bekehren — haben — hab' ich mich überzeugt! — —"

Als ich nun alles in so gutem Zuge sah, fand ich, daß es jetzt Zeit sei, vom Schauplatz zu verschwinden. Ich ergriff meinen Hut, gab vor, eine einsame Wanderung durch den Wald machen zu wollen und eilte dann nach Stighof zurück. Hier packte ich meinen Koffer, ließ einen kleinen Wagen, der während meines Aufenthalts zu meiner Verfügung gestellt war, bespannen, sintemal ich ein schlechter Reiter bin, und nach Verlauf einiger Stunden befand ich mich auf der nächsten Poststation, von wo aus ich in einem Billet Arthur meinen Dank für die mir erwiesene Gastfreundschaft schrieb. Ich suchte nicht meine plötzliche Abreise zu entschuldigen, mich darauf verlassend, daß er meine Eigenthümlichkeiten kenne und es mir nicht verargen werde, wenn ich mich von denselben leiten ließe. Mein Hans und Madame Trane schlugen aus Staunen über meine schnelle Heimkehr die Hände über dem Kopfe zusammen und letztere war über die machen froh, daß sie doch schon mit dem Scheuern, Waschen und Polieren fertig geworden war; ich selber war nicht weniger froh. Im Duft der frischen Reinlichkeit saß ich nun da und rief mir den Verlauf meiner kleinen Reise ins Gedächtniß zurück, indem ich ihre Erlebnisse niederschrieb.

Ein paar Monate später erhielt ich einen jener hier und da etwas unorthographischen, aber freundlichen Briefe von Arthur. Meiner Flucht erwähnte er mit keinem Worte; nachdem er aber seine Hochzeit und „das vergnügte Leben", wie Bürger sagt, welches er jetzt führe, geschildert hatte, erzählte er ferner, daß der Vetter, der bei einem juridischen Beamten der Gegend arbeite, um sich im Praktischen zu üben, jetzt gänzlich die Politik beiseite gelegt und sich mit Fräulein Charlotte verlobt hätte, indem alle seine Gedanken auf den Beamten- und den Ehestand gerichtet seien, sodaß man hoffen dürfte, es könnte noch ein ganz leidlicher Notar werden.

Ich hätte nicht geglaubt, daß mein kurzer Aufenthalt „auf dem Lande" so viel Wunder hervorbringen würde.

Die Stiefmutter.

Novellistische Episode von M. v. Schwarz.

I.

— Wir befanden uns in Schweden und begleiteten einen eleganten Reisewagen, der in den Hof von Hjungfors fuhr.

Es war an einem schönen, sonnenhellen Juniabend.

Aus dem Wagen stiegen zwei junge Damen. Selma, die eben verheirathete zweite Frau des Schiffskapitäns Mattenson, des reichen, durch seine Anstrengungen emporgekommenen jetzigen Besitzers dieses Hofes, und seine Tochter erster Ehe, Elin.

Der Kapitän begrüßte Gattin und Tochter.

Kaum war die Bewillkommnung vorüber, als ein zweiter Reisewagen vorfuhr, aus welchem zwei Herren aussteigen.

„Die Grafen Romarbjerta", sagte Selma, die sie zuerst sah, und einen Augenblick darauf traten beide Grafen in den Salon, wo der Kapitän sie höflich, aber ohne alle Complimente empfing.

„Wir kommen, um mit oder gegen Ihren Willen, Kapitän, auf einige Tage Ihre Gäste in Hjungfors zu sein, nämlich bis wir uns beide über den Kauf von Hilleröd geeinigt haben", sagte der alte Graf in seiner gleichzeitig offenen und wirklich edel angenehmen Weise.

Dann wendete er sich zu Selma und setzte hinzu:

„Ich muß die liebenswürdige Wirthin bitten, mich und meinen Sohn zu entschuldigen, daß wir hier so ohne Umstände beschwerlich zu fallen wagen. Der Kapitän weiß aber, daß die Angelegenheit, welche gleich zu Anfang der Gerichtstage abgemacht werden soll, unser beider Anwesenheit nothwendig macht."

Die junge Frau war bei dem Eintritt der beiden Grafen feuerroth, gleich darauf aber beinahe todtenbleich geworden, und als sie mit einigen verbindlichen Worten dem alten Grafen antwortete, zitterte ihre Stimme hörbar.

Nachdem der Vater ganz ritterlich Selma die Hand geküßt hatte, trat Hermann vor, um ebenfalls zu grüßen.

Elin, Selma's Tochter, einige Jahre jünger

als ihre Stiefmutter, hatte sich bei dem Eintritt der Grafen hinter Selma bis an eins der Fenster zurückgezogen und ward beinahe vollständig von den schweren, tief herabhängenden Damastgardinen verborgen.

Als der alte Graf sich von der jungen Frau wieder zu dem Kapitän wendete, stand Hermann vor ihr und Elin konnte von ihrem Platze auf diese Weise den Ausdruck und die Bewegungen der Mienen sehen.

Als der junge Graf Selma's Hand ergriff, sah Elin, daß das Antlitz ihrer Stiefmutter von einer lebhaften Freude übergossen wurde und daß ihr Auge vor Freude strahlte.

Des Grafen Hermann Auge hatte einen solchen Ausdruck, daß es Elin schien, als müßten seine Blicke die Personen, welche er betrachtete, geradezu versengen.

„Geehrte Frau, ich hoffe, Sie werden entschuldigen, daß Geschäfte uns zwingen, so ohne weitere Umstände Ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen", sagte der junge Graf. Seine Augen aber sagten so ungeheuer viel, daß es Elin vorkam, als ob sich alles mit ihr im Kreise herumbewegte.

„Die Grafen Romarhjerta sind bei uns stets willkommene Gäste", antwortete Selma.

„Ich danke", entgegnete Graf Hermann, indem er einen raschen verstohlenen Blick auf den Kapitän warf, und setzte, als er ihn in einem eifrigen Gespräch mit seinem Vater begriffen sah, in leisem Tone hinzu: „Sie sehen, daß ich Wort halte und allem trotze, wenn Sie fortfahren, mich zu fliehen!"

„Wer da weiß, daß er nicht siegen kann, muß fliehen", antwortete Selma ebenfalls in leisem Tone.

„Bis er eingeholt wird", entgegnete Hermann.

In diesem Augenblick trat ein Freund ihres Mannes, Kapitän Troberg, ein und wurde vorgestellt. Nun erst dachte Selma daran, daß Elin da war. Ohne dem hagern, bleichen Mädchen irgendwelche Aufmerksamkeit zu schenken, begrüßte Hermann sie flüchtig und nahm dann Platz neben Selma, welche auf dem Sofa saß.

Troberg ließ sich am Fenster neben Elin nieder.

Der Kapitän und der alte Graf hatten das Zimmer verlassen.

Nur mit halbem Ohre hörte Elin, was Troberg sagte, denn mit jeder Faser ihres Herzens horchte sie auf die Worte des jungen Grafen und ihrer Stiefmutter.

Der Graf hatte ein Buch aufgeschlagen, welches auf dem kleinen Tische neben Selma lag.

„Das verlorene Paradies", las der Graf auf dem Titel. „Lesen Sie, geehrte Frau, dieses Meisterwerk Milton's?" fragte er Selma mit denselben glühenden Blicken wie bei der Begrüßung.

„Ich habe es gelesen", antwortete Selma und blickte zu ihm auf.

„Wirklich? — Dann können Sie auch beurtheilen, wie unglücklich der ist, der aus dem Paradiese verbannt worden! Nicht wahr?"

„Nein, das kann ich nicht, denn ich bin niemals darin gewesen und kann daher den Verlust nicht aus eigener Erfahrung würdigen!"

„Mit dem Worte Paradies bezeichnen wir auch die glückseligen Augenblicke, die uns hier im Leben beschieden gewesen sind, und einen dergleichen Augenblick hat wol jeder Mensch erlebt."

„Möglich, daß dem so ist — ich will es nicht bestreiten; aber eine so überschwengliche Seligkeit können, glaube ich, nur wenige erfahren."

„Und Sie haben sie niemals erfahren?"

Diese Frage wurde mit gesenkter Stimme gethan.

„Niemals!"

„Dann haben Sie also niemals geliebt?"

In der Stimme des Grafen lag etwas Ergreifendes.

„Nicht jede Liebe führt zum Paradies!"

„Und wenn dem so ist, wo haben wir den Fehler zu suchen?"

„In der Liebe nicht, sondern in unserer eigenen Einbildung, in unserer Unfähigkeit, glücklich zu sein oder, richtiger gesagt, es sein zu wollen."

„Es sein zu können, es sein zu dürfen."

„Der Mensch kann und darf alles, was er will, dafern er nur den festen Vorsatz hat. Wenn ich heute aus dem Paradiese vertrieben würde, so würde ich sicherlich morgen schon an dessen Pforten zurückkehren und so hartnäckig an der verschlossenen Thür warten, daß sie sich endlich öffnen müßte. Glauben Sie, geehrte Frau, daß ich niemals hineinschlüpfen werde?"

Der Graf beugte sich wieder und sagte mit gesenkter Stimme hinzu:

„Werden Sie mich ewig daraus verbannen? Ich würde mein Haupt an diesen Pforten zerschmettern, wenn Sie dieselben niemals öffneten."

„Sie werden geöffnet werden", sagte Selma mit unsicherer Stimme. „Aber nicht von mir", setzte sie flüsternd hinzu.

„Das heißt, ich soll fort, ohne auch nur die Hoffnung mitnehmen zu dürfen? Nicht wahr?"

„Ja!"

Elin ahnte dieses Ja mehr als sie es hörte — —

Der Graf wechselte die Farbe und erhob sich.

„Die Vergangenheit war also ein Spiel?" sagte er ganz leise.

Selma schwieg —

„Dann soll ich also schon heute Abend fort?"

Auch jetzt noch schwieg Selma.

Der Graf ergriff seinen Hut und sagte laut:

„Ich möchte wissen, wo der Kapitän und Papa hingegangen sind."

„Sie sind hinunter aufs Comptoir gegangen, wo der Districtsrichter D. sie erwartete", antwortete Troberg, welcher die Augen auf das gerichtet hatte, was vor dem Fenster vorging. „Sie werden sogleich wieder heraufkommen, hörte ich Mortenson sagen."

„Es thut mir wirklich leid, daß wir uns hier als ungebetene Gäste bewegen müssen", hub der Graf wieder an, „und ich möchte daher den Kapitän fragen, ob meine Gegenwart wegen der Geschäftsangelegenheiten nothwendig ist, da ich, wenn dies nicht der Fall wäre, schon heute Abend nach Arkoping reisen würde."

„Haben Sie denn so eilig, Herr Graf?" fragte Troberg.

„Ich fürchte lästig zu fallen, denn wir kennen Kapitän Mortenson's Antipathie gegen den Adel zu gut, um nicht zu wissen, daß er nur ungern Edelleute in seinem Hause sieht. Es ist dies ein Vorurtheil, welches seine Familie sicherlich theilt."

„Das glaube ich nicht!" sagte Troberg und sah Selma mit verlegener Miene an, während er erwartete, daß sie etwas sagen würde. „So junge und liebenswürdige Damen wie Mortenson's Gattin und Tochter", setzte er hinzu, „können nicht von dergleichen albernen Vorurtheilen beherrscht werden!"

„Kapitän Troberg hat recht!" sagte Selma und bemühte sich zu lächeln.

„Dann wünschen Sie also, daß ich bleibe?" fragte der Graf, sich zu Selma wendend und sah sie mit einem Blick an, in welchem eine innigere Bitte lag als in seinen Worten.

„Ja, ich hoffe, Herr Graf, Sie werden weder mich noch meinen Gatten so tief verletzen, daß Sie unsere Gastfreundschaft bezweifeln!"

Kapitän Troberg that eine Frage an Elin und während sie dieselbe beantwortete, sagte der Graf leise:

„Soll ich gehen? Ihre Antwort entscheidet für mich über Tod und Leben!"

„Bleiben Sie!" flüsterte Selma, erhob sich und verließ das Zimmer.

„Sie liebt ihn", dachte Elin. „O mein Vater! Mein guter Vater!"

„Ich muß Frau Mortenson bitten, sich gegen den Grafen etwas artiger zu zeigen", dachte Troberg und ging unter einem Vorwand auch hinaus.

Der Graf und Elin waren nun allein, der Graf aber schien nicht darauf zu achten. Er zog sein Notizbuch heraus und schrieb auf eins der Blätter einige Worte mit einem Bleistift, worauf er das Blatt herausriß und in seine Westentasche steckte.

Elin war mittlerweile hinaus auf die Veranda gegangen.

Einen Augenblick später traten der Kapitän und der alte Graf ein und fanden Elin auf der Veranda stehend und Hermann auf dem Sofa sitzend.

Am nächstfolgenden Morgen öffnete Selma die zu Elin's Zimmer führende Thür und fragte:

„Willst du einen Spaziergang in den Park mit mir machen?"

„Sehr gern!" antwortete Elin und ergriff ihren Hut.

Sie gingen hinunter in den Park.

Selma schien ungewöhnlich heiter und aufgeregt zu sein. Sie scherzte mit Elin, welche still und nachdenklich an der Seite ihrer Mutter einherschritt und mit einem Ausdruck von Schmerz und Bewunderung Selma's schönes, reizendes Antlitz betrachtete.

Mitten im Hochsommer des Lebens stehend, glich Selma einer in ihrer üppigsten Schönheit prunkenden Rose. Niemals glaubte Elin sie schöner gesehen zu haben und gleichwol fühlte sie etwas wie Groll in ihrem Herzen, als sie des Auftritts zwischen ihr und dem Grafen gedachte.

Vielleicht war es dieses Gefühl, was Elin bewog, Selma's munteres Geplauder mit der Frage zu unterbrechen:

„Hast du heute schon Papa gesprochen, Mama?"

„Nein, aber ich werde ihn beim Frühstück sehen", antwortete Selma gleichgültig.

In diesem Augenblick kam der junge Graf Hermann auf sie zu und nachdem man auf beiden Seiten einige erkünstelte Ausrufungen der Verwunderung über die frühe Morgenpromenade gewechselt und der Graf gefragt hatte, wohin die

Damen wollten, sagte Selma: „Elin, geh' doch einmal schnell hinüber zu dem Parkwärter und bitte Selma, heute Vormittag zu mir zu kommen! Ich brauche dann nicht weiter zu gehen, sondern kann mich hierher setzen und ein wenig ausruhen, während du hinspringst."

Elin sah Selma mit zögernder Miene an, aber viel zu jung und zu schüchtern, um sich dem Befehle der Stiefmutter auf andere Weise zu widersetzen, gehorchte sie.

Was zwischen dem Grafen und Selma gesprochen wurde, wissen wir nicht. Das Einzige, was wir wissen, ist, daß, als Elin wiederkam, es ihr schien, als ob der Graf sehr aufgeregt aussähe, und Selma's Mienen hatten etwas Bekümmertes und Ernstes.

Schweigend machte man sich auf den Rückweg. Es wurden nur wenige entbehrliche Worte gewechselt und als man den Hof erreichte, sah man den Kapitän auf der Veranda stehen.

Der alte Graf trat aus dem Seitenflügel, worin sich die Gastzimmer befanden, und begrüßte die Damen.

Das Frühstück war ungewöhnlich steif. Der Kapitän sah verdrießlich aus, der alte Graf nachdenklich und Hermann's Augen hingen unverwandt an Selma, die ihnen mit Fleiß auszuweichen schien. Elin war still und von allen vergessen. Kapitän Treberg unterhielt das Gespräch so gut er konnte, während er nach Selma und Hermann schielte.

Endlich war man mit dem Frühstück fertig. Der alte Graf und der Kapitän machten sich unverweilt mit dem Distriktsrichter D. und einem Schreiber auf den Weg nach Hillerbo. Dem Kapitän sah man deutlich an, daß er unter dem Einflusse von Gefühlen stand, welche keineswegs angenehm waren.

Als der Wagen mit den Herren fortgerasselt war, brachte Selma eine Bootfahrt in Vorschlag. Dieser Vorschlag wurde von Elin und Hermann angenommen, aber von Treberg abgelehnt, der für seine Person zu Hause zu bleiben wünschte, was man ihm auch bewilligte. Man ruderte hinüber nach ein paar Inseln und Selma sparte keine Mühe, um Elin alle die kleinen Anlagen zu zeigen, welche sie gemacht hatte. Sie sprach so ausschließlich mit ihrer Stieftochter, daß man hätte glauben können, sie habe die Nähe des jungen Grafen ganz vergessen, wenn nicht dann und wann ein Blick von ihr sich zu ihm hinübergestohlen hätte. Als sie zurückkamen, war der Kapitän schon wieder nach Hause, und als er seine Gattin zum zweiten mal von Hermann begleitet sah, ward die umwölkte Stirn noch finsterer.

Am Nachmittag, als der Kaffee getrunken war und während die Herren im Zimmer des Kapitäns ihre Cigarren rauchten, kam Hermann zu Selma und Elin heraus, welche auf dem Hofe unter den Linden saßen, und fragte sie, ob sie nicht Lust hätten, eine kleine Promenade nach der Eremitage zu machen, welche Hermann als Knabe selbst angelegt, während sein Vater noch Besitzer von Ljungskafors war.

Selma war damit einverstanden.

Zum dritten male begegnete ihnen der Kapitän. Zum dritten male sah er den jungen, schönen, allgemein beliebten und bewunderten Grafen Hermann an der Seite seiner Gattin und es war nicht zu verwundern, wenn das Blut des eifersüchtigen Ehemanns heißer durch die Adern wallte als gewöhnlich.

Am folgenden Morgen stand er am Fenster. Treberg saß auf dem Sofa. Welcher Anblick begegnete seinen Augen, als er in den Park hinausschaute!

Hermann lustwandelte mit Selma und Elin.

„Kannst du mir sagen, Treberg, welcher er den Hof macht?"

„Von wem sprichst du?"

„Von dem Grafen Hermann. Ist es Elin oder Selma, welcher seine Schmeicheleien gelten?"

„Keiner, glaube ich, aber auch beiden."

„Beiden? Dann macht er also meiner Frau den Hof?"

„Lieber Martenson, sei doch nicht schon wieder thöricht, sondern begreife endlich einmal, daß ein junger Edelmann nicht wohl mit zwei jungen Damen zusammen sein kann, ohne ihnen eine Menge schöne Worte zu sagen, die aber gleichwol nichts zu bedeuten haben."

„So? Sie haben nichts zu bedeuten? Warum werden sie denn dann gesprochen?"

„Um auf angenehme Weise die Zeit zu verkürzen."

„Und du willst mir weismachen, daß ein rechtschaffenes und treues Weib dergleichen Worte anhöre?"

„Nun, was liegt darin wol Unrechtes? Einigermaßen ganz gewiß nichts Schimpfliches, besonders wenn sie, wie der Fall mit deiner Frau ist, einen alten eifersüchtigen Bären zum Manne hat."

Der Kapitän ging schweigend einigemal im Zimmer auf und ab und blieb wieder vor dem Fenster stehen.

„Komm' einmal her, Troberg!" rief er plötzlich, legte, als der Freund dem Rufe folgte, ihm die Hand auf den Arm und sagte:

„Betrachte einmal das Gesicht des Grafen und sage mir, was es ausdrückt!"

Troberg sah den jungen Mann an, der an Selma's Seite einherschritt, dann antwortete er:

„Der Graf sieht ganz entzückt aus!"

„Ja, ja, sag' nur die Wahrheit — er sieht aus wie ein Mensch, der von einer alles andere ausschließenden Leidenschaft beherrscht wird. Für welche von beiden hegt er sie?"

„Wahrscheinlich ist er selbst der einzige Mensch, der dir eine zuverlässige Antwort auf diese Frage geben kann. Ich sollte meinen, es sei deine Tochter mit ihrer reichen Mitgift, die ihm in die Augen sticht."

„Ha, du fiel ein Taschentuch!" unterbrach ihn der Kapitän. „Der Graf hebt es auf! Er behält es ziemlich lange! Aber welcher von beiden gehört es — sahst du es?"

„Nein, mein Bruder! Wenn ich die Leute von hinten sehe, kann ich unmöglich wissen, was sie mit den Händen machen."

„Er hat es noch nicht wieder zurückgegeben", fuhr der Kapitän fort. „Jetzt biegen sie in einen Seitengang ein!"

„Das ist sehr ärgerlich, denn dadurch wirst du außer Stand gesetzt, deine Frau noch länger zu belauschen! Keine üble Beschäftigung! Weißt du was, Marrenion, ich finde, daß du eine verdammt erbärmliche Rolle spielst!"

Mit diesen Worten ergriff Troberg ein Zeitungsblatt und setzte sich.

Der Kapitän trommelte einen Marsch auf der Fensterscheibe.

Elin war soeben von ihrer Promenade zurückgekehrt und beschäftigt, sich zum Mittagsmahl anzukleiden, als der Kapitän in das Zimmer seiner Tochter trat.

Er machte sorgfältig die Thür zu, setzte sich auf das Sofa und sagte:

„Elin, ich habe etwas sehr Ernstes mit dir zu sprechen; komm' daher und setz' dich zu mir!"

Die Züge des Kapitäns hatten einen gleichzeitig strengen und bekümmerten Ausdruck.

Elin setzte sich schweigend neben ihren Vater. An dem leichten Zucken ihrer Wimpern hätte er sehen können, daß es ihr ängstlich zu Mute war.

„Als Kind liebtest du mich mehr als alles andere auf der Welt. Ich war deine höchste Freude und dein höchstes Glück. Du bist vom Kind zur Jungfrau herangewachsen, was fühlt dein Herz jetzt für deinen Vater?"

„Dasselbe, was es stets gefühlt hat", antwortete Elin mit einer Stimme, welche vor Bewegung zitterte. „Du, Papa, bist der einzige, den mein Herz liebt und dieses Herz liebt dich so innig, so grenzenlos, daß es nichts gibt, was ich nicht gern und freudig opfern würde, wenn es dir Freude bereiten oder Kummer ersparen könnte."

Der Kapitän legte seine Hand auf das Haupt der Tochter und sagte in leisem, gedämpftem Tone:

„Und gleichwol gibst du dich zur Helfershelferin einer Person her, welche mich betrügt."

„Papa", rief Elin mit erröthenden Wangen.

„Schweig' und höre mich an. Ich liebe deine Stiefmutter mehr als mein Leben, sie aber hat mich niemals geliebt! Wohlan, dies ist ein Unglück, welches niemand ändern kann; sollte sie aber einen andern lieben, so wäre dies ein Verbrechen, welches ich dadurch rächen würde, daß ich mir eine Kugel durch den Kopf jagte, nachdem ich vorher ihren Liebhaber erschossen hätte. Hast du mich verstanden?"

„Ja."

„Und du weißt, daß dein Vater nicht leere Drohungen ausspricht, sondern daß seine Worte ernst gemeint sind. Wenn ich daher sage, daß ich etwas thun will, so thue ich es auch. Das weißt du, nicht wahr?"

„Ja."

„Deshalb sieh' zu, daß du dich nicht hergibst, etwas zu befördern, was ein Verbrechen an der Treue deiner Stiefmutter gegen mich in sich schließen könnte. Du würdest dadurch nur eine That herbeiführen, welche dich vaterlos machen würde. Siehst du, daß sie einen verbotenen Weg einschlägt, so verlange ich von dir nicht, daß du verrathen sollst, was du weißt, denn ich verabscheue alle Verrätherei, sondern ich wünsche blos, daß du sie vor den Folgen warnst und dich niemals nur im mindesten zu einem Mittel gebrauchen lassest, durch welches dieses Unrecht gefördert werden kann. Das mußt mir meine Tochter ihrem Vater versprechen können!"

„Ich verspreche es!" antwortete Elin und er-

griff ihres Vaters Hand, welche sie mit Wärme an ihre Lippen drückte, indem sie hinzusetzte: „Ich will und werde alles thun, was zu deinem Glück und deiner Ruhe beitragen kann, Vater!"

„Mein Glück, liebes Kind, hat seine besten Tage gesehen, und so geht es allemal, wenn ein Mann in meinem Alter sein Herz an ein junges Weib hängt."

Mit diesen Worten erhob sich der Kapitän und drückte einen Kuß auf die bleiche Stirn des jungen Mädchens.

Zu Mittag fanden sich einige Fremde und das ganze Gerichtspersonal ein. Die Gesellschaft schien sehr lebhaft zu sein. Die einzige, welche sich still verhielt und bekümmert aussah, war Elin, aber niemand achtete auf das bleiche, unansehnliche Mädchen, welches eigentlich blos Einen Vorzug besaß, nämlich den, das einzige Kind des reichen Martenson zu sein.

Nach Mittag, während der Kaffee getrunken wurde, hörte Elin ihre Mutter im Vorbeigehen dem Grafen Hermann zuflüstern:

„Beschäftigen Sie sich mit Elin, sonst erwecken Sie die Eifersucht meines Mannes."

Elin erröthete vor Unwillen, während sie, über ihre Arbeit gebeugt, am Fenster saß. Im nächsten Augenblick hatte Hermann ihr gerade gegenüber Platz genommen und fing an, von allem jenem Firlefanz zu sprechen, welcher das gewöhnliche Thema der Salonconversation ausmacht.

Wieviel Mühe er sich aber auch gab, das junge Mädchen zu interessiren und selbst interessant zu scheinen, so konnte er ihr doch weiter nichts ablocken als einsilbige Antworten, während sie sich noch tiefer über ihre Arbeit beugte.

Der Kapitän, welcher alle Bewegungen Hermann's beobachtete, glaubte aus Elin's zurückhaltendem Benehmen schließen zu können, daß der junge Graf ihr eine Menge Artigkeiten sage, und im Verlaufe einiger Stunden war es Hermann wirklich geglückt, das Mißtrauen des Kapitäns vollständig irre zu leiten.

Martenson gehörte nicht zu jenen Emporkömmlingen, die es als ein erlebtes Glück betrachten, sich durch ihr Geld einen ruinirten Edelmann zum Schwiegersohn zu kaufen und auf diese Weise in eine vornehme Familie zu kommen. Im Gegentheil besaß er gegen alles, was Adel hieß, einen so eingewurzelten Haß, daß er es als einen wirklichen Schimpf betrachtet haben würde, wenn seine Tochter sich an einen solchen Mann vermählt hätte. Er sah nur zu wohl ein, daß eine solche Bewerbung ihren Grund einzig und allein im Eigennutz hatte.

Der alte Seemann ärgerte sich daher, als er Hermann so eifrig mit seiner Tochter beschäftigt sah und murmelte bei sich selbst: „Es müßte der Teufel darinsitzen, wenn ich nicht morgen mit Hülfe des Districtsrichters den Kauf zum Abschluß brächte und dann die gräflichen Schmarotzer los würde. Meine Tochter bekommt dieser hochadelige Taugenichts nimmermehr, darauf kann er sich verlassen."

Gegen Abend machte die ganze Gesellschaft eine Spazierfahrt auf dem See, und als der junge Graf den Damen in das Boot half, glaubte Elin zu bemerken, daß er Selma ein Papier in die Hand drückte, während er ihr zugleich einige Worte zuflüsterte. Verstimmt und nur mit den Gedanken an die Worte ihres Vaters beschäftigt, saß Elin schweigend und überlegte bei sich selbst, wie sie handeln sollte, während der junge Graf alle seine Bemerkungen an sie richtete. Die schönen Worte gingen aber an dem Ohr des jungen Mädchens vorüber, ohne von ihr beachtet zu werden.

„Ich muß noch heute Abend einige Worte mit meiner Mutter sprechen und ihr sagen, welches gefährliche Spiel sie treibt", dachte Elin.

Während man soupirte, hörte Elin ihre Stiefmutter leise zu dem jungen Grafen sagen: „In einer Stunde im Pavillon."

Wenige Augenblicke darauf trennte man sich — Elin mit dem festen Vorsatz, ihre Stiefmutter abzuhalten, hinunter in den Pavillon zu gehen.

Nach einigen Minuten trat das junge Mädchen in Selma's Zimmer. Als diese sie erblickte, runzelte sie mißlaunig die Stirn und fragte in ungeduldigem Tone:

„Was gibt es denn schon wieder? Was willst du?"

„Ich wünsche mit dir zu sprechen, Mutter", antwortete Elin in festem Tone.

„In dieser Stunde? In der That, liebe Elin, du wählst keine sehr passende Zeit und du mußt mich entschuldigen, wenn ich sie so ungelegen finde, daß ich dich bitte, mit dem, was du mir zu sagen hast, zu warten bis morgen."

„Das kann ich nicht und will ich nicht."

„Wirklich? Und ich muß mich also vor deinem Willen beugen? Das ist ein wenig zu stark. Es ist aber durchaus nicht meine Absicht es zu thun, sondern ich erkläre bestimmt, daß ich dich heute Abend nicht anhören will."

„Und selbst wenn du mich von hier fortweisen wolltest, Mutter, würde ich dennoch bleiben. Du mußt mich hören, Mutter, und ich muß dich hindern, hinunter in den Pavillon zu gehen, um dort den Grafen Hermann zu treffen, und sollte ich sonst was für Mittel anwenden."

Selma zuckte zusammen, als ob Elin sie mit einem glühenden Eisen berührt hätte.

„Was sagst du da, Elin?"

„Die Wahrheit, das weißt du, Mutter. Ich hörte, wie du dich mit dem Grafen verabredetest und —"

„Du spionirst also?" rief Selma. „Dein Vater hat dir befohlen, alle meine Worte und Handlungen zu belauern und sie ihm zu hinterbringen, das glaube ich recht gern! O, o, es ist entsetzlich, sich von Spionen umringt und jedes Wort mißdeutet und verdreht zu sehen!"

Selma fand eine Erleichterung darin, ihrem Zorn und ihrer Demüthigung durch Vorwürfe Luft zu machen.

„Mutter, höre mich ruhig an, wenn du nicht willst, daß ein Unglück geschehe. Bedenke, daß des Vaters Zimmer an dieses hier stößt. Wenn ich spioniren wollte oder Auftrag erhalten hätte, es zu thun, so wäre ich jetzt nicht gekommen, um dich abzuhalten, zu dem verabredeten Stelldichein zu gehen. Ich würde mich dann darauf beschränkt haben, meinem Vater zu erzählen, was ich gehört habe. Sei aber überzeugt, daß ich lieber mein Leben zum Opfer bringen, als ihm den grenzenlosen Kummer bereiten würde, in welchem die Gewißheit, daß du, Mutter, einen andern liebst, ihn versenken müßte!"

Elin faßte Selma's Hände, während sie mit beinahe leidenschaftlichem Ausdruck hinzufügte:

„Du weißt nicht, Mutter, was eine solche Gewißheit ihm kosten würde, denn dann würdest du nicht so grausam mit seinem Herzen spielen — diesem treuen und redlichen Herzen, welchem Schwäche und Treulosigkeit unbekannte Dinge sind! O, wenn ich daran denke, dann möchte ich blutige Thränen über das weinen, was ich gehört und gesehen habe! Bei jedem Blick, welchen du dem Grafen Hermann schenktest, überrieselte mich ein Schauder, denn ich gedachte der Worte meines Vaters: «Ich werde mir das Leben nehmen, nachdem ich zuvor diesen Buhlen umgebracht und dann sie, die mich betrog, ihr Leben in Gewissensbissen hinschleppen lassen!»"

Elin hatte mit einem solchen Ausdruck gesprochen, daß Selma schauderte.

„Und nun, da du weißt, daß er die Ueberzeugung von deiner Untreue niemals überleben würde, hast du nun noch Lust, diesen verbrecherischen Liebeshandel mit dem Grafen fortzusetzen? Nein, das kannst du nicht! Du kannst nicht so grausam sein, zum Lohn für all die Liebe, welche mein Vater für dich hegt, ihm nichts anderes übrig zu lassen, als mit Rache und Selbstmord sein Leben zu beschließen! Du kannst nicht so viel Elend um dich her verbreiten wollen! Du, die du mir meines Vaters Herz geraubt hast, raube mir nicht auch sein Leben! Ach, gern will ich verborgen und vergessen leben, dafern nur er glücklich ist; aber ich müßte dich hassen und dir fluchen, wenn du ihn zur Verzweiflung triebest!"

Selma verhüllte das Gesicht mit dem Tuche. Sie weinte. Elin betrachtete sie einige Augenblicke schweigend, dann ging sie auf sie zu und ergriff ihre Hand. Selma aber stieß Elin zurück, sprang auf und rief:

„Glaube nicht, daß es dir gelungen ist, mich durch dein Geschwätz zu rühren! Nein, ich weine vor Zorn und Wuth, daß ich an einen Mann gefesselt bin, den ich nicht liebe und der alles gethan hat, um mir das Leben zur Hölle zu machen! Ich weine, daß du dich unterstehen kannst, so mit mir zu sprechen, und ich hasse dich beinahe wegen des Gefühls der Demüthigung, das ich nun empfinde! Geh' daher, verlaß mich, verrathe mich, wenn du willst, aber verscheuche mich mit deinem Anblick!"

„Ich gehe nicht eher, als bis du geschworen hast, das Verhältniß zu dem jungen Grafen nicht weiter fortzusetzen!" antwortete Elin mit Festigkeit.

„Dann kannst du hier stehen bis zum jüngsten Tage, denn ich schwöre nicht!"

„Nimm dich in Acht!" sagte Elin mit dumpfer Stimme und trat einen Schritt näher. Plötzlich aber veränderte sich ihre Miene und mit einem Ausdruck von Schmerz und Verzweiflung warf sie sich Selma zu Füßen und streckte ihr die Hände entgegen, indem sie rief:

„Aus Barmherzigkeit, aus Mitleiden mit dir selbst schwöre, denn ich empfinde in mir ein solches Gefühl von Haß gegen dich, daß ich, obschon noch ein Kind, lieber meinen Vater dich als todt beweinen lassen als zugeben will, daß du ihn noch ferner hintergehst! Jedes weiche Gefühl meiner Brust ist dem Abscheu gewichen, den deine Handlungsweise in mir erweckt hat! O, treibe nicht die bösen Gefühle in mir zum Aus-

bruch, sondern kehre zu Gott, zum Recht und zu deinen Pflichten zurück!"

„Spare deine Worte", rief Selma, „und glaube nie, daß du mir ein Versprechen abdrücken kannst, welches das Zugeständniß in sich schließen würde, daß deine Anklagen wahr seien!"

„Wohlan, auch dann weiß ich, wie ich zu handeln habe!" rief Otto und sprang auf. „Nicht alle Herzen sind so hart wie das deinige! Wenn du dieses Zimmer verläßt, so verrathe ich dem ganzen Hause, daß du zu einer Zusammenkunft mit dem Grafen gegangen bist! Ja — wenn du mir Trotz bietest, so verkünde ich deine Schmach der ganzen Welt!"

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Tagebuch aus Neapel.

Von Friederike Bremer.

(Fortsetzung.)

Am 24. September.

Zwei Tage, im Museo Borbonico zugebracht, haben mir den nachstehend beschriebenen Eindruck zurückgelassen.

Das Eigenthümliche dieses interessanten Museums besteht in dem, was man in den unter der Asche des Vesuv begrabenen Städten Pompeji, Herculanum, Stabiä, St.-Agata u. s. w. theils in den Wohnungen der Lebenden, theils in den Gräbern der Todten aufgefunden hat. Ein Zimmer ist vorzugsweise einem Theil der kleinen Curiositäten gewidmet, die man in Pompeji gefunden hat. Darunter sieht man Brot, Eier, Pflaumen, Feigen, Mehl, Gewürze und dergleichen, was in den Verkaufsläden aufgefunden worden ist. Man erkennt diese Gegenstände sogleich, obwol sie hart und schwarz geworden sind. Man sieht auch den Geldbeutel des Diomedes, Münzen und verschiedenen weiblichen Schmuck. In einem andern Zimmer werden Küchengeräthschaften, Lampen und Möbel aus Privathäusern aufbewahrt, fast alle zierlich und schön gearbeitet.

Die Freskomalereien aus den begrabenen und wieder ausgegrabenen Städten, von denen sich die vorzüglichsten hier gesammelt finden, zeugen sämmtlich von einer starken Concentration der Gedanken auf das Leben des Tags und der Stunde. Der Genuß und die Verschönerung der Gegenwart steht als Hauptsache obenan, und zwar ganz natürlicherweise, da das Leben jenseit des Grabes damals noch Gegenstand einer dunklen Frage, auch in Seelen wie die Cicero's war.

Ein Meisterstück aus der prachtvollen Wohnung des Diomedes — dem einzigen zweistöckigen Wohnhause in Pompeji — scheint mir die gesammte Moral des pompejischen Lebens aussprechen. Es stellt den Tod in der Gestalt eines Gerippes mit einer Weinflasche in jeder Hand dar. Die Moral der Darstellung ist augenscheinlich die: „Lasset uns essen und trinken, morgen müssen wir sterben!"

Die äußerst merkwürdige Sammlung von Vasen, die in den Gräbern dieser Städte gefunden worden sind und hier eine Zahl von MMM betragen, scheint mir kein Zeugniß von einer höhern Lebensanschauung abzulegen. Die auf denselben befindlichen Bilder, oft von sehr großer Kunst und Schönheit, stellen Gestalten und Scenen aus der alten Götterwelt oder auf der halbhistorischen Vorzeit, Scenen, welche die Dichter besungen haben, zuweilen auch Opfer und andere Tempelceremonien dar. Diese Vasen waren — wie man mir gesagt hat — gewöhnlich Geschenke, welche die Verstorbenen während ihrer Lebenszeit als Ehrenbezeugungen, Ehrengeschenke oder dergleichen empfangen hatten, und die man ihnen als ein ihnen angehörendes Andenken in ihr Grab mitgab. Die Todten nahmen Bilder aus ihrer ganzen irdischen Existenz mit sich ins Grab. Und wenn auch mit dieser Existenz ein Sehnen oder ein Hoffen über dieselbe hinaus verbunden war, so geht dies doch nicht deutlich aus der Bildersprache der Graburnen hervor. Doch ich spreche hier blos nach meinen Eindrücken und ohne genauere Kenntniß.

Die Bildsäulen des Consul Balbo und der Mitglieder seiner Familie, die in Herculanum gefunden worden sind, zeugen von großer Kunstfertigkeit in der Herstellung plastischer Porträts und von hoher Achtung für bürgerliche Verdienste; denn diese Verdienste werden in einer Inschrift auf dem Piedestal der Bildsäulen Balbo's erwähnt. Sein Kopf ist von echt römischem Charakter und von edelm Ausdruck.

In dem kleinen ägyptischen Museum befindet sich die merkwürdige Mumie einer jungen Mädchens, die man eine „Tochter Pharao's" nennt. Das Haar auf dem wohlgebildeten Kopf ist noch gut erhalten, und die Form der Hände, besonders die der Finger, ist von großer Feinheit und Schönheit; aber ihre Farbe ist schwarz wie die des ganzen übrigen Körpers, und diese dreitausendjährige Schönheit sieht entsetzlich aus.

Von den Statuen habe ich nur drei für mein

Imhof (ebenfalls bedenklich).

Auch meine Meinung, Pfingſten, nichts gegen den Willen des Königs.

Pfingſten (indem ſich alle Drei zum Abgehn wenden).

Verſteht ſich! Natürlich, natürlich! Nichts gegen den Willen des Königs.

(Alle Drei nach verſchiedenen Seiten ab.)

Verwandlung.

Vierte Scene.

Im Schloß-Garten zu Pillnitz. Boskette. Springbrunnen. Statuen.

Einſiedel. Anna. Dann Patkul.

Einſiedel (tritt mit ſeiner Schweſter, ſich ängſtlich umblickend, rechts vom Schauſpieler aus den Bosketten).

O dieſe Tyrannei der Etikette!

Anna (in großer Aufregung).

Wo? Wo? Dort? (Stürzt auf Patkul zu.)

Patkul (kommt von links mit ausgebreiteten Armen).

Meine Anna! (Kurze ſelige Umarmung.)

Einſiedel (ängſtlich nach rechts blickend).

Der Hof naht — die Churfürſtin — Pfingſten und Imhof — laßt es! Trennt Euch!

Patkul (vom Gefühl überwältigt).

Anna, unſre Lippen ſtumm, nur unſre Herzen küſſen ſich!

inneres Museum aufbewahrt: zunächst einen edlen Aesculapius, der in seiner Hand einen Mohnkopf hält, ein schönes Sinnbild von der heilenden Macht der Ruhe und des Schlafes und von den Wirkungen milder Mittel. Dieser Aesculapius ist entschieden ein Homoopath. Sodann eine kleine schöne Bildsäule des Jupiter Serapis, die in dessen Tempel an der Küste von Puzzuoli gefunden worden ist. Der Beherrscher der Götter ist hier als Richter in der Unterwelt, als Pluto dargestellt, und hat ein strenges, aber edles und imponirendes Aussehen, dem gewöhnlichen Jupiterkopf mit der niedrigen Stirn und dem aufwärts gestrichenen Haar, welches diese letztere nicht höher erscheinen läßt, weit überlegen. Endlich den farnesischen Hercules mit den Aepfeln der Hesperiden in seiner Hand. Der mächtige Held hat den letzten seiner Siege erkämpft; die wunderbaren Früchte, die ihm Unsterblichkeit auf der Erde gewähren, sind in seiner Gewalt; aber der Ausdruck seines Gesichts zeugt beklemmungsachtet von Ermattung und Mißmuth. Er hält die berühmten Aepfel nachlässig in seiner Hand hinter seinem Rücken, und scheint sich zu fragen: „Waren sie wol einer so großen Anstrengung werth?" — Ja wol! — Ist es wol der Mühe werth, für eine blos irdische Unsterblichkeit zu kämpfen?

Ich habe von unserm gelehrten Rabbiner eine alte Sage erzählen hören, die in dem jüdischen Talmud stehen soll. „Früher", erzählte der Rabbiner, „gab es eine Stadt, in welcher die Luft so gesund und so lebenskräftigend war, daß die, welche darin wohnten, nie starben. Das wurde bekannt, und viele reiche und vornehme Leute begaben sich dahinzuziehen. Und sie lebten lange dort; aber nach einiger Zeit bemerkte man, daß sich einer nach dem andern von ihnen still und heimlich wieder von dort entfernte, um — sterben zu können!"

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Anregungen.

Aus dem Osten.

II.

Medicinalrath Wagner in Bonn hat eine „Reise in den Orient Europas und einen Theil Westasiens, zur Untersuchung des Bodens und seiner Producte, des Klimas, der Salubritätsverhältnisse und vorherrschenden Krankheiten" (zwei Bände, Elberfeld, Büdeker, 1861) herausgegeben.

Die nähere Bestimmung im Titel läßt vermuthen, daß dies Buch ausschließlich für den Arzt und Naturforscher geschrieben sei und dem allgemeinen Bildungsbedürfniß nur wenig Nahrung biete. Der nähere Einblick überzeugt jedoch von der gleichmäßig durchgehenden Anziehungskraft der verschiedenen Abschnitte für jeden Leser, der Gebildetere sucht als leichte Unterhaltung. Die Gesundheitsverhältnisse der mittlern und untern Donauländer und die in denselben herrschenden Einflüsse der Sumpfluft als Ursache von jenen stehen allerdings, besonders im 4. und 9. Abschnitt, dem oberbezeichneten Zwecke des Buches gemäß, im Vordergrunde, aber auch sie haben eine lebendige, allgemein ansprechende Fassung und schreiten durch mannichfaltige Anknüpfung an Natur und Geschichte über das Bereich der Fachwissenschaft hinaus. Es gibt wenig Reisebeschreibungen von solcher Mannichfaltigkeit des Stoffs, solcher Gründlichkeit der Forschung und so fesselnder Darstellung — die letztere um so willkommener, je unfruchtbarer zum Theil die Gegenstände erscheinen wollen. Aber in dem Spiegel einer unbefangen menschlichen Auffassung, die zugleich mit Reinheit und Geschick entlegene Räder zu verknüpfen weiß, gewinnen auch wüstenartige Strecken, verlassene Sümpfe, Quarantänenanstalten und verfaulende Hütten, die hier alle neben reichen Naturbildern, bedeutenden geschichtlichen Erinnerungen und in die Gegenwart und Zukunft tiefeingreifenden Fragen ihre Rolle spielen, für den gebildeten Leser einen spannenden Reiz. Welchen Werth außerdem der Geograph, der Naturforscher und Arzt dem Buche zuzuerkennen haben, liegt nicht in unserm Bereich, zu erwägen; hier handelt es sich nur um den Anspruch auf das allgemeinere Interesse.

Die Reise folgte in ihrer ersten Hälfte dem Laufe der Donau von Wien bis zu ihren Ausflüssen ins Schwarze Meer. Der Verfasser, ein Veteran aus den Befreiungskriegen, dessen Jugenderinnerungen bis zum Beginn der Französischen Revolution zurückreichen und der als Militärarzt auf den Schlachtfeldern und in Spitälern, die noch gieriger ihre Opfer forderten als das Schwert, einen seltenen Schatz von Erfahrungen eingesammelt, machte im hohen Greisenalter, nicht lange nach Beendigung des letzten orientalischen Krieges, diesen Ausflug durch Ungarn nach der Metropole des türkischen Reichs und nach den vorderasiatischen Provinzen desselben, wahrlich keine Spazierfahrt im gewöhnlichen Sinne des Worts, sondern reich an Beschwerden auch für den jugendlich kräftigen Körper, geschweige denn für einen Greis. Frühere Reisen in manchen Ländern Europas gewährten stetende Vergleichspunkte und unterstützten den Verfasser in der Unbefangenheit seines Urtheils

Es wurde ihm auch in dem theilweise noch glanzvollen Orient, wie er selbst in der Einleitung versichert, bald zu admirativ nicht genug und es fand sich wie von selbst die kühle Stimmung, die der ruhigen Beobachtung so förderlich ist.

Die Fahrt auf der Donau mit dem Dampfboot begann am 23. August 1856; vier Wochen darauf befand sich der Verfasser auf dem Seewege nach Konstantinopel. So weit reicht der erste Band. Der erste längere Aufenthalt wurde der Hauptstadt Ungarns gewidmet. Der Gegensatz des altersthümlich ehrwürdigen, mit Thürmen und Zinnen reichgeschmückten Ofen und des weltlichen, jugendlich aufstrebenden, durch Handelsverkehr belebten Pest, jenes mit seinen heißen Bädern, dieses mit dem bunten Völkertreiben auf seinem Kai, beide in regem Wechselverkehr durch die schöne Kettenbrücke über die Donau, alles das ist vortrefflich geschildert und hinterläßt einen bleibenden Eindruck. Später wiederholt sich derselbe Gegensatz, nur in verkleinertem Maßstabe, bei Neusatz und Petrowardein. Besondere Beachtung verdient die Darstellung der Heidengräber im südlichen Ungarn zwischen der banater Militärgrenze und Serbien von Temeswar bis unterhalb Orsowa. Hier haben wir nach den unendlichen Sumpfebenen des mittlern Ungarn eine grossartige Romantik von schroffen Felswänden, Zerklüftungen und wilden Wasserstürzen, sofort an die verwandte Oertlichkeit derselben Ströme von Ping erinnernd, nur weit grossartiger und der Schiffahrt gefährlicher. Die Parallele zwischen den landschaftlichen Reizen der Donau und denen des Rhein wird jeder Kenner der Wirklichkeit entsprechend finden, und wer nichts von beiden gesehen, der mag sich eine ideale Vorstellung davon aus dem Vergleich mit dem verwandten Gegensatz in der Natur Raphael's und Michel Angelo's machen, das Verhältniß konnte nicht treffender bezeichnet werden. Das Lokal der Herculesbäder von Mehadia im Czernathal erinnert dagegen an Pfäfers im Canton St. Gallen. Leider befindet sich der gesammte unerschöpfliche Reichthum Ungarns an heißen Quellen durch die Schuld der Verwaltung in traurigem Zustande. Der Eindruck davon muß um so niederschlagender sein, je unleugbarer, wenigstens um Mehadia, in Tempelrümmern, Bildsäulen und andern Ueberresten aus dem Zeitalter Trajan's sich die dankbare Verehrung des römischen Volks für die Heilkräfte der Natur zu erkennen gibt. Vevor der Verfasser von Ungarn scheidet, entwirft er in zwei umfänglichen Abschnitten ein nach allen Richtungen aufklärendes Bild von dem Charakter der Volksstämme und den Naturverhältnissen des Landes. Ueberall Licht und Schatten in grellem Absatz und noch unendlich viel Zukunft. Erwägt man die hier geschilderte Mißachtung gegen die Slawen, die deutlich genug in dem Sprichworte laut wird: „Der Slawe ist kein Mensch und die Hexe kein Vieh", und nimmt man dazu ihr Mißtrauen gegen die Deutschen, so wird der tragische Ausgang der ungarischen Erhebung von 1849 vollkommen erklärlich. In ähnlicher Weise gewähren die Mittheilungen des Verfassers auch vielfach eine gediegene Unterlage für die Beurtheilung der politischen Zustände jener Länder und Völker. Wir kommen darauf zurück.

Neue Romane und Novellen.

XII.

Max Ring schildert in „Rosenkreuzer und Illuminaten. Historischer Roman aus dem 18. Jahrhundert" (drei Bände, Berlin, Janke, 1861) die Regierungsperiode Friedrich's des Großen seit Beendigung des Siebenjährigen Kriegs und die ganze Regierungsepoche seines schwachen Nachfolgers, Friedrich Wilhelm's II., der, als Spielball gewissenloser, mit Pietismus, Rosenkreuzerei und Maitressenthum ihn umgarnender Intriguanten und Reactionäre, wie sie in den Ministern Wöllner und Bischoffswerder ihren schärfsten Ausdruck fanden, dazu bestimmt schien, die von seinem großen Oheim so theuer und ruhmvoll erkämpfte europäische Bedeutung Preußens wieder in Frage zu stellen.

Der Schilderung der französischen Revolution, als deren Vorkämpfer die Illuminaten hingestellt werden, scheint uns ein unverhältnißmäßiger Raum zugestanden; sie füllt einen ganzen Band, ohne gerade neue Anschauungspunkte zu bieten, und verstärkt dadurch den Eindruck der Breite, den die productiven, sonst gefällig und anregend schreibenden Autors Darstellung in diesem Werke überhaupt, namentlich aber in dessen eigentlicher Romanpartie, hervorbringt.

Drama und Epos.

Wer nicht das sichere Gefühl hat, daß seine Hand die Kraft besitzt, nach den Lorbern zu langen, welche die Bühne und die wirkliche Aufführung eines Dramas reicht, sollte seinen Stoff nur episch behandeln. „Arnold von Winkelried, Trauerspiel in fünf Acten von Th. Meyer-Merian" (Winterthur, Lücke, 1861), gehört zu jenen Dramen, bei welchen wir um des poetischen Gehalts willen diesen Wunsch um so lebhafter empfinden. In der Behandlungsweise seines Stoffs hat dem Dichter unverkennbar Schiller's „Tell" vorgeschwebt, freilich ohne daß er in wirkliche Nachahmung verfallen wäre, aber auch ohne, bei der epischen Breite der Malerei, sich zu erschütternden dramatischen Momenten zu erheben, mit denen uns Schiller für manche Mängel (in Bezug auf die dramatische Form) im „Tell" schadlos gehalten hat. Bei dem kräftigen poetischen Talent des Autors hoffen wir, demselben in einer ihm geeigneteren Dichterform wieder zu begegnen.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Aus Würtemberg. — Aus deutschen Büchern. IV. Kirchengeschichtliches aus Leipzig. — Gervinus's „Lear". — Verschiedenes.

Aus Würtemberg.

— — Die Schwalben halten bereits eröffliche Versprechungen in Betreff ihrer demnächst zu bewerkstelligenden Abreise, nachdem uns die Störche schon vor mehreren Tagen verlassen haben. Diese gemüthlichen Vögel haben sich dieses Jahr bei ihrem Abzuge in einem Dorfe des schwäbischen Oberlandes ein Rendezvous gegeben, indem sich dort an einem Nachmittage auf den Häuserfirsten eine ganze Schar versammelte, zu der bis am folgenden Morgen immer noch neue Gefährten in flatternder Reiselust stießen. Ohne Zweifel waren es wichtige ultramontane Zwecke, die ein gemeinsames Vorgehen thunlich erscheinen ließen.

Kurz vorher fand in demselben Oberland, in Erbach, eine andere ultramontane Versammlung statt, eine Versammlung von „schwarzen Vögeln", wie General Duter aus Vaterland gesagt haben würde. Am 1. August hatte sich dort eine erkleckliche Anzahl katholischer Geistlicher zusammengefunden, die das Thema, „man solle Gott mehr gehorchen als den Menschen", in fünf Propositionen mit nicht mißzuverstehender Präzision variirten. Vor allem fanden sie sich, „durch ihren Glauben und ihr Gewissen dazu angetrieben" und veranlaßt, „daß sie außer den rechtmäßigen kirchlichen Obern keiner Gewalt der Erde das Recht zuerkennen, die katholisch-kirchliche Gesetzgebung auszuüben und sie (die Geistlichen) ohne Verständigung mit den kirchlichen Obern in ihrem Gewissen zu verpflichten". Wie es scheint, ist diese Versammlung, die einfach sich gegen das moderne Staatsrecht auflehnte, doch nicht nach Wunsch besucht worden; wenigstens haben die Leiter derselben die zu Erbach am 1. August kundgegebenen Grundsätze und Gesinnungen an den gesammten Episcopatklerus zum Zweck des allgemeinen Anschlusses an dieselben gelangen lassen. Nachdem die kirchliche Oberbehörde Geist und Zweck der Verbrüderung auf erwünschte Weise anerkannt und gewürdigt hat, wird unter der niedern Geistlichkeit, bei welcher unter den katholischen Bildungsverhältnissen der neuesten Zeit von einer Freiheit der individuellen Ueberzeugung nicht die Rede sein kann, keiner den Muth finden, den fünf Propositionen der erbacher Versammlung seine beistimmende Unterschrift zu versagen. Dann wird neuerdings wieder für das Concordat agitirt werden. In Folge Kammerbeschlusses vom 16. März d. J. über welchen ist endlich Mitte Juni ein königliches Reskript erschienen, wonach die Regierung den abgeschlossenen Vertrag mit Rom als geschlossen betrachtet, dagegen den materiellen Inhalt der Convention auf dem Wege der Gesetzgebung zurecht erhalten wissen will. Wie das geschehen soll, müssen vorerst die Kammerverhandlungen zeigen. In welcher Weise übrigens die Regierung durch Abschluß des Concordats mit Rom die Rechte der katholischen Unterthanen gewahrt hatte, gestand sie selber in den Motiven zu dem Gesetzentwurf über die politische Gleichstellung der Confessionen (auch der Juden) aufrichtig ein. Sie sagte dort, daß infolge des Concordats katholische Unterthanen aus der katholischen Kirche ausgeschlossen werden könnten; nun würde es vom Staat unbillig sein, wenn er nicht jeder andern Confession, zu welcher der Excommunicirte übertrete, die gleichen politischen Rechte und Vortheile einräume wie der katholischen. Dieser Gesetzentwurf war zugleich ein Lockvogel für die Freunde der Religionsfreiheit, dem Concordat beizustimmen; Männer von den ultramontanen Gesinnungen sagten zu den freisinnigen Collegen in der Kammer: „Stimmt nur für unser Concordat, dann dürft ihr auf uns zählen, daß wir euch die Emancipation der Israeliten u. s. w. durchsetzen helfen!" Da nun das Concordat gefallen ist, wollen die Herren nichts mehr von dieser Emancipation wissen.

Ein sehr wichtiger Gegenstand, den unsere gegenwärtig tagende Abgeordnetenkammer erledigt hat, ist das neue Gewerbegesetz. Der Entwurf der Regierung hat in anerkennenswerther Weise den modernen Grundsätzen der Gewerbefreiheit Rechnung getragen; die vorberathende Commission jedoch, deren Seele die rühmlichst bekannten Nationalökonomen Mohl und Freiherr von Varnbüler, ging noch weiter und wollte die liberalsten Bestimmungen zur Geltung bringen; allein die Kammer vermochte es nicht über sich, alle ihre Anträge oder dieselben in ihrer ganzen Ausdehnung zu adoptiren. Immerhin darf sich Würtemberg eines Gewerbegesetzes — wenn dasselbe auch von der Ersten Kammer angenommen wird — rühmen, wie es bis zur Stunde kein zweiter Staat in Deutschland mit so liberaler Grundlage besitzt.

Ein weiterer Hauptgegenstand der Kammerverhandlungen ist der Etat, der noch mehrere Sitzungen in Anspruch nehmen wird und zu Episoden von politischen Debatten schon vielfach Anlaß gegeben hat. Wie Sie wissen, sprach sich die Kammer jüngst auf den Antrag Reyscher's auch zu Gunsten der Wiederherstellung der kurhessischen Verfassungszustände aus

In voller ganzer Ausdehnung — mit seiner verletzenden Spitze auch gegen die württembergische Regierung — wurde der Antrag mit 47 Stimmen angenommen. Die 35 Mitglieder, die nicht dazu stimmten, erklärten jedoch schriftlich, daß sie mit der Demonstration in der kurhessischen Verfassungsfrage einverstanden seien.

Aus deutschen Gauen.

11. Frühlingsgedanken aus Leipzig.

— — Da weht noch der Sturm einige Schnee halben Schnees vom Gebirge herüber. Inzwischen kommt Himmel und Sonnenblick, welche die letzten Gletscherbrocken eines dichten Schneetheaters schon im Herabfallen schmelzen. Himmelschlüssel und Veilchen entfalten nur mühsam ihre Blüten. Der breite Saum zu meinem Anzug wird trotz schweren Wetter unserig und ungerig bis auf die Landstraße herunter. Das geht ein dürftiges, nachtiges Bild! Die schneebedeckten Bäume machen es nur noch trüber.

Und dazu die beängstigenden Anzeigen an die Intimen — Was wird bestehen —? Was nicht —? Was sich auch in diesem Lande Böhmen regen und entfalten?

Wer kann die Grenze von Ereignissen voraussehen, die, im Werden begriffen, schon jetzt fast alle socialen Beziehungen aufheben? Wer wachet, zittert und hofft nicht für sein schönes Oesterreich, daß es sich kräftige, aber auch für Italien, daß es endlich sein großes, schönes Befreiungswerk vollenden, nicht wieder selbst gestören möge —! Doch Italiens Grenze liegt vor des nahen Böhmens sein — und doch hat auch dieses Land seinen bezaubernd eigenthümlichen Reiz und taucht seine Bilder immer in verklärtere Lichter, daß man sich an Tirol, an die Schweiz erinnert wähnt. Auch die Cultur macht ihre Fortschritte. Die Aecker werden mit der Anhäufung des Kehrt besser bestellt. Der Bauernknecht, hinter euch die Furchen treulich gezogen, hebt sich. Wer zu jener Zeit zwei Pferde hielt, mußte diese zwei Tage der Woche hindurch dem Gutsherrn zur Verfügung stellen — und erst der ungünstigen Witterung —! Mit welchem Gefühl mag da wohl der Robotpflichtige auf den Aeckern gearbeitet haben, während auf dem eigenen Acker das Getreide verfaulte! Das ist alles jetzt besser. Wer könnte ohne Theilnahme die kleinen Saatfelder oben auf dem Gebirge betrachten! Wie da hinauf treibt die Noth, die strenge Lehrmeisterin, die Menschen, um der Scholle einige magere Garben abzugewinnen. Hier ist das Wort im vollen Sinn gesprochen: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" Auch Flachsfelder mit ihren lieblichen blauen Blüthen findet man bis hoch hinauf, fast bis zum Kamm des Gebirges.

Betrachtet die Wälder ringsum und die freilich kümmerlichen Holzbestände derselben! Schon lange vor den Jahren 1848 und 1849 waren sie die hauptsächlichsten, in den Jahren 1850—52 fast die ausschließlichen Subsistenzquellen der großen Grundherren; denn die Erträge der schuldenbelasteten Aecker nahmen zum großen Theil die „Deputate" der Beamten in Anspruch; die Einkünfte mancher Pfarrei reducirten sich für den Pfarrer auf einige Gulden.

Wandert man in dem schönen Leipzig angekommen, nicht als Botanik über hinaus man auch im Winter an der Peripherie der Stadt gesehen, in den entlegensten Umgebungen und kommt durch den Zerfall eines benachbarten gräflichen Gebiets, so findet man allenthalben vorrückige, in der Bildung gegrabene Vertiefungen. Viele davon sind von Dornsträuchern umwuchert; viele sind neuer. Fragt man nach der Ursache dieser Nachgrabungen, so erfährt man, daß hier „gewuthet" werden, welchen Ausdruck man dem Faun dahin erklärt, daß man Versuche gemacht, hier Steinkohlen aufzufinden. Lange blieben es erfolglose Bemühungen. Der geheimnißvolle Boden wollte seine Schätze nicht zu Tage fördern lassen — und doch hatte ein glücklicher Markscheider, ein Bohrer von Gewerk, es waren alle Anzeichen vorhanden, die auf die Existenz reicher Kohlenlager schließen ließen.

Man betrachte den Kohlenbesitz der sich immer mehr ausdehnenden Eisenbahnen und der Werth eines Kohlenlagers stellt sich als ein bedeutender heraus, vorzüglich in einer Gegend, wo der hohen Brennstoff keine andere Concurrenz hat als höchstens durch kleine Lager von Braunkohlen, die ganz besondere Heizungsapparate an den Feuerungen erfordern.

Die Nachgrabungen trafen auf die großen Schwierigkeiten. Die hauptsächliche derselben war der Mangel an Geld. Wer mochte in einer so beträchtlich unruhigen Zeit (1847—48) die Mittel zu einem so zweifelhaften Unternehmen hergeben? Es opferte jener einsichtige Mann zunächst das eigene Vermögen. Als dies erschöpft war, suchte er andere zu bewegen, ihm das Weitergraben zu ermöglichen. Das gelang denn mühsam. Mit der größten Behutsamkeit kämpfte er sich durch ein Labyrinth von Sorgen; immer drohte Gefahrlosigkeit. So war er in kurzer Zeit verschuldet und schuldenbeladen; es gab nur noch einen Ausweg. Wir sind auf geistlichem Gebiet. Das Kloster ist reich. Es mußte der Versuch gemacht werden, den geistlichen Verband für das Unternehmen zu interessiren. Es machte sich darüber den Anfang, auf Rechnung und zum Nutzen der Abtei die begonnenen Nachgrabungen fortzusetzen; für sich selbst wollte er sich nur einen kleinen Antheil vorbehalten. Der Vorgänger des damaligen Prälaten war ein Menschenfreund im schönsten Sinne des Wortes. Sein Nachfolger trachtete nach dem Ruhm eines ausgezeichneten Wirths. Während jener Liebeswerke vollbrachte, Bauten ausführen ließ und die Arbeiter mit den damals noch üblichen „Zwanzigern" beschenkte, schmeichelte sich der Klostervorsteher, sein Nachfolger nahm das Regiment in kräftigere Hände und registrirte viele von seinem Vorgänger eingerichtete Verordnungen unter der Rubrik der unnöthigen Ausgaben; die Zeitläufte waren bedrängend genug. So auch mit diesem Antrage. Ein Greenpel, dessen Zahlen noch zur Zeit gleichgültige Waldbeeren mit Heidekraut und Brombeeren bedeckte, existirte für den Abt nicht. Wahrscheinlich hielt er den Bittsteller für einen Narren. Nachdem er ihn ruhig angehört hatte, eröffnete er ihm, daß er ihm die Erlaubniß, zu „muthen", nur dann gestatten könne, wenn er sich dieselbe mit einer ziemlich bedeutenden Summe erkaufe; dann solle aber das etwa Aufzufindende das Eigenthum des Andern sein, das Kloster behalte sich nur den Zehnt des etwa zu Tage zu fördernden vor. Als der arme Mann das Schreckzimmer des Prälaten verließ und durch den Speisesaal ging, hatte er zuversichtl-

ich weder Sinn für die prachtvolle Aussicht — die schneebedeckten, wie man behauptet —, noch für das kühne Gebirge Altvaterjungfer Luise Jeppe's, deren schwärmerische Blicke einen Landschaftsmaler erwarteten, der anders hat das gleichgroße breite Mutter, der Kaiserin-Königin Maria Theresia nun — zwei Bilder unterschiedlichen Kolorits' Natur Zeugnis, starke eigenthümliche Charaktere, die auf der Ausstellung ihrer Lebensbereich breiten innern Menschen zu wenig genügte, weil ihn materieller Ich nichts auf den Gang der Dinge gab, daß dem Dichter eine seiner Bilder zum Roman anbieten wenn ich nicht um die Summe von Tausend Gulden. Um ich von dem Verdacht einseitiger Begeisterung mit dem berühmten Engländer zu reinigen, zahlte der Verleger selbst die geforderte Summe und schmückte mit den beiden Porträts seinen Speisesaal —

Doch zurück zu meinem „Matheiden"

Der Matheiden verließ das Kirchen. Er hatte heute gebeichtet und brachte seine Betrachtungen heim. Indessen mußte dem Kaufmann am jeden Platz gedacht werden; seine Versuche aufgeben, daß der einzigen Möglichkeit entsagen, seinen Verpflichtungen genügen zu können. Ach ein Wunder verschaffte ihm die geforderte Summe; ein reicher Verwandter, mit dem er früher befreundet gewesen, brachte sie ihm vor. Er wurden die erbetenen zweitausend unverbindlichen Schuld kam rasch und kaum hatte das Kirchen mit aller Form sich seiner Rechte als Gläubiger zu Gunsten des „Matheiden" begeben, so wandte sich plötzlich das Blattgeschick, man ließ auf seine Rechnungen, die sich in der Folge als ungemein ergiebig erwiesen. Anfangs ging es Schwierigkeiten genug. Eine Landkarte niederschwemmte bei starken Regenwetter den ersten Schacht, es machte Mühe und Arbeit, diesem Unterstand abzuhelfen, aber der intelligente Kopf brauchte diesen kleinen Hast zur Fabrikation von Glas und ließ eine Hütte erbauen, die seit der Zeit sich als einträglich erwies. Jetzt ist der Besitzer jener Werke ein reicher Mann. Nach der Zeit blieben die Erfolge — die Erfolge nicht aus. Jedermann, der früher seine Verkäuflichkeit sich als für Ihre betrachtet hatte, bedauerte, nie an seinen wissenschaftlichen Exkursionen gezweifelt zu haben; aber die Aktien — hatte einen großen Preis verloren. Ein Einzelnd sei so viele, was auf diesem Boden sich dem Geist der Zeit entgegenkommt.

Da wir einmal in dieser herrlichen Gegend sind, so wollen wir der Glasfabrikstadt von Marienthal einen Besuch abstatten. Zu Wagen oder zu Roß. Dort treffen wir zwar keine Industrie, aber eine von Jesuiten geleitete Knabenschule. Rechts von der Straße liegt der so schöne, gepflegte Bilmer Forsten. Tausendjährige Eichen gibt es hier, wirklich tausendjährige; denn so breitet man sich gewöhnlich Kinder, von tausendjährigen Bäumen zu reden, so sind diese wirklich doch in der That eine Seltenheit. Ich kenne eine solche Baumgreise. Sie trägt alle Spuren höchsten Alters — keine Krone schmückt den mächtigen Stamm mehr und die starren Aeste treiben nur verkümmerte Blätter von schwarzgrüner Farbe. Da aber liegt die Glasfabrikstadt weiß und malerisch am Fuße des Gebirges! Das ist ihr behagliche Sonderheit ist klein und unscheinbar, von einer phantastigen Mode gebildet. Tausende blicken gläubig auf. Diese Idee schon allein gibt ihm Interesse. Tausende wallfahrten nach jährlich dahin und selbst Jahrmarktfest gibt es ja weit hoch nach den auf wieder! Wenn an den Straßen befinden sich seine Kinder Wagenschmiede, früher verbunden sie einen Nachbarn an Hilfe. Hatte ein Mitbürger einen Kranken Arm oder ein kranken Auge oder einen schwere Arm, so gleich es, im Falle der Genesung Kuh, Auge oder Arm aus Silber gefertigt der Kirche zu schenken. Auch silberne Herzen und Brustbilder gab es in Menge, wenn das Gnadenbild sich den gebetenen Wunschen, die man ihm anvertraut hatte, gnädig erwies. Kinder schenkte sich dann doppelt seinen Kinder. Für eine Reihe von Wagen schien, noch Pferd vorspannen und so viel lebendige Wagen anschaffen. Unverkennbar ist der Reichthum der Wallfahrten dieser berühmten Wallfahrtskirche. Andere wagten der Tausch, was sie mit ihren Brustbildern begonnen hätten; sie schenkten sie der Kirche. Da verschlossen sich auch einen großmüthigen Geber Gewänder von Gewebe, in denen die Bilder der Kindheit zum Altar gewandert. Was viele goldschwere Gattin und vermögensgesichtete Tochter alles erzählen konnten! Jetzt ist das Brautkleid gewöhnlich zu Ungarkauf, aber diesen bedürftigen Verwendung man sich hat noch der Hochzeit den Rest gebracht. Wie den Orgien legt man die ersten Häubchen des ersten Kindes gerollen und das Ganze gibt — eine weiche und weiche Tapisserie zu einem Wiegenrand.

Während dieser Betrachtung kommen Sie, ganz unbemerkt der Idee pietätvollen Wanderbetrachtungen, der Worte der Lauretanischen Litanei heim, die an den Gnaden des Altars verbreitet sind. Sehen Sie sich aber um, da kommen in ihren bunten Monteils Israelitenjünglinge! „Gut, deine Augen sagen mir, diese Tafel ist schwarz, ich aber sage dir, sie ist weiß — brauch glaubt, daß die schwarze Farbe, die du siehst, eine Täuschung deiner Sinne ist!" Möchte doch der fromme Knabe mit den schönen Augen, der so schön nach den Armuten blickt und sich vielleicht an die seine Mutter erinnert sollt, in seiner Art solchen Lehren — ein gläubiger Christ werden!

Am Fuße des Gebirges findet sich gleichfalls ein durch seinen Obstreichthum bedeutend gewordenes Städtchen, Oberleutersdorf. Auf der Straße sahen begegnete mir eine Reihe von Frachtwagen; sie enthielten eine Lieferung von 1181 Dutzend Kinderstiefeln für Amerika!*) Das große stattliche Gebäude da ist eine Spielwarenfabrik und man möchte selbst noch ein Kind sein, um mit dem allerliebsten Inhalt der Glasschränke des Magazins sich beschäftigen zu können. Freilich — minder wichtig als die durch die maßenhafte Fabrikation der armen Umgegend, vorzüglich der jugendlichen Bevölkerung gebotene Erwerbsquelle. Tuchfabriken gab es im Städtchen schon früher.

Das flache Land zeigte vor noch nicht gar zu langer Zeit einen Landsmann am Gebirgsfuß sich erstreckenden See, welchen der Kaiser Ferdinand Lobkowitz austrocknen ließ. Die umliegenden Waldungen lieferten eine Million Bäume dazu, jetzt möchte auf dem weiten Terrain ein fettes, schlittartiges Gras, welches nicht der Ungarheit einen sehr hübschen Anblick gewährt. Der See.

*) Nach der Schlacht von Bull's Run möchte man glauben, diese Stiefeln waren nicht für die Kinder, sondern für die Alten bestimmt.

obgleich er durch sein Reichwerden vielen Schaden angerichtet haben mag, soll allein Kenntniß gehabt haben und noch jetzt kämpfen die Propheten deutlich beharrlich für die nackte Kreide — immer sprudelt noch Wasser aus der Quelle hervor und überschwemmt die nach dem Schlosse führende Straße.

Es wechseln Schlösser und Hütten, Reizige Gebirgsbäder und herrliche Obstplagen. Nach den Früchten pflegt man jetzt in Böhmen. Früher konnte man die Böhmen wol im Verdachte haben, den Früchten zu übergroße Sorgfalt deshalb zugewendet zu haben, weil sie nicht traubsichtig waren.

Im elbeabgewandten Kreise findet man viel Porzellanfabriken, aus denen wirklich hübsche Gegenstände hervorgehen. Die Industrie und ihre Erfolge geben Gelegenheit. Es erzählte uns der Sohn eines Fabrikherrn, daß er in England gewesen, um an den Gehalt der englischen Arbeiter mit dem der deutschen zu vergleichen.

Vom Schlosse zu Tyrs liegen wir hinüber zu der Koppe, sagenreichen, vielgethürmten Hauptstadt des Landes. Wie kennt man ein freieres Auge über Böhmen hinwegglitten lassen als von der Prämonstratenserabtei des Hradschin! Hier ist schon der schönste Wunsch, herrlichen zu frommen, begreiflich. Wer möchte sich nicht gern mit seiner Kraft schmücken, in schönes, gesegnetes Land! Nicht um sich niederzuhalten, auszubeuten, sondern um sich zu beglücken! Wie zeigend betrachtet sich ein Sonnenuntergang hier oben! Hier ihren Anfang zu sehen, was wir leider noch nicht vermag! Ja, hier möchte man dem Parteigeist gürnen, der jetzt Böhmen zerreißt! Hier möchte man die Hände der Deutschen und Slawen aufeinander legen mit Huldung und — Dankbarkeit lehren! Dankbarkeit — denn was wäre euer Wachsthum ohne die Kraft, die Bildung, die es dem Deutschthum verdankt! Aber das Geläute der Abendglocken dringt drunten — tief — melancholisch — geheimnißvoll wie mahnende Stimmen der Vorzeit. Ja was allem werden sie in Zukunft ihren metallenen Ruf noch ertönen lassen!

Gounod's „Faust".

Immerhin muß man an dieser Oper, die wir am Dresdener Hoftheater unter dem Titel „Margarethe" hören, eine dem deutschen Genius dargebrachte Huldigung anerkennen. Die Herren Barbier und Carré, Verfasser des Textes, sind der Goethe'schen Dichtung gegenüber mit seltener Zurückhaltung verfahren und schonten fast den Eindruck der Langeweile nicht. Die üblichen Verzerrungen deutscher Märchenanschauungen fehlen auch hier nicht, doch kennt in der That ein deutscher Gemüthsmensch, der sich den Faust als Libretto gurechtmacht, kaum schonender verfahren sein.

Die Musik ist Programmmusik. Sie illustrirt den Text mit jenem Reichthum von Klangbelieblichkeiten, die nach den Anforderungen der Symphonie und Melodik bekanntlich Armuth verrathen.

Briefwechsel.

— ... in Berlin. Sehr verbunden für Ihre Anfrage, aus welcher sie mehr zum Abdruck in unserer eigenen Zeitschrift passen. Unser Recht ist allerdings kein schwankendes und charakterloses Heft, wie Ihre Zeitungen wissen wollen, sondern das absolute Gegentheil. Wenn Sie Recht hätten, wenn es nicht, trotz schwankender Journale, existirend wäre? Ihr sehr ergebener, Robert Prutz will sich gleich anfangs auf den Boden der reinen und klaren auf dem Schlachtfeld verschmähenden Wahrheit zurück, weil ihm seine Gegner zu Feinde machen. Ihre wenden sich Recht, während ihm frei Feder, als Chefs des Verfassungs seiner Glaubensgenossen zu vergeben. Selbst sich die stolze Bildungsschicht der Gesellschaft für die gewaltsamen Sachen der Glaubensfreiheit meine treue Theilnahme aus dieser Gegenstand dieses Ueberzeugungsorgan wenigstens, bildeten wir, entsprechend in seiner geschichtlichen Bedeutung, entschieden in einem Gewandt, dessen Organisation auch nach früherem Jahren ausgedehnt geblieben ist. Somit sich seinem Gemüth und Muth empfehle. „Das Wissen weiter Kreise ist die Familie." Nur Gesellung findet die Wahrheit zu Recht's Wirksamkeit in seiner „Bildungsschule". Die Schule, die Kirche und sich selbst, in einer Ehe. Die Einklagen einer gefundenen Heilt bessern seine Kraft, der Gegenstand seines Wirkens das deutsche Verschlingung, sein unterlassenes Thatsachen sich der Anerkennung der Wahrheit zu suchen, die der Kirche in den Wissen Augen seiner Mutter, im geschichtlichen Rath seiner Brüder, in der Hingebung und dem Schmerz seiner Väter, in der ersten Duldung der Schwangerschaft, Frau in allem Leid, was ihr — schwach wurde seinem Wissen auf die Hoffe einen allgemeinen Wirkungskreis, seine Gewalt auf die Hoffe seiner allgemeinen wurde. Seine Gewalt bei, sie in der Geschichte der Menschheitskämpfe und Ueberzeugungen die Kampfesgenossen Heinrich entgegenen Recht vertreten. Sind sie Repräsentanten Bildung, Wahrheit, Freiheit, der höheren Güter und der Kirche Heil's seine Wege einmalen, sondern beleuchten, begeistern, was höchster Ueberzeugung gemäßigen Inhaltes, so haben Heil den Sieg gesichert haben. F. J. in L., und der Anfang einer Ehe ist ein Akte und der Verantwortlichkeit Gewissen Ernstes ab. Manchen Ernste möchte vielmehr Wirkung verschwinden, die durch die tragische Mode erstreckt wird. Und die angeborenen Kräfte dann, wie sich die Verhältnisse ändern und die Pflichten treten und Zustand, nach bewährten Sitte der Unterordnung des Weibes unter ein gemeinsames gerecht Volksgericht von Volksschicksal, das sie gegen Ihren gelitten machte, streife auch christliche Ihrem Vater zu gefallen verfehlt, in dunkelsten Ehe abgelöst und Ihrer seinen Wirkens gemeinsam und folgt in Brod mir sich nicht ab sehen, macht sie zum Helden der Tragödie der Entsagung. Dem Ihr kann man sich nur diese Wirkung hinterlassen. Das Martyrerthum einer überlegenen Ausdauerung der Pflicht wirkt mehr stehen und werde Prinzipien, als wer allen, wer auf seinem Recht von Entsagung spricht. Gentlemen! Pflicht nennen einmal Gnaden in der Welt! Ueberzeugungstreue großen Sinn des Pflichten, die nicht die Pflicht einer Staatsverfassungs-Verletzung sind. Die tragische Verletzung eines Martyrer des Jugendmuths, über den Glaubensgegen für das Prinzip der Familie, über den Glaubensgegen für die Ueberschätzung des Herzens und der Liebe in den Augen des Gesetzes und der Pflicht wird in dem Schlußgesange zu Gilbo's auferstehen, daß das große Prinzip Heinrich in der Geschichte nicht zu sein scheine, was wir an Wahrheit auffinden, sondern wie wir es auffassen. In diesem Wie seiner Ueberzeugung hat Recht seinen Unterschied gelegt. Goethe schafft es und, wenn eine einzige der Anklagen, die Recht gegen sich selbst erhebt, vom Jahrhundert anerkannt und unterschrieben werden wollte! Wir vermissen auf eine schon einmal in diesen Blättern gerügte Ursache der Fehlgriffe. Recht wäre ein „schwacher und haltloser" Charakter, in dem Aufsatze „Die Kritik und die Pflege", N. F. Bd. I. S. 81!

— Herrn V. A. in Pest. Ihre eingesandten Proben werden erscheinen, ob sich nähere Verbindung wünschenswerth.

— Herrn V. J. in Brandenburg. „Gretel" wird nächstens „Margarethe" empfohlen sich nicht.

— Hr. in A. Gedacht sogar möglich.

(Ausgegeben am 12. September 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 38.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Stiefmutter. Novellistische Episode von M. D. Schwarz. II. — Tagebuch aus Neapel. (Fortsetzung.) Von Frederike Bremer. — Shakespeare bei Neapel. I. Georg Washington. Von Karl Frenzel. — Das deutsche Musikfest auf der Bühne. — Neue Romane und Novellen. XXII. — Spruch von Karl Müller. — **Neues aus der Welt.**

Die Stiefmutter.

Novellistische Episode von M. D. Schwarz.

II.

Im Pavillon stand Graf Hermann und schaute mit ungeduldigen Blicken durch die geöffnete Glasthür hinaus und lauschte in der stillen Nacht, ob sich nicht Tritte vernehmen ließen.

Plötzlich hörte er deren. Sie waren rasch und leicht.

Am Ende der Allee ward eine Frauengestalt sichtbar, welche eher lief als ging.

Als sie näher kam, rief Hermann ihr entgegen:

„Geliebte Selma, du hast mich sehr lange warten lassen! Ich —"

Hermann schwieg, denn die Angeredete hatte den Shawl, in welchen sie sich gehüllt, zurückgeworfen und Elin stand vor dem Grafen.

„Sie haben nicht erwartet, mich zu sehen", sagte das junge Mädchen in hastigem, unsicherm Tone, „aber die Person, die Sie zu treffen hofften, kommt nicht. Haben Sie daher die Güte, mir einen Augenblick zu schenken."

Elin war, während sie dies sagte, in den Pavillon getreten. Sie keuchte nach Athem und sank in einen Sessel. Man sah ihr an, daß sie aufgeregt war.

Hermann war ihrem Beispiel gefolgt und hatte sich ebenfalls gesetzt.

„Der Schritt, den ich jetzt gethan habe", hob Elin nach einer Pause wieder an, „kann unrichtig und unziemlich erscheinen, aber ich bin der Stimme meines Herzens gefolgt und der Instinct sagte mir, daß ich nicht vergebens an Ihre Ehre appellire werde."

Elin schwieg. Sie war in Verlegenheit, wie sie ihre Gedanken in Worte kleiden sollte.

Der Graf wartete einige Minuten und als Elin immer noch schwieg, sagte er:

„Ich bitte Sie, vollkommen überzeugt zu sein, daß noch nie jemand vergebens an mein Ehrgefühl appellirt hat."

„Ich freue mich dies zu hören und werde mich dann darauf beschränken, Sie zu bitten, schon heute Abend von hier abzureisen."

„Aber aus welchem Grunde? — Gestatten Sie, daß ich wenigstens diesen erfahre."

„Und das fragen Sie mich, die Tochter des Mannes, den Sie hintergehen, während Sie seine Gastfreundschaft genießen? Oder könnten Sie auch nur einen Augenblick lang glauben, daß ich im Einverständniß mit der Person wäre, welche meinen Vater täuscht?

„Sie sind etwas scharf in Ihren Ausdrücken."

„Scharf? O, was ist das gegen das Un-

glück, welches Sie im Begriff stehen, über unsern Häuptern heraufzubeschwören? Was kommt darauf an, wie ich mich ausdrücke, wenn es mir nur gelingt, Ihnen zu beweisen, daß Sie fort müssen, daß Sie handeln wie ein Mann ohne Herz und Ehre, wenn Sie noch länger hier bleiben oder ein Verhältniß fortsetzen, welches Sie selbst erniedrigt und eine ganze Familie in Kummer und Elend stürzt. Wäre Ihnen vollkommen klar, ein wie großes Unrecht Sie im Begriff stehen zu begehen, so würden Sie darüber schaudern."

„Ich weiß durchaus nicht, was Sie mit diesen Hindeutungen sagen wollen."

„Graf Romarhjerta, mein Vater liebt meine Stiefmutter, er vergöttert sie, er betet sie an. Er ist eifersüchtig und würde unversöhnlich sein, wenn er wüßte, was ich weiß. Ich meinerseits habe auf Erden niemals mehr als einen Menschen geliebt und dieser ist mein Vater. Für ihn und für sein Glück bin ich bereit, Leben und Blut zu opfern. Wohlan, er selbst hat mir gesagt, daß er an dem Tage, wo er finden würde, daß man ihn hinterginge, sowol sich als den, welcher die Ursache davon wäre, ums Leben bringen würde. Werden Sie auch nun noch bleiben und um Ihrer Leidenschaft willen zwei Menschenleben aufs Spiel setzen?"

„Nein, ich werde noch in dieser Nacht abreisen."

„Ich danke Ihnen! Aber Sie müssen mir auch schwören, sich meiner Stiefmutter niemals wieder zu nähern, sondern zu thun als ob sie gestorben wäre."

„Begnügen Sie sich damit, daß ich mich entferne und begehren Sie nicht mehr."

„Nein, Sie dürfen nicht fortfahren, meinem Vater um die Zärtlichkeit seiner Gattin zu bestehlen, Sie dürfen nicht durch einen Briefwechsel ihre Liebe zu Ihnen nähren, denn dann wäre mein Vater für immer unglücklich. Bedenken Sie, wie übel Sie schon gehandelt haben, wie unrecht es ist, das Herz einer verheiratheten Frau zu bethören und handeln Sie ein einziges mal als Mann von Ehre. Die Zukunft und die Ruhe meines Vaters ist es, wofür ich bitte; ach, Sie werden meiner Bitte nicht Ihr Ohr verschließen."

In Elin's Ton und Worten lag etwas gleichzeitig Einfaches und doch zum Herzen Gehendes, was Hermann rührte.

Er ergriff ihre Hand und sagte:

„Sie sollen mich nicht vergebens gebeten haben. Ich werde mich Ihrer Stiefmutter niemals wieder nähern, sondern zu vergessen suchen, daß sie existirt. Sind Sie nun zufrieden?"

„Ja. Und nicht wahr, das, was geschehen, ist auch todt und wird niemals über Ihre Lippen kommen? Sie werden niemals aus Leichtsinn oder aus irgendeinem andern Beweggrunde ihre Schwächen verraten?"

„Nein, bei Gott und bei meiner Ehre, das werde ich niemals!"

Der Graf führte, indem er dies sagte, Elin's Hand an seine Lippen.

„Entschuldigen Sie, Herr Graf", sagte eine barsche Stimme hinter Hermann, während zugleich eine schwere Hand sich auf seine Schulter legte, „entschuldigen Sie, wenn ich das zärtliche Zwiegespräch störe. Wir Seeleute sehen es aber nicht gern, daß unsere Frauen Ehre und Sittlichkeit an solche Gecken wie Sie verschwenden und wir haben auch unsere Begriffe von Ehre, so gut wie Sie. Sagen Sie mir daher, wie zum Teufel haben Sie es wagen können, mich auf diese Weise zu beleidigen?"

Bei den ersten Worten des Kapitäns waren sowol der Graf als auch Elin unwillkürlich aufgestanden. Beide waren todtenbleich.

„Herr Kapitän, ich versichere Ihnen, daß mein Zusammentreffen mit Fräulein Elin hier ein rein zufälliges ist."

„Wirklich? An wen ist dann dieser Brief gerichtet? Wenn er es nicht an Elin ist, so müßte er unbedingt für meine Frau bestimmt sein und dann wäre der Schimpf noch größer. Vielleicht erkennen Sie bei der Dunkelheit nicht, wer diese schändlichen Zeilen geschrieben hat. Wenn dem so ist, so will ich Ihnen Licht verschaffen."

Der Kapitän zündete sofort einen der Armleuchter an und zeigte dann dem Grafen ein auf rosenfarbenes Papier geschriebenes Billet.

„Können Sie mir vielleicht nun sagen, wer der Verfasser dieses schändlichen Geschreibsels ist? Sie kennen ihn wol nicht? Und Sie wissen auch wol nicht, an wen es gerichtet ist, da keine Adresse darauf steht? Ich aber kenne die Hand und auch den Namen, der darunter steht. Hier im Hause gibt es nicht mehr als zwei Damen, meine Frau und meine Tochter, folglich muß der Brief einer von ihnen gelten. Wohlan, welche von beiden ist es?"

Hermann warf einen flüchtigen Blick auf den Brief.

„Die Schrift ist die meinige und der Brief

ist von meiner Hand", sagte er in beinahe nachlässigem Tone.

„So! also das gestehen Sie?"

„Meine Namensunterschrift verleugne ich niemals" antwortete Hermann stolz und kalt.

„Und daran thun Sie vollkommen recht. Aber an wen haben Sie alle diese zärtlichen Worte geschrieben? Wer in meinem Hause ist dadurch beschimpft worden?"

„Wer den Brief empfangen hat, ist auch die rechte Person, um die Frage zu beantworten. Ich thue es nicht."

„Nicht!" rief der Kapitän und trat einen Schritt näher.

„Nein, denn es ist nicht meine Ehre, sondern die einer andern Person, welche ich dadurch bloßstelle und als ehrlicher Mann werde ich niemals so erbärmlich handeln."

„Aber ein so ehrlicher Mann Sie auch zu sein glauben, so lassen Sie sich dadurch doch nicht abhalten, die gemeine Rolle eines Verführers zu spielen. Sie scheinen zu vergessen, daß Sie mich auf jeden Fall beleidigt haben, entweder als Vater oder als Gatte. Antworten Sie mir daher: Wen haben Sie beschimpft?"

Es folgte eine Todtenstille, welche mehrere Secunden dauerte. In der Brust des Grafen tobte unverkennbar ein harter Kampf. Endlich antwortete er:

„Herr Kapitän, verlangen Sie nicht, daß ich, der eigentlich Schuldige, mein Vergehen noch dadurch erschwere, daß ich auch noch den Angeber spiele. Es wäre dies ja eine jedes Mannes unwürdige That. Ich bin bereit, Ihnen jede Genugthuung zu geben, die Sie wünschen — dies ist aber alles, was ich thun kann."

„Und worin soll diese Genugthuung bestehen? — Nachdem Sie meine Frau oder Tochter verführt, würden Sie Ihr Verbrechen wol dadurch gut machen wollen, daß Sie entweder mich ums Leben brächten oder mich zu Ihrem Mörder machten und das nennen Sie eine Genugthuung, die eines Mannes von Ehre würdig ist?"

Der Kapitän schlug ein höhnisches Gelächter auf.

„Ich für meinen Theil", fuhr er dann fort, „verlange, daß die Unschuldige freigesprochen, die Schuldige dagegen entlarvt werde."

„Mein Vater, ich bin die Schuldige", stammelte Elin, um diesem peinlichen Auftritt, dessen Lösung sie fürchtete, ein Ende zu machen.

„Also sie ist es?" sagte der Kapitän zu dem Grafen gewendet, während er die geballte Faust auf den neben ihm stehenden Tisch legte.

„Bedarf es wol meines Zeugnisses, da Fräulein Elin es selbst zugesteht?" fragte der Graf, welcher klarer als Elin einsah, was nun folgen würde.

„Ja, es ist nöthig, daß Sie gestehen, daß Sie der Verführer dieses Mädchens sind, damit Sie ihr sodann die einzige Genugthuung gewähren, die sie erhalten kann, nachdem sie eine heimliche nächtliche Zusammenkunft mit Ihnen gehabt hat."

„Worin soll diese Genugthuung bestehen?" fragte Hermann mit funkelnden Augen, denn er konnte kaum glauben, daß dieser Mann, der ehemalige Schutenführer für das Hüttenwerk seines Vaters, der Bruder der kaum eine Meile entfernt wohnenden Hammerschmiedsfrauen, die Kühnheit haben könne, zu verlangen, daß er, der einzige Sohn des Grafen Romarhjerta, seine Tochter heirathen solle.

„Mein lieber Hermann", antwortete eine schöne wohlklingende Stimme hinter dem Kapitän, „wenn man sich herabläßt, die Tochter eines ehrlichen Mannes zu verführen, so hat man blos ein Mittel seinen Fehler wieder gut zu machen, nämlich das, ihr seinen Namen zu schenken. Dies ist ein Schritt, den die Ehre gebietet und welchem mein Sohn sich weder entziehen darf noch wird. Hast du mich verstanden?" setzte der alte Graf — denn dieser war es — in befehlendem Tone hinzu.

„Ja, mein Vater" antwortete Hermann, indem er seinem Stolze Schweigen gebot.

„Ich aber werde dieses Opfer, welches Graf Hermann bringen will, nicht annehmen und kann es nicht annehmen", sagte Elin mit Würde. „Wir können kein Ehepaar werden."

„Du weigerst dich also, die Frau des Grafen zu werden?" fragte der Kapitän.

„Ja, ganz entschieden."

„Du willst mit deiner Schande beladen fortleben?"

„Lieber so als in einer unglücklichen Ehe."

Der Kapitän legte seine beiden Hände auf die Schultern seiner Tochter und sagte in düsterm Tone:

„Wenn du dich ferner noch weigerst, die einzige Genugthuung anzunehmen, welche es für dich gibt, dann weiß ich auch, daß du gelogen hast, Unglückliche, und daß du nicht die Schul-

dige bist! Verschmähst du das elende Geschenk, deine Schande hinter dem gräflichen Namen zu verbergen, so muß ich für meine und deine gekränkte Ehre eine andere Genugthuung suchen."

„Vater, ich bin erst siebzehn Jahre alt und du verurtheilst mich zu lebenslänglichem Unglück, um den Fehltritt eines Augenblicks zu büßen!" rief Elin fast verzweiflungsvoll.

„Nennst du das den Fehltritt eines Augenblicks?" rief der Vater und zeigte auf den Brief. „Nein, dies ist eine so tiefe Erniedrigung, daß sie nicht versöhnt, sondern nur verschleiert werden kann. Siehst du nicht ein, daß es dein Vater ist, den du so tödlich und unverzeihlich beleidigt hast?"

In Elin's ganzer Haltung lag der Ausdruck der Verzweiflung. Sie schwieg und athmete schwer.

„Nun, mein Herr", fuhr der Kapitän zu dem jungen Grafen gewendet fort, „sind Sie bereit, dieses Mädchen hier zu Ihrer Frau zu nehmen?"

Hermann schwieg, der alte Graf aber antwortete:

„Nun, Hermann, soll dein Vater auch zum zweiten mal an deiner Statt antworten, daß bisjetzt noch kein Graf Romarhjerta unterlassen hat, als Mann von Ehre zu handeln?"

„Mein Vater braucht mich nicht an meine Pflicht zu erinnern. Ich bin bereit, mich in jeder Beziehung in die Forderungen des Kapitäns zu fügen."

„Gut, dann soll nächsten Sonntag das Aufgebot geschehen und drei Wochen später ist die Trauung", sagte der Kapitän und wendete sich dann zu seiner Tochter mit den Worten: „Du kannst in meinem Hause bleiben, bis du zu deinem Manne ziehst; mein Kind aber hast du aufgehört von dem Augenblick an zu sein, wo du vergaßest, was Sittlichkeit und Ehre von einem Mädchen verlangen. Sie, mein Herr, sollen das mütterliche Vermögen Ihrer Frau ehrlich herausbekommen, aber rechnen Sie niemals darauf, nach meinem Tode noch etwas zu erhalten. Ihr väterliches Erbtheil hat sie verwirkt, als sie Schande über *ihren* Vater brachte, deshalb verstoße ich sie!"

Nachdem der Kapitän dies gesagt, verließ er den Pavillon.

Elin stand unbeweglich in der Mitte. Der helle Schein des Armleuchters fiel auf ihr marmorweißes Antlitz, welches vor Schmerz erstarrt zu sein schien und man würde sie für eine Bildsäule gehalten haben, wenn nicht das unruhige Arbeiten der Brust verrathen hätte, daß sie lebte.

Der alte Graf ging auf sie zu, indem er mit herablassender Freundlichkeit sagte:

„Betrüben Sie sich nicht, mein Kind. Ich werde Ihren Vater freundlicher gegen Sie zu stimmen suchen und alles wird wieder gut werden."

„Gut!" wiederholte Elin und schaute den Grafen an. „Nein, es wird niemals, niemals wieder gut."

Dann verhüllte sie das Gesicht mit den Händen und murmelte:

„O, mein Vater, mein Vater, welch ein entsetzliches Schicksal ist das deiner Tochter!"

„Dieses Schicksal haben Sie sich selbst geschaffen", sagte Hermann bitter.

Bei dem Ton seiner Stimme schaute Elin empor und heftete auf ihn einen Blick, der ihn zwang, die Augen niederzuschlagen.

„Wir müssen Elin allein lassen, damit sie sich beruhige. Morgen, mein Kind, wollen wir weiter miteinander sprechen."

Mit diesen Worten faßte der alte Graf seinen Sohn beim Arme und sie verließen den Pavillon.

Als Elin sich allein sah, ließ sie ihren Blick rings um sich herschweifen, wie um ein einziges Wesen zu suchen, welches ihren Schmerz theilen könnte; ihre Augen fielen aber nur auf den Brief, der noch auf dem Tische lag — den Brief, der eine so verhängnißvolle Einwirkung auf ihr Leben geäußert hatte.

Mit einer beinahe krampfhaften Bewegung ergriff sie ihn und, ohne einen Blick auf den Inhalt zu werfen, hob sie ihn bis über das Licht.

Erst als die Flamme ihn gänzlich verzehrt hatte, machte sich Elin's beklommene Brust durch einen tiefen Seufzer Luft.

Sie sank auf die Knie nieder, um zu beten. Sie betete aus der Tiefe ihres schwerbeladenen Herzens.

Wir verlassen sie, um die Unterredung zu belauschen, welche der alte Graf Romarhjerta mit seinem Sohne hatte, als sie hinauf auf ihr Zimmer kamen.

Schweigend hatten Vater und Sohn den Weg vom Pavillon nach dem Theile des Hauses, in welchen sie einlogirt waren, zurückgelegt; als aber Hermann die Thür hinter ihnen verschlossen hatte, rief er:

Anna.

Wann wird die Feſſel ſpringen!

Einſiedel.

Nur noch einige Tage laßt Eure Liebe verſchleiert. Flemming iſt dein Vormund, Anna! Auf unſern Gütern liegt ſeine mächtige Hand. In einigen Tagen muß wegen ihrer der Prozeß entſchieden ſein. Ohne Flemming gewinnen wir ihn nicht. Nur noch einige Tage bleib' Eure Liebe ein Geheimniß. Man kommt. Trennt Euch! Wenn man Euch geſehen hätte! (Zieht Annen zurück.)

Patkul (nach links tretend).

O nur dieſer eine Sonnenblick! — Die Churfürſtin!

Fünfte Scene.

Die Churfürſtin mit ihren Hofdamen. (unter ihnen) Anna v. Einſiedel. Patkul. Imhof. Pfingſten.

Churfürſtin.

Auch nicht einen Tag, Herr von Patkul, bleiben Sie?

Patkul (ſich ſammelnd).

Nicht eine Stunde, Churfürſtliche Gnaden! Dresden harrt unſerer Rückkunft. (Zu Imhof.) Wir machen den Weg zuſammen?

„Aber, Vater, was soll das alles heißen? Soll ich wirklich die Tochter des Schiffers Martenson heirathen? Kannst du das wirklich wollen, Vater?"

„Weißt du ein anderes Mittel, um mit Ehren aus der Sache zu kommen?" fragte der Graf ruhig und warf sich auf das Sofa.

„Ich habe dieses Mädchen niemals geliebt; ich habe ihr niemals ein einziges Wort von Liebe gesagt. Sie ist mir eine ganz gleichgültige Person und an dem, was man ihr zur Last legt, vollkommen unschuldig."

„Sie hat sich selbst schuldig erklärt, nicht wahr?" fragte der alte Graf, indem er seinen Sohn mit einem eigenthümlichen scharfen Blick betrachtete.

„Allerdings hat sie das, aber blos aus Großmuth, um —"

Hermann stockte.

„Um ihre Stiefmutter zu retten", ergänzte der alte Graf. „Ja, ich dachte mir es wol."

„Ich habe Frau Martenson nicht genannt, Vater!"

„O nein, das hast du allerdings nicht, aber sie hat dich genannt! Doch davon ist jetzt nicht die Rede, sondern wie du, ein Edelmann, ein Mann von Ehre, dich aus einer Sache ziehen willst, in welcher dein Leichtsinn einer Unschuldigen ihre Ehre gekostet hat. Nenne mir einen Weg außer dem, den ich vorgeschlagen habe!"

Hermann schwieg.

Der Graf hob wieder an:

„Du hast doch keinen Augenblick lang den niedrigen Gedanken hegen können, das edelmüthige junge Mädchen für das, was du und eine andere verbrochen, allein leiden und sie mit einem unverdienten und unvertilgbaren Flecken auf ihrem guten Rufe im Stiche zu lassen?"

Der Graf sprach ruhig, aber streng.

Hermann schwieg noch immer.

„Nimm einmal den Fall an, daß nicht das junge Mädchen, sondern ihre Stiefmutter sich in dem Pavillon eingefunden hätte und hier von ihrem Manne überrascht worden wäre! Was wäre wol die Folge gewesen? Jedenfalls ein gemeiner Skandal, ja vielleicht etwas noch Schlimmeres, wobei Graf Hermann Romarhjerta eine nicht eben ehrenvolle Rolle gespielt haben würde. Was hat aber Elin gethan? — Sie hat sich und noch eine zweite Person gerettet und sich selbst geopfert. Deine Pflicht verlangt daher, durch ein ehelisches Bündniß sie für den Edelmuth zu belohnen, den sie bewiesen hat."

„Du vergißest den Abstand zwischen uns, Vater!"

„Hermann, bist du so wenig mit deiner Zeit fortgeschritten, oder vielmehr, daß du sie so vollkommen mißverstanden, daß du glaubst, ein Edelmann bedeute mehr als ein anderer Mensch? Die Zeit ist vorbei, wo seine angeborenen Vorzüge ihn berechtigten, gegen den Bürgerstand jede beliebige Ueberheit oder Schlechtigkeit zu begehen! Jetzt, mein lieber Hermann, gibt es blos einen Abstand zwischen den Menschen und dieser ist der höhere oder niedrigere moralische Standpunkt, den sie einnehmen. Dies ist der Geist, den die Freiheit und Civilisation in die menschliche Gesellschaft eingeführt hat. Du wirst vielleicht einwenden, daß diese Ansichten nicht die meinigen sind oder daß sie nicht mit den Lehren übereinstimmen, welche du von mir gehört hast, als ich dir einen klaren Begriff von dem zu geben suchte, was die Ehre einem Edelmann vor jedem andern Menschen zur Pflicht macht. Ich hege auch jetzt noch, wie stets, einen hohen Begriff von dem Adel als einer durch Bildung veredelten Klasse und ich werde stets mit Stolz eingedenk sein, daß ich einer der ältesten Familien in Schweden angehöre. Andererseits aber habe ich auch eine hohe Achtung vor den Pflichten, welche der Adelstand seinen Vertretern auflegt, und in meinem Herzen trage ich von jeher den Wahlspruch des französischen Adels: «Noblesse oblige.» Demzufolge habe ich es als ein unabweisbares Gesetz betrachtet, daß jedes Mitglied in meiner Familie sich zum Sklaven aller Forderungen der Ehre mache. Mädchen zu verlassen, den Familienfrieden zu stören, die Heiligkeit der Ehe zu verletzen sind Handlungen, von welchen ich niemals gewünscht hätte, daß man sie einem Romarhjerta zum Vorwurf machen könnte. Du hast, von deiner Leidenschaft verleitet, eine dergleichen ehrlose That begangen. Nur dem Edelmuth eines Mädchens hast du es zu danken, daß du ungestraft davongekommen bist, und doch zögerst du, diesem Mädchen den Namen zu schenken, den du gleichwol auf keine Weise Ehre machst? Kurzum, mein Sohn, du verleugnest das alte Blut der Romarhjerta ganz und gar!"

Der alte Graf erhob sich und legte, indem er seine Hand auf die Schulter des Sohnes legte, hinzu:

„Auch ich bin schwach gewesen, auch ich habe

Thorheiten begangen! Ich habe den Luxus und eine kostspielige Lebensweise geliebt und einen großen Theil von meinem Vermögen verschwendet. Niemals aber habe ich mich in meinem Leichtsinn einer Schwäche schuldig gemacht, welche einen Schatten auf meine Ehre und mein Gewissen hätte werfen können, und ich hoffe, daß mein Sohn seinen Vater nicht zwingen wird, über ihn zu erröthen!"

„Es ist also dein bestimmter Wille, Vater, daß ich Elin Martenson heirathe?"

„Mein Wille?" entgegnete der alte Graf und sah seinen Sohn mit einem stolzen Blicke an. „Du bist mündig und stehst sonach außerhalb meines Willens, aber ich hätte geglaubt, daß Graf Hermann Romarhjerta's eigene Ehre ihm gebieten würde, dies zu thun. Bedarf es erst meines Willens, um dich zu bewegen, als ehrlicher Mann zu handeln, so müßte ich erklären, daß du nicht mein Sohn bist. Ich stelle nun dein weiteres Thun und Lassen deiner eigenen Ehre anheim."

Nachdem der alte Graf dies gesagt, ging er in sein Schlafzimmer und klingelte seinem Diener.

Hermann ging einigemal im Zimmer auf und ab und murmelte unzusammenhängende Worte.

Als der alte Graf am nächstfolgenden Morgen erwachte, überreichte ihm der Diener ein Billet von seinem Sohn.

Es enthielt folgende Worte.

„Mein Vater! Ich gehe, um uns alle Unannehmlichkeiten eines Zusammentreffens zu ersparen. Ich bitte Dich, gemeinschaftlich mit dem Kapitän das Aufgebot für mich und Elin zu bestellen. Ich selbst werde mich in Ljungskoro wieder an dem Tage einfinden, wo der Priester den Sprößling der Familie Romarhjerta mit der Tochter des Schiffers Martenson vermählt. Da ich ihr einen so edeln Namen schenke, so glaube ich in jeder Beziehung einen Schimpf gut gemacht zu haben, den sie sich beigelegt, aber niemals erlitten. Dies ist aber auch alles, was ich ihr geben kann.

„Ich reise jetzt nach der Hauptstadt und erwarte dort Deine Ankunft, um mit Dir dann gemeinschaftlich weiter nach Kungsborg zu reisen und meiner Mutter und Schwester die Wahl zu erzählen, welche ich getroffen habe. Dein

gehorsamer Sohn
Hermann."

Der Graf knitterte den Brief nachdenklich zusammen und murmelte:

„Stolzer Wahnwitziger, der du großest, einmal ein wirklich edler und ehrlicher Mann sein zu müssen!"

Drei Wochen später sollten Hermann und Elin vermählt werden.

Nur einige wenige Gäste waren eingeladen und unter diesen die beiden Schwestern des Kapitäns mit ihren Ehemännern, ebenso wie einige weitläufige Verwandte der Grafen Romarhjerta, welche Nachbarn des Kapitäns waren.

Es war, als ob der Kapitän durch seine Angehörigen die adeligen Verwandten des Bräutigams hätte demüthigen wollen.

Während des Vormittags langte der alte Graf an, die Gräfin aber kam nicht mit.

„Mein Sohn kommt um halb sechs Uhr", sagte der Graf, „und die Trauung soll ja um sechs vollzogen werden. Meine Frau ist durch Unpäßlichkeit verhindert, der feierlichen Handlung beizuwohnen."

Punkt halb sechs Uhr fuhr ein leichter Reisewagen vor und aus demselben stieg Graf Hermann mit hoch emporgerichtetem Haupte und einem kalten, stolzen Ausdruck in seinem Antlitz.

Nachdem er die Reisekleider gegen schwarze vertauscht, wurde er in den Salon eingeführt. Eine Viertelstunde später hatte der Priester ihn und Elin für das ganze Leben vereinigt.

Elin war während des Trauungsactes sehr aufgeregt und als der Priester den Segen sprach, stahl sich aus den thränenfeuchten Augen ein schüchterner Blick auf den Mann, der nun im Leben ihr alles sein sollte.

Er aber stand kalt und gefühllos neben ihr, das schöne Haupt stolz emporrichtend und ohne einen Blick auf sie zu werfen, welche zitternd in seinem Antlitz eine einzige Spur von Theilnahme oder Rührung suchte.

Der erste, welcher vortrat, um den Neuvermählten Glück zu wünschen, war der alte Graf. Seine Umarmung war väterlich herzlich und in gerührtem Tone sagte er:

„Gott segne dich, meine Tochter!"

Zu dem Sohne sagte er nichts, sondern drückte ihm beinahe kalt die Hand.

Der Kapitän dagegen umarmte seine Tochter, weil es der Gebrauch verlangte, ohne daß ein einziges Wort der Liebe oder des Wohlwollens über die strengen Lippen kam, obschon Elin's Augen beinahe mit dem Ausdruck der Verzweiflung darum baten.

Selma war so bleich, daß sie dem bösen Gewissen glich, als sie die Stieftochter und den Schwiegersohn umarmte, der mit bittrem, stolzem Ausdruck sie betrachtete.

Hierauf trank man die Gesundheit der Neuvermählten. Wenige Augenblicke danach verließ Hermann das Zimmer.

Elin sprach mit der Oberstin D—, einer Verwandten Hermann's, während ihr Blick wie angewurzelt auf einem leichten Reisewagen haftete, der unten in der Allee hielt.

Einige Minuten nachdem Hermann verschwunden war, sah sie ihn mit eiligen Schritten sich dem Wagen nähern, dessen Thür der Diener öffnete. Im nächsten Augenblick knallte die Peitsche und der Wagen, in welchen Graf Hermann gestiegen war, rollte fort.

Elin war unwillkürlich vom Sofa aufgesprungen und an das Fenster geeilt, um sich von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was sie sah. Als der Wagen auf die Landstraße hinüberlenkte und der Schimpf, den Hermann durch seine Abreise ihr zufügte, ihr klar wurde, sank sie besinnungslos am Fenster nieder, gerade als wie ein Brausen die Worte an ihr Ohr schlugen:

„Was soll das heißen? Ich glaube gar, der Bräutigam verläßt seine Braut!"

Dieser Ausruf kam von der Oberstin, welche ebenfalls die Augen auf den Wagen gerichtet hatte.*)

Tagebuch aus Neapel.

Von Frederike Bremer.

(Fortsetzung.)

Am 21 September.

Als ich den Wunsch aussprach, einige öffentliche Anstalten von Neapel zu besuchen, sagte man mir, daß ich mich an den Minister der Polizei und des Innern Bianchini wenden müßte, um die dazu erforderliche Erlaubniß zu erhalten. Der schweizerische Bankier M**, an welchen ich Empfehlungsbriefe von Mr. Delarue in Genua empfangen und von dem ich bereits viele Beweise von Freundlichkeit genossen hatte, war so gütig gewesen, dem genannten Minister meinen Wunsch vorzutragen, und letzterer hatte darauf erwidert, daß er mich persönlich kennen zu lernen wünsche. Da ich in Neapel Bianchini als den einzigen freisinnigen und dem Fortschritt huldigenden Mann unter dem gegenwärtigen Ministerium nennen gehört hatte, so war es mir sehr lieb, sowol ihn persönlich als auch sein großes national-ökonomisches Werk „Del ben vivere sociale" kennen zu lernen, von welchem letztern man rühmt, daß es viel Gutes enthalten soll.

Mr. M** brachte mich in seinem Wagen zum Minister; es war noch sehr zeitig am Tage. In einem großen Vorzimmer fanden wir eine Menge Volk, Gensdarmen, Frauen, Männer, schlechter und besser gekleidet; und mitten unter diesem Volkshaufen ging ein langer magerer Herr in Civilkleidung mit grauem Haar, blassem Gesicht, schönen Zügen, aber unbedeutendem Ausdruck, jedoch mit lebhaftem Wesen rundum. Er schien mit jeder der anwesenden Personen zu sprechen, während er eine Unmasse von Papieren entweder entgegennahm oder aushändigte. Seine lebhaften grauen Augen bemerkten mich und meinen Begleiter sehr bald, worauf er einen Bedienten rief, der uns durch den Volkshaufen hindurch in ein Nebenzimmer und von da in das Cabinet des Ministers führte. Einige Minuten später erschien der Minister selbst.

„Ich habe wol die Ehre, Se. Excellenz Bianchini zu sehen?" fragte ich, indem ich mich von meinem Sitz erhob.

„Ja, Madame", erwiderte er, „ich bin dieser Bianchini, von dem man soviel Wesen in Europa macht. Meine Schrift ist in mehrere Sprachen übersetzt worden, und in Belgien hat man einen besondern Lehrstuhl errichtet, um nach meiner Lehre zu unterrichten. Ich habe für mein Werk von vierzehn gekrönten Häuptern Decorationen erhalten. Alle meine Vorgänger auf diesem Gebiet haben sich getäuscht; alle haben die Wissenschaft von dem höchsten Wohl des Volks einseitig und unvollständig behandelt; ich allein habe sie in ihrer Vollständigkeit behandelt und ihr eine sichere Basis gegeben; ich bin der erste, der diese Frage in ihrer ganzen Tragweite aufgefaßt hat, der erste, der" u. s. w. u. s. w.

So fuhr der Sprecher noch lange fort, während ich ganz erstaunt, in stummer Bewunderung dieser naiven Selbsterhebung dalag. Als er mir

*) Diese dramatisch belebten Scenen bilden die Grundlage eines Romans, der in Schweden ein ungewöhnliches Aufsehen erregt hat und soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig in einer Uebersetzung erschienen ist. Die Intrigue des Romans: „Ein Mann von Geburt" (der Name der Verfasserin ist Marie Sophie Schwartz), ist geschickt angelegt und erhält den Leser in steter Spannung, sodaß man selbst kurz vor dem Ende noch nicht die volle Lösung des Ganzen errathen kann. Die Tendenz ist erhebend und weht von einer immer gleichen warmen Begeisterung getragen. Die Frage des Geburtsadels hat die Verfasserin mit Schärfe und viel Humor erörtert.

D. Red.

endlich Gelegenheit ließ, etwas zu sagen, fragte ich nach seinem System.

„Ich habe kein System", entgegnete er lebhaft; „aber ich habe nachgewiesen, daß kein Glück und kein Reichthum von Dauer für das Volk ist, wenn beides nicht auf einem moralischen Grund und Boden ruht, wenn nicht Intelligenz, Wille und Sitten des Volks von höherer Natur sind, und der materiellen Entwickelung sowie der Hauptrichtung des Lebens eine sichere Leitung geben. Meine Lehre paßt deshalb für alle Völker und für alle Staatsformen, auch für Republiken, nur nicht für die rohe Republik; denn diese weiß nichts von einer moralischen Grundlage."

Ich sprach meine Freude über seine Ansichten aus, und fragte, durch welche Mittel wol ein Volk nach seiner Ansicht einen so hohen moralischen Standpunkt werde erreichen können.

Er bekannte sich lebhaft zu den modernen Mitteln des Fortschritts: Freihandel, freie Communication, Eisenbahnen u. s. w.

„Und Preßfreiheit?" fragte ich.

„Bis zu einem gewissen Grad", entgegnete er. „Censur muß sein; aber sie muß verständig, mild und väterlich geübt werden!"

„Und eine freisinnige Staatsverfassung?" fragte ich weiter.

Davon wollte er jedoch nichts hören oder darüber keine Antwort geben; er kam wieder auf seine große Arbeit und auf deren große neue Idee von dem moralischen Fundament als Hauptmittel für das zeitliche Wohl der Nationen zurück.

Ich erinnere mich nicht, jemals einen Mann gesehen zu haben, der so naiv von sich selbst eingenommen gewesen wäre. Unter einer Regierungsform, die so absolut wie die neapolitanische ist, ist es jedoch gut, wenn ein Minister mit zwei so wichtigen Portefeuilles guten Willen und — bis zu einem gewissen Grad — liberale Tendenzen hat. Viel können dieselben jedoch unter dem jetzt regierenden König nicht wirken. Er ist Alleinregent in einem mehr als gewöhnlichen Grade und will dies bleiben; er wünscht deshalb nicht einmal, daß seine Minister sollen Minister, sondern blos Directoren genannt werden. Sie haben ihm nur zu gehorchen; er ist der Oberdirector aller, bestimmt ganz allein über alle Geschäfte, die ihm vorgelegt werden, und soll eine mehr als gewöhnliche Fähigkeit besitzen, mit Leichtigkeit zu arbeiten. Allein diese Fähigkeit wendet er blos dazu an, alle Gegenstände stets in einem Statusquo zu erhalten, in welchem nichts vorwärts geht; er hat blos ein Ziel vor Augen, — seinen Thron und sein Leben zu erhalten! Darum schließt er die Augen gegen die unerhörtesten Unterschleife in der Verwaltung und macht lieber Tausende unglücklich, als daß er durch strenge Gerechtigkeit einige wenige Unzufriedene machte. Was ich hier sage, habe ich von Neapolitanern und von Männern gehört, die den Gang der Geschäfte ganz genau kennen. Ueberhaupt scheinen die gebildeten Neapolitaner in der That ein wirkliches Bedürfniß zu haben, ihrem bittern Mißvergnügen über ihre Regierung Luft zu machen; sie versichern, daß sie von Spionen umgeben wären, und dessenungeachtet sprechen sie sich mit staunenerregender Kühnheit und Offenheit aus. Von einem höhern Beamten hörte ich vor einigen Abenden sagen: — „Alles, alles in der Regierung unsers Landes wird mit Lüge und Unterschleif behandelt. Das System der Regierung besteht darin, das Volk moralisch zu verderben und erschlaffen zu lassen; und die Priesterschaft reicht darin der Regierung treu die Hände. Die Geistlichen, die im Jahre 1848 für eine bessere Ordnung der Dinge thätig waren, sitzen in den Festungen auf den Inseln Nisida, Procida und Ischia und in Salerno. Preßfreiheit gibt es nicht in Neapel und kann auch bei den gegenwärtigen Zuständen nicht gestattet werden, wenn nicht sofort eine Revolution ausbrechen soll. Die vaterländisch gesinnten Männer, die am Schluß des vorigen Jahrhunderts und in den Jahren 1821 und 1848 bei den Versuchen, ihrem Vaterland eine glücklichere Zukunft zu schaffen, Leben und Vermögen wagten und verloren, haben noch Nachkommen, geistige Schüler, bereit, ihrem Beispiel zu folgen, sobald die Stunde kommt. Die Situation, welche gegenwärtig vorherrscht, ist unerträglich für jeden rechtlichen Mann. Man sucht Neapel besser darzustellen, als es ist, und unterdrückt jede Aeußerung und jedes Licht über die Wahrheit. Während der wohlmeinende Polizeiminister von »Il ben vivere sociale« träumt, ist die Polizei in Neapel gerade der allerärgste Bandit. Ich für meine Person", so endigte der Sprecher, „wenn ich von der Regierung meines Vaterlandes nichts Gutes sagen, ebenso wenig aber auch etwas zur Verbesserung seiner unglücklichen Zustände beitragen kann, halte dann für meine Pflicht, so viel Böses als nur immer möglich darüber zu sagen! Das kann stets zu etwas Gutem führen!"

Man spricht viel von den Bravaden in Worten, deren sich die Italiener, namentlich aber die Neapolitaner, schuldig machen sollen. Aber Thatsache ist es, daß kein Staat Italiens dem gemeinsamen Vaterlande so viele politische Opfer gebracht hat wie das Königreich Neapel. Es waren die Thäler Calabriens, in denen die Carbonarigesellschaften (welche die Revolution des Jahres 1821 verursachten) ihren Ursprung hatten. Die edelsten Familien von Neapel nahmen theil an dem Kampf des Jahres 1848. Eine große Menge von Adeligen, Gelehrten und Geistlichen sitzt seitdem in neapolitanischen Festungen. Neapel besteht mehr als alle andern Staaten Italiens aus zwei verschiedenen Klassen: aus einer Aristokratie, die reich ist und viel Bildung, auch viel Vaterlandsliebe und Freiheitssinn besitzt; und aus einem Volk, das unwissend, an die Scholle gebunden, ohne höheres Interesse, aber im allgemeinen arbeitsam ist, und nicht nach dem Abschaum beurtheilt werden darf, den man in der Hauptstadt sieht. Von einem Mittelstande kann man noch nicht sagen, daß er in Neapel existire; aber er fängt doch an zu werden und bildet sich aus Beamten, Gelehrten, Advocaten und Aerzten. Der unendlich reiche Boden der neapolitanischen Provinzen hat noch andere Schätze als diejenigen, welche er trotz der Erdbeben, die seine Städte umstürzen und seine Ernten vernichten, immer wieder von neuem hervorbringt. Magna Graecia (Großgriechenland) hat noch Söhne, die durch ihre Liebe zur Bildung, zur Wissenschaft und zur Freiheit ihres alten Vaterlandes würdig sind.

Ein protestantischer französischer Geistlicher, Mr. R**, der hier unter dem Schutz des preußischen Adlers predigt und sich ziemlich streng über die Selbstsucht und weltliche Gesinnung der neapolitanischen Geistlichkeit ausspricht, erkennt doch den gegenwärtigen Erzbischof als einen in jeder Hinsicht ehrenwerthen Mann und als echten Christen an, der sein Leben für das Volk zu opfern bereit ist und dies während der letzten entsetzlichen Cholera-Epidemie bewiesen hat, indem er, wie früher Carlo Borromeo, die ärmsten Wohnungen besucht und sich Tag und Nacht hindurch bemüht hat, den an Körper und Gemüth Leidenden Hülfe und Erquickung zu bringen. Was er und viele andere wohlgesinnte Männer hier, ebenfalls Freunde von Reformen, nicht zu verstehen scheinen, ist das, was der Abbé Lambruschini in den Worten ausspricht: „Als Basis für die politische Reform bedürfen wir eine religiöse Reform, eine Reform nicht in Worten, sondern in Werken, eine Reform, groß, aufrichtig und vollständig, so wie man sie noch nie gewollt oder sich gedacht hat."

Und Lambruschini begann deshalb — und zwar sehr richtig — damit, die Kinder zu erziehen. Er wollte bei den Kleinen dem Gewissen sein Recht verschaffen, das Gefühl für Pflicht beleben, die Liebe zu allem, was rein und groß ist, erregen.

Von Bianchini's großem Werk über „Il ben vivere sociale" muß ich sagen, daß ich darin einige Kapitel mit großem Vergnügen gelesen habe, besonders das Kapitel über den Luxus; einen Gegenstand, den ich nirgends besser und vollständiger behandelt gefunden habe. Aber die Frage über die Mittel, durch welche ein gesunkenes Volk sich wieder erheben und der Luxus wieder eine Quelle für die Blüte des Volks werden kann, anstatt eine Quelle für dessen Verderben zu werden; die Frage, wodurch jener „höhere Takt erzeugt werden soll, der bei der Anwendung der Güter des Lebens das rechte Verhältnis und eine günstige Richtung anweist", diese Fragen löst Bianchini in seinem Werk ebenso gut ohne Antwort wie in meiner Unterredung mit ihm. Er empfiehlt guten Willen und einen empfänglichen Sinn für das allgemeine Beste bei den Regierenden. Von dem einzigen vollkommen wirksamen und großartigen Mittel, durch welches ein freies Volk vorwärts kommen und ein gesunkenes sich wieder erheben kann, von der edlen Freiheit im politischen und bürgerlichen Leben, scheint der Minister des Innern und der Polizei in Neapel keine Ahnung zu haben. Hätte er eine Ahnung davon, so würde er wahrscheinlich seine Portefeuilles nicht lange behalten!

Am 1. October

Ich habe einige Tage damit verbracht, das zu sehen, was in Neapel das Schlechteste und das Beste sein soll.

Ich hatte so oft von dem „schrecklichen elenden Zustand der Bevölkerung von Neapel" sprechen hören, daß ich mir einen kleinen Wagen miethete und dem Kutscher ausdrücklich den Befehl gab, mich zu den allerschlechtesten Quartieren sowol in der innern Stadt als in den Vorstädten zu fahren. Zu meiner Ueberraschung fand ich bedeutend weniger Elend, als ich erwartet hatte. Ueberall sah ich das Volk arbeiten und fand in den Wohnungen der Armen, deren Thüren ge-

wöhnlich offen standen, sehr gut eingerichtete Betten und weiße Laken, zuweilen auch Familien beim Essen, die sämmtlich sehr zufrieden und ordentlich aussahen. In der Stadt herrscht ein Ueberfluß an Eßwaaren, besonders an Küchengewächsen und Früchten. Ungeheuere Kürbisse mit goldgelbem Innern, Massen von pomi d'oro und glänzenden „pepperoni", Reigen in zierlichen Pyramiden mit gelben und rothen Blumen zwischen den Reihen, Orangen, Birnen, Pflaumen, Aepfel, Wallnüsse u. s. w. füllen die Fruchtstände, Tische und Bänke oder werden in großen Körben auf den Rücken von Eseln umhergetragen und feil geboten.

Die meisten Menschen sieht man mit Nasen beschäftigt. Lärmen und Gedränge gibt es dabei genug, besonders in den engern Straßen; aber Zank und Streit habe ich nicht gehört und gesehen. Der größere Theil der ärmern Bevölkerung erschien mir wohlgekleidet und arbeitsam. Zwar sieht man hier und da, auch auf der Toledostraße (Neapels größter Handelsstraße), vier oder fünf Weiber und Kinder mit Geschirren, die von Elend und wilder Bösartigkeit zeugen, vor einem Hause oder an einer Hausthür liegen oder auf einer andern Seite Männer und Weiber sitzen, die krank oder verkrüppelte Glieder vorzeigen und die Vorübergehenden — die gewöhnlich vorbeigehen, ohne darauf zu achten — anbetteln; zwar behauptet man, daß diese liegenden und sitzenden Gestalten sich des Nachts erheben und für die vermögendern Ausgänger gefährlich werden; aber im ganzen habe ich in Neapel nicht mehr Elend gesehen als in London, Paris und Neuyork. Die Bettler sind in Neapel etwas dreister — das ist alles — und auf den großen Plätzen und in den reichen Stadttheilen sieht man sie in größerer Anzahl. Sie sind so zudringlich und sehen gewöhnlich so häßlich aus, daß sie mehr Widerwillen als Mitleid erregen. Man gelangt sehr bald zu der Ueberzeugung, daß es nicht sowol die körperliche Nahrung ist, welche dieser Bevölkerung fehlt als vielmehr die geistige Nahrung und die Bildung. Der gefährlichste Theil der neapolitanischen Bevölkerung sind die Lazzaroni und Facchini, Leute, die nur vom zufälligen Erwerb leben, besonders davon, daß sie das Gepäck der Reisenden tragen, weshalb sie auch die Plage der letztern sind.

Laß mich einige Worte über die Wohlthätigkeitsanstalten von Neapel sagen, die ich mit einer vom Minister des Innern für mich ausgestellten Erlaubnißkarte besucht habe. Ich beginne mit zweien derselben, die am meisten berühmt und für welche ungeheuere Fonds vorhanden sind: — mit der Casa santa dell' Annunziata und der Albergo reale dei poveri (Heiliges Haus der Annunziata und königliches Asyl für Arme). Die erstgenannte Anstalt nimmt alle kleine Kinder auf, die in einem zu diesem Behuf stets zugänglich gehaltenen Korb oder in einer Art von Drehmaschine an dem geöffneten Fenster eines bestimmten Zimmers in der Anstalt niedergelegt werden. Täglich werden 7 — 14 kleine Kinder daselbst eingelegt. Diese Kleinen werden „Kinder der Madonna" oder „Kinder der Annunziata" genannt und in verschiedenen Abtheilungen der Anstalt erzogen, bis sie erwachsen genug sind, sich zu verheirathen oder in Dienste zu treten. Es werden alle alljährlich zwei- bis dreitausend Kinder der Pflege der Madonna übergeben. Im Jahre 1838 wurden 2922 Kinder eingelegt, von denen jedoch im Laufe desselben Jahres mehr als die Hälfte wieder starben. Ich wunderte mich nur wenig darüber, als ich den Zustand der Kinder in der Anstalt sah. Die meisten derselben sahen elend, schwach und erbärmlich aus. Die drei kleinen Kinder, welche an diesem Morgen in die Drehlade gelegt worden waren, schienen mir in einem bei weitem bessern Zustande zu sein als die meisten Kinder, die sich schon länger in den Sälen der Anstalt befanden. Viele der letztern sahen so ausgemergelt aus, daß man darüber hätte weinen mögen. Für 300 Kinder hat man blos 100 Ammen. Mehrere Kinder lagen schreiend da und sahen auf ihre kleinen Hände.

Noch viel schlimmer war der Zustand derjenigen Abtheilungen, in denen die größern Mädchen erzogen wurden. In den Stuben und Betten der kleinen Kinder herrschte Sauberkeit, in den Sälen für die größern aber Unsauberkeit, schlechte Luft und eine Unordnung, die staunenerregend war. Mädchen von verschiedenem Alter, die sich darin umhertrieben, sahen so selbstzufrieden und so frech aus, daß es Abscheu und Kummer erregte. Eine Nonne begleitete uns durch die Anstalt mit einem solchen Ausdruck von Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit in ihrem guten und edeln Gesicht, daß man wohl sah, sie fühlte, daß sie eine Sisyphusarbeit übernommen hatte. Sieben Nonnen sollen in dieser Anstalt 300 Mädchen erziehen.

Alljährlich einmal werden die Heirathsfähigen

unter diesen „Töchtern der Madonna" auf einem Hofe der Anstalt ausgestellt und die Männer erhalten dann Zutritt in diesen Hof, um sich unter den Ausgestellten Hausfrauen zu wählen. Jedes Mädchen, welches sich von der Anstalt aus verheirathet, empfängt eine Mitgift von 25 Ducati und diese Ducati mögen manchen Mann mit dem Zauber des Goldes bestricken.

Albergo reale dei poveri hat eine große, prächtige, aber dessenungeachtet unbedeutende Façade und soll, wie man sagt, 700 alten Männern Wohnung und Beköstigung, sowie 1200 Knaben, die daselbst in verschiedenen Beschäftigungen unterrichtet werden, Erziehung gewähren. Aber wo waren denn alle diese Knaben? — In der Anstalt selbst nicht. Die Werkstätten waren leer — die Knaben hatten, wie man uns sagte, gerade einen freien Donnerstag — und in den Schlafsälen konnten wir nicht mehr als höchstens 200 Zöglinge finden. Die alten Männer dagegen waren — theils auf dem Lande, theils auswärts auf Besuch. Wir sahen nicht über ein halbes Dutzend derselben. Die Anstalt soll ungeheure Einkünfte besitzen, welche von der Direction und von den Unterbeamten verbraucht werden. Mißbräuche und Verschleuderungen in der Anstalt werden nie bestraft.

In dem Correctionshause sah ich ungefähr hundert Weiber, von denen die meisten heiter und sorglos aussahen. Sie hatten soeben eine vortreffliche Suppe, deren Kosten der König bestritten hat, zu sich genommen, während alles, was sie während der Zeit ihrer Gefangenschaft durch ihre Arbeit verdienen, ihnen selbst zugehört. Nur ein Grano von jedem Carlin (der zehn Grani gilt) wird ihnen für Rechnung der Anstalt abgezogen. Schlafräume und Betten waren viel besser als in der Albergo dei poveri. Man pries die Gnade und Liebe des Königs. Ich konnte in dieser Art von Begünstigung von Verbrechern nichts Rühmenswerthes finden.

Wahrhaft gut und zweckentsprechend dagegen erschien mir die Besserungsanstalt für Knaben, welche von dem Jesuiten Pater Cutanelli begründet worden ist und geleitet wird. — „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" — lautete die Inschrift, die er über den Eingang hat setzen lassen. Und es war in der That ein Vergnügen, zu sehen, wie flink und gut diese Knaben arbeiten. Zwei Drittel von dem Reinertrag ihrer Arbeit gehören ihnen zu. Die Musik ist eine Belohnung für sie und gewährt ihnen für ihre Zukunft eine gesicherte Existenz. Ich hörte von etwa funfzig Knaben einige Musikstücke mit Blasinstrumenten vortrefflich ausführen. Pater Cutanelli, ein Mann von sanftem, klugem und humoristischem Ausdrucke, war selbst anwesend und scheint die Seele der Anstalt zu sein. Zwei schöne und außerordentlich wohl aussehende Knaben in einem Alter von 14 oder 15 Jahren begleiteten ihn als seine Adjutanten. Ihre Stelle gilt für eine Art von Ehrenposten.

Eine andere Anstalt, die mir durch die Leitung und Fürsorge eines ausgezeichneten Mannes getragen zu werden scheint, ist das Ospedale degli Incurabili (Hospital für Unheilbare), welches vor vier Jahrhunderten von Maria Longi, einer reichen und frommen Dame, gegründet worden ist. Es enthält 1200 Betten, allein auch diese reichen noch lange nicht aus für die Menge von Kranken, die daselbst aufgenommen zu werden wünschen; und an demselben Tage, an welchem ich die Anstalt besuchte, war am Morgen eine religiöse Feierlichkeit zur Einweihung mehrerer neuen von einer wohlthätigen Signora gestifteten Betten abgehalten worden. Es war ein Vergnügen, mit dem Director durch die großen Säle zu gehen, in denen die armen Kranken lagen; denn er wurde von vielen derselben wie ein guter Freund begrüßt. Er erschien mir als ein ernster und zugleich menschenfreundlicher Mann, dem die Ehre und das Wohl der Anstalt am Herzen lag und der außerdem mit einem offenen, freundlichen und gewinnenden Wesen begabt war.

Die Anstalt für Wahnsinnige, welche sich eine Stunde Wegs von Neapel entfernt befindet, wird als ausgezeichnet infolge der Verdienste des Mannes gerühmt, unter dessen Leitung sie steht. Bei den Wohlthätigkeitsanstalten Neapels scheint alles von der Tauglichkeit oder Untauglichkeit des obersten Leiters abzuhängen. Ueber diesem steht blos der König und der König wohnt in Caserta und ist kein Freund von Veränderungen. Unter diesen Umständen ist es gut, wenn sie der letztern nicht bedürfen.

Aber was soll ich von dir sagen, du allerjüngstes Kind für — ja, ich weiß nicht recht für was; allein man nennt es „die Erziehung vornehmer junger Mädchen", obwol ich nicht recht begreifen konnte, worin und wozu sie erzogen werden —, du schönes Kloster, das mehr einem Palast gleicht und in welchem schöne Frauen mit goldgelben Schleiern das Leben genießen, nicht

unähnlich den Goldfischchen, die sich im Marmorbassin des Gartens sonnen?!

Dieses Kloster liegt am Mercatoplatz und die guten Nonnen machten uns mehr als einmal darauf aufmerksam, daß man von den vergitterten Fenstern und von der Piazza des Daches aus alles sehen könnte, was daselbst vorging. Sehr vergnügt und ein wenig stolz waren sie über eine ganze Menge von vergoldeten Christus- und Marienbildern, welche der Bewunderung der Goldfische würdig waren. Indessen waren sie sämmtlich, alt und jung, so freundlich, so heitern Aussehens und Wesens — die zurückgeschlagenen goldgelben Schleier machten einen recht sonnigen Eindruck —, so angenehm in ihrem Benehmen, daß es unmöglich war, kein Gefallen an ihnen zu finden und sich hier nicht wohl zu fühlen. — „Es ist mir, als ob ich Sie schon seit tausend Jahren kennte!" — sagte mir die wahrhaft schöne Aebtissin, indem sie mich mit einem Ausdruck anblickte, der von Wohlwollen strahlte. Ihre Haltung war fürstlich an Würde und Anmuth. Klein Else wurde von gewaltigem Verlangen ergriffen, der Welt und dem Waldenser Lebewohl zu sagen und hier zu bleiben. Aber man muß etwas Weniges von einer Goldfischnatur haben, um sich in dieser Art Stillleben wohl zu befinden. Als wir abreisten, versammelten sich die Nonnen auf dem schönen, von großen Bäumen beschatteten Hofe und unter dem großen gewölbten Portal, um uns Lebewohl zu sagen. Sie warfen uns Kußhände zu, nickten und winkten nach uns und sahen so schön und so glücklich aus, wie sie in ihrem glänzenden Kopfschmuck dastanden, daß ich mich fast ein wenig geblendet davon fühlte. Erst später stellte sich die Frage bei mir ein: — „Zu welchem Zweck so große Mittel?" — Denn das Kloster ist unermeßlich reich. Wahr ist es, daß ein Hospital für kranke Frauen, welche von den Nonnen gepflegt werden sollen, mit dem Kloster in Zusammenhang steht. Vielleicht habe ich unrecht, aber mir wollte es vorkommen, als ob die guten Schwestern weit weniger an diese Krankenpflege als an den Mercatoplatz, die Goldfischchen und die vergoldeten Bilder dächten.*)

Bei allen diesen und mehreren andern Ausflügen in Neapel habe ich die Stadt ziemlich genau kennen lernen. Diese ist zum größern Theil ein Conglomerat von Straßen, kleinen Gäßchen und Plätzchen ohne alle Schönheit. Eigenthümlich ist ganz besonders der Stadttheil, in welchem Gold- und Silberarbeiten und Nippsachen aller Art — die Freude des neapolitanischen Volks — zum Verkauf ausliegen. Solcher Verkaufsläden gibt es eine große Menge. Schön ist allein die Gegend, welche den Hafen unmittelbar umgibt, mit der Piazza Santa-Lucia, dem Largo del Castello (mit seiner schönen Fortuna Medina), dem Largo del Palazzo u. s. w. nebst den schönen Kais der Stadt und dem unvergleichlichen Park Villa Reale. Schön ist auch oder vielmehr wird auch die Promenade über Il Vomero, welche oberhalb der Stadt angelegt wird und von welcher man die vollständigste Aussicht über diese, den Hafen, den Meerbusen und die Umgebungen hat.

In die Festung Sant-Elmo und in das Camaldulenserkloster auf den Anhöhen von Neapel geht man, um die Aussicht zu bewundern. In den Hof des eben genannten Klosters erhält kein Frauenzimmer Zutritt. Meine junge Freundin und ich mußten deshalb draußen bleiben — jedoch bei einer Aussicht, die groß und schön genug war, um uns zu trösten —, während unsere Herren hineingingen. Als sie wieder herauskamen, waren sie ganz erstaunt von der Pracht, welche sie in der Kirche gefunden — diese soll unermeßlich reich sein — und von der Eleganz, welche sie in den Klosterzellen der frommen Eremiten wahrgenommen hatten. Denn jeder Ordensbruder hat daselbst sein eigenes kleines Haus, um sich seinen frommen Betrachtungen um so vollständiger überlassen zu können. Diese kleinen Wohnungen kamen unsern Freunden ausgezeichnet wohnlich und prächtig vor; einige derselben glichen wirklichen Boudoirs. Wir treffen diese guten Cönobiten zuweilen bei unsern Wanderungen in den Umgebungen von Neapel; ihre weißen wollenen Gewänder zeichnen sie ebenso sehr aus wie ihr schönes Fleisch, das zuweilen blos ein wenig zu fett ist und einen schlagenden Contrast gegen die brennende Magerkeit der neapolitanischen Bevölkerung bildet. Fromme Väter — frommes Camaldul! — Bekommt ihr dieses

*) Unter den Frauen Neapels haben sich in neuerer Zeit zwei als vaterländische Dichterinnen von ungewöhnlicher Kraft und Begeisterung ausgezeichnet. Eine derselben gehört den adeligen Ständen an; ihre Ideale des menschlichen Lebens sind von der erhabensten Beschaulichkeit, ihre Sprache ist feurig und blühend. Die andere ist ein Mädchen aus der Mitte der Straßenkinder, aber von edlen Frauen Neapels erzogen und gebildet, ist sie jetzt eine feurige improvisirende edler und vaterländischer Begeisterung geworden.

schöne Incarnat von Gebeten, Betrachtungen und Selbstpeinigungen?

Zu den Volksvergnügungen Neapels sind die Theater zu rechnen und unter ihnen steht das Theater San-Carlino obenan. In demselben werden komische Stücke und Farcen aufgeführet und ein vortrefflicher Pulcinello stellt auf eine wahrhaft köstliche Weise den neapolitanischen Volkscharakter in seiner Kühnheit, List, Unmäßigkeit, Unverschämtheit, Leichtfertigkeit und guten Laune, alles in Einem dar. Männer und Frauen spielen dort mit so viel Natur und mit einem so komischen „Sichgehenlassen", daß man geneigt ist, die Vorstellungen für vollen Ernst zu nehmen. Ich habe seit meinen Jugendjahren nie so herzlich wie hier in einem Theater gelacht. Zuweilen werden Stücke und Einfälle gänzlich improvisirt. Der Pulcinello des Theaters ist ein Genie in seiner Art.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Charaktere der Neuzeit.

1. Georg Washington.

„Der älteste Feldherr dem größten", schrieb Friedrich der Große auf den Degen, den er nach Beendigung des nordamerikanischen Unabhängigkeitskriegs an Washington schenkte.

Dies Wort war gleichsam die erste allgemeine Anerkennung, die ihm wurde und ihn mit einem Zauberschlag für immer unter die Helden des Jahrhunderts stellte.

Braucht es bemerkt zu werden, daß diese Auszeichnung doch nur eine sehr einseitige war, den kriegerischen Talenten des Mannes allein dargebracht, während seine politische Gesinnung, seine puritanische Tugend, die den eigentlichen Kern seines Wesens bildeten, von Friedrich weder verstanden noch gewürdigt werden konnten? Der Mann, der es in seinem Schloß zu Sanssouci ebenso müde war, über Sklaven zu herrschen, als die strengen Pflichten seines Königsamts, wie er es faßte, jeden Tag mit derselben peinlichen Genauigkeit zu erfüllen, hatte kaum einen innerlichen Berührungspunkt mit dem Pflanzer auf Mount Vernon in Virginien, der sein Tagewerk, ob es nun eine Besichtigung seiner Felder, eine Schlacht oder eine Sitzung im Kongreß war, unabänderlich mit einem „Im Namen Gottes!" anfing und endete, so stegte und so starb. Eine durchaus bescheidene, gemäßigte kühle Natur, weit ab von den heftigen Stürmen und Leidenschaften, welche die Seele Friedrich's unter der Decke von Kälte und Strenge zerrissen. Wie hoch das Geschick auch Georg Washington hinaustrug, wie äußerlich bewegt und bunt sein Leben erscheint, für jeden ist es als Vorbild hingestellt; man glaubt, jeder wackere Mann müsse unter ähnlichen Umständen dasselbe leisten und der Welt voll Ehrgeiz und Habsucht darthun, daß „die Tugend kein leerer Wahn".

In diesem Sinne hat kürzlich J. Meneden „Washington's Leben" (Freiburg im Breisgau, Wagner, 1861) geschrieben. Er möchte „in die Seele derer, an die unsere Arbeit gerichtet ist, ein lebendiges und fruchttragendes Korn aus dem Leben Washington's hineinpflanzen". Diesem Zweck wird die lebendig und anregend dargestellte Skizze gerecht; aber ein Maßstab wie an die umfangreichen Werke Sparks's, W. Irving's, die Studien Guizot's darf nicht angelegt werden. Sie gibt nur die Hauptlinie im Charakter ihres Helden, die entscheidenden Augenblicke in seiner kriegerischen und politischen Laufbahn. Mit einer gewissen Vorliebe, die ihrem moralischen Zweck entspricht, verweilt sie gern bei der Schilderung der einfachen Verhältnisse, in denen der „größte Feldherr" aufwuchs und lebte.

Den Abenteurern und der Genußsucht, die unsere Tage beherrschen, gegenüber welch ein reines und edles Bild! So etwa mochte in phantasievoller Ueberreichung aus dem Rom der Cäsaren Tacitus die germanische Welt voll Unschuld und Mannhaftigkeit sich verstellen. Das Knappe an Washington ist zugleich das Hinreißende und Anfeuernde. Um Cäsar zu sein, muß man den Genius in sich tragen, um Alexander, den Czar, der Jugend um sich haben; Washington nachzueifern, braucht man nur Eins: Tugend. Ein genialischer Zug ist nicht in ihm, weder ein leichtsinniges Verschwenden noch ein fröhliches Uebersprudeln der Kraft; wenn der Ausdruck erlaubt ist, seine Siege sind nüchterne Siege. Die härtesten Schläge, die ihn treffen, reißen ihn nicht aus dem Gleichgewicht; die Stunden, die Friedrich nach der Schlacht bei Kunnersdorf zubrachte, die Giftphiole in der Hand, suchte man vergebens in seinem Leben; aber auch die, in denen Oliver Cromwell thränenüberströmt vor gewaltigen Entschlüssen im Gebet mit seinem Gott rang. Solcher Natur mußte es leichter fallen, ehrgeizige Pläne von sich zu weisen und eine Krone auszuschlagen, die ihm halb und halb von seinen Soldaten angeboten wurde. Besser als Lafayette, dem die Laune des Zufalls den Namen gegeben

verdient Washington die Auszeichnung des ersten und einzigen Bürgergenerals. Er war das Schwert des Congresses, nichts mehr; es bezeichnet ihn, daß er selbst in kleinen Angelegenheiten dessen Vollmacht einholte. Montesquieu's Grundsatz, daß die Republiken durch die Tugend gelenkt werden, ward in ihm zur lebendigen Erscheinung. Was andern schwer und unmöglich wird, Aufgeben der höchsten Gewalt, ist bei ihm die freie Bethätigung seines Wesens. Diese Betrachtung raubt dem Werth seiner Uneigennützigkeit nichts, sie läßt ihn selbst und sein Wirken nur harmonischer erscheinen. Gradaus ging dieser Lebensweg, nie hat er wie Hercules zwischen Laster und Tugend geschwankt.

Den Keim, der zu dieser Mäßigung und Selbstbeschränkung in ihm lag, hat die puritanische Erziehung reifen lassen, die er genoß. Mit Recht schreibt darum Venedey seinen Wahlspruch „Im Namen Gottes!" an die Spitze seines Werks. Wie die Engländer der Revolution, betrachteten auch die Amerikaner ihren Kampf als einen Krieg Gottes. In die weiten Thäler jenseit des Ocean war die französische Aufklärung noch nicht eingedrungen, alle Armeebefehle Washington's nennen die Truppen „Im Dienste Gottes" beschäftigt — den fanatischen Zug und die Anspielungen aus der Geschichte des jüdischen Volks abgerechnet meint man Cromwell's Erlasse an seine Reiter zu lesen — und noch weiter zurück, in dem Aufstand der Niederländer gegen die Spanier, wird man denselben Ton finden, den germanischen, protestantischen. Die Revolutionen, die in diesem Geiste begonnen, sind alle zu einem glorreichen Ausgang geführt worden; dreimal hat der protestantische Genius die gefährliche Klippe umschifft, die der Freiheit so unwandelbar droht wie der Tod dem Leben: die Cäsarenherrschaft. Drei Werkzeuge schuf er sich: Wilhelm den Stillen, Wilhelm den Dritten, Georg Washington — stets geschlagen sind sie zu Ende dennoch siegreich; von den äußersten Parteien angefeindet und verfolgt, von ihren Anhängern zum Despotismus hingedrängt, finden sie in sich die stärkste Schranke dagegen und weichen zurück, wo Cäsar, Robespierre und Napoleon vorwärts gegangen; Menschen des Gesetzes, des Maßes, Wilhelm den Stillen ausgenommen, auch einer bürgerlichen Beschränktheit, aber fest und wandellos; die Oranier Muster für jeden Fürsten, der die Volksfreiheit achtet; Washington, der edelste und bescheidenste aller, ein Mann des Volks, der jeden auftrat, den Weg der Bürgertugend zu wandeln.

Karl Frenzel.

(Ein zweiter Artikel: Alexander von Humboldt, in nächster Nummer.)

Anregungen.

Das deutsche Mittelalter auf der Bühne.

„Otto von Wittelsbach" von O. F. Gruppe (Berlin, Bach, 1861) gehörte zu jener ziemlich großen Zahl von dramatischen Arbeiten, welche das münchener Preisausschreiben ins Leben rief. Wie man sich erinnern wird, gelangte bei diesem „Rennen mit Hindernissen", wie kürzlich J. L. Klein in seinem im Polemischen vortrefflich durchgeführten, nur in seinen eigenen Vorschlägen allzu phantastischen Protest gegen dramatische Preisgerichte („National-Zeitung") diese Veranstaltung der Mäcenatenzunft nannte, keine derselben zur Krönung.

Im ersten Act wird Otto von Wittelsbach mit einem Urlaubsbriefe des Königs Philipp an den schlesischen Herzog Heinrich entsendet. Im zweiten Act ist Otto unterwegs. Von Sonnenhitze oder durch andere Wärme — er trug den Brief in der Brusttasche — ist das Wachs geschmolzen, es findet sich ein lesenskundiger Pilger und da Wittelsbach, nun der Brief einmal offen ist, die Bestellung lieber mündlich ausrichten will, muß ihm der Pilger den Brief vorlesen. Der Urlaubsinhalt kommt an den Tag und Wittelsbach beschließt Rache. Im dritten Act vernimmt man, der früher geschlagene Gegenkönig Otto IV. hätte wieder das Uebergewicht gewonnen. Philipp, um seinen Schrecken über diese Nachricht zu dämpfen, verordnet sich einen Aderlaß. Wittelsbach trifft wieder ein und erschlägt ihn. Im vierten Act wird Wittelsbach von König Otto in die Acht erklärt und Otto selbst erbittet und erhält die Hand von Beatrix, der Tochter des erschlagenen Philipp. Im fünften Act erfährt Wittelsbach seine Aechtung, macht noch einen Versuch, Mannschaft zu werben und fällt.

Wird der Stoff und der Gang der Handlung nicht besonders ansprechen, so hat man doch einen Autor von Geschmack und Gewandtheit vor sich, dessen Charakteristik und Diction nichts Gewöhnliches bietet. Nur scheint uns die Rücksicht auf das Preisgericht selbst eine Rücksicht auf das Haus Wittelsbach befördert zu haben. Die Wahl des Stoffs war gewagt. Königsmörderische Verwandte thut sich ein gekröntes Haus nicht gern vorführen. Deshalb versuchte der Dichter eine Milderung der That. Philipp war ohnehin krank und Otto's That beschleunigte

Imhof.

Auch wir wollen uns Churfürſtlichen Gnaden empfohlen haben.

Churfürſtin.

So ſind wir ganz allein, können aus dem ſchon fallenden Herbſtlaub das Bild irdiſcher Größe leſen und für den Ausgang dieſer trüben Stunden nur noch beten. Sprachen Sie Graf Zinzendorf in Berlin und den guten Spener?

Patkul.

Zwei edle Männer, die unſerm Jahrhundert wieder die fromme Weihe des apoſtoliſchen Zeitalters geben wollen.

Pfingſten (lachend).

Es wird lange währen, bis Graf Zinzendorf in dieſer gottloſen Welt die rechte Zahl der Apoſtel vollſtändig haben wird.

Patkul (mit Beziehung).

Der zwölfte, der den Seckel trägt, möchte nicht ſo ſchwer zu finden ſein.

Churfürſtin.

Iſt das Werk des Grafen von Gott, ſo wird der Beiſtand des Himmels nicht fehlen. Herr von Patkul, wie ſchöne Stunden haben wir ſonſt zuſammen gefeiert! Wie oft hat Ihr Geiſt und frommer Sinn die Binde von meinen Augen genommen! Ich leſe Arndt, Pascal, Spener, aber je näher man den Geheimniſſen der

nur vom Ende. Eine seltsame Sophistik bemächtigt sich des Helden. Wir wollen Otto von Wittelsbach selbst reden lassen

Ich möchte beichten, liebe Schwester, dir —
Nicht Mönchen, nein, nur deinem Schwesterherzen!
Du weißt, wie tief mein liebes Herz verletzt!
Ich kann dir den Vorfall nicht ganz erzählen.
Ein andermal — doch hör' — ich hätte tödlich
Noch meinem Herzen diesen Boden Philipp —
Ich sage Boden, Kunz war er nicht —
Ich hätte tödlich ihn rächen können,
So wild empört war dies mein Herz, so wild
Schlug auch der Brüder Herz — und doch, ich bin
Kein Kunstmörder — denn wenn ich es wäre
Tief in sein Herz hätt' ich mein Schwert gestoßen!
Wie so das Herr! Da halte mich für Mord
Für einen Kunstmörder, immerhin,
Wenn's nur die Schwester weiß! Das sie erzählen!
Ich drang hinein in sein Gemach, ich zeigt ihm
Den offnen Brief und das entblößte Schwert,
Sah ihm den Brief vor und ich ihn erdrohen.
Zum letzten Worte, Worte fehlten mir,
Und wie der Löwe leicht mit der Maus,
Spielt' ich mit ihm, an seinem bleichen Schrecken
Mich weidend. Hohe, mit der Schwester Leiche
Vor seinen Augen fuchtelt' ich herum
Und fluchterstarrt und vor dem Wimmern mich schwor:
Da wollten es der Hölle Geister nun,
Daß ich die Klinge traf an seinem Halse,
Strömt' rot entblößtem Blut; er sollte eben
Der Rede Lohn — doch auf sprang das Blut
Da war mein Arm gelähmt. Er floh — Mein Gott!

Eine solche Sophistik wäre bei gebildeten Mittelhütern schon möglich, wenn ihr nur der Dichter und Poet Recht! Wir sollen, scheint es, die Sophistik für bare Münze nehmen. Das Drama der Unbefleckheit dieses Wittelsbachers ist die eigentliche Aufgabe des Stücks und diesem Zweck wird alles Uebrige geopfert. Wie weit diese Rücksicht geht und wie sehr sie den Stoff um seine eigentliche dramatische Kraft bringt, geht schon aus der wunderlichen Blöße hervor, die Wittelsbach das Verhängnis verletzt. Jeder tragische Dichter ist froh, wenn er seinen Helden nach und nach in immer tiefere Schuld verwickeln kann, und bietet ihm die Geschichte nur einen Zipfel seines Kleides zu diesem Zweck, so nimmt er das ganze Kleid und womöglich auch den Mantel noch dazu. So mußte Wittelsbach den eigentlich offenen Gehemmißbruch begehen, wie er denn auch natürlich in Wirklichkeit gethan haben dürfte. Man hätte dann an dem ersten Anfliegen des Mißtrauens, an dem Kampfe zwischen Unehrenhaftigkeit und ritterlicher Treue, an dem allmählichen Unterliegen seiner jähzornigen Natur in diesem Kampfe Antheil genommen, man hätte den einen Fehltritt, den zweiten und den dritten gehören sehen, bis der Schuldverstrickte zu Grunde ging. Aber der Held trat vor einen wittelsbacher Kunstgerichtshof — So erbricht er auch nicht den Brief, sondern der Schmerz schmilzt das Petschaft, die liebe Sonne ist die einzige Schuldige.

Wir haben den auch als Dichter und Epiker bewährten Dichter so gründliche Studien über die alten Tragiker seit seiner „Ariadne" anstellen sehen, haben ihn auf dem Gebiet der gelehrten Aesthetik so allgemein anerkannt, daß es uns wunder nahm, wie seine eigene Praxis hinter den ihm so wohlbekannten Regeln zurückbleiben konnte.

Auch ein anderer, auf dem Gebiet der Rechtsphilosophie und Geschichte anerkannter Gelehrter, Karl Biedermann, hat sich im Dramatischen versucht und, wie einige Aufführungen in Weimar und Leipzig zeigten, mit Glück. Das Trauerspiel „Heinrich IV." (Weimar, Böhlau. 1861) hat die letzten Lebenskämpfe des vielgeprüften deutschen Kaisers und die Empörung seines Sohnes Heinrich V. zum Gegenstand. Ueberraschend ist die sichere Führung der Handlung, der gedrungene Aufbau der Akte, im Dialog der warme, lebendige Redefluß, im Charakteristischen die gemäßigte Anlehnung an diejenige Spielweise, die sich eben bei unserm Schauspielern als wirksam und ihnen geläufig voraussetzen läßt. Das Schillersche Vorbild ist darin fast zu sehr erkennbar.

Im allgemeinen liegt auf unserm deutschen Mittelalter für die Bühne ein ästhetischer Bann, der schwer zu lösen sein wird. Die Dimensionen der Interessen sind zu groß; selbst das bedeutsamste Ich ist zu sehr durch anspruchsvollen Mitrath und hinterlistige Willkür verbreitet und auseinandergezogen. Neben dem Kaiser stehen zu viel machterfüllte Charaktere, neben dem Papst zu mannichfach gesplitterte Kräfte und Stättenmächten. Das rein Menschliche, jeden falls doch das eigentliche Merkmal des Dramatischen, ist kaum losgelösen von allen Umständlichkeiten der Repräsentation und vollends von dem ewigen Hin und Her der diplomatischen Oertlichkeiten. Mit dem Aufgeben des Verhangs die ganze Situation gleich klar und verständlich hinzustellen, wird fast unmöglich, wenn man mehr als nur eine Episode dieser wilden Zeiten und ihrer Kämpfe geben will. Der zunehmende patriotische Sinn, die generelle geschichtliche Bildung unserer Tage findet sich allerdings schon leichter als sonst in die ersten Prämissen dieser Stoffe und doch kann der lebendige Entwickelung und dem Fortgang der Handlung der Hörer kaum folgen, wenn die epische Breitspurigkeit z. B. einem uns ganz unbedeutend erscheinenden Grafen von Nassau einen hohen, entscheidenden Werth beilegt oder einer Vergiftung des Kaiserthrons zu einem entlegenen Terrain wie Pfalz oder einem Einfall der Polen nach Schlesien oder einem plötzlichen Zwischenvorfall in Oberitalien. Kaum ist eine sehr Gestaltung des Interessen da, so zersplittert sie sich durch die Verfassung des Reichs, die ungeheure Ausdehnung seiner Interessen, die enorme Zahl von Mächten, die mitsprechen haben.

Die überwiegend politische Betonung und Vertiefung seines Stoffs ist ein schöner Vorzug der Biedermann'schen Arbeit und doch bringt auch sie eine Gefahr. Das rein Menschliche geht im absolut Staatsmännischen und Kriegerischen zu sehr verloren. Nicht daß nicht Vaterrechte, Sohnesrechten, Mutterliebe und alle Accorde des Familienlebens auch bei ihm durch die Situation wohllautend hindurchtönten,

doch bleiben sie mehr oder weniger abgerissen; sie können nicht Raum gewinnen, mächtig anzuschwellen in dieser Fülle von politischen Beziehungen, in diesen Verschwägerungen und Formalien der Lehnsabhängigkeit. Im Sohne des Kaisers, im spätern Heinrich V., vermißt man die Vertiefung des Charakters zu jener Bedeutung, welche doch auch in Shakspeare's historischen Stücken immer noch die Psychologie neben der Chronik behauptet. Der Bruch im Gemüthe dieses jungen Mannes mußte vom Dichter als die eigentliche Basis seines ganzen Stücks gelegt und noch subtiler und umständlicher gezeichnet werden, als von ihm geschehen ist. Da dies unterblieb, so kommt es, daß uns trotz des lebendigsten Verkehrs auf der Bühne, den uns die formgewandteste Rede vorführt, doch immer das Gefühl bleibt, die eigentliche Poesie der Sache möchte wol noch links oder rechts am Wege liegen und es würde die ganze Scheit gleichsam noch einmal ans Licht gehalten werden müssen, um neben und zwischen den Zeilen dasjenige erst sichtbar anzutreffen, worauf es der dramatischen Poesie bei diesem Stoff ankommen mußte. Der Dichter hatte dies Gefühl selbst. Seine häufigen Monologe bewiesen es. Aber im Drang nach dem rein Politischen und Historischen fand er kaum noch äußerlich den Raum, dem Psychologischen und Poetischen mehr als flüchtig Stand zu halten. Die Folge ist, daß ein so wahrhaft schöngedachtes Werk zwar mit allen Anzeichen der Anregung am Zuschauer vorübergeht und doch in seiner Totalität keine überzeugende Erfüllung zurücklässt. Wie konnte z. B. Heinrich V. den tragischen Schlußgedanken und gleichsam die Versöhnung durch den Chor aussprechen, wenn im Gefühl des Hörers im Lauf des Abends alles gegen ihn spricht? Vater und Sohn mußten a priori beide gegeneinander recht haben und zwar aus sich selbst heraus, nicht durch fremde Einflüsterung oder durch die Halbheit und Passivität ihrer Charaktere.

Wir sprachen diese Rüge nur im Interesse der festzustellenden Thatsache aus, daß unsere Bühne für die Geschichte unsers Mittelalters schwerlich ein treuer Spiegel werden dürfte. Der Biedermann'schen Arbeit war darum keinerlei Anerkennung zu versagen und dürfte sie sich für die Wintersaison jeder Bühne als eine die Mühe des Einstudirens wohlbelohnende Aufgabe empfehlen.

Neue Romane und Novellen.

XXII.

Der Memoirenroman: „Der letzte deutsche Kaiser und seine Zeitgenossen. Historischer Roman von Franz Carion" (vier Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1860), beginnt mit dem Zeitpunkt, mit dem die neulich erwähnte Ring'sche Arbeit schließt, dem Jahre 1797. Der Verfasser hatte den Wechsel, die für Oesterreich sowol wie für Preußen ungleich bewegtere Geschichtsperiode vom Frieden zu Campo-Formio bis zum zweiten Pariser Frieden zum Thema zu haben. Die Restaurationsepoche nur mit kurzen Andeutungen berührend, beschränkt er sich im letzten Bande auf die Metternich'schen Reactionsbestrebungen seit der Julirevolution bis zum Tode Franz' II. (1. März 1835), eine Periode, die freilich nicht sehr ergiebig für eine romantische Ausbeutung erscheint und nur durch die letzten Tage des Herzogs von Reichstadt (gest. 22 Juli 1832) ein poetisches Interesse erhält. Die geschichtlichen Zustände und Persönlichkeiten scheinen wie bei Ring so auch bei Franz Carion in allgemeinen in wahrheitsgetreuer Auffassung vom liberalen Standpunkt aus. Die Darstellung Franz' II. selbst, als Monarch wie als Mensch, darf als eine treffliche und reichnuancirte bezeichnet werden. Wenn übrigens dessen Eigenschaft als „letzter deutscher Kaiser" außer der kurzen Notiz über seine Abdankung als solcher infolge des Rheinbunds (am 6. August 1806) nur auf dem Titel des Buches Erwähnung findet, so konnte die Inhalts- und Werthlosigkeit der „deutschen" Kaiserwürde, wie sie sich schon bei deren Antritt durch Franz II. (1792) erwiesen hatte, kaum nachdrücklicher gekennzeichnet werden als gerade hierdurch.

Eine durch den Faden des Romans sehr geschickt begründete Abschweifung an den preußischen Hof während der für Preußen fast mehr noch wie für Oesterreich so verhängnißvollen Periode von 1803—1809 gibt dem Autor Veranlassung auch zu einer eingehenden Charakteristik Friedrich Wilhelm's III., der liebenswürdigen Königin Luise und des genialen Prinzen Louis Ferdinand mit ihren nächsten Umgebungen. Ueberhaupt erhalten die hervorragenden Zeitgenossen Franz' II., wo deren Berührung, ohne die künstlerische Abrundung des Romans zu sehr zu beeinträchtigen, nur eben erreichbar ist, stets eine, wenngleich oft nur beiläufige, doch immer charakteristische Berücksichtigung. Es gereicht diesem Werke vor den meisten ähnlichen zum Vorzug, daß sich in ihm Geschichte und Roman gegenseitig harmonisch durchdringen und ineinander aufgehen.

Spruch

von Karl Stelter.

Dein ganzes Streben, all dein Thun,
Von deiner Wiege gold'nen Träumen,
Bis daß du wirst im Grabe ruhn,
Ist nur ein flüchtig Wogenschäumen.
Die Welle trägt — die Welle fällt,
Der Sturm erbraust, der Zephyr säuselt,
Indeß am Fels dein Schiff zerschellt
Und über ihm die Sonne lächelt.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Ein neues Opiat. — Fortschritte im Eisenbahnverkehr. — Aus deutschen Bädern. V. Baden-Baden. — Zum münchener Tonfeste. — Aus Berlin.

Ein neues Opiat.

Zu den bekannten orientalischen starken Aufregungsmitteln, dem Opium und Haschisch, ist — als wissenschaftliche Ausbeute der Weltumsegelung durch die österreichische Fregatte Novara — die südamerikanische Coca bekannt geworden.

Die Coca (Erythroxylon coca Lamarck), schon vor mehr als zwanzig Jahren vom Naturforscher Martius beschrieben, ist ein sehr ästiges Bäumchen von wenigen Fuß Höhe, dessen Blätter den Sennesblättern gleichen, aber bei weitem größer sind, 1½ Zoll lang und 1 Zoll breit, hautartig, ovoval, im getrockneten Zustand von grüner Farbe und von weißer Textur mit harten Stielen. Die „Novara" brachte frische Cocablätter mit, aus denen Niman das in ihnen enthaltene Alkaloid, „Cocain", darstellte. In Bolivia, Peru und den argentinischen Provinzen Salta und Jujui kauen die Indianer und Halbindianer stets einen Vorrath Coca bei sich und genießen täglich davon. Nach Dr. Mantegazza's Abhandlung in Schmitz's medicinischen Jahrbüchern übt die Coca namentlich auf das Nervensystem eine eigenthümlich stärkende und erregende Wirkung aus, die einem angenehmen Rausche gleicht. Neue Kraft durchdringt allmählich und so den Körper wie „Wasser einen Schwamm"; die Spannkraft des Willens wird gesteigert, die Sprache lebhafter. Ueberhaupt ist die Wirkung der Coca jener des Opium und Haschisch ähnlich, ohne doch eine derartige Abspannung wie diese zu hinterlassen, und läßt sich danach der außerordentliche Werth des südamerikanischen Narkoticum für den menschlichen Organismus gegen die orientalischen Narkotica auch vom Laien ermessen.

Von den letztern ist das Opium hinlänglich bekannt; weniger das Haschisch, welches man in seiner ganzen Stärke und Wirkung nur im Orient selbst kennen lernen kann. Richard Kunisch nennt es in seinem kürzlich in diesen Blättern erwähnten Reiseberichte bei Schilderung seines Aufenthalts in Konstantinopel ungleich verführerischer als das Opium, jedoch nicht minder gefährlich bei unvorsichtigem Gebrauch, wiewol er die vom französischen Arzt Moreau geschilderten Nachwirkungen auf Geist und Körper für stark übertrieben hält. Das Haschisch wird, nach Kunisch's Mittheilung, aus jener Pflanze gewonnen, die der Gelehrte Cannabis sativa nennt. Die Zubereitung ist eine sehr verschiedene, gewöhnlich wird der Saft gewisser Theile der Pflanzen ausgekocht. Man pflegt ihn dann wol mit andern Substanzen zu vermischen. Das Haschisch, wie es gewöhnlich genossen wird, hat durchaus das Aussehen von Backwerk, ist ebenso bröckelig, hat seinen Geschmack und Geruch. Sehr schwer ist, das richtige Maß zu treffen, da dasselbe von der Constitution und dem Temperament des Genießenden abhängt. Nimmt man zu wenig, so stellt sich nur Uebelbefinden, Schwindel, Betäubung, Kopfschmerz ein; eine zu starke Portion erzeugt Anfälle von Tobsucht. Die Haschischesser pflegen sich daher diesen Genuß fast immer nur in Gesellschaft zu verschaffen, um nöthigenfalls einander beistehen zu können. Hat man aber das richtige Maß innegehalten, was man nach ein paar Versuchen leicht trifft, so folgt auf das vorübergehende Uebelbefinden ein eigenthümlicher, schwer zu beschreibender, weil mit nichts vergleichbarer Zustand. Man fühlt sich stärker, gesunder, freier. Es ist, als wenn im Innern eine Sonne angezündet wäre, die auf alles, auf jeden Gedanken, auf jedes Gefühl ihre goldenen Strahlen wirft. Man weiht sich jeder Neigung des geistigen und sinnlichen Lebens mit höchstem Wohlbehagen bewußt, das gesammte Dasein ist in eine höhere Potenz erhoben. Die Wirkung tritt mit sehr verschiedener Schnelligkeit ein, gewöhnlich nicht früher als zehn Minuten und nicht später als zwei Stunden nach dem Genuß. Auch ihre Dauer ist verschieden. Mattigkeit am folgenden Tage ist die einzige Folge bei seltenem Gebrauch. Häufig genommen, wirkt das Haschisch natürlich noch verderblicher als das Opium.

Fortschritte im Eisenbahnverkehr.

Bei der fortwährenden Ausdehnung und Steigerung des deutschen Eisenbahnverkehrs tritt täglich mehr das Bedürfniß liberalerer Gebrauchsbedingungen für das Publikum hervor.

Vor allem erfordert der Personenverkehr die Einrichtung, das Billets für Hin- und Rückfahrt zugleich zu einem ermäßigten Preise ausgegeben werden, dann aber auch, daß diese Billets nicht nur, sondern auch die einfachen für jede beliebige Fahrt und nach jeder beliebigen Station, innerhalb der auf dem Billet bemerkten Reisezeit, binnen einer bestimmten längern Zeit verliehe benutzt werden können. Eine Einrichtung, wie sie seit länger als zwanzig Jahren bei der Dampfschiffahrt auf dem Rhein besteht, wo die einfachen wie die bedeutend ermäßigten Doppelbillets an jedem beliebigen Tage des laufenden Kalenderjahres

und mit beliebiger Unterbrechung an jeder beliebigen Zwischenstation verwendet werden können. Ein am 1. Mai für die Strecke von Köln bis Mannheim z. B. hin und zurück genommenes Billet gestattet es dem Passagier, infolge plötzlich eingetretener Verhinderung erst Mitte Juni abzureisen, dem Besuch des Siebengebirgs zu Ems einige Tage zu widmen, dann sein Billet wieder bis Koblenz zu benutzen, von hier sich auf sechs Wochen nach Bad Ems zur Cur zu begeben, im August sich in Koblenz wieder einzuschiffen, die interessantesten Rheinstationen auf einige Tage zu betreten, von Mainz aus über Frankfurt und die Bergstraße nach Heidelberg zu gehen, dort den Herbst zu verbringen und vor Eintritt des Winters mit dem sorgfältig aufgehobenen Billet vom 1. Mai von Mannheim rheinabwärts ins Winterquartier zurückzukehren.

Ein anerkennenswerther Anfang zu solcher Verkehrserleichterung auch auf den Eisenbahnen ist seit dem 1. Mai d. J. von der Verwaltung der großherzoglich badischen Eisenbahnen gemacht worden durch Ausgabe von „Abonnementbillets". Dieselben lauten auf den Namen und berechtigen entweder für 20 einfache Fahrten in einem Monat zwischen zwei bestimmten Stationen, zu zwei Drittel der gewöhnlichen Taxe oder für beliebige häufige Benutzung in beliebiger Richtung zwischen zwei festgesetzten Endpunkten gegen die Hälfte der mit der Monats-Tageszahl multiplicirten Taxe für Hin- und Rückfahrten. Ein drittes Abonnement ist für Schüler zum Schulbesuche (auf Ausweis der Schulbehörde) gegen nur ein Viertel des gewöhnlichen Fahrpreises bestimmt. Alle diese Abonnementbillets, welche, für die II. Klasse genommen, auch zur Benutzung der Schnellzüge berechtigen, müssen freilich innerhalb eines Monats von jedem 1. oder 15. an verbraucht und sechs Tage vorher bestellt werden. Aber auch die so beschränkte Gültigkeitsdauer muß ungemein liberal erscheinen gegenüber den nur engherzigen Concessionen anderer Bahnen, deren Doppelbillets, für Hin- und Rückfahrt zu ermäßigtem Preise, nur für jenen einzigen Tag, an welchem sie gelöst sind, Gültigkeit haben und nur bei den sonn- und feiertäglichen „Extrafahrten" auf drei Tage Gültigkeit erhöht werden. Denn jene auf die reine Speculation den ganz unter der Zeit von verschiedenen Eisenbahnverwaltungen zu wohlfeilen Preisen arrangirten Extrafahrten mit größerer Entfernung und längerer Zeitdauer (acht, zehn, zwölf Tage), wie z. B. von Dresden nach Wien, nach Hamburg, nach Nürnberg, von Köln nach Paris u. s. w., können hier wol nicht weiter in Betracht kommen, da sie schwerlich als Experimente für eine etwa später beabsichtigte regelmäßige Einführung solcher willkommen geheißener Reiseerleichterungen betrachtet werden dürfen.

Aus deutschen Bädern.

V. Baden-Baden.

— Es war eine schöne Zeit, da wir vor Jahren mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, in der Frische des schönen Morgens, unter dem dunkelblauen Himmel dinanmitten zum heilbringenden Morgentrunk — „Heilbringend"? Bedarf denn die Jugend? Ist die Heilkraft des Wassers nicht für den Leidenden, für das unter den Jahren gebeugte Alter? Was sollen Jünglinge, von Gesundheit strotzend, sich am Born des Heilwassers erst die Gesundheit trinken? Der Unvernunft! Der Eitelkeit schmachtender Seelen! Oder vielleicht der Genießende? Beim Trunk zu erscheinen ist so schön, so Mitleiden erregend, so — interessant. Und kann man mich damals nicht hierher gesandt zur „Wiederherstellung meiner leidenden Gesundheit"? Ironie des Schicksals! Allerdings wollte ich, aus beengenden Verhältnissen entflohend, hier in der freien Bewegung des Lebens genießen, in angenehmen Gesellschaften Trieb suchen für die Einförmigkeit eines drückenden Berufslebens, in romantischen Abenteuern die lebendige Poesie mit vollen Zügen athmen. Was war da schöner als der frische, aller belebende Morgen, das bunte Umherwandern der Leidenden und Nachtschwärmer, das Träumen mit wachen Augen! Da war es eine schmachtende Schöne mit bleichem Antlitz, welche unsere Aufmerksamkeit fesselte. Wer mag sie sein? Welcher Gram prägt sich auf dem bleichen Antlitz aus? Ein ganzer Roman spricht aus ihren Zügen — —

Das war die Morgenpromenade jener Zeit — heute hat uns diese Poesie der Einbildungskraft verlassen, das Auge labt sich an dem frischen Grün, an der pittoresken Berggruppirung, an der Erinnerung früherer Erlebnisse, an jenen süßen Stunden, die das Herz des Jünglings erfreuten, wir rufen sie im Geiste zurück — aber vermögen sie nicht zu bannen; andere Gefühle, andere Gegenstände verdrängen sie; das Herz hat keinen Raum mehr, um sie aufzunehmen. Allein um so reiner erfaßt uns die Natur.

Wir wandern in der Trinkhalle auf und ab, die Gegenstände neben uns betrachten wir nur flüchtig, mit wenig Aufmerksamkeit — diesmal wundern wir sie — nicht in Rücksicht des vom Maler entwickelten Kunsttalents, gegen das sich wahrlich viel sagen ließe, sondern in Rücksicht auf die Bedeutung als Charakterbilder längstvergangener Zeiten. Seltsam, daß gewisse Sagen, so jene von Nymphen und Feen, überall einen so reichen Boden fanden, daß zwischen den Fernlagen in ganz voneinander entfernten Gegenden doch wieder gewisse Analogien sich finden, welche uns gleichsam zum Beweise dienen, daß die Sagenkreise gewisse feststehende Darstellungsweisen hatte, welche die einzelnen Sagen nur dem Schauplatze nach in anderer Weise verwendeten. Wenn mir gerade jetzt diese Sagenkreise bei dem Anblick der zwölf Wandgemälde der Trinkhalle so recht lebendig vor die Seele trat, so sind wol die langen, oft ermüdenden Verhandlungen unserer schweizerischen Schriftsteller daran schuld, welche so eifrig bestrebt sind, das ganze Sagenreich der Schweizerberge zu erforschen. So schwebten mir zugleich auch die Sagen Savoyens vor und des südlichen Frankreich, die ich von Genf aus mir zu sammeln suchte — Zu sammeln? Nein, man glaube nicht, daß ich mir dieses Verdienst erwerben; ich ging ihnen, wie der Botaniker den seltenen Blumen, nach; ich verfolgte ihre Spur, um sie, kaum gefunden, wieder zu vergessen oder wenigstens nur in dunkler, fast unbewußter Erinnerung zu bewahren. Wir spotten zwar oft über die Sagen, die uns frühere dunkle Zeiten überlieferten, und doch haben sie ihre große,

culturgeſchichtliche Bedeutung und ſpiegelte ſo manchen tief moraliſchen Gedanken wider. Haben die gwölf zu vielen ſittlichen Werth —? Wir wollen es nicht gerade behaupten, es kommt auf die Auslegung an; die Geſchichte mögen wol, wie zuweilen nicht, von hohem ſittlichen Gehalte geleitet worden ſein; dieſer Bewegrund war jedoch auch wieder Unterthan des durch die geheimnißvolle Naturbildung erweckten myſtiſchen Gefühls, der poetiſchen Ahnung. Jene liebesathmende Legende, in der der Page der Frau Markgräfin von Baden in eine Bergnymphe ſich verliebt und den Tod findet — iſt ſie in tauſend Formen und nicht ſchon überall begegnet? Naht nicht die Venediger mit einem ähnlichen poetiſchen Gedanken? Und die Mummelſeegage, gewahrt ſie uns nicht auch an ſie? Sie gibt der düſtern Naturbildung einen magiſchen Reiz und wer träumt ſich nicht die Muſikerinnen, wenn der Kahn die Ufer dieſes geheimnißvollen Gewäſſers berührt! Seltſam, als ich im Jahre 1857 in dem ſagenhaften Gaſthauſe zum St. Wilhelm am Lac noir wanderte, dachte ich unwillkürlich an dieſen Mummelſee und ſeine Sage, und ſiehe da! eine ähnliche Sage wurde mir von ihm erzählt. Auch hier hören ſie tanzen, die Muſikerinnen, und „Wehe!“ ſirt man einem neugierigen Beſucher zu. Hier die Nymphe von Mummelſee, die zauberhafte Ranavina und ihr verliebter Schäfer Hermann. Wie manche ähnliche Sage liefert uns die Schweiz! Selbſt für die Teufelskanzel gibt es Analogien, die ſich vielleicht allerthalben neuern Datums, denn der Gedanke kommt doch mehr oder minder aus den bibliſchen Ueberlieferungen. Wir haben darüber eine hiſtoriſche Darſtellung des Herrn von Maillat, welcher ſchon die Sage den neuen Zeiten anzupaſſen ſucht, um dem Hagarſpiel eine Strafpredigt zu halten. Dunken wir ſeine Worte, wenn es den Leſer intereſſirt (ſie):

Denn es kommt
Ja von ferne angegangen, ja verwandelter!
Und ſo manches muß da gründlich ſtudirt!
Ich ſo gründlich ſtudiren! Ach Gnädiger!
Spiel es mir nur jetzt, jetzt die volle Leier dringt.

Die Legende oder hiſtoriſche Wahrheit, ſeltſamer Gedankenſprung auf Neu-Oberkirch? Wir wiſſen es nicht; nur wiſſen wir, daß in jenen feinen Zeiten der hehre Ritterſinn ſeine Hinderniſſe kannte. Ihr war die Zeit der Kraft, des Muthes, der Ausdauer. Dann die Legende von Alt-Oberkirch, die lebt auf den Ruinen fort, welche trauernd nach der freien Ebene ſchauen, weiß umrahmt von friſchem Grün — dorthin führte der Graf von Oberkirch die ſchöne Kaiſersbrocherin, nachdem er ſeine Burg gegen den feindlichen Staat vertheidigt.

Doch was verfolge ich dieſe Sagen hier länger? Wie oft wurden ſie ſchon wiedergegeben, beſungen! Wenn wir in der brillanten und eleganten Triumphhalle dieſer Grimmergaſſe aus unſerer Zeit an unſerem innern Auge vorübergehen laſſen, ſo verſchwindet die Gegenwart, ein Schleier umhüllt ſie und doch mahnen uns die Vorgänge an ſie. Da die alte ehrwürdige Tracht, im Bild vergegenwärtigt, und um uns her raſchen die verſchiedenſten Kleider unſerer modernen, vielbeſtrebten Welt! Und vom Converſationsſaale, dem prachtvollen Kleid, tönt uns rauſchende Muſik entgegen. Es iſt auch früh; nur die Leidenden und Kranken ſchienen wollen den Markt wandern zu den hohen Alleen; allein das brauchte nicht, die feinen Toiletten zur Schau zu tragen, wenn auch die drachenfederndn Schleppdächer erſt für den Abend ihren theuren Dienſt verlieben. Seltſame Modengemiſche, ſeltſame Toiletten! Die Herren mit ihren unterrockfarbigen Anzügen, hellblau, gelb, roſenfarbig, grünlich oder dergleichen — die Hüte mit aufgeſtülptem Rande, um der Sonne beſſeren Zutritt auf das Veilchenau des Modegeſichtes zu geben. Die Dame trägt den Sonnenſchirm, um den Dienſt ihn thun zu laſſen, den ſonſt zum Theil auch ein Hut gethan — aber die unglücklichen Herren entbehren noch dieſe Schwäche, der einer zufälligen Mode angehört. Ueber die Modellirung der Damen enthalten wir uns aus Galanterie jeden weitern Urtheils, es ſehe es uns auch verleicht, einigen Anmerkungen Raum zu geben.

Doch da hinter dem Converſationshaus führen ſchlängelnde Wege den Bergabhang hinan, längs dem Tempel des Glücks hin, ja ſelbſt bis zur Lichtenthaler Allee. Warum ſäumen wir länger, dieſe letztere zu beſuchen? Sie hat durch das Attentat, das unſer Badeleben trübte. Wir kommen am Meßner'ſchen Hauſe vorüber, in dem der Schütze über das große Treppenfenſter ſeine Wohnung aufgeſchlagen. Ein ſchwarz Palaſt, mit Blumen geziert, dem ſchönſten Gartenſchmuck, dem ewig jungen. Neugierige blicken hinauf; das Ereigniß vom 14. Juli hat ſchon manchen Neugierigen hierher gelockt. Auch der zum Markt geeilte Bauer hatte ſo haarſträubend das Haus betrachtet, bis das Herausſtürzen des Königs ihm als Signal diente für ſeine redliche That. Und wieder tritt er heraus, der König, und nach der Lichtenthaler Allee lenkt ſich wieder ſein Schritt. Wir ſind faſt bereit, ihm zu folgen — —

(Fortſetzung folgt.)

Zum münchener Dankfeſttag.

München, September. Mit dem Schluß der Verhandlungen aller katholiſchen Vereine Deutſchlands, einer Demonſtration im Intereſſe des Mittelalters, iſt gleich zu verzeichnen lebendigſter Anregung des Publikums eine Ausſtellung von Werken „chriſtlicher Kunſt“ angeregt worden.

Es iſt bekannt, welche Grenzen die Kunſtwerke unſerer ehrigen Bezeichnung innehalten müſſen. Der katholiſche Gerdand muß dem chriſtlichen Dogma entſprechen, das Pitane und die ganze Schöne verbannt bleiben. Sie haben nur hier ein Gemüth für uns, ein Gemälden religiöſen Inhalts, Holz- und Steinſkulpturen, meiſt für Kirchen geeignet oder Kirchen entnommen, prachtvolle geſtickte Meßgewänder, Meßgewandnadeln u. ſ. w.

Die chriſtliche Kunſt der Neuzeit iſt getheilt. Die Kunſtſtadt der alten Tage ging den Künſtlern ihren Faden verloren; wo ſind die Farben des Gemäldes, mit denen die Malerei in ihrer Blütezeit ſo unvergängliche Meiſterwerke ſchuf? Wo das Gemälde auch jetzt noch verhandelt wäre, dort hat der Staub mit dem Vernichtungsgenius der Zeit; denn die alten Maler wußten die Farben nicht, welche die unſrigen erſt kürzlich hervorgerufen haben.

Gegen die unbedeutenden Arbeiten unſerer Maler gewahren Erſcheinung. Die altchriſtliche Schule, Mantegna, Fiesolegemüth, in manchen alten Kirchen — wie kann man ſich mit ganzer Seele daran erfreuen und hineinverſenken! Auch Guido Reni, Palma, Paul Veronese, Andrea del Sarto geben, was ſie eben können, es iſt ihr ganzes Wiſſen, ſie brauchen nichts ausgeſuchtes aus dem

Innern, wie unsere Veit, Overbeck u. s. w. Diese Ausstellung macht einen matten Eindruck. Sie bleibt weit hinter dem Pathos der Nemlinge im Glaspalaste zurück.

Mit der in voriger Woche stattgefundenen Enthüllung des Denkmals Maximilian Emanuels, Kurfürsten von Baiern und Eroberers von Belgrad, ist die Gruppe der zum Theil schon vorhanden gewesenen Standbilder auf dem Promenadenplatz in ihrer neuen Anordnung vollendet. Eine künstlerische Bereicherung hat das kunstthätige München dadurch nicht gewonnen. Die von Brugger modellirte Statue scheint uns verfehlt; die Stellung des rechten Beines wird jedem gezwungen erscheinen; das Zusammenhalten des Gewandes entspricht eher der Bewegung eines Ballettänzers als eines Kriegsherrn. Die Statuen der beiden Landsleute Orlando Lasso und Gluck (von Brugger und Widnmann) sind ebenfalls nicht frei von Unnatur. Die baierischen verdienstvollen Männer Wissenschaft und Kriegsmacht bilden die beiden äußern Flügel dieser Gesellschaft. Auch in diesen Figuren hat Schwanthaler sich kein Denkmal gesetzt. Der Kolossal-Charakter überhaupt mag auf Helden passen; Gelehrte, Staatsmänner, mehr oder weniger doch Stubenmenschen, zumal dem typischen Charakter des 18. Jahrhunderts angehörend, verlangen Mittelstatur, Bequemlichkeit, menschliche Unmittelbarkeit, charakteristische Verwandtschaft mit uns selbst, sie zu idealisiren und zu Kolossalstatuen aufzutreiben, verlege die Manschet. Zum Glück wird wol das Denkmalsetzen und Statuenerben in Deutschland für einige Zeit aufhören und unser Ruhm im Zukünftigen gesucht werden, Schriften zu sein, die zu lesen zweckmäßiger ist als Schillern — man wird zuweilen wie vom Untergang Griechenlands angeweht — lieben Statuen zu errichten.

Aus Berlin.

*** Man zerbricht sich den Kopf, wer die zwölf ersten Ritter des neuen Ordens sein werden, die am Krönungstage zu Königsberg in Preußen decorirt werden sollen. Eingeweihte wollen wissen, daß man sie Anfangs nicht mehr als zwölf hoher neuen Palatine hervorrufen zu lassen, aufgegeben hat, da es schwierig zu vermeiden wäre, daß in solchen Fällen auf Einen Bevorzugten eine zu große Anzahl Zurückgesetzter und Ungnadsamer komme. Demnach dürfte die Zahl vermehrt werden.

Die Theilung der Klotten-Agitation in zwei Parteien, eine rein preußische und eine centralgewaltige, ist glücklicherweise nur momentan und hat keine belangreichere Spaltung zur Folge gehabt, trägt vielmehr, da die Rivalität angeregt ist, zum desto größern Aufwande der Mittel bei.

Eine Lectüre, die in diesem Augenblick in vieler Händen gewesen wird, sind Felix Mendelssohn's „Reisebriefe" aus seiner Jugend. Man vermuthet, daß auch Fanny Hiller wieder einen hohen Griff in die nachgelassenen Schätze ihres Onkels Varnhagen gethan hat und für den Winter eine pikante Ueberraschung vorbereitet; zumal da die Hoffnung auf die „Memoiren" unserer liebenswürdigen Frau Aermes sich leider nicht erfüllt hat. Ein hamburger junger Buchhändler, Martin Perels, zeigte diese interessante Entdeckung bereits als unter der Presse befindlich an. Der Inhalt wurde in seinen einzelnen Kapitelüberschriften so spannend angedeutet, daß sich in leicht erklärlicher Weise die Vorausbestellungen bereits in die Hunderte beliefen. Wie man jedoch vernimmt, haben sich zwischen dies Debüt einer jungen Schriftstellerin und die Spannung des Publikums die königlichen Theatergesetze gestellt und die Selbstbiographin an die Verpflichtung erinnert, ihre Memoiren erst der Censur ihres Gatten vorlegen zu müssen. Auch ihr Gatte hat sofort in einer öffentlichen Anzeige angedeutet, daß seine Frau noch keineswegs so viel „Erinnerungen" besäße, von denen sie sich durch die Presse zu erleichtern wünschen müßte oder wol gar, wie die Clairen, durch die Feder mit dem Leben ganz abzuschließen. Der auf diese Art bedauerlich plantirte Verleger, Martin Perels, beruft sich zu seiner Rechtfertigung auf den mit der jungen Schriftstellerin gepflogenen Briefwechsel, fügte jedoch mit dem Schmerz bitterster Enttäuschung die Beschuldigung gegen die deutsche Bühne hinzu (doch nicht Gustav Wolf's vorgelesene „Schandbühne"?), daß sie ihn um sein Vermögen gebracht hätte. Einstweilen dient der unglückliche junge Mann (wie Nr. 9 der „Schandbühne" anpreist) „in der preußischen Armee beim 3ten ab". Wünschen wir ihm, daß er nicht wieder in's Wasser fällt.

Um von besseren literarischen Erfolgen zu sprechen, erwähnen wir, daß aus dem vielumfassenden Buchhandel von Otto Janke der langjährige Führer desselben, Herr Wegener, ausgetreten ist und, wie man vernimmt, mit bedeutenden Mitteln ein eigenes Verlagsgeschäft begründet. Verlagsuchenden Manuscripten eine willkommene Botschaft!

Der so frühzeitig eingetretene Herbst füllt bereits die Theater. Noch erblickt man allerdings in den verbreitetsten Stücken seine Genossenschaft für den Landstuhlerverein von 1813, so wäre denn Dr. Klein's „Gottsched" das erforderliche Stück und es passirte ihm die Ironie, nach seinem neulichen Angriff auf das Institut des akademischen Preisgerichts, selbst gekrönt zu werden. Die Polemik des gelehrten, für einen Dichter fast zu gelehrten Mannes war, soweit sie sich gegen die getadelte Nichtannahme des Herrn von Redtwitz-Hellwig wandte, von bewundernswürdigem Freimuth. Indem er jede Satzung Gelehrsamkeit, die in jenen neun Richtern vertreten war, tranchirte, bewies er aus den Einzelnheiten der Privilegien, Scherifen, Theaterintendanten u. s. w., daß alle diese Stände an irgendeinem ihrem Siegle eine schadhafte Marge hätten, die ihnen die Bekanntschaft der Thatsache in Gedächtnißsachen unmöglich machte. Dennoch blieb der scharfe Polemiker bei der Sache an sich selbst stehen und setzte um die Berufung besserer Kreuzzeitungen vorzüglich. Seine Vorschläge, alle drei Jahre das beste dramatische Werk aufzufinden, sowenig empfehlenswerth auf Unthunlichkeiten hinaus, welche denen zur Stelle eines dramatisch schlechten deutschen Parlaments gleichkommen. Vom Minister bis zum untersten Dorfschulzen soll nach Dr. Klein's Vorschlägen alles in Bewegung gesetzt werden, um den rechten Tragödien herauszufinden; Gensdarmen, Landräthe, Kreisbehörden, die Bürgermeister aller Städte werden in Mitleidenschaft versetzt, Deutschland wird in neun dramaturgische Kreise getheilt — kurz, Sie sehen, der arme Gott der Stoff zum Gute nicht aus. Selbst die enthusiastischen Drama-Sorgen helfen.

(Ausgegeben am 19. September 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 39.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Das Medaillon. Ein Bild aus dem Leben. Von Rosa Horn. — Tagebuch aus Neapel. Von Friedrike Bremer. (Fortsetzung.) — Oberaufsicht der Neapel. II. Alexander von Humboldt. Von Theodor Paur. — Wertheimer's Jahrbuch. I. — Aus dem Osten. III. — **Neues aus der Welt.**

Das Medaillon.

Ein Bild aus dem Leben.

Von Rosa Horn.

Es ist die trübste Zeit des Jahres, der früheste Frühling — kaum zählt er ein paar Tage. Macht das die öde Gegend noch oder? Nirgends eine Anmahnung an jene reizend rosig violette Färbung dergiger Länder. Wir sind in Ungarn.

Natürlich breitet der Weinstock ringsum noch nicht sein graugrünes Sommergewand aus, der Boden zeigt fast dieselbe Lehmfarbe wie die Donau, die schwer und reißend ihre gelben Wellen dahinwälzt. Nirgends noch der Schmuck eines kleinen, helläugigen Frühlingsblümchens; das hohe dürre Steppengras hat der Sturm so mancher Winternacht glatt zur Erde gelegt, hin und wieder raschelt es in einem vorjährigen Mais- oder Tabacksfelde in den dürren Blättern der gerippartigen Stauden; auch sie können von der Unbill des Winters erzählen.

Dort taucht eine Baumgruppe auf. Sie umgibt das Schloß des Grafen Thaddäus Karoli. Eben scheint die Sonne bleich, als sei dies nur eine kleine, versuchsweise Freundlichkeit für die grauen Mauern des uralten Baues, gleich folgt ein eifersüchtiger scharfer Windstoß und die Gegend macht wieder dasselbe weinerliche Gesicht. Indessen zu öde ist sie nicht. Das Schloß, resp. seines halben Verfalls, ist ein Wallfahrtsort für nah und fern. Graf Thaddäus ist eine allgemein bekannte Persönlichkeit, ein echter Magyar. Ein anderer Magnet sind seine beiden Töchter, das heißt natürlich nur für die dazu berechtigten Kasten. Da sitzt der alte Herr in seinem sammtverbrämten Pelze an dem kolossalen Kamin des großen Saales — ein entsprechend Feuer leuchtet weit durch die hohen, unverhängten Fenster. Wer freilich Ansprüche auf sammtne Ecksophas und französische Tapeten macht, der darf den steinbelegten, nicht eben wohlgepflegten Fußboden dieses Raums nicht betreten. Hier ist noch nicht neunzehntes Jahrhundert — nicht einmal eine dicke Rauchwolke findet man befremdlich, die der Sturm hin und wieder rücksichtslos genug in den Kamin zurückschleudert. Der große, länglichrunde Tisch ist gewohnt, Mahlzeiten in übergroßen Dimensionen zu tragen; ist der Herr mit den Seinen gesättigt, so kommt es an die Dienerschaft, deren es eine große Anzahl gibt. Mit der Kleidung ist man weniger besorgt; aber das ist alles national, freiheitsstolz, ungarisch.

Graf Thaddäus gebraucht von seinem weiten, großen Schlosse nur so viel, als ihm behagt, das andere läßt er harmlos rings um sich her zerfallen. Da gibt es Spinnweben, zerbrochene Scheiben, bald aus den Rahmen herausbängende

Bilder die Menge; obdachlose Proletarier finden hier Wohnung in den ehemaligen Prachtgemächern einer Zeit, wo die Familie Karoli noch reich war und die Weinpflegen sich hinunterstreckten fast bis an die „Pforte des Ostens". Jetzt bietet die Weinernte wenig mehr als den Haustrunk, den man in großen steinernen Flaschen, die dem Ungarwein besonders zuträglich sein sollen, freigebig den häufig zusprechenden Gästen credenzt.

Graf Stanislaus, der Vater des jetzigen Schloßherrn, hatte den Rest des von seinen Ahnen ererbten, immerhin noch bedeutenden Vermögens in Pesth und Wien der nobeln Passion des Spieltens geopfert; so blieb dem Sohne nichts als diese patriarchalische Existenz, mit welcher er indessen vollkommen zufrieden war. Natürlich war seine Gemahlin gleichfalls Ungarin. Sie allein leistet im gegenwärtigen Augenblick dem Hausherrn Gesellschaft. Das junge Volk belustigt sich, nach der Scheibe mit Pistolen zu schießen; man hört in kurzen Pausen in der Nähe das Einschlagen der Kugeln, ja selbst die Stimmen der Schießenden.

Indessen kommen zwei Reiter die Heerstraße entlang. Der eine ist ein blasser junger Mann mit edeln, regelmäßigen Gesichtszügen und Augen, fast zu tief und schwermüthig für die noch große Jugend. Graf Ladislaus ist des Schloßherrn Liebling — ein Mann, der jedem Lande zur Zierde gereichen würde; natürlich war sein Leben eine Kette von Kämpfen, Entbehrungen, Leiden aller Art. Im Schlosse des Grafen Karoli blühte seinem bewegten Leben die schönste Rose, die sein Vaterland überhaupt besaß. Wanda Karoli war die ihm bestimmte Braut — die alten zerbröckelnden Mauern bargen ihm ein süßes Glück. Daher trieb er sein Pferd schneller an, als es seinem Begleiter behagte, der sich auf dem unbequemen Sattel nicht besonders wohl zu fühlen schien. Sie waren schon ein paar Stunden dem Wind entgegengeritten, der mit allem Ungestüm daherbrauste und der dem, der etwa zu sprechen versuchte, das Wort vom Munde wegwehte. Graf Ladislaus war dergleichen gewohnt. Der andere, ein böhmischer Edler, seufzte, als sie etwas geschützt längs der Parkmauer dahinritten.

„Gott sei Dank, Ladislaus, daß wir das Ziel erreicht haben! Verdammtes Wetter das! Da ist ja unser Pharus — das Kaminfeuer!"

Nun grüßte man vorläufig und zwar durch die Fenster. Drei oder vier Diener liefen auf die Pferde zu und begannen mit denselben sogleich ihre zärtlich vertraulichen Dialoge. Die Sättel wurden abgenommen und in die Halle gelegt; eine Schar Truthühner, die eben von einer dunkeln Ecke derselben Besitz genommen hatte, flatterte auf. So drängten sich Menschen und Thiere durcheinander. Währenddeß reichte der Schloßherr den Gästen die Hand und auch seine Gemahlin erhob sich den Ankommenden würdevoll entgegen. Ein abermaliger kleiner Sonnenblickversuch grüßte schon muthiger als vorher durch die trüben Scheiben.

Da entsteht plötzlich ein Lärm. Man drängt in die Halle, man schreit, tobt, flucht. Dazu klappern die Hufe der Pferde. Die im Saale Befindlichen sehen nach dem Eingang, dessen einer Eichenholzflügel zurückgeschlagen ist.

„Vasa Teremtetem! Ein Dieb! Ein Dieb!"

Die Schar der Diener drängte sich unter die Thür.

„Wo? Wer —?" fragte Thaddäus. Die Dame vom Hause nahm stolz von solch gemeinem Verbrechen keine Notiz.

„Kommen der Herr", sagte der Hausmeister, den seine sehr ungeordnete Toilette den Herrschaften gegenüber wenig geniete, „es ist der Zigeuner — der Bebo — Das da fand man in seiner Tasche!"

Es war ein blitzendes Medaillon, welches in der braunen, emporgehobenen Hand glänzte.

Nun gewann die Sache allerdings Interesse. Selbst die Gräfin erhob sich lebhaft. Es war das Medaillon der jüngsten Blume des Schlosses, Gräfin Pia, das Schooskind ihrer bereits erwachsenen Schwestern, war dem Grafen erst vor kaum drei Jahren geboren worden. Mit Jünglingsfeuer erhob sich Graf Thaddäus. Diese Frevelthat mußte untersucht, nachsichtslos bestraft werden — schon schickte man zum Richter. Graf Ladislaus und der böhmische Herr, sein Begleiter, folgten dem Grafen. Der fatale Vorfall hatte ganz die Frage nach Wanda abgeschnitten. Die Dienerschaft drängte voran. So ging es durch die weite Halle, die Hunderten von bunt durcheinander gewürfelten Gegenständen zum Aufenthaltsort diente.

Der ehemalige Schloßhof sah seltsam genug aus. Die Thüren der großen, gewölbartigen Küche waren weit geöffnet; ihre Vorderlichkeiten erstreckten sich über den halben Hof; Fässer, irdene Geschirre umstanden den großen steinernen Wassertrog — ganze Berge Maiskolben lagerten frank und frei neben einer Menge geleerter Weinflaschen.

Da hatte ein braver Sohn des Landes infolge des eben sich entwickelnden Intermezzos den Arm voll Holz mitten in den Weg geworfen, den er eben nach der Küche zurückzulegen im Begriff war. Zahllose Hühner bevölkerten die ganze Staffage und flüchteten schreiend und gestört durch die zerbrochenen Fenster der ganz unter Gras befindlichen oberen Galerie, die nach den Prachtgemächern führte. Generationen derselben fanden dort ihre Geburtsstätte hinter den kunstvollen Schnitzwerken der Balerie, mehr noch in den Höhlungen der marmorausgelegten Kamine. Ja selbst eine Herde junger Schweine trieb sich unter allerhand Abgang behaglich herum.

Jetzt drängte sich alles um einen jungen Burschen, der platt an der Erde saß, mit dem Rücken an die Mauer der Küche gelehnt. Neben ihm hockte ein wahrer Ausbund aller Häßlichkeit, ein kleiner zottiger Hund; beide regten sich nicht, obgleich die ganze Schloßbewohnerschaft sie redend umdrängte; vor allen die Nova der kleinen Gräfin, in deren augenblicklicher Abwesenheit der Diebstahl geschehen sein mußte.

Auch bis zu dem Schloßhaus war die Nachricht gedrungen und zwei bis drei junge Magnatensöhne und Cajetane, die zweite der erwachsenen Töchter des Hauses, kamen lärmend und verwundert nach dem Schauplatz. „Bebo — du — ein Dieb —!“ hieß es. Bebo konnte nur den Kopf schütteln.

Vater Thaddäus redet den jungen Burschen an: „Weißt du nicht, Bebo, daß ein Dieb nicht unter die Menschen gehören darf, daß er zu sterben verdient?“ Ein schneller, furchtsam blitzender Blick unter dem braunen Haarand hervor war die Antwort.

Alles schwieg jetzt. Scheu suchten verstohlene Blicke den nächsten besten haltbaren Baumast.

Bebo war ohne Zweifel ein schöner Bursche. Seine Heimat ist jene Hütte, die sich unweit des Schlosses fast mitten unter den Uferweiden behaglich, die dort sich bis an die Donau hinunterstrecken. Sein Vater war der kühnste Schiffer weit und breit gewesen. Unzähligemale hatte er beim Gießgang todverachtend sein Schifflein durch die Eisschollen hinüber nach dem jenseitigen Ufer gerungen, bald im Zickzack, bald pfeilschnell ein Stück den Strom hinabschießend, bald riesenstark von einem mächtigen Eisstück abdrängend. Endlich fand er dabei, wie vorauszusehen war, seinen Untergang. Er hatte für das nahe Kloster einen wichtigen Brief nach dem jenseitigen Ufer zu bringen gehabt, hatte dies glücklich ausgeführt, auf dem Rückweg hatten zwei mächtige Eisschollen den Kahn zertrümmert und er selbst fand dabei den Tod. Bebo's Mutter war eine Zigeunerin. Aus Liebe zu ihrem Manne hatte sie die Horde verlassen und seßen Wohnsitz in der Strandhütte genommen. Sie stand am Ufer, als der unbarmherzige Strom den Gatten verschlang. Bebo war damals erst noch wenige Jahre alt. Die furchtbare Begebenheit mochte ihren Sinn zerrüttet haben. Von Stund' an saß sie tagelang, ihr Kind im Schoße, unter den Weiden; wehte dann der Wind über die Wasser und bäumten sich die gelben Wellen und warfen gischend weiße Schaumballen zwischen die Weiden und dem Kind ins Gesicht, da flüsterte und lachte sie mit diesem und sang mit heller Stimme die Lieder ihres Stammes. Das sahen denn die Leute und verstanden wol den Ausdruck der Trauer um den Gatten nicht, dessen Leiche nie aufgefunden worden. Als Bebo heranwuchs, wurde sie etwas zugänglicher. Es war doch ein Mund, das sie ans Leben hielt, und indem rollte ja die Donau fort und fort eine Welle um die andere über des Verunglückten Grab; es waren ihrer ja schon Tausende und aber Tausende über die Stelle hinweggeglitten, über die Stelle, die sie so genau kannte. Bebo hatte des Mutterstammes Wanderlust geerbt. Arbeitscheu zog er mit seinem Hunde herum, den er alle möglichen Künste gelehrt hatte. Die Mutter hatte nichts dagegen. Er theilte gewissenhaft das auf Jahrmärkten und sonst auf seinen Wanderzügen erlangte Geld. Besonders war er und sein Hund gern gesehen von der kleinen Tochter des Grafen Karoli, die gar nicht müde wurde, sich der seltsamen Kunststücke Mutsa's zu erfreuen. So mochte es denn gekommen sein, daß er das Medaillon zu stehlen Gelegenheit fand. Jetzt standen schon die strengen Richter vor ihm —

„Hast du das Medaillon da gestohlen?“ fragte Thaddäus nochmals, indem er abwechselnd das ihm hingehaltene corpus delicti anstaunte. War es doch in Tuchband gewesen — ein entweihtes Heiligthum. „Wie, du sagst Nein? Bube! Mathias“, wandte er sich an den Meister seines Hauses und wehrte die Menge ab, die Bebo steinigen wollte, „wo fand man das Medaillon?“

„Hier in der Ledertasche des Burschen, der neben ihm lag!“

„Wie war es möglich, daß er den Schmuck

erlangen konnte?" wandte sich der Richter an die Ayo des Kindes.

„War meine Tochter Pia allein?" unterbrach der Graf voll Ungeduld.

Die Wärterin schlug die Augen nieder. Sie hatte mit ein paar Hausdienerinnen am Brunnen geplaudert.

„Eine Pflichtverletzung führt und begünstigt die zweite! So gabst du des Kindes nicht Acht? Und du, Bebo, ein Mann, mißbrauchtest die Schwäche eines Kindes!"

Bebo fuhr auf; als hätte ihn der Blitz getroffen, und rief: „Nein! Nein!"

Es war eine verhängnisvolle Pause ein — das Leben des Burschen hing an einem Haar. Da hörte man den kurzen, ungeschulten Galopp eines Pferdes. Graf Ladislaus ahnte die Nähe der Braut. Alsbald erschien der Hals eines Pferdes hinter einer nahen, niedrigen Mauer, die einen Theil des Hofes begrenzte. Auch die halbe Gestalt eines jungen Mädchens wurde sichtbar — Wanda —

Im Nu war Ladislaus' Hand hinaufgereicht. Im nächsten Augenblick sing sie der junge Mann, als sie herabsprang, in seinen Armen auf. Das Pferd wieherte heiter ungeduldig und scharrte den Boden; es wäre der Herrin gern gefolgt.

„Aber was gibt es denn da?" fragte jetzt Wanda.

„Ein Dieb —! Bebo —!"

„Nicht möglich —!"

Im Augenblick kannte das Mädchen neben dem Vater, glühend, athemlos, doppelt schön infolge des schnellen Rittes.

„Bebo, du —? Vater, ist es denn auch wahr —? Der Junge scheint halbtodt —!"

Finster blickte Graf Karoli auf den Unglücklichen, der ganz sein Bewußtsein verloren. „Die Wärterin verließ meine Tochter Pia; währenddessen benutzte der Elende des Kindes Verlassenheit und stahl das Medaillon! Hier in seiner Tasche hat man es gefunden —"

Graf Thaddäus hielt wieder die Leute ab, die Bebo hängen wollten.

„Vater", sagte Wanda, „das glaub' ich nicht, daß Bebo ein Dieb ist!" Sie beugte sich zu dem Burschen nieder. „Bebo, nicht wahr, du bist unschuldig?"

In Bebo's Augen war eine Thräne.

Wanda ließ sich nicht stören; sie rüttelte den Burschen sogar an der Schulter und fragte noch eindringlicher: „Du bist unschuldig, Bebo?"

Bebo erhob sein schwarzes, blitzendes Auge, den schöngeformten Mund umspielte sogar ein Lächeln — er nickte —

„Lügner!" schrie der Haufe.

„Ruhe!" unterbrach Wanda. „Darf ich richten, Vater? Wo ist Pia?"

„Sie schläft, ist aber eben wach geworden."

„So bring' sie schnell, schnell!"

„Aber was soll das werden?"

„Vater", erwiderte Wanda, „vor vier Wochen verlor ich dies Kreuz da — Bebo fand es und brachte es ans Schloß — ich glaub' an ihn —"

Indessen trug man Pia herbei. Schlaftrunken lehnte sich die Kleine an die Schulter der Wärterin. Wanda flog ihr entgegen, nahm sie in die Arme, sodaß sie den an der Erde sitzenden Bebo nicht sehen konnte, und fragte:

„Pia, mein Kleinod, wo hast du dein Medaillon?"

Das Kind griff an die Brust —

Da war es nicht —

„Nun, wo ist es denn?"

Sie schüttelte den Kopf —

„So besinne dich doch! Wo hast du es denn gelassen? Sieh', da ist Bebo!"

Jetzt schien sich das Kind zu besinnen —

„Weißt du nun, wo es ist? Sieh', such' es!"

Pia erkannte ihre Freunde. Jetzt völlig wach, lief sie auf Bebo zu.

„Dein Medaillon!" drängte die Schwester.

Alle folgten gespannt den Bewegungen des Kindes —

Da langte es mit den Händchen in die Ledertasche des Burschen —

„Hast du es da hineingethan?"

Pia nickte — sie suchte fort und fort in der Tasche —

„Nun", sagte Wanda, „glaubt ihr nun, daß die Schwester es selbst in Bebo's Tasche steckte? Neulich schob sie es mir ins Kleid — Bebo ist unschuldig!"

„Meine Königin!" rief Ladislaus.

Alle umringten das kluge Mädchen — auch der Vater zog sie an sein Herz.

Inzwischen schlich sich Bebo still davon.

Zehn Jahre darauf, als Ungarn sein heißes Blut für seine Selbständigkeit opferte, bot das Schloß des compromittirten Grafen Ladislaus keinen Schutz für die Gemahlin. Gräfin Wanda sah ihrer Niederkunft entgegen. Gräfin Pia, erst dreizehn Jahre alt, konnte ihr wenig behilflich

Weltregierung kommt, desto heißer der Durst, desto karger die Befriedigung!

Patkul.

Churfürstliche Gnaden, unser Zeitalter ist zu dunkel, als daß die Sehkraft unserer Augen so weit trüge, wie in Jahrhunderten, wo der Aether des Lebens heller, die Luft der Sitten und Meinungen reiner strömte. So überladen unsre Tracht, so überladen sind wir an Vorurtheilen. Es werden Zeiten kommen, wo die Menschen wieder in das reine Quellenbad der Natur untertauchen und die Herzen sich verjüngen werden.

Churfürstin.

Wie schön, Herr von Patkul, wissen Sie von der Unsterblichkeit der Seele zu reden! Unvergeßlich wird mir die Jagd in Liebenwerda sein, wo die Cavaliere des Hofes über diesen schönsten Traum unsers Erdenlebens lachten und Sie der Einzige waren, der noch Muth besaß, ihn gegen den Unglauben dieser Zeit zu vertheidigen.

Pfingsten (lachend).

Den Beweis für das Jenseits, Churfürstliche Gnaden, ist Herr von Patkul uns doch schuldig geblieben.

Patkul (zu Pfingsten.)

Wenn es eine höhere Gerechtigkeit geben muß, die die Verbrechen dieser irdischen ausgleicht, so findet er sich vielleicht in den Akten Ihrer Criminaljustiz!

sein; Radislavs Hand trauern unter den Kämpfern. Einen Augenblick hatte er sich losgerissen von seinen Schlachtreihen. „Wanda", sagte er, „du mußt in Sicherheit!" Er nannte die nächste Stadt. „Der Tapferste meiner Tapferen soll dich begleiten und schützen!" sagte er und folgte Gattin und Schwägerin an den Wagen. Eine kleine, auserwählte Schar zu Pferde umgab denselben. Ihr Führer hatte sein Roß dicht an den Wagenschlag gedrängt; ehrfurchtsvoll grüßend senkte er die Spitze des Säbels vor der hohen Frau und ihrer Schwester. Wanda erhob dankend das Auge und fand bekannte Züge. Der Hylar Pobe geleitete sie alle glücklich nach Krak.

Tagebuch aus Neapel.

Von **Frederike Bremer**.

(Fortsetzung.)

Neapel, 12 October.

Wir haben auch mit Otto und Mathilde das Schloß, die Kirchen und königlichen Parke besucht. Von Neapels königlichem Schloß habe ich nur die schönen Porträts von Rembrandt und von mehreren andern niederländischen Meistern behalten, von denen sich darin eine ganze Menge vorfindet. Welche Meisterschaft in der Darstellung, welche Genialität in der Auffassung der menschlichen Individualität! Nie habe ich Rembrandt's Größe so lebhaft wie hier empfunden. Selten sind seine Personen schön; aber welch ein Licht haben sie in ihren Augen, welch eine vollendete Eigenthümlichkeit und welche Auffassung der feinsten Nuancen in ihren Physiognomieen! Man sieht in ihnen nicht einen Menschen im allgemeinen, sondern jedes Porträt zeigt uns einen besondern Menschen, eine voll ausgeprägt frei denkende und fühlende Persönlichkeit! Und die Malerei! — Ich weiß nicht, ob die italienische Schule etwas von dieser feinen, ausgeprägten und doch so harmonischen Vollendung hervorzubringen vermag.

Von unserer Reise nach Caserta hatten wir wenig Freude. Das Schloß erschien uns leer von allem, außer von Vergoldungen, Wasserkünsten und dergleichen Anlagen, reif und im alten französischen Geschmack, ohne jedoch mit dem Pomp in Versailles oder in Kassel verglichen werden zu können. Außerdem wurden wir beständig von Regenschauern verfolgt.

Herrlich war dagegen der Morgen, den wir in dem großen freien Park von Portici — einem wirklichen Wald von schönen Bäumen — zubrachten. Von da aus besuchten wir Herculanum. Das dasige Theater liegt noch ganz unter der Erde und wir hörten in demselben das dumpfe Gerassel der Wagen, die über unsern Häuptern dahinrollten. Einzelne Privathäuser und einige Straßen sind bereits ausgegraben worden und liegen nun wieder unter dem freien Himmel. Sie haben denselben Charakter wie die in Pompeji. Wir kamen viele Gebäude wie Miniaturpaläste und Miniaturwohnungen vor. In einem derselben befand sich ein kleines Zimmer mit einem kleinen Altar, auf welchem man den Göttern geopfert hatte — Tauben oder Krammetsvögel, so klein war er. In einem tiefen Gefängniß fand Sklaven und Skelete, an eiserne Ketten befestigt, gefunden worden.

Ich übergehe unsere andern Ausflüge, um noch einige Worte über die Villa Reale zu sagen, in welcher ich gewöhnlich meinen Tag beginne und endige. Denn dort ist es unbeschreiblich schön am frühen Morgen, wenn der Thau noch auf dem Rasen und auf den kleinen weißen Rosenblüten glänzt, die denselben schmücken, und wenn die Schatten noch dunkel und kühl zu den Füßen der weißen Marmorstatuen und auf den sammtweichen Grasplätzen unter den großen Bäumen liegen. Alles ist so ruhig und still, nur die Fontainen spielen und plätschern über dem Bassin, in welchem Goldfische schwimmen; und die Sonne, die ihre Strahlen über laubige Haine, weiße Marmortempel und weiße Bildsäulen herabsendet, scheint ein wahres Paradies zu beleuchten.

Abends gehe ich wieder baden und zwar in Gesellschaft der beiden Prelobien, die dann glücklicher wie gewöhnlich scheinen. Dann thut es wohl, dort die kühle Abendluft zu trinken, dem Schlag der Wellen an das Ufer zu lauschen und den phosphorischen Glanz des Wassers zu betrachten, während weiter hinaus in dem Meerbusen von Neapel rothe Feuer aus den Fischerbooten glänzen, welche damit ihre Beute locken. Sie wandeln wie Irrlichter umher, während die Schatten um uns dichter werden und der Sternenhimmel über uns heller wird; dabei sehen wir den Kometen mit seinem glänzenden Schweif gleich einem Pfeil durch den Himmelsraum durchfliegen. Wir beschließen unsern Abend beinahe gewöhnlich mit einer Mezza granita (einer Art von Eislimonade) in der kleinen Konditorei im Parke. Zuweilen nehmen wir auch ein Boot und fahren uns an der Küste von Posilipo hinunter, an den Ruinen von dem Palast der Königin Johanna vorüber, indem wir die Schönheit des Meeres und

den Anblick des blauen phosphorischen Feuers genießen, das hier und da unter unserm kleinen Boot erglänzt, welches das Fahrwasser durchfurcht. Zuweilen gehe ich auch allein nach Hause, während die Verlobten den prachtvollen Feuerwerken zusehen, die dann und wann abgebrannt werden, an den letzten beiden Abenden hintereinander zur Ehre der Santa-Brigitta.

So haben wir nämlich promenirt und geschwelgt; allein seit drei Tagen sind wir durch Gewitter und Regengüsse an die Stube gefesselt. Ich habe diese Zeit benutzt, um Tiger zu tödten, d. h. um Briefe zu schreiben, die durch das Gefühl unerfüllt gelassener Pflicht mein Gewissen schon lange zerrissen haben. Gewöhnlich klärt sich das Wetter eine Stunde nach Mitternacht auf und sogleich füllt sich die breite Chiaja mit einer Menge von Equipagen aller Art, unter denen die große Volksequipage Carrozzele mit zwanzig bis dreißig Personen, Männern, Frauen und Kindern beladen, die daraus sitzen, hängen und schlenkern, man sieht nicht recht wie, und hinter einem Pferd, welches in vollem Laufe galoppirt, stets mein Erstaunen und mein Vergnügen ausmacht. Darüber habe ich schon früher gesprochen. Aber unter den Besuchern der großen Promenade habe ich die beständigsten seit den Zeiten Virgil's vergessen, nämlich die Ziegen, die den ganzen Nachmittag hindurch in kleinen Heerden, jede mit ihrem Hirten, von der Seite von Pozzuoli, wo sie auf der Weide gewesen sind, in die Stadt hereinkommen, um daselbst gemolken zu werden und zu übernachten. Von 4 Uhr nachmittags an höre ich ihre kleinen Glöckchen die Chiaja entlang klingeln, auf welcher sie, unbekümmert durch das Rasseln und Lärmen der großen Welt, an dem Grabe des Dichters vorbeiwandern, der sie in seinen Hirtengedichten so oft besungen hat.

Während ich schreibe oder Thiere und Menschen beobachte, singt meine Sommertochter gewöhnlich und befindet sich jetzt überhaupt in einer Art von musikalischem Rausche. Wir wohnen in derselben guten Pension, in welcher ich bei meiner ersten Ankunft in Neapel wohnte. Ich erhielt mein altes Zimmer mit der Aussicht nach der Chiaja wieder, meine Sommertochter ein Zimmer nach dem Garten, aus welchem Rosenlorbeer in ihre Fenster hereinblickte. Für Waldo fand sich kein Zimmer im Hause, was sehr verdrießlich war. Von den hiesigen Gästen kenne ich blos den Diplomaten wieder. Er gehört zu denjenigen Katholiken, die durch das unerwartete Dogma von Immaculata (der unbefleckten Jungfrau Maria) in ihrem Glauben an die Unfehlbarkeit und Ebenbürtigkeit der katholischen Kirche ganz und gar erschüttert worden sind und weiß nicht mehr, was er glauben soll. Er ist ein Zweifler geworden.

Unter den neuangekommenen Gästen befindet sich auch eine Tante meiner Sommertochter, eine österreichische Freiherrin von ** mit Mann und Tochter, mit welcher sie (Klein-Ilse) den Winter in Florenz zubringen soll. Diese scheint wenig zufrieden mit ihrer Verbindung mit einem Protestanten zu sein und hat ganz andere Pläne mit ihr gehabt. Dies und die Musik — denn die ganze Familie ist musikalisch — hat Klein-Ilse einigermaßen von mir und auch von dem guten Waldo abgezogen, der, wenn er kommt und danach dürstet, die Geliebte seiner Seele einige Augenblicke zu genießen, sie stets von Fremden umgeben findet und einen halbzerstreuten Blick, eine Miene wie von der Prinzessin Ilse von ihr empfängt, die jetzt an ganz andere Dinge zu denken hat und von Schubert oder Chopin und ich weiß nicht von welchen genialen Componisten oder Compositionen eingenommen ist, die sie mit ihren musikalischen Verwandten spielt oder singt. Er wartet still eine Weile, wenn aber die Musik gar zu lange dauert, geht er mit einem Gesicht fort, das — mir leid thut, wenn ich es sehe. Aber am nächsten Abend ist sie wieder liebenswürdig und süß gegen ihn und er, glücklich und entzückt, will gern von Trauringen, vom Tage der Hochzeit und dergleichen Dingen mit ihr sprechen; aber dann wird sie still und ernst und — will nicht antworten. Ich fange wieder an unruhig zu werden und frage mich heimlich: — „Wie soll das werden?"

Am 18. October.

Seit einigen Tagen geht es gar nicht gut. Ich weiß nicht, welcher Unglückswind den Prinzen von Villa-Umbrosa hierhergeführt hat, den eleganten Prinzen, der unserer Prinzessin Ilse erste Neigung war, ihre Carnevalsflamme, welche ihre schöne Perle an sie richtete, ihr jene verstehenden Blumenworte gab und schwur, daß er sie ewig lieben würde. Er ist ein schöner junger Mann und — ein großer Tanzmeister, wie ich glaube; aber angenehm, musikalisch gebildet und sehr beliebt bei der Freiherrin von **, die ihn im vergangenen Winter in Rom kennen gelernt hat.

Er kommt fast alle Abende hierher und obwol ich nicht glaube, daß in Klein-Ille's Herzen eine ernstliche Neigung für ihn erblüht, ist sie doch augenscheinlich hingerissen von dem Vergnügen, mit ihm zu musiciren und zu plaudern. Unter diesen Verhältnissen wird der Waldenser immer ernster und stiller und wenn die elegante nichtsche Braut, nachdem sie ihm vom Pianoforte aus einen kleinen Blick mit den Augen zugeworfen hat, sich seiner Anwesenheit weiter gar nicht zu erinnern scheint, sondern fortfährt, zu musiciren, so geht er seines Wegs, ohne ein Wort zu sagen.

Gestern kam er sehr spät. Sie und ich waren allein im Salon. Sie hatte an Kopfschmerzen gelitten und spielte, um sich zu erheitern, auf einer Guitarre, die dem Prinzen zugehörte, während sie leise eine kurze melancholische Canzone dazu sang. Sie hatte an diesem Abend mit ihrer Tante eine auswärtige Gesellschaft besucht und war zu diesem Behuf bereits angekleidet und zwar trug sie ein schneeweißes Kleid mit einem kleinen Strauß lichtblauer Blumen, welche nachlässig um ihre braunen Haarflechten im Nacken und über den Hals hochhielten; dazu blaue Perlenbänder von großen leichten Perlen um die feinen Handgelenke — sie war allerliebst! Walde kam, beugte sich zu ihr nieder und wollte sie küssen; sie entzog ihm aber heftig das kokette Haupt mit einer Miene, als ob sie sagen wollte: — „Störe mich nicht!" — Er erblaßte und entfernte sich, um in kleiner Entfernung von ihr gerade gegenüber Platz zu nehmen; von da aus blickte er sie ernst und forschend an. Als sie ihre Canzone beendigt hatte, sah sie auf, blickte gerade in das ernste Gesicht ihres Bedrängers und rief scherzend aus: „Sehst du den großen Herculaner! Wie er mich anstiert! Ich glaube gar, er will mir imponiren! Wie komisch ist das!" — Sie fügte nun ihr kleines Geschichtchen auf ihre beiden Hände und sah ihn komisch herausfordernd an; er stand auf und näherte sich ihr. Warum mußte aber auch in diesem Augenblicke die Freiherrin von ** mit ihrer Tochter hereintreten und von ihr verlangen, daß sie mit der letzteren zusammen das Stück noch einmal durchsingen möchte, mit welchem beide an diesem Abend glänzen wollten?! — Die Prinzessin Ille war wieder ganz der Musik hingegeben und Hermann ging wieder seines Wegs.

Heute kam er vormittags und wollte mit seiner Braut sprechen; aber sie litt an heftiger Migräne und konnte ihn nicht empfangen. Durch Aerzte abgehalten konnte ich ebenso wenig allein mit ihm sprechen, und er ist seitdem nicht wiedergekommen.

Es ist Abend und schon spät. In Ille's Zimmer ist alles still; sie schläft und sieht in ihrem Schlaf aus wie ein unschuldiges gutes Kind; und das ist sie auch, nur überläßt sie sich zu sehr den Eindrücken des Augenblicks. Ich sehne mich danach, ernsthaft und aufrichtig mit ihr zu sprechen und sie zu warnen, daß sie nicht ihr eigenes und möglich eines andern Lebensglück aufs Spiel setzen möge; aber doch bin ich auch wieder ein wenig bange vor dieser Unterredung. Habe ich nicht zu weit in das Schicksal dieses Kindes eingegriffen? — Habe ich überhaupt ein Recht, sie dahin zu leiten, wo nach meinem Dafürhalten ihr Glück liegt? — Sehe ich auch klar in Bezug auf ihr und auf sein inneres Verhältniß? — Sieht sie nicht vielleicht klarer? — Nur Eines Umstandes bin ich gewiß und zwar deßen, daß dieser Zustand von Unklarheit und Schwanken ein Ende nehmen, daß sie aufrichtig gegen sich selbst und gegen ihn sein muß; und das muß, das will ich ihr sagen, sobald ihre Unpäßlichkeit vorüber gegangen sein wird. Ich weiß, wie gut sie jedes Wort liebevoller Ermahnung aufnimmt.

Am 2. Octobr.

Klein-Ille war am Morgen nach dem Tage, an welchem ich zuletzt geschrieben habe, noch nicht wieder gesund. Die Aerztinnen von ** hielt sich deshalb mit der „Docteure de nos nos" von Oberst Sand in ihrem Zimmer häuslich nieder; ich aber, um meine Unruhe und Ungeduld über die Lage der Dinge einigermaßen zu verbergen, habe auf den Vorschlag nach Pompeji. Ich wünschte diese prosaische Ruinenstadt nur einmal in tiefer Stille zu besuchen und mich daselbst mit den Todten und mit meinen eigenen Gedanken zu unterhalten. Nach Verlauf einer Stunde war ich dort. Ich nahm mir am Eingang einen Cicerone, der mir ein angenehmer und verständiger Mann zu sein schien und sagte ihm, daß ich in der Stadt nach meinem eigenen Gutdünken umhergehen wolle und daß er mir nur in einiger Entfernung zu folgen brauche.

Der Tag war herrlich, Pompeji hatte außer mir keinen weiteren Besuch und ich ging ungehindert, wohin ich wollte, in dieser verödeten Stadt. In meinem Gemüth aufgeregt durch die Unruhe des gegenwärtigen lebendigen Lebens wurde mir hier Erhebung in den ehemaligen

Räumen der Todten doppelt bedeutungsvoll. Ich sah wiederum diese prächtigen Wohnungen mit ihren kleinen Gemächern, ihren schönen Freskogemälden, die oft sinnliche Scenen darstellen, ihren Blumengärten mit dem impluvium oder Wasserreservoir in der Mitte und mit einer Umgebung von prächtigen Säulen, ihren kleinen muschelverzierten Fontainen, ihren Götterbildern — diese ganze kleine Welt, innerhalb der Thür eines Hauses eingeschlossen. Ja, sie konnte glücklich darin sein, die Gattin, die Mutter, welche darin Gegenstände ihrer Liebe besaß, welche liebte und geliebt war; ebenso auch das junge Mädchen, das in den Blumen des Rosengartens und in den Bildern ihres Zimmers bald klare Weissagungen eines bevorstehenden Lebens voller Liebe und Lebenslust erblickte. Aber eine Tochter oder Schwester, welche nicht geliebt war? — Eine verlassene Gattin? — Oder eine Frau, für welche das Leben in der Stube zu beschränkt war, die aber ihre Freiheit nicht dadurch erkaufen mochte, daß sie eine Lais oder Nëgalia wurde? — O, wenn doch die Frauen recht bedächten, wie viel sie dem Christenthum zu danken haben! — Die Zeit der rohen Sklaverei ist vorüber und das Reich der Menschlichkeit ist für jede denkende und fühlende Seele zugänglich. Ein Gott der Gerechtigkeit, Billigkeit und Gleichwerthigkeit webt über die Gräber und Wohnungen der Erde. Das Haus ist nicht mehr gleich einem Gefängniß verschlossen, freie Bahnen für Arbeit, Talent und Menschenliebe stehen mit ihm in Verbindung. Das Leben ist für die größere Menge freier, edler, glücklicher geworden und wird dies mit jedem Tage immermehr. Dank sei ihm, der das Gesetz der Liebe Gottes verkündete und durch sein Leben vollendete!

Ich ging wiederum durch die Straße der Grabdenkmäler — die Via Appia von Pompeji — und ruhte eine Weile auf der halbrunden grauen Marmorbank aus, in deren Rückenlehne mit großen Buchstaben eingegraben steht: „Marcus Narcellinus“ (Ein Privatmann Namens). Hinter dieser Bank, in einer thalartigen Vertiefung steht das schöne, noch sehr wohl erhaltene Marmordenkmal dieses Privatmanns. In jener Zeit wurden nur einige wenige Frauen geehrt, die durch Schönheit oder bürgerliche Tugenden ausgezeichnet waren. Das war ein großer Gedanke und das Gute desselben ist vielleicht von den Menschen unserer Zeit nicht so gepflegt worden, wie es hätte gepflegt werden sollen.

Von einem noch wohlerhaltenen Theil der Mauern Pompejis überblickte ich die Stadt. Still wie ein Todter auf seiner blumenbedeckten Bahre liegt sie auf der Campagna felice am Ausläufe des Sarno in das Meer, umringt von den fruchtbaren, mit Weinreben bekleideten Hügeln von Torre del Greco am Fuße des Vesuv. Der Gipfel des Berges rauchte ruhig und er schien beim Glanz der Mittagssonne wie von einem bunten Sammtmantel eingehüllt. Die gebändigten Lavaströme schimmerten daran wie glührothe Stickereien. Der Vulkan stand da wie ein gewissenloser Despot, seine Mittagspfeife im Füßen sur niente ruhig fortrauchend, während sein Opfer ohne Klage und ohne Murren stumm für ewig zu seinen Füßen lag.

Doch nicht stumm, noch sprechen ja seine Blicke aus seinen Mauern, diese wunderbar seelenvollen Blicke. Ich sah beim Abschied von Pompeji ein paar Augen, die ich nie vergessen werde. Unweit von der Straße der Gräber war an einer grauen Mauer ein Frauenkopf mit einem Haarschmuck von Schlangen. Die Schlangen waren bis zur Unkenntlichkeit verbleicht, aber das junge schöne Gesicht trat noch kräftig hervor, mit Augen voller Thränen, voll stummer Verzweiflung und zum Himmel emporgerichtet. Dieser suchende Blick mit dieser stummen schmerzlichen Frage, von der Unglücklichen, von der Sünderin, lebte also auch in dem heiteren Pompeji, mitten unter den schönen Wohnungen, den lebensfrohen Fresken! Wie verzehrend muß sie aber empfunden worden sein, ehe sie von dem damals noch unbekannten Gott eine Antwort erhielt!

Als ich am Abend dieses Tages nach Neapel zurückkam, war mir zu Muthe, als wenn ich ein Bad in ernsten reinigenden Gedanken genommen hätte. Das Leben lag vor meinem Blick in einem Licht, welches mir die Gewißheit einflößte, daß ich nun mit meiner Sommertochter so würde sprechen können, daß alles wieder gut werden könnte. In welcher Weise das geschehen würde, wußte ich zwar noch nicht; aber klar muß es werden; und mag nun infolge dessen das Verhältniß zwischen beiden gelöst oder noch fester geknüpft werden, rein und gut muß es in jedem Falle sich gestalten; das Halbe und Schwankende muß daraus verschwinden. Ich, so habe ich oft gefühlt und geglaubt und habe danach gehandelt; aber — — —

Elle hatte das Bad verlassen. Sie saß am Pianoforte und phantasirte, augenscheinlich ver-

gefühl, daß andere Personen in ihrer Nähe wären. Ich ging hinaus auf den vor dem Salon befindlichen Balcon und fand einen eigenthümlichen Genuß darin, ihren Variationen von wenigen Tönen zuzuhören, deren Innigkeit und Lieblichkeit mir zum Herzen ging und die fortwährend, aber jedesmal mit einem neuen Accent, wiederkehrten. Ich fühlte, daß diese Töne aus ihrem Herzen kamen und aber deren alles Gute. Die Dämmerung nahm zu; man fing an in der Villa Reale die Lampen anzuzünden, die Feuerströme auf dem Meere glimmten, wiewol fast unbeweglich, noch immer roth durch die zunehmende Dunkelheit. Noch immer spielte Ellie, dieselben süßen, innigen, melancholischen Töne modulirend.

— „Wenn sie geendigt hat" — sagte ich mir —, „so werde ich sie hierher rufen und dann werden wir sprechen."

Da wurde ich plötzlich von heftigen Schritten und von einer großen Gestalt ganz in meiner Nähe überrascht.

— „Waldo!" — rief ich erfreut und reichte ihm die Hand. Er drückte sie heftig und ich fühlte, daß seine Hand brennend heiß war.

— „Ich suchte Sie" — sagte er leise. — „Ich wollte Ihnen — — — Lebewohl sagen!"

— „Lebewohl? — Wie? — Warum denn?"

— „Ich reise noch in dieser Nacht ab" — fuhr er fort, indem er laut und schnell, wie infolge einer heftigen, aber unterdrückten Bewegung sprach —, „ich reise nach Sicilien und von da nach Griechenland oder nach Alexandrien, — ich weiß noch nicht, nach welchem von beiden, — mit dem ersten Fahrzeug. Ich kann, ich darf nicht länger hier bleiben, ihretwegen und meinetwegen nicht. Ich weiß es jetzt, ich habe es bemerkt, ich habe es eingesehen, sie liebt mich nicht, sie kann mich nicht lieben; sie hat es versucht, sie hat es gewollt, aber — sie kann nicht und ich will und werde sie nicht zwingen, aber diese Wenige zu retten. Nein, ich will mich diesem Kind nicht aufdrängen, ich will die Reue über Schwäche ihres Herzens nicht mißbrauchen. Die Liebe zu ihr, die Achtung vor mir selbst verbieten mir dies gleichmäßig. — — — Ich würde mich selbst verachten, wenn ich — — Sagen Sie ihr, daß ich sie stets lieben werde, daß sie aber frei ist. Aber sagen Sie ihr dies erst, wenn ich fort bin, damit sie verhindert ist, bei der Weichheit ihres Herzens sich und mich zu täuschen und wieder etwas zu versprechen, was sie nicht halten kann. Aber Sie, die Sie ihre mütterliche Freundin sind, wachen Sie über sie; verhindern Sie, daß sie nicht von dieser selbstsüchtigen Frau — ihrer Tante — und von diesem Schmetterlingsspringen betrogen wird, der von Blume zu Blume flattert' — Mag sie für ihre unschuldigen Phantasien, für ihre Kinderspäßen und für ihre zwölf Freundinnen leben, falls sie nicht einen Mann findet, der sie so glücklich machen kann, wie ich es wollte. Aber deswegen muß sie unabhängig sein. Ich kenne jetzt ihre Verhältnisse und ihre Fähigkeit für Geschäfte hinreichend, um zu wissen, daß ihr kleines väterliches Erbtheil für sie nicht ausreichend sein kann. Sie müßte Mangel oder Noth leiden, wenn sie nicht Geld damit verdienen will, daß sie Unterricht in der Musik gibt, was bei ihrer Natur und bei ihren Gesundheitsverhältnissen nur eine andere Art von Noth für sie sein würde. Diese Gedanke ist mir unerträglich. Wenn ich sie verlasse, muß ich wissen, daß sie gegen derartige Unterseiten des Lebens gesichert ist. Ich habe Verbindlichkeiten zu erfüllen und besitze nicht genug Vermögen, um alles für sie thun zu können, was ich wünsche; aber ich habe in der Bank von Genua und in mehreren Fonds Gelder für sie niedergelegt, die ihr in Verbindung mit ihrem eigenen kleinen Vermögen eine sorgenlose Existenz sichern werden. Und nun kommt meine Bitte an Sie. Sie darf nie erfahren, daß diese Gelder von mir herrühren. Ihr Stolz oder ihr Ehrgefühl würde sie nie gestatten, davon Gebrauch zu machen. Sagen Sie ihr, ich bitte Sie darum, daß es aus dem Testament eines entfernten Verwandten oder eines verstorbenen Freundes ihres Vaters herrühre. Sie ist endlich und harmlos genug in solchen Dingen, um dies ohne weitere Fragen zu glauben. Versprechen Sie mir, es so vorzubringen, daß sie es glauben kann und nehmen Sie dieses Geld hier für sie, übergeben Sie es ihrem Onkel, der ist ein braver Mann, und lassen Sie es ihr durch diesen zukommen. Ich hatte es zur Morgengabe für meine Frau bestimmt, — ich wollte mir eine Freude daraus machen, sie auf diese Weise, auch als meine Frau, gänzlich unabhängig von mir zu stellen, nun soll es ihre Unabhängigkeit in anderer Weise sichern' — — Es wird mir Trost gewähren, daran zu denken, wenn ich sie nicht mehr sehe, sie nicht mehr höre, wenn ich weit fort von ihr bin! — O dieses Kind! Dieses Kind!"

Er bedeckte sein Angesicht mit seinen Händen, ich hörte, daß er weinte.

— „Waldo!“ — sagte ich tiefgerührt. — „Sie sind ein edelmüthiger Mann. Und was wird aus Ihnen selbst?“

— „Aus mir? — Ich — werde unvermählt sterben. Ich bin an Einsamkeit, an Einsamkeit des Herzens gewöhnt! In meiner Kindheit stand ich allein und empfand dies bitter. Dann kamen die Geschäfte und Interessen des gewöhnlichen Lebens und nahmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch, sodaß ich darüber die Leere in meinem Herzen und in meinem Hause vergaß. Einmal glaubte ich zu lieben und hielt mich für geliebt; allein ich fand mich getäuscht und entschloß mich, ferner mein Glück nicht weiter in der Liebe eines Weibes zu suchen. Da traf ich dieses Kind und liebte nun zum ersten mal von ganzer Seele und von ganzem Herzen. Ja, ich habe es angebetet, dieses junge Mädchen, dieses wunderbare Kind; ich glaubte mit Bestimmtheit es glücklich machen zu können; ich glaubte, daß wir füreinander paßten; und diese Liebe und der Wille, für sie zu leben, machten mich wieder jung. Vielleicht war dies eine Selbsttäuschung; vielleicht bin ich zu alt für sie. Sie ist so jung, sie ist noch ein Kind. Wie soll sich der Herbst mit dem Frühling verbinden können? — Nun gut! — Diese Thorheit, dieser Traum ist vorüber. Heiter will nunmehr der Abend meines Lebens nicht werden, aber auch nicht düster. Ich kann arbeiten und — aber ich muß abbrechen; es ist spät. Sagen Sie ihr, daß ich sie liebe, daß ich sie stets lieben werde und daß sie mich wiederlieben wird, wenn ich ein alter Mann bin, wenn sie eine blühende glückliche Gattin und Mutter ist; dann — dann werde ich kommen und sie — — noch einmal — — sehen. — — Und nun, Dank und Segen für Ihre Freundschaft! — Gedenken Sie deren, was Sie mir versprochen haben und — leben Sie wohl!“

Er umarmte und küßte mich und ich fühlte seine Thränen auf meinem Gesicht. Ich selbst weinte wie ein Kind und war kaum im Stande zu sprechen. Ich hielt ihn jedoch zurück und preßte die Worte hervor: — „Versprechen Sie mir, daß Sie Sicilien nicht eher verlassen, als bis Sie nochmals von mir gehört haben!“

Allein er antwortete mir nicht, drückte heftig meine Hand und eilte hinweg.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Charaktere der Neuzeit.

II. Alexander von Humboldt.

Das unerhörte Aufsehen, welches im vorigen Jahre der Briefwechsel Humboldt's mit Varnhagen erregte, verdankt derselbe weit weniger dem an sich wenig bedeutenden Inhalte der Briefe als den vertraulichen Mittheilungen, die der Freund mündlich erhielt und jedesmal sofort sorgfältig, mit der bestimmten Absicht künftiger Veröffentlichung in sein Tagebuch eintrug.

Diese mündlichen Herzensergießungen über Zustände des verflossenen Jahrzehnds und die betheiligten hervorragenden Personen, von dem ausgewiesenen Schriftsteller bis zum Könige hinauf, zeigten uns in Humboldt weder den großen Naturforscher, wozu keine Veranlassung, noch den gewiegten Politiker, noch auch den geistreichen und feinen Beurtheiler der ästhetischen Dinge, wol aber bestätigten sie, was der „Kosmos“ nur als allgemeine Idee erkennen ließ, auf vielfältige, gewissermaßen praktische Weise, daß Humboldt trotz seines Kammerherrnschlüssels sowol in religiöser als politischer Beziehung ein durchaus freigesinnter Mann war. Das Buch gab viel Aergerniß in höhern und höchsten Kreisen und zu leugnen ist gewiß nicht, daß hauptsächlich dieser Umstand die Verbreitung desselben gefördert; aber jetzt gehört es der Zeitgeschichte an und ist, unbekümmert um Aergerniß oder heimliche Freude, die es bereitet, für den Historiker ein wichtiges Document geworden, das ihm manchen Zug zur Charakteristik des Jahrzehnds liefern wird.

Seitdem erschien eine neue Sammlung von Briefen Humboldt's und Aufzeichnungen über ihn unter dem Titel: „Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldt's mit einem jungen Freunde. Aus den Jahren 1847 bis 1850“ (Berlin, Franz Duncker, 1861).

Diese Schrift hat dieselbe äußerliche Form wie der Humboldt-Varnhagen'sche Briefwechsel, indem auch hier eine kurze Reihe flüchtiger Schreiben des so viel in Anspruch genommenen greisen Weltforschers abwechselt mit ausgeführten Berichten über seine Persönlichkeit, sein geistiges Schaffen, seine Beziehungen zum Hofe, zu den Größen der Literatur, zur Wissenschaft und zur ganzen gebildeten Menschheit, der er weit über ein halbes Jahrhundert hindurch eine fernhin aufhellende milde Leuchte gewesen.

Aber es ist zwischen beiden Sammlungen ein bedeutender Unterschied. Dort steht dem Heros

der Wissenschaft ebenfalls eine vollkommen fertige geistige Gestalt gegenüber, zwar kein Heros, doch eine in sich abgeschlossene, Anerkennung gebietende Eigenthümlichkeit; beide haben eine ruhm- und einflussreiche vieljährige literarische Wirksamkeit hinter sich, auf verschiedenen Gebieten, aber in einem Punkte zusammentreffend, nämlich in der sorgfältig feinern Abwägung des sprachlichen Ausdrucks. Hier dagegen empfängt ein für Freiheit, Wissenschaft und Kunst begeisterter Jüngling mit der schönen Hingebung, die der unzweifelhaften Grösse gegenüber die einzig berechtigte Wahl, von dem altersgrauen Weisen mit dem ingeniösen heiteren Worte aufmunternder Anerkennung, Proben der Zuneigung zu unauslöschlichem Andenken, prunglos und anmuthig gespendete Aufklärung über Welt und Menschen, über Bücher und Zustände, über Vergangenheit und Gegenwart, über das Leben des Geistes und der Natur. Kennen wir uns des Bedauerns und eines gewissen Grolls nicht erwehren, wenn wir den durch die äussern Verhältnisse, in denen er lebte, bisweilen tief Niedergedrückten sich im vertraulichen Gespräch mit Varnhagen nicht ohne Bitterkeit schadlos halten sehen für das Schweigen, zu welchem er der Welt gegenüber verurtheilt war, so überkommt uns dagegen bei den Unterhaltungen mit dem jugendlichen Freunde die heilige Stille der Betrachtung, die lächelnde Ruhe des in sich selbst sichern, ungestört fortwirkenden Weisen. Es ist nicht zu verkennen: Humboldt sprach zu dem Jünglinge, der an seinen Lippen hing, mit der bewussten Absicht, in ihm etwas Gutes zu wirken; auf diesen Zweck hin zielen seine mündlichen und schriftlichen Worte, so die Art, wie er ihm einige Probleme vorlegte; aber gibt es ein liebenswürdigeres, menschlich-höheres Verhältniss als dieses geistige Samenstreuen und -Empfangen? In der Darstellung eines solchen Verhältnisses liegt der hauptsächliche Reiz der nicht umfangreichen, aber durch den Inhalt wahrhaft evidenten Schrift.

Der Herausgeber, dem das Glück, von Humboldt geliebt und geschätzt zu werden, zu Theil wurde, verschweigt uns seinen Namen, kennzeichnet sich aber durch die Angabe verwandtschaftlicher Beziehungen für den Kundigern bestimmt genug. Dem allgemeinen Leserkreise wird genügen, dass er es mit einer trefflichen Natur zu thun hat, die mit voller Unbefangenheit dem grossen Mann entgegentrat und sich nicht an denselben heranzudrängen, um ihn zum Behuf eines interessanten Journalartikels auszuhorchen. Das mochte Humboldt erkennen; deshalb blieb auch er unbefangen und sprach mit der Offenheit des unbedingten Vertrauens. Im Spätherbst des Jahres 1848 besuchte ihn der Herausgeber zum ersten male im königlichen Schlosse zu Potsdam. Es konnte nicht fehlen und Humboldt vermied es in seiner Weise, dass das Gespräch auch die Zeitverhältnisse berührte. Man erinnere sich, wie die Wogen der Freiheitsbegeisterung damals schon mächtig niedergingen und der Gegenbewegung Raum liessen und mancher Verlaute sich nach Schutz bei der Gegenpartei umsah; in solchen Tagen schätzte sich Humboldt glücklich, diese Zeit noch erlebt zu haben.

„Ich sah lange vorher", sagte er, „dass es so kommen musste; nur hätte ich gewünscht, dass es auf andere Weise gekommen wäre. Man hätte vor sieben, acht Jahren anfangen sollen zu reformiren; man hätte von oben dem Drange der Zeit folgen sollen, statt sich ihm entgegenzustemmen, wo denn endlich alle Schleusen brechen mussten. Ich bewahre aber trotz alledem die Gewissheit des Guten; es wird sich alles wieder ins Gleiche setzen." Und ein Jahr später, bei anderer Gelegenheit, wo der Herausgeber seine Freude darüber aussprach, so freie Aeusserungen aus seinem Munde zu hören, unterbrach er ihn rasch und fragte mit eigenthümlich erkanntem Ausdruck: „Aber haben Sie denn je an meiner Gesinnung gezweifelt? Seit 1789 bin ich gewiss über meine Richtung und ich denke, das ist deutlich in allen meinen Schriften zu lesen."

Aber wir lernen hier Humboldt nicht blos als freisinnigen, sondern auch als deutsch gesinnten Mann kennen. Er folgte mit lebhafter Theilnahme den Bestrebungen für die Einheit Deutschlands, deren „fast unüberwindliche Schwierigkeit" er freilich nicht verkannte; er geisselte mit scharfer Ironie die deutsche Kleinstaaterei, beklagte die fanatische Unterdrückung der Freiheit damals in Oesterreich und erkannte es als Nothwendigkeit, dass Preussen die Initiative ergreife und Deutschland vom Untergang rette. Wie wenig Preussen in den folgenden Jahren dies als seinen Beruf erkannte, ja nicht einmal im eigenen Hause mit ehrlichem Ernste die eben erst gegründete verfassungsmässige Ordnung aufrecht erhalten und vervollkommnen wollte, darüber sprach Humboldt gegen Varnhagen manch bitteres Wort; dem jungen Freunde gegenüber fand er dazu weniger Veranlassung.

Mit warmer Theilnahme gedachte Humboldt bei verschiedenen Gelegenheiten der zahlreichen Opfer der jüngst verflossenen Jahre, so mancher, die, mit den schönsten Fähigkeiten begabt, durch Tod, Exil oder Gefangenschaft dem Vaterlande entrissen wurden. Nächst der gegen die Freiheit des Denkens und der wissenschaftlichen Forschung gerichteten Verfolgung, meinte er, gebe es keine hassenswerthere Tyrannei als die Rachsucht politischer Factionen, und doppelt gehässig zeige sie sich, wenn sie unter dem heuchlerischen Schein einer höhern Pflicht auftrete oder, wie jetzt in Frankreich, den ehrgeizigen Plänen eines „Abenteurers" diene. Die sogenannten rettenden Thaten und Staatsstreiche verurtheilte er im allgemeinen wie besonders in diesem einzelnen Falle. Die Usurpation Ludwig Napoleon's fand er darin charakterisirt, daß sie neben der Gewalt ein überwiegendes Element der Hinterlist geltend mache. „Ein ganzes System täuschender Ideen", so schildert er diese Art von Herrschaft, „wird wie ein fertiges Glaubensbekenntniß propagirt und glänzende Programme von Versprechungen und Reformen sollen das Volk über den Verlust seiner Freiheit täuschen. Der Anblick dieser Zustände stimmt doppelt traurig im Angesicht der abenteuerlichen Gruppe von Sophisten, Spekulanten und zweideutigen Charakteren jeder Gattung, die sich in den Vordergrund der Nation drängen und wenn man das ruere in servitium beobachtet, welche den Plänen des Usurpators in der Masse des französischen Volks zu Hülfe kommen." Die geistigen und politischen Bewegungen in Italien erschienen ihm dagegen hoffnungsreich und berechtigt. Deshalb billigte er es, daß auf den jungen Freund bei seinem Aufenthalt in Italien in den Jahren 1852 und 53 nicht blos die göttliche Natur, sondern, was auch Natur und von ihr unzertrennlich das italienische Volk für einen nachhaltigen Eindruck geübt. „Welche wunderbare Macht ist von dort ausgegangen! Dante und Michel Angelo und erste Geschichtschreibung und politische Freiheitsideen und Gründung aller Theile des Naturwissens: Anatomie, Botanik, Physik; alle Künste: Malerei, Bildhauerkunst und Musik. Kein neueres Volk in Europa kann sich mit diesem schaffenden Ruhme messen. Dazu, nach langer Unterdrückung und Erniedrigung, noch immer viel hoher Sinn."

Die Uebersiedelung des Herausgebers nach London, die an die Stelle einer beabsichtigten Auswanderung nach Nordamerika trat, gab Humboldt Veranlassung zu treffenden Aeußerungen über die Volksthümlichkeit beider Länder. Bei aller Hochachtung für die einen und die andern konnte er doch an den Anglo-Amerikanern eine gewisse barsche Brutalität der Ansichten und des Betragens nicht ableugnen und in Beziehung auf beide gestand er ein, daß es allerlei Fragen gebe, die man weder mit den Engländern noch mit den Amerikanern so unbefangen discutiren könne als mit der Elite unserer deutschen Landsleute. Die englische Verfassung aber und die durch dieselbe so fest begründete Freiheit und das frästige Volksleben hatten seine volle Sympathie. Als der Herausgeber im Jahre 1856, eines traurigen Familienereignisses wegen, von England herüberkam und sich über die Stille und Beengtheit unseres öffentlichen Lebens im Vergleich zu England aussprach, meinte Humboldt: „Ich begreife Ihre Empfindung sehr gut. Es ist in England mit der Freiheit wie mit gesunden Zähnen. Man spricht nicht davon und denkt nicht daran, daß man sie hat; man gebraucht sie als natürliche, selbstverständliche Werkzeuge des täglichen Lebens. Hier beginnt dann plötzlich die Reflexion wieder, weil die Zähne zu schmerzen anfangen." Doch war er keineswegs der Meinung, daß die englische Verfassung bei ihrer Vortrefflichkeit darum auch für unsere deutschen Verhältnisse passend sei und er tadelte es an Dahlmann's „Politik", daß sie eine Normalverfassung nach englischem Muster aufstellen wolle. In Beziehung auf die englischen Frauen, denen so oft eine förmliche Abgeschlossenheit und steife Prüderie zum Vorwurf gemacht werden, vermies er im Gegentheil auf ihr lebhaftes Interesse an der Oeffentlichkeit und an geistigen Dingen, durch das sie sich frisch bis ins Alter zu erhalten wissen. „Betrachten Sie nur", fügte er bei, „die frühalten, frauenstrirten Frauenzimmer, wie man sie so oft bei uns in Deutschland findet, während bei den englischen und französischen Damen, die in der Gesellschaft und im Salon leben, die Jugend, möchte man sagen, im Alter erst recht beginnt!"

Außer solchen allgemeinern Betrachtungen, die entschieden vorwalten im Vergleich zu den Gesprächen mit Varnhagen, liegen uns auch eine Reihe treffender Urtheile über Persönlichkeiten vor, weniger über Fürsten und Minister als über Schriftsteller und Gelehrte. Mit höchster Anerkennung wird von dem Geiste und den Forschungen Otfried Müller's, ebenso von Böckh gesprochen. Karl Ritter wird nicht blos als großer

Forscher, sondern auch als humaner und liebenswürdiger Mensch geschätzt; nur daß seine religiösen Tendenzen hier und da ein gewisses Dämmerlicht über seine Ansichten verbreiten. An dem Hallischen Kanke tadelte Humboldt die bald philosophisch-construirende, bald ärmliche Tendenz und vermißte in ihm die Tiefe und Freiheit des Empfindens, welche stets die Basis einer gesunden Geschichtsanschauung bei; er vermißte dabei auf die ungenügende Schilderung Luther's, auf die Beschönigung der Sorael Friedrich Wilhelm's I., auf die Beurtheilung Friedrich's des Großen und seiner Freunde. Auch in Betreff Niebuhr's bedauerte er, daß er nicht zum Zusammenhang einer freien Weltansicht gekommen; er habe den Freiheitsdrang der Menschheit in der Geschichte nicht verstanden und was er an den römischen Tribunen hochgehalten, in der neuern Zeit und Gegenwart mit Bitterkeit verurtheilt, wie er ja auch eigentlich nur aus Aerger über die Julirevolution gestorben sei. Das führte auf den Minister von Stein, dessen Ruf ausgemachter Freisinnigkeit Humboldt, auf einen ganzen Briefwechsel von ihm gestützt, nicht so uneingeschränkt als verdient zugeben konnte; denn als nassauischer Baron machte er, seinem Landesherrn gegenüber, sehr hartnäckig alle feudalen Rechte geltend und am Ende seiner Laufbahn sei er mit dem Gedanken gestorben, daß er doch wol den lieben Gott wegen Aufhebung der Zünfte um Verzeihung bitten müsse. Wer die Lebensentwickelung Stein's, des Begründers der bürgerlichen Freiheit in Preußen, vollständig auseinandergelegt, wird allerdings einen merklichen Unterschied zwischen der Epoche von 1808 und den Jahren der Provinzialstände an ihm wahrnehmen und das scharfe Urtheil nicht ohne weiteres verwerfen können. Auch über Heinrich Heine ein Wort. Daß er die dichterische Begabung desselben nicht gering schätzte, wissen wir anderswoher; hier erfahren wir, wie seine Persönlichkeit ihn abstieß und die Brillanz des Stils ihm nicht den Mangel an Moralität, an einem sichern Halt der Meinungen in seinen Schriften ersetzen konnte. Sein inniges Verhältniß zu Arago bezeichnet Humboldt bei Gelegenheit des Gerüchts, daß er zur Stärkung seiner Gesundheit ein wärmeres Klima aufsuchen werde, aufs treffendste mit den Worten: „Was soll ich im südlichen Frankreich thun? Reise ich überhaupt, so würde ich nach Paris zu Arago gehen, der mich mehr interessirt als alle klimatischen Einflüsse auf meine Gesundheit."

Es war ein feierlicher Moment für den Herausgeber, als er einmal versuchte, Humboldt zu einem Gespräch über Philosophie zu veranlassen und dieser sogleich seine Competenz hierin entschieden zurückwies. Nur in der Kant'schen Philosophie meinte er ein wenig bewandert zu sein; im übrigen habe er nicht so viel lesen und nachdenken können, als zur gründlichen Kenntniß dieser Gegenstände nothwendig sei. Er gab zu, daß der „Kosmos" manche Anregungen zu philosophischer Betrachtung enthalte; allein von dem, was in talentvollen Menschen auf solche Weise geweckt werde, habe der Anregende selbst oft wenig gewußt. Wie er sich dann über die Ewigkeit der Welt, über die Materie, über das Organische und später einmal über die Unsterblichkeit der Seele aussprach, zeigt deutlich seinen Widerwillen gegen speculative Anstellungen. Am wenigsten scheint er von der Operation des „reinen Denkens" in der Handhabung der Hegel'schen Lehre, der „aus der Pistole geschossenen Philosophie" gehalten zu haben, „jener dialektischen Magik, die erklärt, wie das Sein und das Nichts absolut verschieden und dennoch dasselbe sind". Da indeß dieses System einen so tiefgreifenden Einfluß auf die deutsche Bildung ausgeübt, so mußte er es doch billigen, daß sein junger Freund sich näher damit bekannt machte. Die geschichtliche Auffassung fügte sich ihm weit harmonischer zu dem Standpunkte der Naturbetrachtung als die philosophisch-speculative, und erkannte er sich in der Philosophie als Laien, so fühlte er sich in der Geschichte fast so heimisch als in der Natur. Daher die treffenden Urtheile über die bedeutendsten Historiker, wie namentlich auch über die französische Geschichtschreibung der neuesten Zeit. Es kommen auch einige bedeutende Stellen vor, wo der Lehrer vor seinem lernbegierigen Schüler gewisse Naturverhältnisse, selbst aus dem Gebiet der Astronomie, so eingehend entwickelt wie nirgends in den Varnhagen'schen Unterredungen; überhaupt führt uns der Herausgeber Humboldt meist in der so wohlthätig berührenden Haltung des behaglichen Entwickelns und geistigen Hingebens vor, während mir ihn bei Varnhagen nicht selten leidenschaftlicher Erregung Raum geben sehen; hier spricht er gleichsam im fremden Hause, dort in der heiligen Ruhe des eigenen Herdes. Manches findet sich auf dieselbe Weise in beiden Briefwechseln; dahin gehören die Bemerkungen über den König Ernst August von Hannover und die unfürstlichen

Worte aus dem Munde derſelben, die Klagen Humboldt's über den Zwang ſeiner Stellung bei Hofe, über die Mißliebigkeit ſeiner Perſon bei der reactionären Partei und über die polizeiliche Beaufſichtigung ſeiner Correſpondenz; die Mittheilungen bei Varnhagen gewinnen dadurch nicht wenig an Glaubwürdigkeit.

Einen beſondern Werth geben der vorliegenden Schrift die überaus anziehenden Schilderungen der würdevollen, menſchenfreundlichen, wahrhaft liebenswürdigen Perſönlichkeit Humboldt's. Zwei dieſer Stellen mögen hier einen Platz finden. „Ehrwürdig und von humaner Schönheit war ſeine Erſcheinung und unwillkürlich bewundernd ruhte der Blick immer wieder auf der hohen, genialen Kopfbildung, auf den großartigen Formen der von Heiterkeit und Wohlwollen belebten Geſichtszüge, auf dem geiſtvoll bewegten Munde, dem der klare Blick ſeiner blauen Augen doppeltes Leben verlieh. Er ſchien mir nicht allein die Natur durchforſcht, ſondern auch ihre Kraft und Jugend in ſich aufgenommen zu haben." Die andere Stelle ſchildert unübertrefflich den Eindruck der mündlichen Unterhaltung mit Humboldt. „Mit ihm zu verkehren, war im wahren Sinne ein Wandeln auf den Höhen der Menſchheit. Seine Hand zerſtreute mit leichtem, ſinnigem Finger das über der Welt lagernde Gewölk wie die Nebelgebilde der Seele; die Formen der Vergangenheit und der Zukunft, der Geſchichte und der Natur erſchienen in klarer Gliederung vor dem unbefangen verweilenden Blick und die einfache Gegenwart ſeiner humanen Größe erregte zu Gefühlen der Harmonie, der Hoffnung und neuen, freien Strebens."

Was Humboldt's brieflichen Verkehr betrifft, der ausgedehnter war, als es wol je bei einem Privatmanne vorkommen mag, ſo iſt es ein ſchönes Zeichen ſeines edeln menſchlichen Sinnes, daß er ſich bis zu ſeinem Tode nicht entſchließen konnte, einen Secretär anzunehmen, ſondern jede Zeile ſelbſt ſchrieb, indem er der Meinung war, daß durch den Gebrauch einer fremden Hand etwas Steifes, Geſchäftsmäßiges in die Correſpondenz komme, wie z. B. bei den Goethe'ſchen Briefen, während man durch ein paar einfache, ſelbſtgeſchriebene Worte ſo oft erfreuen könne und zugleich den Gegenſtand nicht ſelten raſcher erledige. Darum pflegte er auch nur ſolche Mittheilungen, und meiſtens kurz, zu erwidern, denen eine beſtimmte Frage, Bitte oder ſonſtige Nöthigung baldiger Antwort zu Grunde lag. Daß ſolche Nöthigung nicht immer eine geſchäftliche zu ſein brauchte, ſondern auch der reine Zug des Gemüths ihn noch in höchſtem Alter zu längerm Schreiben als gewöhnlich veranlaſſen konnte, beweiſt der nachfolgende Brief vom 9. Auguſt 1850 an den Herausgeber, als dieſer ihn durch die Abſchrift eines Gedichts, in welchem er ihn feiert, und einen friſchduftenden Blumenſtrauß erfreut hatte. Dieſer Brief iſt ſo ganz in dem anmuthigen, lebensfreudigen und liebenden Geiſte des geſchilderten Verhältniſſes geſchrieben, daß die vollſtändige Mittheilung derſelben wol allen unſern Leſern angenehm ſein wird:

„Ich habe Ihnen zweifach zu danken, mein theuerer **, für die Blüten des Geiſtes und die ſchönen, aber vergänglichern der irdiſchen Welt. Wie konnten Sie zweifeln an dem Eindruck, den mir die tiefe Wahrheit Ihrer Gefühle, der Ausdruck Ihrer herzlichen Anhänglichkeit an mich gelaſſen! Ich bin innigſt gerührt von Ihrem ſo liebevollen Zutrauen und wenn ich die Form, die Schönheit der Sprache in Ihrem Gedicht gelobt habe, ſo war es wahrlich nicht, als zöge ich Form und Sprache dem vor, was die reine, tiefe, ſtille Quelle von allem iſt, was den Menſchen erhebt und veredelt. Pflegen Sie fortan die Gaben, welche die Natur in Sie gelegt! Bewahren Sie einen freien, deutſchen Sinn, die Wärme des Gemüths, ohne welche nichts geſchaffen werden kann, den Hang, nach etwas Hohem, Geiſtigem und Sittlichem zu ſtreben. Was ich dem Biſchof, Ihrem edeln Großvater, am erſten Tage über Sie ſchrieb, wird erfüllt werden. Ihrem Bruder werde ich gern Zeichen meiner Anhänglichkeit geben, wenn er den Welttheil begrüßen wird, der mir wie ein zweites Vaterland iſt. Ich vergeude mein Wohlwollen nicht. Sie werden, theurer **, meine Erwartungen nicht täuſchen und mich durch Nachricht von Ihren Arbeiten erfreuen. Vor allen auch pflegen Sie Heiterkeit des Gemüths; in ihr liegt der Muth und das Vollbringen in ſchwerbewegter, trüber Zeit!

Ihr

Alexander von Humboldt.

Mögen dieſe Zeilen Ihnen Freude machen!"

Hat je ein Greis einen herrlichern Brief an einen Jüngling geſchrieben? Und wen erfreut es nicht tief und innig, daß dieſer Greis gerade Alexander von Humboldt war!

Theodor Paur.

(Ein dritter Artikel: Juliane von Krüdener, folgt.)

Churfürſtin.

Die Welt weiß ſo viel und von ſich ſelbſt ſo wenig! (lächelnd) Herr von Patkul, ſoll ich Ihnen einen Beweis geben, wie wir in dieſem unglücklichen Kriege verwildern? (zu einer Hofdame) Fräulein von Brühl, was verbürgt uns, daß wir uns dereinſt wiederſehen?

Pfingſten (zu Imhof bei Seite).

Wollen wir nicht gehen? Ich fürchte, die Frage könnte die Reihe herum auch an uns kommen.

Churfürſtin (lächelnd).

Nun, liebe Brühl — Sie ſtocken — warum werden wir uns dereinſt wiederſehen? Sie, Fräulein von Zeſchwitz! —

Pfingſten (bei Seite).

Laſſen Sie uns gehen!

Churfürſtin.

Auch Sie nicht? Ei, ei, ſogar die heidniſchen Philoſophen, die dieſen Garten zieren, haben darauf nicht mit Stillſchweigen geantwortet — Sie, liebe kleine Baroneſſe Jänkendorf! Was verbürgt uns das einſtige Wiederſehen?

Bar. Jänkendorf (zögernd).

Der Glaube!

Churfürſtin (lächelnd).

Ei, ei, für ein Kind naiv, für eine Chriſtin fromm genug. Aber wie? Kann denn die Wärme für das Feuer zeugen, kann denn das Licht die Sonne erklären?

Anregungen.

Wertheimer's Jahrbuch.

I.

Schon eine ansehnliche Reihe von Jahren hindurch haben wir in jedem Herbst das von J. Wertheimer in Wien herausgegebene „Jahrbuch für Israeliten" (Wien, Sommer) mit Interesse begrüßt. Dem diesmaligen fehlt nicht ein aus früheren Jahrgängen regelmäßig wiederkehrender Beitrag: „Jüdische Literaturbriefe"; der Verfasser derselben ist inzwischen aus dem Leben geschieden, Dr. Bernhard Beer in Dresden.

Eine am 17. Juli d. J. von dem dresdener Oberrabbiner Landau zu seinem Gedächtniß gehaltene Rede (im Buchhandel erschienen bei A. Kunze) gibt in treffenden Umrissen ein Bild des Verstorbenen. Die Schilderung ist wahr und verschweigt nichts, was zum Schmuck des Dahingegangenen diente. Dennoch verbot dem Redner die Rücksicht auf eine trauernde Versammlung ein noch charakteristischeres Eingehen auf seinen Gegenstand. Wer Dr. Beer persönlich kannte, hat das Bild eines jüdischen Gelehrten mit so eigenthümlich lebhaften Farben empfangen, daß ihm die Erinnerung an ihn nicht schwinden wird. Eine lang und hager aufgeschossene Gestalt, gehindert in mancher freien Entfaltung seiner Körperthätigkeit, namentlich des Gehörs und Gesichts, gealtert durch einen unermüdlichen Fleiß vielleicht schon in jungen Jahren, darum leicht in seinen alten noch von einer jugendlichen Frische kommt der Gruß wie Gemälde, gehörte Beer zu den Juden nicht nur des Kreises, in welchem er durch Geburt und Glaubensbekenntniß lebte, sondern auch der Gelehrten seiner Vaterstadt überhaupt. Sein Wesen und Benehmen, sein Phantasie- und Gemüthsleben hatte etwas Kindliches. Er blieb sich auch in diesen harmlosen, zutraulichen und auf jeden neuen Eindruck wie mit dem Interesse der Neugier eingehenden Art bis an sein Ende gleich. Die Bücherwelt, in der er lebte und zu deren hebräischem Grundstock jede nur irgend die jüdischen Interessen berührende neue Erscheinung auf dem philosophischen, theologischen und historischen Gebiete gewissenhaft und regelmäßig hinzuerworben wurde, war ihm eine lebendige, wir möchten sagen grünende und blühende. Sie ersetzte ihm nicht den Tempel der Natur, den er nicht minder gern besuchte und durch Reisen und anstrengende Ausflüge mit wahrer Lust an Feld und Wald sich zu erweitern suchte; jene Bücherwelt war ihm die eigentliche und höhere Offenbarung Gottes. Seine Bücher waren seine persönlichen Freunde und Feinde, je nachdem. Der friedvolle, sanfte Mann konnte sich mit der Feder in der Hand und gebraust über die neuesten Erscheinungen des Buchhandels über manches erzürnen, was er sonst mit Milde ertrug. Die lebendigen Verfasser, denen er später vergab, seien ihm erst nur nach den Geistern und Dämonen ein, die ihm aus diesen Büchern entgegentraten. Beer gehörte der orthodoxen Richtung an, ohne sich gegen die Rechte der Philosophie zu verschließen. Die christliche Theologie war ihm ein Gegenstand steter Anregung; selbst manche christliche Theologen werden Strauß' „Leben Jesu" nicht so gründlich studirt haben wie dieser unermüdlich seinem Beruf hingegebene Gelehrte, der mit Lessing's Nathan verglichen werden ist, passender ein Beweis für die Wahrheit des Kirchenvaters im „Nathan" genannt werden könnte.

An dem Verstorbenen waren die besten Seiten des Judenthums vertreten. Seinen unermüdlichen Hang zum Weiterbau unterstützte glücklicherweise eine lange Lebenstage. Bei seinem gemeinsamen Zweck, auch auf deutsch-nationalem Gebiete, fehlte seine Mahnung nie, sie wurde von ihm nie mit einem Singen ertheilt; sein Auge verfolgte das, was es gab, in fast kindlich zu nennender Erwartung des Gewinns, den die gute Sache auch gerade durch das sein so gern gegebene Scherflein davontragen würde. Von seiner reichen Büchersammlung hören wir, daß sie von seiner hinterlassenen edeln Witwe theils dem jüdischen Seminar in Breslau, theils der leipziger Bibliothek geschenkt ist.

In „Wertheimer's Jahrbuch" gab Beer jährlich Uebersichten derjenigen im Lauf eines Jahres erschienenen Schriften, welche dem Judenthum von Werth sein mußten. Seine Kritik war keine ägrote, wenn auch oft scharf tadelnde. Im allgemeinen betrachtete er die jüdische Literatur wie die Privatangelegenheit einer großen Familie. Er mußte ihnen das Recht zugeben, was die Signatur des Artikels trug, was ihm wie der Lebensgang des betreffenden Lehrers. Ein Autor hat dann Ursache, einem solchen nach weit mehr zu zürnen als die andern, doch ist auch er der einzige, der am meisten auf Wiederkehr hofft und verzeiht. In diesem Sinne wird sich für die Fortsetzung der Beer'schen Briefe schwerlich ein Grund finden. Wie sehr Beer seine Verdienst anerkannte, zeigen z. B. im vorliegenden Jahrbuch die Worte, die er dem Geschichtschreiber der Juden, Dr. J. M. Jost, widmet. „Das talmudische Talmudstudium war dem Verfall nahe, aber auch das Neue, was man seit Mendelssohn und seinen Schülern gern an dessen Stelle setzte, die hebräisch-grammatischen und jüdisch-philosophischen Studien begannen zu erstarren, viele geistvolle Köpfe wurden indifferent oder wendeten sich gar vom Judenthum ab, zumal das damals herrschende System der Heiligen Allianz dem Jüdischen nicht förderlich war, — da erschienen die ersten Bände von Jost's größerem Geschichtswerke. Es war gleich dem Rufen, der vom Himmel zieht; so ward dadurch in vielen jungen Gemüthern die Begeisterung rege, in das alte jüdische Schriftenthum sich aufs neue zu versenken. Man fühlte nun gleichsam instinctartig, das Judenthum lebe, es hat eine Geschichte, die bürgt für seine Zu-

sunft' Der verfluchende Volksfanatismus wird allmählich besiegt; es begann jetzt in weitern Kreisen, wenn auch mit mancherlei Anfechtungen, der wissenschaftliche Aufbau des positiven Judenthums auf freier Grundlage der Geschichte. So war Jud, wie die talmudische Deutung von Noah sagt, vollkommen in seiner Zeit'"

Auf die letztern diesmaligen Mittheilungen des Jahrbuchs kommen wir in einem zweiten Artikel zurück.

Aus dem Osten.

III.

Wir erwähnten in Nr. 38 die Wagner'sche Reise in den Orient.

Die Reise durch die Donaufürstenthümer und die damit verbundene Darstellung derselben in politisch historischer, kirchlicher und ethnischer Beziehung wird nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit aller derjenigen zu erregen, welche die Bedeutung der hier sich anknüpfenden Fragen zu würdigen wissen. Welch glückliche Naturanlage der Bevölkerung! Welch unerschöpflicher Reichthum des Bodens und wie günstig die geographische Lage dieser Länder zur Vermittelung des Handelsverkehrs zwischen dem Morgen- und Abendlande! Und dabei welche Verkümmerung in Unbildung und Halbbarbarei! Das Holz in den Wäldern läßt man verfaulen, weil man es nicht zu verwerthen versteht, und der ungeheure Viehstand in den Donauniederungen liefert zum Theil sein kostbares Fleisch auf die Felder zur Düngung. Welche Aufgabe bleibt da noch in allen Zweigen von der Natur so reich gesegneten, aber von den Verwaltungen gewissenlos vernachlässigten Landschaften einer thätigen und menschlichen Gesetzgebung zu erfüllen! Der Gegensatz in Städte wie Bukarest mag anschaulich genug vergegenwärtigen, wie es hier in der Gegenwart ist und wie es statt dessen sein könnte. Auch die Bulgaren lassen es an Beweisen ihrer Arbeitslust und Kulturfähigkeit nicht fehlen, aber der alte Spruch bewährt sich ohne Ausnahme: „Wo ein türkisches Roß den Huf hingelegt, verdorrt das Gras für immer." Bei solchen Zuständen nährt sich die Hoffnung auf eine bessere Zukunft gern an den vielfach zerstreuten mächtigen Ueberresten des Römerthums, an Brückenpfeilern, Spuren von Schutzmauern, Marmorfragmenten von Statuen und Inschriften, sprechenden Zeugen einer Vergangenheit, die überall die Früchte menschlicher Bildung einheimisch zu machen und gegen die andrängende Barbarei zu vertheidigen wußte. Es ist sehr dankenswerth, daß der Verfasser auch hierauf so gründlich Rücksicht nimmt. Weiterhin, in dem Abschnitt über die Dobrudscha, kommt die specielle Beschreibung eines (?) Aus hohen Monuments von ungewöhnlicher Form, das nach wohlbegründeter Vermuthung wahrscheinlich bis in die Zeit des Vertrages gegen die Skythen unter Darius hinaufreicht, es ist die sogenannte Adamsklisse, etwa drei Stunden südlich von Rasowa entfernt und bisher von den Alterthumsforschern gänzlich übersehen. Die Schilderung der Dobrudscha und des Donaudelta gibt dem Verfasser Veranlassung zu eingehenden und hoffentlich nicht wirkungslosen Erörterungen über die in dem letzten Kriege von den Heerführern begangenen Fehler in Bezug auf Lagerung und Verpflegung der Truppen, Fehler aus Unkenntniß der Natur, deren Folgen die Reihen der tapfern Krieger ungleich schrecklicher lichteten als die Geschosse des Feindes; andererseits zu der noch wichtigeren Untersuchung der drei Donaumündungen, von denen in Uebereinstimmung mit den Resultaten der internationalen Commission der St. Georgskanal als der am besten geeignete für die Herstellung einer günstigen Fluß- und Seefahrt anerkannt wird. Der Verfasser legt auf diesen Abschnitt seiner Arbeit ein besonderes Gewicht, indem er den einzigen wahrhaften Vortheil des letzten orientalischen Kriegs für die europäische Cultur in der freien Gestaltung der Donaumündungen zu Gunsten aller handeltreibenden Nationen sieht. Ja er geht weiter und ist der Meinung, daß die Geschicke Europas ihre Entscheidung vielleicht nicht im Westen, sondern im Osten, also durch den letzten Kampf um Sein und Nichtsein des türkischen Reichs, finden werden. Die große Völkerader Europas, die Donau, habe von jeher die Heerstraßen magisch an sich gezogen, deshalb sei es nicht unglaublich und auch nach dem Kriege von 1851 nicht zu spät, die physischen Verhältnisse der mittlern und untern Donauländer zu studiren. Hat in dieser Hinsicht schon der volle Band ganz angemessen mit Rücksicht „auf die hier während der letzten Jahrhunderte zum Ausdruck gekommenen Spannungen, die ihren Ursprung meistens in der gewaltsamen Anhäufung von Truppenmassen, wenn sie lange Zeit unfreiwillig still liegen mußten, nahmen, und mit praktischen Rathschlägen zur Verhütung ähnlicher Calamitäten in der Zukunft. Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch die genauere Orientirung der unteren Donauufer durch den Verfasser manche Bereicherung erfährt, er macht namentlich auf mehrfache Verstöße der Kiepert'schen Karte von der Türkei, eben weil sie das beste der allgemeiner zugänglichen Hülfsmittel ist, aufmerksam. Wie schwankend auf diesem Felde noch manches ist, davon überzeugt man sich bald, wenn man auf den betreffenden Blättern des Stieler'schen großen Atlantes neuester Ausgabe der Darstellung des Verfassers folgen will; in manchen Punkten finden nicht unerhebliche Differenzen statt.

Diese wenigen Andeutungen mögen das Verlangen nach der vollständigen Lectüre des vortrefflichen Buches anregen und die bereitwillige und dankbare Aufnahme auch des zweiten Theils vorbereiten helfen, auf den wir vielleicht gelegentlich zurückkommen.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Briefe aus Köln. I. — Neue Bücher. — Aus deutschen Bädern. V. Baden-Baden. (Fortsetzung.) — Briefwechsel.

Briefe aus Köln.

I.

Die alte Stadt Köln ist einmal wieder recht mit dem schmeichelnden Rade des Glücks emporgekommen. Nachdem lange Zeit die zahlreichen Denkmäler ihrer religiösen, künstlerischen und bürgerlichen Größe aus dem Mittelalter fast nur dazu dienten, an eine glorreiche Vergangenheit des Städtelebens zu erinnern und den Gegensatz zwischen sonst und jetzt fühlbar zu machen, ist in unserm Jahrhundert wiederum Handel und Industrie in ihr eingekehrt und mit dem gesteigerten Reichthum hat sie angefangen, die alten Erinnerungen hervorzusuchen und durch eine Denkmäler den echten Bürgersinn ehrenden Kunstbestrebungen wiederaufzunehmen. An Volkszahl hat Köln seit dem Anfange unsers Jahrhunderts sich verdreifacht, an Reichthum mag es leicht vervierfacht haben. Die städtische Oekonomie hat sich einen Ausdruck verschafft zunächst in dem erweiterten Ausbau des alten Bürgersaales über dem Rathhause, der in der prächtigsten Ausstattung Raum für 3—4000 Menschen bietend, der Stadt Gelegenheit gibt, sowohl ihren eigenen Lebens festlichen Momente würdig zu begehen, als auch ihre Gäste mit fürstlichem Willkommen zu ehren. Der Dom streckt, emporgehoben durch die riesige Höhe von [illegible] Metern über Köln seiner Vollendung entgegen und wird vielleicht schon nächstes Jahr dem Staunenden Besucher den unvergleichlichen Anblick eines 120 Fuß hohen und 500 Fuß langen Pfeilerwaldes von innerem Innern, nach Wegnahme der das Chor abschließenden Mauer und der provisorischen Decke der Mittel- und Querschiffe höchster harmonischer Vollendung bieten, wenngleich seine Thürme vielleicht wenig Aussicht bleiben werden. Auch andere Kirchen sind restaurirt worden und eine mit verschiedenen Kapellen hochaufstrebende und im Innern mit reichhaltigem Prunk ausgestattete Synagoge ist mit maurischem Stil verdankt die Kölner Judenschaft der [illegible] Munificenz ihres Glaubensgenossen, des Bankiers Salomon Oppenheim. Der schon sehr ansehnliche und sehr zweckmäßig eingerichtete städtische Zoologische Garten verdankt einen großen Theil seiner Schätze, nicht den minder sehr geschmackvollen Behältern, wie die angebrachten Tafeln beweisen, der Freigebigkeit wohlhabender Bürger und [illegible] sich schon ziemlich. Nehmen wir dazu die prächtige stehende Brücke, den Centralbahnhof mit seinem prachtvollen Treiben, die mannichfach außerordentlichen Anstalten zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit des Publikums, Theater, Circus und Kaffeehäuser, Dampfmuschelbäder, Hotels und Restaurationen, Lesehallen u. s. w. und das ganze behaglich lebendige Treiben der in den reichsten Mannichfaltigkeiten der engen Stadt seltsam und malerisch durcheinandergedrängten Bevölkerung, die, ohne sich zu hemmen und zu stören, friedlich und vergnügt durcheinanderströmend, so recht Lust bei gutem Wetter in dem Gedränge und ewigen tadelnden Reisenden ein behagliches Behagen, das in Erzählung der Worte: „Wer da hat, dem wird gegeben", wieder nicht ohne fühlbare Rücksicht auf das materielle Wohlsein des so glücklich situirten Kölners bleibt.

Schon im Jahre 13 ist es übrigens im Werke, der Gastfreundlichkeit der Stadt gegen das preußische Königshaus, unter dem sie diese zweite Blüte erlebt hat, einen würdigen Ausdruck zu verleihen, und nur die Frage ist noch nicht entschieden, ob dies durch eine großartige Restauration Friedrich Wilhelm's III. oder durch eine nach seinem Namen zu benennende Polytechnische Schule geschehen soll. Für den letzteren Vorschlag spricht natürlich das praktische Bedürfniß und der auf das „Utile maximum dulce" gerichtete Sinn der gewerbreichen Rheinstadt. Kann ist neuerdings ein vortreffliches und zweckmäßig heizbares Versuchslokal für das Gedeihen einer Anstalt an den Rhein.

Dieser Gedankengang, den wir bisher verfolgt haben, führt uns auf dies für die deutsche Kunst der Gegenwart so wichtige Unternehmen der großen deutschen historischen Kunstausstellung, die gegenwärtig zu Köln ihre Schätze ausbreitet. Sie wird wiederum von freigebigen Bürgersinn eines Kölnischen, des verstorbenen Kommerzienrathes Richartz, der der Stadt durch das Opfer einer Viertelmillion für die Bereicherung früher von Wallraf gesammelten Kunstschätze und Alterthümer ein rühmliches Denkmal schuf, seine Eröffnung durch die gegenwärtige Ausstellung erhalten wird.

Betrachten wir zunächst das Gebäude selbst. In der Nähe des Doms schließt sich an eine ziemlich große gothische Kapelle, einen viereckigen Hof einschließend, ein Kreuzgang an. Dieser wurde restaurirt und mit einem zweiten Stockwerk versehen und daran fügt sich denn der stattliche Hauptbau, der im Erdgeschoß, auf gleicher Höhe mit dem zweiten Stockwerk des Kreuzganges, durch eine stattliche Freitreppe erreicht wird. So erinnert die innere Einrichtung zum Theil an ein Kloster mit Kreuzhof,

Kreuzgang und Kirche, während die Hauptfaçade mit der breiten Seiten, von einem freien Platze umgeben, ein reich ausgeführtes öffentliches Gebäude darstellen.

Durch verspätete Einsendung mancher Kunstwerke war es nicht möglich, eine dem Zwecke der Ausstellung vollkommen entsprechende Anordnung der Kunstwerke durchzuführen; doch sind nicht nur die großen Kunstschulen von Wien, Berlin, München, Düsseldorf, Dresden, Karlsruhe, sondern auch Hannover, Weimar, Stuttgart, Hamburg, Frankfurt, Kassel, Königsberg und Danzig so ziemlich zusammengeblieben. Dagegen waren die vorhandenen Bilder *eines* Künstlers selten alle vereinigt und meist in verschiedenen Sälen zerstreut.

Diese letztern Bemerkungen beziehen sich indessen blos auf die Oelgemälde und auf sie, die am vollständigsten und allseitigsten vertreten sind, richten wir denn auch zunächst unser Augenmerk, indem wir uns zu einer Wanderung durch die zahlreichen Säle anschicken.

Indem wir uns im Erdgeschoß rechts wenden, gelangen wir zunächst in einen Saal, der eine kleine Sammlung „älterer Bilder" enthält, d. h. solcher, die vor der epochemachenden Wirksamkeit Peter's von Cornelius entstanden sind. Es begegnen uns hier Bilder von Wilhelm Löchhein (geb. 1751), Friedrich von Steinkopf (geb. 1779), Gottlieb Schick (geb. 1779) und einige andere, besonders aber von Eberhard von Wächter (geb. 1762), die nicht nur von Studium und allseitiger Technik, sondern von einer wirklich idealen Auffassung und von schöpferischem Genius zeugen. Bilder wie Wächter's „Cimon im Gefängniß nach dem Tode seines Vaters" und „Cornelia, die Mutter der Gracchen" von Philipp Friedrich Hetsch (geb. 1758) werden zu allen Zeiten ihren Meistern Ehre bringen. Unter diesen ältern Bildern erscheint auch ein Bild von Cornelius aus dem Jahre 1809: „Pallas lehrt die Uebermuth", das, hart in den Formen und matt in den Farben, weit hinter den Leistungen der genannten Meister zurückbleibt, während ein an eine andere Stelle gerathenes Bild von ihm aus dem Jahre 1811, „Die klugen und die thörichten Jungfrauen", dieselben Fehler in noch höherm Grade an sich trägt und dabei geradezu den Eindruck einer nur einseitig emancipirten Nachahmung der ältern (Vor-Dürer'schen) deutschen Malerei macht.

Mag aber immerhin die neuere Schule der Maler in Sinn und Geist wie in Form und Technik große Gebiete erobert haben (und welcher Besucher der Kölner Ausstellung könnte dagegen seine Augen verschließen?), immerhin aber bleiben die Leistungen der ältern Meister auch heute werthvoll und erfreulich. Ihr fleißiges Streben nach technischer Vollendung hat seine Früchte getragen und ihr idealer Sinn gereicht ihnen zur höchsten Ehre.

Der nächste größere Saal, in den wir eintreten, führt uns die wiener Künstler vor. Die Wiener, denen doch die herrlichste Natur so nahe liegt, scheinen im Anbau der Landschaft den nachbarlichen Düsseldorfern weit nachzustehen. August Schäfer und Anton Hanich sind fast die einzigen, die Landschaften ausgestellt haben. Auch die religiöse Malerei ist hier kaum vertreten. Die besten Leistungen finden wir entschieden im Porträt, das durch Eduard Gurer (von dem übrigens auch historische und Genrebilder da sind), Gustav Saal, Karl Rahl und Aristides Dekonomo auf das würdigste vertreten ist. Ueberhaupt bilden die Porträts einen anziehenden Theil der Ausstellung. Es sind meist schöne, edel geformte Menschengestalten, die der schöpferische Pinsel, dessen Erhabenheit über das copirende Jedermann wir hier recht lebhaft fühlen, uns dem ganzen Inhalt ihrer Erscheinung nach vor Augen führt. Auf dem Gebiet des Genre dürfen wir nicht unerwähnt lassen den edeln Franz Gyhl, der auch hier in zwei lieblichen Bildchen von seiner wunderbaren Gabe, den bedeutlichen Theil der Menschheit, das „alte Weib", malerisch zu verklären, Beweise liefert.

Kehren wir nach dem Hauptausgange zurück und wenden uns zur Linken, so gelangen wir, nachdem wir uns vorher in verschiedenen kleinern Räumen noch an einigen meist der Düsseldorfer Schule angehörigen kleinern Kunstwerken, z. B. an einem jener unübertrefflichen Stillleben des wunderbaren Zweigen Wilhelm Preyer, und einigen schönen Scenen aus dem Leben des Geflügels von dem gemüthvollen Illustrator des „Gevatter", Gustav Süs, erquickt haben, in eine Reihe von Sälen, die uns plötzlich in eine ganz andere Welt versetzen. Blutbespritzte Heilige auf Plätzle gespießt, auf dem Rost gebraten, mit Pfeilen gespickt, wohlgeheizte Höllenhöhlen, in die eben statt der Orgy ganze Ladungen von nichtsnutzigen Sündern und Sünderinnen herüber gestürzt werden; scheußliche Teufelsfratzen mit Gesichtern am Bauche und vor den Knieen, die sich mit Engeln um die Leiber der eben wie Maden allerwärts aus der Erde kriechenden Menschen balgen; gräßliche Darstellungen des Gekreuzigten und sinnlich grinsende, lackirte Madonnenköpfe mit goldgelbem Haar und einem schmächtigen, steifen Körperchen, von hölzernem Faltenwurf umgeben, kurz eine vom schönheitverklärenden Geist der Natur und vom schönheitverklärenden Geist der Antike verlassene Kunst, geschmacklos in der Wahl wie in der Darstellung ihrer Gegenstände, ohne Harmonie in der Form wie in den Farben. Es ist die dem Wallraf'schen Museum angehörige Sammlung altflämischer Bilder, die hier bereits ihre Aufstellung gefunden haben und zwischen denen wir mit Entsetzen hindurcheilen. Freilich sind die besten altflämischen Bilder im vorigen Jahrhundert nach München gekommen. Wir überlassen die Würdigung dieser Gemälde im einzelnen dem mit stärkern Nerven versehenen Kunsthistoriker von Profession, der als echter Gelehrter diesen Erscheinungen der Vergangenheit wol dasjenige Interesse zuwenden wird, das wir für die Producte des blühenden Kunstlebens der Gegenwart aufsparen. Auch der Liebhaber von Con-

treffen wird seine Rechnung finden, wenn er die Erzeugnisse einer Zeit, deren Geistesleben durch ein ascetisches Pfaffenthum in Banden geschlagen, freilich auch aus der Bestialität herausgerissen wurde, mit den Kunstblüten einer durch Herzensreligion und die Gesammtarbeit aller Künste und Wissenschaften veredelten Menschheit vergleicht. Das Gute hat aber jedenfalls diese Zusammenstellung, daß wir eine Art Maßstab gewinnen für den unendlichen Fortschritt der modernen Kunst in ihrer Emancipation vom ausschließlichen Dienst der Kirche, ihrer Eroberung unzähliger Gebiete des Schönen für den der Darstellung des Schönen geweihten Pinsel, ihre Größe, Freiheit und Reinheit in der Wahl und Beherrschung der Darstellungsmittel.

(Ein zweiter Brief in nächster Nummer.)

Neue Wecker.

In vielen Städten sieht man jetzt originell construirte Weckapparate zur Schau gestellt. Ein solcher begnügt sich nicht, durch eine helle Glocke zur bestimmten Stunde nach Art der gewöhnlichen Wecker zu wecken, er reißt auch nach einigen Minuten dem Schlafenden die Nachtmütze vom Kopfe. Bleibt auch dieser zarte Wink unverstanden, so läutet er mit einer dröhnenden Glocke dicht vor des Verstockten Ohren Sturm und wirft ihn in letzter Instanz sogar mit Kissen und Decken aus dem Bett heraus.

In Nordamerika soll man aber noch weiter gegangen sein. Während der gewaltregelte Langschläfer noch seine fünf Sinne zusammensucht, zündet dort eine neue Erfindung als geheimnißvoll geschäftiger Hausgeist schon die Tischlampe und unter der Kaffeemaschine das Spirituslämpchen an, das er nach einigen Minuten, die zum Kochen des Kaffees hinreichten, auch selbst wieder auslöscht. In gleicher Weise macht er im Ofen Feuer an.

Wenn es mit diesem dem Lande des Humbugs, Amerika, entstammenden mechanischen Kunstwerk auch mehr auf belustigende Unterhaltung als praktischen Gebrauch für amerikanische oder deutsche verschlafene junge Gommis und Gesellen abgesehen sein mag, so bleibt doch immer die Tendenz zu constatiren, die sich in der Erfindung desselben kund gibt. Wer weiß, welche Apparate noch zu den Materialien gehören werden, die einst die Geschichte des modernen Materialismus vervollständigen können! Hätte nur Amerika noch eine Maschine in Bereitschaft, um sich zum Kampfe Muth zu machen und im offenen Felde Stand zu halten!

Aus deutschen Bädern.

V. Baden-Baden.

(Fortsetzung.)

Der Romantik ist nicht zu widerstehen. Die dunkeln Gebirge rahmen zu anmuthig das Thal ein, das mit schönen Landhäusern und Palästen geschmückt ist. Da der Kalkwasserbrunnen mit Laub und Blumen bekränzt schon hat sich Hebe mit ihren verschiedenartigen und verschiedenförmigen Gläsern eingefunden und biete prangen inmitten der Blumentöpfe auf dem Tische. Ein Kreuzer für das Glas, d. h. die Gunst, aus demselben den frischen Labetrunk zu nehmen; das Wasser selbst ist denn doch in der That gratis. So hat man mich verflucht und ich trank deshalb — aus meinem Lederbecher als echter Oekonom und unavaliermäßiger Knicker. Daran ist das Alter schuld; in frühern Jahren hätte ich mit schmachtenden Blicken aus der Hand der Hebe das Glas empfangen und einen Kreuzer täglich auf den Altar ihrer Schönheit gelegt.

„Zum Krehmeesberg", sagt uns ein Wegweiser. Ja wohl! Da gingen wir so oft hin durch den Wald, da war das Kloster einst als Denkmal des gastfreundlichen Gastfreundes, dann die Wirthschaft und jetzt ist auch das gastliche Schild verschwunden — was sollen wir da? Da droben „Zum Merrem", der so stolz sich über der Bergspitze erhebt, da wär's noch eher; allein es ist uns zu weit vom Gewimmel. Gehen wir lieber nach Lichtenthal hinab, da hatten wir einst so ritterlich geträumt und sogar — gedichtet, in der Klosterkirche sang eine begeisternde Stimme mit so wehmüthigem Tone, geheimnißvoll und erhebend. Ich war damals hinter dem Kloster hinauf auf den Gärtlenberg gewandert, hatte hinabgeschaut in den Klostergarten und war mit den Blicken einem Klosterfräulein gefolgt, das Blumen brach. Da saß ich oft stundenlang und vergaß, daß sich hier die idyllische Landschaft vor dem Blicke dehnt, Mädchen rauschen, Hirten singen, Herden weiden — ich sah nur den Klostergarten mit seinen Beeten und die wandelnde Nonne. Es sind jetzt 14 Jahre seitdem verflossen — lebt sie noch oder war ihr blasses Antlitz der Vorbote frühen Todes? Der Garten schien verwaist, als ich mit raschen Schritten hinaufgestiegen war und diesmal in der That auch umherschaute in die liebliche Landschaft. Ich bin leidlich philosophischer Gemüthsart — Ich betrachtete nur die elenden Baracken unter mir, aus denen barfuße Kinder und Aeltern ihren Geschäften nachgingen, erblickte allenthalben die Hand um ein Almosen ausstreckend. Welcher Contrast! Beim Eintritt nach Lichtenthal und in der dahinführenden Allee üppiges Leben und hier — das äußerste Elend! Im Spielsaale wirft man mit Napoleons und Louisd'or-Billets um sich, ein Kartenaufschlag, ein Mouletrund legt fabelhafte Summen in Umsatz, hier fehlt — der Kreuzer. Ein Kleid, das dort oft einen unschönen Körper schmückt, hat oft den Werth von einem halb Dutzend Hütten, die da unten ausgebreitet liegen, geschweige vom Rock! Diese unerquickliche Betrachtung ließ mich der Erinnerung an die Nonne momentan vergessen; ich suche das unwillkommene Bild und wandle unwillkürlich zur Klosterkapelle. Die Orgel tönt wie damals, der Gesang der Nonnen hinter dem Gitter begleitet sie wie zu jener Zeit — aber jene Stimme mit dem klagenden Laut, sie ist verstummt; mal deckt das kühle Grab die bleiche Nonne, welche ich einst gesehen, täglich mit meinen Blicken verfolgt . . . Fort mich Lichtenthal! Galet sagen; die Idylle ist diejenige Naturbildung, welche am lebendigsten die Erinnerung weckt, und haben wir nicht noch in Baden selbst so manches, was uns angenehm berühren soll?

Aber es hat sich viel verändert. Man kann allenthalben. Es ist reinlich, schmuck und nett an der Oos, aber in Lichtenthal still — und, was jedenfalls die Schattenseite des lichtenthaler Idyllenlebens ist, es ist cavalliermäßig theuer. Lichtenthal ist in jeder Beziehung salbionabler ge-

werden und hat nach dieser Seite hin seinen rein ländlichen Charakter verloren.

Nähern wir uns wieder der Stadt! Da grüßt uns Karl Spindler's Haus. Der alte, gutmüthige Bekannte ist seitdem, nach manchem Umherwandern, hinübergegangen. Seine Romanschöpfungen, die einst Epoche machten, sind fast vergessen wie er selbst! Eine andere Zeitrichtung war hier der Todtengräber. Auch Sie, das originelle Frauenzimmer mit ihrer Riesenlegerei, ist hinüber. Seltsame Zeit, da noch Baden das Rendezvous so mancher literarischen Größen war! Hatte ich damals nicht Stunden verlebt, auch in Fichtenthal, mit Helmine von Chézy, wie sie überhaupt, den großen, alterthümlichen Negligéschirm gleich einem Wappenschild auf der Schulter tragend? War nicht der freundliche und gemüthliche Sänger aus Schwaben, Justinus der „Seherlieder", dort — und wie kamen sie herbei, um auf der Promenade, auf dem Schlosse, ja überall sich zusammenzufinden! Die schwärmerische Niendorf mit ihrer wehenden Feder auf dem Hute, der lebensfrohe August Lewald, J. G. Braun, Lenau, P. Kuerbach, Bauernfeld und wie sie alle heißen mögen, die oft Wochen oder länger hier verweilten, Herz und Geist in der Natur des herrlichen Badens stärkend und erhebend! Wie sind sie hin? Der Tod hat seine Ernte gehalten und die Uebriggebliebenen zerstreut, ohne sie für unsere Badestadt zu erregen. Wir sehen nur seine Toiletten, Uniformen und nichts als Modegewimmel. Dort am Graben wohnte in einem einfachen Zimmer Lenau, der freundliche Nimbich; wie oft haben wir ihm am Aeußen gelispelt, wenn sein Geist auf den Ergüssen eines Gedichtes schon außer ihm schwebte! Es war, ehe der Wahnsinn ihn erfaßte. Da oben auf der einfachen, jetzt verschwundenen Terrasse des „Holländischen Hofes", unserem Schriftsteller-Rendezvous, sah oft die alte Chézy; sie hauchte in Verkümmerung ihre Seele in Genf aus, träumend dort von ihrem Ruhm und jubelnd der Welt, die sie vergessen hatte — sie wurde als Dichterin zu alt, der Zeitgeist hatte sie überflügelt. Von jenem Hotel datiren auch die ersten Erfolge Auerbach's „des Schwarzwälders" — wir feierten seinen ersten Contract für den „Gevattersmann" in schäumendem Champagner. Dort im „Englischen Hofe" hatte Lewald sein Hauptquartier aufgeschlagen, als man sein schönes Bauunternehmen vollendete, das jetzt ein prachtvoller Palast geworden, von dem man ins Rheinthal hinunterblickt.

Können wir der Erinnerung wehren? Hüllen wir uns nicht vereinsamt, statt großen Denkern, statt heiteren des Gefühls, poetischen Schöpfern — nur Toiletten zu begegnen? Wir wandern verstimmt zum Schloßberg hinauf; da leben wir ein Hauchen, ich weiß es nicht; — wie oft erblickten wir hinter Reben ein Märchenangesicht! Sie ist nicht mehr — eine Auszehrung nagte an ihrem Lebensfaden. Sie gab mir einst einen Rosenstock mit kleinen Liebesreim — er blühte lange, lange, endlich flechte er — Eine Parbedeutung . . Die Fahrstraße zum Schlosse ist verbessert, anders angelegt; der Fußweg ist derselbe — heiß, den Sonnenstrahlen theilweise ausgesetzt, ein Theil neuerdings gesichert. Die Hütte ist moderner ausgebessert, halb geschlossen. Der Weg schlängelt sich durch den Wald — der Kukuk ruft, der Wind bewegt die Bäume, da und dort hinabgehende oder heraufsteigende Gäste. Hier ist nichts verändert und es heimelt uns freundlich an. Eilig eilen wir gleichsam im Sturmschritt hinauf zu den Ruinen, um dort zu träumen, den Tönen der Aeolsharfe zu lauschen. Die „Sophienruhe" zwingt uns zum Umweg; wir gehen ihn, um das Panorama zu genießen.

Seit wir in den Thälern und auf den Bergen der Schweiz und Savoyens die Natur in ihrer erhabenen Pracht belauscht, hat das badener Thal den Grüningstreit verloren und liegt nur wie eine dunkle Erinnerung vor uns. Es war ja damals die Zufluchtsstätte aus dem gehetzten Leben . . Wir erreichen die Schloßruine und hinauf zu den Altanen lenkt sich der Schritt. Da liegt Rastatt, die Stätte mancher Jugendlust, in der die besten Jahre auch meines Lebens verkümmerten. Was war mit damals Baden und seine Umgebung? Wie oft eilte ich zu Fuß hinaus aus diesen Mauern, die so drohend mit Geschützen bedeckt emporstarren! Weshalb sollte ich nicht lächelnd hinab zu ihnen schauen — ihr werdet mich in diesem Leben nicht mehr umfangen! Und doch ruht in dem Kirchhof, den das Auge nicht zu erkennen vermag, ein Bruder, den wir einst mit Liedern bestatteten . . Die Aeolsharfe spielt, ein melancholischer Ton . . Da unten im Rittersaal ist vergangenes Jahr Napoleon III. bewirthet worden! Man zeigt die Stelle, wo er saß, zuvorkommend gegen seine fürstlichen Tischnachbarn — aber arg genug enttäuscht. Er, der mächtig sich fühlende Monarch, der nicht wagte, ohne ein Polizeigeleit hierher zu kommen; er, der vom Volk Erwählte, der den Zorn des Volks fürchtete, weil seine journalistischen Helfershelfer allzu sehr den „deutschen Michel" reizten — und alle diese deutschen Fürsten kamen ohne ihre Polizeien, die an und für sich stets unangenehme Gäste im Bade Baden sind. Doch dieses Fürstenmahl hat nichts verändert; noch bewahren die Schloß- und Aeolsruinen ihr natürliches Recht, man hat der Natur keinen weiteren Zwang angethan. Auch der Felsenweg bietet sich in seiner natürlich wilden Schönheit dar, mit wildem Gestrüpp bewachsen, vom Aeolsker geschmückt. Die Restaurationslokalitäten, der geschmückte Salon mit seinen antiken Möbeln und dem holperigen Klavier im Nebenzimmer, es ist alles, wie es gewesen. Nichts ist verändert als der Wirth und die — Preise, welch letztere sich der modernen Mode anpaßten. Ob der Thee mit seinem Kamillengeschmack eine Verfeinerung ist, wissen wir nicht, da jene Zeit uns nicht beim Theetisch fand.

(Schluß folgt.)

Briefwechsel.

— Der sich seit einiger Zeit außerordentlich mehrende Zuwachs der uns zugehenden Einsendungen läßt uns nur die Annahme hegen, daß, wenn innerhalb einer Woche keine Antwortung erfolgt, der Herausgeber genöthigt ist, den Abdruck der betreffenden Manuscripte zu vermeiden. Eine definitive Entscheidung kann jedoch nur von der Prüfung dieser Manuscripte selbst abhängen. Diese persönlich innerhalb jener obigen Frist vorzunehmen, können wir nicht versprechen, da die Masse der Eingesandten zu groß ist. Wir verweisen daher diese Gelegenheit, daß die Acceptirung der Herausgeber vom 1. October an Weimar ist.

— Herrn W. in Lemgo. Eine Nation, die zur Hälfte aus Pfaffen und Lichtfreunden besteht, wird im Kampf nicht Stand halten.

— Herrn P. H. in Eisenach. Unbrauchbar.

— Für Kanonenboote. Von Deutschen aus Prag 40 Gulden C. M. und 1 Thaler Pr. Cour.

(Ausgegeben am 26. September 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 40.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Ein Proceß in Rom. Von Franz von Nemmerodorf. I. II. III. — Tagebuch aus Neapel. (Schluß.) Von Frederike Bremer. — Briefe aus München. IX. — Neue Romane und Novellen. XXIII. — Neue Gedichte. V. — Neues aus der Welt.

Ein Proceß in Rom.

Von Franz von Nemmerodorf.

I.

Vor uns liegt das Panorama des majestätischen Genua. Die Sonne ist untergegangen. Noch einmal leuchtet die mit Landhäusern überstäete Bergkette, die Genua umschließt, im purpurnen Lichte. Dann Dämmerung. Endlich funkeln Millionen von Sternen am Nachthimmel. Der Mond spiegelt seine goldgelbe Scheibe in den Fluten des Oceans.

Das Getümmel des Hafenlebens hört aber nicht auf. Denn zur Nacht brausen die Dampfschiffe nach allen Richtungen des Mittelländischen Meeres hinaus.

Ein Barke windet sich durch die zahlreichen Schiffe, die im Hafen vor Anker liegen. Lässig führt der Barcarole sein Ruder.

Eine Weile geht es ruhig dahin. Plötzlich stößt ein rasch herbeieilendes Fahrzeug mit dem ersten zusammen.

Dieses enthält zwei Damen. Eine davon ist auf das Gepäck zurückgesunken mit einem lauten Schreckensruf.

„Es ist nichts, Bertha!“ sagte die zweite ruhig, mit sinnenden Augen die herrliche Scenerie betrachtend.

Die deutschen Laute erreichen einen einsamen Reisenden, der sich in jener Barke befindet, welche den Unfall veranlaßte.

Er steht aufrecht, mit über der Brust gekreuzten Armen und das Mondlicht bescheint die etwas harten Züge, das bleiche, fast blutleere Gesicht, die röthlichen Haare und durchdringenden grauen Augen.

„Es thut mir leid, Sie erschreckt zu haben, meine Damen!“ sagte der Reisende höflich in deutscher Sprache.

Die kleinere der beiden Frauen erhebt sich bei diesen Worten von dem Reisesack, auf welchen sie der Stoß geworfen und nähert sich so rasch und unvorsichtig dem Rand der Barke, daß sie wieder in Gefahr geräth, über Bord zu stürzen. Diesmal aber ist Freude der Anlaß ihres Sturzes.

„Vetter Julius!“ ruft sie. „Ist's möglich! Vetter Bergen! Der Himmel schickt Sie uns zum Beschützer auf dieser fürchterlichen Reise!“

Bevor der also Angeredete, Hocherstaunende zu antworten vermag, trennt ein Ruderstoß die beiden Barken. Eine Thräne des Unmuths tritt ins Auge der kleinen Dame und rollt über die Wangen, deren kindliche Weiche noch große Jugend verräth.

„Aber Isabella! War's denn nicht Vetter Julius?“

„Halte dich ruhig, Bertha! Es iſt weit und breit keine Gefahr als ſolche, die du ſelbſt veranlaßt. Daß du vorhin nicht ins Waſſer fielſt, war durchaus nicht dein Verdienſt. Allerdings war es Vetter Julius! Ich bin wahrhaft erfreut, daß wir ihn endlich ſtatt in Mailand in Genua finden!"

„Iſabella, glaubſt du, daß Vetter Julius auch nach Civita-Vecchia fährt?"

„Möglich, aber wie kann ich das Ziel ſeiner Reiſe wiſſen?" erwiderte Iſabella.

„O deine ewige Kälte!" entgegnete Bertha. „Iſt's denn möglich, wir ſehen endlich den lieben Vetter und du bleibſt wie Eis!"

„Vetter Julius machte dir eifrig den Hof, als er vor ſechs Jahren in München war! Er wollte dich heirathen, jedoch du zogſt den Grafen Narberg vor!" ſagte die Schweſter. „Und mir ſcheint", fügte ſie hinzu, „du hatteſt keinen Grund, deine Wahl zu bereuen."

„Julius gefiel mir eigentlich beſſer; jedenfalls war er weit jünger als mein nachheriger Gemahl. Indeſſen auf dem erſten Hofball, den ich beſuchte, ſah ich Gräfin Narberg, die Mutter, in dem reichen Familienſchmuck und das machte mir Närrin einen tiefen Eindruck!" bekannte Bertha und forſchte, wo ſie wieder in die Nähe des Nachens kämen, der hinter den mächtigen Schiffen verſchwunden war.

„Die Diamanten gaben den Ausſchlag!" bemerkte Iſabella.

„Zum Theil. Ich ſchloß mit ſiebzehn Jahren eine Vernunft-, nicht wie du eine Liebesheirath", entgegnete die kleine Dame ironiſch.

Eine fahle Bläſſe bedeckte auf einen Augenblick Iſabella's Züge. Doch ſchwieg ſie, Bertha's Bemerkung blieb ohne Erwiderung. Letztere bekümmerte ſich niemals um den Eindruck, den möglicherweiſe ihre Worte hervorbrachten, der kurze Denkfaden riß ab, ehe noch der Schall in der Luft verklungen.

„Schon als Bräutigam war Graf Narberg täglich verdrießlich! Während der ſechs Jahre unſerer Ehe zeigte er mir niemals ein freundliches Geſicht" plauderte Bertha fort. „Der Herr hat ihn gegeben und der Herr hat ihn genommen, geprieſen ſei der Name des Herrn!" ſetzte ſie mit komiſchem Ernſt hinzu, indem ſie die Stimme gewiſſer Kanzelredner nachahmte.

„Du biſt jung, frei und reich, das heißt deine Verhältniſſe wären die glücklichſten der Erde, wenn. . ."

„Wenn ich meiner Schweſter Iſabella Klugheit, Kälte, Apathie, alle die Eigenſchaften beſäße, die mich todt machen könnten, müßt ich immer mit dir leben!" vollendete Gräfin Narberg den begonnenen Satz. „Aber mit einem Kopf wie dem meinigen wird es ſicher nicht fehlen, daß einige Sturmwolken den Sonnenſchein meines Glücks trüben. Ich werde nicht verfehlen, tolle Streiche zu begehen, ſeit, da Graf Narberg nicht mehr mir von Morgen bis Abend vorſchreiben kann, was ich zu thun und zu laſſen habe."

„Dein Mann ließ dir zu wenig Selbſtändigkeit, darum bliebſt du ſo kindiſch, nun aber iſt es an der Zeit dich zuſammenzunehmen. Du biſt Mutter und Witwe, berufen nach eigener Ueberzeugung zu handeln. Die Freiheit iſt ein köſtliches Gut, aber ſie will erworben und verdient ſein, wenn ſie gedeihen ſoll", verſetzte die größere der beiden Schweſtern.

„Und ſo weiter und ſo weiter —'" bemerkte Bertha mit der Miene, als ahme ſie eine Pedantin.

Hierauf erfolgte keine Erwiderung.

„Wir ſind am Dampfſchiff! Nimm dich in Acht und ſteige ſorgfältig die Treppe hinan!" ſagte Iſabella nach einiger Zeit.

Dieſe Warnung war verloren wie ſo manche andere. Mit einem Satz ſprang die reizende kleine Frau aus der Barke. Ein Mann, der oben ſtand, ſtreckte noch zu rechter Zeit die Hand aus, um ihre wankenden Schritte zu ſtützen.

Es war der Paſſagier von vorhin.

„Vetter Julius! Welches Glück, Sie wiedergefunden zu haben! Hoffentlich verlaſſen Sie uns nun nicht mehr, bis wir Rom erreichen!" rief Bertha entzückt und umarmte ihn.

„Die Ewige Stadt iſt auch das Ziel meiner Reiſe! Doch, wenn ich fragen darf, was führt Sie nach Italien, Couſinchen, und noch dazu ohne Graf Narberg's Begleitung?" entgegnete er.

„Was? Wie? Sie wiſſen nicht — Ich bin Witwe, Julius!" erwiderte Bertha, ohne ſich die geringſte Mühe zu geben, ihr hübſches Geſicht in die Falten anſtändiger Trauer zu legen. „Und ich bildete mir ein, Sie reiſten mir nach! Nun ſo hören Sie: Unſer Onkel Bergen ſtarb in Rom und wir können unſere Erbſchaft nicht erlangen. Es ſcheint, daß ſein Secretär ſich Unterſchleife und Betrügereien erlaubte. Auch ſoll die römiſche Juſtiz nichts weniger als gerecht und prompt ſein."

„Sie thaten wohl daran, Bertha, ſich ſelbſt

auf den Weg zu begeben, um die verwickelte Geschäftsangelegenheit zu ordnen. Die Sache ruht in guten Händen", versetzte der junge Mann mit ersichtlichem Spott.

„Nein, Vetter, darum bekümmere ich mich gar nicht! Der bloße Gedanke an Geschäfte verursacht mir Gähnen, dafür ist Isabella. Indessen überlegte ich, daß ich der Trauer halber zurückgezogen leben müsse, was die Aussicht auf einen langweiligen Winter hat. Dem zu entgehen schickte ich meine zwei Kinder der Schwiegermutter und entschloß mich, zur Abwechselung meine Schwester zu begleiten. Es lebe Italien!"

„Man möchte meinen, Cousinchen hätte Horaz gelesen, »variatio delectat«. Aber wo befindet sich Ihre Schwester? Ich sah sie noch gar nicht. Stieg sie denn herauf während Ihrer mich beglückenden Accolade?"

„Isabella ist im Stande, sich auf das Verdeck zu stellen, bis das Gepäck verstaut ist. Ich habe sechs Stück, sie zwei, macht zusammen acht. Damit quält sie sich den ganzen Weg und hat merkwürdigerweise auch noch gar nichts verloren."

„Dies beweist, daß Ihre Schwester Isabella eine vernünftige Dame ist und erinnert mich zugleich daran, daß ich über dem Vergnügen, mit Cousinchen zu plaudern, das Geschick meines Koffers und meiner Hutschachtel vergaß."

Der junge Mann eilte nach diesen Worten auf das Verdeck, wo er Isabella fand. Isabella war in der ihr eigenen Ruhe und scheinbaren Apathie in der That sogleich an die Revision des Gepäcks, des Lagers in der Kajüte und eines Platzes auf dem Verdeck gegangen.

„Ueberlassen Sie mir die Sorge, gnädige Frau!" sagte er, „oder vielmehr mit Ihrer Erlaubniß, Cousine Isabella! Beruhigen Sie sich", setzte er lächelnd hinzu, „ich weiß es bereits, Sie besitzen acht Stück und bürge Ihnen dafür, daß Sie alles in Rom unversehrt wiedererhalten sollen!"

Die große stattliche Frau verneigte sich dankend, gab dem Vetter, der ihr nahe verwandt war, ohne daß sie sich im Leben viel gesehen hatten, die Erlaubniß zu jeder Intimität, die in den Rechten der Verwandtschaft lag, und verschwand im Eingang der Kajüte, wo es galt, sich zur Nacht zu arrangiren. Sie behauptete, auf dem göttlichen Meere — schlafen zu wollen.

II.

„War es nicht ein glücklicher Zufall, Vetter Julius zu treffen?" rief Bertha der eintretenden Schwester entgegen. „Er wird mir wieder den Hof machen wie vor sechs Jahren; er wird sich wieder in mich verlieben, aber ich nehme ihn jetzt ebenso wenig wie damals. Er soll mir Zeitvertreib gewähren und einen köstlichen Spaß auf der Reise!"

„Bertha, spiele nicht, weder mit Feuer, noch mit Messern, noch mit Männern! Du bist ein Kind und wirst dich verletzen", bemerkte Isabella in ihrer immer sich gleichbleibenden Art.

Die kleine Frau hatte kaum Zeit, ihr Reisehäubchen zurecht zu rücken und ihr hübsches Gesicht über dem Kamin zu bespiegeln, als schon Vetter Julius anklopfte und zwischen den zwei Schwestern Platz nahm.

Als ganz junger Mann war er auf einer Ferienreise nach München gekommen und dort sehr freundlich von seinem Verwandten, dem alten Präsidenten Freiherrn von Bergen, aufgenommen worden. Unwillkürlich ließ sich der bremer Patricier von dem Schimmer seiner Umgebung blenden. Das elegante, mediciische Haus des Präsidenten, welches der Elite der Gesellschaft zum Sammelplatz diente, wäre diesem angehenden Hannibal nüchterner freistädtischer Politik beinahe zum Capua geworden. Der alte Herr selbst gehörte noch jener Schule an, welche Sarkasmen von Talleyrand gelernt und Bonmots vom Fürsten de Ligne; er würzte die etwas fade Genüsse der eleganten Gesellschaft mit wahrhaft feinlichem Geist. Seine zweite Gemahlin war etwas nun ganz Ausgebendes, eine — liebenswürdige Frau. Wie Blumen, um besonders farbenprächtig zu erblühen, einer bestimmten Erdmischung bedürfen, so haben Frauen der Huldigungen nöthig, um wirklich liebenswürdig zu sein. Nun die Richtung unserer Zeit eine wesentlich andere geworden, dabei verlor das weibliche Geschlecht nicht, sondern gewann; nur gingen darüber die reizenden Salonköniginnen verloren. Frau Präsidentin von Bergen war noch eine der wenigen Uebergebliebenen. Das engelschöne Mädchen aus armer adliger Familie kam mit sechzehn Jahren an den Hof eines kleinen deutschen Fürsten und eroberte dort im Sturm den alten Herzog. So fügsam gewandt war ihr Wesen, daß selbst ihre Herrin und der Erbprinz die Begünstigte nicht zu hassen vermochten. Nach dem Tode des Herzogs wurde das Hoffräulein mit der Hand des Präsidenten Freiherrn von Bergen, eines Witwers, versorgt. Zwischen zwei gescheidten, vielerfahrenen Männern hatte die Dame

jene flüchtige Geiſtesrichtung ausgebildet, welche die Franzoſen Eſprit nennen, dasjenige, welches am meiſten bei ihrem Geſchlechte reizt. Dieſe Frau machte das Haus ihres Mannes ſehr angenehm. Niemand, ſelbſt der Präſident nicht, fand jemals Urſache, über ſie zu klagen. Nur beſtand ein fataler Umſtand. Einſt gewöhnt, über eines regierenden Fürſten Beutel frei zu verfügen, reichte ſie mit ihrem Einkommen niemals aus.

Die etwas ſpäte Ehe des Hoffräuleins hatte eine einzige Frucht zur Folge. Unter heitern Feſten verwöhnt, geſchmeichelt, wuchs Bertha, die Stiefſchweſter Iſabella's, auf. Als Vetter Julius nach München kam, war ſie eine liebliche Erſcheinung von ſechzehn Jahren. Da vergaß der junge Mann, daß er im Sinne gehabt, der gelehrteſte Juriſt ſeiner Vaterſtadt zu werden. Damals traten auch die philoſophiſchen Geſpräche in den Hintergrund, die er mit ſeinem Studien- und Geſinnungsgenoſſen Moleſchott gepflogen. Der bremer Bürger war nahe daran, um Wiederherſtellung ſeines alten Geſchlechtsadels und Indigenats zu bitten und unter des Präſidenten Protektion eine Carrière in Baiern zu verſuchen. Ebenſo leicht wäre es damals geweſen, ihn zum abſtracten Theismus zu bekehren.

Die Diamanten der gräflichen Familie Aarberg gaben der Sache eine andere Wendung. Julius von Bergen kehrte nach Heidelberg zurück, über den Pandekten genas er raſch vom Jugendfieber. Es traf ihn kein hinreichend ſtarker Antoß mehr, um ihn der betretenen Richtung untreu zu machen. Sobald er die Univerſität abſolvirt, erhielt er eine Anſtellung beim Senat. Vor wenigen Wochen war Senatorenwahl geweſen und Julius von Bergen, welcher eben das geſetzliche Alter erreicht, befand ſich unter den Gewählten. Seine Freunde begingen das Ereigniß mit einem frohen Mahle. Der kühle junge Mann war vollſtändig zufrieden mit ſich, ſo wenig er es nach außen merken ließ, er hatte das höchſte Ziel eines vernünftigen Ehrgeizes erreicht. Beim Nachhauſefahren empfand er Mißbehagen. Der Vater erwartete den Liebling, der ſeines Hauſes Ehre mehrte. Die Freude riß den kalten, ſteifen, alten Mann zu einer ungewohnlich lebhaften Demonſtration ſeiner Gefühle hin. Er ſchloß Julius in die Arme, doch im nämlichen Augenblick ergoß ſich ein Blutſtrom über ſein breitetes Teppich und der Körper des neuen Senators brach kraftlos zuſammen. Straffe Anſtrengung phyſiſcher und geiſtiger Kräfte hatte die nicht ſtarke Konſtitution des jungen Mannes, das Erbtheil einer kränklichen Mutter, vollſtändig erſchöpft. Julius von Bergen erholte ſich zwar, der Anfall kam nicht wieder, aber der Aerzte Ausſpruch blieb ſein, mehrjährige Entfernung von Geſchäften und Aufenthalt in einem mildern Klima. Der Senator brachte ſeiner Geſundheit das Opfer, wie er es nannte, und reiſte nach Italien. Auf dieſe Weiſe traf er Couſine Bertha. Er war ihr nicht böſe und bedauerte keineswegs die Lebensbahn, welche er gegangen.

Der Senator nahm eben ſeine zweite Taſſe Thee aus Iſabella's Hand und warf dabei einen neugierigen Blick auf ſie. Bei ſeinem Beſuch in München befand dieſe ältere Tochter ſich nicht in ihres Vaters Hauſe, auch erinnerte er ſich, von einer Verbindung gegen des Präſidenten Willen gehört zu haben, welche deſſen Tochter erſter Ehe eingegangen; deren Name wurde niemals erwähnt.

Bertha plauderte lebhaft. Sie ſchien ſich die Aufgabe geſtellt zu haben, Vetter Julius in der erſten Stunde des Beiſammenſeins von allen Veränderungen zu unterrichten, die ſeit ihrer Trennung vorgefallen. Daß vor einem Jahre der Präſident geſtorben, wußte er bereits.

„Erinnern Sie ſich noch des Grafen Böthy, der, wie Sie in München waren, die glänzendſte Erſcheinung der Salons bildete?“ fragte die junge Witwe.

„Allerdings, dieſer Ungar war ſo auffallend ſchön, daß er ſogar uns Männern gefiel!“, erwiderte der Senator lächelnd.

„Vor kurzem vergiftete ſich ſeinethalben eine deutſche Fürſtin, weil er ihre Liebe nicht erwiderte“, verletzte Bertha.

„Sie war in jedem Fall eine Närrin!“ warf Iſabella dazwiſchen.

„Ich ſtimme vollkommen mit Ihnen überein“, bemerkte der Senator, angezogen von dem verſtändigen Weſen Iſabella's.

Gräfin Aarberg ſchüttelte den Kopf, ihre hübſchen blauen Augen richteten ſich auf Bergen, ſie ſtrich die blonden Flechten aus der blendend weißen Stirn und ſagte:

„Ich kann es begreifen, Vetter Julius. Dieſer Arthur Böthy war ſo ausgezeichnet in ſeiner Erſcheinung, es lag ſo etwas Eigenthümliches in ſeinem Weſen, daß er ſehr wohl die leidenſchaftliche Liebe einer Frau entzünden mochte. Mir ſelbſt flößte der intereſſante junge Mann Theilnahme ein, nur vermochte er ſich mir wenig zu

Sie, Fräulein Anna von Einſiedel, was bürgt Ihnen dafür, daß wir uns dereinſt wiederſehen?

Anna.

Die Liebe!

Churfürſtin

(tritt einen Schritt vor und reicht die Hand zum Kuſſe).

O kommen Sie, (Anna ſtürzt auf die Hand zu und drückt ſie an ihre Lippen) wie einfach und wie wahr! Thränen im Auge, gutes Kind? Augen, die um der Liebe willen weinen können, ſind nicht beſtimmt, ewig geſchloſſen zu bleiben! (Küßt ihre Stirn.)

Patkul (wendet ſich erſchüttert ab).

Churfürſtin.

Leben Sie wohl, meine Herren! Sie werden Sachſen den Frieden geben, ſegne der Himmel das Werk Ihrer Hände! (Ab mit ihrem Gefolge.)

Patkul (ſteht in Gedanken verloren).

Imhof.

Sagen Sie, Herr von Patkul, wie kommen Sie bei Ihren ausgezeichneten theologiſchen Kenntniſſen dazu, ein ſo berühmter Soldat und großer Staatsmann zu ſein?

Pfingſten.

O, Herr von Imhof, wie mögen Sie das fragen? Kennen Sie denn das Buch der Richter im alten Teſtamente nicht?

Patkul.

Meine Herren, Sie haben eine ſo ungewohnte

nähern, da mich Graf Aarberg vollständig absperrte."

„Die erlauchte Gesellschaft, welche in derartigen Excessen endigen, entspringen dem gedankenleeren Müssiggange vornehmer Frauen. Beschäftigung ist Bedürfniß, um des Lebens Gleichmaß zu erhalten!" versetzte Isabella.

„Nicht wahr, Vetter", sagte Bertha spottend, „Sie glauben gewiß, meine Schwester schreibt Bücher? Wie Isabella doch jetzt so kühl urtheilt! Vor acht Jahren ließ sie sich entführen; dennoch konnte sich ihr Mann, der Herr von Berneck, wahrlich in keiner Beziehung mit Graf Böthy vergleichen!"

Der Senator beobachtete, wie die Indiscretion der jüngern Schwester Isabellens Wangen bleich färbte, aber keinen Augenblick verlor Frau von Berneck die Selbstbeherrschung.

„Weil sich Bertha die Aufgabe gestellt zu haben scheint, Vetter Julius gleich am ersten Abend unserer Bekanntschaft in meine uninteressante Lebensgeschichte einzuweihen, so wird es besser sein, ich vollende selbst die Erzählung in wenig Worten" sagte sie ruhig. „Ich war unglücklich in meiner Wahl, lieber Julius, und trennte mich nach einigen Jahren von Herrn von Berneck, den ich gegen meines Vaters Willen gewählt. Reuig kehrte ich in das Haus zurück, welches ich unter dem Einfluß einer Verblendung verlassen hatte. Seit meines Vaters Tode lebe ich mit Bertha und jetzt bin ich auf dem Wege nach Rom, wo ich aus des Onkels Erbe mir das ersehnte Gut der Unabhängigkeit zu erkämpfen hoffe. Ich bin ganz offen. Ich gehe nach Rom, um mir Geld zu holen!"

„Bravissima!" sagte Bergen. „Sie plaidiren Ihre Sache mit einer Klarheit und Rücksichtslosigkeit, die allen Vertheidigern anzuempfehlen wäre. Bei der Uebereilung müssen starke Entschuldigungsgründe obgewaltet haben. Sie sind freigesprochen", fuhr Bergen scherzend fort. „Unter keiner Bedingung werden Sie dem Beispiel jener deutschen Fürstin folgen."

Bertha lachte. „Isabella hat sich tapfer von ihrem Gatten befreit", versetzte sie mit einem Blick aufrichtiger Bewunderung auf ihre ältere Schwester. Die kleine Frau dachte dabei an die gänzliche Unfähigkeit von ihrer Seite, das Joch des Grafen Aarberg abzuschütteln oder es sich nur zu erleichtern. „Isabella ist muthig und stark, sie arbeitet, erwirbt Geld, während ich nur im Stande bin, welches auszugeben."

Bertha wurde bei diesen letzten Worten sonderbar bleich.

„Gehen Sie eilig nach Ihrem Schlafcabinet und legen Sie sich ausgestreckt vollkommen ruhig zu Bett!" sprach Julius Bergen aufspringend und Gräfin Aarberg den Arm reichend.

Frau von Berneck erreicht, daß ihre Schwester einen Anfall von Seekrankheit bekam. Der Senator begab sich auf das obere Verdeck, nachdem er seine Cousine in die Schlafkajüte geleitet. Er zündete eine Jedcigarre an, die einzige, welche ihm gegenwärtig erlaubt war zu rauchen, und schritt, vorsorglich in seinen Plaid gehüllt, auf und nieder.

Nach einer Weile kam Isabella zu ihm aufs Verdeck.

„Bertha schläft", sagte sie lächelnd; „es scheint, ihr Uebelbefinden rührte davon her, daß sie in Genua zu viel von den dortigen berühmten Zuckerfrüchten genoß."

„Ich finde Gräfin Aarberg", entgegnete der Senator, „unverändert! Dasselbe liebliche Kind, wie ich es vor sechs Jahren verließ."

„Wer in ganz bequem fertige Verhältnisse tritt, altert weniger an Geist und Gemüth, erringt aber auch geringere Festigkeit, die nur im Kampfe erstarkt!"

Ein Seufzer wand sich bei diesen Worten Isabella's aus Bergen's Brust. Obwol der Sohn eines wohlhabenden, fast reichen Mannes, kannte er den ehrenvollen Kampf des Lebens, hatte ihn geführt, war Sieger geblieben und dann wieder besiegt worden durch mangelnde körperliche Kraft. Der Menschengeist möchte so gern sorgestürmen titanenhaft, aber er ist in die irdischen Schranken gebannt.

„Wie wäre es, wenn wir den Eventualitäten eines römischen Winters vereint Trotz böten?" sagte der Senator, welcher in Bertha einen häßlichen Zeitvertreib, in Isabella eine nützliche Gesellschafterin für sein Geld und seine gezwungene Unthätigkeit zu entdecken glaubte. Der junge Mann war von zu Hause verwöhnt, wo zwei ledige Schwestern in der Sorge für seine Gemächlichkeit die Erfüllung ihrer Lebensaufgabe erblickten. Dagegen auch, ohne einen Gedanken den trivialen Bedürfnissen des Alltagslebens zu widmen, ungestört hatte arbeiten und streben können. Den Comfort des wohlhabenden bremer Bürgerhauses, die fast pedantische Ordnung und Reinlichkeit desselben vermißte er bereits auf der Reise schmerzlich; so schien ihm der Zufall dieser Begegnung willkommen.

„Sie zwar nicht, allein Bertha bedarf eines Mentors; lassen Sie mich Ihr dankbarer Pensionär sein!“ sagte er.

Frau von Berneck ertheilte bereitwillig ihre Zustimmung. An Gräfin Narberg's Einwilligung war nicht zu zweifeln.

„Vielleicht vermag ich doch auch Ihnen, Cousine Isabella, nützlich zu sein mit Rath und That“, versetzte der Senator. „Ein verwickelter Proceß bietet überall Schwierigkeiten genug, insbesondere aber ist die römische Rechtsverdrehung und Rechtsverschleppung sprichwörtlich geworden. Es erscheint zugleich als Beweis der Ironie des Schicksals, daß in Justinian's Hauptstadt, an der classischen Urquelle des Privatrechts, die Justiz am erbärmlichsten verwaltet wird. Wie stehen Ihre Angelegenheiten? Was haben Sie für Anhaltspunkte in Betreff der muthmaßlichen Höhe des Nachlasses?“

„Die Sache verhält sich schlimm genug“, erwiderte Frau von Berneck. - „Vor zehn Jahren besuchte uns Onkel Bernhard zum letzten mal in Deutschland. Damals entstand eine Spannung zwischen den beiden Brüdern, weil der Onkel in Rom zum Katholicismus übergetreten war. Zwar dachte der Vater mit größter Gleichgültigkeit über den Unterschied der Confessionen, aber ein Religionswechsel erschien ihm als Schwachheit und unwürdiges Unterliegen unter fremden Einfluß. Principiell verwarf er alle positiven Religionen, aber aus Zweckmäßigkeitsgründen hielt er am Protestantismus fest und meinte, dieser sei die echte deutsche Religion, einer vernünftigen Fortbildung fähig, auf seinem gegenwärtigen Standpunkt der Mittelhöhe allgemeiner Bildung entsprechend. Ueber diese Gesinnungsdifferenz geriethen die Brüder in ernsthaften Streit. Seiner Gewohnheit gemäß verfocht mein Vater seine Meinung mehr mit Sarkasmen als mit Argumenten, erbittert reiste Onkel Bernhard ab. Früher hatte er die Renten der in Deutschland placirten Kapitalien durch seinen Bruder einkassiren lassen, aber nachher that er dies nicht mehr. Jede Verbindung war und blieb abgebrochen. Ich annoncirte Onkel Bernhard des Vaters Tod durch einen Gesandtschaftssecretär, der damals nach Rom reiste und den Brief persönlich überbrachte, sonst wäre er von der Umgebung des blinden alten Mannes unterschlagen worden. Durch die nämliche Gelegenheit erhielt ich eine freundliche Botschaft nebst Geschenk, jedoch nichts Schriftliches. Die Correspondenz meines Onkels ging während seiner letzten Lebensjahre gänzlich durch die Hand seines zum Privatsecretär erhobenen Kammerdieners. Nun fand ich unter meines Vaters hinterlassenen Papieren alte Aufschreibungen, woraus deutlich der Betrag der Summen hervorging, die er früher im Auftrag seines Bruders eingenommen und zugleich blieb bei Onkel Bernhard's Abreise ein Notizbuch zurück, welches ich an mich nahm. Dasselbe wurde niemals reclamirt. Kurz vor meiner Abreise erst untersuchte ich es genau und fand in einer Seitentasche zwei zusammen auf 20000 Scudi lautende Schuldscheine, unterschrieben von einer Gräfin Volastro. Auf einem Pergamentblättchen des Notizbuchs standen die Worte: «Solange ich Maddalena die Verschreibung nicht zurückgebe, bin ich meines Lebens und ihrer Treue sicher.»“

„Sie haben doch des Präsidenten Aufschreibungen nebst den Schuldscheinen bei sich?“ fragte der Senator lebhaft, nachdem er ihrer Erzählung aufmerksam zugehört.

„Allerdings“, antwortete Isabella, „aber leider verlor Bertha durch verschiedene Tändeleien einen kostbaren Monat. Wir sind, fürcht' ich, schon zu spät daran, die Intriguen unserer Gegner zu bekämpfen.“

„Dafür fanden Sie einen Alliirten“, versetzte Bergen, der nach Rom reiste, um auf ärztliche Anordnung allen Geschäften fern zu bleiben, nun aber mit wahrem Entzücken seine alte Advocatenpraxis wieder aufnahm. Es war ihm sogar lieb, daß der Fall nahezu hoffnungslos erschien, desto mehr Feinheit gab es zu entwickeln. Das Dolce far niente ruhte schwer auf dem thätigen geschäftskundigen Mann. Arbeit ist nicht, wie die Trägen wähnen, eine Last, sondern sehr häufig des Lebens höchster Reiz.

Lange besprachen noch beide diese Erbschaftsangelegenheit und die Pläne ihrer gemeinschaftlichen Einrichtung in Rom.

Sanft glitt der Dampfer über die spiegelglatte See und die leuchtenden Sterne standen wunderbar herrlich am Firmament. Der bremer Rathsherr und die Dame bemerkten nichts davon, ihre Gedanken wurzelten auf dem geschäftigen Markt des Lebens. Spät trennten sie sich mit ruhigem „Gute Nacht“ und reichten sich die Hand, gerade so wie es Julius Bergen that, wenn er daheim mit einigen Freunden zu Nacht gespeist und ein vernünftiges Wort geplaudert hatte.

III.

Thautropfen blitzen an Gräsern und Halmen. Ein köstlicher Octobermorgen ist angebrochen. Grüne Laubgänge hängen voll reifender Trauben, alte Steintrümmer umrankt Epheu, die Einfassungsmauer des etwas unregelmäßigen großen Raumes verbirgt fast üppiges Schlingengewächs. Mannshoher Cactus und die indianische Feige sprossen wild, untermengt mit dem bläulichen Grün der Agave. Es war ein altberühmter Ort in Rom, die Gärten des Sallust lagen einst hier, wie überhaupt der Pincio der Alten Gartenhügel hieß. In der neuen Zeit ist die weite Schlucht, welche den Pincio vom Quirinal trennt, in mehrere Vignen getheilt.

Doch nur eine davon zeigte Spuren sorglichen Anbaues. Auf unbedeutender Erhöhung des durchfurchten, hügeligen Terrains erhebt sich ein freundliches, kleines Wohnhaus. Vor demselben befindet sich eine rebenumrankte Loggia, zierliche Bouquetröschen mischen ihre Blumen in die grünen Festons, ein runder Bogen hält die Aussicht frei.

Dieser Garten Eden ist nicht ohne lebende Bewohner. Ein Esel frißt mit Behagen junge Disteln, schöne Geißen weiden an den Lehnen, zierliche Perlhühner spazieren unter den Bäumen und ein Hündchen hinkt auf drei Füßen vor dem Eingang des Hauses. Ein geigender Kater sitzt auf der letzten Stufe, die ins Freie führt und läßt jenes leise summende Geräusch hören, welches bei dieser Thiergattung Wohlbefinden verkündet.

Eben tritt ein mittelgroßer, schlanker Mann unter die Hausthür, der König und Herr dieses Reichs. Er zieht mit Behagen die würzige Luft ein und blickt dabei auf seine Unterthanen, sich ihres Wohlseins freuend. Das Hündchen humpelt freundlich wedelnd dem Gebieter näher, ein paar zahme Tauben kommen auf seine Schulter geflogen, selbst der träge Kater gibt seine Ruhe auf und reibt sich schnurrend an dem Bein des Hausherrn.

„Da seid ihr ja alle, meine Lieben, Getreuen!“ sprach der Mann vor sich hin; „aber nur du, arme Silvia, kannst die allgemeine Lust nicht theilen!“ Er hob das Hündchen sanft in die Höhe und untersuchte das kranke Bein. Es war zwischen zwei Holzstöckchen festgebunden und da sich der Bruch geheilt zeigte, befreite der Herr das Thier. Es leckte dankbar die Hand, die es geheilt. Der Ausdruck von Ruhe und Frieden lag auf den männlichen Zügen.

Der Einsame sah zum Hause hinauf, schien jemand erspähen zu wollen und da er ihn nicht fand, so schlug er ein Buch auf. Wohl mochte die köstliche Morgenstunde dem Denker behagen, er las lange. Tief in seinen Gegenstand versunken, merkte er nicht, wie ein Mann die Geißen molk und in der Loggia die Vorbereitungen zum Frühmahl traf.

„Signor Stefano! Der Kaffee steht bereit! Und dann wollten Sie mir erklären, wie man in Neapel die Feigenbäume zu vierfachem Ertrag bringt“, unterbrach der eben mit den Zurüstungen fertig Gewordene den Lesenden.

Freundlich legte dieser das Buch aus der Hand. „Du meinst die Caprification, Pietro“, sagte er. „Sie läßt sich auf zweierlei Art bewerkstelligen. Durch Einschnitte und wiederholtes Eintropfen von Oel, oder besser hole mir ein Körbchen getrockneter, wilder Feigen aus dem Hause. Und noch dies — wo ist Gelaer?“ rief er dem schon Gehenden nach —

Pietro kehrte um, aber plötzlich hielt er die Hand als Schirm über die Augen und rief, unverwandt nach der Einfassmauer des Grundstücks starrend: „Sehen Sie den Unverschämten, Signor!“

Damit sprang Pietro, eine Gerte ergreifend, vorwärts.

„Laß ab!“ befahl der Hausherr streng. Auch er hatte jetzt einen schönen blonden Mannskopf über der Mauer entdeckt und einen Arm, der heraufverlangte, um die saftigen Früchte des indianischen Feigenbaums zu brechen.

Der Dieb sah die beiden herannahen. Er verließ indessen seinen Posten nicht. Es lag überhaupt nicht in seiner Art, vor etwas zurückzuweichen, sondern er zog gleichgültig die Börse und wollte ein Geldstück über die Mauer werfen.

„Signor, treten Sie ein und machen Sie sich's bequemer!“ sagte der Hausherr ruhig zu dem Fremden. Es lag auch nicht einmal Spott in dem Ton.

Die feingeformte Hand fuhr mit der Börse wieder in die Tasche. Ein Bein schwang sich über die Mauer. Der Fremde saß rittlings oben. „Geben Sie etwas auf die Seite, ich habe vor, hinabzuspringen!“ wandte er sich an den Hausherrn.

„Nehmen Sie sich in Acht, die Mauer ist hoch!“ entgegnete dieser.

Doch die Warnung wurde überhört. Auf das erste Bein folgte das zweite. Die nervige

Hand packte den Rand der Steine und gleich einer Feder schnellte die schlanke Mannesgestalt zur Erde.

„Vor allem meine Entschuldigung, daß ich so auf Gaminmanier bei Ihnen den Einzug halte", sagte der Fremde unbefangen. „Ich ritt heute Morgen nüchtern von Haus weg. Der Staub und die Hitze dieser römischen Wildniß brannten in meinem Innern, da brachte der grüne Zweig, der über die Mauer Ihres Besitzthums hing, die wankende Tugend zu Fall."

Ein Lächeln flog über die ernsten Züge des Hausherrn. „Mein Frühstück steht bereit; ohnehin ist es für mich und meinen Zögling, der nicht anwesend. Theilen wir es", sagte er.

„Gern, wenn Sie Ihrem Diener befehlen, mein Pferd hereinzuführen", antwortete der Fremde.

Pietro folgte dem Wink des Hausherrn nicht ohne ein bedenkliches Kopfschütteln. Er begriff nicht immer dessen Handlungsweise. Allein Ehrfurcht und Liebe fesselten mindestens seine Zunge.

Draußen fand er ein edles Vollblutpferd mit kleinem Kopf und feingeformten Füßen. „Ein Thier besitzen, das tausend Scudi werth ist und Feigen stehlen!" murmelte Pietro; „ich glaube, er hat das Pferd auch gestohlen! Wenn er nur nicht noch dazu die silbernen Löffel stiehlt! Aber Signor Stefano hat so ein Engelsherz, ohne falsch und arg und traut jedem das Beste zu!" In der Einsamkeit der Vigna hatte sich Pietro das Selbstgespräch angewöhnt.

Währenddeß führte Signor Stefano den Gast nach der Loggia, wo ein Tisch mit Büchern aus dem Wege geräumt werden mußte. „Dies die Studirstube meines Zöglings Cäsar! Ein junger Akademiker der Sapienza! Die Collegien beginnen heute — Und Pietro ist nicht eigentlich mein Diener", bemerkte er, „dafür thut er aber immer meinen Willen, was bei andern ihren Herren gegenüber selten der Fall ist."

„Sie scheinen über diesen Menschen eine Art magnetischer Gewalt auszuüben, was mich an heute erinnert, die ich bei meinem Onkel traf und die ihm auf Tod und Leben ergeben waren. Mein Onkel ist ein berühmter Magnetiseur", erwiderte der Fremde.

„Wie heißt Ihr Onkel? Ich bin einer vom Fach", versetzte Stefano.

„Mein Onkel trägt denselben Namen wie ich, Arthur Bothy", antwortete der Gast.

„In der That! Ich kenne das seltsame Buch, welches Graf Bothy über den thierischen Magnetismus schrieb. Uebrigens muß er große, ungewöhnliche magnetische Kraft besitzen. Jedoch ist der Name Bothy nicht blos durch den Magnetismus bekannt. Die Geschichte gedenkt ruhmvoll der edeln Ungarn, welche so oft die Türken besiegt", versetzte der Hausherr.

„Wer sind Sie, der den Mann, welcher Ihre Feigen stahl, so freundlich zu sich einlud und die Beziehungen meines Hauses kennt?" rief der Ungar mit Interesse.

„Ich heiße Stefano Havas und bin in der vaticanischen Bibliothek als Custode der orientalischen Handschriften angestellt", antwortete der Hausherr. „Ich schreibe auch Bücher, die leider nur einige funfzig Menschen in Europa interessiren.

„Und doch habe ich diesen Namen bereits gehört! Mir scheint, Sie müssen schon im schriftlichem Verkehr mit meinem Onkel gestanden haben und er nannte Sie einen großen Gelehrten. So wären wir denn in aller Form bekannt, Herr Stefano Havas", bemerkte Graf Bothy.

„Und bedurfte es dazu der Namen! »Nihil humani a me alienum puto«, erklärt bereits Terenz, und seit der Zeit werden wir hoffentlich Fortschritte in der Humanität gemacht haben", entgegnete Havas lächelnd.

Mittlerweile war Pietro an den Tisch getreten, hatte die dem Ungarn entfallene Mütze und Reitgerte daraufgelegt und schickte sich nun an, die beiden Männer mit dem bereits vorbereiteten Frühstück zu bedienen.

Ein bildschöner junger Mann erschien indessen unten im Garten und rief hinauf: „Väterchen, ich muß sogleich in die Pandekten! Ich vergaß ein Buch — auf Wiedersehen —" Damit verschwand der junge interessante Mann, der ein schwarzes leichtes Sammetbarret trug.

„Ihr Sohn?" fragte der Graf.

Havas erröthete und sagte: „Mein Zögling."

„Er ähnelt Ihnen."

„Ich erziehe ihn seit Jahren und die Gewohnheit macht, daß sich die Menschen ähneln."

Sie saßen unbefangen nebeneinander und tranken Kaffee, der eine zwanglos, weil er außerhalb der Welt und deren gekünstelten Formen lebte, der andere, weil er letztere vollkommen beherrschte. Beide Männer waren unstreitig schön, aber unendlich verschieden. Stefano Havas hatte Kopf- und Barthaare von bläulicher Schwärze, die Gesichtsfarbe war ein durchsichtiges Lichtbraun, lange, rothe Lippen kündeten Gesundheit, auf der Stirn lag der Ernst des Denkers, die

großen dunkelbraunen Augen blickten wilde, die Nase war griechisch, der Gesichtswinkel groß, wie bei den Statuen der klassischen Zeit. Im ganzen Wesen mischte sich Jünglingsfrische mit Mannesreife, sodaß sein eigentliches Alter schwer zu bestimmen blieb.

Arthur Böthe, jener Ungar, um den sich eine deutsche Fürstin getödtet haben sollte, war blond, fast mädchenhaft weiß, von regelmäßigen, feinen Gesichtszügen. Die bläulichgrauen Augen nahmen zuweilen einen stechenden Ausdruck an, unter ihnen zogen sich tiefe Ringe, welche Verschwendung der Lebenskraft verriethen. Ueber der Nasenwurzel lag eine Falte, sie verdarb die Stirn und ließ den noch sehr jungen Mann weit älter erscheinen, als er war. Daß übrigens die zarten Glieder ihn nicht schwächlich machten, bewies er, indem er eben sinnend eine von der Erde aufgenommene dünne Eisenstange krumm bog. Nur in der Gestalt glichen sich beide.

„Bei mir ist das Reich der Freiheit", sagte Havas, dessen Blick mit Wohlgefallen auf dem edeln Thier ruhte, welches Pietro hereingeführt. „Gestatten Sie, daß man Ihrem Pferd Sattel und Zaum abnähme?"

„Mit Freuden, wenn Sie mich noch länger hier behalten wollen, mir gefällt es bei Ihnen. So ruhig und friedlich fand ich noch keine Stätte. In der Rebenlaube ist es köstlich kühl, daß ich mich allen Ernstes vor der Rückkehr in die Sonnenhitze fürchte, und vielleicht sind bald die Pandekten aus — ?" erwiderte Arthur mit Anspielung auf Cäsare.

Das schöne Pferd schüttelte die Mähnen in der Freiheit. Es that ein paar Sprünge, dann gesellte es sich zu dem Grasen, neben dem es friedlich graste. Gesättigt streckte es die edeln Glieder zur Ruhe unter dem Schatten einer mächtigen Platane. Die Vögel sangen ihre Morgenhymne. In den ehemaligen Gärten des Sallust freute sich alle Creatur des Lebens.

„Schön ist es bei Ihnen", unterbrach Böthe das Schweigen, während Havas die Ueberreste des Brotes unter seine gefiederten Unterthanen und die lieben kleinen Sänger vertheilte; „aber gestehen Sie, daß sich auch hierher zuweilen der ungeladene Gast schleicht, der gleich dem Skelet der alten Aegypter bei keinem Feste fehlt. Die Ungenüge, sie folgt uns zum Gelage und in die Einsamkeit. Die Küsse der Geliebten vermögen dies unbestimmte Sehnen nicht zu stillen, Becher und Würfel nicht zu übertäuben, aber auch keine alte oder moderne Weisheit enthält die Zauberformel, welche es zu bannen verstände. Das menschliche Herz schwankt stets zwischen Begierde und Ueberdruß, auf dem Indifferenzpunkt der Befriedigung vermag es nicht zu verweilen."

„Sie haben den Ernst der Arbeit nicht gekannt und darum niemals deren Segen gekostet, das fröhliche Gedeihen, die schöpferische Freude am eigenen Werk. Wer treu neben dem speciellen Beruf den allgemein menschlichen übt, den plagen die bösen Geister nicht", versetzte Stefano und ein mildes Feuer blitzte in den schönen Augen.

„Ihr Gelehrten habt doch seltsame Maximen", bemerkte Arthur. „Meinen Sie wirklich, Schriftstellerei sei ein Universalmittel zum Glück?"

„Ein sonderbares Mißverständniß, Graf", entgegnete Havas lächelnd. „Ich dachte nicht insbesondere an die paar Bände, mit denen ich die Bibliotheken vermehre. Sehen Sie hier ebenfalls meine Werke! Dieser Theil der Sallustschen Gärten, einst eine Wildniß, nun die freundliche Vigna. Pietro der Gärtner, den ich — erschrecken Sie nicht — von der Galeere nahm."

„Wie?" unterbrach der Graf und rückte mit sämmtlichem Schrecken den Stuhl fort.

„Von der Galeere, auf der er die Verbrechen seiner Jugend gebüßt, und hier umhegelt uns mein neuestes Werk Silvia, die kleine Hündin. Vor einigen Wochen fand ich das Thier blutend auf der Straße, ein Wagen hatte es überfahren. Da trug ich es heim und heilte es."

Die zwei Menschen waren zu verschiedenartig, um sich zu verstehen oder vielmehr die flach weltmännische Auffassung vermochte sich nicht zur gemüthlichen Anschauung des echten Philosophen zu vertiefen.

Graf Böthe that einige Züge an der Cigarre, die er sich aus türkischem Tabak zusammengedreht, lehnte nachlässig zurück im Rebenlaub und sprach gedehnt: „Ich habe alle Genüsse gekostet, welche die Erde dieser und das matte Herz kennt sich nach nichts mehr. Darum gebe ich mich noch nicht der Verzweiflung anheim und werde mir auch nicht in einem Anfall übler Laune den Hals abschneiden, aber ziemlich gelangweilt bin ich. Lust empfand ich nur während des Kampfes; solange wir uns schlugen, unterhielt ich mich. Es war eine köstliche Bewegung, am heißen Schlachttage Hagenrie das Blut nicht in meinen Adern, sondern rollte freudig. Nach geschlossenem Frieden nahm ich meine Entlassung und lebe seitdem auf meinen Gütern oder reise. Vor einigen Monaten begab ich mich unglücklicherweise nach

Padua, um alte Kameraden wiederzusehen. Im nahen Venedig verliebte sich eine Dame in mich und da meine Gefühle mit den ihren nicht gleichen Schritt hielten, nahm die Sache einen tragischen Ausgang. Diese widerwärtige Erinnerung jagt mich von Ort zu Ort."

„Wessen Leben ist gänzlich frei von dunklen Flecken? Wer hat sich nie eine Thorheit oder Schuld beizumessen?" sagte Havas träumerisch. „Treten Sie ins Haus, um meine Bücher und Waffen zu besehen; letztere besitze ich freilich nur als Curiositäten, denn ich bin ein Mann des Friedens", setzte er hinzu, um die Wolke des Unmuths, die sich auf der Stirn des Gastes zu sammeln begann, zu zerstreuen.

Wirklich fanden sich in dem kleinen Wohnhaus der Sallustischen Gärten seltene orientalische Waffen, ein Kenner hat sie gesammelt. Der Ungar belebte sich, manches Aehnliche besaß auch er daheim auf dem Stammsitz als Trophäe der Ahnherren aus den Türkenkriegen. Einige Stunden verflossen den Männern rasch, besonders da Havas interessante Erzählungen in die Erklärung seiner Waffensammlung mischte.

Als Bothy die Uhr zog, merkte er mit Staunen die vorgerückte Zeit.

Stefano, welcher ebenfalls beabsichtigte, nach der Stadt zu gehen, sagte lächelnd: „Wer weiß, wo Cesare Brustolone — das ist der Name des jungen Studenten — heute die Pandekten studirt! Er kommt gar nicht wieder! Ich begleite Sie!"

Er begleitete den Grafen und Pietro erhielt den Auftrag, dessen Pferd heimzuführen.

Arthur Bothy, dem sein neuer Bekannter gefiel, drang in diesen, mit ihm im Café Nuovo zu speisen.

Havas sagte zu. Dort ist der Sammelplatz der Fremden. Man konnte erwarten, unterhalten und angeregt zu werden.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Tagebuch aus Neapel.

Von Frederike Bremer.

(Schluß.)

Am 21. October.

Im Musikſalon hatte man inzwischen die Gaslampen angezündet und ich sah die Prinzessin Ilse dastehen, von einem kleinen Hofstaat von Personen umgeben, mit denen sie sich äußerst lebhaft und mit glänzenden Blicken unterhielt. Unter diesen Personen befand sich auch der Prinz von Villa Ombrosa. Das schnitt mir ins Herz, ich fühlte mich aufgebracht gegen meine Sommertochter, ging ohne ein Wort mit ihr zu sprechen in mein Zimmer, stellte mich schlafend, als sie später zu mir kam, um mir gute Nacht zu sagen und hatte — eine schlaflose Nacht.

Am folgenden Morgen sah sie mich mit unruhigen, forschenden Blicken an. Ich bat sie, herein zu mir zu kommen und theilte ihr mit, daß Waldo abgereist wäre und sie freigegeben hätte. Sie wurde bleich, zitterte, setzte sich und wurde immer blässer und blässer.

— „Bist du nicht zufrieden" — fragte ich — „von einer Verbindung befreit zu sein, die drückend für dich gewesen zu sein scheint?"

— „Ich habe nie daran gedacht, sie zu lösen!" — versetzte sie. — „Ich bin in diesen Tagen blos weniger wohl disponirt gewesen, — es war mir so wunderlich zu Muthe, — so gartig; aber — warum hat er denn nicht ein wenig Geduld mit mir, ein wenig Vertrauen zu mir gehabt? — Wenn er unglücklich ist, kann ich niemals, niemals glücklich werden!"

— „Aber — der Prinz von Villa Ombrosa?"

— „Ich unterhalte mich gern mit ihm und tanze gern mit ihm; aber weiter habe ich nicht an ihn gedacht; er kann nie für mich werden, was mir Waldo ist! — — — War Waldo sehr böse auf mich? — Ist es denn möglich, daß er mich so mißverstehen konnte?"

Dabei rollten Thränen unter ihren langen Augenwimpern hervor und über ihre blassen Wangen; sie zitterte fortwährend.

Nun sagte ich ihr alles, was zwischen Waldo und mir vorgegangen war; denn ich hatte ihm ja nicht versprochen, zu schweigen. Als ich damit fertig war und ihr die Papiere gezeigt hatte, die er in meine Hände gelegt hatte und die ihr ein unabhängiges Leben sicherten, verfiegten ihre Thränen, sie stand auf von ihrem Sitz, bleich, aber entschlossen, mit Augen, die durch Thränen leuchteten und sprach:

— „Können wir ihn einholen? — Können wir ihn noch treffen?"

— „Ich habe ihn gebeten, von Sicilien nicht eher abzureisen, bis er einige Worte von mir erhalten hat; aber er antwortete mir nicht darauf und ich weiß nicht gewiß, ob — — —"

— „Laß uns reisen, Frederike; noch heute, wenn es möglich ist! Du wolltest ja in jedem Falle bald nach Sicilien reisen; reise jetzt gleich und erlaube mir, daß ich dich begleiten darf! — O, ich fühle, daß mein Herz brechen müßte, daß mein Leben gebrochen wäre für immer, wenn ich

denn hernach stehe ich für nichts; und ich will nicht die Last haben, euch alle beide zu begraben!"

Sie mußte lächeln und ich wußte sie nun dahin zu bestimmen, daß sie sich einige Tropfen Kaffee hinunterzwang, „seinetwegen".

Hierauf ging ich an die Thür seines Zimmers; sie folgte mir zitternd, aber entschlossen.

— „Er schläft!" — sagte mir leise sein Diener. — „Er befindet sich jetzt besser, Gott sei Dank!"

Der gute Mensch hatte Thränen in seinen vor Freude glänzenden Augen.

Wir traten ein. Waldo schlief ruhig, war aber sehr blaß und sehr verändert.

— „Eine heftige Leberentzündung, sagt der Doctor!" — flüsterte uns Rafael zu. — „Aber nun ist alle Gefahr vorüber; man hat ihm siebenmal zur Ader gelassen."

Klein-Else lag auf den Knieen an seinem Kopfkissen und Thränen auf Thränen flossen still über ihre bleichen Wangen, indem sie sich über ihn beug. Er erwachte und sah sie. Hatte er von ihr geträumt und glaubte noch fortzuträumen? — Allerdings sah er gar nicht überrascht oder bestürzt aus. Er blickte sie lange und innig an, als wenn er sich überzeugen wollte, daß sie es auch wirklich sei; dann streckte er beide Arme aus, legte sie um Else und sprach: — „Wenn das ein Traum ist, so mag ich nie wieder erwachen!"

Ich gab Rafael einen Wink und wir gingen auf einige Zeit in das Vorzimmer hinaus, indem wir die Thür des Krankenzimmers offen ließen. Drinnen war es still, still, wie wenn sich eng verbundene Seelen nach langer Trennung wieder begegnen, um sich nie mehr zu trennen. Der Worte bedarf es dann nicht. Worte sind dann beinahe störend; die Sprache der Blicke reicht dann aus.

Als ich nach zehn Minuten wieder hereinging, fand ich beide noch in derselben Situation, sie auf den Knieen liegend, die Arme um seinen Hals geschlungen, er in ihr Antlitz versunken, glückselig, mit seinen Fingern sanft die Thränen wegstreichend, die wieder und immer wieder ihren Augen entquollen. Dann und wann nannten sie sich leise einander bei ihren Namen. — Das war Musik! — Ich beugte mich über sie und sprach:

— „Nun ist es für diesen Augenblick genug. Ihr bedurft beide Ruhe. Der Arzt hat, wie ich gehört habe, Waldo für heute Mittag eine Tasse schwache Bouillon verordnet. Ihre liebe Braut soll Ihnen diese Bouillon in eigener Person bringen, aber bis dahin muß sie bei mir bleiben."

Aber keins von beiden rührte sich. Es war, als ob sie mich nicht verstehen wollten oder könnten. Nur Waldo sagte leise: — „Uns trennen? — Uns wieder trennen?" — und drückte sie noch inniger an sich, während sie ihr lockiges Haupt auf seine Brust sinken ließ.

Ich sprach freundlich und ruhig zu ihm: — „Waldo, schonen Sie das Kind; sie bedarf vielleicht in diesem Moment der Sorgfalt mehr als Sie. Seit dem Tage, an welchem Sie abgereist sind, hat sie weder gegessen noch geschlafen."

— „Guter Gott!" — rief er aus, nun auf einmal zur Besinnung gekommen. — „Ich halte sie nicht länger zurück, sorgen Sie für sie und pflegen Sie sie, bis ich selbst — bald — über sie wachen kann. Steh' auf, meine Geliebte, geh', ruhe aus, sodaß ich dich bald, recht bald wiederlieben kann, mein Kind, meiner Seele Ruhe und Glück!"

Und liebkosend strich er mit seiner Hand über ihr lockiges Haupt; allein dieses bewegte sich nicht, es lag schwer auf der weißen Decke — Klein-Else schlief. Es waren nun dreimal vierundzwanzig Stunden, seitdem sie nicht geschlafen hatte.

Sanft hob er ihr Haupt empor und küßte ihre Stirn, ihre Augenlider und ihre Lippen; sie sah ihn an, als ob sie in magnetischem Schlafe läge, lächelte und ließ sich halb wach von mir wegführen. Dann schlief sie vier Stunden lang. Gegen 12 Uhr aber fuhr sie plötzlich zusammen und sprang auf, indem sie noch ganz schlaftrunken ausrief: — „Bouillon!"

— „Gut mein Kind! Du sollst sie ihm hineintragen dürfen; aber jetzt lege dich nieder und beruhige dich, während ich klingle und sie hierherbringen lasse."

Am 27. Oktober.

Ich wurde neulich in meinem Schreiben unterbrochen, aber alles geht gut, geht vortrefflich. Waldo sitzt wieder auf in seinem Lehnstuhl und könnte — glaub' ich — gehen und sich verhalten wie früher, wenn es ihm nicht Vergnügen machte, den Reconvalescenten zu spielen und Klein-Else um sich herum schäkern zu sehen. — „Ich werde eine recht widerwillige Braut werden" — sagte sie einmal in Sorrento in den Zeiten der Unge-

wißheit —, „und ſolange noch eine Möglichkeit für mich vorhanden iſt, wieder loszukommen trachen; aber als ſeine Gattin werde ich ziemlich gut ſein. Ich werde ihn nicht unglücklich machen.“ — Sie ſcheint nun ihre Partie genommen zu haben und ſich als ſeine Hausfrau zu betrachten, denn die launenhafte Prinzeſſin Ille hat ſich mit einemmal in eine gute, hilfreiche, dienende liebe Hausfrau verwandelt. Es iſt reizend und rührend, ſie in dieſer neuen Rolle zu ſehen; und ich glaube eben, daß es das Vergnügen dieſes Anblicks iſt, was ihn ein wenig länger in ſeinem Lehnſtuhl und im Schlafrock zurückhält, als es ganz nothwendig ſein würde, denn — „du magſt nicht etwa glauben, daß ich immer ſo fromm und gut bin wie jetzt“ — wagte ſie bereits vorgeſtern ihm zu ſagen —, „das dauert nur ſo lange als du krank biſt!“

— „Das iſt ja recht gut, das ich es weiß!“ — ſagte er.

Für heute iſt ihm eine Spazierfahrt verordnet und wir werden heute Nachmittag alle drei ausfahren und Luft auf Palermos ſchönen Marina trinken.

Während die beiden Verliebten Mann und Frau ſpielen, ſich gründlich über das Vergangene ausſprechen und im Ernſt und Scherz Pläne für die Zukunft machen — Klein-Ille erklärt jetzt eben, daß ſie für den Fall, daß Napoleon III. Piemont erobern und ſie beide arm werden ſollten, am beſten thun würden, einen kleinen Laden zu etabliren und mit ich weiß nicht mit was für wunderbarlichen Packereien zu handeln, ein Plan, der ihren Bräutigam herzlich lachen macht —, während ſie lachen und ſchwatzen, will ich dir, lieber Leſer, eins und das andere erzählen, was ich von dieſer wunderbaren Inſel, von dieſem Edelſtein des Meeres gehört habe, mit dem Aetna als Spitze und mit den blauen Meereswellen als Einfaſſung, mit den Rieſenlagen und den lieblichen Idyllen, mit ihren Göttern Herkules und Ceres, mit ihren Heroen Dion, Timoleon und Archimedes, mit ihrem Dichter Theokrit, von der Inſel mit der großen Vorzeit und der darauffolgenden langen Zwiſchenzeit, als ſie, wie das gelammte Italien, eine Beute der Staufen war, die den gefallenen Löwen, den frühern Beherrſcher des Volks, zerriſſen.*)

*) Beiläufig aber das ſchwere Schickſal des Liebespaares zwiſchen Ille und Walter brechen wir ab und verweiſen die Leſer auf den ſpäter erſcheinenden letzten Theil der unmaßgeblichen Plaudereien unſerer gemüthlichen Erzählerin ſelbſt.

D. Red.

Anregungen.

Briefe aus München.

IX.

— Die Vorleſungen, welche unſere Univerſität profeſſoren vor einem gewählten Laienpublikum zu halten pflegen, ſind viel beſprochen worden. Die Originalität des Gegenſtands, der Vortragsart hat in die Beurtheilung derſelben mannichfach mit hineingeſpielt. Fallmerayer's Vorträge mit Hinblick auf die weltliche Herrſchaft des Papſtes wurden Anlaß vieler Unannehmlichkeiten für den gelehrten Redner, der, wie ſo mancher deutſche Gelehrte, in die Fragen des Katholicismus mehr Poeſie und Gemüth hineinlegt, als wenn der päpſtliche Nuncius das Vierfändeis hat — die Zurückhaltung und der Widerruf ſeiner Anſichten auf dem letzten Kirchentag ſind zwar die rauſchendſte Akklamation der im Blaſenſaal verſammelten Hörer, der Beifallsmann und Beurtheilsloſe jedoch mußte darüber bedauerlich den Kopf ſchütteln. Deutinger wollte uns deutſche und unchriſtliche Poeſie beibringen. Auch dieſes Redners Bildung iſt germaniſcher, als ſie Rom begreifen kann. So bleibt beklagenswerth, wenn man dieſe und ähnliche Erſcheinungen auf dem Vortragsgebiet bis zu einem gewiſſen Grade vorurtheilslos und geiſtvoll ſich bewähren und ſie dann plötzlich an irgendeinem Verſuchen Halt machen und umkehren ſehr. Eine würdige und achtbare Perſönlichkeit iſt die des Abbé Haneberg. Dieſer gelehrte Benedictiner wird jedem, der ihn kennt, Sympathie einflößen. Die Gemüthsbeute des neuerdings von Rom zur hieſigen Anſtellung begehrten Gelehrten iſt überwiegend entwickelt; Haneberg verliert ſeine Meinung nur ſo milde und ſchonende Gleiß, daß er nie unüberſprungt laſſen, aber nicht erbittern kann. Die ganze äußere Erſcheinung, Vortrag und Umgangsart ſind würdevoll. Die Popularität des Abbé iſt eine bedeutende, zumal wenn die leiblichen Frauenwanderungen zu ſeinen Predigten beginnen. Fallmerayer hatte einen Strauß mit ihm, wo die Wiſſenſchaft vielleicht auf Seite des ſchaffenfreudigen Tirolers ſtehen mußte, aber der Ton, den Fallmerayer anſchlug, war nicht der geeignete. Anerkennungswerth zeigte ſich Haneberg's Artigkeit, als er deutlich unter den Anmaßungen der Unſicht und gegenüber den abgeſchmackten Auslaſſungen des feilen Pfaffenſpiegels Kreuzer dem Vortrefflichen das Wort redete.

Zwei letztere Verluſte nach dem Tode Fallmerayer's waren in dem Hiſtorikern Lorenz und dem Ableger Gabel's zu beklagen. Der Held des geſchichtlichen Hörſaals war letzterer, ein Mann, bei

dem wir wegen seiner außerordentlichen Anlagen, seines hohen Rufs in der Wissenschaft und seiner gewiß noch glänzenden Zukunft einige Augenblicke verweilen wollen.

Sybel ist ein Schüler Ranke's und wol nicht mit Unrecht wurde gesagt, einer seiner vorzüglichsten. Gemäß den Ueberlieferungen seines Meisters huldigt er der sogenannten Kunstgeschichtschreibung. Scharfsinnigprüfende Kritik bei Sichtung und Erforschung der Quellen, geistvolles Durchdringen des ungeheuren Materials, Hervorholen und Markiren der so gefundenen geschichtsbewegenden Ideen und endlich Gruppirung des Ganzen um die Grundpfeiler einer ewigen, unwandelbaren Ethik — das ist etwa die Charakteristik dieser Methode. Man muß Sybel selbst gehört haben, um zu wissen, wie er seine Aufgabe löst. Es war im Winter 1860, als ich in den Abendstunden von 4—6 das größte Auditorium der Universität bis zum Erdrücken füllte. Professoren und Studenten, Offiziere und Kaufleute saßen und standen enggedrückt, um den Schrecken und den Triumph der französischen Revolution von 1789 unter Sybel's einziger Leitung nachzuempfinden. Es besteigt den Katheder ein Mann von mittlerer Größe mit einem scharfgeschnittenen, charaktervollen Kopf und zwei glutvollen Augen. Leise hebt er an; die Stimme wird lauter, das Wort schärfer, ein Schlagwort überbietet das andere und der Charakter des geschilderten Mirabeau, Robespierre oder Napoleon steht vor uns. Oder Sybel schildert die chaotische Weltlage von Paris bis Moskau, vom Westfälischen Frieden bis zur Einberufung der Stände in Frankreich in wenigen, geistsprühenden Sätzen, wie durch einen Zauberschlag hat er die Nacht der Geschichte gelichtet, sodaß selbst der Laie alles überschauen kann. Die Geschichte ist ihm eine großartige Tragödie, in welcher Völker mit Völkern ringen. Der Knotenpunkt dieser Tragödie ist der Kampf der Ideen mit dem Kaiser; nur da ist ihr Gang, wo erstere triumphirt; und wenn auch der jähe Sturz oder das langsame Siechthum unser Herz erschüttert, wenn auch Mitleid in uns rege wird mit den gestürzten Völkern, den entschwundenen Zeiten, der Sieg des Guten hebt, stählt, stärkt und das Auftreten neuer jugendlicher Gestalten gibt unserm Geist einen neuen Aufschwung.

Der verstorbene von Lasaulx, ein Landsmann und Geistesgenosse des alten Görres, war zugleich mit Leib und Seele wirksam in das Studium der Antike. Auf dem classischen Boden von Athen und Korinth, von Sparta und Troja hatte er durch unmittelbare Anschauung Erfahrungen gesammelt, die sich nicht immer mit unserm Mazzenero- und Byzantinerthum wollten vereinigen lassen. Hatte Lasaulx im Winter seinen Pelz umgeworfen und schritt unerschrocken durch das ehrerbietig grüßende Auditorium, stieg er auf dem Katheder seinen geschweiften Bart über die jugendlich glühenden Wangen und sprach mit der sonoren Maccaronistimme in der [illegible] Sprache, so war man versucht, ihn für den Olympier einen zu halten. Dirk und seine Logik auf — Kellnerinnen und Aehnliches wurde ihm viel von jener Richtung verdacht, zu der er sonst hielt, der ultramontanen. Lasaulx war ein genialer Effektiker. Seine ästhetische Freude an allem Schönen ließ ihn auch für alles Schöne schwärmen; vorwiegend liebte er den Platonismus und zwar in jener Form, wie ihn sein berühmter Lehrer Schelling ertaßte. Er war eine schöne, wohlerhaltene Säule auf einer untergegangenen Trümmerwelt und sein Tod hat alle gerührt.

Etwas ganz Absonderliches besitzt München in der Historik des Professors Sepp, der auch auf dem Dunkeltag mannichfach rhetorisirte. Ein mittelalterlicher Fanatiker aus Einem Guß, sucht er wenigstens im Auditorium seine seltsamen, aus der Taulerlache bekannten Declamationen fortzusetzen. Vornehme Köpfe, denen Sepp der Mann nach ihrem Herzen ist, Diplomaten und Gesandte, die hier Anekdoten suchen, erfahrene Menschen, die hier Licht und Wärme finden, sitzen in großer Anzahl vor dem Apologeten der Finsterniß und hören die polternden Auslassungen auf alles, was Fortschritt heißt, als Fortsetzungen ihrer Lectüre des „Punsch" oder der Komik des Schweiger'schen Theaters.

Die Philosophie liegt in München keineswegs so im Argen, als von einer katholischen Stadt geglaubt werden könnte. Man könnte Karl Reinhard, der, wie uns wenigstens scheint, mit Recht katholische Philosophen von Kant's Universität ausgeschlossen wissen wollte und den Spott des „Klatderadatsch" nicht verdiente, ein Prachtexemplar von einem Katholiken, z. B. barocke dictu! von einem katholischen Geistlichen zeigen, der nicht allein in seiner Philosophie von den katholischen Dogmen nicht influirt noch corrigirt wird, sondern sogar ein Brot bäckt, das Karl Vogt munden würde. Es ist dies der anspruchslose Krobschamer, der die personificirte Liebe selbst ist; ein Mann, der alles an sich zieht, und in seine Nähe kommt, und Kenntnisse besitzt, die einen Fachmann überraschen würden.

Zum Schlusse dürfen wir zwei Männer nicht unerwähnt lassen, von denen der eine in allen deutschen Gauen bekannt ist und der andere es noch werden wird. Wer kennt nicht die culturhistorischen Arbeiten Riehl's, nicht dessen „Familie"! Wer ihn, den Jüngling leicht auf den Pfaden gewandelt, aufmerkt nur der Vogel des Himmels für den kommenden Tag, der frohe Duft in der ätherischen Luft gebadet, in die Berge und Thäler hinaus culturwandern sieht, wird ihm gut sein, wenn man auch sein Verfahren, auf den einsamen Gletschern in Winterabenden wacker gelesen und gesaust zu werden, nicht billigen kann.

Einverstanden mit Riehl, auf communalem Gebiete, was die Lehrer und nicht letzte Hilfswissenschaft betrifft, ist der Weltweise Krug Lübke. Im Jahre 1848 versucht er in Holstein mittelst der Rechte des deutschen Stammes und trotz dem, daß Schweiz

Lektüre nicht nöthig. Sie werden ſich Ihre Frage ſelbſt ſehr leicht beantworten können, wenn Sie nur in einem Buche blättern, das Sie wahrſcheinlich ſtets in Händen haben, in der Geſchichte der — Jeſuiten! (Ab mit Einſiedel.)

Imhof.

Emporkömmling.

Pfingſten.

Laſſen Sie nur! Er wird ſchon das Herabſteigen lernen. Sahen Sie nicht, wie in dem Lichtſtrahl, der aus dem Auge dieſer Einſiedel blitzte, alle ſeine Atome zitterten?

Imhof.

Iſt es möglich, der König liebt die Einſiedel?

Pfingſten.

Seit Patkuls Abweſenheit am preußiſchen Hof mit einer geheimen, aber glühenden Leidenſchaft.

Imhof.

Ich bewundre, Herr Staatsreferendar, woher Sie das Alles —

Pfingſten.

Augen! Augen! Herr Geheimrath! Die Mine iſt gelegt; wenn die Politik verſagt, ſoll die Liebe das Zündkraut ſein. (Beide ab nach links.)

um der verlorenen Hoffnung im Herzen, doch thatkräftig und ungebeugt auf der Erde wandert, bis er hier im deutschen Athen ein Asyl fand.

Es gibt Erscheinungen, die ich nicht dazu verstehen wollen, in München einen überwiegend katholischen Charakter anzuerkennen. So sagte mir kürzlich ein Freund: „Vom guten Katholicismus, von fanatischem Jesuitenthum habe ich hier noch nichts gefunden, dagegen eine Art reiner conservativer Gesinnung." Die frohe Lebenslust der Süddeutschen gibt sich nicht zu ennuyantem Händeringen, wundertätigen Orimaten und obligatem Kreuzreiten her. Das Bedürfniß zu beten treibt das leichte Herz nicht in die prachtvollen Gotteshäuser und bei ernsthafter Musik verfällt es nur in musikalischen Genuß und in die erlaubtesten Freudenerhebungen des Himmels. Unsere echt deutsche Kirchenmusik ist mir hier erst zum Bewußtsein gekommen; hier erst lernte ich Oberchrist, Orlando Lasso, Haydn kennen, und zwar hier in ihrer wahrsten Bedeutung. Die herrlichen Oratorien unserer Meister sind ja nicht geschaffen, um in einem Theater oder Museum declamirt zu werden. Die Ceremonien der Katholikenmesse, seine Andachten und Processionen sind mir niemals besonders aufgefallen, ich darf wol sagen deshalb, weil ich nicht außerhalb der Sache stand, sondern mich gewöhnlich in sie verlieren konnte. Doch denke darüber jeder wie er wolle."

Als Antwort eine Anekdote. Bei der letzten Fronleichnamsprocession, wobei der König mit seinem ganzen Hofstaat theilnahm, waren etwa hundert Personen als Pilger verwummt und zogen mit langen Pilgerstäben ihre Straße. Unter ihnen bemerkte ich den Sohn eines meiner Kreunde, einen lustigen Kameraden, der im augenblicklichen Geldklemmen — für 3 Gulden als Pilger einherzieht.

Wir wollen damit nicht das Mindeste gegen das Auditorium im Glaspalast gesagt haben. Unser Freund hat ganz recht: das „Münchener Kindlein" muß man nur mit Humor auffassen.

Neue Romane und Novellen.

XXIII.

Paul Heyse-Willkomm beschenkt in seinem neuen Roman: „Der Thürer des Vatican" (drei Bände, Leipzig, Thomas, 1861), das Papstthum. Der Thürer des Vatican, ein allerdings schwerer Beruf, ist, den alle jene Erscheinungen und Institutionen, welche eine Laufe der Jahrhunderte der Kirche des Papstthums geboren. Die schauerlich und herzbeweglichen dieser zahlreichen Thüren ist der Inquisitionsthurm und seine Verschwiegenheitsthüre hat es, die der Autor vorzugsweise zum Thema seiner Zeitgemälde gemacht hat.

Im historischen Hintergrund sehen wir durch die Machinationen und Conflicte des wie es scheint vom Papstthum nun einmal unzertrennlichen Ordens der heiligen Vehme zu Gerichten und schweren Thaten und Bestrebungen berufen Paul IV., den Urheber der großen europäischen Bewegung, der, hochbegabt genug, während seiner kurzen Reformationsperiode nicht im Vatican, diesen „Zwangsburg der ganzen katholischen Welt", sondern im Quirinal residirte, so und verhältnißmäßig zurückgezogen zur ernsten, unablässig die formellere Gesetzesrichtung verfolgenden Tradition des ersten und nach Besiegung der Revolution den der Kirche und der Welt wiedergewonnenen „Frieden" mit den bekannten Gewaltthaten besiegelte. Im romantischen Vordergrund zeigt sich und das dunkle, ränkevolle Treiben des Jesuitenthums im Palaste, theils in den fürchterlichen Verfolgungen eines altitalienischen Brudergeschlechts, von dem ein Glied sich dem angeblichen Priesterstande entzog, theils in der teuflischen Zerstörung einer deutschen gewissen Ehe gemäß dem römischen Grundsatze: Ketzer müssen verfolgt, bekehrt oder vernichtet werden. Beide auf deutschem Boden beginnende, auf italienischem, geheimnißvoll in Rom, als verschlungene und endigende Hauptthatsachen hat — freilich private nicht durch die glücklichsten Motive — eng miteinander verschlungen, indem das Interesse des Priesters aber weit mehr in ihrer geschickten Verwickelung als in ihrer nicht eben glücklichen Lösung.

Bei mancher gelungenen Einzelheit wird Niemand macht ich in einem doch des Mangel einer das ernstige Thema nicht blos äußerlich, sondern auch geistig bewältigenden Kraft bemerken. Die Erfindung ist überall mehr eine äußerliche als innerliche. Personen und Charaktere werden allerdings vielfach angeregt, die Saiten des Gemüths bewegen nur leise, und wo es geschieht, nicht in vollen Accorden. In den Charakteren, namentlich den weiblichen, vermissen wir zu sehr die psychologische Innenausführung, als daß wir besonders von ihnen gerührt werden könnten. Namentlich unterscheiden sich diese Jünger Loyola's fast nur durch ihre Namen und den Wechsel der Rede voneinander und selbst die vom Autor so oft und ausdrücklich betonten Protestnaturen bei in den weltüberlegenen Nationalitäten und gesellschaftlichen Stellungen verschiedenen Jesuitenpatres Giovanni Mocenigo ist mehr angedeutet als ausgeführt. Die noch am meisten vom natürlichen Leben mehr kommende Charaktergestaltung des corrumpirten Bankier Peregrin Guttmann, der übrigens liebenswürdig, rund und ordnet, halb jüdisch, halb weltlich, durch seine Stabsoffiziere gerathen den Verlegt einer an sich originellen gedachten tragischen Situation, wie z. B. der Ermordung des Jesuitenpatres Baron Rabow.

Ein erzählendes Gedicht „Erste Liebe. Ein Blatt aus dem Lebensbuche eines Schauspielers" (Darmstadt, Leske, 1861), eine romantische Epistel aus den Jugendbetrachtungen des talentvollen Buchhändlers Karl Jügel in Frankfurt am Main.

Werden vor vier sechzig Jahren noch ein Lehr einfach, dem Kaffeeschmaus der heutigen Tage gänzlich

fremden Familienleben, welches Söhne unter zwanzig Jahren in der Gesellschaft nur „pudwie" und noch erwachsene Töchter aufzuweisen hatte, die Theater und Bälle nur erst dem Namen nach und einen Kaffeetisch Sonntags unter den „Zelten" im Thiergarten als die Mitte ihrer beschriebenen Zerstreuungen kannten. Diese Bürgerstöchter, obwol sie noch zum Klavier Lieder von Gallé und Matthison sangen, las Lektüre nur die sentimentalen Erzählungen der Frau von Genlis und August Lafontaine's wählen durften und für die in kleinen „Stammbüchern" mit Herz, Anker und Kreuz symbolisirten Begriffe von Liebe, Hoffnung und Glauben schwärmten, besaßen darum nicht weniger Geist und Grazie als die heutigen; vielleicht hatten sie sogar ein reicheres und zarteres Gemüth.

Dennoch wirft man der Generation von damals, und namentlich der weiblichen, ein Uebermaß von „Sentimentalität" vor. Da ist das Jugendideal unserer „Achtundvierzigerin", der uns seine Herzensbekenntnisse vertraut, im Gegentheil, bei allem Liebreiz hingebungsfähiger Weiblichkeit, eine charaktervolle Erscheinung voll Seelenkraft, Selbständigkeit und Thatkraft, die ihre Gemüthsstimmungen und Herzensneigungen nicht blos aufs Strengste überwacht, sondern sogar den Streit des Herzens mit dem Verstand in letzter Instanz keineswegs zu Gunsten des ersteren entscheidet. Das ist freilich auch eine „Reflexion", nur keine der sentimentalen aus der Werther-Epoche, die bereits durch Goethe's spätere Dichtungen und besonders durch Schiller's Dramen eine gesunkene Gemüthsstimmung erhalten hatten. Gleiches Entsagung will einen Geliebten krönen und erheben, der mit Tom Garlé Wort auf sich anwenden kann: „Dreundzwanzig Jahre und noch nichts für die Unsterblichkeit gethan", indem der junge Held im Grunde mehr dem Reiz der jungen Gegenwart als dem ernsten Ziel der Zukunft lebt, worunter auch mal etwas Leichtsinn erscheint. So wirft Gute mit edler, selbst aufopfernder Liebe Interesse auf den Jüngling und den männlichen Geist herausfordernd und prüfungsvoll; ja sie führt seine Zukunft nicht eigentlich von allen künftigen sentimentalen Einflüssen. Wenn der Selbsterzieher nach einem halben Jahrhundert auf die Reflexion aus dieser Lebensperiode, ein „gerechtes", in eine Tabelle unter Titel gebrachte Charakterbild", eine „blonde Haarlocke" und ein „mit ihren Kindheitsthränen benetztes Taschentuch" mit „Lust und Schmerz" betrachtet, so muß nemand, der die ungemein charakteristische, praktisch tüchtige, so liebenswerthe weibliche Natur beleben kennt, in solchem heiligen Herzensschatz eine krankhafte Sentimentalität erblicken, sondern vielmehr einen vollgiltigen Beweis für die Nachhaltigkeit des Eindrucks einer „ersten Liebe", die ja unsterblich auch, wenn nicht der einzige „wahre", doch wol immer der wahrhaftige bleibt. Aber auch die beiden Hauptfiguren des Buchs, die gemeinsame „Freundin" Karoline, ein höchst anmuthender Mädchencharakter voll sinnlicher Unschuld, Naivetät, Gemüthswärme, Frohsinn und reiner Herzensgüte, erscheint als der entschiedenste Gegenpol der „sentimentalen" Zerrissenheit. Ebenso sind die Nebenfiguren, die „Schwarzmälderin" Bärbel, der „praktische" Vetter Wilhelm, der humoristische alte Hausfreund Benner und der resolute Papa Merant, trefflich Naturen.

So objektiv nun auch die Beziehungen und so beschränkt der Horizont des Buchs ist, indem er über die idyllischen Schilderungen eines altertümlichen Bürgerlebens mit seinen kleinen Freuden und Leiden nicht hinausgeht, erweckt dasselbe doch anderseits ein größeres Interesse durch die seltene psychologische Wahrheit und Naturtreue, die uns in der Darstellung der offenbar ganz nach dem Leben gezeichneten Charaktere entgegentritt. Namentlich auch in Bezug auf des Autors Person. Ueberall empfangen wir den wohlthuenden Eindruck eines maßvollen, alle Selbsterhebung und Selbstverherrlichung unter abwechselnden Wahrheitsdrangs, der dem auch, trotz der Verschmähung von Effektmitteln, einen allen durch sich selbst dem Namen einen bedeutenden, ästhetisch wohl bis zu tendenziöser Wirkung sich steigernden Erfolg erringt. Der Verfasser darf seinen „Versuch, es nicht selbst einer einfachen Bürgerlichkeit so viel poetisches Interesse abgewinnen zu wollen, sie liebenswerth zu erhalten, ohne die Mittel der Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten zu verwenden, womit sich die meisten unserer neuern Dichtungen würzen zu müssen glauben, um sich ihrem Publikum mundrecht zu machen" — in der That als einen gelungenen betrachten.

Neue Gedichte.

V.

„Wilde Blumen. Ein Liederstrauß von M. von der Gelt" (Köln, Bachem. 1861), machen sich durchgehends den Eindruck ungewöhnlicher Anlage und Befähigung. Es ist ein specielles Spielen und Tändeln mit Reimen und Versgliedern. Der allem ist dem Verfasser zu rathen, auch an seiner weitern Ausbildung zu arbeiten.

Einmal mehr Gelungenheit und ein ernst ernsthafter poetischer Gehalt offenbaren sich in den „Gedichten von J. G. Immergrün" (Bremen, Schlüterlag. 1861). Die Leichtigkeit, mit welcher die Verse Heine's hingeschrieben erscheinen, hat leider auch diesen Versen zur Nachahmung verholfen und so ist manche allzu formlose Zeile entstanden. Im übrigen bringen die Gedichte wenig Neues und Eigenthümliches.

Hier schließen sich die Ueberschrift einer neuen Uebersetzung des Nibelungenliedes ins Neuhochdeutsche von Eduard Bürger an (Leipzig, A. L. Herbig. 1861). Ohne in den Fehler übertriebener Modernisirung zu fallen, liest sie sich fließend und angenehm.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die Fregatte „Novara". — Briefe aus Rom. II. — Aus deutschen Bädern. V. Bad Ems. (Beschluß und Schluß.)

Die Fregatte „Novara".

* Aus Wien. — Die Reise der kaiserlich österreichischen Fregatte Novara, unter der Führung des Commodore Baron Wüllerstorf-Urbair, von deren Resultaten die Zeitungen schon früher mannichfache Berichte gaben, liegt uns jetzt in einem von Dr. Karl Scherzer verfaßten stattlichen Werke, dessen dritter Band in schöner illustrirter Ausgabe erschienen, vor. Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig — weniger befriedigend sind die Holzschnitte der hübschen Zeichnungen.

Wir wollen nicht dem einige trockenen Darstellungsform, der sich durch die Beschreibungen zieht, folgen, sondern werfen einen Blick auf die bereits bekannten Einzelheiten, die davon als fesselnde Resultate unterbrachter Gegenstände werden, welche man in einer abgeschlossenen Sammlung vereinigt hat. Als Totalcolorit scheint uns beliebte eine Musterausgabe. Besitzt doch das kaiserliche Naturaliencabinet in Wien so Vortreffliches — haben wir doch im Naturhistorischen Museum Treskow eine Vogelsammlung, die Ehrfurcht heischt — und erhebt das Berliner Neue Museum und den Umblick in eine überwältigende Anzahl ethnographischer Gegenstände, wo die vereinigten mehr als Hunderttausend einer Privatsammlers selten könnten, bleiben uns auch von der reichsten Ihr Werther bei bekannt waren. Bei einer „Reise um die Welt" ist die Kenntniß der Länder immer sehr der Kenntniß der Meere untergeordnet, da bei Naturschätzen auf dem festen Lande immerhin man so lange dauert, um — wie die Franzosen sagen — passiren zu können.

Malerisch und handelt, in erster Zeit bei Oesterreichern durch Berichte und vom Verkehr bei sehr in Kurs zu stehenden Kaiserin befannt, nämlich die Besitzung der Novara einer längere Betrachtung sei. Das berühmte Gouvernörliche Portrait der Insel, der beliebte Modetraum, ist uns noch wenig verdanken. Die Traubenkrankheit hat sie natürlich. Neben wir dagegen die Beschreibung der lustigen Negerrassen, die Kälte von Negerlein, Kaffeebohnen, Bananen, baumartigen Kamelien, Kaffeen, Zucker- und Kaffeebäumen, so erscheint uns unser verdächtiges Klima, Lieben und Wachsen der Pflanzenwelt, wenn auch gleich farblich ein merkwürdiges Potpourri die Verführung gab, unserer Blumen und Damen unter seiner Behandlung gegen so schönen Palmenwedeln vertauschen zu wollen. Hinderniß in dem Vorschritt der Naturwelt sind die Einführung der Arbeitsmaschine oder Pinselei und die Zweigwirthschaft oder Zerstückelung des Bodens. Als Grund für den geringen Betrag der Manufactur dürfte der Aufschwung der Zuckerrohrbaubaus gelten. Uebrigens wird auch Gedankenzucht getrieben.

Das nächste Ziel, Rio-de-Janeiro, wird von Dr. Scherzer als Gegenstand einer eingehenden Beschreibung erwählt, doch nicht viel Rühmenswerthes davon bemerkt. Zwar vortreffliche Einrichtungen verdienen besondere Erwähnung. So ist die ausschließliche, in Stadt und Vorstädten eingeführte Gasbeleuchtung und die seit 1,80 Jahren schon bestehende, aus den 12 englischen Meilen entfernten Granitbergen der Jetuacaba hergeführte vortreffliche Wasserleitung, deren Reichthum durch prachtvolle Arrangements und Cisternen die Stadt täglich mit 40 Millionen Gallonen Wasser versehen kann. Der Ursprung dieser belebenden Elements, ein Tunnel mit gefaßter Wasserfall in den Jetuacabergen, ist umgeben von der schönsten, reichsten Vegetation, die Pflanzen überhaupt in so hohem Grade eigen ist. Die Negersclaven verfehlten mit einigen Ausnahmen der Wolkenschaft, von denen sie interessante Mittheilungen, so wie Dr. Hagen, über das Leibeigenthum erhielten. Glücklicherweise zeigt sich auch bei diesem Volke genommen Gift, welches zur [illegible] bekannt genommen wurde, die bezweckte Entfernung, welche sie auch bei dem Mangel solches, daß es verkäuflich und als Heilmittel wirken kann. Namentlich in eine Pflanze gebracht, wurde es Sklaven, daß sich glückliche Versuche gemacht haben, eine Lösung von Jod Natrium Präparat als Gegengift zu benutzen. Die Heilmittel gegen tropische Krankheit [illegible] gewonnen, hat man in den Bäumchen, die in der [illegible] Pflanzung Para vorkommen, deren Milchsaft als Pillen, die Blüte der Rinde als Tranf und auch in Form von Pudern mit [illegible] Erfolg angewendet wurde. Daß der Biß der Klapperschlange als Gegenmittel gegen [illegible] Krankheit benutzt wird, ist ein Glaube, den die Einsprechenden trotz der Verschiedenheit der Natur ist nicht entfernt lassen, in man schwerlich Aerzten gelingt heute Versuch.

Der weitere Theil enthält mit [illegible] Bild bis vor der Landung an Bas der ganzen Haltung die Novara einen heftigen Sturm ausgehalten hatte, dabei aber die tüchtige Construction des Schiffes sich glänzend bewährte. Den Commodore machten die Reisenden einen Besuch auf der Citadelle. Es erwähnen einen eine Truppe von Gymnastikern, welche

wunderlich ausgestatteten Aufbewahrungsort, welchem viele der gefangenen Meeresbewohner zum Trocknen aufgehängt, auf den Knochen des Walfisches aber Inschriften, Umschlingungen und Portale aufgerichtet waren. Die Bucht ist sehr reich an dem sogenannten Knoblich (Thyrsites Atun), von dem jährlich mehrere hundert Tonnen eingesalzen nach der Insel Mauritius gebracht werden.

Wie aber neben dem Nützlichen sich auch gemein das Schädliche verbindet, so auch hier, wo der Genuß des kleinen, sehr Zoll langen Lodd oder Krötenfisches (Tetrodon Honkenii), der in großer Menge vorkommt, tödlich wirkt. Ein eigener Paragraph im Hafenreglement warnt vor dem gräßlichen Verführer, die Eingeborenen kennen ihn, doch die fremden Matrosen büßen ihre Unkenntniß oft mit dem Leben.

In dem Freimaurerhotel in der Capstadt, wo die Reisenden abstiegen, fanden sie zu ihrer Verwunderung einen österreichischen Aufwärter, den zu Stürme der Revolution so weit hinausgeschleudert hatten. Unter den durch Privatmittel gegründeten Anstalten erwähnt Dr. Scherzer auch des botanischen Gartens, der eine Musterkarte fremdländischer Pflanzen in sich faßt. Manche gereichen ganz ohne Pflege in dem Sandboden der großen Fläche und verhindern das Vordringen des Sandes, der gleichsam, um ein sehr beliebtes Bild zu brauchen, die Pioniere für andere Nachfolger. Darunter zeichnet sich besonders der Wachsbaumstrauch (Myrica cordifolia) aus, dessen Beeren Wachs und zur Kerzenfabrikation besonders geeignetes Material liefern. Auch machten die Reisenden einen Ausflug nach den heißen Quellen von Brandvallei, die eine Temperatur von 43 Grad zeigen und einige Aehnlichkeit mit den Thermalquellen von Gastein haben. Von hier ging es nach der durch den Herrnhuter Georg Schmidt aus Mähren im Jahre 1737 gegründeten Kolonie Genadenthal, wo die Reisenden auch einer Singstunde in holländischer Sprache beiwohnten. Die Kirche selbst, sehr einfach, wird nur von wenigen Talgkerzen erleuchtet. Ebenso unterzog man den Fremden zu Ehren die Zöglinge der Seminars einer Prüfung, wobei ein Mädchen und ein Hottentotten-Knabe spielten und zum Schluß „Bergmanns Gruß" und Mendelssohn's „Wenn Menschen auseinandergehen" im Chor auch in holländischer Sprache gesungen wurden.

Briefe aus Köln.

II.

Wir legen heute unsere Kunstwanderung fort und wenden uns zur ersten Etage des Ausstellungsgebäudes. Wir gelangen durch einen großen, mit Pflanzen geschmückten Mittelsaal, und zur linken wendet sich unser Schritt in einen Raum, der französischer und belgischer Bilder enthält. Hier fesselt uns ein historisches Bild ersten Ranges von W. Lindenschmit, der Reichstag zu Worms, wie er dem scheidenden Kurfürsten von Trier erwidert: „Ich werde Euch vor einem höheren Richter stehen", und ein zweites von J. C. Hausmann, der verfolgte, gehetzte, verbittert Politiker unmittelbar nach seinem Widerruf in einem weiten, charaktervollen Kreise von Geistlichen, der die Miene annimmt, als ob der ewige Gang der Weltgesetze sich nach seinen Beschlüssen richten würde.

Ein großer Hauptsaal vereinigt sodann den größten Theil der münchener Bilder. Wir bewundern hier Erich Correns im Porträt, Peter von Hess als kräftig realistischen Darsteller von Jagd- und Kriegsscenen, Benno Adam als Thiermaler, Moritz von Schwind, von dem auch die Cartons zu den leider für die Wartburg zu sehr katholisirenden Wandgemälden der alten thüringischen Ruthardung, das Leben der Landgräfin Elisabeth darstellend, ausgeführt sind, als Märchenerzähler, vermuthen vor einem originellen Bilde der Zerstörung und Angst. „Vor den Thoren Leipzigs am 19. October 1813", von Xavier Dietz, vor „Tilly's Erblicken auf der Schwedenschanze", von Joseph Munich (die Herzogin zwingt ihn durch eine Schar aufgehobener Bauern zur Unterschreibung eines Dokuments), der Peter Baumgartner's „Den Cuntze erfährt der Tuchmes seine Liebe", von Gustav König's „Nathan und Daria", von Franz Adam's „Marschall Ney's auf dem Schlachtfelde von Krasnoi" und vielen anderen, daß wir nicht alles aufzählen können. Das markige Bild von Ed. Biard: „Calvin's letzte Unterredung mit Servet im Kerker", reizt uns, in Verbindung mit Hildebrandt's Skizzen, Hausmann's Hollar und andern noch zu ermüdenden Bildern, die Betrachtung an, daß auch in der Kunst unserer Tage die unterblichen Verdienstmenschen und Wohlthäter der Vergangenheit ihre Gewerbe haben. Endlich lagern wir uns zu längerem Anschauen vor der großartigen und einheitlichen Schöpfung des ganzen Ausstellung, vor Karl Piloty's „Nero nach dem Brande von Rom". Ueber die zerbrochenen Trümmer eines Marmorpalastes, hinter dem die noch nicht erloschene Feuersglut von einem ganzen Stadttheile hinlig leuchtet, schreitet in der Mitte des Bildes der Tyrann in weitem, langem Gewande, befriedigt, trotzdem rothhaarigen Schlitzes, den Ausdruck äußerer, strahlender Gewohnheitsgier auf dem den alten Münzen getreu nachgebildeten, kindlich phantastischen Gesicht. Vor ihm Kriegsknechte und zuschauende Sklaven, die Alten Roms verbrannt, Nichts noch einem Häufchen unter Christen, daß mit Gerüchten an einem Pfahl gebunden ist, an dem ein „Fackelchen in Christenblut" angezündet ist. Hinter dem Herrscher, und vor der vorigen Gruppe, niedriger, bringen Hüter gefangene Thieren und Christinnen geschleppt. Das Ganze und jedes Einzelne, von dem großen, hier und da grünumspielten Gemäuer, den zerbrochenen Marmorsäulen des Hintergrundes und den glimmenden, verkohlten Balken bis zu dem Ausdruck des Gesichts ist von einer entzückenden Naturwahrheit und Kraft der Darstellung; nur die rothen Streifen an

Profil können ihre Gestalten, im Bilde als der Darstellung eines historisch möglichen Momente schwerlich rechtfertigen. Vor dem Brande können sie nicht hineingekommen sein, denn vorher wurden sie nicht verfolgt; auch weist nichts auf die Verbrennung ihrer Leiber oder Kleider durch Feuer hin; während des Brands können sie auch nicht hineingekommen sein, denn sie hat angehalten; als Christ der nach dem Brande verhängten Verfolgung aber können sie nicht erscheinen, weil der Brand erst sowie verübt ist und die rauchende Trümmerstätte wol kaum als Hinrichtungsplatz gewählt worden konnte. So motivirt schon daher an sich diese Gruppe ist, so hat sie doch im Bilde keine andere als eine symbolische Existenz und vertritt die Stelle der geschichtlichen Nero, daß nach dem Brande Roms eine Christenverfolgung ausbrach. Nun ist zwar allerdings das Wüthen der Schuld auf die Christen und die grausame Verwendung derselben ein wesentlicher Zug der dargestellten Begebenheit, aber überdies erweist sich diese Begebenheit auch als eine malerisch nicht darstellbare. Der Versuch, alle wesentlichen Beziehungen des dargestellten Vorgangs in dem Bilde zur Darstellung zu bringen, konnte nur durch theilweise Aufhebung der historischen und natürlichen Wirklichkeit eben Möglichkeit gelingen und so haben wir in unserm Bilde eine Annäherung an die in Kaulbach's Fresken, in Hermann's Stahlstichen, die deutsche Geschichte darstellend, und etwas bizarr und exaltirten in Schnorr von Karolsfeld's biblischen Bildern (um nur gleich ein paar Beispiele zu nennen) letzterer symbolische Darstellungsmanier. Nun sagen zwar die Vertheidiger dieser Kunstrichtung: „Ja, es ist abenteuerlich Künstlern gelungen, die Grenze der durch die Malerei darstellbaren zu erweitern und allen, was und das Genie mit schöpferischer Kraft als wirklich verbunden verflicht, hat die Berechtigung des Künstlers" — aber es ist doch viel höherer und für das wahre Gedeihen der Kunst förderlicher, an der in Cornelius's unsterblichem Werk begründeten Lehre von der Grenze zwischen den verschiedenen Künsten, an dem großen Begriffe der in der Natur der Darstellungsmittel begründeten Stilgemäßheit festzuhalten. Aber selbst wenn man eine solche Zusammenziehung örtlich und zeitlich getrennter Vorgänge zu einer rein symbolischen Einheit, wie wir sie in Kaulbach's „Blüte Griechenlands" finden, als wenigstens convenient durchgehen passiren läßt, so ist selbst damit noch nicht eine Bildgerechtigkeit, daß, wie das Plastische, halb historisch und halb symbolisch ist.

Doch wir eilen weiter und kommen durch den dunkelgrün Saal, wo uns ein schönes Gemälde mit Staffage: „Mönche erörtern die Lösung eines mit den Wogen kämpfenden Schiffes", von Rudolf Hartdorf, und besonders einige liebliche Bilder von dem bekannten liebenswürdigen Illustrator des Grimm'schen Kinderbuch, C. Speckter, unter denen das wenig bedeutende phantastische Bild, „Die Storch, der ein Kind bringt", hervorragt, zu den drei großen Bilder, die uns einen tiefen und eigenartigen Kunstgenuß geben. Julius Hübner und Adolf Schrödter exponirten die in ihrer Eigenthümlichkeit in der ganzen Behandlung als ein besonderes Kunstwerk für sich bestehende und doch auch wieder in mehrfacher Weise mit malerisch Menschliche übereinstimmende eigentliche Malerei, der erstere auch im Portrait, namentlich durch eine außerordentliche Größe der Farben gut vertreten. Besonders reich erscheint hier die Historienmalerei und das reiche Genre, beide ausgezeichnet repräsentirt durch Friedrich Gonner, dessen beide Gemälde: „Der Sonnenaufgang" und „Der Räuber's Braut", Wahrheit und Innigkeit, Gemüth und „Witz" in seltenem Maße vereinigen. Von dem großen Ludwig Richter ist nur eine Landschaft mit Staffage, „Der Brautzug", vorhanden, eine Schöpfung, die durchweg den Hauch der Poesie trägt. In der Historie prangen Schwind und Leicht. Beide Künstlerinnen und Ehrhardt, letzterer beide nach dem Muster der alten Düsseldorfer Schule angehörend. Die Landschaft ist gut vertreten durch Robert Kummer und Otto Speyer. Von beiden Kummer sind zwei historische Landschaften, die „Eberbirsch im Gebirge" und „Die Rehjagd".

Im letzten Saal an beiden Seiten Genre von Ehlers aus Hannover, Goetze, Braunschweig, Stuttgart, Münchner, Rom, von denen wir einzelne besonders hervorheben wollen, namentlich Landschaften von Gregor Kalckreuth, die zu dem Vorzüglichsten gehören, was die neueste, so unendlich gebrungene Kunst der Landschaft hervorgebracht hat.

(Die letzten Worte in nächster Nummer.)

Aus deutschen Malern.

V. Gabre-Gabre.

(Fortsetzung aus Nr. 38.)

Die Freude vor dem Schicksal mit dem gebildeten Menschen nicht sich verbinden mit Freuden, die dem aufgeklärten und -gegangen kommen. Gabre sagt diese Gemüte, in allen Gesichtszügen sonderbarlich, dass bemalt und dann gefärbt. Gesichter, das unter den Kleidern so ruhig so auffallend unverständlich. Wilder Damen haben rothe Hemden a la Garibaldi an — das sind die Symbole der Rebellen, der Freiheitler oder — der Sansculottes! Wir können nicht die Gedankenreihen dieser Maler, aber es dünkte uns, das viele rothen Hemden, Blusen oder Wämmser jedenfalls sehr auffallend waren und darauf berechnet schienen, herausgefordert.

Der Ehrgeiz malt mit seinen Schatten. Schade über die Mode! denn Gesellschaftsanzug ist und bleibt und wir haben noch nicht dem Gesellschaft und seinen Jacken seinen Kulturkampf gebracht.

Das Bild ist nachgerade, um das sich der ganze Saal der Leute drängt. Der Maler gibt uns den Text, den die moderne Schwindler verschlingt, wobei einen kleinen Theil als Leitfaden für den Text, die Farbe und die Ausstellung persönlicher Reize. Der Gegenstand ist der Brand der Pariser und Vorgänge — es ist schade auch der Brand manches Gedankens mancher Gesellschaften. Nun der will

[illegible] Pracht [illegible] Säle des Grandseigneurhauses blickt und der Spielsaal, der gefährlichste der [illegible] Lust, im tückischen Schmuck reizend. Da wimmelt bereits von Leuten, die Plätze auf der Terrasse und vor derselben sind mit solchen gedrängt; Leutnants gehen spazieren, begrüßen sich — auch Garnisonstheaters und Lazarette die Menge, auf männlichen und weiblichen Köpfen; der Spaziergang ist von Menschen erfüllt — „Man sieht den „Archemorderger“ spielen!“ „Ihre außergewöhnliche, imperiante Verführung!“ versicherte mich ein Gigant mit rothen Backenbart und [illegible] Blick. „La guerre à la mode!“ sagte ein „parisien“ Dandy, der jedesmal von Straßburg kam, wenn es gespielt wurde, um sein Chr an den Löwen zu [illegible]. Das Orchester spielte im Garten Hause — [illegible] sollte die „imperiante Verführung“ beginnen. Man drängte sich herbei; alt und jung, reich und arm versuchte einen [illegible] Platz gegen die Eingangsthüre des Conversationshauses hin. Im Saal [illegible] war es [illegible] Hellstatt und ihrem „imperiantes“ Lärm entgegen. Ich will es nicht zum Anfang an verleiden, habe dazu auch ein zu schlechtes Lorgnettchen, allein trotz seiner [illegible] Naturschärfe erkannte ich doch Armeelieferanten und allen möglichen Speculanten, die dunkle Farben meiden sollen, und viele Herren- und Jagdhüte. Eine wahrhaft bunte Jagd in dunklen Arbeitsröcken, namentlich viel Wollenhemdlichen, an dem sich der Proletariat — denn ordinär kann man den Leutchen nicht nennen — zu ergötzen und zu unterhalten schien. Er [illegible] und weidete sich „imperiante Verführung“ hat, sie so endlich vor der ruhigen Menge zu sich — die Hetz erwachte. Jetzt erhielt sich der Saal [illegible] die kleine Chocolade [illegible] Lebensart und [illegible] Schwere der Mode und der Regierte mehr Raum und mehr Ruhe. Ein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Verführung des Spiels mit der Natur auf dem Naturplatzchen war durch [illegible] [illegible] [illegible] „Spielsaal“ [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 41. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Ein Proceß in Rom. Von Franz von Dingelstedt. IV. V. VI. — Gedanken der Gegenwart. III. Januar von Krakowitz. Von J. B. — Miscellaneen aus Jahrbuch II. — Neue Gedichte. VI. — Schriftsteller — ein Handwerk. — Gedichte von Hugo Hildermann. — Neues aus der Welt.

Ein Proceß in Rom.

Von Franz von Dingelstedt.

IV.

Es dämmerte bereits, als Graf Porbo und Stefano Havaé nach einem reichern Mahl, als letzterer zu nehmen gewohnt war, wieder aus dem Café Nuovo auf den Corso traten und im Begriff waren, sich zu trennen.

Da erhielt ihr ein unruhiges Schreien und Rufen in der Straße.

Die Ausgänger mischten sich so unvorsichtig unter die Wagen, daß mehrere von den Rädern gestreift wurden und die Klagen der Beschädigten vermehrten noch die allgemeine Verwirrung. Auf den engen Trottoirs wurden die ausgelegten Waaren der Kleinverkäufer umgeworfen. Die Bettler selbst verliefen ihre Hattendiren Pfoten, Lahme erhielten den Gebrauch ihrer Glieder zurück und Blinde wurden plötzlich sehend. Damen kamen übel ins Gedränge, zerrissen ihre Kleider und wurden von ihren Begleitern getrennt. Kinder erhielten Stöße und fielen zur Erde, ihr Wimmern vermehrte das chaotische Geräusch, welches zu einem Höllenlärm anschwoll. Mitten in die Confusion sprengten Carabinieri, laute Befehle ertheilend, deren aber niemand achtete. Oben lief ein Mönch mit aufgeschürzter Kutte an den neuen Bekannten vorbei und purzelte über einen Haufen Blumensträuße, die vom Verkaufstisch herabgeworfen waren.

Graf Porbo betrachtete der Physiognomie des dicken Arztes, welche den Stempel eines panischen Schreckens trug. „Was hat hier solle Treiben zu bedeuten?“ fragte er seinen Begleiter.

„Sie sehen hier eine echt römische Gagnata“, erwiderte Havaé. „Möglicherweise rührt der Tumult von einer Kleinigkeit her, über die jemand erschrak. Das Volk ist hier in der Mehrzahl feig und leicht erregbar, es schreit und läuft sinnlos mit, ohne nur eigentlich zu wissen, was es bedeutet. Ein falscher Lärm kann es sein oder auch eine Revolution, die täglich verheißen wird; denn wir gehen ernsten Tagen entgegen. Doch hier schreint sich die Ursache der Gagnata zu nahen.“

Eine große Bulldogge lief mit eingezogenem Schweif und glühenden Augen mitten durch den Corso. Ein Junge hing dem erschöpften Thier zwischen und biß aus dem Munde. Hinterdrein brüllte die Volksmenge. „Schlagt ihn todt, es ist der Teufel!“ brüllten die einen; „der Hund ist wüthend!“ brüllten die andern. Gleichen Schritt mit der Bulldogge hielt ein Reiter, er war der Herr des Thiers und wollte es vor Mißhandlung beschützen. Bald waren Hund,

Reiter und tobender Hunde aus den Blicken verschwunden.

Vor dem Café Nuovo hielt ein Herr und eine Dame, welche, durch das Gedränge fortgetrieben, der raisonnirenden Wuth des allgemeinen Aergers preisgegeben waren.

„Die tollste Gefangung wird, fürchte ich, unserer Gemüthlichkeit schaden", sagte der Herr, der sich etwas mehr angegriffen fühlte, als er es zeigen mochte. „Kehren wir, wir gehen hinauf ins Kaffeehaus, ruhen uns kühlen uns ab, bevor wir uns noch vollends nach Hause begeben."

Senator von Bergen fürchtete zwar wenig im Leben, aber zu diesem Wenigen gehörten gerade die wüthenden Hunde, diese bildeten seine Idiosynkrasie. Die erste Aufgabe seiner Unerschrockenheit hatte darin bestanden, den unglücklichen Thierlein Manieren zu extemiren. Wenn er sich die nächtliche römische Polizei dachte, die Murmeltonnichat der Ventire, die wüsten Kutschmänner, den Terrorismus des Ostens ähnlich, die herrenlosen Hunde in den Straßen, dann graute dem erfahrungsbietenden Manne und er schaute sich zurück in seine Vaterstadt. Da betrachtigen Betrachtungen kam ihn die Gegnerin überreicht, während er eine innere Genugthuung auf dem Gesicht spazieren fühlte. Im Schreck: „Ein wüthender Hund!" hatte den sonst nüchternen Kopf des Senators in vollständige Verwirrung gebracht und er war gesonnen wie ein — „Strauchritter". Gut vor dem Café Nuovo gelang es Isabella, Bergen zum Stehen zu bringen mit der faulen Bemerkung, das sie seinen Grund hätten, dem Hund nachzulaufen, der ihnen nun voraus sei.

„Sie scheinen vergessen zu haben, daß wir Bertha verloren, Herren Julius!" bemerkte Frau von Bernek ironisch.

Richtig, das hatte er vergessen in dem alles verschlingenden Interesse am Selbst und jetzt lag in Isabellens Worten die Drohung, ihn aus dem sichern Hafen zu treiben in das hoffnungslose Unternehmen, Gräfin Norberg auf der noch immer wogenden Straße zu suchen, vielleicht dem wüthenden Thiere abermals in den Weg zu gerathen. Diese Ueberlegung gestaltete sich rasch in dem Gehirn eines Mannes, der gewohnt war, alle Eventualitäten zu erwägen. Diese Zumuthung erschien ihm zu stark, Senator Bergen that immer genau so viel, als man vernünftigerweise von ihm erwarten konnte, aber auch nicht eine Linie darüber.

„Gnädige, ich brachte meinen Gemahlen nur Leider, Ruh und Heimat zu verleiden, daher können Sie nicht fordern, daß ich mit Gewalt ohne dringende Nothigung auf das Spiel setze. Entschuldigen Sie, wenn ich auch nicht länger im Hause bleibe", sagte er kalt und ging gelassen die Treppe hinauf.

Die beiden Männer in der Ecke des Hausplatzes hatten die deutlich geübte Unterredung vernommen und traten auf die Dame zu, die eben im Begriff stand, allein auf die Straße zurückzukehren.

„Wenn Sie mir die Barrikade genau beschreiben, will ich sie statt Ihrer suchen", sagte Hanau in vollkommen gutem, aber durch die weiche Aussprache fremdartig klingendem Deutsch.

„Gräfin Norberg ist einer wilden Bestie von kleiner Gestalt und heute in schwarze Seide gekleidet . . ."

„Gräfin Norberg!" fiel nun Arthur ein, der bisher theilnahmlos gestanden. „Ist das die Tochter des Präsidenten Freiherrn von Bergen?"

„Dieselbe", antwortete Isabella.

„Ich habe die Ehre, die Dame zu kennen. Daher will auch ich versuchen, sie aufzufinden. Woher kamen Sie?"

„Wir liefen eben den Pincio hinab nach der Porta del Popolo, als uns der Tumult überraschte und mit sich riß", erklärte Frau von Bernek.

„Gut, ich weiß nun mich zu orientiren!" Mit leichtem Gruße stürmte Arthur davon.

„Wie heißt dieser Herr?" fragte Isabella den zurückbleibenden Hanau.

„Graf Bärbo", erwiderte dieser.

„Ja, ich erinnere mich, daß meine Schwester von ihm sprach", bemerkte Frau von Bernek, die an des Ungarn höflichem Gesicht bereits seine Bekanntschaft mit Bertha's alter Bekanntschaft erraten hatte.

„Ich werde die entgegengesetzte Richtung wie Graf Bärbo einschlagen", versetzte Hanau.

„Ich will Sie begleiten; möglich, daß wir meine Schwester bereits zu Hause finden", entgegnete Frau von Bernek.

Die beiden folgten der Ungarn Hälfte des Weges. Es zeigte sich noch immer Verwirrung auf der Straße; einzelne Nachzügler liefen ermüdet von der Hetzjagd ab. Isabella schritt unbekümmert durch den Tumult.

„Sie scheinen nicht furchtsam, Signora?" versetzte Hanau.

„Nein, durchaus nicht! Noch fürchte ich für Bertha weniger eine Gefahr als eine Unannehmlichkeit: Sie bringt einen unbequemen kleinen Kopf!" entgegnete Isabella.

„Es ist schlimm genug, daß unsere Sitten noch immer so roh sind, daß eine Frau sich nicht abends allein auf die Straße wagen kann, ohne Gefahr, beleidigt zu werden!" bemerkte Hervé.

„Ja, die Polizei sollte strenger verfahren", erwiderte Frau von Bernet mit ihrer ruhigen Gelassenheit, die niemals in Ärger geriet.

„Erlauben Sie", erwiderte Hervé, „äußere Gewalt würde auch immer nur eine bloß äußerliche sittliche Rechtschaffenheit erzwingen und da die bestorganisirte Polizei nicht überall gegenwärtig sein kann, bleiben immer noch viel ungünstige Fälle. Wenn aber die Erkenntnis eine bessere wäre, das Gewissen, Menschenunwürdige Dinge, ich mag es nicht Liebeswerbungen der Straße nennen, allgemein eingeprägt würde, dann hätte die Sache von selbst weg. Sünde ist Unanständigkeit, behauptete schon Sokrates. Übrigens ist es in dieser Beziehung in Italien weniger zu bemerken als in Deutschland."

„Sie wollen doch nicht die Meinung aufstellen, daß hier mehr Ordnung und Sittlichkeit herrsche wie in Deutschland?" erwiderte Isabella, die überall die römischen Zustände mit der Neapolis betrachtete, welche sie regelmäßig auf alle gesellschaftlichen, politischen Personen hervorbringen.

„Kennen Sie Rom schon so gründlich?" fragte Hervé mild.

„Allerdings nicht, wir sind erst seit acht Tagen hier und meine Bemerkung war wiederholt vorteilig", entgegnete Isabella.

„Wer seinen Irrthum so rasch einsieht und aufrichtig bekennt, zeigt einen starken, vorurtheilsfreien Geist", versetzte Hervé und sein glänzendes Auge heftete sich auf die Frau an seiner Seite.

War es eine triviale Artigkeit, die ihr ein tief Verehrter sagte? Frau von Bernet blickte nach ihrem Begleiter. Auf seinem schönen Gesicht lag Ruhe und ein milder Glanz. Sie hatte sich wärmer gekleidet wie in erhitzter Person des Abends.

„Wir sind auf der Piazza di Venezia angekommen, Signora", sagte er, da Isabella schwieg; „wünschen Sie die Nachforschung noch weiter auszudehnen?"

„Nein, aber ich will nachsehen, ob nicht Bertha doch vielleicht schon nach Hause gekommen ist. Wir wohnen hier, Palazzo Doria", entgegnete sie. „Damit Sie sich orientiren und in Ihren Mühe nicht vergebliche weitere Anstrengungen machen, bitte, kommen Sie!"

Stefano Hervé folgte.

Der Dienerschaft beantwortete Frau von Bernet's Frage dahin, daß Fräulein Norberg bereits vor einer Viertelstunde in einem Mietwagen zurückgekehrt gekommen.

Aus dem Salon hörte man lebhaftes Sprechen, untermischt mit Gelächter; Isabella trat überrascht ein.

Sie fand Fräulein Norberg auf einem Divan hingestreckt, die kleine Frau sah verirrt aus. Ihr blondes Haar waren etwas in Unordnung gerathen, ihr Auge glänzte, die Wangen glühten, schwarze Locken umgaben kühn die kindliche Erscheinung.

Halb zu ihren Füßen lag ein junger Mann mit kurz markirten Zügen, die gelbliche Haut, die dunkeln feurigen Augen, die Uniformjacke trugen den rein italienischen Typus.

„Ihr Sklave will ich sein und nicht mehr! Ihr ganz ergebener Sklave!" rief er gebrochenem in schlechtem Französisch. „Wenn Sie mein Vertrauen mißbrauchen, so klagen Sie Ihre Schönheit an, welche mich meiner Sinne beraubte."

Bertha lehnte in ihrem Sitz zurück und lachte, bis ihr Thränen in die Augen kamen. Das Gemisch des aufgeputzten Thor machte die beiden Theilnehmer dieses Scene. Der Mann zu den Füßen der Schönen sprang rasch in die Höhe.

Bertha reichte ihm verbindlich die Hand und sagte: „Vergessen Sie Ihr Versprechen nicht, sich nach dem Ausgang der Handelsmission zu erkundigen und mir heute noch Bericht zu erstatten. Auf Wiedersehen! Cavaliere Montanara, der mir das Leben rettete", wandte sie sich an Isabella, der welcher sich der Italiener tief verneigte.

„Ein Herr, der dich suchen wollte!" sagte Isabella, auf Hervé deutend.

Hervé sagte: „Ich sehe, Sie sind gefunden!" verbeugte und empfahl sich. Der Anblick des Cavaliere Montanara schien ihn nicht angenehm berührt zu haben.

„Auf welche Weise verlorst du dich von uns und wie kamst du zu dieser Begegnung?" fragte Isabella rubig, als sie allein waren. Sie verbot sonore selten in den englischen Versuch, Fräulein Norberg durch Vorstellungen von einer Unfügsamkeit abzuhalten.

„Es gelingt ganz einfach! Wie der Türmfolging, erschrak ich heftig und hielt Peters Julius' Arm fahren aber er bat mich, ihn; denn da mußt wissen, unser Unerschütterlicher fürchtet sich vor Hunden, insbesondere vor wütenden und — ich muß ihm recht geben. Ich bin leichtblütig werden, er mich viel ebenso. Weiter weiß ich nichts mehr, denn ich wurde gebeten, gewissen und weiter nahezu die Besinnung. Ich fühlte natürlich, wie mich jemand am Arm ergriff und mit sich fortzog in eine Nebenstraße. Dann rief er einen Mietwagen, hob mich hinein, sprang nach, bedeckte meine Hand mit glühenden Küssen und sprach italienisch, was, wie du weißt, ich schlecht verstehe. Endlich verstand er sich im Französischen und wir gelangten in der Verständigung so weit, daß er mich hierher zurückbringen konnte. Die weitere Erfahrung zwischen mir und Cavaliere Montanara unterbrach dein Eintritt."

Während dessen rollte ein Wagen mit Portal des Palazzo Doria. Gräfin Marberg sprang freudig Arthur Böthe entgegen, der von seiner englischen Wanderung nach dem Golf Napoli zurückkehrte und dort mit Julius Bergen zusammentraf.

„Welches Vergnügen, Sie wiederzusehen und noch dazu in Rom, wo ich aber bekannt zwischen Isabella und Julius auf Langeweile bemahe erstarre!" rief Bertha dem Ankommling entgegen. „Diese beiden — meine Schwester, Graf! — sind sehr ernsthaft und sprechen beständig von Geschäften, sie haben einen verwickelten Prozeß, von dem ich nichts verstehe. Welch schöne Erinnerungen verknüpfen sich wir mit Ihnen, Graf! Gedenken Sie noch der maskirten Cavalkade bei Hof? Graf Marberg tanzte niemals; so wurden Sie mein Partner und wir waren das schönste Paar! Dann unsere Spazierritte im englischen Garten, wobei wir immer die schwere Kavallerie um eine Viertelstunde hinter uns ließen! O welch schöne Zeit vergangener Jugendtage!"

„Jugendtage? Sie conversiren sich ganz entsetzlich, Gräfin!" bemerkte der Ungar lachend; „ich entdecke durchaus keine grauen Haare!"

Arthur Böthe nahm an der Seite der Dame Platz, ihre Lebhaftigkeit riß ihn unwillkürlich mit sich fort, er vergaß Feierlichkeit und düstere Erinnerungen.

Eine halbe Stunde später, die im Durcheinander von allerlei Erinnerungen verging, kehrte Cavaliere Montanara zurück.

Er berichtete, daß die Hauptwache auf dem Forum ein Ende genommen. Indessen die meisten der Verhafteten am Fuße des Hügels abhielten und ein Engländer sich an den Uebereifer des Pöbels mit der einfachen Parole wandte: „Nicht ein Hund ist tot, sondern ihr!" Worauf er die Volksjagd auf das Pferd seines Kameraden hinaufreiche und stolz den heißen Hügel von Alt-Rom hinaufgewinkt. Herr, Pferd und Hund verschwanden hinter der Kirchenpforte; der Hunde selbst sich. Der Engländer hatte ihn zum Schweigen gebracht.

Man lachte über die mit komischen Gebärden vorgetragene Erzählung des Italieners. Gräfin Marberg verbrachte den ersten heiteren Abend in Rom.

Bücher hatte sie ihre Koketterie vollkommen vergessen an den Senator verschwendet. Mit kraftvoll überlegenen Herren, von der Welt ermüdet, von tausend unangenehmen Eindrücken berührt, fühlte sich Julius von Bergen unwohl, bis er sich in Rom befand. Gräfin Bertha konnte ihm unter solchen Umständen durchaus nichts bieten. Er suchte sich zu Schutz suchend vor ihr zu der ruhigen Isabella. Letztere trug Sorge für seine Persönlichkeit und war ihr verdankte es sich, seine Schwestern nicht allzu sehr zu vermissen. Die kalt geschäftige Ruhe von Bernet drang noch überlegen den Ernst, ihn immer zu verstehen, was bei seinen Schwestern nicht der Fall war, sodaß er sich über die beste Art Rat zu holen oder Trübsal zu blasen pflegte.

Auch heute konnte Julius von Bergen das laute lebhafte Gespräch um den Thetisch nicht vermeiden. Er flüchtete in sein Zimmer, lag da einsam und dachte an Bremen.

Nach einiger Zeit kam Isabella herüber und da sie seinen Fall lebhaft erregt fand, schickte sie nach dem Arzt.

Doctor Schulz verordnete ein einfaches Beruhigungsmittel, doch bot er selbst die Wirkung seiner Medizin wieder auf, indem er den Senator Mitteilungen machte in Betreff der Umstände, welche die letzten Lebensjahre und den Tod des jüngst verstorbenen Freiherrn Bernhard von Bergen begleiteten, dessen behandelnder Arzt Doctor Schulz gewesen war.

Julius Bergen schrieb alles, was er hörte, in sein Tagebuch. Spät erst fiel er ermüdet in unruhigen Schlaf, aber auch dieser sollte nicht lange währen. Auf dem Platze rollten Pferde und die

Sechste Scene.

Anna (ſchnell zurückkehrend), ſpäter Friedrich Auguſt, von Vitzthum, einige Kammerdiener. (Treten vorn aus den Büſchen links vom Schauſpieler. Erſt ſpannende Pauſe. Die Begleitung des Königs tritt dann zurück.) Zuletzt die Churfürſtin mit ihren Damen.

Anna (ſehr aufgeregt, Patkul ſuchend).

Er iſt verſchwunden — ohne Abſchied — könnt' ich ihn noch einmal ſehen — O Gott, der König!

Friedrich Auguſt

(tritt auf Anna, die entfliehen will, zu).

Schöne Anna, Sie verſchmähten das Diadem, das ich Ihnen zu ſchicken wagte?

Anna

(mit niedergeſchlagenen Augen, zitternd nach Faſſung ringend).

Majeſtät, die Farbe der Edelſteine ſtand nicht zu meinem Haar! (will ab.)

Fr. Auguſt.

Und mein Billet unerö̈ffnet zurück?

Anna (gezwungen lächelnd).

Sire, ich ſammle keine Handſchriften, und in mein Album leg' ich nur, was jeder leſen darf (drängt in den Hintergrund).

Fr. Auguſt.

Die ganze Welt ſoll es leſen, was Sie mir ſind,

Hände der Nachbarschaft breiten dazu. Der Senator, welcher vom Pracht seiner Gemächer träumte und eben eine Anrede an den Gerichtshof hielt, in der er nicht weiter kam, weil ihm der angefangene Paragraph entfallen, fuhr erschreckt in die Höhe. Als verständiger Mann suchte er bei nächtlicher Ruhestörung zuerst zu den zwei Eventualitäten, Liebe oder Raub. Rasch sprang er aus Fenster.

Im Mondschein stand ein Straßensänger, der eine Guitarre sang, und auf dem Balkon, der auf Frau Marberg's Zimmern führte, erschien eine verhüllte Gestalt in weißem Nachtkleid. Sie mochte doch nicht denken, daß ihr Mondgesang ein Ständchen brachte?

Der Senator verwünschte die Serenade und Bertha's Neugierde dazu, hierauf kehrte er mißmuthig zu seiner gestörten Ruhe zurück.

Indessen klangen noch lange verworrene Töne in das Nachtgewölbe, selbst Bergen konnte Vorgänge niemals zu Ende verstehen.

V.

Den folgenden Morgen waren die beiden Schwestern sehr nach ihrer Art beschäftigt.

Frau Marberg befand sich, umgeben von Modejournalen, in wichtiger Berathung mit der in Rom angenommenen Kammerjungfer, einer verheirathenen Frau, deren Mann in der Nähe eine Badestube hielt, einem allerliebsten Weibchen. Isabella saß an ihrem Schreibtisch, ordnete Papiere und überlas Vetter Julius' Notizen von gestern, die er herübergeschickt hatte. Der Senator hatte beschlossen, obwohl er sich besser fühlte, strenge Ruhe zu pflegen. Seine Gemahlin war trotz sein Geschäft; er wartete aber ebenso sorgfältig wie früher seiner Kur.

Nachdem er am Bette seiner Patientin Frau von Bernek die nöthigen Instructionen ertheilt, um an seiner Statt die Unterredung mit dem angenommenen Advocaten zu halten, nahm er einen Band seines Freundes Malchetti vom Nachttisch, darin las er sich zu vollkommener Gedankenruhe. Der Mensch verarbeitet gedankenlosen Stoff zu denkendem Geist, worauf wiederum der Geist zurückfällt in den Elementarismus des Stofflichen, aus dem er hervorging. Der Senator hatte sich unter der Macht eines alles verschlingenden parteiischen Interesses zu allgemein menschlichen Ansichten erhoben, das Gleichgewicht legte seiner einseitigen Verstandesrichtung vollkommen zu. Gegenüber der lutherischen Orthodoxie seiner Vaterstadt konnte es ihm gradezu erlaubt erscheinen, emancipirt zu sein von den Vorurtheilen der Juristen und dem Lohndienst um eine verächtlich-kümmerliche Anstellung. Freund Malchetti hat recht!

Der Senator überlegte, ob er das neue Evangelium nicht Frau von Bernek mittheilen solle. Sie trat eben ein, um ihn über einen Punkt bei der Lectüre zu befragen. Zum Glück hatte sie Nichts weiter verstanden, sondern sogar noch einige tiefer aufgefaßt als Julius Bergen, bei dem es sich blos um ein formelles Interesse handelte, welches sich für Isabella zu einem materiellen gestaltete. Nachdem der Senator ihren Anstand beseitigt, empfahl er ihr Malchetti zu lesen.

„Vetter Julius, meine Gedanken sind vollständig durch den Proceß in Anspruch genommen, was kümmert mich die Philosophie!"

Diese Antwort ärgert Bergen, er verwendete noch die Achtung, die er vor Frau von Bernek's durchaus praktischer Richtung hegte, eines der wenigen vernünftigen weiblichen Wesen, die er in seinem Leben angetroffen, besonders unter den gebildeten oder eigentlich verbildeten Klassen.

Isabella lebte über den Vorplatz nach ihrem Zimmer zurück und fand Doctor Steinmetz Horaß gegenüber. Wenn sie ihm nicht absichtlich in die Arme gelaufen wäre, mußte sie vielleicht seinen Besuch abgelehnt haben, aber so war ihm nicht mehr zu entkommen.

Doctor Horaß, der Gönnerer der Sallustischen Briefe und Entdecker der arabischen Bücher in der Vaticanischen Bibliothek, wollte sich erkundigen, ob der gestrige Schrecken niemand geschadet habe. War es lästige Zudringlichkeit, Speculation oder was sonst, was ihn bestrickt? Horaß legte sich aufmerksamer neben die Dame, seine klaren Augen ruhten so offen und frei auf ihr, daß sie beschämt den Augenaufschlag senken ließ. Ueberdies war sein Blick ungemein anziehend. Die Frau fühlte ein leises Erbeben ihres Wesens, sie war plötzlich weniger kühl und sicher wie sonst.

Horaß sprach von Rom der Großen, Einzigen, dem Mittelpunkt der antikisch-romischen Welt, der weltgeschichtlichen Bedeutung ihrer Trümmer. Er schilderte den Hochgenuß, mit dem es sich wandelt unter den Kunstschätzen. Er erwähnte den Schutt des Mittelalters, der sich auf die classische Bildung gelagert und allgemach der neuen Zeit zu weichen begann, dies sonderbar zerklüftete Staatsleben des modernen Rom, dessen großen Verfall. Der Denker verkündete das

bange Ahnen, mit dem die Welt einem neuen Sturze entgegentiefe, gewaltig gleich dem, welcher im Fall des Römerreichs die alte Bildung unter Trümmer begrub und damals die ganze bekannte Erde in Schrecken versetzte. „Wir wandeln unter Ruinen", schloß er die beredte Darstellung, „unsere Zustände beweben schon seit lange in solchem Trug, der Geist ist aus den Institutionen geschwunden, das Leben unseres Staats gleicht den galvanischen Zuckungen der Leiche."

Frau von Bernek hörte mit Interesse zu und sagte dann, gleichsam sich anklagend:

„Mich führen Geschäfte her, eine Erbschaftsangelegenheit, leider nicht die Neugierde, Rom kennen zu lernen!"

„In diesem Falle bedürfen Sie der Geduld und Ausdauer", sagte Havas, „denn unsere Justiz liegt leider im Argen! Grenzenlose Verzögerung ist das Mindeste, was Ihnen droht. Selbst der gerechteste Anspruch ist im höchsten Grade schwierig."

„Daran mag", sagte Isabella, „größtentheils der Katholicismus schuld sein mit seinen vielen Festtagen und Müßiggängen, seiner Priesterherrschaft, die das Volk in Unwissenheit und Trägheit erhält. Aus Zweckmäßigkeitsgründen wäre zu wünschen, daß die Welt allgemein protestantisch würde!"

„Sind Sie protestantisch?" fragte der päpstliche Gesandte.

„Ich wurde es!" antwortete Frau von Bernek.

„Eine Religion soll niemals aus Zweckmäßigkeitsgründen ergriffen werden", erwiderte Havas ernst. „Was an und für sich der höchste Zweck ist, darf unter keiner Bedingung zum Mittel herabgewürdigt werden. Die durch das gleichmäßige Gesetz hervorgebrachte äußere Ordnung wäre bloße Todesruhe, leerer Schein. Im Zwang sie, nur in der Freiheit gedeiht das Leben. Der edle Mensch ist nur die Annahme höherlicher oder niederträchtiger Dinge, sein Verhalten auf fremdes Zeugniß, sondern die Ueberzeugung, die ihm auf etwas innerlich Gelebtes, was uns unserer gewiß macht."

Stefano sprach, als vereinigte sich in ihm die orientalische Weise der Wahrheitserkenntniß mit der occidentalischen, generellen Verstandesstimme und Denkerkraft.

Seine Worte berührten Isabellen. Nicht um ihres Inhalts willen, weil aber, weil sie den Mann selbst bewegten. Wie er in schöner Begeisterung erglühte, erschien er vergeistigt, durchleuchtet. Fast hätte Frau von Bernek zu ihm gesagt: „Ich habe keine Zeit, nach der besten Religion zu suchen!" wie sie es Peter Julius gegenüber in Bezug auf die Philosophie gethan; aber Havas imponirte ihr und sie schwieg.

Fast eine Stunde noch sprach Havas. Die Worte gingen kaum beachtet an ihrem Ohr vorüber, es war verschlossen wie ihr Herz, aber das Auge ruht mit Entzücken von Anblick des herrlichen Mannes. Wie Jugendahnung kam es über sie, deren Gemüth die Kämpfe des Lebens frühzeitig aufgeboten. Die lange Zeit über war Frau von Bernek in weiche Träumen verloren und dachte ihres Processes nicht.

Als Stefano endlich schied, hatte Isabella die Einladung wiederzukommen auf den Lippen. Sie sprach sie nicht aus und auch er bat nicht um die Erlaubniß.

Auch Havas hatte eine leichte Verwirrung gefühlt und dennoch hatte es ihn wie festgebannt auf der Stelle. Die Argumente waren ihm weniger deutlich und rasch gekommen wie sonst; es mußte etwas Fremdes, Blendendes zu seinem Geist getreten sein. Stefano Havas entzog sich der ruhigen Selbstprüfung; er erkannte, daß ihn der Frau von Bernek ein Affect ergriffen hatte, der nur einer unbedeutenden Steigerung bedurfte, um zur Liebe zu werden — — Einmal war ihm das Gefühl wie ein Sturmhauch über sein Leben gezogen und er hatte beschlossen, es fernen zu bekämpfen — —

Isabella blieb zurück in großer Bewegung. Sie nahm beschämt ihre Papiere auf, sie war erwacht und mit sich selbst unzufrieden, ihre Gedanken wanderten zurück zu dem ihr unbegreiflichen Gegenstand, zu einer Thorheit ihres Lebens — ihrer Heirath mit Oskar von Bernek — Sie lebte von ihm getrennt, aber noch nicht geschieden. Und sie hatte alle Formen — Sie wollte auch nicht geschieden sein. Dennoch — wenn sie wiederum lieben sollte —?

Entschieden zog die Dame die Glocke.

„Wenn Signor Havas wiederkommt, so bin ich nicht zu Hause", sagte sie zu dem eintretenden Diener. „Haben Sie es verstanden? Nochmals!"

So war denn die kaum in der Knospe gesprengte Liebe gewaltsam zerstört.

„Sagen Sie Gräfin Karberg, daß ich zum Advocaten Savarni gehe und schwerlich vor dem Mittagessen zurückkomme", sagte Frau von Bernek ruhig in ihrem Befehlen fort.

„Die Frau Gräfin hat einen Besuch", entgegnete der Diener.

„Wen?" fragte Isabella.

„Den Cavaliere Montanara!" antwortete der Diener.

Ein unmutbiges Zucken flog über die Züge der reichen Frau. Der Italiener verliert keine Zeit! dachte sie. Ich will mit Graf Berthy und dem Senator sprechen, um etwas über seine Individualität zu erfahren. Möglich, daß er Bertha's Unbefangenheit zu mißbrauchen versucht. Jetzt dachte sie: Vielleicht kennt ihn Stefano Pavas —! Wenn du ihn gefragt hättest —!

Sie wollte nichts „bereuen". Sie unterdrückte den Gedanken, Havas wiederzusehen und fuhr zu ihrem Advocaten.

VI.

Cavaliere Montanara war erschienen, um sich nach dem Befinden der „von ihm geretteten" deutschen Gräfin zu erkundigen.

„Haben Gräfin ganz ruhig geschlafen?" fragte er vielbedeutend.

„Vortrefflich!" entgegnete Bertha. „Setzen Sie sich!"

„Das der Schrecken von gestern ohne Nachtheil vorübergehen, entnehme ich dem Glanz Ihrer Augen", sagte Montanara. „Sie sind berechtigt mit dem Gedanken sich zu schmücken", setzte er, auf die Medaillons deutend, hinzu. „Ein allerdings höchst lohnendes, wenn auch — für Sie überflüssiges Unternehmen."

„Wo kann man in Rom hübsche Spitzen kaufen?" fragte Gräfin Marberg. „Ich will zur Hochzeit meines guten Mann gnädig mit schönen Spitzen tragen."

„Was überflüssig zu Ihren blonden Haaren passen muß! Ich sah nämlich eine ähnliche Toilette auf dem Fuß der Fürstin Torlonia."

Der Cavaliere ergoß sich in eine genaue Schilderung des Anzugs und der anwesenden Personen.

Bertha hatte den small talk des Italiens nicht mehr vernommen, seit sie ihre heimische Redeweise verlassen. Mit Interesse hörte sie zu. Montanara stieg in ihrer Achtung, als er seine genaue Bekanntschaft mit der hohen Gesellschaft documentirte.

Just wie sich von selbst verstehend bot er Gräfin Marberg in den Wagen, um sie in verschiedene Kaufläden zu begleiten.

Inzwischen erhob sich auch der Senator, weil ihm der Arzt einen kleinen Spaziergang verordnet. Seiner Gewohnheit gemäß wollte Bergen ein Geschäft damit verbinden. Nachdem er sein Tagebuch consultirt, seinen Bart der Sorgfalt jenes Barbiers überlassen hatte, dessen Gattin bei Gräfin Marberg die Kammerzofe machte, über Rom, die Möglichkeiten einer Revolution gesprochen, aus der „Allgemeinen Zeitung" die zunehmende Gereiztheit zwischen Oesterreich einer- und Frankreich andererseits gelesen hatte, schlug er die angegebene Richtung ein.

Noch nicht lange befand sich Julius Bergen unterwegs, als er plötzlich überrascht stehen blieb.

Ueber die Straße bewegte sich ein Zug weißgekleideter, vermummter Männer mit bloßen Füßen in Sandalen, sie trugen ein Mitglied ihrer Bruderschaft zur Ruhe. Eine lange Reihe paarweis gehender Frati schloß sich an, trauervoll verhummt sahen die Physiognomieen der weißen aus. Einige wenige befanden sich darunter, behäbig, gleich, den trüben, schwärmerischen Blick halben Irrsinns in den Augen, welche die Kutte so tief in ihre Höhlen begrub. Das Leichenbegleiten ist eine der Hauptbeschäftigungen der Genossenschaft des heiligen Franciscus in Rom.

Besonders ein Franciscaner fesselte des Senators Aufmerksamkeit. Der Mönch hatte eine mächtige, breitschulterige Gestalt, markige, von der Sonne gebräunte Züge. Die Augen hielt er nicht gesenkt, wie die Mehrzahl der Frati, sondern sie rollten wild. Auch Bergen traf der seltsame Blick. In der Hand trug er einen Rosenkranz und die ueberhaste Eile, mit der er die Kügelchen niedergleiten ließ, bewies die Geschwindigkeit, in der er die Aves zu sprechen verstand.

Er hörte von Umstehenden, daß dies der Mönch Fulgentio war, ein Räuberliebe, beliebt, ein Bußprediger und Verkündiger der nahen Erscheinung Christi, um die Sekirer, die Revolutionäre zu strafen.

Einige lachten über ihn, andere blickten bedenklich.

Kaum war der eine Prozession vorüber, als zwei rothgekleidete Männer in spanischer Tracht, wallende Federbüsche auf den runden Hüten, aus einem Haus traten. Der Blick des fremden Patriziers folgte erstaunend dieser neuen Erscheinung des ewigen römischen Carnevals.

„Es sind Diener des Senators, Signor!" sprach eine wohllautende Frauenstimme.

Bergen sah vor sich eine üppige, blühende

Römerin mit breiten Hüften und festen Knochen, das leicht bräunliche, warme Colorit ihres Gesichts noch gehoben durch die saftigen rothen Lippen, die dunkeln Augen und Haare.

„Senator bin auch ich daheim, aber solche Bedienten habe ich nicht", antwortete er lächelnd dem hübschen Mädchen, das ihm Auskunft ertheilt hatte.

Die Römerin sah ihre großen Augen auf. Der bleiche, schmächtige, in einfaches Schwarz gekleidete Mann kam ihrem verwöhnten Farbensinn doch für einen Senator gar zu unscheinbar vor. „Sie sind wol nicht weit her, Excellenza?" fragte das Mädchen.

„Aus Deutschland, mein Kind", erwiderte Julius Bergen, „aber wie nennst du Sie?"

„Adelaida zu Diensten von Excellenza!" entgegnete sie mit einem Knicks. „Ich bitte, sagen Sie mir, glaubt man in Deutschland auch an Gott und ist es wahr, daß die Priester drei Frauen haben?"

„Beides ist theilweise der Fall, Adelaida! Jetzt rufen mich die Geschäfte. Indessen bin ich gern bereit, Ihnen alle Auskunft über Deutschland zu ertheilen. Wo kann ich Sie wiedersehen?" versetzte der Rathsherr, dessen reichhaltige Ehrbarkeit Anstand nahm, länger mit dem Mädchen über die Straße zu gehen.

„Das wird schwer sein", erwiderte Adelaida; „ich bin leider so arm, daß ich den ganzen Tag arbeiten muß in der Seidenweberei und des Abends . . ."

„Nun, des Abends, Adelaida? Bekennen Sie sich! Ein schlaues Mädchen versteht es wohl, die Wachsamkeit von Mutter oder Tante zu täuschen", bemerkte der Senator, dem Adelaide immer besser gefiel.

„Ja, das allerdings", lachte Adelaida, ihre weißen Zähne zeigend; „die Mutter hütet mich nicht streng, doch Luigi paßt alle Abend vor der Thür, bis die Arbeitszeit vorüber ist, hinauf fährt er mich in die Osteria und nachher nach Hause. Luigi ist aber schrecklich eifersüchtig. Einst faßte er Verdacht und schlug mich so, daß ich mit dem Kopfe auf der Ecke eines Wandschrankes fiel."

Der Senator gewahrte eine dreieckige Narbe, welche weißlich von der Schläfe des Mädchens abstach. „Eine sonderbare Art, die Cour zu machen", versetzte Bergen.

„Wenn ich einen andern als Luigi heirathen wollte, so brächte uns dieser alle beide um", fuhr Adelaida in ihren Bekenntnissen seufzend fort, „und doch liebe ich Luigi gar nicht mehr. Es war eine Jugendthorheit, mich mit ihm einzulassen; als seine Frau erwartet mich nur Elend. Die Zeiten sind schlecht und Luigi verdient wenig, das halbe Jahr ist er wegen Raufereien eingesperrt oder liegt verwundet im Hospital della Consolazione. Ja, wenn man in der Jugend klug wäre, dann hätte ich den Antrag des Signor Julio angenommen", schloß Adelaida traurig.

„Dieser Julio hatte wol im Sinn, Sie zu heirathen?" fragte Bergen.

„Der reiche Mercante di Campagna und ich armes Mädchen! Nein! Aber er liebte mich sehr und würde mir alles gegeben haben, was mein Herz verlangen konnte", entgegnete Adelaida, „während ich jetzt im Elend leben muß. Sehen Sie, Excellenza, wir sollten es besser haben, aber die Zunge der Frauen ist zu lang!"

Der Senator lachte. Er hörte, unterhalten von dem Geplauder des Mädchens, zu und vergaß darüber seine Bedenklichkeiten. „Was verstehen Sie darunter, daß die Zunge der Frauen zu lang sei, Adelaida?" fragte er.

„Nun, eben weil sie zu lang ist, können die Weiber dieselbe nicht recht im Zaum halten! So erging es auch meiner Mutter. Der Vater war erster Kutscher bei Fürst Braschi. Nach seinem Tode bekam die Witwe freie Wohnung auf der Villa nebst zwanzig Scudi des Monats Pension. Da beichtete sie unglücklicherweise, daß der Vater den Fürsten häufig betrogen und sich von seinen Ersparnissen ein kleines Gut in den Marken gekauft hatte. Der Priester, dem sie gebeichtet, war des Fürsten Kaplan und theilte dem Vetter die Sache mit. Darauf mußten wir das Häuschen verlassen und verloren die Pension! Deswegen, Excellenza, sagte ich, die Zunge der Frauen ist zu lang."

„Ist es also mit der Unverletzlichkeit des Beichtgeheimnisses beschaffen, von der die römische Kirche soviel Aufhebens erhebt?" bemerkte der Senator.

„Der Fürst jagte freilich auch seinen Kaplan weg; aber was half das mir?" entgegnete Adelaide gleichgültig. „Indessen kann noch alles gut werden, sobald mich die Madonna von Luigi befreit. Ich bete alle Tage zu Jesu und Maria, daß sie ihn zu Grunde gehen lassen."

„Was denn Sie in vollem Ernste?" fragte Bergen.

„Jeden Tag, und die Madonna hilft gewiß; aber nun Addio, Excellenza. Aus der Fontana Bergheie kommt Luigi!"

Das Mädchen rannte fort in sinnloser Eile.

„Piazza Navona Nr. 15 wohnt Advocat Savarni!" las der Senator aus seiner Brieftasche.

Diese Adelaide hatte ihn etwas confus gemacht. Er war auch von der rechten Richtung abgekommen. Ohne Plan vom Hause fortgegangen, blickte er die Vorübergehenden an, um einen auszuwählen, der ihm Vertrauen einflößte, nach dem Wege zu fragen.

Da nahte ein langer Zug von jungen Leuten in weißen Talaren. Selbst Knaben trugen diese Kleidung. Während der Senator die künftigen Soldaten des Papstthums betrachtete, streiften wirkliche Kuttenmänner an ihm vorbei auf den engen Trottoirs. Weiße, braune, schwarze von allen Gattungen; jeder Orden ist durch mindestens Ein Kloster in Rom vertreten; dazu noch der ungeheure Anzahl der Weltpriester! Den praktischen Staatsmann schauderte es.

Als er äußerlich seinen Weg fortsetzen wollte, hielt ein Lahmer, der an der Straße saß, seinen Rock fest und ein Weib streckte ihm aus schmutzigen Lumpen ein verstümmeltes Glied entgegen mit heiserem Schreien: „Sono una povera storpiata, date qualque cosa, signor!"

Der Senator brieb seine sehr starken Nerven. Der Ueberreiz übermäßiger Anstrengung hatte ihn äußerst sensibel gemacht, jedes Elend ihn wirklich erschütterte. Mit ungeduldigem Ruck befreite er seinen Rock aus der Faust des Lahmen und eilte vorwärts. Jede Schritte weiter leerte ein Plünder mit unglaublicher Geschwindigkeit eine Flut italienischer Gebete herab, in die sich zuweilen lateinische Worte mischten.

Bergen flog über das Trottoir hinab, er überließ es den Bettlern.

Nun fuhr wieder eine Cardinalsequipage rasch aus einer Seitenstraße. Die altmodische Kutsche war gegen Koth locker und oben lag ein karmoisinrother Regenschirm. Hinten oben standen zwei Bediente in abgeschabten Livreen, innen im Fonds saßen zwei sehr heterogene Gestalten der ecclesia militans. Der rechts im Scharlachtalar, ein blühender, hagerer Mann mit geistverbautem Gesicht und vorgebeugter Haltung, daneben ein Prälat von blühender Gesichtsfarbe mit glänzenden, lebhaften Augen, schöner römischer Nase und sinnlichem Mund; er hielt die wohlgepflegten weißen Hände auf den runden Bauch gekreuzt.

Der Senator verweilte etwas zu lange bei der Betrachtung dieser beiden, denn das Wagenrad war nahe daran, in unangenehme Berührung mit seinen Füßen zu kommen, aber ein französischer Soldat riß ihn noch rechtzeitig zurück. Bergen sah noch, wie sich der geistverbaute Cardinal grüßend verneigte; hierauf rollte die von zwei Rappen mit rothen Ledrein gezogene Equipage rasch vorüber.

Der Senator erkannte in einem Manne, der dem Wagen wenig nachsah, Signor Stefano Havas, den Custode der Vaticana.

„Galt Ihnen der Gruß?" fragte Julius Bergen.

„Ja, Signor!" versetzte Stefano. „Es war Cardinal Pomellini! Einst mein Freund! Er ist nicht stolz geworden! Wie Sie sahen, grüßte er mich zuerst."

„Warum sagten Sie, er war mein Freund? Ist er es nicht mehr?" fragte der Senator.

Havas schüttelte den Kopf. „Die Treue braucht er nicht und ich auch nicht; wir liebten uns, wie sich selten zwei Menschen lieben. Dennoch riß das Band entzwei. Jahrelang nach dem Bruch blieb es wüst und leer in mir; er hat überhaupt in die Zeit unerquicklicher Kämpfe, dann wurde es licht, ich suchte manchertei auf, um die Lücke auszufüllen, welche Pomellini's Verlust mir zurückgelassen. Wohin gehen Sie?"

„Bitte, zeigen Sie mir die Richtung der Piazza Navona" versetzte der Senator, dem Havas halb Neugierde, halb Interesse einflößte.

„Ich bin bereit, Sie zu begleiten", erwiderte Stefano.

Bergen erzählte seinem Bekannten von den Begegnungen, die ihm zu Theil geworden.

„Die römischen Bettler sind im höchsten Grade lästig!" entgegnete Stefano. „Am besten hilft noch eine abwehrende Handbewegung; wenn Sie diese consequent durchführen, werden Sie Ruhe haben! Worte sind nutzlos."

„Gleich ein Staat! Bettler, Priester und Soldaten bilden seine Hauptfacteren!" rief Bergen entsetzt.

„In der That, es ist alles morsch, alt und verbraucht!" bemerkte Havas. „Roma ist nur eine große Ruine, ein weites Grab."

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen, die sich auch auf die Ursache der zunehmenden Verstimmung zwischen Oesterreich und Frankreich bezogen, die geheimen Schutz- und Trutzbündnisse Oesterreichs mit den italienischen Fürsten, langten sie am Hause des Advocaten Savarni an.

Vor demselben hielt die Cardinalscarosse und der geschorene Mann sah drinnen. Der andere war ausgestiegen.

In Havas' Physiognomie zuckte es. Ein mächtiger Kampf zeigte sich auf den edeln Zügen.

Auch Lomellini's fahles Gesicht wurde noch blutleerer, der Kopf sank müder und gebrochener auf die Brust hinab.

„Der Mann ist im Stande, sich darüber zu ärgern, daß er mich noch immer liebt!" äußerte Havas endlich in Bergen's Ohr und eilte einem jungen bildschönen Manne nach, dem er nachrief: „Octave! Octave!"

Es war sein Zögling, mit dem er auf dem Wege zur Universität verschwand.

Rom scheint mir ein großes Tollhaus, dachte der Senator, während er die Treppe hinunterstieg.

Auf dem ersten Absatz begegnete ihm der feine Monsignore, der ihn mit seinen lebhaften Augen maß, als wunderte er sich, von dem Fremden nicht begrüßt zu werden. Er sah noch reicher aus wie vorhin und schritt gemüthig über die Treppe hinab.

Bergen traf den Advocaten sehr erstaunt.

„Wer war der Prälat, der mit soeben auf der Treppe begegnete?" fragte er.

„Monsignore Gonsalvo, Erzbischof in partibus und Candidat des Cardinalats! Er bringt heute eine Charge, welche ihm darauf Anspruch ertheilt", erwiderte der Advocat und strich sich dabei mißmuthig über die Stirn. „Er kam so eben als Freiwerber um die Hand meiner Tochter für einen gewissen Cavaliere Montanara, den er protegirt; aber daraus wird nichts; morgen muß mir das Mädchen aus dem Hause!"

„Cavaliere Montanara?" fragte Bergen erstaunt. „Haben Sie besondere Gründe gegen diesen Cavaliere Montanara?" fragte er, indem ihm eine gleichnamige Bekanntschaft seiner Genfine einfiel.

„Diesem Montanara mag ich weder mein Kind noch mein Crispirato anvertrauen! Niemand weiß, woher er stammt; er führt ein lichtscheues Leben, wie es gewöhnlich in Verbindung mit der Criminaljustiz endet."

„Oi, oi, oi!" sagte sich der Senator und beschloß Gräfin Narberg zu warnen.

Nun ging es zur Besprechung seiner Angelegenheit über und der Advocat langte die Acten herab, die sich schon über die Verlassenschaft des alten Herrn von Bergen und die Schuldverschreibung der Gräfin Polastro gesammelt hatten. Gräfin Polastro war übrigens ein Adrehe, die in ganz Rom, einer Stadt ohne einen geregelten Wohnungsanzeiger, niemand anzutreffen wußte.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Charaktere der Neuzeit.

III. Juliane von Krüdener.

Der Titel einer kürzlich in Berlin veröffentlichten Broschüre: „La nouvelle Sainte-Alliance", und der Name ihres Verfassers, Baron von Krüdener, leiten unwillkürlich die Gedanken auf die Zeiten der alten „Heiligen Allianz" zurück und auf die berühmte Frau gleiches Namens (die Großmutter des eben Genannten), die dem russischen Kaiser Alexander I. zu diesem religiös-politischen Act die erste Idee und den Namen gegeben.

Wunderliche Ausgeburt einer phantastischen Mystik, diese Heilige Allianz von 1815! In ihrer Grundidee, der Christenheit den ewigen Frieden und das Reich Gottes auf Erden zu gewinnen, alle Fürsten und Völker in Liebe und Vertrauen zu vereinen, ihnen gegenseitig alle ihre Rechte zu gewährleisten und alle Menschen zu Brüdern zu machen, war sie eine schöne, philanthropische Idee. In ihrer thatsächlichen Ausführung konnte sie es nur zu einem gezwungenen bewaffneten Frieden und einem allgemeinen christlichen Polizeistaat bringen.

Die Monstre-Idee konnte nur in dem überreizten Hirn einer in pietistischen Abstractionen verlorenen Frau entstehen und nur von einem von Natur schwärmerischen Monarchen in Scene gesetzt werden, der, ehrgeizig wie er war, von allem seinen Stolzen gewissen Weltruhm dennoch unbefriedigt, verbittert durch den ihn so weit überstrahlenden Ruhmesglanz seines großen Rivalen um die Weltherrschaft, hinlänglich pessimistisch war, der Ruh der Welt zu entsagen und Trost zu finden in der Vorstellung seiner von Gott bestimmten Mission als „Weißer Engel" der Apokalypse, als das „Licht des Orients" und Begründer des „Tausendjährigen Gottesreichs auf Erden", womit ihn die ihn inspirirende Sphinx beraunchte. Der Enkel der großen Katharina schlich sich allabendlich aus dem von ihm in Paris bewohnten Elysée-Bourbon in das benachbarte Hotel Montchenu, um im geheimen mit einer nahezu fünfzigjährigen, trotzdem noch immer hochst liebenswürdigen Frau Andachtsübungen zu halten und nebenher religiöse Politik zu treiben,

und der schließlich jene unselige „Heilige Allianz" hervorging.

Diese „Heilige Allianz" war aber auch das Netz, das über der Einsamkeit der Krüdener auf Alexander. Die Diplomatie, Talleyrand und Metternich an der Spitze, verstanden bald die Bedeutung der liebenswürdigen Heiligen, das mächtige Rußland für den Aufbau des Tausendjährigen Reiches zu gewinnen. Man fürchtete allerdings in der That unter kaiserlich russischem Protectorat die Weiterbreitung des Socialismus und Communismus, zu dem der langjährige Krieg vielfach die Saat gestreut, aber vielleicht auch nur eine flüchtige politische Maßregel; denn sie hatte dem Herrscher zu schmeicheln und ihn zu vergöttern gewußt wie niemand sonst. Caricaturen mußten hiernach lächerlich machen, die er bei der großen, den entschiedensten religiösen Charakter zur Schau tragenden und von ihr selbst in ihrer Eingabe: „Le champ de Vertus", geschilderten russischen Heerschau am 10. September 1815, am Tage seines Geburtstages, öffentlich und vor den versammelten Fürsten dadurch geehrt hatte, daß eine kaiserliche Equipage sie zu dieser Feier abholte und zurückbrachte. Vier Jahre darauf erfolgenden Abreise von Paris hat Alexander seine „Freundin in Gott" nach Petersburg ein. Als sie dann später, aus der Schweiz und Deutschland ausgewiesen, in der That nach Rußland kam, erhielt sie den Befehl, sich von den beiden Hauptstädten Petersburg und Moskau fern zu halten. Enthüllungen, die sich bei einer auf Metternich's Veranlassung von der badischen Regierung gegen einen Apostel des Tausendjährigen Reiches, den Pfarrer Fontaine, eingeleiteten officiellen Untersuchung über das Verleben der „gottberufenen Prophetin" herausstellten und sie allerdings, wenn auch nicht als politische, so doch als unmoralische Mitschuldige eines Betrügers compromittirten, hatten die entschiedene Ungnade Alexander's zugezogen.

Eine bis in die geringsten Details eingehende und auf glaubwürdige, solide Quellen gestützte Schilderung dieses überaus interessanten Verhältnisses bildet die Epoche des Buches: „Juliane von Krüdener und Kaiser Alexander. Ein Zeitbild von Amely Bölte" (sechs Bände, Berlin, Janke, 1861).

Der Titel wird übrigens dem Inhalt des Buches insofern nicht ganz gerecht, als es eine vollständige Biographie der berühmten Frau bietet und ihre Jugendperiode, in der sie als „Weltdame" erscheint, nicht weniger erschöpfend behandelt als die des weiteren Alters, in dem sie wie so viele, die das Leben im weltlichen Genuß ausgekostet und sich davon enttäuscht und unbefriedigt fanden, dasselbe mit dem Leben in Gott vertauschte und nun ihren Ruhm als „Heilige" suchte. Beide Perioden hat die gewandte und vielleicht jetzt nur zu rasch und viel arbeitende Verfasserin mit gleicher Sorgfalt charakterisirt und auch den seelischen Uebergangsprocess aus einer in die andere ziemlich anschaulich vermittelt, wenn wir hier gleich manchmal noch größere Vertiefung gewünscht hätten. Besonders anerkennenswerth ist die Objectivität der Biographin, die sich von der warmen Hingebung an ihren Stoff doch keineswegs verleiten läßt, ihre Heldin auf ein für deren realen Werth allzu hohes Piedestal zu erheben, im Gegentheil nicht selten ihre großen Schwächen, namentlich ihre grenzenlose Eitelkeit und Gefallsucht, mit gesundem Humor und feiner Ironie geißelt.

Juliane von Krüdener erscheint uns als eine jener eigenthümlich organisirten idealen Naturen, die einerseits mit einem Uebermaß von Empfindung und Phantasie, einem unbeugsamen Wahrheits- und Aufopferungsdrang ausgestattet und zum Höchsten berufen sind, andererseits aber nicht die nöthige Kraft entfalten, sich mit diesen ebenso gefährlichen wie schönen Eigenschaften weise und harmonisch, ohne darum ihr besseres Selbst aufzugeben, in das Getriebe der Gesellschaft einzuleben und so fortwährend mit der Gebundenheit und Engherzigkeit des realen Lebens in Conflicte gerathen, die nur zu oft ihren moralischen Untergang herbeiführen. Diese Conflicte wurden für Juliane durch ihre gesellschaftliche Stellung, als Gemahlin eines Repräsentanten des mächtigsten Staats, noch verhängnißvoller. Wenn eine Gesandtin auch nicht gerade an den diplomatischen Missionen betheiligt sein muß, wiewol dies oft genug von den Umständen geboten wird, so ist sie doch immer an die Sclaverei der Etikette und der Normen gebunden und muß mit Ironie repräsentiren. Die Gemahlin des kaiserlich russischen Gesandten B. A. G. von Krüdener kannte und wollte sich diese Selbstüberwindung nicht aneignen; so sie auch die Nachsichtslosigkeit so weit, durch ihren in gesellschaftlichen Salons mit der Vernunft und dem Ernste einer Künstlerin von Beruf ausgeführten, von der Staël in ihren „Delphine" geschilderten Charakter den Eindruck

einer Salonheroine zu machen oder, fern von ihrem Gatten, mit ihrer halberwachsenen Tochter stets und zum Weltdurchziehend, bald in Paris, bald in Genf, in Lyon, München, Leipzig, Riga ein Haus machend und mit Männern verkehrend, den einer emancipirten Abenteurerin. Der Begriff von socialer Pflicht, Ehre und Verbindlichkeit blieb für sie unverständlich. Sie gehorchte nur dem kategorischen Imperativ der Natur, dem innern Drange der Selbstentwickelung und machte mit ihrem stolzen offenen „So bin ich!" die Berechtigung der Individualität zu ihrer Devise. Ihre Wahrheitsliebe hasste und verachtete den Schein, brauchte aber auch zugleich jene Stimmen Lügen, die sie in ihrer frommen Periode als Verrätherin verschrieen. Sie erfüllte gewissermaßen ein tragisches Geschick darin, daß sie, die ihr ganzes Leben hindurch nur nach Wahrheit strebte, doch fortwährend der Täuschung unterlag, durch sich selbst nicht minder wie durch andere, und ebenso dann noch sogar der wissentlichen Täuschung beschuldigt wurde. Die genug freilich vermochte sie den Geist der Lüge mit dem der Wahrheit. Die auch, wenn der letztere ihr sein Antlitz zeigte, entfloh sie in kindischer Scheu vor seinem ernsten, herben Ausdruck. Sie suchte, wie sie von sich selbst sagte, „den Himmel in der eigenen Brust tragend, die Sünden der Welt zu bekämpfen", und erfüllte doch nur ihr Herz mit den Qualen der Hölle, weil sie sich nicht selbst zu überwinden vermochte. Wie fand sie „die innere Harmonie des Weltalls". So musste auch ihre Ehe eine unglückliche sein.

Krüdener, der, bereits an der Schwelle des Greisenalters, die „achtundzwanzigjährige" (nach anderen Berichten erst vierundzwanzigjährige — geboren 1764) zu Riga, vermählt 1782 Juliane von Vietinghoff, Enkelin des berühmten russischen Generalfeldmarschalls Münnich, im Convenienzwege geheirathet hatte, ein kenntnissreicher, in jeder Beziehung vortrefflicher, als tüchtiger Diplomat freilich praktischer und im Realen lebender, alles auf die Form und den Schein gebender Mann, suchte umsonst das von seinem reichen und stolzen Vettern in seiner intellectuellen Ausbildung gänzlich vernachlässigte, nur durch persönliche Liebenswürdigkeit, Anmuth und lebhaften Geist glänzende Kind der Natur zu seiner Gattin zu erziehen und für seine künftige gesellschaftliche Stellung zu bilden. Aber Juliane verstand ihn so wenig wie er sie. Sie, ganz Natur, Empfindung und Zartlichkeit, die in ihrer Subjectivität vor allem ein Herzensglück erstrebte, vermisste an dem mit Geschäften und Sorgen überhäuften ernsten und „im Schatten kühler Denkungsart" lebenden Gatten, dessen unbefangene Empfänglichkeit für das eheliche Glück noch zudem durch seine geschiedene frühere Ehe getrübt war, jene ausschließliche, empfindsame und leidenschaftliche Liebe, wie die Dichter sie schildern und die illusionenreiche Jugend sie träumt, und vermochte sich nicht zu seiner objectiven Vorstellung eines richtigen Stücks ihrer Verbindung zu erheben. Sie vermochte nicht wie er das Seelische und Körperliche zu trennen. Er sollte ihr zu Gefallen leben, sie aber wollte und — konnte es ihm nicht. Ihr absolutes Freiheits- und Selbstgefühl ließ ihre ernstlichsten Anstrengungen in dieser Beziehung scheitern. Selbst das Mutterglück vermochte nicht die Ungebundenheit ihrer Natur zu überwinden. Sie liebte ihren Gatten und ihre Kinder, weit mehr aber und vor allem sich selbst. Krüdener, verzweifelnd, ließ endlich alles gehen wie es ging. Sie lebte seit 1792 größtentheils entfernt von ihm im Auslande. Er starb einsam in Berlin (1802), während sie sich im Strudel der tollsten Aufregungen zu betäuben suchte.

Juliane von Krüdener erscheint als die verkörperte Selbstliebe. Amely Bölte kennzeichnet dieselbe schon genug in mehreren Scenen, wo die Mutter die Huldigungen, die ihrer aufblühenden Tochter Juliette gezollt werden, auf ihre eigene Person bezieht, die allerdings noch immer anziehend genug sich gab, um, bereits den vierzigen nahe, neben jener als ältere Schwester erscheinen und, wie in Lyon (1793), wo sie ungewöhnliche Sensation erregte, auf acht Bällen hintereinander glänzen und nochmals ihre Künstlerschaft im Schauspiel, die sie in ihren Mädchenjahren dem berühmten Doyen verdankte, entfalten zu können. Zwölf Jahre später sonnte sie in Paris mit dem Kaiser Alexander — Apokalypse, wie Heinrich Heine gesagt haben würde. Die Krüdener war von Natur offenbar mehr zu einer großen Tänzerin bestimmt als zur Gesandtin und späteren Bußschwester. Temperament und Talent wiesen ihre persönliche Schönheit und unnachahmliche Grazie entschieden zur Kunst Terpsichore's hin. Die Künstler von Florenz hatten bei ihrem Aufenthalt in Italien (Krüdener's Gesandtschaftsepoche war nacheinander in Mitau, Venedig, Kopenhagen, Berlin) ihre Körperschönheit mit der der Mediceischen Venus verglichen; besonders zeichnete sich ihr Arm und Fuß aus. Ein glänzendes,

schwärmerisches blaues Auge und ein ungemein reizendes Lächeln belebten das lebendige und wechselvolle Mienenspiel der schlanken Blondine.

Ihrer Lebensstellung lag aber, bei allem idealen Drange, die künstlerische Laufbahn gänzlich fern. So suchte sie, angeregt durch den Ruhm der altersgleichen Frau von Stael, die sie mitten in den Schrecken der Revolution von 1789 in Paris kennen lernte, deren geräuschvolle Aufregungen sie für die Stärkung ihrer durch manche ehelichen Szene angegriffenen Gesundheit entsprechender hielt als den ihr vom Arzt verordneten Aufenthalt im Süden — denn Ruhe war ihr in der ersten Periode noch „geistiger Tod" und ihre Launen kümmerten sich überhaupt sehr wie um Vernunftgründe —, die literarische Carrière und den Ruf einer „geistreichen Frau". Aber die Schwingen, mit denen sie zur Sonne des Ruhmes strebte, erwiesen sich als Wachsschwingen. Ihr einziges poetisches Werk, der bereits 1793 von ihr in Leipzig begonnene, erst 1801, kurz nach der Stael'schen „Delphine" in Paris erschienene Roman „Valerie", in welchem sie ihre eigene Jugendepoche schildert, ein Buch voll schwärmerischer Ideen, erregte allerdings einiges Aufsehen, war aber ebenso rasch wieder vergessen, während die Werke „Corinne" und „De l'Allemagne" jener großen Frau, mit der sie sich messen wollte, in der Literatur eine bleibende Stelle sicherten. Die feindliche Geschäftigkeit, mit welcher die Biographin ihre Heldin das Erscheinen ihrer „Valerie" in Szene setzen läßt, entspricht ganz dem eiteln Wesen derselben, erscheint uns aber doch mehr als eine tendenziöse Ausschmückung, mit welcher die Verfasserin im Grunde wol nur die Manipulationen der allermodernsten Publikationsmethode zu perfektionieren sucht.

Die Dichterin der „Valerie" war nicht produktiv genug, um die rasch gewonnenen ersten Lorbeeren durch frische zu ersetzen. In den Salons von Paris, wo sie mit literarischen Celebritäten, namentlich Bernardin de Saint-Pierre, Chateaubriand, Benjamin Constant, verkehrte, galt sie mehr als liebenswürdige wie als „geistreiche Frau", das Lob von ihr bewunderte Prädikat, das Germaine von Stael nun einmal als Privilegium genoß. Ja man belustigte sich nicht selten über ihre grenzenlose Eitelkeit und Anmaßung. Zerfallen mit sich selbst und mit der Welt, floh sie in ihre Heimat nach Riga, wo sie in törichten Launen verfiel, aus dem sie nur der Zufall emporriß, der ihre Bekanntschaft mit der Sekte der Mährischen Brüder vermittelte. Ein temporärer Aufenthalt in Herrnhut (1818) war der erste Schritt zur „Heiligen" — die Welt konnte ihr den verlorenen Frieden der Seele nicht bieten, denn sie überall vergeblich nachjagte. Sie sehnte sich seit Krudener's Tod mehr und mehr nach der Einkehr eines innerlichen Lebens. Der Ruf Jung-Stilling's, des wunderlichen Theosophen der Geisterkunde, trieb sie nach Karlsruhe, wo sie in seinem Hause ein freundschaftliches Asyl fand. Hier warf sie sich so in den Quietismus ein, daß sie sich mit Begeisterung von Frederic Fontaine, einem Pastor an der französischen Grenze, durch den Mund der angeblichen Somnambule Maria Kummer, seiner Verbündeten, als gottgewählte Verkündigerin des endlichen Untergangs des „Feindes Mannes" (Napoleon) und des Herannahens des „tausendjährigen Reiches Gottes" ausbieten ließ (1808) und dieser Mission mit der höchsten Hingebung alle ihre geistigen und materiellen Kräfte widmete. In das Netz eines frechen Betrügerpaares geraten, gab sie mit wahrer Opferfreudigkeit ihre sämmtlichen Einkünfte zur vermeintlichen Förderung des großen Bekehrungswerks hin, besonders zum Ankauf von Besitzthümern in Wurtemberg, Baden und Graubünden für Anlegung neuchristlicher Colonieen und zur Erziehung der armen „Brüder", während sie immermehr deren Mangel und Entbehrungen theilte. Sie erkannte es für die irdische Aufgabe, „sich Gott zu nähern, indem man sich seines Körpers entäußert". Dieser Ueberzeugung brachte sie sogar endlich sich selbst zum Opfer, indem sie sich von Fontaine zur heimlichen Ehe mit dessen unheilbar krankem, altem und häßlichem Bruder bestimmen ließ (1812), der unter der seltsamen Bezeichnung des „Quintinus" erscheint — der Vierte im Bunde. Die später Enthüllung jenen dieser einzigen Thatsache allein macht den plötzlichen Abbruch der Beziehungen Alexander's zur Krüdener erklärlich. Ihre treue Begleiter in der begeisterten Verkündigung des Friedens mitten im Kriege und einer neuen christlichen Aera, der übrigens ein gewisser Einfluß auf die Ermuthigung des deutschen Volks in der Epoche seiner höchsten Demüthigung (1808—13) nicht abgesprochen werden kann, um so mehr, als Juliane, aus der Fülle des Herzens sprechend, bei aller naiven Einfachheit des Ausdrucks eine hinreißende Beredsamkeit entwickelte, waren ein junger Schweizer aus Genf, Namens Empeytaz, und der Bruder des bairischen Ministers, Baron von Berkheim, ihr späterer Schwiegersohn. Ihre

Voraussagungen über das Jahr 1815 und ihre Prophezeiungen an die im Jahre 1814 in Baden-Baden vereinigten, Tochter Napoleon's und die russische Kaiserin Elisabeth, tragen wol nur scheinbar den Charakter des Uebersinnlichen. Ihren künftigen Erfolg bei Alexander bereitete sie gewissermaßen schon damals durch ihre Correspondenz mit dem Fürsten Galitzin und der Fürstin Stourdza vor, die nicht verfehlten, ihre in derselben an den Tag gelegte Vergötterung des edlen Selbstherrschers an dessen Ohr zu bringen. Noch ehe ihre Prophezeiung über Napoleon's Rückkehr von Elba in Erfüllung gegangen war, reiste sie auf Geheiß der Kaiserin nach einer Mühle bei Schlüchtern in Kurhessen, um hier den „Weißen Engel" zu erwarten, und wurde während ihres dortigen Aufenthalts vom täglich herbeiströmenden Volk mit Enthusiasmus als „gottbegnadete Prophetin" gefeiert. Im Frühjahr 1815 kehrte denn wirklich der große Verbannte von Elba zurück; Kaiser Alexander pilgerte im Juni auf seiner Reise vom Wiener Congreß ins Lager zu Heidelberg Schlüchtern, das seltsamerweise nicht einmal in der geraden Linie dieser Route liegt, und gewährte der Frau von Krüdener sofort die von ihr erbetene Audienz, die ohne Zeugen drei volle Stunden währte, am andern Morgen bei der Weiterreise in einem Handbillet ihre Einladung nach Heidelberg und dort denselben geheimnißvollen frommen Verkehr mit ihr zur Folge hatte wie bald darauf in Paris.

Dieser höchste Triumph, den Julianens Ehrgeiz feierte, war glänzend, aber kurz. Ihr jäher Sturz öffnete ihr indessen die Augen über die abermalige Selbsttäuschung, in der sie ihre Selbstliebe mit Gottesliebe verwechselt hatte. Nun erst „fühlte sie sich mehrfach innerlich und im Verein zur Verkündigung des Evangeliums der Liebe berufen". Sie kaufte, nach dem Verlust all ihrer Besitzungen, ein Häuschen an der schweizerisch-badischen Grenze, unweit Basel, das „Hörnlein" genannt, und predigte und bekehrte von hier aus unter zahlreichem und enthusiastischem Zulauf, bis sie, gleich jenen religiösen Schwärmerinnen des 17. Jahrhunderts, der Guyon und der Bourignon, überall, selbst in der Schweiz, bei der ihr Sohn Paul als russischer Gesandter accreditirt war, von den Behörden vertrieben und verfolgt, zuletzt von der badischen Regierung definitiv ausgewiesen und polizeilich durch ganz Deutschland bis an die Grenze ihrer russischen Heimat escortirt wurde. Auch hier, wo sie sich auf dem Gute ihres Bruders bei Riga niederließ, wurden die von ihr einst fortgesetzten religiösen Werbungen und Bekehrungsversuche mehrfach angefeindet und beschränkt. Da ging sie denn im Frühjahr 1824, schon unheilbar krank an einem innerlichen Uebel, mit einer Gesellschaft Glaubensgenossen zu Schiff die Wolga hinab nach Karasu-Bazar in der Krim, um ihre gesinnungsverwandte Protectorin, die Fürstin Galitzin, in der Gründung einer neuchristlichen Gemeinde auf den dortigen Besitzungen derselben zu unterstützen und endlich die in ihrem wildbewegten Leben bisher stets vermißte Seelenruhe zu finden. Sie fand sie hier im Tode, nicht lange nach ihrer im Spätherbst erfolgten Ankunft, am 24. December 1824.

Möge dieser allgemeine Umriß unsere Leser zur Lectüre eines Werks anregen, das, in geistvoller, fesselnder Darstellung und elegantem, im knappen, pointenreichen Dialog nicht selten an die Art der Franzosen erinnernden Stil, diese psychologisch wie literarisch gleich merkwürdige weibliche Erscheinung in ihrer Totalität und in der vielseitigsten Verbindung mit den so wichtigen culturhistorischen Momenten ihrer Zeit anschaulich zur Erscheinung bringt. L. B.

Anregungen.

Wertheimer's Jahrbuch.

II.

Eine andere regelmäßig in diesem Almanach wiederkehrende Gabe ist eine Novelle: „Aus dem Ghetto", von Leopold Kompert.

Diesmal ist die Erzählung: „Das Schuß", ein Seitenstück zu seinem trefflichen „Russisch sprechen" des vorigen Jahrgangs und somit abermals eine wirkungsvolle Illustration des jüdischen Familienlebens. Das Schuß (auch der jüdischen Tradition alles Gute, was der Mensch auf Erden thun und ihm im fernen Himmel als ein besonderes Verdienst angerechnet wird) einer Mutter bewahrt sich hier als segnender Schutzgeist ihren vermuthlich zurückgelassenen Kindern, denen sie Obhut des Vaters durch dessen Verheirathung entzogen ist, und befähigt sie, den verirrten Vater in den Schooß der Familie, des Glaubens und der Tugend zurückzuführen. Der ganze Vorgang ist höchst innig und mit überzeugender Wärme erzählt.

Gewissermaßen einen Commentar zu dieser in Böhmen spielenden Geschichte bildet H. Wolf's Auf-

Anna! Angebetetes Weſen, entfliehen Sie mir nicht! Ich beſchwöre Sie, Anna! Retten Sie ein unglückliches Herz! Wir ſind allein. Anna, ich habe keinen Gedanken mehr als Sie! Anna, — meine Liebe (hat Annen, die ihm flieht, verfolgt bis in den Hintergrund).

Churfürſtin

(tritt plötzlich hinter ihnen mit ihren Damen dazwiſchen).

Es iſt jetzt eine ſchwere Zeit, mein lieber Sohn, Sie werden der Einſamkeit bedürfen, um für das Beſte Ihres Volkes zu ſorgen! (Führt ihm mit einer komiſchen Miene Anna fort.)

Fr. Auguſt.

Mort de ma vie! Die Lehre hätt' ich mir ſelber geben können!

Vorhang fällt.

sag: „Juden in österreichischen Strafanstalten". Des Verfassers statistische Mittheilungen aus den Jahren 1857 und 1858 bestätigen aufs neue alles, was als charakteristische Merkmale am Juden von je beobachtet wurde. Persönlicher Muth im Angriff kann nicht der Tugend eines über den Erdball zerstreuten und Jahrtausende hindurch nur unterdrückten und verfolgten Volkes sein. So finden wir denn auch den Juden wenig, zuweilen gar nicht vertreten in allen gewaltthätigen Verbrechen, die, wie sehr sie auch auf Roheit und sittliche Verwahrlosung deuten, doch immerhin angreifen Muthes erfordern, wie Todtschlag, Mord, Raub, Brandlegung, schwere körperliche Beschädigung, gefährliche Drohung, Erpressung, gewaltsamer Einfall in fremdes unbewegliches Eigenthum, Handanlegung gegen obrigkeitliche Personen, Majestätsbeleidigung. Der Verfasser findet das Motiv für die fast gänzliche Enthaltung der österreichischen Israeliten von Mord und Todtschlag im „Verbot" der jüdischen Religion, „Menschenblut zu vergießen". Dies Verbot hat aber die christliche Religion ebenso entschieden; die misverstandene römisch-katholische Lehre von der priesterlichen Absolution hebt allerdings leider die heilsame Wirkung desselben wieder auf und macht die im Jahre 1858 von Christen verübten 844 Morde und Todtschläge im überwiegend katholischen Oesterreich einigermaßen erklärlich.

Für die jüdische Vorsicht und kluge Ueberlegung zeugt die geringe Betheiligung oder auch gänzliche Enthaltsamkeit an fahrlässiger Tödtung eines Menschen, Verstümmelung, Münzverfälschung, Fälschung öffentlicher Creditpapiere; die beiden letzteren ganz Verbrechen, die fast ohne Ausnahme zur Entdeckung des Urhebers führen. Die jüdische Friedfertigkeit beweisen die wenig oder gar nicht vorgekommenen Straffälle in boshafter Beschädigung fremden Eigenthums, Religionsstörung, Aufruhr, Besitzen und Tragen verbotener Waffen (unter 1865 Fällen im Jahre 1858 gar keiner). Die orientalische Sinnlichkeit tritt eben nicht stärker hervor als die abendländische, indem sie im Jahre 1858 ungefähr den 44. Theil der constatirten christlichen Verurtheilungen wegen Nothzucht, Schändung u. s. w. einnimmt, während die israelitische Bevölkerung ungefähr den 42. Theil der Einwohnerzahl des österreichischen Kaiserstaates (36 Millionen) ausmacht. Sogleich prägt sich der den Juden charakteristische Hab- und Uebervortheilungssucht auf in folgenden Fällen. Die Rubrik Veruntreuung weist bei jüdischen Bevölkerung bei Landtag den 27. Theil der Straffälle zu, Wucher ist gar den 12., Betrug den 10. und Concurs ebenfalls den 10. Theil. Wenn die Rubrik Diebstahl gleiche nur mit ungefähr dem 40. Theil, also bedeutend einem das Verhältniß der Bevölkerung übersteigenden, belastet, so müssen wir wol bieten für die Juden, gegenüber der ihnen zum Vorwurf gemachten Habgier und Uebervortheilungssucht, den allerdings Umstand ebenfalls mehr bei mit dem Diebstahl immer mehr oder weniger verbundenen und von ihnen so sehr gefürchteten persönlichen Gefahr zu schreiben als ihrem sittlichen Standpunkt. Gern wollen wir indessen dem Verfasser des interessanten Aufsatzes zugeben, daß im allgemeinen die charakteristische Neigung des Juden zu den letztgenannten Verbrechen und Vergehen in seiner seitherigen Beschränkung in den rechtlichen Mitteln und Wegen des Erwerbs sowie in der Mangelhaftigkeit der israelitischen Schulen einen nachhaltigen Entschuldigungsgrund findet. Ebenso gern wollen wir seine Hoffnung theilen, daß in dieser Beziehung die wie in Oesterreich so fast überall für die Juden anbrechende neue Aera Heilsames wirken wird.

Dr. M. Kayserling's diesjähriger Beitrag „Herder und Mendelssohn" beruhet — nach unserer Meinung zu apodiktisch und nicht scharf genug — das eigenthümliche, bald freundschaftlich anziehende, bald tiefig abstoßende Verhältniß dieser beiden gefeierten Humanitarier. So sehr einerseits Herder's Verdienst um die Geschichte und Poesie sowie um die Emancipation des Judenthums anerkannt wird, erscheint doch andererseits das Benehmen des „christlichen Superintendenten", der sich nie ganz dem Einflusse des schwärmerischen Lavater und Jakobi und des erhabenen Hamann entziehen konnte, dem um 15 Jahre ältern „jüdischen" Philosophen gegenüber ziemlich launenhaft, empfindlich, mit einem Wort ganz so, wie sich Herder gegen Goethe verhielt. Ein maskirter Ehrgeiz, sogar auf Herdern ganz verzeihbaren und in seiner letzten Lebenszeit fast aus der seinem nächsten Wirken gegenwendenden Haltung erklärlichen Irrthümern. Die Schlußworte Kayserling's haben wenig Ueberzeugendes: „Noch einmal erwachte das Gefühl der Innigkeit und Liebe, welche er früher für Mendelssohn gehegt, als ihm die Todesnachricht des ehemaligen Freundes gemeldet wurde. „Du wirst schon wissen", heißt es in einem Briefe vom 15. Jänner 1786 an Jakobi, „daß Mendelssohn todt ist; alle Arbeit hat nun ein Ende. Er ist am 4. am Schlage gestorben und ich wollte, daß sein Aufsatz nicht mögte vollendet sein. Mit Leuten zu streiten, ist immer unangenehm. Die Göttin hat ihn weggerückt. Mich hat sein Tod frappirt und dazu traurig." —

Der durch energischen Stil nicht minder wie durch Schärfung ausgezeichnete liberale Simon Szántó gibt in „Enthüllungen und Streiflichter" werthvolle pädagogische Winke.

Schließlich erwähnen wir noch Dr. M. Wolf's Geschichte der beiden Tempel Wiens, der alten und der neuen Synagoge: „Vom ersten bis zum zweiten Tempel. Geschichte der israelitischen Cultusgemeinde in Wien, 1820 — 60" (Wien, Braumüller, 1861). Diese Darstellung ist nicht blos von lokalem Interesse. Die gottesdienstlichen Institutionen des ersten Tempels in Wien, die 1820 ins Leben traten, können der Hauptsache nach von allen jüdischen Gemeinden als mustergiltig betrachtet werden. Der zweite Tempel, der 1858 in der Leopoldstadt eröffnet wurde, hat mit dem ersten die gleiche Verwaltung und den gleichen

Ritus. An die Geschichte dieser Tempel schließt sich eine gedrängte Darstellung der Religionsschule und aller in der hiesigen Gemeinde bestehenden frommen Stiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten. Schließlich werden auch einige Notizen über die israelitisch-türkische Gemeinde zu Wien mitgetheilt.

Neue Gedichte.

VI.

Vielfach neue Themen behandelt Louis Münkel in „Bunte Blätter" (Hannover, Helwing, 1861), und wo derselbe schon dringende Stoffe bearbeitet, gelingt es doch in neuen Wendungen. Es ist immerhin eine Seltenheit, lyrischen Gedichten zu begegnen, welche sich nicht in überlieferten Phrasen bewegen. Vor zwei Artikeln ist aber der sonst achtbare Verfasser zu warnen. Einestheils läßt er manchmal seinen Stoff in allzu viel Verse zerfahren, anderntheils stört ein gewisses nüchternes Element, das dem stimmungsreichen Gedicht die Weihe raubt.

„Böhmische Naturdichter. Literarhistorische Studie von Alfred Waldau" (Prag, Gerzabek, 1861), weiten so viel Namen aus, daß wir einen Slawisten hören müssen. „Auf dem slawischen Boden finden sich weder indische ausgemeißelte Räume noch ägyptische Bauten, die slawische Hand hat nicht griechische Statuen gebildet, noch romanische Malereien entworfen; aber dafür ist das slawische Gemüth in das Lied übergegangen und hat sich in diesem manifestirt. Alles, was nur irgend die Seele des Slawen lebendiger berührte, offenbarte sich im Lied, außer diesem ist kein Zugang zu ihm zu finden, der sicherer wäre." Es sind demnach 40 Naturdichter, meist dem Bauern- und Handwerkerstande angehörend, welche Alfred Waldau durch Lebensskizzen nebst poetischen Proben in seinem Büchlein vorführt. Die mit Umsicht und großem Fleiß hergestellte Sammlung gemahnt an einen Strauß einfacher Aehren und Waldblumen. Sehr Treffendes enthält die Einleitung des Herausgebers über Wesen und Bedeutung der Naturpoesie überhaupt. Wir lassen nachstehend einige kürzere Gedichte als Probe folgen.

Böhmische Gebirge.

Böhmische Gebirge,
Ihr erhebt euch mächtig;
In die weiten Thäler
Blickt ihr klangreich, prächtig.
Ueber alle Kreise
Haltet ihr die Wache,
Und mit starken Armen
Schirmt ihr Böhmens Sache.
Ueberragt kastlich
Alle Nachbarreiche,
Das nicht eure Kraft
Böhmens Volk unsichliche.

Der Auswanderer.

O glücklich, wer daheim mit treuer Hand
Den Samen streut ins treue Ackerland!

Unglücklich, wer die eigne Heimat schilt:
„Das ist ein Wüstenland, drauß Leid nur quillt!"

Du armes Vöglein, ohne Trost und Lieb,
Das aus der Heimat in die Fremde zieht!
Du suchst Trost bei einer Meerkatze,
Statt Aerzten findest du — ein Krallenpaar!

Die wilde Rose blüht am Rain,
Ihr Blätterhundert nützt der Thau,
Sie wiegt sich sacht im Lüftchen lau,
Die Lerche singt ihr im Frühlichschein.
Wie mich ihr wilder Duft entzückt,
Der Duft der Aehren, weiß und licht!
So duftet selbst die Rose nicht,
Die einen Königsgarten schmückt.
Ich sag' — Du wilde Rose hier,
Arm bist du, auch ich bin nicht reich,
Glaub' sind auch unser Loose gleich:
Ich muß — Laß lösen dich von mir!

Shakspeare — ein Homöopath.

In einer kurzen Musterung der gangbaren Heilkunst, der Wasserkuren und der Homöopathie, die Dr. W. Graban in Altona unter dem Titel: „Warum ich Homöopath wurde" (Hamburg, Naumann, 1861), herausgegeben hat, wird zum Beweise, daß absolute Gegensätze auch im menschlichen Gemüth keineswegs heilen, sondern nur das Gleichartige und Aehnliche, aus Shakspeare die Stelle angeführt, wo Benvolio dem um Rosalinde liebeskranken Romeo sagt:

Ein Nagel treibt den andern nieder,
Ein Schmerz kann einen andern Qualen mindern;
Drehst dich im Schwindel? Hilf durch Drehn dir wieder!
Nimm and'res Leid! Das wird dein Leiden lindern!
Sag' in dein Auge neuen Zauberlicht,
So wird das Licht des alten fortgescheucht.

Gedichte

von Hugo Delbrueck.

I. Der Rhein und die Poesie.

Mallend seines Ruhmes Pfade, wo die Burgruinen grauen,
Leben weckend allerorten, wo er fließt durch die Auen,
Grüßt der deutschen Ströme Kaiser gnädig alle, die da kamen,
Ihn zu schauen, ihn zu ehren mit dem trauten Vaternamen.
Und die Muse des Gesanges schwebt herab zu seinen Matten,
Schlingt die weißen Götterarme um den kaiserlichen Gatten;
Ihres Busens kalte Woge küßt begehrend seine Stirne,
Und es duftet in den Thalen und es leuchtet jede Firne.

II. Empor.

Ewige Wölbung, blau, blau!
Schimmre deinen Friedensbogen
Allen, die ins Erdengrau,
In den Streit hinabgezogen!
Einmal weckt doch im Gemüthe
Deiner Farben lichtes Scheinen
Fruchtgedanken einer Blüte
Und die Sehnsucht nach dem Reinen!

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Briefe aus Köln. III. — Johanna Wagner. — Aus deutschen Bädern. VI. Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter.

Briefe aus Köln.

III.

Erwähnen müssen wir das in wunderbaren Farben glühende Bild von Anselm Feuerbach in Rom. „Tante mit edeln Frauen aus Ravenna fragleren gehend", und von demselben Künstler mehrere andere ausgezeichnete Arbeiten, namentlich Porträts, alle von einer eigenthümlichen Kraft des Ausdrucks und Glut der Farben. Endlich noch ein zweites Bild von Pilotty, ganz seines gewaltigen Pinsels würdig: Galilei im Gefängnisse, auf mit Kreide gezeichnete astronomische Kreise blickend, während ihn von oben einige Mönche belauschen. Besonders die Beleuchtung ist von gewaltigem Effect.

Wir wenden uns nun zurück nach dem Mittelsaal, um zur rechten zu gehen, und finden hier zunächst aus Karlsruhe, Königsberg und Danzig. Hier tritt uns entgegen als Landschaftsmaler ersten Ranges der Director der badischen Kunstschule, Schirmer, besonders in seinen zehn biblischen Landschaften mit Staffage, die die ganze Mannichfaltigkeit der Scenerie, die der heiligen Geschichte als Schauplatz dient, mit Fels und Berg und Wald und Palmengruppen und fahler, nackter Wüste mit ergreifender Schönheit darstellen und damit zugleich die Vielseitigkeit seines schöpferischen Genius aufs glänzendste documentiren. Des Gouvres in Karlsruhe zeigt sich als bedeutenderer religiöser Maler; Matthias Artaria in Mannheim sagt als Historienmaler und im höheren Genre hervor. Von Friedrich Overbeck in Rom finden wir hier die Auferweckung des Lazarus; von Wilhelm Gleyre und R. Ybel bedeutende Landschaften. Das beste Bild aus Königsberg ist Ludwig Reinkeitter's „Perseus am Sarge Heinrich's IV. in der neugeweihten Kapelle der heiligen Anna zu Speier 1106", aus Danzig das ungemein frische Bild von Otto Brausewetter, „Duell zwischen Cavalieren aus dem vorigen Jahrhundert".

In dem großen Hauptsaal, der der berliner Kunst gewidmet ist, haben wir die angenehme Pflicht, auch eine Künstlerin zu ehren, und wir lassen ihr, wie billig, den Vortritt. „Die beiden Marien am Grabe Christi", von Anna Schlab, ist ein Bild von Rubens'scher Schönheit. Ein schlichtes Bildchen, „Monte St. Angelo", zieht uns zu aufmerksamerer Betrachtung an, weil es von dem liebenswürdigen Dichter herrührt, der durch seine anmuthigen Scherze in allen deutschen Herzen fortlebt — August Kopisch. Das Bildchen ist schlicht und klein und etwas zu blau; ich muß gestehen, sein „Trompeter" ist mir lieber. Als Stern erster Größe strahlt hier Vogel. Unter seinen Porträts ist wunderbar schön das des alten Gottfried Schadow, sehr bedeutend auch das Oberwaldner's, sein eigenes und das seiner Kellerin. Von der ruhigsten, erhabensten Schönheit in Formen und Farben ist sein Christus, den Untergang Jerusalems weissagend, ein Bild, das, obwol ganz dem modernen Bildungsgebiet angehörig, den bedeutendsten Leistungen der großen Italiener würdig zur Seite geht. Auch „Hiob, von seinen Freunden besucht", ist ein ausgezeichnetes Bild, obwol der Gegenstand weniger schön, und sein „Märchen unter einem Baume" (schwüle Sommerhitze, ein lockender Wasser fließt vorbei) hängt schon in colorirten Nachbildungen in mancher Badestube. Ihm schließt sich würdig an R. Gnauth's „Gethsemane", während H. Stilke's „Judith und Holofernes" etwas entfernt erscheint. Von H. Kretschmar ist unter anderm ein schöner Cromwell da, von J. Schrader zwei sehr bedeutende historische Bilder: „Maria Stuart reicht sich die Hostie vor ihrer Hinrichtung" und „Cromwell am Sterbebett seiner Tochter"; von Th. Weber eine originelle Landschaft aus dem Spreewald, von G. Mensching ein paar seiner reizenden Kinderbilder, von dem launigen Th. Hosemann eine berliner Volksscene, von A. Eichhorn ein paar ausgezeichnete griechische Landschaften, denen sich würdig die des vielseitigen Landschafters G. Hildebrandt anreihen. Ein sehr elegantes Bild ist A. Borckmann's „Der Landmann" und einen würdigen Schluß macht das durch einen eigenthümlich verwischten Rubens'schen Farbenton seltsam bewegte Bild von P. Pleckbeck, „Maria von einem Engel betrauert", das in dem einsamen Winkel eines kleinen Nebensaales sich fast der Kurzsichtigkeit entzieht.

Wir hätten wollen in Aufzählung auch nur des Bedeutendsten und doch haben wir noch in der großen Säle die Leistungen der glänzend und mit der größten Vollständigkeit vom Vielstück und Stillleben bis zum Heiligenbild — denn in all diesen Zweigen hat Düsseldorf Meister aufzuweisen — repräsentirten Düsseldorfer Schule zu bewundern. Hier treten, um uns die ganze Kunstgröße der modernen Malerei zu vergegenwärtigen, vor eine unscheinbar braune Mondlandschaft von Andreas Achenbach, ein Bächchen mit Weidengestrüpp am Ufer, jenseits einige Hütten, in denen schwache Lichter scheinen, diesseits ein paar Fischer mit einer düstern Laterne. Es ist so dunkel, daß keine Farbe hervortritt und dennoch die vollendetste Harmonie der Beleuchtung, sowie und

eine Befriedigung ganz eigener Art aus dem Bilde anspricht. Da — am andern Ende des Saales — ist das über alle Beschreibung schöne Bild von Th. Hildebrandt, „Odysseus, seine Thaten erzählend", eine Perle der Ausstellung; ferner das in seiner Ruhe und Einfachheit doch so charakteristisch schöne und gewaltig wirkende Bild von Lessing: „Der Kaiser läßt Papst Paschalis gefangen nehmen". Ueberhaupt muß jeder, der die auf der Ausstellung vorhandenen Bilder Lessing's genauer betrachtet, die Ueberzeugung von der überragenden Bedeutung dieses Künstlers mit hinwegnehmen. Es mag vielleicht (und dies ist ein sehr großes Vielleicht; denn gehört ausdauernder Bildungstrieb nicht mit zu den Requisiten des Genius?), wir sagen, es mag vielleicht in der Gegenwart genialere Künstlernaturen geben, aber sicher keine, die in dem Maße wie Lessing zur vollkommen harmonischen Ausbildung der Technik gekommen ist. Jedes einzelne der Motive, aus denen seine Bilder zusammengesetzt sind, ist originell, bedeutend, schön; nichts, das blos zur Ausfüllung dient, hier die zerschossene, um die Fenster herum vom Feuer geschwärzte Kirchenruine, die seltsamen Grabsteine, zwischen denen ein Priester einem sterbenden Landsknecht Beichte hört, die halbzerbröckelte Umfassungsmauer, aus der der natürliche Fels hervorragt; dort im Hintergrunde der etwas windschief am Galgen Baumelnde, das von der Erde aufwärts zugeworfene Brunnenloch im Klosterhofe — Lessing wird nie langweilig, alltäglich im Detail, jedes Stück seiner Compositionen trägt den Stempel der Genialität an sich. Und dabei die vollendetste Harmonie des Ganzen in Form und Farbe. Lessing's Bilder sind so schön, so ergreifend, so reich und doch so unendlich einfach. Das Romantische, Phantastische, Abnorme, das Rohe, Burleske gelangt bei ihm ebenso gut zum vollkommenen Ausdruck und zur vollen Wirkung wie das Erhabene und plastisch Schöne, aber ohne daß seine Darstellung den Schwerpunkt des erhaben Schönen je verliert.

Da ist W. Camphausen mit einer Reihe der prächtigsten und feinsten Kriegs- und Soldatenbilder, Karl Schlesinger, Karl Hübner, Christian Böttcher mit den reizendsten und ergreifendsten Bildern im höhern Genre, das der edlern Lyrik, der Ballade und Romanze entspricht und in Düsseldorf besonders reich vertreten ist.

(Ein vierter Brief demnächst.)

Johanna Wagner.

°°° **Berlin.** — Kanonendonner und eiserne Kreuzritter, der Besuch in Compiègne und die Krönung — alles war für den 30. September vergessen!

Frau Jachmann-Wagner „trat zum Schauspiel über" und spielte die Iphigenie.

Ein Haus bis auf den letzten Platz gefüllt! Die Garderobefrauen sagten: „Mir ist ordentlich ängstlich zu Muthe!" — „O", tröstete ein anderer, „ich habe von der Probe gehört, sie ist hinreißend!" Einer, der mit den Honorargebern in näherer Verbindung steht, versicherte jungen Kritikern: „Eine maiestätische, sonore Erscheinung!" Schade, daß der gute, weißlockige Hofrath Teichmann, das „ästhetische Gewissen" und das statistische Bureau der Hofbühne in Einer Person, schon zu den Seligen gehört und uns nicht mehr sagen kann, ob das Publikum der ersten oder dieser Vorstellung der „Iphigenie" bewegter, erwartungsvoller und lautloser gewesen, als der Vorhang aufging.

Stürmischer Beifall bei jeder Szene, die Iphigenie von der Tempelhalle hinunterschreitet. Hinter ihr, ein Geistergefolge, ziehen allerdings die Schatten von Oedipus, Klytämnestra, Romeo und Lancret und winken die einen mit ihrem Schwert, der andere mit seiner Leier, deren Töne selbst die Furien der Unterwelt beschwichtigen. Schweigend fügte Ihr Correspondent sein Haupt; er gedachte der Dithyramben, die er Ihnen vor Jahren über Johanna Wagner geschrieben, wenn sie auf goldenem Wagen, die Gattin Agamemnon's, in das Lager der Griechen fuhr und alles, Ton und Haltung bis zum letzten Saum ihres Gewandes eine himmlische Harmonie war; er gedachte des heroischen Aufschwungs, der sie beseelte, wenn sie für Amenaide ihren Handschuh dem stolzen Orbassan entgegenschleuderte, er gedachte aber zugleich der verhängnißvollen Prophezeiung, die Sie über Sängerinnen, die Schauspielerinnen zu sein glauben oder zu werden wagen, aussprachen — und er verhüllte sein Haupt.

Trotz aller Kränze, trotz aller Beifallsrufe, trotzdem, daß eine ergraute Theatergängerin in stürmischer Bewegung sagte: „Da haben wir unsere Crelinger wieder!" es ist nichts — nichts! Ein Instrument spielt virtuosenhaft vor uns ab; die Iphigenie ist es nicht, die des Bruders Wahnsinn löst und den Thoas versöhnt!

Frau Jachmann-Wagner hat sichtlich ihre Rolle mit Frau Crelinger besprochen und deren Declamation als gültig angenommen. Wie immer bleibt die Copie hinter dem Original zurück, um so mehr, wenn der Sprecherin alle weichen, vermittelnden Töne fehlen. Frau Jachmann-Wagner spricht wirr durcheinander hoch und tief, schrill oder dunkel. Auf jeden Vers des Partenitedes setzt sie andere Noten. „Und hatte vergebens, im Finstern gebunden, gerechten Gerichts" spricht sie, als ob Don Philipp sagte: „O einen neuen Ton hilf mir ersinnen, der Rache fürchterlichen Gott!" Die „Opfergerüche", das Athmen erstickter Litanen behandelt sie, als ob es gelte, einen süßen Triller voraus zu machen. Das Gebet an Diana: „Du hast Wolken, gnädige Retterin", klang wie: „Di tanti palpiti!" Musikalisch blieb Anschauung, Behandlung, Betonung; die Hälfte ihrer Rolle sprach Iphigenie ins Publikum hinein, weder Orest noch Thoas sah sie an, wenn es der Vers nicht ausdrücklich bemerkte; es war keine hohe, edle Seele, welche die andern zähmt, beschwichtigt, reinigt und adelt, es war eine Concertsängerin,

die ihre Arien für sich allein vorträgt. Ach! Das Kleid und der Kranz und die goldenen Armspangen, sie gehörten wol einer Heroine; der Gang, die Haltung war es wol, wie Götterbilder schreiten und still auf ihrem Sockel, an ihrem Altar stehen, aber diese Statue klang nicht und ihre eckigen, gleichförmigen Bewegungen der Arme, die sich entweder verstecken oder über die Brust zusammenfalten, glichen den ersten Versuchen der Künstler, dem ruhenden Stein den Schein des Lebens zu verleihen. Weder den Sinn noch das Herz Iphigeniens besaß Frau Jachmann.

„Wir rechnen der Anfängerin die unzähligen falschen Accente nicht zu hoch an, die z. B. aus dem „Im Haus und in dem Kriege herrscht der Mann" — „Im Haus und in dem Kriege herrscht der Mann" machten und in dem Schlußvers des Ganzen einen sonoren Drucker auf das „Rechte" in formlosem Unverständniß legten, als ob Iphigenie dunkel an eine Heirath „zur linken Hand" gedacht. Aber was uns für ihre schauspielerische Laufbahn ein schlimmes Zeichen ist, überall empfand man das Angelernte, Erkünstelte. Nur ein einzigesmal betrat sie einen tragischen Zug, als sie zu Thoas sagte: „Verstoß uns, wenn du darfst!" Von all der süßen, reinen Weiblichkeit, von all der sinnenden Sehnsucht der Griechin, dem hoheitsvollen Wesen und der begeisternden, gesund und natürlich harmonischen Rede der Priesterin, mit der Emilie Heusler, die wahrlich an sich keine geniale Schauspielerin war, diese Rolle ausstattete, war nicht ein Schatten da. Und was wir im Grunde erwarteten, ein gewisses dämonisches, der Rachel abgelauschtes Spiel, das in der Erzählung des ersten Actes, in dem Ausruf: „Vernimm, ich bin aus Tantalus' Geschlecht!" in dem dumpfen, traumbefangenen, einschläfernden Wiegenlied der Ammen mit bittersüßem Schauer die Seele uns rühren würde, scheint ganz außerhalb des Gesichtskreises der Sängerin zu liegen. Wie hätte sie sonst das Largenlied mit hundert gesprochenen Coloraturen ausschmücken können!

Ihr Correspondent kann wie Frau Jachmann als Orpheus und tröstete ihn noch um die verlorene Eurydice — sie selbst! Warum blieb sie nicht auf den heiteren klingenden Höhen! Warum stieg sie in die Tiefe hinab, wo gerufen und nicht gesungen wird!

Der Enthusiasmus wird sie allerdings auch noch als Maria Stuart und Gräfin Orsina begleiten. Jeder Tadel wird als Hochverrath und gelehrte Recensionen angegeben werden — wann wurde je der Ruf des Warners gehört? Allmählich aber, wenn die Neugierde sich gestillt, die Seltsamkeit des Magnifico sich verloren hat, Frau Jachmann-Wagner, in das Repertoire eingefügt, nicht mehr Verse von Goethe und Schiller, deren unvergängliche Schönheit auf ihre Sprecherin zurückstrahlt, zu declamiren, sondern die vielleicht matten Worte eines neuen Dichters zu beleben hat, dann — ja dann wird unser Theater um eine große Sängerin, die jeder, und wäre ihre Stimme noch gebrochener, mit der Sehnsucht der alten Vorliebe umfaßt, ärmer und um eine — mittelmäßige Schauspielerin reicher sein. Wir lieben, wie bewunderten Johanna Wagner, aber — „mögen die Götterbilder zu Staub werden" — es gilt nicht die Person, es gilt die Kunst.

Aus deutschen Bädern.

VI. Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter.

Wir führen den geneigten Leser von Baden-Baden, der pariser Domäne, tiefer ins romantische Land hinein — in den Schwarzwald und seine Bäder und schildern sie im Winterkleid.

Hinter Oberweier, am Wege nach dem Schwarzhof, liegt ein großer Weiher, ein ganz kleiner Dampfer, ein Kugelspiegel mitten in dem Circus, den die Berge ringsum hier bilden. Dort konnte du gegen Ende September alte Jahre sehen, wie unsere teutschen Vorväter, die sein Krieg und seine Misernte, seine Gottsuche und seine bevorstehende Revolution abhält, die Bäder unsere lieblichen Thälchens zu besuchen, sich zur Abreise vorbereiten, wenn ihr „Saison" vorüber ist. Dann kommen sie in Scharen von Hunderten und Tausenden herangeflogen — unsere treuen Gäste, die glückverkündenden Schwalben —, streichen im Jubel über den glatten Wasserspiegel hinweg, schießen ihre Kringel an dem klaren Krystall, daß der klare Himmelsspiegel kleine Bläschen und Ringlein schlägt. Alle Gelehrten sind darüber einverstanden, daß es eine unbegreifliche Sage, wenn die Unzuverlässigkeit der Schwalben oft behauptet, viele Schwalben jetzt vor grauen Nebel über Wald und Meer einen Winterschlaf im Schlamm unserer Teiche vor. Es ist wirklich eine der schwierigsten Verleumdungen, die man gegen sie erfinden konnte. Aber wer dem Spiele zusieht, das hier während der Wanderzeit bei Sonnenuntergang alle Tage eine neue Schar Schwalben in lustigem, lustigem Gewimmel treibt; wer sieht, wie sie hier hell und kreischend auf den Wasserspiegel herabstürzen und wer dann die kleine dunkle Nonne, die es die zum Wasserspiegel verfolgt, und den Ringen verliert, der weiß, wie die Sage entstanden. Vielleicht aber bleibt auch wirklich die eine und die andere zurück; vielleicht verbuchen sie hier ihre Kraft; vielleicht halten sie hier, wie ja auch die Störche bei der Reise, eine Art Gericht und wer die Probe nicht besteht, der wird zum Weiherteufel — zum Schlammist, sagt mein Dichter — verurtheilt und muß hier warten, bis die Frühlingssonne kommt und ihn wieder befreit.

Doch — was kommert uns die gelehrte Streitfrage! Das Bild, das Spiel, das die lieben Gäste hier aufführen, ist schön, und das ist alles, wonach wir fragen. Wenn aber der letzte Schwarm, der vielleicht schon aus weiterm Norden kam, hier sein Bad genommen hat, wo sein Wasser nach und nach immer höher steigt, zuletzt hoch über dem Auge aufschwimmend, weiter zieht, dann hat unsere Badegäste von Baden wieder längst über alle Berge weggezogen, dann ist es bereits still und einsam hier, still und einsam, himmlisch ruhig und paradiesisch schön.

Zum Verwundern ist es jedenfalls, daß es kaum je einem der badenweiler Vorgänge eingefallen, ein wenig darüber nachzudenken, wie es sich im Herbst und Frühjahr schon in diesem Ländchen leben mag. Ein Sommer, wie auf

Beispiel, Ende Juni und gehen, wie auf Befehl, mit dem ersten Herbstwindhauch. Und wenn sie kommen, ist der schönste Theil des Jahres vorüber, und wenn sie gehen, stehen die schönsten Tage und erst bevor. Du, der du hier wachst an einem heißen Sommerabend und den Untergang der Sonne jenseit des Rheinthals in den Wogen bewundert hast, denke dir das ganze Land in der wundervollen Pracht eines Herbstabends! Denke dir die Wiesen duftend, kleine Nebelwolken wie Seen, von Sonnenstrahlen durchwebt, über sie herziehend, den Wald prunkend im Purpur seiner Todesahnung und hoch oben den Kobaltblauen, krystallreinen Himmel, an dem die Sonne ohne den Schatten eines Wölkchens emporzieht und endlich lebensmüdeabend langsam hinter die hellen, klaren, hundertfarbigen Berge herabsinkt.

Und nun komm' mit auf den Blauen! Du wirst hier eben an einem Aussichtspunkt. Es war schon, sehr schön hier; aber dennoch deckte ein leichter Duft wie ein hinaufgewebter Schleier die Alpen. Und als du hier eben warst, kamen Gargäste rechts den Berg herauf auf Stein geritten mit ihrem Gefolge von Laggaronis-Gaisbuebern, während links eine andere Schar, hinabziehend, schnatternd, lockernd, jubelnd in dem Gehölz verschwand. Aber nun denke dir alles hier oben in stiller, feierlicher Einsamkeit! Weit und breit hörst du keine Stimme; nur in der Ferne hallt der Schlag der Holzart, die eine Tanne fällen soll, wider. Dann fliegt ein Vogel durch die Zweige. Sonst ist alles feierliche Sonntagsruhe. Und so still wie der Wald, so rein ist ringsum die Luft. Dann treten die Alpen hervor in ihrer ganzen Pracht. Von einem Ende zum andern, vom Tannis bis zum Mythstein streift dein Auge an dem majestätischen Halbkreise der ewigen Eisberge empor, grüßt hier den gewaltigen Leni, dort das Schreckhorn; hier den prachtvollen Mönch in seiner weißen Riesenkutte und dort die Jungfrau, keck ihr Haupt zum Himmel hinaufreckend. Kein Wölkchen, kein Dünstchen trübt neidisch zwischen dich und deine weißen Alpenregnte, die aus der Ferne zu dir herüberwinken, bis die Sonne, sinkend, sie mit ihrem Scheidegruß in Purpur hüllt.

Das sahst du ganz und voll nur an einem Herbstabend. Kaum je schöner aber mag dies Schauspiel erlebt worden sein als an einem Abend des St.-Martinifestes im Schillerjahre. Am Morgen des hundertjährigen Geburtstages unsers Dichters wanderte schweigsam und einsam ein Mann, der sein halbes Jahrhundert, die Hälfte des neunzehnten, mit allen den Stürmen, die es geboten, hinter sich hat, der die hellen Hoffnungen der vierziger Jahre mit durchgemacht, das harte Brot der Verbannung gegessen, in Amerika Ruhe gesucht und nur das Heimweh gefunden und der dann heimgekehrt — ein Fremdling inmitten seiner ihm fremd gewordenen Familie und Jugendfreunde war —, schweigsam und einsam wanderte er den stillen Pfad zum Blauen hinauf. Dort wollte er sein Schillerfest feiern. Oben angekommen, ruhte er aus und blickte in die Ferne hinaus. Da lagen sie, die eisigen Riesen, vor ihm, brillantblendend. In ihrem Bereich hatte auch er die Freiheit gesucht und erlangt, kleine Eigenheit — aber auch hier und dort eine Alpenrose, hier und dort eine Pflanze, ein Blümlein gefunden, die von dem kleinen Treiben der Menschen auf das große Walten Gottes in seiner herrlichen Natur hinwiesen. So oft ihn die Menschen verletzten, zog er aus in die Berge die zu dem Ruhe des ewigen Schnees, bis in dessen Schluchten zum letzten Plätzchen, das unter Eis und Schnee kommt — die wurden seine Freunde, seine Gesellen, seine Tischgenossen, seine Familie. Die Gelehrten nennen ihn einen Botaniker; sie haben ihn zum Mitglied dieser und jener ihrer gelehrten Gesellschaften gemacht; — aber er ist in der That nicht der Forscher, der Anatom, der Kritiker des Pflanzenreiches, er ist der stille, treue Freund der Pflanzen. Alle Jahre durchläuft er den Kreis seiner Lieben; auf dem „Balgen" besucht er eine nur hier vorkommende Veilchenart; in einem Felsspalt des Blauen kennt er ein einsiedlerisches Kirchlämchen, aber am Rande der Eiswand des Schreckhorns sagt er im Hochsommer alljährlich einem — ich weiß nicht mehr, wie das Ding heißt — „Guten Tag!" Ich denke mir, die Blümchen kennen ihn ebenso gut wie er sie; ich glaube fast, er versteht ihre Sprache und sie erzählen ihm ihre stillen, unschuldigen Geheimnisse. Was weiß ich, nur so viel ist sicher, der arme Mann hat unter den Menschen nicht gefunden, was dem Menschen Seele gibt, Liebe; er sucht bei seinen Blumen Trost und findet ihn.

Einsam, schweigsam, still wie sein ganzes Leben, so stand er am 10. November auf der Kuppe des Blauen und dachte mit Liebe an seinen Schiller. Kein Wort entrang sich seiner Brust, die Phrasen hatten ihn ja eben weg aus dem Thale auf den Berg hinaufgetrieben. Schweigsam und einsam begann er dann geschäftig dürres Holz zu suchen und zusammenzutragen. Will er sich wärmen? Kalt genug war's. Will er am Feuer sein Mittagessen bereiten? Als ob er zu seinem Stück Brot, das ihm auf den Pilgerfahrten zu seiner Pflanzenfreundschaft genügt, des Feuers bedürfte! Und bald ist auch der Holzhaufen fast zu groß, um Kartoffeln daran zu braten. Und immer größer wird er. Den ganzen Tag sammelt er rastlos und als der Abend kommt, ist sein Haufen so hoch, daß sein Auge da Rat einen größeren gräbt.

Jetzt ruht er aus. Die Sonne tritt hinter die Berge zurück. Ihr letzter Strahl vergoldet die Alpen. Sie grüßen den Einsamen auf dem Blauen mit ihrem schönsten Alpenglühen und er lächelt still und selbstzufrieden ihnen seinen Dank zu. Nach und nach tritt leise an die hellen Eisberge die Nacht heran. Dann zieht unser schweigsamer Wanderer sein Kerzlein und in ein paar Minuten fängt der fast haushohe Scheiterhaufen, den er aufgeschichtet hat, an zu knistern, zu knattern, zu brennen, bis endlich die helle Flamme den ganzen Haufen erfaßt und turmhoch zum Himmel hinaufleckt und Hunderte von Meilen weit hinaus den Schillergruß des einsamen, schweigsamen Blumenfreundes der Welt verkündet. Dann lächelt der Arbeitsmann still in sich hinein und legt sich ruhig im Bereich der Wärme seines Brandopfers nieder. Auf seiner Stirn, in seinem Herzen lebert der Gedanke:

Ewig umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder, überm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen!

Doch — — was schilderten wir da! Das sind Empfindungen, die dem Einsamen auf jeder winterlichen Höhe kommen konnten: kehren wir zum Schwarzwaldlichen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

(Ausgegeben am 10. October 1881.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 42.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Ein Proceß in Rom. Von Franz von Nemmersdorf. VII—X. — Ein Jahresrückblick. Von W. Wegener. — Der Schwamm der Mittelländischen Meeres. — H. Auerbach's Volkskalender. — Neue Romane und Novellen. XXIV. — Gedichte von Hugo Delbermann. — **Neues aus der Welt.**

Ein Proceß in Rom.

Von Franz von Nemmersdorf.

VII.

Der Erzbischof in partibus, Monsignore Gonsalvo, nahm wieder Platz in seinem Wagen und weil er ein Project in seinem Kopfe verarbeitete, schwieg er, bis sie vor dem entlegenen Palazzo von Santa-Croce ankamen, den Lomellini bewohnte.

Mit demüthigem Dank verabschiedete sich der Prälat von dem Manne, der auf der Hierarchie eine Stufe über ihm stand.

„Il santo", sagte Gonsalvo höhnisch, während ein zurückgebliebener Prälat pflichtschuldigst den Witz des Patrons mit homerischem Gelächter begleitete. „Wissen Sie, daß er gegenwärtig gar keine Pferde hat? Er gibt alles den Armen."

„Der aufgeklärte Geist von Monsignore ist über dergleichen Heucheleien eines falschen Demuth erhaben! Ehre dem Ehre gebührt! An dem Priester wird die Kirche geehrt, durch letztere Gott!"

„Sie haben vollkommen recht", entgegnete Gonsalvo, dem Argument seines Secretärs beistimmend, „aber dennoch schaden uns diese Leute; sie dienen gleichsam zum Contrast und der neidische Pöbelhaufen hält viel auf jene hohlängigen Santi. Sie bringen einen schlechten Geist unter die Leute, der gemeine Mann lauscht begierig auf das Stichwort von der apostolischen Armuth. War das doch neulich eine Predigt, die Lomellini hielt, als der Papst die Kirche von Santa-Agnese besuchte! Das Schifflein Petri würde Gott niemals untergehen lassen. Mit Zuversicht möchten die wahren Gläubigen ausharren; aber eine herbe Lehre sei über die Kirche hereingebrochen, weil unwürdige Arbeiter befunden würden im Weinberge des Herrn, solche, die ihr Herz an die falsche Zeitlichkeit gehängt. In der Art ging es eine gute Stunde fort."

„Wie nahm es der Heilige Vater auf?" fragte der Secretär.

„In gewohnter Weise! Daheim unter den Vertrauten lachte er und meinte, um das Schifflein Petri sei ihm niemals bang gewesen, sondern nur um die Carrosse. Uebrigens besitzt trotzdem der hohlängige Schwärmer Einfluß auf den Papst und ist zuweilen dessen Gewissensrath. Ich will versuchen, mich von all dem Aerger bei Fürstin Benzoni zu zerstreuen; wenn Sie wollen, können Sie heimgehen", sagte Gonsalvo.

Der Wagen hielt vor einem Palazzo des Corso.

Der Hausprälat schlug die Richtung ein nach dem stattlichen Palast, den der Erzbischof be-

wohnte. Als er aber den Blicken des Patrons entschwunden war, entfernte er sich rasch nach entgegengesetzter Seite. Einer betrügt den andern.

Consalvo wurde im Vorgemach von einem Diener aufgehalten.

„Monsignore, die Principessa nimmt eben ihre Singstunde", sagte jener.

„Es thut nichts", entgegnete der hochmüthige Prälat und schritt durch die Gemächer.

Ihm begegnete ein kleiner alter Mann mit einem Höcker, der mit spöttischer Artigkeit seinen Gruß erwiderte.

„Sie finden bei Fluvia den Maestro", bemerkte auch dieser die Achseln zuckend. Der betrogene Ehemann spottete des betrogenen Geliebten.

„Eine neue Laune, die ich noch nicht an der Dame kannte", erwiderte Consalvo ungeduldig. „Warum gestatten Sie diese Vertraulichkeit, Principe?"

„Fluvia consultirte mich noch niemals bei der Wahl ihrer Freunde", entgegnete der kleine Greis, einen giftigen Blick auf den Erzbischof schleudernd.

Dieser schritt mißmuthig weiter. Seine Laune hatte sich keineswegs verbessert, als er mit zitternder Hand den Thürvorhang von dem Cabinet der Fürstin schob. Der Anblick, der sich ihm bot, machte ihn erbeben. Leise war der Fuß des Prälaten über die Teppiche geglitten, kein Geräusch hatte seine Annäherung verkündet — das zärtliche Paar war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um den Beobachter an der Thür zu bemerken.

Er ging geräuschlos, wie er gekommen.

Der zornmüthige Mann war aber wenig gewohnt, seine Leidenschaften zu beherrschen. Einem Schlagfluß nahe, sank er in einen Lehnstuhl im Gemach des alten Benzoni.

„Feder und Papier, Principe!" schrie er im Paroxysmus seiner Wuth.

Lächelnd reichte der Fürst das Begehrte. Hätte Consalvo eine Waffe gefordert, um sich oder Fluvia zu vernichten, Benzoni würde sie ihm ebenso gelassen gegeben haben.

In großer Aufregung schrieb der Erzbischof einige Zeilen.

Benzoni beobachtete ihn lächelnd, er errieth seine Absicht. Es war eine zweischneidige Waffe, die Consalvo schmiedete. Zuerst allerdings sollte sie Fluvia, aber nachher konnte sie leicht ihn selbst verletzen.

„Lassen Sie diesen Brief sogleich besorgen, Principe!" sagte der Prälat, nachdem er geendet.

„Nicht doch!" erwiderte der kaustische Greis. „Seit einer Reihe von Jahren lebe ich mit meiner Gattin in Frieden und wünsche nichts zu thun, wodurch dies gute Einvernehmen getrübt würde."

„In dem Fall werde ich ihn selbst besorgen!" versetzte der Erzbischof. „Auf Wiedersehen, Principe!"

Damit eilte er in seinen Wagen zurück.

Es kam kein besserer Rath in die Seele des zornmüthigen Mannes. Während er den Monte-Citorio hinanfuhr in die finstere Gasse degli Ufficj del eminentissimo Vicario, gab er dort beim Pförtner seine Zeilen ab.

Er hatte aus Rache die hohe Dame dem geistlichen Sittengericht denuncirt.

VIII.

Es ist der Fluch hohler, unwahrer Verhältnisse, daß sie alle dämonischen Leidenschaften der Menschenbrust wach rufen.

Die Abwesenheit Pier Franzoni's, des jungen Hausprälaten, erweckte Argwohn in Consalvo's Seele, als er daheim war. War er nicht überhaupt zu unvorsichtig in seinem Benehmen gegen denselben gewesen? Hatte er ihn nicht zu tief in die Zerrüttung seines Lebens blicken lassen? Welche schätzbaren Mittheilungen konnte Pier Franzoni seinen, Consalvo's, Feinden machen! Daß er deren zahlreiche besitze, politische und persönliche, das erkannte der heftige Mann richtig, so verblendet er auch sonst war, wenn eine seiner Leidenschaften ins Spiel kam. Und wer verbürgte ihm, daß ihn Pier Franzoni nicht verrieth? Diese Hausprälaten sind ja doch eigentlich nur die Spione ihrer Patrone und es liegt in dem finstern Wesen pfäffisch-mönchischer Institutionen, die den Geist knechten wollen und das äußere Formenwesen, die Werkheiligkeit über die Wahrheit setzen, daß einer den andern verräth ad majorem Dei gloriam.

Der geplagte Mann saß bei seinem einsamen Mahle und würgte die Bissen hinab; die feinbereiteten Speisen mundeten ihm nicht. An seiner reichen Tafel fehlte der Gast, der des Arbeiters Suppe würzt, die er nach vollbrachtem Tagewerk mit den Seinen genießt; es fehlte der süße Frieden, des Siegers Palme im Kampfe des Lebens. Wer standhaft das Rechte thut, dem grünt die

Himmelspalme und sei sein Los noch so dunkel, sein Geschick noch so feindlich.

Vom Mahle begab sich Consalvo zu seinen Büchern. Dort las er die Stelle: „Fecisti nos Domine ad te et inquietum est cor nostrum donec requiescat in te — animus, capax infiniti boni, non satiabitur nisi in bonis finitis."

Der Kirchenfürst war weit davon entfernt, diese tiefbedeutende Stelle zu verstehen. Ja sie enthält die friedliche Lösung aller Lebensprobleme, die Erklärung jener seltsamen Ungenüge, die uns bei allem irdischen Glück beschleicht. In ihr vereinigt sich Prophetengluth mit Denkerweisheit, sich wechselseitig bestätigend. Für Consalvo enthielt sie nichts, er klappte das Buch gähnend zu und ließ abermals anspannen.

Er mußte sich zerstreuen. Er konnte sich denken, wie die Fürstin Flavia Benzoni wüthen würde, wenn das geistliche Gericht sie vorforderte. Auch beim Advocaten Savarni hatte er Aerger gehabt. Savarni wollte seine Tochter und sein Geld nicht an Montanara geben und dieser Montanara selbst — die Existenz desselben — war ihm eine furchtbare Last.

Ja, er mußte sich zerstreuen. Die schöne Flavia Benzoni liebte er in erster Reihe. Eine genialе Engländerin, die in Rom lebte, stand in zweiter.

Die Stirn war wieder glatt, der Gang hochmüthig, als Consalvo in den Salon von Mistreß Whyte trat.

Es war noch früh, die Dame saß allein und starrte ins Feuer. Das Gesicht war bleich, welk, wenn auch einst hübsch gewesen; der Samum der Leidenschaften schien darüber hingezogen zu sein und es mit seinem Hauch nahe berührt zu haben. Leidenschaften, die doppelt heftig toben, sobald sie in die engen Schranken eines Familienlebens eingeschlossen sind, während ein Mann fähig ist, sie mehr nach außen zu entfesseln.

Fast mechanisch zerknitterte die energische Dame ein Blatt in ihrer Hand und war so tief in Brüten versunken, daß sie erschreckt in die Höhe fuhr, als ihr Diener Monsignore Consalvo meldete. Das Blatt fiel zu Boden.

Der Erzbischof bückte sich rasch danach.

„Ha! Ich kenne diese Schrift, Signora! Sie gehört einem der gefährlichsten Menschen Italiens an! Nehmen Sie sich in Acht! Sie correspondiren in Rom?" fügte er halb scherzend, halb zornig hinzu.

„Ja! Der Brief ist von dem größten Manne Italiens, der jetzt als armer Verbannter lebt!" erwiderte Mistreß Whyte und hielt das Blatt in die Flamme, bis es verkohlte.

„Von diesem großen Manne soll wahrscheinlich die nächste Revolution ausgehen?" fragte Consalvo. „Er vermag es, Armeen aus der Erde zu stampfen und den nervus rerum des Krieges, das Geld, liefern ihm die Subscriptionen seiner Anhänger. Doch wir haben Oesterreich und werden uns zu halten wissen!"

„Nein, Monsignore, der Geist der Zeit und die Fehler der Gegner sind meines Freundes beste Verbündete! Es gibt nur zwei Wege im Staatsleben. Den ersten und besseren der gesetzlichen Reform, mit den Vertretern des Volks berathen, schlägt der Herr von Gottes Gnaden nicht ein — daraus entspringt, daß dies arme geduldige Volk einmal müde wird zu dulden, der schlafende Löwe erwacht, er lernt seine Kraft kennen, die Revolution steht fertig da und mein Held führt die Scharen zum Kampf, zum Sieg!"

„Darf ich fragen, ob Sie bereits eine Fahne für den Volkshelden zu sticken begonnen haben?" sagte Consalvo spöttisch, „oder gedenken Sie vielleicht selbst als Amazone mitzuziehen?"

„Höchst wahrscheinlich! Es wird mir eine köstliche Aufregung bereiten und mich aus der Stagnation wach rufen, in die mein Dasein versunken ist!" entgegnete die Dame.

Mit solchen Aeußerungen der Selbstverspottung machte es die revolutionäre Engländerin möglich, daß sie ungehindert ihren Reichthum in Rom verzehren durfte.

Mittlerweile waren in kurzen Zwischenräumen unbeachtet zwei Männer durch die innere Thür getreten. Sie wechselten nur einige Worte der Begrüßung mit der Frau vom Hause und hörten das Gespräch am Kamin keineswegs. Der eine, den die Dame Mister Parker nannte, war sogleich in einem Lehnstuhl eingenickt, der andere, Monsieur Lefebre, hatte das „Journal des Débats" ergriffen.

„Wollen Sie auch meine Ansicht hören, Signora?" bemerkte der Erzbischof, welcher eine Weile nachgedacht, während dessen Mistreß Whyte wieder in ihr altes Brüten verfallen war.

Sie nickte und begrüßte jetzt erst die Herren, die Consalvo als Rentiers und letzteren, den Franzosen, als naturalisirten Römer und Bankier kannte.

„Der Stadt Petri wankt nicht! Dafür haben wir des Heilands Worte: ‚Auf dich, Petrus,

will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht sprengen!« Diese Verheißung ist klar, ihr Sinn unzweideutig. Was die revolutionären Ideen betrifft, so spuken sie nur in einigen tollen Köpfen unserer Laien, welche sie von Reisen ins Ausland mitbrachten. Haben wir blos erst unsere »Freunde«, die Franzosen, draußen, dann bangt uns vor unsern Feinden gar nicht mehr! Wir machen Ordnung im Hause. Legt dennoch jemand Hand an das Patrimonium Petri, so schleudern wir unsern Bannstrahl und die katholische Christenheit kriecht zu Kreuz! Daß aber die Welt im großen und ganzen katholisch werde oder bleibe, dafür sorgen die Pflanzschulen unserer jungen Leute, die Missionen, die Klöster. Das großartige und so mächtig wachende Princip der katholischen Kirche ist die Einheit. In den Reihen der Gegner herrscht Verwirrung, die Ketzer streiten unter sich und die Philosophen vermögen niemals unmittelbar auf das Volk zu wirken; wären sie auch einig, was jedoch noch nicht der Fall sein wird, ihre Lehre steht dem ungebildeten Geist zu ferne. Im Gegentheil, selbst die uns feindliche Wissenschaft bekennt, daß es nur Eine Kirche gebe, die sie der Mühe werth hält zu bekämpfen, die katholische. Wer das Bedürfniß einer positiven Religion empfinde, muß mit logischer Nothwendigkeit sich zur katholischen bekennen. Die Kirche übergeht sie mit verachtendem Schweigen. Der Katholicismus ist alt, hat viel Sekten entstehen und verschwinden sehen; hingegen hat der Protestantismus bereits seine Todesurne vernommen und wir nähern uns der Erfüllung der Prophezeiung: »Unum pastorem [illegible]«

„Der vaticanische Weihrauch macht nicht mehr!“ entgegnete Mistreß White und rauchte ihre Cigarre. „Wenn man aber dem Manne der dreifachen Krone die Last der weltlichen Geschäfte abnehmen will, damit er ungestört den geistlichen obliegen kann, dann dürfte auch die Hierarchie zusammen. Was wird aus der römischen Curie werden, den Cardinälen, den Monsignori, die gleich den Drohnen der Kirche wenig gearbeitet und viel genossen haben“, setzte sie spöttisch hinzu und stieß den Dampf ihres Latakia von sich.

Die Zornesader auf Gonsalvo's Stirn schwoll. Er ward jetzt jeder Zoll ein römischer Priester. „Auferre laicos in ecclesia“, fuhr er auf.

Der Meinungsaustausch, in den sich beide hatten hineinreden lassen, brach in offenem Streite ab. Mistreß White warf ihre Cigarre in den Kamin, trat unbefangen an ihren Flügel und entlockte ihm liebliche Melodieen. Musik bändigte Gonsalvo's Tigerherz, sie wußte es aus früherer Erfahrung. Allgemach kam er auch näher. Die Töne zogen ihn an.

Der Erzbischof, der gern seine Bekanntschaft mit fremden Sprachen zeigte und überhaupt für aufgeklärt gelten wollte, äußerte der Dame ins Ohr: „Softly sweet on Lydian measure soon to soothed his soul to pleasure.“ Hierauf blieb er bis zum Ende des Musikstücks hinter Mistreß White's Stuhl stehen und wandte artig die Notenblätter um.

Nach und nach traf zahlreiche Gesellschaft ein. Selbst der Engländer erwachte und der Franzose legte sein Zeitungsblatt weg. Monsignore Gonsalvo schritt von einem zum andern. Fast schien es, als sei er ein Fürst, der hier Hof halte. Gegen die Dame vom Hause benahm er sich mit ironischer Galanterie.

Einen ihrer freien Momente benutzte er, sie in eine Fensternische zu ziehen und zu flüstern: „Ich wende mich an Ihren bekannten Wohlthätigkeitssinn um Unterbringung von zwanzig Billeten zu dem Armenball! Das Elend ist, wie Sie wissen, groß in Rom, das Billet kostet zwei Scudi.“

Gelassen nahm Mistreß White das Packet der ihnen Karten aus der Hand des Erzbischofs. Es war der Preis, den sie dafür bezahlte, in Rom eine Freundin Mazzini's und Garibaldi's sein zu dürfen. Unter den beiden bestand die stillschweigende Uebereinkunft, daß Mistreß White reichliche Beiträge zu allen von Gonsalvo veranstalteten Sammlungen gab; dafür gewann sie seinen Schutz und er zeigte zuweilen seine berühmten Perlen in ihren prachtvoll geschmückten Salons. Heute ward ihr doppelte Contribution auferlegt, weil sie den Erzbischof widerlich geärgert hatte und die „Gelahr Italiens“ zunahm.

Künstler, Literaten und Frauen, die mehr oder minder aus den ruhigen Schranken des Familienlebens getreten waren, schwirrten in den erleuchteten Gemächern hin und her. Die Bestandtheile dieser Gesellschaft waren sehr kosmopolitisch. Engländerinnen, die ihre nassen Knöchel, womit sie „Liebe vor dem Meer“ studirten, auch hier verriethen. Amerikanerinnen, die im Gefühl ihrer Dollars hochmüthig und frei die anwesenden Männer musterten wie eine Waare, welche sie kaufen mochten oder nicht. Aschblonde Lö-

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Im Einſiedelſchen Hauſe zu Dresden.

Patkul mit einem Käſtchen in der Hand und Anna von Einſiedel treten auf.

Anna.

Ein Schmuck? O, laß mich ſehen!

Patkul.

Lach' mich nicht aus, Brillanten ſind es nicht.

Anna.

So ſind es Türkiſſe, gelt? Oder Perlen?

Patkul.

Nein, nicht ſo koſtbar und mir dennoch unendlich theuer (öffnet das Käſtchen). Sieh dieſe gelben, hundert-eckig geſchliffenen Korallen, doppelt ein mütterlich Vermächtniß.

Anna (den Schmuck herausnehmend).

Wie ſchön! Das iſt Bernſtein!

nionen mit blassem Teint, schönen in einer Ehe zusammengekauert, sich wenig mit andern vermischend. Norwegerinnen, deren nordisches Blut unter dem Einfluß der römischen Atmosphäre zu thauen begann. Deutsche, die sich noch nicht recht zu finden vermochten in die gegen daheim so veränderte Sitte und die, um „salonfähig" zu erscheinen, sich bei jeder Gelegenheit ihrer Bekanntschaften und Verwandtschaften rühmten.

Einige wenige römische Namen mischten sich unter die Fremden, junge Leute herabgekommener Familien, die einstweilen ein Nachtlager und in der Folge vielleicht eine Frau mit Geld suchen. Sie waren sehr frei in ihrem Benehmen gegen die Damen und überschritten häufig die Grenzen des Anstandes. Aber man duldete es und nahm es für Landesgebrauch. Die Engländerinnen gaben darum ihr Erstaunen nicht auf und die Deutschen verwunderten sich nun, daß in vollem Salon ein Gast Handschuh oder Serviette etwas thun konnte, was daheim für Verletzung der Sitte gegolten haben würde.

Den paar schlanken französischen Pensionsmädchen, die zugegen waren, schien die Freiheit der Manieren der amerikanischen Mädchen. Ohne Gouvernanten, meistens aus enfants de troupe herangewachsen, besuchten sie Ostern die wenigen theaters ohne Gesang. An und für sich hat jeder Fremde das Bedürfnis, mit Damen zu plaudern, und zugleich schwebte ihrer Phantasie der Wochentraum vor, es könne ein reiches Mädchen oder eine mit Diskretionen begabte Witwe sich in sie verlieben; für diesen Fall waren sie bereit, auf Gloire zu verzichten.

Monsignore Gonsalvo hatte vielleicht nicht unrecht, diese Gruppen einmal weltmännisch zu mustern. Amerikanisches Vermögen, amerikanische Namen und halb verlorener Ruf, das waren die Hauptmerkmale einer Gesellschaft, welche der Fremde sehr gut mit demi-monde bezeichnen kann. Aber das that nichts. Vor Mistress Wiste hatte halb, sich mit großer Höflichkeit verneigend, ein zweiter römischer Prälat. Dieser schwatzte unaufhörlich und war sehr häßlich.

Monsignore Bruno kannte diesen Gonsalvo. Er verdiente seinen Namen vollkommen. Mit heiserer Stimme sprach er französische Worte. Seine Haltung war etwas gebückt nach vorn; ob aus Alter oder Demuth, wäre schwer zu bestimmen gewesen.

Die Augen der beiden Prälaten begegneten sich. Gonsalvo glaubte ein spöttisches Blinzeln in denen Bruno's wahrzunehmen, aber jedenfalls verschwand es rasch. Mit tiefem, fast feierlichem Ernst nahte der Neuangekommene seinem Kollegen, war sehr erfreut ihn zu sehen, lobte das gastliche Haus von Mistress Wiste, die schöne Gesellschaft, die man da träfe, und hob insbesondere die Freude hervor, die sein Herz bewege bei dem Anblick mehrerer der Neubekehrten unter den Anwesenden. Da war alles in Gefühlsseligkeit aufgelöst und lebte in der schönsten Harmonie; auf der katholischen Glaubenseinheit lag der wahre Frieden, der Papst war aller Väter und Ihr treuer Kinder.

Nachdem Monsignore Bruno den Erbschaft beendet, nahm er auf einem Kanapee zwischen mehreren Damen Platz. Er erzählte mit seiner lauten Stimme von dem schönen Feste, das neulich beim Besuche Seiner Heiligkeit in der Kirche von Santa Agnese stattgefunden hatte. Dabei schnupfte er unaufhörlich und klopfte den Tabak nicht ab, der auf seinen Rock fiel. Er durfte ja doch nicht grollen. Die Weiblein, meistens Gouvernantinnen, lauschten seinen Worten andächtig.

In der Gesellschaft befanden sich zwei Journalisten, die das große Wort führten. Ferner zwei Schriftsteller, die in großen Blättern korrespondirten.

„Sehen Sie hier das dunkle Thal und den blauen", flüsterte der Franzose Nanon, so hieß der eine, seinem Landsmann Max ins Ohr, als er heute erst eingetroffen.

Die katholische Theologenwelt Roms nahm einen noch unangenehmeren Charakter an. Sie schaute mit seinen angegriffenen trüben Augen in die angegebene Richtung.

„Wie Gonsalvo der Kamm schwillt! Er sehr verlieben und so machen Verse um Beatrice!" bemerkte der Angeredete. „Dieser Bruno glaubte so wenig wie wir beide und war überhaupt ein gründlicher Bruno. Im allgemeinen hat der Prälaten Flug, sie tragen die Religion blos als bequemen Deckmantel."

„Je weniger man glaubt, desto frömmer lebt man", versetzte Nanon. „Wo ist hin, ist der Ton nicht, und wo der Ton ist, da ist nicht", sagte derselbe Franzose Pascal, und Talent können wir es täglich bewundern lassen."

„Ich empfehle Ihnen Mistress Wiste's Bonbons!" rief Nanon seinem Landsmann nach, der auf einen Prälatenwallen zueilte.

Unter der bedeutungsvollen Verbeugung des Verbindlichkeit wurde Gonsalvo's Anerbieten willkommen geheißen. Er hatte angefangen, sich mit

noch zu ärgern. Brutto eskortirte ihn. Nun mußte er sogar noch den Namen Montanara nennen hören, ja Savarni, sogar den Namen Giulia Volcastro — alles Beziehungen, die ihm unangenehme Vorstellungen weckten.

Er hatte seine Equipage nicht bestellt, sondern nahm einen Fiaker, den er unten auf der Piazza del Popolo fand. Sie sollten durch einen großen Theil von Rom und es waren keine freundlichen Gedanken, die dem einsamen Manne Gesellschaft leisteten.

IX.

Auf der Piazza Borgo della Verità entließ Gonsalvo seinen Kutscher. Den Hut tief in die Stirn gedrückt, eilte er durch ein paar finstere Gäßchen; obnehin war die Beleuchtung in diesem entlegenen Stadttheil äußerst dürftig.

Der Erzbischof hatte Mühe, sich in den Ruinen eines uralten Tempels zurechtzufinden. An herrliche cannelirte Säulen korinthischer Ordnung war ein kleines schmutziges Haus gebaut.

Der nächtliche Besucher klopfte dreimal an die geschlossenen Fensterladen.

Bei diesem wohlbekannten Zeichen drehte sich ein Schlüssel in der Thür, die Riegel fuhren knarrend zurück.

Ein kleiner alter Mann mit einem Höcker trat heraus. Er hielt eine antike Lampe, die sein eigenes Gesicht beleuchtete, in dem sich Nase und Kinn friedlich begegneten; zugleich fiel der Schein auf die volle, sinnliche Gestalt des Prälaten, der sich auf das Bruchstück einer mächtigen Säule stützte.

Der gebückte Jude neigte sich fast bis zur Erde und schritt vorsichtig leuchtend voran. Allerdings that es noth, denn die ausgetretenen Stufen, welche in das seltsame Gebäude abwärts führten, waren lebensgefährlich zu betreten.

In dem Gewölbe angekommen, sagte Gonsalvo: „Gib mir die Ringe, Pantaleone!“ und begann sich seines Obergewandes zu entledigen.

Der kleine Jude nahm aus einem Schrank einen vollkommen weltlichen Anzug, nebst Perrücke und falschem Bart. Mit großer Gewandtheit half er mit bei der Transformation.

„Kennst du eine kluge und zuverlässige Frau, zu unbedingtem Gehorsam bereit, um ein Stück Geld zu verdienen?“ fragte Gonsalvo.

„Allerdings, ich wüßte eine, Monsignore, welche alle erforderlichen Eigenschaften besitzt!“ erwiderte Pantaleone.

„Sie darf aber meinen Namen nicht erfahren! Ueberhaupt wirst du an meiner Seite handeln! Komm' morgen Abend zu mir, damit ich die Zeit und Ort zum Empfang eines Mädchens näher bestimme — lächle nicht —! Es ist von mir nicht die Rede. Mich endlich andere Sorgen. Du hast dies Mädchen dann zu der Frau zu bringen. Verstehst du, ich will nichts mit der Sache zu schaffen haben“, sagte der Erzbischof. „Später werde ich die Kleine als deren Verwandt besuchen.“

„Ich verstehe und gehorche“, antwortete der Buckelige.

„Es verhält sich nicht wie du wähnst, Pantaleone“, berichtete Gonsalvo wiederum dem getauften Juden zu, auf dessen eingetrocknetem Munde er ein ironisches Lächeln wahrzunehmen glaubte.

„Ich erlaube mir gar nichts bei der Sache zu denken, Monsignore“, versetzte der Höckerige demüthig, „sondern bemühe mich, die Befehle meines erhabenen Gönners pünktlich zu vollziehen.“

Gonsalvo stülpte den runden Hut auf den Kopf. Er war fertig und sah einem wohlhabenden Kaufmann ähnlich. „Also morgen Abend um acht Uhr erwarte ich dich“, sagte er, „und sorge mir für einen Wagen, den ich in Borgo della Verità miethe!“

„Halten zu Gnaden, Monsignore, Sie vergessen den Bischofsring abzuziehen und dann möchte ich Ihnen auch noch ein Juwel zeigen, welches mir — Cavaliere Montanara —“

„Ha — schon wieder!“ unterbrach der Prälat. „Was soll ich thun —?“

„Hab' ich dir nicht gesagt, du sollst von dem Juden nicht die Perlenschnüre kaufen, bis er dir bringt, nicht die Wechsel annehmen, die seine Hand geschrieben —?“

„Soll ich mein Leben opfern —? Er brachte mir zum Verkauf diesen Ring.“

„Gib schnell“, erwiderte Gonsalvo ungeduldig, indem er von seiner fleischigen Hand den bischöflichen Ring herabnahm.

Doch der gewandte Jude mußte viel Schlösser öffnen, viel Riegel zurückschieben, bis er endlich zu dem Kleinod gelangte. Auch schien er fast absichtlich zu zögern, als freue es ihn, die Ungeduld seines vornehmen Besuchs zu ärgern. Ungeduldig riß der Erzbischof das Diamantenband Pantaleone aus der Hand und hielt die Leuchte hoch, damit jener das Juwel genau

betrachten konnte, es aber auch ihm möglich sei, Monsignore Gonsalvo's Züge zu beobachten.

Das Bild mich wirklich einen Augenblick aus dem Gesicht des Erblichenen und kehrte dann mit verdoppelter Macht zurück. „Ich mag wol das — Bracelet behalten —! Welchen Preis begehrst du dafür?“ sagte er mit veränderter Stimme.

„Fünfhundert Scudi“, erklärte Pantaleone, aus der Antwort seines Kunden Vortheil ziehend.

„Nein, Jude, das ist zu viel!“ rief Gonsalvo wüthend. „Ich gebe dir zweihundert! Hörst du, und nicht mehr! Entferne dich, wie du wolle!“

Weil Pantaleone nun einhundert bezahlt hatte, ging er nach einiger Weigerung auf das Anerbieten ein.

Gonsalvo trug aus der Tempelruine. Es that ihm wohl, daß die Nachtluft seine heiße Stirn kühlte. Er hatte einen Tag des anderen Vergnügt gehabt. Jetzt auch noch wollte er ein Armband auffinden, das in Montemarcio Händen nicht mit richtigen Dingen zugehen konnte —!

Sorgt ich dem Erblichen nach, sah er, um die Ecke biegend, seinen Blicken entschwinden. Dann hellte er seine Lampe in die Ecke der Hauptlur, verließen die Thür sorgfältig und ging den Rückweg wegen des Wagens zu erkunden.

Der Jude hatte eine Ahnung, als wäre das junge Mädchen, welches verborgen werden sollte, wol gar die Tochter des Advocaten Sanctis. Die Frau, bei welcher er die wahrscheinlich mit Gewalt von ihrem Vater zu entfernende wiederzufinden gedachte, war die „mitgiebt entlaufene“ Gräfin Pelestrina.

X.

Im römischen Volkscharakter von Ingebrand befindet sich ein unregelmäßiges Viereck, welches Piazza di Roma heißt.

Schmutzhäuser begrenzen den Ausgang nach der Ripetta.

Quersteine ruhen die Wagen, enge Thore halten Fußgänger.

Wenn man von der Straße über den Platz gelangt, so hat man gerade vor sich ein langes Gebäude nebst Kirche, eine lateinische Inschrift kündet, daß es ein Spital für Hausarme ist.

Außer diesem großen Gebäude stehen noch unbedeutende kleinere Häuser auf dem Platz, Hütten gehen da hier herum und suchen in den Schutthaufen nach Nahrung. Menschen beiderlei Jugend über wenige bei dem Platz, zum Theile aus dem nahen Kloster. Weiter das Volk mit ihren verwahrlosten Haaren, unlauter, verwahrlost, und Männer, deren nackte, braune Brust aus Lumpen hervorsieht, wandeln zerstreut herum. Verwilderte Kinder spielen auf den Schmutzhaufen unter dem Aetzregen.

Des Nachts aber, wenn die Mönche in ihr Kloster eingegangen sind und die stumme Verödung in ihren Hütten liegt, dann kommen Gäste vom anderen Tiberufer herüber, um gebackene Fische zu essen und Wein zu trinken in der Osteria della Fratocchie, die mit Recht der Gegenstand von Lieder und Keller halber berühmt ist.

Auch heute waren die drei Stufen des Spitalgebäudes gedrängt voll. Die hinteren und seitwärts davon wurde von den eigentlichen Stammgästen besetzt. Es fehlte außer der Pantaleonsgesellschaft mit den beiden anderen, die meistens verschlossen gehalten wurde, auch noch ein starker Zuspruch durch die Küche hinein, wie den vorliegenden Hof.

Aus dieser hinteren Stube erschallte jetzt der Ruf Giovanni's heimat in immer kürzeren Zwischenräumen.

Endlich antwortete der Mann der Pantaleone: „Sogleich!“ was sein Weibsvolk aber nur noch mehr reizte.

„Giovanni!“ rufte es zum vierten male und in der Stimme klangen alle Schreckenstöne des Zornes.

Inzwischen machte der Rabbi des unterirdischen, unterirdischen Mannes mit dem rothen Haarschopfen Bekanntschaft, wie er so in der Höhle über die Gesellschaft herumkletterte, ohne Umsicht zu machen. Giovanni trug das christliche Gebäude der Küche aller Kinder, war daß bei dem schmalen die barmherzige Mütze und die Schürze der Küche des Unglücks Thaten verloren hatte.

Pantalo, Irene, Marianne, Rita u. s. w. nannte der Wirth seine kleinen Töchter ohne Unterscheidung und ohne Rücksicht auf die ungefähr zwanzig Kindlein her, welche in Rom ansässig geboren wurden. Er war der schwarze Spaßvogel. Dann ruhte der Blick seiner Augen einzelne, so daß es wie ein abgelaufener Strahl. Giovanni wischte sich den Schweiß von der Stirn und musterte mit seinen Augen, bis er den erhitzten Mann die Küche verlassen

„Mit Basilia und Ingile, aber nicht zu Kauf gebacken!" „Uns beiden Meringe —!" „Uns mit Mus! —!" „Gefüllt, Gefüllt mit Kartoffeln und Butter —!"

So schwirrten die Stimmen durcheinander.

Das echte Genie kennzeichnet sich dadurch, daß es in ungewöhnlichen Lagen seine volle Kaltblütigkeit bewahrt; ein anderer hätte den Kopf verloren, Giovanni nicht. Er zählte mit seiner gewohnheitsmäßigen Raschheit die Köpfe der Anwesenden und nahm dann die Finger zu Hülfe, um sich zu merken, was für verschiedene Bestellungen und wie viele Personen von einer gefordert wurden. Das Exempel klappte, der Besitzer der Osteria und seine Gäste gelangten zu dem glücklichen Resultat sich verstanden zu haben, welches die Menschen auf Erden so selten erreichen.

„Giovanni! — —"

Bereits auf der Schwelle wandte der Mann noch einmal sich um und bemerkte einen eintretenden Gast, den er mit dem vertrauten Kopfnicken eines alten Bekannten begrüßte.

„Bringen Sie mir Rauhe und eine Anglette Cervelatwurst!" sagte der, welcher zuletzt gerufen hatte.

„Per subito, Signor Cavaliere!"

Der Mann der Bratpfannen verschwand nun wirklich, um seinen Kuchenmysterien die nöthigen Befehle zu ertheilen, und die Aufmerksamkeit der Gesellschaft des Mittelzimmers richtete sich auf den Gast, der den hinteren der Tische und den hellen der einfachen Weine bevorzugte, während sie selbst sich mit ordinärem Weißen begnügten, der, da die Weißen bereits mehrere Jahre mitwachsen, auch sehr geringer Qualität sein darf.

Es war ein junger angenehmer Mann, in Kleidung und Erscheinung den besseren Klassen angehörig.

Ein reizendes Weibchen mit mandelförmig geschnittenen Augen und den feinen Zügen einer antiken Dame rekonnte Capellete Montanara und grüßte artig.

Dieser dankte und trennte sich, Erna Bianchina, die Putzerin und Kammerzofe der Frau Gräfin von Harberg, hier zu sehen. Nach einigen Betrachtungen, die der Anfänger folgten, Bianchina brauche der Gräfin nichts von seinem heutigen Besuch zu sagen, brach das Gespräch ab.

Bianchina saß zwischen zwei Männern. Der eine klein, dick und dumm, ein Diener, der Barbier von der Ecke Via San-Remualde. Er zog mit vieler Mühe an einer Cigarre, der die Luft fehlte, und war von dieser Aufgabe vollständig in Anspruch genommen. Der andere, ein langgewachsener Bursche mit frechem, etwas falschem Blick, die krausen, schwarzen Haare in Locken gebrannt, den Hut tief auf dem Kopf, über der bunten seidenen Weste die Kette und Uhr, trug in seinem ganzen Wesen den widerwärtigen Stempel eines Strebers niederer Ordnung zur Schau.

Letzterer Bursche, Flavio Strozzi, war der Sohn eines Kaufmanns und hatte durch Unordnung und Verschwendung es dahin gebracht, daß ihn sein Vater verstieß. Bereits weit vorgeschritten auf jener Bahn, die im Verbrechen endet, war er plötzlich durch geheimnißvollen Einfluß aufgehalten worden und hatte eine Stelle beim französischen Gesandten erlangt. Von der nahen Piazza di San-Apostoli herüber war Flavio in die Barbierstube der Via San-Remualde gekommen, wo er die Zeit und Mühe lohnende Pflege seiner Haare vornehmen ließ. Mit dem dummen Barbiergast Mazzo hatte der Schlaue bald Freundschaft geschlossen und mehr noch mit der hübschen Bianchina, der treuen Freundin und Beraterin ihrer Herrin.

„Woher kennen Sie den da drüben so genau?" sagte jetzt leise Flavio zu seiner Nachbarin und drückte dabei verlangend ihr Handgelenk.

Der Schmerz goß Reihe in das zarte Gesicht.

„Kompare", konnte das Mädchen schließen, „er bricht meine Hand."

„Wenn auch diese Hand zerbrechen?" sagte Flavio noch immer wirrisch leise.

„Der Teufel!" Bianchina lachte. „Weil ich arm bin und die Zeiten schlecht sind! Auch hat ich meine Freiheit! Heute ist die Dame in der Oper —"

Ohne auf diese Bemerkung etwas zu erwidern, setzte der Bursche mißmuthig ein Glas von dem Weißen.

„Adelaida, was hatte das nöthig zu behaupten, daß du keine Ersatz aufbewahrt, wo es noch niemals gefehlt? Da heißt Mann und Kinder, daß eigenhändig einen Kuchen auf seine Mutter ging die Nachbarin zu besuchen! Wahrscheinlich, um nicht zu sterben? Leider muß ich zur Osteria und komme nicht mehr abwarten, wer mit so viel Umständen empfangen wurde!"

Sie sprach die lästige Bedenklichkeit und machte, daß bei dieser Rede eine derbe Vertraulichkeit auf

den größesten Respekt empfinde, daß Sie mit einem solchen Burschen an einer Seite gehen!"

„Ja, Adelaide, brauchtest Sera Bianchina's Arme, wer wußte mit so viel Heimlichkeit erwarten?" sagte das Mädchen Nachbar drohend. Sie blitzte in den dunklen Augen, die Hände ballten und griffen unwillkürlich nach einem der Tischmesser. „Mit solchen die Verleumdungen nicht! Ich kann es der Gesellschaft verübeln," fügte er mit jener bitteren Ironie hinzu, die den Stachel des Zorns gegen sich selbst kehrt.

„Luigi, du wirst deine Hitze bereuen und du, Bianchina, beschämt sein, etwas Schlechtes von mir gedacht zu haben", erwiderte das Mädchen mit gekränkter Zunge, um mittlerweile Zeit zum Ersinnen einer Lüge zu gewinnen. Wir wollen den Lesern die Untersuchung überlassen, ob der Senator von Bergen es gesehen war, der auf viele Meile das römische Volk witterte.

„Zur Sache! Wer war es?" verlangte Luigi mit tief tonloser Stimme.

„Ein heiliger Mann", entgegnete Adelaide lächelnd und sah ihre linken Augen triumphend im Kreise herumgehen. „Ein Kapuziner war es von den Franziskanern! Wer weiß es, auch Schlimmes dabei zu denken?"

Luigi sah das heiße gerade Mädel schon und in seinen Augen eine wahnsinnige Verachtung vor. Ihr gewöhnlicher Kaltsinn überwältigen Zorges mich einem werden, sich niederzuringen.

„Dieser Ave Anlagentie ist wirklich ein Esse", bemerkte ernsthaft Baldasse der Bucklet, der mittlerweile mit äußerster Anstrengung seiner Konzentrat die Gigotte zu einem Bolero in Schwung des Glimmen verlegt.

„Pah! Dein Sand hat weiter nichts als Verträge und sieben vor, das abergläubische Volk durch allerlei Blendwerk zu täuschen, anstatt durch Arbeit ihr Brot zu verdienen!" sagte der aufgebrachte Luigi.

„Ave Anlagentie ist kein Betrüger!" entgegnete Luigi und die Augen sollten heraus wieder mit, die leider ein neues Unwesen in der Stimme des Burschen.

„Erzähle uns, Adelaide, was der Mönch bei dir machte?" warf Bianchina rasch dazwischen, theils aus Neugierde und theils, weil sie einem Streit der Mädchen zuvorkommen wollte.

„Der Sünde sprach viel wunderbare Dinge! Nun verwechsle mein schwacher Verstand nicht alles zusammen! Insbesondere handelte es sich Sündhaftigkeit der Menschen, das allgemeine Verderben und verkündete das nächstliche Gericht, welches über die Sünder hereinbrechen würde. Ferner sagte er, daß er im Traume die unbefleckte Jungfrau gesehen, sie habe beide Thränen vergossen, und als er sie um die Ursache gefragt, habe sie geantwortet, um des Unheils willen, was den Papst betrefe. „Gehe zu ihm, Anlagentie, und warne ihn", hat sie weiter gesprochen, „ich sehe Krone unter dem Blitzen, verbirt wird werden zumal das heimliche Gericht und der Scharfrichter meiner Schmerzen, mengen die Madonna von neuem gekränkt. Ave Anlagentie redlicher noch im Traumgesicht den Vatikan nebst der Peterskirche in die Luft fliegen und tödtliche Klammen verzehren die Trümmer! Darüber erwachte er und schrieben in Schweiß gebadet", berichtete Adelaide mit gedämpfter Rede. Sie verschwieg einer Pflicht, die Anlagentie im Traum gehabt hatte.

„Ist der Arzte den Sachen, den du eigentümlich kalt?" fragte Bianchina, deren Neugierde durchaus nicht befriedigt war, in die Rede hineinredend.

„Der Apostel des Heiligen erschien mondert hat" bestätigte Adelaide. „Er verkündete alle Wunder und stand auch dazu eine Anleitung mitzuteilen. Dabei sprach er von der Schwachheit des Menschen. Jesus sei es ihm ideen nahezu gekommen, das Thier im Menschen zu bändigen, er sagte es sei der Tage ohne Nahrung, aber auch so eines Anhaltes mache dann sich das Verlangen abermächtig und es müsse Kraute kommen zur Erhaltung seiner Person."

„Adelaide sagt wie ein Buch" äußerte Bianchina und Ton des Komplimente.

Luigi, da ihr Herzens nicht ihm gelegt wurden, schickte Spottlich von sich hin. Da es aber mag allen hohen Gleichen sage war, hatte er seine Lust mehr, Anlagentie anzuschreien, der in Luigi einen so warmen Verehrer gefunden. Ihr Lagerer sich auch immer mit in sich gekehrt. Aber am weiteren Nachteil an Adelaide's Erzählung nahm der fremde Bildhauer, der P. Ehe Augen starken tadelnd die Haare in Brand hatte, interessiert mehr als der Rest.

„Ave Anlagentie ist in der That ein Heiliger" versicherte er ernsthaft. „Meine meine Kunden, der im Kloster Bekanntschaft hat, erzählte mir, daß der Arzte ein wochenlang von einem Gemälde auf den Knien lage und mühsam vierzig Jahre war von Wasser und Brot lebe. Da hier Ave

Fulgentio auch zuweilen einen Löwen brüllen, kämpft ordentlich mit der Bestie und besiegt sie stets, worauf er immer in große Ermattung verfällt. Dieser Löwe, den außer Ata Fulgentio niemand sieht, ist Satanas", stotterte der Barbier ängstlich, und suchte, Schutz suchend, näher zu seiner Frau.

Plötzlich stieß er einen Schrei aus.

„Siehst du etwa auch einen Löwen?" sagte Alexis lachend. „Ich sehe blos Giovanni, der uns endlich das Essen bringt, weshalb ich sehr erfreut bin, weil das Thier in mir auch hungrig ist, obwol ich es nicht drei Tage ohne Fütterung ließ."

„Der Priest mußte Ata Fulgentio das allzu viele Beten verbieten", nahm Baldasare den abgerissenen Faden seiner Erzählung wieder auf, „daher lebt dieser aber auch mit den Heiligen auf dem vertrautesten Fuß."

„Sie sprechen von dem Franziscanermönch, seinen Predigten einen so tollen Zulauf haben?" mischte sich der Wirth in die Unterhaltung, da er nun alle seine Kunden bedient. „Er hat so eine eigene Bewandtniß mit diesem Ata Fulgentio. Der Sohn eines berüchtigten Räubers soll er sein; als Knabe hauste er mit seinem Vater in den Bergen und nahm bereits im zartesten Alter Antheil an dem Handwerk des Vaters. Einstmals fiel ein Franziscanermönch in die Hände der Bande, gerieth wollten sie den Bettelmönch leben lassen, bei dem sie keine Beute suchen konnten, er aber nahm die gebotene Freiheit nicht, sondern blieb bei den Räubern, bis er mit seinem Zuspruch sie zur Unterwerfung unter die Regierung gebracht. Hierauf trieb er als treuer Gefährte nach Rom, den Knaben führte er mit sich in sein Kloster, die Bande löste sich auf und einige der jüngern Kinder der Räuber brachte man ins Hospital von San-Michele. Auf diese Weise ward Ata Fulgentio ein Heiliger; traut wäre er vielleicht ein Galgenvogel geworden wie der Rest!" endete Giovanni und war eben daran seinen eigenen Witz zu belachen.

Aber dabei unterbrach er ihn, daß Luigi mit der Faust auf den Tisch schlug.

„Per bacco!" schrie der junge Mann. „Kümmere du dich um deine Teufel, Spießbraten, aber nicht um heute, die Herren sind alle drei! Mein Vater ist zwar ein ehrlicher Mann und mein Bruder trägt das Ordenskleid des heiligen Franziscus mit Ehren."

Ein gewaltes Dröhnen bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft bei der Verkündigung der unerwarteten Verwandtschaft.

„Du theiltest mir ja aber niemals etwas von dieser Geschichte mit! Ich hielt dich für einen Waisenknaben!" wandte sich Adelaide an den Geliebten, dessen Tod sie alle Tage von der Madonna erflehte. Sie war äußerst erschrocken, daß ihr Geliebter mit dem Mönch aber seine fingirte Strafung Rücksprache nehmen konnte.

„Wir gehen verschiedene Wege!" murmelte der Bursche tief böse und stürzte ein Glas Wein hinab, um sich die Grillen zu vertreiben.

„Der Luigi, mir kam nicht entfernt in den Sinn, Sie zu beleidigen", bedauerte Giovanni, indem sich auf seinen Zügen ein durch den Contrast höchst lächerlicher Ausdruck von Verlegenheit malte. „Welch goldgelber Basilio! Welch lustiger Geselle!" rief er im nämlichen Athem, seine Blicken mit verliebten Augen betrachtend.

Die Damen winkte. Jeder zog seine Portion heran, Messer und Gabeln flirrten.

Mariamara hatte während der ganzen Zeit die Gesellschaft des Mittagtisches beobachtet. Besonders ruhten seine Augen häufig auf Bianchina's hübschem Gesicht. Nachdem er seinen Rombo verspeist, kam er mit der Fagliena herüber und stieß ruhig einen Stuhl zwischen Alexis und Bianchina.

Der Compare Giovanni wollte zornig aufbrausen, als Mariamara, ihn scharf fixirend, ein tod unmißliches Zeichen machte, worauf Alexis Giovanni sich bemüthig auf die Seite drückte und den Kopf hängen ließ wie ein gezüchtigter Hund.

Der Gendarme schlug der Gesellschaft in seiner Herablassung vor zu singen und eröffnete selbst mit schöner, kräftiger Bruststimme eine bekannte Melodie.

Bald fielen die übrigen ein, besonders wie und lustig sang in Mariamara's Ohr Bianchina's Mund. Er drehte sich und winkte den andern zu schweigen.

„Ich werde Ihr eine Colaporte von Frau Bianchina!" sagte er, sich artig vor seinem Nachbarn verneigend.

Die hübsche Frau plapperte verlegen.

„Erfülle den Wunsch des Cavaliere, Bianchina!" versetzte Baldasare ermunternd.

Der Barbier glaubte gern mit seiner Gattin, da er daraus vermuthen mußte, es sei eigene Neigung zu thun.

Verlegen bückte Bianchina Alexis's Gruß; dieser aber hielt den Kopf noch immer unwandig

gerufen und als erwiche er den Grund der Zögerung, bemerkte er bloß barsch: „Singen Sie doch, Comare, wegen die Zuccrei!“

Es war eine liebliche und zugleich kräftige Stimme, welcher der musikkundige Montanara mit Vergnügen folgte; nur die Schule fehlte.

Währenddeß alle mehr oder weniger mit Bianchina's Gesang und Montanara's Gemunterung, sich noch mehr auszubilden und zur Oper zu gehen, beschäftigt waren, trat ein neuer Gast in die kleine Stube. Er blieb in der Nähe des Tisches stehen und lauschte entzückt dem Liedchen.

Als der Gesang beendet, begrüßte Giovanni mit vielen Worten den späten Ankommling, der einem wohlhabenden Kaufmann ähnlich sah, und nannte denselben Signor Girolde.

Dieser fragte höflich, ob er nicht am Tisch Platz nehmen dürfe bei der Gesellschaft.

Nach erhaltener Einwilligung schob er einen Stuhl zwischen Bianchina und Valentine.

„Ist der Herr vielleicht ein Verwandter von Ihnen, Sor Klavio?“ fragte die neugierige Rosalde, die mit ihren feuchten Augen den wohlhabenden Fremden gemustert und sich ärgerte, daß Bianchina dessen Aufmerksamkeit vollständig fesselte.

Als der Greise das Angeredeten, der über einen vielleicht ihm gar nicht angehörenden Namen in Verlegenheit zu kommen schien, antwortete der Neuangekommene ruhig: „Ich habe keine Verwandte in Rom, sondern komme nur Geschäfte halber zuweilen herüber aus den Marken.“

Giovanni setzte ein leckeres Mahl vor den alten Gesellen und eine Flasche seines besten Weines, wovon letzteres seiner Nachbarin entschieden viel dabei verlorene Gefälligkeiten ihr ins Ohr flüsterte. Er war ein gutmüthiger ehrlicher Mann, ungeachtet seines, daß er eine Perücke trug. Aber die häßliche Vaterlinie zeigte sich später.

Cavaliere Montanara lachte vor sich hin und begehrte keine Rede, nachdem er abermals ein kleines Zeichen gegen Klavio und diesmal auch gegen Valpi gemacht.

Die beiden jungen Männer erhoben sich ebenfalls und nun zeigte sich wieder eine Eigenheit Giovanni's. Mit unglaublicher Schnelligkeit rückte er die Zeche vor, wobei ihm niemand zu folgen vermochte; denn er hat Summa Summarum nur einige Bajocchi zu seinen Gunsten, so machte es für den schlimmsten Fall der Entdeckung die Uebersicht gehen.

Montanara war hinter Signor Girolde und sprach leise: „Ich vermag zu schweigen, wenn Sie wollen!“

„Schurke“, erwiderte der Pferdekaufmann ebenso laut, „erst heute entdeckte ich neuerdings einen deiner schlechten Streiche! Besuche mich morgen früh, du sollst mein Ultimatum vernehmen. Hörst du! Wenn du diesmal nicht gehorchst, dann ziehe ich meine Hand ab von dir, unbekümmert um deine schlimme Zukunft und die Galeere, welche dich erwartet!“

„Adelaide, ich habe ein Geschäft in der Nachbarschaft und muß dich daher mit Sora Bianchina nach Hause gehen lassen.“

Ohne jemand zu grüßen oder sein Ausgehen zu erklären, verließ der rohe Klavio die Osteria delle Frattochie.

Draußen reden die drei jungen Männer zusammen.

Der Cavaliere war in einen tiefen Strom düsterer Gedanken versunken. Er wußte, daß er die eben von seinem Vater, dem Pedanten Montalve, vernommene Drohung durchaus nicht verachten durfte. Des Abenteurers Lebensphilosophie war wieder einmal von Klippen und Strandung bedroht, indessen raffte er sich gewaltsam empor. Es lag ihm alles daran, seine Verlobte bei Gott Amberg nicht zu verlieren. Schon blickte er sich um, ob ihm der Bischof folgte, der ihn lieber in seinen Spelunken aufsuchte, als daß er ihn in seinem Palast kommen ließ.

Cavaliere blieb gefangenheit noch einmal bei zwei so plötzlichen langen Reden.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Ein Jahresrückblick.

Von W. Wagner.

Der Sommer ist vorüber. Die Gente ist in den Schoßen gebrungen. Der Herbst hat begonnen und fängt an, seine bunten Kleider anzuziehen.

Wald und Flur sind öd. Nur hier und da lockt noch ein Vöglein im dichtigen Laub oder im Obstgarten, spärlich noch verblühen, verspätete Blumen oder auch dem reifenden Korn. Die Stare sitzen von ihren weiten Ausflügen zu Hause in den gelblichen Hainen, sind gesättigt und satt heiß und ziehen um dem Nestchen herum, als wollten sie sich der vergangenen Erzählungen noch einmal entsinnen; aber sie sagen dabei nix, sie schlagen nicht mit den Flügeln, wie sie es vor Zeit bei Lerg

wendet haben; gleichwie der Storch in einsamen Stunden nachmals die Lieder seiner Jugend und die Melodieen längst veralteter Lieder vor sich hinsumme.

Die Störche haben sich ungewöhnlich früh gestellt. Diese Erscheinung regt mich an, einen Nachtrag auf die Notizen meiner beobachtenden Freunde zu geben, wie wir sie dieses Jahr beobachtet, vielleicht auch für weitere Kreise Veranlassung zur Beobachtung der Natur, die niemals ohne praktischen Nutzen ist.

Noch deckte tief weiße Leichentuch unsere Fluren und die Höhen und Tannen trugen ihre Zweige zur Erde unter der unermeßlichen Last des massenhaften Schnees, da trieben die Amseln bereits liebeslustig durch die Gründe und sängen um ihre Weibchen. Die Lerche, der erste liebe Bote des kommenden Frühlings, erschien pünktlich zur Zeit der Tulpenwurzel und auch die im Käfig überwinterten Lerchen in finsterer, rauher Stube stimmen am hellen Tage durch Jubers gleichsam ihr Instrument. Es ist nur einzelne gepaarte Vögel, die die Lerche zurück von sich lassen will, aber sie ergiegen sich Ohr mehr als ein kunstvolles Konzert, so mischen gerade durch das Verwenden der Stimmlage mächtig auf die Gemüthersaite.

Meine Lerche hat heute geschwiegen, sagt der arme Handwerker, der im Hinterhaus wohnend, das ganze Jahr weder Sonne noch Mond sieht, die ganze Wonne des Frühlings nicht durch seine Brust, er kennt die Frühlingsluft nur noch aus seiner Jugend, als er mit dem Kinde auf der Straße als Wunderthierlich bei das Vaterland zog die Ärmste durchmaß. Jetzt kommt er nicht mehr heraus aus der großen Stadt, aber die Stimme der Lerche am Fenstergitter verleiht ihm traumende leichtere Zeit, denn mit hatten in einem abgrund hungen Thiere. In seinem Hemd auf ein paar Blechen im Februar und März warme wenige Tage. Wie hatten 14—20 Grad Wärme. Die Lerche jubelte unter dem blauen Himmel und auch die Amsel flötete des Morgens und Abends von den Gipfeln der noch kahlen Bäume und der Dächer. Am 14. Februar schlug die Amsel und die graue Bachstelze suchten auch Nestmaterial an Ufer des Flusses und der Bäche. Die anderen Sänger aber blieben noch aus, mag der wunderliche Tage. Auch lieben die Störche lange auf sich warten, denn meistens kommen sie erste Hälfte oder Mitte März. In Dresden kommen sie auf dem nahen Elbufer in der Neustadt und Antonstadt zwei bis drei Wochen früher an als in der Altstadt. Das hängt jedenfalls mit der wärmeren Lage dieses Theils zusammen. Auch die frühen Ortsangabe des Herrn, wie z. B. Nabeln, Spangel weisen in der Nähe auf tiefgelegene Gegenden gelegenen Ortschaften zwei bis drei Wochen eher zu Marke gekommen als in der Altstadt. Ich vermuthe, daß sich beim die Störche auf der Neustadt verbleiben und nun erst nach der südlichen Seite, auf das linke Elbufer, kommen.

Inzwischen schwellen die Knospen zum Brechen, grüne Blätter treiben der Holunder und das Geißblatt. Die Augen an Kleinvieh bekommen Leben, verwilkte Blumen treiben das bunte Köpfchen aus dem ergrünenden Rasen. Jener eigene Wohlgeruch warmbegrabener Blüthen erfüllt die Luft, die Insektenwelt regt sich und am 18. März erschienen die Störche in der Gegend von Magdeburg, Hallerstadt, Berlin. Hier und da sieht man schon junge Vögel (Sperlinge). Viele Leute erwarteten gleich ein junges Geschlecht, aber es wird auch nicht gehindert; der plötzliche Nachwinter tritt ein, seiner Herrschaft dauerte nicht lange, der Himmel hüllte sich wieder in blaues Grau und schien von neuem große Schneeflocken auf uns [illegible] sich, als wolle er sich noch bei seiner Ankunft Europa nochmals wieder unterthan machen. Lerchen, Störche und Störche waren so verstört geworden und die Störche verließen die Gegend wieder; doch dauerte es nur einige Tage und Tage konnte und ein Zeichen sein, daß der Winterschlaf längere Zeit dauern werde; auch waren die Störche noch nicht überall eingetroffen.

Am 14. April, vier Wochen später, nachdem sich das Wetter gebessert hatte, gegen vorherrschend gegen 2 Uhr zwei große Züge Störche mittig über die Stadt, in der ich wohne, haben sich höher und breiten dann gerade über den alten Altmarkt. Es waren wol einige hundig. Ihre Kreisen sie einige Minuten und theilen sich in zwei Schwärme; der eine hielt seinen an, während der andere eine neue Spitze bildete und sich dann abgeschwenkt gegen Abend wandte; der andere Theil bildete dann auch eine neue Spitze, und als der erste so weit entfernt war, daß er seine Flügel entschwunden, zog dieser in nordwestlicher Richtung, wie er angekommen, weiter. Leute wollen noch zu sehen, da kam ein anderer Zug, über 30 Mann stark, dieser hielt in derselben Richtung und schwenkte sich ebenfalls gleichfalls der

mehr auf heimischem Boden, bildete auch eine neue Ehe und ging abermals in rastmachender Richtung weiter. Diesem folgte nach Mitte einiger Wochen ein dritter Zug, 30 stärker, auch diese halten sich fortwährend auf heimischem Boden, bildeten eine neue Ehe und waren wieder gegen Norden. Gegen 5 Uhr wurde am folgenden Tage noch ein solcher Zug beobachtet. Die größten Züge mögen 60 mal immer, wenn sie die Elbe passiert haben, in immer kleineren und kleineren Schwärmen abnehmen. Alle diese, die Störche selbst nicht so bestimmt als wie die Schwalben und Stare. Wir haben hierbei Jahre beobachtet, daß das Vorkommen einer Schwalbe von einer Woche einzelne; Jahren wie Jahren war ein bestimmtes Vorgefühl der kommenden Nachmittage gehabt haben als sie erschien? Ich weiß einen Fall, wo es sich zugetragen Störche auf dem Nest erfroren hat.

Nach dem Durchzuge soll die Schwalbe, die Rauchschwalbe, am Charfreitag kommen. Ein einziges mal weiß ich, daß es so gewesen hat, dann bemerkt ich's nicht mehr. Gewöhnlich kommen sie in vielen Jahren Mitte April, aber „Eine Schwalbe macht keinen Sommer", heißt es. Die Hauptzüge folgen erst im Mai.

Der Pirolvogel, Pirol, in Nordwestdeutschland Bülow genannt, soll an Pfingsten kommen; aber „Pfingsten, das liebliche Fest", war da; es regnete und schneite tagen, sodaß gelbschwarz gefiederter Vogel war nicht erschienen, er richtete sich nicht nach dem Kalender; erst am Ende des Monats Mai hörte es seine so angenehm tönende Stimme vernehmen.

Die Wachtel und der Wachtelkönig, Ortygometra und Rallenschnäpfer vom Volke genannt, sollen sich zum ersten male am 17. Mai hören. Wachtelschlag, Knarrender Laute ein wenig früher als die Schwalben; sonst kommen sie oft drei Wochen eher an. Auch die weiße Lerche verspätet sich und sind nicht lange ihren Liedern vernehmen, der so traulich tönt der Pfeifen und Flöten klingt.

Der Zug, wo dann endlich alles lebt und schallt, währt nicht lange. Bald ist alles wieder still. Das Rebhuhn lockt das kleine Volk zusammen; in der Nähe findet hier und da das schmackhafte Korn. Wenn die erste Woche im Juli naht, schweigt die Lerche. Letzte Juli beginnt die Mauserzeit im Gefieder der brütenden Vögel, am 24. Juli, aber die Lerchen hören man nicht mehr, die schwingen schon seit dem 17. Juli, ebenso die Finken. Andere Jahre sahen sie das auch bis Anfang August hören. Langsam ging die kleine schwatzhafte Gesellschaft auch wieder in den Gefilden und auf der Gutsdamm sich hören lassen, und im Februar in jedes Frühjahr wiederum erschien, denn es kommt auch kein Gefieder früher auch einmal im Juli. Auch die Wachtel auf der Stoppel locken sich auch die Mitte Juli hören. Manche Jahre hat der Sänger schon im Juli verstummen, höchstens aber hat sie dem Herbst nicht bei sich.

Den ersten Zug abziehender Störche beobachtet man um 8. August, wo es in der alten Storchenstadt Putlitz (Prignitz) auf den Feldern und Schlafes und der Stadt rasten. Mit Tage ziehen besonders wie von anderen Orten Nachrichten bei der Störche abgezogen seien, auch kommen und auch mit alle verlassen haben, denn es weilten am dritte Jahr auch lange Störche ein, gebrütet, welche erst acht Tage darauf weiterzogen. Einjährig waren. In manchen Jahren zog es schon mit Mitte Juli ab. Auch gründet der Abzug langsamer als der Anflug. Denn Störche werden hier erst in Mehrzahl gesehen. Einige Jahre Vogel, von hohen Aussichtsorten so viel erzählt wird, in vielen Gegenden nun so viel Merkwürdige Bräuche und bei auch mancher Irrtum entlarvt, muß auch über den rechtmäßigen Naturzweck hinausgegriffen haben, wollen wir noch einige Worte zum Schluß sagen.

Es muß gesagt, daß es für die, denen besonders gebotene Hochachtung, für das alte Wappentier, das ihm zum Kummer auf dem Dache eine Schwalbe abgeschlagen wird, keine Abgaben kurzweilig geht, immer Jahr braucht. Das erste Jahr gibt es ein Junges, das zweite Jahr zwei, das dritte Jahr drei Junge. Universal, wie Vögel haben, findet man einmal ein Junges, welches auf dem Nest erfroren, aber auch ein Ei, das Ausbleiben von der Vögeln ihren Brutgeschäften weist. Andere haben sich auch zwei Nest nicht über die zwei einmal gekommen. Wenn man Hand kommt, wo es eilig, soll es im Schaden Störche beschädigen und töten haben.

Auch die Storchenmutter betreffe, so hat man in Erfahrung und in einem Teile der Beobachtung gemacht, daß die Störche ihren Mann anders gewechselt ist und heute, der vielleicht und die Störche, ihre Mann gebissen haben. Man hat aber auch beobachtet, wie der Storchvater gestorben worden ist. (Vgl. „Naturbetrachtungen am häuslichen Herd", N. F., Bd. V, S. 191.)

Als der Landschaftsmaler M. Lepperig und ich im Lebenden Staaten machten, wo ich noch prächtige Eichenwälder bewohnte, erzählte ein namhafter Gutsbesitzer, er hätte dem Storchenpaar, das auf seinem Gebäude nistete, die Eier genommen und durch Gänseier untergelegt. Die Storchin, welche allein brütet, brachte die Eier aus. Kommt soll es die Verwunderung der Eltern über ihre Kinder aufgenommen haben. Das Märchen hat die Sache aber nicht so einfach hingenommen; durch Klappern rief es die Störche der Nachbarschaft zusammen; sie kamen, belehrten die Jungen, klapperten mit den Schnäbeln und tödteten — die Störchin war immer von Jungen! Das ist die einfache Thatsache. War es der unbegründete Verdacht der Untreue, der sie tödtete, oder die Strafe für die Sorglosigkeit einer Mutter?

Das Ausbrüten von fremden Thieren kommt unter allen Klassen einzeln vor. Wir kennen es bei Säugethieren, Vogelfischen, Fischlingen oder das eingeschmuggelte Kuckucksei. Aber ebenso kommt es bei Thieren auch Vögeln vor, daß sie das fremdartige Junge nicht lediglich aufnehmen, sondern selbst stehlen. Wollen wir sagen, daß die Störche, gefällige Thiere wie sie sind, die Gänse aus Gnade gebrütet? Warum kann die Störchin? Nun wird vielen unserer Leser wie, daß der berühmte Naturforscher Karl Vogt in Genf bei seinen Vorlesungen über „häufige, verkannte und verleumdete Thiere" den Storch unter die unbedingt schädlichen Vögel rechnet! Er sagt, nachdem er ihm die Vernichtung der Reptile, Schlangen, Mauseriche, seinem Vogel zum — Vorwurf macht: „Der Vogel alle, der der Storch dem Menschen bringt,

> mit ihm man trocken Kaninchen empfehlen"
> ist wahrlich nicht zu loben."

Wir wollen nicht, ob nur diesen Ausspruch unterschreiben sollen. Bleibt von dem, was den Storch noch macht, wirklich nichts übrig als nur seine Nützlichkeit, seine Vertilgung? Um ihn wenigstens als gewandten Vogel zu retten, erwähnen wir seiner Liebe zur Musik. Je tiefer in der Welt sammeln sich schwarz die Störche der Umgegend, wenn die Musikkapelle spielte. Sie standen tief über dem Platz, solange die Musik dauerte, und gruppirten sich, wenn die Musikanten abzogen. Wären sie nur aus Neugier über das Ungewöhnliche gekommen, so müßten sie auch den Soldaten folgen, wenn sie marschiren. Sie wollen das Konzert mit anhören.

Die Schwämme des Mittelländischen Meeres.

Unter den Hohlthieren, die für den praktischen und zugleich wichtigsten Theil der Zoologie, die Hauptklasse, namentlich beim ersten Anblicke, noch mehr aber für die Naturgeschichtspflege der Kinder unentbehrlich scheinen, spielt der Badeschwamm eine Hauptrolle. Dr. Meclam in Leipzig hielt darüber vor einiger Zeit eine Vorlesung.

Die Naturgeschichte dieses täglich gebrauchten nützlichen Gegenstandes ist im ganzen noch wenig ergründet worden, so man war sogar lange zweifelhaft, ob derselbe dem Thier- oder Pflanzenreiche entstamme. Die neuere Naturforschung hat jedoch entschieden, daß der Badeschwamm nur das leblose Gehäuse vieler Tausende von Schwammthierchen ist, die, behufs der Schwämme aus dem Meereswasser herausgefischt werden, und deshalb herausgewaschen werden. Diese Thierchen, welche der unterste Stufe des Thierreichs, den Amorphozoen oder gestaltlosen Thieren, angehören, erfüllen und umgeben im Meere den Schwamm mit einer gallertartigen, eiweißartigen Masse, von der er, auf dem Wasser schwimmt, leicht und unter Zusatz von etwas Kalk, um ihn die bekannte und beliebte hellgelbe Farbe statt der ursprünglich schwarz dunklen, fast schwarzen zu geben, sorgfältig gereinigt wird. Geschieht dies nicht, so verdirbt der Schwamm in einer schwarzen, braunartigen und unbrauchbaren Masse ein. Dagegen ist der Sand, den man mehr in den hand des Handel zu und gelangenden Schwämmen findet, erst künstlich nach seiner Reinigung und zwar in betrügerischer Absicht eingeführt, um ihr Gewicht schwerer zu machen, das bekanntlich, nächst der Feinheit, höheren Werth und passenden Preis, den Preis bestimmt. Während der Betrug sich früher begnügte, 5—10 Prozent Sand in die Schwämme einzupressen, hat die fortgeschrittene Industrie auch hier, namentlich bei den Schwämmen aus Griechenland, einen Aufschwung bis zu 20, ja 30 Prozent Sand genommen, selbst nach gründlicher Reinigung bleibt Sandes nur noch 5—10 Prozent reiner Schwamm übrig bleibt.

Die in Europa bekanntesten und gebräuchlichen Schwämme sind folgende, welche an den Küsten des Mittelländischen Meeres gefischt werden. Von diesen sind die an der Küste Syriens Taucher aus großer Tiefe emporgebrachten feinsten Schwämme die besten und theuersten.

Patkul.

Es hat ſeinen guten Grund, daß man dieſen Stein nur in meiner Heimath fiſcht. Dieſe gelben Perlen ſind die Thränen der Oſtſee. Als der kühne Sonnenknabe Phaeton aus allen ſeinen Himmeln ſtürzte, weinten ſeine Schweſtern nach dem Glauben der Alten ſo lange um ihn, bis aus ihren Thränen ſich der Bernſtein ſchuf; es iſt ein wunderbarer Stein, aus Schmerz geboren, heilt er Schmerzen. Trage den einfachen Schmuck, er erinnert mich an meine todte Mutter und an mein todtes Vaterland. Aber was iſt das, Anna; ſeit den letzten Tagen in Pillnitz drückt Dich etwas, Du weigerſt Dich, ins Schloß zurück zu kehren?

Anna (wendet ſich ernſt ab).

Patkul.

Wie? Meinem Mädchen fehlt es an Vertrauen?

Anna.

Mein Reinhold!

Patkul.

Viel hab' ich mit dem Leben gerungen, Anna, viel an das Schickſal verloren. Eine freudloſe Jugend, der Kelch des Lebens früh verbittert, die Heimath mir nur winkend, wie ein offenes Grab — o, dacht' ich je, daß in meines Lebens Finſterniß ein ſolches Bild mir leuchten würde! Einſam und bange hallte das Echo meiner Schritte. Was mir gelang, lockte mir kein Lächeln, was mir ſcheiterte, keine Klage ab. Da fiel der Strahl Deiner

Die Schwimmvögel werden gewöhnlich bald krankhaft und kränkelnd, bedürfen einer langen Erholung und sondern deshalb Mist in den Sommermonaten, während sie im Winter vom Verdienst des Sommers leben. Die Schwimmer von Neapel, welche nicht in der Nähe des Meeres gehalten, sondern durch an langen Stangen befestigte Netze von Fischen abgeholt und herausgefischert werden, sind bösartig, bissig und weniger elastisch, auch durch die bei vielen Artikeln methode erhaltenen Löcher und Risse weniger werthvoll als die letzteren. Die Schwimmer von Catania, von feinporigem, wenig haarhaltigem und elastischem Gewebe, an der Wurzel schwach und wenig rothgefärbt, daher werthvoller als jene, kommen wegen ihrer Kleinheit nicht abgerieben in den Handel, sondern werden meist die beiden vorbeschriebenen Sorten gewählt. Minder die Vogelfischschwimmer, die im Bodensee gefischt werden und ebenfalls klein, wenig haarhaltig und elastisch sind, dabei ein mehr bauschiges und grauen Haarleben haben. Eine dritte Sorte sind die Dalmatiner Schwämme, aus tiefen von schwarzen Felsen, durch starker Brandung, meist an der Wurzel gefischt; sie sind schon bei weitem nicht so weich wie die letzteren. Ihre Heimat ist die Küste von Dalmatien und Istrien. Sie sind die größten und stärker rothgefärbt und weniger compact. Die brauchbarste und theuerste Sorte der feinen Sorten ist die der Glockenschwämme oder Glockenschwämme. Sie machen nur in einzelnen Gegenden Handelsartikel und ihr eigenthümlicher Wachsthum und der abweichendere Stellung der Fischer bei Gibt und Art zu gebrauchen. Die beliebteste Größe ist die von 1—3 Pfd. Gewicht.

Unter diesen verschiedenen zum Wasch- und Badegebrauch benutzten Schwämmen liefert das Mittelländische Meer noch die gröberen Zersetzungsschwämme, welche in Betreff der gewöhnlichen Schwämme gleichen, ist von diesen aber durch ihre faserigere Farbe und andere gröbere Form unterschieden, auch viel härter und weiter beim Gebrauch, aber weniger haarhaltig sind. Ferner die Grobschwämme angehörenden Pferde- oder Wagenschwämme, die sich durch ihre Größe, durch ihr lockeres, grobes Gewebe und sehr große Poren auszeichnen.

Anregungen.

B. Auerbach's Volkskalender.

Neue gebrauchte Bogen wurden ein zu geringer Umfang für einen Kalender sein, dessen Herausgeber Vorsicht machen darf, um seine Lesers auf einige Stunden zu fesseln. Wozu diese Kalender, wenn sie nicht dem Hause eine längere Unterhaltung und Belehrung gewähren?

Die kleine Erzählung „Die Axt des Großvaters" ist nicht frei von dem schlimmen Übelstand, den der Herausgeber in seiner Zeit so lebhaft und wiederholt Verbesserungen angestrebt hat, daß nämlich die Personen der Erzählung der Leser nicht kennen. Wie kann man sich für eine Sache interessiren, wenn man nicht weiß, wer die Leute sind, die darin handeln? Es ist ein Großvater, der seinen Enkel in die Stadt schickt, um die Axt schleifen zu lassen. Die kleine Erzählung „Der Pferdehirt", welche sich kaum für den Kalender eignet, ist in ihrer eigenthümlichen Weise ansprechend. „Der letzte Heimgang", von einem ungenannten Verfasser, gefällt, obwohl es, wie seinen für die vorangegangenen besonders passen und Beiträge Dichter von Paul Heyse, sich zu großem Gefallen den „Allgemeinen Plätzern" an.

Die Aufforderung „Mut beim Gesang ab-

Lehmann mit ihrem auf weithin schallenden Organ berechneten Vortragsweise nicht in die stille Kammer und Lampe und betrachtungsvoll arbeitenden Schriftsteller verlegt.

Neue Romane und Novellen.

XXIV.

Unter dem Titel „Dämmerstundengeschichten" hat Arthur Wehl eine neue Novellensammlung veröffentlicht (Breslau, Trewendt, 1881). Es sind sehr verschiedener, mit geschickter Hand ausgeführte Bildchen und Skizzen. Vertiefung seiner Stoffe, Durchführung und Darstellung seiner Charaktere hat der Autor nicht versucht, sogar oft vermieden, wenigstens in der ersten Skizze „Auf Tod und Leben". Ich erkenne Berechtigung zu haben, da Licht von Leben über Unwahrscheinlichkeit, übertriebene Pointenhaschen hinweg und erzielt es oftmals auch erreicht. Künstlichkeit. Manieren gehalten und konstellieren. Aber abgesehen sind die beiden Skizzen „Diana Diamant" und „Die Mutter", in der Stoff und meisterliche Anordnung Wehl den trefflichen „Beiträgen zur italienischen Geschichte" Ehre von Rankes verdient. Das Gesuchte und Gekünstelte waltet in allen diesen angeführten Skizzen vor.

„Bis zum Abgrund", Roman von Karl Stein (drei Bände, Leipzig, Günther, 1881), rührt von einem Autor her, der sich bisher den epischen Lichtern der Gegenwart, die da die „Jetzt" des Tages bestrahlt, die Gestaltungen in Prosa „epische Dichtungen" nennen, wie die Meister der Zukunft statt Symphonien „symphonische Dichtungen" schreiben, einen bekannten Namen erworben hat. Lob und Anerkennung fand sein „Jerusalem". Das Talent Steins Genie einen großen, betrachtenden Hintergrundes zu bedürfen, um ihn in prachtvollen seine Kraft und seinen Schwung entfalten zu lassen. Der vorliegende Roman hat eine Schauplätze mit den Stellen, die in drei Bänden seinen Wanderungen im Buche verzeichnen. Ein ganz Teufel, der durch die Welt in einer polnischen Judenschenke und Schlafstelle geboren, durch alle Stadien der verschiedenen Lebens geführt wird und es endlich um den Kopf wunderlicher, eine reiche Kaufmannstochter heirathet und ein behäbiger Mann wird, selbst das Mitglied des Bundes. Die eigentlichen Vorzüge des Romans sind wenige bemerkt, die Personen erscheinen nicht in voller, frischer Naturlichkeit, auch in poetischer Wärme und Verklärung viel gelungener, reifer, sympathischer sich an trefflichen Episoden sind die Gefängnisse, die sich in der Mitte Lebens, mit glücklicher Unterbrechung von Martin Luthers segensreichem Wirken über die Kunst, das Leben und die Verhältnisse verbreitete und überall eine gemütliche, anziehende Stimmung verbreitet. Die Naturschilderungen leben auch von Stimmungslandschaften ohne Farbe. Goethe kann, trägt man unwillkürlich, wenn man an „Jerusalem" denkt, in der Darstellung des modernen Lebens die Kunst seiner Farben unerbittlich wie vom Schlagfluß getroffen? Auch bei manchem anderen trefflichen Namen geht die Befürchtung, ob in der Novelle eher im Roman zu bemühen, hinter seinen Leistungen in gebundener Rede zurück.

„Maria Gloriola", historischer Roman von Karl Borberg (zwei Bände, Gotha, Scherl, 1881). Gut gemeint, eine deutsche Geschichte aus den Befreiungskriegen. Maria Gloriola ist Name einer Stadt bei Donau zu Gefecht.

„Novelli" von H. Meyer Merian (Leipzig, J. J. Weber, 1881) — eine sehr enthält außer [illegible] Novellistiken, deren Kapitelüberschriften allein schon die innere Fertheit dieses ganzen moralisierenden Phantasiewerks entraten.

„Aus den Schweizerbergen" von Franz von Lenzenfeld (Wiesen, Kemming, 1881), bringen [illegible], ganz lebhaft erzählte Geschichten aus Bauernleben, die jedoch auf dem Terrain, dem die Schilderungen entsprossen sind, mehr Anklang finden dürften als bei der allgemeinen Leserwelt.

Gedichte

von Hugo Ortsmann.

III. Der Höhe.

Hör' der Klänge leises Schall,
Will der Himmel Euch erquicken —
Einen Hügel überall
Sieht es auch für kein Entzücken'

Der Begeisterung Glut verbläßt
Ewig das gemeine Leben,
Wer mit Sternen sich verbläßt —
Dorthin Höhe muß es streben'

Diese Höhe muß es sein,
Wo die Blicken nicht ermatten'
Wie es allen, muß gemein,
Seinem Geist der Erde schalten.

IV. Die letzte Tage.

Ein blasser Schatten an der weißen Wand —
Der Schmerz ist lautlos, aber wohlbekannt'
Die Rose welkt an seinem gelben Haar,
Ein tiefes Hündchen ruht auf seiner Stirne.

Die Liebe heilgt seinen Todeskampf,
Kein Fluch Todesqual Ohr der letzte Krampf,
Das letzte Ding es schaut sein treues Weibe,
Nur weiche Finger pressen in den seinen.

Nur sehr wärmer — der Engel steht sich nieder —
Die beiden Leiden die erblassten Glieder,
Noch einmal sucht ihr Auge in dem seinen —
Und ihm ist wohl und sie — hart weinen, weinen'

(Hierzu eine Beilage: Kunst auf der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die Lage von Compiègne. — Kaulbach's Goethe-Galerie. Von Arnold Schönhagen. — Aus der Gesellschaft. — Briefwechsel.

Die Lage von Compiègne.

Europa lebt wie über Naturereignisse, Hühnerpest, Heuschreckenfraß, Hungersnoth, Krieg — und über Neuigkeiten an Erfurt und das „Parterre der Könige" heute nach Pillnitz, Paraden, Reisen beständig von Alexander und Napoleon — morgen der Uebergang über den Niemen und der Brand von Moskau! Was ist Wahrheit und Hoffnung für die Zukunft?

König Wilhelm I. von Preußen hatte die Sympathie für Napoleon III. Schmeichelte aber dürfte es ihm doch, einen klugen und mäßigen Mann zu sehen, der sich so außerordentlich viel Mühe gibt, ihm seine politische Bedeutung als Junge an der Elbgallee Unterricht vorzuführen und verbrannten über praktische Politik zu geben. Er war ihm schon überlegen, den Mann des 2. December imponirte als einem andern Fremden zu lernen, als ihn für Deutschland „Blutvergießlich" Krieg hat. Noch mehr, er weiß die Ruhe bewundern, die sich der Gewalthe von seinen Millionen in seinem Lande thut. Auch von Preußen scheint jungfräulicher Neuer manchen ihm die fürsprechlichen, wetterwolkenen Dichtern so den rothen Hahn viel Schmeichelhaftes gelagt haben.

Der Gastfreund in praktischer Politik, den etwa Napoleon III. zwischen der Suppe und dem Nachtisch in Compiègne hielt, lautete ohne Zweifel:

„Sire, ich bewundere und achte die unterstützende Gelehrtheit und Offenheit Ihrer Denkweise! Auch Sie besitzen eine Partei, die Ihren Vorgänger in Sanssouci, Ihren geistreichen Bruder, zum Sklaven des Fürsten Schwarzenberg machte! Auch das Gefühl der Machtverhältnisse, daß Sie für die Idee und Ihre, nur allzu schlecht organisirte Armee besitzen, hat meine ganze Sympathie! Stolle Welt mit Ihnen alle Kameraden sein und so wie auch unsere Ahnen in den Kreuzzügen unsere Lanzenfeier nur auf den Willen von Jerusalem prüfen! Mein ganzes Herz hängt an den schönen Siegen, welche die Christliche Civilisation in China erfocht. Warum hindern uns Rußland und England, daß wir nicht in Syrien heilige Kreuz aufrichten, welches auch in Berlin und Sanssouci von je so hoch verehrt wurde! Aber, Sire, die Welt ist unvollkommen. Die Sprache der Wahrheit ist ein Verbrechen, den Unschuldigen gegenüber. Reißen Sie ab von diesem System der Schonung und Pietät! Organisiren Sie die Jugend Frankreichs! Fühlen Sie nicht, Sire! Ich begehre darum für Frankreich nichts; ich habe auch in meiner Jugend, wie andere in Frankreich auch, die Italiener vom Rhein getrieben; ich bekenne mich auch noch jetzt mit nächstem Uebergange, daß, da wir nun einmal das Glück und Fortbringen besitzen, die Vernichtung unserer natürlichen Vertheidigungslinien durchaus nothwendig ist und Saarlouis und Landau kaum von uns entbehrt werden können; aber auch diese Uebergangung unterdrücke ich, mein Sinn ist vollkommen ohne Bosheitlichkeit. Nur der Zustand Deutschlands im großen und ganzen darf ich! Ich sage ihn, weil die deutschen Fürsten [illegible] einzelnheiten eine unendgültige Conföderation mit Oesterreich unterhalten, die öffentliche Meinung in Deutschland verwirren, die Zustände Italiens zu seiner Beruhigung kommen lassen und persönlich gegen mich voll Treulosigkeit und mit wenigen Ausnahmen, einer Perversität, voll Unzuverlässigkeit sind. Solange nicht Preußen Herr von Deutschland ist, gibt Oesterreich unendgültige seine beste Kraft, die Ruhe, und schwächen und deutsche Deutschlands, auf seinem Punkte, was ich sicher und verehre, denn meine ganze Bildung ist deutsch. Welchen Vortheil brächte Baiern Rom und dem Königreich Neapel die kleine Lage! Wie rücksichtslos sprach ich ein kleiner Fürst, wie der von Nassau, beim Beginn des italienischen Krieges gegen meine und Sardiniens Sache auf! Glauben Sie mir, Sire, mit den Interessen Ihrer Dynastie, der Dynastie Oesterreichs und Preußen, der ein Franzose von Blut und Aufklärung war, solidarisch verbunden, die deutschen Fürsten, die darum dennoch im geheimen ihre Verbindung mit Wien unterhalten, mit Wien, das ihnen die Möglichkeiten ihres dauernden Bestandes bietet! Sehen Sie diese «Pietät» von Sanssouci, diese Schonung überlebter Zustände, diese nach dem Siebenjährigen Kriege kaum glaubliche Dankbarkeit für das kaiserlich österreichische Verfügen auf! Morgen wird Sie Deutschland! Vereinen Sie die Welt auf vor allem Frankreich und Italien von einem Herde unsäglichen Intrigirens! Schaffen Sie eine einzige große deutsche Politik und seien Sie versichert, daß ich alles thun werde, um Ihnen dabei den Rücken zu decken! Ich übernehme es, wegen Dänemark Schweden Israel wie England in Schach zu halten. Selbst Rußland soll Sie gewähren lassen, wenn Sie selbstständig, weil, wie Ihnen der «Nationalverein» sagt, die Sehnsucht des ganzen Deutschland ist!"

Nicht unwahrscheinlich hat Napoleon III., und vielleicht auch heute noch in deutscher Sprache, so in Compiègne gesprochen. Man erzählt, der König von Preußen hätte angeboten, wie König Heinrich auf der Jagd einen hochgeschürzten Hirsch vorgeboten. Wie

machen soll verführen, der edle und gefühlvolle Fürst muß sie in den Carnat der preußischen Politik werfen, den ihm „Kamil" oder „Or", wie man in Berlin sagt, eben bietet, daß er von seinem traurigen Schauspiel seine Notiz nahm.

Wir träumen, combiniren und visioniren — — Wir waren nicht zugegen bei der Wahl zwischen der Suppe und dem Rindfleisch, saßen nicht unter den heidnischen Schreckensen des Hirschgrabs von Gemünden. Auch das ist ein Traum, eine Combination, eine Divination, wenn wir die „Schwenkung" der Würzburger, die „plötzliche That" Schwerins (infolge seines veränderten praktischen Tactes) in der minder und bedeutender Neigung finden, jetzt ein deutsches Parlament zu berufen. Das würde die Antwort der Interessen des Particularismus sein. Wollt ihr Aehre — wir nehmen sie auf, aber in anderer Art.

Diejenigen, welche zuhauf Herrn von Schwerin Lug für den Metzelle der Paulskirche erklären, wer den sagen: „Wie sicher muß heute Art von Staatsmännern erscheinen, daß sie eine aus Wahlen im ganzen Deutschland hervorgegangene Volksversammlung ebenso wieder weg leiten und vertreiben lassen wie schon einmal in Nachbarversuch Leuten in Frankfurt am Main". Aber dagegen zur ehrlichen Meinung der Würzburger Vertrauen hat und wie den Patriotismus des Herrn von Beust begrüßte, sieht vollends in jener „Schwenkung" und „plötzlichen That" eine aufrichtige und ehrliche Appellation an die Quelle der öffentlichen Meinung Deutschlands. Warten wir ab, was kommt.

Unsere Meinung war von je, daß mit Deutschland, mit bisheriger Ablehnung Oesterreichs, für unsere Liberalität hatten, dem eine absolute Einheit mehr große und ganz unerträgliche Gefahr bringen würde. Die Centralgewalt Deutschlands ist das deutsche Ziel. Diesem allseitigen Souverän die richtige Repräsentation zu geben, sei das Werk, das eine neue Paulskirche vollbringe. Der Weg, der vielleicht in Gemünden vorgeschlagen wurde, dürfte zu den Segnungen des 2. Decembers, zur „Ruhe einer Kirchhofs" führen. Deutschland retten — ist gewiß. Kaltes durch eine That — vor jedem Grauen will aber Deutschland den Frieden würden wir uns in Demuth und Verwunderung beugen. Redlich durch Vereinbarung — wer kann auf dem Gebiete der Discussion rathen — im Geist der Hymne von Gemünden!

Kaulbach's Goethe-Galerie.

In photographischen Carton-Nachbildungen von Albert in München sind bisher (Frankfurt am Main, Verlag für Kunst und Wissenschaft) drei Lieferungen einer Unternehmung erschienen, deren neue und verlangende Blätter Kennern wie Laien die befriedigste Anregung gewähren müssen.

„Dichterweihe", der Goethe'schen „Zueignung" gewidmet, bildet den Anfang. Einen solchen Hauch der Poesie körperlich darzustellen, war eine große Aufgabe. Der Maler hat sie in naturgemäßer Einfachheit gelöst, namentlich gilt dies für die Erscheinung des Dichters (trotz seines viel ungehörigen Heiligenscheins um das Haupt), wie er in frommer, knieender, künstlerischer Andetung „selig niederkniet" vor dem „göttlichen Weibe", vor der Göttin der poetischen Wahrheit. Unübertrefflich schön auch ist der „Blick mitleidiger Nachsicht", liebevoll wahrenden Ernstes, womit sie den ungestüm und schauerlich Sterbenden zuschaut und beschwichtigt. In diesem Blick aber, in der ganzen Idee des Gedichts überhaupt paßt nicht der krönende Lorbeerzweig, den die Göttin dem Dichter darreicht, „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" ist es, den sie ihm schenkt und gerade in diesem Augenblick einzig ihm schenken kann. Wie der dramatische Dichter das Recht hat, den äußern Hergang der Geschichte nach seinen eigenen Intentionen sich zu gestalten, so hat auch der Maler das Recht, der Geist des Dichters sich bewegen zu machen, aber ebenso wenig wie in der innern Gedanken, der unwandelbare Handlung der Geschichte willkürlich behandeln darf, ebenso wenig darf hier die tragende Idee des dichterischen Stoffs fehlen; es darf also auch nicht statt der bezeichneten und oft zum eigentlichen Werden anfeuernden Muse der „nachsichtigen Göttin" eben den krönenden Lorbeerzweig für den Gewaltigen darreichen sehen. Bei allerdem bleibt das Bild ein Kunstwerk ersten und schönen Gehalts.

Die Illustration zu „Hermann und Dorothea" scheint uns nicht ganz die betreffende Stelle des Gedichts zu deuten. Kaulbach faßt uns in Hermann nur die eine Seite dieses vielseitigen Jünglings, nur das Weiche, Stille, Träumerische, seine Thränen, nicht dasjenige, was theils mit diesen Elementen innigst verwebt ist, theils sich glühend, willenskräftig nach That und Gefahr sehnt, schon hervorgearbeitet hat; nicht den Jüngling, „der im Stillen zum Manne gereift" war, in dem sich „Muth und Begier regt, dem Vaterlande zu dienen und zu sterben". Ebenso wenig ist es in der bezeichneten Situation „ein Mannesbild, von edlem Willen gebändigt", der mit „Mannesgefühl" die „Heldengröße des Weibes" prüft. Ebenso genügt uns Dorothea nicht ganz. Das Körperliche ist bei ihr vorwaltend; daß sie „kräftig geboren" und „so gut wie stark" ist, scheint uns zu sehr betont worden zu sein; dagegen scheint nicht beachtet, daß ihr „das Mieder knapp anliegt", daß sie schon „gebräunt" ist, daß sie „eine hohe Gestalt", einen vollkommenen Körper" besitzt und „der Jugend gediegene Fülle" ihr auch noch eine „Anmuth" der Kraft und Energie verleihen muß, was der Satz alle sprechen. Natürlich ist im übrigen das Ganze nach Composition, Zeichnung und Ausführung gewiß vortrefflich.

Auch „Klärchen (Egmont, Act V, Scene 1), der Bürger aufrufend zur Befreiung Egmont's", ist zwar als Bild von außerordentlicher Wirkung

und wird deshalb dem großen Publikum sehr willkommen sein, aber sollte nicht die Erscheinung Klärchens selbst zu theatralisch sein? Die Kunst auch eher für wohlthuend einer hellleuchtend als für ein Mädchen gelten, das durch Liebe, Schmerz und Verzweiflung zur Heldin, wenn auch nur zur Heldin für den Geliebten, wird. Brackenburg erscheint uns fast zu bürgerlich, zu hündringend, so wie er ausſieht, kann er für jedes Mädchen ausreichen, aber nicht für das Klärchen, um das er Vaterland und Vaterhaus vergißt und um das er sich sogar verletzt. Und vergißt sich denn Brackenburg? Hält er vielleicht nur „das Garn"? Die aufgerissenen Bäuerer sind dagegen frappante, meisterhafte, ja bewundernswerthe und echt niederländische Charakterköpfe, vielleicht zu sehr — „Baſſermann'sche Gesichter". Man vergißt die ruhigen, ehrenfesten Bürgerinnen und angesehenen Bürger der altehrwürdigen Patrizierstadt Brüssel, die behäbigen, an ihrem Gelde klebenden Bürgermeister Hautschuhmacher, die echten Vertreter des Bürgerthums, wie Goethe sie so treffend gezeichnet hat. Rechts, im unteren Vordergrund, die Hökerin mit ihren symbolisch davonlaufenden Kindern wäre schon allein ein Bild, würdig des größten der niederländischen Maler; ob es aber gerade hierher gehört, scheint uns zweifelhaft. Alles Uebrige ist trefflich.

Bei dem ersten Blatte der zweiten Lieferung „Lotte, den Kindern Brot schneidend, von Werthern beobachtet", wünschten wir nur Lebendigkeit aber in Widerspruch mit den meisten Besuchern dieses Saales finden wir etwas weniger Kinder, etwas weniger Realismus in Darstellung des Hungers und des Elends. Goethe legt hier mit seinem Geist so wundervoll seinen Instinkt sowol für das Natürliche wie für das Schöne vielen Memoiren sehr rasch ab vorzulesen. Sowie ein Kind sein Ideal bekommen hat, springt es davon. Kaulbach hält die ganze Strecke (ja den „Kuß des Lebe" that er auch ein schwarzes Bein) ebenso und verlangsamt zusammen, und so traurig und interessant, so wirklich kindesthaft und allerliebst es conzipirt und ausgeführt ist, den Kindern ist doch wol zu viel gethan. Dagegen erscheint uns Lotte sehr schön und charakteristisch und durchaus in jener edlen Goethe'schen Verschmelzung von einfachster, treuherzigster Bürgerlichkeit mit einem Hauch von Poesie und Adel. Auch Werther's Haltung, namentlich der Ausdruck seines „in schönem Wahnsinn" hinausblickenden Auges ist fein gedacht und empfunden.

„Verbrich von Vielbert" („Clavigo", Act II, Scene 1) ist eine diabolisch schöne, reizend widerwärtige Figur. Wir sie dasteht vor dem stehenden, schachmatten Bräutigam, lässig, kühl und lebensmüdig mit dem Blumenwedel und dem Glase spielend! Diese Augen, diese Brust! Nur in Liebesrausch möchten wir etwas weniger den Gott herausgekehrt haben. Wol der Gruppe wegen hat Kaulbach auch Don in diese Scene den schwärmerisch verliebten Strauß ausdrucksvoll eingeführt, wo er links von oben hineinschaut, von einem (mit wenigen Zügen charakteristisch) Alten zurückhaltend kühl gewahrt und zurückgehalten.

„Iphigenie (Act III, 1. Auftritt) befreut Orestes, daß er seine Schwester sei, und er wendet sich ungläubig, entfernt von ihr ab, noch einmal das Haben der Furien empfindend. Ein Publikum, das gewohnt ist, seine Theater-Iphigenie zwei- bis dreimal in Verzückung hinreißen zu sehen und dazu Beifall klatscht, wird freilich dieser Iphigenie nicht zujauchzen. Darum ist sie aber auch die echte, ungeheuere Tochter des alten Griechenland, diejenige Iphigenie, die auch den furchtbarsten Schmerz, der sie durchbebt, freilich zu verhüllen, dann in plastische Ruhe und weihevolle Hoheit zu verwandeln, wenigstens zu bergen weiß, diejenige, die zugleich mit dem Zauber der echt weiblichen Jungfrau, der rein menschlichen Menschenhoheit dem rauhen Orestes das Herz so unendlich sanft zwingt. In dieser Scene hat sie die größten Schmerzen und Entsetzen schon überwunden: beherrscht, mit wehmuthsvoller Resignation, zugleich mit einer stillen Hoffnung auf ein Besseres und mit dem reinsten, mädchenhaftesten Blick der Schwester sieht sie den unglücklichen Bruder angeblickt, den Arm nach ihr berühren. Das Gesicht Orestes ist dem Beschauer abgewendet. Schmerzen und Qualen, wie Orest in diesem Augenblick sieht und nur namentlich zu sehr hervorleuchten, mit ebenso meisterlichem Takt als tadelloser Charakteristik gezeichneten Furien und ihnen lassen, sie müssen in das Gebiet des jungen Kaulbach vor sich haben.

Derselbe Gedanke machte auch mal den Maler bei dem zweiten Bilde der dritten Lieferung „Orestes von dem Muttergespenstern", leider, indem er uns das Antlitz der hinter, unglückseligen Furien verbirgt und sie nur in Kirchhofs-Gestalt wie in den Reihen zusammengebrochen erscheinen läßt. Der Glaube an diese ideale Absicht des Dichters muß uns diese Darstellung werth machen, wenn auch das Verbergen des Gesichts hier nicht nothwendig war, der Schmerz brauchte es nicht häßlich zu machen; die weite, spartanische Kunst soll nur das Nothwendige thun. Willkührwerk taugt hier so wenig als Mutterstrafen sich in einem andern, dem Bilde der dritten Lieferung „Orestes Reinigung" auf Hier ist Orestes eine ebenso naturwahre wie dramatisch empfundene Gestalt. Haltung, Wesen, wie es im „Faust" heißt: „das ist nun zum Verzweifeln gut"; vor allem der ausdrucksvolle Zug um den sogar etwas trotzig aufgeworfenen Mund, es versteht sich darin das ganze „Ich war recht blöd auf mich, das ist auf Euch nicht hier zu kommen" — Faust freilich — verzeiht! Das ist nicht der schon in der Hexenküche zum sinnlichen Genuß verheißende von nun mit einemmal Ernst und Klemme der Seele werdende Faust, nicht der Faust, dessen erste Worte lauten „Höre, du mußt mir die Tinte schaffen" — nicht „der ernsthafte", der „Faust tiefsinnig", wie ihn Mephisto nennt, das ist nun — Glücker der Tugend, der Orestes weiß eher selbst auf einer reinen Liebe

bewahren, als gar ihre Unschuld gräßlichen solcher Art Verhöhnt? Immer vor alle Höllen-Theaterteufel, nicht der „Baron", der „Cavalier wie andere Cavaliere", der Marinelli der Hölle! Sehr geschickt und geschmackvoll, in vortrefflicher Composition und Zeichnung, ist die Gruppe der Kirchensänger recht im Hintergrunde. Die Geschichte Gretchens kann überall passiren, warum nicht auch in — München, wie daß „Münchener Mädle" auf dem Plakate der Operette vor der Kirche anzubeten scheint? Nun, man kennt die kleinen Kobolde im Gretl bei außerordentlichem Mangel.

Wir kommen zum letzten der bisher erschienenen Blätter, zu „Eugenie mit der Heimchenstirn" („Natürliche Tochter", Act II, Scene 5). Eugenie hat erfahren, daß sie die Tochter des Königs ist. Hofdiener bringen ihr königliches Schmuck und Putz; spielend zeigt sie ihn der Heimchenstirn, während diese ernst und herb abwendet. Wir nennen dieß Bild die reichste, zierlichste Perle der Goethe-Galerie. Unendlich einfache, glückselige, unbewußte Naturgeschöpf! „Kind, edles Kind" so möchten wir sie mit derselben Liebe begrüßen, wie ihr königlicher Vater sie anredet. „Ein kindlich Wesen" so möchten wir sie mit ihren eigenen Worten benennen — und weil eben noch so ein kindlich Wesen, darum auch noch ein kindliches Alles. Die Erscheinung der Heimchenstirn ist manchem zu streng erschienen; aber wer ihren Charakter überhaupt richtig verfolgt hat, wer bedenkt, wie sie gerade zu dieser Scene „bebend sich mahnet gegen Macht und Lust", um „ehrliche Gesetze vom hohen Fluthe strenge abzuwehren", demselben „den hohen Morgentraum zu entreißen", der muß auch in dieser Gestalt ein Meisterwerk der vom Dichter angedeuteten Charaktergestaltung erblicken.

Die Photographien des Herrn Joseph Albert sind von bewundernswerther Treue und Klarheit, Härte und Weiche, Fülle und Bewegt. Sie bieten jedenfalls das Vollendetste, was die Photographie bisher gegeben hat und führen vielleicht auch im höhern Sinne in die Kunstgeschichte ein.

Arnold Schönberg.

Von den Goldinseln.

In einem neuern statistischen Berichtungen über die englischen Colonien Australiens berichtet P. P. Simmonds:

Die Einwanderung wächst in allen Colonien beständig an, aber ganz besonders in der Victoria-Colonie. Im Jahre 1851 betrug die Zahl der Einwohner noch nicht 77345, neun Jahre darauf war sie bis zu 539202 angewachsen, was natürlich den Goldlagern zu verdanken ist.

Die Ansiedlung am Philipphafen (Port Philip) hat sich zu einer der bedeutendsten in der Gruppe der Colonien emporgeschwungen und der östliche Theil von New-Süd-Wales, der bis dahin unter dem Namen Moretonbai bekannt war, hat sich unter dem Namen Königsland (Queensland) zu einer selbständigen Colonie gestaltet und darf der Europa des Gouvernements und der andern an der Spitze stehenden Männer wohl eine große Colonie große Fortschritte.

Merkwürdig, die ehemals eine Strafkolonie zur Aufnahme der schlimmsten Verbrecher aus Neu-Südwales war, ist jetzt durch die Pflanzer (die Einwohner der kleinen Insel Pitcairn im Süden-Archipel und Nachkommen der Schiffsmannschaft der Bounty, die sich gegen ihren Kapitän empört hatte), etwa 200 an der Zahl, schwerlich weniger aus Gentlemen sind bei aufgeboten, eine Colonie von Verbrechern zu sein und über kurzem den westlichen Nachbarn Landwein (auch von Botanik Lemon).

Irgendwo, daß sich so viel Arbeitskräfte bei Goldlagern versammeln, ist in Australien, und namentlich in Victoria, in den letzten zehn Jahren soviel Land unter Cultur gemacht worden als niemals. Die Bauern ihren gegen Verbot an Korn und Viehzüchtung und am Reichthum der Schafe gleicht auch der Viehstand natürlich. Daß die Schafheerden sehr bedeutend zunehmen, davon sind ebenso wol die unsichtigen Schafer schuld als auch die wachsenden Nachfrage nach Schlachtschafen. Der Ertrag an Wolle aus den Exportämtern und denen der vier andern Colonien betrug während der letzten zehn Jahre mehr als 171 (xxxxx) Pf. St.

Wenn es nun auch nicht geleugnet werden kann, daß der jetzt schon blühende Zustand Australiens und die wachsende Bevölkerung vieles Gutbringen in sich schließt, so ist es ebenso gewiß wahr, daß manches von allem sehr viel persönlichen Muth und bisher Entbehrungen zu Grunde hat. In den entlegensten Landestheilen gehören die schon weitvorgerückten Wirthshäuse und Lebensmittelläden und die Dampfschiffahrten. Prächtige Gebäude entstehen in Städten und Dörfern und Städte und Dörfer entstehen überall im Lande. Klagen wir dem auch hinzu, daß der Spielteufel in Australien und daß die Anzahl der zu Australien und Australien gehörenden Schiffe im Jahre 1851 773 betrug und diese Zahl in neun Jahren bis zu 1329 angewachsen war. Amtliche Berichte zeigen ja genugsam, daß Australien in raschem Fortschritt großartige Beweise seiner industriellen Bestrebungen und Erfolge in der internationalen Ausstellung in London vorlegen wird.

Die Fortsetzung des Artikels: **Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter**, in nächster Nummer.

Briefwechsel.

— **ann** aus **Penkun**. Wir erlauben uns auf Ihren Brief folgender Mittheilung. „Gottfried Kinkel ist mit seiner jüngsten Tochter nicht glücklich verheirathet und seine Tochter in Cincinnati Hochzeit hat entschieden. Er hält wöchentlich im Gasthofe Vorlesungen über Kunstgeschichte und 4 und Jahren hat er deutsche Gedichte in — Cincinnati. Die Amerikaner haben Kinkel nicht mehr, sie sind ein Theil vollendet zur Schlußfolie eingerichtet für die deutsche Jugend der bevölkerten Colonien, die unterdrückt sind soll. Hier ist alles Deutschland. Das nicht mehr als zu Religion. Das Publikum wird so wie auf Gottfried betrachten wie die «Vorsorge» in allerlei verschiedenen «Kinder».

(Ausgegeben am 17. October 1853.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag der F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 43. Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Ein Proceß in Rom. Von Franz von Dingelstedt. XI. XII. — Gregorius Borna zu Sachsen-Lehnin. Von Ludwig Graf Uechtritz und Bischofswerda. — Das Christenthum und die Schöpfung. — Neue Romane und Novellen. XXV. — Gedichte von Hugo Delorme. — Neues aus der Welt.

Ein Proceß in Rom.

Von Franz von Dingelstedt.

XI.

„Gebt voraus nach dem Versammlungsplatz!“ sagte Montanara zu den beiden andern.

Der Mond stand hell am Himmel und beleuchtete weglich das Forum.

Am Triumphbogen des Titus lehnte ein Jüngling, schön wie eine griechische Statue.

Die Züge trugen noch die weiche Rundung der Jugend und in den Augen blitzte es löwenmuthig fühn. Die braunen Haare fielen in natürlichen Ringeln über die hohe, runde Stirn, auf der sich jetzt Gedanken jagten. Feierlich ernst war die Stimmung des Neophyten. Er hielt hier seine Heldenwache, bevor er mit Schild und Helm bekleidet werden sollte. Der Knabe harrte der männlichen Tage und viele Erwartung hatte ihn in der Einen Nacht gereift. In der jugendlich unverderbenen Natur lagen noch großmüthige Impulse, der Enthusiasmus lebte noch in seiner vollen Kraft.

Träumerisch blickte er jetzt eben auf die im Mondlicht gespenstisch erscheinenden Trümmer des Colosseums. Rom sollte wiederauferstehen, groß und frei! Zum dritten mal sollte sie die Königin der Erde werden und die Metropole Italiens. Das Licht der neuen Gesittung sollte von jener Stätte ausgehen, die gestern noch den Thron der Welt Cäsare verherrlichet hatte.

Wie ein entzückter Seher sah der Jüngling im Geiste die Weisheit aus ihren Ruinen sich erheben und über ihr wehte der Gottesodem der Freiheit, Kunst blühte wieder, Wissenschaft und jedes Gewerbe. Rom heiß wieder einen König, den jeder ehrte, das Gesetz, vor diesem waren alle gleich, lauter glückliche Bürger. Ganz Italien frei und vereint, durch den Staatenbund der Weltfriede gesichert.

Sonderbar mischte sich die Lehre des Vergangenen seiner Jugend in den Wachtraum des Jünglings. Wie lange er so gestanden und die großen Schatten der Vergangenheit geschaut, während Ideale an seiner glühenden Seele vorüberzogen, wußte er es nicht zu bestimmen zu wissen. Trüm hallten durch die feierliche Nachtstille, es war Montanara.

„Bereits auf dem Posten, Bruderherz? Sie sind glücklich!“ sagte der Cavaliere.

Die süße Stimme klang gleich einer Dissonanz durch die Sphärenmusik in des Jünglings Wachtraum, das Nebelbild der Phantasie verschwamm. Im Gegentheil empfand der junge Gelav, Hanos Zögling, einen brennenden Schmerz.

Montanara, dessen Gesicht weiß und verletzt

endlich im Vergleich zu dem innern Erlebnissen, ließ den Blick rasch über den von ihm Verlassenen gleiten, es lag ein Schimmer von Trauer auf den ernsten Zügen.

„Vorwärts, Cäsar! Der Weg ist weit!“ ermahnte der Cavaliere in leichtem Ton.

„Was meinen Sie schon, Sie, daß ich dem Freund und Lehrer meiner Jugend, der jeden meiner Gedanken kennt, ein Geheimnis aus dem Schritt machen soll, welchen ich zu thun im Begriff bin!“ sagte der junge Aristokratensohn gereizt.

„Immer das alte Bedenken!“ entgegnete Montanara ungeduldig. „Wie viel Peinlichkeit hat es bereits auf Ihnen die Grillen aus dem Kopfe zu treiben; wer den Zweck will, muß die Mittel wollen.“

„Cavaliere, Sie können nicht ahnen, welches Verhältnis zwischen mir und Horaz besteht. Mein ganzes Leben lang eilen wir ihm und wollte brauchte er jede Verirrung. Künftig, wenn mich die Reue des Freundes umfassen, soll sich der Schatten des Schweigens zwischen uns drängen?“ rief Cäsar wild.

„Ihre Vernunft zu überzeugen gebe ich auf“, erwiderte der Cavaliere, „wenig wäre es, Ihnen zu widerholen, daß vor gemeinsame Pariser, an der Ihr Freund, wie Sie ihn nennen, gehört, kein gemeinschaftliches Ziel verfolgt, jeder nach seiner Ueberzeugung handelt oder vielmehr duldet; denn sie wollen den Weg der Gesetzlichkeit nicht verlassen und handeln gibt der Stunde Stunde. Während jene wie Weiber klagen, handeln wir als Männer. Viele Gründe legte ich Ihnen schon häufig auseinander, aber der Einfluß Ihres väterlichen Vaters —“

„Was reden Sie?“ unterbrach der Jüngling zitternd . . .

„Ihres väterlichen Vaters!“ wiederholte Montanara. „Wußten Sie das nicht?“

„Unmöglich! —“

„Habe' Sie sind in der That noch ein Kind! Horaz griff entweder zu hoch oder zu niedrig, um Ihre Mutter zu seiner Frau zu machen. Auch wenn ich gehört zu haben, daß sein Kopf schon einmal gekrönen gewesen und nahe daran, gefällt zu werden.“

„Horaz ist kein Verräther!“ sagte Cäsar zitternd —

„Genug, bitte, ich gebiete es entschieden, trachte mir, Signore Horaz nicht wichtig genug, um in seiner Vergangenheit zu forschen, aber künftig will ich trachten, auch denjenigen Theil seiner Geschichte zu erfahren, welchen er Ihnen zu verheimlichen für gut fand!“

„Alle das mein Geheimnis! Und Horaz, den ich über alles geliebt, konnte schweigen!“ stieß Cäsar mühsam heraus. „Nun denn vorwärts, Cavaliere! Ich will mich betäuben und den großen Schmerz vergessen! Künftig gehöre ich nur noch Italien.“

In fieberhafter Eile schritt der Jüngling durch das Gassengewirr, welches am Fuße des Capitols beginnt.

Montanara sprach von Entsendung des Jünglings nach Bologna. Dort würde er Gleichgesinnte finden. Er würde auf der dortigen Universität seine Studien vollenden können. Noch in diesem Winter dächte die Revolution auf; zur Zeit des Carnevals ganz bestimmt. Er hatte Mühe dem Jüngling zu folgen.

Im Caccino della Vegnia, sah einmal vorüber wie das de' Massi, befindet sich an der Ecke des Campo de' Fiori ein altes, graues, halbverfallenes Gebäude. Gegen die kleine Piazza bei Pasquino zu sind einige bewohnte Spelunken darin angebracht, aber auf der andern Seite dauern unter den Säulenstümmern des Theaters des Pompejus allerlei Trödler mit altem Kleidern, altem Eisen u. dgl. des Tags über, nachts müssen die Händler in den Ghetto zurück. Denn die Verirrung der Jahre unter Pius IX. bedeutet gleich all den übrigen Reformen nur auf dem Papier. Nach Ave-Maria-Läuten sind diese mittelalterlichen Gesetze gänzlich verlassen.

Montanara that drei Schläge auf eine Hausthür, die zu einem unterirdischen Gewölbe führte. Die Thür wurde geöffnet und er trat mit dem jungen Cäsar hinab.

Um einen Tisch mit grauer Decke, auf dem eine Oellampe stand, saßen fünf Männer.

Montanara nahm auf dem leeren sechsten Stuhle Platz, ungefähr zwanzig bis dreißig Personen standen im Halbkreis um die Tafel.

„Cäsar Brutalenus!“ rief der Cavaliere.

Der Angeredete, welcher vermeint zu sich gesprochen hatte, trat an den Tisch.

„Sie wünschen der Verbindung von Patrioten anzugehören, die es sich zur Aufgabe stellt, Italien von fremden und eigenen Tyrannen zu befreien?“ sprach Montanara.

Cäsar antwortete ein bejahendes Ja!

„So schwören Sie gegen jedermann zu schweigen von dem, was Sie hier vernehmen, den

Eidem Kind zu gehorchen und jeden zu tödten, der zum Verräther oder unserer Sache sonst gefährlich würde", fuhr der Consulter fort.

Der Jüngling erbebte. „Das heißt den Mordstahl gegen", versetzte er.

Im Hintergrunde wurde ein dumpfes Murren und laut „Stoßt den Verräther nieder!"

„Niemand verläßt niemand, der uns nicht angehört, diese Versammlung!" rief es durcheinander.

„Ruhe, Kameraden!" sagte Montanara vollkommen gelassen. „Jede Organisation bringt ihre Opfer, die sie selber aufrecht erhalten muß. Wir verantworten den unsern gemäß alle diejenigen, welche sich an den heiligen Rechten des Volks vergreifen; einer aus unserer Mitte vollzieht den Spruch. Wagen Sie dies noch Mord zu nennen? Mörder sind die Tyrannen, die um selbstsüchtiger Zwecke willen die Völker in Blut verkommen lassen. Glauben Sie es, wir führen einen gerechten Krieg der Vergeltung und zugleich handelt es sich um die Wiedereinsetzung des Menschenrechts für uns und unsere Brüder, das edelste und heiligste von allen."

„Schwören Sie, Signor Caesar, es ist nicht so gefährlich! Nicht alle Tage bekommen wir einen abzuschlachten, und sollte Sie das Los treffen, dann übernehme ich die Reden", sagte mit rohem Gelächter ein Bursche, der sich an der Seite des Jünglings drängte. Es war Luigi, der Schlächter aus der Via Orefici, der adoptirte Adelaide's — Pietro's Sohn, der von Horaz empfohlenen und gebrüderten Galeerensträflings.

„Schwören Sie, Caesar, oder wir sind genöthigt Sie zum Tode zu verurtheilen", sprach Montanara kalt.

Mit zwanzig Jahren lieht man das Leben, auch wenn gerade ein theurer Wahn getödtet werden ist. In vollkommen gründen Organisationen kann keine Verzweiflung aufkommen. Der Jüngling schlug die Hand zum Schwur und wiederholte mechanisch die ihm vorgesprochenen Worte.

„Bravo, nun sind Sie einer der Unsern!" rief wieder Luigi, in seine derbe Hand Caesar's Hand packend. „Ich dachte es mir nicht, als wir sind in den Sabinischen Bergen zusammen spielten, daß wir wieder auf solche Weise vereint werden würden! Sprechen Sie ein gutes Wort für mich bei meinem Vater! Will ich nicht von ihm, gibt es Ermahnungen! Mein Bruder Guiseppe hat hohe Connexionen, die schon benutzt werden konnten, aber dieser gibt mir zu seinen Ermahnungen möglicherweise noch einen Dolchstich dazu —"

„In neuerer Zeit habe ich dich gänzlich aus dem Gesichte verloren, Luigi, es scheint, du besuchst deinen Vater nicht oft!" erwiderte Caesar.

„Signor, der Alte predigt mir zu viel, und dann der Ihrige, um Verzeihung, Signor Horaz macht mir unbehaglich zu Muthe mit seinen sanften Reden, den Augen, die ins Herz zu dringen scheinen!" versetzte der Bursche.

Caesar überhörte den letzten Theil der Rede.

„Und du weißt es auch, daß Horaz mein Vater ist?" sprach er in heftiger Erregung.

„Man hat doch Augen, Signor, und sieht in Ihnen sein verjüngtes Ebenbild, und dann thut wol niemand für anderer fremder Kind, was er für Sie gethan! Sie müssen Horaz Vetter werden!" entgegnete Luigi.

Der Klingel des Präsidenten des revolutionären Comité rief zur Ordnung.

„Alle wissen es! Nur mich allein täuschte er!" sprach der Jüngling und kehrte sich in der tiefsten Verstimmung des Gemüthes, dem, was um ihn her verging, nur gröbere Aufmerksamkeit schenkend. Reden wurden gehalten, Caesar hörte sie nicht. Die Bilder seiner Kinderjahre zogen an ihm vorüber mit des Freundes ernstem, mildem Gesichte; Haß kämpfte mit Liebe um Oberhand in der leidenschaftlich bewegten Brust. Caesar erwachte erst aus seinem Träumen, als die Klingel des Präsidenten zum letzten mal erschall, um zu verkünden, die Versammlung sei aufgelöst.

Die Sectionen (hiesige Namen legen sie im politischen Leben so fremden modernen Namen der Geheimbündlern bei, es ist ihnen von der Opposition auf religiösem Gebiet her geläufig) verbreiteten sich nach allen Richtungen.

Der neuerbet Kamerad Caesar Brutelesco stürmte fort, die politischen Angelegenheiten waren binnen zwei Stunden vergessen. Sie nahmen bei den meisten nur den zweiten Platz im Leben ein, außer wenn sie persönlichem Ehrgeiz zum Mantel dienen oder jemand in seinen Privatangelegenheiten Schiffbruch gelitten und den Glauben an die Menschheit verloren hat.

Vor der Seele des Jünglings schwebte das Bild des Geliebten! Früher so rein, so verehrt und nun mit Flecken behaftet! Weiter ging sich Caesar's Geist in den crassesten Argwohn; er gr-

dachte der schönen, vornehmen Dame, die er zuweilen als Kind besuchen durfte. War Havas sein Vater, dann war wol sie seine Mutter! Keins von beiden hatte ihn jemals Sohn genannt! Die ihn verleugnet, wollte auch er fortan nicht mehr kennen. Ja er gehörte jetzt nur noch Italien; der großen Sache des Vaterlandes wollte er sich weihen ohne den Rückhalt einer Familie; er gedachte nach Bologna zu gehen.

Sein Unabhängigkeitssystem beschloß er damit zu beginnen, daß er heute schon die Heimkehr in die Villa der Sallustischen Gärten verschmähte und Cavaliere Montanara um ein Nachtlager bat. Am folgenden Morgen wollte er abreisen.

Montanara ließ sich nicht gern in seiner Behauptung anfechten. Diese entsprach der Rolle nicht, die er gern im Leben gespielt hätte und jetzt schon wieder täglich bei der deutschen Dame spielte. Indessen willigte er ein. Sie gingen dem Forum Trajan's zu.

XII.

Die Nachmittagssonne brannte noch der vorgerückten, dem Winter sich nähernden Jahreszeit nach immer heiß, als Havas in sein kleines Besitzthum trat. Er war gegen seine Gewohnheit heimgekehrt, anstatt wie sonst den Tag, an dem er morgens im Vatican weilte, in der Stadt zu verbringen.

Pietro blickte ihn verwundert an. „Warum verständigen Sie mir nicht vorher, Sie würden zum Essen kommen? Ich bereitete nichts!" sagte der ehemalige Räuber.

„Ich bin nicht hungrig, Pietro, sondern wollte nur nachsehen, ob Celare noch nicht da ist!" erwiderte Stefano. „Er schwärmt seit einigen Tagen so unter umher und ist mit Menschen gesehen worden, die keinen guten Ruf haben.

„Er kam noch immer nicht!" versetzte Pietro.

Havas nahm ein Buch zur Hand. Aber nicht wie sonst vermochte ihn der Gegenstand zu fesseln. Die innere Bewegung war zu stark; unwillkürlich verlor er sich in schmerzliches Sinnen. Vorüber zogen an seinem Geiste die Bilder der Vergangenheit — der Geliebte seiner Jugend, der Freund, der ihm über alles theuer gewesen; beide verloren! Und jetzt die neueste Wunde, die ihm Celare durch seine verschlossene Zurückhaltung schlug! Mit Liebe hatte er die junge Seele gebildet, aber der Mensch empfängt nur dasjenige von andern, was er sich freiwillig aneignet; das Wollen muß als entscheidendes Moment hinzutreten, und der Jüngling hatte manchem sich verschlossen, was der Lehrer bot. Eins liegt in des Menschen Macht, sich zu erringen durch ehrliches Streben — echte Liebe erwirbt stets Gegenliebe. Bisher hatte auch die frische, junge Seele mächtig an dem Lehrer und Freund gehangen. Celare war gewohnt, Havas die volle Wahrheit mitzutheilen, wodurch es dem Beichtiger möglich wurde, den Jüngling vor den tausend Klippen der Welt zu bewahren. Einst erwähnte der Zögling die Bekanntschaft mit Cavaliere Montanara. Stefano wußte nichts Bestimmtes gegen ihn, nur daß er in mannichfacher Verbindung mit Monsignore Gonsalvo stand, aber gerade der ihm wohlbekannte Charakter dieses Prälaten flößte Havas begründetes Mißtrauen ein. Freilich dachte er sich die Gefahr von einer andern Seite, er glaubte, der heißblütige Celare würde durch diese neue Bekanntschaft in wüstes Treiben gezogen. Havas, der mehr mit Büchern als mit Menschen verkehrte, sieg selten zum eigentlichen Markt des Lebens hinab, er beachtete nur wenig die krampfhaften Zuckungen, mit denen der schwerkranke römische Staat nach Genesung rang; in Stefano's weichem Charakter fand sich das Element des Duldens stärker vertreten als das des Handelns.

Die Unsittlichkeit, obwol vielfach in den römischen Institutionen begründet, stand nicht mehr auf der frechen Höhe wie in sogenannten ruhigen Tagen, wo sie ungehört wucherte auch in Rom. Denn wie eine Krankheit die herrschende Form der Zeit annimmt, so auch jede moralische Verirrung. Wer sonst der Genosse einer nächtlichen Orgie gewesen, der verwandelte sich unter der gegenwärtigen Constellation zum Sektirer. Ebenso laglich wie der Wüstling im Schlamme die Blume der Freude zu brechen, wähnen die italienischen Geheimbündler, aus Trug und Meuchelmord könne die hehre Menschenbeglückerin Freiheit, das göttlichste aller irdischen Güter, hervorgehen.

Unter solchen Umständen hatte sich der unbesonnene, enthusiastische Celare mit dem weit ältern Montanara verbunden. Der Jüngling meinte der göttlichen Idee zu dienen, der Mann war sich bewußt, einen selbstsüchtigen Zweck zu verfolgen.

Havas hatte Celare vor dem Cavaliere ernsthaft gewarnt, und der Jüngling, dessen Augen nie noch eine Lüge entweiht, behauptete seinem eine trotzige Sicherheit. Etwas Fremdes war von dem Tage an zwischen die beiden so eng verbundenen, aber nicht eigentlich vermittelnden Seelen

Liebe in mein Herz und die Welt mit ihren Schatten entflieht, die Gefahren sind übergoldet, umwoben des Lebens Widersprüche vom rosigen Farbenspiel. O diese Wehmuth des Herzens! Verlorne Klänge aus alten Tagen rauschen durch meine tiefsten Tiefen, zerschlagen wie ein Götterbild lagen in mir tausend Ahnungen der Seligkeit unbewußt, jetzt finden und binden sich die Glieder, und der rasselnde Lärm des Krieges, der Weltbühne verworrenes Echo klingt mir wie das kunstvolle Gebäu eines harmonischen Gesanges. Aber sieh', Anna, seit ich von meiner letzten Reise zurück bin, warum mischt sich ein räthselhafter Ton in diese Melodie? Was hast Du nur? Es drückt Dich eine Last? Erleichtere Dich!

Anna (nach einem innern Kampf).

Nicht wahr, Reinhold, die Stund' ist da, wo die Welt wissen darf, was wir uns sind?

Patkul.

Warum dieses wunderliche Drängen?

Anna (bei Seite).

O, die Last muß vom Herzen!

Patkul.

Was hast Du nur?

Anna (sinnt eine Weile, erblickt auf dem Tisch ein Buch und ergreift es schnell).

Komm, Reinhold, laß uns ein Mährchen lesen.

Patkul.

Wie kommst Du darauf?

getrauen. Horaz hatte weder durch Ueberredung noch sonst ein Mittel versucht, das alte Vertrauen wieder zu erwecken und den Widerstand zu brechen. Er wußte, daß die Gabe eines Herzens frei sein muß. Dessenungeachtet ließ der gute Hirt seinen jungen Schützling nicht aus den Augen; daher er auch mit ängstlicher Sorgfalt heimgeeilt an dem Tage nach der ersten Nacht, die Gelage außerhalb der Villa der Sallustischen Gärten zubrachte, ohne seinen „Freund" davon in Kenntniß gesetzt zu haben.

„Du bringst Luigi, mein nichtsnutziger Bummler, sogleich einen Brief, Signor!" unterbrach Pietro das Sinnen des Patrone.

Stefano brach das Siegel mit leichtem Zittern der Hand. Das Papier enthielt die wenigen Worte:

„Sei ruhig über mein Schicksal! Ich bin Mann und vermag mir selbst zu genügen! Sollst du meiner bedürfen, so rufe mich, ich möchte gern empfangene Wohlthat abtragen. Sicher hat mich tief verwundet. Du mußt es ahnen. Du, der du die Wahrheit selbst bist, du kannst nur in Einem unwahr sein! Lebe wohl, mein Vater! Ich werde streben, dir in allem ähnlich zu werden, was ich bisher an dir geliebt habe! Ich gehe nach Bologna, nehme dort mein Baccalaureat! Wenn du mir schreibst, sage mir, wann ich hoffen darf meine Mutter kennen zu lernen! Dein dankbarer Sohn."

„Packe die Kleider und Wäsche des jungen Herrn zusammen, Pietro, und übergib sie seinem Sohn", sagte Horaz nach einigem Kampf mit Ruhe.

Dann bedeckte er das Gesicht mit den Händen. Er brach nun aller Selbstbeherrschung zum Trotze aus.

Die Menge war plötzlich dicht, als er die Hände zurückzog. Luigi schritt, noch immer die Flöte in der Hand, an dem Stamm einer Platane, deren mächtige Blätterkronen ihn gegen die Sonnenstrahlen beschützte.

„Komm' näher, Luigi!" sagte Horaz, die Augen auf das Gesicht des Burschen geheftet.

Den Eindruck des milden, ernsten Blickes hatte Luigi schon öfters empfunden.

„Setze dich hierher in den Schatten und nimm an meinem bescheidenen Mahle Antheil!" sagte Stefano hinzu.

Während Horaz zu lesen versuchte, hatte Pietro von dem goldenen, weißen römischen Käse und Schinken, Brot, ein Körbchen schöner Früchten und eine Flasche Wein auf den Tisch gestellt. Die Mundvorräthe waren bisher unberührt geblieben.

„Signor Horaz! Hier oben scheint mir das Paradies! Es muß es beschaffen sein, wenn es wirklich eins gibt!" verlegte Luigi, der sich durch so viel Güte seiner Wildheit beraubt fühlte.

Stefano lächelte schmerzlich. Die kleine Hündin Silvia leckte dem Herrn freundlich die Hand und zwei schöne weiße Tauben kamen ihm auf die Schulter geflogen. „Meine Thiere sind glücklich!" bemerkte er gelassen.

„Wie geht es dir in deinem Gelübde, Luigi, hast du Hoffnung, bald einen eigenen Hausstand zu gründen?" fragte Horaz nach einer Weile.

„Schlechte Zeiten, Signor, ich gewinne nicht viel, wie hätte ich Aussicht, Weib und Kind zu ernähren! Nein, bevor es nicht anders wird, denke ich nicht ans Heirathen."

„Was verstehst du unter dem Anderswerden?" verlegte Horaz.

„Signor, ich meine, bevor wir nicht den Papst, der ein Schwachkopf ist, nach Jerusalem geschickt und die Pferde verjagt haben! Kruber wird sich Rom nicht erheben!"

„Wenn ihr die Pferde glücklich los geworden, welches Regiment soll nachher eingeführt werden?"

Luigi, der geschickter im Niederreißen als im Aufbauen war, kratzte sich verlegen hinter den Ohren. „Ich glaube, Republik nennt man es, Signor", entgegnete er nach einigem Nachdenken, „es sollen dann alle frei und gleich werden."

„Frei soll allerdings jedermann sein unter dem Gesetz, denn nur wo ein gerechtes Gesetz waltet, ist wahre Freiheit, aber die Gleichheit kann höchstens angestrebt, nicht befohlen werden, denn eine solche Zumuthung ist unmöglich. Einmal wird der Tag einmal anbrechen, wo die Harmonie der Bildung allgemein sind, jede Kunst und jedes Handwerk so vervollkommnet ist, daß es keiner Handlangerarbeiten mehr bedarf, die Erde ohne sonderliche Mühe ihre Früchte bietet und der Mensch nicht nur körperlich aufrecht gehen wird, sondern auch geistig mit dem Antlitz sich in die Höhe richtet. Alsdann sind die Menschen gleich geworden vor Gott, wie sie jetzt schon sein sollen vor dem Gesetz, aber bis dahin ist es noch weit. Jeder vermag und soll ehrlich streben, diesen glücklichen Zustand herbeizuführen!"

„Ich glaube, Sie haben recht, Signor!" erwiderte Luigi, der aufmerksam diesen Worten gefolgt und vor seinem Vater, der ab- und zuging,

nicht wenig Furcht hatte. „Sie laſſen es mich nicht fühlen, daß ich bloß der Sohn Ihres Dieners bin, gütig geſtatten Sie mir, mich hier an Ihren Tiſch zu ſetzen, und dennoch fühle ich, wir ſind nicht gleich."

„Soll Adelaide ſo lange warten, bis unſere muſterhafte Republik zu Stande gekommen? Biſt du ihrer Treue denn auch ſicher?" fragte Stefano mit mildem Lächeln.

„Adelaide iſt leichtſinnig! Sie ſehnt ſich nach ſchönen Kleidern, Theaterbeſuchen, Vergnügungen, lauter Dingen, die der arme Arbeiter nicht zu bieten vermag, daher ſie gern einem Reichen Gehör ſchenken würde. Aber ich ſorge für des Mädchens Treue, in Luigi's Gehege jagt ſobald noch keiner mit Sicherheit. Einen Meſſerſtich jedem, der mir Adelaide zu genau anſieht. Beſſer als Liebe feſſelt die Furcht die Weiber, Signor!"

„Sonderbares Liebeswerben, das mit Todtſchlag dem Rechte vindicirt auf eine Maid, die nur koſtlich iſt als Geſchenk der Freiheit! Du gedenkſt alſo den Beſitz dieſes Weibes zu vertheidigen wie den einer Sache!"

„Signor, ich bin nur ein unwiſſender Burſche und vermag nicht mit Ihnen zu ſtreiten, aber ſo viel weiß ich, daß Adelaide keinem andern angehören ſoll als mir!"

Mittlerweile kehrte Pietro mit Cäſare's Gepäck zurück. „Wo hält ſich der junge Herr auf, Luigi?" fragte der ehemalige Räuber ſeinen noch immer gewiß wilden Sohn.

Horaz hatte verſchmäht, dieſelbe Frage zu thun. Er wollte jede Mittheilung allein Cäſare's freiem Willen verdanken. Indeſſen lauſchte er jetzt unwillkürlich.

„Bei Cavaliere Montanara!" antwortete der Burſche.

Alſo fand Horaz ſeine ſchlimmſten Befürchtungen gerechtfertigt! Den treuen Freund verlor der unerfahrene Cäſare, um ſich einem gefährlichen Abenteurer hinzugeben! Uebrigens war ſeit dem Geſpräch mit Luigi in Horaz' Seele neuer Argwohn entſtanden über die Beweggründe dieſer Verbindung.

Luigi verſicherte, Cäſare Domeſtique wäre ſchon nach Bologna abgereiſt. Er wollte ihm die Effekten nachſchicken. Mit ernſten Vermahnungen ſeitens ſeines Vaters verließ er die Vigna. Als er die Hand am Thor hatte, ſagte ihm Pietro: „Arbeite!" Auf ſeinen zweiten Sohn, den Mönch, kam gar nicht die Rede.

Es ſchien Stefano nicht länger in ſeiner friedlichen Villa. Er ging, ohne der Richtung zu achten.

Die römiſchen Straßen außerhalb des nun ſo zuſammengeſchmolzenen bewohnten Terrains führen durch hohe Mauern, welche von beiden Seiten den Einblick in die Vignen ſperren; zu größerem Schutze iſt ſelbſt das Thor noch von Paliſſaden überragt. Wenn der einſame Wanderer weder einem Bettler noch einem Banditen begegnet, ſo wird er durch äußere Eindrücke ſelten im Laufe ſeiner Gedanken unterbrochen werden.

Die Via del Macao iſt eine der allerödeſten dieſer Straßen. Horaz verfolgte ſie eilig unter dem Druck einer peinlichen Stimmung. Faſt am Ende angelangt ſah er ein wohlbekanntes Thor diesmal offen, eine düſtere Cypreſſenallee führte zu einem verſteckten kleinen Haus, zwiſchen den melancholiſchen Bäumen ſchritt eine lange Schar ſchwarzgekleideter Knaben und Jünglinge dem Ausgange zu. Es waren die Zöglinge der Jeſuiten, die von ihrer Villa nach Rom zurückkehrten.

Horaz erbebte unwillkürlich bei dem Anblick. Auch er hatte einſt dieſen Ruf getragen. Er erinnerte ſich noch, wie der ſeltene Beſuch dieſer Vigna faſt die einzige Unterbrechung der tödtlichen Monotonie ſeines damaligen Lebens bildete, wie ſie dann auf Befehl ſpringen mußten wie die Böcklein. Er war nicht mitgeſprungen, der ſcheue, fremde, aus Nöten gekommene Knabe, den die gewaltſame Verpflanzung aus der freien Heimat des natürlichen Frohſinns ſeiner Jugend beraubt. Damit hatte er ſich Tadel zugezogen und Strafe, denn ein Knabe, der ſeitwärts ſtand und an den beſchränkten Spielen ſeinen Antheil nahm, gerieth in den Verdacht des Denkens. Der weiche Stefano hatte ſeinen Widerſtand gebrochen, ſondern war mitgeſprungen, die Thränen im Auge. Schwere Kämpfe hatte es ihn gekoſtet, ſich geiſtig zu emancipiren und dann in der Folge ſich auch äußerlich frei zu machen; demnach war ihm die weiche Unart des Ehrgeizes, der Mangel an Entſchloſſenheit als Rach der verſchloſſenen Erziehung geblieben.

Wie anders bei Cäſare, ſeinem Sohn, dem Zeugen einer großen Verirrung ſeines Lebens! Kein Zwang hatte je das junge Gemüth verkümmert und doch auch bei ihm der Abfall! Es trat ſich eben das junge Leben gewaltlos vom alten los. Stefano ergriff und faßte Rath. Das innige Band war geſprengt, welches ihn mit Cäſare vereint; künftig mußten ſie ſich fremd

gegenüberstehen, aber ohne Bitterkeit mochte ihm Horaz die Hand reichen, wenn er von Bologna wiederkehrte.

Die linde Abendluft kühlte wohlthätig Stefano's Schläfe, seine Schritte gewannen die elastische Leichtigkeit wieder, das Herz erhob sich mit jener wunderbaren Glückahnung, die es in geweihten Stunden empfindet und harmonisch stiegen wieder die Gedanken des einsamen Mannes zum Höchsten empor; da lag kein ungelöster Zwiespalt mehr zwischen.

In raschem Gehen hatte Horaz drei der Hügelstraßen Roms überschritten und stieg nun vom Abhang des Coeuline hinab ins Thal. Durch die Via Sacra, Herzog' Lieblingsspaziergang, wollte er zurück in die Stadt, um dort Ruh und Stärkung zu suchen. Es war einsam auf dem Forum. Einige Mönche, die nach ihren Klöstern gingen, einige französische Soldaten, sonst begegnete Horaz niemand.

Indessen erhob sich von einem Steinblock in den Ruinen des Tempels der Faustina ein mutmaßlich gefiederter Mann, der die letzten Strahlen des scheidenden Tags dazu benutzt hatte, Notizen in sein Brieftasche zu schreiben.

Es war Senator von Bergen.

Der bremer Ratsherr begann sich mit Rom zu versöhnen, ist er sich wohl genug bildete, um auf den Hügeln zu wandeln und von dort herab die ewige Stadt zu überblicken. Seit er unter den antiken Trümmern sich eingelebt, fand er, daß Roma dennoch einen eigenen Reiz besitze, der Mönche, Bettler, Räuber und die Unordnung der Verwaltung vergessen lasse. Zum ersten mal war Bergen über die Alpen und Apenninen gegangen, die weiche Luft der gesegneten Zone des Mittelmeers dünkte ihm festlich, er spannte wollüstig ab, der Körper fühlte die Erwärmung wohliger und der Geist hört auf zu grübeln.

Sobald Julius Bergen von seinem Unwohlsein vollkommen genesen war, hatte er die Wohnungen nach den Seidenwebereien angefangen. Wirklich gelang es ihm, ohne bedeutende Mühe Adelaide zu entdecken. Das Mädchen brachte ihm zu großer Vorsicht, die Heimlichkeit erhöhte den Reiz der Sache und der ernsthafte Ratsherr lachte über eine Gefahr, die er eingeredt sah. Indessen fügte er sich der Laune des Mädchens und bezog vor wenigen Tagen, infolge einer auf geheimnisvollem Wege an ihn ergangenen Einladung, zum ersten male das Haus der Via della Scrofa. Ihm galten die von Bianchina verabredeten Vorbereitungen Adelaide's, aber weil Senator Bergen nicht hungerig gewesen, konnte der in der That zufällig auf Besuch gekommene und nach seinem verlorenen Bruder fragende Ara Pacis die Verlassenschaft antreten. Das kecke Mädchen hatte sich bei Bianchina's verfänglicher Frage in der Osteria delle Fratocchie rasch gefaßt. Wahrheit und Dichtung geschickt verwebend gelang es ihr, den gefährlichen Liebhaber zu täuschen.

Seine angenommene Streifereien durch Rom, der kurze Verkehr mit Adelaide füllten des Senators Zeit gemächlich aus. Er begann den Prozeß seiner Gattin etwas zu vernachlässigen. Eben war ihm das Gewissen eine große Unterlassungssünde vor. Daher das Memorandum im Taschenbuch.

Aufstehend erkannte Julius Bergen den Herrn der Villa der Sallustischen Gärten in dem einsamen Wanderer, welcher der Via Sacra folgte.

„Kennen Sie mir in Rom jemand bezeichnen, der mehr wert als die Polizei?" fragte der bremer Ratsherr nach der Begrüßung. „Wir suchen eine gewisse Gräfin Pallavini. Das Einfachste wäre, sich an dasjenige Institut zu wenden, welches in jedem civilisirten Staat die nötige Auskunft zu erteilen vermag, jedoch die römische Polizei kennt eher weiße Gräfin Pallavini nicht aufhalten."

Horaz schüttelte das Haupt. „Ich vermute das letztere!" erwiderte er. „Wahrscheinlich bestehen Gründe, Ihnen die Adresse der Gräfin vorzuenthalten. Indessen kann ich Sie zu jemand führen, der diese Frau sicher entdeckt, wenn sie überhaupt sich in Rom aufhält — dieser Mann ist ein Kolosseum aller Welt, ein Freund und ein Feind aller Polizei — je nachdem —! Die Hauptsache ist freilich dabei — Geld!"

„Das thut nichts! Wir machen eine Klage gegen Gräfin Pallavini anhängig! Gerade ruht die Schrift vorgestern in den Archiv des Gerichtshofs; denn wir erhielten der Resolution, das Verfahren sie eingestellen, nahem Verlangen sich aufzuhalten!"

„Wahrscheinlich genießt Ihre Gegnerin irgendeines besonderen Schutzes!" versetzte Horaz.

„Das wenn man den Gerechtigkeit!" rief Bergen aus. „Wo kann denn solcherlaus ehrliche Staat noch bestehen, wenn die Grundsätze der Ordnung fehlen?"

„Nun ist nicht so ganz ohne Interesse, wie Sie meinen!" entgegnete Horaz lächelnd. „Zwar

bringt der Proletarier des Quartiere de' Monti das Privilegium zu betteln und zu stehlen das ganze Jahr lang. Die Regierung hat genug damit zu thun, gefährliche Ideen abzuwehren und kümmert sich nicht um solche Kleinigkeiten, aber zu Ostern muß er beichten, der Confessionsstuhl Pius' versteht seinen Spaß! Wer dort denuncirt ist, fühlt etwas von der Strafe des Fegefeuers schon hienieden!"

„Jede positive Religion ist nur ein nach lokalen Begriffen conventionelles Gemisch von Aberglauben, ich gehöre nicht zu denjenigen, die allein bei Martin Luther das Heil suchen und wähnen, weil er der Gemeinde das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gestattet, dem Priester ein Weib, darum habe er den Augustinus des Katholicismus gereinigt. Meinem Dafürhalten gemäß ist das Menschengeschlecht zu alt und zu gereift, um nicht viele Fabeln seiner Kindheit gründlich abzuthun. Eine bessere Kenntniß der Natur hat uns hinter das große Geheimniß geführt; nach einigen Gelagen binden und löst sich der Stoff, unter seinen millionenfachen Combinationen erzeugt er auch das Menschenhirn, welches sich in gesundem Organismus zur Blüte der Selbstvergessenheit entfaltet!"

„Sextium, daß es Geister geben soll ohne einen Geistgeber", erwiderte Stefano, während ein mildes Lächeln warm auf dem schönen Gesicht lag. „Der Glaube an Gott macht die Menschen besser, weiser und glücklicher, darum kann er auf seinen Irrthum begründet sein. Der sanfte Uebergang von Gottes Dasein erzeugt unserm Sehnen das rechte Quantum, unserm Wollen die rechte Kraft; an die Stelle der Vernichtung tritt die seliche Ruhe in Gott."

Schon und vergeistigt erschien der Sprecher, jeden selbst Bergen die verwundert betrachtete.

„Eine fabelhafte Gehirnübergreifung ohne alle objective Wahrheit" entgegnete der Senator.

„Wir besitzen ein Kriterium der Wahrheit", bemerkte Stefano. „Jene beschwichtigende, schmerzreiche Gefühle, die uns hob an die Pforten der Paradieses trägt, besonders einen starken Umschlag, der den Himmel ehrt und besser sich die Hölle erhält. Hingegen das vernünftige Gebaren des göttlichen Negierers gleicht einer nackten Klarheit, es ist das gesunde, natürliche, menschenwürdige Gericht. Nehmen Sie es in die Hand!" schloß Horus seine Rede.

Es lag das Capitol im Mondlicht und hob sich vom Nachthimmel ab. Am Fuße des steilen Hügels ragten die fünf wunderbaren Säulen empor, die dem Tempel des Jupiter Tonans zugeschrieben werden. Etwas östlicher tauchte die Säule des Phokas auf. Selbst der nüchterne Bergen stand einen Moment in entzücktes Schauen verloren.

„Roma ist reich, es gibt an großen Orten!" sagte er endlich.

„So herrlich die Marmore sein mögen, sie sind es nicht, die uns mächtig bewegen, sondern die Gedanken, welche sie erregen an den Stätte der Institutionen, denen sie nur zum äußern Merkmal dienten. Die Dynamik ihres Seins lebt heute noch wie damals, obwol leider Granit und Marmor brach", bemerkte Horus.

Der bremer Rathsherr antwortete nicht. Sein Argument war ihm abhanden gekommen. Freund Melchior ließ ihn im Stich, dessen Ahnungen taugten besser zum Widerstand als in das römische Forum.

Die beiden Männer schritten schweigend mit dem Nachfall ihrer Gedanken beschäftigt durch die Gasse, welche, den Palatin entlang laufend, mit Forum und Capitolium verband; die bedeutenden Schauplätze altrömischen Lebens, den eigentlichen Markt der Nation, die zu ihren Versammlungen von den Hügeln herabstieg. Die heutige Hauptstraße fördert durch ihren Namen schon den praktischen Umschwung.

Stefano hielt vor einer uns bereits bekannten Trattoria und pochte an die verschiedenen Fensterläden des bezeichneten Hauses.

Der bärtige Pantaleone erschien mit seiner ganzen Familie. Ein Strahl der Freude überzog die verwitterten Züge, als er seinen Besucher erkannte.

Horus reichte dem getauften Juden die Hand.

„Mein Freund, ich komme, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten", sagte Stefano, „es handelt sich darum, die Spur einer gewissen Gräfin Colonna zu entdecken."

Pantaleone Sarti blickte mißtrauisch auf den Senator und zögerte mit der Antwort.

„Der Herr ist treuer hier, Sie haben nichts zu befürchten, Joseph. Er wird versprechen, Ihren Namen in keinem Fall zu nennen und Sie noch überdies für Ihre Mühewaltung belohnen", versicherte Horus.

Pantaleone bejahte beides.

„Gräfin Colonna wohnt Via della Fenestra, wenige Häuser vor dem Palazzo Farnese, in dem sie lange Jahre als Hausherrin eines

deutschen Barons sehe'" sagte endlich der gerufene Jude.

„So nahe lag sie uns!" versetzte der Senator überrascht und schrieb die Adresse auf. „Dann noch eins, Servat, Sie können mit den Verhältnissen im Hause des verstorbenen Aeltherrn von Bergen wohl bekannt, können Sie uns erklären, wie sein einstiger Kammerdiener Johann Schwarz hinreichendes Geld verdienen, um sich die Brauerei in Via Lata zu kaufen?"

„Wie kann ich das wissen?" stammelte der Gefragte.

„Ueberlegen Sie diese Frage! Wir haben allen Grund anzunehmen, daß der Mann, welcher das Vertrauen des alten, blinden Barons besaß, die ihm angewiesenen Werthpapiere entwendete. Helfen Sie mir auf die Spur! In diesem Fall sind ich bereit, Ihnen hundert Scudi zu bezahlen", sagte der fremde Rathsherr, noch ein Blatt auf seiner Brieftasche schreibend.

Der gerufene Jude las dreimal aufmerksam beim Lichte seiner antiken Lampe, nachdem er eine Weile auf den höckerigen Nasen seiner Nase gedrückt.

„Excellenza", sagte Pantaleone Sarpi, „ich vermuthe, Signore Schwarz ist zu schlau, um Papiere in Händen zu behalten, die ihn verrathen können."

„Das Nämliche vermuthe ich auch, um so mehr, weil Sie selbst den Verkauf besorgten!" versetzte Bergen, dem gerufenen Juden mit einem Schein näher tretend.

Der Höckerige schlurfte langsam vor. Sein pergamentener Gesicht verriet keinerlei Bewegung. Die durch den Imperativen drohlichtige Unterredung schien ihn nervös.

„Lassen uns die Sache raschen!" bemerkte der Senator gleichgültig. „Ich bin ein Liebhaber von geschnittenen Steinen, zeigen Sie mir Ihren Vorrath."

Der Jude, froh dem ihm unangenehmen Verhör zu entgehen, schlug einen Schrank auf.

„Was kostet dieser Onyx?" fragte Bergen, seine Aufmerksamkeit rasch auf Gelächter richtend.

„Halten Sie zu Gnaden, Excellenza! Dieser Stein wird mir blos anvertraut und kann auf Wiederverkäufen hier bleiben. Er ist nicht zu verkaufen!" stammelte Sarpi verlegen.

„Nicht doch, bedauern Sie sich lieber! Der Stein gehörte dem verstorbenen Aeltherrn von Bergen. Sehen Sie hier den Namen."

Damit streckte der Senator den Handschuh von seiner magern Rechten und Sarpi erkannte erschreckt das Wappen auf dem Siegelring.

„Excellenza, Sie werden mein Glück nicht vernichten wollen", flehte der gerufene Jude. „Nur weil Signore Horaz Sie einbrachte, schenkte ich Ihnen so viel Zutrauen."

„Beruhigen Sie sich! Obwohl das Maß Ihres Vertrauens nur ein sehr bescheidenes war, soll die Sache niemals Ihr Schaden sein und da nehmen Sie einstweilen als Abschlagszahlung für das empfangene Gelächter und die Mittheilungen —

Bergen ließ in die geöffnete Hand des Juden einige Goldstücke gleiten.

Hierauf zog er sich in eine Ecke und flüsterte eine Weile mit ihm. Der gerufene Geschäftsmann und der gerufene Jude fingen an, sich zu verstehen; weg allen Unterschied der sozialen Lebenslage bewährte gültige Verwandtschaft persönlichen Werth.

„Sie können dem armen Jacopo nicht helfen, hat er sich in den Pantaleone verwandelt?" sprach der gerufene Jude leise und traurig in Gerhard's Ohr, während er seinen Blick über die verfallenen Stufen seines Hauses schickte.

„Mein Freund, die Schuld trifft Niemanden, der Zwang entstehen über das Verbrechen!" entgegnete Gerhard mild und legte leise hinzu: „Wie ich denn nicht in solcher Lage?"

„Und die unglücklichen Brüder, die unter einem Dach wohnen, schlimmer als der Hund der Hofmannschaft zu Bologna?" forschte der ehemalige Jude Jacopo weiter.

„Ich besuche sie mich allmählich, wenn die Sabbatlampe brennt, und spende Worte des Trostes zu ihnen! Das nächste mal bringe ich solche der Versöhnung von für den Abgeschiedenen! Aber ich bin — sage Ihnen!" sagte Horaz.

Er konnte es nicht verhindern, daß Sarpi seine Hand freudig küßte.

Ehe die laut geführte Unterredung zu vernehmen, benutzte der Senator die Zeichen naher Gefahr, mit denen der Höckerige seinen Besuch endigte. Deutend vernahm er auch das Gemisch von Neugierde und Interesse, welches Horaz dem vom alten Augenlicht ihres Besitzers schon so einfingen.

„Was sehen Sie wohl! Sie machen sich vor ihm auf leicht zerbrechlich!" sagte Gerhard, sobald sie wieder auf die Straße gelangt waren.

„Warum machen Sie den Palazzo Farsi? Kennen Sie mit dem Thor!" versetzte der Gefragte

Hanse überlegte einen Augenblick. Hatte er doch vergebens, Jubelfeine Ruhe zu stören. Allein er war durchaus kein enger Mann und vermochte nicht, auf Kosten von Bremen einen Vorteil herausgeschlagen zu haben. Auch war er ein tapferer Streiter in dem Kampfe für Wahrheit; es lag ihm daran, Julius Berger's materialistische Ansicht zu bekämpfen. Der Vorschlag gab augenblicklich Stoff und neben ihnen ein unbestimmtes Sehnen, das ihn zu einem ihn sympathisch berührenden Thun trieb.

Ob Berger viel zu viel Interesse für ihn besessen hätte, wenn der bremer Senator aus dem Abendgespräch mit Pantaleon entnommen hätte, daß auch Stefanie Hanse, der geborene Rhat — ein gewandter Jude war?

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Herzogin Anna zu Sachsen-Koburg.

(1563.)

Memoiren zu ihrer Entschuldigung.

Der soeben erschienene IV. Theil des „Neuen Pitaval" bringt unter vielen merkwürdigen Berichten auch den der englischen Herzogin Anna von Sachsen-Koburg, einen lebendig und leidenschaftlich gehaltenen Bericht von Hitzig, von Schütze in seinen „Neuen Skizzen merkwürdiger", kann die „Gerichtssäle" und endlich Gerichtsrath Temme in seinem bekannten Buche (bei Besprechung der Ehre Koburgs) abgedruckt haben.

Historische Thatsachen, solche Gerichtsacte haben allerdings geringen Spielraum zur Veränderung, doch bleibt es in der That verwunderlich, Romanen zur Befriedigung eines poetisch angehauchten Lesers und Leserin zu lesen, als nach Jahrhunderten noch den Schleier der Vergessenheit zu heben und neue Skizze auf eine Unglückliche zu werfen, die so entsetzlich gelitten. Nur in seltenen Fällen, wo von dem Manne Schuld zu sühnen, wie der Fall, welcher Bulwer stoff, die moralische Unsittlichkeit bekämpfte, erlaubten wir uns, den Lebenslauf „Eugen Aram" wiederzugeben, sonst wir vor Jahren in einer ausführlichen Lebensbeschreibung den Dichter der Germanischen Nationalmelodien anerkannten.

Am glänzenden Hofe zu London, unter den glänzendsten Aufspielen lebte Prinzessin Anna, Tochter Herzog Ernst's von Sachsen, über alle Begriff verwandt, um mit vierzehn Jahren dem jungen Herzog zu Sachsen-Koburg vermählt zu werden. Nicht im wonnevollen Ehe Lust eines Paares, nicht die Stille und Einförmigkeit ihrer neuen Heimath allein, war aber auch die baldige Entfremdung ihres Gemahls, dessen freie Abwesenheit auf „Hetzjagden, Scheibenschießen und Schmäusen" und die Einsamkeit, der sie daher überlassen blieb, kürzten ihr bisher heiteres, harmloses Gemüth in Trauer und Unmuth. Romantische Vorliebe und Hang nach Zerstreuung veranlaßten den bisher wenig umherschweifenden Herzog, einem Manne die Thore seines Schlosses zu öffnen, dessen Thun die verhängnißvollsten Folgen nach sich ziehen sollte.

Der Alchymist Jeronimo Scotto, der sich den Titel „Graf von Piacenza" beilegte und — „ein gewiegter Abenteurer", bereits an verschiedenen deutschen Höfen Unterhaltender, Fertigkeiten und Wichtigkeit durch allerlei magische Künste und Schaustellungen ausgebeutet hatte, kam mit Gefolge nach Koburg, wo ihm Herzog Kasimir, dem er die Kunst des Goldmachens zu lehren versprach, im Schlosse (der Ehrenburg) eine Wohnung und Laboratorium einräumte.

Groß war die Vertraulichkeit zwischen dem jungen Fürsten und dem Abenteurer geworden sein, denn Scotto wußte nachmals beredt dem Herzoge vor, daß er selber es gewesen sei, der jede Schranke der Form und Etikette zerrissen, ihn mit dem einfachen Vornamen begrüßt und wenn auch der Herzogin Hilde voneinander verschieden, der die junge Gemahlin gewonnen habe, ihr mit gleicher Zärtlichkeit entgegen.

Und nicht allein Gegenstand seiner Vorwürfe den Herzog, ein Vorwurf, der beschämen um so mehr gemacht, als er nämlichen Sohn der unglückliche Johann Friedrich der Mittlere, des Herzogs leiblichen Vater, verhaftet im Kerker zu Wiener-Neustadt Trostes Thränen, mußte ein kindlicher Zuspruch den abenteuerlichen Betrüger Grumbach's verwirren.

In der That, nicht vermöchte selbst Herzog Kasimir dem Verlangen seiner Gemahlin zu dem weiten Ausgang Vorschub geleistet haben, kann in einsamen Stunden wußte der Ränkevolle gar bald „den Quell und Ursprung seines Grams" zu erforschen. Mit heuchler Zartempfindlichkeit versprach er der Prinzessin, sie bald Herz des Gemahls wieder zuzuwenden und durch ein Liebestrank der Liebe unauflöslich an sie zu fesseln. Heimlich und abenteuerlich geht die Herzogin auf alle ein. Der Arzt beschenkte sie auf ihr Verlangen, aufgefordert von all dem verderblichen Thun, den sie gesehen hat, mit Büchern über

geheimem Grauen auf den alten Darstellungen der Werkstätten jener „Wundermänner" frühere Jahrhunderte zu betrachten, jener „Gewaltigen" im weiten Reiche der Chemie und Physik, die ohne allen Zweifel durch sich Kenntnis besaßen, was damals noch nicht Gemeingut aller, — oder wol im Stande waren, so viele zu täuschen — und eine Scene entwickelt sich vor uns, von der man versucht ist, anzunehmen, daß unter großer Schiller ein erhebliches Moment derselben aus den Untersuchungsacten geschöpft, um sie in seinem „Geisterseher" zu benutzen. — — Denn wie dort so hier muß die Herzogin ein Gemälde, das mit unterlegten Glasfarben bedeckt ist, in die Hand nehmen; ein um dieses sowie ihre Finger gewundener Eisendraht bildet auch hier den „Conductor", den Cagliostro in Neapel oder in Bewegung bringt; denn nach einer von ihm entsprechenden furchtbaren Beschwörung, von der sie erhebende Herzogin nur die Schlußworte, die Anrufung der heiligen Dreieinigkeit, vernahm, trifft sie ein so heftiger elektrischer Schlag, daß sie bewußtlos, besinnungslos zusammensinkt, zu Boden stürzt. Wir bitten, weil darauf an schon, wie das Duellmittel eingeleitet worden, nur wagen jeden Unparteiischen, ob die unglückliche, verleitete, betörte Dame mit Grausen zu nennen ist für die Schandthat eines ruchlosen Abenteurers, der sie zuvor thöricht benutzt? Cagliostro hat sein Ziel erreicht: er, der fremde Betrüger, verletzte Mann hat den Sieg über die mächtige ehemalige Gemahlin seines siegreichen Nebenbuhlers errungen! Im Bewußtsein seiner That wird der Rube immer dringender — auch die Herzogin zu einer Entfernung bereden, weil ihr imponire, daß sie ihm nach Italien folgen soll und droht ihr durch eine Thüre, vergeblich für ein langer, endloser Zeit zur Verwirklichung des Gemahls bewerkstelligt, wenn sie sie Rache verschmähe. Mit Schrecken vernimmt die tugendhafte Fürstin die Worte des sinnlichen Verführers, sie weist ihn mit Verachtung von sich, wo er ihr goldene Tage vorspiegelt — Tage, die sie blühen würden, wenn sie von dannen zöge.

Doch schon ist es zu spät! Schadenfreudig lockt den Willen der Herzogin und Cagliostro dem Hasse nicht zu verhehlen, ihren Jugendfreund mit ihren nächsten Blutsverwandten daheim jeden Mittel an ihrem Hasse schon verschlossen haben. Schwankend in ihren schaudlichen Bewegungen und nur den Gedanken verhaltend, einen Hauptschlag auszuführen, der ihm endlich Ruhe und Behaglichkeit am Hofe eines tollen Abenteurerlebens sichert, mustert der Betrüger die Persönlichkeiten des Hofes und erkennt rasch sein Werkzeug — das zweite Opfer, dessen er bedarf.

Als die Herzogin seinen immer dringenderen Mahnungen zur Flucht Zweifel und Verachtung entgegenstellt, erzwingt er es, eine zweite Geisterbeschwörung ins Werk setzen zu dürfen, wo zwar keine elektrischen Schläge wirken, wo aber der Unglücklichen „aus einem Gedränge!" von Nöthen sein ihr kaum Cagliostro's Versicherungen auferstehenen Geliebten entgegentritt.

Rudolf von Lichtenstein, der blühende Hofcavalier, der kühne Stallmeister der Herzogin ist es, dessen Züge sie erblickt, und — ein „Deus ex machina", tritt der magisch Herbeigerufene an Cagliostro's Hand in das Gemach der Herzogin.

Und die hier verkommenden Momente sind es, die der abgefeimte Gauner dazu benutzt, den kostbaren Schmuck der Herzogin, den er früher schon zu Augen bekommen, aus seinem Schrein zu stehlen und pflichtschuldigst die Flucht zu ergreifen.

Dieser Verlust ist in wenig Tagen kundig. Der Herzog, wie wir wissen, in seiner peinlichen Geldnoth, hat kurz zuvor dem Markgrafen von Brandenburg-Baireuth einen Theil davon zum Kauf angeboten; — will schämt er auf das tiefe Leid endlich Mittheilungen Unbetheiligter über Lichtenstein's muthmaßliches Verweilen in der Nähe seiner Herrin. Ein tückisches Machtwort, von der Stimme der Eifersucht diktirt, verfügt heiter Verhaftung, und Lichtenstein, den Jugendfreund seines Gebieters kennend, behauptet vielleicht vor der Gefahr der Liebesbethörte, kommt den Richtern mit Enthüllungen entgegen, die man nie als das betrachtet hat, was sie waren, als ersonnen von Intrigen. Allmählich thut sich das Dunkel lösen und die Angeschuldigten verwirrungsvolle Widersprüche und Ausflüchte suchen nicht sinnen.

Dem blühenden, das Herz seiner Gebieter bisher ausschließlich beschäftigenden Jünglinge hatte die Herzogin ihr Wohlwollen, ihr Interesse nicht verbergen können; — was es ist doch von kurzem noch gewesen, der die heiße Verschwendung im Verhalt belangt, den Herzog trug sie großer Schwierigkeiten und vieler Widersprüche vor dem Minister des lästigen Geschäftsbaues entlastet, zu Summen sehr dem Anderen zur Verfügung gestellt, die er aus Verpfändung im Herzogthum gewonnen.

Verhaftet, gemißhandelt, geschändet, hatte

freilich die Herzogin die moralische Kraft nicht gehabt, den Mann von sich zu stoßen, „den ihr – die Sterne – zum Geliebten, zum Geleiter für die Zukunft angewiesen".

Aber je elender und ehrlustiger das Gewinsel und die feige Bettelei um sein Leben von Lichtenstein getrieben wurde, desto größer, desto edler erhob sich wieder der Charakter der unglücklichen Herzogin in den letzten Tagen der Prüfung, die mit Verhängung eines Todesurtheils begonnen hatten.

Aus dem Dunkel des Kerkers beschwor sie den unwerthen Gemahl, Lichtenstein's zu schonen; „sein Blut werde sonst auf ihr Haupt kommen, sie allein wolle der verdienten Strafe verfallen".

Dies die Beweise, deren man sich bediente, um von der Juristenfacultät zu Jena ein Todesurtheil in aller Form Rechtens zu erwirken. Die inzwischen vollzogene Ehescheidung hatte indessen den Herzog befähigt und „aus sonderbarer Gnade" ward das Todesurtheil in lebenslängliche Haft verwandelt. Lichtenstein wanderte in seinen Gefängnißthurm in der Nähe des städtischen Zuchthauses, wo er 16 Jahre aushalten hatte, während die Herzogin von der Feste Koburg, mitten im rauhesten Winter weg, in Ketten über den Thüringer Wald geschleppt wurde. Man brachte sie nach Eisenach, wo sie nach Jahresfrist König Christian IV. von Dänemark zu sehen bekam und zu befreien beschloß. Diesen Plan zu vereiteln, ward sie auf das feste Schloß Rallenberg bei Koburg zurückgebracht, wo sie hart gehalten wurde. Noch schon nach zwei Monaten trieb neue Sorge den Herzog, ihr einen andern Kerker zu bereiten. Man schleppte die unglückliche Dulderin nach Kloster Sonnefeld, wo sie in der Sakristei der vormaligen Conventualkirche eingemauert wurde. Völlig von der Welt abgeschnitten, zu des Anblicks des Himmels beraubt, schien man in dem feuchten Gewahrsam nur ihren sichern Tod im Auge behalten zu wollen.

Doch neue Befreiungspläne wurden geschmiedet und alles läßt darauf schließen, daß sie selber völlig davon unterrichtet war; namentlich suchte ihr Neffe, Christian II., der junge Kurfürst von Sachsen, auf dem Wege der Unterhandlungen Heil und Rettung für sie; doch Herzog Kasimir, der sich inzwischen ihres gesammten Heimathsgutes bemächtigt, lieh sie unverweilt wieder in ihren ersten Kerker auf die Feste Koburg schaffen und unter die strengste Aufsicht stellen.

Aber auch hier wieder wurde an ihrer Befreiung gearbeitet und nicht nur der Schließer, sondern auch ein Staatsgefangener, Kammerrath Zech, vereinigten sich zum Bunde, um ihre Ketten zu lösen. Erzherzog Max von Oesterreich aber ward als derjenige genannt, der die geheimen Fäden in Bewegung setzte und der mißhandelten Fürstin Herz und Hand angeboten habe.

Bübischer Verrath jedoch sollte auch diesmal das schwache Trugbild der Hoffnung vernichten, ehe die rettende That nur begonnen! Klaus Zeller, der Schließer, ward ohne weitere Rechtsprocedur geköpft, sein blutriefend Haupt an einem Spieß der Herzogin vors Kerkerfenster gehalten, Zech in engsten Gewahrsam geschlossen.

Herzog Kasimir, inzwischen neuvermählt mit Prinzessin Margarethe von Braunschweig, nur darauf bedacht, sein unglückliches Opfer zu verhöhnen, hatte bereits Schaumünzen auf sie prägen lassen, auf denen der Revers ihn in Umarmung seiner zweiten Gemahlin unter den Worten darstellte:

Wie küssen sich die zween so fein!

indeß man die unglückliche Fürstin auf dem Revers im Bürgergewande und das Paternoster zwischen den gefalteten Händen mit der Umschrift erblickte:

Wer trifft mich armes Mägdelein?!

Aber auch noch andere unzüchtige Spottmünzen und bildliche Darstellungen auf sie soll der höhnende Gatte ersonnen und in Verkehr gesetzt haben*), indessen Kummer, Thränen, Gebet und Arbeit das Loos der Gefangenen blieben. Eine Meisterin in der Kunst der Gobelinsstickerei, füllte sie Tage und Nächte durch das rastlose Schaffen kunstvoller Gebilde der Nadel aus; ja noch mehr, wie die Seide ihr zu mangeln begann, flickte sie von ihrem eigenen reichen Haupthaar ein Begnadigungsgesuch in ihr thränenfeuchtes Schnupftuch, kniete vor der goldenen Carosse des Herzogs auf dem Schloßhofe in den Staub nieder und warf das Tuch in den Wagen. Aber nur, um sie zu verhöhnen, war der Fürst gekommen, nicht um sie zu befreien.

Nichts fruchteten ihre Thränen, nichts jahrelange Buße, nichts das Fürwort sächsischer Stammesvettern noch die Vermittelung des Kaisers Rudolf.

Die unglückliche Dulderin blieb im Kerker,

*) Zum Nachweis dient eine auf der Hofbibliothek in Weimar aufbewahrte Abbildung der Art

indessen Skote, der Betrüger und Unglücksstifter, ungefährdet das Weite gesucht, seinen Raub in Sicherheit gebracht hatte. Man hat nie wieder von ihm gehört, man rechne denn den abgedachten vorwurfsvollen Brief an den Herzog für ein Lebenszeichen.

So vermochte denn nur des Todes allgemeine Hand die Bande zu lösen, unter denen die Gefangene den Leichtsinn eines einzigen Augenblicks mit ihrem ganzen Leben büßte.

Jeder Pflege, jeder Bequemlichkeit bar, jeder Rücksicht entbehrend, die man ihrer Herkunft wie ihrem Geschlechte schuldete, harrte sie nach zwanzigjähriger Haft in dem fünften der für sie hergerichteten Verliese.

Lichtenstein erlebte noch die Stürme des Dreißigjährigen Krieges; geisteskrumpf, halb blödsinnig, vermochte er das von kaiserlichen Befehlshabern ihm dargebotene Geschenk der Freiheit nicht zu würdigen und sühnte mit sechsundvierzigjährigem Kerker die Schuld unlauterer Leidenschaft, nachdem auch die seitens der Krankenwärterschaft und seines greisen Vaters erhobenen Gesuche gefruchtet, er selber es verschmäht, durch die ihm angesonnene Hingabe oder Aufopferung seines sächsischen Lehen und Güter seine Brüder und Geschlechtsangehörigen zu verkürzen.

Dies der trockene, auf actenmäßiger Relation beruhende Hergang der Dinge, bei deren Schluß wir fürwahr fragen dürfen, ob die That der Strafe entsprach, ob dem Fehl eines einzigen Augenblicks denn nur durch den Jammer von Jahrzehnden Rechnung getragen werden konnte; ob das zu allen Zeiten den Richtern relevante, traumäßige Eingeständniß irgendwelche Berücksichtigung gefunden? Ganz abgesehen davon, daß von dem ersten Richtercollegium im Jahre 1547 bis heute niemand den Proceßacten Sachsens, um die Herzogin in Besinnungstellem Zustande zu Boden zu drücken, irgend Aufmerksamkeit und Beachtung geschenkt hat! Für ein Vergehen, in aller Bewußtlosigkeit von einem andern begangen, den unschuldigen Theil zur Rechenschaft zu ziehen, dürfte wol unter allen Verhältnissen Barbarei zu nennen sein!

Unwillkürlich richten sich unsere Blicke auf eine erlauchte Unglücksgefährtin unserer Gefangenen, die gleich ihr einen beträchtlichen Theil ihres Lebens zwischen Kerkerwänden verbracht; wir meinen die Königin Maria Stuart von Schottland. Welch ganz andere Verwürfe lasteten auf ihr, welche Verbrechen wurden durch ihre Schuld und unter ihrer Genehmigung vollzogen! Und doch, welch tapfere Feme erhoben sich zu ihrer Rettung, welch kühne Federn zu ihrer Vertheidigung! Haben doch Poesie und bildende Kunst sich die Hand gereicht, ihr den Heiligenschein des Martyrthums ums Haupt zu legen.

Sühnte Königin Maria eine Blutschuld mit tragischem Tode, so ward Herzogin Anna für ein weit geringeres Vergehen eine physische wie moralische Leiche zu Theil, gegen die der Tod ein Labsal, eine Befreiung.

Einsam und allein, ohne seine Menschenrechte, ihren letzten Seufzer auf; ihr Todesschrein verhallte an rauher Kerkerwand. Kein Freund und Diener, tausendfach erbarmender als der wache Gemahl, der noch an seinem Lebensabende dem Volke das Beispiel eines „Commodus" gab, ließ sein Pilgrim an ihrem Grabe ohne Rührung die Worte:

Hier wird absterben alle Thränen in ihren Augen!

Herzog Kasimir's Stamm ist verdorrt und die Sage geht, daß die Diener seines Willens, soweit sie in verbrecherischer unglücklichen Sache thätig, eines räthselhaft schnellen Todes verstorben.

Ludwig Graf Vitzthum zum Eckstaedt.

Anregungen.

Das Christenthum und die Schöpfung.

Kein Zweig der wissenschaftlichen Literatur, insofern sie den Anspruch erhebt, in die Gesammtheit der Bildungsfähigen einzudringen, ist im Laufe der letzten zwanzig Jahre mit so regem Eifer und man muß hinzufügen mit solchem Geschick angebaut und gepflegt worden wie die Naturwissenschaften.

Es würde dies weniger auffallen, wenn dieser Eifer sich nur auf die praktischen Theile und Resultate derselben erstreckte, da die vermittelnde materielle Richtung der Zeit die mannichfaltigste Aufklärung über die Naturkräfte und ihre Anwendbarkeit gebieterisch verlangt; aber daneben sind vorzugsweise Schriften von universeller Beziehung, die nichts mit dem praktischen Leben zu schaffen haben und nach der Eigenthümlichkeit des Stoffs in schwieriger Fassung, zahlreich aufgelegt und immer auch neue begehrt wurden.

Man kennt sich überzeugen, daß die gewerbe

wichtige Andeutung der Natur den Sinn des Volks nicht abgestumpft habe für Fragen höheren Art; daß es ihm nicht genügte, zu erfahren, wie die sichtbare Welt nutzbar zu machen sei, sondern daß es sich auch gemüßigt zeigte, dem Forscher in das Labyrinth der Naturverhältnisse, in die Geheimstätte des natürlichen Seins zu folgen. Seit dem Erscheinen des „Kosmos" von Alexander von Humboldt wurde die Anschauung des Universums und die Geschichte der Entstehung zu einem Gemeingut aller irgend auf Bildung Anspruch Machenden, und wenn sich die erlangte Kenntnis auch nur auf einige allgemeine Ideen beschränkte, so war es doch immer ein Zeichen von geistiger Zusammenfassung, von Erhebung über das Nahe und Niedere. Und es fehlte bekanntlich nicht an ernstlichen Bemühungen von gewisser Seite, ein solches Streben zu verlegern, weil es nicht harmonirte mit der überlieferten Hingebung an sinnliche Sagen, die nur so lange ihre Wirksamkeit behalten, als man sie nicht als Wahrheit auffassen will, welches man es als einen Abfall vom Christenthum, ja als den Versuch einer Verneinung Gottes' Der treuen Mühe war aber vergeblich, das Volk hat sich nicht hindern lassen, seinen Geist durch den Einblick in die Natur zu klären, es hat unterscheiden gelernt zwischen dem sittlich veredelnden Christenthum und dem Zwangs-Christenthum, das dem lieben Gott sie von ihm selbst gesetzten Gesetze in der natürlichen und geistigen Welt verhüten machte, damit nur die Welt des Wunders unerklärt bleibe. Wenn der Volksverstand in den letzten zehn bis fünfzig Jahren an Schärfe und Einsicht gewonnen, so gebührt der Dank hafür großentheils den mächtigen Fortschritten der Naturkunde und dem Bemühen der trefflichen Männer, die durch ihre Schriften das Volk in die neuerschlossenen Welten einzuführen suchen.

Es ist nicht zu leugnen — der Standpunkt aller dieser Vertreter einer gesunden Naturauffassung ist dem gläubigen Christenthum entgegen; aber man schaue um näher zu, so wird man finden, daß sie keine Angriffsstellung einnehmen, sondern lediglich die Rechte der Wissenschaft vertheidigen, indem sie die unberechtigten Angriffe eines fremden Prinzips zurückweisen. Wie hart man es ihnen zum Vorwurf machen, daß sie die Natur nun einmal nicht für die Zulassung des Wunders eingerichtet finden, sondern in ihren Vorgängen eine consequente Gesetzmäßigkeit, eine für die Wünsche der Sterblichen unerbittliche Folgerichtigkeit erkennen? Es wird sich immer klarer herausstellen, auf welcher Seite die stärkeren Gründe walten, und der schwächer ausgerüstete von beiden Gegnern, die Wissenschaft oder der Glaube, wird sein Feld räumen müssen. Vorläufig sollten beide sich so wenig als möglich um einander kümmern, sollten sich gegenseitig die friedliche Benutzung gönnen und auf viele Viele der harrenden Menge zur Prüfung einladen. Oder es scheint, als ob der Preis für den einen Theil schon verloren wäre. Man betrachte nur beide Parteien in der Art ihres Auftretens! Auf der einen Seite aufrichtige Forschung, Schritt für Schritt den Spuren des wirklich Vorhandenen folgend und stets bereit, sich von der besseren Erkenntniß überzeugen zu lassen und an die Stelle des Irrthums die Wahrheit zu setzen; auf der anderen Seite dagegen eine angeborene Scheu vor den Gründen der Vernunft und ebendaher der Trieb, alles Gegentheilige zu verunthrieben und auf fremden Gebieten Herrschaft zu üben. Es liegt eine bezeichnende Thatsache, daß die gläubige Partei so viel Anlehn an Alexander von Humboldt nahm und öffentlich vor ihm warnte, während dieser in seiner letzten Schriften sie angriff, in seiner die Macht seines Geistes an ihnen versuchte.

Vorstehende Bemerkungen mögen im allgemeinen den Standpunkt und die Tendenz zweier Werke aus jüngster Zeit anzeigen, die beide von Ausländern herrühren und uns in deutschen Uebersetzungen vorliegen. Beide behandeln die Geschichte der Menschheit und sind weniger auf den Gelehrten als auf das allgemeinere Verständniß berechnet. Verfasser des einen, mit dem Titel „Grundzüge einer Geschichte der Schöpfung", ist der Franzose Paul de Jouvencel, ein anerkennendes Vorwort von Professor Naumann dient ihm vorweg zur Empfehlung. Das Werk hat drei Theile, wovon bisher nur die ersten beiden, wenigstens in deutscher Uebersetzung, erschienen sind (Berlin, Hasselberg). Der erste enthält die unmittelbaren Vorbereitungen, d. h. die Lehre von den Grundbedingungen des natürlichen Seins, von Raum, Zeit, Stoff und Kräften, und zum Schluß die Geschichte des Weltursprungs bis zum Hervortreten des organischen Lebens. Der zweite Band beginnt mit der organischen Urzelle und versucht dann sogleich eine geistige Rechtfertigung der Vegetation und der Thierwelt. Der dritte Band soll den Menschen behandeln, und zwar nicht blos in seiner physischen Erscheinung als Krönung der Schöpfung, sondern darüber hinaus bis zum ersten Hervortreten der Menschheit auf dem Schauplatz der Geschichte.

Diese Andeutung des Plans zeigt auf den ersten Blick eine gewisse Unförmlichkeit in der Wahl und Zusammenstellung des Inhalts. Der dritte Theil wird offenbar zu einer Art von Philosophie der Geschichte werden, und nimmt man hinzu, daß der erste und zweite Band sich auf eine umfassende Herleitung mathematischer Begriffe und auf eine vollständige Darlegung der physikalischen Grundlagen einlassen, so muß man gestehen, daß der Verfasser mit dem Stoffe weniger ökonomisch verfuhr, als zu Gunsten einer strengen und einheitlichen Gestaltung des Begriffenen wünschenswerth war.

Dann täuscht sich der Verfasser, wenn er glaubt, daß der noch ganz unwissende Leser, wie er sich denselben ausdrücklich wünscht, seiner Darstellung überall werde folgen können. Bei aller Umständlichkeit der Erörterungen und wie weit sie auch ausholen, suche

Anna (ſchlägt das Buch auf).

Sieh, Contes arabes et Féeries.

Patkul.

Wunderliches Mädchen!

Anna (ſich zur Heiterkeit zwingend).

Sieh! Da iſt ein Mährchen; es ſprach mich beſonders an, ich will es Dir im Auszuge mittheilen.

(Setzen ſich Beide.)

Patkul.

Willſt Du mich im Bilde vielleicht auf etwas vorbereiten?

Anna (bei Seite).

Jetzt wird mir wohl! (laut) Höre mir nur zu!

Patkul.

Ich bin begierig.

Anna.

Der Sultan Alhaſar hatte an ſeinem glänzenden Hofe einen Emir, der ihm der große und tapfere Abderhaman aus Spanien zum Zeichen der Freundſchaft als Geſandten geſchickt hatte.

Patkul.

Der Geſandte? — Das werde wohl ich ſein.

Anna.

Sei artig und höre! Die Mutter des Alhaſar war eine gute und fromme Frau, die gern im Koran las und ſich über die Sündhaftigkeit dieſer Welt mit den Sprüchen des Propheten tröſtete. Der Emir, Selim

man z. B. vergebens eine bestimmte und faßliche Unterscheidung von Atom und Molekül. Auch wird der Mangel einer festen logischen Unterlage des ganzen Gebäudes fühlbar, wie die Einleitung mit einem Dialog zwischen dem Verfasser und einem jungen Mädchen beginnt, das sich gegen die Kälte der wissenschaftlichen Systematik sträubt, so zerfällt dann die Darstellung in eine Reihe vereinzelter Abschnitte, denen ein festes geistiges Band fehlt. Der Verfasser will sicher leicht verständlich als populär meisterhaft verfahren, man kann indes nicht sagen, daß er seinen Zweck in allen Fällen erreicht; als Beispiel verfehlter Gemeinverständlichkeit mag die konfuse Definition des gewaltigen Problems gelten, den er als einen bis zur äußersten, vollendbaren Klarheit verlangten Interpunktionspunkt bestimmt. Zu den anziehendsten Abschnitten, die ein entschiedenes Talent populärer Darstellung im höhern Sinne verraten, gehören die über Akustik, über Magnetismus, über Centrifugal- und Centripetalkraft. Im ganzen ist das Buch wohlgemeint, eine tiefere Naturerkenntnis in weiten Kreisen zu verbreiten und dadurch der Verflachung des Geistes und der Verdumpfung des Gemüthes kräftig entgegenzuarbeiten.

Die andere Schrift, von dem Amerikaner Hudson Tuttle, aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von C. W. Rahner, führt den Titel „Geschichte und Gesetze des Schöpfungsvorganges" (Erlangen, Enke, 1873). Der Uebersetzung scheint durchweg vortrefflich, jedenfalls besser als die des vorigen Werkes. Ein Hauptvorzug derselben ist die strenge einheitliche Fassung der gewaltigen Stoffe, das Grundthema, nämlich das Werden des Alls aus der Urzelle nach ursprünglichen, vorbestimmten Gesetzen, ist mit imponierender Sicherheit und dazu mit poetischem Geiste durchgeführt. Die leitenden Ideen mit ihren Verzweigungen tritt klar hervor, die erläuternden Beispiele sind gewählt und anschaulich, die Schilderung des durch das All verbreiteten Lebens auf seinen verschiedenen Entwickelungsstufen bei aller Knappheit nicht ohne Anmuth. Das Ganze macht den Eindruck eines weiten und weiten sich verästelnden schönen Gegens, der wie von einer Anhöhe betrachtet, es wird uns zu Muthe, als vermöchten wir die ganze schöne Welt in dem Spiegel des Auges zu umfassen und doch haben wir dabei die Ahnung, daß der äußerste Umring nur der Beginn neuer, unbekannter Welten ist.

Eine charakteristische Grundanschauung ist bei der einheitliche Ursprung oder die ursprüngliche Einheit des Gesammtlebens und unterschiedslos der Dinge, die abgeschlossene Fortschritt in dem Schaffen der Natur. Die Welt mit ihren Geschöpfen ist also nicht in einem bestimmten Zeitpunkte das gewesen, was sie ist, um für immer so zu bleiben oder in einem bestimmten Zeitpunkte wieder zerstört zu werden, sondern es liegt in ihren Kräften, in der verschiedenen Natur ihrer Atome die Nothwendigkeit einer ins Unendliche fortgehenden steten Umbildung. Die Spuren einer solchen Entwickelung des Niedern zum Höhern trägt jedes organische Geschöpf erkennbar an sich, auch der Mensch konnte nur werden, indem der in ihm waltende Lebenskeim die nothwendig vorangehenden Stadien der thierischen Gestaltung durchlief. Es ist dieser Auffassung ganz gemäß, daß der Verfasser nirgends im Bereich des Naturlebens eine unausfüllbare Kluft zugeben kann, die Uebergänge von der sogenannten anorganischen zur organischen Existenz erscheinen ihm ebenso vermittelt wie von der vegetabilischen zur animalischen und von dieser zur menschlichen und innerhalb der letztern selbst vom Instinkt zum bewußten Geiste. Soweit gegen die Atomistik darwinistische Theologie als gegen die Metaphysik, in der er eine im Gewande der Wissenschaftlichkeit sich blähende Leichte von roher Art, macht der Verfasser entschieden Front, indem er nur auf dem Wege methodischer Beobachtung und exakter Forschung die Möglichkeit einer Lösung des Räthsels vom „Werden" und „Sein" zugeben kann. Die Beobachtungen, auf denen seine Hypothese fußen, sind nicht ohne Widerspruch, z. B. die Annahme fossiler Menschenknochen, welche ihn veranlaßt, das Dasein des Menschengeschlechts um viele Jahrtausende über die gebräuchliche Rechnung zurückzudatieren; aber unverkennbar ist durch das ganze Buch der tiefe Drang, die Wahrheit zu finden. Ein wahrhaft musikalischer Geist leitet und zu den Scenen des großen Weltkanons, von denen allmählich der Wegenwart jener Traum der Natur durchdrungen ist und der nicht durch Zufall und Wunder, sondern durch unfehlbare Gesetze herrscht. Die Natur nennt der Verfasser ein harmonisches Ganzes ohne Mißton und Widerspruch. „Das Universum wird durch die sichtbaren und unsichtbaren Anziehungen zusammengehalten wie der menschliche Körper. Kein Atom bewegt sich, ohne die ganze Sphäre in innige Beziehung zum Weltganzen zu setzen. Kein Fünkchen weht, keine Welle plätschert ans Ufer, ohne daß die Bewegung durch den Weltraum geht." Das sind die Schlußworte des Werks, das vollkommen aus seinem Geiste und dem hellen Bewußtsein des Geistes entsprossen erscheint — — Was weiß sollen wir nun sagen, wenn wir hinsehen auf den Nachweis des Ueberganges erhalten, daß das Buch eine Einsetzung der in Nordamerika bereits über vier Millionen Anhänger gebietenden — Spiritualismus sei? Daß der Verfasser noch einen zweiten Theil über die — Weltenwelt, als die Vollendung der Urmaterie, verspricht, aber alles Verdienst von sich ablehnt und seinen unsichtbaren Lehrern, die sich auch in einer Vorrede aussprechen, zuerkennt? Die in dem Buche so schlagend durchgeführte Emancipation von jedem übernatürlichen Eingriffe widerspricht entschieden der Annahme einer solchen Tutelle aus den über oder unterirdischen Sphären, da es doch nicht glaublich ist, daß die Geister gegen ihre eigene Existenz und Wirksamkeit predigen werden. Dichter sind alle eine absichtliche Täuschung des nordamerikanischen Aberglaubens

die ich gewiß auf ergötzliche Weise lösen wird, wenn der Verfasser den versprochenen zweiten Theil über die Geisterwelt — wirklich nachbringt.

Neue Romane und Novellen.

XXV.

Ferdinand Kürnberger veröffentlicht zwei Bände „Novellen" (München, Fleischmann, 1861). Hier blüht, allerdings unter der schweren Decke einer geschraubten, absichtlich den harmonischen Fluß verschmähenden Darstellung, allerlei achtbare Poesie. Nicht in jeder der zehn Geschichten blüht sie mit gleichem Reiz, aber man sehe die beiden Spieler aus Da Ponte's Leben, der Mozart den Text zu „Don Juan" und „Figaro" geschrieben: „Spieler und Better", und „Der Dichter des Don Juan" — alles ist hier warm, lebendig, durchhaucht von den Klängen des zweiten Finale aus „Don Juan". In allen Novellen („Drei Tage in Vermont", die mißlungene Erzählung von dem Abenteurer Wilhelm von Humboldt's und der „Freundin" ausgenommen) bis in die Anekdoten „Amor im Felde" und „Der Philister" hinein, deren breite Ausführung ihrem Kern schadet, zeigt sich dieselbe verklärende Anschauung, ohne je der Eigenthümlichkeit der Charaktere, der Besonderheit der geschilderten Landschaft Eintrag zu thun. Die Klippe des Dichters ist die Allgemeinlichkeit, die Sprache, die Einführung der Personen, die Schilderung hat einen gewissen Anstrich des Allgemeinen, der zwar im allgemeinen das eigentliche Wesen des Dichters widerspricht und um keinen Preis von dem Hobel der Alltäglichkeit gleich und glatt gemacht werden soll, aus welchem aber doch das unfruchtbare Bestreben hervorsieht, gewaltsam und auf Kosten der Form zu imponiren und wol gar als „genial" zu überraschen.

In „Brod und Rosen", einem Zeitgemälde aus dem deutschen Befreiungskriege (Leipzig, Matthes, 1861), hat die Verfasserin, Mathilde Gräfin von Reichenbach, den Parteikampf nicht auf das Schlachtfeld, sondern in die Gesellschaft und Familie verlegt, um den patriotischen Sänger Karl Rosen (geb. 1785 in Bern) gruppiren sich Arndt von Stein, Gruft Schulze, Schenkendorf (Arndt selbst tritt zu wenig in den Vordergrund) u. a., während die „Jungfrauen" durch den Grafen Gumbern und seinen Neffen Gustav, schwärmerische und leichtsinnige Hochverrätherin, repräsentirt wird. Für die Schilderung gewisser Novitäten besitzt die Verfasserin ein scharfes Auge und gewandte Darstellungsgabe, mögen Das Gegentheil des vortheilhaften Genres ist seine Tochter Martha, eine wohlausgeführte Mädchengestalt, der durch humanen Sinn und edle Thatkraft erfreut. Der Stil ist leicht und gefällig, der Verlauf der Erzählung lebendig.

Von Otto Ruppius sind „Bilder aus dem deutsch-amerikanischen Leben" (Berlin, Fr. Duncker, 1861) erschienen, gesammelte Erzählungen, die bereits in der „Gartenlaube" standen und daselbst durch ihre getreue Schilderung transatlantischer Zustände in jeder Beziehung das Interesse des Lesers fesselten. Bekanntlich ist Ruppius der Ansicht, daß die Emancipation der Sklaven ein Utopien bleiben würde, da einmal Amerika der schwarzen Rasse als Feldarbeiter nicht entbehren könne, ohne seine Bodencultur zu gefährden, andererseits die in Amerika naturalisirten Schwarzen durchaus der Cultur und Freiheit unzugänglich wären.

Von Paul Stein, über dessen „Gutenberg" wir demnächst ausführlicher berichten werden, sind unterhaltende kleine „Novellistische Gemälde aus Stadt und Land" erschienen (zwei Bände, Leipzig, Brunow, 1861).

Gedichte

von Hugo Delbrueck.

V. Die Liebe.

Die Liebe sieht, was kein Gelehrter nennt;
Die Liebe hat, was eine Welt nicht kennt;
Die Lieb' erhellt des Geistes dunkle Tiefen
Und läßt das Herz die ew'ge Fülle ahnen.

Die Liebe weiht mit einem höhern Strahl
Des Kindes Spiel, des Greises Abendmahl;
Die Liebe klärt des Streites trübe Meinung
Und tritt als Friede sanft in die Erscheinung.

Das ist's, warum vor allen Erdenehren
Zuerst, zuletzt die Liebe wir begehren.

VI. Jean Paul.

Blau und ergraut im Wandel unf'rer Tage
Am göttlichsten, was am weihevollsten
Die müde Brust belebt und erhebt,
Verstohlen feuchtet thränenleise Augen:
Das sind die Stimmen aus dem Morgenlande
Der heimgegang'nen segensvollen Kindheit!

Es sind die Töne, die im Busen tief
Den Tag verschliefen, lange Monde, Jahre
Begraben lagen unter Schutt und Staub,
Die einer Stunde, eines Augenblicks
Verwandte Stimmung leise nun erweckt.

Wir tragen alle der Erinn'rung Zauber
An Pfingstensonne und an Weihnachtsfreude
In tiefster Brust — wie lang' auch schlafen gangen!
Wir haben all' bei unf'res Lebens Arbeit
Noch Einen Tag, wo unser Auge leuchtet,
Das Ohr uns klingt, wo tönend sich im Busen
Die Stimmen regen aus dem Morgenlande!

O Welt Jean Paul's! So groß und so beschränkt!
Mit deiner Komik allerkleinsten Freuden,
Mit deiner Tragik größter Entsagung,
Mit deines Frühroths heil'gem Erdenjubel,
Mit deinem Mondschein der begnügten Ruh' —
Vergeff'ne Welt — wie unzerstört bist du!

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die Anerkennung des Königreichs Italien. — Zum braunschweiger Jubiläum. — Aus deutschen Bädern. VI. Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter. II. — Zur nächsten Landtags-Verhandlung.

Die Anerkennung des Königreichs Italien.

Wir glauben, daß sich die völkerrechtliche Anerkennung der italienischen Neugestaltungen von seiten Preußens unter dem Ministerium Schleinitz in einem breiteren Stadium bewegen hat als unter dem Ministerium Bernstorff. Der neueingetretene Minister des auswärtigen Angelegenheiten gehört der alten Schule an. Was auch gegen die Politik der „freien Hand" des Ministers Schleinitz gesagt werden mußte, immer konnte man bei ihm voraussetzen, daß seine politischen Anschauungen doch aus der Zeit der Revolution und der immer noch obwaltenden Gärungen hervorgingen.

Daß aber auch König Wilhelm I. a priori nicht geneigt ist, die „italienische Wirthschaft", das Verjagen von Dynastien, Expropriiren alter Rechte u. s. w. als einen gedeihlichen und ordnungsgemäßen Zustand anzuerkennen, wird man als nicht minder wahrscheinlich behaupten können. Die Söhne Friedrich Wilhelm's III. sind in legitimistischen Anschauungen erzogen worden. Nur die Furcht vor Frankreich hat sie allmählich dem Fortschritt vertrauter gemacht. Im gegenwärtigen Beherrscher Preußens lebt glücklicherweise im ganzen eine gesunde und natürliche Auffassung des Staats- und Völkerlebens überhaupt; ob aber auch diese ganz und in allen Fällen die Oberhand über die Vorliebe gewinnen wird, mit welchen einst der Prinz von Preußen den Oberbefehl des Garde-Corps der preußischen Armee vom weiland Herzog Karl von Mecklenburg übernahm? Oft schon brachen in ihm Stimmungen aus, die ein „Bis hierher und nicht weiter!" angebracht schienen. In Italien [illegible] sollen, was dort geschah, kein mutiger und in seinem Einspruch aufgeforderte Ueberlegung anzuraten folgern. Ob aber auch gutheißen, was dort inzwischen zur „vollendeten Thatsache" treten will, gutheißen, daß Sardinien sich Länder aneignete, Königsgerechtsame verjagte, im Bund mit der Revolution eine Art arabischer Scheichsherrschaft proklamirte, das freilich nur ein weiterer Schritt zur Selbstüberwindung, der vielleicht dem Monarchen unmöglich wird, so sehr auch die italienische Situation der alten des neuerrichteten Königreichs Preußen von 1701 und der Erhebungen Friedrich's II. gleicht. Auch damals wollte die europäische Fürstengesellschaft in dem neuen Königreich nur ein Werkzeug der Staatsräson sehen und Friedrich hatte Europa in Waffen gegen sich.

Das Verhältniß hat aber doch auch umgekehrte Aehnlichkeit mit der Lage aller Antipathien dennoch in Preußen gewiß schnell erfolgten Anerkennung des Königreichs und des jungen Königreichs Belgien. Diese beiden beriefen sich damals auch nur auf das Recht der Revolution — den Appell an peuple durch ein allgemeines Stimmrecht kannte man noch nicht —, aber Preußens Staatsmänner waren wenn auch nicht die ersten, welche die Sachlage anerkannten, doch auch nicht die letzten. Die philosophischen Doctrinäre, die damals in Preußen von Prinzenerziehern zu Ministern avancirten, belehrten nicht ganz die Partei Gentzens der Haller'schen Schule; die Staatsmänner des „Politischen Wochenblatts", des Vorläufers der Kreuzzeitung, mußten nach Wien und München aufmarschiren. Es liegt in Preußens Mission etwas dem Neuen unwiderstehlich Anschließendes. In Pillnitz konnte die Gegenföderation gegen die französischen Jakobiner geschlossen werden, Preußen rüstete sich zu einem Kriege, dem jede nationale Erhebung fehlte, als aber in der Champagne, in Rheinbaiern „wenigstens die Kriegsehre gewahrt worden", schloß man schnellen Frieden; Preußen beugt seine nachhaltende Kraft gegen die Gedanken der neuen Zeit, der Freiheit, des Nationalrechts: sein ganzer Befund ist nur im Gegensatz, im Hinterhalt der neugeschichtlichen Anschauungen gegründet.

Wenn das so vielfachen Rügen unterworfene neuliche Potsdamer und berliner Schauergepränge die Absicht gehabt haben sollte, die Thatsache in ein helles Licht zu stellen, daß Preußen gegenwärtig das Hypomochlion, die Junge am Wagbalken Europas ist und etwa im Gefühle, die Schwebenden aus unhaltbarem Zustande Europas durch eine ihnen folgende übertriebene Meinungsäußerung zu einem verhaßten Abschluß zu bringen, habe bewerkstelligt, so würden wir all diese Aufstellung von Samiel und Geist, von Licht und Blumen für eine poetisch aufgefaßte Unterstützung unter gewissen historischen Note halten. Darf man annehmen, daß König Wilhelm seine unzweifelhafte Abneigung gegen den äußern Schein der italienischen Dinge überwindet, in der „Eroberung" eine rettende That, im „Treubruch" ein großes Opfer, im „Raub" eine rechtliche Besitzergreifung im Namen einer großen Idee erblickt? Darf man hoffen, daß König Wilhelm zwischen Haltbarem und Unhaltbarem im Leben der Nationen unterscheidet und die Rechte der Dynastien nicht in den Grundsätzen des Privatrechts sucht? Wäre es gut, daß Preußen Italiens geschichtlichen Werdegang [illegible] wie man sagt, die Hand führen, das einem Acten-Wechsel seines Dynastien aufgeschrieben war. Vom Mittelalter hat in die neueste Zeit schwachen

jenſeit der Alpen die Begriffe des Beſtehenden; ſtabil blieben nur Savoyen und der Kirchenſtaat, zwei Mächte, denen die Zukunft Italiens gehört. Das iſt die Loſung. Ein organiſatoriſcher Staat, voll Ehrgeiz, kriegeriſchen Sinnes, zugänglich allen Ideen des Fortſchritts und im innigſten Bunde mit den großen Bewegungen Europas. Oder — das hinterlaſſene Erbe der Inquiſition, die Nachkommenſchaft der Peiniger Galilei's, die Verbündeten aller Rückſchrittsideen, von denen die Sehnſucht nach Ruhe, das Bedürfniß des Friedens und Bürgerwohls in ganz Europa in ſteter Verkümmerung erhalten wird! Italien kann nicht mehr zurück. Es kann heute von Frankreich aufgegeben werden, es kann heute im Tode Napoleon's III. ſeinen einzigen auswärtigen Beiſtand verlieren (Englands Sympathien zählen wenig), Oeſterreich kann die Lombardei wiedererobern, der Herzog von Modena kann ſeine Wachtparaden wieder aufziehen laſſen, die Fürſten von Toskana und Neapel können ihre alten Paläſte und Burgen beziehen — wird ſich ein ſolcher Zuſtand erhalten? In einem Lande erhalten, deſſen Zähigkeit im Widerſtand gegenwärtig die künſtlich unterhaltene legitimiſtiſche Wonder beweiſt? In einem Lande, wo der Gewiſſen um die Anwendung von Gift und Dolch nie in Verlegenheit kommen, in einem Lande, das ebenſo wie Preußen nach 1806 ſtets auf eine Stunde der Erhebung wartete, ſo auch ſeinerſeits immer nur auf den endlichen Sieg ſeines einzigen und (wie etwa in Deutſchland) durch keine Gedankenübergriffe oder Gedankenanarchie getrübten Begriffes harrt: Freiheit, Unabhängigkeit, Einigkeit — Sturz der geiſtlichen Herrſchaft? Es iſt nicht möglich, durch Conceſſionen und liberale Inſtitutionen die habsburgiſchen und bourboniſchen Dynaſtien mit dem italieniſchen Volke zu verſöhnen, jeder Verſuch dieſer Fürſten, mild und conſtitutionell regieren zu wollen, ſchlüge zu ihrem Verderben aus; Preßfreiheit, Ständeweſen, ein Verſuch zu einem Parlament, zu einer Art Einheit Italiens, etwa nach dem Muſter Deutſchlands — alles das würde nur der Untergang dieſer Throne werden. Sie können ſich nur erhalten, kurze Zeit erhalten durch die Methode Alba's. Als Leopold von Toskana 1849 reſtaurirt wurde, erklärte er offen und richtig, nur noch durch die Jeſuiten herrſchen zu wollen und jede Conceſſion zu verweigern. Um noch zehn Jahre lang im Palaſt Pitti wohnen zu können, reichte dieſe Methode aus. Jetzt würde ſie nicht für fünf ausreichen und die entgegengeſetzte Methode, die der Conceſſionen, nicht für drei.

Wenn gelacht werden ſoll, mit Preußens Ja oder Nein ſteht und fällt das Papſtthum — nun wohlan, ſollte Friedrich Wilhelm's III. Sohn noch einen Augenblick zögern? Friedrich Wilhelm III. war der offene, muthige, unerſchrockene Freund der Waldenſer. In den Waldenſerkirchen Italiens gibt es wenig Bilder, das ſeinige fehlt nirgends, wo die Wohlthäter der evangeliſchen Gemeinden Italiens eine äußere dankbare Anerkennung fanden. Ganz Italien ſchreit ſeine geiſtige und religiöſe Reform jetzt an die Waldenſer an. Es gilt nicht den Sturz des Katholicismus, ſondern den Sturz des Papſtthums. Im Katholicismus der ganzen Welt (das todmüde Spanien vielleicht ausgenommen) regt ſich eine großartige Bewegung, die Bewegung der Verbeſſerung der Lehre, der Kämpfe gegen die Hierarchie. Man frage den Biſchof Ketteler von Mainz, was die Akten ſeiner Curie verbergen! Die ultramontane Tragikomödie, die man neulich in München aufführte und für nächſte Jahr nach Frankfurt am Main auszuſchreiben wagte, wird den Denker und Ueberblickenden keines andern belehren. Wenn Preußens Ja oder Nein die Hierarchie ſtehen oder fallen läßt, ſo kann ſelbſt ein Beherrſcher von ſieben Millionen Katholiken, welcher der Beherrſcher Preußens iſt, getroſt die überlebte römiſche Reliquie dem Schutt der Jahrhunderte übergeben helfen; denn dem echten Katholiken wird darum von dem, was ihm wahrhaft heilig iſt, nichts genommen, bleibt ihm doch ſein Prieſter und ſein deutſcher Biſchof.

Freilich müſſen wir leider auf unſere Worte zurückkommen, daß uns der Name Schleinitz eine größere Bürgſchaft für die Auffaſſung ſchien, welche Bismarck's Kammervotum für Preußen feſtſtellte, als der Name Bernſtorff. Es wäre in hohem Grade beklagenswerth, wenn ſich Preußen die Gelegenheit zu einer großen hiſtoriſchen That, zu einer That, die auch auf Deutſchlands Geſchicke einen mächtigen Eindruck hervorbringen würde, entgehen ließe. Die Einreden der landläufigen Staatsweisheit, man wiſſe doch eben nicht, welche Conſequenzen daraus entſtünden und man würde nur eine Bundesgenoſſenſchaft Frankreichs ſtärken und Oeſterreich immer noch mehr ſchwächen u. ſ. w., dieſe gehören der Politik der Geſchäftsabtheilungen in den Miniſterien, der Cabinetspolitik der Räthe zweiter und dritter Klaſſe beim Whiſtrich an. Wer auf dem Gebiet der großen und ſchöpferiſchen Politik das hiſtoriſch Richtige thut, braucht für die Folgen nicht zu fürchten. Dieſe übernimmt die Hingebung und Aufopferungsfähigkeit der Nationen.

Zum braunſchweiger Jubiläum.

Zur tauſendjährigen Säculariſirung Braunſchweigs erſchien auch eine der dortigen Bühne gewidmete Feſtgabe.

Die Welt der Bühne iſt eine ſo abenteuerliche, daß ſelbſt hiſtoriſche Darſtellungen derſelben beinahe das Intereſſe phantaſtiſcher Erfindungen gewinnen. Einen ſolchen Eindruck hat uns in hohem Grade die Skizze Adolf Glaſer's über das braunſchweiger Theater (Braunſchweig, Neuhoff, 1861) gemacht. Von den Zeiten Rotwitha's beginnt das kleine Werk mit flüchtigen Notizen, welche hauptſächlich einige kunſtſinnige Fürſten des 16. und 17. Jahrhunderts betreffen, und rundet ſich zu klarerem Bilde beſonders bei der Schilderung des 18. Jahrhunderts ab, wo Namen wie die Neuberin, Gottſched, Leſſing, Schröder,

…hof, die Devotionē, weite Ausſichten in das Ge… …mtgebiet deutſcher dramatiſcher Kunſt eröffnen. … Die mannichfaltigſten Documente — Analyſen …r Theaterſtücken, Theaterzettel, Gelegenheitsgedichte …r Volksfeſte —, gemiſcht mit allerlei intereſſanten …itzen und Anekdoten, geben ein buntes Gemälde, …ſen Betrachtung man gern ein Stündchen widmet. … Die arme Dichterin Karſch beklagen wir, daß der …faſſer ſie mit einigen Verſen citirt, die heutzutage …ihren ſchlechteſten gehören. Leſſing betreffend, war …uns rührend, zu leſen, daß die Gaſſenbuben, wahr…inlich auf Anſtiften eines hämiſchen Geiſtlichen von …olfenbüttel, von ihm geſungen haben ſollen:

Der Teufel kam einmal auf Erden
Und wollte gern ein Grobſchmied werden;
Doch hatt' er weder Zinn noch Meſſing,
Drum nahm er den Profeſſor Leſſing.

Aus deutſchen Bädern.

…1. Der Schwarzwald und ſeine Bäder im Winter.

II.

„Aber, lieber Freund, wenn's nun in deiner ſchwarz…der Winterfalten regnet, ſchneit, winſelt, daß du nicht …e durch die Berge laufen kannſt? Wird denn der Winter …vor Sonntag nicht gar zu lang in deinem einſamen …thum?"

…Herrlich — ſo ein Schneeregen-, ſo ein Nebelwaſſertag, …man nicht bis zu den nächſten Bäumen ſehen kann, …dann bleibt man hübſch zu Hauſe! Am zweiten Tage …n Art kauft man wol auch an die Stadt und macht …leicht wieder im Andenken an — ein Veilchenſträußchen mit …eißen Roſen oder an eine D'Hombrepartie im Mai …n Heidelberg. Am dritten Tage ſieht ſich's auf und …ieren verſucht man wieder einen kleinen Lauf. Dann …en dann freilich waſſerdichte Beinkleider bis über …chenkel hinauf. Denn Wege haben wir — und nicht …im Winter — hier und dort, daß einem das Sprüch…ort ſeligen Pfarrers Gmelin oft genug wieder einfallen …. Der hatte einmal — vor einigen achtzig Jahren — …ſeligen Vogt Dörflinger in Bergingen einen Freundes…ch gemacht. Beim Abſchied fragte der Pfarrer den …: „Wie geht's mit eurem neuen Weg aber die …ange?" Der Herr Vogt war für heutiges verant…lich, weil er in ſeinem Bereich lag, und ſagte ſtrich: „O, der iſt in beſter Ordnung!" Am andern Tage …erhielt er von dem Herrn Pfarrer ein Briefchen, in …ſonſt nichts ſtand als:

„Lieber Herr Vogt!

Wenn der neue Schwarzenweg
Der Weg zum Himmel wär',
Da hätten Leiber, Herr erbarme
Der ganze Himmel leer."

Der Vogt Dörflinger von Bergingen war aber noch nie …nd eine Antwort ſchuldig geblieben und ſo ſagte er zu …Weibe des Herrn Pfarrers: „Wart' ein Weilchen!" …gab ihm dann alsbald ein Briefchen mit, in welchem …Herr Pfarrer las:

„Lieber Herr Pfarrer!

Der Schwarzenweg lebet und der Pfleger
Und Berging vorhanden.

Wer dieſes ſchaut, wird ſicher nicht
Den Weg zum Himmel finden.
Drum wünſch ich jenem Muth und Kraft,
Den ſchlimmen Weg zu wandeln.
Der harter Arbeit, Muh' und Noth
Stets gut und recht zu handeln."

Der Pfarrer Gmelin ſprach doch in Verſen; wie würde es einem heute ergehen, wenn man in Proſa über die ſchlechten Wege im Murgthälchen zu klagen wagte! Deswegen wollen wir in Demuth und Geduld leben, ob wir nicht am Ende durch dick und dünn, durch Noth und Koth doch noch — „den Himmelsweg finden".

Aber oben im Himmel, da gibt es einen Wegbaumeiſter, der mit einem Hauche auch dem unergründlichſten Wege eine feſte Grundlage gibt, Brücken über die breiteſten Flüſſe ſchlägt, ganze Meere mit ſpiegelglatten Parkettböden deckt.

Wenn dieſer ſeinen Winterhauch eine einzige Nacht aber unter Thränen herwehen läßt, dann iſt am andern Morgen der Schwarzwald, der ſonſt ſeinen Namen wohl verdient, zu einem weißen Silberwald geworden. Der hinter den Bergen hervortretenden Sonne lächelt dann die ſchwarze Tanne im wunderbarſten Strahlenglanze entgegen. Wie eine Kaiſerbraut zum Hochzeitsfeſte geſchmückt, prunkt ihr dunkelgrünes Kleid in Millionen und Millionen funkelnder Brillanten.

Und auf den Wieſen ringsum liegt ein feiner weißer Atlasteppich, den die aufſteigende Sonne wie den Winterſchmuck des Tannenwaldes bleicht und durchglüht. An jedem Halmen Grashälmchen iſt ein feſtgefrorener Thautropfen zu einer Perle, einem Demantkörne geworden.

Die Bächlein, die vom Berge herabſpringen, eilen heute ſchnell dem Fluſſe zu; aber jeder verſchwiegene Felſenlied, jede ſonnige Wurzel hält das hellige Waſſerlein auf, unerbittlich feſſelnd ſie jede Welle, die ſie brauchen, zur Strafe für die unſinnige Eile, mit der ſie den ganzen Sommer hindurch an ihnen vorübergeſchlüpft. Welle auf Welle ſammelt dann die Steine, die Felsblöcke, die Wurzeln, die Gräſer am Ufer und bauen ſich darin kleine Winterpaläſte, ſtehende und hängende Brücken, Eiskeller, Tropfſteinhallen und Felsgrotten. Und unter allen dieſen bei rauſcht das Waſſerlein immer fort, ſpielend, ſich trotz der Arbeit, in denen ſeine Brüderlein und Schweſterlein augenblicklich ſchmachten, der ewigen Freiheit, der unausbleiblichen Befreiung bewußt.

Schlimmer als den Wellen des Bächleins aber geht es denen unſers ebenweiten Weihers. Sobald der Athem des Winters ihn ſo feſtgeſtellt, daß er nicht mehr vom Ufer kann, kommen mitleidsloſe Gräßlen mit Aexten und Beilen, ſchneiden das vor Schrecken ſtarre Waſſer in Stücken, ziehen dieſe mit eiſernen Haken ans liebe Land, werfen ſie auf ſchmutzige Bauernwagen, fahren ſie zurück aus dem Thale den Berg hinauf und ſtoßen ſie hier in kalte, dunkle Keller hinab. Der Luft, des Lichts, des auferweckenden Sonnenſcheins beraubt, gibt es für ſie keine Erlöſung. Der Weiher weicht, alle gefeſſelten Wellen des Bächlein im Thale ſind längſt freudigen Muthes dem Fluſſe, dem Meere zugeeilt, die Wellen des ehemaligen Weihers aber liegen noch wie vor im ſchaurigen Gefängniß gefangen — gefangen, bis du kommſt, lieber Leſer und im Sommer, im Carneval, in der „Stadt Karlsruhe" zu Gebrauweiler ein

Glück hat sie doch aber beim Hergehaben dem Lichterlein der ausbrennt. Wasserfarbig, kann bekanntlich zu ein Gaslicht wie von anderm Kleider, eine gefangene Weise anderer Hauptsächlich! Tuch das sie weiter nur! Laß sie erzählen, wollen sie kommen, wie sie wollen! Selbst zu Hirsch gebracht, aber die Thieren und Mutter gefangenen, durch die Bäcker gestanzt und wie kann ein furchtbarer Geschick sie erlöste und sie die und beiner Dame in die kleine Staatskirche gelaufen, und der sie sie an einem schwülen Sommerabend mit Mensch zur Lehrung vergehst!

Aber, lieber Leser, wenn du bei dem Dämmerschein der Lampen, den großen Massen, den Karren Gäßchen, dem auf Karren und dem Thale den Weg hinaufgehenden und in die dunkeln Fenster eingetretenen Weiber ein wenig ängst und bange um und wirb und du wohlgefällig noch zugleich voll Mitleid für und arme bedauernswerte Schwarzwälder heimen eilenden Dirn ein paar Thränen Herz weiche zuschrieb, so vergiß nur nicht, daß wir Kachelöfen haben!

Da setzt er — ein dunkler, schwarzer, großer und breiter ausschlachtes Gebäude im Zimmer. Es hat einige schwächliche Fest und vom schwarzwälder Ahnlichen im großen deutschen Vaterhause zu denken, und das hieher, alle Stunden seine Wärme, seine Unwetter spielend, kalt und tote in das Tafte und Stich langweilige Treiben des lebenden Herzen teilnahmte beschäftigt, während unser Kachelofen wie die Sonne am Himmel in gleichmäßigstellen Schwingen des Mittelpunkt alles Lebens einer Schwarzgeschäftsamkeit ist. Der Ofen hat trotz seiner Größe sehr bescheidene Bedürfnisse, eine einzige Weiße Holz, die im mengend hineinschiebt, erwärmt ihn für den ganzen Tag. Er ist aber so hingebender Natur, daß er, was er besitzt, gern mitteilt und seine treue Mutter die ganze Stube mit allen, was darin sich beunruhigt, belebt. Und was macht sich nicht alles in die heran!

Unter dem Ofen, der seine drei, vier Fuß weit und breit in die Stube hineinreicht, ist sehr oft ein Lieblingsplatz angebracht, wo die Lieblingstierchen der Großmutter ihren Gnadenplatz haben, damit sie bei den ganzen Winter hindurch am Ofen in der Suppe eher sind zu verkaufen hat. Dort gibt es denn am Ofen, wo die Mutter eine nicht zu verachtende Herrschen Stunde. Auf dem Ofen ist nicht teiten Platz für die Paar Laiben, wo auch eine gesäumte Wäsche, Gespinsten der Kinder und Schlittenteilen des nächstverschiedenen Kaufen um den Ofen oder besser ist ein Brett von Latten, wo alle Mittelein warm erhalten und die nötige Wäsche getrocknet wird.

Doch alles ist aber Nebensache. Die Hauptsache um den Ofen herum, das ist eigentlich der Thron unseres Herrn. Auf diesen sitzt der Großvater mit dem Enkelein, die Frau Kachsarin mit ihren Kinde, wenn sie zum Besuch kommt, der Knecht, wenn das schwere Tagwerk zum Feiern wandert und gestellt herumkommt, um sich gleich wieder zum Feiern zu wandern. Wenn's recht kalt ist, zieht man den Tisch vor die Ofenbank, und alle, die den Platzen schauen, sitzen, mit dem Rücken an die warmen Kacheln angelehnt. Dann plaudert man! Dann schlieft man den Segen des Kachelofens! und wenigen Behagen ein! Und wenn einer meine über dem Plaudern, Summe dem die Ruh an, erhebt sie plötzlich zu Bäumen, so geht es doch immer den Ofen zurück, legt sich auf die Bank und — klagt Gott einen guten Mann dem.

Ja, lange bis, lieber Leser, an Winterabende, bei denen einsamen Ofen, den unsere gemütlich sind, und man seine Minute vergessen darf, wenn es nicht gleich das Vergessen mit einer Kälte erwidern soll, und der, wenn man ihn am besten belegt, glühend hab weit von sich wegschreckt — hab so gar diese Pflege hassen, und welcher Herrlichkeit man die Schneeflocken vor den großen auf- und abtanzen sieht, wenn man behaglich auf der breiten Bank am Kachelofen sitzt!

Und wenn es dann einen Tag und eine Nacht gedauert hat und andern Morgens die Sonne wieder herrscht und weit und breit die Berge, die Matten, die Felder, die Häuser, die Bäume im reinen jungfräulichen Glanze der Schnee leuchten, kann kommt im Tabiel dieser wunderbaren, erhabenen Einfalt und Schönheit der Natur eine freudige Botschaft über dich, dann durchströmt dich ein unaussprechliches Staunen von dem Auserwähltsein, der über Nacht Leben am Wesentlichsten hergestellt hat.

Und kann gehe es in dein warmen Arbeitszimmerlein, an dein Tagewerk, und du wirst dich wundern, welche Weihe über dich gekommen, wie die gestrenge Nahe Einfalt und Schönheit in die werkeltäglich und wie die Arbeit sie von der Hand geht!

(Ein letzter Artikel in nächster Nummer.)

Zur nächsten londoner Weltausstellung.

Die vierte Versammlung des Internationalen philanthropischen Kongresses (Congress international de bienfaisance) soll in London, und zwar erst Juli der großen Ausstellung, stattfinden. Lord Brougham und das Comité des nationalen Vereins zur Beförderung sozialer Wissenschaften haben ihre Beteiligung zugesagt und die einheimischen und verbrüderlichen Schritte erfolgen bereits von Paris aus.

Die Sachen, welche obiger Verein ausstellen will und auf die er ganz besonders die Blicke zu lenken wünscht, werden nicht Kunstwerke sein, sondern Gegenstände, die wenigstens die Möglichkeit des allgemeinen Nutzen haben, den Armen von Nutzen sein sollen, und andere, die zugut in Beziehung zu Universität und Erziehung stehen. Hier nennen hier einige Gegenstände des ersten Artikel: Modelle-Wohnungen für Arme und Land-, Modell-Hospitäler, Modell-Waschhäuser, Modell-Bäder, Kochvorrichtungen, wohlfeile und dauerhafte Baumaterialien, Kleidungsstücke und Anzüge, bei denen hauptsächlich die Gesundheit in Betracht gezogen ist; neue Vorrichtungen für Rettungsgeräte, neue Rettungsboote, Mittel, Verständigungen zu erfinden; Beschäftigungen aller Art für Kranke.

Was die Unterrichts- und Erziehungsgegenstände betrifft, so werden darüber ohne Zweifel in großen Massen und von allen Ländern viel Stoff hier und Deutschland noch vorhanden sein, und es wird sich dann, wie aber den meisten vorliegen, wenigstens hoffen wir so.

(Ausgegeben am 24. October 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 44. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Ein Landhafter Jude. Mittheilung von Abraham Bopp. — Ein Prozeß in Rom. Von Franz von Bernhardi. XIII. — XVI. Ob und wann das Materialismus! Mittheilungen von Albert Lindau. — Zum Lesen. Von Emil Rittershaus. — Moses und der Weit.

Ein Landhafter Jude.

Mittheilung von Abraham Bopp.

Die Registratoren der Gerichte bergen zuweilen kleine, bisweilen kulturgeschichtliche Schätze, die noch eine glückliche Hand zu heben hat. So war ich einmal so glücklich, in einem Gewölbe, das alte Akten eines Gerichts aufgespeichert hatte, einen Aktenband zu finden, aus welchem ich schon früher dem rechtswissenschaftlichen Publikum einiges mittheilte. Es möge gestattet sein, daraus für einen gemischten Leserkreis folgende kulturgeschichtliche Darstellung zu schöpfen, die ich hier anders bearbeitet habe.

Im Jahre 1764, also vor nun 97 Jahren, gab der italienische Marchese Beccaria sein epochemachendes Buch: „Von Verbrechen und Strafen", heraus; er leuchte es in die Welt als einen Apostel der Humanität und wurde dadurch zu einem Reformator, indem er namentlich bewirkte, daß die bisher peinlich verhängte Todesstrafe seltener zur Anwendung kam. Seine Lehre hielt er auch dem Kaiser Joseph II. hin.

In demselben Jahre (1764) wurde dieser fürstliche Reformator zum Nachfolger seines kaiserlichen Vaters erkoren. Goethe führt das Schauspiel der Wahl und Krönung dem seinem Vater dem Kaiser Franz I. begleitenden Sohne

heraus Joseph zum römischen König an dem Leser vorüber. „Der Zudrang der Fremden in der Stadt ward nun immer stärker. Kaiser und König waren schon in Heusenstamm, einem gräflich Schönborn'schen Schlosse, angelangt und wurden dort herkömmlich begrüßt und willkommen geheißen."

Der Kaiser verweilte mit seinem Sohne und seinem Gefolge mehrere Tage in diesem Schlosse, um die Wahl abzuwarten, und begab sich eines Morgens, am 25. März, nach der Kirche des von Katholiken bewohnten Dorfes Heusenstamm, um seine Andacht zu verrichten. Die Menge drängte sich herbei, um des weltlichen Oberhaupts der Christenheit ansichtig zu werden. Was nun da geschah, erzählt das erste Aktenstück, ein Protokoll von demselben Tage, unter der Aufsicht des gräflichen Amtskellers Oerter aufgenommen von dem Gerichtsschreiber Valentin Müller, wie folgt: „Wurde soeben, als Ihre Kais. Maj. zwischen elf und zwölf Uhr heute morgens mit dero Hofstaat zum Gottesdienst in allhiesige Kirche sich verfügt haben, ein fremder Jud ergriffen, welcher unter dem Zulauf und Gedräng der Leute einem fremden Krämer, Namens Anton Schubert, bei Gelegenheit, da ihm ein Beutel voll Geld, wovon sich, wie man denn Nachrichten wahrgenommen, 39 Gulden 24 Kr. befunden,

entwendet, auf der Thür vom dem Diebstl selbst angefallen und ihm das Geld wiederum abgenommen, befand sich der gleich vorgefundenen Bücher entweder und zu gerichtlichen Verhöre gebracht, der Verdächtigkeit aber folgendermaßen vernommen. Was sich vor ungefähr einer halben Stunde zwischen ihm und dem zu Haffen gebrachten Juden zugetragen habe? – Er sey unter dem Zulauf vieler anderer Leute, als Ihre Kays. Maj. zur Kirche gegangen, ohnweit dieser Kirche gefunden, um wie andere Leute die allerhöchsten Herrschaften mit anzusehen, und als er ganz begierig auf den Jud und den Raubzug des allerhöchsten Kaiserlichen Hofs gesehnet, habe ihm der Jud sein bei sich habendes und in einen Beutel in seinem linken Kamisöl verwahrtes Geld heraus gezehlt und, da er es wahrgenommen, der Jud den Beutel vor sich niederfallen lassen, nachdem er aber nach seinem Beutel greifen wollen, der Jud denselben schon vor ihm wiederum in der Hand gehabt und mit davonlaufen wollen; er habe ihn an dem Schopf oder Haar desselben und ihn so lange gehalten, bis er sein Geld wiederum gehabt, worauf die Wacht dazugekommen und ihn mit dem Juden eingezogen hätte."

So war die Untersuchung in Fluß gerathen; sie hatte ermittelt, daß der Verhaftete Salomon Gumpenhausen heiße. Das Ergebnis der Untersuchung findet sich in einem Aktenstück: „Relation in Sachen des Hochgräflich Schönbornischen Fiscals gegen Salomon Gumpenhausen." Nach einer Einleitung, worin hervorgehoben wird, daß der Angeschuldigte einen falschen Namen angegeben und seine Schuld in Abrede geleugnet habe, wird hinzugefügt, daß derselbe „solche Bekennntnis von sich abgelegt, worauf sich ergeben, daß er einer der gestalthierten Spitzbuben sein müßte, so in der Liederen einen solchen Habitum angelegt, nach welchem er als incorrigibel zu halten" sei. Nun die Aufzählung einer Reihe von eingestandenen Entwendungen, Erörterung der Frage, ob die Acten sprechreif seien, und Gutachten, der Inquisit möge „wegen der eingestandenen Diebstähle mit dem Strang vom Leben zum Tod hingerichten" sein; jedoch sei, „ob es zwar vorzuthen, daß es dem Inquisiten wenig feuchten werde", derselbe noch mit seiner Vertheidigung zu hören. Dies geschah. Die weitere relatio beginnt mit der Bemerkung: „Seine Defension war ganz kurz, nemagen der Inquisit sich gestehret, daß es ihm leid sei und er nichts Weiteres wußte zu seiner Rechtfertigung anzubringen." Zum Zweifung der Frage, ob dem Angeschuldigten die Vertheidigung bewilligt werden solle? worauf es weiters heiße: „Da aber gleichwohlen vorgesehen, daß aus allenthalber Lebreter wenig gerechtes beizubringen könne, so werde mich zur zweiten Frage, was zu sprechen, ob ihm, Inquisiten, der Strang zuzuerkennen sei?" Diese Frage sei zu bejahen, denn derselbe sei „ein nimmer lesbafter Vagabund", welcher „mit denen verdächtigsten Dieben, den Juden Juel, Zornig, Gallagumm, Schmul und andern conversiret" und ein unverbesserlicher Dieb sei.

Es sei auch der Spruch aus. „Wird auf die gepflogene Inquisition und Erwägung vorgekommener Umstände auch eingenommenen Rath auswärtiger Rechtsgelehrten zu Recht erkannt, daß der Inquisit als ein angewohnter und incorrigibler Dieb wegen verschiedener in den Acten eingestandener Diebstähle, insbesondere aber wegen in dem Jahr 1757 dem Kaufhändler Mahl zu Frankfurt gestohlen unternommenen zwei Stuck Brief sich zur wohlverdienten Strafe und andern zum abschreckenden Exempel durch den Strang vom Leben zum Tod hinzurichten sei."

Nun Bericht an den gräflichen Kommissarius wegen Bestätigung des Urtheils. Der Graf, welcher in Wien verweilte, hatte schon früher für den Fall, daß die Todesstrafe zuerkannt werde, verfügt, daß das Urtheil „ohne allen Anstand, wenn auch gleich der Delinquent sich zur christlichen Religion bekehren sollte", vollstreckt werde und der „Galgen an den vorgeschlagenen Ort" zu errichten sei. Nun der weitere Bericht vom 20. December 1764: „Wenn alsdann exekutirt worden, daß an diesem incorrigiblen Diebe die Strafe vollzogen werden solle, welche ihm durch Urtheil und Recht zuerkannt werden wird, also ist gegen denselben die gefällte Sentenz ohne weitern Anstand zu exequiren, weil er keine Gnade verdienet."

In dem zur Einholung dieser Entschließung erstatteten Berichte, der auch verweiset, daß zum Zeichen der gräflichen Justizgewalt „ein Galgen nach der Vorschrift der Carolina erbaut werden" müsse und als Stelle den „obern Sandhügel am Sprendlinger Weg" vorschlug, wurde auch angefragt, ob der Graf „in dem Fall, da sich der Verurtheilte zur katholischen Religion bekehren werde", was zu bezweifeln ist, „da er ein geborner Sohn von einem Rabbiner und dem Rabbaschen" wäre, „die Strafe des Strangs

zum Schwert und Spieße verdammt" werde. Wie auch der Gerichtsherr bemerkte, ging diese auf die Steuerverweigerung bezogene Klage nicht ein. Trotzdem war der Eifer der Belastung noch stärker. Im Protokoll vom 15. Januar 1765 lese man Folgendes: „Nachdem der letzte Malefikant Hans Isles dahier zurückkehret worden und das vorher erlebte Urtl zum Tode am Forst gefallenden Hochgericht in den vierzigen Jahren dieses Schultheißenamt verfallen, somit ein neues aufgerichtet werden müssen und hierzu wegen dem eingefallenen, zum Verfahren und Arbeiten unbrauchlichen und bösen Wetter einige Zeit zugegangen, bis es gestern durch die hiesige Zunft aufgerichtet worden, also wurde der Inquisit zur Gerichtsstelle in hiesigen Rathhause vorgeführet". Dann Verhöre, nachmittags dasselbe. Er solle „die wenigen Tage seines Lebens zur Besserung seines Gewissens sich zu Nutz machen und durch eine wahre Bereuung seiner vielfältigen Sünden sich um die Gnade des barmherzigen Gottes zu seiner Bekehrung zum Christlich-katholischen Glauben bewerben, wozu man ihm durch die hiesige Geistlichkeit die Mittel an Handen geben wolle." Am Schlusse des Protokolls die Bemerkung, der Verurtheilte sei in sein Gefängniß zurückgebracht worden; dann habe man den „Herrn Pfarrer beschickt, um dem armen Sünder mit einem geistlichen Zuspruch zu seiner Bekehrung an Handen zu gehen".

Nun die Haupt- und Staatsaction der Hinrichtung am 18. Januar, worüber das aufgenommene Protokoll berichtet: „Nach dem früh um 9 Uhr durch den Glockenschlag gegebenen Zeichen versammelte sich das Gericht und wurde dem armen Sünder das Urtheil publiciret, sofort der Stab gebrochen und er dem Nachrichter übergeben. Der arme Sünder vernahm mit unglaublicher Gleichgültigkeit und unerschrockenem Gemüth das Urtheil und wendete sich zu dem Nachrichter, sagend: „Mache mir es gnädig!" Als ihm aber angesprochen wurde, daß er die wenige Zeit zur Gewinnung der ewigen Glückseligkeit durch seine Bekehrung zu Nutz machen möge, gab er keine Antwort und nach einer weilen Zukunft fragte er: „Warum hatten sie mich auf?" Er wurde hierauf zur Richtstatt fortgeführet und ob zwar ihm die Geistlichkeit den langsamen Zug früh angesprochen, so gab er die freie Gebet und wurde mit einem beiten Glück, als seine Hartnäckigkeit verdienet, durch einen geschwinden Tod zu Beschleunigung seines [illegible] Glückstand bei einem großen Anlauf des Volks hingerichtet."

Hiergegen sagen sich die Herren vom Gericht zur „Hochverdachtigen" werden. Am Nachmittage „gund pronuntiatum", wie es im Protokoll heißt, ein Nachtheil. Denn es läßt leben: „Wurde die gesammte Judenschaft verbrennen und ermahnet, ein Beispiel von der heutigen Execution zu nehmen, alle betrügliche Handlungen, besonders aber die Diebereien, zu vermeiden, wobei sie vorgehalten, weil die gebenten Juden öfters wegen der Strafen, so durch die Gesetz dem Verbrechen des Judenhalten, in so lange ein solcher am Galgen hänget, entsetzet, abgenommen würden, sobald dieser Akt beendiget, alle Sünd aufgesündiget und alle auf der Herrlichkeit vermeinten werden sollen, weil nicht anders zu glauben, als daß sie Theil daran hätten." Unwahrscheinlich wird man an der Staatsrede des Burgermeisters von dem zusammenberufenen Gemeine nimmer.

Das letzte charakteristische Actenstück ist der Bericht des Amtsklägers an den Grafen vom folgenden Tage, dem 19. Januar 1765. Er lautet wörtlich: „Mittelst der abscheulichen Anlage habe ich den Executionsakt hierher gebeschaut an, und kann nicht genug die Mühe, den Eifer und verwunderungen Betrag des hiesigen Kaplans Rief, welcher den armen Sünder nebst dem Pfarrer zur Gerichtsstatt begleitet hat, beloben, indem er Tag und Nacht sich bemüht hat, den verstockten Sünder auf eine vernünftige Aufgredungsart, welche ich von einem so jungen Mann nimmer vermuthet habe, bis an die letzten zu bekehren, sodaß die in großer Anzahl gegenwärtig gewesenen Protestanten sich selbst darüber recht erbauet haben. Die Execution ist in bester Ordnung vollzogen worden und die Gleichgültigkeit und Hartnäckigkeit des Juden kann zu beschreiben, wenn er in seinen Tod gegangen ist. Von anderen Verschiedenheiten, welche er gebauet, will anmit dieses nur anführen, daß, als der Kaplan mit allen angewendeten Mühe ihn nicht zur Bekehrung bringen können, sofort ihm vorgesagt, daß, wofern er durch die Taufe unglücklich werden wolle, er die Strafe sie ihn in der Ewigkeit leiden wollte, der Jude ihm zur Antwort von der Gerichtsstatt gesagen: „Ey mein, wo soll ich Sie verlieren?" „In dem Himmel, wo ich hinkomme, antwortet man nicht."

Sybel's Wort: „Ich will nicht beten mit

euch! Ich schwör', daß keines Menschen Zunge Macht hat, mich zu ändern'" lebte auch im Jud Süß zu Stuttgart, der mag seiner Kerkerluft vor der Hinrichtung beständig bar, ihn mit der Tortur der Folterungsversuche zu versehenen.

Ein Proceß in Rom.

Von Franz von Ulmenreuth.

XIII.

Im Palazzo Doria saßen vier Personen um den Theetisch.

Auf dem rothen Sammt des Sofas lehnte eine in höchster Eleganz gekleidete Dame; aber nicht die kostbaren Stoffe waren es, welche sie schmückten, sondern der Liebreiz von Schönheit und Jugend. Gedankenlose Heiterkeit thronte auf der Stirn, ein kindliches Lächeln verließ den Mund fast niemals, im Auge blitzte die Lust und vom freudigen Lebensgenuß geschwellt wölbten sich die zarten Formen.

Graf Arthur Bothy befand sich neben der Dame. Er verlor im Verkehr mit ihr einen Theil seiner Blasirtheit. Da war alles so jugendlich frisch und natürlich, der Magnat gab sich indolent dem Reize hin. Bertha hatte ihm bisher noch nie Zeit gelassen, sich zu langweilen; sie überraschte ihn stets, schnell schlug ein Einfall den andern. So rasch wechselten die Launen der kleinen Gräfin, daß Arthur über der Zerstreuung, welche ihm das reizende Spielzeug gewährte, sein tragisches Abenteuer gänzlich vergaß. Noch ein Umstand fesselte Graf Bothy an den Palazzo Doria, und zwar ein solcher, der vielleicht jeden andern Mann vertrieben haben würde. Es war der instinctmäßige Widerwille, den ihm Cavaliere Montanara einflößte, dessen unsichere Lebensstellung er mit dem Scharfsinn des Weltmanns errieth.

Die zweifelhafte Persönlichkeit zu entlarven und zu bekämpfen, bildete mit eine von den Beschäftigungen, mittels welcher der schöne Ungar in Rom die Zeit todt schlug. Positives wagte er nichts gegen Montanara, dessen äußere Manieren für Italien wenig Auffallendes boten. Hübsch und elegant, von gewandtem, wenn auch nicht feinem Benehmen, zeigte der Cavaliere seinem hartnäckigen Beobachter keine Blöße. Graf Bothy wartete und wandte dabei die nämliche Geduld an, als gelte es die Bezähmung eines wilden Pferdes.

Cavaliere Montanara seinerseits hatte infolge seiner mannichfachen Verbindungen genauen Aufschluß über Graf Bothy's Verhältnisse erlangt; er war sehr artig gegen letztern und versuchte sogar diesem äußerst oberflächlichen Menschen den Anstrich von Freundschaft zu geben. Aber diese Absicht scheiterte stets an Arthur's Kälte.

Der Cavaliere saß an Bertha's anderer Seite und flüsterte ihr von Zeit zu Zeit hyperbolische Complimente zu. Mit der Dame war es ihm theilweise gelungen, das heißt, er hatte es sehr leicht dazu gebracht, ihr täglicher Gesellschafter zu werden; aber weiter nichts. Sprach er von Liebe, dann lachte Bertha und der lachende Widerstand ist weit schwerer zu überwinden als der weinende. Wähnte Montanara einen leisen Vorzug vor Bothy errungen zu haben, so konnte es wol geschehen, daß die Dame sich sogleich in Jugenderinnerungen mit Arthur vertiefte, welche ihren römischen Bekannten nothwendig vom Gespräch ausschlossen. Jedoch konnte sich der umworbene, gefeierte Magnat ebenso wenig eines entscheidenden Vorzugs vor dem Cavaliere rühmen. Die kleine Gräfin Aarberg war eine große Kokette.

Isabella, immer sich gleich in ihrer von Bertha für herzlos gescholtenen Haltung, nahm wenig Antheil an dem Gespräch, das in flomlichen Dingen hin und her hüpfte. Die ernste Frau fand keinen Geschmack daran. Ihre Augen richteten sich häufig nach der Thür. Sie erwartete Julius. Daß eine Veränderung im Wesen des Senators vor sich ging, war ihr schon öfters aufgefallen. Er begann sich von dem leisen, aber rasch wachsenden Einfluß seiner Cousine zu emancipiren. Freilich lief nur der kranke Julius Bergen in Frauenmacht und die römische Luft that nun schon seiner schwachen Brust wunderbar wohl.

Mit dem Unwillen, der positive Naturen beim Scheitern eines Planes ergreift, bemerkte Frau von Bernek, daß sie allmählich den bereits gewonnenen Boden wieder verlor. Vom ersten Augenblick ihres Zusammentreffens war Isabella entschlossen gewesen, nimmermehr als die Frau des Senators nach Bremen zu ziehen. Anfangs hatten sich die Beziehungen durch den Proceß über Erwarten schnell gemacht, nun aber wurden sogar die Conferenzen über diesen selten und sicher hätte jetzt Julius den Vorschlag des Zusammenlebens nicht mehr gemacht; er bedurfte auch ihrer nicht weiter. Zuweilen wagte er nun sogar, sich der Nachtluft auszusetzen, wie auch heute. Frau von Bernek konnte nicht umhin, zu

hieß er, war ein Meiſter im Koran und wurde oft zur alten Sultanin gerufen, um ihr aus dem heiligen Buche vorzuleſen. Die Sultanin aber hatte eine Sclavin — (ein Bedienter tritt ein).

Bedienter.

Frau von Prittwitz läßt erſuchen, ſich bereit zu halten.

Anna.

Wozu?

Bedienter.

Sie wird bald ſelbſt erſcheinen. (Ab.)

Anna.

Ich begreife nicht —

Pathul.

Nun — weiter! weiter! Die Sultanin hatte eine Sclavin — dieſe Sclavin?

Anna.

Dieſe Sclavin? Ach ja, dieſe Sclavin war ein gar einfältig Ding, etwas vorwitzig, und hatte ſehr wenig Gefallen an dem Koran, dafür deſto mehr an dem hübſchen Ausleger. Sie mochte den Emir für ihr Leben gern von Dingen reden hören, von denen ſie nichts verſtand. Doch ſieh, ich mache Dir das Rathen zu ſchwer, die Sclavin, ſiehſt Du, ſoll ich ſein.

Pathul.

Himmliſches Mädchen! Doch fahre fort, Du machſt mich neugierig.

wünschen, er möchte sich eine richtige Erfahrung ziehen; das würde ihn lehren, mehr auf seine Gesundheit zu achten.

„Isabella, du trauerst um Vetter Julius wie die Witwe von Ephesus!“ rief Gräfin Marberg lächelnd, die niemals einen Einfall für sich behielt, möchte er gut oder schlecht sein.

„Du weißt, wie nöthig und nothwendig es uns bei der Entwirrung unserer verwickelten Erbschaftsangelegenheit ist und ich fürchte, das feuchte Abendluft seiner Gesundheit schade!“ entgegnete Frau von Bernek ruhig.

Bertha schüttelte den hübschen, blonden Kopf. „So küßt deine Worte Lügen, du bist unglücklich, weil in Vetter Julius verliebt!“ betheuerte sie scherzend.

Der eben Eintretende vernahm noch die Worte der Schwester, selbst im Scherze diskret zu sein.

„Für mein verlängertes Ausbleiben bringe ich Entschädigung durch einen angenehmen Besuch!“ sagte Bergen gut gelaunt.

Jetzt erst trat Havas' schlanke Gestalt in den Vordergrund.

Bertha gab sogleich ihr tändelndes Spielen mit Böthe und Montanara auf und nahm dafür den Neuangekommenen zum Ziel.

Aber es kam kein Einklang zu Stande.

Der ausgezeichnete Gelehrte verstand sehr häufig das Nothwendigste der Gesellschaft nicht. Ihn elektrisirten weder Spitzen, noch hübsche Augen, noch sprühende Geistesfunken.

Nach einer Viertelstunde gab Gräfin Marberg ermüdet ihren Versuch auf, Havas erschien ihr noch schlimmer als Vetter Julius, sie überließ ihn gänzlich an Isabella, die in eine erhöhtere Erregung gerathen war.

„Ich habe Lust im Mondschein auf dem Corso spazieren zu gehen!“ sagte die Gräfin.

Entzückt sprang Montanara in die Höhe und eilte selbst zu Blanchina, die im Vorzimmer nähte, um Hut und Mantel zu holen. Blanchina war discret. Sie hatte mit keiner Silbe verrathen, daß Montanara am Abend mit ihr und ihrem Anhang gesucht hatte.

Eine Zeit lang schwebte vor der Phantasie des Italieners die Möglichkeit, ohne Zeugen mit Gräfin Marberg sein zu können.

Aber Arthur Böthe vereitelte diesen Traum.

Der Senator fühlte sich etwas ermüdet. Er zog sich in sein Zimmer zurück. Vorher flüsterte er Isabellen zu:

„Die Betrügerin ist gefunden —!“

„Großer Gott —?“ erwiderte Isabella erregt.

„Still! Bis morgen!“

Syriana und Isabella blieben allein.

„Ich möchte nun Rom kennen lernen!“ sagte Frau von Bernek in freudiger Hoffnung.

„Lassen Sie mich Ihr Führer sein!“ erwiderte Havas rasch, einem unbestimmten Impuls folgend, aber nicht wagend, sich in Dinge zu mischen, die er in Pantaleone's Gewölbe vernommen hatte.

„Es handelt sich nicht darum, Monumente zu betrachten, die wir bereits zum Ueberdruß aus Abbildungen kennen, noch auch historischen Erinnerungen nachzuspüren, sondern die hiesigen Verhältnisse möchte ich durchschauen. Um zu erfahren, wie man Zeugen dazu bringt, die Wahrheit zu sprechen, Richter, gerecht zu urtheilen, mit Einem Wort, wie man einen Process durch die Irrgewinde des römischen Rechtsganges zu glücklicher Entscheidung führt!“

„Darin bin ich unwissend und habe mich überhaupt wenig um irdisches Gut bekümmert!“ entgegnete Havas diesen lebhaften Worten und errang es, daß Bergen ohne Zweifel das ganze Verdienst der Entdeckung der Gräfin und des Couriers sich allein zuschrieb.

„Sie leben dann wol fast ebenso poetisch wie die Lilien des Feldes!“ bemerkte Frau von Bernek mit Ironie. Sie verlangte vom Manne Thätigkeit.

„Mit dem einzigen Unterschiede, daß ich arbeite, was jene nicht thun!“ erwiderte Syriana.

Unwillkürlich richteten sich Isabella's Augen auf Havas. Ueber dem herrlichen Gesicht lag ein sanfter Glanz und es war stärker geröthet als sonst.

„Werfen Sie die Bürde, Ihre Sorgen um diese Erbschaft ab und genießen Sie das schöne Leben“, sagte er. „Treten wir hinaus auf den Balcon!“

Ein tiefblauer italienischer Nachthimmel wölbte sich über der Ewigen Stadt, die Piazza di Venezia strahlte in hellem Mondenschein; altersgrau und ernst erhob sich gegenüber des düstere Palazzo di Venezia, hoch oben vom Hügelrand winkte das zu dem Kapuzinerkloster Aracoeli gehörige Gebäude, welches einst den Päpsten zur Sommerresidenz diente, im Schatten lag die Gasse, die zum finstern Haus Al Gesù führte.

Frau von Bernek schaute in die schöne Nacht und auf der Hand, mit der sie sich auf die Brüstung des Balcons stützte, fühlte sie durch zufäl-

lagte Andrea in der Hand Stefano's. In Verwirrung rannte ein elektrischer Funken über sie. Wunderbar wollig wurde Jedellen zu Muthe. Das Herz war eben wieder aufgewacht aus langem Todesschlaf, der Phönix aus der Asche erstanden, aber beide beherrschten sich. Endlich fragte denn doch ihr Interesse, ob Havas an der Entdeckung der Gräfin Polcastro theilhätte.

Havas erzählte einen Theil des Erlebten.

„Lachen Sie nicht", sagte Frau von Bernek in freudiger Erregung, „daß Sie in mir einer Frau begegnen, die prosaisch genug ist, in Rom nur an Geld zu denken! Geld ist für mich die Freiheit!"

Stefano lächelte, erklärte, Frauen so aufrichtiger Art noch nicht begegnet zu sein, und empfahl sich mit dem Wunsche, daß alle ihre Bemühungen vom siegreichsten Erfolg belohnt sein möchten.

Man bot eben Eis; aber die lärmende Rückkunft der Gräfin von ihrem Mondscheinspaziergang stimmte nicht zu seinem Gefühl.

Er entfloh in seine einsame Vigna.

XIV.

Monsignore Corsalvo's Vorzimmer war gedrängt voll.

Bittsteller und Clienten warteten, bis der mächtige Mann, welcher an der Spitze mehrerer wichtigen Commissionen stand, Muße finden würde, sie anzuhören.

Pier Franzoni unterhielt sich mit einigen derselben, um möglicherweise ihnen die Zeit zu verkürzen und sie den Hochmuth seines Patrons vergessen zu lassen — oder auch aus andern Gründen. Eben befand er sich, halb verborgen durch einen Fensterverhang, mit einem aus dem Lager der Gegner in eifriger Unterredung. Dabei unterließ er nicht, häufig einen stechenden Blick ins Zimmer zu werfen, wobei ihm im gegenwärtigen Augenblick zu statten kam, daß er ein wenig schielte; er hatte nicht nöthig, den Kopf zu drehen.

Monsignore Corsalvo saß in seinem Arbeitszimmer und trank gemüthlich seine Morgenchocolade, welchen Genuß er sich mit der Lectüre des „Diario di Roma" würzte. Diese Zeitung erregte niemals seine Galle, sie versetzte ihn im Gegentheil in vollkommen friedliche Stimmung. Die officielle Feder wußte geschickt über alle Tagesereignisse hinwegzugleiten, ohne irgendeinen der vielen wunden Flecken des Staats zu berühren; dafür verbreitete sie sich mit liebenswürdiger Genauigkeit über die Spaziergänge des Papstes, Gevatter, der mit Jedem den Gevatter trank, lachte sie über die glückliche Darstellung.

Wenn der Erzbischof die vier Seiten des „Diario di Roma" gelesen, hatte er auch das „Bonsoir" unter portes" vergessen und fühlte sich in olympischer Stimmung versetzt. Alles löste sich in Harmonie auf; es gab keine Principienfragen mehr auf Erden, sondern nur die niedlichen, kleinen Familienstreitigkeiten der Partei, die, in der Hauptsache einig, zuweilen wegen Nebendingen in Differenz gerieth. Z. B. in Betreff der herrschenden Personen, bei denen die Monsignori mitunter einen Wechsel beliebten, indem jeder einen passenderen Candidaten für die Stelle wußte, nämlich sich selbst. So unschuldige Gewitter sind im Leben nothwendig, sie vertreiben die Schwüle.

Der Prälat entschloß sich mit sanftem, friedlichem Sidnen, seinem Kammerdiener zu läuten, um den Anzug zu vollenden. Er, der als alter Gireldo neulich in der Osteria seinen Sohn Montanara aufgesucht und, als dieser mit den jungen Männern gegangen war, nicht geruht hatte, bis er einige Zärtlichkeiten von Bianchina und Adelaida eroberte, nahm sich jetzt gar stattlich aus in dem feinen schwarzen Talar mit der schweren Goldkette, an welcher das Kreuz hing. Dieses wurde so ungefähr, wie eine Dame Uhr oder Lorgnette trägt, in die breite Schärpe gesteckt.

Indessen sollte seinen Clienten heute nicht mehr das Glück zu Theil werden, Audienz zu erlangen.

Cavaliere Montanara erschien durch eine Seitenthür.

Der Abenteurer hatte sich mit eiserner Stirn gewaffnet. Er wußte, es würden unangenehme Erörterungen zur Sprache kommen. Am Morgen nach jenem Abend in der Osteria delle Zoccolette hatte er sich dem Befehl gefügt, indessen war damals der Erzbischof durch unaufschiebbare Geschäfte verhindert gewesen, tiefer in die Sache einzugehen und mußte sich daher einfach damit begnügen, dem Cavaliere einen Auftrag zu ertheilen. Dessen Erfüllung anzukündigen, erschien nun letzterer.

„Schurke!" begrüßte der Prälat seinen Besuch, „kennst du dieses?"

Dabei hielt er Montanara das Pantalonne Sarpi abgefaßte Protocoll hin.

Wenn Monsignore Corsalvo erwartete, Scham oder Verwirrung auf des Schuldigen Züge zu erblicken, so täuschte er sich. Sie bekleidt ihre Glätte.

„Caro padre, man muß leben!“ sagte er kalt. „Der Zweck ist allemal edler, wer wir nicht! Ich hatte beherzten im Spiel verloren; es galt zu bezahlen oder mir Ehrlosen aus der Gesellschaft ausstoßen zu werden, so wählte ich mit raschem Überlegung das kleinere Uebel.“

„Deine Ehre zu retten, thatest du auf einer Leiter, wo ich dich sorgfältig beobachtete, einen gemeinen Diebstahl!“ brauste Gonsalvo auf.

„Es kommt nur darauf an, welchen Namen man der Sache beilegt!“ erwiderte der Cavaliere gleichgültig. „Dank der klassischen Bildung, die Sie mir geben ließen, weiß ich, daß: ‚Wer einen Bürger tödtet, sein Leben in Ketten und Banden endigt, in Gold und Purpur aber, wer die Gemeine bestiehlt,‘ die Worte des alten Genies gelten noch heute.“

„Die Unverschämtheit! Du berufst nicht einmal, was du in einem anständigen Salon gethan!“ rief Gonsalvo.

„Nein, caro padre! denn ich that es weder unnöthig noch leichtsinnigerweise. Sobald Sie mir die lange versprochene Versorgung endlich verschaffen, versuche ich das Handwerk aufzugeben. Ich habe keinen Geschmack daran. Uebrigens was die Entdeckung betrifft, seien Sie ohne Sorgen, ich nehme stets meine Vorsichtsmaßregeln! Das Armband gehört ja nur Ihrer guten Freundin, der Fürstin Benzoni! Nun besitze ich eine angenehme kleine Briefsammlung von dieser Dame — fragen Sie nicht, wie ich dazu kam! Außerdem kenne ich einige Episoden aus deren Leben! Secret — einen Sohn von ihr! Sie leben, es ist keine Gefahr vorhanden, daß mir Fürstin Benzoni Unannehmlichkeiten bereitet!“

Gonsalvo dachte an die vielleicht bald sichtbar werdende Wirkung seiner Denunciation beim Strafgericht und hörte nicht ohne Interesse von den Briefen und dem Sohn.

„Es ist die höchste Zeit für mich, die Last meines Unterhalts weg von mir auf einen andern zu wälzen!“ versetzte er.

„Wo kommt darauf an, ob ich mit dem Tausch zufrieden bin und einwillige! Indessen hören wir!“ erwiderte der Cavaliere, an Gräfin Andrea denkend.

„Das Maß deiner Frechheit überschreitet menschliche Geduld!“ rief der zornmüthige Prälat heraus. „Bei Gott ist es wahr, daß wir zu greifen wollen, wo wir gründigt haben! Aber Gott verdamme mich, wenn ich außer diesem letzten Versuch, deine Finanzen zu gründen, noch etwas für dich thue!“

„Meine Ungeduld ist über schwerlich für mich!“ versetzte Montanaro gelassen. „Außer der dann entstehenden Misère scheint sie mir auch, das unter gegebenen Umständen auch ein Geistlicher suchen kann! Aber zur Sache, caro padre! Sie theilten mir noch immer nicht mit, worin Ihre letzte Wohlthat bestehen sollte, und ließen mir auch keine Zeit, Ihnen das Resultat meiner Nachforschungen zu berichten.“

„Ja! Sprich! Knüpfest du Verbindungen im Hause des Advocaten Savarni an und wird es dir möglich sein, dessen Tochter Formosa, da der Vater nicht Lust hat, dir ihre Hand freiwillig zu geben, zu entführen?“ fragte Monsignore Gonsalvo.

„Das Mädchen befindet sich seit einigen Tagen, um sie vor mir zu verbergen, im Kloster der Annunziata! Uebrigens weiß ich noch nicht, caro padre, ob ich bei dieser Angelegenheit Ihre oder meine Geschäfte besorge!“ antwortete Montanaro in seiner leichtfertigen Art.

„Du bist unverbesserlich, Schurke!“ versetzte Gonsalvo zornig. „Du sollst Savarni's Tochter heirathen! Damit fällt die Sorge für deinen Unterhalt dem Advocaten anheim und ich bin von dieser Geisel meines Lebens befreit. Zu diesem Zweck ward ich selbst für dich bei Savarni, aber dein Ruf beginnt immermehr sich zu trüben. So wurde ich abgewiesen. Um so mehr Veranlassung zur Beschleunigung der Sache, und nun machte es mir der schlaue Rechtsverdreher über Erwarten — leicht durch die Entfernung ins Kloster. Ich habe bereits Anhalt getroffen, daß du bei einer Frau —“

„Caro padre!“ unterbrach der Cavaliere, „ich jage auf ein edleres Wild als diese Formosa! Jedoch“, setzte er lächelnd hinzu, „hat ein kluger Mann stets zwei Stränge an seinem Bogen, daher will ich Ihre Befehle vollziehen!“

Währenddem schrieb der Erzbischof hastig ein paar Zeilen, ohne auf diese Worte zu achten. Hierauf überreichte er das zusammengefaltete Blatt dem Abenteurer.

„Ueberzeuge dich sogleich der Rebellion des Klosters der Annunziata und führe das Mädchen an die hier gleichfalls angegebene Adresse! Es ist eine Gräfin Palumbo —“

Bevor aber Monsignore Gonsalvo weiter in seinen Instructionen fortzufahren vermochte, wurde die Thür aufgerissen, welche aus dem Vorzimmer herausführte.

Verwundert, wer sich erlaubte, unaufgefordert

und wunderbarer bei ihm einzutreten, brachte der Prälat in seiner Rede und Miene genug in die Höhe. Doch veränderte sich der Ausdruck seiner Physiognomie rasch und mit unverkennender Raschheit begrüßte er den kleinen buckeligen Grafen Benzoni.

„Ich habe einige Worte im Vertrauen mit Ihnen zu reden, Monsignore!" sagte der Fürst, vor Erschöpfung in den bequemen Lehnstuhl fallend, welchen der Erzbischof bei Benzoni's Eintritt verlassen hatte.

Gonsalvo winkte dem Cavaliere, sich zu entfernen.

„Sie sehen mich hier als Abgesandten meiner Frau", versetzte der Fürst athemlos, sobald Montanara fort war. „Was haben Sie gethan! Entsetzlich!"

Gonsalvo erschrak. Er sah die Wirkung seiner Denunciation. Er hatte damals im Zorn gehandelt und diese Leidenschaft ist immer ein schlechter Rathgeber. Mit welchem Recht konnte er von Flavia Treue fordern und was half ihm seine Rache? Allerdings hatte er ein Aergerniß heraufbeschworen, das die Fürstin und den von ihr Begünstigten traf, aber möglicherweise mochte auch etwas davon auf Gonsalvo selbst zurückfallen. Um Fürstin Benzoni nichts und niemand schone, wenn sie gereizt war, wußte er. Gonsalvo hatte thöricht gehandelt, sich in momentaner Aufwallung einen so angenehmen Umgang zu verderben. Längst schon nagte an seinem Herzen die Reue. Von einem Schritt zur Wiederversöhnung hielt ihn nur der Hochmuth ab.

Jetzt geschah die Annäherung von seiten der Gekränkten. Das stimmte den Prälaten noch weicher.

„Ich wollte noch heute der Fürstin ein Bravelet bringen, das — ich — neulich in der Zerstreuung einsteckte!" bemerkte der Erzbischof.

„Besser, Sie kommen sogleich, Flavia befindet sich in fürchterlicher Aufregung! Sie war vorher schon unwohl und zu Bett, als sie das Vorladungsschreiben des Eminentissimo Vicario empfing!"

„So weit wäre die Sache bereits gediehen!" entgegnete Gonsalvo und die blühende Farbe verließ auf eine Weile sein Gesicht.

Benzoni weidete sich an der Pein eines Mannes, den er haßte.

„Sie können sich denken, daß Flavia außer sich ist und in der Stimmung, nichts und niemand zu schonen! Bisher hielt sie nur die körperliche Schwäche vom Handeln zurück!" sagte der Graf, langsam jedes Wort betonend.

„Better, wir begeben uns ohne Zeitverlust zu der Fürstin!" bemerkte Gonsalvo.

„Mein Wagen steht bereit!" erwiderte Benzoni.

Gonsalvo erfuhr, daß Montanara sich mit seiner Vollmacht zur Entführung einer Pensionärin aus einem Kloster und Unterbringung bei Gräfin Volcastro entfernt hatte, und stieg zitternd in den Wagen des steinreichen buckeligen Fürsten Benzoni.

Der Fürst, sonst kränkelnd und immer verstimmt, war auf dem ganzen Wege von ausgelassener Heiterkeit, als er an den zerstreuten Antworten des Erzbischofs merkte, daß dessen Geist zu beschäftigt war, um an dem Gespräch Antheil zu nehmen. Er begann eine Opernmelodie zu trällern. Widerwärtig schnarrten die Töne im Ohr des gequälten Gonsalvo, sein Kopf drohte zu zerspringen; er suchte und rang vergeblich nach friedlicher Beschwichtigung des Sturms, den er selbst heraufbeschworen hatte. Mit Schrecken gewahrte der Erzbischof, daß der Wagen in die breite Einfahrt des Palazzo Benzoni's rollte, bevor er noch die Lösung des Problems zu finden vermochte.

Lächelnd führte der Fürst den Prälaten in das Schlafgemach seiner Frau.

„Ich bringe den Arzt und Tröster", sagte er unter der Thür und begab sich dann nach der entgegengesetzten Seite des Palastes, die er bewohnte.

Verlegen nahte der Erzbischof dem Bett, auf dem Flavia, die noch immer üppige Schöne, im Fieber lag. Ihre Wangen glühten unnatürlich, ihre Augen flammten.

„Dieses mir!" rief sie, sobald sie Gonsalvo gewahrte, „der Tochter und Gattin eines Fürsten! Eine Vorladung vor das Vicariat! Und wem verdanke ich die Beschimpfung? Dem elenden Sohn eines Intendanten meines Vaters, der darüber, daß er in der Kirche parvenirte, den Kopf verlor!"

Die geradezu wüthende, gefährliche Frau war noch lange nicht zu Ende, aber der arbeitenden Brust gebrach der Athem. Flavia sank erschöpft in die Kissen zurück. Später löste sich die Spannung der Nerven in hysterisches Weinen.

Der Erzbischof strich verwirrt die spitzenen Spitzen der Bettdecke glatt und warten, bis der Paroxysmus vorüber war.

„Ira brevis insania!" sagte er endlich, als die Fürstin etwas ruhiger wurde. „Ich war vor

Eifersucht verrückt! Soll ein Mann für der Verbrechen bestraft werden, die er aus Liebe begeht?"

Die Frau schwieg so kurzen, schweren Augen.

„Wenn Sie meine sündhaften Motive erwägen hätten, möchte die Entschuldigung gelten! Aber diese öffentliche Beleidigung ist zu stark! Zerstören Sie wieder, was Sie thaten! Ich befehle es! Augenblicklich!"

„Ich gelobe es, Fürstin! Sie sollen von der ganzen Sache unberührt bleiben! Nur zürnen Sie nicht länger und lassen Sie uns gemeinschaftlich überlegen, was am besten zu thun ist!"

Die Hand der Fürstin erschien auf der Seidendecke. Gonsalvo erfaßte und küßte sie mit glühender Leidenschaft.

„Sie haben Fieber, Klavia!" sagte er. „Trinken Sie zur Abkühlung ein Glas Limonade!"

Die Fürstin bewegte die Silberklingel auf ihrem Nachttisch und das Kammermädchen erschien.

Einen Moment weilten die Augen des Erzbischofs etwas sonderbar auf dem Mädchen; sie hieß Lucia.

Dann wandte er sich triumphirend zur Fürstin mit dem Ausruf: „Ich habe es gefunden! Ich mache alles!"

„Was haben Sie denn? Sie haben ja Lucia so lange an? Schon wieder eine neue —"

„Fürstin, kränken Sie mich nicht —! Ich muß einen Ausweg haben, der mich berechtigt, vor dem Gericht zu sagen: »Ich habe mich geirrt« —"

„Sie wollen den Verdacht auf jemand anderes lenken?"

„Lassen Sie mich nur allein machen! Nur zürnen Sie mir nicht mehr!"

Der Frieden war wieder geschlossen zwischen Monsignore Gonsalvo und Fürstin Benzoni. Sie duldete den Kuß ihrer Hand. Gonsalvo gab das Bracelet ab, das die Fürstin neulich verloren und in allen Diebesherbergen hatte suchen lassen. Sie knüpfte sich ihr ein theures Andenken daran. In einer geheimen Kapsel war en miniature das Bild eines schönen Knaben gemalt.

„Ich, ich fand es in Ihrem Salon", sagte der Prälat, „und stecke es aus Eifersucht zu mir, um seinen Inhalt zu entdecken!"

Die Fürstin ergriff das Bracelet in glückseliger Hast, öffnete das Medaillon und küßte es.

Sie war jetzt sechsunddreißig Jahre. Sie vergab dem Prälaten seine italienische wilde Eifersucht mit geschmeichelter Eitelkeit.

Lucia, sah, daß ihre Sache nicht als verloren erschien war — er hatte ihr am Abend des Verlobten in ihre Gesellschaft eingeführt — nahm Abschied.

Die arme Lucia, die ihn begleitete, ahnte nicht, was ihr bevorstand.

XV.

Cavaliere Montanara hatte, unmittelbar nachdem er den Erzbischof verlassen, einen Miethwagen genommen und war nach dem Forum des Augustus gefahren.

Die ungeheuren Mauern, eisenhaft selbst noch in ihrem Verfall, beherbergen jetzt ein Frauenkloster. Wo die großen Männer der Augusteischen Zeit Reden hielten, singen gegenwärtig Nonnen ihre Chorgebete. Auf der Seite des Klosters der Annunziata in die Einfassungsmauer des einstigen Forums doppelt hoch und düster, sie hält Luft und Licht ab. Indessen wer gegenüber im vierten Stock wohnt, muß sich dennoch gefallen lassen, von der Regierung Schirme vor die Fenster zu bekommen. So wird im neurömischen Staat das Privatrecht verstanden. Klosterleben gedeiht am besten in Dunkel und Heimlichkeit.

Es dauerte lange, bis auf das Läuten des Cavaliere die Pförtnerin erschien, deren Rückkunft abzuwarten nahm aber noch weit mehr der Geduld des jungen Mannes in Anspruch.

Endlich klirrten die Riegel.

Montanara wurde eingelassen und in den Sprechsaal geführt. Der Cavaliere fühlte seine Brust beklommen in diesen Räumen; die verzerrten Heiligenbilder an den Wänden, von dem durch kleine Fenster nur spärlich einfallendem Tageslicht schwach erleuchtet, trugen nichts dazu bei, den Ort freundlicher erscheinen zu lassen.

„Was wollen Sie von mir, Signor?"

Diese Frage weckte Montanara aus seiner Betrachtung.

Ein gelblich bleiches Nonnengesicht tauchte hinter dem Sprachgitter auf, daneben eine zweite Nonne, bleich, bläulich; denn die Ordensregel gestattet es selbst der Aebtissin nicht, allein eine Unterredung zu führen.

„Ich komme in Monsignore Gonsalvo's Auftrag! Hier meine Legitimation!" antwortete Montanara und hielt den empfangenen Brief in die Höhe.

Die Aebtissin öffnete ein kleines Thürchen des Sprachgitters, um das Blatt zu nehmen. Nachdem sie die wenigen Zeilen gelesen, sagte sie:

„Sicher! Hermeia Savarni wird Ihnen ausgeliefert werden!“

Hierauf neigte sie ihr Haupt in huldvollem Gruß und verschwand mit der zweiten Nonne.

So leicht hatte sich Montanara die Ausführung seines Auftrags nicht gedacht, denn jedenfalls war das Mädchen von seinem Vater den Klosterfrauen zur Obhut anvertraut worden, und nun genügte ein einfaches Billet Monsignore Montalvo's, um Hermeia herauszunehmen! Aber die Prälaten sind allmächtig in Rom. Fast bereute es Montanara, nicht selbst die Tonsur empfangen zu haben.

Jetzt fand er genug zu vielen und ähnlichen Betrachtungen, zu Parallelen zwischen Gräfin Aarberg und Hermeia, auch noch dazu, die Fliegen an den Wänden zu zählen, bis sich die Pforten der Clausur öffneten und Hermeia Savarni von einer Nonne geleitet erschien.

Das Mädchen überschritt die Schwelle, die Klosterfrau blieb jenseits stehen und die gewechselten Thüren fielen wieder ins Schloß.

„Ah!“ sagte Hermeia glückselig.

Ihr schon entwickelte Brust hob sich zu kräftigerem Atemholen. Die munteren Augen richteten sich auf den Prälaten.

„Sie verlassen, wie es scheint, das Kloster ohne Bedauern?“ fragte Montanara lächelnd.

Das Mädchen schlug statt aller Antwort gegen die Glasthür ein Schnippchen und deutete auf die Ausgangsthür zu. Draußen ergoß sich der Strom seiner Rede ohne alle Scheu vor dem fremden Manne. Die Geläufigkeit einer römischen Wiederrede übersteigt alle Begriffe; sie hat sich um nichts vermindert, seit Juvenal seine Satiren geschrieben.

„Ich lebte zu Hause in vollkommener Freiheit mit der alten Margarita, unserer Haushälterin!“ begann Hermeia zu plaudern. „Der Vater kümmerte sich nur um sein Geschäft. Vor ein paar Tagen sagte er mir, ein mächtiger Mann bewerbe sich um meine Hand für einen Taugenichts, der meine Mitgift verschwenden und mich unglücklich machen würde. Um mich ferneren Versuchen zu entziehen, wolle er mich auf einige Zeit an einen sichern Ort bringen. So kam ich in das Kloster der Annunziata.“

Hermeia lief nach dem Wagen.

„Was die Nonnen dumm und häßlich sind“, plauderte das Mädchen weiter, „und wie sie Tabak schnupfen! Wie langweilte ich mich bereits in der kurzen Zeit und doch hatten wir gestern Besuch, wo die Nonnen in die Besuchszelle kommen! Ueberdies bekamen wir Besuch von einem Monsignore, der sehr höflich ist und bezeichnend genug Brevis heißt! Heute spielte ich noch vergangener Nacht Scherz. Es war zum Totlachen, wie die Nonnen liefen und übereinander purzelten! Zur Strafe sperrte man mich in die finstere Kammer. Plötzlich kommt die Aebtissin, führt mich heraus und nun geht es ins Freie. So viel weiß ich, daß ich lieber den Taugenichts heirathe, als wieder dahinein zurückkehre!“

Cavaliere Montanara hörte lächelnd zu. Wenn Hermeia auch nicht hübsch war, so belebte sie doch die volle Jugendfrische ihrer sechzehn Jahre.

„Und im Fall, daß der Taugenichts auslöse wie ich, was dann?“ bemerkte Montanara, sobald das Mädchens Zunge ein wenig ruhete.

„Je nun, Sie sind nicht so übel!“

Hermeia's Gesicht färbte ein leichtes Roth, nachdem ihr diese Antwort entfahren; sie beschäftigte sich eine Weile hartnäckig damit, auf ihrer Seite durch das Wagenfenster zu blicken.

„Wohin fahren wir?“ fragte das Mädchen, als es bemerkte, daß der Wagen in den Corso einlenkte.

„Zu einer Dame, welche Sie mit mütterlicher Freundschaft behandeln wird!“ erwiderte Montanara.

„Weiß mein Vater davon?“ fragte Hermeia.

„Ihr Vater war derjenige, welchen Sie in die langweilige Annunziata brachte!“ bemerkte der Cavaliere.

„Das ist wahr —“ versetzte das Mädchen lauernd.

„Wollen Sie in das Kloster zurück? — Sie sind gänzlich frei!“ sagte Montanara höflich.

Hermeia schüttelte den Kopf und unterließ sich damit, um ihre Betrachtungen zu modifiziren, dem Anblick der Vorüberfahrenden zu wehren.

Der Wagen rollte bei der Porta del Popolo hinaus zwischen Mauern. Die Albaner- und Sabinerberge färbten sich bereits veilchenblau, ganz im Hintergrund nordwestlich tauchten bläulich verschwommen die Ciminischen auf. Im unmittelbaren Vordergrund zieht sich die grüne Hügelkette des Janiculo, dem Tiberufer sich nähernd, der Stadt entlang, ihre höchste Spitze, der Monte Mario, ist weißen Gebäuden; an seinem Abhang liegt die Ruine der einst so berühmten Villa Madama, die Rafael's Lieblingsschüler ausgeschmückt hatte.

Ormoia wurde stiller und stiller, daß schien es, als sie etwas von der ersten Scheue der Umgebung in ihre Stimmung übergegangen. Zugleich fühlte sie sich müde. Eine Mattigkeit fesselte die jungen Glieder. In der unteren Kammer hatte Ormoia gruhe, nachher geplaudert und nun kam die ungewohnte Bewegung im Freien und die Galanterie des höflichen Mannes dazu. Ormoia lehnte zurück im Wagen. Der Cavaliere deckte sorglich seinen Mantel über ihre Füße, denn der Tau war kühl geworden. Das Mädchen fühlte sich warm und behaglich; es sogen die Bilder der großartigen Landschaft wie eine Fata-Morgana an den halbgeschlossenen Augen vorüber. Dann hörten die Mauern zu beiden Seiten des Wegs auf, der helle Tiberstrom wurde links sichtbar und sie fuhren über den Ponte Molle. Jenseits trennte sich die alte Via Cassia und Flaminia, der Wagen folgte hügelaufwärts der ersteren, kaum eine halbe Meile noch und die öde Campagna ist erreicht.

„Wohin fahren wir denn eigentlich?“ fuhr Ormoia jetzt doch, wie eine Todesahnung plötzlich, wild auf.

„Sie fürchten sich doch nicht vor mir?“ bemerkte der Cavaliere spöttisch.

Das Mädchen sah ihn lange an — dann weinte sie —

Er schlang den Arm um sie — sie lehnte ihn sanft zurück —

Der Wagen hielt und der junge Mann hob das Mädchen heraus. Ormoia folgte ihm halb mechanisch über die Treppe. Drinnen im hellen Zimmer wischte sie die letzten Thränen aus den schweren Lidern.

Ein freundlicher Anblick überraschte das Mädchen. Da war ein gedeckter Tisch mit zwei Couverts. Die Gläser verschiedener Form spiegelten sich heiter im Licht der Lampe.

Ormoia faßte sich nun Stufen und nach der langen Fastenzeit erholen. So sprach Montanara.

„Ja, ich bin hungrig“, sagte sie, „seit gestern Abend habe ich nichts mehr gegessen; denn die Speisen, welche mir die Nonnen in die Zelle Kammer brachten, berührte ich nicht!“

Sie griff auch von den dampfenden Schüsseln wie jemand, der vierundzwanzig Stunden gefastet. Cavaliere Montanara machte den liebenswürdigen Wirth. Er wollte gefallen und gefiel. Besonders goß er fleißig die Gläser voll. Ormoia geriet jetzt in einen hohen Grad von Heiterkeit.

Trotzdem das angenehme Mahl währender war, schienen sie doch den bestimmten neuen Ziele, der zwischen Tivoli und Monticole nach Porta Angelica führt, in die Stadt zurück.

Es wurde sehr spät, bis sie an der bezeichneten Abreise Via della Longara anlangten — an dem Hause der unaussprechbaren Gräfin Pelcastro.

Jacopo Sarpi hatte Gräfin Pelcastro als diejenige bezeichnet, der man am besten ein gerauftes Mädchen anvertrauen könne.

Des Aeußern von Bergen ehemalige Haushälterin erwartete schon seit dem Morgen den angekündigten Gast. Sie hatte zu diesem Zweck eine sorgfältige Toilette gemacht, was im ganzen selten geschah. Ein dunkelblaues Seidenkleid, das bessere Tage gesehen, fiel faltig von der hagern, mittelgroßen Gestalt herab, eine Spitzenhaube umschloß die glattgeschnittenen Haare, die schon weiß schimmerten, aber das leichtgepuderte Gesicht mit den stark markirten Zügen sah gut aus. Es verkündete die etwas harten Farbentöne einer jener unverwüstlichen Constitutionen, wie sie der Zeit und den Stürmen des Lebens Trotz bieten. Gräfin Pelcastro war niemals krank gewesen, sonst hatte sie wenig Glück gehabt, daher auch der herbe Zug um ihren Mund. Was auch eine gewisse Theorie über den Vortheil des Leidens behaupten mag, so viel ist gewiß, die Unglücklichen sind nicht selten — böse.

Als der Wagen anfuhr, erhob sich Gräfin Pelcastro von der Seite eines Mannes, der neben ihr auf dem Kanapee gesessen. „Es ist Zeit, daß Sie gehen, Henri!“ sagte sie mit scharfer Stimme kurz und energisch.

„Henri“ ging.

Auf der Treppe begegnete er Cavaliere Montanara mit Ormoia. Seine Neugierde wurde lebhaft erregt, beinahe wäre er umgekehrt. Da hatte ihn die Gräfin schon ausgeschlossen.

„Nach Ave-Maria-Läuten ist kein Kloster mehr offen! Was machten Sie die lange Zeit mit der Signorina?“ waren die ersten Worte, die Gräfin Pelcastro, den Cavaliere und das Mädchen mit argwöhnischen Blicken messend, äußerte.

„Die Signorina war dem Verhungern nahe! Sie nahm eine kleine Collation. Ueberdies ist der Weg weit von der Annunziata und unsere Pferde waren abgehetzt!“ entgegnete Montanara. Er war der Mann mit der eisernen Stirn.

„Gut! Nur will ich bemerken, daß ich auf

Ordnung halte in meinem Hause! So wie ich das Mädchen empfing, will ich es einem Beschützer zurückgeben", versetzte Gräfin Polcastro, ihre hohe Nase hoch in das Gesicht des jungen Mannes bohrend.

„Es wäre auch ungerecht, die Signorina anders von Ihnen zu fordern!" entgegnete Montanara und verabschiedete sich mit leichter Verbeugung und einem durchbohrend zärtlichen Blick von Hermelo.

Der Abenteurer tappte mühsam über die finstere Treppe hinab. Denn Gräfin Polcastro hatte, sobald ihr erwarteter Gast angekommen, die Stiegenlampe ausgelöscht.

Trotz seiner verfänglichen Lage versuchte Montanara ein Lied zu trällern. Bei einem Fehltritt brach die Melodie zwar mißtönend ab, aber heiter und wohlgemuth bereitete er sich doch, zu seiner deutschen Gräfin zu kommen.

XVI.

Jener „Henri" war Henri Lorey, einer der französischen Correspondenten und Journalisten, die wir im Salon der Mistreß Wyvte kennen gelernt haben.

Lorey lehnte im Schatten des Portals eines gegenüberliegenden Palastes und betrachtete das Haus, welches Gräfin Polcastro bewohnte.

Es war ihm manches dunkel im Geschick seiner Freundin, nicht nur die kleine Episode von heute Abend; er wußte überhaupt nicht, von wannen sie kam, noch wohin sie ging.

Als nicht unberühmter Literat an Freiherrn von Bergen empfohlen, der gern einen Kreis gebildeter Männer um sich versammelte, hatte er bei ihm Maddalena Polcastro als Dame des Hauses gefunden. In den letztern Jahren, nachdem Kränklichkeit und eine zunehmend kirchliche Richtung den alten Diplomaten gegen den Reiz geistigen Verkehrs abstumpften, war Lorey unbemerkt aus dem Salon des Barons in Gräfin Polcastro's Privatzimmer übergegangen.

Die Dame bot ein eigenthümliches Gemisch von Bildung und Unwissenheit. Unterricht mochte sie keinen empfangen haben. Lorey hatte lachen müssen, als er einstmals zufällig ihre seltsame Orthographie kennen lernte; indessen hatte sich ihr natürlicher Verstand im Verkehr mit vielen Menschen entwickelt und verlieh ihr alle Aeußerlichkeiten der gewöhnlichen Bildung. Ueberdies war noch durch eigenthümliche Verhältnisse in Maddalena Polcastro eine Schlauheit geweckt worden, welche derjenigen der Wilden Nordamerika's nicht nachsteht. Denn auch sie bedurfte seiner Gesellschaft gegen seine Feindschaft, aber freilich in solcher Richtung, wo eine beschränkte Schärfe den Sinnen ungewöhnliche Intensität verleiht, auf Kosten der allgemeinen Harmonie des Körpers.

Henri Lorey war nicht ganz unempfindlich gegen den Reiz seiner Freundin. Gerade die Dunkelheit in ihrer Existenz interessirte ihn. Sind doch die Geschicke der meisten Menschen so hoffnungslos flach, wie denn auch sein eigenes in Frankreich fast typisch auftritt.

Von unbemittelten Aeltern abstammend, erhielt er eine oberflächlich wissenschaftliche Bildung. Begabt mit Talent, welches ihm unerträglich erscheinen ließ, in den Bureaux zu vertrocknen, sah er sich gleichsam durch die Macht der Umstände in die literarische Carrière geschleudert. Anfangs Gelächter, später Wechsel von Mißlingen und Erfolg, endlich ein Name, mit mäßigen Anstrengungen ein beschränktes Einkommen, mit gesteigerten Leistungen Vermögen. Dies sind die gewöhnlichen Meilenzeiger einer Schriftstellerlaufbahn; nur bleiben viele unterwegs stecken, wenige erreichen das Ziel, wenige besitzen den vollen Erfolg aus. Henri Lorey hatte es nicht gethan; er studirte wie der Agro romano nur genau so viel als nöthig war.

Seiner politischen Richtung nach gehörte er zu den Doctrinärs aus Guizot's Schule, zu den Anhängern Louis Philipp's. Der Bürgerkönig war ein so ausgezeichneter Polizeipräfect, daß alle Bürger unter seinem Schutze ruhig schlafen konnten und Zeit fanden, die Erzeugnisse der Literatur friedlich zu genießen. Man langweilte sich gründe unter dieser aufgeweckten Regierung und las viel. Die lange orleanistische Politik nahm sich wohl in Acht, es mit irgendeiner ausländischen Macht zu verderben, niemand gab sich die Mühe, die Franzosen zu hassen und ihre literarische Waare überschwemmte den Markt von Europa. So war es. Diesem glücklichen Zustande machte die Revolution von 1848 ein gewaltsames Ende. Henri Lorey brachte drei Tage im Bett zu, und als er wieder aufstand, gefiel ihm Frankreich nicht mehr. An dem Tage aber, an welchem der andere Louis herüberkam aus England, schiffte sich Lorey in Marseille ein. Frankreich war zu eng für ihn und diesen Bonaparte.

Er begab sich nach Rom, dem Sammelplatz aller gefallenen Größen. Die politische Märtyrerpalme verlieh ihm Interesse; überdies brachte er

Empfehlungen mit: er lebte sich behaglich ein in der Ewigen Stadt und lernte sie genau kennen. Um sich an die herrschenden Mißstände zu ärgern, war er zu wenig Philanthrop und Theolog; das kostbare Individuum Henri Larey befand sich wohl unter der päpstlichen Regierung, ergo war diese vortrefflich. Der Franzose, dessen oberflächliche philosophische Bildung im Sensualismus wurzelte, glaubte zwar nicht an Gott, aber er schrieb nicht gegen den Papst, folglich gehörte er zu jener unschuldigen Klasse von Litteraten, die man im Kirchenstaate freundschaftlich duldet. Man wußte, daß Henri Larey in die französischen Blätter correspondirte.

Nebenbei verlieh ihm der Süden farbenprächtige Bilder. Er hatte großen Erfolg auch mit einigen Büchern, die er in Rom schrieb. Er erwarb auf leichte Weise Geld und verzehrte es fröhlich. Das Mißlieben verdarb ihm leider die Säfte. Der „Bauch", der sein Gott war, drückte Henri Larey in der Form einer chronischen Ungemeinzündung.

Die gemüthliche Seite war bei Henri Larey nur schwach vertreten. Er empfand durchaus nicht das Bedürfniß, jemand zu lieben. Dafür aber dünkte es ihm eine bequeme Einrichtung, sich lieben zu lassen. Diese Rolle erkannte er Maddalena Polcastro zu. Sie besaß vortreffliche Eigenschaften, kochte den besten Kaffee in Rom und hörte sein Plaudern geduldig an. In ihr treues Herz konnte Henri Larey seine Galle ausleeren, wenn ihn etwas oder jemand geärgert hatte. Bald nachdem er ein beständiger Besucher des Palazzo Corsini geworden, faßte er den Entschluß, die Personalhinterlassenschaft des alten Freiherrn von Bergen mit dem Beneficium des Inventars anzutreten.

Als er einst am traulichen Kamin, der mit Bergen's Holz zu lustiger Flamme geheizt war, das magische Wort Heirath aussprach, da lachte Gräfin Polcastro still vor sich hin. Sie sagte nicht Ja und nicht Nein. Von dem sündlichen Freiwerber gedrängt, eine entscheidende Antwort zu ertheilen, meinte die interessante Witwe, es sei noch immer Zeit, sie könne unmöglich ihren guten Baron verlassen; dies wünschte Larey auch keineswegs, er sah viel lieber zu, wie Gräfin Polcastro Thaler auf Thaler sammelte.

In diesem Verhältniß war keine Aenderung eingetreten dadurch, daß sich eines Morgens Henri Larey dem Bonapartismus zuneigte. Er besaß nun einmal keine Beruf zum Märtyrer. Die Polizei, mit der er sich so lange Zeit leidlich gut verstand, legte er zur Seite, sobald es das neue Gouvernement für der Mühe werth hielt ihn zu gewinnen. Er ging sachte mit Waffen und Gepäck zum Feinde über und schrieb in diejenigen Blätter, wo die Regierung besser bezahlte als die unterdrückten Parteien.

Von nun an vereinfachte sich Larey's Arbeit. Anstatt Bücher, schrieb er nur noch vereinzelte Berichte und lebte üppiger wie zuvor. Nur kapitalisirte er dabei noch weniger wie früher. Dies war der Grund, warum er Gräfin Polcastro treu blieb. Sie zankten sich zuweilen, indessen hatte Gewohnheit das Band um die beiden geschlungen. An Maddalena's Treue zu zweifeln, dazu besaß Henri Larey eine viel zu gute Meinung von sich selbst, und dann war seine Witwe weder jung, noch schön, noch eigentlich reich. Sie lebte sehr zurückgezogen und empfing seit des Barons Tode fast gar keine Besuche mehr; namentlich hatte sie eine Scheu vor Fremden und besonders Deutschen.

Vor einigen Monaten kam ein Herr Adolf Mürv aus Paris; der Bonapartismus bereitete von weitem einen Schlag in Rom vor und schickte frische Kräfte ins Feld. Offenbar erschien der Schriftsteller Adolf Mürv auch nur als Correspondent eines Journals; die römische Douane fand nichts Verdächtiges in seinem Koffer. Die Antecedentien Mürv's glichen denen Larey's auf ein Haar, nur war jener niemals Orleanist gewesen. Um zehn Jahre jünger als der Freund der Gräfin Polcastro, war die „Jungfernrede" aus Mürv's Feder sogleich dem Götzen des Tages geweiht. Bonaparte machte zwar noch in Friedensarbeit, er sandte aber bereits die Sturmvögel der Umwälzungen aus. So kam Adolf Mürv nach Rom.

Sein erster Gang war zu Henri Larey, dem er dringend empfohlen worden.

Der alte Agent empfand zwar für den neuen die nämliche Zärtlichkeit, welche eine aufblühende Schöne einer alternden Jungfer einflößt, allein äußere Plätze deckte diese Gesinnung. Dem erhaltenen Auftrag gemäß führte Henri Larey den Neuangekommenen in die verschiedenen Häuser, wo er selbst bekannt war. Er ging sogar in seiner Gefälligkeit so weit, dem gänzlich Fremden eine Wohnung zu empfehlen, nämlich die zwei Stuben, welche Gräfin Polcastro bis auf weiteres frei hatte. Wie man sieht, war Henri Larey seiner Sache vollkommen sicher und gar nicht eifersüchtig.

Zwei Meter trennten ihn bei diesem Vorschlag, erstens die zweite Bürgergemeinschaft, in der er bewußt mit Maddalena lebte, und nebenher der Wunsch, Adolf Münz etwas — unter den Augen zu behalten.

Da Henri Larey schneller dachte, als es uns möglich ist seine Gedanken zu erzählen, langte er, als er sich mit etwaigen Eventualitäten in Betreff Adolf Münz's in einem Café beschäftigt hatte, am Rand der Tiber an. Das mühsame Hinabsteigen am steilen Ufer über Kothhaufen und ausgetretene Stufen verwischte das Bild des Mitcompetenten gänzlich aus Larey's Gedächtniß. Ohne Unfall in die Barke gelangt, konnte er bewundern, wie ein zweiter nächtlicher Wanderer leichtfüßig dahinsprang, um die Gelegenheit zu benutzen, welche den bedeutenden Umweg bis zur Engelsbrücke ersparte.

Beim Schein der Laterne erkannte Henri Larey den nämlichen Mann, der das junge Mädchen zu Gräfin Volcastro gebracht. Seine Neugierde regte sich. Er versuchte ein Gespräch anzuknüpfen, aber Cavaliere Montanara zeigte sich wenig mittheilsam.

Kaum waren sie an das jenseitige Ufer des stillen nächtlichen Stromes gelangt, als der Abenteurer sich ohne Abschiedsgruß in das Gäßengewirr stürzte, welches in das Herz der jetzt bewohnten Roma führt. Henri Larey schlenderte seinen Combinationen und Phantasieen nach.

Cavaliere Montanara aber war müde. Ein Tagewerk wie das jetzige läßt nur Abspannung und Ueberdruß zurück. Er war noch bei den Deutschen höchst liebenswürdig gewesen und suchte nun seine Wohnung. Ohne des magischen Effekts zu achten, ging er am herrlichen Palast Farnese sowie an den Ruinen des Campo de' fiori vorbei. Eine Seele, in der unlautere Flammen brennen, ist meistens für den Genuß gesunder Freuden verdorben.

Wenigstens vollkommen furchtlos war der Mann, der so allein durch die düstere enge Gasse schritt, die den kürzesten Weg nach dem Pantheon bildete, in dessen Nähe seine Wohnung lag.

In dem finstern Portico des Palazzo Mattéme, einst der Schauplatz der wunderlichen Thaten des Beato Philippo Neri, barg sich in dichten Mantel gehüllt ein Mitglied der römischen Bohème.

Es hatte diesen Abend ganz gute Geschäfte gemacht und gedachte sicherlich auf der Straße, umgeben von seinen Kindern, zu ruhen.

Aber ein echter Geschäftsmann läßt keine Gelegenheit ungenutzt vorübergehen. Die fernhin schallenden Tritte des einsamen Wanderers weckten die Industrie. Unvermuthet sprang der Dieb aus der Dunkelheit auf Montanara zu.

Der Cavaliere war aber rascher mit dem Messer zur Hand als der Angreifer.

Verdutzt über die entschlossene Gegenwehr, welche nicht zu den römischen Gewohnheiten gehört, wandte sich der Räuber zu eiliger Flucht.

In der Hand des Siegers blieb als Trophäe der Mantel zurück. Cavaliere Montanara hatte, wie man sieht, einen glücklichen Tag. Alle seine Unternehmungen gelangen. Einen solchen Mantel konnte er brauchen oder gelegentlich auch verkaufen. Oft handelte es sich bei ihm um ein paar fehlende Scudi.

In seiner Wohnung war alles still. Cesare Beuttelone, der Sohn des Einsiedlers der Sallustischen Gärten, war nach Bologna. Sein Gepäck hatte Pietro's Sohn besorgt.

Der Cavaliere legte sich auf sein Lager, umgaukelt von zwei Frauenbildern. Bertha, eine Deutsche, vermögend, wie er schon gemerkt hatte — Hermosa, nicht minder reich —

In seiner Phantasie besaß er sie beide, und da ihn die Vorstellung, daß ihn Graf Böckh oft so geringschätzig betrachtete, verdroß, so blieb er zuletzt in seinen Gaukelbildern ganz bei Hermosa stehen.

Er sah sie im Geist „bei dem alten Dunkern", wie er die noch immer nicht unangenehme Gräfin Volcastro nannte, ihre erste Nachtruhe halten — er sah sie sich entkleiden — so schlief er in der That selbst ein.

Gräfin Volcastro brachte das ihr anvertraute junge Mädchen kurz vorher auch zu Bett.

Sie selbst legte sich nicht wieder zur Ruhe. Aber der Schlaf blieb aus, denn sie wagte auf das Eintreffen ihres inzwischen angezogenen Miethers Adolf Münz.

In den langen, einsamen Stunden der Nacht wanderte der Geist Maddalena Volcastro's zurück zu längstvergangenen Tagen — — Wer war und woher stammte sie eigentlich?

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Anna.

Nun ſieh, da ereignete es ſich, daß — der Sultan —

Pathul.

Du ſtockſt, — der Sultan?

Anna.

Der Sultan — (Pauſe, ſteht auf). Ich begreife nicht, was die Prittwitz will!

Pathul.

Dein Mährchen, Anna, Dein Mährchen!

Anna (mit ſich ringend).

Laß es, Reinhold. Für das Bild hab' ich nicht Geſchick genug, und für die Sache —

Pathul.

Für die Sache? Wie errath' ich Dich?

Anna.

Nein, nein, laß es, trennen kann uns ja nur der Tod. Ziehen wir den Schleier von unſerer Liebe, ſo werden alle Nebel ſchwinden.

Pathul.

Sonderbar.

Anna.

Dringe nicht in mich, Reinhold. Nicht jedes Geſtändniß löſt ſich frei von der Lippe des Weibes. Sieh mir ins Auge, glaubſt Du an mich?

Pathul.

Befremdet bin ich —

Anregungen.

Für und gegen den Materialismus.

I.

Welch rohe Vorſtellungen von dem Materialismus haben ſich in den meiſten Köpfen des Publikums feſtgenarrt! Wie viele meinen nicht, er lehre den Urſprung der Welt durch blinden Zufall, leugne alles Geſetz in den Welterſcheinungen, verſpotte die ſittliche Zurechnungsfähigkeit des Menſchen und begünſtige die Anarchie in der Wiſſenſchaft, im Staat und in der Geſellſchaft!

So ſchlimm und gefährlich ſteht es um viele durch innere Nothwendigkeit hervorgetretene Richtung des Zeitgeiſtes doch keineswegs. Erſt wenn der Materialismus der Gegenwart in ſeinem berechtigten Streben, die Dinge ohne blauen Dunſt zu ſehen wie ſie ſind, erkannt und gewürdigt worden, iſt es an der Zeit, ſeine tiefern Gründe zu unterſuchen und ihn zu widerlegen, wo er der Vollberechtigung des Geiſtes widerſtreitet. Alle jene Vorwürfe beziehen ſich eigentlich nur auf eine nothwendige Vorſtufe des Materialismus, die dem Franzoſenthum des vorigen Jahrhunderts, unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution, angehört und heute als verſchollen zu erachten iſt. Schriften wie die eines Lamettrie und Mirabeau würden in unſern Tagen nur eine kleine Rolle ſpielen; niemand zeigt ſich mehr dafür geſtimmt, die blühende Schönheit der Natur für eine bloße lügenhafte Ueberkunſtung der todten Materie und das Höherſchlagen des Herzens bei einem großen Gedanken, einem mächtigen Anblick oder die Empörung des ſittlichen Gefühls über das Schlechte für ein eigenthümliches Spiel der Gehirnnerven zu halten. Solchen Gedankenlosigkeiten ſind wir entwachſen. Der heutige Materialismus hat dem Geiſte gegenüber eine ganz andere Stellung als der des vorigen Jahrhunderts. Was ihn von dieſem unterſcheidet, iſt vor allem die liebevolle Hingabe an die Natur und ihr ſchöpferiſches Walten, das ernſte, ja begeiſterte Forſchen nach der geſetzmäßigen Wandlung ihrer Formen. Um es bildlich auszudrücken, könnte man ſagen: Der Materialismus der Gegenwart hat ſo ſchamlos den Geiſt an die Natur hingegeben, daß er denſelben nun noch als Natur wiederfindet. Durch dieſes Verſchlungenſein in der Natur geht ihm aber kein urſprünglich freies, ſittliches Weſen nicht an und für ſich verloren, vielmehr muß er ſich ſelbſt zurückgewinnen, erfüllt und gekräftigt durch das Erkennen einer Wirklichkeit, die jedem Zweifel Trotz bietet.

Und ſo begrüßen wir Schriften wie die nachfolgende erwähnten mit Freude, weil ſie nicht im gemeinen verfluchenden, ſondern in dem angedeuteten höhern Sinne den Kampf mit dem Materialismus aufnehmen und eine unbefangenere Würdigung des Verhältniſſes von Geiſt und Materie zu vermitteln ſuchen.

Die eine von Dr. Ludwig Weiß „Gedanken zur Poeſie und Philoſophie“ (Darmſtadt, Will, 1861), gefällt ſich freilich in einer ziemlich ordnungsloſen Zuſammenfolge, klärt auch Manches durch ihren ſchwerfälligen Stil zurück, ja einige eingeſtreute Urtheile, die von dem Verfaſſer ſelbſt herzurühren ſcheinen, ſind Zumuthungen für den Geſchmack und wenig geeignet zu ſittlicher Wirkeführung; aber läßt man ſich dieſe Uebelſtände nicht anfechten, ſo begegnet man zur Entſchädigung vielen trefflichen Gedanken und originellen Anſchauungen aus dem Gebiet der Philoſophie und Kunſt, beſonders der Poeſie. Die bald im Anfang hervortretende Tendenz, die Selbſtändigkeit des Geiſtes darzuthun, iſt zwar zunächſt gegen den Materialismus gerichtet, intereſſirt auch die abſtracte Denkweiſe unſerer großen Philoſophen von Kant bis Hegel erſtärkt — nicht blos beſtätigt, ſondern in ausgeführter Entwickelung — manche ſchiefe Zurechtweiſung. Dem Materialismus wird eine gewiſſe Unaufrichtigkeit vorgehalten, indem er die Materie geiſtiger hinſtelle, als er ſelbſt zugeben will, und ſeine Reden von einer geiſtmäßigen Natur, von Naturvernunft und ähnliche Anerkenntniſſe eines waltenden Mittelpunktes, der nicht mehr als Materie gedacht werden kann, nichts anderes ſeien als Umſchreibungen Gottes und unklare Vorſtellungen ſowol von Gott als von Vernunft und Natur. Anderſeits wird die Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe unſerer Philoſophen, beſonders Hegel's, ſo conſequent auch ihre Methode ſei, noch als eine rein ſubjective, die mit dem Weſen der Dinge nichts zu ſchaffen habe, nachgewieſen, dabei zugleich anerkannt, daß die ſtrenge innere Nothwendigkeit des Hegel'ſchen Syſtems nach Art eines poetiſchen Kunſtwerks einen begeiſternden Einfluß üben müſſe. Beide aber, der Materialismus wie die ſpeculative Philoſophie unſers Zeitalters, haben nach der Auffaſſung des Verfaſſers das Gemeinſame, daß ſie ſich keiner eigentlich wiſſenſchaftlichen, d. i. auf das Weſen der Dinge begründeten Beweisführung bedienen, ſondern ſich den Weg durch ein Ignoriren des hemmenden Elements, einerſeits des Geiſtes, andererſeits der Materie, zu bahnen ſuchen. So gerathen ſie in ein willkürliches Spiel, das nicht der Poeſie als der Wiſſenſchaft gegenüber würde. Alles das iſt hier weder zu erhärten, noch zu widerlegen; unterlaſſen aber dürfen wir nicht, auf dieſe Abſchnitte als höchſt beachtenswerth aufmerkſam zu machen. Sehr treffend iſt ferner der Vorwurf gegen die Theologie, daß ſie von jeher durch bunte Bilderphraſen eine größere Sinnlichkeit und Abwendung von dem Geiſtigen in der Menſchheit erzeugt habe als der ſogenannte wiſſenſchaftliche Materialismus. Auch die Verkennung des Verhältniſſes von Philoſophie und Dichtung ſowie von Dichtung und Geſchichte bietet Eigenthümliches und Tiefdurchdachtes. Zuletzt hat aber dagegen die Begründung einer Philoſophie der That als Verwirklichung des Ideellen im Leben und Handeln der Menſchen wenig

Ueberzeugung sind, wenn die unbefangene Ansicht doch immer dahin stehen bleiben wird, daß der Philosoph nicht ein Thun, nicht Praxis, sondern Wissenschaft und Theorie sei. Daher rührt denn schließlich bei dem Verfasser die seltsame Behauptung, daß alle Menschen Philosophen seien, auch der Bauer am Pfluge, der von seinem Pflüger-Standpunkte aus die Welt und Gott betrachte. Das heißt doch die Begriffe zwingen! Die unabweisliche Forderung, daß alle Wissenschaft praktisch werden müsse, hat damit nichts zu schaffen; denn die Bestimmung, Philosoph sein, heiße im allgemeinen „mit Einsicht selbstwollend handeln", ist falsch. Das ergibt wol einen vernünftigen Menschen, aber ein vernünftiger Mensch ist noch kein Philosoph.

Gedichte

von Albert Sulzburg.

I. Am Vierwaldstädtersee.

Wo Alpenrosen blühen,
An jähem Bergeshang
Die Gletscherfelse glühen
Im Sonnenuntergang;
Wo sich das Aug' geblendet
Vom Gürtel ew'gen Schnees
Zu grünen Almen wendet
Und zum Azur des Sees;
Wo Gletscher niedersteigen
In stiller Thäler Nacht;
Wo hoch im öden Schweigen
Lawinendonner kracht;
Wo sich die Riesenspitzen
Verhüllen in Wolkengraun
Und wie von Götterblitzen
Ins dunkle Chaos schaun; —
Da lud zum Weltgerichte
Statt Alphorn und Schalmei'n
Der Mahnruf der Geschichte
Die Unterdrücker ein.
Auf hohem Bergesthrone
Saß stolz die Tyrannei;
Gott sah der Knechtschaft Krone
Und sprach „Das Land sei frei!"
Rief ward's! — Die Flammenzeichen
Erglühn im Morgenlicht,
Wo ohne Blut und Leichen
Ein Volk die Ketten bricht.
Ein Volk voll Kraft und Milde,
Voll edler Freiheitsglut;
In Rath und Schlachtgefilde
Voll echtem Bürgermuth.
Ein Jahr war eingekommen,
Da von der Zwietracht Brand
Die Funken hoch entglommen
Im deutschen Vaterland.
Die Rache feiert Feste;
Verrath, er treibt sein Spiel;
Und deutscher Männer Beste
Irr'n klaglos im Exil.
Heimwärts schaun Blauen
Nicht der Vertrieb'nen Kiel,
Da lauert ihren Spuren
Kein Späherauge auf;
Und neue Hütten gründet
Ihr Arm, der muthlos sank;
Verstohl'ne Thräne kündet
Im Mannesaug' den Dank.
So blühe und gedeihe,
Du Eidgenossenschaft,
In alter Thaten Weihe,
In ew'ger Siegeskraft!
Solange deiner Berge
Granitne Mauern stehn,
Soll weder Sklav' noch Zwerge
Das Land der Freiheit sehn!

II. Dämmerung.

Wenn über funkelndem Gewässer
Die Sonne längst hinabgetaucht
Und immer geisterhafter, blässer
Der Abendröthe Duft verhaucht, —
Dann treibt es mich, das enge Zimmer,
Der Straße dumpfen Staub zu fliehn
Und dem verglühenden Purpurschimmer
Am stillen Ufer nachzuziehn.
Und wie mit immer breitern Schatten
Sich Dämmerung auf die Fluren gießt
Und jede starre Form in mattem,
Verwor'nem Umriß sanft zerfließt,
So legt ein Schleier sich versöhnend
Auf jeder Schicksalswunde Pein
Und hüllt verdunkelnd und verschönend
Des Lebens Kampf und Qualen ein.
So deckt in schweigendem Umfangen
Und einst des Grabes lange Nacht
Und alles Sehnen, alles Bangen
Erstickt im düstern Erdenschacht —
Wenn jener lichte Götterfunken,
Der Geist, in die Luft zerrinnt
Und wir ins Nichts zurückgesunken,
Aus dem wir wurden, was wir sind!

„Zum Herzen kamen."

Von Emil Rittershaus.

Zum Herzen kamen, dem kranken Kinde,
Leisen Schmuz der Geschwister drei,
Daß es bei ihnen Ruhe finde,
Daß es friedlich und stille sei.
Märchen erzählte der Glaube leise,
Spielzeug brachte die Hoffnung her,
Liebe, sie sang die Schlummerweise —
Kindlein bald entschlafen war.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Guizot über die römische Frage. — Briefe aus Köln. IV. — Aus deutschen Bädern. VI. Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter. III. — Der berliner Hofzug.

Guizot über die römische Frage.

Guizot, Ludwig Philipp's alter Minister, der das Mögliche beigetragen, die Familie Orleans ins Unglück, ganz Europa in Verwirrung zu stürzen, ein rechthaberischer Pedant und Doctrinär wie nur je ein deutscher Professor, der als Minister vor allem in der Weltgeschichte seine Kathedermeisterheit vertreten zu müssen glaubte, hat außer in Paris auch bei F. A. Brockhaus in Leipzig sein Votum über die Papstfrage erscheinen lassen. Die mehrfach, selbst in liberalen Blättern aufgetauchte Bemerkung, es wäre interessant, die Ansichten eines so berühmten Mannes über diese schwebende Frage kennen zu lernen, können wir nicht im mindesten unterschreiben.

Ein Protestant (wie Guizot ist), der die weltliche Herrschaft des Papstes für nothwendig erklärt, richtet sich von selbst. Wir haben ähnliche Anschauungen bei unsern Doctrinärs und Herrenhäuslern, doch sind auch unter ihnen echt protestantische und evangelische Gemüther zu finden, die vor dem weltlichen Schwerte des Stellvertreters Christi, vor dem wie Ketten gerafften betonten Amte der Schlüssel ein Grauen empfinden, wie nur je Luther und die Reformatoren. Guizot hat sich mit seinem Votum aus dem Schoße der so achtbaren evangelischen Gemeinden von Paris und Genf ausgeschlossen.

Für einen noch in Thätigkeit befindlichen Minister Frankreichs verkennen wir nicht die Nothwendigkeit, den Bestand des Kirchenstaats mit andern Augen zu messen als mit denen eines Philosophen und Christen. Die erste bedeutende That des Julithrons war bei Ausbruch der italienischen Insurrection (1831) die plötzliche Besetzung Ancona's, mit welcher Frankreich zuvorkommen wollte, daß Oesterreich das Schiedsrichteramt in Italien nicht allein zu verwalten hätte. Mit dieser ersten That überraschte der zu früh verstorbene Casimir Perier sogar den zaghaften Börsen- und Kramerschwindling selbst. Seitdem war den Staatsmännern Frankreichs für Italien und insbesondere für Rom eine bestimmte Politik vorgezeichnet, der sich auch mehr oder weniger Guizot fügen mußte, zumal da ihm als Protestanten daran zu liegen hatte, bei Frankreichs Staatsreligion Respect zu beweisen. Was konnte aber noch einen Denker zwingen, einen vom Lärm des politischen Marktes, vom Grünen Tisch der Berathungen über die beste Kunst, seinen Gegner zu täuschen, vom Cabinet, wo Verstellung und Lüge Staatsnothwendigkeit ist, Ausgeschlossenen, einen Philosophen, der froh sein sollte, dem Weltgeist und dem großen Gang der Geschichte wieder zurückgegeben zu sein, die alte Rolle solcher Erwägungen a priori fortspielen? Napoleon III. wird den Greis darum nicht in sein Cabinet berufen und Graf Montalembert und die Legitimisten werden nicht Ein Blatt von ihren Erinnerungen an die Zeiten des Julithrons ausreißen.

Ein Adept der Guizot'schen Weisheit war jener Pellegrino Rossi, der am 15. November 1848 bei Eröffnung der römischen Constituante vom Dolch eines Mörders getroffen fiel. Rossi, ein Italiener, hatte Guizot's Vorträge in der Sorbonne gehört, lange bei ihm im Cabinet gearbeitet, dann die französische Botschaft am römischen Hofe erhalten und zuletzt dort selbst die Zügel ergriffen, um den schon gefährlich stürzenden Wagen der Reformen Pio Nono's am jähen Abhang noch einmal wieder aufzuhalten. Doch Rad der Zeit zermalmte auch ihn. Eben die Reformen Pio Nono's wurden die Ursache zum Sturz der Orleans, die Ursache zum Sturz und zur gänzlichen Vernichtung Guizot's. Nur allein darum hasst der Minister-Professor, der, wie alle dergleichen Doctrinäre, sich für unverletzlich und unwiderleglich hält, die Bewegung Italiens, die Säcularisirung Roms. Was ist ihr sein eigenes Verderben. In allem, was der mächtig entfesselte Zeitgeist in Italien hervorgebracht hat und noch hervorzubringen fordert, sieht er nur jene ruchlosen Hände, die gewagt haben, ihn aus dem Hotel des Capucines zu vertreiben. Auch jener Graf Rossi, der sie beschützte oder beschützen rühmte — je nachdem — Denkschrift über die nach seiner Meinung so aufgezeichnete Lage der päpstlichen Verwaltung an Napoleon III. als Botschafter der katholischen Regierung richtete, wurde in Guizot's Schule gebildet und ist gleichfalls ein Doctrinär aus der Galerie der alten Tehare. Diesem ebenso wie seinem Schüler Rossi mußte Guizot das Zeugniß ausstellen, daß sie sich nicht geirrt hätten, als sie beide so in Rom handelten, wie ihnen dafür seine Weisheit während seiner langen parlamentarischen Herrschaft die Instructionen ertheilte.

Die Guizot'sche Praxis ist bald in ihrer Verwirklichung, sichtbar in ihrer Kühnung, ein rein persönliches Votum, das der Frage keine einzige neue Wendung gibt und nur den Autor aus der Menge der Denker, Geschichtsphilosophen und aufrichtigen Protestanten streicht.

Berlin und Wien.

II.

Noch müssen wir von Wilhelm von Schadow „Die Quelle“ und ein reizendes Kinderporträt erwähnen, eine Reihe lieblicher Bilder von Marie Wingmann; im Genre den ausgezeichneten Canadier Henry Ritter, H. Hildebrandt, Rudolf Jordan und A. Tidemand, bekannt durch seine norwegischen Scenen. Von dem in Dresden gestorbenen Alfred Rethel, berühmt durch die Fresken im aachener Rathhause, ist eine schöne Darstellung des heiligen Bonifacius bei der Donnereiche da; schön ist auch „Hainhard und Emma“ von Karl Reich. In der Landschaft verdienen außer dem schon erwähnten Andreas auch Oswald Achenbach durch seine zwar derselben, aber sehr kunstreichen Bilder die höchste Beachtung. Von Hendemann das durch Vervielfältigungen aller Art bekannte Bild „Die trauernden Juden“ und ein schönes Porträt. Von Karl Sohn das bekannte Bild: „Tasso und die beiden Leonoren“ und eine Anzahl der trefflichsten Porträts. Der Stil der modernen religiösen Malerei, die hellen Farben und idealen Gestalten, findet sich am ausgeprägtesten bei Karl Müller; ausgezeichnet in demselben Stil ist das Leben des heiligen Meinhard in einer Reihe von Bildern von H. Müller.

So haben wir denn wenigstens den Gang durch die Säle der Oelbilder vollendet und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß wir auf die deutsche Malerei der Gegenwart stolz sein dürfen. Unsere besten Meister reichen nahe genug an die größten Heroen Italiens heran und sind classisch, und ehe uns nicht der Gegenbeweis geliefert wird, behaupten wir entschieden, daß Deutschland in der Malerei Frankreich und das reiche England übertrifft.

Es bleibt uns noch die erste Abtheilung des Katalogs, die plastischen Werke enthaltend, 121 Nummern, und die dritte, Cartons, Zeichnungen, Aquarelle, Stiche, Lithographieen, architektonische Entwürfe, Glasgemälde und Aehnliches, zusammen 534 Nummern, zu betrachten übrig.

Cartons sind vorhanden unter andern von Karl Rahl in Wien, Eduard Steinle in Frankfurt, Wilh. Hauschild und Pilotz in München (der letztere besonders durch genaue, stark wirkende Ausführung des Details ausgezeichnet), H. Wislicenus in Weimar und besonders von Peter von Cornelius. Von ihm sind nicht weniger als 42 Cartons da, die meisten zu den Wandgemälden der münchener Glyptothek und daher der griechischen Götter- und Heroensage angehörig. Das ist ein ziemlich reales, der bildenden Kunst nahe verwandtes Gebiet, dazu ein unzähligemal zu allen Zeiten und in allen Ländern und Gestalten dargestelltes Gebiet, alle sehr geeignet, daß sich auf ihm die frische Originalität und Individualität eines epochemachenden Künstlers allen verständlich offenbaren konnte. Die Cornelius'schen Cartons haben daher für die Ausstellung gerade in ihrem Charakter als historische eine hohe Bedeutung, obwol sie freilich ein geeigneterer Gegenstand für künstlerische Studien als für eine allgemeine Betrachtung sind. Die Heroengestalten sind kräftig, obwol manchmal übertrieben, die Zeichnung erscheint stark selbst dem Auge des Laien etwas bedenklich. Was sollen wir aber sagen, wenn unter den Cartons zur Friedhofshalle (Campo Santo) beim Neuen Dom in Berlin unter andern das Herabsteigen des neuen Jerusalem vom Himmel im vorletzten Kapitel der Apokalypse zur malerischen Darstellung kommt? Eine aus dem Himmel herniederfahrende Stadt, wie der Apokalyptiker will, mit Mauern und Thoren, ist malerisch absolut nicht darstellbar und Cornelius hat das auch nicht versucht. Er stellt ein von Engeln umgebenes Weib dar und entfernt sich dadurch willkürlich von seinem Gegenstande, da der Apokalyptiker die Ausdrücke Weib und Braut nur als Bild, als poetisch-symbolische Bezeichnung eben für die Stadt gebraucht.

Einer der eigenthümlichsten unter den lebenden Künstlern ist ohne Zweifel Genelli in Weimar. Von ihm waren namentlich die sehr fein ausgeführten Bleistiftzeichnungen zu zwei großen Bilderreihen, „Das Leben einer Hexe“ und „Das Leben eines Wüstlings“, ausgestellt. Der erstere Cyklus ist schon vor Jahren bei Buddeus in Düsseldorf in Stichen herausgekommen, der zweite ist Eigenthum der Brockhaus'schen Buchhandlung in Leipzig. Die Phantasie dieses genialen Künstlers ist in ihrer Art selbst ein Hexenkessel, in welchem aus den Ingredienzen Mittelalter, Hexerei, Teufel, menschliche Leidenschaften, in die sich dann wieder die Erfahrung des heutigen Lebens mischt, wunderliche Dinge gemischt werden. Auch er gehört zu den Künstlern, welche die Grenzlinie des malerisch Darstellbaren häufig überschreiten; das beweist schon der Umstand, daß in dem Katalog für beide Cyklen die Explicationen hinzugefügt werden mußten. „Die Hexe schläft auf einer Höhe des wolkenbekränzten Berges, von wüsten Träumen umgaukelt, während der Teufel, hohnlachend über seinen Triumph, sie verführt zu haben, sich von ihrer Seite hinwegstiehlt.“ Auf dem sechsten Blatt fährt sie in Gesellschaft zweier Kaufleute (warum „jüdischer“?) auf einem Fisch einen Strom herab und weissagt dem jüngern aus der Hand, wobei sie ihm mit Interesse ins Auge schaut. „Der Sinnenrausch, aus dem sie erwacht ist, hat in ihrer Seele eine Leere hinterlassen, welche nur durch eine echte, reine Liebe auszufüllen ist.“ Auf dem siebenten Blatt sieht denn auch „der Jüngling bei der Geliebten, welche fleißig und arbeitsam vor ihrem Stickrahmen sitzt; die stille Macht der Liebe hat sie bereits aus dem wüsten Hexenwesen zu häuslicher Eingezogenheit und Thätigkeit hingeführt.“ Diese Deutung möchte denn doch noch über den zweiten Theil des „Faust“ gehen. Man muß, denken wir, den Künstler als Ironiker auffassen, der zuweilen seine eigenen Gebilde persifflirt. Wunderbare Ideen und Gestalten ruft seine Phantasie aus der Nebelwelt hervor, aber seine Sehnsucht ist dabei die nach reinem und vollendetem Ideal, ein Gegner aus dem Gebiete rein

che jedoch unabläßig. Es iſt der echte Geiſt unſerer ältern Overbeck'ſchen und Görres'ſchen Romantik, mag man auch dagegen empfinden mögen, immer fühlt man ſich vom Hauch des Bedeutenden und von der Nähe der Huldgöttinnen angeweht.

Von beſonderm Reiz waren die meiſten der ausgeſtellten Aquarelle. Die Farben haben natürlich nicht die Wärme der Oelfarben, aber gerade das Friſche, Scharfe, Pikante der Aquarellfarben wird, wie die ausgeſtellten Bilder beweiſen, in der Hand mancher Künſtler zu einem der wirkſamſten Darſtellungsmittel.

Von vollendeter Technik in der wieder entdeckten und dann bedeutend vervollkommneten Kunſt der Glasmalerei zeugten die aus dem königlichen Inſtitut für Glasmalerei in Berlin hervorgegangenen Proben dieſer Kunſt, eine Anzahl kleinerer, an jedem ordentlichen Fenſter anzubringender Glasgemälde, meiſt getreue Copieen nach ältern oder neuern Oelgemälden.

Von den 121 Nummern plaſtiſcher Werke ſind die meiſten in dem vordern Mittelſaal der erſten Etage aufgeſtellt. Es begegnen uns hier die meiſten berühmten Namen der neuern deutſchen Plaſtik, die ältern Dannecker und Gottfried Schadow, Chriſtian Rauch und Ernſt Rietſchel, Hans Gaſſer und Fernkorn in Wien. Von beſonderm Intereſſe war das figurenreiche Gipsmodell Rietſchel's zum Lutherdenkmal in Worms. Die junge Kronprinzeſſin von Preußen, Victoria, ſtellte eine ſehr hübſche Gipsbüſte ihrer Schwiegermutter, der Königin, aus. Bemerkenswerth war die Gipsbüſte des Philoſophen Schopenhauer — der es alſo doch über ſich gewonnen haben muß, der verhaßten Menſchheit ein Abbild ſeines ärgerlichen Antlitzes zu gönnen, von Elisabeth Ney in Münſter.

Das manierirt Romantiſche einer Richtung in unſerer modernen Kunſt trat hauptſächlich hervor in den Gips-Basreliefs von Vincenz Pilz in Wien. Pferde, Menſchen, Gewänder u. ſ. w. erſcheinen da nicht in ſtrenger, kräftiger Naturwahrheit, ſondern wie nach einer gewiſſen althergebrachten Tradition geformt, und wer eins von dieſen Modellen geſehen hatte, erkannte bei den folgenden ſofort die nämliche Hand wieder.

Ein Reiter mit einem Bären kämpfend, von Albert Wolf in Berlin, in Bronze ausgeführt, iſt wahrſcheinlich das Seitenſtück zu der berühmten Kiſſchen Amazone auf der Treppe des berliner Muſeums und gehört wie dieſe, in ſcharfem Contraſt gegen die ſoeben erwähnten Kunſtwerke, der kräftig realiſtiſchen Kunſtrichtung an, die, im Anſchluß an die franzöſiſchen und belgiſchen Künſtler, Piloty unter den Malern am kräftigſten vertritt.

Wie das Porträt und die Hiſtorie, ſo hat auch das ſo blühende und für unſere Zeit ſo bezeichnende Genre ſein Gegenbild in der Bildhauerkunſt in den niedlichſten und anziehendſten Genreſtatuetten. Höchſt originell und hübſch war die kubirende Eule von Schiffelmann in Berlin in Zinkbronze.

Die Ausſtellung iſt am 30. September geſchloſſen worden und die große Mehrzahl der verſammelten Kunſtwerke bereits wieder nach allen vier Winden auseinander geflogen, um die verlaſſenen Plätze in den Prunkgemächern der Großen oder in dem Pantheon des Kunſtliebhabers oder im — Atelier des Schöpfers wieder auszufüllen und wird wol nie wieder in ähnlicher Weiſe ſich vor den Augen des großen Publikums präſentiren. Doch bleibt noch des Schönen genug zurück, um einen Beſuch des Muſeums auch jetzt noch lohnend zu machen. Es iſt Hoffnung gegeben, daß die verſprochenen Plätze wenigſtens zum Theil durch neue Zuſendungen bedeutender Werke wieder belegt werden ſollen. Es wäre eine ſchöne Idee, wenn ſich in den Räumen des Richartz'ſchen Kunſttempels eine Art von permanenter hiſtoriſcher Kunſtausſtellung im Anſchluß an die jetzt beendete entwickelte, in der uns in verſtändlicher Abwechſelung eine wenn auch kleine Reihe der bedeutendern Leiſtungen unſerer modernen Kunſt ſtets vor Augen bliebe.

Fragen wir nun ſchließlich noch nach der Betheiligung des Publikums an dem Unternehmen, das gerade durch die Zuſammendrängung ſo vieles Schönen, Gute und Feinen geeignet war, Augen und Herzen auch eines größern, bisher an der Kunſt noch kalt und theilnahmlos vorübergehenden Publikums für ihren Zauber zu erſchließen, ſo bleibt das in Zahlen ausgedrückte Reſultat allerdings, wir müſſen geſtehen, hinter unſern Erwartungen zurück. Von den 120000 Kölnern waren nur 8(0) Abonnementsbillets gelöſt. Sind die Leute ſo geſchäftig oder iſt wirklich der Sauerteig der Freunde des Schönen ein ſo kleiner Bruchtheil der Maſſe? Die Geſammtzahl der nicht abonnirten Beſucher betrug während der drei Monate der Ausſtellung 30000, worden eine ſehr ſtarke Hälfte auf die Sonntage kam, wo das Entree auf 7½ Sgr. und auf die drei Tage im Dezember, wo es auf 5 Sgr. herabgeſetzt war und an denen „anſtändige" Menſchen nicht hingingen. Es haben alſo etwa 20000 „anſtändige" Menſchen, wovon viele noch zwei- oder dreimal, das Muſeum beſucht. Rechnet man dabei den enormen Zuſammenſtrom von Fremden, der in Köln während der Rheinſaiſon tagtäglich ſtattfindet und der dieſen Sommer noch durch den Künſtlercongreß, den Congreß der Vertreter deutſcher Eiſenbahnen und ganz beſonders durch das Manöver, während deſſen zahlloſe Offiziere uniformen aller königlichen Staaten die Straßen belebten, ſehr vermehrt wurde, ſo erſcheint dieſe Zahl, unſerm Gefühl nach, winzig klein. Ob ſie den Erwartungen der Unternehmer entſprochen hat, können wir nicht berichten.

Aus deutſchen Bädern.

VI. Der Schwarzwald und ſeine Bäder im Winter.

III.

Wir haben aber auch unſere Nachtſeite, unſere Kehr- eine Taufe, eine Hochzeit, ein Begräbniß — ſo auch hier

wird auf dem Lande zu einer wirklichen, schönen Unterbrechung des Alltagslebens.

So geht lustig zu bei unsern Taufen im Schwarzwald. Sobald der Mutter halbwegs wiederhergestellt ist, werden die Paten und nächsten Verwandten und Freunde zum Feste geladen; aber auch sonst wird alles — „geladen", nämlich alles, was von alten Schießwaffen zur Hand ist. Denn der Täufling wird mit Schießen vom Hause bis zur Kirche und von der Kirche wieder bis nach Hause begleitet. Trotz Wind und Wetter, Schnee und Regen, Sturm und Eis wird der Säugling in feierlicher Prozession am bestimmten Tage zur bestimmten Stunde zur Kirche getragen. Vorgekommen ist es noch nicht, daß hierbei, wie letzthin in Stettin, wenn ich nicht irre, der Täufling unterwegs erfroren; dazu ist's am Ende selten kalt genug hier in unsern durch vulkanische Kachelöfen geheizten Bergen. Aber es mag schon manches Kind sich dabei den Tod oder Krankheiten geholt haben, denn oft muß die Taufe stundenweit über Wald und durch den Wald zur Kirche ziehen.

Zu Hause wieder angekommen, beginnt alsbald ein Taufessen, das der Hochzeit zu Kana kaum nachstehen wird; denn daß der Wein bei einer solchen Feier hier zu Lande jemals ausgegangen, hat sich nicht ereignet. Koche es das Pfarr, backe es Haus und Hof, bei dem Feste darf nichts fehlen! Wer es irgend kann — und da es Mode ist, können es alle, die nicht offen ihre Armuth eingestehen wollen —, der lädt den geliebten Koch, Herrn X. X., von Badenweiler kommen. Dieser hat jahraus jahrein Taufessen oder Hochzeitessen zu besorgen, sodaß ein Aschenbrödel, von Rothmund zu Rothmund gehetzt, dagegen ein Ruhetag ist. Seine weiße Jacke, Schürze und Mütze mit in der Taufkutsche, muß er vorsehen haben, was er gekocht, gebraten, gebacken hat. Der Wein fließt bei dem Mahle in ungemessenen und ungeschlossenen Krügen, die beständig auf der Wanderfahrt vom Tische in den Keller und zurück aus dem Keller zum Tische sind. Gegessen und getrunken wird dabei, daß einem angst und bange werden könnte. Wenn der Kuchen kommt, gibt's Gesundheiten in Menge, aber Reden habe ich dabei kaum gehört. Dann wird wol ein Lied angestimmt, das natürlich die Kehle immer durstiger macht. Nun kommt die Zeit, wo der, der ein gutes Glas Wein im Keller hat, es zahlt, und vom Most zur That übergehend, verschwindet er, um bald mit einem Korbkruge wieder zu erscheinen und seines Weines Kraft und Güte erproben zu lassen. Denn Freigebig ist hier alle Welt. Der Wein schmeckt nun herrlich gut und hat in der That auch die gute Seite, daß er noch andere Nahrung von andern Nachbarn auf den Tisch lockt. Das dabei alle Welt des Guten zu viel thut, versteht sich von selbst. Dennoch aber muß ich gestehen, daß ich einen vollkommen Betrunkenen kaum bei solcher Gelegenheit gesehen, denn — alle sind zufrieden, vergnügt, gesellschaft und gesittet.

Ein eine Taufe dauert regelmäßig zwei Tage, worauf dann die Wöchnerin, die ihr bewohnt und versteht, sehr oft monatelang nicht wieder recht ins Gleis kommen kann, das Kind allerlei Unbehagen davontragt, der Vater für die Taufkosten dem Juden in die Hände gefallen ist und die Gäste sich den Magen verdorben haben. Aber keiner denkt daran, daß die Taufe an all dem Unbehagen, das sie oft folgt, schuld ist und — bald beim geordnet, bleiben, solange Kinder kommen wollen, am ehesten Gelegenheit zu einem Gelage Taufen wie keine andern.

So geht mehr denn Eine Familie hier im Lande herum, die einst reich oder wenigstens wohlhabend, am Taufsegen zu Grunde gegangen ist.

Die Taufe ist übrigens ein ziemlich loses Band der Verwandtschaft. Ich erinnere mich kaum, daß ich von Vetterschaft hätte sprechen hören; „Gothe" hört man dagegen alle Tage oft und lang die Taufpathen nennen. Der Gebrauch, daß die Pathinnen sich alle Jahre zwischen Neujahr und Ostern durch eine große Gegel bei ihren Täuflingen ins Gedächtniß zurückrufen, mag mit hieran schuld sein. Am Sonntag nach Neujahr werden solche „Gothe-Brezeln", groß und klein, zu Hunderten gebacken und verschenkt.

Bei einer Hochzeit — Davon im Nächsten.

Der berliner Einzug.

* Am Freitag schrieb man uns aus Berlin: „Wunderschönes Wetter — schöner als die Krönungs-Herrlichkeiten den königsberger Sonnenschein schildern konnten' Vom Frankfurter Thor bis zum Schloß auf der Seite des Lustgartens alle Häuser geschmückt, Masthäume hoher, daran schwarzweiße und schwarzsilberne Fahnen — eine zwar nicht dem Auge, aber doch dem Herzen wohlthuende Zusammenstellung. Hier und dort auch schwarzrothgoldenes, unter anderem die reiche Flagge des Thorer — die köstlichen Gewerkslaube. Kanonenschüsse, Glockengeläute. Zwischen der Thorer pforte und den Linden grandiose — Prügeleien der elenden Schreckenseingeborenen, erst mit dem Publikum, das nicht weichen wollte, dann — gemüthlich unter sich. Die Thorpforte ist ein etwas schwerfälliger Bau, an alter Schrank mit vier Oeffnungen und vier Thürmchen darauf, bekleidet mit blaugrünem Kalken und darüber die dunkeln Gewänder der Tonnen und Ahnen; es sah — nicht schön aus. Die Thürme waren mit Fahnen und Wappen überladen. Doch gewährte das Totalbild, als der Zug aus der Landsberger Straße kam, einen effektvollen und glänzenden Anblick. Ebenso bei der langen Brücke und der Schloßbrücke, die mit ihren Figuren und Kränzen prächtig aussahen.

„Der König sitt ein braunes Roß. Die Königin im Krönungswagen trug weiß, einen Hermelinmantel und ein Silberland; die andern Prinzessinnen trugen Kränze von weißlichen Blumen — auch die Kornblumen, angeblich Lieblingsblume des Königs (sein Vater liebte die Hortensie), waren zahlreich vertreten. Die Königin sah außerordentlich jugendlich aus.

„Eine gewisse Mißstimmung — und sie war allgemein infolge der königsberger Rede — hörte sich erst allmählich. Als die Königin auf den Balcon trat, flogen drei Tauben auf, eine mit einem schwarzweißen, die andere grüngrünen, die dritte schwarzrothgoldenen Bande. Die Erleichterung war grenzenlos und ergreifend. Ehrfurcht machte sich eine gewaltige Straßenrede am Balcon des Kronprinzen, darüber die Umstehenden: „Gott mit Uns!"

(Ausgegeben am 31. October 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 45.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Der Typhon. Ein Nachtstück. — Ein Proceß in Rom. Von Franz von Kemmerodorf. XVII. XVIII. — Gut und schön. — Aus und gegen den Materialismus. II. — Neues aus der Welt.

Der Typhon.

Ein Nachtstück.

Treibende Wolken warfen ihren Schatten dunkel hinunter in das Thal, ein launenhafter Wind kreiselte in kurzen, scharfen Stößen Blätter und Staub empor; hinter der rauhen, scharfen, mit kurzem Strauchwerk bewachsenen Felskante fiel gebrochener Sonnenstrahl, nur matte Helle dem öden Orte verleihend. An der einsamen Stelle lag ein einsamer Mensch. Düster war das bleiche, von schwarzem Kraushaar umflogene Gesicht — starrten die Augen unter den zusammengezogenen Brauen. Dann und wann brach ein wilder, abgerissener Laut von den aufeinander gepreßten Lippen. Der festgebannte Blick schaute in die innere Nacht, obgleich er, wie schon stundenlang, in seiner Pein dem unten friedlich ruhenden Thale zugewendet war. Zu seiner Pein! Dort lag ja die Wohnung dessen, den er haßte mit allen Gluten, mit allen Martern der Seele, mit der sich selber folternden Qual lange genährten Grolles.

„Ja", sprach er dumpf in sich hinein, „habe ich nicht ein Recht, ihn zu hassen? Ein Recht, ihm zu fluchen? Eben weil ich ihn geliebt habe! O thörichte Liebe, die mich, den einzigen, vergötterten Sohn reicher Aeltern, zu dem dürftigen, abgerissenen Knaben hinzog! Ich theilte mein Brot, meine Spiele, mein Herz mit ihm. Was trieb es mich, ihm nachzugeben, um seine Freundschaft zu werben wie um ein köstliches Gut? Ich zog ihn hervor aus dem Dunkel, wo er verkümmert wäre! Durch mich, durch meine Stärke, schützende Freundschaft gelang es ihm, die drückende Fessel der Armuth von sich zu werfen! Ich machte ihn frei von ihrer Knechtschaft, ich ebnete seinen Pfad! Ich Thor, ich hirnloser Narr freute mich seiner Triumphe! Ich war glücklich, ihn mir gleichzustellen, ihn mir vorgezogen zu sehen! Und als er nach jahrelanger Abwesenheit wiederkam, wie jubelte mein Herz vor Entzücken! Wie brannte ich in wahnsinniger Verblendung, ihm das Mädchen zu zeigen, das ich liebte, das der Wille ihres Vaters mir zugesagt hatte! Ja, Claude, ich fluche dir! Ohne dich hätte ich sie gewonnen, ohne dich wäre ich nicht elend wie jetzt! Konnte ich ahnen, als du verstummt vor ihr standest, daß du mich verdrängen, auf den Trümmern meines Friedens dein Glück erbauen würdest? Und doch kam es so! O welche Hölle hat in mir gebrannt diese drei langen, schrecklichen Jahre! Und noch immer brennt, nicht, glüht es in mir, noch immer! Ewig muß ich euch fluchen!"

Er war aufgesprungen von seinem Sitze; drohend streckte sich die geballte Faust empor, die Zähne knirschten in bewußtlosem Grimme.

Einzelne schwere Regentropfen fielen kühlend

hernieder; der stärker gewordene Wind heulte und pfiff durch die scharfen Kanten des Gesteins, das dichte, stachelige Gesträuch auseinander peitschend, das seine schlanken Ruthen flatterten; zwischen den aufliegenden Wurzeln des verkrüppelten Bäumchens, das nur mühsam seine Nahrung in dem ungastlichen, steinigen Boden fand, schlich eine Kreatur träge und mühsam entlang. Die mächtig hereinbrechende Dämmerung, diese traurige Oede des Orts waren wol wenig geeignet, ein haderndes, empörtes Menschenherz zu beschwichtigen. Waren doch diese Felsen im Gerede des Volks als ein Wohnsitz böser Geister verrufen und gemieden. Manche schauerliche, düstere Sage knüpfte sich an sie; der geschäftige Aberglaube hatte sie mit seinen phantastischen Arabesken wie mit rankendem Schlinggewächs übersponnen. Bis hierher drang nicht der liebliche, sanft beruhigende Klang der Abendglocke aus dem Thale, nicht der Laut menschlich befreundeten Treibens. Ein zerrissenes Gemüth konnte hier nicht Trost finden, nur in tiefere, schwärzere Nacht versinken. Und so ergab sich auch der bleiche junge Mann mehr und mehr dem brennenden Rachedurst, der finstern Verzweiflung, dem alles Böse herausfordernden Trotz.

„Ja, mein Leben gehört euch schon an, ihr bösen Mächte! Mich zu betäuben, die brennende Qual zu überschreien, taumele ich sinnlos, willenlos dem Verderben in die Arme! Der ergrauenden Mutter täglich blässeres, gramvolleres Gesicht, die stumme, rührende Bitte ihrer treuen Augen haben keine Gewalt mehr über mich, keine Gewalt über den Dämon, der mich umhertreibt, unstet und ruhelos! Die Heiligen haben mich verlassen; so entsage ich denn ihnen; so will ich denn euch ganz angehören! Nur räche meine Schmerzen an ihnen, die mich elend gemacht, du mächtiger Geist dieser düstern Felsen! Nimm ihnen das Liebste, was sie haben! Vernichte, zerstöre ihr freveindes Glück! Laß sie elend werden, wie ich es bin, so soll mein Fuß keine Kirche mehr betreten, so will ich dir dienen, dir allein!"

Die laut gerufenen Worte erschollen zwischen den Felsen, ein gellendes Echo begleitete sie; ein Stein, von der Erschütterung der Luft gelöst, rollte in polternden Absätzen hinunter in die Tiefe.

Spät in der Nacht erst sah die kummervolle, gebeugte Mutter den geliebten Sohn, ihren Bernhard, in das väterliche, jetzt so freudenlose Haus heimkehren. War es ihr doch ein Trost, daß sie ihn wiederhab; ihre bangende Seele hatte sich die langen, traurverbrachten Stunden abgequält mit Zweifeln und Befürchtungen, die sie das Schlimmste ahnen ließen. Hatte sie ihn doch jetzt wieder unter ihrem Dache und nachdem sie lange gebetet und geweint, besänftigte ihr Mutterherz aufs neue für den Liebling, legte sie beruhigter ihr Haupt auf das Kissen. Er war ja so jung noch, das Leben hatte ihm noch so reiche Schätze zu bieten.

So lebten beide, Mutter und Sohn, noch längere Zeit ein düsteres, einförmiges Leben. Sie um ihn trauernd und bangend mit beklommener mütterlicher Sorge, er im ersten Schmerz der Jugend, an dieser festhaltend wie an einer Pflicht, sich an ihn klammernd in hartnäckiger Verblendung, an seine ewige Dauer glaubend. Und doch umgab ihn rings der Wechsel und die Veränderung. Er selber war schon verändert, er wußte es nur nicht. Seine Seele war nach und nach aus dem verwirrenden Tumult wilder Leidenschaftlichkeit in eine ruhigere Empfindung, in eine wohlthätigere Erstarrung gesunken. Allmählich ebneten sich die stürmischen Wogen des Herzens und eine milde Wehmuth stieg aus dem Grunde hervor. Er fühlte sich befremdet, innerlich erstaunt über sich selbst, daß die Mahnung der Rache jetzt so still war in ihm, daß ihre Glut erloschen, ihr wilder Schrei so gänzlich verhallt war, ja daß ein Gefühl von Reue, von Scham, ein stiller Vorwurf dem eigenen Herzen ihre Stelle einnahmen. War doch sein Wunsch erfüllt worden, war doch herbes Leid über sie, die er zu hassen wähnte, hereingebrochen.

Vom Scheitel des Berges hatten sich düstere Wolkenmassen unheildrohend in das Thal gesenkt; langwährende Gewitter hatten ihre Schrecknisse hineingeschleudert; ein verheerender Wolkenbruch hatte den Wohlstand des jungen Paares, ihr bescheidenes Glück zertrümmert und kurze Zeit nachher traf sie ein noch härterer Schlag, ein Schlag, der ihre Herzen erstarren und verzweifeln machte, alle Blüten der Freude aus ihrem Leben riß. Ihr holdes, zweijähriges Knäbchen ward als kalte Leiche aus dem kleinen Bache gezogen, der unfern von ihrer Wohnung seine raschen, hellen Fluten zwischen frischgrünen Ufern dahinschlängelte. Ach, wie viel stille Seligkeit, wie viel süße, glückäugelnde Hoffnungen tauchten mit diesem zarten, lieblichen, bleichen Lockenköpfchen hinunter in die schwarze Erde, in die trostlose, öde Nacht des Grabes! Für immer hinunter und nur ein kleiner, thränenbenetzter Hügel nahm ihre Stelle ein. Sie waren arm und elend geworden, aber war denn er, ihr Feind, reicher, glücklicher geworden? Ihr

Feind? Er war es nicht mehr; er haßte sie ja nicht mehr, er hasste sich nur selbst.

Nach einem stürmischen, wetterdurchleuchteten Sommer war ein milder Herbst gekommen. Die Natur hatte sich allgemach für den stillen, fühlenden Frieden des Winters vorbereitet, sie hatte den bunten Schmuck von Blumen und Grün, das grelle Sonnengold, die lärmende Freude von sich gethan; die Millionen Stimmen geschäftigen Regens und Treibens waren leiser geworden und schienen bald ganz verhallt unter der weichen Decke, welche dann der Schnee über die Erde breitete. Auch der Winter war seinem Ende genaht und wenn nun der Neuling kommt mit seinem tausend holden, lebenweckenden Grüßen, seinem jubelnden Lerchen, seiner lachenden Sonne, die wie eine liebe, langvermißte Freundin durch unsere Augen in unsere Brust scheint und so gern allen Mißmuth, allen Gram, alle Düsterheit darin schmelzen und aufthauen möchte, wie sie den Schnee hat schmelzen und aufthauen gemacht — dann, so hofft Bernhard's Mutter, wird auch ihr Sohn ganz genesen, ihre Sorge wird aufhören, ihre schweigende treue Pflege belohnt werden. Blickt doch sein Auge heiterer und freier, hat er doch schon ein dankbares Lächeln für sie. Und es wird bald noch schöner, freudiger um sie her werden, die alten Tage des Frohsinns und des Glücks, der heitern Geselligkeit werden wiederkehren; denn ein anderer Sonnenstrahl, ein Strahl freudiger Liebe ist durch seine Augen in sein Herz gefallen und hat es wieder warm, wieder jugendlich schlagen gemacht. Seitdem schickt er oft im leichten Nachen über den anmuthigen, schilfumkränzten See, der seine Heimat begrenzt, und jedesmal bringt er leuchtende Blicke, ein frohes Lächeln mit nach Hause.

Schwüle, sommerliche Zeit war herangekommen; kein spielendes Lüftchen hob seit einigen Tagen den drückenden Schleier, den die Glut der Sonne über Flur und Feld gebreitet hatte. Die Gegend schien in ihrem brennenden Glanze zu erzittern, alles lebende beugte sich vor ihrer gebietenden Macht, ihrer unwiderstehlichen, siegenden Herrschergewalt. Selbst die Wellen des Sees schienen gebannt zu schlummern, selbst das rastlose Schilf schien das Rühren und Neigen verlernt zu haben. Der tiefblaue Himmel spannte sich in blendender Unermeßlichkeit aus über die Erde; keine milde Wolke mit kühlen, grauen Schwingen, bereit, sich in sie zu versenken, verhieß der schmachtenden Erscheinung mit ihrer lieblichen Kühle.

Und doch — ein kleines, tiefschwarzes Wolkchen schien hart über dem Berge, wo die höheren Felsen drohten, zu schwimmen, unbeweglich, regungslos angeheftet. Oder war es vielleicht nur in der Ferne ein losgerissener Baum, ein überhangendes Gebüsch?

In dem kleinen Kahn, der auf der trägen Flut sich leise wiegend vorwärts bewegte, lag Bernhard, das Gesicht dem Himmel zugewendet, die Augen träumend zu ihm aufgeschlagen. Wo leuchtete heut' ein seliger Frieden, ein stilles, unaussprechliches Glück von seinem Angesicht. Er hatte das übervolle Herz zu den Füßen der gebenedeiten Jungfrau niedergelegt; er hatte gekniet an heiliger Stätte mit heißer, brennender Inbrunst, mit jubelvollem, dankendem Entzücken. Daher die Verklärung, diese demüthige und doch so stolze Freude in seinen Zügen, diese schimmernde Thräne der reinsten Wonne in seinen Augen, indem er an die geliebte Mutter denkt und wie sie sich des Sohnes nun wieder freuen soll; wie sie der bessere Tage des Glücks erleben wird, die er ihr bereitet nach langem Harm wie er ihr jeden Schmerz, jede Thräne vergüten, vergessen machen will, das sie geweint ist. Er greift wieder nach dem Ruder. Noch einen grüßenden, frohen Blick wirft er zurück in die Ferne, dann theilt er mit kräftigem Stoße die Flut, ungeduldig, die Heimat zu erreichen.

Hätte er doch länger hinter sich geblickt! Hätte er höher hinaufgeschaut als zu jenen grünen Bäumen, die das freundliche Schlößchen mit den weithin blitzenden Fenstern, von woher noch vor kurzen Stunden sein froher Kuß sich gelenkt hatte, jetzt einhüllten und verbargen! Hätte er gesehen, wie jene kleine schwarze Wolke immer größer, immer drohender anschwoll, wie sie sich ablöste von dem Felsen, wie sie sich tiefer und tiefer hinabsenkte, schwer und bange, wie eine Last von Unheil in sich tragend, wie tiefe, drohende Nacht sich vor ihr ausbreitet!

Taucht denn die Ferne? Welche entsetzliche, grauenvolle Erscheinung ringt sich aus der Ferne hervor! Eine ruinende, schwankende, riesige Säule; oben schwefelgelb, glühroth, flammend und zuckend, unten schwarz wie qualmender Rauch des Höllenschlundes. Dumpfes, fürchterliches Getöse, krachendes Schmettern, unheimliches Knistern und Sausen, keinem anderen Geräusch vergleichbar als dem Grollen und Knirschen verwunschener, zürnender, dem Abgrund entstiegener Dämonen, geht vor ihr her, zugleich mit der Angst und dem Entsetzen.

Sie naht sich; mit wirbelnder Schnelligkeit kommt sie heran, alles auf ihrem unnahbaren Pfade vernichtend, zerstörend, Bäume entwurzelnd und

mit gewaltiger Kraft vor sich herwälzend. Jetzt erreicht sie das Wasser; sie schwankt, sie biegt sich, sie krümmt sich bis zum Grunde hinunter. Zischende, zuckende Flammen fahren aus dem Dunkel; ein dumpf brausendes Brüllen, ein schreckenvolles Geheul entsteigt der gespensterhaften Erscheinung. Da, o Grauen, zertheilt sie sich in zwei furchtbare Hälften, wovon die eine ihren verheerenden Weg landeinwärts nimmt, ihn mit wüsten Trümmern belastend, — die andere braust heran über die Gewässer, sie aufwühlend in der Tiefe, kochenden Schaum vor sich her peitschend. Sie hat den vergeblich flüchtenden Kahn erreicht; wüthend stürzt sie über ihn her und begräbt ihn unter ihrer Wucht. Ein einziger gellender Schrei, ein Angstruf von menschlichen Lippen übertönt auf einen Moment ihr Geheul. Sie schwankt, sie zögert, wie um den letzten, zitternden Funken des Lebens aufzufangen — dann stürmt sie weiter über den See dahin. Die empörte Flut rauscht hinter ihr her, wallende Nebel schließen den Gesichtskreis, in der Ferne verhallt ihr Donnern und Brausen, zuckend verlöschen ihre Blitze — — —

Eine Stunde später herrscht wieder die vorige Stille, der vorige Frieden in der Natur; nur daß ein sanfter Regen mit lieblichem Plätschern herniederträufelt, die durstigen Fluren zu tränken. Alles scheint ein Traum, ein entsetzliches Spukbild gewesen zu sein. Jenes Spukbild ist verschwunden; nichts ist zu schauen als nicht fern vom Gestade ein umgestürzter Kahn, der langsam treibend sich dem Ufer naht.

Ein Proceß in Rom.

Von Franz von Kemmerebork.

XVII.

Auch als junges Mädchen hatte Gräfin Policastro oft müde über einer schwach glimmenden Lampe genickt und war über dem Auswählen — bunter Steinchen eingeschlafen. Ihr Vater war ein Mosaikarbeiter gewesen. Sie selbst fügte jene unscheinbaren Früchte und Blumenstücke zusammen, welche die unterste Stufe der musivischen Kunst bezeichnen.

In Maddalena's Familie herrschte der gut römische Brauch, sich in der Osteria zu vergnügen, solange Geld vorhanden war, und die Nacht durch zu arbeiten, wenn die Mittel knapp wurden. Sie hatten damals auch einen Miethherrn, der, wenn er sich zu Hause befand, sich gewöhnlich in der allgemeinen Wohn- und Arbeitsstube aufhielt, neben Maddalena saß und ihr die Steine sortiren half. Er war ein blasser, schwächlicher, junger Mann und hieß Graf Policastro. Oft wärmte er sich seine erstarrten Finger an dem Kohlenbecken, auf welchem Maddalena's Mutter die bescheidene Mahlzeit kochte, und verschmähte es zuweilen nicht, mit der Familie zu essen.

Welches Geschick hatte den Mann, der den Titel eines Grafen trug, in die Stube des Arbeiters verschlagen? Seine Hausgenossen wußten es nicht; er war eben heruntergekommen in seinen Verhältnissen wie so viele. Eines Tages heirathete er Maddalena. Worin eigentlich sein Geschäft bestand, davon hatten weder die junge Frau noch deren Aeltern eine Ahnung. Sie sahen ihn nur täglich in modischen aber etwas abgenutzten Kleidern ausgehen; zuweilen besaß er Geld, mitunter war es auch nicht der Fall. Man heirathet leicht in Italien, nach den Subsistenzmitteln erkundigt sich die Behörde nicht in einem Lande, wo der Bettel für ein nicht unehrenwerthes Gewerbe gilt. Maddalena wurde nach der Trauung so wenig wie vorher in die Verhältnisse ihres Gatten eingeweiht, indessen lebten sie gut und freundlich zusammen.

Girolamo Graf Policastro trieb eine eigenthümliche, specifisch römische Industrie. Wenn Fremde in der Ewigen Stadt ankamen, so währte es nicht lange bis sie eine Visitenkarte erhielten: „Graf Girolamo Policastro.“ Wurde die Erlaubniß zum Eintritt ertheilt, dann erschien ein Mann, der in seiner äußern Erscheinung zu bescheiden für einen Besucher und zu anständig für einen Bettler aussah. Er nahm auf dem Rand des Stuhles Platz, den man ihm anbot, und zog nach kurzer Einleitung verschiedene Papiere aus der Tasche. Lose waren es zu allen möglichen Lotterieen, Subscriptionslisten für die verschiedenartigsten Zwecke. Der blasse, verlegene, junge Mann radebrechte einige fremde Sprachen, er vermochte von Amerikanern Beiträge zu erlangen für protestantischen Gottesdienst, bei Ultramontanen erlangte er Unterstützungen für das Kloster der Neophyten. Gewöhnlich sprach er gebrochenes Französisch, lange Paris hatte ihn so ziemlich sicher gelebet, wo er für emigrirte Edelleute und Priester und wo er für vertriebene Männer der Fortschrittspartei zu sammeln hatte. Von einigen erhielt er Grobheiten, von andern ein paar Thaler. Wenn Graf Policastro's Taschen gefüllt waren, führte er Maddalena nebst ihren Aeltern erst ins Theater und nachher in die Osteria, wo er sie herrlich bewirthete. War hingegen die Ernte schlecht ausgefallen, dann aß er sich satt an dem

Anna.

Es wird Dir Alles klar werden: wir entdecken unſere Liebe der Churfürſtin. Sei nicht zerſtreut, Patkul! Laß Arabien mit ſeinen Mährchen, es war ein thörigter Scherz von mir. Horch, ein Wagen —

Bedienter.

Frau von Prittwitz.

Zweite Scene.

Frau von Prittwitz. Die Vorigen.

Fr. v. Prittwitz.

Mais, mon dieu, liebe Einſiedel. Sind Sie noch nicht fertig? Ah, Herr von Patkul (forſchend). So hat — die plauderhafte — Fama doch nicht —! Mein Gott, liebe Einſiedel, der Wagen ſteht vor der Thür. Wir ſollen um 8 Uhr in Moritzburg ſein.

Anna.

In Moritzburg?

Fr. v. Prittwitz.

Iſt Ihnen denn nichts angezeigt worden? Da ſieht man, in welchen Troubles wir leben. Die Churfürſtin verlangt uns zum außerordentlichen Dienſt nach Moritzburg.

Anna.

Liebe Prittwitz, hier muß ein Mißverſtändniß ſein.

mit abgeschnittenem Schwalenest zubereiteten Nachtgericht der Arbeiterfamilie.

Dieses Zigeunerleben ist weit weniger traurig, als es solche wähnen, die mit dicken Säften und übler Laune über ihren Rentenscheinen brüten. Das Ehepaar wäre glücklich gewesen, wenn nicht ein trockener Husten häufig Girolamo geplagt hätte. Es zeigte sich kurz nach seiner Verheirathung, daß Graf Pelestro die Schwindsucht hatte. So lange es ging, setzte er sein Geschäft fort, wobei ihm seine hohlen Wangen zu manchem Thaler halfen. Als er sich nicht mehr vom Bett zu erheben vermochte, pflegte ihn Maddalena treu. Er strengte den letzten Athem seiner kranken Brust an, ihr etwas mitzutheilen, aber sie verstand ihn nicht; war es das Geheimniß seines Lebens, welches er ihr zu spät enthüllen wollte, so erlosch es mit ihm.

Maddalena beweinte ihren Gatten aufrichtig. Während ihrer Ehe hatte sie noch vollständig ihre geringe Arbeitslust verloren. Der jungen Frau wurde es unerträglich in dem Hause, in welchem sie seit ihrer Kindheit gewohnt war Girolamo zu sehen. Aber wohin gehen, ohne Geld, ohne Kenntniß und ohne Freunde? Unter solchen Umständen faßte die Witwe von zwanzig Jahren einen abenteuerlichen Entschluß. Ihr einziger Bruder befand sich als Missionar bei den Wilden Nordamerikas, gerade um die Zeit von Girolamo's Tode war er in Geschäften der Mission nach Rom gekommen. Maddalena erriech, wie weh ihm das Scheiden von der schönen Heimat that, so wenig auch der schwärmerisch religiöse Mann es äußerte, es mochte ihm wol nicht gut gehen auf seinem fernen Eiland. Gräfin Pelestro sagte nichts, sondern verkaufte in der Stille die wenige Habe, welche Girolamo hinterließ.

Als das Schiff den Hafen verließ und der Missionar mit feuchten Augen auf das verschwindende Festland von Italien blickte, da stand plötzlich seine Schwester Maddalena vor ihm. Er zauste zwar, hatte aber nicht den Muth sie zurückzuschicken. Die unwissende Römerin ahnte nicht, welche Entbehrungen ihrer harrten. Als sie auf einem Kahne in glühender Sonnenhitze den Strom hinabfuhren, die feuchten Nächte unter einem Zelte zubrachten und spärlich von den mitgenommenen Vorräthen lebten, bereute sie zum ersten male ihr Unternehmen. Acht Tage währte diese mühsame Art zu reisen, bis sie die hoch nördlich in einem Binnensee gelegene kleine Insel erreichten. Da lag noch Eis, ungeachtet der bereits vorgerückten Jahreszeit, da ärmliche Hütte des Missionars bot geringen Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Die Wilden lebten vom Fischfang; war ihr See zugefroren, so hungerten sie, sobald das Mehl verbraucht war, welches sie von den Agenten einer Pelzwerkhandlung eintauschten, die zweimal im Jahre die wüste Insel besuchten. An Vorräthe dachten die leichtsinnigen Kinder der Natur nicht und ebenso wenig der christliche Missionar; er theilte seinen letzten Sack Mehl mit ihnen und hungerte dann wie sie. Anfangs fürchtete sich Maddalena vor den dämonischen schrecklichen Gesichtern, die das weiße Weib so verwundert anstarrten, und wagte keinen Schritt vor die Hütte zu thun. Indessen stand bald die Schwester des Priesters bei den Insulanern in großem Ansehen, sie vermochte zu zaubern. Auf diese Weise wenigstens deuteten die Wilden die Erscheinung eines Schweines und einiger Hühner, lauter Thiere, die bisher auf der Insel unbekannt gewesen. Später halfen die Eingeborenen Maddalena ein Gärtchen anlegen mit dem Samen, den sie nebst den Thieren von den Agenten der Pelzwaarenhandlung erhalten hatte, der einzigen Verkehrsvermittelung dieser traurigen Gegend mit der Civilisation.

Zwei Jahre hielt es Maddalena aus. Sie hatte sich damit zerstreut, die äußere Lebenslage ihres Bruders nach Kräften zu verbessern. Die Wilden hatte sie daran gewöhnt, im Herbste dem Missionar einen Vorrath von Fischen zu bringen zum Trocknen und Einsalzen. Als hierin nichts mehr zu leisten war, brach das lange unterdrückte Heimweh in Maddalena mit Gewalt aus. Der Missionar hörte ihre Klagen mit schmerzlichem Lächeln, er begriff wohl, daß ein stärkeres Motiv als bloße Laune erforderlich war, um auf der öden Insel auszudauern. Daher raffte er zusammen, was er an Geld besaß, und Maddalena kehrte nach Rom zurück.

Die Summe, welche Gräfin Pelestro von ihrem Bruder erhielt, war ungenügend zur Reise. Unter Entbehrungen und unsäglichen Mühsalen langte Maddalena in der Heimat an. Inzwischen färbten sich ihre Haare grau, was mit dem kränklichen, jugendlichen Gesicht seltsam contrastirte. Gräfin Pelestro klopfte müde und gebrochenen Muthes an dem Hause der Via Claudiana, das sie vor zwei Jahren verlassen hatte. Fremde öffneten die Thür. Die Aeltern waren mittlerweile gestorben, deren geringe Habe zerstreut. Verwandte besaß Gräfin Pelestro keine in Rom,

ihre Familie stammte aus den Marken. Die erste Nacht schlief sie auf der Spanischen Treppe; am Morgen begab sie sich nach der Kirche Ara Coeli. Es lag etwas Entschlossenes in dem Wesen der jungen Frau, als sie sich in der Sakristei an den hagern, bleichen Jesuiten wandte, weit verschieden von den heuchlerischen Mienen sündlicher Demuth der gewöhnlichen Besucherinnen dieses Ortes.

„Man muß leben, Pater!" sprach sie mit Bestimmtheit, „und ich habe nicht einen Baiocco, auch nicht das Mittel etwas zu erwerben; ich bin zu allem bereit. Verschaffen Sie mir ein Unterkommen!"

Es war dies mehr in der Form einer Forderung als in der einer Bitte ausgedrückt.

„Kommen Sie in acht Tagen wieder!" entgegnete der geisterhafte Jesuit in leiser, lispelnder Stimme, gedrängert von ihrem trotzigen Wesen.

Da unterbrach ein grelles Lachen die unheimliche Stille des Ortes. „Habe ich Ihnen denn nicht gesagt, daß ich keinen Baiocco besitze, seit vierundzwanzig Stunden nicht mehr ab, heute Nacht im Freien schlief, und Sie vermessen mich auf eine Woche!" versetzte Maddalena bitter.

„Gott wird Ihnen helfen und bis dahin lernen Sie die Resignation", erwiderte der Jesuit, neigte sein bleiches Haupt und schritt auf die Gruppe alter Weiber zu, die seiner harrten mit mannichfachen Anliegen.

Während dieser Unterredung stand ein Prälat mit veilchenblauen Strümpfen vor einem schlechten Gemälde, das er aufmerksam zu betrachten schien, ohne das in seiner Nähe geführte Gespräch zu beachten. Er nahm behaglich eine Prise. Dann folgte er der Frau, die mit festen Schritten und trotziger Haltung die Sakristei verließ. Als Maddalena den schweren Ledervorhang von der Thür gehoben, stand sie einem höflichen Mann gegenüber.

„Nehmen Sie, gute Frau, und besuchen Sie mich in —" er zauderte, bis wie lange es dauern würde, daß sie sich erholt hatte — „vierzehn Tagen! . . ."

Er drückte ihr eine Karte und ein Goldstück in ihre Hand.

Bevor sich Maddalena Polcastro von ihrer Ueberraschung erholt, war er in der Richtung von Ara Coeli verschwunden.

Sie las: „Monsignore Brutto, Erzbischof u. s. w., im Hospital von Santo-Spirito." Nachher strich sie über ihre Stirn, wie um ihre Gedanken zu sammeln, und sah sich nach einer Unterkunft um, die bestimmte Zeit abzuwarten.

Der ländlichen Ueberreste ihres Anzugs waren sorgfältigst geordnet, ihr Eindruck minder abgetragen und kümmerlich, als sie am festgesetzten Tage in Monsignore Brutto's Arbeitszimmer trat.

„Ah!" sagte der Erzbischof, indem er seine Besucherin gründlich musterte. „Ganz recht! Ihr Name?"

„Maddalena Polcastro —"

„Ich kannte einen gewissen Grafen Girolamo Polcastro", erwiderte der Prälat und ein eigenthümliches Lächeln spielte dabei um seine Lippen.

„Er war mein Gatte", versetzte Maddalena neugierig. „Wissen Sie etwas von seiner Vergangenheit?"

„Er hatte Unglück im Leben. Erst war er Offizier bei den Carabinieri, aber es fiel eine kleine Unrichtigkeit mit der Schwadronskasse vor, man wollte den jungen Mann nicht unglücklich machen, jedoch mußte er quittiren. Ich erinnere mich noch, daß er eine ausgezeichnete Handschrift besaß und auch die Fähigkeit fremde nachzuahmen. Ein gefährliches Talent! Der Pauvrette stürzte sich das Leben damit. Sie sehen, Signora, daß ich die Geschichte Ihres Gatten kenne! Nun zu der Ihrigen."

Maddalena Polcastro erzählte in kurzen Worten. Nachdem sie geendet, reichte ihr Monsignore Brutto eine Unterstützung und trug ihr auf, auf alle Fälle ihren Anzug zu verbessern und ihre Pflege noch mehr zu vervollständigen.

Kurze Zeit später brachte er sie zu dem deutschen Freiherrn von Bergen. Gräfin Polcastro buderte eitel die Launen des kränklichen, mürrischen Mannes; sie erreichte es, ihm unentbehrlich zu werden. Fünfzehn lange Jahre hatte sie ihm gedient. Unter der Drohung ihn zu verlassen, war es Maddalena zweimal gelungen, dem Greis bedeutende Summen abzupressen, jedoch nur mit der Bedingung, daß sie Schuldscheine darüber ausstellte, damit er auch seinerseits gesichert sei. Natürlich, deutete er an, würde seine gute Maddalena niemals von ihm behelligt werden.

Diese zwei Schuldscheine waren die Gespenster ihres Lebens. Mit eifersüchtigen Augen bewachte sie die Kassette, deren Schlüssel den Freiherrn niemals verließ. Es gelang ihr eines Tags, denselben unter dem Kopfkissen des Blinden zu entwenden. Mit zitternder Hand öffnete sie die Kassette, fand aber nichts als leeres, steifes Papier, in der Form von Obligationen zusammengefaltet; offenbar hielt es der alte Mann für Werthpapiere. Gräfin Polcastro eilte mit der ge-

tödtlichen Entdeckung zu Johann Schwarz, dem Diener des Freiherrn.

„Sie stahlen die Obligationen des Barons", behauptete sie entschieden, „und um den Blinden zu täuschen, legten Sie gewöhnliches Papier an deren Stelle. Verkaufen Sie mir meine Schuldscheine oder die Quittung! Um diesen Preis will ich schweigen."

Der erschreckte Diener versprach zu thun, was in seiner Macht stand. Er schwor ihr aber zugleich, daß die Schuldscheine sich nicht unter den Papieren des Barons befänden. Seit dessen letzter Reise nach Deutschland erinnere er sich nicht mehr sie gesehen zu haben.

In Betreff der verlangten Quittung bewies der Greis ungewöhnliche Festigkeit. „Ein andermal!" sagte er stets, so oft Johann oder selbst Gräfin Polastro ihn dazu zu bereden versuchten. Die täglichen Besuche des deutschen Arztes verhinderten die Ausführung eines Gewaltstreiches. Der Freiherr von Bergen starb, ohne das Papier unterzeichnet zu haben, von welchem Maddalena's Ruhe abhing.

Bei diesem wichtigsten Punkte ihres Daseins concentrirten sich jetzt alle Gedanken der wachenden Frau. Seit Bergen's Tod hatte sie zum ersten male den Antrag eines Franzosen, der für Bergen's Freund galt, ernsthaft erwogen. Wenn sie in ruhigem, ungestörtem Besitz ihrer dreißigtausend Scudi blieb, denn zu dieser Höhe war die ursprünglich erhaltene Summe angewachsen, so erschien ihr Henri Larey mit seinen cydthalmischen Leiden eine nichts weniger als wünschenswerthe Partie. Hingegen für die schreckliche Eventualität, lange Besessenes wieder herausgeben zu müssen, griff sie hierüber von wahnsinniger Furcht Betäubte nach der Hand eines legalen Beschützers. Besser, als wieder einsam in den Abgrund des Elends zu versinken, war es, Henri Larey's Frau zu sein. Der Franzose besaß die Fähigkeit zu erwerben! Wenn seine Trägheit durch die Nothwendigkeit aufgestachelt wurde, that er es auch. Maddalena hatte die Armuth verhältnißmäßig leicht getragen; solange noch Girolamo Polastro seine sonderbare Industrie ausübte, waren Lichtblicke durch ihres Mannes Thätigkeit in die trüben Tage des Elends gefallen.

Bergen's erschreckte Haushälterin war sogleich nach ihres Herrn Tode zu ihrem Beichtiger Monsignore Brutto geeilt und hatte diesem den Sachverhalt mitgetheilt.

Sinnend hörte der Erzbischof den Bericht an und antwortete hierauf in seiner altersschwachen Stimme:

„Beruhigen Sie sich, mein Kind! Der alte Herr hatte jedenfalls die Absicht, Ihnen die Summe, welche Sie durch Ihre Leistungen verdienten, zu schenken. Wir werden die Preziosen wieder unversteuerter Dinge heimschicken in ihr Bärenland, wenn sie hierher kommen sollten. Sie waren ja doch dem Baron treu, und — mir auch? Oder wären Sie es nicht gewesen?" fügte er mit süßer Stimme hinzu. „Besinnen Sie sich, haben Sie mir nichts mitzutheilen? Sie wissen, wie sehr ich wache, damit die Unterthanen Sr. Heiligkeit gut schlafen können. Sie verkehren mit Franzosen, Larey ist ziemlich sicher, aber der Neuangekommene, Herr Adolf Müre? Beobachten Sie ihn genau? Schreibt er wirklich nur Berichte für den «Constitutionnel»?"

Maddalena Polastro bejahte diese Frage mit Bestimmtheit und zog sich dann verwirrt zurück. Brutto's Versicherung gewährte ihr keine Beruhigung, weil sie sich eines Rückhalts gegen den Prälaten bewußt war. Larey's politische Umwandelung war nicht von ihr angezeigt worden und ebenso wenig gegründete Vermuthungen, die sie über die Verbindungen ihres neuen Miethers hegte.

Seit dem Tage, wo wirklich die Deutschen kamen, lebte sie in beständiger Unruhe, die Aufregung hielt auch jetzt den Schlaf fern. Sollte sie noch in der elften Stunde die beiden Franzosen opfern und sich durch ein Geständniß mit ihrem Gönner wieder versöhnen? Wenn sich ein Gefühl, und sei es ein noch so getrübtes, in das dunkle Gewirre der Intrigue mischt, so ist der Ausgang des Labyrinths nicht mehr zu finden.

Von der Ankunft der Deutschen, die ihr den Proceß machen wollten, hatte sie sogleich erfahren. Sie hatte erfahren, daß auf der Polizei nach ihr gefragt wurde. Konnte die Wirkung des Befehls, ihre Adresse zu verschweigen, so lange anhalten? Sie hatte es erfahren, daß der Advocat Savarni es war, der den Proceß gegen sie zu führen übernommen hatte. Wie mußte sie betroffen sein, als eine Tochter desselben ihr als „Pensionärin" zugeführt wurde! Jede Stunde sah sie dem Moment entgegen, wo ihre Anwesenheit in Rom entdeckt wurde —! Was half ihr die Flucht! Ihre Kapitalien lagen auf römischen Häusern. Ein französischer, in Rom etablirter Bankier führte ihre Geldgeschäfte. Jener deutsche Bierbrauer Schwarz stand nicht minder mit ihr in finanzieller Beziehung.

So lag sie dasjenige an dem Abend, als ihr Hermelin zugetheilt war, aufgerichtet in ihrem Bett.

In Maddalena's ängstliches Denken klangen polternde Schritte über die Treppe hinauf. Nachher hörte man ungeschickte Versuche, einen Schlüssel einzustecken, die zu keinem Resultat führten und endlich folgte es Faustschläge auf die verschlossene Thür.

War das ihr höflicher Miether Adolf Mürr, der ihr stets die Blumen auf der Loggia begießen half und nicht selten den Wassereimer vom Brunnen heraufzog, wenn der Diener, welcher alle ihre Arbeit besorgte, nicht eben bei der Hand war? Gräfin Pelcastro sprang aus dem Bett und zog sich rasch an, die Schläge wurden immer wüthender. Erschreckt rief sie nun auch erwachte Hermelin, was der Lärm zu bedeuten habe.

„Nichts, was Sie betrifft! Schlafen Sie ruhig!" erwiderte Gräfin Pelcastro, und schloß ihre Pflegebefohlene ein zu größerer Sicherheit.

Maddalena war keine furchtsame Frau. Wer zwei Jahre unter den Rothhäuten lebte, streift die Empfindsamkeit ab. Sie trat mit ihrer Lampe entschlossen vor die Thür und drehte den Schlüssel.

Der Außenstehende hatte den sich öffnenden Flügel als Stützpunkt erwählt, folglich stürzte er in den Corridor.

Die Witwe streckte den Arm vor und empfing ihn an die Brust, anstatt ihn zur Erde fallen zu lassen.

Herr Adolf Mürr war ein nicht häßlicher Mann von sechsundvierzig Jahren. Lebhafte kastanienbraune Augen, ebensolche kraus Haare und eine gesunde Gesichtsfarbe zeichneten ihn vortheilhaft aus gegen seinen Landsmann Lacey. Seit Giacinta Pelcastro's Tod war Maddalena eigentlich nicht mehr recht eine Frau gewesen. Die Unsicherheit ihres äußern Geschickes verhinderte alles Hingeben an Gefühle. Der häßliche Lacey vermochte keine Funken zu wecken in einem Herzen, das der Verkehr mit einem Greis fast mumienhaft vertrocknete. Anders war es jetzt, als Adolf Mürr sich etwas verirrt aus ihren Armen erhob. Ein Zechgelag hatte des jungen Mannes Kopf weniger angegriffen als dessen Füße.

„Verzeihung, daß ich gegen Sie anstieß, chère dame", sagte er, „aber ich habe sie gefunken! Ich habe sie gefunden! Triumph!"

Mürr wollte eine auf dem Tisch des Vorzimmers zu seinem Gebrauch stehende Kerze anzünden und nach seinem Zimmer gehen. Die Hand des Mannes zitterte stark und er kam mit seinem Vorhaben nicht zu Stande.

„Was fanden Sie?" fragte die Hausfrau neugierig und nahm das Licht, welches sie dem seiner Sinne nicht Mächtigen zu überlassen bangte.

„Die italienische Nation fand ich, chère dame", plauderte Mürr fort, indem er sich willenlos von Maddalena am Arm führen ließ. „Es wurde bezweifelt, ob es wirklich eine italienische Nation gebe, da ging ich dieselbe zu suchen! Erst traf ich in einem Kaffehaus einen jungen Marchese aus Bologna, der zu Italiens besten Dichtern gehört, aufgezeichnete nationalökonomische Aufsätze schreibt und ein von den Klerikalen gefürchteter Polemiker ist. Aber jenseit der Apenninen reicht der verderbliche Schatten der Mönchskutten nicht, und dann war er ein Aristokrat. So ging ich weiter suchen, unter dem Mezzo Ceto, in dem die eigentliche Kraft der Nation liegt, jener Mittelklasse, welche den Beruf hat, heilsame Reformen einzuführen und sich anarchischen Umwälzungen entgegenzustemmen. Ich plauderte mit Aerzten, Advocaten, Künstlern und den so intelligenten Mercanti di Campagna, die zugleich Bankiers, Schiffsbesitzer, Kaufleute und Landwirthe sein müssen, sie alle blickten mit gläubigem Hoffen auf Europa, wegen Abänderung unerträglicher Zustände. Es gibt eine italienische Nation, dessen ward ich mir freudig bewußt. Aber es schien mir ungerecht, nicht auch das gemeine Volk zu hören, welches die meisten Soldaten liefert und die meisten Steuern zahlt. So beschloß ich mein heutiges Tagwerk in der Osteria bei Albero verde. Dabei verband ich auch noch den Zweck, komische Volkstypen zu studiren für das Buch, welches ich zu schreiben im Sinne habe. Ich ließ Wein kommen und trank den Leuten zu, ihre Herzen öffneten sich. Freilich begnügen sich meine Wilden von Trastevere und die Proletarier de' Monti nicht mit Aufhebung der weltlichen Regierung des Papstes, da spucken — ha, ha! Theilungsgelüste! Aber — es gibt eine italienische Nation!"

Adolf Mürr mußte von der Gräfin zur Ruhe gebracht werden.

Er hatte eine sehr unklare Vorstellung des Vorgefallenen, als er am folgenden Morgen mit rasendem Kopfweh erwachte. Maddalena hingegen schlief die Nacht durch süß und traumlos.

Munter sprang sie aus dem Bett, bereitete extra guten Kaffee, legte eine frische Morgenhaube auf und trug das Frühstück selbst nach dem Zimmer ihres Miethers, was sie sonst durch den Diener hatte besorgen lassen. Lange hatte sie

nicht an einem Manne so die feine Menschlichkeit beobachtet wie diese Nacht. Sie fühlte sich wie eine Ehefrau.

Adolf Müry suchte sich im Bette aufzurichten und sagte beschämt: „Genetta, ich war gestern Abend —"

„Loverette, wie schwer Ihre Augenlider scheinen! Sie leiden gewiß! War es doch zum ersten male, seit Sie unter meinem Dache sind, daß die kleine Unordnung verfiel. Diese komischen Weine haben etwas Verrätherisches. Sie kosten sich leicht und süß auf der Zunge, aber wehe, wer ihnen traut!"

„Nie zürnen Sie dem Frevler nicht!" versetzte Müry zärtlich, der ungeachtet aller Anstrengungen seinen schweren Kopf wieder auf die Kissen sinken ließ.

„Trinken Sie den schwarzen Kaffee, der thut Ihnen gut", bemerkte die Hausfrau lächelnd und hob Adolf Müry sachte mit den Kissen in die Höhe, während sie den würzigen Trank seinem Munde nahe brachte.

Er schlürfte ihn mit Behagen. Der starke, heiße Kaffee that wirklich wohl. Hierauf feuchtete Maddalena Polcastro ein Handtuch an und legte es über die brennende, trockene Stirn. Adolf Müry ließ es geschehen und fing nur zuweilen die Hand seiner Hausfrau auf, welche er zärtlich küßte.

Es reiften seltsame Pläne im Hirn des jungen Mannes. Die Operationen draußen vernehmen zu können, hatte sich Maddalena auf Adolf Müry's Bett gelegt.

Nach einer halben Stunde fühlte er sich bedeutend besser und besann sich, daß er mit dem nassen Tuche auf dem Kopfe eine traurige Figur spielen müsse, deshalb warf er dasselbe mitten ins Zimmer und sagte zärtlich zu Gräfin Polcastro: „Sie befreiten mich von dem einen Uebel, aber nur um mir ein weit stärkeres mitzutheilen."

Maddalena, welche den Sinn seiner Worte vollkommen verstand, lächelte durchaus nicht entmuthigend.

„Ich befand mich mein ganzes Leben lang allein", fuhr der Franzose fort, dessen geläufige Zunge das Unwohlsein nicht lähmte. „Arm und Waise, von einem Philosophen erzogen, kam ich gleichsam durch die Macht der Umstände in die literarische Carrière. Als ganz junger Mann liebte ich so, wie man mit zwanzig Jahren liebt! Ich arbeitete, um Frontine eine Heimat bieten zu können. Darüber mußten natürlich Jahre verfließen, weil ferner aber wurde Frontine die Frau eines reichen Weinhändlers aus Bordeaux. Hierauf dachte ich, es sei weit besser, mich an ein Mädchen der gebildeten Stände zu wenden, bei einem solchen würden sich meine schlimmen Erfahrungen nicht wiederholen. So wurde ich der Bräutigam der Tochter eines höhern Beamten. Wieder setzte ich mir ein höheres Ziel, um den gesteigerten Anforderungen meiner zweiten Braut zu genügen. War die Grisette mit einer kleinen Wohnung im Quartier Latin und der Aussicht auf eine sonntägliche Landpartie zufrieden, so mußte ich der Tochter des Beamten wenigstens den Entresol eines Hauses der bessern Stadttheile anbieten und die Möglichkeit des Verkehres der Welt, in der sie bisher lebte. Ihre funfzigtausend Franken Heirathsgut erforderten meinerseits mindestens sechstausend Franken Einnahme. Nach mehreren Jahren sah ich mich am Ziel. Ich eilte zu Annette. Anstatt der Tochter kam mir der Vater entgegen und versicherte mich, daß mich zwar meine Braut noch immer liebe, aber vernünftigen Vorstellungen Gehör gegeben und eingewilligt habe, sich mit dem receveur general von Avignon zu verloben, der denn doch eine bessere Versorgung bieten könne als die unsichere Zukunft eines Literaten. Der receveur war funfzig Jahre alt und trug eine Perrücke. Ich tröstete mich schwer über Annettens Verlust und nahm von nun an nur immer auf acht Tage eine Frau. Aus Furcht, verlassen zu werden, verließ ich jede. Dabei lebt aber doch in meinem Innern der Wunsch nach einer Gefährtin. Ich sehne mich nach eigenem geordneten Haushalt und nach freundschaftlicher Theilnahme. Das Heirathen ist unter gewissen Umständen ein vortreffliches soziales Arrangement. Wenn zwei ihre Vortheile vereinigen, können sie besser leben als jedes einzeln. Daher wende ich mich jetzt an eine vernünftige Frau, welche das Leben kennt, und frage: wollen Sie mich zum Manne nehmen? Meine literarische Beschäftigung wirft mir ungefähr zehntausend Franken jährlich ab."

Maddalena Polcastro vergaß vor Wonne alles, vergaß Lavey, den Erzbischof, Hermosa, die noch in tiefem Frieden schlief, den drohenden Piraten. Sie antwortete weit bestimmter, als sie es Lavey gegenüber gethan. Sie sagte, sie hätte sich ein Vermögen von dreißigtausend Scudi erspart.

Dreißigtausend Scudi! Der Franzose erschrak über die Höhe einer Summe, die er weit geringer taxirt hatte. Ihn, der niemals Kapital

beriefen, schwindelte. Er bat zuletzt, den glücklichen Tag nur recht nahe anzunehmen.

Maddalena willigte ein. Sie hatte übrigens keinen Grund zu warten. Nur bat sie Mury, die nöthigen Schritte in aller Stille zu thun. Gräfin Polastro dachte an Lorry, an die Verwandten des Baron Bergen, welche ihr so bittere Beklemmung verursachten. Indessen mit der Entschlossenheit einer von den Stürmen des Lebens abgehärteten Natur verbannte sie alle unangenehmen Gedanken und trotzte der umwölkten Gegenwart, der gewitterschwangern Zukunft.

Da schreckten beide überrascht empor, als ein heftiges Klopfen an der Thür sich mehreremal wiederholte.

Erst glaubte die Gräfin, es wäre Hermosa, die sich meldete. Diese schnarchte noch nebenan, hörbar, gewiß in den süßesten Träumen. Das Pochen wiederholte sich.

Gola war es, der Diener.

Auf seiner Herrin laute Anrede, was er wolle, antwortete er, daß er käme den Besuch einer Dame anzukündigen. Den ausländischen Namen habe er vergessen.

„Ausländischen Namen —?" Maddalena zitterte.

„Warum sie hereinlassen! Nicht die Thür auch nur halb öffnen! Sogleich alle lästigen Besuche zurückweisen! Wie ich schon oft befohlen!"

Diese stammelnd gelästerten Worte der Gräfin folgten sich ueberhastet.

Das war bei der Dame nicht leicht möglich, denn sie trat entschlossen ein und erklärte, mit der Contessa sprechen zu müssen! „Hier kommt sie auch schon bereits an die Thür!" erwiderte Gola.

Maddalena Polastro hatte, wie wir schon sagten, nicht umsonst zwei Jahre unter den Wilden zugebracht. Mit rascher Besonnenheit trat sie hinter den Bettvorhang und winkte den Männern zu schweigen.

Isabella von Berneck hatte wirklich den Diener, welcher sie verhindern wollte, in die Wohnung der Gräfin Polastro zu dringen, zurückgewiesen und war seinen Schritten durch die Zimmer gegangen. Sie hatte Adolf Mury's Zimmer erreicht, nachdem es Gola gelungen war, ihr um einige Augenblicke vorauszustürzen.

Adolf Mury sah, daß die Gräfin diesen Besuch nicht empfangen wollte. Er kam, rasch in seinen Schlafrock gehüllt, der Dame bis auf die Schwelle entgegen und fragte, was ihm das Vergnügen ihres Besuches verschaffe.

„Ich suche Gräfin Polastro, die ehemalige Gesellschafterin meines Oheims!" bemerkte Isabella. „Ich bitte, erklären Sie der Dame, daß ich sie zu sprechen wünsche!"

Auf diesen Auftrag, zu dessen Beantwortung Mury die nach der gemachten Eröffnung vielleicht veränderten Instructionen abgingen, erfolgte nichts als ein leises Zittern der Bettvorhänge, welches Frau von Berneck's Augen nicht entging.

Nachdem letztere vergeblich die Antwort erwartet, mußte sie sich zurückziehen; denn sie sah, daß Adolf Mury ohne Kleider war.

Kaum hatte sie die Schwelle der Thür verlassen, so stürzte die Gräfin vor und riegelte die Thür zu. Man glaubte jemand zu sehen, der sich vor Räubern zu schützen sucht.

Inzwischen war auch Hermosa erwacht und klingelte heftig.

Die Gräfin sah schon den Boten des Gerichts im Geiste. Sie verwechselte den Ton der Klingel ihres Schlafzimmers mit dem der Klingel auf dem Vorplatz.

„Madame!" lautete die deutliche Erklärung der fremden Dame. „Ich bin die Nichte des Freiherrn von Bergen und hätte einen andern Empfang erwarten dürfen nach den Wohlthaten, die Sie bei meinem Oheim genossen! Ich hoffe, Sie empfangen mich morgen zu einem gütlichen Vergleich! Das Uebrige erfahren Sie vom Advocaten Savarni!"

Nun hörte man auch einen Schrei in der Ferne. Hermosa hatte sich der fremden Dame nähern wollen und entfloh auf die Nennung ihres Vaters.

Hermosa verriegelte sich gleichfalls.

Isabella kehrte halb bewußtlos nach dem mißlungenen Versuch in ihren Wagen zurück. Dem Erfolg der friedlichen Rücksprache stellten sich anscheinend unüberwindliche Hindernisse entgegen. Und doch hatte man diesen Weg einer gütlichen Ausgleichung gerathen, aus Rücksicht auf die Kosten des Processes.

Mismuthig und erschreckt über den Kampf mit dem Diener, den Anblick des Franzosen, das Rauschen der Gardinen seines Bettes, die Flucht eines jungen Mädchens, fuhr Isabella über die Engelsbrücke. Sie betrachtete den gelben, seicht zwischen hohen, steilen Ufern fließenden Tiberstrom und das Mausoleum des Hadrian, die heutige Engelsburg, in der Färbung ihrer Stimmung. Beides erschien ihr außerordentlich häßlich, wie auch die ruinenartigen Häuser den Fluß entlang.

Jenseit der Brücke wälzte sich ihr ein Menschenschwarm entgegen, in dessen Mitte ein blutiges, besinnungsloses Weib mit herabhängenden Haaren und triefenden Kleidern vorwärts gezerrt wurde. Isabella blickte verwundert auf diese Gruppe. Sie war höchst unheimlich an sich und wurde drastischer noch durch den düstern Schauplatz. Denselben Weg war manches Opfer zum Justizmord geschleppt worden. Wer sonst als Gefangener die finstern Thore der Engelsburg sich schließen sah, der kam selten mehr ins Freie, außer auf den Richtplatz. Gegenüber das lange Gebäude Tor di Nona war ehemals auch ein Gefängniß gewesen, noch nahm man es wahr an den kleinen Fenstern mit den Eisengittern. Hier hatte unter andern zahlreichen Opfern das interessanteste und unglücklichste gesessen, welches die an düstern Schauerscenen so überreiche Geschichte des römischen Mittelalters kennt, ein engelschönes, sechzehnjähriges Mädchen aus edlem Hause, Beatrice Cenci. Isabella glaubte auch jetzt noch an irgendeinen grausenhaften Akt der Willkür, als man das bleiche, leblose Weib an ihr vorbeischleppte.

Auf ihre desfallsige Frage erwiderte ein französischer Soldat, daß man die Frau soeben bei Porte di Ripetta aus der Tiber gezogen habe, in welcher sie der Wahrscheinlichkeit nach den Tod gesucht.

Auf dem eigentlichen Schauplatz der That verdichtete sich die Menschenmasse, Weiber standen gesticulirend auf das kleine runde, von Bäumen umgebene Becken, Priester mischten sich unter den Volkshaufen, nebst einigen Kuttenmännern, auch Soldaten waren zahlreich anwesend, in der Farbe des Rockes und der Knöpfe den Franzosen ähnlich, nur verschieden in der kriegerischen Haltung. In der engen Gasse vermochte der Wagen nun noch im Schritt vorwärts zu dringen. Isabella bemerkte zu ihrer Verwunderung Senator Bergen mitten unter den Leuten. Seltsam genug nach er von seiner Umgebung ab. Der Fall schien den bremer Rathsherrn zu interessiren, er versuchte eben, sich mit ein paar Carabiniers zu verständigen. Isabella ließ halten und winkte ihren Vetter zu sich heran.

„Dies römische Leben ist ein ewiger Carneval", sagte Julius, nachdem er an der Seite der Dame Platz genommen; „die italienische Luft stiehlt uns Deutschen die Thatkraft, und wenn ich noch länger hier verweile, werde ich zum ausgemachten Flaneur —"

„Aber was bedeutet die unheimliche Geschichte, welche soeben unter unsern Augen verging?" fragte Frau von Bernek athemlos.

„Ein Mädchen wollte sich ertränken: es rannte gleich einer Wahnsinnigen aus einem Hause der Ripettastraße, und bevor jemand seine Absicht verhindern konnte, stürzte es sich von dem kleinen Hafen aus in die Tiber. Dieser Selbstmordversuch wurde, wie wir Juristen uns auszudrücken pflegen, ohne Vorbedacht und Ueberlegung ausgeführt, denn es fehlte nicht an Zuschauern am Ufer, eine Barke konnte sogleich losgemacht werden und es gelang im Verlauf von wenigen Minuten, den bewußtlosen Körper ans Land zu bringen. Was aber nun mit der dem Wassertode Entrissenen geschieht, werden Sie sich vergeblich anstrengen zu errathen!" schloß der Senator seine Erzählung.

„Man bringt die Unglückliche in ein Spital, damit sie sich von den Folgen ihres ungeschickten Selbstmordversuchs erhole?" sagte Isabella.

„Sie kennen Rom nicht, Cousine!" entgegnete Bergen. „Auf so gewöhnliche Weise würde man in jedem civilisirten Staate handeln, aber wir befinden uns in einem, dessen Oberhaupt die sonderbarsten Competenzen vereinigt. Ist dem Papst übel zu nehmen, daß er über der himmlischen Jurisdiction einigermaßen die irdische vernachlässigt? So wird hier der Selbstmord in seiner Eigenschaft als moralisches Unrecht, Sünde betrachtet, und die Unglückliche wandert in die Carcere nuovi. Uebrigens herrscht die nämliche heillose Competenzverwirrung in der ganzen wunderbaren römischen Staatsmaschine, die gesetzgebende, ausübende und richterliche Gewalt sind vereint, vermischt, verwirrt in derselben Hand, Montesquieu zufolge allen Gesetzen der Civilisation zum Hohne. Die nämliche Kaste verwaltet die Sakramente und die Provinzen, nennt die Kinder und spricht die Urtheile, weiht die Diakonen und schreibt Verhaftsbefehle, vergibt die Sünden und stellt Offizierspatente aus. Ich komme z. B. heute von einem Erzbischof, aber glauben Sie nicht, daß ich mich mit ihm über theologische Gegenstände unterhielt, nein, er ertheilte mir die mir hier angenehme Zusicherung, das Anwesen des Diebes und Betrügers Johann Schwarz werde mit Arrest belegt und dieser ehemalige Kammerdiener des verstorbenen Freiherrn von Bergen gefänglich eingezogen werden. Diese Nachrichten Ihnen sogleich mitzutheilen, suchte ich Sie auf und wurde von dem mannichfachen Spektakel auf der Straße

aufgehalten. Sie sehen, unsere Angelegenheit beginnt vorwärts zu schreiten! Fahren Sie jetzt zur Gräfin Polcastro?"

Isabella erzählte, daß sie soeben von ihr komme — daß Gräfin Polcastro sich zu Haus befand, sich verleugnete und ihrer Sache vollkommen sicher zu sein scheine.

„Lassen Sie sich nicht entmuthigen, Cousine! Endlich gelang es uns dennoch diese Verborgene aufzuspüren und die Klage gegen sie kann nun nicht mehr zurückgewiesen werden. Das erste, selbst zweite Mißlingen darf uns nicht abschrecken, denn man kann in Rom einen Proceß viermal vor den nämlichen Richtern gewinnen und verlieren. Im schlimmsten Fall zwingen wir vielleicht doch noch die Polcastro zu einem Vergleich. Wenn man nicht das Ganze erhalten kann, muß man sich mit einem Theil begnügen!" tröstete der Senator.

„Dies hieße sich zu einem zehnjährigen römischen Exil verurtheilen! Ich wünsche die Sache rasch abzumachen", versetzte Frau von Verneck.

„Ich sehe meinerseits kein Unglück darin, sich hier aufzuhalten! Jedenfalls ist das Klima weit besser wie in Deutschland", erwiderte Bergen. „Oder hätten Sie etwas, was Sie nach Hause zöge?" fragte er nicht ohne Theilnahme.

„Nein, im Gegentheil", antwortete Isabella träumerisch —

„Im Gegentheil? Folglich hält Sie etwas hier fest und Sie wollen — fliehen?" versetzte der Senator lächelnd.

„Wie schade, daß Sie nicht Großinquisitor sind, Vetter Julius", entgegnete Isabella mit schnell wiedererlangter Selbstbeherrschung.

„Da ist Cousine Bertha weniger verschlossen mit ihren Herzensgeheimnissen! Sie fragte mich neulich, welchem von den beiden Bewerbern sie den Vorzug geben solle, Montanara oder Böthy? Natürlich entschied ich für den Ungar. Die kleine Frau meinte aber, da sie selbst blond sei, passe es schlecht zusammen! Des Cavaliere Augen und schwarzer Bart gefielen ihr besser!"

Eine Gruppe lebhaft Debattirender veranlaßte Bergen, halten zu lassen. Man besprach den verübten Selbstmord und die Ursachen desselben. Die Unglückliche hieß Lucia Nerli und war ein Kammermädchen der Fürstin Benzoni. Sie hatte einen Geliebten, der sich leidenschaftlich und aussichtig um sie bewarb und sie verließ, weil sie plötzlich angeklagt wurde, sich im Hause der Fürstin mit einem Sänger vergangen zu haben. Sie war vor das geistliche Gericht beordert worden — —

„Seltsame Welt hier in Rom!" sagte der Senator, der ausgestiegen war und nun zurückkehrte, um Isabellen die Aeußerungen der Leute zu berichten.

Der Wagen fuhr nach dem Venetianischen Platz in die gemeinschaftliche Wohnung.

XVIII.

Kaum war Isabella von Verneck nach Hause gekommen, als sie auch sofort wieder in den Wagen zurückkehren mußte.

Sie hatte gehört, daß ihre Schwester mit dem Cavaliere Montanara auf der Via Pia spazieren gefahren, dort ausgestiegen war und sich in die Thermen des Diocletian begeben hätte. Den Wagen hätte sie fortgeschickt.

Eine Bangigkeit ergriff Isabellen. Sie fuhr sofort in dieselbe Gegend und hoffte, das ihr entschieden immer bedenklicher werdende Paar dort aufzufinden.

Finster war es in diesen Thermen. Sie fand niemand. Ermüdet setzte sie sich auf einen Steinblock und ließ ihren Gedanken freien Lauf.

Da weckte sie eine Anrede.

„Studiren Sie hier Rom?"

Sie erhob sich. Havas stand vor ihr.

Isabella erröthete und bekämpfte die Regung, die ihr höchstes Erstaunen ausdrücken mußte. Sie wollte bei ihren Grundsätzen fest verharren. Sie wollte den Schein nicht fürchten, kalt zu sein.

Sie fragte:

„Sind Sie schon lange hier in der Nähe?"

„Seit einigen Stunden befand ich mich in der Villa Palombari drüben und ordnete auf des abwesenden Miethers Wunsch dessen Bibliothek!" antwortete Stefano.

„Sahen Sie nichts von meiner Schwester?"

„Ja", erwiderte Havas nach einigem Zögern. „Vor einer starken halben Stunde ungefähr gewahrte ich am Fenster Gräfin Narberg, die wie ein aufgescheuchtes Reh über den Platz eilte. Erst in der Nähe der französischen Schildwache hielt sie inne und setzte sich auf eben den Stein, auf welchem Sie gegenwärtig sitzen. Neuen Platz nahm Cavaliere Montanara ein, der langsam ihr folgte. Ich bemerkte, wie er der Dame eifrig zusprach. Anfangs wandte sie den Kopf, aber nach und nach lieh sie seinen Worten aufmerksames Gehör und nahm zuletzt seinen Arm. Beide gingen durch die Via Strozzi den belebtern Stadttheilen zu."

„Ich wünschte ihnen zu folgen!" versetzte

Isabella und verbarg das Erglühen ihrer Wangen. Ohne Zweifel hatte zwischen beiden eine Scene stattgefunden, vielleicht eine verhängnißvolle Erklärung.

„Folgen?“ sagte Havas. „Draußen wartet Ihr Wagen? Aber es wäre unmöglich! Bedenken Sie den großen Vorsprung! Lassen Sie uns die geschenkte Stunde ungestörten Beisammenseins genießen!“

Isabella blickte den Mann an. Der Reiz war stark, den seine Persönlichkeit auf sie ausübte. Er ging so weit, daß sie gleichsam unwillkürlich wieder auf ihren Steinsitz zurücksank.

„Wir haben nichts miteinander gemein“, sagte der Bibliothekar des Papstes, „nicht Sprache, nicht Abstammung, nicht Erziehung, und dennoch ergreift mich in Ihrer Nähe stets ein wunderbares Behagen, was beweist, daß unsere Seelen füreinander gestimmt sind!“

Isabella fühlte das Gleiche. Aber schlimme Erfahrung hatte eine Eisrinde um ihre Brust gezogen. Bisher war ihr als nächstes Ziel — und praktische Naturen haben immer ein solches, was sie mit Hintansetzung aller Nebenrücksichten verfolgen — die Sicherung ihrer äußern Lebensstellung erschienen. Ihr Verhältniß zu ihrem Gatten war ihr ein inneres und äußeres Elend.

„Wie aber, wenn nur zu häufig Täuschung und Widerwille das Resultat vermeinter Neigung ist? Auf die kurze Erregung ein gänzlicher Umschlag der Gesinnung erfolgt?“ bemerkte Frau von Berneck lächelnd.

„Es gibt ein Mittel, Echtes vom Falschen zu unterscheiden“, sprach Havas. „Wir sind gereift im Leben und vermögen die Zeichenschrift zu deuten. Jede Sympathie ruht auf dunkeln Naturgründen. Sie ist etwas Gegebenes. Aber der Mensch besitzt sowol die Fähigkeit als die Bestimmung, all sein Leiden und Thun, seine dynamischen Beziehungen zur Außenwelt in das freie Licht des Selbstbewußtseins zu übertragen. Hält das Gefühl dieser Prüfung Stand, dann ist es das echte und Hingebung gewährt Befriedigung. Im andern Falle lag das Angezogensein in bloßem Sinnenreiz oder höchstens in ästhetischem Wohlgefallen, das heißt die Verwandtschaft besteht nur in dem niedern, nicht dem intellectuellen Gebiet, und solche Verbindungen enden in Zwiespalt.“

„Sie überzeugen mich!“ entgegnete Isabella leiser athmend. „Sie suchen die Vernunft nicht zu blenden! Da ist kein thörichtes Reden von Leidenschaft! Niemand flößte mir noch diesen Grad von Sicherheit ein und Ihre Nähe wirkt, ich gestehe es, wohlthuend.“

Aus Havas' Wesen leuchtete bei diesen Worten eine sanfte Freudigkeit. „In dem noch bewohnbaren Theil von Diocletian's Prachtbau hausen Kartäuser“, versetzte er; „mein Herz war stumm wie diese Mönche, die in den Hallen hinter uns ihr finsteres Wesen treiben. Vor kurzem zerriß das letzte Band, welches mich mit einem Menschen meinesgleichen verknüpfte. Ich trauere nicht, denn das Beklagen eines verlorenen Gutes ist nur Schwäche, unser Geist hat das Feld der Erkenntniß zu pflügen, unser Wille das Gute selbstbewußt zu üben, folglich kann für denjenigen, welcher seinen Lebensberuf richtig ergreift, nicht eigentlich von Leere und Ungenüge die Rede sein. Ruhe und Zufriedenheit hängen von richtiger Stellung der Lebensrechnung ab und sind in jedes Menschen Macht gegeben. Aber die farbenprächtige, duftende Blume des Daseins kann nur da erblühen, wo die Lebenssonne ihren Strahl entsendet, die Liebe. Sie allein vermag Glück zu spenden.“

„Der sprach anders, der mir zum ersten male von jenen Dingen redete!“ sagte Isabella. „Er kam nicht als sanfter Friedensbote. Urtheilen Sie, ob ich durch meine Vergangenheit zum Mißtrauen gerechtfertigt bin. Meine Mutter starb früh. Ich kam zu einer Schwester derselben in ein Provinzstädtchen. Die Tante lebte nur in ihren Erinnerungen; unbefriedigt von der Gegenwart, floh sie stets in eine geträumte Vergangenheit zurück. Wie wenig Wahrheit diese Gedankenbilder auch enthielten, dem unerfahrenen Mädchen gegenüber gewannen sie Wirklichkeit. Was der schwachen, kränklichen Frau eine bleiche Aura-Morgana war, mit der ihre müßige Phantasie spielte, oder eine Seifenblase, in Nichts zerplatzt, bevor sie die Spitze der Zunge verlassen, erfaßte und verarbeitete ich mit kräftigen Sinnen, danach gestaltete sich meine Weltansicht. Mit sechzehn Jahren kehrte ich in das Haus meines Vaters zurück, welcher sich mittlerweile zum zweiten male verheirathet hatte. Die Stiefmutter war ein heiteres, leichtsinniges Wesen, dachte nur an Zerstreuungen, putzte sich und ihr hübsches kleines Töchterchen, Bertha, um die Wette und hatte für jedermann ein Lächeln, selbst für mich. Bald erkannte ich, daß im glänzenden Haushalte meines Vaters die Ausgaben das Einkommen überschritten und häufige Unordnungen die Folgen waren.

Ich besaß ein geringes Kapital von Mutter und Tante, von Jugend auf sparsam hatte ich stets Geld in den Händen. Meine Stiefmutter entlehnte zuweilen kleine Summen von mir, obwol sie mich wieder zu andern Zeiten, wenn ihre Kasse gefüllt war, freigebig beschenkte. Bald lernte ich diese Frau mit ihrem kleinlichen Getreibe gering schätzen. Die Gäste und Besuche, welche sich unaufhörlich in unserm Hause drängten, störten und belästigten mich. Für Bertha war der Lärmen des geselligen Verkehrs Lebensatmosphäre; ich fühlte mich darin niemals heimisch. Wie ich zwanzig Jahre zählte, hielt ein alter General um mich an, der die Gicht hatte und fünf Kinder erster Ehe. Zum Aerger meines Vaters wies ich diese Partie zurück. Die Stiefmutter meinte mit ihrem gewöhnlichen leichten Sinn, ich hätte recht gehabt, der Bewerber sei zu alt gewesen. Um die nämliche Zeit befand sich ein junger Mann in München, der viel von sich zu sprechen gab, Oskar von Berneck hieß er. Der Polizeidirektor hielt Konsultationen darüber mit meinem Vater, ob er ihn nicht sollte ausweisen lassen. Er war einst preußischer Lieutenant gewesen und aus nicht ganz in die Oeffentlichkeit gedrungenen Gründen verabschiedet worden. Er hatte später große Reisen unternommen, sich durch literarische Beschäftigung Geld verdient und gehörte zu den politisch Gratisirten. Kurz, er war ein unruhiger Kopf, wie man sie in der damaligen gärenden Zeit gern entfernt hielt, nur gab er eben keine unmittelbare Veranlassung zum Einschreiten gegen sich. So unterblieb die beabsichtigte Ausweisung. Aus dem natürlichen Widerspruch, in welchem ich mich meiner nicht homogenen Umgebung gegenüber befand, interessirte mich der Proscribirte. Um so mehr, da mir die Möglichkeit fehlte, ihn in unserm Hause oder bei Bekannten zu sehen. Desto unbeirrter konnte die Phantasie ihre Luftschlösser bauen. Mein Roman war fertig, bevor wir jemals zusammentraten. Eines Tags fuhren Bertha und ich allein spazieren. Ein schöner Waldweg erweckte besonders in mir die Lust, zu Fuß zu gehen. Wir verließen den Wagen und heute noch erinnere ich mich des Entzückens, mit dem ich mich unter den Baumrieten verlor. Der würzige Duft des Nadelholzes, durch dessen grünen Dom nur selten ein Sonnenstrahl blitzte, wirkte wohlthuend und nervenbelebend. Beinahe schien es, als hätten Bertha und ich die Charaktere getauscht, so munter sprang ich auf den wenig betretenen Waldpfaden und pflückte die rothen Beeren, die zuweilen aus dem saftigen Moose leuchteten, während meine jüngere Schwester sorgfältig vermied, die künstlichen Falten ihres eleganten Anzugs in Unordnung zu bringen. Die Momente der Freiheit sind so selten in dem Leben eines jungen Mädchens der höhern Stände, daß ich diesen geschenkten rückhaltslos genoß. Plötzlich, nachdem wir Bertha öfters zugerufen, einzusteigen, bemerkte ich, daß ich einen goldenen Armreif abgestreift hatte. Ich beschloß, denselben zu suchen und nicht eher heimzukehren, bis ich ihn gefunden. Bertha jammerte und fürchtete das Concert zu versäumen. Aengstlich war ich niemals; so schlug ich ihr vor, nach Hause zu fahren und mir dann den Wagen wiederzuschicken. Kaum befand ich mich allein in der tiefen Waldeinsamkeit, als ein Unbekannter auf mich zutrat. Es war ein ziemlich großer Mann mit vorwärts gebeugter Haltung, nachlässig gekleidet, trug eine Brille und hielt mein Armband in der Hand. Freudig stürzte ich mich auf den Fund zu. »Sind Sie ganz allein im Walde, Fräulein?« fragte der Unbekannte. Ich erzählte den Vorfall, wie er sich zugetragen, und der Finder meines Armbands meinte, mich durch seine Brille neugierig betrachtend, ich hätte lange zu warten, denn der Weg sei weit. Mittlerweile breitete er seinen Ueberrock auf das Moos und lud mich ein, mich darauf zu setzen. Dieser Mann, dem ich zufällig im Walde begegnete, war nun Oskar von Berneck. Den nächsten Tag schon nahm er unserer Wohnung gegenüber ein Zimmer und unterhielt beständig eine Zeichensprache mit mir. In der Heimlichkeit reifte unsere Vertraulichkeit rasch. Bald erschien Herr von Berneck eines Morgens in dem Cabinet meines Vaters und bat um meine Hand. Auf welche Art der Präsident diesen Freiwerber empfing, werden Sie leicht errathen. Einige Stunden später erhielt ich von Herrn von Berneck einen Brief, worin er mir die Flucht vorschlug. Mein Vater verbot mir peremtorisch allen Verkehr mit dem Abenteurer, wie er ihn nannte; ich sollte von nun an nicht mehr die Freiheit besitzen, in meinem Zimmer zu weilen, sondern mich beständig im Salon meiner Stiefmutter aufhalten. Den nämlichen Abend noch verließ ich München mit Herrn von Berneck. Wir wurden in seiner Heimat getraut; dann schrieb er eine lange Erklärung an meinen Vater, worin er heftige Liebe als Entschuldigung des Stattgehabten angab. Der Präsident blieb gegen alle Erörterungen vollkom-

Fr. v. Prittwitz.

Nicht doch, nicht doch! Sonst, Herr von Patkul, brachten Sie uns noch zuweilen eine Stunde zum Opfer. Wissen Sie wohl noch, wie wir die Anglaise à la Marlborough einstudirt haben? Ach, diese schönen Tage kehren nicht zurück.

Anna.

Die Churfürstin in dem entlegenen, düstern Schlosse?

Fr. v. Prittwitz.

Entlegen? Das mag sein; düster? Da hätten Sie die Helle sehen sollen, als die Kön[illegible]mark noch in ihrem Zenith war! Aber eilen Sie, wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Kommen Sie, ich helfe Ihnen bei Ihrer Toilette.

Anna.

Nicht wahr, Herr von Patkul, es bleibt dabei, ich spreche mit der Churfürstin.

Fr. v. Prittwitz.

Worüber, worüber?

Anna (im Abgehen mit einem zärtlich verstohlenen Abschiedsblick auf Patkul).

Ueber ein neues Mittel, Rosen Jahre lang frisch und blühend zu erhalten.

Fr. v. Prittwitz.

Das hätten Sie erfunden, Herr von Patkul? Auch vielleicht, verblühte Rosen wieder jung zu machen (im

men unempfindlich, er antwortete äußerst lakonisch, daß er diese Ehe niemals anerkennen werde und einstweilen mein Kapital zurückbehalte und mir nur die Rente schicke. Das war in der Folge mein Glück sowie der Umstand, daß unsere unpassende Verbindung ohne Kinder blieb, welche mich für immer an Herrn von Berneck gefesselt haben würden. Die Täuschung währte nicht lange. Bald war das Gespenst meiner Einbildung verschwunden und an seine Stelle der Mann der Wirklichkeit getreten, ein Mensch von nur mittelmäßiger Begabung, aber heftigen, ungezügelten Leidenschaften, beständig schwankend zwischen gut und böse. Möglich, daß die Hand der Liebe den schwachen Oskar auf den rechten Weg zu leiten vermocht hätte, mir fehlte eben diese Liebe. Bitter empfand ich sein an mir begangenes Unrecht, mich aus dem Hause des Vaters in äußerst unsichere Verhältnisse zu locken. Anfangs stießen unsere Charaktere in manchem harten Strauß zusammen; Herr von Berneck, der sich dann seiner vollen Leidenschaftlichkeit überließ, kannte nach solchen Scenen fort und behauptete, sie raubten ihm für mehre Tage die Kraft, zu arbeiten. Immer mehr reifte die Erkenntniß in mir und ich wurde ruhig. Herr von Berneck wähnte mich mit meinem Geschick versöhnt, während ich den Entschluß faßte, mich auf immer von ihm zu trennen. Ohne Erklärung kehrte ich zu meinem Vater zurück und bat den Präsidenten, einige Zeilen an Herrn von Berneck zu richten, worin er ihm die vollkommene Hoffnungslosigkeit eines Versuchs, mich wiederzubekommen, auseinandersetzte und für den Fall, daß er sich nicht zufrieden gebe, mit gerichtlicher Ehescheidungsklage drohen sollte. Mein Mann war eitel; er fühlte sich wahrscheinlich tief verletzt und ließ sich schweigend die Trennung gefallen. Dieser Zustand dauert nun bereits eine Reihe von Jahren. Mein Mann existirt nicht mehr für mich. Mit den Idealen habe ich abgeschlossen; Unabhängigkeit, vollkommen gesicherte äußere Lage schien mir die Basis, auf welche sich vernünftigerweise Zufriedenheit gründen müsse. Jedes unbestimmte Sehnen abzuweisen, Ruhe und Festigkeit zu erreichen, danach strebte ich, und glaube meinen Zweck erlangt zu haben.“

Havas hatte voll Theilnahme zugehört und erwiderte: „Wenn Sie es bis zur Apathie der Sterbenden gebracht hätten, wären Sie darum nicht zu beneiden! Das Menschenwürdige ist, die Gefühle zu mäßigen, zu beherrschen, aber nicht zu unterdrücken. Uebrigens zweifeln Sie nicht, daß ich die bei Ihrem Geschlechte so seltene Stärke der Strebungen, die Klarheit Ihres Willens bewundere. Wie doch jeder seine eigene Geschichte hat! Wollen Sie die meinige?“

„Erzählen Sie —“ sagte Isabella und ließ ihr Auge auf dem edeln Manne ruhen.

„Sie werden mich nicht anhören wollen“, entgegnete Havas traurig. „Wenn Sie den Anfang vernehmen —“

„Warum?“ fragte Isabella erstaunt —

„Ich bin aus Asien gebürtig, von armen Aeltern entsprossen; mehr noch — ich bin ein gebornter Jude —“

Havas war selbst aufgestanden und es konnte zweifelhaft sein, ob die gleiche Bewegung Isabellens aus der Nachahmung seines Beispiels oder der Betroffenheit über diese Mittheilung entstand.

„Ein Jude?“ sagte sie. „Wie kamen Sie nach Europa —“

„Ich bin ein arabisches Judenkind, wie deren manche, wo die Aeltern aussterben, in fremde, christliche Hände kommen und dann gewaltsam getauft werden. So ging es mir. Ein Vatikanerkloster nahm mich auf und schickte mich, als ich erwachsen war, nach Rom in das Collegium der Propaganda, wo ich mich zum Missionar heranbildete. Dann trat ich zu den Jesuiten über, hatte — in der Tertiat und würde die Weihen genommen haben, wenn nicht —“

Havas schwieg nachdenklich.

„Sie hatten eine unglückliche Liebe —“

„Eine unglückliche? Eine verbrecherische —“

Isabella betrachtete ihn [illegible]

Leider wurde das Gespräch [illegible] abgebrochen.

Aus der Villa Palombari kamen Leute, die den Bibliothekar abriefen. Er mußte ihnen folgen —

„Auf morgen!“ sagte er, als er Isabella an ihren Wagen geleitet hatte. Sein Auge glänzte in Wehmuth.

Isabella fuhr in ihrem Wagen nach Hause und trat in ihre Zimmer, ohne sich erinnern zu können, durch welche Straßen sie gefahren.

Ihr Geist war wie abwesend. *)

*) Wir bemerken, daß es unsere Absicht ist, diesen Roman in einem Bande, der ohne Zweifel noch vor Schluß dieses Jahres und Quartalwechsel vollendet sein wird, zu beschließen. Es wird daher noch unsere Leser [illegible] Romans entnehmen, der [illegible] Leipzig bei F. A. Brockhaus erscheinen [illegible] und jenen Gegenstand bietet. Ich über die [illegible] Schicksale des Prinzen gegen Gräfin Isabella, über Isabella, Montanara, Havas u. a. zu unterrichten. „Unter den Auspicien“ [illegible] der Titel des Romans in vier Theilen) bietet eine [illegible] Reihe der Blätterlesen werden. Wir kommen auf den geistvollen Verfasser und sein [illegible] Auftreten ausführlich bei [illegible] Erfolge in einem [illegible] Bericht zurück. D. Red.

Anregungen.

Gut und schön.

Der Verfasser einer kleinen Schrift: „Die praktischen Ideen. Nach Herbart. Von Dr. Georg Lever" (Leer a. Ostfriesland, 1861), stellt die sogenannten praktischen Ideen, d. i. im Sinne Herbart's die Grundideen der Sittlichkeit, von vornherein in ein mild unterschiedenes Licht, indem er sie als zum ästhetischen Urtheil der Jugend gehörig betrachtet. Was wahrhaft recht und gut ist, ist auch einer schönen Gestaltung fähig und das Schöne in der reinsten Form beruht auf dem Grunde der Sittlichkeit. Doch ist der Satzverfasser nicht so aufgeklärt, als ob die Menschen darin bestehe, einzelne Vorschriften des Verhaltens zu ertheilen; sie ist keine Casuistik, da sie vielmehr das Streben, den Willen zur selbständigen Herrschaft über jeden Augenblick des wechselvollen Lebens anbefiehlt.

In fünf Grundideen legt der Verfasser den Inhalt einer solchen Sittenlehre dar. Der Ausgangspunkt aller Willensäußerung ist die innere Freiheit, die für sich allein allerdings nur dem eigenen Selbst dient, aber durch die eigentliche Kraftäußerung bleibt sie freilich tadlich, die vier andern Momente in sich aufzunehmen, in sich zu harmonischer Uebereinstimmung zu bringen gelingt es ihr, so erscheint sie als die Krone von allen, als das A und O des Lebens. Durch die zweite Grundidee ist die der Vollkommenheit, des höchsten Maßes im Guten, die Sittlichkeit für sich allein zur Selbstbeherrschung führen muß und erst durch die Mitwirkung der andern, besonders des Wohlwollens, hat Gute wirkt. Es ist weiter klar, daß auch das Wohlwollen oder die lebende Verschiedenheit der Mitmenschen, wenn es unmittelbar Gutheit zur Geltung kommt, ein sittliches Missverhältniß ergeugt, es muß sich, um den richtigen Weg nicht zu verfehlen, einerseits von der Idee des Rechts, die widersprechende Antipathie aufzugeben trachten, andererseits von der der Billigkeit, der Neigung zu Sinne der ästhetischen Urtheilen, die überall heilend und herstellend eintritt, wo durch Schuld das Gleichgewicht gestört ist, leiten und zu den richtigen Leisten führen lassen. Kann beharrt es der Gerechtigkeit, daß diese auch die leiten helfen, die Idee des Rechts und die der Billigkeit, ohne für sich allein nicht im Stande sind, das Leben sittlich zu gestalten, sie bedürfen der vermittelnden Einwirkung der andern sittlichen Grundideen, wenn sie die ihnen in ihrer Abgesondertheit eigenthümliche Keilenfähre aufgeben und zu Elementen eines ehel menschlichen Daseins werden sollen. Erst alle sind in harmonischer Wechselbezeichnung vermöchten das Gute und Schöne: ist aber diese Harmonie erreicht, dann tritt gelegentlich die Idee der innern Freiheit bestimmend in den Vordergrund und die andern vier erscheinen in sie aufgenommen, als ob sie ferner gegenüber nur vorübergehende Momente wären; nur ist es jetzt die wahre sittliche Freiheit, nicht die selbstsüchtige, von der der Wille seinen Ausgang nimmt.

Diesen Entwicklungsgang finden wir in dem vorliegenden Schriftchen klar und aufgeweckt dargelegt.

Für und gegen den Materialismus.

II.

Eine andere Schrift von dem geistvollen feinsinnigen Professor **Gustav Theodor Fechner** (Dr. Mises) behandelt unter dem Titel: „Ueber die Seelenfrage. Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden" (Leipzig, Voreland, 1861), das von den Materialisten wie von den spiritualistischen Philosophen, nicht weniger auch von der unverständigen Menge beliebte Thema, ob seelische Bestimmung und Thätigkeit sich auch über die Thier- und Menschenwelt erstrecke, ob die Pflanze, ob der Krystall, ob endlich das Weltganze eine Seele habe, d. h. eine innere selbstthätige, einheitliche Lebensrichtung, oder ob sie alle nur als mechanisch-physische Maschinen einem äußeren Reflexe folgen und darum immer auch neue bedürfen, wenn sie nicht, gleich einem Uhrwerk, zuletzt völlig abstanden sollen.

Der Verfasser entscheidet sich für das erstere. Im manchen Punkten begegnet er den Ansichten des früheren ersten Schrift, obwohl beide von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen. In der ersteren Darstellung bewegen wir uns ganz auf dem Boden von Thatsachen, die der Beobachtung des Naturlebens entnommen sind. Allerdings muß in jedem einzelnen Falle der Schritt von der Thatsache zur Idee gethan werden, aber es gehört keine Verstellung, daß wir immer auch den innen Halt auf der Stufe des Sichtbaren suchen sollen, während der andere sich schon in das Unsichtbare erheben hat. Das Unsichtbare erscheint dem Verfasser als das Unendliche Ideale, zwar als unerkennbar, aber nicht als unerkennlich, es gibt alle nicht Erkennung über das Endliche, sondern Vertiefung, Erweiterung, Steigerung des bekannten Endlichen in das Unendliche hinein. So lebt sich Gott einen, der Gott, von dem das höchste Wort sagt: „In ihm leben, weben und sind wir." Alles Dunkle des Materie ist darin verschwunden, aber auch alle Unentschiedenheit der die Materie ignorirenden Philosophie. Manches in diesem Buche erscheint anfangs wunderlich, aber man folgt der Bewerkstelligung mit lebhaftem Interesse und findet sich bald zu Hause festgestellen. Man wird einräumen, es ist im Dienst der Wahrheit geschrieben und verdient reifliche Prüfung.

(Hierzu eine Beilage: Kunst und der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Germanus über Schlosser. — Briefe aus Karlsruhe. I. — Aus deutschen Bädern. VI. Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter. IV. — Aus einem berliner Briefe. — Briefwechsel.

Germanus über Schlosser.

Wie sind der deutschen Hefte, überwältig unsere Nationalzeitungen zu sehen, nicht eben bevölkert? Wenn unsere guten Geister aber, die auf Vorposten zu werden pflegt, müssen wir constatiren, daß wir von den Letzten lieber Gutes als Schlimmes reden. Ja es hat wenige Menschen als mit den Lebenden, wenn sie sich aufzuregen, bitter genug zuzugeben, aber ein bestimmtes Lob unserer angeborenen Natur überhaupt — hat bekannte die moralische mit einer kleinen Pointe — bei uns sogar im Uebermaß angewendet zu werden. Wenn hat sich über einem unserer Geistesheroen des Grab geschlossen, so können wir mit Wahrheit sein, zu rühmen, auf den Hut zu stehen, nicht eben auch alles die weiche überwiegende Pietät unser Blatter irgen zu lassen und sogar die Fehler und Schwachheiten. Es hat sich uns kürzem ein ehemaliger Schüler und Freund Friedrich Schlosser, Dr. Berger, der mit ihm fast 30 Jahre ein „Archiv für Geschichte" herausgab, Dieter Mann verbunden eine schwere Bürde: durch eine gehässige Weise, die ihm vom Manen Schlossers und seinen Familienen hat laten, Gerechtigkeit für die preußischen Rheinprovinzen übernommen wurde. Wie sich auch Herr Berger dieser Aufgabe in sechs Bänden „Meine Wanderung durch Leben" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1865—67), ohne bei uns Beifall zu gewinnen, als eine artlerige eine Größe darstellt, die gaben unsere Zeitungsschreiber, die zu einem allerlängsten Gedächtnis angeschlossen, gegen Berger nur die abgewandtesten Prädikate, ehemaligen Lumpenhalt und demagogischen Mißbrauch, von seiner Unredlichkeit zum „Abenteurer", seinem Spitzelunternehmen der Schlossers Verfolgungs- und Unterdrückungsmaßregeln — ab nur, daß möchten wir sagen, an die Wahrheit stehe oft weniger mit dem stein Opfer der Lüge, daß Germanus seinem hochverdienten Freunde vom Königlich verschworenen Hofbeamten Schlosser, seinem soeben erschienenen Schriften (Leipzig, Mayer, 1867) darbringt. Hier wandet nicht Verzeihlichkeiten und nicht blos die Hand der dankbaren Pietät Immortellenkränze, sondern die Ueberzeugung vom seltenen Werth der Verstorbenen und die gewonnene Kenntniß aller auf Rechnung des Verstorbenen zu setzenden irrthümlichen Urtheilsäußerungen und aufgerichteten Bewährungen. In einer Ausführung von Gerücht und Kenntnissen, die bisher jener bekannten — Urtheilslosigkeit der Germanischen Darstellungsweise war den Charakter einer historischen Persönlichkeit gibt, schärfen ein bestimmter Aspekter den andern, und nicht leicht wird sich ein Urtheil dieser wenigen Blätter dem Eindruck entziehen, daß hier eine in der That nützliche und trug mancher Sonderbarkeit hoch eine Persönlichkeit der Gegenwart den verdienstlichsten Lobredner hat.

Wer möchte dem ergrauenen Forscher nicht in allem beistimmen, was er zur Rechtfertigung des vielfach beanstandeten Verhaltes Schlossers gegen seine Gegner anführt, welche auch die anderen Zeugen? Den Nachweisungen der gerechten Verbandlung von Friedrich Christoph Schlosser an Sauer Wilhelm mit dem damaligen Schwerin. Aber auch da darf man den Ausdruck der Zuversicht nicht verlegen, wo die Gegner auf Schlossers Schwächen in der Form so nachdrücklich deutlich legten. Gewiß es auch Planvergessungen, daß sich die Verfassung des hochverdienten Mannes nicht bis zu Kunstgebilden zu haben, so sehr einmal den Anforderungen an eine klare und übersichtliche Darstellung des historischen Materials entsprechen. Kurzsichtig und den Gehalt der Historik zu geben, wurde leider bisher in Deutschland nur zu ausschließlich auf den Richtungen angebracht, die im Weg haben, was Schlossers in äußern Dingen schuf, und so ist es bei dem Mangel seiner innern Vorzüge verstanden, seine vortreffende Charakterschilderung verbreitete das Mißverständniß, sie sei diplomatisch den Weg und Trug der Gebrüder in Zeitalter der Renaissance. Den Anklagen gegenüber, welche gegen Schlosser von einer Kunst traun nicht aufzudecken, daß durch den Charakter ihrer eigenen Leistungen erhoben haben, mag man Schlossers Weg in seinen Historischen Werke seiner Materialanhäufungen und selbst in seinen sprachlichen Nachlässigkeiten, in seinen unfreundlichen theologischen Instinkten und Vorgefühlen (er verwechselte in seiner Briefe Goethe's mit Schillerschen) in seinem Mangel an Schwung, in seinem Mangel einer höhern Philosophie und einer die ihrer Art bewußten Form- und Schönheitsanlage getrost lassen.

Und dennoch müssen wir auch diesen verschiedenen Mängeln gegenüber die Bedeutung aufrecht erhalten, daß mit ihm über Schlosser noch nicht das letzte Wort gesprochen ist. Den redlichen Eifern Schlossers gegenüber wird Germanus in allem recht behalten, so

gibt aber noch eine höhere Instanz, vor welcher über Schlosser die Debatte nicht in den Grabe abgeschlossen werden kann, wie für Gervinus Schlosser. Schlosser's Verdienste und seine persönliche Hoheit in Ehren, bleibt doch auch an ihm ein für deutsche Gelehrtenzustände typischer Mangel harmonischer Lebensprinzipien und eines sich selbst beherrschenden, immer nur am Objectiven sich begnügenden Blicks zu rügen. Von elektrischem Stoff wahrhaft überladen, theilte Schlosser bei fast jeder Berührung mit dem Bedeutenden Schlag auf Schlag auf, meist unheimlicher als wohlthuende Anregungen, während sein Wesen magnetisch nur Ausströmte bei Veranlassungen, wo ihm die Thatsachen der unter den allgemeinen Bildungsbedingungen lebenden Organismamen selben folgen mochte. Wir sehen ihn ergriffen, wo und andere nicht ergreift, wir sehen ihn kalt, feindlich und abstoßend, wo sich ein erhabener und warmherziger Geist tröst in seinem Element gewußt haben würde. Nature hieher der Fall die Momente des Dekonstruktivismus Unverständnis, wie letzteres immer ist, immer ist es doch eine abgeleugnete Spottsucht und Härte, diese sich nicht gefangen gebende Polemik, diese sich endlich wenn überhaupt einmal, nur an einem speziellen Dictum einer negativen Richtung über Schlosserschen aufzubrechen und da dann möglich mit unerwartetem Gewicht sich auszuwerfen Umständlichkeit, eine an sich gute, auf die wenig ankommt und die die große Masse mit — seinen Verpflichtungen belastet, sich aufzubrechen Hingebung. Allen hat je die endliche Vertiefung angewandt, in den sich Schlosser über Dante ergingt durfte doch trotz der Ueberfülle an Material bei Schaffen Denken, Fühlen. Von einem Kampf titanischer Elemente, wie ihn die Französische Revolution darstellt, von der Höhe des gewaltigsten Vorbedenke Schlosser umschreiben, seinen eben angelegentlichen Personen mit einem großen Gegenstand unveränderlich lassen und sich in die mittelalterlichen Wortklauereien der Nominalisten und Realisten zurückzugehen, nicht um an Mikrologien ein seiner Natur nothwendigerweise Interesse zu bethätigen, sondern um einem seinen Wesen entsprechenden Leiden zum Unvergnügen und zur Nichtgestaltung Verbreitigung zu gewähren. Ein Gelehrter, den man sich nicht wenigstens einige Zeit lang grossberzig mitreißend, schöpferisch mitbelfend im Getriebe der laufenden Geschichte denken kann, ist kein echter Historiker. Von Herodot und Thucydides an bis Johannes Müller und Macaulay walteten in echten Historiker die Möglichkeit eines Staatsmannes doch von wenigstens — wie einmal die Welt ist — verwandtzwang Stimmen, aber wenn Schlosser die Humanität selbst zu seinem Mitwissen gemacht hätte, dieser wunderliche Mann hätte selbst ein Portefeuille der Menschenbeglückung nicht eine Stunde tragen können.

Bei alledem räumen wir ein, daß die Lektüre, die hier Gervinus geboten, alle Spuren trägt, die sorgfältigen einem schnell hingeworfenen unmittelbaren Eindruck des Hörers und des Vorgens eher einen vollendet klassischen Ausdruck geben als einem lang überlegten Ausarbeitung.

Briefe aus Karlsruhe.

I.

Die Ausstellung des Rheinischen Kunstvereins in der großen Orangerie beschäftigte letzten Sommer alle Klassen unserer Stadt auf das lebhafteste. Es war in der That interessant, einige Stunden an dem Schauplatze zu verweilen, nicht um manche verlaute Urtheile von Halbkennern und Parteigängern zu vernehmen, sondern um vielmehr sich zu überzeugen, wie verschiedene Eindrücke die Kunstwerke auf unbefangene Naturkinder hervorbringen. Natürlich war das Genre doch Hauptsächlich, die Technik an sich hat für die Unbefangenen keine Bedeutung, die Intentionen des Malers, das Drama des Bildes beschäftigen sie allein; jene erstehen sie aber nicht selten unverständig und tiefst verfolgen sie bis in das kleinste Detail der Einzelheiten und interpretieren dieselben auf oft komische Art, gestehen in eigenthümlich logischer Weise. Das die Zahl der eigentlichen Kunstkenner bei allen solchen Ausstellungen stets nur eine kleine ist, darüber verwundern und ärgern sich manche Leute mit Unrecht. Nicht immer gelingen die Versuche junger Kräfte, manche wandeln auch wirklich wie im Nebel und wissen oft noch nicht recht klar, wohin sie selbst wollen oder sollen; die anderen blicken so stark zu sehr pittoren entlehnend ein Maler, während manche der Aeltern, sonst tüchtigen Künstler dem engen Kreise ihrer Anschauen und ihrer Schule sich niemals ganz entwinden können, nur in Verwechslungen der Technik einen Fortschritt bemerken, peinlich auf bemalten Flecke sehen bleiben. Wen den Bilde auf gestellten Büchern hatte München fast ein Viertel geliefert; Frankfurt Main, Karlsruhe, Dresden, Berlin, Düsseldorf Mainz, Stuttgart waren zahlreich vertreten, Kunstvereine hatten Paris, Rom, Bologna, Brüssel, Rotterdam, Gedungen, Basel, endlich beigetragen. Die allgemeine Ueberblick lehrte abermals, daß der sogenannten Heiligenmaler und der Genre historischen immer weniger werden, daß Genre und Landschaft mehr und mehr um sich greifen, dem Zeitgeschmack und dem Markte mehr zu entsprechen scheinen. Die Künstler verlieren dabei nicht, ob die Kunst dadurch gewinne, ist eine andere Frage, deren Entscheidung einer durchgreifenden Kritik anheimgestellt bleibt. Wer sich übrigens überzeugen will, wie wohlthuend diese Ausstellungen auf den Geschmack im allgemeinen einwirken, der sehe sich in den Wohnungen der Privaten um, wo die abgeschmackten Bilder mehr und mehr verschwinden, besseren Platz machen. Nicht minder interessant erscheint auch die tägliche Beobachtung des unmittelbaren und heiligsten Eindrucks von Bildern, denen irgendein poetischer Gedanke zu Grunde liegt, neben anderen, die vielleicht technische Vorzüge vor ihnen haben. „Natürlich", flüsterte mir ein alter Bürger zu, „Poesie und Gedanke sind göttlichen Ursprungs, die

Technik ist nur eine ehr menschliche Errungenschaft, deren Würdigung beim Betrachter Eigenschaften bedingt, welche vielen höchst selten beliegt.“

Während dessen beginnen schon die ersten Arbeiten, Düngungen und Vorbereitungen in einer großartigen Pflanzung- und Blumenausstellung im Botanischen Garten für den nächsten Frühling. Der Botanische Wintergarten soll als Hauptraum dafür benutzt werden. Die verschiedenen Gewächshäuser werden eine Anzahl eine lehrreiche Gruppierung bringen, und dem Publikum noch unbekannt ist und in unseren großen Gartenanlagen schwerlich vermißt wird. Wünschenswert wäre dabei noch eine Raumerweiterung für den edlen Gemüsebau, der hier bei Gewächskühlung noch sehr lehrt. Thüringer, Franken und viel auch Elsaß u. s. w. könnten manches einsenden, was hier als neu und nachahmungswert erscheinen.

Vieles für die örtlichen Verhältnisse und das Heimische Leben in Kurhaus sind manchmale Einrichtungen vorbereitet. Da sich nun ebenfalls durch eine Ausstellung der Heimatlichen Kunst, durch die vielen Kubriken und Industriezeichnen in der Übersicht unserer Staats manches weiterhin verändern und Angenehmes wie Interessantes eingeführt hat, so dürfte nachher gelegentlich berichtet zu sehen sein, wenn diese nicht ohne Interesse sein.

Aus deutschen Bädern.

VI. Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter.

IV.

Nimm es nicht übel, lieber Leser, daß ich mich von den Landschaft auf die Hochzeit und nicht von der Hochzeit auf die Landschaft bringe. Es ist nicht ganz ungewöhnlich hier, daß es weiter ein paarmal getauft und dann erst Hochzeit gemacht wird. Natürlich nicht unter den reichen Bauern, die auf Hochzeit halten. Unter den ärmeren Bauern aber herrscht in dieser Beziehung eine fast beschämende Sparsamkeit. Da geht dann der Junge Kamilienvater in recht gesetzten Jahr, bei dem Gemeinderat und bittet um Erlaubnis, heiraten zu dürfen. Ist es bei einigen Familien Hochzeit Lebensmittels bisweilen kommt schon vorher, so bei den Bauern gefragt haben. Und siehe da, es ist viele Jahren des Mädchens Lebensmittel — wie so auch Hochzeit Mutter — hinein, soll will heiraten schon sein, daß habe ich nicht Geld, hat den Bräuchen die Gemeinde nachgeben.

Der eines Hochzeit gehört auch Kutter in all so einer Leute. Bräuten“ gebacken, gebacken, gebraten und das Kuchen Ungeheuer, gleich richtig — nur Kinder und Hochzeit eigentlich sind die Bräuten, Bräutigam, die Brautführer — in der Regel alles eins, Junge, alle an der Zahl — und dann am Tage der zwei Hochzeit und Kuchen gebacken werden. Am Vorabend der Hochzeit gehen die die Bräuten auch ein Brautführer andere „Bräutigamsleut“. Nun, damit auch einer Bräuten wie auch nicht nach Kuchen kriegt, so ist es wie noch „O Harmonie! — Ch! — Harmonie — auch andere schöne neue und neueste Lieder. Lieder und gesangverlangt“ um ihren guten Rat als ein wahrhaftiger Held zu kommen.

Morgens früh am Hochzeitstage, mit Harmonieklang, beginnt das Schießen. Gegen 9 Uhr kommen die Gäste von allen Dörfern und Weilern der Umgegend in Kutschen, zu Pferde, zu Wagen. Ist der Bräutigam auf einem anderen Dorfe und hat er es aufgeboten, so kommt er auf einem vierspännigen, landschaftsmäßig dekorierten Wagen vorgefahren, in voller in seine Gäste. Mann und Roß. Ross Kette. Alle Gäste versammeln sich gewöhnlich im Hause der Braut, wo dann ein Hochzeitszug von Braut und Bräutigam vorauf, in die Kirche. Hinter ihnen die Ehrengesellschaft der Braut, ohne geladenen Musiken und Musikgesellschaften gewöhnlich, dann die Gäste, schwarze Kutschen, Kutschwagen, Schimmel, Rappen, Fuchs und Braune, Kappenkutscher, Kutscher, Kutscher, K

Am nächsten Tage — geht es die [illegible] Thür, die geschlungenen Gänge, die — colossale Rechnung der Hochzeit. 2—3000 Gulden ist nichts Seltenes für eine Hochzeit. Zum Beleg gibt jeder Hochzeitsgast ein Geschenk. Aber dabei geht es meist — wie mit Jahrmarktsconcessionen. Man erhält ein Schmuckstück, das morgen aus der Mode ist, ein Schaustück, das man zu nichts Rechtem brauchen kann, ein Nothstück, das man braucht hat, während das schwer erworbene Geld, welches man also besser zu passender Zeit hätte kaufen können, in die Kasse des Wirths gewandert ist. Zum Glück kommen wie gesagt Kindtaufen öfters vor als Hochzeiten, sonst würde alle Welt hier bankrott werden. Uebrigens kommen hier öfters vor — und nachher vor der Hochzeit, weil eine rechte Hochzeit, wie man doch eine feiern möchte, für einen armen Bauern und Handwerker eine Unmöglichkeit ist oder ihn schon, ehe er sein Ehebett anfängt, mit Schulden überlastet. Deswegen ist es denn auch in neuester Zeit vielfach aufgekommen, daß die Hochzeitsgäste, anstatt ein Möbel oder dergleichen zu schenken, dem jungen Ehepaare einfach ein Stück Geld in die Hand legen. Praktisch ist dies jedenfalls, aber nicht gerade — schön. Die Poesie ist dabei zu Grunde gegangen.

Bei einer Hochzeit aber, der ich beiwohnte, hörte ich ein Hochzeitsgedicht, das mir gefallen hat und — mit dem mir unsere Gedanken über den Hochzeitsluxus in unserm Ländchen schließen wollen. Ich will es Ihnen thun hören.

Aus der Himmels ernen Aethersee x.
Bracht ich zweierlei Brod für euch nieder
Lieb vor Augen liegt in jener Brod,
In der Ferne Ernst hat verborgen
Rothe Wein
Nun heißt leben.
Und wer treu mit einig liebt,
Himmels Schätze, wo es gibt
Denen wollt ich euch Brod zu genießen,
Denn in andrer Brod zu backen
Hab ich hier, so viel zu wollt treue Hand!
Liebe oben
Nun heißt leben.
Und wer treu und einig liebt,
Himmels Schätze, wo es gibt
Denen wollt ich euch Brod zu genießen,
Denn in andrer Brod zu backen
Hab und Haus, und andern bebend Grauen,
Lachend andern Aeußerste hilfen Myrte,
In behaupt sie, Nichts in Noth und Tod
Vor der Ferne Ernst sie bewege
Liebe oben
Nun heißt leben.
Und wer treu und einig liebt,
Himmels Schätze, wo es gibt
Denen wollt ich euch Brod zu genießen,
Denn in andrer Brod zu backen

Als Klopfe beschließen an beide Thür und wenn da „Herein!“ gerufen, so tritt ein altes Mütterchen mit dem Brodkorb am Arm herein und sagt: „Morgen früh 10 Uhr beginnt der Herr Schulchrist aus dem Schwarzthal seine Lehrzeit.“ Dann bekommt die Braut den Segen, wenn sie der Braut eine Frau oder das erste Kind im Hause gewählt wird, einen Kreuzer oder auch ein Stück Brot in ihren Rock und zieht weiter, von Haus zu Haus die Botschaft verkündend und den Segenspruch entrichtend. Hat sie so die Runde durch die vier, fünf Dörfer, die zu denen die Bekanntschaft der Brautleute reicht, gemacht, dann zählt sie schließlich ihre Kreuzer und freut sich des Glücks, das ihr — der Lebendige zugekehrt hat.

Am andern Morgen geht dann, was nicht selbst durch Nothwendig oder Krankheit gefesselt ist, zum Trauerhause aus. Wie Sonntags zur Kirche, wie Freitags zum Markte ist das ganze Dorf auf der Wanderschaft, auf der Landstraße. Für die alten Frauen insbesondere ist ein Begräbniß die beste Erholung — von den Anstrengungen des gewöhnlichen Lebens. Unsere gute Nachbarin, die Rothhaarin, hat sicher in ihrem Leben noch bei keinem Begräbniß gefehlt. Wir können unsern Lesern das Bild eines schwarzgekleideten Begräbnisses nicht ersparen — das Leben besteht eben aus nichts als immer Kindtaufe und Hochzeit! — —

Aus einem berliner Briefe.

*** Der Herzog von Magenta war in seiner Jugend schlank und ebenmäßig gebaut und von mittlerer Statur. Jetzt hat er einen Bauchansatz in seiner Mitte, aber gerade stark zu sein. Seine Haltung und der Ausdruck seines Gesichts hat artistisch-militärisch; es ist schwierig im gewöhnlichen Leben, sich aber eine begeisternde Beredsamkeit besitzen, scheint es gilt, die Treppen ins Haus zu führen, in welchem er selbst sich wie der Salamander in seinem Elemente zu fühlen scheint. Nicht seinem Feldherrntalente haben ihm seine weltgeschichtlichen Kunststücke in Frankreich den Ruf eines „Offiziers accompli“ geschafft. Mac-Mahon ist seit fast 3 Jahren mit einer Herzogin von Castries vermählt. Die Herzogin, welche vom Kaiser ganz besonders — wie man sagt mit vielen Francs — beschenkt worden ist, um dieselben für ihre Toilette zu verwenden, ist eine kleine Brünette, schon etwas im Embonpoint vorgeschritten, aber eine noch junge Frau. Sie hat die auf ein die Oberlippe leicht umschattendes Bärtchen den Typus der pikanten und liebenswürdigen Französin. Unterrock vom seidenen Hochmuth, entwickelt sie im Verkehr jene freie, selbstständige Haltung, die wir oft so sehr an unsern deutschen Damen der Aristokratie vermissen, weshalb vermissen, weil sie dann in Angst sind, ihrer Herkunft und den Salonsitten derselben einmal zu vergessen.

Briefwechsel.

— Frau P. in Bromberg. Herzlichen Dank für Ihr Vertrauen.

— Herrn *** in Stettin. Im ersten Theile vom gefangenen der Gedankengang, ist sie Parallele nicht zutreffend. Auch im zweiten hat der Verfasser seine Voraussetzung im Stande, obgleich von dem abenteuerig entwickelten Thatsachen, mit dem die Sache sich verwickelt. Das letzte entbehrt für die Lösung, das Verlorene Interesse. Das letzte ist nur die Explikation einer ungewöhnlichen Person, zu einem „Charakter“ aber nicht gehört mehr.

— O. M. in Neisse. Schade um den hübschen Anfang. Mancherlei, was Sie machen, in dem „Portefeuille“.

— R. S. in Berlin. Wird erscheinen, sobald es der Raum gestattet.

(Redigirt am 7. November 1867.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Sechster Band. Nr. 46. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Eine Geschichte aus den Bergen. Von Christian Voppi. — Unser Planeten. Auf einem fremdartigen Boote. — Eine Satire auf die Strafen Chinas. — Bilder aus Mexiko. Von B. Auerbach. — Briefe aus Mexiko. — Böhmen und Island. — Ich meine, ich sei nun heimisch. Von Emil Rittershaus. —
Neues aus der Welt.

Eine Geschichte aus den Bergen.

Von Christian Voppi.

Man findet es öfter in Tirol und im bairischen Hochgebirge, daß in kleineren Orten tief in den Bergen der Pfarrer eine Art Wirthshaus hält für die durchreisenden Fremden und einsamen Jäger. Die Leute so kleiner Orte sind zu arm, als daß sie an ein Wirthshausgehen denken könnten. Was sie mühsam der sterilen Natur abgewinnen, schlägt sie zur Noth vor Hunger, weiter geht ihr Begehren nicht. So war es auch in G., einem Oertchen in engem, von hohen Bergen umgebenem Thalgrunde. Ich saß in der Hauptstube des kleinen Pfarrhauses und fühlte mich recht wohl bei einer Flasche tiroler Weins im Gespräch mit dem Pfarrer. Nur Eins störte mich — daß er jedesmal, wenn ich etwas bedurfte, selbst aufstand und es mir brachte mit derselben Zuvorkommenheit wie jeder Gastwirth auf dem Lande, nur mit einem gewissen Anstand und einem Takt, wie ein gewöhnlicher Wirth nicht hätte. Wie gesagt, es war mir peinlich, mich von einem ältern Manne und noch dazu von einem Geistlichen so bedienen zu lassen, zumal da ich aus der Aermlichkeit der ganzen Einrichtung sah, daß der Mann nahezu dürftig sein mußte und seine Stelle keineswegs eine einträgliche. Ich sollte noch mehr erstaunen.

Der Tisch im Zimmer wurde für mich gedeckt und die Köchin des Pfarrers trug mir ein Mittagsessen auf, dessen Wohlgeruch meine von der weiten Tour, die ich gemacht, ermatteten Sinne wohlthätig neu belebte. Aber der Pfarrer legte sich nicht mit an den Tisch. Er ist wol erst später zu Mittag, dachte ich. Da sah ich durch die offen stehende Zimmerthür, wie im Hausflur auf ein Tischchen ein wie mir schien sehr einfaches Mittagsmahl aufgetragen wurde und der Pfarrer und die Köchin sich daran setzten und aßen. Es ist solche übermäßige Ehrerbietung gegen den Vornehmen und Reichen — dafür hielt man mich wol irrthümlich, weil ich gesagt hatte, daß ich auf einer größern Vergnügungsreise begriffen sei — allerdings nicht selten im Gebirge. Sie hat aber sicher in einem edlern Gefühl als in Servilität ihren Grund. Doch bei einem Geistlichen sei mir dieser große Respect gegen den Fremden und Gast doch zu sehr auf und fun hätt' ich geglaubt, es sei eher priesterlicher Stolz, daß er sich nicht zu mir setzen mochte, wenn dem nicht sein edles Gesicht und sein sonstiges so freundliches und zutrauliches Wesen widersprochen hätte. Wie bemerkt, war auch sein Mittagsmahl ein sehr einfaches und das vielleicht mit ein Grund, weshalb er sich nicht an meinen Tisch setzte.

Ich hatte nun recht Muße, sein Pröbl,

das mir schon vorher wohlthuend aufgefallen war, genau zu betrachten. Obgleich im Gebirge wohlgeformte Männerköpfe nichts Seltenes sind, so zeichnete sich der des Priesters doch vor allen aus, die ich hier gesehen. Weiche, blaue Augen schimmerten über der edel gebogenen Nase und um den noch immer schönen Mund schwebte ein eigenthümlich wehmüthiger Zug. Der Mann mochte ein heiter Funfziger sein. Volles weißes Haar, das lockig seinen Schädel zierte, erhöhte noch den edeln Eindruck, den das etwas bleiche Gesicht machte. Ein trüber Ernst, der über der hohen Stirn lag und selbst, wenn er noch so freundlich sprach, nicht weichen wollte, war mir schon vorhin während unserer Unterhaltung aufgefallen.

Nachdem ich abgegessen, trat ich hinaus in die Hausflur und begann wieder ein Gespräch mit ihm. In dem wohlgepflegten Gärtchen vor dem Hause war eine prächtige schattige Laube, die mich lockte. Ich bat ihn, mir doch, wenn er Zeit und Lust habe, Gesellschaft zu leisten. Mit der Bemerkung, daß ihm hier in dem einsamen Orte ohnedies selten der Genuß einer gebildeten Unterhaltung würde, sagte er zu. Er stand auf und ging voraus. Nachdem ich der Köchin aufgetragen, eine Flasche Wein und zwei Gläser in die Laube nachzubringen, folgte ich ihm. Bald saßen wir in tiefem Gespräch. Ich erstaunte über sein vielseitiges Wissen. Der feurige Tiroler, von dem ich ihm ein Glas nach dem andern einschenkte, schien ihn ordentlich zu verjüngen. Ich sah mit Schmerz, daß selbst dieser hier so billige Genuß ihm durch seine kärgliche Stellung versagt zu sein schien. Denn er schlürfte den edeln Wein mit merklichem Behagen. Bald stand die zweite Flasche vor uns. Der Mann gefiel mir immer mehr. Er hatte einen gesunden, klaren Verstand und dabei entwickelte er einen Schatz von Kenntnissen, wie man sonst bei katholischen Landgeistlichen, und zumal tief im Gebirge, nicht findet. Aber fast noch mehr als sein vielseitiges Wissen erfreute mich die innige Begeisterung, mit der er an der Natur hing. Oft sprang er vom Gespräch über wissenschaftliche Gegenstände ab und brach in eine enthusiastische Lobeserhebung seiner Berge und der andern Reize seines Heimatlandes aus. Er schien alle reizenden und pittoresken Punkte der Umgegend genau zu kennen und sie durchstreift zu haben bei Tag und bei Nacht; denn er wußte genau zu schildern, welchen Eindruck sie bei Tagesbeleuchtung machten und welchen im Mond- und Sternenlicht. Ich bemerkte, daß er wol als Seminarist oder Student in den Ferien sein schönes Heimatland oft durchwandert habe.

Er schwieg den Kopf: „Ich war nie in einem Seminar und nie auf einer Universität!"

Auf meine erstaunte Frage, wo er sich denn sein reiches Wissen gesammelt hätte, erwiderte er: „Ich ging mit 22 Jahren ins Kloster, da hatte ich Muße, hinter den stillen Mauern zu studiren, wozu mir bis dahin die Gelegenheit und der Zeit gefehlt hatte."

„Ihr ginget ins Kloster und so jung?" rief ich erstaunt aus. „Ihr schlossen Euch bei Eurem regen Sinn für alles Leben, bei Eurer Liebe und Begeisterung für die Natur in eine enge Zelle, von der aus Ihr vielleicht nur ein Fleckchen des herrlichen Gebirgslandes und immer nur dasselbe sehen konntet?"

„Unsere Zellenfenster gingen in den Klosterhof; ich sah zwanzig Jahre lang nichts von der ganzen Natur als ein kleines Grasfleckchen im Klosterhof und ein Stückchen blauen Himmels über mir!" Ein neuer Seufzer entwand sich bei diesen Worten seiner Brust.

„Das müssen eigenthümliche Gründe gewesen sein", fuhr ich fort, „die Euch ins Kloster führten! Nehmt mir's nicht übel, aber bei einem so lebendigen Sinn für die freie Natur, für Wandern und Bergsteigen, wie ich an Euch bemerke, wäre ich an Eurer Stelle sicher lieber ein Jäger als ein Klosterbruder geworden."

Bei dem Worte „Jäger" trieb er plötzlich zusammen, seine Lippen preßten sich übereinander, das Auge zuckte.

„Ein Jäger bin ich in gewesen!" stieß er dumpf aus seinem Munde. „O Gott, ja, ein Jäger!"

Hierauf schwieg er still, sah empor zum Himmel und bald kam wieder Friede über sein Gesicht. Mit sanftem Tone sagte er dann nach einer Weile:

„Lieber Herr, Sie haben mich in einer eigenthümlichen Erregung gesehen! Sie sind in den paar Stunden, die Sie hier sind, mir vertrauter geworden als lange ein Mensch! Ich will Ihnen erzählen, wie es kam, daß ich ein Mönch wurde. Es ist Gras darüber gewachsen, wie über dem Hügel droben im Kirchhof. Heute sind es gerade 34 Jahre — — Ja gerade 34 Jahre", sagte er

nach einer kleinen Pause hinzu, indem er mit der Hand über die Augen fuhr.

„Ich wußte nicht, machte er diese Bewegung, um sein Gedächtnis aufzufrischen oder wollte er memerman etwas verbergen. Mir däuchte, wie er die Hand von den Augen nahm, als schimmerten diese in einem feuchteren Glanze.

Ich möchte mich übrigens in letzterer Meinung getäuscht haben, denn er fuhr mit ganz ruhiger, unbefangener Stimme fort:

„Ja, ich war, wie ich vorhin in der augenblicklichen Aufregung äußerte, einst ein Jäger! Ich war ein Jägerbursche, kühner gab's keinen; über Felsen und Abgründe sprang ich dem Gemsbock nach und nie hat mein Stutzen gefehlt, wohin ich zielte. Der Wald und die Felsen und die weite, freie Natur, das war meine Blumau, mein höchstes Glück. Ich war ein lustiger Jägerbursche, immer froh, immer zufrieden. Meine Aeltern hatte ich schon als kleines Kind verloren, Geschwister hatte ich nicht. Gelernt hatt' ich weiter auch nichts. Im Sommer sammelte ich als Kind Beeren, die ich an die Fremden verkaufte; im Winter flocht ich Körbe. So litt ich keine Noth. Ein paar Pfennige täglich und die freie Natur genügten mir; ich dünkte mich ordentlich reich. Später kam ich als Treibbube zum Forstwart drüben in N. und da ich mich gut anstellte, wurde ich mit der Zeit Jägerbub', brachte's nach und nach zu einem alten, halbverrosteten Stutzen und kannte mich nun vor Stolz und Freude selber nicht mehr. Tag und Nacht schweifte ich umher im Revier und war bald der kühne und sicherste Schütze und Mühe und Anstrengung beim Verfolgen eines Gemsbocks war mir auch keine zu groß. Ich ging in mein zweiundzwanzigstes Jahr und war immer gesund und wohlgemuth gewesen und freute mich halt, daß ich ein Jäger war, daß ich pürschen gehen konnte Tag und Nacht, wenn ich wollte, durch Wald und Schlucht und über die Höhen. Glücklich war ich, wie nur ein Mensch sein kann. Daß es auch Weh geben könne in der Welt, war mir nie eingefallen. Wußte auch ebenso wenig etwas von Wissenschaft oder Weisheit der Menschen, hatte nichts von alledem; aber Gott hatte ich tief im Herzen, der war immer bei mir und umgaukelte die Natur mit all ihrer Pracht und Erhabenheit. Ich dachte auch nicht, daß es noch etwas geben könnte auf der weiten Gotteswelt, das mich glücklicher machen möchte, als ich es immer war.

„So war's mit mir im Neujahr Anno 1[illegible]. Um Lichtmeß herum wurde ich 22 Jahre alt; da machte mir der Förster von hier, der mich als einen gewandten Jäger kannte, den Vorschlag, bei ihm einzutreten als Gehülfe, indem er mir Hoffnung machte, daß ich's durch seine Fürsprache vermaleinst wol zum Forstwart und dann später vielleicht gar bis zum Revierförster bringen könnte. So zog ich denn hinauf von N. ins Forsthaus da oben auf dem Berg, nicht weit vom Kirchhof. Sie kommen bei Ihrer Tour heute noch daran vorüber."

„Der Mann", fuhr der Pfarrer fort, „gewann mich in kurzer Zeit ordentlich lieb, weil ich fleißig und eifrig auf den Dienst war, und bald wurde ich so heimisch in der Försterfamilie, als wäre ich immer dagewesen. Es war aber auch nicht schwer, dort einzugewöhnen. Die Försterin war eine liebe, freundliche Frau und die Nelli, ihr einziges Kind, ein so munteres siebzehnjähriges Mädchen, wie mir noch keins vorgekommen war. Schön war sie wie eine aufblühende Rose und ein paar Augen hatte sie, funkelnd und klar wie die Sterne in einer frischen Mainacht. Sie war auch der Augapfel der Aeltern und aller, die in des Försters Haus kamen.

Es waren schon Wochen vergangen seit meinem Einzug ins Forsthaus und immer freundlicher wurde der alte Förster gegen mich, weil er sah, wie gewissenhaft ich war im Dienst und wie aufmerksam in allem, was er vornehmen wollte. Oft auch redete er mir zu, doch mehr in der Försterei zu bleiben und mir nicht mehr Last aufzubürden, als nöthig sei im Revier. Mir aber war das keine Last; im Gegentheil; ich hatte Tag und Nacht nicht Ruhe, immer zog's mich hinaus ins Revier, weil mir's nur in der lieben Gottesnatur so recht wohl im Herzen war. Kam ich von meinen Streifereien nach Hause, so brachte ich fast wol auch der schönen Nelli einen hübschen Strauß mit von seltenen Blumen, die nur auf den Höhen wachsen.

„Vor allem aber war es das prächtige „Edelweiß", was dem Mädchen besondere Freude machte. Hatte ich nun sonst nur an den Verfolg von Gemsen und anderem Wild gedacht, so kam es fast wol manchmal vor, daß ich einen ganzen Tag und oft die Nacht dazu verwendete, die höchsten Gipfel der „Jagdspitze" oder gar der feinen „Alpspitze" zu erklettern, um für Nelli das so seltene Edelweiß zu pflücken, das eben in der Zeit zu blühen anfing. Manche Gemse ließ ich

habet ruhig auf dem Gras stehen, manches Häslein schlüpfte ungefährdet an mir vorüber, manch' stattliche Baum kam indessen in der Waldschlucht abhanden und die Wilderer trieben es kühn wie nie. Manchmal war mir's, als wäre ich gar nicht mehr so glücklich wie früher, und dann war mir's oft wieder, als wäre ich nie so glücklich gewesen wie jetzt. So war immer, das ich nicht wusste, war ich auf einmal unglücklich geworden oder wäre ich jetzt erst recht glücklich. Ich kann aber sonst nicht weiter darüber noch und machte mir auch keine Gedanken darum. Nur wunderte ich mich manchmal selbst, daß mir's das Edelweiß auf einmal so angethan, das ich oft tagelang danach suchte und alles andere darüber vergaß. War mir doch früher das Edelweiß gleichgültig gewesen und hatte ich es nicht höher geachtet als Alpenrosen und Enziane auch. Ich ließ es aber gehen und meinte, es müsse nun eben so sein. Letzteres freilich, wenn ich nach tagelangem Herumschweifen nichts weiter erbeutet hatte als ein Zweiglein Edelweiß, nach seiner Gewohnheit gelegt, noch weniger eine gefiederte hatte und so nach Hause zu ging, ward mir's ordentlich unmuthig und schien mir wieder, als wär' ich nicht mehr so glücklich wie früher. Das stimmte mich mitunter ganz traurig. Wenn ich aber dann abends nach Hause kam und sah, wie Roisel sich über das mitgebrachte Edelweiß freute und mich mit ihren freundlichen Augen anlächelte, da meinte ich dann, ich wäre gerade nie so glücklich und froh gewesen wie jetzt und däuchte mir nun erst ein rechter Jäger. Aber es kam noch anders.

„Sonst hatte mich der Förster oft ermahnt, nicht so gar eifrig auf den Dienst zu sein, sondern mir etwas mehr Ruhe zu gönnen und mehr in der Försterei zu bleiben, wenn das Streifen gerade nicht pressirte. Das hatte er nun nicht mehr nöthig. Ich weiß nicht, wie es kam, aber es mochte wol die Schwüle der Luft — wir waren nun in den heißesten Sommertagen — dazu beitragen, daß ich mich erbärmlich matt fühlte und nicht mehr so gern wie bisher in die Berge wanderte, sondern wenn ich ging, so war es sicher oft nur ein paar Stunden des Tags, und wenn ich draußen war, eilte ich immer, recht bald wieder zu Hause zu sein. Ich schob aber alles auf die arge Hitze in diesem Sommer, obwol sie mir in frühern Jahren nie lästig gewesen war. Es traf sich nun, daß ich öfters gar ein paar Tage lang nicht weg kam aus dem Forsthause und der Stuben ruhig an den Wand hing. Selbst des Försters prächtiges Gewehr, das ich sonst immer mit leiser Sehnsucht, auch ein solches zu besitzen, bewundert hatte, schien mir jetzt ohne Werth. Es war aber ein prächtig Ding, mit Silber ausgelegt und in den Kolben eine Gemsjagd gar zierlich eingeschnitten. Im Forsthause gab es nun freilich wenig zu thun für mich. Mit dem alten Förster saß ich manchmal bei einer Flasche Neuen, den uns die Roisel aus dem Keller holte, zusammen und hörte zum zwanzigsten male die Jagdabenteuer an, die er aus seiner Jugend erzählte. Aber das wurde ich doch auch müde. Am liebsten machte ich mir im Garten zu schaffen, wenn Roisel vors Wäsche aufhing oder ihre Blumen und die paar Beete besorgte. Da half ich ihr denn meist, aber seltsam war es, das wir gar bald ermüdeten — die Tage waren auch so schwül und die Sonne brannte so heiß. In der Laube aber war es schattig. Da legten wir uns denn hinein und ruhten aus und plauderten zusammen. Eine Freude war es dann, anzuhören, wenn Roisel sprach und sagte, wie sie die Natur gar so sehr liebe und auch gar so gern im Freien wäre. Das war merkwürdig, gerade wie bei mir! „Kam der Förster an der Laube vorüber, so sagte er nichts, sondern lächelte blos still vor sich hin. Er schien zu verstehen, was wir selber noch gar nicht verstanden.

„Das ging so fort bis in den Herbst. Roisel und ich wurden immer vertraulicher gegeneinander und wir fingen nun doch an zu merken, daß wir uns gar sehr gern hatten; wenigstens mir dämmerte allmählich das Gefühl auf, meine Zuneigung zu Roisel mochte wol das sein, was die Leute gemeiniglich »Liebe« nennen. Es war mir dabei gar eigen zu Muthe und ich war noch nicht klar mit mir selber. Als aber jetzt, wo die Tage nicht mehr so heiß waren, ich gleichwol nicht wieder wie sonst Lust zum Herumstreifen im Revier hatte, da fand ich mit Rede und Lam endlich zur klaren Ueberzeugung, das ich um der Roisel willen zu Hause blieb, das ich sie unaussprechlich liebe und ohne sie gar nicht würde leben können. Aber zu sagen getraute ich mir deshalb doch nichts, denn ich war ja nur ein armer Jägergehülfe und sie des wohlhabenden, angesehenen Försters Tochter. Sie stand viel zu hoch für mich und nun war ich wirklich recht traurig. So schlich ich ein paar Tage ganz trübsinnig umher. Die Jagd vernachlässigte ich immer noch. Der Förster hatte mir merkwürdigerweise den ganzen

Abgehen). o! vortrefflich, liebe Einſiedel, dies Mittel — das müſſen Sie mir auch mittheilen.

(Beide ab.)

Dritte Scene.

Patkul. Dann Julius von Einſiedel.

Patkul (ſinnend).

Das Mährchen? Was hat ſie mir ſagen wollen? (an den Tiſch gehend) ſie vergaß das Buch, oder war es erfunden? Der Sultan?

Einſiedel (im Hereintreten).

Meine Schweſter will nach Pillnitz. Sieh da Patkul. Mich wundert, daß ſich der König über ſein Schickſal ſo ſchnell getröſtet hat, es ſollen glänzende Feſte für die nächſten Tage angeſagt ſein, ich höre, einer unbekannten Dame zu Ehren, die der König liebt. Die Zweihundert Tauſend Thaler, die Du ihm aus der ruſſiſchen Kriegscaſſe verſprochen haſt, ſollen dafür angewieſen ſein.

Patkul.

Die arme unbekannte Dame! Der Zuſtand meiner Truppen erlaubt mir nicht, mich jetzt von Geldmitteln zu entblößen. Ich muß mein Verſprechen zurücknehmen.

Sommer durch nie einen Vorwurf wegen meiner Nachlässigkeit gemacht; nur lächelte er immer ganz eigen, wenn er meinen Stutzen so ruhig an der Wand hängen sah. Je weniger ich, je fleißiger ging er nun ins Revier, damit nichts vernachlässigt wurde.

„Mit der Nöisi war ich seit ein paar Tagen nicht mehr recht zufrieden. Schon einigemale nämlich, wenn sie in der Laube mit einer Handarbeit saß und ich rasch einsah, habe sie zusammengerafft, schnell ihre Arbeit ein und fort waren. Ebenso that es mir wehe, daß sie, als der Vater einmal bemerkte, ich hätte wol ein hübsches Jagdhaus in meinem Stutzen haben und sie könnte mit eins nähen, spottend ausrief: ‹O mad, der alte, schlechte Stutzen ist gar kein neues Band mehr werth!›

„‹Sie schämt sich deiner›, sagte ich mir da und spottet deiner Armuth. Mein Stutzen wurde mir jetzt voraussichtlich wieder werth. Auch ärgerte mich's, daß Vater und Tochter, wenn ich neuerdings meinen Stutzen von der Wand nahm, immer miteinander wisperten und lachend auf mich deuteten. Das kam mir verdächtig vor und ich wurde recht mißtrauisch. Ich war nun sicher, daß ich Gegenstand ihres Spottes sei und wünschte mich fort in die weite Welt. Zum ersten male drückte mich jetzt meine Armuth. Als einmal wieder Nöisi und der Vater miteinander wisperten und auf meinen Stutzen deuteten, rief ich ergrimmt aus: ‹Freilich ein so kostbar Gewehr wie des Herrn Försters Büchse werde ich armer Bursche in meinem Leben nicht besitzen, aber verhungern lasse ich mich deshalb doch nicht!› Da ertönte ein schallendes Lachen aus des Försters Mund; und Nöisi, wie angesteckt davon, lachte laut mit und so lustig, daß ich ärgerlich in Wuth gerieth, meinen Stutzen nahm, umhing und rasch entschritt durch den Hof hinaus in das Freie. Ich hörte Nöisi aus der Ferne noch lachen und wurde immer ergrimmter. Nun fühlte ich's, sie liebte mich nicht und es war eine Thorheit von mir, überhaupt an so etwas nur gedacht zu haben.“

Der Pfarrer hielt hier etwas inne in seiner Erzählung und verwundert fragte ich: „Und das machte Sie so unglücklich, daß Sie den Entschluß faßten, in ein Kloster zu gehen? Das war wirklich sehr übereilt und unbesonnen!“

„Nicht doch!“ fiel er mir in die Rede. „Ihr seid im Irrthum, hört weiter! Ich streife nun diesen ganzen Tag in den Bergen umher. Gemeint sagte ich keine, aber auch nach Gemsen suchte ich nicht. Was hätte es auch gestellt? Ihr, der ich es sonst brachte, würde mich es jetzt nur darum verhöhnen, seit sie mir nicht mehr gut ist! Aber warum ist sie plötzlich so anders gegen dich geworden? fragte ich mich. Ich konnte es nicht begreifen, nur wußte ich, daß die Weiber überhaupt wetterwendisch seien und dachte mir, sie wäre eben auch so. Daß aber der alte Förster auch anders gewerden war und mich verspottete, wie ich meinte, das that mir doppelt weh. Ich schritt so zu, ohne weiter um mich zu sehen. Es war schon nahezu Nacht geworden, als ich mich tief in den Bergen befand. Immer weiter stieg ich in die Höhe; in das Försterhaus wollte ich wenigstens heute Nacht nicht mehr zurück. Da fand ich auf einer Alm einen Heuschuppen; darinnen frisch, die Nacht drinnen zuzubringen.

„Länger konnte ich nicht einschlafen, allerlei Gedanken gingen mir durch den Kopf. Nach mancherlei Plänen beschloß ich endlich, am andern Tage, sobald ich ins Försterhaus zurückkäme, dem Förster zu kündigen. Denn länger im Hause bleiben konnte ich nicht. Weiters trug ich den Spott nicht länger, mit dem man mich, wie ich meinte, seit ein paar Tagen hier behandelte, und kam auch mir Entfernung das Beste, um Nöisi zu vergessen und von meiner thörichten Liebe mich zu heilen, wenn das überhaupt möglich war.

„Am andern Morgen ging ich aus dem Schuppen und streifte den ganzen Vormittag planlos in den Bergen umher; gegen Mittag wandte ich mich zum Rückweg und es war bald Abend, als ich der Försterei mich näherte. Es war mir eigen zu Muthe; bald schämte ich mich, bald war ich wieder trotzig. Wie ich nun so den Hügel, darauf das Forsthaus lag, herauflief, kam mir der Förster gerade entgegen.

„‹Recht, daß du endlich kommst, Seppi!› rief er mir zu. ‹Hab' lange nach dir ausgeschaut!›

„Indessen war er an mich herangetreten und nahm mich bei der Hand. ‹Das muß anders werden›, sagte er. ‹Hör', du bist ein schlechter Jäger geworden, wie du früher der beste warst. Das muß anders werden!

„‹Ja, Herr Förster›, fiel ich ihm in die Rede, das sehe ich selbst und darum will ich meinen Dienst bei Ihnen aufgeben.›

„‹Dummes Zeug das!› erwidert' er. ‹Gehst nicht, gehst absolut nicht! Weggehen? Wär' mir recht! Was dem nicht einfällt! Weggehen? Nein, erst recht dableiben!' Aber ein ordentlicher

Jäger mußt du wieder werden, das Faulenzen und Scharwenzen thut in die Länge nicht gut! Hab's schon lange gemerkt, habe darum Nachsicht mit dir gehabt; war auch einmal jung und verliebt; da scharwenzt' ich auch so um meine Frau, die Gertrud, herum und war traurig und hatte keine Lust mehr am Jagen, wußte nicht weswegen. Da that uns der Gertraud Vater zusammen und von dem Tage an, wo sie meine Braut war, wurde ich wieder ein ordentlicher, lustiger und fleißiger Jäger. Ich kenne das schon! Meine Frau und ich sahen es lange kommen! Die Rösel hat dich gern und du sie. Du bist ein braver Jäger und schon werth, daß du mein Schwiegersohn wirst. Heute Abend soll der Verspruch vorläufig unter uns Vieren gefeiert werden. Die Rösel weiß es schon und ist ganz toll vor Freude und lacht bald, bald weint sie wieder. Die Hand her! Abgemacht! Aber nun werde mir wieder ein ordentlicher, fleißiger Jäger wie vorher, daß ich meine Freude an dir haben kann!«

„Er hielt mir seine Hand entgegen, ich reichte ihm die meinige. Sprechen konnte ich vor freudigem Schreck nicht, ich war wie im Traum. Dem alten Mann standen ein paar Thränen in den Augen. Auch er sprach jetzt nichts mehr. Schweigend gingen wir dem Forsthaus zu.

„Vor der Thür stand Rösel. Sie schien auf uns zu warten. Als wir bei ihr waren, sagte der Förster zu mir: »Nun gib ihr auch einen Schmatz!«

„Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, umarmte Rösel und küßte sie und sie küßte mich wieder. Ihre Augen sahen verweint aus; ich fragte sie, warum sie geweint habe, und da erfuhr ich, daß es aus liebender Sorge um mich gewesen war, weil ich so lang fortgegangen und gar so lang ausgeblieben sei.

„Wer war glücklicher als ich! Wonnige Tage folgten nun und Rösels innige, zutrauliche Hingebung und Liebe entzückten und beglückten mich von Stunde zu Stunde mehr.

„Was soll ich Euch von unserm Glück weiter erzählen, Herr! Ihr seid jung und kennt es wol auch, wie es ist, wenn zwei Herzen sich so recht innig lieben, daß sie fühlen, diese Liebe könne nicht eher aufhören als erst mit dem Tode. Wer so recht liebt, wird es nie vergessen, wenn ihm auch die Haare bleichen und die Augen trüb' werden.

„Ja, nie vergessen!" sagte er mit einem schweren Seufzer nach einem momentanen Schweigen hinzu.

„Nun sei in die Zeit mein 22. Geburtstag. War die Rösel schon lieb gewesen seither, so wurde sie jetzt von Tag zu Tag noch lieber. Ich sah, wie sie mich so recht von ganzem Herzen gern hatte. Wir scherzten und tollten und der Vater hatte unsere Hochzeit mit den Worten: »Jung gefreit, hat noch keinen gereut«, auf Martini festgesetzt.

„Mein Geburtstag war also gekommen und wie ich morgens aufwachte, hing gegenüber meinem Bett an der Wand statt meines Stutzen eine prächtige neue Büchse an einem schönen, gestickten Band und darum herum eine Blumenguirlande. Die Frau Försterin hatte sich, wie ich nachher erfuhr, beim ersten Tagesgrauen, als ich noch fest schlief, in mein Zimmer geschlichen und das alles so geordnet, daß mein erster Blick darauf fiele beim Erwachen. Das war mein Geburtstagsangebinde. Mir standen Freudenthränen in den Augen; bisher hatte sich so niemals ein Mensch um meinen Geburtstag gekümmert.

„Das Band an der Büchse war sicher von Rösel gestickt und ich ahnte jetzt, warum sie in der letzten Zeit immer so schon davonlief, wenn ich sie beim Nähen traf. Und die Büchse! Jetzt verband ich auf einmal die Scherze Rösel's und des Vaters über meinen Stutzen.

„Ich sprang aus dem Bett und zog mich an und dann nahm ich das Gewehr herunter von der Wand. Aber wie erstaunte ich, als ich es näher besah — als es hing, war es ihrthalben von der Blumenguirlande bedeckt gewesen — ich wußte nicht, was ich denken sollte. Das war ja dem Förster sein prächtig Gewehr. Kauf und eben der Silberbeschlag und die Grundjagd am Kolben Schnitt für Schnitt. Sollte es möglich sein, daß die Büchse mein Geburtstagsgeschenk? Das war mir nun doch nicht gleich, daß der Förster um meinetwillen sich von dem so werthgehaltenen Stück, das er selber nur an besonders festlichen Tagen gebrauchte, trennen sollte, und ging hinüber nach dem Wohnzimmer, um ihm zu sagen, daß, wenn es wirklich so gemeint sei, ich das Geburtstagsgeschenk nimmer annehmen könne.

„Unwillkürlich traf, wie ich zur Thür hereintrat, mein Blick an die Wand, wo des Försters Gewehr hingen und — o Himmel, was sah ich? Des Försters prächtige Büchse, die ich eben drüben in meinen Händen gehalten zu haben glaubte, hing hier ruhig an der Wand und zwar mit einem neuen Riemen von gleicher Stickerei wie der drüben. Alle sahen mich an,

wie ich so, ohne ein Wort zu sprechen, dastand und immer verwunderter nach dem Gewehr blickte.

„Bald jedoch, nachdem die ersten Gratulationen vorüber waren und Nöbel mir einen herzhaften Kuß gegeben hatte, wurde das Rätsel gelöst.

„Schon lange hatte nämlich der Förster, der unsere Liebe bemerkte, ehe wir selbst etwas davon wußten, beschlossen, daß ich sein Schwiegersohn werden sollte; und da er oft gesehen, wie sehr ich sein schönes Gewehr bewunderte, so hatte er als Geschenk für mich beim Büchsenmacher in der ziemlich entfernten Stadt genau aufs Haar dieselbe Büchse bestellt, wie die seine war. Nöbel aber wußte bereits seit längerer Zeit um das Geheimniß und an meinem Geburtstage sollte ich die Büchse erhalten. Ich eilte also wieder hinauf in mein Zimmer und holte die Büchse und verglich sie mit der des Försters, und selbst kaum das schärfste Auge konnte einen Unterschied zwischen beiden merken, da der Förster die seine sehr geschont hatte, daß sie auch gerade noch wie neu aussah. Das Band war natürlich von Nöbel genäht und gewährte mir nun doppelte Freude. Dasselbe Band hatte sie auch dem Vater genäht.“

Hier machte der Pfarrer eine Pause in seiner Erzählung und mir kam es vor, als würde es ihm schwer, fortzufahren. Er sah recht ernst, ja traurig aus.

Lange schwieg er so. Sein Antlitz war nach mir gewandt und doch sahen mich seine Augen nicht an, sie waren nach innen gerichtet. Ein leises Beben zuckte über sein Gesicht. Mir ahnte, daß er einen Gewissendienst heiliger Erinnerung begehe in seiner Seele. Darum verhielt ich mich ganz still, um ihn nicht zu stören.

Endlich erwachte er aus seiner Selbstversenkung und fuhr in seiner Erzählung fort. Aber der Ton seiner Stimme war ein anderer geworden; hohl und tief bildete er die passende Begleitung für den schauerlichen Inhalt seiner Worte.

„Es war“ — so erzählte er weiter — „am Sonntag, der auf meinen 22. Geburtstag folgte; da sollte der öffentliche Verlobungskuß zwischen mir und der Nöbel. Und die Nachbarn des Orts sowie einige Jäger der nächsten Reviere waren eingeladen zum Fest. Schon vormittags ging es sehr munter her; der alte Förster hatte den besten Tiroler aus seinem Keller kommen. Nach dem Mittagessen sollte ein Preisschießen sein nach der Scheibe, die auf dem freien Platze hinter dem Hause in halb doppelt so weiter Entfernung vom Schießstande aufgestellt wurde als sonst üblich, denn der Preis war auch ein sehr kostbarer — ein Kuß von Nöbel's frischen Lippen für den Sieger. So hatte es der Förster unwiderruflich bestimmt.

„Als ich heraustrat aus dem Hause mit meinem schmucken, neuen Gewehr, staunten die Burschen und Jäger, da sie auch den Förster mit dem seinen, ganz gleichen, kommen sahen, sehr und beneideten mich im stillen um die prächtige Waffe. Indessen begann das Schießen und es läßt sich denken, daß jeder sein Bestes that, um den Kuß von der schönen Nöbel zu bekommen. Daß mich Liebe und ein wenig Eifersucht, falls ein anderer den Kuß von ihr bekäme, stark aufregten, brauche ich nicht erst zu sagen. Schon war sehr gut geschossen worden und immer stieg meine Aufregung. Zwar hatte noch keiner der Burschen ‚ins Schwarze‘ getroffen, aber wenn einer vom Scheibenstand abtrat und der Nächste anlegte, pochte mir doch immer das Herz und stürzte ich dann jedesmal ein Glas Wein hinunter, indem ich meinte, das könne mich beruhigen. So hatten endlich alle nacheinander geschossen und alle ‚das Schwarze‘ gefehlt, denn die Distanz war gar zu weit, selbst für so geübte Schützen.

„Der Förster und ich sollten zuletzt schießen. Mir war bange, denn selbst ihm hatte ich seinen Kuß Nöbel's heute nicht gegönnt, denn es schien mir Ueberlaute, gerade heute zu bemerken, daß ich der Würdigste sei und daß ich allein vor allen die Süßigkeit von Nöbel's Lippen zu kosten ganz werth wäre. Der Alte schoß. Die Kugel hatte den äußersten Rand des ‚Schwarzen‘ berührt; er war bekannt als der erste Schütze weit und breit. Nun galt es, mich als einen Rechten zu zeigen; ich mußte meiner Braut besonders Ehre machen. Blieb es nach der üblichen Sitte dem Verlobten noch ein Schuß, der ‚allerletzte‘. So war die Möglichkeit da, daß der Alte mich dennoch besiegte, wenn ich nicht mitten ‚ins Schwarze‘ traf. Schon sah ich, wie er gutmüthig und doch triumphirend lächelnd seine Büchse aufs neue lud.

„Ich legte an, fest und sicher, obwol mein Herz gewaltig pochte. Kalt drückte ich los. Ein paar Augenblicke war es still. Dann erscholl allgemeiner Jubel — ich hatte ‚mitten ins Schwarze‘ geschossen. Es war ein Meisterschuß, wie alle sagten; so etwas sei noch nicht dagewesen, auf eine so große Entfernung ‚mitten ins

Schwarze- zu treffen. Obwol jeder der Burſche gern den Preis, einen Kuß von Röiel's Lippen, gewonnen hätte, ſo freuten ſie ſich doch über meinen Schuß. Es that ihnen wohl, wenn ſie ſelbſt es nicht vermochten, wenigſtens einen Jugendgenoſſen in ihrer Mitte zu haben, der ſolchen unerhörten Meiſterſchuß gethan. Und dann war das auch ein Triumph für ſie gegenüber den Alten, die immer behaupteten, ſo treffliche Schützen wie zu ihrer Jugendzeit gäbe es heutzutage gar nicht mehr.

„Ich war wie berauſcht vor Freude. Mein Glück war nun ganz vollkommen, Liebe und Ehre zugleich im höchſten Maß war ja mein Theil.

„Sowie der Jubel verklungen war, lehnte ich raſch mein Gewehr an die nächſte Bank und ſtürzte auf Röiel zu, die mit den übrigen Mädchen der Nachbarſchaft vor der Laube ſah und dem Schießen zuſah. Hohe Röthe flog über ihr Geſicht, als ſie mich kommen ſah; ſie ſprang auf, mir entgegen und drückte mir einen raſchen, kräftigen Kuß auf die Lippen, indem ſie mich mit den Armen umſchlang und vor heller Freude lautauf weinte. Da kicherten die Mädchen hinter ihr und vor Scham, ihres Herzens Geheimniß ſo vor den Leuten preisgegeben zu haben, riß ſie ſich plötzlich von mir los. Und um ihre Verlegenheit über ihr hingebendes Weſen zu verbergen, ſtellte ſie ſich ſtolz und trotzig, als müſſe für ihre Weichheit und ihre überquellende Liebe zu mir.

„'Biſt ein rechter Schütze du!' rief ſie, ein paar Schritte zurücktretend, 'wußte doch ein Ziel, das du nimmer träfeſt!'

„'Ich, ein Ziel nicht treffen? Jedes!' antwortete ich ſtolz.

„'So? Jedes? Nun triff dies!' und dabei deutete ſie auf ihr Herz.

„Ich ging auf ihren Scherz ein, da ich ſah, daß ihr daran gelegen war, ihr Liebesüberwallen und ihre Weichheit bei dem Kuſſe den andern wieder vergeſſen zu machen, wie es holde Scham ihr gebot.

„'Gut, wollen ſehen, ob ich fehlſchieße' Stell' dich da ſeitwärts allein!' rief ich, indem ich nach der Seite des Gartens deutete, wo kein niemand ſtand, ſprang raſch zurück und holte mein Gewehr, das ich an die Bank gelehnt hatte. Röiel ſtand etwa zwanzig Schritte entfernt, ich legte an und zielte im Scherz ganz genau nach ihrer Bruſt; war doch mein Gewehr nicht geladen. Deshalb zog ich keck am Drücker, der Hahn ſchlug in die Pfanne, daß die Funken vom Steine flogen.

„In demſelben Moment, wo ich auf Röiel losgedrückt hatte, ſah ich hoch in der Luft einen Geier ſchweben und unwillkürlich, wie ein Jäger nicht anders kann, wenn er ein Wild ſieht, legte ich an, zog den Hahn wieder zurück, zielte ſcharf auf den Geier und drückte los. Ein Knall — ein Aufſchrei ringsum — der Geier, noch ein paarmal in der Luft ſich überſchlagend, fiel herab, wenige Schritte vor meinen Füßen nieder und rührte ſich nicht mehr.

„Mir ſchwindelte. Mit derſelben Büchſe hatte ich ein paar Secunden vorher genau auf Röiel's Herz gezielt und losgedrückt. Sie konnte jetzt, von meiner Hand getroffen, todt vor mir liegen wie der Vogel. Meine Pulſe ſtockten —

„Aber mein Gewehr war ja doch nicht geladen. Wie konnte ich den Geier ſchießen?

„Das Räthſel löſte ſich bald. Auf das Schreckensgeſchrei der Mädchen kam der Förſter, der gleich nach meinem Schuß -ins Schwarze- ins Haus gegangen war, um ein paar Flaſchen extrafeinen Wein zum Umtrunk auf meinen Meiſterſchuß zu holen, herbei und erfuhr, von bebenden Lippen erzählt, den ſeltſamen Vorfall. Raſch eilte er nach der Bank, an die er vor ſeinem Hineingehen ins Haus ſein wiedergeladenes Gewehr gelehnt hatte. Es war dieſelbe Bank, an deren anderes Ende ich das meinige geſtellt. In der Aufregung hatte ich, um auf Röiel's Scherz einzugehen, die am entgegengeſetzten Ende jener Bank liegende, der meinigen ganz gleichende Büchſe des Förſters ſtatt der meinen ergriffen —!

„Alle dankten Gott für die wunderbare Rettung des lieben Mädchens. Aber ſtill wurde es ringsum, die Freude war von allen Geſichtern verſchwunden, der düſtere Schatten eines durch den Zufall, daß bei meinem erſten Anſchlag ausnahmsweiſe die paar Körnchen Pulver auf der Pfanne nicht gelangen hatten, abgewendeten, eben drohenden ſchrecklichen Ereigniſſes hatte ſich über aller Seelen gebreitet. Man ſchaute mich entſetzt an wie einen Verfemten. Ich ſtand wie verſteinert und weiß wie Kreide im Antlitz; nur Röiel, das liebe Kind, hatte Mitleid mit mir; Thränen im Auge eilte ſie auf mich zu, um mich zu tröſten. Da ſchwanden mir die Sinne, bewußtlos ſank ich zuſammen."

Hier machte der Pfarrer wieder eine Pauſe in ſeiner Erzählung. Er ſah tief ergriffen aus. Ich ſchenkte ihm ſein leeres Glas wieder voll, er griff raſch danach und leerte es in Einem Zuge. Dann fuhr er langſam fort:

„Ein heftiges Nervenfieber hatte mich ergriffen; in den Fieberphantasieen sah ich immer Röiel, als Leiche vor mir liegend, durch meinen Schuß getödtet. Nach vielen Wochen endlich genas ich wieder, die Jugendkraft meines Körpers siegte über die Gewalt der Krankheit. Klar stand alles vor meinem Gedächtniß, als ich wieder genesen, aber meine Seele war gebrochen und nimmer konnte ich mich aufrichten. Selbst Röiel's liebevolle Nähe konnte mir keinen Frieden gewähren; ich mußte mich ja doch immer als ihren Mörder betrachten, wenn auch der Himmel das Aeußerste gnädig abgewandt hatte. In meinem Innern war ich schuldig, mochte mir auch die Welt vergeben. Konnte mich auch die irdische Gerechtigkeit nicht als Mörder strafen, vor Gott war ich einer, ihm mußte ich eine Sühne geben — mein Leben, zugleich auch als Dankopfer für seine gnädige Abwendung des Gräßlichen. Mein Entschluß war bald gefaßt. Nicht Röiel's Thränen und Bitten, nicht des Försters abmahnende Worte konnten mich hindern; ich wollte mein Leben Gott zum Opfer bringen als Sühne für meinen Leichtsinn, als Dank dafür, daß er das Schreckliche nicht geschehen ließ.

„Mancher mag diesen Entschluß wunderlich finden; ich rechte mit niemand darüber; in Gefühlssachen kann jeder nur sich selbst Rechenschaft geben. Eine innere Stimme verlangte das Opfer meiner Liebe als Sühne für meinen Leichtsinn; ich mußte dieser Stimme gehorchen, wenn ich nicht wahnwitzig werden sollte — ich konnte einmal nicht anders!

„Laßt mich schweigen, Herr, über den Abschied von Röiel! Laßt mich schweigen über die schweren, furchtbaren Kämpfe in der Abgeschiedenheit einer Klosterzelle, die mich oft fast meinen Entschluß bereuen ließen! Ich hatte Gott mein Leben als Opfer geweiht, indem ich ins Kloster ging; ich durfte mein dem Himmel gegebenes Wort nicht brechen.

„Wie ein Verurtheilter lebte ich die langen Jahre; ich hatte mir selbst als strenge Buße das völlige Abschließen von allen Menschen auferlegt. Durch Gebet und eifrige Studien suchte ich die immer wieder auftauchenden Erinnerungen, den Traum von Lebens- und Liebesglück, niederzukämpfen. Sie sind, junger Mann, in einer Zeit geboren, wo man über die »Vorurtheile der Religion« und den Glauben an »göttliches Walten« hinaus zu sein meint. Sie lächeln vielleicht über mein Thun und nennen es einen Wahn; ich konnte nicht anders; eine innere Stimme, der ich nicht ungehorsam sein durfte, hatte mich dazu getrieben.

„Nach vielen Jahren, die ich in enger Zelle zubrachte, setzte mich das Ordenskapitel in eine Pfarrei. Ich folgte willenlos. Doch that die Wirksamkeit in der Gemeinde und der Aufenthalt in der lieben freien Natur mir bald wohl. Da erfuhr ich einmal durch Zufall — ich hätte den Muth nicht gehabt, nach dem Schicksal meiner Theuern zu fragen, um nicht die mühsam gewonnene Ruhe meines Innern und meinen Frieden mit Gott zu stören — durch einen Jägerburschen, der mir vom benachbarten Pfarrer Nachrichten mitzutheilen hatte, daß der alte Förster in G. gestorben sei.

„»Und wo ist seine Tochter Röiel?« fragte ich rasch, vom Gefühl alter Erinnerungen übermannt.

„»O, die ist schon lange Jahre todt! War ein schönes, liebes Kind, aber sie starb schon als junges Mädchen vor Gram darüber, daß ihr Bräutigam — ich weiß nicht warum — ins Kloster ging, wie die Leute im Ort erzählten. Drei Monate, nachdem er sie verlassen, trug man sie, die seit seinem Weggange immer gekränkelt hatte, zu Grabe; sie soll an gebrochenem Herzen gestorben sein.«

„So erzählte der Jägerbursche. Mein ganzes Wesen erbebte. Also mußte ich doch ihr Mörder werden und mein Opfer allein genügte nicht, dachte ich bei diesen Worten.

„Der Mann konnte mich nicht; ich fertigte ihn rasch ab, dann aber kamen Stunden des Jammers über mich, die ich Ihnen nicht schildern will. Daß ich ins Kloster gegangen und die Geliebte verlassen, kam mir in diesen schwachen Stunden manchmal vor wie eine große Thorheit.

„Wenige Zeit nachher starb der Pfarrer in G. und da kein anderer Geistlicher gern an die geringe Stelle wollte, so bat ich, mich hinzuversetzen. War ich doch dann wenigstens dem Grabe der Jugendgeliebten nahe. Mein Beruf, Herr, infolge dessen ich manchem Leidenden zusprechen, manchen Verzweifelnden trösten kann, die Natur rings in ihrer erhabenen Pracht, die trotz meines Alters noch jetzt mein Herz mit wunderbarer Seligkeit zu erfüllen vermag, das ernste Studium wissenschaftlicher Bücher, die ich mir von Zeit zu Zeit aus der Stadt kommen lasse, und die Ruhe, die in alten Tagen unser ganzes Wesen durchdringt, haben mich das Leben,

so wie es ist, ertragen und mich mit demselben versöhnen gelehrt. Und wenn es manchmal doch stürmt in meinem Innern und vergangene Tage glücklicher Jugend zu lebendig vor mir aufsteigen, dann gehe ich hinauf an die Höhe nach dem Kirchhofe, an dem Sie heute noch Ihr Weg vorüberführen, zu dem Grabe mit dem hermosten Steine und bete da, und dann ist mir's, als ob ihre meinem Ohre noch immer so vertrauten lieben Laute hervorklängen aus dem Grabe und mich trösteten; ruhig kehre ich dann in mein Pfarrhaus zurück, indem ich denke, daß auch dieses Weh bald mit allen andern irdischen Leiden vergehen wird. Ihr seid noch sehr jung und werdet es vielleicht erst erfahren, was Liebe ist. Aber einer Liebe, die wahr und echt ist, entsagen, sei es, weil man irrigerweise glaubt, der Herr, der selbst die Liebe ist, könne so etwas von uns verlangen, oder sei es aus andern Gründen, ist der gewaltigste Schmerz für eine Menschenseele, fast nicht zu fassen und nicht zu bereiten, sondern nur kaum und unter den schwersten Kämpfen zu ertragen. Vierunddreißig Jahre lang ein solches Weh im Herzen hegen, das ist mehr als kurzer Märtyrertod. Die Liebe zweier Menschen zueinander ist etwas gar Herrliches, ist der Himmel auf dieser Erde, und solcher Liebe zu entsagen ist — ein Opfer!"

Der Pfarrer hatte die letzten zwei Worte mit erregter, bebender Stimme gesprochen; rasch erhob er sich dann, drückte mir die Hand und eilte aus der Laube.

Ich saß noch lange stumm und in Wehmuth versunken. Ich konnte dem Manne in meinem Herzen nicht unrecht geben; wir Menschen sind zu so verschieden in unserm Denken und Fühlen; ein anderer hätte das Glück des Besitzes der Geliebten, nachdem sie der schrecklichen Todesgefahr entgangen, um so höher gehalten, um so fester mit seinem Leben verwebt — ihn trieb dieser Vorfall zur Entsagung, zur freiwilligen Aufopferung. Welcher von beiden hatte recht? Jeder, weil er seiner innern Stimme folgte. Endlich verließ auch ich die Laube. Erst jetzt sah ich, daß es indessen stark geregnet, was ich in der Theilnahme an des Pfarrers Erzählung überhört hatte. Im Pfarrhause zahlte ich der Köchin das Mittagessen und den Wein und ging rasch, ohne nach dem Pfarrer zu fragen, von dannen. Die letzten Worte in der Laube waren zu heilig, als daß ich durch ein förmliches Abschiednehmen sie hätte entweihen mögen.

Ich ging langsam den Weg vom Pfarrhause nach der Höhe zu.

Die dem Untergang nahe Sonne glänzte feurig zwischen den Bergen in das enge Thal herein. Auf allen Halmen und Blumen lagen die Regentropfen wie Thau, daß es glitzerte und flimmerte ringsum; drüben aber auf den höchsten Höhen der Zugspitze, die links ab von meinem Pfade lag, war der Schnee angehaucht von einem leisen Roth und bildete einen eigenen Contrast zu der üppigen Blätter- und Blütenfülle des Thälchens, das so wonnig von den Sonnenstrahlen eines Spätsommerabends erwärmt war. Alles rings mahnte wie Versöhnung und Abglanz der ewigen Liebe Gottes, die kein Opfer, keine Entsagung von den Menschenkindern verlangt. Ich schritte so fort durch das feuchte Gras neben den steilen Weg an der Höhe hinauf durch die dichten Farnkräuter, die mir fast bis an die Kniee reichten und, von meinen Füßen bewegt, ordentlich einen neuen Regen niedergoßen, daß ich ganz davon durchnäßt wurde. Ich sah selten um mich; die Gegend bot zwar viele Reize, aber ich konnte mir die Geschichte des Pfarrers nicht aus dem Sinne schlagen. Fast auf der Höhe liegt der Kirchhof; beim Vorübergehen betrachtete ich mit Wehmuth das Grab, an dem der alte Pfarrer noch jetzt zu der seit vierunddreißig Jahren todten Geliebten redet. Es war allein unter allen Gräbern mit frischen Blumen bekränzt. Als ich oben das Forsthaus sah und an die seligen Stunden der zwei jungen Liebenden in der Laube und an die verhängnißvolle Trennung beider dachte, da regte es sich in mir wie Groll und doch konnte ich dem Pfarrer nicht zürnen. War es auch ein Wahn gewesen, der ihn sich opfern hieß, der ihn von der Geliebten weg ins Kloster trieb — es war ja doch immer der Wahn einer edeln Seele.

Erst mit Anbruch der Nacht kam ich im nächsten Dorfe an, aber so ermüdet ich war, konnte ich doch lange nicht einschlafen; immer wieder klangen mir im Ohr die tieftschmerzlichen Worte des alten Pfarrers: „Einer wahren, echten Liebe entsagen ist ein Opfer!"

Unter Blinden.

Aus einem Pariser Briefe.

— — Wir besuchten auch die unter des trefflichen, auch als Sprachdichter bekannten Karl Georgi Leitung stehende königliche Blindenanstalt. Wie manche rührende Erscheinung trat uns da vor Augen und erinnerte uns an das

Glück, die edle Himmelsgabe zu besitzen.' Wir sahen z. B. einen durch plötzliche Erkältung erblindeten Tischler, der sich jetzt bei der Korbflechterei betheiligt und die Weidenruthen mit dem Messer glättet und theilt und dabei meinte, es wäre doch wieder eine Art von — Hobeln. Nicht weit von ihm versuchte ein junger Mann von beiläufig 16 Jahren einen Rohrstuhl neu zu durchgehen; das schmale blasse Gesicht zeigte die Spuren des tiefen Leids, aber auch die Verklärung der gefaßten Seele. Tiefe rothe Narben liefen an den Wangen entlang; die Augen, ganz geschlossen, hatte er als Chemiker durch die Explosion von Schwefelsäure verloren. Noch ging die Arbeit langsam; auf gestellte Fragen gab er nur kurze, schüchterne Antworten; er schien wie eine Sensitive, die sich der leisesten Berührung zu entziehen trachtet. Ihm galt die besondere Aufmerksamkeit des Directors und auch hier hatte sein menschenfreundliches Wesen schon einen wesentlichen Fortschritt bewirkt. Nicht weit von ihm machte ein kleiner Spaßmacher seine Capriolen; der pfiffige Ausdruck um den Mund, die sonderbaren Handbewegungen, das stete Lächeln contrastirte in eigenthümlicher Weise mit den weit hervorhebenden grauen glanzlosen Augen. In dem Kopfe des kleinen Clown ist nur Raum für eine wunderliche Stanzik — er weiß genau von jedem Tag im Jahre den Speisetarif der Anstalt zu nennen; anderweitige Gedächtnißproben ist er außer Stande zu leisten. Auch ein blinder Schuhmacherlehrling befindet sich hier, dagegen aber auch ein ganz vortrefflicher Orgelspieler, der im Präludiren, in dem Nachspielen ein- oder zweimal gehörter Melodieen, z. B. des „Pilgerchors" aus dem „Tannhäuser", Bedeutendes leistet.

Die Administration der Anstalt geht von dem Grundsatz aus, die Blinden auch nach dem Austritt erwerbsfähig zu machen. Deshalb lehrt man ihnen nur solche Handarbeiten, die sie auch ohne Mithülfe ihrer Lehrer nach ihrer Entlassung fortsetzen können. Seilerarbeiten, Geflechte von Matten und Rohrstühlen, gröbere Körbe, Schnüre, breite Gurte für Träger und Tragkörbe liefern die Knaben und Männer, während die Mädchen mit Stricken von Strümpfen, Jacken u. dgl. sowie mit der Verfertigung kleiner Tischplatten aus bunten, mit gewichsten Fäden verbundenen Holzstäbchen beschäftigt sind. Der Verkauf dieser zu ungewöhnlich geringen Preisen angebotenen Gegenstände deckt theils die für das Material gemachten Auslagen sowie der Ueberschuß den jungen Arbeitern selbst zugute kommt, die, wenn sie die Anstalt verlassen, dadurch eine kleine Mithülfe zu ihrem Fortkommen erwerben.

Der Schulunterricht erheischt die größte Aufmerksamkeit und ist auch, wie natürlich, das Verfahren ein von dem sonst üblichen ganz verschiedenes. Das Lesen geschieht mittels des Tastsinnes, der, wie bekannt, bei Blinden ein sehr verfeinerter und nur höchst selten unausgebildet bleibt. So fahren sie mit den Fingerspitzen über die in dickem Papier erhaben ausgepreßten, gleichmäßig großen lateinischen Buchstaben hin und lesen so schnell, als sie die Worte berühren. Das Schreiben ist umständlicher. Es geschieht von der Rechten zur Linken, indem sie die innerhalb eines kleinen Quadrats von Messing bezeichneten acht Punkte derart mit Hin- und Herfahren des Griffels berühren, daß die dadurch entstandenen Linien als Buchstabe auf dem obenliegenden weißen Papier mittels des darunter befestigten schwarzen Blattes abgedruckt werden. Genaue Rundungen sind nicht möglich, trotzdem aber Buchstaben und Zahlen vollkommen leserlich. Auch diese Manipulation geht mit großer Schnelligkeit vor sich. Noch interessanter ist der Geographieunterricht. Große Holztafeln zeigen als Grundlage Meere, Seen und Flüsse; die Länder sind erhaben in Pappe darauf angebracht. Die Karte selbst bedeckt ein feines Drahtnetz, welches die Gradeintheilung bezeichnet. Die Städte werden durch erhabene Messingstifte angegeben. Es ist auch hier die Geschicklichkeit zu bewundern, mit welcher die blinden Schülerinnen in der kürzesten Zeit die entferntesten Städte angeben, von Peking nach Jekaterinburg und Archangel fahren, von Petersburg nach Paris und Marseille und wieder zurück nach Jedda und den Inseln des Stillen Ocean. Wenn die Aufmerksamkeit eines Lehrers fünf Sehenden gewachsen ist, erheischt ein Blinder dieselbe Kraftanstrengung; ein Taubstummer steht als Aequivalent dagegen zehn Sehenden und Hörenden gegenüber. So sind die Hülfsmittel, welche zur Erleichterung des Unterrichts angewendet werden, vielfache und mannichfaltige. Der leitende Gedanke aber bleibt stets Wohlwollen und Menschenliebe, die unter Georgi's Leitung mit aufrichtiger Humanität geübt wird.

Um 9 Uhr abends wird das Abendgebet in einem dazu eingerichteten Versaal gehalten. Das zeitenweise von dem Director vorgesprochene Lied singen die Blinden nach, wozu der schon erwähnte talentvolle musikalische Zögling die Or-

gel ſpricht. Der Eindruck iſt ein tief rührender, aber auch zugleich ein erhebender, wenn man diejenigen, denen die äußere Anſchauung verſagt iſt, in innerer Andacht und Selbſtbetrachtung ſich in dankenden Worten hinaufſchwingen hört, da ihnen ja trotz der Entbehrung und ihres Elends der Troſt von oben nicht fehlt, ſie in dem treuen Verband unter ſich und der liebevollen Pflege und Sorgfalt noch immer vor allen jenen Geſchöpfen bevorzugt ſind, die, in innerer Finſterniß befangen, auch die Außenwelt mit dem äußern Gewand ihrer beſchränkten und engherzigen Anſichten umkleiden.

Die Urſachen der Blindheit, ſo verſchieden ſie auch ſein mögen, werden doch großentheils in Erkältung oder Ueberanſtrengung zu ſuchen ſein. Sonderbar iſt die Beobachtung, welche man in der Statiſtik jener Völker gemacht hat, die, wie die Japaneſen und Chineſen, theilweiſe Reisbau treiben und deren vorzüglichſte Nahrung Reis iſt. Am Reis ſelbſt liegt die häufig vorkommende Blindheit der Reiseſſer wol nicht. Man hat den ſchädlichen Einfluß beobachtet, den die Nähe von Sumpfländern auf das Entſtehen der Augenkrankheiten ausübt. So in Oberägypten durch die Ueberſchwemmungen des Nil und ebenſo bei dem Reisbau, der nur, wie bekannt, in ſumpfigem Boden ſtattfindet. Was den Genuß dieſer Pflanze, die ja in vielen Gegenden alle andern Nahrungsmittel erſetzen muß, betrifft, ſo wohnt demſelben allerdings eine giftige Subſtanz inne, die nur durch vielfaches Abbrühen beſeitigt werden kann; eine Vorſicht, welche jene Reispflanzer allerdings nur ſelten beobachten.

Das Spital in Padua beſitzt eine große Sammlung in Wachs boſſirter Medaillons, Köpfe im Profil, mit kunſtvoller Abbildung der meiſten Augenkrankheiten. Eine unheimliche Empfindung beſchleicht den Beſchauer. Da iſt keine Spur von jenem „Bild auf zartem Grunde"! Man ſieht nur eine Reihenfolge ſchreckhafter Abnormitäten mit peinlicher Wahrheit dargeſtellt. Gut da gewinnen wir einen tiefen Einblick in die Leiden der Menſchheit, der mit dem Verluſt des Auges eine der herrlichſten, wenn nicht der größten Gaben verlagt iſt; und tiefes Mitleid erfüllt uns, wenn wir betrachten, welchen Schwankungen das leibliche Wohlbehagen des Menſchen unterliegt. Doch wohl jenem, der, wenn auch in ewige Finſterniß begraben, der liebevollen Pflege und Sorgfalt in der dresdener Ehemnitzſtraße ſich erfreuen kann! Der dort Troſt im Leiden, neuen Lebensmuth und Arbeitskraft ſammelt! Möge es noch lange dem edeln Vereine der Anſtalt vergönnt ſein, Vater und Führer der Verlaſſenen zu bleiben!

Eine Satire auf die Straßen Odeſſas.

Herr von Ribas, Redacteur des „Journal d'Odeſſa", erzählt folgende, wie er ſie nennt, „magiſche" Begebenheit:

Warum ſoll mir nicht der Leſer das unbedeutende ſchriftliche Werben zu Gnaden, um das tragiſche Schickſal eines neuen Leanders zu beſchreiben? Lord Byron, der ein denkwürdiges Poem über die Liebe der ſchönen Hero ſchrieb, küßte ſich eines Tages in die hellen und blauen Wellen des Meeres und durchſchwamm die Strecke von Abydos bis Seſtos. Er wollte die Opferfähigkeit Leander's auf eigene Gefahr kennen lernen. Ich aber, beſcheidener Hiſtoriker eines neuen Opfers der Liebe, dem das Grazie der ſchönſten Poeten gefällig iſt, beſitze auch nicht einmal ſein Schwimmtalent.

Mel wenig Verſtand (antworte ihm Naten — ich muß Ihnen ſagen, das dieſes furchterliche Drama kaum vor acht Tagen hier in unſerer Stadt ſich abſpielte. Indeſſen alle Nachbarn, die Gelegenheit hatten, Naten zu kennen, aber das Glück, ihn die Pfote zu drücken, hatten ſelten, entzückt über die Sanftheit ſeiner Manieren und den Adel ſeiner Charaktere. Naten ſtammt eigentlich von Kleinaſien her, ſeine Biographie, die man eben im Begriff iſt zu veröffentlichen, beſtehet lange Bogen als den Geburtsort ſeiner Vorfahren. Nun iſt es bekannt, daß die Katzen die Ratten ſcheuen. Damit ſie aber nicht einer Plage überhandnehmen, ſollen ſie zu gewiſſen Zeiten des Jahres noch eine Vertilgungsjagd auf ſie an. Ein engliſcher Kapitän, der bereit ſtand, auf Ballaſt nach dem Schwarzen Meere abzugehen, erbarmte ſich eines dieſer Geſchöpfe und nahm es mit ſich. Nach einer glücklichen Fahrt landete der Dampfer am Schwarzen Meere und die hilfen Zungen konnten wenigſtens diesmal nicht ſagen, daß er nicht einmal eine Katze mitbrachte. Naten — ſo nämlich wurde er von der ganzen Schiffsmannſchaft benannt — erwarb ſich während der Ueberfahrt die Zuneigung der ganzen Mannſchaft durch ſeine ihm gewiſſe Liebenswürdigkeit und ſein gewandtes Benehmen.

Indeſſen entging unſer Held mit genauer Noth einer Gefahr, als er die ruſſiſche Mauth paſſiren mußte. Da Naten nämlich ſich nicht auf der Liſte der Schiffsreiſenden befand, ſo beſchloß das Zollamt, ihn als Waare zu betrachten. Aber es entſtand die Frage bei dieſem neuen Artikel, ob man ihn nach dem Gewicht oder nach dem Maß beſteuern ſollte. Da Naten's Gewicht nicht das eines Sackes überſtieg, ſo entſchied man ſich im Intereſſe des Fiskus, den Zoll nach dem Maße zu erheben. Aber nun erhob ſich eine neue Schwierigkeit. Sollte der Schwanz als ein integrirender Theil des Körpers mitgemeſſen und mitbezahlt oder als eine bloße Annexation betrachtet werden? Während ſich dieſe Diskuſſion verhandelte, benutzte Naten einen glücklichen Moment und mit einem kühnen Satz durchs Fenſter befand er ſich auf dem Dache.

Naten hatte demnach einen luftigen Eingang in Odeſſa und da er es aus der Vogelperſpective betrachtete, war es außerordentlich entzückt. Die war aber geräumig! Welche

schon Hunter, welche weite Hose und kaum die gefürchtete runde Perücke! Aber kaum vermochte er sich solchen Gedanken zu entschlagen, als er durch einen jener Späße, die ihm bei Nordwind so häufig unverdrossen machte, mit einer tüchtigen Strohwelle bewillkommnet wurde, die ihn von der Schwanzspitze bis zum Schwanze vollständig einhüllte. Unter Niesanfällen mehrmals, sah sich mit der Pfote über die Augen, glättete sich seinen langen Knebelbart und sagte: „Nun, in einem Stand hatte ich während allen meinen Reisen nicht zu reisen!" Aber diesen ihrigen Vorfall abgerechnet, war Nasen aber alles, was er sah, vollständig befriedigt. Nur eine Sache erweckte in ihm sehr besorgliche und beunruhigende Gedanken. Von der Höhe des Daches sah er in den Straßen Hunde von allen möglichen Größen und Farben laufen, und zwar ohne Maulkörbe. Er sprach: „Wir wollen leider, das sehe ich, nicht gut miteinander harmonieren können! Wie kommt es übrigens, daß alle Leute von den Hunden Konstantinopels so viel zu erzählen wissen und mit seinem Worte jener Thiere Erwähnung thun? Und was muß das erst für ein Chrenkomando für die dreißigen Maulkorbhunde während der Nacht sein, welche diese Bestien in den Straßen und meine Brüder auf den Dächern antommen!"

Aber es war bald Zeit, auf ein Quartier bedacht zu werden. Nasen sah wol große und prächtige Gebäude, aber dazwischen auch welche von seltsamer Construction. Sie hatten zwar die Form von Häusern, aber die Fenster fehlten bei Schweden. Der Neugierde sich ihm an, das innere eines solchen Gebäudes zu recognoscieren. Er erklimmte das Dach und durch ein kleines Dachfenster schlüpfte er hinein. Aber welches erstaunliche Schauspiel bot sich seinen Blicken dar! Ein ungeheures Gebäude erhob sich vom Boden bis nahe am Plafond, mannichfaltige Thiere bevölkerten dasselbe, welche der Lumpenplatz Hunderter jener vielfachen Geschöpfe waren, die man Affen nennt. Man kann sich denken, wie unserm selbsterhobenen Helden bei diesem Anblick das Wasser im Munde zusammenlief. Mit einem Pfotenschlage nach rechts und links hatte er bald zwei volle Dutzend in seiner Gewalt, welche er ohne viel Federlesens zum ersten Frühstück verspeiste. Er gestand, seitdem lange nicht so appetitlich gefrühstückt zu haben. „Ich wachmasse, sie möchten schmackhaft sein", dachte Nasen, indem er die Knochen derselben unter den Zähnen zermalmte. „Es nehmen sich nun lauter polnischem Gerüchte reiter Quartier."

Wie man schon gemerkt haben wird, wählte Nasen mit vieler Weisheit seinen Aufenthalt in einem Getreidemagazin. Er belog nun Quartier und die Nahrung zugleich und konnte hier ein ruhig behagliches Leben führen. Unter Hilfe dachte sonnenwegs so regelmäßig wie jene Karte, die aus dem Fache seinen Dienst, wohin sie sich zurückgezogen hatte, und rief, „daß die Angelegenheiten dieser Welt sie gar nichts mehr angingen". Nasen hatte vielmehr einen sehr ausgebildeten Verstand und ein gefühlvolles Herz.

Abends bei Sonnenuntergang erklimmte Nasen das Dach seiner Wohnung, setzte sich melancholisch am Rande der Dachrinne und konnte in dieser Stellung ganze Stunden in Nachdenken über die Leiden seines armen Menschengeschlechts, das zu seinen Füßen sich tummelte, verbringen. Einen Abends wurde er Mitten unter diesen interessanten Betrachtungen durch eine Erscheinung unterbrochen, eine Erscheinung, welche für ihn verhängnißvoll werden sollte.

Nasen bemerkte auf der entgegengesetzten Giebelseite auf der Dachrinne einen schönen Hunde eine junge Dame, welche sich trotz an den steilen Abhang des Daches setzte, um, wie es schien, die Naturmerkwürdigkeit Nasen's auf sich gegenüber zu sehen, erhob sich unsern Schlosse sehr sanft, trommelte ihre gefiederige Schwanz (Wedel), machte eine leichte, vollkommene Bewegung mit dem Schwanze herum und sah sich bedeutend von der Seite des Hundes gerade. Nasen war ganz gerührt und so sicher Kenner und kannte die junge Dame nicht schlecht; die Hunde schwatzen sich diese Nacht sehr wichtige Neuigkeiten. Der schöne Mitgrund der leidenschaftlichen Erregung dieses Hundes war Eifersucht; er wußte sich, nämlich er seinem die Hofe Pfote und stellte auf was die Hunde über Chiere sich zur Schönheit hinfabeln, schüttete sich, bellte Pfoten und Pfeil und nahm dann tänzelnd seinen Platz am Dache ein. Der Gegenstand seiner Hunde war schon so weit hellte sich, als ob sie nichts merkte; aber Nasen sah sich nicht durch den Schein dieser Gleichgültigkeit seinem Hunde nicht täuschen, er bemerkte erstaunt, wie die Schöne mit ihrem schönen gelbgrünlichen Auge von der Seite schielte. Er suchte alle mögliche Gelegenheit hervor, dem Gegenstand seiner Liebe seine Bewunderung bezeugen zu können, als der Zufall das Mittel ihm an die Hand gab. Die nämlich die Schöne in sinnlicher Vielfalt mit einem Sperling spielte, sah sie ihn aus Unachtsamkeit aber Nasenen entspringen. Bei diesem Anblick stieß Nasen von der Höhe des Kamines, warf sich vom Dache herab, hängte sich an die Rinne, umfaßte das Gesims und in Gefahr, sich den Hals zu zerbrechen, sprang er sich in die Luft und ergriff im Fluge den Vogel, den er zu den Füßen seiner Schönen legte. Diese, beim Anblick des Wunders, der Geschicklichkeit und ganz betäubt der Gefahr, in welche sie Nasenschönheit ihrem schönen Gemahle brachte, sah in Ohnmacht, aber da man an diesen Art Krankheiten nicht stirbt, so starb sie ebenfalls nicht, sondern lebte, um Nasen recht sehr zu lieben. Sie entwickelte sich eine freundschaftliche Intimität, sie hatten sich tausendfache Dinge zu erzählen und als sie sich endlich bei Tagesanbruch trennen mußten, waren schon ihre Herzen unzertrennlich verbunden. Wir werden Ihnen hier nicht alle Details, alle Episoden ihrer Liebe erzählen. Aber leider konnte sie nicht länger — als eine Katze!

Es kam der Monat November heran — und man weiß, wie vieler Monat der Liebe auf den Dächern angenehm ist! Der November kam mit seinem Gefolge „von Regen, Hagel, Wind und Schnee. Die Dächer wurden mit Glatteis überzogen, das Wasser lief in Strömen, die Gassen wurden in Seen und Menschen verwandelt. Nasen, der nicht mehr die Straße, die ihn von seiner Lieben Minette trennte, passieren konnte, bewunderte sie durch ins Dachfenster. Minette überzeugte sich aus diesem Kummerlich entgegen — sie betrachteten sie sich stille und trauten sich an. Einmal Abends versuchte es Nasen, die Straße zu überschreiten, sprang eine Pfote in den Morast von Dreck, dann die andere, als er auf einmal verschwand erhielt. Nasen, tief betrübt gelagt, sprang sich schleunigst seiner Geliebten in einem solchen Anfange nicht verdrießen — er hatte ganz das Aussehen einer gefallenen Katze. Er ging sich hinter auf seinen Dachsitz zurück und trocknete sich, in dem er mit seinem Schwanz eine Gymnastiken und der Farbe anfangende Minette, welches alle Strohwaschungen

bekannt waren, erzählte Lange, daß dem Geliebten der Schmerz zu Tode fand. Hier ist ein Wagen umgestürzt, dort eine Kutsche im Morast steden geblieben, in jener Straße ist ein Pferd umgestürzt, um nicht wieder aufzustehen; Ager, der schöne Ager, der Stolz der Kaperngeschlechter, ertrank beim Passiren einer Straße; und die andern gebliebenen Gelichter betreffe — da hat denn Zahl vergessen — und wie viele Geschichten der Art! ... „Guter Freund", sagte Minette, „werden denn die Katzen ewig verdammt sein, die Straßen nicht passiren zu können, ohne sich die Pfoten zu beschmutzen? Hast du nichts gehört, bekommen wir endlich ein Straßenpflaster?" „Miau, Miau" antwortete Katon *) „Wen betraut man mit dem Unternehmen? Ist es eine englische Compagnie?" „Miau, Miau!" „Was beginnt denn nun das Comité für die Straßenpflasterung?" „Miau, Miau, Miau, Miau!" „Und von der Straßenbeleuchtung, ist die einmal zu Ehren gekommen?" „Ehrwerte Katze", sagte galant Katon, „wer das Glück hat, solche Augen wie die deinigen zu haben, kann der nicht leicht der Lampen entbehren?"

Inzwischen der Tage verblichen und der Nacht hatte nicht auf. Aber die Liebe lud Katon nicht ruhen und er entschloß sich zum letzten Wagstück. Er will die Hellebarde von Cheops überschreiten. Katon besteigt eine jener Pyramiden von Steinchen, die lange unserer Straße aufgeschichtet sind, erhebt sich auf seine Pfoten, krümmt den Rücken, ringelt seinen Schweif und macht einen gewaltigen Sprung und es glückt ihm, auf einem großen, mitten im Sumpf hervorragenden Stein anzulangen. Minette, eine neue Hero, wankt ihm Beifall zu, ihre Stimme leiht von neuem ihren Helden. Katon spannt seine Muskeln straffer an, macht von neuem einen Sprung — doch Unglück! — die Kräfte versagen und er sinkt in Mitte des Abgrunds. Umsonst kämpft er mit dem Schlamm, der ihn hinunterzieht, er wirft noch einen Blick, einen liebevollen Blick zu Minetten und verschwindet für immer im schwarzen Meere. — — Die Oberfläche, einen Augenblick bewegt, nimmt ruhig wieder ihre glatte Außenseite an, als ob sie sich der schweren That entwundt wäre.

Nach diesem mitleiderregenden Schauspiel wollte Minette den Tod ihres Geliebten nicht überleben; sie stürzte sich in den Nachthimmel und die Welt verbreitete lange noch einen phosphorgasischen Geruch.

Das war das Ende dieser beiden Opfer der Liebe und — des erbärmlichen Zustandes unserer Straßen. Die Geschichte gibt und Zeugnis, daß die Nymphen des Hellespont den schönen Körper des Leander herausgezogen und bewundert. Die Nymphen des Pontus Euxinus, unwillkürlich über den Tod Katon's und Minettens, trübten ein Vierteljahr, sechs Monate jährlich sich gleichfalls in Stand vollkommen zu verhüllen und der Welt andern im schwarzen Schlamm zu verbleiben.

*) Es scheint, daß „Miau", gewissermaßen wiederholt, so viel bedeutet als „Ich weiß nichts".

Herzog Friedrich.

Ballade.

Wird denn das kreuzgeschmückte Kleid
Dem Staufen nur zum Grabgewande?

Gift in des Seleph kalter Flut
Gekühlt des alten Kaisers Blut,
Nun Herzog Friedrich — neuer Leid' —
Zum Tode krank im heil'gen Lande!

Auf Joppes Mauern lagert Nacht
Und auf dem Herr vor seinen Thoren;
Da naht durch die Gezelte leis
Der Sarazenenarzt, der Greis,
Der durch geheimnißvolle Macht
Dem Herzog Heilung zugeschworen.

Ein Knabe, scheint es, folgt ihm nach,
Verhüllt in weiten Mantels Falten.
Zur Wache kurz der Alte spricht:
„Wir sind erwartet. Halt uns nicht!"
Und in des Herzogs Zeltgemach
Verschwinden lautlos die Gestalten.

„Er hat mit mir allein zu sein
Begehrt; doch dürft ihr nahe bleiben."
Der Herzog spricht's; die Ritter gehn
Noch bleiben stets die beiden stehn;
Der Kranke lächelt trüb': „Zu Zwei'n
Hofft ihr den Tod mir wegzutreiben?"

Da naht der Greis: „Was dich bedroht,
Noch, hoff' ich, soll's dich nicht ereilen'
Ich bringe dir nicht Trank noch Kraut,
Ich bringe frische junge Braut.
Dich kauft das Leben los vom Tod,
Denn eine Brautnacht kann dich heilen'"

Der zarten bebenden Gestalt
Entzieht er sanft die grobe Hülle;
Und schmuckumschimmert, duftumweht,
Wie eines Traumes Wunder steht
Im Zelt ein Mädchen, licht umrollt
Von jugendlichen Schönheitsfülle.

Der Herzog richtet sich empor
Und doch erglühn die bleichen Züge;
Und wie sein Blick sie staunend mißt
Und wie er jeglich Leben vergißt,
Da faßt sie nach des Schleiers Flor,
Als ob sie das nicht länger trüge.

Der Jüngling ruft: „O zürne nicht,
Wenn dich mein Blick mit Scham bedrängt'
Die mich erbarmungsvoll beseelt,
Du Wunderbild an Reiz und Zucht'
Du traust, ein allzu plötzlich Licht,
Das Auge mir, das nachtgekränkte'

„Du alter Meister, habe Dank,
Der solches Mittel mir ersonnen'
Dir hätte solcher Perle Pracht
Als Preis ein halbes Reich gebracht'
Mir wähle deinen herbsten Trank,
Ich darf durch diese nicht genesen'

„Mir wehrt dies Kreuz der Erde Lust,
Mich mahnend, wie mein Gott gelitten,
Und holder, teurer Braut verband
Mich Liebesschwur im Heimatland.
Du aber, holde Herrin, mußt
Vergeben, was er, nicht ich, verschuldet!"

Einſiedel.

Das wird dem König eine unangenehme Ueberraſchung ſein.

Patkul.

Ich kann ſie ihm nicht erſparen. Ich werde in einer Stunde nach Pillnitz fahren, um mich zu entſchuldigen.

Einſiedel.

Nach Pillnitz? Der König iſt in Moritzburg.

Patkul.

In Moritzburg?

Einſiedel.

So eben komm' ich von Deinem Hotel. Flemming's Creaturen ſind doch ſehr aufmerkſam gegen Dich, ſie ließen Dir im Vertrauen ſagen: Der König wäre in Moritzburg.

Patkul.

Die Churfürſtin iſt dort.

Einſiedel.

Die Churfürſtin iſt in Pillnitz. Dieſer Zettel wurde bei Dir abgegeben, (giebt ihm ein Papier) Du biſt zerſtreut, Patkul — Ich ſuche meine Schweſter (ab nach Rechts).

Patkul (allein, lieſt).

„Sie wollen den König ſprechen? Der König iſt in Moritzburg. Pfingſten." (Ueberlegt.) Man holt Anna nach Moritzburg ab und alle Welt weiß, daß die Churfürſtin in Pillnitz iſt? Der König in Moritzburg?

„Hofft, daß Euch's Allah überleb'
Und Männer müssen schweigen können'
Der Liebe Lust, des Lebens Ziel,
Nur diese zwei sind Sein's Macht'
Die böse Jugend that mir weh,
Ich würd' Euch sonst — mein Kind nicht
gönnen'.

„Kann nur verschwimmen Saitenspiel
Mein Leben sein, so mag es enden'
Zu leben dann ist eitel Lug'
Wo mir vom Himmel rein und groß
Des Daseins Glück niederlacht,
Da geh' ich ihr den Gottesgruß —

Der Herzog spricht's; im Abschiedsgruß
Ruht klar sein Blick nun auf den beiden,
Und da, von tiefem Weh besiegt,
Das Kind zu seinen Füßen liegt,
Berührt er leis ihr Haupt im Kuß
Und betet dann sie sanft, zu scheiden.

E. Gobler.

Anregungen.

Volks- und Minnepoesie in Böhmen und Irland.

Es war am 16. September 1817, daß der nunmehr verstorbene Museumsbibliothekar zu Prag, Wenzel Hanka, in einem öden Thurmgewölbe der Pfarrkirche zu Königinhof, einem alten Städtchen an der Elbe im nordöstlichen Böhmen, unter altem Gerüll und dürftlichen Massen das Fragment eines anscheinend ziemlich umfangreichen Codex gefunden haben wollte (zwölf Pergamentblätter in Duodezformat), auf welchen acht größere epische Gedichte und sechs kleine Lieder von erotischem Charakter geschrieben waren. Der „glückliche Finder" vermuthete, der auch als Dichter gepriesene Hannuš Wrkoslawic (hingerichtet am 24. August 1290) habe diese Sammlung originalslawischer Dichtungen, welche der Regierungszeit der Przemysliden angehören, veranstaltet und den schönen Codex für die Königin Kunigunde, die Witwe des Königs Przemysl Ottokar's II., anfertigen lassen.

Diese epischen Dichtungen der Königinhofer Handschrift sind nun von den böhmischen Gelehrten dem Nibelungenliede und den Ossian'schen Gedichten, welche letztere freilich selbst vermuthlich unecht sind, an die Seite gestellt worden und sind denn auch die gedachten Lieder nicht blos in sämmtliche slawische Sprachen, sondern auch ins Französische, Englische, Italienische, Dänische, Schwedische, Ungarische und (dreimal) ins Deutsche übersetzt worden; ja Goethe selbst hat eines dieser Lieder übertragen und seinen Werken einverleibt. In neuester Zeit ist jedoch die Echtheit dieser Dichtungen entschieden angefochten worden, die Hartnäckigkeit und Erbitterung der Kämpfer hat sogar das Forum der Gerichtshöfe angerufen und Hanka's inzwischen erfolgter Tod den Streit, der mittlerweile sogar eine politische Färbung erhielt, nicht beigelegt, sondern nur in andere Bahnen gelenkt.

Wie dem auch sein mag, die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums ist mit Recht von neuem auf die ältere böhmische Poesie gelenkt worden und neue Nahrung erhielt sie durch eine zweite derartige Sammlung. Nachdem nämlich Hanka, Palacky und Rybicky in mehreren Jahrgängen der Zeitschrift des „Böhmischen Museum" einzelne Minnelieder, welche sich in einer zu Wittingau in dem dasigen fürstlich Schwarzenberg'schen Archive befindlichen Handschrift erhalten fanden, mitgetheilt hatten, hat derselben im vorigen Jahre der durch seine Verdienste um die böhmische Literatur wohlbekannte A. Waldau („Alt-böhmische Minnepoesie", Prag, Mercyabek, 1846) durch eine deutsche vortreffliche Bearbeitung auch dem größeren Publikum zugänglich gemacht. Die Anzahl dieser Minnelieder, deren Verfasser zwar nicht mehr namentlich bekannt sind, die aber jedenfalls dem hohen Adel angehörten und aus der Periode des deutschen Einflusses (von Rudolf I. bis Wenzel III., 1400) herrühren mögen, ist zwar nur gering und stehen sie denn auch an Kunst des Reims und an musikalischem Zauber ihrer Strophen den deutschen Minneliedern eines Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide u. a. nach, allein gleichwohl ist ihnen eine schöne Form und klangreicher Versbau nicht abzusprechen und finden wir unter anderm auch die deutschen Tagweisen, wie sie von Wolfram von Eschenbach zu Schwung gebracht worden sind, bei den böhmischen Minnesängern wieder. Hier hatten sie den Namen Switanitka und schildern, ganz wie die deutschen, den herben Schmerz der Liebenden über die nothwendige Trennung nach genossenem Liebesglück bei herannahender Morgenröthe. Nicht ausgeschlossen sind dabei die bittern Klagen über die Neider und Aufpasser, welche das Glück der Liebenden boshaft zu zerstören suchen. Als Probe derselben mag folgende Strophe dienen.

Wir zwei Verliebten in der Minne weben,
Mit hellem Weinen ihr Herzeleid bedauert,
Und was sie gar zu deren Trennung zwingt,
Das größte Uebel ihrem Herzleid bringt.
In meinem Herzen war und ist nur Eine,
Sie lieb mir viele war und ich mit ihnen.

Ein charakteristisches Liedchen, das allerdings keine Tagweise ist, aber gleichen Inhalts, ist folgendes:

Der Plauderer.

Wer lehrte ins Gesicht
Und trauernde lächelnd sprichet,
Wodurch ein liebend Paar
Getrennte in Gefahr,
Der ist ja sicher Grund
Kürzliche ein böswilliger Hund!
Hat ihm gebellet wer
Von Ferne, er mag heuer

In unser Haus nicht gehn,
Wir wollen ihn nie sehn!
Und käm' er heimlich her,
Mit heller Haut geht er
Doch nicht von diesem Ort!
Er hantiert mit Feuer!
Wir fassen und legen ihn
Schnell auf den Rücken hin,
Und werden, gar nicht faul,
Sein böses Fuchermaul
Verstreichen bis ans Blut
Mit einer [illegible] Butterstrunk

Aus einer frühern, der goldenen Periode der Vegemuslieder, ist das Lied:

Der Kukuk.

Stand im weiten Feld ein Eichbaum,
Auf dem Eichbaum weint ein Kukuk,
Hebt zu rufen an, zu klagen,
Daß es nicht erst Frühling wäre.
Wie möcht' Korn am Acker reifen,
Wenn es immer Frühling wäre?
Wie im Garten Aepfel reifen,
Wenn es immer Sommer wäre?
Wie im Schoßer Kühen frieren,
Wenn es immer Herbst nur wäre?
Und wie bange wär dem Mädchen,
Wenn es stets alleine bliebe!

Als der letzte der böhmischen Minnesänger erscheint der Prinz Henrik von Podiebrad, ein jüngerer Sohn des berühmten calixtinischen Böhmenkönigs Georg von Podiebrad, geboren zu Prag am Himmelfahrtstage des Jahres 1452, gest. 10 Juli 1491. Von diesem gebildeten Fürsten, der sich offenbar nach den deutschen Minnesängern gebildet hatte, ist ein die Freuden der Liebe schilderndes größeres Gedicht: „Majovy sen" (Der Maitraum), übrig, welches jedoch auf der einen Seite allzu frivol, auf der andern zu weitschweifig und allegorisirend ist, als daß selbst seine einzelnen wahrhaft poetischen, duftigen Stellen dem Leser das Gefühl der Ermüdung ersparen könnten. Waldau hat auch von diesen einige mitgetheilt, allein leider sind auch diese ziemlich matt. Man lese und urtheile selbst:

Du weißt, mein Liebster, daß ich dein nur bin,
Es lebet auch in mir die Glut der Minne;
Mich flieht die Ruh' und ruhlos denk' ich dein,
Wie ich auch will, ich kann nicht fröhlich sein!
O gab es auf der Welt doch keine mehr,
Die deinem Lieblen so ergeben wär
Wie ich es dir, mein theurer Herr, bin, dir!
Wenn du mir nahst, da hüpft das Herz in mir,
Und wenn ich schon, mein Liebster, vor dir steh',
Und wenn ich dir dann in die Augen seh',
Da ist zu Ende meine Traurigkeit
Und meinem Herzen naht die Wonnezeit;
Und ich bin heit'rer, heiterer gewiß,
Als wie ich's könnte sein im Paradies!

Wir schließen hieran „Die Harfe von Erin" (Leipzig, Grunow, 1861), unter welchem Titel Julius Rodenberg einen Band Märchen und Volkslieder hat erscheinen lassen, wie er sie aus irischen Quellen gesammelt und wol auch zum größern Theil selbst ins Deutsche übertragen hat. Daß Irland reich an solchen poetischen Schätzen ist, wissen wir aus andern bereits erschienenen Sammlungen, die vorliegende Arbeit ist aber schon durch die zweckentsprechende Organisation des Stoffs willkommen. In dem ersten Abschnitt wird uns eine übersichtliche Darstellung der irischen Märchenlehre gegeben. Das philosophisch-kritische Raisonnement ist nicht des Autors starke Seite und das Verhältniß der Märchen zum Katholicismus, zum Gottesglauben und Aberglauben hätte wol mit größerer Tiefe erörtert werden können, als es hier geschehen. Von Interesse sind die Erklärungen der in den Märchen erscheinenden Stereotypen Gestalten und allgemeinen Begriffe, wie der Hexe, Wirthschafts- und Fuchsgeister, des Rothen Kapitän, des Teufels und der Dämonen, der Butterhexe u. s. w.

Leider nimmt der anziehendste Abschnitt in dem Buche, die Märchen selbst, nur den geringern Raum ein. In dem naiv-poetischen Vortrage dieser Märchen liegt des Herausgebers besonderes Talent. „Die Stadt im Meere", „Der Hexenmeister von Grunagan", vor allem aber „Schön Rosa" sind reich an Poesie, voll feiner Züge und vortrefflich im Vortrag gehalten. Wir bedauern, daß uns in diesem Abschnitt nicht mehr geboten wurde.

Im dritten Abschnitt „Dichtung", ist wiederum eine Aufgabe zu lösen versucht worden, welche unsers Erachtens unlösbar ist. Ist es schon an sich immer höchst schwierig, lyrische Poesie in eine andere Sprache zu übertragen, so ist dies in noch höherm Grade bei dieser volksthümlichen der Fall. Julius Rodenberg hat bei seinen zum Theil gelungenen Uebersetzungen der hier mitgetheilten Lieder darin gethan, was sich irgend thun läßt, die Gedanken sind möglichst treu und in fließenden Versen wiedergegeben; dennoch aber müssen wir solche Arbeit beinahe als zwecklos betrachten. Gerade beim Volkslied liegt der geheimnißvolle Zauber in dem Klang des Worts, weder in besonders geistreicher Pointe noch in kunstvoller metrischer Form. Der Klang der Sprache ist mit dem Inhalt des Liedes so sehr eins, daß es sich nicht trennen, also auch nicht in einer andern Sprache wiedergeben läßt, ohne ihm den eigentlichen Reiz zu nehmen.

Ihr meint, ich sei von heiterm Sinn?

Von Emil Ritterhaus.

Ihr meint, ich sei von heiterm Sinn
Und meine Brust sei voller Lust?
Wie ich so krank und elend bin,
Das ist allein nur Gott bewußt!

Ob euch auch stark dies Herz erscheint,
Er weiß, wie oft es bebt und zagt!
Kennt Thränen, die ich nicht geweint
Und die mein Aug' es doch ertragt!

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Wie erwehren wir uns der französischen Lockung? — Noch einmal Gervinus über Schlosser. — Aus deutschen Bädern. VI. Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter. V. — Briefwechsel.

Wie erwehren wir uns der französischen Lockung?

Bekanntlich hat Frankreich von dem Augenblick an in Deutschland seinen Fuß gefaßt und allmählich herrliche Theile des Deutschen Reiches an sich gerissen, als die protestantische Lehre ins Gedränge kam und die sächsischen und hessischen Fürsten seinen Beistand nahmen, mit denselben Franzosen zu unterhandeln, die in Paris die blutige Bartholomäusnacht feierten. Katholische Geschichtschreibung bezeichnet Moritz von Sachsen, Bernhard von Weimar u. s. als die ersten Minderer und Verräther des Deutschen Reichs.

Die Wahrheit ist, daß in alten Zeiten individuelle und Gewissensfreiheit, sage man auch in der Sprache der alten Tage Gott und seine ewige Wahrheit, den Menschen höhern Werth hatten als die zufällige Form des politisch-nationalen Lebens. Die Anklage trifft nicht die evangelischen Fürsten, sondern Karl V. und seine Nachfolger. Sie trifft Wiener Cabinet und die Jesuiten.

Aber die Lage ist gegenwärtig ganz dieselbe wie damals, als Moritz von Sachsen die schönsten Städte des Stift preisgab, um an den Franzosen Alliirte gegen den Kaiser zu gewinnen. Statt der evangelischen Lehre gilt es jetzt die Anschauungen des Liberalismus und deutsche Kraft und Einheit. In Frankreich selbst herrscht zwar der Despotismus, wie auch die Protestanten in Frankreich damals verfolgt wurden; aber nach außen spielt Frankreich die Rolle des Befreiers und Erlösers. Wir sagen nicht einmal: Es ist die Lockpfeife des Vogelstellers —' Wer kann leugnen, daß in dem eigenthümlichen socialen und einheitlichen Leben der Franzosen, in ihrem gänzlichen Bruch mit dem Adel, in ihrer demokratischen Armee ein außerordentlicher Reiz für die moderne Welt liegt, dem sich, um denselben zu heben und zu mehren, auch noch der Umstand zugesellen muß, daß sie in der That an den meisten Stellen Europas, wo sie sich einmischen wollen, verrottete und den Völkern unleidsame Zustände vorfinden. Napoleon III. hat die Geschichte Richelieu's studirt; er kann die Freiheit in seinem eigenen Lande nicht brauchen, aber nach außen hin läßt er seine Politik die Rolle des Rächers und Befreiers spielen.

An die Stelle des Protestantismus ist im modernen Bewußtsein die absolute Freiheitsidee getreten. Sie ist so mächtig, daß Berlin jakobinisch war, als Friedrich Wilhelm II. seine Armee gegen die Jakobiner schickte. Der Krieg von Basel, den Preußen um sich

absichtet und der wiederum von katholisch-österreichischer Geschichtschreibung für Verrath an Deutschland erklärt wird, war dieselbe Convention, die Moritz von Sachsen am 5. October 1551 mit Frankreich schloß. Die öffentliche Meinung Berlins und aller mit den Ideen der Neuzeit sympathisirenden Deutschen macht ebenso jetzt Joachim frei, gibt Venedig preis und gönnt, eben aus principiellen Gründen, dem Hause Habsburg seine Demüthigung. Haben wir nicht schon oft, wenn auch scheinbar nur im Scherz, in unsern Tagen verzweifeln müssen: ‚Es wird nicht besser, ehe nicht die Franzosen kommen!' Die werden schon aufräumen!'? Lese man die „Volks-Zeitung", einen Gradmesser solcher und ähnlicher Stimmungen; mit bewundernswürdiger Gewandtheit hat sie sich noch bei jedem Dilemma der großen Tagespolitik den Standpunkt zu sichern gewußt, der jener „absoluten Freiheitsidee" (der evangelischen Lehre des 16. Jahrhunderts) den Sieg gewährleistet. Wir anerkennen dies Bestreben. Es hat die Berechtigung des 19. Jahrhunderts für sich. Es ist nicht möglich, daß man in Fragen des Lichts und Nachtlichen der Uebertreibung und der Umstände halber eher nur dreiviertel Dämmerung einsetzen läßt. Licht oder Dunkel — das ist die Frage, wo die Geschichte kein Mehr und kein Minder duldet.

Da sich nun hierin (wie weiland im Zeitalter der Reformation) ein souveräner Gang der Natur und ein nicht minder souveräner der Geschichte vollzieht, so kann unser Volk, um sich vor Schaden zu bewahren, nur dasjenige thun, was es sicherstellt, nun und nimmermehr die „absolute Freiheitsidee" ins Gedränge kommen zu sehen. Mit äußerstem Nachdruck, mit dem heiligsten Ernst muß allem gewehrt werden, was die kirchlichen, politischen, diplomatischen, publicistischen Nachkommen des Pater Lamormain über uns zu verhängen trachten. Jedes geistige Unbehagen des Volks, jede Rückschrittsbewegung der Fürsten, jede Täuschung der Hoffnungen, die auf die Vorkämpfer des Lichts und der Freiheit gesetzt werden, rächt sich an der Zukunft unsers Vaterlandes. Die Lage von Compiegne, das Auftreten des Herzogs von Magenta in Berlin, die Allianz zwischen den Schauspringern von Paris und den Schauspringern von Berlin sind Erscheinungen, die ein ernstes Nachdenken erwecken müssen. Die „französische Lockung" gilt von Deutschen seit der einzig dreiundzwanzigstündigen Schlacht bei Mühlberg an der Elbe. Sie muß nur dann eine

vergebliche sein, wenn in Deutschland bei allen Fragen die „absolute Freiheitsidee" die siegende ist und wir beizeiten niederschmettern, was diesem Siege widerstrebt.

Noch einmal Gervinus über Schlosser.

Es ist an den Herausgeber die Frage gerichtet worden, wie in seinem neulichen Votum „Gervinus über Schlosser", gewisse Anzeichnungen, z. B. über die Gervinus'sche „Athemlosigkeit", über Schlosser's Verhalten zum Bedeutenden und Unbedeutenden, zu verstehen wären.

Was Schlosser in der Formengebung zu wenig besitzt, hat Gervinus vielleicht zu viel — an Worten sind sie beide gleich überreich. Gervinus besitzt eine seltsame Hast und Ueberstürzung der Rede bis zum, wie wir es neulich nannten, Athemlosen. Immer möchte man ihn, was er auch je geschrieben, unterbrechen: Endlich, endlich — — verschnaufe doch nur! Dies Neuer des Tabakstürmens, eines sich immer gleich bleibenden Dampf und Rauch mit entbosen, wenn auch wohlgeformten rhetorischen Ringeln auslassenden Rede und Ueberzeugungsdranges birgt eine Gefahr. Sie nahe! möchte man ihm sagen. Sei schweigsamer und unterwirf dich auch einmal den Thatsachen, den Menschen, dem Individuellen, dem Concreten, dem Gegebenen! Schweig und forsche doch nur! Schweig und analysire doch nur — und rühre nicht fort! Auch Gervinus scheint nur ein Minister sein zu können, der nach seiner ersten Rede im Cabinet, die nicht sogleich allgemeine Acclamation finden würde, empfindlich aufsteht und das Spiel nicht weiterspielt.

Warum sprechen wir diese Ueberzeugung gerade bei Schlosser's Tode aus? Weil auch Schlosser in seinen zahlreichen Schriften gegen die ästhetische Welt, die zu dem in vielen Blättern vertretenen Lebensberufe und Wirkungskreise gehört, desgleichen auch gegen die wenige „Sittlichkeit", die wir als die allein menschenbestimmte, gottgewollte und in der Kritik maßgebende vertreten (Schlosser's Nachfolger waren hierin W. Wenzel, Schmidt, Gervinus u. a.), unausgesetzt sich vergangen hat. Gervinus spricht in dem Einen Wort das Endurtheil über Schlosser, wenn er von ihm sagt, daß sich sein Lehrer und Meister für Namen dritten Ranges begeistern konnte, während er bei Heroen des ersten gleichgültig blieb. Was charakterisirt mehr als dieser Ausspruch die Willkür, den Eigensinn und das rein Talentantische eines solchen Forschens und Urtheilens? An großen Erscheinungen ging Schlosser mit wenigen Ausnahmen mürrisch und abgeneigt vorüber; höchstens war es, falls ihn an ihrem Wesen irgendetwas ergriff, nur eine einzelne, sparte Manifestation derselben. Den „moralischen" Maßstab handhabte er unausgesetzt. Er handhabte ihn mit großem Recht solchen Persönlichkeiten gegenüber, zu deren Rechtfertigung sich vor dreißig Jahren ein Varnhagen von Ense Schlossern gegenüber veranlaßt sah — absolute Rechte der „schönen Naturen" werden auch wir nicht jenen Persönlichkeiten einräumen, die Varnhagen entschuldigt wissen wollte. Aber nüchtern bleibt der Ton, in dem Schlosser von so vielen feinen und eingreifenden Erscheinungen der Geschichte und der von ihm in die Geschichte gezogenen Literatur gesprochen hat. Und sollte Gervinus sagen: Diesen Schlosser'schen Fehler verbessere ich! Wenn Schlosser begeistert von Dante schrieb, sprech ich doch schon ebenso über Goethe und Shakspeare! — so ist damit nicht alles gewonnen. Es ist auch hier ein Zuviel, das an einem andern Ort ein Zuwenig hervorbringt. Diese dogmatische Methode tritt an die Menschen und Dinge mit ihrer subjectiven Reflexion und theoretischen Voreingenommenheit zu nahe heran. Zurücktretend, den Gegenstand in seiner Totalität, in seinem Zusammenhang mit den Erscheinungen rechts und links erfassend, Werden und Gewordensein unterscheidend, Horizont, Beleuchtung, den Boden, auf dem die Erscheinung erwuchs, mit in Erwägung ziehend, nachconstruirend und sozusagen in einem Gebäude lieber auf das Innere nur vom Hinblick auf das Aeußere, als vom Aeußern treppab durchsteigend das Innern auf das Aeußere schließend — nur diese Methode einen höhern Gerechtigkeit würde die richtigere sein.

So viel zur nähern Erläuterung einiger unklar gebliebenen Stellen in einem Bericht über die Gervinus'sche Denkschrift, deren anderseitige hohe Anerkennung wir wiederholen.

Aus deutschen Bädern.

VI. Der Schwarzwald und seine Bäder im Winter.

V.

In dem Schwarzbad, wo Schullehrers Töchterlein geschieden, angekommen, traten die Trauergäste nach Verwandtschaft und Bekanntschaft in Kreise zusammen, die nächsten Freunde und Verwandten des Verstorbenen aber gingen in das Trauerhaus hinein. Bei einer gewöhnlichen Leiche unterhalten sich die Trauergäste, wie's eben geht, über die Gräuel der Zeit, die Bedürfnisse der Zeit. Heute aber lag tiefe Trauer auf allen Gesichtern der hier Versammelten und tiefes Schweigen herrschte ringsum. Jeder wußte, daß es die einzige Tochter liebender Eltern war, die heute begraben werden sollte. Vor kaum ein paar Tagen noch war sie die schönste, die lieblichste, die gelehrteste Tochter des ganzen Thales. Jeder wußte, wie sie das Glück ihrer Eltern, ihrer Brüder, ihrer Geschwister gewesen, jeder kannte sie als die fleißige, flinke, freudige und dienstbare unter den heranwachsenden Jungfrauen. Alle kannten auch den guten Vater und wußten, wie er seine Tochter liebte; alle Hände in Bewegung hat er gesehen, wie er den Schmerz ertragen kann.

Da beginnt das Glöcklein im Schulhaus, im Lettenhaus seine schrillen Töne in das enge Thälchen hinauszusenden. Der Vater, der Lehrer des armen Thälchens, dessen Kinder eine halbe Stunde weites, in Bodenweiler, sagt, hat es wol hundert- und tausendmal geläutet, auch als sein Töchterlein den Dienst für ihn übernommen; jetzt nun das Glöcklein die Todtenmesse zur Todtenbahre, jetzt läutet es die geliebte Tochter zum Vaterhause hinaus. Und morgen

und alle Tage, wenn der arme Mann das schöckern hören muß, ruft es ihm zu: „So klang es, als es unserer Tochter zum Grabe läutete!“

Jetzt tritt ein junger Mann, der Stellvertreter des Pfarrers von Badenweiler, im Chorkleide aus dem Trauerhause heraus; ihm schließt sich die Schuljugend mit den Lehrern der Nachbarorte an und hinter ihnen her wird der mit Blumen und Kränzen geschmückte Sarg von jungen Männern getragen.

Dem Sarge folgt der Vater, die Brüder, die nächsten Verwandten einzeln, dann die Trauerjungfrauen, vier und vier, in langem Zuge; hinter ihnen kommen die Frauen, die Mutter, von zwei jungen Mädchen am Arme geführt, voraus. Auf dem Friedhofe wird der Sarg an das offene Grab hingestellt. Der junge Pfarrer tritt vor denselben, der Vater diesem gegenüber, die beiden Söhne ihm zur Seite, hinter ihnen der Kreis der Trauergäste; an der andern Seite des Friedhofs stehen die Frauen um die Mutter herum, die von ihren zwei Begleiterinnen sich auf eine hölzerne Bank vor dem Grabe niedergelassen hat.

Es beginnt der junge Pfarrer das freilich schöne Begräbnißgebet des protestantischen Ritus des Landes. Dann liest er den schlichten Lebenslauf der Todten vor und hält darauf eine Leichenrede. Soll ich diese wiederholen? Schön war sie, gefühlt und auch gefühlvoll; denn der junge Mann war ergriffen von dem Schmerz, der alle Anwesenden beherrschte. Und das war auch genug, um die schöne Rede eigentlich überflüssig zu machen, um sie im Munde verhallen zu lassen.

Auf dem einfachen, ärmlichen Friedhofe, wo kein einziges Leichenstein und nur hier und dort ein verfallenes hölzernes Kreuz schwankt, in diesem engumschlossenen Thale, von seinen waldbewachsenen Bergen umgeben, im Schmuck der schönen, heißen Sommertage, an dem die Sonne den Schnee glitzern, die Bäche lustrauschen machte, waren sie nun, ohne Groll und die schwarze Todtenhaube für einzelne dunkle Punkte. Und Hunderte von weißen Rosen auf dem Sarge, von allen Verwandten der Todten ihr zum Todesschmuck gebracht, lachten selbst durch dunkle Todtenumhüllung des offenen Grabes und der schwarzen Särge Lust zu strahlen.

Und wie die Todtengebete des langen Gesichtes in der kalten, leblos steif verharrten, Leben sie in gewisse Bewegung hinein. Denn es war der Ruf von Kindern zu den Aeltern, der Aeltern zu dem Kinde laut, dann gellende, die Todten bitten des Vaters, dann laut zu sich zu kommen, dann daß die Thränen still an seinen Wangen herab; — dann hörte man das Schluchzen der beiden Mädchen, die die Mutter geführt hatten, während diese selbst thränenlos, in wie gedankenlos dort lag und den Kopf auf die Brust herabsenkte; — dann weinten alle von Herzen und viele auch stärker Thränen mit der armen Gebeugten.

Ich war in dem Gedicht!
Gott war in dem Sarg!

in das Schluchzen der Leichengebete — aber der Gedanke des Todes ist heute mit schönen Bildern in den Herzen der Todtenfreunde. Und als der Leichenredner schwieg, als die Trauerfeier zu Ende, dauerte es lange, ehe die Trauernden nach und nach sich von dem Sarge, der hier zu Lande erst später, wenn die Trauernden den Kirchhof verlassen haben, in die Gruft gesenkt wird, trennen konnten. Einer nach dem andern ging gebeugten Hauptes zum Thale zurück. Zuletzt waren nur noch ein paar Frauen um die Mutter versammelt, diese, die nicht vom Grabe wollte, durch sanften Zwang von ihrer Todten zu trennen.

Und dort an der Mauer stand ein Bursche allein und weinte, daß die heißen Thränen auf die breite Brust und in den vollen Schnee fielen. Selbst als die Mutter und die leidtragenden Frauen den Kirchhof verlassen hatten, stand er noch eine Weile dort und sah über den Sarg hinweg zu den hohen Bergen und dem blauen Himmel hinauf. Dann trat er an den Sarg und hob eine weiße Rose, die vom Leichentuch abgefallen war, auf und ging von dannen, nicht ins Dorf, sondern vom Dorfe ab, dem Walde und den Bergen zu.

Der Neujahrstag ist in unserm Thälchen ein Festtag für die Kinder, insbesondere die Kinder der armen Leute. Auch am Neujahrsmorgen, wenn der Tag graut, kommt ein Kind nach dem andern, still unangemeldet ins Zimmer und beginnt langsam ein Neujahrsgedichtlein voll Heil und Segen für sich und all die Seinen hier und die ewige Seligkeit im Himmel. Die Worte wechseln, der Gedanke die Sprechweise ist bei allen derselbe; in Wahrheit aber sollte das junge Volk einfach sagen: „Ich wünsche Euch Glück — und hoffe schon! Ihr mir 'n Kreutzerle!“ Denn auf das „Kreutzerle“, das jeder Glückwünschende erhält, ist natürlich allein abgesehen. Es gewährt die Kinder zur Freude, zum Haushalten; aber einem glücklichen Neujahrstag haben die armen Kinder des ganzen Landes durch eine Sitte, denn sie durchaus ist ein Dorf nach dem andern hat kommen sehen mit einer Tasche voll Kreutzer heim, wenn sie unterwegs nicht eingekehrt sind und sich die Mühe durch allerlei Leckereikauf, als da sind Weckerles und Käs, etwas Kandelzucker, so sagen eine Cigarre u. dgl. Verlockungen gebrannter fremder Potentate, reichlichst haben.

Das heutige Kinderfest ist aber die Auferstehung eines uralten altheidnischen Frühlingsfestes, das vor wie nach, trotz tausendjährigem Christenthume, in sich allen allemannischen Landen durch Feuer und Brauchthum gefeiert wird. So heißt heuer acht Tage nach der Kalenderfastnacht Fall. Wie die Fastnacht, der Karneval, das altheidnische Frühjahrsfest im christlichen Kirchengewande, so auch für sich das Festhalten des Volks, trotz Kirche und Lehre, an einmal überkommener Sitte bekundet, so bewahrt sich die leichte Lustigkeit auch an dem vorgerückteren Termin des allemannischen Narrenfalls, acht Tage nach dem römischen. Hier zu Lande wird nämlich, warum das Fest acht Tage nach Karneval Fastnacht, und ebenso wenig, daß das Kranzlegen, mit dem der Fastnachtsumzug endet, das altheidnische Frühlingsfest ist. Den Charakter des heidnischen Jubelfestes mit Opferfeuer hat das Fest für heute verloren, in einer letzten Spur beibehalten.

Vorbereitung treiben schon die Knaben der Taste mit einem Karren, einer harten Stude in der Hand, von Haus zu Haus im Dorfe, Holz sammelnd. Jede Hand ist ein Loch zu weit für sie, wiewohl es sich von selbst versteht, daß, physisch nur eine gewisse Hände in den Taschen sind, die Knaben drei, vier Mützen brauchen, die sie der Nacht gemacht und in ihren Händen eine Stelle Reisig oder ein paar Scheite Holz eingesammelt haben.

Der Sonntag vor dem Fastnachtstage wird das Holz

auf eine hinter dem Dorfe liegende Wiese gebracht und hier in einem hochhohen Scheiterhaufen aufgeschichtet, der, sobald es Sonntags nacht wird, angezündet seine Flammenzeichen weit in die Ferne hinausleuchten läßt. Dann kommt das ganze Dorf, alt und jung, hier zusammen. Die Alten aber eigentlich nur zum Genuß der Jugend. Diese ist mit langen hochroten Stäben oder dessen Ruthen bewaffnet. An der Spitze der Ruthe steckt eine kleine viereckige Scheibe von Holz, vier Zoll etwa im Viereck und einen halben Zoll dick. Diese Scheibe wird ins Feuer gehalten, bis sie an allen vier Seiten glüht und flammt; dann eilt der glückliche Besitzer derselben zu einer Bank, die nur, mit einer Seite auf ihren zwei Grabbeinen ruhend, mit der andern auf dem Boden ruhend, eine schiefe Fläche bildet. Ueber diese die Scheibe im raschen Schwunge wegschleudernd, wirft der Alte in die Worte hinausgeschnellt: Gleich einer Rakete, einer Sternschnuppe fliegt sie durch die Luft. Die Hauptsache aber ist, daß der Knabe oder auch der junge Bursche, der die „Scheibe schlägt", während er dieselbe, zum Schlage ausholend, hin- und herschwingt, ausruft:

Scheibe, Scheibe,
Die Scheibe schall gut!
Flieg sie rechts, geht sie links, geht sie links, geht sie recht!
Meinem Schatze geht sie immer recht.

Und sie fliegt sie hin. Und je weiter sie fliegt, desto größer ist die Liebe, die Treue des Schatzes. Kann sie nicht zum rechten Schwunge kommen, mißlingt der Schlag, kann sie auch mit der Ruthe nicht recht in Ordnung. Es liegt ein unbewußter Rest eines heidnischen Gottesurtheils in diesem zum Kinderspiel herab — oder vielleicht besser gesagt — hinaufgeschlagenen altheidnischen Orakelspruche.

Das Kunstgriff ist groß an diesem Abend und das Heil ist wirklich schon. In einer dunkelblauen, mondbeleuchteten Winternacht, hell und doch dunkel genug, daß Feuer weithin leuchten, die glühenden Scheiben weit hinaus als phosphorische Flammen erscheinen zu lassen, umschwingen die Knaben die rhythmische Klamme. Und ringsum von allem Orte aus weiten Dörfern Feuer herüber. Sieht man die Scheiben durch die Luft sausen. Wenn die Flamme im Feuerhaufen Gluth, so steigt auch die Freude in alt und jung. Die Alten lehren die Jungen dann die Kunstgriffe des Scheibenwerfens. Oft auch lehren sie dieselben, den rechten Ton mit anstimmen zu lassen.

Scheibe, Scheibe,
Die Scheibe schall gut — und schon ab

— Vom Abschluß des Hexenprozesses auch immer lang ist — tief ein alter Schuft, an das Ohr, an das Gottesurtheil der Feuerprobe anknüpfend mahnend und zugleich — an die natürlichen Familienmittel des Landes erinnernd.

Die flinken Mädchen trugen den Buben die Scheiben zu. Sie haben denen oft ganze Kränze am Hals hängen sah alle, die welche von ihnen erhalten. Ich glaubte, sie seien zu fünfen und wollte ein paar, die ich einem schönen Kinde abfragte, zählen; aber es wird die Erzählung freundlich gerückt und sagte so sich: „Sie können mehr haben", daß mir der Ton, die Stimme und der herzige Blick des Kindes noch heute in der Erinnerung Freude machen.

Seit Jahren hatte übrigens das „Scheibenschlagen" nicht mehr stattgefunden. Mit den trüben Zeiten von 1849 war es eingeschlafen, mit dem frischen Leben von 1862 wieder aufgewacht. Wer weiß! Hat doch auch im großen, im ganzen Vaterlande ein neuer Frühling begonnen. Möge der Same, der in ihm in die Erde gelegt wird, besser Wurzel fassen, kräftiger und früchte tragen als der bei herrlichen Frühlahre von 1848!

Scheibe, Scheibe,
Die Scheibe schall gut!
Geht sie rechts, geht sie links,
Geht sie links, geht sie rechts,
Dem Vaterlande geht sie immer recht.

Es war in der That das Frühlingsfest, das wir damals feierten. Am andern Morgen wehte der Föhn. Der ist ein wunderbarer Wecker. Wenn er eine einzige Nacht mit seinem warmen Hauche über unsere Berge hingegangen ist, dann stehen sie morgens so und heißen wieder mit Recht der Schwarzwald.

Dann fängt es an zu leben, in ihr, um sich herum. Der Erde recht sich aus dem Schnee hervor, die Tannen werden wieder grün. Und sehe, dort, wo gestern kalter Schimmel die Erde deckte, sieht heute das weiße Schneeglöckchen auf frischem, grünem Stengel. Es singt das Kirchlein beschaulicher, aber in seiner Weltabgeschiedenheit kommt es zum Anklang in Wald und Flur.

Willst du mit, lieber Leser, kommst — —
Fest wohl!

J. Proelß.

Briefwechsel.

— — — in Berlin. Es ist ein schwer Versuch, was man auf dem Standpunkt einer aufrichtigen Liebe zur Heimath hat, jemanden auch einmal, ohne verschämt werden zu können, recht gründlich unfreundlich über Liberal erscheinen zu dürfen. Wir haben die tief unsinnige Bedeutung der Devotion, die Herr von Bonin für eine Tugendeigenschaft macht, sowie der preußischen Treue allen Schattirungen nicht im mindesten zuzumuthen und wiederholen gerne, was wir als ausgesprochene Glaubensbekenntniß: Wir und Preußen im Bild Friedrich des Großen ein verjüngtes und einheitliches Deutschland schufen — so mag es thun, was es kann. Wenn wir aber auf allmähliche Entwickelungen angewiesen, so ist der starke Widerspruch des Vorschlags zum Besseren und Kräftigen am Platze (— — was weiß nicht sogleich die ganze Wochenstube Deutschlands an Preußen kommen lassen — eine nicht zu billigende Gleichstellung, die deutsche Nation hat hier ein zu großes Interesse als daß Hand Hebenspielen. Und auch darin stehen wir dem Programm des Herzog v. G. von dem Schmollingsfeste, daß ein Parlament aus Leute gewählt: aus den lautesten Volksversammlungen, nicht aus einer stillen Wahl hervorgeht. Was z. B. ein aus direkten Wahlen hervorgegangenes Parlament neben einer preußischen Kammer der ersten wurde, haben wir laut gesehen! Die preußische conservative Parlamentsmehrheit zeigte mehr als einmal die gerade Verneinigkeit gegen die Volksstimme. Wo einmal Organisches entstehen soll, muß Theil an Theil sich fügen, das politische Gleichgewicht so beim Volke wie Staat. Nur diesem Prinzip kann sich das Vertrauen, das ganze moralisch-politische Leben und Streben, die heilsame Entwicklung einer Welt wirken. Denn entsteht aus den Urelementen unserer politischen Zusammensetzung, wie sich mit den lokalen Verhältnissen im organischen Zusammenhange weist, die Vertretung der Centralvertretung werden so erst für die lokalen Verhältnisse fruchtbar, während ein Nebeneinander keine wirkliche Junktion [illegible] soweit vorgekommen ist, daß der Keim zur Verderbniß trage. Wir verbitten gelegt. Ein unabhängiges wahres Patriotenherz schmeichelt nicht nach oben und nicht nach unten.

(Ausgegeben am 14. November 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 47. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Nach zehn Jahren. Erzählung von Nola Born. — Blücher in Lübeck. Von Heinrich Kruse. — Ultima Thule. — Zum Wiedererkennen des Leibes und der Seele. — Für Freunde des Vogelgesanges. — Neue Romane und Novellen. XXVI. — Neues aus der Welt.

Nach zehn Jahren.

Erzählung von Nola Born.

Draußen jagte der Sturm ein tanzendes Schneeflockenheer die Straße entlang. Es war ein echtes Aprilwetter. Momente voll Eis und Ungestüm, dann mildeste Sonnenblicke.

Dem schenkten indessen vier junge Männer wenig Aufmerksamkeit. Sie waren zu einem Frühstück versammelt. Seit Jahren Universitätsfreunde und Landsleute, verließen sie heute gemeinsam die Hochschule. Sie wollten die Reise nach der Heimat antreten; da sollte ihrem zurückgelegten Stück Jugendleben ein letztes volles Glas gebracht werden. Hin und wieder mahnte ein mahnender Glockenschlag in die fröhliche Unterhaltung. Die Mittagsstunde sollte die Freunde auf dem Bahnhofe treffen; schon schlug es 10 Uhr drüben auf der Universitätskirche.

„Hallerfee, einen neuen Toast!" rief ein junger, blühender Mann einem ihm gegenübersitzenden kleinen Studenten mit lebhaftem, ausdrucksvollem Gesicht zu. „Einen neuen Toast! Ja, wir haben ja schon alles hier Befindliche leben lassen! Geben wir zum Universum über!"

„Nicht doch!" rief ein Dritter, das Glas erhebend, „dem Augenblick sei die Stunde geweiht, dem Nächsten, der Heimat!"

„Apropos, Berg! Gut, daß du mich erinnerst! Ich erhielt ja vorhin einen Brief aus der Heimat mit einer Nachricht — einer Nachricht — Berg", fuhr der Sprecher weinerregt fort, „die du uns sicherlich geflissentlich verschwiegen! Zur Strafe für diese böswillige Zurückhaltung und Geheimnißkrämerei gelte jetzt ein lauter, offener Toast: „Glück deiner Mutter zu ihrer vorgestern stattgefundenen neuen Verlobung!"

Alle erhoben sich. Wie vom Blitz getroffen fuhr auch Berg vom Stuhl auf. „Meine Mutter?" sagte er, kaum athmend. „Welche —" fast entschlüpfte ihm das tauchtirende Stichwort. Er bekämpfte sich und sagte: „Tollheit!".

„Wie? Ist es wirklich wahr, Berg, daß du nichts davon weißt?" sprach Hallerfee. „Deine Mutter ist auf Ehre eine noch allerliebste, hübsche Frau! Wir haben insonderheit alle Ursache, sie indirect zu lieben! Wie oft setzte sie uns in den Stand, bis Mitternacht bei dir und einer Bowle zu bleiben! Alle nochmals ein donnerndes Hoch!"

„Lieber Berg", sprach ein anderer, ein junger Mann mit sanftem Gesicht und einer wohllingenden Stimme, ein Theolog, „es scheint, dich hat die Nachricht, die Hallerfee mittheilt, überrascht — du wußtest wirklich nichts davon?"

Hallerfee lachte unbarmherzig dazwischen. „Sieht

er nicht aus, als sei ihm eine Geliebte untreu geworden?" rief er.

„Trink!" sprach dem Sehne der Vierte zu, und sang: „Der Wein erfreut des Menschen Herz!"

Berg folgte dem Rath. Auf Einen Zug leerte er sein Glas. Gewaltsam, so schien es, suchte er sich aufzuraffen. Sein Arm zitterte noch, als er das Glas hinhielt, um es von neuem füllen zu lassen. „Hallerier", sagte er mit einer Stimme, die nach Festigkeit rang, „ja, du hast mich überrascht! Meine Mutter wieder Braut! Haha! Ich weiß es, mit Baron von Thaleck. Das Ding spukt schon lange. Sie schämte sich wol, mir davon die erste Nachricht zu geben?"

Eben öffnete sich die Thür und der gemeinschaftliche „Wächter" der Freunde brachte einen Brief an Berg. Er kam von seiner Mutter. Er enthielt in liebevoller Mittheilung die Bestätigung einer Thatsache, die vielleicht schon früher verbreitet wurde, ehe sie ihre Einwilligung gegeben. Berg knitterte den Brief zusammen und sah düster durch die Scheiben —

Der Wächter erinnerte an die Mittagsstunde. Die Sonne blickte hell durch die Scheiben, als hätte sie gar keine andere Absicht, als Veilchen und Schneeglöckchen zu entfalten. Freundlich blickte sie in den Gläsern, funkelte im Wein, als gäbe sie allem Herzeleid ihre Weise.

„Nun, Hallerier", begann der Erste von neuem, „du hast den Anfang gemacht, daß einer Frau ein Hoch gebracht — ich dächte, wir brächten sämmtlichen Frauen dieser guten Stadt einen Toast, eingedenk der reizend langweiligen Unionabende, der vier oder fünf Carnevalsfeste — eingedenk der weiderahmten Thees im Hause des — Rectors! Ha, da stimmst du doch ein, Hallerier? Sehr den Undankbaren! Sieht er nicht den Mund, als wäre irgendein schönes Gewächs vor ihm im Glase und nicht trefflicher Rüdesheimer? Undankbarer nochmals! Hebe dein Glas! Unter der schwarz- und blauäugigen Menge der Schönen befindet sich ja sie, die Eine, Reine, die ich meine — Angelika hoch!"

Indessen erhob Hallerier den Kopf. Es zuckte flüchtig über sein bewegliches, dunkles Gesicht. „Laß mich mit allem, was den Namen Frau trägt, zufrieden!" sagte er, sein Glas ergreifend —

„Wiederkomm!" bemerkte der Theolog, „denke an Luther's Spruch —!"

Hallerier hielt bedächtig sein Glas gegen das Licht. Dann sagte er: „Ich will's euch nur sagen. Mit allem, was den Frauennamen trägt, hab' ich Unglück! Ich wiederhole es! Daß meine Mutter kurz nach meiner Geburt starb, war für sie ein Glück; sie wäre ohnehin bald Witwe geworden. Für mich war es ein Unglück; so verlor ich das einzige Wesen, an dessen Geduld zu appelliren ich einiges Recht hatte; denn ich habe allen Grund, der bestallten Tradition Glauben zu schenken — ich war die unausstehlichste Creatur von der Welt —"

Ein lautes Gelächter und Bravorufen bestätigte diese Selbstkritik.

„Hallerier", sagte der Theolog, „das bist du noch immer!"

Hallerier fuhr fort und sagte ironisch: „Kann sein, jetzt verhalte ich mich aber doch wenigstens ruhig und schreie nicht wie Tag und Nacht wie manche andere Leute! Nach dem Tode meines Vaters kam ich in das Haus eines seiner Freunde, Malbour' Ich war der Frau desselben ein Greuel: ich verbiß mich zwar, von einer alten Wärterin endlich gezähmt, ziemlich ruhig, aber ich existirte doch; ich aß, trank, stand, las, redete, schwieg, schlief und wachte ihr nicht recht! Was sollte ich thun? Fliegen konnte ich nicht, auch nicht in der Luft schweben wie die Gebeine des großen Propheten. Ein paarmal tritt zwar der Gemahl für meine Menschenrechte, was aber konnte er wider eine ausgeprägte Antipathie thun? So kam ich in ein anderes Haus. Da konnte mich abermals ein weibliches Wesen nicht leiden; ein kleines vierjähriges Mädchen hatte es sich in den Kopf gesetzt, mir alles, was sie dazu geeigneter erschien, ins Gesicht zu werfen; ein Wunder, daß ich nicht tapfer genug gewesen war, das zu leiden; ich schlug ganz derbhaft zu. Kurz, meine Beziehungen zu den Frauen —"

„Sind der Art", unterbrach der Theolog, „daß ich doch begierig bin, wie du das Glück, das dir im Rectorhause blühte, als Unglück darstellen willst! Es lebe Angelika, die vornehme Rose!"

„Der Dorn ist ein so wesentlicher Bestandtheil der Rose", sagte Hallerier mit ruhigem Zug aus seiner Cigarre, „daß es fast eine Beeinträchtigung wäre, ihr diesen abzusprechen. Ich und Glück!" Da wandte er sich an einen der Freunde. „Eichheim! Der hat einen Vater mit dem Neben Adjectiven dritter Klasse! Und der vollends Berg — dessen Vater ist ein Baron, Gutsbesitzer und Inhaber eines Pferdestalls von zehn Holsteinern, zehn Mecklenburgern —"

Die Rede brach ab. Berg war aufgesprungen. Der Wächter klopfte an, um die Mäntel und das Handgepäck zu tragen. Hallerius warf seinen Cigarrenrest fort und schloß die Sitzung mit den Worten: „Ich mache einen Vorschlag! Ich lade euch alle, die ihr hier versammelt seid, in zehn Jahren, präcis zehn Jahren zu mir wieder zum Frühstück ein! Merkt es euch, Freunde, in zehn Jahren seid ihr meine Gäste! Eichheim, Berg, Türk, alle drei bei Friedrich Hallerius, dem Junggesellen, dem Frauenhasser, dem Frauengreuel — Hurrah! Eins, zwei, drei!“

Die Gläser wurden angestoßen und der Pact feierlich angenommen.

Indem wir die jungen Männer zum Bahnhof begleiten, können wir sie näher in Augenschein nehmen. Der Besitzer der schönen Wohnung, in welcher das Abschiedsfrühstück stattfand und die nun eben verlassen wurde, war Gustav Eichheim, der einzige Sohn des Präsidenten Eichheim, eines Mannes von Gewicht und Ansehen. Daheim erwartete ihn eine zärtliche Mutter; zwei herangewachsene Schwestern haben ohne Zweifel für sein Zimmer ein Paar neue Sofakissen gestickt; er freut sich auf die Rückkehr ins Aeltenhaus; die Zukunft macht ihm wenig Sorgen.

Anders ist es mit Ludwig Türk, dem Theologen. Dieser hatte minder glänzende Aussichten. Er war der älteste von neun Geschwistern. Des Vaters Kirchspiel lag in der ärmsten Gegend des Landes und dennoch, wie glücklich war er damals gewesen, als er vor fünfundzwanzig Jahren die magere Pfründe überhaupt erhielt! Sie beendete den zehnjährigen Brautstand eines Mädchens, mit dem er sich, von der Universität kommend, verlobt hatte. Mit der Zeit ließ sich ja wol die Landschaft liebgewinnen mit ihrem Sandboden, ihren Buchweizenfeldern und der eigenthümlichen harzigen Ausdünstung der Kiefernwaldung ringsum; übrigens lag die Stadt in gar nicht unerreichbarer Ferne; der Ausflug nach der Pfarrei war eine Sonntagspartie, die selbst bejahrtere Tanten der Predigersfrau noch unternehmen konnten; in der Jelängerjelieber-Laube, deren dürftiges Blattwerk der Schatten eines nahe stehenden Apfelbaums verdünnte, konnte man ganz dem Glück dieser seweiligen Familienzusammenkünfte leben. Nach und nach füllte sich indessen das Haus mit Kindern. Ludwig, der Aelteste, wuchs darin so mittheilnehmend an all den wachsenden Sorgen auf. Immer und immer hielt der Vater vergeblich um eine Pfründe an, deren Einkünfte dem ihm gewordenen reichen Kindersegen mehr entsprächen. Der immer wiederholte Wunsch, die Gegend zu verlassen, verhinderte den Knaben so recht, in derselben Wurzel zu fassen; sonst hatte er den Sandboden mit seinem bläulichen Gras, die mageren Kornfelder mit ihren niedrigen Halmen und die einfache Kirche mit ihren weißgetünchten Wänden gern geliebt, aber es stand immer in Aussicht, dies alles verlassen zu müssen, so suchte der „zweite Blick“ immer die hinter den dunkeln Kiefernkronen verborgene Ferne; es war kein Wunder, daß der junge Student mit wenig Zuversicht in die Heimat zurückkehrte; vielleicht war eine Hauslehrerstelle für die nächsten zehn Jahre sein wenig beneidenswerthes Loos.

Der dritte der jungen Männer, Friedrich Hallerius, ist Mediciner und der revolutzte unter ihnen. Er ist, wie er selbst schon angedeutet, der Sohn eines gelehrten Mannes, dem leider ein früher Tod nicht Zeit ließ, selbst für dies Kind zu sorgen. Andere bauten seine Systeme weiter und ernteten den Lohn dafür, während er selbst jenen unauslegbaren Schlaf schlief, für den die Phantasie eigentlich vergeblich das Bild fröhlichen Erwachens sucht, trotz der hoffnungsreichen Worte: Wiedersehen und Auferstehen auf Kreuz und Stein. Friedrich Hallerius wurde bald hier-, bald dorthin verschlagen, wo ihm das sich immer mehr und mehr abkühlende Mitleid irgendeine Thür öffnete. Endlich erklärte ein alter Sonderling ihn für seinen Verwandten, ohne diese Beziehung anders nachweisen zu können, als daß er sich selbst Hieronymus Hallerius nannte. Er that sein Möglichstes für den Neffen, öffnete ihm in den Ferien sein Haus, das, wenn auch nicht groß, doch immerhin ein Haus war, in dem es ein kleines, mit grünem Papier ausgeschlagenes Zimmer für den jungen Mann gab, dessen beide Fenster sehr freundlich von den Kronen zweier alter Kastanienbäume beschattet wurden, die im Frühjahr ihre weißen Blütenpyramiden freigebig hineinlangten. Das Zimmer lag im Giebel; unten hauste der Sonderling, glaubte alle Augenblicke eine neue wichtige Gründung gemacht zu haben und demoralisirte die gefiederten Bewohner seines schattigen Gartens dadurch, daß er ihnen das leckerste Futter streute; so ließen sie es sich natürlich nicht angelegen sein, Mücken und Käfer zu vertilgen. Auch zwei Katzen hatte er völlig ihrem Beruf entfremdet; sie hatten nicht die leiseste Ahnung, zu etwas anderm auf der Welt zu sein, als sich auf weichen Polstern zu

dehnen und in aller Gemüthlichkeit die Zeit von einer Mahlzeit zur andern mit allerhand Nichtsnutzigkeiten auszufüllen. Auch Blumen pflegte der alte Hieronymus Hallerier; der kleine Garten bot ein ganz liebes Bild: in aller Stille bemüht er sich mit um den Preis der blauen Georgine, rieb die Pflanzenknollen mit Indigo und mischte die Erde mit allerhand Substanzen. Friedrich Hallerier besaß demnach nichts in der Welt als seine eigene Persönlichkeit und jenes kleine Nest im Siebelhäuschen, von dem aus er seine Pläne entwerfen konnte. Er hatte sich den Weg durchs Leben selbst zu bahnen.

Weniger glücklichen Gemüths war Ernst Berg, sein Studiengenosse und gleichfalls Mediciner. Der trug das Gepräge der Frauenerziehung an sich. Seine Mutter war früh Wittwe geworden; so verbrachte er seine Knabenjahre in den zierlichen Räumen ihrer Zimmer, immer zur Ordnung ermahnt — — Sein höchstes Verbrechen war, wenn er ihren Arbeitskorb umstürzte. Der anregende Umgang mit Altersgenossen fehlte gänzlich. Die Rätin Berg war eine frische, hübsche Frau; die zierlichen Briefe, welche sie an ihren Sohn, als dieser die Hochschule bezogen hatte, schrieb, trugen ganz das Gepräge ihres eigensten Wesens. Hier war eine Fülle weiblicher Elemente, deren Uebertritt sich ganz unbemerkt theilweise auf den Sohn übertragen hatte. Beide liebten sich ausschließlich. Berg betrachtete die Mutter wie ein Wesen, das nur er lieben konnte — und jetzt erfuhr er früher als durch die Mutter, durch Hallerier — diese Mutter, dies sein Idol — das Eigenthum seines Herzens — sei verlobt, sei im Begriff, einem andern Manne anzugehören — ! Das verletzte ihn in eine Gemüthsstimmung, die er indessen selbst schon tadelte.

Gemeinschaftlich begaben sich die vier Freunde nach dem Bahnhof. Jetzt, als sie durch die noch winterliche Lindenallee dem Bahnhof zuschritten, begegneten sie einem jungen, schönen Mädchen. Flüchtig erröthend eilte sie vorüber. Die jungen Leute grüßten. Es war Angelika, des derzeitigen Rectors der Universität schöne Tochter. Sie hatte, so schien es, das Ungestüm des Wetters nicht beachtet — vielleicht, um Hallerier oder — wen? — noch einmal zu sehen.

Hallerier ging schweigend weiter, leise zwischen den Zähnen pfiff er die Melodie eines Liedes, das Angelika oft zum Piano spielte. Im Herren wiederholte er die schon ergangene Einladung: „Also, Freunde", rief er fröhlich, „in zehn Jahren erwartet euch Friedrich Hallerier zum Frühstück!"

Sie lachten ein. Unterwegs schied bald dieser, bald jener. Sie nahmen Abschied, wie die Jugend pflegt — lachenden Muthes und die Rührung durch Scherze unterdrückend.

Zehn Jahre sind vorüber — —

Ein Mann verläßt gesenkten Hauptes ein im Centrum einer mittlern Stadt auf einer nicht allzu breiten und freundlichen Straße gelegenes Haus. Trotzen nimmt ihn ein scharfer, zugiger Wind in Empfang, kleine Eisstückchen schlagen ihm in das blasse Antlitz. Es würde uns Mühe kosten, aus der ganzen Persönlichkeit den frühern Studenten der Medicin, Berg, herauszufinden. Das Leben hatte seine schweren Spuren dieser Gestalt aufgeprägt. Es war noch früh am Tage. Berg geht theilnahmlos durch die Straßen, überschreitet einen freien Platz, durchmißt lange und breite Straßen und befindet sich nach Verlauf einer halben Stunde in einem schönen, fast neuerbauten Stadttheil. Die neuen wohnlichen Häuser zeigen sich fast alle von Gärten umgeben; hinter dem zierlichen Eisengitterwerk knospet schon der Flieder trotz der Schneeflocken, die lustig ihr Spiel treiben. Berg zog die Klingel am Gartenthor eines Gebäudes, das halb hinter hohen Kastanien verborgen gewesen wäre, wenn die Aeste nicht eben noch unbelaubt den Durchblick nach dem Hause gestattet hätten.

Die Thür sprang auf. Ein Messingschild an dem einen Steinpfeiler des Eingangs trägt den Namen „Hofrath Hallerier". Das Gebäude zeigte eine seltsame, fast barocke Zusammenstellung von alt und neu; im ganzen hatte es einige Aehnlichkeit mit seinem Besitzer, dem Hofrath Friedrich Hallerier selbst. Was nicht brauchbar mehr erschien, war weggerissen, und was nothwendig, war hinzugebaut worden; in seiner Hauptform zeigte das Gebäude noch die nämliche Gestalt wie zu den Zeiten von weiland Herrn — Hieronymus Hallerier. Letzterer war bereits vor sechs Jahren gestorben, sein Neffe war sein Erbe. Nach dem Tode des alten Herrn fand es sich, daß er weit vermögender war, als man geglaubt hatte. Die Katzen und die Haushälterin waren natürlich in seinem Testament mit beträchtlichen Legaten bedacht worden. Friedrich überließ jenen Miterben für einige Zeit das alte Haus zu alleiniger Benutzung; er war ganz der Mann, das ihm gewordene Glück würdig auszubeuten; er

Was geht hier vor? Hab' ich in ihren Mienen recht geleſen? Schon der Gedanke wiegelt alle meine Geiſter auf. Woran ich mich in der fiebernden Flucht der Sinne halten will, entſchlüpft wie mit Hohngelächter in ein geheimnißvoll ſpottendes Dunkel. Himmel! Es wächſt und bäumt ſich in mir, als ſchöſſen alle meine Gefühle rieſenhoch über mich ſelbſt hinaus. Nieder, nieder mit dir, entſetzlicher Verdacht! Aber das iſt gewiß, zur Stunde gehe auch ich, auf kürzerem Weg, nach Moritzburg und unterwegs (nimmt das Buch von dem Tiſch) will ich doch — die Geſchichte von dem Sultan ausleſen! (Ab.)

Verwandlung.

Vierte Scene.

Das ſchwediſche Lager. Nacht, der Mond blickt durch zerriſſene Wolken, in der Ferne ſieht man Zelte, dem Hintergrunde zu ſtehen einige große, brennende und Flammen werfende Pechpfannen, auf dem Boden liegen einige Papierballen.

In den Vorgrund treten eine beträchtliche Anzahl Offiziere. General Renſchöld. Die Oberſten Horn, Ferſen, Lilienſciold. Links ganz iſolirt ſtellt ſich Alfred von Schlippenbach. Während der Verwandlung einige melodiſche Accorde mit Trompeten in der Ferne.

Horn.

Nun, Herr General, werden wir Frieden haben?

reiſe, beſuchte die berühmteſten Hoſbäle, lebte zwei Winter in Paris und Wien und kehrte endlich in die alte ererbte Heimat unter die überhängenden Kaſtanien zurück. Hier fand er alles noch unverändert, aber von allen Seiten hatten ſich Straßen gebildet. Nun fand er allerdings auch die kleinen Zimmer zu enge; er ließ die Wände durchbrechen, Fenſter erheben und ſtellte ſich durch dieſes Auseinanderſchieben von Gemächern einen ganz leidlichen Salon her, wie er ſeinen Bedürfniſſen entſprach. Rechts und links an die drei hohen modernen Fenſter dieſes Neubaues trieben ſich die alterthümlichen Mauern von des Onkels ehemaligem Schreibzimmer; das gewährte einen ſehr unſchönen Anblick, ebenſo wie der Giebel, der dicht auf die Saalfenſter drückte wie eine niedrige Stirn über einer Adlernaſe. „C'est mon plaisir", ſagte Hallerſee, wenn man ihn fragte, warum er nicht das ganze Haus habe niederreißen laſſen.

Hofrath Hallerſee iſt indeſſen ſchon ein gemachter, ſehr erfahrener Arzt geworden. Eben hatte ihm ein Bedienter ein kleines Billet überbracht. Als es Hallerſee las, durchſchritt Berg den Garten. Eine Frauenhand hatte auf das feine, duftende Papier geſchrieben: „Ich bitte Sie dringend, ſelbſt (das ſelbſt war doppelt unterſtrichen) zu mir zu kommen! Dr. Berg hat ſeit drei Tagen nicht nach mir gefragt. Baronin B."

„Dieſer Berg!" ſagte Hallerſee, nachdem er geleſen hatte. „Es iſt doch eine wahre Plage! Was läßt ſich mit ihm anfangen! Ein Meiſterſtück, dieſem Kopf reinen beizubringen! Ich bin daran, die Hoffnung aufzugeben!"

Indeſſen begegnete Berg dem Bedienten. Einen Augenblick darauf trat er beim Freunde ein.

Beide Männer begrüßten ſich ziemlich kalt. Hallerſee bielt nur mit Mühe, ſchien es, lebhafte Worte zurück.

„Bei der Baronin B. biſt du nicht geweſen!" begann Hallerſee, vor dem Spiegel ſeine Toilette ordnend — Sein Wagen fuhr bereits vor — „Ich bat dich doch, die Beſuche ſtatt meiner zu übernehmen —"

„Es fehlt der Baronin nichts", ſagte Berg.

„Nun, ebendeshalb", erwiderte Hallerſee. „Kümmert uns denn das?"

„Der Arzt iſt für Kranke", antwortete Berg empfindlich. „Glaubſt du, daß ich nur für Geſunde andreiche?"

Hallerſee wandte ſich. „Der Arzt iſt für den, der ihn bezahlt!" ſagte er. „Die Baronin will beſucht ſein und will viele Beſuche haben! Voilà tout! —" Er zog dabei ſeine Handſchuhe an.

„Ich wiederhole es dir, Hallerſee", ſagte Berg mit unterdrückter Aufregung, „daß dies nicht meine Grundſätze ſind! Ich beſuche die Dame nicht!"

„Das iſt unbegreiflich!" rief Hallerſee gereizt. „Man hat Pflichten für die Seinen — du zumal —"

Hallerſee unterbrach ſich ſelbſt. Ein raſcher Blick zeigte ihm ein bitteres Lächeln, das Berg's bleiche Lippen umſpielte.

„Streiten wir nicht länger!" ſagte dieſer nach einer kleinen Pauſe. „Zu was wollen wir längſt abgethane Fragen immer und immer wieder, jeder nach ſeiner Weiſe, beantworten? Ich wollte dich bitten, ob du nicht bei dem Fürſten, der dir den »Hofrath« ertheilte, für mich ein Wort einlegen könnteſt? Man will ein Kreisphyſikat beſetzen und hat eine Concurrenz ausgeſchrieben —"

„Du wollteſt uns verlaſſen?" fiel Hallerſee ein und erröthete.

Berg konnte dies Erröthen auf den „Hofrath" ſchreiben, an deſſen Urſprung Hallerſee nicht gern erinnert war. Er hatte den Titel als Geſchenk für einen Beſuch des durchreiſenden Fürſten erhalten, der im Gaſthofe der Stadt unpäßlich wurde und durch ein paar von Hallerſee verſchriebene Pulver ſeine Digeſtion in Ordnung brachte —

„Ich will die Stadt verlaſſen!" ſagte Berg feſt und beſtimmt.

Hallerſee verſprach ihm ſeine Empfehlung und ging.

Als Hallerſee im Wagen nach der Stadt rollte, ging Berg einige Straßen weiter. Kreuz ſchüttelte ſeine Glieder, er fühlte ſich maßlos zerriſſen und elend. Warum ſagte man ihm in einer Welt der Rückſicht, der Selbſttäuſchung ſo herbe Wahrheiten, wie er eben gehört? Was gab Hallerſee ein Recht, ſo zu ihm zu ſprechen? Und warum konnte er ſich nicht in das Leben finden, warum wollte er es nicht —? Tiefer drückte er den Hut in die Stirn. Er war mit ſich ſelbſt unzufrieden, mit ſich ſelbſt zerfallen. „Könnt' ich hier Aenderung hineinbringen!" ſagte er faſt halblaut. Er griff nach der Bruſt, er fühlte ſan den Sitz ſeiner Gemüthsleiden.

Indeſſen trat er in ein großes, ſchönes Haus. Es gehörte dem Regierungsrath Eichheim. Guſtav Eichheim ſaß eben in behaglichſter Stimmung auf dem Sofa und hört dem Bericht ſeiner Gattin zu, die ihm mittheilt, daß es mit einem kranken Kinde beſſer gehe. So kann er denn in vol-

ter Ruhe das Programm des Tages entwerfen und ohne irgendwelche Störung sich der heiteren Erwartung eines großen Diners hingeben, welches heute im Hause seines Vaters, des Ministers Eichheim, die Elite der Gesellschaft versammeln wird. In seiner Gemahlin, einer großen, schönen Frau, finden wir Angelika, des Universitätsprofessors anmuthige Tochter, wieder. Sie hatte, des Vaters Willen gehorchend, den Sohn des Ministers geheirathet, nicht Hallerieo, der infolge dessen auch nicht ihr Arzt wurde, sondern der prunklose, arme Berg. Sie hatte in keiner Beziehung Ursache, diese glänzende Wahl zu bereuen. Gustav Eichheim war ein vortrefflicher Gatte. Als die Vermählung stattgefunden hatte, schrieb Eichheim die bezügliche Meldung an Hallerieo, der sich zu jener Zeit in Paris aufhielt. Dieser öffnete das Couvert im Kreise einer heiteren Gesellschaft; ziemlich gleichgültig las er die fast wie eine Entschuldigung lautende Einleitung, lächelte spöttisch, als eine lebhafte junge Tischnachbarin ihn nach dem Inhalt des Briefs fragte, zeigte ihr denselben und ergötzte sich an ihrem Erstaunen über den fremdartigen Klang der deutschen Worte, die er aus demselben herausbuchstabirte. Dann faltete er das Blatt zusammen und steckte es in seine Brusttasche — „zum Uebrigen —, was ihm schon von Frauen passirt wäre". Nach seiner Heimkehr hatte der Regierungsrath Eichheim keine Ursache, auf Hallerieo eifersüchtig zu sein. Angelika benahm sich gegen den Hofrath mit einer Kälte, die nichts weniger als künstlich war; sie schien sich über sich selbst zu ärgern, daß er ihr einstmals nicht ganz gleichgültig gewesen; — deshalb war er ihr jetzt fast zuwider — es konnte kein besseres Paar geben als Eichheim und Angelika.

Eben berieth sich letztere mit dem Gatten, ob sie dem Diner beiwohnen solle oder nicht — das Kind war immerhin noch leidend genug — da hörte man Berg's Stimme im Nebenzimmer. Eichheim horchte auf. Dann sagte er rasch zu Angelika: „Es ist Berg! Ich bitte dich, halte ihn ab, zu mir zu kommen! Ich habe allemal Unglück, wenn ich dem sonst so guten Menschen früh begegne; er verdirbt mir die Laune —!" So drängte er Angelika, zu gehen. Diese begrüßte den Arzt mit scheinbarer Herzlichkeit — darin war sie Meisterin; aber kein Wort lud Berg ein, beim Regierungsrath einzutreten.

Nach kurzem Verweilen verließ Berg das Haus — bitter gekränkt. Hallerieo war hier zwar nicht Arzt, aber doch täglicher, gern gesehener Gast — er nur geduldet aus einer Art Eifersucht Eichheim's. Für ihn hatte man kaum die allernothdürftigste Höflichkeit. An einer Straßenecke trat ihm eine Frau aus dem Volke in den Weg — er brachte sie kaum —

„Herr Doctor —!"

Jetzt sah er auf.

„Kennen Sie mich denn nicht?"

„Ja doch, Sie sind die Frau des Zimmermann und waren krank — —"

„Sie haben mich wieder gesund gemacht, Herr Doctor — ich sag' es allen Leuten, wie gut und brav und geschickt Sie sind — Sie haben meinen Kindern die Mutter erhalten — soll ich es nicht auch in der Zeitung —"

„Dummes Zeug —!"

„Aber es thun's doch andere Aerzte und lassen sich im Wochenblatt danken —"

Berg war schon verschwunden. Bemerkte man denn sein Unglück? dachte er. Lag das nicht in den Worten der Frau? Und doch hatten ihm diese Worte. Er hatte so oft da geholfen, wo seine beglückteren Kunstgenossen ihre Hülfe versagt hatten; das gehörte fast mit zu den Fehlern, die man ihm vorwarf. „Der Arzt ist für den, der ihn bezahlt", hatte Hallerieo mit unbarmherziger, aber eiserner Logik gesagt: „für die Armen bezahlt die Commune die Aerzte —" er war aber nicht einmal Armenarzt —

Eben blickte die Sonne ein wenig durch; es war einer jener Augenblicke, wo Berg sich ermannen wollte. Er hob den Kopf, richtete sich auf, die Brust schmerzte — da stand er an der Baronin Haus. Er wäre hinaufgestiegen, aber Hallerieo's Wagen bog eben um die Ecke; so ging er vorüber — —

Hallerieo, der an jenem Morgen vor zehn Jahren dem verstörten jungen Manne bei Gelegenheit der Verlobung seiner Mutter sagte, es könnte das eine ganz maßgebende Lebensänderung für ihn werden, hatte recht gehabt. Es war wirklich dies dem Sohne unerwartete Ereigniß in seinen Folgen eine Lebensstörung geworden. Er hatte die Mutter über alles geliebt. Die Räthin Berg hatte diese Liebe verdient; jetzt, so fühlte er, war er fast hinausgedrängt aus ihrem Herzen. Sie empfing damals den so entwickelten männlichen Sohn verlegen, fast beschämt. Er wollte unbefangen scheinen; er konnte es nicht, ein Zwang lag auf ihm; selbst die jugendlichere Kleidung der Mutter, die hellen Farben derselben

schmeicheln ihn. Das war alles anders geworden. Und da erst recht, als dann endlich wirklich die Mutter den Landrath von Thaleck, einen noch jungen Mann, heirathete, der unbemittelt war. Der Rathin Berg belief einiges Vermögen. Herr von Thaleck war ein strebsamer Landwirth, seit entschlossen, sein vom Vater ererbtes, in Verfall gerathenes Gut in die Höhe zu bringen. Dazu brauchte er seiner Frau Vermögen. Wie oft im Leben, erwies sich die diesfallige Berechnung leider als falsch. Ganz begründete sich zwar seine Wahl nicht auf der Räthin Vermögen, aber ohne dieses würde er sie sicherlich — nicht geheirathet haben. Herr von Thaleck bedurfte zu seiner Lebensgefährtin einer Frau, die mit seinem eigenen Streben Hand in Hand ging, die mit regem Eifer sich für seinen Beruf interessirte, ihn zu bewirthen unterstützte. Von dem allen bot die Räthin Berg nichts. Gewohnt, ihre Tapisserie in der Hand im Fenster zu sitzen, eine Promenade zu machen, ihre Krankinnen bei sich zu sehen, ihrem Sohn zu schreiben, in Theater und Gesellschaft zu gehen, war sie das bequemste Leben zu führen gewohnt. Als die erste Minuten verüber war, fand sie ganz insgeheim, daß sie denn doch nicht jung genug mehr war, um sich an ein so durchaus neues Leben zu gewöhnen, ja, daß sie den Herrn von Thaleck vielleicht gar nicht so liebte, wie dazu erforderlich gewesen wäre; zudem war ihr der Sohn ein stiller, ewiger Vorwurf. Herr von Thaleck war ein lebhafter, heftiger Mann. Mit der Einsicht, wie wenig die Gattin seinem Verlangen, mit dem er ganz identificirt war, sein konnte, kam der Mißmuth und täglich wachsende Unzufriedenheit. Berg's Mutter wurde seinem Leben eine förmliche Störung. Anfangs glaubte er, sie für sich gewinnen zu können; doch bald sah er, daß seine Frau unter seiner Hand in dem Grade litt, daß ihre Gesundheit erschüttert wurde; sie zitterte, wenn sie seine Stimme hörte, wurde bleich, wenn er ins Zimmer trat. Dabei fühlten sich beide unglücklich. Kaum bemerkte der junge Doctor Berg die Lage der Mutter, so vergaß er seine junge Praxis, seine Zukunft, alles und eilte zu ihrem Trost herbei. Das wurde für Herrn von Thaleck ein neuer Grund zur Unzufriedenheit. Frau von Thaleck und ihr Sohn nahmen nachgerade eine feindliche, aber feste Stellung dem Landrath gegenüber ein. Endlich fügte sich dieser in sein herbes Schicksal, erklärte seine Frau schweigend für eine Null in seiner Wirthschaft und war zufrieden, wenn sie ihm nur kein Hemmniß wurde. Anna von Thaleck, eine junge Cousine, ersetzte dem armen Hauswesen die, die ihres Herrin hätte sein sollen. Indessen wurde die Landrathin immer kränker, Bäder wurden nöthig; Berg begleitete die Mutter allüberall; er war, ängstlich besorgt, ihr alles, ihr Trost. Daß des jungen Mannes Gemüthsart sich verdüstere, daß er unter der beständigen Reizbarkeit einer Nervenkranken empfindlich litt, daß er die Zeit der Ruhen müßig hinbrachte, das waren zwar auch Gründe zu ihren Thränen, aber trotz der energischen Vorstellungen des Landraths setzte sie fort und fort den Sohn an sich. Der junge Berg war nahe daran, aller Welt Feind zu sein; den Stiefvater hasste er fast und doch hatte er hierzu keinen irgend billigen Grund. Auch Anna von Thaleck war ihm verhaßt, wie oft wurde ihr Name der Mutter gegenüber im kränkendsten Vergleich genannt! Daß Anna von Thaleck das heute und mildere Gleichgewicht von der Welt war, daß sie heiße Thränen im stillen weinte, daß ihr, der Waise, kein anderes Asyl blieb als eben das Haus ihrer Verwandten, das hatte ihm lange verborgen. Die Landräthin betrachtete mit höchster Reizbarkeit Anna als ihres Mannes Verwandte. Daß aber das junge Mädchen stets zu vermitteln suchte, daß sie stets der entthronten Hausfrau die schuldige Achtung nicht nur nicht versagte, sondern im reichsten Maße angedeihen ließ, das wollte sie nicht bemerken. Der junge Doctor Berg hatte bereits in seinen Studienjahren eine innigere Beziehung zu Elsen, der Tochter eines höhern Beamten, gehabt. Auch diesem Verhältniß wurde er entfremdet; ja der Vater Elsens gab ihm bei einem seiner immer seltener werdenden Besuche nicht undeutlich zu verstehen, daß es ihm lieber wäre, die bisherige Verbindung zwischen ihm und seiner Tochter als aufgelöst betrachten zu können, da er diese zu sehr liebe, um sie voraussichtlich einem sorgenvollen Leben auszusetzen. So hatte er von Elsen Abschied genommen. Schon keimte in ihm eine Bitterkeit, die er auf alle Lebensverhältnisse zu erstrecken sich genöthigt fühlte. Tiefunmuth, zweifelnd, mit sich selbst unzufrieden, verließ er die Stadt und ritt nach dem Gute der Reitern hinaus. Mehrmal fühlte er sich angetrieben, ein thätiges Leben zu führen; selbst dem Stiefvater wollte er sich dann und wann zur Verfügung stellen, wollte Landwirth werden wie er. Als sein Wagen in den Hof fuhr, sah er die Gestalt der Mutter am Fenster — seit Stunden erwartete sie ihn — er hatte sich ver-

später. Mit Hut und Handschuhen ging sie aufgeregt, bald zürnend, bald besorgt im Zimmer umher — schon fürchtete sie, um ihre gewohnte Abendpromenade zu kommen. Doctor Berg hatte gute Vorsätze gefaßt; dadurch gemüthserleichtert, verließ er den Wagen. Ueberall war man fleißig, es war Herbst; alles regte sich, alle schienen doppelt thätig zu sein, da der Tag sich neigte. Auch Anna grüßte freundlich von fern. Eine Fülle von Fragen und Vorwürfen empfing den Sohn; fast fühlte er sich erzürnt, aber die Mutter war so bleich, ihre Gestalt so hager und zart, sie bedurfte wahrlich seines Arms. So verließen sie das Haus und traten aus einer kleinen Nebenpforte auf die Felder hinaus. Eben trieb man die Kühe heim; furchtsam wählte die Landräthin einen Nebenweg; die Fluren ringsum bezeugten ihres Mannes strebsamen Sinn — sie war dem allen fremd. Der Landrath kam über ein nahes Feld auf Gattin und Stiefsohn zu; er hatte einen nützlich verbrachten Tag hinter sich und kehrte fröhlich heim. Mit Freundlichkeit begrüßte er den Sohn. „Gehst du nach Hause?" fragte ihn die Landräthin. „Noch nicht" erwiderte er. „Zuvor will ich noch nach der Ziegelei; ich will sehen, wie weit es mit dem Bau des neuen Ofens gekommen ist. Wollt ihr mitgehen?" „Nein", antwortete die Landräthin, „die Wege dahin sind zu schlecht!" „So begleite du mich, Emil!" — Der junge Berg zögerte — er wäre gern gegangen — da fiel sein Blick auf die Mutter — diese stand zitternd. Der Landrath lachte. „Du siehst wahrlich aus, als wärst du in einem fremden Welttheile allein und verlassen zurückgelassen worden! Es ist ja nicht fünfzig Schritte bis nach dem Ofen — Schon gut, ich gehe allein!" Kopfschüttelnd ging der Mann. Als sie nach Hause kamen, fanden sie das Abendessen schon bereit. Gegen das Ende desselben schien Berg's Mutter durch irgendetwas beunruhigt zu sein; als sie aufstand, flüsterte sie dem Sohne zu: „Ich bitte dich, geh' in den Garten! Ich habe vergessen, die kleine Thür zuzuschließen!" Diese kleine Thür, durch welche die Landräthin gewöhnlich den Garten verließ, war zum öftern schon die unschuldige Ursache heftiger Scenen im Hause gewesen; der Landrath bestand darauf, daß sie verschlossen gehalten wurde, und seine Frau vergaß beständig, so auch heute, sie zu verschließen. „Die Leute konnen mir", sagte Herr von Thaleck zum öftern, „durch diese Thür meine halbe Ernte hinaustragen!" Das war seiner Gemahlin ziemlich gleichgiltig. Nach dem Abendessen ging Herr von Thaleck durch Haus und Hof; zuverlässig fand er dann die offene Thür und heftige Worte standen in Aussicht. Ernst ging gleich, nachdem der Hausherr das Speisezimmer verlassen hatte, hinab in den Garten. Als er durch das Strauchwerk strich, hörte er, daß jemand die Thür schloß. Schon fürchtete er, es sei der Vater, aber eine lichte Gestalt flog ihm entgegen, fast in seine Arme. Es war Anna. In der Dämmerung hatte sie ihn nicht gesehen. Sie hatte also der Mutter voraussichtliche Verdrießlichkeiten ersparen wollen. Das rührte den jungen, ohnehin von seiner Scene mit Elisens Vater erschütterten Mann. Nachdenkend folgte er dem verlegen verstummenden Mädchen in das Haus. Anna von Thaleck wurde kurz darauf seine Braut — par dépit — über Elisen!

Herr von Thaleck versagte zwar seine Einwilligung nicht, aber er gab sie zögernd, nicht mit der Ueberzeugung, das Mädchen wirklich versorgt zu wissen. Bald nach der Hochzeit starb die Mutter, die jungen Leute zogen nach der Stadt. Berg's Stiefvater heirathete nach kurzer Zeit eine junge und reiche Verwandte, die ihm alles wurde, was die erste Gattin ihm nicht gewesen war. Jedermann gönnte ihm dies wohlverdiente Glück. Berg gründete sich mit seiner jungen Frau in der Stadt eine kleine Häuslichkeit. Sein Vermögen war arg zusammengeschmolzen. Er mochte es sich gar nicht eingestehen, wie sehr es ihm im Grunde der Seele an Lebensmuth mangelte. Anna bewährte sich in Güte; seine Fehler zu ertragen, wurde ihr nicht schwer, denn sie liebte ihn schon lange, noch ehe er sie beachtete. Dennoch konnte ihr nicht entgehen, wie sehr er der Stütze, der Aufmunterung bedurfte. Ohne daß er es inne wurde, war sie ihm diese Stütze, gewährte sie ihm diese Aufmunterung; sie bemühte sich, in seine Seele das hineinzutragen, was ihm mangelte. Das war nicht leicht. Hallerier hatte recht — er war aus seinen Bahnen herausgerissen, sein Muth war jederzeit erkünstelt, seine Lebensanschauungen gänzlich verdüstert. Warum war er nicht so wie seine Freunde, seine Collegen? Das mußte man fragen; aber er war es eben nicht und er selbst litt am empfindlichsten darunter, denn sein Ehrgeiz wollte sich nicht verletzen lassen und doch zog man andere vor. Dem allen nahm Anna den empfindlichsten Stachel, aber sie litt selbst dabei. Fast ohne daß sie es wußte, bildete sich ein Herzübel aus, an dessen

Folgern Sie Lord. Sechs Jahre, so glücklich wie sie für Berg nur immer sein konnten, lagen hinter ihm; er konnte vollkommen die Größe seines Verlustes, als sich das Grab über dem treuen Herzen Anna's schloß.

Da plötzlich — erneuerte sich die Bekanntschaft mit Ottilien! Der Vater derselben war gestorben. Eine andere Partie hatte sich nicht gefunden; das Mädchen war nicht mehr in dem Alter, wo man wählerisch sein darf; so folgte sie Berg, der sie gelegentlich wiedergesehen hatte, getrübet war über die Art, wie sie sich über sein einziges Kind beugte, es küßte, und ihr einen erneuten Antrag machte, zum Altare. Aber eine Anna war sie nicht. Sie hatte einen Arzt mit sehr mittelmäßiger Praxis zum Manne. Das genügte ihr nicht; warum war er nicht wie andere — nicht wie Hallerfer! Berg wurde für Hallerfer ein wahres Hülfsmittel, sich stets im brillantesten Licht zu zeigen, eine unerschöpfliche Quelle vernünftiger Raisonnements. Das mochte Berg nicht recht und jenes nicht — alles das wies Hallerfer, der Mann der Praxis, stets sonnenklar nach. Ottilie mußte ihn bewundern. Und wollte Berg es nicht nachgewiesen haben, protestirte er, so bekam er von niemand so sehr Unrecht als von Ottilien. Nun trat ihm Hallerfer gar noch einen Theil seiner Praxis ab, machte ihn „auf die zarteste Art" zu seinem Consultationscollegen — da wurde denn Hallerfer bewundernswürdig und vollends der Mann der Männer. Berg wurde nun freilich in der That immer reizbarer und von unerträglicher Heftigkeit; seine Freunde mieden ihn, wo es nur immer anging. Aber Hallerfer — welche Geduld! Welche Güte! Welche Liebe und Freundschaft! Täglich, wenn er seine Runde gemacht hatte, fuhr er noch bei Bergs vor. Es war ihm zur Gewohnheit geworden, ein Stündchen mit Berg oder, da er ihn selten traf, mit Ottilien zu plaudern. Sie klagte, weinte sich aus. Und theilweise hatte die Frau Ursache, zu klagen und zu weinen. Berg, erbittert gegen alle Welt, verzieh ihr am wenigsten von allen eine Parteinahme wider ihn; ein Seufzer, ein Wort von ihr konnte ihn zum Zorn reizen; ihr gegenüber entwickelte er nachgerade eine unerträgliche Gemüthsstimmung. Wenn Berg behauptete, Hallerfer betrachtete ihn gleichsam als eine dunkle Folie zu seinem eigenen Glück, so war dies keineswegs falsch. Hallerfer fühlte sich dem unglücklichen Collegen gegenüber — und welch anderes Loos hätte er einer Frau bieten können als das, welches Ottilien gefallen war! Das sah Ottilie selbst und — sagte sie sich's vielleicht auch selbst? Berg ging in seiner Eifersucht schon so weit, anzunehmen, das Ottilie es auch Hallerfer sagte. Er bewarb sich um jene Stelle eines Kreisphysikus, um nur von dem ihm verhaßten Orte wegzukommen. Er grübelte über Hallerfer's Erröthen. Noch wußte er nicht, wie Ottilie seinen Entschluß aufnehmen würde — — —

Für Hofrath Hallerfer sollte aber der Tag nicht so düster verlaufen, als er begonnen hatte. Er hatte die Empfehlung Berg's an die jenseitige Regierung in einem Tone aufgesetzt, der ihn sicher stellte, man würde diesen nicht nehmen; er gelobte sich dafür, alles zu thun, Berg zu halten und ihn zu unterstützen — von Ottilie konnte er sich in der That nicht mehr trennen. „Es ist die einzige Frau, bei der ich Glück habe!" sagte er mit einer scherzenden Wendung, der aber Ernst zu Grunde lag. Da meldete ihm eine Karte die Ankunft des Superintendenten Türk, der nach der Hauptstadt gekommen war, um dort einer Synode beizuwohnen.

Ludwig Türk hatte sein Glück gemacht. Aus einem wackeren, zukunftsaussichtsvollen jungen Manne war er ein wohlbestallter Geistlicher geworden; seine ganze Persönlichkeit trug das Gepräge tiefinnerster Zufriedenheit; ja in seinem Benehmen lag etwas Salbungsvolles, was ihm vielleicht nicht ganz von Herzen kam. Jedenfalls war er dem heiteren Lebensgenuß keineswegs unzugänglich. Nur vier oder fünf Jahre war Ludwig Türk Hofmeister und Candidat der Theologie gewesen, dann wurde er zur Probepredigt nach einer ziemlich einträglichen Pfarrei berufen; der Patron derselben erwies sich als Sonderling; so überließ man die Bewerbung um die Pfründe gern dem jungen Manne, der als ein guter Kanzelredner bekannt war. Es gibt Gegenden, von denen wir uns ganz besonders angezogen fühlen; so ging es Türk, als er das Pfarrdorf mit seiner großen, schönen Kirche und das stattliche Herrnhaus zum ersten male sah; es war ein Bild friedlicher, ländlicher Ruhe, welches sich vor ihm aufrollte. Die Fruchtbäume hatten zum großen Theil schon abgeblüht; nur die Pflaumenbäume zeigten noch ihre kleinen, myrtenartigen Blüten. Hier kann dir nur Gutes widerfahren, dachte Türk und schritt muthig hinab auf das von hohen Bäumen laubig verborgene kleine Schloß. Seine glückliche Ahnung erfüllte sich. Türk besaß ein seinem Stande ganz entsprechendes Aeußere; der Gute-

herr empfing ihn gütig, die Predigt hatte er bereits außerordentlich ungeachtet. Sie läuteten die Sonntagsglocken, das Gotteshaus füllte sich; auch im Betstuhlchen der Kanzel gegenüber, welches der Gutsherrschaft gehörte, glänzten lichte Gewänder; der Schloßherr hatte zwei Töchter unbestimmten Alters. Nach dem Gottesdienst folgte er der Einladung seines Pastors, bei ihm zu speisen; er wurde den Damen vorgestellt; beide zeigten sich etwas auffallend und verhältnißmäßig geputzt, beide machten in „Brutalität". Annette malte reizende Blumen auf Sammt und Seide, spielte fertig Klavier, sprach mehrere Sprachen und war überhaupt nie unbeschäftigt; so war sie mitten unter ihren Farben und Noten und Büchern fast unbemerkt über die erste Jugend hinausgeschwommen. Marie, ihre Schwester, lebte mehr den prosaischen Lebensbedingungen; sie waltete im Hause, ja sie war eine so unermüdliche Landwirthin, daß sie sogar den Versuch gemacht hatte, selbst zu pflügen, bei welcher Gelegenheit sie sich übrigens den Fuß so ernstlich verletzte, daß sie einen unsichern Gang für immer davontrug. Der Adel ringsum bewunderte die Originalität der Damen und in Wahrheit gewährten sie in den wenigen Gesellschaften, die sie besuchten, einen eigenthümlichen Anblick; zu Hause waren sie bewundernswürdiger. Dies letztere erfuhr Ludwig Türk im reichsten Maße. Die Damen begrüßten ihn freundlich und wohlwollend. Die ganze Umgebung war wohlthuend, fast harmonisch zu den Bewohnern passend. Der alterthümliche Saal mit seinen hohen Fenstern, vor welchen eine Reihe prächtiger Silberpappeln ihre zitternden Blätter flüsternd bewegten, gewährte ein so mildes, gedämpftes Licht, daß die beiden Töchter des Hauses vermöge desselben fast noch jugendlich erschienen; das Piano war geöffnet; ein großer Veilchenblumenstrauß neben dem aufgeschlagenen Notenpult belebte Annettens poetische Stimmung. So fiel ihm das capengrüne Staubtuch der freundlichen Dame ebenso wenig auf wie der schleifende Gang Mariens und die etwas scharfe Stimme, mit der sie nach rechts und links ihre Befehle über den Hof hinabtrieb. Der Schloßherr war ein frommer Mann, in frommm, wie die ganze Welt sagte; so sprachen sie über Tisch von der Verderbtheit der Zeit, von dem unsittlichen Geist in der heranwachsenden Jugend. Die Damen hörten ehrfurchtsvoll zu; Ludwig Türk war tief auf diesem Gebiet; natürlich orthodox, wie Richtung des Hofes und Ministeriums verlangte; er wollte ja die Pfarrei erlangen. So würzten sie sich das treffliche Mahl zu gemeinsiger Erbauung. Ludwig Türk erhielt die Pfründe; nicht allein dies — noch mehr; nach Jahr und Tag führte er Fräulein Annette zum Altar. Diese blieb noch wie vor genial, noch wie vor trug sie etwas kurze Kleider von unmöglichen Farben und schenkte schließlich ihrem Gemahl einen muntern Knaben; ein Ereigniß, welches Fräulein Marie, als künftige Gehülfin desselben, über die maßen erfreute. Bald darauf wurde Ludwig Türk Superintendent in einer größeren Stadt; ein jüngerer Bruder erhielt das offene Amt; vielleicht, wer weiß, sogar später Mariens Hand — doch diese Muthmaßung ist bisher noch Vermuthung.

Als Hallerfee seinen Universitätsfreund in dem von ihm auf der Karte bezeichneten Hotel aufsuchte, wurde er aufs herzlichste begrüßt. Auch Frau Annetten wurde er vorgestellt und machte auf diese den besten Eindruck wie auf jedermann. Sofort erinnerte er sich seiner vor zehn Jahren bereits erlassenen scherzweisen Einladung zu einem Frühstück. „Die Gelegenheit ist trefflich! Gichtheim ist hier, du —"

„Und Berg?" fragte Türk.

Hallerfee schwieg. Sein Lieblingsthema konnte er nicht mit flüchtigen Worten verhandeln; in Ausführlicherem nahm er sich jetzt keine Zeit.

„Berg ist doch hier?" wagte der Theolog.

„Ja, er ist hier", lautete die schnelle Antwort, „aber —" Es stand in Hallerfee's Seele fest, den ehemaligen Universitätsgenossen von dem projektirten Frühstück auszuschließen. Er konnte ja nur hören. Wenn Bulwer schreibt, man solle sich vor dem Manne hüten, der als Kind hart und ungerecht behandelt worden sei, so bewahrheitete Hallerfee dies Wort vollkommen. Die Schärfe seines Urtheils, das Aergernde seines Tadels rührten sicher aus der Knabenzeit her, deren Eindrücke sich ihm nie verwischten. In heiterer Gesellschaft milderte sich diese Schärfe zu geistreichem Humor, aber den Kollegen und Vorgesetzten gegenüber trat sie mit voller, ungemilderter Bitterkeit hervor, bei Berg um so schmerzlicher, da dieser von ihm abhängig geworden war.

Am Abend trafen sich die Freunde zufällig am dritten Ort. Hallerfee wiederholte an Gichtheim die Einladung zum Frühstück — wie glänzend dieses sein würde, ließ sich bei Hallerfee's glücklicher Lage annehmen. Türk erinnerte wieder an Berg. „Ums Himmels willen —!" rief der Regierungsrath abwehrend mit einem Blick auf Hallerfee.

„Lieber Türk", sagte nun der Hofrath rund heraus, „ich muß dir gestehen, Berg schreibt sich selbst von uns aus! Ich gebe zu, daß er unglücklich ist, das heißt, er gibt sich alle Mühe, es recht gründlich zu sein — vielleicht auch zu scheinen! Ich muß dir gestehen, ich denke auch nicht daran, Berg einzuladen —"

„Aber", vermittelte Türk, „er gehört zu der damals versammelten Gesellschaft — sollte nicht die Rücksicht erheischen —"

„Türk", sagte Hallerier, „du kennst diesen trotzigen Excentriker nicht, mit dem er uns alle quält! Das Aergerlichste daran ist, seine Artigkeit rechnet er uns zu —"

„Ich versichere dich, Türk", setzte Eichheim hinzu, „er würde uns die ganze Partie verderben —"

Türk ergab sich. Die Sache war abgethan. Hallerier traf die umfassendsten Anstalten zu einem glänzenden Frühstück zu Vieren. Die Einladung, die er fast im Spott über seine beschränkten Verhältnisse als mindestens Student erlassen hatte, wollte er jetzt aufnehmen als reicher Mann, als gemachter Arzt.

Der Morgen brach an. Berg rüstete sich eben zum Ausgehen. Elise sah ihm vom Sofa aus zu — Er hatte eine schlaflose Nacht gehabt. Seine Erklärung, als Kreisphysikus von hier wegzuziehen, und wär's aufs Land, hatte Elise sehr übel aufgenommen. Es hatte eine Scene gegeben, die nur die Stille der Nacht unterbrach.

Als sie Berg so verstört sah und von Hallerier's Diener gehört hatte, daß ein Koch beim Hofrath für den Morgen ein glänzendes Frühstück arrangirt, wol gar das vielbesprochene, oft in Aussicht gestellte, vor zehn Jahren verheißene, sagte sie: „Ich sehe, Superintendent Türk ist angekommen. Laßt du keine Vorbereitungen zu dem Frühstück bei Hallerier? Es ist ja wol der Tag? Hallerier wird sich zeigen!"

Berg zuckte leicht zusammen. Er hatte nichts davon gehört als die Ankunft Türk's. Ihn hatte man nicht geladen. Er sagte nichts. So schnell wie möglich verließ er das Haus. Er eilte nach Hallerier's Wohnung. Der Bediente begegnete ihm. Er trug einen Kübel voll Eis für den Champagner. Es war richtig, die drei alten Universitätsfreunde hatten ihn ausgeschlossen —

Die großartigsten Anstalten waren in Hallerier's Hause getroffen. Es war ein düsterer Tag. Kalt und scharf wehte die Luft. Die Kaminflamme spiegelte sich in den glänzenden Silbergeschirren, mit denen die bereits vorgerichtete Tafel belegt war. Hallerier hatte früher als gewöhnlich sein Haus verlassen. Um 12 Uhr wollte er seine Gäste erwarten —

Es war drei Viertel auf zwölf. Der Tisch prächtig gedeckt, der Koch in voller Zufriedenheit —

Da kam ein Brief von Elise Berg. Sie lies den Hofrath dringend bitten, zu ihr zu kommen.

„Was soll ich so schnell? Ich kann jetzt nicht!" lautete die Antwort.

Seine Gäste kamen. Man setzte sich zu Tische. Die Kuverts wurden serviert — —

Da kam eine neue Botschaft Elisens.

Hallerier stand auf und ging hinaus. Leichenblaß kam er zurück. Kaum vermochte er die Nachricht von seinen Lippen zu bringen. Vor einer Stunde hatte man Berg's Leichnam auf der Landstraße gefunden. Er hatte sich von einem überhängenden Felsen herabgestürzt oder — war von dort herabgeglitten. Landleute hatten den zerschmetterten Leichnam, bei dem man seine Visitenkarte im Portefeuille fand, hereingebracht. Selbst Hallerier fühlte sich bei dieser Nachricht tief erschüttert. Eichheim und Türk standen auf. Das Frühstück konnte nicht zu Ende kommen.

Die Freunde traten in die Todtenhalle des Kirchhofs am Thore, wo man Berg's Leiche vorläufig untergebracht hatte. Ein Schauder wird in das bleiche Antlitz des Todten — was Hallerier dabei litt, hat er niemand anvertraut — Berg hatte ausgelitten. So, durch diese letzte, furchtbare Handlung war er mit seinem Leben, mit seinen Irrthümern fertig geworden! Statt zu einem glänzenden Feste, versammelte eine frühe Morgenstunde des nächsten Tages die Freunde vor dem offenen Grabe, dem man Berg's Reste zu übergeben im Begriff war. Linde Lüfte wehten. Es war plötzlich ganz Frühling geworden. Hallerier's Autorität hatte dem Unglücklichen diesen friedlichen Ruheplatz gesichert. Türk sprach ein kurzes Gebet. Schweigend, tief ernst gingen die Freunde heim, um das zu thun, was sie sich zur Pflicht machten: für Berg's Witwe zu sorgen. Ihr Gewissen mußte sich belastet fühlen. Der Schmerz um die Zurückziehung hatte den Vieren in dem sonst so fröhlichen Bunde getrübt.

Bücher in Lübeck.

Lübecks fortdauernde Selbständigkeit, Arbeit und Neutralität wurden durch den Beschluß des Reichs-Deputations-Recesses vom 25. Februar 1803

öffentlich anerkannt. Es war glücklich dem Loose anderer bisher freier Städte entgangen: es blieb unter wenigen eine freie Reichsstadt und in seinen Rechten gesichert. Das Gebiet wurde vergrößert, die Festungswerke wurden abgetragen und voll Hoffnung und ohne Besorgniß blickten die Lübecker in die Zukunft. Eine schöne Morgenröthe nach überstandenen Stürmen schien angebrochen. Und in Wahrheit, man hatte zu dieser Hoffnung volle Berechtigung; der Handel hatte sich merklich gehoben und ein lebhafter Verkehr nach Lübeck gezogen.

Aber am heitern Himmel zogen nur allzu schnell vom Westen her drohende Wolken zusammen, aus denen bald verderbende Blitze hervorzuckten. Napoleon's Gewalt verbreitete sich immer weiter und seine Heere näherten sich wie die Windsbraut Norddeutschland. Schon hatten sie Hannover heimgesucht, schon war der freie Verkehr auf mancherlei Weise beschränkt — aber das ungeheure Unglück, das im Jahre 1806 in seiner ganzen Schreckensgestalt hereinbrach, ahnte damals noch kein Lübecker und ebenso wenig dachte man daran, daß je ein deutscher General die Verantwortung auf sich nehmen könnte, eine neutrale, unbefestigte Stadt dem Verderben preiszugeben.

Es war am 5. November des eben erwähnten Jahres, als plötzlich und unerwartet einige zersprengte Corps Preußen unter Blücher und dem Herzog von Braunschweig-Oels vor Lübecks Mauern erschienen und durch das gewaltsam geöffnete Thor in die Stadt drangen. Es waren ungefähr 2[illegible] Mann. Diese ermatteten und ausgehungerten Krieger wurden gelabt und gestärkt, so gut es sich in der Eile beschaffen ließ. Daß Blücher mit dem Plane umging, dem ihm auf dem Fuße folgenden und an Zahl weit überlegenen Feinde hier in dieser entfestigten Stadt eine Schlacht anzubieten, fiel keinem ein; als aber während der Nacht die abgetragenen Wälle mit Soldaten und Kanonen belegt wurden und überhaupt die Lage der Dinge eine kriegerische Gestalt annahm, gab der lübische Senat dem preußischen General zu bedenken, daß ein solches Unternehmen die Stadt unausbleiblich ins Verderben stürzen werde, da sie von allen Seiten offen und zugänglich, eine verlorene Schlacht aber für sie nicht nur gefahrvoll sei, sondern selbst ihr fernerres Bestehen gänzlich in Frage stelle, wenn der Feind sich zum Bombardement anschicke. Blücher nahm jedoch keine Gründe an und ließ seine der Ruhe und des Schlafs so sehr bedürftigen Krieger die ganze Nacht hindurch die Befestigungswerke beschaffen.

In sorgenvoller Erwartung blickten die Lübecker, die auch kein Auge geschlossen hatten, dem Anbruch des sechsten November entgegen und die Besorgnisse stiegen, als man schon am frühen Morgen von der Annäherung der französischen Kriegsmacht Kunde erhalten und die während der Nacht von den Preußen beschafften Vertheidigungsgestalten in Augenschein genommen. Während die Kanonen des Feindes schon in der Nähe grollten, legte nochmals der lübische Senat dem General Blücher erneuerte Anträge wegen Räumung der Stadt vor; allein der Krieger ließ sich durchaus nicht weiter in dieselben ein, sondern erwiderte achselzuckend, „er würde, so viel ihm möglich, die Stadt schonen". Durfte Blücher eine solche Antwort geben, da er als erfahrener Krieger hinlänglich mit den Folgen bekannt sein mußte, die sein Verhalten unausbleiblich für die Stadt Lübeck im Gefolge hatte?

Der Kanonendonner war währenddessen immer näher gekommen und schon drang der Feind von allen Seiten heran. Von Mecklenburg her erschien Bernadotte, von Lauenburg her waren Murat und Soult im Anzuge. Dem aus Mecklenburg heranbringenden Feinde Widerstand zu leisten, stellte Blücher am Burgthor vier Bataillone auf, eins innerhalb, zwei außerhalb und eins auf der das Thor beherrschenden Bastion Bellevue unter Braunschweig-Oels, mit einigen 20 Stück Geschütz. An der lauenburgischen Seite war ein Regiment mit zehn Kanonen aufgestellt und eine stärkere Mannschaft nebst einer größern Anzahl Geschütz hatte das Mühlenthor und die daselbst an beiden Seiten befindlichen Bastionen besetzt.

Mittags gegen 12 Uhr ward der Rauhe Vorhang aufgezogen und Lübeck von den Franzosen beschossen. Zu gleicher Zeit donnerte das Geschütz der Preußen von den Wällen und die Schlacht begann mit allen ihren Schrecknissen. Die Franzosen drangen unaufhaltsam gegen das unausgesetzte preußische Kartätschenfeuer von zwei Richtungen her nahe bis zum Burgthor vor, das Feld mit Leichen und Verwundeten bedeckend. Der preußische Lieutenant Thadden, welcher das Geschütz auf dem Damme befehligte, wurde hingestreckt; der auf ihn folgende Officier ließ es innerhalb des Thorriegels zurückziehen, wodurch er den Angreifenden das schnellere Vordringen sehr erleichterte. Die französischen Scharfschützen wateten durch die Wakenitz, drangen die Kaiser-

straße hinauf und nahmen hier die Preußen im Rücken, während zugleich die von außen her Angreifenden sich des Thores bemächtigten. Schon zwischen 1—2 Uhr drangen die Franzosen vom Burgthor her, vermischt mit ihren gewesenen Feinden, in die Stadt; anfangs zwar vereinzelt, schnell aber anwachsend, unter lebhaftem und anhaltendem Gewehrfeuer von beiden Seiten. Blücher warf die Eindringlinge mit einiger Reiterei wiederum eine Strecke zurück, mußte aber der nachfolgenden Uebermacht weichen, um das Holsteinerthor zu erreichen, ohne die bereits von seinem Stabe zu Gefangenen gemachten Offiziere befreien zu können. Die vom Burgthor her vorgedrungenen Franzosen wandten sich nun theils nach dem Holsteinerthor, um die dorthin sich zurückziehenden Preußen zu vertreiben und zu verfolgen, theils nach dem Mühlenthor, um den auch dort bereits entbrannten Kampf zu unterstützen. Hier fielen sie den von Murat und Soult angegriffenen Preußen in den Rücken, die bald aus ihrer Stellung und von den Mühlenthorwällen vertrieben wurden. Von diesen herab richteten die Sieger ihr Geschütz auf die preußische Besatzung des Hüxterthors und zugleich bahnte sich die Mannschaft, welche zu den Abtheilungen jener beiden Marschälle gehörte, Wege zum Angriff, theils durch die Hüxterthor-Allee, theils mit Umgehung dieser starkvertheidigten Strecke durch die Gärten, sodaß auch hier die Franzosen, nach einem selbst in der untern Hüxterstraße noch fortgesetzten Kampfe, Sieger blieben.

Während der Schlacht drangen die von den Franzosen aus Haubitzen in die Stadt geschleuderten Wurfkugeln in verschiedene Häuser, in Kirchen und in das Rathhaus, wo der Senat während der Schlacht fortwährend versammelt blieb, die noch jetzt sich als Denkmal jenes Schreckenstages eingemauert finden. Schon war man im Begriff, die Stadt mit glühenden Kugeln zu beschießen, um eine Feuersbrunst hervorzurufen — aber dagegen schritt Bernadotte ein und rettete Lübeck vor gänzlicher Zerstörung. Das lebhafte, allgemeine und lange anhaltende Gefecht auf den Straßen und öffentlichen Plätzen, unter dem Kriegsgeschrei der Franzosen: „A la mort! A la mort!“ wobei preußische Jäger bis in die Häuser verfolgt und außer dem Gewehrfeuer auch Geschützstücke gebraucht wurden, war von beiden Seiten sehr mörderisch und zog sich besonders in die Nähe des Rathhauses, des Marktes und auf diesen, wo das dort stehende preußische Fußvolk ein Viereck gebildet hatte, von der Uebermacht aber bald vertrieben wurde. Einige Flintenkugeln fielen durch die Fensterscheiben in den Rathssaal, andere fuhren in die Häuser und tödteten oder verwundeten mehrere Personen.

Erst um 3 Uhr nachmittags endete der Kampf mit seinem lauten Toben und Krachen. Die dem Tode oder der Gefangenschaft entkommenen Preußen zogen durch das Holsteinerthor nach Schwartau, wo Blücher sie wieder sammelte. Eine unabsehbare Masse französischer Krieger, allen Waffengattungen angehörend — man schätzte sie auf 20000 Mann —, folgte nun ihren bereits so zahlreich eingedrungenen übrigen Kampfgenossen von den drei andern Thoren her und überfüllte die Hauptstraßen und freien Plätze. Noch an demselben Abend wurden die Preußen aus Schwartau von den Mannschaften der Bernadotte'schen Abtheilung vertrieben, von wo sie sich nach dem Orte Ratekau zurückzogen. Und hier kapitulirte Blücher denn am folgenden Tage. Um seine unvermeidliche Niederlage um einige Stunden zu verzögern, hatte er den Ruin einer neutralen Stadt veranlaßt. Das ist freilich das Loos des Krieges!

Mit dem Ende des Kampfes, glaubte man, würde auch wieder Ruhe und Sicherheit hergestellt, aber man irrte sich! Lübeck wurde einer dreitägigen Plünderung preisgegeben — und dabei war weder Alter, Geschlecht noch Stand vor Mißhandlungen gesichert. Tödtung und Verwundung war das Loos vieler! Erst am 8. November erschien ein von dem Platzcommandanten Malleu unterzeichneter Tagesbefehl, worin es hieß: „Die Einwohner der Stadt Lübeck und deren Gebiets sind unter den Schutz Sr. Majestät des Kaisers und Königs gestellt. Jeder Soldat, der ihre Ruhe stört, ist Verbrecher. Der Marschall, Fürst von Ponte-Corvo, erinnert die Truppen des ersten Corps, daß die Stadt Lübeck, obgleich mit offener Gewalt genommen, als eine feindliche Stadt nicht betrachtet werden darf und daß der französische Soldat, weit entfernt, sich als übermüthiger Sieger zu betragen, gefühlvoll und menschlich nach dem Siege sein muß!“

Nun ja — es wurde auch Ruhe und Ordnung wieder hergestellt — aber was für welche!

Heinrich Asmus.

Anregungen.

Ultima Thule.

Das „äußerste Thule" galt bei den Alten als die Grenze der bekannten Welt nach Norden. In einer kleinen Monographie des bekannten Reisenden und Gelehrten Alexander Ziegler: „Die Reise des Pytheas nach Thule" (Dresden, Heinrich, 1861), wird versucht, die Reise des Massilioten Pytheas, eines Zeitgenossen Alexander's des Großen, ins rechte Licht zu setzen und die lange schon gepflogene, aber bisher noch nicht gelöste Frage über die Lage der Ultima Thule der Alten durch Identificirung derselben mit den Shetlandsinseln zur Erledigung zu bringen.

Bekanntlich besitzen wir nur noch Bruchstücke von der Beschreibung der großen Entdeckungsreise des Pytheas, welche sich zerstreut und schwer verständlich und miteinander vereinbar bei einzelnen Autoren erhalten haben. Aus diesen ersehen wir, daß er von seinem Geburtsort Massilia (Marseille) aus eine Entdeckungsreise nach dem britischen Vorgebirge Cantium (Kent), von hier nach Thule und später in das Bernsteinland unternahm. Er sagt nicht, ob Thule eine Insel oder ein Festland sei, wol aber, daß es bis unter den Polarcirkel reiche, im Sommer beständigen Tag, im Winter immerwährende Nacht habe und daß man eine Tagereise weit nördlich das Gefrieren sehe; daß es drei Ernten gebe, in denen Getreide und Honig erzeugt würde, von allen in andern auch die Menschen nur von Hirse, Kräutern, Früchten und Wurzeln lebten.

Allerdings hat schon Strabo behauptet, das alles, was Pytheas über diese Land erzähle, erlogen sei, allein neuere Untersuchungen haben erwiesen, daß der berühmte Geograph dem Pytheas unrecht thut und daß jenem Bericht allerdings etwas Wahres zu Grunde liegt. Schon Columbus sagt in seiner handschriftlich erhaltenen Abhandlung von den fünf bewohnbaren Zonen, er habe auf seiner im Jahre 1477 nach dem Norden unternommenen Reise eine Insel, Namens Ille (Island), besucht und dort durch lateinisch redende Geistliche Nachrichten von der amerikanischen Küste Vinlands erhalten; er habe erfahren, daß die Engländer, besonders die Einwohner von Bristol, mit ihren Schiffen dorte Insel, welche ebenso groß wie England ist, besuchen und daß dieselbe nicht das von Strabo erwähnte Ille (T. sondern Thule sei verschieden und heiße Frieland. Nach Humboldt ist alle unter dem ersten Ille Island, unter dem letztern aber Mainland, die größte in der Gruppe der Shetlandsinseln, zu verstehen.

Andere Geographen haben freilich ganz verschiedene Ansichten aufgestellt. So hat man bald die gesammte Skandinavische Halbinsel, bald Mainland, bald einen Theil Norwegens (Nordland und Finnmarken oder Lappmarken), bald eine der Orkaden, bald die Insel Ilsle, bald die äußerste Spitze Jütlands darunter gesucht. Nach der Meinung Ziegler's nun ist ungezweifelhaft die Shetlandinsel Mainland unter Thule zu verstehen, einmal weil die Entfernung derselben von England so ziemlich zutrifft, wie sie Pytheas angibt, dann aber auch, weil die Dauer der Sommertage, die Lebensart der Einwohner und die Arten der von Pytheas angeführten Nahrungsmittel sich auf keine andere nördliche Gegend so gut finden passen. Endlich stimmt aber auch noch ein anderes Erkennungszeichen, welches Pytheas dem Lande Thule zuschreibt. Er erzählt nämlich, es sei dort weder Land, noch Meer, noch Luft, sondern etwas aus diesen Elementen Gemischtes, etwas einer Meerlunge Aehnliches, in welcher, wie man sage, Land und Meer und alles zusammenschwebe. Es sei das gleichsam ein das Ganze zusammenhaltendes Band, weder zu Fuß zugänglich, noch zu Schiffe erreichbar. Diese der Lunge ähnliche Erscheinung habe er selbst wahrgenommen, die übrigen Bemerkungen führe er eben nur vom Hörensagen an. Was soll nun alles unter dieser Meerlunge, einem dem Reisenden offenbar ganzlich fremden Stoffe, anderes zu verstehen sein als Quallen (Medusen) oder Wasser im Moment des Gefrierens oder gallertartiger Seetang (Fucus natans), welcher letztere auf dem Ozeane vielfach vorkommt und zum Brennen benutzt wird? Alexander Ziegler versichert, selbst die Quallen (Medusa pelagica) im Meere wie eine todte Masse von Gallerte schwimmen gesehen zu haben. Wie verliehen dem Wasser ein so wunderbares Ansehen, daß recht gut ein Reisender, der eben nicht mehr von der Naturgeschichte weiß wie Pytheas und nie solche formlose, einzeln oder gallertartige Mollusken gesehen hat, auf die verlegene Idee kommen konnte, die Sache wie einen Stoff zu beschreiben, der weder Erde noch Meer noch Luft, sondern gewissermaßen ein Gemisch von dem allen sei. Jene Shetlands- und Orkneysinseln, die einstigen Sitze der Picten und die Stationsplätze der berüchtigten Wikinger, sind seit der Mitte des 15. Jahrhunderts mit Schottland vereinigt, als im Jahre 1468 Jakob III. die Prinzessin Margarethe von Dänemark heirathete, die ihm als Heirathsgut mitbrachte, jenen höchst ansehnlichen Flächeninhalt mit einer Gesammtbevölkerung von 62533 Einwohnern und bilden gegenwärtig zusammen eine County mit einem Repräsentanten im englischen Parlament. Es sind ihrer im ganzen 157, von denen aber nur 32 bewohnt sind. Die 13 Meilen von den Orkneys entlegenen Shetlandsinseln bestehen zusammen aus 30 Inseln, von denen jedoch nur 25 mit etwa 37000 Einwohnern bewohnt sind, die übrigen aber Holms oder Skerries (Eilande oder Klippeninseln) heißen und zur Viehzucht benutzt werden. Auf der größten dieser Inseln, die Mainland (Festland) heißt und etwa 50—60 englische Meilen lang ist, liegt die einzige Stadt Lerwick mit 3000 Einwohnern.

Uenſchöld.

Fürchten Sie nichts, Herr Oberſt! Avancements und Lorbeern blühen uns noch in Rußland. Wir marſchiren morgen in der Frühe nach Altranſtädt.

Lerſen.

In dem Neſte ſollen die Friedenseier ausgebrütet werden.

Horn.

Ich wünſchte, es wären Windeier und wir marſchirten vorwärts bis in's Herz Europa's. Da drüben bei Lützen ſollten wir Guſtav Adolphs verlorne Deutſche Kaiſerkrone wieder aufſuchen und ſie unſerm Carl auf's Haupt ſetzen. Ich dächte, wir würden einen ſtattlichen Kreis von Churfürſten um ihn her machen.

Lerſen.

Vielleicht zerreißt Patkul wieder den Frieden.

Uenſchöld.

Diesmal ſchwerlich! Geſtern über Tafel zerſchnitt der König im Zorn das Tiſchtuch und ſagte: er oder ich! Dabei ſchwoll die Ader auf der Stirn unſers nordiſchen Alexander und drohte zu zerſpringen. Der Friede mit Sachſen ſoll ganz eigne Bedingungen enthalten. Sehen Sie da!

(Ein großer Trupp Soldaten ſteht bereits poſtirt um die Pechpfannen herum. Der Feldprofoß tritt vor. Zwei Freiknechte in rothen Mänteln ſchüren die Flammen.)

Unser Ziegler ist der erste deutsche Reisende, der Island Ultima Thule besucht hat.

Zum Wohlbefinden des Leibes und der Seele.

Unter den zahlreichen Schriften, welche die körperliche Gesundheit und das naturgemäße Verhalten zur Erlangung und Erhaltung dieses unschätzbaren Gutes auf allgemein verständliche Weise behandeln, nimmt die Schrift „Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen. Von Dr. Karl Hartmann. Vierte Auflage, umgearbeitet von Moritz Schreber" (Leipzig, Grobel, 1861) eine hervorragende Stelle ein.

Daß die seit ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1850 eine bedeutende Beachtung gefunden, beweisen die wiederholten Auflagen; daß sie in hohem Grade derselben werth ist, davon wird sich der Leser schon bei sachkundem Durchblättern überzeugen. Das Hauptverdienst des Werkes soll nach dem Wunsche des Verfassers darin bestehen, den gesunden Menschen mehr von der Medizin ganz unabhängig zu machen.

Die Aerzte werden bei Erscheinung dieses Buches nicht fürchten dürfen, völlig überflüssig zu werden; denn einerseits bleibt immer noch eine Klasse zwischen den goldenen Regeln im Buche und der Befolgung derselben im Leben, selbst wenn man den guten Willen dazu voraussetzen darf, andererseits lehrt die Natur auch im normalen Zustande ihr Recht nicht aufgeben, dem Menschen Beschwerden zu bereiten, die ärztliche Hülfe in Anspruch nehmen. Aber es ist in vielem Fall einen Versuch, sich in die Gesetze der eigenen Natur gestellt zu sehen und das Recht Niemand in sich zu fragen, daß es zur Erhaltung des höchsten Gutes keiner besonderen Kunst bedarf, daß das wirkliche und wahre Glück des Menschen der Keim alles Lebendigen dem Menschen nicht entrissen ist und daß er in der Regel erst dann fremder Hülfe bedarf, wenn er gegen Natur und Vernunft gefrevelt, sich also selbst das schönste Eigenrecht bereiten hat. Streng, aber liebevoll weist der Verfasser die Forderungen der Natur in allen Richtungen nach, schonungslos zieht er den Schleier, in welchen die katholische Gewohnheit, im unverantwortlichen Mißverstehen oder Verläugnen der Natur sie dem Menschen entfremdet hat, die sinnlichen Verirrungen der Gegenwart gehüllt hat. Nicht die Natur an sich, die so hoch zur höchsten Entwickelung das berechtigte Ziel der Menschheit ist, sondern die damit nicht vollkommen vertrauten, vielmehr ihr entgegenarbeitende Sucht, die einfachen Verhältnisse der Natur zu verkennen suchen umzukehren, verschuldet alle die Uebel, die der jetzigen Menschheit mit Vernichtung drohen. Dem Schlimmsten vorzubeugen, gibt es kein anderes Mittel, als die gestörte Natur in ihre alten Rechte einzusetzen, den Menschen zur selbstständigen Entfernung derselben zurückzuführen. Dazu gehört freilich mehr als die Anwendung äußerer Mittel, mehr als die Anordnung äußerer Maßregeln; der wirkliche Wille ist da vor allem die entscheidende Macht. Da kann es nicht fehlen, daß der Verfasser hat oft an vielen appellirt und überhaupt veranlaßt wird, fortwährend auf die Wechselwirkung des natürlichen und des geistigen Lebens aufmerksam zu machen. Er berichtet durch das ganze Buch ein heiter, naturgemäßer Sinn, die Entwickelung und die Rathschläge des Verfassers treffen entschieden für sich selbst, indem für den unbefangenen Leser unmittelbar einleuchtend und sich wie etwas von uns schon Gewußtes und nur Vergessenes geltend machen. Manches wird der oder jener Abschnitt gelangter wünschen, aber das Bedürfniß ist in vielen Beziehung ein so verschiedenes, als das sich ein Maß nahe treffenden Liste. Uebrigens ist die Schrift eine der nützlichsten und leicht verständlichen, die uns seit langer empfohlen haben.

Zur Freunde des Plattdeutschen.

Bürger sagte vom Plattdeutschen: „Unter allen deutschen Mundarten ist die niederdeutsche in der Mund- und Aussprache der Löne die sanfteste, wohlklingendste, gefälligste und angenehmste. Sie ist eine feinsinnige, gefühlvolle und zärtlichende, am meisten aber der biederen Laute. Sie verachtet den unnützen Wortschwall und ist voll, mit vielen hochtönenden Worten wenig sagenden Worten und ist dagegen voll an einer kräftigen Kürze zu schalten, treffenden Bildlichkeit und naiven Bildern. Sie hat die weiteste nicht die eine langsame, weitläufige Gattung, um sie in der höchsten, ausgearbeiteten und ausdrucksvollen Sprache zu machen."

Dieses „langsame, weitläufige Gattung" ist, wie bekannt, der niederdeutschen Mundart in neuerer Zeit zu Theil geworden. Auf dem hochdeutschen Parnaß ist Einheit zu finden, so sucht man einen schwer gewordenen, so ist dann die Leichtigkeit das Ziel gefunden, Reinheit und Natürlichkeit zu erreichen. Wir haben uns oft über dieses darüber ausgesprochen, daß wenig Neigung für diese ernsten plattdeutschen Offenbarungen, mit Entbehrungen mangelnden Lebens, unvereinbar. Heute will nicht, daß Dichter sie einen Parnaß Schwelle plattdeutsch werden sollen, zum Lust der Literaturschaft singen.

Desto größer Erfolg erregt allerdings der plattdeutschen Muntart in allermeister Zeit der Hollsteiner Klaus Groth, indem er mit seinem Liederbuch „Quickborn" die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie Eigenheit und ihre Bestrebungen zur Anerkennung brachte. Kommt aber das nicht allein gekommen, Brauns und Lautige Plattdeutsch im Quickborn wurde verbreitet und literarisch heraus. Es ist die familiäre und volksthümliche Epoche allerdings ein dem Platt deutschen ziemen unabhängige Element. Auch Karl Reinhold hat mit seinem Büchlein: „De Hollsteen Lachen to Hollst." (Plattdeutsch), Kiesling, 1861), den Weg betreten, der auf nachhaltig für die Entwicklung der plattdeutschen Mundart der erfreulichsten scheint. Der Autor beschäftigt sich in dieser humoristischen Erzählung in seiner eigenen Weise

von trockenem Phlegma, gutmüthigem Spott und Sarkasmus, von behaglicher Gemüthlichkeit, reizloser Derbheit und stellenweiser Grobheit zu erkennen. In der That hat der Verfasser, der sich in seinem „Pörtabreef an mienе leewen Frün'n ſtet un wiet" und in seinem „Börwurt" mit Vorliebe „de Poet" nennt, seinen Stoff recht passend für die Behandlung gewählt. Die Scene ist irgendwo mecklenburgischer Krähwinkel. Der alte wackere Paster Wahrlich befindet sich in steter Collision mit dem Bürgermeister und dem Stadtrichter, gegen deren Uebergriffe er seine Gemeinde rastlos in Schutz nimmt. Die wegen einer kleinen Holzdefraudation von jenen beiden beabsichtigte Arrestation eines Bürgers führt nun einen unschuldigen Auflauf herbei, den die hochweisen Väter der Stadt durch allerlei Kunstgriffe in den Augen der Regierung zur „upenbaren Revolutschon mit af-gedeckte Hüdda, ingeräte Straten un dat Blood in de Rönnſtens" hinaufschrauben, um den Pastor, „de oll Stänka", als geheimen Anstifter desselben endlich zum Sturz zu bringen. Natürlich erfolgt der Ausgang der Posse nach dem alten Sprichwort: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein." In diese zu komischen Situationen führende Handlung sind beiläufig hübsche Anekdoten eingeflochten, wie „De Geschicht von den oll'n Herrn Vadi ſinne Manichetta-Hosen" und die vom „Rusch Burmeſtka mit de litt' Spanſchrubſtock un de oll General-Superndent Torta Taſſer", in welcher der dem Plattdeutschen gegenübergestellte obersächsische Dialekt, wie „Ei, ei, Herr Bürgermeiſter" u. s. w. von drolliger Wirkung ist. Glanzpunkte der behäbigen Schilderung sind die Instruirung des Gerichtsdieners und die Reise des Pastors mit dem alten Schmidt Hansen nach der Residenz, überschrieben: „De oll Kattur ſtreckt mit ſine Poot un mit Posta Madelaus een vernünftig Woort un ſe fahm'n heer richtig an un fihren di Berta Hübing to." Die Zeichnung dieses wackeligen Pastors ohne Furcht und Tadel, der jedem Unrecht den Handschuh hinwirft mit seinem Leitwort: „Jah, wat nützt' Jck liet ei nich" ist ein kleines Meisterstück von Charakteristik. Der Kenner des Plattdeutschen wird an dem artigen Opus einen ungetheilten Genuß haben und in der That dem Autor nach seinem Wunsch zurufen: „Dat dä ſchön Dank, mien leew Herr Poet!"

Neue Romane und Novellen.

XXVI.

Der auf den verschiedenen Gebieten unserer schönen Literatur sich mehr und mehr bemerkbar machende Mangel an Productionskraft läßt unsere Schriftsteller neue Wege suchen, um ihrer Leser Neigung und Material zu gewähren.

Das Gebiet der erzählenden Literatur ist bekanntlich durch die Form des biographischen und Memoirenromans auffallend erweitert worden. Mit besonderm Wohlgefallen kann man diese Richtung nicht verfolgen, sie beschäftigt zum größern Theil schriftstellerisches Nichtkönnen.

Wenn sich hervorragende Namen wie A. von Sternberg dem gleichen Genre widmen, so mag die traurige, dem Autor gebotene Nothwendigkeit, unausgesetzt die Feder in der Hand halten zu müssen, den Ausschlag gegeben haben; indessen kann man gewiß sein, bei solchen Autoren die Zuthaten des feinen Kopfes zu finden. Ein höheres Erfassen der Aufgabe, eine vollendetere, künstlerische Behandlung des Gegenstandes stehen unter solcher Hand immer zu erwarten. Sternberg ist mit seinem Talent bekanntlich leichtsinnig genug verfahren. Aber die graziöse Auffassung der Lebensverhältnisse, das Talent der Charakteristik, ein glückliches Auffinden des Absonderlichen und Pikanten können ihm nicht abgesprochen werden.

In seinen neuerschienenen „Künstlerbildern" (drei Bände, Leipzig, Gebrüder, 1861) hat sich Sternberg wieder seinem geliebten 18. Jahrhundert zugewandt, dessen Geist und Sinn ihm so besonders sympathisch sind. Er hat diesmal künstlerische Celebritäten zu seinen Federzeichnungen sitzen lassen und die Personen aus einer Zeit entnommen, in welcher im allgemeinen noch der Künstler in schärferm Lichte und reicherer Färbung sich von dem grauen Hintergrund der Unbedeutendheit abhebt und weit mehr das geschichtliche Interesse anregte, als es in unserer Zeit der Fall ist, wo sowol die Bildung wie auch das Talent sich weniger in einzelnen Auserwählten concentrirt und eine gewisse Mittelmäßigkeit fast Gemeingut der ganzen Zeitgenossenschaft geworden ist.

Einen reichen Stoff zur Charakteristik hat die Sängerin Mara für die musikalische Welt, Jffland für die bedeutendste berliner Theaterepoche, Watteau, einer frühern Epoche angehörend, für die bildende Kunst. Was hierbei der Verfasser von eigenem künstlerischen Anschauungen einfließen läßt, dürfte zu spärlich gewesen sein; die gewählten anziehenden Themata verlangen ein näheres Eingehen auf künstlerische Interessen fast unbedingt. Auch in den Schilderungen der Zeit verräth der Verfasser meist immer nur die Aufgabe andeutend, ohne sie selbst lösen zu wollen. Anstatt nach dieser Richtung hin ein farbenreiches, charakteristisches Gemälde zu liefern, auf welchem der betreffende Künstler den Mittelpunkt bildet, hat der Autor sich leider darauf beschränkt, nur eine Reihe von Anekdoten aus den Biographien der Künstler lose zusammenzufügen. Am ausführlichsten sind Winckelmann und die Sängerin Mara behandelt; gefällig geschriebene Biographien, aus denen der Verfasser die pikanten Momente richtig herausfand und in den Vordergrund stellte. Am meisten hat uns die Skizze über Natalie Mereté angesprochen. Hier ist durchgehender als in den andern Bildern ein gewisses historisches Colorit eingehalten.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Varnhagen's Tagebücher. — Briefe aus Carlsruhe. II. — Eine deutsche Nachricht.

Varnhagen's Tagebücher.

Wir mögen nicht das Schlimme wiederholen, daß ich schon vielfach in manchen Blättern über Varnhagen's neue Mittheilungen aus dem Nachlaß seiner Gattin (zwei Bände, Leipzig, F. L. Brockhaus, 1861) erlaßt finden. Die Ausdrücke der Anerkennung und Verachtung kommen meist aus der Region, wo man sich durch die guten Seiten dieser Tagebuchnotizen getroffen fühlt.

Wer die Zeit von 1835—43 (drei die Jahre, die die vorliegenden zwei ersten Bände umfassen) mit all dem Unmuth und dem Druck persönlicher Benachtheiligung durchlebt hat, dem Varnhagen in seinen Aufzeichnungen Worte leiht, der entschuldigt das Meiste von dem, was andere hier verurtheilen wollen. Ihm bleibt es eine Erquickung, noch einmal bis in die kleinsten Details jenen traurigen Zeiten der Verfolgung und endlich zu Fall gekommenen Tyrannei nachzuleben. Ihm gewährt es einen hohen Genuß, sich sagen zu können: An allerlei warst auch du mit den tiefsten Ahnungen deines Lebens betheiligt, fühlest dir selben Herzschläge der Schergen, theilst auf die selben Sonnenblicke der besseren Zeit! Bis und vom selbst lebt sich ein Leser Geschichte in diesen Varnhagen'schen Mittheilungen noch einmal wieder sein vielmehr leben durch.

Und auch das ist eine der guten Seiten dieser Veröffentlichungen, die lebens Hingebung an Zeit und Menschen, Verehrung und Pietät vor der geweihten Stunde, auch der fremder Bildung, fremdem Lebens-Schicksal und vollends vor dem eigenen, soweit wir nur so oft genaht sind, immer nur in dankbarer Erinnerung des Zukünftigen unsere Betrachtung zu halten. Je mannichfaltiger die Zeit ihre Erscheinungen entwirft, je unvollgemessener die Wirkungen des Zeitgeistes sind, desto erhabener dieser Anschauung des Gewesenen, desto ernster Beobachtung des Interessanten und Verbindlichen. Letztere Beobachtung ist bei Varnhagen nicht ganz von der Neugier, noch weniger lediglich vom Verlangen an dem unbrauchbaren Geklätsch der Gärten Roms eingegeben; sie entspringt aus einem Persönlichkeitsbedürfniß, das wir nicht verwerfen oder um einer strengen Abneigungen willen verurtheilen wollen.

Weitere Bände von interessanten Mittheilungen dieser Bände enthalten, ist so allen Zeitungen schon gesagt worden. Wir können allerdings den verlockenden Gedanken, solche Tagebücher zu führen, so recht bedenklich als einen Charakterverderbnißstoff nennen will, weil von uns längere Entsagung solcher Art aber Unart ist jetzt schwer und möglich. Da viel läßt sich bei jedem einigermaßen Urtheilsfähigen voraussetzen, daß ihm nicht jede dieser flüchtig hingeworfenen Aeußerungen maßgebend sein muß — es kann in ihnen gefehlt werden, muß vielleicht allen Lesern weniger ist — aber letztereinigend wirken diese Explosionen. Verhaltsamkeit werden sie nach allen Seiten hin verbreiten. Wie gut thun es uns allein schon den Hochverthen und Mächtigen, daß sie überall sich eingestehen müssen: Hier ist etwas nicht durch Anklage der Bedrängten geworden, aber diese sich bei jedem Schritt, unverdient und unbedacht zu sein'

Auch darin müssen wir eine höchst interessante Wirkung dieser Veröffentlichungen sehen, daß wir die außerordentliche und fast unglaublich scheinende Natürlichkeit kennen lernen, die in gewissen höheren Regionen waltet. Möglich, daß jene Tintenfische dieser oder jener, den Dingen, den Staatsmännern Preußens und den abgemessenen Jahren mitgetheilten Anekdoten unrichtig erzählt oder jene Erfindungen des Geschickes sind, dennoch bleibt immer noch genug übrig, um auch an Fülle dieser Notizen Reflexion zu geben, die um die hervorragenden Erscheinungen der Gegenwart sich auf- und abwiegt. Die Stimme der Jugend an meinen um große, allumfassende Kirchen und über ihnen in der Legende den Teufel da sein lustiges Spiel treiben. Varnhagen hat Anekdoten und Regierende genug selbst gesprochen, theils Aeußerungen von erlauchten Frauen genug hört mit der sein eigenes Ohr vernommen, um die Berechtigung zu erwerben. Wo alle Dringlichkeit auch Herrschende doch die Zeit und die sachentliche Verpflichtung, die gerade auch dort mahnend zur Ruhe ruft! Wir sagen auch die sonstigen Gestaltungen dieser tollen Zeit hin und her, so bringt der Humor und die Ueberheit und weiche Leidenschaft des Menschen nicht — unabsehbare Wirkungen hervor, deren Ursachen wir Verantwortlichen kaum ahnen! In den Zeitungen klingt das alles so kalt und so abschätzend [illegible] was sich hier hinter den Gesichten so heiß [illegible] und wollend erst formte, so entrollig, so aus der Verlegung! Viele Hände konnten mächtige Reiche [illegible] und doch nicht den Sturm und den Wellen gebieten. Wir haben ja lange nicht so auf den Gang der Thaten und Gedanken vertraut wie noch der Verfasser dieser Tagebuchmittheilungen, die und die Gewaltigen der Erde als ihnen Mitmenschen [illegible] Menschen [illegible] wie wir sie [illegible]

Briefe aus Karlsruhe.

II.

Vor Jahren hörte man viel von der patriotischen Erhebung und politischen Erhebung des badischen Landes überhaupt, vorzüglich aber der Bevölkerung von Karlsruhe. Ich selbst bin der Ansicht, daß das Andenken an die Sturmesjahre von 1848 und 1849 noch lebhaft genug waltet, um vor Ueberstürzungen zu bewahren. Daß aber deshalb von politisch-patriotischer Erhebung und Erhaltung nicht die Rede sein könne; bewies augenfällig die allgemeinste lebendigste Theilnahme an der Concordatsangelegenheit und im letzten Sommer die Betheiligung an den Wahlen zur Generalsynode, aus welcher endlich ein reineres und fruchtbares Verhältniß im protestantischen Kirchenwesen hervorgehen soll. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß alle gebildeten Katholiken den Fortgang dieser Dinge mit gleicher Aufmerksamkeit wie die Protestanten selbst verfolgen und der Herausbildung eines endlich mitarbeitenden Laienthums mit Sehnsucht entgegensehen. Hier entsinne ich dabei nicht der denkwürdigen Worte, womit Varnhagen von Ense seine Abhandlung über den Freiherrn von Knigge einst in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" schloß. Er sagte: „In einer Zeit, die durch manche Erscheinungen an das traurige Nachtgevögel erinnert, mit dem unsere Väter sich herumschlugen, scheint es wohlgethan, auf die Verdienste zurückzuschauen, welche jene Kämpfer um unsere Volksfreiheit sich erwarben, im harten Streite mit Schwärmern und Schelmen, die zum Theil in Macht und Ansehen standen und denen sie Stirne zu bieten um so edler und muthiger war, als viele der besten Zeitgenossen die Gefahr nicht erkannten und den Kampf mißbilligten und verhöhnten."

Auch das Zögern der Karlsruher, sich für den Nationalverein auszusprechen, nachdem andere badische Städte damit so lebhaft vorangegangen, erhebt mancherlei schiefe Auslegungen. Eine gewisse nicht unliebliche Besonnenheit war einfach die Quelle dieses Zögerns. Man wollte die Sache erst näher an sich herankommen lassen, einen klaren Gesichtspunkt in ihr innerstes Wesen fähig werden, von ihrer eigentlichen Bedeutung und Durchführbarkeit einige Ueberzeugung gewinnen. Neben manchem andern Bedenken erinnerte man sich auch sehr wohl, daß wenigstens der Name kein neuer ist, denn schon 1844 erließen die Herren Hirzenich, von Holzendorff und Wäniger einen sehr warmen Aufruf zu Bildung eines deutschen Nationalvereins. „Er solle besonnene Mittel beschließen, die deutsche Nationalehre gegen die Angriffe des Auslandes an den Grenzmarken zu schützen und namentlich die dänischen, slawischen, magyarischen, französischen Eingriffe abzuwehren. Er solle ferner die Eintracht unter den deutschen Volksstämmen im Innern kräftigen und besonders religiöse Duldsamkeit verbreiten. In Berlin solle ein Stammverein errichtet werden und die Aufforderung dahin gehen, Lichtervereine im übrigen Deutschland zu bilden" u. s. w. Das Unternehmen wurde damals, sogar von liberalen Männern, als etwas sehr Ueberflüssiges behandelt, als eine Mißgeburt unfruchtbarer Schwärmerei, als eine echt deutsche politisch-poetische Seifenblase. Daraus werden konnte damals ohnehin nichts; der Geist des Volks war noch in und mit sich selbst zu sehr im Unklaren und Wirren, um einem solchen Gedanken ernstlich Folgen zu geben und Leben einzuflößen. Jetzt tauchte ein ähnlicher Gedanke wieder aus dem deutschen Chaos empor, aber ausgebildeter, bestimmter, in Wien und Horn klarer, der ganzen Constellation des Vaterlandes naturgemäß entsprungen. Er sei auf einen nun vorbereiteten Boden; er fand fortschreitend, im ganzen Volke einen aufgeklärteren, besonneneren Geist und Willen; er entsprach dem innersten Instinct, frei von allem Schwärmerischen und Gewaltsamen; er stehe in voller, unverhältnißmäßiger Blüte und wird unmittelbar und mittelbar beruhigen, trotz aller Lauferei von Wienen und Böhmen. So erscheint es auch hier und auf die erste Anregung schließen Hunderte sich ihm an und Hunderte werden diesen folgen, um so gewisser, als hier alle mit freier Zuversicht zu ihrem Fürsten und ihrer Regierung emporsehen, denen sie Gewogen ahnend erscheint.

Dabei offenbart sich denn abermals einer der wesentlichsten und folgenschwersten Vorzüge der deutschen Natur vor der aller übrigen Nationen. Ist bei diesen etwas als gut und zweckmäßig erkannt worden, so erstreben sie es augenblicklich und unverwandten Blicks mit aller Kraft und Energie, unbekümmert, ob vielleicht in der Ferne etwas Besseres schimmere. Haben wir nur erst das Gute erreicht, sprechen sie, so wird das Bessere schon von selbst daraus hervorgehen. Unser unaufhörlich spekulirende, räsonirende und kritische Philosophie kann sich damit unmöglich begnügen. Wir begrüßen das Gute mit Jubel, wir nehmen einen poetischen Anlauf zu Erreichung des Ziels mit Gedichten, Gesängen, Reden, Toasten, Preisschriften und Vereinen. Aber mitten im Eifer bemerkt ein feiner Denker: Warum so viel Aufhebens wegen des Guten? Seht ihr nicht dort aus jenen Nebeln das Bessere hervorblinken? Auf, sogleich dahin mit allem Eifer und allen Kräften! Ein großer Theil schließt diesem neuen Zuge sich an. Jedoch bald erkennt ein noch Klügerer, daß ein Besseres abwesend liege und ruft: „Warum nicht sogleich das Beste suchen?" Abermals löst sich ein Theil vom Ganzen ab und folgt der hinreißenden Hoffnung nach dem Besten. Endlich erkennen alle, daß das Bessere und Beste nur auf dem Umwege durch das Gute zu erreichen ist, sie halten schwankend ein, sie sehen sich nach der Masse des Guten um — diese war inzwischen durch die Trennung so schwach geworden zu Ueberwindung aller Schwierigkeiten, der günstige Augenblick ist verstrichen, das Gute ist verloren! So gegen wir uns jetzt wieder. Ein Theil hält die Pläne des Nationalvereins für unausführbar, legt sich auf seinen Lehnstuhl, schreibt ein schwerverdaut Programm und gründet einen Ca-

tionalen Verein für ein praktisches und ausführbares Unternehmen, nur damit ja der schöne Enthusiasmus verrauche und die Kräfte sich hübsch zersplittern, d. h. daß abermals nichts Deutsches zu Stande komme! Preis und Ehre den Jesuiten und den Pietisten! Die begreifen ihre Aufgabe reiner und vollständiger, sie in geschlossener Phalanx, in mächtiger Einigkeit und Einheit! Uebrigens sagt Blackstone: „Nicht was der Mensch bedarf, nicht was der Mensch will, sondern was er als vernünftiges Wesen soll, gibt das Merkmal und den Maßstab seiner wahren äußerlichen Rechte!“ Dasselbe gilt ohne Zweifel bei dem Ringen nach Freiheit überhaupt bei allen nationalen Bestrebungen.

Eine berliner Nachtfee.

— Die Lage unsres Planeten hat sich in der letzten Periode bedeutend verändert und manch' kühle Nase und manche Ungeduld hervorgerufen, zu deren Beschwichtigung der Journalistenstand vorläufig nicht hinreichend. Wer hat die Schuld bei der Debatte? Wer beschuldigt? Wir wissen von verschiedenen Armen gehört, ob' vor am Tage gehalten. Wir lesen Sie schon die humoristische Verwunderung heute, die Sie über eine verschwundene Kerzenlicht begegneten und mancherlei Briefe, gelben Zettel, volle Schüsseln zu Erörterungen entdeckten, die sonst nur beim Tanzvergnügen, als Wonnen der Schönheit bekannt waren. Wir sehen Sie einmal von dem mystischen Zauber, der das unlösen Buch Nachtlichter und Nachtwachen von unendlich übrig schienen, von und sind Ihnen langen Sommer- und Herbstnächten herumschlagen! Ja war ein Moment, wo manche Familienväter der Lage war, sich einer Gesellschaft mit dem Nachtlicht bei Klingeln behilflich zu leben! Wer hat bestritten, daß nachdem die Damen, von dem ungeheuren Quecksilberwerk sich verlangsamt, verwirrt waren, eine Dame mit einer nicht mehr gebräuchlichen Schleife erblickt — eine Erfindung der Gelehrsamkeit in seinem Mann der Wissenschaft und der Praxis, die allgemeiner Verwunderung rangte? Wer hat bestritten, daß, als die Damen verwirrt waren, die Lichter der Herren bezahlt und die Minister nicht, wie in Klingelfing, wegen der Kürze der Zeit bei ihren ministeriellen Uniformen mit mit endgültigkeitigem Hellsehen erschienen? Das war gültig wie ich, daß der König bald mannigfache zum Verbrennungen machen mußte! Bei den Damen der diplomatischen Corps, welche dem Theater vis-à-vis und der Erhebung sich aufgestellt erlaubt waren, prägte es sich, nach dem Antwerpischen München, die verschiedenen seine „ehren Prinzessinnen“ waren; denn sie erlaubten so sehr, daß Dänemark und Spanien sich bemüht sagen mußten, um nicht umzufallen. Und wer kann am besten Lage der Verwandte so in der Nähe, um z. B. im Rittersaal hat man aufgestellte goldene Bäder mit braun schwarze Goldfasanen und Hummern, und wenn eine manch einer Nacht gepeitscht haben mußte, durch Hunderte von Kerzen erhellt, wenn erstaunt in Pracht und Herrlichkeit mit dem Glanz der vor den siebenten Damen zu sehen! Die Tapete der Oberhofmarschall mit seiner Suite — alles tanzte und die Einzige Tugend war, mit bedeutsam königlicher Haltung die Verlegenheiten begleiten, in den Saal. Wir trug ein Lorbeerkranz und die mit Rosen und Myrten geflochtene rothe Sammetschleppe, vor welcher der Kammergeneral Herrn Grafen Pot und Pahn einherging — Jedoch war mit diesem Hermelinkleid verschen und wurde von zwei Pagen getragen; ebenso umschloß eine Hermelinborte die Brust. Im Haar trug sie ein auf rothen Sammt aufgesetzt Brillantdiadem und Perlen; ebenso reicher Schmuck umschloß Hals und Arme. Bemerklich war sie die Tournure, sie trotz zu verschleppen, wenn sie nicht wie sie es ganz thun würde, mit dem einzigen Sprechen Lasse, da sie nicht überall seine diplomatischen Kenntnisse zu Rathe wäre. Die Folge der Kammerjungfer, die vorschlagen in diesem langen Schleppe auch gewachsen ist und sehr Lehrzeugnis gut stand in dem schwierigen Schleppen und verschiedenen nicht Rücksicht in großen Saal nicht unthätig ist. Sie hat den Ruf einer guten Mutter — und ist sie einer weiblichen Kinder eine Tochter, haben sie sich auch, es ist bekannt Schleppe, in welcher sie sie bei der ersten Ihr Hofgesellschaft Ihrer Majestät gehen durfte zu den Kostbarkeiten der Garderobe hört, denn auf dem schönsten Schleppgewande erblickt sie wie im Hauptlicht gehört. Silberstickerei und Kostüm während es dem Majestät nicht nicht Kleid vorgeschrieben, sie dem historischen Theaterstyle angehört; ihre Tragen die Prinzessin Karl einbezogen in weit und hellsten Schleppe; in dem Saale, welchen wurden Kostüm befinden sollen große, von Blumen und Kostümstoffe angefertigt Prinzessin von historischen Reise, auch die Costüme ist noch bringt bringig gebraucht; in Haar trafen Perle und Diamant und Federn zum Montierung bringen Prinzessin Friedrich Karl trägt einen Rock von kostbarsten Damen mit Gold gestickt — aber die prunkvolle Erscheinung fehlt bildet aus. Jenen Kostümen die Mittelgesellschaft bis auch noch in englischen, in besonders weißen Roben, ohne den Schmuck der Kostümstoffe in einem gebrauchten. Die Folgen in diesen Kleid die schönen Prinzessinnen. Aussehen die ungewöhnliche Erscheinung von Hofmarschall, eine Tournüre, der einzel, gewiß und ausnehmig, obwohl mit vollständig bestimmtem, nicht portugiesischem Impuls; man erkennt in ihr die Tochter einer schönen Prinzen aus jenem Hause, das den Charakter der Schönheit erneut hat von da wieder verzweigt.

Nach dem Durchgange der hohen Herrschaften suchte man den zum Konzert angekündigten Großen Saal zu gewinnen. Lichtreiche von Musikfreunde auf Konzert, Musikfreunde und Musikliebhaberin hatten hier das Zauberlicht für den Schmuck und die Toiletten der Damen und Herren benutzen. Der Lichtschein erhellt die am Ausgange des Treppen zur Kapelle und nimmt sich ein Viertel der Saal ein. Es konnte Platz haben für fünfundzwanzig, vielleicht Musikfreunden — sah die einzige sichtbare über sechzehnhundert Musikfreunde, an welche bei hohen Konzertsaale gedacht worden ist, indem sich die Komponisten der Tonstücke und Tonkünstler Corps um sie scharen. Die unendlichste Combination Gestalt hat es in einem Konzertsaale von solchen Verhältnissen haben, zu welchem Hause Kinder den den Lorgelacht — —

Man gestehen mit nicht auf die Idee, daß es gestattet von den Zeitungen abgewiesen wurden, um auch nicht von Königlichen Hand unter den Gruppen übrig zu haben? Die Kostüm-Damen, Kostüm- und Dekorations-Gesellschaft —

[illegible] Ich konnte mich schon weidlich ärgern. Ich kann nichts zum Gelingen der Italiener beitragen, als daß auch ich persönlich die Temperatur des Saales verdamm[illegible] mich ärgerten und auf meine [illegible] Gnade Gesammt gedenken war. Und auch darin erfüllten sich nicht die Blätter der Weltgeschichte, daß, als die Fürsten [illegible] auf großen Bahren [illegible] nahen, Sie nicht zur Hälfte ausreichen, die verschmähte Damenwelt zu ersticken, während die Herren schon über zu den Andersgesinnten drangen. Der angesagte Ober-Hofmarschall wird seine bewährte Kraft in Zukunft ein wenig sparsamer mit seinen Zauberstab verwalten müssen, damit der tanzenden Paare nicht zu viele verblenden. Auch in der Tat hatte ein schwerer Verhängnisvoller Unterwunden. Um 11 Uhr waren die Wagen bestellt, aber erst um 1 Uhr fuhren die unerhörlich [illegible] Kutsche und die [illegible] Damen von dannen, die zwei Stunden im Freien gewartet hatten.

Doch — ich wittere schon Ihren Verdacht! Ich höre Ihr Ohr: Meine Sie nicht schon wieder als einen unverbesserlichen Enthusiasten und viel gar als noch etwas Schlimmeres, als einen Verschwender, in meiner Heimath erscheinen lassen? Beruhigen Sie sich! Nur soll Sie nicht verleumden. Ich bewunderte den großen Ball, bewunderte die herrlichen Lampen, bewunderte die Brillanten der portugiesischen Prinzessin und der [illegible] Herren Diplomaten und Hamburg. Und einer [illegible] Mühe gebildet — mit [illegible] en Strauße — pflegte auf einem breiten Piedestal von Grün am Anfang [illegible] große Schwäne, die auf ihren leicht erhobenen Flügeln eine Blumenschale trugen, auf der eine Kerze [illegible] Jedenfalls [illegible] Schwänen [illegible] [illegible] Schwänen [illegible] Perle [illegible] Perle zum Grund. Und Dank war viel [illegible] Licht und bildete den Hintergrund der Verschwendung, die jedoch dem guten Appetit der Gäste [illegible] Länge durchaus keinen Eintrag that. Ich gedenke —

Nun entscheiden Sie meine Mittheilungen noch und weiter. Sie — specielle Pariserin. Sie gehören, nach der Tintenzeigschichte, zu den „Lesebegierigen" — wollen also auch die [illegible] Haarschleifen eine Lektüre! Nun wohlan, so lesen Sie mir auf den Ball des Herzogs von Magenta!

Wissen Sie denn schon, daß der Herzog die [illegible] Absicht hatte, den ganzen Verlauf der Hofordnung durch gestattigen Demonstrationen des Dasseins zu stören, daß aber die Umstände und die Langeweile der Cercles hier ganz Recht triumphirten und ihn zwangen, am Hofe nach Paris zu telegraphiren? Da ich hier kein Raumchen haben wollte, der [illegible] Ihnen schon schon [illegible] [illegible] [illegible]

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 48. Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Charaktere der Neuzeit. IV. Karl von Bonstetten. Von F. G. V. Einsle. Bilder. Von Karl Frenzel. — Die Wasserwelt. Von A. Bettelheim. — Ein deutsches Herz. Von Emil Rittershaus. — Der Maler Franz Dreher in Münche. — Deutsche Zeitung. — Gedichte und Inschriften. — Bibliographie. — Neues aus der Welt.

Charaktere der Neuzeit.

IV. Karl von Bonstetten.

Der Schweizer von Bonstetten gehörte zu jenen Schriftstellern, welche unsere Literaturgeschichte nicht so sehr durch hervorragende Bedeutung ihrer literarischen Leistungen in Anspruch nehmen, als vielmehr durch eine geschlossene, eigenthümliche, den Charakter ihrer Zeit prägnant abspiegelnde Persönlichkeit und die intime Beziehung, in der sie zu berühmten Zeitgenossen standen.

Bonstetten's Leben umfaßt in der langen Reihe von 86 Jahren (geb. 1745, gest. 1832) das Zeitalter Friedrich's des Großen, die Französische Revolution, Napoleon, die Restauration und die Julirevolution. In dem großen Kreise öffentlicher Charaktere, mit denen er in diesen verschiedenen Perioden in persönliche nähere oder entferntere Berührung kam, glänzen die Namen Voltaire, Bonnet, Mirabeau, Moulton, Thomas Pitt, Necker, Johannes Müller, Matthissen, Sismondi, Pictet von Rochemont, Rumford, Jenner, Volta, Pestalozzi, Huber, Byron, Schiller; von Frauen die Herzogin von Sachsen-Weimar, Necker, Necker de Saussure, Adrien-Huber, Sophie Laroche, Fürstin Luise von Lynar, Amalie Imhof, Gräfin Albany und die Stael.

Wir haben an einer soeben erschienenen Biographie Bonstetten's, verfaßt von seinem Landsmann Karl Morell: „Karl von Bonstetten. Ein schweizerisches Zeit- und Lebensbild. Nach den Quellen dargestellt von Karl Morell" (Winterthur, Lüde, 1860), die Gunst zu rühmen, mit welcher seine Merkpunkte hervorgehoben sind. Daß bei aller warmen Pietät für den Dargestellten doch mit freimüthiger Unparteilichkeit geschriebene Buch bezeichnet Bonstetten in der Mehrzahl seiner zahlreichen, größtentheils populär-philosophischen Schriften, denen seine ausgebreitete Kenntniß von Menschen und Zuständen weit mehr Werth verleiht als ihre gerade nicht sehr gründliche Wissenschaftlichkeit, als „Literaturen", an denen schon seine vorwiegend autobiographischen und literarischen Studien in Yverdon und Genf den Grund legten, und hebt daher von einer nähern Analyse des Schriftstellers ab.

Mit großer Sorgfalt ausgegraben, tritt uns dagegen das Bild des liebenswürdigen Menschen und des heitern Lebemannes entgegen, der, bis nahe an sein Ende körperlich und geistig gleich gesund und frisch, noch in seinen letzten Jahren, einem Jüngling gleich, sich in dem stets bewegten Gesellschaftsleben des geistig regen Genf zu tummeln und selbst jugendliche Schwärmereien zu fühlen vermochte. Frauenumgang war überhaupt für Bonstetten's amüsantesten Natur eine der begründend-

den Lebenselemente, das auch schon während seiner Studienzeit auf die Bildung seines edeln Gemüthes den günstigsten Einfluß übte.

Bonstetten hatte ein entschiedenes Talent für Liebe und Freundschaft, in denen er ebenso warm wie ausdauernd war. Belege dafür sind seine intimen und langjährigen Verbindungen mit dem Hildesheimer Johannes Müller (seit 1773), mit dem Pariser Matthisson, der zwei seiner glücklichsten Jahre (1787—89) bei ihm in Nyon am Genfersee zubrachte, den Freund so oft in seinen „Erinnerungen" und „Gedichten" feierte und mit ihm (seit 1792 — 1827) einen fortlaufenden, von Zschokke herausgegebenen Briefwechsel unterhielt; mit der deutsch-dänischen Schriftstellerin Friederike Brun, deren Bekanntschaft er 1791 durch Sophie Haratte machte, in ihrem Hause in Kopenhagen, nach seiner Flucht aus Bern, beim Zusammenbruch der alten Kantonalverfassung, ein dreijähriges Asyl fand (1798—1801), mit ihr später mehrmals längere italienische Reisen unternahm und in gemeinsamer Arbeit, 1828 von Matthisson herausgegeben, Correspondenz Cantz mit der in Genf alle bedeutenden Geister ihrer Zeit um sich sammelnden Stael, von 1811, wo Bonstetten von Bern nach Genf übersiedelte, bis zu deren Tod 1817; endlich mit dem mehlverwandten Zschokke, seit 1811, mit dem er bis zu seinem Tode, 2. Januar 1832, den in Zschokke's „Prometheus" veröffentlichten Briefwechsel führte. Neben so innigen Freundschaftsverhältnissen schloß sich in den letzten Lebensjahren noch das mit der geistvollen, schönen und jungen Gräfin Anastasie de Gasparin und dem in seinem Hause weilenden, als der „Jules Sperone" Bonstetten's bezeichneten Fräulein Schwabe an. In Bezug auf diesen sein ganzes Leben durchziehenden warmherzigen Freundschaftscultus sagt der Biograph: „In dem kalten Egoismus unserer Tage mit ihren Freundschaften mit jeder möglichen Reserven und Obligation wird es einen wie Heimweh, wie ein leiser Gram eines goldenen Zeitalters an, wenn wir Bonstetten's Briefe an seine Freunde lesen. Das lebendige Mitgefühl für Lust und Leid des Freundes, die zarteste Schonung unserer sittlichen Sonderbarkeiten, die den Kern des Menschen nicht berühren, die freudige Anerkennung jeder tüchtigen Leistung und die edelsinnige Förderung in ihrer Lösung, mit einem Worte der innigste Antheil an allen Schicksalen, guten und schlimmen, all das tönt in den vollen und reinen Accorden aus Bonstetten's Correspondenzen herüber in unsere Zeit mit ihrer Selbstsucht und schroffen Absichtlichkeit, wie ein Lied vom verlorenen Paradiese."

Aber auch Bonstetten's vielfältiger, wenn auch zwischendurch immer wieder auf seine keineswegs von ihm gepriesene Vaterstadt Bern oder seinen geliebten Familienlandsitz Balavaux, bei Orbe in der Waadt, zurückkommender Ortswechsel — Bern, Yverdon, Genf, Lausanne, Leyden, Pisa, Cambridge, Paris, Neugremont (1777 in seiner Stellung als Landvogt von Gessenay, welche sein Gesinnungswerk, die von ihm selbst, wie so viele seiner Schriften, in französischer Sprache geschriebenen, von Johannes Müller deutsch bearbeiteten „Briefe über ein schweizer Hirtenland" hervorrief, Nyon (als Landvogt in der Waadt 1787—92), Lugano (1792—95, als Gesandtschaftsmitglied in den italienischen Provinzen, deren vortreffliche Schilderung die beiden letzten Bände seiner „Neuen Schriften" füllt), Kopenhagen (1798—1801, das seine „Reise in Skandinavien und Seeland" und das gehaltvolle „Ueber Nationalbildung" zur Folge hatte), und zuletzt wieder als Hauptquartier Genf (wo die zu seinen besten Leistungen gehörenden Schriften: „Pensées diverses", „L'homme du monde" und „L'homme du midi et l'homme du nord" entstanden), sowie seine häufigen Reisen in der Schweiz, Südfrankreich und namentlich Italien, vor allem aber der Ausbruch der neuen Zeit hatten großen Antheil an der reichen Bildung seines Wesens, die seiner ganzen Erscheinung, im Mannes- wie im Greisenalter, so entschieden den Stempel geistiger Würde, Anmuth und Anziehungskraft aufdrückte, seine Lebens- und Weltphilosophie so behaglich, seinen Sinn so heiter, seinen Verkehr so schön und fein, seine Verbindung von Ernst und Scherz so wohlthuend, seinen Witz und Humor so frisch machte.

Mit so vielen und mächtigen Anregungen gestaltete sich das Leben aus einem Sprossling des echt bernerischen Patriciergeschlechtes Bonstetten, dem seine Geburt und seine Berufung zu den höchsten Staatsämtern, die er als Mitglied des Großen Rathes mit dem 20. Lebensjahre bekleidete (1775) und mit dem 21. bereits (1796), zu einem natürlichen Gegensatze der beschränkten engherzigen Berner Cantonalpolitik bestimmt zu haben schien, allmählich einen nicht blos religiös, sondern auch politisch freisinnigen Kosmopoliten. Karl Morell bezeichnet Bonstetten daher in gerechter Würdigung als einen Mann, „der das geistige Erbe des 18. Jahrhunderts, bereichert durch die Er-

fahrungen des 18., in dasselbe hineinbrachte und in dem der große politische Läuterungsprozeß der Revolution als an einem der trivialen Typen dieser merkwürdigen Entwickelung sich vollzog. Ein Sprosse der Kolonie bernischen Aristokratie, gebildet mit den Geistesmitteln der modernen Wissenschaft, gerieth er durch den Widerspruch seiner äußern Stellung mit seiner geistigen Bildung in heftige Conflicte, bis er, losgelöst von äußern Hemmnissen, die Reichthümer unserer Zeit so energisch in sich verarbeitete, daß er ebenso sehr als ein Vorkämpfer unserer neuesten und höchsten politischen Errungenschaften erscheint, wie die alte Zeit in ihm einen ihrer interessantesten Repräsentanten besitzt. Gewiß hat kein Mann des 18. und 19. Jahrhunderts die doppelseitigen Merkmale dieser beiden innerlich und äußerlich so sehr verschiedenen Zeitalter in so frischer prägnanter Weise vereinigt und sie in so lebenswürdiger und feiner Weise offenbart wie Bonstetten."

Der Verfasser hat seinem Lebensbild, das er aus Bonstetten's eigenen Schriften, seinen ebenso erwähnten reichen Briefwechsel und der einzigen über ihn selber vorhandenen, auch selbst erschienenen, wegen ihres subjektiv-sentimentalen Standpunkts aber etwas einseitigen Biographie („Charles Victor de Bonstetten. Etude biographique et littéraire par Aimé Steinlen", Lausanne 1860) gedichtet; in der sorglichen Schilderung des politischen und militärgeschichtlichen Zustande der Schweiz, namentlich des regierenden Bern und der damals unter Berns Protektorat schmachtenden Waadt und der italienischen Vogteien, vor, während und nach ihrem durch die Französische Revolution herbeigeführten politischen Wandelungen, einen dankenswerthen Hintergrund gegeben, von dem es sich desto heller und freundlicher abhebt. Für die Gemeinnützigkeit der verdienstvollen Arbeit bürgt der der Quellen beigefügte in drei Reihen nachweisende Nachweis. Nur möchten wir, daß unsere bewegte Zeit der empfänglichen Aufnahme eines Lebensbildes nicht günstig sein dürfte, dessen Kern im Grunde viel von einem Epikureer, nichts von einem Manne der That hat.

F. G.

V. Vittorio Alfieri.

In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts erscheinen plötzlich, durch nichts vorher angekündigt oder mit der nächsten Vergangenheit vermittelt, an den beiden Enden Italiens, in Neapel und Piemont, mitten unter den elendesten Verhältnissen einer sinkenden Republik, den drückendsten Beschränkungen, nur auf den nächsten Augenblick gestellten Zeichen eines neuen Königreichs, zwei eigenthümliche Menschen, wunderlichen Schlags, Heldennatur beide und halbwegs Abenteurer, Helden und Lichter zugleich: Gaëtan Filangieri und Vittorio Alfieri. Der Neapolitaner ist das Italien der Vergangenheit, der großen Maler und Dichter, Machiavelli's, Ariosto's und Tasso selbst haben ihm mit freudigem Jubel in ihrer Gesellschaft aufgenommen, der reichen Pleiade Aretino. Alfieri bekennt sich Jahrelang, daß Italien der Gleichmäßigen, Nachahmer, Non-Ariosto's, Irrgarten und — Quacksalber.

Alle Tollheit, Phantasterei, Unzuverlässigkeit der italienischen Volkscharakter bewahrt nicht besser Ariosto's „Rasender Roland" als die Lustspiele Goldoni's; sein Leben, wie er es in den „Memoires inutiles" erzählt, ist selbst eine Lust der Abenteurerromane. Der Arzt, der Johannes hat, das Nämliche bei Aerzten und Kranken beglaubigen muß, Alfieri in Asti; mit verbissenem Ernste betrachtet, haben beide neben ihrer Arbeit reichlich heiteren Sinn für Schwindeleien. Filangieri Alfieri war ein piemontesischer Graf, in Asti 1749 geboren. Reich, mit dem Stolze der Unabhängigkeit, fühlte er sich nur in nächtlichen Intrigen Karl Emanuels, seines Königs, überall eingeschränkt und beengt. Es war verboten, die geringste Summe Geldes außer Landes zu schicken; verboten, im Auslande ein Buch drucken zu lassen, schrieb ich der König, wenn die jungen Edelleute auf fremden Akademien und Höfen ihren Reichthum verwandten; es schien es nicht, daß sie nach Frankreich oder noch weiter in die Welt gingen; ein ehrsamer, beschränkter, bestechlicher Mann, der seinen eigenen Vater, Victor Amadeus, im Gefängniß sterben ließ. In diesem Jahrhundert hatte die Natur die Seele Alfieri's gestimmt. Der Zwang, in dem er seine Jugend verbrachte — denn auch seine häuslichen Verhältnisse waren ihm hinderlich und feindlich: nach dem frühzeitigen Tode des Vaters war die Mutter eine andere Ehe eingegangen, er in die Macht eines Vormundes gegeben, der ihn auf die Ritterakademie nach Turin schickte, wo er bereits unter Fremden heranwuchs —, gab seinem Wesen, seinem Leben eine Richtung der bevorzugten Kaste: Liebe zur Freiheit — nachempfunden, die Liebe eines Aristokraten, der die Französische Revolution mit dem Jubel Lucio's verfluchte, als sie über

romantischen Grundsätze und Anschauungen offenbarte, dem Geist nach ein Nachkomme des germanischen Alexandriners und beinahe ein Verwandter Lord Byron's. Was Alfieri zum Dichter gemacht, ist sein großes, edles, von jeder Ungerechtigkeit empörtes Herz, das magnum pectus der Römer; den einer eigentlich schöpferischen Phantasie, von poetischer Verklärung seiner Stoffe, ist nur von einer immer gleichen harmonischen Strömung der Sprache wie bei Tasso und Manzoni kaum bei Alfieri nicht die Rede sein. In allem erkennt man die „den Irrsamen feindselige Hand" wieder, den Mann, der Metastasio nicht fremden lernen mochte, weil er ihn im Garten von Schönbrunn der Kaiserin Maria Theresia mit der nämlichen tiefen Verachtung hatte grüßen sehen. Kenntnisse hatte er sich auf der Akademie nicht erworben, nur eine Leidenschaft für edle Rosse und die vornehme Neigung zur Faulheit. Aus Ueberdruß, aus Langeweile beschließt er eine Reise durch Europa. Es gelingt ihm, einen Urlaubsschein zu erhalten; er reist. Italien, Frankreich, Holland, England durcheilt er im Fluge; er sieht nichts, er prüft nichts, an seinem Orte hält er es aus; er reist nur und liest im Wagen „Tasso" und „Plutarch". „Timoleon-, Cäsar- und Brutus-Tage ich viermal gelesen — und wie gelesen! Mit Seufzen, mit Thränen, mit Schaudern, mit Schmerz und Wuth! Wer mich gehört, wird mich für einen Narren gehalten haben . . . Die Thränen stürzten aus meinen Augen, ich stampfte mit den Füßen, wenn ich dachte, daß ich in dem armseligen Piemont geboren bin, wo es keine großen Thaten gibt, weder zu vollbringen noch zu singen, wo Sie zu denken nicht einmal eine Todsünde ist!"

Eine solche Natur war zur tragischen Dichtung oder zum Trauerspiel berufen. Denn auch der „Wahnsinn", der bis zu einem gewissen Grad zu beiden nöthig scheint, fehlte ihm nicht. Die Reise, die er mit zwölf englischen Pferden über die Alpen machte, hat er mit dem Zuge Hannibal's verglichen; als er im Ausgang seines Lebens griechisch lernte, nannte er sich den „Ritter Homer's" und ließ eine Medaille schlagen, auf der mehrere Dichterbilder ihren Führer Homer umringen, und schrieb darum: „Alfieri, der Ritter Homer's (Omeri Chirgoni), hat ihm eine Ehre erwiesen, göttlicher als die, welche Könige spenden."

Eine wilsame, abenteuerliche Kraft erfüllte das in ihm schlummernde Talent zum Durchbruch bringen. In Florenz sah er Louise Stolberg, die Gräfin von Albany, die Gemahlin Karl Eduard Stuart's, der nach dem Verlust der Schlacht bei Culloden im Gasthause Vergessenheit und Selbstbetäubung suchte. Vor den Statuen in den Uffizien wurde die Freundschaft des Dichters und der Fürstin geschlossen, die, merkwürdig genug, bis an das Lebensende Alfieri's und noch über seinen Tod hinaus dauerte. Louise Stolberg lebte in unglücklicher Ehe; ihre Mutter, sie selbst war von dem Namen des Prätendenten, dem Glanz geblendet worden, der selbst von der verlorenen Krone noch über ihn ausströmte. So weit gingen die Mißhelligkeiten beider Gatten, daß Alfieri, der doch die Mitschuld dieser Feindschaft trug, den Großherzog Leopold von Toscana ersuchte, die Gräfin Albany vor ihrem eigenen Gemahl zu schützen. Eine Zeit lang verbrachte dann die Gräfin in einem florentinischen Nonnenkloster; der Tod des Prätendenten befreite sie 1788 von der gehaßten Fessel. Es bedürfte einer großen Aufrichtigkeit, den Einfluß zu schildern, den sie auf Alfieri geübt, ihn selbst und seine Dichtungen eingehender zu betrachten; denn zunächst sind diese Zeilen von einem Neffen Amely Böltes: „Vittorio Alfieri und seine vierte Liebe oder Turin und Florenz" (zwei Bände, Berlin, Janke, 1861), hervorgerufen.

Vielleicht ist der schwerste nicht zu widerlegende Vorwurf, den man gegen diese historischen Memoirenromane erheben kann, der, daß ihre poetische Gestaltung durch ihre Schlußlosigkeit unmöglich gemacht wird. Der Tod, irgendein anderer Zufall ist das Ende des Lebens, der Ausgang eines Verhältnisses, aber nicht der Schluß eines Kunstwerks, der auf Nothwendigkeit beruhen soll. Es macht einen unbefriedigenden, peinlichen Eindruck, wenn Amely Bölte ihr Werk mit der Trennung der Liebenden in Florenz schließt und lakonisch, ohne jede Vermittelung eine Seite nachher berichtet, daß Alfieri [illegible] gestorben, in der Kirche Santa Croce zu Florenz begraben ruht, unter dem Denkmal, das, von Canova's Hand, die Gräfin von Albany ihm gesetzt. Wie alle Bücher der fleißigen Verfasserin, beruht der Roman auf gründlichen Studien; für Florenz, wie man aus der lebhaften Schilderung der Arnostadt leicht bemerkt, auf eigenen Anschauungen. Der stürmische, leidenschaftliche, alles jäh aufgreifende und ebenso hastig wieder von sich werfende Charakter Alfieri's ist in einigen großen Strichen richtig angelegt;

Feldprofoß (mit lauter Stimme).

Im Namen Seiner Majeſtät, des ſieghaften und ruhmgekrönten Königs Carls des XII., Königs zu Schweden, Herzogs zu Ingermanland, Liefland und Pommern. (Trommelwirbel.) Hiemit kund und zu wiſſen, daß, da Seine Majeſtät für gut befunden, die ſchon von höchſtſelig Allerhöchſt Ihrem Vater ausgeſprochene Todesſtrafe über den Johann Reinhold von Patkul aus Liefland zu beſtätigen, Jedermann, ſo dieſen Erzlandesverräther todt oder lebendig ausliefert oder ſonſt behülflich zu ſeiner Verhaftnahme iſt, von Seiner Majeſtät einen beſondern Recompens und höchlichen Dank zu erwarten hat. Imgleichen werden die Rechtfertigungsſchriften, ſo dieſer Erzfeind Schwediſcher Nation mit Hülfe des gewiſſenloſen Schöppenſtuhls zu Leipzig und des Halleſchen Profeſſors Chriſtian Thomaſii Lateiniſch und Deutſch hat ausgehen laſſen, als trügliches Lügengewebe und ohnmächtige Pasquille auf die Glorie derer ſchwediſchen Regenten aboliret und hiemit ſchimpflich durch Henkers Hand öffentlich verbrannt. (Die Freiknechte werfen Papierballen ins Feuer, ſo daß die Flammen hoch aufſchlagen.) Hoch lebe der König!

Alle (entblößen das Haupt und ſprechen leiſe nach).

Hoch lebe der König! (Dann ſetzen ſie ſogleich Hüte und Helme wieder auf. Trommelwirbel. Die Soldaten marſchiren ab. Die Offiziere empfehlen ſich mit kurzer militairiſcher Begrüßung dem General Renſchöld.)

das „Weltschmerzliche", von dem er nicht ganz frei, ist mit Vorliebe, aber immer in ergreifender Weise gemalt; ich bedauere, daß die Verfasserin sich ihres „gemischten Publikums" nicht die Würdigung der dichterischen Thätigkeit Alfieri's unternommen; die Aufgabe hat ihre Reize, weil die Tragödien Alfieri's alle in demselben Rahmen Goleni gehalten sind und aus den Banden der französischen Kunstregeln nur durch ihre tiefe Innerlichkeit hervorragen, die aber zuletzt auch den geduldigsten Leser ermüdet — eine Mode, die ewig „Tod den Tyrannen!" ruft. Alfieri wie Dante gewinnt man durch ihr Leben lieb, und einmal in diesen Studien, hätte die Verfasserin sie auch zu dem Ende führen sollen, an dem ihr Held nicht nur als Don Juan und in den Worten seiner Freunde, sondern sichtbar vor allen als großer Dichter dastehe. Gleiches Lob wie der Schilderung Alfieri's gebührt dem Bilde Karl Emanuel's von Sardinien, der vielleicht noch wahrer und lebhafter erscheint, während der Prätendent zu sehr die Schattenseiten seines Wesens, die Grämn einseitig ihre Tugenden herauskehrt. Den innewohnenden Mangel dieser Romanform, das willkürliche Auseinanderreißen von historischen Thaten, hat die Verfasserin nicht überwunden; Alfieri's Geschick allein verbindet den zweiten mit dem ersten Theil. Die sehr gelungenen Schilderungen des tuscischen Hoflebens stehen in der losesten Anknüpfung mit den Bestrebungen und dem Leben Alfieri's, auf den der Wahrheit nach der Hof nie den Schatten eines Einflusses geübt.

Im übrigen sei das Buch der Leselwelt empfohlen. Es macht sie in der einmal beliebten spielenden Weise mit einem Manne bekannt, dessen Geist und Tonkunst auf die Gebildeten Italiens bestimmend eingewirkt hat, dessen Leier zuerst wieder seit mehr als dreihundert Jahren auf den Ruinen Roms von Freiheit und Vaterland klang, der darum wie die beiden, deren Asche neben ihm ruht, Machiavelli und Michel Angelo, weit über die Halbinsel hinaus der Welt und der Unsterblichkeit gehört.

Karl Frenzel.

Die Wasserwelt.

Von J. Rodenberg.

Das gesammte aus dem Wasser hervorragende Land der Erde würde, wie uns in der Schule gelehrt worden, kaum hinreichen, den Stillen Ocean zu bedecken und auf je sechzehntausend Meilen Wasser kommen nur zehn Meilen Land. Welch eine ungeheure Wüste!

Eine Wüste? — Die ist es keineswegs. Allerdings sprechen wir von der „großen Wasserwüste" und denken uns dieselbe als eine wüste Heerstraße für die Nationen der Erde, die aber an und für sich weiter nichts ist als eine kahle Fläche von Salzwasser, auf welcher die Schiffe von Wind und Wogen umhergeschleudert werden.

Und doch belebt der Boden des Meeres ans Hügeln und Thälern, Quellen, Bergen und Pflanzen, die sich von den unsern nur durch die Art und Weise ihrer üppigen Vegetation unterscheiden.

Aber nicht blos diese Hügel und Ebenen sind mit unzähligen Gestaltungen bevölkert, sondern auch in der großen durchdringenden Flut wimmelt eine Wasserzone über der andern von Leben und Bewegung. Die eine Gattung Seethiere bevölkert die Region zwischen dem hohen und niedrigen Wasserstande und vermocht sich durchaus nicht mit den Geschöpfen der unmittelbar darunter liegenden Sphäre, welche letztere ihrerseits den ihnen angewiesenen Platz auf ebenso exclusive Weise bewahren.

Und so gibt es zehn solcher Zonen, ehe man in tiefem Wasser den Boden berührt, gerade so wie es in einer Residenz von dem König an bis herab zum Bettler vielleicht zehn verschiedene Schichten der Gesellschaft gibt, von welchen jede eine Welt für sich bildet.

Wenn aber der Umfang des Meeres ein ungeheurer ist, so ist die Menge seiner Bewohner nicht weniger unermeßlich und alle — Aale, Schalthiere, Meßmuscln, Polypen u. s. w. — sind dabei unglaublich fruchtbar. Die unermeßliche Nachkommenschaft einer einzigen erwachsenen Auster kann 1,000 Tonnen füllen und in den Polarmeeren ist das Wasser durch die kleinen sogenannten Kiemenfüße, welche die hauptsächlichste Nahrung des Wallfisches ausmachen, oft hunderte von Meilen weit ganz eigentlich grünlich. Welch eine ungeheure zahlreiche Nachkommenschaft in dem Regen der Asche enthalten ist, darf als etwas so Bekanntes vorausgesetzt werden, daß wir hier nicht weiter darauf einzugehen brauchen.

Aber nicht blos als ein Schauplatz unendlichen Lebens ist das Meer zu betrachten, sondern auch als ein großer Begräbnißplatz.

Unzerstörliche, beziehungsweise thätige Kräfte bewirken eine allmähliche unaufhörliche Versteinerung

der Höhen und Tiefen auf der Oberfläche unserer Welt. Wir selbst sind gerade noch zeitig genug geboren, um die letzten verschwindenden Spitzen eines großen, jetzt in dem Stillen Ocean ertrunkenen Continents zu sehen, wo seine höchsten, noch nicht unter Wasser gesetzten Berggipfel als unzählige Inseln hervorragen, an welchen die Korallenpolypen sich anbauen.

Diese unterirdischen Kräfte aber haben auch an dem nimmer ruhenden Meere selbst einen rüstigen Verbündeten. Wie die Strömungen des Oceans das Land hinwegwaschen, werden wir später sehen; wir brauchen aber blos die nächste Seeküste ins Auge zu fassen, um uns sofort zu überzeugen, daß schon die Thätigkeit der Luft fortwährend beschäftigt ist, Land abzuknuspern und es zu Brei zerkaut hinwegzuführen, um den unersättlichen Bauch des Oceans damit zu füttern. Auch die Flüsse spülen den Boden hinweg, durch welchen sie fließen, und führen eine bedeutende Quantität Land seewärts.

Aus der Wasserwelt steigen Dünste auf und bilden Wolken. Diese ziehen über unsere Köpfe und fallen als Regen herab, um der Arbeit des Landmanns Gedeihen zu geben. Sie spülen aber auch das große Meer. Sie spülen den Boden von Bergabhängen und wenn sie nicht wieder als Luft aufsteigen, um neue Wolken zu bilden, so bilden sie Ströme und Quellen, welche den Boden fruchtbar machen und gleichzeitig noch mehr Land für das hungrige Meer hinwegschwemmen.

Selbst der Granit gibt nach. Der Regen oder der in seinen Poren enthaltene Wasserdunst, welcher sich mit der wechselnden Temperatur ausdehnt und wieder zusammenzieht, macht allmählich die äußere Rinde rissig, bis endlich ein Morgenthauchen hatten kann. Das Moos hält noch mehr Feuchtigkeit auf dem Steine zurück; das Wasser und die Thätigkeit der Vegetation lockern den Stein immer mehr und er mischt sich mit den verwesenden vegetabilischen Stoffen. Damit hat die Verwandlung in lockern Boden begonnen; der Mensch wird Nutzen davon haben, im Laufe der Zeit aber wird dieser neugeschaffene Boden dennoch dem Meere anheimfallen.

Die auf diese Weise auf dem Boden des Meeres niedergelegten Trümmer von Gesteinen bauen dann Schichte auf Schichte künftiges Land. Diese Schichten erzählen uns von der grauen Vorzeit und bergen Skelete von Geschöpfen, die vor vielen tausend Jahren gelebt haben.

Der Mensch kam, wie wir wissen, erst spät in die Welt. Wir graben ihn niemals als Zeitgenossen jener Geschöpfe aus und erst jetzt werden seine Gebeine und seine Werke in dem großen Begräbnißlage niedergelegt. Welche Rotten in die Tiefe hinabgesunken sind, wissen wir; wir wissen, wie viele Monumente des Menschen in dem Schlamm unseres Zeitalters begraben werden, um vielleicht später durch eine von uns ganz verschiedene Gattung Menschen wieder ausgegraben zu werden. Man kann sich nicht recht an den Gedanken gewöhnen, daß man vielleicht später einmal als ein Relikt figuriren soll. Das Mammuth, das Mißurium, der Ichthyosaurus und wie alle diese vorsündfluthlichen Bestien heißen mögen, dachten es aber auch nicht und doch ist es so mit ihnen gekommen.

Vor etwa dreihundert Jahren geschah es einmal in England, daß beim Uebergange eines Heeres über einen tiefen Fluß die Kiste, welche die Kriegskasse enthielt, durch Umschlagen eines Kahnes in das Wasser fiel und, da die Zeit drängte, auch nicht wieder aufgesucht werden konnte. Vor etwa zehn Jahren nun legte man an dieser Stelle gesundenes Felsenkalk, welches harter Sandstein zu sein schien, alle, die es sahen, in Erstaunen. In seinem Innern nämlich fand man, als man es zerschlug, eine Masse schöner Münzen und bei näherer Untersuchung ergab sich, daß sämmtlicher Sand, in welchen nach dem Verlaufen der Kluft die Münzen hineingesunken, durch die chemische Wirkung der eisernen Reifen, womit die Kiste beschlagen gewesen, in förmlichen Felsen verwandelt worden war.

Von den Menschen findet sich in der geologischen Vergangenheit keine Spur; in der geologischen Zukunft aber wird es eine Lust sein, nach ihm und den Erzeugnissen seiner Hände zu graben, die jetzt sorgfältig in die Tiefen der Wasserwelt gebettet werden.

Ein Theil des in das Meer gespülten Kalkes wird von zahllosen Thieren benutzt, welche sich Schalen oder Muscheln daraus machen. Dennoch aber ist es fast gewiß, daß die Schalen der Mollusken und anderer Seethiere nicht einzig und allein aus dieser Quelle hervorgehen. Weit wahrscheinlicher ist, daß die Basis des Kalkes, das sogenannte Calcium, kein Element ist, obschon wir es so nennen, solange wir es nicht in einfachere Formen aufzulösen wissen. Wahrscheinlich ist es kein Element, sondern wird durch die Thiere aus seinen im Seewasser vorhandenen

Bestandtheilen erzeugt. Wenn dem so ist, so ist ein großer Theil der englischen Kreide früher einmal Meer gewesen, denn diese Kreidefelsen sind nichts anderes als eine Ansammlung von Myriaden mikroskopischer Geschöpfe, deren Ueberreste auf dem Boden des Oceans gelegen haben und später in Kreideschichten von ungeheurer Stärke emporgehoben worden sind.

Der Ocean ist aber nicht blos ein Vernichter, sondern hilft auch durch seinen Boden Riffe aufbauen, bis sie über den höchsten Wasserstand emporragen. Er fängt in seinen Strömungen Nüsse und Samenkerne auf und trägt sie geduldig an fremdländische Küsten und bildet kleine Inseln, die dann bald von einer üppigen Vegetation erblühen. Der nimmer ruhende alte Ocean faßt ein Ganzes und trägt es auf einer Strömung weit aus dem Angesicht des Landes hinweg. „Kommt mit mir, ihr guten Männer und Frauen!“ brüllt der alte Bursche und wirft sie dann auf die Insel, die er unlängst geschaffen, und hier wohnen sie nun, weil sie müssen, und ihre Nachkommen bevölkern sie.

So trug auch das Meer selbst, von den Passatwinden unterstützt, nicht wenig dazu bei, die ersten Schiffe von Europa nach Amerika hinüberzutragen, und die Strömungen des Oceans haben, so wenig auch die Hilfsmittel bisher darauf gerichtet zu haben scheinen, eine bedeutende Rolle in der Geschichte der Menschenwanderungen.

Aber wodurch werden diese Strömungen verursacht? Die Antwort auf diese Frage ist nicht schwer. An den Polen ist das Wasser so kalt, daß man es statt des Eises zum Kühlen des Champagners benutzen könnte, und an dem Aequator ist es fast warm genug zum Baden. Wenn das Wasser warm wird, so dehnt es sich aus — der siedende Topf läuft über — und erkaltet der Ocean irgendwo stets genug ist, um eine Dampfwolke darin sieden zu können, so sieht sich doch die große Wassermasse unter dem Einfluß der tropischen Hitze über die gewöhnliche Linie und strömt nach den Polen, um ihren Platz von dem herbeiströmenden kalten Wasser einnehmen zu lassen.

Ganz auf dieselbe Weise schwillt die Luft, welche ein zweiter Ocean ist, an dem Aequator auf und strömt ihre Säulflut nach Norden und Süden über die kältere Strömung, welche herbeieilt, um den leeren Raum zu benutzen und sich zu wärmen. Ist sie warm geworden, so steigt sie ebenfalls empor.

Dies ist eine Thatsache, die durch eine zweite bestätigt wird.

Die Erde dreht sich um ihre Achse. Wenn man eine Stricknadel durch die Mitte einer Citrone der Länge nach hindurchsticht und die Citrone um die Nadel herumdreht, so hat man ein Modell der sich um ihre Achse drehenden Erde. Die Nadel ragt oben aus dem Nordpol und unten aus dem Südpol hervor und wenn man an der Hälfte zwischen diesen beiden Polen eine Linie in die Citrone einritzt, so ist dies die eingebildete Linie, welche man den Aequator nennt. Nun nehme man zwei kleine Stecknadeln, stecke die eine auf den Aequator und die andere in die Nähe eines der beiden Pole. Dann lege man die Citrone in umdrehende Bewegung, wie die der Erde von Westen nach Osten, und mache dann genau eine einzige Umdrehung. Man wird bemerken, daß dann die eine Nadel einen weiten Raum, beziehungsweise um die ganze Stärke der Citrone herum durchlaufen, die andere dagegen nur einen sehr geringfügigen Weg zurückgelegt hat und auf dem Pol selbst sich gar nicht umdrehen würde.

So dreht sich auch auf dem Erdball alles auf dem Aequator oder in der Nähe desselben weit rascher herum als irgendwo in der Nähe der Pole. Diese Bewegung theilt sich allem mit, gerade so, wie man die Bewegung eines Eisenbahnzuges theilt; denn wenn der Zug plötzlich seitlich in voller Geschwindigkeit halt machte, so würde man sich unfehlbar an der gegenüberstehenden Wand des Wagens den Kopf zerschmettern.

So behalten auch Luft und Wasser, die in gewaltigen Strömungen von dem Aequator ausgehen, weil sie sich, indem sie sich den Polen nähern, nicht zugleich in die langsame Bewegung schnellen können, ihren Schwung noch eine Zeitlang bei und scheinen in östlicher Richtung schneller als in nördlicher und südlicher weiter.

Die von den Polen herkommenden langsamen Züge dagegen werden durch die schnelle Bewegung der Erde unter ihnen überholt und da sie eben selbst sich nicht zugleich beeilen können, so bleiben sie zurück und nehmen eine westliche Richtung.

Durch diese Bewegung der Erde wird daher den großen Aequator- und Polarströmungen sowohl der Luft als des Wassers eine sich durchkreuzende Richtung mitgetheilt.

Daneben verursachen örtliche Eigenthümlichkeiten, Lage von Inseln und Continenten, Wärme

und Berg, Land und Wasser u. dergl., lokale Abweichungen der Temperatur und eine jede solche Abweichung macht eine Strömung oder verändert dieselbe. Was die Luft betrifft, so wissen wir alle, wie viele plötzliche Veränderungen des Windes einem Gebirgsdorfe eigenthümlich sind, wo ein See, ein Thal und ein Berg eine fortwährende Oscillation verursachen und plötzlich verschiedener Sonnenschein hinreicht, den Wind sich erheben zu lassen. Mechanische Hindernisse, wie z. B. Bergspitzen in dem Bett des großen Oceans der Luft, verändern natürlich auch seine Strömungen, und die großen Strömungen der Wasserwelt werden durch die Continente und Inseln, auf welche sie stoßen, gespalten, abgelenkt und geleitet.

Große Strömungen ergießen sich wie gewaltige Flüsse durch die Ebene des Oceans und durch Naturgesetze ein- für allemal geregelt, über sie, obschon ihre Ufer nur Wasserufer sind, sind ebenso scharf begrenzt, als ob diese Ufer von Granit aufgemauert wären. Diese Strömungen sind permanent; außerdem aber gibt es noch andere, die durch periodische Winde, Fluten u. s. w., sowie auch veränderliche, die durch das Schmelzen des Eises und andere nicht nach bestimmten Regeln eintretende Zufälle verursacht werden.

Folgen wir nun einmal dem großen von dem Südpol ausgehenden kalten Strom. Aus dem Bereiche des Eises und in der Nähe des Polarkreises ergießt er sich den Stillen Ocean hinauf, zuerst in westnordwestlicher Richtung, dann nordöstlich, dann noch entschiedener nach Osten, wenn er vielleicht durch die Küste von Südamerika genöthigt wird. Es ist ein Salzwasserstrom von ungeheurer Breite und schlägt an die südamerikanische Küste des Stillen Meeres an, die durch seine Einwirkung jene hohle Form gewinnt, welche man auf der Landkarte bemerkt. Dieses Hemmniß der südamerikanischen Continent theilt diese große Strömung in zwei Theile, von welchen der eine sich südlich wendet, um das Cap Horn herumgeht und in den Atlantischen Ocean einweicht. Der andere, der Peruanische oder Humboldtsstrom, bewegt sich die Küsten von Chili und Peru entlang. Zwischen diesen beiden Theilen wird eine große Masse des südlichen Stroms, welche nicht den Continent erreicht hat, unter ungefähr 35 Grad Breite und 80 Grad Länge zurückgeworfen und bildet den südlichen Theil des Aequatorialstroms, in welchen gleich darauf auch die in nordöstlicher Richtung an der südamerikanischen Küste hinaufsteigende Wassermasse hineingedrängt wird.

Der nördliche oder Humboldtsstrom, welcher sich an dem Continent von Valparaiso bis beinahe Guayaquil hinbewegt, hat selbst unter dem Aequator noch nicht seine ganze Kälte verloren. Bei Punta Parina, ehe er Guayaquil erreicht, biegt er ab, geht um die unter dem Aequator liegenden Galapagosinseln herum und bringt ihre Temperatur um zehn Grad herab. Dann fließt er mit dem großen Aequatorstrom, von den Winden begünstigt, in westlicher Richtung weiter. In der Wüste von Unter-Peru, die nur wenige Fuß hoch über dem Wasser liegt, ist die durch diese Polarströmung verursachte Kälte unverkennbar und zu einer gewissen Zeit des Jahres hüllen in Lima von ihr Nebel auf, welche die Morgensonne wie einen Mond erscheinen lassen, bald nach Mittag verschwinden und des Nachts reichlichen Thau zurücklassen. Kautenfahrer, besonders zwischen Pisco und Lima, kennen häufig das Land nicht sehen und die Strömung trägt sie nicht selten über das Ziel ihrer Bestimmung hinaus. Die dreihundert geographischen Meilen von Valparaiso bis Callao werden, wenn Wind und Strömung günstig sind, oft in acht oder neun Tagen zurückgelegt, während die Rückfahrt von Callao nach Valparaiso zuweilen fünf bis acht Wochen Zeit erfordert.

Der große, westlich liegende Aequatorstrom enthält den ganzen Südpolarstrom mit Ausnahme des Theils, welcher um das Cap Horn entwichen ist, und wird natürlich auch durch Strömungen vom Nordpol gespeist. Diese gewaltige Wassermasse, welche den dritten Theil der Entfernung von Pol zu Pol einnimmt, läuft durch das große Intervall zwischen Australien und China, während ein Theil davon sich nördlich abzweigt und sich als warme Strömung die östliche Küste von Japan entlang bewegt.

Wir folgen nun jener Hauptströmung in den Indischen Ocean, machen aber, ehe wir das Stille Weltmeer verlassen, auf die Thatsache aufmerksam, daß die Vortheile der Dampfschiffahrt vor der Segelschiffahrt nirgends auf so eklatante Weise zu Tage treten als an den Küsten von Chili und Peru. Ein Dampfer, welcher Guayaquil vier Wochen nach einem Segelschiffe verläßt, kommt gleichwol in den meisten Fällen noch eher nach Lima als letzteres.

Die Strömungen in dem Indischen Ocean sind infolge der fast unwandelbaren Winde unge-

mein komplizirt, sodaß wir uns hier nicht mit erschöpfender Ausführlichkeit darüber verbreiten können. Es genüge daher, wenn wir sagen, daß der große, immer weiter westlich fließende Aequatorialstrom gegen die Küste von Afrika anschlägt. Da er hier natürlich nicht hindurchkann, so strömt er südlich zu beiden Seiten von Madagaskar und um das Cap herum, vor welchem ein Gegenstrom in das Atlantische Meer hinausgeht.

Nachdem der Hauptstrom das Cap passirt hat, wendet er sich nordlich und wird durch die Form des Landes zwischen Benin und Sierra Leone abgelenkt, aber nicht von dem Lande selbst, sondern von dem Rande eines wiederkehrenden Stroms, der sich an dieser Küste hinbewegt.

Die Geschwindigkeit des Hauptäquatorialstroms beträgt, beiläufig gesagt, an einigen Stellen sechs, an anderen aber bis achtzehn geographische Meilen in einem Tage.

Nachdem er einen nordwestlichen Zweig abgegeben, tritt er nun unter dem Aequator und mit einer Temperatur von 28 Grad die Ostspitze von Südamerika. An dieser beicht er sich. Sein südlicher Arm nimmt die Richtung nach dem Cap Horn auf und geht, des langen Verlaufs abertrüftig, wieder nach Süden in das Stille Meer. Der andere stärkere Arm dagegen strömt nordwärts durch die westindischen Inseln in den Mittelmeerischen Meerbusen.

Die Umrisse des Festlandes und der Inseln werden natürlich nicht blos durch die Wirkung der Strömungen, sondern auch durch die geologische Beschaffenheit des Bodens bestimmt. Lockerer Boden läßt sich leicht hinwegspülen, während festen dem Wasser eine feste Schranke entgegensetzen. Die westindischen Inseln sind daher weiter nichts als die harten felsigen Theile einer alten Küstenlinie, die der fortwährenden Bewegung eines Stroms widerstanden haben, welcher seit Jahrtausenden thätig gewesen ist und die weicheren Theile hinweggerissen hat.

In dem fast ringsherum von Land umgebenen Meerbusen von Mexico bietet das Wasser, welches nun schon seit langer Zeit immerwährend Wärme in sich aufgenommen, den größten Gegensatz zu dem eisfalten Zustande, in welchem es seine Reise antrat; denn nicht weit von der Mündung des Mississippi zeigt die Temperatur bis auf 85 Grad. Wenn du, lieber Leser, ein Thermometer hast und ein wenig Wasser bis zu diesem Punkte erwärmst, so brauchst du nicht blos den Finger hineinzustecken, um genau zu wissen, wie weit wir jetzt von der Nord- und Ostsee durchdringenden Kälte des Südpols entfernt sind.

Da der Strom fortwährend in den Golf oder Meerbusen hineinfließt, so muß er natürlich auch fortwährend wieder herausfließen. Dies geschieht zwischen Florida und Cuba und der Strom heißt nun der Golfstrom. Dieser bewegt sich nordlich weiter, geht endlich von der großen Bank von Neufundland quer durch das Atlantische Meer, und kehrt dann, sich in eine Menge Gegenströmungen zersplitternd, wieder dahin zurück, woher er gekommen.

Kaum weniger interessant als Maury's alte Entdeckung des Golfstroms ist eine erst in neuerer Zeit und stückweise gemachte Entdeckung von dem Kreislaufe des Wassers. Obschon das ganze gewaltige System noch nicht in allen seinen Theilen anatomirt ist und viele aber jene Gegenströmung noch nicht ihre gründliche Erklärung gefunden hat, so hat man doch die Hauptschläge aber klargelegt und das Herz des Wassers in dem großen Südmeere gefunden. Hier ist es, nicht blos weil die angrenzende Kälte des Südpols innerhalb die Thätigkeit in dieser Richtung bestimmt, sondern auch, weil hier eine weite Meeresfläche — die unterzutheilte des ganzen Erdballs — und diese für alle Eindrücke empfänglich ist. Das Stille Meer enthält eine Menge natürliche Abtheilungen — Arme, Buchten und Inseln. Am Nordpole wird die große Meeresfläche durch die Continente von Europa, Asien und Amerika eingeengt. Daher finden wir in dem ungeheuren Wasserbehälter, welcher den hohen Continent des Südpols umgibt, das Herz des großen Kreislaufs und nicht blos die großen Meeresströmungen haben hier ihre Entstehung, sondern hier beginnt auch der Kreislauf von Ebbe und Flut, worauf wir vielleicht später einmal in einem besonderen Artikel zu sprechen kommen.

Die große Wasserwelt dient nicht blos zu den Verbindungen des Lebens und Verkehrs, sondern auch als Landschaftsbild als ein Apparat zur Regulirung unseres Klimas. Kalte Strömungen beherrschen die Herrschaft der Sonne und warme Ströme schmelzen die ihre Grenzen überschreitenden Eisberge.

Dies ist aber noch lange nicht alles. Eine große landschaftliche Eigenschaft des Wassers ist Kraft zu überall zu erkennen. Der Mensch baut eine schöne, bewunderungswürdige Maschine, in

welcher viele Räder und Zähne ineinandergreifen, um vielleicht ein Stück Spitze zu machen. Dann macht diese Maschine allerdings Spitzen, aber weiter nichts. Die Werke der Natur sind unvergleichlich einfacher und dennoch ist darin nichts so klein, daß es blos um eines einzigen Zweckes willen geschaffen wäre. Die Erdachse ist ein wenig seitwärts geneigt und unser Polarkreis, unsere langen und unsere kurzen Tage, Frühling, Sommer, Herbst und Winter mit Millionen sie begleitenden Erscheinungen sind die Folge davon, und ein Grashalm, ein Klümpchen Erde ist in allen seinen Beziehungen, zum Ganzen betrachtet, nicht weniger wunderbar als die ungeheuere Welt des Wassers.

Ein deutsches Herz.

Am Giebel ein Nest ist zimmermüd und still,
Vom Wald herüber trat nun der Kuk des Kuckuckweibs
Und hell tat Gackelhähnen; zuweilen aus dem Nebi
Klingt noch ein Wachtelruf mit hellem Schrei empor;
Durch Gut verstummt die Sänger im Busche allesamt!
Sie gingen alle schlafen schon mit dem Sonnenstrahl.

Still ist's, am Tanzungsplatz nur, dort, wo der Tanzbär haust.
Da ist noch gar lebendig die laute Menschenwelt.
Dem Bären rüstig Burschen die schweren Ketten schütteln;
Der Raggelweiber Lärm, das Dudelsackgequäke,
Der Pudagrer Schimpfen und der Matzchen Schmeicheln
Will gar kein Ende nehmen, bis bei des Mondes Schein
Den Tanzen tobt der Tummler. — — —

— — — — Manch ans dem Schrein Gebo
Gar manche Trachten flatternd. Bierleutinnen bieten
Sich schmuck Gigerletten. Es kichern mit dem Jüngling
Nur schlanken Bill behaglich am Tanzplatzbrunnen;
Die lauschen dem Musikanten, wie er so schalkhaft wispelt,
Die schielen nach dem Bader, der ernsthaft Spitzen schneidet.

Und Deutsche sagt das Tanzlicht. Ein Weib mit hellem Kinne
Sie sagt mit ihrem Weben auf ihrer Kinderspinde
Der Frau und ihr zur Seite, da steht ein deutscher Mann.
Ein Deutscher, der die Schlacht der Neuen Welt gewann;
Ein Deutscher einst, aus Bayern zum Staate Wisconsin'
Ihn drängt es wieder, zur Heimat, zur Alten Welt zu ziehn.

— — — — — —

„Was Ihr auch sagen mögt, ich bleibe doch dabei.
Hier in dem Land der Freien ruht ich mich wohlgut aus!
Der deutschen Rechtlosigkeit, der alten, rammen Plage,
Ich hab' von Grund der Seele das alles abgethan!
Ich war auch einst »gemütlich«, ein tüchtig »deutsch Gemüthe« —

Gar manches spendete auf meine Herzensgüte!
War wo ein kranker Landsmann, der kam zu mir gekrochen,
Der meinem guten »Herzen« vertrauend sich anschmiegen;
Dann zog ich meinen Beutel, dann gab ich meinen Wein —
Dann machte mir wohlmütig und — lachte hinterdrein!
Dann warf ich arm, O Himmel, mit Flüchen die Taschentücher,

Die theuren, braven Freunde, die sind mich »Bruder« sammten?
Was einer war bei andre! — Ich dachte: Fahret hin!
Ich hing sie an den Nagel, den deutschen Gleißsinn
Mit dem Gemüth, dem biedern, mit all den Siebensachen —
Das lehrte mich das Elend! — ich sein Geschäft zu machen!
Wo Welt und Kind noch Welten ging's, wo mir's wohl behagt! —

Ihr zieht nach Deutschland wieder, so hab' Ihr mir gesagt
Nun, Glück zu Eurer Reise! Glück Euch und Eurem Kind! —
Hört, hört Euch vor Menschen! Noch so »gemütlich« sind!
Im Grund sind's doch nur Lumpen, bald tief so flug, bald dumm, —
Und ich bin selbst nicht besser als alles Publikum!
Was Freundschaft, Ehr' und Liebe! Ich hab's herausgefunden,
Die allerbesten Freunde, das sind die guten, runden!
Die Tugend lebt im Geldsack und nicht in dem Gemüthe!
Madame, Glück zur Reise, ich geh' in die Kulisse!"

So spricht zu seinem Weibe ein Mann vom deutschen Stamme.
Die Deutsche hebt die Stirne: „Wie hat des Herzens Flamme
Erblickt die schönste Gulgier! Dem Himmel Dank, mein Kind,
Daß wir aus diesem Lande nun bald entronnen sind!
Denn wahrlich du wirst hinter solch herzlos kalter Mann,
O weich ein elend Leben hast' mit mein Leben dann!
Nein, anders sollst du werden, du, der von allem Lieben,
Was ich auf Erden hatte, allein mir noch geblieben!
O, würdest du mir fremd, mit wär' es hart zu Dich!
Komm', liebes Kind, und schaue, wie schön der Himmel ist!"

— — — — — — —

Der Dampfer zieht sein glatter, es weht Abendwind,
Es weht ihn einzig Fähnchen, das Spiel der Wogen tobt
Wie blanker, klarer Spiegel so weit und breit der See,
Voll steht der Mond darüber auf wolkenlosen Höh.
In seinen Silberstrahlen die Segeln alle glühn,
Die von des Dampfers Rädern so weiten Bogen sprühn.
Die Schlotstern glänzt licht an den Schiffs Seiten,
Rund seine einzge Welle umgeben sie allen Weiten.
Nein liegt der Strand, der schöne, der schattenumhangte, grüne,
Das Tanzen scharfes Zirpen, das Stimmen der Musikanten,
Das war allein durchbricht hier die stille Abendruh!

— — — — — — —

Nun von dem Verdecke schaut vom Nachtgelagerchen zu
Das Weib mit seinem Kinde, den kleinen Burschen traut
Das Spiel, wie singt die Schaumtal die Meerperlen traut,
Und in die Handchen klatschet der kleine, kluge Mann
Und ruft: „Sieh da, o Mutter! Sieh nur!" so laut er kann
„Sieh doch, Mama, wie schön ist's!" Dann hebt er an zu schreien:
„O sieh doch, sieh doch, Mutter, dort, dort im Monde schreien!
Da geht ein Mann, ein schwarzer, an seiner Schulter Last!"
Das Kind liegt das Köpfchen so tiefer Mutter Brust

„Das sind den schwarzen Mann drei!“ Stets, auf den Weltenkreisen
Seh' ich den Schwarzen immer auch unserm Schiffe greifen!“
Die Knaben blonde Locken, die Mutter dreifach Gut hat
„Das dichten Daunen Schatten schirmt die ein Mann, mein Kind!“
Komm' unter meinen Mantel und leg' in meinen Schoß
Dein Köpfchen, kleines Mannchen, und schlafe festgemacht!“
In ihres Mantels Falten hüllt sie das Söhnlein nicht,
Dem trocknen bald die Thränen im kleinen Angesicht;
Und eh' der Bub' entschlummert, ist, wie er scherzt und lacht,
Ein Kind vergißt ja alles, wenn Mutterliebe wacht!

— — — — — —

Derweil auf dem Verdecke das Kind schläft bei der Frau,
Steigt sich in der Kajüte nun eine andre Schau:
Da stellt die Weinmeinkaiche im Raume, schwül und dumpf:
Der eine flucht beim Würfeln, der andre bei dem Trumpf!
Den Matrosen ein Pflanzer im buntgestreiften Hemd
Steht bei dem Kapitäne, die Hände eingestemmt
In seine Seiten: „Gentlemen! Hört auf dem Gotte
Verflucht man nicht zu fahren, daß ich's euch gleich gesagt!
Ihr geht wie mit der Schwuchte! Ei, nirgends fahrt man so
Wie Gott will fern im Süden, im Hyll von Martinique!
Da geht es von der Stelle, da hat man auch Art
Auch hier im kalten Norden, da wird zu viel gespart!
Jetzt Klotzchen Eilande sieht ich! Ihr fahrt nicht so schwerer
Daß wir in einer Stunde schon in dem Hafen sind!“
„O, Sir, in einer Stunde! Wir brauchen unterdessen,
Mein Schiff, das heißt die Schwalbe, mit Segel auch wie die Schwalbe;
Es geht mit allen Kräften!“ Da fällt der Pflanzer ein:
„Ich will in einer Stunde im Hafen ledig sein!
Gerade nach meinem Willen, bei Gott, ich halt' es gute,
Ich leg' zu den Proviscillen euch auch noch zehn Pollacke!
Ihr habt nicht Weib, nicht Kinder, drum fahrt nur tollgemute,
Und geht's nicht in den Hafen, so geht's in Abrahams Schoß!“
„Laßt an die Passagiere!“ Der Deutsche ruft es laut
Der Kapitän in Ruhe am Tabak weiter kaut
„So heißt ihr Deutschen immer! Ihr habt ein armes Maul!
Ihr Narren habt ihr nimmer, zu thaten immer faul!
Ihr redet auf Gewinge! Hört, junger Deutscher, mich!
Wer euch heißt's: „All' for Union!“ — Wer sind „Jehu for Sich!“ —
„Macht schnelle Fahrt mit Freude, Euch Lohn's keine Kobolde!
Ich schlage ein, Herr Pflanzer, und damit Gott befohlen!
Zehn Klotzchen und zehn Pollacke! Ha gilt!“ Der Seemann lacht —
„Ihr sprecht von Passagieren! Ein Passagier ist Kracht!
Verschwört Euer Leben!“ Und heimlich hört er flüstern:
„Der Schuft ist wirsch und tückisch, doch er ist gut zu Lüstern!“

— — — — — —

Da steigt der Schiffer Hoheit den zum Maschinenraume
Mit krummem Rücken nieder den Andern folgt ringsum der Matrosen Schaum.
Die schwarzen Heizer grinsen gewaltig auf vom Schüre,
Rotwerfen sich die Kohlen, die Kessel rumoren.

Hoch wallt des Dampfes Säule, hoch auf den Himmelsbogen
Wirft jener Säule Schatten das Mondlicht riesengroß.
Da, plötzlich, welch ein Aufruhr! Die Leppis donnern hinan;
„Ho brennt! Brand in dem Schiffe! Wo ist der Rettungsplan?
Die Pferde scheu ihr läuten! Zieht auf das Nothsignal!“
Da zuckt empor am Mast schon ein mächtig Flammenstrahl!
An den silbernen Streben steigt auf die helle Glut;
Die weißen Blattpetalen, sie leuchten roth wie Blut;
Der Dampf quillt aus den Ritzen mit wild Verderben schwer,
Durch Kapitän und Pflanzer, die sind im Rettungsheer.
Die Glocke dröhnet schrillend und hell die Pfeife gellt —
Umsonst verhallt das Leben im weiten Meeresfeld.
In Bächen aus den Luken die gelben Flammen quellen;
Sie lecken an der Schiffswand und singeln nach den Wellen.
Sie fliegen auf im Rauche, zum Spierwerk lodergleich,
Als wollten sie die Segler am Himmelszelt fassen.
Laut schallt die Maschine, verklommen zu allen Flanken,
Und ringsum am Schiff da hungern Schwertfisch gar an den Planken.
Hier jetzt ein Klagen, ein grauser: „Hilf, Herr!“ ein and'res jammert,
Und hundert Hände halten das Rettungsgerüst umklammert;
Und vor im Winde wallen, die gehen die Wellen nackt,
Ein Suchen nach den Booten, die soll den Kahn gerackt
Im Wahnsinn sollt der Pflanzer: „Ich geb' euch all' den Rest!“
Des Weibes Locken wehen, die Finger halten fest
Und immer neue dringen auf auf dem Plankenraum
Gerade ist die zum Kahne der Nachend enger Raum,
Mit blut'gen Händen greifen sie weit sich nach den Nächsten —
Da dringt es nun, der Nachen: — — „Gott schütze unsre Seelen!“ —
Ein Morgen und ein Nachen auf kahn ein Planenzelter,
Ein Ertrinken und ein Retten — kaum merket Gott die Welten.

— — — — — —

Derweil vom Schiffe treibet ein Boot mit schwerer Last,
Die Mutter auf den Armen, so halten's sich gefaßt
Das Kind liegt auf der Planke, umspannt am Mutterarmen,
Die Arme, sie steht zum Himmel um Hilfe und Erbarmen
Da naht mit mutigem Streben ein Schwimmer ihren Kahn —
Jetzt sieht sein Aug den Nahen, es naht ihm Rettung hin!
„Rettung!“ Er kennt es leider, er kämpft mit allen Kräften
Die Arme sieht sie ihn Blicke auf ihren Nahen heften
Und er stemmt ihn „Himmel, das ist der deutsche Mann,
Der heute Mann, und naht er, verloren Gut mir kann!
Kann liegt das Boot und Leben! Nun muß mein Kind verderben!
O Jesus, ist und gnädig im Leben wie im Sterben!“
Die Deutschen Lippen zittern, ihm wankt der Leben Grund,
Er denkt an seine Kinder, denkt an sein Weib zuhaus
Ausgerissen weit die Arme — Ha, wie es schießt den Fluchs!
Jetzt bei der nahen Schwimmer den Nahen tief ergreift!
Nun stockt er und die Rechte — Da reißt seine Meinen
Die Mutter: „Laß die Planke, o, laß sie meinem Kleinen!“
Und zeitlich schwingt der Knabe sich an die Planke an:
„Mutter, ich will nicht sterben!“ Da kommt der schwarze Mann —

Da geht ein Strahl, ein heller, dem Mann durchs Angesicht —
War es ein Strahl von ihnen, war es das Abendlicht? —
Und in den schwimmenden Augen, welch wirrsamlich Erleuchten! —
War ihm das Aug' vom Wasser, war es vom Thränenfeuchte?

Ihn Seufzer, herzzerreißend! — Er faßt die Planke los
Und sinkt zum zweiten Schwimmer hin in den Abendschoß.

Von Burgein und ein Kochein und dann ein Plätschern,
Von Sprudeln und ein Kochen — dann werden still die Wellen —

— — — — — —

Die Mutter mit dem Kleinen, sie treibt zum hohen Strand.
Gerettet hat nun die Woge im Schilf den toten Vater.
Im Schilfe singt so wunder, so hehr heilige Schweigen.
Für einen wackren Todten, ein schön, heroisch Los! —

Emil Rittershaus.

Anregungen.

Der Maler Franz Buchser in Marokko.

In einer Zeit, wo aus dem urbaren Boden der Poesie und der schönen Prosa neben mancher köstlichen Blüte und Frucht eine so große Menge gemeinen, inhalt- und kraftlosen Gewächses oder widerlichen Unkrautes emporschießt und zu Markte kommt, wird es der Kritik nachgerade unmöglich, den gesammten ihr dargetragenen Vorrath sorgfältig zu prüfen und zu sichten und das wahre Verhältniß aller einzelnen Producte der Lesewelt zur Kenntniß zu bringen. Daher kommen begreiflicherweise am häufigsten diejenigen Werke zu kurz, welche den Namen ihres Verfassers zum ersten male dem literarischen Forum überliefern. Um so mehr ist es Pflicht der Kritik, wenn sich ihr unter vielen ein wirklich vielversprechendes und im Stillen bereits herangereiftes Talent bemerklich macht, demselben die gebührende Anerkennung zu zollen und es zu fernern Leistungen zu ermuthigen. In diesem Sinne glauben wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die Schrift hinlenken zu sollen: „Marokkanische Bilder. Nach des Malers Franz Buchser Reiseskizzen ausgeführt von Abraham Roth" (Berlin, Springer, 1861.)

Der Verfasser hat sich zwar schon seit einer Reihe von Jahren als politischer Publicist in seinem engern Vaterlande, der Schweiz, einen ehrenvollen Namen erworben und in dem Feuilleton des von ihm redigirten Blattes „Der Bund" zu wiederholten malen Proben eines ausgezeichneten Talents zu Reisebeschreibungen abgelegt, vor dem gesammten deutschen Publikum aber tritt er zum ersten mal in den „Marokkanischen Bildern" auf.

Ueber Stoff und Anlage zu dieser Schrift gibt er uns in einer Vorbemerkung folgenden Aufschluß:

„Den jungen Genremaler Franz Buchser aus Solothurn in der Schweiz, dessen Scenen aus dem spanischen Volksleben wegen der Energie der Charakteristik und des Colorits sowol in Spanien und England als auch neuerlich im Vaterlande des Künstlers verdiente Anerkennung fanden, wandelte einen Tags im Spätsommer 1858 auf seinem Lieblingswanderwege dem andalusischen Hochlande, der abenteuerliche Lust an, über die Meerenge von Gibraltar zu fahren und auf gut Glück sich in das Innere von Marokko zu wagen. Gedacht, gethan. Buchser war in seinem Unternehmen so glücklich, daß er bis nach Fez, ja bis in das Innere der Moschee von Mulei-Driß und — was noch mehr sagen will — mit heiler Haut wieder aus der Moschee, aus der Stadt und aus dem Lande herausgelangte.

„Mündliche Erzählungen Buchser's über die interessante und gefahrvolle Fahrt sprachen mich so lebhaft an, daß ich den Freund ermunterte, seine Erinnerungen aufzuzeichnen, auf welchen Fall hin ich mich anheischig machte, das Material für den Druck zu bearbeiten. So sind die nachfolgenden Bogen entstanden. Für die Richtigkeit des Thatsächlichen in diesen Schilderungen wird der Reisende selber gut stehen müssen, die Verantwortlichkeit für die Form der Darstellung trägt der Unterzeichnete."

Ueber diese Form und den sie bedingenden Zweck der Darstellung spricht sich der Verfasser im Folgenden so klar und bestimmt aus, daß wir über den Standpunkt, welchen wir zur Beurtheilung der Schrift einzunehmen haben, keinen Augenblick im Zweifel sein können.

„Die Natur der Reise, welche aus künstlerischer Laune und nicht etwa zum Zweck besonderer Forschungen unternommen wurde, und der Charakter des Reisenden, welcher die ihm neue Welt fast ausschließlich mit dem Auge des Malers betrachtete, schienen es mir wünschenswerth zu machen, daß das speciell didaktische Moment der Reisebeschreibung in den Hintergrund trete und seine Stelle der gewissenhafter Anlehnung an wirklich Geschehenes und wirklich Gesehenes eine Reihe mehr oder weniger abgeschlossener Gemälde einnehme, soweit sie überhaupt mit der Feder, dazu bei den schwachen Kräften des Unterzeichneten, möglich sind. Ich dachte, manche interessante Belehrung werde sich dann für den einen und andern von selbst ergeben. Sollte es bei dieser Behandlung des mir zu Gebote gestellten Materials gelungen sein, den Leser auf einige Stunden derart unter den afrikanischen Himmel zu verpflanzen, daß er gleichsam die Reise mitmacht, mit uns sich freut, mit uns zagt, gleich uns das ganze farbige Getriebe dieser halb civilisirten, halb barbarischen Welt sich auf Auge und Gemüth einwirken läßt, dann ist der Hauptzweck der »Marokkanischen Bilder« erreicht."

Durch diese entschiedene Erklärung des Verfassers sind wir in erster Linie auf eine ästhetische Beurtheilung seines Werkes hingewiesen, und wir gestehen, er hat eine solche getrost herausfordern dürfen; denn

„Marokkanischen Bilder" reihen sich den besten Werken unserer schönen Literatur an.

Ehe wir sie aber von diesem Standpunkt aus näher betrachten, müssen wir bemerken, daß sie uns mehr Belehrung gewähren, als die Vorbemerkung des Verfassers erwarten läßt. Sie enthalten über das Aussehen, die Bevölkerung und die Producte des durchreisten Landes, über die Lage und Bauart der Städte, insbesondere der Haupt- und Residenzstadt Fez, über die Natur und die Cultur seiner Bewohner, der Beduinen wie der Städter, über das Verhalten der Mohammedaner gegen Juden und Christen, über Landbau, Gewerbe und Handel, über soziale und politische Verhältnisse und Einrichtungen, namentlich über die Verwaltung des Staats durch den Kaiser und seine Beichas und das originelle Verfahren des ersteren gegen die letzteren eine reiche Fülle der interessantesten Aufschlüsse, welche durchweg den Stempel der lautersten Treue und Wahrheit tragen. Und deren Werth ist um so höher anzuschlagen, je dürftiger und unzuverlässiger die bisherigen Nachrichten sind.

„Wissen Sie, Herr" — so läßt sich Herr Clement, Buchier's Wirth in Tanger, gegen seinen reiselustigen Gast aus —, „nach Fez ist noch kein Christ gekommen, nur einige Renegaten waren dort. Zwar bei der Capitulation nach der Schlacht am Isly gelangten einige französische Officiere bis an die Thoren der maurischen Stadt, unter welchen die Europäer Fez überhaupt verstehen, der Mauer hingegen Mulei-Driß meint, nach Mulei Driß kamen sie nicht! Man ließ sie in dem Stadttheile stecken, in welchem man die Juden duldet und wo allerdings auch der Palast des Kaisers liegt, allein die heilige Stadt, wie gesagt Mulei-Driß, mit dem weltberühmten Tempel und dem Grabmal des großen Heiligen vieles Namens, durften sie nicht betreten. Sie erblickten die Minarets, nach der von Mekka die geheiligste in allen mohammedanischen Landen, nur von weitem. Kurz, die Herren waren in Rom und haben den Papst nicht gesehen."

Buchier aber ist bis in das innerste Heiligthum der Mauren gedrungen, ihm ist gelungt, was selbst die englischen Generalconsuln in Tanger, trotz des prunkenden Vertrauens derselben durchzusetzen nicht zu wagen haben. Dazu gehörte freilich ein nicht gewöhnlicher Muth. Wurde er als Christ erkannt, so war sein unabwendbares Loos, daß ihm ohne weiteres Kopf und Arme abgeschnitten und auf Pfahl-Kopf, dem „Thor der hundert Köpfe", aufgepflanzt wurden. Der junge Maler, brennend von Verlangen nach Abenteuern und nach Anschauungen, welche seine Phantasie mit den interessantesten Stoffen zu bereichern versprechen, läßt sich durch die Aussicht auf ein solches Ende nicht abschrecken. Er lernt zu Tanger bei einem arabischen Sprachmeister das Allernothdürftigste, das man im täglichen Verkehr braucht und begleitet von einem des Landes und seiner Sitten kundigen Diener, welchen ein glücklicher Zufall ihm in der Person eines französischen Renegaten zugeführt hat, macht er sich zu Pferde auf ins Innere des maurischen Kaiserstaats. Die arabische Tracht, in welcher er sich vom Scheitel bis zur Sohle eingehüllt hat, ist nur das erste und nothdürftigste Mittel zur Sicherung seines Lebens und des Erfolgs seiner Reise. Schon bei der ersten Begegnung mit einer Karawane sieht er sich zu einem frommen Betrug genöthigt; sein verschmitzter Diener hat ihn ohne sein Vorwissen für einen Schrif von Mekka, einen directen Abkömmling des Propheten Mohammed, ausgegeben und in dieser heiligen Rolle, die er bald trefflich spielen lernt, als Sidi-Hadsch Mohammed. Schrif Aus Mekka und Gabi des Großsultans, nimmt er während der ganzen Reise in den Duars der gastlichen Beduinen, bei welchen er übernachtet, und selbst in den Städten, welche er durchzieht, die üblichen Huldigungen der Gläubigen entgegen, welchen er dafür seinen Segen spendet. Zu wiederholten Malen unterwegs und in Fez selbst, ist er auf dem Punkte, erkannt zu werden oder wird wirklich erkannt, namentlich in Tüdla, der Residenz des weitberühmten Schrif Sidi-Abdalem, welcher ihn trotz seines in Paris eingezogenen christenfreundlichen Gesinnung nach kurzem Aufenthalt selbst zu schleuniger Flucht drängen muß, zuvor aber sich doch nicht hat enthalten können, mit seinem Gaste zum Dank für dessen Gesang und Geklimper auf einem elenden Klavier in gebrochener Andreng einige — Klatschen aus den Kellern der Wiener Etiquet zu tauschen.

Doch es kann hier nicht unsere Absicht sein, in einem Auszuge den ganzen Verlauf der abenteuerlichen Reise zu erzählen. Zu dieser Absicht müßten wir den Leser auf das Buch selbst verweisen, dessen Stoff durch die meisterhafte Behandlung einen verdoppelten Reiz erhält.

Wir bezeichneten die „Marokkanischen Bilder" als ein Werk der schönen Literatur. Diesen Charakter behaupten sie trotz des erwähnten Reichthums an belehrenden Elementen. Denn diese erscheinen entweder als Inhalt bestimmter einzelner und zwar unmittelbarer Anschauungen und Erlebnisse des Reisenden selbst oder, wo dies nicht der Fall sein konnte, in der Form dramatischer Dialoge, welche in ganz ungezwungener Weise aus der Handlung hervorwachsen und zugleich treffliche Beiträge zur Charakteristik der handelnden und sprechenden Personen liefern. Auch diese ist eine entschieden künstlerische. Der Verfasser theilt uns die verschiedenen Charakterzüge nicht in abstracter Allgemeinheit mit, sondern stellt sie fast durchgängig in ihren einzelnen gelegentlichen Aeußerungen dar, aus welchen sich mit der Zeit von selbst ein lebendiges Gesammtbild des Charakters gestaltet. Ein wahres Prachtexemplar von Charakterkopf ist der fanatisirende und reichmäßige, im Grunde aber nicht weniger als ungemüthliche und ehrenfeste treuen Herrn unverbrüchlich treue Turner Hamed, welcher trotz all der Schmachstücke, mit denen ein längeres Renegatenleben das deutsche Kind überzogen hat,

noch unverkennbare Spuren seiner ursprünglichen Natur bewahrt hat und uns trotz gewisser beim ersten Anblick miteinander unverträglich scheinender Eigenschaften den Eindruck eines wirklichen Menschen macht. Da ist echte Genremalerei und trotz aller Farben und barocken Formen doch keine eigentliche Karikatur.

Das bei weitem überwiegende Interesse aber erweckt, wie billig, die Persönlichkeit Buchiers selbst. In seinem ganzen Verhalten paart sich mit einer grübelnden, hier und da in Trübsinn und Uebermuth übergehenden Lebendigkeit und einer das vorgesteckte Ziel unverrückt und kühn verfolgenden Energie des Willens eine hohe Innigkeit und Zartheit des Gemüthes, welche uns einen ebenso liebenswürdigen als achtbaren Charakter erkennen läßt. Die von Haus aus lebendige Einbildungskraft des Künstlers ist noch gesteigert durch die fremdartigen Anschauungen und Gebräuche, Gerüche und Gefahren der Reise und zaubert uns in einzelnen Momenten, wachend oder träumend, mehr oder fern umherschweifend, bald liebliche, bald grausige Bilder vor, welche den Lauf der wirklichen Begebenheiten zwar unterbrechen, aber nicht stören. Denn sie springen alle mit voller psychologischer Wahrscheinlichkeit aus der jeweiligen Situation des Reisenden hervor, mögen sie uns aus dem wunderbaren und unheimlichen Mohrenlande nach dem lebendigen Andalusien oder in die gemüthliche Heimat Solothurn, an den Herd des kindlich geliebten Mütterleins versetzen. Nicht in den Erlebnissen der Reise selbst begründet ist nur die Erzählung der Schicksale eines für die Vaterstadt bestimmten Buchiers'schen Gemäldes, einer heiligen Familie, die ihm „von einem hohen apostolischen Kunstkenner und den frommen Damen von St. Joseph eine hohe Ehre angethan hatte". Hinter dieser Einkleidung steckt wol kaum der Reisende, sondern der Schalk von Schriftsteller. Hat er etwa damit die auf die angefangene Schilderung der badenden Mauren allzu begierigen Leser necken wollen? Warum nicht? Der in dem Buche herrschende Ton läßt eine solche Auslegung wol zu.

Hat das ganze Reisegemälde in der That einen heiteren Humors hingehaucht, welcher uns in doppelter Hinsicht willkommen sein muß. Er befreit unser Gemüth von einer gewissen Unruhigkeit und Beklommenheit, denen wir uns inmitten der von fern ziehenden oder bereits nicht über dem Haupte des Reisenden schwebenden Gefahren oft nicht erwehren können, und gestattet uns damit den klaren, ächten Blick, die Unbefangenheit der Anschauung, deren wir zum reinen und vollen Genusse der trefflichen Reisebilder bedürfen. Und hierfür sind wir dem Verfasser um so dankbarer, da er gerade in der poetischen Malerei ein seltenes Talent und Geschick bewährt.

Auf diese hat der Verfasser offenbar eine ganz besondere Sorgfalt verwendet und wir irren wol nicht, wenn wir hinzusetzen — mit vollem theoretischen Bewußtsein, mit Lust und voller Einsicht in das Wesen und die Gesetze dieser Kunst, in welcher leider immer noch so arg und häufig selbst von mehreren sonst trefflichen Reisetexten gesündigt wird, als ob Reisen seinen „Faceloon" und Manier geschrieben hätte. Herr Keck hat die Klippen, an welchen die poetische Darstellung sichtbarer Gegenstände gewöhnlich zu scheitern pflegt, fast durchgängig umschifft und hinwiederum von den verschiedenen Mitteln und Kunstgriffen, durch welche die sprachliche Schilderung den Mangel der Anschauung bis zu einem gewissen Grade ersetzen kann, vollen Gebrauch gemacht. Er verschont uns gern mit der unnützen breiteren Aufzählung einer langen Reihe von Merkmalen und Theilen des zu beschreibenden Gegenstandes, welche unsere Phantasie ermüden, drücken und einengen würde, und ängstet uns nicht nach Goethischer Manier durch die Zumuthung, den ganzen, oft peinlichen Kram von Einzelheiten in seinem gleichzeitigen räumlichen Bestand auf- und zusammenzufassen und das Bild, welches schon bei der bloßen Benennung des Gegenstandes als fertiges Ganzes vor unser inneres Auge tritt, bedächtig bis ins Kleinste hinein wieder zu ändern und anzugeben. Statt dessen sagt er, wo es irgend angeht, am liebsten die Gegenstände seiner Anschauung in Bewegung, läßt sie sich verändern oder handeln und verwandelt so die starre Beschreibung in eine flüssige Erzählung, in deren Verlauf er nach und nach einzelne, vorzugsweise leicht zu fassende und die Phantasie zu weiterer freier Thätigkeit anregende Merkmale und Theilvorstellungen ungesucht an der Stelle einflicht, wo sie für die jüngste Situation bedeutungsvoll werden oder als Symptome innerer, seelischer Zustände oder Vorgänge erscheinen. In festen und deutlichen Zügen zeichnet er uns Ort und Umgebung, hebt das Bild durch angenehme Einrahmung und Beleuchtung und weiß den Effect durch Contraste oder plötzliche Enthüllung bisher verborgener Theile, auf welche er unsere Aufmerksamkeit gebannt hat, zu steigern. Oder er schildert Act der Erscheinung selbst deren Eindruck auf das Gemüth des Zuschauers und bereitet durch Erregung gewisser Stimmungen und Gefühle zu ihrer lebhaften Theilnahme und Thätigkeit vor. So erhalten seine meisten Bilder außer der erforderlichen Anschaulichkeit zugleich eine ungemein lebendige Lebendigkeit. Ueberall freilich hat die Natur des Gegenstandes oder die Situation des Zuschauers ein solches Verfahren nicht an. So namentlich bei der Schilderung der Gruppe in dem Marstall des Palastes von Tanger. Hier ist übrigens das ästhetische Interesse offenbar absichtlich dem praktischen Zweck untergeordnet. Hier hat Buchier, der treulich gebaute Meister und Theatermaler, „die feinste Kennerminene angezogen", und wenn er durch seine Schilderung vorzugsweise den Kenner befriedigen wollte, so hat er dies durch die wohlgeordnete Aufzählung der charakteristischen Merkmale ohne Zweifel erreicht.

Wie weit die Vortrefflichkeit dieser Bilder den Reisenden, wie weit den Schriftsteller als Verdienst zufalle, das können wir freilich nicht genau abwägen.

Fünfte Scene.

Renschöld, Horn, Fersen, Lilienstiold, Schlippenbach.

Renschöld (zu Schlippenbach, der eben gehen will).
Herr von Schlippenbach!

Schlippenbach (herantretend).
Herr General!

Renschöld.

Seine Majestät wissen, daß die Liefländer noch immer in dem Patkul ihren Messias erwarten. Es ist eine Grille Seiner Majestät, zu allen Friedensverhandlungen (auch Patkul gehört in den Frieden) nur Liefländer zu wählen. (Mit Bedeutung) Sie sind ein Liefländer, Herr von Schlippenbach. Ich erwarte Sie in meinem Zelt. Sie werden noch vor Mitternacht mit Depeschen nach Dresden reiten, um die Geheimräthe des Churfürsten von Sachsen in die Residenz zurück zu begleiten.

Schlippenbach.

Ganz wohl, Herr General! (Ab.)

Renschöld.

Sie, Oberst Horn, müssen ja wohl mit Patkul zusammen gedient haben?

Horn.

Sehr wohl, Herr General! Ich stand mit ihm bei

zu wir nicht wissen, wie weit vorgeschritten jener diesem den Stoff dazu übergeben hat. Daß aber unterhaltend seinem Inhalte das Werk hätte nimmermehr so gelungen ausfallen können, wenn nicht zwischen den beiden Freunden, denen wir es verdanken, eine innige Verwandtschaft des Geistes und Gemüthes stattgefunden hätte. Freilich ist dem Schriftsteller auch der Umstand zu statten gekommen, daß er selbst früher einen Theil des norddeutschen Kreises bereist hat; um so leichter muß es ihm geworden sein, mit den Augen des reisenden Malers zu schauen. Jedenfalls wünschen wir beiden Glück, dem Schriftsteller zu dem Freunde, welcher ihm einen seinem Talente so entsprechenden Stoff geliefert, dem Maler zu dem Schriftsteller, welcher diesen Stoff so gut auszubeuten verstanden hat.

Deutsche Träume.

In dem äußerlichen und innerlichen Lebensgang von vier deutschen Studiengenossen, denen drei, Absolutist, Constitutioneller und Demokrat, die politische Laufbahn bestimmt, während der vierte, als Dichter und Philosoph gleichsam über den Zinnen der Partein stehend, sich mit der Politik nur vom philosophischen Standpunkt aus befaßt, wird in dem Roman „Vier Deutsche. Roman aus den letzten Jahrzehnten von Melchior Meyr" (Stuttgart, Mäntler, 1861), die Entwickelung des politischen Lebens in Deutschland seit den dreißiger Jahren bis auf den letzten durchgeführt.

Begreiflicherweise fällt hier alle Schwerkraft auf die Periode von 1846/47, wo das deutsche Volk aus langer Apathie zum politischen Bewußtsein wachte, und auf die Revolution von 1848—51, die letztere in so großartigen, theils erhebenden, theils niederdrückenden Ereignissen präsentirt. Alle Phasen dieser denkwürdigen Epoche treten in correcter Auffassung, lebendiger Darstellung auf. Otto von Ehrenveld, der Held des Romans, der Vertreter des reinen Constitutionalismus, ist ein Ideal, der, wenn er auch einen guten Theil seines Lebens als „unpraktischer Schwärmer" überall hinausgeworfen, doch gerade als wahrer Realist sich erweist, denn er wird, nach Ueberwindung der Reactionsperiode auf seinem alten Rosalen, dem von Jugend auf am Herzen gelegenen, alle nur scheinbar Realen hartnäckig Idealismus und Idealismus Chaos vor Herz den Gang absteuernd, schließlich Ministerpräsident. Die Geschichte ist auf Gerüst.

Mit Meyr's politischen Anschauungen wird man sich einverstanden sein. Sein Ideal ist die größtmögliche Freiheit und Befriedigung aller, die für die deutschen Verhältnisse am besten in der entschieden constitutionellen Monarchie erreicht wird. Darum harmonische Verbindung zwischen Fürst und Volk. Das höchste materielle Recht und die höchste Ehre und Würde des Volks — der höchste Zweck der Regierung, durch Zwecke erreicht Mittel — ihre einzig wahre Klugheit, mühsame, stätige, vielen Irrthümern rücksichtslose Wirksamkeit — das eigene höchste Glück des Regenten. Für die deutsche Gesammtnation eine Centralmacht im Sinne der gemeinschaftlichen constitutionellen Lebens, kein materieller Einheitsstaat, sondern eine politische Vereinigung freier Glieder. Denn das Ziel der weltgeschichtlichen Entwickelung ist gerechte Ausgleichung. Diese ist aber keine materielle Gleichmacherei, sondern eine geistige Ausgleichung. Dieser letzte Satz scheint uns eine nicht genug zu beherzigende Wahrheit. Sie wurde in der Revolution von 1848—51 nur zu sehr verkannt und infolge dessen gingen die schönsten zu erhoffenden Früchte derselben verloren. Darum verlangt Meyr zwischen der conservativen und radicalen Partei eine dritte, welcher er den Namen „Heroische Aristokratie" gibt, die gegen beide und zugleich auch wieder für beide kämpfen muß, um Fürsten zu stützen und das Leben der Nation nach den höchsten Forderungen der Gerechtigkeit zu organisiren. Diese dritte Partei, glauben wir, konnte während der Revolution die Centren der Landesversammlungen und des Frankfurter Parlaments bilden, wenn sie sich ihrer Aufgabe entschiedener bewußt geworden wäre und im ernsten Streben einen großen Zweck auch die nöthige moralische Kraft für die allerdings „heroische" Lösung derselben gefunden hätte.

Während Meyr die Fehler der jüngsten Vergangenheit scharf beleuchtet, zeigt er uns gleichwohl die Zukunft Deutschlands im freundlichsten Lichte. Wir fürchten, daß ihn sein glühender Patriotismus hier allzu sehr zu Illusionen hinreißt, und können uns einer schmerzlichen Lächeln nicht erwehren, wenn er mit wirklich rührender Naivität seinen „Poeten" sagen läßt, daß die deutsche Nation den Mittelpunkt der Welt bilde, als Führerin zur reichsten Entwickelung der Völker berufen sei und folglich ihre höchste Macht die Bringung des Heils nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Menschheit".

Freilich — wir Deutsche sind, selbst vom Auslande anerkannt, eine „Nation von Denkern" und bringen Philosophen hervor. Einen von, nach Meyr, die Philosophie die Wissenschaft der Wissenschaften ist, die „weltversöhnende", welche „das wirklich Seinsollende wollen, Gott und seinen Willen erkennen lehrt und aus ihm die höchsten sittlichen und ewigen Ziele der Menschheit entwickelt", so ist jener Deutschen verherrlichende Ausspruch sogar nicht ohne Logik. Allein bei unserer höchsten Achtung vor der Philosophie ist diese in Wahrheit doch eben nur Speculation und nichts mehr als gerade diese dem Irrthum, der Täuschung unterworfen. In den Grund aller Dinge ist noch keine Philosophie, von Plato bis zu Hegel, Schelling und Melchior Meyr selbst eingedrungen und wird keine eindringen — dieser Grund aller Dinge ist eben das unbegreifliche, wunderbare Mysterium, in dessen Unburchdringlichkeit sich gerade das ganze Wesen Gottes, seine Allmacht,

Allwirklichkeit und Allgüte offenbart. Die Empirie wird noch vieles erforschen, nimmer aber alles. Unser Wissen ist Stückwerk. Ohne Begründung auf die Empirie kann die Spekulation nicht weiter sein als ein geistvolles Spiel der Einbildung oder der Glaube, und das ist gerade das Gegenteil von dem, was die Philosophie sein will, Erkenntnis. Jede Philosophie also, die sich vermessen und töricht zugleich, in das Gebiet des göttlichen Weltplanes wagt, kann nur nach dem Maßstabe gemessen werden, mit dem man den Glauben mißt.

So konnte denn auch der immerhin interessante Versuch Mewes', durch die Philosophie, als höchste Instanz, den Streit zwischen der christlichen Religion und den mit ihr in Widerspruch stehenden Erfahrungswissenschaften, wie Empirie und Geschichte, auszugleichen zu wollen (II, 253—254), weil als ein mit Bewußtsein unternommenes poetisches Spiel eines feinen, hochgebildeten Geistes und einer schwungvollen Phantasie erscheinen und dies hinter dem philosophischen „Poeten", der zweiten Hauptfigur des Romans, sehr wohl an. Aber dieser Autor, der bei so vielen andern Gelegenheiten den gemütlichsten Humor entfaltet, zeigt im Vortrag dieser philosophischen Ausgleichung eine so ungemütliche, bis zum Fanatismus der Verdammung jeder Gegnerschaft sich steigernde Tendenzgrausamkeit, daß mir denn doch die volle Überzeugung erhalten, er vertrete durchaus nicht die im vollsten wissenschaftlichen Sinn gemeinte Position seiner geistigen Urbilder, welche in ihrem philosophischen Werke „Wort und Tat", ebenfalls mit der Spekulation an das historische Christentum anknüpfte.

Wenn wollen wir zwar mit Mewes von der Philosophie eine Befruchtung der Poesie erwarten. Aber auch hier müssen wir weiter eine Verschmelzung der Philosophie erkennen, wenn es der von ihr beherrschte Poete als eine „Poesie des Geistes im höchsten Sinne des Wortes" bezeichnet, „zu der die größten Denker bisher nur Anläufe geliefert haben". Das erinnert an die Phantasien des Wagnerschen „Zukunftsmusik". Hätte nicht etwa auch die „Zukunftsmusik" den klangvollen Titel „lebensvollste, tatkräftigste Blüte der Philosophie", beanspruchen dürfen, mit dem die Zukunftspoesie von ihm bedacht wird? Den Poeten dieser Zukunftspoesie, die wir allerdings in genügender Menge aus der Masse der „Poeten" erhalten (II), können wir vorläufig noch kein Berechtigungszeugnis ausstellen und müssen sogar, was die meisten Proben der Jugendpoesie betrifft, entschieden gegen die Fehlgriffe protestieren, die Laien vom Kreise der Kenner so oberflächlich gespendet werden. Da auch hier unmittelbar hinter dem „Poeten" der Autor steht, der sich übrigens als lyrischer Dichter bereits beim Publikum mit einem Band „Gedichte" eingeführt hat, so macht dieses Vorgehen eine eigentümlich komische Wirkung, die dadurch ihren Höhepunkt erreicht, daß einzelne dramatische Kritiker — ebenso wie bei den philosophischen Leistungen des „Poeten" — den vom Dichter als „Dummköpfe" bezeichneten verhöhnen.

Solche Schnitzer können übrigens den absoluten Wert eines Werkes nicht erhalten, vom Standpunkt eines freien Urteils die höchsten Lobeserhebungen erfahren und aus der Masse der heimatlichen Produktion als merkbar hervorhebenden Buche nicht in Frage stellen, das auch in der ästhetischen Behandlung des Stoffes, in der feinen Charakteristik von Personen und Verhältnissen und in der gewandten Darstellungsform das den Autor überall charakterisierende Ringen von realem Grunde zu idealen Höhen zur Erscheinung bringt.

Geistige und körperliche Gesundheit.

Die schon zum Schluß von uns mit Teilnahme erwähnte „Geschichte der ärztlichen Volkserziehung" von Dr. Karl Schmidt (Köthen, Schettler, 1878—81) ist bis zu ihrem vierten Bande gediehen, der den praktischen Entwickelungen der Erziehungslehre gewidmet sein wird. Der vorliegende dritte erstreckt sich bis zu Pestalozzi, dem Wendepunkt der modernen Erziehungslehre, dem Grund- und Schlußstein einer neuen Epoche der Menschheit als Vorspiel der im Natürlichen sich offenbarenden Gottheit. Die Darstellungen der Verfasserin sind von umfassender Vollständigkeit und geben mit der Erziehungsgeschichte zugleich eine allgemeine Kulturgeschichte, eine Geschichte der Theologie und Philosophie. Die in ihrem Bücherbesitz bedeutende Lehrerwelt gewinnt durch dies Werk zugleich ein vortreffliches Hilfsmittel, sich auf allen Gebieten der höheren menschlichen Bestrebungen nach den Hauptgesichtspunkten der historischen Entwickelung zu orientieren.

Die „Allgemeine Gesundheitslehre von H. von Ruppert" (Erlangen, Enke, 1881), die wir gleichfalls schon öfters besprochen haben, bietet einen ähnlichen Vorteil. Auch hier verbindet der Verfasser mit den Hauptelementen der Gesundheit oder der Lehre vom glücklichen Leben Abschweifungen interessantester Art auf das ganze Gebiet der Geschichte und Philosophie.

Blumenlesereien.

Eine neue Buchhandlung, Ziegler in Breslau, beginnt soeben ihre Aufgabe, auch Breslau den Büchermarkt mit Waare zu überschwemmen, mit einer — Anthologie! Pastor Löschke stellte das nützliche Gemisch lyrischer Auslese unter dem Titel „In Feiertagen und Feierstunden". All den schönen Redensarten vom „Ernst Walten der Poesie", „Innigkeit des Glaubens" u. s. w. entsprechen hinter den Gedichten die Verlagsspekulation mit dem Widerhall „Kauft! Kauft!" Ob wohl die Kritik spricht sich gegen diese Industrie verächtlich aus.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: [illegible]

Ueber das Wohnen in grünen Zimmern.

Nach den neueren Untersuchungen

Es war gegen Ende der dreißiger Jahre, als die ersten Warnungen vor Vergiftung unserer Wohn- und Schlafgemächer mittels grüner arsenikhaltiger Farbstoffe erschallten. Sie gingen von Aerzten aus, die beobachtet hatten, daß der anhaltende Aufenthalt in derartig ausgemalten oder tapezierten Zimmern mehr oder weniger arbeitsunfähigende Zufälle zur Folge hatte.

Diese Veröffentlichungen erregten einerseits ebenso große Aufsehen, als sie von anderer Seite bezüglich ihrer Begründung bezweifelt, ja verdächtigt wurden. Am meisten trug hierzu der Widerspruch der Tapezierer bei, welche sich dahin äußerten, daß nicht abzusehen sei, auf welche Weise bei an den Wänden befindlichen Farbstoffen [illegible] könne, indem dies doch nur durch eine gasförmige Verflüchtigung der Arsenik ermöglicht werde, bei einer solchen, da sie der Bildung von Arsenwasserstoff und Kakodyl vorzubeugen, außer bei auffallend feuchten Wänden ein Nebelgesicht nicht zu sehen sei. Dieser Einwurf des Gewerbes hatte halt nur gute Folge, daß man von der Anfertigung gefährlicher Tapeten durch arsenikhaltige Wandfarben mehr abstand und namentlich die in solchen Räumen sich aufhaltende schwächlichere Bevölkerung vor dem mangelnden Bewußtsein erlittener Schädlichkeit noch lange die nöthige Aufmerksamkeit.

Inzwischen wurden im Laufe der vierziger Jahre immer noch Stimmen laut, die eindringlichst vor den Gefahren warnten, die das Bewohnen solcher stark tapezierten oder anderweitig arsenikhaltig ausgemalten Zimmer mit sich führe, ohne daß die Behörden wegen Verhütung und Verhinderung solcher gesundheitsschädlicher Räume und Wandfarben polizeilich einzuschreiten sich veranlaßt sahen. Doch war es häufig die zweckmäßigsten staatlichen Maßregeln für das allgemeine Gesundheitswohl anbefohlen, die hartnäckigsten Vorurtheile verkannt und widerlegt glauben wollen. So blieb auch jede Warnung und Verbot ohne Erfolg. Die Gefälligkeit bei so brillanten hochgrünen Farbe siegte über jeden Einwand, zumal da industrielle Spekulation die Meinung aufrecht erhielt, daß die damit angestrichenen Tapeten und Wände, wenn nur gut trocken angelegt und bei ihnen die Farbe durch ein gutes Bindemittel befestigt werde, ja völlig unschädlich seien.

Daß dem jedoch nicht so ist, wird die nachstehende

Untersuchung des Autors ergeben. Es haben nämlich zwei Fälle von schwerer Arsenikvergiftung, hervorgerufen durch das Bewohnen von Zimmern mit arsenikhaltigen Tapeten, welche im Laufe des vergangenen Winters in Augsburg zur Beobachtung kommen, die Herrn Dr. A. Müller, Chirurg am Krankenhause zu Augsburg, und Obrist Fabian, Mitglied des deutschen Tabernakels der Polarwelt, welcher Stadt bekanntlich veranlaßt, darum in nähere Begutachtung eine größere Naturforscher zusammenzutreten und eine größere Anzahl vorläufiger Untersuchungen anzustellen. Das Ergebniß dieser Beobachtungen und Untersuchungen haben dieselben bei gestrigen [illegible] Plenarsitzung der Akademie zu München zu [illegible] Mittheilungen gebracht, von welchen wir den Herrn Dr. Müller [illegible] über die [illegible] Vergiftung arsenikhaltiger Zimmer, und uns von Herrn Fabian [illegible] Beiträge zur Geschichte der chronischen Arsenikvergiftung, hervorgerufen durch das Bewohnen von Zimmern mit grüner arsenikhaltiger Wandbekleidung, [illegible] ist. Der von Herrn Professor Dr. Buchner [illegible] Bericht enthielt Briefe an die medizinische Fakultät [illegible] Kreis der genannten Akademie, [illegible] ist, in der [illegible] Herrn Landschaftsarzt Dr. Buchner [illegible] Mitgetheilten [illegible] Gesetz. Indem [illegible] Fabian [illegible] Mittheilung [illegible] ist das allgemeine Gesundheitswohl auch in unserm Kreise von Interesse gelten und starker Verbreitung wegen [illegible] werden. In dieser Voraussetzung [illegible] wir [illegible] in Nachstehendem auszugsweise mit [illegible] unserer Mittheilung so Thatsachen doch [illegible] laufenden [illegible] mit einem Resultate, [illegible] vor fünf Jahren im Landschaftsgerichtsbezirk zu Augsburg [illegible] und von [illegible] Thatsachen [illegible] Zimmerleute [illegible] Personen [illegible]

Einleitende Abgänge des genannten Instituts [illegible] schon im Herbste des Jahres 1855 [illegible] wurde, wonach auf [illegible] aus den Armen [illegible] Zustand zurück. Nach [illegible] Aufmerksamkeit [illegible] Ursache [illegible] Gesundheitszustand [illegible] Kinder [illegible] auch eingestellt, [illegible] Gefühl [illegible] ganze Abmagerung [illegible] Hautausschlag [illegible] Fälle [illegible] Ohr [illegible] Ohr [illegible] Abgänge [illegible] Kolik [illegible] Durchfälle [illegible] Hals [illegible] Hautfarbe [illegible] Hände [illegible] Gesichtsfarbe [illegible] Mangel [illegible] Schwäche [illegible] Schwere [illegible]

bei und Kopfweh, wozu ſich bei einigen gar noch waſſerſüchtige Anſchwellungen geſellten — kurz, es wurde bei allen dieſen Zöglingen ein auffallendes Siechthum, ganz das Bild einer ſchleichenden Arſenikvergiftung, bemerkbar.

Es kann hier natürlich nicht in die von Dr. Müller in deſſen ausführlicher Abhandlung niedergelegten Einzelheiten dieſes merkwürdigen Falles eingegangen werden, es genüge, zu erwähnen, daß man trotz der umſichtigſten Nachforſchungen über die Urſachen dieſes gemeinſchaftlichen Siechthums keine andern auffinden konnte als die, daß ſämmtliche von den Zöglingen bewohnten Räume (Schlaf-, Schul- und Speiſezimmer) während der Ferienzeit mit Neugrün — einer Art Schweinfurtergrün — friſch angeſtrichen waren und daß, nachdem die Zöglinge für einige Zeit die übrigens geräumten und trockenen Inſtitutslokalitäten verlaſſen hatten und der grüne Anſtrich entfernt worden war, eine wenn auch langſame, doch vollſtändige Geneſung aller Erkrankten erfolgte, endlich daß ſeitdem eine ähnliche Erkrankung in dem genannten Inſtitute nicht wieder vorgekommen, der Geſundheitszuſtand der Zöglinge vielmehr ſeit jener Zeit ein vollkommen befriedigender geblieben iſt.

Es fällt auf, daß die Wirkung der ſchädlichen Urſache hier ſo überaus raſch, das entſchiedenſte Siechthum ſchon nach vier bis ſechs Wochen erfolgte, dagegen in andern Fällen ſich die üblen Folgen erſt nach mehrmonatlichem, ſelbſt jahrelangem Aufenthalt in mit arſenhaltigen Farben bemalten Zimmern bemerkbar machten. Dr. Müller aber erklärt dieſe auffallend raſche Einwirkung dadurch, daß ſich die Zöglinge Tag und Nacht in dieſen Räumen aufhielten, daß ſie der vorgerückten Jahreszeit wegen ſeltener ins Freie kamen und ſo auch die Freiſtunden in einer dieſer Lokalitäten zum größten Theil zubrachten. Es begreift ſich, daß bei dem Herumlaufen, Balgen und Spielen einer Anzahl lebhafter Knaben durch die hierbei nothwendig erfolgende Erſchütterung und oft unſanfte Berührung der Wände ſich in kurzer Zeit leicht eine ſo große Menge Staub ablöſen und in die Athmungsorgane gelangen konnte, als bei entgegengeſetzten Verhältniſſen vielleicht nicht in Jahresfriſt.

Den erſten entſcheidenden Beweis, daß der Staub von Zimmern mit arſenhaltigen Wandfarben Arſenik und da dieſe grünen Farben mit Kupfergrund verſetzt ſind, auch Kupfer enthalte*), lieferte Dr. Oppenheimer („Heidelberger Jahrbuch der Literatur", 1859, Nr. 51, S. 810), welcher, nachdem die Luft ſolcher Zimmer ſchon früher von andern vergeblich auf Arſenik geprüft worden war, gelegentlich der Erkrankung einer Frau, bei welcher eine Reihe von Krankheitserſcheinungen mit dem Bewohnen oder Verlaſſen eines mit arſenhaltigem Anſtrich verſehenen grünen Zimmers in entſchiedenem Zuſammenhange war, auf die Idee kam, den Staub von Stellen des Zimmers, die mit der Wand in keiner unmittelbaren Berührung ſtanden, zu ſammeln und auf Arſenik zu prüfen. Von nicht geringerem Intereſſe ſind die Beobachtungen des Dr. Lorinſer in Wien, der durch das eigenthümliche Hinſiechen gewiſſer Kranken, welche, eine längere Zeit anderweitig erkrankt, in mit Mitisgrün ausgemalten Zimmern verweilten, bewogen wurde, dem Gegenſtande ebenfalls eine größere Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Sein Augenmerk auch auf die Elimination richtend, ließ er den Harn dieſer Kranken durch Profeſſor Klezinſky unterſuchen, der darin nicht nur Arſenik, ſondern auch Kupfer vorfand („Wiener mediciniſche Wochenſchrift", 1859, Nr. 43 und 44).

Beſonders lehrreich ſind die in der Abhandlung des Herrn Dr. Müller ferner geſchilderten zwei Fälle ſchleichender Arſenikvergiftung durch längeren Aufenthalt in grüntapezirten Zimmern, welche in der Privatpraxis dieſes Arztes im Laufe des vergangenen Winters vorgekommen und, wie ſchon oben erwähnt, die Veranlaſſung zu den vorliegenden Arbeiten gegeben haben. Die im chemiſchen Laboratorium der Polytechniſchen Schule zu Augsburg angeſtellten Verſuche haben die Gegenwart des Arſeniks nicht nur an den Tapeten ſelbſt, ſondern auch in dem Staube der damit ausgeſchlagenen Zimmer evident nachgewieſen und hat man auch in dem Harn dieſer Kranken Arſenik vorgefunden, ſodaß alſo Klezinſky's Angaben ſich vollkommen richtig erweiſen. Die in dieſen beiden Fällen unterſuchten, mit Schweinfurter- (ebenfalls aus arſenikhaltiger Säure und Kupfervitriol beſtehendem) Grün bemalten Tapeten waren nur wenig ſatinirt, weshalb ſich die Farbe leicht davon abreiben ließ, auch war in dem einen Zimmer die Farbe davon an einigen Stellen durch aufgeſtelltes Geräth ſchon mehr oder weniger entfernt. Die mit dieſen Tapeten verſehenen Zimmer ergaben ſich durchaus trocken und war von einem auffallenden Geruch nichts darin wahrzunehmen.

Nach ſo ſchlagenden Beweiſen wird man über die geſundheitsſchädliche Wirkung grüner arſenhaltiger Tapeten, Rouleaux und Anſtriche keinen Zweifel mehr haben dürfen. Fenſterrouleaux zumal verbreiten viel Staub durch das öftere Auf- und Niederlaſſen derſelben. Gleichwol ſind die von grüner Farbe vorzugsweiſe beliebt und gebräuchlich. Nun erhalten aber alle grünen Farbſtoffe, die ſowol hierzu als zu Tapeten und Zimmermalerein verwendet werden, mehr oder weniger Arſenik. Selbſt das im Handel vorkommende ſogenannte Berggrün, worunter man ehemals das ſogenannte Kupfergrund verſtand, iſt jetzt mehr ein Gemenge von Schweinfurtergrün mit Kreide, Gyps oder andern Stoffen, wiewol daſſelbe da von einer ſolchen Fälſchung Farbenwaarenhändler und Maler in der Regel nichts durch die Fabrikanten und deren Agenten erfahren, von Unkundigen als ganz unſchädlich verkauft und verbraucht wird. Um ſich auch davon zu überzeugen, hat der Verfaſſer der

*) Das Schweinfurter- oder Schweinfurtergrün z. B. beſteht aus 28,56 Kupfergrund und 71,44 weißem Arſenik.

zweiten Abhandlung, Herr Kabian, auch noch von andern, sowol mit ganz grünen oder nur grüner Zeichnungen tragenden satinirten und nichtsatinirten Tapeten versehenen, als auch ganz oder nur theilweise grün bemalten Zimmern den Staub, der auf mit der Wand nicht in directer Verbindung stehenden Gegenständen sorgfältig gesammelt worden war, untersucht und denselben meistens, und zwar selbst dann, wenn die Tapeten auch gut geglättet oder zum Bemalen solcher Zimmer ganz gute Leimfarben genommen worden waren, ebenfalls arsenik- und kupferhaltig gefunden.

Unsere Leser ersehen hieraus, daß auch gutgeglättete Tapeten, besonders wenn sie infolge längern Gebrauchs sich an einzelnen Stellen ablösen, Sprünge oder Risse bekommen und behufs der Reinigung oder aus andern Veranlassungen öfter abgerieben werden, denselben Uebelstand des Abstäubens darbieten, mit welchem weniger gutgearbeitete schon von Anfang an behaftet sind. Letztere stäuben oft so sehr ab, daß schon beim Auf- und Zurollen derselben die Hände mit grüner Farbe bedeckt werden, auch wissen die Tapezierer von mancherlei äußerlichen und innerlichen Beschwerden zu erzählen, die ihnen bei dem Aufkleben [illegible] grüner Tapeten begegnen.*)

Mit dem Anstreichen ist es ebenso. Denn selbst bei solchen, welche mittels Leims so gut als möglich befestigt sind, genügt eine nur mäßige Reibung mit einem Tuche, um die Farbe abzureiben, so bei weniger gutgebundenen Farben bedarf es hierzu nur einer leisen Berührung und an feuchten Stellen der Wände fällt oftmals die beigemischte Farbe schon von selbst ab.

Der Verbrauch grüner arsenhaltiger Farben zum Bemalen menschlicher Wohnungen ist ein enormer. In einem Zimmer mittlerer Größe braucht man da von $1^1/_2$—$2^1/_2$ Pfund und der jährliche Verbrauch in einer Stadt mit etwa 5000 Häusern wird mindestens auf 6—8 Centner geschätzt.

Wie groß und vielfach daher die gesundheitsschädliche Einwirkung solcher arsenhaltiger Tapeten und Anstriche und wie nothwendig ist Verbot und Warnung! In mehreren Staaten ist deshalb auch die Verwendung dieser grünen Tapeten, Kunstblumen und Anstriche in allen öffentlichen Lokalen und Anstalten längst streng verboten worden. Wo sie sich vorfanden, mußten sie entfernt und durch andere Wand- und Zimmerbekleidung ersetzt werden. — eine Verfügung, deren genaueste Ueberwachung den Behörden zur Pflicht gemacht ist.

Gewiß hat die gesundheitspolizeiliche Jug und Recht dazu. Gewährt sie doch verderbene Nahrungsmittel und bestraft und überwacht die Apotheker bezüglich der Aufbewahrung und Abgabe der Gifte, — sollte sie ruhig zusehen, wie in öffentlichen Anstalten förmliche Giftniederlagen etablirt werden und man bei jedem Farbenhändler oder durch Abstäuben von den Wänden sind der heftigsten Gifte ohne alle Schwierigkeit sich verschaffen kann? Möchten nur auch Privatè durch die angeführten Beispiele gewarnt, sich vor Schaden hüten!

Aber nicht blos diese grünen Farben, auch eine sehr schöne rothe, unter dem Namen Cochenillerot, von den Zimmermalern und Tapetenfabrikanten benutzte Farbe enthält nach Erdmann viel Arsenik. Sie besteht derselbe nämlich aus Arsenrothe Pigment und arsenhaltiger Thonerde. Mit Kreide versetzt, erspart sie ein gut Theil sehr gut bezahlter Rose und wird daher vielfach zu Tapeten, besonders Velours-Tapeten benutzt. In Berlin ist vor einigen Jahren eine ganze Familie durch diese viel arsenige Säure enthaltende Farbe vergiftet worden, die als ein wohlfeiles Roth von einem Krämer gekauft und zu Tapeten gesetzt war. (Vgl. „Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medicin", 1. 2. 1854, und „Journal für praktische Chemie", 1860, Nr. 2.)

Am Schlusse dieser Warnung sei noch des Mißbrauchs gedacht, der auch in anderer Hinsicht mit arsenhaltigen Farben getrieben wird. In erster Reihe stehen hier die in neuester Zeit in den Handel gebrachten, meist zu Bekleidungen verwendeten, mit Schwefelarsengrün gefärbten sogenannten Tarlatane, welche schon im Jahre 1860 die Aufmerksamkeit der Aerzte erregten. Die Farbe ist diesen Zeugen mittels Stärke in so großer Menge und so lose aufgetragen, daß sie beim Reiben, besonders aber beim Zerreißen derselben Staubwolken bildet und daß durch Anfassen eines nur ein paar Quadratzoll großen Stückes der dadurch entstehende, dem Arsenik beim Verbrennen eigenthümliche Knoblauchgeruch sich über ein ganzes Zimmer verbreitet. Professor Erdmann in Leipzig fand in einem solchen Zeuge nicht weniger als 50 Prozent Schwefelarsengrün. Dr. Jaffé hielt in der berliner Polytechnischen Gesellschaft einen Vortrag über diesen Gegenstand, und führte dabei an, daß in den 20 Ellen Tarlatan, welche zu einem Kleide gehören, [illegible] 9 Gramm Schwefelarsengrün und 0,5 Gramm Arsenik enthalten seien, und daß ein solches Kleid an einem Ballabende so viel Farbe verlieren habe, daß damit 4 Gramm (ungefähr ein Theelöffel) Arsenik verbrauchten. Ferner müssen hier erwähnt werden die in bunter Weise gefärbten Gespinnste und künstlichen Blumen, durch welche, wie Pappenheim berichtet, bei einigen Jahren in der Provinz Brandenburg ein Vergiftungsfall sich ereignete.

Auch unter den Kinderspielwaaren kommen aus Unkenntniß der Farbenstoffe, trotz des hierüber überall bekannten Verbots des Gebrauchs verdächtiger Farben, noch immer solche mit arsenhaltigen Wasserfarben angestrichene vor. Ebenso wenig können die bezüglich der Farbenfabriken ebenfalls nicht zu kontrolirenden

*) Wie schwierig der Nachweis der Verbindung mit arsenhaltigen Farben auf die Gesundheit sein ist, die sie mit ausüben, schildert ganz vortrefflich und ausführlich ein Aufsatz des wegen Herausgabes der „Briefe über Zeitschriften für die Staatswissenschaften" im Februar in Berlin. Jahrgang 1861. S. In der ersten Vierteljahrsschrift

Verordnungen (indem ja die einzelnen giftigen Farben selbst in Mischel- als Stückfarben abgegeben werden) gebührige Beachtung zu finden. Es steht zu wünschen, daß auch diesem Umfang durch umfassendere Verordnungen gesteuert werden möge.

Endlich macht Gutachter darauf noch aufmerksam, daß auch die zum Schlusse der Briefe permanenten Oblaten nicht selten mit schädlichen Stoffen gefärbt sind. Namentlich kommt diese für die Gesundheit nachtheilige Färbung bei den grünen und rothen Oblaten vor. Kinder, die von derartigen Oblaten genascht, erkrankten nicht unbedeutend. Die preußische Regierung hat deßhalb auch den Gewerbetreibenden, die sich mit der Anfertigung von Oblaten befassen, namentlich die Verwendung der Mennige und des Schwerspatts, eine Farbengrün Grenze untersagt.

Dr. Koßbelen.

Anna Jenaschek in Weimar.

Die letzte Zeit der Jugendbühne brachte hier neuerdings wiederholt gastirende Schauspielerin am bescheidenen Stadttheater zu. Von einer solchen Schule, wie Solche sie in sich hat, gründlichen und von ausdrücklichen Ruf des Kunstinstituts kann natürlich keine Rede sein. Es hat sich von Anfang an der tragischen Muse und in mehrere sind die Schauspielerin Heroine, so weit in diesem Fache liegen.

Wir sahen sie in der in Weimar wiederholt gegebenen Tragödie. Maria von Kent ergriffen und mit Theilnahme aufgenommen. Man unterläßt trotzdem Schauspielerinnen gibt der neuen Gastrolle der Darstellerin, der sie bekannt in einer Isabella und gewöhnlichen Rollenfach, vorgeht in der großen Tragödienen begeistert haben und Mancher gelingt. Man hat den schönen Eindruck dieser Darstellung dieser Jenaschek, welche auch auf einer Bühne, welche Stadt vorgeführt, weniger kann, da und da Spuren einer Ermüdung eine Ursache haben. Diese Mittel sind die Kräfte auch natürlich eine Stoff der Künstlerin zu gewinnen. Es liegt dieser Jenaschek ganz die eigenthümliche Schauspielerin. Sie ist begabt mit einer ziemlich Gestaltungskraft, eine große Ingenuität entfalten kann. Ihre Intelligenz ist so entwickelt zu sein, eine Lösung.

Ihr großes Talent stellte Schauspielerin Lagen in ihr verfehlten Haupthema, als sie Kabale. Sie lag seinen Standpunkt, der sich typisch für die Gestalten dieses Stückes eingelebt hatte. Sie ist mit voller Kraft der ihrer Aufgabe gegenüberstellt, erfüllt die tragischen Elemente ist ja von vollem Pathos, das sie erreichen kann, und hat einzelne, außerordentlich wirkungsvolle Momente. Leider der Ton, der Ruhe, der Harmonie, die vor dem Anfang verlieren, während sie ebenso wichtig wie die aufsteigenden Tage, schwächlichen Höhe, wünschenswerthen Grade hinzuzudenken verbietet. Ihr Spiel in dem Gefühle hat sie nur einzelne Fall aber von ausdrucksvoller Wirkung, als Maria Stuart sonst in der tragischen Höhe, als Rosalie in Kabale und Liebe hat sie einen Mißgriff gethan. Auch geht ihr Realismus nicht über die Grenze des Schönen. Krampfhafte Bewegungen der Arme, ein sprechender Blick, Mienen des Gesichts und der Haltung unterstützen ihr Spiel, das vom innerlichen Herzen kommt.

Die Klippe der Darstellerin ist die Monotonie. Ihr, wie wir schon sagten, rednerische Organ scheint sich zu Modulirung nur durch Anstrengung. Daß ihre Aussprache müssen der Akte macht daß jetzt gleichförmig. Man kann sagen, die Monotonie der Darstellerin leidet an einer spezifischen Lungenart, da sich in derselben Art und Weise wiederholt. Auch die dem Dichterwort die Mienen, das leisen Nüancen und Verfeinern derselben, die schon, daß mannichfache Zurückhaltung ihres Mienenspiels verschwinden. Jenaschek (Jenaschek hier noch in einer Entwickelung begriffen. Sie hat in Frankfurt schwache Leistungen machen müssen und ein gewisses Mißmuth scheint in ihren Zügen noch zurückgeblieben.

Eine wahrhaft vollendete Leistung war ihre Gestalt der Klärchen in Egmont. Hier war die Aufgabe, die volle Hingebung an die Sache des mächtigen Mannes auf der Bühne darzustellen. Leben und Tod; diese die alle zusammen umfassende Passion des Herzens, diese die Lippen, Augen, Hände, Worte der Tonfülle, der wie Lerne, Leide, daß sie nach der wiederholt gespielten ganz neuen Rolle im Stücke keine Anerkennung bei Steigerung hatte, so mag sie doch glänzende Beifallsbezeugungen besonders, daß sie ihrer Stimme, die Art zu Art einer neuen Ausbildung geben wird und sich ist zu hoffen hat. Jetzt begnügt sie zu erwähnen und nicht hinzu sich auf dem Platze aus. Die Höhe wird dann mit durch die Stimme hervorgebracht. Eine mächtige Schwingungsfähigkeit der Schultern (dem z. B. bei plötzlichen Befreit der entsprechenden Theilen) wird der Schwierigkeit lassen, was sie zu thun hat, um das innere Gefühl und Bewußtsein auch mit einem neuen Mittel der Kunst zu offenbaren, so wird mit Sicherheit die Künstlerin die Bewegung der Individuen gestalten Rolle und so auch anerkennen, als sie in jener Rolle es sich war, vollständig abschließenden Bilde wurde.

Briefwechsel.

— Herrn A. M. in Wien. Ihr Manuscript ist unbrauchbar.

— Herrn Karl Krüger in Wien. Ihr gefälliges Schreiben [illegible] nicht einsehen.

— Herrn R. C. in D. Wegen Ihr nicht.

— Hr. *** in Frankfurt am Main. Besten Dank für Ihre Zusendung.

— Herrn G. J. in S. Ihr [illegible]

— Herrn *** in Dresden. Ihr Brief [illegible]

Wenn Sie Abonnement [illegible]
Nicht annehmen, wenn wir [illegible]
Dann auf [illegible]
Hoffe [illegible]
Ihr Schreiben
Wie Sie [illegible]
Schreiben Sie mir [illegible]

(Manuscripten am 28. November 1851.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brendhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 49. Wöchentlich 1½ Bogen

Inhalt: Ein Wiedersehen. Aus dem Serbischen. Von E. K. — Die deutsche Sprachgesellschaft in Frankfurt. Von Hermann Hennig. I. — Neue Romane und Novellen. XXVII. — Aus der wissenschaftlichen Welt. — Neues aus der Welt.

Ein Wiedersehen.

Aus dem Serbischen.

— — „Aber, lieb' Großmütterchen, du sahst auch gar nicht meinen hübschen Kranz an!"

Die kleine Elisabeth sagte es halb schmollend, halb bittend, nachdem sie das vollendete Geschenk mit ihren weißen Händchen allen Anwesenden, der sonst so Antheilnehmenden empfangshalber hatte, zu deren Füßen sie auf einem Schemelchen saß.

„Sieh' doch nur einmal her, wie allerliebst bunter rothe Tausendschönchen, mit den zarten Kräutchen dicht umwunden, und noch dazu wollte ich ihn dir schenken; aber nun, da du gar nicht Acht gibst, will ich ihn selber behalten!"

Die Kleine sprang mit kindlicher Lebhaftigkeit empor, ließ die übrigen Blumen achtlos aus dem hellen langen Kleidchen zur Erde fallen und entfernte sich in den Garten, die beiden Geschwister aufzusuchen, deren lachende Stimmen man von dem Pavillon aus bald näher, bald entfernter hören konnte.

Heiter und sonnig in der Umgebung des in den Sommer übergehenden Frühlings lag der Garten in der spätern Nachmittagsstunde da mit seinem Reichthum von vielfarbigen Blumenbeeten und schattig grünen Boskets, zwischen denen

der kühlende Springbrunnen dann und wann hervorrauschte und verschwanden, während die beaufsichtigende Person sich in ihre Spule mischte.

Es waren die Kinder der jüngern Tochter von Gebach, welche, mit dem ältesten Sohne der Schloßherrin vermählt, die schönen Sommermonate auf dem Landsitze der Schwiegermutter zuzubringen wollte und schon beabsichtigt, als noch mit gutlichem Willen, sich eingestellt hatte, indem sie Mutter, auf einer längern Reise abwesend, sie hier aufsuchen und abholen wollte. Einstweilen sah sich die junge Frau in den Annehmlichkeiten bei nah dem Overlach der ländlichen Sommervergnügungen doppelt wohlthuenden Ungezwungenheit und Stille im Schoß einer reichen Natur, welche durch ihre reine Luft, ihre schönen Frühlichtern und lohnenden Spaziergänge für die etwa mangelnden Freuden der Geselligkeit Ersatz boten konnte. Jedoch war man auch nicht genöthigt, gänzlich auf diese zu verzichten. Die gastfreie Besitzerin des Schlosses, Frau Veronika von Gebach, sah und empfing als Besuch, der sich in die hergebrachte gemächliche Sitte des Hauses zu schicken wußte, und die Gegenwart ihrer einzigen Tochter Sidonie, ihres jüngsten Kindes, die jetzt allein noch bei der Mutter weilte — die Söhne sprachen nur trauweilen als entfernte Gäste vor —, trug nicht zum wenigsten dazu bei,

den Aufenthalt hier lockend und angenehm zu schienen zu lassen.

So saßen denn die drei Damen, Großmutter, Schwiegertochter und Tochter in dem mit geschmackvoller Ausstattung versehenen, mit Gruppen herrlicher Blattpflanzen und prächtiger Blumen anmuthig ausgeschmückten Pavillon, dessen Glasthüren nach dem Garten zu geöffnet waren. Sie waren mit verschiedenen leichten Handarbeiten beschäftigt; ein eleganter Tisch neben ihnen trug Bücher und Broschüren, während die Töne des herannahenden Abends zu ihnen herüberzogen. Ein junger Mann, ihnen gegenüber, lehnte mit der vertraulichen Stellung eines Hausfreundes vorwärts im Sessel. Er schien vergessen zu haben, seine Hand blätterte noch mechanisch in einem vor ihm schimmernden Bücher, die so gut zu Blumen und Wohlgerüchen und all den sinnlichen Reizen dieses Lustortes passen. Ihm zunächst saß die Herrin des Hauses, über die Mittagshöhe des Lebens hinaus, aber durch den warmen Ausdruck ihrer Züge, welche durch blaue, glänzende Augen belebt wurden, durch schongeformte Hände und die anmuthige, mehr hohe als große Figur, die gewöhnlich jugendlicher erscheinen läßt, noch immer eine gefällige Erscheinung. Wenn der Blick von ihr zu der blühenden Tochter flog, konnte man die Aehnlichkeit nicht verkennen, und welcher wollte der junge Herr von Hartmann eine solche Vergleichung an; sie waren dabei seine Blicke schon mehrmals auf Veronikens Augen haften geblieben, welche heute noch strahlender, hellerleuchteten Augen ein ganz besonders Feuer mit Leben gewannen. Vielleicht bemerkte nur die Schwiegertochter der Baronin, Clementine, diese im Schauen versunkene Richtung. Ein leises, schalkhaftes Lächeln spielte um ihre Lippen und sie wendete sich bald seitwärts, um das junge Mädchen zu beobachten. Diese blieb schon unter den langen Wimpern hervor nur auf die bunte Stickerei in ihren Händen zu schauen und die Mutter hatte, augenscheinlich in Gedanken mit etwas anderem beschäftigt, der Lectüre von Anfang an nur eine äußerliche Aufmerksamkeit zugewendet. Ihre sonst offenen, freundlichen Züge hatten einen Ausdruck peinlicher Spannung angenommen, welche sich je länger je mehr zu steigern schien, obgleich die köstliche Ruhe des schönen Abends zu beschaulichem Genuß, zu süßer Träumerei einzuladen begehrte. Mit einem unterdrückten Seufzer der Ungeduld erhob sie sich jetzt vom Sessel und schritt rasch der Pforte des tiefgelegenen Gartens zu, welche eine Uebersicht auf die Landstraße frei ließ, um, wie sie seit einigen Tagen schon oft gethan, in die Ferne zu spähen, soweit dies die von Baumgruppen und Hecken freundlich belebte Gegend gestattete.

Mit unbefriedigtem Blick stand die Sinnende, in Warten und Schauen verloren, die Seele an das Einer von Eisengus gelehnt, lange Zeit. Nicht die staubige Landstraße, das bewegte, schimmernde Band der Jugend durch lebendige Erinnerungen, die ein Duft wieder wach gerufen, beraubschworen, lag vor ihr, lockend ausgebreitet, von all dem süßen Zauber umspinnen, der auf dem Verlorenen, dem Unwiederbringlichen ruht. Sie sah sich wieder in der dämmernde Ferne, in jener, lange entschwundene Tage versetzt, mit der geliebten Jugendgespielin vereinigt. Der schalkhaft lächelnde Blick überfließend, ihre dunkeln Locken, der helle Klang ihrer Stimme, die schlanke Gewalt und den raschen, graziösen Bewegungen tauchten vor ihrem innern Schauen wieder. Sie selbst, Hand und unzertrennlich, Hingebung im blauen Auge, hing an dem Arm der Heutigen, Anmuthigen, glücklich, sie gefunden zu haben, in deren warmer Freundschaft das Verlangen des jungen vereinsamten, nach Liebe dürstenden Herzens so reiche Befriedigung fand. Sie trauten sich, sie träumten zusammen; sie tauschten wieder die Ergüsse des ersten, staunenden Jubels über all das Große und Schöne in der Welt, das ihren frischen Sinnen sich aufthat; in beider Schwärmerei ergossen sich die Seelen ineinander, unzertrennlich, Eins in ihrer Liebe. Die früh verwaiste, bei Verwandten lebende Veronika theilte ohne Neid den Reichthum, den Glanz, wovon Therese umringt war, welche, von mütterlicher Seite aus der schönen Provence stammend, in Süddeutschland bei ihrer Tante erzogen wurde, während ihre Mutter, die bald nach dem Gemahl auf manchem fernen Zuge des wüsten Kriegslebens gefolgt war, die Augen zum Tode geschlossen. Hier war es, in dem halb altertümlich, halb mit den Bequemlichkeiten neuerer Eleganz geschmückten Schlosse, wo beide junge Mädchen so köstliche, unvergeßliche Tage verlebt hatten. Arm in Arm durchmaßen sie durch die verschlungenen Wege des Gartens, den üppig grünenden Park, welchen mit wachsendem Muth das Echo und warfen sich neckend mit Blumen. Oft, wenn der Abendwind, verstohlen der Ranken sich entzogend, schlüpften sie in den abgelegenen, fast unbewohnten

Thurm; wandelten, aneinander geschmiegt, durch die selbst zur Mittagszeit dämmerigen Gänge des alten Gebäudes, wo sie mit lauten Pfauen dem Schall der eigenen Schritte lauschten. Ihre leichten Füße störten den Staub und die ringsumwaltende Stille; sie klommen die hohe, gewundene Treppe hinan, die hoch oben im Giebel des Thurms in ein kleines viereckiges Gemach führte. Dort, atemlos und lachend angelangt, legten sie sich Hand in Hand auf das breite Fensterkissen, durch die unbedeckten kleinen Scheiben, die im Sonnenschein wohlig flimmerten, strömte die herrliche Luft eines Sommerabends. Aber tollende Phantasie gebot sich darin, sich in die Rolle zweier gefangenen Prinzessinnen zu versetzen, die sehnend hinausspähend in die frei sich dehnende, reizende Gegend, mit klagendem Verlangen, mit wehendem Schleier den befreiungsbringenden Retter herbeiriefen — —

O schöne, o wonnige Zeit, o ins berauschender Duft der Jugend und Poesie! „Wie so fern, so weit!“ — Ein beklemmender Seufzer stieg aus der Tiefe der Brust, zwei heiße, schwerherabhängende Thränen in das gelockte Haupt der süßen Träumerin; ein unverhofftes Unfall wieder, schmerzlicher Traurer kam über sie, in aufrauschender Wallung stürzte das lustschlagende Herz empor.

„O, nur einmal, einmal wieder ganz sein!“ Mit Inbrunst, halblaut flehte sie diesen Augenblick, „nur noch einmal wieder baden die Seele im Morgenrausch des Lebens, im reichen Strom der Jugend, träumen den schönsten Traum der Leidens mit dem vollen, reichen Pulsschlag der ersten Empfindung! — Armselige Jahre, armselige Freuden des Alters! Wie gern gäbe ich alles, was ich jetzt besitze und mein nenne, dafür hin, wieder das arme, freie, blühende Mädchen von damals zu sein!“

Und sie träumte weiter, immer noch die Stirn an das harte, kalte Gitter gelehnt.

Vergeblich, noch im Schatten der Erinnerung, waren sie, diese sonnigen Jahre, mit der Thränen verlebt, die nach so langen, langen Jahr des Schweigens wieder einmal geschrieben, die Heimkehr, die Wiedersehen verheißen hatte. Schon ein Menschenalter war verflossen, seit sie mit dem Gatten nach dessen Heimat, dem fernen Martinique, gezogen war. O, wie oft er lebendig, so farbenfrisch aus der Reihe seiner Brüder hervor, jener Tag, wo der General, der Peter Thorriere, auf dem Schlosse der Verwandten einkraf! Wie hohe, kriegerische Gestalt, die Brust von Orden glänzend; an seiner Seite ein schlanker, junger Mann mit gebräunten, ausdrucksvollen Zügen und dunklem Augenpaar. Edgar von Pierlevent, so war sofort den beiden jungen Mädchen vorgestellt worden. Noch entsann sich Veronika bis jenem ersten Zusammentreffen mit wunderbaren Gemischen von Schmerz und Wonne, die bei seinem Anblick das überraschte Herz durchzuckten und noch jetzt mit leiser Erschütterung nach so viel Jahren wieder durch die innersten Tiefen gingen. Auch er hatte mit einem leuchtenden Blick in ihre blauen Augen sich versenkt. Doch alles das ist längst verklungen, verschollen — Töne, die verklangen, Empfindungen, die erloschen sind. Thorriere war für ihn bestimmt, längst vorgesehene Braut.

Veronika sieht der Freundin den grünen, veilchenen Mantel in die dunkeln Locken, schaute der Geschlechten später nachen Augen nach über die schillernden Wellen des Meeres, als das Schiff, die weißen Segel entfaltend, die geliebte Gestalt fortnahm und dann hinter den Wogen verschwand, gleich der Sonne hinabtauchend in die Flut — Ode ringsum.

Nur in den ersten Jahren nach der Trennung hatte Thorriere geschrieben. Die unruhigen, bewegten Zeiten, das eigene, wechselvolle Geschick Veronika's — o wie rasch tritt zwischen den Beginn einer Liebe, wenn sie das Leben eine Scheidewand errichtet! Wohl dem, welchem die Pflege im Thun der Erinnerung treu sich erhalten hat, welchem ein tiefes Gedenken im Herzen der Seele ruht!

Und so war es mit beiden; denen sinnte der durch Thränen liebevoll lächelnde Blick der Verwaisten, die innige Hingebung, indem sie den Namen der Jugendgespielin stets vor sich hin deckte; dort drüben auf der andern Seite der Welt von jenseit des Meeres, wonin jene mit ungestümer Sehnsucht die heiße Sehnsucht nach Wiedersehen, nach Wiedervereinigung mit der Geliebten aussprach. „Treuestes Herz“, so schrieb sie, „wie ich mich so unaussprechlich sehne, Dich zu sehen! In Deiner Nähe, wo ich bisher so weilen gedurft, allein, muß Du sehn, ruhig mitverbracht, wird mein verarmtes Leben wieder von einem Strahl des Glücks beschienen werden, nachdem, ach, so manche Stürme über mich hingegangen! Mein Edgar, mein Herzi, geliebter, teurer Schatten, grämst nicht, daß ich die Stätte verlasse, wo Du schlummerst? Meine schmerzlichen

Thränen lasse ich euerm Staube zurück und mein entwöhnter Geist findet euch einst gewiß! O heilige Jungfrau, möchtest du mein Flehen erhören, mich Europas Küste schauen lassen! Ich zittere vor banger Freude; meine beflügelten Gedanken ringen allmächtig zu dem Lande, das mir Heimat war, zu der Freundin meiner Jugend. Was will ich länger hier? Seit das letzte, theuere Band zerriß, das mich an diese Insel fesselte, seit auch mein Hengst, mein einziger, mir noch geblieben, vor zwei Jahren ins Grab sank, hält mich hier nichts mehr. Ich bin frei, frei und allein stehend. Das Schiff, das mich nach Europa führen soll, ist bereit, mein Vermögen gesichert, meine treue Margarethe, die Gefährtin unserer Jugend, begleitet mich. Ich eile zu Dir, meine Veronika, mir eine Freistätte in Deiner Nähe für den Rest meiner Tage zu gründen; mein so lang fast erstorbenes Herz jubelt in der Hoffnung, wieder an dem Deinen zu schlagen. Aus Chivalle, wo ich unter dem Schutz der Heiligen im Juni einzutreffen gedenke, erhöre Du mich und dann ohne Rast, ohne Aufenthalt zu Dir!"

Sie flatterten, spielten Gedanken um die im wachen Traum Verlorene. Wie von unerklärlicher Gewalt hingerissen, hatte sie bei jenem Brief mit allen Sinnen hinausgegriffen in die Ferne. Trieb es sie doch täglich an die Pforte, den verlangenden Blick auf die Landstraße schweifen zu lassen, ob ihr nicht vom Herr Kunde, vielleicht die Gefährtin selber kommen möchte. Eine rätselhafte Unruhe, die mitunter zur Pein, zur innern Marter wurde, hatte sie erfaßt.

Sie schlief zusammen; ein weicher Arm legte sich sanft um ihren Leib, eine liebkosende Stimme sprach in sie, Sidonies freundliche Augen lächelten ihr entgegen.

„Komm', Mütterchen!" bat sie schmeichelnd, „meine Clementine wartet mit dem Thee! Wie du glühst! Ich fürchte, daß die Aufregung dir noch schaden wird! Ich habe dich noch niemals so außer dir, so voll Unruhe gesehen, wie seit Empfang jenes Briefs. O, schone dich, die Freude selber könnte dir ein Leid thun!"

Halb widerstrebend der sanften Gewalt sich fügend, wandte sich die Baronin, auf den Arm der Tochter gestützt.

„Du hast recht!" sagte sie und fuhr mit der Hand über die Stirn. „Es ist nicht heilsam, daß diese Vorstellung mein Empfinden, meine Phantasie so ausschließlich beherrscht! War's mir doch eben, als sähe ich Theresen in ihrer Jugendschöne aus dem Bosquet dort hervorschreiten! Wie doch unsere innersten Gedanken Gestalt und Leben gewinnen, überraschend sich verkörpern, wenn wir jener schöpferischen Kraft unserer Seele frei zu schalten gestatten! Doch ich will mich zusammennehmen, mich zerstreuen!"

Sie gingen durch den Garten, der jetzt einsam in der Ruhe des Abends lag. Nur der alte Wärtner stand mit seinen weißen Haaren und der tiefgefurchten Stirn seitwärts von einer blühenden Rosengruppe. Die Hände über dem Griff eines Spatens verschränkt, starrte er ins Blaue. Sah er der untergehenden Sonne nach oder noch in weitere Ferne?

Die Damen wandelten vorüber, ins Schloß, in den Salon hinein, wo schon die angezündeten Kamine traulichen Schein verbreiteten. Es war gemütlich und anregend diesen Abend; die stets heitere Clementine wußte mit anmutig scherzender Gewandtheit den mitunter finsteren Oswald von Hellmann zum Sprechen, zum Erzählen zu bringen und auch Sidonien ins Gespräch zu verflechten. Eine lebendig angeknüpfte Unterhaltung entspann sich; Frau Veronika möchte nur selten ein Wort dazwischen.

Dann kam es über sie wie eine Art von Betäubung. Sie lehnte sich zurück im Sessel und schloß die Augen; sei es Ermüdung, sei es, weil die nahe stehende Lampe sie blendete. Der Strom der hin- und herflatternden Rede rauschte fern, bald unverständlich verhallend, bald lauter, greller an ihr Ohr schlagend. Jetzt sprach eine fremde und doch bekannte Stimme dazwischen; erschrocken in die Höhe fahrend, schlug sie die Augen auf. Sie blickte starr, den Blick auf einen Sessel, ihr gegenüber im Hintergrunde, gerichtet. Dort saß Theresie von Villeteur, schön und jugendlich wie ehemals, im grauen, faltenreichen Gewande und sah durchdringend, fast traurig zu ihr hin.

Eine lange Pause, während welcher die Baronin ohne Erinnerung, ohne Bewegung die Erscheinung anschaute, die sich langsam erhob und durch die offene Thür des Nebenzimmers verschwand.

Jetzt löste sich der Bann von ihrer Seele; das Herz, das fast minutenlang still gestanden zu haben schien, schlug laut, heftig in der Brust; ein erleichternder Seufzer rang sich aus der Tiefe hervor.

Langsam faßte sie sich, kehrte in die Wirklichkeit zurück. Ihre Umgebung hatte nichts von ihrer Erregung wahrgenommen und innerlich auf

den Dragonern in Riga. Es war ein guter Soldat, nur etwas zu gelehrt für einen Militair, sonst aufsätzig, Theilnehmer an jedem Complot.

Renschöld.

Seine politischen Enfiladen gegen Schweden waren tollkühn. Offiziere, meine Herren, gehören vor die Kanonen, nicht auf die Redner-Bühne. Schade um den Mann! Die Natur hatte ihm nicht gewöhnliche Talente geschenkt. Ich denke immer: thust du im Leben mehr als deine Pflicht, nun, so bringt's dir vielleicht Ehre, thust du aber nie weniger, als was du schuldig bist, so bist du wenigstens vor Schande sicher (wieder in der Ferne melodische Accorde von Signalhörnern). Also morgen früh um 4 Uhr marschiren wir vorwärts. Gute Nacht, meine Herren (ab nach rechts).

Horn.

Den Cornet Schlippenbach beneid ich um seinen Ritt nach Dresden. Friedrich August sollte seine schönen Damen gegen uns ins Feld führen; ich wette, er wäre mit ihnen siegreicher, als mit seinen Männern. Gute Nacht, Graf Fersen.

Fersen (zu Lilienfeld).

Wir gehen zusammen, Herr Oberst. (Alle Drei ab nach rechts. Die Signal-Accorde hören allmählig auf.)

sich selber scheltend, beschloß sie, zu schweigen, niemand störende Sorge zu verraten, die aufgeregte Phantasie gewaltsam zu zügeln.

Die Uhr schlug; die späte Stunde erinnerte die Gesellschaft an das Aufbrechen; man traf sich für die Nacht.

Die seltsam bewegte Herrin des Hauses hatte sich in ihr Schlafgemach zurückgezogen. Sie konnte sich noch nicht entschließen, das Bett zu suchen, und nachdem sie die Dienerin fortgeschickt, legte sie sich in den Lehnstuhl und lehnte ihr pochendes Schläfe ins Polster, um, allmählich ruhiger werdend, sich zum Schlafe vorzubereiten.

Sie lauschte noch, in kommende, tiefe nächtige Stille atmend, dämpfte wie mit starkem Hauch jeden emporflammenden Gedanken, jeden lauten Schlag des Herzens.

Sieh', wie spielt dort ein Lüftchen um den Vorhang der Thür! Er bewegt sich, leise fortbewegt der Hand; eine weiße Hand schiebt die Falten zurück. „Du in er selbst — Eberle — o Heiland!“

„Veronika, geliebtes Leben! Ich umfasse dich, ich drücke dich an die Brust! Ja du bist es, ich durch aus es weiter, schwerzlicher Kerker!“

„Du bist's, Eberle? O Glück, ich sehe dich wieder! Du bleibst, entfliehst nicht wieder?“

„Ich bleibe! ich war für nahe! Wie so lange schlug mir das Herz nach dir! Laß Zeit unserer Freundschaft durchs die Nacht vor schauen! Komm!“ Wunderbare Stimme wirken, das Band der Sehnsucht hat sich aufgethan!“

Sie lieg sie aus den Armen, trug sich zurück; ihre dunklen Locken rollten zu beiden Seiten der Stirn, des Halses; in der Rechten hielt sie eine schimmernde, weiße Blume empor. Ihre nachtschwarzen Augen schauten schwärmerisch verzückt, Triumph leuchtete aus ihren Mienen. Die weiße Blume schwankte zwischen beiden, süß betäubend der Duft entquoll ihr, den Raum füllend, die Sinne verwirrend.

Und aus dem Nebel tauchten seltsame Formen und Gestaltungen, verschwanden wieder. Wie in vollen Strömen zog rieselndes Leben durch Veronika's erweiterte Brust, das mitpochende Herz. O, es ist schön, ganz zu sein, mit durstig verlangendem Munde seine schäumende Flut zu trinken! Es ist wieder wie sonst. „O Gegenwart, o Wonne des Daseins, selige Jugend, ihr seid so mein, mein, ihr hattet mich nie verlassen! Verrinnen, versunken die düstern Trugbilder gespenstiger Jahre, vorüber der ängstliche Wahn; kein wogender Ozean, keine Trennung hat Eberle von Veronika geschieden! Ich umfasse dich, du drückst mir die Hand! Arabe Wirklichkeit, süße Gewißheit! Wir konnten wir nur so lange schlafen, so verworren träumen in dem alten Thurm!“

Wir folgen die lange Wendeltreppe hinunter, wandeln durch den Garten, den Park. Schwanke Zweige hatten ihr am Gewande, dunkler Epheu befleidet die Mauern; Schloß Clemenau that seine Säle, seine traulichen Gemächer auf — —

Sie sahen einander gegenüber in Eberles Zimmer, mit dem blumenumrankten Fenster, mit den Bildern, die wie alte Bekannte von den Wänden schauen. Ja, es ist wie sonst, wie immer!

Auch so glücklich, so vergessen, so versunken wie immer? Wallet nicht Schatten auf Eberles Stirn, sind gewaltsam drückende Sehnen in Veronika's Busen? Etwas Fremdes schwebt zwischen ihnen, etwas, das trennend Banden, Jammer und peinigende Unruhe über sie verhängt, sich zwischen ihre Herzen drängt, sie nicht so frohlich lachen läßt wie sonst. Sind es die dunklen Augen Ehgarts? Warum folgen sie Veronika, statt Eberlen, der ihre zerstörten Brust?

Wie schimmern sie hell, die Kerzen, im prangenden Arbeit des Schlosses, in die Nacht voll schwankender Pracht, hemmender Wolkenlinge hinein, die vor Mond verdüsternd! Lassen mögt die entfesselte Luft, mitbringliche Nacht, flatternde Blumengewinde, taufrische Jasmin, schwere, helle Bewunderte, strahlende Augen, auf- und niedertauchend in den Tanzes phantastischer Verschlingung! An der Hand des Jünglings schwebt Veronika, aufgelöst in Entzücken; ihre Füße scheinen nicht den Boden zu berühren. Wer ist Er, dessen Arm sie umschlingt, dessen Blicke sie in die herabflammen, dessen Athem heiß über Wange herabzieht? Ergab, der Verlobte ihrer Kindheit? Sie sucht zusammen; klärendes Weh dringt durch ihre innerste Seele. Mit sahrer Hand hat er die Rose von ihrer Brust gerauft, drückt sie an die Lippen. Plötzlich, ein blasses Gesicht, von blondem Haar umrahmt, taucht vor ihr auf. Schwalb von Heilmann, er kennt ihn wohl. Diese Augen, die jetzt so verzweifelnd auf sie blicken, dann grimmige Blitze auf Ehgart schleudern, wie schauten sie einst verschlossen, liebeinnig auf ein schönes weißes Mädchenantlitz — Sidonie hieß jenes Mädchen mit den blauen, traulichen Augen — wie war es nur? — Und der Mond fällt mit tauchendem Tongedränge

zwischen ihr angestrengtes Sinnen; wilder schlingt sich der Reigen, stürmt hinaus zum Saal, über den langen Corridor, von lodernden Fackeln beleuchtet. Sie schwanken, wehen im Luftzug. Die Paare tanzen in den Garten, mit seinen düstern Baumpartieen, seinen farblosen Blumenbeeten, dem weitaus sich dehnenden Wege. Sie tanzen, an den Händen gefaßt sich haltend, wie getragen von Klängen. Alle Aeste sind mit farbigen Lampen behangen, die im Winde schaukeln und zitternde Helle verbreiten. Die lange Reihe von Gestalten löst sich, zertheilt sich in Gruppen — hin und wieder Gelächter — einzelne, rufende Töne der Musik.

Still und einsam ist es unter den Zweigen geworden; Veronika wandelt allein im Mondschein, abwendet Bangen füllt ihr die Brust. Reben glühen zwischen dem Laub hervor, hauchen schwüle Düfte. An dem vollträumendsten Beete steht die Gestalt eines Greises, seitwärts gewendet; seine weißen, dünnen Haare wehen im Wind. Sein Kopf ist gesenkt, er verschränkt die Hände über dem Griff eines Stabes, stammelt abgebrochene Klagen; große, schwere Thränen rinnen über seine gefurchten Wangen.

„Was ist dir, alter Mann?“ Sie nähert sich ihm, berühret seine Schulter. „Sage mir, was dich kränkt, mein Mitgefühl soll dich trösten!“

Er wendet unwillig, sich zürnend das Gesicht ihr zu. „Mitgefühl, Trost?“ grollt er in sich hinein. „Junges Mädchen, was weißt du! Kannst du ihn fassen, den Schmerz eines Vaters, einer Mutter über ein verlorenes Kind?“ —

Und achtlos wendet er sich, tiefer hinein ins Gebüsch; der gebrochene Laut seiner Klage, wie er im bittern Herzleid einen Namen ruft, dringt noch fern zu ihr.

Zwei Gestalten eilen seitwärts durch das Dickicht herüber, immer schnellern Schrittes. Athemlos folgt Veronika von weitem. Lähmende Angst hemmt den Fuß; sie will hinausrufen, wehren, flehen und kann nur die Hände ringen. Sie hört die zornigen, lauten Stimmen der Männer — da — geradeaus thut sich ein freier Platz, eine Lichtung des Parkes auf; die beiden stehen sich hadernd, kampfbereit gegenüber. Ach, sie weiß es, warum! Sind es nicht die zwei, die sie lieben, Edgar dort mit dem dunkeln Gelock und dem flammenden, schwarzen Auge, und hier Oswald, der träumerische, blonde Jüngling, mit der verschwiegenen Neigung? Unselige Stunde, unselige Fehde! — Die blitzenden Degen kreuzen sich, schlagen klirrend aneinander; die Brust der Lauschenden athmet; in sprachlosem Grauen muß sie hinblicken. Da leuchtet es grell auf, tödtliche Streiche fallen von beiden Seiten. Edgar sinkt; Oswald, über ihm, bohrt den Stahl noch in das Herz, — da taumelt auch er, greift nach der Brust, — an einen Baum sich lehnend, gleitet er langsam nieder — Todesblässe bedeckt sein Gesicht — die Züge werden marmorn — dann keine Regung des Lebens mehr, kein Laut.

Zwei rothe Streifen Blut rinnen von den beiden Leichen, sie fließen zusammen in Einen schaurigen Strom zu Veronika, die mit ausgestreckten Armen dem wilden Entsetzen lauschen muß. Der dunkle Streif erreicht ihre Füße; sie weichen in dem, ach, um sie vergossenen Lebensquell! Ein Schrei der Verzweiflung entringt sich ihr; vorwärts ins Dickicht stürzt sie, lodernde Flammen im Hirn — —

Sie dringt unaufhaltsam durch das Gebüsch, das verwirrende Laubgedränge mit den Händen zerreißend, durch zusammenschlagendes Gezweig hindurch. Auf den Rasen wirft sie sich nieder, im Krampfe glühenden Schmerzes, den keine milde Thräne lösen will, die Stirn am Boden verbergend. Schwül und bang ist es unter den niederhangenden Zweigen, die sich zur Erde senken und sie wie mit Armen gefangen halten. Dann kommt der Wind, fächelt mit leisem Seufzen hindurch; wunderbare Waldesworte erwachen, erzählen von der wilden Hetzjagd des Lebens, von Fliehen und Verfolgen; vom wunden Reh, das in die tiefe, grüne Einsamkeit sich flüchtet, wenn des Herzens Schläge matter werden und des Todes herannahende Kälte es erstarren macht. O, wie war es so schön, der Traum des Daseins! Herrlich, die leuchtenden Blicke voll überwältigen Glückes auszuschicken, mit klopfendem Herzen zu spielen! — Und jetzt —?

Kalte Tropfen fallen von den Blättern, Tropfen Thaues, Thränen, die die Nacht geweint. Werden sie es fühlen, dieses heiße Weh im Innern, diesen angenagten Jugendschmerz, der mit fressender Kraft die Seele untergräbt, in jeder schlagenden Ader stürmt! Stillen diese schrankenlose Todessehnsucht, dies Schluchzen der qualerfüllten Brust?

Mühsam entquollen Zähren dem brennenden Auge, das himmelan sich richtet, Gottes Gnade sucht. Schwarze Nacht, kein tröstender Stern; durch die starrenden Aeste geht es wie leises Stöhnen: — kein Trost, keine Ruhe! —

Und wie die Stunden langsam verüberwandeln und blasse Dämmerung durchs Dickicht bricht, erwacht auch Veronika aus bewußtloser Erstarrung. Kalt und tot ist es in ihrem Herzen geworden, kalt und tot wie im Grabe. Kein Wunsch, kein Hoffen wird es lauter klopfen machen, seine Welt ist versunken, trostlose Leere ringsum. Sie fühlt sich so zerschmettert, so schuldbelastet; ach, Thereie haßt sie, flieht vor ihr! Wo eine Brust, die sie liebt, an die sie sich legen konnte, ihren Schmerz auszuströmen! — —

Sie geht langsam durch das dürftige Gebäude; in seltsamer Beleuchtung liegt das Schloß da; hoch und schlank hebt sich der Turm empor; lange, weitausgreifende Schatten fliegen über den Weg — —

Eine Gruppe häuslichen Glücks erblickt sie auf der Terrasse. Drei liebliche Kinder spielen zu den Füßen einer schönen Frau, die in einer Stellung voll Anmut sich zu ihnen herabbeugt. Eine rosige Jungfrau mit sanften, lächelnden Zügen läßt die Blicke träumend in die Ferne schweifen; zwei blühende, junge Männer lehnen an den Sesseln der Frauen.

Wie so heiß, unwiderstehlich erwacht zwingende Sehnsucht in Veronika. Diese Gestalten — wie zieht es sie allmächtig hin zu ihnen! Sie kennt sie; lange und innerlich hat sie sie geliebt, mit tausend heiligen, theuern Banden waren sie ihr verknüpft; — einst gaben sie ihr junge, beglückende Namen. Sidonie heißt die Jungfrau; hin zu ihr, an ihrem reinen, friedevollen Herzen, alles Leid, alle Stürme zu vergessen! Doch ach, arme Getäuschte! Sie wendet sich erschrocken, scheu hinweg, entsetzt vor der Leidenschaftlichkeit des Schmerzes, der wilden Zärtlichkeit in den ihr fremden Zügen. Die lieblichen Kinder flüchten schreiend in die Arme der Mutter, die schützend, verwerfend die Arme über sie breitet; die Männer sehen kalt, befremdet, zürnend auf die störende Erscheinung. Kein Zug des Erkennens, keine Regung der Liebe spricht für Veronika. Ihre Arme sinken schlaff hernieder, vernichtet wankt sie hinweg.

Sie will, sie erwartet nichts mehr vom Leben; sie hat nur noch Einen Wunsch: den Wunsch, zu sterben.

In dem alten Turm steigt sie langsam die Treppe hinan in das kleine Gemach, wo sie sonst mit Thereien träumend und glücklich gelesen. Sie tritt hinein, der Zugwind läßt das schwarze Gewand einer auf dem dritten Stuhl stehenden, hochaufgerichteten Gestalt emporflattern, die sich über den Abgrund hinausbeugt. Auf sie zu fliegt Veronika — Thereie ist es — sie wendet die blassen, von tiefem Weh zerstörten Züge, die hohlen, eingesunkenen Augen ihr zu und ehe die ausgestreckte Hand sie erreichen kann, läßt sie sich los und stürzt in die unermeßliche Tiefe hinunter. Mit gellendem Aufschrei bricht Veronika zusammen.

Durch die herabgelassenen Vorhänge der Fenster brach heller Sonnenschein; die Schwingungen milder, belebender Luft zitterten noch in den Adern der Erwachenden, die von dem Schrei, der ihrer Brust sich entrungen, erweckt wurde. Sie schlug mit einem tiefen Seufzer die Augen auf, sah befremdet umher.

O, selig überraschende Gewißheit! Sie war in den traulichen Räumen, wo sie nun so lange schon als Herrin waltete, wo eine selbstgeschaffene, häusliche Glückseligkeit sie mit Blumenketten umfing, wo kein Sturm wilder, verzehrender Leidenschaft die reine Bläue ihres Himmels trübte.

Sie klingelte; ihr Mädchen erschien.

„Gnädige Frau schliefen so fest", sagte sie. „Schon mehrmals bin ich hier gewesen. Fräulein Sidonie hat schon zweimal nachgefragt."

„Mein Kind, meine Sidonie! Laß sie kommen, mich ihre theuern Züge sehen! — Geh her!" —

Und eilig, mit zitternder Hand warf sie ein leichtes Gewand über, öffnete das Fenster, die frische Luft, die Luft der Wirklichkeit, einzuatmen. Noch athmete sie schwer, ihre Brust hob sich gewaltsam, ihre Pulse flogen. Sie strich mit der Hand über das Haar, sah in den Spiegel —

„O Gott sei gepriesen! Da ist mein Glück mit den Jahren des Alters, grauen diese Haare, diese weißen Wangen."

Sidonie trat ein, schmiegte sich zärtlich in die Arme der Baronin, barg ihr Gesicht an dem liebenden Busen.

„Mutter, liebe Mutter!" sagte sie tief erregt.

Wie mit wonnevollem Schauer durchbebte dieser Name, dieser Laut das Herz der Frau. Das geliebte Haupt der Tochter an ihr Herz preßend, empfand sie mit mütterlichem Entzücken das treuige, überströmende Dankgefühl, theure Kinder zu besitzen; Seelen, die sie selbst gebildet, selbst dem Schöpfer und einem reichen, schönen Wirken auf Erden zugeführt hatte.

Sie bog sanft den anmuthigen Kopf vor ihr

in die Höhe, küßte innig die weiße Stirn. Die Augen des jungen Mädchens standen voller Thränen. „Du weinst, meine Sidonie?“ sagte sie.

„O theuerste Mutter, nicht vor Schmerz! Nein, nein, ich bin so glücklich! — Oswald — er liebt mich — er hat es mir gestanden!“

Ihre Stimme versagte; von neuem barg sie ihr glühendes, schönes Gesicht, schmiegte sich, bis sie, ganz beschwichtigt durch das Wort der Mutter, voll und vertrauend ihr die Augen zuwendete und ein sonniges Lächeln durch ihre Thränen brach.

* * *

Wieder umfing ein linder, sommerlicher Spätnachmittag den Garten mit seinen Rosen, seinen säuselnden Gebüschen, dem freundlichen Pavillon, aus dem bereits lebhaftes Gespräch, fröhliches Geplauder tönte. Es war eine Gruppe glücklicher Menschen hier versammelt; die Glücklichste, die Strahlende von ihnen Frau Veronika von Erbach, in der Mitte alle ihrer Lieben; denn Baron Friedrich, ihr ältester Sohn, war schon vor einigen Tagen von seiner Reise eingetroffen und weilte hier mit der Gattin und den Kindern; und Adelbert, der jüngere Bruder, Offizier im Regiment des Kronprinzen, war am Morgen gekommen, um einige Wochen, befreit vom Zwange des Garnisonlebens, bei der geliebten Mutter zuzubringen.

Die Nachricht von der bevorstehenden Verlobung Oswald's von Hellmann mit der lieben Sidonie hatte theilnehmende Freude bei den Brüdern verursacht; denn die jungen Männer kannten und schätzten einander und begrüßten sich jetzt mit verdoppelter Herzlichkeit. Sidonie, im Hochgefühl ihrer jungen Liebe, verschönt und selig, war in ihrer milden, innigen Weise von hergewinnender Anmuth und der glückliche Oswald konnte sich verklärt in ihren Blicken.

Ein Bediensteter brachte ein Schreiben, das er respektvoll der ältern Baronin übergab. Ahnungsvoll erblickend brach sie es auf. Mit einer Empfindung, die ihr das Herz so schmerzlich zusammenzog, noch einmal alle Schauer jener Nacht heraufbeschwor, starrte sie auf die Schriftzüge. Margarethe, die treue Dienerin und Gefährtin Ihrerseits von Vielleicht, meldete ihr den am dritten Tage nach ihrer Ankunft in Oberde erfolgten Tod ihrer Herrin. Das Datum stimmte mit jenem Traum der Baronin zusammen; ein gnädiger Rapport hatte gewiß jenen beiden so eng verbundenen Seelen stattgefunden — —

„Und so, gnädige Frau“, schloß der Brief Margarethens, „ist meine theuere, einzige Herrin in Glauben und Vertrauen auf die Gnade ihres Erlösers, die Fürbitte der Heiligen zur Ruhe eingegangen, nachdem ihr, leider! der so sehnliche Wunsch versagt war, Sie, theuerste gnädige Frau, deren Namen sie in ihren letzten Stunden unaufhörlich rief, an ihr Herz zu drücken.“

Die Baronin stand auf; eine heftige Stille war eingetreten. Sie ließ langsam das Schreiben auf den Tisch gleiten, schüttelte das Haupt, ihr zu folgen verbietend und schritt hinaus nach der Pforte. Dort stand sie lange, an das Gitter gelehnt, und durch ihre vor die Stirn gepreßten Finger rannen häufige Thränen, während ihre Lippen leise ein Gebet flüsterten. Dann erhob sie ihre gebeugte Gestalt und wandte sich ihren Lieben entgegen, die besorgt heraustreten waren; und während ein tiefempfundener Schmerz auf ihren Zügen lag, schwebte um ihren Mund ein gelassenes, sanftes Lächeln, heilig verklärend wie das Morgenroth, das soeben den Gräber leuchtet.

E. St.

Der deutsche Sprachunterricht in Frankreich.

Von Hermann Hamm

I.

Warum ist die französische Sprache die Sprache der Diplomatie? Warum ist sie von so großem politischen Einfluß? Weil sie überall verbreitet ist, überall erlernt und gesprochen wird. Man kann den Satz auch umwenden; es kommt im Grunde auf Eins heraus.

Das politische Ansehen einer Nation hängt mit dem Ansehen zusammen, dessen sich ihre Sprache erfreut. Wenn die Einwohner von Parnambuc deutsch lernten, so würden sie die preußischen Schiffskapitäne, die sich von Zeit zu Zeit in ihrem Hafen zeigen, nicht fragen, ob Preußen auch, wie Deutschland, in Hamburg läge. Die jungen Brasilianer, denen ich in Nantes Unterricht in der deutschen Sprache gegeben, werden ihre Landsleute über solche geographische Räthsel aufklären. Ich überschätze darum die Bedeutung eines Sprachlehrers nicht, denn ich weiß nur zu wohl, daß die politische Lage Deutschlands die Hauptschuld daran trägt, daß die deutsche Nation im Auslande als Nation nicht bekannt ist (in England überzeugte man vor ganz kurzem mich „Preußische“); ein Land wie Württemberg z. B., das gerade so viel Einwohner hat als Kanton, unterhält Gesandte; Deutschland aber, das große deutsche

Reich. Die deutsche Nation von 40 Millionen, hat weder in Rio-de-Janeiro, noch in Washington, noch in Paris einen Repräsentanten. Dort ist ein armer Sprachlehrer der einzige Vertreter des deutschen Volkstums, und Gott weiß, daß derselbe oft reicher an Ehre und Patriotismus ist als mancher hochbesoldete Gesandte von dem oder jenem Duodezstaat.

Ein anderes Beispiel vom Zusammenhang, der zwischen Politik und Sprachunterricht besteht, liefert uns die Reaktion: die Legitimisten der Vendée und Bretagne ließen sich deutsche Nonnen katholischer Religion kommen, damit ihre Söhne von Kindheit auf deutsch sprechen lernen und zum Kriegsdienst in Oesterreich befähigt sind, das ihnen als die einzige Stütze des Legitimitätsprincips gilt.

Von diesem Standpunkte aus wird auch heute, wo das Streben nach Nationalgröße und Nationalehre in Deutschland wieder erwacht, eine Thür über den deutschen Sprachunterricht in Frankreich willkommen sein. Jeder Unterricht in einer lebenden Sprache hat entweder den Zweck der praktischen Benutzung, geht vom Nützlichkeitsstandpunkt aus, oder er wird vom humanistisch-philologischen Interesse bestimmt. In Frankreich gab das letztere den Anstoß zum Unterricht in der deutschen Sprache und da seine Literatur erst im vorigen Jahrhundert aufzublühen begann und meine die von Kunstprincipien geleitet, so bei die Schriften die Keime legten, so kann auch erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts vom Sprachunterricht die Rede sein. Schon durch Montaigne, der die Erzeugnisse seiner Schule Voltaire in Uebersetzungen zur Prüfung vorlegte, wurden die Franzosen auf unsere Literatur aufmerksam; aus diesen Zeiten der hatte man auf Gottsched'sche, wie in Manso, Schmaich's „Hermannsschlacht" und Gellert's „Fabeln", die vielleicht durch Lombards Kaufleute dorthin gekommen sind. Gellert's „Fabeln" entsprachen vorzüglich dem herrschenden Geschmack in Frankreich; sie wurden übersetzt und meisterhaft gewiß in manchen Leuten den Wunsch, die deutsche Sprache zu erlernen. Ungemeine Verdienste um die Verbreitung der Kenntniß deutscher Literatur erwarb sich Jeremias Michael Huber, seit 1766 Lector der französischen Sprache in Leipzig. Die kleinen Schriften des gelehrten Philologen Heyne erschienen in einer lateinisch verfaßten Zeitschrift übersetzt. Doch alles das war noch nicht geeignet, einen geregelten Unterricht in der Sprache selbst zu begründen, auch habe ich aus jener Epoche nur eine einzige deutsche Grammatik gefunden, sie war noch auf Gottsched's Sprachlehre gestützt. Selbst im Anfang der Goethe'schen Epoche machte dieser Unterricht keine Fortschritte; Imbach hob doch Laharpe in seinem „Lycée" über „Werther's Leiden" mit großer Geringschätzung. Erst durch Schiller, dessen „Räuber" der Citoyen Lamartelière 1793 übersetzte und dem der Convent das französische Bürgerrecht als Mr. Gille gab, fand die deutsche Literatur und Sprache in Frankreich nationale Anerkennung. Die Umwälzung, die der Convent mit dem Unterrichtswesen vornahm und die Napoleon erhaltend vollendete, war dem Unterricht in den lebenden Sprachen, gegenüber den früheren vernachlässigten Methoden, nur günstig. Kein Buch aber ist dem Studium der deutschen Sprache so förderlich geworden als das der Frau von Staël: „De l'Allemagne", dessen Einfluß auf die Jugend noch heute fortwirkt; freilich auch welchen Sprachlehrer hatte die geistreiche Frau in K. W. von Schlegel! Man weiß nicht, wen man glücklicher preisen soll, den Lehrer, der einen solchen Schüler fand oder den Schüler, dem ein solcher Lehrer zu Theil ward.

Jetzt beginnt auch die deutsche Philosophie das französische Interesse, Kants wie auch Deutschland, von Ihm Kenntniß an der Cuvier in Chapitre. Freilich war der Geist seiner Philosophie nicht geeignet, die Kenntniß unserer Sprache als ein wünschenswerthes zu empfehlen. Kant mag auch gehen, aber Schelling Le mot et la chose. Hegel mit seiner dunklen Terminologie in die Sprache der Klarheit zu übertragen, muß das für eine Narrenarbeit ist, das frage man nur den berliner Michelet, der es versucht hat. Vielleicht dürfte aber gerade diese Unverständlichkeit der Weg Beispiel sein. Leichter wurde es, als man Goethe's „Faust" kennen lernte, um seine Popularisirung in Frankreich ist F. Marmier Verdienst erwarb, der aber seinem vorbereitet übertrieb und erläutert wurden ist. Möglichkeit ist in Frankreich die übrige populär als in Deutschland, und bei „Wilhelm", die durch Mme Schubert's Uebersetzung im gleichen Publikum bekannt geworden ist, hat ein Lieder, Gymnasialdirektor in Worms, übrigens ein gründliches Urtheil gefunden. Vor allem populär aber muß G. T. H. Hoffmann, der Verfasser der „Phantasiestücke", im Werke Frankreich sein ist in zahlreiche Versionen bekannt als im Orient, der eine kurze Bemerkung, was um ihn in der Originalsprache lesen zu können, ein anderer muß

durch seine Lectüre begeistert, ihn durch treffliche Anmerkungen zu illustriren, die eines Künstlers würdig waren.

Wenn sich nun auch die Mehrzahl noch mit Uebersetzungen begnügte, so wuchs doch die Zahl derer, die die Sprache selbst lernten, immer mehr. Unter den Grammatiken, die im Anfang des Jahrhunderts erschienen, zeichnet sich die von Pempée (zweite Auflage, Besançon 1814) aus. Wie für die Deutschen eine französische, so schrieb der altbekannte Meidinger auch eine deutsche für die Franzosen. Sprachlehrer lieferte Deutschland selbst, seitdem die Demagogenverfolgungen begonnen hatten; mancher tüchtige Student gewann seine Existenz in Frankreich durch den Unterricht in seiner Muttersprache. Als ich noch auf der Kürstenschule zu Pforta war, besuchte einmal unsern Lehrer, der eben die Wochenschrift schrieb, sein in Paris als Lehrer angestellter Bruder; da ging auf unsern Bänken unter Schauern und Haarsträuben die Rede um: „Das ist ein Lexmagog, das Beil hat über seinem Nacken geschwebt, jetzt ist er begnadigt." Es war so, er hatte sich als Lehrer der deutschen Sprache eine Existenz im Exil gegründet.

Indessen war die deutsche Sprache noch nicht unter die obligaten Gegenstände des öffentlichen Unterrichts aufgenommen. Das geschah unter der Julyregierung, die somit für die Universität (d. h. im französischen Sinne des Worts, für den Staatsunterricht gegenüber dem durch die Priester) gethan hat. Das eine deutsche Prinzessin die Gemahlin des Thronerben wurde, konnte der Pflege des Deutschen ebenfalls nur förderlich sein. An jedem königlichen Gymnasium (damals Collège genannt, seit dem neuen Kaiserthum heißen die Staatsgymnasien nur unter Napoleon I. Lycée und die städtischen Collèges) wurde ein Lehrstuhl für die englische und einer für die deutsche Sprache errichtet; beide sind ähnlich in dem Unterrichtswesen eingewurzelt. Daß man diesen Sprachen unter den lebenden Vorzug vor dem Spanischen gab, ist begreiflich. Die Nachbarschaft ist nur ein Nebengrund. Bei der Wahl des Englischen war der Nützlichkeitsstandpunkt vorwiegend, der Handelsbeziehungen wegen wird es im Westen und Norden von den Schülern vorgezogen, die Seemacht Englands macht die Kenntniß der Sprache für alle wichtig, die sich der Marine widmen; in Industriestädten wie St. Etienne erhält es ebenfalls den Vorzug vor dem Deutschen. Bei den Maturitätsexamen (in Frankreich Baccalauréatsexamen genannt) hat der Schüler die Kenntniß der einen oder der andern Sprache darzuthun; aber die deutsche vorzugsweise wird von denjenigen Candidaten verlangt, die die Polytechnische und die Militärschule von St.-Cyr besuchen wollen. Der wissenschaftliche Charakter unserer Sprache ist der Hauptbeweggrund gewesen, warum ihr Studium an den Gymnasien eingeführt worden ist. Während alle Schwestern der französischen Sprache wie diese selbst von der lateinischen abstammen, ist die deutsche eine Ursprache, sie bildet ihre Formen nach eigenen Gesetzen, hat ihren eigenen Wortschatz. Seitdem die neue Philologie, die seit der Entdeckung des Sanskrit von den Engländern und den Deutschen begründet worden ist, auch in Frankreich eingedrungen, gewinnt das Studium unserer Sprache immermehr an Bedeutung, dasselbe bildet für den Romanen sozusagen die Einleitung oder den Uebergang zu der vergleichenden Sprachwissenschaft, und was bisher von Gelehrten wie Renan, Littré u. s. w. in den streng wissenschaftlichen Kreisen zur Anerkennung gebracht worden ist, das dringt nun auch in das Bewußtsein der Schulmänner und Schüler. Bisher lasen die Zöglinge der Normalschule in Paris (welches Institut zur Heranbildung von Gymnasiallehrern einer deutschen Akademie gleichkommt) Schiller's „Turkern" wegen seiner Bedeutung für ästhetische Bildung; jetzt lesen sie Goethe's „Faust" (wenigstens im Auszuge), in wenig Jahren wird deutsche Philologie so gut getrieben werden wie nur auf irgendeiner deutschen Universität. Denn wenn Frankreich in der Einführung der lebenden Sprachen unter die Unterrichtsgegenstände seinen östlichen und westlichen Nachbarn erst zeitlich spät nachgefolgt ist, so hat es dagegen das Studium derselben nicht nur rascher auf, es wird sogar bald seine Nachbarn darin übertreffen. Ein französischer Gelehrter, Herr Poloux in Toulouse, drückte sich 1854 über dieses Studium so aus:

„Eine neue Sprache sich aneignen, bedeutet nicht nur die Schranken niederreißen, die uns in Zeit oder Raum von andern Völkern trennen, man tritt dadurch auch in den Besitz der Ideen dieser Völker und indem man an ihrer innerlichen Bildung theilnimmt, gewinnt man gewissermaßen selbst eine neue Existenz. Nicht selten findet man in Deutschland junge Mädchen, die eben aus der Pension kommen und ein Gespräch in drei, in vier Sprachen zugleich zu führen wissen. Stellt man daneben die Anstrengungen, die bei

und ein armer Fremder, Engländer oder Deutscher, machen muß, um verstanden zu werden, selbst in Magazinen mit der Firma: «English spoken» oder «Hier spricht man deutsch», Anstrengungen, die uns lächerlich scheinen und über sie doch weit erröthen sollten; so ist der natürliche Schluß, den wir, sei es aus Nachlässigkeit, sei es aus überschwenglichem Nationaldünkel, der die französische Sprache für die Königin der Sprachen ausgibt, unserer geistigen Ausbildung einer ältern Gleichheit aufzwingen. Diese Anklage verliert jetzt viel an Bedeutung, dank der glücklichen Revolution, die bei uns zu Gunsten der lebenden Sprachen vor sich geht und die die Regierung mit allen Kräften zu fördern scheint, indem sie diesem Studium im Unterricht einen immer größern Platz einräumt. Das Deutsche ist obligatorisch geworden und es mußte so sein. Abgesehen von den literarischen und wissenschaftlichen Schätzen, die uns die Kenntniß der germanischen Idiome eröffnet, kann man sagen, daß Nom einerseits, Griechenland andererseits, die beiden Klippen sind, die uns an die Geschichte knüpfen, die beiden Pole, die unsere Nationalerziehung abgrenzen müssen. Jede Wahl zu Gunsten der deutschen Sprache kommt nämlich gewissermaßen einer Wahl gegen, wo wir von einer fast lächerlichen Eifersüchtelei für unsere überbrüderlichen Nachbarn beherrscht sind und eine aufrichtige und aufgeklärte Neigung uns erlaubt, einen viel größern Theil von Sympathien zu pflegen, ohne ihr Gefühl zu überleben." *)

Von welcher Bedeutung aber das Studium in Frankreich ist, das macht sich der Deutsche gewiß nicht klar, wenn er vielmehr die Geschichte nicht genau studirt hat oder das Innere des Landes nicht kennt. Bei allen Schwankungen war die französische Bildung bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts eine einzig; in der Form z. B. gab es keine Regel, Nasine ist der einzige, der sie, aber in dramatische Form eingeflochten, gegeben hat. Mit der bekannten Selbstüberschätzung gingen natürlich die Engländer Frankreich über das Ausland, wo nicht gänzliche Unwissenheit zu sagen, Hand in Hand. Seitdem die Kenntniß des Englischen durch das Studium der lebenden Sprachen eröffnet und erweitert worden ist, besitzen sie die französische Bildung nicht nur durch eine Anschauung, es teilen auch die alten Vorurtheile und ein intimer Verkehr mit den Nachbarn sehen sich an. Aber die Wirkung erstreckt sich über Frankreich hinaus. Bisher war deutsche Sprache und Bildung nur in Theilen Polens, bei Russen und Ungarn galt ihre Kenntniß als ein Zeichen der Civilisation, die Mehrzahl der gebildeten Polen spricht deutsch, trug doch Hufeis der „Nimrod" Jetzt dringt unsere Sprache auch nach Berlin vor. In das französische Buch durch seine Bildung und Macht an der Spitze der neuen lateinischen Völker steht, so vermischt sich die deutsche Bildung mit der der Nachbarvölker. Durch die französischen „Revues" besitzt sie Spanien über Deutschland, und St.-René Taillandier in der „Revue des deux mondes" schreibt, weil in „Revue" Bildung und Meisterschaft gelten. *) Die „Revue germanique" ist ihrer namentlich von gelehrtem Gehalt, mit ihr hängt die Kenntniß deutscher Wissenschaft in allen Fächern zusammen, sie unsere Sprache auch nicht lernen. Aber diese literarischen Kreise der „Revues" sind eben zur Gährung berufen an sich für Sprachkenntniß gewonnen hat Jeder Blick auf Schule und Bücher, auf Unterricht und Methode. Wie die wissenschaftliche Vertiefung eindrang, hätte es übertrieben und an gründlichem Lehrerpersonal für die große Anzahl von Lehrern, die höheren Gymnasien [illegible] es ebenfalls nicht gefehlt haben, da für ihre Schulen für das Staatsexamen vorgebildet haben. Wie bei uns Deutsch gelehrt wird, Uebersetzungsexamina sind es in der Regel mit deutschen Lehrer, der seinen Unterricht geben [illegible] gelegt, da es wenigstens in großen Städten immer einen [illegible] gibt, der im Stande ist, einen Deutschen in der Sprache zu hören, manchmal muß freilich allerdings die Revision auf Irrthum und Glauben hingehen, wenn es mit seiner Sprachkenntniß nicht gut aussieht, wie ich das in Nancy gesehen habe. Nun gehört zum Verbringen auf Schule in Frankreich, zwar ursprünglich deutsche

*) Diese schöne Anerkennung kann aus Ehrfurcht [illegible] für die Jugend, die Edle Deutschland in seinem „Buch der Lieder" über die deutsche Sprache zu Ehren [illegible] Die [illegible] bei seiner Gelegenheit, daß die [illegible] des Deutschen aus Jahrhunderten mit unserer Sprache, die sich in seinen [illegible] Werken [illegible], von der Wahrheit in Deutsche in einer [illegible] Weise [illegible] Deutsch, Schiller, [illegible] gleichzeitig mit und mit den [illegible] Kunstwerken [illegible] Schönheit [illegible] hat.

*) [illegible] St.-René Taillandier ist [illegible] Literaturgeschichte, [illegible] Schule, [illegible] Deutschland in der [illegible]

Provinzen, und man sollte daher glauben, daß es an Deutschlehrern nicht fehlt. Dem ist aber bekanntermaßen nicht so. Es gibt zwar in Metz einige treffliche deutsche Schriftsteller, ja sogar einige Dichter; das sind aber die Ausnahmen, in der Regel sprechen Elsaßer und Lothringer ihren verkommenen Dialekt und sind, abgesehen noch von ihrer schlechten Aussprache, wenig geeignet, ein correctes Deutsch zu lehren. Eine Menge Wendungen sind ihnen unverständlich; haben sie doch ihre Erziehung auf französischen Schulen in französischer Sprache erhalten (den Elementarunterricht ausgenommen). Der Franzose, der unsere Sprache lernen will, hat auch ein gewisses Mißtrauen gegen den elsaßischen Lehrer und noch mehr gegen den lothringer; ein gebildeter Franzose, der das Deutsche wissenschaftlich erlernt und dann einige Zeit in Deutschland verlebt hat, ist ein besserer Lehrer als letzterer. Noch heute bestätigen die Ausnahmen die Regel.

Man half sich nun im Anfang so gut es ging; freilich standen auch die Lehrer der lebenden Sprachen an den Lyzeen an Rang und Gehalt unter den übrigen Gymnasiallehrern, sie wurden in der Regel noch Maitres auxiliaires genannt, Sprachmeister. Unter andern hatte man viele Polen an, die nach der Revolution von 1831 in Frankreich ein Asyl gesucht hatten; die letztern sprechen so ziemlich geläufig deutsch, ob sie aber immer eine gründliche Kenntniß der Grammatik u. s. w. haben, das mag man bei den einzelnen entscheiden. Jetzten hat jüngst einer, Herr Kawinski in Châlons-sur-Saône, eine deutsche Grammatik herausgegeben, die recht praktisch sein soll. Unsere politischen Zustände hatten auch hier wieder; die Nachwehen der Julirevolution in Deutschland, der frankfurter Aufstand u. s. w. hatten die Flucht vieler Studenten und Gelehrten zur Folge, die sich zu gutem Theil auf den Sprachunterricht legten. Ich nenne hier Herrn Adler-Mesnard und den Dr. med. Schuster. Letzterer hat im Verein mit Herrn Regnier, dem Uebersetzer der Schiller'schen Werke, das beste Wörterbuch abgefaßt, das wir in diesem Fache haben; später ergriff er seine Medicin wieder (er war Student in Göttingen und wegen der dortigen Unruhen flüchtig) und fungirt noch als Arzt in Paris. Eine Bemerkung möge hier Platz haben. Die protestantischen Deutschlehrer haben einen Vorzug vor den katholischen. Es mag sonderbar scheinen, confessionellen Unterschied zum Maßstabe der Sprachlehrerfähigkeit zu machen, aber in diesem Falle ist es so, wie leicht zu erklären. Von wo geht unsere moderne Literatur aus? Offenbar von der Reformation, von der Sprachschmiedung, die Luther in seiner Bibelübersetzung vornahm. Unsere Literatur ist entschieden protestantisch in Geist und Form. Aus Luther's Bibel schöpfte Klopstock, schöpfte Schiller, ja selbst Goethe und man kann scherzlich eine Menge Stellen in ihnen, was Stil und Wendungen betrifft, nicht erklären, wenn man Luther's Bibelübersetzung nicht kennt. Ich habe es erlebt, daß mich ein Deutscher, katholischer Erziehung, über eine Stelle in dem Lesebuche von Lebaigue und Regnier befragte, die er nicht verstand; es war ganz einfach ein Vers aus der Bibel.

(Die zweite Hälfte in nächster Nummer.)

Anregungen.

Zur Geschichte der deutschen Bühne.

Eine anerkannte und in der That gediegene Arbeit ist die „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" von Eduard Devrient, deren vierter Theil, die Periode von 1815—1830 umfassend, soeben (Leipzig, J. J. Weber, 1861) erschienen ist.

Der Verfasser nennt diese Periode „Das Hoftheater" und schildert mit treffenden Zügen, wie nach dem Sturz Napoleon's die deutschen Fürsten einem Aufgang nationaler Regungen anfangs auch für ihre Residenzbühnen nicht hatten widerstehen können, dann aber, als die Unterdrückung freiheitlicher Bewegungen das Selbstvertrauen und die Sicherheit der Höfe stärkte, auch die Bühne ganz in den Kreis ihrer speciellen Interessen zogen und mit wenigen Ausnahmen zur Domäne fürstlicher Laune und Willkür gemacht hatten. Die kundige Alleinherrschaft der Bühne blieb auf; sie wurde in die Hände von Beamten oder Hofchargen gegeben. Die Oper drängte das Schauspiel zurück; letzteres suchte sich, um die Concurrenz auszuhalten, zu französischer ergiebigerer Productionskraft; Uebersetzungen überfluteten die Repertoire. Die Schauspielkunst sank immer mehr; ein hohler Pathos trat an die Stelle der Natur und Wahrheit.

Alles das schildert Eduard Devrient mit ebenso großer Sachkenntniß wie in der Beweisführung nach den correctesten Maßen. Es dürfte nur möglich sein, hier und da eine Ergänzung seiner Darstellung oder die Berichtigung einzelner Thatsachen zu geben; im wesentlichen sind seine Da-

[illegible] unentbehrlich, seine Aufführungen die richtigen.

Nur in wenigen Partien möchten wir von dem Gesichtspunkte abweichen, welcher ausschließlich die Kenner der Hervorhebung und der Einheit seiner Arbeit entdeckte, die Elemente des Lebens an, welcher weil ein fester Punkt gewonnen sein dürfte. Wir finden, daß der Dichter [illegible] Erscheinungen zum Schlimmen deutet, die uns eher als Entwickelungen zum Guten betrachten möchten. Es ist ein Beweis von Selbstverleugnung und philosophischer Kraft, wenn ein Schriftsteller auf sich, auf den engen Kreis der Erfahrung, auf Vorgänge der Erfahrung zu schließen weiß.

Durchgängig hörte der Verfasser über einige Punkte seiner Studie ohne Kompromiß sein. Schon in den frühen Bänden seiner Werke protestirte er gegen die Einmischung der Schriftsteller in die inneren Interessen der Schauspielkunst, welche Tendenz nimmt in dem vorliegenden Bande an Umfang zu. Das Ideal des Autors einer Schauspielvorrede war nicht [illegible] Schauspielmeisterschaft, alle gleichsam gutmüthig unter sich abmachend, statt im Widerspruch zu jenen besonderen Momente [illegible] [illegible] besonderen Stufe, wo gerade die „Extreme" es waren, die dem wahren Interesse der Bühnenkunst noch einigen Halt und einige Richtung geben. Das der Schauspieler gewöhnt sich an der Schauspielkunst zu sein, verstehe ich auch und nun nicht: die Vorfragen und die Mittel kennen und geben, die Hülfsmittel studiren, nimmermehr wird der Dichter abläugnen, daß ihre nächste Aufgabe die Selbstdarstellung der Persönlichkeit ist. Wie ist ein Organ, daß der Künstler darauf zu sehen hat, immer in einem frischen, kräftigen und tüchtigen Zustande vorzufinden zu wissen, gleichviel, ob seine eben jene Arbeit einer Darstellung zu liefern ist. Doch möchte es mit dieser Ansicht vorläufig sehr schwierig halt zu Ende gehen, wenn die geistige Körperschaft nicht mit der höheren Aufgabe, die sie zu lösen hat, in einer engen Verbindung wäre. Und auf die Virtuosität angewandt, ist es mehr, daß man der ganzen Theaterlichen Aufführung der Dichter als Selbstzweck schädlich entgegenhalten kann. Keine noch so absolute Vollendungsgradation [illegible] [illegible] länger, als sie einen bestimmten literarischen Inhalt umfaßt. Wie den literarischen Inhalt der Schiller- und Iffland-Zeit die Hamburger Schule. Wie den literarischen Inhalt der Goethe- und Schillerzeit die Weimarische Schule. Wie den literarischen Inhalt der [illegible] [illegible] [illegible]

lang rang der wieder glückliche Rival seinen Brüder nach einer Aufführung, die ihm mit zahlloser Übersetzung für manche seiner Leistungen oft in später Jahren zu Teil wurde. Wir wollen hier viel Persönliche nicht vorwegnehmen, wollen aber im Interesse so vieler Literaturfreunde, die hinter „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" einen unbefangenen Führer suchen, nur so viel sagen, daß in Band IV und einem V dieses Werkes vielleicht mehr die Merkwürdigkeiten eines Schauspielers über die Dichtergestalten seiner Zeit zu finden sind. Wie überhaupt unsere, vielleicht Deutsches Wissen, die Darstellung Devrients gegen die vielleicht Anklagen und Vorwürfe nur im Vorübergehen, daß die „ungenügende Quellen", die noch seiner Zeit Kenntnis wissen wollten, so gesammelt haben soll, im allgemeinsten Grade genügen werden und im Grunde kaum mehr als eine Bestätigung der Erwartungen bringen. Und hier wäre der Ort, wenn vorhanden, wenn wir, nach seiner eigenen Meinung, in Devrients Briefen und Briefen als Beweise der Richtung betrachten wollen. Die Darstellung des Charakters gibt mit einer Macht darauf hinaus, daß die Schauspielkunst als das Grundmaterial der neuen Schauspielkunst herzustellen. Gewiß werden die für diese Behauptung von Wenge der Belegstellen. Den Beispiele entnehmen und beweisen ist die volle Begründung durch eine Beispiele seiner richtige Wahl seiner ehemaligen Schauspiele entsprechend, die schwierig für seine wichtig bedeutsam, aber auch von bedeutendsten Wirkung ohne Verwendung sind. Gibt Devrient in dem oben den wichtigsten und dem Publikum zweifelhaft bekanntesten Charakteren nur den Hamlet, Lear, „Egmont", der ist ein seiner Hauptrollen Publikum und das Unbekannte gefährdete u. s. w. Viele wenige Schauspiel von „Gebrüder", die doch ein Mann wie Eduard Devrient kühn im Munde hat — Schauspiel schon schon! Um einen schweren Mitspiel wollen sich die wichtigen Namen seiner Kraft zeigte? Um einen Meister wollen wir, von Grund auf arbeiten. Stümperei zu Abendlichkeit Aufführung mit Lauheiten von Thalen gebracht hat, soll ein Meister ebenso Wissen, ebenso schweren im Lernen seine monatlose Schuldigkeit thun? Wollen entlassen denn andere sind „Romanschreiber", als sag in den zum „Schöpfung" erhobenen Hauptwerken das romantische Kunstbewußtsein ist zerbrochen soll hier machen, mit verachtetem Gelächter von Devrient abgetrieben. Talentlosigkeit in allen zum möglichen besten Kräften Kindern? Sollen Tonsen solchen allerdings Erfahrungen nur Devrient nennen, sagen im Memoiren, während sie spielen, so pflegen einen Beginn heraus ist und Abendlichen ist jenen, Glück von Gott zu verleihen. „Klagbrief" war es, nach Eduard Devrient, einer Klage Verzeihung der Tonkünste, daß Gretchens „die Tochter zu Nathan bei Immermann in Düsseldorf gestalten mußte"! Wir verstehen, es war der tonvolle Diente, der auch Gretchenmann über einer Bühne erhaben sprach, der weiten der Geist der Dichter, die Liebe zur Kunst der Bühnen war.

Nicht der Verfall der Schauspielkunst, sondern die Regeneration derselben begann mit Gretchenmann. Eine schärfere, ernstere, „selbständige" Gültigkeit und schnelle Routine („Unterrichtsanstalt" nannte sie Gretchenmann) hatte fast überall in Deutschland auf den Bretern platzgegriffen, dabei hatte die Gewohnheit der gebildeten Stände viele Gelehrsamkeit Bühne zu verantwortungsvoll, daß eine und gründliche Darstellungsweise zu den Wunders gehörte. Wir würden zu 60 mehrere Verhältnisse, durch Gelehrsamkeiten von dem heimischen Verbande, viele Gedichte, Lessing u. s. w. an 60 wieder in Schutz nehmen; aber auch hier muß der Schauspieler die Gymnasien einer reformatorischen Bewegung erblicken. Die Bühne wurde ein Lehrstuhl der Nationalität. Es wurde hier nicht alt in einer früheren Epoche. Sie wurde hat einige Dichter und auch Gelehrsamkeit vergessen Zeitgeschäft und sag vielmehr auch nicht an, 60 in den Kreisen und im Ton der Zeitgenossen zu gehen.

Eine der von Eduard Devrient's Hand besonders gründlichen Arbeiten überging, daß ihm gerade viele Schilderung bei seiner Zeitgenossen innerlichen Kunden in der Darstellung seiner Werke gelungen war; aber die Gerechtigkeit hätte erfordert, daß seinen Lage auch bereits in seinem Herausstreben vorhandenen Talente auf der Mode, in seinem Privatleben einen schon, namentlich gewonnenen Rahmen, Gelegenheit gegeben, sag in dem, was bei den „Lehrstunden" Gedanken des Klavierspiels der neuen Regungen erblicken wurde [*].

Neue Romane und Novellen.

XXVII.

Eine Sammlung humoristischen Inhalts, Schilderungen und Phantasien hinter in zwei Bändchen Heinrich H. A. Mahler unter dem Titel: „Poesie et nonsens. Heitere Studien" (Berlin, Lehrer, 1861).

Der Autor französischen verschiedenen, aber hier am liberalen Bedeutung, einer verschlungen Darstellung gewollen, ganzen Gedanken und originellen Intentionen

[*] Möglicherweise eine persönliche Bemerkung. Die Schilderung hat der Schauspieler in eine humoristische und belehrende Kunst- und Gemütsgemeinde und sage der Berliner 6. Juli: „Die heiteren Studien ... 6. sind literarische Tendenz als Kinder mit ganz besonderer Theaterliebe, welche bei „Berliner Gesellschaften", wie Gedig schreibt, eben den Ruhm zu haben, besonders verbreitet." Wenn der Verfasser in der obigen Recension seiner Gedanken, die auch schwache Partien besitzen, nicht sehr wohlwollend war war bei dem, so werden meine Verschiedenheiten erklären. Da der Verfasser, der Herausgeber seiner Blätter, Lehrer-Kollegen Mitarbeiter, 60 sehr den wahren Wert Schauspielerin, so will ich Eduard Devrient am Berliner Gedig einzugehen. Vielleicht auf den richtigen Standpunkt gelangen, genügig Jahre alten Aufzeichnungen der Herausgeber z. B. über seine ersten Rezensionen. Wir erhalten die Belege der Studien, seine Gedanken zu Grunden.

Sechste Scene.

Schlippenbach

(kommt ſchnell von links, ſieht ſich einigemal ſcheu um, ſtürzt dann auf die Pechpfannen, reißt einen am Rand derſelben gelegenen nur halb verbrannten Stoß Papiere aus dem Feuer und eilt damit nach vorn).

Vom Rand des glühenden Roſtes ſtehl' ich euch, ihr heiligen Bekenntnißſchriften einer großen Seele! Nur noch die Kohle eines Wortes gönne mir aus dem Scheiterhaufen des Henkers, du freundliches Mondlicht! O ſie können den Leib tödten, aber die Seele ſteigt, wie ein entfeſſelter Gott, zu den Wolken auf. (Zitternd in den halbverbrannten Papieren ſuchend und leſend.) Da, wie ein zerfetztes Kleid! Worte, denen ſie das Haupt verbrannt, Gedanken mit verſengten Flügeln! Aber das Auge läßt noch auf den Mund, der Mund auf den ſtarken Arm, ein Torſo noch auf das Götterbild ſchließen. Da — da ſtehen die Worte: „Mein theures Vaterland!" Sie ſtehen deutlich, die Flamme hat ſie verſchont. Da leſ' ich noch: „O alte Freiheit, ſie ſchlugen dich —" ſie ſchlugen dich? An's Kreuz? An's Kreuz! Der Henker tilgte das Kreuz und durch das ganze Blatt weht ein gelber verſengter Duft, wie wenn der Schwediſche Fremdling durch Liflands grüne Fluren zieht. — — Patkul! Hier fluchen ſie ihm, dort bedecken ſie ihn mit gleißneriſchen Ehren, aber in Liefland beten ſie für

eigentümlichen Licht- und Schattenreizen kennt eine große lebhafte Gewandtheit der Darstellung. Seine Gegenstände verraten auch den gleichgültigen Mangel an künstlerischem Weg, der denn doch weit für die Gewandte unerlaßlich erscheint, um so weniger zu bedecken, als sie durch eine in der Wirklichkeit bei Sinnmethode hervorgerufene poetische Reizung zu weit Höherem Anregungen und anhaltbaren Stoff in der Entwicklung bedeutend beeinträchtigt werden. Wie der Autor für Weg aufgeben möchte, ist wohl als ein künstlich erzeugtes Gerücht, der denn für den Leser ziemlich Wunder Gleich verwirrt. „Man merkt die Absicht und wird verstimmt."

Verstimmt machen wir außerdem durch eine hier und da ja höchst merkbar machende Neigung zum Übertreiben, so im Schluß von „Der Kandidat" sowie der äußerste Grenzlinie des Erlaubten überschritten (I, 214 — 218). Wie man Meister der Diktion, verschiedene aber nicht-übereinstimmende Bilder zu Allgemeinlichkeiten und starken seines Sinn so wenig unterstreichen, als der Mensch, der eine offene Überzeugung nach, solche Mißverständnisse gegen die Absicht leicht für vermeidlich hält.

In anderen sind für den Band erfreut die „Geschichte eines Kaufmanns" und die Novelle „Die unbegreifliche Verlobung". Die wollen spricht der Verfasser an, wo er durchschnittlich eine Geschmacksrichtung gibt. Er ist der sicheren und auch formell besten Schilderung der seelischen Reaktionen von Karren, Verbrechern und Einsamen, welche sogleich er, besonders gelingt, in „Auf Wallern", „Irrtum", „Schuld" und „Gespenstig" einsetzt. Dann in den Schilderungen aus dem Gesellschafter, dem er recht lieber empfohlen hat, wo wir auf der Stimmung wirken, wie er an den ihrer Sicherheit Dunkle, „Unsere Gefahr gefährdet, Verbrechen a. D.", als „die andern Verbrecher a. D." zeigt.

Ottilie Wolfen hat in seinem kurzlichen neuen Roman („neue „Kindlichkeit" kann man auf der neuen Weise Verlaine und Verlaines Kunst nennen) „Die Insulaner. Abgründliche Gesellschaft" (zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1911), die in seinem vorliegenden „Der Einsiedler von Jakobsruh", einem gründlichen Schauplatz und der Anregungen, entwickelnden Stoffen von der Insel Rügen zu einem noch schöneren Handlung- und Gestaltungsreiche ausgebaut. Auf die Naturschönheiten und Eigentümlichkeiten dieser wunderbaren Gegend zu Gesellschaftlichem Interesse bringt „Die Insulaner" reiche Ab und neue Gestalten, die wir mit dem Klassen der „Gesellschaft" bezeichnen möchten. Die Lösung in der Erfindung und Handlung weniger, mehr mehr in der Szenerie und Naturschilderung, in der Charakterzeichnung und psychologischen Entwicklung. Ja muß auch hier die Übertreibung der Handlung durch Breite und Ausführlichkeit rügen, die man unter freilich auch — für den Leser erwünschte wird. Der Verfasser würde vielleicht besser tun, sich nicht mehr als den Roman seiner Feder zu sein, wenn er ist ausführlicher Skizze, einer innen tief und eine Breite starken Interesse verbindend und einen Band zu füllen.

In Länge Weise schreibt, sehr weit scheint ihm breit Arbeit reichlich Preise und Bücher-Lösungen zu andere Abwechslung zu machen. Der Charakter der Bücherlösung trifft die rechte Mal in der Ausführung, sondern auch in der Erfindung. Immer ist das Ziehen seines Romans zu verlassen, verschleiert aber verführerisch den Blick in wiedergelassenen, enthüllende aber wieder zu Neuem aufgenommene Anschauungsbilder. Es auch die in der „Insulaner". Die angeblich Lösung einer geheimen rätselhaften Schauspiels und „Gespenst" erweckt die Gefahr auf eine recht Orbis, nationale Ehrin, ein altertümliches Burgfriedgut, einem Meister als Lösungsbild entdeckenen Sitten alten Ort und Sage wurzig hatte und zu neuem Leben erlegt. Diese Fragen werden durchgeführt durch die auf der Insel Rügen in gegensätzige Verführung zu Leidens Begebenheiten einen Lösungsschlüssel zum mit jungen aufgestellten und den alten eindringlichen Lebenstypen, in deren Wirklichkeit der Verfasser wieder einen tiefen Gesichtspunkt besitzt.

Von Übersetzungen, Teile Werken von Edgar Allan, befindet mit zwei Erzählungen „Die Grube und das Pendelgewölbe" (neues Manuskript, übersetzt v. Gr. Meißen, Gebrüder Gabelle, 1911) und „Der Mann der Menge" (Hesperus-Verlag, 1911).

Unsere neue „neuen Literatur" muß die Kunst der Engl. Sprache und die Übersetzung von Gesellschaftlich gebildeten Übersetzer Lücke und als Ausgabe Gegenstand der Bücher in zwei Übersetzungen anerkannt. Der gründlichen Schwung über die Dichtung hat eine Fülle von der Kluge mit Band verschiedenen Autoren und die Kunst zur Übersetzung einer in Gut und Übersetzung gründlichen Übersetzer. Die Übersetzung hat man auf fünf Bände als beschränkten Ausgabe erweitert und am günstigen Material für die größere Ausgabe von 22 Bänden. Erst sechzig sind erschienen. Der Autor, und Übersetzungsbildung bemüht sie Übersetzung auch der Leser mit Interesse zu einem Kapital machen durch den natürlich Artikel einen weitschauenden Einblick über die Entwicklung mangelt. Die entsprechen und weiterentwickelten jungen Jugendwerk von Philosophie wird von einem „Kapitel" für die Übersetzung eingeführt. Bringt die Übersetzer und erzählt sich hat durch die prüfende und menschlich Übersetzungsbild der Gesellschaft einen wunderlich, auch die Lösung, mit den verschiedenen reichen Einblick-gruppen, reicht sogar auch bei Herz der Lösung Schönes erblühen. Der Autor „deutschen Übersetzung" übrigt die Arbeit sehr einer Liebe zu einer neuen Jugendwerken. Im Gegensatz, prinzipiell von Lösung ab zu nennen, und der Übersetzung einer deutschen Gestalt Übersetzung und in der „Gesellschaft" die Lösung Hand an neue Bildung zu legen. Schwenn

er pflegte bei Verwandter nur — Gabi. Warum der an Geist und Charakter hochbegabte und vielversprechende junge Mann mitten in seinem Wirken so plötzlich sterben muß, erklärt und tröstlich lesen hinterlassene Worte, die ihn als eine der „tausendfältigen" Variationen Schumanns des Spitzels betrachtet, in welchem sie an seinem Schicksal sah, was sein schwacher Organismus, der Kampf vom Berge, bedingt ist. „Die Richter der Welt können nur richten, er aber hat sich so sehr nach Vollendung gesehnt" Und warum die Verfassung beide selbst nennen, auch Karl von Lindau, Varia und Quartblatt, mutiger Hoffnung und tiefer Empfindung gewidmete Lieder gegen den Schluß hin plötzlich eine bis dahin kaum geahnte, erschütternde Verdüsterung erschütternder Verstimmung enthüllt, erklärt und bei Kenner ihren Wohnsitz — Leipzig.

Aus der musikalischen Welt.

Mannstrach hat schon in den Zeitschriften die frischen, anregenden „Berichte von Felix Mendelssohn-Bartholdy" (Leipzig, Breitkopf & Härtel) gerühmt und zu Anschaffung bewogen. Ein junger Schriftsteller, als Musikfreund schon auf früheren Gebieten verdient und bekannt durch seine Arbeit in Frankfurt, Italien und Frankreich Gedichte heraus, widmet sich in Leipzig an der Quelle. Ein solches Vorgehen, wenn dem Ich der geistige Gewinnst ist, wie jener bekannte Musikfreund Schneider, der noch jetzt in Berlin existirt, und auf Schritt und Tritt „gut und schwer" ist. Einmal Gedankenaustausch gehört mit dazu.

Man wird in diesen vertrauten Briefen oft den Jüngling erkennen, manches Unreife bemängeln wollen, im Allgemeinen aber von der angenehmen Lektüre mit reichlichen Anregungen scheiden. Mendelssohn in Weimar besucht, erscheint in diesen Briefen eigenthümlich aufgefaßt und noch tiefer Brief in Mendelssohn gegeben. Wie glücklich war auch dieser der große Mann, das er Familienangehörigen bleibt, die ihn immer würdig in der Ferne stehen lassen und ihn nicht selten über diese Ferne glücklich mit zu Hausfreude machen!

Eben vor einigen Jahren erschien von dem trefflichen Werk von C. Kahlert: „Der Klavierunterricht" (Leipzig, J. J. Weber) bis es in zweiter Auflage erschienen und gibt Zeugniß von dessen Werth seiner Brauchbarkeit. Die Charakteristik der neuern Klavierkompositionen ist besonders gelungen. Wir empfehlen diese Schrift allen Müttern, allen Vätern, die den Klavierunterricht ihrer Kinder nicht überwachen oder gegen die Forderung einer Charlatanerie der Lehrer überwachen wollen.

Schließen wir hier zwei Werke an, die dem Sänger und Schauspieler von besonderem Werthe sein dürften. Der noch in Übung sehr begriffene verstorbene Schauspieler Oskar Guttmann gibt eine „Grammatik der Gesangs- gestützt auf physiologische Gesetze" (Leipzig, J. J. Weber, 1861). Hier erhalten Sänger und Sängerin und der theoretische Vortrag eine Anweisung zum Selbstunterricht in der Lehre und den richtigen Gebrauch der Sprach- und Gesangsorgane. Gibt mehr sagt der Verfasser, daß auch in den Kinder- und Schulen die Gestaltung des Sprachorganes eine empfindliche Beeinträchtigung der vom Gesangsunterricht und dem Unterricht ertheilten Wirkungen ist. Nicht minder übergangen sind die meisten der von unserem Standpunkt gegebenen Vorschriften, so namentlich die Beachtung der Mitwirkungen des Zwerchfells beim Sprechen, Rufen und Singen. Manche praktische Winke werden vorgefunden, die anderweitigen Sprechen, den Schauspieler insbesondere, z. B. das Zeigen der Präsenz der Längsten Note, die Übungen der Geläufigkeit, Übung des Klopfen auf die Stimme u. s. w.

Ueberrascht wurden wir durch eine Schrift der Gattin des berühmten Arztes und Literaturhistorikers Eduard, der ehemaligen Sängerin Agnes Schebest. „Rede und Gedichte. Studien über weiblichen Vortrag und weiblichen Gesang" (Leipzig, Abel, 1861). Die Vortragenden hat ihre Heroine, Klara Wieck in 20 Minuten gehören haben, deren Vervollständigung sein gehaltvolles, aufgeschlossenes Buch anregt ist. Wir begegnen an begeisterten Text einer Stimme, die ihre Kunst in verständiger Weise und Gesetze behandelt in einem Unterricht, der ist ebenfalls zu höchst Kunstfähigkeit führt. Viele Erfahrung bei Sänger ist so fein ausgebildet und erweist vor den Gedichtgabe seine ausdrucksvollen Reiz die größte Hochachtung. In gründlicher, sachlicher Weise ertheilt sie ihren Jüngern einen theil guter Lehre, theilt der Erfahrung entsprossenen Unterricht und lehrt sagen den Gebrauch der Singstimme nicht, sie allerdings passiren den Text beiläufig bei dieser musikalischen Behandlung der Art, wie man bei gewissen Sängerinnen Hören, Singen, Lage und Ruf zu nahen hört. Es hat sich hierin einmal auch der „Gesetzliches Pfarrhäuschen" in die Hallen der Musen eingeschlichen, wenigstens werden Reden und Predigten wie Hochzeitsrede Journalschauen verglichen.

Die ernsthaften Beispiele sind nicht immer glücklich und leben an Unnatürlicher Ernsthaftigkeit. Wie man vollends auch ein Musikdrama von Franz Kugler dem Unterricht zu Grunde legen konnte, begreift sich weder aus der Haltung, die der treffliche Kunstkritiker und feinsinnige Dramaturg der genialen Sängerin widmete. Da wäre und steht der alte Kaufmann-Meister die „Dramaturgie" lieber gewesen, er würde sich allerdings schon anders benommen haben in dem Munde einer Mutter, die vorzüglich in diesem Buche den originellen Contrast macht, als wäre sie im Stande, im Schoß der Familie künstlerische Größe zu hegen.

(Hierzu eine Beilage: Kunst und der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Ein Brief aus Stuttgart. — Briefe aus Karlsruhe III. — Aus dem Großherzogthum Hessen. — Berliner Chronik I. — Literarische Notizen. — Briefwechsel.

Ein Brief aus Stuttgart.

— — Am 16. November wurden unsere Kammern geschlossen und die Mitglieder der Ober- und Unterhäuser zum Weihnachtsfest an den häuslichen Herd entlassen. Die Christbescherung und all' der langen Reden, die im Ständehaus gehalten worden sind, kurzen Sinn bringen sie endlich neue Gesetze mit.

Das wichtigste darunter ist das neue Gewerbegesetz. Der Regierungsentwurf huldigte bereits dem modernen Gewerbefreiheit, glaubte aber in Betracht verschiedener Bestimmungen der bisherigen Verhältnissen Rechnung tragen zu müssen. Die Bestrebungen der Kammer der Abgeordneten, deren Seele Moriz Mohl und Freiherr von Varnbüler, bestehen zur vollkommenen Durchführung des Prinzips der Gewerbefreiheit, daß nur in Betracht, daß die benachbarten Länder, namentlich Bayern, in der Gewerbegesetzgebung noch soweit hinter den Bestimmungen der Zeit zurückstehen, entgegen der Ansicht der genannten Herren, zum Schutz der Landesfabrikate gegenüber den „Fremden" und den Bestrebungen eines nachbarlichen Verkehrs. Hierher gehört z. B. die Bestimmung, daß sich nur die Angehörigen solcher Länder in Württemberg Gewerbe niederlassen dürfen, welche Gegenrecht halten. Diese Bestimmung will hauptsächlich die Angehörigen deutscher Nation auf, während Schweizer, Franzosen, Belgier u. s. w. in Schwaben unentgeltlich ihre Arbeitskraft verwerthen können. Mögen sich die übrigen deutschen Länder die Aufhebung dieser Gewerbegesetzgebung zum Muster nehmen, die Gewerbefreiheit emporblühen! Die größte Freiheit gewährt den größten Schutz.

Klein gerade in unserer „intelligenten" Richtung wollte dem „intelligenten" Gewerbestand durch Aemter am „Gemeinen" wehren. Auf unsere Gemeinden „Gewerbe-Schneider und Handschuhmacher" protestirte ich in einer Petition an die Erste Kammer gegen das Gewerbegesetz der Zweiten Kammer und bat, vor gänzlich ungeeignete Gewerbefreiheit es erst schonlich zu machen, während die Gewerbetreibenden auf dem Lande das neue Gesetz überall freudig begrüßten. Aber siehe da! Die conservative Kammer der Standesherren glaubte Recht, Billigkeit, Anerkennen und Würde der Arbeit am besten zu conserviren, wenn sie die meisten Bestimmungen der Zweiten Kammer zu den ihrigen machte. Es trat nun in Württemberg demnächst eine Gewerbegesetzgebung in Kraft, die für viele andere deutsche Länder maßgebend ist.

Anderes trifft ein anderer Staat als der gewerbliche bei uns seit einiger Zeit unaufhaltsam nach sich zieht, ist der nivellirende Einfluß. Diese Bestrebungen sind nämlich nicht die „Besitzlosen, die ich meine", sondern es versteht darunter eine etwas eigenthümliche Sorte, die Gewerben zu suchen, auf der Tagesordnung zu machen und die Tagesblätter mit Memorial zu machen, und die Tagesblätter mit Memorial zu verbreiten, die der altkatholischen Richtung gehören. Das Gemeinsame war die Furcht vor Jesuiten, man ist glücklich über manches hinweggekommen, dafür sollte man die katholisch-katholische Angelegenheit auf dem Wege der Gesetzgebung geordnet wissen. Der darauf bezügliche Gesetzentwurf ward mit gespannter Spannung von der Kammer der Abgeordneten zu Gute berathen. Die katholischen Bestimmungen befriedigen uns nun zu keinem Augenblicke, die meisten wurden es nicht. Zwar ist das neue Gesetz vom Gewerbe schon deßhalb vorzuziehen, weil es auch Jesuiten und Ultramontanen immer weiter abgeschwächt und verhindert werden kann, aber das hierzu so dringend Noth wichtig ist, allein gegenüber der bisherigen Ordnung der Dinge, bei welcher das Verhältniß der katholischen Kirche zum Staat ist ein ganz verschiedenes Aussehen. Niemand hat bisher die Katholiken an der freien Ausübung ihrer Gebräuche gehindert, und also hat der Staat sich nie veranlaßt gesehen, über die katholische Kirche gemacht. Sie in unserer Zeit bekanntlich nicht nur unabhängig leben, sondern womöglich über unsere Leben will. Daher die Gemeinderathswahlen der letzten Jahre, die bei uns in dem neuen katholischen Kirchenjahr einen katholischen Charakter annahmen haben. Daraus hat der Staat ein verfassungsmäßiges Recht in der bisherigen Ausübung, das Genehmigungsrecht der katholischen Geistlichen seiner seiner Staatsbehörde vorzubehalten, der Kirche einen großen Einfluß auf die Bildungsanstalten eingeräumt, der Einführung von geistlichen Orden und Congregationen Thür und Thor geöffnet. Was auf einem kleinen Weg gelang es der Kammer, auf dem Wege Antrages der Bestimmung in das Gesetz aufzunehmen, daß Jesuiten und verwandte Congregationen in unserem Lande nicht geduldet werden dürfen. In der Kammer war es einzig Moriz Mohl, der von dem Standpunkt der Billigkeit und Humanität im Interesse der katholischen Kirche, der anderen Glaubensgenossen selbst, im Interesse der Gewerbefreiheit und Toleranz vor der der römischen Hierarchie zu

machten Konzessionen einstweilig warnte, die katholischen Kammermitglieder, in ultramontaner Anschauungsweise befangen, die protestantischen, den Ultramontanismus mit dem Katholizismus verwechselnd und im Glauben, es komme ihren katholischen Mitbürgern zugute, wolle sie denjenigen erwerben, die sie für Ketzer halten und der blinde Unterwerfung fordern — stimmten einem Gesetze bei, das gut gemeint ist, gegen den Sinn und Zug unserer Zeitung den konfessionellen Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus schärfen zu wollen, Gleichheit und Einmütigkeit in der Nation in früher Weise zu erhalten und namentlich dem katholischen Volke die letzte Spur von Gewissensfreiheit zu rauben. Glücklicherweise geht aber trotz der römischen Hierarchie die Erde um die Sonne und die Geschichte der Menschheit vorwärts.

Briefe aus Karlsruhe.

II.

Es gibt zwei Worte, die zu Verdammungsgabe und Protestationsreichthum überhaupt in der Welt nie gemacht hatten, noch jemals haben werden. Beide sind Karfarbe vom Vater der Lügen, Grundfarbe vom Unsinn, die meiner der allerbesten Farbe von Menschlichkeit und Möglichkeit unglaublich viel Unheil stiften und mit der Wahrheit ewig im Kampfe liegen. Sie heißen Klatschsucht und Vermuthung.

Beide erscheinen nun so subaltern, wo es sich um Personen des Standes handelt, der wirkliche oder scheinbare Vorzüge genießt, welche nicht seinen Ursprung und ein Wohlbefinden leider in einer separatistischen Stellung zur übrigen Welt haben. Selten wurde in jüngern und jüngsten Zeiten hier Überreiche Nahrung geboten. Kaum ist eine alberne Geschichte aus dem adligen Privatleben endlich zu vollkommen abschließender Aufklärung gelangt, so läßt ein junger Mann aus einem berühmten Stamme plötzlich Welt und Amt ihren wen Lauf mit der Schwester seiner Frau nehmen. Noch den Klatschsucht und Vermuthungen beschäftigen sich im Reinen über alle Wenn und Aber dieser unerhörten Geschichte, da fährt schon wie ein Blitz aus blauem Himmel eine andere, noch schlimmere Natur, mitten unter die bewegte Masse nieder. Mannigfache Versuche der Vergiftung des Familienlebens von Bernhard werden entdeckt und der Justiz sieht sich genöthigt, seiner Gemahlin (einer geborenen von Gurlau) und Dienerschaft in Untersuchungshaft zu nehmen. Das heißt in der That, der Öffentlichkeit und Öffentlichkeit zu starken Stoff bieten, und wenigstens zeitlich ernste, aber verhältnißlose Betrachtungen über Schuld, Recht und Sitten in hoher Region.

Solch ungeheure Aufmerksamkeit nach verschiedenen Richtungen und Stimmungen erregt das schnelle Aufblühen der hier ganz neuen katholischen Klosterschule für Mädchen, die trotz ihrer gewiß großen klösterlichen Einrichtung bereits auch protestantische und israelitische Mädchen unter ihren Zöglingen hat und völlig gesonderten Religionsunterricht für diese gestattet. Auch über diesen Zusatz ergehen sich die Vermuthungen in buntester Weise und erregen manchen Kopfschütteln. Wie gewöhnlich werden dabei die einfachsten und natürlichsten Gründe außer Betracht gelassen, nämlich verträgliche und unverdächtige Mittel unterstellt, während gerade die Hauptsache dabei darauf hinauskommt, daß viele Eltern lieber zu thun glauben, wenn sie ihre Töchter weiblichen Ordensschwestern anvertrauen, anstatt sie unter männliche Aufsicht zu stellen. Dagegen läßt sich nicht Öffentlichkeit nicht einwenden, solange nicht die Akten der Verhandlungen für und gegen diese Gründe geschlossen sind und jedermann vorliegen. Um so weniger, als in neuesten Zeit gar viele Unregelmäßigkeiten und Übelstände bei geschlossenen, von Männern geleiteten Mädchenschulen mit Gewalt in die Öffentlichkeit gelangt und englische Leute einmal sogar solchen zu machen allerdings genannt sind. Von allen solchen Gaben und Gebräuchen kommt in die volle Wahrheit nie und nimmermehr zu Tage, indem das alle Systeme der Bemantelung und Vertuschung es sehr erschwert, der Klatschsucht und den Vermuthungen freies Feld zu lassen. Was hoffen und wünschen aufrichtig, daß diese Klosterschule nicht in eine jener berüchtigten Mädchen-Pensionatsanstalten ausarte, über welche schon vor zwanzig Jahren ein Beobachter schrieb: „Sobald ein Mädchen die Schwelle einer Pensionsanstalt überschritten hat, muß ihm ein bedeutungsvolles, inhaltschwerer Wort auf Herz gelegt werden. Dieses Wort heißt: Weiblicher Anstand. Unter dem weiblichen Anstand versteht man aber in den Pensionsanstalten die Kunst, nach streng vorgeschriebenen Regeln zu scheinen, was man nicht ist, und zu sein, was man nicht scheint. Nach diesen Regeln muß der Spiegel des Gesichts die Züge des Herzens verkehrt wiedergeben. Das Mädchen muß angenehm lächeln, wenn es sich ärgert, und es muß schmollen, wenn es sich im tiefsten Innern freut. Es muß nach bestimmten Vorschriften die Augen niederschlagen und nach genauen Vorbildern schamroth werden. Es muß die Muttersprache und die Sprache des Herzens vergessen und in einer fremden Zunge fremde Gefühle sprechen lernen. Es muß unaufhörlich stehen und nach Noten sitzen. Es huldigt, lebendiger Schmetterling, wie das Mädchen in der Regel gebraucht und verlebt, niemals nicht eher, als bis es sich in eine Puppe verwandelt hat." Daß Wahrheit dieser Ansicht zu Grunde liegt, muß leider niemand in Abrede stellen, aber gewiß ebenso wenig, daß diese Wahrheit hier etwas schroff und scharf aufgefaßt erscheint.

Das Hoftheater hat heute seine Sommerferien vor Anfang der Frühlingsmonde begonnen und feiert bis in den August. Doch es auch in abgelaufenen Jahre Vollkommenes nicht leisten, lassen uns die Theaterberichte in der „Karlsruher" wie in der „Badischen Landeszeitung", denen Glauben zu schen-

[illegible] man um so genauer sein darf, als sie in der That durch Reinmachen, Unparteilichkeit, Ordnung und manches andere Gute in das Innere der Kunst ein nützliches einführen und dann, wenn es um Belehrung zu thun ist, zu höheren geeignet sein. Manche Leute sind heute mehrere andere Meinung. Unter vielen Gelegenheiten gerade besonders am leichten werden jetzt gerade die Anfänge für das Heilbringen von Tone in Sage und namentlich in ersten Schule ein Strauß sein. Die bekannten Verhältnisse über Mängel und Fehler in Personal, über die Unmöglichkeiten einzelnen, bei dem allgemeinen Mangel originaler Kräfte alle Bücher sind voll Fehler bringen zu können, wenn man auch die Anfänge nicht höher schrauben wollte. Erfahrung lehrt es leicht am Ende alles, man verbessern ist, aber man es nicht gibt, kann man auch mit Lauterem nicht herbeischaffen. Lacht dem Himmel, daß da ein ganze Theorie seiner tüchtigen Fortung hat auf sehr lange nicht, und viele größere Schäden mit mächtigen Kosten und mit reichen Einnahmen von Publikum nicht minder sauberst beginnen.

Die Volksfreundlichkeit des Straßburger hat in diesem Sommer der Kriegs manche Abenteuerlichkeit bringen, indem es zum Beweise der Macht in dem alten Bild offenen Schlossgarten der Mannschaft von den Regimentern an verschiedene Posten vergnügliche Gesellschaften anstellten. Daß solche Abenteuer wurde dadurch zugleich auf das angenehmste belebt und sind von Kürbis erhöhten den Genuß durch ihre persönliche Erscheinung über alle Gebote, oft in ihrem einfachen Kostüm nicht einmal von allen sogleich erkannt. Der Schlossgarten war der eigentliche Kern der Stadtung, der es bisher trug in Unbequemlichkeiten an schönen Sonntagsgängen, an einem Vereinigungspunkte aller Stände mangelte. Und diese bedeutende nicht ohne Vorteil auf die Gemütlichkeit, da hier zu Begegnung zu machen anderen größtenteils beschränkten Promenadenplätzen, die verschiedenen Stände häufig beim Wiedersehensgrüßen gemieden oder bedingen. Ja gar in den geschlossenen Gesellschaften ist eben nicht völlig zu vermeiden [illegible]. Das ist ein Fest, das noch heranter muß, wenn Gelassenheit, Vornehmheit, Bürgertum, Regierung und Kunst in vollkommenen Einigkeit und Einheit leben und wirken sollen.

Es ist sehr übrig bedauern und anerkennig [illegible] manche persönliche wissenschaftliche Verleihungen bei Eröffnung und Schließung der Hochschulen auf Heidelberg, München und Karlsruhe schon ist vor längerer Zeit eine Verleihungen von Frankfurt und Frankfurt über Gewerbefreiheit, welche die allgemeinste Aufmerksamkeit in hohen Grade erregen und aber Jedem bedeutenden Einfluß auf die weitere Gestaltung über diese hochwichtigen Fragen üben.

Eine neue Homer-Uebersetzung.

In einer durch seinen Buchhandel ausgezeichneten Sammlung deutscher Schriften, die der Verlagsbuchhändler C. Hofmann in Berlin herausgibt, ist jetzt auch eine neue Uebersetzung der Homer von Karl Ludwig aufgenommen worden. Er hatte sich bekanntlich dadurch empfohlen, daß er nicht nur einem nur an Wortlaut orientierten Sprachgefühlen, sondern von einem poetischen Talentsinn verraten, der sich auch noch durch gewandte Versification auszeichnet. Man weiß im Voraus durch fremdes Hören gelobt, der Sinn ist richtig getroffen und klar wiedergegeben, in zweifelhaften Fällen die Meinung der neueren Interpreten zu Rathe gezogen. In metrischer Hinsicht hörte man mit manchen Lesern über Klang rechten, sich bessert, der Sinn und Wohllaut ist gewahrt, als daß durch ein absolut strenges Maßen der Silben zu erhöhter herauskommt, wir heute hat am Ende die deutsche Sprache sich stets nur unterschieden von Antiquen und Alexandrinen klagt bei allem Gerichtem doch auch noch viele Mittel zu rühmenden Darstellung und Klangen. Wilz die außerordentliche Verbreitung dieser Homer-Ihre Sammlung sage beitragen, daß auch Homer in die Mode bringe und gründe, wünschen die Verleger nur Gelegenheit machen Bildung werde. Das ist ja der eigentliche Kern an dem Alten von Ehre. Im Großartige noch ist er ein Schatz, er sagt, wo sich uns unsere die Größen zu vermehren.

Berliner Chronik.

I.

*** Berlin im Winter. — Nur ist unser Leben. Die ideellen Interessen, die wir in der letzten Zeit auf allerhöchste Mauer erwarten, wurden auch wieder mit Gleichgültigkeit. Zum Glück haben die finanziellen Gedanken auf, in welche Phrasen sie Jedermann gewinnt, so Bewegung muß zuletzt eine neue bemerkenswerthere Klage in den Vordergrund aufgeboten und kann auch die alte billigen Gesichtspunkt über die Gemeindeverfassung verständig und aufgefaßt. Aber auch nur vorläufig. Die Blätter hatten sie so ausführlich an der Tagesordnung [illegible] das 1850 genannt wurde. Wie ungleich die öffentliche Meinung gewechselt, erkennt man aus den Blättern, [illegible] ganz gemäßigtes Organ, z. B. über die neue Lösung [illegible] Polizei verbreitet gründlich Ruhe: Wir sind es Ihnen, daß sie öffentlichen Gemeinden in der Residenz zu machen [illegible] die in dieser Ruhe, welche an diesem Tage, schuld die Bürgern [illegible] Gebäude nahm, [illegible] die Bürgern entfalten. Die gegenwärtig ein großes [illegible] Klang mit weiter Perspektive. Es war der aus [illegible] mit [illegible] Blicke [illegible] Schlesischen Commission der Schweizer Bürgerschaft [illegible] Ueber den Sinn, [illegible] die [illegible] Gesichtspunkte, die Gefühle [illegible] Gemeindewesen und [illegible] Rechte in [illegible] gelesen und [illegible] Rede. Auf der [illegible] Aufmerksamkeit [illegible] Ich soll die preußische Lage ein [illegible] Klima. Vorläufig sehen man in Publikum an, daß es eine Revolutionen möglichen Sinn hat, daß man [illegible] sie, daß sie mit der englischen Verfassung verlangt ist. Das [illegible] Verwaltung war bei dem Rechtsgut der Klagen in Lösung. Wichtig eine Bedeutung [illegible], sagen in auf den Polizeichef zu finden, wo aber nur in [illegible] Fällen die wirkliche Standarte zu

[illegible] Lust von dem [illegible] schuld er zum Unterhalt des Königs erlesen ist, die Ruhe wohl ist, wie auch die Abschlammlung, [illegible] Seite; in unserm Fall aber liegt [illegible] ganz Neues vor und die [illegible] Stadt Berlin ist — [illegible] ganz. Ich [illegible] diese Art Herausbildung der Größe und Macht [illegible] nur nicht recht finden zu wollen.

Die Gesellschaft verspricht eine in diesem Jahr [illegible] bekannte belehrte zu werden, da, wie es heißt, viele [illegible] und [illegible] Hoffnung [illegible] wollen. Unterstützt ist auch [illegible] bisher ziemlich [illegible], weil von einem Gange bewohnt gewesen Mannschaften des Kaiserlichen durch den Verkehr [illegible] gefüllten Leben [illegible] wurden. Die Größe Deutschlands empfindet auch der Ordnung des Unterrichts [illegible] in der Woche — eine [illegible] nicht gekannte Gastlichkeit eines Mannschaftsheim. Auch hört man, daß das [illegible], das [illegible] in einem [illegible] Theater [illegible] ist und [illegible] ordnen, von der Frau Mannheim gewünschten Gesellschaftszimmer [illegible], man vorbereitet wird, und es im vergangenen Winter häufig gefüllten Theil der Partei von der Hoffe in Schwedt allen [illegible] Aufenthalt erfüllt hat, daß, wenn Se. Excellenz nicht in Schwedt gewählt wurden, [illegible] Se. Excellenz [illegible] wurden, [illegible] kann ich Ihnen auf [illegible] Quelle sagen, daß der Junker Manteuffel nicht daran [illegible], [illegible] entschiedenen Standpunkt zu stellen. Hier hat der Hofe [illegible] [illegible] Wahlkreis [illegible] zu sein abzutreten, um [illegible] nicht [illegible] eine [illegible] Opposition [illegible] zu haben. Auch [illegible] die Frau Minister [illegible] in den [illegible] Plänen [illegible] Hofe [illegible], [illegible] in den [illegible] in Schwedt [illegible] Ball [illegible] wurde. Bei dem Mangel der Universität und der [illegible] Regierungsbezirk [illegible] Programme für — [illegible] [illegible]. Ein Gärtner [illegible] Thaer Schmidt [illegible] hat im vergangenen Jahre [illegible] allgemeinen Beifall [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] in [illegible] Blätter [illegible].

Nachdem verschiedene [illegible] Aktiengesellschaften [illegible] Unternehmen [illegible] 112 [illegible] Jahresdividenden [illegible] gezahlt haben, will, wie man hört, auch die Kaufmannschaft einen Theil [illegible] und den [illegible] Jahresdividenden Gelegenheit zu haben, sich auch einmal in einem „Privatfeste" zu [illegible]. Man hofft allgemein auf [illegible] „Ballfest" auf dem Schlosse erwartet, obwohl [illegible], wie es Friedrich Wilhelm IV. bei seiner Thronbesteigung [illegible], [illegible] es [illegible] [illegible] [illegible] gefeiert ist, will man [illegible] Thaler für die gewöhnlichen Hofbälle [illegible] und [illegible] verbrauchen, daß sie [illegible] Armen kommen.

Auf dem [illegible] Gebiet hat die Aufhebung der neuen „Börse-Zeitung" in Stettin, [illegible] hat [illegible] auch die Leserwelt [illegible], [illegible] dem [illegible] Unternehmen der „Börse-Zeitung" [illegible] Mittel an die Hand zu geben, [illegible] die einzigen Gründen, [illegible] in letzter Stellen [illegible] [illegible] und Wachsthum, [illegible] Hand zu wehren. Die „[illegible]" [illegible], [illegible] der Abgeordnete [illegible] Hagen als Preis der Erhaltung einer Mannheit [illegible], werden von Freitern auch auf [illegible] dem [illegible] Redakteur der „Berliner Allgemeinen Zeitung" [illegible], welche wenige Tagesist [illegible]. Man hat die Redaktion [illegible] Hoffnung [illegible] in Hände zu [illegible] wollte, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und es noch [illegible] auf eine Zeitung [illegible] Demokraten [illegible] ist der Redakteur der „Börse", Julius Schmidt. Ob dafür Mittel im Stande sein wird, eine so mächtige Bewegung, an deren Spitze Männer wie Waldeck, Virchow, Schulze-Delitzsch u. a. stehen, niederzuhalten und gänzlich in den Interessen überhellten Alt-Berlinern wieder in den Vordergrund zu stellen, muß abgewartet werden.

Zoologische Gärten.

Dr. A. Brehm, wissenschaftlicher Vorsteher der Zoologischen Gesellschaft und Lehrer der Zoologie am rühmlichst bekannten Senckenberg'schen Museum in Frankfurt am Main, auch Herausgeber der seit zwei Jahren dort erscheinenden, manches Neue und Interessante bringenden „Zoologischen Gärten", hat jüngst eine Rundreise durch die Zoologischen Gärten von Paris, London, Brüssel, Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam und Köln gemacht. Nach seinem in übergroßer Bescheidenheit ausgesprochenem Urtheil gehört sich der Vorsteher in Berlin durch die musterhafte Mannichfaltigkeit der dort gepflegten Thiere und, der neue „Akclimatisationsgarten" im Berliner Gebiet; durch eine bisher noch [illegible] Pflege der akclimatisationsfähigen Thiere, der Zierde der Pflanzen, wenngleich [illegible] von der Regierung vernachlässigt, durch seinen alten Ruf und seine gedeihlichen, seit einigen Jahrhunderten [illegible] Thätigkeit; der Zoologische Garten zu Basel durch seine trefflichen, alle Arten überhaupten Parkanlagen; der zu Amsterdam durch eine Menge von der Lust in hoher Vollkommenheit und Mannichfaltigkeit angelegten Thiercomplexe, wie z. B. [illegible] Arten Hirsche, namentlich in Deutschland auch [illegible] Jungen, [illegible] [illegible] [illegible]; der junge Garten in Rotterdam durch die Kostbarkeit der bekannten Thierhandlung Marks, [illegible] der [illegible] und großen Lust; der in Antwerpen durch besonders glückliche und überraschende Resultate in Bezug auf Vermehrung von Vierfüßen, Zahmheit von [illegible] Raubthieren, Vögeln u. [illegible] w., der erst zwei Jahre bestehende Kölner Garten durch die Zucht [illegible] [illegible] Thiere, wie z. B. von einem riesigen Paar schwarzer Schwäne allein gegen [illegible] Junge erzielt wurden, wo ebenfalls auch [illegible] junge Straußvögel Gnaden erhielt durch eine die übrigen Gärten übertreffende Reihe von Thierarten und durch bemerkenswerthe Erfolge in der Zucht großer Raubthiere. Jeden dieser Gärten, sagt Dr. Brehm, habe seinen Glanzpunkt, seine Stelle, auf der vollendet Vorzügliches [illegible]: „Wer Eine Stadt gesehen, hat alle gesehen!" ist [illegible] auf die Zoologischen Gärten anzuwenden.

Briefwechsel.

— Die Redaction der „Börse" [illegible] sich am Sonntag noch von Neuem einer [illegible] Publicum-Confession [illegible] gegen die neue [illegible] Bedeutung der [illegible] Blatte. Es ist [illegible], wie die Presse heute [illegible] „[illegible]" der Grenzen in Deutschland machen will, eine [illegible] Kluft. Namentlich [illegible] die Verurtheilung der [illegible] Blätter gegen die [illegible] [illegible] [illegible] eine Strafe der Presse [illegible]. Wenn sich Gelehrte der Gnade [illegible], so [illegible] Weg zu gehen.

(Eingegangen am 5. December 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 50.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Forellen am Plattensee. Von Ludwig Foglar. — Der deutsche Gerichtsunterricht in Frankreich. Von Hermann Hermig II. — Weihnachtliche Schneelandschaften. Von Fanny Marie von Gaudy. — Julius Schmidt als „Universitäts-Lehrer“ I. — Griechenlands Wiedergeburt. — Neue Romane und Novellen. XXVIII. — Aus dem Leben der Natur. — **Neues aus der Welt**

Forellen am Plattensee.

Von Ludwig Foglar.

Der berühmte Naturforscher S., einst österreichischer Offizier und ein strenger Legitimist, hatte sich mir auf einer Reise durch Ungarn angeschlossen, das kennen zu lernen und zu beurtheilen er schon lange begierig war. Noch zitterten in gewaltigen Schwingungen die Nachklänge der Revolution von 1848.

„Ich will mit den Magyaren ins Gericht gehen!“ lautete die Losung meines Freundes, als wir im Donaubade zuerst den Boden Pannoniens betraten und neben den Spuren der Kriegsfurie manch friedendes Stilleben entdeckten, allüberall schon traulich und befreiend angemuthet wurden. Allein weiter die jungfräulichen Reize der noch wenig erforschten Karpaten mit ihren so interessanten Bergformationen, mit ihren Hochgebirgsseen, mit ihrer reichen Vegetation und dem seltenen Ungeziefer und den schroffen Hörnern, schmalen Kämmen, gezackten Bergspitzen und Gebirgsketten, noch die süßen Zauber des Balatoner Meeres mit seinen Ufer- und Plateaux von Badacsony, Kapellenberg und Meleghegy, mit seinem prachtvollen Baumschlag und den üppigen Thälern verwuchsen das starre Gemüth meines steinmetzlichen Freundes zu erweichen, obwol er schon zuweilen einen

erblickt, daß er ein so herrliches Land, eine so reiche Fülle mannichfaltigster Vorzüge auf seinem Theile unseres Continents angetroffen und sich auch an den „Fremden“ manches anders gedacht hätte.

Das war mir vorerst genug und ohne weiteren Widerspruch beobachtete ich ruhig die Eindrücke, welche allmählich, aber entschieden sich der Seele meines gelehrten Wandergenossen bemächtigten. Er hatte zwei Anträge von der Regierung erhalten. Einen, der auf die ungarischen Bergwerke Bezug hatte, einen anderen, der ihn nach Illyrien führen mußte, an die Küste der Adria. Er wollte die ihm in Ungarn gebotene Anstellung annehmen, um — „das Seinige beizutragen, Ungarn fühlen zu lassen, was es an Oesterreich verbrach“.

Die Eindrücke wurden um so nachhaltiger, als wir nun in die große ungarische Ebene niederstiegen, jenes weitere Becken, in das der mächtige Donaustrom durch die Pforte zwischen Gran und Waitzen einmißt. Diese Ebene ist nicht nur die größte Fläche in Oesterreich — 1700 Quadratmeilen —, sondern auch vermöge ihrer Ausdehnung und des Charakters der daraus vorkommenden Erscheinungen ein treues Bild der Steppen des asiatischen Festlandes. Von dem Fuße der Karpatenvorberge läßt sich eine gerade Linie von

mehr als 60 Meilen gehen, auf welcher des Wanderers Fuß keinen Hügel oder Berg berühret; nur einzelne Anschwellungen zwischen Donau und Theiß erheben sich bis zu 200 Fuß über dem tiefen Bodenstand. Diese beiden Hauptstromadern des Landes umschließen im Verein mit dem siebenbürgischen Hochlande jene weiten Steppen, deren Grasfläche zahllosen Heerden nutzbarer Thiere zum Aufenthalte dient — das sind die Pusten, jene unermeßlichen Heimathätten melancholischer Einsamkeit, deren Bild uns die Kunst schon längst vermittelt hat — denken wir doch bei ihrem Namen an die eigenthümlichsten Gedichte von Nikolaus Lenau, J. N. Vogl und Karl Beck oder an die charakteristischen Landschaften von Sellény, A. Schönn und Em. Denkert, oder endlich an die typischen musikalischen Rhapsodieen von Franz Liszt und Robert Volkmann, Erkel, Mosonyi und Benjamin Egressy. Eine Pustenwanderung erregt uns, namentlich bei Nacht, gleich dem „ewigen Meere", das Gefühl der Verlassenheit, des Ruhebedürftigseins, und niemals konnten wir begreifen, wie sich in diesen leeren Einoden jener merkwürdige Ortssinn des Csikos zu entwickeln vermag, der sich daselbst unter allen Umständen augenblicklich zurechtfindet, und wenn dieser gewandteste aller Pferdebändiger auf seinem flinken feurigen Thiere dahinbraust „ohne Sattel, ohne Zügel", so findet er doch instinctmäßig wie die Brieftaube in ihren Luftregionen immer den kürzesten, richtigen Weg.

Unvergeßlich wird mir das Erstaunen meines Freundes bleiben, welcher einem solchen Csikos eine dringend wichtige Botschaft in bedeutende Entfernung zu bestellen auftrug und nachdem Er in wenig Tagen auf das pünktlichste vollzogen war, den „Leuten der Wüste" glänzend belohnen wollte, von diesem aber ebenso höflich als entschieden mit den einfach ernsten Worten abgewiesen wurde: „Ihr sagtet ja, daß Ihr mir etwas sehr Wichtiges anvertraut, weil man sich auf den Unger verlassen könne! Ihr habt mich also schon genug belohnt!" Ein anderes mal versuchten wir, dem Wirthe einer auf Meilenweite einsamen Gärda ein Geschenk zu machen, weil er uns in unfreundlichen Unwetter beherbergt und, so gut es seine Armuth gestattete, verpflegt hatte. Aber nur mit Mühe konnten wir es durchsetzen, daß die Kinder eine Kleinigkeit annehmen durften, denn der Mann wollte uns nicht als „Passagiere" betrachten, sondern als verirrte Wanderer, denen „magyarische Gastfreundschaft" zu erweisen auch dem Armsten Pflicht und Freude ist. Die überschwengliche Liberalität des ungarischen „Herrenhauses" hatten wir eben zu genießen Gelegenheit gefunden, ohne daß mein Freund davon allzu sehr berührt wurde, weil dabei doch derjenigen, „der mit seiner Person bezahlt", von der Wohlhabenden keine Opfer gebracht werden; allein solche charakteristische Züge aus dem Volke, der minores gentes contrivasse, fingen doch an, ihn in seinem Vorhaben, in Schemnitz als österreichischer „Rächer" aufzutreten, wankend zu machen. Ich mußte innerlich lachen, wenn er anfing, von dem „blauen Auge der Adria" zu sprechen. Aber je mehr wir uns dem Ziele unserer Wanderschaft näherten, desto eifriger nährte der Freund doch wieder den Widerstand gegen alles, was seine vorgefaßte Meinung wider die „übrige Nation" umstimmen geeignet sein mochte.

Der Strich zwischen Donau und Theiß zeichnet sich im Norden durch seine Wasserlosigkeit aus. Da ist nirgends ein fließendes Gewässer, wenn nicht der Regen zuweilen rinnende Adern erzeugt, die sich aus Sümpfen entwickeln und wieder in Sümpfe verlieren. Einzelne Strecken im südlichen Theile sind mit Flugsand bedeckt. Mit der großen Ebene in Verbindung steht die Fläche, die sich am rechten Ufer der Donau gegen unser Ziel, den Plattensee (Balaton) hinaufzieht.

Welch ein Gemisch der Bilder und Erscheinungen plötzlich! Aus der lautlosen Einsamkeit der Pusten, die nicht wie das stille, ruhende Meer durch leises Wogengeräusch unterbrochen wird, aus dem unermeßlichen Gesichtskreis der öden Fläche, wo nur selten der ragende Ziehbrunnen einen Anhaltspunkt für das Auge bietet; aus der farblosen Monotonie der Weideöde, deren poetischer Reiz eben nur in ihrer melancholischen Verlassenheit besteht; aus den nur vom trüge liegenden Storch heimgesuchten Sümpfen und Tümpeln — mit Eins versetzt an die lachenden, anmuthigen Gestade eines ariosen Sees! Der Plattensee, südlich vom Bakonyer Walde, nur 448 Fuß über dem Meere gelegen, 18 Quadratmeilen groß und bis 36 Fuß tief, nimmt aus dem umliegenden Hügellande eine große Anzahl kleiner Bäche auf und ist durch einen Abfluß, den Sio, der in die Sarwitz mündet, mit der Donau in Verbindung. Er ist der größte Landsee Ungarns und zugleich die Perle nicht nur des Szalader Comitats, sondern von ganz Pannonien; denn der an seinem Ufer gelegene Curort schon vieler

das berühmte Gesundbad, ist namentlich für Frauenkrankheiten sehr heilsam und hat einen köstlichen, weltberühmten Sauerbrunnen, von dem schon 1777 H. Kranz schrieb: „Dieser Säuerling erquickt, macht Lust zum Essen, heilt das kalte Fieber, löst die Beschwerden der Leber, reizt und stärkt im Bade." Unter den mehr als tausend Gästen, welche hier ihre „Sommerfrische" genießen, sind nicht wenige Feinschmecker, welche blos wegen des berühmten Plattenfisches daherkommen, wegen des köstlichen „Fogasch" (Perca lucioperca), der nur hier vorkommt und einen Hauptreichthum der Anwohner darstellt.

Füred, wegen seiner Eleganz Ungarns Vermont genannt, hat drei Quellen von 9 und 10 Grad Reaumur. Es steht durch einen regelmäßigen Dampfbootdienst auf dem See mit mehreren Küstenstationen in Verbindung, hat eine geschmackvolle Promenade und um den Hauptbrunnen eine zweckmäßig eingerichtete Säulenrotunde. Nach der höchst primitiven Verfügung auf unserer Fußerwanderung wirkten die Genüsse eines Luxusbades nicht wenig beruhigend auf unsere Sinne.

Wir befanden uns an der Table-d'hôte. Uns gegenüber hat ein ältlicher Herr mit einer blendend schönen jungen Dame Platz genommen. Kostüm und Sprache verriethen die echten Ungarn, aber sie sprechen auch zumeist deutsch, offenbar aus Rücksicht und Artigkeit für uns, die ihnen noch ganz neuen Fremdlinge. Der alte Herr ist namentlich sehr eifrig bemüht, uns mit der Oertlichkeit und ihren besseren Eigenschaften vertraut zu machen; er hat offenbar das Bestreben, uns eine gute Meinung von Ungarn, seinem Lande und seinen Leuten beizubringen. Er nennt sich Farkas und sein wunderhübsches Töchterlein heißt Ilona — ihre Augen ruhen oft mit dem Ausdruck sonnenden Behagens und forschender Erinnerung auf meinem Freunde, welcher seinerseits zuweilen wie zur Bildsäule erstarrt zu sein scheint. Daß hier eine geheime Beziehung obwalte, mußte mir sofort klar werden; denn obschon mir beide, ich und Herund S., im Tiende des Schönheitsdienstes gedient haben und oft entmuthet und überdrüssig die Segel strichen, so hatte doch mein bekannter naturforschender Freund immer so viel Fassung behalten, um mich wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Diesmal schien er selbst außer Rand und Band, als wolle er meiner üblichen Verlorenheit ein warnendes und abschreckendes Beispiel gegenüberstellen.

Freilich durfte man sich ohne Uebertreibung geberden: Wenn Ilona sprach, so klang das wie tönende Silberglocken einer reinen Kinderstele; wenn sie durchs Zimmer wandelte, glich sie einer schwebenden, weiterleuchtenden Morgenröthe; ihre schwunghaften Formen waren melodisch bewegte Marmorwellen; ihr verdrehtes Auge ein märchenhaft bethörender, abgrundtiefer Alpensee; ihr braunes Haar ein weiches, wonniges Geflecht von schmeichelnden, berückenden Schlangen; ihr rosiger Mund ein duftiger Becher der unerschöpflichen Erdenfreuden, dem gegenüber es für den durstigen Zecher keine Sünde gibt — ihr ganzes Wesen erschöpfte bezeichnend ein neueres Singgedicht:

Deutschen Mund ich küsse, welcher Treue schwört die Gluth,
Mit der Deutsch gepaart, Romanisch und Czechisch paßt.

Hier könnte man noch Ehelmund und Starkmuth beifügen.

Unsere stillen philanthropisch-ästhetischen Studien hinderten Vater Farkas nicht im geringsten, sich über alles zu verbreiten, was uns, nach seinem Dafürhalten, zu wissen nöthig war. Zwischen Braten und Fisch empfingen wir eine vollständige Monographie des Fogasch, des so überaus schmackhaften Zahnfisches; wir wußten bereits, daß derselbe vier Hakenzähne beige wie der Hecht, lichter sei als dieser und in Exemplaren von 10—15 Pfund vorkomme — aber nur im Balaton. Wir wußten ferner schon beim Dessert, daß der Curort 160—170 Häuser und 900 Stammbewohner habe; daß der See eine Art Weißfische berge, so zahlreich wie das Meer im Norden die Heringe und ebenso genießbar; daß der Balaton in stürmischen Tagen ein Petrefact Namens „Versteinerte Zungenklaue" auswerfe, das in Pulverform als Augenmittel für Pferde gebraucht werde; daß derselbe See stets bewegt sei vermöge seiner vielen Bodenquellen; daß der Mond auf ihn wirke, Ebbe und Fluth erzeuge; daß seine Länge 10 Meilen, seine Breite 1—2 Meilen betrage — bei Füred aber 9000 Klafter, wogegen er bei der Halbinsel Tihany, welche eine alte reiche Benediktinerabtei beherbergt, nur 700 Fuß weit; daß der Unterschied seiner Höhe so reiche Fischzüge mache, daß ein einziger Zug oft 150—200 Centner ergebe. Diese an und für sich sehr schätzbaren topographischen, statistischen und naturforscherischen Notizen fanden bei uns eingestandenermaßen des Schönheitscultus nur sehr bedingte und halbe Würdigung und als der encyklopädische Papa weiter erzählte von der schönen Bruthschnecke (Helix vivipara),

welche dem See eigenthümlich, studirte ich eben Ilona's wunderbar zart gebaute, duftig gewundene Ohrmuschel; als er von dem vielen Eisenstaub des Seewirs sprach, der als Streusand in den Handel komme, dachte ich an die entzückenden Linien, welche Ilona's Füßchen in diesem Sande zurücklassen müßte, und als er uns nun gar demonstrirte, daß der Säuerling Füreds nach Professor Schuster per Pfund 1½ Gran Eisen, ½ Gran Magnesia, 35 Gran Glauberslalz oder schwefelsaure Soda, 3 Gran Bittererde, 1½ Gran Kieselerde enthalte — da befand sich meine Seele plötzlich mitten in der Analyse von Ilona's Herz und ich zerlegte in Gedanken die kostbaren Bestandtheile dieser champagnerbrausenden Welle — — in ich versenkte mich in das wonnige Entzücken, den Springquell ihrer pochend vollen blauen Adern mit meinem eigenen Herzblut zu vermählen — — Ja, als Ilona selbst anfing, uns botanische, mineralogische, ethnographische und medicinische Interpellationen zu stellen, da murmelte ich ex tempore manches Lied vor mich hin. Eben wiederholte ich einen der kühnsten Verse wie betroffen über mein naives Bekenntniß, als die Tafel aufgehoben wurde. Man trennte sich — nicht ohne ein baldiges Wiedersehen in Aussicht zu stellen.

Freund S., den ich von jetzt ab Salamander nennen will — da ihn Ilona scherzend so taufte und ich ihn jetzt im Glühen der Localität glühen sah — Salamander und ich sahen uns verwundert an; jeder schien den Vorwurf des weichen andern zu erwarten; dann holten wir tief Athem und behaupteten, wir hätten zu viel gegessen — nicht ohne uns mißtrauisch anzublicken —. Dann eilten wir hinab an den See; da entfernte der Dampfer mit der Aufschrift „Pannonia" — aber wir sahen beide — Ilonia! — Wir lächelten und schwiegen.

Es war nun ganz naturgemäß, daß an diesem Tage das Aufziehen der Taschenuhren, der Einkauf von Cigarren, das Verteilen von Visitkarten und was sonst noch zu den wichtigen Anliegen zweier müßiger Vergnüglinge an einem solchen Orte gehört, vergessen wurde. Was aber nicht vergessen wurde, das ist ein rechtzeitiges Einfinden gewesen am Bord des Dampfers, der nach Keszthely fuhr; denn er trug eine uns leider allzu theuer gewordene Last — er trug Ilona. Ach, welche neuen Zauber lieh ihr die neue Umgebung! Die ebene Landschaft, das glitzernde Wasser, der schattige Wald, der ihr um Locken und Gewänder kose und zuweilen in tiefen, übermüthig heißen Enthüllung uns oben hier, welche Wunder uns entzogen sind! Ihr ganzes Wesen war Duft und Wohllaut; man hätte ihre Worte in Noten setzen können und die Berührung ihres Taschentuchs, ihres Handbandes, ihres Kleidsaums wirkte elektrisch. Freund Salamander hatte nun gegen die so überaus kleidsame magnetische Nationaltracht gar nichts mehr einzuwenden. Aber seine ganze Aufmerksamkeit war auf Ilona's Taschentuch gerichtet — er hatte es endlich im Scherz erbeutet — er prüfte die Stickerei daran und gab es dann plötzlich freudig betroffen zurück. Wir landeten eben in Keszthely, dem freundlich einladenden Dorfe am nördlichen Gestade des Sees.

Beim Aussteigen flüsterte mir Salamander heftig und pathetisch zu: „Sie ist's!" Es war nicht viel Zeit, weiter zu fragen; nur in abgerissenen Worten und Sätzen erinnerte er mich an eine früher mitgetheilte Episode des Revolutionskrieges. Salamander war in einem Grenzgefecht verwundet und gefangen worden. Im Hauptlager, ohne Freund, ohne Bekannte, ergriff ihn von Wuth, Schwach, Verzagniß und Körperschmerzen erzeugter, höchst gereizter Zustand des Mitleid einer stolzen Amazone, die im Waffenschmuck das Lager besuchte und die Pflege der Kranken leitete. Unter dem Vorwand der Herrichtung eines Verbandstücks hatte sie Salamander ein Linnentuch zu übermitteln gewußt, worein mit dunklem Faden einige Worte gestickt waren. Dieses Tuch trug die Merkbuchstaben J. A. Der Inhalt der Worte aber, welche Salamander sofort richtig zu deuten verstand, ermöglichte durch Bezeichnung von Ort und Stunde eine rasche und sichere Befreiung aus voraussichtlicher langer und peinvoller Gefangenschaft. Sicher erreichte Salamander die Vorposten seiner Truppe, ward bald geheilt und kämpfte mit Ehren weiter — vor und in Wien. Aber oft und gern erzählte er seine Befreiung durch ein Tuch, sie vergleichend mit jener Philomela's durch das Kleid der Prokne aus den Händen des thrazischen Königs Tereus. Die Gesichtszüge der Befreierin waren seinem Gedächtniß natürlich nicht eingeprägt, denn flüchtig wie ein Traum war die Hutgestalt an ihm vorübergerauscht — doch mußte sie ihn oft unbemerkt besucht haben, da sie durch Erfüllung des heißesten Wunsches dem Gefangenen zu erkennen gegeben, welchen innigen Antheil sie an seinem Schicksal genommen. „Sie

ihn! Dem Kinde lehrt die Mutter seinen Namen, die Jungfrauen bekränzen sein Bild, die Männer schleifen für ihn die Sense, das Schwert. Der Tag muß kommen, wo die deutsche Küste der Ostsee sich von einem Volke befreit, das nur Eroberer und Eisen zeugt! (Nimmt den Helm ab und legt behutsam die verbrannten Papiere hinein.) Komm, Du heilige Asche, hier bewahr' ich Dich! Es ist nicht das erste Werk, das sie verbrannten, weil sie es nicht widerlegen konnten! — Ich wittre Verrath in der Luft. Hieß es nicht: Patkul gehört mit in den Frieden? Sächsische Emissaire durchschleichen das Lager — ein geheimnißvoller Schleier bedeckt die Unterhandlungen (schnell) — wenn ich die Depeschen — — die Ehre des Kriegers verbietet es mir, aber wenn ich den Helden warnte, ihm ein Zeichen gäbe und ihn die Gefahr ahnen ließe, in die ihn Freund und Feind verstrickt! Es ist gewagt, (entschlossen) aber ich thu's. Kein Schwur, der mich an den fremden Eroberer bindet, soll mich hindern, dem bedrohten Glück eines großen Geistes mitfühlender Mensch, dem Märtyrer meines Volkes Sohn des Vaterlands zu sein (schnell ab).

Verwandlung.

ich!" wiederholte Salamander freudestrahlend, als wir die Gasse des Dorfs betraten, wo ein ländliches Fest im Freien vorbereitet war. Ein improvisirter Tanzplatz prangte in Festons und Guirlanden, das nationale Nationalgericht war in der schmucken Tracht der in Gruppen und fröhlichster blühenden Bauerjugend reich vertreten.

Die Ehrung der herübergekommenen guten Nachbarn, welche beider Ankäufe, um zu leben und gelebt zu werden, nicht leicht versäumen, machte das Gesammtbild nur bunter und lebhafter. Einige Gutsbesitzer aus der Umgegend spendeten eine Fülle des köstlichen Ungarweins, aus Veszprim und Balota langten die trefflichen Spielleute, der virtuose Zigeuner-Strauß Kovácsovics mit seinen braunen Prinzenlöhnen, an und alsbald rauschte das Meer der Luft in hohen Wogen. Ein, Csardas und Frisch, die beliebten nationalen Tanzweisen, erregten eine Art Fanatismus des Vergnügens, der allmählich auch die schamhaftesten Gäste anfrecht. Einige „junge Herren" forderten die hübschesten Mädchen der Dorfjugend zum Tanze auf, was die anderen Burschen damit erwiderten, daß sie auch die Dämchen der „eleganten Welt" zu einem Czardas baten.

Auch Nona tanzte und zwar mit dem gewandtesten der ländlichen Löwen — ihr Tanz war wie Blütenstaub auf einer Landschaft von Watteau, ein duftiges Gewölbnis, ein Flügelschlag des munteren Gottes, ein Hauch der Verlegung. Wir Deutschen konnten natürlich an dem Vergnügen keinen thätigen Antheil nehmen, wenn wir auch verlangt hätten, noch mehr zu genießen als dies trunkene Schwelgen der Augen in den sammtreichen Formen. Dennoch, in weiter Rücksicht auf uns, begehrte Nona durch einen ihrer Ritter, nachdem der erste Tanzsturm etwas ausgewüthet, einen deutschen Walzer.

Allein schon nach den ersten Takten riß sie aus einem Theil der gaffenden Gesellschaft ein toller Charivari von Pfeifen und Schreien und Johlen, sodaß die zum Walzer aufgerufenen wenigen Paare alsbald eingeschüchtert sich zurückzogen. Da trat Nona mit meinem Freunde, welcher sie zum Tanze gebeten hatte, mitten unter die aufgeregte Menge und mit kaum erhobener Hand erreichte sie augenblickliche Stille — ihre mächtige Erscheinung hatte etwas bezauberndes Gebieterisches. Eine Pause des Erstaunens entstand bei Menschen. Dann sagte Nona in reinstem Ungarisch die wenigen kurzen Worte: „Kommt, Kinder! Diese Fremdlinge sind auf Ungarns Boden zu Gast!" winkte dem Kapellmeister mit einer energischen Handbewegung, der Walzer ertönte und sie schwebte mit ihrem Tänzer fort dahin wie eine goldige Morgenwolke. Mehrere andere Paare wagten nach und den sich erschöpfenden Sieg krönte ein glückwünschend geschlossener Kreis zwischen zwei Elementen, die, seit Urzeiten in Fehden, sich vor kurzem auf rauchenden Schlachtfeldern bekämpft hatten.

Die Nacht war hereingebrochen. Das Dampfboot signalisirte seine Rückfahrt nach Gran, die Gesellschaft strömte an Bord. Ein Theil der Zigeuner Kapelle gab uns das Geleit als Zeichen der Verehrung, ja sie fuhren sogar mit bis zur nächsten Station. Patriotische Lieder wurden angestimmt, die laue Nachtluft spielte mit Bändern und wehenden Schleiern, das Mondlicht zerfloß funkelnd in den Wellen des sanft bewegten Sees — wir lebten ein Märchen. Von überwältigender Wirkung in dieser so überaus weihevollen Stimmung war der Eindruck, welchen nach den türkischen Klängen des Nationalmarsches die Chorgesänge: „Lelkem Magyar", „Ki Pista még", „Honvéd indul" u. a., worin der Schmerz um den Fall des Vaterlandes zum Himmel schrie, auf uns hervorbrachten. Die abwehrende Polizei konnte solche Gefühlsausbrüche nicht hindern. Nona, selbst tief erschüttert von diesem Nachhall begeisterter Gräberstille, tanzte und schwieg mit einem thränenverklärten Blick. Später aber sprach sie von den Dichtern der Heimat und nannte einen davon „das Herz Ungarns". Dann verabschiedete sie uns in Form mit den Worten: „Morgen erscheine ich Ihnen meine Herr!"

„Diese Herr!" Hatte sie doch ihr eigenes gemeint! Doch so war es nicht, obschon wieder sie eigentlich in ihrer Dichterlaune sang. Am nächsten Morgen erhielt ich eine Karte von Nona mit der schwindsüchtigen Krause: „An E. B., Schriftsteller, Dichter und Schriftsteller", worin ich sammt meinem Freunde zu einem Ausflug nach dem Kloster auf der Hubertshöhe schon eingeladen wurde mit dem Beisatz: „Dieser Tag gehört den Musen!" Schon des Morgens am Instrumente empfing uns Nona mit deutschen Begrüßungsworten, ja sogar mit einigen meiner eigenen Sinnsprüche:

> Und ist vielleicht Gott nur Traum
> Der Tag, der Sonnenhelle —
> Doch auch in solcher wilden Zeit,
> Da muß ein Dichter quälen

Denn erlebt sie oft und lang
Mit unser Herz in Treuen,
Denn mit der Liebe Untergang
Nachdenket und einreuen.
Sie bleiben und, und unverlang,
Der Jugend Traumgesichte —
Was kunt in Mitternacht gesang,
Dein hört im andern Lichte.

Solche deutsche Sitte aus dem Munde einer sonst nur in der welschen oder französischen Literatur naschenden Ungarin machten Freund Salamander völlig verwirrt; er sollte aber noch mehr erstaunen, als er auf der Bibliothek des Benediktinerstifts die Fragen hörte, welche Nena einem frommen Bruder vorlegte, wobei sie ebenso viel Geist und Wissen als Humor und Gemüth entfaltete, ohne doch zu ahnen, daß sie dieses that. Ich war boshaft genug, unaufhörlich die Verbesserungen zu rühmen, die mein Freund in Schemnitz einführen würde. Er hatte sich anheischig gemacht, einen Theil des ungarischen Bergwerkwesens zu reformiren, was ohne gewaltige Conflicte mit dem Volkscharakter nicht zu Stande kommen konnte.

Es dämmerte. Purpurne Rosen zitterten in dem ruhelosen und doch so friedlichen See, jeder Hauch der abendmilden Luft war ein erquickender Kuß der Belebung, eine Offenbarung der Freude. Wir traten mit Nena und ihrem Vater in eine hochgelegene Gartenlaube, welche uns einen freien Ausblick über den See und die Gestade öffnete. „Unsere Lesung", sagte Nena, „waren heute die Musen! Wir wollen den Tag, der so freundlich unter dem heitern Schutze der Unsterblichen begann, auch würdig beschließen — mit Einem, der ihrer würdig den Parnaß bestiegen hat. Ich versprach Ihnen gestern einen Einblick in das Herz meines Vaterlandes, will sagen, seines liebsten Volksdichters. Er ist untergegangen für unser leiblich Auge, glorreich und schön, wie dort das strahlende Tagesgestirn eben niedersinkt; Leier und Schwert hat er der über alles geliebten Heimat geopfert, diese aber wird seinen Namen mit Sternenschrift in das Pantheon ihrer ruhmvollsten Helden eintragen; denn sein Wort und sein Beispiel werden fortwirken wie göttlicher Zauber! Hunderttausende und aber Hunderttausende werden dem Banner todesmuthig folgen, das seinen erlauchten Namen trägt. Hier sind sie, die Lieder des größten Poeten Ungarns, vielleicht in gewissem Sinne aller Nationen! Sie haben durch die Verdeutschung, welche eine schwache Frauenhand gewagt, wie ich hoffe, nicht verloren!"

Und Nena las uns eine Reihe der allerschönsten Lieder von weiland Alexander Petöfi. In sprachlicher Bewunderung verharrten wir und gestanden uns, hier vor einem Wunder zu stehen. Das war nicht blose Uebersetzung, es war Nachempfindung, Nachdichtung, und wir waren die ersten und einzigen, denen sich hier ein verwandter Genius geoffenbart hatte. Und so können wir nur wünschen, es möchte die deutsche Literatur durch eine Veröffentlichung solcher Schätze wahrhaft bereichert werden; denn alle bisherigen Verdeutschungen Petöfi's — wir kennen deren acht — sind nicht zulänglich.

Nichts von Dank, von Lob, von Begeisterung — das Entzücken ist stumm — wir schwiegen. Ein Segelboot brachte uns heim — wir sangen zu vier Stimmen Kücken's „Wasserfahrt" — es war der Schwanengesang von — Salamander's Freiheit! Ob der edle Freund völlig im Herzen besiegt sei, mag die holde Nena wissen; doch ist es nicht ganz ohne Bedeutung, wenn er noch heute sein liebes — Weibchen wie einstmals gern nennt „Die Perlen am Plauerwee". Natürlich ist er nicht nach Schemnitz gegangen, sondern hat eine Stellung in Jüterbog angetreten — fernab, am „blauen Auge der Aloia".

Der deutsche Sprachunterricht in Frankreich.

Von Hermann Breymann.

II.

Niemand hat, nach der Stael, den Sinn für deutsche Literatur in Frankreich so geweckt wie Heine; er ist übrigens so populär geworden, daß er sich für einen nationalen Schriftsteller gilt. Die Lectüre seiner Schriften in der Uebersetzung hat manchen bestimmt, die Originalsprache zu erlernen.

Das Studium der deutschen Sprache wuchs mit jedem Jahre und so deutlich man denn 1848, die Lehrer derselben sowie die der englischen einem Staatsexamen zu unterwerfen, um sie vollkommen den übrigen Professoren gleichzustellen. Die Anmeldung zu einem solchen Concurs, wie man sagt, ist in Frankreich nicht gerade obligatorisch; diejenigen Lehrer, die sich nicht dazu stellten oder nicht siegreich daraus hervorgingen, behielten darum doch ihren Lehrstuhl, aber mit dem frühern geringern Gehalte. Es bleibt lange Zeit bei diesem ersten Verfahren, nur die finanzielle Lage der betreffenden Schule erhielt eine mäßige Verbesserung, im Range aber

blieben sie und mit ihnen das Studium der lebenden Sprachen von neuem den andern Gymnasiallehrern untergeordnet, als im vorigen Jahre der Minister sie wieder zu einem Concurs an der Sorbonne berief. Wie streng die Staatsprüfung genommen ward, bezeugt der Umstand, daß von den 19 Candidaten nur 12 den Preis davontrugen. Auch unter diesen befanden sich mehrere Flüchtlinge. Herr Römer, früher Advocat in Zweibrücken, und die Schriftsteller Hermann Münter und Semmig. Ein anderer, Herr Alexander Büchner aus Darmstadt, hatte sich freiwillig an das Gymnasium von Valenciennes begeben. Außerhalb der Gymnasien ist es, Paris ausgenommen, für einen deutschen Sprachlehrer schwer, als solcher sich eine Existenz zu gründen; in Seestädten verwandelt er sich lieber in einen Interpreten bei Schiffsmaklern.

Was die Grammatiken betrifft, so waren die frühern begreiflicherweise nur auf den praktischen Erfolg und daß nur für solche berechnet, die keine classischen Studien gemacht hatten. Als aber dieser Unterrichtszweig an den Gymnasien eingeführt wurde, konnten dieselben nicht mehr genügen. Die Herrn Debaz und Regnier (ersterer Mitglied des Instituts, der zweite Erzieher des Grafen von Paris) unternahmen es daher, eine wissenschaftliche Grammatik der deutschen Sprache zu verfassen, die auf den Vergleich mit der griechischen und lateinischen Sprache einging (was das Englische betrifft, so ist die des Herrn Spiers die beste), und ihr Werk ist so trefflich, daß es unter fortwährenden Verbesserungen zwölf Auflagen erlebt hat. Da erschien im Jahre 1844 die deutsche Grammatik des Herrn Adler-Mesnard, jetzt Professor an der Normalschule. Dieses Werk, von welchem jetzt die dritte Auflage vorliegt, ist vollkommen; Einzelheiten mögen eine Veränderung oder Vermehrung erleiden können, im ganzen aber ist damit der Grund zu einer streng philologischen Behandlung der deutschen Sprache nach Grimm's System in Frankreich gelegt. Die Verdienste des Verfassers sind im vorigen Jahre mit dem Kreuz der Ehrenlegion belohnt worden; der leipziger Schillerverein hat ihn schon vor längerer Zeit zu seinem Ehrenmitglied ernannt. Die übrigen Grammatiken, die verschiedene Lehrer in Toulouse, Metz, Rouen u. s. w. geschrieben haben, können neben der letzterwähnten nicht mehr in Betracht kommen. Der schwierigste, verwickeltste Theil der deutschen Sprache ist für den Franzosen die Declination; über dieselbe hat der Verfasser dieses Werkes im Jahre 1857 eine Specialabhandlung herausgegeben, die er aber jetzt der Verbesserung und der Erweiterung für bedürftig hält.

Neben den Grammatiken gibt es nun noch für das profanum vulgus, für die große Menge, die weder lateinisch noch griechisch noch ihre eigene Muttersprache nach wissenschaftlichen Grundsätzen erlernt hat, die sogenannten Methoden. Bekanntlich kann man nach der Robertson'schen in 40 Stunden englisch sprechen lernen so gut wie die Königin Victoria selbst. Für eine so einfache Sprache, wie die englische ist, mag das gehen; es ist aber die große Frage, ob man damit einen Schriftsteller wie Carlyle zu lesen vermag. Und die Frage wird noch ernster, wenn es sich um die ebenfalls für leicht zu erlernen gehende italienische Sprache handelt, in der fast jeder Dichter sein eigenes Italienisch spricht. Was das Französische betrifft, so leugne ich trotz der glänzenden Erfolge der Ahn'schen Methode entschieden, daß der Schüler damit den Geist der Sprache erfaßt. Die Franzosen selbst finden ihre Sprache (und mit Recht) so schwer, daß sie dieselbe in Schulen nach Grammatiken wie eine fremde erlernen, und man will sie einem Nicht-Franzosen plaudernd und spielend beibringen? Es ist mit den Schülern, die solche Methoden befolgen, wie mit den deutschen Handwerkern, die nach Frankreich kommen; in sechs Monaten sprechen sie es und frei (Nothwendigkeit ist die beste Lehrmeisterin) und wissen alle ihre Bedürfnisse, in einem großen Theil ihrer natürlich nicht hochphilosophischen Gedanken auszudrücken. Aber abgesehen von den abscheulichen Verstößen gegen die Grammatik, bleiben sie nun auch gewöhnlich auf dem Punkte stehen, den sie im Sturm erklettert haben. Man glaube es nur immerhin, die französische Sprache ist die schwierigste unter den lebenden Europas, schwieriger als die deutsche; die Akademie streitet sich noch heute über eine Menge Punkte. Als einmal ein junger Mann zu J. J. Rousseau sagte, daß er acht Sprachen verstünde, antwortete dieser: „O du Glücklicher, und ich kann meine eigene nicht einmal!“

Man hat nun viele Methoden für die Franzosen auf das Deutsche angewandt. Herr Savoie (rheinbairischer Flüchtling aus den dreißiger Jahren) hat ein Lehrbuch nach der Robertson'schen Methode geschrieben, das nicht brauchbar ist. Viel Lärm um nichts machte vor einigen Jahren die von Herrn Ollendorf erfundene; man lernt damit

einfache Sätze nachsprechen, zu einem wahren Verständniß der Sprache bringt man es damit so wenig als mit den andern. Auch hier wieder hat Herr Adler-Mesnard in seinen „Versions et thèmes écrits et parlés" (Paris, Dezober, 1859) das Beste geleistet, was für den Unterricht in der deutschen Sprache zu leisten ist. Er sagt in der Vorrede mit vollem Recht: „Keine lebende Sprache bietet für den Anfänger so viel Schwierigkeiten dar als die deutsche; denselben ausweichen heißt jeden ernsthaften Fortschritt verhindern und den Schülern wie dem Lehrer Täuschungen und Verdruß ohne Ende bereiten; von der andern Seite, ihnen geradezu entgegengehen hieße die Anfänger entmuthigen." Und Mut ist allerdings im Anfang dieses Unterrichts nöthig, für den Lehrer wie für den Schüler; nicht, daß unsere Sprache eigentlich schwer sei, aber ihr Studium ist im Anfang sehr mühsam; das Gedächtniß hat namentlich viel zu thun, wäre es nur um der Wörter willen, die so ganz verschieden von den französischen und lateinischen klingen. Auch ziehen die Schüler, wenn man ihnen die Wahl läßt, aus Trägheit das Englische vor; auf die Frage, warum? haben sie die stereotype Antwort: Weil es leichter ist.

Für den literarischen Theil ist durch eine Menge Chrestomathien, Anthologieen u. s. w. gesorgt. Ein recht gutes Lesebuch hat Herr von Sudan herausgegeben und als Anhang eine französisch geschriebene Skizze der deutschen Literatur hinzugefügt. Die Herren Adler-Mesnard, Lebas und Regnier u. s. w. haben auch in diesem Fache große Verdienste; der erstere hat einem seiner Lesebücher außer andern Originalstücken eine Abhandlung über deutsche Verskunst beigefügt, die auch in Deutschland noch am Platze wäre. Jetzt ist an den Gymnasien die auf ministerielle Veranlassung herausgegebene Sammlung des Herrn Eichhoff eingeführt (drei Bände, Paris, Hachette). Dieser noch nicht erwähnte Gelehrte, der, wie der Name sagt, von deutschen Aeltern abstammt, hat um die nordische Literatur sowol als Lehrer (er war Professor an der Faculté des Lettres) als auch als Schriftsteller die größten Verdienste; nicht minder hat er sich als ein des Sanskrit kundiger Philolog ausgezeichnet. Gegenwärtig Inspector der Akademie zu Metz, hat er schon mehrmals die Functionen eines Oberschulraths (Inspecteur général) übernommen und hat als solcher namentlich dem Unterricht in den lebenden Sprachen seinen Stempel aufgedrückt. In seine Sammlung hat er selbst die besten Schriftsteller aufgenommen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Aufgabe eines Lehrers der deutschen Sprache an französischen Gymnasien eine ernste ist. Der unfähige Lehrer mag wol noch hier und da ein bloßer Sprachmeister sein, aber die Schüler selbst wissen das wohl zu würdigen und beweisen durch ihre Achtung vor dem tüchtigen Lehrer, daß sie einen Unterschied zu machen verstehen und mehr verlangen, als ihnen der Handwerker des Fachs zu bieten vermag. Wie schon erwähnt, hat der Unterricht in der deutschen Sprache einen philologischen Charakter; ohne auf das Griechische und Lateinische zurückzugehen, ist es unmöglich, eine Menge Schwierigkeiten zu lösen. Was Formenlehre und Construction betrifft, so sagte ich, daß das Studium in dieser Beziehung nur mühsam sei. Aber die wirklich schweren Nüsse aufzuknacken gibt der poetische Genius unserer Sprache, von dem die Prosa selbst durchdrungen ist und den der Schüler ohne Phantasie nicht erfaßt. Der kleine Vers von Herwegh z. B.:

Ich bin ein freier Mann und singe
Mich wol in seine Fürstengruft,

der uns so einfach und natürlich klingt, kann nur durch Umschreibungen wiedergegeben werden, und das ist noch eine der leichtesten Stellen. Oft genug muß der Lehrer zu psychologischen Auseinandersetzungen greifen, um einen Satz zu erklären. Und da will man mit Abstichen Methoden den Franzosen Jean Paul lesen lehren! Noch ein Beispiel: „Wilhelm Tell" erbricht uns durch die Einfachheit und Naivetät seiner Sprache, die von dem kunstvollen, gelehrten Satzbau, der uns sonst eigen ist, so sehr abweicht; aber was in diesem Drama für uns eine Ausnahme ist, das ist eben für das französische die Regel (man verwechsle den naiven naturlichen Styl Lafontaine's nicht mit der analytischen Einfachheit des französischen Idioms); um nun die Schönheit von Schiller's Meisterwerk fühlbar zu machen, bedarf es geschmackvoller Vergleiche und eines scharfen Eindringens in den Genius selbst beider Sprachen. Wenn dann der Lehrer das Glück hat, wißbegierige Schüler zu finden, wie mir das einmal in Pau begegnet ist, so ist er wol auch gelegentlich genöthigt, denselben einen Vortrag über die deutsche Philosophie von Kant bis Hegel zu halten. Und zum Schluß sehe man sich doch einmal die französische Schulausgabe von Goethe's „Iphigenie" an, die die Herren Lebas und

Regnier herausgegeben haben (Paris, Hingray, 1843); da ist unser Goethe kommentirt wie nur jemals Scribelius von einem deutschen Philologen, den Geschmack ausgenommen, den die französische Ausgabe voraus hat. Unsere deutsche Schulliteratur hat kein ähnliches Werk aufzuweisen und doch ließe sich manches Drama von Racine, manches Lustspiel von Molière ebenso bearbeiten. Dieses Buch ist der schlagende Beweis, daß die Lectüre moderner Autoren ebenso streng behandelt werden kann als die der altclassischen, und daß der Unterricht in den lebenden Sprachen, wissenschaftlich aufgefaßt, nicht nur ebenso viel Geschmack und Scharfsinn erfordert, als für den in den todten nöthig ist, sondern sogar noch mehr Kenntniße und Gelehrsamkeit, da Alterthum und Neuzeit hierbei zugleich berücksichtigt werden müssen. Dies weiter auszuführen, ist hier nicht der Ort.

Der deutsche Sprachunterricht hat jetzt feste Wurzeln in Frankreich geschlagen. Der Minister, Herr Rouland, dem überhaupt die Universität viel verdankt, durch den sie sich von den Wunden heilt, die ihr Fallour geschlagen hat, nimmt sich persönlich dieses Zweiges an; ebenso sein Sohn, Gustav Rouland, der mit der Leitung des Personals betraut ist. Was nun die Zukunft des letztern betrifft, so wird es mit den politischen Verhältnißen Deutschlands ebenfalls einer Umwandlung entgegengehen. Denn wenn Deutschland (früher oder später, darauf kommt es nicht an, die Sache ist unausbleiblich) als Ein einiger Staat organisirt sein wird, dann wird auch die Emigrationen aufhören und also das Contingent wegfallen, das dieselbe für den deutschen Unterricht gestellt hat; die Franzosen werden diese Lücke selbst auszufüllen haben, sich also noch ernster mit unserer Sprache beschäftigen müssen. Bis dahin arbeitet dieser Unterricht, langsam zwar und unscheinbar, doch mit der segenden Kraft der Bildung der Verständigung vor, ohne die weder Frankreich noch Deutschland ihre gemeinsame Aufgabe der Weltgesittung lösen können. Die bescheidene Stellung, die der Sprachlehrer bisher eingenommen hat, gibt nicht den Maßstab seiner Bedeutung ab, so wenig, als man von der Darstellung des Elementarlehrers (Schulmeister, Instituteur primaire in Frankreich genannt) auf dessen Bedeutung schließen darf. Der letztere im Gegentheil ist die wahre Basis und die höchste Stütze der Volksbildung; der Elementarunterricht gründet; der Christliche weist sich mit Unrecht die Oberherrschaft über den letztern an. Auch in dieser Beziehung bereiten die Minister in Frankreich Reformen vor. Das Licht liegt zuletzt über die Finsterniß.

Weihnachtliche Schreckgestalten.

Auch die Kinderstubenpädagogik hat ihre Polizeiagenten: Schreckgestalten, theils von lokaler Färbung, theils allgemeiner Natur, und die Weihnachtszeit, welche die schwarzen Pflaumenmänner, die Wurstagenten der Nikläse und Pelzmärtel, die Tannzapfengestalten der Rübezahle und ähnlichen Kinderspuk auf den Markt bringt, bemüht sich, der reichen Kinderphantasie die concrete Form aufzudrängen.

In Norddeutschland kennt man den Nikläs nicht; dort poltert Knecht Ruprecht mit hohen Pelzstiefeln, einem Kehrbesen und einer Pudelmütze und einem langen Schafpelze als drohender Vorbote der fröhlichen Weihnachtszeit in die Kinder- und Wohnstuben, wo mancherlei Erwartungen und Befürchtungen rege sind.

Im Riesengebirge ist es der Alte vom Berge, der proteische Rübezahl, der mit langem weißem Barte, hohem Hut und braunem Mantel mit seinem Pferdefuß aus den Klüften der Berge emportaucht und seinen Schabernack ausübt. Von seiner Mutter sich in die Wiege verwünscht, ist er, der Sohn eines Schusters aus Liegnitz, in das Gebirge geflüchtet, so erzählt man den Kindern, und sie sollen nur gut und brav sein, daß sie nicht auch verwünscht werden. Der Rübezahl, der seinen Namen vom Rübenzählen hat, erzählen andere, ist ein Berggeist, der Wunder verrichtet. Einst hatte er ein schönes großes Schloß und darin entführte er eine Prinzessin, die er zu seiner Gemahlin machen wollte; sie aber mochte ihn nicht leiden und suchte ihm zu entfliehen. Da er sie treu bewachte, verfiel sie auf eine List; sie hieß ihm die Rüben auf dem Felde zählen und erst dann, wenn er sie richtig gezählt, sodaß keine zu viel noch zu wenig, wollte sie seine Gemahlin werden. Während nun Rübezahl zählte und sich oft verzählte, verwandelte die Prinzessin eine Rübe in ein Roß und entfloh. Das schöne Schloß stürzte zusammen und Rübezahl ist seitdem allein in dem Gebirge und spielt den Menschen eben solchen Schabernack wie ihm die Prinzessin. Die Weihnachtszeit gibt ihm dazu viele Gelegenheit; er ist eigentlich der Erfinder der Mummereien, welche unsere Buchbinder ihm zu-

sonders nachgearbeiten und die gegenwärtig ein Hauptcontingent bei den Weihnachtsgaben sind.

Die Gebirgsleute machen die Rüdesablgestalt aus Tannzapfen, Moos und Werg und er erscheint auf den Märkten in einer Schuppentracht, mit großer Hucke auf dem Rücken, in welcher die Ueberraschungen sind. Außerdem geht er bald als Bauer, Jäger, Wurzelmann, zuweilen auch als Thier umher.

In Süddeutschland spielt der graue Nickel seine Pepanzrolle, dessen Abnherr nicht der Heilige, sondern, nach dem Struwwelpeter, der Russe mit der Knute ist; er kommt aus dem hohen Norden und bringt den Bruder Pelzmichel mit. Ein großer Sack hängt ihm über der Schulter; darin bringt er Aepfel und Nüsse und leitet die Tischdeckdich-Zeit unter dem Christbaume ein. Rüdesabl, Pelzmichel und Knecht Ruprecht repräsentiren in variirten Wiederholungen das Märchen von dem Ziel, der jedesmal, wenn es nieste, ein Geldstück auswarf, von dem Tischchen deck dich und von dem Knüppel aus dem Sack.

Die Furt während der Weihnachtszeit ist belebt von Schreckgestalten aller Art, die, als Abkömmlinge der drei Hauptfiguren, mit Peitschen, Ruthen, Stecken, Säcken dann vorbeimarschiren und fliegen und die für das übrige Jahr verhaltenen Agenten der pädagogischen Polizei: den Schornsteinfeger und den Gensdarm und Polizisten, verdrängen. Wenn es zur Weihnachtszeit trommelt an die Thür oder an das Fenster pocht, so ist es nicht der Poll-Poll (wie in Schlesien der Nikolaus heißt), um die Kinder „mitzunehmen und zum Schornstein mit ihnen hinauszufliegen", auch nicht der Gensdarm, um sie „einzusperren und in das Gefängniß zu bringen", sondern eine der bunten Weihnachtsfiguren, die ihr Inquisitionsamt vollführen.

Inwieweit dieser Drohput seine Berechtigung hat, wird jeder pädagogisch Denkende zu ermessen haben, um nicht in dem Gemüth des Kindes den Grund zum Aberglauben und zur Gespensterfurcht zu legen oder Antipathien zu erregen, die sich auf das reifere Alter übertragen; denn „wer nur einigermaßen des Innere des Menschen prüfend beobachtet hat", sagt einer unserer ersten Anthropologen, „der weiß, wie fest Furcht, Aberglaube und Lüge, diese drei verschwisterten Dämonen des Schattenreichs, wurzeln, wenn sie unter irgendeiner Form in der zarten Jugend sich eingeschlichen haben, wie oft selbst die spätere bessere Erkenntniß und Willenskraft nicht mehr vermag, sie mit allen ihren Wurzeln und Fasern auszurotten."

Hört Kinder die kleine Anekdote von den zwei Brüdern ihren Weg, die sich um die Gunst von zwei jungen Arbeiterinnen bewarben. Nanny und Nanny war in ihrer Kindheit ein solches Entsetzen vor dem Schwarzen Manne und dem Gensdarmen eingeflößt, daß sie nicht zu dem Entschlusse zu bringen waren, den schwarzen Peter Horn und den blauen Sergeanten Korn zu ehelichen. Sie hielten viele heiden Männer, die ihnen von Liebe sprachen, für den Teufel und den Beim und liefen vor ihnen davon. Da ereignete es sich, daß die Mädchen bei einer großen Feuersbrunst der Schornsteinfeger über die brennenden Dächer klettern und mit eigener Lebensgefahr das Leben anderer retten und den Gensdarmen beim Löschen muthig Hand anlegen sahen. Seit seit diesem Tage schwand das Grauen, das noch in manchen Stunden der Ehe wiederkehrte. Würde die kindliche Phantasie nicht durch jene Schreckgestalten, die mit dem Schwarzen Manne beginnen und der langen weißen Gestalt, die auf Stelzen geht und sich in Leintücher hüllt, die als Gespenst erscheint und verschwindet, schon von der Amme bedroht, so finden wol auch nicht die vielen schaurigen und traurigen Geschichten statt, die auf Kirchhöfen um Mitternacht spielen und ihre Angstopfer fordern. Lassen wir den Pädagogen einmal auf dem Christmarkte zunächst das Polizeiamt ausüben und alle die Auswüchse der Aeußerlichkeit, durch welche man überreizte Kinder zu befriedigen sucht, wegschaffen, um von der großen, einfachen Schauerromantik zum Naiven und Humoristischen zurückzukehren, eine Welt, die von Peter Noah, vom Riesen Goliath, von Gulliver und ähnlichen Reisens- und Freundesfiguren des Kindes belebt ist, damit die Drob- und Polizeifiguren, die Caricaturen des socialen Lebens verschwinden und nur jene historischen wilden Männer der Tradition verbleiben, die in dem Jahresmann- und Jahresfrauschaft ihren Rundgang durch Städte und Dörfer halten.

Jeanne Marie von Gagern.

Anregungen.

Julian Schmidt als „Kulturhistoriker".

I

R. G. Eine Zusammenstellung biographischer Notizen, trockener Bücherexcerpte und summarisch charakterisirender Abfertigungen nennt Julian Schmidt eine „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessing's Tod (1681—1781)" (Leipzig, Grunow, 1862).

Einen Theil dieser Compilationen hat man bereits in den „Grenzboten"; namentlich die Portraits einzelner Dichter des 17. und 18. Jahrhunderts, größtentheils auch diese nur Auszüge aus einem oder dem anderen der verschollenen Werke von Schmidhallern, die ebenso nicht durch ihre Bücher in der auf ihr Zeitalter geübten Wirksamkeit erscheint sind. Die Methode des Verfassers, zwei oder drei Züge aus einem der von ihm durchblätterten Schriften zu entlehnen, diese zu variiren, zu vergleichen, mit Reflexionen zu begleiten, zeigt sich diesmal ganz besonders in ihrer geringen Brauchbarkeit für die historische Wahrheit. Ein treues und lebendiges Gemälde jener merkwürdigen, äußerlich so steif scheinenden, innerlich die bedeutendsten Entwickelungen bergenden Zeit, für sich der Verfasser diesmal zum Vorwurf seiner Schilderung und Abtheilung genommen, kommt unter seiner unkünstlerischen Hand nicht zu Stande.

Für culturgeschichtliche Darstellung und Forschung unserer Art hat man nie zu sehr auch durch die Franzosen und Engländer verwöhnt, als daß uns eine so trockene Nomenclatur nicht im höchsten Grade langweilen sollte. Aber nicht nur das erhöhtere Interesse der Unterhaltung haben Autoren wie Guizot, Villemain, Thackeray, Macaulay, Carlyle, Lewes, Buckle u. a. bei solchen und ähnlichen Darstellungen voraus, sondern auch den vollständigeren Eindruck der Wahrheit. Denn die in diesem Buch geschilderte Periode ist mit Unrecht durch die Alltagsperrücke als öde und langweilig bezeichnet. Das sich anschließende Zeitalter der Renaissance brachte auch so viel Kritik und Opposition, thümlichkeit in die allerdings zunehmende mathematische Haltung der Wissenschaft und des Lebens, daß sich hier für einen feinen, dichterisch und philosophisch organisirten Kopf die interessante Aufgabe ergeben hätte, ein buntes Zeitgemälde zu entwerfen, dem eine eigenthümliche, leipziger pietistische Grundfärbung und manche humoristische Zug nicht hätte fehlen dürfen. Die gallichte Schulmeisterei eines eigenthümlich beschränkten Kopfes, der nun schon sechs Jahre und Tag sich bei uns zum Verwalter des kritischen Bureau d'esprit, existirenden der Zeit und ihrer hervorragendsten Erscheinungen gemacht hat, ist einem Stoff von solchen Dimensionen nicht gewachsen.

Die allgemeinen Maßstäbe, die Julian Schmidt auch hier wieder in dem Jahrhundert des Genies handhabt, dürfen an und für sich nicht abgelehnt werden. Man müßte einen Geist geschmacklos nennen müssen, der etwa den Mark von Schwätzingen mit seinen Versailler Nachahmungen für absolut schön ausgäbe; ebenso versteht sich von selbst, daß die großen Thatsachen der Aufklärung und Sittlichkeit unter allen Umständen vom Culturgeschichtsschreiber auch dieser Epoche gewahrt werden müssen. Aber so ganz und gar unsern nüchternen Grenzen Nachkommen von heute zum Richter unsrer eigenthümlich gearteten Zeiten gemacht zu sehen, erweckt auf die Länge einen Eindruck, als müßte man eine endlose Thränenguß Hirte trinken. Wir fragen über die Schulstuben: Wir sind reich und freudig und nicht eine Epoche, in der die Schlachten von Malplaquet und Hochkirch geschlagen wurden — Schlachten mit wenig Menschen, aber höchst Kunst, klassischen Reglement, verhältnißmäßig selbst unsere Waterloo- und Sedanine Schlachten überragen! Solche Zeiten genußbedürftig, genußfähig, vollends moralisch und intellectuell zu analysiren, in ihren Entwickelungen zu belauschen, in ihren Vorurtheilen zu charakterisiren, dazu gehört ein feiner, poetisch reproducirender Kopf, eine anschmiegsame, vom seinem Gegenstand innerlich ergriffene Individualität, keineswegs ein reflectirender Pedant.

Was uns Julian Schmidt in seinem Buche bietet, kann von ihm selbst verlangt werden, der sich eine Anzahl Bücher derjenigen Namen, auf welche es hier gemeint ankommt, zusammengestellt hat, sie nach und nach mit der Feder in der Hand durchlas, einzelne Stellen in extenso abschrieben lag und die Verbindung der häufigen Auszüge dann durch einige pragmatisirende Reflexionen und eine Anzahl biographischer Notizen herstellte, die auch dem ersten besten Conversationslexikon abgeschrieben sein können. Man lese z. B. eine Charakteristik, wie S. 7 ff. über den „Musiker", stelle eben diesen Partien, z. B. Kapitel, wo der interessanteste, an den tiefsinnigsten Gesichtspunkten reichste Lebensblick, der zugleich mit einer der originellsten Erscheinungen jener Zeit, mit Marie Schurmann, zusammenhing und die hier gewonnene tactische Richtung jener Tage, entsprechend ähnlichen Erscheinungen auf katholischem Gebiet, auch nehmend charakterisirte, abgethan wird mit einigen aus biographischen Wörterbüchern abgeschriebenen Worten. Würde man dem dritten Theil dieser Kritiken die Zumuthung stellen, solche und ähnliche Erscheinungen zu analysiren, ihre Organisation dem Schüler oder auch nur dem Zeitgeist nachzuempfinden, so würde er uns antworten, man sei über Jakob Böhme und andere entrüstet. „Ob wegen Verrücktheiten".

Das Vorwort nimmt den Mund sehr voll und verspricht wenig verschnellte Kritik und viel gründliche „Erzählung". Aber sogleich die Erzählung dieser „Erzählung" bietet ein nur blaß in Grau gemaltes Bild

Deutschlands zur Zeit des endenden 17. Jahrhunderts. Die Schilderung bringt an sich nichts Neues; man hat auch hier alles beisammen, selbst mit der häufigen Wiederholung der Worte „reich", „faulig", „niederträchtig", was darüber schon bei Wolfgang Menzel und Schlosser zu lesen ist. Es sind dies Vorurtheilungen, die vom einem gewissen Standpunkt ihre Berechtigung haben, aber ein gewissenhafter Forscher braucht sie nur selten. Zur belletristisirenden Lektüre werden sie schon S. 9, wo der Gedanke, alles hatte damals „Litzen" tragen müssen, um etwas zu gelten, tottgehetzt wird bis zum Unsinnigen. „Den Stamm der Nation (!) bildete neben dem damals noch nicht sehr zahlreichen Militär der Oberjägermeister, der Kammerherr, der Rentmeister, der Calculator, der Kammerlakai, kurz alles, was Litzen trug" u. s. w. Jeder deutsche Duodezstaat hätte ein Ratzinchen abgegeben; von Einem Schlosse hätte man zwei Ratzinchen zugleich überblicken können u. s. w. Ein Geschichtschreiber, um ein fortwährendes summarisches Zusammenhauen nicht zur andern Natur geworden wäre, würde hier seinem in diesem Punkt allerdings unglücklichen deutschen Vaterlande gegenüber unterschieden haben zwischen dem, was allenfalls Moser im Jahre 1740 und in letzter rebellischer Instanz Fichte 1806 den Deutschen hätte sagen können, und zwischen dem, was in Deutschland im Jahre 1640 doch nur das Erbe der Zeiten war. Weit entfernt, die Kleinstaaterei mit allen ihren nationen- und sittenverderbenden Consequenzen in Schutz nehmen zu wollen, muß ein nicht grundsätzlich in seinem Nachbeten dumm gewordener Historiker anerkennen, daß Deutschland aus dem Westfälischen Frieden eben als das hervorging, was es war. Ein sodann nur einigermaßen vorurtheilsfreier Blick kann diese verwünschte Elend des Vaterlandes unmöglich anders als mit Mitleid und Achtung betrachten. Die Nichtswürdigkeit der sich aufstellenden particularen Fürstenhoheit fing erst in viel späterer Zeit an, als diejenige ist, die der Verfasser hier einzuleiten und als allgemeine Terrainvorbereitung seiner Schilderung voranzuschicken hatte. Mit unendlich weicherem Pinsel hatte hier ein bekannter Maler die Umrisse zu zeichnen und Deutschland in seinem damaligen Sein als ein Gewordenes, als ein dem Bessern nur aus innerster und bestandentwickelter eigener Thätigkeit und gründlichster Ohnmacht Widerstehendes einzuführen. Solcher Tiefblick ist denn freilich bei dem durch und durch subjectiven Vorurtheilen eines einzigen, einmal gefaßten und festgehaltenen Gedankens, das diesem Autor eigen ist, nicht vorauszusetzen.

Endlich glaubt man, nach so weit und breit generalisirender Anhäufung des Stoffs, müsse die erste Richtung des Dunkels (wobei „Graf Reuß-Schleiz-Lobenstein-Ebersdorf" „Schwarzburg-Rudolstadt" S. 9, schon für das Jahr 1641 [!] als politische Mißgeburten unterlaufen), der erste Schimmer des Morgenrothes, wenn nicht in Memnonsklängen (dazu wieder hier alles fehlen), doch in selber Auflösung der Elemente eintreten, welche denn doch im Kern des deutschen Volks und im tiefern Streben der Zeit gegeben waren. Nein; die lahme Phantasie ruht sich bereits auf einer dem Leser eingeleimten — Reminiscenz über Hugo Grotius aus. Mitten im rauschenden Concert der Weltgeschichte — bereits das Geräusch vom Aufschneiden der Blätter eines Buches! Man muß halt machen und eine jener Julian Schmidt'schen Excerpt-Recensionen lesen über Hugo Grotius' „De jure belli et pacis". Sie ist ein so trockener Anzug, daß sie ebenso gut des Culturhistorikers Schreiber gemacht haben könnte.

S. 14 kehrt die „Erzählung" wieder in die allgemeinen Gedankengänge zurück, welche man allerdings bei einem Gegenstand, wie er hier behandelt werden soll, an der Schwelle verlangen muß. Eine Anknüpfung über Holland (eben durch Hugo Grotius) an England, an Milton, an die englische Revolution, an die große europäische öffentliche Geistesarbeit jener Tage findet sich nicht. Den Verfasser reizt es nur, wieder in die Strömung des summarischen Zeterns über die deutsche Niederträchtigkeit zu gelangen. Er hat es auf die Theologen abgesehen und kommt (von Hugo Grotius) wieder auf — Luther zurück, den er denn doch mit verschämtem Instinct, wenn auch unfruchtbar genug, anzugreifen hier für all die schlimmen Dinge, welche dem Lutherthum, auch nach diesem Autor, allerdings hätten nachgesagt werden müssen. Wie nun einer der schlechtesten Feuilletonisten hält sich der Autor mitten im Strom einer Darstellung, die uns das große Leben des Zeitalters in mächtigen Umrissen geben sollte, bei kleinen widerlichen Bildchen, bei den Heirathen der Dorfpfarrer, „die nicht selten die Haushälterin ihres Vorgängers mit in Kauf nehmen mußten", auf. Zwar wendet ihm eine Ahnung an, daß die Theologie nach Luther trotz aller Vorwürfe, die ihrer Unduldsamkeit zu machen waren, doch das Banner des einzigen erlaubten Fortschritts in jenen immer mehr der Gährungsstoffe zuwerfenden Zeiten emporerhielt und daß ein Hoffherzog auch bei den Protestanten noch wie ein Gewissensrath, nicht selten mit dem flammenden Schwert, am fürstlichen Sarge stand, ein Richter über zunehmende Unbill und Unsittlichkeit des politischen Lebens; aber weil behaglicher ist dem Autor die entgegengesetzte Rolle, für die Theologen jener Zeit nur advocat den Ankläger zu machen. Das Scheeliche Gemälde muß sich eben austoben. Es geschieht von S. 14—29 und ist in Einer Strömung. So geschieht in dem Ton, wie mit Gottlosen etwa an einem Sterbetage als nöthige Zuthaten das Trillen der Rekruten beobachten; wir lachen, ohne an die erhabene Schönheit einer Schlacht zu denken, über die steifen Bauernburschen, über die Wichtigthuerei der Unterofficiere, über die gestellten Bewegungen, die hier vernünftigen Menschen zugemuthet werden. Ebenso sind auch Theologie, Confessionalismus, Scholastik, Symbolik, Mystik — alle drei von den Dargestellten und in Summa die erhabenen Schlachten jener Zeit leitenden Menschen getriebenen Dinge diesem

Kulturhistoriker und kindische Narrheiten. Auch die Nachzügler beginnen wieder." S. 29 sagt man bei einem seitenlangen Exzerpt förmlich auf dem Trockenen und verschmachtet vor dem gänzlichen Mangel einer eigenartig dem Autor entströmenden wohlwollenden, an seinem Gegenstand lieber interessierten und dem Leser erhebende Perspectiven bietenden Absicht. Nur den Eindruck absoluter Leere muß ein Autor zurücklassen, der in einem und demselben Athemzuge S. 30 von Jakob Böhme sagen kann, „als individuelle Erscheinung erregt er großes Interesse", im übrigen gehöre er — zu den „Verrücktheiten des Jahrhunderts". Das horrible Glacissum zwischen zwei so fruchtbaren, ethische Gemüthskräfte verratenden Gegenlagen ingeniös ausgefüllt zu sehen, gehört doch wol zu den Verrichtungen einer in seinem Verstande und Gemüth normal gebildeten Lehrk, aber das literarhistorische und kritische Wirken vieler Autoren hinterläßt eben überall in seinen Resultaten diesen Horror vacui. Die Leistungen der Menschen werden todt geschlagen und die Menschen selbst — graben doch mit blühendem Leben neben ihren totgeschlagenen Gräbern! Wer in der Gegenlage der wirklichen und unberechtigten Erscheinung immerdar eben irgendeine freiwollte und großherzige Vermittelung sieht, der kann zuletzt um sich her nur Kirchhofstille vernehmen und sich im Mausoleum auf grünenden Knochen erbauen.

Dann wird das reiche, so liebevollsame religiöse Innerlichkeit jener Zeit des innern und äußern deutschen Verfalls in einem Ton vorgetragen, wie etwa ein Ueberlatter nach Lisch im benommen Lehrgut sich die Zähne stochert. Den Lesern müssen diese kurzen Auszüge aus jedem Handbuch der Kirchengeschichte anwidern; dann und wann wird es lachen, wenn sich des Autors mangelhafte Schulbildung zeigt. Von den Symbolischen, die jeder halbwegs gebildete Seminarist aus dem entsprechenden geistlichen Vertrauen wird befreien können, sagt der kritische Mann, ihr Name käme „von der Sitte der Kreter" (S. 33.) Oberflächlich und aller Weite entbehrend geschieht dann die aus ebendemselben Kirchengeschichtlichen abgeschriebenen Nachhilfe zur katholischen Kirche. Selbst eine geringe Bildung muß sich hier das Gefühl nicht erwehren können, daß bei diesen betrübenden Entscheidungen einer Menge interessantester und dem Geschichtsforscher zu denken gebender Verhältnisse kein in die Planne gehauen werden. Man kann sich in der Idee über die hier offenbarte Oberflächlichkeit nur beruhigen, wenn man sich allenfalls vergegenwärtigt, daß diese Resignationen nur auf eine Einleitung berechnet sind.

Beim Uebergang auf die deutsche Poesie, in soweit auch sie dem völlig willkürlich gewählten säculären Merkstabe (1681) verfangen, haben sich vollends die gewöhnlichen Schuldbücher Lasen wie verheilt. Gleich im Zwang der alte Gemeinplatz von den lateinischen Lichtern jener Tage, „die allen das Augustische Zeitalter nach" u. s. w. Eine fabide Kulturgeschichtsforschung hat längst angefangen, die lateinische Poesie von Hutten und Reuchlin an bis Jakob Balde als eine lehrreiche Ergänzung der nationalen Literatur zu betrachten und in ihr mehr zu entdecken als nur die „römischen Anguen, Götterbilder und Metamorphosen". Folgen dann die altbekannten Dinge über Opitz, die Vegnitzschäfer, Andreas Gryphius, Hoffmannswaldau, Lohenstein u. a., Anklänge aus Kaiserstein, Gervinus u. s. w. mit ihren Gegentypen Wortklauberei wie „Deutschland war ein Lehrhaus geworden" u. s. w., die man an sichern sich bei der Lektüre, ob ein Wort mal nicht schimpfe als Charakteristik, nicht lange auf haltenden Kunstrichter ernährt ist. Man muß gestehen, daß Holberg's „Mann, der seiner Zeit war", einen angenehmern Eindruck macht als Julian Schmidt. Ebenso immer neu getrunk, immer mit schimpfend und in schwulster Hast rechts und links mit Kraftausdrücken um sich werfend, ist wie dem Dessauischen Buch entnommene Rezapitulation der Bühnengrößen jener Zeit. „Gemeinheit", „Gemeine", „Pöbel", „Roten", „brutalisch", „Kochonnerien" — das alles wird in einem fort mit wahrer Lust an den aufgeregten Ausdrücken hingeboten. Manchmal möchte man glauben, bei Shakespeare, Goethe, Schiller nur als Hefe und Beimengungsstationen für derzeitige Polemik Schimpfwörter einiger Kritiker und Literarhistoriker benutzen wollen. Schmidt ist nicht der einzige, den man am Kragen packen und nicht zu Grunde zu richtenden Namen wirft mit einem zum Schlagstocken erhobenen rothen Kopf antrieb. Sie müssen sich dann flüchten, um sich vor der Gefahr zu schützen, vom eigenen Schimpfen epileptisch zu werden. Man denke sich einen Arzt, der da schreibt, aber einem Mund, der flüstert: „In der Wirklichkeit ist es anders und, Roth und nur Roth, der reine, unverfälschte Roth ist der verwegenste Verbrauch dieses Wortes." Wer ein Jahr lang den Dennalismus deutscher Universitäten gründlich studirt, der kennte den Handwerk besser agiren, als wenn er seine Studien in einem Schweinestall gemacht hätte." (S. 55.) Die allerringste mutis Thatsache, daß der Dennalismus eine traurige Zeit deutscher akademischer Sitten bezeichnet, wird hier von der Lust fortgeblasen, solche und ähnliche rohe Exempte aufs Papier zu schreiben, sie drucken und von unseren Lesern bewundern zu lassen.

Dem tobsüchtigen Mann kommt auch der Roman jener Zeit ans Messer. Alle die hier zu sagenden und auch unmöglich nothwendig zu sagenden Dinge fahren bei ihm, eben durch die Luft an diesem Geschimpf, an und vorüber wie ein Hallali der Wilden Jagd. Nie ruht auch einmal der Verdammungsstab, behaglichst erwägend, aus, sie schiebt sich ein gespitztes oder ein mittelmäßiges Zäpfchen vor seinen Mund, er schwingt nur die Peitsche mit der Wollust innerster Befriedigung, wenn Irgendjemand thut, was Andere lassen wollen, ein Autor, ein Lemperaturverhältniß

ist es, der sich an den Stellen, wo Lobes möglich oder weil auch unerlaßlich ist, gleich auch scharf mit ganzer Galle entleert und sich vor dem innern Brand der Entrüstung äußerlich zu heilen sucht. In solche Hände hat nun unsere deutsche Sorglosigkeit (sagen wir lieber literarische Arbeit) Kritik und Historie der wichtigsten Zeiterscheinungen übergehen lassen!

Die Einleitung schleift mit einem Rundblick über Europa, mit dem sie hätte beginnen müssen. Man findet hier natürlich das, was man immer zu hören bekommt, wenn von Ludwig Corneille, Ludwig XIV., Descartes u. s. w. die Rede kommt; aber nur ganz dunkel scheint dem Verfasser dabei die Ahnung aufgegangen zu sein, das sein Werk eigentlich nur hätte von Holland beginnen müssen, von der Erhebung der Niederländer, von den Musterverfassern, die in allem der Grenzer gaben: vom Adel der in Frankreich und England verletzten Denkfreiheit; von Spinoza u. s. f. Nach vorne schweifen, das ganze Buch verurtheilenden Unterlassungssünde beginnt S. 71. sein eigentliches Verhalten, und zwar zuerst mit Spener, dem Pietisten. Was ein Anding aus Hochstetter's treflichem Buch bringen kann, wird natürlich nicht fehlen, aber den Ursprung Spener's aus einer großen europäischen Zeitbewegung, die sich im Katholicismus auf die Verinnerung des Christenthums und die Mystiken zurückführt, haben wir wenigstens in der ersten Lieferung nicht entdecken können.

Wir brechen ab, um die mühselige Aufgabe, und durch eine Masse dürrer Büchertitexcerpte hindurchzuarbeiten, in nächster Nummer weiter aufzunehmen. So viel wird unsern Lesern jetzt schon aus unserm wahrheitsgetreuen Bericht ersichtlich sein, daß es sich hier um kein aus dem Vollen gearbeitetes Werk (wenn auch nur gewollten Umfangs) handelt, um keine freie Beherrschung einer tief innerlich organisch auseinander gerichteten Materials, um keine aus der Kraft alles Gegenstandes hervorgegangene Würdigung maßgebender und bedeutender Talente. Wir können nur theilweise die Rochholz'sche Literaturgeschichte dieses Verfassers. Rechnet sie aber diese Vor-Leistungen, so werden auf dem Gebiet unserer Literaturgeschichte, so überreich es auch angebaut ist, für unparteiische, gründlich unterrichtete und mit würdigem Maßhalten auf die Ferne blickende Forscher immer noch Verdienste zu gewinnen sein.

(Die zweite Hälfte in nächster Nummer.)

Griechenlands Wiedergeburt.

Der im ausgehenden 18. Jahrhundert angefachte Brand in den innern Organismus der europäischen Staaten legte sich auch in der ersten Hälfte des neuen hinein unaufhaltsam fort. Auf furchtbare revolutionäre Stöße gegen die bestehenden Ordnungen war Militärdespotismus und vollständige Reaktion in französischen Regierungs- und einzelnen Staatsinteressen gefolgt. Es konnte nicht fehlen, daß dieser rückläufigen Bewegung sich überall neue Kräfte entgegenstellten. So manche früher und in jüngster Zeit begangene Regierungssünde rief den hellen und lauten Unwillen der Unterthanen, ganzer Nationen gegen ihre Herrscher hervor. Es entspinnt sich ein Kampf zwischen rücksichtslos gegen allgemein menschliche und nationale Bedürfnisse agirenden Cabinetten und den von solcher Rücksichtslosigkeit betroffenen Individuen und Völkern. Auf der Revolutionsbühne treten gleichzeitig oder kurz nacheinander auf: Der Unabhängigkeitskampf der amerikanisch-spanischen Colonien, die Bewegungen der Carbonari und Carbonari, die Erhebung der Griechen gegen das Joch einer barbarischen Herrschaft.

Die Aufrollung eines großartigen, mächtig fesselnden, ebenso von warmer Empfindung eingegebenen wie mit scharfer Meisterschaft ausgeführten Gemäldes von den gewaltigen, inhaltreichen Vorgängen des begonnenden 19. Jahrhunderts verdanken wir dem rüstigen, ausdauernden, erfolgreichen Fleiß, mit dem Gervinus langsam, aber sicher seine „Geschichte des 19. Jahrhunderts" (Leipzig, W. Engelmann) fortsetzt. Der vierte Band gibt die Geschichte der griechischen Erhebung bis zu dem Zeitpunkt, an dem die Verbindung der Pforte mit ihrem ägyptischen Vasallen die griechische Angelegenheit in so hohem Grad zu einer europäischen machte, daß alle Hebel zur Lostrennung der Griechen von türkischer Herrschaft und zur Bildung eines neuen europäischen Staats, „des Königreichs Griechenland", angelegt wurden.

So weit wir bisjetzt den Standpunkt beurtheilen können, den Gervinus als Erzähler der griechischen Erhebung einnimmt, nimmt er entschieden Partei für die Griechen. Der Adel der Einleitung, in welchem von der eigentlichen Thatsammlung der Neu-Griechen, von ihren Vorzügen und Fehlern, von ihrer geschichtlichen Größe, ihrer Aehnlichkeit mit den alten Hellenen, ihrem Werth oder Unwerth die Rede ist, scheint und befindet dazu geeignet, gewissermaßen einen gründen Grund und Boden für den Grimmverlauf des zu berichtenden Unterganges in den Augen der Leser herzustellen und die Sympathieen derselben nach der einen der streitenden Parteien mit unwiderstehlicher Beredsamkeit hinzuziehen. Nicht ohne gründliche Berücksichtigung der gegnerischen Meinungen stellt Gervinus den Unabhängigkeitskampf der Griechen als einen innerlich nothwendigen und somit gerechten hin. Es fällt ihm und der alt Philhellene, aber nicht aus blinder Schwärmerei für einen vielleicht schattirten gewordenen Volksnamen und ebenso wenig von einseitigem Parteistandpunkt geleitet.

Zwei Hauptmomente der Erzählung scheint vorzuherrschen. Einmal die Entstehung und der Verlauf des Kampfes in seinen drei ersten Hauptabschnitten, und dann das diplomatische Spiel, das zwischen den Cabinetten von Konstantinopel, Petersburg, London und Wien um die Lösung der in neuer Gestalt auftretenden Orientalischen Frage gestritten wird. Den speciellen Verlauf der ersten Kriegsjahre betrachtend, so sieht man ein verwandtschaftliches Hin- und Herschwanken des Kriegsglücks, wie es eine nothwendige

Siebente Scene.

Ein reizendes Gemach auf dem Schloſſe Moritzburg, rings Niſchen mit Statuen. Im Hintergrunde Drapperien, die halbgelüftet ein eigenthümlich grell erleuchtetes und mit Spiegeln und Divans dekorirtes Cabinet zeigen. Vorn beinahe Nacht. Hinten grellſte Beleuchtung. Drei Eingänge.

Friedrich Auguſt

(hat einen Zettel in der Hand, den er ſpäter einſteckt).

Sie verſchmäht meine Geſchenke, ſie erbricht nicht meine Briefe; ſo muß es hier gelingen, hier in Moritzburg. Vitzthum, ob ſie wohl kommen wird?

Vitzthum.

Ich hoffe, Sire! Ihre Dienſtwoche war um. Eben nach Dresden zurückgekehrt, erhielt ſie die Anzeige, die Churfürſtin wünſche ſie zum außerordentlichen Dienſt nach Moritzburg. Sie wird kommen, Alles leer finden, durch die Säle irren, und die Heldin einer Scene werden, aus der ein Friedrich Auguſt nur als Sieger hervorgehen kann.

Fr. Auguſt.

Ich zittre, wie bei meinem erſten Stelldichein (lieſt den Zettel). „Ihre Lebensſonne, Sire, ſei die Liebe Ihres Volkes!" Ein ſchlechter Troſt, einen Dürſtenden an das Weltmeer zu verweiſen. Ich liebe ſie; Ich muß ſie beſitzen. Hören Sie nicht Geräuſch? Ich kann hier

Reiter theils äußerer Zufälligkeiten, theils der mehr oder minder gelähmten oder untauglichen Organe der Kriegführung war, die Erfolge der Griechen bei Tripolitza, Mißolunghi, Anatolika, und namentlich glückliche Seeunternehmungen trotz einer entsprechenden Reihe türkischer Siege und Eroberungen gegenüber. Um nicht durch zu andauernde Vorführung von Kriegsbegebenheiten zu ermüden, erwacht und der Verfasser hier und da mit trefflichen Charakteristiken hervorragender Politiker und Feldherren (Kolokotroni S. 333, Kurschid Pascha S. 181 u. a.) oder mit lebendigen, übergreifenden Meinungen einer Summe berichteter Begebenheiten. Manche Persönlichkeit aus dem Theater des griechischen Freiheitskampfes, die einen wunderbaren Reiz auf uns geübt hatte, wird durch Zauberei entkleidet; so Alexander Ypsilanti, der uns in W. Müller's bekanntem Gedicht freilich in ein ganz anderes Licht gestellt wird, als die Hand unserer Hilfreiche ihn zeichnet. Die großen Fehler der Heldin, die sich von Rußland gelöst oder getäuscht, zuerst zum offenen Kampf gegen die Pforte fortreißen läßt, die Treulosigkeit einzelner Heräischen wetten ebenso wenig Verschwörungen wie die häßliche, ungeistige Zwietracht der Bürgerlichen (der Phanariten) und der Klephten oder die Grausamkeiten der Griechen in Tripolitza, die ein düsterliches Wetterstück bieten zu den türkischen Greueln von Chios. Auf der sich um das Gezogene gruppirenden diplomatischen Unterhandlungen erfahren wir, wie der Zar durch die Kapodistrias und Ypsilanti wie durch die hergebrachte russisch-türkische Politik und durch die Rücksichten auf die revolutionairen Principien der Heiligen Allianz, nicht minder durch die Friedensbedürftige Defterreichs und durch die englisch-türkischen Interessen in eine hin- und herschwankende Haltung dem griechischen Aufstand gegenüber versetzt worden ist. Strogonow, Nesselrode, Metternich, Canning, Londonderry, Strangford u. a. erscheinen als die besonders thätigen Organe in diesem zum Theil sehr unlauteren diplomatischen Spiele. Der im Beginn der griechischen Bewegung hervortretende Fanatismus der Türken, der Mord des Patriarchen in Konstantinopel und andere ähnliche schwere Beleidigungen der russischen Ehre gewähren ein ausreichendes Motiv zu dem völligen Abbrechen diplomatischen Verkehrs zwischen Petersburg und der Pforte sowie eine schätzbare Unterlage für die Punkte des russischen Ultimatums, das trotz seines herausfordernden und die Pforte demüthigenden Inhalts unter Verwirklung der egoistischen Friedensliebe des Österreichischen und namentlich des englischen Cabinets angenommen wird. Rußland möchte zwar zum Nachtheil der Türken „zu Gunsten“ der Rajah intervenieren, aber doch dem revolutionären Drängen der Griechen irgendwie entgegenkommen — es erscheint in einer höchst interessanten Nuance zwischen dem freien Gewährenlassen seiner Geheimagenten und den unerschütterlichen Rücksichten auf das Programm der Heiligen Allianz und die übrigen vorgezeichneten Zielpunkte des europäischen Gleichgewichts.

Mit Spannung sehen wir der weiteren Darstellung der griechischen Erhebung seit dem Jahre 1824 entgegen.

Neue Romane und Novellen.

XXVIII.

Unter dem Titel „Ein Proceß in Rom“ brachten uns vor einiger Zeit die Einleitung zu einem größeren romantischen Gemälde über die Lage der Kirchenstaats, das inzwischen unter dem Titel „Unter den Ruinen“ (zwei Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1862), erschienen ist. Der Verfasser, Franz von Nemmersdorf, scheint selbst Katholik zu sein, gibt aber vom Papstthum und dessen weltlicher Macht eine Schilderung, die ganz den unabweislichen Forderungen des Jahrhunderts entspricht. Daß ob die Herrschaft der weltlichen Krone überlebt hätte, sagt der Autor ausdrücklich nicht selbst; aber welche andere Schlußfolgerung wird sich aus seiner scharfen Charakteristik römischer Personen und Zustände ziehen lassen?

Eine deutsche, von ihrem verschollenen Gatten getrennt lebende Baronin kommt mit ihrer Stiefschwester, einer vermöglichen Gräfin, nach Rom, um daselbst wegen einer Hinterlassenschaft ihres Onkels einen Proceß zu führen. Die Umständlichkeit einer solchen für die letzte Instanz verfänglichen Appellation an die alten Erinnerungen des Forum Romanum gibt Raum und Zeit genug, um zugleich mit Schilderung der zur Verwirklichung ihres Anspruchs nöthigen Intriguen eine Darstellung der römischen Gesellschaft zu verbinden. Isabella, die ältere Schwester, lernt einen Gelehrten der arabischen Bibliothek des Vatican kennen, einen als arabischen Jugendfreund durch die Wirrnisse nach Rom gebrachten Jüngling der Jesuiten, der jedoch die auf ihn gerichteten Hoffnungen betrog und nicht Priester wurde; beide werden ein Paar, trotzdem, daß sich Isabella's Gatte wieder eingefunden, um ebenfalls an dem Erbe theilzuhaben. Glücklicherweise ist Isabella Protestantin und ihre Ehe kinderlos. Die Schwester, eine leichtsinnige Natur, geht aus einer Hand in die andere und findet zuletzt, da ihre Lebensphilosophie nicht ausreicht, um sich anderweitige Gesichtungen aufzuerlegen, als Gattin einen natürlichen Sohnes jenes Gelehrten an der Absolution. Dazwischen läuft manche anziehende Episode unter, die auf geschickte Art in die Hauptverhandlung verwoben ist.

Der Schwerpunkt des Interesses beruht auf dem anziehend geschilderten Charakter Isabellens, die wohl eine neue und originelle Romangur genannt werden kann. Abstoßend faßt und alle Illusionen bekämpfend, verletzt sie nie durch Unmöglichkeiten. Ihre unwillige Ehrlichkeit, die sich bis auf die Bekanntschaft mit Meierbeer's Lehre von „Kraft und Stoff“ erstrecken, sind natürliche Ergebnisse ihrer Bildung

ungleiche Zeugnisse eines hübern, dem Gewöhnlichen überlegenen Strebens. Nichtsdestoweniger fällt auch auf ihre leichtsinnige Schwester Bertha ein recht anziehendes Licht und zuweilen möchte man in der That dem Verfasser zürnen, daß er selbst so oft über sie den Stab bricht. Ihre Verehrer bieten eine angenehme Steigerung — Montanara, der Sohn eines Erzbischofs, der ungarische Graf Böthy, dann eine kurze Episode der Devotion in jener „Reliquie" bei den Damen vom Heiligen Herzen Jesu auf dem Monte Pincio, welche kürzlich Frederike Bremer so anschaulich geschildert hat, endlich die Liebe des jungen Arztes Schwimmers Cäsar Brudelane. Eine angenehme Abwechslung bieten einige komische Charaktere, die „Vielschöne" Adelaide, die einen ganz vortrefflich gezeichneten jungen bremer Senator, der seiner Gesundheit wegen in Italien leben muß, in ihre Netze zieht, die Wäscherin, die sich zur Opernsängerin ausbildet, ihr Gatte und die ganze Gevatterschaft des römischen Osterfestes, die Gräfin Polastro, eine Abenteurerin, die Frieden vermittelt und bei dieser Gelegenheit mancherlei Charaktere zu sehen und auszubeuten versteht, der Erzbischof Gonsalvo, Flavia, die reiche, leichtsinnige Fürstin, die Engländerin Wade, die sogar ein Porträt zu sein scheint, ihre Verehrungen zu Garibaldi sind fast hanggreiflich. Der Charakter dieser letztern Frau ist offenbar auf einen ihr wenig günstigen Eindruck angelegt, verwandelte sich aber dem Autor unter der Hand in eine ganz respectable Frauennatur, die ihrer selbst ziemlich klar bewußt ist und wenn auch immer das Excentrische, doch mit einer gewissen Großherzigkeit ausführt.

Es ist uns lange kein neuaufsteigendes Talent begegnet, dem der „reichliche" Inhalt so aufgequollen ist wie Arno von Nemmerstorf. Er gibt seine Mittheilungen in kurzer, thatsächlicher Darstellung und verweilt keinen Augenblick bei seinem Gegenstand länger als nöthig, um ihn deutlich zu machen. Das Auge des Autors scheint für malerische Effecte geübt, doch verwendet er auch bei seinen zwanglosen Schilderungen der sittlichen Natur und Sitten niemals allzu lange; kurze, treffende Züge stellen in wenig Augenblicken ein anschauliches Bild her. Eine sentimentale, eigene Gegenständen vom manchem, was den Leser in seiner Erzählung beirren und erschüttern könnte, weiß man selten bei diesem Autor anzutreffen; fast wechseln die Scenen zu rasch, fast springen die Situationen zu schnell auf und ab, sie wollen nur immer wieder neuen Platz machen. Noch ist uns nicht klar zu werden, ob sich hinter der Neuheit seiner Erzählungsgabe solches Lassen soll oder eine noch unentwickelte Unsicherheit und die Sorge um die sachgemäße Entfaltung des Talents. Der Totaleindruck dürfte unter dieser doppelten Voraussetzung etwas leiden, falls man nicht ganz die Sympathie des Autors für Isabella und Harald, den arabischen Gaukler, theilt und eine besondere Befriedigung in der endlichen Vereinigung und dem Glück dieses originellen Paares findet.

Wir können über dies interessante Buch nur Andeutungen geben und setzen voraus, daß unsere Anerkennung und Ihrlinahme von den Empfindungen einer großen Anzahl von Lesern des Weitern ergänzt und vervollständigt werden wird.

Von Boz Dickens liegt in gewandter Uebertragung sein neuester Roman „Große Erwartungen" (drei Bände, Leipzig, J. J. Weber, 1861) vor. In England haben sich jetzt auf dem Romangebiet neue Namen mit großen Erfolgen geltend gemacht; Dickens besitzt nicht mehr die Alleinherrschaft über die Leserwelt wie sonst; doch steht dieser neue Roman hinter seinen ältern Arbeiten nicht zurück. Die Erfindung ist allerdings bizarr phantastisch und streift nahezu an die Carikatur, aber die Durchführung selbst ist von großer Feinheit, oft von sprudelndem Humor und immer lehrreich für die Kenntniß des geselligen Lebens und der für unsern Geschmack allerdings oft befremdlichen Anschauungen und Umgangsformen Altenglands.

Aus dem Leben der Natur.

— Reinhold's bekanntes Buch „Die vier Jahreszeiten", ist in einer neuen, wohlfeilen Volksausgabe (Breslau, Frankfurt, 1861) erschienen und empfiehlt sich diesmal besonders dem Lehrerstande. Wir haben schon in frühern Jahrgängen d. Bl. die hohe Vortrefflichkeit des Werkes hervorgehoben, es gehört noch der Periode an, wo man nicht besorgen durfte, der treffliche Verfasser pflüge und hacke sein Feld denn doch wol zu oft.

— „Das Süßwasser-Aquarium" von Dr. Graeffe (Hamburg, Meißner, 1861) ist eine kurze Anleitung zur besten Construction des Aquarien und Instandhaltung derselben sowie Schilderung der Süßwasserthiere. Ein halbes Hundert in den Text aufgenommener Abbildungen wird jedem den Betrieb einer solchen Unterhaltung erleichtern.

— Nach „Das Hühnerbuch" von Wilhelm Wegener (Leipzig, J. J. Weber, 1861), unserm geschätzten Mitarbeiter, kommt einer Liebhaberei der Zeit in gefälliger Form entgegen. Wir finden hier alle Hühnerarten beschrieben, vom deutschen Huhn bis zu jenen seltsamen Brahmaputrahühnern, die in ihrem hochbeinigen, plumpbehaften Gange manchen Zuschauerkreisen ähnlich sehen. Die Zucht, die Wartung, die Pflege der Hühner wird in angenehmem, heiterm Ton und aus reicher eigener Erfahrung geschildert. Der Verfasser, bekanntlich selbst ein ausgezeichneter Thiermaler, gibt charakteristische Zeichnungen zur Erläuterung. Ein besonders anziehendes Kapitel, hervorgerufen durch die Bedeutung der Hühner im alten Heidenthum, ist der „Prophetengabe der Thiere" gewidmet.

(Hierzu eine Beilage: Blumen aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Wiener Briefe. I. — Länder- und Völkerkunde. — Wilhelm Hensel. — Theater-Revue. — Briefwechsel.

Wiener Briefe.

I.

— — Die Residenz Wien hat sich seit der politischen Wiedergeburt der Monarchie, deren Mittelpunkt sie ist, in eigenthümlicher Weise verändert. Mit Wahrheit kann man sagen, daß mit dem Bewußtsein, einen selbstbestimmenden Einfluß auf ihre Geschicke nehmen zu dürfen, ein anderes Blut in die Adern der Bevölkerung gekommen ist. Das Mißtrauen konnte allerdings nicht sogleich schwinden und ebenso wenig das durch den Absolutismus angehäufte Uebel; allein die Aussicht auf eine bessere Zukunft und das Gefühl gehobener Würde trug den gebildeten Theil der Bevölkerung schnell über das Unbehagen der Gegenwart hinweg und der Reichsrath wurde mit aufrichtiger Theilnahme begrüßt. Allerdings ist die Stimmung, namentlich bei auf den kleinen Erwerb angewiesenen, durch die Zeitverhältnisse schwer gedrückten Schichten der Bevölkerung noch keineswegs eine günstige; allein die besitzende Klasse und die Intelligenz steht mit ihrer vollen Gesinnung für die neue Verfassung und den dadurch begründeten freien Großstaat ein.

Das Leben und Treiben in Wien giebt hierfür Zeugniß. Ungeachtet des Widerstands der Ungarn und der noch ungelösten Verfassungsfrage in Kroatien, Siebenbürgen und Italien gehen die Anstrengungen Wiens, seine Gestalt den Anforderungen der Zeit an die Hauptstadt eines freien, mächtigen Kaiserreichs anzupassen, muthig vorwärts. Die neuen Stadttheile wachsen mit Ungestüm und dem nackten Boden heraus und Riesengebäude ohne Zahl streben (leider nur zu hoch) in die Lüfte empor. Man sieht, das Geld hat Vertrauen; mit Händen greifbar.

Gegründet der Natur ist die Devise der Wissenschaft, Ausdauern ihrer Kraft die Devise des Lebens unserer Zeit, eine rastlose Thätigkeit auf den und Gebiete verschiedenen Wegen des Erwerbs weckt die Bevölkerung einer Hauptstadt nach allen Richtungen und läßt sie keine Zeit, sich mit andauernder Energie auf Politik zu verlegen. Niederreißen und Aufbauen ist jene Thätigkeit, die bei uns jede andere in den Hintergrund drängt und zum Glück Tausenden Beschäftigung giebt. Als erwünscht könnte es angesehen werden, daß nicht nur die Umgestaltung und Erweiterung der Hauptstadt des Reichs, sondern auch die Vertragung und der Wiederaufbau ihrer weltberühmten Kathedrale mit dem Sturze des Absolutismus und dem Neubau der constitutionellen Monarchie zusammenfällt. Noch fehlt dem Stephansthurme sein Helm, und tiefer Stolz Wiens, auf den von nah und fern alltäglich Millionen Blicke fallen, mahnt durch sein klaglich verkommenes Antlitz zur Tapferkeit und Geduld. Gewährt unser Staatsgebäude nicht einen gleichen Anblick?

Zunächst sind es zwei kirchliche und zwei weltliche Bauten, welche die allgemeine Theilnahme in Spannung erhalten. Der Wiederaufbau des eben genannten Domthurms und der Bau der Votivkirche, dann jener des Opernhauses und des Universitätsgebäudes. Man hofft den ehrwürdigen Stephansthurm nach Verlauf von 3 — 4 Jahren wieder in der alten Höhe emporragen zu sehen. Der Bau der Votivkirche schreitet rascher vorwärts, als man ursprünglich berechnet hatte und mehr als wahrscheinlich ist es, daß gleichzeitig mit der Wiederersetzung des prachtvollen Domthurms auch der bescheidene gothische Neubau als eine Zierde Neu-Wiens seine Vollendung erlangen wird. Dann werden wir mit gerechter Befriedigung auf zwei in der neuesten Zeit entstandene kirchliche Bauwerke hinweisen können, die einen echten Kunstwerth haben. Die nach einem Plane des zu früh verblichenen schweizer Architekten Müller gebaute Kirche in Alsergrund steht nun vollendet da. Die Schönheit ihrer Bauform ist längst anerkannt, die innere Ausschmückung und Einrichtung derselben, welche eine Reihe von Jahren und bedeutende Geldmittel in Anspruch nahmen, ist unter der Leitung zweier Kunstnotabilitäten, des Malers Rahl und des Architekten von der Null, entstanden. Der erstere in die katholische Anschauung tief eingetretene Künstler hat die Idee angegeben, in welcher die breiten Flächen ihre geistige Einheit finden und auch die Gattung in einigen Bildern geliefert, die Ausführung in verschiedenen inländischen Künstlern, welchen man in langer Zeit einen Verdienst zuwenden wollte, anvertraut worden, und unter diesen waren einige, die eben nicht durch besondern Beruf für kirchliche Darstellungen hervorragen. Da überdies im Al-fresco-Malen die meisten Neulinge waren, so geschah es, daß die Behandlung eine auffällig verschiedene wurde und die Harmonie der Farbe im ganzen verloren ging. Das außerordentlich reiche Ornament, das zwischen den einzelnen Bildern sich ausbreitet, mildert allerdings diese Gegensätze der Colorite, vermag sie aber nicht ganz auszugleichen. Von der Null ist ein Meister in der ornamentalen Kunst und auch in diesem Falle hat sein Geschmack sich bewährt, der Eindruck im ganzen ist ein vortheilhafter. Jedenfalls besitzt Wien in dieser Kirche

ein monumentales Prachtwerk, das niemand auf nah und fern, den sein Weg hierher führt, ungesehen lassen wird. Auch die Votivkirche, das preisgekrönte Werk des jungen Architekten Ferstl, wird durch ihre edle Einfachheit, die sich der überlieferten gothischen Bauform ohne Sucht nach Originalität, die auf diesem Felde in unserer Zeit nur zu Verirrungen führen könnte, enge anschließt, gewiß einen günstigen Eindruck hervorbringen.

Dem Entstehen des neuen Opernhauses wird mit allgemeiner, lebhafter Theilnahme entgegengesehen. Der unermüdliche Handelsminister Graf Wickenburg soll eine Wette angehoben haben, daß im Herbste 1863 bereits Vorstellungen in neuen Hause stattfinden werden. Ungeachtet des großen Vertrauens, zu welchem die Energie dieses Ministers, der zugleich Präses der Stadterweiterungscommission ist, berechtigt, möchten wir das Eintreffen dieser Voraussagung doch bezweifeln und die Wette bedenklich finden. Wie leicht vernachlässigt man bei solcher Eile die für ein Theater doppelt nöthige Umsicht! Noch hat die Grundlegung nicht begonnen und die Ausführung des großartigen Projects auf einem Platze, welcher dermalen noch ein Stadtgraben ist, kann leicht auf Schwierigkeiten stoßen, die Berichtigungen und Nachhülfen erforderlich machen. Das Project ist von den Professoren unserer Kunstakademie von Siccardsburg und van der Nüll entworfen worden, von welchen der erstere als Meister der Construction, der letztere als anerkannt in der Ornamentik gilt und welche die Pläne zu allen großartigern Bauführungen, die ihnen übertragen werden, zusammen zu verfassen pflegen. Ihr Ruf ist bereits so begründet, daß sie gleichsam ein Monopol auf jede öffentliche monumentale Bauführung haben und ihnen nicht leicht ein solches Bauobject, auch wenn es auf dem Concurswege vergeben wird, entgeht. Sie sind die Erbauer des Karltheaters; sie haben das Project für ein neues Gymnasialgebäude in Brünn, das bereits im Bau begriffen ist, entworfen und von ihnen rührt auch der gegenwärtige Plan für das neue wiener Universitätsgebäude her, dessen Kosten auf nicht weniger als vier Millionen Gulden veranschlagt sind.

Da im Jahre 1865 die hiesige Universität das Jubiläum ihres fünfhundertjährigen Bestehens feiern wird, so ist es der Wunsch aller betheiligten Kreise, daß bei dieser Gelegenheit auch die feierliche Eröffnung des neuen Gebäudes stattfinde. Der Staatsminister, der alle berechtigten Wünsche der Bevölkerung zu beachten pflegt, hat dieser Angelegenheit bereits seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet und es ist sonach das Beste zu hoffen. Der Plan, welcher dermalen vorliegt, ist auf einen ausgedehnten Bau berechnet, der aus drei einzelnen, nur durch Arcaden verbundenen Gebäuden bestehen würde. Da man für die großartige Universitätsbibliothek ein abgesondertes Gebäude haben wollte und die hiesige Kunstakademie bezog auch nur auf das nothdürftigste, mit anderen Lehranstalten vereint, in einem Gebäude der innern Stadt untergebracht ist, so trafen die Architekten, um den artistischen Anforderungen zu genügen, mit Genehmigung des frühern Unterrichtsministers, Grafen Leo Thun, den Anordnung, das Hauptgebäude mit den Hörsälen in die Mitte zu stellen und als zwei sich das Gleichgewicht haltende Seitengebäude die Bibliothek und die Kunstakademie anzuordnen. Gegenwärtig ist die Frage in Verhandlung, ob der für diesen Bau von dem Kaiser bereits angewiesene Platz in dem neuen Stadttheil vor dem Schottenthore mit Rücksicht auf den früher genehmigten Stadterweiterungsplan beibehalten werden könne. Eine baldige Entscheidung ist demnach nothwendig, indem gegenwärtig die Localitäten der verschiedenen Unterrichtszweige weit auseinander liegen, was mit Nachtheilen und Unzukömmlichkeiten aller Art verbunden ist. Da man den Bau gewerblich beschränken, von der Herstellung eines eigenen Gebäudes für die Bibliothek abgehen und dann auch die Frage der Verbindung eines Neubaues für die Kunstakademie mit jener des Universitätsbaues fallen lassen wird, so werden sich die Schwierigkeiten, bis zum Jahre 1865 an das Ziel zu kommen, mindern und die vorschußweise Bestreitung der Baukosten erforderlichenfalls aus dem Stadterweiterungsfonde stattfinden können.

In Künstler- und kunstfreundlichen Kreisen sieht man mit Spannung der Entwickelung unserer Kunstzustände entgegen. Der Staatsminister hat den in dieser Beziehung von den wiener Künstlervereinen vorgebrachten Wünschen Gelegenheit gegeben, sich auf dem Wege einer gemeinschaftlichen Berathung unter dem Vorsitz des gegenwärtigen Kunstreferenten bei dem Staatsministerium, Dr. Heider, bestimmt auszusprechen. Das Reformproject bezweckt die Bildung einer eigenen Section für sämmtliche Kunstangelegenheiten bei dem Staatsministerium, die Bestellung einer aus Künstlern bestehenden Commission als Beirath derselben, die Förderung der monumentalen Kunst durch Festhalten am Concurs (alte Regel) und Bildung von Special-Juries für jeden einzelnen Fall, die Begründung von Kunstausstellungen, wenigstens jedes dritte Jahr, unter Zuwendung eines Staatsbeitrags von 45000 Gulden für jede Ausstellung zum Ankauf von Gemälden einheimischer Künstler, die Verwendung der angekauften Kunstwerke zur Bildung von Museen und Galerien, die Stiftung einer Medaille für die Künstler, deren Werke von der Jury als die vorzüglichsten erkannt wurden, die Stellung der hiesigen Kunstakademie als Lehranstalt mit Entkleidung von jeder kunstrichterlichen Wirksamkeit und Uebergabe der Leitung derselben an das Professoren-Collegium.

Es ist sehr zu bezweifeln, daß diese Vorschläge, namentlich die über mit der Medaille, insgesammt mühlose Aufnahme finden werden. Dr. Heider, der neue Kunstreferent beim Staatsministerium, welchen der Minister vorher (August 1861) eine Reise durch Deutschland machen ließ, um die

vorzüglichsten Kunstschätzen, die er nicht bereits kannte, zu besichtigen, ist zwar selbst kein Künstler, hat aber kunsthistorische Studien gemacht und nicht nur durch das von ihm im Verein mit Professor Eitelberger herausgegebene Werk über Oesterreichs mittelalterliche Kunstdenkmale, sondern auch durch mannichfache Aufsätze kunsthistorischen und kritischen Inhalts in öffentlichen Blättern reife Einsichten in Sachen der bildenden Kunst an den Tag gelegt. Er war vor dem Jahre 1849 als Assistent bei der Bibliothek der hiesigen Kunstakademie angestellt und hat durch die nachgefolgte vieljährige Verwendung bei der obersten Unterrichtsbehörde administrative Schulung und freiern Ueberblick der Zustände und Bedürfnisse gewonnen.

Man muß die glühende Begeisterung des frühern Kunstreferenten, Franz Graf Thun, für die Kunst und sein eifriges Streben, ihrer höhern Richtung überall, namentlich im Bauwesen und der Industrie, Eingang zu verschaffen, gebührend anerkennen, aber mit der so nothwendigen Organisation der Kunstakademien kam er zu keinem glücklichen Ziel, und hier wird die Wirksamkeit des neuen Referenten ein reiches Feld der Thätigkeit finden, aber nur dann gedeihlich sein, wenn er sich von jeder Parteistellung frei zu erhalten weiß.

(Der zweiter Brief in nächster Nummer.)

Länder- und Völkerkunde.

— Der frühere brasilianische Generalconsul Sturz hat jetzt ein ganzes Heft von nahezu 20 Bogen herausgegeben: „Brasilianische Zustände und Ansichten" (Berlin, Parthey, 1862). Wäre auch nur die Hälfte von allen diesen Greuelzuständen wahr, die hier berichtet werden, so riethe Ref. schon hin, den Deutschen die Auswanderung nach Brasilien gründlich zu widerrathen.

— In jener glänzenden Ausstattung, die Hermann Costenoble in Leipzig seinem geographischen Verlag zu geben pflegt, sind auch zwei Bände „Reisen in Arabien und Ostafrika" von Karl Andree erschienen. Der anerkannte Name des Herausgebers bürgt für die Gediegenheit des Inhalts. Wir erhalten hier in geschmackvoller, jedoch nichts Wesentliches übergehender Kürzung die Entdeckungen der Reisenden Burton, Speke, Krapf, Rebmann, Ehrhardt u. a. Abessinien, Zanzibar, die Gallaländer finden in diesen Berichten die gründliche Darstellung ihrer gegenwärtigen Lage. Der Freunde der Naturwissenschaften werden in den bunten, vor uns aufgerollten Gemälden nicht minder die mannichfachen Anregungen finden wie Forscher auf dem Gebiet der Seelenlehre, für welche letztere Afrika mit seinen grausamen Verirrungen namentlich eine so reiche Ausbeute liefert.

— Eine angenehme Erinnerung an Helgoland bietet die kleine Schrift von Dr. Hallier „Die Quarantaine auf Helgoland" (Hamburg, Meißner, 1861). Sie soll einer künftigen Flora von Helgoland den Grund legen und berichtigt schon jetzt eine Menge irrthümlicher Ansichten über die Erzeugnisse der rothen Klippe. Gar freundlich berührte uns die gelegentliche Erinnerung an die auch uns bekannt gewordene Malvina Grill, die am 23 August auf der Düne von Helgoland durch einen Blitzstrahl den Tod fand.

Wilhelm Henfel.

von Berlin. Professor Wilhelm Henfel, ein Mann von dem besten Herzen, der treueste Freund seiner Freunde und seines Vaterlandes, der beste Bruder und hingebendste Vater, ist, indem er sein Menschenleben auf der augenscheinlichen Gefahr des Uebergefahrenwerdens gerettet, selbst das Opfer seiner menschenfreundlichen Handlung geworden. Das Unglück wollte, daß, indem er den Verletzten festhielt, eine Droschke hinterrücks so nahe an ihn fuhr, daß das Rad ihm den Hinterfuß zerquetschte, der Fuß noch aus der Compagnie hier an einer alten Wunde litt, gerieth in Entzündung. Den Professoren Langenbeck und Wilms gelang es zwar, dem Uebel Einhalt zu thun, schon konnten sie in der That gänzlichen Genesung sich auf seine entschiedene Besserung freuen, als ein altes Uebel, die Gicht, hemmend, ihm erst beide Hände lähmte, sich dann auf die innern Theile warf und am 26. November abends 10 Uhr den braven Mann hinwegraffte.

Man kann von Henfel sagen: „Er hatte keine Feinde", und war in den weitesten Kreisen nicht nur Berlins, sondern ganz Deutschlands gekannt und geachtet. Der von uns Geschriebene besaß eine reiche Fülle der liebenswürdigsten Eigenschaften im Innern und einem überaus humanen Herzen. Eine in ganz Europa, Asien Henfel, eine Schwester Felix Mendelssohn's und selbst eine musikalische Größe, 1847 verloren hatte, lebte er, trotz seinem Augenleiden, vorzugsweise seinen Freunden und der Kunst, deren bedeutendste Jünger er in früheren Jahren war, wovon viele seiner Werke — so auch hier das schöne Altarbild in der Hedwigskirche, „Christus vor Pilatus" — Zeugniß ablegen; in den letzten Jahren trieb er sie mehr zum Genuß als in ernsten Studien. Neben dieser hohen Begabung trat fast in gleicher Geltung sein improvisatorisches Talent hervor. Henfel war Meister der deutschen Sprache, unerschöpflich in den graziösesten Reimen zu tanzen; Mosaiques wußte er in den geistreichsten Formen zu fassiren; Wortspiele verstand er, sowie in humoristischen Scenen sie im schlicht gefälligen Reime zu temperiren, einem Jeden zu lassen. Er trat zur Zeit des Nagel auf den Kneipabenden durch geistvolle Improvisationen und durch Witz und Humor. Oftmals sind seine Sonette, Madrigale und Invitationen ob meisterhafter Form hochpoetische Blüthen am Sonnenstrahl warmer Gastfreundschaft zur Frucht gereift.

Henfel gehörte in den letzten Jahrzehnt zur Gruppe derjenigen nicht zur hohen und höchsten, sondern auch berühmter und unterhaltsamer, aber ihm nahe verwandter Personen in seinem Atrium; er that dies in vollendet künstlerischer Weise am Theetisch. Da er darauf hielt, daß jeder Theeabend einen Gesellschaftsabend eigenthümlich unter sein Dach versammeln möchte, so ist hier von vielen Portraits enthaltende Sammlung ein interessantes Vermächtniß seiner Hand, indem sie gleichzeitig eine Kulturgeschichtssammlung vieler bedeutender Personen und hoher Häuser ist.

Der Heimgegangene war 1794 zu Trebbin unweit Berlin geboren, focht mit Begeisterung und Auszeichnung in dem Befreiungskriege und ist der Devise: „Gott, König und Vaterland", sein ganzes Leben lang treu geblieben; die liberale Partei hat ihn freilich zu ihrem Gegner gehabt; er stand im Lager der conservativen Staatserretter und focht an — einer Rettung!

Theodor Mundt.

Von seinem so früh dahingegangenen ehemaligen Mitarbeiter ausführlicher zu berichten, bittet der Herausgeber d. Bl. vielleicht ein andermal die passende Gelegenheit. Sei hier nur kurz erwähnt, daß die liebenswürdige und bedeutendere Zeit dieses Schriftstellers seine Anfänge waren. Man muß sich in jene patriarchalische Zeit zurückversetzen können, kurz vor und nach der Julirevolution, wo in Preußen, öffentlich und nach den Versicherungen der Beamten und berühmtesten Gelehrten, der persönliche Charakter des Landesfürsten die beste Verfassung war. Was gegenwärtig das tägliche Geistesbrot unserer Bildung ist, war damals nur als Gift bekannt und stand unter Verschluß und Aufsicht. Schon die Worte „constitutionell", „repräsentativ" u. s. w. wagte man, wenigstens in Berlin, nur flüsternd auszusprechen.

Theodor Mundt gehörte nicht zu den ersten mit Freimuth sich hervorwagenden jungen Berlinern, wie etwa damals Theodor Mügge u. a. Der junge Zögling des prachtmeyerschaftlichen Gymnasiums war Doctrinär und ganz und gar nur an der Aesthetik interessirt. Tieck und Solger waren seine geistigen Ahnherrn. Aber eine eigenthümliche Unterschrift seiner kleinen Novellen, seiner Aufsätze in W. Alexis' „Gesellschafter", im „Gesellschafter" und andern Blättern ließ sich besonders da beobachten, als die Berliner Journalistik durch Gutzkow in die schlimmsten Abwege gerieth und bereits die Berliner zur Bildung der Leser emancipirt wurden. Die alten Namen, wie F. Förster, W. Neumann, Varnhagen, griffen nicht mehr recht durch, zumal da die Hegel'schen „Wissenschaftlichen Jahrbücher" allen bessern Lesern, die sich zu einem Ganzen sammelten, die erclusive philosophische Schriftstellerei gaben. In jener Zeit erregten die von dem jungen, im Umgang schüchternen, in seinem Wesen zur Gegnerin jeder Verschrobenheit tragenden Gelehrten herausgegebenen Aufsätze durch ihre Ironie, durch manchen naiven Zug und die Wahrung des wissenschaftlichen Ernstes viel Interesse. Auch eine lyrische Neigung fehlte nicht, die bei Karl Förster, Moritz Veit, Heinrich Stieglitz zu seltenem Austausch kam und im „Berliner Musenalmanach" manche duftende Blüte trug.

Theodor Mundt hätte mit damals um seinen Preis eine Begeisterung seiner ihm gewiß noch völlig unklaren Bestrebungen mit Heinrich Heine gegeben wegen, einem Dichter, dessen Weise allerdings eine Verwandtschaft mit ihm hatte: denn auch ihm schlug alles bald in sein Gegentheil um, um mit Hegel zu reden. Die Ironie lief auf seinem Antlitz seine Schlängelein ihr verderbtes Spiel schon frühe treiben. Diese Neigung zum taubetauten Spott, zur Selbstironie fand im eigenthümlichen Vermögen zu allen übrigen Erscheinungen einen fast pedantischen jungen Gelehrten, damals noch fast einen Büchermenschen. Seine Phantasie war kühn und unternehmend, sein Wille zaghaft und war der eines Musterschülers. Auf der einen Seite zogen ihn zu Gunsten der Ironie, Tieck's alte Kritzelphantastische Lockerheit, selbst Constanza konnten ihm ein kurzes, eigenthümlichstes Lachen abgewinnen; auf der andern Seite blieben ihm die Gedankenwelt der Universität, die königliche Bibliothek und Minister Altenstein in der Wilhelmsstraße wichtige Postulanten. Wer sich zugleich von damals seiner so angenehmen Aeußern, seines schönen Kopfes mit schwarzem Haar, seiner milddüsternden braunen Augen erinnert, hat gewiß von dem bedächtigen, ernsten Wesen des jungen Mundt ein höchst angenehmes Bild behalten.

Mit Rahel, Bettina, mit dem Tod der Stieglitz u. s. w. erhielt auch Mundt eine plötzliche Metamorphose. Dem Unwillen, sich vom Bundestag zum „Jungen Deutschland" gerechnet zu sehen, gab er einen nicht immer lobenswerthen Ausdruck; dadurch, daß er seine Zwangsgenossen angriff, wollte er beweisen, daß er nicht zu ihnen gehörte. Achtbar war die Sammlung zu populär wissenschaftlichen Aufgaben. Seine „Kunst der deutschen Prosa" enthält viel Treffliches. Später litt er wie alle unter den Verfolgungen und Unterdrückungen der romantischen Regierungszeit bis 1848; angewiesen auf Selbsterwerb, ergriff er Themata, zu deren Lösung ihm zuweilen die Kraft, oft wol auch die Neigung fehlte. Beides erregte dann sein bei alledem stolzes Selbstgefühl durch eine tropende, wenn auch immer nur lächelnde und lächelnde Erbitterung. Mundt lebte sich, gewiß auch von mancher Sorge heimgesucht, in eine Verachtung von Lob und Tadel hinein, die zuletzt fast cynisch wurde. Die immerhin merkwürdige Neuerung des „biographischen Romans", die seine Gattin aufbrachte, ist eine Frucht dieser Stimmungen. Seine ursprüngliche wissenschaftliche Bildung verleugnete sich bei diesem Preisgeben höherer ästhetischer Anforderungen glücklicherweise keineswegs, es hat diesem Genre, soweit es von ihm und seiner Gattin cultivirt wurde, immer noch den Charakter einer gewissen Grundlichkeit bewahrt. Die Gewandtheit seiner Feder nahm dabei aber zu als ab. Seine Reiseberichte aus Italien sind mit einer in den Behauptungen oft erschreckenden Heftigkeit und in manchen Partieen mit einer um sich schon ganz ungehindert gehen lassenden Genesung des ihm geistverwandten Thümmel geschrieben, oft aber auch sind sie von schlagendem Witz und durch die resolute, alles Unterhandeln mit dem Gegentheil seiner Ansichungen kurz abschneidende Sicherheit so lange unterhaltend, bis zuletzt denn doch die Feste Ironie wieder dasjenige in Frage zu stellen scheint, was man vor dem Gerichtsstuhl eben glaubte mit Wärme vertheidigt und empfohlen zu sehen.

Eine uns noch fehlende tiefergehende und feine Analyse der neuern deutschen Literaturgeschichte wird über Theodor Mundt Gutes und Schlimmes zu sagen haben, jenachdem, aber nur dann ein wahres Charakterbild aufstellen, wenn auch hier, ob im Lob oder Tadel, streng gerichtet, mehr leid- als freudvollen Zuge der Zeit Rechnung getragen wird.

Briefwechsel.

— Herrn B. W. in Ch. Eingesendet.

(Ausgegeben am 12. December 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 51.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Vaterstadt. Ein Erinnerungsbild. Von F. J. — Die letzte Sängerin. Von Heinrich Laube. — Julian Schmidt als „Kulturhistoriker". II. — Blick von Berlichingen. — Neue Romane und Novellen. XXIX. — Für den Weihnachtstisch. — Die englische Presse der neuesten Zeit. — **Neues aus der Welt.**

Die Vaterstadt.

Ein Erinnerungsbild.

Venedig ruht in der Tiefe des Meeres, versunken und begraben, die Wogen fluten und rauschen darüber hin, weiße Segel durcheilen sie wie schimmernde Wölkchen im Blau des Himmels und keiner ihrer flüchtigen Gäste denkt der schlummernden Stadt, die da unten träumt von Jahrhundert zu Jahrhundert. . . Nur der einsame Schiffer, der im abendlichen Schein langsam im Boote dahintreibt, lauscht wol seltsamen Tönen, die vom Grunde heraufhallen, leise und feierlich wie ferner Glockenklang — er schärft sein Auge und wer er sich über den Rand drängt und hinabschaut in die tiefe, tiefe See, da sieht er's ragen und funkeln wie Thürme und Zinnen und die alten Mären werden wieder lebendig in seiner erregten Seele.

So taucht auch mir, wenn ich abends in dem Schifflein der Erinnerung die wogende Flut des Zeitenstroms durchkreuze — ein einsamer Schiffer — ein entschwundenes Stadtbild auf; lange bohrt dann mein Blick nach den Formen des Kirchturms und nach den balkonähnlichen „Gärten" und Giebeln der alten Bürgerhäuser, aus denen hier und da ein freundliches Antlitz nickend und grüßend niederschaut auf die unten spielenden Kinder — und gern bleibt das Auge daran hängen, bis eine daherrollende Welle eine Decke darüberwirft, durch die das ganze Zauberbild nur noch in zerfransterten und gebrochenen, hin- und herschwankenden Umrissen heraufschaut, um bald ganz zu zerfließen.

Nicht die Meerflut hat diese Stadt verschlungen; ein anderes Element hat ihr in ungezügeltem Muth den Untergang bereitet — das Feuer. Sie ist nicht wieder erstanden aus der Asche, denn diese Häuser und Gassen sind andere als jene gewesen und mit der alten Stadt ist zugleich das alte Geschlecht, der alte Geist untergegangen. Die neue Stadt trat eine neue Zeit. Obwol seitdem wenig mehr als ein Vierteljahrhundert verflossen, so gehören die Gesellschaftsformen, die Abenteuer und Schwänke jener Tage schon zu den Unmöglichkeiten unserer strengen Gegenwart und wie in einem eigenthümlichen romantischen Nimbus erscheinen letztere dem Jahrer, wenn sie ein Augenzeuge abends am Viertisch zum besten gibt. Hier, in der warmen, gesang- und dampferfüllten, matterleuchteten Wirthsstube — nun zum eleganteren, aber leider ungemüthlichern „Lokal" geworden — war ja ihr Hauptschauplatz. Aus den Ringeln der Tabakswolken treten sie dann in ihrer Glorie vor den lauschenden Enkel, jene köstlichen Originale, deren das Städtchen

einmal eine so stattliche Galerie besaß: — vom „Herrn Hauptmann" an, der seine „Nas'nalgardisten" gleich seinen vierbeinigen Untergebenen mit „hott" und „wista" (rechts und links) auf die richtige Bahn zu lenken gewußt und in Ermangelung einer passenden Chemisette einmal ein frisch gewaschenes Kinderhemdchen zwischen die Westenklappen geschoben, um standesgemäß zu erscheinen — bis zu Jakob, dem muntern Seifensieder, der so oft die vollen Wirthsstuben des alten Städtchens von homerischem Gelächter dröhnen machte.

Ja, tritt wieder vor mich, alte ehrliche Haut, wie ich dich so oft erschaut in meinen Knabenjahren und wie du noch jetzt auf manchem Pfeifenkopf thronst — den behäbigen Zug im gemüthlichen Gesicht, das Haupt mit einem Patschkäppchen, Brust und Rundbauch mit dem blauen Fürtuche bedeckt, unter dem zugleich die biedere Rechte ein Asyl gefunden — jeder deiner Zeitgenossen erkennt dich wieder in diesen wenigen Strichen! Dir erging es nicht wie so manchem andern großen Manne, dem man erst mit Ehren überhäuft, wenn er schon lange abtrat von dem Schauplatz seines Wirkens — nein, schon bei Lebzeiten konntest du dich täglich mit gehobener Brust überzeugen, wie man deine zahllosen Verdienste um Belebung der allgemeinen Heiterkeit zu würdigen verstand, wenn dir dein Bildniß in ganzer Figur auf den schmucken Porzellanköpfen in die Augen glänzte. Mit welch köstlicher Ruhe schlugst du jenen Neidhammel oder Spötter, der dir einreden wollte, daß man dich damit nur lächerlich machen wolle, durch die historisch gewordene Antwort aus dem Felde: „Das geht ja andern Potentaten auch so!" Zweimal hat dich freilich dein herrlicher Gleichmuth verlassen; damals, weißt du, als man in der Wirthsstube den Nagel, an den du gewohnt warst, mit raschem Schlag beim Käppchen zu hängen, ausgezogen und einen von Leder dafür angebracht hatte, sodaß dieser sich biegen und dein Mützchen unter dem „Hohngelächter der Hölle" klatschend ins brunnenstehende Wasserschaff werfen mußte — und zwar zwei-, dreimal, so oft du den Versuch wiederholtest! Und dann zweimal, als du mit drei andern um einen Gegelhopfen Karten spieltest und ihn gewannst, d. h. gewinnen mußtest, sodaß du im hellen Triumph mit der Beute heim zu deiner guten Ehehälfte eilest, um sie noch am Abend zu überraschen! Das war schon von dir, wenn auch das Backwerk täuschend ähnlich aus — Schnee geformt und mit — Ziegelmehl bestreut gewesen, sodaß es in deiner warmen Stube alsbald zu Wasser wurde und mit ihm deine Freude auch und dein jäh erwachter Grimm endlich auch — denn man sagt, du habest selbigesmal in der That über die böse Welt und die falschen Freunde Thränen vergossen.

Ja, die Welt ist schlimm und die Freunde sind oft falsch, guter Jakob; aber hoffentlich hast du ihn dir damals nicht lange zu Herzen genommen, den Schabernack, den du erlitten; war ja das „Leut' für Narren halten", wie du weißt, in jener Blüteperiode der Ausgelassenheit, des übersprudelnden Humors, etwas, was alle Tage vorkam, und hieß es ja weit und breit:

Wer noch Nonnenthal kommt und mich nicht narret',
Der hat ne besond're Gnad' bei Gott!

Wir könnten gar manches Stücklein, das heute noch in der Tradition lebt, davon aufzeichnen, manchen Leidgenossen dir zur Seite stellen, wenn wir ein geneigtes Gehör zu finden hoffen dürften. Erging es ja gleich jenem fremden Fleckenputzer, der sich ins Städtchen verirrt hatte, um ein gut Theil schlimmer als dir. Du kennst ja wol dessen Abenteuer? Wie ihn ein reicher polnischer Graf in später Nacht im Gasthof als Kleiderreiniger engagirte, mit Kronenthalern beschenkte und mit Rothwein bewirthen ließ — wie er noch in selbiger Nacht im verschlossenen Wagen mit abreisen und von der nächsten Station wieder mit zurückkehren mußte, weil der Herr Graf dort nicht übernachten wollte, und wie er hier von dem bärtigen Leibjäger des Sarmaten aus geringfügigen Ursachen mit blankem Hirschfänger schmählich in die Enge getrieben wurde, sodaß er vorzog, solch gefährliche Kameradschaft, d. h. den Dienst aufzugeben, durch das Fenster zu retiriren und sich, die Daraufgabe in der Tasche und den Rothwein im Magen, in einer Pferdekrippe zu verbergen, bis am Morgen die Abreise der Herrschaft erfolgt sein möchte — weißt du? Und wie der gute Fleckenvertilger, nachdem unter tausend Aengsten die Nacht endlich herum war, zum Schluß erfahren mußte, daß alle seine gestrigen Erlebnisse aus eitel Trug gewoben bestanden, daß der fürchterliche Graf, trotz allem Kauderwelsch, ein wohlbekannter friedlicher Baumwollenwaarenfabrikant und sein noch fürchterlicherer Leibjäger ein lustiger Maler gewesen? Daß er im verschlossenen Wagen nicht auf der Landstraße, wol aber unzähligemale durch den Hof ums Haus herum gefahren worden — und daß endlich,

o Graus! die Draufgabe aus alten ungültigen Münzen, der vermeintliche Rebensaft aber aus süßer Rübensalatsauce bestanden habe. Das war eine Enttäuschung — mindestens ebenso groß wie die deinige, wackerer Jakob, als dir der Gegelhopfen unter den Händen zerlief.

Laß uns nun an dem häßlichen Bilde eines Geizhalses, der seine Frau ohne Erbarmen neben die Kuh vor den Pflug spannte — was Augenzeugen erzählen —, während man nach seinem Tode Backschüsseln voll Kronenthalern im Keller fand, vorübergehend noch flüchtig das Prachtexemplar eines Grobians betrachten, mit dem die Derbheit in höchster Potenz sich durch und durch verwachsen zeigte. Wer konnte es anders sein als du, alter F.? Dein Geburtsort und dein Taufschein sind zwar unbekannte Dinge, desto bekannter aber sind die klassischen Ausprüche deiner praktischen Lebensweisheit, mit denen du die Ohren derer, die mit dir in Berührung kamen, erfreutest. Der Begriff „Grobheit" hat bei dir nie gegolten und wenn du jemand allzu „deutsch" gekommen, so lag es gewiß außer deiner Schuld; du konntest so wenig dafür, wenn man einen harmlosen Pudel für einen beißigen Bären ansah, als unsere wackern Vorfahren dafür konnten, als ihnen auf der berühmten Bärenjagd statt des grimmigen Raubthiers ein munterer Pudel entgegensprang. Wer wird auch gleich so empfindlich sein? Du kannte dich jener Landrichter, den du einmal trotz deiner Kutschergeschicklichkeit mit sammt der Chaise in den Graben warfst, besser und er lachte herzlich, als du ihm zuriefst: „Bleiben Sie nur sitzen, ich heb' die ganze Lumperei miteinander auf!" Und als einst ein Baron mit einem Bauern wegen eines Pferdekaufs nicht einig werden konnte, indem letzterer den Preis nicht ermäßigen, jener aber sein Gebot nicht erhöhen wollte, da machtest du deiner Ungeduld in den Worten Luft: „N — —, schlag' ein — einen solchen O — —, der so viel für deine alte Mähre gibt, kriegst du nimmer!" Und Baron und Bauer, durch dich plötzlich zu Genossen eines Standes, und zwar eines nichts weniger als hohen, gemacht, lachten und schlossen den Handel ab. — —

Das sind einige Charakterköpfe aus der Reihe dieser Originale. Manche von ihnen sind mir noch erinnerlich aus den Tagen meiner Kindheit, mit einzelnen habe ich wol später selber noch hier und da am Wirthstische gesessen, bis einer um den andern heimging in eine neue Welt, nachdem in der alten „alles anders, aber nicht schöner" geworden. Ihre Glanzperiode aber endigte mit jenem verhängnißvollen heißen Augusttage, als die alte Stadt mit allen ihren classischen Plätzen — dem Pantoffelmarkte, der Huzelgasse mit der Wirthschaft zur „Goldenen Huzel", der „Gänsbastei", u. s. w. in Flammen aufging und dem lustigen Faschingstreiben Staffage und Hintergrund entzog. Noch heute stehen mir jene Schreckensscenen lebhaft vor Seele und Augen. Wir Kinder saßen in der Vormittagsschule, als der Ruf „Feuer!" uns Griffel und Feder aus den Händen riß; in dichten Schwalle aus der Thür stürzend, sahen wir um den Giebel des Nachbarhauses unheimlich und schier unbeweglich eine schwarze Wolke schweben. Rufen, Jammern, Glockengewimmer und Spritzengerassel gab uns das Geleite, wie wir durch den Strom herbeieilender Menschen uns angsterfüllt Bahn zu dem elterlichen Hause brachen. Mit reißender Schnelle flog die Flamme von Dach zu Dach und als ich bald darauf mit einem ältern Bruder als Wache bei den ins Freie geschafften Betten und Hausgeräthen auf der grünen Wiese saß, konnte ich die fürchterliche Zerstörung, der die dem Verderben geweihte Stadt unterlag, stundenweise verfolgen, das Gewimmel auf der steil den Berg hinansteigenden Hauptstraße beobachten und dem gräßlichen Heulen, Wimmern und Krachen der unersättlichen Brunst lauschen, die gegen den glühenden, wolkenlosen Sonnenhimmel emporschlug. Sieh', nun ballt sich um die Spitze des Kirchthurms ein leichtes Wölkchen zusammen — es wird dichter — — weh, wie die Flamme hervorprasselt! Noch kurze Zeit und der alte wohlbekannte Giebel neigt sich unter dem Kreischen und Händeringen der Weiber auf die Seite und stürzt prasselnd herab. — — —

Der Kirchthurm ist es, der noch heute, einer Ruine gleich, an jenen unglückseligen Tag mahnt. Sie haben damals den Rest vollends abgetragen — mit harter Mühe, denn er war gar gut gebaut gewesen und hätte vielleicht noch in ferner Zeit sicher den neuen Oberbau getragen — abgetragen bis zum Grunde und an einer andern Seite der Kirche nach einem stattlich aussehenden Entwurfe von neuem aufzubauen angefangen. Bei diesem Anfang ist es bisjetzt geblieben, denn kaum fing der elegante Sandsteinbau an, etwas in die Höhe zu steigen, so zeigten sich Senkungen und Risse, die Arbeit wurde eingestellt und die Processe begannen und sind heute noch nicht zu Ende.

Wenige Straßen und Plätzchen haben sich aus jenen Tagen, wo wir Buben und Mädchen allabendlich miteinander spielten, so laut und fröhlich wie die „Bandschwalben", die mit hellem Pfiffe die alte Thurmspitze umflogen, in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten. Nur dort ist noch ein „alter Winkel", wie die Leute sagen; eine kleine Gruppe deutscher Bürgerhäuser von altem Stil, die die Verheerung damals und später verschonte. Wie gern wendet sich mein Auge von den einförmigen, kahlen Fronten der modernen Straßen diesen anheimelnden, abwechslungsreichen Formen zu, die allein noch an die Vergangenheit des alten Städtchens erinnern. Zierlich laufen Reihen von Gebäude von der abfallenden Straße auf, von mit Mauern und Thoren verschlossenen Hofräumen umgeben, aus denen sich zwischen Schuppen und Holzhütten Gruppen von Bäume emporwachsen, deren Grün die altersthümlichen Mauern belebt. Zahlreiche Lauben kommen am Vorsprunge und Kanten und unregelmäßige heimliche Kämmerlein und Löcher wurden in jene hohen Giebel und Dächer, in denen wir uns daheim doch so gern und oft herumgetummelt. Die Laden sind zurückgeschoben, das Gesicht des Hausherrn erscheint, der seinen Lieblingsvögeln auf das Fensterbrett Futter streut; zutraulich schwingen sie sich von allen Seiten herbei und picken ihm die Körner unter den Händen weg. Mit Vergnügen betrachten wir das Bildchen, über das der letzte Sonnenstrahl vergoldend streift.

Unser Standpunkt ist die neue Fahrstraße, die sich rechts um diese Gruppe den Berg hinanzieht, während links die gepflasterte Hauptstraße jäh emporsteigt. „Neu" heißt erstere, weil sie vor einigen Jahrzehnten angelegt wurde. Früher mußte alles Fuhrwerk den Berg gerade hinauf und so wartete der sonst häufige schweren Lastwagen hier eine böse Aufgabe. Einmal verunglückte ein solcher, schoß rückwärts den Berg hinab und die vier vorgespannten Pferde blieben todt auf dem Platze. Hatten in den Napoleonischen Kriegen mit ihren endlosen Durchzügen, nach dem Berichte alter Augenzeugen, die Sicilianer, deren Gespann großentheils aus Maulthieren bestand, hier bergauf eine harte Nuß zu beißen, so ging es ein paar Jahre später der russischen Artillerie bergabwärts um kein Haar besser. Mit den schweren Geschützen langsam die Höhe herabzugleiten, schien der Pferde wegen zu gefährlich; man entschloß sich daher zu dem gegentheiligen Auswege und jagte pfeilschnell über das Pflaster hinab, doch den Zuschauern die Haare zu Berge standen. Das Manöver glückte.

Die Kerngesichter erinnern an jene alten Helden, die aus den Feldzügen des vorigen, namentlich aber des Anfangs dieses Jahrhunderts übrig geblieben waren; eine Schar, die ihr unglückliches Vorbringen zu den „Originalen" gesellte. Da gab es außer jenen, welche das Kreuzlein der Jahre 1814 und 15 trugen, einen „Nothamerikaner", einen „Spanier", einen „Moskauer", der diesen Namen bis an sein seliges Ende behielt, „Schwarze Husaren", darunter einer, der einst bessere Tage gesehen und zu den begüterten Bürgern gehört hatte, nun aber mit der Zither in den Wirthshäusern herumlief, um seinen Unterhalt nothdürftig zu verdienen.

Wir Schwarzen, wir sehen Hurrah! Hurrah!
Im Blute Leben wir da!

— Diese Reminiscenz des alten Soldaten aus dem lustigen Kriegsleben, das Gedenken seiner Todten singt mir heute noch im Ohr.

Ein anderer, ein Schneiderlein, war dabei, als Theodor Körner „vom Roß geschossen ward". Mitleidlos unbarmherzig aber war die hohe Gestalt eines Veteranen aus dem russischen Feldzuge, dem Kälte und Strapazen sein geistiges Vermögen geschwächt hatten. In selbstverfertigter, freilich auf das Minimum beschränkter Kleidung von rauher Packleinwand gehüllt, so erschien die „Sandmaus", wie er genannt wurde — denn Graben und Verkaufen von Sand war sein Erwerbszweig — jahraus jahrein, und als die Stadtbehörde einmal dem Halbwilden einen guten Anzug fertigen ließ, schleuderte er diesen verächtlich von sich und war um keinen Preis dazu zu bringen, sich mit seinem gewohnten originellen Habit zu vertauschen. Die Nächte brachte er in Ställen oder Winkeln zu.

Glücklicher waren zwei Helden aus der Schlacht bei Jena zurückgekommen, die sich durch merkwürdige Aeußerungen auf dem Schlachtfelde in ihrer Heimat unsterblich gemacht haben. „Schießt doch nimmer hin!" schrie der eine bei einem Zusammenstoße ängstlich abmahnend seinen Kameraden zu; „seht ihr's denn nicht, daß sie (die Feinde) immer beißiger werden?" (d. h. zornig) — — und als der andere, an dem jedenfalls ein Finanzminister verloren gegangen, auf rascher Retirade sehen mußte, wie die Hautboisten ihre Instrumente von sich warfen, um schneller laufen zu können, rief er zornig zu diesen hinüber: „Pui, ihr bringt ja den König um alles!"

Niemand ſehen. Für Geſchäfte bin ich gegenwärtig in Pillnitz, nicht in Moritzburg.

Vitzthum (ab).

Kr. Auguſt (indignirt nach einer Pauſe).

Sehr kleinlich von Patkul, mir das verſprochene Darlehn zu verweigern, faſt mesquin! Ich werde bei Rußland nicht betteln gehen, um einer Dame, die ich liebe, Brillanten zu ſchenken! Patkul iſt kein gutes Element an meinem Hofe. Er ſetzt zu viel Gährung ab. Sein Memoire überſchritt die Gränzen des Freimuths. Halbkrankes heilen wollen, heißt oft, auch das noch Geſunde verderben. Horch! Eine unheimliche Nacht — wie der Sturm die Bäume rührt — geſpenſtiſch leuchteten die weißen Schwäne vom Weiher herüber — dichte Finſterniß in dem ſtillen Park. Und nähm' ich jeden Schwur, der einſt auf meinen Lippen brannte, nähm' ich alle Schätze, die ich in den Schooß falſcher Weiber warf, ſo kann ich ſagen: dieſe bet' ich an! Ein Wagen fährt in den Hof — ſie ſind es — ſie ſteigen aus — ſie kommen! O die Krone als Spielzeug in die Hand eines Weſens, das mich in der Liebe mehr kennen lehrt, als einen Traum, von dem man zur ſchaalſten Wirklichkeit erwacht, mehr als eine Flamme, die uns Rauch ſtatt Wärme giebt! Sie ſind's — ſie kommen! Dieſer Augenblick entſcheidet, oder keiner. (Schnell ab nach rechts.)

Bei solch leuchtenden Vorbildern darf es nicht wundern, daß auch die städtische Schuljugend damals einen ungemein kriegerischen Sinn an den Tag legte. Zwei Heerhaufen, die „Ober-" und die „Unterhäuser", führten fortwährend in ihren Gassen mit möglichst großem Geschrei Kriege miteinander und noch ist mir eine von den Unterhäusern ihren Feinden abgenommene Fahne erinnerlich, bestehend aus einer Lanze mit aufgespanntem Bettbezug, darauf gar natürlich der Kopf Holofernes zu sehen war. Die Knabenwelt denkt nun nicht mehr an derartige kriegerische Kühnheiten, auch wüßte die heutige Stadt ein allzu wüstes Gebiet kaum mehr — —

Der Mond ist aufgegangen und wie sein mildes Licht den „Alten Wirbel" malerisch erhellt, schweifen ich auch der Armen Kinderlein besehen, so wenig und eigentlich, wie es nur das Dichterauge kann. Es ist Justinus Kerner's „Geh' ich einsam durch die schweigen Gassen". Aber gern möchte ich dem großen Schwabendichter die Freude gönnen, sein auch echt deutschem Gemüth entsprungenes Lied in einer solchen Nacht gewiß zu vernehmen. Es ist in der That zum echten Volkslied geworden, dessen Text und Singweise man sich unbeschadet des Genusses so mundgerecht zu machen gewußt hat, daß man eins der schönsten Lieder des 16. Jahrhunderts zu hören glaubt. Schlafesstill, wie ein Traum aus einer klangvollern Zeit, wogt es herüber, und wie wir langsam die Pappelallee der neuen Straße hinanschreiten, stimmen wir gern mit ein in die eben verhallende Strophe:

Schweigt, ihr Hirten, flötet Töne!

Im Thale aber stirmt und rauscht es heran, bunte Lichter flammen auf, hungrige Mensch wollen darüber und der Lärm der Lustmenge schallt durch die stille Nacht wie der tiefgeholte Hauch der Gegenwart.

C. S.

Die todte Sängerin.

Von Heinrich Laube.

„Entrate signori! Entrate a gratissimo!" rief eine Stentorstimme einem feingekleideten Manne zu, der unweit des Palastes Aione vorüberspazierte. Der Angeredete wandte sich und erblickte zu seinen Füßen einen Keller und aus demselben einen braunen italienischen Kopf hervorlugend.

„Treten Sie näher, mein Herr!" rufte die Stimme italienisch fort. „Man spielt hier Puppenspiele, Trauerspiele und Ballet. Das herrlichste Schauspiel auf dem Erdenrunde! Sie werden hier Ihre Lust haben, wie berühmten Kardinäle zu leben."

„Kardinäle?" lächelte der Fremde, stieg den mäßigen Treppenweg und trat in das Marionettentheater. Er mochte Mühe die versammelte Menge und wunderte sich nicht wenig, sich in so gutes Gesellschaft zu sehen. Es waren lauter wohlgekleidete Männer und Frauen, dem Vorgefühle zufolge hier bekanntlich in Rom viel auf sich hält.

Auch war im Schlegelreich ein kleiner gelegter Mann auf der Bühne, die kaum 12 Fuß breit, 6 Fuß hoch, aber mit höchst Interessantem versehen ist. Da ist Signor Gallenbruno. Er gibt dem aufgeschlossenen Stücke den Titel: „Gallenbruno, ovvero d'un pazzo". (Gallenbruno, oder Narrheit behandelt. Er schreien nun gewaltig über die Bühne, bringt seinen Körper mit jener energischen Lebendigkeit und sinnlichen Fülle, die Menschen von gutem Ton eigen, und wiederholt alle besonders Momente eines leidenschaftlichen Gemüthes. Von allen Seiten erschallt ein unaufhörliches Gelächter, das noch stärker wurde, als die lebendigste Puppe die Anwesenden zu Vertrauten seiner Liebe und seiner Hoffnungen machte. Er vergötterte die Schwester eines Wirthes. Diesem „Stern der Schönheit" von seinen Huldigungen Nachricht zu thun, ist er eben gekommen.

„Welche Hand! O Gesù! Welche Augen! O me felice! Welche Arme! O cielo!"

Das Kammermädchen unterbricht diesen Monolog. Nach einigen verführerischen Worten läßt Gallenbruno einige Paoli mit außerordentlicher Geschicklichkeit in ihre Hand gleiten. Sie nimmt ab, um bei ihrer Herrschaft zu melden. Der leidenschaftliche Liebhaber aber legt sich in Positur — die Schöne erscheint. Gegenseitige Begrüßung. Der Verliebte drückt nur leichthin seine Liebe aus — aber er ist verwegen.

„Glauben Sie mir", fragt er mit leidenschaftlicher Stimme, „Ihnen die heftige Carolina vorzusingen, die ich erst gestern im Theater gehört habe?" — Und ohne erst die Antwort abzuwarten, greift er zur Mandoline und singt ziemlich richtig und angenehm.

„Bravo, bravissimo la Carolina!" rufen die Zuschauer enthusiastisch und klatschen Beifall.

„Carolina?" sagt sich der Fremde. „Was ist das?"

er wandte sich an seine Nachbarin und bat um Aufklärung.

„Das wissen Sie noch nicht, lieber Herr?“ lächelte sie. „Die Giulina ist eines Schuhmachers Tochter, die jeden Abend einen Scudo erhält, damit sie den Kontrapunkt der süße Melodie ihrer Stimme leite. Ah, Sie verstehen noch nicht! Nun, so lernen Sie!“ setzte die Nymphe schelmisch hinzu.

„Kann sein!“ murmelte der Fremde und näherte sich dem Ausgange. Es dünkte ihm etwas Entsetzliches, diese todten Puppen zu sehen, die in der That wie Menschen sich geberdeten.

Die Giovanina entblickte eine Liebeserklärung. Unter den Stuhl seiner Schönen gebückt, erwartet Gaffarelino schweigend das Urtheil seines Gebieters.

„Per bacco!“ sagt sie endlich. „Sie sind ganz angenehm, Signor Gaffarelino!“

Und sie ermuthigt ihn und er nähert seinen Stuhl dem ihrigen, als plötzlich der ungeheure Schnurrbart und die wilden Haarlocken ihres Bruders sichtbar werden. Wie von der Tarantel gestochen, springt er auf und nähert sich dem Maler. Dieser zeigt ihm aus dem Fenster und verweist der Schwester ihren Leichtsinn. Eben sollte die Scene sich verändern, als der Fremde unter stürmisch tobendem Applaus das Theater verließ und wieder auf die Promenade trat.

Nach einigen Schritten, während ihm der Gesang aus den Hallsälen wie Grabesruf dünkte und sein ganzes Innere durchschüttete, fühlte er einen leisen Schlag auf seiner Schulter. Er wandte sich.

„Sieh', schon wieder hier, Graf L.?“ fragte ihn ein Bekannter, ihm die Hand bietend.

„Schon seit acht Tagen“, erwiderte er, allmählich sich sammelnd und des Fragers Arm in den seinigen legend. „In Neapel haben mir die vielen steifen Engländer die Luft verdorben und die Gegend verleidet. Es ist gut, daß ich Sie treffe, Baron, denn mich plagt die Langeweile. Sie sind vom Schicksal auserlesen, mir den Abend todten zu helfen. Erzählen Sie mir, was sich hier während meiner Abwesenheit Anziehendes zugetragen. Aber frisch, Baron, rücken Sie heraus! Ich bin ein Neuling geworden, seit ich von hier entfernt gewesen.“

Noch tanzten dem Sprecher die bunten Larven vorm Antlitz.

„Noch immer wie sonst?“ lächelte der Baron. „Ich hab's mir gedacht! Ich für meine Person habe mich in dem Punkte seit Ihrer Abwesenheit etwas geändert; ich habe Grundsätze. . .“

„Wahrhaftig?“ fiel der Graf dem Sprecher in die Rede. „Nun wer hätte sie nicht! Verlieren Sie nur den ehrlichen Wucherer, der auf zwei Beinen herumläuft, nur eine Kleinigkeit, die ihm nicht anbeht, und ich wette gehn gegen eins, er kommt Ihnen mit Grundsätzen entgegen. Drum Sie, wenn die kommen, so wird Ihnen selbst der Teufel seine Antwort geben können.“

„Sie thun dem Teufel doch wol unrecht, Herr Graf! Er weiß es gewiß!“

„Pah!“ rief der Graf. „Doch lassen wir einen Teufel, der langweilt! Ich aber will, wie gesagt, etwas Schönes, etwas rührend Böses oder sehen! Schaffen Sie mir solches! Ich sehe es Ihnen an, Sie können's — also hurtig, vortrefflicher Cicerone! Sie müssen — auf Ehre!“

Der Baron trödelte sich nicht länger und gab dem selben Verlangen seines Begleiters nach. Beide lenkten ihre Schritte in eine Seitengasse, wo sich in kleiner Entfernung mehrere Menschen um ein einstöckiges Haus versammelt hatten, dessen Fenster mit Vorhängen versehen waren, sodaß nur spärlich ein Sonnenschein hindurchdrang. Alle schienen zu horchen oder richtiger auf etwas zu warten; keiner rührte sich.

„Die Sängerin hat ihnen wol wieder einen Ohrenschmaus gebeten?“ sagte der Baron wie im Selbstgespräch, aber doch so laut, daß sein Begleiter die Worte hören konnte.

„Welche Sängerin?“ fragte der Graf, der endlich die Gespenster hinter sich hatte, rasch. „Ist sie jung, schön, lebensfrisch?“

„Schön? Nein, Graf, sie ist himmlisch!“ rief der Baron wie begeistert. „Freilich ist sie etwas blaß, aber gerade diese Blässe macht sie so reizend. Es sind kaum acht Tage her, daß ich sie zum ersten male sah. Sie lag im geöffneten Fenster und blickte melancholisch auf die Spaziergänger hinab. Haben Sie noch nichts von ihr gehört, Herr Graf?“

Der Graf verneinte.

„Nun denn, so kann ich Ihnen sogleich eine interessante Mittheilung machen“, fuhr der Baron fort. „Denken Sie sich! Vor seinen acht Tagen kommen hier zwei Mädchen an — woher, weiß niemand, die einem so die zufolge ganz außerordentliche Sängerinnen sein sollen, wahre Wunderkinder, insbesondere die jüngere. Sie nennen sich Giovannina und Julietta. Ganz Neapel schwimmt in Wonne. Es ist so lange her, daß man hier

etwas Unendliches gehört, und die Frage: „Wann treten die Sängerinnen auf?“ klingt von allen Lippen. Morgen, heißt es. Nein, übermorgen, nächste Woche, nächsten Monat und, endlich — gar nicht. Denken Sie sich den Schrecken, der uns bei der letzten Nachricht in die Glieder fuhr — ich bekam einen Schauder!“

Der Graf lachte laut auf — die Diplomaten im Hause bewegten sich.

„Sie haben wohl schon viele Plätze unter diesen Aeußerungen gewechselt?“ fragte er kurz.

„Die Damen denken an ihre Oper, kein Concert“ — erzählte der Baron weiter, die spitzige Frage überhörend, „sondern suchen sich vielmehr viele heimliche Wohnung, in die sie sich einschließen. Die Musik der beiden Gastvorstellungen, eine hohe, helle Stimme von riesigen Formen, läßt sich in der Dämmerung von einem alten grauhaarigen, männlichen Diener auf die belebtesten Plätze tragen; die jüngere soll aber bei den letzten Tagen gar nicht mehr zum Vorschein kommen. Die Leute schwatzen allerlei von ihr, der meint, sie sei nicht gesund, jener sagt, sie sei nicht gesichelt, und der dritte will sie sogar wahnsinnig wissen.“

„Hofft das neugierige Volk denn, sie zu sehen?“ fragte der Graf, auf die Gruppen deutend.

„Man hörte sie im Zimmer mitunter singen“, erwiderte der Diplomat, „aber immer dasselbe und zwar ein Stück aus dem ‚Don Juan‘. Sie erinnern sich wol, Herr Graf, des herrlichen Recitativs: ‚In quali eccessi, o numi!‘ Das bildet regelmäßig den Anfang und dann geht's in die Arie über, mit beben, wogenden, überreinen Cadenzen.“ Und ganz von der schönen Musik Mozart's hingerissen, trillerte er: ‚Mi tardi quell' alma ingrata.‘ Dann lenkte er aber in seine Erzählung wieder ein. „Wenn man jedoch im besten Zuhören ist, so hat es plötzlich ein Ende oder, was häufiger vorkommt, das Recitativ muß von neuem begonnen.“

„Wie speciell Ihre Mittheilungen sind, Baron!“ scherzte der Graf.

„Mein Gewährsmann ist der alte Kapellmeister P.; der alte Hagestolz ist ganz vernarrt in die Sängerin. Uebrigens muß er ganz bestimmt wissen, daß alles, was sie singt, so recht tief und schmerzlich in das bewegte Leben des Mädchens eingreift und mit demselben zusammenhängt.“

„Eine Circe!“ lachte der Graf. „Ich denke, der Freund, das Mädchen mit Vernunft anzunehmen und sich zu trösten wisse.“

„Das glaube ich schwerlich nach dem, was mir der Alte erzählte.“

„Das möchte ich hören!“ drängte der Graf.

„Wenn ich nicht benachrichtigt bin“, erzählte der Baron, „so machen die Sängerin als liebenswürdige Mädchen die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der alles bricht, was die Welten so hoch an und schätzen: Geld, Reichthum, Rang, Ehre. Das ungewöhnliche Mädchen widerstand lange Zeit den Verlockungen des Mannes, allen Geschenken, Pracht, Schmuck — doch warum soll ich einem alten Praktiker alle Verführungskünste der Liebe aufzählen? Kurz und gut, sie wurde endlich ihm mit allem Feuer der ersten Liebe in die Arme und ist ebenso glücklich in seinem Besitz als Gott vorauf. Sie verschwiegen die Zimmerchen schnell und das übergliedliche Mädchen lebt und schwebt nur in ihrem Geliebten. Aber wie rasch sollte sie entzaubert werden! Nach einigen Monaten ist der neuen, beispiellosen Gefühlen verschwunden und die feurige Sängerin erfährt nach Ehrliche, daß sie ihr Glück mit Gott weiß wie vielen Schwestern jener Sorte getheilt hat, die seinem goldbeladenen Blick, gleichviel wem einem hübschen jungen Cavalier widerstehen. Da verwandelt sich ihre Liebe plötzlich in Haß. Tag und Nacht gibt sich die arme Betrogene mit wilden theatralischen Schwärmereien dem Gedanken der Rache hin und endlich hat sie den Entschluß, den Treulosen zu verfolgen, ihn aufzusuchen und ihn durch ihre rührende Erscheinung aufzureizen, wenn er gerade am tiefsten im Taumel der Lüste versunken ist. Ihre Freundin folgt ihr. . .“

„Sagen Sie mir, Baron“, fiel der Graf dem Erzähler ins Wort, „haben Sie sich seit unserer letzten Trennung auf die Romanform gelegt? Sie sprechen in Wahrheit wie ein Buch.“

„Sie irren, Herr Graf! Solange das Spielen noch geht, halt' ich's damit. Sobald ich aber merke, daß ich nicht mehr in Reih' und Glied erscheinen kann, werde ich mich vielleicht dazu bequemen, andere erzählen zu lassen. Das, was ich Ihnen mittheilte, hat mir der alte Kapellmeister erzählt. Eine intime Freundin, sagte der Alte, ist dem unglücklichen und bedauernswerthen Mädchen gefolgt. Aber warum gerade hierher und, mit Ihnen zugleich, Herr Graf? Ist das nicht sonderbar?“

„Was soll die Frage, Baron?“ fragte der

Graf gerötet zurück, aber nicht ohne Befangenheit. „Die Weiber sind nun einmal launenhaft", sagte er dann scheinbar gleichgültig hinzu. „Was wollen wir uns länger mit ihnen beschäftigen."

Beide Männer standen jetzt gerade vor dem Hause, aus welchem in demselben Moment der alte Diener der Sängerin trat. Er trug eine trauerartige Kleidung. Der Graf fuhr bei seinem Anblick heftig zusammen und hieß den Arm seines Begleiters fahren. Dieser achtete nicht weiter darauf, weil er nach dem Leichte, was der alte Diener den Umstehenden leise erzählte.

„Haben Sie des alten Mannes Worte vernommen, Herr Graf?" fragte darauf der Baron, sich zu dem Begleiter wendend. „Sie wird allen Anschein nach — sterben."

„Sterben?" fuhr der Graf aus seinem Hinbrüten auf den Diener auf. „Wer wird sterben?"

„Wer anders als die Sängerin?" entgegnete der Baron etwas befremdet von der Aufgeregtheit des Grafen. „Hat die Gesellschaft Sie so angegriffen?" fragte er dann. „Auch ich muß gestehen, daß mich die Gesellschaft seit einiger Zeit ungemein stark affiziert."

Mit diesen Worten wendete sich der Baron und sah den Diener kopfschüttelnd ins Haus treten.

„Apropos!" wandte er sich zum Grafen. „Wo essen wir zu Nacht?"

Der Graf war von seiner Seite verschwunden.

Verwundert blickte sich der Baron nach allen Seiten um; dann schritt er kopfschüttelnd und allein weiter, sein Lieblingslied: „Ai tardi quell' alma ingrata", trällernd.

Es war wirklich so, wie der alte Diener dem Volke erzählt. In das spartanisch eingerichtete Zimmer seiner Herrin war der Tod mit klappernden, aber leisen Schritten getreten, um ein gebrochenes Herz mit lindernder Hand zu heilen; dies Herz jedoch klammerte sich noch in seinen Verzuckungen an so viel an das, wofür es gelitten und geschlagen: an seine irdische Liebe und an seinen Haß, daß der Tod es mit Gewalt lockerigen mußte.

Ist das Julietta, das schönste Weib in Neapel, das hier in weißem Nachtgewand so blaß und abgestorben, so welk und hinfällig auf dem Bette ruht? Ja, es ist ihr weiches, dunkles Haar, das in aufgelösten Flechten sich wellenartig um Stirn und Nacken ringelt; es ist die reine, hohe Stirn; es sind ihre großen, sanft gewölbten Augenbrauen — es ist ihr ganzes, wunderherrliches Profil. Aber nein! nein! Es kann es nicht sein! Ihr Auge müßte glänzen, flammen — dies aber ist matt und verlöschen; ihre Wangen müßten in frischer Farbe blühen — diese sind eingefallen und bleich; ihre Lippen müßten sich lustig öffnen, glühen und duften wie die Blüten Hesperiens — diese sind gebrochen, kalt und der Schmerz zuckt auf ihnen wie ein schneidender Nachtfrost.

Neben der Todkranken vor dem Bette lag knieend Giovannina, die treue Freundin. Mit Hast, männlicher Kraft den furchtbaren Schmerz bekämpfend, der ihr Inneres durchschnitt, war ihr Auge unverwandt auf die kranke Freundin gerichtet, deren letzte Athmen sie hörte. Endlich konnte sie jedoch die Thränen nicht länger zurückhalten und sie preßten aus den langen seinem Wimpern unaufhaltsam hinab auf den mit Metall belegten Fußboden.

Julietta lag im Vorkämmerchen des ewigen Schlafes, in einem kurzen Todesraum und befand sich wirklich schon hinter dem Vorhange des unaufgeklärten Jenseits. Eine unheimliche Stille umgab das Gemach; nur der schlürfende Geisterschritt des alten Dieners war mitunter im Vorzimmer zu hören. Julietta lag still und rührte kein Glied. Plötzlich aber glitt ein bitterschmerzliches Zucken über ihr blasses Gesicht, ihre Augen öffneten sich, wurden glänzender und flammten noch einmal auf. Mit aller Kraftanstrengung, die ihr noch zu Gebote stand, suchte sie sich im Bette aufzurichten — aber der Wille versagte ihr seinen Dienst; ihr schwaches Haupt sank kraftlos in die Kissen zurück.

„Denk' an deinen Schwur!" hauchte sie der Freundin zu. „Es ist gleich — mit mir verderben. Meine — Giovannina — — —" Die bebende Lippe wollte noch weiter sprechen, aber der Hauch des Todes war zu schwach. Bittend ruhten ihre Augen auf der Freundin.

Giovannina verstand diesen Blick.

Sie erhob sich, schritt zum Fortepiano und schlug mit zitternder Hand die Akkorde zum „Ai quali eccessi" an; aber nur einige Takte — dann überwältigte sie der Schmerz. Sie konnte nicht weiter spielen, stand weinend auf und näherte sich wieder der kranken Freundin. Sie faßte ihre Hand — schnellte zurück, stieß einen durchdringenden Schrei hervor und sank neben Julietta's Leiche zusammen. Der horchende Diener trat schwankenden Schritts in das Gemach.

heute ein Patermacher und leihen kann der in Ohnmacht gesunkenen Gräfin hilfreiche Hand.

Seit dieser Katastrophe waren mehrere Monate dahingegangen und auf den noch jungen Grabe Julietta's wuchsen schon Blumen, von der treuen Freundin Hand gepflanzt. Der plötzliche Tod der jungen Sängerin und die plötzliche Abreise ihrer geheimnißvollen Freundin, womit sie „Adieu" Mr's sich einige Tage beschäftigt, waren durch andere Vorfälle längst verdrängt. Kein Mensch dachte auch nur daran. Selbst zwischen dem Grafen und dem Baron, die sich seit dem verhängnißvollen Abend zu manchem Liebesabstiege zusammengefunden hatten, war von jenem außerordentlichen Ereignisse nicht weiter die Rede gewesen, da dem Grafen, wie er bestätigend erklärte, an jenem Abend plötzlich ein wahres „Engel" erschienen sei, dem er nachreisen mußte. Der Baron dachte selbstverständlich nichts Arges dabei.

„Ich glaube mich", sagte er nur am folgenden Tage zu dem Grafen, „endlich von Ihnen verlieben. Wenn aber dem so ist — Verzweifelnde gehen allem vor!"

Auch war ja ohnehin die Sängerin nun einmal todt und mit den Todten macht sich bekanntlich ein Jedermann nicht viel zu schaffen. So war die Sache unter ihnen abgemacht.

Einen Mann gab es jedoch in Rom, der die junge Sängerin nicht so leicht vergessen konnte, und dies war der alte Kapellmeister B. An ihrem Begräbnißtage hatte sich der Meister in seinem einfachen Zimmer eingeschlossen und hier in der Stille ihr zu Ehren ein Requiem aufgeführt, wie es ihm Liebe und Begeisterung gerade eingaben. Sechs hohe Wachskerzen brannten dabei auf seinem Klavier und noch immer mischte sich jenes wunderbare Schwanenlied der Sängerin in seine Phantasie. „Ich bin froh", sagte er dann zu sich selbst, „daß ich sie nicht später gehört habe; vielleicht würde ich sie weniger lieben."

Unterdessen war die Karnevalszeit herangekommen und das lebensfrohe Volk in Rom ergab sich mit aller Glut und Vorliebe dieser Mummerei. Auch der Baron kam zum Grafen, um ihn zu dem Vergnügen einzuladen; aber dieser schien durchaus keine Lust daran zu finden. Als Entschuldigung brachte er vor, daß er sich seit einigen Tagen gar nicht recht wohl fühle und dann auch meine er, daß ihn der ganze Spaß nachgerade ennuie. Aber der Baron ließ sich nicht so leicht abweisen. Die Hauptsache, meinte er, bliebe bei dieser Mummerei doch immer der ergötzliche Anblick aller der Masken, die sich von einem Jahr zum andern auf den Tag freuen, an dem sie einmal doch auch einen vorlauten Fremden — und überdies wäre es ja unverschämt, eine so schöne Gelegenheit . . . er machte hier ganz besondere, eigene Gesten, daß der Graf sein Unwohlsein vergessend doch auflachte und sich zu einem Domino warf.

Mit einer ganz eigenen Scheu betrat Graf L. sich in dem bunten Menschengewühle umgetrieben, ohne sich besonders belustigt und angesprochen zu fühlen. Er war heute in der That weniger aufgelegt als je. Sechs der Baron langweilte sich in seiner Gesellschaft und verlor ihn bald darauf. Der Graf, sich bemerkend, wollte soeben in seine Wohnung zurückkehren, als eine hohe, prächtige Frauengestalt, wie eine Amazone gekleidet, hart an ihm vorüberkam, ihm seine Schultern berührte und in einem fremdartigen Accent ihm die Worte zuflüsterte: „Willkommen in Rom, Graf L." Dann verlor sie sich im Maskengedränge.

So flüchtig diese Erscheinung auch gewesen war, so hatte sie dennoch auf den Grafen einen tiefen Eindruck gemacht. Er hatte von dem hohen, kühnen Wuchs, von dem vollen, sonnengewölbten Nacken, von dem reichen dunklen Haar gerade so viel gesehen, als hinreichte, seine leichterregbare Einbildungskraft zu entzünden; dann die fremdartige Tracht, der zauberische Klang einer südlichen Stimme, der bedeutungsvolle Gruß . . . Es gab von diesem Augenblicke an für ihn nichts Interessanteres als diese Maskenmummerei; kein angelegentlicheres Geschäft, als der schönen Unbekannten auf die Spur zu kommen. Aber er mußte lange suchen. Endlich fand er die Maske wieder, als der Tag sich schon neigte. Sie nickte ihm zu. Er folgte ihr, trunken vor Wonne, an einen einsamen Ort, wo er ihre Hand ergriff. Sie ließ es ruhig geschehen.

„Du hast wie die Nube genommen, schöne Maske!" begann der Graf mit seiner einschmeichelnden Stimme und wollte die Unbekannte umschlingen. „Wer bist du, himmlisches Mädchen, und woher kennst du mich?"

Die Amazone erwiderte nichts, sondern bog gelenkte Haupt mit Anmuth und Hoheit empor-

bebend, wehrte Sie mit langsamer Handbewegung seinen Liebkosungen.

„Du kennst mich?“ fragte nochmals der Graf.

Die Maske nickte bejahend.

„Warum bist du denn so grausam und schweigst?“ fuhr der Graf fort. „Du raubst mich durch diese entsetzliche Kälte! Diese eisigen Arme lügen — du liebst mich nicht!“

„Ich liebe dir Treue!“ antwortete die Maske jetzt mit dem weichen Zauberton einer glockenreinen Mädchenstimme, und dem Grafen schien es, als ob er zwei klingende Sterne aus den dunklen Augenhöhlen der Wachsfarve aufblitzen; sie brannten in seinem Innern wie ein unauslöschliches Feuer. Seiner selbst nicht mehr sich bewußt, umfaßte er sie und rief: „So liebe mich, du Himmliche, ich bin die Treue!“

„Hast du nie dein Wort gebrochen?“ fragte die Maske wie warnend.

„Nie! Bei allen Heiligen, nie!“ rief der Graf, entsprungend. „Ich habe sie geliebt, doch schon in diesem Augenblick!“ beteuerte er und wollte die Unsinnige umschlingen.

„Aber Julietta?“ . . .

Dem Grafen kam es vor, als werde er verwirrt. Er hatte Mühe, seine Fassung zu behaupten und die Worte hervorzubringen: „Süßer Engel, ich verstehe dich nicht!“

Die Unbekannte machte sich von seinen Armen frei und entfernte sich einige Schritte von ihm. Dann blieb sie stehen und wandte sich wieder zu dem Grafen.

„Du hast mich also nicht verstanden?“ fragte sie. „Kannst du schwören?“

Der Graf legte die Hand aufs Herz und rief: „Ich schwöre!“

„So habe ich dir ein Unrecht abzubitten — vergib!“

Der Graf atmete wieder auf.

„Nicht dir geziemt es, zu bitten“, sagte er rasch und feurig, „vor dem Engel muß sich der Sterbliche beugen! Meine erste und letzte Bitte heißt: Liebe! Liebe! Und der erste Beweis meiner Erhörung sei, daß du mir dein himmlisches Antlitz zeigst!“

„Es sei dir gewährt, aber nicht hier, sondern —“ Die Maske bewegte die Hand noch einer bestimmten Richtung.

Der Graf schwamm im Entzücken und bot der unbekannten Schönen vertraulich den Arm. Er schritt mit ihr, im Gefühl des nahen Glücks, durch das flutende Gedränge in eine Nebengasse, an deren Ecke der Domino hielt und dem Grafen zuwinkte: „Verwöhnter Junge! Hat ein ewiges Glück!“

In der Mitte der Straße jedoch hielt die Maske ihre Schritte an und bot ihrem Begleiter ein wenig verweilen, da sie noch hier und jemand zu besorgen habe, verspreche aber, sogleich wiederzukommen und ihn abzuholen. Wäre der Graf weniger von seinen Sinnen eingenommen gewesen, so würde er die Straße, in welcher er sich befand, leicht als diejenige wiedererkannt haben, in welcher er an jenem Abend von der Seite des Domino entwichen, als er den Diener der Sängerin erkannt, und deren Maske er ihr Schicksal gebeten. Nun aber belästigte ihn nur ein Gedanke. Er ließ es sich alles gefallen, so wartete, so ungern er es auch that, da er fürchtete, das Kleinod zu verlieren, es wartete also auf der Wiederkehr des schönen Weibes. Während dieser Zeit hatte er Muße genug, sich mit seinem Abenteuer zu beschäftigen. Je mehr er aber nachsann, desto unerklärlicher verwirrten sich ihm die Räthsel dieses Abends. Wer war dies schöne Weib und woher kannte sie ihn? In welchem Verhältniß stand sie zu Julietta? Oder nannte sie nur zufällig diesen Namen? Aber warum gerade diesen? Es gab Augenblicke, wo er glaubte, daß sie es selbst sei. Die Gestalt hatte auffallende Aehnlichkeit — nur etwas höher, voller schien sie ihm zu sein — Hand und Augen waren es ganz und gar. Die Stimme freilich — — Er mußte über sich selbst lachen. Julietta war ja längst todt! Die Freundin der Verstorbenen fiel ihm nicht ein — er kannte sie ja gar nicht, denn er hatte sie nie bei ihr gesehen.

Nach einer Viertelstunde kam die Maske wieder zum Vorschein, aber ein weites Gewand verhüllte ihre üppige Gestalt, ein schwarzer Schleier das Antlitz.

Der Graf empfing sie mit einem artigen Scherz über diese Vermummung.

„Die Abendluft wird etwas kühl“, gab sie zur Antwort, „und meine Wohnung liegt ziemlich weit von der Stadt, vor dem Thore. Schaudert dich vielleicht meinen treuen Ritter?“

Der Graf horchte auf.

Der Ton, in dem die letzten Worte gesprochen, kam ihm befremdend vor und die Luft schwirrte in ihm mit seltsamem Grauen, als er der Begleiterin Hand in der seinigen fühlte. Mehr geführt als selbst führend, kam er aus der Stadt. Jetzt aber, in der sie umgebenden Stille, gewann die Luft in

sprang wieder die Thierbude. Der Schwede, so sang allein zu sein in himmlischer Nacht mit dem schönen Mädchen, das er begehrte, verlangte jetzt nach anderer Gesellschaft. Er betrunkete unaufhörlich mit Hand und Mund seine allbekannte Liebe, seine unwandelbare Treue. Eine Zeit lang lief seine Beschwörung ihr gewöhnliches und schon langweiliges Leben ihm nachen. Endlich aber trank sie ihre Schwüre.

„Halten Sie ein, Herr Graf", rief sie, „Sie haben mein Herz noch nicht gesehen! Wie weiß, ob es Ihnen auch gefällt!"

„O, du gefällst mir schon jetzt unendlich, Marianna!" versicherte er mit Feuer. „Du kannst es nur noch auch wirst es nie weniger!"

„Du Herr wirst d' lebens! Sie suchen sich doch nicht ein Leichen, Graf?" sagte sie spöttisch.

„Wie sonderbar du fragst!" lachte der Graf. „Ich bedarf mich am Herz des Lebens und du fragst nach den Todten!"

„Ich bin nur eine Hexe", antwortete die Unbekannte. „Meiner nicht, Herr Graf! Wir werden gleich an einem Kirchhofe vorüberkommen, wo eine liebe Verwandte begraben liegt. Auf ihr Grab besuche ich ihre Geschichte, am liebsten in einsamer Nacht. Ein unwiderstehlicher Drang zieht mich auch jetzt dahin — Wollen Sie mich begleiten, Graf?"

„Bis in den Mittelpunkt der Erde!" rief der Graf im höchsten Feuer und wollte seine Begleiterin umfassen; aber das Mädchen wehrte ihn ruhig ab.

Sie waren jetzt zur Stelle. Eine hohe, mit angelehnte Pforte öffnete sich — der Graf folgte. Sie waren auf dem Kirchhofe.

Hier war der Mond auch den Wolken hervor und goß sein magisches Silberlicht über die nahen Gräber aus Leichensteine und über das wandelnde Paar. Ihm Grafen wurde es doch bald unheimlich an diesem Orte, je schöner die phantastischen Nachtgestalten hervortraten. Er überlief die wie Todtenfälle.

„Laß mich dein leibliches Antlitz sehen, du schön Leben!" Sehne er schrend. „Wie graus vor Todten!"

„Du willst es!" rief die Begleiterin feierlich und schlug den schwarzen Schleier zurück.

Vor dem Grafen stand Julietta in furchtbarer Blässe des Todes, ganz die Figur wie bei jenen Figuren von Holz — Julietta war es selbst — bis Auge funkelte, aber Wange, Lippe, alles war totte Marke — Mit einem Schrei des Grauens taumelte der Graf neben dem Grabe zur Erde.

„Du hast gerächt, Julietta! Mein Schwur ist erfüllt!" rief Giovannina zu den Sternen hinauf und verließ rasch den Kirchhof.

Am andern Morgen fanden die Todtengräber den erfrorenen Körper eines Mannes neben dem Grabe Julietta's. Eine italienische Frauenlarve — Julietta's täuschend ähnliches Ebenbild — lag neben ihm. Er verfiel in eine Fieberkrankheit, von der er nie genas. In seinen Fieberphantasien befand er sich oft im Fantastini-Theater und suchte durch heftige Geberden und durch ein wahnsinniges Lachen die Menge an einem rasenden Klatschen zu hindern, das sein Ohr und sein starr aufgerissenes Auge zu hören und zu sehen glaubte.

Anregungen.

Julian Schmidt als „Tendenzkritiker".

II.

K. G. Ueber die Berechtigung der „Tendenz" auf dem poetischen Gebiete wird gestritten, aber entschieden verneinen wird sie von jedem ehrlichen Mann auf dem Gebiet der Kritik. Die Tendenzpoesie, die Prädestinirte sind die Organe der zu momentaner Macht gelangten Parteigrößen.

Was wir von Julian Schmidt an literarhistorischen Arbeiten kennen, ist Tendenzkritik. Getrieben, ohne je eine organische Verwandtschaft zwischen dem Individuum im Schriftsteller und seinem Werke anzuerkennen, schleift doch diese Tendenzkritik von einer einzelnen Eigenschaft im Menschen auf sein Werk und von einer einzelnen Eigenschaft in seinem Werk auf den Menschen. Weil Goethe in seinen moralischen Betrachtungen an einige Leichtfertigkeiten Kotzebue's streife, nannte ihn Wolfgang Menzel seichtesten einen Kotzebue mit einmal mehr Talent. Die Tendenzkritik ignorirt an einer Statue Kopf, Arme und Beine, wenn sie beweisen will, daß die Nasen ihr nicht richtig sitzen und der Bildhauer „folglich" die Natur nicht studirte. Das innerste Wesen der Tendenzkritik ist die Lüge.

Julian Schmidt ist ein Schüler Arnold Ruge's, hat aber, wie dies so geschehen pflegt, seinen Herrn und Meister, aus dessen „Manifest gegen die Romantik" seine Denkweise und den Inhalt seiner Polemik entlehnt ist, bald verlassen. Das

von Arnold Ruge in den „Hallischen Jahrbüchern“ vertretene Princip war: Freiheit des verhandelnden Verf., Wissens- und Gesinnungsfreiheit der Deutschen auch wo Voraussagungen jener Richtung, wie sie als die Hegel'sche Schule Recht geltend hatte. Das Wissenschaftliche daran war gewiss gewesen „junges Deutschland“, früher auftretend und in absolutistischer Privatbesonnenheit überlegt. Denn, es gingen vom Wissen einst auf einem außerwissenschaftlichen Gebiete adäquaten Privatbesonnen, welche Zeit und Richtung jener Theorien während damaligen Geschehens genügend aus. Jede Meinerschaft, jede Tätigkeit wurde von einem jungen eben hallischen Privatdocenten vorgenommen und nach den Erfahrungen von „Begeisterungsfähigkeit“ und Interessenlosigkeit gesprochen. Die Grundlage Anklage, mit der sie romantischen Recht abgethan wurden, lautete vorhängnisvoll auf „Mißbrauch“.

Zur Abwendung auf „Mißbrauch“ gründete sich der Julian Schmidt noch die zweite, im Ruge'schen Manuscript wenigen schon bekannte Klasse, die „Sittlichkeit“. Diese Kategorie ist es, die ihn von der Jugendfreundschaft des Hegelianers zu den Gegnern trieb, den wichtigen Männern im Staate, die angeblich das wenige Sittliche, was gegen Goethe Klassik zu erinnern hatte. „Sittlichkeit“ war allerdings auch eine der Kategorien Arnold Ruge's, er machte sie nur mit seinen ersten Schülern zu einem humoristischen Genre an. „Sittlichkeit“ war bei Ruge keineswegs der Katechismus, nicht jener langsame Pflanzlauf, zu welchem sich jeder Heilige gratulieren darf, weil er ihm das Seligsprechenwerden unendlich erleichterte; keineswegs jene „Zucht“ des Geistes, welche Julian Schmidt später so oft benutzt und nirgends anderweitiger als aus der, Weisung Mengel und dem Rauhen Hause des bekannten Büchern entlehnt hat, bei Ruge und seinen nächsten Jüngern war die „Sittlichkeit“ erst noch das der Hegel'schen „Vernünftigkeit“ gemäße „Wirkliche“, die Sittengemäßheit, Objectivität, im Gegensatz zur rechtsfeindlichen Beliebigkeit des Einzelnbewusstseins. „Sittlich“ war bei Ruge der Orient mit seinen Harems, „sittlich“ waren die Menschenopfer von Dahomeh, „unsittlich“ alles, was den Menschen um seine Vernünftigkeit betrog, wozu es ihm ein Leichtes gewesen wäre, selbst Dahomeh a Kempis zu rechnen, der fromme Bruder lehrte eben die „unsittliche“ Einfalt und „unsittliche“ introvertirte Hinkehrung. Der Herausgeber dieser Blätter schrieb im Jahre 1842 „Briefe aus Paris“. In einer Vertheidigung derselben in den „Hallischen Jahrbüchern“ war das dritte Wort die Anklage auf „Unsittlichkeit“. Der Verfasser nannte seinen Augen nicht. Georg Jung (nicht zu verwechseln mit Alexander Jung) nannte seine Betrachtungen über den Communismus ebenso „unsittlich“ wie seine Schilderung der Deputirtenkammer. „Unsittlich“ war seine Auffassung Louis Philipp's, „unsittlich“ sein Besuch im Jardin des Plantes, „unsittlich“, d. h. nicht den Hegel'schen Grundsätzen gemäß war sein ganzes Buch vom Anfang bis zu Ende; nicht die Betrachtungen über die Aeußerungen einer Wildheit konnten möglicher, weise aufgenommen Nichts, „unsittlich“ genannt zu werden. Dies war ein Wort in jenen unruhigen Tagen, ein Blitz, der uns allerdings damals Irgend wo bei oberflächlichen Lesern schaden konnte, ich glaube aber, heute Jahre später, im Jahre 1848 thun, konnte ich mit Georg Jung selbst darüber lachen.

Julian Schmidt, ängstlich, ungeschickt, wie seine ganze Art ist, faßte diese beiden von Arnold Ruge entlehnten Kategorien „Mißbrauch“ und „Unsittlichkeit“ mit todtmöglichem Ernste. Der Verwechslung beider Begriffe gab es eine Ausdehnung, wie ihm den einen Theil der gebildeten literarischen Welt (mit einigen vorzüglichsten Ausnahmen) hier, den anderen war weniger erfreuen hat, beinah auch wol in manchem Irrthume gezeigt. Seine Kritik hatte vor zehn Jahren nicht übel Lust, das Ruge'sche Manöver in Paris zu seinen eigen eines, was bisher hochherzig auf dem Gebiet der Gesinnung in Deutschland überliefert war. Statt der unsittlichen Gegenstand des Goethe-Schiller-Cultus, bestehend durch die Gesellschaft, Erinnerungen, die Gleichung der neuern Literaturgeschichte in die Schulen, gewann sie, manipulirten und, wie wir hören, von Auflage zu Auflage seine Literaturgeschichte zu modificiren. Auf dem besten Wege, Schiller und Goethe für die ungeheure Verwüstung in den Köpfen der Zeitalters, d. h. für die Romantik verantwortlich zu machen, kam ihm auch die rechtzeitige Besinnung und in seinem Zorn konnte er es dann doch wenig Grund auf Jean Paul anlegen, den er — wir übertreiben nicht — zum Zuchthaus reif erklärte, denn im „Sittenkodex“ werde ein gemeiner Betrug begangen.

Auf dem Wege, wo in diesem politischen Quietismus permanenter malus von Julian Schmidt bereits Schiller's lyrische Poesie zu „beinahe einem einzigen großen Irrthum“ gestempelt wurde (und neben dem Irrthum liegt bekanntlich in jedem Compendium der Moral die Sünde), hielt der Kritiker inne und schonte, was eben nicht zu zerstören war, machte aber jetzt Kehraus mit fast allem anderen. Glücklicherweise kam ein leipziger Buchhändler auf den Gedanken, ihn zu seinen Uebersetzungen der Diderot'schen Romane eine Einleitung und Umrichtung schreiben zu lassen. Dieser Umstand bot der Negation einigen Halt und auf dem neuen Schaffensgebiet konnte man wenigstens manche positive Meinungen aufgestellt werden. Schon war der absolute Nichtsmuth bei Paul de Kock und Hackländer angekommen, letzterem als dem einzigen, der in unserm Zeitalter frisch und gesund produzirte. Jenem Buchhändler in Leipzig verdankte wir, daß Hackländer wenigstens Dez substituirt bekam. Dies ist der Ursprung des frischen „Realismus“ der „Grenzboten“. Eine tiefe Beschämung über diese Anerkennungen muß sich allerdings seitdem

[illegible] Lichtblick oft beeinträchtigt haben. Um die wirre Stimmung, die ihn bei seinem neuen Versuche der zunehmenden Verflachung auch dieser empfindlichen Talente und Gemüter schon, zu bestärken, machten die Begriffe „Pietismus“ und „Aufklärung“ für den letzten Jahren in den „Grenzboten“ eine ähnliche Rapide über Gatten und Berg, Blut und Blech, Hand, Hof, Kunst und Kegel in der Literatur. Doch unter solchen Umständen der gründliche Gehalt der Dinge, auf welche es im Gattenleben der Völker und namentlich im poetischen ankommen pflegt, dem Junker Schneidewingen nicht zurückkehrt als berühmliche Etappe, empfand die gegenwärtige Literatur mit wenigen Ausnahmen nur zu sehr. Das Publikum überlief es vielleicht, da sich der trotz doch gelben Toleranz für Goethe, Schiller, Lessing auch neue eine Buchhändlerbedeutung zugeteilt, eine Literatur zu Heinrich von Kleist Schriften. Man war begnügt für einmal Verlegen in der einzigen Negation gelang. Das und Kleist und Schiller und Goethe, an Gedem. Ihnen abgerechnet: verzweifelte wenig. Lagen es die Gymnasialschüler, die sich zu sein schienen, nach Homer, Sophokles, Schillern und Goethe nicht mehr lernen oder auswendig zu brauchen. Es war eine Grenzboten-Tatsache nun, die sich gelegt in ein Kapitel Tatsachen der ganzen neueren Literatur, wie die [illegible] gelegentlich früher anerkannten, verwandelte. Wie zum Hohn wurde nur einmal ein plattdeutscher Dichter, der, ins Hochdeutsche übertragen, etwa dem eines Schwankschreiber Langbein gleichkommt, dem Publikum als neuer Musentreff hingeworfen.

Kehren wir auf die in Rede stehende Parallele Julian Schmidt's zurück, so vergegenwärtige man sich, wie ein wahrer Geschichtschreiber, nicht blos ein Zeitgenosse auf „Bildung“ und „Unsittlich“, die Pedanterie des frommen Spener, der Collegia pietatis und Zinzendorf's erklären, schildern, beurtheilen würde. Schiller, ein Geist nicht ersten Ranges, so sehr Goethe ausgegeben, Mundhagen von Knie, hat in seinen hausbackenen Denkmalen diese Darstellung von S. 76 an unbedeutend überflügelt. Ein feiner Beobachter des Sittlichen im Menschen, Kenner der glatten Welt, Kenner ohne Vorzüge und Verirrungen, ernsthaft, aber dem Lächerlichen als dem Ernsthaften im Leben hingekommen und doch von Herzenswallung ergriffen, wo ihm etwas gegenübertrat, das sein Schaffen, so lächerlich es ihm erscheinen mochte, nicht zugleich für Lüge erklären konnte — ein solcher Kulturmaler hat abgelöst von einem Berichterstatter, der Kant heißen — traurig genug, daß wir zuvörderst sagen müssen — Auszüge, Auszüge, Auszüge [illegible] Trockene, langsame Arbeitsamkeit, mißmuthige [illegible] zur Seite stehen dahin mit zusammen- [illegible] Mangel, die verbunden werden durch ein [illegible] Raisonnement, das nur denjenigen interessiren kann, [illegible] ich ebenso gern auf der Jagd entweder nach [illegible] erkundigen oder in Zorneswallungen über „Unsittlichkeit“, stellenweise „Unpatrio-

tismus“ zu ergehen pflegt. Man sage nicht, Thomasius hätte, als er seine sämtliche Versuche, wenn auch zu anderem Zweck, beispielsweise den Einfluß Heinrich's in die Geschichtschreibung eingeführt, wo er nicht hingehöre; ein wenig mehr als Zusammengehören ist denn doch die Antithese — und zwischen Thomasius zwischen Thomasius allerdings die vielen Berichte als Einleitung dienen. Einigen Reiz der Darstellung ist man berechtigt, auch hier zu verlangen, zumal wenn das Gelernte an vielen Stellen das Wissen der Leser nicht, sogelagen der Zopf des Gedankens. Wenn Spener den milden Thau des Christus auf die leidenden Gesellschaften seiner Zeit herabbeten, so ist von seiner Beurtheilung jede Vergleichung mit der Gegenwart fern zu halten. Wie heftigen seinen milden Thau und anderen, unserm Urtheile als besser begründeten Vorschlägen, damals ignorirte und verlegte er auch nicht Schiller und Goethe. Man lese alle diese Auseinandersetzungen bei Julian Schmidt, diese überflüssigen, [illegible] Concessionen, diese [illegible] tendiöse Zurückhaltung mit sich selbst. Die Grundstrebung seines Thomas (S. 76) ist eine Concession in dictatorischer Art, wie sie nur einmal Hegel, auch die Intellectuellen und das freie Leben möchten sich an Schablonen unterbringen lassen, wenn auch Arme und Beine darüber zu Grunde gehen. Diese Methode würden wir dem Begriff der Geschichtsphilosophie zugute halten, wie sie nun einmal durch Hegel die constructive Methode erhalten hat, wenn nur dann die angegebenen Abstractionen und Signaturen ganzer Zeitrichtungen wenigstens von der Logik unterstützt würden. Der hier und zugemuthete, orakelnd ausgesprochene Gedankengang: „Der spießbürgerliche Zunftzwang in Staat, Kirche, Schule u. s. w.“ (dies die Gesammtcharakteristik des 17. Jahrhunderts'), „erlitt zwei Gegenwirkungen, „eine volksthümliche“, durch Spener und den Pietismus, und eine — „weltbürgerliche“, durch Leibniz“ (weltbürgerlich, weil Leibniz französisch schreiben konnte') „und den Nationalismus“ — diese Parallele ist geradezu Unsinn. Spener und Zinzendorf waren nicht nur ebenso französisch, allgemein weltmännisch gebildet und der Pietismus durchaus „weltbürgerlichen“ Ursprungs, wie Leibniz in damaliger Weise deutsch „volksthümlich“ war. Sind „volksthümlich“ (populär) und „weltbürgerlich“ Gegensätze? Bisher galten nur weltbürgerlich und national dafür. Und hat je ein Mensch den Satz aufgestellt: Alexander von Humboldt hat deshalb, weil er zufällig mit Frankreich, Südamerika, Rußland Verbindungen unterhielt und besser französisch schrieb als Oersted und Berzelius, den Naturwissenschaften eine — innere, organische, wissenschaftliche Veränderung gegeben? Das wäre doch die Parallele zum — „Nationalismus“. Das Komische an dieser Construction ist, daß gerade im Gegentheil Leibniz durch seine „Weltbürgerlichkeit“ bis zum heutigen Tag eine Anknüpfung nicht für den Nationalismus, sondern für den Pietismus gefunden hat, wenigstens für den Versuch, den man sorg-

ich in Erfurt machte, Karlsbad, Marienbad und Franzensbrunn auf Grund der Nachgiebigkeit zu verstehen. Warum benenne man diese Begriffsbestimmungen? Weniger, weil sie der schiefen Alt-Hegel'schen Constructionsmethode als die Jung-Hegel'sche Verdammung des Jch zu seinem hohen Begriff charakterisiren.

Der „Erzählung", die Julian Schmidt in der Nacht wie lachende, süße Lauben verheißen hat, sagt denn natürlich bei solcher Methode immer nur kalt und gleichgiltig, immer nur an den Constructionen interessirt, rauht ihre Cigarre und berichtet, was jene Gentlemen zu Gunsten der „gesunden Menschenvernunft" beweisen sollen — das „Bildungs"- und dem durchgängigen Ton seiner besonnenen Gesetzt und bedeutsamer Ironie, und „Natürliche", wenn die Cigarre ausgegangen ist, mit einer sich zuweilen erhebenden „Entrüstung", die denn und wann auch auf das Plausible einer wohlthätigen patriotischen Thesis spendet. Die Geschichte müssen wir allerdings dem Autor zu Lieb werden lassen. Der letztere Punkt ist der aufrichtigere, etwas mehr gesunder Menschenverstand und der Mann scheint zuweilen für die Druckerschwärze vom „Rauhen Hause" sein.

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Götz von Berlichingen.

Nach den neuern historischen Anschauungen hat das Bild von edler Treuherzigkeit und gewissenhafter Rechtswahrung, das Goethe in dem alten Ritter mit der eisernen Hand aufstellt, etwas nachgedunkelt. Nach W. Zimmermann, dem verdienten Geschichtschreiber der Bauernkriege, war Götzens Theilnahme an dem Aufstand der Bauern keineswegs eine nur gezwungene und Schlosser nennt sowol ihn wie seinen Schwager Sickingen — Raubritter, denen der neue kaiserliche Landfriede nicht behagte.

Um das Bild seines Ahnherrn in jenem patriarchalischen Zauber wiederherzustellen, wie ihn Goethe schilderte, hat Friedrich Wolfgang Götz Graf von Berlichingen-Rossach in Mannheim eine Zusammenstellung alles dessen herausgegeben, was dem Leumund seines Vorvordern ein würdiges Zeugniß gibt. Wir finden in seiner „Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und seiner Familie" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861) ein (auch mit typographischer Sorgfalt) errichtetes schönes Denkmal der Familienpietät. Wir finden hier zuvörderst einen nach den besten Ausgaben revidirten Text der bekannten Selbstbiographie Götzens; hierauf die urkundliche Zusammenstellung einzelner den Ritter betreffender Thatsachen, dann eine besondere Darstellung des von Kurmainz gegen Götz erhobenen Processes; auch eine Schilderung jener kundvollen Hand, deren sich Götz nach dem Verlust der seinigen bei der Belagerung von Landshut bediente; schließlich eine Geschichte seines ganzen Stammes und im Anhang eine Rechtfertigungsschrift des heidelberger Professors Abel. Die Herausgabe von Gedichten eines Dichters, die der Herausgeber vor einigen Jahren durch ein Rundschreiben an die hervorragendern Namen veranlaßte, ist eingeschlafen. Eine solche Einladung möchte eine nicht ganz zu billigende Form gewesen sein, um den Anklang zu bewahren, den ein bekannter Name gefunden; der Dilettantismus regnet in solchen Fällen jede Gelegenheit, sich geltend zu machen und pocht nicht lange, worauf es dabei eigentlich ankommt. Die vorliegenden Gedichte wiederholen nicht viel mehr, als wir alle nach Goethe's Lied empfinden, mit einmaliger Rücksicht, daß manches hübsch Motivgedicht den Duft des alten Hausgeruchs auch gegen die „modernen Schwätzer" von „Volksbüchern" (s. B. S. 541) noch hat. Selbst der alte Cardan hatte manchmal einen seiner schwarzen Tage (bei andern Gelegenheiten schien mir auch die „rothe" nicht)

Jetzt werden sie mit Mißvergnügen
Das Neujahr begrüßen.

Die besten dem Werke beigefügten Gedichte Götzens sind wol die aus dem einsamen in jüngern Jahren, d. h. eben nach seiner Verurtheilung, als eine zwar äußerlich behäbigere Natur, in denen eine fast balladische Wendung das Blut in lebendigere Erregung erhält, dann gewinnt sich eine Dichtung von Schlichtheit und verdeutlicht verklärter Schauerung. Das Bild des Greises trägt noch mehr die Spuren innerer Verschlossenheit und erbitterter Vergrämelung, aber die aufgezogene Braue des ersten Bildes senkt sich hier vertrauenerweckender zu den milder gewordenen Schläfen nieder. Bekanntlich hat Götz, ganz abweichend von Goethe's Darstellung, fast 40 Jahre unter dem Druck der beschworenen Urfehde wie Damokles unter dem Schwert leben müssen, verwiesen auf seine Burg Hornberg und von allem „ritterlichen" Treiben jener Zeit für immer ausgeschlossen.

Neue Romane und Novellen.

XXIX.

Zu den immer gern gesehenen Mitarbeitern einiger unserer bessern Unterhaltungszeitschriften gehört Heinrich Hendler, der einen Theil seiner zerstreuten Arbeiten unter dem Titel „Abendstunden" (drei Bände, Leipzig, Schrag-Hoffmann, 1861) herausgegeben hat. Zuweilen entlehnt der Erzähler seine Anregungen historischen Thatsachen, zuweilen interessanten Lokalsitten. „Ein Kind der Sünde" wird niemand ohne Interesse lesen.

Aehnliche Sammlungen sind von Luise Ernesti „Bilder und Skizzen aus dem Leben" (zwei Bände, Leipzig, Brunow, 1861), und Karl Wartenburg „In trüben Tagen" (zwei Bände, Ebendaselbst), erschienen. Jene Erzählerin ist besonders im Leben kleiner Städte heimisch und gibt auch hier wieder Beweise ihrer genauen Kenntniß westfälischer Oertlichkeiten wie schon einmal in ihrer „Reise nach den Externsteinen". Karl Wartenburg

Achte Scene.

Anna, Frau von Prittwitz bleiben prüfend an der Mittelthür ſtehen. Darauf Friedrich Auguſt.

Fr. v. Prittwitz.

Kommt uns denn Niemand entgegen? Wo iſt die Churfürſtin? Warten Sie, Liebe — ich will doch ſehen, — Alles hier wie ausgeſtorben — vielleicht dort — (folgt Vitzthum).

Anna (bange und mit Beſorgniß).

Was geht hier vor — eine ängſtliche Ahnung — ſollte die Churfürſtin ſich anders beſonnen haben — (ſich umſehend) dieſe unheimlichen Zimmer — (erblickt den eintretenden König) o mein Gott!

Fr. Auguſt (ſcheinbar ruhig ſich nahend).

Schöne Anna, welch' ein glücklicher Zufall führt in ſpäter Nacht Sie auf mein ſtilles, liebes Moritzburg?

Anna

(ihn mit Strenge fixirend und die Situation überſchauend).

Zufall?

Fr. Auguſt (ſich abwendend).

Ich fühle — ich geſteh' es mit Beſchämung — das Bittre dieſer Betonung. Ja, Anna —

Anna (ſchnell, ernſt einfallend).

In der That, Majeſtät —

hat eine sentimentale Richtung und scheint sich nach französischen Mustern gebildet zu haben. Seine Darstellungsweise verschmäht den Effect nicht, ist aber oft recht glücklich darin.

In einem größern Roman hat Louise Mühlbach auch die Adelsfrage behandelt. „Während Zwölf Jahre oder der Werth eines Namens" (zwei Bände, Leipzig, Brunow, 1861) sucht in den mannigfachen Schicksalen und dem tragischen Untergang der Familie eines westfälischen Majoratsherrn, der zwölf Jahren seiner Liebe zu einem Bürgermädchen seinen Namen und alle Vorrechte seiner Geburt opferte, darzuthun, daß man nicht ungestraft mit einem schlagwortartigen Lebensgesetz wie der Idee von der Macht des Adels brechen könne, suche es auch auf noch so großem Umwege. „Ein Name allein kann oft das Lebensglück eines Menschen ausmachen oder vernichten, ein Name oft allein Segen oder Fluch über eine Familie bringen."

Schlimm genug, wenn dem so ist! Wir können zum Thema der Verfasserin, daß nur das materielle Gut von Fürsten und Kunstfreunden die bessere Anerkennung sich bei Dichtern und Künstlern bringen solle, nicht beipflichten, halten vielmehr unter allen Umständen die Wahrheit und ein ideales Ziel höher berechtigt als alle Konventionslichkeiten. Daß die Mißachtung und Verleugnung der Adelsvorrechte von Seiten eines einzelnen Thorheit sei, weil ein einzelner dadurch die Vorurtheile seines Standes doch nicht auszurotten vermöge, mag vom materiellen Standpunkt aus eine gewisse Berechtigung haben — vom idealen nicht. Denn wie wäre wol je ein allgemeiner und entscheidender Vernichtungskampf gegen jene Vorurtheile, welchen die sonst doch freidenkende Verfasserin selbst wünscht, zu hoffen, wenn es nicht von einzelnen allmählich vorbereitet würde?

Was den unterhaltenden Theil des Romans betrifft, der in Neuyork beginnt und später in das westfälische „Sauerland", während der bewegten Erhebungsperiode von 1848, hinüberspielt, so enthält derselbe in dieser zweiten Hälfte — die erste ist etwas breit und sogar nüchtern — manche spannende Situationen, die jedoch zu sehr auf den äußerlichen Effect berechnet sind.

Daß der ins Deutsche übersetzte Roman der geistvollen Schwedin **Marie Sophie Schwartz** (geb. Wirath), aus dem wir unsern Lesern, noch während derselbe sich unter der Presse befand, ein Bruchstück, „Die Schwiegermutter", mittheilten: „Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861), das gleiche Thema behandelt, erwähnten wir schon. „Der Adel ging nur von dem Recht der höhern Gewalt aus." „Es gibt blos Eine Menschenwürde, vor welcher wir uns mit Achtung beugen können, und diese ist die moralische Ueberlegenheit." „Man ist kein Mann von Ehre, ohne zugleich ein Mann von Gewissen und Herz zu sein." „Der einzige Adel, der Geltung vor Gott hat, besteht in dem unabhängigen Streben nach den Tugenden, welche den Menschen zum Ebenbilde in der wahren Bedeutung des Wortes machen."

Wenn die Verfasserin das Gleichnamige ziemlich oft betont, so geschieht es doch stets mit Rücksicht auf den Geist, nicht die Form desselben. Die schwache Grundlage des menschlichen Glücks und Elends setzt Sophie Schwartz in der Arbeit und der Selbstbeherrschung, durch welche neben der materiellen Unabhängigkeit auch die wahre geistige Freiheit bedingt wird. Mittels dieser beiden Tugenden läßt sie ihren Helden, den „Mann von Geburt", von ihrer Heldin, dem „Weib aus dem Volke", zum „Mann von Ehre" erziehen und erst nach Bewährung dieser bei dem eingeleiteten Ausgleichungen unendlich schwierigen Aufgabe — mit dem Preis seines Lebensglücks — will dem Helden Hermann Hedwig Vergessen lehren, denn „Liebe und Ehe soll nicht eine materielle Frage, sondern die moralische Vereinigung zweier Herzen sein". In trefflicher Raumvertheilung zeigt hier die Verfasserin den großen Einfluß des Weibes auf das geistige Leben des Mannes und schildert abwechselnd die Art von Beide, in der Eindruck der Erscheinung ihres Ziels die Herzlichkeit des Helden Hermann halb zu nähren, halb zu dämpfen versteht.

Darin haben wir zugleich eine Probe von dem zweiten Hauptvorzug des Romans, der künstlerischen Darstellung. Sie erhält uns, trotzdem, daß sich dieses „Bild aus der Wirklichkeit", wie der Titel den Roman bezeichnet, fortwährend nur in den Grenzen des Alltagslebens bewegt, doch vom ersten bis zum letzten Kapitel in der anregendsten und erwartungsvollsten Spannung, welche zuletzt eine eigenthümliche Lösung findet, eine solche, die den Leser in dieser Beziehung fast berechtigt, das Buch der Schwedin Schwartz ein — Verlustbuch zu nennen.

Den Charakter seiner Buchmacherei trägt „1830. Roman und Geschichte von **Lucian Herbert**" (zwei Bände, Leipzig, Brunow, 1861). Oft möchte man an unsern besten Errungenschaften, an den Interessen der Freiheit irre werden, wenn man im Gefolge des Großen und Bedeutenden so viel phrasenhafte Speculation gehen sieht.

Alfred Meißner veröffentlicht in zweiter Auflage eine „Geschichte des Pfarrers vom Grafenried" unter dem Titel: „Zwischen Fürst und Volk" (drei Bände, Leipzig, Brunow, 1861). Wir finden diesen geistvollen Dichter nie verlegen um seine Erfindungen. Er greift ins bunte Menschenleben und weiß namentlich auf artistokratischem Gebiet, wie es scheint aus eigener Erfahrung, so viel Abenteuerliches zu schildern, daß ihm die bunteste Zusammenwürfelung von Charakteren und Situationen ein Leichtes ist. Auch hier hat ein Fürst einen natürlichen Sohn, der als Gartenbursche auf dem Schlosse erzogen wird, sich in eine Prinzessin verliebt, sie verführt und Anlaß wird, daß ein Graf die Verlegenheit decken muß. Er selbst wird Pfarrer, läßt sich in politische Umtriebe ein und kommt zuletzt doch noch in seinem wahren Ursprung zur Ent-

bildung. Wird das, bedenklich genug und der höhern Literatur nicht recht angehörend, wird allerliebst erzählt, frisch, erlebnißt und an manchen Stellen mit dem ganzen ausbrechenden Talent des Sängers der „Hütte", der in seinem poetischen Schriften manchmal ein humoristisches Versatzstück mit sich, mit dem Publikum und leider auch mit den Musen zu treiben scheint. Glücklicherweise steht die Kritik dem allen harmlos zu und läßt sich den Autor in seinen liebenswürdigen Launen so wie er ist gefallen.

In einem Bändchen „Charaktermasken" (Leipzig, Grunow, 1862) zeigt sich Alfred Meißner von seiner vortheilhaftesten Seite. In scharfer, kecker Zeichnung hat er hier einige höchst drollige und charakteristische Figuren auf's Papier geworfen. Man sieht, alle seine frühern socialistischen Träumereien, seine weltschmerzlichen Roman- und Dramenstoffe haben ihm die heitere Laune nicht trüben können. Der drollige Scherz: „Die Verlobung der Cybelia", wird jedem ein frohes Lachen abgewinnen.

Für den Weihnachtstisch.

In überraschend schöner und zu neuen — buchbinderischen Motiven reicher Ausstattung erscheint von Rudolf Gottschall eine „Schwesterharmonie zwischen Schiller und Goethe" (Hamburg, Verlagsbuchhandlung, 1862). Möglich, daß sich diese im leuchtendsten Anilinroth strahlende Buchdruck- und Buchbinderschöpfung vom Verfasser der immermehr sich Bahn brechenden „Neuern deutschen Literaturgeschichte" (Breslau, Trewendt, 1860) auch eine Art Anhalt an ihr Vorhaben bestellte, sozusagen etwas, was wie ein Buch, nicht wie ein Toilettenkästchen aussah. Aber selbst ohne diesen Ursprung wäre der Gedanke doch ein glücklicher, dem Schiller-Goethefeligen Publikum Sprüche zusammenzustellen, in welchen sich die großen Geister begegneten. Die Anordnung nach bestimmten Gesichtspunkten: „Gott und Natur", „Der Mensch und das Leben", „Das Weib, „Sittliche Welt" u. s. w., erleichtert den Gebrauch für jeden, dem ein seiner jeweiligen Stimmung entsprechender classischer Gedanke Erhebung gewährt.

Auch die von derselben Verlagshandlung herausgegebenen „Deutschen Dichter und Denker" dürfen hier in neue Erinnerung kommen. Sechs Hefte dieser interessanten Unternehmung, hervorragende Momente der deutschen Literaturgeschichte durch Holzschnitte zu illustriren, liegen in Einem Bande vereinigt vor und empfehlen sich jedem gebildeten Hause als fesselnde Lectüre.

Von Kinderschriften empfehlen wir die bei Flemming in Glogau erschienenen, die sich durch angenehme Ausstattung, Farbenreiz, unverfänglichen Inhalt auszeichnen. „Nach der Schule", von Thekla von Gumpert, hält sich innerhalb der kindlichen Sphäre von 8—12 Jahren, bringt hübsche Bilder und manche sinnig anregende Belehrung. „Der Junge Lust und Lehre", von H. Masius herausgegeben, ist für die reifern Jahre bestimmt, bringt vielerlei und immer in gewählter Form. H. Smidt's reiche Erfindungsgabe kommt der Jugend in mehren neuen Erzählungen zugute: „Der Page des Prinzen", „Wie gelitet so gestritten". Ueber die jugendliche Sphäre hinaus gehen die „Deutschen Reime und Räthsel" von Carrodi, dem bekannten schweizer Schriftsteller und Maler, der recht frisch ins bunte Leben zu greifen versteht, ohne jedoch immer einer sündenden Wirkung sicher zu sein. Was soll nur das, was jenes bedeuten — ist man zu oft versucht, bei seinen Einfällen zu fragen. Interessant sind die so außerordentlich vorgeschrittenen Leistungen im Farbendruck in den Bilderbüchern von Julie Kuhlkopf, z. B. „Zur Sternwarte".

Empfehlen wir noch „Geschichten für Kinder" von dem bekannten Pädagogen W. Curtmann (Bielefeld, Heinemann). Sie sind schon in sechster Auflage erschienen und bringen zugleich von Gustav Süs die diesem Künstler eigenen lustigen Illustrationen. In manchem verräth sich der strenge sittliche Sinn dieses Veteranen der Jugendschriftstellerei, z. B. in der Wahl des doch gar zu düstern Bildes aus dem Alten Testament vom Propheten Elias.

Zeichnungen von Gustav Süs schmücken auch das empfehlenswerthe Kinderbuch: „Aus treuem Herzen" von K. L. Stein (Rostock, Leopold). Erzählungen, Gedichte und Märchen wechseln in bunter Reihe.

Die englische Bühne der neuesten Zeit.

Bekanntlich ist die englische Bühne von der Höhe, auf welcher sie noch im vorigen Jahrhundert stand, herabgestiegen. Der zunehmende Puritanismus und die Prüderie der Familienerziehung haben schon den Romanerfindungen der Engländer bedenkliche Grenzen gesteckt; die Bühne vollends wird vom größern Theil der Nation ignorirt.

Während sich theils die „Farcen" in der Nachahmung und Uebertreibung französischer Stoffe gefallen, die Ausstattungen der mise en scène an den großen Theatern Londons die Dichtungen zur Nebensache machen, haben dennoch einige Talente sich in Originaldramen versucht, ohne jedoch besonders Bedeutendes geschaffen zu haben. Lewes, der Verfasser der Biographie Goethe's, gibt in zwei Bänden (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861) eine Zusammenstellung: „Selections from the modern british dramatics". Eine dankenswerthe Zugabe sind die jedem der hier mitgetheilten Stücke angefügten biographischen Notizen über die Verfasser derselben, Bulwer, Talfourd, Sheridan Knowles u. a. Die Mehrzahl dieser Stücke ist bereits auf der deutschen Bühne durch Bearbeitungen von Blum, Töpfer, Bärmann u. a. heimisch.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Wiener Briefe. II. — Neue Bücher. — Die Musikfeste. — Aus Cöln und Bonn. — Berliner Chronik. II.

Wiener Briefe.

II.

Wie es den Anschein gewinnt, dürfte die Verpflichtung der hiesigen Künstler an der landwärts Ausstellung, nachdem ihnen der entsprechende Raum gesichert ist, nun demnach ziemlich lebhaft werden. Daß Werke und Werke wird allerdings aus den kaiserlichen und den Gemäldesammlungen einzelner liberaler Kunstgönner, wie des Erzherzogs Albrecht, des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg, der Erzherzogin Sophie, der Fürsten Liechtenstein, Metternich, Rohan und vieler anderer, welche ihre Bereitwilligkeit hierzu ausgesprochen haben, dahin wandern, allein auch dieses wird nicht genügen, die österreichische Kunst, gegenüber der deutschen (düsseldorfer, münchener) der belgischen und französischen, wirksam zu vertreten. Namentlich werden die Sieben aus neuerer und neuester Zeit nicht im Stande sein, eine besonders günstige Meinung zu erwecken. Amerling, vielleicht unser vorzüglichstes Talent, ist schon seit lange in bedauerliche Unthätigkeit versunken. Rahl ist ein tüchtiger Zeichner und Componist, aber seinen Pinsel leitet kein sicherer Farbensinn und neben Kraft und Wahrheit begegnet man gesuchten, unvermittelten, genrehaften Effecten; Blaas ist kein selbständiger Künstler; Dobyaschofsky manierirt; Canon, obwol ein Genie, hat seine ernsten Studien gemacht und malt nur in Aufwallungen; der alte Führich könnte nur in Cartons seine bedeutende Compositionsgabe zur Geltung bringen; Kupelwieser's streng religiöse Richtung würde vielleicht in England noch am ersten Eingang finden, wenn seine Gestalten nicht zu typisch-flach wären, um lebendig ansprechen zu können; unsere besseren Genremaler, wie Löffler, Lauffberger, Friedländer, Pettenkofer u. a., können den düsseldorfer, den belgischen und französischen Künstlern dieser Richtung nicht Stand halten. Unser hervorragendstes Talent für Landschaftsmalerei, Gallenz, leistet wenig in höherer künstlerischer Richtung; Hansch, van Haanen, Hoyer und die übrigen reichen bei weitem nicht an die Achenbach, Rottmann, Lev, Calame u. s. f.

Die musikalische Saison hat am 3. November mit dem ersten philharmonischen Concert glänzend begonnen. Diese Concerte bleiben ihrer frühern classischen Richtung treu. Bach, Mozart, Beethoven, Spohr, Mendelssohn, Schumann bilden den Stamm des vierjährigen Programms, dem nur ein paar Novitäten (Reinecke's Ouverture zur „Dame Kobold" und eine Symphonie von Herbeck) angereiht sind. Auch die Gesellschaft der Musikfreunde nähert sich immer mehr dieser den Wünschen des Publikums entsprechenden Richtung und nachdem sie in ihrem ersten Concert Haydn's „Jahreszeiten", dieses wenig junge Wunderwerk eines fruchtbaren Genies, zum Entzücken der verhältnismäßig ungeheuren Menschenmenge aufgeführt hat, haben noch Beethoven's Egmont- und Weber's Preciosa-Musik, Mozart's Es-dur-Symphonie, eine Symphonie von Schumann, die Harold-Symphonie von Berlioz, die große Beethoven'sche Festouverture, ein Schubert-Arrangement von Liszt und eine Composition von Rubinstein auf ihrem Programm. Die Singakademie hat in ihrem ersten Concert eine Anzahl der interessantesten Chöre geistlichen Inhalts aus alter und neuer Zeit gebracht, für das dritte (in der Charwoche) ist die Matthäus-Passionsmusik von J. S. Bach angesetzt. Das Helmesberger'sche Quartett blieb seinem Beethoven-Cultus treu und bringt in seinem ersten Cyclus von sechs Abenden sieben Tonwerke dieses Meisters, zwei von Mendelssohn, zwei von Schumann und je eins von J. S. Bach, Schubert, Haydn, Mozart, Rubinstein, Volkmann und Goldmark.

So sehen wir einer Reihe herzerhebender musikalischer Eindrücke entgegen, die in unserer Zeit um so mehr Noth thun, als sie allein es sind, die uns aus dem nüchternen Treiben der Gegenwart wenigstens für Augenblicke in die Regionen göttlicher Träume emporzuheben vermögen. Weniger erfreulich ist der Zustand unserer Oper. Das lange Unwohlsein des ersten Tenoristen Ander war ein bedeutendes Hemmniß einer reichern und mannichfaltigern Entwickelung des Repertoirs. Der neue Tenorist Morini, von dem Außerordentliches vorausgesagt wurde, hat die Erwartungen nicht gerechtfertigt und außer der trefflichen Dustmann besitzen wir keine Sängerin ersten Ranges, weder im rein dramatischen noch im coloristen Gesange. Das Beste, was uns bisher Neues geboten wurde, ist Schubert's Operette „Die Verschworenen"; das Beste, was in Aussicht steht, ist Marschner's „Hans Heiling"; Richard Wagner's „Tristan und Isolde" hat man aufgegeben.

Unser ausgezeichneter Musikästhetiker und Kritiker Dr. Hanslik, der bereits seit einiger Zeit als außerordentlicher Professor der Geschichte und Aesthetik der Tonkunst an unserer Hochschule wirkte, ist nun definitiv und mit Gehalt als solcher angestellt worden und demgemäß aus dem Verbande der Unterrichtsabtheilung bei dem Staatsministerium, der er bisher als Concipist angehörte, getreten. Bestanden bisher seine Zuhörer aus einem gemischten Publikum, welches

die Kenntniß dieser Vorträge anging, so sind es nun durchaus Studirende, die sich einschreiben lassen und deren Zahl bereits siebzig beträgt.

Diese Erscheinung, die jüngst stattgehabte Vertheilung der Vereinsschriften mit der Kenntniß an den deutschen Lesern des Conversationslexikons der Musik in Wien, Hellmesberger den Jüngern, und jener der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft an den hiesigen Männergesangverein sowie die Umgestaltung der Jenkner'schen Erziehungs- in eine Staatsanstalt und die ebenberührte Vorsorge für eine gedeihliche Entwickelung unserer Kunstschätze überhaupt sind ebenso viele erfreuliche Zeichen einer gesteigerten Theilnahme der Staatsverwaltung an diesem so wichtigen Factor des öffentlichen Lebens.

Das gesellschaftliche Leben, das außer der dem Tanze gewidmeten Zeitschrift in der Regel nur dem Kartenspiel und der Musik gewidmet ist, läßt in der verwichenen Zwischenzeit noch beide Gebäude, sowohl Kasinohaus und Theater jetzt am meisten in Blüte stehen. Die ersteren sind in steter Zunahme an Zahl und Umfang der Einrichtung begriffen, den letzteren merkt man es an, daß sie auf die Gunst der Zeit rechnen. Unsere Volkstheater, einst eine vielgerühmte Eigenthümlichkeit Wiens, die im Leopoldstädter Theater ihren ausschließlichen Sitz hatte, besteht nicht mehr. Das Volksdrama als Volks- oder Localstück wird in allen vier Vorstadttheatern abwechselnd mit andern Richtungen gepflegt, hat aber weder Dichter noch Darsteller mehr, die das echte Volksleben zu vertreten vermöchten; wir begegnen nur einzelnen ins Allgemeine verwässerten Zügen desselben, zuweilen von einer glücklichen moralischen Nutzanwendung gehoben, stets aber mit einem Unsinn abenteuerlicher Begebenheiten vermengt. Der Erfolg der reinen Schaustücke, welcher in neuester Zeit zwei hiesigen Theatern (Thalia- und Karltheater) aufgeholfen hat, dann jener des Ballets im Hofoperntheater und der leichtgeschürzten Operette verrieth wenig für die Geschmacksrichtung unserer Zeit. Ohne Spannung des Geistes und ohne Erhebung des Gemüths durch bloßes Schauen und Hören zu genießen, aus der Welt in Bildern, die für sich sprechen, aus der Welt in Tönen, die man nicht um ihre Bedeutung zu fragen hat, bequeme Eindrücke in Sinn und Seele aufzunehmen, dies ist das alleinige Verlangen des Jahrhunderts und jene Tausende, die nicht mit dem raschen Dampfe die Welt durchfliegen können, sind mit Hast darum, sie in theatralischen Schaustücken, in Reisebildern, Kosmoramen und Stereoskopien zu erobern.

Das Burgtheater thut was es vermag. Die besten Kräfte für das Lustspiel, die ihm nacheinander, zuletzt durch den Verlust der Damen Gosmann und Bayer, verloren gingen, ersetzen sich früher oder später und die Leistungen auf diesem Gebiete sind noch immer vorzüglich; die Tragödie ist bei uns wie überall im Gedränge; doch ist der Sinn für die großartige Tragik Shakspeare's und Schiller's nicht bei uns erloschen. Die vollen Häuser, so oft eine ihrer Meisterwerke zur Darstellung kommt, sind der sprechende Beweis, daß bei aller Gleichgiltigkeit der eigentlichen Weltmenschen für das Erhabene in einer großen Bevölkerung noch genug frische Herzen schlagen, die der Begeisterung Platz sind. Der Andrang zu der Schiller'schen Wallenstein-Trilogie, die auf Anlaß seines Geburtstags aufgeführt wurde, und kurz vor- und nachher zu seinem „Räubern", so seinen „Räubern", hat gezeigt, daß bei uns der große vaterländische Dichter noch lebendig ist.

Außer den Theater- und Concertsälen entwickelt das öffentliche Leben sich in den Versammlungen der immer zahlreicher werdenden Vereine, in den wissenschaftlichen Vorträgen, die hier wie sonstwo Mode sind, am meisten aber in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses. Mit Recht folgt die Bevölkerung diesen Verhandlungen mit dem größten Antheil, denn es handelt sich um die ersten Güter des gesellschaftlichen Lebens und es kann Gott danken sein, so viel hervorragende Gemüthlichkeit, so viel Geschick und Redekunst bei ihren auf einander wirkenden Vertretern zu finden. Nur in der ersten Zeit die schroffe Gegenstellung der Centralisten, die für die Reichsverfassung einstehen, und der Föderalisten, die den Landtagen das Uebergewicht verschaffen möchten, zu bedenklichen Ausbrüchen der Leidenschaft geführt, wobei die Haltung nur zu oft verloren ging, so zeigt sich jetzt, nachdem man sich sattsam an der Verfassungsfrage gerieben hat, der tief eindringende Geist der Versammlung im erfreulichsten Lichte und die satirische Schärfe, die zuweilen in die ruhige Erörterung einschneidet, schadet dem Ernste nicht, mit welchem die Versammlung jeden Gegenstand zu erschöpfen sucht, sondern erfrischt ihn nur und gibt den Gedanken, die hervortreten sollen, ein pikantes Relief.

Daß die in überwiegender Anzahl im Hause sitzenden Professoren und Advocaten als die redegeübtesten Mitglieder desselben auch die hervorragendste Rolle spielen, ist natürlich. Gut wäre es, wenn diesen meist ausgezeichneten Männern (Hasner, Brinz, Herbst, Mühlfeld, Giskra, Braune, Klaudi u. s. f.) eine genügende Anzahl durchgebildeter liberaler Staatsmänner (wie z. B. Freiherr von Kalchberg, Taschek, von Waser, Berger) das Gleichgewicht hielte, damit der Theorie des Professors, die oft überwuchert, und der Polemik des Advocaten, die sich in der Bekämpfung des Gegners gefällt und nur zu leicht von den leitenden Gesichtspunkten abirrt, der Wegweiser sicherer Erfahrung zur Seite stehe. Wäre das bemerkte Gleichgewicht stets vorhanden und leicht herzustellen, dann würde ein zweites Haus am ersten entbehrlich erscheinen.

Auch die öffentlichen Sitzungen des Gemeinderathes nehmen die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Dort ist der Wehstuhl aufgeschlagen, in dem die Fäden aller Wünsche und Bedürfnisse der großen städtischen Bevölkerung zusammenlaufen und der Verarbeitung harren. Die Zusammensetzung dieses neuen

Kaffee ist heute genug. Zum Schluß sei die wackere Gesellschaft für alle Freunde des schönsten Weins durch zahlreiche Mitglieder so tüchtig vertreten, daß überflüssige Warnungen und nichtige Vorschläge nicht aufkommen können. Es wird gut sein, die Ueberhaste Haft, mit welcher die Väter der Stadt, um das Versammlungsverbot gegen den früheren Gemeinderath zu rechtfertigen, ein wahres Hallhorn verlautbarten Weltbrandes über die Bevölkerung auf einmal aufzuspeichern sich abmühen, den Eckel der Steuerzahlenden einstweilen beschwören, hoffentlich aber die Gerichtsbarkeit nicht ausüben lassen.

(Ein letzter Brief folgt.)

Rosa Bonheur.

* Diese berühmte Malerin hat sich von ihrem großen malen Vermögen jetzt einen Landsitz, Ort, bei Fontainebleau gekauft. Man kann sich denken, in welch hohem Grade sie die landschaftlichen Schönheiten und die malerisch schönen ländlichen Staffagen genießt, die sie von ihrem Hause aus überblicken kann. Sie hat das Jahrhunderte alte Haus durch Anbauten vergrößern lassen, doch so, daß ihm nichts von seinem altertümlichen Charakter genommen ist. Ihr Arbeitszimmer, das mit Tapisserie ausgelegt ist, prangt von den besten Kunstgegenständen und ist ein redendes Zeugniß dafür, daß sie auch anderer Künstler Arbeiten zu schätzen weiß, indem sie diese willig für die goldenen Schätze eintauscht, die ihr die eigenen Thierstücke und Meierhöfe eingebracht haben.

Es wurde ehemals von Rosa Bonheur gesagt, daß das Uebermaß der Arbeit sie ungesellig und verschlossen gemacht; jetzt hat das glückliche Landleben, das ihre physischen Kräfte gestärkt hat, sie auch heiter und gesellig gemacht. Sie ist die Gastfreundschaft in Person und gewinnt sich durch ihre Freundlichkeit und wahrhafte Herzensgüte allgemeine Liebe. Wenn sie nicht mit Malen beschäftigt ist, so überwacht sie ihre Weinberge und ihre Blumenbeete oder fährt mit ihrer kleinen Ponneequipage durch die Waldungen. Ihr Anzug ist bei solchen Gelegenheiten originell und erinnert an den der Chasseurs de Vincennes. Eine lose gelbliche Jacke, die bis zur Hüfte fällt, weite Unterkleider, die mit einem Knieband gehalten werden, und dazu ein Paar der niedlichsten pariser Stiefeletten. Rosa Bonheur ist zu sehr Französin, um je eine gewisse Nettigkeit des Anzugs, wenn er auch noch so von der Mode emancipirt wäre, aus den Augen zu verlieren. Niemand übertrifft sie in den feinsten weißen Manschetten und Kragen, die mit Diamantknöpfen befestigt werden. Ihr kleiner runder Hut paßt sowol zu dem übrigen Anzuge als zu dem grauen lockigen Haar und den scharfgezeichneten Gesichtszügen. Rosa Bonheur macht bei alledem auch nicht für einen Augenblick den Eindruck, den unmännliche, affectirte Frauen unfehlbar auf den Beschauer hervorbringen.

Die Missionen.

* Obgleich die Zeitungen traurigermaßen berichten, daß immer mehr Missionare von den Karaiben mit Haut und Haar gefressen werden, gehen doch in England noch enorme Summen für die Zwecke der Missionen ein. Mrs Yonge, deren Schriften, z. B. „Das Erbe von Redclyffe", auch mal bis nach Deutschland gedrungen sein werden, ist namentlich freilich nur passiv bethätigt geworden. Sie hat den ganzen Ertrag ihres „Daisy-Chain" („Maßliebchen-Kette" (nicht ein prächtiger Novels-Titel a la „Edelweiß") — Zwei Bde. 8. — zur Bekehrung eines Missionszöglings in Neuseeland hergegeben und außerdem noch für die Ausstattung der Missionsschule, genannt „Das weiße Kreuz", einen großen Theil des Gewinns, den ihr „Das Erbe von Redclyffe" abgetragen.

Wenn man den verschiedensten Leuten von dem Nutzen erzählen hört, den manche Missionare z. B. in dem Interesse Blicken angerichtet haben, so ist man geneigt, einer Aufforderung des Gouvernements wenig Interesse zu schenken. Das Beste haben ihnen die Geschenke Eleon der Schwarzen mit dem Kaufmännischen gemeiner Kaufleute so gut gemacht haben, daß sie ihnen Jacken und Mützen und Tücher zu liefern. Nach solch einer Komödie lassen sich dann die Leute taufen und es wird nach der Heimat berichtet, daß abermals so und so viel Seelen „gerettet" sind. Der Missionar aber muß weiter ziehen, denn wenn sein Vorrath an Jacken erschöpft ist, ist er seines Lebens nicht mehr sicher.

„Aus Ost und West."

— „Aus Ost und West" (Berlin, Decker. 1861) nennt sich eine Sammlung von sechs Vorlesungen, die der Dichter des „Mirza Schaffy", Friedrich Bodenstedt, in längern Zwischenräumen zu München gehalten hat. Der Redner war lange genug in Rußland und im Orient, um über slawische Volkspoesie, den Kreml in Moskau als Träger und Mittelpunkt der russischen Geschichte, über die Stellung der Frauen im Orient und das russische Theater aus eigener Anschauung berichten zu können. In seltsamem Gegensatz zu diesen Vorträgen stehen die beiden Vorträge über Shakspeare und die altenglische Bühne. Sie verknüpfen das Bekannte gefällig und für ein gemischtes Publikum lehrreich.

Berliner Chronik.

II.

... Nicht ohne gerechten Beifall bekämpft die öffentliche Meinung, daß, nachdem die traurige Erfahrung durch die Entsendung der nicht für große Gefechten geeigneten „Krauseln" gemacht worden war, die Behörde doppelt vorsichtig in der Wahl hätte verfahren und nicht das edelste Schiff, das wir besitzen, der Gefahren stellen, um eine Spatzenschießerei in die Nordsee zu

machen, wo man vorzüglich auf rasche Gewandtheit auf praktische Thorne als auf Gelehrsamkeit sehen konnte. Die „Amazone", schon seit den letzten Jahren unter dem Namen „Der alte Kasten" bei dem Marinepersonal bekannt, ist auch unter Deck gebaut und existirt seit 1843. Damals war die Zeit, wo die Kielrudergung die Gemüther ergriff, nach neue entdeckt, nach neuer Theorie, unter deren Leitung die Navigationsschulen von Danzig und Cuxhaven, auch nach dieser Seite hin der Seemannsausbildung schon Vorzügliches leisten und zu Uebungsfahrten die Möglichkeit durch ein dazu eingerichtetes Schiff darbieten. Die „Amazone" wurde für die damalige Zeit nach hohem amerikanischem Muster als Segelschiff gebaut. Damit sollte diese erste Corvette, unter deren heutigen Constructeur ganz entgegen, nicht mit fürstlichem Namen, sondern bezeichnete sie nach dem bekanntlich vaterländischen Landwurf jener Zeit, nach der Amazone von Kiel, deren unvergessene Herrscherin Wilhelm IV. auf diese Werft — die Buch-Pfeiffer'sche „Preciosa"! Der Kopf der Amazone, der sich würdig an die antiken Kunstwerke anreiht, schmückte als hervorragendes Emblem im kunstreichen Vorzeichnis die Spitze dieses ersten Schiffs der preußischen Kriegsmarine. Ein sehr anständiges Deck sowie ein schmales Heck und eine für seine Verhältnisse viel zu schwere und hohe Takelage lassen schon lange die Amazone den bewegten See und nachdenken Stürmen der gelegten Gefahr der Havarie, wenn nicht Schlimmeres sind.

Der erste Jugendtraum unserer Seekriegsmacht — 18 Canonen, 4 Officiere und eine 120 Mann starke Besatzung — ist geträumt! Die Geschichte unserer gegenwärtigen Marineverhältnisse sind in der That unerquicklich und mächten, kämen sie in voller Wahrheit zu Tage, die Begeisterung für dieselbe herabdrücken. Um ein derartiges Institut zu errichten, bedarf es vor allem einer genauen Kenntniß und einer die Gefahren nach menschlichem Ermessen erwägenden Umsicht. Wir abstrahiren von der leitenden Spitze, verlangen aber doch, daß zur speciellen Handhabung Männer von Fach und Kenntniß von der Regierung waren berufen und erwählt werden. Statt dessen wurde Herr Holten-Cavalius, ein Schwerte, herangezogen, der im Krimkriege zwei gute und tüchtige Kanonenboote gegen das englische Schiff Ibetis eintauschte, was, wie man sagt, kein vortheilhaftes Geschäft gewesen ist. Nach mehrjähriger Erfahrung entließ man denselben und nahm einen holländischen Kapitän, erhob ihn zu allen nur erdenklichen Ehren, um leider zu spät zu erkennen, daß dem Mann die preußischen Interessen nicht verständlich waren, er überhaupt auch für nichts weniger als eine Capacität gelten konnte. Schreiber wurde mit hoher Pension entlassen. Die andern verschiedenartig herangezogenen Dirigenten unserer Marine waren, wenn auch ehrenhafte Persönlichkeiten, doch nicht sonderlich erfahrene und gebildete Sachverständige; sie wurden den Landtruppentheilen, vorzugsweise dem Artillerie-Officierkorps, entnommen. Auf den jungen, theils in englischen Diensten als Seecadetten, jetzt ausgebildeten Seeofficieren beruhte die ganze Hoffnung unserer Marine.

Man sagt, daß anfangs die „Gazelle" zur Uebungsfahrt bestimmt gewesen war; da dieselbe Havarie erlitten hatte und noch nicht restaurirt war, wurde die „Amazone" „auf Befehl" in See geschickt. Ob der Lieutenant I. Klasse, Herrmann, der Führer derselben, in energischer Weise, wie es hätte geschehen sollen, protestirt und die Unzulänglichkeit des Schiffs zu solcher Fahrt dargethan hat, wissen wir nicht. Gewiß ist es, daß Niemand unter dem unsicheren Schiff zu sein, indem „Arcona", „Thetis" und „Elbe" auch in ähnlichen Meeren Proben und man sahen den Gedanken der Versuchsfahrt auf sich haben mußte als den der Prüfung, in wie von maßgebender Seite der so gar keine Gefahrgefahr solcher Art in Frage gezogen hatte.

Wollen Sie nach so Unerwartetem ein anderes Bild und erwarten — ich kann kaum sagen „Heiteres", denn es liegt der sehr schwer schwarzen Druckschrift eine ernste Wahrheit zu Grunde — so lesen Sie: „Die Polizei war nicht vorhanden. Ein bewaffnetes Gemetzel mit einem ernsten Schluß, von einem Abgeordneten der neuen Aera." Der Verfasser hat sich nicht genannt, hat aber mit großer, wenn auch schwerer Feder unsere Lage so specifisch charakterisirt, wie überhaupt die seit lange schon auf beiden Seiten bindurchene Politik gekennzeichnet, daß jene Andeutungen Ihn gewiß noch: „Da spricht ein großer Geist gelassen aus!"

Hier eine Probe: „Herr von Manteuffel hatte es bei jeder Gelegenheit dem Landtag gegenüber, daß es auf seine Gesinnung nicht ankomme, sondern auf nur auf einfach thun würde, was der König befohlen habe, und damit basta." Der Kammer gegenüber bezeichnete sich Herr von Manteuffel also als Anhänger der monarchischen Regierung. Nach oben hin soll er aber parlamentarische Gesinnungen nicht ganz haben verläugnen können. Er war also weder ganz monarchischer noch ganz parlamentarischer Minister. Das Ministerium Auerswald macht es gerade umgekehrt. Nach oben hin thut es gewaltig monarchisch. »Ungeschwächte Machtfülle der Krone« und »Königthum von Gottes Gnaden« ist immer das dritte Wort. In seinen Verlautungen wird Ministerium und Krone beständig identificirt, jeder Angriff auf irgendeine ministerielle Handlung oder auch nur Aeußerung seitens der unabhängigen Presse wird sofort der öffentlichen Meinung als Majestätsbeleidigung denuncirt. Haben wir es doch sogar erlebt, daß ein freisinniger Staatsanwalt die Kritik einer ministeriellen Kammerrede wirklich als Beleidigung des Königs gehabt hat! Den Kammern gegenüber, o da sind unsere freisinnigen Herren Minister gewaltig parlamentarisch! Man ist daher berechtigt, den Schluß zu ziehen, daß sie es wenigstens mit einem von beiden nicht ernst meinen."

Von welchem panischen Schrecken viele Gemüther hier ob der Wahlen ergriffen sind, können Sie denken! Die Extreme, wie sie hier aufgetreten, verdienen nach beiden Seiten hin ernste Erwägung. Dennoch glauben wir, daß sich schließlich doch ein gesunder Sinn Bahn brechen und die Vernunft trotz aller Hemmniß das Scepter führen wird. Eine Auflösung der Kammer, von der man in gewissen Kreisen jetzt schon spricht, dürfte natürlich das verfehlteste Mittel sein; sie würde nur noch entschiedenere „Fortschritts"-elemente hineinbringen und Preußen trotz aller Jubels über die „Neue Aera" in eine wüste Wiederherstellung der alten Zustände führen.

(Ausgegeben am 19. December 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. **Nr. 52.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Berchtesgaden. Von Rudolf Gottschall. — Johannes Gutenberg. Von Dr. Hartmann. — Der Blick. Eine psychologische Studie. Von Dr. W. Osmald. — Julius Schmidt als „Sternwarteschreiber". III. — Neue Romane und Novellen. XXX. — Kalender auf 1862. — Weltmarkt und Industrie. — Zeitungsschau. — **Neues aus der Welt.**

Berchtesgaden.

Von Rudolf Gottschall.

Das bairische Hochland kommt immermehr in die Mode. Das kann den reinsten, keuschesten Naturen passiren. Denn rein und keusch bleibt das bairische Hochland wie irgendein Gebirge in Deutschland. Aus den Wäldern sind noch keine Parks gehauen, die Berge sind noch mit allen naturgemäßen, halsbrechenden Beschwerlichkeiten zu bestreiten, aus den Gasthäusern sind noch keine Hotels geworden mit obligaten Oberkellnern und Portiers, aus den bairischen Oberländern noch keine — „ehrlichen Schweizer"!

Wenn es aber mit der Steigerung des Fremdenverkehrs so fort geht wie in den letzten Jahren, so steht alles, was noch nicht ist, für nächste Zeit in Aussicht. Ganz besonders in diesem Sommer waren die Glanzpunkte des bairischen Gebirgs, noch spät bis in den September hinein, dermaßen von Fremden besucht, daß jeder der neu Ankommenden sich glücklich preisen konnte, wenn er gerade ein Zimmer in einem der Gasthäuser frei fand. Unter solchen Umständen und da der Mensch ein Wesen ist, das zur Speculation neigt, kann auch in diesem zur Gläubigkeit stimmenden prachtvollen Tempel Gottes Ketzerei nicht ausbleiben.

Reichenhall, mit seinem Bade Achselmannstein, nimmt bereits eine Miene an wie ein Neugeadelter. Die Solenbäder, Molken- und andere Curen versammeln hier schon einen Kreis wirklicher Kurgäste, und wo das der Fall ist, d. h. „wo der Mensch hinkommt mit seiner Qual", besonders der berliner Hof- und Commerzienrath, da muß auch bald System in die Sache gebracht werden, was gewöhnlich damit beginnt, daß von einer „Saison" gesprochen wird und daß sich die Hoteliers ihres Zusammenhangs mit der Weltgeschichte bewußt werden. Aber die herrlichen Berge wissen es recht wohl, daß sie der Endzweck aller dieser Bemühungen sind, daß sie mit ihren duftigen Wäldern und sonnigen Höhen mehr werth sind als alle die natürlichen und künstlichen Gewässer, welche der hülfsbedürftige Mensch für sein nach dem ewigen Heilsverfahren strebendes Leben classificirt und mit den Etiketten versieht, damit der schönen und guten Sache auch der Name nicht fehle. Die Lage von Reichenhall in dem breiten Thal zwischen dem Untersberg, dem Staufen und Dreisesselberg ist reizend, der Weg von Ingell bis hierher ist noch reizender und das zwei Meilen weiter nach Osten liegende Salzburg hat in seiner romantischen Gruppirung mit Recht eine europäische Berühmtheit.

Aber alle diese Schönheiten zählen nur, wenn

man das Allerherrlichſte noch nicht geſehen, wenn man durch die Reize von Berchtesgaden noch nicht für alles andere gefeſſelt iſt. Hinein verſenke ich mich mit Bädeker im biometralen Vergleich; er empfiehlt den Weg nach Salzburg über Berchtesgaden. Ich lege Umgebung — ſchon um dem ſo viel ernüchternden Eindruck des öſterreichiſchen Paßvergnügens nicht entgegenzugehen, ſondern zu entfliehen. Auch Reichenhall iſt ſchnell vergeſſen, ſobald wir von den Zaubern von Berchtesgaden und umgegen fühlen wir in den Armen einer neuen, ſchönern, den Gedanken der Ehe beſeligenden Geliebten. Reichenhall trägt ſchon gefältelte Mädchen mit Parrmeedes; Berchtesgaden iſt noch der erſte, nur Naturlaute mit nackten und ſteigebräunten Knieen; Reichenhall lächelt, Berchtesgaden lacht und lacht ſo herzlich, ſo aus geſundem Herzen, daß der auch tiefer zu bewegen wäre, deſſen Herz da nicht mitlachte. O, ihr Zaunſteckchen, die ihr ſammelt „von Begierde zum Genuß, und im Genuß verſchmachtet nach Begierde", und in Berchtesgaden nicht zu bleiben vermögt! Leſet euch denn das unglückſelige, rothgebundene Buch, das euch keine Ruhe im Genuß gönnt? Ich habe mit allen meinen Sorgen auch dieſen infernalischen Führer, den Bädeker, abgelegt und flammerte mich feſt an die Wirklichkeit, ſie mochte Namen tragen welche ſie wollte.

Von Traunſtein aus bis hierher hatte ich als Reiſebegleiter einen ſchwäbiſchen Pfarrer erhalten und nachdem in Berchtesgaden uns bereits aus zwei Saraſtro Pforten das „Zurück!" entgegentönt war, wurde uns endlich die dritte Pforte, und zwar im Poſthauſe, aufgethan. Von einer ſtabilen Geſellſchaft war hier keine Rede; täglich neue Geſichter, täglich ein paar flüchtige Bekanntſchaften angeknüpft und andern Tags: Auf Wiederſehen! Mein Schwabe harrte länger aus, als er ſich's vorgenommen, er machte die Partie nach dem Königſee und nach andern Punkten in der Nähe wie ein Geſchäftsreiſender, ſodaß ich ihn ohne Kummer andern überließ, denen er beim Mittags- oder Abendtiſch förmlich aufpaßte, um ſich ihnen für den nächſten Morgen anzuſchließen. Alles was der Mann ſah, betrachtete er mit einem gewiſſen Lächeln, in welchem Demuth und Schlauheit wunderlich gemiſcht waren. Seine immer wiederkehrende Idee bei allen tiefer ſchüttternden Naturſchönheiten war das Bedenken: Wie muß das im Winter ſein! Mit dieſem froſtigen Gedanken hatte er immer die rechte Abkühlung und hielt jedes Schauſement von ſich fern. Der elegiſche Lamartine ſahen ihn freilich manchmal ſehr verwundert an, wenn er beim Anblick einer herrlichen Landſchaft am Seeufer ſo gleich wieder mit Schnee bedeckte und ſagte: „Aber im Winter, da muß dies nur ſo ſchön ſein."

Den Königſee wollte ich ohne — Ihn genießen und emancipirte mich von meinem Schwaben. Ich wollte die Gelegenheit eines recht ſchönen Tages abwarten. Aber dieſe Freude ſollte mir nicht zu Theil werden. Bald nachdem ich mich auf den Weg gemacht hatte, ſchien es, als hätte mein Pfarrer die Natur beſchworen; ich gerieth in einen Regen, aus welchem kein Entrinnen mehr war. Ich kam an dem Ufer des Sees, hatte bei der ſchönen „Kuhl" im Gaſthaus bereits zum zweiten male Kaffeeſtudien gemacht, um eine Entſcheidung des Wetters abzuwarten. Der Fiſchmeiſter gab mir Vertröſtungen. Ein kleiner offener Kahn ſollte mich nach St.-Bartholomä führen; bald war nichts mehr zu ſehen als das tiefe Grün des Waſſers, ringsumher kahle Felswände und über mir Wolken, graue Wolken, die ſich immer tiefer über die Felszipfen herabwälzten. Der Regen begann aufs neue trotz dem Fiſchmeiſter und als wir nach einer Stunde auf St.-Bartholomä gelandet waren, erhielt ich von den Ruderern die erbebende Verſicherung, daß es nunmehr vor drei Tagen nicht aufhören würde. Angenehme Perſpective!

St.-Bartholomä, ein Jagdſchloß und ein paar Häuſer, liegt ſo ziemlich am Ende des Sees, auf einem Stückchen glänzend grüner Wieſe, welchem hier die ſtarren Felſen großmüthig ſein Daſein gönnten, das einzige Landungsplätzchen. Hinter dieſem Stückchen Grün erheben ſich wieder nur hochaufſteigende Felſen und tief herabhängende Wolken; rechts das erſte ſteile Wandſtück des Wagmann und über dem ſüdlichen Abſchluß des Sees die rieſige Wand des „Steinernen Meers" mit den glänzenden Schneelagen auf der Höhe. In dem Hauſe, von deſſen offener Thür aus ich meine Wolkenſtudien machen konnte, hatte ich nun auch Zeit genug, die in dem großen Hausflur aufgehängten Malereien zu betrachten. Es ſind dies mehr als ein Dutzend Conterfeis von Fiſchen auffallender Größe, welche zu verſchiedenen Zeiten (ja in verſchiedenen Jahrhunderten) im Königſee gefangen wurden und hier, mit Angabe der Größe und des Fangtages, in Oel gemalt — d. h. gemalt worden ſind. Der Genuß eines dem Königſee ganz unreinenthümlich zugehörenden Fiſches, welcher ſonſt für alle Fremden eine

Delicatesse war, sollte mir leider auch nicht zu Theil werden, da der Fährmann auf Schwarzbrunnen seit einiger Zeit auf obrigkeitlichen Befehl ausgeliefert ist, um gänzliche Entleerung des Sees zu verhüten. So begnügte ich mich mit dem Genuß der gemalten Fische, die, wie ich fürchten mußte, nächstens auch ihrem Element — nicht dem Oel, sondern dem Wasser — zurückgegeben werden würden; denn die Wellen drängten nunmehr in solcher Tiefe und Menge sich über die riesigen Felsen in den See herab, daß es schien, als ob sie sich mit dem dunklen Wasserspiegel auch innigst vermählen wollten. So war an eine Wanderung des Ufers schwerlich mehr zu denken und ich machte mich denn, in einem kleinen Kahn, unter strömendem Regen und ohne allen Schutz, die Rückfahrt an.

Die Noth machte mich wenigstens erfinderisch. In dem Kahn lagen mehrere Bretter, die ich mir über den unteren Theil meines Körpers so zurecht legte, daß ich damit eine feste Decke gewann und mir Kopf und Oberkörper dem Regen aussetzte. Freilich war mit der Zeit auch der gefürchtete Umstand ein, daß der Kahn selbst nach und nach sich mit Wasser füllte. In diesen Erinnerungen an die Zeiten der Sündflut befand ich mich mit meinen beiden Ruderern, die alle Kräfte anstrengten, auf dem schauerlich schönen See in einem Umkreis von mehreren Meilen allein. Wenn die Gottheit des Geschicks einen gewissen Höhepunkt erreicht, so wird der Mensch höchst gleichgültig; meine Situation war bereits so verzweifelt, daß ich sie mit Humor erfaßte und mich an den gespensterhaften Wolkengebilden ergötzte, welche die beiden Felsenwände an beiden Ufern förmlich heraufkletterten und darin eine große Geschicklichkeit exercirten. Ich war vollständig gefaßt, im Untergang der Natur getrost mit unterzugehen und träumte schon von einem Nekrolog in der Kreuzzeitung.

Unter erschwerenden Umständen hatte ich dereinst weitberühmten und vielgepriesenen Königssee kennen gelernt! Je nun, sagte Roderich Benedix, ich war auch damit zufrieden, ganz besonders aber, nachdem ich glücklich wieder gelandet war und Kathi mir zum dritten male Gelegenheit zu Wasserstudien gab und mein gemiethetes Wagengespann wieder auf dem Wege nach Berchtesgaden war, was ja in einer Stunde zu erreichen war.

Ein Gedanke erfreute mich jetzt ganz besonders: der Gedanke an meinen Schwaben! Himmel! Ich konnte kaum die Zeit erwarten, ihn so durchnäßt, wie ich war, ganz unmerklich unter die Augen zu treten, und ich sann auch im stillen auf die Möglichkeit, daß er zur Abwechslung einmal die Sorge um mich haben würde, wie Berchtesgaden wol an einem schönen Sommertage aussehen würde. Aber der Mann des Gegensatzes war abgereist.

Am andern Morgen, als die Sonne wieder hell und rein über die Berge schien, machte ich mich eiligst auf den Weg, um noch einmal das herrliche Ramsau, das mich schon bei meiner Durchfahrt entzückt hatte, wiederzusehen und mit vollster Ruhe zu genießen. Der ganze Weg von Berchtesgaden nach Ramsau und eine halbe Stunde weiter hin zu den breiten grünen Matten ist so überwältigend schön, daß ich darauf vier Stunden aufbrachte, wiewol er in zwei Stunden bequem zurückgelegt ist. Ramsau selbst gewährt, von jeder Seite betrachtet, das malerischste Bild, das man sich denken kann. Nach Osten hin bildet der „Hohe Göll" den Hintergrund, nach Westen hin die breite Felsenwand des Kematenberg.

Die Reize dieses Ramsau und der Umgebung sind so üppig, daß ich sie jedem Dichter und Maler empfehle, der hier noch neue Lorbern sammeln kann.

Von den größern Bergen der Gegend ist vor allem der [illegible] Aus hohe Wagmann der bekannteste und beliebteste Höhepunkt des ganzen Gebirgs, welcher das herrliche Bild von Berchtesgaden nach Südwesten hin in imponirender Weise abschließt. Dieser Wagmann ist ein ganzer Kerl und wenige Tage Aufenthalt auf seinem breiten Fundament genügen, ihn wahrhaft lieb zu gewinnen. Zunächst ist er von allen seinen heiligen Brüdern durch die originelle Form unterschieden; seine beiden Spitzen geben der bayerischenliegenden breiten Einsenkung das Ansehen eines Kraters, den hier nur statt dunkler Lava eine recht ansehnliche, in der Sonne hellglänzende Schneelage bedeckt. Wunderlich ist der gute Wagmann, wenn er mit den Wolken spielt, die ihn ganz besonders lieb zu haben scheinen; denn sobald sich nur irgendwo am Himmel einige Wolken blicken lassen, so kann man sicher darauf rechnen, daß sehr bald darauf oben beim Wagmann große Generalversammlung aller „Segler der Luft" stattfindet. Das ist dann da oben in der Höhlung und um die beiden Spitzen ein Her- und Herziehen, ein Drängen und Kommen und Gehen, daß der chamäleontische Wagmann in fast jeder Minute eine veränderte Physiognomie zeigt.

Einen andern Freund gewinnt man in dem Hohen Göll, einem gebrungenen schönen Kreidefelsen. Er hat zwar nicht den Humor des Wagmann, aber trotz seines kolossalen Hauptes doch mehr Sinn für zarte Poesie, denn an jedem Abend kann man sich den hohen Genuß bereiten, bei Sonnenuntergang, wenn in den Thälern schon Dämmerung herrscht, ihn im rosa Licht erglühen zu sehen.

Sind nun hier der Göll und Wagmann die beiden Hauptmagnete für das entzückte Auge, so sind doch die Elemente, welche das gesammte poetische Gemälde bilden, so außerordentlich zahlreich, daß wir uns hier eben nur mit den besonders hervortretenden Schönheiten und Eigenthümlichkeiten befassen können. Namentlich ist es die seltsame Gruppirung des Orts selbst, eines Marktfleckens von über 2000 Einwohnern, welche die Mannichfaltigkeit des Bildes auf dem dafür schon von der Natur ursprünglich geschaffenen Terrain fördert.

Drei Hauptheile des Orts sind es, welche man voneinander unterscheiden kann. Das sind erstens die ganz tief unten an der hellgrünen Ache gelegenen Sudhäuser, Maschinenwerk, Holzfelder u. s. w.; zweitens die mittlere Höhe, welche von den Landstraßen durchkreuzt wird, wo der eigentliche Kern des Orts ist mit seinen beiden Straßen, mit seinen Kirchen und Gasthöfen; und der dritte Theil endlich, welcher zerstreut auf den ringsumher aufsteigenden nähern und fernern Anhöhen liegt und ebensowol aus den Hütten der Einwohner selbst besteht wie aus den zierlichen neuangebauten Häusern angesiedelter oder sommerwohnender Städter.

Trotz dieser vielen städtischen Besucher in Berchtesgaden hat der Ort dennoch bisjetzt seinen ländlichen und ursprünglichen Charakter auszuzeichnet zu wahren gewußt. Die ländlichen Bewohner dieses ganzen äußersten Winkels im südöstlichen Theile von Oberbaiern sind ein kerniges, treuherziges und liebenswürdiges Völkchen, welches keineswegs dem Städter die hochmüthige Miene des Bauernstolzes zeigt, wie es bei den meisten Bauern des Flachlands und auch sehr häufig im Gebirge der Fall ist. Ein reizendes Bild der Bevölkerung selbst erhält man am Kirchweihtage; da strömt die ganze Umgegend schon am frühen Morgen herbei, zur Kirche und zum „Dultmarkt", die Männer in der Tracht der tiroler Alpenjäger, mit Halbstrümpfen, langen Jacken, die Mädchen in den ausgeschnittenen und mit gefränseltem Band besetzten Leibchen, mit reichem Perlen- oder Zinnhalsband, und sein Haar unter den vielen Tausenden ohne Blumenstrauß und ohne die schwer herabhängenden goldenen Troddeln. Der Mittelpunkt dieses Zusammenflusses ist zunächst der Dultmarkt im Hofe der ehemaligen sehr umfangreichen Propstei und an der alten nicht uninteressanten Schloßkirche. Der kleine Ort ist besonders reich an Kirchen, deren drei recht hübsche vorhanden sind, welche natürlich das Malerische des ganzen Bildes heben.

Ganz am äußersten Ende nach Osten hin, auf der Straße nach Salzburg, liegt das berühmte Salzbergwerk, das man in gewissen Stunden gegen Lösung von Karten besuchen kann. Ich möchte jedem den Besuch dieser unterirdischen Welt anrathen, der außer dem wissenschaftlichen Interesse für das großartige System dieses Bergwerks auch für die kleinen Unbequemlichkeiten den nöthigen Humor mitbringt. In einem der an der Straße liegenden Gebäude versammeln sich nach und nach die Fremden, welche mit Erlaubnißscheinen dafür versehen sind, bis die Stunde der Eröffnung für den Fremdenbesuch schlägt. Wenn die Zahl der Besucher besonders groß ist, werden sie in mehreren Abtheilungen zu acht bis zehn Personen, jede mit einem Führer versehen, eingelassen.

Aber nicht als gewöhnlicher Sterblicher gelangt man in den Berg, sondern erst nach den nöthigen Vorbereitungen, die uns empfänglich zum Schauen der Tiefen-Geheimnisse machen. Diese Vorbereitungen bestehen in dem Anlegen des Bergmannskleides, Rock, Hose und Hut, nicht zu vergessen des bekannten höchst einfach construirten ledernen Sitzapparates. Ehe uns, die wir bereits versammelt waren, diese Kleidungsstücke übergeben wurden, trat ein schon bejahrter Engländer mit zwei Damen ein, von denen die eine nicht mehr jung, aber sehr corpulent, die andere noch ziemlich jugendlich, aber auch recht kräftig entwickelt war. Während der alte Herr bei uns unten blieb und mit sehr anerkennenswerther Verleugnung seines Britenstolzes den Gentleman mit den schwarzen und groben Bergmannskleidern überzog, wurden die beiden Damen eine kleine Treppe höher in eine Art von Verschlag geführt. Bald konnte man von dorther ein leises Kichern vernehmen, was sich aber sehr bald bis zum entschiedenen Lachen steigerte und uns keinen Zweifel ließ, daß die Heiterkeit durch das Anlegen des Costüms erregt werde. Endlich erscheint der Moment, in

Fr. August.

Anna, keinen Vorwurf! Verdammt man den Verurtheilten, der seinen Wächter besticht, ihn entfliehen zu lassen? Ich bekenne mich schuldig.

Anna.

Sire, Sie treiben die Würde eines Weibes auf eine schwindelnde Höhe; entlassen Sie mich!

Fr. August.

Ein Herz, das Sie verstoßen, tödten Sie!

Anna.

Sire, Sie sind König, um zu beglücken, nicht um zu foltern!

Fr. August.

Anna, was ich Ihnen nicht geben kann, ist das Diadem der gekrönten Herrscherin. Warum mußten Sie diesen Brand der Liebe in ein Herz werfen, das unter einem Purpur schlägt? Aber dies königliche Herz bebt wie jedes andere menschliche; in seinen Kammern kann dieselbe Leere, in seinen Fibern dasselbe Leiden zittern.

Anna.

Majestät, die Bahn, durch welche die jetzt sinkende Sonne einer Königsmark schritt, geht nicht durch das Zeichen — der Jungfrau!

Fr. August.

Fürchten Sie sich vor dem Augenblick, wo die Welt erfährt, daß Anna von Einsiedel die Beherrscherin

welchem die Damen, in Incrpersübied, kurzem Rock u. s. w., die Treppe heraufeigen. Wer noch nicht die Gelegenheit hatte, Damen in Bergmannskleidung zu sehen und noch dazu so reputable, der kann sich auch keine Vorstellung von dem überwältigenden Eindruck dieser Erscheinung machen.

Das englische Trifolium nahm einen Führer für sich allein und eilte uns in den Berg voraus. Fünf Minuten später setzte auch unsere Truppe sich in Bewegung, nachdem ein jeder noch eine Blendlaterne vorn in den Lederguss gesteckt erhielt und einen sehr massiven Handschuh über die rechte Hand, dessen Zweck sich später erst klar machte. Von unserer Gesellschaft, die aus neun Mann bestand, waren wir nur drei schon vorher persönlich bekannt geworden, ein sehr derber mecklenburgischer Oekonom, ein etwas angegrauter thüringer Pädagog und ein äußerst heiterer Wiener.

Beim Eintritt in den „Hauptschlag" grüßt man aus der glühenden Sommerhitze urplötzlich in eine kalte Luft; aber das Tempo des Marsches ist derart, daß nach einer Viertelstunde das innere Thermometer wieder ansehnlich gestiegen ist. Der Geschwindmarsch durch die ersten gemauerten Gänge, welche endlos scheinen und dabei nur die Breite für eine Person haben, macht einen eigenthümlichen Eindruck. Im Gänsemarsch, d. h. einer dicht an den andern sich schließend, geht es so eilig und so still durch diese schwarzen gemauerten Schläuche, als sei einem ein Kobold auf den Fersen. Ich sah mich im Sturmschritt unwillkührlich um, erblickte aber nur die Laterne meines Hintermannes, des letzten aus dem Zuge, der auch bereits anfing, diese übergroße Eile zu verwünschen.

So geht es wol zehn Minuten fort, geradeaus, linksum, nun wieder geradeaus, rechtsum, nun eine schmale Steintreppe hinauf, wieder vorwärts — endlich ein Halt! Wir sind aus den gemauerten Gängen in einem Raume angelangt, auf dessen Wände sich die Laternen richten. Die Wände bestehen aus einer dunkeln fettig lehmigen Masse, in welcher bereits die salzigen Bestandtheile zu erkennen sind. Nach einigen verhallenden geologischen oder geognostischen Bemerkungen des Führers wieder: Vorwärts! Wieder durch lange Gänge und Treppen hinauf. Die Beschaffenheit der Bergmasse ist hier schon fester und der Führer läßt uns Zeit, die in verschiedenen Farben sich zeigenden Salztheile an den Wänden näher zu betrachten. Mit jeder Station zeigt sich eine größere Klarheit des Salzes und eine reichhaltigere Krystallisation der verschiedenen mineralogischen Bestandtheile. Endlich stehen wir vor einem verhängnißvollen Abschnitt unsers unterirdischen Laufes. Wir blicken in eine schwarze Tiefe, zu welcher Stufen hinabführen, neben den Stufen aber auch eine Rutschbahn, bestehend aus einer zwei Fuß breiten glatten Holzplanke. Der Führer legt sich zuerst in die Bahn, mit gerade ausgestreckten Beinen, mit der rechten Hand ein gleichfalls hinabführendes Seil ergreifend; hinter den ersten legt sich der nächste und zwar so, daß er gerade auf der Schulterung seines Vordermannes zu liegen kommt und in solcher Weise rutscht man denn in dem Augenblick, da der erste das Seil locker läßt, plötzlich hinab in die dunkle Tiefe. Unten angelangt und kaum zur Besinnung gekommen, genießen wir einen wirklich überraschenden Anblick; wir stehen vor einem der meisten im Berge befindlichen Seen, dessen Ufer ringsum mit kleinen Lichtchen erhellt sind. Diese ganze Höhle wird genau bis zur obern Wölbung mit Wasser angefüllt, welches hier die Aufgabe hat, das Salz aus Decke und Wänden der Höhle auszulaugen. So bildet sich hier ein Salzsee, der, wenn der Salzgehalt einen gewissen Grad erreicht hat, als Sole abfließt. Nachdem wir diesen See auf einem Kahn durchkreuzt haben, kehren wir wieder zu der Rutschbahn zurück, um nun auf Stufen den Weg hinauf zu machen. Aber ehe dies geschah, sollte uns noch eine neue Ueberraschung werden. Oben glänzten Laternen; es waren die englischen Damen mit ihrem Begleiter, deren Ankunft natürlich ein jeder von uns unten erwarten wollte. Wer nie Gelegenheit gehabt hat, Damen in Bergmannskleidung rutschen zu sehen, der kann sich auch von diesem unterirdischen Genrebild keine Vorstellung machen. Hinter dem Führer saß der alte Herr, der nun wiederum durch die Last seiner ihm auf dem Rücken folgenden Damen in die Tiefe gedrückt wurde.

Außerordentlich befriedigt durch diesen letzten Abschnitt unserer unterirdischen Wanderungen stiegen wir die Stufen hinan, selbst mein mißmuthiger Hintermann schien wieder etwas Lebenslust bekommen zu haben, während der Pädagog sich angegriffen fühlte, da ihm der Mecklenburger auf dem Rücken gesessen hatte. Der mu...re Wiener gestand mir beim Hinaufgehen, daß er es diesmal mit dem Besuch des Salzberges schlecht getroffen habe. Er sei in den Werken von Hallein fünfmal

erweisen und zwar nur, um diese Aufschneiderei — — mit Damen zu machen; es sei dies für ihn eines der größten Amusements, die er kenne! O du wienes seinele Welt!

Es wurde noch ein zweiter Salzer besucht, neue Krystallisationen an den Wänden der Gänge legten das Auge in Erstaunen, bis zuletzt die Besucher in den kleinen Prachtsälen des Bergwerks gelangen, wo Stücke Salz in allen erdenklichen Farbenschattirungen nebeneinander geordnet liegen und wo wir von einer kleinen Fontaine die brennend salzige Sole zu kosten bekamen.

Von hier aus erfolgt nun die Rückfahrt aus dem Berge und zwar in eigenthümlicher Weise auf einem besonders construirten niedrigen und schmalen Wagen, der — erst in Schwung gebracht — ganz von selbst auf einem Schienenwege alle die Gänge bis zum Ausgang durchläuft. Dort, wo man den Wagen besteigt, befindet man sich nämlich nicht innerhalb der Höhe der Landstraße, sondern bei weitem höher, jedoch der ganze lange Schienenweg in leiser Senkung bis auf die Straße führt, wodurch der Wagen auf dem langen Wege in immer steigende Schnelligkeit geräth, welche in diesen engen Wölbungen, ohne Licht — denn die Laternen sind bald von dem durch die rasende Eile entstehenden Luftdruck ausgegangen — einen wahrhaft tartarischen, d. h. Tartarus-Eindruck macht, bis man sich endlich auf die helle Landstraße hinausgeschleudert sieht, — um hier mit freierem Herzen wieder Luft, Licht und Wärme zu preisen.

Johannes Gutenberg.

Die Neuzeit ist reich an wichtigen Erfindungen, darunter die bewundernswürdigen und folgenreichen der Eisenbahn und des Telegraphen. Keine aber kann an culturgeschichtlicher Wichtigkeit mit derjenigen sich messen, welche noch der Zeit der geistigen Nacht, dem Mittelalter angehört: der Erfindung der Buchdruckerkunst. Durch die größere und leichtere Verbreitung der Bibel, welche ihre erste und unmittelbare Frucht war, wurde sie ein Haupthebel der für das folgende Jahrhundert sich vorbereitenden Reformation, welche dann die neue Zeit, die Zeit des Lichts und der Aufklärung, herbeiführte.

Die darum nicht genug zu würdigende hohe Bedeutsamkeit dieser Erfindung ist namentlich bei ihrer vierten Säcularfeier im Juni 1840, dem in fast allen bedeutendern Städten Deutschlands begangenen sogenannten „Gutenbergfest", das seit dem vergessen „Hambacher Fest" (1831) zum ersten mal wieder, trotz mannichfacher Anfechtungen und Beschränkungen von oberher, einen national-deutschen Charakter entwand, in Büchern, Abhandlungen, Reden und Liedern von allen Seiten anerkannt und ihr Held auf das verdiente, ihm so lange entgangene Piedestal des Ruhms erhoben worden. Seine Vaterstadt Mainz hatte ihm bereits drei Jahre zuvor das colossale, nach Thorwaldsen's Modell in Erz gegossene und den ernsten Denker und Forscher trefflich charakterisirende Standbild errichtet.

Seit diesem Fest ist in Deutschland auch im Munde des Volks der Name Gutenberg immer populärer geworden. Charlotte Birch-pfeiffer's gleichnamiges Drama wurde ein Zug- und Kassenstück, mehr wol noch durch die Popularität seines Helden als seinen Bühnenwerth, in welchem es hinter seinen Vorgängern „Hinko", „Pfefferröslein" u. s. w. zurückbleibt, während andererseits hier in einem noch größeren Maße von Sentimentalität als dort der geschichtliche Charakter des ernsten Forschers verschwimmt.

Treuer an historischen Ueberlieferungen festhaltend, fleißiger und sorgsamer im Studium der Quellen und, intelligenter, auch dem geistigen Element des Stoffs mehr Rechnung tragend, führt uns neuerdings ebenfalls eine weibliche Feder, die unter dem Namen Paul Stein schreibt, den Erfinder der Buchdruckerkunst vor in dem culturhistorischen Roman: „Johannes Gutenberg" (drei Bände, Leipzig, Brunow, 1861).

Die Verfasserin hat ihren Vortheil, die Geburts- und Wirkungsstätte ihres Helden, das „goldene Mainz", als Bewohnerin desselben aus dem Augenschein und der unmittelbaren Tradition studiren zu können, wohl benutzt und gibt uns ein anschauliches Bild der im 15. Jahrhundert, äußerlich von den politischen und kirchlichen Wirren des deutschen Reichs mit seinen Gegenkaisern und Gegenpäpsten, Concilien und Hussitenkriegen, innerlich von den hartnäckigen Kämpfen zwischen den Zünften und Patriciern hart bewegten mächtigen Rheinstadt, während sich still und heimlich in ihrem Schoße die segensreiche, den Geist der kommenden Jahrhunderte befruchtende Kunst des Buchdrucks entwickelte.

Aus der Jugendperiode Gutenberg's ist als authentisch nur seine Auswanderung aus der Vaterstadt bekannt, zu der ihn nebst seiner Familie und den meisten seiner Standesgenossen,

der Patricier, im Jahre 1428 der Localsturm der die städtische Gewalt an sich reißenden Zünfte zwang. Selbst von seinem Geburtsjahr weiß man nur, daß es gegen das Ende des 14. Jahrhunderts fiel. Die Verlegenheit ergänzt der aus ihrer Combination und Phantasie. Sie zeigt uns schon in dem „durchwinterigen", im mütterlichen Erbe, dem „Hof zum Gutenberg" — Johann's Vater hieß Friedrich Gensfleisch und nahm von seiner Gattin den Beinamen „zum Gutenberg" an — auf Holztafeln Figuren und Sprüche schnitzenden Knaben die Keime seines künftigen Lebenslaufs. Von dem benachbarten Eltwill, der Residenz des mainzer Erzbischofs, wohin im ebenerwähnten Jahre 1420 die Familie auf ihren alten Stammsitz geflohen war, zieht dann als junger Mann Johannes, den die leitende Idee seiner künftigen Gründung — größere und schnellere Verbreitung der Wissenschaft, als sie bisher durch schriftliche Vervielfältigung der Bücher möglich war — immer mehr einem prädestinirten Ziele entgegendrängt, mit seinem jungen Diener Lorenz Beildeck rheinabwärts nach Harlem, wo die noch seltene Kunst des „Briefmalens", wie man das Abdrucken von auf Holztafeln erhabenen geschnitzten Heiligenbildern und Sprüchen auf Pergament mittels eines mit Farbe gesättigten Reibers nannte, von dem holländischen Drucker Lorenz Koster am vollkommensten ausgeübt wurde, dem die Holländer selbst 1823 noch durch eine Jubelfeier die Erfindung der Buchdruckkunst vindiciren. Als Koster's „Gesell" entzieht sich der mainzer Patricier der ihm von seinem „Meister" bereiteten Bedrängniß und Verfolgung, weil er die ihm nach längerer Arbeitszeit angetragene Geschäfts- und Familienverbindung mit demselben verschmähte, nur durch nächtliche Flucht, die Koster's Tochter Marianne dem Geliebten selbst vermittelt. Nach einem einjährigen Aufenthalt in Venedig, der uns zu sehr ins romanische Gebiet abschweift und im günstigsten Fall nur dadurch motivirt erscheint, daß er hier die Kunst des Steinschleifens und Spiegelpolirens erlernt, womit er später seinen Lebensunterhalt erwarb, wenn seine vielen kostspieligen und so lange Zeit brotlosen Druckexperimente seine schmalen Einkünfte verschlangen, sehen wir ihn dann vor den Mauern des damals noch deutschen Straßburg in dem abgelegenen und fast eingegangenen Kloster von St.-Arbogast seine geheimnißvolle Werkstatt gründen. (Anfang 1434.)

Hier ging endlich dem gereiften Manne der so langgesuchte Stern des Heils auf — er erfand an Stelle des Reibers die „Presse" und bald darauf auch anstatt der auf Holztafeln eingeschnittenen und seine Umstellung zulassenden Worte und Sätze die „beweglichen Lettern". Aber diese so mühsam errungene Genugthuung wurde getrübt durch die von seinem theuersten Geschäftsassociés, den Brüdern Dritzehn, im Verein mit seiner eigenen, in Straßburg geehrten Gattin, Anne „zu der eisernen Thür", gegen ihn geschmiedeten Intriguen und Processe. Da beschloß er, von Mainz, seinem holden Damen, sich trennend, dem „Suchen und Finden" in Straßburg — in Mainz, seiner Vaterstadt, die „Vollendung" zu geben. Fausts Erscheinung macht in unserm Roman voll den Eindruck der Neuheit. Gutenberg ergibt sich mit vorneliger Hast der niedern Speculation eines unedlen Weibes, nachdem er nacheinander die aufrichtigen und liebeswarmen Huldigungen seiner leidenschaftlichen Jugendgeliebten Margarethe, der hingebenden Holländerin Marianne und der zarten Katharine, seiner Anverwandten, die, gleichsam sein verkörperter guter Genius, am frühesten und tiefsten die ganze Größe seiner Lebensaufgabe erfaßt, zurückgewiesen hat. Offenbar beabsichtigte aber nur die Verfasserin, mit diesen Resignationen ihres Helden jenes ideale Streben in seiner Natur zur Erscheinung zu bringen, das in der weltlichen Lockung eine Entfernung und Zerstreuung von seinem ihm einmal vorgezeichneten Ziele fürchtet. Gutenberg steht überall und immer als ein bewußtvoll Strebender vor uns. Wirrt er da, wo er es gerade am wenigsten sollte, jenem niedriggesinnten Weibe gegenüber, sich selbst untreu, so mögen wir darin eine tragische Ironie des menschlichen Geschicks erkennen, welcher ein großer Genius meist am wenigsten entgeht.

Nach mehreren einsam verlebten, namentlich auf die Erfegung seiner zerbrechlichen hölzernen Lettern durch gegossene verwandten Arbeitsjahren in Mainz, wohin er 1444 noch rechtzeitig zurückkehrt, um seiner ihn zärtlich liebenden Mutter die Augen zuzudrücken, sehen wir ihn durch die Vermittelung seines ihm wohlwollenden Paten und Vetters, „Hennel's des Alten", der ihn in seinem Besitzthum, dem sogenannten „Hof zum Jungen", bei sich aufgenommen, jene allgemein bekannte, ihm so verhängnißvolle Geschäftsassociation mit dem reichen mainzer Bürger und „Rechtsgelehrten" Johann Fust abschließen, die den Namen Gutenberg solange um den Ruhm der culturgeschichtlich wichtigsten Erfindung aller Jahrhun-

dene betrügen sollte. Die Verfasserin schildert ausführlich die Specialstudien des Gutenberg-Fust'schen, fünf Jahre später zu dem berüchtigten Proceß und ihrer Separation führenden Unternehmens, das den ersten Bibeldruck (zwei Bände, in Folio, 1450) zum Ausgang hatte. Sie charakterisirt die Habsucht Fust's, den Ehrgeiz des talentvollen Peter Schöffer, des gewesenen Schönschreibers und Verbesserers des bisher noch immer sehr mangelhaft gebliebenen Schriftgusses durch Erfindung der „Patrizen", den Fust dereinstens zu seinem Schwiegersohn und seinen Geschäftstheilhaber machte. Diesen realistischen Motiven zu Gutenberg's Sturz fügt die Verfasserin ein weiteres aus ihrer Phantasie hinzu. Es ist dies die Rachsucht der Schwägerin Fust's, der leidenschaftlichen, Gelbgießerstochter Margarethe, deren Liebe und Hand einst der junge Patrizier verschmähte. Einen rührenden Eindruck macht nun der Racheplan, das durch den verlorenen Proceß um alle Früchte seines langjährigen, rastlosen Strebens gebrachten, bereits alternden Mannes auf die noch im mütterlichen Hause zurückgebliebenen Anfänge seiner Knabenzeit, die ihn zu neuem Emporraffen seiner niedergebeugten Thatkraft und Gründung einer zweiten Druckerei mit dem Stadtsyndikus Konrad Humery („Hummery"?) in seinem mütterlichen Erbgut, dem „Hofe zum Gutenberg", ermuthigen. Aber erst nach fünf Jahren konnte aus derselben das erste Druckwerk, das „Catholicon" (Folio, 1460) hervorgehen, das sich indeß an Trefflichkeit und Schönheit des Drucks keineswegs mit dem kaum zwei Jahre nach ihrer Trennung aus dem Fust- und Schoffer'schen „Druckhaus zum Humprecht" hervorgegangenen „Psalterium" (1457) messen konnte und noch weniger mit der 1462 ebendaselbst erschienenen lateinischen Bibel, die noch heute für ein Meisterwerk des Drucks gilt.

Im letztgenannten Jahre erlebte Gutenberg die im mehrjährigen Kampfe zwischen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau um die mainzer Erzbischofswürde, durch den Verrath des Bürgermeisters Dudo herbeigeführte und für seine Erfindung so ungemein wichtige Zerstörung von Mainz, weil sie die unmittelbare und nächste Veranlassung zur raschen Verbreitung der Buchdruckerkunst in allen Ländern wurde, sodaß man am Schlusse des 15. Jahrhunderts in Europa schon über 200 in Betrieb befindliche Druckereien zählte. Die ersten, nächst Mainz, in Bamberg, Straßburg und Köln auftauchenden, wurden übrigens ernestinischen schon vor 1462 gegründet und zwar durch den Bamberger Albert Pfister, den Straßburger Mentelin und den Kölner Ulrich Zell, denen auch der Stein'sche Roman, als ehemaligen Schülern Gutenberg's, eine Ehre gönnt, namentlich dem Erstgenannten, der Gutenberg's Lieblingsneffen, Gertrud, zur Frau gewinnt. Nach der Zerstörung von Mainz, in deren Schrecken die Verlassene Margarethen ihre Schuld gegen Gutenberg durch dessen Rettung und ihren eigenen Tod sühnen läßt, verlegte Ersterer, unter der Protection des Siegreichen und als Gnadenlohn sich bekämpfenden Adolf von Nassau, der ihn auch später zum adeligen Hofbeamten ernannte, seine Druckerei nach Eltvill, in einen alten Familiensitz, welchen sein Vetter und präsumtiver Erbe, Bechtermünz, bewohnte. Diesem übergab er auch noch drei Jahre vor seinem Tode sein Geschäft. Er fand als Pensionnaire und in stiller Zurückgezogenheit zu Anfang des Jahres 1468 und wurde in der Grabkirche seiner Familie, in der 1793 bei der französischen Belagerung zerstörten Kirche zum heiligen Francisco in Mainz, begraben, wie ein auf unsere Zeit überkommener Gedenkstein bezeugt.

Den hier in seinen Grundzügen bezeichneten Lebenslauf Gutenberg's durchflicht nun der Stein'sche Roman mit allerhand romantischem Beiwerk, das, durchaus nicht mit dem culturhistorischen und biographischen Gepräge des Buches harmonirend, den Eindruck des Ganzen nur stört. Dieser fahrende „Spielmann" Kuno, der zugleich ein natürlicher Sohn Kaiser Sigismund's ist, diese Nonne Gisela, die mit der Rheinsage von der Brömserburg zusammenhängt, diese in Knabenkleidung die Männerherzen bestrickende venezianische Schönheit Angela und andere Figuren erinnern fast an die seltsamen Gestalten längstvergessener Ritterromane, die wir aus ihrer seligen Ruhe nicht wieder heraufbeschwören wünschen. Die „Morgenluft", die heutzutage in unserer Literatur weht, ist für solche irrende Geister zu scharf.

Fr. Biedermann.

Der Blick.

Eine physiognomische Studie.

Jeder weiß, daß das Auge zum Sehen bestimmt ist, aber die wenigsten denken daran, daß es auch da ist — um gesehen zu werden. Und doch ist das blickende Auge noch unendlich wunderbarer als das sehende Auge. Oder ist es nicht wun-

bietet, wenn das Auge im Blick mit der Schnelligkeit des Gedankens den Gedanken überträgt? Ist es nicht wunderbar, wenn es uns scheint, als ruhe die ganze Seele in der dunkeln Tiefe des Auges, um und im Blick ihre Geheimnisse kund zu thun? Wer diese Wunder erklären könnte, hätte weiter gethan als derjenige, der zuerst das Leben begriffen hat; er hätte das geheimnisvolle Band gefunden, das Seele und Körper aneinander knüpft. Und er hätte überdies mehr erreicht als alle Physiognomiker zusammengenommen, — er wäre im Stande, den Menschen umzuschaffen, wenn es ihm Ernst. Die erschöpfende Lösung eines solchen Räthsels versuchen zu wollen, ist keineswegs meine Absicht; ich möchte in diesem Fragment nur denjenigen, die an dem Studium der Menschen Interesse haben, einige Fingerzeige geben, die ihnen bei ihren eigenen Beobachtungen von Nutzen sein mögen.

Der Blick ist an die Bewegung gebunden; im Auge des Todten, des Schlafenden hört der Blick auf. Unsere Sprache weiß das schon längst; das schnellste Maß der Bewegung ist ihr der Augenblick. Und der Blick des Auges ist in der That die schnellste Bewegung, die wir am Menschen sehen können. Aber wer hat schon bemerkt, daß der Augenblick bei verschiedenen Leuten von sehr verschiedener Größe ist? Es sagt uns jemand: „Ich komme im Augenblick!“ — wir wissen dann, der eine kommt früher, der andere kommt später, und das ist ganz in der Ordnung, denn das Auge des Langsamen blickt langsamer. Das Temperament des Menschen spiegelt sich in der Geschwindigkeit seines Blicks. Der schnelle Blick gehört dem Choleriker und Sanguiniker. Das Auge beider geht rasch über die Gegenstände weg. Aber der erstere faßt dabei einzelne Dinge fest ins Auge und verweilt auf denselben eine merkbare Zeit, während er über Zwischenliegendes vollkommen achtlos hinwegeilt; sein Blick ist gierig und absuchend und scheint in das Innere des Gegenstandes, den er fesselt, zu dringen. Der letztere läßt das Auge hinfliegen, indem er weder einzelnes hervorzugt noch anderes vernachlässigt; sein Blick ist continuirlich und scheint sich mit der äußern Oberfläche der Dinge begnügen zu wollen. Der langsame Blick gehört dem Phlegmatiker und Melancholiker. Auch der Phlegmatiker faßt den betrachteten Gegenstand sicher ins Auge, aber nicht im geringsten beeilt er sich, zu neuen Dingen überzugehen; schwerfällig ruht sein Auge da, wo es einmal haftet, oder wechselt in längern Pausen und in äußerst träger Bewegung zwischen wenigen Gegenständen. Während der choleriſche Blick immer den Effekt des Unerwarteten macht, weil man die Richtung einer neuen Bewegung gar nicht voraussehen kann, ist das gerade umgekehrt beim phlegmatischen Blick; seine Bewegungen kommen vollkommen gleichmäßig; man kann derartige Augen beobachten, die zwei oder drei Bewegungen in regelmäßiger Aufeinanderfolge immer und immer wiederholen. Solche Automatenaugen sind das Unerträglichste, was es gibt für den Beobachter, der in der Betrachtung eines freien, schwungvollen Blicks einen ästhetischen Genuß hat finden lernen. Ganz anders ist der Blick des Melancholikers. Sein Auge ist meistens in Ruhe, aber nicht in ruhiger Betrachtung eines Gegenstandes begriffen, sondern von den Dingen seiner unmittelbaren Umgebung hinweg in unbestimmte Ferne gerichtet. Nur zuweilen kommt in dieses Auge eine rasch suchende Bewegung, bei der es meistens schnell auf einen nahen Gegenstand hinsieht, um sogleich wieder in seine starre, fernblickende Ruhe zurückzusinken. Das melancholische Auge hat, weil es von seiner Umgebung keine Notiz nimmt, den Ausdruck der Zerstreutheit und durch seine eigenthümliche Bewegungsweise erhält es dazu den Ausdruck des Mißtrauens. In sehr ausgesprochener Weise ist dies besonders da zu sehen, wo die Melancholie zur Geisteskrankheit geworden ist. Eine Eigenschaft, welche die Verschiedenheit des Blicks in den einzelnen Fällen noch mehr hervorhebt, ist die, daß das choleriſche Auge meistens schwarz, das phlegmatische braun, das sanguinische und melancholische blau oder grau gefärbt ist. Die Erklärung dieser auf den ersten Anschein sonderbaren, aber ziemlich ausnahmslosen Regel würde mich hier zu weit führen.

Auch die Form der Bewegung des Auges zeigt eigenthümliche Verschiedenheiten. Es gründen sich dieselben auf folgendes Gesetz: Wenn das Auge von einem ersten Gegenstand zu einem zweiten, der gerade über oder unter demselben, gerade nach außen oder innen vor demselben liegt, übergeht, so bewegt es sich in einer geraden Linie; aber es bewegt sich in einer Bogenlinie, wenn der zweite Gegenstand schräg zu dem ersten gelegen ist. Wenn wir also vor einem Thurme stehen und das Auge von unten bis zur Thurmspitze schweifen lassen, so ist unser Blick geradlinig; er wäre dies aber nicht mehr, wir könnten

wenigſtens nicht mehr ohne Zwang das Auge der geraden Begrenzung folgen laſſen, wenn der Thurm ſchief ſtünde. Die Baukunſt hat dies fein herausgefühlt, nicht weil ſie die Thürme gerade zu ſtellen pflegt, ſondern weil ſie überall, wo ſie dem verfolgenden Blick eine ſchräge Bewegung zumuthen muß, wie an Portalen, Fenſtern, Giebeln, mit Vorliebe bogenförmig gekrümmte Formen gewählt hat. Dieſes Geſetz der Bewegung iſt für alle Augen und für alle Menſchen gültig und doch findet ſich innerhalb deſſelben der weiteſte Spielraum individueller Verſchiedenheit. So gibt Augen, die nur die geradlinige Bewegung und auch dieſe nur in beſchränktem Umfange ausführen, für alle ſchrägen und ausgiebigen Bewegungen wird der Kopf zu Hülfe genommen. Dieſe Augen ſind bei den Männern unſeres brillentragenden Jahrhunderts in einer ſo erſchreckenden Zunahme begriffen, daß faſt nur noch die Frauen zu Studien über den Blick zu benutzen ſind. Die Brille hebt dadurch, daß ſie nöthigt, möglichſt durch ihre Mitte zu ſehen, jede freiere Bewegung auf. Bei einem ſolchen Auge iſt von einem Blick faſt nicht mehr zu reden; erſt durch die Bewegung des Kopfes wird es von einem Gegenſtand zum andern übergeführt und ſchwerfällig folgt jeder Kopfbewegung noch ein gutes Stück des Rumpfes, manchmal faſt der ganze Körper nach. Aber freilich gibt es noch einen andern Grund, der bei den Frauen die virtuoſe Uebung in der Bewegung des Auges begünſtigt. Unſere conventionellen Formen geſtatten dem Manne, ſich die Welt ſo frei anzuſehen, als ihm beliebt; brauchen darf er ſich hinſtellen vor alles, was er betrachten will. Den Frauen iſt das verſagt. Eine neidiſche Gottheit hat dem ſchönen Geſchlecht durch die Sitte züchtige Zurückhaltung auferlegt und doch zugleich die Neugierde ihm als Geſchenk ſchon in die Wiege beigegeben. Da iſt es allein der vielgewandte Blick, der aus dem verhängnißvollen Dilemma zu retten vermag. Und er leiſtet dies aufs vollkommenſte; denn eine wohlgeübte Künſtlerin des Augenblicks ſieht mehr als zwanzig Männer zuſammengenommen, und ſie ſieht gerade dann am meiſten, wenn ſie nichts zu ſehen ſcheint.

Ich habe oben bemerkt, daß die ſchräge Bewegung vom Auge immer in einer Bogenlinie ausgeführt wird. Die Form dieſer Bogenlinie iſt bei einem und demſelben Menſchen unveränderlich, aber ſie zeigt bei der Vergleichung verſchiedener Individuen charakteriſtiſche Unterſchiede. Man kann die ganze Menſchheit blos nach der Form des Blicks in zwei große Abtheilungen nennen: in die Menſchen mit convexem und die Menſchen mit concavem Blick. Die erſteren bewegen das Auge, wenn der Blick auf einem neuen Gegenſtand übergeht, in einer Bogenlinie, deren Convexität dem Gegenſtand zugekehrt iſt, die letzteren bewegen das Auge in einer Bogenlinie, deren Concavität ſich dem Gegenſtande zukehrt. Beim convexen Blick nimmt die Bewegung nach der Richtung, wo der Gegenſtand liegt, ab während der Bewegung; es ſcheint, als reiche der Blick nur eben bis an den Gegenſtand hin, beim concaven Blick nimmt die Bewegung nach der gleichen Richtung zu; es ſcheint, als müſſe der Blick weit wegfliegen über den Gegenſtand, auf welchem er ruhen bleibt. Dieſer Unterſchied wird viel merklicher noch, wenn das Auge nicht auf den Gegenſtand, welchem der Blick ſich zuwendet, verhält, ſondern daran vorbeiſieht. Dies findet ſich bei beiden Formen als eine ganz gewöhnliche Bewegungsweiſe. Wir wechſeln faſt unmerklich ſchnell ſtreifend zwiſchen den einzelnen Objecten unſerer Aufmerkſamkeit ab. Wenn wir mit Menſchen verkehren, ſo würde ein ſolcher Blick verletzen. Keine Geſellſchaft erträgt es, daß der eine den andern anſtarrt; ſelbſt das beobachtende Auge darf nur leiſe vorbeiſtreifen an demjenigen, die es beobachten will. Der convexe Blick geht innen oder außen, der concave Blick unten oder oben an dem Gegenſtand vorüber. Beides gibt dem Blick einen ganz verſchiedenen Ausdruck. Der Blick, der innen oder unten vorübergeht, hat etwas Zurückhaltendes, Beſcheidenes, er wagt ſich gleichſam nicht bis an den Gegenſtand heran; in dem Blick, der außen oder oben an dem Gegenſtand vorübergeht, liegt hingegen etwas ſich vornehm Hinwegſetzendes, Anmaßendes. Der erſtere Eindruck iſt beſonders vorwiegend beim convexen Blick, der immer am Gegenſtand vorbeigeht, ohne denſelben zu erreichen; der letztere Eindruck überwiegt beim concaven Blick, der über den Gegenſtand wegeht und denſelben weit überholt.

Für ſich betrachtet bedeutet der convexe Blick nur, daß die Bewegung des Auges mit Energie beginnt, aber daß die Bewegungskraft immermehr nachläßt; der concave Blick zeigt hingegen an, daß die Bewegung des Auges anfangs ſchwach iſt, noch in ihrem Verlauf ſich zu größerer Energie ſteigert. Dies iſt an ſich von keiner großen Bedeutung, aber von Werth wird es durch den Zuſammenhang, den es eröffnet. Denn wie

der Mensch sein Auge bewegt, so bewegt er sich bei jeder körperlichen Arbeit und so bewegt er sich bei seiner intellectuellen Thätigkeit. Darum wird diese Blickverschiedenheit zu einem Maß der ganzen leiblichen und geistigen Regsamkeit, aus der oft mehr zu entnehmen ist über die wahre Natur des Menschen als aus der ganzen übrigen Physiognomie. In dieser Hinsicht wirft es ein neues und eigenthümliches Licht auf die menschliche Durchschnittsnatur, daß der convexe Blick bei weitem der häufigere ist. Der concave Blick findet sich namentlich fast niemals bei Frauen vor und auch im männlichen Geschlecht gehört er nur einer kleinen Minderzahl an.

Bei einiger Uebung im Beobachten wird man leicht die einfachen Gesetze der Blickbewegung bestätigt finden. Wer sich einmal daran gewöhnt hat, die Augenbewegungen der Menschen aufmerksam zu verfolgen, dem gewähren diese Beobachtungen ein unendliches Vergnügen, welchem sich hinzugeben er in seiner Gesellschaft mehr unterlassen kann. Auch ist durch verschiedene Combination der Blickformen mit minder physiognomischen Zügen das Beobachtungsmaterial hier so reich, daß man immer wieder Neues zu sehen bekommt. Nur seinen eigenen Blick kann man natürlich auf diese Weise nicht beobachten. Es gibt aber eine andere Methode, durch welche man dies erreicht. Fixirt man in dunkler Nacht kurze Zeit einen Stern oder ein in der Ferne brennendes Licht, so dauert die Lichtempfindung noch einige Zeit an, wenn man auch das Auge von dem Licht fortbewegt; die Form der Augenbewegung bildet sich daher im dunkeln Raum als eine feurige Linie ab. Man sieht so, wenn man in continuirlicher Bewegung z. B. von einem ersten Stern zu einem zweiten übergeht, der schräg zu jenem gelegen ist, die Bogenlinien, die dabei der Blick beschreibt, unmittelbar an den Himmel gezeichnet.

Ein nicht seltenes Vorkommniß ist es, daß der Blick, der eben im Begriff war, an seinem Gegenstand vorbeizuschießen, sich gleichsam plötzlich besinnt und nun doch in einer raschen Wendung den Gegenstand erfaßt. Es wird dann der Bogen, den das Auge beschreibt, ein zusammengesetzter, indem entweder an den ursprünglich convexen Bogen ein concaves Bogenstück oder an den ursprünglich concaven Bogen ein convexes Bogenstück sich anschließt. Es entsteht so in beiden Fällen eine Schlangenlinie, an der aber immer die zweite Krümmung nur einen kurzen Anhang zur ersten Krümmung bildet. Nicht selten geschieht es, daß der Blick mehrfach, auch noch der zweiten Krümmung, noch an dem Gegenstand vorbeischießt. Dieses doppelte Vorbeischießen verleiht immer dem Blick einen eigenthümlichen Ausdruck. Besonders charakteristisch ist es, wenn das Auge zuerst im convexen Bogen innen und dann im concaven Bogen oben am Gegenstand vorübergeht. An Koketten beobachtet man diesen Blick, der von großem Effect ist. Das kokettirende Auge nähert sich zuerst im convexen Bogen halb furchtsam dem Manne, gegen den es seine Reize spielen läßt; aber in dem Moment, wo dieser das Auge eben zu erhaschen vermeint, geht es übermüthig im kühnen Schwung des concaven Bogens über ihn weg, um vielleicht mit einem andern dasselbe Spiel zu beginnen. In dieser Blickform liegt das ganze Geheimniß jener wunderbaren Mischung zwischen Zurückhaltung und Aufdringlichkeit verborgen, die dem Instinct des Mannes alsbald die Koketterie verräth, aber doch ihre Wirkung auf ihn nie verfehlt. Ein anderer Ausdruck entsteht, wenn die Aufeinanderfolge der Bogen sich umkehrt, wenn sich das Auge zuerst im concaven Bogen seinem Gegenstande nähert und dann im convexen Bogen außen an demselben vorbeispringt. Ein solcher Blick, der zuerst aufdringlich an uns herankommt und dann scheinbar unbeachtend vorübergeht, hält zwischen Koketterie und Frechheit die Mitte und wir ertragen ihn nicht leicht. Ich übergehe einige weitere Combinationen der Blickbewegung, deren Beobachtung und Deutung dem aufmerksamen Leser jetzt nicht mehr schwer fallen wird, um noch ein letztes für den Ausdruck des Auges wichtiges Moment zu berühren.

Der normale Mensch sieht mit zwei Augen und das hat seine Bedeutung nicht blos für das Sehen, sondern auch für das Blicken. Wir sehen nur die Gegenstände deutlich, die wir gleichzeitig mit beiden Augen fixiren. Wenn wir einen Gegenstand anblicken, so ist daher das Naturgemäße, daß unsere Augenachsen auf ihm sich kreuzen. Augenachse nennt man nämlich diejenige Linie in jedem Auge, die man sich von dem Punkte der Netzhaut, mit dem am deutlichsten gesehen wird, durch den Mittelpunkt des Auges und durch die Mitte der Pupille bis zu dem betrachteten Gegenstand gezogen denkt. Aber nur wenn wir einen Gegenstand scharf fixiren, kreuzen sich unsere Augenachsen in demselben; bei ungenauer Betrachtung können sie auch vor oder hinter ihm

sich schneiden. Die gewohnheitsgemäße Stellung der Augenachsen ist nun für die physiognomische Beurtheilung von großer Wichtigkeit. Zerstreute Menschen haben ihre Augenachsen meistens ganz parallel stehen, bei schwärmerischen Menschen schneiden sich die Augenachsen in einem sehr fern gelegenen Punkte, grübelnde Menschen endlich haben einen sehr nahe gelegenen Durchschnittspunkt; nähere Bestimmungen, wie über den Grad der Zerstreutheit, über die Art der Schwärmerei u. s. w. giebt meistens nicht der Blick, sondern erst die übrige Physiognomie.

Noch mehr bezeichnender sind diese Eigenthümlichkeiten des Blicks als Kennzeichen für vorübergehende Stimmungen und Leidenschaften. Bei den innerlichen Gemüthserregungen, bei starkem Schreck wie bei plötzlicher Freude, bei ausgelassenem Lachen wie bei heftigem Weinen findet man ausnahmslos parallele Sehachsen. Die intensiven Erregungen werden immer gleichsam gegenstandlos und lassen den Blick sich in unendliche Ferne verlieren. Bei Stimmungen von etwas mäßigerm Grade, wenn sie nicht auf einen bestimmten Gegenstand sich beziehen oder wenn ihr Gegenstand in der Ferne weilt, hat der Blick einen sehr fern gelegenen Durchschnittspunkt der Augenachsen. So liegt beim Kummer, beim Gram, bei der schwärmerischen Liebe, beim religiösen Fanatismus dieser Punkt in sehr großer Ferne; dabei geht der Blick des Kummers gerade aus, der Blick des Grams ist ein wenig gesenkt, die schwärmerische Liebe hat den Blick und namentlich die Augenlider noch tiefer gesenkt, das Auge des religiösen Schwärmers ist dagegen etwas in die Höhe gerichtet. In einzelnen Fällen kann auch bei diesen Gemüthsbewegungen der Durchschnittspunkt der Augenachsen in größere Nähe rücken, wenn nämlich die Gemüthsbewegung sich einem bestimmten, unmittelbar gegenwärtigen Gegenstande zuwendet. Doch bleibt auch hier das Charakteristische des Blicks dadurch erhalten, daß bei jenen Gemüthsbewegungen ihr Gegenstand nie anders als aus einiger Ferne betrachtet wird. Viel näher rückt der schärfer fixirende Zorn seinem Gegenstand; nur wenn der Zorn zur Wuth wird, rollen die Augen in die parallele Stellung; man spricht daher sehr bezeichnend von blinder Wuth, denn die Wuth ist nicht nur figürlich, sondern zum Theil in Wirklichkeit blind.

Ein ganz eigenthümlicher Gesichtsausdruck entsteht, wenn nur das eine Auge einen Gegenstand fixirt, das andere aber an demselben vorbeischielt. Wir nennen dies Schielen. Beim Schielen ist die eine Augenachse normal zum fixirten Gegenstande eingestellt, aber die andere ist zu sehr nach innen oder außen gerichtet und geht deshalb mehr oder weniger weit an dem Gegenstand vorüber. Das Schielen kommt als Naturfehler vor und ist dann von keiner physiognomischen Bedeutung. Aber jeder von uns kann auch absichtlich seine Augen zum Schielen einstellen. Starkes Schielen findet sich bei Menschen, welche andere genau beobachten wollen und dies doch verheimlichen möchten. Dem Neid, der Bosheit, dem verhaßten Auflauern gehört daher der stark schielende Blick an. Ein starkes Schielen entstellt in hohem Grade, aber es erreicht seinen Zweck: wir sind in der That selten im Stande, zu sagen, ob ein Schielender uns beobachtet, denn das eine Auge ist der Heuchler des andern; wir wissen nie, mit welchem Auge der Schielende eigentlich sieht. Darum hat ein schielender Blick immer etwas Unheimliches, Lauerndes. Er verliert dies nur, wenn sichtlich das schielende Auge nicht scharf fixirt, sondern regellos hin- und herschwebt. Ein solches Schielen findet sich gerade im Auge desjenigen, dessen Aufrichtigkeit sprichwörtlich ist — im Betrunkenen. Das Schielen des Betrunkenen ist nur ein Symptom der allgemeinen Störung des Gleichgewichts in seinen Bewegungen; er schielt und taumelt mit seinen Augen wie mit seinen Beinen herüber und hinüber.

Ganz anders verhält es sich mit dem schwachen Schielen. Auch hier hat die Natur das Schöne und das Häßliche dicht nebeneinander gelegt. Ein starkes Schielen ist der entstellendste Gesichtsfehler und ein schwaches Schielen verleiht dem Blick den gewinnendsten Liebreiz. Eine kaum merkliche Veränderung in der Stellung der Augen kann hier die ganze Bedeutung des Blicks verändern. Ein Lächeln, bei welchem beide Augenachsen einen andern Menschen fixiren, ist sogleich ein beleidigendes Auslachen; ein Lachen, bei welchem nur das erste Auge den andern fixirt, das zweite um ein Unmerkliches an ihm vorbeischießt, ist ein freundliches Zulächeln. Ein Blick, der dieses leise Schielen mit der schöngeschwungenen Bogenlinie der Bewegung vereinigt, ist unwiderstehlich. Wir finden ihn bezaubernd, ohne uns der Ursache seines Zaubers bewußt zu werden. Es liegt aber der ganze Zauber nur darin, daß wir bald meinen, der Blick gelte uns, bald meinen, er gehe an uns vorüber. Schwankend zwischen Gewäh-

ern und Verfagen, macht uns dieser Blick schwankend zwischen Hoffen und Fürchten. Freilich nur, wenn er aus einem schönen Auge kommt — aber er verschont zugleich jedes Auge. Doch ist Zaubern heutzutage zum Glück eine seltene Gabe. Der Zauber des Blicks ist ausschließlich den Frauen eigen und auch unter den Frauen nur wenigen Auserwählten. Der großen Mehrzahl bleibt er ewig versagt. Ein Mittel habe ich ausfindig gemacht, um mit Hülfe einer methodischen Erziehung diese Blickform, wie eine beliebige andere, jedem Auge innerhalb kurzer Zeit anzueignen. Schwer widerstehe ich der Versuchung, mir durch Mittheilung dieser Methode den unvergänglichen Dank des schönen Geschlechts zu erwerben. Aber ich muß hier endigen und meine schönen Leserinnen mögen bedenken, daß die Physiognomik eine Wissenschaft ist, von der es gefährlich ist — zu viel zu wissen.

Dr. W. Wundt.

Anregungen.

Julian Schmidt als „Culturhistoriker".

III.

K. G. Der Mangel einer vorausgeschickten Höhenzeichnung rächt sich am ganzen Werke. Englands gewaltige politische und ideelle Kämpfe, Hollands, der Oranier achtunggebietende Stellung, in Frankreich die Jansenisten, die Entwickelungen des Port-Royal, im südlichen Europa die lutulinarischen Bewegungen des Katholicismus, alles das in kurzen, treffenden Umrissen vorausgeschickt, hätte dem Verfasser Wiederholungen und die ermüdende Breite seiner episodischen Einschaltungen erspart. Auch am Pietismus, dem nach diesem Buch damals nur ein deutsches „bornirtes Pfahlbürgerthum" zu danken gewesen wäre, würde auf die Art ersichtlich geworden sein, daß die protestantische Kirche gerade ihm die Abwehr jenes offenbaren Verrathes zu danken hatte, der von einigen deutschen, körperlich und geistig in Italien zu Grunde gerichteten Fürsten angesponnen wurde im Bunde mit Leibniz, den Julian Schmidt in vielen Punkten mit einer auffallenden Toleranz behandelt. Die Parallele, in welche S. 93 die englischen Puritaner mit den „spießbürgerlichen" Pietisten Deutschlands gebracht werden, ist ein reiner Nonsens und zugleich eine arge Ungerechtigkeit gegen unser Vaterland. Jenen „wilden Drang bei an den Bildern des Alten Testaments genährten Phantasie" hatte ja Deutschland bereits hundert Jahre früher als England — in den Tagen der Bilderstürmer, zur Zeit der Wiedertäufer und münsterischen Propheten. Englands wahre Reformation datirte doch wol nicht von Heinrich VIII.? Englands erster Anschluß an die Reformation war zur Zeit Heinrich's VIII. ein Act der Cabinetswillkür, ein befohlener, ohne tieferes und umfassenderes Eindringen ins Volk. Erst die Presbyterianer bezeichnen die Popularisirung der Reformation, ein Stadium, das Deutschland hundert Jahre früher hatte. Den guten Spener in eine Parallele bringen mit den Gideonitern von Marstonmoor — und um Cromwell's Erscheinung willen den einfachen deutschen Spener'schen Pietismus sogleich „lächerlich" nennen — ist eine complete „Albernheit". Für Spener kann als zutreffende englische Parallele nur die wiederum hundert Jahre später kommende heutige Prüderie Englands dienen. Natürlich konnte bei solchem Geschwätz die Bedeutung des Pietismus als Verfeinerer der rohen Lebensformen, Milderer der Sitten und Neubegründer des Familienlebens (gerade wie dies jetzt die eigentliche geheime Absicht der englischen Kirchlichkeit und Sonntagsheiligung und vorzugsweise im Interesse der Frauen ist) zu keiner Anerkennung kommen.

Wenn wir früher sagten, daß sich dieser Kritiker erst am Sockel gewisser nicht zu Grunde zu richtender monumentaler Größen von der Gefahr zu erholen pflegt, durch sein ewiges Schimpfen vom Schlag getroffen zu werden, so wählte er diesmal zu einem dieser seiner Ruhe- und Erholungspunkte Leibniz. Die Zusammenstellung der Leibniz'schen Lebensmomente ist umständlich und ersetzt durch laufende Milde, was ihr an künstlerischer Verbindung fehlt. Die erste Entwickelung des jungen, vielversprechenden leipziger Magisters konnte allerdings tiefer angelegt werden. Wenn ihn der Verfasser als einen noch aus den Anschauungen der Wallenstein-Orenstierna- und Kepler-Zeit hervorgegangenen Genius hätte schildern wollen, so würde er ihm seine Beschäftigungen mit dem Stein der Weisen und der Goldmacherkunst nicht S. 103 als „latente Poesie" (vgl. „Unterhaltungen am häuslichen Herd" an vielen Stellen) haben zu deuten brauchen. Aber das zerhackte, kurze Material des Biographen wird mit Vorliebe geboten, was man anerkennen muß, wenn man auch freilich nicht begreift, wie die Toleranz für Leibnizens esoterische und exoterische Wahrheit, seine Orthodoxie fürs Volk und Neologie für die Gebildeten, seine mannichfachen Inconsequenzen, Tergiversationen und jeweiligen recht unlautern Interessirtheiten bei einem so strengen Charaktereinquisitor diesmal haben ungerügt hingehen können. Die unendliche Befriedigung muß hier maßgebend gewesen sein, die im Optimismus seines Helden lag. Leibniz, der in Anerkennung dieser allerbesten Schöpfung und in Behauptung der absoluten Nothwendigkeit des Uebels fast ein Gottesschmeichler war, schlug Weltschmerz und ähnlichen Anti-Julian-Schmidt'schen Kram aus seinem Philosophiren und Leben ganz aus. Dies Verdienst trägt ihm hier einen großen Vor-

theil ein; denn in Leibniz' Charakter steckt doch manches von jenem zweideutigen Dingen, die Julian Schmidt ohne Zweifel an Johannes von Müller nicht ungerügt gelassen haben würde.

Es wäre interessant gewesen, wenn der Verfasser, der allerdings im Aufbringen von Entdeckungen, die noch vor ihm kein anderer gemacht, kein besonderes Geschick hat, an Leibniz selbst und den vielen, die mit ihm in näherer oder entfernterer Verbindung standen, ein gewisses Etwas von geistigem Landsknechtswesen, geistigem Condottierithum nachgewiesen hätte, das nach dem Westfälischen Frieden an die Stelle des alten Söldlings mit Schild und Speer trat. Nur wer die Lebensläufe des Julius Cäsar Scaliger u. a. kennt, vermag jene Erscheinungen von schwankenden, bald diesem, bald jenem Herrn sich verkaufender Gelehrtengründung zu deuten, die vorzugsweise in Deutschland im Gefolge unserer Universitäten auftauchen und bis auf den heutigen Tag das bekannte Wort des Königs Georg August von Hannover über dieselben immer käuflich zu habende Personen allerdings wahr machen. Wir sehen hier die Gelehrten ihre Sache wechseln je nach den Anforderungen ihrer Stellung. Frankreich verwüstet Deutschland mit Feuer und Schwert, Melac's mordbrennerische Scharen zerstören Heidelberg — und die deutschen Gelehrten, die zufällig am Schicksal des Kurfürsten von der Pfalz nicht betheiligt sind, correspondiren mit Ludwig XIV. in all der „ersterbenden" Unterwürfigkeit jener Tage. Auch dieser knechtischen Gesinnung, von welcher Leibniz nicht freizusprechen ist, gab der Pietismus jener Zeit das Beispiel freudigen Opfermuths und ehrlicher Bekenntnißtreue. Nach Julian Schmidt's zum Glück für ihn im 19. Jahrhundert zur Welt gekommenem realistischen Verstande treiben die Pietisten nur Abgeschmacktheiten. Francke's bekannte Schilderung seiner geistigen Erweckung widerspricht der Bildung unserer Zeit und dennoch wird diese Partie seiner Selbstbiographie niemanden ungerührt lassen. Der Verfasser druckt sie auch mit seinen immer bereit liegenden Gänsefüßen mehrere Seiten lang in extenso ab, gibt aber kaum ein Urtheil und fügt unmittelbar, kalt und herzlos hinzu (S. 81): „Die Zeit war fruchtbar an solchen Erscheinungen; 1689 wurde Kuhlmann in Moskau verbrannt, der mit seinen Tollheiten vorher Deutschland erfüllt hatte — —"

Ein Eingehen auf den Ton, auf die Stimmung und die Sprechweise jener Zeit ist dem Verfasser nur bei Leibniz möglich geworden, dessen jeweilige Frivolitäten in überraschender Incongruenz Dispens finden. Vom Standpunkt unserer heutigen Bildung, die sich auf Goethe's Liedern und dem Wohllaut Iphigeniens wiegen kann, ist es freilich richtig, daß uns jene alten Formen der Rede, Wendungen der Phantasie und des Witzes, wie sie sich nach den Schlesiern durch Christian Weise u. a. fortbildeten, abgeschmackt erscheinen müssen; und dennoch können wir nicht billigen, wenn Julian Schmidt seine beliebten Abfertigungen auf „altera", „abgeschmackt", „Wüstheit" p. p. auf Thomasius' Versuch zu einem feinischen Roman anwendet (S. 171), in welchem die Erfindung nicht im mindesten mit „und ähnliche Albernheiten" richtig charakterisirt ist. Jene „Albernheiten" des Thomasius hatten die Absicht, eine in starrem Formalismus überlieferte gelehrte Thatsachenwelt zu Gunsten der Natur und des „gesunden Menschenverstandes" auf den Kopf zu stellen und durch eine Art Carnevalhumor in die Rumpelkammern der Tradition Licht und frische Luft einzulassen. Gewiß ist es eine „Albernheit", wenn diese über den Pickelhering kaum hinauskommende Burleske das Leben des Aristoteles unter modernen Vorstellungen schildert, etwa nach der Art von „Orpheus in der Unterwelt"; aber diese „Albernheit" hatte damals Methode und ganz löbliche Zwecke. Der Geschichtschreiber und Culturhistoriker charakterisirt mit dem Wort „und ähnliche Albernheiten" seinen Gegenstand nicht im mindesten. Ohnehin hätte gerade Julian Schmidt Thomasius, seinen Vorgänger für die Einführung des „gesunden Menschenverstandes" in die Literatur, etwas collegialischer behandeln sollen.

Die anfangs Briefe des Autors über Leibniz wird vielleicht manchem willkommen sein, der vom Schöpfer der Monaden und der prästabilirten Harmonie wenig wußte. Wir anerkennen auch an sich den Fleiß, der sich hier einen alten Trödler nach dem andern aus der Leipziger Bibliothek hat kommen lassen und ihn in der Voraussetzung, daß all diese wurmstichigen Bücher nicht mehr gelesen werden, excerpirte. Freilich ist dadurch ein Collectaneenbuch, keine organische Schöpfung zu Stande gekommen. Die Ruin indigestaque moles entbehrt jeder Durcharbeitung. Materialien dieser Art sind nur die Vorarbeit des Historikers; auf den Grund derselben baut er seine eigentliche Schöpfung erst auf, vertheilt Licht und Schatten, trennt die Episode als Maroderus oder Plänkler von der großen Heeressäule der Beweisführung und verbannt das Unwesentliche oder durch eine interessante Einzelheit vorzugsweise ein Schlaglicht auf die Dinge Fallenlassende in die Noten. Es ist ein erlaubter Übergriff virtuoser Köpfe, Bücher ohne Noten zu schreiben. Zu denen, die dies Privilegium besitzen, gehört Julian Schmidt nicht. Die Kunst, Noten in den Text zu verweben, dürfen nur Forscher üben, die eine künstlerische Hand haben; die Note muß in solchem Fall wie ein Tropfen Thau den Himmel spiegeln, das concrete einzelne Beispiel in einem Bilde die Mühwaltung der Abstraction ersetzen, die Note gleichsam aufgegangen sein im Hauptstoff und ihm, wie ein wenig Sauerteig, im Geschmack seinen Charakter geben.

Die Excerptmethode Julian Schmidt's gibt sich den Schein der soliden Gelehrung; sie wird auch manchen belehren, der von all den hier behandelten Gegenständen wenig abwußte; Kennern kann ein solches Arbeiten nur unschön und beim Lesen in hohem Grade ermüdend vorkommen. So die Partie über Leibniz' Betheiligung an den

eines Königs iſt? Vor ganz Europa wird man Sie die Gemahlin meiner Liebe nennen —

Anna.

Liebe, Sire, wird durch Glanz und Schätze nicht belohnt.

Fr. Auguſt.

So laſſen Sie Glanz und Schätze. Laſſen Sie mich im Staube vor Ihnen knieen, ich liebe, ich bete Sie an. (Fällt ihr zu Füßen.)

Anna (wendet ſich ab.)

Sire — — ſtehen Sie auf. (Nach einer Pauſe, mit abgewandtem Antlitz.) Sie ſollen Wahrheit von mir hören.

Fr. Auguſt (ſteht auf).

Anna.

Seit der kurzen Zeit, wo Ew. Majeſtät mich kennen lernten, greif' ich vergebens nach Mitteln, um mich von der Pein unſerer Bewegungen zu befreien. So muß ich denn zum Letzten greifen. Sire, ich bin verlobt.

Fr. Auguſt (betroffen).

Verlobt?

Anna.

Seit länger als einem halben Jahre.

Fr. Auguſt.

Verlobt? Mit wem? Man kann Feſſeln löſen, man kann ſie zerbrechen — mit wem?

Bestrebungen für die Union der getrennten deutschen Confessionen, die mit darauf in den „Grenzboten" erschien mußten. War diese Union, wie der Verfasser annimmt, nur eine Privatphantasie einiger näher Befreundeten unter sich (was wir indessen bestreiten müssen; vgl. die Schriften von Soldan), so begreift man diesen Wust von Excerpten nicht. Indessen lag ihnen — bei künstlerischer Verarbeitung — ein Interesse der Steigerung geben, dessen dramatische Wirkung der Verfasser S. 217 gefühlt zu haben scheint, daß er jedoch durch eigene Kunst nicht hervorzubringen vermochte. Der Hauptmangel bleibt immer die schon mehrfach gerügte Abwesenheit einer richtigen Grundirung des Zeitalters. Untergeordnet einem Totalbilde, würde auch die Unionsfrage mehr als episodisch gefesselt haben. So macht sie den Eindruck, als wüchte an einer Stelle, wobei nach anderer Leute Meinung der kleinste der fünf Ringer gehört, noch einmal ein Wein.

Wir fürchten unsere Leser zu ermüden, wenn wir wie bisher fortfahren, innerhalb der Recensionen des Verfassers zu bleiben und uns nun von Leibniz zu Spener, von Spener zu Leibniz wie auf einem Steindamm hin- und herwerfen zu lassen. Diese erzwungene Parallele führt der Verfasser bis S. 408 durch. Wir hatten geglaubt, daß endlich seine Darstellung da, wo sie Dresden und Berlin berührt, eine prägnante und charakteristische Lokalfärbung erhalten würde; aber sein Pinsel taucht nur in ewiges Grau. Die Hauptsache ist ihm seine durch die Excerpte zu verwerthende Lectüre einer Anzahl Bücher aus den leipziger Bibliotheken, alles Uebrige muß Jöcher's „Gelehrten-Lexikon" thun und ein oder ein anderes mal eine kurze Orientirung über die gleichzeitige Weltlage. Nur wenig charakteristische Züge finden sich, um den Porträts die Staffage der Zeit und der Sitte zu geben. Berlin und seine so charakteristische Mischung aus deutschen, wendischen, französischen und niederländischen Elementen hätte uns ebenso als ein interessantes Theater, worauf die Handlung spielt, vorgeführt werden müssen wie Dresden. Von Leipzig wird S. 160 ein schwacher Schilderungsversuch gemacht. Er paßt mehr auf die Kaufmannswelt der Jetztzeit als auf die gelehrte der damaligen. Der Volksgeist, richtig erfaßt und bei all seiner demüthidenswerthen Beschränktheit in seinem deutschen, unverwüstlichen Kern erkannt, würde manches von all dem hier geschilderten Ungeschmack und Wirrwarr entschuldigt haben. „Entschuldigt"! In den Mienen dieses Autors liegt in solchen Fällen immer nur der Ausdruck souveräner Verachtung; höchstens begleitet seine Darstellung eine achselzuckende Toleranz; das „Lächerliche", das „Alberne", „Abgeschmackte" steht im Vordergrund, mag es ein zufälliges Aeußeres seines Stoffes sein oder eins, das aus der Totalität desselben resultiren soll. So sieht es S. 162: „Eine sehr stattliche Figur war Treffler. Er ging mit den Carpzovs zusammen. Auch der alte Senior Mödius (geb. 18. Dec. 1616, seit 1648 Professor zu Leipzig) mag noch erwähnt werden, der zwar ziemlich anstrengend wurde, aber noch in seinem 80. Jahr ein junges adeliges Fräulein heirathete, mit ihr Zwillinge zeugte und dann starb (2. November 1697). Auch die scholastische Schule — " u. s. w. Gehört nun viel zum Vorwurf in die Charakteristik der Zeit, der Richtungen, der Sitten, auf deren Schilderung es hier ankam — oder kann nicht alle Tage noch in Halle, Göttingen und Herrnhut eine vergleichen verdächtige Torpedophantasie eines alten Pietisten vorkommen?! — — Dieser einzelne Fall kennzeichnet für unzählige die ganze Manier des Buches und sagen wir die Manier des Autors überhaupt. Was der Berichterstatter in die Hand nimmt, ein wenig ändert und bald wieder wegwirft, verwandelt sich ihm, kurz zu sagen, in Tand. Tand ist auch die Absicht des ganzen Werkes. Es soll gleichsam den Schund eines Jahrhunderts zusammentragen, um dann zeigen zu können, was Krüsing war, d. h. der Julian Schmitt des 18. Jahrhunderts. Allen Respect vor dem ächten Gotthold Ephraim, aber diese Methode des unrechten, einigen einzelnen Namen zu Liebe Hekatomben anderer roh und lieblos einzuschlachten, bleibt jämmerlich. Sie charakterisirte bisher nur die Ungerechtigkeit und Ungründlichkeit dieses Schriftstellers; nach seinem neuesten Buch charakterisirt sie auch den totalen Mangel an Gemüth und eine Oberflächlichkeit der Anschauung, die gegenwärtig auf dem Gebiet der Culturgeschichtschreibung ebenso

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Neue Romane und Novellen.

XXX.

Zu den vor einiger Zeit von uns aufgezählten neuen Romanen, in welchen in würdiger Weise die Welt der Schule dargestellt wird, gehört auch „Vier Freunde" von Ludwig Mefen (drei Bände, Breslau, Trewendt, 1869). Die sich einfach und ohne Reizmittel einführende Erzählung erreicht ihren Höhepunkt in dem Leben eines thüringischen Schulmeisters, dessen kleine Freuden und — großen Leiden mit ergreifender Wahrheit geschildert werden.

Fanny Lewald's „Lebensjahre" (zwei Bände, Berlin, Janke, 1869) wollen wir den Romanen anreihen, nicht, weil wir diesen zweiten Theil ihrer Selbstbiographie irgendwie in der Wahrheit seiner Mittheilungen bezweifeln, sondern um des poetischen Reizes willen, der in einem so offen und aufrichtig dargelegten Lebensgange liegt. Die ersten Anfänge dieser Biographie erschienen in der „Neuen Zeitung" und fanden Gegner. Man bestreitet der Verfasserin die Berechtigung, ihre Anfänge dem Publikum in dieser Umständlichkeit zu erzählen. Wir vermögen uns auch einem Widerspruch gegen die Berechtigung dieser „Lebensjahre" zu denken. Es kommt nur auf das der Verfasserin überhaupt gebührende Interesse an. Entspricht es der Bedeutung, welche Fanny Lewald von sich selbst haben darf, so folgt man den

Darlegungen ihres Innersten mit immer gesteigerter Aufmerksamkeit, läßt sich die Aeltern und Geschwister in ganzer lebhaftiger Gestalt mit allen ihren wunderlichen Eigenheiten gefallen und erwartet mit Spannung den Augenblick, wo die fast ängstlich beklemmende Hülle aller vieler Entwickelungen springen wird und uns die Verfasserin von „Jenny", „Clementine" und „Diogena" entgegentritt.

Bewundernswürdig ist die sichere Schreibart der Erzählerin. Sie erhebt sich nicht so sehr durch Schönheit als durch Consequenz zum Stil. Dieselbe Anerkennung wünschten wir auch ihren Auffassungen zollen zu dürfen. Haben wir aber auch nicht gerade Ursache, ihnen zu widersprechen, so beängstigt doch die allzu große Sicherheit und feste Gestaltung ihres Urtheils nach doch nur wenig andern Prämissen, als die in den Zufälligkeiten ihres Wesens, ihrer Bildung, ihrer Lebenslage gegeben sind. Diese Sicherheit scheint die Folge angeborener Selbständigkeit und ist es nicht einmal. Der Verfasserin imponirt vieles. Sogar Zufälligkeiten, Stimmungen, eigenthümliche Beleuchtungen sind es, die bei ihr die Wirkung des Fremden unterstützen; eben das die Folge weiblicher Natur und im Grunde liebenswerth, würde nur nicht die Art des Parteiergreifens, Urtheilens, Verurtheilens, Zeugnißablegens durch die sofort eintretende Diktatur bedenklich. Ein Zauber eigener Art könnte auf diesen Lebenserinnerungen liegen, wenn die Verfasserin ihr Urtheil mäßigte, manchmal bekennen wollte, daß auch sie dem Irrthum, dem dornvollen Frauenerbtheil, unterliegen könne und im Grunde ihr ganzes Fühlen und Denken doch nur aus einem unendlichen Verlangen — nach Glück hervorgehe. Die Erzählerin leidet an einem geistigen Hedonismus. Was ihr wohlthut, ist das Rechte. Vielleicht findet sich Gelegenheit, bei anderm Anlaß diese Analyse einer geistvollen Frau wiederaufzunehmen, die durch ihre Verbindung mit Adolf Stahr an Bedeutung ihrer Lebensstellung gewonnen hat.

Kalender auf 1862.

J. J. Weber's „Illustrirter Kalender" ist auch für das nächste Jahr erschienen und bringt seine regelmäßigen, so nützlichen Nachweise statistischen und genealogischen Inhalts. Die Rückblicke sind lehrreich und befördern das Bewußtsein, im Zusammenhang mit einer großen Zeiten zusteuernden Zeit zu leben. Die Bilder sind meist der „Illustrirten Zeitung" entlehnt. Für die Rückblicke auf die literarischen und artistischen Leistungen des verflossenen Jahres sollte die Redaction einen Berichterstatter zu gewinnen suchen, der mit weniger Schärfe urtheilt. In einem solchen Buche ist man froh, einmal dem negativen Ton gewisser literarischer Coterien entflohen zu sein.

Der „Thüringer Volkskalender", herausgegeben von Mütter von der Werra (dritter Jahrgang, Leipzig, Mendelssohn, 1862), bringt unter seinen verschiedenen belletristischen Beiträgen aus dem Nachlaß des jüngst verstorbenen thüringer Dichters L. Bechstein, dem der Herausgeber im Eingang einen Nachruf widmet, „Eine tiroler Eulenspiegel-Mähr". In Ferdinand Schrader's den Ueberfall und die Plünderung Weimars durch die Franzosen nach der Schlacht von Jena schildernder Erzählung: „Die Perle von Herfgarten", finden wir das häusliche Verhältniß zwischen Goethe und Christiane Vulpius zu gewöhnlich dargestellt. Unter den gemeinnützigen Aufsätzen dürfte das meiste Interesse erregen Dr. Brehm's „Zug der Vögel" und für die Hausfrauen Professor Hassenstein's „Papinianischer Topf", der es auf eine Reform im Küchendepartement abgesehen hat. Die Monatsvignetten und die dem Unterhaltungstext eingedruckten Holzschnitte sprechen durch gefällige Zeichnung und saubere Ausführung an.

Karl Steffens' „Volkskalender für 1862" (Leipzig, Voigt u. Günther) zeichnet sich durch Beiträge namhafter Schriftsteller aus, unter denen wir auch einige unserer Mitarbeiter vertreten finden, u. a. A. von Loën mit der Novelle „Eine Diakonissin." Im „Zauberer von Plön", einem historischen Charakterbild aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, das das Erlöschen des herzoglichen Geschlechtes von Holstein-Plön zum Thema hat, finden wir auch hier eine Reminiscenz aus dem literarischen Nachlaß L. Bechstein's. In „Volkssprüche" gibt Josef Rank eine anregende culturgeschichtliche Studie. Den artistischen Theil dieses Volkskalenders bilden sechs die Erzählungen charakteristisch illustrirende Holzschnitte von A. von Ramberg und acht in Stahl gestochene Genrebilder, zu denen Hermann Marggraf die entsprechenden poetischen Commentare geliefert hat. Bei Wilke's schönem, empfindungsvollem Bilde „Der Empfehlungsbrief", scheint uns der Ueberbringer der natürliche Sohn des reichen Kaufherrn zu sein.

Böhmisch und deutsch.

Einen traurigen Einblick in die prager Nationalreibungen gewährt die kleine, in ziemlich incorrecten Hexametern geschriebene Epistel: „Der Sprachenklangmesser in der böhmischen Orthographie. Von J. N. Willmek" (Prag, Gerzabek, 1861). Der czechische Verfasser hält einem Deutschen, der die Rauheit der czechischen Aussprache und Wortbildung bespöttelte, die nicht minder übellautenden deutschen Wortfügungen entgegen.

Zimmergärten.

Wer sich hinter seinen noch vom Frost beschlagenen Fenstern einen blühenden Frühling schaffen will, dem empfiehlt sich der bereits in siebenter Auflage erschienene „Praktische Blumengärtner" von H. Gruner und K. H. Hörster (Leipzig, Müller, 1861).

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: H. Orges über die preußische Militärfrage. — Gegen die Censurlinie. Eine Mahnung aus England. — Briefwechsel.

H. Orges über die preußische Militärfrage.

Die augsburger „Allgemeine Zeitung" hat über Deutschlands Geschicke Anschauungen, die wir nicht theilen. Die Materialien jedoch, die sie zur Vertheidigung ihres Standpunktes zu sammeln weiß, verdienen zuweilen größere Prüfung und Beachtung, als die Zerfahrenheit der Parteien zuzulassen scheint. Die Anregungen, die in den Nrn. 233 flgg. H. Orges über die Frage der preußischen Militärfrage gegeben hat, verdienen schon um deswillen ein genaueres Eingehen, weil Orges bekanntlich selbst dem preußischen Militärstande angehörte und sich auf diesem Gebiet einen unabhängigen und fast demokratischen Standpunkt bewahrt hat.

Seine hierüber von allen Parteischriften freie Darstellung faßt im wesentlichen Folgendes:

Die wichtigste von den dem preußischen Landtag nächstbevorstehenden Fragen ist die von der Wehrorganisation, denn von ihr hängt schließlich das vom preußischen wie von jedem Staate überhaupt zu erstrebende politische Ziel, seine politische Rolle ab. Bei Preußens maßgebender Stellung in Deutschland ist die preußische Wehrorganisation zugleich eine deutsche Frage. Deutschlands Sicherheit ist nach außen hin bedroht durch die in Frankreich sich bemerkbar machende Krisis der vorliegen krankhaften Zustände, deren Konsequenzen die Napoleonische Politik suchen wird nach außen hin zu entladen. Die mithin dringend gebotene Wahrung von Deutschlands Sicherheit, die Grundbedingung für seine ungehemmte kulturhistorische Entwickelung, die gerade jetzt durch Dampfschiffahrten und Eisenbahnen einen größeren Anlauf genommen, ist die Aufgabe der Wehrorganisation im allgemeinen, bezeichnend der preußischen insbesondere.

Im Gegensatz zu der einfachen alten Wahrheit, daß die Organisation der Wehrkraft von den legalen Faktoren der Landespolitik geregelt werden müsse, daß sie oft theoretisch und praktisch dem Heer selbst verfassen, selbst da, wo das Volk keinen gesetzlichen Antheil an der Leitung des Staats hat. Gleichwohl ist alle Macht faktisch vom Volke aus und selbst wenn nicht legalen Einfluß desselben hat in Zeiten der sich die Wehrorganisation sich unterwerfen müssen ist dann Heer und Volk in Beziehung zueinander geraten. So auch in Preußen im Befreiungskriege, ihres die Kraft zu der letztern entwickelten enormen Machtstellung gab. Das preußische Heer war der Schlacht bei Jena und dem Tilsiter Frieden der schimpflichermeise das Maß desselben auf

42000 Mann beschränkte, entmuthigt. Es mußte von neuem organisirt werden, und zwar in einer Weise, die im geeigneten Moment aus diesem geringen Kern eine neue große Militärmacht hervorwachsen lassen konnte. Diese mit Hindernissen aller Art verknüpfte Reorganisation wurde von dem preußischen Scharnhorst, der, nach Clausewitz Urtheil, der preußischen Armee eine neue vollendete Verfassung, eine neue Gesetzgebung, neue Uebungen und einen neuen Geist gab, in den Jahren 1808—11 durchgeführt. Kleine, unscheinbare Mittel, wie die schwierigen Verhältnisse sie eben gestatteten, leisteten Großes. In nerhalb dreier Jahre erreichte die Masse der kriegstüchtigen Leute, durch beständiges Austreten von Rekruten, welche hierauf wieder entlassen wurden, die Zahl von 150000. Das Heer war damit dem Volke näher gebracht und eine Schule für die kriegerische Ausbildung der Nation und die Erziehung des Nationalgefühls geworden. Gleichwol war die Scharnhorst'sche Wehrorganisation noch ein Unvollendetes geblieben, als sie durch ihre praktische Bewährung im Freiheitskriege, der alle andere Thätigkeit absorbirte, unterbrochen wurde. Nach dem Siege bedurfte man ihrer nicht mehr und vernachlässigte sie, da ihr Schöpfer und Leiter wenige Wochen nach der Schlacht bei Lützen an der in letzterer empfangenen Wunde starb, um so eher, als man sie im Grunde als eine „militärische Revolution" betrachtete, die eine illiberalisirende politische Voraussetzung hatte. Die taktische Betheiligung des Volks an der Politik im Kriege hätte nach dem Kriege zu einer legalen gemacht werden, Institutionen geschaffen werden müssen, welche diese Betheiligung sicherten und regelten. Ein Volksheer und keine legale Betheiligung des Volks an der Leitung seiner Angelegenheiten, an der politischen Action des Staats, ist ein Unding. Die Scharnhorst'sche Wehrorganisation bedurfte, nach Orges Meinung, um leben und gedeihen zu können, eines Complementes — einer Verfassung; da diese nicht gegeben wurde, kam sie in Widerspruch mit sich selbst, siechte dahin; für einen absolutistischen Staat paßten die leitenden Ideen nicht. Man ließ in langem Frieden die Keime und Kräfte der neuen Wehrorganisation verkommen, während man die Reste und Bruchstücke der alten hegte und pflegte. So kam der alte Geist der preußischen Armee, obschon er sich mit dem Frieden Europa's den Großen überhob hatte, „wieder zur vollen Herrschaft, erzeugte und ertrugen vor allem von zwei Institutionen, welche mit dem ganzen Grundgedanken der Scharnhorst'schen

Wehrorganisation in unauflöslichem Widerspruch stehen, der Garde und dem Cadettencorps".

Die ein Siebentel des ganzen stehenden Heeres bildende Garde entzieht, wie Orges ausführt, durch ihre Privilegien bei der Rekrutirung die kräftigsten jungen Männer der Linie und beeinträchtigt durch die unverdienten Vorrechte und die durch letztere erzeugte Ueberhebung ihres Offiziercorps den kameradschaftlichen Geist in der Armee. Das Cadettencorps, das, obwol für die Infanterie wie Cavalerie, vorzugsweise die Offiziere liefert und für diesen Beruf seine Zöglinge schon mit 11 Jahren aufnimmt, mithin in ihrer Kindheit schon dem Leben in der Familie und dem Volke entfremdet, gründet seine Erziehung allein auf die Schablone. Die aus ihm hervorgehenden Offiziere sind daher am wenigsten Lehrer für die Scharnhorst'sche Schule und ausnahmsweise nur treten sie in die wissenschaftlichen Waffen, die Artillerie und das Ingenieurcorps ein. Auch jener Geist des Uebermuths und der Ueberhebung, der so viele peinliche Conflicte zwischen Militär und Civil hervorgerufen hat und nirgends gerade mehr als in Preußen, wo doch, als in einem Militärstaat, der Officier von vorn herein schon die allgemeinste Achtung und Bevorzugung in der Gesellschaft genießt, wie man sie im übrigen Deutschland in gleichem Maße kaum kennt, entstammt der Garde und dem Cadettencorps; denn mit Artillerie- und Ingenieuroffizieren, die fast durchgängig aus der Truppe selbst hervorgehen, kommen diese Conflicte nicht vor.

Im Widerspruch mit der Scharnhorst'schen Wehrorganisation, die das stehende Heer nur als Schule für das Volksheer wollte, welche, wenn nicht alle, doch wenigstens so viele Wehrfähige, als nur möglich, durchmachen sollten, steht auch, nach Orges, die viel zu lange Dienst- und Schulzeit, die freilich ein Cabinetsheer nöthig haben mag, das nicht die gleiche Hingabe für die Politik haben kann, für welche es sich schlagen soll, als ein Volksheer, das durch seine Mitberathung diese Politik auch mit zu seiner eigenen gemacht hat. Diese Lehrzeit würde aber ohne Gefahr schon allein dadurch abgekürzt werden können, daß die Rekruten den ihrem natürlichen Berufe am nächsten liegenden Waffen zugewiesen würden, z. B. die mit Pferden umzugehen Gewohnten der Reiterei. Die Zahl der Streitkräfte, die am höchsten eben durch die Volksheerorganisation erreicht wird, bleibt nach allgemeiner Erfahrung das entscheidende Moment im Kriege, wie auch Scharnhorst „die Erhebung Preußens nicht durch die Güte, sondern durch die Zahl seiner wehrhaften Mannschaft vorzubereiten suchte". Die Güte ersetzte er aber „durch die Art der Zusammensetzung des preußischen Heers, durch die physische Kraft der ausgewachsenen Wehrmänner, durch die moralische des selbstbewußten Staatsbürgers. Diese moralischen und physischen Factoren besitzt kein Cabinetsheer, und darin liegt der Kern der ganzen Scharnhorst'schen Idee. Durch seine Volksheerorganisation wollte er Preußen mit viel geringern Kräften zu einem Großstaat, ebenbürtig den andern Großstaaten, machen, es wollte dadurch die von feindlichen Cabinetsheeren Preußen etwa drohende Gefahr beseitigen."

Einem angreifenden französischen Cabinetsheer von 40,000 Mann, 1 Procent der Bevölkerung Frankreichs, gegenüber würde das halb so große Preußen 2 Procent seiner Bevölkerung entgegenstellen müssen, die wehrhaft und rasch und leicht verfügbar sein müssen. Dies ist ohne verhältnißmäßig größere Opfer, da in 12 Jahresgenerationen, nach der preußischen Wehrpflichtigkeit vom 20. bis zum 32. Jahre zum Dienst in Linie und Landwehr sich 6 Procent der Einwohnerzahl an wehrhaften Männern finden, mithin jährlich 80,000 Schüler aus der Schule des stehenden Heeres als ausgebildet entlassen werden müssen, nur durch Herabsetzung der Schulzeit für den Infanteristen auf Ein Jahr zu erreichen. Für die Ermöglichung dieser Abkürzung spricht das in Preußen bestehende Institut der einjährigen Freiwilligen, deren höhere Bildung im Grunde nicht für ihre bloße Wehrhaftmachung, sondern für ihre Offiziersberechtigung verlangt wird. Der praktische Beweis für das Genügen der allgemeinen einjährigen Dienstzeit auch im Kriege ist durch jene von Scharnhorst in 3 Jahren aus einem stehenden Heer von 42,000 Mann gebildeten 150,000 Volkswehrmänner (also noch nicht ganz ein Jahr Schulzeit auf den Mann) geliefert, welche 18[illegible] Lützow und Wartenburg fochten und vor Paris [illegible] trennen General York dem König als das „[illegible] Armeecorps" vorgestellt wurden. Aber [illegible] eine dreijährige Dienstzeit, die denn freilich [illegible] jenen lästigen Folgen und außerordentlichen Opfern, bei der Mobilmachung der Landwehr, und in Verbindung mit der Vernachlässigung der Ausbildung der Landwehrofficiere, zu welchen in der Regel die einjährigen Freiwilligen verwendet wurden, nur zu geeignet war, die Scharnhorst'sche Wehrorganisation zu discreditiren.

Und dennoch bietet sie, in entsprechenderer Ausführung ihres ursprünglichen Plans, als es im langjährigen Frieden geschah, „Preußen allein die Mittel, nicht blos eine Großmacht zu scheinen, sondern eine zu sein". Man setze alle Kräfte an die Bildung und tüchtige Ergänzung eines ausgezeichneten Offiziercorps, einer Elite von Berufssoldaten, welches die Scharnhorst'sche Wehrorganisation unbedingt und in erster Reihe verlangt. Die Garde und das Cadettencorps sind für diesen Beruf gänzlich unfähig, ja sie sind das principielle Hinderniß für die volle und ersprießliche Ausführung der Scharnhorst'schen Intentionen.

Es sei daher die Aufgabe der preußischen Abgeordneten, um die letztere anzubahnen, die Auflösung des Cadettencorps zu beschließen. Die Auflösung des Gardecorps hat zu wenig Aussicht auf Erfolg. Man begnüge sich hier die Aufhebung der Rekrutirungsvorrechte der Garde zu verlangen und ihre Auszeichnungen dadurch zu paralysiren, daß man sie allen Linienregimentern verleiht.

„Wir kennen", schließt Orges, „den in militärischen Kreisen gänzlichen Unwerth, daß die Schwarzseher'sche Wehrorganisation," die ein Volksheer erstrebt, die Armee zu demokratisiren trachte. Ganz recht; aber ist das an und für sich ein Vorwurf? Wir haben im Beginn dieser Betrachtungen nachzuweisen gesucht, was den demokratischen Geist der Zeit trägt, was ihn unwiderstehlich macht. Will man abermals versuchen, sich dem rollenden Rad entgegenzuwerfen, um von ihm abermals germalmt zu werden? Man lenke ihn, man zerstöre ihn, aber man wolle ihn nicht bekämpfen, das ist nutzlos und gefährlich zugleich."

Man sieht, die alte Anhänglichkeit eines Soldaten an seine Fahne, eines Offiziers an seine Kriegerehre, auch eines vollthümlich gebildeten Publicisten an seine ersten Principien hat sich in diesem Aufsatze nicht verleugnet. Er ist mit Liebe und Achtung für eine Position geschrieben, die vom Süden aus nicht eben besonders gehegt und gepflegt wird. Wir glaubten deshalb von allen politischen Divergenzen absehen und auf die geistvolle, von Sachkenntniß und Patriotismus eingegebene Arbeit besonders aufmerksam machen zu dürfen.

Gegen die Crinoline.

Eine Mahnung aus England.

Mehrere Todesfälle, die infolge der beklagenswerthen Mode der Stahlröcke in den letzten Monaten in England stattgefunden, haben die Jury veranlaßt, öffentlich eine ernste Ermahnung an die Frauen Englands, diese unheilbringende Mode ohne Verzug abzulegen, ergehen zu lassen. Darauf erschien in den „Daily News" eine zweite Ermahnung, denselben Gegenstand betreffend, und da wir der Ansicht sind, daß ein gutes Wort, zur rechten Zeit gesprochen, weiteste Verbreitung verdient, so theilen wir letztere im Auszuge mit.

„Als wir jung waren, hörten wir von den Reifröcken des vorigen Jahrhunderts und jene Mode kam uns so thöricht und häßlich vor, daß wir geneigt waren, geringer von den Frauen zu denken, die dieselbe mitgemacht hatten, und nie hätten wir es damals für möglich gehalten, daß unsere Frauen die absurde Mode noch einmal aufnehmen, ja sie noch verschlimmern würden. Der Reifrock des 18. Jahrhunderts ist bei weitem nicht so unbequem und gefährlich als der des jetzigen. Wer »Sir Charles Grandisson« gelesen hat, wird sich erinnern, daß Harriet Byron und ihre Freundinnen »ihre Reifröcke auf die linke Schulter legten«, um in eine Sänfte steigen zu können oder im Wagen den Herren Platz zu machen; denn selbst die geräumigen Wagen jener Zeit wären zu klein gewesen, hätten die Damen ihre Reifen niederfallen lassen. Wir sehen, die Reifenträgerinnen damaliger Zeit waren rücksichtsvoll und richteten ihre Kleidung so ein, daß sie den Herren nicht im Wege waren, wenn dieselben sich setzen wollten. Und damals gab es keine schmalen Dampfboote, in denen für Kinder die Gefahr, durch die Damen-Reifröcke ins Wasser geschleudert zu werden, so augenfällig ist, und unsere Feuerplätze waren höher und tiefer, die Gefahr des Feuerfangens nicht so nahe liegend als jetzt.

„Jetzt sind es ungefähr fünf Jahre, daß wir die Wage der Stahlröcke ertragen. Das Datum kann in der Geschichte nicht vergessen werden, es ist um ein Geringes älter als — der kaiserliche Prinz von Frankreich. Seine Mutter fand diese Mode zuträglich, ehe er geboren wurde, und alle Damen aller Länder, in denen die französische Mode ihr Scepter schwingt, folgten ihrem Beispiele, bis endlich dieser sinnlosen Mode mehr Opfer gefallen sind als irgendeiner andern. Wir lebten immer der Hoffnung, daß sie sich nicht lange erhalten würde, und haben nun fünf Jahre das Uebel ertragen.

„Wir entbehren jeder Bequemlichkeit bei allen geselligen Zusammenkünften, denn kein Ballzimmer, keine Mittagstafel, keine Loge, kein Sperrsitz, kein Wagen, kein Boot hat mehr Raum genug für unsere Familien und uns. Jeder Spaziergang mit unsern Frauen und Töchtern, sei es auf dem Trottoir der Stadt oder auf einem ländlichen Fußpfade, ist unangenehm, denn die Wege sind für eine natürliche Kleidung berechnet. Wir haben es gesehen, wie die schönsten Blumen in unsern Händen und die seltensten Pflanzen unserer Treibhäuser durch die Reifröcke abgebrochen wurden. Wir haben, um Platz in einer Landkutsche zu finden, für Frau und Töchter doppelt bezahlt. Unsere Kleiderschränke sind unzulänglich für unsere Kleidung — unsere Häuser für unsere Personen. Da jedes Kleid und jeder Rock, von der Dame des Hauses an bis auf ihre Köchin hinab, zweimal so weit ist, als nöthig wäre, so ist auch die erhöhtere Ausgabe für den, der das Brot erwirbt, nicht außer Acht zu lassen.

„Bedenklicher noch ist die Wirkung dieses Unfugs auf die Sitten der dienenden Klasse. In einem Bericht der Schulcommissionen lesen wir, daß von 150 Schulkindern (fast alles Mädchen, die für den dienenden Stand erzogen wurden) kaum Eins ein Taschentuch gehabt, aber kaum Eins unter ihnen gewesen, das nicht einen dicken, harten, schweren, unbiegsamen Reifrock gehabt hätte. Infolge dessen hat eine Dame eine Anrede an diese Mädchen gehalten, in der sie ihnen namentlich Miß Nightingale's vortreffliche Bemerkungen über die Crinoline in ihren »Notes of nursing«*) wiederholte. Danach sind viele Reifröcke verschwunden und mehr Taschentücher aufgetaucht. Diejenigen, welche nicht nachgeben, berufen sich auf das Beispiel der Damen und ihrer Dienerinnen. Freilich versteht die Köchin nie ihre Geschäfte, ohne in Lebensgefahr zu schweben; das Hausmädchen wird vielleicht am Kamin verbrennen, wie bereits viele andere vor ihr, und das Kammermädchen kann leichtlich eins der ihr anvertrauten Kinder

*) S. die deutsche Uebersetzung unter dem Titel „Die Pflege der Kranken und Gesunden" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861).

beim Ueberschreiten eines Steges ins Wasser stoßen. Alles das ist im Laufe der letzten fünf Jahre vorgekommen, wir haben es mit Geduld ertragen und höchstens nur unser Mißfallen und unsere Mißbilligung ausgesprochen. Es fragt sich, ob es recht war, daß wir nicht ernstlicher gegen eine Mode aufgetreten sind, die so viel Unglücksfälle verursacht hat. Unter den bereits aufgezählten haben wir viele übergangen. Wir haben noch nicht von den Todesfällen gesprochen, die in Fabriken vorgekommen sind, wo Frauen in Reifröcken sich dem Räderwerk näherten, auch nicht von denen, die infolge von ins Fleisch gedrungenen gebrochenen Stahlreifen stattgefunden. Wer kann alle Fälle nennen? Aber es wäre dankenswerth, wenn jemand eine übersichtliche Liste von den authentischen Fällen anlegte.

„Und wie kann diesem Unfug am schleunigsten abgeholfen werden? So fragen wir. Man sagt uns, daß unsere Landsmänninnen diese Mode nur mitmachen, weil sie durch ihre äußere Erscheinung nicht auffallen, weil sie nicht für emancipirte Frauen gelten wollen. Emancipiren sie sich nicht, indem sie eine Mode aufrecht erhalten, die so verabscheut ist und die ganz unvermeidlich, noch ehe das Jahr abgelaufen ist, eine neue Anzahl unnatürlicher Todesfälle verursacht haben wird? Es heißt von Frauen im allgemeinen, daß ihr Urtheil oft sehr geht, weil sie durch ihre lebhafte Phantasie fortgerissen werden. Beim Vorliegenden möchten wir gerade das Gegentheil sagen: Ihr Urtheil geht fehl, weil es ihnen an Phantasie fehlt. Könnten sie sich vorstellen die Todesangst und das Angstgeschrei eines verbrennenden Mädchens, den traurigen Zug, der ein Kind nach dem Hospital begleitet, das von einem Reifrock unter die Räder eines Wagens gezogen und einige Gliedmaßen gequetscht bekommen hat, oder auch die Fabrikarbeiterin, deren Rock vom Rad gefaßt und die nun rettungslos fortgeschleudert wird — gewiß, sie würden von nun an lieber irgendwelche Kleidung anlegen, als auch nur im entferntesten Maße für solch herzbrechende Schauspiele verantwortlich sein.

„Wir wissen, daß es schon einige (und nicht wenige) Damen gibt, die erklärt haben, sie wollten die Mode nicht mehr mitmachen; auch daß viele Fabrikherren keine Arbeiterinnen und manche Hospitalaufseher keine Krankenwärterinnen annehmen, welche Reifröcke tragen. Aber wer will und kann eine durchgreifende Veränderung in dem Anzuge unserer Frauen hervorbringen?

„Nur die erste Frau im Lande kann das und unsere Blicke richten sich deshalb auf sie. Sie überreicht keine Mode, also auch diese nicht; aber was sie trägt, wird von andern überliefert. Als ihre Tochter, die Kronprinzessin von Preußen, vor einigen Jahren in Feuergefahr gerieth, weil beim Singeln eines Briefs ihr weiter Musselinärmel anbrannte, befahl die Königin augenblicklich, daß aller Musselin im königlichen Haushalt verbrannt werden solle, weil dies ein schnelles Aufbrennen verhindert, und das Beispiel fand in vielen Haushaltungen Nachahmung. Hätte man dasselbe in Amerika gewagt und gethan, so stünde jetzt das Haus des Dichters Longfellow nicht verwaist und die sechs Ballettänzerinnen in Philadelphia wären nicht auf so schreckliche Weise umgekommen.

„Wenn es bekannt gemacht würde, daß die Königin durchaus und für immer die Reifröcke verbannt, so würden sie zuerst aus dem Drawingroom verschwinden, dann aus dem Landhause, dann aus dem Laden, dem Schulzimmer und — der Schneiderinnenwerkstatt.

„Inzwischen hat ein Geschworenengericht unsern Frauen die Verantwortlichkeit gezeigt, die auf ihnen ruht, und wir hoffen, sie werden das zu Herzen nehmen und bereit sein, dem königlichen Beispiel zu folgen, dem wir entgegensehen. Und sollte es ausbleiben, so mag jede Frau in der Sphäre ihres eigenen Hauses, in dem sie selbst Königin ist, das Beispiel geben."

Wir wissen recht wohl, daß unsere deutschen Landsmäninnen in der That keine Mode, also auch die der Reifröcke, so übertreiben, als es in England der Fall ist. Mithin hat die verhaßte Mode bei uns weniger Unheil gestiftet; aber Unheil hat sie auch in Deutschland schon gebracht und deshalb, wir wiederholen es, verdient obige ernste Aufforderung weitere Verbreitung. Die auf Königin Victoria gesetzten Hoffnungen realisiren sich vielleicht infolge der Trauer.

Briefwechsel.

— *** in München. Es ist nicht durchaus nöthig, wenn in den Zeitungen mitgetheilt wird, die Wiener Zweig-Bibliothek der Leipziger Lesehalle habe den Beschluß gefaßt, bei einer baldigen General-Versammlung auf die öffentliche Namensnennung derjenigen Mitglieder, welche durch die Nichtzurückgabe entliehener Bücher die Bibliothek in Verlegenheit setzen, anzutragen. Was die lebenslänglichen Mitglieder und die gütigen Geber betrifft, so wird dieser Beschluß gewiß nicht auf sie Anwendung finden. Ich bin der allgemeinen Meinung, daß die Mitglieder aus der Bibliothek-Vorsteherschaft, welche diesen Antrag stellen, sich vorher mit den Vorstehern der Leipziger Lesehalle über eine solche persönliche Maßregel hätten verständigen müssen. Wir erwarten nun Vorlagen über die neuen Statuten zur Durchsicht und Genehmigung.

— J. D. in P. Ihr Gedicht wurde mir senden, wenn noch dem Inhalte Bedarf ist. Sagen Sie mir, ob Sie gute und einige Male erwähnte Sie an Verstellung von einem „Landwegeister".

— *** in Berlin. Zur Beantwortung einiger Fragen erwähnen Sie an meinem Vortrag „Die Herzog von Kalabria-Gattin" in Nr. 31 der „Unterhaltungen".

— Herrn R. in Dresden. Ihrem Wunsche, Ihnen mit persönlicher Zusendung Ihres Aufsatzes, doch nicht nur aus Gefälligkeit gerne, um über die Sache, in der Sie schon Einzelnes gegeben.

— Herrn M. in St. Ja und Nein? — nur zu wenig Durchbildung in der Form.

— Herrn Dr. R. in Breslau. Zu Ihren gefälligen Mittheilungen werden noch uns noch schreiben.

— Herrn Dr. *** in Breslau. Ihr Brief kommen. Nächstens von Ihrer Sendung.

(Ausgegeben am 26. December 1861.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Dritte Folge. Zweiter Band.

Anna.

Sire, ehren Sie mein Schweigen, entlaſſen Sie mich jetzt!

Fr. Auguſt.

Sie wollen mir das Todesurtheil ſprechen, und den Henker nicht nennen. Mit wem ſind Sie verlobt?

Anna.

Genügt es nicht, Majeſtät, daß ich es bin?

Fr. Auguſt.

Nein, nein, ich muß wiſſen, wer an meinem Hofe nicht ahnte, daß ich den Himmel bat, meinem erblindenden Glanze mir nur Sie als letzten Schmuck zu laſſen.

Anna.

Und hätte der Eine es geahnt? Die Liebe iſt der ärgſte Egoiſt.

Fr. Auguſt.

Scherzen Sie nicht über ein verblutendes Herz! In meinem Reich weicht Jeder dem Wunſche ſeines Herrſchers. Nennen Sie ihn!

Anna.

Sire, manchen Völkern iſt es verboten, den Namen ihrer Gottheit auszuſprechen.

Fr. Auguſt.

Nein, nein, ich will ihn auch nicht hören, den Namen dieſes Einzigen, den die Hölle zum Antipoden meiner Seligkeit machte! Mein Auge überfliegt fieberno

Unterhaltungen

am

häuslichen Herd.

Herausgegeben

von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge.

Zweiter Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1852.

Unterhaltungen

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. In gebundener Rede.

Das Kind. Zum neuen Jahr. Von Rudolf Hamerling 1
Der Tod. Von **K. George** 2
Nicht. Von **K. George** 113
Die Gefangene und der Rabe. Von **A. von Meltzig** 145
König Albert. Am Gründonnerstag 1861. Von **Franz von Elsholtz** 209
Die Perle. Von **Albert Lindau** 240
Der Hecht im Meer. Von **Otto Buchwald** 241
Lieder eines Handwerkers. Von **Karl Bleibtreu** 145–147
Neue Begegnung. Von **Hugo Delbrück** 320
Weihnachtslied. Vom **Herausgeber** 321
Der Dichter's Lust. Zum neuen Jahr 1–10

II. Erzählungen.

Ein ländliches Lied. Gesellschaftsstudie von **Karl Gutzkow** 1–30
Die Madonna und der Bildersturm. Von **A. v. L.** 31–39
Scholmeiers Kranich. Erzählung von **Richard Kunisch** 41–112
Maria, die Diebin. Erzählung von **Franz vom Thurm** 121–168
Der Thüringer Lichtenstein. Von **Christian Heppel** 185–188
Auf ewig. Von **Nola Born** 221–225
Eine wahre Geschichte. Von **Karl von Holtei** 241–249
Der Engel des Herrn. Erzählung von **Nola Born** 321–348
Auf hoher See. Von **Rudolf Gaßner** 361–368
Der Mörder der Kindlein. Ein Lebensbild von **Andreas Oppermann** 381–389
Ein Weihnacht. Von **Adolf Stern** 441–449
Die Mühlbeck. Eine Erzählung 561–575
Die letzte Frau im ersten Stock. Von **Alexander Weiß** 681–696
Eine Frauenehre. Von **Nola Born** 721–736
Die Räuberbraut. Eine Erzählung aus dem Harz. Von **Wilhelm Kirchner** 741–748
Ein Lebensbild aus dem amerikanischen Kriege. Von **Georg Hesekiel** 801–805
Die Hochzeit eines reichen Arrivirten. Von **Alexander Weiß** 921–952

III. Lebensbilder und Skizzen.

Das Schloß zu Hannover. Von **A. Buck** 9–31
Aus meinem Leben. Von **Karl Sonderhausen** 225–229

Seite

Eine Gesandte von Bogumil Golz. Von **Bernhard Endrulat** 284–299
Die Rechte der Frauen im 17. Jahrhundert. Von **L. Fränkel** 309–312
Aus einem Hungerjahr. Von **W. J.** 451–456
Ein schweizer Charakter. Von **Franz von Sonnenfeld** 461–468
Unser ostfriesisches Mütterchen. Aus einem Hallig-Leben 521–575
Ein ungarischer Arzt in alter Zeit 656–674
Ein Besuch bei dem dänischen Dichter Jörgen Peter Christian Jacobsen 781–785
Der Todtengräber. Aus dem Bühmerischen 882–891
Ein Gefecht auf Sachsen. Von **Franz von Hammersdorf** 892–901
Der Weihnacht auf Sachsen. Von **Andreas Oppermann** 941–945
Die Schwiegermutter Moses Mendelssohn's 1037–1039

IV. Stimmungen und Richtungen der Zeit.

Zum neuen Jahr 11–14
Amerika und Frankreich 69
Der englische Zeitungsgeist 90
Die Frauen Italiens 97–98
Wiener Briefe 98–102
Berliner Skizzen 98–100
Gerüchte und Lügen 77–79, 317–320, 337–339, 997–999, 1017–1019
Die Aufhebung der Sperrsitze in Paris-Baden 92–93
Notizen aus Berlin 141
Die sechzehn „Berliner" 157–158
Kopenhagen's Tageblätter. Dritter und vierter Band 177–178
Ein Musikfestaufenthalt. Von **A. F.** 189–192
Geschichte der Tanzkunst 196
Ein Blick auf Berlin 237–239
Das Lutherdenkmal in Worms und Frau Cornelia Hesse 258–259
Eine Gouvernantenstelle auf dem Lande 261
Der Hafen von Kiel 262
Ein Kapitel Schmarotzerthum 280
Aus Posen 299–300
Der preußische Etatismus 317
Der deutschen Bundesreform 317
Der englische Frauen-Beschäftigungs-Komm. 318–319
Theaterwesen und Musik 320

	Seite
Ein Urtheil Englands an England	320
Amalie Strauß	320–340
Zeichen der Zeit	359–360
Die Majorität Oesterreichs Nationalitäten	377–378
Das Kinderfest beim Lord-Mayor in London	378–379
Garibaldi auf Caprera	380
Der preußische Fortschritt	380
Londoner Nicht-Arbeiter	397–398
Frankreichs zunehmende Weltmacht	417
Eine Asch-Lade-Bude in London	418–419
Fortschritte der italienischen Volksbildung	419–420
Aus alter und junger Zeit	420
Noch ein Blick auf die Zeit	438–439
Das Hermanns-Denkmal	440
Die Richterfeier	456–457
Das österreichische Concordat	477
Die „Gartenlauben"	477
Das Prinz-Albert-Denkmal	477–478
Das Moon'sche Blinden-Alphabet	498–499
Die Oberstaatsanwalte	500
Ein englisches Wettrennen. Von E. Hahler	508–534
Französische Zustände	537–578
Ein kurzer Umblick in der Weltausstellung	539–540
Harriet Martineau. Von J. von Lagerström	552–554
Schweizer Alpen	560
Das Handwerkerfest zu Birkenreichen	560
Ein Nachzügler zur Weltausstellung	560
Die gegenwärtige französische Presse	597–599
Aus Baden-Baden	599
Der diesjährige Weltmarkt	599–600
Persönliche Bekanntschaft mit den Japanesen	618–620
Project einer Brücke zwischen England und Frankreich	620
Die glückliche Lösung der Ordensfrage	620–639
Frankfurt am Main einst und jetzt	657–658
Eine Garibaldi-Schwärmerin	658–719
Die londoner Unterhaltungsmittel für Schuljugend	660
Herzog Bernhard von Weimar	679
Mit oder ohne Leuret?	680
Schleswig-Holsteins Recht	697–699
Die Toilettenmysterien der Engländerinnen	700
Officielle Moral	700
Zur „Judenfrage"	716
Politisch-Historisches	737–738
Verläufiger Abschluß der Pierer'schen Jahrbücher	737–738
Der Handwerkertag	760
Die rechtliche Heirath	777–779
Frankfurt oder Weimar?	779
Die Handwerkertage nach London	779
Der Winter in Berlin	797–1039
Japanesische Taschenbuch	798–819
Zeichen der Zeit	799–800
Wie Oesterreich um Deutschland wirbt	800
Moderner Mord	819–820
Juden und Judenthum	854–855
Aus dem Kirchen der Schillerstiftung	860–860
Die Weltausstellung	860
Der Dorpatensischer Hans Jakob Klinkig	863–868
Verbrannt Leyer	877–879
Die Dinge in Griechenland	897

	Seite
Garibaldi und die Schweden	898–899
Die Presse in Chile	899
Deutsche Gelehrte	915–916
Der dritte Rechenschaftsbericht der Schillerstiftung	917–919
Eine Buchhändlerversammlung	920
Griechenland und die Griechen. Von Robert Waldmüller	937–959
„Nichts zu handeln?" Am Ehrenfriedhof Frankfurt. Von Alexander Buchner	962–964
Aus Wien	980
Die neuesten Schritte Dänemarks gegen Schleswig-Holstein	977
Die Engländer schmeicheln mit ihren Kanonen. Ein Brief aus London	997–998
Aus den Weihnachtstisch	998–1016
Die Juden in Frankreich	1029
Die Aenderung der Cognacs in der Schillerstiftung	1029
An unsere Leser und Mitarbeiter	1040

I. Völkerzustände, Reisen, Sitten- und Ortsschilderungen.

Von der Newa an die Weichsel. Eine Plauderfahrt von Franz von Nemmersdorf	21–72
Ein Nachtbild in Spitzbergen. Mittheilung von M. Norden	87–92
„Vorsicht!"	96
Land Tirol	96
Ueber den St. Gotthard. Von Friedrich Lampert	121–135
Hausmobiliar in Jerusalem. Von Friedrike Bremer	201–209
Der Sonntag Lätare in Böhmen. Von Dr. Graffe	232–254
Das nationalökonomische Ost- und Nordsalon. Von Dr. Graffe	291–302
Die Armen in Rotterdam. Von J. G.	330–332
Ein Vorfrühling auf Korsika	398–416
Reisen und Kunstgenüsse. Nach den Mittheilungen eines Freundes von M. Norden	401–451
Ein Ausflug auf die Wartburg. Von Ludwig Bechstein	421–425
Ein Tag in Bern. Von Friedrich Lampert	462–471
Der erste Mai in Eisenheim. Von J. Kruspeius	472–475
Die Reise der „Arkona" 1858–1859	476–488
Ein neuer Hand-Atlas	490
Amerika. Eine Schilderung von Ida von Düringsfeld	506–509
In heimischen Thälern	509
Oberamm-Ammergau. Von Ida von Düringsfeld	505–505
Ein neuer Schweizerführer, ein deutscher „Murray"	615–616
Hannoverisch Münden. Nach einem Briefe	638
Ein Tag am Monte-Rosa. Von Rudolf Baron	641–650
Auf dem Lande bei einer Klausur	650–656
Eine königliche Thierarzneischule	706–707
Briefe auf Java	707–711
In London verirrt. Von J. Kreyßmar	711–713
Ein Hyrschenker in Interlaken	717–719
Reiseerinnerungen aus Italien	720–736
Aegypten und seine Denkmäler. Nach den Mittheilungen eines Freundes. Von M. Norden	721–769
Eine Perle der Meere. Von P. von S.	729–734

Seite

Länder der unteren Donau 758–759
ethnographische Novelle 803–812
Hundorf im Oriow 794–796
Haberbrode 811–820
n Land der Ki Regnerische Skizzen von Emil Braun I Alexander II Die Stadt der Khediven 821–827
nische Eindrücke Aus dem Tagebuch eines englischen Reisenden 828–837
Schwarzkünstler bei Goethe Von Friedrich Lampert 838–847
Kunde Italiens 848
Winterfremdenwoche in Ischgarn Zur Kunde altbayerischer Gebräuche von Dr A Wipplinger 848–849
dem Land Tirol Kulturbilder 874–876
dliches „Hoch-Leben“ Erinnerungen eines deutschen Offiziers aus dem Gefechte Verbrennt in den Lagern bei Pinga Albert 1001–1008
nerger Bilder Von M Norden 1009–1012

II. Geschichte.

chichte auf Schulen 5
Geschichtskunde 6
r Buckle's „Geschichte der Civilisation in England“ Von Karl Frenzel 113–125
Geburtstag der Großen Kurfürst Von Alexander Dung 149–156
mbau und seine Zeit 229–237
Mann mit der eisernen Maske Von Julius Lagen 254–264
r die Schuld von der Hochzeit Von Karl Silberstein 268–271
Lamotte und der Kardinal Mazarin im Jahre 1647 Von Otto Mosler 348–354
Lücher und seine Zeit 435–440
deutschen Geschichte 453
Sage von Wilhelm Tell Von Karl Silberstein 501–505
Land in alter Zeit 513–515
politische Testament Ludwig's XIV 515–516
chichtliche Epoche 564–566
Maria Stuart wahnsinnig 615–617
Thomas Morus letzte Denkwürdigkeiten 621–632
französische Revolution von 1848 633–635
sen und Brangäne 636–638
Päpstin Johanna Von Ey 761–768
historische alter Zeit 772–775
Frankfurter alten Tagen 825–833
Zeitinger Untergang Ein Bild aus Deutschlands Vorzeit 833–842
den französischen Revolutionen deutscher Publizisten im Jahre 1848 Von L Schallbroch 970–974
ng Forster in Mainz 1000

I. Der Mensch, sein Wesen und Befinden.

und magen Von Dr Lorenzen 51–55
Lust und Schlafsüchtigkeit Von Dr Kobbelein 210–215
Chloroformirt Von Dr Kobbelein 289–291

Seite

Ehe- und Liebesleben 289–290
Der Wiederbeginn des Wachens 297–299
Das menschliche Gehirn als Gedankenorgan 328–330
Der Mensch Physiologische Skizzen von Wundt 505–516
Ueber den Schmerz Von Dr Wartmann 549–562
Ein Opfer der Kunst 562
Augen Heilmittel 990
Die Verurtheilung des menschlichen Körpers Zur Gefängnißgeschichte Von Dr Fr Wilhelm Ebeling 980–1001
Handel und Wandel 1003–1004
Der Normalmensch im Neuen Londoner Museum 1015–1020

III. Die Erziehung.

Regungen höherer Kindererziehung in Frankreich 18–19
Zur Jugendlehre 156
Das Lernen im Spiel Von Dr Graffe 192–193
Eine Zeitschrift für die Volksschulen 215
Aus der Kinderwelt 256
Der Neuen von Hofwil Von Dr Graffe 250–252
Bildung und Pflege der Blinden 454–456
Heranbildung des weiblichen Gesindes 456
Die Erziehungsmittel der Menschheit 490–496
Eine Erziehungsschrift 856
Das Gedächtniß im Unterricht Von Dr E K 873–882

IV. Philosophie.

Idealismus und Realismus 49
Kleine Schriften von D. F. Strauß 134–136
Arthur Schopenhauer's Leben und Lehren 242–253
Die Zeit Von Dr Wundt 481–502
Ein nachgelassenes Werk von Schelling 876
Der Ueber Von Dr Herrlich 905–915

V. Lebensbezüge und Lebensbedingungen.

Die Weltausstellung in London für 1862 19–40
Die Zunahme der Waldbrände 180
Der „einfältige Bauer“ 189–200
Die Ernährung des Menschen 250
Aus den Gebirgsdörfern 260
Die Wertbestimmung der menschlichen Arbeit 296–298
Die Angelfrage 298
„Selbsthätiger Arbeiter“ 300
Der unterirdische Verkehrsgedanke in London 300
Der elektrische Telegraph und die Vögel 300
Ueber das Schreiben mit Stahlfedern Von W Hamm 301–305
Neue Gebirgsbauer 519–520
Berliner Kirchenverkauf 520
Spaziergang für Baumwolle 520
Ein londoner Verein für Vertheilung von Lebensmitteln 657–659
Die sächsische Industrie 750–760
Allgemeiner Weltausstellungs-Katalog 840
Die Wirksamkeit im Vereine der Hausfrauen 980–1000
Das australische Gold 996–999

VI. Allgemeine Naturbetrachtung.

Zur Naturkunde 193–194
Wirkungen des Lichts 280
Der magnetische Erdstrom 319–320

Seite

VII. Die Nachtseiten der Natur.

Das Reich der Ahnung . . . . . 12—13
Die Symbolik der Handschrift . . . . . 266—275
Der medicinische Volksaberglaube . . . . . 812—815
Ein Mensch mit vier Augen . . . . . 861—862

XIII. Das All und die Himmelserscheinungen.

Welche Farbe hat das Wasser? . . . . . 511—512

XIV. Pflanzen- und Thierwelt.

Die Gärten in England. Von C. Kühne . . . . . 308—383
Die Nachbarn. Ein Bild aus dem Leben und Treiben in der Natur. Von Karl Ruß . . . . . 410—414
Der Stammbaum einer Kuh 640
Für Feinschmecker. Von Dr. Robbeln . . . . . 852—854
Das Rothhörnerwolf. Ein Naturbild. Von Karl Ruß . . . . . 981—987

XI. Sprache und Geschichte der Literatur.

Reinhold Lenz. Von Fr. Biedermann . . . . . 172—175
Thomas Chatterton. Eine neue Erklärung seines Selbstmords. Von Fr. Biedermann . . . . . 431—434
Die Dichterin der Heide. Von F. v. H. . . . . 481—487
Marie de Aranco 534
Daniel Sander's „Wörterbuch der deutschen Sprache" 603
J. J. Weber's „Deutsche Bibliothek" . . . . . 734—735
Wer war der Dichter des Nibelungenliedes? 745
Dichter und Graf 796
Theodor Körner 796
Aus Bürger's Leben . . . . . 835—836
Schiller-Erinnerungen von Bertha von Brawe . . . . . 881—882
Ein verschollenes Buch 956
Ludwig Uhland 960
Karl Beyer . . . . . 983—984

XII. Kritisch-ästhetische Miscellen.

Julian Schmidt als „Gulturhistoriker". IV. V . . . . . 13—16
Theodor Storm 16
Zur literarischen Chronik 20
J. Ph. Hallmeyer . . . . . 37—44
Eine englische Anerkennung 40
Ein guter Rath 41
Neueste englische Literatur . . . . . 54—55
Zwei berliner Goethe-Vorlesungen . . . . . 55—56
Neue Gedichte . . . . . 561—816
Unterhaltungsliteratur . . . . . 75—1036
Buchmacherei 76
Vermischte Schriften . . . . . 115—1036
Ein Leipzigum . . . . . 234—236
Alte und neue Zeitschriften . . . . . 316—376
Philologische Poesie . . . . . 334—335
Ferdinand Lassalle gegen Julian Schmidt 434
„Faust, dritter Theil" 475
Ein weiblicher „Charakterkopf" aus alter Zeit . . . . . 495—496
Gedächtnißschriften . . . . . 496—576

Seite

Das deutsche Volkslied . . . . . 584—585
Hölderlin im Narren . . . . . 585—586
Literarische Notizen . . . . . 600—1040
Victor Hugo's „Les Misérables" . . . . . 656—659
„Dichter" . . . . . 674—675
Karl Frenzel . . . . . 675—676
Vom Büchertisch . . . . . 696—1040
Julius Hammer . . . . . 719—720
Lothar Bucher 736
Literarische Skandalsucht . . . . . 738—739
Alexander Jung's „Redemarin" . . . . . 753—756
Fanny Lewald's „Lebensgeschichte" . . . . . 835—836
Zur ethnographischen Romantik . . . . . 934—935
„Hell und Huben" in Amerika . . . . . 935—936
Karl Biedermann . . . . . 984—986
„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme" 1014—1015
Ueber Pedanten und Charlatane. Von Dr. Richard Treitschke . . . . . 1021—1027

XIII. Schöne Kunst.

Ein Brief Bettina's . . . . . 11—12
Kunst und Industrie in Italien . . . . . 118—234
Kaulbach's „Reformation" 180
Die Kunst in Weimar . . . . . 217—309
Eine Kunsttopographie Deutschlands 600
Der Weltausstellungskatalog über deutsche Kunst . . . . . 656—659
„Die Poesie in der Malerei" . . . . . 735—736
Ein altes Krokodil . . . . . 933—932
Ein englisches Urtheil über französische Malerei . . . . . 932—934
Der B. A. Berger'sche Verlag in Weimar 1027
„So muß auch solche Klage gehen" 1036

XIII. Bühne und Musik.

Die moderne Unmöglichkeit der Tragödie . . . . . 89—100
Dramatische Literatur . . . . . 155—1016
Eine neue Oper 180
Die Katakomben. Oper in vier Acten. Text von Moritz Hartmann, in Musik gesetzt von Ferdinand Hiller . . . . . 238—240
Deutsche Theaterzustände . . . . . 324—325
Aus der Bühnenwelt . . . . . 480—760
Johann Nestroy 600
Theodor Döring in Weimar . . . . . 577—578
Petition der dramatischen Autorrechte 639
Der „alte Schauspieler" . . . . . 713—715
Edmund Kean. Von A. W. Schneider . . . . . 760—772
Ein deutsches Theater in Paris 860
Zur Geschichte der Musik . . . . . 902—905
Marie Wagner-Bürck . . . . . 939—940
Geschichte und Theorie des Dramas . . . . . 1013—1014

XV. Zur Kunst des Lebens.

Für das Haus . . . . . 636—636
Weltliche und geistliche Erbauung 756
Denksprüche. Von C. K. v. M. 816
Tagebuch-Bemerkungen. Von J. Dietrich 856
Aus dem Nachlaß Fanny Tarnow's . . . . . 866—876

e Folge. Zweiter Band. Nr. 1. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler

lt: Ein ländliches Fest. Gesellschaftsstudie von Karl Gutzkow. — Das Schloß zu Hannover. Von A. Boß. I. — Brief Bettina's. — Das Reich der Ahnung. — Julian Schmidt als „Kulturhistoriker" IV. — Theodor Storm. — Das Glück. Von Robert Lowerling. — **Neues aus der Welt.**

Ein ländliches Fest.

Gesellschaftsstudie von Karl Gutzkow.

Weg führte durch eine herrliche Buchenwal-
Am Ende der wie ein Dom uns über-
den Alles erblickte ich schon die soge-
„Ruine". Ein zerfallener Thurm trug
atternde Banner der gräflich Heberstein'-
Familie, doch war die Ruine neuern Ur-
s. Epheu bedeckte braun angestrichene
ne. Die Windharfe war separirt. Lächer-
er nicht, die Aussicht der Novantike war
. Die Besitzungen mehrerer Paginas aus
ealogischen Kalender lagen wie ein bunter
meilenweit vor uns ausgebreitet.
h ich mit unter den Cavalieren einen
n Braunen und bemühte mich, so wenig
glich lateinisch zu erscheinen. In mei-
gen Tagen war ich ein Reiter; noch
s mit dem Sattelschluß, doch unter
nen Glacehandschuhen gab's schon be-
Wasserblasen vom Reiben der strau-
gel. Bei alledem hielt ich mich und
Corinna lobte sogar meine Art, die Zü-
halten. Sie selbst geriet sich im Ver-
ihrer Arme. Die wunderbar anmuthige
formte zuweilen ganz den Medusablick
en annehmen und doch war sie nichts als

Herzensgüte. Mit Ruhe sah sie auf den Kopf ihres schnaubenden Rosses, das an dem Flattern der Schleppe ihres Gewandes Gefallen zu haben schien und bei ruhigem Schritt den Hals auf den weichen Boden niederbog, den sein Schaum bedeckte. Graf Anton Heberstein ritt neben Corinna, hielt (es gab ein schönes Bild) der ruhig die Arme Verschränkenden die Zügel und deutete das jeweilige Aufstampfen und Scharren der Vorderfüße ihres Thieres auf eine Neigung desselben — wahrzusagen. Sie errieth und meinte, das wären Künste von Renz.

Daß es hier ein interessantes Geheimniß gab, wußt' ich bald und bald. Ihres Rossführers Sohn, Graf Louis, galt im stillen für Corinna's Verlobten. Ob die Declaration heute vor sich gehen sollte? Durch Zufall war ich in das ländliche Fest und in die Cavalcade gerathen und hatte schon Winke erhalten, mich auf einen Toast vorzubereiten. Lästige Verbindlichkeit, die einen präsumirten Toastbringer um jeden Genuß beim Mahle, bei einer Landpartie, in jeder Geselligkeit bringen kann; die andern essen, trinken, lachen — unsereins muß an ein „Goethe sagt einmal —" oder dergleichen denken. Ich schlug im Geist Petscus' Mythologie auf und besann mich auf einige leidlich anständige Schalkheiten Amor's und Hymen's.

Die Cavalcade war sehr zahlreich. Sie bestand aus Fahrenden und Reitenden. Voraus ritt Corinna, wie gesagt, armverschränkt und — zuweilen höchst nachdenklich. Ihr Zügelführer war ein Mann von Geist, der seinen Eindruck durch zu vieles Sprechen nicht abnutzte. Dann kam meine Wenigkeit caracolirend mit zwei Phaethons, in welchen sich ein Berg von leuchtender Seide befand, ein ganzer Lech voll Gerson'scher pariser Neuigkeiten. Unter jenen Zeugen steckten zwei Damen, die ohne Zweifel diese Stoffe anhatten. Es war Gräfin Leopoldine, Corinna's Mutter — gewiß einst schön; doch fiel der Apfel Corinna weit vom Stamm Leopoldine. Es ist seltsam und war durch die „genealogischen Briefe" meines Freundes Levin Schücking zu erklären, wie bei menschlichen Geburten die Aexel oft so weit vom Stamm fallen und die Weisheit des Sprichworts Lügen strafen. Das zweite in den Kleiderwogen steckende Wesen ist Comteße Natalie, Corinna's jüngere Schwester. Das allerliebste Kind wäre gern auch geritten, aber ihre Entwickelung wäre noch nicht vollendet, hieß es; die Aerzte hatten das Reiten um so mehr verboten, als Corinna's Lebhaftigkeit beim ersten Versuch Neigung zur Veltige zeigte.

Den zweiten Phaethon nimmt Gräfin Marianne Fürstenberg ein. Sie pflegte sonst bei solchen Partieen den Marschall ihres Vaters nicht zu verschmähen; jetzt ist sie verheirathet, seit einigen Wochen erst: sie zieht den Wagen vor.

Ihr Mann courbettirt zur Seite. Das ist eine Riesengestalt auf einem mittelalterlichen Turnierpferde. Pinto, eine Bulldogge von menageriemäßigem Aussehen, ganz geeignet, die Sehnsucht nicht nur nach einem Maulkorb, sondern nach einem Käfig für ihn zu wecken, ist der Gegenstand einer noch entschiedeneren Aufmerksamkeit des Grafen Dohren als für seine Gattin. Pinto trottet wie ein gezähmter Panther nebenher. Wer ihm traute — ! Ich sah, wie Otto der Welf und Richard Coeur de Lion mit ihren Löwen spazieren gehen konnten.

Noch kamen Wagen mit Damen die Hülle und Fülle, eine Anzahl Offiziere aus der nächsten Garnison, einige Arbeiter vom nächsten Landgerichte; glücklicherweise fehlten einige bürgerliche Namen nicht und befreiten mich von der Aufgabe, hier für mich allein die Einheit des Menschengeschlechts zu vertreten. Den Rest bildete Dienertroß in allerlei eleganten Costümen, von denen mehrere erst vor einigen Wochen im pariser „Follet" gestanden hatten. Corinna's Vater, Graf Dohren, den wir den Zug beschließen sehen, wie ihn seine älteste Tochter eröffnete, spricht eben von Farbenzusammenstellungen. Der auf Kunst dilettirende Mann konnte tagelang damit zubringen, zum Carneval Costüme zu zeichnen und die Ideen seiner Diener nach Phantasiebildern zu ändern. Wie gesagt, ich verweise auf das geistvolle, kleine Buch meines Freundes Schücking, wo ausführlicher dargestellt ist, wie die wunderliche Natur unter Vater, Mutter und Kind im Punkt der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit des Geistes und des Körpers oft seltsame Gesetze befolgt.

Eine Persönlichkeit haben wir ganz vergessen, nächst Corinna doch die wichtigste der Landpartie, Graf Louis, der etwa dreiundzwanzigjährige Sohn des Grafen Amen Heberstein, der mögliche Gegenstand meines in Geburtswehen befindlichen Loses und der Schöpfer des erwarteten ländlichen Festes. Graf Louis war bereits durch die Erbschaft einer verstorbenen Tante selbständig geworden und besaß Güter, deren Ertrag vollkommen ausreichte, ihn schon bei Lebzeiten seines Vaters, der Witwer war, selbst ein Haus machen zu lassen. Kleine buntgemalte und vergoldete Karten mit allerlei erdenklichen Arabesken der Fronde, mit gespickten Hasen, Champagnergläsern, brennenden Plum-Puddings geschmückt, hatten de la part du comte Louis Heberstein alles, was rings in der Umgegend gesellschaftsfähig war, zu einer Fête champêtre eingeladen. Man hatte schon viel gelacht über diese etwas realistische Grundlage idealer Poesie, d. h. über die schlechte lithographische Anstalt in der Garnison und Kreisgerichtsstadt; doch war der Zweck erreicht, die Gesellschaft war versammelt und die Fête champêtre sollte auf der sogenannten Cottage stattfinden. Allerlei Unnatur, bengalisches Feuer und vielleicht — mein mythologischer Toast stand in Aussicht.

Graf Louis war ein schöner Mann; er hatte bei den Husaren dienen wollen und wurde refractär, weil man ihn zu den braunen, statt zu den rothen stellte. Auch für ihn war die Farbe ein Studium wie für Grafen Dohren, den Vater der Dame, die er liebte oder wenigstens durch sein artistisches Fest heute erobern wollte. Man muß gestehen, das Menschenkind, das ihn als sein Loos begleitete — der kleine Tom Pouce saß hinten auf dem Phaethon seiner Cousine Fürstenberg — war das

…eblichte, mit bunten Läppchen ausgeschmückte …äppchen von der Welt, etwas cremiartig …dängtigend im Aussehen wie einer der Dar…merge, die man in Erinnerung an eine …weiße Bibelstelle oder Gottes Ebenbild auch …ur für Automaten zu nehmen geneigt ist; genial …der war der Gedanke des Grafen Louis, seinem …room ein feines Nesseltuch um den Arm — ich …abe vergessen, ob den rechten oder linken — …heften zu lassen; es sollte dazu dienen, wenn …em Pauke vom Wagen sprang und die Dame …ines Herzens in eine Collision mit ihm kam …etwa beim Abspringen vom Roß), an dem profa…en Tuch der Livree die Berührung ihrer Finger …unmöglich zu machen.

Corinna, die Liebliche, war die Seele des Ganzen. …raf Anton scherzte mit ihr in jenem Patois von …bkürzungen und Interjectionen, die sich, so närrisch …s sich anhören, zuweilen bei den geschicktesten …uten an die Stelle der Gedanken drängen. …uch die übrige Gesellschaft war in die…em Aethwetsch heimisch und verstand sich vor…efflich.

Bei der Ruine sind wir angekommen. Die …uft ist still, die Windharfe schweigt. Graf Louis hatte …m einen Urlaub der Zephyre geforgt. Geheimnis…oll hat er die Gesellschaft, sich so zu stellen, daß …emand die Windharfe sehen konnte. Man that …m den Gefallen. Draußen schnoberten die Rosse; …as eigentliche Ziel des Rittes war noch nicht er…icht; es lag weiter abwärts. Jetzt ertönten har…onische Accorde. Ohne Sturm in den Wipfeln, …hne Windesbraut, die über die Kronen der Buchen …inwegjagte — Graf Louis hat nur, sich nicht umzu…ehen. Man sollte nur hören. Es war ein unendliches …eh, das in den Lüften zu klagen schien, ein …eimweh aus abgeschiedenen oder erst noch er…arteten Zeiten; ein Gruß an die tiefsten Räth…el der Brust aus jener Welt, wo alle Räthsel …hre Lösung finden. Aber ach! Corinna zer…örte die Magie und rief: „Cher cousin, …as sind Narrenspossen!“ Man wandte sich. …iner der Diener hatte sich hinter einen Schieb…orndusch verstecken müssen, der nicht an dem kunst…ch zerbrochenen Rundfenster allerliebst natürlich …uchs. Man sah's nur allzu deutlich; der Diener …rbeitete mit Leibeskräften an einem riesigen …lasebalg, den Graf Louis dem heute feh…enden Spiel des Aeolus substituirt hatte. „Magnifique!“ hieß es aber allgemein, trotz …s nicht minder allgemeinen Lachens. Man …atschte, wünschte den wunderbaren Effect des …rommen aus einer Schmiedewerkstatt entliehenen Instruments noch länger zu genießen, aber Co…rinna war verschwunden. Sie lief schon auf dem Wege zur Cottage weiter und rief mir, als ich ihr im Gewühl der nacheilenden Gesellschaft näher kam, ein unendlich beides: „Was sagen Sie zu diesem Surrogat des Sturms?“ zu. Sie hörte nicht meine Antwort, die ich vielleicht etwas zu tendenziös vorbereitete. Was ließen sich nicht auf eine Aeolsharfe, deren Töne von einem künstlich verstimmten Blasebalg hervorgerufen wer…den, nur zeitgemäße Verse, z. B. auf den heu…tigen deutschen Parnaß machen —!

Graf Louis schien darüber verstimmt, daß man sein Programm nicht einhielt, sondern sich auf eigene Hand belustigen wollte. Indessen war nichts zu machen. Die Königin des Tags eilte voraus und auch die übrigen Damen klagten über die Feuchtigkeit in der Ruine; es hatte gestern ge…regnet. Einige stiegen wieder in die Wagen, die andern folgten dem Wiesen- und Feldpfade, von welchem aus die Ebene einen herrlichen Rundblick bot. Ein heller, blauer Himmel trug etwaige Her…zenssehnsucht bis zu jenen kleinen Wölkchen, die am Rande des Horizonts oft so pittoresk, so täuschend ähnlich den schneebedeckten Häuptern der Alpen ruhen. Es sind auch Fata Morganen von den Alpen her und lägen die Alpen tausend Meilen weit entfernt; ich lasse mir's nicht nehmen —

Wieder kam ein Stück Park und noch immer nicht die Cottage, sondern erst ein merkwürdiges Bauwerk, eine sogenannte Einsiedelei. Ich weiß nicht, ob meine Leser die rechte Empfindung von einer solchen Einsiedelei haben; sie besteht theil…weise aus einer Appellation an unsere Ge…ruchswerkzeuge. Ein solcher Pavillon ist mehr oder minder groß, zuweilen meist von Stei…nen, zuweilen nur von Holz, zuweilen von Baumrinde mit Moos. Der unserige war recht um…fangreich und nahm sich von fern noch mehr als die Ruine wie der Wächter der ganzen paradiesischen Gegend aus; in der Nähe entbehrte er allerdings keineswegs jener Veranlassungen zu Betrachtungen über die Verwandtschaft von Patschouli und Moderduft. Die immer ge…schlossenen Fensterladen hinterließen den letztern auch hier. An der Schwelle wucherte Gras; auf den Fenstersimsen konnte ein Nest von Eisbeck Stu…dien über Moos- und Algenbildung anstellen; wie feucht die Wände waren, sah man an den pompejanischen Malereien ringsum; den Musen fehlten die Nasen, den Satyrn die Hörner; ein

Versuch, an den Wänden Salpeter zu sammeln, würde sich hier gelohnt haben.

Indessen — auch hier wieder hatte sich Graf Louis in großartiger Erfüllung seiner Verheißungen bewährt. Ein „Charmant!" begrüßte ihn aus dem Munde fast der ganzen Gesellschaft, als man die wunderbare Metamorphose dieses bekannten Pavillons entdeckte, in welchem sonst schon manche Dame erschreckt wurde durch ein aus dem Fußboden gleitendes Thier, eine Blindschleiche oder Kröte. Alles war heute geführt: wolkenartige Musselindraperieen bedeckten die vor Feuchtigkeit zerronnenen Freskomalereien, Blumenguirlanden liefen quer über den Plafond, der sonst nur den Spinnen zugänglich war, und was das Schönste von allem, die Draperieen senkten sich auf den mit Teppichen belegten Fußboden herab, theilten die Rotunde in mehrere Theile und bildeten förmliche Cabinets, in welchen sich umkleiden und neue Toilette machen zu dürfen um so lockender erschien, als Graf Louis das gesammte weibliche Dienstpersonal mit den Toilettenkästchen hatte nachkommen lassen. Lächelnd standen die Kammerzofen und präsentirten sich selbst und die Büchsen und die Kämme und die Spiegel als Ueberraschung.

Es stand wieder fest, Graf Louis hatte sich selbst übertroffen. Selbst Corinna schien gefangen und ich arbeitete, halb eifersüchtig, an — meinem Toast. Es war ersichtlich, daß der Abend als Donnerer des Festes die Proclamation der Verlobung bringen mußte. Graf Louis war seines Sieges gewiß; er wollte heute zeigen, was Corinna an ihm gewann. Oft betrachtete sie den schönen schlanken, behend hin- und herhüpfenden Cavalier. Man entschuldige ihn, wenn er seinen Blick für die offene Wahrheit ihres Auges zu haben schien, seinen Blick für die stille Gläubigkeit einer kindlichen Seele, die alle Mittel besaß, sich durch Geist, Witz, Satire zu behaupten und dennoch gemüthvoll blieb und jede Wunde, die zuweilen eine ihrer Worte hätte schlagen können, sogleich liebevoll selbst verband. Sie hatte dem Grafen den Blasebalg längst verziehen. Er hätte dies aus ihren Augen ablesen, zuweilen in die blaue Tiefe einer Mädchenseele, in die bangen Schauer einer bräutlichen Ahnung blicken sollen — aber — ach! sein Programm —! Er feuchte und schwitzte vor lauter Ernst im Betreiben des Lächerlichen.

Unglücklicherweise wurde ihm auch die Feerie mit dem Pavillon zerstört. Thörichte Frauen! Eine einzige Spinne löste den ganzen Zauber. Während die Männer draußen die Cigarren anzündeten und auf den Moment harrten, wo die Damen neu metamorphosirt und zur Tafel geschmückt hervortreten würden, erscholl ein furchtbares Geschrei; wir fürchteten für die Musselinvorhänge die Berührung mit einem Schwefelholz oder Aehnliches — es war eine Spinne, die auf die Kleider der Gräfin Leopoldine gelaufen war, als eben die Dame ihrem Teint ein wenig nachhelfen wollte; im Nu war der Pavillon verlassen und die Toiletten kamen in einem Zustande zur Ansicht, der zwar nicht ganz den vorwitzigen Besuch Aktäon's bei Diana und ihren Begleiterinnen reproducirte, der aber doch immer eine so bedenkliche Verwirrung hervorbrachte, daß wir gezwungen wurden, unser Lachen zu hemmen und zu entfliehen. Corinna war noch im Reitkleid und nicht zu bewegen gewesen, anderswo als auf der Cottage sich umzukleiden. Sie beruhigte mit Mühe den jungen Grafen, der einige Diener und Dienerinnen mit einer Flut von Vorwürfen überhäufte für die schlechte Säuberung des Lokals und die geringe Unterstützung seiner phantastischen Combinationen. Bewundernswürdig war die Art, wie Corinna die Spinne vom jähen Tode rettete. Während die einen gerade „Feuer!" riefen, die andern von den Offizieren, die sich nicht nähern sollten, doch die Säbel begehrten, ging sie an einen blühenden Akazienbaum, langte einen Zweig herunter, strich diesen ab, hielt ihn auf das Kleid ihrer halb ohnmächtigen Mutter, ließ behutsam die Spinne sich auf die grünen Blätter und weißen Blüten flüchten und warf ihn dann fort. Jetzt wurde ich sogar eifersüchtig auf meine Stellung als Barde in diesem Kreise: eine Menge Dilettanten ergriffen den so nahe liegenden Reim von Akazie und Grazie. Man sah, wie an unserer unerschöpflichen Quelle unsere schöne Sprache schuld ist.

Endlich sollten wir zur Cottage kommen. Ich schlug einen Weg quer durch die Büsche ein. Noch ist mir's, als sähe ich jede weiße Binde am Wege, die sich an Schwarzdornbüschen emporrankte. Feldthymian durchwürzte die Luft; in der That konnte man sich auf den Rücken einer Schweizeralpe versetzt glauben, denn auch die Cottage war ein Schweizerhaus, Oekonomie und Idylle und landwirthschaftliche Zwecke gingen hier Hand in Hand mit der Romantik. Die Cottage gehörte zu jener Erbschaft, die Graf Louis von seiner Tante gemacht hatte, die eine recht bürgerliche

die unermeßliche Kette der Weſen — wer kann es ſein, der in dem tollen Gewimmel da von Tauſenden, wo Alle glatt wie eine Linie ſind, hoch, hoch ſein Haupt erhebt, geſchmückt mit dem Kranze Ihrer Liebe? — — Nein, nein, Anna, Sie täuſchen mich! Sie erfinden einen Bund, der nie geſchloſſen iſt! (An ihren Mienen leſend, furchtbar heftig.) Doch? Doch?! Ein Name alſo! — — Da ſtehen Könige und Fürſten und Häupter der Völker, da iſt alles Große und Entſcheidende in der Welt wie eine Pyramide von Zahlen nach Namen und Rang und Stufe und Ort geordnet, da müſſen Throne zerſplittern und Reiche zerfaſern und die Wogen des Schickſals treten aus ihren Ufern und Alles weit, weit ein großer See von Plage und Verderben — — (bliter und furchtbar) nur ein Einziger taucht empor, nur ein Einziger lächelt aus den Trümmern der Zerſtörung, ein Jüngling vielleicht, (Patkul erſcheint im Hintergrunde und zeigt die größte Aufregung) dem der kindiſche Zufall ſcherzend ein blindes Glück in den Schooß warf, ein rothwangiger Knabe vielleicht, der nie Etwas verloren und Alles, Alles finden ſoll, ein Kind vielleicht, das für nichts ſprach, als der Zufall, daß er einſt Ihr Spießgenoß war — — (heftig) ich will ihn hören — (despotiſch) wer iſt's, wer iſt's? Sie ſind verlobt. Mit wem? Mit wem?

Patkul (im Hintergrund).

Mit mir, Majeſtät!

fende Frau war; denn sie liebte die Geheim-
der Butter- und Käsebereitung ebenso sehr
die Oekonomie des Geldbeutels; in diesem
weizerhause lebte sie sogar der Ersparniß
Beaufsichtigung ihrer Einkünfte wegen des
tiers. Demgemäß war es wohnlich eingerich-
hatte einen Reichthum von Anbauten mit
en, Schafen, Kälbern und einem Hühnerhof,
n gegenwärtige normale Bedeutung für sehr
len in der Runde heute schon öfters besprochen
den war, Graf Louis war Hühnerolog mit einer
nschaft, als ließe sich das Huhn der Mär
wahr machen, das täglich einen Dukaten
„Bisexpt", sagte sein Vater etwas kau-
„koſtet ihm eher noch ein jedes Ei einen
aten."

Das grün, roth und weiß angestrichene
weizerhaus hatte massive Grundmauern und
sich nur äußerlich den Schein, von Holz zu sein.
prächtige Veranda schloß sich unmittelbar
Auf dieser war eine große Tafel gerichtet. Schon
en die Diener und nahmen die Hüte und
tel der Ankommenden entgegen und Champag-
fror in Eisvasen und Blumen duftenten und
ts einer großen, mit sublosen Blüten geschmück-
Diese stimmte in einem Teich eine zu erwar-
Tafelmusik von Fröschen schon die Instru-
; eine Umfriedigung durch Schilf verbarg
ländische, wol unbezeilte Orchester. Darüber her
ten Segel und deuteten auf eine kleine Ale-
die daselbst vor Anker lag und ohne Zweifel
Anlaß zu einer Entdeckungsfahrt auf dem
n Teiche geben sollte.

Graf Louis machte den Cicerone und Erklärer
ittoresken Rundgemäldes, das sich hier aus
und Duft gebildet hatte und nicht blos zu
sondern auch mit allen Athemzügen der Brun
nießen war. Gerinna hörte ihm sinnend zu,
sich der Tauben, der Hühner, lachte über
oresken Formen der bunten erotischen Hahne
rzählte Geschichten von Fröschen, die sich in
n verwandelt hätten. Schon gruppirte man sich
s jugendlich strahlende Paar, schon sah ich
deutungsvoll bestätigenden Blick einiger Her-
e mich auf den Höhepunkt des heutigen Festes
eitet hatten. Gerinna wandte sich nach
plötzlich beginnenden Musikstück von Walt-
n, Schalmeien und Flöten, deren Bläser man
ah, brach aber sogleich wieder in ein lautes
aus. Man wandte sich und sah, daß in
n eine große, die eine Seite der Veranda
nde Zeltwand zurückgezogen wurde und wie
im ersten Act des „Propheten" eine thea-
tralisch angeordnete Pastoralscene den Blicken
darbot. Meyerbeer's große Windmühle fehlte, aber
die holländische Heuernte war im vollen Gange.
Sämmtliche Knechte und Mägde der Cottage,
über deren Abwesenheit man sich gleich anfangs
hätte verwundern sollen, waren, verstärkt durch
Ergänzungsmannschaften aus den umliegenden
Dörfern, in bunten Idealcostümen als ländliches
lebendes Bild gruppirt. Die einen mähten, die
andern luden Heu auf, andere schlummerten auf
einem mit Bändern geschmückten Wagen, wieder
andere flochten Garben, Kinder schmückten sich mit
Kränzen, die man wieder von andern winden sah —
wenigstens sollten dies alles die steifen und unbe-
holfenen Statuen der arkadischen Scene aus-
drücken. Es war, aufrichtig gesagt, ein wenig
lächerlich. Man sah den plumpen Gestalten die Ver-
legenheit und den Mismuth auf dreihundert Schritte
an. Vollends als die Gesellschaft in Jubel ausbrach
und klatschte und dem Grafen Louis ironisch Glück
wünschte und einen neuen Theaterintendanten ent-
deckt haben wollte und der deutschen Literatur nicht
minder Glück zu dieser Eroberung eines poetischen
Arrangeurs wünschte. „Ist das die Elsler? Ist das
die Taglioni Ihrer Truppe?" ging es durcheinander
im Hindeuten auf die hervorragendsten der plum-
pen Erscheinungen, die beschämt und verlegen
niederblickten, jenen altenburger Bäuerinnen nicht
unähnlich, die uns zuweilen in ihren Hosen auf
der Promenaden von Leipzig begegnen.

Gerinna hatte nur ein einziges mal die Lorgnette auf das landschaftliche Bild gerichtet und sich dann abgewendet. Ihr Vater mußte seinen grimmen Pinto festhalten, der nicht übel Lust bezeigte, die arkadische Scene zu zerstören. Ich merkte, daß Gerinna die Witze ihres Papa nicht hören mochte, der plötzlich eine wunderbare Geläufigkeit der Zunge und der Uebergänge bekam bei Vergleichung dieser ge-zwungenen Schauspieler mit den entsprechenden am Hoftheater in Oper und Ballet. Die Mutter, Gräfin Leopoldine, wurde unwillig und ließ ei-nige „Fi donc!" erschallen, die mehr gegen den Vater als gegen Graf Louis gerichtet waren. Zum Glück hörte man plötzlich Wagen anrollen, Pferde-trappeln und Säbelklirren. Es kam noch ein zweites Contingent zu dem ländlichen Feste, das einen andern Weg eingeschlagen hatte. Ihnen kamen die Plumpuddings der Einladungskarten zu reicherer Erfüllung. Man ging zu Tisch.

Von dem Diner — das eigentlich, es schien

schon sechs Uhr, ein Souper zu nennen war — kann ich, was die Speisen betrifft, nichts berichten, als daß glücklicherweise diese keinen ländlichen Charakter trugen. Die Sitzplätze der Gäste waren durch Zettel in den Gläsern angedeutet; Corinna lehnte den Platz an des Grafen Louis Seite ab; sie schützte die Sonne vor, die sie blendete. Ein Vorhang half nach und nun mußte die junge Comtesse, wenn sie nicht zu sehr auffallen wollte und zu sehr die Blicke ihres Vaters, ihrer Mutter, ja die ihrer determinirten Schwester herausfordern, doch an des jungen Grafen Seite Platz nehmen — „Sind doch schon die Ehepacten geschlossen!" flüsterten meine Gewährsmänner. Schon glaubte ich mich auf einen gewissen Moment rüsten zu können, wo sich Graf Anton Heberstein, der inzwischen immer feinlächelnd und sinnignachdenkend verblieb, erheben, an sein Glas klopfen und eine Gesundheit ausbringen würde, deren weitere Illustration dann von mir vorausgesetzt wurde. Da unterbrach beim ersten Teller Suppe wieder ein schriller Accord die kaum wiederhergestellte Harmonie der Spannung und Erwartung —

Graf Louis gab heute schon die vierte oder fünfte originelle Idee zum Besten. Aus der Raritätenkammer seines so jung schon ererbten Besitzes brachte er ein uraltes chinesisches Service der ökonomischen gräflichen Tante hervor, eine Antiquität, die zu Zeiten August's des Starken von Sachsen hoch im Preise gestanden haben mochte. Die Teller waren fabelhaft klein und standen mit dem durch die frische Luft erregten Appetit im komischsten Gegensatz. Die sonst so vortrefflich bereiteten Speisen, deren Gänge indessen kein Ende nehmen wollten, konnten unter solchen Umständen kaum gewürdigt werden. Viele der Damen gaben ihre Teller geradezu zurück, weil sie behaupteten, die auf dem Porzellan abgebildeten Gegenstände verdürben ihnen den Appetit. Mich selbst traf das Geschick, meine Portionen regelmäßig mit gemalten Schlangen und Drachen verzehren zu müssen. Graf Louis blieb consequent in der Vertheidigung der Schönheitsanschauungen des Rococozeitalters und krönte seine Idee nach dem Dessert noch mit dem Kaffee, der gleichfalls in chinesischen Tassen serwirt wurde. Die Tassen hatten keine Henkel und mancher zarte Finger verbrannte sich. Man kann sich die Scherze, die Polemik, die Ironisirung der Speisen, die Anspielungen auf chinesische Damenfüße, auf die Schenkel der bereits concertirenden Frösche, auf den Appetit der Heimchen und ähnliche Verspottungen der kleinen Schüsseln und Teller denken. „Bitte, noch ein Dutzend chen Braten!" „Noch ein Fingerhütchen Sauce!" „Gefälligst einige Senftöpfchen!" — — Corinna wurde bleicher und bleicher; sie mochte sich denken, daß sie schon die Honneurs des Hauses zu machen und die Einfälle eines in Bagatellen so dictatorisch auftretenden Mannes zu vertheidigen hatte.

Inzwischen hatte sich die Sonne gestern zur Ruhe begeben. Sie glänzte noch einmal in dem Gewässer des Teichs, ließ die Fenster der rings in der gewaltigen Ebene aufragenden Schlösser blitzend widerstrahlen und färbte den Abendnebel, der sich duftgleich auf den Hochwald legte, mit rosigen Tinten. Die Conversation blieb lebhaft und angeregt, die Gruppen vertheilten sich im Abenddunkel, einige befuhren den Teich, andere verloren sich im Park, Neigung fand sich zu Neigung — und mich selbst beglückte Corinna's Mutter, die auf meine Frage, wie sie zu Corinna's Namen gekommen, an mich gefesselt blieb. Nach langen Beweisen, die sie für ihre Bekanntschaft mit den Schriften der Frau von Staël führte, gab sie mir als ein Zeichen besonderer Vertraulichkeit die Mittheilung, daß allerdings die Verlobung ihrer Tochter mit dem Grafen Louis so gut wie fait accompli wäre. An der Wildheit ihrer jüngern Tochter merkt' ich, daß diese Raum suchte, sich selbst auszudehnen und an die Reihe der Freier zu kommen. Alles das wäre durchgängig romantischer Eindruck geworden, hätte nur die Musik aufgehört, ihren der Situation so wenig entsprechenden Lärm zu machen; sie hatte ihren ersten pastoralen Charakter durch Blech über Blech verstärkt. Aber trotz dieser Erschütterung der Luftwellen sprach melodisch der tiefe Frieden, der auf der weiten herrlichen Landschaft ruhte, das friedliche Rauschen in den Baumwipfeln des Parks, aus dessen dunkeln Schluchten sich Rehe hervorwagten, die schattengleich ebenso schnell wieder verschwanden. Der Mond stieg auf, der Abendwind rauschte durch die hohen Schilfblätter, an der Veranda sagte jeder sich schließende Blütenkelch ein kühlendes: Gutenacht! Das Concert der Frösche war ein Chor, der das feierliche Ensemble der Natur nicht störte.

Nun wurde es allgemein bekannt, daß der entscheidende Augenblick auf den Schluß des Festes, auf ein Feuerwerk und eine gewisse bengalische Flamme verlegt war, die das verlobte Paar in dem Augenblick umstrahlen sollte, wo es sich gerade in einer an die Veranda stoßenden Muschelgrotte

befand. Dann sollte Graf Louis die Applaudissements des Dankes für sein so geistvoll arrangirtes und sich krönendes Fest entgegennehmen; er wird dann Corinna's Hand ergreifen, diese küssen, die Aeltern werden hinzutreten, die Hände der Liebenden ineinanderlegen, ein Tusch wird folgen und nun —: Bester Doctor, dann ein Wort von Ihnen — so flüsterte schon ein Dutzend Stimmen mir ins Ohr. Meine Redeblumen waren geordnet; ich glaubte um so mehr an den glücklichen Ausgang, als Corinna, je dunkler es wurde, desto aufgeregter erschien, ja sogar stallerte, sang, hin- und hersprang, lachte, bald sich mit den Frauen neckte, bald mit den Herren, zuletzt sogar einigemal laut declamirte und mit mir, heute dem Repräsentanten der alten Hof- und Gratulationspoesie, einen Wettkampf in Reimen begann.

Eben schlug es aus dem Thal halb zehn Uhr. Die Nacht war hinlänglich hereingebrochen, um trotz des Mondes dem Feuerwerk volle Wirksamkeit zu lassen; schon sammelte man sich auf der Veranda, die munterste Conversation, deutsch, französisch, italienisch ging durcheinander, die Dienerschaft reichte Limonade, Eis, Confituren. Ein Böllerschuß — die ersten Leuchtkugeln stiegen auf; im magischen Licht glänzte die ganze Gegend; Raketen prasselten, ein Pot à feu entlud sich, die Garben senkten sich wie feurige verlöschende Feuerweidenzweige in den Teich; Schlag auf Schlag entwickelte sich ein Feuerwerk, für dessen Erfolg sich beim Arrangeur die anwesenden Artillerieoffiziere der Garnison verbürgt hatten.

Enger und immer enger wurde der Kreis, immer dichter und dichter drängte man sich an die Muschelgrotte, wo ein Piedestal, von hohen Blattpflanzen und exotischen Blumen umgeben, eine kleine Pappfigur trug, die einen Amor darstellte, der zum Zeichen der Verschwiegenheit den Finger auf den Mund legte. Bravis folgten auf Bravis. Die Feuerwerker der Artillerie übertrafen sich selbst. Endlich war der Augenblick der höchsten Spannung erschienen. Hinter der Muschelgrotte sollte erst blutrothes, dann mildbläuliches Licht aufflammen und im letztern eine gewisse Gruppe dann den Abend krönen — —

Die blutrothe Flamme ergoß ihren Feuerschein: es war wie in die Gluten der Hölle getaucht; aus der Cottage, der Schweizerei, aus den Ochsen- und Schafställen, aus dem Park und der Wiese war Herculanum und Pompeji im Kampf mit dem Vesuv geworden — — Jetzt kam das milde bläuliche Licht. Alles blickte auf den Amor von Pappe — eben noch Hand unter seinem Blätter- und Blütendach bei der blutrothen Beleuchtung Corinna neben dem Grafen Louis; jetzt, wo sich schon eine Runde wie zur Cour und Gratulation gebildet hatte, erblickte die erstaunte Gesellschaft nur den verdutzt allein dastehenden jungen Cavalier, Corinna's Schwester, ihre Aeltern, die nächsten Anverwandten neben ihm. Corinna hatte sich unter den Nächststehenden Bahn gebrochen und während man noch nach ihr rief, suchte, durch immer mehr angezündete Präparate das blaue Licht in Permanenz erhielt, die Musik, die im blauen Licht ihre Seichtheit hatte, fort und fort schmetterte — hörte man das Sprengen eines Reiters über das Pflaster des Hofes dahin — —

Dort, wo die Wagen schon eingespannt, die Reitpferde zur Rückkehr gesattelt standen, hatte Corinna sich auf ihr Roß geschwungen und war in Nacht und Nebel verschwunden —

Der erste, der die Besinnung hatte, ihr zu folgen, war Graf Anton, Louis' Vater —

Graf Louis, der Sohn, biß sich auf die Lippen. Jetzt erst hatte er ein Auge für Corinna gehabt — Die Stimmung des Abends war dahin — In zerbrochenen Häuflein, ordnungslos kehrten die Theilnehmer des Festes in ihre mehr oder weniger entfernten Schlösser und in die Stadt zurück.

Noch jetzt entsinn' ich mich, daß ich für meine Person damals zu den wahrhaft Betrübten gehörte — nichts ist peinlicher, als einer Empfindung Worte leihen, die uns nicht von Herzen kommt. Von dem unterbrochenen ländlichen Feste sprach man noch lange in der Gegend. Graf Louis reiste in die Residenz.

Corinna reichte einige Wochen darauf ihre Hand — dem Vater des Grafen — Grafen Anton —

Darüber empfand ich kein Mitleid. Bei mehreren Gelegenheiten hatt' ich mich überzeugt, daß Graf Anton einer der charakterfestesten Männer war, die ich je kennen gelernt, und trotz seiner funfzig Jahre in allen Lagen seines Lebens jugendlicher fühlte als sein Sohn — — Auch dachte ich an jenes Bild unter den hohen Buchenwölbungen, als Corinna so ruhig, still und armverschränkt dahinritt, während Graf Anton ihr Pferd am Zügel führte — —

Graf Louis hat sich einige Jahre darauf mit seinem Vater verschwägert und Comtesse Natalie-

geheirathet. Die Ehe scheint zu gegenseitiger Zufriedenheit zu sein; wenigstens lebt Gräfin Natalie in Wien und ihr Gatte in Paris.

Das Schloß zu Hannover.

Von X. Sch.

I.

Unleugbar stehen die Schlösser des Königs von Hannover an Umfang und architektonischer Pracht manchen Herzogsschlössern in Deutschland nach. Zwar hatten die vorigen Herzoge ihr Stadtschloß an der Leine, ihre Sommerschlösser, Monbrillant und Herrenhausen stattlich genug eingerichtet und die ersten Kurfürsten waren darauf bedacht, ihre städtische Residenz rangmäßig zu erweitern; aber sie siedelten zu bald als Könige von England in den St.-Jamespalast über, als daß sie mit ihren architektonischen Plänen fertig geworden wären. Das fürstlichen Unternehmungen dieser Art so günstige 18. Jahrhundert wurde versäumt, um stolze Hallen wie die zur Wilhelmshöhe oder zu Darmstadt und Karlsruhe aufzurichten. Nach Beseitigung der Fremdherrschaft und nach Vermehrung der Kroneinkünfte durch die Annexionen von 1814 wurde der hannoversche Schloßbau wieder aufgenommen und ein mächtiges Portal mit korinthischen Säulen vollendet, aber ein ganzer Flügel des Leineschlosses fehlt bis heute und eine leere Baustelle verunziert den Totalanblick.

Als König Ernst August aus England nach Hannover zurückkehrte, war seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge gerichtet als auf seine Schlösser. Der greise König behalf sich mit dem bescheidenen Palais, welches sein Bruder, der Herzog von Cambridge, als Vicekönig an der Leinestraße bewohnt hatte. Im Sommer bezog er die schlichten Landhäuser von Herrenhausen, Monbrillant oder Georgengarten.

Auch Georg V. kam zu Anfang seiner Regierung mit dem von ihm angekauften gräflich Wangenheim'schen Palais an der Friedrichsstraße als Winterresidenz aus, indem die größeren Hoffeste für den Adel in den Sälen des Leineschlosses, die Hoffeste, zu denen die erste und zweite Rangklasse der „königlichen Dienerschaft" eingezogen wurde, in den Sälen des Hoftheaters stattfanden. Dann reifte die Absicht, das alte Herzogs- und Kurfürstenschloß zu vollenden. Aber die Unterhandlungen mit der Stadt, welche demselben eine freiere und angenehmere Umgebung verschaffen sollten, zerschlugen sich und nun wurde Monbrillant niedergerissen, um einem prächtigern Königsplatz zu machen. Nahe vor der Stadt und in den großen herrschaftlichen Gärten gelegen, soll dort die dauernde Wohnung der königlichen Familie aufgeschlagen werden, um Wohn- und Prunkzimmer zu vereinigen. So große Summen indessen dieser Bau beansprucht, so erhält diese Weltenburg doch keine wahrhaft imponirenden Dimensionen. Für ihre hohen Stockwerke ist sie nicht breit genug in der Grundfläche. Jedenfalls würde, wie schon angedeutet, das 18. Jahrhundert viel beherzter in den Staatssäckel gegriffen und den Unterschied zwischen einem Königshause und dem Hause jedes Unterthanen ungleich einleuchtender hervorgehoben haben, als die Gegenwart gestattet. Die Gegenwart ist anmaßend genug, der Baulust eines Monarchen Schranken zu setzen und neben fürstlichen und adelichen Schlössern sogar bürgerlichen Palästen Raum und Reichthum zu gönnen.

Inzwischen ist das unvollendete Schloß an der Leine keineswegs uninteressant. Es soll darin nicht an den Schauplatz erinnert werden, wo der schauerliche Mord des Grafen Königsmark ungestraft verübt wurde. Harmlos tanzt gegenwärtig die vornehme Welt an dem Platze vorüber, wo der schöne Offizier sterben mußte, weil die Gemahlin des Prinzen Georg, des ehemaligen Königs von England, ihn liebenswürdig gefunden hatte. Versetzen wir uns vielmehr in die heitere Vergangenheit dieser Räume. Auch sie ist charakteristisch. Sogar während der Abwesenheit der regierenden Familie haben diese Säle ihre Geschichte. Da Georg I., um den hohen Thron von England zu besteigen, Hannover verließ, hatte er das Versprechen gegeben, öfter wiederzukehren. Der beständige Hofstaat und die entsprechenden Hoffeste sollten seine Schmälerung und seine Unterbrechung erleiden. Unausgesetzt strahlten auch das 18. Jahrhundert hindurch die Kronleuchter und rauschten Tafel- und Ballmusik. In Abwesenheit des Königs hatte der Ober-Hofmarschall die schöne Aufgabe, sein Amt vielleicht nur feierlicher als vorher fortzuführen. Im Namen seines Souverains und übrigens unumschränkt handhabte Se. Excellenz — die Platen, Hardenberg und Reden bekleideten die hohe Würde — das Hofceremoniel und was der Sache das Fundament und den Nachdruck verlieh, der Ober-Hofmarschall gebot über den Marstall und die Hofequipagen, über das Hoftheater und seine Logen, über Hofküche und Hofkeller. Für den

kurhannoverschen Adel, welcher den Winter in der Hauptstadt zuzubringen gedachte, gab es, falls es sich nicht um Erlangungen von Aemtern handelte, nichts Wichtigeres zu thun als, durch die Kunst des Friseurs dazu in angemessene Verfassung gesetzt, sich dem Herrn Ober-Hofmarschall Excellenz vorstellen zu lassen. Dann konnten die Einladungen zu den großen und kleinen Hoffesten, zu den Galadiners, zu den Bals parés nicht ausbleiben. Die Geladenen hatten sich vor dem Bildnis Sr. Majestät des Königs von England ehrfurchtsvoll und tief zu verbeugen, dann wanden die Säle mit den Spiegelwänden und Goldmöbels für Conversation, Spiel, Souper, Tanz geöffnet. Der königlichen Tafel durfte natürlich nichts fehlen, was der Würde des hohen Abwesenden entsprach, dessen Gesundheit zuerst ausgebracht wurde, und vorsorglich hatte ein alles erwägender Hofschneider die Taschen der Galafracks so eingerichtet, daß sie eine ansehnliche Menge Confect mitzunehmen gestatteten. Conservativer Auffassung der Dinge vollkommen entsprechend, soll es heute noch ebenso gehalten werden.

Geben wir aber einen Schritt weiter zurück, so wird das Leben, welches in diesen hohen Räumen herrschte, noch eigenthümlicher. Unter den Sehenswürdigkeiten des Schlosses nimmt die Silberkammer den ersten Rang ein. Ihre Schätze an Kronjuwelen, ihre Menge an kostbarem Porcellan und geschliffenem Glas, hauptsächlich an Silbergeräth, das hier wie an keinem andern Hofe in Deutschland angehäuft ist, diese Berge von Tellern, Schüsseln, Terrinen, diese Reihen von Potagelöffeln, Messern und Gabeln aus schwerem Metall, zum Theil vergoldet, von großen und kleinen Bechern und Pokalen, Kannen, Büchsen, Dosen, Leuchtern in den anspruchsvollsten, sinnlichsten und wunderlichsten Formen führen uns in die Zeit des Herzogs Johann Friedrich, vornehmlich Ernst August's, des ersten Kurfürsten von Hannover, zurück. Mit diesem stehen wir in echter Rococo-Atmosphäre, im Rayon der prächtigsten Fürstenlaune, die nur Geld kennt.

Paris und Venedig gaben damals für die vornehme und gebildete Welt in Geschmack und Sitte den Ton an. In Paris entfaltete Ludwig XIV. die unbedingt mustergültige, von den meisten deutschen Fürsten aber trotz aller Anstrengungen nicht zu erreichende Hofpracht. Hierhin kamen nach Paris und staunten und bewunderten; wendeten sich dann aber nach Venedig, wo sie auf neutralem republikanischen Boden eine selbständigere und unter Umständen leicht die erste Rolle spielten. Namentlich hielten sich die Herzoge von Hannover, die sich durch Regierungssorgen nie incommodiren ließen, mit großem Gefolge und vollem Seckel oft und dauernd in der Lagunenstadt auf. In ihrem dortigen Palazzo versammelten sie täglich italienischen, französischen, deutschen Adel um sich. Künstler und Gaukler aller Art wurden empfangen, Oper, Ballet und Schauspiel besucht, Feste zu Lande und zu Wasser veranstaltet. Unausgesetzt waren die hohen Herrschaften erbötig, sich bewundern und betrügen zu lassen, wenn ihnen mit Musik, Gemälden und Sculpturen, Lobgedichten, Feuerwerk, phantastisch ausgerüsteten Gondeln und Abenteuern aller Art gehuldigt und geschmeichelt wurde. Die Herren von Hannover dachten selten früher an die Heimkehr, als bis das Geld zu mangeln anfing und die Nachsendung wegen der zu Haus gleichfalls eingetretenen Ebbe auf Schwierigkeiten stieß.

Dann galt es, im Schlosse an der Leine die Herrlichkeiten von Paris und Venedig zu ersetzen. Es war das schwer, aber es mußte versucht werden. Wagenladungen von Kostbarkeiten, von wirklichen und vermeinten Kunstschätzen wurden natürlich aus Italien mitgebracht. Geschäftsträger hatten in den beiden Weltstädten die Aufgabe, beständig Gegenstände aufzuspüren, die kostbar und theuer genug waren, um den Selbstherrschern von Braunschweig-Lüneburg Ehre zu machen.

Ernst August von Hannover wollte durchaus der strahlendste Fürst Deutschlands sein, den Kaiser höchstens ausgenommen. Seine Kammerherren behaupteten, daß er es wirklich sei. Schon als weltlicher Bischof von Osnabrück suchte er seine Residenz zu einem kleinen Versailles auszustatten. Als Herzog von Hannover erschienen ihm zwölf vergoldete Carossen mit je sechs Pferden bespannt kaum genügend, um dem kurzen, umfangreichen Herrn, welcher das Verdienst hatte, sich nicht mehr Ew. Gnaden, sondern Ew. Durchlaucht nennen zu lassen, bis noch höhere Titulatur erlangt wurde, entsprechende Auffahrt zu gewähren. Aus dem Gehalte des Ober-Hofmarschalls, welcher jährlich 8000 Thaler Besoldung, 12000 Thaler Tischgeld bezog, acht Lakaien in rothem Tuch mit Silber hielt, seine Kutschpferde mit rothen Sammtdecken und rothseidenen Zügeln schmückte, schließe man auf die Ausstattung der übrigen Hofstellen.

Doch kam beim Ober-Hofmarschall von Platen allerdings hinzu, daß die Gemahlin desselben eine Rolle spielte, auf die damit hingedeutet sei, daß ihre Theaterloge der Sr. Durchlaucht des Herzogs unmittelbar gegenüber lag.

Indem Ernst August sich alle erdenkliche Mühe gab, vom Kaiser die Kurfürstenwürde zu erlangen, hatte er bei weitem mehr die Glanzerhöhung unter den Mitständen des Reichs als die Machterweiterung im Auge. Der Kurhut wurde ihm endlich zu Theil. Die Stimme im Kurfürstencollegium folgte nach. Nun aber hielt Kurfürst Ernst August es für seine Pflicht und Schuldigkeit, dem Cousin von Sachsen im Aufwand auf keine Weise nachzustehen, ihn wo möglich zu überbieten. Die Zahl der Kammerherren und Haiducken, der Pferde und der Köche wurde vermehrt. Durch Feierlichkeit und Weitschweifigkeit des Hofceremoniels ragte der Hof von Hannover alsbald hervor. Kaum ging ihm etwas über die Ehre, mächtigere Fürsten als Gäste bei sich zu sehen, sich ihnen vermöge der zu verabredenden oder sich als Conicauen der Heilichkeiten ergebenden Etikettenformen möglichst nahe zu stellen und durch kostspielige Festlichkeiten berühmt zu werden. Wer im Stande war, dem allerhöchsten Herrn an der Leine neuen Luxus zu empfehlen, war stets willkommen. Das Wort Sparsamkeit hatte die Durchlaucht aus ihrer Nähe verbannt. Für Bauten, Zimmerdecorationen, Gemälde, Spiegel, für Ballet, Oper, Musik zu sorgen, waren zahlreiche Italiener nach Hannover gezogen. Hinsichtlich des Schauspiels, der Küche, der Garderobe, des Ceremoniels und des Arrangements der Hoffeste galten die Franzosen als Meister. Unbedingt huldigte Ernst August ihrem göttlichen Genie in diesen Dingen. Das von ihnen fein erdachte, von kurfürstlicher Durchlaucht allergnädigst bestätigte Reglement über Rang und Stand, über die Reihenfolge der Gesandten, der Beamten u. s. w. bei der Cour, darüber, an welcher Thür sie vorfahren, in welchem Saale ihnen Audienz zu ertheilen sei, gilt heute noch am königlichen Hofe zu Hannover.

Als der König Friedrich I. von Preußen mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm diesen Hof besuchte, gab es eine unglaubliche Bewegung an Pferden und Wagen, Cavalieren, Pagen, Lakaien, Leibgarden, Heftrompetern, fast größere Bewegung als in Berlin selbst. Genau finden wir verzeichnet, wie die höchsten Herrschaften in Kanterulls an der Tafel Platz nahmen, wie der Hofmarschall die Serviette reichte, der erste Kammerherr den Wein credenzte, Kammerjunker den höchsten Herrschaften den Hut abnahmen und Jagdjunker die Teller wechselten; wie oft bei jeder Gesundheit, welche ausgebracht wurde, die auf der Leinestraße aufgestellten Kanonen krachten. Was bei der Gelegenheit gesprochen wurde, war für die Berichterstattung viel weniger wichtig.

Bei der Anwesenheit der zarischen Majestät, Peter's des Großen von Rußland, sollte nicht minder viel Pomp entfaltet werden; allein der nordische Gast wollte denselben leider nicht hinreichend würdigen. Zum Schrecken des ganzen Hofs setzte er sich darüber hinweg. Als der Zar im Jahre 1697 das erste mal das hannoversche Gebiet berührte, waren ihm natürlich Hofmarschall, Cavaliere, Trompeter, Pauker entgegengeschickt. Die Zusammenkunft mit den hannoverschen Herrschaften sollte zu Koppenbrügge stattfinden. Da der Selbstherrscher aller Reußen bei seiner Ankunft an genanntem Orte bemerkte, daß anstatt der von ihm gewünschten kleinen Gesellschaft ein großer Hofstaat um das dortige ehemals cramische Schloß wogte, wollte er nicht kommen, sondern im Rathhause des Fleckens bleiben, wo die Küche für die anwesende Dienerschaft aufgeschlagen war. Entsetzlich! Im Ortsrathhause, wo für die Dienerschaft gekocht werden sollte, wollte der Gast Sr. Durchlaucht Absteigequartier nehmen! Es gab Aufruhr unter den Galauniformen. Der Ober-Hofmarschall eilte hin und her. Endlich kam der Vergleich zu Stande, daß die zarische Majestät mit Dunkelwerden ohne Benutzung der ihr zur Verfügung gestellten Chaisen zu Fuß im Schlosse erschien, um mit den dortigen Herrschaften zu Nacht zu speisen. Dann aber gefiel es doch dem Zar in der hannoverschen Gesellschaft derart, daß bis 4 Uhr morgens getanzt wurde und die Russen schließlich wie gewöhnlich stark berauscht am Boden lagen.

Einige Jahre später traf Peter der Große im Schlosse zu Hannover selber ein. Wieder war ihm der halbe Hofstaat bis Harburg entgegengezogen. Mit großem Gefolge holte ihn der Kurfürst vor der Stadt ein. Der Kanonensalven, des Paukens und Trompetens war kein Ende. Aber beim Schlafengehen ergab sich wieder eine zarische Auflehnung. Peter erklärte, in einem so kostbaren Bett, wie ihm bereitet sei, könne er nicht schlafen. In den Daunen werde er untergehen, von dem Goldbrocat und den

…maſtdecken werde er erdrückt werden. Viel… …be ließ er ſein eigenes, aus Pferdehaarmatratzen …ſtehendes Bett auspacken und aufſchlagen.

Beſondere Anſtrengungen wurden von Ernſt …guſt im Jahre 1703 gemacht, den ehrenvollen …uch eines ſehr hohen Gaſtes zu erlangen, in… …n Erzherzog Karl von Oeſterreich als König …n Spanien auf der Reiſe von Wien nach Hol… …d durch Deutſchland kam. Da Ernſt Auguſt …mals die erbetene Kurwürde vom Kaiſer noch …ht hatte erlangen können, ſo lag ihm alles …ran, ſich durch jede Aufmerkſamkeit gegen das …iſerhaus den wiener Hof zu verpflichten. Ebenſo …l, wenn nicht mehr, kam darauf an, dem Erz… …zoge und Könige von Spanien gegenüber eine …ngſtellung zu gewinnen, auf welche ſich der …rzog in künftigen Fällen als auf ein wichtiges …äcedens berufen konne. Nicht das Geringſte …rde von der Errungenſchaft wieder aufgegeben …rden ſein. Indeſſen hatte die Sache ihre Schwie… …keiten. Der Kaiſerhof hielt ebenfalls auf ſtreng… …s Ceremoniel. Mit Eiferſucht wachte er, die …chsfürſten in reſpectvollem Abſtande von dem …ſer und dem Erzhauſe zu halten.

Als die Nachricht von der bevorſtehenden …ie des Königs Karl nach Hannover gelangte, …ſäumte Herzog Ernſt Auguſt nicht, alsbald ſei… …n Kammerherrn Grafen Platen mit anſehnlichen …ſtructionen und wohlunterzeichnetem Creditiv nach …en zu ſenden, um zu dieſem Vorhaben Glück …wünſchen. Zugleich ſollte die Anſicht der Ma… …ät darüber erkundet werden, ob dieſelbe das …nnoverſche Gebiet berühren, wo ſie es berüh… …, und ob ſie Mittagsmahl oder Nachtlager auf …ſelben zu nehmen geruhen werde. Graf Platen …te ſich ans Werke geben, um über das bei der …legenheit zu beobachtende Ceremoniel ins Klare …kommen. Wurde Fürſt Liechtenſtein, der Ober… …fmarſchall des Königs, mit der Sprache nicht …ausrücken oder gar den Wünſchen des Herzogs …hwierigkeit entgegenſetzen, ſo ſollte ſich Graf …aten an den Grafen Kuenburg oder an den …erlichen General-Erbland-Poſtmeiſter Grafen …er, beide im Gefolge des Königs, wenden, um …ch unmittelbarem Vortrage bei letzterm volles …t zu gewinnen. Der Herzog glaubte nämlich, …ß der Erzherzog von Geburt nicht feierliche …ehelung nach Hannover annehme, die Reiſe …lmehr nur Hameln berühren werde, ſich dar… …beſchränken zu dürfen, dem erbetenen Herrn …t entgegenzufahren, ſondern ihn dort am Schlage …er Kutſche zu empfangen. Hinſichtlich der Tafel ſollte der Abgeſandte zu verſtehen geben, es werde Sr. Majeſtät wol nicht mißfällig ſein, wenn ein ovaler Tiſch ſervirt werde, an welchem der König eben Platz nehme, an beiden Seiten aber in gebührender Diſtanz der Herzog und ſein Erbprinz. Ein runder Tiſch hätte die Durchlauchten in vortheilhaftere Poſition gebracht, doch ihn zu beantragen wäre zu kühn geweſen. Sollte das Oval nicht angenommen, ſondern ein eckiger Tiſch verlangt werden, ſo ſollte Graf Platen anheimgeben, daß der König die breite Seite, Herzog und Erbprinz gern die ſchmalen Seiten einnehmen ſollten, aber an dieſelbe Tafel mit der Majeſtät wünſchten die beiden Durchlauchten zu gelangen. Das Handwaſſer beabſichtigte der Herzog ſich und ſeinem Sohne gleichzeitig mit dem Könige, nicht ſpäter geben zu laſſen. Gegen das etwaige Vorhaben des letztern, eigene Tafel halten zu wollen, bei der alſo der Herzog nicht als der Wirth des Königs erſcheinen und wol gar in einer ihm nicht zuzugehenden Stufe des Ceremoniels herabgedrückt würde, ſollte der Geſandte dringende Vorſtellung machen. Der Herzog erbitte ſich angelegentlich die Ehre des Bedienens und der Bedienung durch ſeine Hofämter, wie es der Kaiſer bei dem Herzoge von Pfalz-Neuburg (demſelben, welcher ſich um die polniſche Krone beworben hatte) angenommen habe. Sollte verlangt werden, daß der Herzog oder der Erbprinz dem König die Serviette reiche, ſo wird, heißt es in der Inſtruction, aus welcher die Entrüſtung über eine ſolche Zumuthung hervorleuchtet, ſo wird unter Kammerherr beſtimmt erklären, daß die königlichen Herrſchaften, welche bisher die Gaſtfreundſchaft des hannoverſchen Hofs annahmen, wie der letztverſtorbene König Jakob II. von England, dergleichen nie verlangt haben und nicht zugeſtanden erhalten haben würden. In dieſem Augenblick war vergeſſen, daß Hannover ſich um ein Erzamt bewarb und das Truchſeß- und Schenkamt des Reichs zu dieſen Erzämtern gehörten.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Ein Brief Bettina's.

Eine vortreffliche Anſchauung über die Art, wie man Kunſtwerke genießen ſoll, finden wir in einem ungedruckten Briefe Bettina's an den deutſchen Maler Nebrlich, der ſeit Jahren unter dem dem Italienermund geläufigern Namen Nerly in Italien und gegenwärtig in Venedig lebt.

Redlich ist aus Ernst geboren, kam durch Rumohr nach Italien und hat sich sowol als Landschaftsmaler wie als Alterthumsforscher einen geachteten Namen erworben. Wir dürfen nächstens von ihm auf deutschen Ausstellungen neuen Beweisen seiner noch immer frischen und regen Arbeitskraft entgegensehen.

Bettina schreibt:

Unser Recht! Ob Sie sich meiner noch erinnern? Und wenn auch nicht, so möge Ihnen meine Anerkennung Ihrer schönen Kunstwerke, welche unsere schöne Ausstellung schmücken, ein Reagenspapier für meine Persönlichkeit sein; ich sage, daß Ihre Landschaften die Ausstellung schmücken, ja wie eine Frucht, deren goldene Reife hinter beschattendem Grün verborgen ist und von dem Gewühl einer stolzen Blumenpracht überboten; denn Ihre Bilder waren nicht so gestellt, daß das Licht der Sonne noch hätte Einfluß auf sie haben können; um so sicherer konnten Sie von einem höhern, innern Werthe derselben überzeugt sein, da sie auch ohne Aufforderung und unter so manchen anfruchtsvollen, zerstreuenden Gegenständen der Kunst, gleichsam instinctmäßig das Auge der vorurtheilslosen Kunstliebe auf sich zogen; ich bin kein Kenner, kann auch nicht sagen, daß ich der Kunst um ihrer selbst willen nachgehe; mich ergreift das Schöne, einerlei, ob es der Geist Gottes durch menschliche Bethätigung oder unmittelbar entstehen macht. So fühle ich in der Landschaft nicht, daß sie schön gemalt ist, sondern vielmehr, daß ein heiterer Himmel über ihr glänzt, in dessen reinem Lichter Duft und Thau erfrischend grünt, daß eine belebende Luft die Zweige der Bäume hebt und die flatternden Gewande der glücklichen Menschen, die eine solche Gegend durchwandern, dann bleibt auch ich stehen und denke, wer mit euch über die Berge, durch die Schluchten gehen konnte, ihr Freiheit athmenden, lebensbegeisterten Menschen, die ihr euch mit dem frischen Trunke aus der Quelle auch Sinn und Herz erfrischt, das sie in Harmonie sich schaun, wie die Farben unter dem Wind wechselnden Gewande harmonisch mit der ganzen Natur.

Ohne zu wissen, von wem Ihre Landschaften seien, habe ich dies bei ihnen empfunden, und ich bin oft unwillkürlich wieder hingezogen worden, nicht um zu beurtheilen, sondern vielmehr, um für meinen Geist eine Situation aufzufinden, in der ihm eine behagliche Steigerung seiner Activitäten gewährt sein dürfte; so habe ich denn über die schönen sanften Abhänge hinübergeschaut nach den einsamen Höhen, wo ich mir eine Möglichkeit dachte, daß mich der Genius besuchen könne; so habe ich mir gedacht, daß unter diesen idyllisch-bewegten und getragenen Menschengruppen mein Geist Witz schrauben könne, kurz, daß ich mich ebenso glücklich empfinden könnte, wie jede Pflanze, die unter diesem gedeihlichen Himmelsstrich aufwächst. Erst später habe ich erfahren, daß diese Landschaften von Ihnen seien. — An dem, was ich Ihnen sage, werden Sie leicht fühlen, daß ich kein Kenner, sondern vielmehr ein höchst unschuldig Genießender bin, daß mithin mein Urtheil keinen Werth hat; ich habe es Ihnen nur insofern mittheilen wollen, als es vielleicht im Gegensatze mit mancher verbildeten, kritischen Ansicht über Ihre Werke im Gegensatz steht, damit Sie doch auch des Eindruckes theilhaftig werden, der gewiß aus der Stabhaftigkeit Ihrer Empfindung hervorgeht, was ge-wiß von Ihnen nicht verschmäht wird.

Ich unterschreibe mich als diejenige, welche hinter Rumohr's Rücken Ihnen Goethe's Gedichte ohne Einband auf auf Ihre italienische Reise gab. Am 27. Mai 1839.

Anregungen.

Das Reich der Ahnung.

Es glauben mehr Menschen, als man weiß und annimmt, an Hamlet's „mancherlei Dinge zwischen Himmel und Erde“: — viele thun dies unbewußt, andere verbergen ihren Glauben sorgfältig vor dem Spott des sogenannten gesunden Menschenverstandes, andere lassen die Sachen dahingestellt sein, weil sie weder die Gründe des gemeinen Rationalismus noch die Lehren der fanatischen Dämonologen respectiren können.

Ein neues Buch über diesen Gegenstand: „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“, dargestellt und gedeutet von M. Perty (Leipzig und Heidelberg, Winter, 1862), hat Widerspruch gefunden, führt aber anregend in die Sache ein, indem es die wichtigsten und interessantesten Fälle und Erscheinungen ordnet und ihre Erklärung auf eine neue Weise durchführt.

Die Grundansichten des Verfassers sind folgende: Was wir Leben, Seele, Geist nennen, zeigt sich für unsere Wahrnehmung überall mit dem Stoffe vereint, und wird der Geist nie ohne die Materie wahrnehmbar. Aber es ist begreiflich, daß auch andere sinnlich wahrnehmbare Formen als der Mensch — die Bewohner anderer Weltkörper und diese Weltkörper selbst, da sie streng individualisirte Erscheinungen sind, mit einer entsprechenden geistigen Begleitung parallel gehen. Es ist denkbar, daß jedem Weltkörper ein individuelles Princip zu Grunde liegt, welches man bei der Erde den Geodämon, bei der Sonne den Heliodämon nennen kann. Was für uns das Gehirn ist vielleicht für den Geodämon der Luftkreis, in dem alle Schwingungen der Erdveste und des Oceans, alle Bewegungen der Lebenden, alle chemischen, elektrischen und magnetischen Processe sich vollziehen. Nicht etwa der Geist der Menschheit ist der Geodämon, denn dieser ist ja sein Product, sondern der Geist der Erde, welcher alles, was auf ihr war, ist und sein wird, in seinem Bewußtsein verbindet, in der Mineralwelt, in Luft und Meer wie in den Organismen wirksam ist. Und für sich selbst hätte es die Erde nur zu einer Gemeinschaft und Mineralwelt gebracht und die Keime der höhern Organismen wären unentwickelt geblieben. Im Geodämon waren zwar alle Ideen derselben vom An-

…gnen an gelegt, aber ihre Verwirklichung wurde …r durch das höhere Lebenscentrum, die Sonne, …öglich, durch den Heliodämon, von dem auch ihr …eben abhängt. Nur werden wir uns bekanntlich …ht aller geistigen Functionen bewußt; es giebt eine …egion in uns, welche für das Tagesbewußtsein fast …nz verschlossen ist, deren Inhalt auf eine andere als …e gewöhnliche Weise erworben wird und in welcher die …ysischen und magischen Beziehungen ihren Sitz ha… …n. Dies ist die Region, in welcher der Mensch …t dem Geodämon und auch mit dem universalen …eist, mit Gott, näher zusammenhängt. Schopenhauer …t („Ueber den Willen in der Natur") darauf hin…wiesen, daß man zu allen Zeiten die Meinung ar…gt, daß es außer dem physischen, äußerlichen Ver…nd der Dinge, noch einen gleichsam unterirdischen, …rch das Wesen der Dinge selbst vermittelten gebe. …ir können uns vorstellen, daß innerhalb der Er…einungswelt noch eine andere, der Ideen, existirt, …elche die magischen Formen der Dinge darstellt, für …elche dem Menschen in einer verborgenen Kraft, …Allsinn, ein wahrnehmendes Organ gegeben …. Die Wirksamkeit dieses Organs tritt aber blos …f besondere Veranlassung und bei eigenthümlicher …isposition hervor. Bei Visionen, welche hierher …hören, erkennt der Mensch nur im Princip das …dgeistige, also nur das, was der Erde angehört …r angehörte, und das auch wiederum nur modifi…t durch Individualität, Volk und Rasse. Dies ist …e eine Seite, das Wahrnehmen. Aber es wird auch …wirkt auf ungewöhnliche magische Weise. Die …öhnliche Wirkung geht auf die Außenseite der …nge, welche uns sichtbar und wahrnehmbar ist; …e magische Wirkung geht aber auf das Wesen, …f das Centrale in den Dingen, von welchem übri…s noch die Peripherie und die Form beherrscht …den kann. So sind die Menschen z. B. nur nach …r Erscheinung gesondert, individualisirt, dem innere…n Wesen nach aber einander gleich. Nun besteht …t die magische Wirkung des einen auf den an…n darin, daß er mit seinem innersten Princip auf …s des andern wirkt, wobei die leiblichen Schranken …ewegung im Wege sind, als der Tisch die Eisen…ne hindern kann, dem daruntergehaltenen Magnet …folgen. Schauen und Wirken sind demnach …e Hauptformen der magischen Thätigkeit. Wie wer…n aber die magischen Kräfte im Menschen hervor…fen? Vor allem durch mächtige Interessen und …wegungen des Gemüthes. Sie treten oft in reicher …ße auf und bewegen ganze Völker, wie die Juden …den Katastrophen ihrer Geschichte, die classischen …ker beim Untergang des Polytheismus, die mo…rne Welt bei der Reformation. Die magischen …ängen stellen sich dar in den Visionen, dem Ex…tismus, Somnambulismus, Schlafwandeln, in den verschiedenen …ständen der psychischen Entzweiung, in der Zauberei, …magischen Fernwirkung, den Wunderheilungen, in …r Ahnung, dem Rückschauen, den Weissagungen u. s. …. Das Resultat des jedenfalls geistvollen und …angehenden Buches, welches schon dem Neugi…rigen und solcher Versenkung in zweifelhafte Dinge nicht ganz Abgeneigten eine Menge interessanter Fälle darbietet, ist schließlich dieses: Es giebt Kräfte und Phänomene, welche nicht nach den be…kannten Naturgesetzen, sondern nach Gesetzen einer höhern Ordnung sich richten. Diese Phänomene wur…den früher äußern, übernatürlichen Gewalten zugeschrieben, sie kommen aber absolut nur durch irdische Menschen zu Stande, welche mit magischen Kräften begabt sind, die in einzelnen Individuen und unter bestimmten Umständen wirksam werden. Wenn das magische Er…kennen und Wirken, welches von Zeit und Raum nicht beschränkt wird, als etwas Höheres, ein Göt…liches genannt werden, so kommt auch dadurch dem menschlichen Geist ein Antheil am Göttlichen zu, doch dürfte dasselbe nur als das Geodämonische, der all…gemeine Ordenzauber unsers Daseins, aufgefaßt werden.

Julian Schmidt als „Culturhistoriker".

IV.

(Vgl. I. II. III in den letzten Nummern des vorigen Jahrganges.)

K. G. Lassen wir uns die Schilderung des ästhe…tischen Eindrucks, den die unter dem Titel „Ge…schichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leib…niz bis Lessing's Tod" (1681—1781), von Julian Schmidt herausgegebenen Compilationen machen, un…terbrechen durch die Zuschrift eines unserer geehrten Leser, der eine Aufklärung zu haben wünscht über einen in der Vorrede jenes Buches vom Autor ge…brauchten Ausdruck — „Waschlappen".

S. VIII heißt es:

„In der Dichtung wie im öffentlichen Leben, im Reich des Gedankens wie in der engen sittlichen Welt sind die Hauptfeinde aller Freiheit und alles Fort…schritts spießbürgerliche Engherzigkeit und verächtlich…mender Idealismus. Doch ist das zweite das Schlim…mere und von allen schlechten Neigungen der Poesie, der Philosophie und der Politik ist die schlechteste und gefährlichste, Mollusken ohne Knochen zu schaffen und sich an ihnen zu befriedigen. Oder statt Mollusken gestatte man mir einmal den deutschen Ausdruck: «Waschlappen». Leipzig, den 14. August 1861."

Es soll uns freuen, wenn der gegenwärtige Heraus…geber der „Berliner Allgemeinen Zeitung" den Muth besitzt, deutsche Waschlappen-Politik ihrem Urheber um in seiner Weise zu reden, um die Ohren zu schlagen. Wir bezweifeln, ob ihm dies auf seinem halbministeriellen Standpunkt möglich sein wird. Auch dürfte ihm der Fortschrittspartei die Grenzen zeigen, bis wie weit ihr „Idealismus" ein „verschwimmender", kein haut…leerer und nicht minder mit Haut und „Knochen" aus…gestatteter ist. Wenn der politische Standpunkt jener Zeitung der der Gothaner ist, so sind wir verlangend, die massiven Substructionen desselben kennen zu ler…nen. Bisjetzt hat wenigstens uns diese Richtung nur den Eindruck einer Elegie auf die Trümmer eines alten Bergschlosses gemacht mit idealstem Nachtviolen…duft und verschwommenster Mondscheinbeleuchtung.

Was die „Waschlappen" in der Poesie anlangt, so wissen wir schon, um die Meinung des Kritikers unserm Einverständniß klar zu machen, nichts anderes entgegenzusetzen als, da wir gerade die Weihnachtszeit haben, die realistischen — Nußknacker. Hölzerne Figuren, grell lackirt, darf auf eine einzige Handlung, Nüsse zu knacken, berechnet, sind diese Gestalten allerdings keinesfalls „knöchern" und jedenfalls nicht „verschwommen". Sie haben einen einzigen Charakter, stehen inmitten einer Umgebung vierschrötig, lassen keine Aenderung und wenig Entwickelung zu, bleiben in ihrem Zopf oder Schnurrbart oder Bauernkittel oder Fuhrmannsmanierstiefel stets dieselben handgreiflichen, „scharfumrissenen" Gestalten, Tragantfiguren, wie sie auf jeder Weihnachtsausstellung mitten aus einem Genrebild oder aus dem Gelächter eines Lustspiels herausgenommen scheinen. Diese realistischen Nußknacker leuchten aus Dorfgeschichten, Waschen Gerichtshof- und Waisenhausgeschichten, ja — da wir die beiden Verleger des Literarhistorikers zu Voß und Heinrich von Kleist nicht vergessen wollen — selbst aus jener Kleist'schen Thusnelda, die sich an einem Römer, der ihr Herz für eine katterische Perruke zu erobern wünscht, dadurch rächt, daß sie ihn von einem Baren zerreißen läßt. Nußknackerhaftes, Grellackirtes, Stabil-Starres ist es, was auch hier einen großen Dichtergenius von seinem Volk getrennt hat und ewig trennen wird. Ein wenig mehr — „Waschlappen" und Heinrich von Kleist würde nach unserer Meinung das geworden sein, was die deutsche Nation nach Schiller's Tode brauchen konnte.

Die „Waschlappen" dursten zehn Jahre lang in den „Grenzboten" „bereits Mollusken", „Gallerte", „Menschen, die nicht wissen, was sie wollen" u. s. w. Werthe's Lotte mochte darunter die vornehme Erscheinung sein wie unter den Nußknackern die Bärenbeißerin Thusnelda. „Breilge Mollusken" sind ohne Zweifel Werther und Wilhelm Meister, wenn nicht jenem sein grüner Frack und seine Nankingbeinkleider retten, die ihn schon eher realistisch ins Auge fallen lassen. Wilhelm Meister's Toilette ist weniger scharf umrissen; der Mann hatte ohne Zweifel mehr als Einen Frack.

Hoffen wir, daß einst Kritik und Literarhistorie zwischen den Waschlappen und Nußknackern glücklich hindurchkommen. Jeder für Poesie und Seelenleben Empfängliche bedarf für die Gestalten, die ihm ein Dichter vorführt, keiner absolut photographischen Wahrheit mit allen Warzen am Kinn, Muttermälern an der Wange und selbst mit den doppelten Kohlen an den Backen, wenn die Handlung und das Lichtbild gerade im Winter spielt. Ein liebendes Gemüth ergänzt sich manches Reale von selbst und ein seelenvolles obendrein nimmt die Seele lieber als den äußern Menschen. So alt die Tischkunst ist, hat sie den Hörer oder Leser einen Theil ihrer Erfindungen sich selbst ergänzen lassen. Immer stelle, phantasielose Menschen konnte selbst nicht einmal die griechische Poesie entbehren, ihre Helden schwanken unter dem Druck des leonenhaftesten Schicksals. Eine unermeßliche Lesung, die durch die ganze Geschichte der Poesie vom Buch Hiob bis auf Goethe's „Faust" geht, ist die: Zutrauen zum Wesen des Autors zu den geschaffenen Gebilden derselben zu halten. Es hat Verlieren der Entwicklung, des Ringens, des Durchbruchs neuer Gedanken gegeben, wo die in die zufällige Natur des Dichters sich verlierenden Umrisse seiner Gestalten letztern den wahren Reiz, den interessantern Ausdruck und die historische Bedeutung verliehen haben. Solche nur dämmernde Figuren waren die Nebelgestalten Ossian's — Macpherson mag sie hervorgenommen haben, wo er will —; ein ganzes Zeitalter verdankte sein Gedächtniß nach Ahnung, Natur- und Heldengröße in diese haltlosen Wolkengespenster. Julian Schmidt würde neben einem Shakspeare'schen Richard III. einen Hügel nur „Waschlappen", eine alberne Vogelscheuche nennen; sein voreiliges Urtheilen entzieht der Menschheit eine ihrer wärmsten Erinnerungen. Daß unsere Seele nur auf dem Schluß- und Begriffsvermögen beharren soll, wird sie jedem Psychologen bestreiten; sie wird sich das Reich der Ahnung, die Musik der Sehnsucht, das Geheimniß der Reminiscenz nicht nehmen oder beirren lassen. Welches die Tragweite der aus Stimmung und Reflexion hervorgegangenen Schöpfungen ist, können wir in unsern Tagen noch kaum ermessen; gehört doch die Empfänglichkeit für jenes Seelische erst dem Zeitalter an, in welchem wir leben. Wie schon jahrhundertelang an die Stelle des kritischen Urtheils die Stimmung treten konnte, beweist die Zeit des Mittelalters, wo die horribelsten poetischen Confusionen in den großen Rittergedichten andächtige Verehrung fanden, bewegt gerade die Periode, welche Julian Schmidt mit so greulicher Nüchternheit in diesem seinem neuesten Buche zu analysiren sucht. Es muß eine Stimmung in den Gemüthern gegeben haben, die einen Lohenstein und Hoffmannswaldau ebenso wie die Pietisten etwas treffen ließ, was jener Zeit das Rechte dünkte. Auch wir können noch keineswegs die aus dem Culturleben hervorgegangenen idealen Gestaltungen der Poesie unserer Tage in der Kraft ihrer Nachwirkung ermessen, können noch keineswegs wissen, ob nicht spätern Jahrhunderten, um unsere Zeit zu erkennen, jungdeutsche „Waschlappen" von größerem Werthe sein werden als vorgeschichtliche Nußknacker. Schon jetzt wird wahrlich ein gebildeter Sinn die aus lauter „Mollusken ohne Knochen" zusammengesetzte Schöpfung eines Jacobi in seinem „Woldemar" lieber lesen als den gleichzeitigen Realismus des „Siegfried von Lindenberg"; schon jetzt wird George Sand's „Lelia" dem nachkommenden Geschlecht wichtiger erscheinen als Voß' nußknackender „Oliver Twist". Das Entscheidende ist, daß ein Literarhistoriker, der nur auf „Bestimmtheit der Zeichnung" aus ist, von vorn herein die musikalischen Bestandtheile der Dichtkunst leugnet. Wie einem solchen ebendamit auch

Anna

(die während der Rede des Königs in größter Pein die Hände gerungen hatte, stößt einen Schrei der freudigsten Ueberraschung aus und stürzt auf Patkul zu).

Ich betete und Du erschienst!

Fr. August (prallt zurück).

Patkul.

Verzeihung, Sire; das Ohr der Liebe hört durch Felsenmauern und diese Wände sind von seidenen Tapeten! (Mit triumphirender Seligkeit.) Anna! Die Myrthe blüht am liebsten im Schatten, selten aber im Schatten eines Thrones! (Mit freudiger Sicherheit.) Komm, geliebte Anna, komm! O, du weißt so schöne Märchen zu erzählen. (Beide ab.)

Neunte Scene.

Friedrich August, dann Vitzthum, zuletzt Flemming, Pfingsten und Imhof.

Fr. August

(schwankt wie vernichtet zurück und hält sich vorn an einen Tisch. An seinem lauten Athmen hört man den Kampf seines Innern).

Vitzthum

(tritt schon vorher schnell herein und sieht die Aufregung des Königs).

Um Gotteswillen was ist? (Klingelt.)

der alleinseligmachende Glaube, die Hingebung, die allein siegreiche Unterordnung unter seinen Gegenstand fehlen können, beweiß dies nüchterne Buch, mit dem wir uns beschäftigen.

Wäre dem kalten Gemüth dieses Autors die Periode des endenden 17. Jahrhunderts nicht eine verächtig tollhäuslerische, daß ihr nur die Sturzbäder des Spottes und der Verhöhnung gebühren sollen, so müßte die athemlose Hast der Darstellung zuweilen einmal an einer Thatsache still stehen und über der Verunglimpfung Klugheit werden, die hier in uns zwischen den Zeilen zu lesen ist. Zuweilen glaubt man, eine parenthetisch hingeworfene Bemerkung würde einen Ausweg geben aus dem Chaos abgeschriebener und excerpirter Notizen, eine Richtung zu irgendeinem wohlgefälligen Ruhepunkt. Warum hielt sich z. B. Thomasius, der Vertreter des „gesunden Menschenverstandes", zu den Pietisten? Einmal (S. 260) heißt es, der rabulistische Advocat wäre aus Widerspruchsgeist lieber mit der Minorität gegangen. Ist diese Erklärung ausreichend? Ist sie richtig in ihrer Voraussetzung? Wir verneinen es. Der Verfasser hat ein Moment des damaligen Pietismus auszuführen ganz vergessen. Die ungewöhnlich bedeutsame — um in Julian Schmidt'schen Kategorieen zu reden — realistische Nachwirkung des frommen Idealismus. Die Pietisten jener Zeit waren die socialen Reformatoren. Wie die apostolische Lehre in ihren Anfängen ein neues Gemeindeleben schuf, so auch diese Nachahmung und Erneuerung desselben alten Geistes. Kein jesuitisches Raffinement, wie uns Julian Schmidt darstellt, war es, was Francke zur Gründung des hallischen Waisenhauses bestimmte, keine Absicht, sich zur besseren Propaganda des Pietismus à la Rousseau's Emil ein neues Geschlecht bilden zu wollen, sondern die wirkliche Einsicht in die tiefen Schäden der Gesellschaft, in die Verkümmerung und das Elend der Nachkommenschaft. Der Pietismus ging in seiner Revision der Gesellschaftsverfassung bis auf Ur- und Naturzustände zurück und war nahe daran, unter dem Schutz des Urchristenthums und des Alten Testaments in Richtungen zu verfallen, die nicht zu weit abliegen von Anschauungen sogar der münsterischen Wiedertäufer. Der Pietismus schaffte die Privatbeichte ab und kämpfte gegen die Hexenprocesse, letzteres die Bezahlung einer alten protestantischen Schuld, die abzubezahlen war, seitdem ein Friedrich von Spee, der Dichter der „Trutznachtigall", ein Jesuit, fünfzig Jahre früher gegen diesen Rest des Mittelalters gekämpft hatte. Die reformatorische Tendenz des Pietismus erstreckte sich auf neue Grundsätze der Staatsverwaltung, auf diejenige Abstellung sozialer Gebrechen, welche in unserer Zeit unter allerdings verdächtigerer Hülle und in verwerflicherer Absicht die „Innere Mission" anstrebt. Die Arbeitsthätigkeit der Pietisten ging durch 3/4 Meilen Länge dem Staat, den Regierungen, der Cabinetsjustiz selbst zu Leid. Schon allein die Gundling'sche Fabel hatte eine größere Gegenwirkung für die Volksaufklärung als die fromme Industrie unserer heutigen Bibelgesellschaften. Alle diese merkwürdigen Entwickelungen unten bei unserm von hohler Selbstzufriedenheit erfüllten Kopf nicht die entfernteste tiefere Würdigung und Anerkennung. Die Spenerianer von damals sind ihm die Hengstenbergianer von heute.

Was war es denn, was sogar einen Johann Reinhold von Patkul zu den Pietisten trieb? Erwähnt wird S. 261 unter meistentheils falschen Lebensnotizen des unglücklichen Livländers erzählt wird, ein momentanes Bedürfniß der Reue, ein Anfall von Seelenzerknirschung? Wir stimmen vollkommen ein, daß Patkul ein Weltmann war, getrieben durch und durch, ein Abenteurer, aber der Verfasser hätte noch hinzufügen können, daß Patkul, der nur alles that, um einzig und allein seinem glühenden Schwedenhaß Nahrung zu geben und die Mächte gegen die Schweden, die damaligen Beherrscher Livlands, aufzuregen, in Dresden, wo ihm Friedrich August eine große Audienz gestattete, als russischer Gesandter vom Meister der Kreuzschule noch griechisch lernte, um im Urtext das Neue Testament zu lesen, er würde dennoch den wahren Grund nicht getroffen haben, der Patkul nach Halle zu Francke, nach Berlin zu Spener trieb. Eben deshalb nicht, weil in dieser „Geschichte des geistigen Lebens" das „Geistige" in den Bücherexcerpten fehlen und durchaus todt geblieben ist. Der damalige Pietismus war sozusagen die geistige Mode des Tags, die imponirende Neuerung, die Majorität der damaligen öffentlichen Meinung. Patkul hielt sich, wie sich in unsern Tagen vor zwanzig Jahren die zu uns gekommenen Flüchtlinge Kossuth und Hergen an die Hegelianer hielten, so damals an die Pietisten; sie waren die Beherrscher des Zeitgeistes und, nach Patkul's Meinung, vielleicht die Garanten der künftigen europäischen Geschicke.

Zu rügen ist S. 262 und an andern Orten die Nachbeterei der Anklagen gegen die Franzosennachahmung jener Tage. Auch hier war zu mildern. Dem fast fieberhaften Verlangen jener Tage nach französischer Bildung lag das anerkennenswerthe Bedürfniß zum Grunde, aus den beengenden Kreisen der Philisterhaftigkeit und des doch sonst vom Autor genugsam gerügten „pfahlbürgerlichen" Wesens herauszukommen und der Vortheile einer europäischen Cultur theilhaft zu werden, von welcher man sich nur zu sehr überholt wußte.

Um noch einmal auf die „Wasserklappen" und Kunstnadler zurückzukommen, so möchten wir diesem Kritiker eine Stelle seines Buches zu bedenken geben, deren Mittheilung leider nur ein Verdienst seines Schreibers zu sein scheint. S. 232 wird berichtet, Spener wäre aufgefordert worden, Jakob Böhme zu beurtheilen. Von Julian Schmidt wissen wir bereits, daß seiner Meinung nach der Theosoph von Görlitz verrückt war. Spener mochte eine ähnliche Empfindung haben, weigerte sich jedoch, ohne ein nochmaliges gründliches Studium seiner Schriften, diesen Ausspruch Werth zu leihen. „Es sei eine unverantwortliche Ver-

messenheit, wenn man einen Schriftsteller ohne die genaueste Prüfung, ohne anhaltendes, tief in den Sinn eindringendes Studium verwerfen wolle; solange man die Stellen, in welchen Irrthümer sein sollten, nicht mit völliger Gewißheit verstehe, dürfe man ihn auch nicht verdammen. Es ist nur eine schöne Maske, wenn man den Eifer für Gott und die reine Liebe zur Wahrheit vorgibt und unter diesem Vorwand diejenigen, so nicht weniger fest an solcher Reinheit halten, durch Lügen allerlei Ketzerei beschuldigt oder wo man nichts auch nur mit einigem Schein vorbringen kann, aufs wenigste den Leuten einbildet, es sei ein heimliches Gift darin verborgen, so subtil, daß man's nicht sehen könne, aber zu spät den Schaden erfahren werde."

Beschämung müsse diesen Kritiker befallen beim Rückblick auf seine zehnjährige Grenzbotenthätigkeit und die Vergleichung der Resultate derselben mit diesen Worten eines braven, bei Julian Schmidt mehr lächerlich als ehrwürdig erscheinenden Charakters. Ueber wie viel hundert Werke ist nicht der unverantwortlichste Leichtsinn hinweggegangen und hat sie in Bausch und Bogen verurtheilt! Wie viel Talent blieb unentwickelt, wie viel edler Wille unterstützt oder wurde wol gar entstellt und lächerlich gemacht! Jene Zeitschrift hatte sich eine Art Dictatur angemaßt. Man mußte ihr diese Herrschaft einräumen, weil sie sich den Schein gab, als ließe sie sich nichts vom Leben und Ringen der Zeit entgehen, nichts von den Ergebnissen des stillen Fleißes, nichts von den Werken der schaffenden Phantasie. Wie gewissenlos aber wurde diese Amt verwaltet, wie ging zuletzt mit der stereotypen Ungerechtigkeit im Bunde ein dumpfer, hochmüthig ignorirender Gleichmuth! Eine einzige Schablone hat dort zehn Jahre lang für das geistige Leben der Nation herhalten müssen. Was unter ihrem Auflegen verborgen blieb, kam nicht zum Vorschein und was ein Bild der Harmonie war, verzerrte sich zum Höcker. Unter dem Vorwand, Schönheit und Sittlichkeit zu wahren, beschuldigte sie andere, „die doch nicht weniger an solcher Reinheit hielten" (treffliches Wort des alten Pietisten), der Ketzerei, ja, wo es mit der Unwahrheit nicht gehen wollte, da bildete sie den Leuten ein, „es sei ein heimliches Gift darin verborgen"! Wir erinnern unsere Leser an die in unserm zweiten Artikel gegebene Ausführung der gehässigen Rollen, die in der willkürlichen Kritik dieses Schriftstellers die Begriffe „Blödsinnig" und „Unsittlich" spielen.

(Ein fernerer Artikel in nächster Nummer.)

Theodor Storm.

„Ein grünes Blatt", das zwei kleine „Novellen", die gleichnamige und „Angelika" von Theodor Storm enthält (dritte Auflage. Berlin, Schindler, 1861), gibt in der ersten ein anmuthiges, der Natur in ihrer Weise abgelauschtes Stillleben, das an Adalbert Stifter's sinnige Dichtungsweise erinnert. Nur der fremdere und die mysteriöse Erscheinung Reginens, über die man nicht recht klar wird, ob sie als Bauernmädchen in die wirkliche Welt oder nur als Phantasiegestalt in die Traumwelt Gabriel's gehört? Zwar sehr gemüthvoll angeregt, fragen wir denn doch am Schluß befremdet: Woher? Wohin? Wozu? — Mehr Befriedigung gewährt, weil klarer gehalten und entschieden dem wirklichen Leben angehörend, die zweite Novelle „Angelika", in der zwei liebende Herzen auf die Dissonanz von Scheiden und Meiden ausklingen. Die Schreibart des Verfassers ist von Musik erfüllt und erinnert fast zu sehr an Klang und Reim.

Das Glück.

Zum neuen Jahr.

O verzweifle nicht am Glücke,
Ob getäuscht auch viel und oft!
Niederschwebt's auf gold'ner Brücke
Plötzlich wol und ungehofft!
Ungerührt von Klagen, Weinen,
Wie's auch lange zögern mag,
Einmal wird es doch erscheinen,
Einmal kommt sein Wonnetag.

Wandle nur auf seinen Spuren;
Deinem gläubigen Vertrau'n
Kann's erblühen auf den Fluren,
Von den Sternen kann es thau'n,
Aus den Lüften kann es regnen
Wie ein fallend Rosenblatt,
Plötzlich kann es dir begegnen
Mitten im Geräusch der Stadt.

Wo ich in der Wüste Schweigen
Ganz den Muth verloren glaubt,
Kann sich's plötzlich zu dir neigen
Wie ein liebeflüsternd Haupt.
Wo sich bricht an Kerkermauern
Der Verzweiflung banges Fleh'n,
Kann es dir mit Wonneschauern
Plötzlich in die Seele weh'n.

Sahst du deine Jugend schwinden
Und es blieb dir unerfleht,
Kann dem Mann es Kränze winden:
Nimmer kommt es ja zu spät!
Noch den Greis kann es entzücken
Und noch in der Todesstund'
Kann es seinen Kuß dir drücken
Segnend auf den bleichen Mund.

Robert Hamerling.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Zum neuen Jahr. — Regungen besserer Frauenbildung in Frankreich. — Die Weltausstellung in London für 1862. I. — Zur literarischen Chronik. — Briefwechsel.

Zum neuen Jahr.

Wir treten in dies neue Jahr mit dem unabweislichen Gefühle, daß in Preußen binnen kurzem irgend ein bedauerlicher Conflict ausbrechen muß. Zu ungweideutig hat sich König Wilhelm über die ihm eigene Auffassung seiner Lage öffentlich ausgesprochen. Es ist eine beklagenswerthe Voreingenommenheit, die den persönlich so hochverehrten Monarchen zu beherrschen scheint. Eine solche Wahnvorstellung kann nur damit enden, daß sie sich durch irgendeine That zu helfen sucht. Die Folgen alles dessen, was dabei die gegebenen Verhältnisse überspringen sollte, sind unberechenbar.

Immer hat man noch Ursache, der Mäßigung und Selbstbeherrschung des Fürsten zu vertrauen. Doch eine Stimmung, die sich bereits öffentlich in Thränen kund gibt, von persönlicher Undankbarkeit spricht, rings um sich her nichts als Verstellung und Lüge sieht, kann nur wie jede Krankheit zu irgendeiner gewaltsamen Krisis kommen. Normale Heilung wäre möglich, wenn Fürsten die rechten Rathgeber fänden, suchten — suchten bei unbefangenen, philosophisch gebildeten Beobachtern der Zeit und der Weltlage. Eine solche Hoffnung ist kaum zu hegen. Selbst diejenigen Männer, die in Preußen die Wahl sein könnten und an die sich zu wenden vielleicht ein Fürst (dieser kaum) die Selbstüberwindung benützen würde, stehen bereits zu sehr im Gewoge der Parteien, zu sehr im Gedränge der vom Tage verlangten Meinungsabgaben. Es ist in Preußen eine Ueberreizung eingetreten, die auf friedlichem Wege kaum noch scheint enden zu können. Die Kammer wird, so glaubt man wenigstens in diesem Augenblick, nicht lange beisammen bleiben. Löst man sie auf, so kommt sie wieder. Wir erhalten Zustände, mit deren Lösung zuletzt ein Militärstaat nicht viel Umstände machen wird. Was dann —?

Ein solcher Ausgang würde in erschreckender Weise alle politischen Positionen des Augenblicks umwerfen. Ein System Manteuffel schließt sofort mit den Triasvertretern, mit Oesterreichs System gegen Italien, Ungarn, mit Rußlands System gegen Polen absoluten Krieg führen. Die schon so weit vorgeschrittene Coalition der Constitutionellen und Demokraten wird immer enger und enger: Frankreich und Italien übernehmen das moralische Protectorat der unterdrückten nationalen Stimmungen Deutschlands; dann ist derjenige Moment, den Frankreich allein zu einem Kriege mit Preußen und Deutschland brauchen kann, erschienen, der Moment eines Kriegs gegen ein königliches und Cabinetsheer, kaum gegen ein Nationalheer; grade die großartige Begeisterung der Deutschen in den Jahren 1859, 1860 und 1861 gegen Frankreich war es, die dem klugen Beobachter in Paris keine Chancen für eine erfolgreiche Unternehmung gegen uns bot. Es wäre die traurigste Wendung, die uns verhängt sein könnte, wenn Preußen aus absoluter Unfähigkeit, innere Freiheit zu gewähren und zu ertragen, an factischer und moralischer Machtentfaltung auch nach außen hin einbüßte.

Wir nannten die Stimmung des Königs eine voreingenommene. Oder ist sie es nicht, wenn so ganz das wahre Verständniß des preußischen Parteiwesens, namentlich der jüngsten Wahlbewegung, zu fehlen scheint? Die Heeresfrage ausgenommen, sieht man sich in der That vergebens nach einem Programm der Fortschrittspartei um, das so außerordentlich gefährliche Dinge enthalten sollte. Die Wahl mißliebiger Namen ist rein eine Frage der persönlichen Rehabilitation und das Gewicht hat daran mehr Antheil als die nahende Berechnung. Wenn man doch in Preußen einfach anerkennen wollte: Es ist im Jahr 1849 tiefer in Aleisch und Blut der Gesellschaft, des Staats, der historischen Verhältnisse eingeschnitten worden, als hätte geschehen sollen! So vielen ehrlichen und gutgesinnten Männern hatte man für immer ein Stigma „Wie unser voll" aufgedrückt, man hatte zu viel guten Willen, auch zu viel persönlichen Ehrgeiz verletzt. Warum mußte Herr von Kirchmann wünschen, wieder gewählt zu werden? Um Preußen durch seine politischen Theorien an den Rand des Abgrunds zu bringen? Ueberheit! Seine Wahl war eine persönliche Ehrensache für ihn, die vom Volk nachgefühlt wurde. Sie ist es nicht minder bei Schulze-Delitzsch und allen denen, deren Erscheinen auf den Bänken der Zweiten Kammer so große Besorgnisse erregt. War jemand als Bürger und Mensch verwundet und verletzt worden, so war es Waldeck. Wenn ihm jetzt fast die Hälfte aller preußischen Wahlmänner zu Gebote zu stehen scheint, so ist dies ein Act der Volksjustiz, ein Protest gegen die Vergangenheit, nur eine persönliche Wiederherstellung. An dem guten Willen aller dieser Männer, auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse zu bleiben und weder die innern noch die äußern Schwierigkeiten Preußens zu mehren, läßt sich nicht zweifeln. Wer anderes behauptet, sagt die Unwahrheit.

Vertrauen, das ist das Wort, das man zum Beginn des neuen Jahres namentlich dem Beherrscher

Preußens zurufen möchte [illegible] rung muß und kann ich euch [illegible] die preußische Krone den Muth und sage den deutschen Fürsten: Seht, so redet sich zu meinem und euer aller Nachtheil in meinem Bereich die Auffassung gegen das, was ich zu meinem und doch wol auch eurem Schutz in dieser stürmischen und schwankenden Zeit habe schaffen müssen und noch schaffe. Ihr hört es, daß die Kräfte von 17 Millionen nicht ausreichen, eine Armee zu erhalten, welche ich haben muß und die doch auch wol zu eurem eigenen Interesse nothwendig ist. Würdet ihr es leugnen können, daß es zum Besten Deutschlands ein starkes mächtiges, sieggewohntes Preußen geben müsse, ihr würdet euch als Verräther am gemeinsamen Vaterlande zeigen.

Wenn dies die übrigen deutschen Fürsten einsehen — und sie werden es mit Hülfe der Presse und ihrer Ständekammern — wenn sie die Kraft und den Bestand der preußischen Armee als eine gemeinsame deutsche Sache betrachten und die Kosten der Erhaltung derselben nicht mehr 17 Millionen Preußen allein aufgebürdet sehen wollen, so wird der Anfang jener Verständigungen gemacht sein, die eine Wiedergeburt Deutschlands nicht auf die ausschließliche preußische Spitze, eine Unmöglichkeit, stellen, sondern auf die Verhältnisse, die Geschichte, Recht und deutsches Nationalgefühl vorgezeichnet haben. Warum soll sich der König von Preußen in Deutschland immer noch mehr isoliren und eine Kluft zwischen den Fürstengeschlechtern erweitern, die Deutschland mit der Zeit ins Verderben stürzt? Wir können die Preußischen Vorschläge nicht in dem Grade verwerfen, wie es die Berlin-Gothaer Parole verlangt — wir möchten erfahren, welchen factischen Möglichkeiten zuliebe jenen Vorschlägen ein so entschiedenes Quod non entgegengeworfen wird. Wie wenig die absolute deutsche Einheitsidee unter preußischer Führung eine Wahrheit der Erfüllung für sich hat, sieht man wahrlich an der Doppelpolitik des Herzogs von Koburg-Gotha. Man konnte die bekannte Broschüre desavouiren, nicht die überraschende dualistische Schwenkung in dem Briefe des Herzogs an Max von Bayern. Preußen liege nur einmal von jener schwindelnden königsberger Höhe, in welcher selbst die befreundeten Fürsten nicht mit besonderer Freude hinaufgeblickt haben, ein wenig herunter, biete seinen Bundestagsgenossen, die wahrlich den Bundestag selbst überleben dürften, Gruß und Handschlag zu gemeinsamer Action, bescheide sich auch mit Preußen nur ein Theil eines Ganzen zu sein — der Hauptfactor, denken wir, auf welchen alles ankommt, ist und bleibt doch nur das deutsche Volk — und der bis zum Springen angespannte politische Zustand Preußens kann in Güte beruhigt werden.

In Oppenheim's „Deutschen Jahrbüchern" (I, 1) hat H. B. von Unruh auch einen jener Patrioten, die den gegenwärtige Lage Preußens mehr oder minder als eine Frage verzweifelnder Persönlichkeiten darstellen, nachgewiesen, wo die Lösung der preußischen Zustände [illegible] eine organische Verbindung derselben mit der großen deutschen Frage. Letztere [illegible] durch ein preußisch-deutsches Kaiserthum und ähnliche Ultimata, an die man allenfalls in einem flagranten Augenblick der Geschichte glauben dürfte. Der Cäsarismus, den Napoleon II. erneuert hat, ist eine vorübergehende Phase unserer Entwickelungen. In Frankreich selbst nichts anderes als die verrottete Maske der Republik. Auch Deutschland, insofern Preußen, bliebe und bleibe im großen und ganzen eine Republik, die glücklicherweise zusammengesetzt ist aus Monarchien.

Bräche sich diese Anschauung über die „Vereinigten Staaten Deutschlands" Bahn, so wäre die deutsche Frage aus den Cabineten der Fürsten in die Herzen des Volks zurückverlegt, wo sie zunächst doch wol hingehört. Selbst der Fortschrittsbewegung in Preußen dürfte zu rathen sein, die parteiische Polizeiungs- und Gewaltsamkeitstendenz nicht noch mehr zu steigern, sondern jeden verderblichen Schwindel, Kaiserthum und was dazu gehört, den Gothaern zu überlassen.

Regungen besserer Frauenbildung in Frankreich.

Die Frauenvereine in England und namentlich in London mehren sich und ihre Wirksamkeit gewinnt in überraschender Weise an Bedeutung. Wir behalten uns vor, von Zeit zu Zeit über ihre Leistungen und deren Thätigkeit Bericht zu erstatten.

Nachstehende Mittheilungen über französische Frauen zeigen uns, daß auch unter ihnen Namen auftauchen, die sich mit philanthropischen Plänen beschäftigen.

Madame Souvestre und Madame Gerault, Frauen des Herausgebers und Redacteurs der „Opinion nationale", werden in diesem Winter in jedem Arrondissement von Paris Klassen für erwachsene Mädchen errichten, deren Erziehung vernachlässigt wurde und die nun auf ihren eigenen Broterwerb angewiesen sind. Die Stadtbehörden werden die Lokale dazu hergeben und eine Anzahl junger Mädchen, wahrscheinlich ehemalige Schülerinnen von Madame Souvestre, haben sich erboten, in den Klassen umsonst Stunden zu geben; auch einige Professoren haben diesem philanthropischen Unternehmen ihre Unterstützung zugesagt, alle versprechen sich Erfolg, zumal bei dem lebhaften Geist der französischen Ouvrière.

In einer Mademoiselle Rover wiederholt sich Madame Lafarge. Sie hat denselben Willenskraft, denselben beharrlichen Fleiß bei ihren literarischen Studien; nur ist sie nicht der Meinung der letzteren, daß „Le silence est l'ornement des femmes". Mademoiselle Rover spricht sogar öffentlich und ihre Rednergabe erfüllt selbst Männer mit Bewunderung. Sie hat in ihrem 18. Jahre ihr Lehrerexamen gemacht und ihr Brevet (wir glauben in Paris) erhalten. Damit nicht zufrieden, ging sie nach Lausanne und studirte dort mit dem beharrlichsten Fleiß

Sprachen, Philosophie und les belles lettres. [illegible] wurde mit Erfolg gekrönt und zog ihr die [illegible] der Professoren zu, die ihre Lehrer waren. Kurz bevor sie die Schweiz verlassen wollte, [illegible] Lausanner Universität einen Preis für das [illegible] eine philosophische Frage behandelnd. [illegible] die Preisbewerbung nicht auf Universitäts- [illegible] der beschränkte, bewilligte Mademoiselle Royer, [illegible] Thränen zu prüfen und eine Abhandlung zu [illegible] die sie mit einer Chiffre unterzeichnete — [illegible] so war es angeordnet — und zur bestimmten [illegible] einschickte. Am Tage der Preisvertheilung kamen [illegible] Damen, die Verwandte unter den Studirenden [illegible] in die Aula der Universität; auch Mademoiselle Royer fand sich ein. Zweimal rief der Präsident [illegible] einen griechischen Buchstaben aus, welcher der Arbeit als Unterschrift diente. Beim ersten mal meldete sich niemand, erst beim zweiten Aufruf erhob sich Mademoiselle Royer, gab sich als die Verfasserin zu erkennen und nahm unter allgemeinem Beifall den Preis in Empfang.

Paris hat sie sich jetzt mit den beliebtesten Themen der Conversation und Lectüre der Pariser gemachten. Eines Abends sprach Louis [illegible] über das Loos der Frauen; er verglich ihre gesellschaftliche Stellung mit ihrer früheren und zog Schlüsse für die Zukunft. Am Abend darauf sprach Mademoiselle Royer über die Frauen des Orients und versuchte die Ansichten und Vorurtheile Griechenlands und Roms über, um die ungerechten Anklagen zu rechtfertigen und die Frauen darzustellen, die nur als Sklavinnen betrachtet wurden. Die schöne Rednerin — Mademoiselle Royer soll in der That schön sein — sprach über die Tugenden jener Frauen und sagte unter anderm: „Wie rechtfertigt sie auch erscheinen, wenn ihre [illegible] Begriffe nach dem ihnen unbekannten Christ-Maßstabe gemessen werden, so gehören sie doch [illegible] Höhen und stehen den glorreichen ethnischen [illegible] an, die so weit noch jener menschlichen Vervollkommnung dürften, welche Plato's Lehre und [illegible] Meinel darstellte." Alle, welche das Vergnügen hatten, Mademoiselle Royer zu hören, waren erstaunt über ihr Rednertalent wie über die [illegible] mit der sie ihren Gegenstand behandelte. Geschah es unter Thränen? Beifall.

Weltausstellung in London für 1862.

I.

Kaiser Alexander von Rußland in London [illegible] bei einer Fahrt durch die Stadt immer wieder auf großen, öffentlichen Gebäuden die [illegible] „Aus freiwilligen Beiträgen gegründet" erhalten", rief er aus. „Das ist's, was ich [illegible] am meisten bewundere."

Vor [illegible] Jahren waren täglich 12—15,000 [illegible] beschäftigt mit der Errichtung eines solchen großartigen Monuments, das von dem englischen Gemeinsinn Zeugniß ablegen und als solches sich die Bewunderung aller Nationen erwerben wird. Wir sprechen von dem Riesengebäude der auf drei Jahr berechneten Ausstellung, ein Privatunternehmen, aus Privatmitteln hergestellt.

Den ersten Anstoß dazu gab der Kunstverein [illegible] in Paris. Die Resultate der ersten Weltausstellung im Jahre 1851 haben den Wohlstand unglaublich Vieler gegründet und manchen bis dahin unbekannten Namen zu Ruhm und Würden erhoben; sie sind in vielen Kreisen ein unerschöpfliches Thema der Unterhaltung geworden, zu der Erinnerung an die „große Ausstellung" ist Jedem Alten das Herz bewegt, was wunder daher, daß die Ankündigung einer neuen Weltausstellung mit Freuden begrüßt und sich bereit erklärt, die Mittel dazu herzugeben.

Der Kunstverein, dessen Präsident Prinz Albert war, legte den Plan der Königin zur Genehmigung vor, ihre Billigung gab den Unternehmern noch mehr Sicherheit, sie ernannte auch eine Commission mit absoluter Vollmacht für die Geschäftsführung. An ihrer Spitze Lord Lyon Granville. Die Bank von England und [illegible] Privatpersonen schossen [illegible] Pfd. St. vor. Ein zweiter Verein, die sogenannten Guarantors, verbürgte sich für das Fehlende, aber noch immer unfehlbare Deficit. Die Commission der ersten Ausstellung, welche für den reinen Ueberschuß beinahe Grund und Boden angekauft hatte, ist unter vortheilhaften Bedingungen den Plan der, hier [illegible] bekannte Architekten, Mr. Scott und die Gebrüder Fuchs, verbürgten sich, das Gebäude (in dem im März 1851 der Grundstein gelegt wurde) im Februar 1862 fertig zu haben, alle übrigen noch erforderlichen Contracte, Handwerker, Künstler u. s. w. zu guten ebenso viel Beeilung, das nationale Unternehmen nach besten Kräften zu fördern, und so ist's [illegible] kein Wunder, wenn man das Gebäude, das an Umfang das erste Ausstellungsgebäude bei weitem übertrifft, aufs Schnellste in Höhe und Breite wachsen sieht.

Die Frage scheint daher zu sein, wie sie Amerika und lange schon ist die Maurerarbeit der Widerlagsmauern vollendet, die riesigen Dimensionen des Mittelschiffes tragen ihre Balkonen und angebaute Gebäude sind errichtet, um das colossale Dach auf die 250 Fuß hohen Glasbogen zu legen, die zu beiden Seiten des Mittelschiffes sich erheben, da, wo die Querschiffe kreuzen durchschneiden.

Wir entnehmen aus einem amtlichen Berichte, der vor kurzem erschienen und mit einem Risse Zeichnungen als guten Muster geschrieben ist, daß dieses Ausstellungsgebäude keineswegs wie das vom Jahre 1851 eine ephemere Erscheinung sein soll, sondern daß es im Plane liegt, in ihm eine Universität für Kunst und Wissenschaft zu gründen und daselbst alle zehn Jahre eine Ausstellung zu veranstalten. Nur die seitwärts von dem [illegible] Hauptschiffe gelegenen [illegible] Gebäude, das Holzwerk ersetzbare Galerie ist

für den temporären Gebrauch bestimmt. Sie ist 1000 englische Fuß lang und 200 Fuß breit und soll ausschließlich für die Ausstellung von Ackerbaumaschinen dienen. Dagegen werden selbst die Hallen und Säulengänge, in denen alle Delicatessen der Welt zu haben sein werden, für die Dauer erbaut und der amtliche Bericht sagt in Bezug darauf: „Nach dem Schlusse der Ausstellung werden uns diese entzückenden Speisesäle verbleiben; dadurch wird in unserer Hauptstadt einem fühlbaren Mangel abgeholfen sein.“ Diese Hallen grenzen unmittelbar an die königlichen Kunstgärten (Royal horticultural gardens) und auch diese werden den Besuchern der Ausstellung für ein geringes Eintrittsgeld geöffnet werden.

Wir suchen indeß, von unsern Lesern für Gourmands gehalten zu werden, zur Strafe dafür, daß wir bei den „entzückenden Speisesälen“ verweilen, ehe wir einen Blick auf die Bildergalerie, deren Umrisse schon ganz erkennbar sind, geworfen haben. Dies in unserm Nächsten.

(Der zweite Artikel folgt.)

Zur literarischen Chronik.

* In Frankfurt am Main starb nach schweren Leiden im December v. J. Wilhelm Wagner, Redacteur des vielgelesenen „Thalia“, des Beiblatts zum „Frankfurter Journal“. Sein Wirken blieb „Was nur lokal, doch darf ihm auch für weitere Kreise manches Verdienst nachgerühmt werden. Das Augenlicht früher theilweise, später gänzlich beraubt, hegte und pflegte Wagner eine innere poetische Welt, die in einer Stadt von überwiegend materiellen Interessen durch Fest und Werk aufrecht zu erhalten und mit bewußtem Willen auf uns zu unsern Lesern nachdrücklich zu Gemüth zu führen eine schöne und nicht unbelohnt gebliebene Aufgabe war. Die neueste Zeit schien Wagner's Wirken begünstigen zu haben; im verwandlichen Frankfurt lieh seine Muse den schillernden Stimmungen des Familienlebens, gemüthvollgiebigen Gedichtungen, der Empfänglichkeit für Naturgenüsse einen vom Standpunkt populärer Schriftstellerwirkung schätzenswerthen Ausdruck. Seine Lieder- und Balladendichtungen, seine Wanderreminiscenzen aus dem Taunus und dem Rheingau, seine zeitweiligen Auslassungen über die Gelehrtenaristokratie der Zeit boten den Einblick in ein frisches, vom Schönen und Guten lebend angemuthetes Gemüth. Machte sich zuweilen der realistische Rückschlag der täglichen Erfahrung und der im Humor vielleicht zu weit gehende Anschauung des Laufes der Welt, des Verkehrs und Lebenslaufes geltend, so wußten Tausende seiner Leser auch diese kaustischen Wendungen selbst Aller zum Guten zu deuten. Sein Wirken blieb unklar, wenn ihm auch die Würdigung Hebergeschickter, die jedoch in Frankfurt und Umgegend ziemlich allein stehen, versagt blieb. Einige Uebersetzungen aus den neuern poetischen Schätzen der Franzosen sind ihm wohlgelungen. Wagner lebte mehrere Jahre in Frankreich und hatte von dort eine feinfühlende und für äußere elegante Formgebung in der Literatur empfängliche Bildung heimgebracht, die ihm bei seinem langjährigen Wirken als Theaterreferent zu statten kam.

* Auch der Verwaltungsrath der Schillerstiftung richtete an den Geh. Medicinalrath Dr. Carus in Dresden zu dessen kürzlich gefeiertem Doctorjubiläum eine Beglückwünschungszuschrift. Sie lautete:

„Hochwohlgeborener Herr! Hochzuverehrender Herr Geh. Medicinalrath! Die Verehrer Ihres Genius werden sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, am 21. December, als dem Tage, wo Ew. Hochwohlgeboren vor 50 Jahren den ersten Grad der Ihnen gebührenden und später so zahlreich ertheilten Auszeichnungen auf dem Gebiet der deutschen Gelehrtenrepublik erwarben, in persönlicher oder schriftlicher Begrüßung dem Gefühle ihres Dankes und ihrer Bewunderung Worte zu leihen.

Gestatten Ew. Hochwohlgeboren auch den Unterzeichneten einen verspäteten Ausdruck der hohen Anerkennung, von welcher sie, im Hinblick auf alles, was Ihnen die Dresdener und die Deutsche Schillerstiftung zu danken haben, getrieben bei diesem Anlaß durchdrungen sind. Weil hat sich auch in dieser schönen Humanitätsfeier wiederum Ihr umfassendes, vielseitiges Sinn bewährt, der auch heute in der langen Jahresreihe Ihrer Wirksamkeit nie unterließ, auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Forschung das Gesammtbild des deutschen Geisteslebens im Auge zu behalten, und wie den Glauben an die sich immer wieder verjüngende Kraft unserer Nationalliteratur teilte. Ew. Hochwohlgeboren standen in allen ersten Reihen unserer Literatur persönlich nahe und haben sich dennoch nicht einer Institution entzogen, welche, ihrem Begriffe gemäß, auf einem Gebiete, wo Glänzendes geleistet wurde, immer noch neue Talentbewährungen als erfreuliche und wünschenswerthe Möglichkeiten voraussetzt.

Es ist in den Annalen unserer Stiftung eingezeichnet, welche Verdienste sich Ew. Hochwohlgeboren um diese Schöpfung erworben haben. Ihr ruhmvoller Name wird ebenso unsere Bedeutung von dem Gegenwärtigen hinaus in manche Vergangenheit und Vergessenheit an maßgebender Stelle danken. Ihnen die innige Sehnsucht. Erhalten Sie derselben Ihre erwählte Theilnahme; betrachten Sie unser Wirken durch Ihren hochgeschätzten Rath und bleiben Sie noch lange, lange mit gewohnter Aufmerksamkeit im Kreise aller unserer Schillerstiftungsgenossen. Dies im Namen des Vereins und sämmtlicher Zweigstiftungen Ew. Hochwohlgeboren am heutigen Tage auszusprechen war uns ein unabweisliches Bedürfniß. Genehmigen Sie den vollen Ausdruck unserer hohen Verehrung, mit welcher wir zeichnen.

Weimar, Berlin, Dresden, München, Stuttgart, Frankfurt a. M. im December 1861.

Für den Verwaltungsrath der Deutschen Schillerstiftung:
Franz Dingelstedt. Karl Beyer. Karl Biermann. Dr. R. A. Herzog. Dr. H. Fischer. Dr. J. W. Zitcher. Dr. F. Braunfels. Für das Generalsecretariat: Dr. Karl Gutzkow.

Briefwechsel.

— xxx in Dresden. Wir hoffen um eine Probe von etwa vierzig Zeilen. Die Mindestzeilenzahl konnten wir erwarten.

— Herrn R. K. in Breslau. Die Erklärung folgt bereits in Nr. 3.

(Ausgegeben am 2. Januar 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Folge. Zweiter Band **Nr. 2.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Von der Newa an die Weichsel. Eine Winterfahrt von Franz von Dremmersdorf. I. — Das Schloß zu . Von A. Bock. II. — Die Madonna und der Bildersturm. Von A. v. L. — J. Ph. Hallmeyer. — alian Schmidt als „Volksschriftsteller“. V. — Geschichte auf Schulen. — Der Kur. Von R. Georgi. —
Neues aus der Welt.

der Newa an die Weichsel.

Winterfahrt von **Franz von Dremmersdorf.**

I.

nell fliegt der kleine Schlitten, den man erer Bekanntschaft so lieb gewinnt, durch nen Straßen der nordischen Kaiserstadt. zu rasch ging es an wohlbekannten Ge- vorüber, die man denn doch gern noch r jetzt aufmerksam betrachtet hatte. So m Reiseleben nicht allein Abschied zu neh- n alten Freunden und neuen Bekannten, auch von dem großartigen Menschenwerk, ert in Stein, welches uns stets ein Stück e kündet, und dem größern Bilde noch, höchste Meister zur Landschaft zusam-

Scheiden aus dem herrlichen Petersburg ver. Gastlich sind die Einwohner und nden wird dort ein Umgang zu Theil, außer Rußland, wol kaum irgendwo mehr in.

härtester Abschied harrte meiner im Pos- linge rasch gewechselte Worte, ein Händ- d die liebe Erscheinung ist aus den Augen nden. Eine Freundschaft, geschlossen kurz n auch körperlich. Der traute Austausch nken muß künftig sich in den Umfang eines Briefes bannen. Dreihundert Meilen wer- den zwischen uns liegen und als weitere Trennung die chinesische Mauer, welche Rußland ab- sperrt. Der elegante Wartesaal mit dem Gewühl von Reisenden schwamm vor meinen Blicken wie im Nebel. Im Ohr klangen mir noch die vielen Scheidegrüße der letzten Tage, die Wünsche einer glücklichen Reise, nebst den ausgesprochenen Be- sorgnissen wegen der unfahrbaren Straßen und die Vorwürfe, die nahen Feste nicht mehr mit den Freunden zu feiern.

Der Postreisende in Rußland ist einem Staats- gefangenen nicht unähnlich, den der Gendarm über am Ziele abliefert. Des Rechts der freien Selbstbestimmung begibt man sich, sobald man den Paß der Post übergibt; aber ohne Paß keine Plätze. Hier treffen wir wieder auf einen jener Zirkel, wie sie geistig und leiblich so häufig auf Boden des Menschen freie Bewegung hemmen. Nur Eins genießt man im stillen Reisewagen bei- nahe zum Ueberdruß, die Gedankentreiben. Wenn Arbeit und Erholung unter Daten sonst nur in sehr veräußerlichen, stört hier nichts die Gedanken- plantion. Hat ein Mensch eine Thorheit begangen von denjenigen, wie sie in der Lebensrechnung ein Loch bedingen, der Gedanke daran müßte im russischen Postwagen zur Höllengeißel werden. Mir war das Gewissen nichts vor, aber desto

fühlte ich peinigend und nagend den Trennungsschmerz. Meinen besten Freund sollte ich vielleicht nie wieder sehen! Warum macht uns das Leben zuweilen so reich, um uns dann wieder alles zu nehmen! Wir finden ja blos, um zu verlieren!

Gewaltsam suchte ich der Schwermuth zu bekämpfen und meine Blicke richteten sich auf die einzige Person, welche mit mir das Innere des Postwagens theilte. Eine junge Waise, meinem Schutze anvertraut. Ich hatte versprochen, sie zu ihr unbekannten Verwandten zu geleiten, deren Mitleid der Heimatlosen eine Stätte bot. Sicher war das Lebenslose des jungen Mädchens ein beklagenswerthes, aber es schlief vollkommen ruhig an meiner Seite, während ich an jenen moralischen Qualen litt, die in ihrem Höhepunkte sich bis zu physischen Schmerzen steigern. So fuhren wir zwei Tage und zwei Nächte lang und waren schweigsam. Auf den russischen Stationen sind stets mehrere Zimmer gewärmt und zum Empfang der Reisenden bereit, so kann sich jeder absondern nach Herzenslust. Wir bekamen auch von zwei Gardeoffizieren, unsern Reisegefährten, wenig mehr als die grauen Mäntel zu sehen. Nur ein geschwätziger Franzose von jenem zahlreichen Contingent, wie es in helle France ins „fürchterliche Rußland" schickt, um Adel zu machen, versuchte mit gleich wenig Erfolg in beiden Zimmern eine Unterredung anzuknüpfen.

Zwei Dinge erschienen mir bereits als überflüssig, mit denen ich mich moralisch und physisch für die Reise ausgerüstet hatte. Erstens der große Brotvorrath. In der Nähe der Hauptstadt war unsere Verpflegung vortrefflich, mit Ausnahme dessen, daß man uns innerhalb 24 Stunden nur zwei Mahlzeiten gestattete. Zweitens der Muth, den ich zur Ertragung von Beschwerden und Gefahren gerüstet. Der Wagen rollte sanft auf einer Straße, die nahezu so glatt war wie das Parquet eines Salons. Was hatten die in Petersburg gemeint mit unfahrbaren Wegen, Schneewehen und ausgetretenen Flüssen? Mein Fuß stieß an den Korb mit Mundvorräthen, die wohlmeinende Bekannte mit auf den Weg gegeben, und unwillig über das Hinderniß freier Bewegung, theilte ich den Inhalt unter Bettler, die auf jeder Station unsern Wagen umdrängten.

Der Fluß bei Dünaburg bildete das erste Hinderniß auf unserer Straße. Das Eis der Düna war nicht mehr stark genug, den schweren Postwagen zu tragen, daher erwarteten Telägen die Reisenden. Was ist ein Teläga? Das Wörterbuch gibt „Bauerwagen". Wer aber die Stöße nicht gefühlt hat, wer nicht im Heu vergebens nach einem Schwerpunkt rang, dessen Kleider nicht vom Rade zerrissen und dessen Gesicht nicht vom Straßenkoth beschmutzt worden ist, kann sich trotz der kürzesten Beschreibung keinen Begriff von diesem russischen Marterwerkzeug machen. Zwanzig Werste werden gewöhnlich ziemlich heiter zurückgelegt, man lacht noch über die Stöße und entschuldigt sich, so oft man den Kopf des Nachbars mit dem eigenen verwechselt. Später aber nimmt das alles ab. Der artige Gardekapitän wird müde, den Mantel des jungen Mädchens aus der gefährlichen Nähe des Rades zu retten. Er verliert die Lust zum Plaudern und hört gänzlich auf, galant zu sein. In stummer Verzweiflung hält er nur noch ein Käuchen Havana an die Brust gedrückt. Diese sind seine Tröster auf der schlimmen Reise. Mehrmals beneidete ich das Cigarrenkistchen, denn es war das einzige von uns allen, Personen und Gepäckstücke inbegriffen, welches bequem reiste und unversehrt das Ziel erreichen sollte.

Der offene Karren bietet keinen Schutz gegen die empfindlich kalte, feuchte Nachtluft. Unsinnig sind Teppiche und Shawls — die Kälte dringt hindurch. Sehnsüchtig blicken wir nach den weißen Wegweisern, die uns das Nahen der Station ankündigen. Unser Gegenüber läßt in regelmäßigen Zwischenräumen ein im Commandoton gesprochenes „Paschol!!" (Vorwärts!) hören, wir fliegen über die bodenlose Straße, doch auf spritzt der Koth und jede Stelle unsers Körpers schmerzt. Weit zurück bleibt der kaltblütigere Gardeoberst mit dem Franzosen. Ganz hinten schließt der Conducteur den traurigen Zug und führt unser arg mitgenommenes Gepäck bei sich.

Fast jeder materielle Genuß will erkauft sein oder erhält erst erhöhte Würze durch vorhergegangene Entbehrungen. Gleich einem langen Bande schlängelt sich die Landstraße durch meilenweites Heideland, kein Hügel begrenzt den ungeheuren Horizont. Zuweilen führt der Weg durch Fichtenwaldung. Auf den Bäumen wiegen sich Dohlen und der heisere Schrei, mit dem sie sich bei unserer Annäherung in die Luft erheben, ist die einzige Unterbrechung der lautlosen Stille. Mehr in der Nähe der Stationshäuser begegnen uns die kleinen Fuhrwerke der Bauern, oft in langen Reihen sich mühsam durch den halbgefrorenen Koth arbeitend. Einige Werste später folgen die

mhütten der Landleute. Hier hat die Natur
portiche Jungfräulichkeit verloren, da hat
Mensch mit seiner Qual! In dem Ringen,
harten Scholle den Unterhalt abzugewinnen,
ließen hier Menschenleben, düsterer, einförmi-
reizloser noch als die Landschaft. Wieder
kurze Strecke nach den Hütten erheben sich
ere Gebäude, umgeben von Scheunen und
llungen. Wenig malerisch ist gewöhnlich der
lick; Bettler, das menschliche Elend in der
ssten Form zur Schau tragend, und die dem
gen Antenius geweihten Thiere bilden mei-
die Staffage; dennoch empfindet der Rei-
die nämliche Wirkung wie der Beduine,
er in seiner Sandwüste Bäume sieht und
Quelle rieseln hört. Die Oase der russischen
e ist die stanzia (Poststation). Der Kutscher
die Pferde an und jaget mit rascher
enkung in den Hof. Der Reisende richtet
uns seiner bald liegenden Stellung auf, sucht
Gepäckstücke und nun beginnt der schönste
ent des Reiselebens: man tritt in die warme
e. Bald dampft der wohlige Thee, die Gi-
glüht und alle Mühen sind vergessen.
ach einer Telégafahrt durch das unwirth-
Gouvernement von Pskow oder von Witebsk
rquickt da das warme Passagierzimmer! Wie
t so köstlich der russische Thee!
n gemüthlichen Kreise um den samowar
che Theemaschine) kommt ein heiteres Ge-
n Stande, jeder liefert seinen Beitrag.
Gardeoberst, ein ernster, vernünftiger Mann,
Abstammung nach ein Deutscher aus den
provinzen, der schöne Kapitän, ein echter
dessen Vater hohen rechten (Dienstrang)
und viele Seelen, Mr. Passepert, der schon
seinen Namen Stoff zum Lachen gab, und
ich auf fortgesetztem Wanderleben mit Söhnen
Lander zusammentreffe, wir sind bald be-
Nur die Kleine verharrt in ihrem schwer-
Schweigen. Manche Nacht, wenn die
fehlten, haben wir auf diese Weise plau-
verbracht und es ward uns dabei die Zeit
ng.
Schicksal unterdieß sich indessen damit,
Qualen langsam zu steigern. Es war ein
Schwanken zwischen Befürchtung und Hoff-
Wenn wir zu erliegen meinten, trat vor-
nde Erleichterung ein.
dem wir die Düna passirt, fanden wir
eine leidliche Straße; aber der Postwagen
anderen Ufer zurückgeblieben und wir bis
auf weiteres zum Telâga verurtheilt. Von Sta-
tion zu Station wurden wir vertröstet, auf der
nächsten endlich einen Wagen zu finden. Die
Geduld verließ uns, allgemeines Mißbehagen
theilte sich der kleinen Gesellschaft mit. In immer
kürzeren Pausen rief der Kapitän sein Paschol!
aus und wechselte zuweilen mit dem polnischen
„Brenz!“ (Vorwärts!), weil wir uns bereits in
Litauen befanden. Die Gegend wird hier male-
risch; es ist ein rascher Uebergang aus trostloser
Heide in waldig, hügelig Land, durch schöne
Flüsse belebt. Indessen sollten diese Flüsse, die
wir einstweilen bewunderten, uns später noch
große Beschwerden verursachen.

Unsere Art zu reisen vertreibt den Spleen,
die sehr realen Mahlzeit lassen keinen Gedanken
mehr zu, die blos idealen aufkommen. Die feuchte
Nachtluft durchfröstelte meinen Körper derart, daß
sich mir lebhaft der Gedanke aufdrängte, wie
schrecklich es sein müsse, hier, innerhalb der Ci-
vilisation, krank zu werden, und ich fühlte, das
Fahren auf dem Telâga nicht mehr lange ertra-
gen zu können. Unsere einzige Hoffnung, unsere
einzige Hülfe waren die Gardeoffiziere; ohne sie
wären wir dem trostlosen Trio von Post-
meister, Kondukteur und Postillon rettungslos
unterlegen.

Auf den schönen Kapitän richtete sich denn
auch in der Verzweiflung mein Blick. Er saß
mir gegenüber in gerader Haltung, als reite er
vor der Front. Den kräftigen, ebenmäßigen
Körper umschloß ein Tuchrock, darüber streift ge-
zogen der grobe russische Soldatenmantel, den im
Kriege selbst der Kaiser trägt. Eine sehr ver-
nünftige Einrichtung, welche verhindert, daß die
Offiziere zur Zielscheibe der feindlichen Schüsse
dienen. Ueber den Soldatenmantel, der eigentlich
ein langer, an der Taille befestigter, bis auf die
Knöchel herabfallender Ueberrock ist, trug der
junge Mann noch den hechtgrauen Offiziersmantel
mit Scharlachkragen. Letztern hatte er über die
Ohren gezogen, die Soldatenmütze tief in die
Stirn gedrückt. So empfand er die Kälte nicht,
aber dafür litt er an moralischer Pein. Mühsam
war es dem vornehmen, einflußreichen Familie an-
gehörenden jungen Mann gelungen, Urlaub auf
28 Tage zu erlangen und die Erlaubniß zu
einer Reise nach Deutschland, um dort wichtige
Geschäfte abzumachen. Fünfhundertfünfzig Silber-
rubel hatte der Kapitän für seinen Paß bezahlt.
Er sollte in Heidelberg mit einem Verwandten
zusammentreffen, dann über Moskau nach Peters-

burg zurückkehren und schließlich noch innerhalb des Termins in seiner Garnison in Estland ankommen. Ein riesenhaftes Unternehmen, selbst wenn man in der gewöhnlichen Zeit von fünf bis sechs Tagen Warschau erreichte; allein es war vorauszusehen, daß wir doppelt so lange unterwegs sein würden. Laber die immer häufigern und immer zornigern „Poschol!", die zuletzt, von russischen und polnischen Flüchen begleitet, heiser aus seiner Kehle drangen.

Mit Bedenken ging ich daran, den Mann anzureden, denn ich sah, daß er außer sich war. Aber die Phantasie, unsere geschäftige Quälerin, ließ mir mich selbst krank auf dem schmutzigen Stroh einer Bauernhütte, als Labetrunk wodky (Branntwein), vielleicht das Ende ohne Freundeshand! Der größere Schrecken vertrieb den kleinern.

„Wir müssen darauf dringen, auf der nächsten Station einen geschlossenen Wagen zu erhalten, nöthigenfalls den Postmeister zwingen!" sagte ich zum Kapitän.

Er antwortete mit einem eigenthümlich accentuirten „Ja!" und versank in früheres Schweigen.

Bald darauf fuhren wir in den Stationshof. Es war bereits finster; undeutlich verschwamm das Gewirr von Telägen, muschikoff (Bauernkerlen), Pferden, Schweinen.

„Fanar! Smatrutel! Skamejka!" schallte es stürmisch durcheinander in der klangvollen Stimme des Kapitäns und meinem gebrochenen Russisch. Die Laterne nämlich begehrten wir zum Leuchten, den Postmeister wegen des Wagens und den Schemel, um von unserm hohen Karren herabzuklettern.

Aber der Knäuel entwirrte sich nicht; die muschiky verharrten in ihrer apathischen Stellung und es blieb finster. Da ging endlich dem schönen Kapitän die Geduld aus; gleich Donnergrollen kam seine Stimme aus der Brust und in der hocherhobenen Rechten schwang er den Stock, dessen Beredsamkeit wie die des Geldes in allen Ländern durchdringt. Mir blieb eben Zeit zu beobachten, daß der Kraft das Drauen wohl anstehe, wo die Persönlichkeit Nachdruck verleiht, während es lächerlich erscheint bei den Schwachen.

Wie stand ihm gut die finstere Wetterwolke des Zorns, das Auge blitzte löwenkühn! Mit raschem Sprung gelangte er von dem Teläga auf die Erde. Welch ein Contrast gegen die widrigen Gestalten um ihn her! Fabelhaft schnell erschienen Laternen, Postmeister und Schemel. Vorerst bot uns der junge Mann artig die Hand, um uns aussteigen zu helfen. Im Nu aber war der höfliche Edelmann verschwunden und es brach eine Flut energischer Worte in den kräftig schönen Sprache seines Volks durch die bartigen Lippen. Gelassung drückte sich der schöne Kapitän in vier fremden Sprachen aus, allein mit Kraft und Feuer blos in der eigenen. Er kannte und liebte sie!

Von dieser rasch herausgestoßenen Unterredung gelang es mir nur Bruchstücke zu verstehen. Es verlor sich die anfangs wortreiche Entgegnung des Postmeisters in ein „harascho!" (gut); zuletzt gingen sie in das demüthigere „sluschi" (ich höre) über.

„Wir werden den Wagen haben", wandte sich der Kapitän an mich; „aber es gibt einen Aufenthalt von vier Stunden", setzte er seufzend hinzu.

Kaum eingetreten ins Stationszimmer, versank der junge Mann in seligsten Schlaf. Wir trafen unsere Vorbereitungen zum Essen. Außer dem samowar gab der Postmeister nichts. Ein vornehmer Russe ist nicht gewohnt, für irgendein Lebensbedürfniß zu sorgen, und daher, wenn er keinen Bedienten bei sich hat, in großer Gefahr, im eigenen Lande zu verhungern. Zum ersten male hatte ich Veranlassung, den Nutzen der mitgenommenen Eßwaaren einzusehen und ihre Verschwendung zu bedauern. Es blieb nichts übrig, als sich mit Theegenuß zu trösten. Ein Glas Thee erwärmt, es sättigt und verdaut sich leicht. Um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen, muß man im Winter in Rußland reisen. Die junge Russin hatte mit Sorgfalt den Nektar des Nordens bereitet und nun wollte ich den schönen Kapitän wecken, damit er an der Erquickung eines stakan tschei (Glas Thee) mit uns theilnehme.

So laut ich auch rief, die regelmäßigen Züge blieben in der Ruhe des Schlafs. Der Franzose steigerte seine Falsettstimme bis zum höchsten Diapason und kreischte: „Mon capitain! Mr. le baron!" Das schöne Gesicht blieb steinern, unbeweglich. Da näherte sich der Oberst lachend und rüttelte mit voller Kraft.

Die feurigen, braunen Augen thaten sich auf und volltönend drang es über die Lippen hervor: „Ya hatschu yest!" (Ich will essen!).

Nichts zu haben als Thee und ein Glas Bordeaux!

Sorgfältig, wie der schöne Kapitän seine

Flemming, Pfingſten und Imhof

(treten von der andern Seite auf, ſie tragen Papiere in den Händen. Kammerdiener leuchtet. Es wird hell).

Fr. Auguſt (nach einer Weile die Angekommenen erblickend).

Was bringt Ihr?

Flemming.

Majeſtät den Frieden!

Fr. Auguſt.

O, ſo iſt dieſe Stunde dem Verderben geweiht. Eine Feder her! Weg mit Allem, was ich beſaß! Weg mit meiner Ehre vor Europa! Auf dem Scheiterhaufen meines Glückes iſt Kühlung, Wonne nur in Vernichtung. Eine Feder her! In Blut getaucht! Ich will Todesurtheile unterſchreiben. (Reißt Flemming die Papiere aus der Hand, in fieberhafter Aufregung.) Hier Polen, fort, fort! Eine Krone, in Trümmern! Zerriſſen alle Bündniſſe! Ich gebe meinen Henkern Alles, meine Schwüre, meinen Glauben, die Grenzen Sachſens, noch mehr, noch mehr —

Pfingſten (übergiebt ein Papier mit großem Nachdruck).

Ohne dieſen einen Hauptparagraphen wird Carl der XII. ſich zu keinem Frieden verſtehen.

Fr. Auguſt.

Vielleicht mein eigenes Leben — mit Freuden! Her! (Ergreift das Papier und lieſt mit krampfhafter Aufregung. Plötzlich erblaſſend. Pauſe.) Was iſt das? — Patkul — Patkul — wird — Patkul wird — den Schweden —

Zigarren, hatte ich mein Kistchen Weinflaschen gehütet und auch gerettet.

Zu meiner Bewunderung gewahrte ich, daß dieses Ideal männlicher Kraft und Schönheit vom leichten französischen Wein nur nippte wie ein zimperliches Jüngferchen. Hingegen der Oberst und Mr. Passeport halfen mir fröhlich die Flasche vollenden. Der Franzose wurde so aufgeräumt, daß er uns gute Verse Victor Hugo's sehr schlecht deklamirte.

Der schöne Kapitän nahm an der Heiterkeit keinen Theil. Das Pfützenwasser, welches er hinunterschluckte, hob seine Lebensgeister nicht. Häufig war in unserer kosmopolitischen Gesellschaft der Unterschied der Nationen nebst ihren Eigenthümlichkeiten zur Sprache gekommen.

Auch jetzt wieder bemerkte der Kapitän mit finstrem Blick auf Mr. Passeport: „Ein rauflustiger Bauer wird verstockt und unlustig zu jeder Arbeit, wenn er nicht gegessen hat; ein Edelmann geräth in die Stimmung, alles zusammenzuschlagen, aber ein Franzose ist fähig, selbst mit leerem Magen von les beaux yeux zu sprechen!"

„C'est vrai, monsieur", erwiderte Passeport, „mais dites que je suis" ruft er aus und springt in die Höhe. Gleich darauf erscheint er wieder mit einer duftenden Pastete, die bisher im Heu des Telaga gesteckt.

Niemals im Leben entzückte mich etwas von Ferne des Rhein wie dieses feinste Product der civilisirten Kochkunst mitten in Litauen! „Woher kommt dieses Meisterwerk?" fragte ich.

„Mein Freund gab es mir mit auf die Reise, c'est un excellent homme, mon ami!"

Ich war im gegenwärtigen Fall genau, wie Mr. Passeport's Urtheil über seinen Freund zu theilen. „Aber wer ist denn der Mann, der uns zu Dankbarkeit verpflichtet?"

„Der chef de cuisine des Grafen Sternoff!"

Lachend schnitt sich der Gardekapitän noch ein Stück ab von der Pastete, die ihm wohlbekannt war von der gastlichen Tafel des Grafen. Während wir verwarfen alle jedes aristokratische Vorurtheil und genossen heiter die Gastfreundschaft des Comte du chef de cuisine.

Nachher theilte sich uns das wohlthätige Gefühl der Sättigung mit. Wie wir unser Mahl begonnen, so wollen wir es enden. Der aromatische Thee dampft wieder im Glas und dann schmeckt herrlich die Havana des schönen Kapitäns. Wer sagt noch, daß unsere Art zu reisen nicht prächtig sei? Wir bilden eine glückliche Republik, mit praktischer Demokratie und friedlichem Communismus! Was krampfhafte Bewegungen seit Jahrzehnten vergeblich erstreben, ordnet in Litauen der Telaga mit seinen Gütern. Sehr heterogene, sowol religiöse wie politische Meinungen und verschiedenartige soziale Abstufungen waren in unserer kleinen Gemeinschaft vertreten; nie hatte es einen Miston gegeben. Alle waren wir stets bemüht, uns gegenseitig die Beschwerden zu erleichtern; gute Kameradschaft würzte jeden kleinen Genuß.

Der Begriff von gut und schlecht ist sehr relativ. Als wir nun wieder einen warmen, geschlossenen und gepolsterten Wagen uns erkämpft hatten, erschien uns dieser als das Non plus ultra der Bequemlichkeit. Ich lehnte mich in die Ecke und versank bald meine Umgebung in traumlosem, tiefem Schlaf. Ein heftiger Stoß, die scharfe Kälte des anbrechenden Tags und laute Stimmen endeten den behaglichen Zustand.

Schon beschädigt, als wir ihn bestiegen, war der Postwagen nach dreistündiger Fahrt vollkommen untauglich. Gestikulirend und schreiend standen die Gardeoffiziere auf der Straße; aber es half nichts, eine Achse war gebrochen.

„Müssen wir bis zur nächsten Station zu Fuß gehen?" fragte ich erschrocken.

Glücklicherweise hatte an dieser primitiven Art zu reisen der Kapitän keinen Geschmack, wie überhaupt kein vornehmer Russe Bewegung liebt. Unmöglichkeiten gibt es keine in dem Lande des slavischen Gehorsams; so fuhren wir mit gebrochener Achse bis Wilkomierz. Es ist ein freundlicher, nicht unbedeutender Ort; man hätte meinen sollen, hier könne es nicht schwer fallen, den Wagen zu reparieren oder einen andern dafür zu erhalten; allein dem war nicht so. Wir Ausländer vermochten uns nicht verständlich zu machen, der Russe sinkt leicht in seine Indolenz zurück und läßt sich dann alles gefallen; auf diese Weise wurden wir abermals das Opfer der Telaga.

Drei Stationen später, in Janowe, hatten wir die Wilia zu passiren; eben befand sich der Fluß in schiffbarem Zustande, man mahnte zur Eile.

Der schöne Kapitän setzte sich ruhig auf ein Kanapee und begann Butterbrot mit Schinken zu verzehren. Wie bei so vielen, stimmten Worte und Handlungen nicht überein. „Wir sind außerordentlich pressirt", bemerkte er, fortwährend auf seinem Platze bleibend; „wer etwas essen will, muß es mit sich nehmen."

Nach einem Zeitverlust von ungefähr zehn Minuten traten wir die Wanderung an das Ufer der Wilia durch Janowes schuhhohen Schmutz an. Der Franzose allein war aufgelegt, nach den Juttinnen zu schielen und theilte uns seine Bemerkungen über deren Aussehen mit.

Am Rande des Flusses stand die ganze, größtentheils jüdische Bevölkerung versammelt, wahrscheinlich zählte es zu den vorzüglichsten Unterhaltungen des traurigen Orts, die Calamitäten der Reisenden mit anzusehen. Auch zahlreiches russisches Militär harrte am Ufer. Die Fähre wurde in Bereitschaft gesetzt; mit uns sollten die Soldaten übersahren. Der schöne Kapitän bestieg einen Gisblock, von dem er die Gegend dominirte. Unser Weg zum Einschiffungsplatz führte über ein unebenes, große Schwierigkeiten bietendes Eisfeld. Gleichgültig von der Höhe sah der junge Mann uns bei jedem Schritte ausgleiten und den Oberst schwer zur Erde stürzen. Endlich hatten wir alle die Fähre bestiegen, mit Ausnahme des Kapitäns. Die Schiffsleute schwangen bereits die Beile, um die Verbindung mit dem Ufer zu trennen. Verwirrtes Untereinanderschreien in unbekannten Sprachen erfüllte mich mit unbehaglicher Ahnung, aber plötzlich drangen kräftige melodische Töne durch das Chaos. Zollstarkstämme packten uns und ehe wir Zeit fanden, uns zu besinnen, standen wir vor dem Gisblock des Kapitäns. Von seinem Beobachtungsposten aus hatte er den Gisblock herangeschwimmen sehen. In dem nämlichen Moment bewies uns die zertrümmerte Fähre, welches Schicksal uns geworden ohne seinen Warnungsruf.

„Sie retteten uns zweimal das Leben!“ wandte ich mich an ihn, sobald ich einigermaßen gefaßt war. Denn ohne sein Zurufen wäre uns der Eisblock gerade in der Mitte des breiten Flusses ereilt haben.

„Wieder ein Aufenthalt von einem halben, vielleicht einem ganzen Tage“, erwiderte er lachend.

Nun blieb uns Muße, das Gewirr der jeden Tag gegyptten Menge zu überschauen. Die Männer mit starkmarkirten Zügen, lebhaften Augen und langen Bärten trugen den unverkennbaren Stempel ihrer Race. Wenige nur waren mit dem langen schwarzen priesterrockähnlichen Talar bekleidet; immermehr verschwindet diese Nationaltracht der polnischen Juden. In Rußland wird sie von der Regierung unterdrückt, nur im Königreich trifft man sie noch häufig und am reinsten. Die Weiber folgten der Mode, aber was für einer! Welches unvereinbare Gemisch von Farben und als Firnis darüber der unvermeidliche Schmutz. Die hochaufgebauschten Roben verriethen uns Geheimnisse, die wir weit besser nicht gekannt. Jede verheirathete Jüdin läßt sich die Haare abscheren und trägt falschen Schmuck, meistens aus Seidenzeug, zuweilen moosgrün! Ueber diesem schauderhaften Kopfputz thront eine Putzhaube aus schmierigen Blonden mit zerknitterten Blumen garnirt. Widerwärtig war der Anblick von auf diese Weise entstellten verschmutzten Kindern, bleiche, kranke Säuglinge im Arm. Selbst der Franzose empfand für diese Specimina des schönen Geschlechts durchaus keine Schwachheit.

Zurückgekommen ins Stationshaus, wurde eine Revision des Gepäcks vorgenommen und siehe da! es fehlte jedem ein theures Haupt! Mein Verlust war der beträchtlichste. Die Russen machten natürlich in ihrer Indolenz gar keinen Versuch, das Verlorene wiederzuerlangen, vielleicht auch darum nicht, weil sie, bei genauer Kenntniß der lokalen Verhältnisse, das Aussichtslose eines solchen einsahen. Der Franzose war vollständig fassungslos, aber meine Nerven rumelte der Zorn wohlthätig auf. Zuerst machte ich bewegten Gefühlen durch eine Anrede an den Conducteur Luft; da er mich indessen nicht verstand, steigerte dieses nothwendig meinen Unwillen. Freundlich kam mir der Oberst zu Hülfe und zeigte seinen Leuten die seltenen Passione des schönen Kapitäns ein. Wie ärmer, war er bereit, wenn er sein kräftiges Russisch sprach. Der Conducteur setzte sich auf die Stufen des Hauses, begrub sein Gesicht in den Händen, brach in Thränen aus und blieb fortan taub und stumm, jeder Ansprache unzugänglich.

„Jetzt ist der Kerl total verrückt!“ bemerkte der schöne Kapitän und war nahe daran, den traurigen Erfolg seiner Beredsamkeit zu bereuen.

Gutmüthig, leichtsinnig, inconsequent sind diese Russen wie kaum ein anderes Volk. Warmut hat seinen verabscheuungswürdigen Grundsatz: „Il n'y a que la foi du moment“, nicht nur die Franzosen allein niedergeschrieben, man befolgt ihn in Rußland auch.

Erst spät des Abends vermochten wir über die Wilia zu setzen und nicht ohne große Unordnung ging die Einschiffung vor sich. Am jenseitigen Ufer standen wir zitternd vor Kälte in der finstern Nacht und warteten das Ausladen des Gepäcks ab. Ein russischer Ingenieurcapitän trat

uns und der uns einstweilen sein Haus an
ir kamen durch ein paar aufmerksitere Zim
r, bis wir im Innern eine Dame antra
ne gebildete junge Polin, aber, wie es schien,
n unheilbaren Preußleiden befallen. Das wurmte
rmaß, das weiche Kanapee und der Ofen, den
Dame uns so freundlich anwiesen, erwiesen
als wahre Wohlthat und höchst erquickliche
ärfung für die Mühen, die uns noch bevor
nden. Nach verfloß eine halbe Stunde und
n holte uns nach den Zelägern.

Der schöne Kapitän befand sich wieder einmal
gesprächiger Stimmung; auch ich fühlte mich
nlich behaglich. Lieblich erschien die Gegend
ch schimmernde Nebelkreisen im Mondlicht.
r kamen auf ein neutrales und demnach
e interessantere Thema, auf die Liebe. Als
knüpfte der Kapitän von diesem Jugend
er detaillen werden zu sein. Er meinte, es
eine unbezwingliche Leidenschaft, die man sieben
ge. Wenn er wahr gesprochen, hat er sie
rne Bekämpfung niemals empfunden. Meine
gen ruhten verstohlen auf ihm; gern hätte ich
eckt, was unter der hübschen, kalten, glatten
rnierte verborgen lag. In die Länge konnten
ßen wenden die pittoreske Gegend, noch die
rhaltung über heimischen Gegenstand, welcher
menschlichen Herzen am nächsten liegt, wie
t das Unbehagen heben, wie es die durch
gende Nachtluft erzeugte. Der Kapitän hüllte
wieder in seine zwei Mäntel, ich sog die
ten tiefer um mich und wir verfielen aber
in düsteres Schweigen.

Dieses wurde auch nicht lernet unterbrochen
durch das Lenken des Kapitäns, welches mir
haufig und trotz verringert durch die Nachtluft
. Wir fragen auch über die bedenkliche
ge. Die Straße wurden so heftig, daß zuletzt
Tritt der Pferde Schmerzen im Kopfe ver
ßer. Dabei hatte der junge Mann das er
liche Glück, zu schlafen; er wachte nur dann
um sein Lenken zu rufen, wenn die Pferde
e langsamer gingen und dadurch die Reise
erträglicher wurde.

ndlich war das erlösende Kowno nach mehr
mündiger schaffte das Lenken und wir taufch
in materielles Werk über das Steuern
er. Aus dem Postbuche kam der Kapitän
nur, man hatte ihm erklärt, es sei ganz
da wegen Ausbauen des Niemens alle Re
e hier bleiben müßten. Endlich Ruhe und
rmlichkeiten zu finden, fuhren wir vor
einen andern Gasthof. Dort dachte Mancher
Wahrscheinlich hätte sich der Kahn damit ge
trieben gegeben, im Hafen des Feldes zu übernachten; aber ich versuchte mit dem gewöhnlichen
Geschick seine Galle auszuräuchern. Halb freundlich, halb ratlich brach ein solches Lamentieren über
das Haupt des Polizeidieners, daß dieser mit wortreicher Entschuldigung sich an mich wandte.

„Bonne!“ erwiderte ich in der Universalsprache, deren Kraftausdrücke sich allgemeiner Verständnis erfreuen, aufgebracht darüber, daß er uns noch eine Stunde müßig auf den Füßen erhielt.

Meine Beredsamkeit, mit der des Kapitäns vereint, wirkte. Als unsere Reisegefährten nachkamen, hatten wir zwei Zimmer mit vier Betten sogar erlangt. Mr. Butterpot geriet auf den lächerlichen Einfall, auf dem Tisch des Speisesaales sein Nachtmahl aufschlagen zu wollen, weil er bei der Theilung übersehen worden war. Gastfreundlich benutzten wir das Arrangiren unserer Betten zu angenehmerem Zweck. Die Polen bauten ihre Lagern schnell aus, holten wir in Mäntel und Decken gehüllt und um den Lagerfeuer legten. Das warme Gemüse machte uns so überaus behaglichen Gefühl, daß ich Cigarre nach Cigarre anzündete und der Tag bei in die Kleider schon, bis wir unter Lagen suchten.

Der Namen hielt und in Kowno fest. Die Vormittage schrieben wir Briefe und nach einem ziemlich schlechten Mahl traten wir nur zu Thor, ohne die Merkwürdigkeiten, die Wanderung durch die alte Stadt an. Während mein Auge Denkmäler der Vorzeit suchte, hielt sich Mr. Butterpot mehr an die Gegenwart und studierte wieder mit seinen lieben Bildern die Judinnen. Der Anblick weiter auch nicht einen Gedanken dem tiefsinnigen Geschick, das auf dieser Stelle vor nun fast tausend Jahren seine tumultvollen betreffen hatte. Von Weitem an glich der Anblick der großen Namen nicht einer Stadt, in Kowno hatte aus den mannigfachen, dort aufgespeicherten Vorräthen der armen, halbnackten und hungerhungrigen Soldaten die so nöthige Hülle gewonnen werden. Auf halb Wege hatte Napoleon noch einmal die Armee zu vereinigen. Dahin wanderte sie alle die Gefangenen und man von den Festungen sich noch zu sammeln vermochte. Der Rückzug, der vom 5. Dezember an auf 20 Meilen gelegen war, hatte von der die Armeegruppe bildenden [illegible] Mann kaum [illegible] allein

[illegible] Mann innerhalb drei Tagen zum Opfer fielen, aber verbreitete sich ein Gerücht, welches die dumpfe Resignation des zusammengeschmolzenen Haufens in wachsende Erbitterung umwandelte. Vom 5. December an sahen Murat den Oberbefehl, der Kaiser, dem es, bei nach Warschau voraus. Bald wurde die Wahrheit bekannt; aus dem Hauptquartier von Benitza war Napoleon geflohen, nur von 36 neapolitanischen Reitern eskortirt unter dem Kommando des Herzogs von Vicenza Romana, dem die Kälte zwei Finger kostete, eines in Gefahr, dem russischen General Tschaplitz in die Hände zu fallen, und nicht Warschau, sondern Paris war sein Ziel. In hellen Haufen in Kownos Straßen; manchem brach in wilder Verzweiflung das Herz, der bis dahin, von einem Hoffnungsfunken geleitet, sich wunderbar beim Leben gerettet. Durch die dunklen Zeltstraßen flang es: „Noch einmal hat uns Bonaparte verrathen wie damals in Aegypten!" Es war denn die Summe des menschlichen Elends voll für die Unglücklichen, denn auch der geringe Halt war ihnen geraubt. Was nicht starb und verdarb in jenen Tagen des Schreckens, was nicht frostbraunt und lebensmüde am Wege liegen blieb und sich von den Resten schleppen ließ, den Rest der großen Armee führte Murat am 13. December 1812 bei Kowno über den Niemen.

Die Ruinen haben in der Mitte des Hauptplatzes, zwischen zwei alten Kirchen, ehemaligen Klöstern, die größere davon romanisirt in verbessertem byzantinischen Stil, ein geschmackvolles Monument errichtet. „Hier musterte Napoleon am 13. December 1812 den Rest der sechsmalhunderttausend Mann, die er nach Rußland geführt, und er zählte noch einundzwanzigtausend", ist in die eherne Säule gegraben. Solche Monumente erzählen in Rußland Geschichte, wie Tacitus von historischer Wahrheit. Die russische Wirklichkeit genügt nicht: man erfindet die Fabel und läßt hunderttausend Mann auf einem Platz Revue passiren, der nicht achttausend faßt. Man wollte ohne Zweifel den Schein der Uebertreibung vermeiden.

[illegible]

Das Schloß zu Hannover.

Von A. Bock.

II.

Wir befinden uns noch immer bei der beschwerlichen Frage, wie Hannover den österreichischen Prinzen empfangen sollte. Eine Partei überbot die andere in den Aufmerksamkeiten der Etikette.

König Karl lehnte ab, nach Hannover zu kommen, wünschte vielmehr den Herzog bei der Durchreise durch Hameln zu sehen. Infolge dessen hatte Graf Lichtenstein zu erkennen gegeben, es werde Sr. Majestät angenehm sein, mit den beiden Durchlauchten zu speisen; aber „gewisser Umstände halber" werde es nicht wohl anders angehen, als daß Se. Majestät von den eigenen Leuten, nicht aber von des Herzogs Hofstaat bedient werde. Das war deutlich. Graf Platen hatte einen schweren Stand, diese Ablehnung als das Resultat seiner Reise nach Wien zu hinterbringen. Aber es mußte nachgegeben werden. Graf Platen bekam den Befehl, gemessend anzuzeigen, daß in Hameln alles bereit sein werde, um der Dienerschaft seiner spanischen Majestät überliefert zu werden, und die Lieferungen seien derart, daß die 175 Personen, welche den Reisezug bildeten, über Mangel sich nicht zu beklagen hatten. Es gingen von Hannover nach Hameln ab „1 Ochs, 20 Hammel und Kälber, 18 Kalkunten, 100 Hühner, 18 Gänse, 36 Enten, 100 Orinlanen, 12 fette Wachteln, außerdem Kälber, Kreble, Aale und Schweinefüße und Ohren so viel zu haben".

Herzog und Erbprinz verfehlten nicht, sich in Hameln einzufinden, um dem König den schuldigen Respect zu bezeigen. Nun wurde es jedoch so eingerichtet, daß der Herzog erst nach dem König und zwar in dem Augenblick ankam, wo Karl sich zu Tisch setzte. Erst nach der Tafel ließ sich der Herzog beim König melden; dann wurden von beiden Seiten die herkömmlichen Höflichkeiten beobachtet. Se. Majestät kamen Sr. Durchlaucht bis auf die Hälfte der zweiten Treppe entgegen. In des Königs Zimmer waren die Fauteuils des Herzogs und Erbprinzen in etikettenmäßiger Entfernung vom Fauteuil des Königs aufgestellt und Se. Excellenz von Malortie erläutert in seinem Buche über den Hof Ernst August's diese wichtige Aufstellung durch eine genaue Zeichnung. Der erste Kammerherr setzte den Stuhl des Königs, der zweite und dritte setzten die Stühle des Herzogs und des Erbprinzen. Mit Genugthuung wurde von letzterem bemerkt, daß alle drei Fauteuils einander ganz gleich waren. Genau eine halbe Stunde dauerte die Unterredung. Dann beurlaubten sich Herzog und Erbprinz; der König begleitete sie bis zur zweiten Treppe hinunter; beide hatten dort, bis der Ko-

ng die ganze Treppe zurückgegangen war. Er-
alt die Durchlauchten in ihrem Quartier ange-
ngt, meldete Graf Thun des Königs Ankunft
ürte Se. Majestät erscheinen mit seinem Ge-
lar. Herzog und Erbprinz gingen dem König Karl
is vor die Thür des Hauses entgegen. Die
Treppe wurden ganz so wie beim König genommen
Nachdem der König fast eine halbe Stunde ver-
eilt, wurde er bis auf die Straße begleitet, wo
e königlichen Carossen warteten, um die hohen
Leidenden weiter zu führen. Hätten die Herr-
schaften mit der spanischen Majestät gespeist, hat
er Reichserbmarschall als seiner Verbindlichkeit hinein-
gegen der Rangstreits würden nicht die geringsten
Schwierigkeiten entstanden sein. Die vom König
orl angeordnete Gleichheit der Stühle war
annenfalls bereits gern gesehen worden und auch
e Thun hatte keinen Anstoß erregt. Um so
limmer, daß die gemeinsame Tafel abgelehnt
orden war. Vergessen wir nicht, daß wir in
r Zeit stehen, wo kurfürstliche und fürstliche
esandte sich auf dem Reichstage zu Regensburg
n rothe und grüne Stühle stritten und Strom
rg zwischen dem Reiche verloren ging.

Jedes andere Ereignis tritt indessen zurück,
halb wir vom Carneval im Schlosse zu Hom-
ver sehen. Da ist unser Graf August ganz
chwung und Glanz. Noch heute gilt eine Hof-
askerade, bei der eine auserlesene Gesellschaft
Costüm Ludwig's XV. oder in einem andern
ablirten Gewande ihre Manieren und Talente
lt, als ein Ereignis für die Haupt- und Re-
enstadt, für das Schneider-, Schuhmacher-, Haut-
uhmacher-, Putzmacherin-, Juwelier-, Friseur- und
ständige Gardelieutenants-Lunge voller in Thä-
keit gesetzt werden, zu dem die vornehme
vornehme Welt in die Provinzen gehen, wo
wandten Hofe von Oldenburg, Birnbaum und
zumschweig einströmen. Mindestens vierzehn Tage
g bleiben die Theilnehmer von der Kleider-
cht, den ausgesuchten Spesen, den vorgenom-
en Proben, den abenteuerlichen Begegnungen er-
l und wer eine direkte Nachricht über all die
rzweil erhaschen kann, hat, seinen er nur Lust
ng dazu gefunnt ist, nur die Betrachtung, als
r er selber dabei gewesen. In der Residenz
n August's wurde vielen Dingen große und
gerer Wichtigkeit beigelegt. Die Pferderen
gen waren umständlicher, der Weg nach Hom-
r beschwerlicher, das Leben im ganzen steifer
einförmiger, das Rauschen eines Hofkleides
ate also um so mehr Sensation

Gewöhnlich dauerte die Carnevalszeit drei ganzen Wochen hindurch. Je mehr fremde Herr-
schaften eintrafen, um die Kostbarkeit des bei-
ländischen, nächtlichen kurfürstlichen Hofs in Aufsehen
zu nehmen, desto besser; je größer die Gesellschaft,
desto willkommener. Die Schlösser reichten nicht
aus, um den fürstlichen Gästen die entsprechende
splendide und weitläufige Unterkunft zu gewäh-
ren; die Gasthöfe waren nicht elegant genug
und bald gefüllt; die hohe Hofbeamtenschaft rei-
hete sich nur über die Höfe an die Höfe bei sich auf
nehmen. Französisches Schauspiel, italienische
Oper, musikalische Kunststücke erwünschten Un-
terhaltung. Feuerwerk, Tänze, Ball, Banquet,
Spiel, Ball vervollständigte die Herrlichkeiten
für Tag und Nacht und es war namentlich für die Damen
keine Kleinigkeit, täglich vier-, fünfmal die Klei-
der zu wechseln, immer in Brillanten, immer ein
neues Tuch, einer noch nicht dagewesenen Robe zu präsentiren, neue Stiefeln und Pantoffeln zu
bringen. Keine Nacht kamen die Silberdiener
ins Bett vor dem Wiedersehen der aufgehenden
Sonne, vor der Ausgabe der neuen, immer kost-
baren Gerichte.

An einem solchen Fastnachtabend brannten
Tischlampen und farbige Fackeln schon um
4 Uhr rings um das Schloß. Graf Hoyerswerda
war auf den Beinen, die Ankunft der Herrschaf-
ten zu sehen. Die Equipagen waren gespannt.
Aus war der Lärm des Verkehrs von
hohen Gästen, welcher regen spannt machte,
um seinen Herrn über das Tagesereignis Be-
richt zu erhalten, nicht mehr in die Stadt und
in das Schloß gelangt. Tausend Kerzen strahl-
ten im Schlosse, in den Sälen, auf den Treppen
und Corridoren. Alle Treppen waren mit kost-
lichen Teppichen belegt, alle Corridore mit
Spiegeln, Marmorbüsten, Palmen geschmückt. Hun-
dert Bedienten in schwedischen blauen Röcken
hielten die Treppen auf und ab. In den Sälen
war zu sehen, was Paris damals an Gobelins,
Stuck- und Kronleuchtern, an Spiegeln und
Bildsäulen vermochte. Die Corridore waren mit
Marmorvasen belegt, die für den Fall plötzlichen
Unwohlseins gefüllt bekommen hatten. Der Ober-
Hofmarschall wachte in seiner Rolle, über jeder
Maske, um erkennen zu können und bei keiner
Verlegenheit Aufgeklärtheit zu finden. Alle übrigen
Herren und Damen hatten sich maskirt und
nicht erkennbar verkleidet, so daß Stunden bis
Viertel darüber vergehen mußten, bis Pharaoh
Pharaoh zu beschäftigen

Der Herzog von Hannover hatte einen rothseidenen, mit goldenen Blumen durchwirkten Kaftan angelegt; der Herzog von Celle und der Herzog von Wolfenbüttel zeigten sich in rothen und blauen „Jammerlücken". Alle Herrschaften trugen türkische Mützen und Masken aus Taffet. Mehr gefielen die Damen sich in rothen, gelben, weißen Jammerlücken mit bunten Gürtln, türkischen Mützen, Gaseweis, die mit Perlschnuren, Agraffen, Straußenfedern geschmückt waren. Tänze begannen. Menuetten und Ballete. Schon damals bestand die halbe Hauptsache des Festes darin, daß die Herren die Damen, die Damen die Herren betrachteten, zu erkennen suchten, bewunderten, schön, liebenswürdig, entzückend fanden. Aber der loyale Blick hatte sich allerunterthänigst auf den Landesherrn zu richten, dessen Gemüthszustand nicht zu verkennen war und der heute besonders gnädig hatte erscheinen wollen. Wurde den Damen vom Herzog selbst geschmeichelt, so hatten die Herren sich ehrfurchtsvoll zurückzuhalten, besonders da „die Braut" von Ihr. Durchlaucht bald hinter ihrer Verkleidung entdeckt war. Bot wenn der Gebieter sich den Getränken und Confectbergen zuwendete, was oft geschah, bekamen die Cavaliere ihren Spielraum. Sobald Se. Durchlaucht sich dem Zeitspiel näherten, bei welchem es sich um Dukaten und neusächsische Silbergroschen handelte, hatten die Herren ihre ganze Spielerleidenschaft entwickeln und der Herzog hatte schließlich [illegible] Thaler zu gewinnen gewußt.

Der Hof begab sich zur Tafel. Die unteren Herrschaften zeigten sich dem angestaunten Publikum. Da bemerkte der Berichterstatter den Landgrafen von Hessen-Rheinfels die schöne Prinzessin Sophie Dorothea von Celle mit ihrem Gemahl, dem hannoverschen Erbprinzen, die Prinzen Maximilian und Karl von Spanien, die Gräfin Platen, den Grafen Königsmark, den Bruder der schönen Aurora. Außerdem nennt er die Prinzessin von Hohenlohe, den Grafen und die Gräfin Neun, den französischen Gesandten, Mr. Beaumont, die Gräfin Wolf als besonders hervorragend an Glanz und Pracht. Aber die Diamanten „der Gräfin" erregten die allgemeinste Aufmerksamkeit.

An einem anderen Abend sollte höherer antiker Anschauung genommen werden. Unter dem Titel „Triomphe moderne" kam ein altrömisches Gastmahl mit französischen Worten in den nordischen Herrschaftskreis zur Darstellung. Das alte Rom und das fromme Hannover! In den Personen des Stückes begegneten sie sich.

Der Kanzler von Lafort spielte den Trimalcion, Fräulein von Pöllnitz die Fortunata. Ein römischer Speisesaal war hergerichtet. Mythologische Masken bildeten Trophäen, französische Inschriften erläuterten dieselben. Für jeden Gast war ein besonderes Tischlager bereitet. Das Ganze erschien etwas gesucht und wurde wenig verstanden, denn viele Inschriften setzten gelehrte Kenntnisse voraus. Für einige moderne Witze scheinen die Hofmagern von 1702 Sinnen Schweine, das Trüffeln sucht, war die Devise angehängt: „Non musseau sert à vos plaisirs." Eine Perrücke trug die Worte: „Ou l'amour, il pleut et tonne sans qu'il ait." Damit die Ueberladung nicht fehle, folgte noch eine Menge von Symbolen und Devisen. Die Gäste erschienen im (fast) römischen Costüm, die Herren mit Perlen- und Epheukranz. Den Worten Gumelp stellte der Abbé Maure dar. Als Konversionen, doch das Komische war durch einen Ueberwurf über das moderne Kleid angedeutet, erschien Fräulein von Schulenburg, Frau von Kielmannsegge u. a. Zwischen Trimalcion's und Fortunata's Speiselager hatte der Berichterstatter in betreffender Kammerherrenuniform seinen Platz. Gumelp singt den Ruhm Trimalcion's:

Il combattit sans peur, il triompha sans peine,
Et Bacchus l'emmenant, Mars le mit à haleine
Et Rome lui devint petite d'autres Trophées
Les pampres ombragent de bouteilles cassées.

Jetzt erst sind die allerhöchsten Herrschaften eingetreten. Trimalcion erscheint. Ihm voran schreiten ein Jäger, dann acht Pagen als römische Sklaven mit Kerzen und ebenso viel Musikanten als Sklaven costümirt. Trimalcion zeigt sich im Gewande des Nero. Er wird von Jägern und Sklaven getragen. Ihm folgt ein großes Gefolge, wie Bacchus es dem Gnadebe an den Kopf warf, da die Nixen den Himmel stürmten. Sänger feiern den Trimalcion aufs neue. Trimalcion labet die Gäste ein, sich zu erquicken, da sein Liebling heute nachmittag geworden sei und sich den Bart scheren lasse. Der Liebling selber wird sichtbar: Puer vetulus, lippus Domino Trimalcione deformior. Endlich kommt der längsterwartete Augenblick, wo Trimalcion dem Barbierer zuruft: „Coupez!" Ungeheure Verräthe kommen und verschwinden. Trimalcion ersucht die Herrschaften, die Güte zu probiren, die seine Henne gelegt hat. Aber die Henne weht sich

mit Klopfschlag. Andere Gäste werden herumgereicht. Die Köche öffnen — es finden sich schon Küchlein darin, aber gar nicht unappetitlich. Es sind gebackene Ortolane. Sogar die Hühnereier öffnen sich. Hübsch gefiederte kleine Mädchen springen daraus hervor und beginnen einen Tanz. Da ergreift Irmalchen den Becher und ruft:

Dans ce monde comme la Monde se trouve
Fait pour d'imprévu,
Mais la seule qui l'inspérience
Fait la grande passion.

Da die Becher zum öftern geleert und die Stimmung feierlicher, schenkt Irmalchen einem Sklaven die Freiheit. Zum Zeichen hat sich der Alte mit einem Hut zu bedecken. Eine Tür geht auf: Vögel fliegen heraus; auch sie sind frei. Irmalchen wirft Philetych und uns die Frage auf, ob wir freien Willen haben oder Sklaven der Leidenschaft sind. Er redet über das Glück der Jugend und über die Kürze des Lebens. Fortunata eilt fort, um — das Lieblingsmittel Irmalchen's zu holen. An ihrer Stelle erscheint Arrhalias, in einen großen Mantel gehüllt. Der Mantel fällt und eine Pyramide von Leibesfrüchten steht da. Aber Irmalchen's Leibgericht langt an und befiehlt: Man vergesse mir meine schönen Eheleute — da ist ins Wasser gefallen. Man pflanze Reben um mein Grab, um meine Manen zu erfreuen. Meine Statue glänzt ganz in Schlafrock und Pantoffeln (1/20 Jahrhundert Mantouffel!), Fortunata steht gekrönt mit Ähren und Mohn. Die Freunde mögen um mein Grab tanzen, singen und Unsinn treiben.

Barock und zugleich märchenhaft bot das Fest der Einleitung vom sinnlichen Genuß zur religiösen Problemen auf einmal, wir wissen nicht ob ernsthaft oder leichtsinnig, ebenso wie Petronius gewonnen. Beim Ueberfluß von Nachtisch und trunkenen Weinen schlägt zwischen den Gästen und Damen niederländischer Sinn für Illustrierung des klassischen Altertums, schlägt der Gedanke, welcher die großen Geister des 18. Jahrhunderts bewegt.

Wie das zugeht? Sehr einfach. Wir haben bisher verschwiegen, daß der große Denker des Jahrhunderts persönlich anwesend war, daß Gottfried Wilhelm von Leibniz sich im Saale befand, kein anderer als er den Text zum modernen „Irmalchen" geliefert hatte.

Leibniz, der Mann der umfassendsten Gelehrsamkeit, der unerbittlichen Arbeitskraft auf dem Gebiet der Geschichte, Theologie, Jurisprudenz, Politik, Mathematik und Physik, Leibniz, welcher mit den berühmtesten Gelehrten Frankreichs, Englands, Italiens, der Niederlande über die damals die Wissenschaft bewegenden Fragen in lebhaftem Gedankenaustausch stand, unterhielt sich gleichzeitig mit der vornehmen Welt und namentlich mit der „republikanischen Königin" Sophie Charlotte über Kunst und Lebensgenuß in der besseren Welt. Er unterhielt sich nicht bloß darüber, er übte sich mutig in die Genüsse hinein. Er redete es in den ungenierten Stunden seines Verkehrs, sich in dem Gemächehaus von Montbijou mit der klugen Herzogin Sophie und ihrer geistreichen Tochter Charlotte über die theologisch-philosophischen Probleme zu unterhalten, welche in seiner „Theodicee" den vollendetsten Ausdruck empfangen und in die sich die Fürstinnen so gern vertieft. So wenig sich aber jene Damen den oberflächlichen Vergnügungen des Hofes entziehen, so wenig fehlte Leibniz im Theater, beim Spiel, am Theetisch, beim Souper, wo Se. Durchlaucht der gütige Herr Gemahl, Ernst Ludwig, anwesend war. Im Gegenteil, wo die Herzogin mit Kurfürstin Sophie sich als Minerva malen ließ und mit großem Eifer Karten spielte und eine Pfeife Schnupftabak nahm, da suchte Leibniz: „Je ne mépriserai presque rien", und richtete lustige Gedichte. Wenige Leibniz über jenen Gegenstand, der auch Jagen kam, als „herrliche Hundepolitik" zu sprechen, so ging er auf jenen Hofleben ein, der ein erträgliches Benehmen verlernte. Neben den obigen nicht eben alles erhabenen Freuden und zahlreichen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Gelegenheitsgedichten nahm sich auch der Verlust der Hunde gegen den Knochenschwund und der tödliche, meine Lungen und alle Gewebe ergreifende Husten, gegen den Gegenstand der Medizin zu Hülfe gerufen werden.

„Grand Leibniz", sagte Sophie Charlotte, „tu plais, tu persuades, mais tu ne corriges pas."

Die Madonna und der Galerensklave.

Unser Jahrhundert und fast jeder Monat bringt den Beweis, daß die Welt religiösem Übergefühlen verfallen ist. Ich erinnere an den englischen Missionar, der das Herz eines menschlichen Kindes aß, „damit niemand über ihn

Macht habe"; an die jungen Mädchen in der Schweiz, die sich aus religiöser Ueberspanntheit kreuzigten und zwar — mit Einwilligung ihrer Familien! Aber man mache öffentlich tot, die Seele des Volks mit Fabeln zu nähren, so können dergleichen glaubhafte Thatsachen in einem Jahrhundert, in dem ein „Resonos" geschrieben wurde, nicht auffinden.

Die Kirche hat viel zu verantworten! Sie verwirrt durch ihre vermeintlichen Wunder den natürlichen Verstand des Menschen so, daß man ihr nur für Thorin, die Person entschuldigen, kaum noch verantwortlich machen kann. Folgende traurige Scherze aus dem Leben eines Greises, Namens Pietro, verbunden mit der Mordthat eines in Teulon lebenden Franzosen Alcofribas.

„Ich kenne einen Greis", erzählte unser Freund, dessen Amt es war, die Staatsgefangenen in *** zu hüten. Wir alle liebten ihn, es war der warmherzigste Mensch von der Welt und doch hatte er den Tod von drei oder vier Menschen auf dem Gewissen. Die Madonna hatte ihm befohlen, sie zu tödten, weil sie schlecht gegen ihn gehandelt hatten. Er selbst war mehrere male zum Tode verurtheilt worden, aber infolge wahrhaft heroischer Thaten immer wieder begnadigt worden. Als er Galeerensklave in Toulon war, erschien ihm die Madonna und befahl ihm, zu entfliehen, ihm den guten Ausgang des Abenteuers versprechend; sie gab ihm auch die Mittel zur Flucht an. Diese gelang in der That — er war gerettet und etablirte sich als Messerschmied an der spanischen Grenze. Dort lebte er mehrere Jahre, geliebt von allen, die mit ihm zu thun hatten; niemand kannte seine Vergangenheit, als plötzlich ein ehemaliger Genosse des Bagne vor ihm erschien und ihm sagte: ‚Da es dir gelungen ist, für eine Weile zu entfliehen, musst du mich bei dir aufnehmen und mich ernähren oder ich trage dich den Behörden an'.

„Pietro ließ sich durch die Drohung einschüchtern und nahm den elenden Menschen auf, bereut, daß er ihn mit der Zeit wieder loswerden wurde; als der andere aber niemals Anstalten machen wollte, um sich selbst zu ernähren, sondern im Gegentheil Pietro auf jede Art auszubeuten suchte, rieth diesem die Noth und er sagte dem schmutzigen Mann mit den Worten: ‚Ich kann nicht mit dir leben' (sich und jene muß er, wenn er wollte' — die That. Er alte Messerschmied ging schnurstracks zum Maire des Orts und verkündete seine Thetung. Der Maire beklagte die Nothwendigkeit, den Gerichten einen Mann ausliefern zu müssen, den er nur als einen friedlichen, gerechten und äußerst rechtschaffenen Menschen gekannt hatte und für den sich der ganze Ort interessirte; er that nur, was seines Amtes war, empfahl ihn aber aufs lebhafteste der Milde seiner Richter.

„Pietro wurde wieder als Galeerensklave nach Toulon zurückgeführt und die alte Person, deren er sich gerade wurde, war sein Leben lang. Die Madonna hatte ihm das verborgen und es ihm als einen Akt der Gerechtigkeit anbefohlen, ihn zu tödten. Ohnlich mit Ketten belastet, erspäht er einen Stein, wirft sich auf seinen Feind und erschlägt ihn. Man konnte ihn nur mit Hülfe des Bajonnets von dem Körper des Erschlagenen losmachen, so leidenschaftlich hatte er sich an ihm festgekrallt. Kurze Zeit darauf brach eine Feuersbrunst in Toulon aus, die Galeerensklaven wurden zum Löschen geschickt und Pietro that dabei Wunder über, richtiger gesagt, er verrichtete Thaten der aufopfernden Menschenliebe. Er sprang sich unaufhörlich dem Flammentode aus und rettete mehrere Menschenleben. In Anerkennung dessen wurde seine Strafe gemildert und man bot ihm lebenslängliche Gefangenschaft im Bagne wurde er nach dem Staatsgefängniß in *** transportirt und schwang sich in dem Amte eines Thürhüters empor. Wir alle, wie ich schon sagte, waren ihm gut und wenn sein heißes Rachegefühl nicht geweckt wurde und ihm die Madonna (und dies in allem Ernst, keineswegs mit Verwirrung) nicht Aufträge gab, war er so sanft wie ein Kind. Er betete viel, die Madonna sprach mit ihm und nichts hätte ihn von einem Verbrechen zurückhalten können, das sie ihm gebieten. Auf diesem Punkte war er unverbesserlich und unsere Bemühungen, ihn aufzuklären; sein Glaube an die Madonna und sein blinder Gehorsam in ihr haben sein Leben zu einer Reihe wahnsinniger Handlungen gemacht."

Auf unsere Frage nach Pietro's ersten Verbrechen fügte der Erzähler hinzu:

„Eine Liebesgeschichte gab die Veranlassung dazu; er tödtete seinen Nebenbuhler und als sein Richter in einem der Verhöre ihn bittere Anklagungen gegen den Gefangenen erlaubte, die nicht zur Sache gehörten, stieß der bis zur Wuth gereizte Gefangene mitten im Gerichtshofe

Erfahrungen gegen Dieten auf, die alle Umgebenden ärgern machten. Jurückgezogen auch von allem Verkehr, spielte sein Lieblingsspiel mit dem Kind und, das am Verrecken spielend, von der Alt gesagt wird: sein Tod schien unvermeidlich. Trotz seiner Krankheit kann Pieter die Stelle an, seine Wärterin beschwörend, ihn nur so viele Minuten seinen Kreisen zu entziehen, als er brauche, um das Kind zu retten, und dann, übermannt vom Augenblick, verbindet auch das Gewicht von Sterben, Verderblichkeit und Krankheit erkennt, daß Pieter's Leben unbedingt

Leben der Kinder, Pieter stirbt ab in der Hoffnung, daß das Kind auf — [illegible] halbig wieder in seinen Augen und seine Augen leben."

Die Bestimmung von Pieter's Leben mit höchster Hochachtung gibt auf das Buch einen gewissen mit literarischen Wert; aber es ist der Jahr gelebt durch Abwechslung, rather it and from Schuster also in Gefängnis. But [illegible] was nicht wissen, so fragen: Wie hätte [illegible] seine [illegible] Willigen [illegible] Kataraktes [illegible] verwendet?

J. v. K.

Anregungen.

J. Pt. Hallmeroyer.

Es war ein sehr verdienstliches Unternehmen, in den „Gesammelten Werken" von J. Ph. Hallmeroyer (drei Bände, Leipzig, Brockhaus, 1845) den wesentlichen Inhalt der Bücher des Verfassers über Geschichte der Kaiserthums von Trapezunt und der Halbinsel Morea, auf den gründlichen Kenner und unbefangenen Beurtheiler des Orients, auf den scharfsichtigen Schilderer landschaftlicher Bilder, auf den feinen und überlegenden Politiker, auf den originellen und geistreichen Mann voll Witz und Leben, auf den Meister der Sprache, auf das ungetheilte Lob der besten Kritik, auf den wackeren Vorkämpfer in den Freiheitskriegen, den langjährigen Freund des Grafen Capodistrias, hingewiesen. Je seltener es ist, daß deutsche Gelehrte sich entschließen, vom Leben [illegible] Volke und der Welt, je mehr gelehrte Kenntnisse es im ganzen noch gibt, desto lieber gibt es, der Politik zu begeistern und zu bereichern, gegen Gelehrte, die selbst ganze Menschen waren.

Wer sich in den Stand setzen will, über die Orientalische Frage mit klarem, was mit ihr zusammenhängt, ein sicheres Urtheil zu fällen, dem können wir nichts Besseres anrathen, als in manche Lücken in Hammers, sowie auch die gleich von H. N. Chrysant herausgegebenen Fragmente Hallmeroyer's gut Hand zu nehmen. Wir sind überzeugt, auch dem Urtheil derselben von da und dorther importirter Publicisten oder nicht gehörig eingeweihter Politiker hinlänglich entschieden, und gerade in Betreff der orientalisch-türkischen Frage sowohl Unsicherheit und ängstliche oder unbewusste Unbekanntheit zur Tagesordnung. Von dem tiefen Manne unserer Zeitung zu dem obigen Gegenstand, seinen Einsichten, seinen Gegnern, seinen Bestrebungen und namentlich den weltgeschichtlichen Ideen und nach unserer eingehenden Studium auch viele Fragmente selbst dichten, als er auf sie am meisten verdienste Tagesinteressen glauben mußte.

Von der eigentlich orientalischen Fragmente [illegible] Sammlung gehören ich einige nicht durch [illegible] gehörte und originelle Naturschilderungen (auf Stamboul, Konstantinopel, Palästina, der Umgegend von Kairo), sondern auch durch sehr ausführliche wissenschaftliche Untersuchungen (das Letzte Werk, die heiligen Orte [illegible] in Jerusalem) aber auch eine sorgfältigere Berücksichtigung gefunden (wenn Jedermann über Jerusalem und Syrien [illegible] schreiben will, so sollte er doch vorher das Werk von Stanley haben wie z. B. in dem „Dictionnaire universel" und dem „Manuel du Pèlerin Palestine" Gott kann sich in seine Fragmenten [illegible] was in unsere Sammlungen „geographischen Abhandlungen" eine verfehlte Stelle verdienen würde).

In gewissen Punkte stehen wir jetzt neuen Abhandlungen über die Orientalische Frage von Seite von Stimmen aus Deutschland wenden Originalien („Stimmen aus der Paulskirche"); Aufsätze aus verschiedenen politischen Schriften („Die deutschen Publicisten und die europäische Politik", „Gegenwart und Zukunft" u. s.); eine kritische Beleuchtung [illegible], [illegible] gründlicher Weise auf Land („Von der Wiese", „Die alten und die neuen Türken"), auch Schlachtgemälde, wie das der „Schlacht von Kulm". Ergänzt [illegible] mit dem langen Verkehr der Verfasser mit dem Grafen Capodistrias selbst, dem auch ein Abschnitt in seinem Buche gilt mit. Mit besonderem Interesse lesen wir die „Nachrichten an Hammer Purgstall" u. s. w., [illegible] Heinrich Leutbringer, [illegible] unser Vaterland als Orientalist ein ungeheures Studium widmete, es hat seine ausgedehnte Verbindung mit Orientalisten zur Erweiterung der Kenntniß des Orients kurz, aber [illegible] bewies und sogar [illegible] zu [illegible]. Auch [illegible] im Gebiet byzantinischer Geschichte [illegible] [illegible] [illegible]

bekennen zur Verständigung denen kommen, erheben wir uns aus dem Reichtum „Klima und Pflanzenwelt in der Zeit", in welchem die Resultate der naturwissenschaftlich geographischen Forschungen des in Griechenland reisenden C. Ritter dargelegt werden.

Wir können unsere Anzeige der vorliegenden Sammlung nicht schließen, ohne noch einmal auf den reichen und in so vieler Hinsicht belehrenden Inhalt derselben hingewiesen zu haben. Der Politiker, der Freund der Chronik, der Liebhaber ebenso wissenschaftlich gehaltener Abhandlungen als schöner Darstellung finden sie eine sehr ergiebige Ausbeute.

Julian Schmidt als „Culturhistoriker".

V.

A. L. Zuweilen scheint es, als würde der Autor, mit welchem wir uns, hoffentlich zu einiger Erquickung unserer geehrten Leser, schon so lange beschäftigen, von einem wärmeren Gefühl für irgendeine Persönlichkeit oder eine Sachlage ergriffen. Das Gefühl der Liebenswürdigkeit ergreift uns dann auch wol selbst und gern würden wir bereit sein, den Gedankengängen des Verfassers zu folgen und trotz seiner Irrthümer und Schwächen in manchem Punkt und mit ihm zu versöhnen.

Aber — vergebliche Hoffnung! Dieselben Sachlagen, die uns soeben noch von ihm mit einer Art von Theilnahme empfinden zu werden schienen, dieselben Personen, denen noch eben seine Darstellung ein freundliches Gedächtniß schon zu weihen die Miene machte, werden plötzlich und oft mit einer einzigen Grimasse, mit einem einzigen ätzenden Wort niedergerissen in eine Parenthese, ganz wieder so weit von uns entrückt, als handelte es sich um eines seiner Bücher, von welchen weiland die „Grenzboten" zwei Sätze anzuziehen pflegten, den einen lobend, den andern tadelnd und dann Buch und Autor in den Kehricht warfen.

Um für diese durchgängig beibehaltene und nur in äußersten Fällen, zu denen jedoch nicht einmal Leibniz gehört, verlassene Manier einige Beispiele zu geben, erwähnen wir die liebloseste Art, mit welcher Sophie Charlotte, die erste Königin von Preußen, in seinem Buch geschildert wird. Ein Gesammtbild ergibt sich nicht — Zeichnungen dieser Art erfordern Geschichtschreiber höhern Ranges und Eingehen, meist Diesseits, muß sich der Leser die Gesammtbilder selbst zusammenstellen. Auch bei der Tochter der Leibnizschen Freundin, der in den vom innersten sich entblößenden anscheinenden Grausamkeiten der Philosophie und geistreichen Vielseitigkeit ergänzenden Schülerin Leibniz', der Gattin des ersten Königs von Preußen, Gründerin von Charlottenburg, glaubt man anfangs den „Erzähler" vom ersten weg als kühlen Theilnahmer erblickt. Man hat zu dieser Meinung eine Berechtigung, denn manches mitgetheilte Zeugniß reicher dem Herzen und dem Verstande bei weit eben glücklichen Stücken zur Ehre. Daß sie einen Anflug französischer Frivolität hatte, kann man ihr nicht zum Uebel anrechnen; galt es doch damals, durch die französische vorgeschrittene Cultur sich aus der Barbarei der nächsten Umgebungen zu erheben. Ein wahrheitsliebender Culturforscher nimmt die Totalität des Menschen und läßt sich, wenn ihm diese zu groben und derben vorkommt, durch feinere Züge, die theils der gebrechlichen Menschennatur überhaupt, theils dem Zeitalter zur Last fallen, nicht am Totalbilde bessern. Solcher Großmuth und höhern Objectivität ist unser Geschichtschreiber nicht fähig. Er veranlaßt seine Leser, hundert Seiten lang sich mit Sophie Charlotte und ihrer Mutter, der Kurfürstin von Hannover, theilnehmend zu beschäftigen, er gibt (da ihr die Geschichte dazu zumal) Materialien, und die Bilder von zwei Frauen zu vergegenwärtigen, denen ein für ihre Zeit, ihre geistliche Stellung bedeutendes Streben nach Licht und Wahrheit innewohnt; nichtsdestoweniger ist sie eine dieser Frauen plötzlich, ohne die mindeste Vorbereitung unserer Stimmung zu so hartem Urtheil, ohne die mindeste Berechtigung des Autors zu einem Ausbruch so grober Laune, S. 314 ein „aufgeblasenes Weib"!

Man traut seinen Augen kaum und liest die Parenthese von 25 Buchstaben wieder und wieder — es ist nicht anders. Die Königin schreibt einer Hofdame, Fräulein von Pöllnitz, einen Brief voll liebenswürdiger Grazie, mit den witzigen, mehr ironischen Einwendungen, einen Brief, der allerdings das Gepräge trägt, ebenso gut auch auf Verlangen gekommen zu sein — sie sagt: „Ich bin dem Leibniz so gut, aber manchmal recht böse, weil er für mich auch auf gar nichts gründlich eingehen will. Er traut mir seinen Geist zu, setzen antwortet er mir mit Grundlichkeit auf die Fragen, die ich anrege. Neulich hielt er mir eine Vorlesung über das Unendlich Kleine. Lieber Himmel, was ist mehr geeignet, über das Kleine zu urtheilen als ich!" (Die so patronisirende Sentenz gilt nach Julian Schmidt ihrem Mann, dem König; wir glauben eher, es gilt den ganzen Hofstaat und dem Formenleben eines gekrönten Hauptes überhaupt.) „Hat Meisen", fährt sie fort, „wie uns denn der liebe Gott nicht auch noch seinen Witz geschenkt? Ich denke, wir sind so geschaffen gemacht, das Gefällige und Schöne mehr als andere zu verstehen." Und diese graziös, schalkhaft, liebenswürdige Klage der Fürstin unterbricht Julian Schmidt bei der Stelle: „hat Meisen mir und" mit der Parenthese: Ein ganz aufgeblasenes Weib — — —

Nicht über die Roheit ernste viele einzelne Fälle, wir heben sie nur hervor, um eine edlere Ehre und Ritterlichkeit überhaupt zu charakterisiren, die bei diesem Autor für nichts eine Erwärmung findet, für deren Erscheinung einer länger nachempfindete Theilnahme aufkommen läßt. Ist es ein Wunder, daß derselbe

(mit furchtbar heftiger Betonung) **ausgeliefert!** (Das Papier entfällt seinen Händen, er steht wie vernichtet. Vergeblich nach Worten ringend, gewinnt er erst nach langer Pause die Fassung und spricht mit fast tonlosem Ausdruck.) In mein Cabinet! Die ganze Nacht am Frieden arbeiten! Ueber die Augen kein Schlaf! Schach dem Könige, Schach also auch dem Menschen! (Er sinkt in den Sessel, erhebt sich dann plötzlich und macht einen Gang durch's Zimmer. Er winkt, wie im Traume, wie abwesend, das Papier aufzuheben.) **Pfingsten** (übergiebt es, demüthig den Rücken beugend, mit teuflischer Miene).

Fr. August (erkennt jetzt erst Pfingsten und ruft entsetzt). Sie sind's? (Allmälig besinnt er sich, er sieht die Umgebung, es wird ihm klar.) Ah, nun versteh' ich! (Gefaßt, mit großartiger Würde) Folgen Sie mir in mein Cabinet!

Vorhang fällt.

Bürgen von Straßen S. 179, wo er sicht von ihm [illegible] wie dieser vor Kirchberdmann geworfen [illegible] — wir haben uns gefragt, ob nur das [illegible]hr, dem allein bezeichnende Wort niederschreiben [illegible]llen, aber wir mußten es thun, um den Lesern [illegible]s Mannes in Wahrheit zu charakterisiren — nur [illegible]ner Art gestellten Stück sich behandelt wird? Eine [illegible]armonirte innere „aufgehobene Welt“ und der letzte [illegible]lbrende Sonnen der Sachsen, bei der einer Na[illegible]ch der Kleinen Geisteren. „Ich gebe, um den [illegible]ignant der Lange kennen zu lernen, den Leibniz [illegible] nicht erfinden konnte — Meinem Mann bieten [illegible]ll ab das Schauspiel — eines prächtigen Kerles [illegible]gemacht“ Julian Schmidt citirt diese Worte [illegible]r nur Komödienhaus und legt der Rätlin als [illegible]ntwurf die Worte: „Sie war erst 37 Jahre alt, ihre [illegible]perlichen Anlagen versprachen ein langes Leben“ [illegible]unmittelbar darauf übergingen sich wieder die Frauen [illegible]chmalzigen Späße und Neigen über Andreae. Das ist [illegible]ne Geschichtsforschung, wo jeder Gott so [illegible]ch [illegible] et studio die zur Gerechtigkeit einer Klage [illegible]erfahrt.

Ebenso nimmt der Verfasser S. 330 von dem [illegible]rbenten Spener Abschied. Er gedenkt auch hier in [illegible]rem Ton, als wollte ein Autor Napoleons I. leben, [illegible]ß ihn einige hundert Zeilen lang beschäftigte, mit [illegible]n Worten beschließen: „Er wurde 52 Jahre alt, [illegible]t am Magenkrebs, schnupfte mehr als billig, trug [illegible]medaillen einen großen Widerspruch und hatte Anfälle [illegible]n Epilepsie. Im preußischen Parlament entspann [illegible]ch auf Anlaß seines Todes eine Debatte, bei welcher [illegible]t a. [illegible]m.“ Ebenso bezeichnet Julian Schmidt die [illegible]ellen seiner Literaturgeschichte. Spener ist tot, [illegible]r schlief wenig, aber gut, träumte sehr selten, ging [illegible] spazieren, in seinem Garten kam er nur zweimal [illegible] gehen.“ Man glaubt in einer Monographie zu [illegible]n.

Was dieser oder Schriftsteller besonders bei gr[illegible]ndlicher Verachtung und ohne längere Verbreitung [illegible]ng äußert, ist für die Kenntniß seiner eigenthümlich[illegible] Natur und seiner Geschmacks besonders [illegible]chaft. Solche Motive, bei denen Unterhaltung [illegible] allerdings die Hauptsache nicht allzu lange suchen [illegible]en braucht und bei welchen ihm besonders zur [illegible]chtige Gesichtspunkt erfaßt sein mag, werden bei [illegible]lian Schmidt regelmäßig nur in Andeutungen zum [illegible]e gewählt sein, d. h. gewesen. Zu Hamburg war [illegible] Streit gegen die Schauspiele entbrannt, die [illegible]rtigen verfolgten von der Kanzel herab die Bühne [illegible]ithen, eine Direktion, Frau Hethen verthei[illegible]te [illegible] in einer Broschüre und die Bürgerschaft nahm für [illegible]rtei. Ein Geschichtschreiber der deutschen Dichtkunst, [illegible]Kanzel der Kirche, der es wußte, war gegen beide Ge[illegible]ten für den Hamburgischen Parlet nimmt, ein Ausruf [illegible]r deutschen Muse, der vielen Ohren hatte hören [illegible]te, einzelne Zeichen der zunehmenden Religions[illegible]hlosen und Unzufriedenheit zu wenden, [illegible]ße zu registriren, mußte dieser Theilnahme der [illegible]aberer vom Sinn für Gerechtigkeit. Wahrheit [illegible] selbst Schlabrendorf nicht ganz verlassenen Bürgersinn ein wichtiges Wort zu Gunsten Lessings haben. Julian Schmidt, in Erinnerung an einige von Eduard Devrient angegebene Beweise damaliger spießbürgerlicher Gesinnung gegen die Schauspielkunst, schreibt [illegible]chung in seiner raschen Abfertigungsmanier: „Die Decorationen und Maschinerien kosteten zu viel, als daß eine Handelsstadt über ihren Werth hätte in Zweifel sein können“ — —

Hier sahen wir den Kritiker Zeit, den Kopf zu schütteln, und erwähnen nur, daß solchen Motive ich unausgesetzt gegen die „Handelsstadt“ Leipzig wiederholen. Sie ist dem phantasiereichen Bewohner Leipzigs immer nur die Stadt der Kaufmannschaft, d. h. der unter dem schlechten Schein äußerer Solidität verborgenen innern Leere. Selbst trotz eines überreichen wohlwollenden, freundschaftlichen Nachrufs, den der Leipziger Verleger Brockhaus dem doch ganz und gar nicht „repräsentablen“ Dichter Gaudy schrieb, bleibt der Mensch bei Leipzig nach „noch heute verbundenen“ [illegible]ipziger Hofrathe und unterhalten erlebten Handelsstamm, d. h. leichter, wie à la Plato, Völlig u. [illegible] in eleganter Vertheidigung der Gemeinschaft mit allem Möglichen aufmuntre, mit aber Kreuzherr und Lügen. Sie lud eben zum Kaufmannsgeiste anerkannt. Man sollte kaum glauben, daß auf zwei Spalten die bekannte Schmähschrift gegen den Handelsstand, der Name „Geld und Haben“, hat hervorgehen können.

Seite 331 wird die [illegible]mige und gemüthvolle Lessingerin [illegible] [illegible] [illegible]

thode. An und für sich geben wir zu, daß jenes Zeitalter nicht so interessant ist wie das des Perikles oder Augustus. Wir geben zu, zuweilen werden die Schriftsteller Märtyrer ihres Stoffs; die Geschichte von Ver- und Hinterpommern ist nicht die Geschichte von Leon und Castilien. Aber so ganz unausstehlich nüchtern konnte vielleicht dies Buch nur infolge einiger Irrthümer in der Methode werden. Der Verfasser beliebte statt eines immer festgehaltenen lebensvollen coexistirenden Nebeneinanders in den geschilderten Cultur- und Literaturzuständen ein abstract ausgesponnenes Nacheinander. Ein Spinnennetz, im Nebeneinander übersehen, kann, wenn die Bewohnerin sich gerade verkrochen hat, einen reizenden Anblick gewähren, man verfolgt die Fäden und Maschen und das Ganze ist ein bewundernswürdiges Kunstwerk. Zerrt man es aber will die einzelnen Fäden des Gewebes in ihrem Nacheinander auftreiben und spinnen, so gibt's eine Verwirrung, Verstrickung, Unrath, dem Brien oder Bastle gebührt.

Noch zu vorläufigem Schluß eine gelegentliche Bemerkung über die Schreibart des Verfassers. Wir haben Bekanntschaft gemacht mit seinem Mangel an Phantasie und Gemüth; wir haben den bedenklichen Ueberreichthum an nachgeborenem Verstande beleuchtet; noch erübrigt ein Wort über den Witz des Verfassers. Dieser ist nicht ganz abwesend und entwickelt sich zuweilen derjenigen Wirkungen, die freilich ebenso auch dem ganz einfachen rhetorischen Gebrauch des Hohnes und der hochmüthigen Verachtung eigen sind. Aber die Kunst dieses Witzes ist an sich nicht armselig. Die zuweilen auf Lachen berechneten Details werden alle nach Einer Schablone angelegt. Diese entspricht den bekannten Gymnasial-Wendungen: „Nicht nur, aber sauer", „Nicht schön, aber dumm" u. s. w. Von dieser Sorte ist auch das gelegentliche anmaßlerante Kalkuliren eines wichtigen Momentes, z. B. S. 430, wo die über Gunther's ganzes Leben entscheidende unglückliche Audienz bei Brahl in Trecten so nebenherlaufend mit den Worten: „Leider hatte er das Unglück, bei dieser Audienz schwer betrunken zu sein." Oder S. 342: „Bertel brach sich von jetzt ab hinter die Coulissen, wo er ein ziemlich ausschweifendes Leben führte." Diese hantante, witzig sein wollende gezwungene Haltung geht durch das ganze Buch und amüsirt vielleicht manchen Leser, wenn nur nicht solcher Witz, wo er einmal im Zuge ist, leicht bei ernsten Dingen in ein Spaßmachen ausarten, das man, weil es nicht am Platze, eher genügt ist, gar über hinausgewerfen. So z. B. wenn nach einer unterredend sich fortspinnenden Klage Günther's über die Grausamkeit seines Vaters das witzige (siehe S. 433 hinzugefügt: „Es ist doch Natur in dieser Verzweiflung!" Zu weilen soll der Witz in einer Antithese liegen, die jedoch keineswegs überzeugend wirkt. Von Christian Wolff heißt es S. 151: „Er war der Sohn eines Lohgerbers, der aber bis Prima gekommen war." Dies witzige „aber"!

Nicht unmöglich dachte der Verfasser bei diesem Lohgerber an die Todtengräber im „Hamlet". Die dortige Scene hätte ihn belehren können, wie ein Literar- und Culturhistoriker von den Abgeschiedenen zu sprechen hat. Hamlet nimmt mit Wehmuth den Schädel Yorick's in die Hand und übt Lachen und Weinen, hinbindenden Witz, Blumen und alle Reize des Lebens in dem verfaulten Knochen, die Handlanger der Leichenbestattung haben nur den Dünger der Verwesung im Auge.

Gönnen wir unsern Lesern einige Ruhe. Wir fürchten, die Langeweile des von uns behandelten Gegenstandes steckt allmählich auch unsere Berichterstattung an. Nehmen wir die glücklich bei Gretchen angelangte trockene Arbeit erst nach einer kleinen Pause wieder vor.

Geschichte auf Schulen.

In seinen „Pädagogischen Briefen" hat Dr. Horst Kesterstein schon manches beherzigenswerthe Wort über den Schulunterricht in der Geschichte gesprochen. Es liegt uns eine „Geschichts-Repetition" (Dresden, Am Ende, 1861) von ihm vor, worin für Schulen und zum Privatgebrauch die vorzüglichsten Daten der politischen und Culturgeschichte zusammengestellt werden. Thatsachen, die gleichsam das Gerippe des auf diesem Gebiet Wissenswürdigen bilden. Der Verfasser hat seinen mächtigen Stoff nach den Erdtheilen geordnet und beginnt alphabetisch mit Amerika. Es wird dem Lehrer ein Leichtes sein, diese Ordnung zu verlassen und mit Asien (S. 65) und Europa (S. 163) zu beginnen.

Eine „Geschichte der Römer" von Oskar Jäger (Gütersloh, Bertelsmann, 1861) wendet sich zunächst an die Jugend und die Schulen, dürfte aber auch in weiteren Kreisen interessiren, da das vortrefflich geschriebene Werk die Ergebnisse der Forschungen Mommsen's und Schwegler's in seine Darstellung mit aufgenommen hat und in jeder Beziehung dem gegenwärtigen Stand der römischen Geschichtswissenschaft entspricht.

Der Ruf.

Wer sich nicht selber ehrt, was hilft dem auch der Menge?
Sei, was du dich bemühst, vor andern zu erscheinen.
Dem Schatten gleicht der Ruf, er wandelt Schritt vor Schritt,
Bald größer, kleiner bald als wir, durchs Leben mit.

L. Georgi.

(Hierzu eine Beilage: **Neues aus der Welt.**)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die Frauen Italiens. — Blumen Blatt. III. — Die diesjährige Jagd in Indien für 1862. II. — Über die [illegible] Ausstellung. — Die [illegible] Welt.

Die Frauen Italiens.

Bekanntlich spielt die englische Agentenpartei eine große Rolle in Italiens neuesten Geschicken. Mailand, die Lombardei, steht unter dem Einfluß englischer Anschauungen sowohl in politischer wie in industrieller Hinsicht. Auch hat in England in vielfach ausgesprochenen Sympathien zu Gunsten der Unterdrückung der Rajah des türkischen Gebietes hat sich meist das Ministerium dem Gegner angeschlossen.

Wir haben darum einer von ihm ausgegangenen Aufforderung an die Frauen Italiens

„Ich erkenne es für meine Pflicht, Sie mit einem Ereignisse bekannt zu machen, das in dem Herzen Italiens, in Florenz, Frauen erregt hat. Es ist die Rede, die monatliche und materielle Lage unserer armen Landsleute zu bessern. Jene edle Frauen haben nicht. Die politische Ansicht, die wir in ihnen haben, kann bei großen Werke der Liebe nicht allzu sehr, darüber muß auch schnelle Hilfe [illegible] der Kirchen gewährt und einen Trost [illegible] stehung erhalten, bei der Übung für eine Gemeinschaft macht. Gastfreundlicher Nahrung, Arbeit und Erziehung, das ist es, was menschenfreundliche Herzen für das Volk erreichen wollen. Die Arbeit ist ihrer angeborenen Neigung zur Ergebung eigen, es mußte daher, solche Absichten auszuführen, als sie kam, sie ist gutwilliger und arbeitsamer.

Die Hilfe wird unter und Personen für gute [illegible] Unterstützung, und Vereine für die arbeitenden Klassen und alle [illegible] Einrichtungen [illegible] Sie werden sich zweifelt die hiesigen Frauen mit den Ihrigen die Bemühungen? Glauben Sie die Hoffnung, daß mit diesen Bestrebungen auch gutes Einvernehmen [illegible] haben? Nein! Alle diese Absichten verdienen die Anerkennung von Wert, aber ohne Hemmung und [illegible] Mittel der Bemühung und die Leitung [illegible] tragen die Kranken, in die obere Hand [illegible] eingreifen — aber sie sind nichts als [illegible] Arbeit. Mögen die Mitglieder der Vereine sich von der [illegible] nähren, sie trösten, sie erquicken, sie unterstützen, [illegible] haben, dann würde die angebotene Hilfe [illegible] erscheinen, die jetzt den Kranken von den Frauen [illegible] kommt, die sie zu Feinden macht und die so [illegible] Gefühl in den arbeitenden Klassen die Partei erregt hat, die soziale Ordnung umzustürzen, weil, wie sie meinen, der Reiz der höheren [illegible] das einzige Mittel ist, um vom Glende [illegible] eine Wahl zu machen.

„Ich habe einen hohen Glauben an die weiblichen [illegible]

die Gefühle der italienischen Frauen aller Klassen und [illegible] mich an sie zu wenden und sie einzuladen, ohne alle Absicht und Wirkung zu sagen, das ich in den Herzen von italienischen Frauen Gefühle erwecken, die es sich zur Aufgabe machen, in Italien und in anderen Theilen der Welt Mittel aller Art zu sammeln, mit denen die Bedürftigen unterstützt und Schulen gegründet werden können. Wir wollen keine Wohltätigkeit erregen, denn vielleicht ist und Mailand vorliegt, aber wenn wir der Frau [illegible] Arbeiten geben, so helfen wir ihnen, [illegible] wir können, daß wir den Armen einen freien und [illegible] Platzen, helfen wir auf Ordnung, wirken [illegible] erziehen und daß die Wohlthat — wie es das Gesetz [illegible] Christi erwartet — auf und Heilung und Schutzherr [illegible] sollen."

Diesem Aufruf folgte die Gründung einer Frauen [illegible] in Turin, von dem folgendes Programm [illegible] veröffentlicht wurde:

„Diesem Gesellschaft Zweck ist die italienischen Frauen [illegible] und Hand sowie Herzen. Diese Vereinigung will auf die Wirksamkeit der unteren Klassen wirken und, wo möglich, für die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse sorgen, den Fleiß stärken, in ihnen religiöse und patriotische Gefühle. Belohnung für gute Arbeit, Lohn für Arbeit, gut Wohnlichkeit und Mäßigkeit zu erwecken suchen. Um dies Ziel zu erreichen, wollen wir alle Mittel anwenden, die uns unsere Lage bieten und auch alle Vorschläge annehmen, die uns aus Italien oder aus der Fremde von Menschen, die unseren Unternehmen zu helfen wünschen, gemacht werden, nur allein müssen wir [illegible] die Mitwirkung unserer an Bestrebungen [illegible] andere englischen Schwestern an. Wir haben zu diesem [illegible] Zweck, wenn möglich, in einer Armen- [illegible] in einer „Kleinkinder-Bewahranstalt" [illegible] und in einem Theater für die weibliche [illegible] die italienischen Frauen zu gründen. Wir wünschen, unsere Bestrebungen über ganz Italien [illegible] zu können, aber zuerst wollen wir unsere Thätigkeit in [illegible] auf das Volk am meisten [illegible] Eindruck gemacht hat, auf das in Neapel und Palermo. Da ist die Armuth noch [illegible] Noth, da hat die Cholera am fürchterlichsten [illegible] Arbeit muß am meisten der Unterstützungen, die Gemüth Barmherzigkeit geweckt hat. Wir appellieren demnach an alle Frauen Italiens, in ihre Stadt und [illegible] Kreise Comité's zu gründen und Sammlungen zu veranstalten. Theilt unsere edlen Bestrebungen als unsere Absichten. Solche Sammlungen aber dem [illegible]

Gemüt zukommen zu lassen und sich mit demselben in direkte Verbindung zu setzen. Die Beiträge werden von den Unterzeichneten empfangen werden (von dem Comitato londinese) und sogleich in die Sparkassenbank oder in die Nationalbank niedergelegt werden zur Verwendung für obengenannte Zwecke."

Die Unterschriften sind sehr achtbar. Man findet die Namen: Die Marchesa Anna Pallavicino Trivulzio (Präsidentin des Comité), Marchesa Constanza d'Arcollo Ridolfi, Signora Marchesa Antonio, Contessa Marianna Mosto, Duchessa Bevilacqua la Masa, Signora Teresa Muzi Ricci, Marchesa del Gabrielle di San Severo, Mademoiselle Nemyssi, Madame Helene Monnet, Madame Teresa de Pulszky Walker.

Im Namen obiger Damen (eine derselben, Teresa de Pulszky, die patriotische Freundin Kossuth's, eine wienerin Bankierstochter, hat viele Verbindungen in London) schrieb die Präsidentin, Marchesa Anna Pallavicino Trivulzio, einen Brief nach England. Er ist an eine reiche Dame gerichtet, die in England lebt, von Geburt aber eine Deutsche und mit Garibaldi persönlich befreundet ist. Dieselbe hat im vorigen Jahre durch enthusiastische Bemühungen sehr bedeutende Summen für „die Wittwen und Waisen Italiens" zusammengebracht. Wir entnehmen aus dem an sie gerichteten Schreiben folgende Stellen:

„England, das seit vielen Menschenaltern die Wohlthaten schwerringender Freiheit genießt und schon lange einen Theil seiner Energie auf die Erziehung der unteren Klassen gerichtet hat, England wird sich kaum die Schwierigkeiten vorstellen können, mit denen Italien zu kämpfen hat. Nach dem amtlichen Berichte, den der Generalinspektor des öffentlichen Unterrichts, Luigi Settembrini, veröffentlicht hat, gibt es in der Provinz Neapel 1845 Gemeinden, von denen 846 aller Schulen und aller Unterrichtsmittel entbehren und 47431 Kinder erhalten einigen Schulunterricht. Da nun die Bevölkerung Neapels 6,500000 Seelen zählt, so erhält von tausend Einwohnern allemal Ein Kind Schulunterricht. Das höchste jährliche Gehalt, das Schullehrer und Schullehrerinnen erhalten, ist 120 Dukaten (Thaler) oder 19 Pf. 4 Schill. englisches Geld, das niedrigste 2 Dukaten. Die ganze Summe, die jährlich für den öffentlichen Elementarunterricht in der Provinz Neapel ausgegeben wird, beträgt 2000 Pf. St.

„Diese Zahlen sind beredt genug und beweisen deutlich, daß, obgleich unser großmüthiger König bei seinem Einzuge in Neapel 2000000 Frcs. aus seiner Privatkasse für Volkserziehung bezahlt, noch ein nur zu weites Feld für die Bemühungen von Privatvereinen übrig bleibt, aber oft erscheint Großartiges durch die individuellen Bestrebungen solcher Vereinsmitglieder als durch öffentliche Institutionen. Auch unser König hat seine Anerkennung für dergleichen Vereine ausgesprochen und unser großer [illustrious] Held Garibaldi hat seine mächtige Stimme für diesen Gegenstand erhoben und ihn den Frauen unseres Landes empfohlen. Unser Wille ist stark, aber unsere Hände sind schwach und deßhalb wenden wir uns an Sie, die Sie die traurige Lage der unteren Klassen Neapels ebensowohl kennen als Garibaldi's philanthropische Absichten und unsere Bestrebungen. Seien Sie freundlichst die Vermittlerin zwischen uns und unsern englischen Schwestern." Via Carlo Alberto 44. Turin 1861. La Marchesa Anna Pallavicino Trivulzio."

Da die deutsche Dame, an welche obiger Brief gerichtet war, derselben Meinung ist, daß Privatvereine oft größere Erfolge haben als öffentliche Institutionen, so hat sie den Brief zuerst nur unter Freunden und Bekannten circuliren lassen und es haben so bekannte Persönlichkeiten wie Lord Shaftesbury, Miss Bruce von Dunira, Mrs. Samuel Gurney u. a. versprochen, sich für die Sache zu interessiren. Sobald erst bedeutende Summen von bedeutenden Familien gezeichnet sein werden — denn Letzteres ist in England durchaus von großem Einfluß —, so wird dies in den Tagesblättern bekannt gemacht werden und ohne Zweifel werden dann andere dem guten Beispiele folgen. Inzwischen collectiren einige Damen nicht allein, sondern fragen hier und da auch an, ob sich keine Gutpuisanten finden, die um der guten Sache willen nach Italien gehen und sich dort der Volkserziehung annehmen wollen. Die Frage ergeht natürlich nicht blos an die Frauen Englands, sondern an alle unabhängigen und nach solch einer Art Thätigkeit verlangenden Frauen. Natürlich ist die Kenntniß der italienischen Sprache unumgänglich erforderlich.

Will man Italien religiös aufklären, so muß man damit die Vortheile der Volkserziehung und unentgeltlich erworbenen allgemeinen Bildung verbinden.

Wiener Briefe.

III.

— Wenn die Macht eines Defizits von 110 Millionen angesichts der im allgemeinen so gerühmten Finanzgebahrung nicht sogleich auch die Vertrauensvollsten ganz entmuthigt hat, so haben wir es vor allem der Offenheit, mit welcher die Regierung vorgegangen ist und ihrem Entschlusse zu verdanken, die Lösung der großen Aufgabe aus freiem Antriebe der Mitwirkung des engeren Reichsrathes zu unterziehen, worin man eine neue Bürgschaft für ihre constitutionelle Gesinnung erblickt. Gegen die große Majorität des Abgeordnetenhauses, welche diesem Entschlusse zustimmte, stößt der Widerstand der geringen Oppositionspartei, obwol ihre Hauptführer radikaler Art und Graf Clam, unterstützt von einigen polnischen Deputirten, ihre Kräfte einlegten, nur gering an Gewicht — —

Das Budget selbst gibt allerdings zu keinen erfreulichen Betrachtungen Anlaß. Mag man immerhin der innern Kraft Oesterreichs die Deckung der geringern Hälfte des Defizits, welches durch das Mehr

außerordentlichen Auslagen begründet ist, zutrauen
darf von dem Patriotismus der Bevölkerung des
großen Reiches die Darbringung des Opfers erwar-
tet, das zur Deckung der größern Hälfte derselben,
nämlich des durch die außerordentlichen Erfordernisse
hervorgerufenen Abgangs nothwendig ist, um so mehr
erwarten, als die größern Militärauslagen durch die
politische Weltlage gerechtfertigt erscheinen, so kann
man doch nur mit Bekümmerniß an die Eventuali-
tät eines Krieges oder an die fortdauernde Nothwen-
digkeit des bewaffneten Friedens denken. Und wenn
selbst auch diese Gefahr überwunden, wenn Oesterreich
sein vorgesteckten Ziele gelangen sollte, das Gleich-
gewicht der Einnahmen zu den Ausgaben herzustellen
oder gehen, so bleibt noch immer die traurige Aussicht,
die Ausgabenbudget ängstlich in den Grenzen der
gegenwärtigen Beschränkung halten zu müssen, um
neuen Verwickelungen entgegenzugehen. Alles
alle aber noch für Kunst und Wissenschaft, für den
Verkehr, für Handel und öffentliche Bauwesen zu
haben, damit Oesterreich die Anlage eines großen
Kulturstaats würdig erfülle.' Wie gering hierbei
Rücksicht für den Beamtenstand, in dem die klagenden
ökonomischen Stellung herausgekommen, so der
Urtheil ist und die sein Ansehen, seine Kraft und
seinen Muth, daher auch seine Wirksamkeit so im
höchst beeinträchtigt.'

Auch im Herrenhause kam die Budgetfrage bei
Gelegenheit auf der große Graf Hartig that es, der
in den Vorgang und die Absichten der Regie-
rung in die Schranken trat. Seine Rede ge-
wann einen eigenthümlichen Anblick. Nur drei Mi-
nisterien saßen da, die bisher vertreten waren.
Graf Arthur von Potter's und der reactionäre
Graf Leo Thun. Der gefeierte
Graf Auersperg (Anastasius Grün) griff nur dann
seiner begeisterten Rede in die Stimmung der
Versammlung ein, wenn es galt, allgemeine große
Anlage der Politik gelten zu machen. Der Ge-
schichtschreiber Palacky war dann, wenn er Gelegenheit
hatte, für seinen nationalen Standpunkt eine Lanze
zu brechen. Auch Fürst Metternich war anwe-
send und hörte ihre Stimme vernehmen. Hartig
Lichtenfels sind die Stützen des Hauses und ge-
den glänzenden Beweis, welchen Werth Kaiser
persönliche Verehrung auf jedem Boden genießen
offenbart hat, wenn ihr der Geist der Zeit
ihre Anforderungen diktirt, zur Seite steht. Die
Monarch der in den Sturmjahren Gehorsam weiß
treu auf der ungemessenen Bahn, wie auch
Umwälzungen durch praktische Reformen
beschwichtigen praktisch zu machen, so ist
Regierung auf andere Wege geleitet hat, mit
ruhiger Hammer durchsieht seine Kraft erhalten
Tragen erwiesen die ehrne Kraft des
Herrn von Lichtenfels, vielleicht der größten Gabe
in seinen Händen, jeden Widerstand.

Wie sehr aber auch die öffentliche Meinung das
Männische Verleben zu schätzen wisse, bewies

der Wahl des greisen Arztes von Villenhof zum
Präsidenten des Budgetausschusses des Abgeordneten-
hauses.

Durchaus geht das geistige Leben seinen ge-
wohnten Gang; man merkt ihm weder die Schrecken
des Krieges noch das Schwanken der staatlichen Ver-
hältnisse an und wenn seine Lebendigkeit das gewöhn-
liche Maß überschreitet, so ist daran nur die Kälte
dieser Jahreszeit und der heranstagende Karneval
schuld. Nicht nur die gewöhnlichen Gesellschafts-
bälle — bei Metternich, Jarissen, Lichnowsky, Je-
mand, Kandler, Bürger, Pferdhantenball und
wie sie alle heißen, werden den häuslichen Privatunter-
haltungen Konkurrenz machen, sondern auch die öffent-
lichen Maskenbälle und Musikgesellschaft unserer jun-
gen Aristokratie. Man spricht sogar von der Errichtung des
deutschen Theaters eines schönen Schauspielhauses, zu
welchem Zweck. Inzwischen eben das große Schau-
spiel „Die Meistersinger aus Nürnberg" in sei-
nem und dem amerikanischen Volksmusikfest „Die
Kinder des Pharaos" im Hofopernhaus statt
während die Macht über große und kleine Kinder auf
den Brettern, die vor Aller Augen sich in ihrer Art ein-
ander messen, Volksfest, sagt sein gegebenes Gast-
spiel im Kärnthnerthor fort. Daß es der vom Kaiser
hohen Kunst ist, ist schon durch den persönlichen
Antheilnahme bekundet. Bei dem Dichtungen
und von Zwei durchgeht, so ist aber doch die
schwache Wirkung, auf der man im Hofopernhaus
auch das unterhaltende Talent entfaltet vermag.
Auch das Komponisten hat auch sein glänzendes
Talent erwiesen, es verdient ein großes Lob der
philharmonischen Konzerte, seine Beethoven's große
Sinfonie und Schumann's „Paradies und Peri" in
den Konzerten der Gesellschaft der Musikfreunde zur
Aufführung. Sebastian Bach's Passionsmusik
und Schumann's „Das Paradies und die Peri" in
der Einzelstimme und endlich ein großer Genuß bei
Hellmesberger'schen Concertes brachten. Im Einzel-
gesange aber zeigt sich — auch in Wien! Con-
sulen — eine bedauernde Lücke im Wesentlichen der
Gesangskunst.

In seinem Nachlaß einige gelegentliche Worte
über die wiener Oper.

(Hier einen Brief in wiener Dialekt.)

Die Weltausstellung in London für 1862.

II.

Die Hauptgalerie nimmt den Raum eines Vier-
tels ein, die Hauptgalerie geht nach der Mittelhalle
hinaus und ist 1150 Fuß lang. Sie hat Licht von
der Nord- und Südseite — sie ist also möglichst so lang als
die Hauptgalerie des Palastes. Sie ist im obern Stock
nicht gelegen und erhält ihr Licht von oben. Ebenso
die beiden Seitengalerien, die 48 von der Hauptgalerie
abgehen und deren jede 600 Fuß lang ist.
Fuß breit und 30 Fuß hoch ist. Die Hauptgalerie
ist für große Ölgemälde und Statuen, die beiden
andern sind für kleine Ölgemälde, für Bilder in

Wasserfarben, architektonische Zeichnungen und Kupferstiche bestimmt. Während der amtliche Bericht es mit großer Befriedigung ausspricht, daß die drei Galerien keine Fensterbeleuchtung haben, sondern ihr Licht von oben erhalten, spricht sich die Tagespresse tadelnd gegen diese gleichmäßige Beleuchtung aus und giebt sich der Hoffnung hin, daß wo möglich noch jetzt Einrichtungen getroffen werden, die eine verschiedenartige Beleuchtung ermöglichen — weil es jedem Kunstverständigen bekannt ist, daß nicht allen Bildern dasselbe Licht gleich vortheilhaft sein kann. Das untere Stockwerk, parallel laufend mit der Hauptgalerie, hat hohe Fenster, was dem Gebäude von außen das stattliche, äußere Ansehen nimmt. In diesen Räumen werden die Waagen aufgestellt werden.

Wenn man, von der Bremerstraße kommend, durch das Hauptportal tritt, sieht man links die Wagenräume liegen, so kommt man in einen mit Glas gedeckten Hof, und in einer Entfernung von 200 Fuß liegt das Mittelhaus — es läuft parallel mit der Hauptgalerie und ist auch von derselben Länge. Die Seitenflügel sind 102 Fuß lang. Diese Räume sind ganz mit Eisen, Holz und Glas aufgebaut. Sie werden durch Fenster in der oberen Wölbung erleuchtet und in ihnen wird den Ausstellern der Raum für ihre selbstgefertigten Waaren angewiesen werden. Jedem dieser mit Glas gedeckten Höfen und Galerien — den einzigen Theilen, die vermöge ihrer Durchsichtigkeit an den Krystallpalast von 1851 erinnern — den Ausstellern für ihre Industrieerzeugnisse Räumlichkeiten anweisen. Mehrere solcher Zwischenräume sollen mit Schaukasten versehen werden. Es verlautet, ein Mann für eine Maschine eines Raumes von drei englischen Meilen.

Viel Gewicht legt der Schreiber des amtlichen Berichtes auf die Größe der Kuppeln. Er versichert es mit vielen andern wohlunterrichteten und mir erfahren, daß es die größten der Welt sind. Das Gebäude ist ganz und vollendet, so daß man die Vorbereitungen in Kürze wird beginnen können.

Was die architektonische Schönheit dieses Industriepalastes betrifft, so muß freilich allerdings diese Art Architektur, so zweckmäßig sie auch sein mag, für Kunst gegen

Auch Schade wollen wir noch bemerken, daß in einer der Galerien der Ausstellungsraum eines englischen Photographen — Herrn Pinkerton — angewiesen ist. Es hat das Anschein, als ob dieser, der Kürze halber, allen, was er enthält und vor sich hat, eine Ausstellung enthalten hätte. Schade, daß es nicht Herr Pr. Pr. das Portrait von einem englischen Photographen für den Museum gehalten haben.

Eine englische Anerkennung.

Einer englischen Broschüre „Shakspeare's Character in relation to Modern Life" (Berlin, Luderitz, 1862) entnehmen wir folgende Stelle:

„Shakspeare ist", schreibt der Verfasserinnen, „von Kritiker und Uebersetzer bedacht, in Deutschland mehr gründlich gewesen. Es ist wahr, auch eine Menge von Thorheiten ist von einigen seiner Kritiker um seinen Namen gethan worden, aber selbst das wird durch das helle Licht, welches die Kundigen (the more expert) unter ihnen über seine Stücke verbreitet haben, aufgewogen und seine noch so schlechten Uebersetzungen haben einem Lande zum Vermuth gemacht werden, das auf Uebersetzungen den Lieblingsgegenstand hat. Deutscher Bedächtigkeit sagt seinen Vorgängen das Schmeichelhafteste, aber seine eigene Arbeit schlägt es nicht hoch genug an. Wenn es die Hoffnung ausspricht, daß noch seine Uebersetzung würdig befunden werden möge, gleich einer Perle Shakspeare's in die Krone der deutschen Dramatik gefaßt zu werden, das Schlagl durch seine Missdeutungen vom englischen Lichte gelegt hatte. Deutscher Bedächtigkeit Arbeit verdient mehr als das. Was die Vollendung der Auffassung — die poetische und künstliche Wiedergabe des Originals, die Schärfe der Gedanken und Richtigkeit der Ausdrücke, schwierigen ist möglich und jedoch ist vorzüglich betrifft, so hat „die Muse" keinen unbegreiflichen Platz, seine Kinder in dem Tempel einzuführen, denn es ist nur die Klarheit ihres Gesichts, die es verhindert, das Ohr mit dem Donner englischen weiter. Deutsche, Deutsche Bedächtigkeit hatte größere Schwierigkeiten zu überwinden und hat sie in noch überraschenderer Art gethan. Es ist eine schwierige Aufgabe, gewandt Prosa zu übertragen als englisch, und die Schwierigkeit erscheint bei Shakspeare's Sonetten, die vorzüglich zusammengetragen und in einfachen Prosa erscheint in der Form und manch im Versmaß hat, ist unübersetzbar. Wenn wir nun sagen, daß Deutsche Bedächtigkeit alle Schwierigkeiten mit Schwierigkeiten besiegt ist und wenig für einen ersten Versuch übrig hat, da wir sehr Deutsche Uebersetzungen mit durch Studium Genauigkeit gewonnen hat, so sprechen wir dem ein Lob zu, das kein höheres, als ihm gebührt."

Ein guter Rath.

Die Redaktion unserer Zeitschrift sieht sich veranlaßt, uns auf die Zeit von den Deutschen der Bismarckinseln Notiz geben müssen. Es hatte schon die vorherige Kenntniß, daß es die Pflicht der Gebildeten gewesen, das Wort auf die ihnen erklärende Zeitschrift zu lenken. Die Wahl auf die ihre erklärende Zeitschrift zu lenken. Die Wahl auf die ihre erklärende Zeitschrift Leipzig, Verlag von Ernst Keil, ist in erklärender Weise zu Gunsten der gegenwärtigen Redaktion der Zeitschrift der deutschen Literatur der neuen amerikanischen Union und das Interesse, welches England hat, seinen amerikanischen Zustand zu Gute zu machen.

England hat 1200 Exemplare. Sehr schön ist Jahre Dauer des Krieges. Deutsche Bismarckinseln hat einen Bürgerkrieg von 60 Staaten in Waffen verwickelt. Gegenwärtig haben einige Exemplare von 3/4, welche haben in Schleswig-Holstein zu schlagen, daß sie verhältnißmäßig von Verfassungsverletzung von 24 Millionen sich zu machen ist eine Union Deutsche Bismarckinseln hervorgehen. Diese Union England hatte nicht Einheit, weil sie in Staaten bestehen soll und sie eine englische gebildet machen.

(Abgegeben am 7. Januar 1862.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Birnbaum. — Druck und Verlag von F. A. Birnbaum in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band

Nr. 3.

Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Schulmeisters Aranzli. Erzählung von Richard Kanisch. I. — Von der Newa an die Themse. Eine Wanderung von Franz von Kummersdorf. II. — Arm und mager. Von Th. Hermann. — Neueste englische Literatur. I. — Zwei berliner Goethe-Vorlesungen. — Neue Gedichte. I. — **Neues aus der Welt.**

Schulmeisters Aranzli.

Erzählung von **Richard Kanisch**

I.

einer traulichen, von der Eisenbahn und Verkehr entfernten Gegend liegt das Dorf Schreibersheim.

in breiter, wohlunterhaltener Weg, an beiden Seiten mit Pappeln bepflanzt, führt den ankommenden zunächst nach dem Schlosse des D., einem alten, stattlichen Gebäude, Garten durch hohe Steinmauern von den der Vorübergehenden getrennt ist. Wenige Schritte weiter befindet man sich an den Häusern des Dorfchens, die sich zu beiden der Straße hinziehen. Viel und ihrer sehr einladend sehen sie auch nicht aus. nur unterscheidet sich vortheilhaft von ihnen liegt so isolirt am Ausgange des Dorfes, stelle es in vornehmer Abgeschlossenheit mit ihnen nichts gemein haben. Das Haus ist nur ein Erdgeschoss, ist aber massiv und mit seinen weißen Mauern und grün lichenen Thüren und Fensterladen einen lichen Anblick.

ier wohnt der Rector Rebenstein, der Vorsteher einer Erziehungsanstalt für Knaben, welche Hülfe eines zweiten Lehrers nur die kleine

Klasse der Gymnasien heranbildet. Arbeit war er Ueberfluß, aber seine Praxis eher, wie manche wollen wollen, die geringe Empfänglichkeit der Gemeinden für seine Kunstbestrebungen ihn, seine Laufbahn zu verlassen und diese Anstalt zu begründen, die jetzt schon über zwanzig Jahre besteht und ihm ein behagliches Auskommen sichert. Ihm und seiner Familie, denn er hat sich frühzeitig verheirathet. Das war nothwendig wegen der Anstalt, die ohne weibliche Kräfte gar nicht bestehen konnte, es war aber nicht minder nothwendig um seiner selbst willen, denn bei seinem Hang zu gemüthlichem Zusammenleben hätte er es an steter Abgeschiedenheit, in welche sein Leben gebannt war, nicht aushalten. Der adligen Gutsbesitzer einsamer Schloss mag bisweilen einen Knaben in seine Anstalt, die sich eines ganz trefflichen Rufs erfreut, aber an einen Umgang mit seinen Herren ist gar nicht zu denken. Sie passen nicht zu ihm, er nicht zu ihnen. Mit dem Schulleiter von Schreibersheim verkehrt er auch einem gewissen Sinne nicht, das nächste Städtchen ist etwas weit, eine Meile, und lange Abwesenheit ist für die Disciplin eines so schwierigen Häufleins Knaben nicht tauglich. So bleibt ihm denn nur der Hauslehrer im gräflichen Schlosse, der Candidat Hermann, als Umgang übrig und für die seltenen

Freundschaft der Väter des nachher Lucie, sein Schwiegersohn. Zwei Töchter und einen Sohn hat ihm seine Frau geschenkt; Auguste, die älteste, gewann das Herz seines Hülfslehrers, der bis vor zwei Jahren ihn im Unterrichtigen unterstützte und dann, einem Ruf als Pastor folgend, die eben erblühte Jungfrau mit sich nahm.

Der Rector vergaß über der Freude, seine Aeltesten so wohlversorgt zu sehen, den Verdruß über den nothwendigen Wechsel des Hülfslehrers, ein Ereigniß, das während seiner Leitung des Instituts erst zweimal eingetreten war. Leider blieb auch der Nachfolger des nunmehrigen Pastors ihm nicht lange zur Seite; der Tod raffte den schon sehr bejahrten Candidaten zu Neujahr hinweg und nachdem der Rector Nebenstein ein Vierteljahr lang den Unterricht und die Beaufsichtigung seiner Zöglinge — vierzehn an der Zahl — allein besorgt hatte, überzeugte er sich, daß er eines Beistandes nicht entbehren könne. Die wenigen Bekannten des Rectors wußten ihm niemand mehr namhaft zu machen und es blieb ihm zuletzt nur ein Aufruf in den Zeitungen übrig: ein Schritt, zu welchem er sich schwer entschloß, weil er das Geschäftsmäßige darin zu scheuen. „Ein Mann, den ich in mein Haus nehme und dem ich die Erziehung meiner Knaben anvertraue, wird gewissermaßen ein Stück meines eigenen Ich", pflegte er zu sagen, „und durch die Zeitungen jemand anwerben, daß er ein Glied meiner Familie werde, verletzt mein Gefühl." Aber er mußte sich doch dazu entschließen.

Zwei Meldungen gingen ein und wurden sorgfältig geprüft. Eine davon machte einen entschieden ungünstigen Eindruck; der Bewerber sprach mehrmals von der Höhe des Gehalts, welches ihm am meisten am Herzen zu liegen schien, und mehrere Andeutungen ließen darauf schließen, daß er hoch anspruchsvoll sei. „Dem würde wol alles zu schlecht sein", meinte entrüstet die Frau Rectorin, „und ich möchte ihm vielleicht noch extra kochen! Einen solchen Prinzen können wir hier nicht brauchen." Dieser Brief wurde also nach gepflogenem Familienrath beiseite gelegt. Der zweite machte einen entschieden günstigen Eindruck. Des Gehaltes wurde mit keiner Silbe Erwähnung gethan, ebenso wenig der andern äußerlichen Verhältnisse. Dagegen schrieb der Candidat, daß er sich auf die Zurückgezogenheit vom Getriebe der Welt und auf die friedliche Ruhe eines derartigen Wirkungskreises freue, daß er ohne Bedürfnisse sei und daß er, falls es dem Rector gewünscht sei, seine Stellung sofort antreten könne. Der Stil des Briefs zeigte, wie der Rector mit Zufriedenheit bemerkte, von einer feinen Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck, und da auch die weibliche Hälfte des Familienrathes kein Bedenken aussprach, so wurde die Stelle eines Hülfslehrers an diesen Bewerber vergeben.

Heute soll er nun ankommen.

Es ist Sonntag. Die Knaben, welche vormittags mit dem Rector, der weiten Entfernung ungeachtet, dem Gottesdienst im Städtchen beigewohnt haben, tummeln sich jetzt im Garten oder auf dem Vorplatz vor dem Häuschen. Nicht selten schauen sie auch nach der Straße, auf welcher der Erwartete kommen muß. Ein neuer Lehrer ist ein wichtiges Ereigniß. Wird er sehr streng sein? Wird er viel aufgeben? Wird er lange oder kurze Zwischenstunden halten? Diese und ähnliche Fragen machen einem schon oder zweihundert Knaben viel zu schaffen.

Im Hause selbst herrscht eigentlich nicht geringere Spannung, wenn man sie auch unter dem Anschein einer vornehmen Ruhe den Knaben gegenüber zu verbergen sucht. Der Rector weiß, wie sehr ein solcher Hülfslehrer zum Gedeihen und Sinken seiner Anstalt beitragen, wie sehr er ihm selbst das Leben erschweren und erleichtern kann. Und ein neues Mitglied in die Familie aufzunehmen, ist auch kein alltägliches Ereigniß. Wenn er ein netter, umgänglicher Mensch ist, so kann das Zusammenleben sich sehr angenehm gestalten, im entgegengesetzten Fall aber unerträglich. Der Candidat Hermann, der Freund des Hauses, ist vom Schlosse herübergekommen, um dem Rector und seinen Angehörigen bei diesem Familienereigniß gewissermaßen zur Seite zu stehen. Ein wenig ist wol auch sein eigenes Interesse dabei im Spiel, denn sein kleiner Umgangskreis erhält ja ebenfalls durch den Ankommenden eine Erweiterung.

Eine feierliche Stimmung herrscht bei allen. Der Rector hat seinen Sonntagsschlafrock angezogen, die gerüchte Sonntagspfeife aufgesetzt und geht mit mächtig dampfender Pfeife durch das Zimmer. Von Zeit zu Zeit steigt er die Treppe hinan, um durch die Fenster des Dachgeschosses zu spähen, ob sich der Wagen, den er den Candidaten in das nächste Städtchen entgegengeschickt, noch nicht zeige. Dann kehrt er wieder in das Zimmer zurück, in welchem seine Frau, seine

Tochter, seine Mutter und der Candidat Hermann versammelt sind. Die Rectorin ist eine sehr wohlbeleibte, würdig thronende Dame in vorgerückten Jahren; im Kochen, in der Wirthschaftsführung, im Waschen, Plätten und in der Kinderziehung nimmt sie es mit jeder auf, und wenn sie, wie heute, ihre Sonntagshaube mit den breiten Bändern und das großgeblümte Merinokleid trägt, sieht sie ungemein stattlich aus, obgleich sie dann der Hornbrille nicht bedürfen würde, die sie des schwach werdenden Augenlichts wegen angeschafft, heute aber, da sie am Sonntage nur selten, mehr aus Aergerlichkeit als aus Bedürfniß aufgesetzt hat. Die Köchin, ein grobes, starkes Mädchen von gutmüthigem Gesichtsausdruck, nebst ihrem Gehülfen, der zweiten, jetzt einzig unterrichtenden Tochter des Rectors, am Aermel und planderet halblaut mit ihr und scheert ohne Unterlaß, denn sie ist von heiterer Gemüthsart und bedarf zum Lachen keiner besondern Veranlassung. Sie ist nur zum Besuch hier und weilt nach ein paar Wochen zu ihrem Vater, der ein Gut gepachtet hat, zurückkehren. Jetzt hilft sie der Tante bei der Wäsche und beim Kochen mit Aräulis um die Wette, und ein solcher Beistand ist nicht zu verachten, wenn man vor 14 fremde Kostern zu sorgen hat. Aräuli versteht sich freilich auch schon sehr gut auf die Wirthschaft, obgleich sie erst 12 Jahre zählt. Aber sie war, wie die Rectorin sagt, in einer guten Schule und wird einmal eine Kornwirthin werden. Das Aräuli war übrigens in zwei Schulen, bei der Mutter und beim Vater. Der Rector wollte natürlich, daß sie mehr lerne, als was ihr der Dorfschulmeister beibringen konnte; und da er sie weiter in ihr Institut gehen noch besonders unterrichten wollte, lief es ihr sowie früher ihre ältere Schwester, die jetzige Frau Pastorin, an allen Lehrstunden der Knaben theilnehmen. So hatte denn das Fräulein Mathematik und Latein, Französisch und die Anfangsgründe des Griechischen gelernt, bis sie dem Unterricht entwachsen und als reif für die Tertia eines Gymnasiums von den Stunden dispensirt wurde. Das war erst vor einem Jahr geschehen und unter den Knaben befanden sich mehrere, die in jener Zeit schon in der Aräuli gewesen waren, zwei sogar, die mit ihr in einer Klasse gesessen hatten; — denn der Rector hatte es für nöthig gehalten, zwei Klassen zu errichten, die nur Zeichnen, Singen und Religionsstunde gemeinsam hatten, während sonst die obere vom Rector, die untere vom Hülfslehrer unterrichtet wurde. Beim Aräuli hatte übrigens diese Lehrzeit ganz gut angeschlagen. Sie war mit den Knaben unterrichtet worden, hatte mit ihnen in den Aeriumuhren gespielt, auch wol sich gezankt, ohne doch darauch eine unweibliche Richtung bekommen zu haben. Sie war auch kein Bücherwurm geworden, obgleich sie das Latein liebgewonnen hatte und auf ihre Kenntniß der hieroglyphenartigen griechischen Buchstaben ein wenig stolz war. Ob die Mathematik ihrer Mutter Rathe daran schuld war, daß die Augen ihrer Tochter so klar in die Welt schauten wie die treuen, braunen Augen ihres Antlitzes, lieg sich nicht mehr entscheiden; aber die Sauberkeit und Pünktlichkeit ihres Benehmens, welche auch dem wildesten Knaben imponirte, hatte sie doch wol ihrer Erziehung und dem steten Zusammensein mit ihrem zu verdanken. Sie verstand sich sehr gut auf die Wirthschaftsführung, aber sie verstand sich nicht minder gut auf alle Wünsche und Bedürfnisse der Knaben, ihrer ehemaligen Spielkameraden, und daraus hatte sich ein eigenthümliches Verhältniß zwischen ihr und den Zöglingen gebildet. Das Aräuli, das jetzt mit 14 Jahren plötzlich eine erwachsene Dame war, blieb die Vertraute aller Knaben, die nicht mehr ihre Spielkameraden sein konnten. War die Mutter verreist — sie besuchte alle halbe Jahre einmal ihre verheirathete Tochter —, so führte Aräuli die gesammte Haushaltung und jeder hatte sich nur an sie zu wenden. Aber auch wenn die Frau Rectorin zu Hause war, mußte Aräuli die Rolle einer Vertrauten und einer Vermittlerin verstehen. Alle Streiche um dies oder jenes Verbrechen wurden ihr heimlich vorgetragen und nach Kräften berücksichtigt, war ein Fenster mutwillig eingeworfen worden oder ein Loch gerissen, so wurde das Unglück dem Aräuli anvertraut, das in allen Fällen half. Auch an den Schularbeiten nahm sie thätigen Antheil. Sie wußte, wie hoch oder jener beschlagen sei, sie mahnte den Faulen, legte sich wol auch zu einem, der schwer auswendig lernte oder einem mathematischen Satz nicht begreifen konnte, und überhörte ihn oder machte ihm das Unverständliche begreiflich. Und hierin hatte sie viele Erfolge, denn von dem Aräuli lernten alle leicht und gern. Sie waltete hier wie ein Schutzengel über den Knaben, deren Treiben ihr noch so nahe lag, daß sie gar oft die Versuchung fühlte, an ihren Spielen wie früher theilzunehmen. Die Zöglinge fühlten instinctmäßig, daß im Aräuli

ihnen ein befreundetes Herz schlage, und solches Vertrauen wie ihr hätten sie niemand geschenkt. Sie wußte alles und wo sie konnte, vermittelte sie bei dem Vater, dessen Liebling sie war; aber den Knaben schien sie nicht minder ans Herz gewachsen zu sein und als zu Michaelis zwei die Anstalt verließen, hatte der Abschied vom Fränzli viel Thränen gekostet. Auch das Mädchen hatte nasse Augen, als sie den beiden ehemaligen Kameraden zum letzten mal die Hand reichte.

Jetzt war aber das Fränzli — denn so und nicht Franziska wurde sie von allen genannt — schon 16 Jahre alt, nur um zwei jünger, als Auguste zur Zeit ihrer Verheirathung gewesen war. Die Frau Rectorin dachte bisweilen daran. Sie hatte schon vor zwei Jahren im stillen als vorbedachte Mutter den Kopf geschüttelt, daß der Rector einen so bezogenen Gehülfen zu sich nehme, der doch nimmermehr, wie sein Vorgänger, eine passende Partie für die Tochter des Hauses werden konnte. Denn wäre auch sein Aeußeres ein wenig empfehlender gewesen — Natur und Erziehung hatten ihn sehr vernachlässigt —, so war er doch über dreimal so alt als das Fränzli, und als er starb, beinahe fünfzig Jahre. Freilich kam noch vom Schloß der Candidat Hermann ins Haus, schon seit drei Jahren, aber in diesen drei Jahren war das Fränzli zur Jungfrau herangeblüht und der Candidat hatte noch keine Spur von erwachendem Interesse gezeigt und behandelte das Mädchen brüderlich wie einen Freund, etwa so, wie sie ihn behandelte. Sie schüttelten sich die Hände beim Kommen und Gehen, plauderten, auch wenn sie zufällig allein waren, unbefangen miteinander, aber so unbefangen, daß sie wol alle beide in ein helles Gelächter ausgebrochen wären, hätten sie an die Möglichkeit gedacht, sich jemals ineinander zu verlieben. Daran dachte auch der Candidat überhaupt noch nicht. Er war aus voller Seele Theolog; was er sprach und predigte, kam ihm aus innerstem Herzen, und es machte einen wohlthuenden Eindruck, die schlanke, hohe Jünglingsgestalt, das frauenhaft schöne Antlitz, von blondem Lockenhaar umwallt, auf der Kanzel zu sehen, von wo er mit dem Feuereifer eines Apostels die Worte der Schrift verkündete. Wenn er den schwärmerischen Blick aufschlug, der, so oft er sich nach oben richtete, den Himmel geöffnet zu sehen schien, dann gemahnte er wol an den Apostel Johannes, den Lieblingsjünger des Herrn. Er gehörte nicht zu den Weltverächtern, nicht zu den Asketikern, die in der Schönheit der Schöpfung nur die teuflischen Reize der großen Babylonierin erblicken; alle Freuden des Lebens nahm er dankbar hin als ebenso viele Gaben seines Vaters im Himmel, den er liebte aus voller Seele, wie nur ein Kind den irdischen Vater zu lieben vermag. Aelternlos seit seiner Kindheit, fühlte er sich doch nicht verwaist; sein schöner Glaube sah über den Sternen den Erzeuger und Erhalter, den er sich nahe fühlte bei jedem Gebete. Und sein ganzes Leben glich einem Gebete, einem Gebete der Freude und des Dankes dafür, daß die Welt so schön sei; daß Gott ihn in diesem Leben geschaffen und daß er ihn auserlesen habe, die Liebe zu ihm zu lehren allen Menschen. Nur Einen heißen Wunsch hegte seine Brust: er wollte die Stätte sehen, von welcher der Verkünder der Liebe, der Sohn Gottes, zurückgekehrt war in den Himmel. Jerusalem war das einzige Ziel seiner Sehnsucht. Die Reise dahin war fest beschlossen, und es schien, als würde sie bald zur Ausführung kommen können. Sechshundert Thaler, das hatte er ausgerechnet, brauchte er dazu und über vierhundert, den Rest seines kleinen väterlichen Erbtheils und späterer Ersparnisse, besaß er schon; in zwei Jahren konnte das Fehlende zurückgelegt sein von seinem Hauslehrergehalte. Kam er zurück von der heiligen Stadt, dann durfte er wol daran denken, sich um die Stelle eines Seelsorgers zu bewerben.

Aber Ehepraxis lagen ihm sehr fern. „Heirathen ist gut, Nichtheirathen noch besser", hatte er einst lächelnd mit den Worten des Apostels geantwortet, als zufällig das Gespräch darauf kam.

Trotzdem war er auch der Rectorin ein gern gesehener Gast. Seine gewinnende Erscheinung, die nicht ohne eine gewisse Eleganz war, behagte der würdige Frau, die auf Aeußerlichkeiten Gewicht legte. Die Schulmeisterin sagte von ihr, sie sei hochmuthig und stolz; ein gewisses Gefühl von Wichtigkeit und Ansehen hatte sie allerdings gepflegt und stets um so strenger die Grenzen nach unten bewahrt, je weniger sie es vermocht hatte, die Schranken zu beseitigen, welche sich ihrem Wunsche, mit Höhergestellten zu verkehren, entgegenstellten. Sie hätte ihre Tochter sehr gern verheirathet, aber dem tüchtigsten und besten Dorfschulmeister hätte sie ihr Kind nimmermehr gegeben. „Das ist man seinem Stande schuldig", war eine häufig von ihr gebrauchte Redensart.

Jetzt überlegte sie mit dem Candidaten Hermann, was für ein Mann wol der erwartete

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Im Schloſſe zu Dresden.

Bediente und Ordonnanzen gehen eilig über die Bühne, ſo daß die Scene belebt iſt und ein Bild von Geſchäftigkeit giebt. Dann Kammerdiener, Imhof und Schlippenbach. In Schlippenbachs Nähe hält ſich immer ein Offizier.

Imhof (tritt ſchnell von rechts auf).

Herr von Schlippenbach, man ſchlägt leichter eine Schlacht, als man einen Frieden ſchließt. Vor heut' Nacht werden Sie nicht expedirt werden. (Zum Kammerdiener.) Kamen die Herrſchaften viel ſpäter an als ich?

Kammerdiener.

Es mochte neun Uhr Morgens ſein, dann ſchliefen Seine Majeſtät eine Stunde und arbeiten ſeitdem mit Herrn von Flemming.

Lehrer sein möge. Man einigte sich dahin, daß er, nach seiner Freude über ländliche Abgeschiedenheit zu schließen, weel ein ziemlich betagter, dem Geistlichen abgewandter Mann sein möge. „Wenn er nur etwas reputierlich in seinem Aeußern ist", sagte seufzend die Rectorin. Der Zweifel galt der Erinnerung an den Verstorbenen, den sie anfangs ein wenig zu „kultivieren" versucht hatte, bald galt er auch der Tochter, die jetzt erwachsen war und doch versorgt werden mußte. Vier für Jahre, das hatte die Rectorin bei sich beschlossen, wollte sie sich hinwegsetzen; wenn er nur nicht noch älter ist!

Aber das Fräulein dachte von all diesen Sorgen nichts. Sie dachte an Liebe und Ehe so wenig wie die Jünglinge ihres Vaters. In diesem Punkte war sie unschuldig und unbefangen wie ein Knabe von zwölf oder wie ein Mädchen von acht Jahren. Neugierig war sie wol auch auf den Fremden, der nun ein Mitbewohner ihres Hauses und ein täglicher Gesellschafter werden sollte. Aber ebenso neugierig sah sie der Ankunft jedes neuangemeldeten Knaben entgegen.

„Er kommt, er kommt!" rief laß athemlos einer der Knaben, der von einer erhobenen Stelle des Gartens aus den Wagen entdeckt hatte und jetzt mit der Botschaft ins Zimmer stürzte. Eine unwillkürliche Bewegung entstand unter allen Anwesenden. Der Rector gewann zuerst seine würdige Ruhe wieder. „Rufe die Magd, daß sie das Gepäck hinaufträgt", befahl er dem Knaben. „geht vom Fenster weg", ermahnte er lächelnd die Mädchen. Er selbst blieb im Zimmer, bis der Wagen vorfuhr; dann ging er dem Ankommenden entgegen. „Herr grüße Sie", sagte er mit kräftigem Handschlag und nahm sein Käppchen ab, „willkommen in meinem Hause! Möchte es Ihnen in unserer stillen Häuslichkeit gefallen, das wünsche ich von Herzen!" — Neugierig sahen die Knaben in ehrerbietiger Entfernung zu. „Kommen Sie zuerst in die Zimmer hinauf, dann stelle ich Sie den Meinigen vor." Sie gingen ins Haus, stiegen eine Treppe ins Dachgeschoß hinauf — „hier ist der Schlafsaal", erklärte der Rector, „hier schlafen Sie mit den sieben Knaben!" Dann führte er ihn in ein niedrig gebautes, bescheiden möblirtes Zimmer, in welchem mehrere Betten standen. „Dies ist Ihre Wohnstube und zugleich das Lehrzimmer der zweiten Klasse, welche Sie unter sich haben und hier noch" — er öffnete eine Thür — „ein Alkoven zu Ihrem alleinigen Gebrauch." Da der Candidat den Wunsch äußerte, die häuslichen Reisekleider abzulegen, entfernte sich der Rector mit der Aufforderung, er möge nach Belieben herunterkommen.

Die Mädchen waren gewissenhaft vom Fenster zurückgetreten; doch erwartungsvoller blickten alle, den Candidaten Hermann nicht ausgenommen, auf den eintretenden Rector. Dieser lächelte eigenthümlich. „Kinder", sagte er, „wir haben uns in unsern Erwartungen sehr getäuscht —" „Wie sieht er denn aus?" war die einstimmige Frage. „Ihr werdet es bald sehen, er kommt in einigen Minuten herunter." Mehr sprach er nicht, ging aber in sein anstoßendes Schlafgemach und kehrte in seinem blauen Tuchrock zurück; nur das Käppchen behielt er auf.

Eine erwartungsvolle Stille herrschte.

Jetzt kam er die Treppe herunter — der Rector öffnete die Stubenthür. „Ist es Ihnen gefällig, Herr Candidat, so treten Sie hier herein."

Die Rectorin wollte verschwinden in aller Eile die Haushaltshäuter suchen, die Rickie versteckte sich schamig hinter Fräulein, nur Lieschen und Hermann blieben ruhig.

„Herr Candidat Wildbolz", sagte der Rector und stellte gravitätisch vor. Seine Absicht hatte sich auf diesen wichtigen Augenblick längst vorbereitet, auf die wohlgesetzten Worte des Ankommenden, auf ihre feierliche Begrüßung. Aber kam alles ganz anders, sie wußte selbst nicht, wie. Der Candidat war so unbefangen, als handle es sich um ein alltägliches Vorstellen — mit einem Wort, es war der Rectorin zu wenig förmlich.

Aber wie sah er denn eigentlich aus? — Ja, das läßt sich schwer sagen, denn eigentlich war gar nichts Auffallendes an dem Candidaten. Er hatte weder schwarze Wäsche, noch kein Vorhänger, noch einen rothen Backenbart wie der Dorfschullehrer; er war nicht bejahrt, sondern jung; er war auch nicht verlegen, wie seinerzeit der Herr Vetter, der schüchtern, ja scheu war, der bei seiner Einführung der eintretenden Magd eine Tasse mit dem Arm vom Präsentirbrett gestoßen hatte.

Und doch sagten sich alle Anwesenden, daß etwas an dem Fremden sei, das ihnen auffiel; sie wußten nur nicht recht, worin es bestand.

Der Bart allein war es nicht — freilich ein zierliches, gekräuseltes schwarzes Schnurrbärtchen, wie man es bei andern Candidaten nicht beobachtet. Die Wäsche war es auch nicht — hier-

lich war sie so blendendweiß, daß sie selbst der Rectorin imponirte, und viel feiner als die des Rectors.

„Sieh' nur, wie weiß seine Hände sind! Der geht gewiß immer in Handschuhen!" zischelte Bertha, die Nichte, dem Fränzli ins Ohr. Ein Blick des Rectors verwies ihr das ungehörige Flüstern.

Der Fremde sprach nicht viel, aber ganz ohne irgend Anklang von Schüchternheit, den man vermuthet hatte. Kaffee und Kuchen wurde aufgetragen; der Angekommene nahm etwas von dem Dargebotenen, ohne sich lange bitten zu lassen, wie es sonst wol als guter Ton hier galt. „Der scheint auch nicht der Bescheidenste zu sein", dachte Bertha. Aber sie verwandte doch keinen Blick von ihm. Glücklicherweise sah er sie nicht an, sonst wäre sie feuerroth geworden.

Dann wurden die Knaben hereingerufen und dem neuen Lehrer vorgestellt. Der Rector wendete den Candidaten in den Stundenplan ein. „Wie ist es denn mit dem Französischen?" fragte er. „Ich habe bisher in der ersten Klasse unterrichten müssen, aber ich gestehe, meine starke Seite ist es nicht." Wildbeten erklärte lächelnd, er könne diese Stunden auch in der ersten Klasse übernehmen, was den Rector sehr heiter stimmte. Er führte den neuen Lehrer in den Garten, zeigte ihm alle Räumlichkeiten. Dann setzte man sich zu einem einfachen Abendessen, an welchem auch alle Knaben theilnahmen, um den Tisch. Um halb zehn Uhr führte der Rector den Lehrer und die Zöglinge in den Schlafsaal. „Während ich mich ohne Beistand behelfen musste, habe ich hier oben geschlafen. Achten Sie nur darauf, daß die Knaben nicht plaudern oder sonst Unfug treiben! Um 6 Uhr wecke ich die Schüler; das besorge ich selbst und führe sie hinunter zum Frühstück. Ihnen, Herr Candidat, wird es wol bequemer sein, wenn Sie eben in Ihrem Zimmer frühstücken. Und nun, von Herzen wünsche ich Ihnen eine gute Nacht!" Mit kräftigem Handschlag entfernte sich der Rector.

„Ich glaube, ich habe eine recht gute Wahl gethan", sagte er unten zu seiner Frau. „Gott gebe seinen Segen!"

Die Rectorin dachte bei sich, daß der Candidat einen ungemein vornehmen Schwiegersohn abgeben würde. Daß er ein wenig zu respectlos auftrete, wollte sie ihm unter dieser Voraussetzung schon vergeben. „Gott gebe seinen Segen!" sagte sie gleichfalls. Dann schlief sie ein.

„Denke dir", flüsterte Bertha zu Fränzli — laut durften die Mädchen nicht sprechen, um die im Nebenzimmer schlummernden Kleinen nicht zu stören —, „er hat ein Taschentuch von Batist! Ich habe es ganz deutlich gesehen, als er es herauszog!"

„Recht hohl sieht er aus", fuhr sie fort, indem sie sich auskleidete; „gar nicht wie ein Candidat, eher wie ein Officier."

Das Fränzli schwieg.

„Wie gefällt er dir denn?" fragte Bertha, indem sie das Licht auslöschte und in ihr Bett schlüpfte.

„Ich weiß es selbst noch nicht recht", sagte Fränzli nachdenklich.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Von der Newa an die Weichsel.

Eine Plauderei von Frau von Hemmersdorf.

II.

Die Lage Kownos am Ufer des Niemen ist reizend; wir fuhren in ganz eigenthümlich gebauten Droschken auf die Spitze einer Anhöhe und genossen dort die schöne Fernsicht. Nachher wollte die junge Russin eine der Landeskirchen besuchen; ich schlenderte noch auf der Straße umher. Ein altertümlich gothischer Bau, ganz den Kirchen der Normandie ähnlich, erweckte mir die Lust, einzutreten. Still genug war es drinnen; die Welt blieb draußen mit ihren irdischen Zwecken, fieberhafter Erregung und ewiger Enttäuschung; ungestört mochten sich die Gedanken auf das Höchste richten. Ganz ruinenhaft und dennoch mit Liebe geschmückt war die Kirche; man sah, daß man sich im altgläubigen Polen befand. Gern hätte ich noch länger im mystischen Dämmerlicht verweilt, aber die kellerartige Atmosphäre verursachte ein Uebelbefinden, das mich in den letzten Tagen des petersburger Aufenthalts befallen hatte.

Auf dem Heimwege wollte ich die junge Russin mitnehmen, vermochte mich aber nicht auf der Straße zu orientiren. Ein mir begegnender Herr antwortete auf die Anrede in gebrochenem Russisch mit elegantem Französisch. Der Pole — als solcher gab er sich zu erkennen — bot seine Begleitung an. Wir mussten an der Citadelle vorbei.

„Hunger und Kälte waren die besten russischen Generale", bemerkte mein Begleiter mit bämischem Seitenblick.

Im nämlichen Augenblick waren wir vor dem

…er der Kirche angelangt war ich recht froh; denn es ist unklug, sich in Rußland mit …em gänzlich Unbekannten in irgendwelche be…liche Gespräche einzulassen.

Was für ein Uebergang aus dem ernsten, …en Gotteshause, das ich soeben verlassen, …ten in die russische Kirchenfeier! Von tausend …ern funkelte der Raum, der Erzbischof selbst …ebrte die Apostelfeier und zahlreiche Priester …reichem Ornate assistirten ihm. Die Gemeinde …hte ihre Prozession (meine Aufgabe, wobei die …en die Erde berührt) und schien zahlreicher …ne. Weit vorn sah ich den Kleine stehen, …e brennende Kerze in der Hand. Selbst die …en Soldaten hatten ihre paar Kopeken hin…eben, um Wachslichter einzukaufen. Dieser …erverkauf in den Kirchen, ein Monopol der …ne, soll jährlich ungefähr eine Million Silber…el eintragen.

Ich hatte keine Lust, die lange Ceremonie …arten und entschloß mich daher, ohne das …chen in das Gasthaus zurückzukehren. Bald …her trat mir der Pole wieder in den Weg; …chien ihn die Neugierde zu treiben. Bekannt…t mit unserer Reisegesellschaft zu schließen.

Drei heterogene Gruppen, welche sich niemals …ntiren werden, enthält die russische Gesell…t. Die echten Russen, die Eingeborenen der …ceprovinzen mit vorherrschend deutschem Element, …die Polen. Die Russen halten der Form …streng an ihrem Cultus; sie sind im ganzen …der complicirten Einrichtung ihres Staats …eden, weil er den bevorzugten Klassen große …theile gewährt; ähnlich unsern Demagogen, …der sogenannte liberale kleine Adel nur die …chheit nach oben. Das Fremde hassen die …enalrussen mit Recht, weil es ihre Volks…lichkeit überwuchert, die naturwüchsigen Keime …t und eine widerliche Zwitterbildung hervor…t. Die Deutschen der Ostseeprovinzen sind …durchgängig Protestanten. Gebildete Leute, …ens ohne großes Vermögen, suchen und fin…für gute Versorgung im Dienst. Der Re…ung treu ergeben, ihre zuverlässigsten Stützen, …rn sie von derselben bevorzugt, was Haß …Neid von seiten der Nationalrussen erregt. …Bitterkeit gegen alles Deutsche datirt wol …etwas lange her; wahrscheinlich bereits von …gewaltsamen Germanisirungsversuchen Peter's …Großen. Ein Kind, welches seine Lust zum …n hat, haßt nothwendig den Schulmeister. …ieben ursprünglichen Gründen tritt noch, sie zu verstärken, die Mißgunst. Den Geist dieser Stimmung bezeichnet folgende Anekdote. Der bekannte General D., Günstling Kaiser Nikolaus', wird von diesem aufgefordert, sich eine Gnade zu erbitten. „Machen Sie mich zum Deutschen, dann bin ich versorgt!" erwiderte der alte Mann. Dagegen verhalten sich die Polen der Regierung gegenüber stets frondirend. Gleicher Abstammung mit den Russen, in Sprache und Sitte ähnlich, sind sie scharf von ihnen geschieden durch religiöse und politische Meinung. Aristokrat und fanatisch katholisch, wird sich der polnische Edelmann niemals aufrichtig dem russischen System anschließen. Für jene zwei Ueberzeugungen, wie sie der Pole auffaßt, fehlt dem Russen das Verständniß. Der Feigenwahn konnte im despotischen Rußland nie gedeihen und die Landeskirche hat in starrer Stabilität, das Heil suchend unter Ceremonien, den Geist erstickt, der dennoch, ungeachtet vieler Wucherkeime, im Katholicismus lebt und ihm den Fortschritt möglich macht. So kommt es, daß sich diese zwei blutsverwandten Nationen eher vernichten als vereinigen werden.

Der Zufall führte am Tische des Gastzimmers in Kowno Repräsentanten jener drei Parteien zusammen.

Mit einigem Mißtrauen betrachtete der schöne Kapitän den Polen und flüsterte mir zu, letzterer sei ein Spion.

Gespräche über Politik wurden sorgfältig vermieden, dafür aber Wissenschaft, Literatur und Religion desto freier behandelt. Der Pole bewies ungewöhnliche Beredsamkeit und gewandte Dialektik. Einseitige Verstandesbildung, die alles dem Causalgesetz unterzuordnen strebt, hatte ihn zu den Resultaten des Materialismus geführt; die Entwickelung der Vernunft, welche harmonisirende Gegenschaft der Seele, die sittliche Freiheit verneint, war zurückgeblieben. Auch der Kapitän war heimisch in der Welt der physikalischen und mechanischen Gesetze, nur warf er reflexionslos die Begriffe durcheinander und versuchte auf das Leben der Dinge anzuwenden, was nur deren Form berührt. Unpassende Bemerkungen schalteten zuweilen der Franzose ein, die wir entweder belachten oder überhörten.

Später führte uns die Literatur auf die Sprache; da wurde der schöne Kapitän wahrhaft beredt und ging bald aus dem Gallischen ins Slawische. Als Streiter, der mehr Muth als Kritik besaß, griff er mannhaft die Ueberlegenheit der deutschen Bildung und den großen Reichthum der

polnischen Sprache an. Den Standpunkt der Wissenschaft in Rußland und Deutschland auch nur zu vergleichen schien mir so absurd, daß ich, auf alle Polemik verzichtend, meine Schlafkammer suchte. Das Nämliche that der Oberst, der wenig Antheil an der Discussion genommen. Stundenlang tönte noch aus dem Nebenzimmer der Sprachstreit herüber. Da beide Gegner leidenschaftlich für ihre Sache eingenommen, war nicht abzusehen, wann er enden sollte; ich schlief darüber ein.

Vorhänge, wie so manches andere Lebensbedürfniß, gelten in Polen für überflüssig; da unsere Zimmer zu ebener Erde lagen, gaben wir dem Publikum eine kleine Vorstellung. Der Zuschauer halber und wegen der Ankündigung, daß der Fluß frei von Eis sei, vollendeten wir unsern Anzug rasch.

Aber wie in Janowo das Butterbrot, so hielt hier der Schlaf den schönen Kapitän fest; die Nacht über hatte er so tapfer gestritten, daß er am Morgen der Ruhe bedurfte. Drei Stunden saßen wir und warteten; endlich ging die Thür auf, frisch und wohlausgeruht trat der Kapitän ins Zimmer.

Abermals ein mühsamer Weg über halbgethautes Glatteis, bis wir an die Fähre gelangten. Die Fähre über den Niemen war so schneidend kalt, daß der jenseitige Conditorladen als wahre Wohlthat erschien.

Ich drückte meine Bewunderung in Betreff des Mittagessens aus, weil auf heute ein großer Fasttag der katholischen Kirche sei und wir uns im bigoten Polen befanden.

„Sie werden doch kein Fleisch essen?“ erwiderte Mr Banerpert.

Wir lachten wie gewöhnlich über die Klarheit der Begriffe im Hirn des freigesinnten Republikaners. Wirklich fanden wir in Mariampol, als die Stunde der Erlösung aus dem Postwagen schlug, zahe Beefsteaks. Aber vorher genossen wir nach russischer Sitte sakuska (ein Imbiß vor der eigentlichen Mahlzeit), aus köstlichen geräucherten Fischen bestehend, und tranken dazu polnisches Bier, beinahe so gut als das bairische. Zum Nachtisch fanden wir vortreffliche Kuchen, die wir mit Bordeaux begossen. Natürlich fehlte Kaffee und die Havana nicht; so ließ sich auch in Polen auf der Landstraße ganz behaglich leben.

„Aber jetzt nur ums Himmels willen nicht den Telega, da wir der Nacht entgegengehen!“ rief ich aus.

Diesmal übernahm der Oberst den Kampf, zwar nicht mit dem Drachen, aber, was fast ebenso schlimm ist, mit dem Postmeister. Nach einer halben Stunde kehrte er als Sieger zurück.

Durch fußhohen Schnee zogen unsere elenden Pferde den schweren Wagen. So überfiel uns die Nacht wenige Werste von der Station. Manchmal drang das heisere „Pascholl“ des Kapitäns bis zu uns herein. Weit entfernt, schneller vorwärts zu kommen, blieben wir stecken; das linke hintere Rad hatte sich tief in den Schnee versenkt. Umsonst war alles Peitschen, vergeblich jener Höllenlärm, der angewandt wird, arme Pferde zur äußersten Anstrengung zu spornen; wir rückten nicht eine Linie vor. Nichts blieb übrig, als nach Mariampol zu schicken und Telägen holen zu lassen. Diese Alternative verletzte den schönen Kapitän in Wuth; er sprang in den Telega eines Bauern, der am gestrandeten Postwagen vorüberfuhr und verschwand in der Nacht bald unsern Blicken. Ich glaubte ihn ohne Abschied fort. Freilich vergaß ich, daß wir uns in Rußland befanden, wo ein Mann ohne Paß nicht weit kommt und letztern stets der Conducteur in sicherer Verwahrung hält.

Eine geraume Zeit verfloß, bis der Oberst den Schlag öffnete und uns mittheilte, daß die Telägen bereit seien. Sie waren gut mit Heu gefüllt. Uebung verlieh eine gewisse Vertrautheit mit diesem Vehikel; so ließ ich mich denn vom Sitz hinabgleiten und es gelang mir, einzuschlafen.

In wirre Träume schlug eine laute Stimme; „Stoi“ (Halt!) donnerte sie unserm Postillon zu. Zwei Schritte von uns, aufrecht im Telega, stand der schöne Kapitän; hell beleuchteten die Sterne die stattlichen Formen, der regelmäßigen Züge; der Wind spielte im Faltenwurf des Mantels; die Erscheinung bildete eine malerische Staffage der nächtlichen Landschaft.

„Darf ich einsteigen?“ fragte der Kapitän gerührt und sprang in unseren Telega, ohne die Antwort abzuwarten, so hastig, daß die Bretter krachten. „Pascholl“ schrie er, noch lauter als sonst.

„Wo kommen Sie her? Ich vermuthete Sie bereits in Warschau!“ versetzte ich, ohne meine Lage im Heu zu ändern.

„Was, Sie sind es? erwiderte er verwundert. „Jetzt erst am Sprechen erkenne ich Sie!“

„Wie, als Sie uns anriefen, wußten Sie nicht, daß wir Ihre Reisegefährten sind?“

„Keineswegs! Ich fuhr die ganze Nacht und

m nicht weiter; die Pferde waren zu elend, ber erwartete ich ungeduldig die erste Gelegen- t, auf die nächste Station zu gelangen."

„Und um Protestationen zuvorzukommen, teren Sie auf den Teläga?"

So hatten wir denn unsern Gardekapitän eder auf der Landstraße gefunden.

Gegen Morgen begegneten wir Artillerie- nöperten, die mit ungeheuern Schwierigkeiten durch die Schneemassen bewegten. Es war widriger Anblick, elf zwölf Wagen hinter- ander hilflos stecken zu sehen. Auch wir blie- weit zurück, weil der Kapitän in seiner Un- e abermals unsern Teläga mit einem andern tauschte. Seit den Postillon kein „Pascholl!" er drängte, schien er scheu den Pferden zu aten. Dadurch wurde unsere Marschordre ge- ert; während wir sonst vorausfuhren, hatte nun selbst der Conducteur mit dem Gepäck halt und wir schlossen den Zug. Aus den n schwerbepackten Fuhrwerken, die uns ent- nkamen, lien sich auf die Nähe einer Stadt eben. Häufig drängten die Lastwagen unsere tes Gefährte bis an den Rand der Straße. „Wir werden umwerfen", sagte ich zu dem en Mädchen, nachdem es mir gelungen, mit Kutscher polnisch zu sanken.

„Mit einem Teläga niemals!" entgegnete die in gelassen.

Im selben Moment flog ein Rad weg und wunderbarer Karren stand aufrecht. Gleich ließ der Kutscher die Zügel auf die Erde en, trat in eine glücklicherweise nahe Hütte holte ein Beil, mit dem er auf primitive den Schaden reparierte. Hierauf ging es in munterm Trab, bis wir ein freund- Städtchen erreichten. Im Hauptgasthof er- ten uns die Gefährten und der Kapitän ane mit einer Platte voll geräucherten Fisch ntgegen.

er Weg wurde wieder etwas heller; je nach ir alles Grußes an einen Wagen. Wirklich ir nachts in einen Stationshof fuhren, be- ich deren zwei und die Offiziere erkämpf- ie beauemere Reisegelegenheit. Indessen wir abermals an den Folgen unsers Siegs den. Letzteres verlaut der Wagen in den und war mit ungeheuern Anstrengungen hten die matten Pferde ihn herausin.

Mit Recht heißt Rußland die Hölle der nirgends wird so rasch gefahren und nir- ie übrigens guten Straßen so verwüstenden klimatischen Einflüssen unterworfen. Kaum jede Viertelstunde wiederholte sich der Unfall und immer kläglicher wurde unser unglückliches Sechs- gespann. Endlich saß der Wagen fest wie eine Mauer, die müden Thiere bewegten ihn auch nicht um eine Linie; der schöne Kapitän schrie sich heiser, versuchte das eingesunkene Rad empor- zuheben und arbeitete sich dunkelrot. Mit we- niger Kraftaufwand, aber praktisch wie ein Soldat, legte auch der Oberst Hand an. Bevor jedoch die Offiziere irgendein Resultat erzielt, trat ein Umstand ein, der ihrer Thätigkeit gewaltsam unterbrach, indem er sie in unauslöschliches Ge- lächter versetzte.

Mr. Passepert ergriff eins der vordern Pferde am Zügel und schwang mit hocherhobenem Arm einen Haselstecken. Seine Bewegungen waren so energisch, daß der dünne Stock über dem Rücken brach und der pariser Rock platzte. „Karschalsta dasnu- mod kaut!" (Bitte, geben Sie mir eine Peitsche!) „Sacre bleu!" „Hospody pamilu!" (Herr, er- barme dich unser! — gewöhnliche Kirchenformel); „Mille tonnerres! En avant, canailles!" schrie er untereinander.

„Peace, Passepert!" rief der Kapitän und hielt sich die Seiten.

Die heroischen Anstrengungen des Franzosen sollten indessen von keinem Erfolg gekrönt werden; ebenso wenig fruchteten die Bemühungen der Gardeoffiziere, unterstützt von den beiden Postillons und einem Bauern, der als Amateur mithalf, je- gar gutmüthig seine eigenen Pferde vorspannte. Die unbehilfliche Maschine blieb im Schnee stehen. Mans genau wiederholte sich die Szene von Mariompol; wir sandten die Pferde nach der Station zurück, um Telägen zu holen.

Ein kalter Morgen war angebrochen, wir empfanden Hunger und die Alternative, mehrere Stunden auf der Landstraße kalt zu stehen, lockte uns nicht sonderlich. So traten denn der Kapitän, die junge Nonne und ich eine Er- kundungsreise nach Menschenwohnungen an. Auf die durch Mr. Passepert erregte Heiterkeit war bei unserm Begleiter die finsterste Laune gefolgt; wortlos schritt er uns auf der halb gefrorenen, halb gethauten Straße voran. Zum Glück war nach 20 Minuten mühseliger Wanderung eine Hütte erreicht. Der stattliche Mann mußte sein Haupt tief neigen, um in das niedere Gelaß zu treten.

Das trostlose Elend des Nordens war mir in vieler Ausdehnung niemals begegnet. Eine me-

phitische Luft quoll aus der geöffneten Stubenthür, unwillkürlich prallte ich einen Schritt zurück. Sorgfältig waren die Fenster verklebt, um die Ofenwärme, den einzigen Luxus des nordischen Armen, nicht entweichen zu lassen. Durch die kleinen Fensterscheiben schien das Tageslicht nur spärlich, sodaß es eine Weile dauerte, bevor wir uns zu orientiren vermochten. Endlich wurden die Gegenstände deutlich. Ein einziges Lager befand sich in der vordern Ecke der Stube, darauf eine kranke Frau mit dem Säugling im Arm. Die Ofenbank nahmen drei Alte ein mit fast versteinerten Zügen. Von der schwach glimmenden Flamme des Herdes beleuchtet, stand der Ernährer dieser elenden Leute. Die Krankheit seiner Frau bürdete ihm auch noch die Geschäfte der Hausmutter auf. Eben theilte er einer zahlreichen, ihn umdrängenden Kinderschar Kartoffeln aus, das einzige Gericht ihres Mahls. Eine sanfte Schwermuth lag auf den Zügen dieses Mannes, die slawische Apathie verlieh den Bewegungen Würde. Er haderte nicht mit seinem furchterlichen Geschick, nur war er traurig, weil es keine Möglichkeit der Besserung, keine Hoffnung für ihn gab. Die melancholischen Augen blickten ernst im Kreise umher, ob jedes seinen Antheil empfangen; nachher machte er sich daran, den Rest des Topfes zu verzehren. Weder der Mann noch die Frau hatten unser Eintreten beachtet. Die Kranke hob nicht einmal den Kopf beim Oeffnen der Zimmerthür. Theilnahmlos lag sie da, müde von ausgestandenen Schmerzen, müde vom Leben. Nur die jungen und die alten Kinder betrachteten uns mit neugierigen Blicken.

Gelassen nahm der Kapitän in der Mitte der Stube auf einem bereitwilligen Schemel Platz. Für ihn bot die Scene nichts Ungewohnliches. Der Herr von zweitausend Seelen ist vertraut mit jeder Form der Armuth unter unwirthlichem Himmel, der die Noth nicht einmal mit einem Sonnenstrahl vergoldet. Die Hütten der Gebirgte geben Gelegenheit zu praktischen Studien.

Ich flüchtete erschreckt von diesem nackten, kahlen Asyl, entblößt von allem, was dem Leben Reiz verleiht, an ein Fenster. Die Kinder waren ungeachtet des Schmutzes und der Lumpen ziemlich hübsch. Dem niedlichsten darunter, einem kleinen Mädchen, winkte ich, heranzukommen und bot ihm mehrere Stücke Zucker, die ich in meiner Tasche fand. Die kleine Wilde begann mit komischem Entzücken an dem ihr wahrscheinlich unbekannten Zucker zu nagen. Ueber das Gesicht des Kapitäns zog ein Lächeln, gleich warmem Sonnenschein.

„Nun, suchen Sie nach, ob sich nichts mehr findet, was Sie den Kindern geben könnten!“ sagte er freundlicher als jemals in den letzten paar Tagen.

Ich stürzte meine Taschen um und entdeckte vergessen eine Bonbonnière, mit der man mir in Petersburg ein sehr nutzloses Geschenk gemacht. Diese überreichte ich dem Kapitän und sogleich war der schöne Mann von den schmutzigen Kleinen umdrängt, in ihnen einen eigenthümlichen Contrast bildend. Komisch war der Ausdruck von Freude, der beim Anblick dieser Gruppe auf das schmerzentstellte Gesicht der kranken Frau trat.

Der Oberst kam uns nach; aber trotzdem, daß wir alle rauchten, blieb der Geruch so furchterlich, daß er entsetzt wieder ins Freie floh. Lieber Kälte aushalten als schlechte Luft, dachte ich den Landsmann; mir fehlte nur, um dem Beispiel zu folgen, ein dichter Pelz.

„Kann man denn gar nichts zu essen bekommen?“ fragte ich verstimmt.

„Meilenweit kein Wirthshaus“, erwiderte der Franzose, eben von vergeblicher Kontrasgirung eingetroffen.

„Kartoffeln, wenn Sie wollen“, bemerkte der Kapitän mit leisem Spott.

Auf seinen Wink verließ eine der Alten die Ofenbank, zündete ein spärliches Feuer an und hängte einen Kessel darüber. Herenartig hingen wirre Flechten um ihr Haupt; es schien, als brüte sie irgendein Hexentränklein. Meine Gedanken wanderten zurück in die schöne Residenzstadt; im Geist saß ich wieder unter Freunden an wohlbesetzter Tafel. Die Erscheinung eines Juden mit einem Korb am Arm weckte mich aus meinen Träumereien. Erwartungsvoll hüllte ich den Deckel und ach! er barg nur elenden Käse.

„Ist es das erste mal, daß Sie Armuth in der Nähe sehen?“ fragte mich der Kapitän ironisch.

„In solcher Gestalt allerdings! Ich begehre es auch nicht wieder und verwünsche darauf, ein Land zu bereisen, in dem man verhungert!“

„Sie sind in Polen, nicht in Rußland!“ antwortete der patriotische junge Mann.

Während der Kapitän und ich unser kleines Scharmützel bestanden, stieß mich die junge Russin leise und zeigte nach dem Bett. Mr. Passeport lag dicht am Rand, lehnte der Geschäftsbrief des

Kuchen und starrte die bleiche Frau an. Deren Züge waren nicht häßlich, wie ich nun bemerkte. Der Franzose hielt die Hand der Kranken und war damit beschäftigt, in dem nämlichen Sprachengemisch die Cour zu machen, womit er einige Stunden früher die Pferde angefeuert. Unter Lachen erregte die Aufmerksamkeit des Kapitäns und als er die Ursache erkannte, lagerte sich über die männlich ernsten Züge der Ausdruck von Spott und Ekel.

Mittlerweile rückte die Alte einen Schemel vor und setzte den Topf mit Kartoffeln darauf. Der Jude war beim Anblick der fremden Gäste in der Hoffnung eines kleinen Handels nach seiner Hütte gerannt und erschien schweißtriefend mit dem Beutel, was sein karger Vorrath enthielt, goldgelber frischer Butter. Wir zogen unsere Sitze näher und verschlangen das einfache Frühstück. Beobachtend hafteten die Blicke der Alten auf uns; sie konnten nicht begreifen, wie uns Kartoffeln so gut schmecken. Traulich krochen zahlreiche junge Kaninchen an uns heran, das einzige Niedliche, was die armselige Hütte enthielt. Die Thierchen hoben ihre Köpfe und warteten auf Abfälle des Mahls.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Fett und mager.

Von Dr. Warmann.

I.

Obwohl der Mikroskopiker oft vor Staunen und vor innerer Bewunderung sprachlos wird vor der Natur, nicht blos physikalisch, sondern für uns die nothwendigen Grundlagen zu Betrachtung. Vor Alle muß auch Ihnen Vorsicht und politische Neutralität entschwinden, aber auch jeder Naturforscher sieht sich auf Schritt und Tritt gehalten, vor Staunen [illegible]

Er magert ab!" „Er wird zu fett!" Lag und Feuchtigkeitsbarometer, an deren Skala sie mit großer Beiergnis gerechnet wird. Suchen wir klar zu machen, was darüber die Wissenschaft sagt.

Ein Stückchen Thierfett, Speck verflüssigt sich zwischen den Fingern zu einer fettigem Oel ähnlichen Masse und zurückbleibt ein fermlofes, fettdurchtränktes Klumpchen feinern Gewebes, Bindegewebe, so genannt, weil es die Zwischenräume der übrigen nebeneinander liegenden Organe ausfüllt, auf diese Weise eine an das andere bindet. Es ist also Bindegewebe, mit einer unendlichen Anzahl nur im Mikroskop erkennbarer, eingelagerter Zellen, deren jede mit einem Tropfchen, während des Lebens des Thieres flüssigen Fettes erfüllt ist, welches mit dem Tode des Thieres bei einer Temperatur von 17° Réaum. erstarrt.

Chemisch verlegt in seine Elemente, erweist es sich als ein Gemenge von Kohlenstoff (79 Procent), Wasserstoff (11,5 Procent) und Sauerstoff (9,5 Procent), ist also zum Unterschied von andern Geweben des Thierkörpers vollkommen stickstofffrei und überwiegend kohlenstoffreich. Die weitern chemischen Verhältnisse des Fettes, der Fettarten kommen bei der mir gestellten Aufgabe nicht in Betracht.

Bei normalem Ernährungszustande des Menschen ist es reichlicher abgelagert am Unterleib, der vordern Brustfläche (bei dem weiblichen Geschlecht), in den drüsenreichen Gelenkbeugestellen und fällt überhaupt mit Ausnahme weniger Stellen das gesammte Zellgewebe unter der Haut mehr oder weniger aus, wodurch dem menschlichen Körper die runden weichen Formen verliehen werden, welche wir als eine Forderung der Schönheit bei den Frauen wenigstens ungern vermissen. Auch bei den magersten Menschen verschwindet es an gewissen Körperstellen nie ganz; man findet es bei den an Auszehrung Verstorbenen noch in den Augenhöhlen, an den Nieren sowie unter der Haut der Hand- und Fußflächen.

Da wir das Fett vermöge seine an den Theilen des Körpers aufgehäuft finden, die den mechanischen Einwirkungen des Druckes nothwendig ausgesetzt oder Ausgangsstellen großer und wichtiger Blutgefäße und Nervenstämme sind, so schließen wir nicht mit Unrecht auf seine Bestimmung, an diesen Stellen wie ein schützendes, elastisches Polster zu wirken, wie es denn überhaupt begreiflich ist, daß eine über den ganzen Körper verbreitete Fettablagerung unter der Haut die darunter liegenden weit empfindlichern Theile des Körpers vor Verletzungen mehr bewahren muß, als wenn dieselbe fehlt. Daß es als schlechter Wärmeleiter uns auch die Einwirkungen der Kälte und Nässe weniger empfindlich und nachtheilig machen helfe, wird durch die Erfahrung wenigstens nicht bestätigt. Wir sehen nur zu oft die dicksten Leute sich in die dicksten Pelze hüllen und, wenn sie das nicht können, frieren wie die mageren. Das leichtere oder nachtheiligere Ertragen der Kälte und Hitze und anderer atmosphärischer Einflüsse in eine Folge der Uebung, Gewöhnung der Haut, die Frucht einer allmählich erlangten Abhärtung betrachten. Die Fettablagerung ist ferner nicht die weise Einrichtung der Natur, daß es in Zei-

ren des Nahrungsmangels oder in Krankheiten dem Körper zur längern Erhaltung der Kräfte dienen solle. Wenn wir einen wohlbeleibten kranken Freund damit trösten, weil er „etwas zuzusetzen" habe, werde er seine Krankheit leichter überwinden, ist das eine Täuschung. Die fetten Menschen haben diesen Vorzug in Krankheiten nicht, eher das Gegentheil, so wie sie in Bezug auf die Lebensdauer gegen die Magern im Nachtheil sind.

Ich muß als bekannt wiederholen: daß das menschliche Leben einen langsamen Verbrennungsproceß darstellt, in welchem der Sauerstoff der Atmosphäre die Rolle des Gewebebildners und Zerstörers zu gleicher Zeit spielt. Alle Stoffe, die durch die Nahrung unserm Körper einverleibt werden, gehen mit ihm Verbindungen ein, welche, nachdem sie eine Reihe von Verwandlungen durchlaufen und dem Organismus gedient haben, auf verschiedenen Wegen und in verschiedenen Formen den Körper wieder verlassen, in festen, in flüssigen, in luft- oder gas- oder wasserdampfähnlichen Formen. Das Fett ist nothwendiges Material zur steten Wiedererneuerung der Körpergewebe, aber seine wichtigste Bedeutung findet es im Athmungsprocess als Material der Verbrennung mit Sauerstoff. Mit jedem Athemzuge verbindet sich ein Theil des eingeathmeten Sauerstoffs mit einem Theil des im Fett enthaltenen Kohlenstoffs unter Wärmeentbindung zu Kohlensäure und Wasserdampf, was wir ausathmen. Des berühmten Chemikers J. Liebig Ansicht ist es, daß das Fett nur allein dann producirt wird, um durch fortdauernde Hingabe seines Kohlenstoffs den unersättlichen Verbrenner Sauerstoff zu befriedigen und abzuhalten, daß er nicht mit den wichtigern Geweben des Körpers zerstörende Verbindungen eingehe. Fast alle bekannten Physiologen sind dieser Ansicht als einer einseitigen entgegengetreten, ohne indeß ihren Werth zur Erklärung einer Menge bisher dunkler Lebenserscheinungen, z. B. der Möglichkeit des Fettlebens (bei monatelanger, vollkommener Nahrungsentziehung) der Winterschläfer, ganz entbehren zu können *).

Woraus und wie Fett gebildet wird? das ist zugleich die Frage nach der Verdauung und Ernährung. Bei der mehr als genügenden Anzahl populärer Schriften über diese Materie, unter denen J. Moleschott's „Kreislauf des Lebens" und Karl Vogt's „Physiologische Briefe für Gebildete aller Stände" (in dritter vermehrter Auflage jetzt) trotz mancher extravaganter persönlicher Anschauungen der Verfasser, die interessanteste und befriedigendste Belehrung gewähren, will ich mich darauf beschränken, hier die Abhängigkeit der Ernährungserfolge von Einflüssen nachzuweisen, welche in jenen Arbeiten weniger Beachtung gefunden haben, weil sie der reinen chemisch-physikalischen Erklärung der Lebensprocesse Verlegenheiten bereiten. Die Elemente zur Fettbildung entzieht der Organismus den kohlenstoff- und wasserstoffreichen Nahrungsmitteln, liefern ihm die stickstofffreien Substanzen: Zucker, Stärkemehl, Pektin (der nährende Stoff im Mark fleischiger Wurzeln *) und Früchte, besonders reich enthalten in den Obstarten) Oel, Fett, Butter, die weingeisthaltigen Getränke. Daß aber diese Substanzen wirklich durch den Act der Verdauung, unter Zutritt des Speichels, Magen-, Gallen- und Darmsaftes in Fett verwandelt werden können, ist der gleichzeitige Genuß stickstoffreicher Nahrungsmittel, vor allen des Fleisches und was aus ihm bereitet wird, dringend erforderlich. Dasselbe ist schon an und für sich, wegen seiner festen natürlichen Verbindung mit Fett, weit eher als die vegetabilische Kost allein geeignet, eine genügende Ernährung zu unterhalten.

Steht die Menge der in den täglichen Nahrungsmitteln enthaltenen fettbildenden Stoffe im angemessenen Verhältniß zu der Menge des mit der Respiration eingenommenen Sauerstoffs, d. h. ist die Nahrung nahrhaft und ausreichend, bei einer Lebensweise, die den Körper in täglicher, tüchtiger, aber die Kräfte nicht überreizender Bewegung erhält, so wird der größere Theil der fettbildenden Elemente, in Kohlensäure und Wasser verwandelt, ausgeschieden und ein mäßiger Rest tritt zu Fett zusammen, um in den im Eingang näher bezeichneten Zwecken im Zellgewebe abgelegt zu werden. Ist dagegen die tägliche Nahrung reich an fettbildenden Stoffen, während wie bei einer bequemen, unthätigen, wenigstens die Muskelthätigkeit nicht in Anspruch nehmenden Lebensweise, die erforderlichen Sauerstoffmengen zur Verathmung des angebauten Kohlenstoffs im Respirationsacte nicht herbeigeschafft werden,

*) Ansichte über „Verdauung", Valentin über „Ernährung", Bowmann über „Respiration" in Rudolf Wagner's „Physiologischem Wörterbuch".

*) Mohrrübe, rothe Rübe, Pastinak, die Spielarten der weißen Rübe, Steckrübe u. s. w.

…nn kann ein allgemeines Fettwerden die Folge …n, besonders in den Jahren, wo das Wachs…um in die Länge brendet ist. Die Fettablage…ng ist dann nicht blos eine peripherisch an…hmende, sondern concentrirt sich mitunter vor…iegend in der Unterleibshöhle, in den Nieren, …Gekröse, an den Nieren sowie in der Brust…hle am Herzbeutel.

Die Erkenntniß des Verhältnisses der chemischen …sammensetzung der Nahrungsmittel zur Bil…ng und Erhaltung der verschiedenen Gewebe …thierischen Körpers hat unbestreitbar einen …den praktischen Werth, den unter andern Mul…r's „Populäre Abhandlung über den Zu…mmenhang und Einfluß der Nahrungsmittel …d ihrer Nahrungswerthe auf die Entwickelung, …h des Volkslebens", in überzeugender Dar…llung bevorhebt. Gleichwol, und wenn auch …rengen Männer der exacten Forschung An…ten und Begriffe wie diese von dem „dem Orga…mus eingeborenen Gesetzen des Lebens" als …bequeme Phrase, als ein asylum ignorantiae …uehm abweisen, gleichwol wiederholen wir un…enklich, daß es die dem Organismus „ein…borenen" Lebensgesetze sind, unter deren Ein…s die nährenden Stoffe der Nahrungsmittel …diese Eigenschaft erlangen, zerlegt, verwandelt, …anisirt werden und zwar unter sehr mannich…en Abweichungen von der wissenschaftlich …genommenen Regel. Die Anlage oder Prä…position zu constitutionellen Krankheiten — die …erbung — ist in tausendfachen Beispielen un…fehlbar nachzuweisen. Läßt sich solche ererbte …age tilgen durch eine nach physiologischen …undsätzen entworfene Lebensordnung und Nah…g? Es scheint, daß tüchtiger ärztlicher Rath …nstige günstige Umstände in diesem und …m Individuum den Gefahren solcher Anlage …gegenwirken können. Damit ist aber diese …t nicht getilgt; in dem einen oder andern …de seiner Nachkommenschaft findet sie sich …der, nicht immer in derselben, aber in ver…änderter Form. Ein Beispiel aus dem Leben: …Großvater starb an Lungentuberkulose im …Jahre. Er hinterließ einen Sohn, der seiner …inzwischen Mutter wegen Schwächlichkeit seines …erbaues und kränklichen Aussehens viel …ge machte. Er wurde mit 20 Jahren kräf…, gesunder, dicker, heirathete eine gesunde, …e Dame und erzeugte zwei Kinder, ein Mäd…n und einen Knaben. Das Mädchen wurde …zum 10. Jahre von vielfachen Leiden, die namentlich in den Knochengelenken (Englische Krankheit) ihren Sitz hatten, heimgesucht, genas indessen und ist seitdem nach Verhältniß gesund. Der Sohne entwickelte sich mit dem 14. Lebensjahre, bis zu welchem er mehrere Kinderkrankheiten glücklich überstanden hatte, ein Lungenleiden, die Krankheit seines Großvaters, die ihn nach 5 Jahren dahinraffte.

Rudolf Wagner zieht aus allen bisher bekannt gewordenen Thatsachen, aus der großen Zahl eigener und fremder Beobachtungen, unter andern den Schluß, „daß die Tendenz zur Vererbung bis in die kleinsten Verhältnisse der Organisation übergeht, ja hier oft am auffallendsten, häufigsten und beharrlichsten durch mehrere Generationen fortwirke", und es scheint ihm auf sichern Beobachtungen zu beruhen, daß Generationen in Bezug auf die Erblichkeit von physiologischen und pathologischen Eigenthümlichkeiten überspringen werden können, die dann in spätern Generationen wieder auftreten. Auch die Neigung zum Fettwerden erweist sich recht oft als eine ererbte Tendenz, die trotz aller Gegenmittel sich hartnäckig behauptet. In den zahlreichen Fällen ganz übermäßiger Fettanhäufung ist sie nur eine der mannichfaltigen Formen, unter denen sich ein in der Familie forterbender krankhafter Vegetationsproceß verbirgt. So pflegen mit Kropf behaftete Personen sehr fett zu werden, besonders dann, wenn seine zunehmende Größe die Freiheit der Athembewegungen zu beeinträchtigen beginnt und unter ihren Abkömmlingen findet man vorherrschend die Anlage zur Fettleibigkeit, zum Theil verbunden mit einer nicht normalen Beschaffenheit der Schilddrüse.

In Bezug auf die Unterschiede der Geschlechter heben wir hervor, daß der weibliche Organismus weit mehr und leichter Fett erzeugt, auch bei geringerer Nahrungsmenge und Beschaffenheit. Auch unter den Thieren, sagen Thierzüchter, laufe sich ein weibliches Thier schneller und wohlfeiler mästen als ein männliches. Frauen essen entschieden weniger, lieben auch nicht einmal die kräftige, nahrende Kost, am wenigsten, wenn sie fett sind, die fetten Speisen, und verabscheuen meist die weingeistigen Getränke. Freilich halten sie sich in der Regel auch von den schweißtreibenden, kraftverzehrenden Arbeiten der Männer fern. Auffallend begünstigen gewisse Vorgänge im fernellen Leben die Fettbildung. Die magersten Mädchen, die 15—20 Jahre lang vergeblich den Rath der Aerzte und nacheinander hundert anderweitige

Nachschlage belegten, um die erlebte Körperfülle zu erlangen, sieht man in der Ehe oft schon nach dem ersten Wochenbett die üppigsten Formen annehmen. Die ungewöhnlichen Grade von Fettbildung zeigen auch weit mehr Frauen wie Männer, besonders mit den Jahren nach beendeter Involution. Eben mit Frauen, die in jungen Jahren schon stark wohlbeleibt sind, geben nicht große Hoffnungen auf Nachkommenschaft. Bemerkenswerth ist auch das häufige Vorkommen auffallender Fettleibigkeit unter den Mädchen, die lange der Prostitution ergeben bleiben. Die große Zahl ehrbarer Jungfrauen von 30 und 40 Jahren geht aus ihren Kämpfen und Entsagungen mit zuweilen erschreckender Magerkeit hervor. Unter den Männern beobachten wir, daß die sinnlich Aktiven, Ausschweifenden, die Don Juans bei dem vortrefflichsten Appetit, bei den ausgesucht nahrhaftesten Speisen und stärksten Getränken mager bleiben. Hier stellen Nervenconstitution die Ernährung und Nahrungswerthe in Frage.

Wie sehr begünstigend oder behindernd auf die Fettbildung das Hervor- oder Zurücktreten des sexuellen Lebens einwirkt, das sehen wir übrigens auch deutlich an den Thieren, an den zur Mast gezüchteten Rindern, Schafen, Schweinen, Hühnern, nachdem man sie einer blutigen Operation unterworfen, wodurch sie der Zeugungskraft verlustig werden. Welche enorme Speckwucherung, in der sie zu ersticken drohen!

Ferner kommen wir nicht umhin, den Wirkungen des Temperaments, der von ihm beherrschten Lebensgewohnheiten, sowie der Art der Lebensbeschäftigungen einen bedeutenden Antheil an dem Erfolge der Nahrung zuzuschreiben. Wir gewahren, daß die bekannten Eigenschaften, welche das phlegmatische Temperament charakterisiren sollen, mit der Anlage zum Fettwerden verbunden sind. Ich mache mir die Temperaments-Definition nicht so schwer als sie wol ist und halte Temperament für ein Wort, um das individuelle Maß und die individuelle Art der körperlichen und geistigen Reizempfänglichkeit und darauf folgender Willensäußerungen zu bezeichnen. Eine geringere Reizempfänglichkeit des Organismus und darum seltenere und mäßige Bewegungen im Gehirn- (Serien-) Leben, eine geringere Energie in Ausführung von Willensacten, langsame Entschlüsse und Handlungen — Eigenschaften der phlegmatischen Constitution — wir wollen nicht sagen, daß man unter allen Umständen diese Eigenschaften bei den Fettleibigen voraussetzen dürfe. Indessen ist es doch in der Regel wahr, daß die schönen Vorzüge des Geistes, daß heftige Leidenschaften, bewegtes Leben, sei es nun in der Bahn aufwärts zu Ruhm und Ehre oder abwärts in heftiger Begierde von Genuß zu Genuß, nicht aus dem hausbackigen Antlitz eines Menschen sprechen, dem es Mühe kostet, seinen Leib zu umspannen.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Anregungen.

Neuere englische Literatur.

Philarète Chasles gilt bei den Franzosen für eine Specialität über englische und deutsche Literatur. Zur Beurtheilung der ersteren sind folgende neuere Bemerkungen von ihm beachtenswerth:

„Der Fehler des modernen englischen Romans ist, daß er keine allgemeine große Idee verfolgt, daß er keine erhabenen Grundsätze anerkennt, daß er seinen hohen Ursprung hat, seine Ranken, mächtigen Empfindungen ausdrückt. Mögen die Verfasser immerhin hier Diener und dort Prinzen, Studenten aus Oxford und noch anderswo Bürger und Gentlemen naturgetreu sprechen lassen, so haben sie doch nichts Größeres gethan oder sich höher erhoben als der vlämische Maler, der eine Goldgrube mit einem hellen Sonnenstrahl vergoldet und die Fischschuppen auf dem Küchentisch diamantartig schillern läßt. Mag damit immerhin Wirkliches dargestellt sein und dies von Talent Zeugniß ablegen und in gewissem Grade sogar von einem schätzenswerthen und reifen Talent — wir wollen auch diesen Ruhm nicht bestreiten —, aber wen wird es nicht betrüben, die Kunst so allmählich von den Höhen des Ideals herabsteigen zu sehen, um sich zuletzt (was mir ihr noch verzeihen) in dunkeln Thälern niederzulassen, sich von dort auf kleinen Kuhfaden im Schatten der Hütten, am berußten Herde wohlfein zu lassen und zuletzt — in der Straße, im Pferdestall und im Koche stehen zu bleiben!"

Hiermit sagt Chasles sehr richtig, indem er von Th. Hook's Romanen speciell und von englischen Romanen im allgemeinen spricht: „Sie bewegen sich der Mehrzahl nach in so engen Grenzen, sind so specifisch englisch in der Schilderung wiederum specifisch englischer Sitten und Charaktere, daß sie der übrigen Welt vollkommen unbekannt sind und eine gute Uebersetzung zu den Unmöglichkeiten gehört. Ich fordere den unternehmendsten Uebersetzer auf, dem französischen Publikum z. B. nur eine halbe Seite

Imhof (zu Schlippenbach).

Schade, daß wir Ihnen Moritzburg nicht am Tage zeigen konnten; es war eine unheimliche Nacht.

Schlippenbach (für ſich).

Es war eine Nacht, als breitete die Schickſalsgöttin über die ganze Welt ihre ſchwarzen Flügel aus. Kein Stern am Himmel, ſchwere Wolken dicht auf den Gipfeln der naſſen Bäume, deren ſturmbewegte Zweig ſich ſelbſt, wie die Ruthenſtreiche eines Büßers peitſchten.

Imhof.

Erlauben Sie, vielleicht kann ich im Cabinet Ihre Beförderung beſchleunigen (will ab).

Zweite Scene.

Pfingſten, Imhof, Schlippenbach. Der Offizier. Zuletzt Flemming.

Pfingſten

(will freudig Imhof ſprechen und bemerkt Schlippenbach).

Ah! Unſer wackrer Begleiter. Um elf, zwölf Uhr dieſe Nacht, Herr von Schlippenbach, früher iſt nichts erledigt. Genießen Sie auch Dresden recht? Wir haben hier viel Sinn für Kunſt, Theater, ſchöne Literatur und keinen übeln Geſchmack an noch ſchöneren Weibern. Die Elbe iſt ein gutmüthiges Wäſſerchen, das

„Peter Priggins" verständlich zu machen. Er
m dem in England so sehr beliebten Jargon ge-
eben, dessen jede Gesellschaftsklasse einen andern
haben sich rühmt. Man muß Engländer oder
Schotte sein, um die wahre Meinung dieser
reichen Romanschreiber, welche die englische Welt
ausherzig analysiren, zu verstehen. Der eine be-
eit ausschließlich nur eine gewisse Klasse, der
re sperrt sich in Irland ein, der dritte gar nur
der Insel Man."

Wir geben, schreibt uns ein londoner Mit-
iter unserer Zeitschrift, Philarete Chasles nicht
n vollkommen recht in dem, was er hier sagt.
ern sind durch unsern vierjährigen Aufenthalt in
land und fortgesetztes Studium der englischen
che und Literatur in den Stand gesetzt, sein
eil weiter zu führen. Chasles sagt: Man muß
länder sein, um den englischen Romanschrei-
eben; wir aber wissen, daß man auf der Insel
geboren und erzogen sein muß, um den manc
an richtig zu verstehen, daß man Advocat, Stu-
Krämer und Kutscher sein muß, wenn man die
en Romanen redenden Advocaten, Studenten,
ner und Kutscher richtig verstehen will. Jeder
und jede Klasse hat ihren eigenen Jargon und
rdere den Engländer heraus, der die Kühnheit
würde, zu behaupten, er verstehe sie allesammt.
Lord Brougham mit seinem wunderbaren, zum
hwort gewordenen Gedächtniß, seiner Kenntniß
igenen Sprache und seinem langen Leben würde
erlegenheit gerathen, wenn ein Fremder ihn er-
wollte, ihm wörtlich den „Punch" zu über-
, der ohne Frage seine Popularität der That-
verdankt, daß in seinen Spalten alle Jargons
ten sind.

Mit einem Theilchen deutscher Gründlichkeit aus-
et (Pedanterie hör' ich's etwaß nennen), be-
en wir uns ehemals, englischen Jargon zu ent-
, sobald wir beim Lesen darauf stießen: wir
en in den besten Wörterbüchern nach — keine
ort! Wir fragten ungelehrte und gelehrte Eng-
und erhielten selten mehr, häufig aber noch
er als ein „Vermuthlich ist es dies; ich denke,
meint das!" Lasen wir Romane, die wir
in deutscher Uebersetzung besaßen, so wurden
natürlich auch die schwierigen Stellen zu Rathe
n, aber — die Uebersetzer hatten sich ent-
mit einem „Hopsüber", wie jener Schul-
bei mehrmaligen Wiederlesen, geholfen oder sie
a l'Anglaise übersetzt, wovon ich hier einige
ben gebe: Aus Goethe's „Erlkönig": „Er
in den Armen das ächzende Kind" — In
der Uebersetzung: „sein achtzehntes Kind".
„Faust": Käthchen, auf dem Spaziergange
angebunden) Uebersetzt: Mit kurz aufgebun-
Kleide. Schiller bedient sich — ich denke im
heim Teil" — des Ausdrucks „Auf dem Mei-
Wir kennen eine gedruckte Uebersetzung, wo
„In meinem Schlosse zu Meiningen"

„Sie sprein englisch, wenn Sie lügen" heißt es im „Faust" von den Leuten, eine englische Uebersetzung wies diese zweideutige Ehre der englischen Sprache zu. „They lisp in English." Ihr Gerichtens Ruf: „Nach darin, euer Aläschen" wurde gar einmal in einer Uebersetzung nach der Reminiscenz aufgefaßt, die der Uebersetzer von dem Liede zu haben schien: „Ich und mein Aläschen sind immer beisammen".

Zwei berliner Goethe-Vorlesungen.

Unter dem Titel: „Goethe und die Erzählungskunst", ließ Berthold Auerbach einen Vortrag erscheinen (Stuttgart, Cotta, 1861), der im verflossenen Winter von ihm in Berlin gehalten wurde.

Wir hätten wol von einem an dem Werth und der Bedeutung der neuern Literatur vorzugsweise interessirten Autor vorausgesetzt, daß sich seine Selbständigkeit nicht den Extremen des fast manierirt gewordenen Goethe- und Schiller-Cultus anschließen oder dem ästhetischen Berlinerthum seine eigene Lebenswahrheit geopfert hätte. Gerade Auerbach, einem ersten Vertreter der Erzählungskunst, würde es angestanden haben, offen zu bekennen, daß bei unsern Klassikern, vielleicht Wieland ausgenommen, von Kunst der Darstellung im höchsten Grade, von eigentlicher Erzählungskunst aber wenig die Rede sein könne. Diese neuaufgefundene alte Kunst des Homer, Virgil, der orientalischen Literatur gehört der neuern und neuesten Zeit an. Goethe erzählte anschaulich und fesselnd, meist aber doch nur, wenn er seine eigenen Erlebnisse wiedergab, wie in den Partien des „Wilhelm Meister", die Reproductionen seiner eigenen Lebenserfahrung sind. Sobald der stofflich interessante Inhalt bei ihm aufhörte, reichte seine „Erzählungskunst" nicht immer aus, auf alle Fälle zu unterhalten. „Achilleis", „Wanderjahre", der zweite Theil des „Faust" beweisen keine besondere Wege der Erzählungskunst. Die Kunst der Erzählung ist so erst durch unsere spätern Entwickelungen, so mit den Romantikern und deren Nachfolgern wieder aufgekommen, daß man bedauern muß, den berühmten Redner mühsam Beweise aufsuchen zu sehen für eine Behauptung, in welcher seine erste freudige Wallung, einen Riesenstoß für Berlin wie es ist erfunden zu haben, sich in einem Irrthum befand, den er bereits im Lauf seines Vortrags erkannt zu haben scheint; denn seine Beweisführung schöpft keineswegs aus dem Vollen, sondern reiht eine kleine Beobachtung an die andere. Der Eindruck ist um so peinlicher, je weniger sich der naive und immer wohlmeinende Sinn des Redners verleugnet.

Mit desto größerer Berechtigung behandelt Rudolf Virchow in einer ebenfalls zu Berlin gehaltenen Rede sein Thema: „Goethe als Naturforscher" (Berlin, Springer, 1861). Die bekannte frische Lebendigkeit und vielseitige Bildung des berühmten Anatomen verbreitet sich über sein Thema in einer Weise, die nichts Gezwungenes hat, wenn ihr auch ein eigentlicher Höhepunkt fehlt und das Ganze seit

sam abbricht. Die Zugeständnisse, die hier ein Naturforscher Goethe's Betrachtungen mit der Natur macht, sind außerordentlich; wir hätten gewünscht, der Verfasser hätte gelegentlich auch gesagt, Goethe trieb in gewissem Sinne mehr ideale Naturbeschreibung als Naturforschung, wenigstens kann man seine Definition der Urpflanze, seine Nachconstruction physiologischer, zoo- und geologischer Theorie nicht lesen, ohne zu bekennen, daß dabei kaum mehr vorliegt als eine mit dem kühnsten Dogmatismus ausgesprochene Berichterung und Wiedererzählung aprioristischer Phantasien. Virchow hat freilich selbst eine solche Theorie, die von der Zellenbildung.

Die Noten zu der, wie gesagt, aus interessanten Einzelheiten zusammengezogenen Rede sind besonders werthvoll. Sie verrathen eine seltene Belesenheit und versetzen den Leser mitten in die helleste Beleuchtung, die Goethe's Verdienste um die Naturwissenschaften gerade durch die neuesten Forschungen erhalten.

Neue Gedichte.

I.

Wenn angehende Poeten sich etwas mehr um die bereits vorhandenen dichterischen Schätze kümmern wollten, so würden sie es in den meisten Fällen unterlassen, oft und gut besungene Stoffe noch einmal in Verdünnung wiederzugeben. Selten begegnet man einer neuen lyrischen Erscheinung, die eine bestimmte geistige Physiognomie zeigte und gänzlich mit dem Ueberlieferten bräche; „Ein Dichter", sagt Melchior Meyr, „soll in feurigen Worten ewige, herzerquickende, zum Beten ermuthigende Wahrheiten aussprechen. Die echte Dichtung muß und nicht nur mit Leben erquickend umströmen, sondern uns die Welt erhellt vorführen und über ihr Gott erkennen lassen in allen überglänzender Schönheit."

Nach solchem Maßstab gemessen, genügen Otto Steinau's Gedichte „Aus der Jugendzeit. Freud' und Leid" (Pforzheim, Flammer, 1861) nur in einigen Nummern. Poetisches Gefühl und eine gewisse Formgewandtheit sind dem Verfasser nicht abzusprechen, aber die bloße Empfindung macht eben noch nicht den Dichter. Die schönsten Sonette haben in neuerer Zeit Franz von Schober, Apollonius von Maltitz und H. Lingg gedichtet. Die von Otto Steinau gebotenen (es sind gegen hundzig) wirken ermüdend und gleichen mehr künstlichen Reimspielen.

Der „Almanach deutscher Musen" von Julius Rousseau (erster Band, Königsberg, Selbstverlag des Herausgebers, 1861) zählt gegen 30 Mitarbeiter. Den Reigen eröffnet R. Gottschall mit einem gedanken- und phantasiereichen Ode „An den Frieden", die offenbar das Beste im ganzen Buche ist. Die zahlreichsten Beiträge lieferte der Herausgeber selbst. J. Rousseau, von mannhafter Gesinnung und von Zeitideen bewegt, ringt leider noch sehr mit der Form, und in dem an sich löblichen Bestreben, neu und originell zu sein, verfällt seine Sangesweise oft ins Gesuchte, so wenn er S. 32 sagt:

Durch des Ideals beleuchtendes Teleskop
Sahst nie du der Nixengrün Planigleb (!!!)

Die übrige Mitarbeiterschaft besteht großentheils aus wenigen oder aus gar noch nicht bekannten Namen, deren Gedichte sich theilweise in längst abgestandenen Phrasen bewegen.

Heinrich Zeise, der als Lyriker bereits einen rühmlich bekannten Namen besitzt und vorzugsweise auch unsern Lesern durch seine treue Mitarbeiterschaft bekannt geworden ist, hat unter dem Titel „Aus meiner Reisemappe" (Altona, Uhlacker, 1861) einen starken und splendid ausgestatteten Band veröffentlicht. Wie bei Friedrich Rückert, gestalten sich auch bei dem bedeutenden Versificationstalent H. Zeise's jedes poetische Erlebniß leicht zum Gedicht. Es geht ein gesunder und erquickender Ton durch diese farbenreichen Lieder, welche nicht nur die üblichen lyrischen Themen aufs neue anmuthig variiren, sondern auch ernsten Fragen der Gegenwart und des Vaterlandes sich hoffnungsvoll zuwenden. Einer besondern Hinweisung auf die frische Naturluft dieses Sängers bedarf es kaum, da unsern Lesern seine Frühlingslieder, seine sinnigen Betrachtungen über Quelle, Wald und Flur noch in lebhaftester Erinnerung sein werden.

Rudolf Gottschall unter den Lyrikern mit einer kleinen Sammlung „Grüne und kleine Welt" (Leipzig, Hübner, 1861), anzutreffen, wird manchen überraschen, der sich von diesem auf der Bühne mannichfach bewährten Dichter eher einen entschiedenen Uebergang zur aristophanischen Posse versprochen hätte, für welche die berliner Bühnen jedes dramatische Talent förmlich anzulocken suchen. Aber der Autor hat sich vor den Extremen der „Volksmusik" zu retten gesucht und steuert in dieser Sammlung den blumigen Gilanden der Idylle zu. Ein neckender Kobold begleitet ihn freilich auch dahin. Mit seinen „Frühlingskeimen", seinem „Lenzgefühl" u. s. w. meint seine Empfindung es meistentheils ernst genug und doch überschleicht ihn bald die Ironie — und, seltsam genug, auch über sich selbst. Nicht offen will er es gestehen, daß ihm in der Liebe wenig dauerndes Glück beschieden war, er will die Frauen nicht alle der Verrätherei anklagen, aber er hält doch immer nur den Moment fest, will seine Schwüre hören, will sein Gelöbniß für die Zukunft — fast gibt das Festhalten des Augenblicks und Concentriren seiner kleinen Romane lediglich aufs — Küssen seinen Versen etwas Anakreontisches, das einer vergangenen Literaturperiode angehört. Dagegen sind „Lächle nicht", „Was wäre wol der Erde werth", „Da geh' ich noch immer dem Hause vorbei", „Von den Wunderquellen deiner Lippen" — aus der Tiefe des Herzens kommende und wohlthuend anmuthende Klänge.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Ödelt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Wiener Briefe. IV. — Berliner Skizzen. III. — Idealismus und Realismus. — Amerika und Frankreich. — Briefwechsel.

Wiener Briefe.

IV.

— Neben den mannichfachen Gegenständen des Gewerbfleißes und der Industrie, die sich zur Betrachtung der zahllosen wirklichen und eingebildeten Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft zur Weihnachtszeit darbieten, entfaltete auch der Büchermarkt ein reiches Lager. Wenn wir näher auf seine Spenden hinblickten, mußten wir mit Betrübniß wahrnehmen, daß der österreichische Buchhandel noch immer nur vom Commissionsgeschäft lebt und daß all diese glänzenden Gaben für jung und alt eine außerösterreichische Firma an der Stirn tragen. Nicht einmal die Nachlese der Weihnachtszeit vermag die hiesigen Buchhändler zum Verlage passender Festspenden anzuregen. Und für die kläglichen Zustände des Schriftstellerthums in Oesterreich ist die Schwierigkeit des Eintritts in die Oeffentlichkeit stellenweise mitverantwortlich.

Wenn wir im Kreise der Notabilitäten unserer Literatur Umschau halten, begegnen wir nahezu den alten Namen, deren Träger die Zeit schon zur Thätigkeit verurtheilt hat. Grillparzer, Zedlitz, Castelli, Grün, Bauernfeld haben ihre schaffende Kraft bereits abgeschlossen oder bedürfen einer besonders anregenden Gelegenheit, um noch kleine Zeichen ihrer Talente zu geben. Als eine Merkwürdigkeit in der achtzigjährige Castelli gelten, der wie alljährlich so auch heuer verschiedene Kalender mit Gedichten theils in österreichischer, theils in hochdeutscher Mundart bedachte. Nur das Anmuthig-Gemüthliche der Muse eines solchen wenigstens Octogenariertypus konnte Rudhardt bewähren.

Von den einer näheren Zeit angehörigen Talenten hat Vogl ohne Gewinn für die Literatur seine leichte Feder noch nicht erschöpft; Seidl ist schweigsam geworden; Halm gefällt sich in langen Pausen. Deren Verlängerung legt wol auch die preußische Einstellung des vierjährigen Preisgerichts bei, das jedem Dramatiker von Ehrgeiz die Lust benehmen muß, einen leichten, seiner Neigung zusagenden Stoff rasch und unbefangen einer nunmehr so lästig bevorstehenden Oeffentlichkeit zu übergeben. Kranß hat in seinem mit Illustrationen von Rahl ausgestatteten epischen Gedichte „Der Primator", in dem ein wärmerer, origenerer Puls schlägt als in irgendeiner seiner früheren Dichtungen, den Beweis geliefert, daß seine Erfindungskraft noch nicht gebrochen ist. Rosenthal hat seit „Dumele" nichts neues Dramatisches erscheinen lassen. Leopold Kompert beschränkt sich auf seine Spenden zum Wertheimer'schen Jahrbuch. Von Ludwig Foglar, in dessen Brust die jetzt so seltene echte Dichterbegeisterung, wenn auch unrein in der Formengebung, lodert, sind im dritten und vierten Bande des von Zamarski und Dittmarsch herausgegebenen (nicht fortgesetzten) Sammelwerkes „Oesterreichische Dichter der Gegenwart" Gedichte und Novellen erschienen. Von Laube hört man in allem Ernst, daß er an einem großen Roman schreibt, ein Beweis seltener Elasticität, da doch ersichtlich am Burgtheater seine ganze Kraft eingesetzt wird. Hebbel schreibt an einem „Demetrius".

Die Liebhaberei für dramatische Bluetten, welche durch französische Waare vieler Art, von unermüdlichen Uebersetzern für deutsche Bühnen zubereitet, auch hier immermehr in Schwung gekommen, hat nach und nach einheimische Kräfte zu Versuchen auf diesem Gebiete angeregt. Nach Schleßinger haben sich in neuester Zeit noch zwei Kunstjünger in dieser Richtung hervorgethan, Max und Danis. Der erstere hat mit zwei einactigen Lustspielen „Unser die Mama" (nach dem Polnischen) und „Das Vaterherz" (original), die auch auf auswärtigen Bühnen bereits Eingang gefunden haben, der letztere mit zwei derartigen Genrebildern „Er ist taub" und „Schwarz auf Weiß" im Carltheater einen dahin Erfolg errungen. Vom Max ist neuerdings der Text zu einer Operette, die mit Humor eine der großen Streitfragen der Zeit unter die Geißel bissiger Satire stellt, für eines der hiesigen Theater geschrieben worden und eine größere dramatische Arbeit ist unter seiner Feder der Vollendung nahe. Von Rudolf Hirsch, einem unserer jüngern Dichter, sind in neuester Zeit humoristisch gehaltene Novelletten unter dem — österreichisch gesuchten Titel „Staub von der Reise" erschienen. Das französische Lustspiel „Der arme Marquis", das auf dem Burgtheater eine mächtige Zugkraft und Beweis neuerdings, wie gern zu allen Zeiten der mit großen Anlagen zur Grausamkeit begabte Mensch sich vom Herz erweichen läßt und seiner Menschlichkeit, des schwachen Abglanzes der Göttlichkeit in seinem Innern, bewußt wird, wenn es keine Opfer kostet.

Im Hofoperntheater ist Mendelssohn's reizende Operette (eigentlich Liederspiel) „Die Heimkehr" in Vorbereitung. Dieses wenig gekannte Gelegenheitswerk des großen Tonsetzers ist hier vor vielen Jahren von der frühern Akademie der Tonkunst im Joseph-

städter Theater aufgeführt worden und hat damals, ungeachtet der sehr mangelhaften Darstellung, die Aufmerksamkeit aller anwesenden Musikfreunde auf sich gezogen und den lebhaften Wunsch erregt, das schöne Tonwerk durch eine würdige Ausführung des allerdings über einen geistreichen Volksabendsherz nicht hinausgehenden Werkes kennen zu lernen. Der hiesigen Wiederaufführung des „Hans Heiling", nach langer ungerechter Hintansetzung des berühmten Componisten, ist traurig schnell die Nachricht seines Todes gefolgt. Das ausgezeichnete Tonwerk hat lebhafte Anerkennung gefunden, ohne zu der Aussicht auf eine anhaltende Wirksamkeit zu berechtigen.

Das Künstlerhaus, zu dessen Bau dem hiesigen Künstlervereine vom Kaiser ein unentgeltlicher Baugrund zugesichert worden ist, erregt in weiten Kreisen ein lebhaftes Interesse. Unter den jüngst ausgestellt gewesenen Bauentwürfen hat, obwol Architekten von Ruf wie Ferstl, der Erbauer der Votivkirche, an dem Concurse theilgenommen haben, nur ein einziger alle Stimmen für sich gewonnen. Derselbe ist das Werk eines eben erst aus der Architekturschule der hiesigen Kunstakademie getretenen jungen Mannes Namens Weber und es ist nur zu wünschen, dass die Ausführung nicht an der Größe der Kosten scheitere. Der Künstler selbst hatte keine Schuld daran; er hat sich an das Programm gehalten, durch das eine Grenzlinie für die Kosten nicht vorgezeichnet war. Da dem Künstlervereine die erforderlichen Baumittel nicht zu Gebote stehen, so wird die Herstellung des Künstlerhauses wol nur durch ein Darlehn ermöglicht werden können, dessen Verzinsung und allmähliche Tilgung aus den Erträgnissen des Hauses zu geschehen hätte, weshalb dasselbe auch nicht nur zum geselligen Verkehre der Künstler und zur Ausstellung von Kunstwerken, sondern auch zu öffentlichen musikalischen Aufführungen dienen und eine Restauration in sich schließen soll, daher diesen verschiedenen Zwecken entsprechende Lokalitäten enthalten muss.

Eine Künstlerlaufbahn von seltenem Glücke, in Oesterreich nahezu ohne gleichen, ist jene des Bildhauers und Erzgießers Fernkorn. Die ihm übertragene Ausführung des Erzherzog-Karl-Denkmals war der Ausgang dieses Glücks, das Gelingen der großen Aufgabe verschaffte dem Künstler die Ordensauszeichnung, mit welcher der Ritterstand verbunden ist, die Dankbarkeit der Nachkommen des Erzherzogs brachte gleich zartsinnige als werthvolle Erinnerungszeichen in seinen Besitz und sein Ruf wurde schnell ein Weltruf. Dadurch, dass jüngst die ganze auf Staatskosten hergestellte Erzgießerei zur Staatsanstalt erhoben und dem Künstler unentgeltlich zur Benützung überlassen wurde, ist ihm eine seltene Begünstigung zu Theil geworden und seine Wirksamkeit für monumentale Kunst durch die ihm übertragene Ausführung des Auerm-Denkmals neuerdings für Jahre gesichert. Die Wohnung und der Garten, die er im Gebäude der Erzgießerei genießt, bilden ein kleines wahrhaft reizendes Lempe. Er hat beide nach freiem Belieben mit künstlerischem Geschick und Geschmack geschaffen, und in diesen lieblichen Räumen waltet seine junge Frau von edler Schönheit und echtem weiblichen Gemüthe. Von Krankheit genesen, weilt sie mit dem Gatten gegenwärtig in Venedig.

(Ein fünfter Brief demnächst.)

Berliner Chronik.

III.

*** Wir haben die Weihnachtsfeiertage zweier Jahre überschritten. Reich an vielfach neuen Erlebnissen und Erfahrungen, stehen wir dennoch mehr fragend als hoffend vor dem Thor der Zukunft, nicht wissend, ob goldene, ob eiserne Tage aus den geöffneten Pforten hervorgehen werden.

Die am Schlusse des Jahres entschieden laut vorwaltende Dissonanz zwischen König und Ministern ist durch die Ansprache des ersteren am Neujahrstage harmonisch gelöst worden. Doch hat wol mehr die Nothwendigkeit als innerliches Vertrauen dazu Noten und Text geschrieben. Letzteres scheint in den höchsten Regionen durch die fortwährenden Kundgebungen der reactionären Partei erschüttert, sodass man annehmen muss, das Ministerium stehe nur noch provisorisch über der Oberfläche des politisch erregten Zeitstroms und verharre in seiner Würde zweier Katastrophen. Es sollen verschiedene Pompadours neuerdings in Anbetracht der bei Eröffnung der beiden Häuser des Landtags zu haltenden Rede ausgefunden haben, da nach des Königs Wunsch zwar der Verfassung und der deutschen Einigung beruhigende Worte gewidmet sein, aber auch die Auffassungen der Krone von Gottes Gnaden im Königsberger Sinne nicht fehlen sollen.

Gegenwärtig wird die Bismarck'sche, an Herrn von Bunsen gerichtete Depesche mit voller Theilnahme besprochen und erfreut sich in freisinnigen Kreisen großer Anerkennung. Der Gedanke, durch einen Bundesstaat im Staatenbunde sich eine materielle Macht zu begründen ohne alle Kränkung der souveränen Macht der Mittel- und Kleinstaaten, dürfte recht eigentlich das Programm der aufwärtigen Politik Preußens werden. Kann in diesem engern Verbande unter Preußens Oberbefehlshaber und diplomatischer Vertretung eine deutsche Militärmacht von zwanzig Mann aufgestellt werden, so kann Deutschland, auf eigenen Füßen stehend, die Blicken in Ost und West ruhig wachsen oder abnehmen sehen; es weiß, dass es jeder fremden Annexion widerstehen kann. Der Minister wird dem Landtage über diese Projekt Näheres mittheilen. Das desselbe, falls es nicht zum Vorwand für Geldforderungen dient, wie die Wiener Blätter sagen, Beifall finden wird, ist nicht zu bezweifeln, nur müssen auch gleichzeitig die beiden bisher so dürftig bei uns im Ministerium vertretenen Ressorts des Krieges und der Genieanz, es durchzuführen, sichtbar werden. Nicht an Willen, an Charakter ist unsere Zeit so arm. Ein deutscher Völkerfrühling kann nur durch generell freisinnige Principien herbeigeführt werden und factische Eroberungen können nur dadurch entstehen, wenn wirklich moralische vorangingen. Nächst manchem andern fehlen uns hierzu vorzugsweise auch die von wahrem Interesse beseelten Diplomaten in den deutschen Klein- und Mittelstaaten — solche, die man nicht ihres Grafentitels halber befördert und

…ortirt, solche, die, wie die Perpoucher und Schlotterbach… …ht und Lager beure schleichen, die Preußens Kriche sein …ten.

…Soviel sich jetzt übersehen läßt, wird das Abgeordnetenhaus in sechs Fractionen zerfallen: Feudale, ministerielle …chte unter Gradow; Ultramontane; linkes Centrum unter …ffert und Stavenhagen; die deutsche Fortschrittspartei …vollständige Linke und die Polen. Die Parteien haben bereits ihre verschiedenen Einladungen zu Besprechungen erlassen. Bleibereck übrig. Es natürlich der Fortschrittspartei; Waldeck und Behrend haben mit ihren …itten, in denen Kirchmann, Lasker, Twesten, Virchow, …ulze-Delitzsch gehören, seit die ganze linke Seite eingenommen, jetzt wird solche wieder in Selbstständigkeit zu …en kommen, es hatte durch die ministerielle Fraction eine wahre Begriffsverwirrung hervorgerufen. Die Presse gegen der demokratischen Partei klingen durchaus gemäßigt. So schrieb uns einer der Gewählten kürzlich: „Sie …en unserer Wirksamkeit in der Kammer ein schlimmes …gnostikon, wenn Sie für baldige Auflösung derselben in …ficht geben. Sie entmuthigen hiedurch die Wenigen, …ich jetzt dahin lediglich auf ein gelegentliches An… …chen — und es geschieht es von manchen Seiten …auf angelegt zu werden scheint, daß das Schlimmste sich …ereit, so halte ich noch immer die Hoffnung aufrecht, …die Dinge sich erfahrungsmäßig erledigen werden. Was …gegend mich betrifft, so gebrauche ich es treten. Sie einen …ch wünschen, mir es leicht zu machen. Vielleicht kommt …erfahren. Und ich hoffe dabei auf gleiche Gesinnung …der ganzen besonnenen Majorität. Wir wollen an der …te halten und, ohne derselben irgendwie zu entsagen …Zähigkeit jetzt Raum geben, der wahre Auflösung …nützen kann. Vielleicht wollen wir uns freilich …laden, aber das Volk soll wenigstens klar zu sehen bekommen, daß die Schuld des Bruches nicht auf uns fällt; …haben unsere Mittel nichts mehr vermag, so müssen …thatsachen ihr Recht üben." Bemerkenswerth ist die absolut Provocation gegen die Demokratie ausgebrochene Wut …der neuen „Berliner Allgemeinen Zeitung".

Unter dem Druck der Erwartung äußerte sich einstweilen …alles geistige Treiben. Auch die eigentliche Hofwelt …ihren Gleisen. Selbst hier hatte die Absicht des Königs …ne Unterbrechung erlitten haben. Der König …ihn verbringt in ländlicher Ruhe in seinem Palais …und ihr fürstliche Gemahl durch vorübergehende Energie …Aufmerksamkeit ihren Schmerz zu mildern sucht.

Daß es dem Grafen Eulenburg gelungen ist, einen …chinesischen Handelsvertrag nicht nur für Preußen, …n für den gesammten Zollverein, für Hamburg und …ebung mit einzuschließen, abzuschließen, ist nicht nur in …Kreisen von allen dort angesiedelten Deutschen mit Jubel …genommen worden, sondern hat auch hier die Regierung einigermaßen zu Ehren gebracht. Hong-Kong ist …ch der Bank- und Centralsitz des chinesischen Handels, …deutschen Häuser sind dort Millionäre und halten in …ligen Hafen ihre Dampfschiffe. In einem Privatbrief …dort es: „Daß der Tractat nicht blos für Preußen, …n für den gesammten Zollverein abgeschlossen ist, hat die …deutschen Deutschen, von denen fünf Sechstel Nichtpreußen sind, für das letztere angenehm aufgenommen. …ina herrscht in diesem Augenblick ein vortheilhaftes einiges Deutschland, aller Particularismus hat aufgehört und deutsche Brüder schließen sich in die Arme, gleichviel, ob sie aus Hannover oder jenen Ländern — alle sind von dem einen Gefühl durchdrungen, daß im Fall der Noth jetzt Preußen Schutz und Hülfe gewähren muß. Schon am 1. Juni dieses Jahres tritt der Vertrag ins Leben, kraft dessen die Deutschen in China jetzt auf gleichen Fuß und in gleiche Rechte mit Engländern, Russen und Franzosen treten, während sie früher, in ihrer getrennten Stellung, hier nur geduldet waren. Man will hier, daß der Gesandte Preußens in Peking der diplomatische Vertreter von ganz Deutschland sein und alle Consulate der deutschen Staaten unter seinem Flagge Schutz haben sollen." Diese thatsächlich deutsche Einigkeit ist sehr erfreulich, und obgleich man, daß Preußen noch alle Sammlungen nach seiner Flotte zu commandiren hat, denn das, was einige auf allen den Meeren mit Japan und China Handel getrieben wurde, ist das jetzige Stationiren einer mit Kanonen belasteten Geschwaderes in den japanisch-chinesischen Gewässern. Es ist dort verschwindend:

Einen Schuß ohne Kanonen
Kann jeder Matrose riskiren.

In der Berliner Musikwelt entwickelt sich in diesem Augenblick eine enorme Thätigkeit. Der meteorische Aufschwung ist die Anerkennung von Wagner's Tonwerken für die Musikbühne Preußischer Hofe. Verschiedene Artikelchen über Jenaer sind gemacht und welche Aufregung die ersten Arbeiten erregt haben, erhellt daraus, daß, während in den letzten Jahren die Besucher der Aufführungen der Wagner'schen Werke zwei, auch drei verlieren werden können.

Die Philharmoniker schwimmen in einem Meer von Entzücken; Berlin ist um einige Millionen des großen Meisters reicher geworden. Ein Musikhändler, Johann aus Bern, hatte die Quartett-Instrumente Beethoven's allerhöchsten Orts zum Geschenk angeboten. Dankbar wurde dasselbe angenommen; die Instrumente kamen mit der Verabredung der Geheimhaltung an. Sie sind jetzt in einem der Säle der königlichen Bibliothek, in der Musikabtheilung, aufgestellt worden. Es erschien hier seit langer Zeit das Publicum, um Beethoven-Manuscripte des großen Componisten anzustaunen, auch im Besitz seiner Briefe ist die auf Schriftlichen Unterhandlungen mit Fürsten und Diplomaten, die ihn besuchten, so reiner Intellect jede weitere Interpretation unmöglich machen, für die solches Material weitere tiefe Interessen von wissenschaftlichem Interesse sein.

Die wissenschaftlichen Vorträge wurden am 4. Januar von Professor Wuttke mit einem Vortrage über Palermo eröffnet. Der Redner wußte höchst interessant und begeisternd zu sprechen, daß die Säle des Kunstvereins Zeugniß davon ablegten, daß die Berliner Gebrechlichkeit überwunden hatte, das man auch heute die Spuren davon sah. Der Hof war erschienen und folgte dem Redner mit großem Interesse. Am nächsten Sonnabend wird Richard Lucae über das Theater sprechen haben. Vielleicht wird es Anderlangen auf die Lage des Augenblicks.

In der Arena von Berg sind zwölf Löwen der Nacht eingesperrt; — wie früher der Raubthiermann, so gehen

auch fr. — gleichviel ob echte oder ob nur dressirte Beduinen — dem Physiologen und Anatomen durch die fabelhafte Accuratesse ihrer Körperbewegung und Muskelkraft zu rathen auf.

Die Unterhandlungen, die mit Herrn Gerf wegen des Victoriatheater-Lokals zu Maskenbällen durch Herrn von Hülsen angeknüpft wurden, hat durch die exorbitanten Forderungen des Letzteren wieder abgebrochen werden; Herr Gerf tritt jetzt selbst als Arrangeur auf. Dagegen sollen am 1. und 15. Februar und am 1. März Subscriptionsbälle im Opernhause stattfinden. Signora Piatti forderte für zwei Monate, in denen sie die „Traviata" singen sollte, 20000 Francs. Man fand die Forderung mit Recht zu hoch.

Idealismus und Realismus.

* Man schreibt uns über ein Bild des Malers Preyer in Dusseldorf:

„Sollte man es glauben, daß einer durchschnittenen Apfelsine, einer Weintraube, einer Birne, einem mit Wein gefüllten Pokal von Glas eine poetisch wirkende Seite abzugewinnen sei? Sollte man glauben, wenn ich noch bewundernd erwähne, daß diese Gegenstände mit der Hand des Künstlers so getreu nach der Natur dargestellt sind, daß man durch ein Vergrößerungsglas auf dem gemalten Flügel der natürlichen Mücke sogar die einzelnen Härchen entdecken und zählen kann? Meine Ansicht ist es. Die Treue, mit welcher Preyer die Natur nachahmt, geht über alle bisher dagewesene Technik hinaus. Und diese Technik ist so täuschend, daß man sofort beim Anblick des Bildes vergißt, Gemaltes zu sehen und man sich ihrer wird, als unterhalte man sich auf die reizendste Weise mit den wirklichen, greifbaren Dingen. Mit einem Wort, das belagte Bild von Preyer ist so beschaffen, als wenn die Apfelsine und die Traube auf der Leinwand gewachsen und gereift wären, als sei sie so hier aus dem zarten Blüthenduft unter allen natürlichen Einflüssen von Licht, Wärme, Luft, Regen und Thau bis zu der liebergebenen Gestalt, in welcher wir sie vor uns erblicken, entwickelt hätten. Und nicht verbotene Sinnlichkeit, nur die gewissenhafteste Treue ist es, mit welcher der Künstler die Spiegelung der Weines und der Gläser behandelt hat. Man sieht nämlich den Künstler mit Staffelei, Pinsel und Palette auf dem Glase abconterfeit. Und der Pokal ist so täuschend täuschend gemalt, daß man wähnt, man sähe ihn wie einen wirklichen, natürlichen, auf der marmornen Tischplatte stehen und könnte ihn von allen Seiten bei auf rundherum betrachten. Das hervorgeflogene Insekt, eine Wespe und eine Fliege, scheint nicht gemalt, sondern lebend zu sein. Leben noch heute, die gemalte Fliege und Wespe, so aus, als wollten sie aufgescheucht jeden Augenblick davonfliegen. Man wird versucht, zu meinen, sie strecken schon ängstlich die Flügel aus. Bald hätte ich in Betreff der Weintraube und des Blattes zu sagen vergessen, daß auf Traube und Blatt noch der herbstliche Duft liegt, davon abgesehen, daß die einzelnen Beeren mit einer unbeschreiblichen Saftigkeit und Durchsichtigkeit und das Blatt mit einem so sammetgrünlichen Glanze und mit einem so saftigen Ueberzuge gemalt sind, daß man sich aufrichtig und staunend beim Anblick dieses zauberhaften Bildes gehoben muß. Hier hat der Künstler sich selbst übertroffen. Und doch ist es nicht die Treue in der Nachahmung der Natur allein, die den Zuschauer so gewaltig fesselt, sondern auch der poetische Zauber und Duft, ja die schöne Seele möchte ich fast sagen, die aus dem Bilde athmet; diese ist es auch besonders, die so unwiderstehlich anzieht. Das in Begriffen und Schilderung auszudrücken, wäre vergebliche Mühe; dergleichen läßt sich am besten nur mit eigenen Augen erkennen und schauen."

Realismus und Idealismus sind hier also auch innig verschmolzen.

Amerika und Frankreich.

* So kann dem französischen Kaiserreich durchaus nicht daran liegen, England durch einen Conflict mit Amerika in Verlegenheiten zu bringen. Auch für Frankreichs Industrie tritt die amerikanische traurige Irrung höchst empfindlich hemmend auf. Lyon sendet für viele Millionen Francs Seidenstoffe nach Amerika, ebenso künstliche Blumen und Quincaillerieen — alle Bestellungen haben aufgehört, die große Circulation ist gehemmt, die Amerika mit Europa verband. Die europäischen Staaten werden danach trachten müssen, den kranken Welttheil zu seiner Gesundheit und damit ihren eigenen Vortheil wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Briefwechsel.

— *** in Dresden. Wir erfüllen gern Ihren Wunsch und lassen Ihre Einsendung der allgemeinen Kenntniß gelangen. „Eine alte Freundin an ihre alten und jungen Mitschwestern." Obgleich Herr Dr. Wandt in seinem Aufsatz in diesen Blättern: „Ueber den Blick" (Nr. 52 des vorigen Jahrgangs) am Schlusse denselben mit ironischer Schadenfreude den Krieg erklärt: Er kenne nur ein Mittel gegen den Blick — Zucker zu geben, so behalte er aber sie sich — so müssen sich trotzdem um dieses kleinen Verbrechens willen nicht grämen. Es ist nicht nur entsetzlich Weltübel zu heilen, reich und arm, jung und alt — alle können es haben, wenn sie nur recht danach streben. Die Folge — Hebung des Geistes und Gute des Herzens. Dann in dem müssen diese Eigenschaften geben, um den echten, reinen Liebesgewinnenden Zauber jedem Freundesblick zu geben, jenen Blick, von dem Goethe in so inniger Weise singt: „Dieser Blick voll Treu und Güte. Mit unendlicher Gemalt —". Daß nicht gerade jene Gute einen Dichter wie Goethe zu diesen Worten begeistern konnte, wird ja wol jeder deutsch fühlende sagen, ebenso wenig würden diese Blick seiner Lili im Stande gewesen sein, seine Kraft, Thatkraft und ihm geistreiches Hälfe. Und frage ich nun, meine Mitschwestern, was jenen beiden Eigenschaften die Weihe gibt? — Das Evangelium. — Das Evangelium, wie es von dem erhabenen Meister, der den Frauen ihre Menschenrechte zurückgab. Wir sagen hinzu. Gewiß wird Herr Dr. Wandt, der uns nächstens wieder eine geistreiche Plauderei „Ueber den Mund" geben wird, diese Auffassung unterschreiben und uns in Betreff des Evangeliums die Beweise dafür, ob nicht eine anderartige religiöse Färbung der Blicke diesen eine Steigerung gibt, die nicht so sehr Schadenfreude gebären könnte. Auch würde bei solcher Anleitung zum Zaubermittel die Gefahr eines — falschen ziemlich nahe liegen.

— Herrn *** in Heidelberg. Noch nicht beherzigtes. Ad acta und Neues, worüber jedoch Keines wie „beliebten" und „erblühten" nicht vorkommen darf.

(Ausgegeben am 16. Januar 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 4.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Schulmeisters Fränzli. Erzählung von Richard Kunisch. II. — Von der Nase an die Weichsel. Eine Wanderfahrt von Franz von Nemmersdorf. III. — Alt und neuer Wein. Von Th. Hermann. II. — Unterhaltungsliteratur. I. — Buchmacherei. — Neue Gedichte. II. — **Neues aus der Welt.**

Schulmeisters Fränzli.

Erzählung von Richard Kunisch.

II.

Pünktlich um 6 Uhr erschien der Rector auf dem Schlafsaale und weckte die Knaben, welche nun eilig die Betten verließen und vor einer Reihe hölzerner, mit Wasser gefüllter Kübel ihre einfache Toilette verrichteten, bevor sie hinunter stürmten zum Morgengebet und Frühstück nach Wildhofen, der gleichfalls erwacht war, schaute sich nun in dem Raume um, der ihm als Schlafgemach gedient hatte. Die Rectorin hatte wohl recht, wenn sie meinte, einem verwöhnten Mann würde es hier nicht behagen. Der Schlafsaal nahm den mittleren Theil des Dachraumes ein; die Decke lief an beiden Längenseiten schräg nach den niedrigen Dachrändern zu und war, gleich den Wänden, mit Kalk beworfen und geweißt, sodaß die Sparren des Gebälks nicht hervortraten. In diesem schmucklosen Raume standen außer den erwähnten Waschbehältern 15 Betten und ein paar rohgezimmerte Schemel. Das war die ganze Einrichtung. Wildhofen bemerkte lächelnd, daß auch in seinem Bett weiße Ueberzüge durch buntgestreifte ersetzt waren, wol um Wäsche zu sparen. An der linken Schmalseite führte eine Thür in den Vorraum und zur Treppe, rechts gelangte man in seine nunmehrige Wohnstube und durch eine zweite Thür in eine Vorrathskammer, während auf der andern Seite des Zimmers der ihm gleichfalls angetheilte Alkoven lag. Wildhofen schien durch die Musterung seiner Umgebung weder betroffen noch unangenehm berührt zu werden. Er erhob sich rasch, kleidete sich an und suchte sich dann in seiner Wohnung einzurichten, indem er die mitgebrachten Effecten auspackte und so gut als möglich unterbrachte. Inzwischen kam die Magd mit Kaffee und einem Vorrath riesiger Schnitten Butterbrot, die dem jungen Mann für sechs Personen ausreichend erschienen. Um Punkt 8 Uhr saßen sich seine Schüler ein, acht an der Zahl, und 8 Uhr Unterricht begann. Die Knaben, davon überzeugt, daß Wildhofen bald, zeichneten sich weniger durch große Kenntnisse als durch Strebung und Gehorsam aus; auf Disciplin verstand man sich hier besser als auf das Unterrichten. Um 11 Uhr war die letzte Vormittagsstunde beendet und der junge Mann konnte im Auspacken fortfahren. Um 12 Uhr begab er sich, der Aufforderung des Rectors gemäß, ins Wohnzimmer hinunter, wo zu Mittag gespeist wurde.

Er hatte nun Muße, sich auch die Familie genauer anzusehen.

Der Rector war ein Mann, den man lieb gewinnen konnte; sein biederes, herzliches Wesen

machte auf Wilhelm einen angenehmen Eindruck. Er konnte sich erinnern, es hatte in der bekannte Ausruf „Barmherzige Samariter vom Lande", an der man ein gewisses Schulmeisterliches Anstoß — es war auch wieder die Hochzeit, war der Hauptgegenstand und den Hermann hatte sie mit einfachem Anstand vertreten — die Gesellschaft zurück. Auch Charlotte sie glaub ihrem Mann. Bertha war ihre nächstjüngeren Jahre, wahrhaftigen Augen, breiten Schultern und großen weißen Zähnen, die bei dem leisen Lachen auch wie schön waren, war ebenfalls die „Hausfrau des Lebens" sich abgethan. Dagegen verwandte der Bräutigam die Reinige Gesprächen, Violente Ansichten und den Jagen und aus den romantischen Kreisen des schwärmerischen Mädchens. Nur aber den ganzen Mann recht ausmerksam auf sie machte, war der metallende Klang ihrer Stimme, wenn sie sprach, war es wie Silberklingen, wenn sie lachte, wie Orchesterspiel. Wilhelm erinnerte sich nicht, jemals ein so herzliches, frisches Lachen gehört zu haben. Dabei war ihr Blick so rein und klar, wenn sie sagte, sie bewunderte und verehrte, sehr ihren Bewegungen von so unaufrichtiger Bewunderung, daß man es dem Vater, der einen ungern Sinn für alles Schöne hatte, nicht verdenken konnte, wenn er häufig mit schlechter verhohlem Mißbehagen auf den Kopf blickte, auf Arabesken, die ihm allen auch im Hause gefielen. Denn wie Ernst bewahrte das Ehrgefühl in der Kunst und selbst Ideenlage werden.

Aber auch zur Mäßigung der Leidenschaften hat sie eine Mittagsmahlzeit ermöglichte Gelegenheit.

„Er scheint Handlicher zu vornehmen Hause gewesen zu sein", sagte der Vater, „sehr merkt man ihm halt an. Wenn er ihm nur nicht in unserem leichtsinnigen Kreise gefallen würde".

„Möglich tut er sich gar nichts, er scheint ihm viel nicht zu schmecken", meinte Ernst verlegt der Mutter.

„Er hat heute meiner ein Lobeswort von Bertha gebracht, ich habe es ganz freudig gefunden", berichtete Bertha. Auch Agnes hatte es bemerkt bemerkt. Denn wenn sie über andere aber den Charakter

„Was meinst du denn so einen armen Teufel?" fragte der Vater das Mädchen.

„Ich glaube, man muß Gutes von ihm sagen", verteidigte Agnes, „er hat einen so weh, muß es nicht schmerzlich sein und sich macht, daß man ich in seiner Gegenwart genau fühlt."

„Das ist in den ersten Jahren immer so", bemerkte mitleidvoll die Mutter, obgleich sie sich heimlich gefreut, daß sie Lachen nicht habe.

Um 4 Uhr war der Nachmittagsunterricht beendet. Dann wurde Kaffee getrunken und der Vater ritt auf seinem alten Schimmel eine Stunde spazieren, eine Bewegung, die seine Gesundheit erforderte. Während dieser Zeit mußte die beiden die Jünglinge beschäftigen, deren Lust ist um 5 Uhr, nach der Rückkehr des Vaters, begann. Um 7 Uhr wurde gewöhnlich zu Abend gegessen. So verging ein Tag wie der andere in großer Regelmäßigkeit, eine Abwechslung machen nur die Sonn- und Festtage.

Als um 5 Uhr der Gastherr das Haus verließ, um, wie er sagte, einen langen Spaziergang zu machen, konnte der Rektor einer Verwandlung der Gefühle nicht widerstehen. Er ging hinauf in das Zimmer des Hausherrn, um wie er Ohm bei jedem Besuchen gethan, die Bibliothek desselben zu mustern, denn es war ein großer Bücherfreund und seine Lektüre die Antike, das man auch bei Gleichheit derselben sehr hoch auf Geschmack und Richtung des Besitzers schließen kann. Kopfschüttelnd verließ er nach einiger Zeit das Zimmer wieder. Er hatte Hegel's Werke, Humboldt's „Kosmos", den Hermann und Dorothea in den Übersetzungen gesehen, auch die Gedichte von Freiligrath und Lenau von Mörike, nur den Rektor auch seinen Namen nach nicht kannte. Alles in schönen Ausgaben und eleganten Einbänden. „Was soll die Gesellschaft heutzutage alles lernen und wissen", sprach er bei sich, „gibt sich Gott, daß es ihm bei uns gefallen möge!" — Als er das Zimmer verließ, trug er plötzlich auf die beiden Mädchen, die erschrocken auffuhren. „Ich habe nachgesehen, ob ihr ihm auch alles schmackhaft eingerichtet habt", sagte er, einen feinen wichtigen Ton zu verlieren. „Wie weiten leben, ob er auch Geschmack hat, ich glaube, sie haben uns verglichen, meinte Bertha, die bemerkt gewesen war. Der Rektor antwortete ab, die Mädchen nahmen ein, Bertha voran, während Agnes an der Thür stehen blieb.

„Ein' mal für diesen Bücher! — Das ist sehr fein. Ich, ein Lesezimmer, aber so elegant!" Das Mädchen sah seinen Vater mit ungeteilter Bewunderung angeschaut, weder von Ihm geschmeichelt „von seinem Intellekt" auch einen Eindruck „auf männlich am Geist

Leidwesen aus Silberstichlau. „Ich
el Geld haben!“ rief Bertha dazwischen
die ich dann an Durchführung des Pl
„Komm doch“ bekräft, wenn es schon
mahnte Ärgernis, aber vergessen
er Bertha auf dem Nebenzimmer, „Lies
arten Brauer. Ich ganz bekräft mit
t mit Rosalie und Bertha mit Klemens
e ich auch schon gestern mit dem Ja
t wie sind auf“ — Ach, wie das schon
— Also was ist denn das? Ent
drücken, ein Hundstuch, das mit einer
er Stirne hat! Hat das ein gewesen
ie ist so auch mir gewiss Schwerkraft!“
ie in radiertem Stern, während Rosalie
tiefster mit Traurigkeit machen. „Ent
Siegen von Paar Endres von der Schönen
t sie so zusammen, aber sie hat auch
Herz, und — trotz mir! — Ja sein
ungsdauer! Ich sehe mal gar keine
ad hellen Schuden!“
Freund!“ rief Rosalie dazwischen. Mag
er Bertha die bemerkenswerte Endres mit
n mit alle Freunde. Als die Mädchen
Gläschen, betrat plötzlich der Gastherr
Morgengruß gegrüßen Ernst der Schlichael
Ihre Hand auf“, sagte Bertha lächelnd,
r, wahrscheinlich so erfahrenen Blickkunde
ir schlug ein paar glückselige Blicke
Mädchen, dann ging es an seine Arbeit
ren es ihr überzeugt hatte, daß es nie
n Schlüssel hatte finden können, ergriff
r Glaser an und legte sie in das p
ster. Im Garten gewahrte Bertha
ber, vom Vorplatz erklangen die Stim
violetten Knaben. Hinter dem Garten
d weite Felder, am Horizont fand
n und ein paar schwarzer Tupfen be
ers und da sah man einen Baum über
ein der Häuser ragen, sonst war es
d und unabsehbar. „Nicht wahr, ge
Mädchen schön“, sagte Blickkunde zu sich
hier gefunden einen gesunden, aber
e Ernst, Sinnigkeit und ein
Blick, ruhiges Selbstsein und ver
Tugenden gemischt schienen, verwandt
ihre zum Intimwerden“ Ob sie
nicht, daß ihm meine wird, er hat es
, der entschieden von ausgezeichnet
Jugend ist denn meine werden. In
Kindheit der Schulfreundschaft hatte
Brautgegenwart vor ihr, das süße
es schon nach seinem eines Tage. Auch die
Mädchen mit einer Blüte auf ihre Brust
ihre eine schmerzvolle Note machte einen
nicht fremden als möglicherweise Vorwurf auf
ihr „Gutkommen in nahen auf Gutes“, nahm
es, „aber was mich gar beunruhigte und be
rend traurig, wenn ich in meinen Gedanken nicht
mehr beschäftige, so wenig als ich bisher in den
ten Wechselbeziehungen einer verwandten Schwes
mich bemerkt hatte. Nur ist in der Wiege ein Ge
heimnis, der mir allmählich als Freundlichkeiten
vergehen kann. Heute in jener Stunden wenig ich
nicht mehr wahren, daß die Gedanken den Inhalt
und den Gedanken verwandelt, daß der Sinne
eindringlichen Inhalt wandert und daß es im Herzen
Ton wird nach jenem Takt wandt. Denn wenn
ich mich völlig wohl in seinen einfachen, ganz
festlosen Gedanken auf weite wie hier unter
gewöhnlichen Leben denken, aber ich bin es nicht
mehr wie meinen bedeutenden Inhalten in der
ganzen Welt gewandt herum. Ich glaube,
ich werde mich hier auch sehr glücklich fühlen.“
Und dann ihren weiblichsanften heller Lau auf sein
Ohr, das heilige, heiter Endres Antlitz.
Er verschwand nun ihm auch nur in Klang
einer Wunderharmonie gewesen. Er lebte heute
nur, um auch am Morgen der Wirkung sein.
Jetzt kam die Magd und rief die Mädchen
hinein; auf Wiese wartete Kaffeetisch
Blickkunde folgte sie langsam.
Er verging Tag auf Tag, ohne Ereignis und
ohne Abwechslung. Ihr Gedanken war nur
allem von heiterer Verklärung, aber nun Anlaß
hatte über sich. Er ging schweren mit sich herum
Entschlüsse aber mit Hoffnung wollte man sich
zu nun tun. Er spürte verwundlich auf unter
schiedene mit allen, aber die Sehnsucht der Mutter
wollte sie in seinen Vorgewissen nicht recht er
mut. Endlich kam die Mutterin in Gottes Gar
tiefen seinem ernsten Gespräch, kam dann die
ihm entgegenkommen, ob nun dieser der intensi
gefühlt, auf den Schmerzlichen mitteilen könne,
dann auch jenen Kern reifen und wandern an
ihrer Gesichtes wiederhalt, kann sie war, nun
Tage so oft, daß er Handlung vollständig Mutter
gewesen und wenn wie gut, was sie ganz
Tun aber aber war, wie die Mutterin wie kurz
reichend, an Blickkunde Handlung nicht angehabt
Er wollte es ja schon nicht glauben, aber sie
so lange Wochen, so niemand und unbegreiflich es
scheint, langsamen die Gewissheit. Auch die Mutter
schien mit neuem ehrlichen Interesse nicht zu

sehen und Bertha hatte in Gegenwart des Kandidaten ihre wenige Bekleidung herausgenommen. Wenn er sich unbemerkt glaubte, waren ihre Blicke neugierig auf ihn gerichtet; durfte sein Haar so kunstvoll, so weise ordnen, so wusste sie trefflich. Der Kranke blieb ruhig auch in Gegenwart des Kandidaten, aber sie war blass und ernst wie Leben, die man früher nur an ihr bemerkt hatte. Der junge Mann bedauerte sich absonderlich sehr wenig mit ihr; eine Woche war vergangen, und beide hatten, außer an jenem ersten Morgen, noch nicht zwei Worte miteinander gesprochen. Hoffentlich lebte er etwas zurückgezogen, brachte seine Nachmittage meist mit Studien oder auf einsamen Spaziergängen in der Umgegend zu. Und allen diesen Vermutungen hatte der junge Mann nicht

Bestimmte Wahrheit war die Umgegend nicht, meist Aecker, hier und da eine Baumgruppe oder eine vereinzelte Behausung, wenigstens etwas Bedeutung auf ein paar Leute. Aber der Kranke schmeckte die belebtere Luftschaft mit vollen Zügen, so war der Kranke auch die lebhafte Wechselwandlung verfolgt. Bisweilen kam von einem Spaziergang zurück, das Auge leuchtend, die Wangen gerötet, die Brust schwellend. Der Arzt, der vorsichtige, mit seinem erwachenden Frohsinn rechnete, und seinem Vergnügen und seiner Konversationsgabe war einzugehen in seine Zeit; auf Fälle alle Erinnerungen daran verschwunden und sie ganz erfüllt mit Krankengedanken. Er hatte die ersten zarten Blumchen gepflückt und zum Strauße gewunden, den er an seiner Brust bewegte. Als er in den Garten trat, erblickte er Annchen, die mit einem Buche in der Hand in der Laube saß, an welches sie verdächtig wandte. Sie hatte die Hand mit dem Buche in den Schoß sinken lassen und blickte nachdenklich vor sich hin. „Was ist erneuter Unmut an einem so heiteren Morgen?“ rief lachend der junge Mann; „Sie werden Ihren Augen schaden, der Arzt kommt schon heran.“

„Ich bin auch nicht mehr“, entgegnete Annchen, „aber ich bin so allein hier im Garten, daß ich mich auch mehr entschließen konnte, mit Ihnen zu redingehen.“

„Sie hätten selbst einen Spaziergang machen, wie ich.“

„Wo wären Sie?“

„Das muss ich Ihnen wirklich nicht sagen; überall, wo ich keine Menschen und keine Menschenwohnungen sah, wo Feld, Bäume und Blumen. Es kommt ich ganz unerwartet wieder vor ein Kinder und sehr Gras weiden und singen und Frauen stehen. Den einen Berg ich an den andern Baum, kommt es mich auch einmal Erschöpfung vor — es ist mich gut, bin wieder zu —, den anderen Kranken ich mit. Darf ich Ihnen geben?“

„Sehr ich Ihnen auch noch so wunderlich aus?“ sagte mit schelmischem Lächeln das Mädchen, indem es die Blumen am Kleide befestigte.

„Mir Ihrem Tadeln schreibt nicht, aber verbinden Sie mir so strenge Gesetze, als hätten Sie an die gründlichen Bertha. Was ist denn Ihr Nachklang Ihrer Existenz? Haben Sie vielleicht Ihnen Lateinisch Grammatik oder den chronologischen Gefüge studiert?“ Er griff nach dem Buche, welches sie auf den Tisch gelegt hatte. „Paul et Virginie“

„Ich habe mich überzeugen wollen, ob ich noch ein wenig Französisch behalten habe.“

„Paul et Virginie“ wiederholte der junge Mann in träumerischem Ernst; „wie war ich einst ergriffen, als ich die Geschichte dieses Knaben zum ersten male las und doch ahnte ich damals noch nicht, dass wir alle dem Schicksal theilen: das Leben zeigt uns das hohe Ziel, wir glauben es fassen zu können und meinen wir in rauschender Eitelkeit die Arme danach ausbreiten, dann schwebt das unerreichte Bild in den Himmel zurück und wir stehen auf Erden vor dem Meere unserer Hoffnung.“ Bisweilen schwang sich Hartig in den blauen Aetherhimmel, als verfolge er dort die Bahn eines schwebenden Luftschiffes.

„Nun, Herr Kandidat, wenn es Ihnen gefällig ist, das Leben ist lustig“, sagte in überaus freundlichem Ton die Frau Victorin, welche unbemerkt näher gekommen war. Das Jammern über das Leben erschien ihr nicht ganz vernünftig.

Ein neuer Streit um neue Unterredung war Annchen noch schöner als vorher; ganz Weiblichkeit geworden, so schien sie, als wünsche sie keine Nähe, lehne sie der Mutter zurück. Auch wandte sie der Gesellschaft an der Laube wieder sie bevorzugt. Das Mädchen war aufgestanden, etwas gewendet und hatte nur eine Hand über sie gekommen, welche die Victorin ab sah nicht erblicken konnte. Das Fräulein schien Annchen ganz entfernt zu haben und redete Hartig an, als wäre sie nicht da. Hartig antwortete nur so gleichgültig, als wäre sie nicht da. „In dem Kinde steckt eine Krankheit“, wandte zu ärztlich Mutter. „Sie hat so wenig Blumb-

Niemandem etwas zu Leide thut, ganz wie der ſächſiſche Nationalcharakter überhaupt. Die Ausſichten nehmen ſich von den Ufern recht nett aus, beſonders wenn ſie in Kupfer geſtochen ſind; wir ſprechen das reinſte Deutſch, haben eine Gemälde-Gallerie, ſind die Erfinder des Porzellans und können ſtolz ſein auf die berühmte Elbbrücke, die tauſend Fuß lang, hundert Fuß breit iſt und im Jahre — ich glaube 1340 — erbaut wurde. Alſo bis gegen Mitternacht! Noch immer Zeit genug, um einen kleinen Roman anzuknüpfen, junger Schwede!

Schlippenbach (mit dem Offizier ab).

Pfingſten.

Gott ſei Dank, wir haben den König zwar noch nicht, wohin wir wollen, aber doch ſchon weit genug. Die Frage iſt nur noch die, wie man ſich ſeiner vorläufig am ſicherſten bemächtigt?

Imhof.

Und noch größer wohl die, wie wir uns über dieſen Bruch des Völkerrechts vor Europa rechtfertigen würden.

Pfingſten.

O wir ſagen: Patkul ſteht mit den Schweden in geheimer Unterhandlung, verſtehen Sie — um für ſich eine Amneſtie zu erlangen und uns Alle ſeinem perſönlichen Intereſſe zu opfern. Er hat das Bündniß zwiſchen dem König und dem Czaaren aufgelockert. Er will einen Separat-Frieden zwiſchen Schweden und Rußland

…ma", sagte der Vater, „in dieser Zeit von … ist man von Einkäufen noch nicht so gut wie … Nächsten Sonntag kann du einmal auf … Nachmittag zu Auguste fahren."

Das gefiel dem auch. Als die Kinder … es immer ein Ereignis, wenn sie zu … kamen, und schon gestern waren, und einmal … Abstecher machen mußten, obgleich es eine … war, das andere. Bald nach dem … verschwanden die lärmenden Kinder mit … Spiel und Inhalt der Reden nun Lotte gab, … wurde sie von allgemeiner Unruhe … Sie … all wußte aufgeben, denn während dem Spiel … , war andere sagte der Wagen wie der Tier … wollte ihre Puppe, aber dem anderen … gern. Sie glaubte der Kinder durch … Kommen über den Spaß, um damit … ung der Schwestern durch die Schwesterpflichten … Trotzdem hatte die Einsamkeit sie, die … hatte die Eigenmacht so. Und, sie gefiel … Der Knabe war 13 Jahre, die Lotte … des Geburtstages, heute, weil es sehr … Sonntag schon lange fest, die Freunde … Stadt auf dem Straßen Straße kaufen, … Ausflug herauszutragen hatte, war das … Gemeinsame Erlebnis bereits Kameraden … Die Mutter dachte, wie sie Lotte … , daß es auch schon Sommer, um sich … zu machen, denn die Kinder schuld … Tag, Ausgang zu benachrichtigen.

Lotte dachte nun in der Nähe der Mutter … von Kindern, als die Lehrer der Kinder … Wie es schien, vergnügten … von ihren Schwestern, … sich … „Ich weiß, Annchen kommt … Komme gleich wieder!" hörte … Ein Lehrer … hat ihre Puppe Dorothea auch mit … gestern!" und Hand, Annchen Tüchlein … Tisch ihrer Mutter machen, einzuhelfen. Ein … , als hier … der Bemerkung nicht … hat sich nach dem Wagen. Ein Handtuch … einem Schritt näher, um ihr beim Abtrocknen … schlag zu tun; aber sie ist ihrer Sache … ihrem Freund, sah sie schon auf dem Rücken, … sogleich aber der heftigeren Lage der Schwestern … gewonnen gingen waren.

Lotte trat auch der Mutter und dem Knaben … den gleichfalls von ihrem Interesse … sahen, indem er mit dem Handtuch der Mutter … Lange sang es auf, sagte sie seiner … Lehrer, nicht Freunde und Jagd … „Du … Tag, dem Mutter!" erklärte er plötzlich — „Du schöne Geschenk" — „Ich will mit Annchen … auf ein paar Stunden zu seiner Mutter" — „Du hattest schöne Mutter! Mädchen Kind … mit Brüderchen" Der Knabe schwieg nicht … dem Mutter zu Hand, auch Annchen wurde … alles Abwechslung, so einige … Mutter … , bis sie Antwort schwieg. Lotte … der erschrockene Hand der Mutter an … Mund, sagte Lotte Hilfe … sie … Schweigen in eine innere … Abgewandt Bewegung. Mit … Mutter … kannte man … Wagen auf … Stuhl … und … Mutter … Mutter, … Mutter … sie … Mutter … Mutter … Mutter

lebt sich ein gar vergnügt heraus. Neugierig bin ich, wie es Ihnen auf der Hänge gefallen wird."

„Die liebe Mama hat Geschenken wohl auch wie bei Ihnen zu wenig nachdenken", sagte gravez Wilhelm lachend.

Hermann hätte gern erfahren, weshalb sein Vetter, der bei seiner ungewöhnlichen wissenschaftlichen Bildung viel Sinn auf den Lebensstil einer Hofcarriere zu setzen schien, diese Stellung übernommen hatte, die mancher in gewissen Kreisen lebendige Gesellschaft verschmähen würde. Aber es fehlte Zeitschaft genug, hierauf noch weiter einzugehen, als der andere ihm kurz entgegnete, eine solche Stellung entspräche seinem Geschmack am besten.

„Der Kanzler ist übrigens ein freundlicher Mann, mit dem werden Sie schon auskommen und ebenso mit seiner Familie. Seine Frau hat mich empfohlen, aber eine solche Herausgabe, wie man sie hier haben will, auch Arznei ist im Grunde ein altes Mädchen."

„Sie scheinen nicht freundlich gegen sie gesinnt zu sein?"

„Ehen gesagt, mein Vetter ist das Leben zu lange, ist nicht; vor allem Tingen eine recht weitlich."

„Das ist ein harter Urtheil!"

„Widersprechen Sie nicht mir! Ich weiß es, was man sagt, das sie nicht gefunden ist, einen Mann durch zu werden in dem Sinne, wie du Schrift es verlangt. Sie hat einen festen, ja trotzigen Charakter, so sagt sie es, und weiß sich nie unterordnen können. Es liegt etwas Wahres in dieser ganzen Erscheinung und es muß in ihrer Jugendlage. Selbst wenn sie dem Tage ihres guten Herzens folgt, was sie oft genug thut, gerichtet es sich einer Unbequemlichkeit, daß man sie ihre Schulen als Lehrerin machen. Ein Verfall, der sich vor drei Jahren ereignete, als ich hierher gekommen war, ist charakteristisch für sie. Mehrere Knaben aus dem Pensionat spielten mit ihr Kindern am Schlingbaum in der Nähe des Wassers, das weiß, wie ihnen es erlaubt worden war, ihr tut es. Einer von ihnen, derselbe Emil, der jetzt noch hier ist, bei einem Ball nach, der dem Ufer entlief, verlor es und fiel hinein. In der Nähe war ein Kahn, in welchem ein paar Arbeiter sich befanden, diese war es zum Glück, den Knaben herauszuholen und sie thaten es auch; Arznei aber, ohne hinein zu denken, sprang dem Ertrinken so rasch nach, daß es sah schien, als wären beide in gleicher Lebensgefahr. Als man sie dann fragte, weshalb sie das gethan habe, da sie doch gar nicht schwimmen und dem Knaben also nicht helfen konnte, erwiderte sie nur: „Daran dachte ich nicht!" Mit ähnlicher Leichtheit hat sie gar ein Examen. Das zeugt zwar von Geistesgegenwart, aber zugleich von einer Unbesonnenheit und Vergeßheit, die mir an Knaben nicht behagt, an Mädchen noch weniger. Das Wort ist darauf anzuwenden, ob man dem Vetter Mann beichtigen zu lassen, und ein wenig Aufrichtigkeit habe ihm gern gut."

„Auch wenn es sich um die Person einer Nächsten handelt?"

„Aber ein wenig Nachdenken müsse ihr sie sagen, daß sie nur den Aeltern eine doppelte Mühe machte."

„Sie hat gegen das arme Kind eingenommen."

„Meinen Sie? Ich bin ihr herzlich gut, wenn ich die ganze Familie hier habe. Aber sie erscheint mir gar nicht wie ein Mädchen. Sie hat gar nichts Schüchternes, Scheues, Schmiegsames. Sie ist auch gar nicht gebildet, liebt einzelnen eine Bücher zu empfehlen, und deshalb bringe ich sie natürlich, wenn das ich doch einmal die Gelegenheit hat, Mädchen."

Man hatte die Stadt erreicht. „Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir in die Apotheke. Das ist der einzige Ort, welchen man hier besuchen kann. Erst treffen wir einen Arzt, einen Mann — er ist ein alter Junggeselle, aber doch trefflich und hilfe. Hier besuche ich, das nächste mal kommen Sie an die Reihe. Sie ist es hier alter Brauch, denn ich war mit Ihrem Vorgänger schon acht Wochen einmal hier."

Die Apotheke war das stattlichste Gebäude der Straße, mehr ansprechend, mit einem wohlgepflegten Garten vor der Thür und mit der Aufschrift, die seinen Inhalt bezeichnete: „Zum schwarzen Mohren". Wenn man die Haustür betrat, erlangte man rechts in den Apothekerladen, links in ein Wohnzimmer, in welchem Vater und junger Herr gerichtet wurde. Mit seinen Armstern verband der Eigenthümer noch mehrere einen Buchgewerbe und einen Ackerwirthschaft, eine Häuserei von Gewerbeanlagen. Er in seinem Stadium, wo ihn einzige ihn trennt, nicht stehen ist. Der heiter Jüngling hinter das Publikum völlig tritt, als er gerade eine Dienstmagd bei ihrem bescheidenen Verlangt grüßen hatten, kam sich auch

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] gewaltsamen Gesichtsausdruck der Mutter, welcher er bisher viel manchmal, gleich dem Kantinisten Hermann, recht beurtheilt hatte. Sie war so unruhig, so blaß, so verstimmt und verdrießlich, daß der junge Mann über jene Erzählung von dem Sprung aus Mutter kaum glaublich erscheinen war.

Er fuhr sie und fragte sie mutter. Sie preßte ihn an sich, sprechen konnte sie nicht, ihre Aufregung schien unerträglich.

Plötzlich begann Ihnen schlecht zu sein zu werden.

Sie stützte die Stirne die Hände. Blitzschnell sah sie auf den Knaben und seinen Arzt, was vorüberging.

Der Kantinist gab dem Kameraden das Buch und ging in sein Zimmer zurück.

Erst hier sah er sich näher auf Ihnen die Augen.

Das war also nur ein Traum über die sie kommen. Der alte Mensch hatte es in seinen Visionen der „Antigone" — hier lag das Buch noch aufgeschlagen — unterhalten, weil er sich einredete, daß sie Worte ihn gelesen hatte, es wenige Tage seine Aufgabe für „Hertel" und einige Tage haben. Er war hinausgegangen in die Straße, die unterbrochene Visite hatte wieder fortsetzen. Und jetzt — mit welchen Gedanken war er zurückkehrte!

Anfangs hatte er manchmal gedacht, es könnte [illegible] Gemüthsleben vielleicht die Absicht [illegible] sein. Er hatte über sie [illegible] in der Welt gelebt, um nicht auch Zeichen der weiblichen Nerven, seine rasenden Nachrichte der Erregung, gewandt zu haben. Aber hier in ihrer innere Nähe, mit der ihrer Welt, mit ihrer Verantwortlichkeit! —

Was ist Nähe? — Wie war denn [illegible] Kranke so plötzlich über ihn gekommen? —

Plötzlich? — War nicht ihre Mutter mit ihrem ruhig Blick, mit ihrer verständigen Haltung das Einzige gewesen, was ihm einzige Mann von jener Umgebung, von ganzen eigen wärmigen Leben verklärt hatte für den ersten Tage seiner Kasernenhaft? Wenn er den gewohnten Klang ihrer Stimme, wenn er ihr Auge [illegible] suchen durfte und seinen Hand [illegible] hatte, hatte nicht sein Herz schwindel, eine neue Ruhe empfunden?

War sich nur das alles einmal über sie gekommen. Es war so noch ganz ruhig [illegible] sprach mit der Kranken. Solche Kinder sind [illegible] dem plötzlich, ihr Hand zu ergreifen? Und als er es that, welche Verwirrung kam plötzlich über ihn, daß er nicht mehr zurück konnte?

War war der Augenblick jetzt gewesen, in dem er sie in seinen Armen hielt! Auf seinen Lippen brannten noch ihre Küsse, an seinem Herzen glaubte er noch das Wogen ihres Busens zu fühlen.

Der Wärter des Forts sah kopfschüttelnd zu den Fenstern des Gefängnisses hinauf, als er sie um Mitternacht noch erleuchtet sah. „Was doch solche gelehrten Herren an ihren Büchern für Gefallen finden können!"

Als Wilhelm am andern Tage in das Speisezimmer der Familie trat, begrüßte ihn ein strahlender Blick aus den Augen des Mädchens.

Er schalt, so heiter war seit langer Zeit zur Unterhaltung während des Mittagessens nicht gewesen. Der Kantinist war in so ausgelassener Stimmung, daß er sie gleich wenig, um nicht die Aufmerksamkeit der Eltern zu erregen, für nur es hatte bemerkte, wie dem gütigen Verlauf seine Stimme hatten.

Am Abend kam Hermann aus dem Schule heimer und rückte, daß der Vater einmal wieder, um Abend der jungen Gruppe, welche über Worte auf dem Tische ausbreiten wollte. Bertha hatte ihre aufmerksam auf sein Kind hin und wurde verlegt, so kam man bald wieder in die heitere Stimmung hinein, welche schon so Stunde gewährt hatte. Ihr Kindes wurde hervor so ausgelacht, daß es Kopfweh auf seinen Jagerei erzählte — es war wenig zufrieden auch ein Jahr lang Hauslehrer im Hause gewesen — und man erkannte, als ihre die Mädchen die schöne Stunde nur. Er sah heute nun ab ihre Lehrer nicht unterhalten. Niemal wieder Stunden beim Schreiben und Wörterbuch für Hertel und die Kantinist sollte, wie sie heute Tage wirklich erlebten.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Von der Newa an die Weichsel.

Eine Erinnerung von Franz von Dingelstedt.

III.

„Wer hatten sich die Preise in noch Kameraden?" Im Kasernen schwankte es verständig, meine Kameraden an bewirthen und abwechselnd mit der Kasserei, daß die Zeit beide Theilen in Gemüthlichkeit verschwinden mochten. Eine mannigfaltige Industrie!

Wir saßen wie Bettach wie Jahre auf Schlafen kamen wir armer Aamsie. Augustus trocke mich wie Arnaurie wie Hunfre Aaus ein Gefängnis in wie Hand. Nachdem wir eine hinderer gemacht, trangie ich aus, wie einige Hand zu reisen.

Die Landleute waren mir sehr beliebt. Auch in wie Mitte wie Berge hat wie Volksmann, hier in wie Natur sich wenigstens eine schwerblütige Aufrichtigkeit in wie Schnee gerettet. Wie in Hauptsache auf seine Natur, sind sein Charakter, die ruhig abzumessen. Es kommt mir vor auf wie Größe, welche man auf wie Essen gewachsen hatte, auf seine Kraft ankommt. Behalt an wie Ideen getreue Freunden, singen wie sie auf so gelinder wie milden, seinen wenn auch an Ernsthaften, sind seinen Gehalt kostlig wie zu finden.

In seinem Amt wie deutschen Literatur war ich allgemein bekannt, was Natürlich wenig Naturgemäß schadete, so ging denn auch auf Jahre über Erbsen auf Linsen in sehr harm Hunger unter. Mit Gedichten trugschien wie Bäcker, wie Dichter wie sechs Zeitungen hat wie Zeiten wie Publikums begegnete ich zwei Mondy mit starken Büchern, wie Schuppe einer ganzen Wahle Literatur auf wie Jahre Schönheit hat wie Gedichten auf welche wie Dichter Jagdsitten. Wie wandte wie wie Schwierigkeiten bringt. Im Verlagsgeschäft hat man gewöhnlich lange Zeit. Ich wusste Dichter naturgemäß, Schwäche, Bücher und wie Leben Bücher, welche man in Preise in nicht in Einklang versetzt.

„Verleihen Sie mir Ihnen!“ sagt ich dem Redakteur, der seine Hose schon am Knöpfe gefasst hatte.

„Es ist für Ihre Erholungen“, lautete die Antwort.

Wir fühlen alle wie ganze Länge haben, ohne es zu fühlen. Aber wie Jahre hatte auch wie Verlagsgeschäft seine.

„Was ist es denn? Wie sagt es Ihnen“, wandte wie Redakteur, wie Redakteur wandte wie zweite Bücher mit dem Verleger wie Zeit Schwierigkeiten machen!“

Hätte ich wie jungen Mädchen Wunderkuchen gleichen, wie auch wie Dichter, ich hatte wie schwerblütige Dichterinnen gewonnen haben, seinen Hunger zu stillen. Seit wie damit am wie Dichters Stirn ist schon häufig a weniger schlechte Dinge gedichtet worden, als damals. Dichten nach langem Ärgern sind Bücher, welche auch noch meiner Kraft gelesen, wenn auch noch kaum alle Mängeln wie Eigenart zum Vorbringen gegeben werden kann. Wie Ideen, wie Dichterinnen wollen sein möglichst wenig auf wie gründlichen Rücksichten bringen, haben es aber die geschickten Verlagsanstalten wie Dichter wie Damen sehr.

„I wo erwähnen“, war Naturlich in „Die schönen Phantasien“ wie Gemeinschaftsgut wie Jahr 1. eingeteilt begründet, bis wie jenen Blicke in richtiger Zeit Kraft erwachten. Wie sind auch Bücher, seine man nur verbieten, in wie Straße zu. Wie weniger Schwäche schreiben wie wichtige Verlagsgeschäft.

In Augusta war wichtig in wesentlich, in Kraft wie Literaturen wenige Bücher an wie Tag bringen. Schwierigkeiten erinnern sich stark, wenigstens in Jahr, mit Genuß seine wie eine gute Kopf. In in stark in Naturgemäß wie Kraft Bücher wie Zeitungsgeschäft sagen, so schrieb ihnen sind in Mann, den man hatte meinen können. Ihre weibliche Begegnung über Bücherpreise auf Ihn sahen. „Ich Erinnerungen wie Ich schreiben“ kann wie gut sich Ihnen sie machen.

„Nehmen verschwinden wie einen Zeitungsmann“ versuchte in Augusta schließlich mit sich selbst Frieden selig halten.

In Wissenschaft verspach sein Vorgang Ihnen Dank sich wie ganz Weg und wie Verlag Schaden an Bücher.

Sich einer in Kaufen Schwäche wie Bücher sagen selig nachdrücklichen Kaufe selig ab in Augusta auf auf wie auf wie Zeitungsschaft „Comedia“. Wenn Gedichte stehen wie mit, daß wie bei den Zeiten haben auf nicht wie in die zwei Tiefen wieder wie wie Frau an sehen. Ich spann sich auf den Bücher, am mich nach wie Hände wie Jahrgang weiterhin.

In Sache war angestrengt, es kann Ihre wie Comedia am 24. Mai 1911 wie Kampf gewann. Wie weiteren wie gleichen Bücherei Stimmen hinreichenden Verfügung Augusten Ärzte nicht wie machen können. Wie Bücher Gesellschaft schon damals wie Zeitschrift Werke wie geistige Verbindung kann schöne Gebrauch.

Ich aufgenommen Kinder hatten hatten wie wie im Jugendstreich reinsten machen auf wie weiter und weil streiten wie Dichterinnen wie

Feldzug unterbrechen, indem er behauptete, die Russen könne gegenwärtig von Wagen gelöscht

„Nein! schmachvoll wär' Jemand Sie den Rest eines Feldzugs nachzuschicken, dann sind wir der beste Adler gerächt!"

Mit der nämlichen ruhigen Intuition, mit welcher der Kapitän heute gesteuert, den Willen des Feldmarschalls zu erhalten, that er jetzt den nämlichen

„Wollen wir nicht frühstücken?"

„Es können wir noch in Ruh und hier kommen die Pferde!"

Einmal gab es zum Unglück noch

Unglücke die Lage einer Armee haben mir, bereits verschiedene Beispiele, durch die entgegengesetzte Natur, gezeigt. Im verderben Verhältnisse von und auf wie schädlich die Intrigen, und Gegen Mitte des Tags erreichten wir ein Städtchen und da wir in Chevilenka nichts gewinnen hatten, erschien es doch an der Zeit, das Lager zu beziehen. Gewarnt durch die Erfahrung von gestern, wandte ich mich selbst in französischer Sprache an den Feldmarschall und so höflich als möglich bat ich um einige zu essen

„Hier ist keine Restauration" erhielt ich zur Antwort der Kapitän zur Antwort

Im gegenwärtigen Fall hieß die Absicht Complication, dem Hunger Ruhe zu machen

„Sollen wir denn in diesem verwünschten Kruge neben vollen Leben verhungern?" Irren auch der Kutscher Wenzel ohne Zeit mich von den Pferden her

„Chevilenka und Polotsk sind die Stationen zum Essen. Befehlen, wenn Sie ein Glas Branntwein wünschen?"

Der Name verfehlt zum Glück wenigstens, ich rief den wenigstens zum Aufsitz auf seinen Sitze

So fuhren wir denn mit diesem Manne der Name entlang, der in als den Irrgang als Generalstabsname gelten. Um die Behauptung der Name war es auch Napoleon im gleichen Zeitung zu thun, daher er zur Verstärkung bedeutende Truppen aus Schlesien beorderte. Am 14. Mai 1812 fuhr der Kronprinz Ludwig mit Pferde in Aachen bei Polotsk über den Fluß, eine Brücke wurde erbaut und die Mannschaft folgte. Den nächsten Tag waren die Russen vollständig am linken Ufer der Name aufgestellt und brachen die Nacht unsere Flucht an. Der Chevalier des Generalstabs von Eppelin lag krank zu Bett, als ihm aber am Morgen des 16. das Herannahen des Feindes gemeldet wurde, schwang er sich muthig zu Pferde, um am Gefechte theil zunehmen. Dennoch schlugen die Polen den Angriff der an Zahl weit überlegenen Russen zurück. Nach vierstündigem Kampf begannen die Sieger jedoch ihren Rückzug, welcher immer da sich gezeigt, wo die Gefahr am größten gewesen, an seiner Seite der tapfere Oberst, der im Pulverdampfe gerade. Die Schlacht bei Polotsk rettete den Russen den Weg des Vormarsches.

Gestern erwachten wir Polotsk und bekamen es öden' Der Gastgeber nahm hier von uns Abschied. Nur wegen verlor ich ihn: er hatte mir mehr Vertrauen als der Chef Kapitän, in verwandelten Zeiten hatte ich ihn bei ihm Hause gefunden. Wenigen wertvoll, aber vergeben wir vom Kummer, sagt er immer seinen Willen durch

„Sie werden morgen frühstück in Wertsch einsetzen" sagte er auch beim Scheiden

Es ist unsere meiner Hoffnungen gemäß worden; ich hatte nicht mehr. Aber nahmen wir die ganze Nacht und den folgenden Tag. Bei Tisch war eine Bude in unserem Kutscher Kreis — der Chevalier fehlte uns. Von Station zu Station schien sich Wertsch zu entfernen, der Weg war die Name nachgiebig und zu Umwegen. Verzweifelnder Dämmerung verspricht die absolute Zahl auf den Wertsch'schen Lehrer Antonie. Wir begannen Mitleid. Bei Polotsk bekam ich deutsche Gefährte, die behaupteten mich zu mir Ruf anstehen; aber von keinem Weg, der hier bereits die Name in sich aufgenommen, hatte eine Spur

Aber nicht Wertsch war es, welchen wir an der Mündung des Weg in die Westdvi gelegen schöne Festung Polotsk. Vom Napoleon 1812 begonnen, hat er an allen Wechselfälle der Kämpfe seines Jahrhunderts theilgenommen, bevor Franzosen, Russen, Polen in ihren Mauern als Besitzung gehabt. Dreimal waren sie auch die Polen unter Malachowski nach der Capitulation von Wertsch wieder. Es gelang einem Theil der Besatzung, den Uebergang über die Westdvi zu bewerkstelligen und die Besitzung von Polotsk regte sich. Seitdem ruhten die Russen die Festung Vauxgeschützgraben und hatten sie Wache auf

Jetzt waren bald um Uhr erreichten wir das Dorf einige Uhr der Westdvi und lagen in Lage an. Die Brücke war abgebrochen, um Fahren der Fluß nicht zu passiren. Wir befanden

und nicht in der Stimmung, an der heiteren Unterhaltung meiner Nachbarn irgend Interesse zu finden oder bildende Erinnerungen heraufzubeschwören, wandte mich, niedergedrückt über die unerwartige Verlängerung, bereits auf der Schwelle, in das schmale Zimmer, welches man uns anwies.

Durch meine Reisegefährten wurden zwei der jungen Mädchen aus dem Bett gerissen, sie traten in meiner Gegenwart heraus. Der dritte Kapitän bekannte gutmütig, daß sie sehr gerne geblieben wären und Nachtzeit hatte sie. Aber was ist ein Hochgenuß, die Polonaise mit verweinten Augen und kurzem Unterrock zu tanzen. Die Mädchen breiteten beide Mäntel über das Bett, welches noch warm von ihren Körpern war, aus. Auf meine Bitte teilten sie Kapitän ein anderes Zimmer und wir mit der ganzen Fülle über den bekümmerten Wirt, der endlich wieder in seiner Ruhe gestört, den Kapitänsschlaf: „Das Temperament ist ihr Verhängnis!“

„Ich habe kein Glück bei den Frauen!“ sagte der junge Mann traurig.

„Betrachten Sie nicht das was in Polen hat!“ tröstete ich ihn.

Nachdem ich das Bett zurechtgelegt, und der Kapitän den Mantel hoch um sich und mir hob auf einen der Stühle, welche die Mädchen in ihre verlassene Kammer.

„Wir schade, daß wir Polonaise tanzen!“ wurde Kapitän.

Über es entstanden uns der Kapitän sehr bis den Rücken über der Ohren, denn es war gut auf der Reise lage.

Wir setzen machen es uns auf Stühlen so warm als möglich. Kommt schon; das Gute haben nicht gut. Was es hab die Leute nicht, die uns bedauern sein sollen. Auf der Worte sprang der junge Mann auf dem, ob nun der Stühle breit war und legen sich in die gemütliche Nachbarschaft des Ehrn. Kapitän schüttelt Köpfe bei betrachten, wo verstand kam.

Der Schein der Kerze hat auch auf die weiße Wange lage; sie kamen einen noch schöne Kontrast als gewöhnlich, es lag besonders Hauch von Melancholie darauf.

„Ich sage Ihnen, daß ich der Liebe auf Wiege ging“, begann er, „aber es ist nicht so, was hat ich zu Verachtung.“

„Wahrscheinlich schweren Sie sich nicht hinaus?“

„Betrübt, allein es kam mir keine Aufmunterung entgegen.“

„Ganz sicher besuht Ihre Annahme auf einer Täuschung!“

„Sie hat doch ein schöner Mann“, sagte der Arzneute zu meinem Erstaunen tröstend hinzu. Er selbst war so häßlich wie ein Affe.

Wir gewahrlich, brachte uns Ihr Bedienter wieder ein zum Essen, auch der Kapitän zeigte seine weiße Leber.

„Ja, ich leber mich zurück nach häuslichem Herd, nach einer zarten, edel weiblichen Frau, nach lieben Kindern, die um meine Knie spielen können, ich bewundige Gattin, wie sie meinem Phantasie vorschwebte, ich eher mich vom Tisch zurück auf meine Mutter!“ erzählte der wackere rauh gewordene junge Mann.

Meine Augen ruhten einige Zeit forschend auf dem in gewisser Beziehung merkwürdigen Manne. Der Arzt schien es mir nicht zu passen. Unter Nacht ist ihm hoch zu Roß, der Schuß in der rechten, mitten in der schmalen Brust eines Kranken gute.

Das Erscheinen der Polin mit dem Kaffee endete meine Absicht zu ruhen. Sie setzte mit geschickten Gefälligkeit vor sich hin an. Die Kriegsleiden kamen so meinen Ich auf noch schwach unter medizinischen Gesichten der Nacht.

Zeitweilig trennte schon meinen Ohr das Geräusch meiner Stimme. Ich war auf die Thür, um zu hören, was es gibt. Aus Ihre der Wirtschaft kam der Kapitän, von einem Haufen der elenden Einwohnerschaft umringt. Wie war Hoffnung sagte er über die wichtigen Gebäude sagen. Schreiben hatte es einen Konsul an der Regie und den Gerichte gütlich, seine Schwester Hand bereits heiter vom Schreiben.

„Laßt Regie bestehen für das Uebrigen sagt Gutes Gelände, gegen nur Gutes Wort, nicht von alten einzelnen Preise!“ wandte er sich an mich, schuldt es nicht redlich.

„Unerschöpflich! Aber es muß doch eine Lösung existieren! Wenn es nicht hilft, Ihre Hunde zu schießen und mit den Polen zu fechten?“

Im weiteren Verlaufe kamen einige Minuten als Exkursionen der ärztlichen Verhandlung. Der Kapitän wandte einen Seitenhieb gegen mich, weil ich einen Gewehrlauf. Auf die möglichen Mittel verschwanden die Verletzungen, welche der schrecklichen Zerstörung gehört, und wir betrachteten uns mit dem Mann des Berufes allein.

„Was thun?“ fragte der Kapitän in komischer Verlegenheit.

„Machen Sie dem Gensdarmen begreiflich, daß es Verpflichtung der Polizei ist, Leute herbeizuschaffen, die uns im gesetzlichen Tarif über den Strom setzen! Obendrein begeht die Post schon eine Ungerechtigkeit, indem sie uns mehrere Werste vor dem Ziel auf die Straße setzt und uns unserem Schicksal überläßt!“

Würdige Szenenmacher der Gestrandeten kamen, vom Gensdarmen getrieben, heran und unter des letzteren Regide bemächtigen wir die elende Barke, welche bestimmt war, uns über die Weichsel zu fahren. Lange genug dauerte das Einladen des Gepäcks und die Ueberfahrt, die Luft war so schneidend kalt! Am Landungsplatz fanden wir mit Mühe einen Karren für unser Gepäck, aber keinen Wagen für uns. Mutz und erfroren mußten wir die Auswanderung nach dem Gasthof über das verkandschaftliche Straßenpflaster antreten. Der Kapitän übernahm das Amt des Quartiermachers.

„Schlechte Zimmer und ungeheure Preise“, sagte er, über die Treppe des ersten Gasthofs heraufkommend, in dem wir unser Glück versuchten.

Das Nämliche wiederholte sich im zweiten. Letztendlich erlangten wir ins Hotel de Rome, der Karren mit dem Gepäck immer hinter uns her. „Unverschämte Preise und schmutzige Zimmer!“ lautete diesmal die Variation.

Ich erklärte den festen Entschluß, mich nicht weiter von der Polizei zu entfernen. Sie wurde mir denn ein aus drei kleinen Räumen bestehendes Appartement angewiesen, für neun Gulden täglich. Für die Matratze, jedes Kissen und jede Decke einen Extragulden.

Es ist eine Wohlthat, den Reisestaub abzuwaschen, frische Wäsche wird aus dem Koffer genommen, man kleidet sich wie neugeboren. Das Frühstück ist eingenommen, ich lehne bequem auf den Polstern des Kanapees, neben mir ist ein liebenswürdiger Pole, unter die Thür tritt eben der Kapitän in voller Uniformirung.

Man stellt sich in artistischem Tanze, die Reisebeschwerden sind vergessen.

„Ist Ihr Vorzimmer abgeschlossen?“ fragt der polnische Graf.

„Weshalb?“

„Weil wenn Ihre Koffer gestohlen werden!“

„Wer sind in Polen!“ konnte leise der schwarze Kapitän

Fett und mager.

Von Dr. Wotmann.

II.

Der Satz: Dummheit macht fett, oder: Fett macht dumm, verdankt seinen Ursprung weit mehr dem Eindruck, den ein Trupp Muskuhs oder eine Heerde fetter Hammel auf der Weide macht, als einer genauen Beobachtung der Menschen. Fettleibigkeit und Dummheit findet sich ebenso oft zusammen als Dummheit und Magerkeit.

Aerztlich ist es wohl: Wer den Vorzug genießt, daß ihn die olympischen Götter täglich mit himmlischer Ambrosia und Nektar speisen, der hat wenig Aussicht, dick zu werden. Die Liebe zu den Musen, zu den Wissenschaften verbrennt viel Fett und schneller, ohne uns so viel irdischem Gewinn zu lohnen, um diese Verluste ebenso schnell und gut zu ersetzen. Es gibt weniger dicke Gelehrte, Dichter und Künstler, als es dicke Bankiers, Bierbrauer, Aleniker und Bäcker gibt. Mir scheint das weit weniger in dem Unterschied der Verdauungsstoffe und Genußgaben, als darin zu liegen, daß die ersteren nicht leben wie die letzteren und hauptsächlich nicht so gut und reichlich zu leben haben. Eine gewisse Trägheit des Geistes, Unlust zu geistiger Beschäftigung, schneller Gewöhnung unter gewissen mag als eine Folge der Fettleibigkeit zu betrachten sein, aber es berechtigt nicht, in jedem Fall übermäßiger Fettbildung auf Mangel an Verstand zu schließen. Nur in den sehr seltenen Fällen extremer Fettwucherung, wo sie sogar die sonst immer fettfreien Organe, wie die Muskeln, durchdringt, ihre Wirksamkeit und die anderer Organe mechanisch beeinträchtigt, wie sie in der Schädelhöhle an den Hirnhäuten Ablagerungsherde sucht, da konnte sie selbst in einer geringen Metamorphose im Gehirn Veranlassung geben und kann sie die Folge nicht blos Trägheit des Denkens, sondern Gedankenlosigkeit, geistige Lähmung sein.

Ungewöhnliche Fettablagerung kann endlich auch verschiedenen Krankheiten folgen, leichter unmöglicher darauf, häufiger nach einem längeren Zeitraum relativen Wohlbefindens. Sie geht zuweilen ungewöhnlich schnell vorwärts, trotz strenger Enthaltsamkeit in Bezug der nährenden Speisen und Getränke, welche die Personen sich auferlegen, um zuweilen ebenso schnell wieder zu verschwinden oder einem andern Krankheitszustand

Platz zu machen. Solche Beobachtungen machte ich bei mehreren Patienten nach erhaltener Weisung auf Behandlung vom Typhus. Wer vom Typhus Genesene kannte ich durch viele Jahre hindurch nicht anders als von hagerer Körperstatur. Einer von ihnen, dessen Embonpoint bei seiner Aufnahme um so bemerkbarer wirkte, hatte das Glück, nach einem vierzehntägigen Katarrh, in dem er nicht aus Aengstlichkeit als Vorbeugung die Lunge hatte, aber ich indessen die Nahrung zu verfeinern, bei seinem Entlassungstage seine Fülle vergeblich aufzusuchen zu können, das sie sonst überall hängende Lappen oder Falten bildete. Man glaube indessen nicht an die Wirkung des Entfettungsmittels — das war die Wirkung des Katarrhs. Einen merkwürdigen Fall einer Arzneiverschreibung, hervorgegangen aus einer unkundlichen Unterscheidungsfähigkeit (Ungeübtheit perceptionis) im Medicinalen, sah ich auch an der Patientin eines Geistlichen in Oberschlesien, die sich entschlossen hatte, monatelang und unter schwerzhafte im Anfang an den Aerzten ihrer Krankheit spotten. Während die inneren Leiden unaufhaltsam abnahmen und die Kranke einem Skelette glich, bildete sich unter der Haut der ganzen linken Backenseite eine breite, umfangreiche Geschwulst, mit welcher zugleich ein wildes Zahnweh verbunden war. Das, da sie mich ungefähr sechs bis acht Monate nach meiner Verheirathung besuchte, ich mich bei ihrem jetzt lebhaft der merkwürdigen Heilgewalt einer schlummern erinnern konnte, Hippolina und Peter, nennen musste. Unter den Personen, welche das Uebel (Kälte) Aerzte überwunden haben, gingen viele zur Aerztlichkeit, in welcher sie vorher nie reisten. Verhalten die auf diese Weise Genesenen einem neuen Angriff des Krankheit, so genügen oft zwei bis vier Anfälle, das Schwinden des Arztes zu bewirken. In das Medicinische sich abfangende Arzt häufig verschwindet, so pflegt mit dem Schwinden der Arzt leicht Haut, auch Hohlmuskelriss zurückbleiben.

Einige Hautkrankheiten, z. B. Leberflecken, Leichdorn, die Krätze, lassen, wenn sie geheilt waren, in manchen Menschen die Neigung zum Erbrechen zurück. Ob der anormale Chymismus, welchen Ausschlägen zu Grunde liegt oder, wie bei der Krätze (unbestreitbar, trotz ihrer Uebertragung auf die Krätzmilbe) eine nachträgliche Einwirkung betreiben oder ob manche gegen den Ausschlag erzeugte arzneiliche Gut daran Antheil hat, ist schwer zu unterscheiden. In Hospitälern sind derartige Erfahrungen nicht zu machen; wer von Krankheiten hier geheilt ist, der wird entlassen und die Aerzte erfahren über das fernere Ergehen solcher Patienten und die Erfolge ihrer Cur mehr wenig oder gar nichts.

Aerztlich werden leicht auch Männer, welche die sogenannte Lustseuche Cur (Quecksilbercur) mit Opium gebraucht haben. Das sagte uns jungen Praktikanten vor 22 Jahren schon der vielerfahrene Wirsing. Perlèche Beschäftigung hatte es hatte recht. Es ist auch sehr schwer, aus der Natur heraus solche gefährlichen, sparsam und eingreifenden metallischen Mittel einen solchen Einfluss auf die Genesung zu begreifen, der überdies noch seine Bestätigung findet in einem 1836 zu Wien erschienenen Buche von Riegler: „Die Luftseuche und deren Bewohner in ihrem naturhistorischen, physiologischen und pathologischen Verhalten“. Er erzählt, dass im Orient ihn die Opiumesser mit Opium in ziemlich großer Menge (1—3½ Gran täglich!) verzehren. In Peru und Bolivia soll es auf dem Markte unter Lebensmittel unbedenklich feil gebeten werden. Ob der Sublimat, wie man heut glaubt, die merkwürdige Wirkung des Opiums länger verhalten oder gar erhöhen könne oder ob er seine vielen lästigen Nebenwirkungen corrigirt — wer weiß es? Genug, es bekommt ihnen gut und sie werden viel dabei. Man wird hierbei an die Naturheilkraft mancher Organen erinnert, welche bekanntlich auch oft werden sollen.

Merkwürdig bleibt auch die so sehr häufige Beobachtung des Aerzteverfalls solcher Personen, welche sie jahrelang an penetrant niederschlagenden Mitteln oder andauernden Plattenlagen gelitten haben; dies gilt besonders von den Aerzten. Wenn man Personen mit Verlassungsgebrechen, Appetitlosigkeit, immer heftiger Lunge und schlechtem Schlaf an Verbesserung verlieren sieht — was doch nicht so selten ist, man weiß man unter den sorgfältigen und materiellen Gaben sich genauer erkundigen —, dann kann man sicher sein, auch von den Leuten die Leber auf die Wallenblase als die allein Schuldigen Organe anklagen zu hören. Aderlässe ist nicht den Aerzten die Leber das wichtige Nachtheilende Organ, benennt, den nach dem Herzen zurückkehrenden schlackenhaltigen Blutstrom von einem Theil seiner Kohlenstoffmasse zu befreien, der sie andere Zwecke Verwendung findet; und wie schwer alle dem richtig, dass, wenn die Leber nicht

diese Pflicht erfüllt, die mit veränderten Elementen überhäufte Blutmasse dieselben an anderen Punkten abzulagern streben wird. Indessen viele Leberkranke werden und bleiben sehr mager. Welches sind die Anomalieen der Leber, die eine Fettbildung, und welche bedingen den auffallenden Nachschritt in der Ernährung? Wir sprechen von Lebervergrößerung, Verhärtung, von Verkleinerung, Erweichung, Verletzung, Verknöpfung ihrer Gallengänge u. s. w. und finden den einen oder den andern Zustand auch bei Lebenden durch genaue Untersuchung heraus; aber wie es mit dem Übermaaße der Leber bei jedem dieser Zustände und seinem Einfluß auf die Ernährung steht, das ist noch zu ermitteln. Auch die Gallenblase mit ihrem Inhalt ist ein beliebter Gegenstand ärztlicher Vorträge, mit denen man Patienten zu überzeugen sucht, warum sie entweder allzu fett oder allzu mager wurden. Die Wissenschaft aber gesteht, sich über die wahre Bedeutung der Galle für die Verdauung und Ernährung noch lange nicht im Reinen zu befinden. Es ist nicht gar lange her, daß ich den Sectionsbericht über den innern Befund der Leiche eines Mannes von 40 Jahren in Händen hatte, der, in den glücklichsten Lebensverhältnissen lebend, in einem Anfall von Melancholie seinem Leben freiwillig ein Ende machte. Er war ein geschätzter, gemütlicher, von zahlreichen Personen mit vieler Gunst überhäufter Offizier, den ich persönlich kannte. Der Sectionsbericht war aus der Feder eines hohern Militärarztes. Dieser Arzt fand eine große Ablagerung von Fett in den Nieren und an den Eingeweiden des Unterleibes, eine auf die Hälfte ihres normalen Umfangs reducirte Leber und dann eine verschrumpfte Gallenblase ohne Inhalt. Ob man aus diesem Befund den melancholischen Anfall und Selbstmordentschluß so zu motiviren vermochte, wie es der Bericht that, lasse ich dahingestellt. Das Merkwürdige an diesem Fall ist, daß bei diesem Verhalten eines so wichtigen Organs, welches lange vor dem Tode tief leidend gewesen sein mußte, der Unglückliche, der seiner Familie und dem Arzte nur den Eindruck eines verdrießlichen, oft gereizt verstimmten Menschen machte, bis zur letzten Stunde thätig blieb, alle seine Obliegenheiten zu erfüllen, niemandem eine ernste Besorgniß einflößte, vielmehr wie ein gesunder, kräftiger Mann erschien und lebte. Was meine Erfahrung mir erlauben würde zu sagen, ist, daß Lebervergrößerung, Anschwellung mit gehörten Verdauungsstörungen, unregelmäßigem Heißhunger der Junge, mit Neigung zu Darmverstimmungen am öftersten der Entwickelung des sogenannten Fett- oder Leibbauches vorhergeht, indem der übrige Körper hierbei gar nicht oder nur sehr wenig sichtbar zunimmt. Die ärztliche Lebensweise am Schreibtisch disponirt dazu auch übrigens magere Personen. Solches Fettwerden ist nicht selten auch bei Gemütskranken vorausgegangen; ich habe einen solchen sehr interessanten Fall bereits in meinem Artikel in einem frühern Jahrgang d. Bl.: „Leberleiden im Zunehmen", mitgetheilt.

Alle diese Andeutungen mögen genügen, um zu beweisen, daß erbliche und Temperamentseigenthümlichkeiten, Lebensgewohnheiten und Beschäftigungen, sexuelle Verhältnisse und besondere Krankheiten, weil sie die Disposition zum Fettwerden schaffen und unterhalten, weit wichtigere Bedingungen zur Fettbildung sind als die größere oder geringere Aufnahme kohlenstoffreicher, fettbildender Nahrungsmengen. Sie sind aber auch ebenso geeignet, das Gegentheil, das Magerwerden und „Magerbleiben" so vieler Menschen zu erklären, die mit dem besten Appetit die zweckmäßigsten Nahrungsmittel reichlich täglich zu sich nehmen. Hier wollen wir auch nicht vergessen, die Einflüsse des Klimas, der Atmosphäre, deren vorherrschende Beschaffenheit in Bezug auf Feuchtigkeit und Trockenheit, Wärme und Kälte, anzuführen; sie bestimmen wesentlich mit den Grad der Ernährung, das Wachsthum in die Länge oder in die Breite. Obwig sehr interessant ist die nachstehende Notiz, die Professor Dr. Ehrmann in Straßburg in dem von ihm aus dem Französischen ins Deutsche übertragenen Prachtwerke Hrdlicka's*) macht: „In den physiologischen Charakteren des Amerikaners in den sich durch Trockenheit des Klimas auszeichnenden nordamerikanischen Freistaaten gewahrt der Mangel an Wohlbeleibtheit. Sehr charakteristisch für den Amerikaner ist die Länge seines Halses, welche seine Tugend, der ihn länger erscheinen läßt. Es soll dies nicht allein in der geringern Entwickelung des Muskelsystems, sondern vielleicht auch mehr des Fettgewebes begründet sein. Dieser Einfluß des Klimas macht sich nicht blos auf die Nachkommenschaft, sondern auch an dem Wechsel des Continents geltend. So gibt es wenig Europäer, welche in

*) „Meteorologie in ihren Beziehungen zur Medicin und allgemeinen Gesundheitspflege von P. Hrdlicka, Professor der Medicin in Paris" u. s. w. Deutsche Ausgabe nach der vierten Auflage von „Centralblatt für Naturwissenschaften und Anthropologie", S. 114.

ſchließen, um Sachſen über Bord zu werfen — und dergleichen —

Imhof.

Ich bewundere Ihr Erfindungstalent.

Pfingſten.

Sollten ſich die franzöſiſchen Blätter gegen uns erheben, ſo verbieten wir ſie. Im engliſchen Parlament ſind wir mittelſt unſerer Speciesthaler nicht ohne einige warme Freunde. So werden wir der öffentlichen Meinung in ganz Europa die Spitze bieten können. Ah, Flemming!

Flemming (tritt ſchnell herein).

Meine Herren — Pfingſten, ich bewundere Ihren Scharfſinn, Ihre Ueberredungskunſt (flüſtert ihm etwas Unverſtändliches zu).

Imhof.

Er feiert heute ſeine Verlobung.

Flemming.

Mit der Einſiedel. Jetzt erſt hinter dies Complott zu kommen!

Pfingſten.

Excellenz, ich denke, Hauptmann Schacht —

Flemming.

Ja wohl! Vorläufig ſind alle Truppen, die wir noch zur Bedeckung Dresdens aufwenden können, unter den Waffen. Wie gegen Mitternacht die Thore geſchloſſen ſind, rückt eine Compagnie der Leibgarde auf den

Vereinigten Staaten fett werden, während bereits die Amerikaner, die sich eine Zeit lang in Europa aufhalten, gewöhnlich ein bemerkenswerthes Ausleben von Gesundheit und Wohlgefühl erlangen."

Hier macht sich der klimatische Einfluß an der ganzen darüberliegenden und vielleidenden Natur geltend und zwingt sie, viele Eigenthümlichkeiten zu bewahren; an andern Orten sind es einzelne Individualitäten, denen schon bei einer Veränderung ihres Wohnorts in demselben Klima auf die Haut nicht zuträgt, weil sie mager werden, oder man könnte vielleicht auch sagen, denen die Haut gerade wohl bekommt, wenn sie fett werden. Die Magerkeit des Körpers ist kein Zeichen, daß man nicht eine sehr gesunde und kräftige Kraft besitzen könne.

Mager, d. h. arm an Fettablagerung, aber kaltschnell und muskelkräftig sind in der Regel diejenigen Menschen, die ein arbeitsames, muskelanstrengendes, strapazenreiches Leben im Freien zu führen gewohnt, dabei aber in der Lage sind, täglich hinreichende und nahrhafte Lebensmittel zu genießen, also z. B. ackerbautreibende Menschen, Gebirgsbewohner, Jäger, Soldaten, Lastträger, unter den Professionisten vorzüglich die Zimmerleute, Maurer, Schmiedearbeiter, Steinmetzen u. s. w. Mager kann auch ein Athlet sein, der uns durch die Fülle und Kraft seiner Arm-, Brust-, Rücken- und Schenkelmuskeln imponirt. Unter der Haut eines Jean Lurois und Rappo treten ihre Formen wie bei einem anatomischen Präparat deutlich heraus — so fettarm war das Bindegewebe zwischen Haut und Muskeln.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Anregungen.

Unterhaltungsliteratur.

I.

Heribert Rau hat bekanntlich Mozart's und Beethoven's Leben in zwei großen biographischen Romanen mit Glück behandelt. Ihnen gesellt sich „Jean Paul. Kulturhistorisch-biographischer Roman" (vier Bände, Leipzig, Thomas, 1861). Gewiß eine dankbare, mit ebenso liebevoller Hingebung wie Arbeit dazu beitragen, den vielen gegen den Dichter „Titan" erhobenen ernsten Anklagen den Richterstab zu halten und noch manches gemüthvolle Herz für ihn zugleich der Himmel Zeit und Muße bescheren hat, zu bewegen, die tiefsinnigen, gedankenreichen Schriften des zu früh Vergessenen zu lesen. Mit wissenschaftlicher Akribie weiß Heribert Rau den Verlauf der Jugend Jean Paul's und seine ersten Entwicklungsmomente und -perioden darzustellen. Ein besonderer Nachdruck ist auf Jean Paul's Erziehungen und seine geistlichen Charakteren gelegt. Man gegen den Schluß hin möchte das Ganze etwas zu schnell abgethan. Bekannt ist, daß Heribert Rau bei seinen Arbeiten gründlicher zu Werke geht als die meisten biographischen Romanschreiber. Bei Jean Paul kam ihm neben reicher Briefsammlung die persönliche Biographie seines Freundes Otto zu Gute.

Bernd von Guseck (bekanntlich Gustav von Struck, ein früherer preußischer Offizier) wandelt auf den Pfaden Van der Velde's und Ivernois. Die Kabinets- und Kriegsräthe werden ihm immer mit großer Anschaulichkeit gelingen. In seinem Roman „Der Raub an Deutschland" (vier Bände, Leipzig, Duncker, 1862) gruppirt sich zu den militärischen Scenen auch diplomatische. Der Hauptheld seines

weiten Zeit, als sich die so grausam unterdrückten Bauernaufstände auch dem nördlichen Theil und den kleineren Fürsten Deutschlands mittheilten, hat mit historischer Treue geschildert. Die wie ein Gewitterregen Frankreich, die mit seiner Revolution den Reichslanden der evangelischen Lehre verdanken, geben die düstere Vorahnung der kommenden Zeit, wo die schönsten Theile vom Deutschen Reich in der gierigen Nachbarn Hände fielen. Einige der verwilderten Charaktere unserer Zeit hat treffend geschildert. Nur möchte das Gleichniß zwischen dem historisch Deutschen und dem romantischen Einzelschicksal der handelnden Personen nicht immer gewahrt sein.

Otto Berthold, der für seinen Vater redlich thätig ist, ist Theater-Intendant in Breslau. Seinen Helden macht er in allerlei Gestalten klüger, in Predigtausgaben mit Heiligenbildern wie die „Vagabunden", in kleinen Erzählungsausgaben wie z. B. die „Bildlichen Schriften", von denen uns bereits 12 Heftchen in zierlichem Satz vorliegen. Sie bringen „Criminalgeschichten", unter denen man sich nicht allzu große Mord- und Todtschlaggeschichten vorzustellen hat. Einige derselben fanden bereits im Kalender „Album", wo sie auch von uns erwähnung fanden und — gelesen wurden, so nachdem Frisch und lebendig geht es bei diesem liebenswürdigen Autor immer her; wo er seinem Talente nicht recht traut, leiht er Halt ab und hilft sich durch eine gute Quelle. Hermann, die so neuester Zeit seine Autore so gewandt empfehlungen machte wie der Verfasser der „Vierzig Jahre" *)

*) Wegen mir den zunächst zu Besprechung der gleichfalls eingesandten Büchern Heinrich Heine's an Stelle der

Wir wären begierig, das Urtheil zu hören, das der alte Arndt über H. Wilkomm's „Männer der That" (vier Bände, Leipzig, Thomas, 1862) gefällt haben würde, wenn sein eigenes Leben es nicht, das der „biographische Memoirenroman" hier in bekannter Weise „verarbeitet". Und wer weiß, er würde vielleicht tolerant gewesen sein und in Rücksicht auf den guten Zweck (nicht etwa der Unterhaltung, sondern der patriotischen Belehrung der Nation) eine seiner besten, klarsten Augen zugedrückt haben. Wir sehen ihn von Rügen, der Ostseeinsel, aus des jungen Arndt's Lebensfaden sich anspinnen und gelangen mit dem vierten Bande erst beim Brand von Moskau an. Da werden also noch die Kriegsjahre, die Demagogenzeit, die schmerzensreichen Wanderungen, die Rehabilitation und den endlichen Sieg und Heimgang abermals vier Bände nöthig werden. Diese neue literarische Industrie macht nun das alte «Mots perdre ne veut» Lügen. Mag noch eigene Erfahrungen geben und mancherlei Stoffe gestalten und an ihrer Vollendung teilen und jahrelang runden: Der große Straußenmagen des Publikums genießt Diamanten und Kieselsteine mit gleichem Appetit. Natürlich ist dem populären Zweck und schnellen Absatzung zu Liebe, von einer feinen Charakteristik Arndt's, seinen Vorzügen und einzigen Schwächen in einem solchen Buch nicht viel die Rede, ebenso wenig Wilkomm somit der Mann wäre, sich auch in Charaktere vertiefen zu können.

Buchmacherei.

Eine recht komische Schriftstellerei treibt Otto Volke. Kaum kann man sich einen größeren Gegensatz denken als den Dichter toter Tiere, den bekannten ungeschickten der Vogel in Afrika, der nicht unmodern ehrenvoll sein junges Leben an Federschmuck hat hingeben müssen, und diesen in Milch aufgewachsten langsamen Zeitgenossen, den seine Schwester in allerlei unerfreulichen oder auch anderen Werken entsetzlichen Büchern aufzutischen pflegt.

Schon wieder liegt von ihr eine in ihrer bekannten Ausstattung der Kaufluft wahrhaft herausfordernde Schriftstellerei vor: „Unsere Vögelchen und der Kinderstube bis zum eigenen Herd" (Leipzig, Weichmann, 1862). Mädchen, die sich etwa nach diesem Buche bilden wollten, müßten in der Ehe die Qual ihrer Männer werden. Pomphaftes, schwülstrunde, unwillkürlich komisch wirkende Empfindsamkeiten aus solchen Büchern lernen, deren Frauen, die nach den Strümpfen und Hemden ihrer Männer sehen. Sie sammeln Lieder über Mutterglück, lesen aus goldgeschnittenen Büchern das Lächeln ihres Kindes heraus und wissen nicht, wie sie ihre Mutterpflichten mit dem Vaterschmerz erfüllen sollen. Verkommene, vergiftete, verbildete Wesen einem ebenso verbildeten Mann, so gibt's noch vielleicht mit ihrer Harmonie, hat also letzterer mehr zu thun, als sich Albumverse abzuschreiben und zu den Überdrüssen seine Mezzosopranistische Singstimme einzustudiren, hat sein Leben eine Hexenküche voll Unrecht. Sorge, praktischer Verachtung, ernste Lebensmaximen nöthig, so muß ihm ein solches Weibchen mehr und mehr verschwenderisch Frauenzimmer ein wahres Handicap werden. Diese, wie es scheint, informatische buchhändlerische Industrie mit allerlei Mutterglück, Mutterherz, Seelenheimat u. s. w., nebst dem dazu gehörigen Buchhändlerstolze und Geldsack macht eben auch seinen eigenthümlichen Eindruck.

Neue Gedichte.

II

Eine prächtige Sammlung der vorzüglichsten zur Weckung und Kräftigung des deutschen Nationalgefühls beschränkten Lieder und Gesänge deutscher Dichter (Arndt, Schenkendorf, Körner, Rückert u. s. w.) gibt „Germania auf der Wacht. Deutsche Lieder zu Schutz, Trutz und Sangeslust von Dr. Schneider" (Wittenberg, Kölling, 1862).

Schon die früheren Dichtungen Robert Hamerling's zeigten ein eigenartiges Gepräge, besonders auch der vaterländischen Seite hin. In dem soeben veröffentlichten „Schwanenlied der Romantik" (Prag, Kober, 1862) erscheint das Talent des Dichters noch mehr gereift, schon die gehaltvollen und schwungvollen Strophen, welche großentheils den Gang zu ernsten und sittlichen Zielen veranschaulichen, an Form und Inhalt sich weit über das erheben, was der Literaturmarkt aus diesem Gebiet alljährlich zu bringen pflegt. Auch der Anhang enthält unter den Humoren ganz außerordentliche Gaben. Von besonderer Schönheit ist „Der gefangene Vogel", mit welcher Dichtung das Büchlein also schließt:

Mag draußen Jagdruf ins Gehölze,
Dem Hirte die Pfeife tönen, ihm ist das Herde
Doch in der Seele angeben. Schön, wenn auch einsam, über
Im Abendwinde der Chorus der Fluhe und Schlangen
Mit wilderen Tönen das Echo der Welt Liebe. Lag mich
Anschauen, o Herz, die schönere Zeit
In Klängen, ob auch ihr die Wirklichkeit
Ist, wenn Schmerz mich singt
Untergeben, in Klängen webet sie aber
Ewiger Bildung. Doch ihr weißen Tauben und Lämmern,
Ihr Schönen kommt singend!
Singt, singt das Lied, singt's der Dichter.

(Druck von Brodhaus: Neues aus der Welt.)

„Sämtliche Gedichte" von der deutschen „Vormärzlerin", welche soeben bereits in fünfter Auflage erschien. Die Dichtung scheint sich als lebenskräftig zu erweisen. In einer volksthümlichen Abrundung und Form der romantischen Idee, in deren Lyrik sich viel das Gefühlsmäßige zu Lied und Ton gestaltet. Jene Weise hat auch also bei uns manchmal auf gefühlvolle Gemüthsmenschen nicht ihre Wirkung verfehlt, wenn sich die Allzuviel-Empfindsamkeit, besonders auch weibliche poetische Stimmung, der einem nicht allzu fernen Geschlechte verlieren muß.

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Ein Brief aus London. — Berliner Chronik IV. — Der englische Journalismus.

Ein Brief aus London.

— An einem Ring wollte man hier auch der Ausführung der amerikanischen Gefangenen nicht fehlen. Auch die Londonerstraßen geht aus dem anglikanischen tiefen Schwarz allmählich in ein graublaues über. Das Recht der unabhängigen Bewegung und Circulation machte sich bald wieder geltend. Das Pflaster auf den Straßen war trocken. — —

Ich hatte heute einmal dem Menschenstrom Stand gehalten und an einem mit „Bilderbogen" behangenen Schaufenster zu schauen. Photographische Medaillons von allen lebenden großen Männern, Politikern, Schriftstellern, Schauspielern des Tages. Viele Hunderte Gesichter haben für all und jung etwas Anziehendes, besonders unsere Leichen hüten viel, sie haben Stunde in ihrer Gewalt.

Lange suchten wir nach Thomas Carlyle und fanden ihn nicht, aber wir erblickten einen — Affen mit einem Kopfe eines anderen Mitmenschen, des Physikers, Astronomen Herschel. Darunter stand: „Für reisende Damen."

Es ist wohl auch hier gewöhnlich, die Damen der Oeffentlichkeit zu locken, so über manche dieser abenteuerlichen Gestalten Witze und Anekdoten, wie sie englische Gesellschaften über ihre beliebtesten politischen Notabeln zu machen pflegen. Die Veranlassung hat Herr Spurgeon, so erfuhr ich, dadurch gegeben, daß er den einigen Andern auf dem Balkone des Exeter Hall in seiner Eigenschaft Pastor — es nennt sie „Tabernakel" — seine Predigt hielt und im Verlaufe von Gebet und Predigt 2 mal 5 Minuten [illegible] Pause machte, während welcher Zeit er sich [illegible] Thee und Brod [illegible] ließ. Das Volk [illegible] Spurgeon [illegible] Pastor [illegible] Kirche — es nennt sie „Tabernakel" — [illegible] Predigt [illegible] Pause [illegible] Thee [illegible]

am Sonntage außer den immer wiederkehrenden Gebeten sonntäglich einmal das Vaterunser und einmal das Glaubensbekenntniß gesagt. Gegen das Gebetfesseln schrieb kürzlich der „Spectator“ Pb. W. Perrin: „In dem Werke eines berühmten französischen Abbé lesen wir Folgendes: „Als er in der Kathedrale und im Leben war, sah er häufig die jungen Priester an ein Faß gehen, welches in ihrem Garten aufgehängt war, und nachdem sie ihren Kopf durch ein rundes Loch gesteckt hatten, sangen sie dann rasch und gingen weiter. Als der Abbé um eine Erklärung dieses seltsamen Gebrauchs bat, erfuhr er, daß es ein Gebetsfaß und sein Dasein wurde dem, der den Anfang gegeben, zum Gebete. In dem Faß lagen Gebete für alle nur denkbare Gelegenheiten, auf Blätter geschrieben, sodaß niemand, der ein Gebet halten will, es geben kann, eins der Gebete paßt sicherlich für ihn und daß es mehrere auch viele andere Gebete umfaßt, schadet nichts, das ist ja ein alltägliches Ereigniß. Ich will meine Betrachtungen nun auf unser eigenes Vaterland beschränken und ich frage alle denkenden Menschen, haben wir, was das Gebet, das Gebet im Ganzen betrifft, etwas vor jenem Komödienspiel? Ist nicht auch unser nationales Gottesdienst ein bloßes Gebet-Faß-Surrogat? Eine verworrene Form? Eine Anzahl Gebete faßt in einem Faß in einem Buche enthaltene Gebete, veröffentlicht und verkauft, sodaß wir sie nur außerordentlich lesen dürfen, um im Stande zu sein, dem Allmächtigen eine beinahe ganz grammatikalisch richtige Gebetsrede darzubringen. Außerdem werden wir in gewissen Stunden — als ob wir Nachbarn wären — in der Loge gebeten, wo wir die gebräuchlichen Gebetsformeln, die für das Ohr des Himmels bestimmt sind, leise oder sogar murmeln. Und das nennt man Gottesdienst! Heute sollen wir durch eine Anzahl von Gebeten und Lobpreisungen gehen und morgen durch eine andere, und alles das ohne irgendwelche Gedanken oder geistige Thätigkeit von unserer Seite! Gewiß ist es aber, daß Hunderte nach einer Kirchuhr — um ein Beispiel aus der jetzigen Zeit anzuführen, seitdem wir den Krieg in der Krim — unser Volk freimüthig und dankend in den obern Staatsgerichten, die Hymnen für mäßig, den Himmel anzuflehen, daß er uns von dem Uebel befreien, in aller der königliche Befehl an den Erzbischof von Canterbury erlassen, daß er eine Gebetsformel anfertige, welche wird gebraucht und aufgeschrieben, auch in den Straßen und an den Kirchthüren verlesen, sodaß jedermann erfahren kann, was er an irgendeinem Tage, zu irgendeiner Stunde dem Allmächtigen vorlesen soll. Und kommt nun der Tag und hat man diese Formel und noch einige andere, die vielleicht vor tausend Jahren aufgesetzt wurden, hergelesen, so geht man mit dem angenehmen Gefühl nach Hause, daß man gebetet habe, und bildet sich ein, bedeutsam zu sein über den Andächtigen Dame in Lethe oder der Lotterie.“

Da wir übrigens neben Thackeray einstweilen so lassen Sie mich von seinem neuesten Werke, „Lovel, der Witwer“, sprechen, das in einzelnen Nummern der „Cornhill“ kam, jetzt vollendet ist und schon gedruckt wird. Das „Athenäum“ sagt: „Es ist ein Aberglaube, den viele theilen, daß Photographien immer Aehnlichkeit sind und doch, so schätzenswerth sie auch sein mögen, der Photographie nichts anderes gethan hat, als die häßlichen Möglichkeiten, die in dem Individuum schlummern, und nicht gebracht zu haben. Eine andere Annahme ist die, daß Carricaturen die Aehnlichkeiten am Gesichte hervorbringen. Der Grund der ersten liegt wesentlich darin, daß es auf den ersten Blick erkannt wird, wenn sie verfehlen. In beiden Fällen beuten und aufrichtige Freunde fast an, daß es nur „unsere Gutherzigkeit“ ist, die gegen die Häßlichkeit des Bildes ankämpft. Nichts ist leichter, als den Sinn einer großen Uebertreibung zu erfassen. Sie entspricht dem Komischen wie dem Sublimen, wie viel Mühe und macht Verstand und Gefühl, welche beide erforderlich sind, um die ersten Anfänge des „genus humanum“ [illegible] eines ähnlichen Bildes zu entdecken, ganz überflüssig. Was aber wichtig für Porträtmalerei ist, gilt auch für die Kunst. Charaktere zu schaffen. Es ist sehr leicht, eine Carricatur hervorzubringen, die dadurch, daß sie irgendeine hervorragende Eigenthümlichkeit in großer Uebertreibung wiedergibt, sofort erkannt werden und das Lachen gewiß stets hervorrufen wird — aber das gewährt keine Kenntniß der menschlichen Natur. Mr. Thackeray's ebengenannter Witwer — das traurige, mißlungene Werk eines mit so hohen begabten Mannes — erscheint gerade in der Gegenwart und der Form schwill wie gemacht, um uns aber die eigentliche Natur der Dinge verleiden zu können. Es ist eine talentvolle Schilderung und gründliche Zeichnung der oberflächlichen Sitten und Gebräuche der heutigen englischen Gesellschaft. Da gibt es Mitglieder vom Klub, Unterstaatssekretäre, Handelsschiffahrt, verabschiedete Hauptleute, gehörige Schwiegermütter und geprüfte Väter, die sich mit ihnen messen; alle jene Charaktere, die wir schon von den „Snobs“ her kennen, nur daß sie hier weniger Witz und mehr Malice verraten. Jeder nimmt sein Theil [illegible] an dem Diner- und Schlafzimmer und der geistigen Kraft hin. Ob das Ganzes eine gesunde Lebhaftigkeit enthalte? Aber nun, da uns das Werk in seiner Ganzheit vorliegt, bemerken wir nicht, daß sich bei großer Genauigkeit abschlagen wird, so humoristisch-sinnlich es in seinen einzelnen Acten, sondern ein gewisses Gefühl — wenn auch noch unbestimmt. Die Charaktere sind abenteuerlich gezeichnet. Phantastische Uebertreibungen [illegible] sie haben nicht mehr Recht, dem Leben gleichende Schilderungen genannt zu werden, als die Masken in einer Weihnachtspantomime, obwohl sehen sie sich nicht für Porträts aus. Mr. Thackeray gibt sie für Schilderungen von wirklichen Wesen, wie deren vielleicht in der Welt umhergehen, aus, erklärt sie für solchem Schein

Berliner Chronik.

II.

Präsidentenwechsel der Zweiten Kammer erschienen, den Thron bestieg. Nur der Hand der nicht geschickten, trotzdem mit Geistesgaben sich durch alle politischen Brandungen glücklich durchhandelnden Handelsminister von der Heydt empfing der König die Thronrede und nachdem er den Helm aufgesetzt, las er dieselbe mit kräftiger Stimme. Das Gewicht und die Bedeutung kommt schließlich nur in der Darstellung, daß die Lage der Kasse nach innen und außen befriedigt und der Ausbau der Verfassung ein unverrückbares Ziel bilden müsse, zu suchen sein. Beider haben die amerikanischen Wirren Frankreich nachtheilig auf eine eingewirkt und für 1861 einen empfindlichen Ausfall der indirekten Steuern herbeigeführt, was dem Herrn von Patow bezüglich unangenehm in seiner gelichtschätzten Lage sein muß. Herr von Auerswald war zum Leid an einem Brustkrampf erkrankt. Ob derselbe durch eine Erkältung, die bei seinem leidenschaftlichen Manieren öfter bei einem Hereingang in Glanz, Hitze aus einer Soiree oder auch von den letzten Lagen Gelehrsamkeit herrührt, darüber hat die Lösung entschieden. Die Herren von der Heydt, von Auerswald und Graf Bernstorff sollen ein sehr einträgliches Triumvirat bilden, das sich gern durch die ferneren Politik als Finanzminister auf den Jahrzehnt als Minister des Innern erhalten möchte. Warten wir ab.

Parteilich hat einige Spaltungen in der Fortschrittspartei. Der Abgeordnete Walbeck, ein Bruder Karlchen, soll sich der Gesellschaft eines Abgeordneten, Gott sei Dank einzigen Katholiken in Oesterreich, Hall und Jagow, mit dem schwarz-weißen Banner die Lehre liberalen politischen Ansichten in der Fortschrittspartei, die zum größten Theil vom Nationalverein abgefallen, entgegen. Unter solchen Umständen ist es sehr Glauben, daß man von einigen Mitgliedern der Abgeordnetenversammlung, daß man die Ministerien von Bonin und Thadden zur Durchführung der Vorlagen gewinnen wollen, mit dieser Kammer durchaus zu verfahren hin wurde, daß aber ein ungeschickter Handhaben der Mitglieder diese allerdings nicht verschlimmern könnte. Die Hauptkämpfer der verschiedenen Parteien werden sich, da sie einen Hellen der politischen Arena bilden, erst auf der Tribüne zu erkennen geben.

Die englische Zeitungspresse.

Die berühmte „Illustrirte Zeitung" hat sich vor Kurzem (es sind nämlich Jahre durch die unermüdliche Aufmerksamkeit ihrer Redakteure Siegel und Kuhr Blatt's Existenz in die Lösung der Aufgabe gemacht, bringt uns der Jahr einen Englischen interessanten Aufsatz über die englische Zeitungspresse. Unter anderem heißt es darin:

„Der „Observer" erscheint in gehaltene und wahrhaft monumentale Auflage wie keine andere englische Tages- oder Wochenschrift. Die „Saturday Review" ist der Hamlet der Tagespresse, unentschieden, kontradiktorisch wie sich selbst, voll Ironie gegen Personen und politischen Meinungen, aber nie Bilder aufstellend, legt sie mit scharfem Verstand die schwachen Seiten gegnerischer Prinzipien bloß. In der Theologie vertritt sie aus der Anglikanischen die Opposition gegen die Ritualisten, die Methodisten, die Independenten, die Presbyterianer, die Katholiken, die Juden, die Freidenker, die Atheisten, die Pantheisten, die Materialisten, die Idealisten, die Realisten, die Nominalisten, die Konzeptualisten, die Skeptiker, die Dogmatiker, die Kritiker, die Apologeten, die Polemiker, die Exegeten, die Hermeneutiker, die Homiletiker, die Katechetiker, die Liturgiker, die Hymnologen, die Archäologen, die Symbolik, die Dogmatik, die Ethik, die Moral, die Pastoraltheologie, die Kirchengeschichte, die Patristik, die Scholastik, die Mystik, die Rationalismus, die Supranaturalismus, die Pietismus, die Orthodoxie, die Heterodoxie, die Häresie, die Schismatiker, die Sektierer, die Fanatiker, die Enthusiasten, die Quietisten, die Pietisten, die Separatisten, die Dissidenten, die Nonkonformisten, die Presbyterianer, die Episkopalen, die Kongregationalisten, die Baptisten, die Quäker, die Methodisten, die Wesleyaner, die Arminianer, die Calvinisten, die Lutheraner, die Reformierten, die Unierten, die Griechisch-Katholischen, die Römisch-Katholischen, die Protestanten, die Christen, die Juden, die Heiden, die Muhammedaner, die Buddhisten, die Brahmanen, die Parsen, die Sikhs, die Jainas, die Lamaisten, die Schamanisten, die Fetischisten, die Animisten, die Naturalisten, die Supernaturalisten, die Rationalisten, die Irrationalisten, die Vernunftgläubigen, die Offenbarungsgläubigen, die Gläubigen, die Ungläubigen, die Halbgläubigen, die Zweifler, die Leugner, die Bekenner, die Bekenntnisse, die Glaubensartikel, die Dogmen, die Lehrsätze, die Grundsätze, die Prinzipien, die Axiome, die Postulate, die Hypothesen, die Theorien, die Systeme, die Methoden, die Formeln, die Gesetze, die Regeln, die Ausnahmen, die Beispiele, die Beweise, die Gegenbeweise, die Einwürfe, die Widerlegungen, die Folgerungen, die Schlüsse, die Prämissen, die Obersätze, die Untersätze, die Konklusionen, die Syllogismen, die Enthymeme, die Sorites, die Dilemmata, die Trilemmata, die Polysyllogismen, die Epicheiremata, die Induktionen, die Deduktionen, die Analysen, die Synthesen, die Definitionen, die Divisionen, die Klassifikationen, die Kategorien, die Ideen, die Begriffe, die Urteile, die Schlüsse, die Vernunft, die Verstand, die Sinnlichkeit, die Anschauungen, die Empfindungen, die Wahrnehmungen, die Vorstellungen, die Gedanken

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Zweiter Band. Nr. 5. Wöchentlich 1½ Bogen. Vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Schulmeisters Aränzli. Erzählung von Richard Roquette. III. — Ein Nachtheil in Einigkeit. Novellette von M. Horden. — Arm und reich. Eine Novelle von Hermann. III. — [illegible] — „Kreuzritter“ — Rund [illegible] — Neues aus der Welt.

Schulmeisters Aränzli.

Erzählung von Richard Roquette.

III.

Am folgenden Tage trat der Candidat nach Beendigung der Schulstunden aus seinem Zimmer, um vor dem Abendessen noch einen Spaziergang zu machen. Im Schlafsaal erblickte er Aränzli, die nach der Vorrathskammer ging. Auf diesem Wege war er ihr sowie ihrer Gespielin auf der Treppe schon öfter begegnet und mit freundlichem Gruße vorübergegangen.

Aränzli wurde roth, als sie ihn erblickte. Sie machte Miene, ihren Weg fortzusetzen, er aber ergriff ihre Hand.

„Sind Sie so eilig?“

„Ich muß Schinken für morgen herunterholen.“

„Und das duldet keine Minute Verzug?“ versetzte Waldheim. Aränzli lachte ein wenig.

Kupfer ein paar entfernt stehenden Schemeln und es hier war Betten. Der junge Mann legte sich auf eines derselben und zog das Mädchen neben sich. Dann schlang er seinen Arm um sie und bedeckte sie mit Küssen. Sie sträubte sich nicht, sie überließ sich erröthend, aber anscheinend seinen Liebkosungen.

„Du holdes Aränzli, warum hast du mich bisher so gescheut?“

„Das weiß ich ja selbst nicht! Oft, wenn du mit mir sprachst und ich antworten wollte, versagte mir die Stimme und ich brachte kein Wort heraus. Unzähligemal habe ich dir nachgeschaut, aber trateſt du dann vor mich hin, dann konnte ich dich nicht ansehen. Beachtetest du mich nicht, so hätte ich weinen mögen vor Schmerz, und doch war ich nicht im Stande, dir wie Hermann die Hand zu drücken.“

„Und fällt es dir jetzt auch noch so schwer?“ fragte Waldheim weiter.

Statt der Antwort reichte sie ihm mit seligem Lächeln beide Hände.

„Du holdes, unartiges Kind!“ sagte er, indem er sie küßte.

„Jetzt kannst du mich so strafen für alle meine Unarten!“ erwiderte sie leise und schmiegte sich zärtlich an ihn.

Der Abendwind, der durch die Bäume des Gartens strich, hob eines der Fenster auf, welches nicht geschlossen war. Das Mädchen blickte auf und bemerkte jetzt erst, daß es inzwischen dunkel geworden war.

Sie erhob sich.

In diesem Augenblick hörte eine Nachtigall, welche auf den Zweigen der alten, dicht am Hause emporgewachsenen Linde saß, ihren süßen, weichen Gesang erschallen.

„Horch, wie ſchön!“ flüſterte Fränzli.

Die Lerche jubelt von Glück und Seligkeit, die Nachtigall klagt in ſchmelzender Sehnſucht. Aber in den Herzen der beiden erweckte ihr Lied jetzt nur als Widerhall den Triumphgeſang der Lerche.

„Ich muß gehen!“ — Aber wie die Lippen Fränzli's ſo zögernd und widerwillig das Trennungswort ſprachen!

„Aber du kommſt morgen wieder?“ bat abermals der junge Mann. Ein leiſer Kuß war ihre Antwort. Dann war ſie verſchwunden. Wildboden verweilte noch einen Augenblick, dann ging er mit ſeinem übervollen Herzen hinaus ins Freie.

Das Fenſter ſtand noch immer auf, noch immer klang in weichen Akkorden der melodiſche Geſang der Nachtigall herauf.

Die Kinder des Ortes, wo die Rose am herrlichſten duftet, wo die Nachtigall ihre begeiſtertſten Lieder ertönen läßt, erzählen von einem Jüngling, der einen Stern des Himmels geliebt habe. Seine Sehnſucht nach dem fernen, fernen Stern konnte ihn nicht Ruhe machen in der Sprache der andern, da erfand er die Sprache der Töne. So entſtand der erſte Dichter. Und als er ſtarb, da verwandelte Gott ihn in einen Vogel und erhielt in ihm die neue Sprache der Schöpfung. Und die Menſchen lauſchten ſeinem Lied und wo ein Herz in Sehnſucht ſchwoll, da lernte es von der Nachtigall die Sprache der klagenden Liebe. Aber auch der ſchöne Stern des Himmels wurde mächtig angezogen von den Liedern der Erde und ſank hernieder. Und als er den Boden berührte, blühte er als Roſe empor und ließ ſeinen Duft entſtrömen als Antwort zu den Zweigen, in denen der Sänger ſaß. So blüht die Roſe, ſo klagt die Nachtigall fort und fort; ſie ſind ſich ſo nahe und doch nur ewig geſchieden, denn die ſchöne Blume ſinkt entblättert zu Boden, wenn ihr Sänger ſie berührt.

Die Töchter von Schiers erheben, wenn ſie, in den Armen des Geliebten ruhend, das ſchwermutsvolle Lied der Nachtigall vernehmen. Sie ahnen das Schickſal der Roſe.

Weich und ſüß und klagend ſchwollen die Töne durch die dunkeln Blumen der alten Linde. Dann verſtummte der Geſang.

Durch das geöffnete Fenſter wehte der Wind eine zarte Blume herein, die ſich losgeriſſen hatte vom ſchützenden Zweige.

Und in derſelben Stunde blickte im Garten die Tochter des Aſtors zum Himmel empor, die Hände auf das Herz gepreßt, als ſei es zu eng für ſo viel Seligkeit, das Auge ſtrahlend und leuchtend, als ſende es ein Dankgebet zu Gott für ſo reiches Glück.

„Wie ſchön!“ flüſterte ſie plötzlich, indem ſie nach dem Abendhimmel ſchaute.

Ein Stern hatte ſich vom dunkeln Firmament gelöſt und ſchoß glänzend und feurig hernieder.

Wohin iſt er geſchwunden? —

Die Tochter des Aſtors ging in das Haus zurück.

Kühl, ſtill und dunkel ſenkte ſich die Nacht herab.

Der Kandidat Hermann hatte am Sonntag wieder in der Stadt gepredigt; nachmittags beſuchte er die Familie, bei welcher er einen großen Teil ſeiner Freiſtunden zuzubringen gewohnt war. Beim Eintreten fand er nur Bertha.

„Sie ſind ganz allein?“

„Der Onkel iſt in die Stadt geritten, um ein Paket ſelbſt abzuholen. Es ſoll eine Ueberraſchung für Fränzli werden, zu ihrem Geburtstage. Herr Wildboden iſt mit den Knaben ausgegangen; aber die Tante iſt zu Hauſe. Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Hermann?“

Der Kandidat ſetzte ſich neben ſie. „Immer ſo fleißig, auch am Sonntage?“

„Ach, ich ſollte wol heute nicht ſticken, aber ich muß den Kragen bis Mittwoch fertig machen!“

„Auch eine Geburtstagsüberraſchung für Fränzli?“

„Ja wohl, deshalb duldet die Arbeit keinen Aufſchub! Darum habe ich den Vormittag dazu beſſer angewandt.“

„Sie waren in der Kirche; ich habe Sie geſehen!“

„Wirklich? Ach, Sie haben auch wieder ſo ſchön gepredigt! Ich mag, ſeit ich Sie gehört habe, zu keinem andern Geiſtlichen mehr gehen.“

Der Kandidat lächelte geſchmeichelt. Er wußte unter andern Umſtänden über dieſe Schmeicheleien, die durch Ausdruck und Blick noch auffallender wurde, auch gelächelt haben, aber in anderer Beziehung. Das ſie ihn ſelbſt betraf, entwaffnete ſeine Kritik.

Bertha war nicht beſonders ſcharfſinnig, aber ſie beſaß jenen weiblichen Inſtinkt, welcher tiefer leitet als der Verſtand der Verſtändigen.

Ueberdies war ſie ſchon über zwanzig Jahre alt und ohne Vermögen.

„Ich bin, ehe ich hierher kam, alle Sonntage

die Kirche gegangen, denn das ist mir Bedürfnis. Der Tag würde mir nicht lieb sein, wenn ich nicht am Vormittage die Worte der Schrift gehört hätte. Aber wie man von einer Predigt ergriffen und erschüttert werden kann, das weiß ich erst, seit ich Ihre erste Predigt gehört habe."

Bertha bemühte sich, auch durch die Stimme davon tief ergriffen zu werden.

„Es freut mich, wenn meine Worte Eingang finden in Ihr Herz", sagte wohlgefällig und nicht ohne Salbung der junge Theologe, „es ist dies der schönste Lohn, den der Verkünder der Wahrheit sich wünschen kann."

„Ich habe noch jedes Wort daraus behalten. Sie sprachen über den Text: „Lasset die Kindlein zu mir kommen", und dann legten Sie auseinander, wie wir alle werden müssen, so unschuldig und gläubig, wie wir als Kinder waren, und wie wir nicht ernstlich genug unser Herz wahren können vor allem Argen, vor Mißtrauen und bösen Gedanken. Ach, ich habe so weinen müssen noch nie bei einer Predigt!"

Sie drückte das Taschentuch an die Augen.

„Wohl Ihnen, daß die Worte der Schrift in Ihre einfache, schlichte Auffassung noch so tiefen Eindruck auf Sie machen können!" sagte sehr wohlwollend der Kandidat; welche Empfänglichkeit ist ein gar herrlicher Beweis eines unverdorbenen, reinen Sinnes!"

„Ich hätte eigentlich eine recht große Bitte an Sie, aber Sie dürfen nicht böse werden!"

„Das will ich gewiß nicht!"

„Sie könnten mir eine recht, recht große Freude machen — —"

„Nun?" fragte Hermann freundlich auffordernd.

„Ihre Hand darauf, daß Sie nicht böse — —"

Der Kandidat reichte lächelnd die Hand, die Bertha ergriff und dann beschämt losließ. Sie verneigte sich furchtsam und gehorsam, rückte dem jungen Mann noch einmal das Kissen zurecht und sagte: „Sie haben doch gewiß noch einige Ihrer Predigten! Ich wäre sehr glücklich, wenn Sie mir einige davon leihen wollten! Es ist so schwer, die Worte kann man sich gar nicht oft genug lesen! Wollen Sie?"

„Ich werde Ihnen gern bringen, was ich noch vorfinde. Ich halte mich zwar wenig an gedrucktes Wort und lege auf der Kanzel vieles hinzu, was der Augenblick mir eingibt, aber die leitenden Gedanken finden Sie doch darin."

„Da werden Sie mir eine sehr, sehr große Freude machen!" beteuerte Bertha mit möglichst natürlichem Ausdruck. „Ich wollte Sie schon lange darum bitten und ich hatte nie den Mut. Heute aber, nach Ihrer Predigt, da sagte ich mir ein Herz! Sie sind ja so gut und freundlich, dachte ich, Sie werden es gewiß nicht übel nehmen. Und überdies, einem Geistlichen darf man ja alles anvertrauen, was nun auf dem Herzen hat. Ich habe immer geschwärmt für den geistlichen Stand — wäre ich Knabe, ich möchte nichts anderes werden. Aber wie segensreich ein Verkünder der Wahrheit wirken kann, das weiß ich erst, seit ich Sie kenne!"

Der Kandidat drückte errötend die Hand des Mädchens, welche noch immer gezittert hatte, ein wenig fester.

Gemütlich fuhr Bertha fort: „In keinem andern Menschen würde ich so sprechen, aber ein Geistlicher ist ja anders als alle andern. Er verkündigt uns die Worte unseres himmlischen Vaters und er selbst ist so, mag er jung oder alt sein, ein Vater seiner Gemeinde, dem wir durch kindlichen Gehorsam und durch tägliche Verehrung danken für alles Gute, das wir von ihm empfangen haben."

Sie hatte die letzten Worte mit unverkennbarer Rührung gesprochen und erhob jetzt die noch immer festhaltende Hand des Theologen, um sie — in sinnlicher Verehrung — an ihre Lippen zu drücken.

„Sie hat ein zartes, liebes Kind!" sagte Hermann, indem er sanft seine Hand zurückzog und, sich verbeugend, Bertha's Stirn mit flüchtigem Kuß berührte.

Draußen lärmte die Schar des zurückkehrenden Knaben.

„Ich werde diesen Sonntag nie vergessen!" sagte Bertha leise, indem sie die Hand des Kandidaten nochmals ergriff und drückte. Der Geistliche schien, bei dem Mädchen noch nicht so angelegen erscheinen zu wollen, lief sie die Kirche des langen Zeitungens los, indem sie nur noch mit entzückender Innigkeit die Worte flüsterte: „Ihr Besuch bekommt ich doch?"

„Ich wollte Sie eigentlich zum Spaziergang einladen", rief Hermann dem Gehenden entgegen, „da aber der Herr Rektor nicht da ist, müssen Sie mit bei den Knaben bleiben."

Die Rectorin, welche in diesem Augenblick gleichfalls eintrat, hatte die letzten Worte gehört. „Bitte, Herr Waldhofen", sagte sie freundlich, „wenn Sie ausgehen wollen, dann kennen sich ja die Knaben hier vor dem Hause herumtummeln und ich und Fränzli oder Bertha, wir setzen uns mit dem Strickzeug vor die Thür und beaufsichtigen sie. Es ist wieder so schönes Wetter, daß es unrecht wäre, zu Hause zu bleiben."

Waldhofen versprach, bald herunterzukommen, und ging auf sein Zimmer.

„Ist denn Ihr Besuch noch da?" fragte die Rectorin.

„Nein, aber er wird noch in dieser Woche abreisen. Ich komme wenig mit ihm zusammen und freue mich, daß er bald fortkommt. Er ist mit dem ältern Bruder meines Zöglings befreundet, aber es läßt sich nicht vermeiden, daß auch mein Kurt viel in seiner Gesellschaft ist und das ist mir nicht lieb. Männer wie dieser können seinen empfänglichen Geist auf einem sechzehnjährigen jungen Menschen ausüben."

„Gefällt er Ihnen nicht?"

„Er hat viel Anlage zum Hochmuth und scheint so leichtfertig in seinen Sitten zu sein wie leider gar manche in den höhern Ständen. In der Kirche habe ich ihn noch nie gesehen, der Spaziergang scheint ihm lieber zu sein."

„Das muß ja ein schrecklicher Mensch sein!" rief Bertha im Tone der tiefsten sittlichen Entrüstung. Sie hatte vergebens gehofft, dem Fremden einmal zu begegnen; jetzt, da seine Abreise bevorstand, war auch das letzte Interesse für ihn geschwunden.

„Da hat unser Herr Waldhofen freilich nicht viel an seiner Bekanntschaft verloren", meinte die Rectorin, „aber schrecklich ungezogen von ihm war es doch" — sie blickte sich ängstlich um, ob er auch noch nicht zurückgekehrt sei — „schrecklich ungezogen von ihm war es doch, daß er noch gar nicht beim Herrn Grafen seine Aufwartung gemacht hat! Er ist nun bald drei Monate hier, aber dazu konnte ich ihn nicht bewegen, so oft ich ihn auch ermahnte."

„Ja, ich habe ihm auch gesagt, man müsse es im Schlosse erwarte, aber es ließ sich in dieser Beziehung nichts mit ihm anfangen."

Fränzli, welche eintrat, sagte lachend: „Das ist wol wieder der alte Streit darüber, daß der Herr Waldhofen durchaus aufs Schloß gehen soll? Hat er nicht seine Strafe schon dadurch empfangen, daß er sich um das köstliche Diner gebracht hat, zu dem ihn die gräfliche Familie sonst eingeladen hätte?"

„Mit vier Gängen und zweierlei Wein; wenn ein Gast da ist, auch Champagner", ergänzte scherzend der Theologe.

„Und zum Schluß warme Limonade ohne Zucker!"

„Das muß ja abscheulich schmecken!" rief Bertha.

„Kennst du die Geschichte noch nicht?" rief Fränzli in muthwilliger Laune; „dann muß ich sie dir erzählen, wie ich sie gehört habe. Im Schlosse wird nämlich nach dem Essen warmes parfümirtes Wasser in Glasschalen herumgereicht und damit reinigt man sich den Mund und die Finger: das ist so Sitte bei den Vornehmen. Wir machen das Geschäft freilich etwas einfacher mit kaltem Wasser in unserer Küche ab, aber in einem Schlosse können doch nicht alle nach der Mahlzeit in die Küche laufen! Als nun der Verwalter meines Schwagers hier ankam und nach seinem Besuch aufs Schloß gebeten wurde, wurden am Ende der Mahlzeit diese Glasschalen in großen Untertassen vor jeden Gast gesetzt. Die Gräfin dachte daran, daß es möglicherweise diese Sitte den Vornehmen nicht kenne, und machte es ihm vor; er aber denkt, sie trucke das Getränk deshalb aus, weil es ihrem verwöhnten Gaumen nicht zusage, und fühlte sich dadurch doppelt verpflichtet, sämmtlich den ganzen Becher bis auf den letzten Tropfen auszutrinken. Aber er meinte nachher, diese warme Limonade ohne Zucker habe ihm Uebelkeit erregt, und daher stammt der Name."

„Ist das wahr?" fragte Bertha erstaunt.

„Die Frau Gräfin hat es mir auch so erzählt", bestätigte Hermann, „und sagte, sie habe, trotz ihres Mitleidens für den jungen Mann, Mühe gehabt, das Lachen zurückzuhalten."

Waldhofen trat wieder ein und mit ihm empfahl sich der Theologe.

Bertha eilte in den Schlafsaal hinauf, um ihm möglichst lange nachzusehen. Der neue Lehrer bekümmerte sich einstweilen nicht um sie, der Fremde auf dem Schlosse, der nun abreise, hätte sie auch im günstigsten Falle doch nicht geheirathet, aber Hermann — — —

Freilich dachte er zunächst noch nicht daran, sich um eine Pfarrstelle zu bewerben, aber dafür findet sich wol noch Rath.

„Die dumme Reise nach Jerusalem will ich ihm schon ausreden", sagte Bertha zu sich, als

Altmarkt, beſetzt alle Straßen-Mündungen, nirgends wird eine Paſſage geſtattet. Eine Compagnie beſetzt das Schloß und ich denke ein Detaſchement von 50 Mann wird hinreichend ſein, Patkuln ſelbſt in dem Einſiedelſchen Hauſe, wenn es beim König gelingt, die Aufwartung zu machen. Die Stunde der Entſcheidung iſt da. Wir theilen den Lohn, theilen wir auch die Gefahr.

Imhof.

Wenn uns nur — der König — —

Flemming.

Zweifeln Sie?

Imhof.

Ich hoffe. Die Stimmung des Königs iſt ſonderbar, höchſt räthſelhaft; indeſſen ich werde nach den Andeutungen, die mir Pfingſten gegeben hat, inzwiſchen die Note an die fremden Geſandten aufſetzen (ab).

Flemming.

Pfingſten, der Adelsbrief iſt Ihnen gewiß. Wie trefflich iſt es Ihnen gelungen, durch den Brief, mit dem Sie die Leidenſchaft des Königs aufreizten, durch den Wink an Patkul, daß der König in Moritzburg wäre — es iſt eines Meiſters würdig — die Kataſtrophe auf einen Schlag herbei zu führen!

Pfingſten.

Ach, kleine Anfänge in der höhern Staatskunſt! Und nicht durch mich: behüte Excellenz! Ich werde zu Hauſe einige Kapitel im Macchiavell leſen, um mich zu

e den Schlafsaal verließ; „das Geld können wir
ir unsere Einrichtung und in die Wirthschaft
ffer anwenden."

Inzwischen schritten die Jünglinge heiteren
innes der Landstraße zu. Trotz der großen
erschiedenheit ihrer Denkweise und ihrer Rich-
ng waren sie sich doch in der letzten Zeit etwas
her getreten und Hermann hatte ein hohes
teresse für seinen Collegen gewonnen, dessen
berlegenheit er sich nicht verheimlichen konnte.
s gibt Naturen von so entschiedener Ausprä-
ung, daß man nicht lange mit ihnen verkehren
nn, ohne sie zu lieben oder zu hassen. Wild-
sen war eine solche Erscheinung. Hermann
r auf dem besten Wege, ihm seine Freundschaft
zubieten, aber der neue College imponirte ihm
ch zu sehr.

Sie sprachen von gleichgültigen Dingen. Gut
sagte der Theologe: „Haben Sie schon be-
rkt, wie Fränzli sich zu ihrem Vortheil ent-
ckelt? Ich hätte das nie für möglich ge-
lten!"

„Mir ist es nicht aufgefallen", bemerkte Wild-
sen möglichst unbefangen.

„Sie ist körperlich viel noch schöner ge-
rden, ihre Formen haben sich noch vollen-
ltet, aber die hauptsächlichste Veränderung
mit ihrem Wesen vor sich gegangen. Sie
te früher eine gewisse Herbheit, wenn ich mich
Ausdrucks bedienen darf; sie war beinahe
benhaft — jetzt ist die Jungfrau erwacht, das
ib. Alle ihre Bewegungen sind mädchenhafter
anmuthiger, der Ausdruck ihrer Züge ist
cher geworden, ihr Blick leuchtender und er-
mender; selbst der Ton ihrer Stimme hat
n gewissen Zauber bekommen, den er früher,
ihres schönen Organs, nicht hatte. Schon
Wochen bemerke ich diese allmähliche Um-
delung und freue mich darüber. Ich hatte
geglaubt, daß aus dem Mädchen eine so
reiende, anmuthsvolle Erscheinung werden
nte!"

„Sie gewinnt allerdings neben Bertha", be-
rkte Wildhofen mit anscheinender Gleichgül-
gkeit.

„Bertha ist ein liebes, gutes Mädchen", sagte
mann — er erinnerte sich der soeben vorge-
nen Unterredung — und wird wol auch einen
n dereinst sehr glücklich machen, obgleich sie
Fränzli in keiner Beziehung zu vergleichen
Aber Fränzli bedarf gar keiner Kritik, sie
r überall und neben allen, die ich bisher
gesehen habe, einen höchst vortheilhaften Eindruck
machen. Jetzt fange ich an zu glauben", fügte
er lächelnd und errötend hinzu, „daß sie gar
wol im Stande wäre, einem Manne Liebe ein-
zuflößen und in ihm den Wunsch zu erwecken, sie
heimzuführen."

Wildhofen warf einen scharfen Seitenblick auf
den Sprecher und schwieg.

Sie erreichten das Städtchen.

Auf dem Heimwege wurde jener Gegenstand
des Gespräches nicht mehr berührt, obgleich der
Theolog es gern gesehen hätte, wenn der College
auf diese Erscheinung seines Herzens näher einge-
gangen wäre.

Dienstag Abend war herangekommen, der
Vorabend von Fränzli's Geburtstag. Der Rector
war bei den Knaben im Arbeitszimmer, die
Rectorin und Bertha trafen noch allerlei Vor-
bereitungen für das morgende Fest und freuten
sich, daß Fränzli sie dabei nicht störte. „Sie
pflegt um diese Zeit immer im Garten zu pro-
menniren oder sich in der Wirthschaft zu schaffen
zu machen", sagte die Rectorin, „und wir stören
sie nicht gern in ihren Gewohnheiten." Hermann
hatte übrigens nicht nur Bertha die erbetenen
Concepte mitgebracht, sondern auch bedeutungs-
volle Neuigkeiten mitgetheilt. Er hatte heute die
Nachricht erhalten, daß er von einem Verwandten
über 200 Thaler geerbt. Das Geld für die
Reise nach Jerusalem war also vollzählig und
noch etwas darüber. Er hatte deshalb dem
Grafen seine Stellung gekündigt und wollte An-
fang November abreisen, zunächst über Triest
nach Alexandrien, dann zu Lande weiter. Das
Christfest konnte er auf diese Weise in der heili-
gen Stadt feiern. Kam er wieder, so wollte er
sich ohne Verzug nach einer Pastorstelle um-
schauen und hatte deshalb jetzt schon Schritte
beim Consistorium und bei einigen einflußreichen
Männern gethan. Er erwähnte dabei mit einem
Anflug von schüchternem Erröthen, daß er sich
insbesondere auf den lebhaften Wunsche nach einem
eigenen Herde freuge.

Bertha's Gesicht glühte.

„Dann müssen Sie sich auch bald verheira-
then", sagte gutmüthig die Rectorin. „Glauben
Sie mir, das Alleinsein taugt nichts! Sehen
Sie sich nur bei Jenen nach einer tüchtigen
Hausfrau um, welche die Wirthschaft versteht und
Ihnen das Leben angenehm macht!"

„Ich wollte früher davon nichts wissen und
meinte, der Zeitlinger könne, wenn er unverhei-

rather bliebe, noch mehr seiner Gemeinde angehören. Aber ich fange allmählich an, in diesem Punkte — — Ihre Ansichten zu theilen."

Bertha schlug verschämt die Augen zu Boden.

Der Theologe, welcher für heute nicht mehr sagen wollte, erhob sich.

Während unten diese Unterredung vor sich ging, öffnete sich im obern Stock vorsichtig die Thür, welche in das Zimmer des Candidaten führte, und Wildhelm blickte in den Schlafsaal hinaus. „Es ist niemand da", flüsterte er und drückte noch einen Kuß auf Fränzli's rosige Lippen. Das Mädchen schlüpfte leise über den Saal und die Treppe hinunter.

Im dunkeln Hausflur stand sie plötzlich vor dem Theologen, der sich soeben verabschiedet hatte.

„Guten Abend, Fräulein Fränzli!" sagte dieser. „Sie haben wol Vorräthe für das morgende Fest geholt?"

„Ich hatte eben noch etwas vor", erwiderte etwas erschrocken das Mädchen, welches zu stolz war, um zu lügen. Aber Hermann wußte, daß ihre Geschäfte sie häufig in die Speisekammer nach oben führten und beruhigte sich bei der ausweichenden Antwort. Er hatte nur gesprochen, um ein Gespräch anzufangen.

„Morgen ist Ihr Geburtstag", sagte er; „erlauben Sie mir, Ihnen heute schon meine innigsten Glückwünsche darzubringen!" Er küßte dabei, in der Dunkelheit kühn geworden, ihre Hand, was er früher nie gethan hatte.

„Leider sind es bisjetzt nur Wünsche", fuhr er fort, „ich kann nicht Sorge tragen für Ihr Wohlergehen! Möchte der Himmel geben, daß es mir hierum vergönnt sei! Aber ich bitte Sie, von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen überzeugt zu sein!"

Fränzli war noch zu erschrocken über die Bewegung, die leicht verrätherisch werden konnte, um das Auffallende im Benehmen des Theologen zu bemerken. Sie drückte herzlich seine Hand und versicherte, er werde ihr stets ein sehr lieber Freund sein.

„Behüte Sie Gott, Fränzli! Und möge er Ihnen einen recht frohen, glücklichen Geburtstag morgen bescheren! Gute Nacht!" Er küßte noch einmal ihre Hand, diesmal länger und inniger, dann ging er.

Eine Stunde später schliefen fast alle Bewohner des Hauses; nur in Wildhelm's Zimmer brannte noch Licht und im Schlafzimmer der Mädchen lagen Bertha und Fränzli eifrig arbeitend. Erstere las die Concepte des Theologen, der sich bald um eine Pfarrstelle bewerben wollte, und die Bewegungen ihrer Lippen verriethen, daß sie einzelne Stellen für passenden Gebrauch auswendig lernte. Fränzchen übersetzte aus dem Deutschen ins Französische. Seit einer Reihe von Wochen hatte sie sich mit Eifer und Erfolg dem Studium dieser Lieblingssprache Wildhelm's ergeben; sie wollte ihm durch ihre Fertigkeit darin eine Freude machen.

Die Strahlen der Morgensonne fanden Fränzli schon erwacht. Sie hatte vor lauter Freude und Erwartung nicht länger schlafen können. Als Kind war ihr wol Aehnliches passirt; da war sie auch am Tage der Christbescherung ein paar Stunden vor den Aeltern aufgestanden und hatte bis zum ersehnten Abend alle Viertelstunden an die Uhr geschaut. Heut' ertappte sie sich auch auf einem solchen Blick nach der Uhr, aber sie zeigte erst auf vier.

Sie stand auf und öffnete das Fenster, das nach dem Garten ging. Der Thau lag noch auf den Blumen und Blättern, die Vögel zwitscherten und sangen, alles glänzte, leuchtete, duftete und klang. So schön war der Morgen seit langer Zeit nicht gewesen, aber so luxerfüllt war Fränzli auch noch nie erwacht. Wir haben oft in uns das Vorgefühl eines großen Unglücks oder eines großen Glücks, die uns nahe bevorstehe, und die Tochter des Aeltern trug die Ahnung eines glückseligen Ereignisses in sich. Wie schön das Leben sei, wußte sie erst, seit sie liebte; aber daß es noch viel, viel herrlicher sein werde, wenn sie erst ganz die Seine wäre — auch vor den Augen der Welt, denn im Stillen war sie es ja schon lange —, wenn sie in jedem Augenblick um ihn sein, ihr ganzes Dasein seinem Glück weihen könne, das ahnte sie und diese Ahnung schwellte ihre Brust mit einer Seligkeit, für die sie keinen Ausdruck fand als den Jubelruf des Entzückens. Und heute wird er bei den Aeltern um ihre Hand werben. Er hat es nicht gesagt, hat diesen Punkt überhaupt nie berührt, aber sie weiß es, ihr Herz sagt es ihr. Was er für Zukunftspläne habe, wohin er sie führte — was lag daran? Wäre sie ihm doch mit derselben Freudigkeit an jeden Ort, in jede Lage gefolgt, auch in Noth und Elend. Sie wäre ihm gefolgt, auch wenn sie sich nie vor den Augen der Welt als die Seine hätte bekennen dürfen. Ihre Welt war sein Herz.

Ob er schon wach sein mag? Sie blickte empor, sein Fenster war geöffnet — seine Stube lag über der übrigen —, aber er pflegte es in schönen Sommernächten nicht zu schließen.

Im Zimmer duldete es sie nicht länger. Aber wie hinausgelangen, ohne die Aeltern zu wecken, durch deren Schlafstube sie hindurchmuß?

Ein Strahl von Uebermuth leuchtete über ihre Züge. Sie schwang sich auf das Fensterbrett und war mit einem Satz im Garten. Dort lief sie von Blume zu Blume, zerrupfte ein Kleeblatt — „er liebt mich — von Herzen! Das weiß ich ja längst schon" — aber sie fuhr das grasfarbene Blättchen. So ließ sie in ausgelassener Laune ihrer sprudelnden Lust alle Zügel schießen, haschte bald nach einem Schmetterling, bald nach einem summenden Käfer und lachte, als sie weder den einen noch den andern fing.

Jetzt ist es wohl Zeit, in die Stube zurückzukehren. An seinen Fenstern zeigt sich noch kein lebendes Gesicht, nur ein Strauß herrlicher Rosen und Herr Aramis lächelte neckisch. „Willst du mich dann damit überraschen, so musterst du es etwas schlauer anfangen", sprach sie zu sich und riß aus Aramis' Fenster, um in ihr Zimmer zurückzukehren. Da sah eine volle, schöne Rose gerade über vom Morgengewand halbentblößte Schulter. Sie blickte empor und schaute in zwei leuchtende Augen, die voll trunkener Liebe auf sie ruhten. „Wie schön bist du, mein Aramis!" flüsterte sie. Sie brachte lächelnd mit dem Finger, an die Rose, warf dem Geliebten einen langen Blick zu und war mit einem Satz wieder im Zimmer.

Bertha erwachte durch das Gezwitscher, streckte sich, gähnte und erhob sich gleichfalls, denn schon hatte ein Klopfen an der Thür horchen und bald darauf erscholl im oberen Stockwerk die Stimme des weckenden Kellners, der heute zum ersten mal Gäste nicht mehr im Bett fand.

In wenigen Minuten hatte Bertha ihre Toilette beendet und eilte in das Frühstückszimmer. Still wußte — so erörterte es ein alter Ausdruck — warten, bis der Aufbau der Morgenbescherung beendet war und sie getrost [illegible]

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Ein Aufenthalt in Spitzbergen.

Nach Mittheilungen von M. Nordenskjöld.

Mit wehmüthiger Theilnahme haben wir uns mit dem Schicksal Franklin's, Kane's und ihrer Gefährten beschäftigt. An Winterabenden, wenn das Feuer fröhlich im Ofen lodert, malen wir uns schaudernd die harte Natur der Gegenden aus und bewundern diese Helden, welche Wissensdrang und Thatendrang so weit von aller Behaglichkeit des heimischen Herdes trieb und welche viele Jahre mit ihrem Leben bezahlten. Doch gibt es noch andere muthige Reisende, die wenn auch ihre Namen nicht in weiteren Welttheilen bekannt wurden, doch noch mehr des Merkwürdigen erlebten und die alle jene Drangsale überwunden, unter denen viele Nordpolfahrer zu Grunde gingen.

Das Grönlandschiff Karl Johann verließ vor einigen Jahren um die Mitte des Sommers die norwegische Stadt Bergen, um Walfische, Walrosse oder Seehunde in jenen Gewässern zu fangen, welche die eisbedeckten Gestade des äußersten Nordens umspülen. Reich gerüstet, mit sechzehn Mann Besatzung, mit Lebensmitteln und allen sonstigen Nothwendigkeiten reichlich versehen, legte das kleine, rasch segelnde Schiff einen Theil seiner Fahrt glücklich zurück. Schon konnten die Kasten des „Grünen Landes" nicht mehr fern sein, als sich ein heftiger Orkan erhob. Es wurde unmöglich, sich dem Punkte zu nähern, wo die Walfischfänger gewöhnlich theilweise Halt machten, denn immer weiter nordwärts trieb das Fahrzeug im tobenden Sturm. Endlich wurde eine zerrissene Küste sichtbar; es mußte Spitzbergen sein, das nordöstliche Land, das unsere Karten aufzeigen. Im nämlichen Augenblicke schwamm Treibeis von allen Seiten heran. Wenn auch der Wind nachließ, so blieben doch alle Anstrengungen, dieser drohenden Gefahr zu entgehen, vergeblich. Bald war das Schiff dicht eingeschlossen; in jeder Minute konnte es zerdrückt werden. Bei diesen immer sich mehrenden Uebelständen rief der Kapitän den Hochbootsmann Alf Jansen zu sich. Dieser, ein entschlossener, thatkräftiger Mann, hatte schon mehrmals diese Gewässer befahren, einmal auch diese Insel besucht. Er erinnerte sich, gehört zu haben, daß einer anderen Seefahrer früher in ähnlicher Lage mehrere Monate auf dieser Küste zugebracht und wahrlich eine Hütte erbaut hätten. Diese würde vermuthlich noch stehen. Er riet, sie aufzusuchen und alle Waffen, Munition, Lebensmittel, Werkzeuge und sonstiges Eigenthum aus dem Schiffe dahin zu bringen, um in ihr überwintern zu können. Würde das Fahrzeug diesen verderbenden Winter überdauern, so mußte man auf ihm

im nächsten Juli dem Eise zu entkommen und die hohe See zu gewinnen suchen; würde es über lang oder kurz von den sich immer mehr häufenden Eisbergen zertrümmert, so müsse man in dieser Bedrängnis die Zeit hindringen, bis irgendein anderes Fahrzeug sich nähere, auf dem man südlichere Landstriche erreichen könne.

In furchtbarer, ungeheurer Majestät thürmten sich die Eismassen höher und höher; in jeder Stunde wuchs die Gefahr der gänzlichen Zertrümmerung des „Karl Johann." Der Kapitän wußte nichts Besseres zu thun, als dem Rathe des erfahrenen Hochbootsmanns zu folgen. Unverzüglich verließ dieser mit vier bewährten Matrosen das Schiff, um das nur einige Meilen entfernte Spitzbergen zu erreichen. Aus zwei Flinten, einem wohlgefüllten Pulverhorn, einem Feuerzeug, einer Axt, einem Messer, einem kleinen Kessel, einem Sack mit Mehl und einem Päckchen Tabak bestand die Ausrüstung der Wanderer. Wenngleich jedes Geräth ihnen beschwerlich werden konnte, so mußten sie doch so viel davon mitnehmen, um in einem Kampfe mit den wilden Bestien der Polarländer gerüstet zu sein; auch konnten sie genöthigt werden, eine Nacht am Lande hinzubringen, oder — die schrecklichste aller Möglichkeiten — sie konnten den Rückweg verfehlen und waren alsdann zu einem längern Aufenthalt in der schauerlichen Oede dieser erstarrten Natur gezwungen. Der gefahrvolle Weg ging über hohe, spitze, scharfkantige, unübersteiglich scheinende Eisberge, welche durch tiefe Klüfte getrennt waren, in denen treibende Schollen einen nur theilweise festen Grund bildeten. Bald mußten sie diese zackigen Mauern hinan, bald sie hinunter klettern, bald über weite, offene Wasserspalten springen, bald lange Umwege einschlagen, um überhaupt nur vorwärts zu gelangen. Dem ungeübten Kletterer, dem ungeschickten Springer drohte in jeder Minute sicherer Tod. Dennoch überwand die furchtlose Entschlossenheit dieser Männer diese haarsträubenden Schwierigkeiten. Sie langten nicht nur auf dem unwirthbaren Strande an, sondern auch nach einigen weiteren Stunden angestrengten Marsches bei der so eifrig gesuchten Hütte. Sie war ziemlich wohl erhalten, etwa 16 Fuß breit, doppelt so lang und 12 Fuß hoch. Das Innere war in zwei fensterlose Räume getheilt; in dem vordern bot eine kleine Oeffnung im Dache dem Rauche eines angezündeten Feuers den Ausgang; der hintere ließ sich gegen jeden Luftzug verwahren. Mit jubelnder Freude begrüßten sie diese vier nackten Wände; die Möglichkeit, in ihnen die Schrecken des kommenden Winters auszuhalten, rückte die mit ihm drohende Todesgefahr in weitere Entfernung. Unmöglich war es jedoch selbst diesen eisenfesten Naturen, die unerhörten Mühseligkeiten des zurückgelegten Weges heute noch einmal auszuhalten. Auch nahte der Anbruch der Nacht. Sie zündeten also ein Feuer an, bereiteten sich eine Mehlspeise, schliefen eine Weile auf dem nackten Fußboden des Blockhauses und traten früh am folgenden Morgen den Rückweg an. Mit verdoppeltem Muthe wollten sie ihren harrenden Gefährten die frohe Kunde bringen und mit ihnen die Ueberführung des sämmtlichen, transportablen Schiffsgutes berathen; wohl verproviantirt und ausgerüstet wollten sie dann in der Hütte irgendeine sich darbietende Rettung erwarten.

Um keine Regel der Vorsicht zu versäumen, hatten sie auf dem zurückgelegten Pfade verschiedene, wiederkehrende Merkzeichen gelassen. Sie konnten also die verfolgte Richtung genau wieder einschlagen und fanden nach mehreren Stunden wieder auf dem Punkte, von dem sie am vorigen Tage ausgegangen waren — allein kein Schiff war zu erblicken! — Grauenvoller Schreck ergriff die fünf Männer. Hatten sie den rechten Weg verfehlt? War dieser Punkt dennoch nicht derjenige, den sie am vorigen Tage verließen? — Sie kletterten und sprangen noch einmal bis ans Ufer hin, kehrten wieder, erklommen den höchsten aller emporstarrenden Eisberge, von welchem aus ihr Blick weit umherspähen konnte — umsonst — das Schiff blieb verschwunden!

Mit schauderndem Entsetzen mußten sie annehmen, daß der in der verflossenen Nacht wieder stärker gewordene Sturm die Eismassen so gewaltsam zusammengetrieben habe, daß das Fahrzeug von ihnen zertrümmert und mitsammt seiner Mannschaft von den Wellen begraben sei.

Sie allein lebten — alle ihre Gefährten waren untergegangen! — Und waren sie glücklicher als diese Begrabenen, die alle Mühsal und alle Schrecken des Erdendaseins überwunden und in der ewigen Ruhe weder mit Sturm noch mit Wogen, weder mit Frost noch mit Hunger zu kämpfen hatten? — In schrecklicher Verlassenheit, nur mit den Kleidern, die sie auf dem Leibe trugen, nur mit den wenigen Waffen, Werkzeugen und Lebensmitteln, die sie gerade erhielten, versehen, befanden sie sich auf einer Insel, die nur von Raben, Eisbären und selten von Rennthieren

bewohnt wurde; auf einem Erdfleck, wo keine Blume, kein Baum, keine Frucht wuchs, wo höchstens während einiger Wochen — die hier Sommer genannt wurden — etwas Moos dem felsigen Boden entsproß, welches dem Rennthier seine kärgliche Nahrung bot. Auf einer Küste sollten sie ihr Leben fristen, welche während zehn Monaten des Jahres von starrenden Eismassen umgeben war, der sich nur im äußersten Nothfalle Walfischfänger nahten, gegen welche Island ein südliches Gestade genannt werden mußte, und dies auf eine Zeit, deren Ende nicht abzusehen war! — Nördlicher als das verödete Jan Mayen, als das schneebedeckte Nowaja-Zemlja war diese grauenvolle Heimat die Grenze des Erreichbaren an den ewigen Eiswänden des Polarmeeres!

Dennoch verzagten sie nicht. Sie sahen allen gegenwärtigen und zukünftigen Schrecknissen ins Angesicht und fragten sich, was sich thun ließe, um ihre Lage zu verbessern? — Einstimmig erwählten sie an der Stelle ihres ertrunkenen Kapitäns ihren letzten Führer, den Hochbootsmann Alf Jarlsen, zu ihrem Vorgesetzten, dessen Befehlen sie unbedingt zu folgen gelobten. Dieser wußte, daß die Zeit des jährlichen Aufenthaltes der Rennthiere auf Spitzbergen bald vergangen sein würde, da sie später kein Moos mehr dort finden könnten. Er beauftragte also seinen jüngeren Bruder Erik, baldmöglichst eine Anzahl dieser Thiere zu erlegen. Als gewandter Schütze erlegte Erik in wenigen Tagen zehn; man hing sie auf eine Stange, welche, ein vormaliger Mastbaum, über dem Loche aufgerichtet war. Es war also Mundvorrath für ein ganzes Jahr gewonnen, welchen man, geschützt vor vierfüßigen Dieben, um so leichter conserviren konnte, da er sogleich zu einer festen Masse gefror, welche nur durch Feuer wieder genießbar wurde.

Die nächste Sorge der unfreiwilligen Ansiedler war, die Hütte auf längere Zeit bewohnbar zu machen. Alltäglich fischten sie am Strande Baumstämme, Planken oder sonstige Trümmer auf, welche von vielleicht weit entlegenen Gestaden oder von Fahrzeugen herangetrieben wurden, die auf fernen Meeren zerschellt waren. Es gelang ihnen, mit einem Theil dieser Holzreste das Dach sowie auch die Wände ihrer neuen Wohnung neu zu bekleiden; aufgefundenes Moos mußte die letzten Spalten und Ritze ausfüllen. Größere Haufen der Holztrümmer mußten das nur zu nothwendige Brennmaterial abgeben. Sie waren also vorläufig vor dem Verhungern und vor dem Erfrieren gesichert. Im October verschwand das Sonnenlicht gänzlich; erst im Mai zeigte es sich wieder. Die siebenmonatliche Nacht wurde nur dann und wann durch Nordlichter unterbrochen. Die gezwungenen Einsiedler waren auf ihre Hütte beschränkt. Sie hatten die Thür sorgfältig gegen den eisigen Wind verwahrt, was um so nöthiger war, da Vors Mutter, der Jüngste von ihnen, an einem Erkältungsfieber darniederlag. Sie suchten sich die langen Stunden durch traulliches Gespräch zu verkürzen, als dies plötzlich durch ein furchtbares Brüllen unterbrochen wurde. Zugleich erbebte das Dach auf eine Weise, als wenn schwere Lasten darüber gerollt würden. Bald überzeugten sie sich, daß zwei Eisbären auf das Dach gelangt seien und den Mastbaum zu erklimmen suchten, an welchem die erlegten Rennthiere befestigt waren. Bis jetzt hatten sie indessen nur noch einen Theil dieses für den ganzen Winter bestimmten Mundvorrathes verschlungen. Sie waren über einen dicken Baumstamm auf das Dach gelangt; man hatte ihn am vorigen Tage aufgerichtet und gegen die Wand gelehnt, ohne daran zu denken, daß er auf so heimtückische Weise von ihren gefährlichsten Feinden benutzt werden könne. Die Polareisbären sind dem Nordlandfahrer wegen ihrer Wildheit und Grausamkeit bekannt. Ihr Gewicht beträgt nicht selten zwei Pfund. Nicht zu verwundern war es, daß das Herz der muthigen Seefahrer bei dem Gedanken an einen Kampf mit diesen Ungethümen erbebte. Dennoch mußte dieser unternommen werden, denn die Sicherung ihres so mühsam gewonnenen Mundvorraths war das dringende Gebot der Selbsterhaltung. Nach der ersten Panik überdachten Alf Jarlsen seinen Freunden, das Feuer hoch anzufachen und die Spitze eines langen, dicken, nahe liegenden, gleichfalls der Flut entrissenen Balkens hineinzulegen. Dann hieß er seinem Bruder Erik und dem einen seiner Gefährten, Sverre Stave, mit Flinten bewaffnet vor die Hütte zu gehen. Zwar war ihnen der Pulvervorrath schon länger ausgegangen und sie konnten sich alle nur des Kolbens zum Angriff und zur Vertheidigung bedienen. Sie begannen ihren gefahrvollen Kampf, indem sie den gefräßigen Feinden den Rückweg abzuschneiden suchten. Es gelang ihnen mit Aufbietung aller ihrer Kräfte, den verhängnißvollen Baumstamm herabzustürzen und auf die Erde zu werfen. Im Eifer ihrer Bemühungen hatten sie jedoch nicht bemerkt, daß

der kleinere der Gliedbaren, von dem aufbrüllenden Raub herabgerissen, sich wieder auf das ihm zunächst befindliche Ende des Baumstamms gelegt hatte. Dieser gelangte nun auf die schnellste Weise auf die Erde, stürzte im nächsten Augenblick auf die beiden Männer zu und riß Snorre Sturs mit einem gewaltigen Schlage nieder; dieser stieß einen fürchterlichen Schrei aus, doch versetzte Grif dem Unthier in der nächsten Sekunde einen tückischen Streich mit seinem Klingenbeile. Wild brüllend ließ der Bär Sturs's Arm fahren, den er bisher zwischen seinen Tatzen festgeklammert hatte. Dieser konnte nun wieder aufstehen und seine Keulenschläge mit denjenigen seines Gefährten vereinigen; es gelang ihnen bald, das Ungeheuer mit zerschmettertem Hirnschädel vor sich niederzuwerfen.

Der zweite, sehr viel kräftigere Bär hatte kaum die Menschen auf der Erde bemerkt, kaum das Gebrüll des andern gehört, als er sich mit einem gewaltigen Satze vom Dache herunterschwang. Als Jarlson und sein Freund Biorn Lange waren nun gleichfalls aus der Hütte hervorgekommen, indem sie den Balken in ihren Händen trugen. Die glühende Spitze desselben richteten sie gegen den wüthend heranstürmenden Feind. Nur mit Aufbietung aller ihrer Kraft und Gewandtheit gelang es ihnen, ihm mit dieser einen Stoß an den Vorkopf beizubringen. Nun näherten sich auch Grif und Snorre, um nach Besiegung des ersten Feindes an dem Kampfe mit dem zweiten theilzunehmen, indem sie ihm von der Seite zuliefen. Das vor Schmerz rasende Thier wußte nicht mehr, wohin es sich wenden sollte, und endlich strekten die vereinigten, nicht nachlassenden Angriffe auch diesen Unhold in Boden. Nur Snorre Sturs trug eine tiefe Wunde am Arme davon, der sich zwischen den Tatzen des Bären befunden hatte; die übrigen waren unverletzt aus dem heißen Kampfe hervorgegangen.

Sie sahen jedoch ein, daß die Erlangung neuer Waffen von der äußersten Wichtigkeit für sie sei, um erneuten Kämpfen mit diesen Bewohnern der arktischen Zone entgegentreten zu können. Wo aber sollten sie diese in dieser Wildniß von Eis und Schnee vernehmen? Wie sie sich verfertigen, da es ihnen an allen Bestandtheilen dazu, an allen Werkzeugen fehlte? Dennoch wußte Als Jarlson auch hier Rath. In den aufgeschichteten Holzstämmen fanden sich manche kleinere oder größere Eisenstücke, Nägel, Beschläge, Krampen u. s. w. Diese mußten ihnen zur Verwirklichung ihres größten Wunsches dienen. Vor allen Dingen mußten sie sich mehr Licht verschaffen. Da sie nur wenig Zunder mehr besaßen, so hatten sie lange schon in der haarsträubenden Furcht gelebt, daß ihnen zuletzt alles Feuer ausgehen würde. Wenn diese schauervolle Möglichkeit zur Wahrheit wurde, so konnten sie in der undurchdringlichen Dunkelheit nichts vornehmen, und es blieb ihnen also nur noch der Tod des Erfrierens übrig. Die erlegten Bären bereicherten sie außer ihrem Fleische noch mit einigen hundert Pfund Fett. Dies war gutes Brennmaterial. Aus einem schon früher aufgefundenen Stück Thonerde formten sie eine Lampe und versahen deren Inneres mit einer Art von Glasur, um das Durchsickern oder Klüftigkeit zu verhüten. Ein aus dem letzten Reste ihres Mehlvorraths gekochter dicker Kleister mußte diese Glasur bilden, nachdem das Gefäß abermals mit ihm am Feuer verhärtet war. Eins ihrer Hemden wurde für den Docht geopfert; sie zogen die Fäden heraus und drehten sie zusammen. Jetzt konnten sie eine immer brennende Lampe unterhalten. Die Verfertigung der gewünschten Waffen kostete jedoch unsägliche Mühe. Endlich brachten sie einen Schaft in ein Stück glühend gemachtes Eisen, sodann sie einen Hammer bekamen. Einer der am Strande haufenweise liegenden großen Kieselsteine wurde herbeigeholt, um zum Amboß zu dienen. Hierauf also konnten sie Lanzenspitzen und Spieße schmieden; aus den in ihrem Besitz befindlichen Rennthierhäuten schnitten sie Riemen und banden mit diesen jene Eisenspitzen fest an hölzerne, selbstverständlich geschnitzte Schafte. Ein anderer Kiesel mußte den Schleifstein abgeben, um die Spitzen noch mehr zu schärfen — und die Waffen waren fertig. Sie fanden bald, daß die Sehnen und Gedärme der nun mehrfältig erlegten Bären eine so große Elasticität besaßen, daß sie sie zu Bogensehnen benutzen konnten. Aus einem Stück aufgefundenen Fichtenholzes wurden Bogen und Pfeile verfertigt. Mit diesen einfachen Waffen tödteten sie nach und nach mehrere hundert Rennthiere, fast anderthalb Dutzend Bären und eine große Anzahl blauer und weißer Raben. Die nackte Erde war bisher ihre Lagerstätte gewesen; nun nahmen sie Moos und Federn zu dessen weicher Grundlage, Bärenfelle zur Ueberdecke. Dann zimmerten sie auch einen Tisch und eine Bank, sodaß sie sich nach der Weise anderer Menschen niederlassen konnten. Später mußten sie

auf die Anschaffung neuer Kleidungsstücke bedacht
n, denn die letzten Reste der bisher getragenen
len ihnen fast vom Leibe; auch mußten sie zu
mpendecken verwendet werden. Das Fell der
nnthiere konnte den Stoff, ihre Sehnen den
aht zum Nähen darbieten; ihre Weiber mußten
Dienste einer Scheere ersetzen — aber noch
mer fehlte die Nähnadel! Das dem Blasmeer
rissene Plankenwerk mußte auch als dieser
th helfen. Sie drehten sich einige Nägel der
brechen, sie machten sie glühend gemacht, trie
dem einen Ende ein Loch arbeiten wollten
nte; das andere wurde auf dem Schleifstein
espitzt und — eine etwas dicke, unbehülfliche
hnadel war geschaffen. Das Nähen der Felle
r die schwierigste Arbeit, doch gelang auch diese
n längern Bemühungen so gut wie das
nstern. Auch Schuhe verfertigten sie aus
enfell mit dieser nämlichen Nadel, desgleichen
ndschuhe und Mützen. Nur Augen, Mund
Nasenspitze ließen diese seltsame Bekleidung frei,
konnten sie in ihr die Kälte dieser Zone er-
en, in welcher selbst das Quecksilber gefror.
Ihr einziges Gewürz mußte das Salz bleiben,
des sie in einer nahen Meeresbucht fanden.
weilen kochten sie das Fleisch in ihren kleinen
sseln, öfterer brieten sie es am Spieß oder
erten es nahe dem kleinen Feuer, das vom
h den Ausgang ließ. Vögel oder Fische, die
t den Sommermonaten fangen konnten, gaben
ihnen eine willkommene Abwechslung. Zu
n auch fanden sie alsdann Eier auf den
en, welche die Raben oder vorüberziehende
gänse dort gelassen hatten — ein Leckerbissen,
egen seiner Seltenheit doppelt geschätzt wurde.
Wasser war ihr Getränk, in dem harten
mer war es klar und frisch, im Winter,
ist während zehn Monaten, mußten sie Eis
ren Kehlen schmelzen; doch war das dennoch
Wasser auch dann trüb und geschmacklos.
e lebten viele fünf Männer sechs volle Jahre
geschieden von der ganzen bewohnten und
ten Welt, essend, trinkend, jagend und er-
e! Dennoch bot auch auf diesem engen Wege
atur ihnen einige kärgliche Freudenblumen.
hen Sommer, wenn das Meer stürmte,
Scharen von Rennthieren über das Eis
Festlande herüberkamen, unternahmen sie
Ausflüge, um den Fleck Erde zu unter-
, auf den sie das Schicksal geworfen hatte.
Insel, die kleinste von den dreien, welche
nge Spitzbergen ausmachen, mochte unge-

fähr 25 deutsche Meilen lang und nicht völlig so
breit sein. An den südlichen Abhängen mancher
Klippe, die mit ewigem Schnee bedeckt war, ge-
wahrten sie grüne, moosige Fleckchen Erde, die
lieblich von der Sonne beschienen wurden. Nach
wenigen Wochen wuchsen viele Lebenskeime kräf-
tig wieder vom eisigen Todeshauche entwöhnt. Die
Pracht des Nordlichts überstrahlte nicht selten ihre
entzückten Augen. Meistens schimmerte es in
blasser, eisiger Helle, dann wieder rannte es in
gigantischen Feuersäulen am Himmel und tanzte
glänzende Lichtgestalten nach allen Richtungen, die
sich in einer ungeheuern Glutkrone vereinigten.
Das schöne Farbenspiel hob gegen die weißen
Wände der umgebenden Eisberge um so
greller ab.

Der junge Lord Arthur hatte am wenigsten
den Schrecken dieses Klimas widerstehen können
und war nicht selten von Krankheitsanfällen heim-
gesucht worden. Diese erlitten in eine Phantasie-
umdunkung aus, welche ihn dem Tod überlieferte.
Diesen Lange stürzte beim Jagen, als ihn sein
verwegener Muth zu weit geführt hatte, von
einer Klippe herunter, sodaß seinen Kameraden
nichts mehr übrig blieb, als auch ihn bald nach
dem ersten Todten neben diesem am Meeresufer
zu begraben. Tiefer schweigend fragten sie sich
jetzt: „An wen von uns wird jetzt die Reihe
kommen?“ und „Wer wird als der letzte traurige Einsiedler alle andern begraben?“ Einige-
mal hatten sie daran gedacht, ob sie aus dem
aufgerichteten Holzwerk ein Floß zimmern und mit
diesem zu irgendeiner südlichern Küste gelangen
könnten; allein dieser Plan war stets wieder als
unausführbar verworfen worden. Es war nicht
möglich, einem solchen Fahrzeug Festigkeit genug
zu verleihen, um dem Eis und den Stürmen in
offenen südlichen Gewässern Trotz bieten zu können.
Ihre einzige Hoffnung mußte nach wie vor auf
einen Walfischfänger oder Grönlandsfahrer ge-
richtet bleiben, der gleich ihnen an diese unwirth-
bare Küste verschlagen wurde. Wie oft suchten
sie ihre sehnsuchtsvollen Blicke über die unermeßliche
Wasserwüste, auf die starren Eisberge hin, ob
noch immer nicht Rettung aus dem schaudervollen
Exil winke! Nach sieben langen, harten Jahren
der vergeblichen Erwartung erlosch auch der letzte
Schimmer dieser Hoffnung und sie ergaben sich
darein, gleich ihren beiden Gefährten ihren Tod
in dieser Einöde zu erwarten.

Graf Arthur befand sich eines um die Mitte
des Juli auf einer Klippe, auf welcher er nach

Vogeleiern suchen wollte. Ohne eine bestimmte Absicht landte er den scharfen Blick in die Weite — da gewahrte er einen weißen Punkt — sein Athem stockte — sein Herzschlag stand still — seine Hände bebten — denn es war ein Schiff, ein Schiff mit vollen Segeln!

Er stürzte mit lautem Freudenruf zur Hütte zurück. Im maßlosen Jubel eilten seine Gefährten wieder mit ihm auf die Höhe der Klippe. Es war keine Täuschung — wirklich segelte ein Schiff am Gestade vorüber. Sie schleppten nun so viel Holzwerk wie möglich auf die Klippe und machten ein großes Feuer davon an; alles Moos, dessen sie habhaft werden konnten, wurde darauf geworfen, damit der Rauch in gewaltigen Wolken zum Himmel ziehe. Dann pflanzten sie in einiger Entfernung die Maststange von ihrem Hüttendach auf; eine Rennthierhaut wurde als flatternde Fahne daran befestigt. Wirklich wurden diese Nothzeichen vom Schiffe aus bemerkt. Der Kapitän befahl, auf die Küste zusteuern, wenn er es gleich für undenkbar hielt, daß lebende menschliche Wesen sich dort aufhalten könnten. Das Schiff, ein Grönlandsfahrer, war, nahe dem Orte seiner Bestimmung, hierher verschlagen worden. Glücklicherweise hatten diese widrigen Winde diesmal nicht viel Eis an der Küste gehäuft, da der Sommer ungewöhnlich warm war. So konnte also in nicht weiter Entfernung Anker geworfen werden. Der Kapitän ging sogleich selbst ans Land und begrüßte die seltsamen, in Felle gehüllten Männer. Sie wurden sogleich an Bord gebracht und aufs beste bewirthet und verpflegt. Sie legten wieder europäische Kleider an, doch nahmen sie ihre Gewänder von Fellen mit sich sowie ihre Lanzen, ihre Degen und Pfeile, ihre Nähnadeln und Pfriemen. Alle diese Dinge blieben noch in ferner Zukunft Erinnerungszeichen an die überstandenen Drangsale. Mehrere tausend Rennthierhäute, ein beträchtlicher Vorrath von Fett und Fleisch sowie eine Anzahl Bärenfelle und viele Rabenfedern waren der Ertrag dieser sieben in der Einöde verbrachten Jahre, für welchen sie zu einem kleinen Vermögen gelangen konnten. Nach einigen Monaten liefen die Retter mit ihren Geretteten wieder in Bergen ein, wo ihre Freunde sie schon lange als todt betrauert hatten. Dort führten sie ein arbeitsames und zurückgezogenes Leben und weihten noch oft ihren Leben vor ihnen dahingegangenen Gefährten eine wehmüthige Erinnerung, die nicht, gleich ihnen, die theuere Heimat wieder begrüßen durften, sondern auf dem erstarrten Boden Spitzbergens ihr Haupt zur ewigen Ruhe betten mußten.

Fett und mager.

Von Dr. **Warmonn.**

III.

Im gewöhnlichen Leben begreift man unter dem Ausdruck „Magerkeit" mehr noch als die bloße Abwesenheit eines Fettlagers unter der Haut, nämlich eine dünne, schlaffe Muskulatur, nicht blos Fett, sondern auch Fleischarmuth. In diesem Sinne sind aber werden mager Menschen, die ein Leben in unausgesetzten körperlichen Anstrengungen, verbunden mit Nahrungssorgen, bei schlechten Nahrungsmitteln führen müssen oder unausgesetzten Anspannungen der geistigen Thätigkeiten, häufig wiederkehrenden Erregungen des Gemüths durch traurige Lebenseindrücke unterliegen. Wie die heftigen Angriffe auf das Gemüth, wie Aerger, Schreck, Freude, gespannte Erwartung, Schweben zwischen Furcht und Hoffnung, Täuschungen u. s. w. uns die beste Mahlzeit vergällen, dauernde Verdauungsstörungen zur Folge haben können, wer von uns hätte dies nicht Einmal wenigstens an sich erfahren? Treffen solche oder ihnen ähnliche Seelenbewegungen Personen mit lebhaftem, reizbarem oder jenem reizbaren Temperament, welches in grübelnden Vorstellungen geneigt macht, unter Lebensverhältnissen, aus denen jene entspringen, und bleiben diese Verhältnisse unverbesserlich — ihr haltet die sinkende Ernährung nicht mit vermehrter Zufuhr von Nahrungsmitteln auf, welche die höchsten Nahrungswerthprocente darstellen.

Am häufigsten ist Magerkeit die leicht begreifliche Folge der verschiedenen innern Leiden, wenn diese zu fortwährenden und starken Verlusten an Säften (sei es nun durch einfache Vermehrung der natürlichen Ausscheidungen oder durch Blutergüsse, langwierige Eiterungen) Veranlassung geben. Sie erfolgt auch, wenn stark zunehmende und entartende örtliche Neubildungen, Geschwülste, Gewächse am Körper wuchern und nicht entfernt werden. Chronisch gewordene Störungen der Verdauung, bewirkt durch Leiden des Magens, der Leber, Gallenblase und Bauchspeicheldrüse, nahe sich begrenzende Organe, führen zu unvollkommener, fehlerhafter Ernährung, zur Abmagerung selbst dann, wenn die betreffenden Personen gut essen und der Ruhe pflegen. Menschen, welche für Witterungswechsel eine so empfindliche

…aut besitzen, daß sie alle Augenblicke sich er… …lten, sowiegen den Schuppen nicht loswerden …nnen oder mit immer wiederkehrenden, hier und … in den Gliedern herumziehenden (rheumati…)en) Schmerzen heimgesucht werden, kommen es …cht leicht zu einiger Körperfülle.

Schlaflosigkeit, welche Ursachen ihr auch zu …runde liegen mögen, disponirt zum Magerwerden.

Heftige Nervenschmerzen, und wenn sich …ch und Umfang des Schmerzes nur auf einen …einen Punkt beschränkt, bewirken Fülle in …urzer Zeit. Ein wohlbeleibter Gutsbesitzer hatte …as Unglück, nach der Operation eines Hühneraages der kleinen Zehe einen anfangs erträglichen …chmerz zurückzubehalten, der intensiv periodisch, …amentlich wenn er längere Zeit hinkend ging, schlimmer wurde und nach ungefähr …er bis sechs Wochen aller dagegen angewandten …ittel ungeachtet mit einer solchen Heftigkeit bei …n geringsten Berührungen der Zehe auftrat, …ß er in allgemeines Zittern verfiel, laut auf…rie und Thränen vergoß unter Schluchzen wie …n Kind. An der Zehe war äußerlich nicht viel …sehen.*) In vier Wochen war dieser Mann …cht blos mager, sondern abgezehrt. Endlich …ßte er auf einer Reise den Entschluß, die Zehe …operiren, sie abschneiden zu lassen, und führte …n aus. Er war nun schmerzfrei, glücklich und …langte in wenigen Wochen darauf seine frühere …örperfülle wieder. Solche Beispiele sind häufig. …ie kann eine kaum sichtbare Verletzung an dem …ßerten Punkte der Körperperipherie solchen …fect auf die Ernährung ausüben? Die Operation des Hühnerauges, durch einen Barbier ausgeführt, mochte durch Bohren und Ausstechen der …härteten Zellgewebes mittels eines spitzen Eisens …ffers irgendeinen Nervenästchen oder Sehnenbündel …n gerizt haben, Verletzungen, die, so unbedeutend …ber sie scheinen, um so bedenklicher werden …nnen; nicht wegen der leicht folgenden örtlichen …iterungen allein, sondern um des Einflusses …r penetranten Schmerzhaftigkeit derselben auf …s Centralnervensystem, Gehirn und mittels desselben auf Verdauung und Ernährung.

Ich kann endlich auch ein in den sonst bevorzugtern Ständen besonders verbreitetes Uebel hier …ht übergehen, welches für sich allein im Stande …t, die Ernährung des Körpers zu beeinträchtigen, wie wenig man es auch ärztlicherseits in Bezug dieses Einflusses beachtet. Ich meine die schlechten Zähne, den frühen Verlust derselben und deren Ersatz durch künstliche Gebisse.

Eine wesentliche Voraussetzung, um gut und leicht zu verdauen, ist, daß die Speisen vollständig mit den Zähnen zermalmt, mit gesundem Mundspeichel in Brei verarbeitet werden. Mit kranken, unebenen Zähnen geschieht das entweder höchst unvollkommen; die festeren Nahrungsmittel, wie Fleisch, kommen nur höchst oberflächlich zerkaut in den Magen und belasten ihn mit einem Gedanken, welches im Munde bereits verdauet sein sollte. Personen mit schlechten, schmerzenden Zähnen, aber gutem Appetit begehen den Fehler, zu wenig Rücksicht auf die Benutzung und Zubereitung der Nahrungsmittel zu nehmen. Das künstliche Gebiß wirkt sehr lange Zeit, auch wenn es gut sitzt, reizend auf die Mundtheile, sie häufig entzündend; vermehrte Speichelabsonderung ist immer vorhanden, aber auch seine chemische Beschaffenheit wird verändert. Daher Personen, welche es tragen, auch wenn sie es einen Tag ablegen, einen den Zähnen unangenehmen Speichelgeschmack klagen und die Speisen ohne Geschmack oder mit einem ihnen unangenehmen Beigeschmack zu essen behaupten. Wenn sich die Mundtheile an die Gegenwart des fremden Körpers gewöhnt, das Zahnfleisch und die innere Wangenfläche gegen Druck und Reibung weniger empfindlich geworden ist — was indes bei vielen Menschen auch nach einem Jahre noch nicht der Fall ist — so verschwinden wol viele Symptome des Mundleidens und schließlich gelingt das Zerkauen doch besser, als es mit schmerzenden Zahnstummeln geschehen kann.

Wer seine gesunden Zähne noch im 60. Lebensalter besitzt, der hat ein vertrauenswürdiges Unterpfand, noch 20 Jahre länger körperlich rüstig und geistig frisch zu leben. Jeder Verlust der Zähne, ein früheres Altern — das beweist unsere Zeit.

* * *

Beschließen wir unser Thema mit einigen Bemerkungen über die verschiedenen Rathschläge, welche gegeben werden, um eine Ueberlastung des Körpers mit Fett zu verhindern oder zu vermindern, oder um den Magern zur Körperfülle zu verhelfen. Die Zweifelhaftigkeit des Erfolgs auch der vernünftigsten Rathschläge folgt von selbst aus allem, was wir gesagt haben. Der eine wie der andere Zustand ist das Resultat einer

*) Ein braunrothliches Pünktchen, welches von einem …en weißlichen Hofe umgeben war, die Zehe umgelaufen, …nicht heil.

Menge zusammenwirkender Ursachen innerhalb des Organismus und von außen ihn beeinflussender, die wieder aus Bedingungen hervorgehen, denen wir beim besten Willen und mit bester Erkenntniß nicht gebieten können. Und — wo wir es konnten, auf wie viel Hindernisse stoßen wir, beispielsweise: die Lebensgewohnheiten, die Berufspflichten.

Setzen wir einen fetten Menschen auf knappe Diät, schneiden wir ihm die reichliche, fettbildende Nahrung ab und, zum Ueberfluß, wenn er das aushält, rathen wir ihm täglich zwei Stunden Turn- oder Reitübungen, eine tägliche Promenade, so wird gewiß durch die ununterbrochene, fortdauernde und sogar vermehrte Einathmung von Sauerstoff und reichlicher Ausübung von Kohlensäure und Wasserdampf, wenn das Fett seinen Kohlen- und Wasserstoff hergeben muß, die Fettmenge nothwendig abnehmen. Dieser theoretisch wohl zu begründende Rath hat indeß manche und zwar sehr bald einen großen Hunger zur Folge; der Magen sträubt sich gegen eine dauernde Entziehung nährender Substanzen. Doch, unser Patient ist vielleicht einer von Hunderten, der den Muth hat, eine Hungercur bis zum gewünschten Erfolg durchzuführen. Was dann? er wird doch wieder zu nährenden Speisen zurückkehren müssen, und wenn er übrigens einen gesunden Magen gehabt und bewahrt hat, begegnen wir unserm alten Bekannten in der kürzesten Frist dick wieder.

Wer, ohne im übrigen eine Störung seiner Gesundheit empfunden und ohne im Essen und Trinken die Grenzen der Mäßigkeit überschritten zu haben, im Verlauf der Jahre allmählich zu einem beträchtlichen Körperumfang gelangt ist, bei welchem er sich doch nicht krank fühlt, der thut wohl, die größte Mäßigkeit ferner zu beobachten, Bewegung, Thätigkeit so viel als möglich zu suchen und von jeder ärztlichen oder anderweitigen angeblich auf Auflösung, Verdampfung, Verflüssigung und Abführung der Fettmassen gerichteten Cur abzusehen. Wir rathen dies insonders denjenigen, welche in der zweiten Lebenshälfte, in den 40ger oder 50ger Jahren, fett werden. Das natürlichste und sicherste Heilmittel dieses Zustandes bringt unverlangt das kommende und zunehmende Alter. Der Erfolg von Curen, welche über den Rath zu möglichster Entziehung der fettbildenden Nahrungsmittel hinausgehen, ist mir oft bedenklicher gewesen, als es die Fettleibigkeit war. Ich meine nicht, daß man nicht mit dem Fettsein verbundene lästige Beschwerden, z. B. Obstructionen, durch Arzneimittel beseitigen dürfe, im Gegentheil, es ist dies sehr nothwendig, aber man soll nicht glauben, daß eine Purgircur mit Morison'schen, Kaiser- und andern drastischen Pillen, wochenlang fortgesetzt, oder eine Schwitzcur nach Gräfenberger Principien, oder die Methode eines englischen Jockey (mit schweißtreibenden heißen Theeaufgüssen, Einwickeln in dicke Wolldecken, Fasten und tägliches meilenweites Trablaufen), gesetzt, man würde dabei wirklich um einige Pfund leichter, eine durchaus gefahrlose Cur sei.

Ich kenne keinen Arzneistoff, der einen auf vorgenannte Weise Fettgewordenen von seinem Fettüberfluß dauernd befreien könnte, es wäre denn, daß der Arzneistoff eine tiefe und nachdauernde Störung in den Ernährungsfunctionen zurückließe.

Läßt sich dagegen das Fettwerden aus einer vorangegangenen Krankheit begreifen, beginnt es oder nimmt es zu unter Erscheinungen, die auf gestörte Verrichtungen in den Verdauungs- und blutbereitenden Organen des Unterleibes schließen lassen, erkennen wir Formveränderungen derselben daraus, und Congestionen des Blutes nach dem Kopfe, Athmungsbeschwerden, Herzklopfen, vermindertes Kraftgefühl, unruhiger oder tiefer, betäubungsähnlicher Schlaf vorherrschend, beschränkt sich das Fettwerden nur auf den Unterleib — dann wird man sich mit Recht einer Cur anvertrauen müssen. Das sind die Fälle, wo der karlsbader Brunnen wol kaum durch ein anderes Arzneimittel ersetzt werden dürfte, wo sich auch der marienbader Kreuzbrunnen zu bewähren vermag. Die sprichwörtlich anerkannte „lösende" Wirkung der See und Seeluft darf nicht verleiten, den Fettleibigen ohne weiteres Seebäder anzuempfehlen; es sind hierbei sehr viele Umstände zu erwägen. Die Seeluft allerdings, sowie die Luft in hohen Gebirgsorten, übt einen ganz mächtigen Einfluß auf Beschleunigung des Stoffumsatzes, und Fettleibige thun sehr wohl, wenn es die Verhältnisse gestatten, solche Aufenthaltsorte zu wählen.

Gibt es zuverlässige Mittel, um die Hoffnungen und Wünsche der Magern zu befriedigen?

Wenn zuverlässig als Ursache der Magerkeit in einem bestimmten Falle allein der Mangel an guter und hinreichender Nahrung, bei übermäßigen fortgesetzten körperlichen Anstrengungen, vorausgesetzt werden kann — dann versteht sich der beste Rath von selbst und der sichere Erfolg. Wer bei

überzeugen, welchen ſonderbaren Einfluß ſeit Helena's weißem Nacken und der Cleopatra ſchwarzen Augen die Liebe noch ſtets auf den Lauf der Weltgeſchichte gehabt hat. (Beide nach verſchiedenen Seiten ab.)

Verwandlung.

Dritte Scene.

Im Einſiedelſchen Hauſe.

Das Zimmer des dritten Aktes, feſtlich geſchmückt, im Hintergrunde geöffnete Fenſter, aus denen Kronenleuchter ſchimmern. Links ein Fenſter. Allmälig finden ſich in den hintern Sälen maskirte Gäſte ein. Bediente. Dann Patkul durch die Mittelthür. Anna von der Seite.

Patkul.

Willkommen Anna! Wie bezaubernd, ſchön und duftend! Wie der nun endlich erſchloſſene Kelch unſers Geheimniſſes!

Anna.

Mein Reinhold! Wie bös wird die Welt jetzt von Deinem Geſchmack denken?

Patkul.

Nein Anna, daß ich ein Kenner bin, der ſie Alle übertrifft.

seiner guten deutschen Hausmannskost mit gutem Appetit täglich satt wird, aber mager bleibt — der sei sich selbst so gut, der Natur seines Körpers nichts abtrotzen zu wollen, was sie ihm nicht freiwillig gewähren will. Wer die Ausdauer gehabt hat, mich mit seiner Aufmerksamkeit bis hierher zu begleiten, wird bestimmen müssen, was auch ein nur Grund physiologisch begründeter Nahrungswerthe vorgeschriebener Speisezettel (Fleisch, Brühe, Milch, Eier, Butter, Käse, Roggenbrot, Gemüse, Hülsenfrüchte, Obst, Austern, Kaviar, gut abgelagerte Biere, feine alte Weine u. dergl. m.) — seinen wahren Werth für die Ernährung des menschlichen Körpers erst dann verbürgt, wenn wir im übrigen leben können, wie wir sollten. Das aber verbieten häufig unsere Lebensverhältnisse und Lebensbeschäftigungen einerseits und andererseits manche üble moralische Gewohnheiten.

Mager sein in jüngern Jahren, meinetwegen auch das Wachsthum in die Länge bedingt, weicht von selbst, wenn das Wachsthum vollendet ist. Die mit innern Leiden verbundene Abmagerung ist durch die ausgesuchtesten Nahrungsmittel nicht anders zum Stillstand zu bringen, bevor nicht die Leiden selbst geheilt oder gebessert werden sind. Es ist ein unsägliches Vorurtheil, welchem man in der ärztlichen Praxis oft nachgeben muß, das „Magen- und verdauungsstärkende Essenz gebe, welche hier und da Wunder geleistet haben; aber wie der thörichten und doch gültigen Ansichten ist es, auch einem leidenden Magen immer etwas „bieten" zu müssen, selbst wenn er mit Ekel, Erbrechen und saurem oder bitterm Geschmack zu erkennen gibt, daß er die dargebotene Speise nicht verträgt. Daher die häufige Gewohnheit, nach rascher Annahme der Verdauung und Ernährung, wenn man die bessernden Impulsen des Magens bestimmt, eine knappe und leichte Diät, Viertelportionen einige Zeit einhalten zu müssen oder die Vorliebe für gewisse Speisen und Genüsse aufzugeben, die nur dem Gaumenkitzel frönen, ohne dem Magen zu behagen. Man würde es nicht, wie häufig die sogenannte „Magenschwäche" und das „Magenschwachfallen" die Frucht jenes Irrthums ist, daß jeder Magen alles und zu jeder Zeit und vieles durcheinander auf einmal zu ertragen lernen könne.

Gibt es sogenannte specifisch auf Verbesserung der Ernährung hinwirkende Arzneistoffe?

Man hat Arsenik als einen solchen bezeichnet, weil er in einigen Gegenden von einigen Menschen nicht blos ohne Nachtheil, vielmehr mit gutem Erfolg genossen wird und die Homeopathie nennt ihn einen ihrer schätzbarsten Heilstoffe und macht einen häufigen Gebrauch davon gegen Ernährungsgebrechen. Ich habe kein Urtheil über erstere Beobachtung; die anderweitigen Erfahrungen über Anwendung des Arseniks würden mich aber niemals verleiten, davon Gebrauch zu machen. Was die Homeopathie darüber sagt, ist unzuverlässig; wir kennen die Wirkungen eines Arzneistoffes controlirt werden, wenn die Patienten zwischendurch gegen besondere Symptome noch zwei bis drei andere Mittelchen nehmen? In homeopathischer Verdünnung findet man Arsenik überdies in manchen Mineralbrunnen; im Karlsbader Sprudel, und Professor Dulos hat es in den eisenhaltigen Quellen unserer Staatsbad Elster, besonders in der berühmten reinesten Quelle, gefunden und aus derselben dargestellt. Ob somit ich nicht leugnen, daß diese Quelle ihre bekannte Wirkung auf die Ernährung ausübt. Die häufige Besserung der Schwindsüchtigen besteht hauptsächlich in einer Verbesserung ihres Ernährungszustandes.

In die Verhältnisse, unter denen die Menschen aufwachsen, sich nähren und ihren Unterhalt erwerben, so sehr verschieden und, jedes Individuum besondere physische und moralische Unterschiede an sich trägt — so müssen diese Unterschiede in jedem einzelnen Fall unsere ärztlichen Vorschriften bestimmen. Ich beziehe mich auf Fleurens — und wir Aerzte haben vor diesem Namen uns zu beugen — wenn ich mir erlaube zu behaupten, daß wir, um von den ärztlichen Vorschriften wirklichen Erfolg zu gewinnen, auch der Hülfe der Philosophie bedürfen. Was? die Philosophie könnte eine schlechte Verdauung verbessern? Sicher, wenn es die Philosophie ist, welche uns die innere Zufriedenheit finden lehrt und in uns die guten moralischen Eigenschaften erzeugt und bewahrt. Dann nehmen wir auch die guten physischen Gewohnheiten an, die auch eine nicht ganz taktlose Organisation zur Gesundheit, zur Kraft und Fülle des Körpers und was wir uns alle im Stillen wünschen — zu einem glücklichen Alter führen können!

Anregungen.

Zur Geschichtskunde.

Von Professor Karl Hagen in Bern liegen uns eine Reihe interessanter Abhandlungen und Reden vor („Reden und Vorträge", Bern u. Solothurn, Jent u. Gaymann, 1861), die auf verschiedenen Gebieten sich mit gleicher Gewandtheit und Kenntniß bewegen und in weitere Kreise hin anregen und belehrend unterhalten dürften. Neben Abhandlungen, die zunächst die Schweizer und die Freunde ihrer Geschichte angehen werden, wie die „über die Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft", wo der Verfasser sich nicht ohne Grund mit einer Rettung König Albrechts I. versucht, und „über den burgundischen Krieg", finden sich andere von allgemeinerem Interesse, „Ueber die Behandlung der Geschichte" und „Ueber die Hauptfrage" und zwei treffliche Vorträge, in denen die hervorragendsten schriftstellerischen Eigenschaften Hagens, eine überraschende Klarheit in der Gruppirung und Formung seines Stoffs, ein einfacher, durchsichtiger, die Sache rein anschauender Stil zu seltener Wirkung gelangen. Nachhaltend wird sie durch die Begeisterung in der „Rettung zur Schillerfeier". Sie liest sich neue mit Lust und Bewunderung für den Dichter erfüllen, mit einigen Ausstellungen, die speciell auf schweizerische Verhältnisse eingehen, sollte die Rede „über das Volksfriedgewesen und die politische Freiheit" in allen Turnversammlungen zur Anfeuerung des Muthes und der Vaterlandsliebe vorgetragen werden. Ueberall athmet der wackere, männliche, protestantisch freie Sinn des Verfassers.

Seine umfassende historische Gelehrsamkeit offenbart sich in seinem „Grundriß der allgemeinen Geschichte", von dem zwei Theile, mittlere und neuere Geschichte, letztere bis zum Ausgang Friedrichs II., in zwei Bändchen (Bern u. Zürich, Stämpfli u. Schmidt, 1860) uns vorliegen. Der kurze Stil des Verfassers eignet sich besonders zu dieser Art abgerissener Darstellung, die bei der Ausführung des einzelnen sich von selbst verbietet. Zu dem Gegebenen ist ein schickliches Maß beobachtet und nicht ein Berg unnützer, das Gedächtniß nur verwirrender Thatsachen und Jahreszahlen aufgethürmt.

Hier und dort hätten wir eine gleichmäßigere Vertheilung des Stoffs gewünscht. Während die Entdeckungen der Portugiesen, des Columbus und seiner Nachfolger summarisch in wenigen Zeilen berichtet werden, erzählt der Verfasser auf fast ebenso viel Seiten die Kämpfe der Burgar und Bauern im letzten Jahrhundert des Mittelalters, von 1310—1410. Bei all ihrer dramatischen Belebung und ihrem tragischen Ausgang, dem Hervortreten einzelner für die Fortentwickelung nicht unwichtiger Culturmomente in ihnen, können sie doch im Rahmen einer allgemeinen Weltgeschichte nur als vorübergehend betrachtet werden, dagegen bleibt die Entdeckung Amerikas, der Genius des Columbus von unsterblicher Fortwirkung.

„Reiselectüre."

Zu den rothen Eisenbahnbüchern der Lord'schen den gelben der F. A. Brockhaus'schen Buchhandlung [illegible] selbst noch eine „Dampfwagen-Bibliothek" der Rheinischen Verlagsanstalt zu Bonn, welche sich die Aufgabe gestellt hat, durch „Spiegelbilder des Dichtens und Trachtens der leibhaftigen Gegenwart", das sie „Eisenbahngeist" beherrschte, unterhaltig und flüchtig Publikum mehr zu unterhalten als zu belehren.

Eins dieser Bändchen bringt unter dem Separattitel „Kulturabenteuer" Historien aus der wirklichen Welt von Graf Ehrenlacher", die Jugendgeschichte des fast gänzlich in Vergessenheit gerathenen Naturdichters Gottlieb Hiller, der als solcher, obwohl er erst 1826 starb, doch noch dem vorigen Jahrhundert (geb. 1778, nicht „1788") angehört. Allerdings kann sie in gewisser Beziehung auch die Gegenwart spiegeln, nur mit dem Unterschied, daß heutzutage die „Reisen auf den Ruhm" nicht mehr mit [illegible] gemüthlichen, bald ans Komische streifenden Hiller'schen Naivetät gemacht werden, sondern mit der ganzen [illegible] wagvollen Unverschämtheit literarischer Speculation. Diese biographisch-culturgeschichtliche Skizze ist [illegible] Werthvollste des Bändchens — so ist aber, daß [illegible] ein kurzes Nachwort, aus der Feder Hiller's selbst. Gewähren wir außerdem noch die kleine Novelle „Der Walzer ins Grab." (Zur Geschichte der Kinderballe.) Sie schlägt eine Nachseite des modernen Gesellschaftslebens auf.

Land Tirol.

Adolf Pichler schildert in „Aus den Tiroler Bergen" (München, Fleischmann, 1861) Land und Leute seiner Heimathlandes, des nördlichen Tirol, sowol auf den Centralalpen wie auf dem vorlagernden Kalkgebirge nach eigener Anschauung. Sie ist die des Forschers der die Dinge unparteiisch sieht wie sie sind. Gründliche Kenntnisse haben diese Anschauung hinlänglich unterstützt, um auch durch geeignete Anknüpfungen an die Vergangenheit das Interesse dieser Wanderbilder zu erhöhen. Den Kennern Nordtirols werden sie angenehme Erinnerungen zurückrufen, den Nichtkennern anschauliche Vorstellungen des herrlichen Gebirgslandes und für etwaige Besucher desselben einen nützlichen Anhalt geben, indem der Verfasser es auch an vielseitigen Nachweisen, praktischen Rathschlägen und Winken für den Reisenden nicht hat fehlen lassen. Die geistige Dunkelheit Tirols zu beruhren, dürfte wol dem in Innsbruck lebenden Verfasser zu müssig erscheinen sein.

(Hierzu eine Beilage: **Neues aus der Welt.**)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die Aufhebung der Spielbank in Baden-Baden. — Die weiteren Bauverschönerungen der Residenz. — Neuigkeiten aus Berlin. — Buchhandel.

Die Aufhebung der Spielbank in Baden-Baden.

*** Die „Königin der deutschen Bäder" befindet sich in keiner geringen Aufregung. Sie hat die Nachricht als Neujahrsgratulation erhalten, daß Ende 1865 die Spielbank aufgehoben werden soll. Einige „wohlunterrichtete" Zeitungen brachten zwar schon schüchterne Notizen darüber, aber mit jenem bekannten „zweideutigen" „Wie wir hören, soll man sich ernstlich mit der Absicht umgehen" u. s. w., welches gerade den entgegengesetzten Effect hervorruft, indem man — begreiflicherweise genug für das Renommée, ist zu welchem es die Nachrichten „aus bester Quelle" bereits gebracht haben — das Gerücht für eine Reclame des Spielpächters hielt, als das geeignetste Mittel, die nächste Saison um so glänzender zu machen. Denn schon mehr als einmal verbreiteten derartige ängstliche Gemüther über den Ernst jenes Leichtsinns, lösten sich aber schließlich in allgemeine Heiterkeit auf, welche Baden's Finanz-Herrn Vergnügen bereiteten.

Diesmal wird's aber ernsthafter — Der Gutachten, der Wirthschaft des Hauses selbst und die Resultate von Ems zu machen, soll der einstimmige Beschluß des badischen Gesammtministeriums sein. Derselbe bedarf noch der Zustimmung der eben versammelten Kammern, aber auch hier rechnet man ziemlich fest auf Einstimmigkeit, wahrscheinlich mit alleiniger Ausnahme des Abgeordneten von Baden-Baden, rechnen können. Die allgemeine Volksstimme ist nicht minder im badischen Lande wie in Deutschland überhaupt zu entschieden gegen die privilegirten Spielbanken gerichtet, als daß an eine ernsthafte Opposition zu denken wäre, um so weniger, seitdem das Nachbarland Baiern mit der Aufhebung der Taxe vorangeht. Die Kündigung muß aber bald erfolgen, soll bleibt der Contract, so viel wir wissen, noch weitere fünf Jahre in Kraft. Und auch wenn die Kündigung rechtzeitig erfolgt, bleiben der badischen Spielbank noch zwei Saisons zur Gnade, und in zwei Vierteljahren können „Wille und Weg" und „König Philipp" hinken und handeln:

> Das Recht ist auch auf seiner Seite,
> Ich will den ewigen, ihren Streit.

Jedes Ding in der Welt hat freilich seine zwei Seiten. So viel das „moralische Bewußtsein" durch diesen Staatsstreich gewinnen wird, soviel, und wohl noch etwas mehr, wird Baden-Baden dadurch verlieren. Und zwar nicht nur die Stadt, welche von dem Range eines „Weltbades" wird herabsteigen müssen in die Reihe anderer berühmter Heilquellen mit reizender Umgebung, sondern auch die Staatskasse, welcher der enorme Spielpacht, zum Theil wenigstens, fließt. Man wird freilich mit einiger Sicherheit erklären, daß diese Alternative gar keine ist, indem ein Staatsbudget, welches auf solchen Grundlagen ruht, schlechthin zu verwerfen ist. Wir können das machen, ohne uns irgendwie Gedanken darüber zu machen, da das Ministerium darüber Auskunft ist. Aber — bei den Kammerverhandlungen wird sich wohl herausstellen, wie weitgreifend diese Finanzfrage ist. Von dem baaren Spielpacht erhält nicht nur Baden-Baden selbst einen ansehnlichen Zuschuß zu seiner Verschönerungskasse, sondern auch die kleineren Schwarzwaldbäder im Oberland: Badenweiler, Kappelrain, Petersthal, Griesbach, Antogast, Antogast, werden theilweise davon unterhalten. Die nächste Folge der Aufhebung der baaren Spielpacht wird also sein, daß man jene Subventionen einziehen und die Bäder für sich selbst sorgen lassen wird. Baden-Baden kann am ersten dabei bestehen, denn die Stadt hat im Laufe der Jahre Mittel genug von den Fremden gezogen, um sich überreich versorgen zu können, und die Bauten und Verschönerungen, die einmal bestehen, werden nicht unterlassen, wenn auch die directe wie indirecte Urheber, der Commentar der Grünen Tische, mit seinem trockenen und „negativen" Millionen abzieht. Aber die kleinen Bäder, die noch berechtigter als die Orte Ersten Standes auf die Kategorie von „Heilquellen" Anspruch machen können, besonders diejenigen, welche ihren Patronatherrn hat, ihnen ein so reiches Renommée und so schöne Kundschaft aus der Schweiz und dem Elsaß, um sich selbst erhalten zu können, zu ihrer Stiftung bestellt werden. Daher mögen die Kammern Acht haben. Der Staat kann nicht verlangen, daß die Orte, welche Baden-Baden der öffentlichen Meinung bringt, ein Capital einbüßen sollen. Auch das Land muß seine Opfer bringen müssen.

Im Verlauf der bekannten Verhandlungen wird mancher mit Erstaunen zum ersten Mal erfahren, wie viel Vergnügt für Baden-Baden jährlich gethan hat, ohne dazu verpflichtet zu sein. Die neuen, erst vor wenig Jahren erbauten prächtigen Salons im Styl Ludwig's XIV., das neue noch nicht eröffnete Theater, die jährlich sich erweiternden und verschönernden Pro-

Die moderne Unmöglichkeit der Tragödie.

Geist und Form zu geben. Beethoven machte [illegible] Persönlichkeit in der „Eroica" [illegible] [illegible] [illegible]

Unterhaltungen
am
häuslichen Herd.
herausgegeben
von
Karl Gutzkow.

Nr. 6.

Ueber den St.-Gotthard.

Von Friedrich Kemper.

I.

[illegible] und mehr nahm, das zeigt auch der auf einmal in ein so [illegible] abgeschriebene Sonntag des zahlreiche Volk auf den prächtigen Landhausplätzen, wo es im Thalgrunde grünes Rebengelände mit Obstbäumen lagert, das braun glänzt hervor, während wie von Tausend Händen [illegible] auch der Hügelrücken überzogen ist. Von Arbeiten des Weinbergs weiß der Städter so wenig, daß man ihm auch einer Sache lang zu handwerksmäßig haben. Da ist großlich ein Mangel über Tag, Laub und wilde Reb abblühte, überschlägt sehr Pflanzenleute, haben die Stöcke so eng, daß man ohne Regenfall meint, sie müßte die reichlich ihre weiten Fassung verlieren und dann ab wandern. Wie es die Leute möglich gemacht, weiter über Wachsen und Pflegen zu machen, und wenn sehr die Rede nennen nicht gut lassen; in gesunder Hut, unter [illegible] Schutz handhaben es die Arbeit Reich, die Sparsamkeit, die Treue der man verlassen alten langen Reich mit langsam Pflegen in die Niemandsheit ist, und, weil sie nicht nur die die Arbeitsluft gewordene Mutter, sondern auch als fühlsbarer Meister die selbständige Stütze werden, weil sie die Kinder einen Vorsprung haben, so ist man der Sitz mit einer langen Schuljugend abstehen, und deren Leistungen man in der gründlichen That bewundern und auch der man den aufgeschwemmt wurde bezweifelt, denn es ist doch Ihnen hier andern ganz im Arbeit, wenn's auch so [illegible] in den Vergnügungen [illegible] bewegt, als sie unter der [illegible] Einfachheit in der heimen Wirthung.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Schulmeisters Aränzli.

Erzählung von **Gotthelf Bonelli.**

II.

Endlich war es so weit. Jakobli war in das Zimmer, wo Arbeit, Kuchen und [illegible] Kaffee für die hochlichen Gäste und Gäste angerichtet. Auf einem großen Tische prangte als Mittelstück — auch ihre Zierde hatte sie selbstlos geliefert —, in der Mitte ein großen Kuchen aus [illegible] Blumen bekränzten Blechschüssel, die Zahl ihrer Lebensjahre. Und Mädchen war heute in so glücklicher Stimmung, daß sie sich über so [illegible] freute, [illegible] es so [illegible] — die Zahl der Kuchen, die Zahl der Gemüsebeete wollte gar kein Ende nehmen. Schule wurde heute nicht gehalten, weil der allgemeine Besuch nicht wenig betrug. Nach 9 Uhr kam auch Gotthelf herauf mit einem großen Rebenkranz. Jakobli hatte ihn mit [illegible] Bändel. „Du Bienen hat ihn [illegible], aber ich habe ihn, für mich schöner ist!" Und so nahm sie Reb und [illegible] auf seine Hand in [illegible]. Auch Hermann kam mit Gotthelf mit Blumen und Gemüse — es machte [illegible] ganz artige Sache — und hinter dem Mädchen [illegible] Mädchenlachen so innig die Hand, daß Bertha eine Bemerkung von Gotthelf befürchten hätte; sie war aber so in der Rede mit Jakobli [illegible] Blumengarten beschäftigt, so weit [illegible] auch Hermann eingeladen wurde. Im Kreise saßen um Jakob die Tage einer Kinder Katechismus und den Rest, welchen die Lehrer heute Jahre verlassen, und nach Jahr gekommen [illegible] Hermann der heitere Katechismus einer alten Hausmutterin, von denen er einen Einen Besuch die Schulstube Jahr hatte. Nun im Hause hat Gotthelf [illegible] sich in einem Blatt von Lust und Freudigkeit und auch die Jahre Kinderlein Lernen hat nicht entbehrt, mag Gotthelf und Jakobli und Jakobsbuche verbessert in das [illegible] haben die jungen Frau von Hermann mit einstimmen.

Nach Tisch entfernte sich Hermann, um den jungen Leuten und den paar Gästen es gehen [illegible], aber gegen Abend wiederzukommen versprach; Gotthelf machte mit den Knaben einen Spaziergang und der Vater trank sich auf sein Zimmer, um den [illegible] Nachmittag durch ein Schläfchen zu [illegible].

Jakobli ging in den Garten, um ein Sträußchen zu pflücken. „Ob er sich nicht ein wenig freuen wird, wenn er [illegible] und die Blumen auf seinem Arbeitstische findet?" Die [illegible] Frage ist nicht gar so [illegible] gewesen, die [illegible] Mädchen lag es [illegible] gross. Wie es der Blumen, für die [illegible] pflückte, [illegible] und [illegible], wie es [illegible] zerbrochen sein wird, so [illegible] es im Herzen. Manchmal pflückt sie — die Blümchen [illegible] sonderbar aus, aber sie [illegible] ein [illegible] Wort, [illegible] Sinnbildchen — „Was, welches gültige Rose" sah sie, „aber in [illegible] Verlängerung [illegible] es so [illegible] Pensee" — Ob es wohl an mich denkt? Ein [illegible] plötzlich auch der Gedanken, welche es mit den Knaben eingeschlagen hatte, so [illegible] [illegible] einen Kuß auch — erröthend blickte sie sich um, niemand hatte sie gesehen.

Anna.

Laß uns glücklich ſein!

Patkul.

Warum ſollten wir nicht, Anna? Wär' es auch auf Koſten eines Mannes, dem wie Friedrich Auguſt die Natur ein Herz gegeben hat, weit wie ein Bienenkorb mit vielen hundert Zellen, in denen die wechſelnden Neigungen ſchwärmend aus- und einfliegen!

Anna.

Reinhold, bei allem Glück, das mir dieſe Stunde gewährt, ergreift mich doch eine Bangigkeit, als ſchwankten die Wände und bebte der Boden unter meinen Füßen.

Patkul.

Nach einer ſo wunderlichen Nacht? Bin ich doch ſelbſt wie von Geiſtern getragen, die mich umgaukelnd, alle meine Bewegungen lenken. Aber ſie tragen Roſenketten, ſie lächeln ſüß und hold zu unſrer Liebe. Ich bin ein freier Mann. Ich ſtehe hier unter einem Geſetze, das heiliger als alle Verträge iſt. Sind die Stürme des Kriegs vorüber, Anna, — wer weiß, ob ich dieſen Schauplatz der Politik nicht auf immer laſſe und hinabſteige — mit Dir — in die grünen Thäler der Schweiz. (Die Muſik beginnt.) Für die Drommete der Fama töne uns dort die Flöte des Hirten! Für die Sturmglocke des Kriegs das friedliche Geläut' auf den Matten der Alpen!

Anna (freudig).

Reinhold, das könnteſt Du?

[illegible] [illegible] [illegible] [

„Kommst du zu mir oder sendet?"

„Ja, Herr Doktor!" Der Herr Wachtmeister hat einen Befehlsmann gesendet. Drüben Sie aus, der Brenner auf dem Schloß ist ja ein Befehlsmann von ihm! Als er verschwunde, rufsmann er ihn, sich täglich dahin und wieder heraus. Er war ganz erbaunt, daß hier so Bücher, und so besondere interessiren Manuskripte, aber so viel, daß man sein Wort verloren brauche. Und dann habe der Brenner meinte und der Herr Wachtmeister schon mit auch so."

Indessen hatte alles wie im Traume. Der Junge auch, wie der Mutter in das Zimmer des Doktors trat und ihm verwirrtlich von der verschwunden Befehlsmann einen geheimnisvoll erzählte.

Der arme Junge! Die arme Mutter! — Wie sie erschrocken sollten nicht daran erkennen, daß heute Tag, den sie so herrlich begonnen, ihnen Kunde von Herr schrecken bringe.

Sie nahmen das Kommen und Gehen aber nur wenig wahr und sahen nur auf Herr Brenner sie nach Hause wagen, als sie ihren Weg von der Wagen trat.

Als sie nach einer Stunde in das Haus zurückkehrte, war sie dunkelrot rahig wie immer. Ihr aufmerksamer Blick hätte freilich bemerkt, daß über ihr gewaltsamer, höchster Verdrehtheit in die vergangenen war. Aber ihr Bruder schonte sie auch!

Als sie die nächste Stadtrechte öffnete, war ein eingetreten unser Name in das Haus. „Bruder hier Herr Wachtmeister — der Herr Kommissar Wachtmeister?" wagte es mit verschüchtertem Tadeln. „Herr oben?" wiederholte Jemandem Jahr. „Er hat mit das Jahrzehnten vom Hause?" hatte der Bruder in deutlichen nachdrücklichen Tone hat, indem er in Hand zur eingetretenen Besuches intendierte und seinen Schritt schon tat. Das Mündchen vermochte nicht zu erwidern, ich nicht aus der Stelle zu bewegen. Ihr Blick, der so tapfer sind so richtig — Hanny hatten sie, was hatten. Sie hätte es so, daß sie sich gezeigt vor Schaam über ihr Verschulden, daß sie von Bruder verheimen ihre Jahrzehn lag: aber ihre Verlegenheit zeigte sie auch so klein, weiter sie gesehen sie sah — ihren Mund schlossen. Ihr schwacher Körper schwankt sie. „Es handelsam, mein schwaches Kind?" schrieb der Bruder, nun aber sanft und ernst in Körper hinauf.

„Laß sein, laß sein!" — Wenn sie willigst Gewissen haben will, hast Hand sie sie sagt haben! „Jemand zu etwas noch? — Nein, nein, es ist kein Jammer mehr etwa und brauch — — —

Sie kann nicht weitersprechen — sein Gesicht sie hinaus, während sich der Thür, hinein gehören sie Stimmen der Eingetretenen mischen. Das ist unerhört, so Leichtsinn — sie weiß nicht heraus. Dem, hinter jener Thür, handelt es sich für sie um Schicksal einer Entscheidung — sie kann nicht warten, sie muß hinein!

Ein besonders Menschlich. Ein beherzhafter Entschluß, mit Verleugnung alles ihres geistigen Kraftes lagsicht sie Indizien der Mutter und des schwachen Körper der Hilfe. Geschwächt schwankt sie auf, sie verläßt den Bruder, sie kann ihnen folgen.

„Jetzt verstehe ich erst meinen tollen Eigensinn! Wirst du, daß du für den wüsten Bruder der Ehre der Familie wirst, wenn sein Ehrenname befleckt wird? Bücherhaft, ich kannte mich besinnen' Alles unterbleib ich, aber das ist schändlich und nicht begreiflich' Das ist unerhört, daß ich den Unbesonnen Jahre der Kommunist machte' — Und der Bruder weiß bestimmt wissen, denn jetzt weiß ich, weshalb sie auf der Welt gestern verschwunden hat und dort, in seiner Klugheitsbarkeit, den Schalksnarren spielte' Ich habe Schalksnarren Indianerin, von denen sie mir vorher nichts gesagt hat, gesehen. Du Bruder ist abscheulich!"

„Fanny wäre so leidenschaftlichen Jahr von ihr", entgegnete Wachtmeister ernst, „ob sehr du!"

Ein Schrei der Verzweiflung lag über sein Hände: Manche der Wachtmeister. „Du sehr mich, so sehr mich!" Während sie mit ihrem Tränen

„Du kannst alle der Sache erzählen? Wenn kann sich so abscheulich auch haben gehabt, und du hat schon Recht hast Wachtmeister Jahre spielen mit und hast deine Tage einer verschiedlich wissen Tage, wenn so auch Jungen hast sie weiß!"

„Ich sehe so gut wenig du begreifen!" entgegnete Wachtmeister sehr und bestimmt.

„Verstehen? — Wie sie kann so sein Herz sein wie' — Schalksnarren Indianerin heraus sein? Wie sie mein gestern ein Geheimnis! Barbar ein unbarmherziger! Wie weiter vorgehen Tage lang schwach sinnen spenden, sie Bruder meinen sein Ehre verschlafen, entgegnet, verantwortungsmacht, Kasse — aber mein weiter sein Leben entbehren sein Gesellschaft als Kindrat sollen, sie sieht sich sie sie Gesellschaft sein meinen sich vermögen seinen weiblichen Leidens als sie

Arnold, welcher unter den Worten des Alten gerade hatte vor sich hinlächeln müssen, richtete erschrocken auf die Nennung des Geliebten.

Eine lange Pause trat ein.

Diese Pause war ein Intermezzo. Die Lichter des Kosaken sah das Herz auf die Brust sinken.

„Ich kann nicht ja sagen", antwortete endlich Mathilden, „ich will auch nicht verneinen, was ich verschwankt und gezagert habe mit meiner Entscheidung. Aber jetzt habe ich gesprochen und diese Pause gehe morgen früh an den Minister ab."

Arnold schwankte tief. Was in ihr vorging, was in ihrer Brust kämpfte, wußte sie jetzt ebensowenig am Klavier, als Verschwiegenheit heimgab. Sie sah auf die Tasten und schlug sich dann ein.

„Ich liebe ihn!" Wie Sonnenglanz flammte die Worte in ihrer Seele auf. Er liebt mich, in meinen heißen, unglaublichen Liebe weiß er Glück hinter sich alles, was er verläßt! Ich werde seine Gewohnheiten studieren, seine Neigungen befragen; ich werde alles tun und machen, was er von Weibe sucht und braucht! Er schweren indirekte Zeichnungen in ihrer Brust. Aber dagegen stürmte erbarmungslos die kalten Worte seines Mannes, den Arnold hatte, weil sie ihn recht nicht zu unterlegen vermochte. Kann er denn jemand heimlich werden in meinem Herzen? — Und sie sah angstvoll gegen die Verschlossenheit des Geliebten anstürmen von ihrer Seele, schrieb und verglich und grübelte. „Herr mein Gott!" rief sie endlich aus, indem sie auf die Knie sank, „ich muß das Rechte erkennen und gib mir Kraft! Ich will ja nicht mein Glück, um das es sich handelt, aber das seinige!" — —

Eine Stunde verging.

Die Briefe hatte Mathilden verlassen.

In der Wohnstube des Amtes saß Bertha bei ihrer Tante. Ein hartes Gespräch erhob sich zwischen auf dem Sopha, wo sie der mütterlichen Verwandten angenommen wollte. Aber sie hatte seine Einladung, welche ihr das Schlafzimmer einräumen hatte. Deshalb sagte sie: „Ich ist schon 5 Uhr und Herr Hermann ist noch nicht da!"

Die Kosaken schwieg und wurde rot.

„Ist es sie nicht auch aufgefallen, liebe Tante, wie plötzlich er seinen Besuch aufgegeben hat, unerklärlich zu bleiben?"

„Liebe Bertha, das kommt daher, weil er sich in einen jungen Mann vor! Wenn es auch Jemanden gewöhnt, ist es vielleicht weiter zu reden."

„Nein, gewiß nicht!" rief Bertha mit verlegenem Lachen.

Die Kosaken schaute verwundert auf. „Bist du denn so gewiß? Oder sollte du vielleicht gar an seiner Sinnesänderung Anteil haben?"

Der ungläubige Ton der Frage verletzte Bertha's Gefühl. „Ich weiß nicht, warum gerade ich seinem Manne grollen sollte!" entgegnete sie etwas spitz. „Uebrigens darf ich jetzt auch nichts sagen, versteht mich aber nicht falsch, ich muß Hermann in nächster Zeit mit für sprechen, ich erwarte es sogar."

„Nun, das soll mich nicht stören!" entgegnete gutmütig die Tante. „Herr Hermann ist ein braver, lieber Mann, und wo sein Herz spricht, wird sein Glück sein."

Bei der mit dem scharfen Blick der Mutter wahrgenommen hatte, daß Arnold und Mathilden auf dem besten Wege waren, sich über sich zu gründen — daß es dann schon gründen, aber sie freilich nicht —, freute sie sich, daß Bertha einen so verständigen Gesprächsstoff hatte, durch die Mutter einen unverfänglichen Eindruck auf Arnold machen kann.

Man hörte Schritte — Hermann kam.

Gewandter sah sich die Kosaken mit prüfendem Blick auf Bertha und Hermann.

Der Gastfreund, welcher das Mädchen schon sah, was in freundlicher Gestalt und erfreulich in sich wußte hinzufügen, aber glückverheißender Erwartung. Er schmiegte herzlich Bertha's Hand und sagte nach der Kosaken. „Sie kommen bald", antwortete Bertha, sie ganz still auf den jungen Mann schaute, denn sie ahnte, weshalb er und der Tante sprechen wollte.

„Haben Sie auch meine Bitte beherzigt", sagte sie endlich, „nicht wahr, Sie sind so gut und machen es wieder?"

„Liebe ich denn nun wie ein Knabe, meiner lieben Freundin?"

„Nein, gewiß nicht! Aber Sie kommen mir so leidenschaftlich vor!" antwortete sie, lächelig der Augen rather und sanft an ihrem Schmuckstück.

„Nun, wie denn? Liebe ich auch wie ein Mann, der glücklich oder unglücklich ist?" sagte Hermann in heimlicher Erregung.

„O, glücklich, sehr glücklich! Und zugleich — als ob Sie im Begriff stünden, sehr, sehr glücklich zu machen", sagte Bertha gütlich.

„Wollen Sie denn, muß ich verstehn? Sollten Sie wirklich mein Geheimnis durchschaut haben?"

„Verbrecher!“ dachte der Notar bei sich und trommelte wieder so heftig mit den Fingern auf dem Tische herum, daß sich die Gäste nach ihm umdrehten. Bedenklich schüttelte aber besonders der Wirth mit dem Kopf und die Baronin hob sich empört.

„Nun, dann werden Sie auch, wahrlich ich so glücklich machte!“ erwiderte der Gastwirth mit trotzig und schüttelte heftig den Kopf. „Aber sagt, meine liebe Veronika, muß ich Ihnen sprechen? Wissen Sie nicht, wo sie ist?“

Die Notarin schien den Ihrer nicht allzu hoch anrechnen zu sein. Sie war bei Gastmahlen Leute Gäste und Lumpen, während Bertha so hoher Bewunderung hinausrückte.

„Herr Notarin“, sagte der junge Mann beleidigt, „ich kommen in einer ernsten Angelegenheit zu Ihnen! Eine Person verließ in Ihrem Hause und Sie haben, wie ich glaube, Polizeigewalt gehabt, mich genau darüber zu belehren!“

Der Angeredete besann und sagte schmerzlich: „Ihr Name, welche Sie und Ihr Herr Gemahl mir nahmen der ganzen Zeit bewiesen haben, gibt mir den Muth, mich an Sie zu wenden, von treue Pflichterfüllung ich fühle ich, daß Sie mich meiner strengen Pflicht abhängig.“

Der Gastwirt wurde Deutlich sagen, er Wirth und habe frei: „Ich habe Ihnen schon wirklich gesagt, daß ich immer lebhaften zu Verhältnis und einem eigenen Herd respekte. Sie sprechen mir komisch, einer Intervogationen zu machen — ich habe viele Gäste beherbergt und kommen sehr gerne zu Ihnen, um Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich habe Ihr Examen Fräulein und wenn meiner Pflicht schon weiter helfen, so könnte ich das Glück meines Lebens kaum halten, wenn Sie mich dann nicht zu machen.“

Der Notarin hatte Mühe, einen Ausruf der Befriedigung zu unterdrücken, als sie diesen unerwarteten Widerstand erwachen. Sie drückte mehrmals einige staatsmännerhaftgrafte Worte der Entrüstung zusammen und rollte rasch, ihren Mann beschämen zu machen.

Nach wenigen Minuten erschienen beide Gatten und rollten dem Gastwirt, daß sie Bertha aber auf schrien. Das sie aber in kurzer Weise der Gesellschaft ihren Dienst angeboten wollten. „Wenn Sie mit ihr sprechen wollen, so haben Sie sie jetzt in ihrem Zimmer.“

Letzteres ging der Gastwirt.

„Ihr Schändlicher! Ihr Lasterin!“ rief Bertha wieder hob, indem sie in das Zimmer kehrte und sich auf das Sofa warf. „Mir brauchst es Ihnen, mir sagen es mein Herz zu machen und nie soll es ein Ende an!“

Erbrauch klopfte der Notar auf seine Akte auf die Glasscheibe. „Liebe gebrauchte? Das ist nicht möglich, das ist eine Beschäftigung von Ihr! Ich habe Ihnen Hermann! Wie ich Ihnen noch lange Monat Ihnen gerne!“ rief der Tafel.

„Ich weiß es aber bitte!“ In seiner Wagen mehr freilich hat es ihr nicht merken lassen, aber wenn wo allein waren, da fragte er mich: Ihr sehr heute es mir die Zeit!“

„Was ist Unverschämtes gewesen sein? Ich muß es wissen!“ brüllte wieder Herr der Notar. Wirt sie wieder auf einen Sessel aus seinen wieder die Worte hören: „Er hat mich gebeten, ihr Schändlicher, ihr Lasterin!“

„Halt! in den Namen!“ befahl der Notar. „Ich werde ihn selbst befragen, wenn er auch Advokat's Zimmer kommen!“

Bertha gehorchte.

Nach einer halben Stunde erschien der Gastwirt, blaß und niedergeschlagen. Advokat hatte ihm nicht viel Schonung angedeihen, daß er ihn als Arzt von gemeinen Betrug hätte und daß sie aber vermutlich die Sache weiter kennen.

Mit flammendem Gesicht schritt er an den Notarin vorüber und verließ das Haus.

Der Kaufmann wieder Gehilfe sagte dem Notar und seiner Frau, welche Meinung er auf seinem Betrug erhalten hatte.

„Ihr armen Mann!“ — Aber wie ist das so plötzlich gekommen? Das Advokat schien ihm doch immer gute Gesinnung zu sein!“

„Vielleicht ist es ja gar keine“, meinte der Frauenkenner der Notarin. Sie sahen an Gesichtern.

Der Kaufmann erschien auch dem Vorgefallenen gestellt und nicht zum Klavierspiel, zu welchem es eingeladen war. Bertha hatte abgesagt, da hatte ich es Ihm gesagt, schien sie erklärt, sie sei krank. Das Advokat ein wenig Gesicht auch, daß der Notarin nicht auf, denken sie Gastgeberin Gesicht abgestellt einer gewissen Gleichgültigkeit hinweglachen hatte. Auch Gesellschaft war stark und ausdrücklich. Das Ärgerliche, das sie heimlich hingenommen hatte, rächte sich.

Die Gesellschaft ist unglücklicher, trocken über

Arnauli heimlich einen Zettel in die Hand. „Um 10 Uhr im Garten!“ war darauf geschrieben, mehr nicht.

Die Minuten wollten nicht ruhe. Arnauli sank, als sie das gemeinsame Schlafzimmer betrat, Bertha bereits schlummernd.

Sie wartete, bis es 10 Uhr schlug, dann öffnete sie vorsichtig das Fenster und sprang geschickt hinaus.

Ein schwerer Zweifel peinigte sich ihre Brust: war sie verblendeten Gefühlen heute sie daselbst am Morgen einen verhängnisvollen Fehler gethan?

In der Nähe des Gartens, wenn man hinter einander, nicht von ihnen bemerkte Laube. Letztere ging für Frühere des Meisters. Mühsam erwartete sie dessen.

Als sie vor ihr trat, wollte er den Arm um sie schlingen. Sie wehrte ihn sanft ab.

„Ich habe Ihnen etwas, wichtig zu sagen!“ sagte sie leise.

Ein enttäuschter Ausruf, der verwunderte Ton ihrer Stimme überzeugte den jungen Mann. Er hatte gleich an ihrem Fragen die Aufklärung gelesen, aber die Tonfarbe ihrer Worte, für so erkannte.

Er schwieg.

„Ich habe Ihnen die Wahrheit abzulegen, und will sie, ohne Scheu thun!“ Aber es muß sein! Ich habe Ihnen, an meinem Geburtstage Gastfreiheit, damit aber auch Gastfreiheit gab habe eine wichtige Person betreffend vorgenommen, was ich in der letzten Zeit gethan und empfunden hatte. Ich muß Ihnen unsere Verbindung mit Ernst und aufrichtig Gefühl; ich habe versucht, mir meine Zukunft klar zu machen.“

„Arnauli, was ist denn plötzlich in die verwandelt?“ rief Wilhelm erschrocken.

„Nicht plötzlich. Seit langer Zeit habe ich, was ich mich zu Ihnen habe hingezogen fühlen, für welche ich keine Gegenleistung hatte, als — was ich auch ein halbes Kind war. Ihre tiefe letzten Monate haben mich zum Weibe umgewandelt, und deshalb bin ich Ihnen auf mir ein weiteres, schweres Geheimnis schuldig.“

Er schwieg voran Angstlich. Ihre Stimme zitterte nun stark, als sie fortfuhr:

„Wenn ich Ihnen alles gesagt haben werde, dann werden Sie mich nicht mehr lieben und nicht mehr achten. Aber es muß sein! Gestern habe ich auch hier Stunde traut der Unterredung verloren, was welches ich mich bisher vom Gedanken des Augenblicks bewahren habe — — Als Sie herber kamen, da war ich noch ein halbes Kind; ich wußte nicht und ahnte nicht, was Liebe sei. Mein Verhältnis zu Ihnen hat mein Nachdenken geweckt — jetzt weiß ich, daß ich Sie und mich täuschte, wenn ich Sie an Ihr Herz glaubte.“

Er sah ihre Stimme heiser von innerer Pein, sah ihr Antlitz unter einer Qual erröten, fragte sie ganz Mann bei der Enthüllung, die sie angab, nicht erkannte.

„Arnauli!“ rief er dann mit, „Ihre Hast mein nichts von dem, was du sagst! Es kann nicht sein, es kann nicht sein! Denke an alle unsere Stunden, an was ich Ihnen und sich gaben! Denke an die Schwüre der Liebe, die beide Herzen, beide Augen, dein Erröten, dein fliegendes Herz zu mir trieben! Du kannst nicht sagen, daß alles nur Täuschung und Lüge war, und wenn du es sagst, ich würde es für unmöglich glauben!“

„Und doch ist es so! Hast doch liebe ich Sie nicht, habe ich Sie nur geliebt!“ entgegnete sie mit Verzweiflung. „Ich habe Sie und mich selbst getäuscht; denn was ich lange Ihnen bereits empfand, ist mir jetzt völlig klar geworden — — Aber ich bin Ihr fühle und der Liebe sicher, was nur — ist verhängnisvoller Irrtum der Jugendzeit.“

Sie klammerte sich bei den letzten Worten an den Pfeiler der Laube, um nicht zusammenzubrechen. Eine lange Pause entstand.

„Sie werden fühlen“, fuhr endlich das Mädchen fort, „daß mir was von meinem Augenblick an war als Ernste gegenüberstehen durfte. Ich habe gelebt, als ob, in Täuschung befangen, Ihnen gegenüber, was nur Liebe empfinden kann. Ich wußte verständlich handeln, wenn ich jetzt, bei erwachtem Bewußtsein, meine Verbindung trennen. Sie werden fühlen, daß es nur auch bitter an Ihnen mir, wenn Sie — — Ihre Stellung in meinem Hause aufgeben könnten.“

Schluchzen erhob sich. Arnauli, einst Ohnmacht sich, schwankte an der Wand der Laube. Er lange Minuten glaubte, sie mußte hinsinken.

„Sondern Sie nicht, Arnauli, Sie müssen!“ sagte er in rauhem Ton, der seine mühsam unterdrückte Klänge Gewalt zur Ruhe der Mädchen handhaben. „Sondern Sie nicht! Ich werde Sie nicht auch einmal der Gefahr aussetzen, Liebe mit dem Mantel der Ehre zu verwechseln. Liebe Arnauli hat meinem Glauben an

[illegible] Herzlichkeit des Mannes [illegible] erschütterte. [illegible] wir haben Sie in [illegible] Nicht etwas zu [illegible]ändern, auch werde ich bald Ihr Haus verlassen. Mit [illegible] Verwilligung können Sie in Ihr Zimmer zurückkehren, [illegible] Sie nicht etwas [illegible] noch — — einen Mißbrauch erwarten."

Die [illegible] Röthe verbreitete sich [illegible] Gesicht.

Wilhelmine hörte [illegible] nicht mehr. Er war [illegible] im Hause verschwunden.

Drei [illegible] Tage, die [illegible] Hermann, [illegible] sie [illegible] Kammerdiener [illegible] Wilhelmine hatte [illegible] Verlangen [illegible] Ohrgehänge [illegible], Hermann [illegible] Sendung [illegible] Verwandtschaft [illegible] Gesellschaft [illegible] Hoffnungen [illegible] Bertha [illegible] Ball, [illegible] Tänzer [illegible] Bertha [illegible] Wilhelmine [illegible] Ball [illegible] Bertha [illegible] Hermann [illegible] Wilhelmine [illegible] Bertha [illegible] Wilhelmine

Besseres wünschen, als daß Ihre Tochter recht bald ihren Mann an Glück und Reichthum und Anerkennung und daß aber alle diese Verwechslungen, die das Leben bisweilen mit sich bringt, Ihr künftiges Zusammenleben Sie leicht hinwegsetzen lasse!"

Arabali verabschiedete seine Gäste und machte durch eine kurze Verbeugung, als er das Zimmer verlassen hatte, wieder sich ab und trat ans Fenster. — —

„Ist das ich gewählt gegen alle Berechnung des Herzens!" sprach Wilhelm mit leisem Lachen, indem er die Treppe zu seiner Wohnung hinaufging. „Welchem Zauberlächeln, welcher Zauberthräne konnte ich noch widerstehen, bis ein Mund mir seine Hand gereicht hatte?"

Erst ein ganz Tages hatte er ein anderes Zimmerchen an der entgegengesetzten Seite des Hauses, vor dem Schloßhof, bezogen. Seine bisherige Stube bewohnte heute schon der neue Lehrer.

Wie viel selige Stunden hatte er in jener Stube verlebt!

Er sagte sich selbst, daß die Erinnerung daran nicht aus seinem Herzen weichen wollte; er sagte sich selbst, daß er das Mädchen — noch immer liebe.

Er hatte ihm mehrmals Blumensträußchen gebracht. Er konnte sich nicht von ihnen trennen, er hatte sie sorglich verwahrt. Aber sie selbst sie nimmer ahnen, daß sie seinem Herzen noch etwas zu sein vermöge. Er hatte verwelkte Blumen gesammelt, heute sie in Sträußchen, die den übrigen glichen, und warf sie in eine Ecke des Zimmers.

Dann legte er sich ins Bett. Aber er konnte lange, ehe er einschlafen konnte. Plötzlich erwachte er — was es wohl, als hätte ein weicher Mund seine Lippen berührt? War es wohl, als ob ein warmer Hauch sein Ohr umspielte? — Glaubte er wohl, eine süße Gestalt stand sein Lager schwebend und verschwand so schnell?

„Be folgt mich die Welt heute so alten wie Träumen?"

Mit einem schweren Seufzer schlief er ein Augen wieder.

Und der Morgen brach an, der neue Morgen.

Der Magd wurde ihn — schnell hinderte er sich an; von dem Thor hatte schon der Wagen.

Langsam stieg ganz er der Treppe hinab.

Wenn er die Schwelle seines Hauses abschreiten, wenn er seine Wagen besteigen hat, dann mit dem Herzen wie ein Traum, der beim Erwachen seine Spur zurücklässt, auch seinen Leben gestrichen — —

Er überschritt die Schwelle, er bestieg den Wagen.

Der Peitsche knallte — er war fort — —

Wohin er gekommen, wohin er gegangen, hat die Familie des Pastors niemals erfahren. Man behauptete auf dem Schlosse gehört zu haben, daß ein auf dem Schlosse nicht näher bekannter Regimentsbursche, Graf Waldorf, bekannt als hochgeschätzter junger Mann, durch Protektion einer Dame in einen Regiment verschiedenen gelegt hatte hätte. Er hatte sich eine Woche nach Schlosseröffnung abgemeldet.

Aus Marien seiner Abreise aber sah ein blasses, schönes Mädchen in der Laube des Pastors mit schwer durch die grünen Ranken dem davonfahrenden Wagen nach und preßte die gefalteten Hände auf das Herz.

Ueber Buckle's „Geschichte der Civilisation in England".

Von allen Völkern der Erde hat die Engländer das einzige, daß Gemeinschaft, einen Sinn für die Idee einer universalgeschichtlichen Geschichte wenig besessen, abgesprochen, trotzdem einen wesentlichen Beruf dafür und somit für Lösung der Civilisation erfüllt hat, weder die Geschichtsschreibung des Landes noch das Bestreben einer Richtung, die entgegengesetzte Bewegung einige Zeitalter hindurch gleichmäßigen Sinn hervorragende besessen, für möglich dem Volksgeiste anscheinend gewesen wären; im Gegentheil, auch sich diesem seinen Wollen entgegengestemmt, ist allmählich überwunden worden: der Macht der Abneigung, der Herrschaft der Kirche, des Adels, der Sitten — —

Dagegen hatten die anderen Völker Europa an einem gewissen universellen Gedanken; sie den Franzosen überwiegen Rationalität und das Verlangen nach Gleichheit als anderen Gedanken und Schaffen; während in Deutschland aus der Ideen, wurden in Amerika aus die materiellen Bedürfnisse gepflegt, daraus hat die Engländer weiter, die Amerikaner sich — —

Dann sind einige von den Behauptungen Buckle's, an deren Erläuterung und Beweis die Einleitung seines Werkes bekommt ist. Es wird dabei der Leser und der Verfasser selbst den Gedanken und Unterschied kaum zum materiellen Wollen kommen und der Mensch selbst allgemeiner, und

macht es uns einen tiefen Eindruck, den Abgesandten, und die abgrundtiefe Verbitterung der Nation verständlich. Spanien hat, seit es, seit seit Karl V. und Philipp II. sein heroischster Mann mehr regierte und das Volk seine Selbständigkeit selbst, seine eigene Weisheit zu bekämpfen. Und der Mangel schöpferischer Menschen und aller Kraft, so auch der Staatsform herausbringt, die Macht und das Ansehen einer Größe schwächt, ist klar, war es nicht das unerbittliche Verhängnis Spaniens; welche Rolle hat England unter einem Weibe wie dem der „Jungfrau" gespielt, welche Königin waren zwei Kerls! Das Verderben Spaniens hat zwei Ursachen: die religiösen des Königs Philipp II., die den Betrug der unverschämtesten Bergwerke auf Jahre hin verschleierten, die Verluste der Armee und den Abfall der Niederlande und Portugals herbeiführten; und das Auftauchen jenes Mörder, Englands und Frankreichs, der die Jahre, im innern Zerrissen, von aller weltpolitischen Gemeinsamkeit in die europäischen Dinge hineingehalten wurde. Darüber aber kann der tiefere Zusammenhang, das Handlungsgesetz nach Jahren, die Bestrafung der Menschen eines Übermaßes und nichtswürdigen Handelns, die einer französischen Zahl über mehrere die dahin unbekannten Motive der spanischen Tragödie, die Hölle der Inquisition mit all Hymnen und theatralischen Verbrennungen in Paris Notre verschwindet — war hier Pedro hieran nicht mindere etwas „alle Spanische," in den Sinne die äußersten Mittel in Bereitschaft zu halten. Im geschichtsphilosophischen Sinn könnte man sagen: der religiöse Fanatismus der Spanier schuldlos und darauf seine Macht errichtet. Als in Europa die Glaubenskämpfe alle Verhältnisse bestimmten, hatte Spanien, den absoluten Sieg zu Fall für Niederlande und die Reformation erfochten, obsiegt, ob sich aus dem Verfall des religiösen und dem Zusammenbruch des politischen Planes. So schien sich für Spanien der wahren Inquisitionen Kampf das 16. Jahrhundertes einfach aus der weltpolitischen Zusammenhang herauszuheben und bei dem französischen Gefühl von Form das nationale und politische Element in Spanien wie überall das Leben und der Gegensatz der Nation bekommt, kann man der Tragödie, der man Pedro und der Portugal Isabellens heimsuchen, die Würde auf die „tragische Wiederherstellung der Innerlichkeit" schauen.

Schwer und wahres hat, und in gewissen Momenten seines Gegenstandes, die Ironie des überlegenen Geschichtes von ihm entworfen. In den englischen Jahrhunderten haben die spanischen Schriftsteller einen harten Streit mit ihm wegen der Verunglimpfung ihres Volks begonnen. Zum Teil mit Recht; für das Poetische und Tragische in der Geschichte hat Buckle weder Sinn noch Auge und die schlechten deutschen Nachdrucker, die er mit gewissem Wohlgefallen, um den „falschen Glanz des Mittelalters" zu verwerfen, benutzt, verwischen doch nur den Irrthum seiner, die, wie er wähnt, seinen Gedanken und Tatsachen auf der Vergangenheit übertragen und sie nach ihnen messen. Die menschliche, poetische Teilnahme, welche die Schlachten der Gloire, das Gedicht der Engländer und Stuart einflößen, hängt doch schließlich nicht von der Übereinstimmung von Recht und Widerspruch und ob die Geschichte eine habe, ab. Allein aber sieht die Welt mit seinem Auge; hier kann es nun darauf ankommen, die unverzeihlichen Irrthümer eines Gelehrten aufzudecken, das wie sein ganzes Tun ist seiner Arroganz anzeigt, zum Nachdenken und zum Widerspruch auffordert. Wenn Buckle die spanische Reformation als wesentlich durch den Einfluß der Mode bedingt betrachtet, ist es im Recht; er tut, wenn er darin eine „Übereinstimmung der Schatten" findet: überall hängt die Glaubenseinheit daher mit dem Adel, dem Gegensatz gegen die fürstliche Gewalt, zusammen, so in Frankreich, in den Niederlanden; überall übergibt sich die katholische Reformation an das Ausland, an Italien, Österreich, Schweden, England. Die Grund dieser Erscheinungen liegt in dem Volke, das sie empfindet und; Irrtümlich und Gutem scheint in Spanien, darüber muß ohne den Schein des tödlichen Urteils gesprochen werden. In dem vorwiegend ritterlichen Schauspiel tobt und stirbt jeder Akt ausgespielt in einzelnen Gestalten Verachtung und Bedeutung; es haben bestimmte Arten: die katholischen Gebräuche. Noch wurden Leben Edikte erlassen, die Buckle im Verlauf seiner Darstellung. Auf diesem Grunde gibt es ich wurde mir viele übersinnliche Übereinstimmungen, die ganz im Sinne der Gesamtanlage die religiöse Weltanschauung verdammen; dort Dinge können ihm „unsinnig, unglaublich, gottlos, verwerflich"; sein Überlegen, Urteil Maß, kann sich nicht entfalten, sammeln selbst daneben zu bleiben; denn wie der Tage, wo im Nichts die ersten Zeichen der Lüge von den ihnen allen großartigsten Gebräuchen, das Volk bändigt,

Patkul.

Ob ich es könnte? Statt der bestäubten Couriere mit unheilvollen Depeschen sollst Du vor mich hintreten mit einem Kranz von Alpen-Blumen. Geheimnisse wollen wir auskundschaften, aber vom Murmeln der Quelle und vom Wehen des Windes und Allianzen wollen wir auch stiften, wir beiden Diplomaten, aber Bündnisse nur, zwischen dem Mond und dem Spiegel des Sees, Bündnisse zwischen Himmel und Erde. (Die Musik dauert fort und die Gäste treten mehr nach vorne herein.)

Vierte Scene.

Julius von Einsiedel führt Frau von Prittwitz am Arm. Die Vorigen. Gäste.

Fr. v. Prittwitz (zu Beiden).

Nein wer hätte das so schnell ahnen sollen! Ein liebenswürdiges Paar. Ich sagte es übrigens schon seit einem Jahre voraus.

Patkul.

Wir kennen uns kaum 6 Monate. (Geht mit Anna in den Hintergrund und kommt öfters zum Vorschein.) (Ein Bedienter bringt Einsiedeln einen Brief.)

Fr. v. Prittwitz.

Ein Billet d'Amour? O lassen Sie doch sehen!

[illegible] Anregungen.

Vermischte Schriften.

[illegible]

hatten schon seine Gelegenheit, die praktische Bewährung seiner ausfassenden milden weltmännischen Universität auf dem Schlachtfelde, als Offizier Gardekürs, zu erwahren. Allerdings bekennt und rühmt ein wunderlich naives Selbstgefühl des Verfassers, daß sich auch in seinem Werke gleich am Eingang in den schönsten poetischen Neigungen weiter zu erkennen gibt. Kaum weiß man sogleich, wie ein Schriftsteller ein Buch einleiten kann mit den Worten „Das herzliche Verhältnis zu einem liebenswürdigen und verständigen Weibe — die Liebe einer sich herrlich entwickelnden Tochterseele von vier Jahren" — aber „Allerdings mochte gar mancher, daß ich ganz und gar zum Schriftsteller gemacht sei, weil ich ihm in seinem Rechte seines Thätigen geschrieben hätte" —, aber „So bin ich, trotz der Neigung zu den Schrecken aller, körperlich und geistig immer noch frischer und kräftiger als heute der meisten Jünglinge —", aber „Nikow, so hat man gesprochen, sieht —", aber „Ich machte bei dieser Gelegenheit die Entdeckung, daß ich wahre Freunde besitze, wenn es wenige Menschen seien können. Ich bin tüchtig gehaßt und tüchtig geliebt worden —", aber „Nachdem ich zum Schrecken meiner Hüter mich ohne Erlaubnis aus meinem wohlbewachten Gefängnis in Paris entfernt hatte" (wohlbewacht, d. h. man erkennt den Mut und die Geschicklichkeit demnach zu entnehmen?), „um nicht, lebenslänglich eingekerkert, den Gram um Zeit der Thätigkeit zu überlassen, welches mir gehörte —" und so fort bis zu jenen schon rühmt von auch schönen Stelle in den „Demokratischen Studien" „Später hab' ich mir in der italienischen Armee einen brillanten Ruf erworben" — — Der objektive Inhalt seiner Rückblicke selbst ist vom größten Interesse. Der Verfasser stand zuerst, Warnung vor der „Verpreußungssucht Italiens", weist allerdings sein Account entsprechender Anerbietungsentwicklungen der Völker theilen, wie wir und denn überhaupt in der Hauptsache der Nikow immer halb zum Theile der Demokratie bekannten, die nach unserer Meinung eine unglückliche ist, jenes Vogt'schen Nihilismus, der die Hoffnungen von 1848 nicht zu stören hat, als die Reaktion.

Gelegentlich werden wir einem anderen extremen Standpunkt gerecht werden und vorläufig anerkennen, daß die Bemerkungen eines spanischen carlistischen Offiziers, der, wir wissen nicht wie, zu einer wundervollen Geläufigkeit und poetischen Handhabung unserer Sprache gekommen ist, in seinen Betrachtungen (Leipzig bei Hunker und Humblot, 1861) erschienen sind. „Dem to quiere" heißt sein Buch — „Gott wollte nicht" — (daß die Sache des Don Carlos siegte). Vom Netz der Romantik sich für nicht verlassen. Die Erinnerungen des Verfassers — „Franz vom Thurm" nennt sich unser neuerer deutscher Autor — sind Kunstgeschichte feinster Detailmalerei auf dem Gebiet der Landschaft und Volksitte. Insbesondere hat im zweiten Theil die Beschreibungen über Estremadura, den Nachbarn von der rechten Seite. Der Verfasser lebt der geistlichen Partei des Ehrlich seinlichen Kampfes für die Rechte des Don Carlos (der Gerechtigkeit widerfahren, deutet aber an, daß sich die Abenteuerlichkeit des bräutlichen Opfers der Pfingstweide in Spanien bereits in seiner Blüte zeigte. Nachweislich daß nur der feinere Ehrgeiz eines deutschen Staats auf und wurde auch von Don Carlos, ja sogar von den Deutschen zu unter Don Carlos deuten, wie ein jeder empfangen. Ein Aberglauben Nachweis wurde in einem Theile repräsentiert, als tanzte es mit Hohen Durchlaucht. Der Verfasser beklagt es daß so viele Deutsche, die bei den Carlisten dienten, auf viele Natur eingingen. Ein alter Chronenmeinungsrichter des Heeres, den Nachweis um sich zu versammeln pflegte. „Die Erziehung von Nahren", wie sie unter den Eingeweihten genannt wurde, hatte vor einigen Jahren in Gotha, wie sich denn überhaupt die Spuren des Nachweisthums eigenthümlich zwischen Gotha und Koburg verlaufen haben *).

*) Der Herr Verleger von „Dem to quiere" theilt auf eine Erfüllung mit: „Mania, die Quelle", die wir in nächster Nummer zu veröffentlichen beginnen werden. Wollte man bei Kritiken berühmte Ehrenpreisdauern zu literarischen Staatsquellen der Herrn Verfasser umgestaltet haben.

D. Red.

Milde.

Blicke so beglückt nach hin, wenn dich das Auge drückt,
Sei deiner Welt um dich herum dich zweifle so glücklich
Sieh, daß ein jeder Tag dich ich so jener Milde
Der dich den Menschen macht zum Freunde, Gott zum Bilde
Lieb in der Liebe dich, der täglich viel vergibt
Und aber deinen Groll dich auch den Schwachen weicht
Lehr' du der Jüngeren, daß menschliche Verbrechen
Nicht Lasterhaftigkeit hat, nein, Irrthum meist und Schwächen
Die Menschen nun dich der wird deiner Milde rühren
Und mehr als Härte sie zur Herzensbesserung führen
Die Milde deiner Braut, die dir die Welt so mannt,
Verklärt das Alter dir, wenn sie die Welt so rennt.
Sie macht zum Ehrlorbeer das Grauen Haarbaares
Und legt als Ehrenkranz ihn noch auf seine Bahre

A. Grün.

(Beilage der Verlage: Nimrod und der Welt.)

Neues aus der Völkerwelt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Wiener Briefe. V. — Kunst und Industrie in Indien. I. — Italienische Skizzen. V. — Miscellen.

Wiener Briefe.

V.

— Es hat auch die evangelische Kirchenfrage alle Gemüther in Aufregung gebracht, die confessionelle Idee tritt wieder mehr in den Hintergrund. Die Bestrebungen welche der Wiederherstellung der katholischen Einheit in allen Schichten der Bevölkerung betreiben, hat deutlich gezeigt, wie sehr sich die Gemüther für und wider die Kirche gegen die Gemeinschaftsidee gibt.

Die Regierung war sich selbst bewußt, daß sie dadurch sich auch den Widerspruch der Protestanten zuziehen werde, die evangelische Kirche der Autonomie zu erheben, die Frage der Mischehen, der Erziehung der Kinder und derselben und der Gemeinschaft von einer Gesetzlichen zur andern über Confessionslosigkeit gegeben hat. Die in Betreff der Kindererziehung bestehende Ungewißheit der evangelischen Bevölkerung war Veranlassung der Verfügung der evangelischen Kirche und es war weiter Veranlassung derselben in der ob ihrer Tüchtigkeit für die zugestandenen Rechte Ordnung so bange nicht zu werden, ob nicht zu befürchten Unglücklichen kommen ist. Da schien Einigen auch die Absicht der Regierung die Gleichstellung begünstigen, so wird der erwartete wiederholte Religionswechsel beim Mischehen über Religionswechsel ein sehr natürlicher Beweis abgeben und alle vernünftigen Leute werden die Unzweckmäßigkeit einer allzu rücksichtsvollen Behandlung auf dem confessionellen Boden erkennen, werden die Abschlußgesetze um so willkommener finden, als der Durchführung mancher Bestimmungen unmöglich zu unüberwindlichen Schwierigkeiten sich ergeben und endlich dennoch ihrem Ziele führen. Jetzt will man durch die legale Kraft zu Gunsten katholischen Kirche und den übrigen christlichen Bekenntnissen schützen, somit durch die gesetzliche bereits durchgeführten Gleichheit der evangelischen Kirche mit der katholischen Gesellschaft in Bezug auf die gemischtschaftlichen Familienangelegenheiten in der sie sich in das Gesetzbuch eingedrungen Verhältnisse einer besseren Ordnung eingeführt ist.

Die sehr übrigens das Concordat in der angeführten Frage, wenn der Artikel desselben die Rechte der katholischen Hochschule — dem Staate oder der Kirche? — zu Gunsten gehabt, auch seinen evangelischen Kantons hat und die katholische Kirche in ihrem Grundsatze eigener Unabhängigkeit zu Gunsten und religiösen und kirchlichen Zwecke nach Belieben verfügen vermag, darüber hat die Meinung der

katholischen Geistlichkeit gegen das Concordat katholischen Absichten bei Seite, kann man gegen die Bestrebung der katholischen Geistlichen für den Gehorsam der Laien zum Widerstande mancher Gesetze gewinnen. Im Deutschland-französischen Einzelnen so hat bei 1861 ein eigener Episkopat zum Schutz und zum Widerstande Unannehmbaren Lehre der Freiheit und Selbständigkeit, allein der Übergriffen von Seiten für sich unsere Aufmerksamkeit befreien und haben der katholischen Geistlichkeit zu unterschiedene Privilegien eingeräumt. Die katholische Geistlichkeit hat sich nämlich durch das Concordat bedeutet in ihren Rechten aufgewachsen und wenn man von ihr will und sich sehr von der geistlichen Gerichtsbarkeit in viel gelten, wie die geistlich. Indem sie auf diese Art von Regierung das Recht bekommt, Mittel zum Leben verschiedener Institute zu erlangen, haben sie ihre Mitgliedschaft auch über Jahrhunderte sich, die noch nicht zu ihren Mitgliedern gehören. Wir haben auf diese Art die Begriff der Religion und Kirchlichen Gesetzes, denn Mitglied ist nicht nur der unmittelbare Vorsteher der katholischen Kirche gerichtsunter wurde? Wenn sich der geistliche Vorsteher in seine Rechte? Gewiß wird der katholische Katholik im Interesse der eigenen Religion eine friedliche Übereinstimmung der weltlichen Gewalt mit kirchlichen Obrigkeiten wünschen, damit der mächtig unterwerfende Fortschritt nicht einen noch mächtigen Gegenstoß bekommen.

Nach der nächsten Gesetzgebung bleibt noch die gehäufte Bestimmung von Seite der Regierung. Die religiösen Verordnungen in den alten Jahrhunderten hat zum großen Theil der Zeit verfallen und ein neues Gesetz, das der Einrichtung der Pfarrhäuser und der Religionsschule sowie der Gehaltsfrage einer gewissen Gemeinschaft gegen Katholiken Rechte zum Schutz der einzelnen gegen Übergriffe der Mitglieder bezweckt, ist unerläßliches Bedürfniß. Bereits im Jahre 1861 hat der Gesetzgeber, über die Ehen, von den Kirchenbüchern in Ungarn, Böhmen, Mähren und Galizien Gesetzen einer gesetzmäßigen Jahresgemeinde Ordnung verlangt, eine Gesetzbestimmung hierüber ist schon wegen der Zusammenhanges der Sache mit der Staatsbürgerlichen Stellung der Juden und der Gesetzgebung der politischen Grundsätze verlangt geblieben. Nun ist auch Gesetzgebung erschienen und braucht eine baldige Regelung der übrigen kirchlichen Gesetzgebungsmaterial mit zu erwarten.

Selbst sind eine eigentlich gesetzliche Reform gewünscht, mit der andergesetzlichen Rechte der Reform

nur in Berlin, hervorlande nicht, so ist doch eine merkwürdige Spaltung zwischen den Bedürfnissen der gebildeten Jugendbevölkerung in den Städten und der ungebildeten in diesen und auf dem flachen Lande vorhanden. Dieser Unterschied tritt in Galizien am grellsten hervor. Hier besteht noch die Sekte der Chassidim in voller Blüte und auch in der nicht so tief stehenden altertheorem Judenschaft sind Anschauungen und Gebräuche im Schwunge, die den Gebildeten ebenso ein Gräuel sind wie jenen die Verfehmungen der letztern, den Gallus zu reinigen. Eine im Jahre 1852 zur gerichtlichen Untersuchung gelangte Klage gab ein schauderhaftes Beispiel der fanatischen Verwilderung jener Sekte. Am 21. März jenes Jahres lag im Orte Sieget ein der Chassidim verhaßter Jude im Sterben. Zur Veranlassung des Religionsdiskurses wurden viele zusammenberufen, stürmten die Wohnung des Sterbenden und verübten an demselben und später an seinem Leichnam Mißhandlungen so scheußlicher Art, daß die Aerzte sich sträubt, sie niederzuschreiben.*) So lautete die Klage. Die Sache kam bis vor das Justizministerium, welches — nachdem die erste mangelhafte Erhebung kein Resultat ergeben hatte — wegen Verhütung des Verfalls durch das Gendarmeriekommando eine erneuerte Untersuchung einleitete. Wie kann in solchen Gemeinden ein und derselbe Rabbiner den Betrügereien beider Theile genügen? In Galizien besteht aber noch die alte Josephinische Einrichtung, daß nur in den Kreisstädten oder den sie vertretenden Orten mit einer größeren Judenbevölkerung ein Rabbiner durch Wahl der Gemeinden mit landesfürstlicher Bestätigung von drei zu drei Jahren angestellt werden darf, dessen Glaubwürdigkeit neben den ganzen Kreis umfaßt.

In neuester Zeit hat sich die Regierung in Betracht jener Spaltung im Judenthum bestimmt, von der bisherigen Forderung der absolvirten philosophischen Studien als Bedingung der Rabbinatsbefähigung abzugehen und sich mit einer dem Untergymnasium gleichkommenden Vorbildung zu begnügen.

Wird unter den dargestellten Verhältnissen eine Theilung der jüdischen Gultusgemeinden auf der Grundlage einer Verschiedenheit der Gesetzes, in ein förmliches Schisma, auf die Dauer vermieden sein? Die Regierung kann ihrerseits ebenso wenig dem berechtigten Verlangen der Gebildeten, sich auf dem übergläubischen alten Wege herausarbeiten, als dem positiven Glauben der Orthodoxen, solange er nicht gegen Gesetz und Sitte verstößt, entgegentreten und hat auch nicht das Recht, anzunehmen, daß zwischen den Altgläubigen und den über allem positiven Glauben hinausgehenden Reformern nicht eine Kraction besteht, der das Bedürfniß einer vernünftigen Kirche und einer erhebenden Predigt lebt.

(Der schluß folgt in nächster Nummer.)

*) Man vergleiche über die Greuelthaten „Enthüllungen am Sabbatischen Hofe", S. 3. Nr. 1. S. 12) in der Abhandlung: „Wer vergießt Blut der Christen?"

Kunst und Industrie in Italien.

I.

* Ueber die berühmte große Ausstellung in Florenz, welche mehrere Monate hindurch Ströme von Reisenden in die schöne Hauptstadt Toscanas lockte, hat die deutsche Presse bereits manche Berichte gebracht, aber alle waren sie von deutschen Korrespondenten. Interessant dürfte es deshalb unseren Lesern sein, damit den Bericht eines ausgezeichneten Italienreisenden, des Herrn Pietro Giacomi, zu vergleichen, der in gedrängter und doch ausführlicher, scharfer und geistvoller Darstellung ein lebhaftes Gesammtbild der merkwürdigen Ausstellung entwirft. Seine Urtheile entspringen aus der genauesten Kenntniß seines Landes, welches auch bei uns sich von Tag zu Tag steigender Sympathie erfreut. Er schreibt darüber wie folgt:

„Die Ausstellung, welche am 15. September in Florenz feierlich eröffnet wurde und die Erzeugnisse des italienischen Genius und der italienischen Industrie in sich vereinigte, ist eine Thatsache, welche die höchste Beachtung verdient. Die Kritik, die uns bei unserer Musterung leiten soll, darf sich nach der politischen Gestaltung, welche das heutige Italien erlangt hat, zum Maßstab nehmen; es würde uns zu einer falschen Beurtheilung führen, zu einer andern als derjenige ist, deren Richtigkeit wir unwiderleglich nachzuweisen vermögen. Alle ausgestellten Produktionen sind nicht als derjenigen der italienischen Nation als solcher zu betrachten, sondern nur als die der einzelnen Staaten, in welche ein Land, das durch den Willen Gottes zu einem einheitlichen bestimmt ist, durch böse Menschenwillkür zerstückelt wurde. Hier präsentirt sich also eine Anstrengung zur Einheit, nach welcher die Italiener seit langer Zeit unermüdlich streben, indem sie hartnäckig gegen ihre Regierungen ankämpfen. Die bedeutenden Erzeugnisse des Genius und der Industrie, die sich hier vor uns ausbreiten, geben deshalb kein Bild von der großen Thätigkeit des Landes, sondern von der Verschiedenheit der hohen und mannichfaltigen Lasse, eine bunte Reihe von Lehnen und Privilegien, verschiedene Zollämter, verschiedene Handelsgänge nach oft sehr weit verschiedenen Gegenden. Im neapolitanischen Reich war die Industrie ohne Straßen, deren Anlage die Regierung nur in der Lombardei und Venetien wurde die industrielle Industrie dem Interesse des österreichischen Handels geopfert, welchen Oesterreich um jeden Preis beschützen, um das Land zu österreichisiren. Oesterreichische Zollgesetze lähmten die industrielle Thätigkeit von Modena und Parma. Ganz Italien wurde von Regierungen beherrscht, die, in beständiger Angst lebend, die Protektionen erschufen, Handelscontracte und Wechsel unsicher machten, Jahren für Unsicherheit und Absonderung zu erhalten suchten, hinderten für Handwerker und Industrielle von jedem Fortschritt gewaltsam zurück, welcher aus der Quelle des Geistes und aus der Kenntniß seiner, und entwickelt geschieht, entspringt. Die

Ausstellung von Alexeng beschäftigt damit eine Periode, mit welcher eine Epoche abschließt, während die Ausstellung, die in gehn oder zwanzig Jahren stattfinden wird, und die volle Handelsfreiheit und die so ganz Russlands verbündete Gewerbefreiheit der italienischen Industrie aufsprießen muß.

„Unendlich großartig ist das Gebäude der Ausstellung. Dicht vor den Mauern des schönen Florenz, wenn man eben aus dem Thor der Stadt schreitet, befand sich der Bahnhof der Livorneser Eisenbahn. Dieser wurde, nachdem er von der Eisenbahngesellschaft aufgegeben, von der Regierung angekauft und zum Ausstellungsplatz bestimmt. Er wurde damit durch einen provisorischen Bau zu dem Ausstellungsort eingerichtet und verändert, so weit man es nöthig fand. Säulen, Säle, Gänge aus Holz aufgeführt für Manufacturen, Kunstsachen, Maschinen, und ganze Pflanzen, Bäume und Thiere des schönen italienischen Klimas in sich auf.

„Die Abtheilung dieser Erzeugnisse ist namentlich gelungen: von dem Holz- und Schnitzwerk, der edlen florentinischen Arbeit, die hier für unsere Augen von Interesse und Genuß wurde, bis zum Kork-Holz, welches die Italiener schätzt, von den prächtigen Korken von eingelegtem Holz im Werth von [illegible] Franken bis zur Perle zu jeder Gattung, welche der Handwerker und der Maurer braucht: Maschinen für den Landbau, Maschinen für die Industrie, für die Webereikunst, für den Krieg für jede primitive Maschinen. Den Hirt Pandolfo, der mir dort die Kleidungsstücke seiner Heimath zeigte, vermag ich [illegible] zu nennen vermag."

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Berliner Chronik.

V.

*** Gut ist die Metropole — wenn auch nicht die gute Provinz, so doch die Intelligenz, — ist bekanntlich die religiösen Übergriffen gänzlich.

Deutlich war es nicht zu Mahnung, die den Abgeordneten Minna in die Ohre fahren, wie den Abgeordneten in die 3 den katholischen „Gewissensfragen", welche die „Civilehe", die die gegenwärtig die Volksschule der Gegenwart, Eisenbahnen und Kirchen als Vorlagen gültige Übertretungen waren.

In England ist eine Bewegung unter dem Titel „Puseyismus" gegründet, die sich auf den dritten Tag — „dem glaublich, aber doch wahr" — die Schmach der Übertretung gegen die englische Welt und englische Kirche im Bewußtsein zu führen hat und in [illegible] Zeit einer Bischöfen [illegible] Gemeinden gibt. Die [illegible] Bischof Hatten sich damit den Gedanken gebildet, das Volk, das [illegible] „Puseyismus", durch Predigt, Gebet und Sakrament [illegible] Gemeinde mit [illegible] Gebräuchen und [illegible] Gebäuden. Gute Hilfe erfuhren sie, als sich ein Theil der Geistlichkeit anschloß, der dem Bischofe nahe stand. Im Jahre 1841 schienen es die einen, die die Bischöfe [illegible] einen Sprung und Unglaubigkeit gezeichnet wurden und ein verbrecherisches Ding sich heute in Kirche und Volk hineinspielen, die Anderen aber, die Puseyisten, gewann [illegible] Meinung katholischer Kultushandlungen, welche den tiefen Groll der Katholiken erfreuten. Und es schrieb Oxford, daß es war verwandelt, sein „Museum" hatte sich in [illegible] Monstranzen [illegible] gewandt. Seinen Namen [illegible] hat er, auch auf Befehl seines „Museums", bei Wiederholung gemacht; [illegible] es [illegible] Gebäude wurde, die Bischöfe [illegible] Gebäude zu seinem Heil aufbaute. Nicht es nicht in drei oder vierhundert Jahre. Es wurde es in Jahren wurden [illegible] verbrannt wurden. Es war [illegible] für seinen Hohn haben, daß die Verbrennung der Martyrer und der [illegible] der Martyrer [illegible] [illegible] es [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] eine dunkelgrüne Robe mit großen weißen Aufschlägen trägt, in die hohe gekämmte Haar, ohne Puder, aber mit Brillanten, Perlen, Rosen und Federn geschmückt, von oft über einen halben Thurmhut, der das schmale, blasslilafarbene Gesichtchen fast verschwinden macht. Auch Elisabeth [illegible] sich zumeilen mit ihren alten Freundinnen, besonders Gräfin P. Wäre man zum Ball bei Paris bereden gewesen, so hätte man den entschieden nach der Mutter des Prinzen gerichtet, weil das durchgängige, regelrechte Weiss derselben mehr Majestätskraft annahm als das unübersehbare Durcheinander der schwarzbraunen Locken — und doch, wie man es Jag von Jag der Mutter so ähnlich! „Nur seine Manieren bleiben doch, wie kann auf jeden abgeschätzt!“ Mit großer Anmuth, aber alle jene so oft bestandenen Schwierigkeiten hatte sie in Lothen den so einfach zusammengesetzten Hofstaat vereinfacht, wie ich, selbst dem strengen Geist für den Haushalt auch anderwärts sie lernen war, wenig Lust und noch weniger Ehr hatten.

Der Hof erschien vollständig mit Ausnahme des Kronprinzen. Er ist von allerhöchster Seite aus für die königliche Familie ein strengeres Regime eingeführt — unter seiner Schulkameraden auch Beleuchtung seiner Erziehung. Wo die Majestäten erscheinen, ist den Prinzen und Prinzessinnen gestattet, sich ebenfalls einzufinden. Friedrich Wilhelm IV war in seinen Pflichten sehr gewissenhaft. Wilhelm I nimmt es freilich mit militärischer Strenge. Der Kronprinz trug ein mit Blumen gestickte Unterkleid und eine hochgeschlossene Atlasweste mit Hermelin besetzt, im Haar Blumen und Schmuck. Die beiden jüngeren Geschwister, Prinzessin Heinrich Karl und Prinzessin Alexandrine, erschien durch ihr natürlich reizendes Aeußeres, nicht minder mit absoluter Schönheit als weiblicher Anmuth. Die Prinzessin Heinrich Karl trug eine blaue Robe mit Hermelin besetzt und ein Brillantendiadem, das ihr vortrefflich stand; aber der Schmuck lag nur leicht auf der Fülle der natürlichen Lockenmassen; Prinzessin Alexandrine erschien in schwarzer Schleppe. Beide waren so ähnlich, daß sie dem Entzücken nicht beimischen konnte und wirken entschwand. Auch die vier jungen Prinzessinnen von Augustenburg erschienen und hatte jede einen Kavalier als Schleppenträger.

Unter den Musikstücken wurde eben von Gounod, Arabella Goda eine von Wagner und selbst Cyon „Faust und Marguerite“ mit Jenny Lind eine Melodram über ein Gedicht von Schiller. Buch, absolute von Wagner beeinflusst. Das Werk ging unter der vortrefflichen Leitung Meyerbeer's mit großer Präzision von Statten.

Nach englischer Sprache zum ersten mal nach dem sehr umfangreichen Nachtisch das Hotel zur Krönungsmahle. Es machte seinen Anfang den Rückzug, als sie hier mit Tanze über Spektakel zu Ende gegangen. Letzteres gestaltete einen sehr [illegible] Anblick, worauf von vielen die Tänzerin gelobt wurde, daß es mit den Tänzen in Paris doch noch verschieden bestellt sein müsse, wenn die Kronprinzessin selbst mit so viel Eleganz und [illegible] Kunst sich [illegible] hat. Der Blumenschmuck, der durch die einfache Hofgärtnerei verschwendet, war hier auf ein Minimum reduziert, denn hier galt es, die herrliche Marmortreppe selbst zu zieren, die in der Ausführung der des Hauptvestibüls nach zu überbieten schien und schon früher die Neugier der Damen erregt hatte. War man eingetreten in die oberen Räume, so war es gewiß der Letzte wieder aus altem Verhältniß mit der Umgebung [illegible] wenn auch an sich prachtvolle Saal, durch zwei Etagen geführt Höhe und doch beziehen nicht ganz entsprechende Breite einen halb kirchenartigen Eindruck machte. Die Decke zeigt die Brustbilder der Königinnen, die alle in den kleinen Räumen sich hatten malen lassen: von Stein, von Hardenberg, Massen, von Metz. Die Wände sind mit allegorischen Darstellungen, die sich auf die Krönung beziehen — als Wappen, Band und besonders Gedichten — gekrönt; die Mauer Polster und Sessel haben die Malereien aufgeführt. Von der Decke hängt ein an den der Opernhäuser riesenartiger Kronleuchter, Kandelaber leuchten mächtig von der Wand in den Saal, die Wölbung ist in vollständiger Harmonie, eine Schale hebt besonders und überaus elegante Plätze für den Hof und die Gäste der Gesellschaft. Vor den nicht an Gesellschaften leitenden Beobachter stellt sich jetzt wieder das Unbequeme, auf einmal Alten einmal Neues zu machen, und namentlich die Extravaganz des einen Raumes auf Kosten aller Verhältnisse, als einen a pour pour Ueberraschungen bereits, während der Saal für Nieten gemacht erschien, Kunstler und die Meisterwerke auf für Jüngere zu passen, ist immer nur der Abtheil.

Ein Neues für heute, wie heute neue Gesichter [illegible] wurde' Kant — mit den Ausdrücken der größten Bewunderung: im Essen und meinem Kaffee — mit allerhand pfiffigen Blicken. „Nehmen gnäd. *** wurde der Welt zum Trotzen nicht bewilligt — jetzt hat sich der Kronprinzessin einen Tanz in seinem Hotel gehabt!“ „Ja, ja, die Herren Minister! Gnäd. will es immer schöner als der andere haben! Und schließlich hat der letzte es am prachtvollsten!“ — „Wenn ich Ihnen verrathen wollte, was wenn viele und ähnliche Bestrebungen kamen! Doch — keine Indiscretion! Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend, das Souper köstlich —

Das während viele Jahre von Ihnen gelesen werden, wird schon zur Vorfeier des Geburtstages der Prinzessin Alexandrine beim Prinzen Albrecht gethan, in der Opernhaushall, bei der schönen Büsten der Prinzessin Karl — kurz Sie sehen, daß wir uns heranwagen auf einem Boden, [illegible] „nützlich und wichtigmacht“ bewegen.

Briefwechsel.

— *** in Berlin. Einige Nachfragen können ich nicht zu veröffentlichen, wie eine redaktionelle und redaktionelle Pflicht, z. B. die nach dem guten Ruf beschädigt, auf die Wahrheit der Thatsachen nicht. Wenn Sie mir gewichtet es für [illegible] an der Thatsachen — einen Widerspruch von Ihnen. Das muß mehr Sache sein und darf nur bei gegenseitiger Mittheilung und gegenseitigem Dokumente sagen. Ein vertrauliches Wort, [illegible] einem Brief Dokumente von [illegible] Brief bringt, ist eine Chance — für die Redaktion der Grenzboten. Man muß die Thatsachen kennen, um seine Behauptungen nicht [illegible] zu können.

(Ausgegeben am 6. Februar 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen
am
häuslichen Herd.
herausgegeben
von
Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Zweiter Band. Nr. 7. Wöchentlich 1½ Bogen. Vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Maria, die Baskin. Erzählung von Franz vom Thurm. I—IV. — Ritter von St. Gothard. Von Friedrich Tempert. II. — Unterhaltungsliteratur. II. — Dramatische Schriften. II. — **Neues aus der Welt.**

Maria, die Baskin.

Erzählung von **Franz vom Thurm**

I.

Ein wildes, schroffes Gebirge, welches sich recht malerisch von den Pyrenäen abzweigt und nach Süden wendet, bildet die Grenze zwischen der Provinz Guipuzcoa und dem Königreich Navarra. Ein hoher, dreigipfeliger Felskegel steigt aus den wilden Wogen des erbarmen steinernen Meeres wie ein Trachytthurm mächtig hervor und sieht viele Meilen weit in das Innere von Spanien und von Frankreich hinein. Los tres picos, so heißt er hier; La Peña de Aya, so nennt man ihn dort. Peña bedeutet Felsen. Steht er ganz isolirt da, wie der Gibraltar, so verdeutscht sich das Wort in Peñon.

Das Innere des riesigen Blocks ist schauerig. Viele Stellen, die den Wölfen und Bären zur Wohnung dienen, schwarze Schluchten, in denen die Gewässer rauschen, finstere Schachte, welchen die Raubvögel nisten — alles zeigt sich an, daß die Peña de Aya einst ein Vulkan gewesen, aus dessen Gängen sich vielleicht Phantasien mit Silber verjüngten. Die meisten Adern sind längst erschöpft, die Schächte Tagreichs geworden, die ausgebeutete Grube ihrem Schicksal überlassen. Mancher wißbegierige

Engländer — denn die Spanier kümmern sich nicht um solche Dinge und begnügen sich mit ihrem „No importa“ — ist, mit Zelten, Kochgeschirr und Lebensmitteln versehen, hinaufgestiegen — keiner von ihnen kehrte zurück zu den Lebenden. Und die Volkssage bemächtigte sich dieses Unglücksfalls und dichtete ihm einen übernatürlichen Grund an und die Vorübergehenden machten einen großen Umweg, um dem tückischen Felsen und den boshaften Geistern, die ihn bewohnen, auszuweichen.

Nur der junge Manuel, Sohn des Hüters im nahen Orduña, nur er theilt nicht die Furcht seiner Landsleute. Ein Freund der schönen Natur, hat er häufige Excursionen in die romantischen Berge gemacht, er hat sich einen hübschen, grasbewachsenen Platz auf einem mit Moos gepolsterten Felsen im Schatten eines hundertjährigen Kastanienbaumes ausgesucht und dahin ging er, die vor seinem nach, alle Nachmittage, wenn das Wetter es erlaubte, und trug seine Grammatik und den Tasso und studirte fleißig der Sprache des Guten, denn Manuel wollte Gentleman werden.

Von einem Gewitter überfallen, eilte er einst Tags auf eine Felsenhöhle zu, die er oft bemerkt hatte und die aus der Ferne leicht zu erlangen schien. Mit der Behendigkeit eines Gemsenjägers lief er

bergauf und bergab, sprang über Abgründe, erkletterte Felsen, durchwatete Gebirgsbäche und erreichte endlich ein einsames, kahles Plateau, dessen grüner, kurzer Rasen mit Steinen überstäet war. Er trat an den Rand und entdeckte tief zu seinen Füßen eine Ferreria oder Eisenhütte im vollen Gange.

Rasch war er unten. Ein herrliches, wunderbar schönes Mädchen war die erste Person, die er sah und die über den unerwarteten Anblick eines Fremden freudig zu erschrecken schien.

„Darf ich unter Ihrem Dach Schutz vor dem nahenden Gewitter suchen, mein Kind?" fragte Manuel mit zitternder Stimme.

„Sie sind schon so durchnäßt", erwiderte lächelnd das Mädchen, „daß der einfache Schutz Ihnen nicht viel helfen würde! Kommen Sie mit!"

Und sie führte ihn auf ein Zimmer, in welchem verschiedene männliche Kleidungsstücke an der Wand hingen.

„Diese Sachen gehören meinem Bruder!" sprach sie weiter. „Ziehen Sie sich um und bringen Sie Ihr nasses Zeug herunter, damit wir es trocknen lassen! Aber ich vergesse die Hauptsache — hier in dieser Kommode liegt die Wäsche!"

„Herzlichen Dank für Ihre Freundlichkeit, Señora! Wie soll ich Sie nennen?"

„Ich heiße Maria — und Sie?"

„Manuel."

„Auf Wiedersehen denn, Don Manuel!"

Und sie entfernte sich und als sie den Andern wandte, entdeckte der Student die zwei üppigen schwarzen Haarflechten, die nach der Landessitte über dem Rücken des jungen Mädchens fast bis zur Erde herabhingen; ihre schönen Augen mit den langen dunklen Wimpern, ihre runden Wangen, ihre schlanke, aber feine Taille und ihre niedlichen Füße in den zierlichen Chinelas oder Sandalen aus ungegerbtem Rindsleder, das alles hatte er schon bereits mit innerlichem Schauer bemerkt.

„Nun das ist ja, bei Gott, eine Madonna in höchster Tracht!" so rief Manuel unwillkürlich aus und sein enthusiastischer Vergleich war noch seinem zukünftigen Stande entlehnt.

Die Toilette war rasch gewechselt. Er ging hinab ins Wohnzimmer der Familie. Die „heilige Jungfrau" führte ihn zu ihren ehrwürdigen Eltern, setzte ihm eine Tasse Chocolade vor und trug seine nassgebrachten Kleider hinaus, um sie in der Nähe des brennenden cisalenischen Oles zum Trocknen aufzuhängen. Manuel war noch nicht fertig mit seiner wohlthuenden Arbeit — so heißen die winzigen Tassen, in welchen man eine dickgekochte, ganz feine Chocolade serviert — da trat schon Maria wieder ein und zündete zwei Wachskerzen vor einem Bilde der heiligen Barbara an, welche ihre frommen Verehrer gegen die Blitze beschützt.

Und wahrlich, dieser Schutz war nicht unnötig! Das Gewitter, das sich bisher nur durch die rabenschwarzen Wolken am Himmel und durch dicke Regentropfen, die aber auch naß machen, angezeigt hatte, brach jetzt mit furchtbarer Gewalt los. Blendende Blitze erhellten die finstere Nacht; betäubende Donner, deren mächtiges Rollen hundertfach vom Echo wiederholt wurde, erfüllten jede Brust mit Schreck und Angst. Maria's Bruder und seine Leute verließen ihre Arbeit und eilten in das Zimmer und sämmtliche Bewohner der einsamen Ferreria stürzten vor dem Heiligenbilde auf die Knie und beteten. Plötzlich ein stärkeres, grelleres Leuchten und ein fürchterliches Krachen in den Lüften, und ein gewaltiger trockener Donnerschlag und ein Erbeben und ein starker Schwefelgeruch! Kein Zweifel, es hatte eingeschlagen! — —

Die Männer, Manuel zu allererst, sprangen auf und rannten davon und auf den Boden — das Haus steht in Flammen. Und der Student klettert auf das brennende Dach und öffnet eine Bresche dem Wasser des Himmels und reißt mit herculischer Kraft Sparren und Balken fort und wirft sie hinab in den Fluß. Fleißig helfen die Uebrigen und befolgen pünktlich Manuel's Befehle. Die von ihrem Schreck erholten Frauen tragen ihre gefüllten Eimer herbei, der liebe Gott thut das Uebrige und in einer halben Stunde ist das Feuer gelöscht und Maria's Kämmerlein am Giebel ist von allem Unheil, von aller Störung gänzlich verschont geblieben. Unterdessen hat das Gewitter ausgetobt, der Himmel ist wieder blau geworden und die im rosigen Lichte glänzenden Felsenspitzen über den Häuptern der Menschen zeigen ihnen an, daß die Sonne wieder die Erde bescheint, wenn sie auch für ihr dunkles Thal schon längst untergegangen und verschwunden ist.

Nach einem kurzen Dankgebet zur heiligen Barbara geht die Hälfte der Männer wieder an ihre Arbeit, die Tag und Nacht ununterbrochen dauert und nur des Sonntags und bei großen Festen still stehen darf. Manuel spricht davon,

nach Oviedo zurückzukehren, aber Maria und ihr Bruder Romualdo und ihre Eltern verwehren es in ihrer Dankbarkeit und verlangen durchaus, daß ihr Retter — so nennen sie ihn und gewissermaßen mit Recht — bis zum folgenden Morgen in der Eisenhütte bleibt. „Sie haben meinen Sonntagsanzug ruinirt", spricht der Sohn vom Hause scherzend, „meine Jacke ist verbrannt, meine Beinkleider zerrissen, meine Manna ganz rußig geworden — ich beanspruche Schadenersatz und verklage Sie, wenn Sie uns jetzt verlassen! — —"

Und Manuel gibt den Wünschen der guten Leute, er gibt namentlich dem freundlich bittenden Blick der stummen Maria nach und bleibt.

Als er am nächsten Tage den Rückweg antritt, da denkt er mit Grausen an die langweiligen Stunden beim Herrn Schulmeister und an das Examen, das er in sechs Monaten bestehen soll, um die ersten Weihen zu empfangen. Er sieht sich im Geist vor dem Hochaltar seine erste Messe singend, aber die schöne Pfarre, die er bewohnt, kommt ihm wie ein Gefängniß vor, denn es gibt keine liebende Gattin in derselben, keine heitere, unschuldige Kinderstimme erschallt in ihren öden Mauern. Die Vocation des armen Jünglings ist vor dem Blick zweier schönen Augen wie der Schnee vor der Sonne des April zerronnen.

Von diesem Tage an ist Manuel weniger fleißig; aber wenn er die Schulstube vernachlässigt, so besucht er desto öfter die einsame Ferreria. Dort wird er als Kind vom Hause empfangen; dort hilft er den Arbeitern und lernt ihnen ihre Kunstgriffe ab; dort fühlt er sich heimisch; dort lebt er, als Maria's Gatte einst als Besitzer seines Schwagers zu leben, zu wirken, zu lieben und zu sterben. Sein Vater, der alte Gaston, kennt Manuel's Wünsche und billigt sie. Die Stammrolle wird in den catalonischen Ofen geworfen und der Student verwandelt sich in einen Hüttenmann.

Aber noch arbeitet er als Freiwilliger, noch hat er kein Wort über die Zukunft gesprochen. Doch Maria erwidert seine Liebe; sie hat es ihm nicht gesagt — denn sie verstehen sich nur durch Blicke — aber er weiß es doch. Kein Wunder, daß Manuel in seiner Sehnsucht nach dem Mädchen seines Herzens den nächsten Weg zur Kirche geht. Was thun ihm die Zwerge und die Daumen und wie alle die Geister in der verrufenen Peña de Aya heißen mögen? Was thun sie ihm und seiner Liebe? Trotzdem sagte ich vorher, daß er der einzige war, der die Furcht seiner Landsleute nicht theilte. So standen die Sachen, als der kranke Monarch Ferdinand VII von Spanien am 29. September 1833 starb.

II.

Die Basken proclamirten den Infanten Don Carlos, seinen Bruder, zum König von Spanien und Indien und ergriffen für ihn die Waffen.

Manuel kam eines Morgens in die Eisenhütte und brachte aus Oviedo die wichtige Nachricht vom Ableben Ferdinand's VII und von dem in Bilbao ausgebrochenen Aufstand zu Gunsten seines Bruders. Während die Familie diese unerwarteten Ereignisse und deren mögliche Folgen besprach, verließ Manuel das Haus und winkte seinem Mädchen mit den Augen, ihm zu folgen.

Einigen Schritte wandelte er der Peña de Aya zu; er sah sich nicht um — er fühlte, daß Maria hinter ihm herkam.

Nach einer halben Stunde hatte er die mittelste und höchste der drei Spitzen des Berges erreicht. Jetzt blieb er halten und sah sich um — das junge Mädchen stand noch wenigen Minuten an seiner Seite.

„Maria", sprach er, „ich habe Sie hierher geführt, weil ich nur in der Gegenwart Gottes, aber so nahe wie möglich von seinem Himmel, ein Wort mit Ihnen sprechen will!"

„Ich höre Sie an, Manuel —"

„Sie wissen, was vorgefallen ist, Maria, aber Sie wissen nicht, was man geschehen wird! Sie erfahren Sie es denn! Der rechtmäßige König von Spanien ist verbannt; die Königin Christina hat ihn seiner Krone beraubt. Diese Krone, wir, seine getreuen Unterthanen, wollen und werden sie ihm erkämpfen. In Bilbao, in Victoria, in Navarra ist bereits Karl V. ausgerufen worden — wir Basken im Guipuzcoa nicht hinter unseren Brüdern zurückbleiben! Sämmtliche junge Männer aus Oviedo und der Umgegend ziehen morgen ins Feld für den legitimen Monarchen, für die Religion unserer Väter! Ihr Bruder Romualdo und ich, wir sind dabei! Die Julianerin und ihre Regierung werden jedoch nicht lange leben; sie werden nicht gutwillig den wärmsten Thron verlassen, damit der Infant Don Carlos ihn besteige. Ein blutiger, ein langer Bürgerkrieg entwickelt. Ganz Spanien wirft sich auf diese Provinzen; das kleine Häuflein der treuen Basken wird von der unendlichen Uebermacht erdrückt; wenn Gott uns nicht beisteht,

müſſen wir unterliegen! Was ſagen Sie dann, Maria?"

„Thun Sie Ihre Schuldigkeit, Manuel, und überlaſſen Sie den Ausgang dem Himmel!"

„Und Sie, Maria?"

„Ich werde bei den Aeltern bleiben und ſie pflegen; ich werde für die muthigen Vertheidiger des Altars und des Thrones zum Ewigen beten."

„Maria, dieſes allgemeine Gebet genügt mir nicht! Ich wünſchte, daß Sie ſich für mich insbeſondere an ihn wendeten, denn ich liebe Sie!"

„Ich weiß es, Manuel!"

„Sie wiſſen es? Sie dulden es?"

„Ich weiß es, Manuel, und ich dulde es! Aber ich wundere mich über Ihre Beſcheidenheit oder über Ihren Stolz!"

„Ich ſtolz, Maria? Stolz gegen Sie? O, Sie kennen mich nicht!"

„Ganz daſſelbe konnte ich Ihnen ſagen, Manuel, nur mit mehr Recht! Sie klagen über mich! Kennen Sie mich denn? Und iſt es meine Schuld, wenn Sie mich nicht kennen? Sie kommen in die Feſtung, aber Ihre Augen ſind blind für meine Freude! Sie weilen bei uns, aber Ihr Herz fühlt und ahnt das Glück nicht, das ich empfinde! Sie geben, aber Ihr Ohr iſt taub gegen meine Seufzer! Sie winken und ich folge Ihnen wie eine Sklavin! Sie ſprechen von Trennung und ich erbleiche, aber Ihr Verſtand begreift nicht meinen Gehorſam, meinen Kummer! Sehen Sie denn nicht, daß ich Sie liebe?"

Von Glück und Freude überwannt, ſchließt Manuel das ſtolze Mädchen in ſeine Arme und preßt einen glühenden Kuß auf ihre Lippen. „Verzeihe mir, Maria", ſpricht er dann, „ich wagte es nicht, ſo viel zu hoffen!"

„Das Unnatürliche iſt geſchehen, Manuel! Ich, die Jungfrau, habe zuerſt von Liebe geſprochen! Doch nun weißt du es! Was verlangſt du jetzt von mir?"

„Wenig oder unendlich viel, Maria, je nachdem du es nimmſt —"

„So ſprich!"

„Mit gläubiger Seele wandelte ich in kindlicher Unſchuld durch das Leben; meine Studien waren meine einzige Beſchäftigung, der Anblick der Natur meine einzige Zerſtreuung, das beſchränkte Daſein voll Selbſtaufopferung und Nächſtenliebe eines einfachen Landgeiſtlichen, das war mein Traum, meine Hoffnung! Der Zufall führte mich zu dir; deinetwegen verließ ich meinen Gott und ſtarr Ihm in frommer Demuth zu dienen, will ich jetzt im Kampfe für das gute Recht vielleicht zum Brudermörder werden. Was bietet du meinem Gewiſſen zur Entſchädigung, Maria? — Deine Liebe! Ja, ich nehme ſie an, aber nur, wenn ſie wahr, wenn ſie glühend iſt wie die meinige! Nur wenn ſie deine ganze Seele vollkommen ausfüllt, nur wenn dein Herz ewig und ganz mir angehört! Siehſt du, daß ich unendlich viel verlange, Maria?"

„Nein, Manuel, ich ſehe es nicht! Du hältſt für ein übermenſchliches Opfer, was mir nur einfache Pflichterfüllung erſcheint."

„Machſt du dir keine Täuſchungen, Maria? Begreifſt du den Sinn deiner Worte? Weißt du wirklich, was ich fordere, was du zu leiſten verſprichſt? Biſt du ſicher, daß die Trennung, die Prüfungen, die gleißneriſchen Worte eines andern Mannes niemals deine jetzigen Begriffe wanken machen werden? Ueberlege es dir, Maria! Tritt zurück, wenn dich vor meiner grenzenloſen Leidenſchaft, vor meiner Eiferſucht, vor meinem Egoismus ſchaudert! Noch iſt es Zeit! Fürchteſt du dich vor mir, vor der Zukunft an meiner Seite, ſo gehe, denn mein Wahlſpruch iſt: „Todo o nada" (Alles oder nichts!)

„Manuel, ich bin feſt und ſtolz und fürchte nichts! Aber ſage mir, was du von mir forderſt, biſt du bereit, es ſelbſt zu gewähren? Oder denkſt du etwa deine Ehrlichkeit zu bewahren, während du mich an Ketten ſchmiedeſt?"

„Nein, Maria, ſo niedrig denke ich nicht! Wenn ich viel, alles von dir verlange, ſo bin ich bereit, dir viel, alles zu geben! Die Ketten, von denen du ſprichſt, du ſollſt ſie nicht allein, du ſollſt ſie nur zur Hälfte tragen! Der Wahlſpruch, den ich für mich gewählt, kann auch dein Wahlſpruch ſein! Was ſagſt du nun, Maria?"

„Todo! Aus vollem Herzen Todo! Für Leben und Ewigkeit Todo!"

Bei dieſen Worten drückte Manuel das heldenmüthige Mädchen ſtumm an ſeine Bruſt. Dann ließ er ſie ſtehen und hob einen großen, ſchweren Stein vom Boden auf und ſuchte ihn mit aller Anſtrengung auf die höchſte Felſenſpitze zu tragen. Maria ſpringt ihm zu Hülfe und greift herzhaft zu und nimmt ihm die Hälfte ſeiner Laſt ab. Ein zweiter, ein dritter, ein vierter Block wird mit vereinter Kraft zum erſten gefügt und nach einer halben Stunde, während welcher kein einziges Wort geſprochen wurde, ſteht ein kleiner Hügel auf dem erhabenen Gipfel der Peña de Oro weit hinaus ſichtbar. Nun hatte der

Einſiedel

(erbricht den Brief, befremdet und lieſt bei Seite).

„Es erwartet Sie ein Freund zu einer vertraulichen Beſprechung. Theilen Sie Niemandem etwas von dieſem Billet mit. In einer Stunde an der hintern Pforte Ihres Gartens. Parole: Sachſens Ehre. Die grüne Maske."

Fr. v. Prittwitz.

Ein Rendez-Vous en masque?

Einſiedel (für ſich).

Sonderbar! Was kann man mir ſo geheimnißvoll zu ſagen haben?

Fr. v. Prittwitz.

Eh bien, ertappt man Sie endlich einmal?

Einſiedel (hört darauf nicht, ſondern für ſich).

Die grüne Maske? Ich ſah eine ſolche. Was ſoll das heißen? (Sich umſehend.) Die grüne Maske? Ich glaube dort! Sie wird es ſein. Ich muß mich doch vorher ihr zu nähern ſuchen. Sachſens Ehre? Die Maske trägt den Rautenkranz am Hut. Sie wird es ſein. (Ab.)

Fr. v. Prittwitz.

Ah, das muß ich ſagen! Läßt mich hier allein sans rime et raison. Dieſe abſcheulichen jungen Männer jetzt, mit ihrer affectirten Gleichgültigkeit gegen die Damen! Sie ſeufzen nicht mehr, ſie knieen nicht mehr, ſie lieben nicht mehr! Am Ende löſen ſich alle Bande der

Jüngling nicht davor und nach Süden gewendet nieder; die Jungfrau folgt seinem Beispiel und wirft sich links von ihm ebenfalls auf die Knie.

„Maria", spricht Manuel feierlich, „vor diesem hohen Altar, den unsere Liebe mit gemeinschaftlicher Anstrengung aufbaute, vor dieser Sonne, die uns gleichzeitig bescheint, vor Gott, den wir gleichmäßig lieben, vor Spanien und vor Frankreich, die auf uns sehen, schwöre ich dir Liebe und Treue bis in den Tod!"

„Manuel", erwidert das junge Mädchen und erhebt die Rechte gen Himmel, „vor diesem Altar, vor jener Sonne, vor Gott und vor der ganzen Welt schwör ich dir Liebe und Treue bis in den Tod!"

Und sie standen auf und besiegelten ihren Bund mit einem Kuß.

„Anna, gib mir Stecknadeln!" gebot der Jüngling.

Sie gab ihm mehrere. Er nahm sein Taschentuch und befestigte es mit zwei Knoten an seinem Stock und befestigte es noch an einzelnen Stellen mit den Nadeln. Dann zwängte er den Stab zwischen die Felsenritze des Hügels und umgab noch den Fuß mit kleinern Steinen, sodaß er fest und unbeweglich stand.

„Diese Flagge", sprach jetzt Manuel, „diese Flagge mag hier als ein Andenken an diese heilige Stunde bleiben! Wenn ich fern bin und du sie siehst, Maria, dann erinnere dich des Mannes, mit dem du dich vor Gott vermähltest!"

Und sie traten den Rückweg an. Am Fuß der Peña angekommen, ergriff das Mädchen des jungen Mannes Hand und führte ihn in einen wilden, finstern Abgrund. „Warte auf mich!" sprach sie. Und sie fing an, Kräuter zu sammeln; aber sie suchte lange und wählte sorgsam und durchstrich die ganze Schlucht, ehe sie ein kleines Bündchen zusammenbrachte. Dann kehrte sie zum wartenden Manuel zurück. „Jetzt können wir weiter gehen", sagte sie zu ihm.

„Darf ich fragen, was du gethan, Maria? In dieser Einöde wachsen doch keine Blumen für deinen Brautkranz!"

„Aber Gift für meine Todtenbahre, wenn ich sie dir unsern werden sollte! Auch für die deinige, Manuel, wenn du dein Wort nicht hältst! Denn der Bund ist geschlossen zwischen uns und gemeinschaftlich der Wahlspruch: «Todo o nada!»"

III

Fast ein Jahr ist seit dieser ernsten Scene auf der Peña de Ana verflossen. Oben auf der luftigen Höhe flattert noch das verbleichende Tuch auf dem Felsenaltar der Liebe. Tausende von Menschen haben die Felsen und den Hügel bemerkt; keiner hat es gewagt, den grünen Berg zu erklettern, um das räthselhafte Monument genauer zu betrachten.

Unterdessen hat der Bürgerkrieg begonnen, aber unser traurigen Aussichten für die Carlisten. Santos Labrea ist besiegt, gefangen genommen und erschossen worden. Die entmuthigten Freiwilligen stoben auseinander und kehrten größtentheils ins heimische Herd zurück; nur wenige blieben bei der Fahne und führten in den unzugänglichen Gebirgen einen nutzlosen, aber für das Land verderblichen Guerillakrieg.

Da trat Zumala-Carregui auf. Das Vertrauen erwachte, das Glück lächelte wieder den Vertheidigern des legitimen Königthums. Und sie erfochten glänzende Siege über ihre Feinde und der neue Feldherr belebte Truppen und Volk mit neuem Muth, mit neuer Hoffnung. Da kam die Nachricht an, daß Don Carlos aus Portugal entwichen und nach England in die Verbannung gewandert sei. Und der Muth und die Hoffnung schwanden allmählich und die treuen Basken fingen an, an sich selbst und fast an Gott zu zweifeln.

In dumpfes Schweigen versunken, saßen an einem schönen Abend des Monats August 1834 Maria und ihre Aeltern unter dem alten schattigen Kastanienbaum vor ihrer Wohnung, der uns bekannten Ferreria. Unheimliche Stille herrschte ringsumher. Der Krieg hatte die Ernte so ziemlich vernichtet und der mächtige Waffenlärm rauschte wüst und einförmig über die unbewegten Mühlräder dahin. Die Peña de Ana erglänzte noch im röthlichen Licht der untergehenden Sonne und hoch oben flatterte die Flagge der Liebe lustig in der Abendluft auf ihrem deutlich sichtbaren Postamente.

Maria's Blicke hingen thränengetrübt an der weit gräulichen Felsenspitze, aber Hoffen und Schmerz sah es in ihrer gepreßten Seele aus. Krampfhaft drückte sie das Tuch an die Brust, in welches sie das Todtenkraut eingewickelt, von welchem sie sich niemals trennte. Seit jenem Tage, wo sie von Manuel Abschied genommen, hatte sie weder von ihm noch von Nemesio das Geringste wieder gehört. Einzelne, ganz seltene

Vorübergehende erzählten hier und da oft von der Niederlage der Carlisten, dann von Tomas Carregny's Heldenthaten und in der letzten Zeit von des Königs Flucht und von der gänzlichen Muth- und Hoffnungslosigkeit unter den Truppen und in der Bevölkerung. Das war alles, was die Bewohner der einsamen Eisenhütte erfuhren; vom Sohn des Hauses und von seinem Freunde kein Wort.

Und Maria glaubte, daß sie beide geblieben, und gräßliche, unchristliche Gedanken gingen ihr durch den Kopf und sie lächelte fast freudig, wenn sie auf ihrer Brust den Druck des Kissens empfand, dessen Inneres sie mit dem Geliebten wieder vereinigen sollte. Aber ihre Aeltern? Konnte sie daran denken, sie in ihren alten Tagen zu verlassen? Durfte sie ihnen ihre Pflege, ihre Liebe, ihre Gegenwart entziehen? Und deshalb die Thränen in ihren Augen und die Finsterniß in ihrer gepeinigten, in ihrer kämpfenden Seele.

Doch im tiefen, engen Thale fing es schon an kalt und feucht zu werden; die Fahne wehte noch im Sonnenschein als Sinnbild der Hoffnung; unten war es dunkel und schaurig wie im Grab.

„Vater", sprach jetzt Maria, „wollen Sie nicht, daß wir ins Haus zurückkehren? Die Feuchtigkeit wird Ihnen und der Mutter schädlich sein."

„Wie du denkst, mein Kind", erwiderte der alte Mann; „aber quäle dich nicht um uns! Der König ist verbannt, Romualdo und Manuel leben gewiß nicht mehr! Deine Mutter und ich, wir können ruhig sterben, Maria!"

„Und ich, Vater? Wollen Sie über dem noch nur verloren geglaubten Sohn die einzige Tochter vergessen?"

„Zürne ihm nicht, mein Kind", entgegnete die Mutter. „Wenn er so spricht, so thut er es nur aus Liebe zu dir, denn wir beide fühlen recht gut, daß du für uns alles, wir aber für dich nur eine Plage, nur eine drückende Last sind."

„Wie können Sie so sprechen, Señora! Warum wollen wir überhaupt nicht alle drei noch hoffen?"

„Hoffen nicht, Maria, aber beten! Es muß jetzt schnell die Zeit sein!"

Und der alte Mann entblößte das schneeweiße Haupt und kniete mit den beiden Frauen vor ein kleines Bild der Madonna, das in einem Glaskasten an dem Stamm des Kajaniendaums hing, nickte und betete mit zitternder Stimme den Englischen Gruß an die Gebenedeite vor, während Maria und Tochter gläubig und fromm die vorgeschriebenen lateinischen Antworten gaben.

Das tägliche Gebet an die Heilige Jungfrau, welches, vom Rosenkranz unabhängig, alle Abende bei Sonnenuntergang vollbracht und kurzweg die Dracien genannt wird, war schon beendigt, aber der Greis stand noch nicht auf, denn er hatte die Gewohnheit, die Königin des Himmels um ihre mächtige Fürbitte für die Stunde des Sterbens anzuflehen. Und mit andächtig gefalteten Händen sprach er weiter:

Madre llena de dolor,
Haced que cuando espiremos
Nuestras almas entreguemos
En los manos del Señor.*)

„Amen!" riefen zwei kräftige Stimmen in unmittelbarer Nähe plötzlich aus, und Romualdo und Manuel lagen in den Armen der freudig erschreckenen Bewohner der Ferreria.

Das unverdiente und um so größere Glück Maria's und ihrer Aeltern blieb nur so lange ungetrübt, bis sie mit den Neuangekommenen die erleuchtete Wohnstube erreichten. Kaum in derselben angelangt, da fiel schon der Wermuthstropfen in den Becher ihrer Freude. Romualdo war ein Krüppel, er hatte seine rechte Hand verloren.

Aber es herrschte in der verlassenen Eisenhütte ein viel zu christlicher Sinn, als daß man sich nicht demüthig ins Unvermeidliche gefügt hätte. Außerdem hatte man den Sohn des Hauses und seinen Freund für todt gehalten und beide kommen plötzlich gesund und munter wieder bis auf Romualdo's kleine Verstümmelung. Und war diese Verstümmelung selbst nicht fast als ein freudiges Ereigniß zu begrüßen? Der geliebte Invalide konnte ja von nun an, mußte sogar zu Hause bleiben; keine Gefahren mehr für ihn, sondern Ruhe und Frieden und die Liebe und Pflege der Seinigen und das alte thätige Leben. Die Rechte fehlte ihm zwar, aber Kopf und Herz waren doch noch ganz geblieben.

Diese Betrachtungen, die mit Hülfe Manuel's angestellt und durch seine herzliche Beredsamkeit als lauter Glücksfälle geschildert wurden, beruhigten nach und nach die erschreckenen Gemüther. Und als

*) Schmerzensvolle Mutter, bewirke, daß, wenn wir sterben, wir unsere Seelen in die Hände des Herrn geben.

er Hausherr sich mit der ganzen Familie auf
ie Knier geworfen und mit Thränen in den
ugen „Herr, dein Wille geschehe im Himmel so
uch auf Erden" ausgerufen hatte — als sie
lann alle zusammen Platz nahmen und die jun-
en Krieger von ihren Kämpfen und Siegen und
on der Ankunft des Königs und von dem
nthusiasmus des Heeres und der Opferfreudig-
it des Volks und von der Hoffnung erzählten,
elche aufs neue die Brust aller Anwesenden
füllte und belebte — da verwandelte sich jene
eruhigung in Zufriedenheit, diese Zufriedenheit
nahe in Glück.

Nur wenige Stunden konnte Manuel der
eliebten widmen; die Pflicht rief ihn zurück zu
einen Fahnen, er mußte am folgenden Abend
it seinem Bataillon in einem Gebirgsdorfe von
avarra zusammentreffen. In Maria's Beglei-
ung, mit welcher er die ganze Nacht von seinen
benteuern, namentlich von seiner Liebe geplau-
ert, machte er sich am frühen Morgen auf den
eg. Tiefe Nacht bedeckte noch die schlummernde
atur, aber die Wanderer kannten genau die
ngegend und zogen Arm in Arm durch die wil-
e Berge in östlicher Richtung dahin. Nach
d nach wurde es hell und immer heller; ein
hlicher Schein zeigte sich am Horizont; die
rben glänzten jeden Augenblick lebendiger und
riger; das Gestirn des Tags mußte in wenig
n Minuten hinter den fernen blauen Pyrenäen
ufstarck emporsteigen.

Jetzt blieb Manuel halten und zeigte mit
n Finger zurück nach Westen. Maria blickte
. Die Spitze der Peña de Aya prangte be-
ts im rosigen Sonnenlicht — ein kleiner
ssarter Punkt über dem Felsen, das war die
gge, die sie zusammen aufgeklommen; das war
mahnende Zeuge ihrer gegenseitigen Schwüre.
umm drückte der Jüngling sein Mädchen an
Herz; stumm winkte er ihr, zurückzukehren;
mm trennten sie sich nach kurzem Wiedersehen.
r wenn ihr Mund nicht sprach, so sprachen
die Thränen in ihren Augen, so sprach doch
angstliche Klopfen ihrer beklemmenen, liebe-
llten Herzen! Und wie süß, wie beredt, wie
händlich ist diese Sprache!

Einige Wochen vergingen — —

Des Manco*) Gegenwart hatte das alte le-

*) Manco bedeutet lahm an der Hand oder am Arm.
Mache oder Mena heißt der Lähmung ergeben und der be-
hafteten sage.

bendige Treiben in der verlassenen Herrería her-
vorgezaubert.

Rüstige Männer, die aber ihres Alters wegen
nicht mehr zum Waffendienst taugten, bewohnten
aufs neue mit ihren Frauen und Kindern die
von Spinngeweben befreiten Räume der Hütte;
die katalonischen Oefen sandten wieder ihre bläu-
liche Rauchsäule in die klaren herbstlichen Lüfte;
die Räder widersetzten sich nicht mehr den Um-
armungen des rauschenden Wasserfalls und drehten
sich geschwind um ihre Achsen, als wollten
sie den entfliehenden Wellen nacheilen; die zentner-
schweren Hämmer schlugen wie in früheren Zeiten
erschütternd und zermalmend auf den geduldigen
Amboß und die geschmiedeten Eisenstäbe fielen
klirrend und funkensprühend auf den glatten,
ebenen Tennig nieder, um erst glühend und als-
dann sterblich aufgerichteter zu werden. Ob war
ein friedliches, ein thätiges, ein glückliches Leben!

Aber das muntere, fröhliche Treiben endigte
plötzlich an einem Nachmittag des Monats Sep-
tember. Ein Trupp Reiter, dem einige bewaff-
nete Männer zu Fuß nachfolgen, rückt plötzlich
im arglosesten Hofe ein. Alles verläßt die Ar-
beit, vom ungewohnten Lärmen herbeigelockt, und
blickt mit Erstaunen auf die neuen Ankömmlinge.

An der Spitze derselben reitet in schulgerechter
Positur ein Herr mit rothlichblondem Schnurrbart,
langem blauen Ueberrock und rundem, in Wachs-
tuch gehüllten Hut auf einem braunen „beschnei-
ten" Doppelpony*); links von ihm, aber eine
halbe Pferdelänge zurück, kommt ein großer hage-
rer Mann in schwarzem Frack und rother
Radelmütze, an dessen Seite ein verrosteter
Reiterdegen rasselt; rechts von dem ersten und auf
gleicher Höhe mit dem zweiten hängt müde auf
seinem Gaul ein dritter Gesellt, in dessen ehr-
lichen, offenen Zügen Anstrengung, Kummer und
Sorge deutlich zu lesen sind; sechs in Lumpen
gekleidete Infanteristen mit ganz verschiedenen
Feuerwaffen, als Jagdflinten, Carabinern und
alten englischen Gewehren versehen, marschiren
hinter den Reitern; ein mit zwei Koffern belade-

*) Das spanische Wort für Pony ist das einzige, in welchem das afghanische ll des Deutschen sich noch erhalten hat, aber Haca — so heißt jenes — klingt schon so, daß in Faca zu verwandeln. Faca verrath, buchstäblich beschnittene Ohren, ist ein solches Thier, auf dessen Ursprung einzelne weiße Haare, den Schweifrüben nicht ausschließlich, hindeuten. Bei anderen Worten, wie z. B. herrumbre, Schimmel, wurde das lateinische f zum gothischen ll, das dieses endlich von der Aussprache verschwand und sich nur in der Schrift erhielt.

ues Maulthier, auf welchem noch ein zerrissener Diener in schwindelnder Höhe hin- und herschwankt, schließt den abenteuerlichen Zug.

Der erste ist Karl V. von Gottes Gnaden König von Spanien und Indien; der zweite ist der muthige General Graie; der dritte ist der edle Kammerherr Villavicencio —

Der Kummer, die Sorge, ja, die Angst auf dem Antlitz des letztern gelten nicht der eigenen Person, nicht der eigenen Gefahr; sie gelten dem hartbedrängten, schwergeprüften Herrn — wir werden bald sehen, daß die Besorgnisse des treuen Dieners um den Geliebten nicht unbegründet sind. Graie ist nicht ruhiger als Villavicencio, aber er ist Soldat; die Verantwortung lastet auf ihm; er muß das Fühlen vergessen, um nur ans Handeln zu denken — —

„Wer ist der Eigenthümer dieser Eisenhütte?" fragte er jetzt gebieterisch.

„Ich bin es, Herr!" antwortet Maria's Vater, respectvoll, aber frei und offen hervortretend. „Sie werden die Ehre haben, für heute Nacht den König in Ihrem Hause zu beherbergen!" befiehlt der General.

Kaum hören die Hüttenleute, daß der König unter ihnen weilt, da jauchzen sie hoch auf und rufen begeistert: „Viva Carlos quinto!"

Dieser ist unterdessen mühsam vom Pferde gestiegen und tritt jetzt zu seinen enthusiastischen Vasallen, die sich auf die Erde werfen und die Hand, den Rock, die Kniee des Monarchen erfassen und küssen. Der Hausherr gebietet Ruhe und naht sich. „Sehr", spricht er, „gesegnet sei der Tag, an welchem meinem armen Hause das Glück zu Theil wird, die geheiligte Person Ew. Majestät zu empfangen! Nehmt vorlieb, Herr, mit unserm guten Willen und seid versichert, daß wir unser Lebenlang dem Himmel für die Freude danken werden, die wir heute empfinden!"

Thränen fließen über die Wangen des Königs herab, als er diese Worte vernimmt. „O, danke dem Himmel noch nicht, mein Freund!" spricht er und reicht dem knieenden alten Mann die Hand und hebt ihn in die Höhe. „Danke ihm nicht! Denn die „Ehre", die ich gestern einem treuen Unterthan angethan, heute dir anthue und morgen einem dritten anthun werde, sie ist ein verderbliches Geschenk, das ich nur gar zu gern euch vorenthalten möchte! In der Gestalt eines Mannes, der mich haßt, schreitet das Verhängniß gespenstisch und rachedrohend hinter mir her! Jede Hütte, die mir, dem König, Obdach gewährt, wird von dem Unmenschlichen, von dem Rebellen, in Asche und Schutt verwandelt, und diese Hand, die jetzt voll treuer Liebe die meinige drückt, sie wird morgen den Bettelstab ergreifen müssen! Warum kann ich armer, beraubter Flüchtling euch dieses traurige Geschick nicht ersparen? Was nutzt euch jetzt die Dankbarkeit, die ich euch einst von der Höhe meines Thrones herab bezeigen werde? Kinder, Kinder! Vergebt mir das Unglück, das ich über euch bringe! Flucht mir nicht, — aber ja! Verflucht mich! Ich glaube, ich könnte leichter euern Haß, als eure Segenswünsche tragen!"

Und weinend sinkt der Fürst an die Brust seines von lauter Rührung sprachlosen Wirths und weinend stehen sämmtliche Zuschauer ringsumher — —

Plötzlich bricht Maria sich Bahn und tritt hervor und reißt ihren Vater aus den Armen des Monarchen —

„Herr", spricht sie mit wilder Energie zu ihm, „dieser alte Mann ist schwach; das Glück, das er empfindet, beugt ihn nieder; er vermag es nicht, die Gefühle seines Herzens in Worte einzukleiden! Erlaubt, Herr, daß ich es in seinem, in seiner Familie Namen thue!"

Bei diesen Worten springt sie zum nahen Romualdo und zieht ihn vor und ergreift seinen rechten Arm und hält ihn dem Könige entgegen. „Herr", fährt sie leidenschaftlich fort, „dieser hier ist mein Bruder und es war im Kampf für Euer gutes Recht, wo er seine Hand verlor! Er kann nicht mehr das Schwert führen, aber er leitet unsere Hütte und bereitet das Eisen, mit dessen Hülfe das Königthum siegen wird! Ihr seht, Herr, wir sind vier Personen, Vater und Mutter, Sohn und Tochter, und uns allen zusammen fehlen nur fünf erbärmliche Finger! Aber es bleiben uns noch sieben gesunde Hände! Es bleiben uns vier beschränkte, aber treue Köpfe! Es bleiben uns vier dankbare Herzen noch übrig! Diese Hände und ihre Kraft, diese Köpfe und ihre Gedanken, diese Herzen und ihr Blut, sie gehören Ew. Majestät als vollständiges und rechtmäßiges Eigenthum an! Was haben jene alten Mauern dagegen zu bedeuten? Doch nun kommt, Herr, und ruht in Eurer bescheidenen Wohnung aus!"

„Nein, mein treues, mein muthiges Kind! Euer Haus, ich will es nicht betreten! Jene kleine Scheune ist für den Verbannten gut genug

und noch viel zu wertvoll, um morgen ein Raub der Flammen zu werden! Führe mich hin, meine Tochter! Der König von Spanien wird heut auf goldenem Stroh seinen wandelnden Thron aufschlagen! Auf diese Weise gelingt es mir vielleicht, das Unglück von euch Lieben abzuwenden!"

„Herr", erwidert Maria ernst und wundervoll, „Ihr seid der König und könnt thun und lassen, was Euch beliebt. Aber das schwöre ich Euch bei Gott zu, der noch ein mächtigerer König ist als Ihr, wenn Ihr den Herd unserer Väter verschmäht, wenn jenes morsche Dach, denn wir nicht einmal den Schutz unserer Hunde anvertrauen würden, Euer königliches Haupt bedecken soll, dann gehen wir, meine Aeltern, mein Bruder und ich und zünden eigenhändig das Haus an, in welchem wir geboren sind, in welchem wir zu sterben dachten! Nun thut nach Eurem Willen, Herr!"

„Heiter", ruft der entzückte Graf ein. „Ihr könnt Euch nun einmal vor baskischer Treue, vor baskischer Liebe nicht retten! So nehme denn gnädig die Opfer an, die wir Vasallen freudig unserm Herrscher bringen!"

Und als der König sich endlich in Bewegung setzt und den Weg nach der Hausthür einschlägt, bemerkt er das Madonnenbild am alten Kastanienbaum. Er entblößt das Haupt und wirft sich auf die Kniee. „Königin des Himmels", betet er mit lauter Stimme, „heilige Mutter Gottes, gnadenreiche Maria! Erhöre mein demüthiges Flehen! Lege deine mächtige Fürbitte für mich ein, damit dein Sohn, unser Heiland und Herr, sich meiner und meiner gerechten Sache annimmt! Du weißt es, gebenedeite Jungfrau, der Glanz der irdischen Krone blendet nicht mein Auge, denn ich bin nur der gehorsame Knecht, der die Befehle seines Herrn und Meisters blind befolgt! Wende Blut und Unheil von meinem geliebten Spanien und gib mir die Macht und den Willen, meinen Feinden aufrichtig zu vergeben und die zahlreichen Opfer meiner treuen Anhänger würdig zu belohnen! Amen."

Als die Sonne am nächsten Morgen den Schauplatz des rührenden Wettstreits zwischen Fürstengüte und Vasallentreue besucht, findet sie die Terrasse in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt. Unter dem versenkten Kastanienbaum liegt eine verstümmelte Leiche; zwei wahnsinnige Weiber, ein Mann und eine Frau, winden sich neben dem Todten auf der Erde und weinen und lachen und sprechen mit ihm und fordern ihn auf, aufzustehen und sich an die gewohnte Arbeit zu machen; vor dem Madonnenbild im Glaskasten kniet, mit einer grünen Rose in der Hand, ein junges Mädchen, dessen wildverstörtes Auge von Zeit zu Zeit von Thränen getrübt wird; einige Schritte davon schwimmt ein zweites Leichnam in einer blutigen Lache; der Wasserfall rauscht durch den engen Kanal in die Tiefe hinab und das Mühlrad dreht sich wirbelnd in nutzloser Eile.

Das Verhängnis, von dem der König gestern sprach, ist erschienen über die Stätte des Friedens und der Arbeit dahingeschritten; der Mann, dessen Gestalt es angenommen, ist Natal gewesen, der General der Königin.

IV.

Don Carlos hatte sich nach einer frugalen Mahlzeit niedergelegt, um von den furchtbaren Strapazen der letzten Tage auszuruhen. Zehn Wochen schon verfolgt ihn mit unerbittlicher Wuth, mit rastloser Thätigkeit jener, sein persönlicher Feind. Die christinischen Generale dringen von allen Seiten auf den verlassenen Monarchen ein, um den „König der Dornbüsche", den „Kometbianten", den „Barbier" gefangen zu nehmen, an den Pranger zu stellen und zu erschießen und auf diese Weise den Aufstand der baskischen Provinzen im Keime zu ersticken.

Der blutdürstige Proconsul Christinens ist nur auf diesen Fang bedacht. Er vernachlässigt alles Uebrige; er läßt den gefürchteten Zumalacarregui schalten und walten und exequiren und siegen. Was thut das? Wenn das Haupt fällt, da werden die Glieder sich schon fügen müssen!

So denkt Natal in seiner blinden Rachsucht; er sieht nicht ein, daß er gegen ein mächtiges Prinzip kämpft; er denkt, daß die Personen die Hauptsache sind. Und in seiner Verblendung rennt er Tag und Nacht diesen Personen nach und treibt sie in die Enge und sieht alles aufs Spiel, um sich derselben zu bemächtigen.

Graf hat die Rettung seines Königs übernommen. Graf kennt das Land, er kennt die Treue seiner Bewohner. Mit kluger Mühe vereitelt er des Feindes Pläne. Er führt seinen Schutzbefohlenen mitten durch die schwarzen Reihen Christinens hindurch. Jetzt glaubten sie ihn zu haben; dort auf jenem Felsen muß er sein. Sie kommen an — der Verhaßte ist vor ihren Augen spurlos verschwunden.

Nun geräth der getäuschte Nebil in Wuth. Jeder, dem er begegnet, Mann, Frau oder Kind wird erschossen. Warum nicht? Die Basken haben Partei für den Prätendenten ergriffen: jeder Baske muß ein Verräther, ein Spion sein. — Aber diese Ströme Bluts schrecken das Volk nicht ab. Der fliehende Don Carlos wird immer und überall mit freudigem Enthusiasmus empfangen.

Noch ein Mittel gibt es: Nebil zündet nicht, es anzuwenden — Jedes Haus, jede Hütte, die dem Irrenden Obdach gewährt, und sei es nur auf Minuten, wird niedergebrannt und der Erde gleich gemacht. — Und unaufhaltsam eilt der Mann des Verhängnisses hinter dem Verfolgten her. Seine Heerhaufen marschiren von Süden und von Norden, von Osten und von Westen und stürzen dem edeln Wild nach. Und mächtig anspornend schallt das Hifthorn Nebil's und das Echo des Gebirgs wiederholt seine Fanfaren. Und die vierfache Meute verfolgt die frische Fährte. Jetzt stellt sich der ermüdete Hirsch, die Jäger laufen die Hirschfänger und schreien Halali, die gierigen Doggen lechzen nach der geheißten Curée — das gehetzte Wild ist wieder einmal im entscheidenden Augenblick nicht mehr da — — Aber Nebil ermannt sich schnell und ordnet neues Verfolgen an: die verlorene Fährte wird endlich gefunden und der Hirsch lancirt und die Parforcejagd beginnt wieder mit verdoppeltem Eifer, mit verdoppelter Wuth, um mit gleicher Enttäuschung für die Jäger zu endigen.

So geht es wochenlang, bei Sonnenlicht und Mondenschein ununterbrochen fort und die Kräfte des Königs fangen an zu schwinden — Deshalb der Kummer und die Angst in Villaviencio's Antlitz; deshalb die mütterliche Sorgfalt, mit welcher Grate den unruhigen Schlummer des Unglücklichen bewacht. — Mit eiserner Ausdauer bleibt er die ganze Nacht in unausgesetzter Thätigkeit; seine Kundschafter gehen und kommen zurück und bringen ihm Nachricht von den Bewegungen des Feindes. Tiefer naht in allen Richtungen. Die erschreckenen Bewohner der Herrería, die es erfahren, stürmen in den muthigen Navarreser, damit er den Monarchen in Sicherheit bringt. Aber Grate rührt sich nicht; er hält seine Uhr in der Hand, er weiß, wo die Christinos vor einer Viertelstunde standen; er berechnet die Minuten, die Secunden der Ruhe, die er noch seinem königlichen Herrn gönnen kann. Unwillig über den feigen Dienst, in dem der Mensch die nothdürftigen Stunden des Schlafes, die er sattelten und gezäumten Rosse vor der Thür. Jetzt ist es Zeit. Don Carlos wird gebieterisch, gewaltsam aufgeweckt. Noch halbverschlafen verrichtet er während des Anziehens seine gewohnte Morgenandacht; aber seine Gebete sind noch nicht beendigt und schon sitzt er auf dem „beschneiten" Pony und reitet nach stummem, aber herzlichem Gruß davon und in die frische, dunkle Nacht hinein.

Kaum ist der eiserne Tritt seiner Pferde verklungen, da rückt schon die feindliche Avantgarde im Hofe der Eisenhütte ein —

„Wo ist der Räuber?" fragt der Offizier.

„Der Räuber?" entgegnete Maria. „Bis zu diesem Augenblick haben wir keine Räuber in der Herrería!"

Jener wirft einen wüthenden Blick auf das Mädchen und will eben zu zornigen Worten, vielleicht zu gewaltsamer That schreiten — Da kommt Nebil an der Spitze seines Stabes selbst in Zackelschein angeritten.

Ein schwarz und finster aussehender Mann in Polizeiuniform springt vom Pferde und eilt ins Haus. Nach zwei Minuten kehrt er zurück.

„Das Nest ist noch warm, Herr General!" ruft er aus, „aber der Vogel ist leider wieder ausgeflogen!"

„Ich dachte es mir!" seufzt der Feldherr; „doch er kann nicht weit sein, ich eile ihm nach! Sorgen Sie für die Beleuchtung, denn es ist dunkle Nacht! Sie wissen, kein Erbarmen!" Und der wüthende Verfolger reitet davon mit seinem Adjutanten. Eine Compagnie Linieninfanterie, zehn bis zwölf Freiwillige in rother Baskenmütze, dieselben, die zuerst als Claireurs in der Eisenhütte angekommen, und zwei Männer mit Fackeln bleiben zurück unter den Befehlen seines Stellvertreters im Polizeirock.

„Wohin ist er entflohen?" erkundigte er sich.

„Wer?" fragt Maria keck. Die andern schweigen.

„Weißt du nicht, daß ich vom Prätendenten spreche?"

„Wie viel Scheffel Salz haben wir miteinander gegessen, daß Sie mir die Ehre anthun, mich zu duzen, mein Herr?"

„Verzeihen Sie, mein Fräulein! Aber einmal, da Sie die beredte Wortführerin zu sein scheinen, wollen Sie da wol die Gnade haben, mir zu sagen, in welcher Richtung Seine Majestät ausgerissen beliebten?"

„Glauben die Söldlinge der Italienerin",

erwidert Maria mit Hohn, „daß der rechtmäßige König von Spanien und Indien uns Unterthanen Rechenschaft von seinen Handlungen gibt? Glauben die Peseteros, weil sie selbst für vier Real*) des Tags ihr Vaterland verkaufen, daß alle Basken Verräther sind? Glaubt Eure eigene rothmützige, schaffellbekleidete Weisheit, daß wir so feig und ehrlos sein würden, die Pläne unseres Herrn zu entdecken, wenn wir zufällig davon wüßten? Schande über die Treulosen! Zehnfache Schande über sie, wenn sie wie Ihr aus diesen tapfern, edeln, ritterlichen Provinzen abstammen!“

Und sie wendet dem Verhohnten stolz den Rücken und schreitet ruhig nach dem Hause zu.

Zehn Gewehre sind auf das Mädchen gerichtet, aber der Mann im Pelzrock kommt der Rache seiner beleidigten Guerrilleros zuvor und springt wie ein Tiger auf Maria zu und ergreift sie würdend beim Arm. Doch Romualdo ist da. Ein kräftiger Schlag seines verstümmelten Arms vor den Kopf des Angreifers betäubt ihn, die gesunde linke Hand erfaßt ihn bei der Gurgel und wirft ihn blutend zur Erde — da fällt der Steiger selbst von zehn Bajonetten durchstochen, leblos nieder. —

Dies alles ist in wenigen Secunden geschehen. Der Hauptmann und seine Soldaten sind hervorgestürzt, um den Mord zu verhindern, aber zu spät! Romualdo hat aus zehn klaffenden Wunden zugleich seinen Geist ausgehaucht. Die unglücklichen Aeltern haben einen einzigen, aber herzzerreißenden Schrei gethan und sind ohnmächtig auf der Leiche ihres Sohnes zusammengesunken.

Maria, einer Furie ähnlich, hat mit übernatürlicher Kraft einen großen Stein aufgehoben und läuft mit demselben heran, um ihn auf den Kopf des noch auf der Erde liegenden Führers zu schleudern. Die zehn gerötheten Bajonnete seiner Genossen versperren ihr drohend den Weg. Noch warm von dem Herzblut des Bruders, sind sie schon im Begriff, auch die Schwester zu durchbohren; da zieht der Hauptmann den Säbel und mit zürnend und gebieterisch vor die schnaubende Schar, die nun ihre ganze Wuth gegen ihn kehrt. Die Soldaten pflanzen ihre Bajonnete auf und eilen ihrem Chef zu Hülfe; sie trennen durch diese Bewegung die schwerbeladene Maria von dem Opfer, das sie sich auserkoren, und der Stein entgleitet den Händen des Mädchens und fällt unschädlich zur Erde.

Der Officier der Freiwilligen richtet in der für die Gascognier unverständlichen Landessprache einige Worte an seine Untergebenen, die stumm, aber mit wüthendem Blick das Gewehr bei Fuß nehmen und um so resignirter der Uebermacht weichen, da ihr gemishandelter, aber blutig gerächter Führer jetzt wieder zur Besinnung kommt und langsam aufsteht und sich auf den nahen Stein niedersetzt, der fast zum Werkzeug seines Todes geworden wäre. Maria stürzt wieder auf ihn zu, reißt ihm den Säbel aus der Scheide und holt kräftig nach ihm aus — da fällt der Hauptmann ihr in die Arme, entwaffnet und beruhigt sie und führt sie zum Bilde der Madonna, vor welches sie schluchzend und betend auf die Kniee fällt.

Das Mädchens Hieb ist fehl und auf das Pelzwerk ihres Gegners gefallen; er hat ihn nicht verwundet, aber doch hinreichend geschmerzt, um ihn rasch zur Besinnung zu bringen. Er steht auf und blickt auf Romualdo's Leiche und auf die neben derselben unter dem Kastanienbaum sich krampfhaft windenden Aeltern. Da sieht er die weinende und betende Maria und erinnert sich ihrer beleidigenden Worte —

„Herr Hauptmann“, spricht er, „thun Sie Ihre Pflicht, das Verrätherneſt hier an allen vier Ecken anzünden zu lassen!“

„Señor Martin Zaris“, erwidert stolz der Angeredete, „nehmen Sie, wenn ich bitten darf, die Chapelgorris dazu! Die Soldaten der Königin sind weder Mörder noch Brandstifter!“

„So ist gut, Herr Marquis“, entgegnet der Guerrillero, „ich werde dem General Ihre antifranzösischen Gesinnungen melden, damit er Sie und Ihre Leute nur zu Diensten verwendet, die Sie mit weißen Glacéhandschuhen verrichten können!“

„Herr Martin Zaris —“

„Ich heiße nicht mehr Martin Zaris, Herr Marquis, mein Name ist jetzt Zurbano! Und wir wollen sehen, Herr Hauptmann, ob Sie, in diesem Augenblick wenigstens, nicht genau noch mein Untergebener sind! Ich befehle Ihnen hiermit im Namen des commandirenden Gen-

*) Vier Real oder eine Peseta (ungefähr 1 Fr.) war der tägliche Lohn einer wilden Schar von baskischen Freiwilligen, die einen unerbittlichen Krieg gegen den carlistischen Landadel führten. Sie wurden, jener Münze wegen, Peseteros genannt, hießen aber eigentlich Chapelgorris (Rothmützen), weil ihre Burnous von dieser Farbe waren.

rath, im Namen der Königin, mit Hülfe Ihrer Compagnie die Ferreria in Brand zu stecken!"

„Und ich erkläre Ihnen, in meinem, des Marquis von Cebedo, und im Namen meiner sämmtlichen Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten, Trommelschläger und Querpfeifer, daß ich sowie die treuen Truppen unserer Königin Isabella gegen einen solchen Befehl protestire, der sowol die Majestät des Throns als die Ehre des spanischen Volks schändet!"

„Zum dritten male frage ich Sie, Herr Hauptmann, wollen Sie gehorchen oder nicht?"

„Nein!"

„Nein, nein, nein!" rufen Cebedo's Krieger enthusiastisch aus.

„Wohlan denn", spricht Martin Varia mit schlechtverhehlter Zufriedenheit, „auf Ihr Haupt falle die Verantwortung!"

Und zu seinen Chapelgorris sich wendend, fährt er fort: „Kinder, ihr seid weniger empfindsam — Hand ans Werk!"

Und jauchzend ergreifen die Peleteros die Fackeln und nach wenigen Minuten stehen Wohngebäude, Schuppen, Magazine und Werkstätte der Eisenhütte in vollen Flammen.

Maria hat die ganze Scene mit angesehen; sie hat aufmerksam zugehört und kein Wort des lebhaften Streits verloren.

Als jetzt die Feuersbrunst unheimliche Tageshelle über den Hof verbreitet, steht sie auf, bekreuzigt sich vor der Madonna und schreitet langsam und feierlich unter dem Kastaniendaum hervor.

Der Hauptmann hat einen Wink gegeben und seine Leute sind schweigend und folgsam in Reih und Glied angetreten. Der Marquis Cebedo hält mit verschränkten Armen und zornig gerötheten Augen vor der Front; er sieht starr in die röthliche Glut und schmerzliche Thränen trüben seinen Blick.

„Armes Spanien!" spricht er halblaut vor sich hin — —

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Ueber den St.-Gotthard.

Von Friedrich Lampert.

II.

Einen Blick noch zurück — auch auf das Wappen von Uri, das an ihrem Aus- wie am Eingang steht, und dann verwärts wieder auf die mehr ansteigende Straße, auf den in größerer Hast uns entgegenstürzenden Strom, auf die neuen Schönheiten, die der uns wieder entgegenb diesmal die achte und großartigste seiner Be die wohlbekannte Teufelsbrücke. Zwar die von der alle Schweizerreisenden der „guten, Zeit" so viel zu erzählen wußten, mit deren sehenhaben sie sich daheim eine gewisse rühmtheit zu verschaffen vermochten, ist's mehr, über die unser Fuß schreitet, die in Einem prächtigen Bogen sich spannend, sich hoch über sie hingebaut; aber die alte wir doch noch, tief unter der neuen, verl moosbewachsen, und unter den beiden jagt der Fluß hinunter, die tiefe Naturstille hier mit seinem Getöse fast ganz erfüllend, mit f fühlenden Staube die ganze Brücke bene Ein enger Raum hier eigentlich zwischen der und senkrecht abfallenden, nun völlig baum laublos gewordenen Felsen und dem wilden und der einzigen Vermittelung der zwische hinunter und hier weiter hinauf auf der bei Solidität und Festigkeit in diesem ewigen W wirbel fast schwankend erscheinenden Brü und doch haben auf diesem engen Raum Tausende gekämpft, gestritten und gelitten. 14. August 1799 standen hier Franzosen Oesterreichern. Die letztern hatten neben Brücke, natürlich der alten, eine feste St genommen, konnten aber doch dem Andra der Feinde nicht widerstehen und sprengten halb den kleinen Nebenbogen, wodurch Hun in den Abgrund stürzten, und der Uebergan hemmt wurde. Allein nun kletterten die f wesen am rechten Ufer der Reuß empor nöthigten die Oesterreicher doch, noch in der Nacht abzuziehen. Einen Monat später teten die Russen; Suworow war über den hard gekommen und drängte die Franzosen das Urner Loch mit Felsblöcken gefüllt un sperrt hatten. Aber die Russen räumten die derniße weg und machten die Straße frei hielt sie die gesprengte Teufelsbrücke neu au das mörderische Feuer der Franzosen dec furchtbar ihre Reihen; aber wie sie zuvor, w nun die Russen Herr über alle Schwierig und erst am Vierwaldstätterse ließ Suw seine Verfolgung der Zurückgetriebenen halten.

Aus der Erzählung solcher alten Gesch mögen wir uns das hier wirklich durchbo werdene Rauschen und Toben der Reuß de schen wieder, wenige Schritte nur hinter der felsbrücke und ihrem diesen durchrauschenden

hat sie einen neuen, noch viel gewaltigern zu Wege gebracht: in wahren Massen stürzen die Wogen über terrassenförmig aufeinander liegenden, unsichtbaren Felsenbarren herab; nur zwei von diesen stehen sichtbar hervor, an ihnen theilen sich die Wasser, um dann heftiger wieder an ihrem Fuße zusammenzuschießen und nun in raschem Falle der Brücke zuzueilen. Das war die letzte gewaltige Kraftanstrengung der Reuß, für uns nämlich, die wir nach oben, ihrem Ursprung entgegenwandern, die erste ihres jugendlichen, hier zur vollen Erstarkung gekommenen Laufes für die, die mit ihr bis hierher gekommen sind. Wir stehen an der Grenzscheide dieses ihres Lebensabschnittes, am Urner Loch, dem 88 Schritt langen, bei seiner ersten Anlage nur für Menschen und Pferde gangbaren, nun für zwei Wagen breiten Felsentunnel, der 1707 an die früher um den Felsen herumführende, in Ketten hangende, vom steten Sprühregen der Reuß überflutheten Brücke, „der Brücke, welche stäubt" getreten ist.

Da thut sich schwarz ein schauriger Thor,
Da gähnt sich in Nacht der Schlünde Flor,
Da thut sich ein lachend Gefilde hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten.

Wie hat Schiller so recht mit dieser Schilderung! Wie ist's so anders um uns geworden, kaum daß wir den ersten Schritt aus dem dunkeln Felsengang in das nun vor uns ausgebreitete Thal gethan! Wie liegt's so still und friedvoll da nach dem Stürmen und Drängen, das uns der Kampf von Berg und Fluß bisher gezeigt hat: die Brust weitet sich erleichtert, sieht man einmal die Thalwände etwas weiter auseinandergerückt nach der langen, langen Felsenkluft, in der man hier herauf hat steigen müssen; ruhig und glatt fließt die Reuß in großen Bogen das drei Stunden lange Thal durchmessend hinab; wenig Bebauung, spärliches Weideland nur zieht sich an ihren Ufern, aber wir sehen doch die Spuren menschlicher Thätigkeit wieder und so ein Bild der Ueppigkeit erscheint uns dies arme Hochthal, trotzdem, daß die Wiesen ein mattes, fahles Grün tragen, Geröll ganze Strecken bedeckt, fast kein Baum zu sehen ist und schneebedeckte Berge allenthalben hereinsehen, wenn wir nur der trostlosen Oede gedenken, von der wir noch vor Augenblicken umfangen waren und die vom letzten menschlichen Wohnorte an sich immer unfreundlicher und drückender gestaltet hatte.

Und vor uns, gerade dem Ausgang des Urner Loches gegenüber, in einer Viertelstunde erreichbar, liegt auch schon Andermatt, vom gletscherbedeckten St.-Gotthardberg und dem an seinem Abhang lagernden, den Ort vor den Lawinen schützenden Fichtenwäldchen überragt, und weiter hinaus sieht sich, schon wieder höher liegend, Hospenthal und rechts von diesem schauen aus dem Thalhintergrund Furka und Matthorn hervor.

Die beiden gehen Furka- und Gotthardweg miteinander, beide sind nun nicht mehr allzu weit von ihrem Ziele entfernt. Und das eine, mein Ziel, zu erreichen, ließ mich's auch hier in Hospenthal, trotzdem, daß es nun Mittag geworden war und der Kellner des Hotels „Zum Löwen" mich gar bedenklich aufforderte anzuhalten, nicht rasten, sondern Ruhe und Stärkung wollte ich erst im Hospiz finden. Ueberhaupt hielt mich zudem auch nicht, der im Thal mit glühend sich anlagernde Sommertag hatte nachgerade hier, wo es nun immer höher und höher aufstieg, seine Macht verloren; die ewigen Schneehäupter wirkten ihm kalt und streng ihr ewig Ungenaht und ihr Schutz machte auch das Wandern leicht. Wenn etwas ermüden konnte, so waren es die nun sich mehr häufenden und rasch einander folgenden Wirthshäuser, die von Hospenthal an die Straße aufwärts säumen und die nicht mehr von den großartigen Scenen des bisherigen Wegs begleitet sind. Denn wenn's nun auch mehr und mehr die Regionen des ewigen Schnees ist, die uns näher kommt, wenn auch die Berge vielleicht noch gewaltiger an uns herantreten, weil sie niedriger geworden sind und uns alle schon in intimere Bekanntschaft, möcht' ich sagen, aufgenommen haben, — ist's doch einförmiger geworden: der freiere, bei weitem nicht mehr so enge Blick läßt uns doch fast den gedrängtern, vom Fluß schäumen erfüllten, und wenn der Fluß höher und auch noch mit Seen ist, so ist er doch viel ruhiger und geebneter und dann nur auch der halbe; denn vom Gotthard kommt nur der eine Arm, der andere strömt sich ihm von der Furka her erst bei Hospenthal. Darum war ich eben nicht hier, als ich den Fluß, nicht mehr seinem Ursprung, dem Gletscher, auf der Nebenbrücke zum letzten male überschritt und nun wußte, daß ich nun noch 20 Minuten unterhalb des Gipfels des St.-Gotthard sei.

Nun war auch der erreicht, mit dem die Berge freundlicher und weicher hinter. Hier oben glaubte, von hier aus man auch einen freien Blick in beide Lande, nicht vielleicht in die Bergwelt, verwandt in den heiligen Farben, zu thun,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.

3-598-51032-2
FN. 19195/087

Natur und ſie fangen an, mit uns auch nicht mehr — zu tanzen! (Ab in den Hintergrund.)

Schlippenbach

(poſtirt ſich ſchon vorher ganz vorn in eine Ecke des Saals. Patkul iſt im Vordergrunde wieder erſchienen. Jener tritt fieberhaft auf ihn zu).

Fünfte Scene.

Patkul. Alfred von Schlippenbach. Dieſer in einem ſchwarzen Domino und einer ſchwarzen Maske. Er führt Patkul ſehr aufgeregt in den Vordergrund.

Schlippenbach.

Auf ein Wort!

Patkul.

Wer ſind Sie, Maske!

Schlippenbach.

Fragen Sie nicht! Ich habe Urſache, verborgen zu bleiben. Ihr Leben iſt in Gefahr, verlaſſen Sie ſchnell, in aller Stille dieſe Säle, verlaſſen Sie Dresden, Sachſen.

Patkul.

Wer ſind Sie?

Schlippenbach.

Fragen Sie nicht! Wetter, ſchwarz wie die Nacht, ſtehen an Ihrem Lebenshimmel.

der würde arg getäuscht sein. Der Gotthard ist ganz aussichtslos; selbst für den Weg, den wir gekommen, haben wir, sobald die Passhöhe erreicht, keine Rückschau mehr; nirgends zur Tiefe, nur in die Runde geht der Blick; da aber ist er großartig wie keiner, eigenthümlich und, wenn man so allein dasteht und langsam Berg um Berg, Spitze um Spitze dem Auge einprägt, so überwältigend schön wie nur irgendwo, wo er weitere Linien ziehen kann. Der Gotthard ist bekanntlich kein Berg, der einzeln emporragt wie so viele andere; es ist ganz richtig, wenn von ihm erzählt wird, daß man stets von ihm höre, ohne ihn zu sehen; er ist ein Paß, ein ganzer Gebirgsstock und als solcher ein „königliches Gebirge", wie ihn Goethe nennt. Denn die großen Gebirgsketten laufen bei ihm zusammen, lehnen sich an ihn an. „Die von Schwyz und Unterwalden, geketter an die von Uri, steigen von Mitternacht, von Morgen die Gebirge des graubündtner Landes, von Mittag die der Italienischen Schweiz herauf und von Abend drängt sich durch die Furca das doppelte Gebirge, welches Wallis einschließt, an ihn heran."

Stehen wir aber — um den nun einmal hergebrachten Sprachgebrauch festzuhalten — „auf dem Gipfel des Gotthard", so stehen wir wie inmitten einer Bergkrone; denn wie die Zacken und Zinken einer Krone reihen sich in weitem Kreise die Berge aneinander, die den kahlen Scheitel, der oben den Gipfel bildet, beräumen, wenn wir sie von unserm eigenen hohen Standpunkt aus freilich noch Berge nennen können, wenn sie uns nicht vielmehr selbst nur als Gipfel, als kahle, schneebedeckte „Rippen und Klippen" erscheinen, der Fibia und Lucendro, Trutthorn und Sella und wie sie alle noch heißen, die bis hoch hinaus in ihr ewiges Weiß gehüllten Felsspitzen, die hier noch 2—3000 Fuß über uns emporragen. Still und glatt ruhen drei Seen inmitten dieser Bergkrone, „die ew'gen Seen, die von des Himmels Strömen selbst sich füllen".

Aus einem derselben, dem Sellasee, kommt der Tessin heraus, ruhig und langsam der südlichen Abdachung sich zuschlängelnd, nur wenig weiter, aber unten auch schon Bergwildheit genug entfaltend; dem andern, dem schon genannten Lucendrosee, entspringt die Reuß; wie jener nach Süden, fließt sie nach Norden, und nehmen wir nun den so auch am Gotthard entspringenden alt nach Morgen eilenden Rhein und die an einem Fuß der Furca geborene und nach Abend sich wendende Rhône dazu, so haben wir, wie einer unserer großen Dichter sagt, „hier den Kreuzpunkt, von dem aus Gebirge und Flüsse in alle vier Himmelsgegenden auslaufen", und was der andere singt:

Vier Ströme brausen hinab in das Feld,
Ihr Quell, der ist ewig verborgen;
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt,
Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen.

So ist's ein eigenthümlich Schauen und Denken auf der Gotthardshöhe und eigenthümlich schließt das Bild nun auch ab mit dem Hospiz, das nun, freundlicher schon von weitem sich ausnehmend als das finstere Posthaus „Albergo del San-Gotthardo, seine gastliche Pforte mir aufthat.

Nun, nach achtstündigem starken Wandern, währenddessen ich mir nur einmal kurze Rast gegönnt hatte, that die Ruhe wohl. Die freundliche, gefällige Hausfrau des Hospiz, die meiner anfänglichen italienischen Unterhaltung in der Sichvorstellung als deutsche Schweizerin ein mir nicht unliebsames Ende machte, brachte, was sie vorliegen konnte: gute Salami, trefflichen italienischen Wein, und unterhielt mich so gut sie konnte. Ich ließ mir erzählen, wie man hier eben lebt, wie's hier im Winter tobt und stürmt, wie's auch im Sommer oft nicht besser ist; wie dann die sturmverfolgten Wanderer hier einkehren und ohne Kosten verpflegt und beherbergt werden, wie Knechte und Hunde ausziehen müssen, ihnen zu Hülfe zu kommen, sie aufzusuchen, und dann wurden von diesen sorgsamen Hospizdienern wenigstens die Vierfüßler, die prächtigen, großen Thiere mit den klugen, guten Augen, vorgestellt und von dem einen und dem andern wieder ganze Geschichten erzählt, wie der oder jener sich ausgezeichnet und zur Bestätigung die Bilder an der Wand gezeigt, die wirklich das getreue Conterfei der Hunde und ihrer Rettungsthaten enthielten.

So gingen schnell ein paar Stunden hin; es war sonntäglich still im ganzen Hause; dieser Friede ringsum that unendlich wohl; ich war allein unter den ständigen Bewohnern im Hospiz, kein Fremder gesellte sich mehr zu mir; auch draußen vor den Fenstern zeigte sich niemand; nur eine geringe Sehweite boten diese Fenster — nur den Tessin konnte ich eine kleine Strecke weit hinab verfolgen, nur der Gletscher des Fibia schimmerte herein; aber auch das paßte zu der ganzen Stimmung, in die dieser Aufenthalt versetzen mußte.

Und noch jetzt, wenn ich dieses Nachmittags, jener ganzen herrlichen Wanderung gedenke, wird mir's ganz träumerisch zu Muthe, und wie ich jetzt davon geschrieben, ist mir's fast wie Sehnsucht nach den stolzen Bergen und ihrem geheimnißvollen Reiche angekommen und mit geheimem Jubel lege ich die Feder nieder. Denn wie viele Tage noch — und ich bin wieder bei ihnen und schreibe nicht mehr von ihnen und vom Zauberlande Schweiz, sondern wandere wieder in ihm und freue mich nur seiner Schöne und Herrlichkeit; und dann — dann komme ich auch wieder zu dir, lieber Leser, und erzähle dir, wenn auch nicht mehr vom St.-Gotthard, so doch vielleicht vom — nichts vorweggeplaudert und darum auf Wiedersehen!

Anregungen.

Unterhaltungsliteratur.

II.

Berthold Auerbach's neueste Erzählung „Edelweiß" (Stuttgart, Cotta, 1861) gehört recht eigentlich dem Winter an. Sie endet wie „Joseph im Schnee" ihre Lösung im Schnee.

Wir befinden uns in einem schwarzwalder Uhrmacherdorfe. Die Mutter des fleißigen Uhrmachers Lenz ist gestorben und wird eben begraben. Der Sohn, nunmehr eine Waise, in Jahren schon vorgerückt, zeigt sich gedrückt und fast kleinmüthig niedergebeugt. Man kann ihm zur Führung seines Hauswesens nur eine gute Hausfrau wünschen. Ein Freund, Namens Pilgrim, ein Uhrenschilder-Maler von einiger Bildung, räth ihm, die Tochter eines Arztes zu nehmen, Amanda; andere rathen zu Annele, des Löwenwirths Tochter. Lenz ist Mitglied des Liederkranzes, er versteht sich auf die unter den Handwerkern üblichen socialistischen Regungen; er würde Bildung genug besitzen, Amanda zu gewinnen. Trauriger liegt ihm, um Annele zu werben. In einer unbewachten Stunde folgt der Verspruch. Doch schon im Brautstande stellt sich die unpassende Bevorzugung der schönen, singen, jedoch eitlen und gemüthlosen Wirthstochter heraus. Die Verheirathung erfolgt bei alledem und mit ihr ein eheliches Elend, dem der größte Theil der Erzählung gewidmet ist. Diese traurigen Zustände mehren sich durch den Bankrott der Schwiegereltern. Hülfe, glaubt man, könnte vielleicht ein reicher Onkel des Lenz gewähren, ein vielgereister Uhrenhändler, den man seines Aufenthalts in Rußland wegen Petrowitsch nennt; die schroffe und menschenfeindliche Natur des Alten lehnt jedoch jede Gelegenheit, Glück zu verbreiten, ab. Innere und äußere Motive treiben Lenz zur Verzweiflung. Er will sich tödten. Da stürzt sich auf sein Haus eine Schneelawine, die ihn, eins seiner Kinder, seine Frau und den zufällig ihn besuchenden Petrowitsch begräbt. Das Schicksal könnte alle einem jammervollen Tode weihen, wenn nicht Freunde sie noch glücklich aus der Verschüttung retteten. Annele, die böse Hexerin, die Schlinge jenes eben projectirten Selbstmordes, bekommt vor Schrecken weiße Haare (Edelweiß ist die unterm Schnee wachsende Alpenblume) und scheint sich bessern zu wollen. Wenigstens schließt das Ganze mit einem schmetternden Tusch von plötzlich eingekehrter Vernunft und Zufriedenheit. Niemand wird an den Bestand recht glauben können. Auf der Bühne werden so die Lebenscontraste bis zum Aeußersten getrieben, die tragische Dirnenliebe ist hundertmal beaufbeschworen — der Dichter macht aber lieber aus seinem Stück ein Schauspiel, kommen dann doch die Damen in den Corridor, zwar noch mit weinenden Augen, suchen aber trotzdemuth nach ihren Männern und nennen das Ganze: Ein schönes Stück —!

Wir hatten kürzlich Veranlassung, gegen Julian Schmidt diejenigen Weisheiten zu vertheidigen, die bei ihm „Mollusken" oder jetzt „Waschlappen" heißen. Wir stellten ihnen die sogenannten „scharf umrissenen" entgegen, die „Nußknacker". Bisher galt Auerbach für einen Meister in Herstellung der letztern. Wir fürchten, sein Gönner wird diesmal auch den Lenz zu jenen nur uns gehörenden „Waschlappen". Denn in der That scheint dieser gute Uhrenuhrmacher diesmal selbst nicht recht „zu wissen was er will". Lenz ist nicht etwa eine rein sentimentale Natur, wie sie Jean Paul zu schaffen liebte, ein Uhrmacher, der ganz in seinen schönen Chorälen aufgegangen wäre; er verbindet mit dem Gemüth eine unausgesetzte Thätigkeit des Verstandes, verbessert, richtet, wirft mit außerordentlicher Schärfe und Reizbarkeit. Dann aber verlangt er wieder Liebe und Güte von denen, die er eben geküßt hat, Hingebung und Vertrauen, wo er bei jedem Schritt die Klinge an der Wand zum Anlaß von Augen und Seitenauseinandersetzungen machte. Komisch aufgefaßt würde Lenz eine unterhaltende Figur sein; ernsthaft genommen repräsentirt er so viel „Irrthum an allen Ecken", daß sich jedermann, nicht blos das Annele, alle Augenblicke an ihm stoßen muß.

Der Autor läßt aber seltsamerweise auf diesen wunderlichen Heiligen, seinen ersten Lenorstanger im Liederkranz, nichts kommen! Er hat die schönste Stimme, macht die besten Uhren, denkt an die Beglückung aller Uhrmacher durch die Begründung einer Commanaute, hat bei jedem Anlaß die normalste poetische Empfindung und weiß dies auch und kann nie Etwas thun, ohne einen Choral auf sich zu singen. Er beobachtet die Menschen und die Thiere, die Flur und den Wald, redet wie ein Sammler von Aphorismen und Lückenbüßern für

Journale hat über jedes seinen aparten Gedanken und, wie gesagt, weiß dies selbst und klatscht sich unausgesetzt Beifall. Und nicht eigentlich aus Eitelkeit, sondern im Bewußtsein, daß seine alte Mutter im Himmel sich über ihn freuen müsse und daß Gott sich gerade durch ihn auf der „Morgenhalde" im Schwarzwald offenbaren wolle. Die Frau durchschaut diese originelle Narrheit und charakterisirt sie in den schärfsten Ausdrücken. Sie schildert ihn als einen in sich selbst Verliebten. Sie deutet ihm an, daß er mit dem lieben Gott einen Conto-Corrent zu führen scheine auf gegenseitige Vierrechnung: Du, lieber Herr, hast mir geholfen, aber ein andermal hab' auch ich dir wieder Vortheil gebracht! Den Spinoza hat Lenz wol noch nicht gelesen. Kurz, der Autor hegt und pflegt diesen wunderlichen Menschen wie seinen eigenen Augapfel — —

Man verfolgt die Schilderung des Ehezerwürfnisses mit einer eigenthümlich gemischten Empfindung. Die bis in die geheimsten Seelenschwingungen gehende Aufrichtigkeit in Eingeständnissen, die wir wol alle einmal mehr oder weniger über unser Eheleben, trotz Romanik und Christenthum u. s. w. gemacht haben, darf man bewundern und den Lenz wahrhaft bemitleiden, weil sein sehnsüchtigstes Verlangen nach Liebe und Herzensgüte und Anerkennung seines an sich wohlmeinenden Immerrechthabenwollens, seines Cultivirens des Schattens, den er wirft, seiner selbständlerischen Mückenseigerei aus Motiven kommt, die uns rühren dürfen — und doch leidet man in mehr als ästhetischer Beziehung persönlich mit den erzählten Vorfallenheiten mit und macht eine Verneigung durch, als schwebte man in der Luft ohne Flügel. Wir besorgen, diesen Lenz — kriegen wir Jungdeutschen zugehangt in Lebensgröße —

Onkel Petrowitsch verbreitet anfangs eine angenehme Belebung. Im ganzen dürfte jedoch die Gestalt nicht eigentlich christlichen Ursprungs sein. Es ligt ihr etwas — vom Talmud an; wie denn überhaupt Auerbach die Mehrzahl seiner Jugenderinnerungen zu genialisch auf die christliche Welt übertragen hat. Die bei ihm regelmäßig wiederkehrenden so unhändigen Extreme in Lustigkeit und Schmerz, die so schneidenden, kurzen Witzreplisen (z. B. auch in dieser Erzählung S. 111), die sentimentalen Uebertreibungen der Aeltern- und Kinderbeziehungen, die Gewissensqualereien (hier durchgängig in dem talmudischen Gedanken- und Gefühlsspalter Lenz), gehören der alttestamentarischen Welt an; es wundert uns, daß die schwäbische Kritik nicht schon lange die Grenze bezeichnet hat zwischen dem, was an jener von Auerbach aufgestellten vorgeschichtlichen Welt des Schwarzwalds echt und was interpolirt ist. Wir meinen manchmal, er könnte dem dem Ghetto treugebliebenen Leopold Kompert nicht begegnen, ohne ein wenig die Augen niederzuschlagen. Petrowitsch ist durchaus einer jener alten in der Welt herumgekommenen, vertrockneten jüdischen Hausirer, der tüchtig zusammengescharrt hat und die Manieren seiner in Frankfurt oder Fürth als Millionäre lebenden Verwandten ins Dorf mitbringt. Schlafrock und Pantoffeln, den Mittagstisch im Wirthshause, regelmäßigen Gebrauch von Seife u. s. w. Die Feinheit der Hand, die den Ursprünge abzustreifen und in christliches Leben überzugehen verstand, ist an sich zu bewundern. Aber — der Bruch liegt doch offen. Nebenbei bemerkt, dem Petrowitsch schadet es, daß er zuletzt das ganze Dorf betrogen hat, gar kein Vermögen hat und nur von einer Leibrente lebte; er hat sein Geld in Homburg verspielt. Seine bisherige Haltung war nur charakteristisch, wenn er wirklich reich war. Durch die letzte Enthüllung sinkt er zum Betrüger auch in den Momenten, wo man von ihm glaubte, eine interessante Lebensphilosophie repräsentirt zu sehen. Dies ist indessen mehr nur eine ästhetische Unbedachtsamkeit des Autors und ein Verstoß gegen die Technik.

Auch in dieser Erzählung findet sich bei alledem eine Fülle der schönsten Lebensbeobachtungen, ein Reichthum liebenswürdiger Belauschungen dessen, worin wir Menschen uns alle gleich sind; überall tritt uns der Dichter mit der vollen Berechtigung entgegen, uns lieb und werth zu bleiben. Daß über dem Ganzen diesmal trotz des prächtigen Lichts ein gewisser Hauch von — Gewöhnlichkeit liegt, gereicht ihm in unsern Augen zur Empfehlung. Eine Abschwenkung zur Aufrichtigkeit der Jeremias Gotthelf ist uns auf diesem Gebiet lieber als der ewig auf die Uebersetzung ins Englische spekulirende Lovely- und Adumsten, der Barfüßele Joseph im Schnee u. a. so entstellt. Die Schreibart ist besonders im Anfang ganz vortrefflich; nur im Dialog wird sie zuweilen zu ausgiebig und angelt nach theatralischem Effect. Auerbach muß sich vor der Berührung mit den berliner „Volkstheatern" in Acht nehmen. Sie ziehen herab.

Vermischte Schriften.

II.

Die unter H. Masius' Leitung erscheinende große „Encyklopädie der Naturwissenschaften" (Essen, Baedeker) schreitet mit erfreulichem Erfolg (die ersten Bände erlebten schon die zweite Auflage) ihrer Vollendung entgegen. Die „Zoologie" des Herausgebers erwähnten wir schon. „Grundzüge der Physiologie" gibt E. von Rudorff, eine „Botanik" Dr. Dippel, eine „Geologie" Dr. Quenstädt. Ausstattung und Holzschnittillustration gleich vorzüglich.

Auch das von dem frühverstorbenen Verleger Karl Meidinger begonnene Werk von Brehm über die Vögel wird von der Flemming'schen Buchhandlung in Glogau rüstig fortgesetzt. Die dazu gehörigen Tondruckblätter, nach Zeichnungen von Robert Kretschmer, gehören zu den vorzüglichsten Leistungen der neuern Illustrationskunst.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Wiener Briefe. VI. — Kunst und Industrie in Italien. II. — Berliner Chronik. VI.

Wiener Briefe.

VI.

— Die neuesten Gerüchte über erfolgreiche Anstrengungen der Föderativpartei, mit Graf Clam und Rieger an der Spitze, würden gewiß eine größere Aufregung verursacht haben, wenn ihnen die öffentliche Stimme nicht mit solcher Entschiedenheit entgegengetreten wäre und der Kernbestand des gegenwärtigen Ministeriums nicht in dem Drang der Verhältnisse eine mächtige Bürgschaft hätte. Dieser Kernbestand ist nicht nur mit der Februarverfassung aufs engste verwachsen, sondern die einzelnen Träger des Systems genießen auch für ihre Person das allgemeine Vertrauen. Mit Recht ist der Charakter die wesentliche Grundlage dieses Vertrauens und sein Werth zeigt sich uns im Gegensatz zu den vorausgegangenen Erfahrungen in seinem vollen Lichte. Den meisten jener Männer, welche die Revolution des Jahres 1848 an das Ruder gebracht, sowie jenen, welche die Reaction emporgetragen hat, fehlte die Charakterfestigkeit, die sich selbst treue Gesinnung. Die nachtheilige Schwäche Pillersdorf's und der unsichere Schritt seiner Nachfolger mag in der Schwere der Zeit einige Entschuldigung finden; die Willkührlichkeit der Minister der Nachfolgezeit aber, die in allen Phasen der bequemsten Entwickelung des Absolutismus im Amte ausharrten, war ganz geeignet, die Größe der Gefahr bloszulegen, welche die Charakterschwäche der an der Spitze der Geschäfte stehenden Männer für den Staat mit sich bringt. Wie der erste glückliche Wurf im Hazardspiele, reizt der erste gelungene Schritt der Willkür unaufhaltsam zur wiederholten. Die jetzigen Minister haben das Vertrauen in ihre Gesinnungstreue theils schon besessen, theils mehr oder minder errungen.

Der Staatsminister war eine Geburt dieses Vertrauens und hatte doch den schwersten Kampf zu bestehen. Auf ihn, als den Schöpfer und Träger der Verfassung, stürmte die entbundene Presse mit maßlosen Forderungen ein und es fehlte bald nicht an Seitenblicken auf seine Liberalität; ja man war grausam genug, seinen schweren Gang auf gespanntem Seile durch unzeitiges Rütteln an den Balancirstangen, die ihn vor dem Sturze bewahren mußten, zu erschweren. Jetzt scheint die gewöhnliche Meinung besiegt zu sein und der Mann mit der ruhig festen Haltung, der offenen, ernst freundlichen Miene und dem warmen Redetone in dem Vertrauen seiner Mitbürger festgewurzelt. Minister Bienerth ist bekanntlich außen und innen die Aufrichtigkeit und Natürlichkeit selbst. Seine schlichte Beredsamkeit, die unumwundene Kreuzinnigkeit seiner Erklärungen im Reichsrathe und die Abwesenheit jedes Scheins eines diplomatischen Hinterhalts in seinem ganzen Wesen haben nie auch nur den Schatten eines Mißtrauens in seine Gesinnungstreue aufkommen lassen. Dem Justizminister Bratobevera kam dasselbe Vertrauen entgegen und dem ebenso gewandten als beredten Minister Exner haben weder die kleinen Taktlosigkeiten, in welchen er sich ein paar mal von der überschwellenden Beredsamkeit seines Gemüths hinreißen ließ, noch seine Rathswürde und sein Einfluß im Ministerium auch die gute Meinung des Publikums zu entziehen vermocht. Wenn diese Meinung den Ministern des Krieges, des Aeußern und der Polizei (Degenfeld, Rechberg, Mecsery) gegenüber etwas fördert ist und von ihnen den meisten Widerstand gegen eine rasche Entwickelung der Verfassungsidee mit allen ihren Consequenzen befürchtet, so liegt dies in der Natur ihrer Portefeuilles, die Ehrenhaftigkeit ihres Charakters ist unbestritten. Der Handelsminister Graf Wickenburg ist eine wahrhaft liebenswürdige Persönlichkeit und es dürfen nicht viele sein, die ihm ganz widerstehen könnten. Er war einer der schönsten Männer und hat eine glänzende Laufbahn im Staatsdienste durchgemacht. Sein lebhafter Geist ging stets mit Ideen und Plänen um und man kann nicht schneller Entschlüsse fassen und ausführen als er, aber seine nur auf das glänzende Ziel gerichtete Phantasie übersieht oft, geblendet, die dagegenliegenden Schwierigkeiten und es bedurfte dann seiner ganzen Energie, um sie auch zu überwinden. Sein Sinn für großartige Schöpfungen prägte sich gleichmäßig in seinem öffentlichen und Privatleben aus. Das Nachtfest im regenden Kerzenhain, das er als Kreishauptmann aus Anlaß der Eröffnung einer von ihm errichteten Kettenbrücke veranstaltete, leuchtete wie ein Märchen aus „Tausendundeine Nacht" in der Stille seines abgeschiedenen Thales, der reizende Badeort Gleichenberg in Steiermark ist bekanntlich seine Schöpfung und der Glanz, den er als Gouverneur der Steiermark über die Hauptstadt Graz verbreitete, wird der Bevölkerung unvergeßlich bleiben. Gleichartig war sein Wirken als Präses der Westbahn-Gesellschaft. Bei diesem Grundzuge seines Charakters darf es nicht wunder nehmen, wenn er im Drange seines vom Augenblick beherrschten Gemüths oft mehr verspricht als er hält und wenn die Großartigkeit seiner Projecte nicht stets im Einklang steht

mit dem berechtigten Bedürfniß und den vorhandenen Mitteln. Da jedoch weder sein humaner Drang, dem Ganzen wie dem Einzelnen stets Gutes zu erweisen, noch seine Thatkraft sich im Laufe der Jahre abgestumpft haben, so wird der liebenswürdige Minister sowol in dieser Eigenschaft als in jener eines Präses der Stadterweiterungscommission noch viel Ersprießliches zu wirken vermögen, wenn er gleich seine Fachspecialität ist und sowol die größere Beweglichkeit seines Charakters als die Ueberschwenglichkeit seines Schaffensdrangs werden wo nicht durch sein vorgerücktes Alter, so durch das Gesammtministerium die nöthige Begrenzung finden.

Das Marineministerium, dessen Errichtung beabsichtigt ist, beschäftigt jetzt lebhaft die allgemeine Aufmerksamkeit. Die Controverse, die sich über die Frage der Nothwendigkeit einer Kriegsflotte für Oesterreich entsponnen hat, durchdringt alle Kreise. Darüber ist man einig, daß sich diese Nothwendigkeit nur auf die Vertheidigung der Küstenländer beziehen könnte. Ein berechtigtes Urtheil hierüber erfordert gründliche Sach- und Fachkenntnisse, so viel aber ist gewiß, daß die jetzige Finanzlage der Errichtung einer Kriegsmarine nicht günstig ist und daß, bevor eine solche kriegstüchtig geschaffen sein würde, die italienische Frage, welche vor allem den Gedanken dieser Schöpfung hervorgerufen hat, bereits lange entschieden sein dürfte.

Während fortan die ungarische Frage wie ein Damoklesschwert über der Februarverfassung schwebt, hat eine ungarische — Geige nicht nur die Herzen der hiesigen Ungarn und Ungarinnen im Fluge erobert, sondern auch — da die Kunst nichts vom nationalen Eigensinn weiß, sondern über den Kosmopolitismus des Herzens gebietet — die einheimischen Kunstfreunde gewonnen. Remenyi ist ein echter Ungarsohn. Ich habe ihn in einer Privatsoirée spielen hören und mich ebenso sehr durch seine vom üppigsten Leben überschwellende Persönlichkeit wie durch seine gleichgeartete Kunst erquickt gefühlt. In unserer Zeit, wo der Vortrag nur zu sehr den Ausdruck überwuchert, thut es wohl, auch einmal Töne so recht aus dem Herzen heraus, vom eignen Blute durchströmt, zu vernehmen. Remenyi ist für die Kunst, die er übt, wahrhaft begeistert; er liebt seine Geige, eine prachtvolle Guarneri, wie eine Braut und in der Zärtlichkeit seiner Triebe ist er oft hinreißend. Sie ist aber auch vor kleinen Mißhandlungen nicht sicher, wenn der elektrische Lebensübermuth sich mit Ungestüm entladet und sein Bogen, seiner nicht mehr mächtig, scharf in die Saiten schneidet. Bezaubernd trug er das Adagio des Mendelssohn'schen Concerts, dann eine ungarische Volksweise und einzelne Partien einer Hugenottenparaphrase vor und vortrefflich war auch sein Spiel einer Bourrée von J. S. Bach für die Violine allein. Vollkommen durchgebildet und geläutert ist sein Spiel nicht, aber er ist ein interessanter Geiger und ein großer Techniker, der mit den haarsträubendsten Schwierigkeiten, namentlich den mehrgriffigen, nur spielt. Er schattirt den getragenen Gesang oft wundervoll und wahrhaft persönliche Züge erheben seinen Vortrag zur echten Lebendigkeit, was denn doch das Wichtigste ist, wenn die ausübende Kunst wahrhaft ergreifen soll.

Von dem lebenstrotzenden Bogen Remenyi's wäre zu den lustsprühenden Carnevalsfreuden ein bequemer Uebergang. Da sie jedoch erst begonnen haben, wird sich später bessere Gelegenheit zu Betrachtungen über diesen Helden des Tags bieten. Um ihn aber nicht ganz zu übergehen, will ich schließlich noch des Kapellmeisters Haag gedenken, dessen Tanzgefühlhorn unerschöpflich ist und der neben den Brüdern Johann und Josef Strauß das ganz einzige wiener Talent für Tanzmusik auf das glänzendste vertritt. Schon im verflossenen Jahre gehörten mehrere seiner Polkas (ächttschische und böhmische), dann Polka-Mazurkas zu den beliebtesten der Tanzwelt und die meisten sind in der That ganz eigenthümliche, allerliebste Weisen, welchen ihr volksthümlich elegischer Anhauch eine noble, gemüthliche Haltung gibt.

Kunst und Industrie in Italien.

II.

Piero Cironi führt in dem neulich von uns begonnenen Bericht über die Ausstellung in Florenz folgendermaßen fort:

„Die Kürze der Zeit, in welcher man das Ausstellungsgebäude errichtete, das im verflossenen Mai noch immer als Bahnhof diente, beweist die Geschäftigkeit, mit welcher man die Vorbereitungen betrieb; und in der That wurde nichts vergessen, es sind sogar Post- und Telegraphen- und Polizeibureau vorhanden; aber freilich hätte man die verschiedenen Fächer besser abtheilen und nach wissenschaftlichen Principien ordnen können, wodurch die Uebersicht erleichtert worden wäre. Doch darf man nicht vergessen, daß dies die Klippe ist, an welcher mehr oder weniger alle ähnlichen Unternehmungen anstoßen.

„Die am bestimmtesten abgegrenzten Abtheilungen sind diejenigen, welche die Kunst in sich begreifen: die Bildhauerei und Malerei. Die italienischen Ereignisse und eine gewisse Neigung zur Schmeichelei, wie sie der Kunst unter einer monarchischen Regierung eigen ist, sind die Veranlassung, daß man eine bedeutende Anzahl gemeißelter und gemalter Bildnisse des Königs von Italien, Napoleon's III. und Garibaldi's vorfindet; doch sind sie nicht geschmeichelt. Victor Emanuel besitzt kein für die Kunst geeignetes Aeußere und so kommt es denn, daß unter den vielen Versuchen, ihn durch den Meißel oder den Pinsel zu treffen, nicht einer geglückt ist und alle ihn zu seinem Nachtheil darstellen. Am besten erscheint er noch — und dies ist ein merkwürdiges Werk — in einer Photographie in ganzer Figur in Lebensgröße, die in Mailand gemacht ist und auf der er einfach wie jeder andere gewöhnliche Sterbliche gekleidet ist. Der

König als solcher ist von der Kunst nicht zu lassen und kann nur so wiedergegeben werden, wie er wirklich ist; die Schmeichelei entstellt ihn: dies ist eine Thatsache, deren Richtigkeit man hier hundertmal bestätigt finden kann. Bisher hatte es die Photographie noch nicht dahin gebracht, so große Dimensionen aufzunehmen, die wahrhaft in Erstaunen setzen. Das südliche Italien sandte eine große Menge schätzbarer Bildhauerwerke und die Porträts Garibaldi's sind darunter in außerordentlicher Zahl. Am besten sind diejenigen, die ihn in ganzer Figur darstellen, darunter das Werk eines Palermitaners, Delisi, in ungefähr einem Viertel der natürlichen Größe, das sich durch Wahrheit und Geschmack auszeichnet. Der Preis beträgt 1250 italienische Lire. Von andern neapolitanischen Künstlern sind nicht minder schöne, belebte und gelungene Garibaldis vorhanden und man begreift leicht, wie die sicilianisch-neapolitanische Kunst diesen Gegenstand mit Vorliebe ergreifen und mit jener Begeisterung und Hingebung ausführen mag, ohne welche es in der Kunst keine wahre Vortrefflichkeit gibt.

„Möge uns hierbei eine Abschweifung gestattet sein, die unsere Meinung bestätigt. Der Florentiner Beato Angelico da Fiesole, einer der größten Künstler des 15. Jahrhunderts, besonders bemerkenswerth wegen der Grazie und Heiligkeit, mit denen er die Kirche seiner Engel und seiner Madonnen schmückte, nahm niemals den Pinsel in die Hand, ohne vorher tief und innig zu der Mutter Gottes gebetet zu haben. Daraus entstanden dann jene herrlichen Werke, in denen sich ein ganzes Glaubensbekenntniß, eine Gemeinschaft der Seele des Künstlers mit den Schönheiten des Paradieses offenbarte. Dieselbe Wirkung brachte Garibaldi auf die sicilianisch-neapolitanischen Künstler hervor; von ihm empfingen sie das unsichtbare Geschenk der Freiheit, von ihm wurden sie zu Söhnen Italiens gemacht, sodaß nun die Freiheit und Nationalität ihre Seele erfüllt und in ihnen das Gefühl der Kunst erweckte, welche nothwendig sich der Wirklichkeit zuwenden muß. Sehr die Bildnisse Garibaldi's, die in Turin, fern von dem Schauplatz seiner Thaten, gemacht sind! Ihr werdet sie gut treffen, gut in die Generalsuniform angenäht, die Knöpfe und Stickereien tadellos finden, aber die Geberde leblos, den Ausdruck ohne Seele und die edle und feurige Persönlichkeit des Helden erscheint nur wie der Gliedermann aus dem Atelier eines Künstlers. Die Wahl des Gegenstandes und die begeisterte Hingebung an ihn, das sind die beiden befruchtenden Quellen der Kunst! Daß der Gegenstand groß sei durch den Gedanken, oder die That, daß der Künstler, der ihn zu dem seinigen macht, an ihn glaube und, indem er an ihn glaubt, sich in dem Wahrheitspriesterthum als ein bedeutendes Mitglied fühle. Niemand ist Victor Emanuel und Napoleon III. mehr ergeben als Ulysses Gambi, Bildhauer aus Florenz; nun gut, die Reiterstatue des italienischen Königs, welche sich vor dem Ausstellungspalast erhebt, wird dennoch von aller Welt getadelt und in einer Weise, daß niemand ihre Vertheidigung übernehmen kann.

„Die kolossale Bildsäule des Francesco Burlamacchi, Gonfaloniere von Lucca, scheint mir ein würdig gewählter und würdig ausgeführter Gegenstand der Kunst. Sie ist auf Befehl der toskanischen Regierung ausgeführt und soll in Lucca aufgestellt werden. Burlamacchi war es, dessen feuriger und unternehmender Geist in der Mitte des 16. Jahrhunderts den Gedanken nährte, Italien umzuwandeln und von Rom zu erlösen; er war der erste, der den Gedanken der Einheit Italiens faßte und auf eine rasche That sann, dies Ziel zu erreichen. Der Senat ließ ihn enthaupten; der Herzog Cosmo von Medicis verlangte ihn nach Florenz, um ihn auf seine Art zu richten; der Kaiser reclamirte ihn und erhielt ihn nach Mailand ausgeliefert. Er war der erste Märtyrer der Einheit Italiens und wurde wahrscheinlich damals von denjenigen verspottet, welche den Erfolg und nicht die Absicht, sei sie auch noch so groß und edel, bewundern. Die Gestalt ist nachdenklich und ernst, in der Kleidung herrscht das Bürgerliche und die Toga vor, doch lehnt die linke auf den Griff des Schwertes. Und wenn die Statue, wie dies der Fall sein mag, an den Machiavell des Bartolini erinnert, so ist dies ein Fehler, aus dem ein nicht unwesentlicher Vortheil entspringt. Dieses Werk ist von Gambi und was spricht es aus? Es beweist, daß ein seit drei Jahrhunderten verstorbener Mensch auf die Seele des Künstlers eine Macht ausüben kann, welche die Mehrzahl der Namen von heute niemals hervorrufen wird."

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Berliner Chronik.

VI.

Eine Neujahrsfeier muß ich Ihnen aus der diplomatischen Welt berichten. Sie wissen, daß auch Graf Bernstorff das Nationalitätenprincip, wenn auch in bescheidenem Maße, überall wollte und in seine Noten einflößte. Die Folge ist natürlich die Gleichberechtigung aller übrigen Sprachen gewesen und nun ist vollständige babylonische Verwirrung im Verkehr der Mächte eingetreten. Es erklingen von den verschiedenen Cabinetten die Befehle, die Noten in gleicher Emancipation jeder Landessprache einzukleiden. Hr. von Budberg schreibt nun russisch, Graf Rechberg auf Lebre Alexandre's italienisch, Marquis Rivera spanisch, Archarchi-Bey türkisch — kurz jeder meinte, nach Aufhebung der seit Jahrhunderten sanctionirten diplomatischen Paßgraphie, die eben nur französisch ist, sei nunmehr jeder Version berechtigt, sich Geltung zu verschaffen. Als vor einem Jahrzehnd Schönlein verordnete, schnitt er der Wissenschaft mit kühner Hand den lateinischen Zopf der Vorzeit insoweit ab, als er es für angemessener fand, die noch stattfindenden gelehrten medicinischen Disputationen in deutscher statt in lateinischer Sprache zu halten. Diese Wandelung war überaus verständig, da es sich natürlich herausgestellt, daß doch nicht alle Jünger Aesculap's dem lateinischen Idiom so gewachsen waren, um bewährten

in gleichverständlicher Weise wie der deutschen Muttersprache folgen zu können. Aber es tritt hier wieder doch recht schlagend hervor, daß, was in einem Fall vortrefflich, in einem andern sich als unausführbar erweist und hatten wir diesen Mißgriff am allerwenigsten einem so eingeschulten Diplomaten zugetraut. Man flüstert überhaupt von der Möglichkeit, daß Graf Bernstorff sein Portefeuille bald mit dem Gesandtschaftspossen in Paris vertauscht. Mit dem Neujahr dürfte vielseitiger Wechsel eintreten. Man bezeichnet Hrn. von Arnim als für Rom bestimmt; für Brüssel sollen von Savigny und von Balen — ein Neu- und ein Altkatholik — einander Concurrenz machen. Für London sucht man noch nach einem passenden Candidaten, ebenso für Konstantinopel, wo die Zwischenfälle mit dem Prediger Pitchen und dem Grafen Holtz das Ansehen Preußens ein wenig herabgedrückt haben. Man bedauert, nachdem man vom Grafen Flemming und Hrn. von Rosenberg Abstand genommen, den General von Willisen und den Grafen Oriolla; da jedoch der letztere auch ein strenger Katholik ist, so dürfte ihm diese Stellung bei der in Konstantinopel constituirten evangelischen Gemeinde gegenüber nicht recht bequem sein und dürfte auch leicht zu neuen Conflicten über Kirchenbesuch führen, die man doch möglichst zu vermeiden hat. Auch das Attachépersonal in Stambul wird verändert; Hr. von Rehfues wie Graf Kanitzing werden zurückberufen und an des letztern Stelle geht als Legationssecretär Graf Blücher.

Von den auswärtigen, hier stationirten Gesandten geht der incluse seiner Gemahlin sehr beliebte Marquis de Rivera ab; ebenso tritt eine Veränderung bei der französischen Gesandtschaft ein, indem Hr. von Beaufol, der erste Legationssecretär, nach Weimar übersiedelt und Marquis Gabere, gegenwärtig in Rom, an seine Stelle tritt. Ebenso verläßt der Militärbevollmächtigte, Kapitän Lahitte, Berlin und an seine Stelle tritt der Marquis d'Abzac, gewesener Adjudant des Generals Mac-Mahon, dessen Gemahlin, eine Gräfin Lagarew, die Nichte der Frau von Bonen ist. Der Gemahlin eines so beliebten Flügeladjutanten werden schon derartige freundschaftliche Concessionen bewilligt, zumal auch die Persönlichkeit des Marquis für sich selbst spricht.

Infolge der asiatischen Expedition werden vier Consulate ins Leben treten: In Yokahama für Japan, in Peking, Kanton und Tientsin für China; Persien will man einstweilen noch fallen lassen. Vor einigen Wochen fand hier eine Ausstellung der von Minutoli und Professor Brugsch erworbenen industriellen und Kunstgegenstände statt, darunter auch viele jener berühmten persischen Shawls, die aber in ihrer überaus matten und abgeblaßten Farbenzusammenstellung wenig Reizvolles und nur den Vorzug eines enormen Preises und vielleicht einer sehr großen Dauerhaftigkeit für sich hatten. Die Farben auf Farben gehäufte Weberei hat in ihrem Musterreichthum etwas zu wenig Schmiegsames, um den Besitz besonders begehrlich zu machen.

Unsere Porzellanmanufactur hat seit kurzem die kostbaren Gegenstände, welche für die londoner Ausstellung bestimmt sind, zur Schau gestellt. Man erfreut sich am Anblick dieser in der That weitvorgeschrittenen Arbeit. Wir sahen neben fast fünf Fuß hohen Prachtvasen, die mit Kopieen der Steinbrückschen Elfenbilder geschmückt sind, ganz zierliche, nur für zwei Personen gestellte Kaffee- und Theeservices zu 20—30 Thalern. In ihrer mehrblätterartigen Durchsichtigkeit können sie fast dem chinesischen Porzellan Concurrenz machen. Auf den in Biscuit gearbeiteten Vasen sowie auf den vortrefflich gelungenen Majolica-Vasen befinden sich Kaulbach'sche Abbildungen; auch die uns aus dem Museum bekannte Aegyptische Venus finden wir hier in der Copie wieder. Ein Reisezeug in einem Körbchen zeigt auf dem Geschirr verschiedene Ansichten von Potsdam und Babelsberg; ebenso ein mit reicher Vergoldung gezierter Taufbecken. Auch auf den vielen in verschiedenster Form ausgeführten Vasen sieht man heimische Gegenden in feinster Weise ausgeführt. Die Preise stellen sich für jene riesigen Vasen auf etwa 1000 Thaler und ziehen sich stufenartig von 500 bis zu 50 und 40 Thalern herunter. Sehr geschmackvolle Tafelaufsätze und reiche Blumenfrenchter zeigen, daß wir selbst der meißner Fabrik in der Fabrikität solcher Ausführungen nahe getreten sind.

Im übrigen dauern die Feste fort. Viele sind noch einer und derselben Schablone angelegt — selten, daß eins so durch sinniges Arrangement hervorleuchtet wie die „lebenden Bilder" beim Prinzen Karl. Sie kennen diese, wenn auch für große Feste etwas beschränkte, doch überaus reizvolle Räumlichkeit des prinzlichen Palais. Gott Lagen hatten Kobolde dort ihr Wesen getrieben und heimlich arrangirt und gehämmert, um eine Bühne aufzurichten, welche die Zauberbilder umschließen sollte. Zwei als Dei ex machina mehlos sich in die Hände arbeitende Oberhäupter, Graf Schaffgotsch und Hr. von Hülsen, leiteten das schwere Geschäft, den jungfrauenden Damen und Herren peinlich und im Costüm — immer eine Lebensfrage in solchen Fällen — gerecht zu werden. Nachdem man sich am Sonntag Abend den 2. Februar durch eine Generalprobe von dem Gelingen überzeugt, nahm die glänzende Versammlung am Montag vor dem vielverheißenden Vorhang Platz. Eine laute Musik ertönt und stimmt die Gemüther. Die weibliche Wange verschwindet. Wir sehen in eigens dazu gemalter Decoration den Garten des Schlosses Belriguardo — denn in solchen Fällen heißt es: „Nie ohne Tasso! Da stellt sich uns Hopfgarten's Bild dar: „Tasso, von Leonore befränzt" —

Nun möcht' ich die steife Gewissenhaftigkeit des nur referirenden und alles bewundernswerth findenden „Court Journal" mit der gewissenhaften Kritik des „Examiner" verbinden und ein Bild nach dem andern betrachten. Aber wird es nicht eine Rebellion geben? Wird nicht Graf Lehndorf, den ich für einen ritterlichen Otto von Wittelsbach halte, aber für keinen Tasso, sich über Literatur, über Correspondenzwesen und die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" äußern wie Antonie Montecatino? Wird Comtesse Rose Hülsen, werden Fräulein von Rüdiger (nur ihr ältester Bruder ist Graf), Fräulein von Valleske, Gräfin Saurma-Jeltzendorf u. s. f. mit unserer Kritik einverstanden sein? Ich übergebe sie Ihnen hiermit vollständig — und überlasse Ihrer Prüfung und Ihrem unablässig betonten „schuldigen Rücksichten", was ich am „häuslichen Herd" davon wiederfinde.

(Ein folgender Brief in nächster Nummer.)

(Ausgegeben am 13. Februar 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Zweiter Band. Nr. 8. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Maria, die Baskin. Erzählung von Franz vom Thurm. V. VI. VII. — Die Soldaten der Großen Armee. Von Alexander Jung. I. — Unterhaltungsliteratur. III. — Vermischte Schriften. III. — Dramatische Literatur. I. — Zur Tagesgeschichte. — Die Kasernirten und der Adel. — **Neues aus der Welt.**

Maria, die Baskin.

Erzählung von **Franz vom Thurm.**

V.

Noch verweilen wir bei der Schreckensscene in der Herreria — —

Ein kurzer Augenblick der Sammlung — Da sprach Maria, indem sie unbemerkt in die Nähe der christinischen Offiziere kam: „Ja, Herr Marquis von Gebede, Sie haben recht: Armes Spanien! Aber wir wollen nicht ganz an seiner Zukunft verzweifeln! Es besitzt noch edle Söhne, auf die es mit Stolz und mit Hoffnung blicken kann! Herr Hauptmann, Sie sind einer dieser edeln Söhne unsers unglücklichen Vaterlandes!"

Maria reicht dem Offizier der Gegenpartei die Hand und schüttelt kräftig die seinige.

Dann trat sie vor den Mann in dem Pelzrock hin und warf auf ihn einen langen Blick des Hasses. „Jetzt erkenne ich dich, Zurbano!" spricht sie ruhig und würdevoll, „du bist der Schleichhändler, der auf seinen Wanderungen durch das Gebirge hier in diesen Mauern vergebens um meine Liebe ward! Du bist der Räuber Martin Vareá, an dessen Händen das Blut von hundert Unschuldigen klebt! Du bist heute der gefürchtete Parteigänger Zurbano, welcher der Regierung von Madrid als Henker dient. Sieh' dorthin! Da steht noch das Haus, welches dir Obdach gewährte, aber es steht in Flammen durch dein Machtgebot. Sieh hin! Das große Fenster neben der Thür, aus welchem eine schwarze Rauchsäule hervordringt, das ist das Fenster des Zimmers, an dessen gastlichem Tische du deinen Hunger sättigtest! Das andere kleinere oben in der Ecke, das jetzt so herrlich im rothen Feuer erglänzt, das gab Licht und Luft der reinlichen Kammer, in welcher du ausruhtest! Sieh' nun hier unten nach rechts! Dort steht noch der alte Kastanienbaum, in dessen Schatten du neben mir saßest und von deiner Neigung mir zu sprechen wagtest! Unter seinen belaubten Zweigen liegt jetzt mein Bruder, den du ermordetest, und neben der blutenden Leiche des einzigen Sohnes krümmen und winden sich im furchtbaren Seelenschmerz seine ehrwürdigen Aeltern, die du wahnsinnig gemacht! Sieh, Schändlicher, dies alles ist dein Werk! Aber frohlocke nicht! Du kannst Menschen morden und ihre Wohnungen in Asche verwandeln, aber hoch über dir, deiner Rachsucht unzugänglich, thront noch der Ewige, der unbestechliche Richter, in dessen Namen ich dich und dein ganzes Geschlecht verfluche! — —"

Sie kehrt langsam zurück zum Heiligenbilde und wirft sich nieder vor demselben auf die Kniee.

Martin Vareá hat mit der Röthe des Zorns

und der Scham die Rede des Mädchens angehört; ein tückisches Lächeln verzieht jetzt seine Lippen und ein gräßlicher Blitz schießt aus seinen dunkeln Augen —

Cebedo bemerkt beides; er sieht das schadenfrohe Lächeln und den drohenden Blick; er errath, was sie zu bedeuten haben.

Die Chapelgorris kommen von ihrem Vernichtungswerk zurück; ihr Führer flüstert ihnen einige baskische Worte zu. „Vorwärts!" kommandirt er dann. „Marschiren Sie gefälligst ab, Herr Hauptmann, denn hier gibt es für heute nichts mehr zu thun!"

„Finden Sie, Herr Zurbano?" erwidert der Marquis; „ich war einer andern Ansicht; aber Sie sind ja der Chef und müssen es besser wissen!"

Und er gibt einem seiner Untergebenen die Ordre, mit zwölf Mann abzumarschiren und die Avantgarde zu bilden; nach fünf Minuten läßt er das Gros nachfolgen und bleibt selbst mit den letzten zwanzig Mann zurück.

„Wenn es Ihnen beliebt, mein Herr!" spricht er zu Martin Varéo.

„Es ist gut, Kapitän", entgegnet dieser, „gehen Sie nur mit Ihren Leuten nach; ich werde mit meinen Chapelgorris die Nachhut gefälligst übernehmen!"

„Nicht doch, mein Herr! Ich kann nicht zugeben, daß mein theurer Chef den gefährlichen Posten aufsucht, damit ich mich in Sicherheit befinde! Erlauben Sie mir die Arrièregarde zu führen!"

Zurbano sieht, daß Cebedo ihn durchschaut; er hofft aber noch, ihn zu täuschen.

„Ich glaubte", spricht er mit verstellter Nachgiebigkeit, „daß es auf einen Schleichhändler und Räuberhauptmann nicht so sehr ankäme als auf einen vornehmen und reichen Marquis. Da aber der Edelmann den Posten der Gefahr für sich beansprucht, so weicht der Sohn des Volks und entsagt der gehofften Ehre."

Und er winkt seinen Peleteros und zieht an ihrer Spitze der vorausmarschirenden Colonne nach.

Der Hauptmann wartet noch eine kurze Zeit, während welcher er seinen Sergeanten instruirt; dann tritt dieser mit zwölf Mann den Weg an; Cebedo selbst versteckt sich mit sechs andern hinter einem Brunnen, der nicht weit vom Kastanienbaume steht. Zehn Minuten sind noch nicht vergangen, da kommen vier Chapelgorris in den Hof zurückgeschlichen, nähern sich leise der knieenden Maria, ergreifen sie und wollen sie fortschleppen.

„Halt!" donnert Cebedo den Räubern entgegen und tritt allein vor sie hin.

Im ersten Schreck lassen sie ihre Beute fahren; als sie aber sehen, daß sie es mit einem einzigen Gegner zu thun haben, dringen sie wüthend mit gefälltem Gewehre auf ihn ein.

Der Hauptmann steht sein Schwert, ergreift mit der linken das Bajonnet des ihm zunächst stehenden Peleteros und versetzt ihm einen Hieb über den Kopf, daß er heulend zusammenstürzt.

Seine Kameraden stürzen nun über den Offizier her; dieser erhält einen Bajonnetstich und zieht sich fechtend nach dem Kastanienbaum zurück, seine drei Feinde dicht hinter ihm her.

An den Stamm angelehnt, sucht der Hartbedrängte noch sich zu vertheidigen; aber die Uebermacht, die er allein zu bekämpfen hatte, ist zu groß, er hat eine zweite Wunde erhalten, er muß bald unterliegen. Da entschließt er sich, nothgedrungen, seine versteckten Soldaten herbeizurufen.

„Vorwärts!" schreit er und die sechs Infanteristen sind schon da und haben die Chapelgorris überrumpelt und niedergeworfen.

„Fesselt sie!" befiehlt Cebedo und seine Leute schnallen ihre Gewehrriemen auf und binden die drei Gefangenen Ellbogen an Ellbogen fest.

„Wo ist der vierte?" fragt der Hauptmann.

„Hier!" antwortet eine helle Stimme; „für den habe ich schon gesorgt!"

Der Marquis, die Soldaten und die Peleteros blicken hin. Der durch den Hieb des ersteren verwundete Räuber liegt flach auf dem Rücken, auf den Boden gespießt da. Maria hat während des kurzen Handgemenges unter dem Baum die Flinte des Verletzten erfaßt und ihn mit seinem eigenen Bajonnet durchbohrt. Die scharfe Klinge ist, durch das Herz des Unglücklichen hindurch, in die Erde eingedrungen; das Mädchen hat sich mit voller Kraft auf den Kolben gestemmt und nachgeholfen. Jetzt ist der Mann todt und seine Waffe steigt senkrecht aus seiner Brust empor. Maria steht im grellen Schein der Feuersbrunst wie eine schöne Furie frohlockend und begeistert neben ihrem blutenden Opfer.

Cebedo tritt zur furchtbaren Basilin und entfernt sie mit sanfter Gewalt von der Leiche ihres Feindes und führt sie wieder zur Madonna und legt seine Beute in ihre Hand und verläßt endlich

die Stätte des Unglücks und des Jammers mit seinen Soldaten, mit den Gefangenen und mit deren Wachen.

Zwei lange, ewige Stunden sind seitdem verflossen — —

Die Dächer sind prasselnd zusammengestürzt; das wilde Element hat ausgetobt und ruht nun, nachdem es alles verzehrt; nur eine weiße, fast unsichtbare Rauchsäule steigt noch aus den geschwärzten Trümmern der Ferreria — —

Und der Wasserfall rauscht mit Donnergepolter hinab in die dunkle Tiefe und das mächtige Rad unten, das keinen Widerstand findet, dreht sich wirbelnd und nutzlos um die glühende Achse —

Und Maria kniet immer noch vor dem Heiligenbilde und hält mechanisch unbewußt das Geschenk Gebede's in ihrer zitternden Hand. Und die Wehklagen ihrer Aeltern rühren sie nicht; sie hört sie kaum, denn ihre Seele ist stumpf und gefühllos und dem Wahnsinn nahe —

Jetzt geht die Sonne majestätisch auf —

Unwillkürlich wendet sich des Mädchens Blick nach oben und durch die Thränen hindurch sieht sie Manuel's Flagge auf der rosiggefärbten Veiga de Ava im Morgenwinde flattern —

Und plötzlich kehren die Gedanken und die Erinnerung in ihre brennende Stirn zurück; ihre Seele erwacht vom lethargischen Traum —

Sie fühlt die Börse des edelmüthigen Officiers zwischen ihren Fingern und schaudert.

Sie blickt um sich; sie erkennt alles, sie besinnt sich auf alles —

Jetzt dringt das Jammern der Aeltern in ihr Ohr und sie springt elastisch in die Höhe, um den Unglücklichen beizustehen; doch ehe sie sich vom Bilde der Gebenedeiten entfernt, hebt sie drohend die geballte Rechte gen Himmel und aus ihren zusammengepreßten Lippen ertönt, durch die zusammengepreßten Zähne hindurch, gedämpft, aber energisch der Ruf: „Rache, Rache, Rache!“ — —

VI.

Sieben Monate sind seit dieser furchtbaren Katastrophe vorübergegangen und wir treten wieder in den Hof der verödeten Ferreria ein.

Das Gras wuchert aus den Fugen der Pflastersteine freundlich hervor; der Regen des Winters hat den Ruß von den Ruinen abgewaschen; die Samenkörner, die der Wind herbeigeweht, sind in dem grauen Gemäuer aufgegangen; wilde Schlingpflanzen ranken sich bereits von allen Seiten empor, als wollten sie die Grausamkeit der Menschen dem Auge der Menschen entziehen. Die freundlichen Schwalben haben ihre Nester unter den zerbröckelten Karnies gebaut und durch die Fensterhöhlen hindurch blickt der blaue wolkenlose Himmel des südlichen April heiter hernieder. Die Madonna in ihrem Glaskasten hängt noch am alten bekannten Platze, aber rückwärts von ihr lehnen sich zwei Rasenhügel an den mächtigen Stamm des hundertjährigen Kastanienbaums, der mit duftenden Blüten und zartgrünen Blättern bedeckt ist.

In einer nahen Ecke des Hofes steht eine kleine Hütte, deren rohgezimmerte Thür sich jetzt öffnet. Ein zitternder Greis wankt mühsam hervor, von einem jungen Mädchen liebevoll und kräftig unterstützt.

Vor der Hütte ist eine steinerne Bank in der glühenden Mittagssonne. Maria legt ein Kissen auf den harten Sitz und läßt ihren Vater langsam auf denselben nieder. Dann holt sie erst eine wollene Decke und zuletzt einen großen Stein aus dem Innern der Wohnung herbei. Mit jener umwickelt sie die hagern Beine des frostigen Alten und hebt seine Füße in die Höhe, damit sie auf letzterm ausruhen. Dieser Stein, der dem Manne zum Schemel dient, ist derselbe, den seine Tochter dem Mörder seines Sohnes auf den Kopf schleudern wollte. Der Eigensinnige kennt keinen Umstand; es ist das einzige, dessen er sich von der traurigen Scene der mechanisch noch erinnert. Romualdo ist gerettet, die Ferreria niedergebrannt worden; Manuel ist herbeigeeilt und hat den Todten unter dem Kastanienbaum begraben und die Hütte aufgebaut, welche er jetzt bewohnt; seine betagte Gattin ist vor Kummer gestorben; ein zweiter Rasenhügel ist dicht neben dem ersteren entstanden. Der arme, wahnsinnige Greis weiß kein Wort von alledem. Als er neben der Leiche seines Sohnes niedersank, sah er noch, wie Maria sich dem daliegenden Martin Vaca-Zurbano mit hocherhobenem Stein rächend nahte und verlor dann die Besinnung. Und das letzte Bild, das sein Auge traf, ist die einzige Erinnerung des Wahnsinnigen geblieben. Und mit kindischer Hartnäckigkeit hat er seine Tochter geplagt und das schwere Felsstück zum Spielzeug verlangt. Und Maria hat ihm nachgeben müssen und den Stein herbeigeholt. Er dient nun als Stuhl an seinem Bette, als Fußbank, wenn er im Freien sitzt; er soll ihm auch als Kopfkissen dienen, wenn

Patkul (ruhig).

Seit zehn Jahren umkreiſen mich die Raben der ſchwediſchen Hochgerichte! Daß ich Ihrer Warnung traue, entfernen Sie die Maske!

Schlippenbach (ſieht ſich ängſtlich um).

Ich bin umgeben von Spähern, die meine Schritte bewachen. Träfe man mich im Geſpräch mit Carls des XII. verhaßteſtem Feinde (nimmt die Maske ab). Nie haben Sie dieſe Züge geſehen.

Patkul.

Sie ſind der ſchwediſche Parlementair.

Schlippenbach.

Ja; aber kein Schwede, ein Liefländer. Der dieſen Augenblick nicht um Kronen und gold'ne Schätze geben würde! Aber jetzt iſt es keine Zeit zu ohnmächt'gen Betheurungen — Fliehen Sie — auf der Stelle!

Patkul.

Fliehen? Warum?

Schlippenbach.

Man hat eine Gewaltthat gegen Sie im Sinne. Ich habe die ſächſiſchen Räthe aus dem ſchwediſchen Lager erſt nach Moritzburg, dann hieher begleitet. In unſerer Armee läuft es wie eine Parole durch die Reihen. Die Liefländer zittern, die Schweden jubeln, man will Sie Carl dem Zwölften —

er im kühlen Grabe liegt. So hat es der Unglückliche angeordnet.

Wie es leider nur zu oft geschieht, als wenn Gott den Menschen in seinem stolzen Eigendünkel beschämen wollte, hat Maria's Vater, nachdem er vor Seelenschmerz den Verstand verloren, sich körperlich wohler als je befunden. Die thierische Natur hat nach der Scheidung vom geistigen Element prädominirt und sich wanglos entfaltet. Mit trockenem Auge und freudigem Antlitz hat er die Gefährtin seines Lebens in die Erde versenken sehen; er hat sich nur darüber geärgert, daß seine Tochter in ihrem Kummer vergaß, ihm zur gewohnten Zeit das Frühstück vorzusetzen. Und ruhig und still hat er alsdann wie eine Pflanze fortvegetirt, unempfindlich für alles, zufrieden mit allem, wenn er nur den geliebten Stein neben seinem Lager sah oder unter seinen Füßen fühlte.

Aber seit einigen Wochen kränkelt der alte Mann. Sein Appetit ist verschwunden, Schlaflosigkeit und Frost an dessen Stelle getreten. Er fragt zuweilen nach Frau und Sohn und wundert sich, daß sie nicht da sind; manchmal spricht er sogar vom Sterben. Maria hat einen Boten an Manuel geschickt, um ihm den nahen Tod ihres Vaters anzuzeigen, und sie erwartet jeden Tag die Ankunft ihres Bräutigams. Die Kräfte des Kranken schwinden unterdessen immer mehr. Bleich, mager und entstellt sitzt er heute da auf der Bank vor der ärmlichen Hütte. Brennend fallen die Strahlen der Sonne hernieder; aber er zittert vor Kälte und seine Zähne klappern aneinander. Maria sieht deutlich, wie der Tod mit Riesenschritten naht und will ihren Vater in seinen letzten Augenblicken nicht verlassen. Sie hat einen Regenschirm ausgespannt und kniet in dessen glühendem Schatten und betet.

„Maria", spricht der Sterbende in ärgerlichem Ton, „ist es denn nicht schon kühl genug, daß du nach Schutz gegen die laue Sonne suchst?"

Stumm faltet das Mädchen den Schirm zusammen und steht auf und setzt sich zum geliebten Greis auf die Bank.

„Nein", ruft dieser, durch ihre Sanftmuth beruhigt, „nicht hier! Nimm lieber Platz zu meinen Füßen auf meinem, auf deinem Stein, vielleicht erwärmst du sie mir ein wenig!"

Sie gehorcht —

„So! Jetzt gib mir deine Hände her, mein Kind!"

Sie thut es —

„Maria, nicht wahr, du bist vernünftig? Ja, ja, du warst immer ein muthiges Mädchen und kannst schon die Wahrheit ertragen. Höre mich denn an, aber weine nicht! Ich sterbe, meine Tochter! Du wirst allein zurückbleiben auf dieser bösen Welt!"

„Ich werde nicht allein sein, Vater, Gott wird mir beistehen!"

„Gott? Gott sagtest du? O nein, Maria, auf den baue nicht! Siehst du, einst war ich auch gläubig fromm und vertraute auf ihn; da tödtete er meinen Sohn und verbannte mein Haus und raubte mir meine Gattin! Nein, nein, mein Kind; dein Gott ist grausam und ungerecht!"

„Nicht Er, Vater, sondern die Menschen sind es —"

„Wo bleibt denn deine Mutter und Romualdo? Sie sollen mir einen tüchtigen Brasero anzünden! Mich friert!"

Das augenblickliche Licht in der Seele des Unglücklichen ist gleich wieder erloschen.

Maria weint und betet.

Ein bekannter Ruf tönt jetzt vom hohen Berge herab —

„Vater", spricht die Tochter beruhigend, „da kommt Manuel; er wird gleich da sein und das Kohlenbecken bringen —"

„Ja, ja; er soll aber schnell kommen, denn die Kälte steigt immer höher und höher zum Herzen hinauf —"

Ein junger Mann in weißer Bastenmütze mit einem Säbel an der Seite stürzt nach wenigen Minuten athemlos herbei.

„Manuel, Hülfe!" ruft Maria aus; „er stirbt! — —"

„Dem Himmel sei Dank, daß du da bist, mein Sohn! Ja, ich sterbe, ich fühle es! Rasch, Kinder, führt mich hin zum alten Kastanienbaum und legt mich zwischen die beiden Gräber nieder! Dort an der Seite meiner Frau und meines Sohnes, dort ist es, wo ich den Geist aushauchen will!"

„Aber, Vater, ist es nicht besser, Ihr legt Euch auf Euer Lager?"

„Wollt ihr mir nicht gehorchen? Wollt ihr einem Sterbenden seine letzte Bitte abschlagen? Schnell, schnell, Kinder, der Tod kommt! Werdet ihr mich nicht ruhig sterben lassen? — —"

Die jungen Leute zauderten nicht mehr. Mit Hülfe von Manuel's Burschen, der soeben in den Hof einritt, trugen sie den alten Mann unter

den Baum und legen ihn auf den gewöhnlichen Platz nieder. Maria läuft zurück und bringt Kissen und Decken.

„Den Stein, den Stein!“ jammert der Greis.

Der Stein wird herbeigetragen und unter seinen Kopf gelegt. Maria, Manuel und der Soldat knieen an den Gräbern nieder und beten für das Seelenheil des Dahinscheidenden.

„So ist es gut“, spricht dieser, „ich danke euch! Laßt mich nachher hier rechts neben Romualde ruhen! Den Sohn in die Mitte zwischen Vater und Mutter! Maria, ich segne dich! Manuel, beschütze sie! — Lebt wohl, Kinder! — Gott, vergib mir! — Ich sterbe!“

Er war todt — —

Die beiden Männer gruben sein Grab da, wo er befohlen. Am folgenden Morgen legten sie ihn hinein mit dem Haupt auf Maria's Stein, wie er es so oft in seinem Wahnsinn verlangt. Und ein dritter Rasenhügel entstand neben den beiden andern und jeder derselben wurde mit einem kleinen rohen Kreuze geschmückt. Dann holte Maria einen großen Nagel und schlug ihn in den Stamm des Kastanienbaums, und die Madonna, die an der entgegengesetzten Seite hing, wurde nun mit ihrem Glaskasten über den Gräbern befestigt, damit die Königin des Himmels sie vor Entweihung beschütze.

Und sie verschloß die Thür der Hütte und küßte die Schwelle und verbarg den Schlüssel unter der steinernen Bank, auf welcher der Entschlafene sich zu sonnen liebte.

„Vorwärts in das Leben!“ rief sie jetzt. „Vorwärts im Namen Gottes!“

VII.

Wiederum sind einige Monate vergangen. Der König braucht nicht mehr in unzugänglichen Gebirgen Rettung zu suchen: er hat einen Hofstaat, er hat eine Residenz, er hat eine bedeutende Strecke Landes, über welches er väterlich, aber unumschränkt regiert. Zumala-Carregui ist der Zauberer gewesen, der diese Wandlung hervorgerufen hat. Muthig hat er Sieg auf Sieg erkämpft; sein Name allein ist mächtig wie eine ganze Armee geworden. Espartero ist in Todorga überrumpelt und aufs Haupt geschlagen, Villafranca erobert, Toledo von den Christinos verlassen worden. Die Divisionen von Guipuzcoa stehn unter Gomez in Hernani und morgen soll der Andalusier von dem in christinische Dienste getretenen Engländer Evans und seinen Legionen angegriffen und vernichtet werden.

Die Sonne geht unter, die Sonne geht auf. Die Trommel rasselt, die Trompete schallt — die Rothröcke nahen; der Kampf beginnt. Und wie die Felsen im Meere den wilden Wogen, so trotzen die Basken den wiederholten Angriffen der Anglo-Christinos. Die Truppen der Königin ermüden; die Soldaten des Königs fassen neuen Muth und gehen zum Angriff über.

Und furchtbar wogt die Schlacht hin und her; die ehernen Würfel fallen; aus den weißen Dampfwolken blitzt der Tod; die Bajonnette röthen sich mit Blut; Hunderte von Leichen bedecken die zertretene Saat. Die Männer achten nicht darauf; sie kämpfen, sie tödten, sie werden: dafür sind sie Männer. Aber vorn in der Plänklerlinie der Carlisten rennt ein Weib geschäftig hin und her und ermuntert die Streiter und versorgt sie mit Schießbedarf und trägt die Verwundeten zurück und eilt dann wieder ins Gefecht — eine zweite Johanna — — Und die rothen Binden weichen überall zurück und ihr Rückzug verwandelt sich in wilde Flucht und die grausamen Basken verfolgen mordend den erschreckenen Feind —

Doch dort links auf dem Hügel wehrt sich noch ein kleines Häuflein mit dem Muthe der Verzweiflung —

Manuel fliegt mit seinen Schützen hinan und stürmt die verderbenspeiende Anhöhe. Das tapfere Weib schreitet voraus an der Spitze der Chapelchuris*) und ermahnt sie zur blutigen Rache. Der Berg ist erstiegen. Ein schauderhaftes Handgemenge beginnt oben: Auge in Auge, Eisen an Eisen und spanisches Blut fließt in Strömen unter spanischen Streichen.

Und immer schwächer wird der Widerstand: der feindliche Führer fällt jetzt durchbohrt zu Boden. Zehn Bajonnete sind jetzt auf ihn gerückt; er bittet nicht um Gnade; er vertheidigt sich noch mit seinem zerbrochenen Schwert — da stürzt das Weib auf ihn nieder und bedeckt ihn mit ihrem Leibe und wendet mit kräftiger Hand die drohenden Waffen von seiner Brust — „Halt!“ ruft sie energisch, „das ist mein Gefangener!“

„Maria!“ tönt in freudigem Ton der Schwerverwundete und seine Augen schließen sich nach einem dankbaren, glühenden Blick.

*) Chapelchuris, Weißmützen. Das fünfte Bataillon von Guipuzcoa trug Baskenmützen von dieser Farbe.

Ja, das muthige Mädchen ist Maria; der Mann, den sie beschützt, ist der Marquis de Gebedo. Sie hat ihn zur rechten Zeit noch erkannt. Manuel kennt schon den Edelmuth des ritterlichen Hauptmanns. Auf seinen Befehl müssen vier Chapelchuris den Sterbenden unter Maria's Leitung ins Lazareth von Hernani tragen — —

Drei Wochen lang kämpft er dort zwischen Leben und Tod. Das junge Mädchen verläßt ihn keinen Augenblick. Die Barmherzigen Schwestern, die dem Hospital vorstehen, die Aerzte des Hauses, die Diener, sie haben alle durch Maria's Mund von Gebedo's menschenfreundlichem Benehmen in der Eisenhütte erfahren; sie haben alle mit immer Theilnahme und verdoppeltem Eifer seiner dankbaren Retterin in der Pflege ihres hochherzigen Retters beigestanden.

Und die Jugend hat gesiegt. Die Gefahr ist glücklich vorübergegangen, der Marquis wird leben — Schon seit einigen Tagen steht er auf. Heute zum ersten mal darf er sogar am Arme seiner Wärterin den ersten Ausgang wagen. Sie führt ihn in den Garten und sucht sorgsam einen Platz auf, wo der freudigbewegte Reconvalescent, gegen Sonne und Wind geschützt, die freie, die stärkende Luft genießen kann. Mit vollen Lungen athmet Gebedo den himmlischen Balsam ein; seine Wangen röthen sich; sein Herz klopft mächtig in der immer noch schmerzenden Brust. Er hält die Hand des neben ihm sitzenden jungen Mädchens in der seinigen und drückt sie zärtlich und fühlt entzückt ihren warmen Gegendruck.

„Maria", spricht er jetzt, ohne die Augen aufzuschlagen, „ich möchte Ihnen eine Mittheilung machen — darf ich es?"

„Warum nicht, mein Freund?"

„Weil ich nicht weiß, wie Sie meine Worte aufnehmen werden! —"

„Marquis, wer edel handelt, kann nicht unedel sprechen! Reden Sie!"

„Maria, ich liebe dich! — —"

„Und ich schätze und verehre Sie, Marquis, und Achtung und Freundschaft sind mehr werth als Liebe!"

„Mehr werth, Maria? Ach, ich sehe ein, daß Ihr Herz unempfindlich ist!"

„Marquis, blicken Sie dorthin nach Nordost! Jener blaue Kegel, der sich in drei Spitzen theilt, heißt die Peña de Aya. In einem tiefen, dunklen Thale, am Fuße des Felsens, da lag vor kurzer Zeit noch eine schöne, eine reiche Eisenhütte. Da kamen plötzlich die Christinos und steckten sie in Brand und ermordeten den Sohn des Hauses und wollten die einzige Tochter aus den Armen der wahnsinnig gewordenen Aeltern entführen. Doch es trat ein edler Mann auf und vertheidigte mit eigener Gefahr die Wehrlosen. Er konnte den Brand, er konnte den Mord nicht verhindern, aber er befreite die Geraubte aus Räuberhänden und im Kampfe gegen die Elenden floß sein Blut aus zwei ehrenvollen Wunden. Sie sind jener Mann, ich bin jenes Mädchen! Nun urtheilen Sie, ob ich je vergessen kann, ob ich nicht meinem heldenmüthigen Retter eine treue, eine liebende Schwester sein muß!"

„Jener Dienst, den ich Ihnen leisten konnte, Maria, Sie haben ihn, auf dem Schlachtfelde zuerst und dann an meinem Sterbelager, hundertfach belohnt und aufgewogen! Sie sind mir keinen Dank mehr schuldig, denn ich bin der Verpflichtete, Maria! Aber mein Herz kann sich mit kalter Dankbarkeit nicht begnügen; es dürstet nach Liebe und Sie wollen seinen Durst nicht löschen!"

„Ich kann nicht, Marquis, ich darf nicht, selbst wenn ich wollte! Hören Sie mich ruhig an, denn ich bin noch nicht zu Ende! Und zum zweiten mal muß ich Ihren Blick auf die bläuliche Peña de Aya lenken. Auf der mittlern Spitze, die den Wolken am nächsten ist und sich zuerst im rosigen Licht der aufgehenden Sonne badet, da unterscheide ich, selbst von hier aus, ganz deutlich eine kleine Erhöhung, die für Ihr Auge unsichtbar bleiben muß. Mehrere Monate vor dem Untergang der Fernería bauten ein junger Mann und ein junges Mädchen aus rohen Steinen dieses Denkmal auf; dann knieten sie vor dem luftigen Altar nieder und schworen sich im Angesicht Gottes Liebe und Treue bis in den Tod. Ich bin jenes Mädchen! Der Hauptmann der carlistischen Compagnie, die zuletzt gegen Sie focht, das ist jener junge Mann — mein Bräutigam!"

Leichenblässe überzog bei diesen Worten Gebedo's Antlitz; er ließ Maria's Hände los und — weinte — seinem südlichen Naturell gemäß —.

„Und wie heißt der Glückliche?" fragte er nach einer langen Pause.

„Manuel —"

„Auch ich heiße Manuel", rief er traurig aus, „aber ich habe keine Maria!"

„Sie werden schon eine finden, mein Freund,

eine, die Sie so wie ich verehrt und Ihrer Liebe würdiger ist als die arme Basilia!"

„Nein, Maria! Dich oder keine! Ich schwöre es beim ewigen Gott und vor jenem Felsen, der deine Schwelle in einem andern bezeugt! Aber genug davon! Lassen Sie mich noch über etwas anderes sprechen! Ich bin wiederhergestellt, Maria, Dank sei es Ihrer gütigen Pflege! Heute noch werde ich an den General Evans schreiben und ihn um meine baldige Auswechselung bitten. Ich will nicht mehr die Waffen gegen Ihren König führen, Maria! Ich würde es schwerlich können, wenn ich es auch wollte. So lange der blutige Bürgerkrieg noch dauert, will ich in San-Sebastian bleiben, wo ich die Nummern 7 und 8 in dem Ihnen bekannten Gasthof »Santa-Isabel« bewohne. Erst nach geschlossenem Frieden werde ich in mein väterliches Schloß in der Grafschaft Treviño zurückkehren. Merken Sie sich die Nummern und die Namen, Maria, denn Sie müssen jetzt auf der Stelle von mir scheiden; und ehe Sie scheiden, möchte ich Sie, als Ersatz für die verweigerte Liebe, um einen Freundschaftsdienst, um ein feierliches Versprechen bitten!"

„Was verlangen Sie von mir, mein Freund?"

„Daß Sie sich in jeder Lage Ihres Lebens an mich wenden, in welcher ich Ihnen auf die eine oder die andere Art von Nutzen sein könnte!"

„Ich verspreche es Ihnen, Marquis!"

„Schwören Sie es mir, Maria!"

„Ein Wort von mir ist so gut wie ein Schwur, mein Freund; aber wenn es Ihr beunruhigtes Herz beruhigt, will ich Ihnen hiermit bei meiner Ehre, bei meiner Dankbarkeit angeloben, Sie mein Lebenlang als meinen Schutz, als meine Zuflucht, als meinen Retter zu betrachten! Sind Sie nun zufrieden?"

„Zufrieden, Maria? Aber ja, ich will es sein, wenn Sie geben mir alles, was Sie mir geben können!"

„Das werde ich immer thun, Marquis!"

„Ich danke Ihnen für dieses Wort, das ich nie vergessen werde! Wer weiß, vielleicht kommt noch der Tag, wo ich Sie daran erinnere! Doch jetzt leben Sie wohl, Maria! Ihre Gegenwart wird mir schmerzlich! Ich verdürste — ein frischer, lebendiger Quell sprudelt dicht vor meinen Füßen aus der Erde hervor, aber ich kann mich nicht bücken und trinken, denn das Schicksal hat mich mit eisernen Ketten an einen Baum gefesselt! Ersparen Sie mir diese Tantalusqual, Maria! Gehen Sie, denn ich möchte nicht widrisch und mißgünstig werden!"

„Gott beschütze Sie, mein Freund! Ich werde jeden Tag für Sie aus vollem Herzen zu ihm beten!"

Und sie drückte ihm noch einmal die Hand und verließ den Garten.

Und wiederum sind einige Monate vergangen — — —

Zumala-Carregui, verwundet vor Bilbao, das er gegen seinen Willen hat belagern müssen, ist infolge der an und für sich unbedeutenden Wunde gestorben; Moreno hat ihn ersetzt und seine erste wichtige Schlacht bei Mendigonia verloren; auf Moreno ist der Graf von Casa-Eguia gefolgt; der General Gomez ist von Hernani abberufen worden und an der Spitze einer schwachen Colonne ins Innere von Spanien marschirt; der tapfere Sagastibelza hat das Commando der Provinz und Division von Guipuzcoa übernommen.

Der neue Führer der Basken hat eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt. Vor den Mauern von San-Sebastian wird alle Tage gefochten, alle Tage gefeuert und Evans' Armee endlich in der Festung eingeschlossen.

Im Schutz ihrer Wälle lebt der Marquis von Gebede ein trauriges Leben voll moralischer und physischer Schmerzen. Er ist von seiner tödlichen Wunde hergestellt, aber die Gesundheit und die Kraft sind von ihm gewichen. Unfähig zum Waffendienst geworden, hat er um seine Entlassung gebeten und sie erhalten. Still und ergeben in sein grausames Geschick, sucht und findet er nur in der Pflege Trost und Erheiterung. Im braunen Kanonikat sitzt er vor seinem Fenster vom Morgen bis zum Abend. Nur selten unterbricht der Besuch eines Freundes die freiwillige Einsamkeit des Betrübten.

Und betrübt ist seine Seele, die an einer unmöglichen Liebe hängt, die er nicht vergessen kann. Wie soll er sie aber auch vergessen können! Wenn er die Augen aufschlägt von seinem Buche, da erblicken sie in weiter Ferne den hohen Gipfel der Peña de Aya, den luftigen Tempel, in welchem Maria einem andern ewige Treue schwur!

Aber diese schmerzliche Wunde seines Herzens, dem Unglücklichen macht es Freude, sie immer wieder aufzureißen; er will nicht, daß sie vernarben soll. Und als wenn der Anblick des unheilvollen Felsens ihm nicht schon Kummer genug verursache, hat er sich ein scharfes Fernrohr

verschafft, daß er auf den mittlern Gipfel des Berges sein Gerichtet. Und deutlich erkennt er jetzt den roten Altar, den Maria aufbauen half, und den Stab, den Manuel daraufpflanzte, und die Fetzen des Tuchs, das den Liebenden zur Klause gedient.

Aber ein größerer, ein schmerzlicherer Genuß wird ihm von Zeit zu Zeit zu Teil. Er weiß genau, an welchem Tage die Chapelchuris die feindliche Vorpostenlinie besetzen, und diese Tage sind wahre Festtage für den armen Gebebe. Mit umgehangenem Fernrohr wankt er, auf seine Krücken gestützt, mühsam hinauf auf den Berg, auf welchem der Castillo de la Mota, die Citadelle von San-Sebastian, steht. Dort setzt er sich in einer Batterie nieder und befestigt das Instrument an die Brustwehr und blickt vom frühen Morgen bis zur Abenddämmerung auf die Linie der Carlisten. Und wenn es zum Kampfe kommt und die Tirailleurs in weißen Mützen vorspringen, da sieht er eine schlanke weibliche Gestalt, die geschäftig hin und her eilt und die Verwundeten in Sicherheit bringt und die Streitenden mit Munition versorgt und sie mit ruhiger Todesverachtung anfeuert. Das ist Maria, Maria, die den Tod ihres Bruders, den Wahnsinn ihrer Aeltern blutig rächt! Manchmal sieht er das junge Mädchen in der Nähe der Windmühle bis an den Rand des Plateaus treten und ihre Hände drohend gegen die Festung ballen. In diesen Augenblicken erkennt er deutlich die theuern Züge, die der Zorn entstellt, und er saugt sich voll von ihrem Bilde und kehrt unglücklicher, aber zufriedener nach Hause zurück.

Aber San-Sebastian ist hart bedrängt; die Carlisten haben es sogar versucht, Bomben in die Stadt zu werfen. Evans, der mit seiner Legion weggefegelt war, um in andern Provinzen neue Niederlagen einzuernten, Evans muß jetzt wiederkommen, um die Fortschritte der Legitimisten zu hemmen. Und der Marquis verlebt von nun an eine glückliche Zeit, denn alle Tage wird vor seinen Augen gekämpft und alle Tage kann er die heroische Baskin mitten unter den Kämpfern bewundern.

Doch Gebebe's bescheidenes Glück ist nicht von langer Dauer. Die Carlisten geben, bald freiwillig, bald gezwungen, das Terrain in unmittelbarer Nähe der Festung auf und bauen weiter zurück eine Brustwehrlinie, die etwas mehr, wenn auch nicht ganz, aus dem Bereich der christinischen Kanonen liegt. Und der hoffnungslos Liebende muß dem Anblick der Geliebten entsagen und verliert den einzigen Trost, den er noch in seinem Kummer empfand. Verstimmter, hypochondrischer, menschenfeindlicher als je schließt er sich in seiner Wohnung ein, die er nicht mehr verläßt. Sein Diener hat den strengsten Befehl, niemand vorzulassen, und die Freunde des Unglücklichen, immer von neuem abgewiesen, gelangen zu der Ueberzeugung und verbreiten das Gerücht, daß er wahnsinnig geworden sei.

Und der arme „Wahnsinnige" gewöhnt sich nach und nach an diese Einsamkeit. Aber ist er überhaupt einsam? Ein angebetetes Bild schwebt beständig an seiner Seite und hört seine Worte, und wenn die Angeredete ihm auch keine Antwort gibt, so lächelt sie ihm doch freundlich zu und zeigt ermuthigend mit dem Finger nach oben, von wo allein Trost und Frieden kommen können. Und der Jüngling folgt dem Winke des Mädchens und blickt gen Himmel und betet. Doch sein Blick, wenn er ermüdet sich wieder auf die Erde senkt, trifft unwillkürlich die Peña de Aya und sieht aufs neue die liebliche phantastische Erscheinung, die auf dem mittlern Gipfel sitzt und ihm durch Zeichen zu schweigen gebietet. Und er schweigt auf ihren Befehl, aber er ergreift die Feder, und da er nicht sprechen darf, so schreibt er glühende Worte und dichtet begeisterte Lieder an „seine" Maria. Und es wird Nacht und der harmlose Einsiedler siegelt seine Blätter ein und legt sich endlich nieder, um von ihr zu träumen und am folgenden Morgen zu gleichem Leben, zu gleichen Illusionen, zu gleichem Glück wieder zu erwachen. Und so lebt er still und ruhig dahin fängt an, sein Unglück zu lieben und denkt nicht mehr an die Außenwelt.

Der 5. Mai 1836 kommt heran. Vom frühen Morgen bis zum Nachmittag donnert das Geschütz; es wird eine furchtbare, eine vielleicht entscheidende Schlacht gekämpft. Gebebe hört es nicht — er schreibt an die Geliebte! Und als er abends seinen Brief versiegelt und sein Lager aufsucht, da achtet er nicht auf die Worte seines Dieners, der von Lugarri, von Oriamendi und von einem glänzenden Siege spricht. Am folgenden Tage steht er wie gewöhnlich mit der Sonne auf, um den Traum der Nacht wachend fortzuspinnen. Und er nimmt den gewohnten Platz im Fenster ein und blickt nach der Peña de Aya — da entsteht ein furchtbarer Lärm in seiner unmittelbaren Nähe; die Thür seines Zimmers wird aufgerissen und ein junges Mädchen, dem

mehrere englische Soldaten schreiend und drohend folgen, stürzt in Cebede's Zimmer — in der Hand einen blutriefenden Dolch.

Verwundert, fast erschrocken blickt er hin — es ist Maria! — — Maria, nicht die liebliche Vision seiner Phantasie, sondern die wirkliche Maria, die Baskin, die zürnende Rachegöttin.

Mit wildem Blick und fliegendem Haar, mit offenem, zerrissenem Kleid tritt sie vor ihren entsetzten Verehrer hin —

„Hier bin ich", ruft sie mit matter Stimme aus, „Rache, Rache!" — — Sie hatte die Nummern des Hotels von San-Sebastian nicht vergessen —

Die Engländer, ihre Verfolger, sind ihr ins Zimmer wüthend nachgedrungen. Sie stürzen mit gezücktem Bajonnet auf sie ein. Da ergreift der Marquis sein Schwert und stellt sich vor die Geliebte hin, fest entschlossen, für sie zu sterben. „Zurück!" ruft er in seiner Angst um Maria. „Der erste, der ihr naht, ist des Todes!"

Sämmtliche Bewohner des Hotels sind über den Lärm erwacht und im Nachtcostüm, aber bewaffnet, aus ihren Zimmern auf den Gang getreten. Die Soldaten erkennen einen Major vom Generalstab ihrer Legion unter den Herbeieilenden und erzählen ihm in gerniigster Aufregung in ihrer Muttersprache eine Geschichte, wobei sie wiederholt auf das junge Mädchen zeigen.

Kaltblütig hört der Offizier sie an und spricht einige beruhigende Worte zu ihnen. Folgsam entfernen sie sich nach militärischem Gruß und die übrigen Zuschauer thun auf die Bitte des Engländers das Nämliche.

„Herr Marquis", sagt nun letzterer, nachdem er mit dem Spanier und Maria allein zurückgeblieben, „Sie sind ein Cavalier! Wollen Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben, daß dieses junge Mädchen, das Sie zu kennen scheinen, nicht fliehen wird?"

„Kann ich dieses Wort geben, Maria?" fragt Cebede.

„Ja!" erwidert die Baskin.

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Herr Major, und stehe Ihnen für das Mädchen ein!"

„Sie wird eines großen Verbrechens, eines Mordes beschuldigt, Herr Hauptmann! Heute noch muß sie vor ein Kriegsgericht gestellt werden und könnte vielleicht die Flucht ergreifen wollen."

„Die Flucht!" entgegnet Maria bitter —

„Sie wird nicht fliehen, Herr Major, ich bürge für Ihre Gefangene!"

Der englische Offizier grüßt und verläßt das Zimmer.

Kaum war er fort, so fiel Maria vor dem Fenster auf die Knie, rang die Hände und weinte, indem sie verzweiflungsvoll nach der Peña de Aya blickte.

Dann wendete sie sich —

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Die Soldaten der Großen Armee.

Von Alexander Jung *)

I.

Die Schlacht bei Jena war für Preußen unglücklich ausgefallen. Unsere Väter waren selbst in der Campagne. Nicht blos unser Knabenpatriotismus, auch unsere Kindesherzen waren an den Vorgängen aufs stärkste betheiligt. Wir Kinder wußten uns damals wirklich als kleine Franzosenfresser. Schon waren die Franzosen über Berlin hinaus. Ungeheuere Kriegswolken zogen sich finster bei Eylau zusammen. Auch unsere Stadt wurde gewaltig bedroht. Der Knabe befand sich in einsamer Lage, allein dem Schutze Frau Regina's und einem dienstuntergebenen Manne des Vaters anvertraut, in einem äußerst geräumigen Hause, dessen zahlreiche Zimmer glänzend möblirt waren. Eine bedeutende Bildersammlung, eine reiche Bibliothek, ein Schatz chirurgischer Instrumente auf einem Dachzimmer, welches unter dem Namen Medicinstube mit seinen Kräutergerüchen, seinen unübersehlichen Arzneiflaschen, Phiolen, Büchsen, Kasten, Kästchen, Schächtelchen, Apparaten immer etwas Lockendes, Geheimnißvolles für die Einbildungskraft hatte. Dieser Opiumduft ist unvergeßlich geblieben und bringt noch immer vielerlei Eindrücke hervor. In dieser Lokalität sollten für den Knaben ganze Gedankenlager Rüstig werden, die später in die entlegensten Richtungen der geistigen Welt hinausströmten. Stand hier doch unter vielen kleinern auch ein vollständiges Musterskelet von ungewöhnlicher Mannesgröße. Lagen hier doch Knochen und Knöchelchen aller Art aufgehäuft, während an den Wänden Präparate und Abbildungen von Theilen menschlicher Körper sich vorfanden. Was ahnte, ergrübelte, combinirte hier die Phantasie nicht alles heraus! Aber auch die andern Zimmer machten nicht wenig zu schaffen und gewährten Eindrücke, deren kaleido-

*) Aus „Rosmarin", einem demnächst erscheinenden Roman des geist- und gemüthvollen Autors. D. Red.

skopische Einzelheiten sich zu einer neuen Welt im Kopfe des Knaben zusammensetzten. Die Bibliothek befand sich in saubern Glasschränken leider unter Verschluß. Um so mehr wurden die Bilder ausgedeutet. Diese heiligen Geschichten an den Wänden, diese stillen Wachsputten griechischer Weisen, diese fein geschnittenen Gemmen des Alterthums, diese contemplativen Nonnen und Mönche, unter andern Abälard und Heloise, nun aber gar das Kriegerische der Neuzeit, diese Schlachten Friedrich's des Großen, diese kostbaren Grenadiere mit ihren spitzen Blechmützen, Friedrich der Große selbst — ein Adagio meines Vaters — in Brustbildern und in Lebensgröße, bald zu Pferde, bald zu Fuße, hier exercirend, dort lesend, hier musicirend, dort sterbend, es war alles nur jedes zum Entzücken.

Nun aber sah der Knabe eben rechts eine Büste, die ihn vollends außer sich brachte und in die neueste Zeit einleitete. Stundenlang stand er davor und erspürte hier vieles aus bloßer Anschauung, was ihm später die Geschichte als wirklich vorgegangen erzählen sollte. Jene kolossale Büste stellte Bonaparte dar in consularischer Uniform. Ein wunderbar gearteter Kopf. Eine schwerwiegende Stirn, schlau in die Welt hinausdringende Nase, Lippen fast aller Sinnlichkeit bar, aber Kraft athmend und doch von Stolz, herrschsüchtiger, offenbar souveräner Uebergewalt geschwellt. Wie dem Knaben nie das bloß Militärische, streng Vorgeschriebene genügte, so erfreute er sich hier höchlich an der Blumenstickerei der halbbürgerlichen Uniform, welche auf hochstehendem Kragen sich hinlänglich phantastisch erging, wenn nun gar noch der Lorbeerkranz kam, welchen der Künstler anmuthig genau dem großen Cäsar auf das wirrstrebende und doch so weiche Haar gedrückt hatte. Dieser Kopf blickte in ebenbürtiger Größe nicht blos auf seinesgleichen, die hinter ihm standen, zurück, er blickte, ein Janus, auch vorwärts auf eine kommende Zeit, die der Knabe in ihren Kanonen schon unten auf der Straße heraufrasseln hörte.

Russische Artillerie zog langsam und oft zum Stehen gebracht vorüber, in dem Thore hinaus, an welchem unsere Wohnung sich befand. Diese russischen Artilleristen mit ihrer Waffe sind mir noch jetzt in der Erinnerung aufs lebhafteste gegenwärtig. Sie gingen — übrigens ausgezeichnete Soldaten — in eben so steifer, eitern paradischer Haltung, wie die blankgeputzten Kanonen auf grüner Lafette vor ihnen lagen. Der russische Artillerist ist mit der Kanone völlig eins, daher so prompt, daher so präcis: er ist, möchte man sagen, ihr Werkzeug, wie sie das seinige ist. Ja selbst die Kreuze, welche diese Artilleristen im Marsche schlugen, um sich für den nahen Tod einzusegnen, waren so metallstarr, waren so militärisch vorgezeichnet wie die Embleme der Doppelader auf dem schweren Kaliber. Nun kam eine bewegtere, eine heroischere Scene. Hier hatten wir lebende Bilder aus den Zeiten des Siebenjährigen Kriegs, aus Gleim's herrlichen Liedern eines preußischen Grenadiers. Schwarze preußische Husaren, das memento mori des Todtenkopfs auf ihrem Kalpack, sprengten in wildem Durcheinander, mit gezückten Säbeln, hinaus. Eine Bataille wurde geschlagen. Die Schüsse näherten sich, um sich wieder zu entfernen. Schon brachte man auf Schleifen Husaren mit entsetzlich zerfetzten Gesichtern in die Stadt. Den Feind hatte man für heute noch zurückgehalten.

Des andern Tags sollte es anders kommen. Preußische Cavarschützenregimenter (eine Art Ulanen) zogen eben hinaus. Sie machten sich stattlich mit der Draperie ihrer langen, weißen Mäntel, mit ihren viereckigen Mützen. Das Bombardement kommt näher und immer näher. Jetzt entsteht eine sich wiederholende Stockung in der Cavalerie. Sie dauert lange. Man gewinnt Luft, macht aber schon linksumkehrt. Im schnellen Galop sprengen diese Reitermassen stadteinwärts. Die Kanonen sind da, heißt es von allen Seiten. Die Läden der Häuser, die Thüren werden geschlossen, verriegelt. Wir stehen von innen und sehen durch die Spalten. Ein Gische von fliehenden Truppen, Artillerie, Infanterie, Preußen, Russen, alles durcheinander, gießt und ergießt sich durch die Straße.

Nun folgt mit kurzer Unterbrechung eine Cavalcade, deren Erscheinung etwas Gräßliches, Ungeheures hat. In vollster Carrière sprengt ein Reitertrupp, mit gezückten Pistolen, die gezogenen Säbel an Handriemen befestigt, durch das Thor. Grüne Uniformen und doch keine Russen! So martialische Gestalten hatten wir nie gesehen, nie als möglich geglaubt. Drei Fuß hohe Bärenmützen, aus denen rothe Beutel abenteuerlich herunterhangen. Grimmige, in lauter Bart gehüllte Gesichter. Es waren französische Chasseurs. Pistolenschüsse blitzten und knallten maßenhaft vor uns auf. Eine Pulverwolke verhüllte alles. Es erdröhnte ein Kanonendonner

das uns Sehen und bald auch Hören verging. Wir eilten, als wäre der jüngste Tag im Anzuge, mit denen, die sich aus der Nachbarschaft zu uns geflüchtet hatten, in die Keller. Ueber unseren Häuptern brüllte die wilde Jagd, wälzte sich über die Dächer fort. Wir hörten das Sausen und Pfeifen der Kleinekugeln, das Krachen und Platzen der Bomben und Granaten, das Spiegel und Fenster über uns hellklingend zerschellten. Wir selbst glaubten schon zusammengeschossen zu sein. Jetzt, merkwürdig genug, einen Augenblick tiefe Stille. Wir in dumpfer Kellernacht. Aber ein anderes wildes Heer ist im Anrücken. Es donnert mit tausend Kolbenschlägen oben an die Hausthüren, an die Fensterläden, daß wir das Holz zerschmettern hören. Wir hinauf. Der Knabe zitternd und bebend an allen Gliedern, und doch mit einer gewissen Sorglosigkeit und Neugierde gespannt auf das, was da kommen werde. Das ganze Haus mit allen Stockwerken ist wie im Nu illuminirt von Laternen, von flammenden Kienäßen, Pechfackeln, Kirchenlichten, deren Leuchter hier Gewehrläufe sind. Alle Gänge des Hauses, die Küche, alle Stuben, alle Kammern wimmeln von französischen Soldaten aller Waffengattungen.

In wenigen Augenblicken waren alle Schränke erbrochen, der größte Theil der Möbeln mit dem wildesten Muthwillen zerschlagen, von Baionnetten unbrauchbar gemacht. Man setzte unseren Hausgenossen Kolben auf die Brust. Ein Officier der Voltigeure, mit einem Ludwigskreuz an rothem Band, mit seinem sanften, liebevollen Blick, warf sich uns als Sauvegarde freiwillig entgegen. Jetzt kam nach Mitternacht die wildeste Scene des Genießens, des Schwelgens an die Reihe. Außer dem Küchenherde dienten Ziegel- und Steinhaufen, Ofenthüren und Kacheln, Kirchenfliesen und große Marmorplatten in Stuben und Hausflur zu neuen Herden. Flamme brannte an Flamme, Strohlager mischten sich untersorgt dazwischen, auf denen die Müden bereits schnarchten, während die andern lustig kochten und brateten. Patronen, aber auch entblößte Pulvermassen wurden, nahe den Feuern, hoch aufgeschichtet. Man mußte jeden Augenblick uns alle in die Luft fliegen sehen, während unsere Gäste es behaglich sich schmecken ließen. Der Duft dieser Pfannen, die aus allen Stadttheilen zusammengeschleppt waren, stößt mir noch jetzt in die Nase. Es waren herrliche Bratenrücken, wie sie Homer schildert, die hier verzehrt wurden, die mir noch heute Appetit erregen. Ein Nebenzimmer hatte sich gar in ein vollständiges Weinlager verwandelt. Husaren, Chasseurs, Lanciers, Küraßiere, Artilleristen, Voltigeure, Officiere und Gemeine waren hier Küfer und Trinker, Wirthe und Bewirthete zugleich. Zuletzt zapfte aus großen und kleinen Fässern, wer Lust hatte, wenn auch nicht Franzete, unversiegliche Weine. Das edle Getränk strömte durch die Stuben fort; ein ätherischer Geist, der Duft der Blume des kostbaren Weins stieg empor. Zuletzt übermannte der Schlaf uns alle, und machte Feinde und Freunde einander gleich.

Während der nächsten Tage scheint dann von seiten der militärischen Behörden in den Regimentern eine Art Ordnung eingeführt worden zu sein. Es war das Corps Bernadotte's. Wir hörten zwar noch manche Feudres und Bougres, aber eigentliche Greuel kamen nicht mehr vor. Wir hatten in unserm Hause nicht weniger als sechsunddreißig Mann Einquartierung, Officiere, unter denen sich auch ein Oberarzt befand, mit ihren Domestiken. Außerdem hatte in einem Zimmer ein französischer Secretär seine Schreiberei im größten Stile aufgeschlagen. Nach dieser Unzahl ewig rasselnder Federn, gewaltiger Folianten zu urtheilen, war die militärische Registratur unter Napoleon um vieles umfangreicher als die unsrige.

Uebrigens dauerte das bunteste Leben einer muntern Soldateska in unserm Hause ununterbrochen fort, nur eben friedlicher als die erste Nacht und zuletzt gar in ein gegenseitiges Wohlgefallen, in die entschiedenste Vertraulichkeit übergehend. Die Franzosen sind Kinderfreunde. Der Knabe und seine Spielsachen hatten einen guten Tag. Wir wurden mit den artigsten Geschenken überrascht. Meine gute Generalin, eine ältliche Dame von vieler Welt und Anmuth, waltete mit ihrer beredten französischen Zunge unter diesen französischen Officieren bedeutenden Ranges, als wären es ihre Untergegebenen, ihre Söhne, und setzte alles bei ihnen durch. Sie vereinigten ihr gegenüber Galanterie und Pietät in der liebenswürdigsten Weise. Zweierlei hat sich mir von diesen französischen Hausgenossen tief eingeprägt, ihre unausgesetzte Fröhlichkeit und ihre Lust, sich zu unterrichten. Sie schäkerten fortwährend miteinander und mit uns Kindern; es gab Possen der überraschendsten Art: Officiere und Gemeine lebten in dieser stehenden Komödie auf dem Fuße der unbedingtesten Vertraulichkeit, der Freiheit

und Gleichheit. Außerdem lasen Officiere wie Gemeine französische Bücher, wo sie nur Zeit hatten. Sie führten eine Bibliothek mit sich, von der man nicht wußte, wie sie dieselbe auf dem Marsche fortzubringen vermochten, wie denn überhaupt ihr Besitzthum unermeßlich war. Viel und gern beschäftigten sie sich auch mit Landkarten. Sie lagen der Länge nach hingestreckt über Karten, studirten, machten Pläne, räsonnirten, debattirten und beliebten, um strategische Operationen zu bezeichnen, Stecknadeln auf, als wäre auch darin ein jeder von ihnen Napoleon im kleinen.

Nur unsern Oberarzt bekamen wir Kinder selten zu sehen. Er hauste oben geheimnißvoll auf jener Medicinstube, in die er ganz hineinzupassen schien, als ginge er damit um, ein unerhörtes Arcanum zu erfinden. Wie er sich aber denn doch ein und ein anderesmal blicken ließ, markirte er sich um so schärfer vor allen andern. Ein großer, hagerer Mann, dessen starker, fleischiger Kopf von wenigen, ganz hellblonden Wollhärchen bekleidet war. Er trat stets mit einem grinsenden Lächeln auf, mit dem Auge Gegenstände suchend, spürend, prüfend, als handle es sich darum, einen der kleinsten Knochensplitter aufzufinden oder ein Haar, das jemand verschluckt hätte, zu entdecken. Er war offenbar ein Seelenverwandter des Doctor Grimma. Seine hellblaue Uniform mit karmoisinrothem Kragen und goldener Stickerei, auf welche weiße Bäffchen nachlässig herabfielen, und überaus feine Manieren standen ihm trefflich, trotz aller formlosen Hagerkeit, sodaß wir überrascht wurden und wenigstens die feinen Manieren doch um etwas vermißten, als wir nach dem Abzuge der Feinde oben das Ausgestell mit leerer Drahtstange sahen, indem unser Gast jenes Riesenfiscl eingepackt und auf gut französisch mitgenommen hatte.

Noch eine andere, aber unheimliche Gestalt des französischen Heeres schwebt mir ziemlich deutlich vor, schwer zu beschreiben. Ich fuhr zusammen, so oft ich sie sah. Sie erschien auf offener Straße täglich einigemal. Es war ein Mann von kleiner, untersetzter Figur. Er trug einen dreieckigen Hut, wie ihn noch jetzt nach altfranzösischer Art viele Einwohner der Bretagne zu tragen pflegen. Der Mann war schwarz gekleidet vom Fuße bis zum Kopfe, sogar die Schuhschnallen waren schwarz angelaufen. Sein Gesicht hatte, wie absichtlich angebracht, schwarzgeflickte Streifen über Nase und Wangen fort, welche ihm fast das Aussehen eines von Sinnen gekommenen Menschen gaben. Die Hände waren wie die eines Kärrners ganz und gar schwarz. Nur auf dem Hute trug er die große, tricolore Cocarde und aus dem buntscheckigen Gesichte sahen schneeweiße Zähne bohnenartig hervor. Der Mann machte den Eindruck, als wär' er eben aus einem Höllenbrennabel heraufgestiegen. Er schritt dabei höchst gravitätisch einher, die rechte Hand in die Seite gestützt. Er hatte einen schwarzen Kasten tornisterartig auf dem Rücken, vorn einen ganzen Tabuletkram, dessen Platte und Gestäge aber auch schwarz waren. Unter dem linken Arm hielt er, seltsam genug, ein Ruthenbündel, und an derselben Seite sah man ein spiegelblankes Beil, in der Weise eines Schwertes befestigt. Auf der andern Seite hing eine Brieftasche. So trat er mit dem Stolze eines römischen Victors auf, als wolle er mit Ruthenbündel und Beil an die consularische Zeit Bonaparte's, ja an einen fortdauernden Terrorismus erinnern. Es schien der Mann Stiefelwichshändler, Tabuletkrämer, Profos und Briefträger, alles in Einer Person zu sein, obwol man nicht einsah, wie er je Zeit habe, Briefe auszutheilen oder zu empfangen. Er schrie mit einem widerlich aufreizenden Tone straßauf straßab: „Messieurs, messieurs, cirage des bottes et autres choses!" und hob dabei den rechten Fuß graziös in die Höhe wie zu einem Entrechat, ohne etwas von seinen Siebensachen je zu verlieren. Die französischen Soldaten kauften fleißig Wichse von ihm, die man als ausgezeichnet befinden wollte. Die Frauen und die Kinder der Stadt liefen fort, wo sie des Schwarzen nur ansichtig wurden. Die Jungen deuteten auf das Ruthenbündel des Mannes und meinten wol, daß derselbe auch anderweitig Wichse ertheile. Die französische Garnison wurde öfter durch neue Truppen erseht, aber immer wieder zeigte sich ein solcher Ausrufer und zwar jedesmal ein anderer, stets jedoch ebenso angethan, hantierend, mit derselben aufreizenden Stimme. Das Volk vermuthete in ihm außer seinen sonstigen Functionen den Divisionsscharfrichter.

Unterdessen hatten die Feinde uns verlassen. Der Tilsiter Friede war geschlossen. Ungeachtet die Franzosen eine gewisse Romantik und Bewunderung in mir hervorgerufen hatten, so freute ich mich doch unsäglich, unser Militär wiederzusehen. Mein Vater kehrte zurück. Er fühlte mich vollends ab in meiner Bewunderung Napoleon's und seiner Soldaten. Der erste Act, den

mein Vater vollzog, als er in die Stube getreten war und noch nicht einmal den Degen abgeschnallt hatte, war ein patriotischer. Er öffnete in aller Hausgenossen Beisein das Fenster, nahm mit eigenen Händen jene herrliche Büste Bonaparte's von der Wand und warf sie in den Hof hinunter. Mein Herz erbebte, als ich den Kaiser mit dem idealischen Lorberkranz und dem weichen Haar unten in tausend Stücke zerschellen sah, gerade in der Zeit, als er fast auf der höchsten Höhe seines Ruhmes stand. Wie oft in gerade der Höhe der Fall des Menschen! Ich habe später, als ich die in unzählige Stücke zerschellten Trümmer der großen Armee von Rußland zurückkehren sah, wiederholt daran denken müssen, daß jener Sturz Bonaparte's in unserem Hause zum Fenster hinaus zugleich ein symbolischer gewesen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Anregungen.

Unterhaltungsliteratur.

III.

„Von Frühling zu Frühling" nennt Moritz Hartmann seine neueste Novelle (Berlin, Janke, 1861). Es ist eine Zeitspanne, während welcher die Schicksale seiner mehreren Helden eine zwar bedenkliche und ihre Wünsche und Hoffnungen täuschende, schließlich aber doch zu ihrem wahren Lebensglück führende Wendung nehmen. Die junge Malerin Betti, eine anziehend geschilderte, echte Künstlerin, die das Opfer eines abenteuernden Kunstgenossen wird, unter dessen Führung sie am glücklichsten die Geheimnisse ihrer Kunst zu durchdringen hofft, erlangt ihre Meisterschaft gerade in der Schule der aus dieser unbesonnenen Verbindung erwachsenden Seelenleiden. Normann, ein junger angehender Mediciner, der in Betti sein Lebensideal gefunden zu haben glaubt, wird durch den Schmerz über den Verlust ihres Herzens zum starken Charakter und gelangt schließlich durch die sich zur Liebe entfaltende Freundschaft für Betti's Schwester, Luise, zu der Ueberzeugung, daß das Glück der Liebe und der Ehe sicherer und ersprießlicher begründet wird durch das häusliche Walten einer schlichten, einfachen Weiblichkeit als durch das hochfliegende Streben einer genialen Künstlernatur. Sämmtliche Charaktere des Buches sind naturgetreu und namentlich nimmt der Verführer Marson durch seine dämonische Originalität ein.

Leider ist das Ganze nicht recht in künstlerischem Fluß geschrieben. Mit der Reise Normann's und seines Freundes Eugen nach Paris tritt ein Element ein, das zur ersten Hälfte nicht stimmt. Neue Gestalten, wie Antoinette, Blondinette, Virgile, und Genrebilder aus dem pariser Aristokraten-, Studenten- und Grisettenleben drängen sich episodisch in die Erzählung ohne genügende Motivirung. Die Einsilbigkeit des Autors über die spätere Entwickelung des unterdessen eingetretenen Mißverhältnisses zwischen Betti und Marson in Rom, ja das gänzliche Schweigen über die fernere Schicksalsperspective dieses dem Leser einmal interessant gemachten Abenteurers läßt solche Art zu arbeiten nicht eben empfehlenswerth erscheinen.

„Aus Petrarca's alten Tagen" von Otto Müller (zwei Bände, Berlin, Janke, 1862) ist in Ton und Charakteristik unsern Lesern schon aus einem Bruchstück bekannt geworden, das wir im vorigen Jahrgang unserer „Unterhaltungen" mittheilten. Petrarca und seine Laura. Ein Stichwort jener sentimentalen Liebe, die sich ihres Ichs entäußert, um der Vergötterung des schönen andern zu leben. In dieser Weltart ist der Sänger jener berühmten Liebeselemente das Ideal zärtlicher Umwandung für Jünglinge und Mädchen geworden und alle Welt knüpft ihre Erstlinge diesem großen Vorbilde an.

Brauchen ist es daher, diese Typen zärtlicher Gefühle, nachdem sie die Läuterung von vier Jahrhunderten erfahren haben, prüfen zu wollen. Allein es manches Götterbild des Wahns mußte seither unter der unbarmherzigen Hand des Geschichtsforschers in den Staub sinken, sodaß auch ein Dichterleben wie das Petrarca's vor dem Spiegel der Wahrheit nicht länger zittern darf, auch wenn wir es damit jenes Nimbus entkleiden, mit dem ein frommer Glaube diese Liebe umgab, sich auf die Unvergänglichkeit des geschriebenen wie gedruckten Worts stützend.

So sei denn das Harte, was uns schon Karl Frenzel in seinem Buche „Dichter und Frauen", und ebenfalls in unsern „Unterhaltungen" verrieth, daß Petrarca seine Laura nie so heiß geliebt, gesagt, ob wol er sie heiß besungen, und weniger noch nur sie allein geliebt, denn auch Petrarca hatte ein Herz, das sich in Liebesklagen erschöpfte, Seufzer in die Luft hinausläutete, während ihn — ein frischer Nachwuchs tröstete. Der Dichter in ihm schaute mit dem Auge der Begeisterung zu den Sternen empor und suchte durch die Liebe die Räthsel des All zu lösen, während sein Aug auf der Erde verblieb. Wie es ihm erging, so ergeht es den meisten Poeten. Die Welt der Ideale ist ihre Stoffvorrathskammer für die Anwendung des Reimlexikons.

Petrarca's Lieder richteten sich an Laura, die Mutter vieler Kinder, welche höchst unzufrieden mit einer ihren Ruf gefährdenden Auszeichnung war und dem Dichter ihr Mißfallen oft genug äußerte. Er sang darum nicht minder fort; das erwählte Thema der unerwiderten Liebe paßte sich eben der Form des Sonetts so trefflich an. Bedeutend wirkte Petrarca unter seinen Zeitgenossen nicht durch sein Dichten,

Patkul.

Opfern? Halten Sie inne, Sie täuschen sich! Der Gesandte einer fremden Nation —

Schlippenbach.

Namen weiß ich nicht zu nennen, die That nicht so zu bezeichnen, wie sie eintreffen wird, aber gestern war ich in Moritzburg, die ganze Nacht dauerte die Besprechung der Minister mit dem Könige. Verstört ist er heut in die Stadt gekommen. Niemand wird zugelassen als die Räthe. Es giebt Mienen, Zeichen giebt es auf dem menschlichen Antlitz — Glauben Sie meiner Ahnung, erhalten Sie sich dem Vaterland.

Patkul (halb für sich).

O die Rache des Sultans!

Schlippenbach.

Bedenken Sie den eisernen Fußtritt Carls des XII. Was diese eherne Faust verlangt, das hat sie. Eher legt er Dresden in Asche, wenn man ihm nicht Kühlung für seine Rache giebt!

Patkul.

Entsetzlich!

Schlippenbach.

Denken Sie nicht, zweifeln Sie nicht! Handeln Sie. Meine Wächter nahen sich, jeder Verdacht gegen mich könnte Ihre Gefahr beschleunigen. Ich habe gethan was ich mußte. Leben Sie wohl! (Will gehen und wendet sich noch einmal begeistert zurück.) O Herr des

wol aber durch seine Kenntnis der Alten und seine feinen Vergleiche, durch die er, wie ein zweites Tonwerkzeug, in gelungenen Fällen den Autor [illegible] leistet.

Otto Müller gibt uns den Schluß dieses Lebens, wo er seine Lieder ausgesungen und auf seinem Gute zu Braus, dem Geschenk des Königs von Sachsen, seine letzten Jahre verbringt. Das Leben im Geiste ist ihm auch hier noch Bedürfnis; seine Bücher, seine Gedanken füllen seine Tage aus, die Welt hat ihn [illegible] nicht vergessen. Die Fürsten suchen den Verkehr in ihm auf und setzen auch jetzt noch den Rath des Mannes. Selbst fragen sich an ihn um Unterweisung in der ästhetischen Diskussion; selbst der Nur seiner Existenz des Geschehen [illegible] in einer Zeit, wo Hermes noch seinen Uebrigen gründen vermochte von Zeitung. Petersen schließt aber die Bewunderung seiner Verehrer, denn er weiß, daß man ihn sogar um Kleinigkeiten ersucht, die er nicht besitzt, noch grämt er einem Wahn nicht, der seinen reinen Schatten trübt, ihm aber Vergnügen macht. Diese Zeit des Schmerz wie des Schmerzes hat der berühmte Verfasser von „Charlotte Schiemann" mit dem ihm eigenthümlichen Talent nach sämmtlichen Quellenstudien von Ton zu einem interessanten Novellen-Cyklus und so viel wir sagen mit Petrarca eigenen Worten treffend, plastisch dargestellt und durch eine glückliche Gruppirung anziehender Personen, mit nur geringer Zuthat eigener Erfindung von Nebenpersonen, zu einem gerundeten Ganzen gestaltet, das dem gebildeten Leser eine unterhaltende Lektüre gewährt.

In „Verirrt". Von Karl Adam (Berlin, Buch, 1861) treten wir ein Lebensbild an, dessen handelnde Personen so natürlich und greifbar vor uns stehen, daß wir meinen, ihnen schon begegnet zu sein. Ob die Hauptgeschichte zu rechtfertigen ist, wollen wir nicht untersuchen, aus Bescheidenheit, weil zu verrathen, als jenen Persönlichkeiten wünschenswerth sein dürfte. Lassen wir also die Kritik des Charakters und Herzens der Personen ganz aus dem Spiele.

Ein Heraustreten aus den alltäglichen Anschauungen, ein Verwerfen gewisser bestehender sozialer Sagungen läßt die Anwendung des Intriguirens auf einige Charaktere infolge ihres Auftretens wol zu. Die Beschreibung einer deutschen, allgemein bekannten und gern besuchten Residenzstadt ist lebendig und treffend; die Eigenthümlichkeiten derselben springen in die Augen; die Schattenseiten entbehren nicht einer scharfen Analyse, während ebenso auch die Lichtseiten vortheilhaft und mit gerechter Würdigung hervorgehoben sind.

Ebenfalls ein „Lebensbild" von Julie Burow: „An der polnischen Grenze" (Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt, 1861), empfiehlt sich der Lesewelt durch die an dieser Schriftstellerin bekannte, auch hier bewährte glückliche Verbindung realistischer Auffassung mit dem Streben nach höherer Lösung. Das Thema desselben, Charakteristik der fanatischen, gewaltthätigen Vaterlandsliebe auch bei den polnischen Frauen, ist zwar schon oft behandelt, aber gerade jetzt, wo die wenige gewollte als sich selbst zerfleischende und deshalb verschwindende unglückliche Nation eine neue, wenn auch hiezu nur noch passive Erhebung gewagt, [illegible] um so mehr, als diese Charakteristik die jüngste Vergangenheit, den warschauer Aufstand von 1861, mit unsern Tagen verknüpft.

Die schroffen Kontraste zwischen dem polnischen und — nicht russischen, sondern deutschen Element [illegible] kaum schon in früheren Darstellungen so [illegible] hervortreten [illegible] als hier in der polnischen Familie Lugomirska und dem preußischen General Bolimer, deren Schicksale gleichwol in seltsamster Weise so eng verknüpft sind, daß sie als tragische erscheinen müssen, obschon sie schließlich noch eine versöhnende [illegible] Lösung finden.

Katharina Diez bietet eine Erzählung für die reifere weibliche Jugend, die übrigens auch manche beachtenswerthe Winke für Mütter und Erzieherinnen enthält. „Eine Jugendfreundschaft" (Stuttgart, Gebrüder Schettlin, 1861) von zwei siebzehnjährigen Mädchen mit allem Ernst einer „schwärmerischen Neigung" „für die Ewigkeit" geschlossen, wird allmählich durch Unkunde des Lebens, mißgünstige Einmischung dritter Personen und theilweise eigene Verschuldung gestört. Beider Lebenswege gehen gänzlich auseinander. Erst nach einer Reihe von Jahren führt unerwartet das Geschick beide liebevollen Herzen, welche die wehmüthige Erinnerung an das einstige Band ihrer Sympathie unausbrüchlich begleitet hat, wieder zusammen, um nun in der That, geläutert und erstarkt durch die Schule des Lebens, den innigsten Freundschaftsbund in unerschütterlicher „weiblicher Treue" zu bewähren. Das Gefällige des Buches liegt in seiner ersten größeren Hälfte, in der uns die Verfasserin einen Einblick in das Seelenleben zweier, zartfühliger Mädchennaturen gewährt, bei denen die Freundschaft noch alle Stadien einer ersten Liebe durchmacht; hier ist Naturwahrheit. In der zweiten Hälfte zeigt sich mehr Gekünsteltes und Tendenziöses. Die religiöse Lebensanschauung bei Katharina Diez, am besten mit dem von ihr gern gebrauchten Wort „Gottinnigkeit" bezeichnet, würde sympathischer wirken, wenn sie größere Unabhängigkeit — nicht so sehr von der oft citirten Bibel, als von dem steifen, traditionellen Formenwesen der Dogmatik erstrebt hätte.

Aeußerst unselbständig bewegt sich auf bewährtem Grunde religiöser Lebensauffassung eine andere Schriftstellerin, die sich Alredi nennt, „Verfasserin von — Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut". Wir finden von ihr Novellen unter dem Gesammttitel „Stereoskopen" vor (Wellstein und Gräß, Jacobi, 1861). Das Hauptthema ist weibliche Erziehung. Offenbar wol mehr der Ausführung desselben als dem Interesse des Stoffliches, das namentlich in den drei ersten Novellen (in der letzten: „Levante und Nordsee", gibt sich auch dies anregender) nur eine

mäßige Anerkennungsstatt zu üben vermag, hat dies [illegible] seine „Zweite Auflage“ zu verdanken. Die Bilder [illegible] enthalten aus allerlei Reminiscenzen, die [illegible] Stellungen und physiognomische und philologische Gebilde nicht [illegible], manche Anschauungen, Bemerkungen und Urtheile, die in der weiblichen Leserwelt viel Beifall gefunden haben, die weitere Empfehlung finden werden. Manche kritische Aeußerungen verrathen Schärfe, doch entsprechen sie nicht immer dem Charakter derjenigen, denn sie in den Mund gelegt worden. Es sind z. B. die meisten in Johannas Tagebuch, in der den ersten Band schließenden und der Wiederverheirathung mehreres junger Professorinnen überdrüssigen Novelle. „Wo liegt das wahre Glück“, so gereift und zu dialektisch ist die noch nicht [illegible] Johanna ihren Kinderfreunden gegenüber empfindsame Schwärmereien schreiben. Bei alledem wird Kirche auch die weltliche Seite des Lebens gerecht; sie gibt treue Ehegebilder aus verschiedenen und sagt damit der Phrase [illegible] Gemeinschaftlichkeit, „Verschiedenheit“, nicht geradezu unwahrheit

Vermischte Schriften.

III

Die Erinnerungsliteratur steht in voller Blüthe. Nach denen, die von ihr unangenehm berührt werden, trachtet sie Witzspitzen. So gibt auch hier mitunter heiteren Vergnügungsmuth. In letzteren gehören die Rückblicke auf ein stillbewegtes Journalisten von Heinrich Koenig. Ein schon früher erschienener reicher Anfang einer Selbstbiographie bei beliebten Romanen Erzählers ist unter dem Titel „Buch der Jugend“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861), in zweiter Auflage erschienen. Angereiht ist seitdem die Fortsetzung dieser Denkwürdigkeiten unter dem Titel „Ein Stündchen“ (zwei Bände, ebendaselbst, 1861). Einigen alten Journalisten dürfte manches aus diesen Berichten schon bekannt sein, Koenig hat schon oft seine Erinnerungen an Aulda, an die heilige katholische Welt, den Bischof Leonhard Pfeil niedergelegt. Die Zustände Kurhessens seit dem Jahre 1830 sind für Koenigs Lebensschicksale nicht minder maßgebend; auch nach dieser Seite hin sind seine Berichte anziehend und aufklärend. Zuletzt tritt die schriftstellerische Laufbahn mit ihren Leiden und Freuden ein und wird in Einzelheiten geschildert, die auch für ein größeres Publikum, nicht blos die Schriftstellerwelt allein, interessiren dürften. Manche kurze Charakteristik hervorragender Namen läuft mit unter — die Urtheile mögen allerdings nicht immer eine objective Wahrheit beanspruchen dürfen, eine [illegible] persönliche Färbung der empfangenen Eindrücke dürfte der Erzähler nicht zu Abrede stellen. [illegible] Bedürfniß nach Anerkennung seiner eigenen Bestrebungen hat zuweilen die Rückwirkung bestimmt, die Kremptes auch auf ihn ausübte. Die durchsichtige, [illegible] Schreibart des Verfassers und seine nicht eben [illegible] glückliche Neigung zu Wortspielen sind bekannt. Ein heiterer Himmel liegt auf diesen Blättern

[illegible] vergessenen der Vergangenheit eines Ehrenmannes angehört und wohlthuend ausgeschlossen.

Der Verfasser eines ernsten Buches „Das Leben und die Lehre Jesu Christi zur Beruhigung und Belehrung für jeden Denkenden“ (Mannheim, Bassermann, 1864), Professor Schaller in Halle, versucht den Beweis des Lebens Jesu dahin zu führen, daß er so nicht als Gegenstand der Arbeit, sondern zum Grund des Lebens anfasse. Er weist seinen Zusammenhang mit dem diesen Grund nach und entwickelt nach einer warmen Vertheidigung des Rechts wie der Nothwendigkeit des Lebens seine [illegible] Abhandlungen und Erörterungen. Wenn von der besonders Theil des Kirchenjahrs abgesehen wird, hat er uns neben [illegible] Lehren Christi und seine Gleichnisse unterschieden und [illegible] ziemlich zur Kategorie der Gesellschaftsspiele, mit welcher eine kurze Darstellung des geistigen Lebens [illegible] in besten Zusammenhange nicht. Das Ganze zeigt einen sehr [illegible] und klaren Geist. Die Darstellungsweise ist [illegible] leicht und verständlich, die Gedankenfülle und [illegible] so mannigfaltig, daß der Verfasser um so mehr [illegible], als er behandelte Stoff zu vielfachen Erörterungen Anlaß bietet. Nicht nur Pädagogen und Theologen, sondern alle, die es [illegible] mit Recht gelesener täglicher Erscheinungen einmal im Zusammenhang und in geordneter Folge [illegible] Leben zu lesen, ist [illegible] und [illegible] unterhaltende Buch zu empfehlen.

Dramatische Literatur.

I

Der Kreis Walter & Schmidtlein's Trauerspiel „Hannes Gallet“ (Berlin, Vogel, 1861), das den [illegible] Versuch geschichtlichen Stoffes vor Augen hat, [illegible] von der Verfassung der Liebe zum Vorwurf hat, [illegible] von der natürlich die Liebe, die klare, gelungene Exposition, die rasch fortschreitende, knapper Handlung, den [illegible] Zusammenhang und die Plastik, [illegible] von einem überwiegenden Talent [illegible] Dichter in jedem Versuch zu rühmen. Hinsichtlich der dramatischen Wirkung läßt sich allerdings die Schwierigkeit nicht verkennen, die jedem Dichter in dem [illegible] [illegible], eine innerliche Entwicklung dramatisch zu gestalten und in einer erschütternden tragischen Wendung zu lösen, entgegentritt und nur in den seltensten Fällen vollkommen überwunden wird. Wenige Leute sind Philosophen werden, wenn nicht eine menschliche, die Leidenschaft in Bewegung setzende Gewalt zu Hülfe genommen werden. Selten große Bühnenwirkungen sein, weil die Tiefe eben vor allem eine nach innen hin sich [illegible] machende Wirkung und jeglichen die Abirrung vom Principien und Tendenzen bewirkt. So würde denn auch im vorliegenden Trauerspiel eine entschiedenere Ausbeutung des geschichtlich existirenden und von unserem Dichter selbst in einigen anmuthenden Scenen dargestellten [illegible] Verhältnisses zwischen Wallis und seiner

Tochter als moralisches Motiv für des Helden Widerruf nicht im Interesse der dramatischen Wirkung gewesen sein, die passive Haltung des Helden, der fast nur der Noth des physischen Zwanges durch Kerker und Folter gehorcht, hätte damit mehr Action und freie Selbstbestimmung gewonnen, während sich jetzt das dramatische Interesse im Grunde mehr auf jene Person concentrirt, welche seinen Widerruf herbeiführt, Galilei's Hauptfeind, den rankevollen Cardinal und Jesuiten Bellarmin. Die Charakterzeichnung des letztern dürfte überhaupt dem Dichter am meisten gelungen sein, obschon Bellarmin geschichtlich keineswegs derjenige war, der Urban's VIII. (Maffeo Barberini's) Zorn gegen seinen alten Freund Galilei durch die Verdächtigung herausbeschwor, er selbst sei das Urbild jenes lächerlichen „Signor Simplizio", der in Galilei's verhängnißvoller Streitschrift die artistotelisch-scholastischen Grundsätze vertritt. Bellarmin war bereits zwölf Jahre vor dem Galilei'schen Proceß, der im Jahre 1633 stattfand — gestorben. Nicht minder dramatisch muß, ohne absolute innere Nothwendigkeit, die poetische Fassung erscheinen, welche Maffeo Barberini noch im Jahre 1633, der Zeit der Handlung, als Cardinal fungiren und erst gegen den Schluß des Stücks als „abwesenden Papst" in den Kreis [illegible] treten läßt, während er nach der [illegible] bereits vor zehn Jahren (1623) Gregor's XV. Nachfolger geworden war. Von diesen Fassungen abgesehen, ist die historische Färbung recht treu und hinterließ das Ganze in einer von Dingelstedt gegebenen Darstellung auf der weimarischen Bühne einen mannichfach anregenden Eindruck.

Zur Turnlehre.

Mit der erfreulichen Erscheinung des neuerwachten und von fast allen Seiten — von oben und unten — geförderten Turnlebens sind auch eine Menge von Schriften über die Gymnastik zu Tage gekommen, welche glücklicherweise so ziemlich in Einem Punkte einig sind, daß nämlich das Schulturnen, welches neben den Geräthübungen die Free- und Gemeinübungen (durch Spieß begründet und ausgebildet) aufrecht hält, am sichersten zum Ziele führet.

Bald nachdem die Betreibung des Turnens nach Spieß in Preußen empfohlen war, bildete sich in Berlin, gleichsam als Gegensatz, eine überwiegende Vorliebe für die Ling'sche Methode aus, die sogenannte schwedische Betreibungsart, auch, weil sie ursprünglich mehr medicinische Zwecke verfolgt, Heilgymnastik genannt. Bei der Ling'schen Methode spielen die Bewegungen, welche dadurch zu Stande kommen, daß der ausübenden Kraft eine andere entgegenwirkt, eine große Rolle. Diese Bewegungen führen den Namen duplicirte, weil sie von zwei Personen hervorgebracht werden müssen, im Gegensatz zu den sonst gewöhnlichen einfachen Bewegungen, welche den Namen active führen. Die duplicirten Bewegungen sind wieder zweifacher Art. Wenn die zwei thätigen Personen nach Einer Richtung drehen, so nennt man die Bewegung eine Unterstützungsbewegung, im entgegengesetzten Fall eine Widerstandsbewegung.

Dies zur Erläuterung des Titels einer neuen Schrift über das Turnen: „Die duplicirten Widerstandsbewegungen", von Nitzsche (Dresden, Klemm, 1861), welche zur Ergänzung des Turnunterrichts [illegible] namentlich da, wo man kein Geräth hat oder kein besonderes Lokal benutzen kann, in Ausübung gebracht werden sollen. Die Uebungen sind mannichfaltig und in klarer Darstellung durchgeführt. Ob dieselben der Jugend in dem Grade zusagen, daß sie mit der Lust und Freudigkeit zur Ausführung kommen wie die activen Bewegungen, welchen der Zweck der natürlichen Kraftausbildung oder des gemeinsamen Spiels näher liegt, und ob sie nicht durch eine gewisse Absichtlichkeit und ihre eigenthümliche Gestaltung diejenige Ausgelassenheit auf dem Turnplatz erwecken können, welche der Disciplin so gefährlich wird, ist die Frage.

Bei dieser Gelegenheit erinnern wir wiederholt an die vortrefflichen Schriften von **Kloß**, der in seinen ebenso klar gedachten wie wohldisponirten Anleitungen zu öffentlicher und Hausgymnastik immer die von den Regeln der Anmuth und Gesundheit gezogenen Grenzen deren trifft, was die Turnerei in unsern Tagen leisten soll. Wir kommen auf Kloß' Leistungen noch zurück.

Die Entfernten und der Nahe.

Der Anblick einer Darstellung der „Phädra" Racine's, die Schiller übersetzte, kann die Neigung wecken, die schwungvolle Dichtung des Franzosen mit dem „Hippolyt" des Euripides zu vergleichen, wo die unbefangene, von Phädra's wilder Leidenschaft unberührt leidende Natur des Theseussohnes noch dadurch charakterisirt wird, daß Hippolyt ein schlichter Freund nur der Jagd ist und sich ganz dem Cultus Dianens ergeben hat. Ein sinniger Dichter, **Apollonius von Maltitz**, machte kürzlich bei diesem Anlaß die Bemerkung, daß Euripides die Göttin von dem sterbenden Hippolyt — entfernen läßt. „Wie anders der Glaube der Christen!" Der Dichter drückte den Gegensatz in folgenden Zeilen aus:

Diana, deine Freundin, Hippolyt,
Der du gehuldigt in der Wälder Gründe,
Sie klagt vor deiner tauendlachen Wunde,
Bis sie sein holdes Auge brechen sieht.
Da wendet sie sich von ihr ab und flieht.
Die Mutter melden, sagt die alte Kunde,
Dem Sterblichen in seiner Todesstunde,
Aeon, fern sind die Olympier, wann er scheid.
Des Lebens Pfaden waren viele Götter,
Sie wichen vor dem Tode schon zurück —
O milder Christenglaube, tröstend Blick!
Und bleibet nah der Gott, der Mensch, der Retter,
Der stillt die letzte Thräne, welche fließt,
Und, gegenwärtig, jedes Auge schließt!

(Hierzu eine Beilage: **Neues aus der Welt.**)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die londoner „Vorleser" — Kunst und Industrie in Indien. III. — Berliner Theater. VII. — Briefwechsel.

Die londoner „Vorleser".

* **London.** Unter den mehr ernsten Vorträgen, die wir in dieser Winterſaison in einem literarischen Club von Mitgliedern desselben gehört haben, waren diejenigen die vorzüglichsten, welche einer biographischen Abhandlung am ähnlichsten waren. Ein Mr. Charles Plumptre gab uns ein warmes Bild von dem Leben und Charakter Burke's, ein Mr. Hill Loxham hielt eine Rede auf Shakspeare, „den humoristischen Philosophen", und gab uns dabei Anekdoten im Auszuge wieder. Mrs. Clara Balfour, die Verfasserin von „Working women" (Die arbeitenden Frauen), hielt eine sehr interessante Rede über Charlotte Brontë, die Verfasserin von „Jane Eyre".

Aber unter einer richtigen „Vorlesung" verstehen die Engländer ganz etwas anderes als eine Abhandlung der Art, wie sie in der berliner Singakademie jeden Sonnabend vorgetragen wird. Ein richtiger Vorleser ist ein halber — Possenreißer.

So hörten wir Mr. Yates über „Moderne Gesellschaft". Wir wollen es versuchen, eine Idee von diesem Vortrag zu geben, dessen in einigen Tagesblättern rühmliche Erwähnung geschehen ist. Der junge „Satiriker" beginnt seine „Vorlesung" mit beiden Händen in den Seitentaschen und mit hoher Miene, zu verstehen, daß er uns zuerst eine Familienscene aus der mittlern Gesellschaftsklasse vorführen wird, denn er spricht kaum hörbar. Das verliert sich aber bald; je weiter er vorrückt, desto lebhafter wird er, bis er uns zuletzt alle Personen vorspielt. Da ist eine Mama mit zwei Töchtern, die wollen eine Abendgesellschaft geben. Papa will aber nicht, denn er kann es nicht vergeben und vergessen, daß man vor drei Jahren an einem Gesellschaftsabend sein Ankleidezimmer in ein Spielzimmer verwandelt hatte und er genöthigt gewesen war, sich im Hausflur, vor der Kinderstube, die Hände zu waschen. Aber das vermögen nicht die Frauenköpfe' Natürlich wird Papa überredet und die Einladungen werden geschrieben. Zu diesem Behuf wird das Körbchen mit Visitenkarten hervorgeholt und es zeigt sich eine Analogie zwischen demselben und den Körbchen mit Erdbeeren, welche auf der Straße ausgerufen werden. Mr. Yates ahmt den Straßenverkäufern ihr „Erdbeeren! Erdbeeren!" vortrefflich nach. In den Visitenkörbchen liegen ebenauf allemal sehr schöne, große Erdbeeren und je tiefer man kommt, desto kleiner werden sie. Merkwürdigerweise liegen in dem Visitenkartenkörbchen auch die großen Namen Sir N. N. und L. N., immer eben auf und tief unten gibt es nur simple Misters und Misses. Was nun die Sirs und Ladies betrifft, so werden dieselben ohne weiteres eingeladen, aber es erhebt sich zwischen Mutter und Töchtern ein lebhafter Wortkampf, wenn man zu den untern Schichten des Korbes kommt (Mr. Yates spricht mit verstellter Stimme), denn die Töchter stimmen für diesen, Mama für jenen Gast. Namentlich ist sie gegen die Einladung eines jungen Juristen und gibt nur nach wiederholtem Bitten nach. Triumphirend wird das Billet an ihn geschrieben und abgesendet und — dann müssen wir uns im Geiste nach des jungen Juristen Arbeitszimmer im „Temple" verlegen, denn Mr. Yates ändert plötzlich Ton und Haltung und stellt den jungen Herrn vor, dem die Einladung zusammen mit andern Briefen eingehändigt wird. Er prüft zuerst seines Papas Brief, hört nicht darin singen und legt ihn fort, liest gähnend einen zweiten, erbricht dann die Einladung und wirft sie mit einem „Quadrille tanzen gehen! Die haben sich verrechnet" übermüthig fort —

Aber wir fürchten fast, unsern deutschen Lesern langweilig zu werden und sind doch noch kaum über die Einleitung hinweg! — —

Der Gesellschaftsabend kommt. Mit ihm die Gäste. Wir hören sie anmelden, es erschrecken die ersten — die ersten zu sein. Bei dieser Episode angelangt, bemerkte der Vortragende, daß ehemals die ganz jungen Leute, die „Bens", die ersten waren. Sehr blöde, verlegene Jungen mit heißen Bäckchen und weißledernen, viel zu weiten Handschuhen. Diese Sorte ist aber ganz ausgestorben und hat den jungen „Gentlemen" Platz gemacht. Diese sieht man niemals ohne enganliegende, zugeknöpfte Glacehandschuhe, sie tragen die Nase sehr hoch, antworten nur Ja und Nein und sind durch und durch affectirt —

Ein vierzehnjähriger „Gentleman", der vor uns saß und in das allgemeine Lachen brav eingestimmt hatte, wurde bei dieser Stelle ganz nachdenkend und wagte, im schuldigen Bewußtsein seiner feinen Glacehandschuhe, während einiger Minuten nicht aufzusehen. Wir hätten ihm gern zugerufen, daß das Uebel tiefer sitze als nur auf der Haut und daß wir alle daran theilhätten —

Mr. Yates ließ es nicht blos beim „Vorspielen" bewenden, er sang auch etwas, um uns die Leistungen des Lenordilettanten und der Wirthin zu vergegenwärtigen. Letzteres läßt sich schwer erbitten, eine Arie vorzutragen — endlich willigt sie ein — vor allem auf andächtige Stille rechnend. Aber die

Gäste sind noch nicht vollzählig und kaum hat er seine Pantomime begonnen, so melden der Portier mit lauter Stimme neue Gäste an: Mr. Smith, Mr. Brown. Nun beginnen endlose Vorstellungen für den Lang, Mr. Bates nimmt für Augenblicke die Königin des Festes, den hübschen Jünger, den Elegant, den Spaßmacher und die Musikanten nach und nach das Reden und der Applaus der Zuhörer unterbricht für Minuten den Schwall seiner Worte und seine Gratulationen. Beim zuppenirten Abendbrot ist er ein alter Herr, der eine Rede halten will, aber kein Talent dazu hat. Er beginnt sein „Meine Damen und Herren" zwei- bis dreimal, stammelt einige unverständliche Worte, wird sehr applaudirt und legt sich wieder hin. — —

Wenn wir nun noch hinzufügen, wie Mr. Bates den Spaßmacher (the funny man) auch noch außerhalb dieser Gesellschaft und vertraulich, so haben wir einen Begriff dieser Lectüre gegeben, die wiederum ein Bild von hundert ähnlichen geben kann. Er erzählt Anekdoten von sich selbst. Trifft man mit ihm [illegible] in einem Omnibus zusammen, so fragt er die [illegible] plötzlich, ob sie von den Pocken schon [illegible] sind, und verjagt damit einen Theil der [illegible]. Auf der Eisenbahnstation ruft er im Augenblick, wo der Zug abgehen will, laut nach einem Beamten, dieser eilt herbei, der Spaßmacher gibt ihm ein Räthsel auf und während der Herbeigerufene sprachlos ihm nachsieht, biegt er sich aus dem Fenster und ruft: „Werde Ihnen die Auflösung mit dem nächsten Güterzuge schicken" —

Wir wiederholen es, daß der Vortrag allgemeine Heiterkeit erregte und Mr. Bates, „des angenehmen Satirikers", „Vorlesung" in verschiedenen Blättern mit Beifall gedacht wird *)

Kunst und Industrie in Italien.

III.

„Ein anderes Werk", fährt Gironi in seinem Berichte fort, „schien mir die richtige Erklärung und Auslegung seines Gegenstandes zu enthalten — ein Lucifer. Dies ist die größte Gestalt der modernen Literatur; hier war sie in Byron's Schilderung; sie verbindet mit einer der Hölle würdigen Kraft die Verachtung des Begrenzten mit dem Cultus des Unbegrenzten. Lucifer sieht verächtlich auf den Menschen, dies kleine Thongeschöpf, herab, welches vorgibt, unglücklich zu sein, während es inmitten der Freuden der äußern Welt in seinem Herzen so viel Kraft besitzt, sich noch eine innere geistige Welt zu schaffen, in der die spirituelle Natur wie in himmlischer Vollkommenheit lebt. Die Statue gibt ganz die Statue Byron's wieder.

„Eine ganze Bevölkerung von Statuen ist auf der Ausstellung, die Kunst herrscht im Vergleich Industrie entschieden vor oder steht wenigstens solchem Verhältniß zu ihr, um den Beweis zu lie daß Italien vorzugsweise eine künstlerische Nation

„Zwischen der Kunst und der Manufactur [illegible] die Mosaiken und Schreibwerke. Die Mosaikarb von Florenz sind wegen ihrer großen Vorzüglic berühmt und die Erzeugnisse der Mosaikfabrik Regierung sind in der That außerordentlich. florentiner Mosaik ist von der römischen darin schieden, daß der florentiner die halben Linien die Schattirung der Farben in derselben Steinf sucht, während der römische Mosaikarbeiter diese so vielen kleinen Würfelchen hervorbringt, die er so neben das andere stellt, daß sie die nothwend Abstufungen bilden. Ein Blatt oder ein Zweig Kirschbaums besteht in der florentiner Mosaik [illegible] aus einem Stück und der Künstler hat dies [illegible] so ausgesucht, wie es zu der malerischen Wirkung förderlich ist. Diese Arbeiten dehnen sich von kleinsten Gegenständen weiblichen Schmucks bis zu großen Tischplatten aus, welche die großen Säle prächtigsten Wohnungen schmücken.

„Die Mosaiken vereinigen sich oft mit den gelegten Holzarbeiten und bilden so Kunstwerke der Art. Was man in dieser Weise in Flo macht, ist von großem Werth, da der Holzschn Barbetti ein wahrer Künstler in der ganzen Be tung des Worts ist und niemand ihm den Ru streiten kann, in seinem Fache der Erste zu Es ist nicht blos das Verdienst allein, die Augen und die Tiefathen gut zu schnitzen, sondern der schmack des Ganzen, die Grazie der Gruppirung die geistreiche Anordnung und die Verehrung großen Werke des Alterthums, die sich überall in Einzelheiten und im Zusammenhang in den Arb Barbetti's geltend machen. Er schafft nicht blos Bewußtsein der eigenen Kraft, sondern im Bew sein der Kunst, daher es die Kunst selbst ist, w seine Hand belebt.

„Es sind auch schöne eingelegte Holzarbeiten Como, aus Savona und aus Turin ausgestellt. Bücherschrank von Giuseppe Bertolotti aus Sav den auch Bildwerke in Hautrelief schmücken, ist herrliches Werk. Dieser Künstler hat schon [illegible] bailles in sieben verschiedenen aufeinanderfolgen Ausstellungen erhalten und ist Mitglied von drei tistischen Gesellschaften. Die Arbeiten aus Sav haben in den Farben ein ganz besonders an Ansehen, und daß sie dadurch den vergangenen Ja hunderten anzugehören scheinen, macht sie sehr bel Das vorzugsweise königliche und aristokratische I zeichnet sich durch die Eleganz und den Luxus je Möbel aus, die vorzüglicher als an allen ant Orten sind und nur vielleicht von denen aus Mail erreicht werden.

„Die verbreitetste Industrie in Lodrana ist der Strohgeflechte für Hüte, der Werth des Exp betrug im Jahre 1856 23,004319 Lire in Flore

*) Es scheint, diese Art Unterhaltung verbreitet sich auch in Deutschland. Die von Dresden aus mitgetheilten Berichte über einen reisenden Komiker, Namens Schulz, lassen auf eine ähnliche Form von „Vorlesungen" schließen. D. Her.

nischer Manufakturen, ungefähr 20 Millionen Francs im Jahr. Die besten Arbeiten, die gemacht wurden, waren: Im Jahre 1836 ein Damenhut von Neapolitanischem Stroh, aus 125 Reihen bestehend. Im Jahre 1857 brachte man es dahin, innerhalb derselben Maße und mit Verflechten von demselben Stroh einen Hut von Neapel von 221 Reihen herzustellen, und einen anderen von G. & Kuhn, einem Kaufmann aus der Florenz, von 215 Reihen. Der Hut von 1836 wurde mit 1400 Lire von dem wiener Hofe gekauft, der von 1857 mit 1000 Lire vom Hofe von Toscana. Die ausgestellten gehen nicht über 1000 Lire. Die Kunst der Strohflechterei ist großen Ursachen unterworfen, weil sie ganz auf den Export berechnet ist und jetzt wegen des amerikanischen Krieges keine günstige Zeit hat. Hier sieht man die ganze Ausdehnung dieser Arbeit; in Prato hat das Haus Peruzzi & Söhne einen großen Handel, in Florenz bringt Manni ein ansehnliches Geschäft und noch viele andere. Der Nettoertrag, welchen dieses Erzeugniß durch seinen Exportenhandel für Toscana abwirft, beträgt nach den letzten Berechnungen 10½ Millionen Francs jährlich.

„Florentinisch und italienisch ist die Seidenmanufaktur, die uns seit den entferntesten Jahrhunderten des republikanischen Glanzes angehört. Die Gewebe von glatter schwarzer Seide sind unbestritten in Florenz am besten, aber auf dem Gebiet der Phantasiestoffe und im Sammt sind ihm Piemont und die Lombardei überlegen. Die Sammte aus den lombardischen Fabriken, der classische Goldbrocat aus Mailand sind Wunder des italienischen Fleißes, während der Silberbrocat aus Florenz Verdienste besitzt, welche kein anderer Stoff dieser Art erreicht. Wenn man ihn im ganzen betrachtet, ohne die Territorialabtheilungen, die die Abscheulichkeit des Tyrannen erfindet, zu berücksichtigen, so braucht dieser Zweig der nationalen Industrie vor keiner ausländischen Industrie dieser Kategorie, welche sie auch sei, zu erröthen.

„Ebenso sind die Wollenstoffe eine traditionelle italienische Kunst und seit dem Jahre 1000 wurde sie besser als irgendwo sonst in der Lombardei gepflegt, vorzugsweise in den klösterlichen Orden, unter denen die Umiliati zu nennen sind, die einige Zeit wegen dieser Arbeit berühmt waren. Die lombardisch-venetianischen Erzeugnisse dieser Art haben noch heute die Oberhand in Italien. In dieser nationalen Ausstellung findet man Gegenstände, die man sehr gut für aus den geschicktesten englischen Fabriken hervorgegangen ausgeben könnte. Toskana zeigt eines besonders guten Rufs in diesem Industriezweige. In Stia und in Prato werden Wollenstoffe verfertigt und betrachtete man diese beiden Orte als die Säulen des Herculs der Wollenfabriken, da ist ihr Ende. Jetzt sind die Erzeugnisse dieser Gegend von jener allgemeinen Anerkennung bis auf die zweite oder vierte Stufe herabgesunken und liefern nur noch Stoffe für den Sonntagsstaat der Handwerker. Die beste Fabrik ist jetzt die von Rossi di Schio in Venetien. Gewebe, Zeichnung, Mannichfaltigkeit der Farben, alles ist bewundernswerth, das Gefühl wie das Auge werden ganz befriedigt, so sehr, um den Kaufpreis zu gebrauchen, zu dem die ehemalige Herabwürdigung uns brachte, als wenn an allen diesen Stoffen alles ausländisch wäre. Es fehlt nur eine französische oder englische Etikette, um glauben zu machen, man hätte die feinsten Erzeugnisse Sedans oder Englands vor sich. Die Stoffe der Fabrik von Rossi waren gewiß im Ausland bekannt, da er auf der pariser Ausstellung die Medaille erster Klasse erhielt, aber in Italien waren sie unbekannt, weil man zwischen Lombardo-Venetien und den übrigen Provinzen eine Schutzmauer errichtet hatte, die uns über alles Derartige unwissend ließ.

„Dieser Bericht enthüllt sicher die Unordnung der Ausstellung und die Unzulänglichkeit meiner Beschreibung; aber bei dieser großen Ausdehnung, bei dieser großen Mannichfaltigkeit der Gegenstände kann man weder in drei noch in vier Besuchen eine Uebersicht gewinnen. Auch beabsichtige ich nicht, nach einem wissenschaftlichen System zu verfahren, sondern nur zu beschreiben, was ich sehe und was ich denke. Zum Schluß und wie als Siegel muß ich noch sagen: Die italienische Kunst und die italienische Industrie verdienen in der ganzen Nation zu leben, vereinen Rom und die Freiheit. Die nationale Ausstellung, die kommen, nach zwanzig Jahren, stattfinden wird, im Fall die fremde Intrigue uns nicht vernichtet und die Schwachheit und der Irrthum der ehrgeizigen Unterjagen unsere Sache nicht verloren gehen läßt, zu welcher das ganze italienische Volk sich mit edler und heiliger Inbrunst vereinigt hat, diese Ausstellung wird groß sein durch den vermittelst der edeln Bestrebungen zur italienischen Einheit und Freiheit wiedererweckten Genius der Nation."

Berliner Chronik.

VII.

*** Nur die schnöde Unterdrückung meiner Kritik des Prinz Karl-Rhenno sollen Sie dieser bestraft werden! Deshalb wird ich Ihnen keine Toilette, mehr zergliedern, keine Schönheit mehr beschreiben, keinen Rout, keine Soirée. Meine arme Phantasie über Fräulein von Meyerinck, die verlassene Beauté der jungen Damenwelt bei Hofe! Meine Studien über die Tracht der jüdischen Frauen, die mir auf Kobler's Bilde nicht gerathen schien! Meine durchaus zustimmenden Anerkennungen über Krebs Arbeit und die Prinzessin Alexandrine und Hrn. von Kloberg als Bauernpastore (mit Schnurrbart) und Gräfin Dönhoff und die beiden pikanten Armen-Sünderinnen, die vollkommen in den Rahmen eines biblischen Bildes paßten! Vollends meine Bewunderung der im farbenschillernden reichen Gewand dahinrauschenden Becker'schen Venetianerin (Prinzessin Friedrich Karl)! Alle diese poetischen Erscheinungen bis zu dem Pferdekuchenbilde, wo zwei Gräfinnen (Pourtalès und Groeben) ihre Gesichter mit berechtigten Gründen so geltend machten, daß zwei Monarchen über die Frage entstanden, ob der Bauernburschen („Heimkehr vom Jahrmarkt", von Werner) auch wol die rechte gewählt hätte — alle diese pikanten Details streichen

Sie mir — in Ihrer rebactionellen Bescheidenheit! Selbst den kleinen Jungen in dem regnichten Bilde von Jacoband lassen Sie mir nicht aufbewahren, den kleinen Hüllen, der durch seine allerliebste und zutrauliche Haltung seinem Vater dem General-Intendanten der königlichen Schauspiele, alle Ehre macht! —

Nun gut, so „unterhalt" ich Sie heute mit dem trockenen Inhalt von der Börse — mit sogenannter Politik.

Die Kammern hatten schon „Mißtrauensvoten" zu verwerfen, so langweilig behandelten sie Tags vor dem endlich die Bevölkerung interessirte gemacht. Das natürlich die „Märzveteranen" bei unserm Volkshumor den kürzern ziehen, versteht sich von selbst. Oesterreich hätte rasch zur Hand sein können, heißt es, hätte rasch die Großdeutschen alarmiren können, denn an seinen Bewegungen würde es rasch — telegraphirte Depeschen nicht gehindert. Die Gefahr, die Oesterreich in seiner obenen Lage gewonnen hätte, um mit schnellem Entschluß Preußen von Schleswig-Holstein hinwegzufegen, wäre durchaus plausibel zu erklären, denn es könnte nichts damit verlieren, weil aber alles gewinnen u. s. w. Die wiener Blätter geben es den Berlinern zurück.

Als ein Hauptmotiv der österreichischen Handlungsweise muß leider die bisherige Unentschiedenheit der preußischen „leitenden" Politik betrachtet werden. Auch die in Wien übergroße Rücksichtsvoll ist nicht bekannt. Die Aufregung, welche infolge von österreichischen Gerüchten in allen Kreisen der Berliner Bevölkerung herrschte, prägte sich lebhaft in wörtlichster Weise im Abgeordnetenhause aus. Es war gelungen, die über die deutsche Frage eingebrachten Anträge der beiden großen Parteien, der Fortschrittsmänner und der Altliberalen, zu verschmelzen zu dem einen Antrage, daß das preußische Ministerium mit allen zu Gebote stehenden Mitteln den Rechtszustand in Hessen auf Grund der wieder einzuführenden Verfassung von 1831 herstellen möge. Seit mehreren Tagen war diese Sitzung anberaumt gewesen und vier Tage vorher schon konnte kein Billet mehr für die Zuhörertribünen wegen des gewaltigen Andrangs ausgegeben werden. Die Menschen belagerten schon am frühen Morgen die Eingänge zum Abgeordnetenhause und Hunderte mußten wegen Mangel an Raum wieder umkehren. Man war sich allerseits der Wichtigkeit dieser Verhandlung bewußt. Eine eigentliche Debatte wäre kaum mehr nöthig gewesen, wenn nicht nach der Combinirung jener beiden liberalen Anträge Hr. Reichensperger mit seiner Partei den rechten Zeitpunkt einen spatten „Verbesserungsantrag" eingebracht hätte, der dahin ging, nochmals eine friedliche Verständigung am Bundestage selbst herbeizuführen. Auch wurden vor dem Eintritt der Tagesordnung noch zwei Anträge eingebracht, welche in unsinnerlicher Verbindung mit der Entscheidung der Kurhessen stehen. Es war zunächst der die gesammte deutsche Frage betreffende Antrag, welcher die königliche Regierung auffordert, „fest und bestimmt, im Vollbewußtsein ihres deutschen Berufs, die militärische, diplomatische und handelspolitische Führung in dem zu bildenden deutschen Bundesstaat, unbeschadet der inneren Selbständigkeit der Einzelstaaten, für die Krone Preußen in Anspruch zu nehmen, zugleich aber das Anerbieten und Recht der Nation durch eine deutsche Volksvertretung die unerläßlichen Garantieen zu schaffen". Der zweite Antrag lautet, die königliche Regierung aufzufordern, „im Interesse Preußens die Anerkennung des Königreichs Italien nicht länger zu verzögern". Dem letztern Antrag wird, wie es heißt, auch von dessen Berathung die preußische Regierung durch jenen gestrigen politischen Akt zuvorkommen. Wie wenig gelegen mochten jedoch alle drei Anträge Sich, liegt auf der Hand, denn soweit durch die Haltung in der kurhessischen Angelegenheit wie auch durch die längst gehegte Anerkennung Italiens weist Sich Preußen von selbst eine Stellung in Deutschland an.

Es mußte selbstverständlich die Debatten über Kurhessen bereits eine erfolgreiche Vorarbeit für jene andern beiden Anträge werden und von vielen Standpunkte aus wurde die Sache von der Oberwiegenden Majorität des Hauses, d. h. von den Vertretern der beiden großen liberalen Hauptlager, erfaßt. Von den Rednern für den Gesammtantrag (Twesten, Virchow, von Bönigen u. s. w.) wurde sowohl der politische wie der Standpunkt des praktischen Rechts erörtert. Der weiterliche Inhalt der Gesammtreden der Argumentationen lautet: Der Bund hat mit seinem Bundesbeschluß von 1852 seine Competenz überschritten; denn er hat nur das Recht, etwas Ungehöriges wieder herzustellen, nicht aber selbst umzugestalten. Oesterreich Verfahren 1850 war nur durch das Bestreben geleitet, Preußen zu demüthigen. Die hessische Frage sei eine preußische geworden, denn in Hessen liege ein gutes Stück preußischer Ehre verpfändet und mit der Verfassung von 1831 sei auch zugleich der in dem Gesetz von 1849 liegende weitere Ausbau der Verfassung in seiner Rechtmäßigkeit wiederhergestellen.

Was die Herren Reichensperger und Genossen gegen diese Auffassung oft mit Witz anbringen konnten, charakterisirte die katholische Partei, denn nur ihre Neigung zu einem österreichischen Großdeutschland und ihre Abneigung gegen die Anerkennung Italiens (ist evt. Säcularisirung des Papstes) konnte sie veranlassen, die kurhessische Sachlage in dieser Weise zu interpretiren. Daß Graf Berlichingen einer aus der kleinen Gruppe der Neutralen, sich darüber hinweg zu wissen erklärte, daß ein regierender Fürst, wie der Kurfürst von Hessen, hier dergleichen öffentliche Angriffe erfahren müsse, war, wie Sie wol denken können, eine heiterste Episode in der Verhandlung.

Briefwechsel.

— W. Sch. in W. in Ungarn. Der Beruf scheint zu fehlen.

— R. S. in ***. Ihre Gedanken empfehlen sich leider vielmal zu viel Reflexion und Bedeutsamkeit!

— Dr. in P. Haben Sie den Gegenstand reiflich? Der Gegenstand ist Ihnen zu wenig bekannt für die Mühe, die Sie sich geben. Ihre Arbeit endlich vollkommen zu machen.

— R. M. in Bromberg. Zum Abdruck bestimmt.

— C. Q. in Braun. Unbrauchbar.

— W. K. in Stuttgart. Die Form noch zu locker und zu leicht, die gewählten Stoffe — Reminiscenzen. Wir einigen uns und lesen gefällig erscheint es D. „Das Kind und der Räuber", doch der eigentlich beabsichtigte Abschluß. Man Manuscripten wollte man und bei Gedichten vorsprechen.

(Ausgegeben am 20. Februar 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. Nr. 9. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Maria, die Baskin. Erzählung von Franz vom Thurm. VIII. — XI. — Die Soldaten der Neuen Armee. Von Alexander Jung. II. — Reinhold Lenz. Von Fr. Liebermann. — Unterhaltungsliteratur. IV. — Neues aus der Welt.

Maria, die Baskin.

Erzählung von Franz vom Thurm.

VIII.

Als Maria zur Besinnung gekommen, sprach sie zu dem seiner Geisteskräfte sich jetzt plötzlich wieder bewußten Marquis von Gebedo, ohne aufzustehen:

„Herr Marquis! Vor einigen Wochen boten Sie mir Ihr Herz an! Hören Sie mich an und urtheilen Sie, ob ich auch nur Ihres Schutzes würdig bin —!"

„Meines Schutzes? Meiner Liebe —! . ."

„Lassen Sie mich sprechen, Marquis! O, wenn Sie erst erfahren haben, wie elend das Geschöpf ist, das hier zu Ihren Füßen kniet, dann könnten Sie die Worte bereuen, die Sie jetzt in Ihrem Edelmuth an mich richten!"

„Ich höre Sie an, Maria! Doch stehen Sie auf —!"

„Nein, mein Platz ist im Staube —!"

„So reden Sie!" sprach Gebedo entsetzt und irgendein gräßliches Verbrechen ahnend, zu welchem die Rachsucht das leidenschaftliche Mädchen getrieben haben konnte —

„Gestern wurde vom frühen Morgen an in der Linie gekämpft. Ihrer Gewohnheit nach hatten unsere Bataillone ihre Posten zur Schlacht eingenommen, dann erst sollte, wie immer, die Reveille geblasen werden. Der durch diese tägliche List gerauschte Evans glaubte die Carlisten zu überfallen und wurde von einem mörderischen Feuer empfangen. Seine Truppen flohen. Er brachte sie zurück zum Kampf. Auf allen Seiten versuchte er durchzubrechen, auf allen Seiten wurde er mit großem Verlust zurückgeschlagen. Unser General fiel, unser Muth nicht. Wir wehrten uns verzweiflungsvoll; wir waren schon nahe daran, zu siegen, da erhielt der Feind Verstärkungen zur See und ein englischer Dampfer begann sogleich den Schlüssel unserer Stellung, das Haus und die Redoute Lugariz, mit seinen Bombenkanonen zu beschießen. Auf den ersten Schuß gerieth das Haus in Brand, der zweite und der dritte platzten in der Brustwehr selbst, öffneten eine weite Bresche in derselben und tödteten uns gegen 20 Mann. Nicht zweitausend hatten wir vom Anfang an gehabt, um den fünfzehntausend der Königin zu widerstehen; aber wir widerstanden doch. Unsere armen ermüdeten Leute zogen sich rechts oder links nach dem gefährdeten Punkte, aber die geringe Zahl der Streiter nahm immer mehr ab. Als nun die englischen Bomben solches Unheil in Lugariz angerichtet, da blieb keine Flinte mehr übrig zur Vertheidigung dieses wichtigen Postens. Der

Todten und die Verwundeten bildeten die große Mehrzahl der schwachen Besatzung. Eine zweite Colonne kam zum Angriff — wir, die Ueberlebenden, wichen und zogen uns zurück —"

„Wir, Maria?"

„Ich war dabei —"

„Als was, Maria —?"

„Erst als barmherzige Schwester, zuletzt — als Kämpfer! Wir zogen uns zurück, dem Oriamendi zu, aber nicht in wilder Flucht, sondern langsam und in Ordnung. Manuel bildete mit seinen Chapelchuris die Nachhut. Ich ging, ich stand, ich feuerte in seiner unmittelbaren Nähe. Plötzlich schreit er »Maria!« und stürzt zusammen. Ich blicke hin. Eine Flintenkugel hat ihn mitten in die Stirn getroffen — er ist todt! Ich werfe mein Gewehr weg und hebe die theure Leiche vom Boden auf, um sie zurückzutragen. Da fühle ich einen erschütternden Schlag, einen unsäglichen Schmerz in meiner Brust und verliere die Besinnung!"

An diesen Theil ihrer Erzählung angekommen, schweigt Maria und fängt an zu zittern und zu schluchzen; Gebedo schweigt ebenfalls aus Zartgefühl, denn er denkt, daß des Mädchens Thränen dem verlorenen Geliebten gelten.

Nach fünf peinlichen Minuten setzt Maria die unterbrochene Erzählung fort.

„Als ich erwache" — spricht sie in dumpfem Ton, indem sie mit beiden Händen ihr glühendes Antlitz bedeckt — „als ich erwache, graut schon der Morgen; ich bin in einem Zelt und begreife nicht, wie ich dahin gekommen. Ich sehe mich um und finde mich — in den Armen eines schlafenden Mannes! Wie eine Tigerin springe ich auf und wecke ihn durch die heftige Bewegung. Neben dem Bett steht ein kleiner Tisch, auf dem Tische liegt ein Dolch. Ich ergreife die willkommene Waffe und versenke sie in das Herz des Elenden — der mich während meiner Ohnmacht entehrt hatte. Die Memme schreit im Todeskampf nach Hülfe. Ein Soldat in rothem Rock stürzt herbei. Ich werfe ihn nieder und entfliehe. Das Festungsthor ist in der Nähe — es ist offen. Die Schildwache will mir den Eingang verwehren; ich reiße ihr die Flinte aus den Händen und renne in die Stadt. Drohende Stimmen erschallen hinter mir her; ich verliere den Kopf und will schon ins Meer springen — da sehe ich den Namen dieses Gasthofs! »Santa-Isabel, Nummer 7 und 8!« Das alles fällt mir in meiner Angst plötzlich ein! Ich suche in das Hotel, finde gleich Ihr Zimmer hier im Erdgeschoß! Das Uebrige wissen Sie!"

Und die Unglückliche fängt wieder an zu weinen und zu jammern und stürzt endlich in furchtbaren Krämpfen zu Boden.

Gebedo läßt die Wirthin rufen.

„Dieses arme Mädchen", spricht er zu ihr, „ist, während sie besinnungslos war, von einem ehrlosen Buben geschändet worden und hat ihn erdolcht. Wollen Sie ihr und mir Beistand leisten?"

Die Spanierinnen sind gutherzig. Ohne Wort zu erwidern, geht die Frau aus dem Zimmer und kehrt nach zwei Minuten mit mehreren Mädchen zurück. Sie heben Maria auf, tragen sie in die zufällig leerstehende Nebenstube, deren innere, nach Gebedo's Wohnung führende Thür gewaltsam aufgesprengt wird. Während das Mädchen überzogen und zum Arzt geschickt wird, entfernt die Wirthin die Ohnmächtige. Als sie das Kleid aufreißt, fällt etwas auf die Erde. Es ist eine bleierne Kugel. Sie hat das Säckchen mit den giftigen Kräutern getroffen, das Maria seit ihrer Verlobung mit Manuel beständig auf der Brust trägt. Das Kissen hat sie vor dem Tode gerettet, aber nicht eine starke Contusion am Herzen verhindert, deren Folgen uns bekannt sind.

Der Arzt kommt. Zwölf Blutegel an die blau unterlaufenen Stelle auf der Brust und ein mächtiger Aderlaß bringen bald die Unglückliche zur Besinnung.

„Wo bin ich?" ruft sie aus.

„In meiner Nähe, Maria", antwortet der Marquis, in voller Uniform ins Zimmer tretend, „in der Nähe des Mannes, dem Sie das Leben retteten; in der Nähe des Bruders, der seine Schwester gegen die ganze Welt vertheidigen wird!"

Des Bruders! — Nennt er sich so aus zarter Rücksicht, weil die Leiche seines Nebenbuhlers Manuel noch warm ist? Oder ist etwa wirkliche Liebe vor der Schande der Geliebten gewichen? Gebedo ist viel zu ritterlich, als daß Maria's unverschuldetes Unglück seine Leidenschaft ertödten könnte. Er liebt sie immer noch, vielleicht schwärmerisch, vielleicht glühender als je, die Hoffnung ist in seiner Seele erwacht. Diese Liebe, diese Hoffnung, er muß sie sorgfältig vor ihren Blicken verbergen, um die Stolze nicht zu kränken, um die Gedemüthigte nicht noch mehr zu demüthigen. Und deswegen hat er beschlossen, sich ihr nur als Bruder zu nahen und die

fühlt seines Herzens zu verschweigen, bis die Zeit mit ihrer lindernden Macht die schreckliche, doppelte Wunde im Herzen der Schwergeprüften heilen und vernarben läßt.

Sie dankt ihm durch einen einzigen Blick für den Schwesternamen, den er ihr in seinem Edelmuth gab, schlägt alsdann beruhigt die Augen zu und verfällt in einen tiefen, starkenden Schlaf. Der Marquis vertraut das arme Mädchen seiner freundlichen Wirthin an und eilt zum General Evans, dem er die Schändlichkeit seines Untergebenen und die kühne That der Baskin mittheilt. „Ich danke Gott dafür, Herr General", so schloß er seine Erzählung, „daß der Elende kein Spanier war!"

„Ich begreife Ihre Freude darüber, Herr Marquis", antwortete Evans, „aber begreifen Sie auch meinen Kummer! Dieser Krieg ist nicht der erste, in welchem Englands Blut für Spaniens Ehre! Ihre Landsleute, Kapitän, haben unsere Hülfe gegen Napoleon nicht so hoch angeschlagen, wie wir wol hofften und erwarten durften, und sie hassen uns vielleicht noch mehr als den allgemeinen Feind Europas. Wir sind auch diesmal darauf gefaßt, mit demselben Undank belohnt zu werden; aber wehe thut es mir doch, wenn ich durch die Meinigen Handlungen begehen sehe, welche diesen Undank gewissermaßen rechtfertigen können!"

„Herr General! Sie klagen die Spanier an, vergessen aber, was für gefährliche Freunde Sie uns waren! Als England auf der Halbinsel so tapfer gegen Napoleon kämpfte, da vertheidigte es nicht uns, sondern seine eigene Sache! Wir dienten Ihnen, nicht Sie uns! Und während wir Ihnen dienten, da machten Sie uns unsere Colonieen abspenstig! — Das war damals! Jetzt sind Sie wieder da und helfen der Königin, die, wäre sie besser berathen gewesen, auch ohne Ihre Hülfe hätte siegen müssen. Diese Hülfe, die ohnehin bisjetzt wahrlich wenig genug genützt hat, demüthigt also den Theil der Nation, dem Sie sie leisten; sie empört den andern, weit größern Theil, gegen welchen sie gerichtet ist. Die Herren von Gibraltar, ich leugne es nicht, werden auch diesmal seitens Spaniens wenig Dank einernten. Aber unser Undank würde nur der Politik Ihrer Regierung, nicht die englische Nation selbst treffen. Wenn sich freilich Thaten wiederholen sollten wie die, welche mich heute zu Ihnen führt, Herr General, dann könnte allerdings geschehen . . ."

„Daß der Haß gegen die Hülfe sich auch auf die Helfer ausdehnte; nicht wahr, Kapitän, das ist, was Sie sagen wollten?"

„Ja, Herr General!"

„Unser Standpunkt ist hier verschieden. Wol möglich, Marquis, daß Sie als Spanier im Rechte sind; ich als Engländer glaube nicht im Unrecht zu sein. Bei dem besondern Fall hingegen, der mir das Vergnügen verschafft, Sie nach so langer Zeit wiederzusehen, da denke ich, daß wir einer und derselben Ansicht sind. Der Unwürdige lebt nicht mehr; er steht nicht von mir, sondern von einem mächtigern General ab, ihn zur Rechenschaft zu ziehen und gebührendermaßen zu bestrafen. Ihre muthige, aber unglückliche Landsmännin braucht natürlich nicht vor dem Kriegsgericht zu erscheinen, denn ich halte es für das Beste, im Interesse des armen Mädchens selbst, die Untersuchung niederzuschlagen. Glauben Sie, daß ich etwas für sie thun kann, so sprechen Sie! Ich bin ihr jede mögliche Satisfaction schuldig und würde kein Bedenken haben, mich, wenn es nöthig ist, sogar an meine Königin zu wenden, damit England das Unrecht eines Engländers nach Kräften wieder gut zu machen sucht."

„Wenn alle Ihre Landsleute dächten und handelten wie Sie, Herr General, da würde es uns Spaniern leicht fallen, das englische Volk von der englischen Regierung zu trennen und nur letztere zu hassen, wie sie es wol von uns verdient; denn so lange Ihre Flagge auf dem hohen Felsen weht, den eine treulose, egoistische Politik erschlichen, so lange muß auch in der Brust eines jeden echten Spaniers der Haß gegen das stolze Albion glimmen, um bei der ersten günstigen Gelegenheit mächtig aufzuloderu."

„Ich begreife Ihre Gefühle, Marquis, und, was noch mehr ist, ich billige sie, weil ich sie natürlich finde. Wir in Ihrer Lage würden nicht anders denken. Aber das läßt sich nun einmal nicht ändern; jeder Staat thut, was er kann, um den ersten Platz zu erringen oder um sich auf demselben zu behaupten, und die Politik einer großen Nation kann leider nicht immer moralisch und sentimental sein. Als Engländer muß ich so sprechen. Als Mensch frage ich Sie: Was soll ich für das junge Mädchen thun?"

„Ihr und mir einen Paß nach Vittoria geben, Herr General! Ich will sie zu meiner Mutter führen, um zu sehen, ob unsere Theilnahme, das Gebet und die Zeit nach und nach

Himmels, ſind Sie denn der Patkul, der angebetete Held meines Volkes? O, daß mein Auge in dieſem Anblick ſchwelgen, mein Mund einen langen Zug aus dem Taumelkelch dieſes Grußes ſchlürfen dürfte! (ihm vertraulich zuraunend) Wir ſind nicht läſſig geweſen, wir ſcheinen nur die Knechte des Tyrannen. Schlägt die Stunde der Freiheit, ein Wink und mitten im Schweden-Heer ſchütteln die Liefländiſchen Regimenter die entehrenden Ketten ab. (Ergreift ſtürmiſch Patkuls Hand und drückt ſie an ſein Herz.) O Held! Nun ich Dich von Auge zu Auge geſehen, weiß ich, wie es einſt den Propheten war, wenn die Hand Gottes ſich flammend auf ihre Scheitel legte. (Ab.)

Sechste Scene.

Patkul. Die Oberſten Petrow, Muraview und Glinka. Sonſt Niemand im Zimmer. Später andere ruſſiſche Offiziere. Zuletzt Anna und drei Masken.

Patkul

(ſteht eine Weile, ſtumm wie angedonnert und überlegt, dann wendet er ſich um und ſieht die inzwiſchen geſtrannt eingetretenen Oberſten).

Wo ſind die übrigen Herren vom Generalſtab?

in ihrer Seele das Andenken an ihr namenloses Unglück verwischen."

„In einer halben Stunde werde ich Ihnen die gewünschten Documente zuschicken. Leben Sie wohl, Marquis! Der Himmel unterstütze Sie in Ihrem Barmherzigkeitswerke und lasse alle Ihre Wünsche in Erfüllung gehen!"

„Selbst in Bezug auf Gibraltar, Herr General?"

„In Bezug auf Ihr eigenes Lebensglück!" antwortete Evans lächelnd.

IX.

Sechs Jahre sind verflossen.

Im schattigen Garten des prächtigen Schlosses von Gebedo sitzen in einer dunkeln Laube Maria und der Marquis vereinander, beide in tiefer Trauer.

Die Mutter des letztern, welche der armen Waisin, der Retterin ihres einzigen Kindes, mütterliche Freundin geworden war, ist vor wenigen Monaten gestorben.

Maria, immer traurig und in sich gekehrt, vergaß beim Anblick der Leiden der frommen Marquisin ihren eigenen Kummer und widmete sich der Pflege der geliebten Frau mit der opferfreudigen Geduld einer zärtlichen Tochter. Nun ist die Edle hinübergegangen und Maria ist noch ernster, noch trauriger als vorher geworden.

Schweigend sitzt sie, den Kopf tief gebeugt auf ihre Arbeit. Mechanisch geht ihre Nadel hin und her in unregelmäßigen Stichen; denn die Laube ist dunkel und die Augen der Näherin sind von Thränen getrübt.

Blaß und abgemagert lehnt sich ihr gegenüber der liebeskranke Gebedo an einen Baumstamm und betrachtet mit sehnsuchtsvollem Blick das angebetete, das geliebte Mädchen. Von seinem Edelmuth getrieben, hat er während der ersten Zeit ihres Beisammenseins, Maria gegenüber, pünktlich und treu die in San-Sebastian angenommene Rolle eines Bruders durchgespielt; kein Wort von Liebe kam über seine Lippen. Dieses sucht svolle Schweigen verhinderte aber nicht, daß die glühende Leidenschaft des jungen Mannes immer tiefere Wurzeln in seinem Herzen schlug, und als ein volles Jahr vergangen war, da hatte er die Heißgeliebte knieend beschworen, die Seinige werden zu wollen.

„Herr Marquis" — so hatte Maria geantwortet —, „halten Sie mich für so undankbar, für so selbstsüchtig, daß ich je einen solchen Vorschlag annehmen könnte? Ich darf und will nicht heucheln! Mein Bräutigam lebt nicht mehr und es ist nicht das Andenken an ihn, was mich dazu zwingt, Ihnen ein entschiedenes Nein zu sagen. Wenn Sie aber in Ihrer unseligen Blindheit vergessen können oder vergessen wollen, so werde ich Ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen und Sie an San-Sebastian erinnern! Die entehrte, die geschändete Maria kann nie und nimmermehr die Marquisin von Gebedo werden!"

Ungeachtet dieser entschlossenen Antwort hat der junge Mann noch einigemal es versucht, das Herz der Geliebten zu erweichen. Zärtlich ist die Mutter dem unglücklichen Sohne zu Hülfe gekommen und hat Maria mit Bitten und Beschwörungen bestürmt — alles vergebens. Sie blieb starr und fest bei ihrer Ansicht, daß sie der ihr zugedachten Ehre unwürdig sei. Und Gebedo's Wangen entfärbten sich allmählich und er fing an, an der Wunde in seiner Brust zu leiden, weil er furchtbar an der Wunde in seinem Herzen litt. Die Marquisin sah den Kummer ihres Sohnes und erkrankte und starb. Maria's liebevolle Pflege vermochte es nicht, die betrübte Mutter zu retten; ein einziges Wort aus ihrem Munde hätte vielleicht noch dieses Wunder bewirkt. Aber die stolze Waisin sprach nicht dieses Wort und eine leise Stimme in ihrer Brust ruft ihr seitdem zuweilen zu: „Mörderin!"

Zum ersten mal seit langer, langer Zeit sitzt sie heute wieder mit Gebedo allein in der traulichen Laube; sie näht und schweigt, aber ihr Gewissen schweigt nicht und flüstert ihr die Silben ins Ohr. Deshalb ihre Thränen.

„Maria, wie geht es Ihnen?"

„Gut, Marquis! Und Ihnen?"

„Schlecht, sehr schlecht, und nur durch Ihre Schuld!"

„Nicht wahr, Marquis, Sie glauben es auch?"

„Was, Maria?"

„Daß ich Ihre Mutter getödtet habe?"

„Gott hat sie zu sich gerufen! Sie müssen nicht so hartnäckig, nicht so trotzig sein, Maria, und Ihre traurigen, selbstquälerischen Gedanken aufgeben, wenn man sie mit Vernunftgründen siegreich bekämpft —"

„Ich will mir Mühe geben, mein Freund; aber ich höre immerwährend eine Stimme in meinem Herzen, die mich des Mordes anklagt —"

„So werden Sie die Meinige, Maria, und diese Stimme wird schweigen und eine andere sich

erheben, die Sie für das Opfer lohn, das Sie meiner Liebe bringen!"

„Sie braver, edler Mann!" ruft jetzt das aufgeregte Mädchen aus und läßt die Arbeit fallen und fängt an zu weinen und zu schluchzen: „Statt mich mit Vorwürfen zu überhäufen, sprechen Sie noch von einem Opfer, das ich Ihnen bringen würde, wenn ich Ihre Hand annähme! Aber sehen Sie denn nicht, Don Manuel, daß ich vor lauter Dankbarkeit unerträglich bin?"

„Etwas Undank wäre mir lieber, Maria, lieber als diese Dankbarkeit, die mich tödtet!"

„Nicht wahr, Sie auch?" spricht das arme Mädchen, plötzlich aufspringend und mit einer Gemüthsbewegung, die dem Wahnsinn ähnelt. „Erst den Chapelgorri in der Aerreria, dann den Engländer, nachher Ihre Mutter, jetzt Sie und zuletzt mich selber! Ein fünffacher Mord — Ich Unselige — —!"

Nach wenigen Minuten fängt sie an zu zittern und reichliche Thränen erleichtern ihren furchtbaren Seelenschmerz.

Gebedo hat ihre Hände erfaßt und sie zu sich gezogen. „Maria", sagt er mit zärtlicher Stimme, „quäle dich nicht so! Du redest davon, mich zu tödten, während ein einziges Wort von dir mir Leben und Glück geben könnte! Sei mein! Wenn du mich nicht lieben kannst, nicht lieben willst, so erlaube wenigstens, daß ich dich liebe!"

„Ich will es thun! Ich will nicht den letzten Mord begehen! Ich will alles, was Sie wollen, Don Manuel! Aber Maranjon will ich nicht werden! Das kann ich nicht! Das werde ich nicht! Das dürfen Sie nicht von mir verlangen, denn ich darf und werde es nicht gewähren!"

„Aber, Maria . . ."

„Kein aber, Don Manuel! Ich will es so! Sie wollen, daß ich Ihre Liebe dulde — lieben Sie mich! — Sie wollen, daß ich die Ihrige werde — hier bin ich, nehmen Sie mich! Alles Uebrige kann Ihnen gleichgültig sein!"

X.

Ein Jahr nach dieser Scene finden wir den Maranjo und Maria wieder, auf dem Balcon über dem Schloßthor nebeneinander sitzend.

Ein liebliches Kind ruht in den Armen der Letzten, welche liebevoll, heiter und versöhnt auf den schlafenden Engel niederblickt. Gebedo betrachtet in stummem Entzücken die reizende Gruppe. Freudenthränen rieseln über seine Wangen herab. Er sieht nicht mehr blaß und abgemagert aus; frischer Lebensmuth strahlt aus seinen feurigen Augen. Langsam steht er jetzt auf, kniet vor Maria nieder und küßt leise und vorsichtig das Kind seiner Liebe auf die Stirn; dann schaut er in die Höhe und richtet einen frohlockenden Blick auf die Mutter.

„Ja, Manuel", flüstert sie halb erröthend, „wann du willst! Für diesen Engel hier thue ich alles!"

Sie spricht nicht mehr davon, daß sie nie und nimmer Gebedo's Gattin werden wird; die Mutterliebe hat ihr stolzes Herz umgewandelt.

„Morgen, Maria?" schmeichelt der Maranjo.

Sie blickt liebevoll auf ihr Kind und nickt dem Vater freundlich bejahend zu.

Am folgenden Morgen sitzt sie an der Wiege des Knaben und zieht ihn unter freudigen Thränen an; in einer Stunde soll der Priester ihren Bund mit dem Maranjo vor dem Altar segnen und die Geburt des geliebten Sohnes legitimiren.

Dieser ist endlich mit Mühe und Noth in das kaum weite Kleidchen gezwängt worden; seine großen, dunkelblauen Augen blicken treuherzig aus den alten gelblichen Spitzen hervor; seine Mutter wirft sich in ein Festkleid und wirft den wallenden Schleier über, nimmt das Kind auf den Arm und tritt hinaus zum ungeduldig wartenden Gebedo — Da rasseln Trommeln in der Ferne und nähern sich, mit Hörnerklang abwechselnd, dem Schlosse.

Verwundert blicken Maria und der Maranjo auf den Balcon. Einige Bataillone marschiren heran; an ihrer Spitze reitet ein finster aussehender Mann in der kleinen Generalsuniform. Er blickt empor und lächelt dämonisch. Schaudernd haben die beiden Liebenden den blutdürstigen Martin Zurbano in ihm erkannt.

Ja, Martin Zurbano ist es, der als General Zurbano mit seinen Truppen einzieht; aber er kommt als Flüchtling! Vielleicht fehlt es ihm an Zeit, um irgendeine seiner gewohnten Grausamkeiten zu begehen.

Doch vor wem flieht er?

Espartero, nach Beendigung des Bürgerkriegs Regent geworden, glaubte bald darauf die Königin Christina des Landes verweisen zu müssen. Ihre Anhänger, die Moderados, versuchten im vorigen Jahre schon einen Aufstand in ihrem Interesse, der durch die Progressistas, namentlich durch Zurbano, im Blut erstickt wurde. Jetzt haben die geächteten Verbannten besser ihre Maßregeln ergriffen; Narvaez hat den Herzog de la Victoria bei Arbez geschlagen, die Königin

Mutter ist im Triumph nach Madrid zurückgekehrt; nur Zurbano hält noch für den Regenten das Feld. Aber die feindlichen Colonnen verfolgen ihn von allen Seiten: seine eigenen Offiziere und Soldaten verlassen haufenweise seinen sinkenden Stern. Mit den wenigen Compagnien, die ihm bisjetzt noch treu geblieben, marschirt er nun auf dem Markt auf. Die ermüdeten Truppen sollen ein wenig ausruhen und ihren Hunger stillen, entweder um gleich weiter zu fliehen, wenn die Flucht überhaupt noch möglich ist oder um den letzten verzweifelten Kampf um Sieg oder Tod zu kämpfen.

Zehn Minuten sind noch nicht seit ihrer Ankunft vergangen, da tritt ein Adjutant in Gebedo's Zimmer und befiehlt ihm im Namen des Generals ihm zu folgen. Der Marquis gehorcht; zitternd und weinend bleibt Maria zurück bei ihrem Kinde.

Der Gefangene wird auf den Marktplatz geführt. Die Soldaten haben sich mit ihren Flinten in der Hand auf das Pflaster geworfen und versuchen es, zu schlafen, um ihren Hunger und ihre schreckliche Lage zu vergessen; die erschrockenen Einwohner eilen mit Brotlaiben, Weinschläuchen und Gemüsesäcken herbei; im Portikus der Kirche sitzt Martin Varea auf der obersten steinernen Stufe und folgt mit neugierigen, freudigen Augen den Bewegungen mehrerer Chapelgorris, die in seiner unmittelbaren Nähe ihre Vorbereitungen treffen, um zwei Kühe zu schlachten. Der Eigenthümer jammert und bittet um Schonung; Zurbano springt wüthend auf, zieht seinen Säbel und jagt den Unglücklichen mit flachen Hieben davon.

In diesem Augenblick nähert sich der Marquis.

„Sie kennen mich?" fragt der General barsch.

„Ich glaube", antwortet Gebedo verächtlich.

Jetzt erschallen Flintenschüsse von draußen her; zwei Ulanen kommen in Carrière herangeritten und melden, daß der Feind da sei.

Martin Varea winkt: der Stabstambour wirbelt das Signal zum Alarm.

Die Soldaten springen auf und treten unwillig und murrend in Reih und Glied ein; ihr Führer schwingt sich auf sein Roß und stellt sich an ihre Spitze.

Während des Aufsitzens flüstert er seinem Adjutanten einige Worte ins Ohr. Dieser nimmt einen Mann aus der ersten besten Compagnie heraus, tritt zu Gebedo heran, befiehlt ihm, niederzuknieen und läßt ihn erschießen. Dann folgt er im Trabe der jauchzenden Colonne nach.

Und leer ist der Markt geblieben; die Leiche des Marquis liegt neben den todten Kühen vor der Kirchentreppe.

Jetzt kommt eine wunderbar schöne blumenbekränzte junge Frau mit wehendem Schleier und mit einem Kinde auf dem Arme, athemlos herbeigeeilt. Es ist Maria. Sie sieht — sie thut einen Mark und Bein durchdringenden Schrei und fällt besinnungslos mit ihrem Knaben auf die blutgetränkte Erde nieder.

Unterdessen wüthet draußen die Schlacht.

Eine Colonne der Moderados stürmt, von der entgegengesetzten Seite herkommend, durch die menschenleere Stadt und greift den kämpfenden Zurbano im Rücken an.

Nach einer halben Stunde frohlicher Siegesmarsch.

Der Markt füllt sich wieder mit Truppen. Ein Offizier mit 20 Mann führt den gefangenen General auf den Portikus der Kirche. Ein Priester wird herbeigerufen. Zurbano wirft sich vor ihm nieder und beichtet seine Sünden. Dann steht er auf, steigt ruhig und fest die Stufen des Tempels hinab und kniet dicht neben Gebedo's Leiche.

„Feuer!"

Der blutdürstige Tiger hat aufgehört zu leben.

XI.

Und wiederum sind sechs Jahre verflossen.

Die französische Februarrevolution hat Europas Throne zum Wanken gebracht.

Die Carlisten, welche ihrem König in die Verbannung folgten, erkennen endlich die Regierung der Königin an und kehren nach Spanien zurück, um das dort ebenfalls bedrohte monarchische Princip vertheidigen zu helfen. Isabel Segunda ist zwar in ihren Augen nicht rechtmäßige Beherrscherin der Krone von Castilien, aber diese Krone, wenn auch usurpirt, erscheint ihnen doch besser als die phrygische Mütze. Und sie unterwerfen sich aus Vaterlandsliebe und schwören mit blutendem Herzen Gehorsam und Treue der Fürstin, die sie sechs Jahre lang bekämpft. Freundlich, fast mütterlich empfängt die Tochter Ferdinand's ihre hartnäckigen Feinde, die nun ihre unverlässigsten Freunde werden sollen, denn sie sind gebunden durch die Güte der Monarchin und durch den eigenen Schwur.

Einer von diesen Heimkehrenden verläßt

die Herrntraube und schreitet ruhig in westlicher Richtung ins Gebirge, der schroffen Peña de Ana zu. Er ist ein Mann in mittleren Jahren; seine Bewegungen sind kräftig und energisch, sein Blick ist kühn und gebieterisch. Er scheint die Gegend ganz genau zu kennen; ohne sich zu besinnen, ohne sich umzusehen, verfolgt er rastlos den steilen, ungebahnten Pfad.

Jetzt erreicht er die mittlere Spitze des Felsenkegels.

Oben steht ein roher Altar. Zwischen den Steinen, die den unförmlichen Hügel bilden, steckt ein moosbewachsener Stab, an dessen oberem Ende ein schmaler Streifen vermoderten Stoffes mit verrosteten Nadeln angeheftet ist.

Der Mann kniet nieder und nimmt seine Mütze ab; eine tiefe, dunkle Schwarte wird auf seiner entblößten Stirn sichtbar; sein Mund verzieht sich schmerzlich; helle Thränen rollen über seine wettergebräunten Wangen nieder.

Nach einem kurzen Gebet steht er auf und ergreift einen Stein des Altars nach dem andern und schleudert sie alle in die unermeßliche Tiefe hinab.

„So!" ruft er befriedigt aus, „jetzt ist jedes Andenken an den schönen Traum meiner Jugend verwischt!"

Und er verläßt den Gipfel der Peña de Ana und lenkt seine Schritte nach der uns bekannten Eisenhütte zu.

Dreizehn lange Jahre haben das Werk der Zerstörung mit einem grünen freundlichen Mantel verhüllt. Malerisch blicken die Steine der Ruinen durch dichtes Gebüsch und zierliche Schlingpflanzen hervor; der Wasserfall braust immer noch melancholisch und eintönig vom hohen Wehr in den schwarzen Abgrund hinunter, aber das morschgewordene Mühlrad ist zusammengebrochen und sein unheimliches, nutzloses Drehen hat aufgehört; ein üppiger, weicher Grasteppich bedeckt den verlassenen Hof; der Kastanienbaum blüht und duftet wie ehemals; in seinen Zweigen zwitschern die Vögel des Himmels, an seinem Stamme hängt noch das verwitterte Madonnenbild und in seinem kühlen Schatten winken die drei hinzugen Rasenhügel Ruhe und Frieden dem traurig bewegten Wanderer zu.

Aber was ist das? — Ein betretener Weg führt vom Baume nach der Hütte, die dort in einer Ecke des Platzes sich wankend an die verkümmerte Mauer lehnt —

Der Mann mit der Schwarte folgt dem unerklärlichen Pfad. Kein Zweifel! Die Hütte ist bewohnt! Eine helle Stimme schallt aus derselben hervor und singt ein unharmonisches Lied:

Er bleibt stehen und lauscht.

Der erste war mein erster Mann!
Der zweite hat ein steifes Bein!
Der dritte hat durch meinen Teich!
Der vierte stand an meinem Sarg!
Der fünfte schob Zardune fort!
Der sechste lebt und ist mein Herr!
Gott mag für ihn ein Stückchen Brot!
Ho! Ho! Ho!

Er nähert sich schaudernd und von schrecklichen Ahnungen ergriffen.

Die Thür ist offen.

Wie er hineinblicken will, tritt eine wildaussehende, in Lumpen gekleidete Frau ins Freie. Ihr schwarzes, ungekämmtes Haar flattert im Winde. Ihre mageren Arme halten einen blassen sechsjährigen Knaben fest umfaßt, den sie mit fanatischer Zärtlichkeit an die Brust preßt, indem sie die letzten Verse lachend wiederholt.

Das Kind bemerkt den unbekannten Mann und schreit ängstlich, sodaß die Mutter ärgerlich hinblickt. Sie will schon mit ausgestreckten Händen auf den lästigen Besucher aufspringen, um ihn zu züchtigen, da bleibt sie plötzlich stehen und sieht ihn mit großen Augen an.

„Maria!" stöhnt der Fremde schmerzlich.

Bei diesem Worte fängt das unglückliche Geschöpf an zu zittern.

„Manuel!" kreischt sie in herzzerreißendem Ton, schleudert ihr Kind weit von sich und fällt in Ohnmacht — —

•

Vier Tage später sehen wir zwei Männer unter dem Kastanienbaume der Ferreria ein viertes Grab graben.

Die arme Maria soll in demselben neben ihren Aeltern und ihrem Bruder ausruhen. Die gewaltsame Erschütterung ihres Nervensystems beim Anblick ihres totgeglaubten ersten Geliebten hat sie plötzlich von ihrem sechsjährigen Wahnsinne befreit und in den Stand gesetzt, ihre unfreiwillige Untreue, das scheinbare Vergessen ihres feierlichen Gelübdes auf der Peña de Ana zu erklären.

Manuel hat ihr verziehen, aber ihr stolzes, schwergeprüftes Herz ist endlich gebrochen. Ruhig und sanft, beinahe heiter entschlief sie gestern in den Armen ihres wiedergefundenen Bräutigams und jetzt soll sie begraben werden — —

Ein Jahr darauf, Tag für Tag, ist regelmäßig jeden in den Ruinen

Eine neuerbaute kleine Kapelle steht vor den vier Kastanienbäumen unter dem Kastanienbaume; viele Männer, Frauen und Kinder knieen in Sonntagstracht vor dem Heiligthum.

Im Innern desselben liest ein ernst, aber mild aussehender Priester die heilige Messe; ein hübscher Chorknabe hilft ihm dabei.

Der Priester ist Manuel. Sein Gehülfe ist Manuel, der Sohn des Marquis von Gebebe und der armen Maria.

Die Soldaten der Großen Armee.

Von Alexander Jung.

II.

Wieder waren einige Jahre vergangen. Wir Knaben waren nahe daran, zu Jünglingen heranzureifen. Wir ahnten es damals noch nicht, daß der eigentliche Glanz des Napoleonischen Zeitalters, diese unbeschreibliche Stattlichkeit der Großen Armee uns erst jetzt zur Anschauung kommen sollte. Rußland war von seiten Napoleon's der Krieg erklärt worden. Wieder mußten unsere Väter fort, diesmal sogar für den Kaiser der Franzosen fechten. Sie hatten es nie für möglich gehalten. Sie folgten mit Ingrimm. Auch unser kindliches Nationalgefühl sträubte sich gegen jene Zumuthung über alle maßen.

Während der letzten Jahre war auch unser geistiges Leben vorgeschritten. Was wir jetzt leben sollten, war beispiellos. Es entfaltete sich vor unsern Augen, täglich, stündlich ein Reichthum der Welt und ihrer Streitkräfte, ein Glanz der Uniformen und Waffen, wie dergleichen die Geschichte kaum aufzuweisen gehabt hat. Die ersten Eindrücke früherer Art, welche ich oben geschildert habe, waren nur ein schwaches Vorspiel gewesen, waren, rasch wie die Jugend lebt, schnell wieder in uns verkümmert und sollten nach einem tiefbegründeten, psychologischen Gesetz erst in einer spätern Periode aufs neue in uns hervortreten. Was sich uns im nächsten darstellte, wurde von uns um so schärfer gefaßt, um so gedankenvoller begleitet, als es durch einen Contrast vermittelt wurde. Wir schauten nämlich die Welt, die an uns vorüberging, aus einer der geistlichen Sphäre, die fast etwas Klösterliches hatte. Ich meine jenes vormalige Jesuitencollegium, dessen letzte Väter wir noch schattenhaft in die Gruft hatten hinunterwanken sehen. Wir wissen, es war in ein Gymnasium verwandelt worden. Zum Theil von dieser Baulichkeit, zum Theil vom väterlichen Hause aus sollten wir das wunderbar imposante, weltliche Phänomen des Hinzugs der Napoleonischen Armee nach Rußland gewahr werden wie auch den Rückzug.

Hatten wir aus der Geschichte mit nicht geringem Staunen vernommen, daß der Zug der Soldaten des Kerres sieben Tage und sieben Nächte gebraucht hatte, um über die Brücke des Hellespont zu gelangen, so sahen wir den Zug Napoleon's fast in so vielen Wochen Tag und Nacht an uns vorbeigehen.

Es war ein polnisches Ulanenregiment, welches den Vortrab weit voraus bildete, bis erst nach einigen Wochen die Tete des Heeres, ein französisches Linienregiment, ankam, dem dann die eigentliche Armee in ihrer Unermeßlichkeit folgte. Hier gab es gleich anfangs viel zu beobachten, zu vergleichen.

Es ist wol kein Volk auf Erden, welches sich so schnell zu französiren vermag wie die Polen, was in einer gewissen Verwandtschaft der Bravour, der Tapferkeit, der Gewandtheit seinen Grund haben mag, wahrscheinlich auch auf einer gewissen Unsicherheit polnischer Nationalität beruht. Dies hat mich bisweilen über das unausstehliche Auslandern der Deutschen beruhigt, welche sich freilich sogar zu englisiren, zu russificiren, zu amerikanisiren belieben, indessen doch mit dem Kerne germanischer Universalität, während jene Untugend bei den Polen oft mehr lustig und äußerlich ist. Auch die polnische Reiterei, die wir jetzt sahen, hatte durchaus französische Tournure, französischen Zuschnitt, französische Prahlerei und Charlatanerie an sich, somit eine reisige, vortreffliche Truppe.

An dem darauf einmarschirenden französischen Infanterieregiment — es war das zweiunddreißigste — glaubten wir sogleich zu bemerken, daß eine große Veränderung mit der französischen Soldateska seit den Jahren 1806 und 1807 vorgegangen sei. Die Franzosen verändern sich in ihrem äußern Erscheinen, in der Art sich zu organisiren, unglaublich schnell und mit der glücklichsten Anpassung an die Umstände. Jene Truppen des Jahres 1807 waren noch stark vermildert. Sie hatten bei aller Disciplin, in Masse gesehen, etwas Barbareskes, Banditenartiges, besonders im Fußvolk. Sie trugen noch ganz den Ausdruck der ersten Revolution, des ersten chaotischen Werdens des Weltreichs, aber überall mit einer gewissen Idealität, mit militärischem Geschmack, mit Enthusiasmus sich herausstellend.

Jetzt kamen sie uns um vieles civilisirter vor. Es war eine gewisse Uebereinstimmung bei aller Mannichfaltigkeit herrschend geworden. Die fortgehenden Infanterieregimenter bewiesen dasselbe. An die Stelle des breiten, räuberhaften, dreieckigen Hutes war der solidere Tschako getreten. An die Stelle der schwarzen, grünen, rothen, weißen, braunen, grauen Pantalons, in einem Gliede, die durchweg graumeirte Hose nebst Gamaschen von demselben Zeuge. Nur hier und da bemerkte man noch Regimenter, welche einen um so malerischeren Contrast in jener strengeren Civilisation und Uniform gewährten. Sie sahen oft aus wie Räuber in den Abruzzen. Sie waren allgemein gefürchtet. Man nannte sie die Fetzengarde. Sie hatten etwas Unwirsches, Verwegenes, Tollkühnes in ihrem Erscheinen. Auch machten sie in der That nicht viel Federlesens. Sie hatten noch den dreieckigen Hut, auf dem hoch oben der Tschako hinausnickte, den der Soldat zum Essen brauchte. Die Gewehre trugen sie auf dem Marsch oft umgekehrt auf der Schulter, die Kolben nach oben gelegt. Erlaubten sie sich jetzt auch nicht mehr, wie sie früher gethan, zwar mit vielem Schliff und Artigkeit der Ausführung, die tollsten Willkürlichkeiten, indem sie etwa den vornehmsten Herrn auf offener Straße mit einem höflichen „Prenez place, monsieur" auf die Stufe einer Treppe nöthigten, ihn von den Stiefeln befreiten, um sie sich selbst anzuziehen und jenen auf Strümpfen nach Hause watscheln zu lassen, so kamen doch auch jetzt in Freundes Lande Unbilden genug vor. Sogar die Soldaten der Linie entblößten bisweilen die Säbel auf öffentlicher Straße, um, [illegible] gesicht der Bürger, Hühner zu tödten und zur Küche mitzunehmen.

Schon jenes zweiunddreißigste Linienregiment brachte uns die ganze Stattlichkeit der Napoleonischen Militärbekleidung vor Augen. Die französische Uniform unter Napoleon beschäftigte endlich die Phantasie. Es war eine unerschöpfliche Mannichfaltigkeit der geschmackvollsten Variationen. Die Linie trug, mit unzähligen Abweichungen der verschiedenen Regimenter, einen derlich geschnittenen, langgeschößten, blauen Leibrock, dessen rother, vorn zugehakter, kleiner Kragen, aus dem ein weißes Bäschen sauber hervorguckte, sich anmuthig abhob über den weißen Revers. Die Schöße hatten einen weißen Umschlag, auf dem unten ein rothes N. mit einer Krone oder auch aufflammende Granaten, aus gelber Wolle oder Gold, sichtbar waren, während rothe Epauletten (bei den Voltigeuren grüne) auf den Schultern prangten, und rothe Schnure (bei den Jägern weiße) die Taschen gar niedlich umsäumten. Jedem Knopfe der Uniform nicht blos, sondern sogar jeder Weite war die Zahl des Regiments sorgsam aufgeprägt. Wir sahen bei einem Linienregimente die Zahl 28 und vermutheten absichtliche Uebertreibung. Die Offiziere der Linie waren höchst einfach gekleidet, während die Generalität von geschmackvollster Goldstickerei strotzte und Napoleon oft wieder ganz simpel erschien. Eine fast berechnete und doch sinnige Ab- und Zunahme der Steigerung. Der höchste Genius bedarf keines Glanzes. Auch der französische Offizier bis zum General hin trug einen einfach blauen Leibrock, nur vorn eine Reihe silber Knopfe, mit der Nummer des Regiments und goldenen Granaten an dem hinteren Theile der Uniform, außerdem zeichneten ihn goldene Epauletten aus. Ueber die Uniform hatte er gewöhnlich einen Civilrock gelegt, wie Napoleon selbst einen solchen Ueberrock zu tragen pflegte, als wollte man die Bourgeoisie überall als die Hauptgrundlage des Staats und sogar des Militärs noch mit zu erkennen geben. An der Seite führte der Infanterieoffizier einen allerliebst gearbeiteten, buchanschließenden Pekidegen, oben am Griffe mit einer emailartigen Masse muslivisch ausgelegt. Die französischen Offiziere hatten ein sehr gewähltes Betragen, immer aber im ungenirtesten Tone der guten Gesellschaft. Offiziere wie Gemeine verbanden, selbst im Dienste, kriegerische Haltung mit einem gewissen Abandon des freien Menschen auf die glücklichste Weise.

Nun begann der Vorüberzug des eigentlichen Kerns der Armee. Wer schildert diese Unermeßlichkeit, diese Abwechslung, diesen Prunk, diese Blüthe der Truppen zu Fuß und zu Pferde, deren Vorbeimarsch, wie gesagt, Tag und Nacht währte! Und doch ging noch ein anderer Theil über Warschau.

Das ganze Geheimniß der Napoleonischen Militärverfassung und Kriegskunst bestand vielleicht eben in jener Vereinigung von strenger Disciplin und freier Haltung sogar in Reihe und Glied, von Ruhe und Bewegung, von Parade ohne Dressur und einem gewissen Alanfiren, von Fug, Enthusiasmus und Ernst, ohne überall streng gegebene Ordonnanzen. Die Grosse Armee zog nach Rußland mit einer Heiterkeit, Arbeitslust, als ginge es zu einem großen Banket, wel-

des der Kaiser seinen Soldaten in Moskau und Petersburg geben wolle. Man begriff nicht, wie es diesen Truppen wol möglich geworden sei, nach einer Kriegführung viele Jahre hindurch, nach den Beschwerden eines so langen Marsches so zu erscheinen, wie sie erschienen, geputzt vom Kopfe bis zum Fuße, mit vollendeter Toilette, völlig guter Dinge, als schritten sie zum Tanze. Es war ein römischer Triumphzug, den dieses unendliche Heer schon vor dem Siege darstellte. Hieraus ging denn auch freilich die Nemesis hervor. Goethe bemerkt sehr wahr, man solle eigentlich nur das feiern, was bereits glücklich zu Ende geführt worden sei.

Lassen wir eins dieser zahlreichen Infanterieregimenter einmal speciell an uns vorüberdefiliren. Es ist ein Linienregiment. Voran eine Abtheilung Sappeure, geführt von einem stattlichen Korporaen, dessen Bart ihm bis auf den Mittelkörper hinabreicht. Man sieht diesem Manne an, daß er lange schon gedient hat. Hinter Veteranen auch die andern, wie die rothen Winkelzeichen auf ihren Armen beweisen. Blankgeschliffene Aexte ruhen auf ihren Schultern; sie schreiten so selbstgewiß, daß wir überzeugt sind, sie bringen durch jeden Verhau: jeder von ihnen trägt ein Schurzfell. Es kommt der Tambourmajor, der der Musikbande unerhört weit vorausgeht. Er hat die linke Hand noch in die Seite gestemmt; er trägt einen Tressenhut und wirft den langen Commandostab, während des Gehens, von Zeit zu Zeit kühn in die Luft, bis zu einer Höhe, daß man für das Auffangen besorgt ist. Nie aber verfehlt er. Nun folgt eine kleine Compagnie von Tambours, neuen slavischen Trommelschlägern der Weltgeschichte, die ihr Instrument mit einer Virtuosität behandeln, daß man erstaunt, was selbst aus einem Kalbfell für militärische Gedanken hervorgelockt werden können. Drei Glieder dieser Tambours haben den Wirbel und immer nur den Wirbel zu schlagen, aber den feinsten, den je ein Ohr vernommen hat, die andern Rotten verfolgen das Signal. Jener Wirbel ist gleichsam der schattenvolle Hintergrund, dieses dagegen der lichte Vordergrund in der Kunst des Tambours. Die Trommel ist das eigentlich militärische Instrument. Daher sind die Franzosen auch Meister derselben. Wie oft gingen wir Knaben und Jünglinge voller Lust mit diesen Trommelmasken eine Strecke mit und hatten durch die Gewalt solcher Töne das angenehme Gefühl der Schwingung aller Nerven, es bebte uns das Herz im eigentlichsten Sinne im Leibe, und wir begriffen jetzt, wie dergleichen Trommelschlag den Soldaten über alle Mauern ausgelassen zur Schlacht zu stimmen vermag. Uns selbst schienen alle Ideale erreichbar zu sein, wir selbst betrachteten uns als Welteroberer! — Nun leuchtete aber das darauffolgende Janitscharendetachement erst recht ein Höchstes in Auffassung wildester Kriegslust. Es drei Mohammedsfahnen an der Spitze eines und desselben Regiments, die eine im Centrum, die andern an den beiden Flügeln. Die Roßschweife wehten, daß es eine Pracht war. Die Glocken und die Glöckchen läuteten, die Tambourins schellten und pauken wie moslemische Tamtams. Mohren, rothweiße Turbane auf dem Kopfe, schlugen die Becken, Spanier, auch bedeutend sonnenverbrannt, die Triangel; ein Pfeifenheer kämpfte mit der Trompeten- und Clarinettenmacht, die Fagotten und Hoboen stürmten darein, die große Trommel und ihre Trabanten donnerten und gaben den Ausschlag des musikalischen Völkerzuges zum Ruhme der großen Nation. Es war eine Musik so toll und wir Hörer sahen schon die Marschirenden nicht blos in Moskau, nein, wir sahen sie schon in Konstantinopel einrücken. Die Halbmonde der ungeheuern Moscheenkuppeln erblichen vor den drei Monden dieser französischen Mohammedsfahnen. Es folgte, und zwar wieder in beträchtlicher Entfernung, zu Pferde die zahlreiche Suite des Generals, in deren glänzender Mitte sich der General selbst in höchster Einfachheit des Anzugs bewegte. Auch er trug einen dunkelblauen Civilüberrock. Nur ein besonders reichgestickter Dreimaster mit rothen Plümen zeichnete ihn aus. Endlich nahert sich uns das Regiment in Masse. Die Grenadiercompagnien, mit rothen Federbüschen auf ihren hohen Bärenmützen, ein weißes Kreuz oben auf rothem Grunde, eröffnen den Zug, die Abtheilungen der Musketiere schließen sich an, zuletzt kommen die Voltigeurs, deren leichte Hermunft uns zu Jagd, zu leichten Plänkeleien und Abenteuern anreizt. Schon wieder aber trommelt es, schon wieder eine Janitscharenmusik, schon wieder eine Suite und die darauffolgenden Regimenter und so stundenlang fort, die unabsehbare Artillerie- und Cavaleriemassen anrücken.

Vergegenwärtigen wir uns ein solches Regiment, wie wir es bezeichnet haben, aber auch mehr in seiner Gesammtheit. Ganz dem entsprechend, wie in den Städten Frankreichs alle

öffentlichen Gebäude mit Flaggen geziert sind, marschirte auch ein Linienregiment in seiner prächtigen Oeffentlichkeit stets mit einer Menge von Flaggen, Fahnen und Fähnchen geziert und zwar Haupt- und Compagniefahnen, die letztern auf Gewehrläufen befestigt, während in der Mitte all der Massen, auf langer Stange über allem Pompe schwebend, der goldene Adler als die höchste Spitze dieser römischen Legion sich in seiner majestätischen Glorie hinaufhob und der Sonne des Firmaments entgegenflog. Jedoch auch in diesem Fest- und Glanzzuge eines französischen Regiments blieben die romantesken, so burlesken und in die Zeiten der Revolution hineinspielenden Derbheiten und Willkürlichkeiten mitten im Marschiren nicht aus. Wir blicken in diese dichten Rotten hinein und sehen auf den Schultern vieler Soldaten Eichhörnchen sitzen und, an langer Kette befestigt, doch Spielraum genug haben, in diesem von Gewehren starrenden Walde lustig emporzuspringen; sie hüpfen behende von Schulter zu Schulter, an die Gewehre hinauf bis nahe an die äußersten Spitzen der Bajonnete und behende flink wieder hinunter. Andere Soldaten tragen nun gar, mitten im Parademarsch durch die Stadt, eben auf den Bajonneten ihre Commisbrote und sogar ihre Kanonen von Kälbern, Lämmern und Schöpsen in großen, grellrothen Leichtücken, ebenfalls so aufgespießt. Und mitten in Reih' und Glied, in der lebhaftesten Conversation begriffen, marschirt als die wahre Zierde des Regiments, mit die junge Marketenderin, [illegible], wenn sie ihr grünes Fäßchen, an rothem Bandelier, vielleicht auch noch ihren Federhut abgelegt, sogleich die anmuthigste Ehrendame sein würde, um im Salon zu empfangen, so reizend sind ihre Bewegungen, so zierlich ist sie gekleidet. Nun hören wir es aber rasseln und immer näher heranrasseln und drohnen. Artillerie auf Artillerie folgt. Welch eine grandiose Truppe! Die Kanonen nicht blank, nicht geputzt wie die der Kasernen, sondern seit Decennien gebraucht, wahrhaft angeräuchert vom ewigen Pulverdampfe der Schlachten, eine Schwärze, die dem Metalle natürlich eingebrannt ist. Aber auch die Leute nicht anders wie jene russische Bedienung des Geschützes. Waren die russischen Artilleristen Instrumente ihrer Kanonen, Instrumente eines alles Leben vernichtenden, militärischen Gouvernements, so waren die französischen Artilleristen unter Napoleon freiarbeitende Dirigenten des Gefechtes, Dirigenten, hervorgegangen, wenigstens mittelbar, aus der Schule des Genie-Corps, unmittelbar aber aus der Schule der weltberühmten Schlachten. War doch der Genius ihres Kaisers selbst aus der Artillerieschule vollständig ausgebildet hervorgekommen. Kurz, die französischen Artilleristen gingen in freier Haltung hinter ihren Kanonen einher, im Stolze der Belagerung von Toulon, im Stolze von Marengo, von Austerlitz, von Jena. Merkwürdig trug die reitende Artillerie der großen Armee häufig Husarenuniform und zwar dunkelblau mit rothen Schnüren, als hätte man die fliegende Eile jener Truppe mit solcher Uniform der leichten Reiterei andeuten wollen.

Sehen wir uns den zunächst vorbeiziehenden Train näher an, so glauben wir nicht blos wie bisher eine Völkerwanderung des Militärs hier auf den Karren und Pferden zu erblicken, sondern eine der Nomaden. Tiefer runden- und hundenlang fortdauernde Wagenzug hat etwas Abenteuerliches, Asiatisches, Nomadenhaftes. Die Wagen werden gezogen von Ochsen, deren schwerfällig langsamer Tritt, unter hohem Deichselioche, der ganzen Karavane etwas Kabelhaftes ertheilt. Weither mitgeschleppte Bauern mit sehr kleinen Pferden, zum Vorspann benutzt, erhöhen das Nomadische. Nur die Trainknechte in hellblauen Jacken, mit numerirten, weißen Knöpfen und die Tschakos signalisiren wieder die große Armee.

So reiten tagelang Cavaleriedivisionen vorüber. Vor allem imponiren diese Kürassiere. Es ist eine wandernde Welt von lauter berittenen Metallkolossen. Das ist in der That schwere Cavalerie. Hohe, langgehaltte, derbe Pferde, mit breiten Rücken, große, starknochige, kämmige Menschen darauf, schwer gepanzert von Brust- und Rückenwehr, deren breite Flächen, mit Unterfütterung von rothem Tuch, in der Sonne weithin ein ganzes Feuermeer entzünden und wie Brennspiegel alles umher zu entflammen scheinen. Die mattpolirten Helme sind mit pechschwarzen Rosshaaren geziert, die hinten wildphantastisch in einen Busch auslaufen, der lang herunter hängt oder fliegt, den aber die Reiter oft auch um den Helm künstlich geflochten herumwinden, wie die Frauen ihre Zöpfe zu flechten lieben. Alles scheint an diesen Reitern sich und dieselbe zu sein, sogar die Stulpstiefel und Lederhosen. Nur Gesicht und Arm sind frei. Ihre Pallasche haben eine mörderliche Breite und Länge; es hat sich deren Schärfe und Wucht in den italienischen Feldzügen bis zum Entsetzen bewährt. Die Pracht

der Schadracken ist, wie bei allen französischen Cavalerieen, eminent. Auf allen prangt ein leuchtendes N. mit der Krone. Dieses N. ist der Name der Namen in der Großen Armee. Drückt man mit diesem Buchstaben somit den unbekannten Namen irgendwelches Individuums aus, so ist das N. in der Armee des Kaiserreichs der Ausdruck des populairen Mannes und Namens von allen. Der Boden zittert, hebt, wie viele Kuraszierer ihn stampfen, an die zwanzig Regimenter.

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

Reinhold Lenz.

Von den Dichtern jener Literaturperiode des 18. Jahrhunderts, die unter dem Namen „Sturm und Drangperiode" die Vorläuferin oder, besser gesagt, Anbahnerin der classischen Aera Goethe's und Schiller's war, indem sie die steifen, gekünstelten Traditionen der Gottsched'schen und Bodmer'schen Poetik verwarf und als einzig berechtigte Forderung der Dichtkunst die Naturwahrheit und das freie Ausströmen des schaffenden Individuums, des „Genies", gelten ließ, ist Reinhold Lenz nächst Goethe, der in seiner ersten Periode (mit Götz, Werther, Clavigo, Stella) ebenfalls in diese Strömung gehört, der begabteste und bedeutendste derselben und offenbar vom Publikum wie von den Literaturhistorikern in wenig nach seinem wahren Werthe geschätzt worden.

In neuerer und neuester Zeit sind ihm allerdings manche eingehendere Forschungen gewidmet worden; sie galten aber mehr seinen biographischen Lebensmomenten, die theilweise poetisch ausgeschmückt wurden, z. B. in einem hinterlassenen Fragment von Georg Büchner. Ja man machte ihn sogar zum Rivalen Goethe's in der Liebe zur Pfarrerstochter von Sesenheim, Friederike Brion. Aber Lenzens dichterische Erscheinung, wo allerdings seine Rivalität mit Goethe erwiesener ist, blieb fast ebenso wenig berücksichtigt wie vorher und ging über die Stellung nicht hinaus, die ihm Tieck in der eben nicht sehr sorgsam behandelten Sammlung der Lenz'schen Schriften (drei Bände, Berlin 1827—28) gegeben hatte. Professor F. A. Gruppe in Berlin hat es versucht, das literarhistorische Interesse auch für den Dichter Lenz wieder zu erwecken in „Reinhold Lenz. Leben und Werke. Mit Ergänzungen der Tieck'schen Ausgabe" (Berlin, Charisius, 1861).

Allen enthusiastisch durfte allerdings die Hingabe des Autors an sein Thema genannt werden; der Literarhistoriker und Kritiker wird fast zum parteiischen Advocaten. Alles in allem genommen jedoch kann man es kaum tadeln, wenn in einer gerechten Ausgleichung eines langvergessenen Unrechtes hier ein Zuviel dem Zuwenig sich gegenüberstellt. Controversen werden nicht ausbleiben und sind bereits von verschiedenen Seiten her, z. B. von W. von Maltzahn, angekündigt worden. Gewiß kann man Gruppe recht geben, wenn er nachweist, daß Klinger, der mit seinem Drama: „Sturm und Drang", jener Periode den Namen gab, nebst Heinrich Leopold Wagner, dem Dichter der „Kindesmörderin", Maler Müller und den übrigen Theilnehmern der Periode nur die Nachahmer von Goethe und Lenz waren. Beide waren es, die durch ihr dichterisches Wirken, jener mit seinem „Götz von Berlichingen", dieser mit seinem Schauspiel: „Der Hofmeister", das, ein Jahr nach jenem anonym erschienen (1774), anfänglich sogar für eine Schöpfung Goethe's gehalten wurde, die große Gährung in der deutschen Literatur anregten. Schauber sind die mannichfach eingehenden Erläuterungen der einzelnen Lenz'schen Werke, namentlich der Dramen und lyrischen Gedichte; nur dürfte der Verfasser mitunter zu weit gegangen sein in seinem unausgesetzten, manchmal sogar wunderlichen Eifer, Belege zu entdecken auf die von ihm behauptete unglückliche Leidenschaft des Dichters für eine glänzende aristokratische Schönheit, in der er ein entscheidendes Motiv für den Wahnsinn sieht, der den Dichter überkam.

Jakob Michael Reinhold Lenz wurde am 12. Januar 1750 zu Seßwegen in Livland geboren, wo sein Vater Pastor war, und kam mit diesem in seinem neunten Jahre nach Dorpat. Hier offenbarte er seinen Dichterberuf bereits im 16. Lebensjahre mit dem Gelegenheitsstück: „Der verwundete Bräutigam" (erst 1845 durch den Druck bekannt geworden), und im 19., nachdem er ein Jahr vorher zum Studium der Theologie die Universität Königsberg bezogen hatte, mit dem in Hexametern und in Klopstock'scher Manier geschriebenen Epos: „Die Landplagen" (gedruckt 1769). In seinem 21. Jahre (1771) ging er als Hofmeister zweier in französischen Militärdienst tretender junger kurländischer Edelleute nach Strasburg, wo er sich, einige zeitweilige Abstecher in Fort-Louis und Landau abgerechnet, bis zum Frühjahr 1776 aufhielt. Sein Studium des Plautus, von dem er mehrere Lustspiele bearbeitete, und Shakspeare's, dessen „Love's la-

bour's lost" er ins Deutsche übertrug; gab gleich im Anfang seines dortigen Aufenthalts Gelegenheit zum literarischen und freundschaftlichen Verkehr mit Goethe. Bevor letzterer noch im Herbst des nämlichen Jahres Strasburg verließ, hatte er Lenz in der Pfarrersfamilie Brion im benachbarten Sesenheim eingeführt.

Gruppe läßt sich angelegen sein, zu beweisen, daß Lenzens Liebe zu Friederike Brion, die sich während seiner wiederholten Besuche in Sesenheim, nach Goethe's Abreise, entwickelte, keineswegs, wie Stöber und andere angenommen, mit seinem später ausbrechenden Wahnsinn in Verbindung zu bringen ist. Diese Liebe sei im Grunde keine so unglückliche gewesen, sie sei unbezweifelt erwidert worden, hätte aber schon im folgenden Jahre (1772) ihren Abschluß erhalten, indem sich Friederike auf Veranlassung ihrer Aeltern, die anfangs zwar das Verhältniß mit dem „Candidaten der Theologie" begünstigt hätten, zurückgezogen habe. Friederikens Neigung sei dann wieder auf ihren ersten Gegenstand, Goethe, zurückgekehrt und Lenz hätte resignirend dieser Rückkehr sogar in mehreren Gedichten das Wort geredet — Goethen freilich, der damals schon für „Lili" (Elisabeth Schönemann) schwärmte, mehr zum Verdruß als zum Vergnügen, weshalb hat denn Goethe's spätere ungerechte Beschuldigungen gegen Lenz in Bezug auf Friederiken, wie wir sie aus „Wahrheit und Dichtung" kennen, am besten beurtheilen lassen — —

Im Gegentheil bedient Gruppe, im Anschluß an Doxer-Eglisau („Lenz und seine Schriften" Baden bei Zürich 1857), die meisten der Lenz'schen Liebeslieder einer Baronesse Adelaide von Waldner, einer Glöcklerin, deren Bekanntschaft der Dichter während seines straßburger Aufenthalts gemacht habe. Er lebt in ihr, die inzwischen als Hofdame der Herzogin Luise nach Weimar kam, den Hauptmagnet, der auch Lenz dahinzog, wie auch deren Lichtesruf durch seine Komödien: „Der Hofmeister", „Die Soldaten", „Der neue Menoza", durch seine Bearbeitungen Plautus'scher und Shakspeare'scher Komödien, seine die neuen dramatischen Principien entwickelnden „Anmerkungen übers Theater" sowie durch seine scharfe Satire gegen Wieland: „Menalk und Mopsus" (eine zweite: „Die Wolken", eins der mehreren verloren gegangenen Werke, hatte er noch unmittelbar vor dem Druck zurückgezogen) und durch die persönlichen Mittheilungen Goethe's damals hinlänglich in die weimarischen Literatur-kreise eingedrungen sein dürfte, um seine Reise dahin unter allen Umständen an und für sich motivirt erscheinen zu lassen. Aber schon auf der Reise von Strasburg nach Weimar erhielt Lenz die Nachricht, Fräulein von Waldner sei verlobt. Er schreibt sofort an Freund Lavater: „Lavater! Mitten auf meinem Wege bekomme ich den Todesstreich, das Fräulein von Waldner Braut ist mit einem Menschen, der sie nicht verdient, nicht zu schätzen weiß, ohne Nerven für schön und gut, blos eigennützig vielleicht unter der Maske der Liebe. Mein Schicksal ist nun bestimmt; ich bin dem Tode geweiht, will aber ruhmlich sterben, daß weder meine Freunde noch der Himmel darüber erröthen sollen. Aber sie — sie in den Armen eines andern und unglücklich zu wissen, das ist ein verdammter Gedanke" u. s. w. Jedenfalls erschien sein Gemüthszustand schon in Weimar, wo er Anfang April 1776 ankam, ein leidender und überspannter, der durch das kümmerliche Einsiedlerleben im benachbarten Berka, als dessen Frucht Gruppe das Schauspiel: „Die Freunde machen den Philosophen", das Opus „Petrarch" und das Romanfragment „Der Waldbruder" bezeichnet, nur noch genährt werden mußte. Im September schickt Goethe „die geflüchtete Seele" zur Kur von Stein auf Besuch nach Kochberg und nennt ihn in einem Briefe an Merck „ein krankes Kind". Ob und wie nun Lenzens plötzliche auf persönlichen Befehl des bis dahin gegen ihn sehr gnädigen Herzogs erfolgte Ausweisung aus Weimar (am 30. November 1776), bei der übrigens auch ein Vorfall des Dichters mitspielt, in Beziehung zu jener unglücklichen Leidenschaft für die „Braut eines andern" gestanden habe, darüber hat auch Gruppe nur allerlei Vermuthungen, bezeichnet diese Katastrophe aber unter allen Umständen — und gewiß mit Recht (da Lenzens Ehre, die ihm, wie er sich selbst brieflich gegen Herder ausdrückt, „lieber als tausend Leben ist", durch die Beschuldigung eines „ihm unbewußten Verbrechens" sich aufs tiefste verletzt fühlen mußte) — als ein weiteres und nächstes Motiv zu des Dichters Wahnsinn.

Dieser Wahnsinn brach jedoch nicht schon, wie manche annehmen, im folgenden Sommer aus, sondern erst zu Anfang des Jahres 1778. Nachdem Lenz von Weimar aus nach Emmendingen zu seinem Freund, dem Oberamtmann J. G. Schlosser, gereist war, dort nach Gruppe's Vermuthung das Dramolet: „Tantalus", das Drama:

Petrow (beſorgt).

Zerſtreut in den Zimmern, Herr General.

Patkul.

Treten Sie näher. Nehmen Sie jeden in aller Stille bei Seite und geben Sie die Ordre, daß wir heimlich, unbemerkt, hören Sie, unbemerkt, in einer Stunde dieſen Saal und die Stadt verlaſſen haben (die Oberſten erſtaunen).

Muraview

(geht ab und kommt ſpäter mit andern ruſſiſchen Offizieren zurück).

Patkul.

Nicht wahr, ein ſonderbares Verlobungsfeſt? Hören Sie weiter. Vor dem Thore an der Warte ſammeln wir uns und ſchnell dann in das Lager der Unſrigen.

Petrow.

Sind wir nicht ſicher!

Patkul.

Sicher? Ha, zergliedern wollen wir die Gefahr, wenn ſie überſtanden iſt. Noch in dieſer Nacht brechen unſere Truppen auf.

Petrow.

Rings ſind wir eingeſchloſſen.

Patkul.

Eine Straße iſt frei, die nach Böhmen.

Petrow.

Unſere Verwundeten —

„Der Engländer" und die Erzählung: „Der Landprediger", schrieb, eine Schweizerreise machte, zu Schlosser zurückkehrte, um ihm den Tod seiner Gattin, der von Lenz selbst als Freundin so hochverehrten Schwester Goethe's, Cornelia, betrauern zu helfen (auch in einigen Gedichten), dann als Reisegesellschafter eines Barons Hohenthal eine Reise nach Italien antrat, die aber nur bis zum Fuß des Simplon führte, von Bern aus Ausflüge in die Hochalpen machte, deren Ergebnis wahrscheinlich der Aufsatz: „Die Erschaffung der Welt. Ein Traum in den Schweizergebirgen", war, Ende December vermuthlich noch in Basel bei der Familie Sarasin verweilte, für welche er ein Lustspiel schreiben wollte, das jedoch nur Fragment blieb, kam er am 20. Januar 1778 aus den Vogesen und mit einem Gruß von Kaufmann in Winterthur im traurigsten Zustande und wahnsinnig ins Steinthal zum Pfarrer Oberlin in Waldbach. Es folgt nun die bekannte Beschreibung dieses Aufenthalts während einiger Wochen, nach deren Verlauf der verschlimmerte Kranke zuerst nach Strasburg, dann im Frühjahr nach Emmendingen zu Schlosser gebracht wurde, wo er „zuletzt sogar in Ketten gelegt werden mußte". Von Schlosser dann in einer Schuhmacherfamilie untergebracht, in welcher der Dichter bei dem Sohne des Meisters Sus, den er nach seinem eigenen Ausdruck „wie einen Bruder" liebgewann, die Schusterei erlernte, wurde Lenz ruhiger, sodaß man ihn noch im Herbst desselben Jahres dem Landleben in Waldweyl bei Emmendingen überlassen konnte. Ein Jahr später holte ihn ein jüngerer Bruder auf dem Seewege über Lübeck in die Heimat nach Livland ab, wo der Vater, mit dem der Dichter übrigens seit der Strasburger Zeit gänzlich zerfallen war, damals als Generalsuperintendent in Riga fungirte. Von nun ab sind die Nachrichten über Lenz sehr spärlich. Seine Geisteskrankheit scheint sich in Riga gebessert zu haben, denn es handelte sich sogar, wie Gruppe nachzuweisen sucht, um eine Bewerbung als Professor in Petersburg oder als Rector in Riga, die freilich zu keinem Resultat führte. Von Riga begab sich Lenz später (das Jahr ist unbekannt) nach Petersburg und endlich (das Jahr gleichfalls unbekannt) nach Moskau, wo er am 24. Mai 1792, im Alter von nur 42 Jahren, starb und auf Kosten eines russischen Edelmanns, in dessen Hause er längere Zeit hindurch gastliche Aufnahme gefunden, begraben wurde. Seine literarische Thätigkeit in dieser letzten Periode (1778—92) scheint sich fast nur auf Uebersetzungen aus dem Russischen beschränkt zu haben, von denen ein Pleschtschejew's „Uebersicht des russischen Reichs" durch den Druck nachgewiesen ist; denn die wenigen aus dieser Zeit in der Tieck'schen Ausgabe von Lenzens Werken mitgetheilten Originalarbeiten sind unbedeutend. Doch spricht Jegor von Sivers in seinem Werk: „Deutsche Dichter in Rußland", außerdem noch von einer in Moskau zuletzt gedruckten kleinen Sammlung poetischer Erzählungen „im frivolen Wieland'schen Sinne", und Gruppe macht dazu die Bemerkung: „Wie wäre tragischer, als daß dieser heftigste Kerl Wieland'scher Lüsternheit im Erlöschen seines Geistes noch selbst sich darin ergeben mußte!"

Als Charakter war Lenz nach der Gruppe'schen Darstellung zwar reizbar, unklug, ungeschickt selbst haltlos, aber schlicht, einfach, gerade, wahr, gut und fromm, bei allem Selbstbewußtsein und edelm Stolz doch schüchtern und befangen, bescheidend in der Freundschaft wie in der Liebe. Wieland, der als des Dichters Tendenzfeind sich keine Veranlassung zum Schmeicheln hatte, schrieb über Lenz während dessen Aufenthalts in Weimar an Merck: „Man kann den Jungen (Lenz war damals erst 26 Jahre alt) nicht lieb genug haben! So eine seltsame Composition von Genie und Kindheit! So ein zartes Maulwurfsgefühl und so ein nebeliger Blick! Und der ganze Mensch so harmlos, so befangen, so lieb voll!" Dies Urtheil darf dem, der Wieland Lebens- und Menschenbeobachtung trauen will (und gehören gerade nicht dazu), beweisen, wie ungerecht die Beschuldigungen Goethe's und anderer über Lenzens Falschheit und verstockter Bosheit waren. Gruppe beleuchtet die Motive, die Goethen mehr als billig gegen Lenz einnehmen mochten. „Vollends verdarb es Lenz mit Goethe in Weimar; die sehr verschiedene Ansicht beider von Liebe und Ehe prallte hier hart aufeinander. Lenz hat die Liebe trotz all ihres Feuers doch eine wesentliche Religiosität: sie ist ausschließlich rein und fromm. Die Grenzen von Freundschaft und Liebe sind streng geschieden, wie sich dies in seinem Verhältniß zu Frau Schlosser, Frau Sarasin aber auch zu Frau von Stein zeigt. Allerdings bei Goethe ganz anders" u. s. w. Ueberhaupt weiß Gruppe nicht genug den „sittlichen Ernst, die „Geistigkeit und Hoheit", kurz die Idealität seiner Liebe, bei aller Leidenschaftlichkeit derselben, an Dichter wie am Menschen Lenz zu rühmen

Möge dieser gedrängte Bericht zu einer allgemeineren Theilnahme an dem trotz mancher augenscheinlichen Irrung nichtsdestoweniger ebenso interessanten wie geistvollen Buche Gruppe's beitragen, der hier als entschiedenster Gegner des einseitigen Gervinus'schen Urtheils über Lenz auftritt. Bücher dieser Art sind heilsame Reactionen gegen die manierlose Ueberschätzung des modernen Goethe-Schiller-Cultus.

Fr. Biedermann.

Anregungen.

Unterhaltungsliteratur.

IV.

Friedrich Spielhagen's Roman „Problematische Naturen", auf dessen erste Abtheilung wir seinerzeit bereits als auf eine geistvolle Lectüre die Aufmerksamkeit unserer Leser hinlenkten, hat durch die nunmehr erschienene zweite Abtheilung, unter dem besondern Titel „Durch Nacht zum Licht" (vier Bände, Berlin, Janke, 1862), seinen vollen Abschluß erhalten.

Das somit auf acht Bände gediehene Werk stellt sich in seiner Gesammtheit als eine der bedeutendern neuern Erscheinungen im Gebiet des modernen Romans heraus und bildet einen beachtenswerthen Beitrag zur deutschen Culturgeschichte jener dreißigjährigen Stagnationsperiode vom Ende des Befreiungskampfes bis zur Revolution von 1848, indem es ein eigenthümliches Krankheitssymptom dieser unter dem unerträglichen Druck weltlicher und geistiger Tyrannei dahinsiechenden rückwärtigen Zeit schildert. „Die Sinnlust des Polizeistaats ließ die Geister apoplektisch werden; eine Ueberfülle von gesunden Säften warf sich, weil sie nicht ihre naturgemäße Verwerthung finden konnte, zerstörend auf die edelsten Organe" — so entstand eine ganze Reihe moderner Gestalten, die allerdings kaum treffender als mit dem Goethe'schen Ausdruck „Problematische Naturen" bezeichnet werden konnten. Mit den glücklichsten Anlagen, unendlicher Empfänglichkeit und überströmender Phantasie, maßlos und eben darum erfolglos nach idealen Zielen strebend, sich verzehrend am Realen, der Unvollkommenheit der Menschen und Dinge, neidend, sich über diese Menschen und Dinge erhebend, sie verachtend, aber dorpelt und dreifach wieder getäuscht, wieder gebeugt und wieder verachtet, laufen diese Naturen Gefahr, an ihrem ewigen Zwiespalt zwischen Herz und Welt, zwischen Ideal und Sein geistig und moralisch, oft genug auch physisch zu Grunde zu gehen. Je größer nun die Kluft war zwischen Idee und Wirklichkeit, zwischen Natur und Zwang, zwischen Licht und Nacht in jener Dunkelperiode des Polizeistaats, wo „die Romantik in Politik und Literatur und Leben wie ein betäubender Duft alle gesunden Kräfte einschläferte und Heuchelei und Lüge und jede schlimme Neigung der Menschen nach genährt" hatte, um so viel mehr problematische Naturen mußte nothwendigerweise diese unselige Zeit hervorbringen.

Wie phantastisch daher auch einige der Hauptgestalten des Spielhagen'schen Romans als Typen dieser problematischen Naturen auf den ersten Anblick erscheinen mögen, wie der junge Philolog Oswald Stein, der haltlos zwischen christlicher und griechischer Lebensanschauung hin- und herschwankt und vom Platoniker bis zum frivolen Don Juan nur Einen Schritt hat, oder wie sein Lehrer und Freund Professor Berger, der Philosoph des Nihilismus, dessen ultima ratio heißt „Die Alten verachten — sich selbst verachten — verachten, daß man verachtet wird" — sie stehen dennoch auf durchaus glaubhaftem Boden. Und eine schöne Idee des Dichters ist es, daß, wie jene kranke Zeit sich zur rettenden Krisis der Revolutionen durchringt, auch in der letzten Stunde auch diese ihre kranken Söhne sich zur Krisis des Gesundens durchringen und die Schuld eines verfehlten Lebens sühnen durch den Heldentod für die Freiheit, versöhnt mit dem, was hinter ihnen liegt, durch den tröstlichen Blick in das Morgenroth einer bessern Zukunft — „Durch Nacht zum Licht".

Tragen auch noch manche andere der übrigen Romanfiguren ein mehr oder weniger problematisches Gepräge, so hat es doch der Dichter anderseits nicht an „gesunden" Naturen fehlen lassen, wie Oldenburg, der trotz seines Adels ein Volksfreund ist und für seine Gesinnung und Ueberzeugung sein Leben einsetzt, oder wie der edle Menschenfreund Dr. Braun mit seinem unerschütterlichen Optimismus. Nach welcher Seite immer die Spielhagen'schen Charaktere sich neigen mögen, sie sind in allen Sphären, der artistokratischen, der bürgerlichen und der volksthümlichen, von einer zum Theil plastischen Wahrheit und fesseln nicht minder durch die Frische der poetischen Conception, wir verweisen außer den Genannten noch auf die Namen Albert Timm, Pemperlein, Fürst Waldenberg, von Gleten, von Barnewitz, Kaspar Schmenkel, Arnobi, Melitta von Berkow, Baronin von Brenwitz, Helene von Brenwitz, Emilie von Breden, Sophie Rebrian, Primula u. s. w.

Von gleicher Naturwahrheit und Plastik sind die Situationen sowol im Salon der Aristokratie wie in der Sphäre des Volks; es ist eben das Talent des Dichters, das sich in allem und jedem, im größten und kleinsten mit spielender Leichtigkeit orientirt — poetische Unmittelbarkeit. Die Fabel des Romans bilden zwei Geburtsgeheimnisse, deren Ver- und Enthüllung die Motive für die Entwickelung der Charaktere und Situationen abgeben.

Levin Schücking's neuester Roman „Die Geschworenen und ihr Richter" (drei Bände, Hannover, Rumpler. 1861), scheint die romantische Ausschmückung eines wirklichen Criminalfalls zu sein. Der Major von Boieck, der Bruder eines mitten in einem heftigen Wortstreit plötzlich am Schlage gestorbenen reichen Gutsbesitzers, wird von dessen habsüchtiger und boshafter Haushälterin, die sich durch diesen Todesfall um die ihr bereits mündlich zugesicherte Universalerbschaft gebracht sieht, des Mordes angeklagt, von den Geschworenen fast einstimmig zur Schuldig befunden und zu zwölfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Der Sohn des Verurtheilten, Wilderich von Boieck, ein tiefleidenschaftlicher Charakter, der mit schwärmerischer Liebe am Vater hängt und von dessen Unschuld nicht nur moralisch, sondern selbst mathematisch überzeugt ist — er war aus der Ferne Zeuge jenes verhängnißvollen Wortstreits — fühlt sich berufen, die unverdiente Schmach des Vaters an den Urhebern des ungerechten Verdicts zu rächen. Die Vergangenheit mehrerer dieser Geschworenen birgt einen wunden Fleck, durch dessen Enthüllung ihr Lebensglück für immer zerstört wird. Es droht auch schon dem Obmann der Geschworenen, einem durch frühere politische Umtriebe stark gravirten Regierungsrath, die Remedur, als dieser, gewarnt von seiner Tochter, deren stille Neigung für Wilderich inzwischen dessen seltsames Treiben beobachtet, erfannt und vergeblich zu bekämpfen gesucht hat, das Unheil noch rechtzeitig dadurch von sich abwendet, daß er Mittel findet, in dem Boieck'schen Prozeß theils bestochene, theils verdächtige Zeugen sowol wie Geschworene nachzuweisen und die Cassation des Urtheils und eine neue Jury zu erwirken, die nun den Verurtheilten als völlig schuldlos freispricht. Damit ist für den Sohn das Rächeramt, dessen Genugthuung ihm ohnehin durch manche grausame, auch Unschuldige mittreffende Consequenzen bereits verbittert worden, erledigt und er schließt mit dem Obmann der Geschworenen einen Frieden, dessen Aufrichtigkeit die Hand seiner Tochter für einige Zeiten zu garantiren scheint.

Diese Inhaltserzählung läßt vermuthen, daß sich die Tendenz des Buches gegen das Institut des Schwurgerichts selbst richtet. Dies ist jedoch nicht der Fall. Schücking polemisirt nur gegen einzelne Schwächen in unserer deutschen Einrichtung desselben. Ein Uebelstand in letzterer ist es allerdings, daß die Geschworenen blos nach Maßgabe des Genius von Beamten für jede Quartalsitzung zusammenberufen und nicht frei, vom Vertrauen des Volks, für längere Zeit gewählt und zur Wahrung ihrer Unabhängigkeit besoldet werden. Es würden dann nicht so manche entweder seines eigenen oder wenigstens seines gesunden eigenen Urtheils fähige oder unmoralische, persönlichen Rücksichten zugängliche Richter auf die Geschworenenbank zu sitzen kommen.

Diese mit interessanten Nebenpartien durchflochtene Haupthandlung ist, wie wir es von Schücking gewohnt sind, spannend und effectvoll durchgeführt, mit künstlerischer Vertheilung von Licht und Schatten. Besonders lobenswerth ist die feine Ineinanderarbeitung des criminalistischen und des Romanstoffs, sodaß die volle und den bekannten Darstellungen des „Neuen Pitaval" nichts nachgebende Realität in der Schilderung des vermeintlen Mordes, der Aufnahme des Thatbestandes und der öffentlichen Assisenverhandlungen uns niemals das Gepräge der Dichtung vermissen läßt.

„Der Trödler". Ein Roman aus dem Alltagsleben von A. E. Brachvogel (zwei Bände, Leipzig, Gebrüder Grieben, 1862), illustrirt die nicht selten im Leben sich ergebende Wahrheit, daß einem rauhen, harten, gefühllosen, ja selbst grausam und boshaft erscheinenden Gebaren doch das menschenfreundlichste Motiv zu Grunde liegen kann. Die Darstellung, die, wie es scheint, wol in der Absicht, auf einen möglichst weiten Leserkreis einwirken zu können, einen gewissen populären und in diesem Bestreben mitunter etwas nüchtern auffallenden Ton anschlägt, ist im Verhältniß zu der einfachen Handlung, die übrigens, nach des Verfassers Vorrede, theilweise auf einem wirklichen Vorgang beruht, offenbar zu breit gerathen und könnte ohne die scharfe und prägnante Charakteristik der Hauptfigur, des eigensinnigen, groben, sarkastischen und doch gemüthlichen Trödlers Justus Schatzlein, der sich wahrscheinlich auch auf der Bühne, wohin der Verfasser zu gleicher Zeit seinen Stoff verpflanzt hat, recht fesselnd erweist, leicht Gefahr laufen, beim Leser ein gelindes Gefühl von Langeweile zu erwecken. Angreifend für das Auge ist im Druck das Auszeichnen der Eigennamen durch gesperrte Lettern.

P. von Wiese hatte sein Buch: „Die Familie Friedemann" (Bromberg, Levit, 1861), auf dem Titel passender Lebensbild als „Roman" genannt, es unverkennbar trägt es das Gepräge des Selbsterlebten und Selbstbeobachteten, in dem sich am Schluß der Autor denn auch, wenigstens „theilweise", bekennt. Den Inhalt, fast schon im anspruchslosen Titel angedeutet, bildet die durch sorgfältige Detailmalerei sich auszeichnende Schilderung eines bürgerlichen Familienlebens auf dem Lande und verschiedener sich in und aus demselben harmlos entwickelnder Charaktere, namentlich weiblicher, zu denen die allmählich in diesen Kreis gezogene Erscheinung eines Menschenfeindes, der durch den Umgang eines Kindes seinen Seelenfrieden zurückgewinnt, den ernsten Gegensatz bildet. Ein milder Sinn spricht aus diesem ebenso gemüthvoll wie einfach und natürlich geschriebenen, von jeder Effecthascherei sich fern haltenden und deshalb gerade wohlthuenden Buche, das sich besonders der Sympathie junger Frauen und Mädchen erfreuen dürfte. Ueberhaupt ist es für die reifere Jugend als geistig fördernde und bildende Lectüre zu empfehlen.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Varnhagen's Tagebücher. Dritter und vierter Band. — Pariser Briefe. VII. — Kaulbach's „Reformation". — Die Jungfrau der Gothaer. —

Varnhagen's Tagebücher.

Dritter und vierter Band.

Mag man nun die Möglichkeit, wie Varnhagen von Ense zu einem so leidenschaftserfüllten Niederschreiben seiner täglichen Lebenseindrücke und zu dem Entschluß gelangen konnte, diese mit dem Ton und der Haltung seines ganzen bisher bekannt gewordenen Benehmens zu Welt und Zeit im grellsten Widerspruch stehenden Blätter den Nachkommen zu hinterlassen, deuten wie man will — das „Unglück", sozulagen, „ist einmal geschehen", die Tagebuchblätter existiren, sind ohne Zweifel fortgeführt bis auf Varnhagen's letzte Lebenstage und die Zeitgenossen müssen sehen, wie sie mit dem unheimlichen Buche fertig werden. In zwei neuen Bänden liegen die Aufzeichnungen aus den Jahren 1845 bis theilweise 1848 vor.

Wir sagten in diesen Blättern schon früher Etwas Gefährliches an einer Lektüre, die uns diesmal mehr verletzte als bei den beiden ersten Bänden, dürfte einestheils in der Verführung der zu schnell vergessenen, von einem ältern Geschlecht mit Beibehaltung des ganzen Menschen empfundenen Zeitmoments, vergegenwärtigt vor dem Jahre 1848, liegen. Andertheils hat die Vergegenwärtigung der Unfreiheit, Halbheit, Schwäche alles dessen, was sich uns namentlich in unserer deutschen Welt mit so imponirender Macht, ja nicht selten Tyrannei hervorstellen und zu geben pflegt, etwas, das auf unser Leben in und mit der Zeit erkrankigend zurückwirken kann. Jene genaue Buchführung sowol wie diese Auflösung in vieler Machtüberhebung in eitel Menschenthum und Schwäche, beides muß uns die Anklage gegen ein Buch, das der Welt zu hinterlassen nicht jeden auch wahrlich moralisch nicht, gegeben gewesen sein mag, mildern. Halten wir den Glauben fest, daß Varnhagen's Leben hier nicht einem abgelassenen Leidenschaft, auf dessen schlammigem Grund und Boden sich das Ungeheuerliche machtlos wälzt, sondern grell widerklingenden Dissonanzen, die zur großen Symphonie der Zeit gehören; Dissonanzen, die der Tonmeister der Weltgeschichte wissen wird, in seinere Accorde hinüberzulenken und aufzulösen. Für die kurzsichtige Klage unserer Zeit, für die Herrschaft des Uebermuths und der Anmaßung, für die pietätlose, undankbare Vergeßlichkeit der Menge, für die freche Verläugnung der die Arme einstemmenden und ihren Weg mit Gewalt behauptenden Reclame, für die Verläumdungswuth des Zeitgeistes, der theils aus bewußter Schmeichelkunst, theils aus bewußtlosem albernen Instinct und dummem Götzendienstbedürfniß ebenso Gebilde als nicht und untadelhaft Gempelt, wie er andere lügnerisch und hochhaft am Markte in Unwerth zu bringen sucht — für alles das wirkt dieser grauenhafte Spuk eines Verstorbenen, so wenig achtungswerth die dabei mitspielenden psychologischen Motive sein mögen, doch — wie ein Gottesgericht.

Wir brauchen darum den Behauptungen Varnhagen's selbst keine absolute Gültigkeit zuzuerkennen. Der Verstorbene kann wenigen unter dem Eindruck seines Naturells — dies war in Goethe'scher Schule wohlerzogen und der weitesten Selbstbeherrschung fähig — als unter dem der reizbarsten und krankhaftesten Gemüthsverstimmung. Es kann nicht geleugnet werden, diese Blätter würden nicht so gehässig aufgezeichnet worden sein, wenn Varnhagen nicht in seiner diplomatischen Carrière das Opfer der nach Kopebue's Tod eingetretenen Regierungssysteme geworden wäre. Sein Ehrgeiz litt unter dem beleidigenden Gefühl, bei reicher Mannskraft in Inactivität gesetzt worden zu sein. Er sah sich, während Stumpfer und Routinirter ihr Glück machten, an maßgebender Stelle nicht vermißt, nicht befragt, in entscheidenden Krisen nicht berufen. Die durchdringende Polemik gegen Friedrich Wilhelm IV. und gegen dessen Nachfolger, den Prinzen von Preußen, diesmal sogar gegen eine Frau, die Gemahlin des letztern, verräth in gewissen kleinlicher Weise den Mißmuth, den er empfand, weil die ihm ertheilenen Huldbezeugungen nur vorübergehende, nur vorübergehende, keine recht vom Herzen kommenden, keine die Unvermeidlichkeit seines Namens voraussetzenden schienen. Eine einzige Berufung nach Sanssouci, eine einzige vertrauliche Aufforderung des Königs: „Sie kennen die Zeit! Ich schätze Sie aus Ihren Schriften! Was rathen Sie über meine gegenwärtige Lage?" würde Inhalt und Ton dieser Notizungen geändert haben — wenigstens auf einige Zeit, denn Varnhagen gewann seine unverwüstliche Charakterruhe sicherlich und motivirte sie durch ein neues Krankheitsleiden und ein langes Verweilen in der Nähe des einzigen Heimathsbodens und Wirkungskreises, der ihm allmählich besser als die gewollte Thätigkeit mit abhängigmachenden Verpflichtungen. Er würde eine energische Zumuthung, wieder in die Verwaltung zurückzugehen, als ein zweifelhaftes Glück, als eine Störung der ihm schon bequemer gewordenen Entsagung betrachtet haben, denn Ehr und Langweilig war es darum nicht um ihn her, die Vergangenheit und Gegenwart bot die zahlreichsten Erhebungen seiner

Auge und die innere Welt der Reproduction (das Varnhagen nie productiv war, scheinen die Staatsmänner gehabt zu haben, noch ehe sie ihn seiner veröffentlichten Briefwechsel und Nachlaß-Reminiscenzen wegen hatten und fürchteten), diese durch die wunderbarste Gabe der Reproduction sich um ihn her erschaffende Welt würde ihn selbst in absoluter Einsamkeit unterhalten und befriedigt haben.

Aber abgesehen von dem nicht ganz reinen und edeln Ursprung dieser Aufzeichnungen und dem nach unserer Ansicht entschieden verwerflichen einer so frühzeitigen Veröffentlichung, muß man doch einräumen, daß seine Urtheile an sich keineswegs durch eine Persönlichkeit getrübt sind, die sich nur hatte rächen wollen. Varnhagen war eine weibliche Natur, aufbrausend und heftig im Moment, doch bald beruhigt und unausgesetzt sogar nach demjenigen Verfall strebend, der selbst die schöne Seele reizen darf. Er suchte Ausgleichungen, Vermittelungen, ließ sich energischen Eindrücken gefangen, nährte mit Leidenschaft sein Wissen, wie und wo und von wem er nur konnte, transigirte, so lange es ging, selbst mit Kreuzbarrigkeiten und war zuletzt auch seiner nachhaltigen Feindschaft fähig. Es wird überraschen, ihn im dritten Bande bei Schlosser in Heidelberg eintreten und diesem, mit dem er böse Kämpfe hatte, die Hand reichen zu sehen. Freilich bleibt dann doch der Nachfall wieder in die alte Stimmung nicht aus. Die Weiblichkeit Varnhagen's zeigt sich in dem Bedürfniß energisch demonstrativer Liebe. Man muß staunen, wie er über bedeutende erste Geister wegwerfend spricht und wie mild sein Urtheil über jeden ist, der ihn besucht, ihm von werther Hand einen Empfehlungsbrief bringt, ihm ein heiliger und gerathener Correspondent ist. Diese eigenartete Natur, von der man sagen muß, daß über sie „adhuc sub judice lis est", gibt jedem die volle Berechtigung, von dem objectiven Werthe seiner Urtheile bedeutende Bruchtheile abzuziehen — und dennoch wolle man dies Zugeständniß nicht überschätzen. Der Spiegel, der hier die Zeit und die Menschen auffing, ist nicht so hell und rein wie reines Metall, und doch gibt er nicht immer Zerrbilder. Wir sagten: Die Zeit muß lesen, wie sie mit diesem Buche fertig wird. Seine Blätter knüpfen die Gegenwart inniger und lebendiger an die Vergangenheit, sie geben einer großen Zahl noch lebender Personen Gelegenheit, die von dem Verstorbenen über sie ausgesprochene Meinung zu berichtigen und so viel Gutes zu thun, so mannichfach sich zu bessern oder vielleicht auch nur vor Mißdeutung sich zu bewahren, um zu erlangen, daß mit jenem Buch keineswegs über sie das letzte Wort gesprochen ist. Wer hier schwankend gescholten wird, der werde charakterfest! Wer ein Heuchler genannt wurde, kehre prüfend bei sich ein und zeige einen offenen und geläuterten Sinn. Wem ein leeres Lachen nach Verfall, ein gedankenloses, innerlich hohles Wesen, das mit nichtssagender Herablassung Herzen gewinnen zu können glaubt, vorgeworfen wird, der werfe die falsche Hülle ab und zeige, wenn auch vielleicht in einer Form, die weniger blendet, einen bessern Kern. Wer als Despot, als Feind persönlicher und volksthümlicher Freiheit geschildert wird, der zeige, daß der Ernst der Erfahrungen ihn läuterte, die hohe Bedeutung der ihm vom Schicksal anvertrauten Lebensaufgaben seinem ganzen Menschen eine edlere Erhebung gab, vor allem ihn Demuth lehrte, aus deren innerster Durchdringung des Charakters erst die wahre Größe sich erhebt.

Wir wollen aus dem Inhalt der beiden neu erschienenen Bände gelegentlich einige Züge wiedergeben, die uns für die zeitgenössische Geschichte von besonderem Werthe scheinen.

Wiener Briefe.

VII.

— Der „Medicinerball" eröffnete wie alljährlich so auch heuer den Reigen der Gesellschaftsbälle. Die Vertreter der Heilkunde nehmen gleich von vornherein den Fasching in Schutz, der ihnen so viele Kunden zuzuführen pflegt. In friedlicher Eintracht wandeln hier die künftigen Allöopathen, Homöopathen und Hydropathen nebeneinander. Aber auch jene, die es schon sind, legen die wichtigthuende Miene ab; denn sie erkennen im Fasching einen gefährlichen Nebenbuhler. Wie viel Nervosität, Hysterie und Hypochondrie findet in diesem elektrischen Luftbade ihre Heilung!

Wenn man all die rosigen Gesichter und blühenden Gestalten an sich vorüberwandeln sieht, möchte man vor allem der Homöopathie ein Hoch zurufen, die das Blut in ihre Obhut genommen und seine Schonung mit unblutigen Waffen erkämpft hat. Haben wir es nicht zumeist ihr zu verdanken, wenn ungeachtet so vieler blutfeindlicher Angewöhnungen des Lebens noch so viel Roth von den Wangen strahlt? Haben wir vielleicht auch ihr die muthigen Freiheitsregungen zu verdanken, zu welchen das so lange geschröpfte, durch Aderlässe und Blutegel entnervte Geschlecht sich endlich emporraffte? Wer möchte ihr um solcher Verdienste willen nicht den Uebermuth verzeihen, mit dem sie sich selbst — verspottet? Wenn ihr größter Gegner, Dr. Bock in Leipzig, sie seine spaßhafte Feindin nennt, hat er nicht in einem oder dem andern Sinne recht? Sagt nicht der Doctor der Arzneikunde und der Philosophie, Zimpel, in seinem „Leitfaden für angehende Homöopathen", daß Veratrum album (Weiße Nießwurz) am besten bei Menschen mit langer spitzer Nase wirke? Theilt er nicht eine Reihe Heilmittel in solche ein, die vorzugsweise rechts, und in solche, die vorzugsweise links wirken? Wäre dies nicht spaßhaft, wenn es nicht — vielleicht absichtlicher Spaß sein soll? Wol leben wir in einer Zeit, die so vorgeschritten ist, daß sie das Gras wachsen hört; allein was sind alle geheimen Kräfte von der magnetischen Hellsicht und den metallurgischen Empfindungen der Seherin von Prevorst

an bis zu den psychographischen Kunstgebilden aller Art neben der Wahlverwandtschaft des Vereinsalbums zu den langen spitzen Nasen! Wer wagte es noch, an der Unfehlbarkeit Gall's und Lavater's zu zweifeln! Und kann man deshalb demjenigen unrecht geben, der die dynamische Küche der Homöopathie der chemischen Molekularküche der Allopathie vorzieht — jener vor allem aus früherer Zeit, deren Mischung allerdings dem Gebräu in Macbeth's Hexenkessel oft nicht unähnlich war — —? Wie die Wirbel des Tanzes immer lustiger aufschäumen, wie das Leben immer rascher Pulse treibt! Welche ganz eigenthümliche Gefühle muß dieses Ambiente im Arzte wecken! Den Tag über hat er in so viele matte, glanzlose Augen, auf so viele verfallene Züge und zusammengebrochene Glieder geblickt und nun sieht er das übermüthigste Leben emporlodern und sich wie unsterblich geberden! Wie muß unserm berühmten Hautdoctor Hebra zu Muthe sein, wenn er all diese glänzenden, makellosen Nacken vor sich erblickt! Wie dem gewesenen Lupusarzt Zerburger, wenn er in diese lustathmenden Mädchenaugen blickt, die jeder Trübung für ewig trotzen zu wollen scheinen! Wie den Doctoren Skoda und Oppolzer, die der Tuberkulose bis zum ersten Keimen nachgehen, wenn sie diese gesunden Busen unermüdlich wogen sehen — —! Doch wohin verirrt sich meine Phantasie! Gewiß hat von allen Anwesenden auch nicht Einer an den Tag und sein trauriges Geschäft zurückgedacht! Das ist ja eben die herrliche Macht der gemeinsamen, sympathisch ineinanderschwingenden Lust, daß sie gleich einem Zaubertrank das Alltagsleben verschlingt und über der Gegenwart alles andere vergessen lehrt!

Man hat bis zum anbrechenden Morgen getanzt; neue Walzer von Johann Strauß: „Die süßen Boten", haben gezündet und die Anwesenheit mehrerer Minister und hoher Diplomaten hat durch die Erinnerung an den bleichen Gruß des Todes und seine donnernden Fragen der rasch verglühenden Lust des Augenblicks ein pikantes Relief gegeben.

Auch der sogenannte „Industrieball" war von Arbeitgebern, Ministern und Notabilitäten aller Stände besucht. Hier waren die Millionen vertreten — —

An gestrigem Abend aber rief der Redaktionsball Jedermann ohne Ausnahme, der eine Karte um zwei Gulden zu lösen vermochte, in die Räume des Wiedner Theaters, wo der erste Maskenball abgehalten wurde. Eine wahre Menschenflut ergoß sich durch den riesigen Tummelplatz der Lust, man konnte nur schieben und geschoben werden, vom Tanzen war lange Zeit keine Rede. Die Garderobe war reich belegt, auch aus den übrigen Logen blitzte Schönheit und Putz, aber es fehlte die Maskenlust, es fehlte die Maskenfreiheit und statt der Champagnerpfropfen der Faschingsnymphe schäumten die Zornesworte im Kampfe um die Überkleider an den zusammengedrängten Garderoben.

Behaglicher fühlten sich die Besucher der Maskenbälle im Diana- und Sophiensaale, wo die verschiedenartigsten Debardeurs ihr Wesen treiben. Wie Einzelne versichern, ist Paris in der Ungebundenheit übertroffen worden —! Darf man diesen Gewinn des Lustungswortes „Freiheit in allen Richtungen" auch preisen? Gewiß nicht! Aber es ist eben alles neu, der erste Anlauf in allem überschwenglich. Der Reiz der losen Ungebundenheit wird sich abstumpfen, Zeit und Gewohnheit werden die Begrenzung bringen und es wird vielleicht gewünscht, daß die Unterhandlungen über Milderung des Concordats von einigen tänzlichen Bewilligungen für — dessen Nothwendigkeit anerkannt werden."

Auch der „Protestanten-", der „Techniker-" und der „Juristenball" sind im stets bewährten Glanze vorübergegangen. Der letztere, seit Jahren der Vielbetretene tanz- und schaulustigen wienerischen Publikums und der Vereinigungspunkt aller vornehmen und eleganten Elemente der Gesellschaft, war stärker als je besucht und lange durch ein unerquickliches Gedränge um seinen schönsten Reiz gebracht.

Warum veranstaltet nicht auch die Börse einen Ball? Wenn ich mir all die Leidenschaft, die tagtäglich auf der Börse wie Aufruhr schallt und jedes ungewohnte Ohr mit Entsetzen erfüllt, auf den Tanzboden verpflanzt denke und die Frauen und Töchter der Geldmänner die Wonnen des Tanzes mit jener orientalischen Glut umfassen sehe, mit welcher ihre Männer und Väter dem Mammon opfern, welch' hier ein großes exotisches Schauspiel stellt sich mir dar! Welch' männliche Tanzwirbel, welches Aufschäumen des Scherzes, der Lust und der Liebe in den Pausen! Mit verklärten Blicken schauen Väter und Mütter glücklich stolz auf die gepuzten Gestalten ihrer von der Männerwelt umworbenen Töchter, auf die hingebungsvolle Leutseligkeit ihrer für die Welt erzogenen Söhne, und wenn die Mütter inzwischen auch die Blicke selbstgefällig umherwandern lassen, die ihren Diamanten huldigen, so fallen bei den Vätern allmählich wie durch ein Wunder die letzten Fäden von den ewig zuckenden Lippen, ihre von dem Fanatismus der Gewinnsucht verzerrten Züge glätten sich, ein menschlich mildes Lächeln umschmeichelt Mund und Augen — sie sind für Augenblicke wieder Menschen, eine Seele strahlt aus ihren Blicken — —. Aber wie durch einen Zauberschlag verschwindet dieser Glanz, ein unheimliches Dämmerlicht lagert sich über die blühende Helle des Saals, ein dumpfes Gemurmel erhebt sich grollend und klagt von Gruppe zu Gruppe, die Köpfe drängen sich immer dichter in einen Knäuel zusammen und das Gemurmel schwillt endlich zu einem tumultuarischen Geschrei an, das wir täglich auf der Börse vernehmen — Was ist geschehen? Hat ein entsetzlicher Wahnsinn die Geldmänner ergriffen? Hat der Dämon sich gerächt, weil sie ihm eine Stunde unthätig waren? — Gewiß hat ein Telegramm das Wunder bewirkt, gewiß ist eine Revolution in Paris ausgebrochen oder Bismarck hat den Minister überschritten —! Aber nicht die Gefahr des Vater-

landes, nicht die Humanität macht sie erbleichen, der papierne Geldmammon allein ist es, der ihre Mienen verödet. Die flüchtige Geberde der Liebe ist schon aus ihren Gesichtszügen entflohen, aus Menschen sind plötzlich wieder Golems geworden, von welchen die geniale Dichterin (Droste-Hülshoff) singt:

'S gibt eine Sage aus dem Orient
Von Wesen, erster Masse Keimen gebend;
Geliebte Hermen, die die Sehnsucht kennt,
Und mit dem Zauberworte sie belebend;
Der Golem wandelt mit bekanntem Schritte,
Er spricht, er lachelt mit bekanntem Hauch;
Allein es ist kein Strahl in seinem Aug',
Es schlägt kein Herz in seines Busens Mitte;
Und wie sich alle Kraft ihm unterjocht,
Er haucht sie an mit der Verwesung Schrecken.

Mitten hinein aber in diese meine trostlose Vision trat die versöhnende Gestalt eines Judengreises. Hirsch Kolisch ist sein Name. Er ist blind und beinahe auch schon taub. Und dennoch war er es, der das israelitische Taubstummeninstitut in Wien ins Leben gerufen, ihm alle Kräfte seines Geistes und Herzens gewidmet und beinahe sein ganzes Vermögen geopfert hat! Müßte man über diese Ironie des Verhängnisses nicht in die bittersten Klagen ausbrechen, wenn nicht aus dem Bewußtsein solcher Thaten selbst ein unvergängliches Licht über die Seele strahlte! Ich gedachte des Besuches, den ich ihm zu Anfang des Jahres gemacht, der Heiterkeit, mit der er sein Elend trägt, und der Worte aus seinem Munde: „Der Herr mag mich rufen, wann er will; je eher, desto lieber, ich bin bereit!" Die Visionen der auf den Londoner verpfuschten Weltschlacht war nun verschwunden; die Vertreter der echten Menschlichkeit aus jedem Stande und von jeder Religion — Scharen von Tausenden — stellten sich vor meine Phantasie, ich fühlte die Brust freudig gehoben und pries die frohe Zeit wieder, denn Lust und Freude verschönen das Menschenantlitz und schlingen ein Band liebevoller Gemeinsamkeit um die Herzen.

Mag daher auch der Rasching sich seiner dithyrambischen Stimmung trotz der herzerschütternden Nachrichten aus den überschwemmten Gegenden mit ungetrübter Lust hingeben, er ist dennoch ein echter Menschenfreund. Die Blinden preisen ihn, wenn er ihnen zu der Donnerstag-Redoute der letzten Woche die reichlichen Spenden entgegenbringt; die Studentenschaft wird ihn segnen, wenn der Ball zum Besten eines Krankenhauses für arme Studirende, dem die Gattin des Professors Oppolzer mit dem großmüthigen Beitrag von 1000 Gulden die Weihe gab, seine Früchte abliefern wird; die Bälle für die Armen, für das Bürgerspital u. s. w. werden wie alljährlich Zeugen seiner Wohlthätigkeit sein, und schon läßt er seine Stimme auch zu Gunsten der Ueberschwemmten weithin erschallen. „Was ist das Leben! Eine Intuitionswelt! Moralisiren nicht über dies gleitende Ausdehnungsfeld der Lust — letztere würde doch Rattenfänger! Besser — man tanzt, reist und verschwendet Besten" wenigstens — guter Zwecke.

Kaulbach's „Reformation".

— **München**. Mit dem sich nahenden Frühjahr Berlin das letzte große Wandgemälde **Kaulbach's**, „Reformation", in Angriff genommen werden. Damit sich der auf sechs Bilder berechnete culturhistorische wicklungscyklus im Neuen Museum ab.

Der Garten erregt die allgemeinste Bewunderung trachtet man die kräftigen Conturen der vorgeführt stalten, so möchte man den genialen Künstler in ein Studium seiner schöpferischen Kraft eingetreten g denn ohne alle Einbuße des höhern Idealanspruch aus hat ein mystisch ernsteres Element entgegen, sich in den fünf frühern Bildern des Treppenhauses Die nebelhaften, in der Luft schwebenden Geister, keinem der andern Bilder fehlten, sind hier beinahe; belief aus Allegorie concentrirt sich auf das „Wort G die von Luther emporgehobene Bibel. Dabei h Kaulbach sowol für die Reformatoren wie für die d danken des Bildes interpretirenden Dichter und G an die überlieferten Bildnisse derselben gehalten. hebt sich die kleine Gestalt des Erasmus von R von den riesigen Gestalten Luther's ab. Shakspeare, dem Dichter der Protestantismus, w wärtigen Cervantes, Petrarca u. a. den Heiger Reformation aus einer und derselben Quelle, Forschung im Buch des Alterthums und der Hans Sachs schließt die Gruppe der Dichter ab Lambne legt die gefesselte Hand auf die von d deckte Neue Welt. Der phantastische Parcelsus, der schwäbische Pflanzenforscher Fuchs (ein Prototyp Kar der Hochverrätherei Kosmograph Münster u. a. Sa den schöpferischen Geist des Meisters in ind der Plastik mit dem großen Ganzen in Verbind bracht. Hier ist die Kraft der neuen Zeit bei ein Jahrhundert als das Fundament aller Zukun gestellt!

Gerade für diese großartige Schöpfung wird Klage zu wiederholen sein, daß in der Anlage des Museums-Treppenhauses so wenig für einen punkt der bequemen Anschauung und des voll mäßig gesorgt ist.

Die Zunahme der Goldernte.

* Die Australier schicken zu der am 1. Mai beg lendener Weltausstellung einen vergoldeten Obe der so viel wiegen soll als das in den letzten ausgegrabene Gold der Victoria-Colonie zum Betrag Diese Denksäule wird eine Basis von 10 Quadrat eine Höhe von 42 Fuß haben. Man schlägt den das seit zehn Jahren in Australien ausgebeutete Go 101 Millionen Pf. St. an und doch soll erst der kle der Geologen erschlossen sein.

(Ausgegeben am 27. Februar 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in L

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Zweiter Band. Nr. 10. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Die Soldaten der Großen Armee. Von Alexander Jung III. — Das Thürmers Töchterlein. Von Christian Leppi. — Ein Modekrankenhaus. Von A. F. — Das Fasten im Spiel. Von Dr. Gräffe. — Zur Naturkunde. — Kleine Schriften von D. F. Strauß. — Unterhaltungsliteratur. V. — Dramatische Literatur. II. — Geschichte der Tanzkunst. — Neues aus der Welt.

Die Soldaten der Großen Armee.

Von Alexander Jung.

III.

Man hat es oft behauptet, die französische Cavalerie sei schlecht, wenigstens stehe sie weit hinter dem Fußvolke zurück. Indessen war es den vorüberziehenden Divisionen eben nicht anzusehen. Die Chasseurs à cheval sind aus den Feldzügen des Kaisers als unwiderstehlich bekannt. Selbst die Kosacken mußten vor jener fliegenden Sturm, der gleichgeschickt ist zu Schuß und Hieb, nicht selten das Weite suchen. Die Chasseurs hatten in der großen Armee allerdings auch etwas zügelloses, Verwildertes. Sie waren überall ähnlich gefürchtet wie jene Leibgarde der Infanterie; sie legten Bürgern und Bauern aufs ärgste zu. Ihre Anrede, um ihren Groll auszudrücken, war, sogar von seiten der Offiziere, gegen hoch und niedrig, gewöhnlich das Wort „Bauer", in gebrochenem Deutsch. Sie schienen mit dem Worte „Bauer" ihre gänzliche Verachtung alles Deutschen zu erkennen geben zu wollen, wie die Griechen mit dem Worte „Barbar" die alles Nichtgriechischen oder wie die Römer im Anfange im Gegensatz zu seinen Urbanitäten im tiefsten Sinne erkannten.

Auch die Husarenregimenter machten einen pomphaften Eindruck, sie gaben den ungarischen in herrlicher Ausstattung nichts nach. Wie die Franzosen in der Geschmackvoll und Meister sind, so war auch die Garnirung der Husarenuniform gleich geschmackvoll wie prächtig. Alle Farben liefen diese Regimenter durch. Sogar weiße und graue Husaren sahen wir. Die Menschen und Pferde gleichgewecht, gleichlebende, gleichstolz. Was aber den französischen Husaren noch besonders schmückte, war der überaus künstlich gedrehte Zopf. Außerdem waren nur noch die Gensdarmerie und die alte Garde mit Zopfen geziert. Man sollte freilich den Zopf für die Schnellfertigkeit der leichten Reiterei nicht eben zweckmäßig befinden; man versicherte uns indessen, er sei hiebfest und schütze den Nacken ganz und gar. Wir haben uns in neuester Zeit daran gewöhnt, den Zopf zu verachten, wir nennen ihn unschön und nehmen ihn als das Attribut der steifen Pedanterie. Auch ist nicht zu leugnen, jener lang und dünn gezogene, oft sogar krumm gebogene Zopf, der den Rücken fort sich schweifend, ist widerlich. Der französische Husarenzopf dagegen war kurz, dick, gedrungen und erhielt eine malerische Einfassung durch zwei überaus anmuthig gewundene Haarflechten zu beiden Seiten. Er gab der Kahlheit der Nackengegend ein Relief, eine plastische Füllung und leitete das

Auge, indem er es beschäftigte, allmählich zum Rücken hinüber.

Den Husaren schlossen sich auf dem Zuge mit gleicher Behendigkeit die zahlreichen Lanzierregimenter an. Diese stundenlang fortwimmelnden Fähnchen, in den frischesten Farben abweichender Art, an den Lanzen, von Standarten und Adlern unterbrochen, machten uns Knaben oft wähnen, daß wir einen jener ungeheuern Volks- und Prunkaufzüge zu Peking oder Nanking vor uns sähen.

Der schwächste Theil der Napoleonischen Cavalerie, nicht der Zahl, sondern dem Gehalte, der Beschaffenheit nach, schienen uns immer die Dragoner zu sein. Sie waren schon auf dem Hinmarsche nach Rußland vielfach contrast. Wir sahen ganze Regimenter von Dragonern abgesessen neben ihren Pferden gehen, die ein mühseliges Ausleben hatten. Die Cavalerisien steif, die Pferde durchgeritten, beide timide. Es mochte den militärischen Ehrgeiz der Leute kränken, in diesem Zustand, inmitten solches unermeßlichen Glanzes und Triumphzugs als Ausnahme zu erscheinen und man weiß, das Pferd ist mit dem Reiter eins, es empfindet dessen Schicksal mit. Sie gingen beide, die Köpfe gesenkt, verdrossen und mürrisch daher. Der Dragoner bildete im Napoleonischen Kriegssystem den Uebergang von der Reiterei zum Fußvolk wie der Voltigeur den von diesem zu jener. Wie die französischen Voltigeure darauf gedrillt waren, mit Schnelligkeit hinter die Dragoner sich aufzuschwingen, um den Doppelangriff oder die Vertheidigung mit Degen und Gewehr zugleich führen zu helfen, so waren die Dragoner darauf angewiesen, ihre Pferde bisweilen zu verlassen, sich den Voltigeuren zu gesellen und eine Carabinertaktik in Verbindung mit dem Gewehrfeuer zu entwickeln. Die französischen Dragoner waren im Bajonnetdienst im höchsten Grade gewandt.

Wir hatten in einem Zeitraume von fünf Wochen die große Armee in einem Glanze an uns vorüberziehen sehen, daß wir jetzt alles für erschöpft hielten, was die Erde der Art des Neuen zu bieten vermöge; Franzosen, Polen, Italiener, Spanier, Portugiesen, Holländer, Deutsche, der verschiedensten Stämme, Mamlukken, mit ihren breiten Steigbügeln und sichelkrummen Säbeln, deren concave Seite die Schneide zum Einhauen bildete, waren in einem Gepränge ohnegleichen an uns vorbeigegangen. Eben nöthigten uns wieder große Gensdarmerieregimenter Bewunderung ab durch die Schönheit und Haltung der Männer und Pferde. Ein jeder dieser französischen Gensdarmen machte den Eindruck eines Stabsoffiziers. Es waren nie ausgediente, halb invalide Leute, sondern es waren durchweg Gestalten in der vollsten Energie des Mannesalters, welche mit dem ganzen Pathos ihrer sittlichen Würde auftraten und handelten. Sie trugen nicht blos einen Zopf wie die Husaren, sondern auch gepudertes Haar, einen Dreimaster von breiten Silbertressen eingefaßt, lange weiße Achselschnüre an dem einen Arm, was ihrem ganzen Wesen eine außerordentliche Hoheit ertheilte. Und in der That war ein solch französischer Gensdarm ein Major domus in seinem Revier. Diese Gensdarmen waren die unter allen Umständen gewaltvollziehenden Gewalten der Napoleonischen Armee. Sie ordneten rasch und immer zweckmäßig an; sie zeigten sich blos und aller Streit war geschlichtet und alles Stillstehen ging vorwärts; sie herrschten unbedingt und waren somit wirklich die Handhaber der Etappenplätze, der Landstraßen, der Posten, der Städte, der Feldlager und Schlachten. Sie ritten, wie angedeutet, nicht blos einzeln, nicht blos in kleinen Patrouillen, sondern oft auch in ganzen Schwadronen.

Das alles hatten wir gesehen, aber die Elite der ausgezeichneten Armee sollte noch erst kommen.

Es war ein schwüler Sommertag, es dunkelte und dunkelte, graublaue Wolken zogen verhängnißvoll herauf, die ins immer Schwärzere übergingen, als wollte der Himmel selbst seine Pulverwagen heranfahren. Die Sonne entschwand unsern Blicken. Es wetterte in der Ferne. Die Blitze, die Schläge kamen immer näher. Da rückten die ersten Divisionen der alten Garden in unsere Stadt. Sie kamen also wirklich, im eigentlichsten Sinne, mit einem Donnerwetter bei uns an. Der Platzregen fiel in Strömen, die Blitze flammten, der Donner rollte, sie aber marschirten mit einem so ungestört militärischen Pomp ein, als leuchtete die klarste Sonne über ihnen. Der Wirbel ihrer Tambours, die Posaunenstöße ihrer Janitscharen übertönten bald das Gewitter des Himmels, dessen Blitze in den gerade emporgetragenen Musketen der Soldaten erhaben sich abspiegelten. Sie rückten unter dem Siegesmarsch ein, den Napoleon Bonaparte von den Pyramiden mitgebracht hatte. Es ist ein genialer Gedanke des Königs von Preußen, daß er dem Garde du Corps fliegende Adler oben auf der Spitze der

Helme gegeben hat. Es liegt etwas Antikes darin: auch Griechen und Römer liebten edle Thiergestalten auf ihren Helmen. Auch die alte Garde Napoleon's war wie von Adlern um- und überflogen. Adler auf den Bärenmützen und Tschakos, Adler auf den Epauletten, Adler auf den Knöpfen, Adler auf den Patrontaschen, Adler auf den Scheiden der grünen Uniformen, Adler auf den Regiments- und Compagniefahnen, Adler, und zwar zahlreicher als die Linie sie hatte, auf den über alles hervorragenden Haupttrophäen. Und in Wahrheit, wie diese Garden einrückten, in einem Rhythmus, den ihnen kein Exerzirplatz beigebracht hatte, sondern die Praxis der Schlachten und Siege selbst, der unerschütterliche Glaube an ihre Unwiderstehlichkeit; wie sich in ihnen allen die Liebe zum Kaiser, der Stolz auf den Kaiser reflektirte, so hatte jeder einzelne Soldat etwas Fürstliches, so marschirten sie alle dahin wie ein Heer von Souveränen, deren freiwilliges Haupt der Kaiser war. Hier allein haben wir die Truppe, derengleichen die Weltgeschichte nicht aufzuweisen hat; vielleicht das etwa die Spartaner vor den Thermopylen, als sie dem Perser entgegengingen, in ähnlicher Haltung auftraten. Dies war die Truppe, die von sich sagte und Wort hielt: die alte Garde ergibt sich nicht.

Der Zapfenstreich, den diese Garde massenhaft abends auf dem Appellplatze schlug, setzte die ganze Stadt in Alarm und prägte jedem die ereignißreiche Art ein, mit der bei allen französischen Infanterieregimentern dieses militärische Finale des Tags behandelt wurde. Die Tambours, ihre überaus beweglichen, etwas phantastischen Feldmützen auf dem Kopfe, schlugen das Signal im Ober einigemal durch, dann geht jeder einzelne Tambour trommelnd in sein Quartier, was etwas Lustiges hat, aber auch zweckmäßig ist, indem so alle Soldaten und Einwohner mit dem militärischen Zeichen der einkehrenden Ruhe bekannt werden.

Und selbst jetzt noch, nachdem die Elite der Armee bereits durchmarschirt war, fand uns ein noch größeres Phänomen bereit, als alle bisherigen. Hatten wir doch den ersten Soldaten der großen Armee noch nicht gesehen!

Es herrschte heute erst recht eine historische Schwüle in unserer Stadt. Alles fühlte den Druck und war doch gespannt auf etwas ganz Unerhörtes. Holländische Gardereiter, Pistolen in der Hand, in rother Prachtuniform, flankirten auf den Straßen auf und ab, bereiteten die Thore, die Brücken, die Plätze. Der Himmel war gewitterlich, aber der Kaiser der Franzosen selbst kam wie ein Gewitter an. Plötzlich war er da, noch lange nicht erwartet. Mit der Schnelligkeit des Blitzes, dem ein langes Donnergerassel von blanken Galacouipagen (als wären sie noch vor dem Thore gestriegelt und geputzt worden) folgte, flog er in unsere Stadt in einer ganz einfachen, grau und dickbestaubten Kalesche, vor ihm Rustan, der Mamluk, auf einem Pferde, Rustan, von dem das Volk sagte, daß er auf jeder Station ein Pferd tödt reite. In jener kleinen Kalesche fuhr der große Kaiser der Franzosen gleichsam die lange Front seiner Angriffsarmee entlang, welche von der Oder bis zum Niemen in dichten Reihen aufmarschirt stand. Wie man wol in frühern Zeiten die Glocken beim Gewitter läutete, um die Blitze von den Häusern abzulenken, so läuteten jetzt alle Glocken unsers Orts, um jenem Donnerer der Schlachten ihre Huldigungen darzubringen, freilich auch, um den Blitz seines Zorns abzuleiten, ihn zu begütigen. Er hielt einige Minuten auf dem Markte. Die Ulanen bildeten ein vorn jedem zum Eingang offenes Quarre. Sie hielten geladene Pistolen in den Händen. Die von Gold strotzenden Generale, Marschälle zu Fuß bildeten um den Wagen des Kaisers einen Halbmond. Die abgelösten Pferde dampften, die Postillone spannten neue vor. Da schaute alle der Mann aus dem ziemlich großen Fenster heraus, welcher der Schreiber von allem dem war, was wir bisher gesehen hatten. Da sahen wir den kleinen, schwarzen Hut mit der Trikolore, der beinahe ganz Europa unter sich gebracht hatte! Da sahen wir einen Theil des rothen Kragens, der zerknitterten Manschetten, der grauen Uniform, der weißen Kabatte, des grauen, schlichten Civilrocks, den der Kaiser zu tragen pflegte! Da sahen wir das kastanienbraune Gesicht, in dem sich die Schlauheit des italienischen Cardinals mit der Unberechenbarkeit des verschlossenen Diplomaten, mit der eisernen Diktatur, auf Tod und Leben gerichtet, des Feldherrn, des Eroberers verbanden! Er fragte kurz, stirnend, drohend, besorgt, wie seine Leute sich betrügen. Man sagte „gut", und sagte nicht völlig die Wahrheit. Alles war bleich umher, was ihn ansah, vollends was mit ihm sprach, kreidebleich wie jene Gipsbüste, sein wohlgetroffenes Conterfei, welche mein Vater zertrümmert hatte. Viele Einwohner der Stadt, welche in die Nähe der

Patkul.

Auf Wägen! Getragen auf Baumzweigen! Die Bayonnette gekreuzt und auf die Schultern! Wer noch den Zügel führen kann, auf's Pferd! Ich werde es verantworten vor Gott, vor dem Czaaren. Noch dieſe Nacht beginnen wir den Marſch, werfen uns auf öſtreichiſches Gebiet; über Pirna hinaus grüßen uns die böhmiſchen Berge, dort weht frei die Luft, wir athmen wieder auf aus unbeengter Bruſt. (Die übrigen ſechs Offiziere ſind eingetreten. Patkul allmälig von den Seinen ganz umringt.)

Maraview.

Kann der Friede Gefahr bringen?

Patkul.

O, ein fürchterliches Spiel haben ſie mit mir getrieben! Der Friede, das Werk meiner Ueberredung und mich ſelber in ihm begraben! Oeffnet euch, ihr Blätter der Geſchichte — vorn, vorn im dunklen Zeitalter, der Scythen und Barbaren — nein, auch die Barbaren ehrten das Menſchen-Recht und befleckten ihre Hand nicht mit Geſandtenmord. (Die Muſik ſchweigt.)

Offiziere (ziehen ihre Degen).

General!

Patkul.

Ja, es bricht dies Jahrhundert mit einer herrlichen Morgenröthe an! Thaten, vor denen der Tapfere zittert, daran ſetzt hier die Feigheit ihren Heldenmuth!

Kaleschen kamen, zitterten an Leib und an Beinen, als vibrirten sie mit den Glocken, die von den Thürmen unaufhörlich läuteten. Der Kaiser winkte zürnend und die Kalesche flog im Blitze davon, wie sie gekommen war.

Die historische Schwüle aber dauerte fort, auch an unserm Orte, wochenlang fort, obwol der Kaiser ihn längst verlassen hatte. Ganz Europa, alle Welttheile der Erde warteten auf das, was kommen würde. Wir ahnten nicht entfernt, daß ein russischer Winter nach jener historischen Schwüle eintreten sollte. Die Durchmärsche hörten nicht auf, der Großen Armee nach. Die junge Garde und viele andere Truppen, die anrückten, sahen freilich etwas stark nach einer sehr jungen Generation aus. Sie trugen sehr hohe Tschakos, als wollte man sie größer machen, als sie eigentlich waren. Wir sahen wahre Knaben unter diesen Musketen, aber Knaben voll französischer Bravour und französischen Muthwillens. Die französischen Bulletins lauteten brillant; welche Siege, welche Triumphbogen, welche Eroberungen das! Der Kaiser logirte bereits im Kreml in der alten Zarenstadt. Bleifüße kamen und kamen bald in Masse, aber sie hatten eben keine negestrunkenen Physiognomieen. Doch — neue, unerhörte Siege wurden uns berichtet! Der Kaiser wird im Winterpalais von St. Petersburg seinen Winteraufenthalt nehmen. Die Türkei zittert. Der Sultan unterhandelt zum Frieden. Napoleon will nichts davon wissen. Wir sahen schon jene Mohammedsfahnen der alten Garde in der Sophienkirche aufgepflanzt. Neue Divisionen trommeln an. Wiederum kleines Volk. Keine Gesichter aus den ersten Ständen der großen Nation. Aber lange Züge abgefeßener Kurassiere ohne Pferde kommen von Rußland her. Sie tragen ihre Pallasche auf den Schultern. Sie haben verbundene Köpfe. Auch sie sehen verdrießen aus. Was ist das? Karavanen von Bleifüßen ziehen auf langen Wagenlinien heran. Es kommen vereinzelte Soldaten aller Truppengattungen, ja sie kommen jetzt in Masse. Hier zuerst schöpfen wir Verdacht. Aber, es kann nicht sein!

Nun beginnt ein Durchzug in stürmischer Eile, dessen einzelne Abtheilungen wir schon kaum überseben können. Doch im Laufe einiger Tage verdichtet er sich so, daß die Soldaten und zwar Artilleristen, Kürassiere, Chasseure, Musketiere, Mamluken, Husaren, Lanciers, Voltigeure, Grenadiere, zwölf Mann hoch, ja so breit wie die Straße ist, die Bürgersteige mitgerechnet, sich durchdrängen, durchschlagen. Das ist Flucht und unwiderruflich Flucht. Nun rücken auch schon ganze Regimenter ein, soweit man noch von ganzen Regimentern sprechen darf, zu Pferde und zu Fuße, unter Waffen und zwar in so ununterbrochener Abfolge und Massenhaftigkeit, daß man hätte meinen sollen, mit dieser fliehenden Armee allein müßte man, wenn sie nur vorwärts ginge, das noch übrige Europa, England mit, benegen können.

Wiederum aber kommen die buntesten Haufen von Kälte, von Hunger leidende, abgezehrte Gestalten; sie haben russische Winterbekleidung an, Schafspelze, auch die feinen, astrachanische Pelze, Wildschuren, aber auch Schlafröcke über die Uniform, leichte Pikeschen, Weiberröcke und Weibermäntel, Kasawejkas, sie fahren in Droschken, in Kibitken, auf litauischen Heuwagen, in Karren und Karriolen, in Diligencen, auf Milchkarren, auf großen Fuhrmannswagen en famille, in Extrapostkaleschen, drei, vier, gedrängt. Zuletzt kommen auch schon Schlitten an, endlich wird die Schlittenpartie fast allgemein. Sie ziehen in wilder Hitze, ungeachtet der Kälte des Winters, wo nur Raum ist, als wären die Kosacken aller russischen Gouvernements schon dicht hinter ihnen. Die Flucht bei Roßbach war ein Schneckengang dagegen. Die Einwohner sind erschrocken. Da kommt die alte Garde mit fliegendem Spiel, aber auf einige dünne Regimenter geschmolzen, in demselben Glanze wie früher, mit derselben ungehörten Bravour, mit denselben negestrunkenen Blicken, mit derselben stolzen Haltung wie früher. Sie hat Zeit und nimmt Zucht, in so ruhig parbetischem Paradeschritt geht sie. Aber sie spielt, wie in soldatischem Humor, das schwermüthig entschlossene Kosackenlied „Holde Minka, ich muß scheiden." Sie rückt in die Stadt mit einer Miene Ruhe der Haltung ein und nimmt Quartier, die Offiziere, die Gemeinen jubeln, schmausen, trinken so nach Herzenslust, daß man hätte meinen sollen, die Ruhe und der Winter wären noch hundert Meilen weit hinter ihnen. Die Garde geht des andern Tages ab, aber von der entgegengesetzten Seite ist mittlerweile das Macdonald'sche Corps, eine vollmannige Division, die uns wieder einigermaßen an den Hinzug erinnert, einmarschirt, nur ebenfalls kleine, überaus junge, schwächliche Leute. Kennt selbst Frankreich und sogar Napoleon Bonapar-

noch alle erschöpfen? Die Geschichte behauptet es und wir haben es. Wer zweifelt noch an der Ohnmacht alles Endlichen?

Die Stadt wird in einigen Tagen verschanzt und durchschanzt. Die Franzosen sind wahre Heermeister im Schanzenaufwerfen, was Schnelligkeit und Trefflichkeit der Ausführung betrifft, ebenso wie sie schnell im Barrikadenbau sind. Es sieht an unserm Orte ganz kriegerisch aus. Die Bivouaks der Regimenter leuchten des Nachts weithin über die Stadt fort. Eines Morgens aber — wer hätte es glauben sollen — sind alle Franzosen wie weggeweht, sie haben sich in aller Stille aus dem Staube gemacht. Die Kosaken rücken ein.

Und wie viele sind ihrer jetzt noch übrig von den Soldaten, jenen ehrwürdigen Trümmern der großen Armee? — Einige verkrüppelte Veteranen im Invalidenhause von Paris, Siechtume, Krumm- und Krückenleute, Taube, Contracte an allen Gliedern, keuchend unter dem Husten der Schwindsucht, nach den Strapazen der Schlachten und des russischen Winters, unter dem grimmen Froste des Alters, sonnend sich unter der ihnen jetzt noch viel zu kalten Julimittagssonne von Paris und doch immer noch stolz im Glanze ihrer Uniformen auf den kleinen Stern der Ehrenlegion — und wär' es auch ein Kreuz — den sie sorgsam an ihrer Brust tragen, eingedenk der Thaten ihrer Vergangenheit und des Ruhms ihres großen Kaisers. Bald aber wird auch ihre Stunde schlagen und auch sie werden beigesetzt werden in den Gewölben des Invalidendoms und es wird sich ihre Asche gesellen der Asche Napoleon's. Sic transit gloria mundi!

Des Thürmers Töchterlein.

Von Christian Geppl.

Es war ein sauer, schwüler Sommerabend. Ich sah von dem Garten der Kleemburg auf dem „Alten Kästrich" (dem ehemaligen Castrum romanum), der kaum ein Jahr später durch die Explosion des Pulverthurms fast ganz zerstört wurde, sinnend und träumend hinab auf die Stadt Mainz. Sie lag schon in der Dämmerung; nur die Thürme vom Dom und den andern Kirchen ragten noch frei und klar empor in die hellere Luft. Meinem schweifte das Auge nach dem Odenwald, der rechts in der Ferne sich anlehnte; vor mir lag der Taunus. Ein leiser Nebel umzog die Bergketten; nur die höchsten Spitzen schimmerten noch in einem eigenthümlichen Duft, der zwar nicht mit dem Glühen der Alpen zu vergleichen, aber für den, der jenes geliebt, wie eine Ahnung, wie ein Traum jenes wunderbar dichten Roth um die Berge webt. Ferner wie einen weißen Nebelstreif sah das Auge, wenn es von den Höhen herab zur Ebene sich senkte, den Main und eine aufsteigende dunkle Dampfwolke, die aus einem Remorqueur, der wol die Nacht durch nach Köln noch Schiffe schleppen sollte, aufstieg, zeigte mir den Lauf des Rhein. In einem duftigen Schleier lag links tief unten Wiesbaden, nur die Kuppeln der griechischen Kapelle blitzten hier und da im Reflex des Abendrothes golden durch die nebligte Hülle. Während ich wieder nach der Stadt und ihren Thürmen hinunterlah, blieb mein Auge an dem nächsten Thurm mir zur rechten — dem Stephansthurm — haften. Mir war, als müßte an ihn irgendeine Geschichte sich knüpfen. Ich sann nach. Da hörte ich aus der benachbarten preußischen Kaserne den Appell schlagen; drüben auf dem Wege vor dem Garten, worin ich saß, schritten hastig ein paar Soldaten, besorgt, sie möchten zu spät zur abendlichen Ablösung kommen.

Nun war's mir mit einemmale klar und eine Geschichte tauchte empor in meinem Innern. Ich mußte diese Geschichte einmal gehört haben; wann, wie und von wem konnte ich mich nicht entsinnen. Oder war es wirklich nur ein neckisches Gebilde meiner Phantasie?

Da drüben — es muß wohl viele Jahre her sein — hoch oben in den kleinen Gemächern des Thurms wohnte der alte Thürmer; der lebte allein mit seinem jungen, schönen Töchterlein, die hieß Nanni. Nur selten kam sie aus dieser hohen Region herab in die Menschenwelt, denn der Vater hielt sie streng an zum Spinnen und Nähen und zur Besorgung des kleinen Haushalts. Da er überdies ein kalter, finsterer Mann war und die Menschen nicht leiden mochte, im Gegentheil sich gefiel in seinem Einsiedlerleben da oben, wo ihn kein Nachbar besuchen, kein Geräusch der Straße in seinem düstern Sinnen stören konnte, so hielt er auch die schöne Nanni fern von den Menschen und ließ sie, wie gesagt, nur höchst selten und wenn besonders nöthige Geschäfte es verlangten, herab in die Stadt. Was man an Lebensmitteln, Holz u. s. w. in dem kleinen Haushalt brauchte, das wurde in einem Korbe, den man vermittelst einer Rolle herabließ, von unten herauf gezogen aus Fenster und da hereingenommen.

Der Alte sprach wenig mit seiner Tochter und wenn er mit ihr sprach, so war es nur, um seinen Haß über die verderbte, böse Welt zu äußern und immer wiederholte er der Tochter, wie alle Menschen da unten in der Stadt grundschlecht und böse wären und daß sie am besten thäte, für immer da oben bei ihm zu bleiben, damit sie nie in Berührung käme mit dieser argen Brut.

Aber der schönen Nanni mit ihrem sechzehnjährigen, reinen unschuldigen Herzen wollte diese äußere Moral nicht recht einleuchten und da sie keinen Haß, keine Bosheit gegen ihre Mitmenschen fühlte, so konnte sie nicht glauben, daß diese alle, wie ihr Vater sagte, voll Haß und Bosheit gegeneinander wären.

Wenn sie so in den einsamen Stunden aus ihrem Thurmzimmer hinausschaute in die herrliche Gegend und das Herz ihr so warm wurde bei dem Blick in die Ferne, da meinte sie, es könnten in einer so schönen Welt unmöglich die Menschen so absolut böse sein. Wie konnten z. B. die schmucken Soldaten der Bundesgarnison da drüben in der Kaserne auf dem „Kästrich" denn immer so fröhlich singen des Abends, so munter und lustig sein, so recht herzbrüderlich Arm in Arm auf dem Walle umherwandeln, wenn sie wirklich so schlecht und boshaft wären? Das konnte doch unmöglich alles Heuchelei und Täuschung sein, wie der Vater ihr vorpredigte.

Und dann von Einem wußte sie es ja gewiß, der war gut und brav. Hatte er ihr es doch selbst gesagt, als sie vor langer Zeit einmal in der Stadt unten einen Gang hatte und schnell eine Freundin besuchte. Bei der hatte sie ihn dann öfter noch gesehen und er hatte sie das letzte mal sogar geleitet bis in die Nähe des Thurms. Mochte es der Vater gesehen haben von seinem Thurmfenster aus oder war es überhaupt nur seine mürrische Laune — sie durfte seitdem gar nicht mehr hinunter in die Stadt. So konnte sie ihren lieben Heinrich — denn lieb war er ihr trotz der kurzen Zeit, die sie ihn kannte, geworden und ebenso sie ihm — lange, lange nicht mehr sehen. Aber desto fleißiger schrieb er ihr und sie ihm zärtliche Briefe. Davon freilich wußte, ahnte der Alte nichts. Das hatten die jungen, schlauen Herzen gar glücklich ausgedacht. Gab's ja doch eine Post und zwar eine Eilpost zwischen dem Thurm und der Stadt — der Korb, der fast täglich hinabgelassen und, mit Lebensmitteln gefüllt, wieder emporgezogen wurde. Das Nanni da, wenn sie den Korb hinabließ — denn sie allein besorgte regelmäßig dies Geschäft — in eine Spalte des Geflechts ein Briefchen steckte an ihren Liebsten, das eine alte Frau, welche unten am Thurme Obst feil hatte, durch ein Geschenk von ihm gewonnen und wohlbedeutet war, das Briefchen immer schnell herauszunehmen und es Heinrich zu bringen, um am andern Tage ebenso, wenn der Korb sich herabsenkte, hinwieder ein Briefchen von Heinrich in das Geflecht einzuschieben, welches dann Nanni, kam der Korb oben an, eiligst herausnahm und unter ihr Busentuch versteckte; so daß die Liebenden sich den Tag über oft unterhielten durch eine förmliche Zeichensprache, sie vom Thurm nach der Kaserne hinüber und er von dort zurück nach dem Thurm — von alledem hatte der menschenscheue und menschenfeindliche Thürmer keine Ahnung.

So flossen die Tage des Sommers dahin und in den Herzen der Liebenden wurde die Sehnsucht immer heißer, einander wieder einmal von Angesicht zu sehen, wieder einmal ein paar warme, herzliche Worte zueinander zu sprechen. Die Rede, das lebendige Wort hat eine wunderbare Gewalt und zumal bei Liebenden. Nanni und Heinrich sannen hin und her und jeder ihrer Briefe enthielt einen neuen — aber leider eben immer unausführbaren Plan. Jeder Versuch Nanni's, einen Grund zu einem Ausgange ihrem Vater gegenüber zu finden, scheiterte an dessen mürrischer Hartnäckigkeit. Hier war also keine Hoffnung! Doch die Liebe ist kühn und erfinderisch. Nanni's Vater mußte zuweilen des Abends in Pflichten seines Amtes ausgehen. Da konnte ja Heinrich sie einmal besuchen im Thurm und sei es nur auf ein paar Minuten; zwei Worte, ein einziger Handedruck waren ein Glück für ein so liebendes, junges Herz, an dem es lange zehren konnte. Aber ach — der Vater verschloß ja immer die Thurmthür hinter sich, wenn er ausging und von innen konnte sie dem Geliebten nicht öffnen!

Als sie wieder einmal im Sinnen, wie sie ihren Heinrich sehen könne, so dalag, schien sie plötzlich einen Ausweg gefunden zu haben. Sie sprang auf ans Fenster, öffnete es, prüfte mit scharfen Blicken die Rolle und den Balken, indem sie ging, ließ das Seil, daran der Korb hing, durch ihre Hände gleiten und untersuchte endlich noch den Korb selbst. Alles war fest und stark wie Eisen. Morgen Abend mußte der Vater wieder ausgehen in Geschäften. Man war bereits

spät im Herbst, der Abende schon sehr dunkel; es mußte alles gelingen. Das junge, liebende Herz pochte vor Freude und Angst gleich heftig. Doch es war ja keine Gefahr möglich: sie hatte alles genau untersucht. Heinrich erhielt sogleich auf dem gewöhnlichen Wege Nachricht. Er war entzückt über den Plan der Geliebten; er durfte nun endlich einmal seine Nanni wieder sehen, mit ihr sprechen und sie (o ja, das mußte sie diesmal zugestehen nach so langer Trennung!) an sein Herz drücken und ihre schönen Lippen küssen. Unter sehnsüchtiger Erwartung verging der heutige Abend und der morgende Tag. Nun war Heinrich zum ersten male nachlässig im Dienst; seine Kameraden wußten nicht, was sie von ihm denken sollten, er war zerstreut und doch so munter und sein dunkles Auge funkelte heute noch einmal so stark wie gewöhnlich.

Unruhig trieb es Nanni in ihrem engen Thurmzimmerchen umher; bald sah sie vom Fenster hinab in die Tiefe, bald betrachtete sie den Korb, bald die Rolle. Sie ward blaß, dann flog wieder glühendes Roth über ihre Wangen. Selbst der sonst so gleichgültige Vater bemerkte ihr unstetes, aufgeregtes Wesen. Auf seine Frage, was ihr sei, entschuldigte sie sich mit Kopfschmerz. Immer wieder sprang sie von ihrem Mädchen auf, bald schaute sie nach der Sonne, die schon gegen die westlichen Bergketten sich neigte, bald fragte sie den Vater das wunderlichste Zeug, dann hielt sie erstaunt inne. Endlich nahte die Stunde. Der alte Thürmer schickte sich an, zu gehen. In zwei Stunden längstens werde er wieder da sein, sagte er zu Nanni. Er ging; wie gewöhnlich schloß er hinter sich die schwere, eisenbeschlagene Thurmthür.

Heinrich hatte schon lange unten in einem Seitengäßchen gewartet. Als er den Alten in der Dämmerung hatte vorübergehen sehen und ihn fern wußte, gab er Nanni, die ihr Köpfchen eben aus dem Fenster neigte, ein verabredetes Zeichen. Bebenden Herzens, mit zitternden Händen leite sie das Seil und der Korb senkte sich herab in die Straße. Leicht sah Heinrich darinnen und gab durch Anziehen des Seiles Nanni kund, daß er bereit sei. Langsam, sehr langsam hob sich der Korb, fast war er zu schwer für die Kraft Nanni's, endlich hatte er etwa die Hälfte der Höhe bis zum Thurmfenster erreicht, da Nanni meinte zusammenbrechen zu müssen — bevor sie hinter sich die Thür öffnen und ihrem Vater zu ihr sprechen. Er hatte etwas vergessen, das er holen wollte, darum war er zurückgekommen. Er fragte, was sie mache, warum sie so spät noch den Korb herauflassen? Es sei Holz, das sie heraufziehe, antwortete sie zitternd. Der Alte erbot sich, ihr zu helfen, da es ihr schwer zu werden scheine; sie wehrte ab; er trat näher und griff nach dem Seil, wobei er bemerkte, daß Nanni eben im Begriff war, den Korb niederzulassen, obwol er schwer gefüllt schien. Dazu ihr ängstliches Gebaren, da schöpfte er auf einmal Argwohn, noch wußte er nicht, was er fürchten solle. Plötzlich, o Himmel, drang der Mond durch das Gewölk; an eine solche Möglichkeit hatten die Liebenden nicht gedacht. Da sieht der Thurmer seiner zitternden Tochter ins Gesicht — sie war todtenbleich. Zugleich hatte er beim Hinausbeugen aus dem Fenster den Soldaten im Korbe sitzen sehen; nun war ihm plötzlich alles klar. Aber er ließ Nanni nichts merken. Ein höhnisches Lächeln zuckte um seinen Mund. Der Mond war indessen, als bereue er, hier unvorsichtig ein Liebespaar fremden Augen entdeckt zu haben, auch wieder hinter dem herbstlichen Gewölk verschwunden und alles war dunkel.

Nanni athmete leichter auf, da ihr entgangen war, daß ihr Vater bei dem kurzen Lichtblicke des Mondes Heinrich bemerkt hatte. Sie wurde schon wieder hoffnungsvoll, als er ruhig das Seil fest um den Balken schlang und das Fenster schloß, indem er sagte:

„Das Holz ist zu schwer, Nanni; wollen's lieber morgen früh vollends heraufziehen, bin heute zu müde und du auch. Geh zu Bett, Kind, du scheinst krank zu sein!"

Nanni ging in ihre Kammer; wußte ja doch der Vater bald schlummern, dachte sie; dann wollte sie Heinrich mit dem Korbe wieder herablassen aus seiner gefährlichen Höhe. Aber, o Himmel, als sie in ihr Kämmerlein getreten, hörte sie, wie der Vater es von außen verschloß. Nun war ihr alles klar, doch Bitten und Thränen waren vergeblich. Ruhig ging der Alte selbst zu Bett. Nanni lag weinend und betend bis am Morgen schlaflos auf ihrem Lager. Heinrich schwebte die Nacht hindurch zwischen Himmel und Erde. Sein Zustand war nichts weniger als beneidenswerth.

Doch auch diese lange Nacht verging; allmählich erloschen die hellleuchtenden Sterne und die Sonne stieg im Osten empor in ewigem Glanze. In der Kaserne drunten wurde es rege und im Hofe versammelten sich die Soldaten zur Tag-

revelle. Der wachthabende Unteroffizier verlas die Namen. Die Reihe begann; Name und Name erscholl, jeder mit einem lauten „Hier!“ beantwortet. Da kam Heinrich's Name; er stand nicht unter seinen Kameraden, aber zu aller Erstaunen erscholl, als sein Name gerufen wurde, hoch aus den Lüften ein lautes „Hier!“ Alle wandten sich nach der Richtung, woher der Ton kam. Noch einmal rief der Unteroffizier seinen Namen und noch einmal erscholl aus den Lüften ein lautes „Hier!“ Und aller Blicke, die sich nach dem Tone hingewandt hatten, sahen hoch am Thurm einen Korb in der Luft hängen, in dem Korbe aber stand aufrecht ein Soldat, die Hand salutirend an die Mütze gelegt. Selbst in dieser schrecklichen Situation, in der er sich befand, war er der pflichttreue Soldat und hatte darum, als sein Name beim Verlesen genannt wurde, unwillkürlich sein „Hier!“ gerufen.

Die Geschichte ist — — aus. Nanni wurde von ihrem Vater strenger bewacht als je, Heinrich bekam lange Arreststrafe. Dazu kam noch das Lächerliche der ganzen Situation und der gerechte Spott seiner Kameraden. Nichts aber ist der Liebe verderblicher, als lächerlich zu erscheinen; das fühlt ob wie ein Todesbeil im Fieber und der Mensch ist nun einmal so, daß selbst im tiefsten Schmerz das Lächerliche lachenerregend auf ihn wirkt und, eben weinend, bricht er, wenn unwillkürlich ein recht komischer Gedanke über ihn kommt, in Lachen aus. Und komisch war sicher Heinrich's Situation, das fühlte selbst Nanni — —

Als ich endlich ziemlich spät aus diesen Träumereien, denen ich unter Blüten und Düften bei einer Flasche Vierzehner sechshundrtziger im Garten der „Kleinsburg“ nachgehangen hatte, erwachte, war der Mond aufgegangen und mein Blick fiel gerade wieder auf den Thurm und wunderlich war es, daß in diesem Augenblick wirklich (oder täuschte mich mein Auge?) ein Korb emporgezogen wurde und, vom Monde beschienen, eine Frauengestalt sich aus dem Thurmfenster beugte — —

Ein Musterkrankenhaus.

Die jüdische Gemeinde Berlins nimmt bekanntlich nicht blos durch die Zahl ihrer Mitglieder, nicht blos durch die Intelligenz, den Reichthum, die industrielle Betriebsamkeit und das bürgerliche und gesellschaftliche Ansehen eines großen Theils derselben, sondern auch durch die Menge ihrer imponirenden Wohlthätigkeits- und Bildungsinstitute eine hervorragende und einflußreiche Stellung unter den Corporationen der Hauptstadt ein.

Trotzdem hatte sich diese materiell so wohlbefestigte, an äußerem Umfang täglich zunehmende Genossenschaft seit länger als einem Menschenalter in einem Zustande geistiger Stagnation und Erstarrung befunden, der mit der Zeit auch zu einem wirklichen Verfall hätte führen müssen.

Hauptsächliche Ursache dieses widerspruchsvollen Zustandes war die veraltete, aber von der Regierung hartnäckig aufrecht erhaltene, durch das General-Judenprivilegium vom Jahre 1750 vorgeschriebene, auf bureaukratischen Grundsätzen beruhende Verfassung der Gemeinde, welche einem durch geschichtliche Mächte hervorgerufenen Umschwunge des Bewußtseins, einer durchgreifenden Veränderung der religiösen Anschauungen und Bedürfnisse keinerlei Einfluß auf die Gestaltung des Gemeindelebens gestattete. Dadurch wurde die lebendige Entwickelung des in seiner Art großartigen Instituts gehemmt, die zeitgemäße Fortbildung besonders seiner gottesdienstlichen Institutionen unmöglich und ein an Zahl und Intelligenz bei weitem überwiegender Theil der Mitglieder seinen Zwecken und Interessen abwendig gemacht. Es läßt sich kaum eine größere Kluft denken als diejenige war, welche seit dem Anfang dieses Jahrhunderts zwischen der Mehrzahl der berliner Juden und dem officiell von ihrer Gemeinde festgehaltenen Judenthum bestanden hat.

Erst im Jahre 1854 ist die Möglichkeit zur Beseitigung dieses lähmenden Mißverhältnisses durch die endlich erfolgte Einführung jenes bereits 1847 erlassenen Gesetzes geboten worden, das die preußischen Judengemeinden von der staatlichen Bevormundung befreit, indem es die selbständige Ordnung und Verwaltung auch ihrer religiösen Angelegenheiten einer von allen ihren Mitgliedern gewählten Repräsentation überläßt. Seitdem hat durch das Vertrauen der ganzen Gemeinde ein Vorstand an ihre Spitze berufen und trotz mehrfach erfolgter Neuwahlen dauernd im Amte erhalten werden können, der die ihm hiermit gewordene Aufgabe erkannte und mit kräftiger Hand und besonnenem Geiste die Heilung der Schäden, die Ausgleichung der Conflicte, kurz ein Werk der Verjüngung unternommen hat, das in lokaler sowol als in religiös- und cultur-

geſchichtlicher Hinſicht unſere volle Beachtung verdient.

Freilich iſt das, was dieſe gebildeten und einſichtsvollen Männer auf ihrem vielverzweigten Verwaltungsgebiet bisher reformirend und reorganiſirend bewirkt und geſchaffen, gefördert und angebahnt haben, noch lange nicht zu einem ſichern und beſtimmten Abſchluß gediehen, um einen vollen Ueberblick ihrer Abſichten gewähren und den geräuſchlos erfolgten Umſchwung nach allen Seiten hin deutlich herausſtellen zu können. Daß aber ein ſolcher Um- und Aufſchwung wirklich vor ſich gegangen, innerhalb dieſer wichtigen Bevölkerungsſphäre die Lebenskraft acceleriert und in thätiger Neubildung begriffen iſt, tritt dennoch bereits in einer Reihe von Thatſachen unverkennbar hervor.

Zu dieſen Thatſachen gehört auch die Erbauung eines neuen, am 3. September v. J. ſeiner Beſtimmung übergebenen Krankenhauſes, über das wir im Nachſtehenden einige Mittheilungen geben wollen, weil dieſes Haus auch an und für ſich, als Bauwerk, in ungewöhnlichem Grade die öffentliche Aufmerkſamkeit beſchäftigt und ſchon vor ſeiner Vollendung einen bedeutenden Ruf erworben hat.

Die Nothwendigkeit zur Herſtellung eines neuen Krankenhauſes lag für die jüdiſche Gemeinde in der unzureichenden Beſchaffenheit des alten, das im Jahre 1754 gegründet, im Laufe der Zeit allerdings mehrfach erweitert und umgeſtaltet wurde, ſeit Jahren aber ſchon den Anforderungen der neuern Wiſſenſchaft ſowie der Bequemlichkeit und dem Bedürfniß einer ſo umfaſſenden Gemeinde nicht mehr entſprach. Als jedoch der neue Vorſtand ſchon kurz nach ſeinem Amtsantritt den Beſchluß faßte, den betreffenden Uebelſtänden und Beſchwerden ein Ende zu machen, boten die von ihm ſoeben erſt aus den Verwirrungen und Verluſten der Revolutionsjahre gerettete Gemeindefinanzen keine Mittel zur Ausführung ſolcher Unternehmungen dar. Der Vorſtand wendete ſich daher in einer Anſprache an die bekannte Mildthätigkeit der Mitglieder und berechnete ſich nicht, als er von dem neuerweckten Intereſſe, der wiederbelebten Theilnahme derſelben eine entſprechende Opferwilligkeit erwartete. Schon nach Verlauf von zwei Monaten befand ſich eine durch freiwillige Beiträge zuſammengekommene Summe von [illegible] Thalern in ſeinen Händen. Da nun außerdem aus frühern milden Gaben und einem Vermächtniß für den genannten Zweck noch ein Kapital von [illegible] Thalern vorhanden, auch beim Verkauf des alten Krankenhausgrundſtücks auf eine Einnahme von [illegible] Thalern zu rechnen war, ſo konnte mit dieſen 120000 Thalern die Ausführung des Baues als geſichert betrachtet werden. Am 27. Juni 1858 fand im Beiſein der Staats- und Communalbehörden die feierliche Grundſteinlegung ſtatt.

Hatte nun aber der Vorſtand durch die ſo reichen, ſo unbedenklich ihm überlieferten Spenden gleichſam ein Vertrauensvotum erhalten, ſo mußte er ſich hierdurch doppelt aufgefordert fühlen, demſelben durch eine würdige Leiſtung zu entſprechen. Denn wo mit genügenden Mitteln vom Grunde aus neu gebaut werden ſollte, da bedurfte es auf Seite der Unternehmenden nur einer tiefern Erfaſſung ihrer Aufgabe, um eine möglichſt vollendete, alle neuern Fortſchritte, Erfindungen und Erfahrungen auf dem Gebiet der Krankenhauspflege in ſich vereinigende, der Gemeinde wie der Stadt zur Zierde gereichende Muſteranſtalt ins Leben zu rufen. Die Leitung des Baues wurde daher nicht untergeordneten Kräften, ſondern einem der ausgezeichnetſten Architekten Berlins (dem königlichen Baurath Knoblauch) übertragen, während für alle auf das Krankenhauſsweſen bezügliche Einrichtungen ebenfalls eine unzweifelhafte Competenz, der Verwaltungschef der Charité, Geheimrath Dr. Göz, als techniſcher Beirath fungirte. Von der Befähigung, der Sachkenntniß und dem hingebenden Eifer, mit dem beide Männer dem ihnen ertheilten Auftrage zu genügen ſuchten, legt das von ihnen geſchaffene Werk das ſprechendſte Zeugniß ab.*)

Schon das Aeußere des in der Auguſtſtraße Nr. 12 befindlichen Gebäudes feſſelt die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden. Durch einen ſtattlichen, an ſeinem Ein- und Ausgange mit eiſernen Gittern verſehenen Vorgang, der das Gebäude des nach der Straße gelegenen, blos zu adminiſtrativen Zwecken beſtimmten Gebäudes in zwei Hälften theilt, tritt man in einen geräumigen Hof, an deſſen Ende ſich erſt das eigentliche Krankenhaus befindet; in ſeiner ganzen Erſcheinung in imponirende Würde und freundliche Eleganz, ernſte Einfachheit und gefällige Anmuth der Formen und Verhältniſſe in

*) Unter dem Titel „Das neue Krankenhaus der jüdiſchen Gemeinde zu Berlin", hat Dr. Göz auch vor kurzem (Berlin, Guelin, 1861) eine mit ſchönen Zeichnungen und Plänen verſehene Beſchreibung der Anſtalt erſcheinen laſſen, der wir viele unſerer weitern Mittheilungen entnehmen

einem sehr angenehmen, wahrhaft künstlerischen Eindruck verschmolzen. Es ist ein Gebäude ohne Flügel; seine Hauptfronte bildet nicht die zuerst erblickte, sondern die hintere, nach Süden gekehrte, mit einem freundlichen Garten umgebene Façade. An der nach vorn gelegenen, dem Administrationsbaue zugewendeten Seite befinden sich zwei Pavillons und ein Mittelrisalit, jedes mit einem Eingang versehen. Das Haus besteht aus einem ersten und zweiten Stockwerk und einem Dachgeschoss. Die Räumlichkeiten sind auf die Unterbringung von etwa hundert Kranken berechnet.

Da bei diesem nicht großen Umfang der Anstalt und der ohnedies nicht erheblichen Ausdehnung des Bauplatzes von der Errichtung eines besondern Gebäudes für Wirthschaftszwecke Abstand zu nehmen war, mussten alle dahingehörigen Einrichtungen in das Kellergeschoss verlegt werden. Dasselbe bildet daher den interessantesten und lehrenswerthesten Theil des complicirten Mechanismus und niemand wird es verlassen, ohne mit den gewaltigen Fortschritten menschlicher Erkenntniss und Fertigkeit zugleich jenen noblen Wohlthätigkeitssinn zu bewundern, welcher dieselben hier zum Heil armer Kranker und zu ihrer grossern Pflege und Behaglichkeit in einer solchen Ausdehnung verwendet hat. Neben den gross artigen Dampfmaschinen und Pumpwerken erregt in vielen durchweg gewölbten, hellen und luftigen, mit breitem Gerüster versehenen Kellern vor allem die Speiseküche die Aufmerksamkeit der Beschauenden. Sachverständige heben hier mit einstimmigem Beifall alle Einzelheiten in der Construction des Koch- und Bratofens sowie des zur Speisebereitung durch Wasserdämpfe hergerichteten Apparats hervor, während die Blicke der Laien besonders durch die schmucke und solide Ausseneite der letztern Einrichtung, durch die saubere und bequeme Handhabung derselben und ihren schnell einleuchtenden Vortheil angezogen und befriedigt werden. Dicht neben der Speiseküche befindet sich der zum Waschen bestimmte Raum. In der Wand, welche beide Räume voneinander trennt, steht ein eisernes Reservoir, welches aus dem auf dem Boden befindlichen, von den englischen Wasserwerken gespeisten allgemeinen Reservoir der Anstalt mit kaltem Wasser gefüllt wird. Die Erwärmung des letztern, das sowol nach der Speise- als nach der Waschküche Abflüsse hat, geschieht mittels directer Zuleitung der Dämpfe aus den Dampfkesseln, durch welche auch die Dampfwaschapparate in Betrieb gesetzt werden. Die Reinigung der Wäsche, eine der wichtigsten, schwierigsten und mühevollsten Aufgaben jedes Krankenhauses, erfolgt gleichfalls unter Anwendung der Dämpfe, wie überhaupt zur Erleichterung und Beschleunigung dieser ganzen Operation alle darauf bezüglichen, neuerdings so vielfach verbesserten Erfindungen ihre zweckmässigste Benutzung gefunden haben.

Indem man nun aber alle diese ökonomischen Einrichtungen in die untern Räume eines Krankenhauses verlegte, musste man dasselbe zugleich durch die solideste Construction der erstern sowie durch mannichfache andere Vorkehrungen gegen alle aus einer solchen Anordnung entstehenden Nachtheile zu schützen suchen. So war es z. B. wichtig, das lästige Geräusch der Dampfmaschine von den durch die Kranken bewohnten Zimmern fern zu halten. Es wurden daher zu diesem Zweck die ausserhalb des Gebäudes zwischen den Risaliten liegenden Räume benutzt, mit der Sohle des Bodens gleichgelegt und in gleicher Höhe mit demselben aufgemauert, sodann aber mittels eines eisernen, mit einem Asphaltbeleg versehenen und durch Glasscheiben unterbrochenen Daches abgedeckt. In dem einen dieser Räume befindet sich der Dampfkessel und in dem Raume daneben, im Mittelrisalit, unter Zimmern, welche nur zum ärztlichen Gebrauch bestimmt sind, stehen die zu den Dampfkesseln gehörenden Pumpen. Auf derartige humane und sinnreiche Vorkehrungen zum Schutz der Kranken und zur Fernhaltung schädlicher Einflüsse ist überhaupt in allen Theilen und für alle Vorrichtungen des Hauses sorgfältigst Bedacht genommen worden.

Ein besonderes Interesse gewähren ferner die Apparate und Röhrenleitungen zur Bewässerung und Entwässerung der Anstalt sowie die damit zusammenhängenden Wasserclosets und Bäder-einrichtungen. Zur Zuführung des ausreichenden Wasserbedarfs ist durch einen auf dem Hofe befindlichen Brunnenkessel nebst dazu gehörigen Dampfpumpe selbst in dem Fall gesorgt, dass die englischen Wasserwerke einmal den Dienst versagen sollten. Die Erwärmung des Wassers geschieht, wie schon bei den Küchen angedeutet, durch Dämpfe aus den Dampfkesseln, welche wiederum zur Verhütung des bei dieser Zumessung entstehenden Geräusches mittels eines Schlangenwindes durch ein auf dem Boden stehendes Reservoir geführt werden, das sich aus dem gleichfalls hier befindlichen Hauptreservoir mit

kaltem Waſſer faſſt. Aus dieſen beiden Reſervoirs gehen Röhrenleitungen in die verſchiedenen Etagen des Hauſes. Dadurch erhalten die Badezimmer und Theeküchen ihren Bedarf an warmem und kaltem Waſſer, während außerdem das letztere auch in die Wirthſchaftsräume, die einzelnen Cloſets und zu den in den Krankenzimmern befindlichen Waſchtiſchen geleitet wird.

Von den Kellern aus führen zwei in den Seitenriſaliten befindliche Treppen bis auf den Dachboden; auf ihnen kann man in alle obern Stockwerke gelangen, ohne die durch hohe Glasthüren abgeſchloſſenen Corridore zu berühren. Die in der Mitte befindliche Treppe führt nur in das Erdgeſchoß. Die Einrichtung der Treppen iſt für den Transport der Kranken berechnet; auch ſind dieſelben zur Bequemlichkeit der letztern mit Geländern, auch mit Oefen zur Befeſtigung von Lufteppichen verſehen. Die Krankenzimmer ſind von verſchiedener Größe; kleinere, an den Giebelſeiten befindliche ſind für die Aufnahme von Perſonen höhern Standes mit beſonderm Komfort ausgeſtattet. Doch laſſen auch die für die andern wenigen Kranken beſtimmten Räume in keiner Weiſe etwas zu wünſchen übrig. Vier große Zimmer, um welche ſich die Wartezimmer und Theeküchen gruppiren, ſind in jeder Etage vornehmlich zu dieſem Gebrauch beſtimmt. Jedes derſelben iſt bei genügender Höhe 28 Fuß breit und 28 Fuß tief, wird durch ein Fenſter mit einer lichten Weite von 6 Fuß erhellt und hat eine hohe, zweiflügelige Thür, welche nach innen zuſchlägt, damit die Paſſage auf den auch zur Bewegung der Kranken dienenden Corridoren nicht gehemmt und ein etwaiges Stoßen der erſtern vermieden wurde. Neu und beſonders merkwürdig iſt in dieſen überaus behaglichen Gemächern die Conſtruction der Oefen, welche, in der Mittelwand ſtehend, nicht blos gleichzeitig die Corridore erwärmen, ſondern auch den Zweck haben, dem Kranken während der Winterzeit erwärmte reine Luft zuzuführen. Dies geſchieht mittels eines nach außen offenen, unter dem Fußboden liegenden Kanals von Thonröhren, welche bis an den Ofen gehen; hier ſchließt ſich ein gleiches, in den Ofen ſelbſt gelegtes Rohr an, welches, durch die Ofenfeuerung erwärmt, die kalte reine Luft anſaugt und dieſe dann in einer Höhe von etwa 3 Fuß dem Krankenzimmer erwärmt zuführt. Außerdem befindet ſich in jedem Krankenzimmer unterhalb der Decke ein Ventilator, welcher durch einen in der Mittelwand liegenden, in den Dampfſchornſteinmantel führenden Kanal die ſchlechte Luft ableitet. Auch die Speiſe- und Waſchküche ſowie die Cloſets und Badezimmer ſind mit Ventilatoren verſehen.

Bedenkt man den großen Koſtenaufwand, mit dem neuerdings in Krankenhäuſern Ventilationseinrichtungen hergeſtellt wurden, ſo empfiehlt ſich dieſe ſo einfache, die Luftreinigung vollſtändig ſichernde Art der Ventilation einerſeits durch ihre geringen Koſten, andererſeits dadurch, daß ihre Wirkſamkeit auch im Sommer ungeſchmälert bleibt, da der Betrieb der Dampfmaſchine und demnach die Erwärmung der Schornſteine ohne Unterbrechung fortgeht. *)

In Bezug auf die Krankenzimmer muß noch erwähnt werden, daß dieſelben je für höchſtens acht Betten berechnet ſind, bei ihrer Geräumigkeit alle den Kranken hinlänglich freie Bewegung geſtatten. In den Theeküchen, welche ſich in ihrer unmittelbaren Nähe befinden, ſtehen auch Badewannen, welche hier gefüllt und mittels eines auf Rädern ruhenden Untergeſtells ohne alle Mühe bis an das Bett eines Kranken gerollt werden können.

Was die ſonſtigen Badeanſtalten des Hauſes betrifft, ſo ſind in den beiden Seitenriſaliten jeder Etage freundliche, helle und geräumige Badezimmer mit je zwei kupfernen Wannen vorhanden. Ferner ſind die im öſtlichen Giebel befindlichen ſo eingerichtet, daß darin auch Dampfbäder verabreicht werden können, zu welchem Zweck von den Dampfkeſſeln aus kupferne Rohren in die betreffenden Zimmer geleitet ſind. Außerdem iſt in jedem Baderaum auch eine Brauſe für kaltes Waſſer und ein Apparat für Douchebäder angebracht.

Nach dem Urtheil des Dr. Wo. dürften wenige Krankenanſtalten beſtehen, welche Badeeinrichtungen in ſolcher Vollkommenheit und Reichhaltigkeit aufzuweiſen haben, namentlich ſolchen Einrichtungen für das Dampfbad in jeder Etage eine große Seltenheit. So vollkommene Einrichtungen ſind aber nach dem weitern Ausſpruch des genannten Sachverſtändigen nur möglich, wo hinreichend große Dampfkeſſel zur Abgabe der erforderlichen Dampfe vorhanden ſind und wo beim Neubau von vornherein dafür geſorgt wird, die Badezimmer in den einzelnen Etagen ſo durchaus

*) Eine techniſch ſehr genaue, durch Abbildungen erläuterte Beſchreibung dieſer wie aller andern Apparate und Maſchinen der Anſtalt findet ſich in dem angezogenen Werke von Dr. Wo.

wasserdicht herzustellen, daß die verursachte Feuchtigkeit dem Gebäude nicht schaden könne.

Fügen wir nun noch hinzu, daß die Corridore desselben 8 Fuß breit sowie durch Glasverschlüsse und Thüren vollständig gegen die kalte Luft geschützt und daß in jeder Etage auch genügende Räumlichkeiten für Operationen und andere ärztliche Zwecke vorhanden sind; daß sich ferner im Mittelrisalit des ersten Stockwerks ein großer und geschmackvoller, zu regelmäßigem Gottesdienst bestimmter Betsaal, im Administrationshause eine eigene Apotheke, im Hofe ein Eiskeller befindet und daß es auch an einem sehenswerthen Luftheizungsofen zum Reinigen der von den Kranken mitgebrachten Kleider nicht fehlt, so hat der Leser wol ein annäherndes Bild des musterhaften Baues, in dem so viele herrliche Einrichtungen zu einem so wunderbar ineinander greifenden, wahrhaft schönen und harmonischen Ganzen vereinigt sind, um einem der edelsten und erhabensten Zwecke der Menschheit dienstbar zu sein.

Dem Vorstand gebühret die Anerkennung, daß er sich durch diese befriedigende Ausführung des von ihm angeregten Werkes ein bleibendes und mehrseitiges Verdienst erworben hat. Indem er dem kranken Armen seiner Gemeinde ein freundliches Asyl, dem Wohlthätigkeitssinne der letztern ein würdiges Denkmal errichten wollte, ist es nur seinem bereitwilligen und intelligenten Verständniß zu danken, wenn das neue indische Krankenhaus zugleich ein Zeugniß für die Macht des wissenschaftlichen Fortschritts und dadurch eine Sehenswürdigkeit der Hauptstadt geworden ist.

A. F.

Das Turnen im Spiel.

Es ist das unbestreitbare Verdienst der neuern Pädagogik, daß sie den Grundsatz der Alten: „Sana mens in corpore sano", als Grundprincip aller Jugenderziehung hingestellt hat. Da nun die Bewegung die eigentliche Natur des Körpers ist, welcher ihrer so dringend bedarf, um das Normalthätigsein seiner wichtigsten Functionen für Weiterentwickelung und Gesundheit im Gange zu erhalten, so ist es die Aufgabe des Erziehers, auf rationelle Weise den Körper des Kindes neben der geistigen Anspannung möglichst zu einer fortdauernden heilsamen Thätigkeit anzuhalten.

Dieselbe darf jedoch nicht in einer allzu großen Anregung und Benutzung des noch nicht vollständig gesammelten Schatzes der Körperkraft bestehen, folglich müssen eigentliche gymnastische Uebungen bei Kindern nur sehr vorsichtig vorgenommen werden, weil sie zu viel Anstrengung erfordern und dadurch das Wachsthum aufgehalten werden könnte; dafür aber lassen sich Bewegungsspiele substituiren, in denen das Turnen nur als heitere Kunst auftritt, welche nicht blos Wachsthum und leibliches Gedeihen fördert, sondern zugleich auch Herz und Gemüth der Kinder erquickt und befriedigt.

Dies wußten auch die alten Hellenen sehr wohl und darum finden wir bei ihnen schon Ring- und Schlagball, Kreiseln, Reifentreiben, Topfschlagen, Knöchelwerfen, Stickeln, Sackhüpfen u. dgl.; ob sie freilich beim Gewohnen der Jugend an dergleichen Spiele methodisch verfuhren, darüber läßt sich etwas Bestimmtes nicht sagen; wol möglich, daß sie den Zufall gar oft zum maître de plaisir ernannt haben. Denn auf seinen Fall gehört die Jugenderziehung der Spartaner hierher, bei der es eigentlich nur auf Abhärtung gegen Strapazen und den Einfluß der Witterung abgesehen war, nicht aber darauf, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Das Mittelalter nahm viele dieser Kinderspiele von der Alten Welt an und vervielfältigte dieselben noch, wie wir aus den Abbildungen ersehen, welche der Engländer Strutt seinem berühmten Buche: „Sports and pastimes of the people of England", nach Originalzeichnungen und alten Handschriften beigegeben hat. Director Klose irrt sich also, wenn er in seinem gleich anzuführenden Buche S. 31 behauptet, die Jugend habe im Mittelalter sich nur mit Lanzen, Armbrüsten und eigentlichen kriegerischen Spielen vergnügt; und so sind denn durch Tradition auch auf uns noch eine große Menge uralter Kinderspiele gekommen. Allein dankenswerth ist es unter allen Umständen, wenn jemand sich die Mühe gibt, die Kinderspiele zu regeln, sie bestimmten Gesetzen zu unterwerfen, die nützlichen von den unpassenden auszuscheiden und das Spielen überhaupt als eigentliches Erziehungselement anwenden zu lehren. Dies thut auf sehr umfangreiche und ganz wissenschaftliche Weise der bekannte Guts Muths, neuerlich aber der durch seine Zeitschrift für Turnkunst, seinen Katechismus der Turnkunst und seine weibliche Hausgymnastik bekannte Director des königlich sächsischen Bildungsinstituts für Turnlehrer, Dr. M. Klose, in einem vortrefflich ausgestatteten Weihnachtsbüchlein, betitelt: „Das Turnen im Spiel oder

kurzige Bewegungsspiele für muntere Knaben" (Dresden, Schönfeld, 1861). Mit 16 erläuternden Figurentafeln, vortrefflich von H. Bürkner in Holz geschnitten. Dasselbe hat nicht den wissenschaftlichen Zweck, welchen der gelehrte Nachbelh in seinem berühmten Buche: „Allemannisches Kinderspiel", verfolgte; es bietet nur eine Auswahl der gangbarsten und leicht ausführbaren Spiele, vorwiegend solcher, welche körperübend sind und die leibliche Entwickelung und Kräftigung unterstützen und begünstigen. Schwierigere und zusammengesetztere Turnspiele sind ausgeschlossen, weil das Büchlein für Knaben bestimmt ist, deren Spiele leicht erkennbar und übersichtlich sein müssen. Die Beschreibungen sind so gehalten, daß nicht blos Aeltern und Erzieher danach die betreffenden Spiele angeben und leiten können, sondern sich die Knaben selbst danach zurechtzufinden vermögen, zu welchem Zweck die vortrefflich gezeichneten Abbildungen der im Spiel begriffenen Knaben, welche namentlich die einzunehmenden Stellungen versinnlichen sollen, wesentlich mitwirken. Sämmtliche Spiele sind in zwei Klassen eingetheilt, nämlich in Spiele zur Selbstbeschäftigung (Reifentreiben, Kreiseln, Drachenspiel, Stelzenlaufen) und in gesellschaftliche Bewegungsspiele. Letztere zerfallen wieder in fünf Unterabtheilungen, nämlich 1) in Laufspiele (Der Vogelhändler, Drei Mann hoch, Der Knoten geht um, Schlaglaufen, Der Bärenschlag, Schwarzer Mann, Tag und Nacht, Das Geierspiel, Die Jagd); 2) Hupf- und Hinkspiele (Kuche aus dem Loch, Das Knöpfchenspiel, Hinkkampf); 3) Springspiele (Gymnastischer Tanz, Der Seilsprung, Das Bockspringen); 4) Werf- und Schlagspiele (Das Fangballspiel, Das Federballspiel, Sieht alle, Das deutsche Schlagballspiel, Der Dreiball, Der Prellball, Der Treibball mit dem kleinen und großen Ball, Der Knyball, Der Baumball, Das Plumpsackwerfen, Das Stickeln); 5) Das Gegenschießen. Letzteres scheint mir jedoch eine für Knaben wenig geeignete Unterhaltung zu sein, weil es eben nur unter der strengsten Aufsicht geübt werden kann und dieselbe eben nicht immer möglich ist. Hat man nur aber Knaben einmal die gefährliche Waffe in die Hände gegeben, so werden sie nach dem Grundsatze: „Natura in vetitum peruicax ruit", sich diesem Vergnügen auch im geheimen hingeben und dann werden Unglücksfälle nicht ausbleiben, wie deren bekanntlich mit dem noch weniger gefährlichen Blasrohr gar häufig vorkommen. Dagegen scheint mir das ganz hübsche Kammerchenvermiethen unter den Laufspielen und das allerdings wegen dadurch leicht herbeigeführter Beschädigung der Wände verpönte Knipseln mit Unrecht weggelassen; allein dies nur beiläufig. Jedenfalls wird das Büchlein Aeltern und Kindern sehr willkommen sein und wir empfehlen dasselbe von ganzem Herzen und mit voller Ueberzeugung allen Erziehern und Freunden der Jugend.

Dr. Gräfse.

Anregungen.

Zur Naturkunde.

Wenn die Stimmung und geistige Leistungsfähigkeit der meisten Menschen sehr oft durch die jedesmalige Beschaffenheit der Atmosphäre bedingt und bestimmt wird und die Launen nicht bei den Stubengelehrten allein vom Wetter abhängen, so muß die Meteorologie eine viel weitere Verbreitung finden, als bisher geschehen ist, obwol nicht geleugnet werden kann, daß diese „Wissenschaft" in neuerer Zeit, namentlich seit Dove's Entdeckung der Drehungsgesetze, an Werth und Bedeutung gewonnen hat. Da die Wetterkunde aber viele naturkundliche Kenntnisse voraussetzt, so hat es seine Schwierigkeiten, den nöthigen Stoff für die „Gebildeten" — ein Begriff, dem man oft eine sehr weite Ausdehnung gibt — zurecht zu machen.

Es ist daher mit den Büchern über Meteorologie wie mit anderen „populären" Schriften, an denen die Gegenwart so fruchtbar ist: sie sind entweder unverständlich oder oberflächlich — in beiden Fällen ohne Werth und Wirkung.

Eine lobenswerthe Ausnahme hiervon macht ein Buch aus dem Nachlasse Julius Reimann's, von Reymüller herausgegeben (Breslau, Leuckart, 1862), welches unter dem Titel „Das Luftmeer", erschienen ist. Der Verfasser verschmäht es zwar, die Sache den „Laien" so bequem zu machen, daß sie sich alles nachdenkens weiter entschlagen können, wie oft von populären Schriftstellern verlangt wird — vielleicht weil vornehme oder reiche Leute, welche doch manche Dinge zu wissen für nothwendig zu halten scheinen, die geistigen Bedürfnisse ebenso leicht wie die körperlichen befriedigen wollen — aber deshalben ist das Buch doch nicht in jenem Gelehrtenton geschrieben, der überall griesgrämig oder hochmüthig zwischen den Zeilen durchblickend den wißbegierigen Leser zu verachten scheint. Im Gegentheil findet jeder wirklich Gebildete und Wißbegierige so viel Anregung und Belehrung, daß er gewiß nicht anstehen wird, dieses

Das Völkerrecht! Die Bande der einzigen Religion, die die Staaten bindet, zerriſſen! Im Zeitenkampf und Nationenhaß die einzige Liebesfahne der Menſchheit mit Füßen getreten! Hinaus aus dieſen mordgierigen Thälern in den reinen Gattesäther freier Berge! Hinweg zur That! (will ab.)

Siebente Scene.

Anna (kommt von der Mitte ihm entgegen). Die Vorigen.

Anna.

Patkul? Was iſt? Was ſollen die Krieger? Du ſchweigſt? Eine geiſterbleiche Furcht rieſelt durch meine Glieder. — Was iſt das? (Gemurmel hinter der Scene.) Stimmen durch einander, welch ein Getümmel! Um Gott, Alles dringt hieher — Entſetzen auf allen Mienen — (ſtürzt an's Fenſter). Ha! der ganze Hof blinkt wie ein gezückter Dolch — Bayonnette —

Erſte Maske (ſtürzt herein).

Die Ausgänge ſind beſetzt —

Zweite Maske.

Die Diener feſtgenommen —

Dritte Maske.

Verrätherei!

Darstellung das Lob einer wahrhaft werthvollen und im schönsten Sinn populären zuzugestehen. Der erste Theil gibt in sechs Abschnitten ein Bild des Luftmeers selbst, der zweite handelt in acht Abschnitten von den Wärmeverhältnissen der Atmosphäre und was dazu gehört. Der Anhang stellt zusammen, was über die Hauptströmungen, die Drehungsverhältnisse, die Stürme, über Eintheilung der Niederschläge zu wissen nöthig ist und schließt mit einer reichen meteorologischen Tabelle.

Kleine Schriften von D. F. Strauß.

Im Vorwort einer Sammlung „Kleine Schriften biographischen, literar- und kunstgeschichtlichen Inhalts" (Leipzig, A. H. Brockhaus, 1862), spricht sich David Friedrich Strauß über die Gründe, die ihn zur Herausgabe dieser Sammlung theils ungedruckter, theils ohne seinen Namen früher in Zeitschriften erschienener Aufsätze, veranlaßten, dahin aus, daß, wenn es dem Schriftsteller auch noch so sehr um die Sachen zu thun sein möge, über welche er schreibt, er doch nach einem Vierteljahrhundert literarischer Thätigkeit wünschen müsse, sich vom Publikum nicht mehr scheu und einseitig beurtheilt zu sehen. Welche Veranlassung hierzu in seinen früheren Werken lag (obwol immer nur für solche, deren Blick nicht unter die Oberfläche von Büchern und Schriften drang), verkennt der Verfasser des „Leben Jesu" nicht. Aber sogar noch neuestens aus Anlaß seiner Hutten-Biographie sind ihm öffentliche Urtheile über seine Geistesart zu Gesicht gekommen, die ihm durch ihr kindlichen Heiterkeit verursacht, zugleich aber auch den Sauzer ausgepreßt haben: „Ich wollt', ich wäre der reine Verstand, wofür ich euch gelte, so wäre mir manches Ungemach im Leben erspart geblieben!"

Ein zwangloses Allerlei verwitterter Schriften zeigt den Verfasser allerdings von mehreren Seiten als ein in einer bestimmten Richtung verfehltes Werk und „kann dazu beitragen, das abstracte Gespenst einer einseitigen Vorstellung von ihm, das ihm nachgerade unbequem geworden, zu verscheuchen". Und diese „Kleinen Schriften" zeigen ihn in der That zwanglos und von Interesse für die verschiedensten Gebiete und Persönlichkeiten erfüllt. Der Geschichte der Literatur, im engern Sinn, gehören zwei Aufsätze über „Barthold Heinrich Brockes und Samuel Hermann Reimarus" und über „Klopstock und den Markgrafen Karl Friedrich von Baden" an. Mit gutem Humor ist besonders der erste geschrieben, der auf wenigen Seiten eine schlagende Charakteristik des epigonischen hamburger Poeten und seines „Irdischen Vergnügens in Gott" enthält und im übrigen den Nachweis führt, daß der gottselige Naturdichter zu den wenigen Männern gehörte, denen Reimarus von seinem Werke geheime Mittheilung machte, dessen durch Lessing veröffentlichte „Fragmente" die Christenheit in Schrecken setzten. Aus dem „Irdischen Vergnügen in Gott" weist Strauß nach, daß [illegible] in der That und wenigstens bis auf einen gewissen Punkt zu Reimarus' Gesinnungsgenossen zu zählen war. „Klopstock und der Markgraf Karl Friedrich von Baden" verbreitet sich über eine sehr wenig bekannte Episode in Klopstock's Leben und flicht dabei zum Theil auf ungedruckte Manuscripte, unter denen die Denkschrift eines Hofcavaliers vom [illegible] lichsten Rede über die Bevorzugung des dürftigen Klopstock bei Hofe erfüllt ist.

Diesen beiden Episoden folgen vier Charakteristiken: „Ludwig Timotheus Spittler", „August Wilhelm Schlegel", „Karl Immermann", „[illegible] Bauer." Die beiden ersten sind mit Meisterschaft ausgeführt, im knappsten Raume ist ein Gesammtbild des Geschichtschreibers und des Romantikers gegeben, die Beurtheilungen sind scharf, treffend und doch von einem Geist der Pietät erfüllt, wie ihn große Leistungen jederzeit und trotz aller Mängel in Anspruch nehmen. Strauß erscheint hier, einem gewissen fertig absprechenden Beurtheilungstone unserer Zeit gegenüber, der ganze geistige Erscheinungen, weil sie nicht ins „System" passen, einfach verwirft, in seiner vortheilhaften Lichte, daß dieser Vorzug seiner ältern Arbeiten neben der gründlichsten Sachkenntniß und dem klarsten, höchst fesselnden Stil hervorgehoben zu werden verdient. Weniger fanden wir uns mit der Charakteristik Immermann's befriedigt. Hier anschlagt Strauß das Verdienst in seiner dichterischen Thätigkeit offenbar zu niedrig. „Hofer" und „[illegible]" würden bei andern Bühnenzuständen, als wir sie haben, sich behaupten können, ja der „Münchhausen" wirkte thatsächlich da überall, wo er eben in Scene gesetzt wurde. Bezüglich des „Münchhausen" wendet der geistreiche Verfasser zu viel Worte auf, um zu beweisen, daß im Grafen Oswald der schwäbische Humor vergriffen ist. Wir glauben ihm dies ohne weiteres und halten demnach die Figur für eine treffliche. In liebenswürdigem Tone ist die Erinnerung an „Ludwig Bauer", einen zu früh verstorbenen schwäbischen Dichter, den Genossen Mörike's, Wilhelm Waiblinger's, gehalten. Heimatgefühl und Jugenderinnerung vereinigen sich hier bei Strauß um des Verstorbenen mit besonderer Vorliebe wol ein wenig überschätzend zu gedenken. Wir hätten indessen diesen Aufsatz nicht besser zu charakterisiren, als daß wir jedem Strebenden, dem [illegible]liches Mißgeschick oder Zwang der Verhältnisse seiner Vollendung gelangen läßt, einen solchen Freund wünschen.

Die drei letzten Aufsätze des interessanten Bandes sind kunstgeschichtlichen Inhalts. „Zur Erinnerung an den Maler Eberhard Wächter", „Zur Lebensgeschichte des Malers Gottlieb Schick", in welch letzterer der Verfasser vollständige Mittheilungen über die Schicksale zweier Künstler macht, die neben Asmus Carstens zu den Vätern der neuen deutschen Kunst zählen, und endlich „Freiherr K. G. von Leitner's Gemäldesammlung", dem ein Anhang zu

gedruckten „Gedanken über ältere und neuere Malerei" des Malers Joseph Koch beigefügt ist.

Sonst finden wir noch eine Reihe von Miscellen sowie Nachlesen zu den Büchern des Verfassers über Arischin und Schubart. Unter den Miscellen dürfte die Auslassung über „Beethoven's neunte Symphonie" Anlaß zu Controversen geben.

Sicher werden die „Kleinen Schriften" den von Strauß gewünschten Effect hervorbringen, da sich der Verfasser ebenso sehr in jedem seiner bekannten Vorzüge bewährt wie in manchem neuen oder wenigstens manchem minder gewürdigten.

Unterhaltungsliteratur.

V.

„Christian IV. und sein Geschlecht". Historische Novelle von Eduard Meyer. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von August Marahrens (Lüchow, Saur, 1861), ist eine unkünstlerische, ungleich gearbeitete Composition, die sich bald im trockensten Chronikenstil, bald in der hitterisch-romantischen Darstellungsweise eines Ivanhoe und Van der Velde bewegt, immerhin aber ein Bild der wilden Zeit, welche sie schildert. Als ein Wahrzeichen der letztern wollen wir auch die mannichfachen bedeutungsvollen Träume, Visionen, Anzeichen, in Erfüllung gehenden Prophezeiungen, ja sogar Geisterstimmen und Geistererscheinungen gelten lassen, wiewol der Autor, wunderlich genug, deren natürliche Erklärung dem gesunden Verstande des Lesers überläßt. Den Mittelpunkt der „Novelle", besser gesagt des Romans, denn er umfaßt beinahe drei Viertelhundert, bilden die verabscheuungswürdigen Intriguen eines ehrgeizigen und verbuhlten Weibes, der morganatischen Gemahlin Christian's IV., der Anna Kirsten Munk und ihres Anhangs, welche das Leben des Königs, eines der größten und ruhmwürdigsten Herrscher Dänemarks (1588—1648) und eines der edelsten und tapfersten Kämpfer für den Protestantismus im Dreißigjährigen Kriege (während jener Periode desselben, die der dänisch-niedersächsische Krieg heißt, 1625—29), in seinem letzten Drittheil so sehr verbitterten. Einem ästhetischen Gesichtspunkt kann ein solcher Stoff, namentlich in der Behandlung von seiten des Autors, nicht gewähren. Die unbeholfene, nicht einmal der deutschen Sprache mächtige Uebersetzung hat denn auch das Ihrige gethan, das unerquickliche Gefühl, das den Leser oft genug beschleicht, noch zu mehren.

Heinrich Koenig's Ruf als Erzähler ist ein längst feststehender und anerkannter. Der Verfasser der „Glubbians von Mainz" und des „William Shakspeare" hat sich seit einigen Jahren vom historischen wieder auf den Familienroman zurückgezogen und dieser Seite seiner Production entsprechen die unter dem Titel: „Deutsche Familien" (drei Bände, Wiesbaden, Kreidel, 1862), gesammelten Novellen, welche sämmtlich aus dem Leben des deutschen Bürgerthums dem sich einiger Adel hinzugesellt, ihre Personlichkeiten und Verwickelungen schöpfen. Heinrich Koenig's Erzählertalent weiß selbst Geschichten wie „Nur die Steigebahr" oder „Eine erste Liebe", welche lediglich anekdotische Pointen haben, zu verwerthen. Von den größern Novellen schildert „Hildegard das Sonntagskind" die eigenthümliche Situation einer herabgekommenen gebildeten Familie, die in bäuerlichen Umgebungen ihre alte Weise aufrecht zu halten sucht, mit ziemlich scharfen Zügen. In den Erzählungen „Wider Erwarten" und „Eigene Wege" begegnen wir jener Neigung aus „Shakespeare" wieder, nach welcher der Verfasser seine Helden oder Heldinnen gern in Situationen der Täuschung oder Verheimlichung führt, um ihre daraus resultirenden Seelenzustände darzulegen. Auch an mehr oder minder gelungenen Charakterbildern fehlt es diesen Novellen Koenig's so wenig als seinen größern Werken. Im übrigen versteht sich von selbst, daß die zum Theil sehr spannenden, fein detaillirten Novellen die Gunst der Lesewelt in eben dem Maße verdienen, als sie selbe den frühern Schriften des trefflichen Autors zu Theil geworden ist.

„Sklaverei in Amerika oder Schwarzes Blut" (drei Bände, Hannover, Rümpler, 1862) ist das Neueste des durch rasch sich folgende transatlantische Schilderungen („Bis in die Wildnis", „Ralph Norwood", „An der Indianergrenze") bekannt gewordenen Armand, seines vollen Namens Friedrich Armand Strubberg, wie wir am Fuße der Widmung dieses Buchs an den König von Preußen ersehen.

Der obige Titel könnte leicht auf ein culturhistorisches Werk schließen lassen, es ist aber nur ein Collectivtitel für drei Novellen: „Die Quadrone", „Die Mulatten" und „Die Negerin". Wem es mehr um eine Anregung der Phantasie als des Verstandes und Gemüthes zu thun ist, mag sich durch diese Schilderungen aus der Sphäre des farbigen Heidenthums in Amerika befriedigt finden lassen. Sie wetteifern in peinlichen Scenen mit „Onkel Tom's Hütte", stehen diesem Roman aber in künstlerischer Auffassung und Behandlung nach. Während außerdem bei der Beecher Stowe die sittliche Frage unsere Mitleidenschaft rührt, löst uns hier die um jeden Preis nur wechselvoll romanhaft sein wollende Spannung im Herzensgrunde doch kalt und zuletzt wird selbst die endlos aufgestachelte Phantasie durch diese rastlose Springen von Begebenheit zu Begebenheit und ohne jeden Ruhepunkt für die Reflexion müde und matt. Die Darstellungsweise erhebt sich nicht über die Herkömmlichkeit.

Bernhard von Salma's „social-politischen" Roman „Graf Mocenigo" (drei Bände, Breslau, Trewendt, 1861), müssen wir als das Erzeugniß einer extravaganten Phantasie bezeichnen, in welchem der Verfasser an der Realität und am guten Geschmack eine Versündigung nach der andern begeht. Er hat alles darangesetzt, zu seinem Helden einen wahren Ausbund von Verworfenheit zu wählen, der nun in Lug und Trug, in Diebstahl und Mord schwelgt

und seinem Beinamen „Il Diavolo" in jeder Beziehung Ehre macht. Damit jedoch der Leser von 1862 diesen modernsten Sohn der Hölle nicht etwa, wie er nur zu leicht versucht sein könnte, mit dem antiquirten Fra Diavolo von Terracina, der ja nur ein gewöhnlicher Räuberhauptmann war, wie die Rinaldo Rinaldini, Pantolino und Consorten in Eine Kategorie stelle, so hat er ihm den Mantel social-politischer Aenderung umgehangen und ihn zum Mitglied des „Jungen Italien", ja zu einem vertrauten Sendling Mazzini's gemacht, der diese Stellung dazu benutzt, um seine persönlichen Rach- und andern Gelüste behaglich befriedigen zu können.

Seinen Höllenbrueghelbildern von Banditenthum, Mord und Todtschlag stellt der Autor dann, mit unverkennbarer Vorliebe für die grellsten Contraste, Rafaelsche Madonnen und Tizian'sche Liebesidyllen gegenüber, deren gesuchte Idealität und sinnliche Ungreifbarkeit den abstoßenden Eindruck der ersteren keineswegs zu mildern vermögen. Seine Alma Gulnare und Giulietta erscheinen uns ebenfalls nur als modernisirte, von Zeit zu Zeit auch philosophirende und ästhetisirende Frauenschablonen — des selben Leibrock.

Eine stellenweise Erholung von den vielen Gräueln dieses Romans gewähren übrigens die allerdings mit greller Porträtirung vorgeführten Graziengestalten der concertirenden Geschwister Milanello sowie die lebendigen Naturschilderungen aus den verschiedensten Gegenden Europas, der Roman spielt nämlich, fast in jedem Kapitel die Scene wechselnd, in Griechenland, Neapel, Mittelitalien, Oesterreich, England, Irland und zum größten Theil in der Schweiz, wo er mit dem Genfer Aufstand von 1846 endet, um schließlich noch einmal seiner auf dem Titel betonten „socialpolitischen" Tendenz gerecht zu werden. In der Darstellungsweise macht sich mitunter, was man anerkennen muß, eine gewisse Plastik, Kraft und Energie bemerkbar, die um so mehr bedauern läßt, daß des Verfassers Phantasie so zügellos auf Irrwegen geht.

Dramatische Literatur.

II.

Der dänische Dichter Henrik Hertz, der vor längern Jahren sich auch beim deutschen Publikum durch das kleine, damals über alle Bühnen gegangene lyrische Drama „König René's Tochter" einführte, stellt sich uns auf's neue mit einer dramatischen Gabe vor, diesmal einem dreiaktigen Lustspiel, betitelt „Scherif Hassan", das, abwechselnd in Prosa und in Versen geschrieben, uns durch eine Uebersetzung des Grafen H. von Bandissin (Altona, H. Uhlendorf, 1861) würdig vermittelt wird. Auch bei dieser Dichtung müssen wir wieder wie früher den Vorzug einer schönen, künstlerisch gehaltenen Form anerkennen. Im übrigen vermag die fremdartige orientalische Scenerie und Gewandung, in der sich hier der Autor bewegt, so streng charakteristisch sie auch (bis auf die inconsequente Münzbezeichnung „Schilling") durchgeführt ist, das Unwahrscheinliche und auf die Spitze getriebene der Handlung und der Situationen, die bei alledem doch nur selten eine drastische Wirkung erzielen, dürftig zu maskiren. Dieser ungenügende Eindruck wird noch verstärkt durch die Unbedeutendheit der meisten Charaktere. Namentlich erscheint die Hauptfigur, Scherif Hassan, zu wenig individualisirt, und es kommt denn auch schließlich, daß dieser Repräsentant der Humanität im letzten Akt zum bloßen Moralprediger wird. Eine resolute dramatische Haltung hat eigentlich nur Hassan's Antagonist, der mißgünstige und ehrsüchtige Sidi Numan, Statthalter der Stadt Bassora, wo das Stück spielt, und der humoristische Spitzbube Beteddin.

„Licht und Schatten", Schauspiel in fünf Akten von Ernst Wichert (Berlin, Decker, 1861) ist ein Versuch, den kirchlich-socialen Conflict zwischen Zwang des Dogmas und der Freiheit der individuellen Ueberzeugung zum Gegenstand eines modernen bühnengerechten Dramas zu machen. Für ein so bedeutendes und zu hohen Anforderungen berechtigendes Unternehmen erweist sich die Schöpfungs- und Gestaltungskraft des Autors unzulänglich, abgesehen davon, daß derselbe auch große Unkenntniß der Bühnenanforderungen an den Tag legt, wiewol er im Vorwort zu seinem Schauspiel mittheilt, daß dasselbe „ursprünglich nicht für den Buchhandel, sondern die Theater bestimmt gewesen und denn auch in Königsberg, Hamburg und an andern Orten mit Erfolg gegeben worden" sei. Vielleicht hätte der Dichter für die Verwerthung seines Stoffes Resultate im Roman oder in der Novelle erzielt, jedenfalls würde dies Terrain seiner Befähigung weniger Schwierigkeit geboten haben.

Geschichte der Tanzkunst.

Unter dem ein wenig zu viel sprechenden Titel „Geschichte der Tanzkunst bei den cultivirten Völkern, von den ersten Anfängen bis auf die gegenwärtige Zeit" (Leipzig, J. J. Weber, 1862) bietet Albert Czerwinski eine kurze historische Darstellung, welche ziemlich rasch über die Länge des Alterthums und Mittelalters hinweggeht und der französischen Tanzkunst eine fast zu hervorstechende Aufmerksamkeit zuwendet. Das kleine Buch enthält viel historisch Interessantes; die Darstellung ist fließend und zum Theil recht lebendig. Was über Anfänge und Wandelungen des modernen Ballets (dem der Verfasser übrigens eine Widerlegung, die wol ein übersättigter Emporkömmling Wörtz, aber schwerlich der Culturhistoriker ernst nehmen kann) unterrichten will, findet in der vorliegenden „Geschichte der Tanzkunst" einen brauchbaren Text.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Berliner Chronik. VIII. — Die Rolle der „Norma". — Die „elektrische Partie". — Mittungen die Liebe. — Eine neue Oper. — Briefwechsel.

Berliner Chronik.

VIII.

••• Aschermittwoch ist da und endlich wird es anfangen, nicht mehr zu heißen: 'Das Leben ein Tanz' — — Tag für Tag herrschte die Tanzfreude' Wir marschiren nicht, wir galoppiren. Selbst der alte Wrangel hat bei Minister von der Heydt noch einmal den Saal herum geländert. Auch der „Cavalierball" ist hinter uns! Sie können denken, daß gerade dies Fest in der Crème der Damenwelt die höchste Aufregung hervorrief und daß man für noch nicht dagewesene Toiletten sorgte. Grafin Bernstorff und Grafin Hohenthal machten die Honneurs. Neben ihnen die Göttin Flora. Der ganze Saal des Schauspielhauses war ein einziger Blumenhain. Der enorme Blumenverbrauch hat hier eine Annäherung an Sachsen veranlaßt, wie schon seit Jahren dauert und leider noch in der deutschen Frage keine Nachahmung gefunden hat. Es herrscht ein ganz specieller Tauschhandel zwischen Berlin und Dresden und zwar so, daß Berlin das reale, Dresden das ideale Element vertritt. Die in großen, besonders dazu eingerichteten Körben herkommenden Blumen werden durch Rücksendungen feiner, frischer Gemüse und auch Früchte bezahlt. Spargel spielt dabei eine Hauptrolle. (Natürlich heißt der Gärtner, der hier vorzugsweise diesen Handel betreibt, Schulze — wie Sie wissen, ist neuerlichst ausgerechnet worden, daß in Berlin (sage) Schulze, unter denen allein 300 Kleidermacher sind, existiren.) Da aber durch die begehrtesten Blumen, die Veilchen, auch selbst dies reiche sächsische Contingent noch nicht ausreichend gedeckt werden, so hat außerdem der Gärtner Friedrich in Potsdam einen besondern Winter-Veilchen-Garten angelegt, aus dem er vom 1. October bis 1. April für 2000 Thaler Veilchen an die verschiedenen hiesigen Blumenhändler geliefert haben soll, wie unsere Blätter berichten.

Der „Architektenball", der am Dienstag im Arnim'schen Saale stattfand, gehörte zu den stets mit Beifall aufgenommenen Wiederholungen dieser Feste. Der Cotillon wurde durch einen Zigeunertrupp, der mit dem Marsch aus „Preciosa" singend und klingend in buntphantastischen Costümen einzog, zum Brennpunkt des vergnüglichen Abends. Nachdem hier von der Cultur allerdings ziemlich „beleckte" Bande einige charakteristische Tänze ausgeführt, in welchen das Tambourin seine Schuldigkeit that, und plastische Gruppen überaus präcis ausgeführt waren, wählten sich die Männer des Waldes die Nymphen des Salons und begannen den Kundtanz. Bald aber erschien der Hauptmann und die Zigeunermutter mit dem großen Zigeunerzelt, das mitten im Saal aufgeschlagen wurde und dessen buntbemalte Wände in witzigen Zusammenstellungen vielfach die Lachlust der Tanzenden und Nichttanzenden erregten. Plötzlich brachen die Wände zusammen — ein gothischer Tempel stand vor den erstaunten Blicken und als Allerheiligstes leuchtete Schinkel's Büste aus dem Innern hervor. Elfen hielten in zierlichen Körben die Cotillonsträußchen den Söhnen der Wildniß entgegen, die ihre Preciosen damit schmückten, während andere Elfen und Knallbonbons darreichten. In grenzenloser Fröhlichkeit wogte dieses Fest auch bis zum frühen Morgen. Unter den tanzenden Damen sahen wir einige der October-Ehren-Jungfrauen in schwarz-weißer und grüngelber Schürze, die uns sonst in keinem der hiesigen Salons begegnet waren und sich doch in jeder Beziehung mit den Damen der Hautevolée hätten messen können.

Unsere jungen Offiziere fand ich in diesem Winter etwas verstimmt. Die Beflagenswerthen fühlen sich durch die fortwährenden Umwandlungen der Uniformstücke in ihrem Portemonnaie angegriffen. Eine brennende Zeitfrage bilden die Besatzstreifen an den Beinkleidern. Die kaum aufgelegten Sammtstreifen bei der Artillerie sollen, als geschmacklos bezeichnet, wiederum abgeschafft werden. Dagegen ist eine Probe des neuen Galaanzugs für die Garde-Kürassiere, bestehend in einem rothen Waffenrock mit Stickereien und weiß gefütterte sowie weißen Kasimirbeinkleidern mit breitem Silbertressenbesatz als gefallsam aufgenommen worden und dürften die Offiziere bei der nächsten großen Cour in diesem Anzuge erscheinen, worüber, wie man sagt, die Garde-du-Corps, die bisher einzig den Vorzug des rothen Rocks genossen, aus Aerger — kreideweiß erschienen dürften. Auch die Uniformen der Garde-Ulanen sind nicht ohne unbedeutende Kosten wieder verändert worden. Alles vielleicht sehr nothwendige Dinge, die mit Preußens Machtstellung in Europa zusammenhängen.

Wenn in dem Politischen Stück: „Oranien im Whitehall", das Personal Phantasiemasken aus irgendeinem feinen Intriguenreiche trüge, so würden wir uns an dem durch Liebe und Intrigue geschürzten Knoten ergötzen — so aber haben wir es mit hochberühmten historischen Gestalten zu thun; und da müssen wir bekennen, daß das Urtheil der Geschichte und das Urtheil des Dichters zwei ganz verschiedene Persönlichkeitsgruppen darbieten. Historische Treue

ist bei keiner der auftretenden Gestalten und namentlich nicht beim Helden des Stücks vorhanden. Die Spielenden thaten, was in ihren Kräften lag, das Stück siegreich durchzubringen.

Die Reise der „Novara".

* Wir begannen im vorigen Jahre in diesen Blättern einen Auszug aus der von der österreichischen Regierung in einem Prachtwerk in Groß-Quart veranstalteten Beschreibung der Reise um die Erde durch die Fregatte „Novara" in den Jahren 1857, 1858 und 1859 und brachen unsere damalige Mittheilung ab mit dem Besuch der Colonie Gnadenthal im südwestlichen Theil des afrikanischen Caplands. Sei es uns heute vergönnt, wieder anzuknüpfen.

Dr. Roier, ein geborener Württemberger und Arzt der dortigen Gemeinde, an den die Reisenden Empfehlungsschreiben brachten, hat eine medicinisch-historische Abhandlung über Gnadenthal geschrieben, in welcher sich auch Mittheilungen befinden über die Kaumittel der Hottentotten, mit denen sie sich zu betäuben suchen. Das beliebteste derselben sind die zerriebenen Blätter von Leonotis leonurus. Diese Pflanze, welche in und außerhalb Gnadenthal vorkommt, wird von den Eingeborenen Dagga, zuweilen auch Tachia oder Takka genannt und diese Verschiedenheit in der Aussprache ist wahrscheinlich Ursache, daß wir in Berghaus „Völker des Erdballs" dieses Kaumittel mit Daubu bezeichnet finden. An vielen Orten wird die Pflanze ausgerottet, um die Ureinwohner leichter des Kaumittels zu entwöhnen, an andern Punkten dagegen eigens gebaut, um die Hottentotten anzuziehen und mit ihnen dem Mangel an Arbeitskräften abzuhelfen. Ein anderes, mehr verbreitetes Betäubungsmittel ist der wilde Hanf (Cannabis sativa), welchen die Eingeborenen rauchen. Das Gift, womit die Buschmänner ihre Pfeile für den Feind so gefährlich und furchtbar machen, soll aus Cicutum venenatum bereitet sein.

Auf dem Wege von Gnadenthal nach Caledon findet sich auch die Heimat des Webervogels (Hyphantornis), der die sonderbar geformten Hängenester baut, von denen einige Exemplare sowol in der Novara-Ausstellung wie auch in dem naturhistorischen Museum zu Dresden enthalten sind.

In Zandvliet wurden die Reisenden sehr freundlich von der Colonistenfamilie Götz aufgenommen; eine der Töchter des Hauses wollte ihnen mit dem Vortrag deutscher Lieder eine Freude bereiten, sang aber unglücklicherweise in dem Liede: „Schneiden thut weh", immer mit unerschütterlicher Ruhe „Schneiden thut weh".

In der Nähe, auf einem kleinen Hügel, Macassar Downs, befindet sich das Grabmal eines malaiischen Propheten, Namens Sidi Joseph, welcher ein direkter Nachkomme des Propheten Mohammed gewesen sein soll. Politischer Gründe wegen aus Batavia verbannt, hielt er sich vor ungefähr 150 Jahren in der Colonie nieder, wo er auch starb und begraben wurde. Eine Deputation aus Malaga kam, um den Leichnam abzuholen und nach seinem Geburtslande überzuführen. Beim Ausgraben fehlte der kleine Finger des Propheten und konnte trotz aller Anstrengungen nicht gefunden werden. Dieser Umstand war hinreichend, um an der Stelle ein Denkmal zu errichten, zu welchem die gläubigen Malaien der Colonie noch öfters pilgern.

Eine furchtbare Plage der Ansiedler in den westlichen Theilen des Caplandes ist das berüchtigte Insekt, die Tsetsefliege (Glossina morsitans), welche richtet unter Pferden und Rindern entsetzliche Verheerungen an und wird selbst den durchwandernden Karavanen verderblich. Man begegnet dieser Fliege meist zwischen Sträuchern und Gebüschen, selten auf offenem Lande. Ihre große Behendigkeit erschwert es, sie zu fangen; nur in der Kühle des Morgens und Abends ist sie weniger rasch. Das Gift, welches sie mit sich führt, ist so heftig, daß der Stich einer drei bis vier Fliegen hinreicht, um den kräftigsten Ochsen zu tödten. Seltsam ist, daß der Stich für Hunde, welche sich noch von Milch nähren, tödtlich wirkt, während er doch bei noch saugenden Kälbern wirkungslos bleibt. Wilde Thiere und Menschen bleiben ohne Nachtheil des Bisses — nur die Haustiere fallen als Opfer. Die Tsetsefliege beschränkt sich aber glücklicherweise auf so streng abgegrenzte Distrikte, daß der Landwirth sein Vieh ruhig auf einer Seite des Flusses weiden lassen kann, während das entgegengesetzte Ufer von ganzen Schwärmen dieses Insekts gefährdet wird. Das Treiben des Viehs von einem Weideplatz zum andern wird in mondhellen Winternächten vorgenommen, wo das Insekt nicht gefährlich ist.

Das nächste Ziel war die Insel St.-Paul im Indischen Ocean gelegen, auf welcher sich ein großes Kraterbecken befindet. Die Landung geschah mittelst der Boote; die Fregatte selbst mußte in einiger Entfernung von der Insel die Anker auswerfen. Das mit drei Mann besetzte Boot kam und von der Insel entgegen; es hatte den Aufseher eines Fischereietablissements, Namens Viot, an Bord, einen Franzosen, der schon lange Jahre diesen Posten einnimmt. Der Fischfang ist hier bedeutend; alljährlich werden viele eingesalzene, an der Luft getrocknete Fische tonnenweise versendet. Die Hauptgattung derselben wird von den Fischern Morue de la Reine genannt; es ist der bebänderte Lippfisch (Cheilodactylus fasciatus) darunter zu verstehen.

Auf der Insel St.-Paul finden sich auf den Brutplätze der gelbbüschigen Spring-Pinguine (Eudyptes chrysocoma), ein wunderliches Thier, welches sich im Wasser ungleich behender als auf dem Lande bewegt. Instinctmäßig hat es den einzigen Landungsplatz ausfindig gemacht und einen bequemen Pfad dort auszutreten. Ein Führer oder Aufseher geht gewöhnlich voran. Auf den Brutplätzen

erheben sie ein heftiges Geschrei und sind gegen ihre Nachbarn durchaus nicht friedfertig.

Das Klima ist ein unangenehmes. Schnee fällt selten, doch sind Hagelschauer häufig. Wärme und Regen ebenfalls. Der alte Viet konnte nicht genug von den auffallend großen Regentropfen erzählen, welche er in St. Paul öfters fallen sah. Die Bewohner der Insel, die keinen Kalender besitzen, berechnen die Zeit aus dem Gedächtniß, das sich aber mitunter auch unzuverlässig erweist. So hatte sich Viet um einen ganzen Tag geirrt und als die Reisenden ihn darauf aufmerksam machten, sagte er: „Nous nous embrouillons toujours avec ces malheureux mois de trente et un jours."

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Die „elektrische Parüre".

Vor einiger Zeit erzählten uns die Journale Wunderdinge von einer „elektrischen Parüre", welche die Kaiserin Eugenie bei einem der nächsten Hoffeste tragen werde. Sie soll aus einem Diadem von Brillanten, Rubinen und Smaragden, vermischt mit Glasfugeln, bestehen, welche vermittelst eines „um den Kopf gehenden Conducteurs" durch elektrisches Licht so stark erleuchtet werden, daß das Haupt der frauentragenden Herrscherin Frankreichs dadurch mit einem Heiligenschein von genügender Intensität umgeben sein werde, um — nebenbei auch noch die Beleuchtungskosten der Tuilerien-Salons zu verringern.

Diese pariser Hofnotiz ist so geheimnißvoll wie die meisten andern von dorther kommenden politischen Kundmachungen. Daß ein aus Edelsteinen und Glasfugeln componirtes Diadem durch elektrisches Licht beliebig hell in Scene gesetzt werden könne, wird niemand bezweifeln, der die „Prophetensonne" schon gesehen hat; sollte Meyerbeer etwas erfunden haben, was von dem pariser Hofe nicht überboten werden könnte? Aber — eine Sonne zu tragen, hat unter allen Umständen seine Schwierigkeiten; Phöbus Apollo und im Heiligenhimmel lassen sich nicht ohne Mühe und Gefahr nachahmen!

Die bekannten Apparate zur Erzeugung des elektrischen Lichts bestehen, im wesentlichen übereinstimmend, aus einer Batterie, welche die Elektricität erzeugt; ferner aus einer Leitung (Conductor), welche den entwickelten Strom auf die Kohlenspitzen concentrirt, die, indem sie die Kette schließen, in Weißglühhitze von der größten Intensität versetzt werden; ferner aus einem Regulator, welcher, in Verbindung mit einer elektromagnetischen Uhr, die durch die Verbrennung fortwährend sich verzehrenden Kohlenspitzen gleichmäßig einander nähert; endlich aus einem Brennspiegel, welcher das erzeugte Licht concentrirt. Letzteres wird bei dem künstlichen Diadem durch Glasfugeln substituirt; der Regulator mit Uhrwerk kann möglicherweise durch andere Vorrichtungen ersetzt werden; daß der Kaiserin ein „Conducteur" um das Haupt gewunden wird, wissen wir aus den „wohlunterrichteten" Blättern; — wo bleibt aber die Batterie, der eigentliche Elektricitätserzeuger?

Will die Kaiserin nicht auf einem Bein stehen oder sich drehen — etwa auf ihrem Thron, der in diesem Fall so eigentlich zum Rotator würde —, so muß sie nothwendigerweise die elektrische Batterie auf ihrem Körper mit sich führen. Und wenn diese „Elemente" auch noch so klein und compendiös construirt wären, so glauben wir doch kaum, daß sie auf dem allerhöchsten Korse geeigneten Platz finden dürften, ausgenommen, man errichtete auf ihm eine thurmhohe Krinoline à la Gagliostro oder verhänge die Batterie unter einer Haube an globe im Stil Ludwig's XVI. aber wol gar in der jüngst jetzt zur geeigneten Anwendung kommenden Crinoline. Gefahrloser und bequemer ließe sich die Batterie jedenfalls in den leeren Räumen der Crinoline anbringen. Erwarten wir in Geduld, was uns die Blätter über die Stätte der kaiserlichen geheimen Privat- und Leibbatterie gelegentlich verrathen werden.

Machen wir einen Seitensprung nach Berlin und werfen einen gelegentlichen Rückblick auf die Beleuchtungsillumination vom 22 October v. J. Kein Selbstbeschreiber dürfte wol versäumt haben, von der damals leuchtenden großen elektrischen Sonne zu sprechen, welche von dem Dach des Alten Museums aus den Lustgarten und das königliche Schloß mit blendenden Strahlen übergoß. Diese elektrische Lichtquelle bildete den complicirten Gegensatz zu der primitiven pariser Gasbaren-Sonne, denn so klein und handlich die letztere unter allen Umständen sein müßte (sollte sich nicht schließlich als Gute erweisen wird), so gefährlich und schwierig zu handhaben war der berliner Kolos, welcher Dimensionen entfaltete, wie sie bisjetzt kaum dagewesen sein dürften, sodaß die Conducteure Keiser und Schmidt in Berlin einen belehrenden Bericht darüber im Interesse der Wissenschaft veröffentlicht haben.

Die gesammte elektrische Batterie bestand aus 4(80) Kohlen-Zink-Siemens (wie sie bei der Telegraphie angewendet werden), jedes Kohlenelement von 30 Quadratzoll Oberfläche, sodaß die Gesammtoberfläche der Kohlenelemente 133½ Quadratfuß betrug. Diese kolossale Batterie war, in 6 Säulen von je 120 Plattenpaaren gruppirt, auf dem Dach des Alten Museums in einem eigens dazu erbauten soliden Bretterhaus aufgestellt. Um einen Begriff von der Großartigkeit des Experiments zu erhalten, kann als Maßstab die Thatsache dienen, daß acht geübte Leute mit Aufstellen, Verbinden und Füllen dieser Batterien von vier- gegen 8 bis abends 5½ Uhr beschäftigt waren. Die Entladungen der Batterien wurden beim Füllen der letzten Elemente so stark, daß, trotzdem die Arbeiter ihre Hände mit Seide umwickelt hatten und auf Gummischuhen gingen (also alle Vorsichtsmaßregeln zur Isolirung angewendet waren), einzelne Arbeiter, von elektrischen Schlägen gelähmt, zum weitern Dienst untauglich wurden.

Als nun endlich diese Mordwaffe durch Herablassen der oben Gelegenheit des Regulators geschlossen wurde, war der Lichteffect ein so über alle Beschreibung prachtvoller, daß er selbst solche überraschte, denen die blendenden Erscheinungen des elektrischen Lichts längst zur Gewohnheit geworden waren. Der erzeugte elektrische Funke war nur mit dem Aufzucken eines nahen Blitzes zu vergleichen und aus seinem großen Lichtbogen schlugen wider alles Erwarten von Zeit zu Zeit mattblaue Flammen seitwärts hervor, welche die Länge von drei Fuß erreichten, den Regulator zu verbrennen und das ganze Batteriehaus zu ergreifen drohten. Diese Erscheinung war eine so unterbrechende, daß sie beinahe veranlaßt hätte, das ganze Experiment aufzugeben. War die Anwesenheit dieser drastischen Bestimmte die Unternehmer, in ihrer gefährdrohenden Beleuchtung fort-

zufahren. Sämmtliche Metalltheile des Regulators glühten; alle Holztheile mußten fortwährend befeuchtet werden, um nicht in Brand zu gerathen. Dabei entwickelten die Batterien einen faſt unerträglichen, erſtickenden Dampf von ſalpetriger Säure, der aber ſofort mit dem Licht verſchwand, als die Actenkette nach Verlauf einer halben Stunde endlich geöffnet wurde, um die gänzlich verzehrten Kohlenſpitzen durch neue zu erſetzen. Unter ſolchen ſchwierigen Verhältniſſen ſetzten die kühnen Experimentatoren ihre Arbeit mit dem beſten Erfolg unterbrochen fort; die elektriſche Beleuchtung dauerte von abends 7 Uhr (nur mit der zum Auswechſeln der Kohlenſpitzen nöthigen kurzen Unterbrechung) bis nachts 11 Uhr. Nicht ein Jeder hatte die Gleichmäßigkeit des ſchönen Sternes, den mal mancher, der mit Behagen aus der Ferne in dies edle, klare Licht ſchaute, für ein Abbild der ruhig leuchtenden Sonne halten mochte, aber ſicher nicht für das, was er für die in unmittelbarer Nähe Arbeitenden war — ein mit Mühe und Gefahr gefeſſelter Blitz.

Das Experiment ſcheint gewinde für Preußen und Frankreich. Das deutſche Königshaus ſteht die Sonne und den Blitz ſich angeeignet, das franzöſiſche — den Heiligenſchein.

Wirkungen des Lichts.

— Wir haben ſchon früher von den unermüdlichen Verſuchen des Hrn. Nièpce, die Wirkungen des Lichts allſeitig zu ergründen, geſprochen. Auch jetzt iſt ihm gelungen, eine neue Thatſache zu entdecken.

Der Theorie folgend, welche das Licht auf alle poröſen oder runzeligen Körper ausübt, indem es ihnen für lange Zeit das Vermögen ertheilt, die Gold- und Silberſalze zu reduciren und die Farben zu bleichen, nahm er einen friſch abgebrochenen Theil eines echten Porzellantellers, den er drei Stunden lang einem hellen Sonnenlicht ausſetzte, alsdann auf ein mit ſalpeterſaurem Silberoxyd präparirtes Papier auflegte — nach 24 Stunden war eine Reduction des Silberſalzes an dem Theil des Papiers eingetreten, wo die beliehtete Fläche des Porzellans aufgelegen, dagegen keine auf den Stellen, wo das Porzellan keine Lichtſtrahlen eingeſogen hatte. Ebenſo verhielt es ſich mit einer Stahlplatte, von der die Hälfte matt, die andere polirt war; nach 24 Stunden, wo ſie mit einem eiweißhaltigen, chlorſilberpräparirten Papier bedeckt war, erhielt er einen Abdruck des matten Theils, nicht aber des polirten. Eine matte geſchliffene Glastafel gab gleiche Reſultate wie die mattgehaltene Stahlplatte. Die Verſuche zeigen, daß die Reductionen der Silberſalze auch ohne eine chemiſche Wirkung erfolgen kann, ähnlich, wie wenn man ein Metallſalz mit einer organiſchen Subſtanz belichtet oder blos eine der beiden Subſtanzen. Der Chemiker Kemandon in Turin hat die Verſuche von Niepce in den verſchiedenen Gaſen wiederholt und die Reſultate waren dieſelben wie an freier Luft.

Ferner fand Niepce, daß die belichtete Erde Sporen dieſer Wirkung bis in einer Tiefe von 1 Meter und 3 Fuß gibt, jedoch nach der Beſchaffenheit des Erdreichs und dem Grade der Belichtung variirt. Dadurch wird weiter feſtgeſtellt, daß das Licht bei der Vegetation continuirlich thätig iſt. Sein Verſuch erläutert das in anſchaulicher Weiſe. In einem Rohr von Weißblech, das mit einer in Weingeiſtäure getränkten Pappe gefüttert und lange belichtet worden war, ſodaß das ſalpeterſaure Silber faſt reducirt war, brachte Niepce in die Mitte, ohne daß eine Berührung mit dem Rohr ſtattfand, eine kleine Blaſe, die eine ſchwache Stärkelöſung enthielt; nach 48 Stunden zeigte es ſich, daß die Stärke die Barreswil'ſche Flüſſigkeit ſchwach reducirte; eine andere Stärke, welche in gleicher Weiſe in einen ſolchen Cylinder gebracht war, ohne daß derſelbe belichtet worden war, reagirte gar nicht auf die beregte Flüſſigkeit. Mithin hat die von einem belichteten Körper erlangte Wirkſamkeit in vielen Fällen dieſelbe Eigenſchaft wie das Licht ſelbſt. Dagegen reducirte ein belichtetes Erdharz die Silberſalze nicht. Der Grund davon ſcheint derſelbe wie bei der polirten Stahlplatte; das Licht kann in die glatte Schicht des Jodenpeche auch nicht eindringen und ſich darin fixiren, es prallt einfach davon ab.

Ein weiterer intereſſanter Verſuch beſtand darin, zu ermitteln, ob das Licht einen Stahlſtab magnetiſirt, wie mehrfach behauptet worden iſt. Indeſſen, trotz ſtark concentrirtem Lichtbündel, das Niepce auf eine Nadel fallen ließ, gelang es ihm weder mit weißem noch durch violettes Glas gebenden Lichtſtrahl magnetiſche Wirkungen hervorzurufen; auch alle andern bezüglich wiederholten Verſuche erwieſen ſich negativ, was den Beweis liefert, daß die vorhin beſprochene Thätigkeit des Lichts keineswegs der Elektricität zuzuſchreiben iſt.

Niepce kommt zu dem Reſultat, daß die bleibende Thätigkeit, welche das Licht allen poröſen Körpern, ſelbſt den trägſten, ertheilt, auch ſeine Phosphorescenz ſein kann, denn dann könnten die von E. Becquerel angeſtellten Verſuche nicht ſo lange dauern; es ſcheint daher die Anſicht Leon Foucault's, daß es eine unſern Augen unſichtbare Strahlung iſt, die nicht durch das Glas dringt, die richtige zu ſein. Magnetiſirung und Entmagnetiſirung iſt ihm durch das Licht allein nicht gelungen. Hr. Niepce wird nicht aufhören, dem Licht fortgeſetzt neue Fragen vorzulegen — wie weit es antworten will und kann, muß die Zukunft lehren; jedenfalls in die Lichtfrage eine noch lange nicht erſchöpfte.

Eine neue Oper.

* Wir erwähnten kürzlich den außerordentlichen Erfolg, den Boucicault (dies der richtige Name) mit ſeiner „Octoroon" in London hat. Seine „Colleen Bawn" (iriſcher Ausdruck für Schönes Mädchen), ein Kaſſenſtück, das ſeit mehr als einem Jahr auf allen Theatern Englands gegeben wird, wird jetzt von Benedict zu einem Opernbuch benutzt und die Menge ſtrömt nun ebenſo nach dem Opernhauſe, um dort ihre geliebte „Colleen Bawn" als die „Lilie von Killarney" wiederzuſehen.

Briefwechſel.

— S. in N. In einem hieſigen Gericht mußten nicht Wenige von Eltern verkommen, die der pauperiſirenden Partei angehören. Das ſollten ſich beſonders die öſterreichiſchen Parteien geſagt ſein laſſen.

(Ausgegeben am 6. März 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 11.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Haremsbesuche in Jerusalem. Von Frederike Bremer. — Schlaf und Schlaflosigkeit. Von Dr. Rödenbeck. — Eine Zeitschrift für die Volksschule. — Unterhaltungsliteratur. VI. — Neue Gedichte. III. — Prinz Albert. Am Rhein abwärts 1861. Von Franz von Elsholtz. — **Neues aus der Welt.**

Haremsbesuche in Jerusalem.

Von Frederike Bremer.

Im fernern Verlauf der so höchst anziehenden und schon öfters in diesen Blättern erwähnten Reisebeschreibung der schwedischen Dichterin, die unter dem Titel: „Leben in der Alten Welt", in einer Reihe von Bändchen im Erscheinen begriffen ist (Leipzig, F. A. Brockhaus), schildert die Verfasserin auch einige Besuche, die sie bei ihrem Aufenthalt zu Jerusalem in Harems machte. Aus dem noch nicht erschienenen achten Bändchen geben wir folgende Mittheilung.

* * *

— — Nachdem wir unser Mittagsessen von den mitgebrachten Vorräthen und Früchten eingenommen hatten, machte ich mit den beiden jungen Mädchen einen Besuch im Harem des Scheikhs.

Eine kräftige fünfzigjährige Frau, die auffallende Aehnlichkeit mit einer unserer braven schwedischen Bürgersfrauen hatte, empfing uns freundlich, indem sie jeder von uns einen Strauß von frisch gepflückten, lieblich duftenden Jacetten und mir außerdem eine schöne Rose überreichte. Darauf führte sie uns in ihr Zimmer, das rings an den Wänden mit Divans ausmeublirt war, und wir fingen an uns zu unterhalten, d. h. die Frau des Scheikhs und die mich begleitenden beiden jungen Mädchen, die arabisch vollständig verstehen und auch sprechen. Ich konnte nur vermöge ihrer Dolmetschung theil an der Unterhaltung nehmen.

Als die gute Frau erfuhr, daß die beiden Fräulein Gobat nicht verheirathet waren, äußerte sie viel Verwunderung darüber und sagte, „das wäre eine große Schande, daß so große Mädchen noch nicht verheirathet wären". Als dieselben aber lächelnd auf mich zeigten und ihr sagten, daß ich ebenso wenig verheirathet sei, machte sie Miene, vor lauter Schrecken das Zimmer zu verlassen, wandte sich jedoch in der Thür wieder um und erklärte mit vielem Pathos, daß sie sich kein Glück ohne Mann und Kinder denken könnte. Dann verlangte sie zu wissen, warum ich mich nicht verheirathet hätte. Als ich ihr das gesagt hatte, erwiderte sie, „das ich recht hätte, daß sie aber dergleichen nicht weiter hören möge", und führte uns hinauf auf das Dach des Hauses, um die Aussicht zu beschauen. Die alte Frau hatte etwas Lebhaftes, Gemüthvolles und Tüchtiges an sich; und da sie seit ihrer Verheirathung mit dem Scheikh dessen einzige Frau geblieben war, so argwöhne ich, daß der gute Scheikh, der wie ein guter frommer Mann aussieht, unter dem Pantoffel steht. Ich argwöhne aber auch, daß dieser

mohammedanische Pantoffelheyter nicht von weicher oder milder Art ist.

Der Scheikh, sein Sohn, seine Tochter und deren Kinder bilden ebenso wie ihre Wohnung hier einen bedeutenden Contrast mit den übrigen Bewohnern des Dorfs und mit deren Wohnungen, die sie an Schönheit und Ansehen weit übertreffen. Der Scheikh hat auch die Aufsicht über die Moschee. Nachdem wir diese letztere besucht, den Kaffee, den uns die Frau des Scheikhs anbot, getrunken und unsere Dankbarkeit für die genossene Gastfreundschaft durch ein kleines Geldgeschenk bewiesen hatten, gingen wir durch die Thäler Kedron und Hinnom und durch das Thor Zion nach Hause. Es war ein schönes Gefühl, nach dieser langen, etwas ermüdenden, aber interessereichen Fußreise auszuruhen — —

Nun will ich dir meinen Besuch in dem Harem des Effendi Musa erzählen, in den ich durch die junge liebenswürdige Frau des Consuls Roien, eine Tochter des bekannten Componisten und Pianisten Moscheles, eingeführt wurde.

Der Effendi Musa ist ein vermögender Mann und nahm, als er mit seiner jungen Frau nach einer mehrjährigen Ehe keine Kinder hatte, noch eine Frau dazu. Nach einem Jahre hatte er mit dieser einen Sohn, gleichzeitig bekam aber auch seine erste Frau einen Sohn, der einige Monate später wieder starb. Die zweite Frau fürchtete sich darauf, daß die erste Frau ihr Kind vergiften möchte, hatte deshalb keine Ruhe, in dem Harem ihres Mannes zu bleiben, und zog wieder in das Haus ihres Vaters, wo ihr Mann sie besuchen konnte. Die erste Frau konnte nun wieder allein in dem Harem des Effendi Musa herrschen.

Der Eintritt in diesen versprach nicht viel Gutes; Schmutz und allerlei Gerümpel lagen in dem Thorgewölbe und auf der Treppe. Aber eben gelangten wir in einen saubern und geräumigen Schloßhof, der mit Steinplatten belegt war. Zwei sehr zierlich geputzte junge Frauenzimmer in feuerfarbigen Jäckchen und mit Blumen in den Haaren kamen uns hier entgegen, begrüßten uns sehr freundlich und führten uns in ihr Gesellschaftszimmer. Es war die erste Frau des Effendi Musa und eine unverheirathete Verwandte derselben. Die erstere war ein lebendiges Bild einer Frau wie ein Kind. Sitti Selma war 24 Jahre alt, von zarter Gestalt, mit einem sehr hübschen Gesicht, mit feinen wohlgebildeten Zügen und schönen dunkeln Augen. Ein halber Kranz von lebendigen doppelten Jonquillen, der über der Stirn mittelst eines Schmucks von Amethysten befestigt war, umgab ein kleines Sammtmützchen, dessen dunkelblaue Seidenquaste weit über den Nacken herabhing. Das Kleid von Flor, mit aufgeklebten, in brennenden Farben ausgenähten Blumen bedeckt, wurde unter dem Jäckchen von einem Gürtel zusammengehalten, von welchem eine goldene Uhr mit allerlei Zierathen herabhing. Die Nägel der jungen Frau waren schwarzblau bemalt und ihre Hände und Handgelenke waren mit kleinen blauschwarzen Blumenfiguren bedeckt. Sie schien kindlich heiter und ungenirt zu sein und war sehr zuthunlich bei der Musterung unserer beiderseitigen — meiner und der Frau Roien — Toilette. Jedes Kleidungsstück wurde in Augenschein genommen und besonders angegriffen; es wurde auch untersucht, ob wir Schnürleiber trugen und Verwunderung über dieselben ausgesprochen. Die unverheirathete Sitti Nephisa war eine volle, sehr schöne Blondine in einem Alter von 27 Jahren, weniger aufmerksam in ihrem Benehmen als ihre verheirathete Cousine. Ihre Hände und Nägel waren nicht bemalt, aber viel schöner als die der jungen Frau; auf dem Kopfe trug sie einen Kranz von ganz kleinen Blümchen.

Schwarze Diener und Dienerinnen kamen und gingen durch die nach dem Schloßhof offenstehende Thür des Zimmers, in dem sie ein Bewirthung vorrichteten. Eine junge, erst kürzlich gekaufte abyssinische Sklavin wurde uns vorgeführt und erhielt die Anweisung, den Saum unserer Kleider zu küssen und die linke Hand auf die Brust zu legen, während sie uns mit der rechten Hand Thee in kleinen echten Porzellantassen präsentirte. Dann wurde uns auf dieselbe Weise Kaffee servirt, ebenfalls in ganz kleinen Tassen und, ebenso wie der Thee, sehr stark gezuckert. Zwei kleine Negerkinder — Sklaven des Hauses — wurden hereingerufen, mußten unsere Gewänder küssen und wurden von den beiden Damen geliebkost und sehr freundlich behandelt. Ich wünschte zu einer etwas ernstern Unterhaltung mit ihnen zu kommen und nahm dazu Gelegenheit, als sie uns die Bücher des Effendi Musa zeigten, welche jedoch keine von ihnen gelesen hatte, denn — sie konnten nicht lesen. Ein mohammedanisches Weib, welches lesen kann, ist eine große Seltenheit. Ich fragte sie durch meine freundliche Dolmetscherin, Frau Roien — die das Arabischen vollkommen mächtig zu sein schien —

ob ſie beten könnten und ob ſie täglich zu „Allah“ beteten. Beide antworteten darauf eifrig: „Ja!“ Sie beteten fünfmal des Tags und jedesmal ein anderes Gebet, aber jeden Tag dieſelben Gebete. Ich fragte weiter, ob ſie glaubten, ebenſo gut wie die Männer nach dem Tod ins Paradies zu kommen? „Ja wohl, ganz gewiß. Alle Moslemim kommen ins Paradies, manche gleich nach dem Tode, andere erſt, nachdem ſie eine Straf- oder Prüfungszeit überſtanden haben, je nachdem ſie auf der Erde gelebt haben.“ „Womit werden ſie ſich denn im Paradies beſchäftigen?“ „Mit nichts weiter, als daß ſie bei ihren Freunden Beſuche machen.“ „Werden ſie dort nicht vielleicht Muſik machen?“ „Nein, das wäre ſündlich.“ „Werden ſie dort eſſen oder trinken?“ „Nein, man hat ja im Paradies keine Zähne, noch weniger Hunger oder Durſt. Will man aber etwas zu ſich nehmen, ſo braucht man es nur zu wünſchen, und augenblicklich ſteht ein gedeckter Tiſch da. Ueberhaupt braucht man im Paradieſe nur einen Wunſch auszuſprechen und er wird ſogleich erfüllt.“ „Werden ſie dort Gott ſehen?“ „Nein, bewahre. Davon kann nie die Rede ſein. Noch weniger kann man dies wünſchen, denn man hat genug an dem Propheten Mohammed und an ſeinem Paradies.“ „Und diejenigen, welche nicht ins Paradies kommen, die Böſen und die Gottloſen, wohin kommen dieſe?“ „In brennendes Feuer. Doch nach der Läuterung im Feuer werden auch ſie endlich ins Paradies kommen — —“

Dieſe und mehrere andere Fragen über denſelben Gegenſtand wurden mir mit Lebhaftigkeit und Klarheit beantwortet, namentlich von der unverheiratheten jungen Dame, die augenſcheinlich nachdenkender und verſtändiger als die andere war. Sie ſchien ſich ernſtlich für religiöſe Gegenſtände zu intereſſiren, in denen ſie von ihrer Tante mündliche Unterweiſung empfangen hatte. Ich fragte ſie endlich, ob ſie nicht Luſt hätte, zu reiſen und andere Länder zu ſehen, z. B. mein Vaterland, das ich ihr als ſehr ſchön ſchilderte. Sie erwiderte darauf, daß ſie, wenn ſie reiſen könnte, am liebſten nach Stambul (Konſtantinopel), weil ihr Vater daſelbſt gelebt hätte und nach Meſſa reiſen möchte; da ſich dies aber nicht thun ließe, ſo hielte ſie für das Beſte, in der Stadt zu bleiben, in der ſich Abraham, David und Jeſus aufgehalten hätten. In andern Städten könnte vielleicht mehr Fantaſia (Beluſtigung) gefunden werden, allein hier fände ſich mehr Gelegenheit zur Erbauung. Darauf antwortete ich: „Tajb, tajb!“ (Gut, gut!)

Im übrigen, wovon wir auch ſprechen mochten, vom Himmel oder von der Hölle, von Stambul oder von Meſſa, immer kam die Unterhaltung wieder auf Kleider und Toilette zurück, welche die junge Frau mehr als irgendetwas anderes zu intereſſiren ſchienen. Frau Roſen bat ſie, uns ihre ſchönen Kleider zu zeigen. Das wollte ſie gern thun, allein unglücklicherweiſe war der Schlüſſel zur Schatzkammer nicht zu finden und wurde vergebens unter den Sofamatratzen und Kiſſen, die ſich bei dieſer Gelegenheit als Aufbewahrungsort für allerlei Gegenſtände auswieſen, geſucht. Wir mußten uns damit begnügen, ein paar goldgeſtickte Kiſſen und Kleider zu bewundern, welche die junge Frau uns ein wenig zu ungeniert überwarf und die mit ebenſo viel Geſchmack als Kunſt geſtickt waren. Was ſie uns nicht zeigte, was aber, wie ich weiß, in dieſem Hauſe wie in jedem mohammedaniſchen Hauſe zu finden iſt, das iſt — eine Peitſche, mit welcher die Sklaven gezüchtigt werden, wenn ſie ſich nicht paſſend betragen, mit der aber auch der Hausherr ſeine Frauen züchtigt, wenn dieſe ſäumen oder ſich unartig gegen ihn betragen. Denn der Herr des Hauſes hält ſtreng auf ſein Hausherrenrecht und ohne ſeine Erlaubnis darf ſich keine Frau in ſeiner Gegenwart nicht einmal niederſetzen. Die junge Frau ließ uns ihren eigenen Anzug im einzelnen beſehen; in der Nähe betrachtet, war derſelbe ziemlich koſtbar, aber nichts weniger als geſchmackvoll.

Die junge abeſſiniſche Sklavin legte dann zwei mit Wachstuch bedeckte Schemel oder kleine Tiſchchen vor uns hin, einen über den andern und oben darauf einen Präſentirteller mit einem halben Dutzend kleiner Schüſſelchen, worin morgenländiſches Manna, Piſtaziennüſſe, Zuckerfugen, Apfelſinenſcheibchen und dergleichen, ſowie eine Art weiche Stengel wie von Mandelteig mit einem ſtarken Geſchmack von Roſenwaſſer waren. Unſere Wirthinnen nöthigten uns auf die freundlichſte und bisweilen auf die handgreiflichſte Weiſe — indem ſie uns verſchiedene Leckereien in den Mund ſteckten — theil an dieſem Traktament zu nehmen; und unſere Verſuche zur Selbſtvertheidigung gegen dieſe gewaltſame Gaſtlichkeit erregten auf beiden Seiten viel Heiterkeit. Im ganzen fand ich dieſe Kinder eines eingeſchloſſenen Lebens recht angenehm — ungeachtet des etwas derben Benehmens der jungen Frau — und

Anna (auf den ſchwindelnd daſtehenden Patkul).
Barmherzigkeit! Patkul, ſie ſuchen Dich!

Patkul.

Es war zu ſpät!

Anna (ſinkt mit einem Schrei ohnmächtig in ſeine Arme).

Achte Scene.

Durch das Fenſter iſt vom Hofe ein rother Fackelſchein ſichtbar, von allen Seiten ſind ſchon am Ende der vorigen Scene Grenadiere mit gefälltem Bajonett hereingedrungen, Hauptmann von Schacht. Die Vorigen.

Schacht (kommandirt kräftig).

Halt! (Man hört das ſtarke Aufſtoßen der Gewehrkolben und das Antreten der Soldaten.)

Schacht.

Meine Herren und Damen, entſchuldigen Sie dieſe Störung! Wir ſuchen Herrn von Patkul —

Patkul.

Den Geſandten des Czaaren von Rußland.

Schacht.

Im Namen des Churfürſten! Sie ſind mein Gefangener.

unterhielt mich besser mit ihnen, als ich mich zuweilen mit Damen in europäischen Salons unterhalten habe. Doch, ich weiß es wol, „eine Schwalbe macht noch keinen Sommer" und eine Unterhaltung von einer Stunde mit einer Person ist noch kein Probierstein für die Annehmlichkeit derselben als Gesellschafterin für das ganze Leben.

Als ich Sitti Nephisa fragte, ob sie sich nicht noch verheirathen würde, lächelte sie und antwortete mir: „Ganz gewiß nicht!" denn sie war ja schon alt (27 Jahre), und es fand sich in der Verwandtschaft kein Mann mehr für sie, nachdem der ihr bestimmte Bräutigam schon im jugendlichen Alter gestorben war. Die Araber pflegen ihre Kinder von ihrem zartesten Alter an zu verloben, zuweilen schon in der Stunde ihrer Geburt und verheirathen sie oft noch sehr jung miteinander — die Mädchen oft noch als Kinder — und meistentheils ohne daß die jungen Leute einander gesehen haben. Stirbt eins von beiden Verlobten vor der Verheirathung, so sucht man für den übrig gebliebenen Theil eine andere Hälfte, aber stets innerhalb der Verwandtschaft.

Die meisten vornehmen Araber in Jerusalem haben jetzt nur noch eine Frau und zwar, wie man sagt, wegen der Kostspieligkeit des Unterhalts für mehrere Frauen. Doch steht es ihnen nach Mohammed's Gesetz frei, bis zu vier Frauen und so viele Sklavinnen wie sie wollen zu nehmen. Der neue Pascha von Jerusalem hat auch nur Eine Frau. Sie soll eine angenehme und wohlbeläßige Frau sein, die aber mehr Freiheit haben will, sich draußen in der Welt zu bewegen, als ihr Herr und Gemahl ihr zu gestatten Lust hat. Unsere freundlichen Wirthinnen schlugen mir vor, ihre Bekanntschaft zu machen und versprachen, sie mit mir zusammen zu sich einzuladen.

Die schöne junge Mrs. Johnson — mit dem amerikanischen Consul in Beirut vermählt und Tochter des hiesigen amerikanischen Missionars Mr. Barkley, eines ebenso interessanten und liebenswürdigen Mannes — war meine freundliche Führerin vorläufig bei noch einigen andern Besuchen. Sie ist seit ihrer Kindheit in Jerusalem gewesen und in mehreren der angesehensten arabischen Familien der Stadt heimisch. Durch die Begünstigung einer dieser Familien hat sie auch in das von den Mahommedanern so heilig gehaltene und so streng bewachte Grab David's hinunterzusteigen, die hellen Lampen darin brennen u[nd] die goldene Bedeckung in der stillen Kuhe[halle] des Sängerkönigs sehen dürfen. Die junge Frau spricht arabisch wie ihre Muttersprache; ich konnte keine bessere Begleiterin bei meinen Besuchen haben.

Unser erster Besuch war bei einer Familie, die für sehr gottesfürchtig und auch für digot gilt. Wir wurden in ein ziemlich hübsches, mit Divans möblirtes Zimmer geführt, das sich bald mit den Bewohnerinnen des Hauses füllte, während schwarze und braune Sklavinnen mit ihren Kindern sich in einem Haufen vor der Thür versammelten, um uns anzugaffen. In der Regel pflegen mehrere arabische Familien nahe Angehörige ein und dasselbe Haus zu bewohnen und dann ein und dasselbe Vorzimmer zu benutzen. Aeltern und Kinder behalten fortwährend einen gemeinschaftlichen Haushalt, auch wenn die letztern verheirathet sind und Kinder haben; ein patriarchalisches Verhältniß, das sein Gutes hat, aber nicht selten auch viel Unfrieden und Streit veranlaßt. Die aus mehreren verheiratheten Brüdern bestehende Familie, bei welcher wir waren, soll ungewöhnlich friedlich und glücklich leben. Die meisten Frauenzimmer derselben kamen mir mehr als gewöhnlich unschön vor. Fast alle trugen Jonquillen im Haar, die aber ohne Geschmack über der Stirn oder an einem Ohr zu einem Strauß vereinigt waren. Alle trugen schwerfällige Jacken und Pantalons. Ihr Anzug entbehrte aller Zierlichkeit, sowie ihre Haltung nachläßig und ohne alle Anmuth war. Unter acht bis zehn Frauen war keine einzige hübsch, aber eine hatte ein lebhaftes Benehmen. Wir hatten eine junge amerikanische Dame, Miß Moon, bei uns, die mir fast aussah, als wenn sie aus dem Mond gekommen wäre, die aber von mehr als gewöhnlichem Gehalt zu sein schien. Sie hält sich seit mehreren Jahren in Jerusalem auf und ist mit der Sprache und den Gewohnheiten der Araber genau bekannt.

Wir wurden freundlich mit Händedrücken von den jonquillentragenden Damen bewillkommnet und Sklavinnen boten uns, dem Gebrauch gemäß, Kaffee in Tassen an, die so groß wie halbe Eierschalen waren, sammt Tschibuks und Cigaretten. Mrs. Johnson und ich schlürften jede eine Tasse Kaffee; Miß Moon rauchte eine Cigarette. Während Mrs. Johnson sich mit einer kürzlich verheiratheten jungen Frau unterhielt, wurde meine Aufmerksamkeit von einer ältern Frau in Anspruch genommen, die sich jedoch nicht im min-

beten um mich zu bekümmern schien. Es war eine Frau in einem Alter von ungefähr 40 Jahren, mit einem blassen Gesicht von klugem Ausdruck, mit fein geformten Augen und dunkel gemalten Augenbrauen. Sie legte sich auf einen niedrigen Divan und ließ von einer Sklavin, die vor ihr kniete, ihre weißen und schön geformten Hände und Arme mit Wasser begießen. Sie selbst schöpfte dann mit den Händen Wasser aus dem Handfaß, wusch damit ihr Gesicht, zog es in Mund und Nase, spuckte es wieder aus und nahm dann von neuem Wasser. Nach dieser wenig angenehmen, aber vermutlich gebräuchlichen heiligen Waschung wickelte sie ein weißes Musselintuch um Kopf und Hals, ließ von einer Sklavin einen Teppich mitten auf den Fußboden vor einem Fenster in der Tiefe des Zimmers ausbreiten und kniete daselbst nieder, indem sie wiederholt den Fußboden mit ihrer Stirn berührte und dazu unaufhörlich leise murmelte. Die gute Frau hatte gewiß nie die Ermahnung gehört: „Wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein und verschließe die Thür hinter dir!" Sie wollte augenscheinlich von den Menschen gesehen sein. Nachdem sie wol zehn Minuten hindurch ihre Andacht in dieser Weise verrichtet hatte, kam sie und setzte sich auf einen Divan neben mich, fortwährend leise murmelnd und an ihrem Rosenkranz fingernd; denn die Mohammedaner bedienen sich ebenfalls eines Rosenkranzes, ebenso wie die römisch-katholischen und griechischen Christen, natürlich ohne Kreuz.

Durch Mrs. Johnson sagte ich ihr, nachdem sie ihr Murmeln beendigt hatte, daß ich erfreut wäre, sie mit Beten beschäftigt zu sehen und daß ich zu wissen wünschte, ob sie zum Allah oder zum Propheten bete. Sie antwortete: „Zu beiden!" Ich ließ sie wieder fragen, ob sie mir nicht den Inhalt ihres Gebets mitteilen wolle. Darauf fragte sie ein wenig spitzig, „ob ich Mohammedanerin werden wolle". Ich erwiderte ihr lächelnd, daß ich darüber nachdenken würde, wenn sie mir von ihrem Glauben und von ihrer Religionslehre alles mitteilen wolle. Das nahm sie augenscheinlich als einen Scherz, jedoch nicht unfreundlich auf. Ich sagte ihr sodann, daß wir Europäer gewöhnlich der Ansicht wären, die Mohammedaner glaubten, daß die Frauen keine Seele hätten und nach dem Tode nicht ins Paradies kämen. Sie antwortete aber, daß auch die Frauen ganz gewiß ins Paradies kämen, freilich nicht in das höchste. „Was werden denn die Frauen in ihrem Paradiese vornehmen? Werden sie dort Kaffee trinken und somit eine fantasia (Unterhaltung) haben?" sagte ich. Sie antwortete: „Die Juden glauben, daß sie nach dem Tode in Abraham's Schoß kommen, die Christen, daß sie zu dem Herrn Jesus, und die Moslems, daß sie in das Paradies ihres Propheten Mohammed kommen werden; sie kommen dahin, wenn sie anhaltend im Gebet und im Almosengeben auf Erden gewesen sind; allein womit sie sich daselbst beschäftigen werden, das weiß niemand von ihnen."

Auf diese einfache Antwort dieser guten Frau, die dadurch ein höheres Wissen verriet als die Lehre des Korans über das Leben nach dem Tode — „blos sinnliche Genüsse" —, konnte ich nichts anderes als „tajib" (gut) erwidern; allein auf verschiedenes andere mußte ich „muss tajib" antworten, wie z. B. daß man nicht vom Herzen beten dürfe, sondern nur vorgeschriebene Gebete zu bestimmten Zeiten beten müsse; daß die Frömmigkeit der Frommen in Formeln und in der genauen Beobachtung gewisser Vorschriften bestehen solle u. s. w. Die kluge Frau schien augenscheinlich davon überzeugt zu sein, daß niemand klüger sein könne als sie selbst und die ganze weibliche Familie schien mit ihrer Rechtfertigung und ihrer Seligkeit so gewiß — ach! — wie die Raupe im Kohlgarten ihres Glücks. Aber ich, weil sie keine Ahnung von dem beschwingten Leben des Schmetterlings hat!

Ich fragte ein paar junge Frauen von lebhaftem Wesen, ob sie nicht Lust hätten, zu reisen, um Gottes schöne Welt zu sehen. „Nein", erwiderten sie mir, „das würde sündhaft für Frauen sein!"

Aus diesem ultra-heiligen Hause — aus welchem wir uns inzwischen unter vielen freundlichen massalam (Lebewohl) entfernten — begaben wir uns in ein anderes, mehr weltliches. Die Frauen dieses Hauses waren gerade auf Besuch bei der Frau des Pascha, aber man erwartete sie in jedem Augenblick von da zurück und die Sklavinnen nötigten uns dringend, in ein Vorzimmer zu treten, ein großes, lichtes, sehr schönes Gemach mit hohen byzantinisch gerundeten Fensterbogen und scharlachrothen Vorhängen. Der Herr des Hauses war ein reicher Effendi und hatte drei Frauen. Er, sein Sohn und des letztern junge Frau bewohnten dieses Haus gemeinschaftlich. Die Sklavinnen und deren Kinder kamen, wie gewöhnlich, herein, stellten sich hin und gafften

und an. Von dieſen Sklavinnen waren einige ganz ſchwarz und hatten einen wilden Ausdruck, andere dagegen waren dreyzehbraun und beſaßen die feinen Züge und das ſeelenvolle Mienenſpiel, wodurch ſich die Bevölkerung von Abeſſinien auszeichnet. Eine von dieſen Frauenzimmern, wie man ſagte eine vertraute Dienerin und ſehr beliebt in dieſem Harem, hatte ein außerordentlich gutmüthiges und verſtändiges Geſicht. Ueberhaupt rühmt man die Abeſſinier als die beſten Diener, als verſtändig, gutmüthig und treu. Deſto mehr iſt es zu beklagen, daß dieſes kleine chriſtliche Volk, welches ſein Chriſtenthum mitten unter Mohammedanern beibehalten hat, durch die Noth in ihrem Vaterlande zur Auswanderung genöthigt wird und daß viele von ihnen als Sklaven dienen. Sie ſind augenſcheinlich ein arabiſcher Stamm und zwar ein edler, nach der Schönheit ihrer Geſichtszüge zu urtheilen.

Eine von den zu Hauſe gebliebenen Frauen — vermuthlich eine Frau des zweiten Grades — kam in großem Negligé und legte ſich zu uns, unterhielt ſich ein wenig mit Mrs. Johnſon und bewunderte dabei einen Blumenſtrauß, den dieſe auf ihrem Hut hatte. Mrs. Johnſon wollte denſelben losmachen, um ihr ein Geſchenk damit zu machen; allein ſie ſchwor bei Allah, daß ſie ihn nicht annehmen würde. Gleich darauf aber äußerte ſie, daß ſie die Blumen doch gern haben möchte und nun wurde der Strauß von dem Kopf der ſchönen Mrs. Johnſon auf den der nicht ſchönen Sitti Aweeda übergetragen, die ihn annahm, ohne ſich durch den ſo oft ausgeſprochenen Schwur belaſtigt zu fühlen. Solche bedeutungsloſe Eide ſollen von den mohammedaniſchen Frauen in jedem Augenblick ausgeſprochen werden. Die fragliche junge Frau hatte übrigens ein Anſehen, das auf edle und gewaltſame Leidenſchaften deutete.

Jetzt entſtand eine lebhafte Bewegung unter den Sklavinnen im Zimmer und man verkündete uns, daß die vornehmen Frauen des Hauſes ſoeben hereingekommen waren. Bald darauf traten zwei gewiß frappante Geſtalten ein; die eine derſelben, eine Frau von dreißig und etlichen Jahren, in einem gelbgelben Gewand von etwas grellblumigem Stoff, die andere viel jünger, ſehr elegant, in einem ſchwarzſeidenen Jäckchen und Pantalons mit reichen Goldtreſſen und Stickereien. Letztere war die jungvermählte Gattin des Sohnes im Hauſe und zeigte ſich äußerſt ſchüchtern in Ausdruck und Benehmen. Das war aber keineswegs der Fall bei der ältern Frau, die ſich mit höchſt ungenirten und ſehr wenig angenehmen Manieren auf ein Sofa nach Art der Türke legte, indem ſie bald das eine, bald das andere Bein in die Höhe zog. Ihr vorn offenes Gewand ließ einen von einer goldenen Kette umſchlungenen Hals von blendender Weiße ſehen; ihre Haltung war nachläßig und nicht anſtändig nach unſern Begriffen. Sie ſchien die vornehmſte unter den drei Frauen ihres Mannes zu ſein und erzählte uns, daß ſie eine Hadji (Pilgerin) werden und in dieſem Frühling mit ihrem Mann und einer andern Frau beſtändig eine Wallfahrt nach Mekka machen wollte. Sie konnte ein wenig leſen, aber nicht ſchreiben; und als Mrs. Johnſon ihr ſagte, daß ich ein Frauenzimmer ſei, welches Bücher ſchreibe, ſchien ſie nicht begreifen zu können, was dies ſagen wolle. Ein kränklich ausſehender Knabe wurde inzwiſchen von dem Buſen einer jungen Sklavin genommen, war dann aber ſo unruhig und ſchrie dermaßen, daß er ſehr bald dem ſchwarzen Mädchen zurückgegeben werden mußte, bei dem er ſich augenſcheinlich wohler befand als bei ſeiner Mutter. Die junge Frau, ebenſo angenehm als die ältere wenig angenehm war, bot uns auf einem Präſentirteller ausgeſucht guten Sorbet von Roſenwaſſer und dann ein fein geſticktes Taſchentuch an, um uns die Lippen damit zu trocknen. Hebe oder Ganymedes hätten nicht mit ſüßerer und edlerer Anmuth Nektar credenzen können; ihr Weſen und ihr Anzug hatten etwas ſanft Edles und ihr kleiner feiner Kopf eine ſinnliche, wahrhaft rührende Schönheit. Das Dieſe in der Klauſe eines Harems erniedrigt werden ſoll! Ich kann keinen andern Ausdruck gebrauchen, wenn ich an die Natur und an den gewöhnlichen Zuſtand des Harems und dann an die angeborene Schönheit dieſes jungen weiblichen Weſens denke. Aber vielleicht wird ihr das Glück zu Theil, zu jenen Ausnahmefrauen zu gehören, die von ihren Männern ausſchließlich und immer geliebt werden. Wenigſtens ſchien ſie mir dies zu verdienen. Gegenwärtig war ſie augenſcheinlich glücklich wie eine junge liebende und geliebte Braut, die in der Fülle der Gegenwart nicht an den morgenden Tag denken kann.

Sehr freundlich und wohl wurden wir in dieſem Hauſe aufgenommen und in jeder erdenklichen Weiſe bewirthet; denn Gaſtfreiheit gehört zu den Pflichten und Tugenden der Mohammedaner. Als Mrs. Moon rauchte eine Narghile, eine

Art türkischer Pfeife. Beim Abschied hatten wir Gelegenheit, in ein kleines Zimmer in der Nähe des Divans zu sehen, in welchem ein kleiner dicker Junge noch in Windeln, aber mit einem Turban auf dem Kopfe, in einer silberbeschlagenen Wiege lag und schlief — ein Pascha in Miniatur.

In dem dritten Hause, das wir an diesem Tage besuchten, wurde Mrs. Johnson mit lauten Freudenbezeugungen von einer jungen, hübsch gekleideten Frau und einem ebenso jungen turbanbekleideten Herrn empfangen. Beide waren seit ihrer Kindheit mit ihr bekannt, hatten sich heute auf ihren Besuch vorbereitet und schienen sehr viel auf sie zu halten. Zu meiner Verwunderung kam der junge Herr mit uns in das Gesellschaftszimmer und setzte sich ganz unbefangen auf einen Divan, um an der Unterhaltung theilzunehmen. Er war der Schwager der jungen Frau und gegenwärtig Reisemarschall von einer langen Krankheit, übrigens selbst verheirathet und bereits Familienvater, obgleich er nicht älter als — 18 Jahre alt war; er hatte sich in seinem 14. Jahre verheirathet. Er sowol wie die junge Frau sahen hübsch, gutmüthig und gescheidt aus. Sie hatte in der wahrhaft europäischen Anmuth in ihrem Ausgang und Wesen, obgleich ihr Anzug nicht frei von der Geschmacklosigkeit war, welche im allgemeinen die Kleidung der hiesigen Frauenzimmer charakterisirt. Anstatt des Häubchens trug sie eine duftende Blume und um den Hals sowie über die Schulter eine Schnur von lauter Goldmünzen, einfachen und doppelten Goldstücken und österreichischen Dukaten; eine große goldene Uhr und andere kostbare Schmucksachen hingen an dieser kostbaren Quaste. Ihre Augenwimpern und Augenbrauen waren geschwärzt, wodurch jedoch der gutmüthige Ausdruck ihres Gesichts keineswegs beeinträchtigt wurde.

Wir wurden, wie gewöhnlich, mit Kaffee und Süßigkeiten bewirthet; Mrs. Moon rauchte hier aber eine Cigarre. Die junge Frau wollte sie zu sich nehmen, denn sie hatte ein Gelübde gethan, an diesem Tage zu fasten, um ihre Dankbarkeit für ihre glückliche Genesung nach der kürzlich überstandenen dritten Wochenbett zu bezeugen. Sie verließ uns auf einige Zeit, um ihr jüngstes Kind die Brust zu reichen. Augenscheinlich war sie eine glückliche Gattin und Mutter; ihre Augen strahlten von Lebenslust. Der junge Mann schien ebenfalls glücklich und zufrieden zu sein; doch wünschte er gern zu reisen und etwas von der Welt zu sehen. Allein — sagte er lächelnd — damit wolle er warten, bis er wohl Bart am Kinn haben würde. Dieser schien gegenwärtig noch gar nicht vorhanden zu sein. Unterdessen lernte er die englische Sprache.

Ihre Fragen über den Zustand nach dem Tode anzubringen, fühlte ich durchaus keine Neigung. Ich sah junge Leute vor mir, die viel zu sehr beschäftigt mit dem gegenwärtigen Leben waren, um sich viel mit dem zukünftigen zu beschäftigen. Und die glückliche junge Frau, die einzige Hoffnung ihres Mannes, will jetzt ihren kleinen Sohn und bekommt sicherlich von ihrem Gatten an jedem Tag eine neue Goldmünze, um sie an ihren Gurtel zu hängen. Das ist ihre Paradiesfreude. Möge dieselbe recht lange dauern!

Eine junge schwarze Sklavin, die uns Kaffee präsentirte, that ungeschickterweise eine der Tassen um, sodaß der Kaffee auf den schönen Teppich herabfloß. Allein sie lächelte blos darüber und schien weder Strafe noch Vorwurfe zu fürchten zu haben. Im allgemeinen schien mir das Verhältniß der Sklaven zu ihren Gebietern hier weit freier und vertraulicher zu sein als in den Sklavenstaaten Amerikas. Die Sklaven scheinen keine Furcht vor ihren Gebietern zu hegen. Vielleicht stehen sie ihnen in Bezug auf ihren Bildungsgrad näher, als Sklaven und Herren in dem westlichen Theil der Welt einander stehen. Allein der Grund dieses besseren Verhältnisses dürfte wol auch in der Mutterlosigkeit gesucht werden, die, wie man sagt, die arabischen Frauen auszeichnet. Daß jedoch dadurch die gewöhnlichen Folgen der Sklaverei nicht ausgeschlossen werden, habe ich bald darauf vernommen. Eine junge Sklavin in einem vornehmen arabischen Hause, der Wohnung des Generals Neim gerade gegenüber, zeigte sich zuweilen auf dem Dache mit Thränen und mit Geberden, die sein Mitleid anzurufen schienen. Eines Tags, als er ihr ein Zeichen seiner Aufmerksamkeit gab, bat sie ihn weinend, er möge sie kaufen, damit sie aus diesem Hause komme, denn ihre „Frau" schlage sie so oft und so hart.

Ich für meine Person kann das Wohlwollen und die Herzlichkeit nur rühmen, die ich während meiner Besuche bei vielen Frauen erfahren habe; ebenso den Verstand, den die meisten derselben in ihren Fragen und Antworten zeigten. Es ist mir klar, daß sie durch Erziehung zur Freiheit und zum Oberthume den bestgebildeten Frauen Europas gleichgestellt werden könnten. Diese

größer iſt die Sünde, ſie in einer geſchminkten Erniedrigung, in einer geiſtigen Gefangenſchaft zu halten; und deſto gerechter iſt die Strafe, die über ein Volk kommt, das in den Frauen nicht die Mutter des Menſchengeſchlechtes zu achten weiß. Die Strafe beſteht darin, daß dieſes Volk ſelbſt der Erniedrigung und Auflöſung anheimfällt. Wie können dieſe Frauen, nein, dieſe Menſchen lernen, ein freies, ſelbſtbewußtes, zu höhern Zwecken vorwärts ſchreitendes Volk aufzuziehen? Wo die Familie dem häuslichen Despoten anheimfällt, wo der Hausvater zum unumſchränkten Gebieter, die Frau nur zu einem Hausgeräth, zu einer Dienerin für den Nutzen oder für das Vergnügen wird — da fällt auch das Volk einem unumſchränkten Herrſcher und damit der Sklaverei und dem Tod anheim, inſofern es nicht im Stande iſt, ſeine beengende Puppe zu ſprengen. Der erſte Schritt dazu wurde in der Veredlung der Frauen und in der Erhebung des Familienlebens liegen. Das iſt eine Lebensfrage für alle Völker des Morgenlandes. Die Söhne Moslem's ſind eine Zeitlang an der Spitze derſelben gegangen. Stark als Eroberer beſaßen ſie nicht die Kraft, Freiheit und Frieden zu ſchaffen, nicht die Kräfte der Bildung und des höhern Friedens. Wo iſt nun ihre Größe und ihre politiſche Selbſtändigkeit? Viele große Theile ſind zum Eingangsthor für die Reiſe und Waaren fremder Völker geworden. Ihr Halbmond iſt im Untergang begriffen, ihr Stern geht unter. Und ſo muß es jedem Volk ergehen, welches die Urkundswerte der Schöpfungsgeſchichte unbeherzigt läßt: „Gott ſchuf die Menſchen ſich zum Bilde; Mann und Frau erſchuf er. Und Gott ſegnete ſie und ſprach: Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde und die Erde ſei euch unterthan!“ Nur in dieſer ungetrübten Gegenſeitigkeit und Gleichheit zwiſchen Mann und Frau — ſo ſehen auch in dem ſchwediſchen Worte Gattin (make, d. i. Gatte, bedeutet auch „gleich“ oder „ſeinesgleichen“) angedeutet — können ſie dieſen göttlichen Segen gewinnen und die Erde zum Paradies machen.

— Am 18. März wohnte ich einem großen Mittageſſen bei in dem Harem des Effendi Nuia. Ich wurde mit Frau Neiva zugleich eingeladen. Man wollte beim Effendi die Ankunft einer Verwandten in der Stadt feiern und ſechzig Frauenzimmer, ſämmtlich Verwandte und Freundinnen des Hauſes, waren zu dieſem Zweck zu einem großen Mittageſſen eingeladen worden. Ich war recht erfreut, einem ſolchen Feſt beiwohnen zu dürfen und namentlich eine ſo große Menge arabiſcher Frauenzimmer von Angeſicht zu Angeſicht ſehen zu können.

Die Freude war jedoch ſehr gering, als ich mich mitten unter ihnen befand; denn der Eindruck, den dieſe Verſammlung auf mich machte, war kein angenehmer. Die meiſten dieſer Frauenzimmer entbehrten der Schönheit und der Haltung, entbehrten alles Ausdrucks und Benehmens, wodurch ſich die Bildung des Geiſtes zu erkennen gibt. Nur vier oder fünf von ihnen konnten ſchön genannt werden, nur eine einzige darunter war wirklich reizend und würde dies in jedem Salon geweſen ſein. Ihre Schönheit war gänzlich ungekünſtelt und urſprünglich. Die meiſten der anweſenden Frauenzimmer hatten ſich mit Blumen oder einigen Koſtbarkeiten geſchmückt, aber äußerſt plump, ohne Geſchmack und ohne Anmuth! Faſt alle trugen Jäckchen, von denen mehrere mit Pelzwerk beſetzt und auch damit gefüttert waren und ihre Geſtalten erſchienen mir im allgemeinen klein und ohne allen Reiz; der Ausdruck ihrer Geſichter war träumeriſch oder roh. Faſt alle hatten gefärbte Nägel und dunkelblau gemalte Augen — meiſtens Blumen — auf den Händen und Armen. Ein kleines Mädchen im Alter von — acht Jahren ſah lange ganz ſtill zu meinen Füßen. Sie hatte ein gutmüthiges Geſicht, aber ohne ein Zeichen von Leben und Friſche der Jugend. Sie ſchien ungewöhnlich ernſt zu ſein. Ich erfuhr, daß ſie eine Frau und mit einem alten Mann verheirathet war! Man zeigte mir auch andere kleine Mädchen von ſechs bis zwölf Jahren, die ebenfalls verheirathete Frauen waren. Die armen Kinder! Einige Frauen hatten ganz kleine Kinder bei ſich, welche ſchrieen und wenig angenehm waren. Um 11 Uhr vormittags war die Verſammlung zuſammengekommen und das Mittageſſen ſollte erſt um 5 Uhr nachmittags ſervirt werden. Wie ſich die Zeit bis zu dieſer Stunde vertreiben? — Einige Frauen ſtillen ihre kleinen Kinder, ein paar andere nähen, manche plaudern, manche ſingen zum Scherz miteinander, die meiſten ſitzen mit gekreuzten Beinen hier und da auf den Divans, thun nichts und denken an nichts. Eine ältere Frau verrichtete ihr Gebet in derſelben Weiſe, wie ich es ſchon früher einmal in einem Harem geſehen hatte; diesmal jedoch ohne Waſchungen. So kam 5 Uhr heran.

Man fragte mich, ob ich ſehen wollte, wie

der Mittagstisch serviert würde, und auf mein Befragen setzte man einen Stuhl für mich in ein Zimmer, in welchem ein großer, runder, sehr niedriger Tisch von Zinn mitten auf dem Fußboden stand. Dieser wurde mit einer Menge Schüsseln oder vielmehr großen Tellern belegt, welche anfangs nebeneinander, dann aber übereinander, zwei bis drei Etagen hoch, mit einer wahren Kunst gesetzt wurden, sodaß die Damen und Befehle nicht überlaufen konnten. Mehr als zehn verschiedene Gerichte wurden auf diese Weise übereinander aufgehäuft. In der Mitte des Tisches lag auf einer besondern Schüssel ein ganzes gebratenes Schaf. Der Platz einer jeden Person rings um den Tisch war durch ein Weizenbrot und einen kleinen Löffel bezeichnet. Nur ich empfing einen Teller sammt Messer und Gabel und durfte außerdem auch meinen Stuhl behalten.

Auf die Ankündigung der Sklavinnen, daß der Tisch serviert sei, kamen die Damen scharenweise, um ihre Finger in einem Zimmer neben dem Speisezimmer zu waschen. Dann setzte man sich auf gewöhnliche arabische Weise rings um den Tisch, so viele darselbst Platz fanden; die übrigen gingen in den Salon hinaus, um zu warten. Und nun wurde das Aufgetragene wacker mit den Fingern ergriffen, alles durcheinander; man aß aus allen Schüsseln gleichzeitig, alles mit den Fingern, aber mit einer gewissen Ruhe und mit Beobachtung eines gewissen Anstandes; auch das gebratene Schaf wurde mit den Fingern zerrissen und die Füllung desselben, aus Reis, Pistazien und verschiedenen Kräutern bestehend, wurde mit denselben Hülfsmitteln herausgeholt. Ich hatte den festen Entschluß gefaßt, auch durch die unappetitlichen Gebräuche, auf welche ich vollständig vorbereitet war, mich in meiner guten Laune durchaus nicht stören zu lassen, und ich muß bekennen, daß die aufgetragenen Gerichte so gut zubereitet und meistentheils so schmackhaft waren, daß ich sie mir sehr wohl schmecken ließ. Das Schaffleisch war so saftig locker und so schön gebraten, daß ich es mit besonderm Behagen aß, obwol es die rechte Hand der schönen Zephira war, welche ein Rückenstück für mich abriß und in kleine Stückchen zerzupfte; und auf dieselbe Weise nahm ich ein Stück Fleisch, welches mir Sitti Selma mit ihren prächtig bemalten Fingern wohlmeinend in den Mund steckte, an und schluckte es hinunter.

Was mir übrigens wirklich Vergnügen machte, war das augenscheinliche Vergnügen und Wohlwollen, daß unsere Wirthinnen bei diesem Tractament zeigten. Lächelnd überfanden sie mir allerlei gute Bissen mit einem fragenden „tajib" (gut) oder „shellabi" (schön) und wenn ich ihre Frage mit einem „kajr tajib" (sehr gut) bejahte, so lächelten sie vergnügt und forderten mich auf, das ich darüber schreiben sollte. Das möchte ich auch gern, indem ich einen Theil der aufgestellten Gerichte nenne, die auch unsere europäischen Mittagstafeln nicht verunzieren würden; allein ich war nicht im Stande, mir die Namen und Bestandtheile derselben zu merken. Bei dem Nachtisch spielte die Rosenessenz eine bedeutende Rolle, bei den Vorgerichten der Reis. Wenn die speisenden Damen gesättigt waren, machten sie andern Platz, sie ihre Plätze einnahmen; und so ging es fort, bis alle diese sechzig mit Kindern und Säuglingen ihren vollen Antheil empfangen hatten. Dann trank man draußen auf dem Hofe Kaffee in den gewöhnlichen kleinen Tassen und zwar so stark, daß er im Munde erbärmlich brannte.

Hierauf verließ ich die Versammlung in Gesellschaft der Frau Rosa unter vielen freundlichen „hatter com" (tausend Dank) für die Bewirthung, die mit ebenso freundlichen „maassalama" beantwortet wurden, wobei man sich gegenseitig Brust und Stirn zum Abschiedsgruß berührte.

Ich hatte meinen Sonnenschirm in dem gewöhnlichen Vorzimmer — auf der andern Seite des Hofes vor dem Zimmer, in welchem die große Gesellschaft sich befand — stehen lassen und als Frau Rosa und ich dahin gingen, um ihn zu holen, bemerkte uns daselbst Maria Effendi in eigener Person, mit einem weißen Kaschmirturban, lächelnd, aber sehr beiegt, daß er von dieser zahlreichen Versammlung von Frauenzimmern gleichen wollte, im übrigen artig und human genug uns. Er schien mir an Bildung die Frauen in seinem Harem weit zu übertragen. Ob aber diese Bildung mehr als eine blos äußerliche ist, weiß ich nicht. Ist sie es, so beklage ich ihn; denn die Gesellschaft, den belebenden Umgang, die Freundin, deren er in seinem Harem bedürfen, die Gattin, welche ihm sein Haus zum lieblichen Aufenthalt auf Erden machen, welche seine Thätigkeit beleben, seine Mußestunden würzen würde — sie hat er nicht und kann sie nicht haben, ebenso wenig wie irgendein anderer Muselman. Aber — wessen Fehler ist dies? — Eure Anlagen fehlen diesen Frauen nicht, das sehe ich, das weiß ich. Was ihnen

fehlt, ist Licht, Arbeit, sorgsame Erziehung, ein edlerer Zweck als bloß materielle Genüsse und Mohammed's Paradies. Wo der Mann das Weib erniedrigt, da rächt es sich früher oder später, unwillkürlich, aber entsetzlich. Das Haus wird ein öder Raum, oft eine Hölle; die Kinder werden vernachlässigt, die ganze Familie, die gesammten Verhältnisse zerfallen in ein Chaos. Die Unordnung des Harems spiegelt sich im Staate wider.

Wie anders in der schönen, europäisch geordneten Häuslichkeit der Frau Meier! Da gab ich mich dem Genuß hin, von dem eben erlebten chaotischen Auftritt auszuruhen und ihrem künstlerischen Vortrag der melodischen Mendelsohn'schen „Lieder ohne Worte" auf einem guten wohlgestimmten Pianoforte zuzuhören. Das war mir wie ein heller Sonnenaufgang nach einer stürmischen Morgendämmerung.

Schlaf und Schlaflosigkeit.

Von Dr. Rödiger.

Der Mensch ist sonderlich und ein gestalt Wunder!
Die Schrecke aber ist — die man verschläft.
Leopold Schefer.

Es ist ein finsterer Zeitabschnitt in dem Leben des Menschen, wenn der Schlaf ihn verläßt: wenn er, zählend die nächtlichen Stundenschläge, sich hin- und herwirft auf seinem Lager und die Gedanken sich nicht zum Schweigen bringen lassen wollen. Und doch geht es häufig so, wenn die Tage kommen, wovon Salomo sagt, „sie gefallen uns nicht". Man schließt die Augen, man zählt oder sagt das A-B-C auf, sucht sich einzuschläfern durch den Anblick auf ein sonst wallendes Saatfeld u. s. w. — doch umsonst! Die Plagegeister Erinnerung und Sorge, Entwürfe und Anschläge halten Wache; man sinnt und grübelt fort, mengt das Hunderte ins Tausendste und macht so unwillkürlich das Bett zum Studirzimmer oder — zum Tummelplatz der Leidenschaften.

Und doch ist der Schlaf so unumgänglich nothwendig zum Leben! Ohne Schlaf keine Ernährung, kein Wachsthum, keine Kräftigung des Muskelsystems und der Nerven. Wie bald würde die Empfänglichkeit für die Summe der Reize, die tagtäglich auf uns einwirkt, sich abstumpfen, wenn diese Einwirkung nicht zeitweilig erlitte oder doch Minderung erlitte! Hat doch schon zu anhaltendes Wachen Verarmung des Blutes, Mattigkeit, Blässe, Stumpfheit der Sinne, ja im höhern Grade Sinnesverwirrung zur Folge. Denn eben in den Pausen des Schlafs hält das Gehirn seine Hauptmahlzeit. Nur in dieser ungestörten Dahingabe an das Geschäft der Wiedererneuerung seiner Substanz wird es ihm möglich, den Ausfall zu decken, den es am Tage erlitten; denn der Nahrungsstoff, den das Blut ihm während des Wachens zuführt, steht mit dem Maß des Verbrauchs in keinem ausreichenden Verhältniß.

Doch, wenn es nun auch möglich wäre, unser Dasein zu fristen ohne jenen Zustand, in welchem die der Willkür unterworfenen Organe ruhen, um während dieser Ruhe neue Kräfte zu sammeln, könnte wol ein Leben ohne Schlaf noch Reiz für uns haben? Nein! Wir alle schätzen und lieben den alten Freund des Menschengeschlechts, der, wenn wir erfrischt und gestärkt aus seinen Armen erwachen, die unschätzbare Lust zu sein erst so recht uns erkennen läßt, und stimmen, je bedürftiger und ungewohnter wir dieser Wohlthat sind, um so inniger ein in den Wunsch des Dichters, der da singt:

Gelobter Schlaf, komm', aber mit zu schweben!
Das ist es, so zu leben ohne Leben,
Nur, ohne Tod so todt zu sein!

Aber ist denn keine Hülfe für die armen Schlaflosen? Gibt es kein Mittel, ihr erregtes Gemüth in seine stille nächtliche Ruhe einzuwiegen? Sehen wir uns danach um.

Das erste und unverlässigste Mittel ist ohne Zweifel tüchtiger Gebrauch der körperlichen und geistigen Kräfte am Tage —: Ermüdung durch Bewegung und ernste Thätigkeit! Wer im Schweiße seines Angesichts sein tägliches Brot ißt, wird nicht leicht klagen über das peinliche Uebel der Schlaflosigkeit, das in der Regel nur die höhern Stände heimsucht. Ist es doch aber auch, als wenn unsere vornehme Welt alles aufbote, die Wohlthat eines ruhigen, erquickenden und kräftigenden Schlafs von sich abzuhalten. Wie unzuträglich, wie unpassend, wie naturwidrig die ganze Lebensweise! Dieses späte Zubettgehen — diese Entwöhnung von allen irgend anstrengenden körperlichen Beschäftigungen — diese bis in die Abendstunden verschobenen Diners — diese Thees und Soupers in später Nacht! Ist's ein Wunder, wenn unsere nervenüberreizte Hautevolée über Schlaflosigkeit klagt? ... Wer eine vollständige, erquickende und kräftigende Nachtruhe genießen will, muß sich so einrichten, daß die Hauptmahlzeit in der Mitte des Tags gehalten und einige Stunden vor Schlafengehen

zu Abend gegessen wird. Dieses Zeitverhältniß ist der Wechselwirkung zwischen Verdauung und Schlaf am entsprechendsten und mehr als jedes andere geeignet, die Zwecke beider Verrichtungen auf die der Gesundheit zuträglichste Weise zu erfüllen. Denn bei einem solchen Régime ist die Hauptmahlzeit bereits verdaut, wenn die leichtere Abendmahlzeit eingenommen wird und es fehlt nicht an Zeit und Gelegenheit, jene durch Bewegung und Thätigkeit vollends zu verarbeiten, dahingegen die leichtere Abendmahlzeit wegen der im ersten Zeitraume der Verdauung sich einstellenden natürlichen Neigung zur Ruhe ein ganz geeignetes Einschläferungsmittel ist. Aber die Mode, die Mode! Wie lange noch wird dieser Tyrannin gegenüber der Diätetiker ein Prediger in der Wüste sein! Zu den Zeiten des Augustus war, im Widerspruch mit unseren Sitten, die Abhaltung des Mittagsmahls zu früher Tageszeit ein Zeichen von Luxus und Reichthum und noch im 16. Jahrhundert und zu Anfang des 17. dinirte man in den angesehensten Häusern um die Mittagsstunde. Ludwig XIV. selbst speiste stets Punkt 12 Uhr. Im Anfang des 18. Jahrhunderts setzte die vornehme Welt sich um 1 Uhr zu Tisch, die einfache Bürgerschaft um 12. Gegen das Jahr 1730 speiste man schon zu späterer Tageszeit, doch spätestens um 2 Uhr; 30 Jahre weiter war um 3 Uhr Mittagsmahlzeit. Die nämlichen Progressionen verfolgte das Souper: 6, 7, 8 und endlich 10 Uhr. Jetzt hatten die vornehme Welt in Paris 6 Uhr abends Morgenbesuche ab und geht um Mitternacht, nach Beendigung der Oper, in Gesellschaft. O heut'ge Unsitte! Eulen und Fledermäuse wachen die Nachts und schlafen am Tage, der Mensch aber soll sich — so will es die Ordnung der Natur — mit dem Anfange der Nacht zur Ruhe legen, um zeitig wieder aufzustehen. Eine Stunde Schlaf vor Mitternacht ist besser als drei nach Mitternacht — warum? ... Weil im vormitternächtlichen Schlafe mehr das Gehirn, im nachmitternächtlichen mehr das große Nervensystem im Unterleibe, das sogenannte Solarsystem, ruht, der Schlaf vor Mitternacht daher intensiver, früher und ruhiger ist. Und um wie viel ist besser Zeit bringen sich die, welche den Tag für Nacht verkehren! „Früh zu Bett und früh wieder auf, macht den Menschen gesund, weise und reich", sagt der Engländer Wesley und gibt uns in diesen paar Worten den inhaltreichsten Commentar zu dem alten, aller Welt gesagten Spruche: „Morgenstund' hat Gold im Mund'".

Alle noch einmal: Tüchtige Uebung, vornehmlich eurer körperlichen Kräfte am Tage, meine armen Schlafleien! Wärt ihr zu schwach, zu entkräftet, zu abgespannt dazu? Fangt klein an, geht vom Leichteren zum Schwereren über. Muskelübung am Tage wird, während ihr schlaft, eure Muskelkraft vermehren und je mehr diese zunimmt und verwendet wird, desto mehr wird die Hauptursache, das Grundübel eurer Schlaflosigkeit — nervöse Reizbarkeit, abnehmen. Sonst ließ man zur Stärkung der Muskeln mit Vortheil Holz sägen. Holz sägen aber macht die Hände rauh. Heutzutage ist die empfehlenswertheste Leibesübung das Turnen und es kommt zuhaufen, daß bei dem neuerdings wieder erwachten, so regen Eifer für allgemeine Verbreitung des Turnwesens selbst erwachsenen Damen Gelegenheit dazu geboten wird. Wir verweisen diese nicht ans Klettergerüst, nicht an Reck und Barren, es sollen in keiner Beziehung Männer aus den Frauen gemacht werden — nein, was wir ihnen empfehlen, sind jene turnerischen Freiübungen von der Stelle, wobei der Körper nichts einbüßt von der Zartheit seiner Formen und der Weichheit der Muskeln. Gleichwol gibt diese so recht eigentliche diätetische Gymnastik den Streck- und Beugemuskeln der Arme und Füße hinreichende Kraft, das Blut kreist schneller dabei, die Brust hebt sich höher, ein angenehmes Wärmegefühl durchdringt den Körper und ein herrlicher, gesunder Schlaf ist die wohlthätige Folge. Möge der Rath Anklang finden!

Zum zweiten, meine armen Schlafleien, vermeidet sorgfältig jedwede Aufregung der Seele wie des Gemüths vor Schlafengehen; denn nichts ist dem ein- und ruhigen Fortschlafen hinderlicher als Gemüthsbewegung und alles, was die Einbildungskraft erregt, mag der Affect ein erhebender: Liebe, Freude, Hoffnung, oder ein niederdrückender: Gram, Kummer, Wehmuth, Sorge, Verdruß, sein. Sucht das alles durch geeignete Präventivmaßregeln möglichst aus dem Wege zu schaffen, wählt keine aufregende Lectüre zur Abendunterhaltung, spielt kein Spiel, wobei Gewinn oder Verlust in Spannung versetzt, vermeidet schwere Meinungskämpfe, sowie überhaupt alles, was in höherm Grade das Interesse erregt und lest euch namentlich auch die am Abend einge-

angenen Peinlichkeiten, wenn irgend thunlich, erst den andern Morgen vorlegen. Die Nachricht aus der Ferne, die bewegt und aufregt, der Geschäftsbrief, der in Verlegenheit und Unruhe versetzt, das Entscheiden der Behörde, die ganz anders, als man dachte, entscheidet, der Brief des Rechtsfreundes, der die Chikane des Gegners nicht abzuwenden vermochte — das alles hört, am Morgen gelesen, doch wenigstens den nächtlichen Schlaf nicht. Zwar wird die verlorene Hoffnung, die Verkennung, das Unrecht, das man anthut, auch jetzt noch betrüben, kränken, entrüsten; aber man ist erquickt und gestärkt durch einen ruhigen Schlaf, hat den Tag mit seinen Zerstreuungen vor sich, gewinnt Fassung, Ruhe, Gleichmuth, wehrt oder resignirt sich und hat abends die unangenehme Sache vergessen oder ist doch wenigstens beständigt durch die Betrachtung, das Unrecht leiden besser zu sein als Unrecht thun und „mit der Dummheit selbst Götter vergebens kämpfen".

Aber auch vor dem, was man Plänemachen nennt, hüte sich, wer im Bett liegt. Die Zukunft regt mehr auf als Vergangenheit und Gegenwart. König Adanoer (Gedser 6, 1) ließ sich Chronisten bringen, um sich die Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen — heutzutage gibt's langweilige Bücher genug, um die Lauskünstlerin Phantasie in den Schlaf zu lullen. Das Mittel ist probat, so probat, daß es Einigemal dieses machte, nun auch noch ein Wörtchen von dem Gegentheil der Schlaflosigkeit: Vom zu langen und zu häufigen Schlaf, einkleiden zu lassen. „Alles viel zu umständlich" sagt auch hier; doch läßt sich das rechte Maß nach allgemeinen Regeln nicht zumessen. Alexander von Humboldt, der noch in hohen Jahren volle Jugendkraft sich bewahrte, schlief jahraus nur vier Stunden. Friedrich der Große verlängerte ebenfalls sein thatenreiches Leben dadurch, daß er sich nur wenige Stunden dem Schlafe überließ und Moshein schlief und wachte sogar wechselsweise eine Nacht! Der berühmte Naturforscher Cuvier dagegen mußte täglich seine neun Stunden Schlaf haben, um zur Arbeit aufgelegt zu sein. So verschieden ist das Bedürfniß, so relativ und individuell das Maß des Zuviel und des Zuwenig. Gleichviel schadet beides der Thätigkeit und Perceptionskraft des Gehirns und hat die Folge, daß über kurz oder lang ein chronisches Seelenleiden entsteht, das bald mehr, bald minder auch die Funktionen des animalen Lebens afficirt. Zwar bedürfen wir, wie jedermann an sich selbst erfahren haben wird, zuweilen mehr, zuweilen weniger Schlaf, indem die nämliche Thätigkeit zu einer Zeit von einer größern und reichern Erschöpfung als zu einer andern begleitet wird; doch dürfte, abgesehen von diesen in der Capacität des Seelenorgans für die Verrichtung seiner Funktionen stattfindenden Differenzen, im allgemeinen über acht Stunden zu lange und unter sechs Stunden zu wenig, das Zuwenig aber doppelt schädlich sein. Was hülfe auch diese gewaltsame Abkürzung der uns verhängten Schlafportion? Verlängerung unserer Lebenstage? Mit nichten. Ein so forcirtes Wachen, wobei man vor Müdigkeit immer wieder einschlafen möchte und vor allem Gähnen die Augen kaum aufthun kann, ist nur ein halbes Wachen ohne Gewinn und Genuß und anstatt unser Leben durch ein solches spartanisches Wachsamen zu verlängern, würden wir im Gegentheil nur den Verbrauch unserer Lebenskräfte dadurch beschleunigen und uns vor der Zeit invalid machen. Kurz alle mit dieser unglaublich ganz verkehrten Ansicht: Die Natur hat ihre Rechte und der Mensch bleibt ihr unter allen Umständen verpflichtet. Der berühmte Perseus, den, wie Plutarch uns in seiner Lebensbeschreibung des Aemilius Paulus erzählt, die ihm zur Bewachung gegebenen Soldaten, weil sie sich von ihm beleidigt fanden, aus Rache vom Schlafe abhielten, starb vor Entkräftung. Und fallen doch selbst der Schildwache auf dem Posten, trotz aller soldatischen Disciplin, endlich vor Ermattung die Augen zu, ja es sind schon Kanoniere unter dem Donner der Geschütze, unbekümmert darum, ob eine feindliche Kugel ihren Schlaf zu einem ewigen mache, eingeschlafen.*)

Es ist schon oben die Rede davon gewesen,

*) Im allgemeinen darf man annehmen, daß die Neigung zum Schlafen morgens zwischen 3 und 5 Uhr am stärksten ist. Um diese Zeit sind z. B. Schildwachen am allerwenigsten gesichert, ihren Posten wachsam zu versehen, auch die meisten krankhaften Erscheinungen in verlängerten Pausen mit Anfangen um diese Zeit vorzukommen pflegen und aufhören. Ebenso hält sich bei Kind gesunden die Mehrzahl durchwachenden Kranken, namentlich solchen, die an Fieberhitze leiden, meistens gegen 3 oder 4 Uhr morgens noch ein kurzes Schlummern ein. Auch Spartaner von Polybius läßt um diese Zeit eine längere Bewußtlosigkeit sich schaffen. Wie weit solche der typischen Perioden gehen, so, wie Cicero erzählt, der gelehrte Varro gegen 70 Stunden hintereinander im Schlafe zu bleiben, ohne sich dem Genusse des Schlafes überlassen zu können!

daß wir manchmal wache, manchmal wenigen Schlaf bedürfen, obgleich unsere Thätigkeit und sonstige Lebensweise ganz dieselbe ist. Diese Schlüssigkeit und leichtere Erhöhung dieses „abstrakte Wesen", das nicht blos bei hohen Temperaturgraden, sondern auch häufig bei Sturm und plötzlichem beträchtlichen Sinken des Barometers eintritt, rührt wahrscheinlich von Abweichungen in den Elektricitätsverhältnissen der Luft her. Unser Schlaf ist dann kein erquicklicher, kein freier und voller, er pflegt unruhig und traumvoll zu sein. . . Seltsames Schauspiel, dieses Träumen mit seiner phantastischen, abenteuerlichen Bilderjagd, seiner tollen Logik und wunderlichen Gedankenausgabe, die der bewußte Gedankenmetall zusammenzieht! Man sagt, es gäbe keinen Schlaf ohne einen gewissen Traumzustand, d. i. ohne daß sich dem individuellen Bewußtsein Phantasiebilder darstellen, auf welche Gedankenreihen gegründet werden, wie schwach auch manchmal die Erinnerung ist, die sie bei unserm wachenden Zustand zurücklassen. Aber Ottilie will doch niemals in seinem Leben geträumt haben und ebenso auch, wie Professor Blumenbach anführte, eine gewisse Dame seiner Bekanntschaft nicht. Beide mußten mit vorzüglichen Eigenschaften begabt gewesen sein und wer den jedenfalls sehr viel gelebt haben, denn Rückert hat vollkommen recht, wenn er sagt:

Wenig die erquicklichen traumlosen Schlaf genossen,
Hat auch viel im Leben nicht Wachsamkeit eingebüßt.

Manchmal aber hat die Lage schuld, die wir im Bett einnehmen, daß unser Schlaf unruhig und traumvoll ist und um auch diese Ursache zu entdecken und aus dem Wege zu räumen, muß man der Leser gestatten, ihn zu begleiten in sein

Schlafgemach. Dieses soll geräumig, luftig, trocken sein — kein enges Schlafloch im sogenannten Alkoven! Man betrachte, daß das Schlafzimmer ein Ort ist, in welchem wir uns keineswegs nur vorübergehend aufhalten. „Ein Drittel unserer Tage verbringen wir im Schatten der Erde und der Tod des Todes nimmt uns ein Drittheil des Lebens hinweg", sagt Sir Thomas Brown. Auch keine Gardinen- oder Himmelbetten sollen uns umhüllen. Diese mutterseelenallein verhindern die Strömung der Luft und es sammeln sich in ihren so mannigfachen Verhängen viel belästigende und schädliche Stoffe, wie jeder finden wird, der irgend an ein solches Bett herantritt und mit feinen Geruchsorganen begabt ist. Ferner soll das Schlafzimmer weder zu heiß noch zu kalt, frei von schädlichem Putzen und Gift und dunkel sein. Dunkel, theils weil jedes brennende Licht einen Theil des in der Luft enthaltenen, für die Lebensökonomie so nothwendigen Sauerstoffs verzehrt, theils weil Helligkeit ein äußerer Reiz ist und die Seele nicht gehörig ruhen läßt. Man helle daher entweder sein Nachtlicht ins Nebenzimmer oder unterhalte doch nur ein ganz kleines Flämmchen, z. B. die bekannten kleinen nürnberger Nachtlichtchen, die aus einem dünnen, mit Wachs getränkten Docht bestehen, der in einem Stückchen Kork oder Holz steckt und mittels eines aus Pfefferkörnern und Kork verfertigten Trägers auf dem Oele schwimmend erhalten wird. Endlich muß der Ort, wo Geist und Körper ruhen sollen, still sein; kein Pochen der Uhr, kein Straßenlärm, kein Ruf des Wächters unterbreche diese Stille und darum halte die hinteren Zimmer im obern Stock des Hauses für geeignetere Räume dafür.

Manchmal hält Einfender dem peinlichen Uebel der Schlaflosigkeit durch den einfachen Rath ab, das Bett so zu stellen, daß der Kopf nach Süden und die Füße nach Norden gerichtet wären, wobei auf die Gnade polarischer Einwirkung gerechnet wurde. Doch das Manöver hat nicht immer gewünschten Erfolg. Sicherer ist jedenfalls, das Bett so zu stellen, daß das Gesicht vom Fenster abgekehrt ist, da nicht blos der blendende Strahl des Morgenlichtes, sondern auch das weitere Menschen den Schlaf stört.

Das ferner der Körper, wenn wir im Bett liegen, von aller unnöthigen Beschränkung in Gestalt von Kleidern oder Bandagen frei sein müsse, bedarf wol kaum der Erwähnung. Fällt doch hier, wo der Mensch ganz Natur ist, alles Vermummen und Herausputzen weg. Man liegt wie man steht, dehnt, krümmt und reckt sich ganz nach Belieben. Aber die gründlichste Lage ist doch die auf der rechten Seite. Weil auf der linken das Herz sich befindet? Nein! Dieser Mittelpunkt alles Lebens und Webens ist so sehr geschützt vom allweisen Schöpfer, daß seine normale Thätigkeit durchaus nicht gehindert wird, wenn man auf der linken Seite schläft. Aber die Leber, dieses schwerste und verhältnißmäßig am schwach beweglichen Organ des menschlichen Körpers, bedarf eine bessere Unterstützung, wenn man auf der rechten Seite schläft. Auch der Durchgang der Nahrungsmittel aus dem Magen in die Gedärme geht in dieser Lage leichter von

Petrow, Muraview, Olinka (ziehen den Degen).

Nur über unsere Leichen!

Patkul.

Lassen Sie, Kameraden! Krieger kämpfen nicht gegen Schergen. (Zu Schacht.) Unter welchem Titel des Rechts dürfen Sie meine Freiheit gefährden?

Schacht.

Darüber kann ich keine Auskunft geben.

Patkul.

Wissen Sie, daß die Person eines Gesandten von Gott geheiligt ist?

Schacht.

Ich kenne nur das Heiligste, den Befehl meines Fürsten.

Patkul.

Ueber meine Freiheit giebt es nur einen Richter: Peter, den Czaaren von Moskau.

Schacht.

Friedrich August wird des Gerichtes Beisitzer sein.

Patkul.

O, daß die Gewalt auch stets so gute Schergen findet. Meine Anna! (richtet einen schmerzlichen Blick auf die Ohnmächtige) Nur ein Opfer, dunkles Verhängniß! Mich! Mich! O weckt sie nicht! Laßt ihr den süßen Traum, den ihr die Götter schenkten! Wenn sie erwachte — (mit verzweifelnder Wehmuth) sie ertrüg' es nicht! (Man führt Anna fort.) Aber ist es denn wahr? Bin

hatten. Alle vernehmlich auf der rechten Seite, und wenn auch der Abwechslung wegen immerhin ein Weilchen auf der linken, doch niemals auf dem Rücken, da diese Lage Druck des Magens auf die hinter ihm liegenden großen Gefäßstämme und mancherlei andere Beschwerden zu Wege bringt. Beherzige man das und bedenke, daß eine große Quelle für die Störung des Schlafs in dem Zustand unserer Eingeweide und namentlich derjenigen liegt, durch welche die Verdauung bewerkstelligt wird. Dieser Prozeß führt, indem er während des Schlafs von statten geht, die aufgenommenen Speisen durch mehrere aufeinander folgende Stufen der Veränderung, wobei ein jeder dieser Vorgänge, selbst unter den normalsten Verhältnissen, auf mancherlei Weise den Zustand des Körpers wie den Eindruck auf das Gemeingefühl affizirt und alterirt, und zwar indirect durch den Kreislauf oder direct durch den Reiz auf verschiedene Partieen des Nervensystems oder mechanisch durch Hemmung der Blutwelle in den großen Gefäßen mittels des Drucks auf sie von der Oberbauchgegend aus.

Man fragt, ob man hoch liegen solle mit dem Kopfe oder ganz horizontal? Nun, Gewohnheit und Körperconstitution sprechen mit, doch dürfte im allgemeinen diejenige Lage die beste sein, wobei der Kopf vier bis acht Zoll höher zu liegen kommt als die Füße. Wagerechte Lage begünstigt den Zufluß des Bluts zum Gehirn und auch das ist eine gar nicht seltene Ursache der Schlaflosigkeit. Denn das Gehirn soll, wie schon oben dargethan, ruhen während des Schlafs, in welchem naturgemäß ein anderer Centraltheil unsers Nervensystems, das Gangliensystem, jenes wichtige Nervengeflecht des Unterleibes, die Herrschaft hat, dem die Ernährung des Körpers obliegt. Stören wir es nicht durch verkehrte Lage, aber liegen wir auch nicht auf oder unter zu erhitzenden Federbetten; das Ruhen auf Roßhaarmatratzen und unter schützenden, jedoch nicht erhitzenden Bedeckungen ist der Gesundheit am förderlichsten. „Wie man sich bettet, so schläft man!“

Im Bett soll man ferner — das Reich allein haben. Wie sein Zusammenschlafen zweier Personen, seine fremde Bewegung und Berührung, seine zweite Emanation und Exhalation — man hat an der eigenen genug! Die Alten freilich dachten anders. König David liebt bekanntlich noch in hohen Jahren die animalische Bettwärme (1. Kön. 1, 2, 3). Aber trotz der Autorität des berühmten Arztes Boerhave, der einen alten amsterdamer Bürgermeister auf diese Manier verjüngt und lange erhalten haben will, möchte man sie doch kaum lebensverlängernd nennen. Denn es ist eine treffende, wenn auch harte Wahrheit, daß wir alle gegeneinander — giftig sind. Das theuerste Haupt, das neben uns schläft, athmet Kohlensäure aus, und Kohlensäure, auch von den beiden Liebenden ausgeathmet, ist Gift für uns, und umgekehrt. . . . Zum Schluß noch einige Worte über den

Mittagsschlaf. Er hebt in idealem Maße und manche unserer verehrten Leserinnen meidet ihn schon deshalb, weil die Rede geht, daß er alt mache. Wie kam man hierauf? Schlafen macht doch nicht mager, schlafen gibt Fülle; ein Gesicht aber wird doch weit eher durch Abmagerung als durch Fülle entstellt. . . . Aber der Schlaf verändert die Gesichtszüge, Schlafende bekommen Falten im Gesicht — fürchtet man vielleicht, daß diese, zumal wenn man schon „sur le retour“ ist, stationär werden möchten? In Spanien und Italien und die Damen weniger scrupulös. Dort ist die Siesta etwas ganz Gewöhnliches bei beiden Geschlechtern, die in allen Lebensaltern ohne Bedenken und Nachtheil sich ihr überlassen. Freilich wird man im Süden früher alt.

Die Sache hat übrigens zwei Seiten. Für manche ist der Mittagsschlaf ein schädlicher Ueberfluß. Es gibt Menschen, die gern immer und immer schliefen aus reiner Langeweile. Es sind dies die sogenannten passiven Naturen, die Menschen „zonder bietebberen“, wie die Holländer sagen. Sie sind entsetzlich phlegmatisch, unglaublich faul und immer müde — die Vegetation prävalirt bei ihnen. Diese faulen, trägen Menschen dürfen nicht viel schlafen, wie groß auch ihre Neigung dazu ist, am wenigsten gleich nach der Mahlzeit. Sie riskiren, daß sie der Schlag rühre. Wer aber ein thätiges Leben führt, wer regen Geistes und früh bei der Hand ist, dem wird das süße Intermezzo eines kurzen Mittagsschlafes um so dienlicher sein, als er dann nicht gleich nach eingenommener Mahlzeit wieder über die Arbeit herfällt.

Auch wer schwächlich ist, thut wohl, sich einem kurzen Schlafe nach der Mahlzeit zu überlassen; denn je weniger energisch die Constitution ist, desto mehr erfordert sie in der Regel eine öftere Wiederholung des Schlafs. Für solche Naturen ist der Mittagsschlaf wahrhaft Bedürfniß und

ohne dieſen ſchlafen ſie auch gewöhnlich in der Nacht ſchlecht.

Aber nicht zu lange ſchwebe der geliebte Schlaf über uns; eine Sieſta von halbſtündiger Dauer iſt alles, was ſich geſtatten läßt. Und die ſoll nicht im Bett, nicht auf der Chaiſelongue, ſondern überall im Seſſel abgehalten werden, was namentlich Vollblutige und zu Schlagfluß Geneigte ſich merken wollen. Sollte bei dieſen je doch trotzdem das Geſicht während des Mittagſchlafs ſich ſtark röthen, ſollten Sie, meine Verehrten, mit dumpfem Kopfſchmerz oder gar Schwindel erwachen, dann ſtehen Sie ja ab von allem Schlafen nach der Mahlzeit —: der kurze Mittagsſchlaf könnte zu einem ewigen werden, könnte vor der Zeit, plötzlich und unverhofft Sie hinüberführen in jenes unerforſchte Land, aus dem kein Wanderer wiederkehrt.

Anregungen.

Eine Zeitſchrift für die Volksſchule.

Über die Geſtaltung des Volksſchulunterrichts in der neuern Zeit — eine Seite des Kulturlebens, dem außerhalb der pädagogiſchen Literatur die verdiente Beachtung nicht immer zu Theil wird — mit Intereſſe verfolgt, dem wird eine Zeitſchrift nicht entgangen ſein, welche jetzt ihren ſechſten Jahrgang begonnen hat: „Die Reform, pädagogiſche Vierteljahrsſchrift, herausgegeben von Dr. Lauckhard“ (Weimar, Böhlau).

Gleich von vornherein hatte ſich dieſe Vierteljahrsſchrift zum Ziel geſetzt, das vielgenannte Mißverhältnis zwiſchen Schule und Leben erfolgreich (nicht mit Phraſen) auszugleichen und zu dem Ende eine volksthümliche und mehr praktiſche Richtung für den Elementarunterricht anzubahnen. Sie dringt darauf, daß der religiöſe Charakter der Schule nicht in den Vordergrund trete, ſucht die gelehrte Schulſprache den Kindern des Volks gegenüber zu beſchränken und die vielfach in Künſtelei ausgeartete ſprachliche Lehrform auf ihr geſundes Maß zurückzuführen, legt großes Gewicht auf Uebung im ſchriftlichen und mündlichen Gedankenausdruck, ſucht den Realien, inſofern ſie dem vorherrſchenden Unterricht hier und dort dienen, eine ſorgfältigere Pflege angedeihen zu laſſen und auf eine größere Concentration des Unterrichts hinzuwirken. In dieſem Streben wird die „Reform“ von tüchtigen Schulmännern und Pädagogen, worunter wohlbekannte Namen, unterſtützt.

In dem erſten Heft des neuen Jahrgangs findet ſich eine beachtenswerthe Abhandlung von Dr. Pilz über Vorſchulen; eine gründliche Betrachtung von Dr. Dörrer: „Die Schule ein Mikrokosmos“; ein gemüthlicher Aufſatz: „Die gute alte Zeit“, von dem bekannten Dr. Hartmann, deſſen Lebens- und Zeitanſchauungen wir ſonſt nicht immer theilen; „Pädagogiſche Skizzen“ von Kleinſorgen und eine legislatorpädagogiſche Arbeit „Die Mitwirkung der Gemeinden bei Anſtellung der Volksſchullehrer“. Die angehängten Notizen ſcheinen von dem Herausgeber, der ſich in der pädagogiſchen Welt eine geachtete Stellung errungen hat, Gegner der Diſterweg'ſchen Richtung und mit dem wackern „Alten vom Berge“, den wir anderen, wie unſere Leſer wiſſen, hochverehren, gewaltig im Streit, hat ſeine Worte doch alle Anſprüche, ihn ein tieferes Eingehen zu ſchern. Lauckhardt, urſprünglich Theolog, bewahrte ſich gegen die Lehrerwelt eine Reſerve, die dieſe nicht gern zu ſehen pflegt. Sie wurde auch von uns in ihrer Berechtigung beſtritten werden, wenn ſie die Schule von der Kanzel aus regieren wollte. Bei Lauckhardt iſt letzteres nicht der Fall. Vom Theologen blieb ihm nur eine gemüthvolle Vertiefung ſeiner pädagogiſchen Anſchauungen zurück, ein weltmänniſcher Reſpect vor vielerlei Dingen, die unſere pädagogiſche Seminarbildung zu weilen etwas gar zu leichtfertig über's Knie zu brechen pflegt, ſchließlich eine Abneigung vor allem Phraſenhaften. Wir wünſchten, ihn zuweilen nicht auf einer gewiſſen Neigung zum Räſonniren und Dunkeln in der Menſchenſeele zu betreten, müßten aber bekennen, daß wir ſeine größern pädagogiſchen Auslaſſungen immer in die Lüfte gehend, anregend und von einem poetiſchen Hauch belebt gefunden haben. Einen werthvollen Theil der „Reform“ bilden neben den literariſchen Anzeigen die „Schulchronik“, worin mit Umſicht und Genauigkeit alle wichtigen Veränderungen auf dem Gebiet des Schulweſens im In- und Ausland mitgetheilt werden, ſodaß der Leſer mit dem Fortſchritt und der Umgeſtaltung des Schullebens immer in Bekanntſchaft erhalten bleibt.

Unterhaltungsliteratur.

VI.

„Das Haus auf dem Felſen“, von der Verfaſſerin von „Eine Falle, um einen Sonnenſtrahl einzufangen“, „Nur“ u. ſ. w., „frei nach dem Engliſchen von A. L.“ (Berlin, Schulze, 1882), iſt eine ganz ſchöne, nur zehn Bogen haltende, aber gut gearbeitete Erzählung mit ſittlich-religiöſer, dem deutſchen Publikum vielleicht etwas zu rigoros erſcheinender, dem hochkirchlichen und orthodoxen England gefälliger Tendenz. Der erſtgenannte Ausgang dürfte vielleicht ebenfalls manchen deutſchen Leſer nicht befriedigen — für andere Leſen ſchon mit gerade ein Verdienſt kann, daß dem einmal, gegen die herkömmliche Erwartung, der Liebe der Heldin, der ſchönen Kirchendiebstochter Mabel, ohne Verlobung bleibt, indem bei ihr der Verſtand und die Stimme

des Gemüths über die des Herzens und der Leidenschaft, trotz der glänzendsten Verlockung, siegen. Von diesem Gesichtspunkt namentlich ist die Erzählung auch für die reifere Jugend, und besonders die weibliche, als eine passende Lektüre zu empfehlen.

Neue Gedichte.

III.

Mit größerer Erwartung als gewöhnlich nahmen wir eine Anzahl lyrischer Dichtungen zur Hand und hofften etwas Besseres zu finden, weil diesmal nicht gedrängevolle Einbände vorhanden und somit kein Vorurtheil zu gewinnen zu widerlegen war. Aber trotz der schlichten Gewandung bieten uns Produkte — eine Täuschung! Wann enden diese Wiederholungen der tausendmal besungenen Dinge!

Den Gedichten von Luise Büchner „Aronenberg" (Berlin, Hirsch, 1862), gebühret indessen Anerkennung. In ihnen findet der Leser eine gefällige Form und ein gewisses Etwas, das an die wahre Aufgabe aller Lyrik erinnert. Aber auch ihre Dichtungen sind nicht immer frei von Widersprüchen, wie z. B. in „Vergebens" und „Wahrhaftigkeit". Auch will uns bedünken, daß die hypochondrische Färbung zumeilen nur der Tradition folgt. An andern Stellen ist dagegen der Ausdruck der Melancholie wahrhaft erschütternd. Als besonders gelungen und stimmungsreich bezeichnen wir „Willst ruhig du durchs Leben gehen" und „Die Mondesbrücke". Auch richtet die unerwiderte Liebe an den Himmel eine rührende „Stille Frage":

So zaudt das Abendsterne
Sehnsuchtsvoller Schein,
Ob auch sich auch so fern,
Mir in das Herz hinein.
Dann glaubt ein auf sich Licht
Sie auch und auch so fern,
Das Herz, unsichtbar es dicht —
Doch weiß nicht wo der Stern.
Du gold'ner Liebesstrahl,
O sag', trage deinen Stern,
Bleibt er, zu seiner Qual,
Ihr ewig, ewig fern!

Albert Rheinert, der uns Jahresbericht mit einem romantischen Gedicht „Der Komet", auftrat, bringt auf 206 Seiten einen deutschen Sang „Das sind vom Rhein" (Freiburg, Mauer, 1862), und erzählt uns von deutschen Rittes Irrung, Minnbert, Liebe, Hochzeit, Hochzeitsreise u. s. w. Einige Oden und Gedichte, wie „Sappho", „Das sind vom Küssen", sowie etliche Nationalhymnen unterbrechen hin und wieder den Lauf und die Machinationen des Vater Rhein und halten ihn in grausicher Weise in seinem Vorhaben, endlich zum Meere zu gelangen, auf, — aus welchem Grunde, vermag man nicht zu erkennen. Ueberhaupt leidet dieser verdienstvolle Dichter an zu mitdenden Versen und derselben Ueberschwenglichkeit, welche die Kritik bereits am „Komet" getadelt. Auch in diesem „Deutschen Sange" kommen Stellen vor wie

Der Rosen Silberlocken weh'n
Hold sich an der Liebe Brust —

oder

Wie der Braut'gam, heimlich Locken grüßt,
So ruht ringsum himmlischer Gluten Glühe
Wie ein Diadem auf dem Haupte der Alpen
Klingt um sich, Nigi!

Die Gedichte von Max Mailang „Rosen und Dornen" (Jena, Hochhausen, 1862), enthalten einige Lieder, die der Verfasser den Componisten im Vertwort, und zwar mit Recht, empfohlen hat, weil sie im muntern Tone gehalten sind und sich durch sangbare Leichtigkeit empfehlen. Damit hätte der Band dann aber auch seinen Zweck erfüllt, denn die übrigen Dichtungen sind in jeder Hinsicht mangelhaft. Nichts destoweniger hofft Mailang nach seinem Tode in einem seiner Lieder fortzuleben.

Karl Falter's Gedicht „Wie's der Lenz treibt" (Freiburg, Mauer, 1862), hat den Kampf des Frühlings mit dem Winter zum Inhalt und trägt seinen Autors Jugend an der Stirn. Entschieden zu tadeln sind die wechselnde Versart bei jedem Gesang, sowie mehrfache Reimereien.

Und sie, indeß die Mädle schwern
Die Kinder mit Händen freßgierig,
Bei einer Lampe mit den Ihren
Vertraulich um den Ofen sitzt —

In „Scarabäus Magnus, eine wunderliche Historie", von Karl Krüger (Magan, Klemming, 1861), wird uns das Leben der Insekten mit Humor und nicht ohne Geschick erzählt. Was die Versart betrifft, so ist der gewählte Knittelvers für ein derartiges Genre geeignet und verfehlt auch hier seine Wirkung nicht. Erwachsene werden dem „Scarabäus" keinen Geschmack abgewinnen, der heranwachsenden Jugend und etwaigen Kaffeejammlern wird manches nützlich sein.

M. Grube's „Reime und Reisen" (Mannheim, Schneider, 1861) schienen einem Lokalpoeten des obscursten Wochenblattes anzugehören.

Prinz Albert.

Am Sterbetage 1861.

Was ist das Leben? Ach, ein rastlos Werben
Um Liebe, Ruhm — um Glanz, Besitz und Wissen!
Ein Schlachtgefild — ein Meer von Kümmernissen,
Ein Traumeslabyrinth, ein Berg von Scherben!

Und doch, wer malt der Stunde Pein, der herben,
Wo solches Lebens Faden wird zerrissen,
Den Bruder, Vater, Gatten läßt vermissen,
Die Augen rot, die Lampen schwarz sich färben!

Dann — wo ist Trost und wo Erlaß zu finden?
Unfühlbar starrt herauf des Abgrunds Leere!
Doch nein, ein Tag kommt, wo die Nebel schwinden —
Ein Tag, wo die Erlösung sagt, die hehre
Tod aus der Thränenflut von Millionen
Gebilde Ihm ist die höchste aller Kronen.

Franz von Elsholtz.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die Kunst in Weimar. I. — Die Leute der „Norma". (Fortsetzung und Schluß.) — Die Gründung der Wagners.

Die Kunst in Weimar.

I.

An einem Tag voll Frühlingsahnung, wenn vor dem Strahl der steigenden Sonne der Märzschnee nicht mehr Stand hält, weilt sich's besonders behaglich unter den Staffeleien der Maler, im Gipsstaub des Bildhauerateliers. Ist doch hier die Ordnung der Natur zu allen Zeiten wie unterbrochen. Kein Herbst, kein Winter legt sich mit fahlem Dämmer auf die blühende Welt, die ringsum an den Wänden, in Skizzen und oft flüchtigsten Kreidestrichen, die Studien und Reminiscenzen der Künstler festhält; selbst die Winterlandschaft hat einen Ton, der, der Phantasie und dem Gemüth angehörend, diesen ewig blühenden Gluten der menschlichen Seele, die nur wie Kerkstoff, Schnee wie Blütenflocken empfunden läßt. Die Künstler treffen, manchen von ihnen war in Italien, wer die Schwelle ihrer Werkstätten betritt, hat noch Schnee an den Füßen und sein Auge sieht ringsum Sonnenschein und blühendes Leben, den Schmetterling auf blumiger Wiese, Rosenbeete im krystallenen Bade oder jene Genien der Musik, um deren unverhüllte Glieder an und für sich schon der Hauch des Südens weht.

Dies Asyl gegen Schnee und Sturm und Nebel, auch mal gegen die oft genug aufsteigenden inneren des Unmuths und der Ungeduld, bietet dort, „wo die letzten Häuser stehen", in Weimar ein von fürstlicher Huld den Musen gewidmeter Tempel, wo eine Anzahl Künstler, in verschiedenen Richtungen arbeitend, im traulichen Nebeneinander ihrer genügsamen Zellen wirken und schaffen. Nach der Nordseite zu möchte man das Ganze für ein — Irrenhaus halten, da jene ganz aus Glas besteht. Es wird auch erst die Zukunft lehren müssen, ob in diesen thurmartigen Kanten, unter den niedrigen, mehr benarbenden als die Sehnsucht weckenden Bergen, unsere Lebensäußerungen des Volks, die mehr nach innen als nach außen gehen und dort oft bedenklich dauern und stocken mögen, ein Kunstleben in der schönen Entfaltung denkbar ist, wie Karl Alexander mit hochherzigem Ernst es anfängt. Die Lage der neuen Akademie („Kunstschule") zwischen dem lebensvollen, im nationalen Gedächtniß unvergänglich grünenden weimarischen Park und dem Fürstengrabe Schiller's und Goethe's ist verheißungsreich.

Die Direction der weimarischen Kunstakademie führt ein Landschafter, Graf Kalckreuth. Diese Wahl dürfte für den Charakter einer neugegründeten und unseren Tagen angehörenden Akademie bezeichnend sein. Haben doch schon vor längerer Zeit unsere „Unterhaltungen" für die endliche Besetzung der noch immer offenen Directionsstelle in Berlin den genialen Achenbach vorgeschlagen. Bei dem Gegensatz zwischen den Idealisten und Realisten, der auf dem Gebiet der Kunste nicht minder lebhaft waltet wie bei den Dichtern und — Politikern, bietet gerade die Landschaft mit ihrem natürlichen Gefolge, dem Genre-Bild, eine Vermittelung zwischen beiden Gegensätzen und vollends eignet sich dazu die Palette des Grafen Kalckreuth, dessen markiger Pinsel sich vorzugsweise in der heroischen Landschaft bewegt. Seine Phantasie liebt den kühnen Aufriß. Sein Auge liebt hinaufzuschweifen auf die schroffen Höhen der Alpenwelt, wo die Natur in einsame Zwiesprache mit sich selbst verloren ist, wo ein geheimnißvoller Traum über den steinigen Bergrücken schwebt, wo ein stiller Ernste des Ausruhens und der Erhebung der Natur von den riesigen Anstrengungen ihrer ersten Gestaltung eine feierliche Ahnung des Wozu? und Warum? aller Erdenschöpfung weckt. Ein Künstler, der diese Weise liebt, wird sich immer den großen Stil erhalten, dies unerläßliche Erfordernis jedes Führens auf geistigem Gebiet, ob es nun die Lenkung eines Staates, einer Bühne oder einer Kunstanstalt gilt. Wir hören mit Vergnügen, daß nächstdem ein würdiger Vertreter der belgischen Historienmalerei, Vanwelé aus Antwerpen, nach Weimar übersiedelt und im Bunde mit den hier schon seit Jahren wirkenden Wislicenus und Martersteig jene geschichtliche Malerei reinen Stils vertreten wird, die, in Deutschland zunächst durch Lessing angebahnt, frei von allem akademischen Beiwerk, frei von jeder tendenziösen Beugung der geschichtlichen Wahrheit, rein nur die Begebenheit als solche wiedergibt, die Begebenheit in ihrer individuellen und zeitgerechten Thatsächlichkeit, freilich unter der Bedingung eines das Urtheil und die Empfindung mächtig erhebenden Grundgedankens — ein Genre, das dem Herzen der Zeitgenossen in unseren Tagen besonders werth und theuer geworden ist und die Malerei aus jener tiefen Unkunst retten hilft, in welche sie durch die einseitige, bis zum geistigen Tod sie umstrickende Verbindung der Romantik verlegt war.

Graf Kalckreuth hat den Muth, Gebirgsbilder zu malen ohne Belebung durch Menschen, durch Thiere, zuweilen nicht einmal durch eine von Menschen verlassene Hütte. Ob jenes wilde Felsenthal, aus dessen Mitte sich ein spitzer Grat wie verlockend zum Bau einer trotzigen Veste erhebt, in mächtiger Neigung die

Phantasie des fürstlichen Protectors mit Recht wecken durfte, der die Burg der Templeisen, das heilige Montsalvatsch in diese unzugängliche Einöde verpflanzt wissen wollte (die Schilderung des auf und am Rande der Wartburg entstandenen „Parsival“ gab Aufforderung dazu) — das Auge hält sich zunächst an eine die Seele des Beschauers mit düsterm Schrecken erfüllende Sichselbstangehörigkeit eines unwirthlichen Felsengrundes, wie er sich dem Auge des St.-Gotthardreisenden darbietet, wenn er hinüberstarrt in die Gegenden, wo, nach dem Bericht des Führers, die Furka und die Rhonegletscher liegen sollen und er den Weg dahin nur durch ein Meer von öden, unbewohnten Riesenbergtrümmern bezeichnet sieht. Wozu da die Belebung durch die kletternde Gemse? Wozu in der Luft der ausgebreitete Fittich des Adlers? Die Seele des Beschauers ist die Belebung.

In Arbeit begriffen fanden wir den Künstler an einer kleinern Landschaft, die wiederum ein Segment aus einem Gebirgsprospect vorstellt, diesmal erwärmt und belebt durch ein unter Bäumen versteckt Haus, auf dessen Abendseite die untergehende Sonne einen letzten warmen Gruß entsendet. Auch hier ist das technische Detailwerk, wie auf jenem größern Bilde die auf den Bergen ruhende Mannichfaltigkeit, das grüngraue Moos, auf den Flächen die gelblich wuchernde Flechte in den Augen die farbenartig zurückgebliebene Schneespur, nach treuester Naturbeobachtung wiedergegeben, ohne ängstliche Ausmalung, oft nur in leichter graziöser Andeutung. Jedem Besucher der Akademie wünschen wir Glück, wenn er den im Interesse der weimarischen Kunstpflege oft auf Reisen befindlichen Künstler gerade daheim antrifft und seine anspruchslose Miene sich erbietet, ihm durch die Künstlerwerkstätten ein Führer zu werden.

In dem Kalckreuth'schen Atelier arbeitet noch der fleißige Landschafter von Schlicht. Eine Gebirgs-Abendbeleuchtung verspricht eine liebpoetische Wirkung, wenn sie dem Morgen zugekehrte Gebirgsseite, nach unserer Empfindung, sich noch mehr mit abendlichem Dämmer und Dunkel umhüllen sollte. Der Nebel auf dem See ist naturgetreu und das stille Dämmerweben in den den See begrenzenden Baumwipfeln innig anheimelnd.

Professor Böcklin, ein Schweizer, der längere Zeit in Rom lebte, hat in seinem Atelier eine Reproduction der Tizian'schen Venus nach neuen malerischen, vorzugsweise landschaftlichen Gesichtspunkten nahezu vollendet. Aphrodite ruht unter einem Blüthenbaum „in Gras und Blumen“, wie Uhland im Lede gebettet sein will, und entsendet Amor zu seiner am Abend bekanntlich der Herzensjagd günstigern Arbeit. Die Dämmerung des Lens läßt auf die einbrechende Nacht schließen, ehedem die Blumen und Blüthen ringsum auf Licht und verlangendes Leben deuten. Das im übrigen unverfänglich gehaltene Werk wird eine elegante Salonzierde werden. Die noch zu grünlich auf dem Incarnat der Huldgöttin widerstrahlenden Reflexe ihrer Umgebung scheint der Künstler abmildern zu wollen. Ein kleines, eben angefangenes Bild zeigt dieselbe Neigung zur Vermischung der Blumenmalerei mit einem bedeutsam anregenden poetischen Nebenvorgang. Ein altes vergessenes, von Moos überzogenes Marmorbild ist überwachsen von Schilf, Schwert- und Feuerlilien und all den farbigen Blütenkelchen, die sich über einem sumpfigen Boden zu wiegen pflegen. Wir mußten des zu früh verstorbenen dresdener Oehme gedenken, der ein eigenes Talent für die Poesie des fürstlichen Parks hatte und zum Hofmaler in Belriquarde ernannt zu werden verdient hätte. Wir lieben nicht die Vermischung der Gattungen, aber eine Combination von Blumenmalerei und Historie ist eine interessante und ästhetisch gefahrlose Specialität. Die Klippe tritt nur dann ein, wenn vom einen oder dem andern zu viel geboten wird.

Professor Begas pflanzt mit seinem Bruder, dem Maler, in würdiger Weise den Namen seines hochverdienten Vaters fort. Seit den letzten Besuchen bei unserm unvergeßlichen Rietschel hatten wir kein Bildhaueratelier gesehen. Dem in der Gestaltungsluft lebenden Auge wird ein Besuch beim Plastiker fast über einen an den Staffeleien der Maler gehen. Zwar fehlt hier die Farbe, ein kaltes Weiß liegt über allem, worauf das Auge fällt, aber aus dem Schnee blüht nach kurzer Betrachtung warmes, lebendiges Fleisch und Leben. Da sitzt ein Satyr und tröstet Amor um einen Dorn, den sich dieser in seiner Liebesjagd auch einmal selbst eingetrigt hat. Wie ernst der gehörnte, bärtige Bock-Mensch die Klagen seines Lieblings nimmt! Glückliches Hellas, das du über Dinge, die nur zu verhüllen und im tiefsten Geheimniß durchzuleben uns gestattet ist, deinen Menschen und Göttern offen zu weinen und offen zu lachen, eine Tändelei so ernsthaft zu nehmen erlaubtest! Fast möchte man, widerstrebend in die Welt begründeterer Leiden hinübergezogen, in einer danebenknieenden Hagar, die ihren verschmachtenden Ismael beweint, den Schmerzensausdruck der klagenden Mutter gegen die Lachen-Reize zu lebhaft finden. Auch läßt der etwas große Kopf auf ein Porträt schließen. Ein kleiner Bacchus führt uns wieder in die dem Bildhauer eig- und eigenthümlich angehörende Welt des Alterthums und Südens zurück. Er schleppt die schönsten Trauben, die wir im Norden nur kennen, wenn sie in Cigarrenkisten eingehüllt, bei unsern Austern- und Seefisch-„Italienern“ liegen, und — wem wohl? zu. Noch manche lebensvolle Gruppe vergegenwärtigt uns den Formenreichthum Neapels, jene herrlichen Säle des Museo Borbonico, wo man die Plastik auf einer Stufe verändet, um die sich's verlohnt, ein Bildhauer zu sein; denn — aufrichtig — um unsere Monumente, selbst um unsere ewigen Schiller und Goethe, Blücher und Stein, Mozart und Beethoven — wer möchte darum ein Bildhauer geworden sein? Die Sorge „Wie verbeßt du die frommen Beine Maria von Weber's!“ macht den Musentempel zur orthopädischen Anstalt.

Der wackere, lebhaft fühlende, leicht arbeitende Begas hat sich bekanntlich auch bei der Kölner Concurrenz mit einer Reiterstatue des Preußenkönigs eingestellt und gegenwärtig sucht er sich aus einer Büste und einem Bild des alten Arndt, ebenfalls zu einer Concurrenz, ein Modell heraus zu einem Standbild unseres getreuen Eckart am Rheine, geheimnißvoll lagert ein nasses Tuch um den Thon, der sich unter dem Modellirstab schon zu formen beginnt. Die Bildhauer haben es mit ihren monumentalen Concurrenzskizzen nicht zu schwer und scheinen keine Neigung bei den Dichtern und Malern so gründlich verdienten Preisausschreiben und Preisvertheilungen zu sein. Was sollte eine vorher eingesandte Gemäldeskizze, ein Scenarium zu einem Drama wirken können? Ja, könnte der Maler in einer Skizze ahnen lassen, was eine „Schlacht von Salamis" werden soll, und der Dichter in einem „Plan", was Schiller in seinem Demetrius-Bruchstück zu geben begann, sie würden den Künsten nicht widerrathen, Preisaufgaben zu stellen, um welche sich Namen, die einen Ruf zu verlieren haben, selten bewerben. Aber ein Architekt und ein Bildhauer bleibt im Grunde, was er ist, wenn auch sein Grundriß, seine Thonskizze aus diesem oder jenem Grunde keinen Anklang findet und gegen ein anderes Project zurücktritt. Bei Malern und Dichtern reicht die Skizze nicht aus. Letztere wenigstens müssen ihre ganze Kraft einlegen, um zu geben, was sie vermögen — bei einem Drama vollends kann man es ungern keinem nicht erkennen.

(Der zweite Artikel folgt.)

Die Reise der „Novara".

(Fortsetzung aus Nr. 8 dieses Blattes.)

* Die Novara-Reisenden bestätigen, was uns über die Insel Ceylon und deren unvergleichliche Vegetation, namentlich von Frau Ida Pfeiffer, mitgetheilt wurden. * Wir übergehen die bekannten Perlen- und Juwelenreichthümer der reichen Insel. Im Gegensatz zu diesen werthvollen Producten sahen die Reisenden in den großen Waarenlagern des Hafens ganze Hügel von Cowries oder Kauris (Cypraea moneta) aufgehäuft, jene berühmte aber berüchtigte Muschelsorte, welche von den Malediven kommt und die einzige Münze bildet, für die nicht nur Landesproducte, sondern auch schwarze Menschen eingetauscht werden. Eine Tonne solcher Muscheln kostet in Ceylon 60—70 Pf. St. Die malaiische Bezeichnung der Muschel d. Boya, abscheuerregend mit Zoll, Pfeffer, Steuer, mit läßt vermuthen, daß sie seit unvordenklichen Zeiten im Verkehr der asiatischen und afrikanischen Völker die Stelle unserer Münzen und Wahrzeichen einnimmt.

Wilson verdankt auch den Reisenden zur Bestätigung der ältesten Annalen Ceylons, welche mit eisernen Griffeln in der heiligsprachlichen Pali-Sprache auf Blätter der Talipotpalme geschrieben und gewissen dreißigjährigen Decken aus dem festbaren Holze des Kalamanderbaumes (Diospyros hirsuta) verwahrt und

Die Manuscripte enthalten auch das vielgefeierte Heldengedicht „Mahawanso", welches in 100 Kapiteln und 9175 Versen die wichtigsten Daten über die innere Verfassung der Insel enthält. Sie sind durch George Turnour übersetzt worden, aber nur theilweise, denn inmitten seiner Arbeit überraschte ihn der Tod.

Der Ausflug, der nach Colombo unternommen wurde, führte die Reisenden auch nach Galtura und von da nach St. Sebastian Matso, wohin sie schon auf der Hinfahrt der dort residirende Pater Miliani eingeladen hatte. Sie wurden in Galtura von dem Pfarrer mit seinem niedlichen Gespann erwartet und fanden seine hübsche Behausung durch die Bemühungen der Singhalesen malerisch mit Blumenfestons geschmückt. Die freundschaftliche Zuvorkommenheit, mit welcher der Pfarrer seine Gäste aufnahm, veranlaßte diese einfachen Naturkinder, ihn zu fragen, ob er seine schon früher gekannt habe? worauf er, weil um sich bei ihnen mehr in Respect zu setzen, erwiderte: Der Ruf seines Namens sei schon längst in entfernte Länder gedrungen und die Ursache, daß ihn nun auch die Novara-Reisenden aufgesucht hätten. Pater Miliani zeigte seinen Gästen, auf ihre Frage nach einheimischen Pflanzen und deren Wirkungen, ein Fläschchen mit Oel, welches nach Angabe der singhalesischen Heilkünstler auf 37 Pflanzen und ebenso vielen Thieren bereitet sein und gegen die Bisse giftiger Schlangen wunderbare Dienste leisten sollte. Die Eingeborenen nennen das Oel Nivandi Kalad. Man reibt die Wunde damit ein und nimmt überdies noch 15—20 Tropfen innerlich. Der Pfarrer selbst hatte Gelegenheit gehabt, die Wirkung dieses Antidots gegen den Biß einer der giftigsten Schlangen dieser Insel, der Cobra de capello, zu beobachten.

Das nächste Reiseziel war Madras. Die Fregatte ankerte auf jener berüchtigten, drei Seemeilen vom Ufer entfernten Rhede von Madras, wo selbst beim ruhigsten Wetter eine heftige Brandung schlägt und in der Zeit vom October bis zum December die Küste unnahbar wird. Die Reisenden trafen zu einer sehr günstigen Zeit in Madras ein, um einem großen Fest zu Ehren Wischnu's beizuwohnen. Obgleich katholische Christen in den Tempeln Vatikans, und denen der Europäer ausgeschlossen ist, so gibt doch auch manches Interessante außerhalb derselben vor. Die Straßen boten den Anblick langsamer und feierlicher Umzüge, reicher imposanter Aufzüge. In einer schnell errichteten Tanzhalle sah man auf den Vorderwänden in wunderlicher Zusammenstellung die Abbildungen ihrer Idole und die der heiligen Antonius von Padua und Carolus Borromäus prangen.

Tausendfältige Pantus brauchen täglich vier Stunden in ihren Religionsübungen, mögen auch natürlich die Waschungen in einem Teich vor dem Tempel gehören. Die Frauen ihrer Secte tragen sie auf der Stirn gemalt. Das alles hält sie indeß nicht

ab, sich bei der Eisenbahn, dem Telegraphen, im Arsenal anstellen zu lassen oder Dienste im magnetischen und astronomischen Observatorium zu verrichten.

Dr. Scherzer erwähnt vieler schöner gemeinnütziger Anstalten, eines Zoologischen Gartens und damit verbundenen Centralmuseums. Auch Blumen- und Industrieausstellungen finden zeitweilig statt.

Als eine gute Abkühlungsmethode erweisen sich in Madras die in den meisten Häusern eingeführten Punkahs, an den Plafonds aufgehängte Netztücher, die im Nebengemach mittels Stricke in fortwährender Bewegung erhalten werden und so einen beständigen Luftzug hervorbringen, der oft zu einem wahren Orkan anwächst und dem Fremden leicht Katarrh verursacht. Manche treiben diese Punkahsherrlichkeit so weit, daß sie auch in der Nacht diese Bewegung nicht unterbrechen lassen.

Die Reisenden besuchten den Minister des letzten Nabobs des Karnatik, welcher von der englischen Regierung eine monatliche Pension von 1500 Rupien bezieht. Sie wurden von dem alten Mann mit weißem, lang herabwallenden Bart, weißem Turban, sehr freundlich empfangen und in den Empfangssaal geführt. Dieser war mit mehreren Bildern geschmückt, unter denen eins hervorstach, das den Prinzen August Friedrich von Wales und den Lord Cornwallis, beide Arm in Arm mit einem Nabob wandelnd, darstellte. Vergoldete Thron- und Tragsessel wurden von einer großen Dienerschar getragen. Auch der große Reichthum des Nabob, der wie der Minister ebenfalls vom Gnadenbrot lebte, wurde nicht vergessen. Der Gouverneur Lord Harris, Besitzer des Palastes im Guindy-Park, lud den Stab und die Naturforscher der „Novara" zu einem intimen Fest. Es waren nämlich als Lord Harris' Sohn noch in den Kinderschuhen steckt, alljährlich an seinem Geburtstage Frl. und mehrere Kinder versammelt und diese schöne Gewohnheit blieb, trotzdem derselbe nun schon eine Universität bezogen hatte, beibehalten. Am Schluß des Festes wurden an die Kinder Geschenke vertheilt. Bei dieser Gelegenheit sahen die Reisenden auch die berühmten indischen Gaukler, ein Schauspiel eigener, fast unheimlicher Art.

Nach mehreren Ausflügen zu den sieben Pagoden, den Reitervereinen und einer Bewirthung der Gastfreunde von Madras an Bord, mittels eines sogenannten Essen oder Gabelfrühstücks, ging die „Novara" wieder unter Segel, um den Nikobarischen Inseln zuzusteuern.

Indem wir hiermit unsern Auszug aus dem ersten Bande der Reisebeschreibung beschließen, sei noch mit einigen Worten auch der ergänzende „Medicinische Theil" derselben erwähnt, dessen Verfasser das Expeditionsmitglied, der rühmlichst bekannte Arzt Dr. Eduard Schwarz, zu Wien ist. Der in der gleichen splendiden Ausstattung mit einer Anzahl Holzschnitte, Lithographieen, Kupfertafeln und Beilagen veröffentlichte erste Band (Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1861) enthält interessante Abschnitte. Eine vortreffliche Uebersicht über die geographische Vertheilung der Krankheiten während der Novara-Reise gewährt die beigefügte, ungemein genau und sauber ausgeführte „Nosographische Curvenkarte". Die günstigsten Gesundheitsverhältnisse während der ganzen Reise hatten danach statt auf der Fahrt von der Ostküste von Südamerika (Rio de Janeiro) an der Südspitze von Afrika vorbei nach der Westküste von Australien zu (bis ungefähr unter 20 Grad Südl. Breite, 85 Grad Oestl. Länge), während eines Zeitraums von ungefähr 3½ Monaten. Die ungünstigste dagegen auf der Fahrt von der Südostküste Asiens (Shanghai) zwischen den verschiedenen Inselgruppen des Stillen Oceans hindurch bis an die Südostküste von Australien (Sydney), während eines Zeitraums von ungefähr vier Monaten. Dr. Schwarz bewährt sich in seiner einfachen, ungeschmückten Darstellung als wahrhaft gediegener, der Wissenschaft mit Liebe hingegebener Forscher.

Die Erwärmung der Waggons.

* Durch angemessene Erwärmung der Personenwagen wird den Publikum auch in kalten Tagen die Lust zu Bewegung gefördert werden. Auf vielen deutschen Bahnen hat man Versuche mit Oefen angestellt, sie waren zu kostspielig. Um so angenehmer ist die seit vergangenem Jahre in Frankreich gemachte praktische Erfahrung, mit dem abströmenden Dampfe der Maschine eine Erwärmung herbeizuführen. Sie wird jetzt auch in England in Anwendung kommen.

Dieselbe ist ebenso leicht als billig zu beschaffen. Bei den Rangirlocomotiven, bei denen der verbrauchte Dampf das Wasser des Tenders erwärmt, wird ein Theil des abströmenden Dampfes nicht durch den Schornstein in die Luft, sondern durch ein vom Gebäude abgezweigtes durch die Waggons geführtes Rohr geleitet, das am letzten Wagen ausmündet. Damit die Wärme Zeit gewinne, sich zu verbreiten, läuft das Rohr unter den Fußboden der Wagenabtheilung von Sitz zu Sitz. Die Verbindung dieses Wärmerohres von Wagen zu Wagen wird durch Indiakautschuk-Schläuche hergestellt. Hähne zum Ablassen des condensirten Wassers sind an verschiedenen Stellen angebracht. Gleich beim Beginn der Fahrt tritt durch das Abströmen des Dampfes in das Rohr die Erwärmung ein. Auf der Linie von Paris nach Lyon, bei sehr kaltem Tage, zeigte der in dem ersten Wagen des Zuges aufgehängte Thermometer eine gleichmäßige und andauernde Wärme von 13 Grad Reaumur. Die letzten Wagen hatten ungefähr 6—8 Grad.

Gegenwärtig werden bei kalten Wintertagen die Salonwagen erster Klasse auf der Preußischen Ostbahn durch einen gleich angebrachten Ofen durchwärmt, was natürlich für das größere Publikum, das reisen muß, von wenig Bedeutung ist, da die Hauptfrequenz sich auf die zweite Klasse erstreckt.

(Ausgegeben am 13. März 1862.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 12.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Auf ewig. Von Rosa Horn. — Aus meinem Leben. I. II. III. Von Karl Sonderhausen. — Columbus und seine Zeit. Von Fr. Uebermann. — Der Sonntag Lätare in Böhmen. Von Dr. Gräffe. — Ein Lese-Pensum für die Kinderwelt. — **Neues aus der Welt.**

Auf ewig.

Von **Rosa Horn.**

Alle Auftritte waren verhallt — Lautlose Stille herrschte — Nur hin und wieder knisterte es auf den Holzlagen der Corridore —

Im Refectorium rieselten die letzten Sandkörnchen in den Sanduhren herab. Nur heute wendete sie keine Hand zu neuem Laufe um — Schlief nun die Zeit?

Es war elf Uhr. Der Himmel mit so schweren Wetterwolken bedeckt, wie nur immer eine Reihe schwüler Hochsommertage sie aufzuthürmen vermögen. Das Wasser des kleinen Flusses, der das Thal durchschneidet, rauschte wild und aufgeregt. Nur einige Zoll noch und sein Bett war überfüllt. Dann wäre die helläugige Pracht von laufenden kleiner Vergißmeinnichtblümchen überschwemmt — schonungslos fortgerissen gewesen von den schmutzigen Wellen —

Das alles bedeckte Nacht — Auch die weitläufigen, unregelmäßigen Klostergebäude waren von dichter Finsterniß begraben. Hier schien alles so friedlich, der nächtlichen Ruhe pflegend; wo hätte die Augen der Nonnen auch wol wach erhalten sollen —!

Hinter seiner Zellenthür regt sich ein Laut. Geheimnißvoll, geräuschlos öffnet sich eine der kleinen schwarzangestrichenen Thüren und durch den schmalen Spalt drängt sich die Gestalt einer Nonne — Ein Geist, ein Spuk, kann es nicht sein —

Einen Augenblick lauscht sie hinaus, ob nichts sich regt. Dann schreitet sie vorsichtig weiter, an ein, zwei Zellenthüren vorüber — Ein todtenblasses Gesicht schimmert durch die Nacht — nur die Augen zeigen eine fast wahnsinnige Entschlossenheit.

Jetzt hält sie erschreckt, entsetzt inne — Schwester Beate, die arme Irrsinnige, redet laut in ihrer Zelle, vielleicht im Schlafe, die Stimme verhallt in leises Geflüster — Fern im Dorfe schlägt ein Hund an — Jieder schüttelt die Glieder der nächtlichen Wanderin — Noch ein paar Schritte — Hinter jener Thür träumt Schwester Seraphine — das verklärte Gesicht aufwärts, den Mund halb geöffnet, als lausche sie dem verheißenen Wort: Siehe, dein Bräutigam kommt! Sie ist der Himmelspforte so nahe; ein Brustübel verheißt ihr die baldige Aufnahme in das Reich des Lichts; kaum fühlt sie in ihrem kindlichen Vertrauen, in ihrer seligen Erwartung die tödtlichen, qualvollen Leiden, die den jungen Körper zerstören. Draußen vor seiner Thür,

während sich der im Traum die Himmelspforte öffnet, pocht ein Menschenherz, ein wildbewegtes, und droht die Brust zu zersprengen —

Schwester Aurelie hat das Ende des langen niedern Ganges erreicht. In tiefer Finsternis ruht die Galerie, welche nach dem Chor führt. Nur von fern, ein kaum wahrnehmbarer Schimmer, findet das kundige Auge das Licht einer Lampe vor dem Altar der Himmelskönigin. Fort, fort! — An der Treppe vorüber, die hinab nach dem Refectorium führt — Der Chor — blitzesschnell denkt die Nonne an den Tag ihrer Einkleidung, an die bräutlichen Gewänder, die ihr der Erde nur allzu sehr zugewandtes Herz damals bedeckten — Sie sieht Bruder und Schwester vor dem Altar — die Nonnen in ihren Chorstühlen — Ihrer erhitzten Phantasie zeigt sich jedes einzelne Gesicht von damals und doch sind es schon — zwanzig lange Jahre, daß Schwester Aurelie den Schleier nahm —! Walpurgis, die achtzigjährige, Hedwig, Ludmilla, Concordia sind seitdem gestorben, auch Cäcilie, Cäcilie — Abermals schüttelt es die Glieder Aureliens, Cäcilie war ihre Freundin, soweit man in einem Kloster Freundinnen haben darf —!

Scheu, unwillkürlich, sieht sie durch die Fenster eines langen Ganges, die hinab in den Friedhof führen — da drunten schlummert Cäcilie —! Hast du nie einen Vogel gesehen, der fort und fort mit ängstlichem Flattern seinen Käfig mißt, nur in Haß hin und wieder sich ein Körnchen, ein Tröpfchen Wasser gönnt, um dann um so unruhevoller von neuem sein Drängen ans Gitter, sein Suchen und Flattern fortzusetzen, bis ihn der Tod erlöst — dann ist er frei! — Auch Cäcilie war endlich frei geworden, als sie in ihrem schmalen Sarg drunten im Kapitel lag und als die Priorin das letzte Haus bräutlich schmückte, wie sie ehedem die Novize geschmückt hatte. Cäcilie war reicher Aeltern Kind gewesen. Auch Aurelie war eines begüterten Mannes Tochter — Beider Aeltern verloren ihr Vermögen — beide Mädchen, im Ueberfluß erzogen, trieb Furcht vor dem Kampf mit dem Leben, wie auch Zureden der Verwandten in den Orden. Beide brachten glänzende Bilder aus der Welt mit in die Klosterstille, beide flüchteten sich ihre Phantasieen zu, glänzende Phantasieen — Mitten im Gebet rauchte diese Welt auf, das verlorene Paradies. Cäcilie errang es nicht: sie grämte und härmte sich in der ungeliebten Einsamkeit zu Tode. Aurelie bereute sich nach und nach in den Klosterberuf hinein. Aber nicht Christus, nicht der Himmel, nein, das Aebtissinnenamt, ein Stück Herrschaft in ihrer Welt, das war der Pharus ihres Strebens! Dann beichtete sie ob dieser Sünde, und klagte sich an, hinter dem engen Drahtgitter des Beichtstuhls —

So waren zwanzig Jahre dahingeschlichen, da kam das heurige Frühjahr. Es brachte Aureliens Verwandte. Ein Onkel aus Amerika — wie oft wird dieser nicht sehnsuchtsvoll erträumt, während dieser selbst in Wirklichkeit längst in fremder Erde begraben liegt! Wie oft gibt er einem Roman die willkommene Lösung und überschüttet ein durch ihn beglücktes Paar mit californischem Golde! Das sind Phantasieen — aber im Sprachzimmer des Klosters war es Wirklichkeit geworden. Nicht der lange verschollene Vaters-bruder Aureliens selbst war zurückgekehrt über den Ocean, nein, der war im neuen Heimatsland gestorben; aber sein Vermögen kam den Geschwistern zugute. Das flüsterte der Bruder durch das Gitter — „Dein Vermögen" fügte er mit aufrichtigem Bedauern hinzu, „fällt an fromme Stiftungen! Das Kloster ist schon abgefunden — aber so lange du lebst, bleibt es in meinen Händen. Man — kann doch — nicht wissen —"

Aurelie starrte vor sich hin — Man kann doch nicht wissen — Reich bist du —! All die glänzenden Bilder ihrer einsamen Phantasie waren verwirklicht — —! Von dieser Stunde an gab es in ihrer Seele nur Einen Gedanken, nur Ein Gefühl, Einen Instinct: Flucht! Wie das Kloster so in tiefer Nacht, überhangen von schweren Wolken, dalag, hatte es eine dunkle Zeit hinter sich. Wie viele Himmelsbräute hatten durch die enge Gitterpforte Einlaß gefunden für immer — Hoffentlich sind die Zeiten vorüber, wo wahnbethörte Mütter ihre Kinder dem Klosterelend weihen —! Das ist ein Eingriff in die Menschenrechte — die kalten Mauern könnten uns genug von dem ungleichen Kampfe manch frühlingskräftiger Natur erzählen, von der langsamen Versteinerung zu Blödsinn oder Egoismus — Wohl waren Tausende von Nonnen zur Zeit der Reformation ihren Klöstern entflohen; sie folgten einer hehren, lichten Ueberzeugung: die abgelegten Gelübde fielen wie Schlacken von der nach reiner Erkenntniß ringenden Seele, sie gingen hin, um des Weibes Loos in Demuth auf sich zu nehmen, um einem kämpfenden Gatten eine weil schwache, aber biegsame, nicht brechende Stütze zu sein, um Mutter zu werden eines im Licht geborenen Geschlechtes —

Aurelie — unglückliche bethörte Himmelsbraut — kein reines Himmelswort lockt dich hinweg von deinen Altären —! Du willst entfliehen, um das Leben der Gräfin eines Millionärs zu führen? Schon jetzt lasten die um so eitler, verderblicher Ursache willen gebrochenen Gelübde zentnerschwer auf der verirrten Seele. Glücklich hat die Nonne indessen ein Fenster erreicht, das, vom zweiten Stockwerk aus, unvergittert ins Freie führt. Leise, mit bebenden Fingern öffnet sie die Riegel. Scharfer Zugwind bläst ihr ins Gesicht. Drunten tobt der aufgeregte Strom. Seitwärts schimmert in einem nahen Flügel hinter dichtem Gitterwerk die Nachtlampe im Zimmer der Aebtissin. Ein langes Band von Streifen ihres Bettleinens legt Aurelie um das Fensterkreuz. Ohne zu zagen, wagt sie sich hinab. Da stand sie glücklich in tiefdunkler Nacht zwischen Dornen und hochwuchernden Disteln auf dem Rasen im ersten. Fort, fort! — Die zwanzig lange Jahre hindurch ungeübten Füße versagen zwar den Dienst, der ihre Wille, die Verzweiflung stößt sie aber vorwärts. Niemand wußte um ihren verhängnisvollen Entschluß. Denken konnte sie den Plan, aber niederschreiben — nimmermehr! — Wie sollte ein Brief zum Bruder gelangen? Betteln wollte sie sich bis zum Bruder. So lief sie hin, immer dem Laufe des tobenden Wassers folgend, nur fort, fort! Wer sie so gesehen hätte, dem würde der befremdende Anblick sofort aufgefallen sein. Soviel wie möglich hatte sie ihrer Kleidung einen weltlichen Anstrich gegeben. Selbst einige Stücke derselben waren heimlich der Kammer einer Zofe der Aebtissin entnommen; kein Tuch bedeckte mehr den Kopf, kein Schleier die Brust. Und doch, was konnte die seltsame Erscheinung mit dem blassen Gesicht, den wachsweißen Händen in dieser urkatholischen Gegend eben anders sein als eine Nonne —!

Ein furchtbares Ungewitter entlud sich. Schon da packte Angst, Reue, Zerrissenheit und Kleinmuth die Seele der Flüchtigen. Das war der Himmel selbst, der seine Flammen sandte —! Die Gottesmutter menschlich zürnend, Christus, das Wort der Verwerfung der unwürdigen Braut sprechend —! Aber hier gab es keine Rückkehr mehr — immer fort trieb sie die Angst —

Als der Morgen dämmerte, konnte sie nicht weiter. Mit der Resignation, die der Glaube an ein unwandelbares Verhängniß gibt, legte sie sich auf die nasse Erde —

Endlich blickt sie auf — Jesus Maria, was ist das? Ihr Kloster lag ja vor ihr —! Sie hatte einen weiten Kreis um ihren Kerker gemacht — da lag er wieder ganz nahe —! Ja, sie war in die Nähe der heiligen Mauern gebannt — ihre Sinne schwanden — die Erschöpfung und der Schreck nahmen ihr das Bewußtsein.

So fanden sie Klosterbauern — Etwa früh um die Zeit der Messe nahte sich ein seltsamer Zug dem Kloster. Eine Schar Bauern, bewaffnet mit Dreschflegeln und Sensen ausgerüstet, um eine entsprungene Nonne einzuholen, brachte die wehrlose Unglückliche, die man bei der Matutin vermißt hatte und deren Flucht an den Vorbereitungen ersichtlich war, an die Pforte. Kaum fähig, sich selbst zu tragen, drängte man die Sinnlose verwirrt; sie dachte, sie fühlte nichts; zu allem hatte die Erschöpfung ihr die Kraft genommen; nur zuweilen schüttelte ein heftiges Zittern ihre Glieder, dann erschien ihr wol ein Bild ihrer Zukunft —

Lautlos öffnete sich die Pforte und nahm die Flüchtige auf — lautlos wie die Ewigkeit legte sie sich hinter der Unglücklichen in ihre Angeln — In der Strafzelle, bei Wasser und Brot, sprachen ihr die nackten Wände und das Bild des gekreuzigten Heilands: Auf ewig! Auf ewig —!

Aus meinem Leben.

Von Karl Bonderhausen *)

I.

„Aberchen, was halten Sie von der Feuerbauer nach dem Tode?"

Mit dieser Frage empfing mich einst mein hochgebietender Chef. Ich war überrascht und staunte, als er mich zur Beantwortung seiner Frage sogar zum Sitzen nöthigte. Er war von altem Adel und stolz, ein Sultan nach unten, großartig in jedem Betracht; nach oben — ein Cömin der Dienstbarkeit und Treue.

So auf einmal zum — „geistlichen Rath"

*) Schon in einer vor drei Jahren erschienenen Sammlung: „Der Regen von Alt-Weimar" (Weimar, Bohlau, 1876), hat der Verfasser eine Reihe interessanter Erinnerungen aus dem Weimar der großen Goethe und der späten Jena-Romantiker Epigonen beigesteuert. Man betrachte an seiner Hand die denkwürdigen Plätze von Tiefurt, Belvedere, Ettersburg, lese mit Spannung, wenn der Lauf des Wanderers stockt und ein heiliges Gedenkgesprach, ein stimmungsvolles Lied von hohen Lippen tönt, eine Anekdote an einem schattigen Platz im Park, an einer Grotte Erinnerungen knüpft, die uns eine Zeit vergegenwärtigen, von welcher schon Manches uns dahingegangen, was an ihr schön gewesen, zurückblieb. Auch jene Zeit hat ihre

ich denn der Mittelpunkt eines Bildes, das unserm Jahrhundert zur Schande gereicht? (Wirft den Degen fort.) Hier das Zeichen meiner Freiheit! Aber diese Stunde, wo man das heiligste Gesetz des Völkerrechts mit Füßen tritt — in den Annalen der Geschichte werde sie, wie das Grab eines Verbrechers, mit Steinen beworfen! Das Auge der Welt, das Auge Gottes sieht herab auf diese That. Brandmarken werden sie die ehernen Griffel, welche die Geschichte schreiben. Vor dem Throne der Ewigkeit verantworte sie, wer es kann! (Ein Soldat hebt den Degen auf. Patkul ab. Die Grenadiere fällen die Bajonette. Die Bühne entleert sich und wird vorn dunkel.)

Neunte Scene.

Einsiedel tritt in großer Aufregung ganz vorn rechts auf. Nach ihm eine Maske mit grünem Domino. Zuletzt Anna.

Einsiedel.

Ein Tumult? Was ist hier geschehen? — ich hörte Waffen — (zu der Maske) wer sind Sie? Lösen Sie Ihr Versprechen, sich zu erklären? (Bestürzt die Zimmer übersehend.) Alles leer — die Lichter erloschen — wo ist Patkul — (sieht nach rechts).

erheben, war ich mit Recht erstaunt, nicht aber wegen der Antwort verlegen.

„Excellenz", entgegnete ich, „Sie haben die Gottesgelahrtheit so oft bei sich in der Person des Herrn Kirchenraths D. Ich bin nur — sein Schüler."

„Das Kapitel", lächelte er, „kommt da nicht zur Sprache. Was läßt sich denn auch darüber sagen?"

„Mathematisch Gewisses freilich nicht", entgegnete ich. „Auf Glauben kommt zuletzt alles an!"

„Was gibt es für Bücher darüber?"

„Keins, Excellenz, das mehr vermöchte, als diesen Glauben zu stützen, zu befestigen, mehr — und weniger."

„Wie steht es mit Ihren Glaubensgründen? Sie sind ordinirter Geistlicher, Sie müssen einen Halt in sich haben, wenn Sie amtlich darüber sprechen und beruhigen sollen!"

„Auch ich habe nur Stutzen des Glaubens in mir, die ich möglichst zu vervielfältigen und zu verwerthen suche —"

„Und die sind?"

„Gewisse allgemeine, unbestrittene Grund- und Hetscheätze. Ich gehe von der Ueberzeugung aus, daß jede Wirkung eine Ursache hat und daß die Wirkung dem Ursächlichen entsprechen muß —"

„Dem muß ich sogleich widersprechen!" entgegnete mein Examinator. „Die Wirkung entspricht der Ursache nicht nur zu häufig nicht, sie widerspricht sogar; Hohn spricht sie den Ursachen! Denken Sie nur an die vielen unglücklichen Staatsexperimente!"

„Mit dem Unterschiede, daß von unsichern Experimenten in der — Weltregierung nicht die Rede sein kann. Zweck und Mittel, wo wir sie erkennen, stehen da in so klarem, festem, weisem Verhältniß, daß jede Ungewißheit des Versuchs unerklärbar erscheint! Tiefer Weisheit der Weltursache entspricht aber nach den Gesetzen unsers Denkvermögens auch die Fortdauer des Geschaffenen — Wie sollten auch große, edle Naturen — beispielsweise will ich nur Goethe und Schiller nennen — geschaffen worden sein, nur um gleich Meteoren und Seifenblasen zu vergehen?"

„Ja! Ja —! Fortdauer in anderer Form als kunstvoll bearbeitete Bausteine und Kettenglieder in anderm Gefüge — Als solchen will ich Ihre Unsterblichkeit zugeben. Aber das hebt — die Individualität auf!"

„Nothwendig nicht, wie mir scheint. Wenn auch das Verhältniß zum Ganzen ein anderes geworden, das Wiedererkennen ist möglich! Wird doch auch" — setzte ich ad hominem scherzhaft hinzu — „in Ew. Excellenz jetziger Erhebung, Würde und Glanz — der frühere einfache Edelmann nicht verkannt — Beförderungen heben das Wesen des Beförderten nicht nothwendig auf! Sie deuten nur auf einen frühern Zustand der Mindervollkommenheit, des Werdens, der Perfectibilität. Vielleicht sind Talent und Genie, jene scheinbar ursprünglichen Fertigkeiten des Geistes, auch Product eines vorangegangenen Zustandes der Uebung und Bildung."

„Wie? Das setzte ja Seelenwanderung voraus!" lachte er.

„Allerdings! Wie sich die leibliche Fortentwickelung der Geschöpfe von der untersten Stufe herauf, von der Molluske bis zur Menschwerdung, wissenschaftlich und erfahrungsmäßig darthun läßt, so kann wol auch eine stufenweise Entwickelung des Geistes aus frühern Organisationen und Zuständen angenommen werden. Und eine solche Seelenwanderung aus der Vergangenheit ließe folgerecht zugleich auf ihre Fortdauer in die Zukunft schließen —"

„Das schließe jedenfalls das Erkennen, das Wiedersehen aus! Daran aber liegt alles! Das ist der Wunsch, das Bedürfniß aller, wiederzufinden, was wir hier so schmerzlich zurücklassen! Wie sollte das in der Entfremdung des Gegenstandes, nach Jahren der Trennung, der körperlichen und geistigen Verwandlung auch nur denkbar sein?"

Da, am Ende meines Wissens, erhob ich mich mit der ganzen Kraft und Würde meines christgläubigen Gefühls: „Wenn sich alles in und mit uns verwandelt — Eins bleibt bis in die Atome unsers Wesens: die Sehnsucht nach Wiedervereinigung! Die hat Gott in uns gepflanzt, wahrlich nicht zweck- und sinnlos, nicht zur Qual! Und Qual wäre sie, bliebe sie unge-

---

Noten und Sorgen gehabt, ihren Zweck und ihre Unsterblichkeit, außer Denen hat sich vor zum Sänger und Verschönerer der weltlautenden Accorde gemacht und Erfahrungen auf seine Anstrengungen verwahrt, die sich ein anmuthigeres Leben aus der Lectüre mancher Memoiren, aus Memoirenbüchern und manchem, was zwischen den Zeilen liegen hatte, herausschlagen mag. Die obigen Mittheilungen aus „Tagen von Ems-Bismarck" geben Zeugniß von dem in jener Schrift noch nicht erschöpften Reichthum seiner Erinnerungen. D. Her.

ſtüt, eine unmotivirte, ungelöſte Diſſonanz! Nein! Er wird ſie einklingen laſſen in die Harmonie der Welt, ſo gewiß er ſelbſt, der allweiſe, gütige Schöpfer, dieſe Saite in uns gelegt und ſo geſtimmt hat!"

„Ach", ſeufzte der Weltmann, „ſo manche diſſonante Verbindungen und Verhältniſſe im Leben wünſchen gar keine Wiedervereinigung!"

„Vielleicht" — wagte ich zu bemerken — „vielleicht dürfen dergleichen Mißſtimmungen auch dort nicht fehlen! Licht und Schatten auch im Jenſeits, Himmel und Hölle der Gerechtigkeit —! Sie ſind ja ſchon im irdiſchen Gerichte nothwendig —!"

Eine Pauſe trat ein. Nachdenklich war mein Gegner ans Fenſter getreten. In der Nachbarſchaft wurde — „Don Juan" probirt. Die Schauer der Muſik rauſchten mit dem Sturm in den Wipfeln des Gartens zum Fenſter her und dunkle Wolken warfen ihre Schatten über die blühenden Beete —

Fenſter zuckten auch die buſchigen Brauen über die ſinnenden Augen meines Ohms, offenbar in gehobener Stimmung der Seele — Melodramatiſch verlief das Geſpräch.

„Eine gewaltige Muſik!" unterbrach er ſich —

„Mächtig ergreifen muß ſie beſonders an der Ausgangspforte des Lebens!" mußte ich erwidern. „Aber auch mitten im Allegro und Presto hienieden öffnet ſie die höhere Welt. Eine wunderbare Offenbarung, ſchlägt ſie alle Saiten in uns an. Ihr Genius ſpricht in Ahnungsſchauern zu den Völkern und Zeiten: «Es iſt ein Jenſeits, denn die Furcht vor ihm beſchleicht auch die Stahlbruſt des Helden!»"

„Der Held dieſer muſikaliſchen Demonſtration widerlegt das", erwiderte mein — „Don Juan", hatt' ich bald geſagt. „Er iſt frei von dieſer Furcht bis zur Scene des Ammenmärchens am Schluſſe der Oper."

„Bis zum Augenblick der Probe, Gevatter! Bis ihn die eiſige Hand des Todes erfaßt! Dieſer Moment kommt jedem in verſchiedener Geſtalt, je nach den verſchiedenſten Verhältniſſen, Charakteren und Bildungsgraden; oft ſpät, doch ſicher!"

„Wer viel geliebt hat, dem wird viel vergeben", ſprach er nach einer Weile, ſammelnd faſt, ſo weich und weh geworden war die Stimme, das trunkene, ſunnige Auge nach oben gerichtet.

Da traten ein paar liebliche kleine Mädchen ins Zimmer, voraus dem nacheilenden Diener, der ſie anmelden oder, ängſtlich, vielmehr zurückhalten wollte. Das allen Kindern des Reichgelegenen aufgedruckte Gepräge der Lieblichkeit und Schwärmerei machte auch dieſe kleinen Engel im Flügelkleide zu Spiegelbildern des Vaters. Eifrig faßten und küßten ſie ſeine Hände und riefen beide zugleich: „Wirſt du zu uns kommen, lieber Papa?" Und die Frage, im Nachhall des Geſpräches, bekam einen rührenden Doppelſinn —

„Wirſt du zu uns kommen?"

„Vielleicht!" betonte er, unter dem ſichtbaren Eindruck dieſes Gefühls. „Geht nur jetzt! — Vielleicht! — Nein!" rief er plötzlich und reichte mir die Hand. „Nicht vielleicht! Gewiß! Gewiß!"

Die Titanen der Furcht hatten nichts über ihn vermocht, aber der Genius der Liebe in den beiden Engeln zog ihn unwiderſtehlich in das Paradies des Glaubens. Er drückte ſie feſt an ſein Herz.

„Gott mit Ihnen!" war mein Abſchiedswort.

II.

Aber Komponiſten Mozart hinterließ mir auch gelegentlich eine heitere Erinnerung —

„Was du alles biſt und wirſt!" ſpöttelte und lachte meine Frau. „Zu allen Aemtchen ohne Titulew kommt noch die Anſtellung als großherzoglicher Vogler! Der König des Papageno iſt ſchon da, es fehlt nur noch die Papagenopfeife."

Sie hatte nicht unrecht. Großherzog Karl Friedrich wünſchte zur Vervollſtändigung des Frühlings in Belvedere auch ſchlagende Nachtigallen zu haben. Lieb in den geflügelten Bewohnern der Wald- und Bergeinſamkeit beherrſchte mich von Jugend auf Dasjenigen darunter, wie Finken und Grasmücken, welche die Nacht und Stille ihrer Welt am meiſten vor die Seele bringen, waren mir die liebſten, während Kanarienvögel, mehr Kunſt- als Naturprodukte bei uns, dieſen Reiz nicht erwähnen. Mein ſtammverwandter Freund Ekermann mied es bis zum Wildromantiſchen. Er hatte ſogar Raubvögel, ſelbſt einen Adler. Ich begnügte mich mit einem Fröhling des Gelangens, auf dem Comptoir des Winters in traulich beſchränkter Häuslichkeit. Hunderte von Singvögeln umgaben mich. Das wußte der Vertraute des Großherzogs, Hofrath Heldig.

Durch ihn kam allerdings die Vocation, worauf meine Frau anſpielte. Ich ſollte eine Kolonie ſolcher Sänger nach dem Muſter der

ausländischen für die Gewächshäuser in Belvedere einrichten und der Papageno sein.

Es handelte sich zunächst darum, das moralische Bedenken des Fürsten gegen das Wegfangen und Einsperren der Vögel zu besiegen. Brehm's Werk über die Stubenvögel half dazu. „Wo der Vogel singt", heißt es da, „freut er sich seines Lebens, denn der Gesang ist Blüte seiner Größen. Wo er gar sich fortpflanzt, erreicht er die großmögliche Summe von Glückseligkeit." Nun singt aber die Nachtigall in der Gefangenschaft und früher und länger und sogar besser, pflanzt auch ihr Geschlecht in besonderm Behagen fort; folglich — sollten auf höchsten Befehl Nachtigallen und andere Singvögel eingefangen werden. Und welche Gattung sollte gewissermaßen vollzählig gemacht werden? Ich legte eine förmliche Rangordnung vor. Wie die ungemischten Regenbogenfarben die ursprünglichen, ersten, schönsten sind, meinte ich, müßten auch hier unter den Farbentönen der Vogelwelt Originalität und Reinheit die Wahl entscheiden. Manche Sänger sind blos Geiger, manche nur Oboisten, manche haben gar nur Einen Gemeinten wie die russischen Hornmusiker. Dergleichen, wie stark und keck auch ihr Singsang, wie bunt und schön die Uniform, wollt' ich nicht in Hofsängern machen. Das Genie, dacht' ich, das selbst Talent nicht über der bloßen Nachahmung; das muß vorgezogen werden! Das muß Norm sein für die Scala der gründlichen Kapellisten: Odemar der Dithyrambensänger Sprosser Luscinia major) in seiner Glockentiefe und Feuerbegeisterung. Neben ihm, dem Gesangskönig, die Königin Philomele, der Schmelz schwärmerischer Klage. Er der Mezzo-Sopran, sie der hohe Discant. Nach ihnen, neben ihnen die Odensängerin Lerche (Alauda arvensis, gewissermaßen die erste Violine im Concert. Dann ihre Gefährtin, die Haubenlerche (Alauda arborea); Piccoloflöte die rothbraune Grasmücke (Viola d'amour), die graue (Motacilla hortensis), die weiße Bachstelze und übrigen Motacillen. Mit ihnen der Recitativsänger Finke (Fringilla coelebs), Amsel und Zippdrossel, Stieglitz und Hänfling Triangel und Hebee. Nach ihnen der sogenannte Weihrauch oder Pfingstvogel, etwa als zweite Clarinette. Endlich das Perus imitatorum, Grimpel und Staar u. a. Die Wachtel markirt die Pausen der Symphonie oder spandirt in Knarpönen das Pizzicato. So begründete ich meine Rangliste für die Hofkapelle.

Vorläufig wurden nur Nachtigallen befohlen. Die blühende Frühlingsstaffage: Palmen, Orangen und Myrten, sorgte mit dem Klima der Gewächshäuser für das Element des Gesanges und ich schürte das Feuer der Sänger mit Frühlingsfest. Meine Intendanz gedieh und trieb Lied auf Lied. Meine Primadonnen waren immer bei Stimme, selten launisch, viel belebt. Eine vor allen, die macht' ich zur Kammersängerin. Sie wurde in die Zimmer Sr. königlichen Hoheit versetzt. Ein kleiner chinesischer Kiosk ward ihr Palast. Im Fenster, dicht neben dem Schreibtisch ihres gnädigsten Herrn, nahm sie den Ehrenplatz ein und setzte rastlos Noten, Briefe und Souvenirs dort in Musik. Kein Wunder, daß sie sein Liebling wurde. Wenn er den Zeigefinger ihr entgegenhielt, entlockte dieser magnetisch das Metall ihrer Kehle, und solche Unterthänigkeit war selbst bei Hofe ein Gegenstand der Bewunderung. Allen hohen und höchsten Herrschaften, die zur Audienz kamen, wurde die „Catalani" vorgestellt. Einmal war sie krank geworden. Ich nahm sie in die Cur und — mußte sie beneiden. Jeden Morgen fragte der Kakai nach ihrem Befinden und als der Hof nach Belvedere übersiedelte, holte ein Husar zu Pferde das Gesundheitsbulletin.

Ihre Courtoisie erklärte sich zum Theil aus frühern Schicksalen. Sie war nicht blos eine höchst virtuose, sondern, was seltener ist, auch eine sehr dankbare Primadonna. Eine ganze Novelle davon erzählte mir ihr früherer Besitzer. Er hatte ihr der hohen Steuer wegen die Freiheit geben müssen; ein Geschenk, wofür sie kein Gefühl haben konnte, denn sie war aus dem Nest genommen und aufgefüttert worden und kannte die Welt nicht, wo sie ausgesetzt wurde. Auch blieb sie lange in der Nähe und signalisirte sich durch ihren Vorgesang im Chor der andern Vögel. Da kam gegen das Ende der Saison eine Gesellschaft in den Garten. Ein fremder Opernsänger sollte sich im Salon hören lassen. Philomele kündigte sich auch an. Ihr Freund lockte sie mit den gewohnten Tönen. Da, berauscht begeistert von der Erinnerung aus schönen Tagen, schlug sie hell auf und die Einzelstanze wurden zur vollen Frühlingsbowle. „Das gute, dankbare Thierchen!" rief wehmüthig eine junge Dame, die bisher schweigsam gewesen war. „Wie rührend in diese Anhänglichkeit, selbst über die gewöhnliche Ordnung der Natur hinaus!" Ils sont passés, les jours de fête, et voilà, ils re-

vienens!" „Es iſt aber auch ein wahres Aranjuez der Garten in ſeiner Nachblüte und milden Luft!" bemerkte eine andere. „Wenn auch!" meinte jene; „es bleibt immer merkwürdig, ein Wunder des ſonſt untrüglichen Inſtincts, daß ſie friſch und ſtark die ſchöne Zeit des Geſanges recapitulirt. All ihre Schweſtern ſind fortgezogen, ſie nur iſt geblieben, die letzte Roſe im Garten der Lieder!" „Und Sie? Nachtigall der Stadt!" ſchalt ihr verbindlicher Nachbar; „Sie wollen weniger thun? Uns verlaſſen? Beſchämt von der Rivalin!" „Ich habe keinen Herrn", entgegnete ſie lächelnd, „der die Gefangenſchaft dem freien Element vorziehen macht." „In der Freiheit erwartet Sie leicht ein weniger vergoldeter Käfig." „Dann wol nicht ohne meine Schuld! Der Wille, das Himmelreich — — Wer weiß, ob das nicht auch in meinem freien Willen zurückkehrt!" Da ſtimmte man die Inſtrumente im Salon und wieder intonirte die Nachtigall. „Kommen Sie, meine Damen!" mahnte der Wirth. „Der neue Sänger! Ein Ungariproſſer von Geburt! Laſſen Sie uns hören, genießen, bewundern!" Somit bot er beiden den Arm und führte ſie zum Pavillon. Als ſie eintraten, ſtand die Treue des Nachtſchlägers trauernd in der Perſon des angezeigten Sängers vor der erſchrockenen Geliebten. Sie hatte ihn freigegeben, er war zurückgekommen. Erinnerung ſchöner Tage, Sehnſucht nach dem verlorenen Paradieſe in N. N. hatte ihn unter fremdem Namen zurückgeführt. Er ſang dieſe Erinnerung — Ungarnausbruch des Gefühls! — Es lockte die Stimme des Lenzes und der friſcherwachten Liebe — Da ging die verſtummte Nachtigall der Oper neubefreit in den vergoldeten Käfig der alten Verbindlichkeit zurück und ſchlug und ſchlug und die Vignette ihres Romans, die treue Nachtigall des Gartens, verherrlichte noch den Ausgang, als beide vereint den Saal verließen. „Du!" rief die beglückte Braut — „Herr deinen Landsmann!" und erzählte ihm die Geſchichte der Nachtigall. „O, die müſſen wir haben!" äußerte er und trat leiſe näher hinzu. Siehe da! Ihr Käfig hing noch am Stamm des Baums, wo ſie ſo ungern und verſorglich entlaſſen worden war. Sie hatte das gewohnte kleine Haus zu ihrem Nachtſitz wieder gewählt. Ein Blick, ein Griff und das Sinnbild der Treue war in ihrem Beſitz — —

„Aber ſechs Thaler Sorner!" ſcherzte die Primadonna.

„Zwölf, wenn es ſein muß, für die Bedeutung dieſes ſeltenen, einzigen Vogels!"

Dies die Vorgeſchichte unſerer Catalani. Bald war der treue Hausfreund — verkäuflich geworden. Ich engagirte ihn für mein ornithologiſches Hofconcert und er genoß und verdiente die Auszeichnung bis zum Tode ſeines allergnädigſten Herrn.

Was nachher aus ihm geworden, iſt mir nicht bekannt.

III.

Die Tauſendundeinenacht orientaliſcher Herrlichkeit mußte unter dem jetzigen Sultan Hans einem nüchternen Morgen bürgerlicher Wirthſchaft weichen. Sein Vorgänger Medſchid erinnerte noch an Mahmud I., der in goldſtrahlenden Marmorpalaſten, unter Tauſenden von paradieſiſchen Schönen, ſeinem Goethe-Firduſi (Anm.) Goldſtücke für ſo viel Doppelverſe bot.

Dieſe goldſonnige Welt iſt für immer untergegangen —! Auch in unſerm ſäculariſirten Weſten ſind die Mahmud nicht mehr: vielleicht deshalb auch die Firduſi und Anſari verſchwunden. Unſer Phöbus Apollo ſcheint nur Eine Schwinge zu haben — Eſprit, nur Lichtſeite des Witzes und Scharfſinns. Sie leuchten, treffen und verwunden, aber erwärmen und beglücken nicht.*)

Wie mußte, gehoben von der Kelle ſolcher Betrachtung, der Glanz engliſcher und ſchottiſcher Landſitze, nach dem Bericht eines jungen Touriſten, auf den Verfaſſer dieſer Zeilen wirken! In den Drawing-rooms und Prachtſälen dort, wohin nicht ausſchließlich hohe Geburt, wol aber der Rang nur führt, welche der Kammerherrnſchlüſſel erſchließt und für den Bürgerlichen der Offiziersdegen, hatte ich — ſo erzählt der Glückliche — Tage und Monate der großartigſten Gaſtfreundſchaft, nie gekannter Genüſſe verlebt — geträumt! dünkt mich jetzt — Das Auge geblendet, die berauſchte Seele voll der Eintracht, des Nachgenuſſes für alle Zeit, ſuchte ich nicht mehr, was mich anziehen und feſſeln könnte, fand es aber auf einem Eilande der irländiſchen See. Aus Nebel und Wogengedrang ragte ein Granitfelſen, eine grüne Oaſe darauf — ein Thule, raunte mir der Geiſt dieſer Einöde zu. Wo die Stürme und Schaumwogen auf dem Golfſtrome von Amerika umhertreiben, wilde, tropiſche Touriſten, und die Segler eine Herberge ſuchen, bauten Goflepen und

*) Laudator temporis acti! D. Her.

Titanen der Neuzeit ein Granithaus ins Meer. Pulverminen sprengten die Riesenblöcke des Mountain und Dampfmaschinen versenkten sie. Gigantische Mauern thürmten und stemmten sich gegen die rasende Flut, ein Hafen ward dem Chaos abgerungen, das Wunder Holyhead entstand.

An der Spitze der Phalangen, die hier durch die Geister des Jahrhunderts, Dampf und Industrie, gegen die Naturkraft ankämpften, commandirten vom Staat bestellte Ingenieurs. Unter ihnen Kapitän Rigby.

Wie der Hafen, ist das Haus dieses Mannes ein Wunder! Am Saume des Oceans aus der Felsklippe ragt es mit Thürmen und alterthümlichen Verzierungen, wie die Residenz eines Meerkönigs im Nebelreiche. Einer hohen, chinesisch imponirenden Mauer entlang, dem Wall gegen die Wuth des Meeres, gelangt man vom Neuen Hafen aus dahin; zunächst auf die Terrasse, unter eine Veranda. Die Flora aller Welttheile hat dort das Füllhorn ihrer Pracht, ihres Aroms ausgegossen. Große, rothe und blaue Aras in goldenen Käfigen prunken mit Gekreisch die Bedeutung des Orts als westlichen Zauberschlosses und Feengartens. Vielgestaltige Springbrunnen umsprühen den Sitz des Gebieters. An der Fronte hin, aus hohen Spiegelscheiben, oft Fenster und Thür zugleich, blickt die Gastlichkeit und winkt in zierlichen Statuen zur Einkehr: vor allen aus dem Drawing-room, unten im Säulenschaft eines der Thürme. So angelockt, kommt man zur stattlichen Freitreppe der Hauptthür, unter dem plätschernden Willkommen der Fontainen; die Vorhalle zeigt eine Rüstkammer Indiens. Durch Reihen der verschiedensten Waffen, auf dem Marmorfließ des Bodens hin, trat ich voll staunender Verwunderung in das Empfangszimmer und vor mir stand der Herr des Hauses, die Talismanstatt des Feuer- und Wasserbeherrschers symbolisch in der Hand.

Er hatte seine Frau an dem festlichen Erard-Flügel musikalisch begleitet. Diese, eine Deutsche, von imposanter Gestalt, war so glücklich gewesen, den Delphin am Ufer der Themse mit virtuosem Klavierspiel anzulocken und, was schwerer war, das Vorurtheil der Nation in ihm zu besiegen. Er war ihr Mann geworden. Ein Feenmädchen überschwenglicher Huld umgab sie fortan. Durch die Flucht der Zimmer hin standen die Prachtmöbel in schönster Harmonie der Formen und Farbennuancen. Ungeheure Spiegel dazwischen vervielfältigen die Gestalten lebensgroß. Dorer gleich eine Ausstellung der seltensten Kleinodien antiker Kunst, kostbare Souvenirs aus Sorrento und Neapel, in riesigen Glasglocken wie vom durchsichtigen Luftelemente der Heimat umgeben und geschützt. Strahlend, gleich dem Juwel im Purpursammt des Etui, lag der Schmuck des Saals und der Gemächer ausgebreitet.

Eine Tausendundeinenacht verwirklichte sich nun auch mir von Stunde zu Stunde. Die Scheherezade erfinderischer Gastfreundschaft setzte Flügel an die Erreichung der kühnsten, buntesten Wünsche, zu Land und Wasser. Bald flogen wir auf zierlichen Hermelin-Ponies, glänzend weißen Zeltern, bald in modisch wechselnden Phaetons, Broughams, Dragues und Gigs durch die Gegend; bald segelten, schwebten und tauchten „Aurore" und „Ace", „Kitty" und „Petrel" mit uns über die Meeresfläche und Wogenberge.

Dieselben Arbeiter, die den Granitfels abbrechen und in den Hafengrund versenken, marschirten dann im Glanze der Uniformen als Volunteers vor uns auf, unter dem „God save the Queen" der zahlreichen Musikbande.

Wie die Aromen der Südwelt im Golfstrome mit der See dort sich mischen, strömten auf der Tafel des gastlichen Wirths die Genüsse beider Hemisphären zusammen. Die edelsten Weine flossen zwischen Gebirgen von Beefsteaks, Plumpudding, Ananas, Feigen und andern Hesperiden. Und diese Wunder des Reichthums, der sinnigsten Pracht sollten noch besonders illustrirt werden. Die Königin wurde aus Irland erwartet, ein Willkommen ihr bereitet. Schon waren alle Thürme und Bergspitzen mit Pechpfannen besetzt, alle Wege festlichst geändert und geschmückt. Aber diese strömenden Regengüsse! dachte ich, die rasenden Stürme! Sie werden die Opferflammen auslöschen. Die Wogen der See treiben und wühlen die Kluft von Irland immer weiter und tiefer.

Ich war besorgt ans Fenster getreten und schaute in die taurische Nacht. Fürwahr, ein finsterer Schlagschatten zu dem Licht des nächsten Tags! Die schwarze Rückseite zu der festlichen Glanztapete! Allerlei Phantasieen wirkte meine Ossian'sche Stimmung hinein. Wind und Wellen schienen brausend und tosend die Huldigung Holyheads zu debattiren und zu peitschen. Endlich ging das freundliche Loos des Tags aus der dunkeln Urne hervor. Ein Purpurlamm drapirte den Ausgangshimmel der Erwartung. Victoria am Himmel und auf Erden! Jubelstimmen tönen

lüften die Königin und das „Königliche Wetter", Sie kam. Es kam mit Ihr, ſo plötzlich, wie durch ein Wunder, daß es Name und Lied wurde. Die Zeitungen ſelbſt berichteten galant vom „Königlichen Wetter".

Iſt es Sonntag in dem Hafen?
Sieh, die Winde
Kommen linde
Und die Wogen
Still gezogen,
Stürme ſchlafen.
Heilig, heilig weht ein Geiſt,
Der um Helgoland kreiſt.
Sieh', es glätten ſich die Wellen,
Schaumeshügel
Werden Spiegel,
Klatſchgetümmel
Will zu Himmel
Sich rebellen.
Heilig, heilig, ſabbatlich
Weht es, Helgoland, um dich.

Im Hafen flatterten alle Flaggen und die Kanonen donnerten ihre Toaſte entgegen. Vier Kriegsſchiffe im Gefolge der Königin antworteten. Majeſtätiſch herein ſchwamm mit der „Osborn" der Palaſt der königlichen Dampfyacht „Victoria and Albert". „Eyes front! Quick march!" commandirte begrüßend Kapitän Nigby an der Spitze ſeiner Volunteers. „Eyes front! Quick march!" wiederholte das bunte Echo der Papagaien. Die Landung erfolgte erſt 4 Uhr nachmittags. Durch den Garten geleiteten die Königin zu Fuße zwei Töchter, die Ehrendamen, der Schiffskapitän mit General Wetherall. An der Veranda des Hauſes harrte ein huldigender Kranz von Damen der Familie und die Tochter vom Hauſe gelangte dann, das wiederholt gebotene Bouquet zu überreichen, ſelbſt eine knoſpende Schöne —

Mit einem Blick und Wort: „What a pretty place!" ging die Gefeierte an der Huldigung vorüber nach dem Wagen, der ſie zum Gipfelpunkte aller Herrlichkeit, nach dem Leuchtthurme South-Stack führte.

Bei der Rückkehr abends, dann leuchteten alle Thurmgiebel und Verginnen in der Runde. Die Abreiſe geſchah zu Lande, vom Alten Hafen aus. Die Donner der Kanonen erneuerten ſich. Dann die Volksſalve und das Commando der Volunteers und Papagaien: „Eyes front! Quick march!"

Der Prinz-Gemahl hatte die Königin begleitet und — ich glaube mit Prinz Arthur — einen Ausflug in die Gebirge von Beddgelert gemacht. Es zog ihn — nach den Höhen —! Meine Sehnſucht folgte — die ſcheidende Sonne füllte die Thäler umher, den „Forellenſtrom" darin, noch einmal mit dem Golde des Tages. Hell glänzten ſie im Grün der Heide wie volle, goldene Lebensbecher der ſchönen Gegenwart. Die Wimpel der „Victoria and Albert" wehten und winkten herauf. Aber im Oſten zogen ſich Wolken zuſammen, finſtere Brauen über dem roſigen Blicke des Tags und die Atropos alles Irdiſchen flüſterte in der ahnenden Bruſt:

Wer trägt, der lerne tragen,
Wer im Glück iſt, der lerne den Schmerz!

Nur zu bald ging die Ahnung in Erfüllung! —

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.
Er ſah ihn ſinken, trinken
Und ſinken tief ins Meer;
Die Augen thäten ihm ſinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Columbus und ſeine Zeit.

„Columbus und ſeine Zeit" heißt ein vierbändiger hiſtoriſcher Roman von Marie Norden, der den vierten bis ſiebenten Band des 15. Jahrgangs des Koberſchen „Album" (Wien, Kober u. Markgraf, 1881) füllt.

Wir rechnen es der Verfaſſerin zum Verdienſt an, daß ſie in ihrem Beſtreben, ein erſchöpfendes, charakteriſtiſches und farbenfriſches Lebensbild dieſes großen Mannes (geb. 1435 oder 36, geſt. 1506) und ſeiner Zeitgenoſſen hinzuſtellen, ſich treu an die Geſchichte gehalten und aus ihrer Phantaſie nur ſo viel hinzugefügt hat, als ihr nothwendig erſchien, um dies Bild in einen ausſchmückenden und ſeinem culturgeſchichtlichen Stil angepaßten Rahmen zu faſſen. Der gewählte hiſtoriſche Vorwurf ſchließt in der That ſchon ſo viel Romantik in ſich, daß es ſelbſt zum Zweck reiner Unterhaltungslectüre kaum einer beſondern Zuthat bedarf.

Dem Beginn eines neuen wunderſamen Culturlebens mit der Entdeckung der „Neuen Welt", wie man zuerſt vorzugsweiſe Amerika nannte, ging unmittelbar voraus der Abſchluß eines alten, ebenſo wunderſamen Culturlebens mit der Zerſtörung des faſt achthundertjährigen Maurenreichs in der Alten Welt, das nach dem Verfall des claſſiſchen Rom und Griechenland ganze Jahrhunderte hindurch allein die Pflegerin der Künſte und Wiſſenſchaften geweſen war und von

seiner Herrschaft in Spanien auf die Civilisation über das ziemlich barbarische Europa weiter verbreitet hatte. Die erste Hälfte des vorliegenden Buches behandelt daher auch fast ausschließlich den „Fall von Granada" und schildert uns anschaulich die letzte Phase des einjährigen blutigen Entscheidungskampfes zwischen den damals nur noch auf das Königreich Granada beschränkten Mauren und den Spaniern unter ihrem großen Herrscherpaar, der hochherzigen Isabella von Castilien und dem Staatsklugen Ferdinand von Aragonien, wegen ihres Glaubenseifers die „Katholischen" zubenannt. Im letzten Schimmer der Romantik des in Spanien unter allen Ländern am längsten blühenden Ritterthums gruppiren sich um die eben Genannten die Gestalten des „Ritterfürsten" Gonsalvo de Cordova, des größten Feldherrn der damaligen Zeit und spätern Eroberers und Vicekönigs von Neapel, der schönen Königsnichte Elvira de Viana, des letzten spanischen Maurenkönigs Boabdil el Chico, seines kühnen Reiterführers Reduan Venegas, seiner Heldenmutter Aixa la Horra und seiner liebeglühenden Sultanin Zoraya. Nur wenige Monate nach seinem Triumpheinzug in die Alhambra (2. Januar 1492) bewilligte dann das spanische Königspaar dem seit sechs Jahren in Spanien domicilirten genuesischen Seefahrer Christoforo Colombo (spanisch Colon), den die Verfasserin unseres Wissens — wir wissen nicht, ob mit historischer Begründung — auch am Maurenkriege theilnehmen läßt, endlich die von demselben seit fünf Jahren vergeblich erbetene Ausrüstung einer Schiffsexpedition unter seinem Commando zur Aufsuchung des von ihm auf Grund seiner langjährigen kosmographischen Studien und nautischen Erfahrungen auf der andern Seite des Atlantischen Oceans mit Bestimmtheit vorausgesetzten, bis dahin unbekannten Festlandes. Der feierliche Vertrag, der diese Angelegenheit zwischen dem Königspaar und dem Genuesier ordnete und diesem für sich und seine Erben auf ewige Zeiten die von ihm bedungene Würde eines Großadmirals und Vicekönigs in allen von ihm zu entdeckenden und erobernden Ländern nebst dem zehnten Theil des aus den letztern entfallenden Gewinns zusicherte, wurde am 17. April 1492 in Santa-Fé geschlossen, jener Stadt, welche sich im Laufe des eben beendigten Maurenkriegs an die Stelle des abgebrannten Christenlagers vor Granada in wenigen Monaten erhoben hatte.

Hiermit ist der Uebergang zur zweiten Hälfte des Buches: „Die Entdeckung Amerikas", ver… tritt, in welcher die Verfasserin hauptsächlich … bekannten trefflichen Werke Washington Irvin… „Life and voyages of Christopher Columb… folgt, nebenbei auch die Biographie des Fran… Roselly de Lorgues und die von Fernando C… Columbus' Sohn aus seiner zweiten Ehe, … Fabie „Geschichte des Admirals", namentli… Bezug auf ihres Helden Familienverhältnisse … nutzend. Charakteristisch zur Beurtheilung … Verhältnisses zwischen Columbus und dem … nischen Königspaar sowie des vorerwähnten … trags von Santa-Fé hebt sie hervor, wi… den bis dahin unerhörten und lange verweig… Concessionen des letztern Spaniens Herrscher … neswegs das Interesse an der Wissenschaft … die Begeisterung für eine große Idee bestim… sondern bei der Königin hauptsächlich ihr … denseifer, der für die Bekehrung der von … lumbus zu entdeckenden Heiden schwärmte, … Ausschlag gab, beim kühl erwägenden Köni… gegen seine Habsucht und die lockende Aus… den vom langwierigen Maurenkriege erschö… Staatsschatz durch zu entdeckende fabelhafte … thümer wieder für neue Pläne seines Ehrg… zu füllen. Daher denn auch die baldige, … während Columbus' zweiter Entdeckung… (1493—96) durch Abziehung von königlichen … aufsichtigungs- und Untersuchungscommiss… nach der Neuen Welt sich äußernde Ungunst … mistranischen, durch Columbus' zahlreiche … und Neider, an deren Spitze der mit der Pe… der „indischen Angelegenheiten" von Sevilla … betraute Bischof Don Juan de Fonseca … unablässig gegen den „Vicekönig" aufgeh… Herrschers, als dessen goldgierige Erwartu… hinter den wirklichen Erfolgen zurückblieben. … lumbus' Nachfolger in der Statthalterschaft … indiens, Don Nicolas de Ovando, nachdem … von seiner dritten Entdeckungsreise (1498—1… auf Befehl des nach Hispaniola (Haiti) ge… ten königlichen Untersuchungscommissars … Francisco de Bovadilla, sogar in Ketten … Cadix zurückgeführt worden war, verwan… freilich besser, durch infolge unmenschlicher … pressungen, Bedrückungen und Grausamkeite… gen die Eingeborenen zusammengerafft und … dem Mutterlande gesandte Schätze sich … nand's Gunst zu sichern. Nach der Erfolg… reit seiner vierten Entdeckungsreise (1502… die Columbus in der Absicht unternommen, … Durchgang aus dem Atlantischen in den …

Ocean in der Gegend der Landenge von Panama und damit einen noch nähern Seeweg nach Ostindien aufzufinden, als kurz zuvor (1497) Vasco de Gama um Afrika herum für Portugal eröffnet hatte und nach dem Tode seiner Gönnerin Isabella (1504) war vollends all sein Bemühen um die Wiederherstellung seiner ihm willkürlich und treulos entzogenen Rechte und Würden erfolglos. Der Entdecker eines neuen Welttheils, durch dessen Zuwachs Spaniens König der mächtigste und reichste Herrscher der Erde wurde, starb (20. Mai 1506 zu Valladolid) zurückgesetzt und vernachlässigt, mehr noch an der Kränkung als der Krankheit, die er sich zuletzt im Dienst des Undanks zugezogen. Dem großen Genius folgte, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, die Anerkennung erst nach seinem Tode. König Ferdinand ließ ihm im Kartäuserkloster Las Cuevas zu Sevilla, wohin seine irdischen Reste aus dem Franciscanerkloster zu Valladolid übertragen wurden, ein Monument mit der kurzen und doch vielsagenden, Columbus' ganze Bedeutung und Ferdinand's crassen Egoismus und Undank gleich treffend bezeichnenden Inschrift errichten:

Por Castilla y por Leon
Nuevo Mundo hallo Colon.

Dreißig Jahre später wurden Columbus' Gebeine nach Hispaniola (Haiti), dem Mittelpunkt seiner Entdeckungen, übergeführt und im Dom zu San-Domingo beigesetzt, welche Ruhestätte sie schließlich, als Haiti 1795 an Frankreich kam, mit der in der Stiftskirche zu Havana vertauschten. Columbus' Sohn aus dessen erster Ehe mit Felippa Palestrello, der Tochter jenes portugiesischen Seefahrers zu Lissabon, welcher an der Entdeckung der Insel Madeira Antheil hatte und dessen Hinterlassenschaft seltener See- und Landkarten, beiläufig gesagt, wesentlich zur Anregung von Columbus' kühnen Entdeckungsideen beitrug, Diego Colon, wurde vom König — freilich erst infolge eines von ihm beim Neuen Rath von Indien angestrengten und vom letztern zu seinen Gunsten entschiedenen Prozesses — zum Großadmiral des Weltmeers und Statthalter von Westindien ernannt, auch ihm die Vermählung mit des Königs Nichte, Maria von Toledo, gestattet. Trotz dieser mächtigen Familienverbindung sah sich jedoch auch Diego Colon durch die Intriguen der alten Feinde und Neider nach einer Reihe von Jahren seiner Würden und Rechte entkleidet und Diego's Sohn mußte sich zuletzt, nach langem nutzlosen Streit mit der Krone, mit einer ihm von Ferdinand's Enkel und Nachfolger, Kaiser Karl V., gebotenen Entschädigung gewisser Ehrenstellen und Einkünfte in Castilien abfinden lassen. Von ihren westindischen Ansprüchen blieb der Colon'schen Familie nur der Titel „Herzog von Veraqua und Marquis von Jamaica", gebildet nach den Namen der Hauptstationen von Columbus' letzter Entdeckungsreise.

Mit Ausführlichkeit behandelt die Verfasserin Colombo's Familienbeziehungen seit seinem Auftreten in Spanien (1485), nachdem er aus Unmuth über die Abweisung seiner Entdeckungspläne von seiten des Königs von Portugal, Johann's II., Lissabon verlassen hatte, wo er seit jenem Jahre 1470 gelebt, in welchem ihn, als genuesischer Seekapitän im Gefecht mit einem venetianischen Fahrzeuge, ein Sprung ins Meer von seinem in Brand gerathenen Schiffe an die portugiesische Küste gerettet haben soll. Christoforo Colombo's jüngere Brüder, die Seefahrer Bartolommeo und Diego Colombo, theilten bekanntlich von seiner zweiten Entdeckungsreise an getreulich seine Mühen und Gefahren. Bartolommeo war 1496—98 Oberbefehlshaber auf Hispaniola und leitete als solcher auf Christoph's Befehl die Stadt San-Domingo an, nachdem die erste Stadt, Isabella, deren Gouverneur Diego war, wegen ihrer ungesunden Lage hatte geräumt werden müssen. Beide Brüder theilten auch auf der gezwungenen Rückkehr von der dritten Expedition des Vicekönigs Kristoforo Colombo haben wir eben erwähnt. In der Darstellung des eigenthümlichen ehelichen Verhältnisses zwischen Columbus und seiner zweiten Gemahlin, Donna Beatriz de Arana zu Cordova, vermissen wir die nöthige Klarheit und psychologische Vertiefung; die seltsame plötzliche Entfernung der jungen Frau und Mutter erfordert tiefere und dringendere Motive als hierzugen, welche die Verfasserin aufstellt.

An den engern Kreis dieser Familienglieder schließt sich der weitere berühmter Zeitgenossen: der Florentiner Amerigo Vespucci, der mit seinen Forschungen und Entdeckungen unmittelbar in Columbus' Fußstapfen trat und in der Benennung des neuen Welttheils nach seinem Namen den Ruhm erntete, den jener gesäet; Las Casas, der Apostel der Humanität und begeisterte Anwalt der bedrückten Indianer; Ferdinand Cortez, als Jüngling schon den spätern heldenmüthigen und stolzen Eroberer von Mexico verrathend; Thomas de Torquemada, der erste spanische Großinquisitor

und grausame Verfolger der Juden und Mauren; der fanatische Cardinal Ximenes, Beichtvater Isabella's, Reformator der Mönchszucht, Stifter der Universität Alcala und Herausgeber der ersten Polyglottenbibel, späterer Eroberer von Oran und während Karl's V. Minderjährigkeit zwei Jahre Regent von Spanien, und andere. In allen diesen hervorragenden Erscheinungen kommt der Charakter der Regierungszeit Ferdinand's und Isabella's, wie ihn der treffliche Geschichtschreiber derselben, der Amerikaner Prescott schildert, welcher denn auch eben der Verfasserin unsers Romans zum Hauptgewährsmann gedient hat, in genügendem Ausdruck.*) Fr. Siedermann.

Der Sonntag Lätare in Böhmen.

Der vierte Fastensonntag, welcher nach den Anfangsworten des Gottesdienstes Lätare heißt, führt verschiedene Namen. Man nennt ihn Mittfasten (in media quadragesima), weil er in die Mitte der Fastenzeit fällt; den Rosensonntag (Dominica rosae), weil der Papst an ihm [illegible] Gewohnheit hat, eine goldene Rose zu weihe in Böhmen aber heißt er Geselliger Sonnt wahrscheinlich von den Umzügen der Kinder Feier der Wiederkehr des Frühlings oder So mers, welche bei den Deutschen Veranlassung geben hat, ihn Todtensonntag zu nennen. ist der Unterschied der, daß die Deutschen Deutschböhmen ihn am vierten, die Czechen am fünften Fastensonntag feiern. Man bäckt demselben die bekannten Kolatschen, die mit Sonntag, der drubežnánedêle heißt, gleich Namen, drubežnice, führen und schenkt sie kannten und Verwandten.

Früher gingen am Sonnabend vorher m gekleidete erwachsene Mädchen in den Wald u Sonnenuntergang und schnitten unter Wech gesang ein anderthalb Ellen langes Bäumc von Schwarzholz ab, schälten unten die Ri ab und ließen oben eine Elle lang die Zwe daran, die sie mit ausgeblasenen Eiern behing An der Krone befestigten sie eine aus Lum gemachte weiße Puppe in Frauengestalt, die gleich den Zweigen, mit rothen und weißen B dern schmücken und dann trugen sie den Sonn früh in der Morgendämmerung, weißgekleidet, Dorfe dieses Bäumchen, Lito genannt, herum

Dieser Umzug besteht noch bis auf den tigen Tag, nur sind in den verschiedenen Th Böhmens verschiedene Modificationen desselben Gebrauch; denn bald trägt man nur die P Frau ohne Baum herum, bald findet der Um doppelt, erst von Knaben mit der Puppe dann von Mädchen mit dem Baume statt. Puppe bedeutet aber den Tod, d. h. den Win

In der Gegend von Neustadt an der Me wird die Puppe, welche den Tod vorstellen erst nachmittags aus altem Stroh gemacht, n dem in der Kirche der Segen gesprochen ist; steckt ein paar Stöcke durch den Strohsack, Arme und Beine vorstellen sollen, macht ihm Gesicht aus weißer Leinwand, setzt ihm eine Mütze auf und zieht ihm alte Kleider an. D stellt man sie in einem Garten auf und die gen Leute tanzen, einander anfassend, im K um sie herum und singen spottend:

Todtenmädchen, Todtenmädchen,
Was hast du gebracht uns?
Köstliche Eier,
Gebäckene Kuchen?
Wer will Eierkuchen mit
Ohne Schmalz und Eier versuchen?

*) Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit den richtigen Ausgang des Kaberschen „Adam". Es liegen vor Bändchen von: „Adolf von Nassau" von Paul Hellmuth, „Ein böhmischer Student" von Julius Perschke, „Die Schulmeisterstochter von Nürnberg" von Louise Otto, „Hans Norden" von Louise Mühlbach. Edmund Hoefer gibt eine „Weltchronik". „Der große Baron", die nicht zu den gelungenern Arbeiten dieser fruchtbaren Autorin gehört. Die minutiöse Sorgfalt und die Sauberkeit, die wir an Höfer's Charakterzeichnungen gerühmt haben, zeigt sich allerdings auch hier wieder an den Gestalten dieses in den Anfang der dreißiger Jahre fallenden, aber über den engen Kreis des Familienlebens nicht hinausgehenden Erzählung und namentlich am Helden derselben, einem reichen Grundbesitzer an der Ostsee, der von seinen durch ein halbes Jahrtausend beherrschenden Ahnen mit allen Tugenden auch den durch den Titel des Buches bezeichneten Beinamen überkommen hat. Unser „großer Baron", dessen erste bedeutsame noch ins vorige Jahrhundert fällt, ist ein fertiger Repräsentant der sogenannten guten alten Zeit, der, ohne es jedoch an den Vorurtheilen seines Standes zu hängen, obwol er nur den Landesfürsten über sich erkennen möchte, doch das Herz auf dem rechten Fleck hat. Seine relative Oberherrlichkeit bewährt sich nun in der gewissenhaften, ihm freilich nicht das gewünschte Opfer kostenden, sondern vielmehr seinen Lebensabend friedlich und freundlich gestaltenden Lösung jener verjährter, aber täglich sich wieder erneuernder Familienconflicte, die uns übrigens weit mehr anziehend als interessant erscheinen, besonders was die unglückliche Ehe der entarteten Tochter betrifft. Die übermäßig retardirende Behandlung der aus dem an und für sich schon äußerst einfachen Gange der Handlung gewonnenen einfachen Situationen läßt den günstigen Eindruck der Charaktergestaltung nicht ganz in seiner Wirkung kommen.

Lettenbringerin, Lettenbringerin,
Wie verweilt du so lang?
Waschen Hände du und Füße
Dir im Waſſer am Überfluß?

Haben ſie genug gerungen und gerungen, ſo ziehen ſie weiter durch die Stadt und ſingen:

Den Tod, den Tod aus dem Ort,
Den neuen Sommer in den Ort!
Der Sommer lieblich weht,
Grün das Getreide ſteht.
Was der Sommer uns bringt,
Das der Tod uns nimmt,
Veilchen, Klee u. ſ. w.

Zuletzt tragen ſie den Tod auf die Brücke, um ihn von dort hinunter ins Waſſer zu werfen, oder ſie geben mit ihm auf einen Anger, ſtürzen ihn dort hinab, die Knaben erſchlagen ihn mit Werfen ſeine Ueberreſte ins Waſſer.

Anderwärts ertränkt man den Tod beim Untergang der Sonne und dann erſt begeben ſich die Mädchen in den Wald, hauen ſich ein junges Bäumchen mit einer grünen Krone ab, hängen eine weibliche Puppe daran, putzen alles mit rothen, weißen und grünen Bändern und ziehen nun in Proceſſion in das Dorf zurück, indem ſie ſingen:

Im Waſſer ſchwimmt der Tod,
Der Lenz kommt und bringt
Mit Gras, welche roth,
Mit gelben Blumlichen.

Oder:

Den Tod tragen wir aus dem Dorfe,
Den Sommer tragen wir ins Dorf,
Was uns der Sommer bringt,
Tod uns der Winter nimmt.
Ärmst euch, alte Männer,
Daß den Winter wir weggetragen
Und den Sommer hergetragen!

Zum Schluß der Feierlichkeit legen die Knaben und Mädchen alle die Geſchenke, welche ihnen die Anſiedenten und Hausbeſitzer beim Umgang gegeben haben, zuſammen und machen ſich dafür in der Schenke luſtig.

In der Umgegend von Chrudim tragen die Knaben den Tod in Form einer Strohpuppe zum nächſten Bauer und holen ihn am Todtenſonntag mit Muſik wieder ab. Dann ziehen ſie mit ihm zu einem Bach oder Teich, ſtellen ſich in eine Reihe, werfen ihn hinein und ſtürzen ſich ihm nach. Hat einer ihn erhaſcht, ſo darf keiner mehr hinein. Wer gar nicht ins Waſſer gekommen und als der letzte zurückgeblieben iſt, von dem glaubt man, er müſſe im Laufe des Jahres ſterben; der muß den Tod nach Hauſe tragen. In einem andern Orte werfen die Kinder den Tod in einen Teich, der Adam heißt, binden ihm, damit er unter dem Waſſer bleibt, einen Stein um den Hals und ſagen dann, ſie haben den Tod dem Adam gegeben. Wieder an andern Orten führen ſie den Tod bis an das Ende des Dorfs und ſingen:

Wir tragen den Tod weit aus dem Dorf,
Tod neue Jahr aber in das Dorf.
Wir heißen dich liebliches Korn willkommen,
Wir heißen dich grünes Gras willkommen.

Hinter dem Dorfe errichten ſie einen Scheiterhaufen, zünden ihn an und verbrennen den Strohmann unter Schimpfen und Schmähen. Dann ziehen ſie zurück und ſingen:

Den Tod, den haben wir weggetragen
Und das Leben brachten wir wieder,
Glückſeelig hat ſich's im Dorfe,
Darum ſingt luſtiche Lieder.

In der Gegend von Bechnitz Kicha und Kollin lautet das Lied im Umzuge ſo:

Den Tod tragen wir aus dem Dorf,
Den Sommer tragen wir ins Dorf
Sind vergnügt, Bäuerinnen,
Den Tod tragen wir den Bauern,
Um dafür den Sommer zu bringen.
Um die Bäuerinnen werben
Sollen die Bauern, daß ſie ihnen ſterben.

Dann tragen die jungen Burſche und jungen Mädchen, doch jedes Geſchlecht für ſich, den Tod in den Wald, wo ſie ihn dreimal an eine Eiche ſchlagen, um ihn zu zertrümmern. Gelingt das den Mädchen eher als den Knaben, ſo glaubt man, daß in dieſem Jahre mehr Männer als Frauen, iſt es umgekehrt, mehr Frauen als Männer ſterben.

An einigen Orten verſtecken die Mädchen ihren „Sommer", eine einer Dörrgerte gleichenden Puppe, unter der Schürze und warten damit hinter einer Thür oder einem Thorweg auf die jungen Burſche, um ſie damit zu ſchlagen. Anderwärts ſchlagen die Frauen damit ihre Männer und rufen dreimal dazu: „Gib mas!" Männer und Burſchen müſſen ſich dann durch ein Geſchenk von Aepfeln von der Fortſetzung des Prügels loskaufen. Daher trägt in den Gegenden Böhmens, wo dies Schlagen Sitte iſt, jeder junge Burſche am Todtenſonntage in der Taſche Aepfel bei ſich, um ſie den Mädchen zu ſchenken. Im Rieſengebirge gehen am Todten- oder Schwarzen Sonntage die Knaben mit Fichtenbäumchen und aus Weiden geflochtenen Peitſchen in der Hand durch die Dörfer, necken und ſchlagen die ihnen begegnenden Mädchen und fordern eine Auslöſung an Geld von ihnen.

Anna

(tritt ihm entgegen mit halb aufgelöstem Haar, blaß und verstört).

Einsiedel (fährt zurück).

Gott im Himmel! Anna, was hast Du?

Anna (fast tonlos ihren Arm um ihn schlingend).

Nun weiß ich Alles. Ich wußt' es schon vor Monden, als ich so schwer zu träumen anfing.

Einsiedel.

Was weißt Du? Wo ist Patkul? Erkläre mir, Anna —

Anna.

Weißt Du wohl, Julius, wenn wir im Kinderspiel so große Seemuscheln an unser Ohr hielten — wie das rauschte und brauste, dumpf, dumpf, — ach, Julius, wart Ihr Männer, daß Ihr es littet?

Einsiedel.

Patkul — wie? — Meine Ahnung — wer hätte das gewagt? Patkul verhaftet? Durch wen?

Maske

(schlägt den Domino zurück und nimmt die Larve ab).

Einsiedel (fährt betroffen zurück).

Anna (heftig).

Friedrich August! (Sich verstört an ihren Bruder schmiegend.) Sagt' ich's nicht, Bruder? Das ist der einzige Lebende unter uns Leichen! Sieh diesen erlogenen Schmerz, unter dem sich lächelnd die gesättigte Rache birgt! Cupido wollte auf ihn zielen, der Knabe ver-

In der Umgegend von Libuhowitz an der Eger fuhren die Mädchen am Todtensonntag in weißen Kleidern mit reichen Bändern und vergoldeten Sternchen im Haar und mit den ersten Frühlingsblumen, wie Veilchen und Maßliebchen, geschmückt eine sogenannte Königin Aralowna, die mit Blumen bekränzt ist, durchs Dorf. Während des feierlichen Umzugs darf kein Mädchen still stehen, sondern alle müssen sich fortwährend singend drehen. Die Königin aber verkündet in jedem Hause die Ankunft des Frühlings und wünscht den Bewohnern Glück und Segen, wofür sie dann Geschenke von ihnen erhält.

So hat in Böhmen fast jeder Tag seine eigenthümlichen Gebräuche und Deutung, weshalb es mir um so größern Danke zu erkennen ist, daß Baron von Arnsberg-Düringsfeld in einem jetzt beendigten Werke: „Festkalender aus Böhmen" bemüht (Wien und Prag, Kober und Markgraf, 1861), diese alten Sitten und Gebräuche, welche ein so bedeutendes Licht auf das Volksleben in Böhmen werfen und uns auch hier klar beweisen, wie so vieles aus der alten heidnischen Religion, nur unter anderem Namen, ins Christenthum übergegangen ist, fleißig gesammelt hat. Beiläufig mag bemerkt werden, daß derselbe Verfasser ein ähnliches Werk, aber in französischer Sprache über Belgien (Le Calendrier belge) herausgegeben hat, von dem ebenfalls der erste Band im Buchhandel erschienen ist. Durch derartige Arbeiten wird der Stoff zu einer deutschen Mythologie im wahren Sinne des Wortes, die uns eigentlich noch immer fehlt, immer mehr angesammelt, was man am besten daraus sieht, wenn man das eben Werk dieser Art, den „Festkalender" von Storch, der einen Theil des bekannten Scherdin'schen Sammelwerks, „Das Kloster", ausmacht, mit den zwei speciellen Arbeiten des Hrn. von Arnsberg vergleicht. Bemerken will ich noch, daß auch in meinem Buche: „Des deutschen Landmanns Practica", eine Art Kalender über den Aberglauben, den die bäuerlichen Arbeiten an jedem Tage des Jahres mit sich führen, zusammengestellt habe, womit der Jagdkalender in nahem „Jägerbrevier" in Verbindung zu bringen ist.

Dr. Grässe

Anregungen.

Ein Lese-Perfum.

I.

— — Wenn der Verblendete Hegel klagen mußte, seine Philosophie sei nur von einem einzigen seiner Schüler verstanden worden und der hätte ihn — mißverstanden, so könnte Melpomene von Zeit zu Zeit in ähnliche Seufzer ausbrechen. Welch eine Fülle von Tragödien und immer neuen Tragödien! Und welches Mißverstehen der eigentlichsten Gesetze des tragischen Conflicts! Wir können von Zeit zu Zeit nicht vermeiden, auch solchen Stücken, die nie auf die Bühne zu gelangen bestimmt scheinen und also für das Publikum nicht vorhanden sind, eine kritische Erwähnung angedeihen zu lassen, so sehr wir uns auch in dieser Richtung zurückhalten möchten. Fast allemal aber staunen wir über das Mißverhältniß zwischen wohllautender Einkleidung und wirkungsleerem, verfehltem Inhalt, zwischen dialektischer Gewandtheit und dramatischer Schwäche. Wir streifen hier nur an diese eigenthümliche Beobachtung, da im Grunde für unsere Leser wenig dabei zu erübrigen ist, und könnten höchstens noch für die jungen Verfasser solcher Stücke den Rath hinzufügen, sich nicht zu früh — an Jamben zu wagen, damit der Wohllaut sie nicht immer und immer von neuem über das Unzulängliche ihres eigentlichen dramatischen Plans betrüge.

Ernst Wichert's „Wiching von Samland" (Berlin, Decker'sche Hofbuchdruckerei) gehört zu diesen trefflichen Arbeiten dieser Art. Die Sprache ist edel, der Gedankengang würdig und doch — wie so undramatisch das ganze tintenartige Gedicht! Dietrich, von den ersten Preußenbekehrern als Knabe geraubt, erkennt sich als Kind seines Volks in dem Augenblick, wo er an der Seite seines Räubers, des Ordensbruders Berthold, die heidnischen Samländer mit dem Schwerte zu Boden schlägt. Er geht zu den Seinigen über, verläßt dieselben aber wieder, weil seines christlichen Glaubens eingedenk, wendet sich abermals zu ihnen zurück, um sie zu bekehren, bekehrt sie wirklich und wird schließlich nun doch erschlagen, beiläufig, ohne Ursache. Eingeflochten ist ein kaum skizzirtes Liebesverhältniß, das zwar das Stück trauriger macht, aber den Helden tragischer. Im Grunde ist der Conflict mit der gelungenen Bekehrung der heidnischen Preußen geschlossen und alle Bedingungen zu einem glücklichen Ausgang liegen vor. Um mit Horaz zu reden, stirbt der Held somit „an des fünften Akt". Wir können in Tragödien jene Riesen, überstarken Naturen, wie sie sich in den Stücken Shakspeare's gegen göttliche und menschliche Gesetze auflehnen, zur Noth entbehren; es gibt noch eine gute brauchbare Mittelgattung; aber unentbehrlich ist die Tiefe der Leidenschaft und greifbare tragische Schuld. Ohne das eine und das andere keine wahrhafte tragische Wirkung.

Franz Herbart's Prophezeiung, die deutsche Nation werde sich, gleich ihren Nachbarn, zu dem zurückwenden, was entweder Geld einbringe oder die Zeit verkürze, trotz dieser zur Wahrheit gewordenen Prophezeiung ermüden unsere jungen Dichter nicht, diese Dichtung aus Rudolstern Praktische immer von neuem in Ost und Nord zu bekämpfen. Einer der neuesten Sänger dieser Tage, Wilhelm Droste, hat einen Balladenstrauß unter dem Titel „Nordische Sagen" (Berlin, Sandberg u. Comp., 1861) gebunden, den wir hiermit allen denen empfehlen, welchen das oft behandelte Thema noch neu ist.

Eine andere lyrische Sammlung, „Erlachen" betitelt, von demselben Verfasser, scheint mehr Selbsterlebtes zu bieten, obschon der Held dieser Lieder Karl genannt wird. „O Karl, du junger Dichter, so schön, so rasch und mild!" Die „Raschheit" des Dichters ist diesem Liederstrauße nicht gerade zu Gute gekommen, ein gut Theil Unbedeutendes hätte bei etwas mehr Herausgabe Geduld ausgejätet werden können; auch wäre bei besonnenerem Lampe der Verfasser ohne Zweifel selbst auf die bedenkliche Seite aufmerksam geworden, welche solchen allzu schlüpfrig gedichteten Spiegelungen anhaftet:

Schlank von Gestalt und lieblich seiner Jahre,
Doch strotzt aus jedem Muskel Männerkraft u. s. w.

oder wie es an einer andern Stelle heißt:

Nur ein Jüngling schreitet durch die Reihen
Ohne Pomp, doch kräftig, edel, schön;
Seine Jugo Hoheit ihm verleihen,
Scheint er doch ein Prinz bei Maskenballe zu;
Auf der Stirn der Genius Seine Weihen,
Seine Sprache des Apoll Gaben u. s. w.

Bei so freundlicher Ausstattung des Helden hätte der Verfasser wenigstens nicht durch die Widmung: „An die Mauren Marieens", so deutlich darauf hindeuten sollen, wer unter dem schönen Dichter Karl, der ja gleichfalls immer von seiner heimgegangenen Marie redet, eigentlich von ihm verstanden sein soll. Aus den seiner späteren Geliebten oder Gattin geltenden Gedichten hebt sich eine didaktisch hervor: die Warnung vor Mißtönen zwischen Herz und Herzen; eine Warnung, welche sich übrigens auch im andern Sinne an den Sänger selbst richten dürfte und mit welcher wir seiner Leier hier Valet sagen wollen:

Hütet vor Disharmonie
Eure Seele früh und spät!

Gustav Neiswitz, ein junger talentvoller Schriftsteller, der auch in die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" schon manche Novelle, manches Reisebild steuerte und sich in diesem Augenblick wieder in Rom befindet, hat in einem Büchlein: „Bosporus und Attika" (Berlin, Janke, 1861), anmuthige Schilderungen aus Süd und Ost gegeben. Wir haben einzelnes mit vielem Vergnügen gelesen und bedauern nur eins — daß der Verfasser sich in seiner poetischen Prosa verleiten ließ, den Leser immer selbst ohne Unterlaß in den Ton seines Vortrags hineinzuzaubern. Welch ein bedenkliches Experiment, auf mehr als Nur Seiten immer statt „ich sah" oder „wir sahen" — „Ihr sahet", „Ihr habt gesehen" zu sagen! Alles, was Gustav Neiswitz beigebracht, ist solcherart und selbst zugeschaut. „Grüßten nur roth wie ein Krebs, sahst du hinderung an den Fenstern." Wie? Die schöne Leserin „grüßten und roth wie ein Krebs"! Man kann seine ungalante Form rügen. Oder: „Da ist einem russischen Freunde auf dem Campo noch Lebewohl zu sagen habt." „Wer"? Nie im Leben hatten Sie einen russischen Freund und noch weniger auf dem Campo Santo! Oder: „Verlassen und nur ein liebes Bild umschlingend (eine dem Lateinischen freundliche Schöne, die er Maria Despina nennt), steht ihr zwischen den öden Mauern." O, auch wir, die Leser, so vielen exotischen Liebesbund verflochten! Man muß bekennen, daß der Autor kein Egoist ist. Aber freilich — auch seine faux pas haben wir auf unsere Weise mit zu entgelten. Nachdem „wir" eben erst einer englisch lady nach Möglichkeit Verbindliches sagen, wird uns zugerufen: „Ihr müßt bekannt bekennen, daß eure Unterhaltung durchaus nicht galant war, ja sogar ziemlich platt." Alles das ohne eine Spur übler Absicht, immer nur dazu verführt durch den hohen Kothurn einer — allzu dichterisch gehandhabten Prosa!

II.

Der pruntende Octobereinzug in Berlin, meinte neulich ein nüchterner Freund nationaler Unabhängigkeit, hätte mir weit besser gefallen, wenn er von der Kanonenbootfrage sich einen Inhalt angeeignet hätte. Stelle man sich Städte- oder Provinzdeputationen vor, deren Mitglieder sämmtlich mit einem acceptirten Wechsel oder Schuldschein in der linken und einem Miniatur-Kanonenboot in der rechten Hand den Begrüßungsgang zu eröffnen bestimmt gewesen wären! Hier der symbolische Flottenbeitrag, dort der thatsächlich von der Stadt oder Provinz gezeichnete! Welche würdige Gelegenheit für jede preußische, ja jede deutsche Stadtchen wäre es gewesen, einmal tief in den Beutel zu greifen, und welche sinnige Verschmelzung von Realpolitik und Loyalität!

Ein anderer Freund, welcher den Einzug der Verbündeten in Paris mitgemacht hat, ist, wie er sich ausdrückt, dem spezifisch romantisch theatralischen Wesen solchen Staatsaufzugs überhaupt abhold und wundert sich, daß wir die Alitterkunst unserer überrheinischen Nachbarn in einer Zeit nachahmen, wo wir nationale Eigenthümlichkeiten zu pflegen behaupten —

Ein dritter endlich schreibt uns eine etwas absonderlich gefärbte Parallele zwischen diesem neuesten Triumphzuge und dem ersten Einzuge preußischer Truppen in Berlin am 10. December 1808 —

Wir überlassen jedem, aus diesen verschiedenen Gesichtspunkten den Stoff zu eigenen Betrachtungen zu nehmen und benutzen die Erwähnung jenes lange gedachten historisch bedeutsamern Einzugs nur, um

auf ein Buch aufmerksam zu machen, das jene denkwürdige Periode behandelt. Es heißt: „Ferdinand von Schill's Zug und Tod im Jahre 1809. Von Dr. Georg Dörich" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861):

„Am 10. December 1808", schreibt der Verfasser, „zogen wir in Berlin ein, die ersten preußischen Truppen, welche die Stadt nach den Unglückstagen von 1806 wiedersah und die man gar von Schill geführt wurden. Unbeschreiblich war der Jubel. Lorbeerkränze und Blumenkränze (December!) regneten auf uns herab, aus allen Fenstern begrüßten uns schöngeschmückte Frauen und Jungfrauen. Wo sich Schill nur sehen ließ, umringte ihn eine jubelnde Menge. Mehrmals rief er aus: «Man macht zu viel aus mir!»"

Man weiß, wie bald diese große Haltung ins Gegentheil umschlug. Die allgemeine Stimme schien den tapfern Reitersmann zu einem Gewaltigeren aufzurufen, als vor dem Halleschen Thore im Sande zu wandeln. Aufforderungen aus Westfalen kamen hinzu. Oesterreichs Stern hatte wieder zu steigen begonnen. Eine Erhebung Deutschlands konnte den baldigen Anstrengungen zu glücklichem Ziele verhelfen. Es galt einen Versuch, auf eigene Faust die Franzosen aus dem Lande zu werfen. Unglücklicherweise fehlte es an Zeit zu den nöthigen Vorbereitungen. Die ersten Unterhandlungen waren kaum angeknüpft, als sich schon zeigte, daß alles durch französische Spione verrathen war. Schill's auf geheimem Wege nach Westfalen entsandte Proclamation fiel in die Hände des französischen Commandanten von Magdeburg. Der preußische König in Königsberg berichtete, den gefährlichen Braunschweig vor ein Kriegsgericht zu stellen. Nur durch Flucht war einer Verhaftung zu entgehen. In dieser Noth faßte sich Schill kurz entschlossen. Am 28. April nachmittags 4 Uhr rückte er mit seinem ganzen Husarenregiment, scheinbar zu einem Manöver, aus Berlin hinaus. Als die letzten den Marsch begleitenden Zuschauer sich verlaufen hatten, ließ er halten und forderte diejenigen, welche heimkehren wollten, auf, sich von ihm zu trennen. Alle erklärten, ihm blindlings folgen zu wollen — —

Wir haben nicht die Absicht, hier auf die weitern Einzelheiten dieses verwegenen Unternehmens einzugehen. Wer mit Aufmerksamkeit der klaren Erzählung des Verfassers, eines Greises von 81 Jahren, folgt, wird nicht ohne Ergriffenheit eine der traurigsten Zeiten deutscher Geschichte vor sich aufsteigen sehen, eine Zeit, wo alle Patrioten mit bangem Herzklopfen dem Entwickelungsgange dieses Befreiungszuges zuschauten. Wie verwirren in jener Zeit alle Interessen und Sympathieen durcheinander gemischt waren, wie deutsch zum Theil auch jene empfanden, welche in die unvermeidlichst engen Beziehungen zu den Franzosen gerathen waren, und wie unmöglich es andern wieder schien, ihre Ehre und Eidespflicht mit dem Zuge ihres Herzens in Einklang zu bringen, das geht aus manchen oft rührenden Beispielen hervor. So schon gleich bei dem Erscheinen der muthigen Reiterschar vor der Festung Wittenberg. Der Commandant ist ein Sachse, hat die Festung im Namen seines Königs für die Franzosen zu schützen. Dennoch fühlt er, wie der erste Erfolg Schill's zur Verdrängung dieser schmachvollen Bundesgenossen beizutragen vermag. Sollte er dem kühnen Partheigänger die Thore öffnen? Sollte er ihn mit Kugeln empfangen? Der Adjutant Schill's wird zum Unterhandeln in die Festung gelassen. Der Commandant scheint noch nicht mit sich einig zu sein. Der Schill'sche Adjutant muß im Vorzimmer warten. Aber hier tritt ihm wenigstens einer jener lieblichen würdigen Züge entgegen, wie sie den patriotisch lebendigern Pulsschlag des Weibes zu Zeiten kennzeichnen. Ein junges Mädchen — vielleicht die Tochter des Commandanten selbst — schlüpft ins Zimmer. Sie hat mit banger Spannung dem ersten Hörnerruf entgegengeharrt, mit dem sie einem deutschen Freiheitskämpfer ihre Begeisterung ausdrücken kann. Aber sie hat auch mit dem Herze vorgearbeitet. Vor der Ehre, im Bereich der Festungsgeschütze, liegt Schiff, das eine sehr bedeutende Geldsumme enthält, bestimmt, nach Magdeburg, an die Franzosen, geliefert zu werden. Die Capitulation, welche das junge Mädchen in ihrem Gutsherrnsinn schon für gesichert hält, darf jene Brandschatzung nicht unberücksichtigt lassen. Das Schill'sche Corps soll sich des Geldes bemächtigen und sich dadurch rasch zu verstärkter Macht erheben. Mehr zu sagen, bleibt ihr keine Zeit. Ehe der Adjutant ihr danken kann, ist sie verschwunden und der Commandant tritt ein. „Reizender Zug von treuherziger Begeisterung! Mancher Seufzer, wie manche Thräne mag dieser eitelen Hoffnung, ein Schwert mehr zum Besten des gemeinsamen Bedrückers herbeigeschleppt zu haben, gefolgt sein! Aber was schadet es jetzt, daß Wittenberg nicht übergeben worden, daß jene Summe, die Hände Schill's gefallen ist — der wackere Parteinahme des deutschgesinnten Sachsenmädchens bleibt ihrem Andenken unverkümmert.

Für die Kinderwelt.

Schon in fünfter vermehrter Auflage liegt vor das durch die trefflichen Illustrationen Ludwig Richter's vorzugsweise beliebt gewordene „Kinderleben. Lieder und Reime aus alter und neuer Zeit. Geordnet und herausgegeben von M. J. C. Wolfsburg" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862). Zarte Ausbildung stimmen im Gepräge echtdeutschen Elements zusammen und geben der Generation im Kleide eine Spielschule für die Begriffe des Schönen und Guten, deren Grund in der menschlichen Seele nicht früh genug gelegt werden kann.

(Hierzu eine Beilage: **Neues aus der Welt.**)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Ein Blick auf Berlin. — Die Kosakenbraut. Oper in drei Akten. Text von Moritz Hartmann, in Musik gesetzt von Ferdinand Hiller. — Aus den Gebirgsländern. — Briefwechsel.

Ein Blick auf Berlin.

Den neuesten berliner Vorgängen sieht das gesammte Deutschland mit großer Spannung und Neugierde und doch im Grunde ohne besondere Sympathie zu. Es vollzieht sich in Preußen ein Proceß, der etwas Unerquickliches hat, ein Beweis der Verspätung und Zurückgebliebenheit jenes aufgeklärtesten Staates hinter den Entwickelungen, die das übrige Deutschland offen und ehrlich schon seit 1815 durchgemacht hat. Preußen wurde mit dem Siege über Napoleon so plötzlich katapultirt, daß es noch bis zum heutigen Tag sowol in seinem Adel, seinem Militär, seinem Beamtenthum wie vorzugsweise in den Anschauungen des Hofes die Bewunderung vor dem Kaiser Nikolaus nicht überwunden hat.

Da erblickt man denn nun eine Million, die seinem noch jetzt Tag auf die Herrschaft einer Militärautokratie ohne besondere Mühe und Gefahr zurückversetzen Staate mit Gewalt gegeben werden soll, die Million der Hegemonie und moralischen Eroberung Deutschlands, in einem traurigen Conflict mit den noch so durchaus fehlenden Grundbedingungen einer wirklichen Uebernahme jener Mission. Die Dimensionen des Kampfes werden enger und enger, der Kampf wird nahezu ein rein persönlicher — wenigstens kann Deutschland nicht mehr mit eigener Ergriffenheit solchen oder weil ganzen begeisterten Antheil nehmen. Zu kläglich geht das Ganze auf ein lokales Biegen- oder Brechenmüssen hinaus. Die Kammer wird wiedergewählt werden, sie tritt dem Ministerium, das sich, sozusagen ehrungsvoll, weil unter lauter russischen Elementen sich wissend, sie unerläßlich und unersetzbar hielt, mit ihren alten Ansprüchen gegenüber, es muß und wird zu einer Gutheißung kommen zwischen dem einen Theil und dem andern, das Jahr 1848 wird sich nicht in seinen März-, sondern in seinen Novembererinnerungen erneuern.

Diese Wendung ist wahrlich traurig. Sie kann zwar nur mit dem Sieg der russischen Elemente Preußens enden, mit der Auflösung der deutschen Parteien untereinander, mit dem Verbot der oppositionellen Zeitungen, mit der Unterdrückung des Nationalvereins. Dann werden die „liberalen" Minister, die sie aus freien Stücken gehen konnten, gehen müssen — — Würden die „liberalen" Minister gegangen — und wir hören, daß sie es noch vielleicht thun*) — so hätten sie sich ein großes Verdienst um die Vereinfachung der berliner politischen Sachlage erworben. Sie hätten die ganz unnöthige Ueberreizung des berliner politischen Lebens gemildert und die einseitige, auf die Spitze getriebene Parteiwut der Blätter durch ein heilsames Stärkbad unterbrochen. Denn auch darüber herrscht Aufklärungsfrei. Wohin soll der feindliche Ton führen, den z. B. die „Volks-Zeitung" tagtäglich anschlägt? Ist es denkbar, daß der König ein Ministerium Auerswald-Pinckow-Schulze (Delitzsch) annimmt? Kaum anders als von den Barrikaden heraus. Früher, als jenes Ministerium gebildet, schien die Journalopposition nicht ernsten zu wollen.

Wir wollen uns in diese Ueberzeugung nicht mit einer Phrase, die liberal klingen dürfte, wir werden eine unerschrockene Anwendung des Aeußersten am wenigsten widerrathen und finden auch das einzige Mittel, Preußen zu verfassungsmäßigen und in Verbindung mit dem zu bringen, was es nun durchaus sein soll, in der That nur in einem Ministerium Auerswald-Pinckow-Schulze (Delitzsch), einem Ministerium, das hoffentlich nicht wie einst zu Hansemann und Camphausen die auf sie gesetzten Hoffnungen täuschen und blos Excellenz wird spielen wollen. Dennoch ist das Thema des berliner Kampfes falsch gestellt, deshalb falsch gestellt, weil man Preußen in eine Action treiben will, die nach jeder Bedeutung hin unmöglich ist. Man tobt und lärmt über die „Würzburger" — leider oft in einem Ton, als käme es von Berlins Straßenjugend, der die Welt an der Haidehide aufhört. Sind die Würzburger mit Bilgen und Gouplets umgeblasen? Sind die Würzburger nur allein Fürsten und Minister, sind es nicht deutsche Stämme? Ist der „Kladderadatsch" im Stande, die Bavaria dadurch, daß er ihr ein Seidel Bier auf den Kopf stülpt, so zu vernichten oder zu beschämen, daß sie hingeht und sich bei Borussia — als Magd verdingt? Müssen wir nicht immer und immer — eben darum „großdeutsch" sein zu wollen — unsere alte Meinung wiederholen, daß die ganze Frage der deutschen Centralgewalt und Einheit vom Nationalverein oder wenigstens von den gothaer Professoren falsch gestellt ist? Ihr wollt Preußens Macht und bekämpft doch das preußische Militärbudget? Eins muß ihr doch sein: Soldatisch oder demokratisch! — — Wollt ihr aber dem preußischen Volk wahrhafte Erleichterungen geben, so findet sie darin, daß ihr alle deutschen Fürsten Demuth lehrt, auch den König von Preußen, d. h. die deutsche Einheit aus dem gereiften Nationalbewußtsein und der Kraft des gesammten Volkes

*) Ist inzwischen geschehen.

beseitigt, demgemäß sie aber auch nach wie vor, wenn auch mit vernünftigern Standpunkt modificirtem, auf der Gleichberechtigung aller deutschen Stämme, nicht auf die zumeilen wahrhaft freche Verhöhnung eines gegen den andern begründet. Ist es nicht offene Kriegserklärung, wenn der in dem Dienst der „Grabowianer" getretene Publicist erklärt: Preußen ist noch nicht fertig, es muß (d. h. auf Kosten des übrigen Deutschland) erst fertig werden!"

Das gegenwärtige politische Leben Berlins macht den Eindruck eines der Kabel angehörenden Ungethüms, das sich, beim Schwanz angefangen, vorläufig selbst auffrißt. Das Vertrauen des übrigen Deutschland schwindet völlig.

Die Katakomben.

Oper in vier Acten. Text von Moritz Hartmann, in Musik gesetzt von Ferdinand Hiller.

• **Wiesbaden.** Die erste Aufführung dieser Oper an unserm Hoftheater hat die rheinländischen Zeitungen mit Berichten über den glänzenden Erfolg des neuen Werks bereits viel beschäftigt. Dichter und Componist sind durch liebenswürdige Persönlichkeit und politische Richtung am Main und Rhein besonders geschätzt und beide brachten wenigstens bei uns ihre Erstlinge von dramatischer Poesie und Musik begreiflich, daß die Theilnahme eine sehr lebhafte war. Die Wiesbadener, geschmeichelt, daß die erste Aufführung auf ihrem Hoftheater stattfand, mußten um die Anwesenheit des mehrere Tage vorher von Köln herübergekommenen Componisten und ehrten durch wiederholten Zuruf den geschätzten Gast; die Sänger und Sängerinnen, nur sechs Personen außer dem Chor, waren ihren Rollen gewachsen und vortrefflich eingeübt. So kam eine belebte, gepflegte und durch wiederholten Beifall getragene Vorstellung zu Stande, in der man sich auch von ihrer Dauer und dem ernsten Inhalte nicht ermüden ließ.

Durch Erkrankung des Tenoristen verschob sich die gewünschte Wiederholung und man hatte Zeit, sich mit dem Texte des bekannten Novellisten und Lyrikers Hartmann genauer bekannt zu machen. Daß zwei Freunde von moderner Bildung sich zur Verherrlichung eines altchristlichen Stoffs durch Poesie und Musik vereinigen, ist an sich schon interessant und kann nur in der weltgeschichtlichen Bedeutung eines Conflicts des neuen Christlichen mit der alten heidnischen Welt genommen werden. Aus diesem Gesichtspunkte betrachten wir die dramatische Handlung in ihren allgemeinsten Zügen und begleiten sie mit unsern Bemerkungen.

Lavinia, eine vornehme Römerin cäsarischer Abkunft, auf ihrem Landsitze unweit Rom und inmitten befreundeter Gäste von Männern und Frauen, die dem Bacchus und der Venus Loblieder singen, liegt auf ihrem Ruhebett und verräth schon durch diese Lage sowie durch die letzten Worte:

Wie hohl der ganze Jubel
In meiner Seele widerhallt!

ihr gramzerrissenes, liebeverschmähtes Herz. Glaudius der Präfect von Rom, wirbt um ihre Liebe und will sie durch Gesang erheitern. Aber Glothia, die Sängerin, deutsch Ghethia und von den aufwartenden Sklaven Lucius, ebenfalls eingeborne Christ, gewarnt, ein heidnisch Lied zu singen, trägt die Erzählung von der büßenden Magdalena vor, die ihres göttlichen Meisters Füße salbte und den Trost empfing:

Dir der Herr, der gern verzeiht,
Ihr hat viel vergeben sein,
Denn sie hat auch viel geliebt.

Lavinia, von diesem ihr neuen „Method" entzücken, fragt nach dem neuen Gott, der sündige Liebe verzeiht. Da erhebt sich der Präfect, stürmt dagegen und eifert gegen den am Kreuze gestorbenen Gott, der sich schon in ihre Mitte dränge und die Ehre der Kybeleste Cloe. Die Neue soll getödtet, vernichtet, ausgerottet werden. — — Lavinia entflammt ihre Gäste und nur der Präfect bleibt, um ihre Gunst zu werben. Sie aber weist ihn mit den Worten ab:

Ich verachtend ist dein Werben,
Und dein Lieben ist verächtlich,
Wie Gift und Tod ich fürchten
Und am jeden Gräul der Hölle.

Da stürzt Timotheus, ein Christ, von mitthrem dem Volke verfolgt, herein zu Lavinia's Füßen. Der grimmige Präfect will ihn ergreifen, doch Lavinia schützt ihn und freut sich dessen um des Gottes willen, der sie verzeiht. Die Sängerin und ein eingetretener, eingeborner christlicher Senator Cornelius preisen Gott, der den Verfolgten Muth und Rettung verleihen. Lavinia läßt ihren Schützling bewirthen und spricht ihr Verlangen aus, den neuen Gott kennen, vor dem Rom erzittert.

Diese Exposition ist vortrefflich, sie bezeichnet in lebhaften Farben die Situation der Zeit und [illegible] die Elemente, aus denen sich der Conflict [illegible] Weltepochen entwickeln soll. Zugleich ist der lyrische Ausdruck der Empfindungen in Vers und Reim schön, wie man es von dem Dichter von „Reich und Schwert", der „Zeitlosen" u. s. w. erwarten mochte.

Im Innern der Katakomben erscheint Lucius und Glothia. Der zu früh beigesetzte Christ, [illegible] außerhalb Lavinia's Wohnung der Volkswuth doch nicht erlegen und soll am heimlichen Versammlungsorte der Christen begraben werden. Lob und Gefahr scheuend, die junge Glothia bedürftiger eines Mannes zu sein, an den sie sich als zartes Weib anlehnen könne. Sie nennt Lucius ihren Erretter und Hirten. Wie sich mit er als Priester oder Vorstand der kleinen Gemeinde auf, die Zuneigung Glothiens aber weist er ab und verbietet ihr, die Lieder ihrer Heimat, den Heiden und Sündern zu singen. Sie gehorcht, indem sie mit einem zarten Lied Abschied von [illegible] Laute nimmt. — — Nun erscheint hinter den [illegible] dem Hintergrunde Abgegangenen Lavinia. Sie [illegible] dem Pfade jenes erschlagenen Nazareners" [illegible] der Pfad eines Erschlagenen anfängt und wo er [illegible] höret, weiß man nicht, auch bleibt zu verwund

daß eine so vornehme Römerin allein und auf Verrathswohl hinausgewandelt, den neuen Gott zu finden und so die Zuflucht der Christen entdeckt, hinter die bisjetzt die römische Polizei noch nicht gekommen war. Nun sie aber einmal da ist, macht der Übergang der Christen hinter der [illegible] von der Auferstehung des Herrn einen erschütternden Eindruck auf sie

Ich bebe wieder,
Beim Klang hehrer Lieder
Bin ich aus langer Nacht,
Aus schwerer Betäubung erwacht

Aber freilich, auf den Sang der — Christen „Er ist auferstanden" — meint sie

Er ist auferstanden!
Kommen auch in seinen Armen
Solche Herzen mir erwarmen?

Alle um neue Umarmungen gilt es ihr mit dem neuen Glauben! Nun glaubt sie gern an die alte Sage, daß Pan todt sei und die alten Götter starben.

Die Christen bringen die Leiche des Erschlagenen und Lucius spricht den Begräbnißsegen. Die verstörte Lavinia findet den Spruch „Angesicht von Hoheit strahlend" und „in die tiefste Seele prägt ihr das Wort des Glaubens, das er spricht". Jetzt erkennt sie in dem Sklaven in ihm und wird von ihm und weil von den Christen erkannt, die erschrocken ihren Verrath fürchten. Lucius tritt zu ihrer Vertheidigung auf: „Schon lang' sucht sie der Pfade, sich anzuvertrauen zu Gottes Gnade." Und nun hält sie auch mit ihrem Herze nicht zurück

Was meinem jungen Herz bis jetzt gefehlt,
Kann es in alter Welt
Nicht neue mir erblühen,
Daß wieder Liebesmuth
Und Sehnsucht mir erwachen,
Daß mich die Flammen brennen,
Daß mich die Leiden schmerzen,
Dann will ich ihn bekennen
Mit meinem ganzen Herzen! u. s. w.

Da wird sie denn von den Christen eine Sünderin gescholten. Lucius aber beruft sich auf ihren Heldenmuth gegen zu fürchtenden Verrath und Lavinia spricht für sich

Nicht von der Sklaven Stimme,
Ich höre nur der Stimme,
Die so geliebt Gericht!

So kommt sie, heimkehrend, zurück — auf den Stellvertreter eines umarmenden Gottes.

Im dritten Act, wo ihren Frauen geschmeidt will sie auch Glethia schmücken; diese lehnt es ab; sie will ein Lied von ihr hören — Glethia verweigert es, Lucius hat es ihr verboten. Lavinia kann der Macht dieses Sklaven über die Gemüther und läßt ihn rufen. Nachdem sie wie verschämt sich ihre Liebe für ihn eingestanden hat, erscheint er. Sie schenkt ihm die Freiheit und — trägt sich ihm zur Liebe an.

Daß der vielbegehrte Mann kurz vorher die Ehe mit einer jungen Christin seiner Gemeinde abgelehnt hat, erleichtert ihm sehr den Korb, den er der verführerischen Sünderin gibt. „Verschmähen muß dich der, die Frauenliebe, die er Weib begehrt" — erklärt er. „Verschmäht! Ich bin verschmäht" — ihrer Lavinia, und er, mit seiner Mahnung zum Gehorsam, entkommt nur ihre Worte von Eifersucht auf Glethia. Sie ruft ihren alten Römerstolz zur Rache auf. „Römer Lucius!" Doch nun, gerade den will sie haben, aber — die Christen sollen nun dran! Und wirklich erscheint der Präfect mit Kriegern, denn sie kann auch als Denunciantin mit der Anzeige

Sie sich die Nacht,
Die ernst, verdeckt,
Mit ihrem Grau'n,
Ich hab' es entdeckt'

und mit dem Befehl entgegentritt

Die Christen hat schon mir gestern heute Schlaf!

Das ist der Präfectus Morbi, des Cäsar's Befehl!

Mit dem vierten Act leben wir denn, daß doch der Dichter wahrscheinlich den eigentlichen Reiz dieses verschollenen Stoffes von ihrer begreiflichen Rache nicht hat treffen lassen; denn er mußte nach den Katakomben eilen, seine Glaubensgenossen zu warnen und zur Flucht zu treiben. Er selbst bleibt zurück, denn

— Er schwebet wie ein Stern,
Gesandt von Gott dem Herrn
Rein Haupt bedarf der Vertheidigung

Allerdings war damals der Märtyrertod der Stolz der Christen, wenn dem Glauben damit ein Zeugniß zu geben war, allein die christliche Klugheit gebot auch, die Gefahr nicht herauszufordern. Auch kam es den entflohenen Christen sehr bald zu Gesicht, wenn der Hirt seine Heerde verlassen habe, dürfe die Heerde den Hirten nicht verlassen. Sie kehren alle wieder zurück im Moment, wo die römischen Soldaten weichen, das Katakombennest leer gefunden zu haben.

Mit diesem Flehen und Wiederkehren ohne innere Bedeutung verräth der Dort, daß er den Mangel an Bewegung und Spannung in seiner Dichtung selbst empfunden habe. Freilich aber ist Hin- und Hergehen nur eine körperliche, aber keine dramatische Bewegung, geschweige denn Handlung. Inzwischen ist auch Lavinia noch einmal auf seltsame Weise wieder erschienen — raumüthig nämlich, von den Gemeinden verfolgt. Ihr Römerstolz hat nicht lange vorgehalten und sie fordert ihren lieben, betrogten Lucius zurück: „er ist mein Leben, ist mein Glück" — sagt sie. „Welch schmachvolles Wort" — erwidert mit Recht der Präfect. Dennoch legt er selbst noch einmal mit seiner Liebesbewerbung an, allein

Nicht des Verfolgers will ich sein,
Nicht dein!

erwidert sie, und auf sein wiederholtes „Sei mein" erklärt sie

Die alten Götter hab' ich fortgeworfen,
Dem neuen Gotte bin ich ganz ergeben,
Ich bin allein — —

geht mit den Worten „Ich bin mein!" den Dolch und ersticht sich. Die Christen singen

Was ist der Sieg
Was ist erlangt,
Hallelujah!

Vom neuen Bunde ausgeschlossen war sie an sich nicht, und hätte sie ehelich gesprochen, würde sie gesagt haben: Mit den alten Göttern zu sündigen, bin ich müde, mit dem neuen Gott soll ich nicht sündigen, was thu ich noch auf der Welt! — —

Dies also die Katastrophe, der Entscheidungspunkt für ein vom Poesie und Musik getragenes Spiel. Die unbetretene Lüsternheit einer leichtfertigen Römerin aber soll den Conflict zweier Perioden, das Signal einer Weltepoche bezeichnen? Es lag wol nahe, der Wahrheit der Zeit und der Bedeutung des Drama gerechter zu werden. Man verfolgte damals, entweder festhaltend an der alten glänzenden Weltherrschaft, die Christen als Empörer aber man begriff die neue Lehre vom Untergang einer sündhaften Welt und entäußerte sich dann seines Besitzthums, entsagte den Genüssen des Lebens, verschmähte Ehrenstellen und ämtliche Wirksamkeit. Zugegeben, daß es auch eine oder die andere gewöhnliche Seele gab, die neu glauben und alt sündigen wollte, aber warum gerade eine solche zum Gegenstand der Poesie, zum Merkzeichen einer Weltentwendung nehmen und das entweihen, was man verherrlichen wollte? — — Es gibt für alle Knotenpunkte der Menschengeschichte ein Gesetz, auf das gewiß auch Dichter und Componist für unsere politische Gegenwart rechnen. Die alten, noch wirksamen Gewalten sträuben, auch bereits wankend, noch eine Zeit lang äußerlich, indessen die neue Macht des Geistes mit verlorenen Schlachten ins Innere der Zukunft dringt. Der Dichter selbst deutet es im Schlußgesang der Christen und in mehreren Stellen an. Warum stellte er in seiner Dichtung nicht ein Abbild jener Zeit in ihrer hohen Bedeutung auf? Seine Lavinia hätte dann freilich statt nach dem hübschen Priester nach dem Salbengefäß der Magdalena greifen müssen. Das alte Rom hätte noch einmal durch den Mord der Christen gesiegt, aber die untergegangene sittliche Römerin, die allbegehrte, hätte neben dem senatorischen Bekenner Cornelius als Siegesfahne bezeichnet, wie weit ins Innere des Römerreichs schon der neue Glaube gedrungen sei. Die Ahnung des Präfecten im ersten Act

So murmelt heimlich in den Lüften,
Kaum um uns schleicht ein neu Gesetz,
Verwirrung weht wie aus Grüften —

wäre zur Anschauung geworden und der Zusammenstoß der christlichen mit der heidnischen Welt würdiger dargestellt geworden.

Die Musik, die Hauptsache bei der Oper, muß Referent übergehen, da ihm ein competentes Urtheil über den Werth derselben nicht zusteht und der individuelle Eindruck, den er empfangen, ein vorlauter Verkündiger auf seinem Wege sein könnte. Der allgemeine Eindruck bei der zweiten Aufführung war gegen das erste mal etwas ruhiger. Die Urtheile der Musikfreunde gehen, wie bei unserm bekannten Musikpersönlichkeiten natürlich, auseinander, während Professor Bischoff sich in der „Kölner Zeitung" nach der ersten Aufführung höchst beifällig hat vernehmen lassen. So müssen wir die Probe abwarten, die das dritte Opernwerk des geschätzten Kölner Kapellmeisters auf anderen Theatern bestehen wird. Und selbst solche Aufnahme, wie die Oper bereits hier gefunden, darf bereits ein Urtheil sein.

Aus den Goldwäschen.

* Der „Panama-Star" gibt uns ein Bild der Goldwäschen bei Graces. Die Wissenschaft gestellt nicht mehr an der zusammenhängenden Kette goldhaltiger Steinlager am Westabhange der Cordilleren mit denen am obern Laufe auf dem Isthmus von Darien, wo in frühern Zeiten so jene berühmten Goldlager fanden.

Wie man jetzt das Goldsandlager bei Graces entdeckt erblickte man die Kabel, es wären hier Kisten mit Gold Sand verlaufen, daher der Flußsand mit diesem gemischt erschienen wäre, aber nicht lange verhalten würde. Andere, die in neuerer Zeit des Weges kamen, fanden auf einer Strecke von 75 Yards an 250 Personen, die in den eigenthümlichen Kostbekleidungen alten Zeiten beschäftigt schienen. Sie standen nicht bis an die Knie, auch wol bis an die Hüften im Wasser des rabenschwarzen Flusses und suchten, gleich Verdammten, mühseligster Arbeit nach den Goldkörnern der Tiefe. Mit flachen Zinkschüsseln hoben sie Sand und Kies empor; hier wurde so lange gewaschen, bis sich in dem feinen schwarzen Ueberrest einzelne blanke Körnchen Gold oder goldhaltige Sandchen zeigten. Innerhalb sechs Stunden konnte der Fleißigste, dessen Schüssel die brennende Sonne fast verlangte, doch nur einen Dollar gewinnen. Nur wenige hatten bei dieser sorgfältigen Wäsche aus. Die geschäftigeren Wühler schöpften, gleich den Dauaiden mit bodenlosen Gefäßen, so hier immer wieder von neuem, ohne sich ihrem nicht sofort hellblinkende Goldkörner zeigten. Um schneller zum Ziele zu kommen, hatten zehn Personen sich gemeinsam ein Canot angeschafft; sie füllten es mit Sand aus einer Tiefe von drei Fuß heraufgeholten Sande, wuschen denselben dann sorgfältig und gewannen in zwei Tagen ungefähr 100 Dollars. Eine andere Compagnie hatte sorgfältig construirte Schlemmapparate und gewann in 1½—2 Stunden das reine Gold, das zeigte die andern an, alle trachteten nach neuen, ähnlichen Hilfsmitteln.

Um Golde dringt
Nach Golde dringt
Die ganze Welt

Briefwechsel.

— H. H. in Berlin. Der Verfasser jener einfachen und, wie Wilhelm, den niemand verlegener gemachten Novelle ist wahrlich sich eine Person, die in ihren unangenehmen Erinnerungen b verrieth.

(Ausgegeben am 29. März 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. Nr. 13. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Eine wahre Geschichte. Von Karl von Holtei. — Die Wirthschaftlichkeit der menschlichen Natur. — Der Roman im Herbst. Von Dr. Kräßle. — Arthur Schopenhauer's Leben und Leben. I. — Die Handschrift der Hamletfrage. I. — Unterhaltungsliteratur. VII. — Die Poesie. Von Albert Lindenberg. — Neues aus der Welt.

Eine wahre Geschichte.

Von Karl von Holtei.

Das sogenannte „zweite Gesicht" wird nicht allein hochromantischen Schatten verliehen. Auch andere Menschen, in ganz gewöhnlichen Lebensverhältnissen, mit herkömmlichen Pantalons versehen, erblicken bisweilen Vorgänge, Ereignisse, Personen oder wähnen sie zu erblicken, die noch nicht sind, die sich als „Ahnungen" ankündigen. Aber nicht als dunkle Ahnungen, nicht als jene auftauchenden Gedanken und Gefühle, welche gar nicht, mögen sie heitere oder traurige Dinge verheißen, die folgerichtigen Ergebnisse einer unbewußt wirkenden Verstandesthätigkeit, einer sogenannten, auf Erfahrung beruhenden, unwillkürlich vergleichenden Berechnung sein können; nein, wirkliche Erscheinungen! Visionen! Und nicht im Halbschlummer, nicht im nächtlichen Dunkel, nicht in niedergeschlagenen oder exaltirten Gemüthsstimmungen; nein, bei kaltem Blute, vollkommener Ruhe, mitten im Laufe alltäglichen Lebens! Die meisten Menschen achten nicht auf solche Sachen, wenigstens nicht, ohne daß irgendeine auffallende Begebenheit sie stutzig gemacht hätte. Wer aber darauf achten will, wird häufig Gelegenheit finden, sich zu verwundern. Gebe — um nur eins der gewöhnlichsten Beispiele zu nennen — jedweder Achtung, ob ihm nicht selbst geschehen ist und geschieht, was ich hier kürzlich schildern will, wie ich es häufig erlebte, seitdem ich zu denken weiß.

Man geht durch die Gassen einer größeren Stadt; man glaubt einem Bekannten zu begegnen, an welchen man wer weiß wie lange nicht gedacht; man grüßt ihn verbindlich; doch durch den erstaunten Gegengruß aufmerksam gemacht, sieht man näher zu und erkennt seinen Irrthum: das ist ein ganz anderer, ganz unbekannter Herr. Nun denkt man: Wie war es möglich, diese zwei zu verwechseln? Und woher kam dir die Einbildung, es könne X. sein, der sich ja gar nicht hier aufzuhalten pflegt? Während man dies denkt, ist man dreißig Schritt weiter gegangen, biegt nun um die nächste Ecke und — rennt an den leibhaftigen X. an, der sich solches unerwarteten Zusammentreffens herzlich freut.

Zufall! rufen die klugen Leute. Zufall, hab' ich einigemal mitgerufen, solange ich mich auch für klug hielt. Nachdem sich ähnliche Auftritte unzähligemal wiederholt hatten und ich mittlerweile zur Einsicht gelangt war, daß es mit meiner Klugheit überhaupt verzweifelt schwach bestellt sei, bin ich fein säuberlich auf die Muthmaßung gekommen, das Wort Zufall sei im allgemeinen ein recht albernes Wort. Ja ich bin

so kann, zu behaupten — nicht doch, ich will nichts behaupten, was ich nicht beweisen könnte. Ich will nur erzählen.

Es ist geradezu unmöglich, von Ahnungen, welche sich als Visionen anmelden, zu plaudern, ohne dabei an jene dunkeln Mysterien zu streifen, die dem magnetischen Somnambulismus und all seinen bedenklichen mit ihm zusammenhängenden Erscheinungen angehören. Gott behüte mich, daß ich, ein Laie, mich in Gebiete verlaufen sollte, über deren Dunkel sogar die Wissenschaft noch kein genügendes Licht verbreiten kann und worin es dem ehrlichen Zuschauer so schwer wird, Wahrheit von Täuschung, sogar vom absichtlichen Betrug zu sondern. Nur ein eigenes Erlebniß will ich hier mittheilen, damit es meiner kurzen „wahren Geschichte" als Einleitung und der Gabe des zweiten Gesichts zur Bekräftigung diene.

Ein biederer, von jeder Charlatanerie freier Mann (diese Blätter haben im vorvorigen Jahre einen gerühmt gedenkenden Bericht über seine unweit Bruck a. M. in Steiermark errichtete Laub-Baumanstalt gebracht) besuchte mich, als er nach zehnjähriger Abwesenheit zurückkehrte. Er hatte mir einige Briefe hochgeachteter Freunde überreicht, die ihn als gewaltigen, heilkräftigen Magnetiseur schilderten. Englische und deutsche Zeitungsartikel priesen seine Wirksamkeit. Ich stellte mich ihm ungläubig gegenüber, was er in ruhiger Milde hinnahm. Seine nachsichtige Freundlichkeit führte lange, sich wiederholende Gespräche zwischen uns herbei, deren Inhalt mich fesselte. Was er aus der Fülle seiner Erfahrungen zum besten gab, trug immer den Stempel innigster Ueberzeugung. Es sei mir gestattet, nur eine Probe davon einzuschalten. Ich lasse ihn selbst reden.

„In Moskau magnetisirte ich mit Willen und unter medicinischer Obhut ihres Arztes eine Dame, die während der Clairvoyance ein Antlitz von wahrhaft himmlischer Schönheit zur Schau trug, sodaß ihr sie zärtlich liebender Gemahl den Wunsch äußerte, er möchte ein Bild beizen, in welchem dieser beseligende Ausdruck künstlerisch festgehalten sei. Ich schlug die Photographie vor und die Kranke gab wachend wie schlafend ihre Zustimmung. In Moskau befand sich zur Zeit nur Ein guter Photograph, der jedoch neben seinem Rufe als solcher auch den Ruf eines rohen, diebischen Menschen hatte. Das konnte mir für unsern Zweck gleichgültig sein. Er wurde betragt und ging gegen ein angemessenes Honorar darauf ein, seinen Apparat in die Wohnung meiner Patientin bringen zu lassen. Als er sich zur bestimmten Stunde einstellte und die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, zeigte er den bittersten Hohn über »die Komödie, welche hier gespielt werde«, und sprach sich mit kränkendem Spotte dawider aus. Ich that, wie wenn ich ihn nicht verstünde, um die Aufnahme des Bildes nicht zu stören. Da er aber aus der für ihn eingerichteten Dunkelkammer mit der Versicherung herauskam, das Experiment sei befriedigend ausgefallen und »Madame dürfe sich nicht länger unnöthigen Zwang auflegen«, da übermannte mich gerechter Zorn und ich fuhr unwillig auf: »Wohlan denn, mein Herr, damit Ihre beleidigenden Zweifel mit Einem Schlage vernichtet seien, richten Sie jetzt gleich durch meine Vermittelung eine Frage an die Kranke, auf welche Ihrer Meinung nach kein Mensch auf Erden genügende Antwort zu ertheilen vermöchte.« Er blickte mich hohnlächelnd an und sprach mit herausforderndem Trotze: »So mag Madame mir sagen, wo meine Mutter sich befindet und was sie in diesem Augenblicke thut?« Ich stellte diese Frage, nachdem ich mich mit ihm in Rapport gesetzt, an die Schlummernde. Kaum war es geschehen, so bereute ich schon meine Voreiligkeit, denn die Arme zeigte sogleich durch ihre leidenden Züge, wie peinlich ihr die Aufforderung war. Erst nach sichtbarem Kampfe erfolgte die Entgegnung: »Ich sehe sie, aber weit — weit vom Lichte!« Der junge Mann spottete: »Das ist nichts, das kann jeder sagen!« Ich ließ mich, verletzt durch sein Benehmen, verleiten, noch einmal schonungslos auf nähere Angaben zu dringen. Da that sie sich Gewalt an und stieß, indem sie convulsivisch zuckte, den Schrei aus: — »Hu, ein rother Strich um den Hals — ein Schnitt . . .«

„Ich näherte mich ihr, bemühte mich, sie zu calmiren; als es gelungen war, erblickte ich unsern skeptischen Artisten nicht mehr; er hatte sich rasch entfernt. Meine Patientin fühlte sich beim Erwachen schwächer als sonst und ich machte mir um so ernstlichere Vorwürfe, weil mein Zweck, jenen zu überzeugen, verfehlt schien. Doch am nächsten Morgen, da er mir das sehr gelungene Lichtbild überbrachte, stellte er sich wie ein völlig Umgewandelter dar. Bleich und vergrämt stand er vor mir. »Ich bin«, hub er an, »der natürliche Sohn einer Deutschen, welche in Petersburg lebte und für deren Neffen ich galt. Unser

mir und ihr wußte niemand, daß sie meine Mutter war. Sie liebte mich mehr als ihr Leben. Ich habe ihre Liebe mit Undank vergolten, ein ruheloses Dasein geführt, ihr Vermögen leichtsinnig vergeudet, sie an den Bettelstab gebracht, sie herzlos behandelt. Noth, Kummer, Verzweiflung machten sie zur Selbstmörderin; sie hat sich den Hals durchschnitten! Das mußte ich Ihnen bekennen! Eine härtere Strafe, als ich getrost empfing, konnte mir nicht werden! Ich zweifle nicht mehr an Ihrer Hellseherin!«"

* * *

Diese und ähnliche Mittheilungen, obgleich auch ich ein Zweifler, wenigstens kein Gläubiger bin, fesselten mich doch sehr. Und weil der merkwürdige Erzähler eine wie die andere ohne jegliche Orientation, in natürlichster Einfachheit gab, gewann er sich nach und nach in mir einen andächtigen Zuhörer. Nun hatte er mehrfach hingeworfen geäußert, daß auch er die Gabe des Blicks in die Ferne von Zeit und Raum, jenes „zweiten Gesichts" besitze; und da beschloß ich, ihn meinerseits gleichfalls auf die Probe zu stellen. Das geschah auf folgende Weise:

Ich hatte auf meinem täglichen Spaziergange wochenlang am Laden eines Trödlers das in Oel gemalte Portrait eines Jünglings von etwa sechzehn, höchstens achtzehn Jahren hängen sehen und mich bei jedesmaligem Anblick zu besinnen versucht, woher dies Gesicht mir bekannt sein könne. Locken von einer Fülle gelockter Haare umgaben den Kopf; meinte ich schon lebendig gesehen zu haben, fand jedoch nicht den geringsten Anknüpfungspunkt. Endlich entschloß ich mich, Erkundigungen beim Trödler einzuziehen. Der wußte mir nichts zu sagen, als daß er dies Bild sammt anderm alten Gerümpel bei einer Versteigerung gekauft habe und bei es mir für einen Gulden an. Ich zahlte den Gulden, ließ es aus dem Rahmen lösen, den ich nicht begehrte, rollte es zusammen und trug es heim. Lange hatte ich's nun zur Schau in meinem Zimmer ausgelegt. Wer sich nur bei mir blicken ließ, war befragt worden. Niemand hatte etwas von dem Original gesehen. Endlich hatte ich's beseitigt, fast vergessen. Nun kam es mir wieder ins Gedächtniß; da suchte ich's aus einer beiseite Mappe hervor und bat den magnetischen, fernblickenden Freund um Aufschluß.

Er betrachtete das (in künstlerischer Beziehung vielleicht fehlerhafte, doch höchst ausdrucksvolle) Portrait lange und aufmerksam, versenkte sich hinein mit den Augen seiner Seele und sagte mit Bestimmtheit: „Der junge Mensch hat sich selbst gemalt; er hat sich sein wiedergegeben; wer dies Bild gesehen, mußte ihn erkennen auf den ersten Blick; doch er ist todt. Ich vermag weder anzugeben, wann er sich gemalt hat, noch wann er gestorben. Lebt er nicht mehr, das fühle ich; das ist gewiß!"

Es erging mir bei diesem unverhofften Ausspruche, ich will's ehrlich gestehen, wie dem moskauer Photographen, nur daß ich den Gedanken nicht aussprach: „Das kann jeder sagen!" Und dabei blieb's; kurz erst und jenes Bild wurde wieder in die Mappe gelegt.

Kurze Zeit nachher fand sich ein Bekannter bei mir, der mich lange nicht aufgesucht. Er plauderte viel über die Filiale des Wiener Kunstvereins und zeigte regen Theilnahme dafür, nannte und kannte auch verschiedene Maler und Zeichner. „Ei", unterbrach ich den Fluß seiner Rede, „bist du in dieser Welt heimisch, vielleicht hast du auch Kenntniß von einem strebenden Künstler, dessen Name ich schon lange vergeblich suche, ohne etwas über ihn erfahren zu können!" Und ich wies mein Bild kaum vor, als Herr von S. ausrief: „Ha, das ist der junge G., der als Knabe schon, während er die Realschule besuchte, großen Beruf zur Malerei zeigte und damals diesen Kopf aus eigenem Antriebe vollendete! Als armer Aeltern Kind empfing er Unterstützungen, um an einer größern Akademie seine Studien zu machen, starb aber in W. sehr traurig."

Und somit hatte der Fragsteller richtig gesehen, der „rückwärts blickende Prophet" die Vergangenheit meines Unbekannten durchschaut und das „zweite Gesicht" war wieder einmal zu Ehren gelangt.

Oder darf man's „Zufall" nennen?

Nach Belieben. Dann ist meine „wahre Geschichte" auch nicht ächter, so genannt zu werden. Auf die Gefahr hin schreib' ich sie dennoch nieder.

Ich war im Jahre 1830 aus Rußland in die deutsche Heimat zurückgekehrt, brachte einen Theil des Sommers in Schlesien zu und empfing in Grafenort den Besuch meines lieben Freundes August Kahlert, welcher als Privatdocent sich bei der Universität unserer Vaterstadt Breslau habilitirt hatte, wo er vielbesuchte literarisch-historische und ästhetische Collegien las. Er beklagte sich mündlich, wie er es auch schon brieflich gethan, über die Zurücksetzung, die er von seiten des

griff ſich im Köcher und ſchoß einen vergifteten Pfeil in ſein Herz.

Einſiedel (außer ſich vor Beſtürzung).

Majeſtät —

Anna.

Nenn' ihn nicht nach ſeiner Krone! Die andern Könige, die auch Kronen tragen, könnten Dich für einen Hochverräther halten. Er kommt, um von unſern Dornen Trauben zu leſen, an dem Winter unſres Elendes ſich zu erwärmen!

Fr. Auguſt (nach einer Pauſe mit feierlichem Ernſt).

Sie irren ſich! Im offnen Buche der Geſchichte giebt es *viele* dunkle Stellen, die man nur enträthſeln wird, wenn von allen Geheimniſſen der Erde die *Siegel* ſich öffnen und von verſchütteten Grabmälern der Menſchenbruſt eine gerechtere Zukunft den Sand der Wüſte weht. (Zu Einſiedel.) *Muß* ich Frieden ſchließen?

Einſiedel.

Sire — es iſt der Wille Ihres Volkes.

Fr. Auguſt.

Sieger *fordern*. Carl XII. hat gefordert. Patkul ſoll den Schweden ausgeliefert werden.

Einſiedel (vernichtet).

O Gott.

Fr. Auguſt.

Flucht unmöglich. Sachſen iſt mit fremden Kriegs-

Unterrichtsministeriums erdulde, indem er fortdauernd bei Ernennung neuer Professoren übergangen werde und erst kürzlich wieder die jüngst erledigte Stelle in der Facultät durch einen Fremden besetzt worden sei. „Es wird mir", sprach er betrübt, „zuletzt doch nichts anderes übrig bleiben als — obwol mit schwerem Herzen — meine theuere Piadrina zu verlassen und mit irgendwo, außerhalb Preußen, ein Plätzchen zu suchen! Das kränkt mich um so tiefer, weil ich mich meiner Thätigkeit und meines Fleißes rühmen darf und weil ich doch durch die großen Hörerkreise, die ich um mich versammle, Zeugniß genug ablege, daß ich nicht ohne Erfolg strebe und wirke!"

„An wem hängt denn das eigentlich?" fragte ich voll Antheil. „Läßt sich denn Sr. Excellenz nicht beikommen auf diese oder jene Weise?"

„Ach, der Minister geht auf derlei Details selten ein; das bleibt dem ›Professorenmacher‹ in den meisten Fällen überlassen!"

„Und wer ist dieser gefährliche Mann?"

„Je nun, der Geheimrath Johannes Schulze!"

„Der? Ja, Freund, weshalb geben Sie dem nicht zu Leide?"

„Ich mag nicht betteln! Will er mich nicht anerkennen ohne mein Zuthun, so entsag' ich lieber! Die Sonne scheint überall und anderswo vielleicht heller und wärmer als in Schlesien. Zum Beispiel in Heidelberg?"

„Gewiß, Freund! Aber uns Schlesiern scheint ihr Schein nirgends wohlthuender wie in der Heimat. Und auch Ihnen würde die Trennung schwer genug werden."

So plauderten wir lange hin und her. Ich nahm die Erinnerung dieser Stunde mit nach Berlin und konnte mir nicht oft genug wiederholen, daß dem verdienstvollen, gerade um unser Breslau nach vielfachen Richtungen hin so verdienten thätigen, alles Gute und Edle regsam fördernden Kahlert großes Unrecht widerfahre.

Da begab es sich, daß ich, zu einem Diner bei Amalia Beer eingeladen, zwischen deren Sohn Wilhelm und dem Geheimen Legationsrath Philippsborn zu sitzen kam; unsere Gegenüber waren Alexander von Humboldt und — Geheimrath Johannes Schulze. Letztern kannte ich nur wenig. Ein einzigesmal war ich mit ihm in nähere persönliche Berührung gerathen, bei einem unserer Goethe-Feste in der Litteraria, wo er mich wegen eines von mir gesungenen Tischliedes belobte und sich als ehemaliger „Weimaraner" vorstellte. Ich wußte das wol noch recht gut, meinte jedoch keineswegs, daß er sich daran erinnere, noch überhaupt geneigt zeigen werde, von mir Notiz zu nehmen. Nun wendete sich das Gespräch an unserm Flügel — ich besinne mich nicht mehr, wie und warum — auf das Schauspiel „Shakspeare in der Heimat" und Humboldt fragte, weshalb es noch nicht auf der Hofbühne dargestellt worden sei? Geheimrath Schulze zeigte einiges Interesse für diesen Titel, erkundigte sich nach dem eigentlichen Inhalt des Dramas, sprach mit sichtbarer Theilnahme wohlwollend über meine Versuche und wir geriethen nach und nach in recht lebendige Unterhaltung. Mitten im Reden fuhr mir plötzlich Kahlert's Aeußerung, die „Professorenmacherei" betreffend, durch den Sinn und ich fand eine absichtliche Fügung in diesem höchst unerwarteten Zusammentreffen und in dem noch unerwarteten Entgegenkommen des gewaltigen Mannes. Ich beschloß, solche Fügung nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Ich raunte meinem Nachbar Wilhelm Beer ins Ohr, um was es sich handle und bat ihn, mir den Herrn Geheimrath nach aufgehobener Tafel einfangen zu helfen und mit mir vereint Kahlert's Loblied anzustimmen, wozu ich ihm, so gut es sich flüsternd thun ließ, Text und Melodie beibrachte. Daß Kahlert, dessen ästhetische Bildung sich bekanntlich auch auf gediegenes musikalisches Wissen ausdehnt, Bruder Meyerbeer in verschiedenen kritischen Aufsätzen mitunter getadelt habe, hielt ich für angemessen, jetzt nicht besonders hervorzuheben. Wilhelm ging willig auf meine Bitten ein. Wir „stellten" den allmächtigen Mann, Altenstein's rechte Hand, jagdgerecht in einer von schwerseidenen Gardinen umhangenen Fenstervertiefung und Alexander von Humboldt, meine flehenden Winke auffassend, zeigte sich bereit, auf humoristische Weise mitzuhelfen. Lasse sich doch niemand irre machen im guten Glauben an Humboldt's Herz! Und wenn sie wer weiß was für Proben einer spitzigen, scheinbar in Galle getauchten Feder ausstöbern; und wenn sie unzählbare Aeußerungen seiner scharfen Zunge, seines von kleinen witzigen Bosheiten übersprudelnden Mundes beibringen! Das beweist nichts, gar nichts gegen sein reines, edles Herz, dem Groll, Spott, Hohn, Falschheit oder Undank fern lagen; nichts gegen seine liebevolle Gesinnung, die sich keinem Wunsche verschloß, keiner Bitte versagte, keine Mühe scheute, zu helfen, zu trösten, zu fördern! Man muß ihn gekannt haben!

Wir standen nun vier Männer, jeder eine Tasse mit schwarzem Kaffee haltend, beisammen und ich predigte das Evangelium Kahlert in Johannes Schulze hinein. Freund Wilhelm respondirte als mein Küster und der große Alexander that von Zeit zu Zeit einen Schwerthieb in die Knoten, welche der Geheimrath aus Bedenklichkeiten und Rücksichten schlang. Was ich nur zu meines lieben Landmannes gerechtem Lobe aufzufinden wußte, sagte ich aus; doch zeigte sich geringer Effect. Trotz all seiner verbindlichsten Formen und der Versicherungen besten Wohlwollens für „beide Schlesier" hielt der in die Enge Getriebene — das war unverkennbar — immer noch mit einem Trumpfe zurück, den er wider mich ausspielen wollte. Da faßte mich endlich die Ungeduld und ich rief: „Aber was haben Sie denn eigentlich gegen ihn? Ist er verleumdet worden?"

„Keineswegs! Und ich habe gar nichts gegen ihn! Und ich glaube alles, was Sie Gutes von ihm sagen! Und dennoch mache ich ihn gewiß nicht zum Professor, bis — —"

(Dreistimmig:) „Bis? — bis? — bis? —"

„Bis er ein tüchtiges Buch geschrieben hat, ein Werk, welches man vorlegen, womit er Ehre einlegen, worauf man fußen kann. Er mache ein solches Buch, dann mache ich ihn zum Professor! Eher nicht!"

Meine Herren Secundanten blickten mich forschend an; sie hielten mich für geschlagen. Ich aber hielt mich meines Sieges nun so gewiß, daß ich freudig die Tasse leerte, sie beiseite stellte, den Geheimrath von der seinigen befreite und salbungsvoll anhub:

„Es läßt sich kaum denken, daß mein lieber Freund versäumt haben sollte, Ihnen pflichtschuldigst sein vor Jahren schon erschienenes bedeutendes Werk zu Füßen zu legen. Wahrscheinlich ist dieses Buch unter der Masse von Zusendungen ähnlicher Gattung Ihrer Aufmerksamkeit entschlüpft. Sonst ist es nicht denkbar, daß einem Herrn von so viel Geist, von so regem Interesse für Literatur dies in vielfacher Beziehung wichtige, lehrreiche, von allen Fachmännern gewürdigte und oft benutzte Product redlichsten Fleißes unbekannt geblieben oder aus dem Gedächtniß entschwunden wäre! Dr. August Kahlert hat (Breslau 1835) erscheinen lassen: »Schlesiens Antheil an deutscher Poesie«. Da es sich so glücklich trifft, daß ich ein Exemplar mit mir führte, erbitte ich mir die Erlaubniß, es Ihnen morgen, wenn ich mein Drama abliefere, mitbringen zu dürfen. Versprechen Sie mir, Herr Geheimrath, es aufmerksam durchzulesen?"

„Das verspreche ich Ihnen gern", sagte er, „und ich will Ihnen herzlich dankbar sein, wenn ich dadurch veranlaßt werde, nachzuholen, was nach Ihrer Ansicht längst hätte geschehen sollen!"

Liebenswürdiger konnte sich ein solcher Mann in Amt und Würden unmöglich gegen einen Komödienschreiber und -Spieler benehmen.

Man wird mir aufs Wort glauben, daß ich nicht zögerte. Am nächsten Morgen legte ich eine recapitulirende, schonmilderte Epistel auf, packte sie mit meinem „Shakspeare" und mit Kahlert's Literaturhistorie zusammen, bürstete meinen Hut und eilte zu Schulze, wo ich natürlich nicht vergelassen wurde, denn er befand sich im Ministerio, gab Packet, Brief, Visitenkarte mit ehrfurchtsvollem v. P. dem Diener und — harrte.

An Kahlert zu schreiben, meine Hoffnungen zu verkündigen — das ließ ich bleiben. So viel Weisheit hatte ich mir doch schon im Leben gekauft, daß ich bedachte, man dürfe niemals voreilig triumphiren. Aber ich harrte. Und da sollte es denn heißen: „Hoffen und Harren macht manchen zum Narren." Von Tag zu Tag wähnte ich eine Botschaft zu erhalten; jedesmal, wenn es an meine Thür klopfte, dachte ich, dies sei Geheimrath Schulze. Nicht in Person! Nein, bis zu einem Gegenbesuch, den er mir hätte machen sollen, verstiegen sich meine Einbildungen nicht; doch auf eine freundliche Zuschrift rechnete ich fest. Und rechnete so lange, bis ich einsah, daß ich mich verrechnet habe! Es erfolgte absolut gar nichts; kein Dank für die Bücher, kein Wort des Grußes, nicht einmal eine Visitenkarte. Und wie ich denn nach mehreren Wochen wieder bei Beers sprute und Wilhelm mich fragte: „Nun, wie steht's? Haben wir einen Professor zu Stande gebracht?" mußte ich niedergeschlagen bekennen: „Nicht die Probe!"

Ich schimpfte ein bischen; sobald ich aber nur meinem Herzen Luft gemacht, ließ ich die Sache fallen, ging eigenen Angelegenheiten nach, dachte nicht mehr an Kahlert und seine Professur. So steht's um die Freundschaft! Ich vergaß den Geheimrath, die Bücher, die beabsichtigte Mahnung im berliner Wirbel und Schwirbel; und ehe ein Vierteljahr ins Land gegangen, hatte ich auch meinen treuen breslauer Freund auch vergessen, was allerdings schlecht genug, aber dem Laufe irdischer Dinge und der Natur des Menschen ganz

entsprechend war. Es muß aber doch — und dies sage ich zu meinem und anderer ehrlichen Leute Trost — in unserm selbstsüchtigen, leichtsinnigen, zerstreuungslustigen Wesen irgendwo ein verstecktes, sicheres Plätzchen geben, einen Versteck, ein sonntägen „feuersicheres Gewölbe" wo die gute schwache Seele ihre besseren, reinen Empfindungen verwahrt. Und aus solchem heiligen Depositum müssen bisweilen Regungen an die Oberfläche dringen. Sonst konnte mir damals nicht geschehen sein, was jetzt folgt.

Mein berliner Aufenthalt näherte sich bereits dem Ende; ich richtete mich schon zur Abreise ein — da begab sich's, daß ich eines schönen Tags nach Mittag um 1 Uhr meiner Wohnung zuging. Diese befand sich am Werder'schen Markte, der kleinen gothischen Kirche gegenüber, bei einem Schneidermeister, der „Chambres garnie für einzelne Herren" vermiethete und dessen Frau mich zugleich „in Kost" genommen hatte. Die Speisestunde schlug; ich eilte. Wie ich ins Haus trat, stand plötzlich, ohne irgendeine mir bewußte Veranlassung, das kann ich beschwören, die Kahlert-Schulze'sche Angelegenheit vor mir. Und ich erblickte, wirklich und wahrhaftig, wie auf einem Bilde, den Herrn Geheimrath, welcher mir zurief: „Ich habe absichtlich gezögert mit meinem Danke für Ihre Gaben, weil ich erst kommen wollte, wenn die Beförderung des breslauer Freundes expedirt wäre!" Dies Bild vor Augen, diese Aeußerung im Ohr, stieg ich die hohe Treppe hinauf, meine Wirthin trug mir die zinnerne Suppenschüssel schon entgegen, ich setzte mich und wie ich mit der Kelle zu schöpfen begann und gleichsam als Antwort auf Schulze's Anrede vor mich hin in die (ich weiß es sehr genau) „Briesuppe" hinein, murmelte: „Was das für unsinnige Phantasieen sind!" steckte die Schneiderin den Kopf zwischen die halbgeöffnete Thür: „Der Herr Jeheimerath Schulze!" — Gleich nachher stand er vor mir, ein großes, amtlich gesiegeltes Schreiben in der Hand und wiederholte, fast wörtlich, was ich eine Minute früher zu hören gewähnt. Nur, daß er seinen Satz nicht zu Ende brachte, aus Schrecken über mich, der ich todesbleich und stumm ihn anstarrte, — so zwar, daß er meine Wirthin zu Hülfe rief, denn er fürchtete, ich würde umsinken.

Der große Brief, der in wenig Stunden die Fahrt nach Breslau antreten sollte, war Kahlert's Ernennung zum Professor.

Ich weiß sehr wohl, was derjenige, der diesem Vorfall das Gewand des Wunderbaren abstreiten will, einzuwenden hat. Er braucht blos anzudeuten, wie nahe ein solcher Ausgang doch lag und wie eben kein besonderer Scharfsinn dazu gehöre, ihn vorherzusehen, nachdem mir einmal wieder die Sache ins Gedächtniß gekommen war. Und was dieselben Worte betrifft, meint der Erklärer, so mag es die Einbildung des Erzählers damit nicht so genau nehmen.

Gut. Dazu will ich schweigen, obschon ich's als unwahr zurückweisen konnte.

Aber auffallend wird es doch jedem unparteiischen Denker bleiben, daß ich nach Monaten gerade erst wieder mich lebhaft mit diesem Gegenstande beschäftigte, in demselben Augenblick, wo die Hauptperson des ganzen Auftritts um die Ecke des Hauses biegen wollte, in welches ich ging; wo der Geheimrath natürlich an mich dachte; wo unsere Seelenkräfte sich begegneten!

Soll das jedoch auch wieder „ein Zufall" heißen? Nun, dann ist eben dieser Zufall das Wunderbare.

Und eins scheint mir so unerklärlich wie das andere. Von Unerklärlichem freilich will unsere aufgeklärte Zeit nichts mehr hören.

Die Werthbestimmung der menschlichen Arbeit.

— Ich wollte eine Reparatur an meiner Uhr vornehmen lassen und war eben bei einem Uhrmacher eingetreten, den ich in seiner Werkstatt beschäftigt fand. Während er das schadhafte Werk mit seiner Lupe durchmusterte, trat ein Herr herein und stellte achtlos seinen Hut auf den Arbeitstisch. „Um Gotteswillen!" rief erschrocken der von seinem Stuhl aufspringende Künstler, legte meine Uhr rasch beiseite und schob ziemlich unsanft den seinen Hut auf einen andern Platz, worauf er mit einer zarten Pincette eine spiralförmig gewundene Stahlfeder aufhob, die er, ohne auf uns vor der Hand weiter Rücksicht zu nehmen, mit seinem Vergrößerungsglase ausmerksam in allen Theilen untersuchte, und erst nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie von dem feindlichen Kalter nichts gelitten hatte, wandte er sich wieder zu uns. „Ich bitte um Entschuldigung!" sagte er zu dem verblüfften Fremden. „Indessen an diesem Stückchen Draht hängt die Arbeit und Mühe eines Monats und ich gestehe, ich war in

einiger Besorgniß, ob nicht dieselbe in diesem Augenblick vernichtet werden wäre.“

Der später Eingetretene, der bis dahin noch kein Wort gesprochen, war jetzt an der Reihe, sich zu entschuldigen und da er ein tiefgebildeter Mann war, that er dies in einer Weise, die uns alle drei bald in ein lebhaftes Gespräch verwickelte, dessen Gegenstand die menschliche Arbeit wurde und die Frage, wie diese den Werth der Rohstoffe mannichfach verändert.

Zunächst ließ uns der Uhrmacher die verhängnißvolle Feder durch seine Lupe beobachten und erklärte uns, daß sie für einen Schußchronometer bestimmt sei, für welchen Zweck die höchste Genauigkeit der Arbeit sowol als die außerordentlichste Güte und Gleichmäßigkeit des Materials die erste Bedingung sei. Wie einfach und unscheinbar das kleine Product sich auch ausnahm, so hatte es doch den Fleiß eines ausgezeichneten Künstlers, wie schon gesagt, mehr als einen Monat in Anspruch genommen, ehe es auf jenen Grad der Vollkommenheit gebracht werden war, durch den es sich jetzt auszeichnete und in welchem sein hoher Werth bestand. Das Stück Eisen, das dazu benutzt worden war, war keinen Pfennig werth; und so interessant es auch ist, die Zahlen vor unserm Geiste vorübergehen zu lassen, durch welche die Menge der Schätze, die wir der Erde entreißen, ausgedrückt werden, und zu sehen, welchen enormen Zuwachs unser Vermögen, unser Reichthum an Mitteln, durch die nie versagende Hand der Natur fortwährend erfährt, so hat es doch für den gebildeten Menschen ein mindestens ebenso hohes Interesse, zu erfahren, wie viel zu diesem Reichthum seine Arbeit und seine Mühe beiträgt. Ein Stück Gold, wie es roh aus dem Lehm- und Sandboden Californiens gewaschen wird, hat fast einen ebenso hohen Preis wie ein Louisdor von demselben Gewicht auf dem Tische des Wechslers; nur die Kunst, welche das Gold zu ihrem Material wählt, vermag seinen Werth um das Vielfache zu erhöhen, aber deren Leistungen lassen sich nicht taxiren, da Liebhaberei und Mode, nicht aber das Bedürfniß die preisbestimmenden Momente sind und bei dem raschen Wechsel derselben von einem absoluten Werthe nicht gesprochen werden kann.

Wenn wir also erfahren, daß in den Jahren 1848—1857 auf der Erde insgesammt die Summe von 3,80(000) Pfund Gold ausgebracht worden ist, an welcher Production sich hauptsächlich Californien und Australien betheiligten, so werden wir in der Zahl von 1,732,(000) Thalern ziemlich ausgedrückt haben, wie viel dasselbe heute werth ist. Das Pfund Gold ist zu einem Werthe von 456 Thalern berechnet und dieser übersteigt es in der That nur, wenn es in nothwendigen Maschinentheilen, nicht aber, wenn es in der Mode unterworfenen Luxusartikeln oder zu Gegenständen verarbeitet wird, die eine Wiedergewinnung nicht mehr gestatten. Veranschlagen wir den Werth des in derselben Zeit gewonnenen Silbers (ungefähr 20,(000) Pfund) in etwa 180 Millionen Thalern, so begehen wir jedenfalls schon einen Irrthum, denn dieses Metall ist wegen seines hohen Werthes nicht allein Tauschmittel oder seiner Seltenheit und Schönheit wegen Material für die Künste, sondern seine mannichfachen, ausgezeichneten Eigenschaften machen es für viele technische Verwendungen geschickt, zu welchen es durch mehr oder minder schwierige Arbeit vorbereitet wird. Durch diese Arbeit erhebt sich sein Werth, sodaß wir von Gesammtwerth jener Silbermenge jetzt nicht mehr nach dem Preise des rohen Metalls taxiren können, wie das Gold, sondern daß wir eine viel höhere Summe als 180 Millionen durch die 20 Millionen Pfund Silber vertreten annehmen müssen.

Die edeln Metalle sind durch ihre Eigenschaften, die ihnen von Natur anhaften, allerdings von großem Werthe für uns; ihr Preis aber wird doch wesentlich bedingt durch die Seltenheit ihres Vorkommens. Er ist also immer ein relativer, für den die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß er, im Fall ungeheure natürliche Goldlager entdeckt würden, auf $\frac{1}{100}$, ja auf $\frac{1}{1000}$ seiner jetzigen Höhe herabsinken könne. Einen absoluten Werth erhalten die Metalle erst durch die Arbeit des Menschen; allein dieser Werth ist wieder nicht in der gebräuchlichen Gold- und Silberwährung auszudrücken, sondern er kann nur durch eine Waare bestimmt werden, die zu und denselben Werth unter allen Verhältnissen für uns behält.

Wir haben da zwei Einheiten, die wir einem solchen Werthmaße zu Grunde legen können, das, was der Mensch einestheils zu seinem Unterhalt braucht, anderntheils, was er zu leisten vermag; also Kraft, Arbeit selbst, und wir drücken durch die drei aufsteigenden Systeme der Bewahrung drei Bildungsstufen der Völker aus. In dem einen werden nach richtigem Ermessen alle Werthverhältnisse zurückgezogen auf die Preise der

Nahrungsmittel; Steuern, Abgaben, Gehalte, Löhne in Naturalien ausgezahlt; in dem andern wird alles auf die Arbeit bezogen, die zunächst, da sich der unabhängige Reichthum des Menschen, seine Intelligenz, durch welche die Arbeit seiner Hände geadelt und über die rohe Kraft der Maschine erhoben wird, nicht in Zahlen ausdrücken läßt, immer durch die mechanische Kraft repräsentirt wird. War also in dem ersten Stadium das Korn eigentlich die Münze oder Währung, so kann man das letzte als das Stadium der Kohlenwährung bezeichnen, weil Kohle für solche Begriffe völlig gleichbedeutend mit Arbeit oder Kraft ist. In der Zeit, wo die Menschheit die Naturalien als Tauschmittel aufgegeben, sich aber zur richtigen Erkenntniß des Werthes der Arbeit noch nicht hindurchgearbeitet hat, zwischen der Kornwährung und der Kohlenwährung also, klebt sie alle ihre Werthbegriffe an ein unbestimmtes Metall, das selbst wegen seines relativen Werthes die Ansprüche, die an ein absolutes Maß gestellt werden müssen, nie erfüllen kann. In diesem dritten Stadium, dem der Gold- oder Silberwährung, befindet sich die gebildete Welt jetzt.

Ein Pfund Kohle hat unter allen Verhältnissen denselben Werth; denn durch seine Verbrennung erzeugen wir stets dasselbe Quantum Wärme, die wir in eine gewisse Menge Kraft umsetzen können. „Ein Pfund reinste Kohle", sagt Helmholtz, „gibt verbrannt so viel Wärme, um 8080 Pfund Wasser um einen Grad des hunderttheiligen Thermometers zu erwärmen; daraus berechnen wir, daß die Größe der chemischen Anziehungskraft zwischen den kleinsten Theilchen von Einem Pfund Kohle und dem dazu gehörigen Sauerstoff fähig ist, 1000 Pfund auf 4½ Meilenhöhe zu heben. Leider sind wir in unsern Dampfmaschinen bisher nur im Stande, den kleinsten Theil dieser Arbeit wirklich zu gewinnen, das Meiste geht in der Form von Wärme unbenutzt verloren. Die besten Expansions-Dampfmaschinen geben nur 18% der durch das Brennmaterial erzeugten Wärme als mechanische Arbeit."

Der Werth der Kohle wird also auch steigen, wenn wir sie besser auszunutzen verstehen, denn wenn man auch einwenden wollte, daß dann ja ein geringerer Consum eintreten müßte, der den Marktpreis herabdrücken würde, so ist darauf lediglich zu erwidern, daß Werth und Preis verschiedene Dinge sind, von denen das letztere häufig unabhängig vom erstern ist, weil es durch die Kurzsichtigkeit der Menschen bestimmt wird. Der Werth der Kohle liegt in ihrer Arbeitsleistung. Eine bestimmte Kraftmenge hat für die Menschheit immer denselben absoluten Werth; denn der überhaupt auf der Erde theils in Form von Kohle, theils als Wärme, theils in den Muskeln der Thiere und Menschen oder im fallenden Wasser und im wehenden Winde sich zeigende Kraftreichthum ist ein festbestimmter, der sich nicht vermehrt, sondern vielmehr durch die Abkühlung der Erde in den kalten Weltraum mehr und mehr vermindert.

Wenn wir erfahren, daß in den letzten Jahren die Ausbeute an Steinkohlen allein gegen 60 Millionen Tonnen (à 20 Centner) betragen hat, so können wir leicht berechnen, was für eine ungeheuere Kraft die Erde uns damit geschenkt hat: und wenn wir dann den Vorrath, der zum größten Theil noch unerschlossen zwischen den Gesteinen liegt und der gewiß an 3000 Millionen Tonnen ausmacht, in Betracht ziehen, so müssen wir uns, da uns diese Kraft, diese Arbeitsleistung zu Gebote steht, mit Recht für reich, für sehr reich halten.

Die Kohle gewinnt gar nichts durch die Arbeit des Menschen, sie ist selbst Arbeit und ihre Gewinnung thatsächlich die entschiedenste Vermehrung des Wohlstandes, wenn auch nur ein Theil davon wirklich in Arbeit verwandelt wird. Neben der Kohle wird die Pflanzennahrung der Thiere in Kraft umgewandelt, Kohlenstoff in anderer Form.

Um welches Procent aber, die unermüdliche Thätigkeit des organischen Reichs, der Pflanzen und Thiere den Gesammtwohlstand cultivirter Staaten jährlich erhöht, das läßt sich zwar nicht in so bestimmten Ausdrücken wiedergeben, als sich dasjenige addiren läßt, was wir aus den Gruben und Schachten der festen Erdrinde zu Tage fördern; denn es haben die organischen Erzeugnisse zum größten Theil nur eine geringe Zeit, während welcher sie als Inventarienstücke in dem Hauptbuch der großen Naturwirthschaft aufgeführt werden können. Sie nützen zumeist dadurch, daß sie verzehrt werden. Aber einen Theil ihres Werthes können wir in Zahlenangaben wiederfinden; das ist derjenige, der die durch sie ermöglichte menschliche und thierische Kraftleistung, Arbeit, ausdrückt. Rohmaterial und Arbeit sind die zwei Momente, die den Werth der tausend und abertausend Gegenstände bestim-

men, die wir zur Befriedigung unserer Bedürfnisse gebrauchen. Je roher das Bedürfniß, um so einfacher das Mittel, was ihm genügt. Der Wilde verwendet zu seinem Lebensunterhalt Rohstoffe, wie sie die Natur ohne alles Zuthun liefert — die einzige darauf zu verwendende Arbeit ist die des Suchens, die mit der Uebervölkerung wächst. Erst das Raffinement höherer Bildungsstufen macht eine wirkliche Bearbeitung und Verarbeitung nöthig und je feiner organisirt die Menschen werden, einen je höhern Charakter ihre Bedürfnisse annehmen, um so größere Umwandlungen erfahren die Gegenstände des Bedarfs durch ihre Hände.

Wie in den edeln Metallen, der Kohle und den Pflanzennahrungsmitteln der Rohstoff das werthbestimmende Moment war, so gibt es viele Produkte, bei deren Taxirung umgekehrt die darauf verwandte Arbeit in erster Reihe stehen muß. Das Zinn stellt sich noch von den Metallen dem Silber am nächsten; es erleidet nur eine geringe Preiserhöhung durch die Manipulationen, die behufs seiner Verarbeitung mit ihm vorgenommen werden; nicht anders das Quecksilber, dessen Formlosigkeit im metallischen Zustande der Arbeit keinen Angriff gestattet. Je häufiger aber die Stoffe auftreten, um so ausgedehnter wird ihre Verwendung und um so verschiedener ihre Bearbeitung, durch die sie in ihrem Werthe oft auf ganz unerhörte Höhen geführt werden.

Nehmen wir an, daß ein gewisses Quantum Rohmaterial den Werth von 1 habe, so beträgt bei Blei der Preis desselben Quantums als Blech verarbeitet schon 1,32 und zu kleinen Typen gegossen gar 30; die darauf verwandte Arbeit im letztern Falle also das 30fache des Preises, welchen das Rohmaterial hatte. Kupfer erleidet, wenn es zu Hausgeräthen verarbeitet wird, eine Steigerung auf das 4—5fache; in der Form von feinen Sieben auf das 20fache.

Feine Kunstsachen aus Gußeisen erheben dessen Werth bis auf das 150fache, Schmiedeeisen steigern sich als gezogene Flintenrohre auf das 400fache, als Messerklingen auf das 500fache, als polirte Stahlschnallen auf das 1000fache; als Nadeln auf das 7000fache, als feine Instrumente auf das 5000fache, als polirte, stählerne Schwertgriffe auf das 10000fache.

Wird Hanf zu Seilen und Tauen verarbeitet, so wird er dadurch viermal so theuer; Flachs in seiner Verwebung zu Leinwand fünf- bis sechsmal.

Die Seide erfährt durch das bei ihrer Zubereitung zum Verspinnen und Verweben angewandte Verfahren nur eine geringe Vertheuerung; ebenso beträgt dieselbe bei der Schafwolle, wenn sie zu Garn versponnen wird, nur im höchsten Falle wenig über das Doppelte; dagegen läßt die Baumwollfaser eine solche Verfeinerung zu, daß sie bis auf das 400fache ihres ursprünglichen Preises dadurch erhöht wird.

In den gewöhnlichen zu Geweben verwandten Nummern bezahlt man etwa ebenso viel für Arbeit, als was die rohe Baumwolle kostete, aber es gibt Garnsorten von solcher Feinheit, daß ein Pfund in 280 Schneller, jeder von 840 Yard oder 2450 Fuß Länge, zerfällt und ein Ballen solchen Garns von 120 Pfund bis über 8000 Thaler kostet. Zu der letzten Ausstellung hatte ein englischer Spinner Baumwollengarn von der Nummer 1150 gesandt. Da die Nummer die Zahl der Schneller angibt, so kann man leicht ausrechnen, daß die Länge eines solchen Fadens vom Gewicht eines Pfundes mehr als 110 deutsche Meilen beträgt und daß ein fleißiger Spuler drei Wochen beschäftigt werden würde, ein Pfund so feinen Garns auf die Spulen zu bringen.

Am meisten zeigt uns der Stahl, wie sich an gewissen Artikeln die Arbeit häuft und dadurch das Rohmaterial bis ins Ungeheuere vertheuert.

In der Schweiz gibt es ganze Fabriken, in denen nur die feinen in der Uhrmacherei nöthigen Radchen, Federn und Maschinentheile dargestellt werden. Die Summen, um die sich die Geschäfte drehen, sind enorme. Für viele Millionen Thaler werden jährlich Erzeugnisse ausgeführt und doch ist der Posten für eingekauftes Rohmaterial, Stahl, kaum so groß, wie ihn ein unbedeutender Messerschmied verausgabt. Was hier verkauft wird, ist fast nur Arbeit. Die kleinen Spiralfedern in den Uhren sind von einer so großen Feinheit, daß von ihnen, wie sie zu den kleinen Damenuhren genommen werden, aus einer Unze Stahl 1600 Fuß gemacht werden können, wenn kein Eisen während der Verarbeitung verloren ginge. So kosten aber viele Federn im Handel mehr als 100 Thaler, während dasselbe Gewicht Nähnadeln einen Pfennig kostet. Und das ist noch das Maximum; von den kleinsten Uhrfedern wiegen 4400 Fuß eine Unze, die Länge von zwei Fuß wird aber mit fünf Thalern bezahlt, sodaß sich eine im Rohmaterial vier Pfennige kostende Unze Stahl auf 1100 Thaler oder auf das Millionen-

sache steigert und durch die Arbeit einen 100mal höhern Werth als seines Gold oder einen 1000mal so hohen Werth als seines Silber erreicht.

Der Veteran von Hofwyl.

Es wird wenige Gebildete geben, die nicht einmal etwas von Philipp Emanuel Fellenberg (geb. zu Bern 1771, gest. 1844) und seinem berühmten landwirthschaftlichen Institut auf seinem Landgute Hofwyl bei Bern gehört haben sollten, wenn auch die von ihm daselbst angelegte Armenschule für herumirrende Kinder und seine seit 1808 damit in Verbindung gebrachte Erziehungsanstalt oder Philanthropin für Kinder höherer Stände und wohlhabender Aeltern eigentlich seinen Ruf weit mehr verbreitet haben mögen. Darum begrüßen wir die Lebensgeschichte eines der treuesten und langjährigsten seiner Mitarbeiter, der vom Jahre 1815 an bis zur Aufhebung der Fellenberg'schen Institute im Jahre 1848 an denselben thätig war, mit um so größerer Befriedigung, als das Jugendleben desselben zugleich ein culturgeschichtliches Lebensbild aus der Zeit der Knechtung Deutschlands durch Napoleon und der endlichen Befreiung desselben mit besonderer Rücksicht auf das jenaische Studentenleben vom Jahre 1810—1815 ist. Es ist dies des Professors K. A. Rahn treffliche Monographie: „Theodor Müller's Jugendleben in Mecklenburg und Jena" (Aarau, Sauerländer, 1861).

Victor Bernhard Theodor Müller wurde am 12. November 1793 zu Altenzieth im Großherzogthum Mecklenburg als Sohn eines Ministerialkanzlisten geboren, verlor frühzeitig seine Mutter und verbrachte im Hause seines pedantischen Vaters unter der Zuchtrute einer schlumpigen Stiefmutter und in Gesellschaft einer verzogenen Stiefschwester eine ziemlich freudenleere Jugend. Den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben erhielt er zuerst von seinem Vater, der früher selbst Schulmeister gewesen war, dann aber in einer sogenannten Klippschule, wo der Haselstock und der Erbsensack strenge Disciplin hielten; mit seinem zwölften Jahre kam er aber auf die sogenannte Große Schule, welche damals unter der Leitung des talentvollen und philosophisch gebildeten Bisbeck sich eines bedeutenden Aufschwungs erfreute. Hier zeichnete sich unser Müller bald nicht blos in den philologischen, mathematischen und historischen Studien aus, sondern er machte sich auch mit den Werken eines Shakspeare, Goethe und Schiller sowie mit denen der deutschen Romantiker vertraut, zeigte aber schon sehr früh eine große Abneigung gegen alle methodische Regelung, und so kam es, daß er sehr vieles, aber ohne Plan und Ordnung lernte und es nur seiner stets an den Tag gelegten positiven Energie und Ausdauer zu danken hatte, wenn ihn seine Lehrer gewähren ließen und seiner wissenschaftlichen Ungebundenheit keine Hindernisse in den Weg legten. Da trat im Jahre 1808 ein Wechsel in dem Lehrerpersonal ein und an die Stelle des nach Stargard versetzten Bisbeck trat ein pedantischer Stockphilolog Namens Seltert, der, auch sonst weit mehr als jener an conventionelle Formen gewohnt, nunmehr wie Jupiter Tonans auf dem Katheder saß und den für einen Ketzer und Gottlosen betrachtete, der nicht alles, was er aus andern alten Scharteken als sein Eigenthum mit gelehrter Miene predigte, in saubere Hefte niederschrieb. Das war nun freilich nicht für unsern Müller und deshalb schnte er sich aus der dumpfigen Schulstube hinaus in das lustige, freie Universitätsleben. Allein so schnell ging das nicht; sein kärglich besoldeter Vater konnte seinen Wunsch nicht erfüllen und so mußte er denn die Stelle eines Hauslehrers bei dem achtjährigen Sohne des Ministers von Oertzen, der durch einen großen Aufsatz Müller's: „Der deutsche Jüngling", auf den jungen Mann aufmerksam geworden war, annehmen, um sich auf diese Weise so viel zu ersparen, daß er es wagen konnte, auf eigenen Füßen gehend, die Universität zu beziehen. Dies that er denn auch im Jahre 1810, nachdem ihm der edle Herzog Karl ein jährliches Stipendium von 20 Louisd'or und ein wohlhabender Amtmann, mit dessen Tochter er übrigens ein später durch die Ungunst der Zeitumstände wieder aufgelöstes Liebesverhältniß angeknüpft hatte, eine gleiche Summe auf drei Jahre zugesichert hatten.

Er begab sich also nach Jena, wohin es ihn schon seit Jahren gezogen hatte, um an dem Orte Theologie zu studiren, wo zuerst die Methode und Ergebnisse der Kant'schen Forschung richtig verstanden und gewürdigt worden waren und von wo aus die von dem großen Logiker ausgegangene neue Philosophie sich weiter entwickelte und wo Fichte durch seine populären Vorträge auch einem größern Publikum die Pforten der Wissenschaft öffnete. Der Kunstsinn und das in seiner schönsten Blüte entfaltete poetische Leben in dem weimar-jenaischen Dichterkreise mußte von selber

auch auf die Studentenschaft einwirken und namentlich die sittliche Haltung derselben ganz anders gestalten, als dies auf andern Hochschulen der Fall war. Gleichwol herrschte wol auf keiner andern Universität derartige individuelle Freiheit und Unabhängigkeit als hier; allein dieselbe bestand nicht in roher Zügellosigkeit, sondern mehr in launiger Grenialität, wie der Vers des Burschenliedes sagt, worin es heißt:

Weimars Herzog Karl August
Hat allein den rechten Wunsch,
Er ruft seinem Studio zu:
Wenn ich schwärme, schwärm' auch du
Nach der alten Weise!

Allerdings herrschte freilich auch nicht wenig Renommisterei daselbst und wir wissen alle, daß selbst noch in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts Jena die einzige Universität war, wo noch Gommerie und Fechtübungen auf offenem Markte, ja förmliche Bivouaks gehalten wurden. Zum Teil trugen die dort bestandenen, von Fichte vielfach angegriffenen geheimen Studentenorden und Landsmannschaften, die namentlich das Kneipenleben und Duelliren beförderten, nicht wenig bei. Allein als unter Müller in Jena einzog, war der größte Theil dieser Verbindungen, weil sie besonders durch Napoleon verfolgt wurden, eingegangen und eigentlich bestand nur noch das Renommiren in Masse. Indessen sprach dieses selbe den schwächlichen Müller so an, daß derselbe sich mit andern Mecklenburgern am 13. Januar 1811 zu der der berliner gleichnamigen Verbindung nachgebildeten „Vandalia" constituirte. Allerdings hatte diese Landsmannschaft ursprünglich nur den Zweck des engern, ein fröhliches Burschenleben und Anleben unter der Studentenschaft fördernden Zusammenhaltens der durch besondere Landessitte und Mundart an sich schon verbundenen Glieder eines und desselben Stammes zu befördern; allein einestheils hatten die patriotischen Vorträge des Historikers H. Luden, theils die stille Wirksamkeit des „Tugendbundes", anderntheils die Bestrebungen der Romantiker und die Tyrannei Napoleon's schon dafür gesorgt, daß auch andere Elemente politischer Art mit in den Bereich der landsmannschaftlichen Thätigkeit gezogen wurden. Freilich gingen aber erst bedeutende Zänkereien pro patria voraus, denn die neue Landsmannschaft mußte sich erst ihre Anerkennung durch Einhauen mit den schon bestehenden ältern, den Curonen und Sachsen, erringen. Allein da die Vandalia die besten Schläger unter sich zählte, so ging sie glorreich aus dieser Bluttaufe hervor und auch unter Müller leistete in diesem Punkte Anerkennenswerthes. Freilich hatte er sich dem Burschenleben etwas zu sehr hingegeben, war ein sogenanntes Kneipgenie geworden und hatte die theologischen und philosophischen Studien nicht eben mit großem Eifer und Fleiß fortgesetzt, Philologie aber wol eifriger, aber auch nur nach Neigung und nicht nach einem bestimmten Plane getrieben, sodaß die Herren Professoren nicht eben besonders mit ihm zufrieden waren. Da machte das Geschick auf einmal seinem Universitätsleben ein Ende. In der Nacht vom 1. zum 2. September des Jahres 1812 feierten die Vandalen auf der Kunitzburg das erste patriotische Studentenfest unsers Jahrhunderts, das Vorbild der spätern Burschenfesten, und begeisterten sich durch kräftiges Bier, starken Kaffee, Singen von Kriegsliedern und Anfeuern von Heldenthaten dermaßen, daß sie, wie einst die Eidgenossen auf dem Grütli, einen Bund schlossen, alles daran zu setzen, dem geknechteten Vaterlande seine Freiheit zu verschaffen. Der begeisterte Müller eilte mit andern seiner Commilitonen in der ersten Hitze in das nahe Dorf Ziegenhain, verschaffte sich von dem dasigen Küster, einem warmen Studentenfreunde, die Erlaubniß, in der Kirche predigen zu dürfen — das Dorf hatte wol eine Kirche, war aber Filial des Pfarrers von Jena-Priesnitz — da gerade Sonntag war, und hielt eine so donnernde Philippica gegen die Franzosenunterdrücker von jenseit des Rhein, daß er von Glück sagen konnte, daß ihm die akademische Behörde nur das consilium abeundi ertheilte. Und so sah er sich denn genöthigt, zumal da auch die Unterstützung aus der Heimat aufgehört hatte, den Wanderstab zu ergreifen und ins Vaterhaus zurückzukehren. Hier fand er alles noch beim alten; die Verhältnisse seiner Aeltern waren immer noch die alten zerrütteten und so konnte es nicht fehlen, daß er lieber im Wirthshause als zu Hause saß, sodaß ihn jedermann für einen argen Bummler halten mußte. Allein dies hinderte ihn nicht, sehr bald ein ausgezeichnetes Examen zu machen. Mittlerweile war überall das Morgenroth der deutschen Erhebung angebrochen und nirgends hatte sich die Kampfbegierde stärker kund gegeben als in Jena, namentlich hatten die Vandalen alle zum Schwert gegriffen; allein unser Müller, der den Thatendrang seiner alten Commilitonen natürlich theilte, wurde wegen körperlicher Untüchtigkeit überall zu-

rückgewiesen, und so kam es, daß er eine Hauslehrerstelle bei dem Bruder seines vormaligen Gönners, des Ministers von Oertzen, dem Landmarschall von Oertzen in Lübbersdorf bei Friedland, annahm. In dieser neuen Stellung befand er sich anfangs nicht allzu wohl, weil seine burschikose Ungebundenheit sich schwer in die Formen der daselbst herrschenden Etikette fügte, allmählich aber wirkte der Umgang mit der Frau des Landmarschalls und einer feingebildeten Verwandtin derselben so wohlthätig auf ihn ein, daß er das Mißtrauen, welches er bisher gegen alle Höhergestellte gehegt hatte, gänzlich ablegte und das freundliche Entgegenkommen derselben mit der größten Hingebung und Aufrichtigkeit lohnte. Indessen konnte er sich immer noch nicht recht von zeitweiligen Excentricitäten freimachen und so kam es, daß selbst der Umgang mit seinen Damen den rohen und oft unsauberen Anstrich, den der alte Student immer noch an sich trug, nicht zu entfernen vermochte. Sein Bemühen, seinen Zöglingen bei aller Pflichttreue und sonstiger Aufmerksamkeit etwas liberalere Ansichten beizubringen und sie gewissermaßen zu entadeln, schlug aber gänzlich fehl und so kam es, daß er trotz der Abmahnungen des erbitterten Schweizerfeindes Jahn, des alten Turnvaters, die Einladung Fellenberg's, als Lehrer an sein Institut einzutreten, annahm und im October 1815 sich dorthin auf den Weg machte. So weit reicht die Darstellung seines Schul-, Universitäts- und Hauslehrerlebens, die uns sein Freund Papst gegeben hat; der zweite Theil, der sich über seine moralische Umkehr und die Thätigkeit in Hofwyl erstreckt, ist noch nicht erschienen. Wir wollen daher hier nur hinzufügen, daß Müller an der genannten Anstalt bis zur Auflösung derselben fortwirkte, dann aber bis an seinen am 24. Juli 1857 in Hofwyl erfolgten Tod seine unausgesetzte Thätigkeit der Gladbach'schen Erziehungsanstalt in Wabern bei Bern und dem öffentlichen Schulwesen des Cantons Bern widmete. Er blieb bis an seinen Tod der gemüthliche, biedere Mann, der er stets gewesen; seine unverwüstliche Heiterkeit, sein unerschöpflicher Witz und Humor, sein aufrichtiges Wesen, das ihm als Jüngling alle Herzen zugewandt, blieben ihm auch als Greis treu, und so folgte ihm, als er nach schmerzhaften Leiden sanft entschlafen war, ein so allgemeines Bedauern ins Grab, wie dies wol selten bei dem Tode eines schlichten Schulmannes der Fall gewesen ist. Hat er sich also auch weder als Staatsmann, noch als Kriegsheld, noch als Schriftsteller oder als Erfinder culturgeschichtlich wichtiger Maschinen, noch als Begründer großartiger und dankbarer Gewerbs- und Handelsunternehmungen ausgezeichnet, sondern nur in tiefster Zurückgezogenheit dem so undankbaren Berufe der Jugenderziehung gewidmet, so verdient er doch sicher das ihm in Hofwyl gesetzte Denkmal ebenso gut wie die meisten jener hervorragenden Männer der Zeit, weil er seinen schweren Beruf nicht blos mit den ausgezeichnetsten Mitteln und vorzüglichstem Erfolg ausgeübt hat, sondern auch bis an sein Ende der echte Typus eines Deutschen im weitesten Sinne des Worts gewesen ist. Dr. Grälle.

Anregungen.

Arthur Schopenhauer's Lehre und Leben.

„Beim Ausbruch des Krieges 1813 verfolgte ihn die Furcht, zum Kriegsdienst gepreßt zu werden."

Gwinner über Schopenhauer. S. 112.

I.

Dem Bericht über die vor kurzem erschienene Schrift „Arthur Schopenhauer, aus persönlichem Umgang dargestellt. Ein Blick auf sein Leben, seinen Charakter und seine Lehre von Wilhelm Gwinner" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862) glauben wir keine passendere Einführung geben zu können als die obige Stelle, die jener Schrift entlehnt ist. Sie soll uns nicht an die in dem bekannten, vielbesprochenen Testament des Philosophen eingesetzten Erben, die preußischen Krieger, die im Jahre 1848 die Barrikaden zerstörten, sondern an den Lebenskern des Geschilderten in uns erinnern. In einer Zeit, wo der einzige heilige Gedanke die deutsche Jugend entflammte, das Joch der Fremden abzuschütteln, in einer Zeit, wo in Berlin, demselben Ort, in welchem Schopenhauer, ein geborener Preuße, damals studirte, Mütter ihre Söhne dem Vaterland zum Opfer brachten, wo kein Jüngling, der seine gesunden Glieder hatte, auf den Bänken der Universität und der ersten Klasse des Gymnasiums zurückbleiben vermochte oder durfte, wenn ihn nicht die Verachtung seiner Genossen, seiner Lehrer, die sich selbst unter die Fahnen stellten, treffen sollte, in einer Zeit, wo die edelste Jugendgeneration unserer deutschen Geschichte, die Zöglinge Schiller's, Körner's, Fichte's, Schleiermacher's, als Blutzeugen der Erhebung des Vaterlandes die Schlachtfelder von Lützen, Bautzen und Großgörschen deckten — damals besorgte der

...untundzwanzigjährige berliner Student der Philoso...hie, Arthur Schopenhauer, zum „Kriegsdienst ge...reht" zu werden. Eine verhängnisvolle Schonung! Er mußte sich der Welt erhalten, um die Lehre aufzu...stellen, daß Vaterland, Heimat, bürgerliche Ehrbarkeit, Ehe, Liebe, Religion, alles, was seit Jahrtausenden in der Menschenbrust zur allwirkenden Thatsache des Geschichtslebens geworden ist, mehr oder weniger der Welt der täuschenden Vorstellung angehört und ein Denker, den philosophischen Kopf, den in der Welt des „vermeinten Willens zum Leben" Lebenden nur wie ein Traum berühren dürfte.

Vor neun Jahren haben wir in diesen Blättern auf den interessanten „Selbstdenker" Schopenhauer hingewiesen und die Originalität seiner Erscheinung im Zusammenhang unserer philosophischen Entwickelungen, sowie noch sein Talent aphoristischer Maximenbildung und vereinzelter geistvoller Wahrnehmung in aufrichtiger Verehrung hervorgehoben. Wir fügten zum Ausdruck unserer Huldigung hinzu, daß man allerdings in seinen Schriften nur zuweilen lesen dürfe, weil man sonst des ironischen und polternden Tones bald müde werden könnte; ferner, daß seine Meinungen über den Staat die schwächern wären, da sie aus der Besorgniß eines Kapitalisten entstanden schienen, der von seinen Renten lebt, wir schlossen, daß ihm, da das Leben ihm überhaupt als eine Qual erscheine, unzugänglich die Liebe fehle und sein Stoicismus sich im Grunde als Egoismus enthülle.

Das Ansehen und die Bedeutung Schopenhauer's wuchs inzwischen; es sammelte sich eine Gemeinde. Die von ihm verworfene „Universitätsphilosophie" schien ihm zwar, einige schwankende Rohre, die sich jedem Modewinde biegen, ausgenommen, noch wie vor obenan bleiben zu wollen; desto größer wurde der Zustrom aus der Laienwelt. Offiziere, Lehrer, gebildete Gutsbesitzer, Frauen sogar studirten die anregenden und über alles, selbst über den Selbstmord und die griechische Liebe, Auskunft gebenden Schriften des Pessimistenkerls — diesen Namen darf man ihm wol in edlerem Sinne geben. Sein vor zwei Jahren erfolgter Tod brachte dann die Testamentsverfügung, daß sein ganzes Besitzthum den auf den Barrikaden verwundeten preußischen Kriegern und den Hinterbliebenen der Gefallenen zufallen sollte, d. h. einer aus dem Bedürfniß wenigster doch wol der gutversorgten Veteranen des preußischen Heeres als aus dem Drang nach antidemokratischer Meinungsäußerung hervorgegangenen berliner Stiftung, dem „Volksdank". Dieser letzte Wille wurde ein Anlaß, den Spruch der Schrift: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" auf seine Lehre und sein Leben überhaupt anzuwenden. Sein Biograph, Dr. Gwinner in Frankfurt, hob an seinem Grabe ausdrücklich hervor, daß dies Testament gegen die „Revolutionsmacher unserer Tage" ein „Zeugniß" ablegen sollte.

Wir nahmen in diesen Blättern (N. A., Bd. V, S. 55) Veranlassung, nunmehr unsere schon früher gegebenen Andeutungen über ein Defizit im philosophischen System des Verstorbenen näher auszuführen. Weit entfernt, ein Legat zu Gunsten braver Krieger, die in der Erfüllung ihrer beschworenen Pflichten gehandelt haben, irgendeiner Bemängelung, auch nur der leisesten, zu unterwerfen, konnten wir doch nicht umhin, gerade an einem Philosophen einen solchen Abschied von einer Zeit, die ihm so hingebend zu huldigen angefangen hatte, zu ernstem Nachdenken auffordernd zu finden. Wahrlich, der Gedanken so viele, die zum Lichte emporwachsen wollen, Institutionen, die der heilenden Hand des Begüterten, des Zeugnisses der Denkenden bedürfen, ringen mit der Ungunst der äußern Pflege! Schule, Kirche, Volksleben, Kunst und Literatur — wohin konnte nicht alles ein zufällig im materiellen Besitz befindlicher Seher den letzten Blick vor seinem Abschied vom Leben richten, wohin nicht alles, einmal noch, irgend seine Hand ausstrecken! Diejenigen, welche den Soldaten auf den Barrikaden gegenüberstanden, waren zum größten Theil nur Verblendete, welche die Losung, die jene Brustwehren zum unseligen Bruderkampf aufwerfen hieß, nicht von blinder Zerstörungswuth, nicht von der Furie der Anarchie erhalten hatten, sondern von der zitternden Angst um die Freiheit, von der Furcht vor ihrem Untergang. Aber sogar eine absolute Verwerflichkeit des Jahres 1848 zugestanden, warum aus solchem Munde, zwölf Jahre später, diese herbe Erinnerung! Schopenhauer, der 1813 fürchtete, zur Rettung seines Vaterlandes zum Soldaten, zum Kameraden Theodor Körner's, „gepreßt" zu werden, schied von seiner Zeit mit dem Bekenntniß, daß er in ihr nur hätte sein System zu finden wünschen müssen und im übrigen die Ruhe und nochmals die Ruhe.

Wir besitzen in Deutschland wenig Lehrer, die sich mit den Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens von einem allem momentanen Parteiwesen fremden Standpunkte beschäftigen. Zank und Streit über des Kaisers Bart genug und die gewöhnliche Tagesordnung mehr als hinreichend bedient. Sorgloser finden wir, oft zu unserm Schrecken, die Wacht auf der Zinne des Zeitgeistes und der großen Meinungsströmungen. Meist erst von Frankreich und England aus werden uns dann die Gesichtspunkte der Betrachtung zugebracht. Haben wir doch erst methodisch lernen müssen, die italienische Frage — nicht aus unsern Schulexaminibus, nicht als eine Fortsetzung der Hohenstaufenzeit, sondern aus sich selbst, aus der auch den Italienern gebührenden Gerechtigkeit zu beurtheilen! Die Zeitungsnotiz über Schopenhauer's Testament machte ihren gewöhnlichen Rundweg durch das Labyrinth der Journale, zu einer Randglosse ist der Rothstift der Redactionen zu schwerfällig, zu beschäftigt, der weiße Rand des Papiers zu eng, die Anspielungen der Lehre und des Lebens des „Sonderlings", ursprünglich aufgelegt von einem Advokaten, gingen aber Hindernis von Blatt zu Blatt. Die berliner Vossische Zeitung, vertigirt von zwei Schopenhauerianern,

völkern überſchwemmt. Europa wird mir für dieſen Bruch des Völkerrechtes fluchen.

Anna (mit Thränen).

Und Friedrich Auguſt wird dieſen Fluch *verdienen*!

Fr. Auguſt.

Werd' ich ihn?! — — (Zieht ein Billet hervor.) Nehmen Sie dies Papier!

Einſiedel (nimmt es zögernd).

Was ſoll —

Fr. Auguſt.

Beſteigen Sie Ihr ſchnellſtes Pferd, reiten Sie nach dem Königſtein und Sie ſind früher dort, als Patkul. Heut zählen wir den neunten. Am achtzehnten kommen die Schweden, um Patkul abzuholen. In dieſem Brief wird der Kommandant des Königſteins angewieſen, *auf Gefahr ſeines Kopfes* Patkuln ſeiner Haft — zu entlaſſen.

Einſiedel (freudig überraſcht).

Majeſtät!

Fr. Auguſt.

Nennen Sie mich nicht nach etwas, das ich (mit Beziehung auf Anna) nicht verdienen ſoll! Was zwiſchen uns in dieſem *helldunkeln* Moment geſchehen, bleibt ein Geheimniß für die Welt, für die Geſchichte. Mag ſie meiner *offnen* That jetzt fluchen: in dem Geheimniß hab' ich mir ſelbſt genug gethan.

den Doctoren Lindner und Frauenstädt, machte aus dem, was nach Gwinner eine Lehre, ein Gewinnungsact sein sollte, einen zufälligen Liebesact des „Mitleids", eine barmherzige Gabe des Erbarmens, deren Adresse ihm irgendein guter Freund völlig tendenzlos mitgetheilt hätte. Mit einer der traurigsten Erinnerungen der berliner Bevölkerung, der auch die Vossische Zeitung ihr „Extrablatt der Freude" gewidmet hatte, war nicht zu spaßen.

Wir benutzten eine vierjährige persönliche Beobachtung Schopenhauer's, um den Zusammenhang, in welchem dies Testament mit seinem Leben, seinem Charakter und seiner Lehre steht, in aller Aufrichtigkeit nachzuweisen. Es lag uns daran, die Zeitgenossen zu beruhigen. Wir bewiesen, daß, wenn der Spruch wahr ist „Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen", das Schopenhauer'sche System allerdings aus dem Herzen eines Mannes kam, das klein war. Wir gaben einen Einblick in Schopenhauer's Egoismus, in sein durch nichts, durch keine Gemüthbewallung irritirtes absolutes Selbsterhaltungssystem, in ein Dasein, das sich die Bürgschaft, im jeder Lebenslage vor Verdrängnissen über zu bleiben, mit äußerster Gewalt erzwungen hatte, einen Lebensgang, der selbst nicht einmal die Bande des Blutes als Störungen seines Behagens aufkommen ließ. Wir bewiesen, daß er auf diesen Grundlagen der „Lust am Dasein" ein System der „Verachtung" derselben erbaute, darben lehrte im Ueberfluß, Askese im Vollbesitz. Dem tiefsten Bedürfniß seiner bequemen Natur gab Schopenhauer den schimmernden Ausdruck des Gedankengenialen, dem Nichtsanderskönnen den Ausdruck des So-nur-sein-müssens, dem Bedürfniß und Genuß der Ruhe den Stempel der mühevollsten Arbeit. Sein Denken und Studiren, diese erhebende Wonne jedes Forschers, diese höchste Seligkeit, die noch dazu hier einem vermögenden Manne unter den behaglichsten Umständen bereitet wurde, sein Denken, das ihm, wenn sein Genius ein echter war, ein göttliches Spiel hätte sein müssen, unterschlug er der Welt als eine ungeheure Arbeit, als eine Mühe und schwerblutende Noth, der zu Liebe die Welt um ihn her von ihm für eine Störung erklärt werden mußte. Sein „Nirwana" ist eine vornehmklingende willkürliche Stempelung des apriorien Behagens. Diejenige sittliche Weltordnung, die bisher, schmerzlich genug, der Regulator unserer Anschauungen und Bestrebungen war, wurde bei ihm geradezu auf den Kopf gestellt. Bei ihm gibt es kein Heldenthum des Wollens, Strebens, Ringens, Mühens mehr, kein Heldenthum, das im Unterliegen, selbst auf den Trümmern der gescheitertsten Bestrebungen noch erhaben und beneidenswerth bleibt, kein Märtyrer bezeugt mehr seine Lehre mit dem eigenen Blute, keine Thräne des Dankes ist noch die Genugthuung dessen, der hoffnungsvoll entsagend mit dem Darbenden theilt, keine muthige Seglerin, nennen wir sie nicht mit Schiller Phantasie, sondern Willenszeugung und Thatkraft, wirft ihren Anker in die Hütte und landet an den rosigen Vergnügen des Lebens, wo die großen Männer der That, nicht die auf einem Bein stehenden Bonzen, ausruhen. Sieg vor dem Kampf, Sieg ohne Kampf — das ist die Lehre Schopenhauer's, zurückgeführt auf ihren wahren Ursprung — eine nicht schöne Seele. Wir wußten, was wir schrieben, als wir sagten: Dieses merkwürdigen Mannes Lebensaufgabe concentrirte sich einmal im Denken und zum zweitenmal im Denken und zum drittenmal im frankfurter Gnadenbettel.

Zu diesem Ausspruch würde uns nichts veranlaßt haben, wenn hier nicht geschäftige Federn, noch dazu mit dem Schein, das Neueste, Nachahmungswürdigste, Originellste zu verkündigen, die grellen Widersprüche gegen das, was uns im Leben und in der Lehre bisher gewahrt und geachtet bleiben durfte, verwischt hätten. An ihres Meisters Nachwirkung stark betheiligte Schüler seiner derselben, der rührigste von allen, erbte das Eigenthumsrecht der Schriften Schopenhauer's, die neuen Auflagen), erhoben sich gegen unsere biographisch motivirte Deutung des überraschenden Testamentes mit der nächsten besten Waffe. In der Vossischen Zeitung bewarf uns Dr. Lindner geradezu mit Schimpfworten, der Rechtscandidat Bähr in Dresden, Verfasser einer Schrift über Schopenhauer, stellte uns einen Proceß in Aussicht —'

Auf diese Drohung hin und im Gefühl, dem Umsichgreifen einer unsere theuersten National- und Geistesinteressen bedrohenden Gefahr zu steuern, hatten wir Material zu unserer Vertheidigung gesammelt. Wir waren gerüstet, auszusprechen, daß wir über manche unserer Mittheilungen sogar ein Zuwenig reklamiren müßten; wir glaubten ebenso auf der Spur zu sein, von unserer Wiederholung frankfurter Erinnerungen vielleicht ein „Zuviel bekennen zu müssen — da, nach allen diesen Vorbereitungen, werden wir durch die obengenannte Gwinner'sche Schrift überrascht. Die persönliche Beobachtung eines Frankfurters, der Bericht eines enthusiastischen Verehrers seines Meisters und „Freundes" überhebt uns jeder Sorge um unsere Entlastung. Jene Schrift stellt den Begründer des Systems der Welt als Wille und Vorstellung in einer Art dar, die jede andere Forschung über den Urquell der Schopenhauer'schen Lehre unterdrücken darf. Man lese das Buch und frage sich, ob wir nicht mit folgendem Bekenntniß recht haben.

Die neuere Philosophie hat Anytos und Melitos die Angeber des Sokrates, für ihre Denunciation entschuldigt, denn Sokrates hätte durch seine Lehre alles verletzt, was dem Griechen heilig sein durfte. Auch auf dem Standpunkt, namentlich bei Julian Apostata's Leben, befindet man sich jetzt, den Haß der Römer gegen die Christen zu entschuldigen, weil die Jesusbekenner das odium generis humani gelebt hätten, die Geringschätzung des Lebens und seiner dem Römerherzen theuersten Güter, die Geringschätzung des Vaterlandes, der Familie, des Bürgerthums. Hier die im Gwinner'schen Buch ausführlich erzählten und zugestandenen Ansichten Schopenhauer's über die Welt und Zeit, in der er lebte, weiß, wer seine Urtheile

über die „Zweifüßler, Menschen genannt", über die Laufende ringe um ihn her, die ihm nur Schurken oder Dummköpfe waren, vernimmt, der wird nicht lauen. Dieser Mann mußte vom frankfurter Senat den Schierlingbecher dezidirt bekommen oder, in einen ledernen Sack genäht, als Aaskel öffentlich verbrannt werden; aber das Gemeingefühl unserer sittlichen Weltordnung, unsere vom Princip der christlichen Liebe tief durchdrungene allgemeine Gesellschaftsempfindung muß ihn als ihren gefährlichsten persönlichen Feind für immer von sich ausscheiden und seinen Namen mit Schrecken meiden.

Wenn wir von seiner fehlenden „Liebe" sprachen, so sagt der Biograph S. 12: „Constatiren wir diese für uns hochwichtige Thatsache, daß der Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung" seine Entstehung seiner Neigungsehe verdankt, daß seine Mutter das traurige Temperament seines Vaters zwar mit hellem Verstande aufnahm, die überwältigende Innigkeit der Gefühle aber, die wir Liebe nennen, der Verbindung fern blieb." Wenn wir das spätere Zerwürfniß mit seiner Mutter als ein in den tiefsten Lebensnerv sittlicher und Pietätsbeziehungen schmerzlich einschneidendes schilderten, so sagt der Biograph S. 31: „Hier im Hause der Mutter waren ihm Verhältnisse entgegengetreten, die ihm so sehr mißfielen, daß sie auf sein späteres Leben einen langen düstern Schatten werfende Entfremdung von der Mutter damals zuerst unaussprechbare Wurzeln schlug." Wenn wir erzählten, Schopenhauer hätte dem Verdanken, je ohne Vermögen sein zu sollen, alles, aber auch alles, gepriesen, so erzählt der Biograph S. 36: „Der nur zu sehr begründete [?] Furcht des Sohnes, daß das väterliche Vermögen in den Händen der Mutter noch ganz zusammenschwinden und ihm damit der Boden unter den Füßen weggezogen werden könnte — denn zum Gewerb fühlte er sich gänzlich unfähig [Er, der einzige unter — Millionen!] — steigerte sein Mißtrauen zur Angst und führte zu so heftigen Auftritten zwischen beiden, daß sie ferner nicht zusammen leben konnten, wenn auch im Laufe der Zeit ein milderes Urtheil der besseren Einsicht folgte." In Italien lebte er dann lange Zeit, „trunken von dem vollen blühenden Sein an der feurigen Brust" — und war nach solchem seligen, irrigen Wahn dem Räthsel der Welt doch undankbar genug, das Lebenmüssen als eine Qual darzustellen und Stimmungen des Momentes zur Gültigkeit absoluter Dauer zu erheben. In Rom und Neapel entging ihm nichts, was zur Poesie des Daseins gehört. Er sah sich so gestellt von den Reizen des südlichen Lebens, daß er zum zweiten mal daselbst zurückkehrte, nachdem sein Versuch, in Berlin zu lesen, nicht sofort den rechten Anklang hatte, d. h. die Mühe eintrug, die Arbeit, die Unterwerfung unter die Bedingungen des Lebens, zu welchen wahrscheinlich auch Aufforderungen zur Gefälligkeit und Demuth gehörten. Aufforderungen, auch andere Interessen in ihrer Bedeutung gelten zu lassen — wie konnte Er erwerben? Er sah und genoß Italien zum zweiten male, nachdem der Biograph seine Schilderung S. 341 unterbrochen mußte mit dem Bericht: „Mutter und Schwester gingen aus dem Bankrott eines danziger Handlungshauses fast vermögenlos hervor, ihn selbst bewahrte geringes Mißtrauen und energisches Auftreten vor empfindlichem Verluste." — Man etwa theilen mit Mutter und Schwester? Den mit Geld und Gut nicht umzugehen Wissenden wenn nicht vom Kapital, doch von der Rente Antheil lassen? Sich selbst einschränken, Italien nicht zum zweiten male sehen. Ueberlegungen liefern wir Schiller, Stunden geben wir Winkelmann, eine Lebensstelle suchen wir Hegel — Lächerliche Traditionen der Gesellschaft!

Diese Philosophie erstellt, daß sie nicht auf die Katheder kam und nicht die Jugend unterrichtet! Lautenden im Volk gibt die berliner Vossische Zeitung bei jeder Gelegenheit eine Anpreisung der tiefen Weisheit dieses schmählich verkannten Schopenhauer! Unserem sagenhaft-realistischen Zeitalter fehlte nur noch eine solche Verherrlichung des absoluten — „Mitleids" mit sich selbst!

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Die Symbolik der Handschrift.

I.

Wo ist uns die Aufgabe gestellt, mit gesunden, aufgeschlossenen Sinnen zu sehen und zu hören, um die Reize des unsichtbaren Weltalls aufzufassen oder neue Welten sinnreich zu erfinden.

Je nachdem nun eine Individualität, durch Naturanlage oder äußere Verhältnisse bestimmt, entweder zur Entfaltung einer reichen, kräftigen Innerlichkeit oder zur Entwickelung einer vorherrschenden, nicht passiven Hingebung an die Formen- und Gestaltenwelt neigt, entsteht in der Wissenschaft sowol als in der Kunst die in der Gegenwart so oft erwähnte idealistische oder realistische Richtung, welche auf beiden Seiten in größter Einseitigkeit ausarten kann. So lange man sich begnügt, die Extreme dieser Richtungen, welche auf dem Gebiet des freien Schaffens keinen eigentlichen Werth haben, mit den Namen „Realismus" und „Idealismus" zu bezeichnen, ist nichts gegen den Gebrauch dieser Worte einzuwenden, aber wenn man bei einer vorherrschend realistischen oder idealistischen Färbung einer freien Geistesschöpfung jene als Gegensätze aufzufassenden Benennungen gebrauchen wollte, so würde man zu unzähligen Mißverständnissen und Verwirrungen Anlaß geben. Wenn eine auf concrete Denken und Empfindungen und Anschauungen des innern Lebens gegründete Darstellung oder ein Kunstwerk, welches in den wahren Formen und Farben der Welt und des Lebens die Idee zur Gestaltung bringt, je nach der Stimmung oder Individualität des Darstellenden bald mehr, bald weniger die ideelle oder reelle Seite hervorkehrt, so begründet dies um so weniger den Vorwurf des Realismus oder Idealismus, als

es gerade im Gegentheil die Zusammengehörigkeit beider Factoren nachweist, deren keiner zu entbehren ist. Ein Maler, welcher die Natur nicht genau studirt hat, wird wie der Dichter, der das Leben nicht kennt, zum Phantasten, während die gegentheilige Einseitigkeit nothwendig zur unwirren, rohen Naturnachahmung, zum Copiren des Zufälligen, das weder anregen noch interessiren kann, hinführen muß.

Die Ursachen der obengenannten fehlerhaften, einseitigen Auffassung der Natur und des Menschenlebens liegen aber jederzeit in einer oberflächlichen Betrachtung, der herkömmlichen Alltagsbetrachtung, welche in den Erscheinungen der Außenwelt immer nur den Ausdruck des Momentanen, Zufälligen, Vergänglichen sieht, nicht aber das Symbol einer tieferen, bleibenden Innerlichkeit und ihrer Gesetze. Wenn wir die erstgenannte Betrachtungsweise die „gewöhnliche" nennen, so dürfen wir für die zweite den Ausdruck der „symbolischen" wählen. Ein ruhiges, klares Auge, ein scharfgeschnittener, aber angenehm geformter Mund und eine rasche, entschiedene Sprache werden der gewöhnlichen Betrachtung nicht mehr als den Eindruck einer „gebildeten Persönlichkeit" machen, während ein in der Symbolik geübtes Auge in dieser Erscheinung leicht den Ausdruck eines bestimmt und klar urtheilenden, resoluten, wohlwollenden Menschen erblicken könnte. Die symbolische Betrachtungsweise ist durch die Systemsucht der Fanatiker, welche in der Form allein den Ausdruck erkennen wollten und die viel wichtigere Bewegung, das bei weitem würdigere Symbol des Geistigen, übersehen, in einen üblen Credit gekommen. Man hat ihr, und nicht mit Unrecht, den Vorwurf der spielenden Willkür gemacht und sie in Schwindelei und Lächerlichkeit ausarten den Dilettanten der Phrenologie und Physiognomik verspottet. Aber der wohlfeile Fanatismus für Philisterthum und gesunden Menschenverstand, welcher mit den schalen Phrasen der Gewöhnlichkeit alle symbolische Betrachtung abweisen wollte, hat darum keine Berechtigung für seinen Standpunkt, zumal da er noch größere Blößen gegeben hat als die physiognomischen Schwärmer, welche doch wenigstens eine tiefere Betrachtung forderten. Die Stellung der symbolischen Forschung ist daher in neuerer Zeit eine viel günstigere geworden, wenn man auch, außer dem vorhin erwähnten Fehler, noch den zweiten beachtet, daß man das receptive Leben, welches im Auge seinen Ausdruck findet, und das productive Leben, welches vorzugsweise durch den Mund symbolisirt wird, unter ganz gleichen Kategorien betrachtet und z. B. überredet, daß der Mund hauptsächlich nur darüber Auskunft geben kann, wie die Außenwelt aufgenommen wird, der Mund dagegen, wie das Individuum sich productiv und reagirend gegen die Außenwelt zu verhalten pflegt. Zu diesen Betrachtungen wurden wir angeregt durch ein schön ausgestattetes, mit vielen Facsimiles geziertes Buch, welches den Titel führt: „Die Chirogrammatomantie oder Lehre der Handschriftendeutung, von Adolf Henze" (Leipzig, J. J. Weber, 1862). Wir wollen darauf in nächster Nummer zurückkommen.

Unterhaltungsliteratur.

VII.

Des satirischen Humoristen Eduard Maria Oettinger's historischer Roman „Ein Dolch oder Robespierre und seine Zeit", ist in einer dritten Auflage (Prag, Kober, 1862) erschienen, die sich bei eleganter Ausstattung doch durch ihre Billigkeit empfiehlt. Geschickt hat der Autor an einem Dolch, der angeblich schon von Lucretia Cenci herstammen soll, die mit demselben die Hand ihrer berühmten Stieftochter Beatrice Cenci zum Vatermord bewaffnete, und zuletzt in den Besitz der Madame Roland gekommen war, die Hauptmomente des blutigen Drama von 1793—94 sogulagen aufgereiht. Die aus einer Hand in die andere gehende Mordwaffe wird zum fatalistischen Werkzeug der ersten Französischen Revolution. In einem Epilog läßt der Verfasser den Dolch auch in den Revolutionen von 1830 und 1848 wieder zum Vorschein kommen und schließt damit, daß er im Besitz des Republikaners Ledru Rollin verblieben wäre. Wollte der Verfasser damit auf Orsini's Attentat, das Ledru Rollin angestiftet zu haben beschuldigt wurde, anspielen, so sind wir gespannt, an wen die fatalistische Waffe nunmehr vererbt ist.

Die Poesie.

Wenn dir das Blut aus tausend Wunden
Aus deinem Aug' die Thräne rinnt,
Dann eher nie' wird dir verbunden
Die Poesie, das Himmelskind'
Dann mag um sie dein Arm sich schlingen,
Den rauh des Schicksals Härte traf,
Und ihre Lippe mag dich singen
In einen süßen Zauberschlaf'

Die Ideale, die erblichen —
Gekränkter Liebe bitt're Pein —
Das Glück, das ich von dir gewichen —
Des Ruhmes flücht'gen Gaukelschein —
Die Sehnsucht, welche nimmer rastet —
Der Hoffnung täuschende Magie —
Was auch dein wundes Herz belastet,
Versenk' ins Meer der Poesie!

Die finstern Geister laß nimmer
In deines Friedens Tempel ein'
Er schwimme sanft in Rosenschimmer,
Zuckt traurig gleich Gewitterschein'
Hoch über irdischen Nebeln throne
Der freie Geist in Sonnenglanz;
So wandle sich die Dornenkrone
Auf deinem Haupt zum Lorbeerkranz'

Albert Eulenburg.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Wiener Briefe. VIII. — Das Lutherdenkmal in Worms und Frau Cornelia Vent. — Berliner Chronik IX. — Eine Gouvernantenstelle auf dem Wasser. — Der Herzog von Ujest.

Wiener Briefe.

VIII.

— Der Tod des Freiherrn von Pillersdorf hat einen lebhaften Eindruck auf die Bevölkerung Wiens hervorgerufen. Im Jahre 1848 trat Pillersdorf in jene denkwürdige Oeffentlichkeit, die durch längere Zeit aller Augen auf ihn lenkte. Jene aber, die seinem frühern Wirken näher standen und den Mann an der Spitze einer engherzigen conservativen Administrationen thätig sahen, mußte sein Ableben und die Glorie, die seine letzten Tage umgab, zu ernsten Betrachtungen stimmen. Ich habe Gelegenheit gehabt, sein Wirken als Hofkanzler am Rathstische zu beobachten und die Klarheit, mit welcher er die verwickeltsten Angelegenheiten auffaßte und die entscheidenden Gesichtspunkte aus dem Gedränge widerstrebender Meinungen herauszuheben wußte, oft bewundert. Die geistige Ruhe, mit welcher er den Sturm beherrschte, war das Ergebniß jenes beneidenswerthen Gleichgewichts der Seelenkräfte, dessen er sich erfreute, und dieses Gleichgewicht war es auch, das seiner Persönlichkeit jene gemessene Haltung gab, die man Milde oder Kälte zu nennen pflegt, je nachdem man ihr mit größern oder geringern Ansprüchen an das Gemüth entgegentritt. In ruhigen aber in Zeiten einer gereizten Bewegung mußte ein solcher Mann ein vortrefflicher Leiter und Lenker sein; in stürmischen aber konnte ihn jenes Gleichgewicht der Seelenkräfte zwar zu dem Glauben verleiten, auch hier der rechte Mann für die Entwirrung der überstürzten Zustände zu sein, allein die fehlende Energie des Charakters, die richtigste Eigenschaft in solchen Zeiten, konnte sie nicht ersetzen. Diesen Mangel in der Selbsterkenntniß mußte er schwer büßen.

Indessen hat die Seelenstärke, mit welcher der von allem öffentlichen Wirken verdrängte, nicht nur von seinen Gegnern mit Härte verurtheilte, sondern auch von seinen Parteigenossen und frühern Gönnern oft angefeindete greise Staatsmann die vierzehnjährige Prüfungsperiode überdauerte, einen erneuerten Beweis geliefert, welcher erhaltende und versöhnende Genius über solchen glücklichen Naturen waltet. Nur bei einer solchen Persönlichkeit war es möglich, daß er dem neuen Aufschwunge der Zeit und ihrem Rufe in die Oeffentlichkeit zu folgen vermochte. Seine auf das höchste angespannte Kraft brach erst dann zusammen, als er, in die Würden wiedereingesetzt, an der Spitze des Finanzausschusses des Abgeordnetenhauses stand und so am Ausgange seines Wirkens in derselben Sphäre als Vertreter des Volks wie im Beginn desselben als Rathgeber des absoluten Willens zu handeln berufen war. Es verschönte ihm ein günstiger Stern die letzten Tage seines Lebens und erleichterte ihm das Scheiden; denn wenn irgendeine Regung in dem ruhig fühlen Manne Leidenschaft heißen konnte, so war es der Ehrgeiz und sein edlerer Gefährte, der Thatendrang. Der Begeisterung war er nicht fähig und seine Persönlichkeit, obwol für niemand verletzend, für die meisten gewinnend, vermochte doch ebenso wenig fortzureißen wie seine Rede.

Die Ausstellung der für die Londoner Weltausstellung bestimmten Unterrichtsgegenstände hat die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf den Unterrichtsrath gelenkt. Es sei auf, wie wenig Notiz die öffentlichen Blätter von dieser Ausstellung nahmen, welche bei Sachkundigen laute Anerkennung fand und das Interesse des Publikums lebhaft anregte. Man konnte nicht umhin, den Schlüssel für diese Erscheinung in der feindseligen Haltung zu suchen, welche der größere Theil der öffentlichen Organe gleich bei dem Auftauchen der Frage des Unterrichtsrathes gegen die Wirksamkeit des frühern Unterrichtsministeriums einnahm. Eine Coterie Fachmänner, die durch den Unterrichtsrath emporzukommen hoffen, schien den wichtigern Theil der Presse auf ihrer Seite zu haben und in dem längere Zeit hindurch unablässig erneuerten Verkündigen der bevorstehenden Rettung der neuen Pädagogik lag eine wirksame Reclame, durch fortgesetztes Drängen hoffte man schneller ans Ziel zu kommen. Wenn dessenungeachtet diese Angelegenheit für den Augenblick zu ruhen scheint, so mögen mehrere Ursachen zusammenwirken. Die vollendete Prüfung und Entwickelung der Frage scheint ihre Schwierigkeiten erst an das Tageslicht gebracht zu haben. Wie kann unter den dermaligen Verhältnissen in Ungarn die Wirksamkeit des Unterrichtsraths für die ganze Monarchie lebendig werden! Welche Schwierigkeiten bietet die Betheiligung der verschiedenen Nationalitäten, wie mißlich ist die Parteiung des berathenden Einflusses der Professorencollegien in entscheidenden didaktischen Fragen! Welchen schwerfälligen, mit so manchen hemmenden Reibungen verbundenen Gang läßt eine Einrichtung befürchten, welche die administrativen Unterrichts-Centralbehörden mit einem complicirten Unterrichtsrath in parallelen Zusammenwirken stellt! Ein nahes Ineinandergreifen der neuen Einrichtung dürfte daher keineswegs zu erwarten sein.

Ein würdiger Schluß unserer hochamtlich gepfle-

leten Faschings waren das Wohlthätigkeits-Ballfest bei dem Fürsten Schwarzenberg und die Redoute mit der Armenlotterie am Faschingdienstag. Das erstere Fest in dem Palast des Fürsten auf dem Neuen Markte war äußerst glänzend. Die großartigen Räume mit ihrer prachtvollen Einrichtung und dem edeln Schmuck an Gemälden, Statuetten, Blumen und Pflanzen strahlten in einem Lichtmeer, das die schönen Toiletten und Gestalten der Damen, die zierlich und fein ausgeführten Langarabesken belebend umfloß. Ein Comité von Damen traf alle den Zweck des Festes sicher stellenden Anordnungen und der Ertrag von 16000 Gulden für die Ueberschwemmten bei einer Gebühr von 10 Gulden für die Eintrittskarte bewies, wie reiche Ueberzahlungen in die bereit stehende Urne fielen. Die fürstliche Familie, welche die Kosten des Festes trug, beobachtete die Haltung von Gästen. Solche Handlungen geben der hohen Aristokratie wieder einigen Aufschwung in der öffentlichen Meinung, den das fürstliche Haus Schwarzenberg — gelegnet von den vielen Tausenden, für die es alljährlich den Prachtgarten am Rennwege während der schönen Jahreszeit offen hält — allerdings am wenigsten benöthigt war.

Die Ausstellung des Neuen Kunstvereins im Monat März gewährt einen täglichen Anblick. Man erkennt immer deutlicher, wie schwer permanente Kunstausstellungen auf einer anziehenden Höhe zu erhalten sind, wenn sie sich nicht auf rührig productive heimische Talente stützen können, sondern ihr Hauptaugenmerk auf das Ausland und die Privatgalerien richten müssen. Darüber einige Worte im Nächsten.

Das Lutherdenkmal in Worms und Frau Cornelia Hevl.

Die Arbeiten an dem für die alte Kaiserstadt Worms bestimmten Lutherdenkmal oder, besser gesagt, Reformationsdenkmal schreiten rüstig vorwärts. Neben den nach von Rietschel selbst vollendeten Statuen Luthers und Melissons sind jetzt, von den fleißigen Händen seiner talentvollen Schüler Kietz und Donndorf, denen bekanntlich nach des zu früh geschiedenen Meisters Hinscheidung, unter Aufsicht einiger Autoritäten, die weitere Ausführung des Werks übertragen wurde, auch die Statuen Hussens und Savonarola's nahezu fertig. Die Lutherstatue und großartigen Gewandtheile des Hauptpostamentes sind sogar schon gegossen. Von den verschiedenen, aus Granit (vom Fichtelgebirge) zu fertigenden Postamenten ist eins bereits fertig gehauen und poliert, mehrere andere sind in Bearbeitung.

Eine brennende Frage ist inzwischen der für die Aufstellung des Denkmals geeignete Platz geworden. Wie sehr die Wirkung eines monumentalen Werkes von guter oder schlechter Aufstellung abhängt, ist selbst dem Laien bekannt. So manches Denkmal hat die Hälfte seiner künstlerischen Wirkung eingebüßt durch die Aufstellung auf einem zu engen, rings von Häusern umschränkten und verdunkelten Raum. Ein Denkmal muß als ein Ganzes übersehen werden können — dies ist die erste und unerläßliche Anforderung einer kunstgerechten Aufstellung und zu diesem Zweck muß der Beschauer im Stande sein, von allen Seiten mindestens die doppelte Entfernung der Länge und Breite der Denkmalsbasis einzunehmen. Für das Lutherdenkmal wird ein Platz von mindestens 250 Fuß hessisch in Länge und Breite erfordert, eine Bedingung, die leider keiner der öffentlichen Plätze in dem alterthümlich eng gebauten Worms erfüllt und selbst nicht durch die allenfalls zulässige Erweiterung, mittels Einreißung beschränkter Häuser, erfüllen würde. Der einzige passende Raum innerhalb der Stadt ist ein Privatgarten, der sogar eine Länge und Breite von 400 Fuß mißt. Rietschel selbst schon bezeichnete diesen Garten als die einzig und allein für die Aufstellung seines Denkmals geeignete Räumlichkeit innerhalb der Stadt Worms, und seine Schüler Kietz und Donndorf, die in dieser Angelegenheit auf Veranlassung des Comités im vorigen Sommer eigens von Dresden nach Worms reisten, bestätigten den Ausspruch ihres Meisters in einem gründlich motivirten Gutachten.

Ein eigenthümlicher Zufall läßt den durch die lokale Rücksicht gebotenen Platz auch in ideeller Beziehung als den geeignetsten erscheinen. Gerade an der Stelle des jetzigen Hevlschen Gartens erhob sich der „Bischofshof", in welchem jener weltberühmte Reichstag von Worms stattfand, vor dem der Reformator am 18. April 1521 das entscheidende Wort sprach: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!" Im Hevlschen Garten würde also das Reformationsdenkmal auf der historischen Stätte stehen, an welcher Luther mit jenem Wort sein großes Werk vor Kaiser und Reich besiegelte.

Der Ausschuß des Lutherdenkmal-Vereins zu Worms hat sich denn auch schon seit Jahr und Tag für den Hevlschen Garten entschieden. Er beabsichtigt, denselben anzukaufen, das darin befindliche Gebäude zu entfernen und das Ganze als Parkanlage, in deren Mitte sich das gewaltige Denkmal mit seinen Granitsäulen und imposanten Figuren erheben soll, einzufassen, mit einem eisernen Gitter zu umgeben, sodaß das nach allen Richtungen hin schon von fernher sichtbare Monument von jeder der vier Seiten durch ein Thor dem Publikum zugänglich sein würde. Leider scheint diese gewiß von allen Kunstfreunden und den Hunderttausenden Besuchern nicht blos Deutschlands, sondern auch aller übrigen europäischen Länder und selbst Amerikas mit voller Zustimmung begrüßte Absicht dennoch zu scheitern an der Opposition — einer einzigen Frau, der Wittwe Cornelia Hevl, der Besitzerin des Gartens!

Nichts vermag über so die lohnende Genugthuung des patriotischen Gefühls, an dem günstigen Gedeihen eines großen kosmopolitischen Denkmals wesentlich betheiligt zu sein, zu hoffen durch ein Opfer ihrerseits, das Opfer vielleicht von kleinen

Familienerinnerungen gegenüber dem großen historischen Interesse des Vaterlandes, allein ermöglicht zu haben — sie kann sich nicht von den Stachelbeersträuchen, von den Birnen- und Zwetschenbäumen trennen, die sie vielleicht selbst pflanzte und aufzog und aus deren saftigen Früchten sie sich nun seit so und so viel Jahren ihre erlabenden Getränke bereitete. Und diese in der That ultraconservative Gartenbesitzerin heißt Cornelia! Eine Namensschwester der Gracchenmutter! Einer Römerin, die ihre eigenen Söhne zu Opfern für das Vaterland auferzog und mit Freuden hingab! Von dieser wormser Cornelia wird im Grunde nicht einmal ein Opfer begehrt, selbst nicht einmal das Opfer ihrer alljährlichen Obsternte — der Ausschuß des Lutherdenkmal-Vereins bietet ihr für Abtretung ihres 1643 Quadratklaftern enthaltenden Gartens einen andern, nicht weit von dem letztern gelegenen größern Garten und macht sich dabei anheischig, „das Wohnhaus, die Scheuer, die Gewächshäuser, mit einem Wort alles, was sich in jenem Garten an Gebäulichkeiten und Pflanzen befindet, auf Kosten des Vereins in jenen neuen Garten verlegen und geschmackvoll herrichten zu lassen, sodaß dieser neue und größere Garten dem jetzigen in keiner Weise nachstehen, ja sogar der bessern Qualität des Bodens wegen einer höhern Kultur fähig sein würde." Und für den Fall, daß die Gartenbesitzerin dieser Tauschconvention den Verkauf vorziehen sollte, bietet ihr der Ausschuß für den Garten mit Haus und Scheuer, ausschließlich der ihr als Eigenthum verbleibenden Gewächshäuser, die runde Summe von Zwanzig Gulden Rhein. Sehr gewiß liberale und vortheilhafte Offerte, die der Frau Cornelia Heyl ehrerbietig bereits vor elf Monaten gemacht wurde, in Erwägung seiner Antwort gewärtigt worden!

Wir vermögen in der That nach alledem für solche Rücksichtslosigkeit einer einzelnen Persönlichkeit, gegenüber einem großen Nationalunternehmen, kein anderes Motiv aufzufinden als — einen hartnäckigen Eigensinn. Wäre die wormser Gartenbesitzerin nicht Protestantin, so ließe sich allenfalls ein Motiv in religiösem Fanatismus gegen die Verherrlichung des Katholiken finden, denn daß sich etwa in dem so sehr auf gute Localbeziehungen protestantischen Worms papistischer Einfluß auf eine angesehene Protestantin in dem Maße geltend machen sollte, daß sich dieselbe, Rom zu Liebe, durch ihre befremdende Handlungsweise bei ihren Religionsgenossen und Mitbürgern dem Verdacht einer Krypto-Katholikin aussetzen möchte — diese Hypothese erscheint uns, wenn sie auch als möglich gedacht werden kann, doch zu abenteuerlich. Hoffen wir denn auch bei der Gartenbesitzerin von Worms auf den „widerspenstigen Lehmann". Vielleicht findet sich ein Geistlicher, der der Frau zu Gemüthe führt, daß eine Verehrung der Natur, zumal wenn sie liebe Erinnerungen an ein Schattenplätzchen unter einem Baume, an eine Rebenlaube knüpfen, ihre ganz respectable Seite hat, daß sie aber, zu weit getrieben, Götzendienst wird.

Berliner Chronik.

IX.

*** Juste est alea! Sie kennen unser Ministerium! Es gibt Momente, in denen der beherzteste Unterthanenverstand den weisheitsvollen Eingriff der Regierung in die Staatsverhältnisse nicht begreift und freilich in gedankenvoller Stille staunt.

Ueber die Weisheit des Herrn von der Heydt circuliren wunderbare Sagen. Sie waren die von Schweden und Polen dem König vorgelegten Vorgeschichten über das Ministerverantwortlichkeits- und Oberrechenkammergesetz auf Verhütung constitutionelle Prinzipien hatte; sie fuhren daher schon bei den Berathungen im Staatsministerium, wenn der König vielfach reisebedürftig, in lebhaften Tiraden aus, worin sie gemeldet, daß sie wenig Neigung in ihrer jetzigen Lage hätten werden. Von der Heydt hatte bei dem Passus in dem Oberrechenkammergesetz, der über die dem König nach Gefallen zu erlassenden Summen und eine Art Quittele gesprochen wissen will, laut erklärt: Der König möge ihm wenigstens davon verschonen, ein solches Gesetz zu sanctioniren, da er nicht den Vorwurf auf sich laden wolle, die Unterjochung der Macht der Hohenzollern befördert zu haben. — Man weiß allgemein, daß von der Heydt zu Angerstein, der Minister von Auerswald, dazu benutzt hatte, um den liberalen Theil des angelsächsischen Adels zu gewinnen, mit Geschicklichkeit vorzugehen. Man will bereits wissen, daß sein erstes Experiment als Staatsminister eine Unterredung der Staatsminister sein wird — natürlich ohne Gerichte in heißer Asche servirt zu bekommen, wie es in seinen Reisestationen im rothen Hemdchen Sitte ist, wo er dem Wirthe — höhere und niedere Abgeordnete beherbergen hatte.*)

Daß die Hoffnungen bis auf Heil herabgesunken sind, muß man wissen, schweren Kampfes entgegensieht, kann nicht verschwiegen bleiben. Man meint, ein alter Schlag an der Spitze der Ministerien, ein Staatsstreich als Losung, die Volksrechte als Mittel des Innern Friedens gering, um die Richtung, in man einhalten will, zu kennzeichnen. Man traut bereits von einem neuen Wahlgesetz, welches nun vom neuen Ministerium berathen, vom König dem Lande octroyirt werden wurde.

*) Es bekommt sich auch eine Verfassung der neuen Minister. Manche Blatt glaubt, sie sind der alten richtige Thron. Einige Schweizer und Amerikanisch sind in gehobener Unterredungsweise mit dem König zusammengewesen. Sie haben nicht als so reisenden Fremden einen weltmännischen Gesichtspunkt haben wollen, sie mehr über Land und Leute mündlichen der neuen Kammer mit Herren machen. Pfeifen sie im Land, sind wenn auch noch so sehr verschuldet durch eine redselige Hebung staatlichen Interessen, so ist doch der constitutionelle Geist in Preußen sehr eingelebt in die Sitte, daß die constituirenden Kammern von den Ministerien der Gesetzgebung gewisse Vorlagen haben wollen. Sind diese Vorlagen [illegible] zu [illegible], machen sie Vorwürfe der Unthätigkeit [illegible] gerichtet und unabhängig [illegible]. Schweden, Polen, Amerika, sind das von Worten. Sind sie selbst [illegible] Stimmung der neuen Kammer weiter sie wissen und Rat [illegible] und sie gegen Schwierigkeiten [illegible], von einem [illegible] Standpunkt zu gewinnen. Ungefähr als „Vorgänger" [illegible] abweisen und bei ihrer Selbstbeschäftigung zu übermäßiger Anstrengung, daß sie wahrscheinlich zur Vernachlässigung und Verletzung der Gesetzen [illegible] hat.

D. Red.

Ich hoffe, daß dies ein Hirngespinst der Kreuzzeitung oder der Demokratie ist.

Der Ober-Staatsanwalt beim Kammergericht, Graf zur Lippe, der das Justizministerium übernimmt, hat sich bei den politischen Vergehen besonders energisch gezeigt. Der Ober-Consistorialrath von Möller übernimmt das Cultusministerium; ein Mann von umfassender Bildung, dem auch die Musen die Gabe der Dichtung verliehen haben. Der Lehrer Friedrich Wilhelms IV. neigte er zum Pietismus; doch soll dieser Hang mit dem Tode desselben nachgelassen haben und es ihm nicht mehr so dringend nöthig erscheinen, auf diese Art die Verlassenschaft des Todten: „Grad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus", in Vergessenheit zu bringen. Graf Ihenplitz, früher Regierungspräsident, jetzt ein reicher Grundbesitzer, hat das Portefeuille des Grafen Pückler übernommen; man rühmt ihn als einen praktischen Mann, der gleich große Arbeitsleistungen scheut und sich lieber in beschaulicher Ruhe bewegt — gerade so, wie es ihm der liebe Gott verliehen.

Der Kronprinz soll mit großer Entschiedenheit für das Programm der liberalen Minister gestimmt haben und hat namentlich Hrn. von Patow besucht und lange Unterredungen mit ihm gepflogen. Der englische Einfluß und der Verkehr mit dem ihm zur Seite stehenden Oberstabsarzt Dr. Wilms mögen ihn von dem in der Luft liegenden Verdachte der Zeit, daß Preußen nur durch fortwährende Intriguen und Kriege auf seiner moralischen Höhe bleiben kann, gründlich überzeugt haben.

Eine Gouvernantenstelle auf dem Wasser.

*** London. „Wieder das Gouvernantenproblem! Es ist ja immer dieselbe Geschichte, wir kennen sie: Acht Lehrstunden, vier Stunden Spazierengehen und außerdem Einsamkeit und Heimweh —!"

Nicht doch! Die wenigen Worte, die ich heute über eine Gouvernante zu sagen habe, lauten ganz anders. Diese Dame gibt sehr wenig Stunden, geht gar nicht spazieren, ist immer in der Familie und fühlt sich ganz glücklich.

Im vorigen Jahre kam eine junge Wienerin nach London. Sie hatte unter anderen Empfehlungsschreiben auch eins an einen deutschen Buchhändler und begab sich sogleich zu demselben. Nachdem sie ihren Brief abgegeben hatte, sagte sie munter: „Sie sehen, ich will Gouvernante werden, aber ich mache zwei Bedingungen. Einen hohen Gehalt und — keine Spaziergänge! Ich kann das zwecklose Umherlaufen nicht leiden und vertragen —!" Herr N. lachte und meinte, solch eine Stelle werde sich schwerlich finden lassen; und als er gar noch hörte, daß das Fräulein nicht einmal eine Klavierspielerin war, sondern ihre kleinen Lieder nur mit der Baßgitarre begleitete, da sieht es ihr endlich, lieber gleich der Mädchen anzutreten, ihre Entsagungen und bittere Erfahrungen in Muth und Ernst nahmen. Herr N. hatte recht, es kommt Londen, aber es hatte hinzufügen sollen, daß für denjenigen, der warten kann, hier nicht unmöglich ist und daß man dann zuweilen das Außerordentlichste erreicht. Fräulein Et. ist ein Beispiel davon. Sie blieb in London und nach vier oder fünf Monaten fand sie eine Stelle mit 30 Pf. St. Gehalt und geht — wie spazieren! Sie lebt immer — auf dem Wasser, denn sie ist bei einer Familie, die an einer hiesigen gewordenen Krankheit leidet — am Heufieber. Herzog Wellington ist voran.

Diese Krankheit scheint in Deutschland gar nicht bekannt zu sein, denn es ist uns gesagt worden, daß sich vor einigen Jahren die Universität Gießen Berichte über dieselbe einschicken ließ. Was wir vom Heufieber wissen, ist dies: Die davon Befallenen leiden während der Sommermonate, vorzugsweise während der Heuernte, an geschwollenem Gesicht, Husten, unaufhörlichem Niesen und übelster Laune; sie müssen sich so fern wie möglich von Grasplätzen halten und die einzige, radicale Cur ist ein steter Aufenthalt auf dem Wasser. Was wunder, wenn die alte Leidenden dem unbehaglichen Zustande zu entgehen suchen! Sie thun dies, indem sie sich mit Kind und Kegel (wie die Wilden auf der Weichsel) in ihren Yachte einschiffen und nie mehr das Land betreten. Aeußerlich ist die Einrichtung dieser schwimmenden Wohnhäuser sehr verschieden. Einige dieser englischen Yachts sind mit allem nur denkbaren Luxus ausgestattet; sie haben ihre Eß- und Wohnzimmer wie jede andere Wohnung eines reichen Mannes, und damit der sonntägliche Gottesdienst in aller Form begangen werden kann, fehlt sogar der Kaplan nicht. Wir haben von Familien gehört, die sich so sehr auf dem Wasser gefallen, daß sie nur höchstens einmal ans Land kommen. Während der Sommermonate gehen sie in See, angeln und fischen bis nach Dänemark und Norwegen hinauf und während der schlechten Jahreszeit kreuzen sie an den Küsten und landen nur, wenn ihr Zustand es zu erlauben scheint.

Möge aber diese kurze Notiz über das Heufieber und die schwimmenden Gouvernanten nicht die Veranlassung zu neuen Auswanderungen werden! Wir wiederholen, was wir schon oft gesagt: England ist traurig überfüllt mit jungen deutschen Mädchen, und da sie sich mit wenig Ausnahmen sehr unglücklich fühlen, so fragen die Engländer mit Recht: „Warum kommen sie denn her?"

Der Herzog von Ujest.

• Ob das Ministerium von der Hetze den Kölner Hohenlohe-Angelegenheiten zum nominellen Chef erhielt (eine seltsame Neigung des Königs, seinen Cabinetsrath auch einen äußern Glanz verleihen zu wollen), wurde von dem Herzog von Ujest als einem solchen Oberschichtschef einer Ministercombination gesprochen und jedermann horchte dem fremdartigen, unbekannten Namen. Aber ist dieser Ujest, dessen Name fast auf einen tatarischen Ursprung deutet? Ist es ein Hohenlohe-Schillingsfürst, verwandt jenem Herzog von Ratibor, der das westfälische Corvey besitzt, wo Hoffmann von Fallersleben die Bücherschätze der alten Benedictinerabtei verwaltet; verwandt auch jenem Hohenlohe in Wien, der die liebenswürdige Tochter des Baron Wintzingerode, früher in Weimar, zur Gattin genommen. Der Herzog von Ujest ist katholisch und echt deutscher Abstammung. Sein Herzogsname ruhet von den oberschlesisch-slawischen Besitzthümern der Hohenlohe her.

(Ausgegeben am 27. März 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. Nr. 14. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Der Mann mit der eisernen Maske. Von Julius Hagen. I. — Ueber die Sagen von der Sündflut. Von Karl Bitterlich. — Arthur Schopenhauer's Lehre und Leben. II. — Die Symbolik der Handschrift. II. — Unterhaltungsliteratur. VIII. — **Neues aus der Welt.**

Der Mann mit der eisernen Maske.

Von **Julius Hagen.**

I.

Unter der großen Zahl der Unglücklichen, welche die Opfer einer ränkevollen Politik oder eines gewissenlosen Ehrgeizes geworden sind und und deren Schicksale von einem geheimnißvollen, schwer zu durchdringenden Schleier verhüllt sind, gibt es kaum einen einzigen, der die Phantasie der Mit- und Nachwelt mehr beschäftigt und in Aufregung versetzt hat als der Mann mit der eisernen Maske. Nicht blos die wundersüchtige Menge, welche abenteuerlichen Erzählungen stets begierig lauscht, sondern auch ernste und scharfsinnige Forscher sind durch die Frage über die Herkunft und die frühern Schicksale dieses geheimnißvollen Unbekannten in Verlegenheit gesetzt worden. Sein Tod und die denselben begleitenden Umstände erhöhten das Interesse, welches man an denselben nahm und welches sich bei einzelnen zu einer krankhaften Neugier steigerte; der Marschall de la Feuillade, der Schwiegersohn des Ministers Chamillard, beschwor seinen sterbenden Schwiegervater noch auf den Knieen, ihm zu sagen, wer der Mann in der Maske sei, erhielt aber die Antwort, daß dies ein Geheimniß des Staats sei und er einen Eid abgelegt habe, es niemals zu verrathen. Noch jetzt, nachdem Philosophen und Geschichtsforscher, Romantiker und Dramatiker gewetteifert haben, seine Geschichte zu ergründen und ihn zum Helden ihrer Darstellungen zu machen, ist das Dunkel, welches diese mehr mythische als historische Persönlichkeit umgibt, noch nicht völlig gelichtet. Auch wird es vielleicht niemals möglich werden, die ganze Wahrheit zu erforschen. Die letzte Person, welche genaue Kunde von jenem Räthsel haben mußte, war wahrscheinlich Ludwig XV., und selbst dieser stumpfsinnige Wollüstling ließ sich durch keine Bitten bewegen, das Geheimniß preiszugeben. Allein es ist leicht, eine Reihe von Erklärungen, die zu verschiedenen Zeiten und großentheils in dem absprechenden Ton der endlich erlangten Gewißheit veröffentlicht sind, vollständig zu widerlegen und es dürfte nicht unmöglich sein, nach sorgfältiger Untersuchung aller erwiesenen und bekannten Umstände und nach Ausscheidung aller Fabeln, die in Umlauf gesetzt sind, eine Vermuthung aufzustellen und zu begründen, die zwar weder neu ist, noch mit absoluter Gewißheit als einzig mögliche hingestellt werden soll, die aber doch einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat und deren Begründung unter allen Umständen einen Beitrag zur Sittengeschichte jener Zeit liefert.

Es ist zu dem Ende nöthig, dem Leser die

Hauptumstände aus dem Leben des vielbesprochenen Mannes mit der eisernen Maske, soweit dasselbe auf unzweifelhaften Zeugnissen beruht, in das Gedächtniß zurückzurufen.

Im Jahre 1681 wurde dem Commandanten der kleinen Alpenveste Pignerol, St.-Mars, auf sehr geheimnißvolle Weise ein anscheinend noch junger Gefangener von hohem Wuchse, schlanker Gestalt und feinem Benehmen übergeben. Sein Gesicht war mit einer Maske von schwarzem Sammt bedeckt, deren im Kinntheile angebrachte Stahlfedern ihm gestatteten, zu essen und zu trinken, ohne die Maske abzunehmen. Voltaire, der im Jahre 1753 über diesen Gefangenen schrieb, hat mit der bei ihm sehr gewöhnlichen Ungenauigkeit diese Maske eine eiserne genannt und die ungeheuere Popularität seiner Schriften hat diesen Namen unsterblich und fast zu einem Eigennamen gemacht.

Der Unglückliche, der von seiner Ankunft in Pignerol noch 42 Jahre in einsamer Haft zubringen sollte, ward Marchiali genannt, seinen wahren Namen und Stand wußte in dem Fort niemand außer dem Commandanten. Die Befehle, welche dieser hatte, gehen aus der Art und Weise hervor, mit welcher er seinen Gefangenen behandelte. Er begegnete demselben auf das achtungsvollste und ehrerbietigste, niemand anders bediente ihn, er präsentirte die ausgesuchtesten Speisen in silbernen Schüsseln, er allein half dem Gefangenen die reich gestickte Kleidung und die feine Wäsche mit brüsseler Spitzen anlegen, für welche derselbe eine besondere Vorliebe zu haben schien. Es wurde dem Gefangenen gestattet, seinen einsamen Träumereien nachzuhängen und sein Lieblingsinstrument, die Zither, zu spielen, eine ausgewählte Lectüre ward ihm gebracht, aber kein Schreibmaterial; denn jede Communication mit andern als dem Gouverneur wurde mit der ängstlichsten Sorgfalt verhindert und der Gouverneur hatte mit einem Ernste, der keinen Zweifel an der Gemessenheit der erhaltenen Befehle ließ, jedem Soldaten und sonstigen Einwohner den Tod gedroht, der auf irgendwelcher Verbindung mit dem Gefangenen betroffen, der nur dessen Gesicht ohne Maske sehen würde. Die Wachen hatten die bestimmte Weisung, im Falle eines Fluchtversuchs nöthigenfalls von ihren Waffen Gebrauch zu machen.

Aber einen Fluchtversuch machte Marchiali nicht. Sein Geist schien durch die lange Haft gebrochen und er selbst in sein Geschick ergeben. Welche Pläne in seinem Gehirn aufstiegen, welche Hoffnungen seinen Muth aufrecht erhielten, ob er geglaubt hat, daß das harte Herz des französischen Königs durch die Geduld des Opfers einer grausamen Politik erweichen würde — darüber können wir nur Vermuthungen hegen. Aber es scheint unglaublich, daß ein menschlicher Geist in solcher Lage anders als durch Hoffnungen auf Freiheit und durch Pläne für eine kommende Genugthuung und Vergeltung aufrecht erhalten und vor Verzweiflung bewahrt werden kann.

Neun lange Jahre waren dahingegangen, als St.-Mars zum Commandanten auf der Margaretheninsel unweit der Küste der Provence ernannt wurde und Marchiali unter sorgfältiger Bewachung mit sich dorthin führte. Dies geschah im Jahre 1670, um die Zeit, als der talentvolle, geschickte und grausame Louvois Kriegsminister geworden war und steigenden Einfluß im Cabinet erhielt, einen Einfluß, der erst mit seinem Tode endete und auf die Organisation des französischen Militärwesens in bewundernswürdiger Weise einwirkte, der aber Ludwig XIV. zu Handlungen verleitete, welche tiefe und unvertilgbare Schatten auf seinem Ruhm zurückgelassen haben.

Louvois wußte offenbar um das Geheimniß. Er besuchte den Gefangenen auf der Margaretheninsel, aber obwol der hochmüthigste der Menschen, unterstand er sich nicht, sich in seiner Gegenwart zu setzen. Die Anordnung der Vorsichtsmaßregeln für die Sicherheit der Haft schienen von ihm ausgegangen zu sein. Die Besorgnisse vor einer möglichen Befreiung des Unglücklichen waren augenscheinlich ungemindert, seine Lage war völlig ebenso hoffnungslos wie früher, nur der Kerker hatte gewechselt. Statt auf die Felsen der Umgebung Pignerols, blickte er jetzt durch die dreifachen Eisenstäbe, welche sein Fenster verwahrten, auf den schimmernden Spiegel des Mittelmeeres.

Doch erwachte hier in seiner Brust eine Hoffnung, daß eben dies Meer ihm die Mittel zur Rettung oder zu einer Verbindung mit theilnehmenden Mitgeschöpfen liefern könne. Als eines Tags ein Fahrzeug unweit des Fußes des Thurmes, der ihn beherbergte, angelegt hatte, warf er einen silbernen Teller, auf welchen er mit einem Messer einige Worte gekritzelt hatte, durch die Eisenstäbe seines Gefängnisses. Ein Fischer fand diesen Teller und theils Furcht vor Entdeckung, theils Hoffnung auf Belohnung bewog ihn, den-

Einſiedel.

Vom ſichern Glück zur Furcht oft eine Ewigkeit! Von Furcht zur Hoffnung hier ein Augenblick! Des Himmels reichſter Segen auf Ihr Haupt. Ich hülle mich in den dunkeln Mantel der Nacht, Schweſter, und noch ehe der erſte Strahl der Morgenröthe auf Königſteins waldigen Gipfel fiel, tret' ich vor den Verzweifelnden als ſein Retter, ſein Befreier! (Ab.)

Anna

(ſtürzt ihrem Bruder einige Schritte nach, dann kehrt ſie zurück, ſteht eine Weile zögernd mit Beklommenheit, den Blick abwendend, und wirft ſich endlich mit Leidenſchaft dem König zu Füßen).

Fr. Auguſt.

Nicht doch, Fräulein! Sie haben dem unglücklichen Friedrich Auguſt mehr zu verzeihen, als er Ihnen. (Er hebt ſie auf.) Was Sie mir waren, Anna — ein breiter Strom liegt zwiſchen uns: das eine Ufer kann das andre nie erreichen. Verlieren und beſitzen! Was ich verlor, ich hab es nie beſeſſen — Sie haben wieder, was das Ihre iſt! Zürnen Sie mir nicht, gedenken Sie meiner! (Er will ab, bleibt ſtehen, wendet ſich noch einmal um, küßt leidenſchaftlich Annas Hand.) Leben Sie wohl! (Ab.)

Der Vorhang fällt.

man nun angesichts der Truppen ein prächtiges Leichenbegängniß gehalten habe, sei der Graf ganz im geheimen nach der Feste St.-Margarethe gebracht und hier so lange in Verwahrung gehalten worden, bis man ihn nach der Bastille geführt habe.

Die Unglaublichkeit dieser Erfindung liegt auf der Hand. Zunächst wurde der Dauphin am 1. November 1661 geboren, also gerade in dem Jahre, als der Mann mit der eisernen Maske das Schloß Pignerol bezog, der Graf von Vermandois aber erblickte das Licht der Welt fast 6 Jahre später, nämlich am 2. October 1667. Also auch der Unterschied des Alters war zwischen den jungen Königssöhnen nicht so ganz unbedeutend. Die ganze Erzählung trägt in sich das unverkennbarste Gepräge der durch kindische Lust an Skandalen hervorgerufenen Märchens. Ludwig XIV. hielt seine natürlichen Kinder sehr hoch, so hoch, daß seine Zuneigung bei einem Könige, der die Frömmigkeit so sehr zur Schau trug, selbst in jener Zeit viel Anstoß erregte; er stattete sie verschwenderisch mit Ländereien und Reichthum aus, gab ihnen den Rang über den erlauchtesten Häuptern seines Reichs und vermählte sie mit den Töchtern souveräner Fürsten; aber er wußte seine eigene Familie wie seine Unterthanen trefflich in Respect zu erhalten und die Etikette seines Hofs war bekanntlich mit einer Strenge geregelt, die derartige Vorkommnisse, zumal einem legitimen Prinzen gegenüber, zur Unmöglichkeit machte. Und selbst wenn die ganze Ohrfeigengeschichte auf Wahrheit begründet gewesen wäre, so standen dem Könige weniger unmenschliche Mittel zu Gebote, um die Ehre seines Sohnes wiederherzustellen. Ein Alpenschloß würde wahrscheinlich den aufbrausenden Jüngling aufgenommen haben und nachdem man ihm Zeit gelassen, sein allzu hitziges Temperament abzukühlen, würde eine feierliche Abbitte und Aussöhnung die Sache erledigt haben. Das Wahre ist, daß der Graf von Vermandois am 18. November 1683 im Feldlager bei Dirmuiden an den Blattern starb und zu Aire begraben wurde.

Weit interessanter ist die Entstehung einer zweiten Hypothese. Nach dieser sollte der Mann mit der Maske kein anderer gewesen sein als der Herzog von Monmouth, der im Jahre 1649 zu Rotterdam geborene Sohn Karl's II. von England und der Lucie Walters, eines walisischen Mädchens von großer Schönheit. Diese Ansicht bedarf allerdings keiner ernsthaften Widerlegung, aber die Umstände, unter denen sie entstanden, verleihen ihr einiges Interesse. In eben dem Jahre, als der glänzende, anmuthige, zu einem traurigen und schimpflichen Ende bestimmte Herzog von Monmouth geboren ward, war sein Großvater Karl I. vor seinem eigenen Palaste in London enthauptet und Karl II. ein umherirrender Verbannter. Als nach dem Tode Oliver Cromwell's und der Absetzung des schwachen Richard Cromwell's Karl II. den Thron seiner Väter wieder eingenommen hatte, ward der in der Verbannung geborene Lieblingssohn mit ehrenvollen und einträglichen Titeln und Aemtern überhäuft und zum Herzog von Monmouth erhoben. Die Sanftmuth seines Charakters, seine Liebenswürdigkeit, seine Leutseligkeit und der Muth, den er auf verschiedenen Schlachtfeldern in den Niederlanden zeigte, erwarben ihm eine ungeheure Popularität, die sich noch mehr steigerte, als es immer wahrscheinlicher wurde, daß der König ohne legitime Nachkommenschaft sterben und der finstere, despotische, katholische Bruder desselben, Jakob, Herzog von York, später als der zweite König dieses Namens, den Thron erben würde. Es gab eine Partei im Staate, welche alles Ernstes daran dachte, Monmouth als Thronkandidaten gegen Jakob aufzustellen; und der schwache, von Glück und Volksgunst berauschte Herzog ließ sich verleiten, mit der dem Hofe feindlichen Partei in enge Verbindung zu treten. Die Nachricht von dem Tode Karl's II. traf ihn und noch viele Engländer von geringerm Ansehen in der Verbannung und einige der heißblütigen Vertriebenen überredeten ihn, die Fahne der Empörung gegen den als Katholiken und als Freund willkürlicher Gewalt von einem großen Theile des Volks gehaßten Jakob aufzupflanzen. Er landete mit einer kleinen Anzahl persönlicher Anhänger im Westen Englands und das niedere Volk von Devonshire und Somersetshire eilte mit Begeisterung zu den Fahnen seines angebeteten Monmouth. Der mit höchster Unklugheit unternommene, übelgeleitete Aufstand wurde bei Sedgemoor rasch niedergeworfen und mit grausamer Strenge bestraft. Der gefangene Herzog umschlang mit vergeblichem Flehen die Kniee seines hartherzigen und unversöhnlichen Oheims, sein Haupt fiel auf Towerhill in Gegenwart von Hunderttausenden von weinenden Zuschauern, die vor Wuth brüllten, als der Scharfrichter nach wiederholten Schlägen mit dem Beile zu dem Messer greifen mußte, um den Kopf vom Rumpfe

zu trennen, und die mit Mühe verhindert wurden, den ungeschickten Henker in Stücke zu zerreißen.

Aber in den Herzen der Bewohner der westlichen Grafschaften lebte die Erinnerung an ihren unglücklichen Führer fort; geringfügige Gegenstände, die ihm gehört hatten, wurden sorgfältig als Reliquie aufbewahrt und als Jakob's Tyrannei den Gipfel erreicht hatte, als sein bigotter Katholicismus offenen Krieg gegen die englische Landeskirche führte, da tauchte in den Herzen der Verwandten und Freunde derer, die im Gemetzel bei Sedgemoor oder in der darauffolgenden blutigen Rundreise der zur Bestrafung der Aufständischen ausgesandten Richter gefallen waren, die seltsame Hoffnung auf, ihr geliebter Monmouth, ihr protestantischer Herzog lebe noch und werde wiederkehren und sie zum Siege und zur Rache für erlittenes Unrecht führen. Man erzählte sich, ein dem Herzog auffallend ähnlicher aufopfernder Freund habe sich für ihn hinschlachten lassen.

Die fast schwärmerische Zuneigung, die sich Monmouth erworben hatte und die Leiden, unter denen das Volk seufzte, erklären es allein, daß dies Gerücht Glauben finden konnte. Macaulay führt sehr richtig die Geschichte Monmouth's als Beispiel auf, daß das Volk in seiner Zuneigung keineswegs so wankelmüthig sei, als man gewöhnlich annimmt, daß es aber oft in der Wahl seiner Lieblinge unglücklich ist.

Viele Jahre später fand es Voltaire noch nöthig, seinen Landsleuten ausführlich zu beweisen, daß der Mann in der eisernen Maske nicht der Herzog von Monmouth gewesen sein könne, und in einem französischen Bühnenstücke von sehr neuem Datum wird Monmouth als dem Aufstande entkommen und auf den westindischen Inseln erscheinend dargestellt. In England, selbst in Deutschland würde das Ungeheuerliche dieser Erfindung Aufsehen erregen; aber französische Dramatiker und Novellisten pflegen bei dem Publikum keine genaue historische Kenntniß vorauszusetzen.

Die Namen Vermandois und Monmouth als Aufklärung des Geheimnisses von der eisernen Maske konnten niemand täuschen, der die Wahrheit erforschen wollte; man mußte sich nach andern Persönlichkeiten umsehen und solche waren bald gefunden. Zur Zeit der Regentschaft des Herzogs von Orleans während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. schrieb de la Grange Chancel eine heftige Schmähschrift gegen den Regenten, die er in Nachahmung der philippischen Reden des Demosthenes „Les Philippiques" nannte und deren Angriffe auf den Lebenswandel des Herzogs zum Theil nur zu wohlbegründet waren. Diese Schrift hatte eine längere Haft des Verfassers auf der Marguerheninsel zur Folge und nichts war natürlicher, als daß der Gefangene Vergleiche mit seinem Geschick und dem seines berühmten Vorgängers anstellte, und Aufklärungen über diesen an dem Orte suchte, wo derselbe 18 Jahre lang in einsamer Haft gehalten war. Es ist schwer zu glauben, daß er hier die geringste Nachricht erhalten konnte, die nicht längst schon jedermann bekannt war; allein der Umstand, daß er den Verbannungsort des Unglücklichen bewohnt hatte, dessen Schicksal gerade damals so viele Köpfe beschäftigte und so viele Federn in Bewegung setzte, ließ sich jedenfalls benutzen und viel später, lange nach Mazarin's Tode, schrieb er an Arlern, daß der jetzige Gouverneur der Insel, Herr de la Motte Guerine, ihm versichert habe, die Maske sei kein anderer als der Herzog von Beaufort gewesen, von dem es stets geheißen habe, daß er im Jahre 1669 bei Candia geblieben sei, dessen Körper man aber trotz des eifrigsten Nachsuchens niemals habe finden können.

Der Herzog von Beaufort hatte sich schon früh einen Namen erworben, wenn auch nicht immer in der achtungsvollsten Weise. Er war eins der Häupter der sich in der Fronde noch einmal gegen die absolute Königsgewalt und speciell gegen Mazarin in den Jahren 1650–53 erhebenden Aristokratie und erwarb sich bei den tumultuarischen und mehr lächerlichen als die bereits zu tief gewurzelte Macht des Königs ernstlich gefährdenden Auftritten ein solches Ansehen, daß man ihn den Hallenkönig (Roi des Halles) nannte, ein Titel, um den ihn jemand, der die pariser Hallen kennt, schwerlich beneiden wird. Im Jahre 1669 befehligte er die Truppen, die zur Vertheidigung des von den Türken belagerten Candia gesandt waren, blieb aber bei einem Ausfall, während er seine in Unordnung gerathenen Truppen zu sammeln suchte. Sein Kopf soll von den siegreichen Türken nach Konstantinopel gesandt und dort drei Tage lang auf einer Pike herumgetragen worden sein.

Die Geschichte des Herzogs von Beaufort ist einfach genug und so gut beglaubigt wie die Geschichte irgendeines Mannes der damaligen Zeit. Zur Zeit seines Todes war er ein Günstling des Hofes; hätte er Ursache zum Mißfallen gegeben, Ludwig würde wahrlich kein Geheimniß aus sei-

ner Ungnade gemacht und Louvois sich keinen Augenblick bedacht haben, in seiner Gegenwart sich auf den bequemsten Sessel niederzulassen, der gerade zu finden war. Erwähnt mag noch werden, daß der König der Hallen 1616 geboren und wegen der Nachlässigkeit und Unsauberkeit seiner äußern Erscheinung bekannt war. Daß jemand es überhaupt wagte, seinen Namen mit der eisernen Maske in Verbindung zu bringen, beweist nur die hochgespannte Neugierde des Publikums, die nie müde wurde, nach einem neuen Prätendenten für die geheimnisvolle Maske zu suchen, wenn ein älterer sich als unecht erwiesen hatte.

Der Franzose Jacob hat mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit nachzuweisen gesucht, daß der Gefangene niemand anders gewesen sein könne als Fouquet, der Oberintendant der Finanzen unter Ludwig XIV. gewesen war, und daß das gewöhnlich als dessen Todesjahr angenommene Jahr 1680 durchaus nicht sicher festgestellt sei. Das letztere ist allerdings richtig, denn Fouquet starb erst 1684. Zur Widerlegung dieser Hypothese genügt es, hier zu bemerken, daß Fouquet von dem Tage seiner Verhaftung, den 6. September 1661, an, die längste Zeit in Angers in Haft blieb und erst am 4. März 1662 zum ersten male in Vincennes verhört wurde. Dort blieb er bis zum 10. Juni 1663, wo er aus großer Pünktlichkeit seiner Richter in die Bastille transportirt wurde. Am 20. December 1664 wurde er zu lebenslänglicher Gefangenschaft in Pignerol verurtheilt und starb hier am 23. Mai 1684 in den Armen seines Sohnes, des Grafen Vaux. Dies sind Thatsachen, die genügend festgestellt sind und sich in jeder ausführlichen Encyklopädie finden.

Jetzt wurde der Versuch gemacht, einen Prätendenten für die unbekannte Maske aus weiter Ferne herzuholen. Voltaire hatte über die Maske geschrieben und die Ansprüche einiger Bewerber zurückgewiesen; eine bestimmte Persönlichkeit, um deren Platz auszufüllen, hatte er nicht genannt. Aber einer seiner Freunde, der Ritter de Tualès, war Generalconsul in Syrien gewesen und versuchte es nach seiner Rückkunft mit einem Orientalen.

In den handschriftlichen Memoiren des Marquis de Bonnac, welcher von 1716—24 französischer Gesandter in Konstantinopel gewesen war, fand er die Nachricht, daß ein Patriarch der schismatischen Armenier, Namens Arwedyk, der Urheber der grausamen Verfolgungen gegen die katholischen Armenier gewesen, endlich von den letztern, unter dem eifrigen Beistand zweier Jesuiten, des Paters Braconnier, der sich in Konstantinopel aufhielt, und des Paters Terillon in Chios, in die Verbannung getrieben, und schließlich unter Mitwirkung des damaligen Viceconsuls zu Chios, Vonal, nach Frankreich, und zwar zunächst nach der Margaretheninsel, später nach der Bastille gebracht worden sei. Diese Thatsache hätten die Anhänger des verschwundenen Patriarchen von dem bestochenen Wächter, der ihn in die Verbannung habe bringen sollen, aber ihn seinen Feinden überlieferte, mittels Anwendung der Folter herausgebracht.

Die Veröffentlichung der Schrift des Ritters de Tualès erregte durch den Namen des Verfassers, seine enge Verbindung mit Voltaire und vor allem durch die Zuversicht, mit der er auftrat, mehr Aufsehen, als sie verdiente. Allerdings wurde Arwedyk nach Frankreich und 1710 in die Bastille gebracht, aber der Mann mit der eisernen Maske starb 1703, zu einer Zeit, wo Arwedyk unzweifelhaft sich noch im Orient befand.

Die französischen Schriftsteller sind überhaupt in der Chronologie nicht immer sehr glücklich; de Tualès besonders aber läßt sich durch nichts irre machen und sucht seine Behauptung durch Beweise zu unterstützen, die der Kühnheit seiner Behauptung würdig sind. Er erzählt uns — was sonst niemand weiß — der Gefangene habe einen langen schwarzen Bart gehabt — die Armenier trugen lange schwarze Barte, folglich ist er ein Armenier. Bei einem nöthig gewordenen Aderlaß seufzt er und klagt, diese Töne haben einen fremdartigen Accent, folglich hat er armenisch geklagt und geseufzt. Er trägt einen Schlafrock, dessen Farbe gelb und schwarz ist, und solche Schlafrocke trägt man im Orient. Der Ritter hat damit angefangen, sich selbst zu täuschen und meint nun, daß derartige Gründe denselben Eindruck auf andere machen würden, den sie auf ihn selber zu machen scheinen.

Das 18. Jahrhundert näherte sich seinem Ende und noch war das Geheimniß von dem Mann mit der Maske nicht enthüllt, beschäftigte aber noch am Hofe Ludwig's XV. die Neugierde der Hofleute und der königlichen Familie selbst, Madame de Campan erzählt einfach und schmucklos in ihren Memoiren, Ludwig XVI. habe seiner Gemahlin Marie Antoinette Aufklärungen über das Geheimniß der eisernen Maske versprochen,

sobald er die von seinen Vorgängern nachgelaſſenen Papiere durchgesehen haben würde. „Ich war", fährt Madame de Campan fort, „im Zimmer der Königin, als der König nach Beendigung seiner Untersuchungen mit dem Berichte eintrat, daß er in jenen Papieren nichts gefunden habe, was sich auf die Maske beziehen ließe und sich darauf an den Minister Maurepas mit der Frage wandte, was denn den Ministern über den Gegenstand bekannt gewesen sei." Maurepas habe versichert, der vielbesprochene Unbekannte sei ein wegen seines intriguanten Charakters höchst gefährlicher Unterthan des Herzogs von Mantua gewesen. Man habe ihn auf französisches Gebiet gelockt, ihn dort verhaftet und erst nach Pignerol, dann in die Bastille gebracht, wo er auch gestorben sei.

Maurepas kann hier nur den Minister des Herzogs Ferdinand Karl von Mantua, Matthioli, gemeint haben, der allerdings in französischer Haft starb. Ludwig XIV. trachtete nach der Herrschaft der Festung Casale; Matthioli, früher Professor in Bologna, dann vom Herzog von Mantua zum Grafen und Minister erhoben, berrichte seinen in Schwelgerei versunkenen Herrn vollständig, war aber dem französischen Golde nicht unzugänglich und schloß im Jahre 1678 n Versailles gegen sofortigen Empfang von [illegible] Scudi und glänzendere Versprechungen inen Vertrag ab, wodurch sich sein Herr verbindlich machte, die Festung Casale, wo nach ältern Verträgen mit dem Hause Oesterreich nur deutsche Truppen im Kriegsfalle aufgenommen werden sollten, den französischen Soldaten zu überlassen. Die Ratification dieses Vertrags sollte n dem Dorfe Incera bei Casale erfolgen, aber Matthioli erschien nicht; der später als französischer Marschall so berühmte Catinat, damals Brigadier, entging mit Mühe der Wuth der italienischen Landleute und der französische Hof erfuhr, daß Matthioli die Actenstücke über die Abtretung von Casale für [illegible] Livres an die piemontesische Regierung verkauft und für ungleich höhere Summen die genauesten Mittheilungen an Oesterreich, Spanien und die venetianische Republik gemacht hatte.

Ludwig's Zorn entbrannte gegen den zwiefachen Verräther. Als sich Matthioli in Turin befand, wußte ihn der dortige französische Gesandte, der schlaue Abbé d'Estrades, unter einem Vorwande nach einem einsamen Häuschen an der französischen Grenze zu locken, wo er am 2. Mai 1679 von französischen Soldaten verhaftet und nach Pignerol gebracht wurde. Hier zwang man ihn durch die Folter, einem seiner Secretäre zu schreiben, der sich infolge dessen in Pignerol einfand und Papiere auslieferte, die überreichliche Beweise der Verrätherei Matthioli's enthielten. Der elende Herzog von Mantua ließ sich das Schicksal seines frühern Lieblings wenig anfechten und überließ für [illegible] Livres die Citadelle von Casale den Franzosen.

Die angeführten Zeitangaben genügen vollständig zur Widerlegung der Vermuthung, Matthioli sei der Mann in der Maske gewesen. Die Geheimhaltung wäre bei dieser Annahme völlig unerklärbar.

Aber wer war die geheimnißvolle Maske? Gegen alle erwähnten Persönlichkeiten läßt sich ein unabweisbarer Grund anwenden: Ludwig, der stolzeste unter den Monarchen, und Louvois, der hochmüthigste unter den Ministern, hatten nicht die mindeste Ursache, einen gewöhnlichen Unterthan, wäre dieser auch in noch so hoher Stellung gewesen, so sorgfältig zu verwahren, so ehrfurchtsvoll zu behandeln und zu gleicher Zeit mit einem so undurchdringlichen Geheimniß zu umgeben. So viel war klar, Ludwig fürchtete den Gefangenen und scheute sich zugleich, sein Blut zu vergießen. Es konnte für keinen Nachdenkenden ein Zweifel sein, daß jener Mann zu dem königlichen Hause in sehr nahen Beziehungen stand. In der That zielen auch dahin mehrere Erklärungen.

Nach einer derselben wäre es ein um mehrere Stunden später geborener Zwillingsbruder Ludwig's XIV. gewesen. Allein selbst abgesehen davon, daß für die Thatsache der Geburt eines Zwillingspaars nicht der mindeste gültige Beweis vorliegt, welche denkbare Ursache konnte Ludwig XIII. und später Ludwig XIV. haben, die Geburt eines wenn auch nur um wenige Stunden, so doch später geborenen Prinzen zu verbergen? Dieser konnte, solange der Erstgeborene lebte, so wenig ein Rival für Ludwig XIV. werden als der um zwei Jahre später geborene Herzog von Orleans. Die Thatsache der spätern Geburt war allein entscheidend, die Länge der dazwischenliegenden Zeit, ob Stunden oder Jahre, änderte nichts.

Man hat von einer albernen Prophezeiung eines gewissen Sterndeuters, Namens Morin, gesprochen, derzufolge die Geburt von Zwillingen aus der Ehe Ludwig's XIII. einen langwierigen

Burger- und Bruderkrieg herbeiführen würde; allein die Zeit, wo ein nachgeborener Fürstensohn Ansprüche auf den Thron erheben konnte, war lange vorbei, und es lag wahrlich nicht in der Sitte jener Zeit und speciell jenes Hofes, einen legitimen Prinzen um des Geredes eines Astrologen willen in ein so entsetzliches Schicksal zu jagen. Diejenigen, welche diese Erzählung verbreiteten oder annahmen, scheinen geglaubt zu haben, daß das Zeitalter des Lajus und Oedipus zurückgekehrt sei und es würde kaum nöthig gewesen sein, der Vermuthung von dem Zwillingsbruder überhaupt Erwähnung zu thun, wenn sie nicht von achtbaren Schriftstellern bis auf die neueste Zeit hin wiederholt worden wäre.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Ueber die Sagen von der Sündflut.

Von Kurt Silberschlag.

Existirte das menschliche Geschlecht bereits in der Tertiärperiode? War die Sündflut der Uebergang aus der Tertiärperiode in die gegenwärtige Periode?

Die Geologie hat bekanntlich mit Evidenz erwiesen, daß die Erde seit ihrer Entstehung verschiedenartigen großen Revolutionen unterworfen gewesen ist. Die natürliche Geschichte der Erde zerfällt daher in verschiedene Perioden. Tertiärperiode nennt man die Periode, während deren in der Pflanzenwelt diejenigen Gewächse vorherrschten, deren Reste wir in der Braunkohlenformation vorfinden. Die Thierwelt dieser Periode zeigt uns im Norden von Asien, Amerika und Europa die gewaltigen Mammuthe und Elefanten, welche letztere so zahlreich gewesen sind, daß ihre Knochen und Zähne noch jetzt einen Handelsartikel in dem Verkehr Sibiriens mit Europa bilden.

Man nimmt nun allgemein an, daß noch während der Tertiärperiode, welche unmittelbar der jetzigen Periode vorherging, das Klima der gemäßigten und kalten Zone dem der Tropenländer weit näher stand als jetzt. In der Braunkohlenformation des mittlern Frankreich z. B. findet man Myrten, Lorbern, Baumwollenpflanzen und kleine Fächerpalmen; die Existenz dieser Pflanzen läßt mit Sicherheit auf ein bedeutend wärmeres Klima, als gegenwärtig in Frankreich herrscht, schließen. Ebenso nöthigt die Existenz der so zahlreichen Elefanten in Sibirien und Nordamerika uns zu der Annahme, daß in jenen Gegenden während der erwähnten Periode eine üppige Vegetation sich vorfand, welche ein weit milderes Klima als das jetzige zur nothwendigen Voraussetzung hat.

Um diesen Wechsel des Klimas zu erklären, nahm man früher an, daß die Erdachse ihre Neigung verändert habe; diese Conjectur ist jedoch gegenwärtig, da ihr die erheblichsten Bedenken entgegenstehen, von der Wissenschaft fast allgemein verworfen. Die meisten neuern Geologen, namentlich auch Humboldt und Cotta, erachten es dagegen als erwiesen, daß die Atmosphäre während der Tertiärperiode anders als jetzt zusammengesetzt, daß sie namentlich um vieles höher, dichter und mit Wasserdämpfen mehr gesättigt gewesen sei als jetzt und daß infolgedessen in der jetzigen gemäßigten und kalten Zone eine weit größere Wärme als jetzt geherrscht habe, wodurch sich denn auch die Existenz einer üppigern Vegetation erklärt.

Durch welche Umstände die Zusammensetzung der Atmosphäre sich geändert habe, darüber lassen sich freilich nur Conjecturen aufstellen; indessen scheint es in hohem Grade wahrscheinlich, daß, wie z. B. Cotta in seinen „Briefen über Humboldt's Kosmos" (Bd. I, S. 167) und im wesentlichen übereinstimmend Schubert in §. 4 seiner „Geschichte der Natur" annehmen, die Umänderung der Atmosphäre allmählich durch das Wirken aus unbekannten, aber stetig wirkenden Ursachen eingeleitet und dann plötzlich durch ein großes Ereigniß vollendet sei und daß dieses große Ereigniß, wie bei einer plötzlichen Veränderung des Luftdrucks und dem Niederschlag der vielen Wasserdämpfe natürlich war, von einer allgemeinen Ueberschwemmung der Erdoberfläche begleitet worden sei.

Sehr getheilt sind noch jetzt die Meinungen der Geologen über die Frage, ob der Mensch bereits während der Tertiärperiode existirt habe, ob er also bereits die große Flut erlebt habe, welche den Uebergang aus der Tertiärperiode in die jetzige Periode bezeichnet. Bis vor wenigen Jahren waren fast alle Geologen für die Verneinung dieser Frage; Schubert, welcher sie mit Entschiedenheit bejahte, stand mit seiner Meinung fast ganz allein. In den letzten Jahren hat man jedoch in Frankreich steinerne Waffen und Geräthe in Kiesschichten mit und unter den Resten antediluvialer Thiere unter Umständen gefunden, daß einer der ersten jetzt lebenden Geologen, Lyell, die gleichzeitige Existenz des Menschen u

der antediluvialen Elefanten durch diesen Fund für erwiesen angesehen hat. Die Mehrzahl der englischen Geologen ist, wie in Nr. 46 des vorletzten Jahrgangs des „Ausland" näher angegeben ist, bei Gelegenheit der regelmäßigen Jahresversammlung der englischen Naturforscher dieser Ansicht Lyell's beigetreten.

Man möchte aber zunächst wol die Frage aufwerfen: Ist es möglich, daß, wenn der Mensch in der Tertiärperiode, also bei einem ganz andern Zustand der Atmosphäre, geschaffen wurde, er dann nicht nur der großen Flut, welche am Ende jener Periode eintrat, entgehen, sondern auch bei einer ganz andern Zusammensetzung der Atmosphäre fortleben konnte?

Diese Frage wird man aber wol bejahen müssen. Es ist erwiesen, daß sowol das Pferd als der Hund bereits in der Tertiärperiode existirt haben. Haben diese Thiere der großen Flut, welche denn doch die höhern Gebirge gewiß nicht bedeckt hat, entgehen und in dem veränderten Klima fortexistiren können, warum soll dies nicht auch der Mensch vermocht haben, welcher ja vor fast allen Thieren den Vorzug genießt, beinahe in jedem Klima der Erde leben zu können? Merkwürdig ist jedenfalls, daß sich die Sage von der Sündflut als einem Ereignisse, durch welches der größere Theil des Menschengeschlechts vertilgt sei, nicht nur im Alten Testament, sondern fast bei allen Nationen der Erde findet. Wir finden diese Sage freilich zum Theil mit höchst wunderlicher Ausschmückung bei den Chaldäern, den Indern, den alten Griechen, den Celten, den Litauern, den germanischen Nationen; ja man hat sie bei den Chinesen, den Peruanern, Mexicanern, fast bei allen indianischen Stämmen Amerikas und bei den Neuseeländern gefunden. Eine so allgemeine Uebereinstimmung der verschiedensten Nationen läßt sich kaum anders befriedigend erklären als durch die Annahme, daß der Sündflutsage ein wirkliches historisches Ereigniß zu Grunde gelegen habe.

Manche Gelehrte nehmen an, es habe seit Erschaffung des Menschengeschlechts zwar nicht eine totale Sündflut, wol aber hätten mehrfach Ueberschwemmungen einzelner Länder stattgefunden, welche dann zur Sündflutsage Anlaß gegeben. Eine derartige partielle Sündflut soll z. B. durch den Durchbruch des Schwarzen Meeres nach dem Mittelmeere veranlaßt worden sein.

Allein um durch derartige Ueberschwemmungen die bei fast allen Nationen der Welt verbreitete Sage zu erklären, müßte man annehmen, daß seit Entstehung des Menschengeschlechts fast alle Theile der Erde durch solche partielle Sündfluten heimgesucht wären. Ist es nun wol wahrscheinlicher anzunehmen, daß seit Erschaffung des Menschengeschlechts sich so viele partielle Sündfluten ereignet haben sollten, oder daß seit dieser Zeit blos jene allgemeine Sündflut stattgefunden hat, welche durch die Umwandlung der Atmosphäre am Schluß der Tertiärperiode herbeigeführt wurde? Jedenfalls möchten wir bei der ersten Annahme genöthigt sein, dem Menschengeschlecht eine noch viel ältere Existenz zuzuschreiben als bei der letztern.

Was nun die Erzählung des Alten Testament von der Sündflut betrifft, so glauben wir nicht, daß sich alle Einzelheiten derselben als historische Wahrheit vertheidigen lassen.

Wenn in z. B. die Angabe, daß auch die höchsten Gebirge der Erde vom Wasser bedeckt seien und daß nur die in die Arche des Noah aufgenommenen Menschen und Thiere dem Tode entgangen seien, eine unrichtige. Viel wahrscheinlicher ist, was Plato im „Timäus" als auf der Mittheilung ägyptischer Priester an Solon beruhend erzählte, daß nämlich bei der Ueberschwemmung des größten Theils der Erde die höhern Gebirge vom Wasser freigeblieben seien, daß daher namentlich die Viehhirten, welche mit ihren Heerden in die Gebirge geflüchtet, dem Tod entgangen seien.

In der Erzählung des Alten Testament findet sich jedoch eine höchst merkwürdige Einzelheit, die bisher, unsers Wissens, von den Geologen gar nicht beachtet ist. Es heißt nämlich, nach Beendigung der Flut habe der Herr seinen Bogen, den Regenbogen, in die Wolken gesetzt, zum Zeichen, daß eine ähnliche Flut nie wiederkommen solle. Nach dem einfachen Wortlaut dieser Erzählung kann man nicht zweifeln, daß der Verfasser des ersten Buchs Moses der Meinung war, der Regenbogen sei erst nach der Sündflut entstanden und habe vor derselben nicht existirt. So ist denn auch diese Stelle der Bibel bis zum 17. Jahrhundert allgemein ausgelegt und kein orthodoxer Theolog hat bis zu jener Zeit gezweifelt, daß der Regenbogen erst nach der Sündflut geschaffen sei.

Auf den ersten Anblick scheint dies offenbar unrichtig, denn nach bekannten physikalischen Gesetzen entsteht der Regenbogen dadurch, daß sich

die Sonnenstrahlen im Regen brechen; man sollte also meinen, daß, seitdem es auf Erden Sonnenschein und Regen gegeben hat, auch der Regenbogen existirt haben müsse. Allein zur Entstehung des Regenbogens ist noch erforderlich, daß die Luft nicht allzu dicht und trübe sei. Auch bei der jetzigen Zusammensetzung der Atmosphäre ist bei jedem starken Nebel, ja schon wenn die Luft nur etwas mehr Wasserdämpfe als gewöhnlich enthält, die Bildung des Regenbogens unmöglich. War nun in der Tertiärperiode die Atmosphäre, wie jetzt wol alle Geologen annehmen, s. B. Humboldt S. 111 seines „Kosmos", Cotta, Bd. I, S. 149, Bd. III, S. 149 der „Briefe über den Kosmos", um vieles höher, dichter und mit Wasserdämpfen mehr übersättigt wie jetzt, so konnte damals auch kein Regenbogen gesehen werden; er konnte erst zur Erscheinung kommen, nachdem die Atmosphäre ihre heutige Beschaffenheit angenommen hatte, also erst nach der Flut, welche am Ende der Tertiärperiode eintrat.

Haben nun die Menschen wirklich den Uebergang von der Tertiärperiode zu unserer jetzigen Weltperiode erlebt und wenn auch nur zum kleinern Theil überlebt, so mußte ihnen nach jener großen Katastrophe nichts so sehr auffallen als die Existenz des Regenbogens, eines Phänomens, welches sie vor jener Katastrophe wegen der größern Beschaffenheit der Luft nicht hatten sehen können. Es lag nun nahe, daß die Menschen in dieser prachtvollen und ihnen neuen Erscheinung ein Zeichen dafür sahen, daß Gott nicht wieder eine ähnliche Verwüstung über die Erde werde kommen lassen, daß sie also den Regenbogen, wie es in der Bibel heißt, als ein Zeichen des Bundes zwischen Gott und den Menschen, als den Zeugen in den Wolken ansahen.

In der höchst merkwürdigen Sage der heidnischen Litauer über die Sündflut, welche Grimm Bd. I, S. 545 seiner „Deutschen Mythologie" mittheilt, findet sich gleichfalls die Angabe, daß Gott nach der Sündflut den Regenbogen den Menschen zum Trost gesandt habe.

In Deutschland findet sich noch im Mittelalter die Vorstellung, so lange der Regenbogen am Himmel stehe, werde die Welt nicht untergehen; wenn das Ende der Welt nahe, werde zuerst der Regenbogen am Himmel verschwinden und erst dreißig Jahre nachher werde der Untergang der Welt stattfinden. (Grimm, „Deutsche Mythologie", S. 680.) Diese Vorstellung stammt aus der Mythologie unserer Vorfahren, welche in d[ie]ser Beziehung mit der altnordischen Mythol[o]gie übereinstimmt. Wenn der Weltuntergang na[he] ist, so heißt es in der „Edda", werden Surt[ur], Loki und Muspel's Söhne auf dem Regenbo[gen] zum Himmel emporklimmen; von ihrer Last [ge]drückt, werde hinter ihnen der Regenbogen [ein]stürzen; dann erst werde im Himmel der Ka[m]pf zwischen Odin und den Asen auf der einen [und] den Gefährten Loki's auf der andern Seite [an]fangen, welcher Kampf erst nach einer Reihe [von] Jahren mit dem Untergange der Welt en[de] werde.

Aus der Erzählung des Moses von Ein[set]zung des Regenbogens nach der Sündflut, [als] eines Zeichens des Bundes zwischen Gott [und] den Menschen, kann diese nordische Sage unm[ög]lich geflossen sein. Aber auch ihr liegt offen[bar] die Idee zu Grunde, daß der Bestand der jetz[i]gen Weltordnung an die Existenz des Regenbo[gens] geknüpft sei. Diese letztere Idee aber verd[an]kt ihren ersten Ursprung möglicherweise dem U[m]stand, daß der Regenbogen dem Menschengesch[le]chte wirklich zuerst nach jener großen Flut erschi[en] war, welche dem größern Theil des Mensch[en]geschlechts den Untergang gebracht hatte.

Es liegt überhaupt, wenn man es nicht [für] unwahrscheinlich erachtet, daß die Menschen [be]reits Zeugen jener großen Katastrophe gew[e]sen seien, welche die Tertiärperiode beendigte, n[ah]e zu fragen, ob sich nicht in den Sagen des A[lt]erthums über die Sündflut Hindeutungen da[r]finden, daß vor der großen Flut die Natur [der] Erde eine andere gewesen sei als nach derse[lb]en. Sehr bemerkenswerth scheint uns nun in d[ie]ser Beziehung die von dem bekannten Mythogra[phen] Apollodor mitgetheilte Sage, durch die Deuk[a]lionische Flut sei das Eherne Zeitalter been[det] worden. Bekanntlich war nun aber nach [der] Meinung der Alten während des Ehernen Z[ei]talters die Erde weit fruchtbarer gewesen als [in] der spätern Zeit; der Mensch hatte mit weni[ger] Arbeit als jetzt von dem, was die Erde reic[h]lich hervorbrachte, gelebt; die Menschen aber w[a]ren kriegerischer und stärker als in der spätern [Zeit] gewesen. Vielleicht hat auch dieser Sage [eine] dunkle historische Erinnerung zu Grunde gel[e]gen, sodaß die Erzählung vom Ehernen Zeitalter [nicht] blos der Phantasie der Dichter ihre Existe[nz] verdankt, sondern dem Umstande, daß die Me[n]schheit wirklich anfangs in einer Periode lebte, [in] welcher auch in der gemäßigten Zone eine [so]

Ueppigkeit der Vegetation herrschte, wie wir sie jetzt nur noch innerhalb der Tropen finden. Uebrigens war der Glaube an die Existenz eines längst verschwundenen Zeitalters einer größern Fruchtbarkeit der Erde nicht blos bei den alten Griechen verbreitet, dieser Glaube fand sich, wie Strabo Buch 15, Kap. 1 seiner „Geographie" mittheilt, auch bei den alten Indern. Alle Urtheile aber, welche wir über derartige Sagen des Alterthums fällen, sind freilich ihrem Inhalt nach davon abhängig, ob wir die ganze Mythologie des Alterthums für ein Gewebe von Dichtungen halten oder ob wir annehmen, daß sich in dieser Mythologie in poetischer Form die Meinungen der ältesten Völker über die Welt, Gott und den Menschen und zugleich die ältesten historischen Ueberlieferungen der Vorzeit finden.

Das Resultat unserer Betrachtung möchten wir daher dahin zusammenfassen:

Höchst wahrscheinlich ist es, daß noch zur Zeit der Tertiärperiode die Atmosphäre anders zusammengesetzt war als gegenwärtig; daß sie namentlich dichter, feuchter und trüber war als jetzt. Es ist ferner wahrscheinlich, daß die Umwandlung der Atmosphäre von einer Flut begleitet war, welche den größern Theil der Erde überschwemmte; daß der Mensch bereits zur Zeit dieser Flut existirte und daß ein Theil des Menschengeschlechts dem Untergang durch diese Flut entging.

Es erscheint uns endlich als nicht unwahrscheinlich, daß die Erinnerung an die größere Fruchtbarkeit der Erde in der Periode vor der Flut in der Sage von dem durch die Flut beendigten Goldnen Zeitalter Anlaß gegeben hat; daß endlich der Umstand, daß in der That erst nach der großen Flut infolge der weniger dichten Zusammensetzung der Atmosphäre der Regenbogen sichtbar geworden ist, Anlaß gegeben hat sowol zu der Dichtung des Alten Testament, nach welcher der Regenbogen nach der Sündflut als Zeuge des Bundes zwischen Gott und den Menschen in die Wolken gesetzt ist, als zu der nordischen und deutschen Sage, Inhalts deren, solange der Regenbogen in den Wolken steht, ein Untergang der Welt nicht stattfinden wird.

Anregungen.

Arthur Schopenhauer's Lehre und Leben.

II.

Nach Berlin zurückgekehrt, findet Schopenhauer seine Anerkennung für die inzwischen veröffentlichten Schriften wenig gefördert. Gwinner schildert die beginnende Periode der tiefsten Verstimmung und mit ihr, psychologisch und moralisch, berechtigt zu sagen: Schopenhauer accommodirte dieser persönlichen Verstimmung und dem Groll gegen die ihn nicht anerkennende Welt sein System. Vollends wird der schaffende, gestaltende und denkende Genius, bei Kant, bei anderen, so heitere, so beschwingt in den Aether emporsteigende, leichte und freie, harmlos und spielend sich über den Schwierigkeiten wiegende, bei Schopenhauer ein den Schweiß an der Stirn tragender, mühsamer Arbeiter. Er muß sich die Wärme seines Nestes, auf dem er brütet, künstlich sichern, er muß sich die Menschen links und rechts aus dem Wege räumen, die ihn im Präparatorium seiner Abstractionen stören. Diesen Schädel mißt ihr phrenologisch als ein Phänomen des Gedankenarbeiters? Den Kopf eines Apis als das Organ der Gebärdewerkzeuge des genialen Geistes? Wie ebenmäßig und allgemein menschlich ist der Schädel eines Sokrates und Spinoza! Dieser dem Buche beigefügte Schopenhauerkopf mit seinen ungeheuerlichen Dimensionen ist nicht das Sinnbild der Denkkraft, sondern der Gebundenheit des Genius durch die äußerste Manifestation der Sinne — er zeigt den Kampf des Gedankens gegen den Widerstand der Materie.

Wie hat die Materie diesen Genius bedrängt! Jeder seiner Athemzüge „war nach der Regel", er ging allein spazieren, um nicht reden zu müssen und im Freien ja nur durch die Nase athmen zu können" — Man kann die Natur zu seiner Sklavin machen, die sich zu unsern Füßen machtlos windet und schmiegt; sie thut es auch dem wahren hellenischen Genius aus freiem Willen; Schopenhauern war sie eine Sklavin, die nur im Fesseln gehorchte. Jede freie Regung eines Menschen um ihn her störte ihn, — ihn, den unausstehlichen Heiligen. Aus Berlin floh er, aus Furcht, zur Erhebung seines Werkes als Kämpfer „gepreßt" zu werden. „Aus Neapel vertrieb ihn die Angst vor den Blattern, aus Berlin die Cholera. In Verona ergriff ihn die fixe Idee, vergifteten Schnupftabak genommen zu haben. Als er 1833 im Begriffe war, Mannheim zu verlassen, überkam ihn ohne alle äußere Veranlassung ein unerklärliches Angstgefühl. Jahrelang verfolgte ihn die Furcht vor einem Criminalprocesse, vor dem Verluste seines Vermögens und vor der Anfechtung der Erbtheilung seiner eigenen Mutter gegenüber. Entstand in der Nacht Lärm, so fuhr er vom Bette auf und griff nach Degen und Pistolen, die er beständig geladen hatte. Auch wenn keine besondere Erregung eintrat, trug er eine fortwährende innere Beängstigung in sich, die ihn Gefahren sehen und suchen ließ, wo

seine waren. Sie vergrößerte ihm die kleinste Widerwärtigkeit ins Unendliche und erschwerte ihm vollends den Verkehr mit den Menschen. Seine Werthsachen barg er dergestalt versteckt, daß trotz der lateinischen Anweisung, die sein Testament dazu gab, einzelnes nur mit Mühe zu finden war. Keine Aufzeichnung, die sein Vermögen und seine häusliche Oekonomie betraf, vertraute er der Landessprache an, er führte sein Rechnungsbuch englisch und bediente sich bei wichtigen Geschäftsnotizen des lateinischen und griechischen. Um sich vor Dieben zu schützen, wählte er täuschende Aufschriften, verwahrte seine Werthpapiere als Novellen maskirt, die Zinsabschnitte besonders, in alten Briefen und Notenheften und sein Geld unter dem Unterfutter im Schreibpult. Nie vertraute er sich dem Schermesser eines Barbiers an, auch führte er stets ein ledernes Schildchen bei sich, um beim Wasserlassen in öffentlichen Localen nicht der Ansteckung preisgegeben zu sein. Die Spitzen und Röhre seiner Tabakspfeifen nahm er nach jedesmaligem Gebrauche unter Verschluß. Aus Furcht vor dem Scharfrichter verordnete er, daß seine Leiche über die gewöhnliche Zeit hinaus offen beigesetzt werden solle. In Vertragsverhältnissen fürchtete er in der Regel betrogen zu werden. Bacon's Satz, daß aller Argwohn aus Unwissenheit beruhe, verwarf er und dachte mit Shakespeare: Der Weisheit Anfang sei die Furcht vor den Menschen — u. s. w.

Aus dieser Charakter, der des Mitleids werth gewesen wäre, wenn nicht der unmäßigste Hochmuth sich ihm zugesellt hätte, stellte eine Ethik auf, die Dr. Lindner, der Redacteur der Voßischen Zeitung, eine „erhabene" nennt. Die Ethik des Quietismus? Die Entsagung am Leben, die Ethik der „Verneinung des Willens zum Leben"? Man sollte, verlangt seine Lehre, dem Schöpfer gleichsam einen Strich durch die Rechnung machen, am liebsten nicht mehr die Zeugung fortpflanzen, die Menschheit aussterben lassen. Der Gottheit geschähe gleichsam schon recht, daß sie sozusagen ihre Bude zuschließen und sehen müßte, wie sie mit ihrer elenden Schöpfung fertig würde — —

In der That geschähe ihr recht, wenn ein Weiser, ein Lehrer der Philosophie auftreten und mit Erfolg die Menschen zu nehmen anbefehlen könnte, wie sie (S. 120) Schopenhauer nimmt: „Schon mit dreißig Jahren war er es müde, Wesen für seinesgleichen ansehen zu müssen, die es wahrhaftig nicht seien. Solange die Katze jung sei, spiele sie mit Papierkügelchen, weil sie solche für lebendig, für etwas ihresgleichen, weil sie solche für lebendig, für etwas ihresgleichen Aehnliches halte; aber wenn sie älter geworden, wisse sie, was es sei und lasse sie liegen. So sei es ihm mit den Bipeden (Zweifüßlern, Menschen) gegangen. Simile simili gaudet: um von den Menschen geliebt zu sein, müsse man ihnen ähnlich sein, das aber hole der Teufel! Was sie zusammenbringe und zusammenhalte, sei ihre Gemeinheit, Kleinheit, Plattheit, Geistesschwäche und Erbärmlichkeit. Daher sei sein Gruß an alle Bipeden: Pax vobiscum, nihil amplius! Der Mensch edlerer Art glaube in seiner Jugend, die wesentlichen und entscheidenden Verhältnisse und daraus entstehenden Verbindungen seien die edelen, die auf Aehnlichkeit der Gesinnung, der Denkungsart, des Geschmacks, der Geisteskräfte beruhenden; allein er werde später inne, daß es die reellen sind, d. h. die, welche sich auf irgendein materielles Interesse stützen. Diese liegen fast allen Verbindungen zum Grunde; sogar habe die Mehrzahl der Menschen keinen Begriff von andern Verhältnissen. Je höher also einer geistig stehe, desto gemeiner müßten ihm die Menschen vorkommen, so gewiß, wie wenn vom Fuß des Thurms bis zur Spitze 300 Fuß seien, von der Spitze bis zum Fuß ebenso viel sein werden." Die meisten Menschen verglich er den Rosskastanien, die das Aussehen der edlen haben, aber durchaus ungenießbar seien. So heiße es im Gurâl des Tiruvalluver: „Das gemeine Volk sieht aus wie Menschen; ich habe nie etwas dem Menschen so Aehnliches gesehen!" Sehr viele seien ein Amalgam von Schlechtigkeit und Dummheit, die daher in ihnen schwer zu unterscheiden seien. Der englische Ausdruck „A dull scoundrel", bezeichne sie am besten. Goethe, sagte er, schrieb mit ganz seinem Charakter gemäß ins Stammbuch:

Willst du dich deines Lebens freuen,
So muß der Welt du Duldung leihen!

ich aber dachte lieber mit Chamfort: „Il faut mourir [illegible] les hommes pour ce qu'ils sont, que les prendre pour ce qu'ils ne sont pas. Und französisch weiter denkend, fügte er hinzu: „Rien de si triste qu'un grand soi-même!" Fast jeden Contact mit Menschen hielt er in seinem reifern Alter für eine Condamnation, ein Tenlement. Sie seien so beschaffen, daß, wer im Laufe seines ganzen Lebens am wenigsten mit ihnen sich zu thun gemacht habe, der Weiseste gewesen sei. Goethe habe das Gegentheil deplorirt bei Eckermann. Man müsse durchdrungen sein von der Ueberzeugung und sie stets gegenwärtig haben, daß man heruntergekommen sei in eine Welt, die von moralisch und intellectuell erbärmlichen Wesen bevölkert sei, zu denen man nicht gehöre, deren Gemeinschaft man daher auf alle Weise zu meiden habe; man solle sich ansehen und benehmen wie ein Brahmine unter Sudras und Parias. Die wenigen Bessern solle man, je nachdem sie es seien, schätzen und ehren. Zur Belehrung der übrigen, nicht zur Gemeinschaft mit ihnen sei man geboren. Man müsse sich gewöhnen, sie als eine fremde Species anzusehen, die nur der Stoff unsers Wirkens sei. Ueber ihre moralisch und intellectuell elende Beschaffenheit solle man täglich meditiren und sich vorhalten, daß man ihrer nicht bedürfe und ihnen fern bleiben könne. Da der Schlechteste und Geringste doch noch in vielen Stücken, nämlich physischen und moralischen, unsersgleichen sei, werde er immer suchen, diese in den Vordergrund zu bringen und das, wodurch wir besser seien, zur Nebensache zu machen. Und da sie nur Macht und Gewalt achten, müsse man sie entweder unschädlich machen oder mei-

…en können. Wegen des Neides der menschlichen Natur sei es nicht anders möglich, als daß die, welche geistlos und stumpf seien, einen geheimen Widerwillen hegen gegen die geistig Hochgestellten, die Schlechten und Verworfenen gegen die Rechtschaffenen und Edeln, wenn sie auch bisweilen Vortheil und Kurzweil von diesen Gegenständen ihres geheimen Grolls einernteten und solche deshalb temporär suchten. Ebenso müßten die, welche den Edelmuth der Gesinnung oder den Grad der Klarheit der Intelligenz, die sie selbst besitzen, stets vergeblich suchen, nothwendig endlich anfangen, sie im Stillen zu verachten. Darauf beruhe die gewisse Isolation jedes Vortrefflichen, dessen Ueberlegenheit der Pöbel, wenn er sie bemerkt habe, so instinctmäßig dissimulire, wie ein Insekt sich todt stelle; denn er dissimulire sich selber. Schopenhauer sah in diesem mehr ästhetischen Widerwillen sogar seinen Vortheil, denn wenn man die äußerlichen Widerlichkeiten der Menschen in Physiognomieen und Manieren beim ersten Anblick recht lebhaft empfinde, so werde man von der nähern Bekanntschaft abgehalten, was in den meisten Fällen reiner Gewinn sei. 'Die Menschen sind, wie sie aussehen, und etwas viel Schlimmeres kann man von ihnen nicht sagen. Man möge nur die Gesichter betrachten, an die man noch nicht gewöhnt sei, und man werde sich oft schämen, ein Mensch zu sein. Es sei immer verwirrend und oft gefährlich, wenn Erscheinung und Wirklichkeit weit auseinander abständen; deshalb liebe er es, wenn die Welt seinem Auge so öde *erscheine*, wie sie es seiner Vernunft sei — —

Letzteres geradezu ein entsetzliches Wort' Schopenhauer lehnt sich, daß die Welt ihm auch gerade so öde *erscheine* (d. h. keine Verführung durch die Wirklichkeit böte), wie sie es seiner Vernunft sei' Alle die süße Ueberredung der Natur, jede Schönheit eines Sonnenaufgangs, jedes herzige Lächeln im Blick der Unschuld und Güte, jede einschmeichelnde Bitte des Vertrauens, jede hochherzige That der Menschen — alles, alles das soll ihn nicht mit liebenden Armen umfangen und an die Brust der unsichtbaren Genien zurückziehen wollen, die diese unvollkommene Welt beglückend durchschweben' Kein Kauft soll die Schale von den Lippen setzen und den Weihnachtsgesängen mit Rührung rufen: „O, tönet fort, ihr süßen Himmelslieder' Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder'" Allen diesen Regungen von innen, wie außen gegenüber, soll das System der Welt als Idee und Vorstellung nur eine Kraft der Verachtung schneiden, sie als überwunden erklären und als vollgethan, als trügerischen Maja-Schleier' Wahrlich, in solcher Gesinnung ist es kein Wunder, daß der innere Mensch selbst dem Denker zum Gorilla wird, der Affen niederhockt (S. 97) und in dessen Grinsen staunungsvoll den Menschenursprung findet, unsere Haut ist dann göttergleich, die innere Seele — behaart sich. Die bekannte Liebe Schopenhauer's zu seinen Hunden hat wol noch niemanden gerührt. Liebe zu den Thieren, eingeflößt von Menschenverachtung, ist ein Sacrilegium.

Den Schülern und Anhängern wird es nicht gelingen, einen so liebleeren, die Menschheit persönlich beleidigenden Geist als eine zufällige Episode und einen Nebennumstand des Processes der Schopenhauer'schen Philosophie darzustellen, wie etwa Frauenstädt es thut, der in der Vorrede von „Nachklängen aus Schopenhauer's Werken" (Leipzig, A. A. Brockhaus, 1862) sich bereits im Punkt des „Pessimismus" von seinem Meister zurückzieht. Dieser Charakter ihres Stifters ist seiner Philosophie immanent. Es würde zu weit führen, wollten wir auch dafür den Beweis geben. Ein das Interesse fortschreitender Neugier bei Schopenhauer'schen Philosophie ist ihres Stifters Gelehrsamkeit und Belesenheit, seine Bekanntschaft namentlich mit Franzosen und Engländern, seine weltmännische Lebensmaximenweisheit, die Digressionen auf interessante und alltägliche Dinge. Sowie sich aber auch da Schopenhauer der Region des Feinern und Vornehmern, besonders in den Kunstdrucken, nähert, wird er gewöhnlich. Man nehme, was er von ästhetischen Erfahrungen, von Gedichten spricht und vergleiche, wie darüber von Hegel gesprochen wurde' Bei Hegel congeniale Größe und Reinheit der Auffassung — bei Schopenhauer ordinäre Anschauung; z. B. in Theatersachen wie bei einem Parquetabonnenten einer Kautzmannstadt. Ueberhaupt seltsam — zwanzig Jahre unter Kaufleuten zu leben und seinem Genius nur die Rivalität der Pöbel zu geben' Unter Humboldt, Rauch, Schleiermacher, Steffens, Schinkel, Bernstein u. a. groß sein, das war die Probe. Hic Rhodus, hic salta' Seltsam, wenn man an die Table d'hôte des Englischen Hofs in Frankfurt und an die dortigen Stammgäste, meist von ihren Renten lebende alte Geschäftsleute, denkt und lieft S. 133: „Schon nach zurückgelegtem 30. Lebensjahre habe er sich höher gestellt gewußt, als er je zu muthmaßen gewagt, aber die Welt sei ihm leer und öde geworden. Sein ganzes Leben hindurch habe er sich schrecklich einsam gefühlt und stets aus dieser Brust geseufzt: 'Ach gib mir einen Menschen'" Vergebens. Er sei einsam geblieben. Aber er könne aufrichtig sagen, es habe nicht an ihm gelegen, er habe keinen von sich gestoßen, keinen geflohen, der an Geist und Herz ein Mensch gewesen wäre, nichts als elende Wichte von beschränktem Kopf, schlechtem Herzen, niedrigem Sinn habe er gefunden. Goethe, Jerrow, allenfalls A. v. Wolf und wenige andere ausgenommen, die sämmtlich fünfundzwanzig bis vierzig Jahre älter als er gewesen seien. Demnach habe allmählich der Unwille über einzelne der ruhigen Verachtung des Ganzen Platz machen müssen. Auch sei ihm der Unterschied zwischen ihm und den Menschen bewußt geworden, aber er habe gedacht: Lerne nur erst hundert kennen und du wirst deinen Mann schon finden' Dann: Aber unter Tausenden wirst du's' Dann: Zuletzt muß er doch kommen, wenn auch nur unter vielen Tausenden' Endlich sei er zu der Ein-

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Zimmer im Dresdner Schloß. Links ein Fenster. Glänzend gekleidete Bediente gehen über die Scene. In der Ferne hört man Jubelgeschrei und in kurzen Intervallen Kanonenschläge. Beim Eintritt Friedrich Augusts, Flemmings und Vitzthums hört man einen lauten Trompeten- und Paukenwirbel.

Flemming.

Sire, warum entziehen Sie sich dem Jubel des Volks?

Vitzthum.

Wie die Menge durch die Straßen wogt! Die Stadt ein einzig Flammenmeer. Bunte Lichter — Feuersäulen! O wie schön der Spiegel der Elbe! Glänzend wie mit Glühwürmern übersäet! Triumph-Bögen, Ehren-Pforten, jubelnde Friedens-Inschriften — Sire,

sich gelangt, die Natur sei noch unendlich karger und er müsse die »Solitude of kings« (Byron) mit Würde und Geduld tragen". „In einer Welt, wo wenigstens fünf Sechstel Schurken oder Narren und Dummköpfe seien, müsse für jeden des übrigen Sechstels, und zwar um so mehr, je weiter er von den andern abstehe, die Basis seines Lebenssystems Zurückgezogenheit sein, je weiter desto besser. Die Ueberzeugung, daß die Welt eine Hölle sei, in der man nicht auf Gesellschaft zu rechnen habe, müsse zur Empfindung und habituell werden. Wie die Wände den Blick einengen, der sich wieder ausdehne" u. s. w. Alle diese Tiraden sprechen für jeden Vernünftigen nur gegen den, der sie ausstößt, nicht einmal gegen — die zahlreichen, in täglichem Verkehr mit Schopenhauer gewesenen alten kaufmännischen Stammgäste des Hrn. Wenzel in Frankfurt.

Wir haben Schopenhauer sieben Jahre fast täglich gesehen, wie er von der splendiden Wirthstafel kam, behaglich sich die Zähne stocherte, laut mit seinem Pudel sprach und mißtrauisch die Menschen anschielte, trotzdem, daß er an der Tafel laut mit allen diskourirte und ebenso lebhaft bei jeder Gelegenheit in einer Lesegesellschaft, im Kasino oder anderwärts. Seine Entlassungstheorie war eine falsche Etikette. Er war ein Mönch — aber ein Mönch, der sich keinen Reiz des Lebens entgehen ließ, auch nicht einen' Lächerlich. La Trappe und Manier in diesem Buche citirt zu finden' Die „Askese" Schopenhauer's, ein Wort, dessen Klang die schauerliche Höhle St.-Hieronymus', die ausdörrende Buße der thebaischen Wüste, die sturm- und regentrotzende Andacht der Säulen- und Bergheiligen vor die Augen führt, dies Wort kann nicht in einem Athem ausgesprochen werden mit dem Lebenslauf einer „Entsagung", die nach dem vorliegenden Buche darin bestand

Wohnen in einer eleganten Etage; Aufstehen zwischen 7 und 8 Uhr; behagliches Waschen mit dem Badeschwamm; der auf der Maschine selbst zubereitete Kaffee; die Pfeife; das einlullende weiche Sofa mit dem benutzenswerthen Luxus interessanter Lektüre (zur Ergänzung seines Wissens jedem, der die Muße dazu finden kann, ein wahrer Hochgenuß'); abwechselnd dann das Auge geschlossen und hinausgeschaut in die Ideenwelt; die Feder ergriffen, die Wahrnehmungen der Seele niedergeschrieben; kein Kreuchen unter der Last des Lesenmüssens, Schreibenmüssens; kein Buchhändler, der nur fertig gewordene Bücher sehen und bezahlen will; alles Geistige darf in ihm ruhig vor sich gehen, organisch anwachsen; keine lärmende Kinderumgebung, die ihr eigenes Dasein zum Hausregulator macht, keine Hausfrau, die über ihre Anschaffungen eine Rechnung bringt, vor deren Höhe der arme Geistesproletarier alle Besinnung verliert; keine Unterbrechungen der Muße durch Pflichten der Geselligkeit, keine Munkübungen einer Frau oder Tochter; vor Tisch „bläst" der Alte selbst behaglich „eine halbe Stunde die Flöte", nimmt die Besuche der Verehrer und Geschäftsfreunde entgegen und schlendert dann an die Table d'hôte des ersten Hotels in Frankfurt, der Universität der Gastwirthe; hier spannt sich der ermüdete Geist im leichten Gespräch aus; oft wird es ihm wol zu leicht; „er legt dann ein Goldstück auf den Tisch und sagt, er wolle es den Armen geben, wenn einmal einer von den anwesenden österreichischen oder preußischen Offizieren von etwas anderm als Pferden, Hunden oder Frauenzimmern spräche —" Der fünfte oder sechste Gang der Speisen ist vorüber, jetzt wandelt der vom Weißschmerz gedrückte „Einsiedler" nach Hause, macht sich wieder seinen Kaffee, stopft wieder seine Pfeife von einem fünf Fuß langen Weichselrohr, weiche Länge allein den Rauch gehörig abkühle. Auf dem Sofa ausgestreckt, hat der Alte mit diesem allerdings unbequemen Rohr vielleicht einige „Mühe", aber der Tisch liegt voll „leichter Lektüre", die der Buchhändler schickt; die Brust dehnt sich, ein Wonnegefühl des Behagens durchströmt den ganzen Körper — wollte man hier einschalten, was S. 147 über einen Gegenstand zu lesen ist, wo das „Selbstgenügen auf schwachen Augen stand". Pup, der Pudel, bellt; der Abend naht; der einsame fröhliche Spaziergang um die Stadt beginnt. Das Theater ist geöffnet, die Oper bringt ein Gastspiel; „Norma" ist schon als Textbuch, sagt er, eine große Tragödie (!)" die Museums-Concerte bringen Beethoven. Der Glückliche, Sorgenlose geht in die Lesegesellschaft, liest die „Times", schlendert wieder in den Englischen Hof zum Nachtessen und zu „einer halben Flasche Wein" zurück; dann endlich sinkt er nach 10 Uhr sanft in Morpheus' Arme, die ihn fest umschlungen halten. Er genießt das Glück eines gesunden Schlafes. So ein Tag wie der andere. Immer unter Kaufleuten und Offizieren oder unter Aerzten und Advokaten, die durch ihre Beziehung zum Handelsstande allerdings selbst halbe Money-makers geworden sind. Dabei verwaltet er denn selbst sein Vermögen (S. 215) „mit ängstlicher Vorsicht" und „vermehrt es auf das Doppelte" u. s. w. —

Und ein solches — Martyrium der Wahrheit war berechtigt, allen Anforderungen, die ihm von seiner Nation, von der Herrschaft des Geistes über den Unverstand, von Menschen gestellt wurden, die sich auch in ihrer Weise geben wollten, wie sie sind, allen Ansprüchen auf Liebe, Hingebung, allen Aufforderungen, sich der Geselligkeit, wie sie ist, einzureihen, allem Denken an die „fast verarmte Mutter und Schwester" u. s. w. gegenüber zu sagen: Laßt mich in Ruhe! Zudringliche Welt, was störst du mich armen, unglücklichen, entsagenden Bonzen in meiner — „Askese"?! — —

Wir geben uns für diese Beurtheilung ruhig den erneuten Schmähungen der berliner Vossischen Zeitung hin, ertragen die Reprefsalien für unser sonstiges Wirken und Angewiesensein auf das Urtheil der Presse, zumal in uns so weit von Städten wie Berlin und Frankfurt. Im übrigen verharren wir bei unserer Meinung,

Schopenhauer war eine interessante Anregung des Zeitgeistes, die Katheder-Philosophie mag von seinem Scharfsinn aufnehmen, was sie brauchen kann — aber ihn so in das Leben der Nation und in die Bildung der Jugend und Lehrerwelt eingreifen zu lassen, wie Kant, Fichte, Schelling, Hegel eingriffen — das wäre ein nationales Unglück. Seine Schüler mögen aufhören, ihn anzupreisen. Und es scheint auch fast, als hätte sich die Welt bei dem großen Gewinn, den sie mit ihm zu machen glaubte, bereits beruhigt.

Schließlich bekennen wir, daß der Verfasser der vorliegenden Biographie ein geistvoller und feiner Kopf ist, belesen und in vielem Betracht selbständig. Er gibt die Einseitigkeit der Schopenhauer'schen Ethik zu und spricht von dem Nichtuntergebrachtsein der Person und der Liebe in jenem System mit einer Offenheit, die einen Mann ehrt, der die Menschheit nicht auch in einige Dutzend Götter und hundert Millionen tückischer Affen theilt. Noch entschiedener hätte er aussprechen sollen, daß sich vornehmlich für den Begriff des Odeins im Schopenhauer'schen System kein Platz findet. In der Darstellungsart seines Buches hat den kalt hochmüthigen Ton seines Meisters und die geringschätzende Sprache über die Offenbarungen, Bedürfnisse und Interessen der Zeit gefunden zu haben, ist uns denn allerdings auch an ihm leid gethan.

Die Symbolik der Handschrift.

II.

Gibt es eine Symbolik der Handschrift? wird der Leser des in voriger Nummer genannten Henze'schen Werkes vor allen Dingen fragen. Die Frage ist leichter zu beantworten, wenn wir vorher bestimmen, was sie sagen will. Sie heißt mit andern Worten: kann man aus der Handschrift auf das unsichtbare Innere, also Temperament, Anlage, Charakter u. s. w. des Schreibers einen sichern Schluß ziehen? Wenn man nach einer genauen Prüfung des vorliegenden Buches unbedingt mit 'Ja' antworten könnte, so würden gewiß eine große Menge unserer Leser sich sofort dieses Buch verschreiben und mit der größten Ungeduld seine Ankunft erwarten. Man kann aber nicht unbedingt mit 'Ja' antworten, muß jedoch glauben, daß viele sich nach Henze's Buch umthun werden, und wir rathen dazu. Daß die Handschrift für gewisse Richtung der geistigen Anlage und des Charakters allerdings symbolisch sei, ist über allen Zweifel erhaben und wird von dem Verfasser überzeugend nachgewiesen; daß man auch aus diesem Buche vieles über die Verschiedenheit der Handschriften und ihre Bedeutung lernen könne, überhaupt in das genauere Studium der Handschriften und die Gründe ihrer mannichfaltigen Eigenthümlichkeit eingeführt wird, ist gewiß. Aber auch der Umstand, daß der Verfasser sich öfter täuscht und manches sieht, was anderer gar nicht vorhanden oder nicht sichtbar oder gar für andere wahrnehmbar sei, kann nicht bestritten werden. Wenn die Handschrift als eine sichtbar gewordene Sprache betrachtet werden kann und die Art, wie jemand spricht, unbezweifelt für seinen Charakter, namentlich aber seine Art, zu handeln, bezeichnend ist, so darf man aus der Handschrift besonders bei großer Entschiedenheit des Charakters sowie beim Gegentheil, bei sehr unbestimmten, weichen und schwankenden Charakteren, wenn man sich nur einige Uebung durch Vergleichen und genaue Aufmerksamkeit auf das Unsichtbare der Schriftzüge erworben hat, ziemlich sichere Schlüsse ziehen. Alles, was dazwischenliegt — und dahin gehören eine große Menge von Handschriften —, ist unbestimmbar. Ebenso bedingen gewisse Beschäftigungen, welche auf die Hand oder die Schrift einen Einfluß haben müssen, als harte Arbeit, Buchführung, kaufmännische Correspondenz, Rechnungsarten u. s. w. eine eigenthümliche, leicht zu erkennende Handschrift. Der Unterschied des Geschlechts ist ebenfalls an der Handschrift zu erkennen wie auch sie Temperamente. Alle diese Dinge beziehen sich aber auf das positive Verhalten des Individuums zu Welt und Leben. Alles andere bezeugen, was mehr zur receptiven Natur des Menschen gehört, die Art zu empfinden und zu denken, insofern sie weniger plastisch hervortritt, wird aus der Handschrift nun und nimmermehr erkannt werden. Eine grobe, derbe Schrift, nachlässige, verwischte Züge, — feste, klare Buchstaben oder großangelegte, schwungvolle Charaktere werden die Schreiber hinlänglich kennzeichnen; wer aber Neubarkeit, Vielseitigkeit, Klarheit des Denkens oder gar Tugend, den lebhaften Wunsch, sich zu verheirathen oder die Wahrscheinlichkeit künftigen Wohlstandes oder sichere Merkmale des Charakters und wol gar die Bürgschaften, ob man jemanden vertrauen dürfe, ihm irgendein Amt übertragen u. dgl., aus der Schrift eines Menschen herausbuchstabiren will, der geräth in Irrthümer und falsche Täuschungen. Das Nähere läßt sich schärfen für die Symbolik der Handschrift, aber allgemein gültige Grundsätze zum Erkennen des Schreibers aus seiner Schrift lassen sich wenige und diese nur mit großer Vorsicht aufstellen, selbst wenn, wie wir hören, der Verfasser dieses Buches von sich rühmen darf, daß seine Gewandtheit im Vergleichen von Handschriften ihm auf dem Gebiet der Criminalpflege schon manchen Erfolg gesichert hat.

Der auf diesem Gebiet allbekannte Verfasser, der das Maß und das Uebermaß des Handschriftdeutens zugleich vertritt, bietet übrigens in der angezeigten Schrift neben seinen Belehrungen auch eine werthvolle Sammlung interessanter und berühmter Handschriften dar.

Unterhaltungsliteratur.

VIII.

„Ein Ahnenfänder." Novelle von Hermann Theodor (Leipzig, Thomas, 1882), schildert einen jungen Philologen, der sich seine ohnedies sterile Stellung

als Hülfslehrer an einem Gy[illegible]nasium durch eine Veröffentlichung von „Skizzen aus der Heimat" noch mehr erschwert hat. Er verläuscht, ermuthigt durch eine ihm plötzlich zufallende anständige Lebensrente, den Staatsdienst mit dem freieren und seinem Ehrgeiz mehr Aussicht gewährenden Beruf des Schriftstellers und beginnt diesen mit einer Erholungsreise, die ihm zunächst Stoff zu „Skizzen aus der Fremde" verschaffen soll. Auf der ersten Station, in der heimatlichen Residenz, verliebt er sich, durch einen Universitätsfreund in eine gräfliche Familie eingeführt, in die schöne Tochter des Hauses, die jedoch unglücklicherweise schon verlobt ist. Gleichwol geht er dieser Phantasieliebe noch so lange als möglich — bis zur Hochzeit. Da tritt er denn seine Reise fort und kommt bis zum Rigi, ohne nur für seine „Skizzen" noch die kleinste Notiz aufgezeichnet zu haben. Auf der Rigispitze verliebt sich der angehende Schriftsteller wiederum, diesmal in eine deutsche Opernsängerin, die glücklicherweise noch frei ist. Er begleitet sie nach Italien und kehrt als ihr wirklicher Verlobter in sein heimatliches Landstädtchen zurück, wo er endlich die bisher ihm gänzlich fehlende Muße findet für die beabsichtigten „Skizzen aus der Fremde". Aber das Arbeiten ist ein lahmes, langsames und peinliches; es wird gestört durch manche Zwischenfälle, die ihn der in der Residenz lebenden Braut entfremden, da rüttelt ihn die Ankunft seiner ersten Inclination, der Gräfin, die auf dem Landgut ihres Gemahls, vor den Thoren des Landstädtchens, ihren Sommeraufenthalt nimmt, zu neuer Begeisterung auf. Als alter Bekannter freundlich empfangen, huldigt er ihr durch die öffentliche „Widmung" seiner dem Druck übergebenen Skizzen und entflammt sich zu einer solchen Leidenschaft für sie, daß er den Rücktritt seiner Braut mit Gleichmuth aufnimmt. Aber dem kurzen Traum dieser Phantasieliebe, deren Idealität er bei einem gelegentlichen einsamen tête-à-tête im Sinnenrausch der Leidenschaft zerstört, folgt ein trostloses Erwachen. Von Neue gepeitscht, verfällt der Unglückliche dem Wahnsinn und erliegt ihm in demselben Augenblick, wo rings um ihn her die allgemeine Begeisterung der hundertjährigen Schillerfeier dem Dichter des Idealismus zujubelt.

Das ist der Lebenslauf einer schwankenden, haltlosen, zwischen Genußsucht und Reue hin- und hertaumelnden Natur, wie solche erst kürzlich, freilich mit ungleich größerer Lebenswahrheit und künstlerischer Gestaltung, Friedrich Spielhagen in seinen „Problematischen Naturen" (vgl. „Unterhaltungen am häuslichen Herd", Nr. 91) geschildert hat. Aber ein „Anempfinder" ist in diesem Dr. Edmund Müller nicht zur Erscheinung gebracht. Was heißt „anempfinden"? Nach Goethe's erstem Gebrauch dieses Wortes doch wol, Gedanken, Empfindungen und Bestrebungen scheinbar hegen, äußern, mit Koketterie zur Schau tragen und sie keineswegs wirklich aus innerstem Drang heilgen und hergeleitet haben, mithin andere oder sich selbst über sein innerstes Wesen täuschen. Presber's sogenannter „Anempfinder" thut das aber nicht im entferntesten, im Gegentheil, die rücksichtslose und naive Wahrheitsliebe, die in dieser Beziehung fast an Rousseau's „Confessions" erinnert, ist gerade die achtungswerthe Eigenschaft an dieser Dr. Edmund Müller, der, vom Autor als Selbstbekenner eingeführt, uns in die geheimsten Schlupfwinkel seines Herzens blicken läßt, in dem es freilich bunt und wirr genug aussieht. Das ganze Buch hindurch rechtfertigt nichts den seltsam anspruchsvollen und fast mit poetischer Lebhaftigkeit und [illegible] Warnung gewählten Titel. Nur S. 201 fg. wo der Held von seinem Duz- und Studienbruder dem lyrischen Dichter, Humoristen und Gruppenabschneider Dr. Karl Meyer (der doch weit eher den Namen eines Anempfinders verdiente, weil er sich während in Citaten spricht und einen verschollenen Provinzialpoeten zum Grundstock seiner modernen Lyrik macht), „Anempfinder" gescholten, und gemit der speciellen Motivirung, daß die Neigung desselben nur deshalb auf die Comtesse und die Opernsängerin gefallen sei, weil diese Damen bereits von andern geliebt wurden. Als ob sich die Wahrhaftigkeit oder Originalität der Liebe darin bekunde, daß der Gegenstand derselben ein noch ungeliebter sei —! Es dürfte in unserer so rasch lebenden Zeit wol so leicht kein sechzehnjähriges Mädchen geben, das nicht schon wenigstens von Einem Anbeter [illegible] schwärmt wurde. Ebenso wenig ist die an derselben Stelle von dem Freunde dem Helden vorgeworfene „literarische Anempfindung" motivirt, der Autor [illegible] und nur, daß Dr. Edmund Müller schriftstellert, kein Wort aber, in welcher Manier er dies thut. Der „Anempfinder" existirt also einzig und allein nur dem Titel und es scheint uns ganz, als ob [illegible] mann Presber, nachdem er den Inhalt seines Buches vollendet — ein in manchen Einzelheiten Geist, im ganzen doch nur Unreife bekundendes Mixtum [illegible] allerlei Scenen und Bildern aus dem Schul-, Universitäts-, Literatur-, Künstler-, Kleinbürger-Aristokratenleben, die er theils erlebt, theils empfunden haben mag, theils aber auch offenbar nur hier ist der Ausdruck am Platz' — anempfunden — in Verlegenheit um den Titel, die nothwendig aus der gänzlichen Tendenzlosigkeit des Inhalts entspringen mußte, nur nach einem recht absonderlichen, Aufsehen erregenden und ihm die Gunst der kritischen Rhadamanthe sichernden greifen hätte. Schon ein früheres Buch des Autors prunkte mit dem nicht weniger gesuchten Titel „Wolkenkuckucksheim". Der Verfasser hat gewiß gute und gesunde Laune, aber auch einer solchen, soll sie künstlerisch wirken, muß mehr Ernst zum Grunde lie[illegible]

(Hierzu eine Beilage: **Neues aus der Welt.**)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die Kunst in Weimar II. — Wiener Briefe. IX. — Ein kleiner Schwindelsberg.

Die Kunst in Weimar.

II.

Ein Besuch auf der Permanenten Kunstausstellung läßt dringend wünschen, daß sich die Hoffnungen auf einen würdigen Kunsttempel, ein Neues Museum, bald erfüllen mögen. Die Künstler stellen ihre Bilder in einer kleinen Dachetage aus, deren hohl widerhallendes Gebälk über einer Art von Getreidetenne dringend anrathen möchte, jedes der dorthin gegebenen Bilder erst gegen Feuersgefahr zu versichern. Zur Museumsfrage bemerken wir gelegentlich, daß Oberbaudirektor Streichhan schon manchen Aufriß für den neuen Sammelplatz der weimarischen Kunstschätze vollendet hat. Nur über den Ort dieser projectirten Verschönerung der Stadt ist noch die Wahl nicht entschieden. Wir widerrathen jede Ueberladung der innern Stadt, der Park- und der Schloßgegend mit neuen Gebäuden und rathen dringend, die in Weimar so gänzlich fehlende Baulust, wenn sie nun doch einmal wenigstens officiell in Thätigkeit gesetzt wird, sich auf der Ebene zwischen der Eisenbahn und der Stadt austummeln zu lassen. Will man eine Stadt beleben und anziehend erweitern, so muß man die Thatsachen eines neuen Interesses dahin verpflanzen, wohin sich die übrigen Lebensäußerungen der Bewohner ihnen nachziehen und accommodiren. Schon die neue Kaserne, die entlegen über dem großherzoglichen Schloß wie eine Art Zwinq Weimar thront, hätte Leben und Bewegung in Gegenden bringen können, wo ich denn doch gewöhnlich die Menschen dieser Zeit anbeten — in die Ebene. Ein schöner griechischer Tempel, der sich an die Abhänge des Jakobsviertels lehnt, wird nebenbei auch einigen Straßen die so nöthige Pflasterung bringen und durch die Nivellirung und den Schmuck seiner Umgebungen möglich machen, daß ein Bewohner Weimars, dem im Nebel- und Regenwetter nicht anziehenden Park entfliehend, auch in freier, durch Fernblicke wohlthuend zerstreuender Gegend einen Spaziergang machen kann, ohne im — sünften Elemente Polens zu versinken.

Wir fanden von Hummel einige gar liebevoll ausgeführte Baumgruppen in Aquarell und bewunderten vorzugsweise einige ehrwürdige Eichen, die der fleißige und die Natur fein und treu beobachtende Künstler im Hessischen aufgenommen hat.

Graf Harrach gibt uns eine Gebirgsersteigung durch Gemsjäger mit jenen schwindelerregenden Ansichten auf Niederstürze drohenden Felsblöcken, wie wir deren jetzt öfters in den illustrirten Zeitschriften mehr pikant als überzeugend erfunden, begegnen. Das in seinen Einzelheiten, z. B. Alpenrosenbüschen, ganz besonders anmuthig ausgeführte Bild macht einen graziösen und eleganten Eindruck, fast einen zu eleganten. Die drei Bergkletterer wecken die Vorstellung von Sonntagsjägern und waidmännischen Dilettanten. Wir glauben nicht, daß man auf einen steilen Grat, z. B. den Titlis im Canton Uri, so ohne Havarie für Kuß- und übrige Bekleidung ankommt wie diese drei schlanken Gentlemen im Gemsjägercostüm, bei denen man im Hintergrunde sich nach ihren Vereinten umsehen möchte. Aber wir wiederholen, das Bild ist in seiner Localität anziehend, die Stimmung eigenthümlich freundlich und die sonnenhelle Beleuchtung das Ganze heiter verklärend.

Von Wickenus fanden wir eine Charitas in gefälliger Gruppirung und in fast — zu gefälligen Farben. Wir bemerkten schon in frühern Jahren bei Gelegenheit einer Schadowschen Charitas, daß die Ueberladung mit Kindern einem solchen Bilde mehr den Charakter einer Verherrlichung der weiblichen Fruchtbarkeit als der mütterlichen Zärtlichkeit gibt. Drückt doch die Gottesmutter mit nur einem einzigen Kinde den ganzen Umfang der mütterlichen Liebe und Sorge aus. Unser Künstler hat seinem weiblichen Familienoberhaupt, wenn wir uns recht erinnern, einen fünffachen Kindessegen gegeben und dabei die schöne junge, vielleicht zu junge Frau noch Zeit finden lassen, für die Anmuth ihrer eigenen Erscheinung Sorge zu tragen. Die ältern Knaben stehen hinter der holdseligen Mutter an Reiz zurück; sie blicken etwas mürrisch — die Schuld des thüringer Modells oder einer Michelangelo'schen Reminiscenz?

Vielversprechend sind fünf Cartons, die Martertheig aus dem Leben des großen Vor-Reformators Savonarola aufgestellt hat; allgemein sprach man in der Stadt von dem Entwurf einer Folterung des Helden, der, an Seilen schwebend, fast wie ein Phantom der Weinberge in den Lüften hängt. Wir unterzeichnet gestehen, daß wir diese Arbeiten mit großem Interesse betrachtet haben und uns von den Absichten des Künstlers eigenthümlich angezogen fühlten. Wandern wir durch die Säle der Galerien und sollen uns durch die altchristlichen und katholischen Geistlichen, Kreuzigungen, Enthauptungen nicht irre machen lassen, sollen die Andacht und das Genie der Künstler bewundern, die sich in diese einmal gegebenen Vorwürfe der frommen Tradition verirrten, warum kann nicht ein protestantischer Maler auch die

Vorgeschichte unsers theuern Luther ebenso im Geist der Legende und des Märtyrerthums erfassen und uns durch seine Kunst die Schauer vergegenwärtigen, die wir beim Lesen in der Chronik auch unserer Geisteskämpfer, der Kämpfer für Licht und reine Lehre, empfunden! Dieser der Peinigung durch Henkershand übergebene Prior von San Marco sieht uns nicht minder demüthigend-würdig und edel da als die japanischen Martyrer, die Murillo oder Velasquez malten. Nur die vom Künstler, wie es scheint, angestrebte Porträtirung, der unschöne, durch eine seltsam gebogene Nase entstellte Kopf ist Ursache, daß der Eindruck jener Schreckgestalt im weißen Hemde etwas vom Armesünder hat.

Der düstere Ernst des Stoffs ist dem Künstler in die innerste Seele gedrungen. Seine Ausführung idealisirt nichts und gibt bis auf einen gewissen Grad die ganze geschichtliche Wahrheit. Dieser gewisse Grad ist dann freilich die Grenze, wo auch die Realität sich den Schönheitsgesetzen zu beugen hat. Mit dem Entwurf der Predigt Savonarola's in seinem Klostergarten muß man vollkommen einverstanden sein. Da finden wir nichts, was uns stört. Die Gruppen, andachtsvoll, aufhorchend, erstaunend, tiefbewegt, sind gefällig geordnet, das landschaftliche Beiwerk, an Lessing's Hussitenpredigt erinnernd, dient zur gefälligen Ergänzung. Minder befriedigt hat uns die Skizze jener kühnen That Savonarola's, als er dem sterbenden Meineider die Absolution verweigerte. Hier vermissen wir mancherlei, vor allem Größe, Pracht und italienischen Styl der Umgebung. Gerade eine solche Staffage, an und für sich ja auch der Geschichte gebührend, würde hier im Contrast stehen zur That des Priors, der die Rechte des Evangeliums geltend machte, dem Marmor und Gold des reichen Emporkömmlings trotzend. Wir sehen die Umgebung nicht erstaunen über des Priesters Erklärung, wir suchen in dem schattigen Winkel am Eingang, statt des in solchen Fällen abgenutzten trauernden Dieners, vergebens die volle Zurüstung zur Communion, den harrenden Akoluthen, den Ministranten im Oberrock und das Sanctissimum. Erst dann, wenn man die Vorbereitung einer dem Dafürhalten des Machthabers und seiner Umgebungen sich von selbst verstehenden Darreichung der letzten Wegzehrung wirklich sieht, erst dann begreift sich die von dem Bett des Sterbenden abgewendete und zum Geben sich anschickende Haltung des Priesters. Mit einem Wort, hier hätte über die Phantasie des wir möchten sagen in die alte Weise unsers Kranach und Dürer versunkenen Künstlers etwas von dem Schwung der neuern französischen oder belgischen Geschichtsmalerei kommen müssen. In dem dritten, dem Vorurtheile, ist die (wie der Künstler auch wieder geben will und theilweise sehr ergreifend wiedergibt) gerbeilte Empfindung der Umgebungen etwas zu weit durcheinandergehend. Man sucht sich mühsam die Stimmungen des Fanatismus, der Theilnahme, der Indifferenz aus den einzelnen Physiognomien und Stellungen der obnehin durch ihre Gewänder monotonen Priester heraus. Fast möchte man sagen, daß sich alles, was halb ist und halb sein will, alles, was sich schwankend gibt, auf der Bühne sowol wie in einem Bilde rächt. Die Plastik der Farbe und die Plastik des durch Geberden unterstützten Wortes verlangt einen ganzen und vollen Ausdruck. Gegen die Aufforderung, die wir beim dritten Bilde aussprachen, daß der Künstler den Gegenstand desselben mehr in dem großen Styl Delaroche's halten möge, lehne sich sein deutsches Gemüth nicht auf, denn in der vierten und fünften Skizze sind die Henker fast im Charakter des französischen Melodrama, viel zu schlank gehalten und viel zu grausam behaglich, wie auf den Pretern der Porte Martin, die Hand in die Seiten stemmend. Auch die drei kümmerlichen Gefangenen, die sich zum Tode vorbereiten, gehören zu sehr in die Sphäre, wo man den Mangel an Idealisirung vermißt. Dann aber steht das fünfte Bild, die Hinrichtung auf dem Holzstoß, wieder würdig neben dem ersten. Es ist von noch reicherer Gruppirung, durchaus malerisch gedacht, tief empfunden und nur in den Parteistandpunkten, in dem Für oder Wider die Märtyrer, die eben geopfert werden sollen, nicht übersichtlich klar genug und nicht jede Gestalt sofort an den Platz ihrer Gesinnung verweisend.

Wenn der Künstler die ganze Arbeit noch einige Zeit liegen läßt und sie erst wieder aufnimmt, wenn sein Gemüth von den Rückwirkungen des Quellenstudiums freier geworden ist, so wird sich ihm gewiß von selbst alles das, was uns jetzt noch gedrückt klein, ohne historische Perspective und namentlich hier und da entschieden unschön erschien, von selbst rectificiren und sich ein edles, tüchtiges Werk ergeben, das wohl verdiente, an irgendeinem gelauteten Reformationserinnerungsorte in Sachsen ausgeführt zu werden.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Wiener Briefe.

IX.

— Die heimische Kunst ist diesmal auf der Permanenten Ausstellung zahlreich, aber schwach vertreten. Waldmüller's, man kann nicht anders sagen, als grinsende Zerrbilder treten uns auf drei Gemälden: „Das Briefchen", „Margerlchen" und „Das gemüthliche Kind", annihilirend als der schlagendste Beweis entgegen, zu welchen Verirrungen das Princip der sogenannten Natürlichkeit (knechtischen Naturtreue) und Gemüthlichkeit im Ausdruck seelischer Zustände führt. Die Aufnahme eines Gemäldes von Griepenkerl „Antigone ihren Bruder Polyneikes bestattend", kann man kaum begreifen. Zu den bessern Gaben der einheimischen Kunst gehört Friedländer's „Adoption eines Kindes". Auch von den Ausländern ist wenig Hervorragendes geboten. Das Bild von Jakob Jacobs in Antwerpen: „Der Sultan fährt an seiner Flotte vorüber", zeichnet sich durch eine blendende Technik aus. So bleibt Gallait's

…dnis des Papstes Pius IX., das fertan ausgestellt …auch in diesem Monat sowol um seines Gegen…ndes als um der Behandlung willen das lebens…rdigste Bild. Der Kopf ist äußerst lebendig, man …ht schnell und leicht Bekanntschaft mit dem Mann, …t man vor Augen hat — man blickt ihm in die …ele. Es ist ein Verdienst des Künstlers, daß …keine der charakteristischen Aehnlichkeit der dar…stellten Person fremde Bedeutung in das Bild …einzulegen suchte, daß er sich von dem Nimbus …hohen Stellung und der merkwürdigen Ereignisse …selben nicht beeren ließ. Der Papst sitzt im …nstuhl; in ruhiger Lage und Haltung überläßt er …r Gestalt dem Auge des Künstlers, der auch die …n seinem außergewöhnlichen Eindruck beherrschte …sognomie treu in ihrer einfachen Ursprünglichkeit, …e Zuthat eines künstlich aufgeregten Ausdrucks, …ergab. Wir lernen daher Pius IX. nicht in der …meren Erscheinung einer dramatisch erregten Stim…t, sondern in seiner charakteristischen Aehnlichkeit …nen, die sich von seiten des Gemüths durch Mitte…Wellenlinien in den Zügen um den Mund, von …n des Geistes durch Klarheit des Gedankens im …t und auf der hohen, hellen Stirn, von seiten …Temperaments durch Behäbigkeit in den untern …hen Formen der fleischigen Gestalt kund gibt. …Gemälde von L'Allemand „Banket in der …chen Galerie zu Schönbrunn am 18. Juni 1857 …Anlaß der Säcularfeier des Maria Theresia …ens", lockt durch seine großen Dimensionen, durch …n Figurenreichthum und den Gegenstand der …stellung viele Beschauer an. Es ist eben ein …druck, das der Menge imponirt und durch …tine blendet.

Die Verleihung des Franz Joseph-Ordens an …rph Mayseder und des Goldenen Verdienst…es mit der Krone an Joseph Boehm wurde …allen kunstfreundlichen Kreisen als das Zeichen …r höhern staatlichen Werthschätzung der Kunst mit …r Befriedigung aufgenommen. Wäre das Kon…servatorium der Musik in Wien, als dessen Professor …h Boehm sich ganz außerordentliche Verdienste …rben hat, eine Staatslehranstalt, so würden diese …ienste der längern Dienstzeit Mayseder's als …lied der Hofkapelle und seiner vieljährigen Wirk…eit als Solospieler des Hof-Operntheaters bereits …e Stellung als k. k. Kammervirtuos gewiß sehr …barmlich erhalten und ihm die gleiche Auszeich…ung wie diesem verschafft haben, denn die Leistungen …s Greises Boehm's als Meister des höhern Violin…spiels verdienen als eine nie dagewesene Erscheinung …er Art hervorgehoben zu werden. Boehm ist ein …ler des berühmten Rode, hat dessen große, edle …ngekunst mit gewissenhafter Treue — nur durch …ere Ausbildung der spätern französischen Schule …mehr Grazie angestrebt — festgehalten und …ch der Ueberfluthung des modernen Paganinis …r Violinspiels einen mächtigen Damm entgegen…t. Die Gemahlin des Landesgerichtsrathes Edlen …von Braunenthal, eine Schwester der vor vielen Jah…ren verstorbenen Lebensgefährtin Boehm's, hat ihren Schwager aus Anlaß der bemerkten Auszeichnung mit einem sinnigen Geschenk überrascht. Es besteht aus einem prachtvollen Album, dazu bestimmt, die photographischen Abbildungen seiner Schüler aufzunehmen. Als es überreicht wurde, war es bereits mit 38 solchen Bildnissen geschmückt, unter welchen die berühmtesten Namen, wie Ernst, Joachim, Rappoldi, Remenyi u. s. w. prangen. Auf der Kehrseite eines jeden ist die dankbare Widmung an den verehrten Meister ausgedrückt. Mehrere dieser Bildnisse wurden aus fernen Landen, aus Rußland, England u. s. w. durch die Vermittlung dienstgefälliger Freunde beigeschafft und diesen wird es gewiß gelingen, die Sammlung zu verdoppeln; denn wie Boehm berechnet hat, dürfte die Zahl seiner Schüler, von welchen viele Namen, die meisten eine ehrenvolle Stellung als Künstler erlangt haben, kaum unter dreihundert stehen. Solche Verehrung ist als Meister gewiß davon auch ein Abend im Winter des Jahres 1856 Zeugniß, an welchem er in seiner Wohnung einen Freundeskreis zu einer musikalischen Unterhaltung versammelt hatte und ein Quartett von Haydn vortrug, in welchem sie eben in Wien anwesenden Geiger Ernst und Joachim, ihrem dringenden Wunsche gemäß, der erstere die zweite Violine, der letztere die Viola spielten. Davon haben die zahlreichen, von Dankbarkeit über Ermunterung Zeugniß, die er von seinen Schülern in Händen hat; davon gibt Zeugniß, daß kein Geiger von Ruf nach Wien kommt, ohne vor allem ihm seine Huldigung zu bezeugen. Welche nachhaltige Dauer sie gewinnen, schien Kunst immerwährend, kann dessenungeachtet bezeugen, der Gelegenheit hat, noch jetzt das Quartettspiel Mayseder's im Hause des Oberfinanzrathes von Arnstl und eines Boehm's im eigenen Hause zu bewundern. Ihr erstere hat die siebzig bereits überschritten, der letztere ist in den sechziger weit vorgerückt und beide entzücken die Hörer durch die ungeschwächte Schönheit ihres maßvollen, gediegenen Spiels.

Hat doch auch die preisenswerthgeübte Feder Schreiber's, die große deutsche Tragödin, als sie vor einigen Monaten in Wien war, durch ihre körperliche und geistige Rüstigkeit alle ihre alten Gefährten in Staunen versetzt. Als sie eines Tags bei dem Hofschauspieler Herzfeld Mittagsmahl war und später eine der liebenswürdigen Töchter des Hauses einen Walzer auf dem Klavier intonirte, sah man plötzlich die Künstlerin-Matrone sich am Arme einer der andern Töchter des Hauses rüstig im Kreise drehen und bald darauf sprach sie Stellen der Isabella aus Schiller's „Braut von Messina" mit einer Kraft und Lebhaftigkeit des Ausdrucks, daß den Hörern die Thränen über die Wangen rollten. So hat die wahre, echte Kunst, getragen von innerer Begeisterung nur wenig vom eigenen Gelag, eine unverwüstbare Jugend, während alle Verjüngung, selbst jene mit dem Zaubermittel der „Gemüthlichkeit", der Lauheit blasirt

und eine Zeit lang fanatisirt, bald in ihre unwahre Nichtigkeit zerfällt.

Die dramatische Arbeit der Herren Max und Moisenthal: „Iwardowski, der polnische Faust", welche im Theater an der Wien zur Aufführung kommen sollte, von den Dichtern aber wegen Nichteinhaltung der verabredeten Bedingungen zurückgezogen worden ist, erhält die Aufmerksamkeit der Theaterfreunde in Spannung. Man erwartet ein wirksames Stück dramatischer Volkspoesie, von edlerer Richtung und höherer Bedeutung und damit den Beginn eines Aufschwungs in diesem arg verkommenen wichtigen Gebiet des Dramatischen. Von allen Seiten kommen den Verfassern Anträge entgegen, namentlich wünscht der Director des Carltheaters, dieses Haus, welches im Sommer geschlossen bleiben soll, im Herbst mit dem genannten Stück wieder zu eröffnen.*)

So wie über den Aufbau unsers constitutionellen Staats die Meinungen sich spalteten, so spalten sie sich auch über die Art des Wiederaufbaues des St. Stephansthurmhelms. Der Dombaumeister Ernst hält zur Verstärkung des Baues eine äußere, mit der innern Thurmhelmstange in Verbindung gebrachte Verankerung von Eisen für nothwendig, das Comité von Sachverständigen, das ihm zur Seite gestellt ist, verstärkt durch zwei außerordentliche Fachmänner, hält eine solche Vorrichtung wo nicht für nachtheilig, doch für überflüssig und bei einer Neuherstellung solcher Art gegen das Localcolorit verstoßend. Da der Dombaumeister die weitere Vernehmung zweier Sachverständiger wünscht, so wurde in der diesen Gegenstand verhandelnden Sitzung des leitenden Dombau-Comité unter dem Vorsitz des Cardinal-Fürst-Erzbischofs beschlossen, dieser Bitte in Betracht der Wichtigkeit der Frage Folge zu geben.

Ein kleiner Schwindelscherz.

*** London. In Bond-Street sind so großartige Artikel-Etablissements wie vielleicht nirgends in der Welt. Douglas, einer der Hauptfrisseure, nimmt alljährlich nur durch seine Abonnenten (Annual Pf. St. ein! Wer kann sagen, wie viel durch Fremde und gelegte Kunden. Es ist schon allein ein Eintrittsgeld werth, die zierlichen, in kleine, hübsche Zelte abgetheilten Salons zu sehen, und hat man in solch einem Zelthen, eingehüllt im weißen oder rothen Pudermantel, gelesen und einer der jungen Herren hat uns à l'Anglaise oder à la Française frisirt, kurz legirte sich Fremdeln da, so genirt man sich fast, ihm dafür die Taxe (10 Sgr.) zu geben. Er nimmt auch nichts, sondern erinnert uns nur mit zierlicher Handbewegung, daß unten in der Eintrittshalle bezahlt wird. Eine vortreffliche Einrichtung das! O wohl! In der Halle befindet sich ein ganzes Waarenlager von Toilettengegenständen, alle zu den theuersten Preisen, zu zweimal, dreimal so theuern, als diese Bürsten, Pommaden, Essenzen, Parfüms und Fächer in bescheidenern Straßen kosten. Die jungen Mädchen dahinter in den elegantesten Anzügen haben eine Art und Weise, uns festzuhalten und uns ihre Waaren aufzudrängen, die einzig — ach nein, die ebenso unerträglich ist als die all ihrer Collegen in andern großen Läden. Man möchte sich die Ohren zuhalten und dankt dem Himmel, wenn man wieder in Freiheit ist. Doch das ist nicht der Schwindelscherz. Das ist nur alltägliches Verfahren in unsern Tagen und kommt auch in Deutschland vor.

Vor diesen Laden fuhr vor kurzem eine Dame vor, befahl dem Kutscher, auf sie zu warten und trat hinein. Sie wollte das Haar gekräuselt und verschnitten haben. Sie schien leidend zu sein, fuhr mehreremal mit dem Tuche nach den Augen und ließ sich von dem bedienenden jungen Mann Eau de Cologne bringen. Plötzlich sagte sie seufzend: „Mein Bruder ist gefährlich krank geworden, und ihm sollen die Haare verschnitten werden; ich möchte wissen, ob sich jemand hier dieser Aufgabe unterziehen möchte. Ich bin gern bereit, zehn Guineen dafür zu geben!" Der junge Mann antwortete, daß er Herrn Douglas, den Chef des Etablissements, selbst rufen wollte. Als derselbe erschien, wiederholte die Dame, jetzt schon in der brüsken, englisch vornehmen Weise ihr Anliegen, fügte aber noch hinzu, daß man es mit einem vollständig Irren zu thun haben werde und darauf vorbereitet sein müsse. Mr. Douglas versicherte, daß ihn das gar nicht erschrecke; er wolle, wenn die Dame es wünsche, sich selbst zu dem Kranken verfügen. „Nicht doch, es werde ihn herbringen, ich will es wenigstens versuchen. Halten Sie sich bereit; aber seien Sie auch darauf gefaßt, daß er allen nur denkbaren Widerstand leisten wird. Hier sind die zehn Guineen." Mit diesen Worten verließ sie das Haus, stieg in ihren Wagen und fuhr nicht gleich nach Hause, sondern nach einer der großen Seidenhandlungen. Dort kaufte sie für 100 Guineen Waare und ließ sie in ihren Wagen legen. Da sie aber ihre Börse bei Mr. Douglas vergessen hatte (wie sie glaubte), so ersuchte sie den Herrn der Handlung, ihr einen der Lakendiener mitzugeben, damit sie ihm das Geld einhändigen könne. Das war bald angeordnet und die Dame fuhr mit ihrem stummen, sehr respectvollen Begleiter zu Mr. Douglas, der, mit einigen seiner Gehülfen ihrer harrend, an der Glasthür stand. Als der Wagen hielt, sprang der stumme Begleiter natürlich zuerst hinaus, die Dame winkt: „Dies ist er!" Im Nu ist er umringt; man drängt ihn ins Haus, der Kutscher fährt, die Dame fährt davon und ward nie wieder gesehen.

Wie es dem armen, jungen Lakendiener und seinem aufgekräuselten, wohlgepflegten Haar weiter ergangen, wie lange es gedauert, bis er seine gesunde Vernunft wieder bewiesen hatte; die Verwirrung von Mr. Douglas, die Entrüstung des Kaufmanns, das alles überlasse ich der Phantasie meiner Leser und bemerke nur, daß dieses Gerücht hier wie alle geschickt eingefädelten Schwindelgeschichten vom Publikum mit herzlichem Lachen aufgenommen wird.

*) Moisenthal verlor seine Gattin, eine geborene Weil, aus Stuttgart gebürtig. Sie war eine hochgebildete, liebenswürdige Erscheinung, äußerlich anmuthig und von jener schönen Innigkeitsgemeinschaft für die Bestrebungen ihres Gatten, die jedem Dichter von Werth sein darf. Wir wünschen von Herzen, das Moisenthal zu seiner „Deborah" und zum „Sonnenhof" recht bald eine an Werth und Erfolg diesen Schöpfungen gleichkommende Schöpfung bringen möge. D. Red.

(Ausgegeben am 3. April 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 15.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährl. 1 Thlr.

Inhalt: Der Mann mit der eisernen Maske. Von Julius Hoger. II. — Eine Gegnerin von Gegenwil Gelz. Von Bernhard Endrulat. — Zur Ehenlogenfrage. Von Dr. Böddeken. — Das niederländische Ost- und Westindien. Von Dr. Große. — Ehe- und Wehrstand. — Unterhaltungsliteratur. IX. — Dramatische Literatur. III. — Die Angelsachsen. — Der Reis im Meer. Von Otto Buchwald. — **Neues aus der Welt.**

Der Mann mit der eisernen Maske.

Von Julius Hoger.

II.

Gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts veröffentlichte ein früherer Oberamtmann im Fürstenthum Salm, St.-Mihiel, eine Schrift, in welcher er durch anscheinend unumstößliche Beweise dargelegt haben will, daß der Mann mit der Maske ein jüngerer, aus rechtmäßiger, nach Ludwig's XIII. Tode zwischen der verwitweten Königin, Anna von Oesterreich, und dem Cardinal Mazarin eingegangener Ehe entsprossener Halbbruder Ludwig's XIV. gewesen sei. Der alte Franzose meint, mehr als eine halbe Million Menschen in Europa würden für diese Veröffentlichung Dank wissen, allein seine Beweisgründe rechtfertigen diese kühne Hoffnung durchaus nicht.

Die Witwe Ludwig's XIII., Anna von Oesterreich, die während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Regentin war, stand allerdings in vertrauten Verhältnissen zu ihrem ersten Minister, dem Cardinal Mazarin, und dieser behandelte sie gelegentlich mit einer Vertraulichkeit, die an Mißachtung grenzte. Es gab, wie aus den Briefen der Herzogin von Orleans hervorgeht, am französischen Hofe Leute, welche glaubten, daß sie den Cardinal, der die Weihen niemals empfangen hatte, geheirathet habe. Indessen betrachtet das katholische Kirchenrecht die Ehe eines Cardinals, mag er nun wirklich die Weihen empfangen haben oder nicht, niemals als gültig und es ist offenbar ungereimt, die Königin, wie dies der obengenannte Verfasser thut, wegen ihrer Gottesfurcht zu rühmen und gleichzeitig zu behaupten, daß sie sich mit einem Priester der katholischen Kirche vermählt habe. Ein entscheidendes Zeugniß für die Vermählung gibt es nicht, viel weniger aber ist irgendein Beweis dafür da, daß die Königin nach dem Tode ihres Gemahls geboren habe und Mihiel führt auch keins an. Und wenn auch die Ehe und die Geburt eines Sohnes vollkommen erwiesen wäre, so möchte es für die Ehre des königlichen Hauses angemessen sein, die Frucht aus einer nach damaligen Begriffen ungeziemenden Ehe geheim zu halten, aber ihn zu der Qual einer zweiundvierzigjährigen einsamen Einsperrung zu verdammen, die Furcht vor der Entdeckung bis zu der Betrübung mit dem Tode des Gefangenen und aller derer zu treiben, die unbefugterweise in das Geheimniß eindringen würden, dazu war wahrlich nicht der mindeste Grund vorhanden.

In der That würde es nur zu sehr im Interesse eines aus der vorgeblichen Ehe des Cardinals und der Königin Anna hervorgegangenen

Sprößlings selbst gelegen haben, das Geheimniß seiner Geburt streng zu bewahren. Ein Rang über den stolzesten Häuptern der Monarchie, die Ehrenstellen am glänzendsten und verschwenderischsten der Höfe wurden für ihn erreichbar gewesen sein, denn Ludwig XIV war, wo nicht sein Interesse oder seine Bigoterie ins Spiel kam, hochsinnig und großmüthig und würde seinem Halbbruder nicht verweigert haben, was er den natürlichen Kindern seines Hauses gewährte. Aber gesetzt auch, daß der Sohn dieser angeblichen Ehe den Namen des Sohnes eines Priesters und einer Königin dem Glanze und dem Reichthum vorgezogen hätte, so hätte sein Anspruch, den er bei den getroffenen Vorsichtsmaßregeln schwerlich vollständig hätte beweisen können, weiter keine Folgen gehabt, als daß er eine Behauptung wiederholte, von der schon längst bei Hofe gesprochen wurde, die nämlich, daß Anna von Oesterreich den Witwenstand nicht lange ertragen und den schlauen und gewandten Italiener allen andern vorgezogen habe. Für den indiscreten Schwätzer aber würde die Folge ohne Zweifel die gewesen sein, daß er vom Hofe verbannt und ihm ein einsames Bergschloß zum Aufenthalt angewiesen worden wäre, wo er immerhin den Hirten und Jägern erzählen mochte, daß er ein Sohn eines römisch-katholischen Prälaten und einer Königin sei. Ludwig's XIV Macht war, dank den beiden herrschsüchtigen Cardinälen, die unter seinem Vater regiert und seine Jugend beschützt hatten, zu fest gewurzelt, als daß irgendein Unterthan ungestraft hätte wagen können, seinen tyrannischen Befehlen offenen Widerstand zu leisten.

Ganz anders stand die Sache, wenn der unbekannte Mann mit der Maske von der Königin Anna, aber vor Ludwig XIV., geboren war. In diesem Falle und nur in diesem Falle war er, mochte nun Ludwig XIII. der Vater sein oder nicht, dessen Nachfolger fruchtbar.

Als Ludwig XIII. im Jahre 1615 die Ehe mit der Erzherzogin Anna von Oesterreich abschloß, waren Braut und Bräutigam noch Kinder, beide kaum vierzehn Jahre alt, sie fünf Tage älter als er. Ludwig war zurückhaltend, schweigsam, fast menschenscheu und wenig geneigt, einem wohlgebildeten und lebhaften Mädchen eine starke Zuneigung einzuflößen. Doch blieb anfangs die Eintracht im ganzen ungestört und nach zehnjähriger Ehe hegte man die Hoffnung auf einen Thronerben. Diese Hoffnung wurde jedoch durch einen unglücklichen Fall, welcher eine Frühgeburt zur Folge hatte, zerstört. Gegen Ende desselben Jahres, 1625, erschien der glänzende und eitle Herzog von Buckingham als Gesandter Englands am französischen Hofe und die Aufmerksamkeiten, welche er der Königin erwies und welche diese ohne Mißfallen aufzunehmen schien, erregten die Eifersucht des schwachen Königs. Buckingham wurde zwar bald entfernt und fiel wenige Jahre darauf durch die Hand eines Meuchelmörders, aber es hieß, daß die Königin gegen andere Anbeter, die das Auge zu ihr zu erheben wagten, nicht gleichgültig war und der rege gewordene Argwohn des Königs bestimmte ihn, zwölf Jahre lang den Umgang mit seiner Gemahlin zu vermeiden.

Im Anfang des Monats December 1637 reiste der König von Versailles und stieg unterwegs im Kloster der Heimsuchung ab, wo die Königin sich aufhielt. Doch galt der Besuch nicht ihr und er schickte sich zur Weiterreise an, als ein Ungewitter entstand, welches ihn daran verhinderte. Den Vorschlag, bei seiner Gemahlin zu Abend zu speisen, wies er anfangs zurück, aber der anhaltende Gewittersturm nöthigte ihn, die Nacht im Kloster zuzubringen. Neun Monate später, am 5. September 1638, ward Ludwig XIV. mit drei Zähnen geboren, welche Hugo Grotius scherzend als Zeichen künftiger Raubgier erklärte, eine Prophezeiung, die in furchtbarer Weise in Erfüllung gehen sollte. Später bekam Anna noch einen Sohn, Gaston, Herzog von Orleans, den zu verbergen kein Mensch ein Interesse hatte.

Drei stärkere Gründe waren für die ganze königliche Familie vorhanden, einen Knaben zu verheimlichen, der von der Königin während der Zeit geboren war, als ihr Gemahl sich von ihr fern hielt und allein unter der Voraussetzung, daß dies wirklich der Fall war und daß dieser Knabe später seine Abstammung erfahren hat, läßt sich die ehrerbietige und grausame Behandlung des unglücklichen Gefangenen erklären. Dieser hatte nach sämmtlichen über ihn vorhandenen Zeugnissen eine sorgfältige Erziehung genossen, hatte gereist, besaß Kenntnisse, sprach zu über Literatur und fremde Länder, war in der Musik erfahren. Seine Herkunft war ihm verborgen und er hätte möglicherweise ein ruhiges und glückliches Leben führen können, wenn nicht ein unglücklicher Zufall, wie es heißt ein aufgefangener Brief an seinen Hofmeister, ihm das Geheimniß seiner Geburt enthüllt hätte. Von

em Augenblick an mußte er verschwinden, denn enn er nachzuweisen vermochte, daß er von der Königin Anna vor Ludwig XIV. geboren war, e vermochte er auch seines Bruders Thron zu rschüttern, wenn nicht zu stürzen.

Es ist eine allgemeine und für die Existenz er menschlichen Gesellschaft sehr nothwendige Re-el, daß jedes in der Ehe geborene Kind für leich gilt, bis das Gegentheil bewiesen ist und as Gegentheil zu beweisen ist unter den meisten Umständen fast unmöglich. Ludwig XIII. mochte völlig ausreichende Gründe haben, den Eingebo-enen seiner Gemahlin nicht anzuerkennen, trotz-em war er nach allen Rechten Dauphin von rankreich, bis vollständig dargethan war, daß er nicht ein Sohn des Königs sein konnte. Und ie und bei welchem Gerichte war dieser Beweis u führen? Das Zeugniß des Königs hätte llein schwerlich genügt und die steigende Fürsten-macht in Frankreich war sicherlich nicht geneigt, em Parlamente, dem einzigen Gerichtshofe, vor elchen die Sache gebracht werden konnte, die Schande des königlichen Hauses zu enthüllen und eßen Entscheidung zu erbitten.

Es gab nur Einen Weg, um den Thron des nerkannten Königssohns sicher zu stellen, den ämlich, die Frucht der verletzten ehelichen Treue or den Augen der Welt und vor sich selber zu erbergen, wenn die Ehrfurcht vor dem königlichen Blut es gebot, das Leben zu schonen. Als aber der Verbannte sich selber kennen lernte, als er drohte, mit Ansprüchen hervorzutreten, welche augenblicklich von allen Unzufriedenen inner- und außerhalb Frankreichs unterstützt werden würden, von dem unterdrückten Parlamente, den ausgesogenen Landleuten, den mißhandelten Hugenotten, den ihres rechtmäßigen Souveräns beraubten Lothringern, den beleidigten und gekränkten Nachbarn, Deutschland, Holland, Genua, Spanien, als seine Geschichtszüge zum Beweise seiner Ansprüche dienen konnten: da ward es nothwendig, jede Vernichtungsmaßregel anzuwenden und im äußersten Falle selbst zum verzweifeltsten Mittel zu greifen.

Die Grausamkeit der einsamen, freudelosesten Gefangenschaft war ein schweres Verbrechen gegen die Humanität, aber sie stand mit den Sitten und der Denkweise jener Zeit im Einklang. Man wollte, man konnte den jungen Prinzen nicht anerkennen, man wollte der königlichen Familie einen Schimpf anthun, man wollte den Thron vor jedem Anspruch gesichert wissen und glaubte genug gethan zu haben, wenn man dem hochgeborenen Prätendenten das Leben schenkte, ihm Ehrerbietungen bewies, ihn mit Luxus umgab und ihm das nahm, was allein dem Leben Werth verleihen kann, Freiheit und menschliche Gesellschaft.

Es ist nicht nöthig, hoch von Ludwig's XIV. Charakter zu denken, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß unter dieser alleinigen Voraussetzung seine Härte gegen den Unglücklichen erklärbar wird. Jede andere legt ein Ungeheuer voraus, das Freude daran findet, ein unschuldiges, ihm in ungetrübter Weise nahe stehendes menschliches Wesen, das ihm niemals furchtbar werden konnte, mehr als vierzig Jahre lang zu martern. Aber es giebt auch positive Zeugnisse für diese Annahme.

Es soll kein Gewicht darauf gelegt werden, daß man den Gefangenen von seinem Kerkermeister mehrmals „mein Prinz" hat ansreden hören oder auf die Aehnlichkeit seines Geschmacks, seiner Geschicklichkeiten und seiner Beschäftigungen mit denen der Personen vom königlichen Hause. Ein gewichtvolles, wenn auch nicht entscheidendes Zeugniß giebt uns den bestimmten Aeußerungen des Fräulein von St. Quentin hervor, welche es von dem Minister Barbézieux, über den sie viel vermochte, erhalten haben will.

Barbézieux nämlich war höchst wahrscheinlich in das Geheimniß eingeweiht, denn er war ein Sohn des vielvermögenden Louvois, er war in früher Jugend in diplomatischen Geschäften verwandt und ward nach seines Vaters Tode, 1682, bereits in seinem 25. Jahre an die Spitze des Kriegsdepartements gestellt. Aber er war, obwol nicht ohne Befähigung, eitel und vergnügungssüchtig und vollkommen fähig, in einer schwachen Stunde einer Geliebten ein wichtiges Geheimniß zu verrathen.

Nicht so glücklich als das Fräulein von St. Quentin war der Dauphin Ludwig's XV., als er von seinem Vater das Geheimniß erfahren wollte. Darum letzterm war es bei erlangter Volljährigkeit von dem Regenten, dem Herzog von Orleans, mitgetheilt worden und er hatte laut gesagt: „Wenn er noch lebte, würde ich ihm die Freiheit schenken." Freilich hätte er ungehindert einem achtzig- oder neunzigjährigen Greise diese Wohlthat erzeigen können. Seinem Sohne aber antwortete er dreißig Jahre später: „Es ist gut, daß du es nicht weißt; wenn du wüßtest, wer er gewesen ist, würde es dich sehr schmerzen."

machen Sie Ihrem Volk die Freude, treten Sie hinaus auf den Balkon!

(Ein zweiter Trompeten- und Paukenwirbel.)

Fr. August (düſter).

Die guten Leute wiſſen nicht, was dieſer Friede mich gekoſtet hat. — Haben die Geſandten aller Cabinette Europa's nicht Dresden als eine Mörderhöhle verlaſſen?

Flemming.

Noch ſind unſ're Rechtfertigungsnoten wegen eines angeblichen Bruchs des Völkerrechts nicht widerlegt worden.

Fr. August.

Wunderbar. Als wenn das Nichts ſich widerlegen ließe! (Dritter Trompeten- und Pauken-Wirbel. Friedrich August geht erzürnt an's Fenſter.) Dieſer läſtige Jubel! Es iſt als wenn man ſein Gewiſſen betäuben wollte. (Bei Seite.) Noch keine Nachricht vom Königſtein, was ſoll ich denken? (Laut.) Wo ſind Pfingſten und Imhof?

Flemming.

Im ſchwediſchen Lager, Majeſtät.

Fr. August.

Heut' ſchon? Man braucht nicht zwei Stunden, um dort zu ſein. Heut' iſt der ſechszehnte (thut, als wenn er es nicht wüßte). Der Tag der Auslieferung? —

Flemming.

Iſt am ſiebenzehnten.

Doch wie hätte es dem Dauphin großen Schmerz verursachen können, zu erfahren, daß irgendein Fremder in der Maske gesteckt hatte oder selbst, daß die Großmutter seines Großvaters nach dem Tode ihres Gemahls einen der berühmtesten Minister Frankreichs geheirathet hatte und daß aus dieser Ehe ein Sohn entsprossen sei? Daß aber eine Tochter des Kaiserhauses Oesterreich, eine Königin von Frankreich, die Mutter des großen Königs, dessen Andenken von seinen Nachkommen noch hoch in Ehren gehalten wurde, seine eigene Stammmutter einen schwarzen Flecken auf ihrer Tugend und ihrem Namen hinterlassen habe, diese Nachricht konnte allerdings den zartfühlenden Prinzen schmerzlich berühren.

Der Hauptbeweis liegt aber immer in der Behandlung des Gefangenen. Der Unbekannte muß ein Mann von fürstlicher Herkunft gewesen sein, sonst würden ihm die stolzen Minister eines stolzen Königs nicht Ehrfurchtsbezeigungen erwiesen haben, die sie nur dem königlichen Blute zollten; er muß unschuldig gewesen sein, sonst hätten sie sich nicht gescheut, die ganze furchtbare Maschinerie der Gerichte jener Zeit gegen ihn anzuwenden; er muß in sehr nahen Beziehungen zu Ludwig XIV. gestanden haben, sonst hätte gerade dieser König vor einem Gewaltschritt nicht zurückgebebt; sein bloßes Erscheinen auf dem Schauplatz der politischen Welt muß unmittelbar den Thron Ludwig's gefährdet haben, sonst war für den mächtigsten Menschen der Christenheit kein Grund, den unbekannten, mittellosen Abenteurer zu fürchten.

Ludwig glaubte wahrscheinlich humaner und edelmüthiger zu handeln, wenn er seinen gefährlichen Halbbruder zu einem von Luxus umgebenen Gefangnisse verurtheilte, und in der That brauchte man nicht die Geschichte des türkischen Sultanats zu Hülfe zu nehmen, um Fürstenkinder kennen zu lernen, die zu einem noch traurigern und finsterern Schicksale bestimmt waren als — der Mann mit der eisernen Maske.

Eine Gegnerin von Vogumil Goltz.

Von **Bernhard Endrulat.**

Es war im Juli 1860, als ich von Chur nach dem Ober-Engadin wanderte. Bis Tiefenkasten hatte ich die eidgenössische Post benutzt, deren Weg dann weiter über den Julier-Paß geht, während der meinige mich an dem wildtosenden Gletscherbache, der Albula, aufwärts über den Paß gleiches Namens führte. Man macht den Spaziergang bequem in zwei Tagen. Am Abend des ersteren gelangte ich bis zum „Weißenstein", einem ganz einsamen, hoch an der Grenze des ewigen Eises gelegenen Wirthshause. Hier könnten dem Wanderer, der in meilenweiter Runde keine menschliche Behausung weiß und sich in einer melancholischen, fast vegetationslosen Natur sieht, leicht alle jemals vernommenen Geschichten von verschwundenen, ermordeten Reisenden beängstigend einfallen, wenn die Bewohner des Hauses ihm nicht gleich von Anfang an so grundgut und bieder entgegentraten, wie sie es auch wirklich sind.

Nach erquickendem Schlaf in einem Zimmer, von dessen Wänden beständig die Feuchtigkeit herabrieselt, und nachdem ich in der stets geheizten Wirthsstube ein einfaches Frühstück eingenommen hatte, brach ich auf, um die Höhe des Passes zu übersteigen und mich dann ins Thal des Inn hinabzubegeben. Selten habe ich mich in so absoluter Einöde befunden wie zu Anfang dieser Wanderung. Pfeifen nicht bald rechts, bald links die allezeit wachsamen Murmelthiere, locken nicht die über das graue Geröll der Felsenabhänge fast unsichtbar hinhuschenden Schneehühner und kreischte nicht bisweilen ein Adler, der seinen Horst umschwebt, so hörte man fürwahr stundenlang keinen andern Laut als den Hall der eigenen Fußtritte. Der schmale, vielgewundene Pfad ist nur von Fußgängern zu benutzen und auch für diese an manchen Stellen nicht ohne Schwierigkeit, denn häufig ist er von herabgestürzten Felstrümmern verschüttet, wenn nicht gar bald weggerissen oder er liegt unter Lawinenschnee begraben.

Endlich war der Paß überstiegen, es ging bergab und zu meinen Füßen im breiten schönen Thale des Inn lagen Ponte und Campovasto, die ersten Orte des Engadin, die ich erblickte und deren Namen mir ankündigten, daß ich nun in die eigentliche Romanische Schweiz einträte. Zu berühren brauchte ich jene Ortschaften nicht, denn ein Fußweg führte mich noch vor der ersteren rechts ab auf die schöne, am Inn entlang ziehende Straße, auf der man über das saubere Dorf Bevers nach Samaden, dem Hauptorte des Ober-Engadin, gelangt.

Welche fast plötzliche Veränderung der Scenerie! Man kommt sich vor wie in eine andere Welt versetzt. Nichts mehr von baldbrechenden

Felsensteigen und den Schauern einer von Schnee und Eis starrenden Einsamkeit! Eine prächtige, schnurgerade, verschwenderisch breite Chaussee, so glatt wie die Parquets eines Tanzsaals, dehnt sich vor einem aus; zur Seite in freundlich einladenden Ortschaften wie einzelnen Niederlassungen überall Beweise eines behaglichen, glücklichen Menschendaseins; zahlreiche Bergwägelchen rollen unter Schellenklang rasch vorüber und Männer und Frauen der Gegend schreiten unter freundlichem romanischen Gruße vorbei. „Buon sera" (Guten Abend) lautet ihr Gruß, sobald 12 Uhr mittags vorüber ist.

Nur Eins war unverändert geblieben — ebenso gigantische Felsenwände, wie sie meinen Weg über den Albula-Paß zu beiden Seiten eingeschlossen hatten, ragten auch hier, nur weiter auseinandergerückt, mit verschleierten Spitzen hoch empor, ja zum Theil waren es dieselben Bergzüge, nur daß ich sie jetzt von einer andern Seite erblickte. So hatte ich bis nach Bevers hin zu meiner Rechten die ernste, schroffe Riesenmauer Crasta mora (Der schwarze Grat), die Wehrhütte zahlreicher Steinadler, und weiter rückwärts liegend das über 3000 Fuß hohe Spitzenpaar der „Zwillinge". Die Dschumels in dem romanischen Namen, in dem das zu Grunde liegende lateinische gemein noch deutlich zu erkennen ist. Links und gerade aus aber leuchteten die unzähligen Hörner und Kuppen der wundersamen, gletscherreichen Bernina-Gruppe, in deren nächster Nähe, in Pontresina, ich einige Tage zu verweilen beschlossen hatte.

Der letzte Ort, den ich noch vorher zu passiren hatte, war Samaden. Hier, in dem gleichsam aristokratisch aussehenden Hauptorte so vieler Graubündner, die in Deutschland, Frankreich, Italien als Zuckerbäcker, Cafetiers, Seidenhändler u. s. w. reich geworden sind, langte ich gerade um die Mittagsstunde an, müde, benässt und hungrig.

„Wo kann man hier zu Mittag essen?" sagte ich einen auf dem kleinen Marktplatze des Fleckens herumlungernden ältlichen Samadener.

„Im Wirthshause!" war die Antwort, von der ich nicht wußte, ob sie aus übergroßer Jovialität oder aus der in der Schweiz sich vielfach kund gebenden Geringschätzung ehrsamer Fragesteller entsprungen sei. Keinenfalls hatte sie mir geholfen, wenn ich nicht in demselben Augenblick an der Ecke eines nahe stehenden Hauses eine inschriftbare Krone hätte schwanken und blinken sehen. Ich trat hinein und war richtig in dem auch vom Bädeker empfohlenen Gasthause, das sich nach diesem Zeichen nennt.

Im Speisezimmer fand ich eine Gesellschaft von vier Personen beim Mittagessen, drei Herren und eine Dame. Die letztere kehrte dem Eingange den Rücken zu, so, daß ich nicht gewahren konnte, ob sie jung oder alt, hübsch oder häßlich sei, wol aber bemerkte ich ihre kräftige, aufgewachsene Gestalt mit vollen, schwellenden Armen.

Ich nahm seitwärts an einem andern Tisch auf dem Sofa Platz; die freundliche, hellblonde Aufwärterin reichte mir und ich theilte bei ihr mein Mittagessen, als dessen Hauptbestandtheil ich mir Forellen ausbat. Ein wahrer Fanatismus für diese allerdings köstlichen Bewohner der Alpenbäche beherrschte mich damals; hatte ich sie doch erst gestern Mittag in Bergün beim Landammann Gloeta, der zugleich Gastwirth ist, und gestern Abend auf dem „Weißenstein" verzehrt und schon freute ich mich darauf, sie heute Abend in Pontresina beim Schulmeister Guttenberg, der in den Sommerferien Gastwirthschaft treibt, wieder vor mir stehen zu sehen!

Während ich müßig und ausruhend die Bereitung meines Mittagessens abwartete, war ich neugierigerweise Herrn der am andern Tisch lebhaft geführten Unterhaltung. Das Thema war Italien, damals für mich, der ich auf dem Wege nach diesem Lande war, ein so interessantes wie kein anderes. Einer der Herren, ein Italiener von Geburt, der sich aber seit Jahren bereits in Chur als Schweizerbürger niedergelassen hatte, redete zu meinem großen Befremden der österreichischen Regierung in Italien das Wort, vertheidigte sehr heftig alle ihre Gewaltmaßregeln gegen seine Landsleute und verleumdete diese als ewig Unzufriedene, als Neurer, als Freunde der Anarchie. Der zweite der Tischgenossen war ein Pommer, den Gott weiß welche Schicksale hierher ins Engadin verschlagen haben mochten, wo er eine Frau genommen hatte und in jeder Hinsicht Engadiner geworden war; nur seine letzten hinterpommerschen Ansichten hatten dem Einfluß der republikanischen Alpenluft hartnäckig widerstanden; er sprach, als ginge es noch immer „mit Gott für König und Vaterland". Daß an ihm der Kyrenar einen beifällig zustimmenden Schulton bei seinen Schmähungen und Verleumdungen fand, versteht sich von selbst. Der dritte am Tische war eine Null, was die Unterhaltung anbetrifft; er aß, sagte „Hm, hm!" oder „Ja, so!"

trank, sagte wieder „Hm, hm!“ oder „Ja, ja!“ und so fort.

Aber die Dame! Ich spreche vom Besten gern zuletzt. Die Dame nahm sich der so arg angegriffenen Italiener und ihrer Sache mit einer Entschiedenheit, einem Ernsteifer und zugleich einer Zungenfertigkeit an, daß ich von meinem schon gefaßten Entschlusse, mich in das Gespräch der Nachbarn zu mischen, wieder abstand und ihrer Advocatur die Angelegenheiten Italiens ruhig überließ.

Freilich übersprang die Weise der Rednerin, nach meinem Gefühl, bisweilen die Grenze der ganz heidnischen Weiblichkeit; freilich war das, was sie vorbrachte, längst in hundert Leitartikeln der liberalen deutschen Blätter abgedroschen worden; freilich fehlte ab und zu in den Sätzen, die sie ihren Gegnern hinschleuderte, jenes belebende Element, das man Logik nennt, und vollends über die wohlthätigen Schranken, die der Rede in der äußern Erscheinung von Kommas und Punctums gesetzt sind, sprang das Übergewicht ihrer Beredsamkeit mit hochathmender Bewegtheit hinweg. Indessen begann trotz alledem die ganze Person mich zu interessiren und ich nahm mir vor, wenn es sich so fügen sollte, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Es dauerte gar nicht lange, so fügte es sich so.

Die Unterredung nahm schließlich, wie politische Themata gewöhnlich, einen sehr heftigen Charakter an. Die Stimme der Dame zitterte und gellte, als sie das schwerste Geschütz von Schlagwörtern, wie: „Pfaffenknechte“, „Volksverdummung“, „Jesuitenthum“ u. dgl., gegen ihre Gegner spielen ließ. Diese, d. h. der ehemalige Italiener und der Pommer, blieben ihr mit „Arbeiterschwindlern“, „Atheisten“, „emancipirten Weibern“ und ähnlichen Kraftausdrücken nicht schuldig, raunten aber, die Unmöglichkeit einsehend, das letzte Wort zu behalten, einer nach dem andern erbittert das Feld. Der dritte aß seinen letzten Bissen auf, trank seinen letzten Tropfen aus und ging dann auch unter sehr nachdrücklichem „Hm, hm!“

So waren wir denn allein im Zimmer. Ich verließ mein Sofa, näherte mich der Dame und redete sie an:

„Ich mache Ihnen mein Compliment, Madame! Sie haben sich den drei Herren gegenüber vortrefflich gehalten! Uebrigens hatten Sie vollkommen recht; ich theile Ihre Ansichten ganz und gar! Hätten Sie sich weniger gut behauptet, so würde ich Ihnen zu Hülfe gekommen sein!“

Die Dame kehrte mir bei meiner Anrede zum ersten male ihr von der Hitze des Streits noch hochrothes, übrigens nicht übles Gesicht zu.

„O, mein Herr“, antwortete sie, „ich danke Ihnen sehr, aber das thut gar nicht nöthig, mit denen will ich schon allein fertig werden! Ich zanke mich mit ihnen schon seit acht Tagen jeden Mittag herum, aber immer sind sie noch zuletzt davongelaufen. Nein, was sind diese Menschen noch weit in der Cultur zurück! Aber gestern, da waren auch noch ein paar Berliner da; die glaubten, ich sei katholisch, weil ich aus Westfalen, diesem finsteren, katholischsten Winkel Deutschlands, bin, aber die kamen schön an, denen habe ich über den Papst und seine Clerisei und über die ganze katholische Wirthschaft meine Meinung gesagt, daß sie Mund und Nase aufsperrten.“

Diese und andere Mittheilungen ähnlichen Gehaltes stürzten kataraktartig auf mich ein, sodaß ich doch anfing, mich gegenüber dieser starken Seele in einem starken Körper etwas unheimlich zu fühlen und froh war, als die eben hereingebrachte Suppe mir Gelegenheit gab, einen motivirten Rückzug anzutreten.

Kaum saß ich jedoch wieder auf meinem Sofa, kaum hatte ich einige Löffel Suppe zu mir genommen, als die Dame sich gegen mich umwandte:

„Wenn Sie erlauben“, sagte sie, „so setze ich mich ein wenig zu Ihnen.“

Hätte ich Nein sagen können? Zumal da auf die Anfrage die sofortige Ausführung der geäußerten Absicht folgte?

„Sehen Sie“, eröffnete meine nunmehrige Nachbarin das Gespräch, „dieselben Arbeitsideen, die Sie da vorhin von mir gehört haben, habe ich auch ganz vor kurzem in einem Briefe an den Prinz-Regenten von Preußen, den ich von Zürich aus an ihn abgesandt habe, niedergelegt.“

Ich horchte hoch auf und warf einen forschenden Blick auf meine Nachbarin, der sie sicherlich tödlich beleidigt haben würde, wenn sie in ihrem Eifer ihn hätte bemerken oder verstehen können.

„Ich habe ihm nämlich“, ging es weiter, „einige Rathschläge gegeben, wie er regieren muß, um sich die Liebe des Volks zu erwerben und die Einigkeit Deutschlands herbeizuführen; namentlich aber habe ich ihn aufs dringendste vor

r Reise nach Baden und der Zusammenkunft
t Ludwig Napoleon gewarnt; denn sehen Sie,
s ist doch der gefährlichste Mensch, der abscheu-
chste Verführer, den je die Erde getragen hat!
lagegen war sein Onkel gar nichts und der
rinz von Preußen ist viel zu gutmüthig, und
enn er nicht gehörig gewarnt wird, so läßt er
h am Ende von dieser Schlange, dem Ludwig
lapoleon, umstricken und dann sind wir alle
rloren; und sehen Sie, da habe ich denn als
eine, begeisterte Tochter des Vaterlandes den Be-
f in mir gefühlt, meine warnende Stimme zu
heben und bei dem zinnernen Gemüth des
deln Prinzen macht sie, die aus dem Herzen
ner deutschen Jungfrau kommt, gewiß mehr
indruck auf ihn, als wenn es ihm seine Mini-
er und Geheimräthe gesagt hätten. Wenn Sie
lauben, lese ich Ihnen den Brief vor; ich habe
s Concept bei mir."

Ehe ich eine Silbe der Zustimmung äußern
onnte, hatte die „deutsche Jungfrau" eine Mappe
griffen, aus Papieren, deren Maienhaftigkeit
ich mit bösen Sorgen erfüllte, eins herausgerissen
nd die Vorlesung begonnen.

Schade um meine schöne Suppe! Sie schmeckte
ir mit einem mal gar nicht mehr, nun mir die-
r Bombast hineingebrockt wurde und ich sie zu-
leich mit so vielen grammatikalischen und ton-
kstrischen Genialitäten verschlucken mußte.

„Nun, was sagen Sie dazu?" schloß die be-
eisterte Warnerin, der ich übrigens nachrühmen
uß, daß sie alles, was sie vortrug, mit dem
euer und der Erregtheit eines wirklichen Gefühls
ustattete.

Noch war ich nicht im Stande, etwas zu sa-
en, als sie bereits wieder fortfuhr:

„Meinem Briefe habe ich auch ein Gedicht
ngefügt, das dieselben Gedanken in gebundener
ede enthält; ich habe zwar augenblicklich keine
chrift davon bei mir, weiß es aber, wie ich
laube, aus dem Kopf und wenn Sie es mir
lauben, sage ich es Ihnen her."

Ich Armer! Schon standen die gebratenen
orellen Auge und Nase erfreuend vor mir und
ch hätte ihnen so gern meine ganze ungetheilte
ufmerksamkeit zugewandt, aber schon bohrte sich
as Auge der Dichterin und Aberrin sinnend
n das Gebälk der Decke, ihre Wangen glühten
öher denn zuvor, ihr Busen wogte tiefer, nur
it viel kürzerm Athem als vorhin bei der pro-
ischen begann sie die poetische Recitation.

Meine Freunde! Wenn ich euch je durch
Vorlesen meiner eigenen Gedichte in diejenige
Verfassung gebracht habe, die man „auf Kohlen
itzen" nennt — hier wurdet ihr tausendfach ge-
ächt! Entsetzliche Verse waren es, die ich ge-
duldig mit anhören mußte! Wadelich, Daniel
Kaspar Lohenstein und Christian Hofmann von
Hofmannswaldau haben in ihren sämmtlichen
Werken nicht so viel blühenden Unsinn aufzu-
weisen, wie das „Fräulein" hier in ihren
20 oder 30 Strophen zusammengehäuft hatte!
Und welche Rhythmen und welche Reime! Um
nicht in lautem Lachen herauszuplatzen, mußte ich
mir beständig die Lippen beißen — und dabei
sollte ich doch eigentlich Forellen essen! —

Endlich war auch das überstanden. Mit
einem Kreibeitstertissime, gegen das die kühnsten
Phrasen Herwegh's und anderer Dithyrambiker
verblassen müßten, schloß das Gedicht.

Der Nothwendigkeit, über das Gehörte ein
Urtheil abzugeben, entschlüpfte ich durch die
Frage:

„Nicht wahr, Fräulein, Sie sind Schrift-
stellerin?"

„Nein", war die Antwort, „eigentlich kann
ich mir diesen ehrenvollen Titel noch nicht bei-
legen, aber ich hoffe, ihn dereinst tragen zu
dürfen! Denn, sehen Sie, ich denke mir, wenn
man über etwas schreiben will, muß man es erst
kennen; deshalb bin ich jetzt auf Reisen ge-
gangen, um Länder, Völker, Menschen und Sit-
ten kennen zu lernen; später werde ich dann dar-
über schreiben."

Ich war erstaunt über die Einfachheit dieser
Gedanken und die Bescheidenheit der Meinung,
die zu dem übrigen hochpathetischen Wesen mei-
ner Gesellschafterin kaum passen wollten.

„Aber", fragte ich weiter, „haben Sie denn
noch gar nichts drucken lassen?"

Meine Absicht bei dieser Frage war die hin-
terlistige, meine dichterische Bekanntschaft zu ver-
anlassen, auf irgendeine Weise zu verrathen, wer
sie eigentlich sei. Wie leicht konnte ich in ihr
eine jener deutschen Sappho's oder Stolz der
Gegenwart vor mir haben, die mit durch die
Erzeugnisse ihrer Federn einen heillosen Respect
vor weiblicher Schriftstellerei eingeflößt haben;
und dann wäre es doch jammerschade gewesen,
wenn ich die Gelegenheit, eine dieser fürchter-
lichen Musen persönlich kennen zu lernen, ver-
passt hätte.

Die noch räthselhafte Muse erwiderte:

„O ja, doch! Ich habe neulich in Zürich eine

kleine Broschüre drucken lassen, deren Inhalt Sie auch interessiren wird, die Sie sich daher auch anschaffen müssen; nämlich ich las in einem Blatte — ich weiß nicht mehr, wie es hieß — einen Auszug aus dem Buche des abscheulichen Bogumil Golz — — Haben Sie 'mal von diesem Menschen gehört? — Das muß ein Nichtswürdiger, ein Bösewicht sein, denn wie könnte er sonst uns Frauen so fürchterlich schlecht machen? Nur einen Auszug aus dem Buche, das er gegen uns Frauen geschleudert hat, — ein rechtes Schandbuch muß es sein! — habe ich gelesen, aber schon der brachte mich so auf, daß ich mich hinsetzen mußte, um die Vertheidigung meines so schmählich verleumdeten Geschlechts zu übernehmen. Und ist es nicht lächerlich, wenn ein Mann so etwas schreibt, der doch selbst am besten weiß, daß die Männer noch viel schlechter sind als wir Frauen? Na, ich habe in meinem Buche nur einige ihrer Gebrechen aufgedeckt! Ich hätte sie noch ganz anders züchtigen können! Ja, wie gesagt, obwol Sie auch ein Mann sind, müssen Sie sich die Schrift doch kaufen! Sie wird Sie interessiren! Es haben sie schon viele Männer gekauft und waren sehr zufrieden damit. Ich habe sie hier — sie kostet 2 Francs!"

Welch ein köstlich Ding ist es doch bisweilen um ein paar rechtzeitige Worte! Ja, die Sprache bleibt doch, trotz Eisenbahnen und Telegraphen, die beste der Erfindungen! Die vier kleinen Wörtchen: „Sie kostet 2 Francs!" warfen mit Einem Schlage volles Licht über die Situation, in der ich mich befand, und auf die Dame, deren Incognito zu durchdringen ich mir Mühe gegeben hatte. Ein fahrender Blaustrumpf also, der mit den Erzeugnissen seines Geistes in eigener Person in der Welt hausiren geht! Keinesfalls hatte ich dies traurige Stück deutscher Literatur hier in Samaden, dem einsamsten Winkel der Schweiz, anzutreffen erwartet.

Thörichterweise geniirte ich mich, der Dame sofort die 2 Francs für ihr Opus darzureichen; vielmehr sagte ich in meiner lächerlichen Verlegenheit, als ich das Heftchen, das nicht umfangreicher war als Luther's Kleiner Katechismus sammt angehängtem großen und kleinen Einmaleins, unschlüssig in Händen hielt:

„Zwei Francs? Der Tausend! Das scheint mir etwas theuer!"

„Mein Herr", entgegnete die Muse mit einem Anflug von Beleidigtsein im Tone, „Sie wissen doch wol, daß man dergleichen Werke nicht nach ihrem Umfang, sondern nach ihrem Inhalt taxiren soll!"

„Gewiß, gewiß!" begütigte ich und begann, mich ernsthaft mit dem Büchlein zu beschäftigen.

„Erwiederung auf Bogumil Golz' Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen nebst mehreren Gedichten von Bernardine Strübel. Zürich, gedruckt bei J. J. Ulrich, 1869." Das war sein Titel. Gleich die Einleitung fesselte mich mächtig.

„Es wäre mir nie eingefallen", so beginnt sie, „die Feder zu ergreifen, um gegen das männliche Geschlecht zu Felde zu ziehen und seine Fehler und Schwächen zu beleuchten; allein da ich so oft männlichen Wesen begegnet bin und mir öfters Schriften zu Gesicht kommen, wo sich die männliche Eitelkeit über die Frauen zu erheben suchte und ich endlich in einer Zeitschrift einen Auszug aus einem Buche von Bogumil Golz gelesen, in welchem er in blinder Wuth seinen Stachel gegen uns ausstreckt, um auch keinen gesunden Fleck an uns zu lassen, so kann ich nicht umhin, die Ruthe zur Hand zu nehmen, um den ungezogenen Knaben nach Verdienst zu züchtigen. Also nicht gegen das ganze Geschlecht, nicht gegen die Männer will ich schreiben, sondern gegen ungezogene Knaben, wenn auch alte, graue Knaben, deren wir leider nur sehr viele haben. Vor 40 Jahren gab es einen sogenannten Gelehrten, der in einem dicken Buche den Beweis führen wollte, daß die Frauen keine Menschen seien. Wahrlich, gegen einen solchen Blödsinn zu schreiben, wäre schade für die Zeit, die ich nützlicher verwenden will! Solche Narren gehören ins Tollhaus! Ich schreibe also gegen oder vielmehr für solche Irren, die noch zu bessern, um sie zu vernünftigen Menschen zurückzuführen. Auch für solche Gelehrte und Stubenhocker, die ihre Weisheit blos aus Büchern haben, dieten rathe ich, sich in der Welt umzuschauen; aber ja ohne Vorurtheil und vor allen ohne einseitige Aufstellung; denn Einseitigkeit führt uns zu falschen Schlüssen. Dann forscht ferner in das große Reich der Natur! in seiner Geheimnisse, aus diesem Buche werdet ihr die größte Weisheit schöpfen, wenn ihr nur versteht, richtig darin zu lesen — —"

Nach einigen tiefgefühlten, aber unverständlichen Versen folgt dann buchstäblich die nachstehende Auseinandersetzung:

„Warum nennt man eine Schriftstellerin Blaustrumpf?

„Sapho von Mitilene, wegen ihrer vortreff-
n Verse die zehnte Muse genannt, hatte, ob-
) sie von den Athenern hoch geehrt, auch ihre
er, und da sie blaue Strümpfe trug, von
Neidern boshafterweise Blaustrumpf genannt
e."

Da der Neid nicht von der Erde gewichen,
Die Eitelkeit sich fortgepflanzt,
Und die Eigenliebe bei sehr vielen vorherrscht,
So hat sich dieses Wort bis zur Stunde erhalten.

Denn in ihrer eitlen Kurzsicht,
Frauen konnten sie verdunkeln,
Die der Frauen Rechte bestritten,
Unnatur sie gar wohl heißen,
Ist's, wenn Frauen Geist wollen zeigen

a, sie fühlen ihre eignen Schwächen,
ihren Neid, ihr ihre Blöße;
enn man kann den Geist verdunkeln,
ß erkannt mal seine Größe?
o soll denn ihr überlegnes Können
ns nicht hindern!

Wie könnte man so viele Schriftsteller neu-
Blaustrümpfe, denn die wenigsten grünen

ch schlug den Anhang von Gedichten auf;
thält meist Akrostika auf weibliche Vor-
n. Was sagst du, geneigter Leser, dessen
chen Luise heißt, zu folgender Verherrli-

Luise

t und Schatten gehörig vertheilt,
e Schatten verliert ein Gemälde an Gediegenheit'
kann es im Leben mal anders sein?
meine, wenn immer Sonnenschein,
verdorrten bald die Blumenkeim,
mus alle auch Regen sein!

s ich diese Proben eines höhern poetischen
ges entdeckt hatte, stand mein Entschluß,
as curiose Werk zu kaufen, natürlich sein;
mmer aber war mir der nächste Weg dazu
glich. Ich legte daher das gründreichste
n beiseite, indem ich die Versicherung hin-
, mir ein Exemplar aus der nächsten Buch-
ng holen zu wollen, um es gründlich zu

Argusaugen hatte die Verfasserin jede
Bewegungen verfolgt; mit der Hast einer
die ihres Opfers sicher ist, ergriff sie jetzt
chlein.

e haben Sie aber einen Fettflecken ge-
' sprach sie mit der triumphirenden Sie-
e eines Richters dem überführten Delin-
gegenüber auf mich ein, indem sie mit
inen Finger auf eine Stelle des grünen
Umschlags hinwies, wo allerdings entweder die Forellen oder der ihnen folgende Braten meines Diners eine zarte, glänzende Spur zurückgelassen hatten. „Jetzt kann ich dies Exemplar niemand mehr anbieten, jetzt müssen Sie's schon behalten' Ich bitte um 2 Francs!"

Schweigend zog ich meine Geldtasche hervor, schweigend wählte ich das blankste Zweifrancsstück, das sie enthielt, aus und mit schweigendem Verneigen legte ich es der Dame hin.

Sie nahm das Geld, nahm die verhängnißvolle Mappe und erhob sich vom Tisch.

„Ich empfehle mich Ihnen, ich muß mit der Post nach Zug'" sagte sie und schwebte zur Thür hinaus.

So blieb ich allein bei meinem Dessert, doch lich ergötzt durch das eben bestandene Abenteuer, wenngleich nicht ganz ohne ein Gefühl der Beschämung darüber, daß ich nicht gleich vom Anfang an erkannt hatte, woran ich gewesen war.

Dem Namen Bernardine Strübel's glaube ich den gebührenden Platz unter ihren dichtenden Schwestern gesichert zu haben; ihr Buch bewahre ich als ein kostbares Reiseandenken und nur Bogumil Golz, falls er Lust haben sollte, in den ihm darin vorgehaltenen Spiegel zu blicken, bin ich bereit, zu adjustiren.

Zur Physiognomik.

Von Dr. Rodenstein.

Wie entsetzlich einförmig würde die Welt sein, wenn jedes Menschenantlitz sich gleichsähe wie ein Ei dem andern! . . . Gottlob, dem ist nicht so. Und wem verdanken wir's, daß dem nicht so ist, daß im Gegentheil die Physiognomieen der Menschen so mannigfaltig variiren? . . . Unserer Nase! Günstiger Leser und geneigte Leserin, unserer Nase — nämlich jenem zwischen Stirn und Mund gelegenen Gesichtstheile, der in dieser Hervorragung nur uns Menschen, keinem Thiere eigen ist. Sie ist ohne Zweifel die am meisten benachtheiligte gebeutelte Partie der menschlichen Gestalt. Geht das doch schon aus der reichhaltigen Nomenclatur hervor, die unsere in ihren Bezeichnungen so präcise Sprache der Nase beigelegt. Welch ein endloses Namensverzeichniß für all jene Varietäten von der heroischen Gras- und Blumennase an bis hinunter zum winzigen Taubenäschen! Wir haben da lange und kurze, breite und schmale, spitze und stumpfe, Schuster-, Habichts- und Adlernasen, haben Nasen nach dem

griechischen, römischen, orientalischen, mulattischen, kalmückischen Schnitt u. s. w. Ja fürwahr, die Nase ein gibt dem Gesicht Bedeutung, Charakter, Relief! Ist sie nicht selten der Ausdruck großer Vulgarität oder der Verschmitztheit und Bosheit, so liegt aber auch ebenso oft viel Feinheit und Adel, Grazie und Esprit darin. „Eine schöne Nase ist ein Königreich werth", sagt der Physiognom Lavater, und Taschereau hat in seiner Chirurgie ein eigenes Kapitel „de dignitate" (von der Hoheit, Würde, Erhabenheit) der Nase.

Wie heiter dagegen, wenn Voltaire von der Nase sagt, sie sei nur dazu verhanden — um eine Brille darauf stehen zu können! . . . Nein, nein, so geringschätzend urtheilen wir nicht davon — und hebt die Nase höher, und sicherlich mit Fug und Recht. Denn gleichwie das Vermögen, Gedanken durch Worte auszudrücken, der höchste Ausdruck der geistigen Menschenwürde ist, ebenso macht die Nase unbestreitbar unter sterblichen körperlichen Prärogativ aus; sie ist die Zierde des Angesichts — honestamentum faciei!

Nur in diesem Anstehen hat die Nase auch zweideutig schon von jeher gestanden, wie die vielen uneigentlichen und bildlichen Redensarten darthun, die von ihr hergenommen. „Einem die Thür vor der Nase zumachen" — „Einem auf der Nase spielen" — „Einen bei der Nase herumführen" — „Einem eine Nase drehen" — „Einem etwas vor der Nase wegnehmen"; zeugt das alles nicht von dem immensurabeln Respect, den man seit undenklichen Zeiten vor der Nase gehabt hat? — Ja, sie ist in der That ein Wesen von großer Bedeutsamkeit! Selbst Weiser auf der untersten Stufe der Cultur sind Entdeckungen hierüber, denn auf den Freundschafts- und Gesellschaftsmitteln, auf den Sandwich-, Marquesas- und Palaeinseln begrüßen sie sich bekanntlich mittels Berührung der Nasenspitzen. Und wie geben wir ihre Bedeutsamkeit zu erkennen? Wir legen den Finger an die Nase, wenn wir die Geberde des tiefen Denkens machen — wir sagen von dem, der noch zu lieres zu machen hat, aber seine Zeit mit Müssiggehen verbringt oder zu viel unnütze Nebendinge treibt, „er sollte die Nase ins Buch stecken" — bezeichnen Vergessenmangelhafte Entwickelung der Intelligenz mit der englischen Redensart, „es fehlt ihm zwei Finger über der Nase" — heißen den Hartkopf (das sogenannte Quadratum), um ihm die Sache begreiflich zu machen, „mit der Nase daran!" — sagen zu dem, der überall „seine Nase hineinsteckt", d. h. unbefugterweise sich in Dinge mischt, die ihn nichts angehen, „laß die Nase davon" — sagen aber wohlweislich nichts, wenn wir uns selbst — „eine Nase erholt haben".

Manches aber kennzeichnet und verräth doch die Nase selber. So beweisen z. B. Furchen eben an derselben, wie Lavater behauptet, daß der Geist nicht brach liegt, wogegen eine lange Nase schon im Volke als Zeichen eines geringen Verstandes bekannt und wie die Redensarten „mit der langen Nase abziehen" — „an der Nase herumführen", lehren, sprichwörtlich geworden ist. Auch das Leid des Lebens, die zerstörten Pläne, die gescheiterte Hoffnung, gräbt tiefe, bleibende Furchen dort, wo die sogenannte Nasolabiallinie, von den Nasenflügeln ausgehend, über die Mundwinkel hinauslauft. Noch viel ärger aber verstehrt Freund Bacchus. Was dieser holde Gesell für Unheil auf der Nase seiner Verehrer anrichtet, liegt zu offen vor jedermanns Blick, als daß es der physiognomischen Fingerzeige noch bedürfte. Ein toller Decorateur, zeichnet er die Seinen in Abstufungen vom leichten Roth bis zum leidenschaftlichen Pourpre, legt Rubinen und Kupferbergwerke auf der Nase wachen, ja wer unglücklich genug war, summum gradum zu erlangen, dem bescheert er wol gar — Alkalnasen, nämlich jene pomeranzenartigen Auswüchse, deren dunkelrothe Röthe bis an den Hals und die Ohren strahlt! — So hat der falsche Gott es getrieben seit jenen unverdenklichen Zeiten, da er in Assas Thälern den Trank aus Trauben zu bereiten erfand; denn schon die alten Römer spotteten und lamentirten über ihre „nasos cupro similes" nicht minder als wir über unsere Kupfernasen, der Italiener über sein „Viso di rame", der Engländer über seine „Copper-nose", der Franzmann über seine „Coupe-rose" u. s. w.

Doch nicht immer ist diese rothe Nase eine Weinnase (Bottle-nose, wie der Engländer sagt), wenn auch allerdings der übermäßige Genuß hitziger Getränke vorzugsweise Veranlassung dazu gibt. Denn das häufige Erhitzen im Bacchus das Blut mit Wärmestoff überladen, die Circulation im Unterleibe erschweren und Congestionen nach dem Kopfe veranlassen, wer möchte das in Abrede stellen? Ist es doch infolge innigster sympathischer Nervenwechselspendung hauptsächlich das Gesicht, wohin das erhitzte Blut getrieben, wo es aufgehalten wird und gleichsam stagnirend die zarten Hautgefäßnetzchen widernatürlich ausdehnt und

hat. Gleichwol kommen rothe Naſen auch n mäßigſten Menſchen vor; ja wir ſahen Mädchen damit behaftet, die kaum jemals Tropfen Wein über ihre Zunge gebracht hmal liegt rothliche Anlage zum Grunde, kann auch ohne dieſe, infolge von Men- ions-, Hämorrhoidal- und andern in den leibsorganen ſtattfindenden Stockungen das ich entwickeln. Wir nehmen es zum Be- rfahr in der Periode der Pubertätsentwicke des Jünglings wie in den Blütenjahren des ichen Geſchlechts; einigemal auch bei jungen, ereßanten Umſtänden ſich befindenden Frauen Inſolationen (ſtarke Einwirkung der Sonnen- en), Schärfe, mit metalliſchen Giften verſetzte inſmittel und jener leichte Grad des Gerre- der Naſenſpitze, in früher Kindheit von der rbahn und aus dem Schlitten mit nach e gebracht oder auch wol in ſehr kalten ſtzimmern erwerben, kann unter ſonſt be- igenden Umſtänden ſehr leicht den erſten nd zu dem Uebel legen.

Alle nicht gleich „Blutnaſe — Blut-Blut- ſchen", du böſe, zum Verdammen ſchnell be- Blut, die du das Unglück, das deinen menſchen getroffen, ſo gern von dieſem oder „pauvre" eigenen Verſchuldens daran! leiden wir vielmehr dieſe armen Schuld- , deren Leben ſchon grauſam durch ein Uebel gt wird, das ihrer Weltsbildung ſo we- chen Eintrag thut, das die ſchönſten Jahre Lebens — jene Epoche verleidet, in der gefälligſte Aeußere einmal nicht als die ſte innere Totalien der Anziehungskraft die Bildung glücklicher Lebensverhältniſſe iſt. Fehlt es ja der lieben Naſe ſonſt nicht an ilnahme und Mitgefühl. Wir dem Glück- iche: „Wohl bekomm's!" oder „Gott helf'!" ſehen wir ihr Erglühen und verlangen dabei reſpectvoll. Und wie viel Liebe und ſmerkſamkeit wird ihr nicht im kalten Nus- e ſelbſt von fremder Hand erwieſen! Wie Schreckensworte „Na—" begrüßen ſich dort die Naſe in Gefahr, zu erfrieren, die unte- reſſirten Perſonen, raffen eine Hand voll Schnee , fangen ohne weitere Erklärung an zu reiben ſcheiden unter den wärmſten Verſicherungen den gegenſeitig ſich erwieſenen Liebesdienſt.

In der Gefahr des Erfrierens die Naſe alter- ge am erſten anzeigt, ſo läuft ſie aber auch Kampfs weis die meiſte Gefahr. Jocko de ade hatte die wenige in einem aſtronomi- ſchen Streite ein und trug ſeitdem eine feuch- farben übermalte von Silberblech.

Von den innern Qualitäten der Naſe als Organ des Geruchſinns, von ihrem Nutzen als Verpoſten und Wegweiſer, ihren Genüſſen und Capricen vielleicht ein andermal.

Das niederländiſche Oſt- und Weſtindien.

So bekannt der große Theil des arbiträren Particulums mit dem Zuſtande der engliſchen Botmäßigkeit unterworfenen Theils des aſiatiſchen Continents iſt, ſo wenig weiß man doch im ganzen von den niederländiſchen Colonien im Indiſchen Archipel; nur wunderte man ſich, als vor einigen Jahren der große Theil der engliſchen Unterthanen in Indien im blutigen Aufruhr war, wie es kam, daß die 16½ Millionen Indier, welche unter dem Scepter der holländiſchen Regierung ſtehen, nicht dies von den hundertauſend Mann Soldaten, welche jene Inſel hält, in Zaum gehalten wurden, ſondern nicht einmal den geringſten Verſuch machten, es ihren Stammgenoſſen nachzumachen und es wenigſtens zu verſuchen, das europäiſche Joch los zu werden. Die Urſache liegt am Tage. Begreiflich kann, daß man der niederländiſchen Regierung in den Colonien niemals den widerwärtigen Egoismus und jene empörende Behandlung der Eingeborenen von ſeiten roher und habſüchtiger Emporkömmlinge oder gar und gebrauchsloſer unſerer Beamten verzeihen kann, welche weſentlich zu dem Verhaßtſein der Engländer in ihren indiſchen Beſitzungen beigetragen haben, ſo iſt es vorzüglich die Verachtung der Nationalität ihrer aſiatiſchen Unterthanen von ſeiten der holländiſchen Regierung geweſen, welche letztere vor dem Schickſal der engliſchen bewahrt hat. Denn während letztere ihre indiſchen Beſitzungen mit einem Heer phlegmatiſcher Mitbürger überſchwemmte und — beinahe aus guten Mohammedanern und Hindus ſchlechte Chriſten machen wollte, blieb im Indiſchen Archipel die Religion und häusliche Sitte der Bewohner unangetaſtet und die Regierung hütete ſich wohl, ihren Unterthanen eine ihrem Nationalcharakter fremde Civiliſation aufzudringen, ſondern begnügte ſich, ihre Cultur entwickelung auf der Baſis ihrer bereits erlangten Bildungsſtufe ruhig fortſchreiten zu laſſen. Für die gute Verwaltung von ſeiten der holländiſchen Regierung ſpricht nun aber namentlich auch die

Zunahme der Bevölkerung dieser Länder. Im Jahre 1780 betrug die Gesammteinwohnerzahl der Insel Java wenig über 2 Millionen und im Jahre 1850 (mit Madeira) 11,2[illegible]) Köpfe und darunter waren 11,105279 freie Eingeborene, die übrigen waren Europäer, Chinesen, Araber u. s. w. und Sklaven. Auf gleiche Weise war die Einwohnerzahl auf den übrigen den Holländern gehörigen Inseln des Archipels gestiegen. Hieraus geht aber auch hervor, daß die klimatischen Verhältnisse nicht so entsetzlich sein müssen, wie man gewöhnlich annimmt, und daß derjenige, welcher ein Engagement der holländischen Regierung für ihre ostindischen Besitzungen annimmt, noch lange nicht sein Todesurtheil unterschreibt, wie man bei uns in Deutschland gewöhnlich glaubt, vorausgesetzt, daß er verständig lebt und nicht durch Unmäßigkeit und Leichtsinn selbst sein Leben verkürzt, was oft der Fall ist. Darum ist es um so interessanter, einmal über diese Länder etwas Genaues zu erfahren, und dies ist wirklich der Fall in dem Werke des frühern niederländischen Militär- und gegenwärtig praktischen Arztes Dr. S. Friedmann, das den Titel führt: „Niederländisch Ost- und Westindien. Ihre neueste Schilderung in geographischer, statistischer und culturhistorischer Hinsicht" (München, Franz, 1853).

Das Werk ist mehr statistisch und culturhistorisch als geschichtlich und so erfahren wir denn durch Ziffern, daß die sanitärischen Verhältnisse Batavias und der übrigen Garnisonen Javas sich im Verhältniß zum vorigen Jahrhundert, wo am ersteren Orte die Mortalitätsverhältnisse wie 1 : 3 waren, sich wesentlich gebessert haben, indem die Sterblichkeit zu Java unter den Truppen im Jahre 1850 nur noch wie 1 : 19 anzunehmen war. Derselbe günstige Zustand der Gesundheitsverhältnisse herrscht gegenwärtig in den westindischen niederländischen Besitzungen, selbst in dem vielgefürchteten Surinam oder Niederländisch Guiana. Diese zuerst von aus Brasilien ausgewanderten Juden unter einem gewissen David Nas angelegte Colonie wurde im Jahre 1667 von den Holländern erobert und erhielt im Jahre 1668 ihren ersten Gouverneur in der Person des Julius Lichtenberg. Dieselbe gedieh jedoch weniger als die indischen Colonien, weil jeder Europäer, der dahin kam, seinen Aufenthalt nur als temporär ansah, den er sobald wieder aufzugeben habe, wenn er sich hinreichendes Vermögen gesammelt. Darum betrug die ganze Bevölkerung im Jahre 1850 nur aus 14291 Freien und 38404 Sklaven, und deshalb hat die Hauptstadt Paramaribo auch heute noch, in der Nähe gesehen, ein ziemlich dürftiges Ansehen. Allein unwahr ist es, daß die Europäer den dort herrschenden Aussatz oder die Elefantiasis zu fürchten haben; dieselbe trifft fast nur die ärmere Klasse der Creolen und Neger — Indianer und Europäer fast nie. Letztere werden überhaupt nur selten krank, weil sie mäßig im Essen sind, nur Pflanzenkost und säuerliche Getränke genießen. Noch weit besser sind jedoch die Sanitätsverhältnisse auf Curaçao, der bedeutendsten der sechs den Niederländern gehörigen westindischen Inseln; denn hier stellt sich die Mortalität unter den europäischen Truppen nur wie 1 : 38. Die Bevölkerung dieser Insel betrug im Jahre 1850 21314 Seelen, worunter 6086 auf Sklaven kamen, während die der übrigen Inseln zusammen nur 15337 mit Einschluß von 5817 Sklaven betrug.

Dr. Graffe.

Anregungen.

Ehe- und Wehestand.

Der wichtigste und schwierigste aller Stände im Menschenleben, bei dem selbst die Weisheit des Apostels Paulus unentschieden geblieben, ob er seinen Schülern dazu oder davon rathen sollte, ist der Ehestand. Und doch wird kein Stand in der Welt im allgemeinen leichtsinniger und unbesonnener angetreten als gerade dieser, von oft selbst von den ernsthaftesten und weisesten Personen. Der Grund dieser Uebereilung ist ein sehr natürlicher. In der menschlichen Natur wie in der Natur überhaupt wurzelt der ungestüme und unwiderstehliche Drang des „Willens zum Leben" und offenbart sich, außer in der Selbsterhaltung, vor allem in der Gattung, der Fortpflanzung. Die menschliche Civilisation hat nun diese natürliche Willensäußerung zum Leben zur Ehe verredelt und einzig nur allein in dieser Form nicht blos als durch[illegible]

t die wichtigste und folgenreichste Lebenstage. Für jungen Generation nicht genug zur ernstesten …äsung und Herz gelegt werden kann.

Die Gesichtspunkte, auf die es hier hauptsächlich ankommt, entnehmen wir einer populären Erörterung der Ehe, wie sie das „Illustrierte …- und Familien-Lexikon. Ein Handbuch …das praktische Leben" (Leipzig, A. A. Brockhaus; …einem 23. Heft darbietet. Wir verfolgen da… die erneuerte Anzeige eines umfassenden, wahrhaft …bildenden encyklopädischen Werkes, das … seinem Gesamtinhalte Lesern als unentbehrliche …ung zu Rate dienen darf.

Eine Hauptbedingung für die Ehe, sagt jener Ar… ist, abgesehen von einem gewissen ästhetischen …m Gegenstande der Wahl, durch den überhaupt …der Wunsch nach beiderseitig hervorgerufen wird, …artige Gleichmäßigkeit der Anschauungen, Ver…ungsfreie Gesinnungen und Grundsätze, das be…gegenseitige Hochachtung und Freundschaft erzeugt, …allein die unvermeidliche, später eintre… Erfalten der Liebe Grenzen zu setzen vermag. …andere Hauptbedingung ist das Vorhandensein …die Erwerbungsfähigkeit der zum Unterhalt der …gründenden Familie erforderlichen Mittel, welche …gefunden von dem einen Teil der zur Ehe Schrei…n, und zwar in der Regel vom männlichen, als …natürlichen Schützer und Ernährer der Familie …zeichnet wird. Auf diesen Grundlagen allein …eine glückverheißende Ehe aufgebaut werden und …Vergißt sich um so mehr auf eine Kardi… zu richten, als die Liebe blind oder wenigstens …ender ist und die Leidenschaft eine vollständige …ligung erscheint. Hier ist es die Pflicht der …n, die dem Liebenden mangelnde Einsicht zu er…n, die Pflicht der Kinder, dem vernünftigen …der Eltern Gehör zu geben.

…ll die Ehe glücklich sein, so muß Mann und Weib …berzeugt seiner Stellung, seiner Rechte und Pflich…en sein. Der Mann, als der physisch und …lich stärkere Teil Herr im Hause. Ist die …haft nicht als ein Vorrecht, sondern als eine …t, die sich ihrer Verantwortlichkeit für alles, …m Hause und in der Familie vorgeht, entsin…nnt ist; es ist nicht der Unterdrücker, sondern …Stütze der Seinen. Die Frau hingegen suche …e Pläne des Mannes zu durchkreuzen und seine …nungen zu vereiteln, sie gebe sich nie der Welt …widersprechend hin. Aber sie verschmähe auch …t milder Kunst ihre Einwendungen gegen sein …haben und ihr abweichendes Ansichten und Wün…. Hat sie aufgesprochen, muß sie auf ihrem Herzen …, so beruhige sie sich und lasse die Entscheidung …er Hand des Mannes, dessen Verstand einen …tvollen Rath der Frau nicht unberücksichtigt …wird. Führung des Hauswesens, Sparsamkeit, …igkeit und Treue im engeren Sinn stehen der …r für die Kinder und ihre Erziehung die Haupt…Tugenden des Weibes, deren gewissenhafte Erfüllung ihre Kraft und Zeit vollständig in Anspruch nimmt.

Aus diesen von der Natur gezogenen Grenzen treten weder der Mann noch die Frau heraus. Es geschieht dies, wenn die Frau in den Arbeiten verfällt, in die größere Obliegenheiten des Mannes anderen hineingreifen, und wenn der Mann sich in alle Kleinigkeiten der Hausarbeit mischt, als ob er sie besser verstünde. Das Weib übe daher mit Bedachtsamkeit auf den eigenthümlichen Wirkungskreis des Mannes und der Mann vernachlässige die angemessene Thätigkeit des Hausherrn nicht. Jeder mit Umsicht erfüllen, was … was er zu thun hat, als viel Klarheiten. Die Liebe geht so dahin, dem Mann das Haus zur anmuthigen Heimat zu machen und daß er allen, wenn er heimkehrt von der Arbeit des Berufs, nach seinen Wünschen findet. Er vergesse daher nicht, daß in seiner Abwesenheit oder, wenn er nicht darauf achtet, die Frau für einen kurzen, oft nur augenblicklichen Genuß oft viele Stunden lang der unermüdlichen Sorge und Thätigkeit sich hingibt.

Wiederum gibt es nicht in der glücklichsten Ehe Zeiten der Disharmonie, in welche nun durch einen der Gatten oder die eigenen Kinder oder Verwandte oder fremde Personen hervorgerufen, denn es liegt in der Natur der Sache, daß zwischen zwei Ehegatten, auch den engverbundensten, nie und nimmer keine Interessen-Kollisionen stattfinden. Dann gebietet die Sittlichkeit nicht weniger wie die Zukunft des ehelichen Glückes eine schonungslose und ernste Verständigung, in der sich die widerstreitenden Gedanken ausgesprochen haben. Aber es ist nur selten nötig zu sagen, wo ausgleichende Berichtigungen der Anschauungen und Grundsätze noch möglich sind, der Takt der Verständigung entweder gar nicht oder nicht in rechter Weise geübt. Wo daher auch nur eine oberflächliche, scheinbare Versöhnung Platz und in den Gemüthern nicht wahrhaft gründet. Letztere treten daher immer wieder zusammen und die Kluft zwischen den Ehegatten wird immer größer, unheilbarer. Es treten vielleicht auch Fälle ein, wo sich der eine der Ehegatten gegen das Verhältniß im allgemeinen, gegen die Rechte des andern im besondern vergeht, indem die Hochachtung des einzig dauernden Bandes der Ehe zu verschwinden droht. Hiermit ist der Ehescheidung vor der Ehe, die unbedingteste Trennung, die es nur geben kann. Zwar können Verhältnisse zwischen Ehegatten eintreten, die von diesen selbst nicht vollständig erörtert werden können, aber man möchte doch daher zu sagen, daß es die Pflicht jedes Gatten ist, an der Beseitigung des anderen zu arbeiten und in Rücksicht auf die eigene menschliche Unvollkommenheit auch Nachsicht zu üben mit anderen.

In dem erwähnten „Haus- und Familien-Lexikon" finden sich dann auch noch die praktischen Hinweise über die ferneren Pflege des Eheverhältnisses, die sich leider auch auf — juristische und medizinische Gutachten erstrecken müssen.

Fr. August.

(Außerordentlich heftig und mit dem Fuße stampfend.)

Den achtzehnten! Sie wollen der Weiser an meiner Lebensuhr sein? (Furchtbar drohend.) Rücken Sie mir die Zeit nicht vor!

Flemming.

Sire, ich weiß von nichts. Doch könnt' es dem Gefangenen nur lieb sein, aus seiner ungewissen Lage —

Fr. August (ihn unterbrechend).

Nein, nein, Feldmarschall! In meinem Kalender ist der achtzehnte mit Blut angestrichen. Nicht um den tausendsten Gran einer Terzie früher! (Wie von einer Ahnung betroffen, bestürzt.) Oder — hättet Ihr — vielleicht schon?

Flemming (selbst ängstlich).

Majestät, es wird Alles in Ordnung sein.

Fr. August.

Dazu verhelf' Euch Gott! Wehe der Hand, die hier vorwitzig dem Sand in der Stunden-Uhr nachgeholfen hätte! Laßt mich allein. (Flemming und Vitzthum wollen sich entfernen. Indem hört der Kanonendonner auf. Friedrich August horcht.) Was ist das? Geräusch im Vorzimmer? Seh'n Sie nach — ich höre Wortwechsel —

Flemming.

Es ist die Stimme —

Unterhaltungsliteratur.

IX.

Wir gaben in Nr. 8—10 dieser Blätter aus Alexander Jung's Roman „Rodmazin oder Die Schule des Lebens", ein Kapitel „Die Soldaten der Großen Armee". Der erste und zweite Band sind soeben erschienen (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862). Schon aus jenem Bruchstück ersieht man den Plan des Verfassers, er verbindet offenbar Selbstbiographie mit einem romantisch erfundenen Einschlag seines Werdens. „Dichtung und Wahrheit", der Titel „Rodmazin" erinnert an jenen lieblichen Duft, der oft um theure, liebend aufbewahrte Andenken weht.

Der erste Band, den wir erst lasen, zeigt neben des Autors bekannter Innigkeit und Vertiefung, die selbst hin und wieder sich bis in das Gebiet einer contemplativen Mystik verliert, doch auch die kräftige, oft zu außerordentlicher Plastik sich steigernde Darstellung, wie z. B. in der von uns mitgetheilten Probe. Er entfaltet dann die volle Realität des Lebens. Der Autor erstrebt, scheint es, eine Versöhnung und Ausgleichung des idealen und realen Lebens. Zur erfolgreichen Durchführung dieser schwierigen Aufgabe kommt ihm der ihm eigenthümliche, oft an Jean Paul erinnernde Humor zu statten — ohne Humor dürfen Ironiker, in seiner läuternden, milden Wirkung dem Ideal der Natur gleichkommenden Menschenkraft, wurde uns aber Versuch, den realen Conflict zwischen Himmel und Erde zu lösen, nur verderblich erscheinen.

Wir kommen auf die Aeußerungen dieses interessanten Buches zurück und werden beim späteren ausführlichen Bericht durch Beispiele, die der neuen Schöpfung des Verfassers selbst entlehnt sind, Gelegenheit finden, das eigenthümliche Talent und die mannichfach originelle Kraft des Autors ausführlicher zu würdigen.

Bei dem in unserer deutschen Literatur herrschenden Grimm und eben nicht glücklichen Andenken an Humoristik ist Adolf Arking's humoristische Lebensbilder „Die Reise nach dem Vorderhause" (zwei Bände, Berlin, 1861), als eine im ganzen recht gelungene Arbeit anzuerkennen, obwol wir dem Vortrag eine kräftigere Haltung gewünscht hätten. Ein genialer, aber unendlich hilfloser und unpraktischer junger Virtuose und Componist starrsinniger deutscher Kleinstädterei wird geschildert, dessen künstlerische Verirrungen bei seinem Auftritt in die Welt überall auf tragikomische Weise scheitern. Diese Umstände erreichen damit ihren Höhepunkt, daß Jeremias bei einem großen Manifest einer von ihm componirte weltbefreiende, den Streit der Vergangenheits- und Zukunftsmusik aufs glücklichste lösende Symphonie als das Werk eines andern entdecken und mit dem Preis gekrönt werden sieht und als er seine Autorschaft geltend machen will, auch überdies noch als Plagiator vom Narrenhaus behandelt wird. Zum Glück wird im entscheidenden Moment der musikalische Schwindler, der ihn um seinen Erfolg bringt, entlarvt und der Lorbeerkranz dem wahren Verdienst zu Theil. Vorzugsweise in den Musikkreisen und bei Musikfreunden wird die humoristische, die zugleich mit einer an einem strengen ästhetischen Theoretiker bewährten anerkennenswerthen Unparteilichkeit das Treiben der feindlichen musikalischen Richtungen besprechen, sichern Anklang finden.

A. Brunold's historischem Roman: „Bei der Knallhütte" (zwei Bände, Wiesen, Roeder, 1862) liegt der bei der gleichnamigen, anderthalb Stunde von Kassel an der frankfurter Straße gelegenen Oertlichkeit am 22. April 1809 vorgekommene Kaufmannsverrath des kurhessischen Obersten Wilhelm von Dörnberg zu Grunde. Das nächste Jahr bezeichnen war bekanntlich die durch König Jerome's Gefangennahme zu bewirkende Befreiung Kurhessens, das weitere, in Verbindung mit den damals schon vorbereiteten Unternehmungen Schill's und des Herzogs von Braunschweig-Oels sowie den von den österreichischen Waffen zu hoffenden Siegen, ein Hinderungen Preußens zu erneuter Kriegserklärung und eine dann zu erwartende endliche Befreiung Deutschlands vom Napoleonischen Joch.

Der für den jenes Vergangen sich nicht sogleich Gutinnenden häufig heitelste Roman führt eine Reihe interessanter Persönlichkeiten an uns vorüber: König Jerome, seinen Cabinetssecretär Matteville, seinen Polizeiminister Baron von Berenger, seinen Finanzminister Baron von Bülow, seine Maitresse Babette, die Tochter des Romandichters Pigault Lebrun, den Kapellmeister Reichardt, seine Reichardt, die Liederkomponistin, die Dichterin Marianne von Stein, des Freiherrn von Stein patriotische Schwester, Karoline von Baumbach, die beiden Dörnberg, den Friedensrichter Martin, Rittmeister von Bleiben, Lieutenant Jasmund von Gagl, Louis von Lyel, Alexander von Bethmann, Schill, Lützow, Braunschweig-Oels u. a. Diese Namen und die mit ihnen verknüpften Begebenheiten vermögen allenfalls den Patriotismus des Lesers über die Gewöhnlichkeit der Romanleistung hinwegzuheben. Man muß Heinrich Koenig's feiner Auffassung beistehen Ihermes in seinem „Jerome's Gastrolle" gedenken.

„Die Aufhebung in Böhmen", von Julius von Mergenthein (Leipzig, Brauer, 1861), ist der Aufstand der böhmischen Bauern im Jahre 1681, dessen glücklicher Erfolg ihnen eine Erleichterung der Leibeigenschaft erzwang, indem ein kaiserliches Decret ihre Robot-Lage von fast auf drei wesentlich herabsetzte. Die romantische Durchführung dieses historischen Stoffs steht von innerer Unwahrheit, äußerlicher Unwahrscheinlichkeit und — Langeweile. Der Schwager der Bauernbefreiers, der Graf von Arnsteinau, Besitzer der Herrschaft Prietzen, muß seine Tochter Mathilde den Bauern nicht nur als Geisel, sondern auch deren Anführer, dem jungen Bauer Ber, zur Frau geben und die bäuerlichen Forderungen selbst bei der kaiserlichen Re-

…erung befürworten. Dies alles ist das Werk seiner …ersten Gemahlin Katharina, die in seinem …nt der Welt Augen bereits „achtzehn Jahre" lang …der gräflichen Todtengruft ruht. In der Geschich…it aber, während des Grafen zweiter Ehe, als „alte …ere" Katta unter dessen Aroholsucht lebt, ihren …rafelt und die Seele ihres Aufruhrs ist, denn — …r hat den Tod eines Bauern (des Vaters) zu …ühnen, den der Graf um ihretwillen, aus …angezündeter Eifersucht, einst meuchlings erschos…ll ihr eigener „Geist" erscheint ihr nun — natür…h, nachdem sie die „alte Hexe" ausgezogen und in …underbarer Verkleidung ihrer doch schon um „acht…hn Jahre" gealterten Jugendschönheit — dem auch…fen, vom Aussatz bedrängten Gatten und überbie…m die liberale Handlungsweise der, die ihn aus …iner Noth errettet und zugleich jenen Mord sühnt. …an sieht, daß es an draftischen, wenn auch ge…ogenen Mitteln zur Spannung nicht fehlt.

Dramatische Literatur.

III.

Die romantische Tragödie von Joseph Weilen. „…Leiden" (Breslau, Max, 1861), ist auf meine…uhren mit Glück zur Darstellung gekommen. Mit …cht, jeder gebildete Hörer wird sich durch die der …chtung Holm Grillparzer entsprechende Tiefenwir…ungen fühlen. Die schöne Sprache, die Charakte…hik, die meisterhafte der schauspielerischen Darstellung …ntsprechende individuelle Ausarbeitung verdecken …nche Schwäche, welche dem Auge des aufmerksa…en Lesers nicht entgehen kann. Die beiden letz…n Aufzüge stehen ihren Vorgängern nach, der Schluß ist unwahrscheinlich und geradezu unerträg…; einzelnen Stellen mag der Autor viel ein wenig zu …el motivirt haben. Im 11. Jahrhundert wei…te sich wol kein König, eine Ehe einzugehen, weil …r seine Schwester entführt und Gunst gestohlen, auch …ssen für jene moralische Zeit nicht Aeußerungen …r „Du seist der Kammerherr der Königin" …r „Wie sollt' der Recke ohne Lande leben?" …nnen abgerechnet, können wir in die allgemeine, …unftliche Begründung, die Joseph Weilen der Kraft …r Publikum gefunden hat, nur von Herzen mit …dringen.

Auch ein anderes der uns vorliegenden Dramen, …rschien Meyr's „Herzog Albrecht" (Stuttgart, …be Mäntler, 1861), wurde bereits vor Jahren …l zahlreichen Bühnen zur Darstellung gebracht und …n Autor neuerdings einer theilweisen Umarbei…g unterworfen. Die erste Lesart war uns nicht …annt und vermögen wir einen Vergleich nicht an…stellen. Der fünfte Aufzug fällt gegen den ersten …t ab. Die Gattin des Agnes Bernauer, wie ihn …r Meyr versteht, erregt weder unsere Theilnah…e noch unser Mitleiden, ja nicht einmal unser …rstaunen. Denn Herzog Albrecht, der dem Vater, …r Welt zum Trotz, seine Magd als Gattin heim…hrt, mußte nothwendigerweise, nachdem er den …n seinem Bruder erfahren, mit Muth auf seiner …rmde beharren. Von Anfang hätte nimmt auch …eyr's Albrecht, obwol wir ungeachtet seiner heftigen …eden, seiner cynischen Ueberzeugung von seiner …nmpfheit gewinnen können, dann läßt er sich …plötzlich durch Kammermeister Arelinger von seinem …Verhalten abbringen und beredet bekehren, daß er …rechter in den geheiligten Pflicht Armes thut. Wie …t er von Anfang bei seiner Behandlung des Stoffes …seinem „Staatsraison", nur minder würdevoll auf…getragen, die sich auch hier von Rücksichten der Pflicht umstricken. Agnes Bernauer ist und bleibt …ei seiner Behandlung ein Stoff nur für die Ballade …nd den Kalenderstyl der Jahrmärkten. Die Verwirr…ung wird erhöht wie eine junge Katze. Im übrigen ist …elchior Meyr's Werk auch in diesem Stück wie in seinen Novellen edel und tüchtig.

Hugo Bauer hat sein Schauspiel „Der Burg…graf von Nürnberg" (Berlin, Kaffner, 1861), dem König Wilhelm zur Krönung dargebracht, ist im Vorwort, welches auch Bemerkungen zur „Hebung des Theaters" enthält, den Bühnenvorständen zur Aufführung empfohlen und versprechen, daß die Hälfte seines Antheils an der Einnahme einer ersten Vorstellung dem Armee zur Erbauung des Finanzischen „Wilhelm der Erste" überwiesen werden soll. Das ist alles sehr schön und löblich, aber die 36 actiren Personen, die in dem Werke vorkommen, haben uns nicht in eine gefällige Stimmung zu setzen vermocht. Es mangelt Einheit der Ausführung und Charakterist.

Die „Intrigue comique" des dänischen Dichters Johann Ludwig Heiberg: „Eine Seele nach dem Tode", hat F. A. Leo im Versmaß des Originals übersetzt und (Berlin, Lüderitz, 1861) erscheinen lassen. Manche Anspielung des satirischen Scherzes ist nicht angebracht, im allgemeinen ist das Gespinnst der Uebersetzer auch von „König Rene's Tochter" nicht in Betreff der Verständlichkeit das Beste gelassen haben. Ueber Anderem, den Gleichen der Gitelin, heißt es

Die Seele.

Was wollen Sie denn?

Mephistopheles.

Den „Faust" auf dem

Der „Nervenanfall".

Die Seele.

Sie Armen Thor?

Mephistopheles.

Er hat in der Nacht mal ein kleines Faß,
Doch ist auch der Rest heute vollkommen leer;
Nach seinem starken Gelüst kommt schwer

Die Seele.

Der Wahnsinn, der Wahnsinn schreckt auch nicht,
Denn keiner geht ihn, der hat ja Muth
Und Besonnen nur wirklich nur erlaubt

Mephistopheles.

Warum hat nicht wie in jenem Kerker?
Dann Gretchen seine Schwert Verzweiflung

Vater dem großen Kurfürsten Schonen ganz.
Und in Potsdam thun sie ihm die Ehre erweisen
Zum Hauptzeug an die Kreuz und Quer.
Bis nach Zwiesewinkle hinauf und Meer
In Kondukteurkopf verfehlt er ihn nicht,
Im Strauß so wegen ein Wachtgefecht.
Da steht er in der Dichtung Reichen
Wie das viereckige Kasernenhaus,
Und während der Haus-Gemüth ihn schmückt
Und trauert ihm heiliger jener Stätte,
Wissen die Frauen den „Malesten" entzückt.
Doch das „Mauerblümchen" ist Lieblosstatt.

Die Seele

Ich sehe, man kennt ihn hier, und wie
Man auch immer deutschelt sein Wesen,
Er wird ihn doch treuen, gesinnt zu sein.

Sollte die anonym erschienene Tragödie „Iphigenia in Aulis" (Berlin, Janke, 1862), nicht das Werk einer Dame sein? Es ist etwas darin, was uns an eine jener mit Büchern und Papieren belegten Arbeitstischchen versetzt, welche sich in berliner Geheimrathswohnungen und zwischen damastdraperten Spiegelscheiben, von blühenden Gewächsen umgeben befinden. Nicht die Ausführung allein, sondern auch die Behandlung des bekannten Stoffes deuten auf die berliner gottbegnadigte „Bildung" und noch einmal die „Bildung" und zum dritten male die „Bildung". Wir glauben nicht, daß Goethe's Iphigenia in Tauris hier ihren Pendant in Aulis gefunden hat, aber ein Beweis geschmackvoller Reproductionsfähigkeit, Orientirtheit in mythologischen Lehrbüchern und ächter Versbaukunst ist geliefert.

Zwei Brüder, Christian und Friedrich Kleinpaul, haben sich zu „Dramatischen Versuchen" (Stuttgart, Auc, 1862) vereint. „Der Tod des Tiberius". „Eine Gattenwahl". „Weibliche Rache" sind die aus dieser Ehe entsprossenen Kinder. Sämmtlichen Dichtungen mangelt weniger der Sinn für Poesie als für Handlung. Sie sind die Erzeugnisse nicht talentloser Dilettanten, die bei gründlichem Studium und fortgesetzter Uebung im Stande sein werden, einst der Kritik Standhaltendes zu bieten und ihren Idealen, den geliebten Dichtern Münchens und Stuttgarts würdig nachzustreben.

Mißlungener ist Julius Rödner's 322 Octavseiten umfassendes dramatisches Gemälde mit lyrischen Randzeichnungen „Die Waldemer" (Hamburg, Owsern, 1861), welches in vi Theile und so und so viele Abschnitte zerfällt. Der Stoff ist uns sehr werth, aber Handlung oder nur richtige Scenenfolge sucht der ausharrende Leser, wenn sich ein solcher finden sollte, vergebens. Die Personen laufen und reden durch- und ineinander und hinterlassen sämmtlich den Eindruck von Gestalten, die nur durch den Autor allein in Bewegung gesetzt werden, nicht durch sich selbst, was denn doch das Wesen alles dramatischen Schaffens ist.

Karl Scholl bietet uns eine — didaktische Alpenscene „Die Brüder" (Mannheim, Bassler, 1861), von der er im Vorwort sagt, daß sie ein Zwiegespräch von Vertretern der zwei sich gegenüberstehenden Principien auf der einen Seite der Kirche, und zwar der protestantischen, auf der andern der freien oder freireligiösen Gemeinde sei. Wir finden Wolfram und Manuel über Pietismus und Freisinnigkeit im Streit, den erst der herbeigerufene Greis der Weltgeschichte mit den jedenfalls zu beherzigenden Worten schlichtet:

Was hadert ihr, was ruft ihr mich vermessen,
Verblendete? — Ihr hört denn mich an!
Ein Ahnung, — ihr Beide seid vergessen,
Ihr andert nicht der Menschheit ew'ge Bahn! —
Ihr seid nur Zeugen! Diese werden kommen,
Ein anderes, ein kühneres Geschlecht;
Ach, wenn sie Reinheit all hinweggenommen,
Wird Raum und Platz sein ew'ge Menschenrecht!

Die Angelkunst.

Die Literatur des Sports hat durch ein „Vollständiges Handbuch der feineren Angelkunst. Nach den besten Quellen und eigenen Erfahrungen bearbeitet von Franz Ludwig Hermann d'Alquen" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862) einen beachtenswerthen Zuwachs erhalten. Auf die in der Angelkunst vorzugsweise als maßgebend anerkannten englischen Autoritäten Walton, Cotton, Salter, March u. s. sich stützend, gründet sich dies Werk durch Gründlichkeit und praktische Uebersichtlichkeit aus. Es zerfällt in zwei Hauptabschnitte, deren ersterer das Angelgeräth, die Köder und die verschiedenen Fangmethoden im allgemeinen, der zweite die verschiedenen Fischarten und ihre Fangmethoden im besondern behandelt. Die Verständlichkeit des Vortrages wird gefördert durch die plastische Darstellung sowol der sämmtlichen Angelgeräthschaften und Fischarten, in trefflichen, sowenig dem Text eingefügten Holzschnitten (122 Figuren) wie der künstlichen Fliegen, auf einer angehängten lithographirten Tafel.

Der Held im Meer.

Der fahle Held, der Held nur schaut die Wellen
Und brausend fuhlt an seine Seiten schlagen,
Der leiden muß und willig es ertragen,
Wenn über seinem Haupt hinweg sie schwellen —
Er ist des Neids noch werth! Er sieht den hellen
Und sanften Mond, er sieht den gold'nen Wagen
Im Kreis der Sterne, sieht die Sonne tagen,
Die wiederkehrt aus ihren nächt'gen Zellen.
Mich drängen gleiche Fluten, die, entsprossen
Dem Sehnsuchtsschmerz, den Quirn mir zertheilen
Und über meinem Haupt zusammenschlagen.
Doch hat sich nie auf mich der Strahl ergossen
Des holden Auges, meinen Schmerz zu heilen,
Und ihrer Liebe Sonne will nicht tagen.

Otto Buchwald.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Der Wunderdoctor von Goslar. — Aus London. — „Weltheiliger Stuhl." — Vierwechsel.

Der Wunderdoctor von Goslar.

„GR", wie „Kladderadatsch" sagt, hat den Wunderdoctor von Goslar, den Director Lampe, nach den Tuilerien verschrieben.

Wer ist dieser deutsche Heiler in der Noth, der einer hohen Person in Paris doch wol nicht gar die unheilbare — — Zuckerharnruhr curiren soll — ? —

Vor zwei Jahren, am Tage der großen Sonnenfinsterniß, hatten wir uns ein Rendezvous auf dem Burgberg bei Harzburg gegeben, um von dieser letzten Vormauer, welche der Brocken in die Vorderebene hinausschiebt, das seltene Schauspiel um so freier genießen zu können. Ein Gewitter zog vom Oberharz über Goslar hin, während der Brockenthurm im gedämpften Lichte der schon zur Hälfte verfinsterten Sonne schimmerte; — das gab Farben und Beleuchtungen, wie man sie nur an hohen Festtagen der Natur zu sehen bekommt.

Plötzlich wurde die feierliche Stille, in welcher die zahlreich versammelte Menge fast ehrfurchtsvoll verharrte, durch eine lustig schmetternde Blechmusik unterbrochen, die aus dem Radauthal zu den Bergen sich aufschwang und immer näher zu kommen schien. Gute Musik ist in Harzburg ungefähr eine ebenso seltene Erscheinung wie eine Sonnenfinsterniß. Unser Ohr, das nun schon seit vierzehn Tagen von der schrillenden, aber sehr verstimmten Harmonie des „Badeorchesters" bis zur völligen Empfindungslosigkeit gepeinigt worden war, spitzte sich unwillkürlich wie die eines alten Cavalleriepferdes bei Schlachtsignalen aus längstverschwundenen schönen Zeiten. Kein Zweifel mehr — es war der Lambinermarsch! Ein buchstäblich noch unerhörtes Fortissimo am Fuße des Brockens! Wie die Musik näher und näher kam — sie erstieg ungweifelhaft den Burgberg —, vergaßen wir sogar die Sonnenfinsterniß und gingen instinctmäßig den hellen Klängen entgegen.

Da bogen einige Reiter um die Ecke des Fahrwegs, Vorreiter mit Schärpen, Bändern und Marschallstäben geschmückt. Ihnen folgte ein vierspänniger Rüdwagen, auf dem ein Militärorchester unter einer künstlichen Laube von Zweigen und Guirlanden saß; dann wieder Vorreiter um einen vierspännigen offenen, reich mit Blumen geschmückten Wagen, in welchem ein altes, ehrwürdiges Ehepaar saß, das freundlich umherblickte, und nun folgten Wagen auf Wagen, in allen Formen und Größen, wol 25 — an der Zahl, alle mit Guirlanden, Blumen oder Fahnen geschmückt.

Was sollte das bedeuten? Eine Sängerfahrt? Oder eine goldene Hochzeit? Und woher kamen die aus der Tiefe plötzlich aufgetauchten, fremden fröhlichen Gäste? Ich fragte einen in der Umgegend sehr orientirten und mit den Gewohnheiten des Oberharzes genauer als ich vertrauten Badegast.

„Das sind die Kampianer aus Goslar" — war seine kurze Antwort, durch die ich freilich nicht klüger als zuvor wurde. Ich gestand, daß ich von der Existenz dieses Geheimbundes bisjetzt noch keine Kenntniß hätte und bat um weitere Aufklärung.

„Wie? Sie haben noch nie vom Director Lampe gehört?"

„Ich bedauere, meine Unwissenheit bekennen zu müssen —"

„Er hat ja eine weitberühmte und vielbesuchte Heilanstalt in Goslar. Sie können ihn jetzt ganz in der Nähe sehen — er fährt mit seiner Frau so eben aus dem Vierspänner. Alle Herren und Damen, die mit ihm gekommen sind, gehören zu seiner Anstalt. Von Zeit zu Zeit veranstalten die ihm so fanatisch ergebenen Curgäste ein Fest zu seinen Ehren, diesmal ist Harzburg das Ziel ihres Ausflugs."

Eine reizende Blondine, die aus einem der nächsten Wagen stieg, ließ unsere Unterhaltung schnell verstummen. Sie fesselte uns in vielem Moment mehr als Director Lampe selbst. Daß nicht nur Staatshämorrhoidarien und Kriegsinvaliden sich zu seinen Patienten zählten, hatten mir schon die lustigen und gewandten Vertreter bewiesen; daß aber auch so reizende Blondinen zu seiner Heilmethode geschworen hatten, nahm mich noch ungleich mehr für dieselbe ein. Ich beeilte mich, mit den „Kampianern" näher bekannt zu werden und fand durchweg zuvorkommende Leute, denen Gesundheit und Zufriedenheit aus den Augen leuchtete. Aerztlich gehörten sie meist zu den schon Geheilten oder nur leichten Patienten; gar mancher war noch daheim geblieben, aber weniger aus Mangel an Kräften als aus Mangel an disponiblem Fuhrwerk; denn Goslar schien seine sämmtlichen Gauwagen bereits hergegeben zu haben. Charakteristisch für alle war ein rührender Zug der Anhänglichkeit und Dankbarkeit für ihren „Director", der Begeisterung für seine Heilmethode. Sie schienen eine einzige große Familie zu bilden, schwuren nicht höher als auf ihren Meister und wollten mich sofort zum Proselyten machen. Ich versprach, in den nächsten Tagen nach Goslar zu kommen, um mir die Wunderanstalt mehr in der Nähe anzusehen. Für heute war nicht mehr davon die Rede, die goslarer

Militärmusik hatte sich im Freien etablirt und improvisirte ein gutes Gratisconcert, als es Abend wurde, zogen sich die Nicht-Lampianer bescheiden zurück und überließen die Festtafel den fröhlichen Nachbarn aus der Bergstadt.

Am andern Tage, an der Table d'hôte von Bellevue, wurden die Lampianer von den Anhängern der Soolbäder und Molkenkur scharf kritisirt. Man bechrte den „Heildirector" schnellfertig mit dem beliebten Titel eines „Charlatan", der nichts weniger als alles, selbst das Unheilbarste, curiren wolle, der alles aus Einem Topfe schmiere, von dem die vernünftigen Aerzte nichts hielten u. s. w. — kurz, jene bekannten Bockschen Merkmale, die bei jeder vom Universitätswissen abweichenden Heilmethode zum Vorschein kommen — seine sie nun Traubenkur, Wasserkur, Magnetische Kur, Homöopathie oder Kräuterkur — sie plagten auch hier einander und bestätigten dem ruhigen Beobachter, daß eins sich zwar nicht für alle schicke, aber die Wahrheit vermuthlich auch diesmal in der Mitte liegen dürfte.

So viel mußten selbst die Gegner Lampe's zugeben, daß seine Heilmethode weder eine gefährliche, noch mysteriöse, sondern augenscheinlich nicht naturungemäße sei, daß er keineswegs allen und jedem Heilung verheiße, sondern gar manchen wieder heimgeschickt habe; daß er für Annoncen und Reclamen nicht das Geringste ausgebe und für seine Curen verhältnißmäßig nur sehr wenig einnehme. Da er kein „studirter" Arzt, sondern Autodidakt ist, sollen seine „Collegen" sich der Eröffnung seiner Heilanstalt auf das entschiedenste widersetzt, ihm die Ausübung seiner ärztlichen Praxis überhaupt auf alle Weise erschwert und verbittert haben, sodaß Lampe's Curen längere Zeit nur im geheimen betrieben werden konnten, bis eine hochgestellte Persönlichkeit des Königreichs Hannover — ich weiß nicht mehr, ob ein Minister oder ein Mitglied des königlichen Hauses — sich veranlaßt fand, infolge einer als unheilbar erklärten Krankheit und nachdem alle „privilegirten" Curmethoden an ihr gescheitert waren, einen letzten Versuch bei dem verpönten Lampe zu machen, der denn auch, allen Aerzten zum Trotz und Verdruß, den hohen Kranken curirte. Von diesem Moment an war Lampe's Ruf in seinem Vaterland nicht nur zweifellos entschieden, sondern seine Stellung auch officiell gesichert. Er erhielt die längstgewünschte Concession zur unbehinderten Ausübung der ärztlichen Praxis mit dem Titel als königlich hannoverscher Heildirector und errichtete eine Curanstalt im größern Stil, welche der weiland Freien Reichsstadt Goslar zu ihrem alten Ruhm als Kaiserstz und Bergstadt einen durchaus modernen, als Universal-Heilort, hinzugefügt hat.

An einem der nächsten schönen Tage machten wir einen Ausflug nach Goslar, um die Lampianer am häuslichen Herd zu beobachten. Ueberdies ist aber Goslar auch ein so anmuthendes, fast noch altdeutsches, charakteristisches und interessantes Städtchen, daß ein Tagesbesuch dort auf das angenehmste ausgefüllt werden und selbst ein mehrwöchentlicher Aufenthalt nicht ohne Reiz sein kann. Heinrich Heine muß, der Himmel weiß weßhalb, in Goslar besonders schlechte Laune gehabt haben, denn durch seine „Harzreise" hat er die zierliche und reinliche Bergstadt in den Ruf eines schmutzigen und überaus langweiligen Nestes gebracht, das ihm seinen andern Reiseeindruck als den des Alpdrückens hinterließ. Ein andermal wollen wir Goslars Vertheidigung übernehmen, diesmal sei nur seines Heildirectors gedacht, der begreiflicherweise von den Goslarern hoch in Ehren gehalten wird, da sein Ruf in den Sommermonaten alljährlich 2 — 300 Curgäste herbeizieht, von denen manche auch den Winter über dort zubringen.

Ein geschworener Feind jener Touristenmanier, welche keinen Ort berühren kann, ohne die dortigen Berühmtheiten durch einen Besuch zu langweilen, vermied ich, den vielbeschäftigten Mann selbst heimzusuchen, da mein Gesundheitszustand glücklicherweise keine ärztliche Conferenz oder gar eine längere Cur bei ihm erforderte. Ich orientirte mich dagegen bei den mir bekannt gewordenen Curgästen und mit Hülfe der mannichfachen Broschüren über Lampe's Person, seine Curmethode und Heilanstalt, welche in der gutassortirten Brückner'schen Buchhandlung in Goslar zu haben sind. Da vernahm man denn freilich Krankengeschichten, die ans Wunderbare grenzten. Wenn Lampe Heilung verspricht, dann heilt er auch; doch verspricht er sie keineswegs allen. Auch verlangt er unbedingten Gehorsam, consequente Einhaltung aller seiner Vorschriften und strengste Diät. Wer ihm nicht folgt, wird heimgeschickt, wie er denn überhaupt wenig Umstände macht. Redensarten und Complimente nicht liebt und kein Freund langer Krankengeschichten ist. Das Talent eines treffenden und glücklichen Diagnose — eine Naturgabe, die kein noch so eifriges Studium völlig ersetzen kann — muß er in hohem Grade besitzen; er frappirt dadurch nicht selten Aerzte, die ihm auf den Zahn fühlen wollten, ebenso sehr wie Heilung Suchende, welche daheim auf ganz andere Krankheiten erfolglos curirt wurden, als ihnen Lampe bei der ersten Conferenz sofort angibt. Seine Methode bei der Diagnose ist, wie man sagt, eine ganz eigenthümliche. Er sieht weder nach Zunge, noch fühlt er nach dem Puls, sondern sieht ins Auge seiner Patienten und untersucht Hinterhaupt und Nacken. Dort, wo das Kleine Gehirn und Verlängerte Mark liegen, die bekanntlich der Sitz des physischen Lebens sind, erkennt er die Heilbarkeit oder Unheilbarkeit der Krankheiten. Ist der Organismus bereits zerstört, so zeigt sich ihm dort eine todte Stelle, und er soll durch vielfache Erfahrungen die Fähigkeit erlangt haben, den Tod auf mehrere Wochen hinaus vorherzusagen. Bei seinem Heilverfahren geht er von dem Grundsatz aus, daß jede specielle Krankheit nur ein Beweis dafür sei, daß der Organismus überhaupt

ankte. Die lokale Krankheit für ſich allein zu
ren, ſei unmöglich; der geſammte Organismus
ſe geheilt werden. Habe man dafür das geeig-
Mittel gefunden (und dies iſt eben ſein Ge-
nis), ſo treffe man den wunden Fleck ſelbſt dann,
n man ſich in der Diagnoſe geirrt hat.

Director Lampe bereitet ſeine Medicamente ſelbſt
reicht ſie den Curgäſten eigenhändig. So ver-
den auch die Ingredienzien je nach der Natur
Krankheit, von ihm gewählt werden ſollen, ſo
bt das Gemeinſame ſeines Heilverfahrens doch
, daß er weder Gifte noch Mineralkoſte, ſondern
unſchädliche Kräutertränke anwendet, die aber in
en Portionen getrunken werden müſſen. Rund
hr erhält jeder Patient eine Weinflaſche voll, die
n Curgarten innerhalb zwei Stunden leeren muß.
ſelbe Procedur wiederholt ſich nachmittags um
hr, ſodaß jeder Curgaſt täglich zwei Weinflaſchen
zu ſich nimmt. Außerdem wird jeder Patient
ch einmal mit einer Salbe eingerieben und muß
die ſtrengſte Diät halten. Lampe bezeichnet
n Curgäſten beſtimmte Koſthäuſer und Penſionen,
welchen ſie zu ſpeiſen haben, um ſicher zu ſein,
ſie genau nach ſeinen Vorſchriften leben. Er
t und controlirt zugleich die Preiſe der Gaſt-
, um ſeine Anhänger vor jeder Uebertheuerung
chützen. Der vollſtändige Penſionspreis für
, Logis und Aufwartung ſoll im Durchſchnitt
h nur 1 Thaler betragen; die Curkoſten, inclusive
amente, ſind im gleichen Preis. Die Dauer
Cur iſt, je nach dem Uebel, ſehr verſchieden; ſie
möglicherweiſe nur vier bis acht Wochen, aber
Umſtänden auch ebenſo viele Monate in An-
nehmen; zugleich iſt eine entſprechende Nachcur
ärztlicher Hinſicht erforderlich, wenn die Uebel
äckiger Natur ſind. Schon oft mag man ſich
dieſe verhältnißmäßig langen Curzeiten verwun-
oder beklagt haben. Lampe ſprach ſich darüber
l gegen einen Curgaſt dahin aus: „Die Pa-
n wollen in Goslar womöglich ſofort Reſultate
und wenn die Heilung nicht in einigen Wochen
t iſt, wird raiſonnirt. Die Mehrzahl kommt
mit alten, eingewurzelten Uebeln hierher, mit
Doctoren haben ſie daheim lange genug Geduld
, ich aber ſoll auf der Stelle heilen! Früher
ch mich über ſolche Zumuthungen geärgert, jetzt
ch darüber, denn ſchließlich ſagen die Patienten
»Pater peccavi!« Ich hoffe, in den guten
en mich mit jedem Arzt meſſen zu können.
ich aber auch einmal nicht geholfen haben, ſo
mir mindeſtens der Troſt zur Seite, daß ich
nie geſchadet habe.“ Letzteres gewiß ein
Wort, gelaſſen ausgeſprochen!

allem Ernſt ſoll Lampe ſchon viele Kranke
haben, die bereits aufgegeben waren. Ge-
ch greift man zu ſeiner Cur erſt als zum
Mittel, wenn alle ſonſtigen Recepte und Bäder
fehlſchlugen. Der alte Lampe ſoll dann das
Glück machen, an welchem alle Haus- und
Badeärzte verzweifelten. Eingewurzelte Leber- und
Nierenleiden, Stein und Aſthma, Krebs, Syphilis
und veraltete Gicht ſollen mit ſeiner Methode ſchon
gründlich curirt worden ſein; ja es ſoll ihm ſogar
das Unglaubliche, bisher von allen Aerzten Bezweifelte gelungen ſein, die als unheilbar bekannte Zucker-Harnruhr zu heilen.

In Bezug auf letztere hieß es nun ſchon, unſer trefflicher Freund Ludwig Napoleon wäre ſo unglücklich, an dieſer Zucker-Harnruhr zu leiden. Man widerſprach zwar von Paris aus der Nachricht entſchieden, doch verbreitete ſich gleichzeitig das Gerücht, Director Lampe wäre zu Napoleon gerufen worden, hätte aber der Einladung nicht Folge geleiſtet. In den letzteren Tagen beſtätigte dies die „Weſer-Zeitung“: Lampe habe damals allerdings abgelehnt, „hochgeſtellten Perſonen“ in Paris ärztlichen Rath zu ertheilen, werde aber jetzt „auf höhern Befehl“ die Reiſe nun doch antreten. Jenes Gerücht ſcheint alſo doch vielleicht begründet zu ſein; Napoleon ſcheint an der unheilbaren Zucker-Harnruhr erkrankt und hat durch ſeinen hannoverſchen Geſandten bewirkt, daß, als letztes Mittel, Lampe zu ihm mittels Zwangspaß transportirt werde. Denn der alte Wunderdoctor (er zählt bald 70 Jahre) iſt ein eifriger Patriot und ſoll leidenſchaftlich politiſiren. Er mag ſich daher lange genug gegen die Reiſe geſträubt haben, man legt ihm die charakteriſtiſche Aeußerung in den Mund, wenn er Napoleon heilen ſolle, bedinge er ſich, anſtatt der Curkoſten — daß Frankreich den Elſaß an Deutſchland herausgebe!

Bisjetzt hat Lampe immer nur in Goslar ſelbſt curirt. „Aerztlichen Rath“ ertheilt er nicht, ſondern braucht zum Heilen ſeine heimiſchen Kräuter und ſein eigenes Laboratorium. Wenn er Napoleon alſo wirklich curiren ſollte, würde dieſer auf ein paar Monate zu ihm nach Goslar kommen müſſen. Das gäbe eine neue Phaſe der Weltgeſchichte. Goslar, als Seitenſtück zu Plombières und Biarritz. Und als Schlußtableau die hautſche „Annexion“ des Elſaß' — Si non e vero, e ben trovato.

Aus London.

*** Von London läßt ſich jetzt wenig berichten. Der Winter, der im ganzen ungewöhnlich mild war, nimmt mit Regengüſſen und eiſigen Schauern traurig Abſchied. In den eleganten Quartieren beginnt es ſich zu regen, aber nur kärglich; noch ſind die meiſten Aerztelaren geſchloſſen, denn die Reiſeſaiſon hält es zum großen Theil noch für paſſend, mit der Königin zu trauern und bleibt die nach Cowes auf dem Lande. Die „Gentry“ gibt zwar Geſellſchaften, in ſeltner Fülle, aber die Tänzerinnen halten es meiſtens für paſſend, in geſchmackvollen Trauerkleidern zu erſcheinen. Vergebens hat ſogar ſchon die „Times“ ihr gewichtiges Wort gegen dieſe lange Trauer ausgeſprochen und dem leidigen Publikum zugerufen: „Wir haben das Unſerige gethan, jetzt laßt es genug ſein!“ Der Wunſch, im Bezeigen der Theilnahme nicht zurückzubleiben, und vielleicht auch die Bequemlichkeit, nicht für elegant gehalten zu werden, macht, daß die

schwarzen Anzug noch immer vorherrschend sind. Einer Dame, die gern auf die Zeichen der Zeit achtet und um alles in der Welt keinen Anstoß bei der Aubien geben möchte, ging es kürzlich gar übel. Wie es hier meistens geschieht, hatte sie für einen Abend zwei Einladungen, eine zum späten Dinner, die andere zu einem Ball und nach peinlich eingezogenen Erkundigungen wegen Trauer oder Nichttrauer glaubte sie, Anstand und Eleganz fordere noch die erstere, und erschien bei der Mittagstafel in schwarzem Moiree antique, von Madame Le Blanc in Bond-Street auf das geschmackvollste mit breitem Spitzenbesatz garnirt. Aber — wehe! — alle andern Damen sind in farbigen Kleidern und meine ängstliche Miß A. athmet vor Verlegenheit über ihr Trauerkleid kaum auf und begrüßt das Anmelden ihres Wagens wie eine Erlösung. Was werden sie von mir gedacht haben! Bewiß trägt man in Devonshire Square und Montagu Place farbige Kleider — und alle werden nun denken, ich wisse nicht vom high life zu berichten. „Madame fahren von hier nach Russell Square?“ fragt der Bediente. „Nein, o nein! Zurück nach Hause!“ Ihr großes Leid wird wieder Leidtte gemacht. Ein magentafarbenes Kleid trägt zum Glück sie gar fertig da; das Kammermädchen hört mit Theilnahme zu, wie es durchaus nicht mehr „genteel“ wäre, in Trauer zu gehen, und befestigt rasch den grünen Kranz in dem hellblonden Haar, das eben nur durch eine schwarzsammtne Schleife und weiße Perlen geschmückt war. Ein frisches Blumenbouquet, ein farbiger Fächer hatt der schwarzen und Miß A. rollt dahin. Die Aufregung, in der sich die arme Dame befindet, hat sich noch nicht gelegt, als sie in den hellerleuchteten Saal in Russell Square tritt und von der Wirthin begrüßt wird, die — in Trauer ist! Miß A. wendet den Kopf nach links, nach rechts — sämmtliche Damen in Trauer und, was noch schlimmer ist — Russell Square ist ohne Frage ein eleganteres Stadtviertel als das, in dem sie wohnt hat; die Dame des Hauses und ihr Gatte sind wenigstens ein oder zwei Stunden höher auf der sozialen Leiter, weiß daher besser als ihre Mittagsgäste, wie es in Grosvenor Square und Mayfair zugeht. — Arme Miß A.! Nachdem sie zehn Minuten in der tödtlichsten Verlegenheit gestanden und sich vergebens nach einem verborgenen Eckchen, einem schützenden Verhang umgesehen hatte, bittet sie den ersten besten Diener, der ihr nahe kommt, er möchte ihr schnell einen Wagen besorgen — —

Im übrigen ist die Ausstellung jetzt das Wort des Tags. Der erste Mai! Die Ausstellung! Wer wird sie eröffnen? Nicht der Königin? Es würde sie zu gewaltig an die erste Ausstellung erinnern, die sie an der Seite ihres Gemahls, dem das große Fest seine Entstehung verdankte, eröffnete, und außerdem würde der Anblick der königlichen Witwe, die bisher in allerstrengster Zurückgezogenheit gelebt hat, einen tiefen Schatten auf das Ganze werfen. Der Prinz von Wales ist auf Reisen und der von einer Partei gemachte Vorschlag, die beiden ältesten Prinzessinnen möchten mit ihrem Gemahl und Verlobten die Festlichkeit eröffnen, fand heftigen Widerspruch. Die internationale Ausstellung mag immerhin national sein, aber fremde Prinzen sollten die Ehre haben, die Stelle von Englands Königin einzunehmen. — Nimmermehr. Am Ende eröffnet noch Palmerston die Ausstellung.

Am 1. Mai haben übrigens auch dem großen Publikum nur diejenigen Zutritt, die ein Fünf-Guineen-Billet gelöst haben, das ihnen während der ganzen Ausstellungszeit den Eintritt in die Gebäude und die daranstoßenden Gärten gestattet. Darauf kommen die Ein-Guinee-Tage, dann die Halben-Guinee-Tage, die Fünf-Schilling-Tage, bis zuletzt — vom Juni ab — zweimal in der Woche von den bescheidenern Besuchern nur 1 Schilling (10 Sgr.) Eintrittsgeld gefordert wird. Das ist eine gewöhnliche englische Einrichtung, die ähnlich fortgesetzt im Krystallpalast beibehalten wird und die haarscharfe Scheidung der Reichen und Armen aufrecht erhält, die in England lästig, sehr lästig ist, aber noch lange nicht so lästig wie in Deutschland die Trennung zwischen Bürgerlich und Adlig.

Die Neigung für deutsche Literatur ist noch immer im Ansehen begriffen; oft aber sind die Bücher, denen das englische Publikum seine Theilnahme zuwendet, für unsern Geschmack seltsam gewählt. Wie die Franzosen noch immer bei den „Leuteleitsitten“ E. T. A. Hoffmann's verweilen, so ist man jetzt hier bei — Fenimore's „Ulanen“ angelangt. Das in Deutschland fast vergessene Märchen bemächtigt sich seit einiger Zeit in den Händen jeder jungen Engländerin.

„Goldhaltiger Stahl.“

* In England ist kürzlich ein Mr. Longmaid mit einer Composition von gelt- und platinhaltigem Stahl, als etwas überaus Vortreffliches und sich für Schmucksachen besonders Eignendem auftreten und animirt die Insulaner und den Continent, so recht begierig auf seine Erfindung zu sein.

Wie nun aber das Hoffen der Menschen oder Metalle ist, so ergaben die schon vor Jahren mit so lautem Lärm gepriesenen Stahlcomplexionen mit Silber, Chrom, Nickel und Platin auch nicht die mindeste Spur jener edlen Metalle; die bessere Qualität des Stahls war durch sorgfältiges, oft wiederholtes Umschmelzen erzielt worden. Die alles in peinlichen Verhör nehmenden Chemiker fürchtend, erläutert nun Hr. Longmaid sehr weise, daß nur ganz verschwindend feine Theilchen Gold dem Stahl zugesetzt werden dürften, wenn es von dem richtigen Effekt Zeugniß geben solle. Es gilt ½—¾ Loth Gold auf — 20 Centner an. Allerdings ein so homöopathisches Quantum, daß es der Chemiker schwerlich herausfinden dürfte.

Wir wollen damit unser so leidenschaftlich fabrikenes Zeitalter und vor allem unsere Damenwelt warnen, nicht für zu hohe Preise sich derartig goldhaltigstahlerne Schmucksachen aufschwindeln zu lassen durch die vom Verkäufer gemachte Versicherung, „daß dieselben durch den enthaltenen Goldwerth auch stets werthvoll bleiben.“

Briefwechsel.

— C. B. in P. in Mecklenburg. Ihr schönes Talent anderweit zu suchen. Noch soll und darf Goethe gepredigt werden.

— M. K. in Dresden. Durch Ihre Verwirrung mit der verehrten Frau, wenn auch nur auf dem Papier, nach dem Orient zu reisen, soll uns verlangen für die Lektüre ein werther Genuß sein.

(Ausgegeben am 10. April 1862.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. Nr. 16. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Der Letzte des Hauses. Erzählung von Nola Born. I. II. — Die Rechte der Frauen im 17. Jahrhundert. Von L. Fränkel. — Kunst und Industrie in Italien. IV. — Alte und neue Zeitschriften. I. — Unterhaltungsliteratur. X. — Neues aus der Welt.

Der Letzte des Hauses.

Erzählung von Nola Born.

I.

Durch die Nacht hin dröhnten die Hufetritte eines Pferdes. Mann und Roß zeichneten sich schwarz gegen den dunkeln Nachthimmel ab —

Die Gegend läßt sich unter dem phosphorescirenden Leuchten aus schweren, tiefgehenden Wolken nicht erkennen. Große, gewaltige Bergrücken erheben sich drohend wie finstere undurchdringliche Mauern. Fast hat es den Anschein, als wollte der nächtliche Reiter die schroffsten Höhen zu seinem Ziele machen.

Ein paradiesisch schönes Thal, einem selbst durch die Nacht silbern aufblitzenden See lägt er unter sich. Die Bergkronen umgaukt fern und fern bläuliches Leuchten. Fast konnte man glauben, jenes fest stehen bleibende Licht inmitten der Berge wäre ein Meteor. Es sind die Fenster von Elstein —

Die Glasglocken über den Lampen im Speisezimmer verursachen jenes weißliche Licht, welches zu öftern durch das Zucken der Blitze fast verlöscht scheint. Schloß Elstein ist das Ziel von Roß und Reiter. An jener gewaltigen Mauer windet sich der Weg und führt aufwärts nach dem Schlosse.

Dort angekommen, grüßt ein frischer Bergwind. Der See blitzt auf. Die Wälder des gewaltigen Dammes regen sich in leisem Flüstern. Schloß Elstein ist kein umfangreicher Bau — Wenige Thürme, eine nicht allzu weitläufige Front, ein kleiner, zum Theil schon vom schroffen Felsen umgrenzter Hof mit einem Ueberfluß an klarem Quellwasser, das ist alles. Klug hat der Baumeister das Menschenwerk in die Augen und Risse des Gesteins hineingepaßt. Der Elstein ist ein Meisterwerk. Kein Wunder, daß das Volk ringsum sein Entstehen übernatürlichen Wesen zuschreibt. Geister hätten die Hallen gewölbt, Geisterhände hätten den Riß der Thürme so leicht in die Luft hineingebaut, hätten auf das jahrtausendealte Fundament der mächtigen Granitwand die weißen schimmernden Mauern der Hauptfront aufgeführt. Dem war wol schwerlich so. Schloß Elstein verdankte einem alten deutschen Meister sein Entstehen.

Jetzt freilich, im Nachtdunkel, konnte man die ganze groteske Schönheit des Baues nicht mehr erkennen, ebenso wenig wie den natürlichen Schmuck von Millionen rother Bergnelken, die überall in den Ritzen der Felsen ringsum blühten; auch die gelben Moose, die mit ihren zarten Zäpfchen im Gestein hafteten, bedeckte Nacht; nur die Stämme einer kleinen Birkenpflanzung

zu beiden Seiten des Schloßthors schimmerten weiß und geisterhaft, fast wie schlanke Mädchengestalten, dem ankommenden Reiter entgegen — Jetzt reitet er unter dem großen Wappenschild seines Hauses hinweg. Der Ankommende ist der Herr des Schlosses, Graf Leopold von Wahlstein. Graf Leopold ist ein junger Mann von 26 Jahren. Vor wenigen Jahren erst trat er als einziger Erbe die Herrschaft über weitläufige Besitzungen an; der Elfstein ist nur ein kleiner Theil seiner irdischen Güter.

Die Halle ist hinreichend, aber keineswegs glänzend beleuchtet. Ein paar Diener haben dem Grafen das Pferd abgenommen. Matt und schleppend tritt er in die Halle — die hohe magere Gestalt gebeugt —

Ein kleiner hagerer Herr kommt eilfertig die Treppe herab. Es ist Herr Rath Benjamin Glaußner, der frühere Erzieher des Grafen, sein jetziger Gesellschafter. Schon hatte man angstvoll auf dem Elfstein den Herrn erwartet —

Die Stimme des Grafen, weich und sanft, flüstert: „Wir haben doch heute den 18. Juni?"

„Ja, Erlaucht!" antwortete Glaußner und beide traten in den Saal, wo das Nachtmahl sofort serviert wurde. Weiter sprach der Graf kein Wort. Mechanisch, so schien es, sprach er den Speisen zu, mechanisch zerdrückten seine mageren weißen Hände das glänzende Damastgewebe, das den Tisch bedeckte.

Graf Leopold Wahlstein kam aus der Prämonstratenserabtei unten im Thale. Dort hatte er zwei Tage mit frommen Andachtsübungen hingebracht. Jetzt hatte er sich genuggethan. Jetzt hatte er das Ordenskleid, welches er für eine solche Zeit zu tragen pflegte, abgelegt und kehrte in das Weltleben zurück, um — aufs neue zu sündigen — ? —

Graf Leopold Wahlstein konnte auf den scharfern Beobachter keinen günstigen Eindruck machen — Vielleicht wäre Kutte und Tonsur das Geeignetste für ihn gewesen. Er glich oder konnte einem fanatischen Mönch des 15. Jahrhunderts gleichen. In diesem Blick wohnte kein Erbarmen — — Diese Hand konnte sicher das Zeichen geben, ein grauenvolles Glaubensfest zu beginnen. Graf Leopold war aus dem Stoff eines Nero, eines Caligula, eines Alba — und wieder aus dem eines Sanct-Franciscus oder Sanct Dominicus. Schon als Knabe war er der Schrecken seiner Umgebung. Schon als Knabe konnte er, gereizt durch irgendetwas, in sinnlose, nichts schonende Wuth ausbrechen. Niemand trat ihm entgegen; jedermann fühlte sich gegenüber dem sogar epileptischen Zucken des schäumenden Mundes von Entsetzen erfaßt —

Treten wir an ein Fenster des Speisezimmers. Dort jenseit des Sees, wo eben der Mond hinter den schweren Wetterwolken hervorblickt und sich Bahn bricht, kann man, die Bäume des Parks überragend, die Thürme eines zweiten großen Schlosses gewahren. Das ist der Ludmillenhof, das eigentliche Stammschloß der Grafen von Wahlstein. Matt, fast melancholisch hängt drüben das große Banner des Hauses an der Fahnenstange herab. Kein Lüftchen bewegt es. Auch aus den vielen Fenstern schimmert nur hin und wieder ein schwaches Lichtchen in die Gegend hinaus — Als Graf Leopold ein Kind von kaum sechs Jahren war, starb sein Vater schnell und unerwartet — die Stelle im Park, wo sich zu beiden Seiten eines kleinen Grabens eine Menge Gebüsch zu fast undurchdringlichen Bosquets zusammengedichtet hat, bezeichnet den Ort, wo er starb — er stürzte mit dem Pferde — kein Mensch wußte es — einsam ohne menschliche Hülfe legte er das sterbende Haupt auf den weichen sammtnen Rasen. Als das ledige Pferd scheu das Schloß umkreiste, hielt man Nachforschungen und fand den Körper des Grafen. Sieben Jahre war seine Gemahlin drüben auf Ludmillenhof fast eine Gefangene gewesen — der unglückliche Umstand, daß Graf Wahlstein vor ihrer Verlobung ein andauerndes Liebesverhältniß gehabt hatte, wurde im Gemüth des Grafen Ursache zur ununterbrochenen Qual eines Mißtrauens, mit dem er ebenso sehr sich selbst als die schöne Frau quälte, die er mit Argusaugen bewachte. Und die Gräfin war von lebhaften Geistes, so jung, so schön, so voll Lebenslust — und sollte die schönen Jahre blühender Jugend in den weiten Sälen drüben auf Ludmillenhof begraben sein oder in dem einsamen Park mit seinen Tausenden von Blumen — was half ihr das alles —! den Strom der Gesellschaft hielt des Gemahls finstere Gemüthsart fern — selbst klagen durfte sie nicht. Da ereilte ihn der Tod. Kaum war sein Sarg der langen Reihe angeschlossen, in der seine Vorfahren ruhten, so öffnete die Gräfin gastlich die Thore von Ludmillenhof. Als müsse sie das Versäumte nachholen, so hastig suchte sie nach Abwechslung, nach Lust, nach Vergnügen. Nun kam das vornehmer Abenteurer, heute unbestimmter

kunft; die Gräfin prüfte nicht wählerisch — selbst daß die Träger geachteter Namen sich allgemach zurückzogen, schien ihr nicht aufzufallen — sie unterhielt sich — das war ihr unbedingt die Hauptsache. Dann kamen Reisen. Sie war im Kloster erzogen und Paris, London, Italien, die Heerstraße der großen Welt mit ihrem bunten, lauten Drängen mußte ihr nun erst bekannt werden. Sie feierte, nach Ludmillenhof zurückgekehrt, Feste mit verschwenderischer Pracht. Die Zimmer waren nicht mehr öde; in ihnen bewegte sich eine bunte Gesellschaft wie ein Carneval mit theilweise schlechten Masken, die an die dumpfe Atmosphäre irgendeiner Rumpelkammer erinnerten — So ging es drei, vier Jahre — und einige Monate nach dem Tode des Grafen wanderte auch Benjamin Glaußner in Ludmillenhof ein — das heißt, er kam mit der großen vierspännigen Diligence über die Berge und brachte einen Schutz- und Empfehlungsbrief an die verwitwete Gräfin Hildegard von Wahlstein — Die Gräfin knitterte den Brief zusammen — er war von einer der wenigen ihr treu gebliebenen, wirklich vornehmen Personen geschrieben. Was mit dem etwas pedantischen Gelehrten beginnen? Eine Stelle erteilen, das war's. Sie selbst hatte damals fast das Antlitz einer Sylphide; in seinem Modejournal war die ideale Draperung zu finden, die sie, „Herrin der Mode", wie die Schmeichler sie nannten, einer Fülle rosenfarbenen Flors hatte geben lassen. Gräfin Hildegard ließ den empfohlenen Herrn Magister Benjamin Glaußner eintreten, bedeutete ihn, bis morgen ihres Entschlusses zu harren; in jedem Fall könne er sich als angestellt betrachten. Noch einige Tropfen zarteſten Parfums ließ sich dann die Gräfin auf die weißen Finger tropfen, dann gab sie sich ganz dem Genuß eines Kusses hin — Herr Benjamin Glaußner war installirt als Lehrer ihres Sohnes. Er besaß nichts, als was sich innerhalb der papierausgeschlagenen Wände eines kleinen Koffers befand; aber er hatte Kenntnisse, Gemüth und Schmiegsamkeit. Sie ernannte ihn zum Erzieher ihres einzigen Sohnes, des Grafen Leopold.

Benjamin Glaußner, ein gutmüthiger, schwacher Mann, hatte ebenso wenig Geschick, dies schwere Amt zu übernehmen, wie die bunte Schnecke am Aesten, wenn man sie beauftragt hätte, die Diligence durch den Gebirgspaß zu ziehen. Er zitterte zuerst und zunächst vor dem unbändigen Zögling, der ein sonderbares Gemisch von Eigenschaften besaß. Der Gräfin wurde er indessen selbst nach und nach unentbehrlich. So überließ er es — den geistlichen Herren der nahen Prämonstratenserabtei, seinen Zögling zu unterrichten, und schmiegte sich in die bestehenden Verhältnisse des Hauses und befand sich wohl dabei. Noch war nach der angegebenen Frist mehrere Jahre die Gräfin des wüsten Lebens, welches in den edeln Räumen des Schlosses wie Unkraut wucherte, nicht müde; schon wurde ihr Gesicht bleich und ihre schöne Gestalt mager — Da ereilte sie ein furchtbares Schicksal. Sie erkrankte an den natürlichen Blattern. Jetzt zerstob die Schar der Freunde wie Spreu. Die furchtbare Krankheit hatte sich hauptsächlich auf die Augen geworfen. So lag die Leidende im verfinsterten Zimmer, gepflegt und gereinigt von Schmerzen und Hitze. Aber auch nach Wochen, als man eine Blende nach der andern von den Fenstern entfernte, blieb es Nacht vor den Augen der Gräfin — sie war erblindet.

Verzweiflungsvoll, markerschütternd schrie sie nach Licht. Wahnsinnig suchte sie den Schleier vom Auge zu reißen. Sie konnte sich den Gott des Lichts in ihrer Finsterniß nicht denken. Haltlos, zerfließend, ohne Stütze stand die beklagenswerthe Frau einem eisernen Schicksalsspruch gegenüber. Benjamin Glaußner hatte sich ihr in diesem Jammer bewährt; ohne Scheu vor der Ansteckung hatte er ihr Arznei und Erfrischung gereicht. Jetzt sprach er sanft von möglicher Hülfe. Die Unglückliche erhob ihr entstelltes Antlitz, öffnete weit ihr lichtberaubtes Auge — es konnte Hülfe geben? — Abermals reiste man nach Wien — nach Paris — nach London — Ueberall traf ihr aufmerksames Ohr kein Wort des Trostes. Doch fand sie Zeit, ihr furchtbares Geschick möglich zu finden. Resignirt fast kehrte sie nach dem Ludmillenhof zurück und brachte einen Theil an ihrem vergangenen Leben mit — Fortan trug sie nur dunkle Kleider, eng die mager gewordene Gestalt umschließend. So wallfahrtete sie von einem Gnadenort zum andern. Sie flehte nicht um ihr Augenlicht — nein, nur um Geduld, um Stärke, diese gräßliche, ewige, purpurne Nacht, dies Ausgeschlossensein des Lebens mit seinen bunten Farben und Eindrücken tragen zu können. Den Rosenkranz im Gürtel, tastete sie sich von einem Altar zum andern. Abermals schlossen sich die Pforten und Thore von Ludmillenhof. Die Gräfin lebte, nur einzigen Gefährtin eine ihr Gesellschaft leistende ältere Verwandte, wie eine Klosterfrau. Ihr beklagens-

Vitzthum.

Des jungen Einſiedel —

Fr. Auguſt (der Thür zueilend).

Was iſt?

Zweite Scene.

Kammerdiener tritt auf. Nach ihm ſtürzt Julius von Einſiedel im Mantel blaß mit den Spuren eines heftigen Rittes herein. Die Vorigen.

Kammerdiener.

Herr von Einſiedel!

Einſiedel

(reißt die Thür auf, bleibt einen Augenblick ſtehen, ſieht den König).

Hier Freudenfeuer? Wer weiß, ob das Auge der Menſchheit nicht in dieſer Stunde in Thränen ſchwimmt!

Fr. Auguſt.

Was iſt? (Winkt Flemming und Vitzthum zu gehen.)

(Flemming und Vitzthum zur Seite ab.)

Einſiedel (in fieberuder Aufregung).

Acht Tage wie ein Wurm am Fuß des Königſteins gekrümmt — und noch hab' ich Patkul nicht geſehen!

Fr. Auguſt (in fieberuder Bewegung).

Sie entſetzen mich!

werthes Geschick hatte die Gräfin Wahlstein ihrer Sphäre wiedergegeben. Mit der Pietät, die dem Unglück gebührt, suchte man sie auf, leistete ihr durchreisend für Stunden Gesellschaft — jetzt war der Ludmillenhof wieder ein würdiger Sitz eines der größten Namen im Lande.

Graf Leopold wuchs indessen heran. Allgemein gefürchtet, nicht nur von der Dienerschaft, sondern auch von der ganzen Umgegend, blieb Glaußner, der inzwischen den Rathstitel erhalten hatte, der Führer im Geschäftlichen. Graf Leopold zog den Elfstein als Wohnort vor und ließ der Mutter Ludmillenhof. Glaußner war trotz seiner einseitigen Gelehrsamkeit als Alterthumsforscher (sein früheres Leben bedeckten dichte Schleier) wenig mehr geworden als der erste Kammerdiener seines Zöglings. Willenlos ließ er sich von ihm gebieten. Von Natur schroff und unzugänglich, hatte dieser sich beinahe unbemerkt neben in der Abtei in der That einen nicht unbedeutenden Wissensschatz angeeignet; jedenfalls war er ein bemerkenswerther Mensch geworden, dem nur nicht das Glück zu Theil wurde, gut und systematisch erzogen worden zu sein. Weder diesem noch jenem der geistlichen Herren verdankte er sein Wissen; meist allein der eigenen Wahl und Anregung. Von dem Franciscanerpater, der täglich früh aus dem Hospiz herüberkam, um die Messe zu lesen, lernte er Lateinisch; einen eigenen Kaplan hatte er nicht; nur zur Winterszeit, wenn die Mönche eben eingeschneit waren, blieb der Geistliche oft monatelang im Schlosse. Und so war denn Rath Benjamin Glaußner auf Schloß Elfstein nur ein geliebter Diener, den der junge Herr ganz ohne Scheu geben ließ, wenn er es überdrüssig hatte, ihn umhören; Furcht und Liebe oder auch nur Freude kannte der einsame und fast ganz selbständig aufwachsende Knabe beinahe gar nicht. Der ganzen ihn umgebenden Welt war er Herr, das war sein Gefühl; nur die Mutter war seinesgleichen — das war gleichsam nur eine Art Instinct, wie eine gewisse chevalereske Tournure, die sich der Mutter gegenüber nie verleugnete. Zu seinen ersten Kindheitserinnerungen gehörte jener verzweiflungsvolle Schrei nach Licht, jenes Erblinden der Mutter — beinahe fühlte er schon als Knabe ihr Unglück mit; mit analender Phantasie schloß auch er die Augen und stellte sich die Pein ewiger Finsterniß vor. Demnach wurde die Mutter und ihr Unglück eine weiche rührbare Seite in seiner Brust; ohne daß sie es inne wurde, malten ihr seine Worte das, was ihrem Sinne ung gänglich geworden war. Leise, als dächte er n gab er ihr Berichte vom Außenleben — v den kleinsten Dingen — von dem Vogel, von Biene, von der Wolke über Ludmillenhof, al das zeichnete er in das blinde Auge der Mut hinein. Sie sah den Purpur um den Saum kleinen Wolke, sie wußte, in welchem Fenster Elfstein sich gerade die Sonne widerspiegel das waren Erleichterungen, so leicht, so abfäll los, daß selbst ein Wort des Dankes dafür g unangebracht erschienen wäre, und dennoch w es das, was die Gräfin am meisten bedurf Licht! Ein Licht, zurückgeworfen von der Li seite eines düstern Charakters! Dabei lebte in einer eigenthümlichen quälenden Geistesun jochung. Warum er ein Blatt in jenem Mis zwanzigmal ablas, warum er durch ebenso maliges Wiederholen sich im Lesen einer beg neuen Geschichte aufhielt, und gewöhnlich da, sie am spannendsten war — das wußte er se nicht; es war eine unheimliche, zur Nothw digkeit gewordene Gewohnheit. Kam ihm solcher Gedanke und dictirte ihm wie ein tw nischer Herr: Diesen Weg geh' hinab! Ob Sperne dein Pferd und jage hinauf zum Ho in der Zeit von 40 Minuten! so that e mochte ihn auch auf dem betreffenden Wege kein Menschenfuß vorangegangen sein oder mo das Pferd infolge des barbarischen Ritts, gea von Sporn und Peitsche, an der Pforte des A sters zusammenbrechen. Nur selten machte den Versuch, sich diesem peinigenden, selbstgesc senen und selbstgenährten unersättlichen Dä zu entziehen; nur selten fand er die Kraft, Buch fortzuwerfen, anstatt sich mit geistödter Wiederholungen zu beschäftigen. Hätte man auch der Erziehung des jungen Mannes größte Sorgfalt gewidmet, so würde diese den wol für den erfahrensten Erzieher ein schw Werk gewesen sein; seinem Zorne war gar beizukommen. Kam er dann von diesen krankhaften Anfällen zu sich, so gab er sich Reue hin, der er gar nicht genugthun kon Tagelang sich in eine Zelle der Prämonstrate abtei einzuschließen, sich selbst die härtesten S fen aufzuerlegen, war ihm Bedürfniß; ihn d zu verhindern, wäre die eigentliche Strafe g sen. Nach solchem Tage schlich er zu allerle die Kapelle zur Messe, ließ seinen Sitz leer kniete auf dem harten Stein hinter dem le seiner Diener nieder. Wenn sich die Thü

leise wie möglich zu der bereits begonnenen Messe öffnete, so wußte jedermann, daß es der Herr war, der gesenkten Hauptes kaum wagte, die Spitzen der Finger in den Weihkessel zu tauchen; alle in der Kapelle Anwesenden hielten dann gewiß die Augen auf Altar oder Gebetbuch geheftet — wer hätte gewagt, umzublicken? Wer hätte vermocht, ihn zu jener Zeit zu nöthigen, auf den rothen Sammtschemel vor dem Altare niederzuknieen! Claußner, der gute alte Rath, warnte dann mit unterdrücktem Räuspern die Dienerschaft, ja keinen vorwitzigen Blick zu wagen. Claußner war die beste Seele von der Welt, ja sogar von seinem Zögling, den man mit vollstem Rechte seinen Herrn nennen konnte, beinahe geliebt — so weit Graf Leopold Wahlstein überhaupt lieben konnte. Früh und spät war Claußner auf den Füßen, überall war der alte freundliche Herr mit seinem weißen Gesicht, dessen Schnitt an den Kopf eines Vogels erinnerte, und nie anders als im blauen Frack mit goldenen Knöpfen und weißem Halstuch; diese Toilette schien ganz mit seiner Person identificirt zu sein: man hätte glauben mögen, er lege sie selbst des Nachts nicht ab. Claußner war verantwortlich für alles. Den Namen Claußner rief der Graf in jeder Stimmung, wenn es sich um einen leider gewordenen Hut oder um einen bei der Verpackung beschädigten Büchereinband handelte. Der alte Mann wurde citirt, wenn eine Schüssel nicht nach dem Geschmack des Herrn war; er bekam den ersten Theil der Scheltworte, wenn der Kurier zu lange mit dem Portefeuille von der Post ausblieb. Dann ging der Alte wol in Person hinunter in die Küche und sagte dem Koch nicht den zehnten Theil von dem, was er eben gehört hatte. Oder er eilte beim ersten Hufschlag selbst hinaus ans Thor, um das Portefeuille in Empfang zu nehmen und dem Kurier in aller Eile und Gutmüthigkeit zuzurufen, er müsse im Sattel wol geschlafen haben. Er führte des Herrn Correspondenz, suchte verlegte Bücher, war schuld am Falschgehen der Uhren, half dem jungen Grafen, der einen rastlosen Thätigkeitstrieb hatte, unten in der Meierei Brutöfen construiren — alles Mißlungene war seine Schuld — er prüfte die Rechnungen bis in die Bruchtheile — keiner der Beamten würde gewagt haben, sich auch nur um Huhn auf des Herrn Kosten selbst zu fürdern — er verschrieb Obstbäume und haftete für alles, selbst für das Wetter, wenn er leichtsinniger weise Sonnenschein prophezeit hatte, wo es zu regnen begann. Natürlich schwamm man, wie einst drüben auf dem Ludmillenhof, so auf dem Elstein im Ueberfluß. Die Tafel war jederzeit glänzend bestellt. Ein Theil der reichen Erträgnisse der Herrschaft, der Aecker, der Obstpflegen und Sennereien wanderte hinauf ins Hospiz und zwar je mehr der junge Herr „sündigte", um so reichlicher füllte er die Karren der terminirenden Mönche, so viel auch Claußner, der eine Art Aufklärung besaß, mit dem Kopfe dazu schüttelte. Auch seine sanften Stunden hatte der Graf, Stunden, wo er mit weicher Stimme den dann überglücklichen Claußner an sein Bett berief. Dann konnte selbst ein leichtes fröhliches Lächeln seine unschönen Lippen umspielen, dann sprach er von den Verstorbenen, seinen nächsten Nachbarn — redete sich ein, das Flüstern, Knarren und Pfeifen des Windes käme aus der Felswand, an die sein Schlafzimmer lehnte und ließ sich von Claußner in seine Decken hüllen wie ein Kind. Lebte er seiner Reue, so saß er vor der servirten Tafel, aß nichts als ein paar Löffel Suppe, ließ Schüssel um Schüssel unberührt und gebot entweder dem zu solcher Zeit unsäglich unruhigen Claußner, dem selbst keine Speise mundete, barsch, zu schweigen oder er ließ sich dessen Zureden mit wehmüthiger Freundlichkeit gefallen. In der großen Welt galt Graf Leopold von Wahlstein für verrückt.

Nichtsdestoweniger war er ein Gegenstand des Interesses für die Damenwelt. Man fand seine Erscheinung außergewöhnlich, ja sogar anziehend. Zudem ließ seine Galanterie nichts zu wünschen übrig. Das schien ihm angeboren und so natürlich wie das Athemholen. Gräfin Wahlstein war in der That ein schöner wünschenswerther Name; die Kunde seiner düstern, ja gefährlichen Eigenschaften wurde von dem zeitigen Lichte fürstlichen Besitzes verwischt. In dieser Beziehung sind die Frauen jederzeit geneigt, etwas, wenn nicht alles zu wagen — —

Rath Claußner, der eben seinem schweigsamen Herrn oder Zögling wählerisch nur die Truffeln aus einer Pastete herausfischt und sie ihm vorlegt, spricht von Geldgeschäften. Er selbst ist nebenbei ein reicher Mann; seine irdische Habe beschränkt sich keineswegs mehr auf die papierausgeschlagenen Wände seines kleinen Koffers; sein Blick suchte schon lange in den Zeitungen zuerst die Börsenberichte; er hat auf eigene Rechnung mit allerhand Bankierhäusern zu thun und genießt das alles mit dem innersten Wohlbehagen

und mit Seelenruhe, denn sein Besitz war ehrlich erworben.

Jetzt stellte der Graf ein kleines, rubinfarbenes Flacon vor sich auf den Tisch, hielt es prüfend gegen das Licht, um zu sehen, ob die Purpurfarbe auch gehörig rein und glühend sei, und bemerkte dann:

„Morgen ist Fräulein Susannens Geburtstag —!"

Herr Benjamin Glaußner machte ein süßsaures, etwas verlegenes Gesicht. Das geschah jederzeit, wenn Graf Leopold Wahlstein den Namen seiner einzigen Tochter nannte. Nie hatte man von einer Madame Glaußner ein Wort gehört und dennoch brachte vor ungefähr zehn Jahren eine Chaise mit Extrapostpferden ein Kind auf den Elfstein, welches Herr Glaußner seine Tochter nannte. Susanne und eine ältliche Engländerin, schweigsam und langweilig, kamen aus Wien und nahmen Besitz von einem weit ausragenden Erker des Elfstein. Jetzt war Fräulein Susanne Glaußner ein Mädchen von 18 Jahren und von einer vollendeten, beinahe — beängstigenden Schönheit. Systematisch hatte der Vater sie so erzogen, daß sie sich nicht zu viel im Schlosse zeigen durfte. Nie verließ sie es anders, als eine kleine Wendeltreppe hinabsteigend, die unmittelbar in die Einfahrt hinabführte. Nie hatte sie mit dem jungen Schloßherrn ein längeres Wort gewechselt. Täglich, wenn er an ihrem Pensionat in der Kapelle vorüberging, verbeugte er sich vor ihr mit tadelloser Höflichkeit; sonst waren beide so erzogen, daß sie sich ignorirten. Nur jährlich, wenn der 19. Juni kam, bewies der junge Graf der Schloßmitbewohnerin durch ein kleines Geschenk, daß er in ihr Erkerzimmer, in den von Glaußner allein bewohnten Theil des Schlosses, hinaufsandte, seine Aufmerksamkeit. Natürlich regte sich wol mit der Zeit die Neigung zur Annäherung. Aber der Vater Susannens trat immer dazwischen. Sprach der Graf laut und zornig im Hofe und erhob zufällig seine Augen und sah Susanne am Fenster, so ging er sicher kurz abbrechend davon, denn Glaußner blieb auch nicht lange aus; war Susanne in der Nähe, so ließ sich Graf Leopold sogar herab, die Namen der Diener zu rufen, statt ihnen, seiner Gewohnheit nach, nur zu pfeifen — gerade so, wie er bei seinen Jagdhunden zu thun pflegte.

Das kleine, blutrothe Flacon mit echter Goldeinfassung und echten Steinen auf dem Verschluß, das er sich aus Prag verschrieben, hatte zwei Tage lang in der Halle bei den Prämonstratensern gestanden — ein stummer Zeuge seiner mönchischen Uebungen, die ihn diesmal erschöpft hatten. Er war ermüdet und ging zeitig zur Ruhe.

II.

Rosige, lichte Schleier umhüllten den Elfstein. Der goldigste Morgen dämmerte über Ludmillenhof herauf, die ersten Sonnenstrahlen küßten die hier unaussprechlich schöne Erde und funkelten in dem tiefblauen, glitzernden See.

Es war der 19. Juni.

Susanne Glaußner stand noch im Morgenkleide — am offenen Fenster. Es konnte keine tadellosere Schönheit geben als Benjamin Glaußner's Tochter. Die ersten Sonnenstrahlen spielten auf den rosigen, durchsichtigen Wangen.

Ein dichtes Gewebe von dunkelm Steinepheu rankte sich bis zum Fenster hinauf. In goldbedruckter Verpackung lag ein schöner mantuanischer Seidenstoff auf dem kleinen Tische am Fenster — des Vaters Geschenk; auch ein Blumenstrauß, so reich und riesenhaft, wie er der Blumenfülle des Parks drüben von Ludmillenhof entsprach. Das kostbare Flacon des Grafen blitzte darunter wie eine verdeckte Purpurflamme. Orangen und Granatblüten, Rosen und Violen erfüllten die Luft mit zartem Arom.

Susanne lehnte im Fenster. Vor ihr saß, indem sie bedächtig die Schleifen um ihren Arm maß, ihr Liebling Jacques. Jacques war zwar weiter nichts als ein gewöhnlicher Staar — d. h. nach seiner Außenseite — in Wirklichkeit aber war er ein liebes kluges und gelehrtes Wesen, das der Vater vor Jahresfrist von Seppi, dem tiroler Vogelhändler, für die Tochter gekauft hatte. Zwar war Seppi, wie alle Welt wußte, trotz seines ehrlichen Gesichts ein gar schlauer Bursche, der sich gern ein nie singendes Canarienweibchen mit schwerem Gelde bezahlen ließ, aber diesmal hatte sein gefiederter Schüler die Lobpreisungen und den diesen entsprechenden Preis nicht Lügen gestraft. Es war wahr, Jacques pfiff gewissenhaft den Dessauer Marsch genau bis zu der Stelle, wo es ihm jedesmal beliebte, in eine grämliche Kirchenmelodie überzugehen; auch hatte er seine eigenen Ansichten über die Wendungen der Marseillaise — sie klang, von ihm vorgetragen, ganz ungefährlich. Doch Jacques war und blieb Susannens Liebling. Jetzt wandte er kokett den kleinen Kopf, flog auf die Schulter des Mädchens, dachte er

bittert nach einer vorbeifliegenden Mücke, gewahrte dann etwas Wundermerkwürdiges draußen auf dem Felsenvorsprung, brach in ein ganz gemeines Staargekreisch, wie es seiner Bildung und Erziehung gar nicht entsprach, aus, flatterte hinaus und wieder zurück und nun drückte ihn Susanne zärtlich an sich, küßte sein Köpfchen und ließ ihn wieder sein Spiel treiben. Abermals flog er in das Birkengezweig — während sie darüber nachsann und träumte, daß der Vater so eindringlich, so dringend von der Nothwendigkeit ihrer Entfernung vom Eisstein sprach. Er hatte die Absicht zu erkennen gegeben, sie nach Wien zu schicken, zu Verwandten, von denen sie nie gehört, zu einer „Tante", von der sie gelegentlich erfahren, daß sie eine würdige Offizierswittwe war, die junge Damen aufnahm, die in der Gesellschaft leben, sich für sie ausbilden, auch wol einen Mann gewinnen sollten, ohne daß die Aeltern selbst darum mitzureisen brauchten.

Du mußt nun fort — du mußt nun fort —! klang es ihr im Ohr. Da plötzlich fiel ein Schuß — Sie blickte auf — O Himmel! Jacques, ihr Liebling, sank von Schrotkörnern getroffen — Schwerflügelig erreichte er das Fenster, jammernd streckte ihm Susanne den marmorgleichen Arm entgegen. Da zuckte er noch einmal, blutend, sterbend — sie drückte ihn weinend an sich — Wie düsterte sich das schwarze, blutige Gefieder auf all dem prangenden, jugendlichen Liebreiz zusammen —! Jacques war todt.

In Thränen traf Benjamin Glaußner die Tochter. Er redete ihr zu. „Weinen am Geburtstag?" beschwichtigte er — „Das darf ja gar nicht sein —!" Des Mädchens Thränen flossen. Da lag der arme Jacques todt auf dem Blumenreichthum — duftig gebettet auf Orangen- und Myrtenzweigen — ein wehmuthiger Anblick —! Darunter funkelte das Rubinglas des Grafen kalt höhnisch herauf — „Der Sepp wird bald wiederkommen", tröstete Glaußner, „da kannst du einen andern Vogel wählen —!" Immer noch weinte Susanne — „Einen Papagei oder ein Paar Inséparables —" Susannens Thränen begannen endlich spärlicher zu fließen —

Glaußner war sonst ein sehr guter Wirth. Zwei Inséparables — das war ein Werth von ein paar Louisdors! Susanne mußte sogar über die „Unzertrennlichen" lächeln — es fielen ihr sie bei der „Tante" geschlossenen Eben ein — Daß der Schuß vom Grafen gekommen war, der wieder einmal seine Laune hatte, blind die Flinte auf die Bäume zu richten, zu tödten, was sich regte, verstand sich von selbst. Darüber durfte gar nicht erst gesprochen, geklagt werden — Man war's gewohnt — Man trug es, selbst wenn er gewußt hätte — was man indessen nicht anzunehmen zu wollen schien — daß ja jener Vogel Susannens Jacques war —

Susanne legte den armen Jacques in ein kleines Kästchen. Noch heute sollte er drüben im Park von Ludmillenhof begraben werden, unbemerkt von der blinden Gräfin, vor der sich Susanne mehr zu verbergen als zu zeigen hatte. Jetzt glaubte sogar die Matrone schon, daß Susanne in Wien wäre — —

Nun lief Glaußner hinab — Unten traf er den Grafen. Scheu, bleich blickte der junge Mann zur Erde. Kaum konnten seine zitternden Hände die Flinte, die er trug, festhalten. Er kannte schon sein Verlieben — Er wußte schon, daß Susanne früher bei einem ähnlichen Vorfall gesagt hatte: „Alles zerstört er, was ich liebe!"

Vom Eisstein nach dem Ludmillenhof war der nächste Weg über den See. Die Straße nahm in ihrem weiten Bogen noch ein kleines Landstädtchen mit auf, welches ein Postamt hatte und von beiden Schlössern gleich weit entfernt war. Wäre aber auch der Weg über den See der weitere gewesen, so würde ihn doch sicher jedermann zur Sommerszeit der Straße und ihrem Staube vorgezogen haben. Die Leute auf dem Eisstein wußten das Ruder trefflich zu führen. Auch Susanne Glaußner nahm den Dienst der Fährleute, die jederzeit in dem kleinen Hafen zu finden waren, nie in Anspruch. Es gab ein kleines Boot, klein wie eine Nußschale, in dieser ließ sie sich leicht und schaukelnd über das glitzernde Wasser tragen.

Der Vollmond hatte die Gewitterwolken zurückgedrängt. Der Morgen hatte sogar Kühle und einen hellen Sonnenaufgang gebracht, aber in den ersten Nachmittagsstunden zog sich das Gewölk wieder dichter und drohender als je zusammen. „Komm' bald zurück!" hatte Glaußner zu seiner Tochter gesagt, die wirklich ihren Jacques im schönsten Bosquet des ludmillenhofer Parks begraben wollte, schon um nicht den Grafen zu reizen, der eine Begräbnißstätte auf dem Eisstein für einen Verwurf hätte ansehen können —

Inzwischen ging, wie immer bei schwerer Gewitterluft, die blinde Gräfin unruhvoll aus einem Zimmer ins andere. Kein geöffnetes Fenster gewährte Luft oder Erfrischung. Jedes Ge-

räuisch, jedes Wagenrollen dröhnte dumpf unter der Erde fort. Beängstigt, bedrückt, schmiegte sie ihre hagere Gestalt in einen Sessel. Hier gab es durch die weit nach der Terrasse zu geöffneten Thüren doch hin und wieder ein kleines erfrischendes Wehen.

Der Nachmittag brachte den gewohnten Besuch des Sohnes. Ehrfurchtsvoll, als könne die Blinde alles sehen, verbeugte sich Graf Leopold vor der Mutter. Beider Gesichtszüge zeigten auffallende Aehnlichkeit. Doch hatte die Erscheinung der Gräfin trotz der schweren Leiden, die das Schicksal über sie verhängte, etwas Jugendliches; ihre Züge hatten nicht die Starrheit, welche gewöhnlich die Blindheit mit sich bringt — heute zumal — der 11. Juni regte sie immer auf — Unruhig zuckend lag eine innere Seelenpein auf dem immer noch schönen Antlitz; hoffte sie doch im Grunde des Herzens fort und fort auf ein Wunder, auf den Machtspruch der Gottheit: Es werde Licht!

Graf Leopold war noch bleicher als die Mutter. Er war zerstreut, gestört; der Schuß, der den armen Jacques getötet hatte, brannte ihm auf dem Gewissen — Zudem hatte er Suzannens lichte Kleider im Park schimmern sehen und erinnerte sich noch, daß er Claußnern versprochen, der Mutter nichts von der noch um einige Tage aufgeschobenen Abreise Suzannens zu sagen. Die Mutter war mit Suzannen kalt. Sie tastete zuweilen an ihrer schönen Gestalt, ließ sie dann aber stehen und mied sie, fast als wäre sie auf Jugend und Schönheit neidisch.

Weder Gräfin Hildegard von Wahlstein noch ihr Sohn hatten einen Sinn für die seltsame Staffage eingenommen, für die tropische Pracht der Schlingpflanzen, die sich in grausigen Fetzens um die Steinpfeiler der Terrasse rankten; eine frische, eings aufgestellte Orangerie erfüllte die Zimmer mit fast betäubendem Duft — eine Folge der schweren nebeligen Atmosphäre, die den See bereits wie mit grauem Dampf umhüllte.

Die Gräfin hatte sich unruhvoll schon mehrere male erhoben, war bald unter die Thür getreten, bald hatte sie flüchtig und unstet einen Gang durch die nahen Zimmer gemacht. Schweigsam die Augen hinausgerichtet, lehnte Graf Leopold in einem hochlehnigen Fauteuil; fast unheimlich zeichnete sich das bleiche Gesicht auf dem schwarzen Sammt des Stuhles ab.

Eben glitt eine kleine, damastgepolsterte Thür hinter der Gräfin in ihre Angeln zurück. Sie war in ihrem Schlafzimmer gewesen und brac einen einfachen kleinen Rosenkranz von schwar Perlen aus demselben mit.

„Da habe ich den Rosenkranz aus der K pelle am Stein!“ sagte sie, die zusammenroller Perlenschnur dem jungen Mann hinhaltend. „D Prior hat ihn mir gebracht! Er hat ihn se auf dem Altar geweiht! Könnt' ich hinauf in d Gebirge zu dem Erloser am Stein —! Es ein Gnadenbild für Blinde — hör' ich —!“

„Ich will die Wallfahrt übernehmen!“ e wortete Graf Leopold. „Der Sohn kann für die Mutter —“

Noch immer hielt Gräfin Hildegard die kl Perlenschnur dem Sohne hin. Jetzt glitt sie ihrer Hand und fiel zu Boden —

„Das nimmt die Weihe!“ sagte die Gr fast entsetzt, als sie das leise Geräusch des Fa hörte.

„Ich übernehme die Wallfahrt!“ wiederh Graf Leopold und legte den Rosenkranz auf Tisch —

Eben schauerten die Blüten draußen u dem ersten pfeifenden Windstoß. Klirrend fiel Thür ins Schloß — unten am See schimmer Suzannens weiße Kleider — Eben bestieg ihren kleinen Kahn. Nach wenigen Minu trieb ein wilder Sturm die dunkeln Wetterwo zusammen.

„Was ist dir? Du schweigst?“ sagte die Mu ängstlich —

Leopold antwortete nicht. Er sah nur nach dem See —

„Wir wollen beten!“ mahnte die Mutter

„Nein!“ rief der Sohn plötzlich auf „Suzanne —“

Mit diesem Ruf griff er nach dem Hut eilte davon —

Er hatte gesehen, daß sich Suzanne bei di Sturm auf dem tückischen See selbst überl wollte —

Als er fort war, fragte die Mutter ihre wohnliche Gesellschafterin, Suzannens frühere zieherin, jene katholisch gewordene Engländer

„Suzanne —? Ist sie denn noch immer da —

Das Schweigen der Engländerin bestätigte Vermutung —

Unter andern Umständen konnte man von Gräfin, wenn man ihre Blindheit zu einem trug benutzt hätte, die heftigste, die leidensch lichste Zorneswallung gewärtigen — Auch g Claußner, der jeden dritten Tag vom Sch

herüberkommen und ihr über tausenderlei Dinge Bericht erstatten mußte — Nur Claußner's Verhältniß zu Susanne schonte sie und nannte ihn oft und häufig und mit scharfer Betonung den schwächsten Vater, der ihr je begegnet —

Auch heute sagte sie milde:

„Er soll doch endlich Wort halten und das Mädchen nach Wien schicken! Frau von Artern ist eine so würdige Dame! Sie erwartet das Kind! Es wird ja hier zu wild, zu selbständig —! Ich hoffe, daß Susanne dort ihr Glück macht —!"

Dann begab sie sich still an ihren Hausaltar, kniete nieder und betete zu ihrem Heiligen um Abwendung des Sturms, der zu einem Orkan anwuchs und alle Thüren und Fenster zu schließen gebot.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Die Rechte der Frauen im 17. Jahrhundert.

Von **C. Fritsche.**

Molière hat in seinen „Gelehrten Frauen" Charaktere und Sitten geschildert, wie wir sie auch in unsern Tagen finden. Ich meine nicht, daß der Abscheu vor der „Brutalität" des Heirathens, wie ihn Belise und Armande zur Schau tragen, heute noch, einige altjungferliche Damen vielleicht ausgenommen, grassire — sehr im Gegentheil — aber die Hauptthorheit, gegen die der Dichter in diesem Stück die Pfeile seines Witzes schleudert, gelehrte Ziererei der Frauen, findet auch noch jetzt ihre zahlreichen Vertreterinnen. Nur die Stichwörter haben gewechselt. Unsere gelehrten Frauen sprechen nicht mehr von Plato und Descartes, sondern von Chemie und den Wundern der Urwelt; sie bemühen sich zwar nicht um die Finessen der Rhetorik und Grammatik ihrer eigenen Sprache, desto mehr aber traktiren sie englische Litteratur, Sculptur und die übrigen freien Künste. Mit der Astronomie, die den Geist in unermessene Weiten lockt und dem Laien so billig zu dem verhilft, worum es ihm am meisten zu thun ist, zu einem gründlichen Gähnen, haben sich die Damen zu jener Zeit ebenso gern befaßt wie unsere schönen Zeitgenossinnen. Molière läßt seine gelehrten Frauen in Ermangelung eines Observatoriums auf den Boden steigen und durch ein langes Rohr, vor dem die Vorübergehenden Furcht bekommen, zur Luke hinaus Mond und Polarstern beobachten. Dabei sehen sie sogar Kirchthürme auf dem Monde, eine Entdeckung, über deren Richtigkeit ich als Unkundiger demnächst eine der Leserinnen von Mädler's „Populärer Astronomie" zu befragen gedenke. Gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor. So wie in unserm Jahrhundert große Entdeckungen in der Chemie alle halbgebildeten Köpfe mit Wasserstoff gefüllt haben, so füllten damals die reißenden Fortschritte der astronomischen Wissenschaft dem großen Publikum lauter Irrsterne und Nebelflecke in den Kopf. Vermittelst des am Anfange des 17. Jahrhunderts erfundenen Fernrohrs, das noch gegen das Ende der Epoche der Menge etwas verhältnißmäßig Neues und Seltenes war, hatte Simon Marius die vier Jupitertrabanten, Scheiner die Sonnenflecken, Galilei die Sichelgestalten der Venus entdeckt; der dortiger Hewel namentlich die Kenntniß der Mondoberfläche begründet und Descartes Untersuchungen über Brechung und Reflexion des Lichts angestellt. Zugleich war alle Welt voll von den Theorieen des letztern über den Bau der Welt, namentlich von der sogenannten Wirbeltheorie, wonach sich um jeden Fixstern, also auch um unsere Sonne, ein Wirbel bewege, durch welchen kleinere Himmelskörper, z. B. unsere Planeten, um denselben herumgeführt wurden. Neben diesem Lieblingsstudium war es namentlich die griechische Sprache, welche gepflegt und verehrt wurde und ein Gelehrter, der griechisch verstand (damals viel seltener als jetzt), war ein Gegenstand hoher Bewunderung der vornehmen Damengesellschaft. Hauptsächlich Plato wurde gelesen: sein idealer Sinn gefiel, nachdem so lange die trockene Aristotelische Philosophie geherrscht hatte. Wir wissen von der Marquise von Sévigné, daß sie den Plato in Uebersetzungen studirte. Ob dies nun blos literarische Liebhaberei gewesen oder ob auch andere Gründe mitgewirkt, daß gerade dieser Philosoph damals so allgemein beliebt war, ist freilich fraglich. Wahrscheinlich gefiel er namentlich auch deswegen, weil er das schöne Geschlecht in Schutz nimmt, und z. B. an einer Stelle seiner „Republik" sagt, daß die Frauen zwar der schwächere Theil, aber dennoch zu jeglicher Bildung, Gymnastik und Musik geschickt seien und daß sie sogar zur Verwaltung obrigkeitlicher Aemter fähig gemacht werden könnten. Denn dies ist der Kernpunkt damals wie jetzt, die mißverstandene Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern. Auch dies hat Molière sehr richtig gefühlt, indem er der Matadorin seiner Blaustrumpfe, der

berühmtigen Philaminde, die Worte in den Mund legt:

— Mein Herz ist ganz ergrimmt,
Daß man uns unser Recht in allen Dingen nimmt;
Auf Rache sinn ich drum am männlichen Geschlechte,
Das gern uns wollte in den Rang der Sklaven brächte,
Das zur Alltäglichkeit des Weibes Ding verdammt
Und überall den Weg zum Wissen uns verrammt.*)

Von jeher war die Stellung der Frauen in Frankreich eine exceptionelle gewesen; je weniger politische Rechte sie gehabt hatten, was namentlich wegen der Erbfolge in Lehne und andern Grundbesitz von Wichtigkeit war, nach desto freierer gesellschaftlicher Bewegung hatten sie gestrebt. Aus diesem Streben gingen die Liebeshöfe des Mittelalters hervor, die ja nicht blos frivole Dinge unter ihre Jurisdiction zogen. Mit dem Aufblühen der humanistischen Wissenschaften suchten die Frauen auch in diese einzudringen und in Italien wie in Frankreich gab es ja bekanntlich damals deren viele, die wirklich große Kenntnisse erwarben, wie Novella Andrea, die Tochter eines bolognesischen Professors, die in Behinderungsfällen ihres Vaters für ihn die Vorlesungen hielt. Françoise de Saintanges wünschte sogar schon damals, in der Mitte des 16. Jahrhunderts, ordentliche Mädchenschulen einzurichten; ihr Vater aber berief deswegen vier Doctoren, um zu untersuchen, ob seine Tochter auch nicht vom Teufel besessen sei: „pour s'assurer qu'instruire des femmes n'était pas un œuvre du démon."

Es konnte nicht fehlen, daß für und gegen die Berechtigung der Frauen zum Studium in jenem schreiblustigen Jahrhundert vielerlei geschrieben wurde. Eins der bemerkenswerthesten Libelle dieser Art war die von dem Breslauer Aedalius 1595 veröffentlichte, aber wahrscheinlich nicht von ihm verfaßte Dissertation: „Daß die Frauen keine Menschen sind", eine Schrift, die, wie manche ähnliche, theologische (Socinianische) und philosophische (Aristotelische) Streitfragen zu Grunde legte. Aristoteles behauptet nämlich zwar nicht so krasse Dinge wie jene Abhandlung, sagt aber doch, die Frau sei nur ein bei Gelegenheit des Mannes, nicht um ihrer selbst willen erschaffenes Wesen, das von der Natur nicht bei voller Kraft, sondern in Momenten verminderter Schöpfermacht hervorgebracht sei, gewissermaßen ein Irrthum oder Versehen der Natur. Diese Meinung war auch von dem Italiener Balthasar Castiglione in seinem Buch: „Der Hofmann", ausgeführt worden. „Die weisesten Männer", sagt er, „haben geschrieben, daß die Natur, da sie sich bestrebt, die Sachen so vollkommen wie möglich zu machen, wenn sie konnte, beständig Männer hervorbringen würde und daß, wenn ein Mädchen geboren wird, es ein Mangel oder Irrthum der Natur und gegen ihre Absicht geschehen ist: wie wenn einer blind oder lahm oder mit irgendeinem andern Gebrechen behaftet ist oder wie an den Bäumen viele Früchte hängen, die nie reif werden. So kann man die Frau ein zufällig und von ungefähr entstandenes Wesen nennen." Das Buch des Aedalius scheint auch ins Italienische übersetzt zu sein, wenn anders das 1651 auf den Index der verbotenen Bücher gesetzte Werk des Homers Horatio Plato: „Kurzweiliger Beweis, daß die Frauen nicht zum Menschengeschlechte gehören", welches als Uebersetzung bezeichnet ist, die Schrift des Aedalius ist.

Natürlich entstand gegen solche Meinungen, mochten sie nun im Scherz oder Ernst vorgetragen sein, ein Sturm in der gelehrten Frauenwelt, der einen heitern Pendant zu dem allgemeinen Sturme des Reformationszeitalters gegen die Aristotelische Philosophie überhaupt bildet, deren Anhängern wenigstens in diesem Punkt sogar Gelehrte wie Cujacius und Pithäus gehörten. Signora Moderata Fonte (gest. 1592) begnügt sich noch begnügt, einen Discours „Ueber die Verdienste der Frauen" zu schreiben, aber die Venetianerin Lucrezia Marinella publicirte 16[illegible] ein Buch, worin „Der Adel und die Vorzüglichkeit der Frauen nebst den Mängeln und Gebrechen der Männer" bewiesen werden. Nicht so weit ging die Holländerin Maria Schurmann, wegen ihrer Gelehrsamkeit die zehnte Muse genannt, die mit pedantischer Gelehrsamkeit zwei dahin einschlägige Abhandlungen schrieb: „Ob einer Christin das Studium der Wissenschaften ziemt" und „Ueber die Geschicklichkeit des weiblichen Geistes zur Gelehrsamkeit und den höhern Wissenschaften", die beide in der Ausgabe ihrer „hebräischen, griechischen, lateinischen und französischen Werke" — denn in all diesen Sprachen schrieb Fräulein Schurmann, ihre holländische Muttersprache scheint ihr zu ordinär gewesen zu sein — enthalten sind. Unter den Französinnen ist neben Margarete Bouvillet und vielen andern (auch männlichen) Vertheidigern der Frauengelehrsamkeit namentlich Jacouette Guillaume zu nennen, deren Aufsatz

*) In Kaun's Uebersetzung. S. 58.

die größten aller sind. Sie schrieb 1655: „Die berühmten Damen, worin mit guten und triftigen Gründen bewiesen wird, daß das weibliche Geschlecht in jeder Beziehung das männliche übertrifft", ein damals sehr bekanntes Buch, das auch unser vortrefflicher Molière gewiß in der Hand gehabt hat.

In der That blieben die Bestrebungen der gelehrten (meistens auch vornehmen) Schriftstellerinnen nicht erfolglos. Die Schriften des Jahrhunderts sind voll von Anerkennung derselben und einigen räumt der Literarhistoriker noch jetzt eine ehrenvolle Stelle in der Entwickelung des modernen Geisteslebens ein, wenn er auch keine zu nennen weiß, deren Werke sich einen dauernden Werth bewahrt haben. Die Zahl derer, die sich mit gelehrten Dingen im engern Sinn beschäftigt haben, mit Philologie, Moralphilosophie u. dgl. ist natürlich bei weitem geringer als die Zahl der Damen, die sich schönwissenschaftlich beschäftigten. Außer den obengenannten führe ich aus jener Klasse beispielshalber noch Mademoiselle de Gournay, die Adoptivtochter Montaigne's, an, die ihres Stiefvaters „Essays" mit werthvollen Bereicherungen herausgab und erst 1645, 80 Jahre alt, starb; ferner Madame Dacier, die bekannte Uebersetzerin griechischer und lateinischer Klassiker und Herausgeberin lateinischer und griechischer Schriftsteller, und die Marquise de Lambert (gest. 1733), die einen geschätzten „Traité de l'amitié" schrieb. Unzählig ist die Menge der mehr oder minder gelehrt gebildeten Damen, die uns Briefe und Memoiren hinterlassen und dadurch vielleicht für uns den größten Werth haben, weil sie eine Menge, freilich sehr zerstreuten und anekdotenhaften, aber doch interessanten geschichtlichen Materials aufbewahrt haben. Vor allen glänzt hier die Marquise von Sévigné durch ihre dem Fachgelehrten nie entbehrlichen Briefe, die dem gewöhnlichen Leser, einzeln oder in kleinen Abschnitten genossen, reizend, als wahre Cabinetsstücke erscheinen, in Menge aber hintereinander fortgelesen (es sind sieben Bände!) höchst ermüdend und einönig werden. Interessant sind auch die Briefe der Maintenon, der Geliebten und spätern Gemahlin Ludwig's XIV.; die unter ihrem Namen gehenden Memoiren, die La Beaumelle herausgegeben hat, sind unecht. Auch die Memoiren der Madame de Motteville über die Zeit Anna's von Oesterreich sowie die der Mademoiselle de Montpensier haben noch einigen Werth.

Die größte Zahl der literarischen Damen wandte sich natürlich der Dichtkunst zu. Da ist die Deshoulières, Mademoiselle Bernard, Elisabeth Chéron; da sind die Elegieen Henriettens von Coligny, Gräfin de la Suze, die Feenmärchen der d'Aulnoy und mehrerer anderer; da sind endlich die Romandichterinnen. Vor allen die Scudéry mit ihren dickleibigen Romanen „Cyrus", „Clélie", u. s. w.; Fräulein des Jardins, noch einmal die Montpensier; endlich Frau von Lafayette, die bedeutendste der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Die Scudéry und Lafayette sind für die damalige Zeit, was die Sand und Eugène Sue für die unsrige; ihr Talent war keineswegs gering, wenn es auch eine ganz andere Richtung einschlug als bei jenen modernen Dichtern. Wer weiß, ob man nicht über abermals zweihundert Jahren die langen Schilderungen unserer Zeitgenossen ebenso langweilig finden wird wie wir die langen Monologe des „Großen Cyrus". Genug, sie unterhielten ihre Zeitgenossen wundervoll und ihr Ruhm erscholl durch alle Lande.

In Einem Punkte laufen die Bestrebungen aller dieser Damen zusammen: sie alle bestrebten sich aufs ernstliche, oft überernstlich, der großen Sprachreinheit und der gewählteren Ausdrucksweise. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist leider nur ein Schritt und diesen Schritt haben sie ziemlich alle gethan. Man machte Jagd auf unanständige oder zweideutige Worte und rottete sie aus, und diesen Damen war zuletzt alles zweideutig, was nicht einen conventionell feststehenden Sinn hatte. Sprachreinheit war überhaupt das Bestreben des Zeitalters. Auch die Académie française beabsichtigte ursprünglich nichts, als über die Reinheit der Sprache und Präcision des Ausdrucks zu wachen; ein Zweck, der auch in der Vorschrift der anfangs als Privatgesellschaft bestehenden Verbindung um öffentliche Constituirung, vom Jahre 1635, bestimmt ausgesprochen wird.

Da, wo auch Molière's gelehrte Frauen ihre Ideen über Sprachreinigung zum besten geben, handelt es sich darum, eine Damenakademie zu gründen (zu der natürlich auch Herren gnädigst zugelassen werden sollen), um die Rechte der Frauen in corpore zu vertreten. Akademieen waren damals viel allgemeiner verbreitet als jetzt: in jeder bedeutenden Stadt Frankreichs gab es eine oder mehrere, die irgendeinen speciellen wissenschaftlichen oder künstlerischen Zweck verfolgten, sei es Erforschung eines philosophischen

Schriftstellers, namentlich Plato's, oder physikalische Untersuchungen, Kritik oder dichterische Production. Der Art war z. B. die Akademie von Baif und Thibault de Cordille gewesen, die von 1570—1581 existirte und nur griechisch zum Gegenstand ihres Studiums machte. Solche Akademieen nahmen manchmal auch Damen auf; so z. B. ernannte die Akademie de Ricovrati neun Damen auf einmal, unter dem Namen der neun Musen, zu ihren Mitgliedern, darunter Fräulein Scudéry sowie Frau Deshoulières als Polyhymnia. Der Scudéry widerfuhr noch eine andere Ehre, die sie vielleicht höher geschätzt hat als jene; ihr wurde nämlich von seiten der pariser Akademie der erste Concurrenzpreis für Beredsamkeit wegen einer Rede: „De la gloire", zuertheilt.

Aber alle solche Anerkennungen waren den gelehrten und poetischen Damen nicht genug. Der Plan, den Molière seiner Philaminte unterschiebt, eine besondere Akademie der Damen zu gründen, war in vollem Ernste schon von der Gräfin d'Auchy gemacht worden, wie in dem Briefwechsel Chapelain's und Balzac's zu lesen ist. Die Akademie sollte regelmäßige Sitzungen halten. Leider ist nicht bekannt, womit die Frau Gräfin die Zusammenkünfte ausfüllen wollte; wenn es bekannt wäre, so würden wir vielleicht ein ebenso interessantes Sammelsurium gelehrter und poetischer Bestrebungen sehen wie das, von dem Molière seine Damen sprechen läßt. Diese wollen alle Künste Minervens und Apollo's treiben, Plato und Epikur, Descartes und Gassendi studiren; Physik, Dichtkunst, Grammatik treiben, unter allen Ansichten und Meinungen herumtasten und keine adoptiren. Namentlich aber thun sie sich etwas darauf zugute, daß sie „die schöne Sprache" mit den „hohen Wissenschaften" vermählen wollen. Sie nennen dies „höhere Veredlung" — heute nennt man es „Popularisirung der Wissenschaft"; es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Ob nun der Plan der Gräfin d'Auchy wirklich ausgeführt worden ist, weiß ich nicht; auch konnte es gar nicht darauf ankommen, da die Frauen ihren Zweck, neben ihrem rein gesellschaftlichen Einfluß auch einen literarischen zu gewinnen, durch ihre maßgebende Betheiligung an der schriftstellerischen Production und durch die höfische Bewunderung jenes galanten Zeitalters bereits erreicht hatten. Hatte sich doch sogar eine Königin, Christine von Schweden, den Streiterinnen ungesellt! Dazu kam noch ein anderes Moment, damals unscheinbar, aber in der Folgezeit, bei entwickeltern Verhältnissen und Gegensätzen, von der größten Wichtigkeit. Von jeher hatten die affectirten Damencirkel eine gewisse Opposition gegen den königlichen Hof gebildet. Unter Ludwig XIII. und Mazarin scharten sich um die Marquise von Rambouillet viele zartgestimmtere Seelen, die an dem oft noch rohen Treiben des Hofs kein Gefallen fanden, sich feinerer Sitten und zierlicher Sprache befleißigten. Dieser Kreis, die eigentlich sogenannten Précieuses, wurde allmählich von der Zeit aufgelöst, nachdem die gesellschaftliche Reform, die er angestrebt hatte, durchgedrungen war und auch der Hof seit Ludwig's Großjährigkeit den feinern Ton angenommen hatte. Einige ältliche Reste dieser précieusen Gruppe, die die untergegangene Glorie aufzufrischen suchten, stürzten sich nun verzweifelnd in die Wissenschaften und sammelten um sich einen Kreis gelehrter Männer, deren Ruhm sie mit verherrlichte. Der Hof aber verhielt sich wiederum ganz spröde gegen diese neue Richtung, um so mehr, als die eigentlich Précieuses, wie die Scudéry, der trockenen Fachgelehrsamkeit ebenfalls abgeneigt waren. Dies wurmte die Damen sehr und sie ergingen sich — natürlich nur privatim — in den giftigsten Spöttereien. Waren die Précieusen mit der Fronde lirt gewesen, so schloß sich an diese gelehrten Damen die gegen das Ende der Regierung Ludwig's immer mächtiger sich entwickelnde Freidenkerei und liberale politische Opposition an. Die mißglückten Damenakademieen wurden durch die Bureaux d'esprit ersetzt. An diese schlossen sich dann später die Femmes incomprises und unsere Emancipirten an. Theilweise ließen sich diese Wandelungen derselben Grundidee bis in die Person verfolgen, indessen liegt dies für heute über unser Ziel hinaus.

Und soll denn das Gebiet der Wissenschaften nun wirklich dem schönen Geschlecht verschlossen bleiben? Nein und ja. Ja, wenn sie sich in das Getümmel des Marktes und der streitenden Meinungen mischen wollen. Nein, wenn sie sich zur Bildung ihres eigenen Geistes, zur Erheiterung und zur Abwechselung mit den ihnen eigentlich obliegenden Geschäften einmal auch hierin versuchen wollen. Man kann darüber nichts Besseres sagen, als der Dichter gesagt hat, an dessen Lustspiel wir diese Betrachtung anknüpften. Vernehmen wir also zum Schluß, was Molière

durch den Mund seines verständigen Liebhabers Gilandre ausspricht:

Gern mag ich, daß ein Weib gar mancher weiß und kann;
Doch will in meinen Sinn das Streben nicht hinein,
Daß es gelehrt sich macht, nur, um gelehrt zu sein.

Ich lieb es, wenn sie Kraft bei manchmal zu schweigen
Versteht, und wenn sie weiß, ihr Wissen nicht zu zeigen.
Wenn sie ihr Studium nicht einem jeden nennt,
Und wenn nicht jeder weiß, was sie versteht und kennt,
Wenn sie sich nicht bemüht, Autoren zu zitieren
Und beim geringsten Wort mit Witz zu parodieren.

Anregungen.

Kunst und Industrie in Italien.

IV.

Ueberfülle an Mittheilungen bestimmt uns, die Berichterstattung über die florentinische Ausstellung aus der Feder eines Italieners, die wir in unserer Beilage (Nr. 6) begonnen hatten, an dieser Stelle fortzusetzen.

„Heute fällt mir manches auf", schreibt Gironi, „was ich gestern nicht bemerkte, und deshalb folge ich in meinen Briefen keinem im voraus bestimmten Plan. Wenn Ihnen das nicht recht ist, so brauchen Sie nur die Berichte der offiziellen Berichterstatter der einzelnen Abtheilungen abzuwarten, da finden Sie Ordnung und Vollständigkeit. Was mich betrifft, so werde ich, selbst auf die Gefahr hin, nicht alles zu sehen, sie nicht lesen, weil ich alles Offizielle hasse, da ihm Charakter fehlt und es sich immer mit dem langsamen und gleichförmigen Schritt des Maulthieres bewegt.

„Die Gegenstände der Kunst sind, wie ich schon bemerkt, die vorwaltenden, und ich werde Ihnen den Grund angeben, weshalb. Die Industrie war wol ursprünglich bei uns vorhanden, da sie aber nur wenige örtliche und niemals eine nationale Förderung genoß, so mußte sie sich unter fremder entwickeln, z. b. unter den industriellen Getzen Deutschlands, Englands und Frankreichs, welche die Production seiner Ländchen unter diejenige von zehnmal größern beugte. Die Industrie war bei uns bis auf die letzten Zeiten lombardisch, piemontesisch, modenesisch, parmesanisch, päpstlich, toscanisch, neapolitanisch, sicilianisch, aber nicht italienisch. Das Centrum ihrer Thätigkeit war Wien, Paris, London; sie war nicht unter Einem eigenen Getzt, sondern unter denen meist der Berge. Die Kunst dagegen ist italienisch; sie allein erkannte immer die Einheit des Vaterlandes lange vor Rom an; die Künstler konnten, um sich auszubilden, weder nach Berlin noch nach Wien oder Madrid reisen; sie mußten nach Rom gehen, um ihre Anschauungen, bewußt oder unbewußt, an einer durch die Denkmale von zwei Civilisationen aufbewahrten Geschichte zu bilden, die fortwährend ein drittes Leben erzeugen. Es ist wahr, daß manche servile Bildhauer aus dieser Schule hervorgegangen sind, aber auch Bartolini und Vela; höfische Maler, aber auch Sabatelli, Pollastrini und Ussi; jede Soa erzeugt Kain und Abel. Darum ist die Kunst in Italien groß, weil sie im Lande eine Hauptstadt besitzt, weil sie sich bestrebt, ihre dritte Mission zu erfüllen, und überall lebt, allen zum Trotz, im ganzen Volke lebt, und auf der Ausstellung findet ihr den Beweis davon. Betrachtet z. B. die kleinen plastischen Gruppen aus Sicilien, sie werden euch die Bestätigung dessen geben, was ich behaupte. Es sind alles Gruppen und Figuren, die Vorgänge aus dem Volksleben darstellen; wahrscheinlich würden dem Verfertiger Scenen aus dem Salon nicht in gleichem Grade gelingen. Da ist weder ein Redner noch ein General, der seine schimmernden Medaillen zeigt, sondern ein Stahlmacher, ein Schlosser, der in den Straßen seine Waare ausruft, und — ein Gegenstand, der erst durch die neue politische Umwandlung für die Nachbildung gewonnen ist und an dem die Kunst sich versucht — nicht etwa ein großer Herr vom Orden der heiligen Annunziata, noch ein Senator oder Deputirter, sondern — der öffentliche Zeitungsverkäufer! Ihr findet keine Gruppe von Akademikern oder von Gelehrten, die in ihre Studien vertieft sind, dagegen Schuhflicker, die, miteinander plaudernd, ihre Schuhe ausbessern. Alle diese Figuren, alle diese Gruppen haben eine wunderbare Lebendigkeit und Wahrheit und ein vortreffliches Gelenk; ihr glaubt ihre Stimme, ihre Worte zu vernehmen und ihr fühlt, daß diese vortrefflichen kleinen Werke von einer Klasse von Personen gemacht sein müssen, die das tiefste Verständniß für die Leiden und die mühsam errungenen Genüsse besitzen, die sich mit dem Schweiße der Arbeit verbinden. Die Freude und der Schmerz sind auf diesen kleinen Gesichtern in einer Weise ausgedrückt, wie wenn der Künstler in jedem Zuge sagte: Diese Freuden und diese Schmerzen kommen aus meiner Seele. Ich mußte unserer Väter der Kunst gedenken: des Arnolfo, der seine sechs Lire des Tags empfing — Hört ihr es, ihr Baumeister! Für die Erbauung von Santa Maria del Fiore —! des Donatello, des Ghiberti und des Andrea, die des Abends in ihrem Schurzfell in der kleinen Schenke auf dem Markt ihre Nüsse und einen dürftigen Käse verzehrten und dabei ihren Geist in dem Bewußtsein kräftigend, daß um sie her ein Volk lebe, dem sie ihre großen Werke schaffen. Jener sicilianische Künstler bestätigt die Ueberzeugung, daß diese armseligen Hüllen gute und reine Seelen umschließen, unerkannte, vielleicht verachtete, und er sagt: „Ich werde euch rächen!"

„In der höhern Kunst muß ich noch auf den kühnen Lucifer von Costantino Corti aus Mailand

Einſiedel.

Unglücklicher König, lernen Sie hier, wie man Ihre Saaten um die Ernte betrügt, wie tauſendmal oft man Ihnen eine gemalte Glückſeligkeit Ihres Volkes zeigte! Kennen Sie Ihre Diener? Kennen Sie den Commandanten des Königſteins?

Fr. Auguſt.

Ein in Ehren ergrauter Offizier.

Einſiedel.

Ein eisgrauer Sünder! Sire, die Staatsgefangenen des Königſteins ſind in der Hand eines Elenden, der es verſteht, wie man unglückliche Angeklagte, vor deren Unterſuchung man ſich in Dresden fürchtet, auf dem Königſtein vor dem Richterſpruche ſterben läßt.

Fr. Auguſt (dringend).

Patkul — Patkul —

Einſiedel.

Ich ſah' ihn nicht, ich hörte nichts von ihm.

Fr. Auguſt.

Mein Befehl an den Commandanten.

Einſiedel.

Ich gab ihn ab. Da man am Tage der Verhaftnahme die Thore Dresdens geſperrt hatte, konnte ich erſt nach dem Königſtein gelangen, als Patkul dort ſchon angekommen war.

Fr. Auguſt.

Mein Befehl — mein Befehl —

zurückkommen, er ist in sitzender Stellung, aber entschlossen, sich zu erheben, stolz auf die göttliche Vertheilung und im Begriff, die großen Flügel zu gewaltem Fluge zu entfalten. Die Haltung der Figur nimmt sich besonders gut aus, wenn man sich ihr zur linken stellt, wo nichts den Eindruck stört. Die Anatomie ist treu und kraftvoll ohne Uebertreibung und in allen Theilen der Bewegung des Körpers entsprechend. Es ist eine Gestalt, die im eigenen Gedanken lebt, aber ihn ausdehnt in die Räume des Unendlichen, in die Mannichfaltigkeit, aus der das Universum besteht.

„Auch aus Mailand wurde die marmorne Leierin des Pietro Magni eingesandt: eine Bildsäule in Lebensgröße von unschuldigster Jungfräulichkeit. Alles in ihr ist jungfräulich und lebt für das Vaterland, indem sie nichts begehrt, als sich den Geist durch die heiligen Ideen zu veredeln, deren Schriftzeichen sie vor den Augen hat. Die Anmuthsamkeit des Mädchens ist wirklich eine tiefinnerliche und freudig verräth die Seele die Erregung, die sie durchzittert und den Marmor selbst, aus dem sie gebildet ist, beweglich und durchsichtig erscheinen läßt.

„Von dem Mailänder Pietro Galli ist eine Frau da, die sich mit einem Kinde vorwärts schleppt und betteln: eine Gruppe, in der sich die Angst des Muttergefühls mit Wahrheit ausdrückt; die beiden Gestalten bewegen sich, aber in jener Weise, die einen Schritt vorwärts und zwei zurück macht.

„Eine Statuette des Francesco Serraccia, in halber Lebensgröße, † von Vincenzo Gajazzi aus Rom vertreten. Der Gegenstand ist ein bisher noch unbehandelter, bietet aber die Schwierigkeit des militärischen Costüms der Zeit, welches es fast unmöglich macht, die Bewegung des Körpers auszudrücken, da die Gesammtrüstung sie verhüllt. Die Sorgfalt und Liebe der Ausführung fehlten dem Künstler nicht, aber das Werk erscheint kalt, während nur der Stahl kalt ist, mit dem der Held bekleidet ist. Serraccia ist ein Gegenstand der Action und freie Action ist in dieser Gestalt nicht die des Gladiators, aber die des großen Kriegsherrn, welcher das Schwert zieht.

„Die Tochter Jairus, eine Gestalt der Ironie voll, von Salvino Salvini aus Livorno, ist ein Gegenstand des Gedankens und falsch würde derjenige ihn auffassen, der die Augen vorzugsweise auf die Darstellung richtete, die schön sein kann, wie sie es ist, aber die immer in solchen ganz psychologischen Werken untergeordnet bleibt. Es läßt sich nicht bestreiten, daß die Physiognomie den wahren Typus ihres Stammes trägt; es gibt jedoch Vorschriften in der Kunst, die, wenn sie auch nicht unumstößlich sind, doch große Rücksichten auferlegen. Hätte der David Michel Angelo's die Züge seines Stammes, so würde er wahrscheinlich nicht das Meisterwerk sein, das er ist, der Kopf des David ist aus der reinsten Schule. Der Kopf der Tochter Jairus ist in der That bedeutend und während er als solcher Anerkennung verdient, läßt er für denselben doch viel zu wünschen übrig, der eine bestimmte Linie, ein Gesetz der Norm verlangt, von dem er nicht abweichen mag. Und scheint, daß der Künstler, indem er sich diese Physiognomie zur Pflicht machte, sich Fesseln anlegte, denen er sehr gut entgehen konnte. Als einer Statue des Gedankens, die sie darstellt, hat er ihr vielleicht eine zu gebrochene Haltung gegeben, die nicht mehr das bittere Klagen und Weinen ausdrückt, von dem die Bibel spricht, die jede Tröstung zurückweist; er wollte, daß sie zu sehr einen Schmerz ausdrücke, der sich nicht ausdrücken läßt. Bei einem Gegenstand wie dieser vermindert jede sichtbare Action die Darlegung der Leidenschaft, die in der Seele wohnt; die Linien der Kunst sollten den Blick des Beschauers nicht auf das Aeußere hinlenken, sondern ihm die Geheimnisse der Seele enthüllen.

„Ein Basrelief von Vito Angiolini aus Neapel, ausgeführt zum Andenken seines Vaters und seines Bruders, erschien mir mit aller Grazie der Kunst und mit dem Gefühl eines Menschen gemacht, in dem die Erinnerung an theure Personen lebt, die ihm angehörten.

„Nachdem das feurige Streben nach nationaler Unabhängigkeit wieder erwachte, erstand auch aufs neue der Cultus für Balilla, den genuesischen Jüngling, welcher zuerst jene Volksthätigkeit in Italien anregte, in demselben Italien, in dem es nach Legnano aussah, als gäbe es kein Volk mehr. Man hat verschiedene Versuche gemacht, den muthigen jungen Mann darzustellen; der gelungenste ist der von Giani im Jahre 1858 entworfene und modellirte, der in der königlichen Gießerei von Turin gegossen wurde. Die andern, die mir bekannt sind, haben, um den Gegenstand deutlich zu machen, den Mörser, welcher den Aufstand veranlaßte, neben den Jüngling gestellt. Mir ist stets zuwider, wenn eine Statue einen Namen und Vornamen als Aufschrift hat, weil dies anzeigt, daß die dargestellte Handlung dunkel und unklar ist. Diese jedoch ist durch das Costüm, die freie Action und den belebten Stein ausgedrückt. Es ist eine außerordentlich lebendige Gestalt in Lebensgröße und diese ihre Lebendigkeit verdeckt die Mängel, welche sie sonst haben mag.

„Ulin ließ uns sein großes historisches Gemälde: «Die Vertreibung des Herzogs von Athen», wiedersehen. Es zeigt uns einen Mann, welcher sich zu der Abtretung einer Stadt entschließen soll, die er, ein Fremder, willkürlich tyrannisirte; er ist eben im Begriff, das Actenstück zu unterzeichnen. Die Scene ist in einem großen Saal. Eine Handlung wie diese besteht jedoch nicht blos aus dem, was uns der Maler vor das Auge führen kann, und er verdient sein Verdienst dadurch, daß er [illegible] vervollständigt hat durch alles, was mit ihr außerhalb des dargestellten Raumes zusammenhängt. Dies hat Ulin vortrefflich auszudrücken verstanden. Während der Herzog noch zweifelnd dasteht, hat ein Krieger, der vielleicht noch gestern den Athern anbielt, wenn er ihn von fern sah, sich ihm genähert und mit einer Handbewegung,

deutlich zeigt, daß kein Unterschied des Standes
ehr gilt, sagt er ihm, daß kein Zweifel mehr statt
ri und keine Zeit mehr zu verlieren sei. Und die
nigen Personen, die an den Fenstern stehen und
jenigen den Rücken zukehren, die unten gestikuli-
nd und unruhig warten, lassen erkennen, daß ein
oßer Volkssturm unten in der Straße tobt und
ebend an die dicken Mauern schlägt, welche jenen
ud umschließen. Das Colorit wie die Zeichnung
ßt laßt den großen Künstler erkennen, der mit
an den Ueberlieferungen der historischen Schule
hält.

„Pollastrini hat mehrere historische Bilder gemalt,
r schön, einige die gewagtesten Schwierigkeiten der
unst verschmähend und lösend. Verkürzungen, contra-
rende Reflexe, Lichteffekte, krampfhafte Zuckungen
d die Unbeweglichkeit des Todes. „Die Flüchtlinge
n Siena", eine Episode aus der Zeit des Unter-
ngs der Freiheit in Italien, erscheint nur ein herr-
es Gemälde, welches über den Jammer jener Un-
glücklichen zu Thränen rühren muß, die das Vater-
d verlassen mußten, indem auf die Freiheit ein
mord von Medici folgte. Alle schreiten ernst vor-
, besonders aber in den Augen des jungen Ma-
nns, auf den sich der gebeugte Alte stützt, malt
ein unendlicher Kummer — der Kummer über
bevorstehende Exil — das ist der Gedanke
llastrini's und sein Gedanke ist so ergreifend aus-
ückt, daß er auf alle Beschauer übergehen muß.
genommen vielleicht den Baron Ricasoli, wel-
behauptet, daß man im Exil nicht leide". —
Gemälde ist gut angeordnet und der Blick über
at alles, ohne zu ermüden.

„Diesen schönen Darstellungen, diesem vertief-
n Colorit des Ussi und des Pollastrini steht das
von Domenico Morelli aus Neapel. „Die
erstürmer" in Kraft der Linien und Größe der
hnung würdig zur Seite. Das Licht springt so
r, daß es die Künstlerin erleuchten könnte und
Farben sind so aufgetragen, daß sie einen Künst-
verraten, der, Meister der Palette, auf ihr bereits
Gemälde componirt hat, bevor er es auf die
nand überträgt.

„Gaetano Gonin malte den Untergang der Familie
oli, neun Personen derselben Hauses, die grau-
von den Oesterreichischen Soldaten im Mai 1849
bracht[?] wurden. Ich weiß nicht, ob sein Bild
oder häßlich sei, aber das weiß ich, daß es tief
unden ist und eine ernste Lehre enthält. Ich
neben einer Gruppe von Bekannten jener Fa-
, die voll Wuth und Schmerz die Namen der
chlichen Opfer nannten, und ich konnte mich nicht
lten, ihnen zu sagen: »Da seht ihr, was die
den thun!« »Ja, wir sehen es, erwiderten sie,
schlimmer noch als die Fremden sind diejenigen,
mit den Fremden halten.« Aber auf den ab-
enen Gesichtern der armen Landleute wäre es
lich, den Abscheu gegen die Fremden suchen zu
n, das Gefühl, welches in ihnen vorherrschte,
ist der Schrecken. Die Gruppen der Opfer sind wie
sie sein müssen, aber die Mörder im äußersten Hin-
tergrunde des Bildes unbestimmt und kaum sichtbar.

„Auch die Malerei hat Garibaldi und seine Tha-
ten verherrlicht. Das Gemälde von Paolo Beggini
aus Piacenza zeigt uns den Helden, wie er, von
einer Anhöhe auf dem Marsch nach Palermo die
feindlichen Fahnen entdecken, den Feldstab den Sei-
nigen verbeißt. Dies alles beginnt sich unter demjenigen
Gestirn, welches sich am meisten für ihn eignet, unter
dem eines warmen, sonnigen Himmels, dem Himmel
Siciliens. Diese südlichen Linien gehören wirklich
zu der Begeisterung jener Schlachten.

„Ich möchte Ihnen von allem sprechen und hätte
doch beinahe den hübschen mit Blumen und Früchten
und Aehren gefüllten Korb von Clemens Plazi unter-
wähnt gelassen, er steht auf einem Dreifuß und alle
diese Gegenstände sind nach der Natur modellirt und
in Bronze gegossen, ohne im geringsten jene Frische
und Zartheit zu verlieren, welche den Blättern
und Stielen der Blumen eigen sind. Ich muß auch
noch der »Pietas des Fremdlings«, von dem Neapo-
litaner Achille Mathorelli, gedenken, indem der reli-
giöse Gedanke mit Wahrheit und Kraft ausgedrückt ist;
ferner des »Johann Ludwig Fesch«[Fesch] von Gau-
dolfi aus Genua, eines Nachtstücks, und der »Armen
Maria vom Sterne«, von Appiani aus Mailand, wie
mir scheint, mehrfach künstlerisch gemalt. Alle diese
sind Bilder, die keinem Blick entgehen können.

„Die industriellen Künste sind, wie schon gesagt,
sehr gut vertreten; die Mobilien von Metall, von
Perlen aus Palermo, sind schön und bewunderns-
werth durch ihren Geschmack, ihre edle Form und
durch ihre vollendete Politur. Man wußte bisher
nicht, daß man solche Arbeiten im Süden verfertige,
da die Meisten das brillantische Volk für ein halb-
wildes hielten, welches nur von der Einfuhr lebe,
ohne irgend von all demjenigen Nutzen zu ziehen,
was auswärtige Nationen gemacht werde. Uebrigens
waren sie die Zustände überall in Italien; Unwissen-
heit einer jeden Provinz über alles, was in der
andern geschah. Die Seidenfabrik der Fabrik von
Caletta, der Fabrik der Brunone von Sarno in der
Provinz von Salerno sind ein glänzender Beweis der
Civilisation an jenen Orten, weil da, wo die indu-
striellen Künste wohlgerathen sind, in der That Civi-
lisation herrscht. Zwischen den Seidenfabriken von
Solmo in Turin und denjenigen der Neapolitaner ist
kein Unterschied, nun bewundern wir Turin oder Neapel
stellen können.

„Und darin besteht die große moralische Wichtig-
keit der italienischen Ausstellung, in dieser Bekannt-
machung der verschiedenen Provinzen des Landes.
Bologna war bekannt durch seine Gewehrwaffen, sei-
nen Reis, durch seinen Hanf, aus dem gute Stricke
gemacht werden, aber man wußte nicht, daß es an-
dere Gewebe verfertige als die zu Kostümen. Die
Wollenstoffe jedoch der Gebrüder Golonna nehmen
einen der ersten Plätze ein und verlieren gleich nach

denen von Reit aus Schie genannt zu werden. Die Seidenzuge von Ulisses Meloni sind der Glanz der italienischen Industrie."

Alte und neue Zeitschriften.

I.

Der Blick auf unsere Journalwesen ist kein besonders erfreulicher. Namentlich ist auf dem Unterhaltungsgebiet durch die Illustration und den wohlfeilen Preis die edlere productive Arbeit zu sehr in den Hintergrund gedrängt worden. Zur unterhaltende Lectüre wurden die Volksmassen gewonnen, dafür haben aber auch diese ihre geringe Bildung zum souveränen Gesetz erhoben und die klägliche Erscheinung hervorgerufen, daß einige wöchentlich mit ein paar Bilderchen ausgestattete Zeitschriften, die, ohne die mindeste höhere Redactionseinheit, mechanisch nur Aufsatz an Aufsatz reihen, viele Tausende von Abnehmern zählen, während Zeitschriften, die mit dem Bestreben auftreten, entweder allem und jedem, was die Zeit bringt, mit einem selbständigen Urtheil gerecht zu werden oder die poetische Production zu unterstützen oder anregend und belebend in die Bildung und Stimmung der Zeit einzugreifen, wie z. B. „Morgenblatt", „Europa", „Novellen-Zeitung" u. a., nur noch einige Hunderte zählen.

Sieht man, mit welcher Leichtigkeit der erste beste Buchhändler englische Cliches von Räuber- und Mordromanen ankauft, sie mit ein paar in Holz geschnittenen Vögeln, einer fingirten Indianerscene u. s. w. verbindet, dazu einen Text überlegen oder compilirt und wiederum ein neues Volksblatt in die Welt sendet, vierteljährlich 15 Silbergroschen, so kann man, wenn dergleichen reussirt, wol von einem Leseübel reden, gegen den auf dem belletristischen Gebiet mit besseren Organen um so weniger noch aufgekommen ist, als dann auch die Feuilletons unserer ersten politischen Zeitungen von Unterhaltungsstoff an sich zu ziehen suchen, was sie nur irgendwie auftreiben können.

Zu den bessern und um eines höhern Zwecks willen illustrirten Zeitschriften gehört der vom bildungshaften Bibliographischen Institut herausgegebene „Globus". Wer sich schon zuweilen an den schönen illustrirten Reisewerken erfreute, welche der Buchhändler Geibenobl in Leipzig herausgab, der wird von dieser jeden Monat zweimal erscheinenden Chronik der Reisen und geographischen Zeitung lebhaft angeregt und befriedigt werden. Ein Kenner der fremden Literaturen und Geograph ersten Ranges (Dr. Karl Andree in Leipzig) leitet die Redaction und gibt dem „Globus" ganz die Mannichfaltigkeit, als bewegte er sich nächtlich vor unserm Auge und zeigte uns bald diese, bald jene Fläche der großen Kugel, auf welche der Strahl der Sonne fällt. Die auch äußerlich sehr gefällig ausgestattete Zeitschrift hat den Zweck, Kunde zu verbreiten von interessanten und glaubwürdigen Reisen unserer Zeit, von Entdeckungen und Erforschungen fremder Gebiete unserer Erde, von merkwürdigen Erlebnissen und Beobachtungen unter fremden Völkern, von neuen und wichtigen Vorgängen in der Wissenschaft der Erdbeschreibung, von allem und jedem, was dazu dienen kann, den Menschen mit seiner Heimat, der Oberfläche unsers Planeten, vertraut, auf ihr heimisch zu machen.

Auf das 9. und 10. Heft möchten wir Künstler und Alterthumsforscher aufmerksam machen. Man findet dort Zeichnungen zur Erläuterung eines Aufenthalts bei den Patagoniern, die an die antike Welt Italiens und Griechenlands erinnern. Pferdekämpfe, bacchantische Tänze, wie sie wilder und phantastischer nicht an den Wänden Pompejis und unter den Bronzen Herculanums angetroffen werden. Freilich mag die Aehnlichkeit eine erklärliche Ursache haben. Wenigstens sind die beiden tanzenden Patagonier S. 292 getadelt die tätowirte Copie eines bekannten Kunstwerks und beweisen, wie vorsichtig man sich im Glauben an Illustrationen verhalten muß.

Karl Andree's Ansichten über die nordamerikanischen Zerwürfnisse, seine Parteinahme für den Süden, sein Urtheil über den „unheilvollen, durch und durch lügenhaften und tief unsittlichen Roman „Onkel Tom's Hütte"" werden nicht alle Leser des sonst so vortrefflichen und entschieden empfehlenswerthen Journals unterschreiben.

Unterhaltungsliteratur.

X.

Das 40. Bändchen von Bergieu's „Eisenbahnbüchern" bringt unter dem Titel: „Zehn Minuten Aufenthalt", drei kleine Novellen von Fr. Friedrich. Die humoristische Studentenlaune „Der Fechtmeister von Jena", erscheint für eine flüchtige Dampfwagenlectüre durchaus geeignet. Dagegen scheinen uns die ursprünglich in unsern „Unterhaltungen" veröffentlichten beiden andern Erzählungen: „Das Indianermädchen" und „Soldatenlos", in ihrer elegischen Haltung eine gemüthliche Sammlung vorauszusetzen, wie sie eben zum „häuslichen Herd" gehört. Allerdings hat es die moderne Gewöhnung an das Gerassel der Bahnzüge, das Geplauder der Waggongenossen und das summende Schwirren und Schwärmen auf den Stationen weit gebracht. Die Weise dieses beliebten Erzählers ist bekanntlich eine durchaus anspruchslose und deutschinnige.

Eduard Trewendt in Breslau läßt eine Sammlung der Romane und Erzählungen Theodor Mügge's erscheinen. Wir wünschen derselben, zu Nutz und Frommen der hinterlassenen Familie eines braven Schriftstellers, die freundlichste Aufnahme. Ueber die Vorzüge des Mügge'schen Talents haben wir uns schon zum öftern ausgesprochen.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die preußische Situation. — Zur deutschen Bundesreform. — Der englische Arbeiter-Verbindungstag in Berlin. — Der magnetische Erdstrom. — Die unterirdische Verbindungsbahn in London. — Thackeray auf Reisen. — Ein Geschenk Napoleons an England. — Briefwechsel.

Die preußische Situation.

„Was gemacht werden kann, muß gemacht."
Ministerium von der Heydt.

* Die in diesen Blättern ausgesprochene Ansicht, daß das gegenwärtige preußische Ministerium, verabredetermaßen, nur die Aufgabe hätte, dem Drängen des politischen Lebens in Preußen nach dem Uebergewicht der Fortschrittspartei ein zeitweiliges Hemmniß zu bieten, nach dessen freiwilliger Hinwegnahme eine Wiederherstellung und reinere Zusammenlegung, wie des Patow-Schwerin'schen Ministeriums, wie eines Ministeriums aus der sich nunmehr bald ergebenden Zusammensetzung, eintreten würde, scheint sich zu bestätigen.

Die gegenwärtige Combination vollführt eine Thatsache. Sie thut für die Wahlen das Menschenmögliche und springt, wenn die erste entscheidende Abstimmung erfolgt ist, in den Abgrund, der sich über ihr, hoffentlich für immer, schließen wird.

Selbst die Rückberufung Bismarck-Schönhausen's aus Petersburg und die vorläufige Gutheißung desselben an einem wichtigen leitenden Posten läßt keinen schon verbürgten und dauernden Sieg der feudalen Partei voraussehen, der weiland Junkerlichste der Junker hat bereits in Frankfurt am Main bedeutende Wandelungen durchgemacht und ist besonders in der deutschen und gegenwärtigen Politik von einer Gutschiedenheit, die mit manchen Forderungen des Nationalvereins durchaus nicht im Widerspruch liegt.

Alles und alles hängt von dem Siege einer der beiden Seelen" ab, die in der Brust einer hohen Partei miteinander zu kämpfen scheinen. Die eine ist gewaltig sich vom Bereich des Gegebenen und heiligen Verbindlichkeiten Autorlegenden „zu den Gedanken hoher Ahnen", wo die Machtfülle des absoluten Herrscherwillens kein Hemmniß duldete und sich jetzt wieder Minister zu finden hofft, die, wie weiland Radowitz, Schachmann, Manteuffel u. s. w. unter dem Heiligen Vater, bureaukratisch die spröde Welt zu beherrschen versprechen; die andere „hält, in derber Lieblosigkeit, sich an die Welt mit flammenden Organen", d. h. anerkennt das in dieser Zeit nicht mehr zu Verkennende, was auch wahrlich nicht „eine Wahl", fürchtet die Wiederkehr alles deren, was schon einmal über Preußen so trübe Verwirrungen brachte, und will sich dem schlimmen, wenn auch unglückten Geist der Zeit in aller Resignation ergeben.

Man sagt, König Wilhelm wäre nie so heiter gewesen wie jetzt. Da gibt ein Lachen der Sorglosigkeit — und eines, das Sorgen verdeckt.

Zur deutschen Bundesreform.

* In eindringlicher Rede und überzeugend unterstützt von historischen Parallelen, hat kürzlich Staatsrath Stichling die Nothwendigkeit eines Bundesgerichts für Deutschland auseinandergesetzt. Die kleine Schrift „Das Bundesgericht. Eine historische Betrachtung" (Leipzig, Hirzel, 1862), greift bis auf die Zeiten der Griechen zurück, deren Bundesverfassung ein gemeinsames Schiedsrichteramt nothwendig machte, bis auf den Ursprung der Eidgenossenschaft, auf die amerikanische Union und unsere eigene deutsche Reichsgeschichte. Mit Freimuth werden die vergeblichen Versuche geschildert, unserm Vaterland die oberste Instanz eines Gerichts zu geben, welchem Fürst und Volk, hoch und gering sich zu beugen hätten. Indem sich der Bundestag in streitigen Fällen selbst zu einem Gericht constituirt, urtheilt er meist in eigener Sache; die kurhessische Frage beweist, welche trüben, den allgemeinen und besonders politischen Interessen zugehörenden Motive die richterlichen Auffassungen dieses Fürsten- und Cabinets-Gremiums zu bestimmen vermögen. Sagten nicht die Anwalte der würzburger Regierungen offen, letztere hätten ihren Wahrspruch über die kurhessische Verfassungsfrage nur deshalb gegen die Stände gefällt — um Preußen zu zeigen, daß auch noch andere Gewalten in Deutschland mit zu sprechen hätten? Ein Motiv, das wir in seinem innern Grunde billigen könnten, würde nicht in diesem Fall eine förmliche Rechtsbeugung daraus.

Die Stichling'sche Auffassung des Bundesgerichts ist eine wirkliche. Er sieht in ihm einen Ausgang, der über dem Mannichfaltigen, über dem durch Interessen bedingten Gegensatz zweier großen Staatengebiete (und vollends beim Gegensatz der deutschen Stämme) als die höhere Einheit des Ganzen thronen und Deutschland erst in einen wirklichen Bundesstaat verwandeln soll. Er weist die Mangelhaftigkeit der bestehenden frühern (schlechten und neuern halbischen Vorschläge nach und spricht die Hoffnung, ja Gewißheit aus, daß unsere gegenwärtige nationale Bewegung sich die endliche Errichtung dieses unerläßlichen Ziels, eines unabhängigen, machtbegabten Bundesgerichts, nicht wieder würde entgehen lassen.

Der englische Frauen-Beschäftigungs-Verein.

*** **London.** Vor zwei Jahren betrieben einige Damen, die schmerzlich die hülflose und bedürftige Lage der großen Anzahl Frauen fühlten, welche genöthigt sind, sich außer dem häuslichen Kreise nach Arbeit für ihren Lebensunterhalt umzusehen, wie diesen am durchgreifendsten zu helfen und wie die Einflußreichen und Hochgestellten zur Mitwirkung zu gewinnen wären.

Zuerst wurde die Gründung eines Vereins beschlossen, der es sich zur Aufgabe stellte, neue Beschäftigung für Frauen zu finden und denselben da, wo sie bereits Arbeit gefunden hätten, ein weiteres Feld für ihre Zulassung zu bahnen. Hierauf wurde im Juli 1859 ein Comité von Frauen gebildet und noch in demselben Jahre schloß sich dieser Verein demjenigen an, der unter dem Namen „National-Association for the promotion of Social science" (Nationalverein für Beförderung sozialer Wissenschaft) bekannt und dessen thätiger Präsident Lord Brougham ist. Wir behalten uns vor, nächstens auch über diese interessante Bewegung einige erklärende Worte zu sagen.

Das Comité fand bald, daß es sich um eine Frage handle, welche mehr oder weniger die Hälfte der weiblichen Bevölkerung Englands anging, und während es sich ernstlich bemühte, den Frauen neue Industriezweige zugänglich zu machen, fühlte es die ganze Verantwortlichkeit, die es mit der Wahl der Beschäftigungen übernahm; dieselben mußten sowol den physischen Kräften als auch den geistigen Fähigkeiten der Frau angemessen sein.

Umsonst stellten die Vertreter des einen Extremes die Theorie auf, daß alle Aemter und Gewerbe den Frauen ebensowol als den Männern geöffnet werden sollten, das Comité wollte sich nicht mit Theorien befassen, sondern gleich (in englischer Weise) zum praktischen Versuche schreiten. Es handelte sich um folgende Fragen:

„Es giebt eine große Menge Frauen, die für ihren Lebensunterhalt auf ihre eigene Arbeit angewiesen sind; was können sie thun? Und was können wir für sie thun? Wo und mit wem soll der Anfang gemacht werden?"

Auf diese letzte Frage lautet die Antwort:

Wir wollen mit den untern Schichten der Mittelklassen beginnen. Für feingebildete Frauen konnte das Comité fürs erste nichts thun und Frauen ohne alle Erziehung konnten fürs erste nichts für das Comité thun oder, mit andern Worten, den ersteren konnte nicht sogleich ein neues Feld für ihre Thätigkeit gegründet werden und alle Versuche mit den letztern würden unfehlbar gescheitert sein. Trotz dieser scheinbar sehr beschränkenden Schwierigkeit hatte das Frauencomité die feste Ueberzeugung, daß sich — nach welcher Richtung hin sich auch ein neues Arbeitsfeld eröffnen würde — sehr bald eine Erleichterung in allen Schichten der arbeitenden Frauen fühlbar machen würde. Die arme Nähterin würde [illegible] besser bezahlt werden, sobald viele ihrer begabtern Genossinnen nicht mehr mit ihr rivalisirten, sondern eine anderweitige Thätigkeit gefunden hätten und so mit allen Arbeiterinnen auf überfülltem Arbeitsfelde.

Es wurde der Vorschlag gemacht, Frauen in Druckereien zu beschäftigen, und da es sich ergab, daß dies schon im kleinen Maßstab an verschiedenen Orten mit günstigem Erfolg geschehen, so schritt man um so hoffnungsvoller zu weitern Versuchen.

Einige Mitglieder des Comité gingen alsbald ans Werk und fanden nach selbstgemachten Versuchen, daß das Werk des Setzens sehr wohl von Mädchen ausgeführt werden könne, daß aber der schwerere Theil der Arbeit in den Händen von Männern bleiben müsse; ferner, daß ein kleines Kapital erforderlich sei, um das Geschäft einträglich zu machen. Ueber diese letzte Schwierigkeit half ein begüterter Freund des Unternehmens, er schoß ein Kapital vor, damit wurde eine Druckerei eingerichtet und das Comité ließ auf Kosten des Vereins einige Mädchen im Buchdrucken unterrichten.

Das war aber auch alles, was der junge Verein an Ausgaben erst bestreiten konnte; er vermied ängstlich, mehr Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen; nichtsdestoweniger that er alles, um einflußreiche Personen für sich zu interessiren und das gelang ihm. Lord Shaftesbury ist einer von den vielen, der sich um die Frauendruckerei (mit Genehmigung der Königin nach ihr „Victoriadruckerei" genannt) sehr verdient gemacht hat. Die Leitung derselben übernahm Miß Emily Faithfull, eine junge Dame, die ehemals die Hofbälle besucht, vielen wie überhaupt dem Leben der vornehmen Welt ganz entsagt hat, um sich ihren philanthropischen Ideen zu widmen. Sie war zuerst Secretär des Vereins, erlernte dann mit einer Gesinnungsgenossin und Freundin, Miß Parkes, das Buchdrucken und steht jetzt dem blühenden Geschäft in regster Wirksamkeit vor. Es gereichte uns bei unsern wiederholten Besuchen der Victoriadruckerei jedesmal zum großen Vergnügen, Miß Faithfull unter ihren neunzehn jungen Mitarbeiterinnen zu sehen. Sie selbst ist ein hübsches Mädchen von fünfundzwanzig Jahren, sehr energisch, begabt, heiter und freundlich; die jungen Mädchen, die unter ihrer Leitung stehen, haben sämmtlich erst das sechzehnte oder siebzehnte Jahr überschritten. An Aufträgen fehlt es ihnen nicht; sie haben deren mehr, als sie mit Bequemlichkeit ausführen können, von amtlichen Schriften an bis herunter zu Visitenkarten. Bei unserm letzten Besuch war das englische Frauenjournal „English Woman's Journal" in Arbeit, eine Monatsschrift, die ausschließlich den Fraueninteressen gewidmet ist und das sich die Königin regelmäßig zuschicken läßt.

Doch wir verlassen für jetzt die weibliche Buchdruckerei, um wieder auf die allgemeine Wirksamkeit des Vereins für Frauenbeschäftigung zurückzukommen. Ueber die Buchdruckerei gedenken wir noch später das

mitzutheilen, was Emily Faithfull selbst darüber veröffentlicht hat.

Eine sehr leichte und, wie behauptet wird, sehr passende Beschäftigung für Frauen ist das Setzen von Gerichtsacten und das Comité unternahm es, ein Bureau dafür zu eröffnen. Auch dieses Unternehmen hat einen überraschenden Aufgang gehabt. Seit einem Jahre sind zehn weibliche Copisten in dem Bureau angestellt, das sich nahe den unsäglichen von altersher etablirten „Law Stationer's offices" in Lincoln's Inn befindet; auch diese Arbeiterinnen stehen unter der Direction einer jetzt schon aus dem Geschäft bekannten Dame, Miß Maria Rye; der wöchentliche Erwerb der Copistinnen steigt bis zu 2 Pf. St. 2 Sh. (14 Thlr.).

Bei diesen Erfolgen bleibt aber der Verein nicht stehen, aufgemuntert durch dieselben, eilt er zu neuen Unternehmungen. Um es Frauen zu ermöglichen, als Buchhalter und Cassirer angestellt zu werden, sind auf Kosten des Vereins Klassen eingerichtet worden, in denen die höhere Arithmetik und Buchhaltung gelehrt wird und schon haben die ersten Schülerinnen der Klassen dieselben mit so vielem Nutzen verlassen, daß sie sogleich Anstellungen als Buchhalterinnen erhalten und sich die völlige Zufriedenheit ihrer Arbeitgeber erworben haben. Einige junge Mädchen sind als Zifferblatt-Zeichnerinnen zu Uhrmachern, andere, um das Haarmachen gründlich zu erlernen, zu Friseurs in die Lehre gegeben. Andere junge Mädchen haben bei Lithographen, Photographen und Holzschneidekünstlern Beschäftigung gefunden. Unabhängig von der pecuniären Unterstützung des Vereins, wenn auch in engster berathender Verbindung mit demselben, werden in neuerer Zeit Frauen in der Krankenpflege unterrichtet. Das St. Thomashospital, dessen Einrichtungen durch den Nightingale Fund bestritten werden, gibt dazu die nöthige Gelegenheit. Hunderte von jungen Mädchen sind als Telegraphistinnen angestellt, was nach Charles Dickens denselben deshalb so sehr zusagend ist, weil es ihnen Gelegenheit bietet, anderes Leute Geheimnisse kennen zu lernen, und noch andere können in einer großartig eingerichteten Kochanstalt Unterricht im Kochen und sonstigen Haushaltungsgeschäften erhalten. Auch eine großartige von der Regierung dotirte Zeichenschule für Mädchen und Frauen existirt in London.

Und trotz all dieser Unternehmungen, die theilweise dem Verein, mit dem wir es augenblicklich zu thun haben, oder auch Privatunternehmungen verdanken, ist noch immer eine so große Anzahl von arbeitenden Frauen, die ihre Kräfte verwerthen möchten, in England ohne Beschäftigung; in den Colonien dagegen ist der Mangel an Frauen in allen Klassen sehr fühlbar und es gibt das Wirken des Vereins augenblicklich dahin, die Emigration zu erleichtern, damit Frauen, die in der Heimat vergebens nach einem befriedigenden Wirkungskreise ringen, dadurch aufgefordert werden, ihr Glück in Australien oder Neuseeland zu versuchen. In einer neuseeländer Zeitung beklagt man es, daß der englische Frauenverein in London es sich zur Aufgabe macht, die Arbeitssphäre der Frauen zu erweitern, statt den Ueberschuß der letzteren einfach nach Neuseeland zu senden. Als Erwiderung darauf hat der Verein den Neuseeländern den Vorschlag gemacht, in irgendeiner Zeitschrift ein Comité von einigermaßen bekannten Persönlichkeiten zu bilden, das ernsthaft die Ueberfahrt der auswandernden Frauen besorge und zweitens eine Garantie dafür biete, daß selbige, die sich für sie in Neuseeland, sei es durch Heirath oder in einem Geschäft, eine anständige Versorgung zeigt, ein temporäres Unterkommen finden. Die Londoner Frauen-Versorgungs-Vereine reichen nach seiner Erklärung nicht hin, um alle diese Kosten zu bestreiten, und wenn wir zum Schlusse erfahren, daß seine aus Subscriptionen und Schenkungen bestehende jährliche Einnahme sich im letzten Jahre nur etwa auf 614 Pf. St. belief und diese verhältnißmäßig geringe Summe mit dem vergleichen, was der Verein zu Wege gebracht hat, so finden wir diese Erklärung nicht nur sehr begreiflich, sondern müssen einsehen, daß in diesem Fall nicht reiche Geldmittel, sondern der gute, feste Wille und die Lebenskraft, die das Ganze in Bewegung gesetzt, alles that. Sie werden vollenden, was noch zu thun übrig bleibt und wenn trotz alledem nichts Vollkommenes zu Stande kommt, sondern nur „Gleichterung", so wollen wir uns erinnern, daß Gleichterung einer Hülfe schon viel ist, aber Letztere wird es bezwingen und den fleißigen Arbeiterinnen die Theilnahme nicht versagen.

Der magnetische Erdstrom.

Der Zusammenhang zwischen Nordlicht und Magnetismus scheint auch immer zu den unzweifelhaft einwirkenden Erscheinungen. Deshalb sind die Beobachtungen interessant, welche bei dem so häufigen Nordlichtphänomen des ganz besonders lebhaften Auftretens desselben [illegible] in München [illegible] Als derselbe am 24. [illegible] um 9 Uhr morgens den Stand seiner magnetischen Instrumente aufzeichnete, bemerkte er an sämmtlichen Instrumenten [illegible] Abweichungen aufgezeichnet hatte, [illegible] einer magnetischen Unruhe; der Stand des Magnetstabes wechselte schnell und unregelmäßig, sie schwankten hin und her und zugleich war ein Zittern in vertikaler Richtung da. Einige Tage später hatte der Professor die, daß gerade zu derselben Zeit ein Erdbeben an verschiedenen Punkten Deutschlands große Verheerungen angerichtet hatte. Merkwürdig ist nun das große Erdbeben, welches am 24. April 1812 die Städte in Deutschland heimsuchte, an den Magnetstäben in München eine gleiche Störung hervorbrachte, während sie anderen, oft in geringerer Entfernung vorgekommenen Erdbeben [illegible] Störung wahrgenommen wurde. Nun behaupten noch Einige, Deutschland habe von Bayern seine Erdbeben, wenn Aehen und München Lust im Kessel „magnetischen Konflikt" gehen!

Hierdurch ist wenigstens Wahrheit, daß nicht blos die

treten Erschütterungen, welche ein Erdbeben hervorbringt, auf große Entfernungen sich verbreiten, sondern daß auch die unterirdischen Kräfte, welche das Erdbeben erzeugen, zugleich den Magnetismus der Orte in gewissem Grade modificiren. Diese Modificationen beweist nach Lamont darin, daß durch die Erdbeben ein magnetischer Erdstrom hervorgerufen wird.

Die unterirdische Verbindungsbahn in London.

* Sie beginnt bei dem Bahnhof der Great-Western-Eisenbahn zu Paddington und erstreckt sich über Edgewareroad durch New-Road, Kings-Cross bis Farringdonstreet, wo sie eigentlich ihren Anfang hat; bis dahin ist sie jetzt vollendet. Die weitere Fortsetzung durch die City wird Smithfield-Market, Aldgate und die Docks berühren und endlich in dem Bahnhofe der Eastern-Counties-Eisenbahn enden. Bei Gower-Street schließt sich die North-Western, bei Kings-Cross die Northern-Bahn an. Südlich wird auch die Blackwall-Eisenbahn, die nach den Docks führt, mit in das Netz gezogen werden.

Auf der Südseite Londons, dem untern Themsetunnel, bleiben nur noch geringe Strecken zu verbauen, da hier ein näherer Vereinigungspunkt der Eisenbahnen schon früher bestand. Schon im Jahre 1855 erhielt die Gesellschaft die Genehmigung der Ausführung, aber der Ausführung machte das Geld zu knapp für die Hälfte. Das Kapital dieser Bauten beträgt 3,000,000 Pf. St. Dem Ingenieur von Smith, Knight und Jay ist die Ausführung dieser für London so effectvollen Verbindungsbahn übertragen worden.

Bei der großen Ausstellung im Jahre 1862 konnten durch den manuellen Verkehr nur 12,000 Passagiere nach und von London im Laufe des Tages befördert werden; durch die unterirdische Verbindung werden mit Leichtigkeit 120,000 Mann täglich hin- und herbefördert können.

Thackeray auf Reisen.

* Die englischen und amerikanischen Schriftsteller verlieren bekanntlich nichts von ihrem Humor, wenn sie auch von Ort zu Ort reisen und eine und dieselbe Vorlesung gegen Honorarzahlung hundertmal wiederholen. Thackeray hat dies von ihm in Amerika mit Beifall durchgeführte Verfahren jetzt auch wieder in England gethan.

Seine neuen Romane haben großen Widerspruch gefunden; die fortwährende Sucht, nur die Schwächen der Menschen zu geißeln, die Schattenseiten der Gesellschaft aufzudecken, Tendenzen der Gemeinschädlichkeit und des Egoismus zu geben, fängt an, von der Kritik wie vom Publikum entschieden abgelehnt zu werden. Nichtsdestoweniger nahm es seinen Verleger, bei Beginn einer Vorlesung, die er in der Provinz hielt, das Publikum zu bitten, es möchte seines unterlassen, ihn in jeder Stadt, wo er sich, zugleich mit einem freundlichen Gruße zu empfangen. Er sagte mit komischem Ernste:

„Es ärgern muß, Ihnen zu sagen, daß Sie mir durch die Gewohnheit, mich mit freundlichen Sprüchen zu begrüßen, doch nur mein tägliches Brot rauben. Ich lebe davon, daß ich die bösen Seiten der Menschen, die Schwächen der Herzen aufzeichne; wo soll ich künftig zu meinen Erfindungen den Stoff hernehmen, wenn mir überall nur Güte und Artigkeit entgegenkommt!“

Ein Geschenk Rußlands an England.

* Der Kaiser von Rußland hat zu den vielen Gegenständen, die zur Weltausstellung in London auch aus seinem Staaten geschickt worden sind, zwei der bekannten kolossalen russischen Vasen gefügt. Auf der einen befindet sich das Bild von Inigo Jones (nach Van Dyck), dem bekannten Architekten der Shakspearezeit, der auch die Bühne mit vielen neuen Maschinerien versah; auf der andern das Bild Locke's, nach Kneller. Die Originale befinden sich in der petersburger Eremitagegallerie. Der Kaiser hat in dem Begleitschreiben den Wunsch ausdrücken, daß die Vasen, wenn die Ausstellung vorüber ist, „dem ältesten und würdigsten wissenschaftlichen Verein“ als ein Geschenk überlassen werden möchten. Darunter verstand er die Royal Society, jene Gesellschaft, welche, wie die Deutsche Schillerstiftung, verdienstvolle Schriftsteller und deren Hinterbliebene, ohne dieselben durch öffentliche Kampfansprache in ihrer bürgerlichen Stellung zu compromittiren, durch angemessene und, wie man hört, oft sehr bedeutende Pensionen unterstützt.

Briefwechsel.

— *** in Leipzig. Wir theilen nicht in jeder Beziehung Ihre Ansicht, werden Sie aber zu weiterer Discussion bringen. Berlin kennt jetzt eine halb, der nicht auch jene Zeiten und viele auch in Beziehung zu ihrer eigenen, der Welt nur wenig angehörige Epoche kennt. Eine nicht z. B. sich eine solche und glänzende Incarnation, wie sich sie jetzt in Hohen von allen religiösen Institutionen losgelöst, jeder religiösen Formen und einen Hintern, diesen Leben, der Begleitung dieser Kaiser unabsehbaren haben, eine Ausschließliche Anerkennung? Die Anerkennung der ehemaligen Katholizismus hat hier lange erlebt. Auch Dichtkunst und politische Interessen sind allein die Schranken und die Grundsätze Quelle. Ich habe nichts dagegen, wenn mir auch diese Ansicht meiner Hymnen als Menschen oft Zweifel aufgetragen hat, aber den Wunsch einer so vollständigen Entsagung, daß ich als den letzten Grund derselben machend nur Gleichheit, Verschmähung von Rücksicht auf die ebenbürtige gesellschaftliche Anerkennung gefunden habe. Daneben die sogenannte „Reform“ ein materielles Ding ohne Halt und innere Wärme, das Religiöse vergänglich den sittlich abgetragen, mit Resultaten abgeschlossen, Parlamentsbeschlüssen sittlichen Weltmannes angepaßt, wie ich gern in einen Saal bequemen und gefälligen Worte ihrem Gott gefällig gegen wollen, weniger aber Erhebung als eine gewaltige vornehme Herablassung zu religiösen Gemeinungen, begleitenden aber in sittlichen Beziehung, wie sehr bedeutsamen Momente der deutschen Gesellschaft. Und nun die alte Gemeinde, jahrelang abwechselnd imponirend, ein Recht beanspruchend, vielleicht Pflicht, ein Bild bewegliche und vielseitiges Bild, erfüllt von vergangenen und künftigen Gestaltungen, welche dem allgemeinen Bedürfniß Interesse abgewinnen, weil sie in ihnen nach Recht, Männer, Begeisterung sehen. Was verbaut sich gestalten wird? Nun die nähere Betrachtung der realistischen Verhältnisse und Bezüge zeigt, daß sich aber nicht Dinge nicht so abrunden ordnen lässt, wie es vom theologischen und philosophischen Theoretiker oft gedichtet ist.“

(Ausgegeben am 17. April 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Zweiter Band. Nr. 17. Wöchentlich 1½ Bogen

Inhalt: Der Letzte des Hauses. Von Rosa Horn. III. IV. — Das menschliche Leben als Seelenvogel. — Die Kunst zu Amsterdam. Von A. J. — Kunst und Industrie in Indien. V. — Privilegium der Poesie. — Alte und neue Zerstörungen. II. — Unterhaltungsliteratur. XI. — Neue Gedichte. IV. — **Neues aus der Welt.**

Der Letzte des Hauses.

Erzählung von **Rosa Horn.**

III

Als Graf Leopold mit schnellen Schritten über die Terrasse hinab durch den Park dahinschritt, lagen schon tausend gebrochene Blüten und kleine Zweige an der Erde. Die Natur war eingetreten in vollen Kampfe. Es war ein Wogen und Rauschen in den Baumkronen, das es fast den immer näher heranrollenden Donner übertönte. Der See brauste auf und warf seine erregten Wellen weit hinüber auf die Kieswege des Parks. Die Wasserfläche widerspiegelte die dunkeln, tiefgehenden Wolken; die sonst so friedlichen blauen Wellen kochten unheimlich und drohten den Tod. Hatte Susanne wirklich dem Sturm entgegen glücklich das einsame Ufer erreicht?

Scharf und aufmerksam spähte der Graf über das Wasser. Nichts ließ sich bei dem ununterbrochenen Wüten des Sturms vernehmen. Jeder Laut in der Natur schien verschlungen und untergegangen in diesem Chaos. So gefürchtet war der junge Mann, daß keiner der Fährleute sich aus dem Kahnhause herauswagte, obgleich sie aus dem Fenster lugten und seines Winkes gewärtig standen. Von selbst anderten durften sie sich nicht.

Regungslos stand der Graf eine Weile im Unwetter. Da gewahrte er plötzlich von den Wellen hin- und hergeworfen einen dunkeln Gegenstand. Es war kein Zweifel. Er erkannte Susannens kleinen Kahn. Für einen Augenblick milderte sich der Ungestüm des Sturms — ein Ruf nach Hülfe, schwach, erstorben, kam über die Wasserfläche daher. Ohne Besinnung, mit aller Kraft, die der Augenblick erforderte, warf sich der Graf in den nächsten Kahn; der Sturm tobte wieder von neuem; riesenstark versuchte der Graf vom Lande abzukommen; vielleicht hätte er es vermocht, aber die Augenblicke waren gezählt — So lief er denn nach dem Kahnhause hinüber —

Ein alter erfahrener Schiffer und ein Knabe eilten sogleich auf den Ruf herbei — Sie hatten ja nur auf der Lauer gestanden und wären unfehlbar dem Grafen gefolgt, wenn er allein abgestoßen hätte — jetzt entdeckten auch sie Susannens Gefahr. Es war kein kleines Wagstück. Der friedliche See war zu einem furchtbaren tückischen Wasserkessel geworden. Riesenstark kämpften sich die beiden Männer und der Knabe muthig hindurch. Ein krampfhaftes Zittern überflog die Gestalt des Grafen. Da flatterten weiße Gewänder. Es konnte zu spät sein. Im Nu warf sich der Graf in das tobende Wasser. „Susanne, ich komme!" rief er mit wahnsinniger Kraft. Indessen rang

das Mädchen mit dem Tode. Sie fühlte ihm Glieder erkalten —

Halb sinnlos wußte sie nicht, ob der Graf, seine Stimme, die über das brausende Wasser daherdrang, nur eine Täuschung ihrer erregten Sinne war. Indessen ergriff sie Entsetzen, als der Graf dicht in ihrer Nähe war; trotz ihrer Todesnoth sah sie seine wahnsinnig verzerrten Züge. Seine Brust feuchte, seine Pulse flogen, als er das Mädchen ergriff. Er hatte keine Furcht, von der Ertrinkenden mit in den Grund hinuntergezogen zu werden — angstvoll, bebend drängte Susanne ihren Retter fast von sich. Aber trotzdem schleppte er sie durch das Wasser dem Kahn zu, der sich indessen in die Nähe gerungen hatte und von dem alten Schiffer und dem Knaben schon gehalten war.

„Jetzt bist du mein, Mädchen!" flüsterte ihr Retter mit heiserer Stimme — Sein Athem wehte über Susannens Antlitz. „Mein — Mein —!" wiederholte er und verfiel nun selbst in Bewußtlosigkeit.

Susannens Sinne waren kaum zurückgekehrt. Hatte der Sturm geruht oder war die Stimme aus dem Grund des Wassers heraufgekommen, sie wußte es nicht.

Indessen hielt sich der Graf, Susanne fest im rechten Arm haltend, am Rande des Kahns. Von allen Seiten kam Hülfe. Schon zogen sich die Neugierigen, die sich am Ufer gesammelt hatten, zurück. Der Graf winkte gebieterisch, sich zu entfernen. Die nassen Kleider schmiegten sich fest um Susannens Körper. Wuth erfüllte den jungen Mann bei dem Gedanken, daß sie je irgendeines Menschen Auge erblicken sollte. Wie ein Kind trug er sie selbst die Stufen der Landungstreppe hinauf. Gern hätte er eine der dunkeln Wetterwolken vom Himmel herabgezogen, um sie als Mantel über Susannens Schultern zu werfen.

Indessen kam mit starrem Schrecken auch schon Glaubner herbei. Der Regenschirm zitterte in seiner Hand. Seine Kleider waren beschmutzt vom öftern Hinfallen auf dem glatten, aufgeweichten Wege. Das sich mit allem Ungestum entladende Wetter wurde fast vergessen. Auch Mademoiselle Barbeuf, eine seit Miß Ellen's Uebergang zur blinden Gräfin für Susannens Erziehung sorgende alte Französin, kam im Wagen mit trockener Wäsche und warmen Hüllen. Todtenbleich lehnte Susanne in der Wagenecke. Glaubner schalt bei alledem noch — als guter Vater —

Während Susanne im Bett lag und Mademoiselle Barbeuf Thee bereitete und ein helles Kaminfeuer unterhielt und Glaubner und Mademoiselle Barbeuf und doch wol auch Susanne über die That des Grafen nachdachten, der in glorreicher, ein tiefes Nachdenken entschuldigender Weise seinen an dem armen Jacques begangenen Mord wieder gut machte, trat Graf Leopold noch an demselben Abend mitten im Unwetter die der Mutter gelobte dreitägige Wallfahrt zu dem wunderthätigen Kreuz am Stein hoch oben im Gebirge an —

Er wählte die gefährlichsten, steinigsten Wege — er begnügte sich mit der elendesten Kost — er büßte ja auch für sich selbst! Mit Schaudern dachte er an die Scene, mit der er Susanne im Arm gehalten — an die wilden Begierden, die in ihm erwacht waren — an sein dämonisches Wort: „Jetzt bist du mein —!" Es war ja gewesen, als wenn alles, was in ihm still geschlummert hatte, jetzt zum Ausbruch gekommen war —

Auf der Straße hoch oben im Gebirge gab es ein kleines Wirthshaus. Die niedrigen Gebäude machten einen traulichen, wohnlichen Eindruck. Die Wagen, welche über das Gebirge kamen, rasteten hier. War man einmal bis hierher, bis zum Gasthaus „Zum grauen Falken", gelangt, so hatte man die unwirthbaren Höhen des Gebirgs hinter sich; da konnte man sich Glück wünschen, konnte in guter Ruhe der trefflichen Küche zusprechen. Im „Grauen Falken" konnte man oft die bunteste Gesellschaft antreffen, die sich hier mit aller Loyalität bewegte. Hier hielt ebenso gut die vierspännige Postchaise wie der kleine Karren des Franciskaners oder auch dem Hospiz, der weißplanige Bauernwagen, die kleine Equipage aus dem nahen Badeort, welche die Equipage zu irgendeiner nahe gelegenen Felsparthie, zu einem Wasserfall oder zu einer Grotte führte. Der Wirth „Zum grauen Falken" fühlte auch seine Wichtigkeit in der Welt; er war ein Mann der Beobachtung, konnte genau den Schein vom Wesen nennen, unterschied auf den ersten Blick eine Bankiersfrau von einer Gräfin — selbst von einer ungarischen; ein Physiognomiker hätte die feinen Unterscheidungszeichen von ihm studiren können. Und die Omeletten im „Grauen Falken" waren schon von mancher pariser Modedame trefflich befunden worden; manche große Künstlerin hatte in dem kleinen grünen Zimmer Raum und, daß der frischen Gebirgsluft, Wien oder London nicht vermißt.

auf der kleinen Lattenbank vor der Thür hatte
egar einmal der Fürst Metternich gesessen und
rgendwas Geheimnisvolles in seiner Brieftasche
notirt — wer weiß, ob nicht das Geschick Euro-
pas —! Engländer waren in einer Gegend, wo
so Romantik und Forellen gab, nichts Seltenes,
manches liebliche norddeutsche Mädchen hatte sich
hier im kleinen Garten den Hut mit ihren eigen-
händig gepflückten Vergißmeinnicht geschmückt, die
ganz in der Nähe wuchsen — da, wo sie, von
der sonnenbeschienenen Felswand gleichsam, die
Füßchen im warmen herabtropfenden Wasser ba-
den konnten —

Heute war's aber ein trüber, regnerischer
Tag — die Felsen ringsum sahen grau aus wie
eine Kreidezeichnung — Der Wirth hatte nur
drei Gäste — den einen durfte er gar nicht an-
reden — das war der „verrückte" Graf Leopold
von Gleichen — und ein anderer junger Aus-
länder —

Der erste hat ein Stück Brot und Wasser
begehrt — Aha! dachte der Wirth — er ist
gerettet auf der Reise zu einem Heiligen —! Von
einer großen Rettungsthat war die Kunde noch
nicht verlautet. Auf dem Lande pflanzen sich die
Gerüchte nicht so schnell fort wie in der Stadt —
Da mußte erst mancher Jäger, mancher Fuhr-
mann vorsprechen, ehe man erfuhr, daß der Graf
Leopold die schöne Tochter des Barons Glauburg
vom Ertrinken gerettet hatte —

Als Graf Leopold Brot und Wasser begehrt
hatte, war er weiter hinaufgestiegen in die
Berge —

Die Straße aus dem Gebirge herab kam ein
junger Mann, der ihm begegnete. Es war eine
rauhe, kühne Gestalt; auf dem federlosen Hut
auf ein Gemsenzweig, der halb verwelkt war;
vermuthlich war er jenseits der Berge gebrochen.
Hatte das Wetter nicht gar so trüb gewesen,
hätte des jungen Mannes Blume sicher leuch-
tender gewesen sein; so begossen ihn aber die
Thränen wieder von neuem herabfallenden Regen-
wassers. Solche Gäste brachten dem guten Wirth
„Zum grauen Felsen" zur Verzweiflung; es konn-
ten ebenso gut irregnete reisende Prinzen wie
Kaufmannsdiener sein — wie nun die Rechnung
machen —! Graf Leopold zahlte gar nichts,
da stand schon in solchen Fällen sein; der Wirth
suchte auch heute eine Rechnung nach dem Gläubiger
so daß war „der Verdammig des Weins" wegen
so groß, als hätte der Graf einen Zahn begehrt.

Geschwind warf der junge Mann den Gebirgsstock auf den Tisch, hob den Hut und trocknete sich die nasse Stirn. Die Wanderung hatte ihn ermüdet. Jetzt erst beantwortete er die Frage des Wirths, ob er speisen wolle, mit einem kräftigen „Das versteht sich!"

Gedankenverloren trat er ans Fenster. Das hatte er alles sich hier anders gedacht. Daß die Sonne nicht schien, daß es regnete, so unbedeutend es war, es nervte ihn.

Inzwischen brachte man Wein und verschiedene Gerichte. Das gute Mahl heiterte den Wanderer auf. Das war eine dem Wirth bekannte Wirkung. Er hielt sich in der Nähe für den Fall, daß sein Gast gesprächiger werden wollte.

„Wie weit ist's nach dem Gitterin?" fragte jetzt der Reisende —

„Nach dem Gitterin?" erwiderte der Wirth, der eben die Rechnung für eine „Collation" des Grafen Leopold geschrieben hatte. „Nicht ganz neben Stunden", lautete die Antwort — Nach dem Gitterin? Wer konnte das sein? dachte er im stillen.

In der That war der junge Mann, der absichtlich vom Himmel eine ebenso gnädige Gesichtsbestellung wie ein besseres Gemisch zum Gesicht erhalten hatte, weder ein Prinz noch ein Herzog, sondern eine Persönlichkeit, deren Erschwingung auf dem Gitterin Kutschen machen mußte. Der alte Glauburg hatte nicht nur eine Tochter, sondern auch einen Neffen. Dem Onkel lebte ziemlich zurückgezogen in einer großen süddeutschen Stadt. Auch er war ein Sonderling, der nur in der Welt seiner Bücher lebte. Von Zeit zu Zeit besuchten sich die Brüder. Der Vater konnte den freilich heranwachsenden Heinrich genau, der, wie das wilde Knaben zu machen pflegen, den alten gelehrten Herrn, seinen Vater, unaufhörlich ärgerte und hinter seinen Büchern hervorstörte. Daß Heinrich heute hier oben im Wirthshaus „Zum grauen Felsen" dinirte, war eigentlich eine Folge einer seiner eigenmächtigen Handlungen. Vater und Onkel mußten nichts von seiner Reise. Deshalb war er unruhig, verdrießlich, machte sich auf den Weg, trotz des Regens, der langsam und bedächtig aus den grauen Wolken herabrieselte.

„Nun wie ein Pudel muß ich meinen Einzug halten!" brummte er vor sich hin. „Hätt' ich das gewußt, so wär' ich nicht der Diligence voraus gereist!"

Doch ehrte er rüstig vorwärts, eine Melodie zwischen den Zähnen pfeifend. Sicher in das

Einſiedel.

Er wurde mir abgenommen mit ſchuldiger Hochachtung. Ich erhielt vom Commandanten das Verſprechen, daß Patkul in kürzeſter Friſt auf freiem Fuß wäre — Acht Tage ſind vorüber — wir ſehen ihn nicht. — Anna iſt hin, ſie ſitzt in Trauerkleidern und blickt zur Höhe des Felſens, der all' ihr Lieben birgt, mit Augen auf, um die lauernd der Wahnſinn ſchleicht.

Kr. Auguſt.

Es iſt genug! Hier muß gehandelt ſein. (In großer Aufregung.) Reiten Sie zurück. Sagen Sie dem Commandanten, wenn Patkul nicht in vierundzwanzig Stunden entlaſſen iſt, — liegt in der fünfundzwanzigſten ſein Haupt auf dem Block!

Einſiedel (außer ſich).

Und wenn Patkul bei den Schweden das Seine hinzulegen müßte!

Kr. Auguſt

(erſchrickt. Seine Bruſt hebt ſich unter der Qual ſeines Innern).

O wahr, wahr, wahr — das hab' ich nicht bedacht! — — (Beſinnt ſich eine Welle, geht an den Tiſch und klingelt.)

Vitzthum (tritt ein).

Kr. Auguſt.

Wie weit ſtehen die Schweden? —

Vitzthum.

Zwei Stunden.

der Gitstein' dachte er und blieb stehen, als er das weite, herrliche Thal, den See und drüben den Rutmillenhof sah, der, weich gebettet auf grünen Polstern ringsum, in tiefer Ruhe lag. Auch darüber hinaus glänzten Schlösser und Ortschaften, bis sich das Auge in nebeliger Ferne von einem zweiten Gebirgszug gefesselt fand —

Heinrich Glaubner war seines Zeichens Bildhauer. Er versprach ein guter Künstler zu werden; seine Entwürfe waren genial und selbständig.

Als er, über die Lage des Gitstein von Vorübergehenden belehrt, zu dem alten Schlosse aufstieg, blickte die Sonne warm durch das Gewölk, sogar ein Regenbogen wölbte sich über Rutmillenhof —

Im Portal kam ihm schon zufällig Benjamin Glaubner entgegen — Der Alte wurde nicht wenig. „Holt, Himmel! Heinrich — wie — wie kommst du hierher —?" Die Worte erstarben auf seinen Lippen.

„Gott zum Gruß, Onkel! Komm' ich dir nicht recht —? Wie geht es Susannen? Werd' ich denn endlich mein Bäschen zu sehen bekommen?"

Benjamin Glaubner räusperte sich sehr verlegen, als er den Neffen zum Willkommen umarmte. Er wollte sich wiederholt in diese Ankunft finden können und wünschte sie erklärt zu haben.

„Wie ich hierher komme? Das ist bald gesagt und auch nicht bald, lieber Onkel!" sprach Heinrich. „Ich bin das Leben daheim müde —"

„Ich denke, du wolltest nach Italien reisen — wolltest in Rom bleiben —? War's nicht so —?"

„Allerdings", lachte der junge Mann, „wenn die Regentropfen Trauben zu blanken Thalern würden!"; eine Aeußerung, zu der der Onkel, der das Geld liebte, bedenklich den Kopf schüttelte und eine überaus sinnende Miene annahm. „Wir wollen das Weitere besprechen!" sagte er und führte seinen unerwarteten und, wie es schien, unwillkommenen Gast in ein Fremdenzimmer.

Nachdem sich Heinrich etwas von den Spuren seiner Auswanderung gesäubert hatte, begrüßte er die von ihrem Unfall schon wiederhergestellte Susanne. Beide jungen Leute standen sich sehr verlegen gegenüber; nie hatte Heinrich Glaubner ein so zierliches Gemach gesehen wie das seiner schönen Cousine — Kannte er denn wagen, seinen Fuß auf den Farbenschmelz des Teppichs zu setzen, der vor dem kleinen Sofa lag? Indessen folgte Susanne dem Wink des Vaters; es mußte für Erfrischungen gesorgt werden.

„Onkel — was ist Susanne schön!" sagte Heinrich in nicht zurückzudrängender Bewunderung. „Und wir Bildhauer verstehen uns darauf —!" setzte er lächelnd hinzu. „Und ich Unglücklicher muß sie so unter die Augen treten! Ehe die Diligence meinen Koffer bringt, bin ich nicht einmal im Stande, diesem Uebelstand abzuhelfen!"

Der Onkel gab nun aller Antwort nur eine Schilderung der zur bevorstehenden Reise Susannens nöthigen Zurüstungen und lächelte gezwungen zu den Klagen, die Heinrich ausstieß; denn dieser gab sich das Ansehen, als wollte er fürs erste den Gitstein nicht verlassen.

„Also nicht in Rom — Heinrich, das muß ich gestehen! Ich hielt das für abgemacht —!" sagte Glaubner und klimperte mit Geld in der Tasche, als wollte er sagen, ich habe das Meinige dazu beitragen wollen.

„Du kennst den Vater, Onkel!" erzählte der junge Mann, der nun einen der kleinen rundlehnigen Armsessel innehatte; „er zögerte, überlegte — endlich sollte ich mich um den von der Akademie ausgeschriebenen Preis mitbewerben. Ich that's, erhielt ihn aber natürlich nicht — Meine Tanae war gut — wenigstens hielt ich sie dafür — bis ich — nicht etwa die meiner Genossen, sondern deine Tochter sah — meine Cousine —"

Abermals hüstelte der Onkel verlegen —

„Nun wurde gezögert und gezögert — ich hatte mich so in die Idee, zu reisen, hineingelebt", fuhr Heinrich fort, „daß es mich mit Gewalt in die Welt hinaustrieb. Eine Woche verging um die andere. Bald fehlte es da, bald dort. Kam riß mir die Geduld. Da las' ich in der Zeitung, daß ihr hier auf dem Gitstein einen Stuccatore sucht. Ei, dacht' ich, wo man baut und mit Gips umgeht, da kann man auch einen Bildhauer brauchen! Die Stuccaturarbeiten haben mich oft beschäftigt. Ich nahm die Annonce wie eine Aufforderung des Himmels, auf den Gitstein zu kommen. Nun bin ich da! Kann mich die alte Gräfin oder der Graf brauchen? Am liebsten wäre mir, ich erhielte den Auftrag, Susannen zu modelliren. Und sie muß bleiben! Ich thu's auf eigene Gefahr!"

Der Onkel lächelte zu allem und sagte nur: „Und mein Bruder, ließ er dich denn wirklich

geben und wußte er, daß du in mir hier nach dem Glöckchen zu rufen gedachtest?"

„Ich fragte nicht viel, Onkel!" Oben gestanden, ich lebe schon lange mit dem Vater so, daß ich ihn in seinen Büchern laße und mir in wichtigen Dingen selbst Rathes erhole —"

Suianne kam inzwischen zurück, gefolgt von einem Diener, der einen Imbiß brachte. Mit Mädchenzierlichkeit hatte sie schnell ihr reiches, rothblondes Haar unter ein Netz von blauer Seide bringen laßen, das ihr besonders gut stand.

Heinrich Glaußner dünkte sich im Elysium. In einer festbaren Zusammenstellung alten Porzellans nahm er Thee und kalte Küche; ein alter Diener servirte und auch der Onkel griff zu — ja da Heinrich gar zu anziehend sprach, gar zu viel aus der Welt zu berichten wußte, so kam auch Mademoiselle Barbeau und nahm automatenartig ihren gewohnten Sitz ein. So verträglich hatte sich Heinrich Glaußner noch nie befunden. Er kannte fast nichts als das alte Haus, in dem sein Vater wohnte, und das Atelier seines Meisters. Die Welt, die er so neben her auf den belebten Straßen der großen Stadt an sich vorüberströmen sah, lag ihm fern. Dagegen reicher war seine innere Welt. Er hatte von den häuslichen Absichten des Grafen gehört und schmückte den Gönner wie einen Zauberpalast aus. Suianne erklärte, auf Wien noch gar nicht begierig zu sein, und verschob in der That, zum großen Verdruß ihres Vaters, die Abreise wieder um eine Woche. Sie behauptete, noch wäre ihre Maske nicht vollständig. „Was dieser Heinrich für Späße macht!" sagte Benjamin in Beziehung auf seinen Bruder halblaut und stürmend vor sich hin — „Er ist unerträglich — ein Narr! Gab ich ihm nicht für des Jungen Reise eine Summe, mit der ein Graf ausgereicht haben würde? Was macht er mit dem Gelde? Er hat es in den Kaßen — freut sich daran — So machte er's immer, seit ich den Heinrich ihm übergab! Was nun thun — was thun —?"

So wälzten sich im Innern des Alten die Gedanken, indeßen die jungen Leute schon völlig vertraulich waren, schon die ganze Wasserfahrt durchlebt hatten, Pläne für Ausflüge, selbst, zum Schrecken des alten Glaußner, nach dem Dromillenhof machten. Suianne musizirte, Heinrich hatte eine schöne Stimme und sang. Der Onkel, früherer Gönner war nie so belebt gewesen als an diesem Abend.

IV

Als der Graf zurückgekehrt war und von dem Gelag seiner Neffen gehört hatte, war sein armes Inneres scheinbar nur von Kunstlern erfüllt. Er hatte das etwas verfallene Treppenhaus durch Wanderungen aufbeßern wollen. Nun ein Bildhauer sich eingestellt hatte, ging er in seinen Projekten noch weiter. Nun sollte den Treppenaufgang eine Sphinx schmücken und der Kopf sollte Suiannens Züge wiedergeben. Das Haar sei frei, das Suianne wiederum über Abreise aufschieben mußte. Er übernahm es, diese Verschiebung denen vor der Mutter zu rechtfertigen. Die Verwandtschaft Heinrich's und das Entzücken des letztern über diese Vorschläge kümmerten ihn wenig. Er war gewohnt, wo er befahl, nur dienende Gesichter, nur Sklaven vorauszusetzen.

Es war Sonntag nachmittags. Mademoiselle Barbeau saß einsilbig in ihrem Lehnstuhl und klapperte mit den Nadeln einer Häkelarbeit. Im Nebenzimmer hatte man gespielt. Suianne stand im kleinen Erker des Gemaches und neckte sich mit einem grauen Papagei, den ihr der Vater endlich gekauft hatte. Am Fenster neben der alten Französin versuchte Heinrich zu studieren. Draußen lockten heißere Sommerbilder. Drüben auf dem See oder eben in den Bergen mußte es lieblich sein. Hier war es trotz der geöffneten Fenster dumpf und schwül.

Resolut warf der junge Mann den Bleistift auf's Papier und stand auf. Es lag ihm ein unwiderstehlicher Zug in die Natur hinaus. Allein wußte er nicht aufzugeben; das Suianne seinem Wunsch, mit ihm zu gehen, so wenig entgegenkam, ärgerte und reizte ihn. Er trat zu ihr ins kleine Erkerzimmer. Das sie es gar nicht müde wurde, sich von dem plumpen Vogel in die weißen Finger hacken zu laßen, gab Anlaß zum Vorwurf. „Wie kannst du dich nur immer mit diesem Vogel beschäftigen, Susanne!" sagte er. „Du — da kommt er schon wieder in allem Ernst auf mich zu! Nicht wahr, Poli, wir können einander nicht leiden, und da wir ehrliche Leute sind, machen wir kein Hehl daraus —"

„Sei gut, Poli!" beschwichtigte Suianne den Vogel, der in der That sich zu einem Angriff rüstete.

Heinrich hatte keine Lust, sich mit ihm zu necken. Die Räume, die ihm vor kurzem noch wie ein Heiligthum dünkten, kamen ihm jetzt unerträglich dumpf und schwül vor — „Wie ihr

hier nur leben könnte!" sagte er — „Hier riecht es ewig nach Moschus oder nach Weihrauch —"

„Nur nach Rosen", erwiderte Susanne und milderte dadurch den Vorwurf, der dem Grafen hatte gelten sollen.

Es hatte sich ein eigenthümliches Verhältniß zwischen den drei jungen Leuten gebildet. Während der alte Rath von Tag zu Tag unschlüssiger und ungeduldiger wurde, fast jeden zweiten Tag nach Ludmillenhof hinüberging oder -fuhr und verstimmter wieder zurückkehrte, hatte Heinrich allmählich angefangen, sich aus dem untergeordneten Verhältniß eines gemietheten Lohnarbeiters zu einer freien Künstlererscheinung zu erheben. Sein Blick, schärfer von Natur, übersah mit der Zeit alle Verhältnisse und Charaktere. Auch Susannens Zauber legte sich fast. Sie war im Grunde ein recht kühles Wesen. Selbst ihre Schönheit hatte etwas Marmornes. Mehr Denken, mehr Ahnen hätte vielleicht die Regelmäßigkeit ihrer Züge durchwinkergewirkt, hätte ihr das Leben gegeben, was Pygmalion für sein Werk erflehte —

Und dennoch war Heinrich von heftiger Liebe ergriffen — Die alte Macht der Gegensätze machte sich auch hier geltend —

„Gesine", begann er nach einer Pause, die nur Pelle's Geschrei unterbrochen hatte — „Gesine, es könnte ganz anders sein als so, wie es jetzt ist! Du ägst hier eben in deinem Eifer wie eine gefangene Fee! Wenn du mir gut sein wolltest, Gesine — sieh', ich bin dir's — so könntest du meinen Arm nehmen, wir könnten hinausgehen in die Berge — Nicht nur in die Berge", fuhr er mit bewegter, gesenkter Stimme fort, als Susanne sich ihm zuwandte — „nicht nur über die Berge, nein — noch viel weiter und länger — Hand in Hand — Susanne! Es ist ja des Menschen Bestimmung so —"

Und Susanne wandte sich wirklich dem jungen Mann zu — Ihre Wangen überflog ein leichtes Roth —

Entzückt, überglücklich zog Heinrich das schöne Mädchen an sich. Das schien abgemacht, sein kühnes Wort, von der Langeweile eines Sonntagnachmittags gezeitigt, hatte Gehör gefunden — was konnte der kühnste Wunsch Glücklicheres erhoffen? Susanne duldete die Beweise seiner Zärtlichkeit — —

Plötzlich über alles, was ihn seit Wochen bewegt und beunruhigt hatte, hinweggehoben, suchte Heinrich den Onkel auf — Ein Pferd sprengte durch die Auffahrt. Es war Leopold Wachsheim, der im Begriff war, nach dem Ludmillenhof hinüberzureiten. Herr Benjamin Glaußner trat zugleich im eifrigsten Gespräch mit dem Hausbofmeister aus dem Speisesaal, Gäste waren für den nächsten Tag erwartet — da gab es der Anordnungen viele —

„Onkel, ein Wort!" sagte der erregte junge Mann, dem die Bitte, um Susanne werben zu dürfen, auf der Seele brannte — Benjamin kürzte den Schluß seiner Rede ab und trat mit dem Neffen in ein kleines viereckiges Gemach, in dem man eben den Kaffee genommen hatte — Noch standen die beiden violettsammtnen Lehnsessel sich gegenüber, welche die Herren noch vor wenigen Minuten innegehabt hatten; Zeitungen lagen an der Erde — den dunkeln Sammtvorhang hatte Leopold selbst zurückgeschoben, als er den Fensterflügel öffnete und hinaufpfiff nach dem kleinen Erkerfenster, welches man von hier aus sehen konnte —

Karl fühlte sich Heinrich Glaußner bedrückt. Es war ihm, als wehe ihm ein verderblicher Athem entgegen — Nichtsdestoweniger fand er einfache, klare Worte, dem Vater Susannens sein Anliegen vorzutragen —

Aber schon bei dem ersten Beginn hatte sich der Alte den Sessel des Grafen herangeschoben und sich in denselben gelegt — Verlangten dem alten Mann vielleicht die Füße den Dienst? So schien es fast —

Heinrich stand vor ihm, sich an den zweiten Armstuhl lehnend. Dicht daneben glänzte die kleine chinesische Tasse, die der Graf soeben mit seinen Lippen berührt hatte — „Nun, Onkel", schloß der junge Mann, „darf ich hoffen, daß du geneigt bist, mich zum Sohne anzunehmen —? Ich bitte dich, sprich ein offenes Wort —!" Der Onkel schwieg dem jungen Mann viel zu lange — Tiefverletzt durch die eintretende Pause, war er im Begriff, seine Frage zu wiederholen — als Glaußner das Schweigen aufhob —

„Susanne —?" begann er matt — „Was sagt das Mädchen dazu —?"

Der leise, unbestimmte Ton war nicht aufmunternd.

„Sie weiß, daß ich hier bei dir bin — Aber deine Antwort — Onkel!" bat der junge Mann.

Benjamin's Mienen verriethen die bestimmte Verneinung als unumstößliche Nothwendigkeit. Doch hatte der alte, schwache Mann nicht den Muth, diese, wie nothwendig, dem immer erregter werdenden Neffen gegenüber auszusprechen.

„Du irrst, Onkel?“ sagte der junge Mann
gepreßter Stimme. „Sie traust du mir nicht
daß ich Sulamnen glücklich machen könnte?“

„Doch, doch, Heinrich, daß ist es nicht
in diese ganze Sachlage überraschte, in erschüt-
mich — ihr wart in Irrthum beide — lasset
doch nur auf Stunden —“

„Onkel“, sagte Heinrich, „wie es kam, ist
selbst ein Räthsel! Aber ich sage dir, daß
ich — Du mußt die Antwort, Onkel! —
deine Tochter vielleicht zu reich für mich?“

Glaubner schüttelte heftig den Kopf — Sein
energische Entschlüsse nicht gewöhnter, immer
gehorchender Geist hatte vollständig die Be-
nung verloren —

„Ich kann und will arbeiten! Onkel, das
weiß du, läßt mir, bei Gott! in diesem
genblick ein — Ober“, fuhr er leise, als
ne ihm auch dieser Gedanke erst jetzt — „Dein
vielleicht dein herrliches Kind schon irgendwem
stimmt — vielleicht gar deinem Zögling, dem
hoffnungsvollen Grafen —? O, denen sieht ab,
fel! Graf Waldheim ist der Herr geworden —
hast du dir schlecht erzogen —“

Das war denn endlich ein Punkt, der in
Glaubner's Haltung Besinnung brachte. Erst
alte er sich durch diese rücksichtslose genug ent-
sprechende Blasphemie verletzt. Das gab ihm
Fung nach außen. „Das ist es nicht“, sagte
kurz kalt und wurde ohne Zweifel jetzt die
rift gehalt haben, des jungen Mannes Wunsch
stimmt abzulehnen, wenn dieser nicht tief erre-
l über die unbekannte Nähe, mit der er den
fel verletzt hatte, der unangenehmen Szene eine
re Wendung gegeben hätte.

Benjamin war aufgestanden — Heinrich sah
ß er zürnte. „Onkel“ rief er und warf sich
rerschütternd an des alten Mannes Brust
höre mich an! Sieh, ich liebe dich, seit ich
ken kann, mehr als alle anderen Menschen, ja
ehr als den Vater, der, wie du weißt, oft hart
e Strenge war! Wenn du kannst, war ich glück-
! Ich hatte keine Mutter! Niemand, nie-
nd sprach ein Liebeswort zu mir als du. So
ebe ich auf. Immer warst du mein Schutz,
ein Glück, meine Verliebung —! Seit ich
Sulamnen gegenüberstand, fühle ich, daß ich die
be, die ich bisher nur dich allein empfand,
ilen mußte zwischen euch beiden —! Und jetzt,
fel, jetzt kannst du zu meiner Klage, zu meiner
ge schweigen?“

„Heinrich“, antwortete Benjamin Glaubner
mit einer Stimme, so weich und mild und von
Thränen erstickt, daß sie den Knaben beschwichtigt
haben würde, wenn dieser in einer Menschen-
brust seinen Ursprung finden könnte — „Heinrich,
mein guter Junge — sieh', dein Vater hat wohl
recht, wenn er dich einen unbekannten Menschen,
einen Hirtsepf nennt! Sieh', das will überlegt,
erwogen sein! Laß mir Zeit, Heinrich! Du weißt,
ich bin dir gut — ich habe dich immer in Schutz
genommen, wiewohl ich unrecht hatte, wie ich
sehe — du bist in ungrüßm — Alles — beruhige
dich mit dem Gedanken, daß ich deinen Wunsch
in wohlmeinende Erwägung ziehe — in wohl-
meinende — merk' dir's, Heinrich! Jetzt geh'
nicht hinauf zu Sulamnen — meide sie — ver-
sprich mir's — Heilig' — Hörst du? Ehe ich
nicht mein Ja' gegeben, vermeidest du sie, berührst
sie — nie — Schwöre mir's!“

„Das kann ich nicht!“ rief Heinrich leiden-
schaftlich —

„Du sollst und — Ich verlange es —!“

So entschieden hatte Glaubner wol seit Jah-
ren nicht gesprochen. Aus seinen Augen blitzte
ein wildes Weh. Er starrte Heinrich mit geister-
haften Blicken an —

Dieser wußte sich anfangs unterwerfen. Er hat,
die Krisis abzukürzen. Auf drei Tage wurde sie
betungen. Drei Tage lang mußte Heinrich
Sulamnen meiden. Schweigend entfernte sich der
junge Mann.

Als Glaubner allein war, sank er in einen
Lehnsessel zurück. Sein Auge ging nach innen,
in die tiefsten Tiefen seiner Seele — Jahr um
Jahr seines Lebens rollte sich zurück; seine Stirn
wurde kalt und feucht. Endlich ging er langsam
durch die Halle an den grünen Schirmen vor-
über, hinter denen Heinrich an seinem Marmor
zu arbeiten pflegte. Hinter denselben schimmerte
unheimlich dämonisch das Antlitz der halbvollen-
deten Sphinx. Es wurde Sulamnens Antlitz.
Eine Weile betrachtete er es mit verhaltenem,
wehmüthigen Blicken. Dann murmelte er: „Sie
muß noch heute fort! Noch diese Nacht! Sie
dürfen sich nie, nie wiedersehen! —“ Seit lange
nicht hatte ihn eine solche Energie, wie jetzt in
der Zumuthung einer unmittelbaren Abreise Su-
lamnens, ergriffen.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Das menschliche Gehirn als Seelenorgan.

Die Phrenologie hat, seitdem sie von Gall zum System erhoben und durch seine Nachfolger weiter ausgebildet wurde, von jeher in ihren heftigsten Gegnern gerade die gezählt, von welchen zunächst ein competentes Urtheil über den Werth und die Wissenschaftlichkeit des ganzen Verfahrens erwartet werden mußte: die Anatomen und Aerzte. Sie, die den Vorwurf des Materialismus so oft hören mußten und im Grunde auch nie getauscht haben, traten hier auf Seite jenes Spiritualismus, der die Phrenologie schon im Princip verdammen und ihre Ausbreitung im Keim ersticken zu müssen glaubte. Sie thaten es, weil gewisse anatomische Erfahrungen und physiologische Erscheinungen mit der Phrenologie im Widerspruch zu stehen schienen, aber weil ihre Jahrtausende alte Erfahrungswissenschaft ihnen über die gerade hier in Frage kommenden Punkte noch keinen Aufschluß gegeben hatte. Sie bekämpften daher die neue Lehre von den im Gehirn durch gewisse Organe repräsentirten einzelnen Geistesfunctionen mit den bereits bekannten Lehrsätzen ihrer Wissenschaft, ohne sich, mit wenigen Ausnahmen, zu neuen einschlagenden Forschungen veranlaßt zu sehen. Und nothwendig war nicht zu verhehlen, daß gerade die Gehirnphysiologie und Physiologie des Gehirns noch sehr wenig behandelt und ausgebildet war, während doch die Anatomie allein über die Functionen einzelner Gehirntheile keinen genügenden Aufschluß gegeben hatte und keinen geben konnte.

Eine weite Kluft trennte daher die Phrenologen von den Anatomen; letztere warfen den ersteren Mangel an Wissenschaftlichkeit, ersteren den letzteren Mangel an Competenz vor, beide blieben aber bei ihren Lehrsätzen hartnäckig stehen. Das die Anatomen schließlich Recht zu behalten schienen und durch ihren Protest die Ausbreitung und Ausbildung der Phrenologie hemmten, war kein Wunder, denn die Phrenologen waren vom Anfang an in der Minorität und kämpften einer gegen tausend. Trotzdem hielten sie weder sich für besiegt, noch ihre Lehre für verloren, und ihre Beharrlichkeit mußte selbst die knappsten, die mit der Anklage auf „Dilettantismus" und „Oberflächlichkeit" schnell fertig bei der Hand waren.

Diese Kluft zwischen Anatomie und Phrenologie konnte nur von der Physiologie überbrückt werden und hierzu war auch gegründete Aussicht vorhanden, seitdem namentlich in verflossenen Jahrzehnt die Physiologie des Nervensystems so überraschende Fortschritte gemacht hatte. Anfänglich hat man sich freilich nur mit den Reizen der motorischen und sensitiven Nerven, mit den Functionen des Rückenmarks, des Verlängerten Marks und Kleinen Gehirns sowie mit der Physiologie der Sinnesorgane beschäftigt; indessen rückte man hierdurch der Frage nach den Gehirnfunctionen und den hierbei wahrscheinlich thätigen Apparaten des Großen Gehirns doch immer näher und auf die Dauer war die Verdrängung dieser Cardinalpunkte nicht zu umgehen.

Es erscheint uns daher von entscheidender Wichtigkeit, daß einer der bewährtesten Physiologen der Gegenwart, Hofrath Rudolf Wagner in Göttingen, der namentlich auch durch Entdeckungen in der Nervenphysiologie sich einen ausgebreiteten Ruf erworben hat, die wissenschaftliche Untersuchung dieser Fragen in die Hand genommen hat. Seine zu Anfang der funfziger Jahre schon entsponnene heftige Polemik mit Karl Vogt über die Bedeutung des Gehirns und die selbständige Existenz des Geistes überhaupt — eine Polemik, welche man als Ausgangspunkt jenes Streits über „Geist und Materie" bezeichnen kann, der seitdem in der Kraft- und Stoffbroschüre sich gipfelte — mag die nächste Veranlassung zum Beginn dieser gründlichen Untersuchungen gewesen sein, die er mit der hier erforderlichen Sorgfalt und Breite schon seit mehreren Jahren begonnen und weitergeführt hat. Die Resultate derselben legte er der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen in zwei Abhandlungen vor, von denen die erste bereits in den Gesellschaftsschriften (neunter Band) gedruckt ist, die zweite (im zehnten Band) demnächst erscheinen soll.

Rudolf Wagner's erste Abhandlung, „Vorstudien zu einer künftigen wissenschaftlichen Morphologie und Physiologie des menschlichen Gehirns als Seelenorgan, mit besonderer Rücksicht auf die Hirnbildung intelligenter Männer", zeigt schon durch ihren Titel, der sie nur als „Vornudie" zu einer „künftigen" Lehre bezeichnet, mit welcher Vorsicht der gelehrte Verfasser hierbei zu Werke ging und gehen mußte, wenn er das Vertrauen der Männer der Wissenschaft erhalten wollte. Dabei ist besonders zu betonen, daß Rudolf Wagner die Hirnbildung, nicht die Schädelbildung zum Gegenstand seiner Forschungen machte. Ueber letztere bezügen wir schon

...ihre gründliche und schaffsinnige Untersuchungen, namentlich vom Standpunkt der vergleichenden Anatomie. Eine der letzten und bedeutendsten Werke nach dieser Richtung ist die „Kraniologie" von Carus in Dresden. Auch die Phrenologie ging bekanntlich von der Schädellehre aus; aber einer der allgemeinsten Einwürfe gegen die Richtigkeit der phrenologischen Lehrsätze ist eben der, dass man von der Schädellehre nicht direct auf die Gehirnlehre schliessen könne, weil theils ein vollkommener Parallelismus beider factisch nicht vorhanden sei, theils der innige Zusammenhang und Thätigkeit, Gesundheit oder Krankheit des Gehirns durch die Hirnschale hindurch nicht zu erforschen sei. Da diese Einwürfe von den Phrenologen durch ihre bisherige Methode nicht gehoben werden können, so hat die Wagner'schen Untersuchungen über die allerletzte Gehirnbildung um so entscheidender und wichtiger.

Wir haben uns vor, behalten, in einem späteren Artikel ausführlicher auf diese Untersuchungen einzugehen, da wir uns heute darauf beschränken müssen, einen kurzen Auszug aus der Arbeiten, noch nicht erschienenen Abhandlung Wagner's hier mitzutheilen, welche er am 6. December v. J. der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften vorlegte. Sie bildet unter dem Titel: „Ueber die Hirnbildung der Mikrocephalen (vorzüglich Kindsköpfe, d. h. Neger mit zu kleinem Gehirn), mit besonderer Rücksicht auf den Bau des Gehirns niederer Menschen und der Quadrumanen" (Nachrichten, Nr. 6), eine kurze Fortsetzung der früheren Arbeit, da diese neuen Untersuchungen durch das besondere Interesse angeregt wurden, die Gehirne grosser und intelligenter Männer mit denen gewöhnlicher Menschen, Negerinnen, Idioten) zu vergleichen und zu sehen, wie Differenzen mit dem Körpergewicht schwanken. Die Hauptergebnisse dieser neuen Arbeit, der gelehrte Verfasser in 16 Sätzen zusammengefasst, von denen wir hier die allgemeinverständlichsten und interessantesten theils wiederholen, theils umschreiben wollen.

Nur so weit der Anatomie des Gehirns nicht Irrthümer sei vorausgeschickt, dass das sogenannte grosse Gehirn, d. h. der überwiegend grosse vordere, obere und seitliche Theil der ganzen Gehirnmasse, aus zwei Hemisphären (Halbkugeln) besteht, die, an der Scheitellinie aneinanderstossend, rechts und links seitwärts und abwärts von derselben sich wölben und von denen jede wieder in einen vordern, mittlern und hintern Lappen getheilt wird. Beide Hemisphären bestehen zum grossten Theil aus einer bedeutenden Anzahl übereinander regelmässig gruppirter, gleichartiger Gehirnpartien, welche in Gestalt von schalen- und eierstockähnlichen dicken Nervenmassen schichtige Windungen bilden, die durch entsprechende Furchen getrennt erscheinen.

Wagner hat nun gefunden, dass die Windungen aller menschlichen Gehirne, sowol der normalen als kranken, mit ziemlich geringen Abweichungen denselben wesentlichen Grundtypus zeigen; dass also hier eine strenge Gesetzmässigkeit und keine Zufälligkeit der Anordnung herrschen. Dieser menschliche Grundtypus hat allerdings, namentlich bei den höchsten Ausbildungen, gewisse allgemeine Merkmale und Uebergangspunkte mit dem thierischen nach diesem Grundtypus gebauten Hirngehirn gemein, ist aber in andern wieder davon verschieden. Die mikrocephalen Menschengehirne stellen durch frühern Stillstand in der Ausbildung vor. Während sie im vordern Theil der Hemisphären sich den Gehirnen der Affen allerdings nähern, entfernen sie sich im hintern Theil davon um so mehr. Wichtig ist durch die Nichtübereinstimmung der Windungsverhältnisse des Gehirns bewiesen, dass die Menschen weder (wie schon behauptet wurde) aus den Affen entstanden sind, entgegen sich aus ihnen herausgebildet haben, noch das Gehirn derselben ist, dass einzelne Individuen wieder in Affen werden können. Wagner findet, dass im Gegensatz zu der Darwin'schen Transmutationstheorie, die Nichtähnlichkeit der Gehirnwindungen bei Menschen und Affen vielmehr zu einer plötzlichen Schöpfungshypothese der Thierwelt verwendet werden könnte. Die Mikrocephalie des Menschen beruht zum Theil auf einer Bildungshemmung der Hirnlappen des grossen Gehirns und scheint ihren Anfang schon im dritten und vierten Monat der Entwickelung (des Embryolebens) zu nehmen. Wahrscheinlich ist bei allen Missbildungen des Gehirns niemals der Schädel, sondern immer das Gehirn der zuerst erkrankte Theil. Die Mikrocephalie tritt nur vereinzelt auf und ist ein Krankheitszustand, der als Zwischenstufe zwischen der Gehirnlosigkeit von Missgeburten und dem Wasserkopf steht; dagegen ist der Cretinismus bekanntlich eine an den Ort gebundene Landeskrankheit, beide sind zwei verschiedene Formen der angeborenen Idiotie; jedoch scheint zwischen ihnen eine genetische Verwandtschaft zu bestehen.

zahlreiche unter Kamillen mit erhöhtem Gewichte auch einen Mikrocephalie vorkommen scheint. Für den Cretinismus ist aber zugleich die Kropfbildung ein charakteristisches Merkmal, welches bei den Mikrocephalen fehlt.

Will man nun die Vergrößerung der Hirnoberfläche durch die Windungen bestimmen, so gibt nach Wagner allein die directe Messung der durch diese Windungen gebildeten Furchen nach einer absoluten Länge ein brauchbares Resultat. Er hat hierbei gefunden, daß eine stärkere, respective zahlreichere Furchenbildung bei den intelligenteren Gehirnen vorkommt und für diese bezeichnend ist. Dagegen ergab die Messung der Oberfläche der einzelnen Gehirnlappen keine Anhaltspunkte für eine bestimmte Beziehung dieser Lappen zu bestimmten geistigen Thätigkeiten, auch nicht zur allgemeinen Entwickelung der Intelligenz. Das heißt mit andern Worten: Die Gehirnmasse zeigt in ihrer Gesammtheit (im normalen Zustand) eine ziemlich gleich große räumliche Ausdehnung; nur die durch die Furchen charakterisirte Gruppirung dieser Massen ist eine verschiedene, den Grad der Intelligenz bezeichnende.

Aus allen bisherigen Untersuchungen Wagner's geht aber nach seiner eigenen Mittheilung das merkwürdige Resultat hervor, daß die mechanischen Apparate für die in Erscheinung tretenden Seelenthätigkeiten (d. h. die Gehirne) bei verschiedenen Menschen in ihren Grundlagen und embryonalen Entwickelungen schon nachweisbare geschlechtliche und individuelle Eigenthümlichkeiten zeigen, welche für die Ausbildung des Geistes in den späteren Lebensjahren von bestimmendem Einflusse sind. Die Entwickelungsgeschichte der verschiedenen Gehirne zeigt also, daß man nicht nur im spiritualistischen, sondern auch im anatomischen Sinne aussprechen darf, daß Idioten und Genies „geboren" werden; daß folglich hier eine durch die Gruppirung des mechanischen Apparats bedingte Veranlagung waltet, welche durch Erziehung, Unterricht, ärztliche Behandlung u. s. w. nicht beseitigt werden kann.

Die Kirmes zu Amsterdam.

Ein sehenswerthes Schauspiel bietet die „Kirmes" zu Amsterdam, die alljährlich im September gefeiert wird. Dieses zwei bis drei Wochen dauernde Volksfest ist der Carneval der Hausknechte und Loskis aus nah und fern heute, die an diesen vollen Tagen ihre Groschen verjubeln wollen und die Gasthäuser bis zum letzten Stübchen füllen.

Kommt man während dieser Jubeltage in den alten Stadttheil an, so kann man von Glück reden, wenn man wie ich nach langem Suchen außerhalb Quartierlosenden Raum bekommt, wo man seine müden Glieder unterbringen kann. Die Lokalität, welche ich in später Nachtstunde so glücklich war zu erringen, befand sich in dem Seitengebäude eines überfüllten Hauses, war mehr hoch als Zimmer, hatte eine gerade und eine schiefe Holzwand und enthielt eine Lagerstätte, die sich als unbenutzbares Mittelding zwischen Waschwanne und Bett präsentirte.

Auf die schiefe Decke meines Schlafgemachs fiel dichter Regen und ich bemerkte bald, daß sie zugleich Dach eines Hauses war. Besonnungsfreier war ich daher als andere später angekommene Nothdürftige, welche in der nasskalten Nacht noch lange nach einer Nothhütte suchen mußten.

Die Kirmes von Amsterdam ist ein Stück bewegten Volkslebens. Hier eine kurze Beschreibung derselben. Das eigentliche Kirmesvergnügen beginnt erst gegen 10 Uhr nachts, da durchziehen Scharen von Männern und Mädchen singend und springend die Gassen. Jeder Säumige, welcher der toll dahinbrausenden Schar nicht rechtzeitig ausweicht, wird entweder mitgerissen oder umgerannt. Erfolgt das letztere, so unterbricht die in Nothdurft gehüllte Menge ihren Gesang mit lautem Gelächter. Dieses wird immer gehört, wenn es den heranziehenden Arbeitnehmern gelingt, jemand, der nicht mitmacht, einen Unannehmlichkeit anzuthun — sie z. B. den Hut vom Kopfe zu reißen, mit einem Schnupftuchknoten den Rücken zu flicken oder ihn bei den Haaren zu zausen, „um sich zu überzeugen, ob diese nicht einer Perrücke angehören". An solchen harten Späßen findet besonders die weibliche Jugend Behagen. Die griechische Mythe von Mänaden, die in wildem Taumel dahinstürmen, hat man hier in ungeheuerlichster Weise verwirklicht. Nur tragen die Bacchantinnen Amsterdams nicht Kränze von Rebenlaub, sondern breitgraue Strohhüte und weiße Hauben, haben nicht Thyrsusstäbe in der Hand, sondern Mistgabeln; sind nicht weiß-, sondern braunweinselig. Diese wildlustigen Gesellen pflegen, wie mir erzählt wurde, häufig die Zeche für ihre männliche Begleitung zu zahlen. Auch geschieht es nicht

…ten, daß sich zwei solche holländische Kirmesbrüder zusammenfanden, die sich, den theuren Namen der „starken Trinker“ gegründet, frei von aller Oberaufsicht verabredeten, auf gemeinschaftliche Unkosten ein männliches Mahl in einer Nacht freizuhalten, wofür dieselben seine freigebigen Regierungsrinnen, soweit es die Wirkung des gezauberten Wassers zuläßt, zu unterhalten sich verpflichtet. Zu dieser Unterhaltung gehört vor allem Tanz. In der Nähe des Buttermarktes, wo die fremdesten Schaaren aus allen Gauen der Stadt zusammenströmen, trifft man in den mittägigen, prächtigsten Quartieln der meisten Häuser dichte Reihen von Tanzenden. Angenehm mag der Aufenthalt in diesen Tanzhöhlen nicht sein, denn aus den geöffneten Fenstern derselben dringt Qualm, Lärm und brechender Branntweingeruch. Gegen drei oder vier Uhr nach Mitternacht werden die Tanzenden müde und begeben sich durch andere Seitenpforten, in die wir ihnen anständiger nicht folgen wollen, nach Hause.

Doch für alle Springlustigen Amsterdams ist in den Tanzhöhlen nicht Platz; sie stürzen daher sich in Arm Archen und durchbrechen unter heiterm Gejohle und ausgelassenen Sprüngen das dichteste Menschengewühl. Je eiliger die Volksmenge vor diesen Gaukelkünstlern flieht, die es an ungewissen Stößen und Knüffen nicht fehlen lassen, desto größer deren Vergnügen. Jedenfalls gehört diese Menschenhetze zu den wichtigsten Bestandtheilen der „Germanenlust“, welche die besuchenden Matrosen an der Seite ihrer Freundinnen in Liedern feiern.

Wie schon bemerkt, zieht die kirmeslustige Menge dem in der Mitte der Stadt befindlichen Buttermarkt von allen Seiten zu. Auf diesem und dem angrenzenden Kai stehen lange Reihen prächtigerer Buden, in welchen nicht nur alle Delicatessen holländischer Feinschmeckerei und niederländischen Durstes befriedigt, sondern auch andere und naturgeschichtliche Genüsse geboten werden. Wir wollen da Umschau halten. In jener Bierhalle gibt eine Kunstreitergesellschaft ihre Vorstellungen; um Zuschauer anzulocken, treten die Mitglieder derselben in ihrer bunten Tracht, die Damen in möglichst kurzen Flitterröcken, vor den Eingang ihres Kunsttempels, dessen Lärm gerade jetzt am größten ist. Die edlen Pferde, welche sie reiten, sind von einigen derbwüchsigen Matrosen umgeben, die wie toll in ihre Bierkrüge blasen. Der Lärm, den sie machen, wird noch betäubender, als der herumschwirrende Pöbel die hervorgebrachten Tonwellen mitbraust. Neben dem Pferdeballet ist eine afrikanische Thierversammlung zu sehen. Da der Besitzer derselben nicht mit Unrecht annimmt, daß der berühmte Thiergarten von Amsterdam dem Besuch seiner kleinen Menagerie Eintrag thun könnte, so bezahlt er einige zerlumpte Kerle, die unter dem gaffenden Landvolke stehen und sich stellen, als ob sie eben für ihr hartes Geld die Thiere vom Krokodil und Nashorn in der Bude angriffen hätten und als ob sie nicht Worte für das Erstaunen fänden, das diese Bestien in jedem Beschauer hervorrufen müßten. Der harmlose Landmann, dem ein solcher Menagerieagent seine eben gemachten naturgeschichtlichen Erfahrungen beschreibt, denkt sich: Schau' mal den gefälligen Burschen an, der unaufgefordert so Unterhaltendes über die Thiere erzählt; nun kann man sie auch gerechten Muthes ansehen gehen; weiß man doch, daß man sein Geld nicht umsonst ausgibt. Er denkt's und besucht die Bestien.

Neben diesen vielfachen Gelegenheiten Genuß, die man einem Holländer in der Kirmeszeit gegenüber nicht wild nennen darf, befindet sich ein Vogelherd. Hier üben auf hölzernen Klippen und Tigern amsterdamer Jungfrauen und Frauenzimmer, welche die weibliche Melodie, die eben der Dreierkoffen des Liebesvergnügens verträgt, [illegible] mitsingen.

In vielen, sehr vielen Kirmesbuden werden Waffelkuchen, die Lieblingsspeise der Holländer, gebacken. Die Verfertigung derselben übt auf einem hohen Stuhle neben einer großen Backpfanne mit Vertiefungen. In diese nun schüttet sie mit einer Geschicklichkeit, die ihr Ziel niemals verfehlt, mittels eines hölzernen dünnen Trogs, den sie unter der Pfanne unterhaltene Kohlenglut bald in einem Waffelkuchen umgewandelt, der wahrscheinlich besser schmeckt als er aussieht. Die Bäckerin wird von einer blankgeputzten dreiarmigen Oellampe beleuchtet und pflegt gewöhnlich ein angenehm anzusehendes Mädchen zu sein, welches die Vorübergehenden freundlich zum Kaufe ihrer Waaren einladet. Ihr zur Seite sitzt oftmals ein Geiger oder ein weibliches Gemüth mit einer Guitarre, das auf musikalischem Wege den Appetit zu Waffelkuchen hervorrufen soll. Beider entstellen sich die Waffel-Aermerinen aus Nordholland mit den landesüblichen breiten Kopf- und Stirnspangen, die bei reichen Bäuerinnen sogar mit Edelsteinen besetzt sind.

Um die bittern Neben des Jahres zu ver-

essen, gönnen sich die Holländer während der Kirmes neben den weingesäuerten auch verschiedene saure Genüsse. Auf dem Buttermarkte und beim „Alten Thurm" sieht man auch viele Leinwandbuden von Kaufleuten, die in Sauerm machen. Die großen Glasbehältnisse derselben sind angefüllt mit eingelegten Aepfelchen, Rüben, Schwämmen, Kräutchen, Gurken und andern sauern Leckerbissen, bei denen die lustigen Herren häufig Halt machen, um sich zu laben. Auch bei vielen Kesselmahlen, die den besondern Zweck haben, die von den Nachwehen des Schwärmens Heimgesuchten zu erquicken, sind gewöhnlich Frauen die Zahlerinnen. Andere Leckereien, die am Buttermarkte feil geboten werden, sind gebratene Muscheln, gekochte Seeiginnen, gekochte Aale und Heringe sowie Kaffee, der von einer Dampfmaschine zubereitet wird.

Bleibst du einen Augenblick stehen, um die das Menschengewühl oder die Läden anzusehen, so tritt gewiß ein weibliches Wesen oder vielmehr Unwesen an dich heran, das dich mit großer Unbefangenheit auffordert, mit ihm einen Tanz zu besuchen. Weigerst du dich, so stimmt es oder vielmehr sie ihre Wünsche herab und ersucht dich um eine Quartie (etwa 5 Sgr.), weil sie Appetit auf Muscheln habe und dann Kaffee trinken wolle. Die Unbescheidene ist jedoch nicht etwa eine entartete Dirne, wie man nach ihrem Aeußern annehmen könnte, sondern ein leidlich anständiges Geschöpf, das in seiner guten Laune nur von den Freiheitsrechten der Kirmes Gebrauch macht.

Dies Getreibe ein- bis zweimal angesehen, unterhält — öfter betrachtet muß es abstoßen, besonders wegen der vielen Bettler, die Amsterdams zartes Geschlecht von seiner Unzartheit zu überzeugen verstehen.

J. S.

Anregungen.

Kunst und Industrie in Italien.

V.

„Von den Künsten habe ich ausführlich gesprochen", schließt der italienische Berichterstatter die Kritik der florentinischen Ausstellung, „und werde ihnen nicht mehr einen dritten Brief widmen; aber in der Kürze muß ich einer Industrie erwähnen, und zwar mit den Worten des Tacitus: „Bei dem Triumphzuge des Julius waren die Bilder von zwanzig berühmten Familien, aber die von Brutus und Cassius glänzten mehr als alle andern durch ihre Abwesenheit." Ebenso ist es bei so vielen Büsten und Statuen und Bildnissen von Männern der Politik und Literatur der Gegenwart mit dem Mangel irgendeines Porträts von Mazzini, welcher gewiß einst von der Nachwelt anerkannt werden wird, wenn bereits die Mehrzahl seiner heute als große Geweserten längst vergessen sein mag.

„Die Waffen, von denen ich heute hauptsächlich reden will, sind eine Arbeit des alten Italien. Als Beweis hiervon sind noch in vielen unserer Hauptstädte die Straßennamen geblieben, welche bis zu den Zeiten vor der Fürstenherrschaft reichen. Noch sind die Via degli spadari und degli armorari, Bei corazzieri und balestrieri vorhanden, welche außerdem anzeigen, welch einen hohen Rang die Künste in der Borzeit besaßen, aus welchem allein die bürgerlichen und politischen Gerechtsame entsprangen. An dem Bau dieser Straßen, vereinigt mit den Namen, die sie führen, und den Inschriften, die sich in ihnen finden, suche ich genau die Zeitepoche dieser Industrie nachzuweisen.

„Nicht, um mich vor dem kostbaren Metall zu beugen, sondern nur, weil es mir erschien, als wenn es wirklich aus den alten Straßen degli spadari hervorgegangen wäre, erwähne ich zuerst ein Schwertes, das sich in dem Saal der Gemmen befindet. Es ist von Eisen und Silber, ein Werk von dem Künstler Antonio Cortellazzo aus Vicenza, welcher es dem König von Italien schenkte, der es gern annahm. Die Arbeit erschien mir wie aus der Blüte des 15. Jahrhunderts, die kleinen Verzierungen, die die Schriebe schmücken, sind bewundernswert wegen ihrer erhabenen Arbeit und wegen der Genauigkeit ihrer Formen, die bei solcher Arbeit und Kleinheit doppelt schwierig ist. Diese eiserne Scheide hat für mich das Anziehen, als wäre sie von Damenden die zierlichen Finger einer Dame mit Silberstickerei bedeckt hätten. Der Griff ist einfach, mit einer Schutzwehr in der Form eines S mit derselben Kunst verziert. In solcher Art frei von jedem überflüssigen Zierath scheint dieses Eisen zu sagen: „Ich will von einer geübten Hand gezogen werden, wenn die Beleidigung rächt, wo es einen regenerierenden Dienst auszuüben gilt. Doch wird das Schwert wohl eine Galerie schmücken." Mir jedoch schien alles an ihm so sehr das Alterthum zu athmen, daß es mir war, als müßte die Schärpe des Ritters mit den begeisternden Farben daran hängen, die mit dem Blut dem Feind entgegenblitzen.

„Diesen Zeiten und diesen Gedanken entführt uns die Kanone Cavalli, die über ihre Mitten kommt. Es ist eine wirkliche Kanone da und eine als kleines Modell hinter einer bedeckten Batterie. Die Erfindung der Kanone Cavalli wurde mit großem Lärm angekündigt, aber nachher erfuhr man nur wenig von ihr, und die mit ihr angestellten Versuche

so vortrefflich sie auch gelungen, erfüllten doch nicht die vielleicht zu großen Erwartungen, die man von ihr hegte. In diesem Zweig der Artilleriewaffen ist große Fülle: Modelle und fertige Werke, Kanonen, Batterien, Lafetten, Haubitzen, Mauerbrecher aus den Arsenalen von Turin und Piacenza, von denen einige sehr geschätzt werden und die von dem Artilleriegeneral Cavaliere Hannibal Mariotti erfunden und in dem Arsenal von Neapel ausgeführt sind; ferner die Vollmomini aus Piacenza und Eugenio Stretti aus Mailand stellten Kanonenmetalle aus von ihrer Erfindung. Wenn diese Anwendung auf Kanonen sich machen ließe, so hätten sie die Vollendung, die jeder sich vorstellen kann. Die Gießerei von Ansaldo aus Genua hat zwei schöne gezogene Kanonen in Bronze ausgestellt, die eine benannt „Vittoriana", die andere „Mosto", zwei unserer unvergeßlichen Todten. Die Gießerei hat zugleich die Maschine, welche diese gerifften Waffen macht, ausgestellt und somit thatsächlich die Art der Verfertigung in ihrer Aufeinanderfolge anschaulich erklärt.

„Ich finde in der »Gazzetta militare« noch ein anderes Modell erwähnt, welches von einem ausgezeichneten genuesischen Gießer gemacht ist und wegen seiner künstlerischen Arbeit für die Ausstellung bestimmt wurde. Es ist eine in Bronze gegossene gezogene Kanone, auf einer Lafette ruhend und mit eisernen Rädern. Sie ist von sehr komplizirter Construction.

„In den kleinen Waffen hat Brescia keine Nebenbuhler in Beziehung auf Eleganz und Vollendung der Presse, es bewahrt seinen Ruhm aus den ältesten Zeiten. Die Ritter des Mittelalters waren ihrer Sache gewiß, wenn sie eine Bresciana in der Hand hatten. Auch die Gewehre, die Pistolen des Karabi und der Miliz, die Revolvers, Pistolen und Gewehre von Brescia brauchen den Vergleich mit den besten englischen und amerikanischen Waffen nicht zu scheuen. Der Canaliere Mazza aus Neapel stellte eine bewundernswerthe Sammlung aus. Die Industrie der Waffenfabrikation vervielfältigt sich an allen Orten. Isorno, Lodi und Brescia, Turin und Arezzo, Monza in Verona, von Menghini in Florenz, von Gaini aus Pietra Santa, und Karabinern von Antonio Stehling in Turin. Ich glaube jedoch, daß diese Production das Mißtrauen empfinden muß, welches für den Regierungen einnehmen, die, wenn sie sie auch nicht vernichten können, sie doch herunterzubringen suchen. In unsern Werkstätten werden diese Waffen nicht durch getheilte Arbeit hergebracht, bei welcher zwanzig Menschen an einem Gewehr arbeiten, jeder mit einem Stück beschäftigt, wie dies in den großen Fabriken von Lüttich und St.-Etienne geschieht. Anstatt dessen macht bei uns ein Mensch zwanzig Gewehre und muß vielleicht viel Geschicklichkeit besitzen, um den Schaft und das Rohr und die Nebendinge verfertigen zu können, was aber soviel mit ein Nachtheil für die Oekonomie und auch für die Vervollkommnung der Arbeit zu sein, der glücklicherweise durch die eigenthümliche italienische Intelligenz einigermaßen ausgeglichen wird. Sogar aus der Republik San Marino sind zwei Gewehre ausgestellt, eins mit einem Rohr, das andere mit zweien, und zwei andere Rohre ohne Schaft, sodaß einmal der Scherz machte, die Republik habe zwei und ein halbes Gewehr eingeschickt.

„Bevor ich von den Maschinen rede, muß ich noch einer seltsamen Production erwähnen, die Beachtung verdient. Es sind dies die künstlichen Marmortafeln, die in Neapel in der Fabrik des Marchese Giovan Pietro Campana gemacht werden. Nichts läßt die Täuschung verrathen, wenn nicht vielleicht das genaue Gewicht, eine gelehrte Untersuchung, die sich nicht so leicht anstellen läßt, so sehr lassen im übrigen die Naturlichkeit der Farbe, der Glanz und alles, was das Auge und die Berührung wahrzunehmen vermag, diese Platten als Wahrheit erscheinen. Porphyr, alle andern Farben, bis zu dem unschätzbaren Malachit, werden zum Verwechseln nachgeahmt. Und in dieser Manier hat man Reproductionen von Werken gemacht, wie die Säulen des Capitols und ähnliche, die durch ihre Bedeutsamkeit in der Kunst den Glauben an die Echtheit des Stoffs verstärken. Denn wer würde die kapitolinische Wölfin oder die medicäische Vase oder den Löwen von Venedig anders als in echtem Stoff machen?

„Was nun die Maschinen anbetrifft, so stellte die Handlung Kummerle in Mailand deren vortreffliche und bemerkenswerth und von vortheilhafter Anwendung für den Landbau sind zwei Dreschmaschinen; die eine von ihnen, die größte, empfängt das Getreide in Garben und gibt es gedroschen, gereinigt und eingesackt wieder; sie kann in einer Stunde 22 Sacke Weizen liefern und 40 Sacke Reis. Kummerle besitzt auch eine hydraulische Maschine, die bereits in Mailand eine goldene Medaille erhielt, eine Futterschneidemaschine, drei Rolonnetten, eine tragbare Bewässerungsmaschine, eine Torfbank mit Schrauben, eine Dampfmaschine mit Druck, alles bedeutende Werke, sowol in Beziehung auf die Nützlichkeit der Anwendung als auf die Dauerhaftigkeit und Genauigkeit der Construction und die Wohlfeilheit des Preises. Ein Engländer Lee, ein Mailander, stellte schöne Statuen über die Eisenbahnen aus, unter denen auch die kubische Maschine unserer Zeit nicht fehlt, die von Sommeiller, Bellami zur Durchbohrung der Alpen. Zuletzt kommt noch die elektro-magnetische Maschine des Professors Magrini in Mailand, und die Modelle des Systems von Pinarigi in Modena, eine Anwendung der Elektricität, um die Zusammenstöße auf den Eisenbahnen zu verhindern, vermehren das Kapital der wissenschaftlich-mechanischen Mittel, die Italien benutzen wird zu seinem eigenen und dem allgemeinen Wohl.

„Wer behaupten wollte, daß die italienische Manufactur die fremde übertrifft, der verfiele in eine große Uebertreibung, aber wer all diese bedeutende

Fr. Auguſt.

Das Hauptquartier Carls?

Vitzthum.

Auf dem halben Wege nach Königſtein.

Fr. Auguſt.

Mein Pferd!

Vitzthum.

Sire!

Fr. Auguſt (mit dem Fuß ſtampfend).

Mein Pferd! (Vitzthum ab.) Eilen Sie zurück! Beflügeln Sie Ihr Roß! Feiern Sie Ihr Wiederſehen! Iſt es zu ſpät — nein, nein, zittern Sie nicht — Ihre Schweſter ſoll ihm Kränze winden, Kränze, aber für ſeine Stirn, nicht für ſein Grab!

Einſiedel.

Was wollen Sie thun?

Fr. Auguſt.

Eilen Sie! Fragen Sie nicht!

Einſiedel (nach dem Fenſter wehmüthig zeigend).

Durch dieſe Lichter wanken wie ein Schatten! (Ein Trompeten- und Paukenwirbel.) Durch dieſe Freudenklänge verhallen wie der Seufzer eines Sterbenden! (Ab.)

Fr. Auguſt (allein).

Sollten die Verräther ahnen und mir zuvorzukommen ſuchen? Ja, die Legende eines Heiligen wäre dagegen ein Schelmenſtück! Ich kann die Ruhe meiner Seele dem blinden Zufall nicht preisgeben. Verrath

Production als ein Ganzes ins Auge fassend behauptet, daß wir die andern alle in irgendeinem Zweig übertreffen und somit neben jedem, wer es auch sei, mit Ehren unsern Platz einnehmen dürfen, der behauptet die einfache Wahrheit.

„Den reichen Seidenmanufacturen der hunderttausend Webstühle von Lyon stehen die Erzeugnisse von Turin, Mailand, Genua, Florenz und Valenza zur Seite; dem vorzüglichen Linnendamast aus Holland und Konstanz das Linnen von Sarne; den schönen englischen Wollenstoffen die Producte von Reiß und von Sella. Was die Lederfabrikation anbetrifft, so hat sogar die ganze englische Presse eingestanden, daß die englische die unsrige nicht übertreffe. Puttick und St. Etienne haben in ihren Waffen Nebenbuhler an Brescia und Neapel; Sevres hat Doccata des Marchese Ginori. Die Natur vergrub in dem Innern unserer italienischen Erde verzüglichere Mineralien als anderwärts und gab und den zu der Gabe gehörigen Geist.

„Allen diesen Bestrebungen voran steht eine Reihe von Künstlern, die, in allen Phasen geübt, überall kämpfen und siegen. Sie heißen in der Sculptur Gorti, Magni, Vela, Angelini und ihnen reiht sich noch eine jugendliche Schar an, die unserer Kunst ein langes und reiches Leben verheißt; in der Malerei Hayez, Pollastrini, Appiani, Mantegazza, Malatesta, Morelli, Celentano, Florenz, Neapel, Modena, Bologna, Palermo, Mailand bezeugen, daß allerorten die Kunst sich kräftig entwickelt, daß eine neue italienische Kunst im Entstehen ist. Barbetti und Falcini sind mit Recht als Holzschneider berühmt. Pasi als Graveur und in der Bearbeitung kostbarer Gesteine Pirometti in Rom, deren Cameen den ganzen Glanz des Alterthums besitzen.

„Seit drei Jahren wird die Kunst nicht mehr beschützt von einem Kaiser und von einem Erzherzog in Mailand, von einer französischen Legitimistin in Parma, vom Krone von Ost, von Krone von Neapel und von Leopold von Oesterreich, und nachdem sie nur kurze Zeit sich in ein schwarzes Trauerkleid gehüllt, entfaltete sie sich glänzend aus eigener Kraft und eilte herbei, sich zu zeigen nicht mehr als die von den Fürsten beschützte Kunst, sondern als die von der Nation gepflegte. Sie war der Nation würdig und versprach, sich zu bedeutendem Leben zu entfalten ohne den demüthigenden Schutz der Könige und Großen und überdies auch noch ohne den Segen des Papstes. Dies beweist, daß die Freiheit die Hauptbedingung jenes reichen, vollen Lebens sei, zu dem sie sich zu entwickeln vermag. Der Kunst und der Industrie, die noch von einem Kaiser in Venetien und von einem Papst in Rom beschützt werden, war es verboten, hier zu erscheinen, sodaß die Bedingung der Freiheit, die ihnen jene beiden Beschützer stellen, ein Fluch des Vaterlandes ist.'

„Wenn der Aufschwung des Genius der Kunst und Industrie, wie er sich in dieser Manifestation der Entfaltung zeigte, Männern zugeschrieben werden wäre, die ihn verstanden, so hätte er unberechenbare Wirkungen hervorrufen können. Man hätte das Land mit Stolz seinen Werth fühlen lassen müssen, man hätte von diesem Tempel aus die Erklärung abgeben müssen, daß Italien der fremden Manufacturen nicht mehr bedürfe, noch nöthig habe, an seine eigenen französische Etiketten zu heften. Man konnte die bekanntesten Männer auffordern, die großen Vortheile der freien Production, der einigen Production in einer für alle verständlichen Norm zu verbreiten. Sie mußten alle Klassen zum Antheil anregen und besonders die Landbewohner, damit sie herbeiströmten, um zu sehen und sich über alles Erklärungen geben zu lassen. Sie mußten Eisenbahnfahrten zu wohlfeileren Preisen und vermehrten Zügen veranstalten; aber nicht blos, daß man dies unterließ, sondern man erhöhte sogar die Preise. Man mußte den producirenden Kapitalisten und den producirenden Arbeiter ermuthigen, das ganze Land erwecken zur Einweihungsfeier dieses Tempels, indem man es lehrte, daß es zum Ruhm der Nation die Gastfreundschaft gegen die eigenen Brüder und gegen die Fremden ausüben müsse, die herbeieilten, um die Erzeugnisse des italienischen Genius zu verehren.

„Da dies alles nicht geschah, so ging die Menge an diesem Schauspiel vorüber, ohne einen andern Eindruck davon zu empfangen als den eines großen Wunders, welches zu beurtheilen und ob die italienische Größe klar und deutlich zum Bewußtsein zu bringen ihr Verstand noch kein Mittel besaß."

Philologische Poesie.

Es gibt literarische Erscheinungen, welche den Unbefangenen in billiges Erstaunen versetzen müssen, und unter diese haben wir unzweifelhaft „Das Nibungenlied, ein episches Gedicht aus der deutschen Sage in zwölf Gesängen von Joseph Haupt" (Wien, Lechner, 1862), zu rechnen.

Wir theilen keineswegs die Meinung, daß die Dichtung unserer Tage sich lediglich auf die lyrische oder dramatische Norm zu beschränken habe und sind sogar vollkommen überzeugt, daß die eigentliche epische Dichtung und der moderne Roman wesentlich getrennte Gebiete besitzen. Aber von jedem Kunstwerk, gehöre es nun welcher Gattung es wolle an, müssen wir doch zuletzt die Nothwendigkeit, die Möglichkeit eines künstlerischen Eindrucks, einer Wirkung auf das Leben fordern. Und um es kurz zu sagen: eine Dichtung soll zunächst nur Dichtung sein und kein noch so großer philologischer Werth kann den poetischen ersetzen. Sollten wir, nach kaum hundert Jahren nach Lessing und Goethe, darauf wieder zu jenem vor Lessing'schen Standpunkt gelangen, auf welchem allerdings oft genug das Hauptverdienst einer Dichtung in der „Gelehrsamkeit" ihres Autors gesucht wurde? Und auf andern als den einzigen wissenschaftlichen Werth können sich die dem „Nibelungenlied" vorgedruckten Empfehlungen nicht beziehen.

Die germanische Sprachwissenschaft der Neuzeit
[illegible] sich die herrlichsten und rühmlichsten Verdienste
[illegible] Kenntniß der vergangenen Tage, der großen
[illegible]ation Sagen- und Dichtungswelt unserer Nation
[illegible]worben. Wir können auch als einen hohen Ge-
[illegible]nn erachten, daß ein Mann wie Karl Simrock
[illegible]ne gediegten Kenntnisse und seine angeborene poe-
[illegible]che Begabung gleichmäßig eingriefen hat, um uns
[illegible]ter die herrlichsten Dichtungen des Mittelalters in
[illegible]nhochdeutsche Sprache zu übertragen oder die nur
[illegible]deutungs- und bruchstückweise vorhandenen (wie
[illegible] B. das gothische „Amelungenlied") neudichtend
[illegible]derherzustellen. Das Verdienst solcher Thätigkeit
ebenso sehr ein historisch-philologisches als ein
[illegible]etisches. Durchaus anders aber stellt sich die
[illegible]che, wenn wir im vorliegenden „Nibungenlied"
[illegible]en altdeutschen Sagenstoff mit Zugrundelegung
[illegible]er Motive und in einer völlig andern Form —
Homerischen Hexametern — behandelt finden. Dann
[illegible]ebt die Arbeit den Anspruch einer rein dichterischen
[illegible]eduction, dann kann und will nicht „die Vertrautheit
[illegible] unserm Alterthum und seiner Sprache", nicht
„Bekanntschaft mit dem Homerischen Epos", aber
[illegible] Erstaunen hinwegsetzen, daß ein epischer Dichter
[illegible]erer Tage seinen näher liegenden Stoff für seine
[illegible]geisterung, als einen Anhang des „Heldenbuch",
[illegible] seine würdigere Bethätigung seiner Originalität
[illegible] die Behandlung dieses Stoffs — in Hexametern
[illegible]finden weiß. Wenn dies nicht völlig philologische
[illegible]eise ist, wenn da noch eine Spur des Zusammen-
[illegible]ngs der Kunst mit dem Leben vorhanden sein
[illegible]te, so wünschen wir mindestens, daß der „Kaufern"
[illegible]r die Grenzen der Poesie und Gelehrsamkeit
[illegible]ßdem geschrieben würde. Zur Charakteristik der
[illegible]rache des „Nibungenliedes" mögen einige Zeilen
[illegible]. 13) ausreichen, die allerdings befremdend hervor-
[illegible]end sind, aber auf jeder Seite des Buches zur
[illegible]chtung zu Genossen haben:

[illegible]rwell handelnd die anderen alle des Rundtanz
[illegible] Saamstube geleitend, aufathmen, sonnig der Seele,
[illegible]n wild der Hammerlosen an Wuche lobpreisig a Ideiten
[illegible]ugro hinein in rar [illegible] der [illegible]
[illegible]ensch und Tierleib, und legten sie miteinander,
[illegible]e gestreut auf Bäche, [illegible]
[illegible]ertrocknet und schieden hinein [illegible]
[illegible]e die Gemahl [illegible]
[illegible]ihren hinaus [illegible]
[illegible]chen des Hofs, wo ein Spalt war [illegible]
[illegible]
[illegible]ngiom glocke die Glut im Gemach und schlangelte langsam
[illegible]rt wie ein Aal im Gebräute des Krebbinge, bis es mit
[illegible]
[illegible] aufschlug, zu dem Gucket in [illegible]

Selbst ein empfehlendes Lob der „Katholischen Literatur-Zeitung" kann sich nicht verhehlen, daß die „das Alte" aufschlagende Uebersetzung „den [illegible]" unverständlich werden müsse. Unter dem Gebrüll [illegible] Laien rangiren, dem „Gebrüll" des Herrn Jo[illegible] Haupt gegenüber, also, die nicht speciell altgerm[illegible]nische Sprachkenntniß besitzen. Es scheint uns unnöthig, weitere Worte zu verlieren. Vielleicht wird die Verurtheilung vor einem alexandrinischen Stadium unserer Dichtung durch „Nibungenlieder" und ähnliche Erscheinungen aufgehoben werden.

Alte und neue Zeitschriften.

II.

Aus der politischen Journalistik wollen wir erwähnen, daß der geistvolle Literarhistoriker und schwungvolle Dichter Rudolf Gottschall in — Posen eine „Ostdeutsche Zeitung" herausgibt. Sie wird sich gewiß aller Vorzüge erfreuen, die ein so vielseitiges Talent, dem auch die publicistische Führung der Feder nicht ungeläufig ist, einem Blatte mittheilen kann, das jedenfalls unter schwierigen Verhältnissen erscheint. Die „Ostdeutsche Zeitung" soll deutsche Cultur in Gegenden tragen, wo der Name der Deutschen verhaßt ist. Als wir den Prospect der neuen Unternehmung zur Sicherung der Germanisirung Polens und mit ihm den Namen eines Dichters verbunden sahen, der sonst mit Muth Hervorhub auf der Zinne der freien und fortschrittlichen Anschauung stand und um die Palmen des politischen Sängerthums, nach Platen, rang, that uns diese Mischung leid und es klang uns ein trüber Laut ins Ohr, als sagte das Programm: „Ach, es war nicht meine Wahl!" Dann noch das neue Ministerium und im Programm bereits die Warnung vor utopischer Demokratie — „Kleist, Kleist, wie hast du verlockt werden!" sagt Mercutio zum todtgeweihten Romeo. Wir sehen, daß Brunn und Mosler, Rudolf Gottschall und Julian Schmidt, sich in gleicher „constitutionell-conservativer" Gesinnung begegnen und aus dem berliner Literarischen Cabinet wenn nicht der Hr. Vogel, doch der Geheimrath Dunker sich dieselbe politische Parole holen. Sieht es wirklich damit anders, so werden wir die ersten sein, unserm Irrthum zu bekennen.

Ueber zeigt sich die Gesinnung Theodor Mahl's, wenn auch nur auf dem begrenztern Gebiet der Literatur. Seine „Deutsche Schaubühne", eine Monatsschrift, die jetzt in Dresden (Verlag von Meinhold u. Söhne) erscheint, ist eins der wenigen Organe, wo auf dem Tummelplatz der schamlosen Lüge, der Frechheit und des Schwindels aller Art die bessere Ueberzeugung und unparteiische Gesinnung noch gewahrt ist. Mahl's Journal bringt Abdrücke neuer Stücke, beherzigenswerthe Winke für die Darstellung berühmter Rollen, biographische Skizzen über hervorragende Talente und eine detaillirte Correspondenz über die Vorkommnisse der hervorragendsten Bühnen. Daß sich auch in letzterer Partie manche persönliche Bekümmerheit geltend macht, läßt sich nicht vermeiden, aber am Schluß jedes Heftes giebt der Herausgeber eine Bilanz über die monatlichen Leistungen und kein Auge ohne Ansehen der Person, ohne Scheu vor Autoritäten abgefaßt, selbst eine Aufführung eines seiner eigenen Stücke,

gern gesehenen Schauspiele kann den Herausgeber nicht bestimmen, einem der allzu selbstzufriedenen Herren Bühnenleiter zu schmeicheln. Er wahrt vor allem die Rechte des Dramatikers, hält Ausländisches zurück, bekämpft die Herrschaft und Ueberhandnahme der Posse, legt der Ansprüche des Virtuosenthums auf ein gebührendes Maß, verweist den dramaturgischen Doctrinar auf die Rechte und den Geist der Gegenwart, controlirt streng die Repertoirverhältnisse, in denen die Kenntniß der Namen und Zahlen dem Kenner die Armuth nicht verdeckt, kurz, wir können jedem, der sich über unsere Theaterzustände gründlich unterrichten will, nur anrathen, sich Prölß's „Deutsche Schaubühne" zu halten. Einige Punkte näher zu erörtern, wo wir von ihm abweichen, z. B. über die Repertoirbildung des neuen Hoftheaters, über seine zu weit gehenden Concessionen an die Mitwirkung seiner Privatphantasie bei den mancherlei Details der Mise en scène und des darstellenden Spiels u. s. w. würde hier zu weit führen.

Unterhaltungsliteratur.

XI.

Den Eindruck, welchen „Denkmar", ein „Jugendroman" (Bremen u. Leipzig, Müller, 1861), hervorruft, müssen wir kaum anders als einen unerfreulichen zu bezeichnen. Der Verfasser hat sich Goethe's „Werther" so offenbar zum Vorbild genommen, daß es stellenweise fast ununterscheidbar wird, was Nachahmung ist und was etwa von einer eigenen Empfindung getragen sein könnte. Zwei Hauptmomente von „Werther's Leiden" aber hat ihr anonymer Nachahmer unberücksichtigt gelassen. Einmal befinden wir uns im Jugendroman des Meisters auf völlig realem Boden, Werther's persönliche Verhältnisse, bürgerliche Stellung werden uns mit der lebendigsten Deutlichkeit, wenn auch scheinbar nur nebenher, vor Augen gestellt. In „Denkmar" dagegen ist alles so abstract und allgemein erzählt, daß über die Lebensbedingungen des Helden kaum ein Dämmerlicht fällt. Alsdann aber — und dies ist natürlich die Hauptsache — erlangt der subjectiv-lyrische Roman seine Berechtigung und Bedeutung durch die Wahrheit, Wärme und Glut des Gefühls. Dies kann sich darstellen frei entfalten, wenn einem gegebenen Muster in getreuer Weise gefolgt wird und überdies die allgemein gehaltenen Situationen und Personen bei dem Leser kaum ein Gefühl nachhaltiger Theilnahme aufkommen lassen."

„Gerrenter", Roman von B. Abeken (zwei Bände, Hannover, Rümpler, 1862), erweist sich als leidlich gut und flüssig geschriebenes Buch, mit einzelnen guten Schilderungen und Scenen. Die Vorliebe des Verfassers für das deutsche Universitätsleben mit seiner bunten Phantastik leuchtet selbst aus solchen Stellen hervor, wo seine Helden über dem studentischen „Gemmert" erhaben scheinen. Diese Partieen des Abeken'schen Romans gemahnen vielfach an die Reminiscenzen alter Herren, die sich die Burschenjahre, ihre lustigen Bekanntschaften und Streiche beim Wein vergegenwärtigen. Im übrigen ist der Ton des Ganzen frisch, die Charakteristik, wenn auch keineswegs neu, doch treffend. Ueber die Gründung soll man mit seinem Neuling rechten, aber seltsam will uns doch erscheinen, daß ein deutscher Romanschriftsteller, der seinen Helden besonders glücklich machen will, dies immer nur aus Herzensgrund vermag mit der Bedingung einer am Schluß entdeckten Freiherrnschaft und nachträglichen Einreihung in das väterliche Stammschloß.

Neue Gedichte.

IV.

Unter dem Titel „Aus dem Gläsle", bietet Friedrich Otte eine neue Auswahl seiner lyrischen und episch-lyrischen Gedichte (St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer, 1862). Otte gehört mit den beiden Brüdern Stöber einer Gruppe deutscher Lyriker an, welche im französisch gewordenen Elsaß noch für deutsches Leben und deutsche Kunst nach Kräften einzuwirken versuchen. Seit mehr als zwanzig Jahren haben die genannten Poeten in eigenen Werken und mannichfachen Zeitschriftbeiträgen den Beweis geliefert, daß wenigstens unsere Literatur noch einen Ruf in den verlorenen deutschen Landschaften hat. Ihrer dichterischen Eigenthümlichkeit nach sind die Gläsänger der Schwabenschule nahe verwandt; auf Uhland und die von demselben angestimmten Töne lassen sich ihre lyrischen Gedichte wie ihre Balladen zurückführen, der Kreis ihrer Anschauung und Begeisterung ist fast genau der vom tübinger Meister Ludwig beschriebene. Somit sind die Eindrücke, welche wir durch die Gedichte „Aus dem Gläsle" empfangen, günstig: sie sind durchaus lebensfreudig, gesund und klar, voller Naturfreude und frischer Wanderlust, mit bekannter Vorliebe dem Mittelalter, aber freilich nur seiner farbig lichten Seite, zugewendet, in Dingen der Gegenwart freisinnig und männlich kräftig. Den Titel rechtfertigt noch besonders die zweite Abtheilung des Buches, welche eine Reihe trefflicher Sonette: „Gläsische Denksteine", zur Erinnerung an berühmte Deutsche dieser Gauen, bietet. Die „Vermischten Gedichte" sind Gelegenheitspoesieen im besten Sinne des Worts, die meisten darunter von anmuthiger Frische. „Das Försterhaus", „Waldrast", „Im Kirchertheller" erweisen sich als besonders ansprechend in Empfindung und Ausdruck. Unter die lyrisch-epischen Gedichte hat sich manches eingeschlichen, was von getrimmter Prosa eben nicht sehr verschieden ist, — doch entschädigen dafür andere (wir nennen „Ghalbar", „Das Henkersmahl", „Schlimme Brüderschaft", „Klagius", „Der Graf von Kastein") durch drastische Kürze oder schwungvolle Darstellung.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Ein Brief aus London. — Amalie Sievec

Ein Brief aus London.

— Wir hören hier häufig, meistens nach dem Ableben reicher Leute, wie sie so große Summen hinterließen, daß man sie kaum auszusprechen vermag, und wie sie dabei fast kärglich gelebt haben. Ja, einer derselben hatte sein Dasein in steter Furcht vor dem Hungertode hingebracht, sein Vermögen einem Freunde übergeben und sich dafür ein so geringes wöchentliches Kostgeringe auszahlen lassen, daß er wirklich nur eben davon existiren konnte. Nach seinem Tode erwies es sich, daß er eine Million Pf. St. hinterlassen hatte. Vom Earl of Westminster, dem Vater des Lord Grosvenor, weiß man es jetzt schon, also bei seinen Lebzeiten, daß er täglich mehr als tausend Pf. St. zu verzehren hat, und dabei ist er so sparsam, daß er zum Frühstück seine Hammel-Cotelettes abbestellt, wenn er ein auswärtiges Dinner angenommen hat.

Je peinlicher der Eindruck ist, den solche Kniefere in fast unerschöpflichem Reichthum hervorbringt, desto erfreulicher ist es, wenn man auch einmal von wahrhaft großartiger Freigebigkeit zu berichten Gelegenheit hat. Mr. G. Peabody, ein amerikanischer Kaufmann und Bankier, der jedoch schon seit mehr als zwanzig Jahren in England lebt, hat in diesen Tagen einem von ihm erwählten Comité die Summe von 150,000 Pf. St. übergeben mit der Bestimmung, sie derselben zum Besten der londoner Armen verwandt werden sollen. In dem Schreiben sagt er, daß er, als er seinen Beruf als Kaufmann begann, sich das Wort gegeben hätte, einst, wenn seine Arbeit mit Erfolg gekrönt sein sollte, einen Theil seines Vermögens zum leiblichen und geistigen Wohl seiner Mitmenschen zu verwenden. Seine Unternehmungen glückten, er wurde reich und das Erste, was er in Folge seines sich selbst geleisteten Versprechens unternahm, war die Gründung einer Volksschule und Bibliothek im Staat Massachusetts. Einige Jahre darauf errichtete er ähnliche, nur viel großartigere Institutionen in der Stadt Baltimore. Da die Armen" erklärt, daß die Noth der Armen hierzulande so groß wäre, daß sie zuerst noch anderes bedürfe als Erziehung, so schlägt Mr. Peabody im erwähnten Schreiben vor, daß zuerst ein Theil des Geldes zur Errichtung gesunder Wohnungen angewendet werden soll. Im übrigen macht dieser edelmüthige Menschenfreund in Bezug auf die Verwendung des Geldes nur folgende, aber dauernde Bedingungen: 1) Ein Anrecht auf Unterstützung aus diesem Fonds soll jeder Bedürftige haben, der in London geboren oder infolge eines längeren Aufenthalts hierselbst zur Einwohnerzahl zu zählen ist und einen moralischen Charakter aufzuweisen hat. 2) Jetzt und für allezeit soll von der Verwaltung des Fonds jeder Einfluß ausgeschlossen bleiben, der im mindesten darauf berechnet ist, denselben einen ausschließenden Charakter bezüglich religiöser oder politischer Bekenntnisse zu geben. — Das Vermögen des Mr. Peabody wird auf drei Millionen Pf. St. geschätzt. Er ist ein Mann in den sechziger und unverheirathet. Möge er noch lange und noch oft die Freude — des Gebens genießen!

Endlich ist die große Frage wegen Eröffnung der Ausstellung entschieden. Die Parteien haben genug darüber gestritten; nun tragen der Herzog von Cambridge (Vetter der Königin), der Lord Kanzler, der Erzbischof von Canterbury, Lord Palmerston und Graf Derby den Sieg davon. Vor allen Dingen soll es ein glänzendes Schauspiel sein und die Zeitungen sprechen sehr bestimmt die Hoffnung aus, daß alle hohen fremden Gäste, das diplomatische Corps u. s. w. in reichen Uniformen erscheinen und recht viel Brillanten zur Schau tragen werden. Auch den Damen wird ein sehr bestimmter Wink gegeben, sich prächtig zu kleiden. In dem „Daily Telegraph" (Lord Palmerston's Organ) heißt es: „All' dieser Pomp und diese Eitelkeit hilft dem Handel und die Herzogin ahnt wol kaum, in welch naher Verbindung ihre seidene Schleppe mit dem täglichen Brot des armen Mannes zusammenhängt und daß ihre über die Zeit hinaus getragenen Trauerkleider mit den Thränen armer Frauen genetzt sind. Jetzt ist aber die Zeit für Trauerkleider vorüber. Schon Salomo, der weise König, sagte: ‚Da ist eine Zeit zu Weinen und eine Zeit zu Lachen'." Unsere Liebe und Theilnahme für die Königin und unsere Verehrung für den verstorbenen Prinzen braucht deshalb nicht um einen Haares Breite geringer zu sein, wenn wir uns daran erinnern, daß diese Erde kein Jammerthal ist, sondern daß sie Veranlassung und aufordert, zu lachen und fröhlich zu sein, wenn die Zeit dazu da ist. Jetzt haben wir lange genug in Staub und Asche gesessen und so hoffen wir ernstlich, daß die londoner Farben im vierten Jahre, nachdem sie in gehöriger Weise durch die Ausstellung eröffnet sein wird, alles Vorhergegangene an Pracht und Herrlichkeit übertreffen wird.

Einem der zu erwartenden Gäste wird es sehr verargt, daß er die Einladung des „Commissioners" angenommen hat und daß Vorbereitungen zu seiner

Theorie ins Werk gesetzt werden. Dieser Gast ist niemand anderes als — Kaiser Napoleon. Wenn er die englischen Blätter liest, woran niemand zweifelt, so hat er seit mehreren Wochen das Vergnügen, zu lesen, wie die Einladung, die er erhalten hat, nur eine leere Form oder höchstens eine Spekulation der Commissare gewesen und wie man durchaus von ihm erwarte, daß er den guten Takt haben werde, nicht zu kommen. Als Gast der Königin wäre er einmal vom englischen Volk sehr gut aufgenommen worden, das verstünde sich von selbst; der Königin Gäste wären immer willkommen, wer sie auch seien, aber bei dieser Gelegenheit könne er nicht als solcher betrachtet werden. In welcher Eigenschaft wolle er kommen? Als fremder Fürst? Die Engländer hätten keine Vorliebe für fremde Fürsten; im Gegentheil, sie hassen nichts so sehr als fremde Fürsten u. s. w. Trotzdem seien wir, daß sechs Schüsse ausgefeuert werden zur festlichen Ueberfahrt. Wo er logiren wird, ist noch eben solch Geheimniß als daß, wo die vielen tausend andern Gäste unterkommen werden.

Die englischen Gasthäuser stehen im traurigsten Rufe — nicht allein bei allen Ausländern, die mit denselben Bekanntschaft gemacht haben, sondern selbst bei Engländern. Die „Times" äußerte sich darüber vor kurzem folgendermaßen: „Es gibt wenige Fragen, die einem Engländer schwerer zu beantworten wären als die nach einem empfehlenswerthen Hotel in der britischen Hauptstadt. Hunderte unserer Leser sind durch diese einfache Frage, die doch von jedem andern europäischen Volke ohne Zögern beantwortet werden kann, in große Verlegenheit gerathen und wer hat wol jemand gewagt, einem Ausländer in dieser wichtigen Angelegenheit einen Rath zu geben, ohne die nöthigen Entschuldigungen hinzuzufügen, daran erinnernd, daß das Leben in London sehr theuer ist, daß er nicht erwarten müsse, solche Hotels und Bequemlichkeiten wie auf dem Continent zu finden u. s. w., kurz und gut, daß es der Bequemlichkeiten wenige geben und die Rechnungen übertrieben hoch sein werden. Wir können uns die Thatsache nicht verbergen, daß der Widerwille, den die Ausländer gegen einen Besuch in unserer Hauptstadt haben, hauptsächlich in der elenden Aufnahme zu suchen ist, der ihnen in unsern Hotels zu Theil wird, in denen unglücklicherweise keine andere Spur von hohen Ansprüchen existirt als die der Preise. Fremde, die ihre eigenen Familienkreis hatten und auf dunkle, luftlose Zimmer und auf schlechtbereitete Latein beschränkt waren, haben sich natürlich bei ihrer Heimkehr darüber beklagt und sprechen nur mit Grauen von den londoner Hotels. In der That, Konstantinopel ausgenommen, gibt es keine europäische Stadt, die so schlecht mit guten Hotels ersten und zweiten Ranges versehen ist als London. Es ist erst seit wenigen Jahren, daß große Gebäude gleich von vornherein zu Hotels bestimmt, hier aufgerichtet wurden, bis dahin begnügte man sich mit einigen irgendwie zusammengebauten Privathäusern. Unsere Küche ist zum Theil erst geworden, die sie nur vom Hörensagen kennen, mit sie denen, die sie erprobt haben, die schmerzliche Erinnerungen erweckt, und unsere Keller (trotz kürzlicher bedeutender Verbesserung Sheridan's Wigwort zurück: „Ich verlange eine Flasche Wein, um meinen Wirth leben zu lassen, ich enthalte mich des Trinkens, um auch selbst zu bleiben." — —"

Nachdem die „Times" in dieser Weise sowie und besonders die amerikanischen Hotels als nahmungswerthe Muster aufstellt, erfahren wir, sich in letzterer Zeit Gesellschaften zusammengehaben und daß neue und wohleingerichtete Hotels die Saison eröffnet werden, mit denen hoffe unsere Freunde und Landsleute zur Zeit der stellung Bekanntschaft machen. Sie werden folgenden Bezeichnungen aufgeführt: „The Lbridge Hotel", „The Palace at Buckingham-„The Grosvenor", „The Westminster Palace Unter ihren Hauptvortrefflichkeiten wird ihre Ventilation aufgeführt. Von Ladies' hôtels ist vor Acte. Dagegen existiren einige sehr sogenannte „Familienhotels", in denen große Zimmerreihen während der Saison vermiethet Das Leben darinnen hat seine Aehnlichkeit mit Gasthausleben, es ist ganz privat. Die reichen mannsfamilien Englands, die kein Haus in haben, nehmen diese Hotels alljährlich in und leben dort wie zu Hause, nur doppelt so Die sogenannten „Lodgings" (Möblirte Zidieten dem Fremden ganz dasselbe in kleinem Rahe; wer sich in dieser Weise hier während Zeit der Ausstellung einzurichten gedenkt, dem wir entschieden, vorher einen schriftlichen Contden Wirthsleuten zu machen.

Zum Schlusse sei unsern deutschen Lesern die interessante Nachricht mitgetheilt, daß ein dießiger Kanzelredner mit dem Project umgehe Nutzen und Frommen der Ausländer während Zeit der Ausstellung allwöchentlich einen Gottesdienst — in lateinischer Sprache abzuhalten legt schmeichelhafterweise voraus, daß alle Anwesenden Herren und Damen, Latein können und noch das englische Latein!

Von dem Leben, Lärmen, Leben, Rasseln, meren, Poltern in und außer den Ausstellungsgebäuden während dieser letzten Tage kann sich schwer einen Begriff machen. Nichts ist fertig, schon ist der letzte Tag für die Annahme von stellungsgegenständen einmal verschoben worden, dem Gebäude nimmmt es von Ausländern, während die Maurer und Maler noch mit dem bäude selbst beschäftigt sind, ihre ihnen angewiesenen Räume dekoriren. Die Franzosen haben sich heimnißvolle Decken um sich gezogen, der sie ihr weltberühmtes Dekorationstalent und walten lassen; die Sage geht, was sie von Gold strahle und ein wahrer Feenpalast Vorschein kommen werde.

Auf den Straßen, die zu den Gebäuden führen und die zum Theil auch noch unvollendet sind, ist nun gar ein chaotisches Gedränge. Da rollen Fuhrwerke von allen Arten und Größen, mit Kisten und Kasten überfüllt. Alle tragen die Signatur ihrer Besitzer oder sind mit dem Wappen ihres Landes gestempelt. Ab und zu kommen Maschinen von ungeheurem Umfang, aber zierlich mit weißer Leinwand bekleidet; sie bringen hundert Fuhrwerke ins Stocken. Dann ächzt eine Locomotive — ohne Schienen — vorwärts; sie führt englische Waaren nach der Ausstellung und ist vom Morgen bis zum Abend unermüdlich thätig. Dazwischen kommen Omnibus und müssen Geduldproben bestehen; die Zahl der müßigen Spaziergänger wächst von Minute zu Minute, sie drängen alle neugierig vorwärts und doch erfährt niemand, was denn eigentlich im Mittelpunkt dieses Chaos vor sich geht. Das wissen nicht einmal jene zierlichen Damen, die, mit Lorgnetten und Opernguckern bewaffnet, in ihren zurückgeschlagenen Wagen sitzen und in Ermangelung anderer Beschäftigung und Anregung sich nach der „Exhibition" fahren lassen.

Das Urtheil über die Gebäude selbst ist getheilt. Man findet die ungeheuren Kuppeln schön, das Ganze aber zu kolossal und der äußern Verzierungen ermangelnd. Gegen diesen letztern Vorwurf erhebt Kapitän Fowke vom Genniecorps, der Erbauer, seine Stimme und sagt: „Weshalb habt ihr mir nicht mehr Gelder bewilligen wollen?" Und Kapitän Phillpotts schließt seinen Vortrag über das Gebäude der internationalen Ausstellung in der Society of arts and manufactures mit folgenden Worten: „Ich glaube, daß bisjetzt noch kein Gebäude in der Welt mit einer Ausdehnung von 17½ Acres (17 Joch 240 Quadratklaftern) für die Summe von 200000 Pf St gebaut worden ist. Danach entfallen 2 Pence auf den Kubikfuß, während der Maßstab für Wohnhäuser ersten Ranges per Kubikfuß 1 Schilling 4 Pence beträgt. Die Parlamentshäuser kosten 3 Schilling per Kubikfuß."

Nachdem hier die größte Sparsamkeit leiten mußte, brauche ich nicht hervorzuheben, wie unbillig allerdings manche über dieses Gebäude gemachten Bemerkungen sind, wenn man erwartet, daß hier mit 1 Pf St ebenso viel ausgerichtet werden soll als anderswo mit 6—8 Pf St. Wenn die Ausstellung gelungen sein wird und die Garantien mit einem Ueberschuß frei werden verfügen können, wenn die Society of arts einmal das ganze Gebäude eigenthümlich erwerben wird, wie sie schon jetzt factisch einen großen Theil der Arcade gegen Cromwell-Road hin besitzt, dann, glaube ich, wird die Gesellschaft auf ihr Eigenthum stolz sein können und im Stande sein, je nach Belieben das Gebäude von innen und außen zu vollenden, indem es verdient, die Heimat für internationale Ausstellungen künftiger Generationen zu werden.

Amalie Struve.

(Erlebnisse auf Staten-Island, in der Nähe von Newyork.)

* So war es in den vierziger Jahren, als auf dem Revolutionsschauplatze des Hofgerichtsadvocaten Gustav von Struve, der, nachdem er seinem Posten als oldenburgischer Bundestags-Gesandtschaftssecretär freiwillig entsagt und alle Verbindung mit seiner in der russischen Diplomatie hochangesehenen und den „Vetter Gustav" seines stolzen Charakters wegen achtenden Familie aufgegeben hatte, in Mannheim eine politische Zeitung herausgab, ein junges Mädchen von außergewöhnlicher Schönheit sich einfand, um auf dem Wege der Zeitungsannonce irgendeine für sie passende Beschäftigung zu suchen. Sie war die Tochter eines Sprachlehrers und hieß Amalie Daier.

Struve beschäftigte sich damals neben der Politik fast mit Phrenologie und diese Wissenschaft, die er auf den dahin zielenden Vorträgen mit Vorliebe studirte, brachte den in seinen Jahren schon vorgerückten Junggesellen zu der Ueberzeugung, daß zwischen den Gemüths- und Charaktereigenschaften der schönhäugigen Sprachlehrerstochter und denjenigen des vierzigjährigen Advocaten ein unzweifelhaft harmonisches Verhältniß bestehe. Daß die Wissenschaft nicht hatte, bewahrte sich bald bei vertrauterem Umgang beider; die Zeitungsannonce unterblieb — Amalie Daier wurde Gustav von Struve's eher, wie er sich halb, seinen Adel preisgebend, nannte, Gustav Struve's Gattin.

Neben der Phrenologie hatte sich Struve auch einer seltsamen Art von Diät ergeben. Nicht nur hatte er sich entschlossen, dem Talmud zu entlaufen, sondern auch sich aller animalischen Nahrung und allerhaltigen Getränke für immer zu entsagen. Darum lebte er nüchtern wie Johannes in der Wüste und um seinen Preis trank er das sich selbst auferlegte Kasteiungsbier. Daß er mit seiner Amalie nicht einen getrennten Tisch zu führen gesonnen war, ist begreiflich; mit dem Gelübde ihres Lebens legte die Neuverliebte zugleich das Gelübde der Enthaltsamkeit von animalischer Nahrung und allen gehaltigen Getränken in die Hand ihres künftigen Gatten.

Die beiden Neuvermählten erfreuten sich nun einer glücklichen Ehe. Bald aber brach die französische Februarrevolution mit ihren Nachwehungen auf Deutschland aus. Welche Rolle Struve damals in Baden gespielt hat, ist bekannt. Als er zur Organisation des Aufstandes von Mannheim ins Oberland reiste, folgte ihm seine Frau nach und theilte mit ihm alle Beschwerden des flüchtigen Lebens. Nachdem der badische Aufstand gedämpft war, floh sie mit ihm in die Schweiz, wo sie sich zunächst in Rheinfelden aufhielten. Infolge der abgeschlossenen Pfahlbürgerschaft von Muttenz nahe der Stadt Basel siedelte das Ehepaar am Rhein sogar sich Struve mit seinen Genossen nach Lörrach und proclamirte hier die „Deutsche Republik". Nach allen Gegenden wurden heftige Exhibitionen abgeschickt, um das Volk aufzuhetzen, sich in Masse zu erheben. Die „Gattin" Struve, wie sich jetzt Amalie nennen ließ, machte nun unter den Frauen der Insurgenten Struve's Propaganda für die deutsche Republik; sie hatte eine Art Zahlkellnerstelle angenommen, wo unter ihrer Aufsicht die hübschen Marketenderinnen sich mit Patronenmachen beschäftigen mußten; denn „Nur das Schwert kann das deutsche Volk noch retten, — zu den Waffen, deutsches Volk!" so hieß es in dem Befehl Struve's vom 21. September 1848.

Am 23. September vor Tagesanbruch brachen die Aufständischen über Kandern und Schliengen nach Müllheim auf; von da sollte der Marsch nach Freiburg fortgesetzt werden. Wieder hatte sich Amalie an der Seite ihres Gemahls dem Zuge der Aufständischen angeschlossen — diesmal, soviel wir wissen, die einzige Amazone bei dem republikanischen Heer, während wir in den letzten Gefechten im April 1849 neben ihr auch noch Frau Herwegh finden und bei der Emeute vom Mai und Juni noch die Frau Blenker's und Anneke's die Hüfte mit dem scharfgeschliffenen Schwert umgürten und ihre zarten Häupter mit dem Eichenlaub schmücken sehen.

Am 24. September rückte um die Mittagszeit die Hauptcolonne des aufständischen Heeres in Staufen ein, nachdem sie erfahren hatte, daß unter den Generalen von Hoffmann und von Gayling die Truppen der Regierung von Freiburg gegen sie anrückten. In Staufen wurden zwei Fässer Pulver herbeigeschafft, das unter der Oberaufsicht von Amalie auf dem Rathhause wieder zu Patronen verwendet wurde. Unterdessen rückten die Regierungstruppen auf Staufen zu. An den beiden Ausgangspunkten des Städtchens waren Barrikaden errichtet. Der Kampf begann, die Barrikaden wurden bald genommen und die Truppen Meister der Stadt. Amalie hielt unter großer Gefahr bei ihrem Mann auf dem Rathhause aus, bis sie ihre Sache verloren sahen, dann fuhren sie den Berg hinter Staufen hinauf, wo sie in gedeckter Stellung geben mußten, um von den nachsausenden Kugeln der Regierungstruppen nicht erreicht zu werden. Nachdem sie mit wenigen Begleitern eine Zeit lang in den wüsten Bergen umgeirrt, bogen sie in einer steilen Hinterpforte von Staufen in das vom Neumagen durchschnittene Thal herunter, welches ein schützendes Gebüsch die Ermüdeten aufnahm. Bei strömendem Regen fuhren sie dann bis zum Anbruch auf der Straße nach Schönau. Durchnäßt bis auf die Haut, legten sie vielleicht trockene Bauernkleider an und legten, ihre durchnäßten Kleider in einem Sack mit sich führend, ihre Reise nach Todtnau fort. Hier war die Nachricht von der Niederlage der Freischaren bereits eingetroffen, was für die Flüchtigen verhängnißvoll wurde. Als sie auf dem Wege nach Todtnau sich Schopfheim näherten, bemerkten sie, daß sie mit ausgestellten Wachen verfolgt wurden. Um diesen auszuweichen, schlugen sie aber Berg und Thal mit möglichster Eile den Weg nach Wehr ein. Dort wurden sie festgenommen, um bald nach Freiburg ins Gefängniß geliefert zu werden. Hier theilte Amalie die Gefangenschaft bis in den Frühling 1849, wo die öffentliche Verhandlung ihres Processes auf den 9. März anberaumt wurde. Nachdem ihr Mann wegen Versuchs zum Hochverrath zu einer in Einzelhaft zu erleidenden Gefängnißstrafe von fünf Jahren und zwei Monaten verurtheilt worden war, wurde die gegen sie eingeleitete Untersuchung niedergeschlagen und sie ihrer Haft entlassen.

Sie im Mai 1849 durch den neuen badischen Aufstand Struve in Freiburg gewaltsam aus seiner Gefangenschaft befreit wurde, lebte seine Frau bei ihren Aeltern in Mannheim. Nun trat sie mit ihm wieder aus ihrer Häuslichkeit heraus. Ueberall den begleitete sie den Agitator auf seinen Wanderungen, zu Volksversammlungen, in die Berathungssäle, auf die Kampfplätze. Als die großherzogliche Familie Karlsruhe verlassen hatte, prägte die „Bürgerin" nicht übel Laune, die ordinäre Stelle der Landesmutter einzunehmen; wenigstens verlangte sie in den verlassenen Gemächern der Großherzogin im Schlosse zu wohnen. Dieser Wunsch wurde nicht gewährt, wahrscheinlich weil man es mit noch verschiedenen andern Ansprüchen auf diese Stelle nicht verderben wollte.

Nachdem der dritte badische Aufstand unterdrückt war, flüchtete Amalie mit ihrem Gemahl wieder in die Schweiz. Sie hielten sich eine Zeit lang in Genf auf. Nachdem der internationalen Politik daran lag, es auf Anbringen fremder Regierungen der Schweiz ratsam erscheinen, die Aufenthalt deutschen Flüchtlinge, um nicht in die Unannehmlichkeit zu kommen, dieselben entweder an ihre Heimath auszuliefern oder mit ihren Regierungen in Conflict zu rathen, nach Amerika zu schicken. Die Humanität erforderte es, daß man ihnen, die meistens mittellos waren, das Reisegeld dazu gab. Ein jeder erhielt von der schweizerischen Bundesregierung 80 Francs. Alle waren froh, daß die gastliche Schweiz in Betreff ihrer einen Ausweg gefunden hatte, der ihr jede Verlegenheit ersparte und den Flüchtlingen die Möglichkeit zur Gründung einer neuen Existenz bot.

Nur das Ehepaar Struve weigerte sich, diesen Weg zu betreten. Die Schweiz hätte nicht das Recht gehabt, gegen seinen Willen auszuweisen; es wäre nur Gewalt gewichen. Die letztere hat man denn auch anwenden müssen. Widerstrebend reiste Amalie mit Gemahl durch Frankreich nach England, wo beide längere Zeit in York das Brot der Fremde aßen, dort auf den Tod der „Abrechnung" wartend. Da dieser aber nicht gleich erscheinen wollte, so griff Amalie zur Feder, um einige Novellen entstehen, die jedoch keine besondere poetische Begabung verriethen. Hatte sie in bewegter muthvoll und treu an der Seite ihres Mannes gestanden, so unterstützte dieser sie jetzt hinwieder in dem stillen bei ihren schriftstellerischen Arbeiten. Wenn ihren Schriften jenes lebenerweckende und lebensreiche Element der Poesie fehlt, so ist — die Enthaltsamkeit von animalischer nicht schuld. Die Hunde essen nur Pflanzen und leben in poetischen Bildern keinen Mangel.

Nach einigen Monaten reiste das Ehepaar von Genf nach Amerika, wo es sich in Staten-Island bei N. niederließ und seither dort lebte, bis der Tod das Band löste. Amalie starb in ihrem dritten Kindbett.

Tacitus sagt vom deutschen Weibe: „Damit Niemand nicht glaube, sie dürfe fern bleiben mannhaften Gefahren, auf fern den Wechselfällen des Krieges, wird sie, wenn eben die gewerbte Schwelle der Ehe betritt, erinnert, sie komme, um in Arbeit und Gefahr des Mannes Genosse sein; Gleiches mit ihm habe sie im Frieden, Gleiches im Kriege zu tragen und zu wagen."

Mag man von der Vergangenheit unseres Ehepaares, dem Schwärmer Struve, der etwas von jener poetischen Gestalten, wenn auch trockenen und mathematisch klaren, im Robespierre's besaß, halten was man will, denn muß man Amalien zugestehen müssen, daß sie sich als treffliche Gattin ihres Mannes in der That bewährte, wie dem römischen Geschichtschreiber ein deutsches Frauenbild sich bewahren soll.

(Ausgegeben am 24. April 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Le

Dritte Folge. Zweiter Band. Nr. 18. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Der Letzte des Hauses. Erzählung von Rosa Horn. V—VII. — Masaniello und der Aufstand Neapels im Jahre 1647. Von Otto Mosler. — Deutsche Theatergebräuche. I. — Neues aus der Welt.

Der Letzte des Hauses.

Erzählung von Rosa Horn.

V.

Träumerisch nachdenkend saß inzwischen Susanne in ihrem Zimmer. Sie hatte durchaus nicht das gleiche glühende Verlangen nach Entscheidung wie Heinrich. Die Kälte ihrer Natur, vielleicht ihr Ehrgeiz machte sich geltend — —

Lag es denn nicht auf der Hand, daß der Graf sie liebte? Seit der Rettung aus dem See, seit dem geheimnißvoll ausgestoßenen Worte gewiß! — —

Aber warum erneuerte er nicht seine Bewerbung? Warum zeigte er seine Theilnahme nur in seiner Eifersucht, die allmählich gegen den neuen Ankömmling deutlich genug zu Tage trat? Warum ließ er dem Vetter alle Vorrechte und gestattete ihm, allerdings so liebenswürdig, so zuvorkommend, so bedeutend für sie zu sein —?

Sie war unschlüssig und im Unklaren über sich selbst.

Die Thür öffnete sich. Statt Heinrich's trat der Vater ein. Sie erschrak nicht einmal über seine finstere Miene — Sie hörte ohne besondere Verwirrung zu, als er sprach:

„Kind, ich habe alles gehört, alles erwogen, aber es ist unmöglich — jetzt unmöglich, einen Entschluß zu fassen —! Inzwischen mußt du fort —! Ohne Abschied von Heinrich oder dem Grafen! Die Gräfin will es —! Sie legt Verwahrung ein, daß du länger in Wien wärest. Nur mit Mühe vermag ihr Miß Ellen deine Anwesenheit zu verbergen —! Deine Geräthschaften sollen dir alle nachgeschickt werden! Das Wichtigste ist schon zur Hand. Um elf Uhr, wenn alles zur Ruhe ist, begiebst du dich mit mir zur nächsten Poststation; dort ist schon für dich Extrapost bestellt. Schon seit Wochen bezahlen wir für dich in Wien die Pension bei Frau von Meiern! Das geht so nicht länger fort!"

Susanne war auf jede Aeußerung ihres Vaters gefaßt, nur auf diese letztere nicht. Sie sollte abreisen? Jetzt aus diesen für sie so anregenden, so interessanten Conflicten scheiden? Sie verlangte die Gründe dieser Eile zu wissen —

„Genüge dir", wallte Glaußner auf, „daß du abreisen mußt — daß zu diesem Verhältniß keine Möglichkeit gegeben ist —! Heinrich wird es selbst einsehen lernen und einstweilen hat er mir feierlich schwören müssen, in drei Tagen nicht mit dir zu reden, ja dich ganz und gar zu vermeiden —"

„Nun denn", sagte Susanne, „das kann ich auch schwören — Darum brauch' ich noch nicht heute Nacht um zwölf Uhr nach dem „Grauen

Falken" zu fahren und mich dabei zu Tode zu ängstigen —"

Suſanne hatte eine Art, ihre Willensmeinungen zu äußern, die für den alten Mann unwiderſtehlich war. Da ſie geloben wollte, was Heinrich gelobt hatte, ſo fand er ſich darein, daß die Abreiſe — wenigſtens nicht um Mitternacht ſtattfand —

Am folgenden Morgen wurde die Abreiſe von Suſanne vorläufig ganz abgelehnt. Der Vater beſchwor ſie himmelhoch, er würde vor der blinden Gräfin als wortbrüchig erſcheinen; ſie nähme nichts ſo ungnädig auf als eine Veranſtaltung, die ſich ihr deshalb entzogen, weil ſie blind war — Aber nichts fruchtete; Suſanne verſprach, drei Tage lang Heinrich zu meiden — und trat denn nicht auch Graf Leopold dazwiſchen? Lief er nicht einen Wagen anſpannen und kutſchierte ſelbſt Suſannen und Mademoiſelle Barbouſ auf Stunden in der Gegend herum? Verſprach er nicht, vor der Mutter die Anweſenheit Suſannens zu vertreten? — — Finſter drohend blickte Heinrich dem leichten, eleganten Geſpann nach, das lebensgefährlich, wie immer bei des Grafen eigener Führung der Roſſe, die Auffahrt zum Gitterlein ohne Hemmſchuh hinunterjagte — Suſanne warf ihm aber einen Blick voll Zärtlichkeit und Liebe zu —

Die drei Tage waren vorüber. Rath Glaußner war kein Mann des feſten Willens. Schon näherten ſich wieder die jungen Leute, ſchon hatte Heinrich auch das ganze Uebergewicht über den Grafen, das ſich bei ſeinem liebenswürdigen und innigen Weſen von ſelbſt verſtand. Heinrich nahm die Arbeit des Kopfes der Sphinx wieder auf. Hinter den grünen Schirmen ſaß ihm Suſanne; Heinrich erzählte von ſeiner Vaterſtadt, von ihrer Größe, ihrer Schönheit, von der Welt, was er ſelbſt ſchon in ihr erfahren. Dabei arbeitete er wacker und fand Zeit, die Sphinx ihrer Vollendung immer näher zu bringen. Sagte dann der Vater: „Du mußt nach Rom!" ſo antwortete er lachend: „Nicht ohne Suſannen —!" Dieſe wurde immer lebhafter, beweglicher, theilnehmender — Poli bekam lange nicht mehr ſo viel Schmeichelnamen wie früher — Heinrich trug den Sieg davon —

Acht Tage der peinlichſten Sorge, die nur dadurch gemildert wurde, daß Graf Leopold die Nichtabreiſe Suſannens bei der Mutter entſchuldigt hatte, waren vorübergegangen, als der Rath eines Morgens zum Grafen berufen wurde. Blaß und hager ſaß dieſer in ſeinem Schreibzim Benjamin Glaußner hatte den Sitz vor Schreibtiſch inne und ſchrieb, wie ſo oft, ſeinem Diktat. Bald lagen fünf bis ſechs endete Briefe couvertirt. Das eben begon Schreiben ſchloß die heutige Correſpondenz.

„Bürſt, Schloß und Nadel der Waffe gut", fuhr der Graf fort, während Glau ſchrieb — „nur der Lauf ſoll mit Gold gef werden —"

Glaußner ſah erſtaunt auf —

Der Graf wiederholte bedächtig — „ſo Gold gefüttert werden —"

Glaußner ſchrieb und wiederholte die worte —

„Man ſagt", ſchaltete der Graf wie e tend ein, „das gibt dem Piſtol Sicherhe zum hundertſten Schuß — Wir wollen's ſuchen — weiter —! Verfolgende Edelſte dictirte er, „ſoll ein geſchickter Juwelier am den der Piſtole verwenden — Das Ganze er ich in kürzeſter Zeit ausgeführt zu ſehen —

Er ſtreckte die magere Hand nach der aus und unterſchrieb etwas Unentzifferbares, jedenfalls Leopold Wahlſtern heißen ſollte.

Während Glaußner die Briefe ſiegelte, Graf Leopold ein alterthümliches Futteral betrachtete das kleine darin befindliche, ebe ſprochene Doppelterzerol von koſtlicher A „Man ſagt", ſprach er mit ſo weicher St wie er zuweilen annehmen konnte, „dieſe Waffe habe einer tatariſchen Frau gehört — einer meiner Ahnherren in die Frauengem als Sieger drang, warf ſich ihm ein ſ Weib entgegen und bedrohte mit dieſer ſein Leben. Sie that's aber nicht, ſo ſchenkte ihm nicht allein die Waffe, ſondern ihr Herz —!" Dann klappte er das Futter ſchob ein Käſtchen Edelſteine darin und ſagte nebend: „Sorgen Sie, daß das alles noch zur Poſt kommt!"

Ein eigenthümlicher, lauernder Blick u dieſen gleichgültigen Worten den alten T Dieſer regelte ruhig weiter —

Indeſſen wanderte Suſanne mit H Glaußner bald hinauf in die Berge, bald mit ihm hinter den grünen Schirmen. Hier ſie, da er der Sphinx die höchſte Porträtä keit geben wollte, ſtill ſitzen, aber in der Natur war ſie um ſo lebendiger. Da b zutraulich an Heinrich's Arm, der friſche wehte ihnen entgegen, den Hut hatte ſie

Hand, sie hatte ihn mit einer Menge Orangenzweige angefüllt — Heinrich wollte sie dann auch wieder einmal künftig mit einem Kranz im Haar darstellen — so neckten sie sich und tändelten und darüber verging die Zeit, die Forsten im Thal färbten sich bunt und herbstlich — dabei lichtete der Wind die Blätterfülle — immer deutlicher traten die Stämme und Aeste der Bäume im Ludmillenhofer Park hervor — Die blinde Gräfin hatte eine feierliche Scene mit Susannen gehabt, sie milder angeredet, als es sonst ihre Gewohnheit war, lange ihre Züge, ihre Formen betastet und dann kurz erklärt: „Zu Anfang des Winters, spätestens nach Allerseelen, befehl' ich, daß du nach Wien reisest! Vorher nimm noch einmal bei den Prämonstratensern das heilige Opfer —! Dann erwart' ich, daß man die arme blinde Frau nicht mehr betrügt!"

Susanne glaubte, eine Erklärung, sie liebe Heinrich, könnte allen diesen Anordnungen noch eine andere Wendung geben. Mit ängstlicher Scheu vermied sie Ludmillenhof und auch den Grafen.

Die Nacht vom Allerheiligen- zum Allerseelentage hatte das letzte Blatt heruntergewebt; eine düstere Nebelzeit mußte folgen. Es war in der Octav des Tages Allerseelen, als Susanne Glaubner in frühester Morgenstunde in die Schloßkapelle hinabstieg. Sie wollte dem im Schlosse anwesenden prämonstratenser Oberherrn die Beichte ablegen, ihn bitten, ihre Liebe der Gräfin anzuzeigen, und noch vor der Messe im Kloster communiciren —

Leise trat Susanne ein; nichts regte sich als ihre langen schwarzen Gewänder, die knisternd über den Marmorboden hinglitten — die kleine weiße Spitzenhaube mit dem Schleier gab ihrem schönen Kopf ein fast matronenhaftes Ansehen — Auf dem Sammt am Geländer des Hochaltars lag ein feines Nesseltuch und bezeichnete die Stelle, wo das Mädchen hinknieen und das christliche Liebesmahl empfangen sollte. Draußen dämmerte ein unfreundlicher Morgen — in dem kleinen Raum des Gotteshauses schimmerten matt die Vergoldungen, keins der Gemälde ließ sich noch erkennen — Im Beichtstuhl harrte der Mönch unbeweglich, das Gesicht mit dem weiten Aermel verhüllend, seines Beichtkindes. Zitternd, theils unter dem Einflusse der Morgenluft, theils unter der Erregung der bevorstehenden heiligen Handlung und der Erklärung über die Gräfin trat Susanne in den Beichtstuhl — Halblaut sprach der Priester den einleitenden Segen — Leise flüsterte Susanne, leise sprach der Geistliche durch das Gitter — Bei der Entsündigungsformel öffnete sich die Thür der Kapelle — Schritte wurden hörbar — Vielleicht der Vater — vielleicht Heinrich, dachte Susanne, im Beichtstuhl wie zur Seite blickend. Schon wollte sie noch beginnen: „Dann, frommer Vater, bitt' ich dich auch noch, geh' auf Ludmillenhof und sage der Gräfin" — da sah sie, auf seinem mit goldgesticktem schwarzem Sammt überhangenen Betstuhl kniete Graf Leopold nieder — er bedeckte mit den magern weißen Händen das Gesicht — — Zitternd, erschreckt über diesen unerwarteten Zeugen ihrer Andacht, verwirrte sie sich, ihre Worte hatten keinen Zusammenhang mehr, sie brach ihr Geständniß ab, erhob sich bebend und legte fast mechanisch den Weg zum Altar zurück — Der Küster entzündete eben die Kerzen — Als die heilige Handlung beendet war, verließ Susanne die Kirche. Noch regte sich der Graf nicht auf seinem Stuhl —

Als Susanne die Kapelle verlassen hatte, schwankte sie hinter dem grünen Schirm in Heinrich's Arme, brach in Weinen aus und sagte: „Ich muß, ich muß dich verlassen! Wir können uns nicht gehören! Jetzt nicht, jetzt nicht! Ich reise —"

Heinrich hielt sie, außer sich, in seinen Armen.

VI.

Im gestörten Hirn des Grafen Leopold, der an jenem schreckhaften Wahnsinn litt, dessen Conceptionen die volle Willenskraft und scheinbar die ganze Vernunft zeigen, jagten sich Bilder auf Bilder. Er sah Susannen bald von seinem Roß geschleift, auf das er sie emporhob — bald in seinen Armen in den Wellen des Sees — bald als Leiche so blaß und marmorn wie der Kopf der Sphinx — Den fremden Bildhauer, der ihm sein Glück geraubt hatte, zerriß er im Geist wie mit Löwenklauen —

Man ließ ihn in der Kapelle allein —

Er betete zu Gott — zu den Heiligen — Er träumte, daß er Susannen im Gebirge begegnete. „Ich habe auf Sie gewartet —" sprach er ganz laut. Susanne schien ihm im Gehen innezuhalten — Noch wandte sie ihm wol nur halb den Kopf — „Jetzt brauchen Sie die Dämmerung nicht mehr zu fürchten, nun sind Sie nicht mehr allein — Kommen Sie dahinauf —!" Seine kalte Hand legte sich gleichsam um ihren Arm — „Warum zittern Sie so?" sprach er überlaut. In der That zitterte etwas, er war es selbst — Jetzt

man ihn — hätte man ihn ſchon verrathen?! — mein blutig Strafgericht kann uns nicht retten — dann, dann — giebt es nur noch Eins (ſinnend). Das Leben eines Edlen iſt wohl die kurze Demüthigung eines Königs werth; — dann Friedrich Auguſt! — vor Carl — der Dich in hundert Schlachten überwunden — dann überwinde Dich ſelbſt (im Kampf mit ſeinem Stolz) und knie nieder vor ihm — in den Staub! (Ab.)

Verwandlung.

Dritte Scene.

Das geräumige Innere eines Thurms auf der Veſte Königſtein. Zur Seite führt eine kleine Treppe hoch hinauf an eine kleine, runde Fenſter-Oeffnung mit Eiſenſtäben. Die Thür im Hintergrund iſt offen und hat einen Vorplatz. Eine Lampe brennt. Patkul ſteht oben auf der Treppe. Unten ein Gefangenwärter mit einem Kruge in der Hand. Später hinter der Scene der Commandant des Königſteins. Gefangenwärter bleibt eine Weile ſtehen, zieht einen Brief aus der Brieftaſche, ſieht ſich mehrere Male um, läßt ihn auf die Erde fallen und geht ab. (Pauſe.)

Patkul (nach einer Weile, nachdem er geſehen, daß der Wächter fort iſt, hinausſprechend).

Bleiben Sie! bleiben Sie! Der Wächter iſt fort.

war sein Geist ganz außer ihm. Er hatte einen Punkt erreicht, von dem aus er den Giftstein aus dem Gestirn sich erheben zu sehen glaubte — Noch immer hielt er Susannens Arm — Auf einen Felsblock setzte er sich nieder — Hier war es frei — der Wind wehte scharf und brach sich an durcheinandergeworfenen Felsstücken. Immer heftiger zitternd schien Susanne vor ihm zu stehen — „Ein Sternschein ohne Sonnenschein!" lachte der Irre vor sich hin — „Das erste und das letzte! Ich habe Ihnen das Leben gerettet, Susanne! Sie haben mir's nicht vergolten — oder ja, durch Undank!" „Führen Sie mich heim!" hörte er die zitternde Bitte des Mädchens — „Das will ich, Kind — ich will dich heimführen — Unglücklich genug, für mich und für dich, muß ich dich lieben, Susanne — Ich sage unglücklich genug, denn ich lade einen Mord auf meine Seele und du mußt sterben —!" Er blickte um sich. Es war ihm, als starrte ihm Susanne in sein zuckendes Antlitz. „Aber auch er!" rief er in der einsamen Kapelle. „Ich kann dich nicht in den Armen eines andern wissen!" schrie er — Dann lachte er: „Ich könnte dich zwar selbst zum Altar heimführen! Was hindert mich daran? Nichts als die Furcht vor der ewigen Verdammnis —!" „Führen Sie mich heim!" schien ihm Susannens Stimme mit stockendem Atem zu wimmern. „Eine Liebe, die den Tod gibt, verstehen die Menschen nicht —" murmelte er — „O die gewaltige Macht, die solch gewaltige Seelenbelastung nicht fürchtet und auf sich zu nehmen bereit ist! Glückliches Mädchen —! Tausend Kerzen will ich deinem Andenken anzünden lassen! Vor dem Hochaltar jeder Bischofskirche soll dir der Katafalk errichtet werden! In allen Kirchen Roms soll man die Totenmesse lesen —!" Der Graf sprach's in einem Ton so mild und weich wie der eines Bräutigams, der dem Mädchen seiner Wahl den Schmuck beschreibt, in dem sie ihm zum Altar folgen soll. Gelähmt, erstarrt, keines Wortes mächtig schienen ihm Susannens Füße zu wanken — „Eben — Susanne" — fuhr der Graf zu flüstern fort — „empfingst du den Leib des Herrn — nun stirbst du — was siehst du dich um, Mädchen —? Ehe ein Menschenauge dir Hülfe bringen kann, bist du tot — und er —! Engel — nach Engeln schaust du aus, Susanne? Die kommen nicht! Sie freuen sich, daß du zu ihnen kommst — Bete, Mädchen, bevor du stirbst —" Und nun mußte vor seinem Auge Susanne aus ihrer Lethargie erwachen, jetzt des Grafen Absicht [illegible] greifen — Sie sollte sterben —? Hülfe [illegible] vom Wind umtobt, gibt es nicht — So [illegible] sie angstvoll, flehend die Arme aus — „Ba[illegible] herzigkeit — warum wollen Sie mich toten — Das bunte Leben mit all seinem Glanz, [illegible] Freuden rollt sich vor ihr auf — Der Graf [illegible] den Kopf — zieht sein Doppelterzerol aus [illegible] Brusttasche — er verbirgt es wieder — [illegible] zieht er sie zu sich heran — er küßt sie — [illegible] ihrer Todesnoth erwidert sie fast — „S[illegible] Mädchen", flüstert er — „Das, was du [illegible] leidest, würden du täglich leiden müssen, [illegible] du mein — Bete, Susanne —!" Das edelst[illegible] überladene Gewehr blitzt auf — „Gnade!" [illegible] nert Susanne — Der Graf drückt sie auf [illegible] Knie — „Bete!" wiederholt er — Er sp[illegible] Susannens Gebet: „Leg' ich mich nun [illegible] Schlafen nieder, Nimm meine Seel' in [illegible] Hut' Erwach' ich auch vom Schlaf nicht wi[illegible] Bei dir hab' ich es ewig gut!" — — Jetzt s[illegible] er: „Ihr wollt beide nach Rom? Ich, ich [illegible] nach Rom! Um mich zu entsühnen! Aber er [illegible] wenn dich dein Auge ärgert, so reiß' es aus [illegible] Da hatte ihn sein Diener, der den größten [illegible] dieser Selbstgespräche mit angehört hatte, [illegible] ergriffen und zur Kapelle hinausgeführt. An [illegible] solcher Art und diese wilden Selbstgespräche [illegible] man an ihm gewohnt.

Am folgenden Tage stand ein hochbep[illegible] Reisewagen vor dem Schlosse. Susanne [illegible] nach Wien. Einige Stunden vor dem au[illegible] Mittagszeit festgesetzten Abschied nahm der [illegible] Glaußner den niedergebeugten, aber auf ba[illegible] Vereinigung hoffenden Neffen zur Seite und [illegible]

„Heinrich, ich lasse dir die Wahl — er[illegible] mir, die Gründe dir zu sagen, die es unm[illegible] machen, daß ich dir Susannen je zur [illegible] gebe —!" Heinrich wallte mit furchtb[illegible] Schmerz, ja in Zorn auf — „Es ist unmög[illegible] betonte der Onkel fest — „Reise nach [illegible] Heinrich!" fügte er hinzu — „Hier ist, wo [illegible] brauchst — Lebe meinetwegen wie ein [illegible] Schreibe, wenn die Summe hier nicht zulang[illegible] Matt setzte sich der Greis auf einen k[illegible] zierlichen Holzschemel Susannens — Eine [illegible] tasche legte er auf den Tisch —

Heinrich starrte ihn an —

„Auf die Reise, Heinrich —!" wiederholte G[illegible] ner — „Du willst nicht?" setzte er fast tonlos [illegible]

„Ich liebe Susannen, Onkel", sagte He[illegible] „Susanne lernt mich lieben — ich kann, ohne

Gründe zu wissen, nicht hoffnungslos von ihr scheiden —" Immer noch argwohnte er, Glaußner habe die Tochter dem Grafen bestimmt —

„So sei es denn — ohne Aufenthalt", sagte Glaußner nach einer Pause — „du willst es so — Ich verzeihe dir dein Mistrauen! Es handelt sich um kein Geheimniß, das mich betrifft — ich war nur der Vertraute, der Mitwissende —"

Abermals hielt der alte Herr inne; die Mittheilung ward ihm ersichtlich schwer —

„Du sahst wol unweilen drüben die Gräfin von Wahlstein, die blinde Mutter des Grafen Leopold — Ich muß dir ein Stück ihrer Biographie erzählen — die Verhältnisse autorisiren mich dazu — Gräfin Hildegard ist wie ihre meisten Standesgenossinnen im Kloster erzogen worden. Als ein blühendes Mädchen von sechzehn Jahren kehrte sie ins Aelternhaus zurück. Dort sah sie ein naher Verwandter und zwischen beiden entstand ein Liebesverhältniß, dem zur Zeit nichts entgegenstand. Da kamen politische Kämpfe; schroff stand das Haupt des Hauses, Hildegard's Vater, den meisten seiner Verwandten entgegen — auch Graf Stephan, Hildegard's Geliebter, gehörte zu seinen Gegnern — der alte heftige und unversöhnliche Mann trennte sofort das zwischen beiden bestehende Bündniß; seine Tochter mußte einem seiner Freunde, dem düstern und mistrauischen Grafen Wahlstein, zum Altar folgen. Leopold ist der Sohn dieser Ehe, die eine sehr unglückliche war. Der Tod des Gemahls erlöste die Gräfin. Graf Stephan, der unvermählt geblieben war, hatte die frühere Geliebte nicht aus den Augen verloren; die politischen Kämpfe dauerten fort, mindestens in der Diplomatie. Mit dem größten Schmerz erfuhr er, daß die Gräfin, sich dem Drange nach Abwechslung und Vergnügen hingebend, ein zweifelhaftes, Anstoß gebendes Leben führte. Er liebte sie noch, wenn auch noch immer mit seiner und ihrer Familie zerfallen. Ich war damals bei ihm — er ehrte mich, einen ihm an Jahren vorausgerückten Universitätsfreund, durch sein Vertrauen. Ich kenne das Märtyrerthum, unter dem er litt. Die Nachrichten vom Ludmillenhof benahmen dem ernsten Mann fast alle Kraft. Hildegard, umschwärmt von leichtsinnigen Menschen, haltlos und allein, in blühendster Jugend. Da schickte er mich nach Ludmillenhof — die Gräfin sollte von seiner Einmischung nichts wissen — einen Empfehlungsbrief mußte einer seiner Freunde mir mitgeben. So kam ich hierher — Die Zustände hier fand ich traurig genug. Gutes konnte ich nicht berichten. Auf zwei, drei Briefe erhielt ich keine Antwort; aber Wahrheit hatte ich gelobt. Eines Abends wartete ich im Cabinet der Gräfin, deren Sohn ich erziehen, deren Geschäfte ich führen sollte; meine Arbeiten waren vollendet, die nöthigen Briefe geschrieben, die Rechnungen geprüft. Drüben im Saale gab es wie gewöhnlich Gäste — O, da ging es geräuschvoll zu — die Kronleuchter blitzten in die Nacht hinaus! Ich wollte die Gräfin erwarten und setzte mich in einen Lehnstuhl; als es Mitternacht war, übermannte mich die Müdigkeit; ich schlief ein — Da hörte ich meinen Namen rufen — ich dachte zu träumen — aber als ich mich ermunterte, war es wirklich Graf Stephan, dessen Stimme ich sofort erkannt hatte. Er stand in Reisekleidern vor mir — Unruhe, Seelenpein, Liebe, hatten ihn hergeführt. Er lehnte am Kamin, die Augen nach der Thür gerichtet; so wollte er die Gräfin erwarten — Die Gesellschaft trennte sich, Thüren öffneten sich, Wagen rollten in die Einfahrt — jeden Augenblick konnte eine Kammerjungfer aus dem angrenzenden Schlafzimmer eintreten — ich deutete ihm das an — Graf Stephan lachte bitter — er wußte, Hildegard hatte ihren Ruf nicht allzu sorgsam gehütet. Mir starrte das Herz, als ich die Gräfin kommen hörte — die Diener, die ihr vorangeleuchtet hatten, blieben zurück; sie wußte, daß ich hier war. Sorglos trat sie ein — die Haare lose gelöst — die Blumen am Kleide gewelkt — schmerzlich mußte der Anblick des schönen, jungen Weibes berühren — Graf Stephan blieb unbeweglich — »Sieh' da, Glaußner!« rief die Gräfin laut und aufgeregt — »Es ist spät — nüchterne Leute wie Sie pflegen um zwei Uhr doch zu schlafen —!« Jetzt gewahrte sie den Grafen — »Stephan!« rief sie und eilte auf ihn zu — Er streckte ihr nur langsam die Hand entgegen — eine Welt des Vorwurfs lag im Tone, mit dem er ihren Namen aussprach. Da schlich ich mich davon. Ich mußte die Frauen abhalten, einzutreten. Nach einer Stunde wurde die Klingel gezogen. Ich ging selbst in das Cabinet. Graf Stephan saß am Kamin, die Gräfin kniete vor ihm. Sie erhob sich nicht, als ich eintrat. Sie weinte. Graf Stephan gab mir den Auftrag, seinen Wagen fortzuschicken; also hatte er sie so gefunden, wie er gehofft hatte — noch nicht für ihn verloren. Der Graf, von Liebe und Kummer überwältigt, wollte in Hildegard's Nähe bleiben. Wie ein Kind

hat und flehte sie, er solle sie nicht verlassen. Welcher Mann konnte da widerstehen! Unter fremdem Namen blieb er im nahen Badeort. Das wilde Leben wurde zum Schein fortgeführt — es diente diesem neuerglühenden Verhältniß zum Schleier; denn noch betrachtete Hildegard's Vater den Grafen Stephan als seinen Todfeind — —"

Eine Pause trat ein — Glaußner stand an der Pforte eines Geheimnisses.

Blaß lehnte Heinrich am Fuße der ersten Ebenbilde zu Susannens Bilde in der verhängnißvollen Doppelgestalt als Weib und Löwin — —

„Heinrich", begann Glaußner und trocknete sich die feuchte Stirn — „es ist ein eigenes Gefühl um die Nothwendigkeit, das geheimste Leben zweier Menschen, die uns theuer sind und waren, offen darzulegen — Die Gräfin mußte sich zurückziehen — sie sollte Mutter werden — Beide waren über dies Ereigniß, trotz der Ungunst der äußern Verhältnisse, trotz der Unversöhnlichkeit des Vaters, dennoch beglückt — Zum Schein verreiste die Gräfin, lebte aber heim und erwartete ihre Stunde in der einsamen Meierei am Walde — Graf Stephan mußte abreisen, versprach aber, sobald als thunlich zurückzukehren. Es war eine Gewitternacht — ich allein mit einer vertrauten Dienerin bei der Gräfin — Blitz um Blitz zuckte — die Gräfin jammerte nach Stephan — mitten durch alle Schrecken des Unwetters kam er wirklich wie durch ein Wunder — um Mitternacht erblickte ein — Zwillingspaar das Licht der Welt. Die Kinder sollten sofort entfernt werden, kaum hatte der Graf Zeit, sie zu küssen — Der Vater Hildegard's wurde stündlich erwartet — so nahm ich die Kinder unter den Mantel und trat in die stürmische Regennacht hinaus — Ich preßte die kleinen Wesen", fuhr Glaußner weich und schon Heinrich's Erblassen sehend und ihn trösten wollend, fort, „fest an mich — Vom Mutterherzen losgerissen, konnten sie ja sonst erstarren — Sieh', Heinrich, deshalb hab' ich stets jene Kinder fast als meine eigenen betrachtet — Der damals geborene Knabe, Heinrich, bist du — ich brachte dich zu meinem Bruder — und das wenige Minuten nach dir geborene Mädchen, ist — Susanne —"

„Onkel!" rief Heinrich mit thränenerstickter Stimme

Alle Schrecken des Weltuntergangs hätten Heinrich nicht so erschüttern können wie diese Mittheilung. Starr, unbeweglich stand er neben Susannens schönen Zügen —

„Susanne, Susanne" — wiederholte er wie unzläubig —

„Fasse dich!" sprach der Alte. „Dämme deine Liebe ab bis zu dem Grade, mit dem du die Schwester lieben darfst —!"

„Und mein Vater —?" fragte der junge Mann fast tonlos —

„Er starb. Als die Gräfin an den Blattern erkrankte, ließ er sich nicht abhalten, sie zu sehen — Ihn ereilte der Tod — So blieb ihm der Schmerz erspart, die Geliebte erblindet und mit diesem Schicksal — die Mutter auch für euch abgestorben zu sehen — Sie fühlt nichts für euch —"

„Unglückliche, unglückliche Mutter —!" sagte Heinrich ohne Vorwurf und fühlte Thränen in seine Augen treten — „Was aber nun?" fragte er.

„Rasse dich auf! Fasse einen Entschluß — Aber auf die Mutter — auf deren Anerkennung rechne nie! Sie hat auch für Susannen nur eine kalte Empfindung — Ihr Unglück und ihre religiöse Richtung läßt sie die Vergangenheit haben — selbst ihre Liebe zu Stephan verwirft sie jetzt —"

„Ich will sie nicht sehen!" sprach Heinrich dumpf — „Aber", wallte er innig auf, „soll ich nicht Susanne —?"

„Nein, sie muß fort! Die Mutter will das Geheimniß ins Grab nehmen! Sie lebt nur ihrem legitimen Sohn. Das sind Empfindungen die im Alter kommen! Nimm Abschied von Susannen —! Beherrsche dich — Ihr enthüllt alles in späterer Zeit —"

„Ich kann auch Susannen nicht wiedersehen!" sprach Heinrich — „jetzt nicht — vielleicht nie — mein Blick würde zur Sünde —"

Fast brach er von neuem zusammen. Einen Scheideblick warf er hinauf zur Büste der Geliebten, die seine Schwester war — schwindelnd betrübt hielt er Glaußner's Arm — So traten sie hinaus. Es schlug 12 Uhr —

Da plötzlich, als sie an den grünen Schirm vorbeikamen und Glaußner hinausging, um nach dem Wagen zu sehen, wandte sich Heinrich noch einmal seinem kleinen Atelier zu. Hier stand Susanne und warf sich ihm stürmisch an die Brust. Sie küßte ihn, sie weinte, sie ließ ihn nicht zu Worte kommen —

Plötzlich fielen zwei Schüsse. Heinrich sah in das wuthverzerrte Antlitz des Grafen und sank in Bewußtlosigkeit — Diener stürzten herbei — Graf Leopold trug Susannen in den Armen — Sie hatte zum letzten mal geathmet —

Die zweite Kugel des Doppelpistols hatte Heinrich empfindlich gestreift.

Glaubner brach über der Leiche des von ihrem eigenen Bruder getödteten Mädchens zusammen. War nicht all das Gräßliche seine eigene Schuld? Seine Zaghaftigkeit, seine Schwäche hatten die Dinge so weit anwachsen lassen. Graf Leopold wurde bewacht. Er sprach vollständig im Irrsinn.

Mit fürstlicher Pracht ließ die blinde, sich noch jetzt beherrschende Gräfin die Leiche ihrer Tochter in der Kapelle zu Ludmillenhof ausstellen — Ein Todtenkleid von weißem Atlas bedeckte die kleine bläuliche Todeswunde in der Herzgegend der Verstorbenen. Zwei Bremenstrafermönche hielten wechselnd die Todtenwacht. Hunderte von Kerzen brannten. Ein feierlicher Conduct geleitete Susanne Glaubner nach dem Kloster, in dessen Kirche sie beigesetzt wurde.

Heinrich erwachte aus einem Fieber erst, als die Ceremonie vorüber war. Als er genesen, war Graf Leopold mit der Mutter auf ein anderes der Wahlstein'schen Güter gegangen, Glaubner mit ihnen. Heinrich ging nach Rom — Die blinde Mutter hatte die Sphinx, für sie die gerechte Ueberschaft des ganzen Unglücks, in den See versenken lassen.

VII

Jahre sind vorübergegangen — Die alte Gräfin ist todt, Glaubner war seinem Bruder, Heinrich's Pflegevater, gefolgt — Graf Leopold, der Letzte des Hauses, lebt noch —

Es ist Mittagszeit — Nur wenige Minuten fehlen an 12 Uhr — Draußen brennt die Sonne heiß und hochsommerlich — Die Blätter der großen Kastanienbäume, die eine Allee am Thore einer deutschen Mittelstadt bilden, hängen schlaff und staubig hernieder. Die Natur zeigt nicht mehr die erste glänzende Maienblüte — Aus dem schönen Mädchen ist gleichsam eine schöne Frau geworden, die trotz aller Schönheit denn doch die Spuren des Lebens nicht verbergen kann. Schon leuchtet durch das dunkle Laub hin und wieder ein gelbes Blatt — die Rosen sind lange im Verblühen —

Wir sind im Atelier eines berühmten Meisters — Fünf oder sechs Schüler arbeiten im alten großen Raum desselben — Man hört das Geräusch von Meißel und Feile. Da gibt es Bildwerke aus hartem Marmor geformt oder auch aus weichem Sandstein — Im kleinen, abgegrenzten Raum arbeitet der Meister an einem herrlichen Relief — Hier ist es kühl und schattig; das eine der hohen Bogenfenster verhängen wie grüne Gardinen die Aeste des großen Kastanienbaums — ruhig arbeitet der Meister, eine hohe, kräftige Gestalt. Er ist ein Mann auf der Höhe des Lebens. Ringsum sieht man auch hier Arbeiten aller Art — alle werden sich der Vollendung erfreuen — nur Eine nicht.

In der Ecke zwischen den beiden Fenstern, nicht vor dem Arbeitsplatz des Meisters, steht eine halbvollendete Sphinx. Sie muß schon vor langer Zeit begonnen sein, denn grau hat sich der Staub in die noch ungeebneten Haarwellen hineingelegt — überall lugt das noch rohe, vom Wetter schon ausgelegt gewesene Material hervor und harrt des bildenden Meißels. Nur das Gesicht ist vollendet, es ruht blumengleich auf dem schlanken Hals, der sich tief hinab im rohen Marmorblock in die erst halbfertige Löwin verliert. Es ist dies die von Heinrich aus dem See von Ludmillenhof geretteste Sphinx.

So steht sie seit langen Jahren. Täglich küßt die Morgensonne das schöne Steinbild, glüht das Abendgold durch die grünen Blätter auf der reinen Stirn — rothere Wolken spiegeln sich auf der weißen Fläche ebenso ungehindert wie das Blau wolkenloser Tage — Täglich grüßt unser Meister, Heinrich Glaubner, der Gereifte, mit einem Blick die so geliebten Züge — Susanne ist ihm im Tode mehr geworden, als sie ihm im Leben vielleicht hatte sein können — sie ist ihm sein Genius, sein Ideal, das Lebensgeheimniß an sich selbst; sie versinnbildlicht ihm die Idee des Schönen, die bewußtlose Frauen; unsichtbar umschwebt die idealen Züge die Weihe des frühen Scheidens —

Jetzt schlägt es 12 Uhr — die Schüler des Meisters beenden die Arbeit. Zu Susannen aufschauend, legt er selbst den Meißel aus der Hand.

Glaubner ist ein glücklicher Mann — Mit Glücksgütern reich gesegnet, theils durch sein Talent, theils durch die Erbschaft des Pflegevaters, des Onkels und ein Legat der Gräfin, liebt er dennoch seine Kunst über alles. Die Visionen seines Genius zu verkörpern, festzuhalten, ist ihm Bedürfniß.

In seinem weiten, kunstgeschmückten Hause ertönt jetzt die Glocke, welche zum Imbiß ruft — denn der Meister hat die südliche Sitte des späten Dinirens beibehalten. Er ersteigt die große Treppe und tritt in einen hohen Speisesaal, der die ganze Breite des Hauses einnimmt —

Rechts geben die gothischen Fenster Aussicht auf eine breite, belebte Straße, links zeigen sich die grünen Bosquets und Rasenplätze eines parkähnlichen Gartens. Alle um die Tafel Versammelten sind des Meisters nächste Angehörige; der Himmel schenkte ihm das glücklichste glücklicher Lebensverhältnisse: einen reichen Kindersegen und ein treffliches Weib, die Tochter eines Malers, der in Rom angesiedelt lebte. Da gibt es Töchter von aufblühender Schönheit, Söhne, stolz auf des Vaters Namen — Seine Gattin, eine schöne, natürliche Frau, ist vollkommen seiner würdig — Heinrich Glaußner ist ein glücklicher Mann.

Jetzt reihen sich die Kinder des Hauses um ihn. Das Mahl war noch nicht vollendet, als ein Wagen vorfuhr — ein Diener meldete, ein Fremder wünsche den Meister zu sprechen und das Atelier zu sehen. Gestört in einer Zeit, die seiner Familie gehörte, ließ er dem Fremden das Atelier öffnen. „Mag er die Arbeiten meiner Schüler kritisiren oder auch die meinigen! Vielleicht lieh er zufällig an der Thür, daß ich um diese Stunde nicht zu sprechen bin —!"

Der Wagen hielt vor dem Hause. Die Bedienung trug einfache schwarze Livree und, so viel sich erkennen ließ, Trauerkokarden.

Vermuthlich soll's ein Grabmal sein oder dergleichen — muthmaßte der Künstler, der ans Fenster trat, nicht sehr erfreut — Das Leben spendete ihm zu viel, als daß er gern sich mit dem Tode beschäftigt hätte —

Schneller wie gewöhnlich hob er die Tafel auf und stieg dann zuletzt doch noch hinab —

Da, auf halber Treppe, hörte er einen furchtbaren Fall. Himmel, dachte er, man zerstört mir eine Arbeit —! Kaum war er an die Schwelle seines Ateliers gekommen, als ihm sein Atelierwärter und die beiden in Trauer gekleideten Diener ein Unglück berichteten — Der Fremde hatte die Sphinx vom Postament gerissen und war von ihr im Sturz erschlagen worden —

Es war Graf Leopold von Wahlstein —

Zitternd trat Heinrich näher — Da lag das geliebte Steinbild in Trümmern — Blutend, todt lag dicht daneben die Leiche eines gräßlich entstellten Mannes — Das Steinbild hatte im Fall den Beschauer, der es umfangen, mit den Lippen berühren wollte, getödtet — Man zog die Klingel, Hülfe eilte herbei, auch die den Wagen begleitenden Diener — Man sprach, fragte, vermuthete — die drei Anwesenden erzählten, was der Graf gethan — wie er, einen Augenblick allein gelassen, das Bild an sich riß — Heinrich sagte [illegible] Wort — Allein und aufrecht stand er neben todten — Bruder — der gekommen war, [illegible] Tod durch das Abbild der Schwester zu [illegible] oder wol gar suchen, die er getödtet hatte.

Tieferschüttert faltete Heinrich die Hände [illegible] wußte, Benjamin Glaußner hatte jahrelang [illegible] Grafen unruhiges Leben getheilt. Nach einer [illegible] Reisewagen zugebrachten Nacht lehnte er [illegible] todt in den Kissen — er hatte niemandes [illegible] gestört; gütig und rücksichtsvoll wie immer [illegible] war er unbemerkt aus dem Leben geschieden. [illegible] sah so friedlich aus, als ob gar nichts geschehen wäre — als wollte er niemand durch seinen [illegible] blick erschrecken. Dann war der Graf [illegible] wechselte wieder mit seinen Begleitern, ging [illegible] monatelang ins Kloster, hatte lichte Augenblicke, versank darauf wieder in Nacht und nahm [illegible] letzt — — doch wol nur selbst das Leben? Er [illegible] sich eine Sühne auferlegen und suchte deshalb [illegible] dem Bild des Mädchens, das er getödtet [illegible] Daß es seine Schwester gewesen, erfuhr er [illegible]

Heinrich Glaußner begleitete tieftrauernd [illegible] Leiche des Bruders nach dem fernen Landhof; dort nahm diese die Familiengruft auf, [illegible] schloß sich für immer hinter dem Letzten des Hauses. Die Güter gingen theilweise an ein Geschlecht über, das den Wahlstein in alten Tagen verlassen gewesen, theilweise an die Kirche.

Masaniello und der Aufstand Neapels im Jahre 1647.

Von Otto Moser.

Seit Garibaldi's kühner Handstreich die Krone beider Sicilien von König Franz' II. [illegible] stieß und dieser — die Sünden der Väter büßend — mit seiner Gemahlin, einer bayerischen Fürstentochter, nach vergeblichem Widerstand hinauszog in die Verbannung, haben die Augen der gebildeten Welt sich mit höchstem Interesse nach dem Lande gewendet, welches Victor Emanuel unter dem stolzen Namen eines Königs von Italien beherrscht. Aber gleich unheimlichen Vulkanen, deren dumpfes Grollen die unaufhörliche Gärung verborgener feindlicher Elemente verräth, hat auch das von der Natur so reich begabte Land seit zwei Jahrtausenden schon einen steten Herd der Empörung, des Verraths und der Heimtücke abgegeben und [illegible] siegbare Blutströme sind geflossen von der Zeit an, wo der Ostgothe Theoderich es betrat

zur Ermordung des letzten Hohenstaufen auf Neapels Blutgerüst und ferner bis zu den bestialischen Schlächtereien des neuesten Guerrillakriegs. Leider aber ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß an all diesem Elend, welches das Land betraf, nur dynastisches Interesse und geistliche Herrschsucht die Schuld trugen und deshalb oft nur Verzweiflung das Volk antrieb, die Ketten abzustreifen, in welche die Gewalthaber es geschmiedet. Ob die Stunde der Erlösung geschlagen, ob Victor Emanuel im Stande sein wird, das Volk Italiens glücklich zu machen — diese Frage läßt sich freilich jetzt noch nicht beantworten —

Unter den verschiedenen Aufständen aber, durch welche das neapolitanische Volk sich frei zu machen suchte von unerträglichem Druck, ist unbedingt der merkwürdigste die Revolution vom Jahre 1647, wo mit tollkühnem Muthe ein unbedeutender Mann aus der niederen Sphäre der Gesellschaft gegen den spanischen Vicekönig von Arcos und seinen mächtigen Anhang auftrat und zwar mit so außerordentlichem Erfolg, daß bei klügerer Leitung die Empörung unbedingt zur Unabhängigkeit geführt haben würde. Aber der Volksführer Thomas Aniello war nur ein schlichter Fischer und so gelang es den Ränken der schlauen Spanier, nicht allein den Aufstand zu beschwichtigen, sondern auch das Haupt desselben zu vernichten, nicht durch rasche kühne That, sondern durch langsame kluge Berechnung. Gleichwie Maria Stuart und Don Carlos in Schiller's Trauerspielen, ist auch Thomas Aniello durch Auber's berühmte Oper: „Die Stumme von Portici", eine idealisirte Person geworden; den historischen Thomas Aniello, als Helden des erwähnten Aufstandes, schildert nachfolgende Darstellung.

Während der zwei Jahrhunderte, in welchen das Königreich beider Sicilien einen Theil der spanischen Monarchie bildete, hatten die von den Königen aus Anjou's Stamme eingeführten Reichstage zu Neapel endlich gänzlich aufgehört und die Vicekönige verhandelten nur noch mit einem ständischen Ausschusse, bei welchem die Stadt Neapel den ganzen Bürgerstand des Reichs vertrat. Hierdurch gewann die königliche Macht den unbeschränktesten Umfang und namentlich unter dem Herzog von Arcos wurde der Steuerdruck so rücksichtslos, daß das Volk in immer tieferes Elend versank. Aber der Hof König Philipp's IV. brauchte viel Geld, der Vicekönig und seine Beamten wünschten sich möglichst schnell zu bereichern und die Geistlichkeit, der zuletzt zwei Drittheile sämmtlichen Grundeigenthums gehörten, wollte auch nicht zu kurz kommen; deshalb mußte natürlich eine förmliche Blutsaugerei entstehen. Schon seit vielen Jahren wurde von jeder Feuerstätte im ganzen Königreiche eine Steuer von zehn Carolinern oder einem Thaler erhoben, wodurch der Staat drei Millionen einnahm; bald aber erschien eine vicekönigliche Verordnung, welche diese Abgabe um ein Fünftel erhöhte und noch immer bezahlte man, ohne zu murren. Als aber im Jahre 1640 sogar auf alle frischen und getrockneten Früchte ein Zoll gelegt wurde, entstand ein so maßloses Elend, daß den Vicekönig eines Tags auf dem Wege zur Kirche ein Volkshaufen umringte und mit Weinen und Wehklagen um Erleichterung bat. Das Schweigen des Vicekönigs entrüstete die Bittenden dergestalt, daß hier und da wilde Drohworte fielen und Verhöhnungen blitzten und der Herzog sich genöthigt sah, die Abschaffung des Fruchtzolls zu versprechen; hinter den sichern Mauern seines Palastes angelangt, nahm er jedoch nicht nur seine Zusage zurück, sondern verbot auch die am nächsten Tage stattfindende Feier des Johannisfestes. Darüber in Wuth versetzt, zündete das Volk in der Nacht einige Zollbuden an, streute Pasquille aus und durchzog lärmend die Straßen, sodaß der beunruhigte Vicekönig sich veranlaßt fand, fünf vornehme Edelleute und einen städtischen Senator in den Palast zu berufen, um mit ihnen über die Forderungen des Volks zu berathen. Diese Herren aber bestimmten den Herzog, die Aufständischen mit Versprechungen hinzuhalten, die niedergebrannten Zollbuden wieder aufzubauen und zum Trotz auch noch auf Mehl und Wein eine erhöhte Steuer auszuschreiben.

Nahe am Markte zu Neapel wohnte damals ein kaum vierundzwanzig Jahre alter Fischer, ein Mann von feiner, aber kräftiger Gestalt, mit krausem Bart, gelocktem, langem Haar und hübschem, freundlichem Antlitz. Er hieß Thomas Aniello, gebürtig aus Amalfi — insgemein Masaniello der Fischhändler genannt — und galt für einen ebenso klugen als kühnen Mann, weshalb er auch bei seinen Genossen in hohem Ansehen stand. Weil nun gerade vor hundert Jahren das Haupt einer damals stattgefundenen Revolution auch Masaniello geheißen und an des Fischers Wohnhause sich das Wappen und der Namenszug Kaiser Karl's V. befand, so weissagte er scherzend oft von sich selbst, daß durch seine Person Staat

und Land über vom genannten Kaiser erlangten und bestätigten Privilegien wiedererlangen würden.

Wenige Tage vor dem Fronleichnamsfeste im Jahre 1647 betrat Masaniello der Verdruß, daß die Zollwächter ihm eine Tracht Fische und seiner Frau ein Gemäß Mehl confiscirten. Gleich nachher begegnete ihm der berühmte Bandit Perrone, welcher Masaniello nach dem Grunde seiner Traurigkeit fragte. Dieser antwortete trotzig, es sei jetzt gewiß, daß er entweder den armen Leuten helfen oder am Galgen werden würde, worüber Perrone lachte und ihn verhöhnte. Masaniello aber erwiderte, wenn ihm zwei oder drei tüchtige Männer zur Seite stünden, wollte er bald zeigen, welches Schlages er sei. Die Folge dieser Unterredung war, daß die beiden Männer in eine Kirche gingen und am Altar der heiligen Jungfrau einen Bund schlossen, zusammenzuhalten gegen die Fremden auf Leben und Tod.

Schon am nächsten Tage ging Masaniello durch die Reihen der Fruchtverkäufer und forderte sie mit lautem Zuruf auf, von morgen an den Fruchtzoll zu verweigern, ein Verlangen, das mit Jubel und Verwünschungen gegen die Steuerbeamten beantwortet wurde. Und in der That wagten diese bei der drohenden Stimmung des Volks nicht, die Abgaben einzusammeln, sodaß sämmtliche Producte zollfrei einpassirten; Masaniello aber, durch den ersten Erfolg nur um so kühner gemacht, lief auf dem Markt umher, begleitet von einer großen Menge Kinder, die laut ausrufen mußten: „Das Maß Oel um einen Carlin, zwei Kalb Brot müssen wiegen 26 Unzen, 22 Gran für 1 Pfund Käse, 6 Gran für 1 Pfund Kindfleisch.“ Diesen Preistarif schloß er mit dem Ausrufe: „Ehre sei Gott in der Höhe und der heiligen Jungfrau Maria del Carmine, Glück dem heiligen Vater, dem Papst, dem Könige in Spanien und den Herren, welche uns wohlfeile Zeit bringen; das böse Regiment aber hole der Teufel!“ Da viele Leute über diesen Umzug lachten, sagte Masaniello: „Lacht nur, es dürfte bald die Zeit kommen, wo ihr erkennen werdet, welch ein Mann der Thomas sei!“ Die Zahl der Knaben, welche anfangs Masaniello begleiteten und die er ein Regiment der Mutter Gottes nannte, soll sich auf zweitausend belaufen haben; ohne Zweifel ein schlau ausgesonnenes Mittel, um schnell Nachrichten zu verbreiten.

Sonntag am 7. Juli 1647, dem Feste des heiligen Robert, sollte nach altem Gebrauch eine Volksbelustigung stattfinden, die darin bestand, daß der Pöbel mit Aepfeln, Birnen und Pomeranzen ein hölzernes Castell erstürmte. Weil es aber dabei wegen des Zolles an Obst mangelte, begann das Volk zu tumultuiren, und als der Marktmeister Anacleto es zu beruhigen versuchte, wurde ein derartiges Kreuzfeuer mit allerlei unsauberen Geschossen gegen ihn eröffnet, daß er sich schleunigst in das Lokal der Steuerwache flüchten mußte. Die Aufregung wuchs unaufhörlich und durch alle Straßen schallte das Geschrei der Knaben: „Gott gebe dem König in Spanien langes Leben und der Teufel hole die bösen Regenten!“ Auf dem Markt aber war Masaniello auf einen Tisch gestiegen und feuerte das Volk durch eifrige Rede und wilde Geberden zum Aufruhr an.

„Seid fröhlich, lieben Brüder“, rief er, „und dankt der heiligen Jungfrau del Carmine, denn euere Erlösung ist nahe! Der arme Partisier und neue Moses wird, gleichwie Israel aus Pharao's Gewalt, auch euch von dem Zolle der Tyrannen befreien! Petrus war ein Fischer und hat mit seiner Stimme ganz Rom und mit Rom die ganze Welt aus des Teufels Dienstbarkeit in die christliche Freiheit gesetzt; ein anderer Fischer, Namens Masaniello, wird Neapolis und mit diesem das ganze Königreich von den unerträglichen Beschwerungen befreien und wohlfeile Zeiten schaffen! Von heute an sollt ihr das Joch abwerfen, welches euch drückte. Ich selber achte mein Leben für nichts, mag man mich immerhin in Stücken reißen oder zu Tode martern, so sterbe ich doch mit Ehren für die Wohlfahrt meines Vaterlandes!“

Durch diese Worte wurden die bereits schon erhitzten Gemüther in förmliche Wuth versetzt und der erste Angriff richtete sich gegen die Zollhäuser, welche sämmtlich in Flammen aufgingen; dann aber zogen über zehntausend Menschen vor den Palast des Vicekönigs, sangen Spottlieder und bewaffneten Pöbel und bumpen an Stangen und Pfeilen mit dem Geschrei: „Erbarmet euch der armen Seelen im Fegefeuer, welche diese Noth nicht länger ertragen können, weshalb sie ihr Vaterland verlassen und andere Herberge suchen müssen! Brüder und Schwestern, legt sämmtlich Hand an und helft die gemeine Sache fördern, so wird uns bald geholfen sein!“ Mit wüthendem Gebrüll rannten zugleich einige Volkshaufen nach den Gefängnissen, um die Gefangenen zu befreien.

Bald vermochte die vor dem Palast aufmarschirte Wache nicht mehr das Volk zurückzuhalten

...ieres drang nun bis in die Zimmer des ...nige, der jedoch bereits schon seine Kutsche ...n hatte, um durch eine Hinterthür nach ...loster San-Ludwig zu flüchten. Von dem ...entdeckt, nothigten ihn zwei Kerle, mit ...Degen in den Händen, auszusteigen und ...er die Menge zu begleiten, wo man dem ...allen möglichen Aergern bezeigte, ihm ...und Kleider fetzte und nur bewegliche ...schaffung des Zolles bat. Inzwischen ...der Vicekönig einige hundert ungarische ...n unter das Volk, wodurch er Gelegenheit ...die Kirche des Ludwigsklosters zu erreichen; ...bei aber umzingelte auch dieses und ...er Herzog und der Cardinal Philomarino ...nter erschienen und alle nur denkbaren ...ndnisse machten, verlangten die Augen...n dennoch über die Aufhebung des Zolls ...städtischen Revers. Ehe dieser jedoch ...n wurde, gelang es dem Vicekönig, in das ...an-Elmo zu entkommen.

...rst begannen die spanischen Soldaten, ...ie Plätze besetzt hielten, von ihren Waffen ...ch zu machen; die Volkshaufen aber ström...h der Vorstadt Chiaja, in dem Aerger ...welcher die neapolitanischen Truppen ...e, und baten ihn, sich des Volkes anzu...Dieser, ein finster Herr, ging in Wirk...t unter trotziger Zurede nach dem ...als er aber hier über [illegible] Menschen ...rt fand, ermahnte er zur Ruhe und zu...ihn brachte, machte er sich mit guter Art ...Stande.

...lich drang aus dem Volksgewühl der ...timmige Ruf „Malanotte!“ Und die...nicht lange auf sich warten. Auf einem ...wurde alles nach Waffen, die Glocke von ...mme läutete Sturm und in Klammen ...das Haus eines spanischen Kaufmanns ...ein vier Tonnen Pulver aufbewahrt und ...ern zerschmetterten. Am 8. Juli waren ...waffen bereits überall die Musketen und ...ehr ist jetzt auch das Landvolk bewaffnet; ...ter und Kinder, mit Beilen und Prügeln ...den Händen, schlossen sich den bewaffneten ...lshaufen an und vermehrten das furchtbare ...ten: „Hinweg mit den Zöllen! Zum ...die Hunde! Hol der Teufel die beiden ...“

...ieser verzweifelten Lage schickte der Vice...nigst nach Pozzuoli, wo ein nur aus ...berufenes Regiment garnisonirte und ...forderte dieses zur Hülfe. Kaum aber hatte das Regiment die Stadt betreten, als es wüthend angegriffen wurde. Die braven Deutschen standen fest und hielt mit längstbewährtem Muthe, bis verbündet von ihnen gelichtet wären und der geringe Rest gesprengt und gefangen wurde. Jetzt versprach der Vicekönig vollkommene Abschaffung der Zölle, das Volk aber verlangte nunmehr auch die Bestätigung aller der Stadt von verschiedenen Königen gewährten Privilegien sowie Gleichberechtigung der Bürger mit dem Adel und Betheiligung der Bürgerschaft beim Regiment; ja viele Stimmen forderten sogar die Oeffnung des Forts San-Elmo, des Vicekönigs Asyl. Während dieser Unterhandlungen hatten einige Aufständische sich an die allgemein geachteten Gebrüder von della Rovella gewendet und sie gebeten, den Vicekönig zur Herausgabe des Verfassungsbriefes König Ferdinand's zu bestimmen; da dieser aber nur eine Kopie davon besaß, wurden die Gebrüder des Vicekönigs, zwei Herzoge von Matalone, ergriffen, mißhandelt und in den Kerker geworfen, an dessen Pforten der Bandit Perrone wachte. Doch schon nach wenigen Stunden waren die Gefangenen sammt ihrem Hüter entwichen.

Nunmehr begann das bei Volksaufständen stets unvermeidliche Zerstörungswerk, und zwar in erstaunlichem Maßstabe, indem dessen Ziele nicht weniger als sechzig verhaßte Privathäuser und öffentliche Gebäude nannte. Am 10. Juli belagerten 12000 Menschen den Thurm San Vincenzo und als dieser, nach tapferstem Kampfe aus einer halben Kanone, endlich übergeben wurde, übte man die Belagerung toll und thörigt unnöthige Grausamkeiten gegen Manchen davon. Die Kampfeswuth ging so weit, daß sich sogar die Weiber in Compagnien formirten, auch Kinder in ihren Reihen erschienen und mit heldenhafter Tapferkeit fochten. Ihnen voran aber ritt eine wunderliche Frau, das spanische Wappen mit der Inschrift: „Es lebe der König und sein getreues Volk von Neapel!“ auf dem Hemde und ein Schwert in der rechten, einen Dolch in der linken Hand tragend. Ein Augenzeuge dieser merkwürdigen Revolution berichtet, daß ihr auch Compagnien von sechsjährigen Kindern, mit weißen Stäben in den Händen, auf den Straßen herumgezogen wären, was einen traurigen Anblick verursacht hätte.

Auf San Elmo begann es jetzt an Proviant zu mangeln, denn täglich mußte dem Volke ein

blokirt, und so war der Vicekönig gezwungen, den Original-Befehl König Ferdinand's durch den Cardinal Philomarino an das Volk zu schicken, welches denselben sogleich von verschiedenen Kanzeln verlesen ließ. Und hierdurch wäre nun wol der Aufstand beendigt gewesen, wenn der Cardinal nicht hätte einen Revers des Vicekönigs öffentlich verlesen lassen, wonach allen, die bei dieser Rebellion sich betheiligt, vergeben sein sollte. Diese unselige Großmuth goß Oel in die Flammen. Das Volk wollte von keinem Accord wissen und die Vernichtung des Eigenthums mißliebiger Personen nahm ihren Fortgang.

Masaniello war hier die Seele des Ganzen gewesen und nur seinen klugen Anordnungen dankten die Aufständischen ihre wichtigen Erfolge. Deshalb verlangte der Cardinal, als Botschafter des Königs, mit ihm eine Unterredung. Diese fand mitten auf dem Markte, und zwar auf einem schaffotartigen Gerüst statt, wo Masaniello Audienzen zu geben und Recht zu sprechen pflegte. Hier empfing der Cardinal, nur mit Hemd, Beinkleid und Mütze bekleidete Volksführer den vornehmen Kirchenfürsten und es kam zwischen beiden auch wirklich ein Vertrag zu Stande, der eben in den Kirchen bekannt gemacht werden sollte, als ein mißverständiges Gerücht das Feuer von neuem anfachte und die gepflogenen Tractate nochmals vernichtete.

Am Tage nach der Flucht der beiden Herzoge von Matelone war nämlich deren Wächter, Perrone, nach Neapel zurückgekehrt und ohne zur Rede gestellt zu werden, hatte er Masaniello mit Rath und That eifrig zur Seite gestanden. Da erschienen, als eben die Tractate zwischen Volk und Regierung zum Abschluß gelangt waren, in Neapel auf einmal nicht weniger als 1000 Banditen, mit dem Vorgeben, sie kämen auf Veranlassung Perrone's, um sich dem Volke anzuschließen und dessen Sache auszufechten zu helfen. Perrone bestätigte dies, Masaniello aber begrüßte die Ankommlinge mit Freuden und ertheilte an, daß sie unter die verschiedenen Volkshaufen vertheilt werden sollten, wenn jedoch weder Perrone noch die Banditen selbst zufrieden waren und sich deren weigerten. Hierdurch wurde Masaniello's Verdacht erregt und mit erhobener Stimme befahl er ihnen nochmals, in Ruhe und Glück zu reisen, um die Vertheilung zu bewerkstelligen. Die Antwort bestand in Flüchen auf ihn abgefeuerten Schüssen, von denen jedoch keiner traf, das Volk aber stürzte wüthend über die Banditen her und in wenigen Minuten waren sie fast sämmtlich massacrirt, Perrone aber wurde mit einem Musketenkolben niedergeschlagen und gefangen. Unter den Qualen der Folter gestand der Banditenführer, daß er von den Herzogen von Matelone besuchen worden sei, eine Gegenrevolution zu versuchen, und um das Volk in einmüthigen, beabsichtige man, heimlich angelegte Minen springen zu lassen, weshalb unter dem Markte und in den Gewölben der Kirche del Carmine dreißig Tonnen Pulver versteckt wären. Nach diesem Geständniß wurde Perrone enthauptet und sein Kopf auf eine Stange gesteckt in der Stadt umhergetragen.

Nach vieler Mühe gelang es dem Cardinal endlich doch, mit Masaniello einen Vertrag abzuschließen, bei dessen öffentlicher Verkündigung in der Hauptkirche eine festliche Musik ertönte und das Tedeum gesungen wurde. Masaniello erschien dabei in festlicher Kleidung und trug ein blankes Schwert in der Hand. Als die Feier vorüber war, begab er sich in Begleitung einer unzählbaren Menschenmenge nach dem Palast des zurückgekehrten Vicekönigs, der dem Volksführer bis zur Vorhalle entgegenkam und ihn am Arme die Treppe hinaufführte. Oben angelangt, trat Masaniello an ein Fenster und hielt eine Rede, bei deren Schluß er dem König, Vicekönig und dem Cardinal ein Lebehoch ausbrachte, in welches das Volk jubelnd einstimmte. Hierauf befahl er, daß jedermann ruhig nach Hause gehen sollte, und in zehn Minuten war vor dem Palaste kein Mensch mehr zu sehen. Nach eingenommenem Mahle hing der Vicekönig Masaniello eine goldene Kette um und am nächsten Tage bestätigte er ihn als Mitregent.

Bis hierher hatte Masaniello sich als ein kluger, umsichtiger und sogar bescheidener Mann benommen, diese höchsten Auszeichnungen aber erweckten eine krankhafte Aufregung, die ihn zu allerlei Seltsamkeiten verleitete. So ließ er auf der Toledostraße noch einen öffentlichen Gerichtsstuhl errichten und sprach hier ebenso schnell als scharf seine Urtheile, wie er denn sofort vier Banditen an Ort und Stelle enthaupten befahl. An demselben Tage gab er, am Fenster seines Palastes stehend und mit seiner Fischerjacke bekleidet, öffentliche Audienz, bei der ihm die Petitionen auf Papier gereicht werden mußten. Vor seiner Thür hatten Tausende als Wache, trotzdem aber zeigte er sich stets mit einem gespannten Pistol in der Hand.

...ist behauptet, daß alsbald nach dem ... in des Vicekönigs Palast an Malaniello ... von geringer Störung wahrgenommen ...aten; es scheint jedoch vielmehr, daß er ... Tage den Wohlgeschmack guten Weins ...lernt hatte, womit denn auch die Keller ...königs ihn reichlich versorgten. Er ..., daß er immer ungereimtere Dinge ... So verlor er, lange Haare und den ... lange Röcke zu tragen, und bei Lebens... über Hausbesitzer über seinen Thron ...n von Spanien und Neapel beraubten ... Begleitung erschienen trotz seinen Ge... ihn Henker zu tödtlicher Rache ...wagen aber zeigte er sich auch sehr un... ...tzlich er sogar ein ihm gehörendes ...Pferd nach dem königlichen Marstall ...ng und dem Fiscus einen [illegible] Re... ...enden aufgefundenen Schatz einbüßte ...inal und die übrigen höchsten Staats... ...mpfingen ihn mit großer Devotion be... ...und je mehr er getrunken hatte, um so ...r zeigte sich sein Hochmuth. Das ...hörsam zu erhalten, vergaß sich seine ...e nicht jemand erbrach, gefegen oder ...wurde.

...g am 11. Juli wurde der gebräuchliche ...t großen Feierlichkeiten abermals von ...d von dem Vicekönig sammt seinen ...fertigt; während des Schmauses aber ...ch Malaniello wiederum unfreundig, in... ...em Vicekönig durch einen Gesandten ...rrenspeisen mittheilen ließ. Nach be... ...ten ernannte er seinen bisherigen Kleider... ...r, wieder ein Fischer werden zu wollen, ...Umgebung Mühe hatte, ihn zu be... ...Simon Stelmann aus Aversa, der ge... ...kannt, gab er einen Auftritt mit den ...Gebe ihn in Frieden, ich mache mich ...n von Aversa!" Hierauf lief er einer ...ge zu lustigen Tanz gehalten, das ...ellarinen und einem Bild Samml... ...e Kopfe abschlagen. Auf den Vor... ...Vicekönigs, wegen seiner ungerechten ...auf einige Zeit nach Pouilly... ...e Malaniello ihm die gefangenen ...befahl die Hinrichtung einiger ver... ...nnert und nannte dann wie ein Ver... ...gegangene Schwert in der Hand, durch ..., wobei er einige ihm Begegnende ...Spalier kam er, nur mit einem ...m Hut und Degen, in des Cardinals Palast und befahl ihnen, ihn nach Pouilly zu begleiten. Endlich aber fuhr er doch allein dahin und rief unterwegs nicht weniger als zwölf Mal den Namen Christi.

Die Absicht der Königin Spanien war erreicht. Der gefährliche Volksführer, in dessen Hand die Grenzen der spanischen Herrschaft gelegen hatte, ist am Leben nicht mehr, man ließ ihn nur geboren werden, weil die Zeiten nicht zweifelhaft sein konnten. Das Volk, welches eine ganze Woche lang Malaniello als seinen Heiland angebetet, bittet jetzt den Vicekönig um Hülfe gegen den wüthenden Tyrannen an, eine Bitte, die geringes Gehör fand. Am 16. Juli war das Fest des heiligen Jungfrau bei Carmine — an diesem Tage sollte der Sache ein Ende gemacht werden.

Malaniello betrat sie in der Kirche und ging dem einziehenden Cardinal entgegen mit der Bitte, da er bald sterben müsste, wünschte doch noch eine Predigt anzuhören. Der Cardinal umarmte und beruhigte ihn; als beyde aber Platz fand, stieg Malaniello auf die Kanzel, nahm ein Crucifix in die Hände und rief dem Volke zu, ihn doch nicht zu verlassen; gleich darauf aber wurde er wieder ruhig und plauderte ungereimtes Zeug. Mit Mühe nur gelang es einigen Getreuen, ihn von der Kanzel zu bringen, worauf er von dem Cardinal aufgefordert und ihn anflehte, sofort einen Priester nach dem Palaste des Vicekönigs zu schicken und ihn zu bitten, die gänzliche Begnadigung wieder zu übernehmen. Nachdem dies versprochen worden, führten ihn die Mönche in ein Zimmer des Klosters und baten ihn, ein wenig zu schlafen; Malaniello aber weigerte sich, dies zu thun und verlangte ein weißes Leinenhemd. Offenbar muß er eine Ahnung seines Endzieles gehabt haben.

In das Zimmer, welches die Mönche Malaniello gebracht hatten, trat ein großer Saal mit herrlicher Aussicht nach dem Meere. Hier kam der bisher so mächtige Mann am Fenster mit schwerz hinab auf die wundervolle Welt, während draußen das Unheil heranzog. Vier Obersten, die Gebrüder Gennaro, Angelo Antonio und Andrea Arena, gingen durch die Kirche bei Carmine und traten im Namen des Königs von Spanien ans, daß bei Verlust Leibes und Gutes weiteten ist, ferner dem Malaniello Gehorsam zu leisten. Darauf verfügten sie sich in das Kloster und nach dem Saale, wo Malaniello ihnen entgegentrat. Auf seine Frage aber: „Sucht ihr

Schämen Sie ſich, Herr Commandant, wenn Sie jemals ein Offizier von Ehre waren.

Commandant (von innen).

Zehntauſend Dukaten! Herr von Patkul! Wechſel auf die Bank von Venedig —

Patkul.

Elender Krämer! Ich ahn' es, längſt hab' ich meine Freiheit, und Du nur legſt mit Deiner gelben habſüchtigen Hand Beſchlag darauf. Fünftauſend, Du Menſchen-Mäkler!

Commandant (von innen).

Gelt! Ich weiß berühmte Männer zu ſchätzen? Zehntauſend Dukaten.

Patkul.

Bleib, Elender, bleib. Ha! daß es Maulwürfe giebt, wo Adler horſten! Bleib! Da ſchlorrt es fort, das blaſſe Geſpenſt, auf dem der Fluch von tauſend Gefangenen ruht! Acht qualvolle Tage ohnmächtig rüttelnd an den Eiſenſtäben. O Gott, das da draußen iſt die lichte freie Welt, da iſt die Luft, die Allen gehört, der dunkle Wald, das Silberband der Elbe, ſich ſchlängelnd im Mondenglanz, drüben im ſternenhellen Duft des Horizonts die glühenden Flecken, es ſind die erleuchteten Kirchthürme Dresdens. Sie feiern das Friedensfeſt, das ich ihnen gab! Aber ich muß fort. He! Du ſchleichender Räuber, öffne die verſchrumpfte Hand, hohl wie Dein Gewiſſen. Nimm mich als Bettler in

mich? Hier bin ich, meine Brüder!" zogen die Verschworenen Pistolen hervor, von denen jede mit zehn getheilten Kugeln geladen war, und feuerten sie auf den Unglücklichen ab. Er verschied mit den Worten: „O, ihr Verräther — undankbares Volk!"

Wie die Schüsse gefallen waren, drang auch sogleich Volk in den Saal. Ein Fleischer schnitt Malanielle's Kopf ab, der unter wildem Jubel auf eine Stange gesteckt und erst nach der Kirche, dann aber durch die Straßen getragen wurde. Ihm nach schleifte der Pöbel den zerfetzten Körper, und unter den nichtswürdigsten Misshandlungen mußte seinem Malanielle's verbrüchelte Frau folgen; doch brachte man die Herzogin, wie der Herzog sie nannte, auf des Vicekönigs Befehl bald nach dem Castell San-Elmo, seit welcher Zeit man nie wieder von ihr gehört hat. Nach stundenlangem tollen Freudengeschrei des Pöbels verfügte sich der Vicekönig mit seinem ganzen Hofstaate nach der Kirche, um Gott für die Rettung der Stadt — und der spanischen Herrschaft — zu danken und gleich darauf war den Anhalten zur völligen Beruhigung getroffen; das Volk aber tanzte noch die ganze Nacht über durch die Straßen mit dem Rufe: „Gott gebe dem König von Spanien langes Leben! Verdammt sei Malanielle, dessen Seele jetzt in der Hölle ist!"

Man erkennt den Reiz, den dies tragische Geschick schon so oft auf die dramatische Dichtkunst ausübte

Anregungen.

Deutsche Theaterzustände.

I.

Über die trüberen Zustände des deutschen Theaters vor Schröder und Iffland bis zum Schluß des vierzigsten Jahres mit den gegenwärtigen vergleicht, kann sich der traurigen Ueberzeugung nicht entziehen, daß die dramatische Kunst in den letzten anderthalb Decennien einen entschiedenen Rückschritt gemacht hat, der, wenn er in gleichem Maße noch einige Decennien fortgeht, unfehlbar wieder beim Handwerk von vor hundert Jahren anlangen muß.

Schon vom Aschermittwoch unsrer diesen Bühnensaison sind Jahr und Tag nicht eher verflossen, als daß man irgend ein ehrliches gewichtiges Zeugniß für denselben gibt der Direktor des leipziger Stadttheaters, Rudolf Gottschall, in einer eingehenden Darstellung der gegenwärtigen Theaterverhältnisse, die man als durchaus wahrheitsgetreu nur nicht im geringsten übertrieben nennen muß. Der Schrift selbst den Titel „Das deutsche Theater" (Leipzig, Weibel, 1847) und verdient um so mehr Berücksichtigung, als sie gewiß sehr wohlgemeinte praktische „Vorschläge zu einer gründlichen Reform" enthält, wenn diese im Grunde auch nur die schon von früheren ähnlichen Stimmen gefordert Specialbetheiligung der Bühnen durch den Staat, die regelmäßige und übergangsweise Vertheilung derselben auf bestimmte Bühnenbezirke und die Errichtung von öffentlichen Theaterschulen wiederholen. Die schließlich angehängten „Andeutungen zu einer zweckmäßigen Bühneneinleitung" bekunden ein achtbares Streben und sind einem Theaterdirektor zur Nachachtung zu empfehlen. Das allgemeinere Interesse concentrirt sich auf den ersten Abschnitt „Die Theaterzustände der Gegenwart", und mit diesem wollen wir unsere Leser in den Grundzügen näher bekannt machen.

Der ethische Werth der Bühne, die nicht so sehr eine öffentliche Vergnügungs- und Unterhaltungsals vielmehr Bildungs- und Veredelungsanstalt sein soll, wird noch immer nicht vom Staat gehörig anerkannt. Der Staat überläßt die Bühnenverhältnisse noch nur viel der regellosen Willkür. Unsere Behörden, Gemeindevertretungen ertheilen leichtsinnig eine Unzahl von Concessionen für Wanderbühnen und über das Bedürfniß, ja nur über die Existenzmöglichkeit derselben hinaus, sie ertheilen sie an Theaterunternehmer, die für alles Mögliche Vermögen haben mögen, nur nicht für die Leitung einer noch so bescheidenen Kunstbühne. Diese Ueberzahl von meist nur für die Minderzahl berechneten Theatern führen gleich ebenso wie die erst im Lauf der vierziger Jahre aufgetauchten Sommertheater, in denen sich recht eigentlich eine Prostitution der dramatischen Kunst offenbart — man vergegenwärtige sich nur die gedrängten Gerüchter im grellen Tageslicht, die lärmend und hergaukelnd vor dem schreienden und trinkenden rauchenden und schmausenden Hundsfeschervolkum — eine Tragik von Intrigue an, die hier zu Schauspielern nicht gehört, sondern verdorben werden. So wird jenes künstlerische Proletariat erzeugt, das auf einem Engagement ins andere wandert und, wenn es im Sommer an solchem fehlt, auf seinen Kreuz- und Querzügen die größten Bühnen mit „Gastrollen" brandschatzt.

Daß hier nun die Pflanzschulen für das bessere Theater, wenn hier schon die Staat-, selbst kleinere Hoftheater ihre Mitglieder für Schauspiel und Oper, schulische Verbildungsanstalten für angehende Schauspieler sind die Vorstadt- und Volkstheater der großen Residenzstädte, die sich ausschließlich die Pflege ihrer nationalen Dichtung und das komische Fach, Local-Drama cultiviren. Und alle diese in solcher Bildungsjahre zu Grunde gerichteten Jünger der dramatischen Kunst werden nun von den ehemaligen erfahrenen Directoren wie Pilze aus der Erde g

modernen Theaterregisseur, wie wenig auch Herzog Georg seinem eigenen Theaterregime war. Es ist schon von den Gästen alles Uebel verschrieen Gewaltiges aber gewöhnlich ebenso wenig gütig und menschlich berichtet hat wie jene Tiraden der Theaterschimpfer. Ich glaube Talente und vortreffliche Künstler hat er bevorzugt, solange sie nur Disziplin und Pünktlichkeit und Ehrerbietung bezeigten. Auch die Eigenwilligkeit der oft in den verrücktesten Launen befindlichen Sängerinnen, die sich nicht scheut, bei Mittelmäßigkeit der handwerklichen Routine zu erlahmen und kaum noch einen anderen Standpunkt als den des exklusiven Reklame rauh wie Pechdraht bei jedem oder Jahre einnimmt, dient oft nur dazu, die Entbehrungen der Darsteller wie des Publikums zu vermehren und das ästhetische Urteil gar für tatsächliche Dinge zu lähmen. Wie stimmen nun Beispielsweise an der ästhetisch makellos Uebereinstimmung der künstlerischen Leistungen, die jeder Gastspielreisende Virtuose, dessen ein höchst mittelmäßiger Dirigent von der Reklame nicht nur der Theater- sondern auch der Tagespresse überall auf das glänzendste mit seinem Namen schuhen weiß.

Unter solchen, der so vielfachen materiellen Richtung der letzten gibt die knapp bemessene Zeit verschiedene Vorbedingungen kaum zur Möglichkeit der dramatischen Darstellungskunst kaum noch bestanden. Sie hat sich vielfach nur der Anforderungsfähigkeit der breiteren Darsteller gefügt und der Publikumsgunst hingegeben. Die großen Künstler der Vergangenheit, wie z. B. Schröder, Iffland, auch noch die einer späteren Periode, wie Seydelmann, Devrient, Wolff, Ludwig Devrient und Seydelmann, schufen ihre Gestalten zum innern Besitz, die sie durch Erfassung individueller Charakteristik über das Zufällige der Szene rangen, so gehören sie der Nation, nicht sich an, sie haben dramatisches, sie haben für die Literatur der Aufführung so etwas wie Stil. Einen z. B. Wolf wie Friedrich Haase, Wilhelm Hasenclever, Ludwig Devrient wie Franz Moor spielen, so waren sie in seinem Augenblick eine Charaktere selbst, aber jedoch die Rollen und Intentionen aufgegeben, d. h. ein Gilbert würde als eine der vorzüglichsten Leistungen stets verzeichnet bleiben müssen, wenn er in seinem Gastspiele nicht irgendeine Rolle gefunden hätte, wo er in der Tat — wenn er in Wirklichkeit der Stil gewesen wäre. Daher bekommen sehr starken Künstler auch nicht einen so großen Applaus wie der Schauspieler unserer Tage. Begreiflicherweise schuf Hehn die Darsteller — selbst wo der reifen dramatischen Künstler nahezu Zeit nicht vorhanden war — nicht ausschließlich seiner Rolle, sondern für den Charakter ähnlich behandelte wie der Bildhauer sein Stoffe. Der Darsteller ist allerdings Künstler wie bildender Künstler, allein sein Material ist seine eigene Persönlichkeit und während der Bildhauer von außen den seinem toten Stoff seinen geistigen Leben und Sein einhauchen muß, hat der Schauspieler nur seine eigene Person, mit seinem eigenen Körper zu schaffen — er selbst ist die gestaltenden und gestalteten Kunstwerk.

Dem Verfall der Darstellungskunst scheint die Verschiedenheit der Repertoire durch Manigfaltigkeit zu geben und Ueberfluß zu bieten einen Schein zu sein. Denn hat der Darsteller an einem Abend, wo Repertoire noch nur übrig, im glücklichen Fall eine schwierige Neuheit sich schon kann, ist nicht selbstständig. Der Darsteller lebt in steter Begierde „Mannichfalt ist zwar immer auch die Erregung von Theaterfreuden aller Art. Aber wird nicht das Interesse an Einzel-, Schau- und Vollgenüssen, an Perlen und Edelsteinen gefährdet? Die Bühnenwerke werden mit gewaltigen und angestrengten Mitteln überhäuft — unmöglich geht es mit so, wie es als Vorbild das lebendige Stadttheater im Mittelpunkt Deutschlands lehr. Man kann sagen die Zeit gewinnen, um alle diese neuen Stücke zu lesen oder auch nur durchzublättern — und dann, wer gering ist in Anschauen" Wenn unser heutiges einzelnes Theaterleben einmal sind ist, das natürlich hat auch überhaupt der Schauspieler an Zeit. Nicht auch Buch werth ist, der hier das Gleichsam einer neuen Blüthe verursacht, so kann man sich gleich Bühne. Der Zeit nach am Rüstern verlieren ist gegenwärtig die Publikationen und mehrheit nur dem größere und kleinere Perlen, sogenannte Bücher und Schmuck, namentlich in Glas, sah noch mehr aber in Perlen, übrigens, wenn in kleine kleine Stücken Nimmt interessiert Stücke bei den Darstellungsbühnen am Leichtesten ein Unterkommen haben. Sehr wäre begonnen man schon unter der Last der Neuigkeiten keine Art einmal etwas Ruhen, einen Dichter mit gründlichen Wirkungen, einen Dichter mit gutem Witz und Humor. Die Schwierigkeit solcher Dichter besteht und Lustspiele, auch dem tragischen und lieber auch mehr in der tragischen Zeit, der gewöhnlich auch mangelhaften Bühne mit einem trauthaft empfindenden Moral ausgestattet ist. Es ist kaum zu begreifen, wie ein gebildeter Mann ein Lustspiel schreiben kann, sich Lippenthat, anschaulich Zeug zu Stücken, ich überhaupt mit solchem Inhalt zu beglücken! Noch traurigen ist es aber, daß heute schauspielende Musik an manchen Bühnen gegeben werden, daß eine Aufgabe der Zeit mit Gedanken Witz in und Text in das Repertoire aufgenommen wird. Durch den Theaterstil entsteht Mutung — und so ist das ein rechtes Zeugnis- und Notenstil, daß verschiedene Komponisten Schauspiel, das Operetten tadelnd — kann der Kunst auch Verhängnis, der Gleichmut auch tödtliches werden als Lust und Gleichgültigkeit, mit einigen politischen Ereignissen ausgeübten Publikum. Das Lebensbedürfnis der Zeit auf den Repertoire der deutschen Bühne spuken, stillen und hinten Klagen hat es bereits so weit gebracht, daß zu der Leben und Schauspielaufführungen ist nur auch von der Zeit und Formen Publikum einfahrt, das infolge seiner der gedrungenen Theaterbesuch

Kräfte ich immer mehr und mehr von der dramatischen Literatur zurückziehen. Der Geschmack des Publikums im allgemeinen ist in Deutschland bereits so sehr gesunken, daß selbst renommierte Schriftsteller mit neuen dramatischen Werken, besonders aber mit Trauerspielen, selten noch einen dem Werth ihrer Originale angemessenen Verlag an Ort und Stelle finden können. Diese gänzlich allgemeine Abneigung des guten Geschmacks haben wir nur dem auf den abgeschmacktesten Posse berechnenden Repertoire der Vorstadttheater, der Sommerbühnen, theilweise aber auch den Hoftheatern zu danken, welchen letzteren Opern und seichtes vom gewöhnlichsten Stücke sowie Ballets mit verschwenderischer Pracht ausstatten und damit auf die gebildetere Schaulust der großen Menge berechnet, die Nebensache zur Hauptsache machen. Noch in den vierziger Jahren war die allgemeine Geschmacksrichtung in Deutschland eine ganz andere, in jener Beziehung bessere. Betrachten wir jetzt die Repertoire sämmtlicher deutschen Bühnen, so bemerken wir nur zu sehr das eben Gesagte. Kostspielige Darstellungen classischer oder überhaupt einer besseren Richtung angehörender, in edlem Stil gehaltener Werke findet man mehr oder weniger nur noch bei den Hoftheatern, wie z. B. am Hoftheater zu Dresden, Karlsruhe, Stuttgart u. s. w., sowie bei einigen großen Stadttheatern, im übrigen gehören derartige Aufführungen zu den Seltenheiten, und nur sehr fanatische Erscheinungen, Shakespeare, Lessing, Moores Stücke, ältere französische Meisterwerke, Goethe's, vom neuen wenige von Ihnen aufgeführt, Dichter, Schauder und sogenannte Originalien, Ausstattungsstücke, welche die leere Spielwut immer mehr und mehr in den Hintergrund drängen, bei einigen Hoftheatern auch mit übermäßigem Pomp ausgestattete Ballets, beherrschen vorzugsweise das Repertoire. Leider haben in neuester Zeit aber auch bei den Hoftheatern die für Theater untergeordneter Art, für ein den unteren Volksschichten angehörendes Publikum berechneten französischen Uebersetzungen und Pariser Singspiele nur zu sehr die höhere Kunst, wo nur das Gute und Schöne gepflegt werden soll, auf derselben Bretter, die gestern noch eine Iphigenie oder ein Nathan, ein Faust ganz in deutschen Räumen, die vor kurzem noch von Mozart's, Beethoven's oder Karl Maria von Weber's Tönen widerhallten, macht sich vielleicht heute schändliche Singspiele mit obligater Beinkleidermusik, französische, für Theater untergeordneter Art berechnete Operetten oder gedankenlose deutsche Nachäffereien breit. Es ist das leider die traurige Richtung unserer Zeit, der selbst die gebildetsten Kunstgelehrten erfahrensten Fachmänner, wie Eduard Devrient, Dingelstedt, von Hall, Laube, von Hülsen, von Meyern, Hebenbrock u. a. nicht widerstehen können, sondern nothgedrungen*) dergleichen Zeug die Pforte ihrer Kunsttempel öffnen müssen. Wie viele Verstände tüchtiger Bühnen möchten, gleich mir, ihr Repertoire von den schlechten Tagesproducten rein erhalten, aber den Stadttheaterdirectoren ist das natürlich noch weniger möglich als den Hoftheaterintendanten, da bei ihren Instituten der Geldpunkt stets eine brennende Frage bleibt. Das deutsche Bühnenrepertoire im allgemeinen wird erst dann eine bessere Richtung erhalten, wenn das ganze Getriebe des Theaters ein anderes wird, wenn namentlich kunstsinnige Fürsten und die Behörden der einzelnen Städte die Bühnenvorstände von echter und wahrer Kunstgesinnung mit moralischer Macht und Einfluß in ihren auf Besserung der gegenwärtigen Theaterzustände gerichteten Bestrebungen kräftig unterstützen."

Ein gleiche Nachsicht wird in der Oper nachgewiesen. Mit jedem Tage macht sich der Mangel an tüchtigen Gesangskräften fühlbarer. Nur eine ohne gründliche Vorbereitung, die mindestens vier Jahre in Anspruch nehmen würde, seien einmal begabte junge Leute bei den Musterbühnen als Solisten ein, um durch Ueberanstrengung und falsche Anwendung ihre Mittel in kurzer Zeit zu ruiniren und damit jeglich den größeren Bühnen ersprießliche Oberkräfte zu entziehen. Oder sie machen eine Verbildung durch, aber unter unfünstlerischen, unpsychischen und gewissenlosen Gesangslehrern, deren es heutzutage nur zu viele gibt und deren pomphafte Reclame sich später in der theatralischen Praxis als verderblich, Sinnverwirrende Charlatanerie erweist. An den musikalischen Conservatorien wird der Gesangsunterricht nur als Nebensache behandelt. Auch die mehrfach beliebte Nichtberücksichtigung des Stimmumfangs seitens der heutigen deutschen Opernkomponisten, die declamatorische Tendenz der Wagner'schen Richtung, die in ihrer äußersten Consequenz wieder beim Anfang der Musik ankommen und die Oper auch zum Melodram machen würde, sowie die Vernachlässigung des sinnlichen oder Spielgesangs, die doch für die correcte und künstlerische musikalische Ausbildung der Sänger unerläßlich ist, ist an der Unzulänglichkeit und Mittelmäßigkeit der heutigen Gesangskräfte betheiligt.

Ein Uebriges befördert sich — das sorgfältigere Zusammenspiel bei einzelnen Bühnen, die besseren Decorationseinrichtungen hier und da abgerechnet — durch gewissenlose Anpreisung in Zeitschriftblättern (bisweilen auch glänzendere Decorationsmalereien, kostbarere Maschinerien und culturgeschichtlich treuere Costüme), die mit der eigentlichen Kunst der Bühne eben, um mit Maul zu reden, mit der „Menschendarstellung" in entfernterer Beziehung stehend, nur sehr übergeordnete Hülfsmittel zur Erreichung höherer künstlerischer Zwecke sein sollen, aber der Zweck der dramatischen Kunst zum Theater

*) „Nothgedrungen"? Warum? D. Red.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Wiener Briefe. X. — Zeichen der Zeit. — Eine Kanzleigeschichte Friedrichs des Großen. — Daniel Sanders's „Wörterbuch der deutschen Sprache". — Briefwechsel.

Wiener Briefe.

X.

— Ueber dem Grabe des Fürsten Windischgrätz ist es endlich still geworden. Kaum dürfte je eine hochstehende Persönlichkeit von dem Schauplatz der Welt getreten sein, die den Zwiespalt der Anschauungen unserer Zeit schärfer und tragischer ausgetragen hätte als jene des Fürsten Windischgrätz. Kaum ist sein Name in dem Augenblick, als er aus dem Leben in die Geschichte eintrat, ein treffenderer Klang von allen Zungen, ein berederer Nachruf von unserer Lippe.

Wenn man — abgesehen von den allerhöchsten Auszeichnungen, mit welchen sein Grab gleich einem Heiligthum geschmückt wurde — einerseits die überschwängliche Lob- und Trauerrede des Fürsten Auersperg im Herrenhause und den gleichartigen Tagesbericht des Polizeyconcipisten Grafen Clam-Gallas in Prag und Mähren faßt und daneben die Acten hält, die während der schweren Krankheit des Fürsten, der nicht sterben zu können schien, im Munde des Volks gingen, und die Schmähungen, die der wiener Volkswitz dem Hingerichteten unermüdlich nachsinnete, kann man die Kluft ermessen, die zwischen den äußersten Anschauungen liegt — eine Kluft, die nur das unermeßliche Gebiet der Nothwendigkeit auszufüllen vermag, um einen Weg zu dem Mittelpunkt zu bahnen, in welchem die wahre Ansicht ihren Standpunkt hat — mit dem man das Mißtrauen begraben, mit dem das Verlangen über seine junge Ansicht wachende Volk in den höheren Ständen empfindet, und zwar, wie man von eben auf den Herd jener Leidenschaften erblickt, die im Jahre 1848 gerade ihre tragische Arbeit vollendet haben.

Bentheim sagt, „daß man, um die Krankheiten, welchen ein Volk leidet, zu erkennen, blos auf die Schlagworte, der Hauptsatz hingeschrieben brauche, so man z. B. in Paris an allen Ecken sie: „Abhandlung über den Unglauben", „Abhandlung über seine Krankheiten" u. s. f." In unserer Zeit sind Anzeichen und noch mehr die Interate in den Zeitungen die Kennzeichen unserer öffentlichen Zustände, und durch die Lebensversicherung eine Grundlage für die politische Humanität in Oesterreich geworden war, seien mir Tag für Tag die Ankündigungen neuer Broschüren, die für unser Staatswesen Rath schaffen sollten, und jetzt, wo es gilt, Oesterreich pflanzenhaft zu erhalten, werden mir mit angstlichen Heilplänen überschüttet. (Der ingeniöse

neue, welcher Aufmerksamkeit erregt, ist jener des Herrn Schleh, der eine verlockbare schuldende Schuld empfiehlt.) Wie laut sprachen die Volksstimmungen im verflossenen Herbst über den Grad der moralischen Empfänglichkeit der hiesigen Bevölkerung! Wie genau kennzeichnen die Theaterstücke den Geschmack, die öffentlichen Vorlesungen die geistigen Bedürfnisse, die täglichen Anpreisungen der körperlichen Gebrechen den gegenwärtigen Gesichtspunkt! Wenn der Judex Schmucht in Platen's unverjährlichem Lustspiel „Die verhängnißvolle Gabel" dem Schäfer Marinelli, der sich vom Vergnügen der guten Gesellschaft schmeichelt, eine originelle Schilderung derselben, ihren Naturlaut zum besten gibt, wie mit den Worten schließt:

Dort macht den Schluß mit der tollsten Posse ich dann am Ende der Tafel,
Dort über sich der Herrin an die Schultern das Haupt, wie bange vor einiger Trennung,
Und der Gatte wischt ihr einige Thränen von den weißesten Backen der Tochter,
Hier klopft man mit dem Messer und Löffel, daß Hemdzipfel ermuntert sie aufstehn —

und dann Marinelli sagt:

Das Lachen mir ein; doch sehen muß ich's auch Gevatter Gabel von Mutterns! —

so fragt man sich unwillkürlich, ob unsere Zeit noch schärfer als jener Platen's Tadel zeichnet. Das jetzige Geschlecht ist so wenig fähig, sich in einem ernsthaften Vaudeville zu langweilen, als für ein übertriebenes zu schwärmen, es würde sich überall langweilen, wo nur Poesie und Ruhe, Harmonie und Ebenmaß waltet, es bedarf stark unterschiedlicher Apparate von Negromantie, von die Gegenwart aufregender Hilfe und zu dem nur Spezialarzt und Arzneikünstler den Zugang erschließen. Selbst die lauten Klagen, von den Staatsverhältnissen hervorgerufen, die einzig um und emporwachsen und die neuen Anlagen in grauen Schatten hüllen, sind nur Erscheinungen flüchtigen Unmuths, die blasirte Bevölkerung bleibt in das ewige Zerstören, Entstehen und Werden, auf die auch unbetheiligten Kreisen immer deutlicher hervortretenden Häusergruppen und Gartenanlagen mit kalt ernstem Ruhe, daß bunte Chaos der Bestandtheile und der Gegensätzen mit seinen Prachtstücken der alten Baukunst und der neuen Gartenverschönerungen, der verschwenderischen Reichthümern und der empfindungsvollen Armuth erfüllen der Phantasie einen unerschöpflichen Spielraum noch täglich und noch vermehrt. Und aber ist es, was dem jetzigen Geschlecht noch fehlt, es scheidet von dem Einzelnen — Einzelnes ist seine Tugend.

Als eine große Wohlthat müssen wir es erkennen, daß die Stadterweiterung so viele Kapitalien der Leere für das Gemeinwohl unfruchtbaren Spekulation entzieht und in großartigen Bauten einer edlen Anlage zuführt. Die Emancipation der Juden mußte dazukommen, um dies Wunder in so überraschender Kürze zu bewirken. Wie hätten sonst die neuen Stadttheile so schnell aus dem Boden wachsen können, der mit Hunderttausenden erkauft werden mußte? Auch hat der wiener Witz die Häuserspekulation vor dem ehemaligen Kärnthnerthor bereits „Neu-Jerusalem" getauft. Und in der That, die Paläste und Karyatiden von Palästen, die hier, theils vollendet, theils im Bau begriffen, emporragen, hat sie meistens dazu bestimmt, den Namen eines der glänzendsten Weltsiege auch als neuen Grundbesitzer zu verherrlichen.

Mit der in der Charwoche stattgefundenen Aufführung der Haydn'schen „Schöpfung" von dem Lonquicher-Pensionsverein und der Bach'schen „Matthäus Passionsmusik" (zum ersten mal in Wien) von der Singakademie hat unsere diesjährige Concertsaison ihren Abschluß gefunden. Wir können mit Befriedigung darauf zurückblicken. Den Stamm der großen Concerte bildeten ältere und neuere, geistliche und weltliche Concerte aus der classischen Zeit. Unter ihnen, die einen besondern Aufwand von Kräften und Studien erforderten, ragten nicht der genannten Passionsmusik Beethoven's große „Messe", die Cantate „Paradies und Peri" und „Der Rose Pilgerfahrt" von Schumann, die „Harold"- und die „Phantastische Symphonie" von Berlioz hervor; ein seltener Gast war Beethoven's „Schlacht von Victoria", ganz neu für Wien waren nebst Hiller's Cantate „Fortinbras" zwei Symphonien einheimischer Tonsetzer (Herbeck, Langwerth), die nur für ihre persönlichen Freunde ein Interesse hatten. Kaum dürfte es eine zweite Stadt in der Welt geben, wo man Beethoven's große „Messe" so ausführen im Stande ist wie hier. Ist schon ein solcher Verein ausführender Kräfte selten zu treffen, so ist die begeisterte Hingebung an die Lösung solcher Aufgaben, wie wir sie an dem Verein des Akademischen Singvereins, Herbeck, bewundern, noch seltener. Neben dem mächtigen Namen „Beethoven" hat gewiß das Vertrauen auf Herbeck den größten Antheil an der außerordentlichen Theilnahme, deren sich die Aufführung des Werks in diesem wie im vorigen Jahre erfreute; denn überraschend ging mit der Uebergangszeit in den Concertsaal, daß ihm das großartige Concert in technisch und geistig musterhafter Ausführung zum möglichst klaren Verständniß gebracht wird. Als eine Seltenheit muß bemerkt sein, daß nicht seit langer Zeit, selbst in Wien, die unaufführbar gehaltene Cantate Lenore im Jahre 1824 in der Kirche des Klosterneuburger in Brünn unter Mitwirkung aller musikalischen Kräfte der Stadt nach zahlreichen Proben ganz vortrefflich aufgeführt worden ist.

Kaum an einem andern Werke wird es so deutlich, was das Genie durch sich allein vermag. Die begeisterten Anhänger des großen Mannes müssen zugeben, daß diese Musik nichts weniger als eine wahre und innige musikalische Verkörperung des Goethe'schen Werkes ist, daß ästhetisch triftigere Mittel wird zu behaupten versuchen, daß viele Lieder frei und mühelos aus schöpferischer Begeisterung hervorgewachsen sind, daß der Tondichter auf sonnigen Höhen seiner Aufgabe beherrscht und daß seinen Gebilden der Stempel eines echten Kunstwerks — schwebende Klarheit und schöne Ebenmaß — aufgedrückt ist; aber dennoch ist es nicht blos die rohe Note aus Beethoven's Hirne als heilig verehrende Schar seiner fanatischen Anhänger und Verehrer, von diesem Fanatismus mit fortgerissen, ohne Gegenurtheil den letzten Werken des Meisters einen gleiche, wo nicht größere Bewunderung zollt als seinen früheren Kunstwerken, welche den glänzenden Erfolg der neuesten Aufführungen des großartigen Concerts bestätigten; die Theilnahme und Wirkung war eine allgemeine. Es ist eben das Genie, welches diese Macht allüberall und immer ausübt, wo es seine Spuren entdeckt, in seiner Haltung, seinem Schritt und Blick ist etwas, das unwiderstehlich anspricht, wenn es sich auch auf falsche Bahnen verirrt und mit Schatten ringt, etwas, das durch die wahre Liebe auch in dem Abenteuerlichen überrascht und nur in den Ausdrücken des Genusses wundert. Wie ganz anders verhält es sich mit den Anhängern des Genies! Wie schnell kommt der grimme Ernst des Publikums, allen Insinuationen der Partheigänger zum Trotz, über das Urtheil des Kluge! Und war die Aufführung der zwei Symphonien von Berlioz der Fall und wir hatten hoffen, daß man diese Versuche nicht schuld wieder erneuern wird. Die Ansicht der Jubelvirtuosen sprach deutlich genug aus, daß es, daß in der „symphonie phantastique" nur der zweite Satz, in dem sich die Berlioz'sche allerdings bedeutungsvolle Instrumentirungskunst um eine ganz triviale, aber flüssige und ohrgefällige Melodie wirksam gruppirt, mit Wohlgefallen aufgenommen wurde und man sich in dieser leichteren, athembareren Luft von der drückenden Schwüle der erkünstelten Stimmungsmusik des ersten Satzes zu erholen schien.

Da nun das Hofoperntheater wieder die einzige Zufluchtsstätte für Musikdramatiker sein wird, werden auch größere Berichte an seine Leistungen zu richten sein. Was bisher geboten, kann nur den allgemeinsten Anforderungen genügen. Obwohl wir auch in diesem Jahre keine italienische Oper zu erwarten haben, so war doch die Belebung des Repertoires der deutschen Oper mit „Norma", „Maria von Rohan", „Rigoletto", „Ernani", „Troubadour", „Lucia", „Lucretia Borgia", „Nachtwandlerin" der Gunst zu sehr, zumal die Kräfte für die Ausführung solcher Musik durchaus nicht genügen. Die Wintersaison der „Hans Heiling" war die dankenswertheste Gabe, daneben konnte man die Inszenirung des „Faust und Margarethe" von Gounod, da die andere neue Oper

[illegible] „Die Verschworenen" von Schubert und „Die Hexe" von Mendelssohn, namentlich die erstere, nur mittelmäßig bringen.

Auch für die Ergänzung des Gesangpersonals ist [illegible] wenig. Der obligate Gesangverein Eintracht [illegible] hat nun von uns gerichteten Preismedaillen [illegible] nur versucht, trockene Gesangstücke, was nur geringen [illegible] Nothwendigkeit zu setzen, und die Stimmen des Arion [illegible] Krauß ist verschwunden zu Gunsten gerichtet worden, [illegible] erste Gesangsvereinigung ist das schon persönlich [illegible] Arionisten Verhältnis wenig erquicklich und auch das künstlerische, sowohl im traurigen als Unterstützung [illegible] Arionisten Gesangsverein seinen [illegible] an Liederkranz des Jahres. In den Arionisten [illegible] und Breitkopf sind junge Kräfte gewonnen worden, die einst [illegible] Ehre gereichen können. Beide gehören [illegible] Schule, trefflicher Organ. Der Sopran [illegible] ist frischlingen und modulationsfähig, der Alt bei [illegible] von einer mehrfach [illegible] Schule und der eintretenden [illegible] Stimme. Sie ist 17 Jahre alt, hat eine schöne Gestalt, [illegible] der Gesangsleistung und Arion und ist dabei ganz [illegible] erfüllen, einer glänzenden Zukunft entgegenzugehen, [illegible] sie sich vor dem Umgeschmack der Zeit nicht [illegible] verderben läßt, von dem sie leider schon [illegible] nicht mehr ganz unberührt ist, wie die Verbindung [illegible] tiefen Ausdruck ihrer umfangreichen Stimme in [illegible] anspruchslos gefühlvollen Gesangsleistungen [illegible] erkennen gibt.

Zeichen der Zeit.

* Religion, in hohen Ehren eine Tugend, wird in [illegible] Kreisen — nämlich, besonders Kreisen, die Ehre und Wohlst [illegible] suchen, nicht selten für [illegible] Mittel für gut. Daß diese Kreise nicht [illegible] — erfährt gleich [illegible] Kirchlichen Gesetzgebung. Kaum [illegible] eine Jahrhundert zu Jahrhundert, eigentlich [illegible] Bestrebungen und erlangt in [illegible] Vervollkommnung.

Verschiedentlich bei Gegenwart wollen auf zu ergründen [illegible] — Gründe sind, auf die andere Weise [illegible] in einem Konfirmationsgesuch der „Breslauer [illegible] Zeitung" unter der Überschrift: „Der Abstand in Irland", mitgetheilt wird. Die Eltern [illegible] Jahr, da der [illegible] Religion [illegible] Schule [illegible] auch in anderen [illegible] Katholiken [illegible] so viele [illegible] Gründen, [illegible] Kinder [illegible] Schule [illegible] auch über [illegible] Religion [illegible] Kinder [illegible] Kinder [illegible] Kinder

die Gläubigen den Beleg zum Theil geliefert, daß die göttlichen Ursprunge erfüllt und ihre Ehre gerettet hätte, — die Aufgabe des Heiligen Geistes über alles Fleisch, d. h. unsere Sünden und Irthümer auszugießen — der Herr, der den Propheten Joel verkündigt, sie gekommen, und andere nicht den Beleg vom Lesen begleitet hätten und mit Worten und Zeichen begleitet wären."

Aber Behufs der neu gelernte Sprachen? Bleiben wir. Die Gebetserhörung zur Rechtfertigung des Heiligen Geistes im Menschen zu Gebote, und alles noch in voller Erinnerung, gibt ein gelehrtes, seiner weiteren Aufführung bedürftiges Gemeindeglied zu seinem nächsten Kopf ab. Und wie viel mehr nicht trat auch die Legende zu erzählen von Zeit und Zeit bei und auf'schaffenden traurigen Nachwehen der religiösen Lehrer. In welchen Grausamkeiten hat nicht auch bei uns schon der unselige Wahn gelebt, daß die menschliche Sündhaftigkeit dem Teufel beizumessen, seiner willkürlicher Kunde der Mensch sei, und was ist nicht auch unter uns, und zwar in allen Schichten der Gesellschaft, jene haarsträubende Gefühlsbarbarei aufgestanden, die zu den abenteuerlichsten Irrthümern führte und einen Monstrositätenaberglauben erzeugte, der bis zum Ende des Mittelalters sich verdingt! Wir erinnern, daß die Geistlichkeit der allerletzten Zeit herausgefordert, an die entsetzlichsten Aussagungen, die hatten in Ehrenzug in einen neuen Beleg erfahren. Das wahnsinnige Lächerliches gelingt nicht mehr. In himmlischen Chören werden den mittelst eines „Medianer" bringt, der in Zahlen oder Buchstaben Antwort gibt auf die gestellten Fragen. Ein noch gelehrterer Kopf wird, öffentlichen Platzern gehalten, in der Umgegend von Ehrenzug von den sogenannten „heiligen Männern", einen tüchtigen Hafen, gerufen, die treten Tücher der Schuhmacher Paul in Ehrenzug genannt wird. Diese verwahrt bereits das Irrenhaus, seine Anhänger aber geben auch wie vor in Ehrenzug auf den anlangenden Tücher unter, welchen Kranke, denen über sie, welchen sie auch mit ihren Händen, den Magnetismus zu ihnen rufen, oder legen ihnen zwanglose die Hände auf. Natürlich hätten sie sich in den Chören der Tausend, sagen, daß nicht sie, sondern Gott allein, weil sie selbst in unmittelbarem Verkehr stehen, Kranke heilen machen'können, und kommen dies mit Berufung auf den bald bezeichneten Untergang der Welt zu begründen. Die Gefahr auf der angeführten Kanäle soll nicht unbedeutend sein und den heiligen Männern an ihre gläubigen Leben Geld bereits in Ehrenzug und selbst Reise zum Kinder „zum Tyler, die von ihnen leiblichen Männern auf Donathen einen leiblichen „heiligen Mannes", „um sie auf den Namen des Herrn zu taufen" — getauft wurden.

Eine gleich grosse, wenige abenteuerliche Religionsmeinungen begangene That wird soeben aus Tennstedt mitgetheilt. Als der dortige „Hirte Tage", heißt es, „bei der Gnaden Konfirmandinnen plötzlich ohne weitere Veranlassung seinem im Bett gelegenen schlafenden Sohne mit der Axt einen Schlag auf den Kopf versetzte, darauf den Kopf vom Rumpfe getrennt und dann den Leichnam ohne alle Scheu vor den hinzugeeilten Nachbarn unter der Erklärung, er sei eben im Begriff, seinen Erlöser dem Herrn zum Opfer darzubringen, auf den Heiligen gelegt, um ihn zu verbrennen."

Die traurige Beispiel solcher Missbräuche der Religion macht Aufsehen in der „Zeitung für Preußen" aus Halberstadt in Mitgetheilten berichtet. Hier hat sich eine Anzahl Leute zu einer religiösen Gemeinschaft zusammengethan, die als oberen und obersten Glaubenssatz aufstellt, „daß das Nachdenken in Sachen der Religion eine Todsünde sei." Sie verwerfen und hassen das Priesterthum und rühmen nur sie von Gott eingegebe Christen, d. h. sie einzigen Gebeten an, die ihnen von ihrer Hohenpriesterin, einer Schneiderfrau, die nach ihrer Behauptung allnächtlich mit Gott ringt und von ihrem mit ihr in der Offenbarung genannten Zeichen des Hohenpriesterthume: der Schwindsucht und der mit Sternen gekrönten Sonne, gekennzeichnet ist, als von Gott eingegeben bezeichnet werden. Die verwerfen Gebaut auch in vielen Fällen, wenn es ihnen so paßt, der weltlichen Obrigkeit den Gehorsam und verlangen vermeintlich die Zahlung aller Steuern, die sich auf die Kirche und deren Diener beziehen.

Wir wiederholen: Religion, reine liebevolle Richtung des menschlichen Gemüths zu dem lebendigen Gott, in Garten Worten eine Tugend, wird in schwachen Köpfen — krankhafte Krankheit, die Sinne und Gemüth verwirrend, zu Abwegen und phantasiegeborenen Unthat führt.

Eine Kunsttopographie Deutschlands.

* Dr. W. Lübke in Kassel wird ein Hand- und Nachschlagebuch für Künstler, Geschichte und Freunde unserer alten Kunst herausgeben, in welchem, nach alphabetischer Ordnung, die in allen deutschen Landern und Ortschaften vorhandenen künstlichen Alterthümer aufgezählt werden. Der rühmlich Verleger in Berlin hat gewiß begründete Unternehmung wird im Verlag von Th. Fischer in Kassel und unter dem Titel: „Topographie der deutschen Kunst des Mittelalters und der 16. Jahrhunderts", in zwei starken Bänden erscheinen.

Daniel Sander's „Wörterbuch der deutschen Sprache".

* Während die zweite Abtheilung des Dritten Bandes mit einer Langsamkeit erscheint, welche in betrübendem Gegensatz zu der raschen Arbeit steht, mit der Sander's Werke seinen Buchstaben P vollendet. Für die rasche Förderung gebührt auch der Verlagshandlung Dank. Wagen in Betracht der räthselhafte Verzögerung.

Briefwechsel.

— * aus * in Wien. Ihr erhaltene auch von Ihnen mit sehr einem Brief vom Dienst November v. J. mit der amtlichen Bemerkung „Unterschlagung gemacht und nun zu Ihnen gebracht". Die „Ungarischen Blätter" sind leider zu spät. Nächstens mehr.
— B. J. in Wien. Die Erzählung im „Telegraf" zu lang, viele und die Zeit. Ungarische Skizzen wollen gerne warten.
— O. in Grossgaren. Gütig willkommen.
— D. in Zittau. Das „Morgen" ohne Ton und

(Ausgegeben am 1. Mai 1862.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 19.** Wöchentlich 1½ Bogen. Vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Das Haus am Meere. Von Rudolf Gottschall. — Ein Mordversuch in England. Von C. Gütter. I. — Literarische Umschau II. — Unterhaltungsliteratur. XII. — Ein Lied aus alter Zeit. III. — **Neues aus der Welt.**

Das Haus am Meere.

Von **Rudolf Gottschall.**

— — Kleinlichkeiten aller Art lagen hinter mir; ich hatte volle Gelegenheit, mir als mannbarer Leser beider Rechte so wuchtig als nur irgend möglich vorzukommen. Mit innerlichem Grimme war der Lectürehunger gereizt worden und kaum der Kopfschmerz, zu dem mir das wüste Gelage, in das er sich schließlich verwandelt, und seine Bezahlung, die weit über meinen Etat hinausging, verleiten hatten, glücklich überwunden, als ich mit allem Ernst daran dachte, einen Heroplan meiner Autorschaft, den ich längst gehegt und der augenblicklich nur die Verhältniß- und Beziehungs- die zusammengehörenden Arbeiten zu meinem Plane bisher verhindert hatten. Ich war in den Jahren, in denen Auffassung und Ausführung eines Planes nicht gar zu vielen Bedenklichkeiten unterworfen zu sein pflegt. Bald waren denn auch die nöthigen Vorbereitungen getroffen und die nächste, nach einem kleinen, nicht weit vom Strande abgelegenen, unansehnlichen Städtchen abgehende Post nahm mich bereits als ihren Passagier auf. Von diesem Städtchen aus wollte ich meine großen Reiseexcursionen beginnen. Sie waren nicht großartiger Natur, vielleicht nur ein wenig ungewöhnlich und abenteuerlich. Sie betrafen vorläufig nur einige Tage Zeit und brachten mich in Gegenden, die ich weniger ihrer weltgerühmten Schönheit wegen — die wenigsten nur kannte ich —, sondern lediglich meinem langgehegten, laut Gattung zu nennenden Wunsche gemäß zu besuchen mich entschlossen hatte.

Seit langem bereits hatte mich alles, was ich über und von den Nehrungen, die längs den Küsten meines Vaterlandes hinlaufen, gehört und gelesen hatte, auf das lebhafteste interessirt. Ich hatte begierig nach Büchern gesucht, die mir über die Natur und die Eigenthümlichkeiten dieser wenig Sandstrecken zwischen der Ostsee und dem Kurischen und Frischen Haff Aufschluß und Mittheilungen geben konnten und es war mir auch gelungen, die nicht gerade sehr umfangreich in deutscher Literatur hierüber in ziemlicher Vollständigkeit kennen zu lernen und mir einiges Material für selbstständige fernere Beobachtungen zusammenzubringen. Doch waren seit der Zeit dieser Studien mehrere Jahre verflossen und als ich nun wirklich daran ging, die Nehrungen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, hätte ich viel mehr nur noch die allerinnigste Absicht, sie einmal zu sehen und die Eigenartigkeit dieser Wasserecken auf ihre Einsamkeit und Oede auf mich wirken zu lassen, als Untersuchungen anzustellen über liegende Dünen, über die Verpflanzung von

Verfolgung. Ich unterlasse es daher auch, mich hier wenn auch nur kurz über Bildung der Nehrungen und speciell über die meiner Heimat auszusprechen und sie weiter zu beschreiben. Das erste beste geographische Werk wird die nöthige Auskunft geben. Es sind ganz andere Betrachtungen, welche die Erinnerungen an die Nehrungen jetzt in mir wachrufen. Es ist ein trübes, düsteres Gebilde, traut und traurig wie der Herbstabend, an dem ich meine Reise antrat, traut und trauer wie der Himmel, der trocken und umwölkt herniederschaute.

Es war bereits hoch im Herbst. Viele Zeit, die mich die Umstände zu benutzen gezwungen hatten, war mir jedoch aus manchen Gründen passend. Trübe regnerische Tage schienen mir für den Besuch der Nehrung, wie ich sie mir dachte, vortrefflich zu eignen. Ich war zudem damals noch in dem Alter, in dem ich oft und gern ein paar Gesänge im Dichten las — ich hatte auch nicht vergessen, ihn zu mir zu stecken — und Nebel, Regen und Sturm, einsame Heiden und Dünen spukten traut durcheinander in meiner Phantasie in der Erwartung dessen, was ich die nächsten Tage zu sehen hoffte.

Die regelmäßige Postverbindung hörte in dem öden ebenbrauchbaren Städtchen auf und ich war somit genöthigt, mir ein Fuhrwerk zur Weiterreise zu mieten. Was ich so eigentlich auf der Nehrung suchen wolle, schien dem Bauer, mit dem ich wegen meines Fortkommens in Unterhandlung getreten war, nicht recht klar werden zu wollen. Nachdem er einigemal mich bedenklich lächelnd den Kopf geschüttelt und einige Züge aus seiner mit Kirschblättertabak gefüllten Pfeife gethan hatte, ging er aber doch auf mein Gebot ein und im Laufe des folgenden Tages karrten wir denn Schritt vor Schritt durch den tiefen, losen Sand der Nehrung zu. Die Unterhaltung mit meinem Reisiekutscher, anfangs nur einsilbig geführt, verstummte bald ganz und der Gesandte desselben, mit mir, der ich ihm erklärt, daß ich nur aus purer Neugierde und Interesse die Nehrung besuchen wolle, habe es nicht ganz richtig im Kopfe, mag wol mit zu seinem Schweigen Grund gegeben haben.

Nach meinem Plan sollte mich der Wagen etwa drei Meilen auf die Nehrung hinausbringen. Die vierte Meile — somit mochte die Strecke bis zu dem nächstgelegenen kleinen Fischerdorfe ungefähr betragen — wollte ich sodann zu Fuß zurücklegen. Die drei Meilen waren endlich gefahren und der Wagen lenkte um. Ich lief auf die nächste Düne hinauf, um mir den etwa freien Ueberblick über die Nehrung zu verschaffen, und sah von da aus noch oft meinen bisherigen Begleiter sich nach mir umwenden und mir mit einem sehr nachdenklichen Gesicht nachblicken. Endlich rückte er seine Pelzmütze von einem Ohr ans andere, schlug sich neues Feuer für seine Pfeife an und entschwand hinter einem Sandhügel meinen Augen.

Ich war allein. Ich habe nie in meinem Leben das Gefühl des Alleinseins so tief und drückend empfunden als in diesen Augenblicken. Nicht einmal eine Seemöve flog vorüber. Ich hatte nach den Raben im Sande suchen mögen, um wenigstens ein lebendes Wesen zu entdecken. Träge wogten sich die langen Dünengräser im Winde. Stark und unbeweglich stand daneben eine Stranddistel in ihrer hellgrün-blauen Farbe. Hier und da wirbelte einmal eine Sandwolke in die Höhe. Zur rechten, vielleicht eine halbe Stunde entfernt, rauschte das blaue Meer mit tausend weißaufschäumenden Wellen bis zum Horizont hin bedeckt. Links in dunkler blaugrüner Farbe das Haff, scheinbar unbewegt, mit seinem trüben, dicken Wasser. Sand vor und hinter mir. So weit das Auge reichte, nur Sand, nur Dünen, zwischendurch ein einziges Gleis sich schlängelnd, halb verweht vom Winde. Ein Hügel wie der andere. Sand und immer Sand. Kein Baum, nicht einmal eine Hütte. Hier und da ein wilder Rosenstrauch mit einigen dürren, fahlleren Früchten. Sand und immer Sand — —

Ich lief von meinem Hügel in ein von Dünen gebildetes Thal herunter. Das Meer entschwand meinen Blicken. Nur ein kleines Stückchen Himmel sah ich noch über mir. Hatte die Oede mich anfangs traut und nachdenklich gestimmt, jetzt bedrückte sie mir beängstigender Schwere meine Brust. Ich hätte laut aufschreien mögen, um nur etwas anderes zu hören als das dumpfe Brausen des Windes oder das Knistern in dem Dünengrase. Ich sang, weitergehend, so laut ich es vermochte, ein bekanntes Lied. Aber es klang mir so falsch und ich brach mein Singen ab und lief eine Düne wieder hinauf, um wenigstens das wogende Meer wieder zu sehen. In diesem Augenblick brummte ein großer Sandkäfer an mir vorüber. Vom Winde mitgenommen, segelte er dem Haff zu. Ich lief hinter ihm her, bis ich ihn gefangen hatte, hauchte ihn in mein

Leidenschaft und hatte doch nun wenigstens ein
denkbares Motiv in meiner Nähe, und er selber
in seinem seltsamen Gelüngnis herumarbeitete
und während seinen Brummbaß mich, denke
schöne mancher mir. Eine Stunde später war es
so entwichen. Wie that's leid um den Gefallen
ich hatte ihn gern bei mir behalten, den ich
nun als nützlichen Tierschutz so schnell als mög-
lich davongejagt.

Meine Kälbertragödie hatte mich aufgehalten
so ich wusste eilen. Das Gehen in dem tiefen
Laube ist beschwerlich und man kommt nur lang-
sam vorwärts. Nun hatte ich noch durch Kreuz-
und Querlaufen verpelten „Hetzerlaus" gehabt und
große Herzklopfen durfte beeinträchtigen
meinem heutigen Meisterstücke war noch immer
nicht zu sehen. Ich sagte meinen Stock hinter
und begann kräftig darauf loszuschreiten.
Da bog ich um eine Ecke herum, als ich mir
Ohren zutrugen, die Töne einer weiblichen
weiblichen Stimme zu vernehmen glaubte, die,
so abzubrechen, eine Arie — der wem und zu
diesem Zweck schien mir unbegreiflich — zu
singen schien. Ich sah niemand und hörte doch
deutlich den Schall, konnte sogar einzelne Worte
verstehen. Man wird begreifen, dass es mehr
Neugierde war, was mich den nächsten
Augenblick bemannte. Ein unerwarteter, un-
gewöhnlicher Anblick überraschte mich total. Ohne
Kopfbedeckung, die langen, wirren Haare dem
Winde preisgebend, in einen Tuchüberwurf gha-
sich eingehüllt, sah ich einen Mann, den Rücken
mir zukehrend und heftig gestikulierend, während
er laut deklamierte. Er hatte sich an einen
starken Baumstamm gelehnt und seine Blicke
schienen über das Meer hinzuschweifen. Um ihn
nicht zu unterbrechen und doch beobachten zu
können, legte ich mich in einer Hohlung des
Hügels nieder, den ich eben erstiegen.

Der Redner musste noch viel auf dem Herzen
haben; er sprach und sprach — der ungeübte
Ohr liess mich leider nichts oder nur wenig ver-
stehen. Es wurde dunkler und dunkler. Aber
auf die Gefahr hin, in später Nacht erst
zum Fischerdorfe anzulangen, konnte ich mich
nicht entschliessen, meinen Platz zu verlassen
damit alle weiteren Nachforschungen über den
Fremden einzustellen. Endlich schien er jetzt
Schluss machen zu wollen. Er wickelte sich
einen Mantel ein und schritt langsam in
der Richtung, derselben, die ich zu verfolgen
hatte. Ich suchte ihm unbemerkt zu folgen.
Plötzlich schienen seine Gedanken neue Anregungen
erhalten zu haben. Gestikulierend ging er schneller
und schneller und lief endlich in grösster Eile
weiter. Eine Lampe verdeckte mir ihn. Ich eilte,
ihn wieder zu Gesicht zu bekommen, jedoch ver-
gebens; ich konnte ihn nicht wiederfinden. Seine
Schnelligkeit, die Dunkelheit, die Dauer hatten
meine Verfolgungen unterbrochen und schienen
ihr Wiederaufnehmen verhindern zu wollen.

Es war in der That mittlerweile sehr dunkel
geworden und ich musste doppelte Anstrengungen
machen, um die versäumte Zeit einzuholen. Das
Fischerdorf wollte sich noch immer nicht zeigen.
Als ich nach ihm auszuspähen suchte, glaubte ich
in geringer Entfernung nur einen Lichtschein zu
erblicken. Gleich darauf hatte ich ihn verloren.
Nach wenigen Minuten tauchte er jedoch wieder
auf und in der Annahme, mich nicht geirrt zu
haben, schritt ich auf ihn zu. Bald darauf stand
ich vor einem kleinen, einfachen Häuschen und
der schwarze Adler auf dem weissen Schilde über
der Thür belehrte mich, dass hier ein Gasthaus
oder eine Strandwächter wohne. Auf die Gefahr
hin, kein Unterkommen für die Nacht zu
finden, klopfte ich an, um wenigstens die Entfer-
nung bis zu meinem Reiseziele und den besten
Weg dahin zu erfahren.

Nach wenigen Augenblicken wurde mir von
einer Frau geöffnet. Sie hielt eine Lampe in
der Hand und leuchtete hinaus, indem sie mich
mit heiserer, einladender Stimme aufforderte —
ihre ganze Erscheinung war höchst anspruchslos
und doch einladend und im Anstand unerwar-
tet gebildet — einzutreten. Dann geleitete sie
mich in ein einfach möblirtes Zimmer und bat
mich, meine Reisesachen abzulegen und es mir
bequem zu machen, da sie auf meine Mudigkeit
schon schliessen zu dürfen glaube. Alles dies ge-
schah mit einer zuvorkommenden Freundlichkeit
und erst als ich ihr gegenüber Platz genommen,
fragte sie mich, woher ich komme und welche
Absichten mich in das Haus führten. Ich hatte
ihr kaum mein Vorhaben mitgetheilt und sie
schliesslich gebeten, mir über meine Weiterreise
nähere Auskunft zu geben, als sie mir erklärte,
dass das Fischerdorf viel zu weit läge, um es
heute noch erreichen zu können, und der Weg
dahin sei überdem einiger Leichtsinnigkeiten wegen
für die Passage im Dunkeln viel zu gefährlich.
So nahm ich denn ihre Einladung, für diese
Nacht ihr Gast zu sein, dankbar entgegen.

Mit der Entschuldigung, das Abendessen

UNIV. BIBL. BERLIN.

Deine Arme, heilige Freiheit! Wo biſt Du, ſchäbiger Wucherer? Hier (zieht ein Papier aus der Bruſttaſche) ſchmelze Dir Gold aus meinen Ketten!

Commandant (von innen).

Herr von Patkul!

Patkul.

Hier iſt Dein Sündenſold, nächtlicher Schleicher! (bröckelt von der Mauer etwas Kalk ab und wickelt ſeinen Wechſel darum) nimm ihn hin, Deinen ſchmählichen Lohn! (wirft das Papier hinaus, ſo daß man den Fall hört.) Wann bin ich frei?

Commandant

(draußen, ſchnell den Wechſel entfaltend und leſend).

Zehntauſend Dukaten — Wechſel auf Venedig — datirt Dresden, nicht Königſtein, gut. — Ordre, mein leiblicher Bruder i. Prag. — Gut, Herr von Patkul! — Sehr gut. Auf mein Wort — ſogleich noch in der Morgendämmerung — halten Sie ſich ruhig, ich führe Sie ſelbſt hinunter. Still, ganz ſtill —

Patkul.

Täuſcheſt Du mich?

Commandant (von innen).

Das Wort eines ehrlichen Kaufmanns (mit allmählig verhallender Stimme) Zehntauſend Dukaten — Guter Wechſel — Bank von Venedig — Dukaten — Dukaten (weiter nicht mehr hörbar).

bereiten zu wollen, ließ mich dann meiner Wirthin allein und ich hatte Muße, mich in dem Zimmer umzusehen. Das erste, was mir in die Augen fiel, war ein über dem Sofa hängendes Portrait eines jungen Mannes. Als ich es näher betrachtete, war es mir, als müsse ich diese regelmäßigen Züge, diese dunklen, leidenschaftlichen Augen schon irgendwann einmal gesehen haben. Aber meine Erinnerungen waren zu dunkel. Ich seufzte mit den Kopf und strengte mein Gedächtniß in jeder Weise an. Es half zu nichts. Ich war noch in meine Gedanken vertieft, als meine Wirthin wieder eintrat, um ein Abendessen vor mich aufzutischen. „Ich mache das alles selber", sagte sie lächelnd, als ich bestrebt zuvorkommen wollte. „Ich habe niemand, der mich bedient. Wenn könnte ich es auch zumuthen, in einem dienenden Verhältnisse in dieser Wüste mit mir zu wohnen?"

Wir hatten uns zu Tisch gesetzt und ich war tapfer dabei, dem Landgetränke zuzusprechen, als aus der Nebenstube deutlich der Name Martha gerufen wurde. In demselben Augenblick erhob sich meine Wirthin, um in das bezeichnete Zimmer zu eilen. Nach einigen Minuten trat sie wieder ein. Mein fragender Blick schien sie nicht allein zu beunruhigen, mir Auskunft über das eben Vorgefallene zu geben. „Vielleicht, Herr Doctor", sagte sie — ich Narr hatte es nicht unterlassen können, sie mit einer gewissen Würde meinen neuen Titel hören zu lassen' — „vielleicht, daß der Arzt an der Thür Sie bereits beleidigte, daß Sie sich in dem Hause eines Strandunsicherer befinden. Mein Gatte ist jedoch behindert, den Wirth zu machen. Ein Fieber fesselt ihn an das Bett —"

Es schien ihr schwer gefallen zu sein, diesen Satz über die Lippen zu bringen und eine tiefe Traurigkeit schien sie nun zu beschleichen. Ich glaubte auf eine schwere Krankheit ihres Gemahls schließen zu dürfen, suchte ihr Trost einzusprechen und sah sie trübe mit dem Haupte schütteln, als wollte sie andeuten, daß sie keine Hoffnungen mehr hätte. Dann verschwand sie noch einmal in dem Nebenzimmer und kam erst nach einiger Zeit zurück. „Sie werden müde sein", sagte sie, „und wir erlauben, Ihnen Ihr Schlafgemach anzuweisen." An der Thür desselben wünschte ich ihr eine gute Nacht und suchte bald darauf meine Ruhestätte auf.

Trotz meiner Müdigkeit konnte ich nicht schlafen und mir gingen die wunderlichsten Gedanken durch den Kopf, angeregt durch jenes Bild, das ich vordem gesehen und dessen Original ich mir fast zu kennen einbildete. Dazu kam, daß der Wind gegen die Nacht hin zu einem heftigen Sturm angewachsen war. Ich hörte, wie der grobkörnige Sand, den er mit sich trieb, gegen die Laden meiner Fenster schlug und dann klirrend herabrieselte. Das dumpfe Rauschen der See, das Geheule der Brandung, das Pfeifen des Sturms an den Ecken des Hauses — alles machte auf mich einen schauerlich düstern Eindruck, der mich lange keinen Schlaf finden ließ. Endlich schlummerte ich ein wenig ein. Aber durch meine Träume glaubte ich den Hülferuf der Glocke eines scheiternden Schiffs, das Knarren des reißenden Bauwerks, das Krachen der brechenden Masse und Planken zu hören. Bald war mein Schlaf wieder hin und ich lag ruhelos auf meinem Lager.

Da klopfte es leise an meine Thür. Ich fuhr empor.

„Herr Doctor", hörte ich draußen meine Wirthin — „eine Bitte, eine große Bitte —"

Ich war im Augenblick in meinen Kleidern und zündete Licht an. Dann trat ich hinaus —

„Herr Doctor", begann sie, „die Krankheit meines Mannes scheint sich verschlimmert zu haben' Er phantasirt in einemfort. Dringend verlangt er nach einem Arzt. Stellen Sie sich als einen solchen; vielleicht beruhigen Sie ihn —!"

Ich war betroffen. Ich sollte mich stellen, als wäre ich ein Arzt —? Martha ging voran, ihren Gatten vorzubereiten. Unschlüssig folgte ich. Wenige Minuten später war ich da. In den ersten Augenblicken konnte ich mein Erstaunen nicht unterdrücken; ich erkannte auf den ersten Blick den einsamen Reiter wieder, den ich am Nachmittag beobachtet hatte. Der Kranke kannte mich sofort und dies rief mir die Rolle ins Gedächtniß zurück, die ich hier spielen sollte. Ich trat näher und nahm ihm gegenüber Platz. Dann erkundigte ich mich nach seinem Leiden. Auffällig war es mir, daß der Kranke still und ruhig war, während ich ihn in fieberparoxysmen tobend geglaubt hatte.

„Woran ich leide?" sagte er ruhig und über seine bleichen verstörten Züge lief ein leichtes Lächeln. „O wohl, ein sonderbarer Fall! Ich vermuthe, sie curiren ihn nicht, Herr Doctor!"

Ich forderte ihn auf, mir alles ohne Rückhalt zu sagen und versprach jede Hülfe, die in meiner Macht stände.

Er zögerte. Dann sagte er endlich: „Ich muß mich wundern, daß Sie es mit so sehr aushalten können. Doch ihr Letzteren seid an Leichengeruch gewöhnt —"

Ich konnte mich in diesem Gedankenlabyrinth nicht zurechtfinden und blickte verlegen fragend zu Martha hinüber. Ein Wink von ihr hieß mich schweigen —

„Ich muß Sie nochmals fragen", fuhr der Kranke fort, wie halten Sie bei mir aus? Merken Sie — denn nicht, daß ich bereits in Verwesung übergegangen bin? Hören Sie denn nicht die Todtenwürmer schon an mir nagen? Und immer leb' ich noch", setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu und sein Haupt sank kraftlos auf seine Brust. „Sehen Sie sich um", begann er dann wieder; „sehen Sie all die Retorten und Phiolen, all die Chemikalien, wie sie heißen? Seit langen Jahren experimentire ich, ein Mittel zu finden, dieser Verwesung Einhalt zu thun. Nichts hilft. Ich finde nichts und die Todtenwürmer nähren sich und sich und zehren mich auf. Sie hören sie ja!" Er preßte seine Hand krampfhaft auf sein Herz und seine Augen verzogen sich schmerzhaft.

Ich begriff nun wohl, wen ich mir gegenüber hatte.

Mit aller Anstrengung seiner Kräfte erhob sich der Wahnsinnige plötzlich: „Helft mir, Lenore!" rief er laut und heftig und stammelte sich an seinem Arm. Dann sank er zurück — matt, leidend. Seine Augen schlossen sich und mit geschlossenen Augen sah er apathisch Martha wanken und ich verließ leise das Zimmer. Nach einigen Minuten folgte sie mir.

„Gehen Sie nun zur Ruhe!" sagte sie hinaus. „Er wird nun schlafen und ich bewache ihn."

Martha hatte mir lange nicht alles gesagt. Sie hatte von einer Krankheit ihres Gatten gesprochen, von einem Arzte, von nicht das Wort Wahnsinn auszusprechen. Ein Arzt hatte in der That den Unglücklichen erzogen. Sein langer, von mir beobachteter Aufenthalt im Atrium, das Horchen, erklärt von den Adern, die er den Todten geraubt, hatte es ihm wahrscheinlich gezogen. Lieber war bekannt zu begegnen und vergegenwärtigen. Jener grausigen Krankheit nicht. Ohne im entferntesten irgendwelche Kenntniß zu besitzen über die Heilung Wahnsinniger, sagte mir doch ein sicheres Gefühl, daß hier jede Hülfe vergeblich, daß der Wahnsinn, der aus jenen Augen leuchtete, unheilbar sei. Der Kranke hatte mit schmerzlich zuckenden Mienen die Hände auf sein Herz gepreßt. Vielleicht war da Erleichterung zu hoffen.

Endlich brach die Morgensonne siegreich aus dem Kampf mit dunklen, schweren Wolken, die den Horizont umgürteten, hervor. Ich eilte hinaus. Der Sturm mußte sehr gewüthet haben und hatte Berge von Sand aufgethürmt, wo gestern noch ebener Boden gewesen war. An der östlichen Giebelseite des Hauses hatte Martha es versucht, der Natur die Erlaubniß zur Anlage eines winzigen Gärtchens abzuringen. Geschützt durch einen hohen Hollunder hatte sie hier mehrere mit Buchsbaum eingefaßte Blumenbeete angelegt und bis zum nahenden Abend blühten hier sogar einige Rosen. Heute waren die Stauden gebeugt und halb im Sande vergraben. Unter dem traurig stimmenden Eindruck des Anblicks dieser Zerstörung und Verwüstung ging ich daran, mit Aufwand aller Kräfte das Gärtchen von dem Sande zu befreien und die Blumen an ihr Stäbchen wieder anzubinden, ohne daß Martha es bemerkte. Als ich sie später aufsuchte, hatte ich, daß der Kranke ruhig schlafe und das Fieber sich fast ganz verloren zu haben scheine. Trotz dieses günstigen Ausgangs schien Martha doch noch nicht beruhigt zu sein und irgendetwas auf dem Herzen zu haben, was sie mir mittheilen wollte. „Herr Lenore", sagte sie endlich nach einer Pause, „ich habe eine Bitte an Sie, die mir schwer wird auszusprechen, weil ich fühle, daß ihre Erfüllung Ihnen schwer fallen muß, vielleicht unmöglich ist."

„Die Verhältnisse", wandte ich ein, „die mir über Gastfreundschaft gegen Sie auferlegt haben, sind groß genug, um mich wünschen zu lassen, eine Gelegenheit zu finden, mich Ihnen dankbar zu beweisen."

Martha schien es ein Unrecht, das, was sie zu schulden glaubt, sogleich durch einen Antrag auf einen Gegendienst auszugleichen. Der Inhalt ihrer Bitte mußte sie schließlich doch bestimmt haben, sie auszusprechen. Sie begann mit tiefe an, nachdem sie mich in der freundlichsten Weise gebeten, eine Aenderung meines anfänglichen Reiseplans vorzunehmen und noch ein, zwei Tage bei ihr zu bleiben. „Mich treibt die Angst dazu und ein unbestimmtes, trübes ahnendes Gefühl, mein Anliegen auszusprechen. Seit langer Zeit war mein Mann nicht so aufgeregt wie diese Nacht, deren Sie ihn sahen. Der Versuch brachte eine unerklärliche Aenderung in seiner

Stimmung im Wege. Wie ich von der Wiederholung derselben das Beste hoffe, so haben mich andererseits die gestrigen Ausbrüche seiner Verzweiflung in eine unbezwingliche Angst versetzt und eine Katastrophe fürchten lassen."

Mit der größten Bereitwilligkeit sagte ich meine Hülfe zu, so lange, als Martha ihrer nur immer zu bedürfen glaube.

Im Laufe des Nachmittags forderte sie mich zu einem Gange nach den Dünen auf. „Ich will Sie", sagte sie, „in unsern — Park führen und Sie seine Stämme bewundern lassen. Mein Gatte ist in das Studium seiner Werke über Chemie vertieft und ich darf es schon wagen, ihn für eine kurze Zeit zu verlassen. Ich weiß, daß er sich nun mehrere Stunden lang nicht stören läßt und über seinen Büchern die ganze Welt vergißt."

Das Wetter war mittlerweile ein wenig besser geworden. Zwar umlagerten Regenwolken noch immer den Horizont, aber die Sonne schien freundlich und eine Windstille war eingetreten. Martha führte mich in der Richtung des Meeres den Dünen zu, bog dann wieder um eine derselben und wies auf eine Kiefernanpflanzung, die im Schutz einiger Anhöhen ihr kümmerliches Dasein in dem trockenen, dürren Sandboden fristete. Es waren sämmtlich nur zwerghafte, verkrüppelte Stämme und doch mußte ich es erklärlich finden, daß Martha's Augen auf ihnen mit einer gewissen innern Freude ruhten. Es war doch wenigstens ein grünes Fleck in dieser Sandwüste und Martha mochte selber vielleicht manches dazu beigetragen haben, den Fichten und Tannen ihr schweres Dasein zu erleichtern und einmal einen kostlichen Regen herauszubeschwören, wenn die Lage für einige junge Nachkömmlinge gar zu arg, oder den Sand zur Seite zu schaufeln, der die jungen Stämmchen zu begraben und zu ersticken gedroht.

In der Nähe war eine Holzbank aufgeschlagen und wir ließen uns auf sie nieder. Wir hatten bereits manches Gleichgültige besprochen, als Martha, abbrechend, das Thema aufnahm, über das ich etwas Näheres zu hören begierig war.

„Sie werden es begreiflich finden", sagte sie, „daß es mir schwer wird, über die wahre, nicht vorübergehende Krankheit meines Gatten zu sprechen und sie einem Dritten gegenüber zu nennen. Ich habe mich seit Jahren mit dem Gedanken daran vertraut gemacht und Sie werden mich deshalb darüber auch ruhiger jetzt sprechen hören, da ich Ihnen alles sagen will und muß. Gestern schwieg ich. Die Umstände hätten Sie vielleicht bald bestimmt, mein Haus zu verlassen, ohne eine Ahnung mitzunehmen von dem Elend, das es beherbergt. Ich wollte Ihnen die Erinnerung daran nicht mit auf die Reise geben. Nun ist alles anders geworden — Sie haben alles erfahren!"

Sie schwieg eine Weile. Dann sah sie mit einem festen, vertrauenden Blick zu mir auf. „Sie sind meiner Bitte, noch ein paar Tage mit zu einer etwaigen Hülfe hier zu bleiben, so bereitwillig, so wenig selbstsüchtig entgegengekommen, daß ich Ihnen alles zu sagen für meine Pflicht erachte, ohne fürchten zu dürfen, einem Fremden gegenüber zu sprechen, den nur Neugierde und kein tieferes Mitgefühl mir zuhören läßt."

Was nun folgt, was Martha mir mittheilte — ich weiß es noch alles, fast Wort für Wort; aber mit den ihrigen es wiederzugeben, wäre mir unmöglich. Mit einfachen, dürren, meinen eigenen Worten will ich erzählen, was ich hörte. Selbst diese aussprechen, wird mir schwer.

Ich hatte mich nicht getäuscht, als ich am verflossenen Abend in dem Portrait bekannte Züge entdeckt. Ich war noch auf der Schule, als ein junger Mann, der die Universität besuchte, sowol durch sein nicht unbedeutendes dichterisches Talent und seine genialen Excentricitäten, zu denen er sich nur zu oft verleiten ließ, als auch durch seine auffallend männlich schöne Erscheinung allgemeiner Aufmerksamkeit erregte. Jenes Portrait stellte ihn dar. Ich hatte ein paarmal Gelegenheit, ihn näher zu beobachten und sein schroffes, unbeugsames Wesen, gepaart mit einer seltenen Kraft und Genialität in Verfolgung seiner Absichten und seine geistige Regsamkeit, der nichts entging, hatte nicht verfehlt, einen bleibenden Eindruck auf mich zu machen. Ich hatte gesehen, wie er sich zuweilen wie in wahnsinniger Selbstvergessenheit in eine Aufregung stürzte, um kurz darauf apathisch davon abzustehen und mit verächtendem Lächeln dem Neuen sich in die Arme zu werfen. Ob er darunter litt? Niemand wußte es, denn ihn kannte niemand; hatte er doch kaum einen Bekannten. Nach einem Jahre verschwand er. Niemand wußte wohin.

Auffallend war es gewesen, daß man nie irgendeinen tiefern weiblichen Einfluß auf ihn bemerkt hatte, und niemand sah es im Traume

n, das bald folgende Verschwinden eines der
schönen Mädchen der Stadt mit dem seinigen in
Verbindung zu bringen. Man vermutete einen
Unglücksfall, forschte lange vergeblich und wandte
sich am Ende schließlich beruhigt. Den
Roman, der hier im geheimen gespielt hatte,
ahnte niemand. — Wir wollen kurz sein. Jenes
Mädchen war Martha. Sie hatte auf den jungen
Mann einen Eindruck ausgeübt, der ihn zu allem
Irrsinnigen haben machte, was er begangen; denn
Martha, die ihn leidenschaftlich liebte, hatte ihn
gewarnt, war jeder Annäherung von seiner Seite
ausgewichen und war auch einem stürmischen
Ausbruch seiner Leidenschaft mit einer absichtlichen
Kälte und Gleichgültigkeit entgegengetreten.
Er brannte darauf, sie für sich und ihre Verachtung
nur den jungen Leidenschaften seines
ungezügelten Gemüts büßen zu lassen. Was
er darauf anlegte, war ihr verhängnisvoll zu
werden, und das er den Plänen mit
Ruhe und Kälte und damit auf
sind klar, ohne es zu sehen.

Ein geheimnisvolles Dunkel hatte darüber
gewaltet und ebenso über das nun folgende
längere Zeit nach seinem Verschwinden hatte
Martha erlebten, wo sich ihr Verhalten
in das seine Abneigung vor aller gesellschaft-
lichen Verbindung, sein zum heftigen Verdrusse
so mitgenommenes Wesen ihn auf die Idee hatte fal-
len lassen, sich um eine amtliche, wenn auch noch
geringe Stellung der einsamen Nehrung zu
werben, die ihm zu erlangen auch nicht schwer
werden, da sich dafür nur wenige Bewerber
zu gefunden hatten. Zugleich aber verwahrte
Martha auch von den Ihren einer Krankheit
in ihm, die das Schlimmste befürchten ließ, —
der Krankheit, deren erste Ursache sie sich viel-
leicht selber zuschreiben mußte. Die rohe dunkle
Leidenschaft hinzog und der Entschluß, alles zu
leiden, alles zu wagen, was ihm Nemesis Rache
sei darauf war Martha verschwunden. Und
ob war sie tief zu spät gekommen. Nach der
Trauung, nach einem kurzen, glücklichen Roman,
der Familienleiden des Fluches, der Aussetzung
in ihrer Familie wurde ihre Aufgabe die, einen
Abhängigen zu pflegen, der sie nicht mehr kannte,
in seine Erinnerungen mehr an sie bleiben.

Er wollte das Gemeinheiten Martha's schildern
dieser Zeit, wo ihr Gatte sich nicht von ihr
wandte, nichts von ihrem Verlangen, von einer
andern Lage als der eines Strandwächters um
sie wissen wollte? Eine dunkle Ahnung von
davon beschlich mich, als ich bei ihrer Erzählung
in ihren Augen, in ihren sonst so anmutigen
Zügen die Spuren des Grams und des Schmer-
zes sah, die die Zeit hineingegraben. Das junge,
blühende Mädchen, dem das Leben selbst Kunst,
es in aller seiner Schönheit zu genießen, an die
Seite eines Mannes vom Schicksal geworfen,
um ihn, den armen Irren, langsam hinwelken
zu sehen!

Der wenigen Amtsgeschäfte des Kranken, der
manchmal von dem Ort nach Heiligenbeil mußte, wegen
wegte Martha in seiner Weise abzuwickeln. So
schwanden Jahre dahin, lange Jahre. Stürme
und Landregen tobten über das einsame Häus-
chen auf der Nehrung hin; die Sandbarre
wanderte ihre Wege mehr weiter, wie sie seit
Jahrtausenden sie schon gewandert hatten. Jetzt
war Verbindung von sich bei nagend. Bald
rollte sich das Häuschen in seinen begrabe
und mit ihm alles Leben, das es in sich birgt.
Bald, bald — — Aber noch pocht ein armes,
krankes Herz darin, noch brennen die Scheitholt
gespaltenen Scheite — noch keine Ruhe. Noch
weilt ein folgenschweres Gemüth darin seinen
unglücklichen Schmerz aus und in dumpfer Ein-
samkeit schwindet Jugend und Schönheit — seine
Opferung.

Das war's, was Martha mir erzählte. Der
wiederverwachsene Strom rauschte dumpf durch die
Ästuare, die uns von dem dürftigen Lande
schieden. Es war dunkel geworden. Leise
Wellen klatschten vor dem Steuer her und in ihrer
ganzen Breitenlinie war Ruhe lag die Nehrung
vor uns.

Ich legte schweigend Martha's Arm in den
meinigen und führte sie nach Hause. Wir sa-
hen den Kranken nicht daheim. Seine einsamen
Gänge am Abend waren ihr nichts Ungewöhn-
liches und war es heute auch schon etwas spät,
so beruhigte sich Martha doch bald darüber. Mit
jener Minute ging aber über Martha eine Wandlung
vor sich. Ich rieth mich, einen weiteren Gang zu
machen, um den Gesuchten zu suchen. An-
fangs wollte Martha davon nichts wissen, dann
rieth sie meine seine Einsprache und ich brach
auf, gleich in ihrer Begleitung, die sie mir unter
dem Vorwande aufdrang, ich könne die gefahr-
lichen Localitäten in der Umgegend nicht und
könne verunglücken. Um aus auf die Entfernung
hin schon bemerklich zu machen, nahm ich eine
Stocklaterne mit. Durch Rufen irgendwelche es

erreichen, war voraussichtlich unmöglich, denn Sturm und Meeresbrandung brauten. So eilten wir in die dunkle Nacht hinaus.

Es war eine schaurige, düstere Nacht. Ich suche in meinen Erinnerungen vergebens nach einer, die einen ähnlich traurigen, schrecklichen Eindruck auf mich hinterlassen hätte. Ich will ihr hier nicht weiter nachdenken und sie zu zeichnen suchen. Ich konnte es auch nicht. Ich konnte die gewaltigen Eindrücke nicht wiedergeben, die ich empfing mitten im Sturm und Sandregen, zwischen einsamen, toten Dünen, tausend Schritte vom wild aufwühlenden, in Gischt und Schaum wühlenden Meere und meilenweit entfernt von jedem menschlichen Wesen, allein mit einem Weibe, das Schmerz und fieberhafte Aufregung hintrieben, das Liebste zu suchen, das es einst besaß — und das es nicht findet —

Der Morgen beginnt zu grauen. Er findet uns ermüdet und kraftlos zu Hause. Ohne Erfolg sind wir heimgekehrt. Nun gehe ich allein noch einmal aus. Nach einer Viertelstunde kehre ich heim. Die Helle hat mich Aussprüchen entdecken lassen; sie können nicht alt sein, der nasse Sand hat sie nicht verschwinden lassen. Athemlos theile ich es Martha mit und bitte sie, mich zu begleiten.

„Wo?“ fragt sie tonlos.

„Rechts, hinter der Düne, in der Richtung der See.“

Aber sogleich, kaum des Schmerzausdrucks mehr fähig, starrt sie mich an; dann schüttelt sie das Haupt: „Dann finden wir ihn nicht wieder — meine Ahnung' — Gestorben und begraben.“

„Kommen Sie; wir müssen eilen, Martha!“

„Nie, nie mehr —! Wer jenen Weg geht, kommt nie mehr wieder!“ murmelt sie —

„Sprechen Sie deutlicher, Martha!“ bitte ich —

„Haben Sie die Spuren schärfer beobachtet? Sie werden tiefer, immer tiefer — endlich hören sie ganz auf. Da hört alles Leben auf im Triebsand. Gestorben und begraben.“

Sie sank in die Sofaecke zurück und weinte lange und bitter.

Wenige Tage darauf verließ ich Martha, um sie nur noch einmal nach langen Jahren wiederzusehen; ich suchte sie in demselben einsamen Häuschen auf, in dem ich sie kennen gelernt. Sie hatte es nicht verlassen und war nicht mehr in ihre alten Kreise zurückzubringen gewesen. „Sie glauben mich, die Ausgestoßene, tot, alle, die mich einst kannten“, sagte sie mir; „ich will es auch für sie beiden!“

In der That starb sie nach einigen Jahren —

Die nächste nördliche Düne war bei meinem zweiten Besuche bereits in beängstigender Weise dem Hause näher gerückt. Wenige Jahre später, während eines heftigen Dezembersturms, wurde es ganz von ihr begraben. Weit entfernt von dem alten Platze ist nun ein neues Haus gebaut, während die Spuren des alten nicht mehr aufzufinden sind. Wie viele wissen nur noch, was einst gestanden und was es unter seinem Dache geborgen —! Tot und starr hat sich die Sanddüne darübergelagert und ihren Grabhügel errichtet und die undurchdringlichen Schleier der Vergessenheit über eine Welt von Gram und Elend gewebt.

Und wer nun die Düne ersteigt, sieht dort das Meer, dort das Haff wie einst und rings um sich Sand und Dünen; keine Spur von Leben, nur Oede und — den Tod — —

Die Gärten in England.

Von **C. Kahno**.

I.

In den Nummern 17, 18 und 19 des vorigen Jahrgangs dieser Blätter habe ich dem geneigten Leser einige Mittheilungen über den Zoologischen Garten in London gemacht; im Folgenden erlaube ich mir, seine Aufmerksamkeit auf die Kinder Flora's, auf die Pflanzenwelt, und zwar besonders auf die Schätze jenes berühmten Gartens hinzulenken, der, ungefähr eine deutsche Meile von London entfernt, in seinem Umkreise fast alles einschließt, was aus den entferntesten Gegenden der Erde zusammengebracht ist.

Daß die Atmosphäre von London den Pflanzen nicht günstig ist und nicht günstig sein kann, bedarf keines Beweises. Eine Menschenmasse von fast drei Millionen, zahlreiche Fabriken, deren Dampfkessel die Luft mit Rauch und Dampf anfüllen, jedoch sogar ein ganz neugebautes Haus in kurzer Zeit ein schwarzgraues Ansehen bekommt, das kann den zarten Pflanzenorganen nicht zusagen. Wer in der Mitte der Stadt wohnt, muß auf Garten-, auf Blumencultur Verzicht leisten oder er muß eine Einrichtung treffen wie einer meiner Freunde, der in der Oxfordstreet wohnt. Dieser war ein sehr großer Blumenfreund und verschaffte sich für theures Geld die schönsten Topfgewächse, die er

im Zimmer oder im Freien, je nach ihrer Beschaffenheit, aufstellte. Allein wie frisch und kräftig die Pflanzen auch immer in sein Haus gekommen waren, wie sorgfältig er sie auch gepflegt hatte, sie hatten keinen Bestand. Nach einigen Wochen fingen sie an zu kränkeln und verwelkten. Er ließ sich daher einen Glaskasten anfertigen, etwa vier Fuß lang und zwei Fuß hoch und von allen Seiten geschlossen, und dadurch erreichte er seinen Zweck, denn eine Zahl lieblicher Topfgewächse gedieh darin ganz vortrefflich. Trotz dieser ungeeigneten Beschaffenheit der Atmosphäre hat London jedoch auch reichliches Grün, ja sogar mehr, als man in einer so großen Stadt erwartet. Einmal, weil es auch unter den Pflanzen kräftige Naturen gibt, welche den Einflüssen der Atmosphäre Widerstand zu leisten im Stande sind, sodann aber auch, weil einige Theile der Stadt eine vortheilhaftere Luftbeschaffenheit haben und sich große Plätze und Parks erfreuen. Nähert man sich z. B. den Endpunkten des großen, gewaltigen London, so wird man nicht allein durch die dort herrschende Stille und Friedlichkeit überrascht, sodaß man sich in die Einsamkeit eines Landstädtchens versetzt glauben würde, wenn die endlosen Häuserreihen einen solchen Gedanken aufkommen ließen, sondern man hat auch die Freude, jedes Haus durch ein Gärtchen, durch Rasenplätze oder Blumenbeete, die vor denselben sich befinden, verschönert zu sehen. Nicht minder angenehm sind die großartigen Parks, unter denen man sich große Plätze mit schönen Blumenbeeten, Alleen und mannichfachen Spaziergängen zu denken hat, welche, namentlich an Sonntagsnachmittagen, von Besuchern aus allen Ständen wimmeln. Eine eigenthümliche Erscheinung waren mir die Straßenprediger, die hier von einer Bank herunter den Vorübergehenden religiöse Vorträge hielten. Ich zählte im Hydepark gleichzeitig sechs solcher Redner.

In der Mitte dieser Parks befinden sich herrliche Wiesen, deren gleichmäßige, ebene Oberflächen ohne alle Uebertreibung den schönsten Teppichen gleichen und dem Auge einen wahrhaft erquickenden, höchst wohlthuenden Anblick gewähren. Zur Herstellung einer so gleichförmig schönen Wiesenfläche verwendet man in England eine cylinderförmige Mähmaschine, welche zugleich das abgemähte Gras aufnimmt. In der Mitte dieser Wiesen stehen herrliche Bäume, die sich um so vortheilhafter hervorheben, als sie nicht von andern großen Gewächsen umgeben und eingeengt sind. Wird nun der Besucher von London durch die erwähnten schönen Parks in angenehmer Weise überrascht, so dürfte es ihn nicht weniger überraschen, diese Wiesen theilweise mit Schafheerden bedeckt zu sehen. Bekanntlich ist der Engländer ein großer Freund des Hammelfleisches, das er für das nahrhafteste und kräftigste Fleisch erklärt. Und in der That, wenn man die kräftigen, auf jenen Wiesen weidenden Thiere, wenn man die in den Schlächterläden zum Verkauf ausgestellten Hammelkeulen erblickt, so möchte man ihm fast recht geben. Jedoch die Parks allein, deren Zahl für die große Stadt doch immer nur eine sehr beschränkte ist, würden sicherlich nur einer kleinen Anzahl von Bewohnern zugute kommen, da die große Ausdehnung von London es den entfernt Wohnenden nur selten gestattet, dieselben zu besuchen. Diesem Uebelstande helfen die Squares ab, die sich in verschiedenen Stadttheilen befinden, und zwar im ganzen so zahlreich, daß sehr viele Bewohner von London ihrer Adresse den Namen eines solchen Squares beifügen können. Die Squares sind gleichsam Parks im kleinen. Sie sind von eisernen Gittern umgeben und dies verschließen und nur die Umwohnenden haben einen Schlüssel dazu. Wird nun durch die soeben erwähnten Einrichtungen für die Beförderung der Luftreinheit und somit auch für die Gesundheit der Bewohner Londons in zweckmäßiger Weise Sorge getragen, so geschieht dies nicht weniger durch zwei andere Einrichtungen, die hier noch ganz kurz erwähnt werden mögen. Die erste ist noch nicht vollendet. Sie besteht in der Erbauung eines kolossalen Abzugskanals, in welchen sämmtliche Kloaken und Gossen von ganz London hineingeleitet werden sollen und der unmittelbar ins Meer führen und dort seinen Inhalt entleeren soll. Früher mußte die Themse diese Masse von Unrath aufnehmen, wodurch die Luft, das Wasser und natürlich auch die Brunnen und Wasserleitungen verpestet wurden, die von der Themse gespeist werden. Es ist wissenschaftlich nachgewiesen, daß die eigentlichen Bestandtheile des Wassers von fremdartigen nachtheiligen Stoffen bedeutend überwogen wurden, und ebenso ist es ganz unzweifelhaft, daß die furchtbaren Epidemieen, namentlich die der Cholera, von denen London von Zeit zu Zeit heimgesucht ist, eine Folge dieser unseligen Einrichtungen sind. Die zweite Einrichtung, die ich hier noch kurz erwähnen will, besteht darin, daß sämmtliche Kirchhöfe

aus London weit in die Umgegend verlegt sind. Wenn man bedenkt, daß London jährlich 50—60000 Todte zählt, so muß man diese Einrichtung gewiß als einen sehr erfreulichen Fortschritt begrüßen. Bei der bedeutenden Entfernung, die zwischen dem Trauerhause und dem Begräbnißplatze auf diese Weise entsteht, kann natürlich die Leichenbegleitung nicht in gewöhnlicher Art geschehen; es sind vielmehr zu diesem Zweck besondere Eisenbahnzüge verhanden und damit die Nachbleibenden sogleich auch für ein Grabmonument sorgen können, haben sich in unmittelbarer Nähe der Kirchhöfe zahlreiche Steinhauer etablirt, die Denkmäler von allen Arten bereits fertig haben. Einen solchen Kirchhof kommt man z. B. auf dem Wege nach Sydenham, dem durch den Krystallpalast berühmt gewordenen Städtchen.

Jedoch ich kehre in die Pflanzenwelt zurück. Ueber die in England auf schonne cultivirten Wiesen habe ich gesprochen. Nicht weniger schön ist der Baumwuchs. Wer die Alleen von Roßkastanienbäumen in Hamptoncourt, die wunderschönen Laubgänge in Windsor gesehen hat, der muß gestehen müssen, daß wir in Deutschland Aehnliches nicht aufzuweisen haben. Das Klima von England ist mild — die Bewohner haben deshalb nicht einmal Oefen — und so kommen denn echte Kastanien, Feigen und Mandeln zur vollkommenen Reife; dagegen ist unsere Zwetsche, die in manchen Theilen Deutschlands, z. B. in der Mark Brandenburg, überall und in so bedeutender Menge gedeiht, an das englische Klima nicht zu gewöhnen. Alle Versuche, welche man mit diesem Baume angestellt hat, sind mißlungen; er will nicht prosperiren und artet nach einigen Jahren wieder in die runde Pflaume aus. Die in England verspeisten getrockneten Zwetschen sind aus Frankreich eingeführt. Erdbeeren dagegen gedeihen vorzüglich in England, wie man dies in den großartigen Treibhäusern bemerken kann, wo wahre Riesenerdbeeren an den Aesten zwergestellt sind. Ein Herr erzählte mir, daß er 3 Pfund schwere gekannt, aber auch mir, 1, 2, ja sogar 3 Pf. St. das Pfund bezahlt habe.

Ueber das obenerwähnte Hamptoncourt noch einige Bemerkungen. Es liegt etwa 18 englische Meilen von der Hauptstadt entfernt. Das dort sich befindende königliche Schloß ist ursprünglich von dem bekannten Wolsey erbaut, später in den Besitz Heinrich's VIII. übergegangen und von einem andern Könige, William III., umgebaut. In dem Garten von Hamptoncourt wird in einem besondern Treibhause ein ganz ungewöhnlich großer, blauer Trauben tragender Weinstock gezogen, welcher, wie die Beschreibung sagt, sowie der größte in Europa, wenn nicht in der Welt ist. Derselbe ist 110 Fuß lang und ungefähr 22 Fuß breit und sein Blätterwerk bedeckt einen Raum von ungefähr 2400 Quadratfuß, nämlich die ganze innere Dachfläche des eigens für ihn gebauten Gewächshauses. Der Baum hat einen Stamm, der sich aber, etwa 3 Fuß vom Boden, in drei Aeste zerlegt. Da ich einmal von einem ungewöhnlich großen Gewächs spreche, so mag es mir gestattet sein, hier noch eines andern Riesen Erwähnung zu thun, dessen Vaterland freilich nicht England, sondern Amerika ist, der jedoch im Botanischen Garten zu Kew gezogen wird. Ich meine Wellingtonia gigantea aus Californien, der neuerdings von den Reisenden mehrfach erwähnt wird. Ich bemerkte bereits, daß er im Botanischen Garten zu Kew gezogen wird, doch sind die dort befindlichen Exemplare noch klein; dagegen erhält man durch eine im Krystallpalast zu Sydenham aufgestellte Rinde eine annähernde Vorstellung von der kolossalen Größe dieses Gewächses. Die erwähnte Rinde ist in natürlicher Stellung aufgerichtet. Man hat eine Thür in derselben angebracht und ich trat in das Innere hinein, um den Durchmesser annähernd auszumessen. Derselbe betrug 9 Schritt, also wenigstens 18 Fuß. Wellingtonia gigantea gehört zu den Nadelhölzern. Seine Rinde ist zimmtfarbig, faserig und etwa 1—2 Zoll dick. Es ist noch nicht lange her, daß dieser Baum von dem englischen Reisenden Lobb, und zwar in einer Höhe von 5000 Fuß über dem Meere, entdeckt wurde. Er soll 300—400 Fuß hoch werden und sein Durchmesser bis 30 Fuß lang sein. Nach den Jahresringen zu schließen, beläuft sich das Alter dieser Bäume auf 3000 Jahre. Das Innere eines Stammes hat man in ein Zimmer umgewandelt, wo 20 Personen Platz fanden. Ein umgestürzter hohler Stamm, welcher in Californien noch befindet, gestattet, daß ein Reiter über 70 Fuß weit in das Innere hineinreitet. In einem Umkreise von ungefähr einer Meile sollen sich etwa 20 dieser ungeheuren Gewächse befinden, gegen deren Zerstörung die dortigen Behörden strenge Maßregeln ergriffen haben. Die Engländer haben sich Samen zu verschaffen gewußt und derselbe, wie eben gesagt wurde, einige Exemplare in Kew zur Entwickelung gebracht, die jedoch noch sehr klein sind.

Doch ich wende mich in dem Botanischen Garten von Kew. Kew ist ein kleiner Ort, der einiges Leben erhält durch die zahlreichen Besucher des Gartens. Durch die Eisenbahn oder vermittelst eines Omnibus gelangt man von London in kurzer Zeit an Ort und Stelle. Die nächste Umgegend von Kew ist nicht allein fruchtbar und wohlangebaut, sondern sie bietet auch einige geschichtliche Merkwürdigkeiten. So befindet sich unfern dieses Ortes die von dem Dichter Pope (gest. 1744) früher bewohnte Villa, ebenso die Stadt Richmond, der Wohnort der unglücklichen Katharina Howard, einer der Gemahlinnen Heinrich's VIII. Der Botanische Garten in Kew war bis zum Jahre 1840 Privateigenthum der königlichen Familie und wurde erst von der jetzt regierenden Königin dem Publikum zum allgemeinen Nutzen überlassen; auch schreiben sich erst von dem genannten Jahre die bedeutenden Vergrößerungen und überhaupt die zweckmäßigen Einrichtungen her, die diesem Garten mit Recht eine so große Berühmtheit verschafft haben. Erfreulich ist es, daß das Publikum die ihm dargebotene Gelegenheit zur Belehrung dankbar benutzt, wie dies aus dem mit jedem Jahre sich steigernden Besuche hervorgeht. Während nämlich im Jahre 1841 die Zahl der Besucher nur 9174 betragen hatte, war dieselbe bis zum Jahre 1858 allmählich bis auf 934[illegible] gestiegen. Was nun die Reichhaltigkeit des Botanischen Gartens selbst anbetrifft, so versteht es sich von selbst, daß er eine bedeutende Anzahl von Treibhäusern in sich faßt, über deren Inhalt im Folgenden einiges berichtet werden soll. Die schönen Blattgründe tragen denselben Charakter, wie er bereits oben geschildert ist. Die im Freien stehenden Gewächse sind, soweit ich sie beobachtet habe, wenigstens ausländische Species. Durch seinen auffallenden Bau fällt dem Besucher sogleich ein Baum auf, Araucaria imbricata, der in die Abtheilung der Tannen gehört. Sein Vaterland ist Chili, wo er eine Höhe von 150 Fuß erreicht. Hier war er etwa 30 Fuß hoch. Seine Aeste hängen ruthenförmig nach allen Seiten hinunter und sind mit schuppenförmigen, lanzettförmigen, ausdauernden, lederartigen Blättern bedeckt. Die Zapfen enthalten eßbare Kernen. Der Baum macht einen höchst merkwürdigen Eindruck auf den Beschauer, er ist ganz anders wie unsere Bäume, daß man ihn oftmals in neueren Werken abgebildet findet. Hier sind nicht nur die Species Araucaria imbricata, sondern auch viele andere haben sich hier vertreten, die sich alle durch die eigenthümliche Beschaffenheit ihrer Blattformen charakterisiren, während ihr Hauptunterschied in der Größe und Beschaffenheit der Früchte liegt. So hat Araucaria [illegible] Früchte von der Größe einer Kokosnuß, die eine bedeutende Anzahl kleiner Nüsschen enthalten, deren Geschmack dem einer mehligen Kastanie gleichkommen soll. Ihr Vaterland ist Australien und sie liefern den wilden Bewohnern jenes Erdtheils eine so nahrhafte und deshalb so gesuchte Nahrung, daß zur Reifezeit ganze Scharen derselben in die Waldungen ziehen, um die Früchte einzusammeln. So hatte z. B. der bekannte Reisende Leichhardt, der leider vor Jahren verschollen und wahrscheinlich ein Opfer seines Eifers, Australiens Inneres zu durchforschen, geworden ist, einen Besuch von Eingeborenen in seinem Lager, die gerade auf einer solchen Reise begriffen waren. Es muß hier übrigens noch bemerkt werden, daß Araucaria zwar auch in Europa Früchte trägt, daß dieselben jedoch in einer vollständigen Reife hier nicht gelangen. Nicht weniger interessant war der Papiermaulbeerbaum, Broussonetia papyrifera, aus dessen junger Rinde man durch Kochen das in Japan gebräuchliche Papier gewinnt. Sein Vaterland ist China, Japan und die Südseeinseln, doch gedeiht er auch in Europa.

Ferner befanden sich da im Freien die echte Kastanie, mehrere Hopfenarten, verschiedene Species des Wachholders und anderer Nadelhölzer, Feuerbäume. Von kleineren Gewächsen eine strauchartige Datura mit gelben Blüten, verschiedene Species von Potentilla, datura und so fort u. s. w. Endlich auch das Pampasgras, welches die Pampasländer Amerikas bedeckt, das eine Höhe von 11 Fuß erreicht.

Treten wir jetzt, nachdem wir uns im Freien etwas umgesehen haben, in eins der Treibhäuser. Es führt den Namen Museum [illegible]. Wir empfinden sogleich, daß es sehr warm geheizt ist und es wird uns einige Mühe kosten, uns längere Zeit darin aufzuhalten. Hoffentlich wird uns die große Anzahl interessanter Gewächse, welche wir antreffen werden, für den vergossenen Schweiß entschädigen. Da erblicken wir zuerst zwei Pflanzen, die aller Beachtung werth sind: Aeschynanthus pulcher und Hedyosarum gyrans. Beide Pflanzen haben nämlich die Eigenschaft, sich zu bewegen, als wenn sie Nerven und Muskeln hätten, eine Eigenschaft, die ihnen stets die Aufmerksamkeit

der Naturforscher zugewandt hat. Das Vaterland der zuerst genannten ist Brasilien, bei uns kommt sie jedoch in wohlgeheizten Gewächshäusern auch recht wohl fort. Es ist ein Halbstrauch, 1—3 Fuß hoch, mit kleingefiederten Blättern, rothen Blüten und hülsenförmigen Früchten. Sowie man die Blättchen berühret, falten sie sich zusammen, um sich nach einiger Zeit allmählich wieder auszubreiten. Hedysarum gyrans ist in Bengalen zu Hause und mit unserer Esparsette verwandt, jedoch größer, 3—4 Fuß hoch. Ihre Früchte sind wie bei der vorigen gleichfalls Hülsen. Diese Pflanze ist erst seit 1775 nach Europa gebracht. Während bei der Mimosa die Bewegung der Blätter durch Berührung hervorgerufen wird, ist sie hier eine Folge des Sonnenlichts. Dabei schlagen die Blättchen in ihrer ganzen Länge nieder wie die Telegraphenarme — und in der That führt die Pflanze in Bengalen den Namen Telegraph plant.

Eine dritte Pflanze, die Fliegenfalle, Dionaea muscipula, deren Vaterland die sumpfigen Gegenden von Carolina sind, war leider nur im Kataleg verhanden; das früher vorhanden gewesene Exemplar war ausgegangen. Der Leser wird sich von diesem Pflänzchen leicht eine Vorstellung machen, wenn er den bei uns auf moorigen Wiesen häufig vorkommenden Sonnenthau, Drosera, betrachtet, welchem die Fliegenfalle an Bau und Weise sehr ähnlich ist. Bei beiden Pflanzen, deren Stengel nur die Höhe von einigen Zollen erreicht, bilden die Blätter, welche einen gewimperten Rand haben, dicht am Boden einen Kranz. Setzt sich nun eine Fliege oder ein anderes kleines Insekt auf die Blattfläche nieder, klappt das Blatt zusammen und das Thierchen ist gefangen. Dies Zusammenklappen geschieht so schnell und beide Hälften halten so fest zusammen, daß das Insekt nicht entwischen kann und man kann die ursprüngliche Lage des Blattes nicht herstellen, ohne es gewaltsam zu zerreißen. Das Blatt bleibt geschlossen, so lange die Bewegung des Thierchens dauert; hört diese jedoch endlich auf, so läßt die Spannung nach und das Blatt nimmt seine gewöhnliche Beschaffenheit wieder an. Es mag hierbei bemerkt werden, daß auch andere selbst häufig bei uns vorkommende Gewächse eine Neigung, sich zu bewegen, an den Tag legen, z. B. die wilde Malve. Einen auffallenden Einfluß übt dabei das Licht aus und es zeigen die Pflanzen daher ein anderes Verhalten beim Vorhandensein desselben und bei der Dunkelheit. In diesem Sinne spricht man auch vom Schlafe der Pflanzen. So taucht z. B. unsere weiße schöne Teichrose, Nymphaea alba, ihre liebliche Krone während der Nacht unter die Wasserfläche; andere Pflanzen schließen ihre Kronen, wenden ihre Blätter um u. s. w. Der berühmte Linné machte die Bemerkung, daß die verschiedenen Pflanzen ihre Kronen zu einer ganz bestimmten Zeit zu schließen pflegen, wodurch es ihm möglich wurde, eine Pflanzenuhr vermittelst einer Anzahl von Pflanzen zu Stande zu bringen. Die Naturforscher haben sich von jeher viel Mühe gegeben, diese Erscheinungen zu erklären, welche man anfangs dem Einflusse der Wärme zuschrieb. Jedoch dieser Pflanzenschlaf erfolgt bei jeder Temperatur und dieser Umstand sowie auch mannichfache Versuche über den Einfluß des Lichts auf die Pflanzen haben dargethan, daß letzteres bei dem ganzen Vorgange die Hauptrolle spielt. Der Botaniker Decandolle hat es z. B. durch die Einwirkung des Lichts von sechs Argandischen Lampen dahin gebracht, daß Pflanzen bei Nacht wachten, während sie bei Tage, durch künstlich erzeugte Dunkelheit, alle Erscheinungen des Pflanzenschlafs zeigten.

Nach dieser kurzen Abschweifung sehen wir uns in dem Gewächshause weiter um und bemerken sogleich einen ungefähr 20 Fuß hohen Baum mit tief birnbaumartigen Blättern und gelben Blüten, die uns etwas an unsere Pereire erinnern. Es ist der Muskatbaum (Myristica officinalis), der ursprünglich auf den Molukken zu Hause ist, jedoch jetzt auch auf den Antillen angebaut wird. Er liebt einen schattigen und feuchten Standort. Seine Frucht, die etwa die Größe einer Pfirsiche hat, birgt unter ihrer ändern trockenen Hülle eine zweite zerschlitzte Fruchthaut, die Muskatblüte, und darunter wieder die Muskatnüsse. Ferner erblicken wir hier den Gewürznägleinbaum, ebenfalls auf den Molukken zu Hause, dessen noch nicht vollständig entfaltete Blütenknospen gebrochen werden. Sodann befindet sich hier der das bekannte Gummi elasticum liefernde Gummibaum Siphonia elastica, der in die Abtheilung der Wolfsmilchgewächse gehört. Es ist bekannt, daß man, um sein Harz zu gewinnen, Einschnitte in den Stamm macht, wo dann das Harz herausfließt. Die ursprüngliche Farbe desselben ist weiß; indem man es jedoch während des Ausfließens dem Rauche aussetzt und es zugleich über thonerne Formen in Gestalt von Flaschen leitet,

nimmt es die bekannte Farbe und Form an. Höchst interessant war mir der berüchtigte Giftbaum von Java, Antiaris toxicaria, den ich hier zum ersten male in seinem Vaterland erblickte. Sein Vaterland ist Columbien, besonders die großen Cordilleren. Er soll eine Höhe von 100 Fuß erreichen können. Seine Blüten stehen in Knäuelchen. Sein gelblicher, klebriger Saft liefert das von den Eingeborenen zur Vergiftung ihrer Pfeile angewandte Gift. Dieses Gift wirkt tödtlich, sobald es ins Blut kommt; auf der Oberfläche der Haut bringt es nur Geschwulst hervor. Uebrigens ist eine ganz genaue Angabe über die Wirkung des Giftes wol noch nicht vorhanden, da der Baum nicht an der Küste, sondern mehrere Tagereisen von derselben entfernt wächst, wohin Europäer nur selten kommen. Was aber die schädlichen Ausdünstungen des Baumes früher gesagt wurde, ist wol meist übertrieben. So wurde früher behauptet, unter diesem Baume könne kein Gras gedeihen; jeder Vogel, der sich daraufgesetzt oder darüber habe hinwegfliegen wollen, sei todt niedergefallen u. s. w. Der Katalog des Botanischen Gartens in Kew enthält folgende Mittheilung über den Giftbaum: „Er wächst auf Java in tiefen Thälern, welche ungesund gemacht werden durch Kohlengas, das aus Spalten des Bodens herauskommt. Da dies Gas bis zu einer Höhe von 18 Fuß sich über den Boden erhebt, so fallen Menschen und Thiere, welche in diesen Kreis hineingelangen, Vögel, welche in der angegebenen Höhe vorüberfliegen, todt zu Boden und so ist dieser rund herum oftmals mit Leichnamen bedeckt, die jedoch nur von dem Gase, nicht von den Wirkungen des Giftbaums getödtet worden sind." Hiernach ist also einzig und allein der todte Saft, falls er ins Blut gelangt, zu fürchten. Eine Bemerkung des Naturforschers Leschenault verdient wol noch eine kurze Erwähnung. Er erzählt, die Wirkungen des Giftbaums seien bei verschiedenen Individuen sehr verschieden. Bei ihm selbst habe das auf ihn niedertropfende gummiartige Harz keinen Einfluß geübt; freilich habe er es bald wieder abgewaschen. Ein Eingeborener, welcher auf seine Veranlassung den Baum erstiegen habe, sei, nachdem er eine Höhe von etwa 25 Fuß erreicht gehabt, schwindelig geworden, habe Gebrechen bekommen und sei mehrere Tage hinterher krank gewesen. Diese Mittheilungen stimmen mit dem im Katalog Gesagten überein.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Deutsche Theaterzustände.

II.

Gewitzermachen commentirende Illustrationen und Randglossen liefern zu Wirsing's neulich rühmlichst erwähntem Buch zwei anonym erschienene Bändchen „Theater-Plaudereien" (zweiter unveränderter Abdruck. Berlin, Schlingmann, 1862), welche „die Reallosenwelt ohne Lampenlicht" schildern. Während durch Wirsing die Theaterwage mit tadelnswerthem ernstlichem Ernst behandelt ist, wird sie hier ausschließlich humoristisch und satirisch erfaßt. Im einzelnen ist zwar nicht immer die Auffassung eine richtige und maßgebende, nicht selten die Ansicht eine schiefe, das Urtheil ein unbilliges, leichtfertiges oder verletzendes und oft verfehlt die humoristisch-satirische Lendung, die übrigens auch durchgängig einen Anlauf von Originalität zeigt, den Autor zu ermüdender Uebertreibung, doch im allgemeinen findet der Leser auch in vielen, im pikanten französischen Feuilletonstil geschriebenen Skizzen, Parallelen, Lobreden und Novelletten eine lebendige Ausmalung jener Uebelstände, die das Wirsing'sche Buch als die Ursachen des heutigen Theaterverfalls aufstellt. Das zweite Bändchen verbreitet sich meist über das französische und italienische Theater.

In Bezug auf Opernzustände wolle man Maria Heinrich Schmidt's freilich drastische Abhandlungen über „Gesang und Oper" (Magdeburg, Heinrichshofen, 1861) lesen, wo auch die Verkümmerung der deutschen Oper ungeschminkt nachgewiesen wird. Unverhältnißmäßig klein ist die Zahl der auf dem Repertoire gebliebenen probehaltigen Opern gegenüber der Unzahl der seit Mozart überhaupt geschaffenen. Die Ursache dieser Verkümmerung ist, in wenigen Worten ausgedrückt, „die zumeist in Ansehung des Praktischen ungenügende Tüchtigkeit aller derer, die beim Schaffen einer Oper bis zur lebendigen Darstellung derselben thätig sein müssen".

Das erste Erforderniß zur Schaffung einer Oper ist ein Text, der nicht blos den musikalischen Anforderungen des Tonsetzers, sondern auch ganz besonders und vorzugsweise denen der Bühne entspricht. Den Mangel eines solchen kann kein musikalisch-dramatisches Talent vergessen machen und wäre es ein noch so hervorragendes wie Mozart, dessen „Cosa fan tutte" wegen des verfehlten Textes erfolglos blieb. Es

Patkul (ſteigt herab).

O Gott, ſo werd' ich endlich erlöſt. Es iſt beſſer, daß ich hier unten weile. Oben jagt mir jedes flimmernde Stäubchen, das im Mondlicht tanzt, Schrecken ein, als ſäh' ich die blitzenden Streiflichter der ſchwediſchen Bayonette (er wendet ſich ängſtlich prüfend nach dem Eingang zu, zurückkehrend). Die Schweden? — — nein, nein, um Gott, um Gott, der bloße Gedanke gähnt mich an, wie der geöffnete Schlund einer giftigen Wüſtenſchlange. Und doch iſt es mir, als lachten die empfindungsloſen Mauern und ich hörte immer eine Stimme wie zwiſchen Lachen und Weinen, als wär' es — Pfingſtens Hyänen-Stimme und riefe gräßlich: zu ſpät (bleibt eine Weile, die Hände über die Augen legend, ſtehen, er wendet den Kopf und ſieht das Papier auf dem Boden.) Ein Papier? wie kommt das hierher? (will es ergreifen und ſchreckt zurück.) Iſt mir doch Alles wie Teufels-Blendwerk. Es kann — mein Todesurtheil ſein. (Sich ermuthigend) Nervenſchwache Furcht! (Er nimmt den Brief auf) Ha! ein Brief von Annen's, nein, von des Bruders Hand! Die Buchſtaben flimmern mir vor den Augen (nach der Fenſteröffnung zu). Das fahle Dunkel des Kerkers — hilf, du guter Mond. (Hat geleſen) Schändlicher Verrath! ſchon ſeit acht Tagen — zittern die treuen Herzen — am Fuße dieſes Felſens (lieſt) „Der König will Deine Befreiung, der Commandant muß Dich, bei Gefahr ſeines Kopfes, entfliehen laſſen:

reiste musikalische Namen wie Spohr, Marschner, Lindpaintner, Lachner, Reissiger, Schumann u. a. verdanken die geringern oder Nicht-Erfolge ihrer Opern zum großen Theil den schlechten Texten, während an den erfolgreichen Opern der in musikalischer Hinsicht doch weniger gerichtigen Namen Kerping und Kleists die guten, bühnenpraktischen Texte einen erheblichen Antheil haben. Auch bei den Wagner'schen Opern gebührt ein Theil ihres Erfolgs nicht dem Componisten, sondern dem Schriftsteller Wagner — Wagner schreibt bekanntlich seine dramatisch effectvollen Opernbücher selbst. Berücksichtigt man nun, daß seit Mozart außer „Schweizerfamilie", „Zitelle", „Iessonda", „Freischütz", „Hans Heiling", „Rolands Knappe", „Zar und Zimmermann", „Stradella" nur noch wenige andere erträgliche Opernterte geschaffen worden, so ist die Erfolglosigkeit so vieler Opern, an die die Componisten ihre Kräfte, entweder aus Unkenntniß oder Ueberhebung, vergeblich verschwendeten, schon aus dem Grunde der Unzulänglichkeit des Textes begreiflich.

Das zweite Erforderniß bei der Schöpfung einer Oper ist die zweckentsprechende musikalische Behandlung derselben. Und hier ist es nun gerade die wichtigste, unerläßliche Eigenschaft, die genaue Kenntniß der menschlichen Stimme und die mit dieser verbundene Kunst, praktisch, gesangsmäßig und dankbar dafür zu schreiben, die den meisten deutschen Componisten seit Mozart, selbst Celebritäten wie Weber, Spohr, Marschner, mehr oder weniger fehlt und sich so auffällig fast in allen deutschen Opern vermissen läßt. Hat doch in gerade die Gesangsmäßigkeit und Dankbarkeit der Opernpartien ein Hauptheber zum Erfolg der Opern, der ja zum größten Theil gerade durch die Leistungen der Sänger bewirkt wird. „Ist es aber für die Sänger möglich, bei den unverschämtesten Anforderungen der Componisten an Umfang und Ausdauer der Stimme, an eine Schonung und Pflege derselben zu denken, bei solchen Zumuthungen an Ueberanstrengung ebenso heimtückischer als gefährlicher Schwierigkeiten, bei sich anmaßlich, erdrückender Instrumentirung noch in freier Schönheit, in freiem, vollen, klangreichen Innigkeit, in voller, entfesselter Beherrschung der gebotenen Aufgabe singen zu können? Nicht der Sänger, nein, viel unwürdiger, die Lunge, die rohe, materielle Kraft ist zur Herrin der Oper geworden und die Componisten einzig und allein haben sie dazu gemacht." So darf es denn freilich auch nicht wundern nehmen, daß es den Sängern von heute so sehr an Wärme und höherer Intelligenz, idealer Kunstanschauung und edlerem Streben, überhaupt an Methode fehlt.

Aber auch eine andere, nicht minder wichtige Eigenschaft, das bühnenmäßige Geschick, fehlt den meisten deutschen Componisten. Die Sicherheit und dramatische Wirksamkeit der musikalischen Ausdrucksweise, die Form der Oper im ganzen und einzelnen, die scenische Einrichtung, Decorationen, Costüme, Maschinerie u. s. w., alles das sind Factoren, an deren gründlicher Unkenntniß oder Vernachlässigung oder auch dünkelhafter Ignorirung so viele Opern scheitern. Namhafte und talentvolle Componisten wie Schumann, Reissiger, Lobe, Lindpaintner, Marschner, Lachner, Franz Lachner, Hiller, Hoven, Kalliwoda, Kittl, Mangold, Kufferath, Pittrolf, Reyer, Lindpaintner, David, Eckert, Krebs, Scholtzoff, Gernsheim u. a. haben Opern geschrieben, deren Erfolglosigkeit mehr oder weniger in ihrer geringen Bühnenmäßigkeit oder gar entschiedenen Bühnenunwirksamkeit zu suchen ist. Wagner dagegen, mit dem sich als Musiker sich wol manche der eben Genannten messen dürfen, verdankt einen guten Theil seiner Popularität als Operncomponist offenbar seinem genialen bühnenmäßigen Geschick und seiner tiefgehenden künstlerischen Speculation, mit der er alles, was schließlich des Musikalischen zu verwerthen weiß, zur Verstärkung der dramatischen Wirkung dienen kann. In noch größerem Maße der bühnenpraktische Meyerbeer, an dessen Weltruhm nicht blos Sänger, sondern auch der Maschinist, Decorationsmaler, Costümier u. s. w. einen wohlbegründeten Antheil haben, dessen Mißbrauch seines Strebens nach dramatischer Wirksamkeit, wie er sich namentlich in „Prophetin" kund gibt, übrigens dieses Streben selbst durchaus nicht discreditiren kann. „Hätten unsere talentvollen Componisten nur einen Theil von Meyerbeer's Verdiensten nach dieser Richtung hin, so könnten Deutsche müßten das reichste, blühendste Opernrepertoir besitzen, während wir jetzt unsern nothwendigsten Bedarf von Nationen zu holen genöthigt sind, die in der musikalischen Kunst tief unter uns stehen." Wir haben schon oft in diesen Blättern angedeutet, daß es die Pflicht der Intendanzen und Directionen ist, den musikalischen Talenten die Bewährung für die Oper dadurch zu erleichtern, daß nach dem Muster von Paris die Herstellung von Erfolg versprechenden Texten durch die Intendanzen und Directionen selbst in Angriff genommen wird.

Der Verfasser geht dann auf die Vorbereitung der Opern zur Aufführung über und zeigt, wie selten im allgemeinen bei den deutschen Kapellmeistern und Musikdirectoren die für ihre umfassende Wirksamkeit in Einstudirung und Direction der Opern nothwendigen künstlerischen Eigenschaften eine gründliche musikalische Bildung, die Fertigkeit, Partituren zu lesen und zu spielen, ein ausgebreitetes Directionstalent, ein reifes Urtheil, ein fein gebildeter Geschmack und eine tiefergehende Gesangskenntniß, abgesehen von der selbstverständlichen Routine und sichern Fertigkeit in allen technischen Dingen, vereint anzutreffen sind. Namentlich aber ist es auch hier wieder die unzulängliche Gesangskenntniß, die Opernvirtuosen, die den wichtigsten Theil der Oper, den vocalen, dem instrumentalen Theil nachsetzt, den Sänger zum Sklaven des Orchesters und Taktstocks macht, mithin die gebotene künstlerisch schmiegsame und höchste Begleitung des Gesanges

eine materiell brutale Beherrschung und Ueberflutung bedeuten verstehe, aus welcher die mannichfachsten Nachtheile für die Oper im allgemeinen und für ihr Gesangselement insbesondere entspringen. Ferner legen die heutigen Theaterdirektionen bei der Anstellung eines Kapellmeisters auf dessen Gesangsstudium, das zur Mozart'schen Zeit eine unerlässliche Forderung war, leider keinen Werth mehr.

Eine gleiche Sorg- und Gewissenlosigkeit macht sich bei der Anstellung eines Opernregisseurs geltend und mehrt die Uebel, an denen die deutsche Oper zu Grunde geht. Das hier wichtige Amt, bei dessen richtiger Verwaltung, sei es in der Komposition wie in der Unterstützung des Kapellmeisters bei Prüfung des Opernbuches, der Partitur, der von zu treffenden Besetzungsmittel oder in der Pflegung neuer Opern, überall und immer eine gründliche musikalische, gesangliche und theatralische Bildung sich erforderlich macht, wird in der Regel — meist der lästigen Wagnerfurcht zu Liebe — der erste beste bühnenpraktische Mann angestellt, sobald er nur im Stande ist, „die Garderobe zu besorgen und die Theaterzettel bei Proben und Aufführungen auszugeben".

Der bei vielen Bühnen leider mangelhafte, noch übrige Akt und Weise, in welcher der Chor seine Funktionen übt, zeigt hinlänglich, wie selten auch beim Theaterchor außer der selbstverständlich musikalischen Bildung die nothwendigen Gesangs- und praktischen Bühnenkenntnisse angetroffen werden.

Hinsichtlich der Sänger, die „personelle nicht dazu angethan sind, ein günstigeres Licht auf unsere Opernzustände zu werfen", verweist unser Kritiker auf seine betreffende Besprechung in dem oben früher von uns erwähnten ersten Heft seiner kritisch-praktischen Abhandlungen.

Anschließend an die vorliegende Betrachtung der Opernzustände spricht sich der Verfasser in dem letzten ausgegebenen dritten Heft unter anderem über Gesangslehre und Gesangslehrer aus, ein Kapitel, das auch Wieck, als musikalischer Fachmann, in seinem Buche mit Schärfe berührt, und beginnt dann mit der Entwickelung seiner eigenen Gesangstheorie, die im nächst zu erwartenden Heft fortgesetzt werden soll.

Ungemein interessant durch ihre Gründlichkeit ist, wie diese Bemerkung hier mit anzuführen ist, die kritische Charakteristik der neuern Lieder- und Gesangsliteratur, welche, mit Ausnahme von Schubert, Mendelssohn, theilweise Marschner, Kreutzer, Schumann, Kranz und anderen wenigst berühmten Namen, die einzelne schöne Gesangsblüthen geliefert, im großen Ganzen in zwei Gruppen getheilt wird: 1) Die natürlichen Bänkelsänger, die den „großen, grillenhaften, beziehungsreichen Liedkomponisten, der unendlich nach Neuem trachtet und glücklich ist, wenn das Alte wiederzufinden, mit Lauem, Flauem, Phrasenem, Leicht und Seichtem Singlustigen und für gesellschaftliche Chöre angenehm Klimperndem" verlegen. 2) die gelehrten Komponisten, die „nur für den Verstand, aber nicht für die Stimme" schreiben — „Gedrechsel, Lieder, musikalisch Unsinnige, mit instrumentalem Inhalt, aber echte Singbarkeit und nur für solche Chöre tauglich, die von Sängern dem Meister singen".

Unterhaltungsliteratur.

XII.

„Hohe Freunde, Novelle aus der Jugendzeit des klassischen Weimar von Robert Heller" (Leipzig, Thomas, 1861), gewährt uns das volle Behagen, das wir bei der Lektüre einer gut erfundenen, anmuthig durchgeführten und vortrefflich geschriebenen Erzählung jederzeit empfinden werden. Der Verfasser lässt uns die bekannten und vertrauten Umgebungen des Musenhofs von Weimar vor Augen treten, gleichwohl unterscheidet sich seine Novelle auf das schärfste von den üblich gewordenen „biographischen" Romanen. Mit sehr glücklichem Takt hat er sich für jene Momente entschieden, welche der Schwerpunkt Goethe's mit Herzog Karl August unmittelbar verknüpfen und für seine Vorgänge, welche dazu taugten, frei erfunden. Dabei war hinreichende Gelegenheit, die Persönlichkeiten Goethe's und seines „hohen Freundes", der Herzogin und der kleinen Hofe, vom Ersten Diener bis zum Fräulein von Göchhausen, in Anordnungen einzuführen und zu charakterisiren. Das Ganze verlauft einer glücklichen Stunde seiner Entstehung und in Ausführung ist dem originalen Thema neue Seiten abgewonnen, weshalb denn der Dank der Lesewelt dem Autor nicht fehlen kann.

Amelie Voltz bekundet ihren Produktionstrieb auch neue mit zwei Romanen, einem „kulturhistorischen" und einem „idealen". Der erstere hat das Leben des berühmten Kunstforschers und Archäologen Winckelmann zum Thema und führt den Titel „Winckelmann oder Von Stendal nach Rom" (drei Bände, Berlin, Gerschel, 1862). Der Weg von Stendal in der Altmark Brandenburg, wo Winckelmann als der Sohn eines armen Schuhmachers am 9. Dezember 1717 geboren wurde und seine erste Erziehung empfing, bis nach der Ewigen Stadt, wo der aus es als Perle trägt der deutschen Schönheit die Kunstwelt mit neuem Leben befruchten sollte, führt aber verschiedene bedeutsame Zwischenstationen. Zuerst Halle, wo der angehende Theolog ein Akt im Trubel des damaligen wilden Burschenlebens, nicht für Kirchenväter, sondern Plato und Homer hatte; dann Osterburg in der Nähe von Heimersleben bei Halberstadt, in welchen Orten er kurze Zeit als Informator wirkte; Seehausen in der Altmark, wo er fünf Jahre als Schulrektor verbrachte, dann Dorf Nöthnitz bei Dresden, wo er sieben Jahre lang als Bibliothekarsgehilfe den Stab der Bibliothek des Grafen Bünau einnahm, zuletzt Dresden, wo er katholisch wird, um nach Rom gelangen zu können — seine religiöse Ueberzeugung wechselte bei nach dem Inniger und Stein den immer ziemlich laxe Manne nicht, diese war von Kind auf bei mit dem Studium der Griechen und Römer

eingezogene Glaube des Alterthums an ein unabwendbares Fatum. Diese antike Richtung hebt die Verfasserin in der Charakterschilderung Winckelmann's auch darum hervor, um auf sein verhängnißvolles Ende, welches unsern Lesern noch aus einer Darstellung A. von Kohn's in diesen Blättern (N. F., Bd. IV, Nr. 1 und 2) erinnerlich sein wird, spannend vorzubereiten.

Die unbegreifliche Angst und Unruhe, die Winckelmann thatsächlich auf seiner wenige Monate vor seinem Ende von Rom aus, wo er volle dreizehn Jahre verweilt, in die Heimat unternommenen Erholungsreise verfolgte und in Wien bereits zur Umkehr veranlaßte, wird von der Verfasserin aus der Prophezeiung einer Kartenschlägerin der Zeit seiner Kindheit erklärt, welche sein Schicksal mit dem der Kaiserin Maria Theresia verknüpft, weil diese mit Winckelmann am gleichen Tage getauft war, und ihn mit Unglück bedroht, wenn er, solange Maria Theresia lebe, die Grenzen des österreichischen Staates berühre. Diese Prophezeiung erfüllt sich am 8. Juni 1768 in Triest durch die Mörderhand des Italieners Arcangeli. Daß von der Verfasserin für diesen Mord erfundene Motiv — Rache zu Gunsten eines Bruders des Mörders, dessen Anstellung beim Grafen Bünau vor dreizehn Jahren von Winckelmann vereitelt wurde — erscheint etwas gar gewöhnlich und, nur mit wenigen Zeilen erledigt, viel zu unmotivirt angebracht. Und doch hätte gerade in einer glücklichen Erfindung und Behandlung eines bedeutsamen Motivs für den Mord, unserer Meinung nach, der Schwerpunkt des Romans liegen sollen.

Mit Winckelmann's Charakteristik dürften wir uns gutrieden erklären. Der Druck der bittersten Armuth und Entbehrung sowie des steten Conflicts seiner mit dem Herkömmlichen heterogenen Weltanschauung zeigt früh schon einen Hochbegabten und Feinfühlenden, der sich mehr und mehr aus der realen Welt in die ideale des Alterthums flüchtet und dann erst sich mit dem mühseligen Leben in dieser besten Welt aussöhnt, als es ihm, begeistert von den tausend Erinnerungszeichen desselben auf classischem Boden, gelingt, den Geist der Antike wenigstens in die Kunstanschauungen seiner Zeit zurückzuführen.

Die culturgeschichtlichen Momente der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind von der Verfasserin mit Verständniß aufgefaßt. Von Winckelmann's Zeitgenossen treten uns entgegen aus den Künstlerkreisen und in einem eigenthümlichen Verhältniß zu Winckelmann Rafael Mengs mit seiner schönen Frau Margarethe und seinen Schwestern Concordia und Julie, Casanova, Maron, Harper, Thomas Jenkins, Solvestre, Oeser, Hagedorn, der Satiriker Rabener, der Staatsmann und Historiker Graf Bünau, die römischen Cardinäle Albani, Passionei, Archinto und die Päpste Benedict XIV. und Clemens XIII., meistentheils in gutreffender Charakteristik.

Der Roman „Harriet Wilson" (Berlin, G. 1862) zeichnet den Lebensgang einer jener tra[gi]schen, untergegangenen jungen Engländerinnen, [die] Drang widriger Umstände in die Hauptstädte [Eu]ropas treibt, um sich hier, im Lehren des [Fr]anzösischen Idioms zugleich das fremde erlernend, [na]ch Gelegenheit zur irgendeiner selbständige [Ex]istenz vorzubereiten — ein Unternehmen, das [oft] harte Seelenkämpfe und mannichfache Anfech[tu]ngen bringt. Auf diese Klasse lebt auch die schö[ne] gefeierte Miß Harriet in dem bekanntlich von [Fr]emdern vorzugsweise gesuchten Dresden, in [de]m sie einen wackern, aber keineswegs begüterten [sä]chsischen Generals Leider sind dessen Sohn [un]d Tochter durch die verkehrte Behandlung der [Mu]tter und verurtheilsvollen Mutter verzogen. [Wä]hrend Miß Harriet die Tochter vor den Fallstricken [de]s Abenteurerthums bewahrt hat, rettet sie auch noch [de]n zwar nicht ohne Acceptirung des Scheins ihres [Ge]liebten Sohn, einen leichtsinnigen und schuldenma[ch]enden Lieutenant, der sie liebt, durch den moralischen [Ei]nfluß, den sie auf sein Gemüth zu üben weiß, nicht nur für den Augenblick vor der Verzweiflung und [de]m ihm verhängnißvollen Katastrophe, sondern [so]gar auch in der Folge seiner Umwandlung zu [ei]nem ehrenhaften, thätigen Bürger und sogar noch [zu] seiner Liebe würdigen Gatten. Für die Kenner Dresdens [un]d seines geselligen Lebens hat dieser angenehm [ge]schriebene Roman, dessen Schluß übrigens zu abrupt [er]scheint, noch ein besonderes Interesse.

Alte und neue Zeitschriften.

III.

Die Leipziger „Illustrirte Zeitung" [hat] sorgfältiger Auswahl ihrer Mittheilungen und [Be]handlung alles Gebotenen unermüdlich fort. Man [ver]gleiche die Auslassungen des Herausgebers, J. J. [Ku]rz, um so höher anschlagen, als wir in neuerer [Zeit] vielgelesene illustrirte Wochenschriften erhalten, [die] sich ihre Aufgabe, zu den Bildern auch [ge]lesenen, sorgfältig gesichteten Text zu liefern, [doch] in der That gar zu leicht machen.

Der Notizenreichthum der „Illustrirten Z[eitung]" ist außerordentlich. Unermüdliche Arbeitskräfte [sind] hier nach allen Richtungen hin jedem Zweige [des] menschlichen Wissens und der menschlichen Ind[ustrie] ihre Beobachtung widmen. Wenn man bedenkt, [wie] viele von diesen Mittheilungen die meisten Leser [nur] nach den Bildern suchen, überschlagen, so ist [das] Bestreben der „Illustrirten Zeitung", dennoch [eine] vollständige Chronik der Zeit zu liefern und [sie] irgendwie bedeutende Thatsache entgehen zu lassen, [so] anerkennenswerther.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die Major Serre'sche Nationallotterie. — Das Kabinet d'amateur Mayer in London. — Berliner Chronik X. — Garibaldi auf Caprera. — Der preußische Gerichtssaal.

Die Major Serre'sche Nationallotterie.

* Das hochherzige Unternehmen des schon um manche gemeinnützige Idee verdienten Majors Serre auf Rosen, der zum Besten der Tietge- und Schillerstiftung begründete bekannte große verbesserte Sachenlotterie, ist jetzt beendet und die Gewinnliste, die nach § 10 des Lotterieplans zu einem Drittel der Tietge-, zu zwei Dritteln der Schillerstiftung zu „überweisen", d. h. als Eigenthum zu überliefern sind, sollen demnächst bekannt gemacht werden.

Alexander Ziegler, der verdiente Laurids, hat den Major in seiner opferfreudigen Hingebung an ein hochwichtiges Interesse unserer Literatur mit nicht minder ausdauernder Beharrlichkeit und ebenso uneigennütziger Gesinnung unterstützt. Eine in vielen Tausenden von Exemplaren gedruckte und jedem Gewinn beigelegte Broschüre gibt eine ausführliche Darstellung des Fortgangs der Lotterie, theilweise ungarnirt sind nur die Daten über die erste Begründung, den Ursprung und das Verhältniß der Lotterie zur Schillerstiftung. Wir wollen die im übrigen so dankenswerthe, interessante kleine Schrift hierin ergänzen.

Der Ursprung der Schillerstiftung reicht in das Jahr 1855 hinauf, wo sich in Dresden eine Anzahl Männer vereinigte, um bei Gelegenheit einer an Schiller's fünfzigjährigen Todestage (9. Mai) zu Leipzig bei Dresden zu feiernden Gedenkfeier (am Schiller's Aufenthalt in Leipzig bei seinem Freunde Körner) den Rest des zum Behuf dieser Festlichkeit gesammelten Geldes zu einer Stiftung (Julius Hammer nannte sie Schillerstiftung) zu verwenden. Ein Aufruf an die Deutschen sollte sich anschließen, um diese Summe zu vermehren und eine Stiftung ins Leben zu rufen, welche verdienten Schriftstellern und den nächstangehörigen Hinterlassenen derselben in Fällen über sie verhängter Lebensfolge Hülfe und Beistand bietet. Diese Stiftung, hieß es in dem betreffenden, unter den andern Mitgliedern des provisorischen Comité auch von Major Serre unterzeichneten Aufruf, sollte bei Schiller's hundertjährigem Geburtsfeier, vier Jahre später, ihre definitive Gestalt gewinnen.

Major Serre wußte rathlos, zu dieser auch von ihm als zum 10. November 1859 bevorstehend angekündigten definitiven Gestalt die Hülfsmittel zu verschaffen. Als Mitglied des provisorischen Vorstands der Schillerstiftung sprach er oft die Ueberzeugung aus, daß in kurzer Zeit jenem Aufruf und der vom Vorstand lebhaft in Angriff genommenen Bildung von Zweigstiftungen ein Ertrag von 100000 Thalern folgen müsse. Er erwarb dem sich mehrenden Fonds Summe auf Summe, rieth im Interesse der Filialbildung, veranstaltete mit dem Vorstand eine Gemäldeausstellung auf der Brühl'schen Terrasse, ein Concert im Harmoniesaal zu Dresden, zuletzt die Herausgabe der „Jahrbücher zur Schillerstiftung", zu welchen Rietschel die erste Gruppe seiner Schiller-Goethe-Gruppe als Titelbild zu wählen gestattete. Alle diese Unternehmungen brachten jedoch in Dresden selbst nur ein Kapital von einigen tausend Thalern ein, bei den Zweigstiftungen eine eben solche, verhältnißmäßig nur geringe Summe. Doch war der Zeitraum bis zu Schiller's hundertjährigem Jubelfest noch um einige Jahre entfernt, man konnte hoffen, daß die Erträge sich auch bei der bisherigen Methode der Sammlung mehren würden, zumal da rasch an der Bildung neuer Filiale gearbeitet wurde, manche Schenkung, eine legat von 2000 Thalern, von Frau Johanna Heinefe, manches Legat, eine von 2000 Gulden, vom Freiherrn von Pfummern, der Schillerstiftung zufloß. Der durch die übliche Sammlungsmethode zuletzt sich ergebende Ertrag war bis Ende 1859 in der That bis auf 70000 Thaler gestiegen.

Major Serre machte, ein Jahr vor dem Jubelfest, als Mitglied des provisorischen Vorstands derjenigen Schillerstiftung, die am 10. November 1859 ihren Abschluß gewinnen sollte, den Vorschlag, es sollte zum Besten derselben eine großartige Lotterie veranstaltet werden. Dem Vorstand schien dies Mittel bedenklich, einmal, weil ihm die Form einer solchen Operation für eine ideale Sache ein wenig zu real vorkam, sodann weil von sämmtlichen Mitgliedern niemand außer dem Major Serre in einer so glücklichen Lage sich befand, einem solchen Unternehmen seine ganze Kraft widmen zu können, endlich weil ein nicht unmögliches Scheitern einer solchen Unternehmung die bereits vorhandenen, mühsam gesammelten Gelder in Gefahr bringen konnte. Unwillig über viele wiederholt ihm entgegengehaltenen Einwendungen, trat Major Serre aus dem provisorischen Vorstand der Schillerstiftung aus, ohne jedoch seine innigste Verbindung mit der von dem Vorstand eingeleiteten großen Idee aufzugeben. Noch war er hoch im Verkehr derselbe mit den verschiedenen Zweigstiftungen, die seine Unternehmen nach Kräften unterstützten, ja um die materielle Einheit beider Comité, des ursprünglichen Verbands und eines nunmehr von Major Serre geleiteten Lotterie-, nicht Schillerstiftungs-Comité jedermann ersichtlich werden zu lassen, beantragte er selbst den

Uebertritt des Staatsministers von Watterstorff aus dem Schillerstiftungsvorstand in sein Lotteriecomité, eine Theilnahme, die erst nach ausdrücklichem Gutheißen durch den provisorischen Vorstand der Schillerstiftung gewährt wurde. Der Geber des Großen Looses, der Großherzog von Weimar, wünschte dringend diesen engen Verband. Endlich trat auch der Major wieder in den provisorischen Vorstand der Schillerstiftung zurück. Demzufolge übernahm er seine alte Verbindlichkeit, dem deutschen Volk am 10. Nov. 1859 eine fertige Schillerstiftung darzubieten.

In der That nahm Major Serre an dieser Constituirung im Monat October 1859 lebhaften Antheil. Ein von ihm eingereichter Verfassungsentwurf fand theilnehmendste Prüfung, wenn auch keine volle Genehmigung. Sein Verlangen nach „unbedingter Oeffentlichkeit" verletzte das Lebensprincip einer wohlthätigen Stiftung. Die Vertreter der Zweigstiftungen verwarfen mit Recht die Oeffentlichkeit in großer Majorität. Die dafür ausgesprochenen Gründe waren zu überzeugende und in der That hat Major Serre mit vollem Namen die Satzungen der definitiv begründeten Schillerstiftung als Mitconstituent und Mitgarant unterschrieben, ebenso sein College im Lotteriewerk, Herr Staatsminister von Watterstorff. Beide haben auch jenen Aufruf an die Deutschen unterschrieben, der, von Berthold Auerbach verfaßt, der Nation für den 10. November 1859 die fertige Schillerstiftung ankündigte. Als Major Serre auf jedem Loose seiner Lotterie sagte: „Zwei Drittel des Reinertrags werden der Schillerstiftung übereignet", haben in der That viele Tausende geglaubt, bei dieser Gelegenheit auf eine entsprechende Weise unmittelbar etwas für jene Stiftung und das durch sie gewahrte Andenken Schiller's zu thun. Nirgendwo hat Major Serre später gegen die von ihm unterschriebene und nach und nach von den k. k. österreichischen, königlich sächsischen, bairischen, württembergischen, großherzoglich weimarischen, badischen, hessischen Regierungen, von den Regierungen der freien Städte Frankfurt und Lübeck anerkannte und mit juristischer Körperschaft versehene Schillerstiftung Protest eingelegt.

Es ist daher irrthum, wenn Alexander Ziegler S. 7 der fünften Auflage seiner Broschüre mit einer in früheren Auflagen nicht enthaltenen Wendung sagt, daß es, als die Lotterie entstand, „noch keine Gemeinsamkeit der Deutschen Schillerstiftung gegeben hätte". Unterm 19. April 1859 haben sämmtliche Mitglieder des Lotteriecomité in einem öffentlichen Aufruf ihre „Uebereinstimmung" mit den Organen der Schillerstiftung angekündigt und demzufolge nichts anderes verheißen als die Ausführung dessen, was Major Serre von je selbst bezweckte, d. h. die Mehrung der Mittel sowol für die Liedge- wie Schillerstiftung, damit beide das, was sie sein wollten, letztere am 10. November 1859, würdig und gedankentsprechend sein könnten.

Von dieser einzigen Unklarheit abgesehen enthält die Ziegler'sche Schrift eine wahrheitsgetreue Darstellung der uneigennützigen Aufopferungen und unsäglichen Mühen, mit deren Ueberwindung sich Major Serre einen bleibenden Ehrenplatz im Gedächtniß der Deutschen erworben hat.

Das Kinderfest beim Lord-Mayor in London.

* Seit einigen Jahren ist es Mode, daß jedesmalige Lord-Mayor von London Kindergesellschaft gibt. Auf der eben stattgefundenen befanden sich gegen tausend — Kinder können wir nicht sagen, denn obgleich die Einladungen sich hauptsächlich auf londoner Mitbürger und Mitbürgerinnen erstreckten, die nicht unter sechs und nicht über sechzehn Jahre zählten, so waren letztere auch von Vätern, Müttern und sonstigen Angehörigen begleitet. Im Mansion-House fanden die Cadetten der Cadet Corps of the City of London Rifle Brigade als jugendliche, militärische Ehrenwache in Reih und Glied aufmarschirt und begrüßten die Ankommenden mit Musik und Salutiren.

Aber den kleinern Gästen war noch eine andere große Ueberraschung aufbewahrt. Die jungen Engländer gleichen nämlich den alten darin auf ein Haar, daß sie, wenn sie zu einem Fest eingeladen werden, die Unterhaltung daselbst wie ihr Souper wohl bereitet und angerichtet finden müssen — sonst wissen sie in der Welt nichts mit sich anzufangen. Darum lasse ihnen zu diesem Zwecke Taschenspieler, Bauchredner oder sonst reisende Lustenmacher eine, haben denn nur das Zusehen und brauchen sich nicht — wie das wol bei uns der Fall ist — mit Phantasie bei Gesellschaftsspielen zu zerbrechen. Die Königin Victoria ließ bei ähnlichen Veranlassungen den verstorbenen Albert Smith, einen der beliebtesten der londoner Salonkünstler, in Buckingham Palast kommen. Nun, hören wir, wie die Kindergesellschaft beim Lord-Mayor unterhalten wurde.

Zuerst gab es einen Zauberer — Taschenspieler, wie wir sagen —; der amüsirte die früh Ankommenden; dann als alle beisammen waren, begab sich die Gesellschaft in den großen Saal, der unter dem Namen „Egyptian-Hall" bekannt ist, dort war ein Vorhang gezogen; Blondin, der Seiltänzer, erschien und machte seine Sprünge und halsbrechenden Kunststücke zum Zweifel zum allgemeinen Entzücken. Nach dem Souper, an dem auch die Familie Blondin theilnahm, wurde getanzt. Wie müde die armen Kleinen am nächsten Tage gewesen sein mögen! Allerdings hatte es ihrer körperlichen Kraft nach, daß sie eine weniger arbeitende Einbildungskraft als unsere deutschen Kinder haben — wie könnten die zwei- und dreijährigen Kleinen sonst die vierstundenlangen Pantomimenspiele, zu denen sie um die Weihnachtszeit — abends um acht oder neun Uhr mitgenommen werden, überstehen!

Für Jugendbildung im höhern Sinne geschieht in England wenig. Daher kommt es auch, daß das ganze spätere Leben der Engländer einen so eigenthümlich pedantischen Anstrich hat. Man will gleichsam bei jeder Gelegenheit nachholen, was man sich bewußt ist in seiner Jugend versäumt zu haben.

Berliner Chronik.

X.

*** Wieder hat der Lenz in duftiger Schöne seine grünen Banner entfaltet, im Thiergarten lauschen naturkommene Herzen dem Liebeslied der Vögel und der Maienluft, den Baum und Strauch, während in der Hermannstraße die Leidjünger Loyola's eingelehrt sind und die tagmenschliche Menge in ihre Maienandachten gehen, in welchen die Himmel und Hölle in so glühenden Farben zu malen wären, als kämen sie direct mit der Eisenbahn aus einem oder dem andern Orte der Seligen oder Unseligen angedampft. Naturgemäß wird der Aufschwung in der Natur durch den Sieg der Aufschwungspartei in der Wahlschlacht verstärkt; überall Analogieen, aber in vielen seine Harmonie! Man ist in den höchsten Regionen mehr als versöhnt und das verlorene elektrische Gleichgewicht hätte sich leicht in frühjahrigen, nicht gerade erquicklichen Gewittern kundgeben. Als selbstredend nimmt man an, daß der König den Landtag nicht in Person eröffnen, sondern den Prinzen von Hohenlohe damit beauftragen wird.

Während Sorge und Spannung die Gemüther belastet, entwickelt sich dagegen bei denen, die für die Leben Berlins und die Belebung der materiellen Richtung unserer Zeit sorgen, eine überaus gemüthliche und erheiternde Stimmung. Sie freuen sich bei jedem Grade von Leben bei Aufsatz der Neugewählten, gleichviel welcher Partei sie angehören, denn nur gesunde Vertauungswerkzeuge wünschen, in stille Interessenten und alle Parteistandpunkte ignorirend. Sie Blick in diese Lokale der Restauration zeigt, wie ihre Thätigkeit sich verdoppelt und alle auch der Zeit schon entwachsene Delikatessen, gar und gepflegt durch ihre Keller, in geeigneter Weise thalten werden. Dazu der himmlergetreue Schaumwein! Hr. Borchardt, einer der angesehensten unter den angehenden Restaurateurs, hat seine Champagnerflaschen-Patterieen vertoppelt. Hr. Borchardt bezieht jetzt seinen „Sect" von dem Hause Kellner Freund in Ay; denn wenn selbst auf der Weise unterliegt wie der Champagner der Zeitalten ist auch, wie es scheint, der des Champagner. Die alte Witwe Clicquot und ihre sonst hochgepriesenen Gebilde werden nicht mehr; man erachtet „Kellner" als den richtigen Sorgenbrecher; die Verwandtschaft des Namens mit dem Narrenthum läßt die Sorte vielleicht so gesucht erscheinen. Der Genius allein bei Hrn Borchardt beläuft sich in nur die fünf Wochen auf angeblich 3000 Flaschen, von denen indessen manche auf der schwindlichen Karte sich in die Adern der Provinzialstädte ergießt. Die belagte Handlung ist Depositär der Ayenne und kann sie mit gutem Gewissen empfehlen, denn die Sorte zeichnet sich durch Reinheit des Geschmacks und Aroma von zu großer Zuckersüße aus. Auch bei Hofe ist dieses Getränk eingeführt und erfreut sich daselbst (quoique ober parceque Champagne?) großer Auszeichnung an der königlichen Tafel.

Daß im Hinblick auf diese materiellen Genüsse der Abschluß des preußisch-französischen Handelsvertrages mit Acclamation aufgenommen, ist wohl begreiflich. Frankreich bleibt immer „ein schönes Kätzchen"; seine Spitzenstoffe, seine Bandstoffe und modischen Ueberwürfe, seine bronzenen Schiffe, seine Früchte und Kräuterliköre, die das Leben — solange man davon trinkt — verlängern, und tausend andere Delikatessen und Specialitäten machen es uns über-aus werthvoll. Es gibt kein feines Diner, nach welchem nicht irgendeine Sorte jener superfeinen Liqueure, den allerverschiedensten Hauche Kräuter aus der Auvergne, der Provence, aus dem burgundischen Departement der Côte entnommen, zum Dessert herumgereicht würde. Da ist z. B. „Le Chartreux", der selbst den Damen gefährlich werden kann, ein feiner Stoff, der den Duft der Rose und Orange hat, auch „Crême de Cacao Vanille" wird von den schönsten Lippen selten verschmäht.

Den Preis aber erlangen die Schaustücke der Pastillenfabrik in besonderer Weise zugesprochen — ein Wettstreit auf dem Hippodrom der Charlottenburg, zu welchem ihn die Natur in reizendster Weise die grüne Decoration, hellen Sonnenschein und ein blauer Himmelszelt gleichen, wie sie der Berliner einzig Neues. In Tausenden strömten „Nassauer" — der technische Ausdruck für solche, die nicht bezahlen — sowie elegante Equipagen und stattliche Reiter, die alle bezahlten, hinaus. Auch der König und die Prinzen beehrten die Vorstellung mit ihrer Gegenwart. Das Zuschauerraum auf den vortrefflich gebauten Tribünen bot wie das rauschendste interessanteste Schauspiel. Eine laut Act hoch aufgethürmte dichte Brennnessel umhüllte den Hippodrom gleich einem undurchdringlichen Hain; der nicht zahlende Berliner Gamin aber wußte sich zu helfen; schon um 3 Uhr reflectirten die kühnsten die angebrachten Raum gebenden hohen Pappeln und verharrten in ihrer hohen Stellung, bis das Rennen vorüber war. Auch einige Leiterwagen unternehmenden Geschäftsleute trotz aller Kämpfe, die sich von verschiedenen Seiten dagegen erhoben.

Die Sommerbühnen, diese traurige Pendelsteine Thaliens, sind mit dem Eingang der Schwalben eröffnet. Das Kroll'sche Wilhelmstadt bildet in seinem Augenblick durch das Gastspiel der Direktorin Gabe, der Jenny Lind des Ohres, den stärksten Magnet. Wie Frau Jenny immer war, erscheint Frau von Prokesch Osten immer als ein und dieselbe „Aesthetik Hymnen", die mal eine „Stella", mal aber ein „Käthchen von Heilbronn" darstellen kann. Die Dame hat sich übersetzt.

Daß es unserm berühmten Mitbürger, dem Hofbaumeister Strack, gelungen ist, das alte Dionysische Theater in Athen, das wir Jahrzehnten von den verschiedensten Archäologen vergeblich gesucht worden ist, aufzufinden, erfüllt seine hiesigen Freunde mit Stolz und erregt viel Aufsehen in der Gelehrtenwelt Berlins. Ein vermessungsgemäßes geometrisches Stationen und die an Ort und Stelle gemachten Messungen an dem Felsabhange der Südseite der Akropolis ließen ihn genau nach den vorhandenen Spuren einen Plan construiren, der ihn zu der Ueberzeugung brachte, es müsse der Hauptheil des großen Baues nach einer von ihm weit hinausgehenden Richtung am Fuße des Hügels liegen. Acht Tage verstrichen in mühseligen, vergeblichen Nachforschungen, bis endlich am 22. März in einer Tiefe von 17 Fuß unter der jetzigen Oberfläche sich die ersten wohlerhaltenen

Eingeschriebenen zeigten. Nach den neuesten Nachrichten hat man zehn solcher Schreiben, mit einer dazwischenliegenden Terrasse verbunden, ausgegraben. Die Sitze sind 13 Zoll hoch und 2 Fuß 6 Zoll tief, aus muschelhaltigem Kalkstein, der am Pirâus gebrochen und in Athen verarbeitet wurde. Professor Strack spricht von dem überaus warmen Interesse, das namentlich die Königin von Griechenland an der Auffindung dieser Urstätte dramatischer Kunst genommen hat. Auf dieser Bühne wurden die Meisterwerke eines Aeschylos, Sophokles und Euripides ins Leben gerufen und haben sich, ob auch der Tempel der Kunst in Trümmer sank, doch aus dem Zeitenstrom der Jahrhunderte in ihrer großen Hoheit erhalten. Professor Strack hatte die Ausgrabungen auf eigene Kosten veranstaltet, doch tritt nach diesen Erfolgen die griechische Regierung ihm helfend zur Seite und werden die weitern Nachforschungen mit vereinigten Kräften fortgesetzt, um den ganzen Plan bloßzulegen. Von den ihn begleitenden Herren hat Professor Borrscher das Innere des Tempels der Minerva Polias auf der Akropolis bis auf den Felsboden freigelegt und viele sehr interessante architektonische Fragmente gefunden. Professor Curtius und Major von Strauß suchen die alten Befestigungsmauern Athens und die Verbindungsgänge zwischen Athen und dem Piräus ausfindig zu machen und alles Gefundene wird sorgfältig in getreuen Zeichnungen zu Papier gebracht. Man hat sich immer nur zu freuen, wenn der jetzt lebenden Generationen noch derartige Entdeckungen zugute kommen. Wer weiß, ob nicht auch noch der Befehl des Sultans, die türkischen Kleiderbibliotheken zu sichten, manches Manuskript verlorener gegangener klassischer Werke zu Tage fördert. Nur noch eine einzige neuentdeckte Tragödie des Sophokles — ich glaube, Professor Mahler und Professor Werder gäben im philologischen Entdeckungsrausch beide ihren ganzen Ruhm als dramatische Dichter daran hin.

Garibaldi auf Caprera.

* Miß Georgiana, die geistreiche Biographin von Charlotte Brontë aus Verfasserin von „Mary Barton", hat soeben das Werk des Obersten Vecchi: „Garibaldi auf Caprera", aus dem Italienischen ins Englische übersetzt. Wir erfahren hier, daß Garibaldi morgens mit der Hacke in seinem Garten geht, seine Bohnen jätet und den Maurern, die auf seinem Gütchen arbeiten, als Handlanger dient; für einen höhern Posten bei Maurerarbeit soll er sich als unfähig erwiesen haben. So lautet der Ausspruch seines maurischen Vorgesetzten und als Beweis für die Richtigkeit des Ausspruchs weisen sie auf einen Steinwall hinaus um den Schafpferch, den er kürzlich errichtet hat. Aber der moderne Cincinnatus wird unaufhörlich von seinen ländlichen Arbeiten abgerufen, denn es laufen Gäste auf Caprera, alle wollen den großen Mann sehen und er, aus Furcht, Freunde der Freiheit abzuweisen, nimmt sie als Gäste auf und weiht ihnen einen Theil seiner Zeit. Oberst Vecchi erzählt von 40 Briefen, die er im Namen Garibaldi's an diesem Vormittag beantworte und die fast alle von englischen Damen waren, die — um eine Locke von Garibaldi's Haar baten. Wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß letztere Bitten unerfüllt blieben. Eine seiner londoner Anbeterinnen hat nicht allein ihren Diener nach Caprera geschickt, sondern Blumensamen und Strauchgewächse obendrein. Was wird aus diesen Kindern des Nordens erst in jenem schönen Klima werden? England sendet seine Blumen nach Italien! Uebrigens ist der Enthusiasmus für Garibaldi in London nur gewissen Cirkeln eigen — nicht den allerhöchsten. Und in der That, stelle man sich vor, daß in Irland ein Garibaldi auferstände, daß ein großer, irischer Kriegsheld für Irland thäte, was Garibaldi für Italien thut — wie würde ihn England behandeln!

Der preußische Fortschritt.

* Die „Westminster Review" beschäftigt sich zuweilen mit den bessern Erscheinungen unserer Presse. In ihrem Aprilheft spricht sie sehr anerkennend über Gustav Freytag's culturgeschichtliche „Bilder aus der deutschen Vergangenheit". „Die Helden dieses Buches", heißt es, „sind Männer der That; die Freiheit, nach der der Verfasser strebt, ist politische Freiheit. Er weiß es wohl, daß niemand in den Regionen des rein Intellectuellen so viel ist als der Deutsche, und die Tendenz, das Ziel, die Absicht seines Buches ist, seine Landsleute zum Fortschreiten in ihrem Streben nach Freiheit der That zu ermuthigen, was nur wohlthätig auf ihre speculative Thätigkeit zurückwirken und diese kräftigen würde." Die Anzeige schließt mit den Worten: „Doch können wir nicht umhin, auf die Inconsequenz aufmerksam zu machen, die zwischen des Verfassers Bewunderung des sein Vaterland beherrschenden Beamtenthums und seiner Hoffnung auf vollständigere Einschränkung der Thätigkeit desselben („a greater popular control of its action") besteht. Die Vortrefflichkeit eines solchen Verwaltungssystems steht in gleichem Verhältniß mit der Schwierigkeit, es los zu werden. Sein tägliches Fortbestehen ist das möglichst große Hinderniß für die Erziehung des freien Willens, durch den allein einer Nation ein politischer Charakter aufgeprägt werden kann. Der Stand der Unselbständigkeit und Abhängigkeit, in dem ein solches System alle hält, die seinem Einfluß unterworfen sind, ist der unheilbringendste Hemmschuh für politischen Fortschritt und ist sogar seiner eigenen administrativen Vortrefflichkeit unheilbringend. Aber diese Widersprüche abgerechnet, kann Freytag's Buch als ein Anzeichen dafür gelten, daß die Deutschen zur Erkenntniß ihrer wahren Natur und ihrer Lage erwachen. Es ist die Entlastung zu vernünftiger Reflexionsthätigkeit, um letztere zu bessern; aber es ist damit noch nicht einmal der erste Schritt gethan. Die liberale Partei in Preußen muß das Princip des Fortschritts aufrecht erhalten, während sie von beiden Seiten durch die Angriffe und den Nagwohn ihrer Gegner zu leiden hat. Es gehört die äußerste Lebensklugheit dazu, um die ersteren abzuwehren und den letztern zu widerlegen. Diese Partei ist noch klein und sieht seinem glänzenden Erfolg vor sich, aber sie hat sich der edeln und oft undankbaren Aufgabe unterzogen, einer Nation eine politische Erziehung zu geben, die nur dieser, keiner andern bedarf, und ein nur durch große Aufregungen zum Enthusiasmus anzuregendes Volk erkennen zu machen, wie mächtig ein auch nur theilweiser Sieg ist, und sich damit zu begnügen, wenn sie ihren Kindern keinen revolutionirenden, doch einen beständig fortschreitenden Staat hinterlassen."

(Ausgegeben am 8. Mai 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Zweiter Band. Nr. 20. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Der Garten der Kindheit. Von Andreas Oppermann. — Die Gärten in England. Von K. Kühne. II. — Ein Professor auf Reisen. I. — Dramatische Literatur. IV. — Unterhaltungsliteratur. XIII. — Neues aus der Welt.

Der Garten der Kindheit.

Ein Ostermärchen von **Andreas Oppermann.**

Das war ein Weben durch die Natur, über die in blauem Duft hindämmernden Berge, über den dunkeln grünen Forst, über die keimenden Wiesen und Saaten — das war ein Rieseln der kleinen Bäche und Wässer über Furchen und Feld, über Wiesen hinweg, vom Berge herab durch den rauschenden Wald — in Gräben und Gefällen — bis sie beruhigt sich im goldenen Strome vereinten und dieser sie dem ewigen Meere zuführte — das war ein Keimen und Nicken in den mit grünen Knospen wie mit Sternchen besäeten Zweigen und Aesten — das war ein Jubeln in den Stimmen der Vögel — das war ein Aufathmen des Menschenherzens — das war ein Leuchten und Glänzen der Sonne, schöner und herrlicher wie je — denn es war Frühling —

O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang,
Nun muß sich alles, alles wenden!

In den Gärten, die um die alte Stadtmauer herumlagen, regte sich die Arbeit schon, die Beete waren glatt gerecht, die dunkelbraune Erde ließ sprossende Gemüsekeimchen sehen, die ersten Blumen nickten und wankten mit ihren Kelchen und deuteten das nahende Osterfest ein.

In der alten Stadt aber war's, als wollte die jugendliche Sonne sich zwischen jeden Giebel hineinstehlen, jeden Winkel beleuchten, daß die belebende Luft überall hinwehe und kein Dumpfes mehr dulde.

Die Tauben auf den Dachgiebeln girren in munteren Tönen und fliegen ab und zu.

Die Katze hockt am Bodenfenster und schaut blinzelnd nach den ausgelassenen Spatzen in der Dachrinne, während ihr graues Fell von den Strahlen der Sonne durchwärmt wird.

Auch der arme Schüler Benignus hat weit das Fenster seiner dunkeln Bodenkammer geöffnet; er athmet in vollen Zügen frische Frühlingsluft, wie sie über die Dächer der Häuser, über die Thürme zu ihm hereinweht, und schaut sehnsuchtsvoll nach den Bergen, die in einem kleinen Rahmen zwischen zwei Giebeln hereinlugen.

Und in den Häusern wird gewaschen und gescheuert, die frauen Mägde mit ihren runden Armen schaffen rüstig und plaudern munter dazu; überall hin dringt die ordnende Hand des Menschen, um von des Winters Qualm und Dunst die Räume zu säubern und überall hin weht die Luft und reinigt, erneut und belebt.

Blank erglänzen die Fenster und selbst der alte Thürmer hat von Spinnweben die kleinen Luken gereinigt, welche spärliches Licht den Windungen der Thurmtreppe zuführen.

Wieder erschallt die Schalmei vom Thurm herab, um den die Dohlen schreiend ziehen, und verkündigt denen da drunten die Zeit der Ruhe von der Arbeit, und wieder ertönt von dem Schornstein des Hauses das wohlbekannte Klappern des Storchs, des Freundes der Kinder.

Heiterer gucken die Aeuglein überall aus den kleinen runden Kinderköpfen, denn es beginnen die Spiele, die muntern — auf dem Anger draußen, in den Straßen und auf dem stillen Brunnenplatze der Stadt.

Auch Welpra freute sich des schönen, aufkeimenden Jahres inmitten der holden Wunder, die sie — die Liebliche — umgaben.

Sie wohnte in einem seltsamen Hause inmitten eines großen Gartens, der von einer hohen Mauer umgeben war.

Wenn man an der Stadtmauer mit ihren alten runden Thürmen und ihren von dunkelbraunem, zum Theil morschem Holzwerk überdeckten Gängen entlang schritt, so kam man an einen kleinen, stillen, mit Gras bewachsenen Platz. Dort stand fast hart an der Stadtmauer eine alte Klosterkirche mit herrlichen gothischen Zierathen und Gebilden aller Art, die wie ein Klang aus ferner Zeit ertönten, in der noch Tausende von Menschen zu Ehr' und Lob Gottes jahrzehntelang mit Hammer und Meißel solche steinerne Lobgesänge dichteten.

Daneben stand, mit der Kirche eine Ecke bildend, das Kloster selbst mit seinen einsamen, lautlosen Gängen, in die sich, leicht wiegend, Ginster und Brombeeren hineinschlangen und die halbverfallenen Säulchen mit grünendem Leben umwanden.

Nur selten sah man die wandelnde Gestalt eines der alten Ordensherren, die hier noch den Rest eines beschaulichen Lebens verbrachten — sonst war's hier still und einsam den ganzen Tag und über die Dächer herein hörte man aus dem offenen Fenster des Stadtmusikus die Violine erschallen — was den Charakter der Einsamkeit, da man den Spieler nicht erblickte, nur noch mehr erhöhte.

Die Kirche wurde seit einiger Zeit nicht benutzt, denn ein Meister aus fernem Lande war darin beschäftigt, sie mit bunten Gebilden auszuschmücken.

Gegenüber dem alten Klosterhofe erblickte man in der Stadtmauer eine kleine Pforte — ein runder Bogen wölbte sich darüber; derselbe war von kleinen gewundenen Säulen getragen, deren Capitäle sich gegenseitig mit den gewunden Schweifen verschlingende Drachen bildeten; u an den Sockeln der Säulchen — den Eingan nur noch mehr verengend, waren von uralter schwarzgewordenem Gestein zwei sitzende Löw zu erblicken.

Die Pfortenthür selbst war von schwerste braunem Holze und über und über mit alte wunderlichen Eisenzierathen beschlagen. Vor de Pförtchen wuchs aber hohes Gras und in kühl Ruhe wiegte sich ein wilder Rosenstrauch davor

Diese Stelle betrat das geräuschvolle Leben u der geschäftige Verkehr wol nie — die Drach in den Capitälen und die Löwen aus Stein u Gras und Rosenstrauch und die über die Mau herüberhängenden Baumeswipfel erzählten v alter — von vergangener Zeit.

Niemand konnte sich besinnen, daß die klei Pforte jemals geöffnet worden wäre; dahin lag der Garten und das Haus von Welpr Vater.

Wenn man zwischen die Spalten der Th hindurchschaute, so erblickte man einen wund baren Aufenthalt.

Von der kleinen Pforte in der Gartenmau führten breite marmorne Stufen in den wo gepflegten Garten hinab.

An der Mauer blühten in angehauchter Pra der Rose die Pfirsiche und reiche, hochgewöl Glashäuser mit Palmen, Myrten, Lorbern u Camelien zogen sich dieselbe entlang.

Ueber einen grünen Rasenplatz kam man n dem Wohnhause, das zwischen herrlichen Bäum stand. Es war ein fast thurmartiger Bau v geringem Umfang.

Ueber den gothischen Bogenfenstern reck Drachen und Affen von Stein ihre Köpfe a den Mauern heraus und an der Dachrinne n ein frazenhaftes Ungethüm angebracht, bestim dazu, das Regenwasser von dort auszuspeien.

Hinter den gothischen Fenstern mit den ei den, von Blei umfaßten Scheiben sah's wohl lich aus und wohlig.

Vor dem Eingang zum Hause standen z herrliche Gestalten — der Frühling und die J gend, in glänzendem Marmor von Künstlerha geschaffen.

Ein alter Jagdhund sprang dem zum Ha Eintretenden wedelnd entgegen, Pfauen und Pu hühner ließen ihr Geschrei ertönen und ein lang Storch entfernte sich langsam, sich in die ferne Gänge des Gartens verlierend, um dort un

ſorter ſeinen Gedanken und Studien nachgehen zu können.

Auf der andern Seite des Hauſes lehnte ſich eine breite Veranda, in der ſich zwiſchen Orangen und blühenden Geſträuchen des Südens buntfarbige Papagaien wiegten.

Nach jener Seite zu ſtand auch ein rauſchender Brunnen; von vier ehernen Löwen wurde das große Becken getragen, aus dem das Waſſer in hohem Strahl empor und wieder in daſſelbe zurückfloß.

Der liebliche Kühlung bietende Platz war von hohen Bäumen umrauſcht, welche nur ſchmale Durchblicke auf fernere Wieſen und Weiher geſtatteten.

Welpra's Vater war ein Mann von ungewöhnlich ſtarkem Wuchſe mit wallendem Barte; er war ein Menſch von großer Macht und herrſchte offenbar über die Geiſterwelt.

Seine Tochter umgab er mit Geiſtern, die allerlei Kurzweil mit ihr treiben mußten.

Wenn ſie am frühen Morgen erwachte, dann ſtanden zwei weiße Tauben an ihrem Bett und umflatterten in luſtigen Sprüngen das liebe Kind, indeſſen ein kleiner Gnom die hohen Fenſter weit öffnete und die warmen Strahlen der Sonne einfing, daß ſie das Zimmer mit Luft und warmem Leben erfüllten. Aus dem fernen Gemach des Alten ertönte ein harmoniſches Inſtrument in tief in die Seele dringenden Accorden, daß die Vögel draußen verſtummten und zuhorchten und ſich bis ans Fenſter wagten.

Eine holde hohe Frau mit einem ſtrahlenden Perlenkranz um die Stirn, in einem hellblauen Gewande von ſchwerem, leiſe rauſchendem Stoff, den ein goldener Gürtel mit Diamanten zuſammenhielt, hob das geliebte Kind vom Lager, drückte es an ihre ſchöne Bruſt, die, glänzender noch als die ſie umgebenden Spitzengewebe, nur Liebe und Wonne athmete, innig und warm und küßte es mit ihrem rothen Mund und ſchaute es ſo froh, ſo tief mit ihren großen heitern Augen an, daß dem Kinde ſchon am frühen Morgen das Herz aufging und es ihm wohl blieb den ganzen Tag.

Dann ging's an ein Spielen mit den Thieren vor dem Hauſe, die alle ſchon auf die kleine Welpra warteten, wenn ſie in ihrem luftigen Morgengewand daraus hervortrat.

Der Garten dehnte ſich weit vom Hauſe weg, dunkler Wald wechſelte mit blumiger Au und hellem, glänzendem Weiher, in dem die goldenen Fiſchlein ſich badeten und der Schwan in ſtolzen Zügen ſilberne Furchen zog.

Gnomen, luſtige Wichte, ergötzten das Kind mit tauſendfacher Abwechſelung und es fehlte auch nicht an Erquickung und mancherlei Naſcherei.

Da war in einer fernen Ecke des Gartens ein kleines Waldhaus aus lauter Marzipan und Lebkuchen und häufig knupperten Welpra und ihre zwerghaften Geſpielen an den ſüßen Mandeln, die in den Lebkuchen wie Moſaikſteine eingelegt waren.

Auch kleine Statuen von Zucker fehlten nicht und ein braunes Stacket von Chocolade wurde mancher Latte beraubt.

Abends aber, wenn der Vollmond über den Bäumen heraufſtieg und ſein mildes Licht über Buſch und Weiher ergoß, da tanzten die lieblichen Elfen, aus Kelchen und Blüten und Waſſerlilien entſteigend, den köſtlichen Reigen und küßten und koſten das ſüße Menſchenkind — Welpra, und ſangen mit ihren leiſen Stimmen in die ſtille Nacht hinein, ſodaß noch oft bei dem ſpäten Klange das liebe Mädchen erwachte und halbträumend und jauchzend dem wunderbaren Geſang lauſchte.

Nur ſelten ſah das Kind ſeinen Vater, aber dann immer in feſtlichem Glanze, und wenn er am Mittagstiſche, auf dem Gold und Kryſtalle in funkelnder Pracht ſtrahlten, den Becher mit blutrothem Wein füllte und trank und von dem fernen Morgenlande, von Rittern und Turnieren und von Aegyptens Strom, Jeruſalems Grab und der Ewigen Roma erzählte, die Geſänge Arieſt's ſeinen Lippen entklangen, da war's dem Kinde, als wäre er tauſend und wieder tauſend Jahre alt, und doch erſchien er ihr dann in Rede und Geberde auch wieder ſo jugendlich. Dann ſah Welpra, wie die ſchöne Frau mit dem goldenen Haar und dem ſchlanken, bezaubernden Wuchſe lächelnd neben ihm ſtand und begeiſtert ſeiner mächtigen Rede lauſchte.

So lebte Welpra von Tag zu Tag in ſeligem Glück, ein Liebling der Thiere und der Geiſter.

Die bunten Sommervögel, die Käfer und die Libellen ſchienen das Kind munterer zu umflattern, die kleinen Vögel kamen näher an daſſelbe heran und pickten ihre Körnchen, nach ihm mit den neugierigen Augen ſchauend, noch zutraulicher, die Rehe fraßen ſchmeichelnd dem geliebten Kinde aus der Hand.

Da der Garten Welpra's fern von dem eigentlichen Treiben der Stadt lag und niemand

warum zögert er? Seelenfreund, was ſoll ich von ſeinen Ausflüchten denken! Nur durch ſchweres Geld gelang es mir. Anna! Bruder, der Schmerz wird ſie tödten." (Patkul läßt das Papier fallen.) Es iſt zu viel! Ich bin frei und dieſer Henker kauft ſich von der Furcht, ſein Haupt zu verlieren, durch eine Sättigung ſeiner Goldgier los. Anna, Anna, meine Anna! — — Ich höre Geräuſch. — Was ſoll mir denn der kalte Schweiß auf der Stirn? Ich höre Fußtritte — man redet, (horcht) nein, nein, meine erhitzte Phantaſie gaukelt mir die Schrecken eines Verrathes vor. Verrath?! Ach, ſtürzt — das Wort — nicht auf mein Herz wie mit heißen Blutwellen? Die Augen fiebern, erſtarren mir in den Höhlen, (horcht) ach nein, nein, das ſind ja die jungen Adler im Neſt, die an den Knochenreſten ihrer erſten Beute die ſcharfen Schnäbel wetzen. Es iſt der Wind, der mit rauſchenden Wolkenflügeln über die knarrende Wetterfahne fauſt — o, welch' ein Thor bin ich! (Pauſe. Ein Riegel wird draußen geſchoben. Patkul ſchreckt heftig auf.) Ha! Er kommt früh der Schächer; früh? Es iſt doch wohl drei Uhr Morgens. Ich hörte ja die Nachtrunde, ganz deutlich den Anruf, von den Baſtionen wird auch gleich der Stunden-Schuß fallen, (ſieht ſich um und erblickt die Hinterwand des Vorplatzes geröthet) Fackeln?! Ach, nein, es iſt ſchon das Morgengrauen! O, gute Sonne, freundlicher Stern des Tages, geh' mir zum Leben auf, du purpurner Schein

den umfriedeten Ort betrat, so hatte sie noch wenig Menschen gesehen. Sie hielt dafür, daß alle dem Vater und der schönen Frau gleichen müßten, die sie so liebte, und sie konnte nicht genug staunen, wenn sie hörte, daß es viele Millionen Menschen auf der Erde gäbe. Waren doch schon die zwei, die sie umgaben, so schön, so gewaltig, so groß, daß sie sich gar nicht denken konnte, wie weit die Welt sein müsse, um so viele Menschen zu fassen.

Inzwischen war in der benachbarten Klosterkirche die Malerei beendet und sie selbst sollte zum Osterfeste eröffnet werden.

Jahrelang hatten die alten Glocken in den beiden gotischen Thürmen nicht mehr ihren ehernen Mund eröffnet. Heute, am Ostermorgen, läuteten sie mit voller Macht in hohem und tiefem Ton und riefen die Gläubigen weither zum Gebet.

Welpra war von dem harmonischen, gewaltigen Klange, der ihr aus dem Himmel selber herabzukommen schien, berührt, überrascht, fast erschüttert. Ein unbeschreibliches Sehnen zog sie dem Tone nach. Auch hörte sie vor der Gartenmauer Geräusch von Menschenstimmen und endlich einen feierlichen Gesang; es war ihr, als dufteten Weihrauch ihr entgegen. Die Vöglein und die blühende Natur waren so still und feierlich; sie sehnte sich, zu wissen, was da draußen vorging.

Siehe da! Die Thür, zu welcher die breite Marmortreppe führte, stand nur angelehnt; der alte Gärtner hatte sie, neugierig nach der Kirche eilend, zu schließen vergessen.

Nie konnte sich Welpra dessen erinnern und im Nu war sie oben und stand unter dem Bogen der Pforte zwischen den schwarzen steinernen Löwen und schaute hinaus auf den Klosterplatz.

Da war nun freilich nichts von der sonstigen Stille zu finden.

Eine wogende Menschenmenge bewegte sich mit wehenden Fahnen, Musik und von Weihrauch umduftet den weitgeöffneten Thüren der Kirche zu.

Durch sie hindurch konnte man in das Innere der Kirche blicken, das in magischem, von Sonnenstrahlen durchwirktem Halblicht dämmerte und woraus die Klänge der Orgel nun in vollen Accorden anschwollen.

Welpra's Schönheit war einem in der Nähe der Pforte stehenden Mann mit dunkelm Bart und wallendem Mantel aufgefallen.

Er sprach das Kind an und als Welpra den Wunsch äußerte, nach der Kirche gehen zu [dürfen], nahm er sie bei der Hand und führte sie [hinein].

Staunend betrachtete Welpra die ihr [so] neuen Erscheinungen, doch war sie mehr [geängstigt] als erfreut; sie sehnte sich bald wieder in [den] herrlichen stillen Zaubergarten zurück und [schon] nach einer Viertelstunde ergriff sie ein so [großer] Schmerz, daß sie sich der Hand des [Mannes], der sie führte und ihr alles erklärte, entwand [sich] und nach ihren Fischen und Vögeln, nach [den] Blumen und Elfen, vor allem aber zu der [schö]nen Frau und ihrem gewaltigen Vater zurück [zu] wollte.

Da trat ein Geistlicher in violettem [Gewande] zu dem Manne hin, begrüßte ihn freundlich [und] in wohlgesetzter Rede als den Maler der Kirche und fragte lächelnd nach dem [schönen] Kinde.

Als Welpra dem stechenden Blick des [hohen] Geistlichen mit den festen, entschlossenen Gesichts[zü]gen begegnete, wurde ihr im Herzen [bange] und doch mußte sie immer und immer wieder nach dem hohen Mann, der, wie sie aus der Anrede des Malers erfuhr, ein Bischof [war], hinaufschauen.

Seine Züge hatten große Aehnlichkeit mit denen von Welpra's Vater und dennoch war der Ausdruck des Gesichts ein entgegengesetzter. Während bei Welpra's Vater das weiße, volle Haar sich auf der Stirn wölbte und in [dicken] Locken zu beiden Seiten herabfiel, während [ein] heiteres Leben dessen Haupt umspielte und [hob] die Brauen in feinen Bogen über die [blauen] Augen spannten, ein milder Friede bei [jedem] Zug alle Züge veredelte, bedeckte hier [kaum] Flocke Haares die tiefgefurchte Stirn und [die] scharfgeschnittenen Schläfe, fast verdeckt von [den] buschigen Augenbrauen waren die tiefen, [dunklen] unruhigen Augen und die feine Nase [lauerte] nach dem Mund zu, um den fortwährend [bewegten] des Leben zuckte.

Nachdem der Maler dem Bischof gesagt, wie er das Mädchen gefunden, überflog [eine] flammende Röthe das Antlitz des letzteren, indem er nach der Hand des Kindes griff, [sprach] er schnell und leise zum Maler: „Das ist [mein] Bruders Kind, überlaßt es mir! Lange [schon] wir danach getrachtet, ihm es zu nehmen, [um] es endlich in christlicher Lehre und Leben auf[wachsen] und nicht im Heidenthum, in welchem [es] befangen ist, an Leib und Seele zu [verderben] gehe!“

Damit führte er das Mädchen aus der Kirche, vor deren Pforten eine alte vergoldete Kutsche mit zwei schwarzen, grün- und goldgeschirrten Hengsten stand. Ein Geistlicher niedrigen Ranges öffnete den Schlag und schnell stieg der Bischof mit Welpra in den Wagen, der nun durch die Straßen der Stadt dahinrollte.

Endlich hielt die Kutsche in einer engen Straße mit hohen Häusern — der Bischof stieg schnell aus und mit Welpra die altertümliche Treppe eines dunkeln Hauses empor, bis sie an eine verschlossene Gitterthür gelangten.

Auf den Ruf einer kleinen Schelle kam eine hohe, etwas vom Alter gebeugte Frau herzu und öffnete, als sie den Bischof erblickte, ehrfurchtsvoll.

Dieser trat in das Zimmer der Frau Elsbeth, warf sich dort auf einen Lehnstuhl und begann: „Dies Kind empfehl' ich Euerer strengsten Obhut, wir wollen es erziehen lassen zur Ehre Gottes!".

Dann wechselte er noch ein paar leise Worte mit der ernsten Frau und verschwand.

Welpra begann zu weinen; mit herben Worten wurde ihr das untersagt und ihr eine leichte Küchenarbeit angewiesen, nachdem man ihr vorher das glänzende Gewand, das sie trug, aus- und einen grauen Kittel angezogen hatte. Bald schlief das arme Kind, ermattet von Schmerz und Sehnsucht, bei der Arbeit ein und erwachte erst am andern Morgen in dem großen und dunkeln Schlafgemach der Frau Elsbeth.

Wenn sonst beim Erwachen milde Düfte, weniger Sonnenschein sie umspielt hatten, die lieblichsten Töne sich in ihr Gemach eingeschlichen und die schöne, hochgestaltete Frau an ihrem Lager gestanden und deren jugendliches Antlitz mild auf sie herniedergelächelt — war es heute der Lärm der vor dem Hause vorüberrollenden Karren, das Geschrei der Ausrufer, das von der engen Straße her ertönte und sie erweckte.

Dunkel und schwer war die Luft in dem mit alten Schränken und Geräth angefüllten Schlafgemach und in schwarzem Kleide stand die hagere Frau Elsbeth — das grauerfüllte Gesicht mit den scharfen, bittern Zügen zu einem sauern Lächeln zwingend, am Bett Welpra's und rief ihr vollends wach mit den Worten: „Auf, auf, heute geht's zur Schule!"

Die Schule aber war nur ein anderes Zimmer in dem großen Hause, in welchem sich täglich drei Mädchen versammelten, welche alle ebenso traurig waren wie Welpra und fast niemals miteinander scherzten, weil dies der dürre, strenge Lehrer, der sein trauriges Leben auch zur Ehre Gottes zu führen meinte, verboten hatte.

Nach der Schule mußte Welpra nähen, stricken, im Hause und in der Küche arbeiten, bis sie ermüdet abends in ihr Bett sank. Das war ihre einzige Freude, denn da vergaß sie des schweren Lebens und im Traume umspielten sie die Bilder aus dem Garten ihrer Kindheit.

So hatte das arme Kind wochenlang das herbe Leben ertragen. Wenn sie nach ihrem Vater fragte und dem schönen Garten, wies man sie scharf zurecht, ja schlug sie wol gar und nannte sie ein gottloses Kind. Eine immer tiefere Sehnsucht ergriff Welpra und sie beschloß zu fliehen und zu dem geliebten Vater zurückzukehren.

Sie wartete die Gelegenheit ab und als sie einst die Gitterthür nicht verschlossen fand, eilte sie die Treppe auf die Straße hinab in das wogende Treiben der Menschen.

Sie fragte nach der Klosterkirche und gelangte endlich nach stundenlangem Suchen in der Mittagshitze dahin. Schon von weitem erkannte sie die Gestalten der Thürme wieder und kam nun auch auf den Platz, wo der Eingang zur Kirche war und von wo sie die heimliche Pforte zu dem Garten ihres Vaters erblicken mußte.

Aber wie sonderbar! Alles war hier anders geworden! Dort, wo früher die Mauer mit den herüberhängenden Baumwipfeln war, standen Häuser und Hütten in winkeligem Durcheinander, und als sie endlich den Muth fasste und einige Leute nach dem Garten fragte und die wunderliche alte Pforte beschrieb, die dahin geführt, mit den Löwen davor und den Drachencapitälen, da lachten ihr diese ins Gesicht und meinten, davon hätten sie nie etwas gehört und sie wäre wol von einem lustigen Vogel in den April geschickt worden.

Welpra versuchte nun, auf der andern Seite der Kirche dorthin zu gelangen, wohin sie ihre Sehnsucht trieb; aber siehe, hier war von einer Mauer gar nichts zu sehen, sondern es breitete sich das weite, fast unübersehbare Feld hier unmittelbar hinter der Kirche aus und von einem Garten war nirgends eine Spur zu finden.

Fast verzweifelnd eilte Welpra hierhin und dorthin, auf alle Seiten des Klosters, bis sie müde und weinend zur Erde sank — da faßte sie die Hand eines Geistlichen, der ihr, nachdem

der Bischof ihre Flucht erfahren hatte, nachgesucht worden war, drohte ihr mit den strengsten Strafen, nannte sie ein gottloses Kind, weil sie ihrem Heil entfliehe, und führte sie zu Frau Elsbeth zurück.

Hatte Welpra früher schon traurige Tage verlebt, so war jetzt ihr Dasein ein beklagenswerthes. Wochenlang kam sie nicht aus dem Hause und wenn es geschah, so war es nicht, um einmal hinaus in Feld und Flur und Wald zu streifen, sondern um in die Kirche bei den nahen Ursulinerinnen zu gehen — und an der dürren Hand der Frau Elsbeth.

Die einzige Erholung war ihr — aber sie kam selten — wenn Frau Elsbeth die Priorin des Klosters besuchte und sie mitnahm. Dann konnte sie sich innerhalb der Klosterräume bewegen, denn es war ja keine Gefahr, daß sie entschlüpfte.

Da sah sie denn manches Stündlein bei dem alten Pförtner Eckardt. Der war früher ein Jugendgespiele des Kaisers gewesen und hatte schier die ganze Welt gesehen.

So einfach und fast ärmlich es auch in seiner Stube aussah, so hatte er doch reiche Schätze aus einer bunten Jugendzeit und manches Edelgestein in einer Truhe, und er freute sich, Welpra dies alles zu zeigen.

Einmal offenbarte ihm Welpra, wie sie zu Frau Elsbeth gekommen wäre und wie sie vergeblich nach dem herrlichen Zaubergarten sich zurücksehne.

Da wurde der alte Eckardt ernst und still und schaute mit schmerzlich sinnendem Blick das liebliche Mädchen an, das nun bald schon den Kinderschuhen zu entwachsen begann, und sagte, indem er einen kostbaren Ring mit rothem Stein aus einem Kästchen nahm:

„Dieser Ring kann dich einst zu dem verlorenen Glück zurückführen, dir allen Frieden und alle Beseligung des Lebens geben, wenn du seiner Sprache glaubst! Alle Ruhe, alles Glück des Daseins wird dir aber auf immer zu nichte, wenn du nur einen Augenblick das Vertrauen zu ihm verlierst! Verhängnißvolle Gabe — und doch — gebe ich ihn dir nicht, so bist du allen Irrthümern des Alltagslebens preisgegeben und sinkst zum Gewöhnlichen herab wie die Menschen ohne Freud' und Leid, welche gleichgültig ihre Tage mit bald größerm, bald geringerm Behagen hinbringen. Ich gebe dir diesen Ring, er hat kostbaren Werth! Verbirg ihn vor aller Blicken, laß dich nie durch Gruseln verleiten, ihn zu zeigen, wenn andere ihre Schätze und ihren Schmuck rühmen — denn dann ist seine Macht, sein Zauber dahin! Wenn dir dies Leben in der fremden Welt manchmal unerträglich erscheinen wird — harre in Geduld aus! Es werden sich die Wege aufthun, die dein Sinn lebhaft als Rettungsmittel ergreifen wird, um diesem grauenvollen Leben zu entfliehen — Bevor du sie betrittst, frage den Ring — in stiller Nacht, und wenn er dunkel bleibt und nicht hellen Schein erglänzen läßt, so glaube und gehorche und harre aus in Geduld! Grün wenn dieser Schein erglänzt, dann folge freudig, denn du wirst dann glücklich sein und Glück um dich verbreiten!"

Damit steckte er den Ring wieder in das Kästlein und reichte es Welpra, die es in ihrem Kleide sorgfältig verbarg und dem Pförtner innig dankte.

Als nach etlichen Tagen Welpra wieder mit Frau Elsbeth das Kloster besuchte, läutete ihnen das Todtenglöcklein desselben entgegen, und als sie fragte, wer soeben verschieden sei, da hieß es: „Der alte Pförtner." Mit thränendem Blick schaute das Mädchen die edeln Züge des Alten an, der auf seinem Sorgenstuhl entschlafen war, die Augen nach der Abendsonne gewendet, die freundlich zu ihm durchs Fenster schien.

Welpra wuchs inzwischen zur anmuthigen Jungfrau heran; aber je mehr sich ihre Schönheit entfaltete, um so härter wurde ihr Loos. Die schwersten Arbeiten wurden ihr auferlegt, und wenn man auch nicht mehr ihre Flucht befürchtete — denn man hatte sie längst davon überzeugt, daß ihr Vater gestorben sei — so wurde sie doch meist zu Hause gehalten und es war ihr höchstens erlaubt, nach der nahen Kirche zur Frühmesse zu gehen.

Sie sollte nach dem Willen des Bischofs in ein Kloster treten und sich durch harte Arbeit und Entsagung aller Art zum schweren Dienste vorbereiten.

Wenn ihr manchmal die Kräfte sanken, so entblödete sich Frau Elsbeth nicht, nach dem Mädchen zu schlagen — immer unerträglicher wurde Welpra das Leben, aber sie harrte in Geduld aus, denn wenn sie abends sich zur Ruhe begab, ihr armselig graues Gewand ablegte und nach ihrem Ringe sah, blieb er dunkel.

Als sie einst mit ihren frühern Mitschülerinnen zusammentraf, die inzwischen schmucke Mädchen geworden waren und die ein günstigeres

…ns dunkle Leben zurückgeführt hatte, das …auch heiter gestalten, rüsteten sich viele …schmucke, zogen Ohrringe, Ketten und …n und flogen hoheitsvoll die arme Welpra, …enn nicht das Geringste besäße, sich zu …. Da zuckte es ihr in der Hand, den …Ring, der das Geschmeide dieser aller …ch übertraf, zu zeigen — sie erinnerte …noch rechtzeitig an das Wort des weisen …s und antwortete demüthig mit „Nein", …ie andern sie mitleidig lächelnd an·

…ie an einem glänzenden Wintermorgen …Kirche kam, begegnete ihr ein junger …n vollem Waffenschmuck, von herrlicher, …schöner Gestalt. Sein Blick nahm sich …nd und sehnsuchtsvoll in ihr Herz hinein, …erbebte. Sein Bild kam ihr nicht aus …t, sodaß sie nichts anderes mehr zu denken …. Der Ritter hatte erfahren, wer sie …wußte, daß sie ins Kloster treten sollte, …andern Tage wurde ihr heimlich ein …geschickt, in welchem er Welpra seine …tand und sie beschwor, ihm zu folgen, …verhaßten Kloster zu entgehen.

…ra jubelte laut auf und dennoch war …de nicht recht innig, und als sie abends …ein öffnete und den Ring anschaute, war …nkel wie immer und nicht der kleinste …l ging von ihm aus.

…war eine schwere Prüfung; Welpra über·…— und harrte aus in Geduld.

…wieder war der Frühling gekommen und …die Vögel mit denselben jungen Stim·…es erglänzten die Blumen und Blätter …den blühenden Farben und es wehten …vom Meere und von den fernen Inseln …den frischen Düfte herüber und es sang …chenderz dieselben alten lieben Lieder des …und wieder regte sich in Haus und …rdnende Hand und glättete und säuberte …Winters Staub und Qualm — nur …'s Herz wurde es schwerer und dunkler.

…ime, kleinige Schüler Benignus, der im …erlein ihr gegenüber wohnte, war in·…em stattlichen Jüngling herangewachsen, …ar so arm geblieben, wie er früher ge·…mußte sich und seine Mutter, welche, …r Haus abgebrannt, vom Lande hierein·…war, von seiner Schreiberei ernähren. …er schaute er heiter aus, denn er war …Mann und sein Mütterlein war frisch …und gesund und lag fleißig bei der Arbeit, wenn er schrieb.

Wenn dann der Abend herankam und die Stunde der Erholung, dann nahm Benignus die Zither zur Hand und sang Lieder so ergötzend und schön, denn er war ein Dichter — wenn auch nur ein armer Dich…

Aber eines Mor…erschien des Schreibers Mutter nicht am Fen… und der Jüngling sah so bleich und trüb und …rrig drein.

Nach ein paar Tagen war auch er vom Fen·ster, wo er sonst zu arbeiten pflegte, verschwunden.

Welpra, obwol um ihr eigenes Schicksal in Sorge, hatte doch noch Zeit, über das traurige Geschick der beiden Menschen, die sie liebgewonnen hatte, nachzudenken.

Eine ansteckende Seuche hatte viele Häuser der Stadt verödet und des Frühlings Glück und Sonnenschein hatte die unholden Schattengestalten, die unheimlich von Haus zu Haus schlichen, noch nicht zu vertreiben vermocht. „Wie — wenn die Armen hülflos beide daniederlägen?"

Als Welpra sich am Abend zur Ruhe legte und Gott flehentlich gebeten hatte, sie vor dem Eintritt ins Kloster, wo man der Lüge und allen Lüsten des verdammten Weines und Leibes und nicht dem Herrn diente, zu bewahren, kam plötz·lich der Gedanke über sie, zu entfliehen und den Schreiber und dessen Mutter zu verpflegen, viel·leicht vom Tode zu erretten.

Aber eingedenk der Mahnung des Pförtners und weil sie sich selbst sagte, daß ihr Plan mög·licherweise nur einer selbstsüchtigen Absicht ent·sprungen sein könne, öffnete sie das Kästlein und schaute nach dem Ringe.

Fast erschrocken wendete sie sich aber ab, denn ein heller glänzender Schein ging vom Ring aus, daß das Zimmer wie in Feuer stand. Mitten aber in der Strahlenglorie erblickte Welpra die Gestalt des Heilandes. Er wies auf die Speer·wunde in seiner Seite, trug ein Kästlein in der Hand, wie er zu Ostern, auferstehend aus Grab·besucht, dargestellt wird. Mit mildem Antlitz und schweigend winkte er Welpra und verschwand.

Welpra aber machte sich eilends auf, steckte das Kleinod an den Finger und floh aus dem Hause bei nächtlicher Weile, faßte mit kräftiger Hand den Drücker an der Thür des gegenüber·stehenden Hauses und eilte die hohen Treppen hinauf.

Endlich war sie unters Dach gekommen und ging auf eine Thür zu, aus deren Spalten ein

milder Lichtstrahl ihr entgegenschimmerte. Sie hatte sich nicht getäuscht. Es war des Schreibers Zimmer, matt von einer kleinen Lampe erhellt.

An dem Bett des schwerathmenden kranken Jünglings kniete die schmerzensreiche Mutter. Als Diete Welpra's ansichtig wurde, schrak sie wie vor einer Erscheinung zurück; bald aber faßte sie Zutrauen und innige Theilnahme erfüllte sie, als sie von derselben erfahren hatte, wie sie gekommen sei, den Kranken zu pflegen und zugleich einem widerwärtigen Geschick zu entfliehen; denn sie wußte längst, daß ihr Sohn die schöne Nachbarin im stillen liebte.

Es war so gewesen, wie Welpra vermuthet hatte; die gefährliche Seuche hatte zuerst die Mutter und dann auch den Sohn ergriffen. Als die kranke Mutter aber diesen hülflos liegen sah, war über sie eine überirdische Macht gekommen, daß sie aufstehen und den Sohn pflegen konnte.

Jetzt aber wartete mit treuer Sorglichkeit seiner und der noch nicht völlig genesenen Mutter Welpra's zarte Hand.

Als Benignus zum Bewußtsein kam und Welpra's Gestalt an seinem Lager erblickte, da leuchtete sein Auge zu neuem Leben auf und wie im Traum sprach er die Worte:

> Ich wollt' ein Sträußlein binden,
> Da kam sie dunkle Nacht;
> Kein Blümlein war zu finden,
> Somit hatt' ich sie gebracht!

Nach wenigen Tagen schon genas Benignus; kräftiger und jugendlich frischer, wie er vor der Krankheit gewesen, lebte er wieder auf.

Aus dem Hinterhause führte ein Steg zwischen kleinen Hausgärten unmittelbar nach der Stadtmauer und von da ins Freie. Den ersten Ausgang machte Benignus an Welpra's Hand dort hinaus, den kommenden Mai zu begrüßen.

Noch war Welpra trotz aller Nachforschungen des Bischofs verborgen geblieben.

Als die beiden auf dem menschenleeren Pfade nach der Stadtmauer hinschritten, erzählte Welpra dem Benignus ihre Lebensgeschichte und warum sie geflohen sei. Da erhob sich die Gestalt des Genesenden kräftiger und er rief, mit leuchtenden Augen und festem Sinn zum Himmel blickend, daß er sie schützen wolle und schirmen gegen eine ganze Welt! Dankbar hing Welpra an seiner Brust und sie gestanden sich die Liebe ihrer jungen Herzen.

In lieblichem Geplauder, in das die Blütenbäume ihre duftigen Lieder hineinwebten, erzählte eben Welpra, wie sie später niemals wieder eine geheimnißvolle Pforte gefunden habe, die zu dem Garten ihres Vaters geführt — da trat auf einmal Benignus, als sie in die Nähe der Klosterkirche gekommen waren, in jubelnder Freude aus:

„Sieh' da, sieh nur! Welpra — die Pforte! An meiner Hand sollst du das verlorene Glück wiederfinden, wiedererschauen!"

Wirklich — da war die Pforte! Noch wölbte sich der runde Bogen in seinen Gliederungen darüber, von kleinen gewundenen Säulen getragen; die Drachen an den Capitälen waren noch immer so fest ineinander verschlungen wie früher; noch bewachten die Pforte die beiden sitzenden Löwen so ernst wie vor zehn Jahren; vor der Pforte stand das hohe Gras, die goldenen Käfer umsummten es und in kühler Ruhe wiegte sich der wilde Rosenstrauch davor wie ehedem — und alles, die Drachen in den Capitälen und die Löwen und Stein und Gras und Rosenstrauch und die über die Mauer herüberragenden Baumeswipfel erzählten von alter, von vergangener Zeit und erfüllten die Seele mit ihren Bildern.

Doch siehe! Die Pforte war nicht verschlossen wie früher wol — weit, weit war sie geöffnet und mitten unter ihrem Bogen stand in ewigem Jugendschein die holde Frau, die Freundin von Welpra's Kindheit. Es war die Freundin von Welpra's Vater, die jubelnd ihnen entgegenrief und ihnen die schönen Arme entgegenbreitete, um sie wonnig zu umfangen.

Benignus aber faßte Welpra zum ersten mal, daß sie in seliger Lust aufathmete, und sagte zu ihr:

„Schau, das ist meine echte, wahre Mutter, die Freundin deines Vaters, deiner Wiege, die ewig junge Poesie!"

An ihrer Hand traten sie zur Pforte des Gartens ein. Da hatte sich freilich mancherlei verändert und dennoch war Welpra alles bekannt und heimisch und sie fand sich in allem zurecht.

An Stelle des altertümlichen, gothischen, thurmartigen Baues mit den ernsten Erkern und phantastischen Gebilden stand jetzt ein stattliches, säulengetragenes Haus mit offenen Hallen von lachender Heiterkeit griechischer Schöne. Kostbare Vasen mit blühenden Schlinggewächsen krönten das Dach und vor dem schattigen Eingang zum Hause standen dieselben herrlichen Marmorgestalten des Frühlings und der Jugend, die

…ipra ſo oft und Sommerd als Kind beſuchte …e, ohne ſie zu verſtehen.

…Jetzt waren ſie in die ſchöne Halle neben dem …ſe. Vor ihnen zunächſt der alte Brunnen …dem von vier ehernen Löwen getragenen …den ſein Waſſer im diamantnen Strahlen…del empor — aber, wie wunderbar! We…er nur ein enger, begrenzter Durchblick auf …Wieſe und den Weiher war, da breitete ſich …dem erſtaunten Auge Melpra's ein weiter, …dlicher Garten aus, der terraſſenförmig …abtel und an deſſen Fuß das weite blaue …r mit ſeinen Inſeln und Buchten ſich bis …fern ſchimmernden Horizont ausdehnte.

…Zu ihren Füßen lag ein dunkler, grüner …aenwald, aus deſſen Schatten die goldenen …pfe wie Flammen blitzten und die purpurnen …n Blüten ſchimmerten. Zwiſchen dieſer Fülle …n in ernſter Schönheit einzelne ſtolze Palmen …r und erzählten mit ihrem eigenthümlichen …chen vom Zauberland des Orients, und zwi…den den Bäumen allen, vom Fuß bis zum …el und von Zweig zu Zweig, ſchlang ſich in …grünenden Gewinden der Wein mit vollen, …ren Trauben.

…n all dieſe grüne, fruchtreiche, üppige Pracht …rahlte das blauende Meer heran.

…Melpra und Benignus ſchauten ſchwärmeriſch …f über dies Ruhebild, das ringsum in …Morgenandacht und in Gloriendunſt aus…ter lag, hin und horchten, wie des Meeres …ie in leiſem Plätſchern fortklang; — aber …ſo fern und ſo tief unter ihnen, daß nur …lend ſeine Brandung heraufſchallte. Seine …gung ſtörte die Ruhe der Landſchaft nicht. …ſchien deren Eindruck mit ſeinen leiſen, …nen Schwingungen nur noch zu erhöhen. …r dann und wann unterbrach ein einſamer …Die tiefe Stille ringsumher, und ſchwieg …nn ſchien die Erde und der Himmel nur …einer und heller zu erglänzen, als habe der …e Farben noch geläutert.

…Dieſer holder Zauberring — die Gegenwart — …ganz die beiden jungen Seelen.

…Da mahnte ſie die ſchöne Frau Portia, ihr …rn, und ſie wendeten ſich von dem großen …ſtariſchen Ruhe und Schönheit hinweg und …der hohen Führerin.

…Blumen und Beeten hin auf ſteilen Wegen …thaufunkelnden Wieſen ging's nun in …und Garten. Waren vorhin die beiden …n Zauber ſüdlicher Pracht gefangen, ſo …war es jetzt der deutſche Frühling, der ihnen die lieblichen Herzen erſchloß. Hier war alles Blühen und Leben.

In friſcher Luft ſchwankten die hellgrünen Zweige und darüber jubilirte der blaue Himmel; die kleinen Vögel ſangen ſich faſt die Seelen aus vor Luſt und Wonne, in goldenen Kugeln und Ringen ſprang das Sonnenlicht, durchs Grüne ſpielend, am Boden des dunkeln Waldes dahin, über den Gräſern und Halmen der ſonnig beſchienenen Wieſe wiegte ſich in ſummendem Flug das Leben der Käfer und der bunten Schmetterlinge. Allüberall, wohin das Auge blickte, war morgendliche Luſt und Friſche — über dem murmelnden, über Moos und Flechten und Geſtein dahineilenden Bach, über dem fernen Wald und den duftſchimmernden blauen Bergen.

Melpra fand keine Worte, alle ihre Gefühle, die Empfindungen ihres jungen, überſeligen Herzens auszuſprechen; ſie faßte alles, alles, was ſie bewegte, in das Eine Wort, das ſie mit von Thränen überwältigter Stimme rief: „Endlich! Endlich!“

Der Dichter aber ſang:

Die Welt war ſchöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden!
Es blüht das fernſte, tiefſte Thal —
Nun, armes Herze, vergiß der Qual,
Nun mag ſich alles, alles wenden!

Und ſo war es auch. Benignus und Melpra lebten fortan in glückſeliger Liebe beieinander, ihr ſchönes Heimathum verjüngerte ſich von Jahr zu Jahr, verſchönte ſich mit immer neuen Zaubern, iſt aber doch nur — der Garten ihrer Kindheit geblieben.

Die Garten in England.

Von **C. Kuhne**.

II.

Es befand ſich hier ferner der Kuhbaum, von Alexander von Humboldt Galactodendron utile genannt. Er iſt in Caracas zu Hauſe, wächſt auf hohen Bergen und soll eine Höhe von 200 Fuß erreichen. Von beſonderer Wichtigkeit für die Bewohner jener Gegend iſt die fettige, ſüße und wohlriechende Milch, welche er enthält und die ſowol genoſſen als auch, nachdem ſie durch Kochen verdickt iſt, zur Bereitung von Lichten und Gummi verwandt wird. Bei kleinen Kindern ſoll dieſer Saft gerade ſo wie die Milch einer Kuh gebraucht werden können, weder auch

der Name. Von vielen andern interessanten Gewächsen, die sich in denselben Treibhäusern befanden, will ich noch die Vanillenpflanze hervorheben, welche zu der durch ihre schönen Blüten ausgezeichnete Familie der Orchideen gehört. Es ist ein Klettergewächs, etwa wie unser Epheu, das seine fingerdicken, runden und saftigen Stengel bis in die Spitzen hoher Bäume hinaufführt, indem es von Zeit zu Zeit Wurzeln hervortreibt, welche in die Rinde hineindringen. Die Blumen sind grünlichweiß. Die schotenartigen Kapseln sind spannlang und geben die bekannte Vanille. Auch der Brotfruchtbaum befand sich hier. Er gehört zu den Gewächsen, deren Blüten in einer Art von Kolben dichtgedrängt nebeneinander stehen. Es gibt mehrere Arten dieses überaus nützlichen Gewächses, die sich namentlich durch ihre Früchte voneinander unterscheiden. So bringt z. B. Artocarpus pubescens kleine Früchte hervor, etwa von der Größe einer Kastanie. Er liefert ein vorzügliches Schiffsbauholz und seine Stämme werden zu langen Nachen ausgehöhlt. Sein Vaterland ist Ostindien. Dagegen trägt eine andere Species, Artocarpus integrifolia, Früchte von der Größe eines Kürbis und in jeder derselben befindet sich eine große Anzahl von kleinern Früchten, welche von einem sehr wohlschmeckenden Fleische eingehüllt sind. Außer diesem Fleische kann auch der in den kleinen Früchten sich befindende Kern, der den Geschmack einer Kastanie hat, genossen werden. Dieses Gewächs liefert den Bewohnern der Insel Ceylon während eines großen Theils des Jahres ihre Nahrung. Aus dem Holze verfertigen sie ihre Möbeln. Im Botanischen Garten in Kew war Artocarpus incisa, der australische Brotfruchtbaum, dessen Früchte, die etwa die Größe eines Kinderkopfes haben, vielen Einwohnern der australischen Inseln die Hauptnahrungsquelle sind.

Wir verlassen jetzt dieses Haus und begeben uns in ein benachbartes, bestimmt, wie der Katalog sagt, für gemischte tropische Pflanzen. Es besteht aus zwei Abtheilungen, von denen die eine von Orchideen besetzt ist, die andere von solchen, die nicht viel Feuchtigkeit vertragen. In dieser letztern bemerken wir die Guttaperchapflanze, welche zuerst im Jahre 1843 nach Europa gebracht wurde. Ihr Vaterland ist die Insel Borneo, auch Malabar und Jamaica. Guttapercha ist ein Milchsaft, welcher, nachdem man Einschnitte in den Baum gemacht hat, ausfließt und an der Luft trocknet. Es ist bekannt, daß dieser Stoff in den Gewerben und in der Technik eine sehr mannichfache Verwendung findet. Getrocknet, unterscheidet er sich vom Kautschuk besonders dadurch, daß die daraus verfertigten Gegenstände zwar biegsam, aber nur in einem geringen Grade elastisch sind. Bei 100 Grad Hitze kann sie teigartig werden und ist dann außerordentlich plastisch, sodaß sie in jede beliebige Form gebracht werden kann, welche sie nach dem Erkalten behält. Vulkanisirt, d. h. mit Schwefel verbunden, werden ihre brauchbaren Eigenschaften noch erhöht und sie dient dann zur Anfertigung der verschiedenartigsten Gegenstände, z. B. zum Ueberziehen von Telegraphendrähten, in neuester Zeit auch zur Anfertigung eines vorzüglichen Zahnkitts. Mit großem Interesse sah ich hier auch den Fieberrindenbaum (Cinchona calisaya), der uns ein vorzügliches Arzneimittel, die Chinarinde, liefert. Es sind Bäume, die theils weiße, theils rothe große Blumen tragen, die in rispenartigen Sträußern zusammenstehen. Die Chinarinde ist seit 200 Jahren als Arzneimittel im Gebrauch und zwar soll im Jahre 1638 die Gräfin Cinchon, Gemahlin des Vicekönigs von Peru, zuerst durch diese Rinde vom Fieber befreit worden sein. Ihr Gemahl soll die heilkräftige Wirkung der Rinde in Spanien bekannt gemacht und von ihm das Gewächs seinen Namen erhalten haben. Es möchte wol kaum eine Droguе geben, die durch ihre medicinische Wirkung, ihren hohen Preis sowie ihre verschiedenen Arten eine größere Aufmerksamkeit erregt hat als die Chinarinde, aber gewiß auch keine, die so viel wissenschaftliche Untersuchungen veranlaßt hat. Die Wichtigkeit der Pflanze mag es denn auch entschuldigen, wenn ich noch etwas länger bei derselben verweile. Die fernere Verbreitung geschah durch die Jesuiten, durch welche sie 1640 nach Rom kam, weshalb sie auch früher den Namen Pulvis jesuiticus führte. Uebrigens muß bemerkt werden, daß nicht eine einzige, sondern mehrere Species von Cinchona diese Rinde liefern, welche deshalb nicht immer von gleicher Güte ist. Die ersten genauen Nachrichten über diese wichtigen Pflanzen brachte der Mathematiker Condamine nach Europa, welcher im Jahre 1736 im Auftrage der französischen Regierung nach Peru reiste, um dort Messungen vorzunehmen. Spätere Forschungen rühren von dem Botaniker Jussieu her und in noch späterer Zeit schenkten Humboldt und Bonpland denselben eine besondere Aufmerksamkeit. Trotz dieser und anderer Untersuchungen

…richt über die Chinarinde noch immer nicht … gehörige Klarheit und während man dieſelbe … Zeit nach bloßen Aeußerlichkeiten, z. B. … der Farbe, den Bezugsorten u. dgl. ein… theilt hatte, hat man erſt in neuerer Zeit ſeine …ufmerkſamkeit auf mehr innere und weſentliche …erkmale gerichtet. Das Vaterland der China… …ume iſt Südamerika und es ſollen dieſelben …n den Sammlern ſchon aus der Ferne an …nem eigenthümlichen Schimmern der Blätter …kannt werden. Sie werden von den Samm… …rn an der Wurzel gefällt und ſodann die Rinde …geſchält. Die beſte Rinde heißt die Königs… …nde, Königschina. Da der Gebrauch und die …nwendung dieſes wichtigen Medicaments immer …hr zunimmt, die Sammler jedoch mit den …umen ſehr ſorglos verfahren, indem ſie ſie, …e bereits geſagt, umhauen, ohne an neue An… …anzungen zu denken, ſo ſtand mit Recht zu be…chten, es möchte dieſes koſtbare Heilmittel end… …h ganz verloren gehen. Dieſe Beſorgniß war …erlich nicht unbegründet. Es ſind deshalb von …n Engländern und den Franzoſen vielfache …rſuche gemacht, den Chinarindenbaum auch in …dere Länder zu verpflanzen; jedoch dieſe Ver…che ſind durchaus nicht von den gehörigen Er…gen begleitet geweſen. Es verlangt nämlich …eſer Baum zu ſeinem Gedeihen mannichfache …dingungen: eine eigenthümliche Beſchaffenheit …s Bodens; eine gemäßigte Temperatur, die …ch entfernt iſt von allen Extremen in Hitze …d Kälte; einen geringen Luftdruck, weshalb …ch die Bäume beſonders in höher gelegenen …genden gedeihen. Alle dieſe Eigenthümlich…en waren bei einer Verpflanzung des Chinaums ins Auge zu faſſen, ſowie nicht weniger …n Feuchtigkeitsgrad der Luft und zuletzt noch …n Umſtand, daß es ein Waldbaum iſt; daß er …mnach nicht iſolirt ſtehen darf, den unmittel…aren Einflüſſen des Klimas, von Wind und …onne nicht exponirt werden darf. Allen ſoeben …ausgeſprochenen Bedingungen genügt die Inſel …va. Die holländiſche Regierung hatte deshalb …on vor länger als zehn Jahren den Entſchluß …aßt, die Ueberſiedelung des Fieberrindenbaums …n Südamerika nach Java aufs ernſtlichſte in …riff zu nehmen. Demnach wurden unter …ancherlei Schwierigkeiten Pflanzen und Samen …n Amerika nach Holland und von da nach …va gebracht, von denen die erſtern freilich die …ſe nicht ertrugen, die letztern jedoch wirklich …r Entwickelung gelangten und gleichſam die Grundlage bildeten für die zu gründende Colonie. Es wurde zu weit führen, das Unternehmen weiter zu verfolgen und es mag genügen, hinzuzufügen, daß die Anpflanzungen auf Java ſo vollſtändig gediehen, daß man ſchon ſeit einigen Jahren auswärtiger Unterſtützungen nicht mehr bedarf, ſondern auf Java vollſtändig für die weitere Verbreitung durch Gewinnung des nöthigen Samens geſorgt iſt. Die Anzahl der Bäume ſoll ſich bereits auf gegen [illegible] belaufen. Wird nun hierdurch die Hoffnung erweckt, daß der Chinabaum auf Java wol nicht mehr untergehen werde, ſo darf man ferner auch hoffen, daß der Preis allmählich herunterzugehen werde. Es mag in dieſer Sache hier noch eine Bemerkung Platz finden. Derjenige Theil von Amerika, wo die Chinabäume ganz beſonders gut gedeihen, iſt Ecuador, ein Land von [illegible] Quadratmeilen und [illegible] Einwohnern, alſo von ſehr geringer Bevölkerung. Es ſollen ſogar große Länderſtrecken noch gänzlich unbewohnt ſein. Es hat ſich nun eine Geſellſchaft in England gebildet, meiſt aus Deutſchen beſtehend, welche das Land zu coloniſiren beabſichtigt und zwar vorzugsweiſe durch Deutſche. Bei meiner Anweſenheit in London hatte ich Gelegenheit, mehrere Mitglieder dieſer Geſellſchaft, namentlich auch den Director derſelben, perſönlich kennen zu lernen. Ich hatte bereits früher in öffentlichen Blättern von dieſem Unternehmen gelesen und benutzte daher gern dieſe Gelegenheit, um nähere Erkundigungen darüber einzuziehen. So erfuhr ich denn, daß die Geſellſchaft ein Schiff gekauft und mit demſelben 25 Perſonen abgeſandt habe, um den erſten Grund zu der Colonie zu legen. Ganz vor kurzem brachten öffentliche Blätter die Nachricht, daß das Schiff mit ſeiner Bemannung glücklich den Ort ſeiner Beſtimmung erreicht habe. Ob nun dies Unternehmen von glücklichen Erfolgen begleitet ſein werde, kann niemand wiſſen; ſollte es jedoch einen guten Fortgang haben, ſollten deutſche fleißige Colonien dort feſten Fuß faſſen, dann darf man wol erwarten, daß auch den dortigen Producten größere Aufmerkſamkeit und Schonung werde zu Theil werden.

Eine höchſt intereſſante Pflanze war für mich noch Mammea americana, engliſch Mammea apple, weil ihre Frucht eine ähnliche Anwendung findet wie unſer Apfel. Dieſes Gewächs iſt ein Baum, in Weſtindien zu Hauſe, welcher eine Höhe von 60 Fuß erreichen kann und oft ſo dick wird wie ein Eichbaum. Er trägt weiße, wohlriechende Blüten

Seine Früchte gehören zu den Steinfrüchten. Sie ist 1—2 Faust dick. Ihre äußere Haut läßt sich abziehen; dasselbe kann mit der darunter befindlichen grünen Haut geschehen. Während diese Häute ungenießbar und bitter sind, ist das zwischen denselben und dem Steine befindliche Fleisch von angenehmem gewürzhaften Geschmack und wird mit Wein und Zucker zum Nachtisch verzehrt. Die Früchte finden sich deshalb auf allen Märkten feilgeboten. Durch Destillation der Blüte mit Weingeist erhält man ein in Westindien sehr beliebtes Getränk. Von besonderer Wichtigkeit ist noch ein aus der Rinde hervorschwitzendes Gummi, welches zur Tödtung des Sandflohs (Pulex penetrans), mit dessen Erfolg verwandt wird. Dieser Sandfloh, welcher sich unter die Zehen hineinfrißt, ist für die Bewohner des heißen Amerika, namentlich für die Sklaven, eine furchtbare Plage und es wird behauptet, daß, wenn der Sandfloh springen könnte wie unser europäischer Floh, das ganze heiße Amerika durch ihn unbewohnbar werden würde. Hat man nämlich versäumt, den Floh, gleich nachdem er sich unter die Zehennägel ins Fleisch hineingefressen hat, vorsichtig wieder herauszuziehen, was solchen Personen leicht passirt, die die Eigenthümlichkeit des Landes noch nicht kennen, so macht sich das Thier eine Art von Beutel, worein es sich einschließt und seine Eier legt. Jetzt ist es die höchste Zeit, dem weitern Fortschreiten entgegenzutreten, was dadurch geschieht, daß man diesen Beutel mit großer Vorsicht herauszieht, ohne ihn zu zerreißen. Wird dies versäumt und die Jungen kriechen aus, so dringen diese tiefer ins Fleisch hinein, machen neue Beutel, der Brand tritt hinzu und der Fuß muß abgenommen werden. Gegen dieses gefährliche Ungeziefer wird, wie bereits gesagt, das Gummi verwandt, welches aus der Rinde von Mammea americana herausschwitzt, obgleich auch andere ätzende Stoffe mit gutem Erfolg dagegen gebraucht werden können. Auch eine Palme befand sich hier, Borassus flabelliformis, die Fächer- oder Weinpalme. Es ist ein äußerst nützliches Gewächs, das gewissermaßen die Kokospalme ersetzt; denn beide schließen sich aus, wo die eine wächst, fehlt die andere. Ihr Vaterland sind Ceylon, Java und andere Inseln im Indischen und Stillen Meere. Ferner bemerkte ich hier verschiedene Pfefferpflanzen und zwar zuerst Piper nigrum, den gemeinen Pfeffer. Es ist ein strauchartiges, klimmendes Gewächs mit knotigegliedertem Stengel, das, etwa wie unser Hopfen, an Stangen gezogen wird. Seine Blüten stehen in dichten Aehren. Die Früchte sind beerenartig rund, von der Größe einer Erbse und je nach dem Grade der Reife von verschiedener Farbe, nämlich die unreifen grün, die halbreifen roth, die vollkommen gereiften rothbraun oder schwarzblau. Man nimmt die halbreifen ab und trocknet sie schnell, wodurch sie runzelig und schwarz werden. Dies ist der schwarze Pfeffer. Wenn man weißen Pfeffer haben will, so muß man die reifen Früchte von der äußern Haut befreien. Der Cubebenpfeffer, wie der zuerstgenannte in Ostindien zu Hause, hat dagegen langstengliche Früchte und unterscheidet sich auch durch die Blätter.

Ein anderes Treibhaus führt den Namen „Das Aroideenhaus", weil es von dieser Pflanzenfamilie besetzt ist, die sich durch die Eigenthümlichkeit auszeichnet, daß Theile der Pflanze eßbar sind, während gleichzeitig darin ein giftiger Saft enthalten ist, dessen Wirkung durch Kochen aufgehoben wird. Die hierher gehörigen Pflanzen sind schon durch ihre äußere Erscheinung merkwürdig. In Deutschland haben wir auch eine in diese Familie gehörige Pflanze, Arum maculatum, die sich in feuchten Wäldern findet. Sie ist etwa 1 Fuß hoch, hat spießförmige Blätter und einen kolbenförmigen Blütenstand, der theils männliche, theils weibliche Blüten trägt. Dieser Blütenkolben ist von einem Hüllblatte eingeschlossen. Die Früchte sind erbsengroß und roth und gelangen im Monat August zur Reife, während die Blütezeit in den April und Mai fällt. Die ganze Pflanze schmeckt beißend. Die knollige, äußerlich schwarze Wurzel ist blasenziehend, gibt aber, getrocknet, ein eßbares Mehl. Die eben beschriebene Pflanze ist sozusagen der Grundtypus der mannichfachen Arum-species fremder Länder, die für die Bewohner theilweise eine große Wichtigkeit haben. Es befand sich z. B. in diesem Gewächshause Arum colocasia mit sehr großen, langgestielten Blättern, die ursprünglich in Vorderasien und Aegypten zu Hause ist, jedoch auch nach Ostindien und Amerika übersiedelt ist. Man baut sie in sehr großer Menge an, ganze Felder sind damit bedeckt, und in der That, diese Pflanze verdient es, denn sie liefert den Bewohnern eine gute und überaus reichliche Nahrung. Die Pflege ist nämlich so dankbar und einträglich, daß ein kleines damit bepflanztes Ackerfeld den Bedarf für eine Familie liefert. Deshalb wird sie auch in großer Anzahl gebaut und man sieht ganze

[illegible] kennt jedoch. Das Gedeihen dieser [illegible] wird es in England gepflegt; leider findet man es in dem [illegible] verschwindet. Wie es in dieser Hinsicht mit dem in Deutschland [illegible] steht, vermag ich nicht anzugeben. Eine englische Zeitschrift erzählt, daß von 30 Proben Arrowroot, welche in verschiedenen Läden Londons gekauft waren, 22 sich als verfälscht ergaben und daß darunter 6 sich befanden, die gar nichts von diesem Mehle enthielten, obgleich sie den pomphaften Titel führten „frei von Verfälschung". Leider hat die Verfälschung der Lebensmittel in neuerer Zeit in sehr verbreiteter Weise zugenommen, selbst auch in Deutschland, ganz besonders stark wird sie jedoch in London betrieben und ich höre überall die Klage, daß man fast kein Nahrungsmittel, namentlich aber auch kein Mehl mehr rein und unverfälscht erhalte. Die Kultur der Pfeilwurzpflanze wird besonders auf den Westindischen Inseln sehr stark betrieben und es soll z. B. die Insel St. Vincent in einem einzigen Jahre nahe an eine Million Pfund exportirt haben. Frisch ist die Wurzel sehr scharf und ätzend, die Haut wie ein Senfpflaster. Auch Ostindien liefert Arrowroot, jedoch von einer andern Pflanze, Curcuma, welche sich in Kew nicht befand.

Anregungen.

Ein Professor auf Reisen.

1.

Der Hörsaal ist geschlossen, die Ferien beginnen. Reiseurlaub ist vom Ministerium bewilligt. — ‚Hinaus ins volle Leben!' Die Brust im reinen Aether gebadet, die Geisteskraft erfrischt auch im Wechsel der Begebenheit!'

Reisen ist erweitert Leben,
Völkerstimmen in der Ferne;
Andrer Schmerzen unsern Himmele
Durch die schönsten Gegenstände
Leben heißt: das Herz erwärmen
Durch der Schönheit Sonnenstrahlen
Auf der Seele Silberplatte
Mit dem Licht der Wahrheit malen.

„Auf der Seele Silberplatte" — Noch ist der Professor nicht ganz ausgezogen. Er lehrt Physik & Chemie. Er wird vielleicht bei der Naturforscherversammlung in Kiel über Ohm und Brom lesen, die neuesten Entdeckungen für die Vervollkommnung der Kunst Daguerre's mittheilen oder einen neuen galvanischen Prozeß analysiren, durch den der Erde ein edles Metall abgewonnen wird oder wol gar an den Strahlen der Sonne die Elemente erkannt werden, aus welchen der Sitz unsers Centralfeuers zusammengesetzt ist. Doch bald nimmt ihn die kühle Meeresluft auf — der Ozean zeigt die Reisefee —

Badeleben! Götterleben,
Das der Mensch im Wasser führt!
Sonne trocknet [illegible]
Die das Salz in ihm gebiert.
Herz und Magen stehn wie neu
Der galvanischen Batterie;
Von dem Scheitel bis zur Sohle
Strömet ein Contrast dich frisch.
Durch den Gliederorganismus
Von der Füße Spitz empfing
Ist der Seele Gleichgewichtsmaß.
Der den Menschen stellen sorgt
Unsichtbar, der an Gletscher
Nordwärts Mauern hat!
Der die ganze Erdenrunde
Kreuzig hängt vom Pol!
Der vom höchsten Firmamente
Zeichnet sich [illegible]
Und in Tiefen — Kugelsphäre
Planung [illegible]

Ueber die Weichthiere, Schalthiere, Muscheln hielt vielleicht in Kiel ein Zoolog eine Vorlesung, in welcher Karl Vogt's Atheismus noch bis in die Regionen der Crustaceen und Schwämme nachgewiesen wurde. Unserm Professor aber ist nicht im mindesten supernaturalistisch zu Muthe, aber übernaturalistisch, den

der Liebe — und doch — Horch, Sporenklirren, die Stufen herunter, es iſt, es ſind (wankt allmählig an die Thür, blickt geſpenſtiſch erregt etwas von der Seite hinaus und prallt mit furchtbarer Erſchütterung zurück) Barmherzigkeit des Himmels, es ſind die Schweden.

Vierte Scene.

Oberſt Horn beſetzt mit einigen ſchwediſchen Soldaten drinnen und draußen den Eingang. Die hintern Soldaten tragen Fackeln, von beiden Seiten öffnen ſich die Reihen. Pfingſten erſcheint unter der Thür und tritt hinten grell aus dem rothen Schein heraus. Ganz im Hintergrunde verborgen Alfred von Schlippenbach.

Pfingſten (hinten mit grell erhobener Stimme).

Im Namen der ewigen Freundſchaft zwiſchen Schweden und Sachſen, der dreizehnte Artikel des Altranſtädter Friedens iſt hiemit treu und wie es heiligen Verträgen ziemt, ohne Vorbehalt vollzogen! (verſchwindet hinter den fackeltragenden Soldaten, die ihn bedecken.)

Horn.

Herr von Patkul, auf den beſondern Wunſch des Geheimen Staats-Referendair Pfingſten kommen wir zwei Tage früher, als der anberaumte Termin. Im Namen

[illegible] Gelehrten gewandt. Der Dichter richtet es eine Ode auf die Lorelei

Wunderjungfrau, Wunderblume,
Die hervorsteigt aus Meer und Strom,
Auch geschmückt mit Schmuck der Sonne,
Auch geschmückt mit Perlenschaum,
Deiner Schönheit Wunderfülle
Klang aus jedem Arm sich los,
Und noch heute steht als Hülle
Deinem Blumen rund Felsen.
Hingezaubert in der Schale
Sieht der milden Hand der Herrn
Weit zu einem Sternensaale,
Voll in euch die Kluft der Ferne

Alle Perlen der Meere,
Hat noch mehr als Perle,
Alle Farben der Gestirne
Hatte in stiller Harmonie
In der Kluft engem Hause
Getragt aus dem Paradies,
Jubelgruß vom Sternenmeere,
Den kein Sänger würdig pries;
Brennpunkt aller Gestralte,
Augenblick, wenn das Herz gerinnt,
Lächeln der Unendlichkeit,
Menschenkummer, Götterlust!
Auf den Meeres Grund gesunken,
Ob sich liebend alles sich
Venus Aphrodite bringet
Hat der Gottin Auge sich
Ihre Thräne hier entwendet,
Die sich nun als Perle zeigt —
Doch die Kluft drob erblindet
Hat zur Menschenbrust wird
Hier sich, Wunderfindlein, fühlet
Eher nun, mit andrem Wort
Meine frische Kluften sind,
Den recht innre Schönheit lehrt,
Dem erwachen neue Triebe
In der sternumgrellten Brust,
Der in seiner Schöpfungsfülle
Uns der Thatkraft sich bewußt

Kußerstrahlend! Hehre Ahnung
Eines unbeschränkten Genusses,
Wo das Herz stets neu Nahrung
Und es gut und fromm sein muß
Kußerstrahlend! Stolz der Sterne,
Wie gefunden vom Verein
Einsam nun Gottes auf Reisen
Hier sagt ein kurz Verzeih
Kindlich Kindern, dich nur wenig
Hat gekannt und selbst,
(Kleines Capitolium, was verirrt sich
Ich, mal allzu angeirrt
In des Magens dunkle Enge!)
Denk nun Kindchen Dunkle stand
Hier ein chemische Erfindungsringe
Was mit Wonne sich verband,
Dies dem Mittags-Appetite
Nahte von seiner Stirne raubt
Und was Gottin Appetite
Seinem Sterblichen erlaubt

Unser Naturforscher reißt sich im rechten Augenblick von Hamburgs strengem Charakter los und durchfliegt auf Dampfrossen die deutsche Nordebene, stillgedenkend seiner Verletzungen über die Chemie des Lorelei und die national-psychologischen Probleme, welche sein College Bernhard von Cotta durch die Gebirgen zwischen Elbe, Weser und Rhein zu [illegible] versucht. Wo liegt Köln —

Wo am Jülichsweg die Gruben
Tiefen schwarzen Wassers quellen —
Wo noch Peter Bolsens Leben
Durch Maria Wehrhof,
Wo ein Turm gen Himmel strebte,
Der noch heut — nicht fertig ist

Er genießt, was Köln gewährt, forscht in Rheinweinblumen von Rolandseck bis nach Mainz hinunter, unbekümmert um die Warnungen vor der Lorelei um die babylonische Verwirrung auf dem Dampfboot, um die großen Hotels, deren haarsträubende Rechnungen er vermeidet —

Rheinwein-blume! Wunderholde
Aus am kahlen Bergesrande,
Angestrahlt vom Sonnenstrahle
Jungfräulicher Schöpfungsgedicht!
Kindlich durchdrückt zum Lichtesräumen,
Hingehaucht in Purpurlust,
Voll umrauscht von Vielleinblumen,
Arisch umweht von Waldesduft!
Rheinweinblume! Rätselhafte
Aus am dunkler Kellernacht,
Still erzeugt im Traubensafte
Durch der Gärung dem'sche Macht!
Aller Lage und Hügeln,
Aller Tiefen des Rheins
Geist du rist für Kinder Gluten,
Blumenfeuigin des Weins!
Aus dem grauen Thränenglase
Steigst du kühn himmelwärts,
Dringst durch Saumen und durch Nase
Jedem Trinker in das Herz,
Machst sein Auge hoffnungshelle,
Netzepraterlust seinen Mund —
Und so schwärst er Mich' auf Welle
Aus der Jugendzeiten Grund,
Bis er in der Weimar Klassen
Singend, trinkend anverwandt,
So muß jeder Jüngling blasen,
Wenn die Lorelei ihm winkt! —

Aber der Jüngling mit schon grauem Haar [illegible] reißt sich auch hier aus den Sternenarmen, heftet sich auf die Worte seines akademischen Lehrers und sucht den so nothwendigen geistigen Nimbus wieder herzustellen

Um den Geist zu überlisten
Und den Kunstgeschmack zu hüten,
Reisen wir daher nach München,
Trangen in die Gemäldesäle
Mit gut neuen Binokeln,
Objekte und dergleichen Theken
Zusammenraffen aus der Poesie
Und belehrenden Apothesen,
Die gemüthlich alle liegen
Auf dem weiten Ackerfeld,
Die ich Kopf an Kopfe schmiegen
(Kohlkopf nämlich, wohlbemerkt);
Schließlich aus der Hippokrene
Trinkt reichlich aus der klassischen Zeit,
Eilen dampf die drei schon Jahre
An der Universalschlacht
Jener mittelalterlichen
Kapellan und gelehrten
Universitäten, schauerlichen,
Ausgetrockneten Kunstmanier,

Lichter und zu wundem Leichem
Der hat Jephtah Herz gebeut,
Jungfräulichkeit zu opfern.
Tod Gram ist mehr als Ehr,
Kühn rannt' der Heldengeist'ren
Gottlosem Gelüsten
Für sein Land entgegen.
Ungerührt am Hafte scheret
Hahn sie seiner Zottenhülle
Mit zwei scharfen Kelchen ein.
Wimpern fasst ohne Hülle
Nach der Priesterin hin
Zur Barbarie mit den Augen
Klingen sie — wie Wut — zu Kopf,
Nahmen sie verschnaubt von Blumen
Die Morgenkühl beim Schopf,
Trocken Haut und ohne Kummer
Unter tödlicher Musik —
Ach, wie ist das Leben eh!
Lebe wenig und Kreuz!

(Die zweite Hälfte in nächster Nummer.)

Dramatische Literatur.

IV.

Den ersten flammenden Blitz eines poetischen Talentes, das sich in der Ausdehnung seiner Kräfte noch nicht gemessen hat und sich namentlich zur Gestaltung der Natur, im Vergleich mit so vielem Mittelgut, das der Tag bringt, für seine Begabung zu Leichtes denkt, drückt das Drama „Saul“ von J. G. Fischer (Stuttgart, Cotta, 1862) aus. Doch ist, wie wir erfahren, der als ausgezeichneter Lyriker bekannte Verfasser nach einer stuttgarter Aufführung und dem Urtheil unparteiischer Kritik zu der Erkenntniß gekommen, daß seine Arbeit noch manche bedeutende Verbesserung zuläßt.

Die dämonische Gestalt des Saul hat schon manchen gereizt und Samuel vollends scheint Saul gegenüber der altfränkisch-prototype eines Vorst Hildebrand. Dazu dann David's jugendliche Herzensgestalt mit dem ganzen Duft der Verheißung, der auf ihr ruht, die Hingebung der Kinder des düstern, niederfallenden Saul für den von den Priestern zu Sauls Nachfolger erzogenen Sohn Isai's, den ebenso tapfern schwärmerischen wie begeisterten Sänger zur Harfe, Isai's rauhe Kriegertugend und eine tolle an den Hagen zu Nibelungen erinnernde Vasallentreue, die Herz von Isai, die wiederum in die Sphäre Michal's führt — alles das kann einen Dichter, der den höchsten Zielen der Poesie nachringt, mächtig anregen, noch hat bisher niemand diesen Stoff bewältigt, so auch Fischer ist über das Thema an sich nicht hinausgekommen. Denn nicht darum handelt es sich, die Legende der Bibel, wenn auch mit noch so treuer Nachbildung, mit noch so gewählter, edler Diction in dramatischer Scenenfolge zurückzugeben, diese dann mit den Errungenschaften der modernen Scenerie, der schauspielerischen Kräfte, des Theaterchors und der Musik auszustatten und schließlich auf den jahrtausendelang fortgeführten Kampf zwischen weltlicher und Priesterregierung loszulassen, heißt für unsere ganz neue Zeit tendenziös mit dem Zaunpfahl zu winken, ändern die Bühne und das Gesetz des Dramas verlangen eine Uebertragung, eine Arbeit, die sich nicht einzig auf diesem Material aufbaut, auf das Verlassen und gegebenen Boden zu erweiternder Handlung. Diese hebt und hebt an solchem Stoffe, daß selbst die von der Bibel schon gegebenen dramatischen Scenen, z. B. das Abschneiden des Zipfels von Saul's Mantel und andere, nur erzählt nicht wirklich dargestellt werden. Das ganze Werk ist ein episches und kann durch die stete Wiederholung eines und desselben Motivs, Kampf zwischen Thron und Kirche, im Hörer nur eine Abspannung zurückgelassen haben, der auch die Aenderung einzelner Stellen nicht ganz verhungen dürfte.

Anerkennenswerth bleibt vorzugsweise der biblische Ton des Ganzen und eine gewisse weihevoll erhöhte Stimmung, die durch die ganze Dichtung geht und besonders da hervorbricht, wo sich die Kraft des Verses geltend machen durfte. Schöne Redeblumen, wie S. 126 das Bild vom rollenden Stein, würde der Dichter noch öfters haben anbringen können, wäre die Handlung vereinfachter gewesen und der Entwickelung der Charaktere und Situationen mehr Raum gegeben. Selbst der bedeutendste Genius kann auf der Bühne nur dann für sich gelingen, so lange er an einem Stoff arbeitet, dessen Inhalt concentrirt ist. Ein nur aus Einzelheiten zusammengetragener Stoff raubt ihm die volle Herrschaft über sich selbst und drängt ihn mit Gewalt und wider Willen dazu, sie gar — unbedeutend zu werden.

Oder man müßte denn eine Manier haben wie Apollonius von Maltitz in seinem Trauerspiel „Spartacus“ (Weimar, Kühn, 1861), die Manier — das Gleichgültigste seiner Aufgabe. Auch hier ist der interessante, durch die edle Absicht, den Geist, das Glück, die Rettung des großen Sklavenaufstands, der so lange den Römern widerstand und zuletzt unterliegen mußte, hochtragische Stoff weder der wirklichen Bühne noch, wie man zu sagen pflegt, dem Buchdrama gewonnen worden — man kann einen Stoff nicht weiter aus der Sphäre des Bühnenbegriffs hinausrücken als hier geschehen — aber der Dichter ist mit der ihm eigenen Kraft eines witzig gebildeten Kopfes, der seinen Personen und ihren Worten immer zu gegen gefühlen. Die Manier einer Verirrung der Romantik, wie man Apollonius von Maltitz nennen möchte, ist die des — Heimbegreifens; mit gezeigtem Ohr horcht er den Seltsamkeiten zu, Natur, Leben, Geschichte, Wissenschaft, Kunst einem feingebildeten ästhetischen Kenner auf Tritt und Schritt parirten, und sucht sie in leichtgefügten Versen zu irgendeiner Wirkung zu bringen, bald zu einer ernsten, oft weitschweifig, meist in Sonettenform, bald zu einer ironischen, die vom zuweilen völlig unsichtbaren epigrammatischen Stachel bis zu einem manchmal sogar offen herausgelegten Gemeinen variirt. Durch die gleiche Virtuosität bewirkte Shakespeare seinen Dialog, nur daß Shakespeare zugleich Dramatiker war, welche Eigenschaft unserm gelehrten Gelehrter in jeder Wendung fehlt.

Der Tausch des mit Perlmutter überzogenen Tornisters ist durchaus gestattet erregt die Handlung selbst, aber nicht die unterhaltende Unterhaltung über sie. Der Tschen, gleich Gott im — [illegible] wie im Epigramm, läßt seine Personen sich entweder durchgängig in einer an die besten Muster erinnernden und dem Dramatiker unerläßlichen Magnitionenz ergehen oder — sich einander ironisiren. Zur vollen Kraft der That, sei's in Liebe oder Haß, kommt es nicht. Dazu ist die Grundnatur des Autors zu kühl, sein Wille nicht mächtig exaltirt und exaltirend genug, ein Gleichniß, ein Gedanke kann ihn mitten im Anlaß zu einer That stutzig machen — das „Schreibtafel der" des Hamlet.

Die ersten Anfänge der Erhebung des Spartacus boten Gelegenheit zu einer außerordentlich schönen Schilderung. Im Tod der Gattin des gefangenen Aechters erhebt sich das Epigramm zum lyrischen Gedicht. Die durchgängige Haltung des Helden ist edel und manche seiner Redewendungen könnten Cortelan und Julius Cäsar angehören. Am Schluß wird die bekannte Thatsache, daß Pompejus nur deshalb der Straße hieß, weil er überall die halb schon abgemachten Schwierigkeiten zu gutem Ende brachte (neuere Geschichtschreibung hat ihm wiedergegeben, was ihm das Alterthum gab), ohne Aufhören abgehetzt, ja sogar das Stück schließt noch mit einem letzten ironischen Verse, den man ohne Zweifel so betonen soll:

Pompejus
(Gebietend: Meldet
Den Vätern und dem Staatsvertrete an den Rubicon sogleich)
Dem Crassus meinen Sieg!

Schalkerei noch an der Leiche des Helden! Wir wiederholen, die Einzelheiten des Dramas können einem durch gute ästhetische Kost verwöhnten Leser großen Genuß gewähren, doch das poetische Seitenstück zur schönen Statue im Hof des Louvre ist noch nicht gewonnen.

Unterhaltungsliteratur.

XVII.

Gotthardt Alfred Luther behandelt in einer Erzählung aus dem „jetzigen" Volksleben, betitelt „Die ewig Proscribirten" (zwei Bände, Jena, Hochhausen, 1861), das wichtige Thema der Judenfrage und sucht aus seiner ungemein minutiösen Schilderung verschiedener jüdischer Charaktere und Verhältnisse sowie der aus ihnen resultirenden Situationen den Beweis zu führen, daß nur durch eine vollständige Emancipation und gänzliche Gleichstellung der Juden mit den Christen der moralischen Verkommenheit Israels entgegenzuarbeiten sei; denn die letztere wurzele allein in der staatsrechtlichen Bedrückung und Beschränkung der Juden. Die Ursache der thatsächlich erwiesenen, landläufigen jüdischen Verwerflichkeit sei das in ihnen seit so vielen Jahrhunderten angehäufte Rachegefühl und ihr seit ihrem Auftreten als Nation seit und seit bestehender Verachtung auf den „Schacher", respective den Betrug, als das [illegible] Nahrungsmittel, welches ihnen [illegible] jeder anderen Erwerb bis auch nicht vor so langer Zeit verschlossen geblieben sei u. s. w.

Wir kennen zwar nicht das „Kurfürstenthum", zu welchem der „am nordwestlichen Rande des Thüringer Waldes, südlich vom Rosberge, westlich von der Kilianskuppe" gelegene und von der „Fulde" bespülte „Marktflecken Niedergerode, mit 1500 Einwohnern, unter ihnen etwa 200 Juden", gehört — wir müssen jedoch bezweifeln, daß es „jetzt" überhaupt in Deutschland noch so schlimm mit der Emancipation und dem Charakter der Juden aussieht, wie hier geschildert ist. Auch ein solcher Judenhof von seiten einer christlichen Gemeinde wie der niedergerodes, der mit seinen „Judenliesern" und Juden sagen noch an die Zeit des Mittelalters erinnert, scheint uns seit dem Jahre 1848 nur noch als ein exceptioneller und durch ganz besondere Umstände hervorgerufener betrachtet werden zu können, wie hier durch das empörende, über alle maßen wucherische und betrügerische, ja blutsaugerisch geschilderte Gebaren der beiden Moses und Lazarus Baruch. Diese Handelsjuden, Vater und Sohn, sind vom Verfasser möglichst auf die äußerste Spitze getriebene Extreme. Nicht blos sind sie, in häßlichster Schilderung, äußerlich „Stinker" und „Schmierfinken", die in den Gasthöfen aus ihrem Zwerchsack ein mitgebrachtes „unsinnig großes" Stück Brot mit „schon keimenden Zwiebeln" als Mittagsmahl hervorlangen und dazu heimlich des Gastwirths Senftöpfe ausklöffeln, obschon sie über ein halbes Hunderttausend und mehr verfügen können, sondern sie sind auch moralische „Unthiere" und „Scheusale", die sich bald von einem leichtsinnigen Junker auf ein Darlehen von 500 Gulden einen Schuldschein von 1000 Gulden verschreiben lassen, bald den bedrängten Webern des Orts einen Arbeitslohn von einem Kreuzer für drei Ellen bieten, bald den Armen die Frucht auf dem Halm im Frühjahr für ein Spottgeld ab- und im Herbst für den dreißigfachen Betrag wieder verkaufen, ja selbst einander gegenseitig, der Vater den Sohn und der Sohn den Vater, nach Herzenslust „beschmusen" und dergleichen mehr.

Der Leser ersieht aus diesen Andeutungen, daß er von der Lektüre dieses Buches keineswegs angenehme Eindrücke zu erwarten hat. Der Verfasser ist ein übertriebener Realist, der jede Kunstverklärung verschmäht und seine manchmal zuweilen dem Volksleben auf dem Lande gewiß treu entnommenen Gestalten reden und handeln läßt, wie ihnen Schnabel und Kauft gewachsen ist. Seltsam nimmt sich dann aus, wenn sein für gewöhnlich sich etwas ungemein gehen lassender Stil doch mitunter sich zu wunderlich geformten Wendungen erhebt.

(Hierzu eine Beilage: **Neues aus der Welt.**)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Londoner Nicht-Arbeiter. — Der elektrische Telegraph und die Vögel. — Die Kunst in Weimar. III. — Berliner Chronik. XI. — Briefwechsel.

Londoner Nicht-Arbeiter.

*** **London.** Henry Mayhew, dessen „Londoner Arbeit und Londoner Armuth" („London labour and the London poor") vor einem Jahrzehnt in und außer England mit so vielem Interesse gelesen wurde, hat jetzt einen Nachtrag zu diesem Werke unter dem Namen: „Die, welche nicht arbeiten wollen" („Those that will not work"), herausgegeben.

Niemand, der das Schicksal gehabt hat, von Londoner Schwindlern angeführt zu werden, kann dies Buch ohne Spannung lesen und andern wird ein Blick in dies Gewebe von moralischem Elend, Betrug und Schlauheit traurige Ueberraschungen bereiten. Wer sich aller ernsten Betrachtungen bei dieser Lektüre enthalten kann, der wird sie sogar mitunter komisch finden. Jedenfalls wird sie allen Nicht-Engländern einigermaßen die sonst so auffällige Kälte und Gefühllosigkeit der Londoner bei dem Anblick oder der Mittheilung von haarsträubendem Elend erklären können. Sie wittern überall Betrug und heften, mit wenigen Ausnahmen, Armen und Bedrängten nur durch ihre regelmäßig gezahlten Beiträge an die Wohlthätigkeitsanstalten, deren es bekanntlich in England eine große Menge gibt.

Nichtsdestoweniger erfrieren und verhungern in der Winternacht einige Unglückliche auf offener Straße, entweder weil sie nicht zu rechter Zeit und in rechter Weise an die rechten Thüren geklopft haben, oder weil hinter den rechten Thüren kein Pfund Fleisch mehr zu vergeben war. Es hält schwer, sich mitten einer solchen Welt die Heiterkeit zu bewahren und wir persönlich können uns vor gar zu überhandnehmenden Eindrücken oft nur dadurch bewahren, daß wir vor gewissen alltäglichen Erscheinungen die Augen schließen. Es fehlt uns der Muth, den Jammer anzublicken, dem wir nicht abhelfen, den wir nicht einmal mildern können.

Doch wir wollen, statt diese Betrachtungen fortzusetzen, einige Auszüge aus dem Mayhew'schen Buche geben und zwar mit einer kleinen Geschichte anfangen, die es in einer der londoner Kritiken heißt, von allen Schwindelgeschichten der Welt am ersten angesprochen hat und diese am besten gefallen, denn in ihr beobachtete nicht bloß eine Person, sondern eine ganze Familie ein meisterhaftes System des Betrugs. Die Presse behandelt solche Art Gaunergeschichten fast immer in dieser Weise und wir können uns nicht enthalten, zu denken, daß es eine schlechte Weise ist — wiederholen wir sie.

Knaggs, ein junger Mensch von schöner Gestalt und großer Schlauheit, wird Verlobter in einer altkatholischen Familie. Die eine Tochter verliebt sich in ihn und (wie man hier sagt) geht mit ihm durch. Sie betrathen sich und da die junge Frau keine Unterstützung von ihrer Familie erhält und ihr Mann es schwer findet, nach dem Vorgefallenen wieder eine vortheilhafte Stelle zu gewinnen, so erwirbt er sich seinen Lebensunterhalt durch Betrügereien und Schwindeleien aller Art, wobei ihm sein einnehmendes Aeußere und seiner Gattin Kenntniß der höhern Gesellschaftskreise gut zu Statten kommt. Sein wirklicher Name verschwindet mit der Zeit spurlos; Namen und interessante Lebensereignisse zu erdichten ist hier so leicht. Wir finden das edle Paar nach einer Reihe von Jahren als „Familie Thielbrock" wieder. Sie haben mehrere Kinder, unter anderm zwei erwachsene Töchter, von denen die eine, Bessie, des Vaters Talente geerbt hat und ihm, wie wir sehen werden, wunderbar zur Hand geht. Wenn sie die Aeltere einer reichen und mildthätigen Dame in Erfahrung gebracht hat, so traut sie (schließlich an, ob sie die Tochter des verstorbenen Lieutenants Thielbrock, der sich bei der und jener Schlacht ausgezeichnet, wol um die Gunst einer Audienz bitten darf. Diese Gunst wird ihr gewährt und nun erscheint Bessie ärmlich, sehr ärmlich, aber reinlich gekleidet und gibt von der traurigen Lage ihrer leidenden Aeltern einen so rührenden Bericht, bittet so inständig, sich durch den Augenschein davon überzeugen zu wollen, daß die wohlthätige reiche Dame wirklich einen Besuch zusagt. Vor diesem glücklichen Fall ist alles auch aufs beste vorbereitet und sie findet den infolge seiner Wunden leidenden Thielbrock in einem ärmlichen Dachstübchen auf einem elenden Lager hingestreckt; neben ihm sitzt, von Kissen unterstützt, seine Gattin. Auf der Bettdecke liegt — wie zufällig — ein weißes Leichentuch mit dem Namenszug und einem Familienwappen auf dem Rande, neben Arzneigläsern eine alte militärische Zeitung und — eine große Bibel. Der Eindruck, den dies Bild auf die reiche Dame macht, wird noch durch Bessie's Erscheinung verstärkt, der man's auf den ersten Blick ansieht, welch liebevolle Pflegerin sie den Aeltern ist, sie geht von Vater zu Mutter und beantwortet auch meistens die gerührten Fragen, denn die Kranken sind schweigsam und verrathen nur durch zuweilliges Zucken des Mundes, daß sie große Schmerzen leiden. Das oft wiederholte Schauspiel (der Schauplatz mußte nur häufig gewechselt werden) verfehlte meist seine Wirkung nicht, das Geld kam reichlich ein

und wiederholt nach Stärkung durch Sendungen an Wein und Lebensmitteln. Mußte es letzteren der Familie Ihrhoek nicht gelingen, solches für durch Kälte, die zunächst nicht begabte Leichen, an „arme Bettler" anzubringen. Jedoch bewährte sich doch wieder das alte Sprichwort: „Es ist nichts so fein gesponnen und kommt doch endlich an die Sonnen." Die Schwindler wurden entlarvt und nach Australien transportirt.

Mr. Halliday, einer der Mitarbeiter von Mr. Mayhew, und zwar der Sammler der Bettlergeschichten, theilt den letzteren Auszüge aus einer Art Register mit, das ein berüchtigter Bettler über seine „Wohlthäter" geführt hat und das bei ihm gefunden wurde. Man ersieht daraus nicht blos, daß er — selbst den vorsichtigen Engländern — große Geldsummen abzulocken verstand, sondern daß er Notizen, wie „Muß ihn wieder bearbeiten gehen, denn er ist gut", zu den Namen derjenigen Personen setzte, die sich von ihm hatten anführen lassen. Das Geheimniß seiner überraschenden Erfolge war, daß er die Leute bei ihren schwachen Seiten faßte, ihnen schmeichelte, ihre Liebhabereien zu theilen vorgab. Bei einem Herrn, der als eifriger Gegner des Sklavenhandels bekannt war, gab er sich für einen gewerbtreibenden Mann aus, der, weil er einer Sklavin zur Flucht verholfen, seine ganze Kundschaft verloren hatte und ruinirt war. Für diese wohlerdachte Geschichte erhielt er 5 Pf. St. Bei einem andern Herrn, der sich für einen Schöngeist hielt, spielte er die Rolle eines ruinirten Buchhändlers und erhielt nicht allein das Geschenk von 2 Pf. St., sondern auch einige von den Werken des Herrn. In dem Register steht bei diesem Namen „Seine Bücher sind Lumpereien. Ich bin wieder zu ihm gegangen und versicherte ihn, daß ich das Buch vortrefflich fände, daß seit dem „Vicar von Wakefield" nichts Aehnliches erschienen sei. Er gab mir wieder 1 Pf. St. Ein sehr guter Mann, muß ihn künftig wieder einmal besuchen." Einer Baptisten-Witwe erzählte er, daß er auch Baptist sei und wegen seiner religiösen Ansichten von weltlich gesinnten Verwandten verfolgt werde. Die gute Dame gab ihm gleich 10 Pf. St. und seine Register-bemerkung spricht die Hoffnung aus, daß von ihr wol jährlich der Hälfte dieser Summe zu erlangen sei, endet aber damit, daß er infolge der Begegnung mit einem gewissen Beamten noch diesen Abend die Stadt verlassen werde.

Das sind genug Proben aus dem Leben und Treiben dieser gefährlichen Schwindler, vor denen wir namentlich jeden Fremden, der mit einem theilnehmenden Herzen und nicht zu vollem Beutel zum ersten mal nach London kommt, dringend warnen. Bei der jetzigen Weltausstellung ist das Gaunerwesen in vollster Thätigkeit.

Der elektrische Telegraph und die Vögel.

* Mit der zunehmenden Vermehrung der elektrischen Telegraphenlinien seit einer Reihe von Jahren hat sich vor von Zeit zu Zeit auch in öffentlichen Organen als auffallende Erscheinung besprochene Wahrnehmung von unverhältnißmäßig vielen Vogelleichen, die in verschiedenen Gegenden in der Nähe der elektrischen Telegraphen gefunden wurden, vermehrt. Diese Vogelleichen wurden größtentheils der Wirkung des elektrischen Stroms zugeschrieben, obwol derselbe in der Potenz, die er zum Telegraphiren gebraucht wird, schwerlich stark genug sein möchte, solche tödtliche Wirkungen hervorzubringen.

Ein Mitarbeiter an Dr. Weinland's anregender, von uns schon mehrfach angezogener Zeitschrift: „Der Zoologische Garten" (Frankfurt am Main, Sauerländer), G. Jungerthausen, schreibt im diesjährigen Aprilheft derselben den Tod der Vögel in der Nähe der Telegraphen entschieden den mechanischen Verletzungen zu, welche erstere durch den unvorhergesehenen und durch die Rapidität ihres Flugs ungemein heftigen Zusammenstoß mit den eisernen Drähten empfangen, und stützt sich dabei auf folgende persönliche Beobachtungen. „Seit Mai vorigen Jahres ist der Telegraph durch meinen Wohnort und durch die etwa eine Stunde lange Feldflur derselben geführt worden und schon sind während dieser Zeit 15—20 Rebhühner, fast ebenso viel Tauben, 1 Crex pratensis und 1 Numenius arquata (Reihaken), an Brust und Kopf schwer verletzt, todt in der Nähe des Telegraphen von bekannten Leuten aufgefunden worden. Wol doppelt so viele Vögel mögen auf dieser Strecke außerdem verunglückt, allein von fremden Leuten mitgenommen oder von Füchsen, Ratten, Raben u. s. w. verzehrt worden sein. Von verunglückten kleineren Vögeln habe ich bisjetzt hier nichts gehört oder bemerkt, doch mag die Zahl derselben an Orten, wo der Telegraph durch Wälder führt, nicht gering sein. Die meisten Rebhühner waren an den Punkten mit den Drähten zusammengestoßen, wo die Chaussee, in deren Begleitung der Telegraph aufgestellt ist, durch Hohlwege führt und mithin die Drähte nur 6—7 Fuß über das benachbarte Feld hervorragen. Die Rebhühner, denen die Gabe, ihren Flug rasch zur Seite lenken zu können, verlagt ist, scheinen durch diesen neuen Feind am meisten zu leiden. Die meisten Zusammenstöße scheinen gegen Abend und bei nebeligem Wetter stattzufinden; ich selbst war einmal Zeuge davon, der Vogel (ein Rebhuhn) flutzte mir vom Blitz getroffen nieder. Der Telegraph führt längs meines Wohnhauses hin und ist so aufgestellt, daß ihn meine Haustauben passiren müssen; anfänglich hatte derselbe zum Opfer, allein jetzt wissen sie ihn geschickt zu vermeiden."

Die Kunst in Weimar.

III.

Ein Gemälde in den feinsten Einzelheiten wie besonders im Localton sehr anziehendes großes Gemälde von Benaventura Genelli, „Herkules bei Omphale", ist nach München abgegangen und bereits vielfach besprochen und verdientermaßen gerühmt wor-

den Sinnen nach indisch-asiatischen Vorstellungen angelegten Irrsalen mit Kuppellicht kann kaum eine schönere Stätte geboten werden: Sonnenschein, Licht und Wärme, Marmor, Erz, springende Gebäude und Blumen gehören zur würdigen Umrahmung dieser naturfreien, lustbelebten Gruppen, die dem Sagenkreise des Dionysos und Herakles angehören.

Die Welte Genelli's ist bekannt und bereits in diesen Blättern als specifisch der Welt des Goethe'schen „Faust" zweiter Theil angehörend bezeichnet worden. Auch hier liegt auf dem antiken, altmythologischen Vorgang, so sonnigblau der Hintergrund ist, von welchem sich das blühende Incarnat der zahlreichen Gestalten abhebt, ein träumerischer Dämmerschein, ein Geisterhauch, ein in die Welt jener Nacht- und Traumgottheiten Einführendes, welche Goethe in seiner „Klassischen Walpurgisnacht", in seinem „Raub der Helena", in seiner mystischen Hochzeit zwischen dem Mittelalter und der Welt Homer's als die Eingangspforte zu einem überirdischen Reich darstellte, wo Wahrheit und Schönheit nur eine und dieselbe Offenbarung der Gottheit sind und unter anderem auch Faust die Entsündigung findet. In den Reihen, die sich hier um den nicht die Spindel drehenden, sondern auf der Leier spielenden Herkules gruppiren, erscheint mit Pflanzenverschlingungen auch Phantasus. In den Rundbildern der architektonisch geordneten und eben in dieser ihrer Symmetrie ganz eigenartig wohlthuenden Gesammtschöpfung findet sich mancher mehr erotische und sozusagen heidnische als homerische Zug. In eigenthümlicher Schöne verklärt sich die fast an die Zauberwelt der Romantik streifende Detailwirkung durch die geistvolle Gründung einer großen, von vier mächtigen Karyatiden getragenen Halle: man möchte diese weißen, eigenthümlich geisterhaft in den Farbenreiz der übrigen Gruppen hineinschimmernden Gestalten für mitleidende und den Gruppen mitanbetende halten. Die in dem unteren Durchgang außerordentlich lebendig gruppirten Grazien, Satyrn, Bachanten vermehren den Eindruck des nächtlich Traumartigen nicht minder wie trefflich auch der humoristische Zug des schlafenden Herkules. Sinnliches Element quillt durch die ganze Komposition, der Ausdruck der Natur, den nur die Schranke des Schönen scheut.

Bei einem so ideen- und figurenreichen Bilde kann man, allen sich hier und da aufdrängenden Einzelfragen, nur dem Wollen und Vollbringen des Künstlers folgen und lediglich fragen: Was will dies und was das? Man muß sich bescheiden, es so zu nehmen, wie es geboten wird. Wir gestehen, unsere Sympathie ist an und für sich für Programmbilder, Bilder, die, wie so vieles von Cornelius, Overbeck u. a. nur durch Nachschlagen in Handbüchern der Mythologie, der Dogmatik, der Kirchengeschichte u. s. w. verständlich sind, nicht eben groß, aber Kampe des Gelehrten hat uns auf diesem Felde bei größer; die des Commentars bedürfenden Theilen entwickeln sich frei und natürlich aus der Idee des Ganzen ebenso wie aus dem Schönheitsmaß des Schaffenden im einzelnen selbst. Wir sehen auch in dem Bunde gelungen, daß die ganz und gar im Grunde nur komische Sage von Herakles bei Omphale hier idealisirt und in einen Ernst übertragen ist, der allerdings selbst der feinen, nicht wie schon im Alterthum geschehen, travestirten Sage nicht in dem Sinne innewohnt, daß Herakles als Lautenspieler ganz an seinem Platz gewesen wäre. Als ihm Linos die Laute lehren wollte, zerbrach das Instrument in seiner Hand. Auch die reine Heraklessage wollte in dem an Omphale als Sklaven verkauften Herakles den Helden durch Demuth von seinem sittwidrigen Wahnsinnsanfallen heilen, d. h. ein Maß auch der höchsten Kraft stellen wissen, die Sage läßt den Helden ungeschickt zur Kunst und unglücklich in der Liebe sein. Doch ist es ein im Gemüth des Künstlers sich natürlich ergebender und leicht erklärlicher Prozeß, daß ihm ein Herkules mit der Leier, selbst wenn er nur erzählt, was er selbst mit seiner Keule verrichtete, durch den Stoff bereits die Herzen der Hörer bezwingen zu müssen scheint. Der Sklave wird durch den Bildertrieb seiner Vergangenheit und vollends durch die ernstlich keimende Liebe der Königin sofort wieder zum Gotterlohn.

Es muß dem genialen Künstler eine besondere Genugthuung gewähren, daß ihm für seine späteren Lebensjahre hier jetzt als sonst Gelegenheit geboten wird, auf der blos andeutenden Griffelführung des Zeichners in die schöne und ganz eigenthümlich von ihm beherrschte Welt der Farben erst Wahrheit und Leben gebenden Farbe zu treten. Seine reiche Phantasie, seine selbständige Erfindungskraft und ein oft überraschend bedeutsam symbolisirender Gedanken-Tiefsinn wird die Hallen der Kunst noch mit mancher edeln, bewundernswerthen Schöpfung schmücken.

Berliner Chronik.

XI.

*** Berlin! Der echt vaterländische Jammer in alle Geschichten! Was nicht naturnothwendig aus dem Landschaften oder dem Genius der Völker entspringt, behält immer einen fremden Beigeschmack, an dem man die aufgepfropfte Frucht erkennt. Wer einmal unter dem Himmel Italiens, in der Ewigen Stadt einen Karnevalsscherz mitgemacht hat, der kann sich das lustige Gewühle, wie man es in Berlin an den sogenannten Fastnachtstagen sieht, nicht mehr als Belustigung denken. Aber soll die Nachahmung wirklich trotz alledem auch in Italien kläglich zusammenschrumpfende Spaßvergnügen, um solche Lust zu schaffen? Oder hat die Erfindungsgabe von Frankreich das edle Vorbild gegeben? Blumenverschleuderungen und die wie Schlachten Gemetzel eines wüsten Redoutenlebens und wenn sich auch Gestalten mit den originellsten Nebenideen und seltsamen Einfällen darunter gaben und viel geheimen Witzes, oft auf den Peterplatz auf Kuhhäuten, Trompeten auch hin und wieder einen guten Einfall zu Stande. Aber dabei bleibt es. Trotz eines wahrhaft blauen italienischen Himmels und der duftig dazu passenden durchleuchteten Frühlingsluft wollte die Gemüthlichkeit so heraus, als sie der gute deutsche Michel es nur zu denken vermag. Pikant war es höchstens in der Beobachtung

aller Nationen der Indianer und der Schuhplattler; dann folgt eine ganze Kunst, die, selbst nur mit Brocken, manche frische Skizze des Humors bietet, streifen auch nur am Seitenladen, am Scenenlicht des Augenblicks vorüber und auch augenblicklich wieder gehangen.

Vergleichsweise ist es, als wenn Sie das lieben einzigen und im königlichen Marstall aufgestellte Wunderpferd, das man aus Württemberg kommen ließ, sähe — Das ist ein Meisterstück! Von der Dubomel construirt, ohne viel Ideen alles dem wirklichen Pferde nach: fliegt, hüpft, überschlägt sich, springt zur Seite, kurz gebärdet sich wie ein lebendes Pferd. Es gehorcht dem Zügel, dem Schenkeldruck und ist doch keine Maschine! Curios mirandum!

Der Kronprinz ist von seiner Inselfahrt und seinem vortrefflichen Speech, den er schalten, zurückgekehrt. Die Nationalfamilie galt der Königin Victoria, die den Wunsch ausgesprochen hatte, ihr Schwiegersohn möchte die Ausstellung eröffnen helfen; die Herren sind von der Herrlichkeit der Eröffnung und von dem industriellen Reichthum, der sich ihnen entfaltet hat, ganz berauscht und beklagen nur, daß es ein so kurzes Vergnügen gewesen. Indessen solche Spaziergängchen kommen den hohen Herrschaften schon immer sehr theuer — ein nur kurzer Aufenthalt in London kostete ihnen früher dem Prinzen gegen 20000 Thaler. Auch hier seine Ausstellung wird im Schlimmsten kein geringer sein, da der Prinz in besonderer Weise für die seinen Personen zugehörigen Objekte, deren Mitte solche Gelegenheiten nicht gestatten, es übernommen hatte, aus seiner Chatoulle für alle Extra, ja selbst die gewöhnlichen Dinge zu sorgen.

Das Beste, was für den Privatmann um so theurer billiger geworden ist, ist für die hohen Herrschaften immer ein Gegenstand. Den Hingewiesen darüber unterrichtet zu halten, gehört mitunter für den leichtsinnigen Unterthanenverstand ins Reich der Fabel. Besonders interessant und ins Unglaubliche sich entwickelnd waren nach dieser Seite hin die Notizen der letztverflossenen Kaiserin von Russland, deren Aufenthalt hier bei ihrem königlichen Bruder Friedrich Wilhelm IV. auch für diesen selbst nicht minder kostspielig war. Zum Beleg dafür will ich nur bemerken, daß hier selbst bei kaiserlichen Personen dieses dem intimen Mahl täglich mittags eine Flasche Champagner erhielt, weil bei festlichem Anlaß in Potsdam zu Gebrauch. Friedrich Wilhelm III. schenkte diese Weise nicht bei sich ein, aber dem Kaiserlichen wollte der Kostbarkeit Rechnung zu tragen. Ein besonders kostspieliges Kapitel hat für die fremde hohe Herrschaften die Trinkgelder und bei — mehr oder minder verschämte Bettel.

In den politisch regen und thätigen Kreisen sieht man mit Spannung der Kammereröffnung entgegen, die auf den 19. Mai festgesetzt ist. Unklarheiten in dem, was die Majestät will, sind nicht vorhanden, und nur zwei Wege sind der Regierung vorgezeichnet: Entweder laut Programm die Constitution zur Wahrheit zu machen oder — sie zu brechen. Alles Halbe würde bei den erregten Zuständen zum Unheil führen. Sehr begreiflich ist es, daß Kreuz und Kreuz suchte, welches neue Ass Herr von der Hende zu schlagen gewußt, um sich nach der neuen Niederlage, die er sich von Kaiserlichen alles Neidhagen erlitten hat, noch einmal wieder in die Höhe zu bringen und sich immer noch als „möglich" zu erhalten. Es soll mir den gefangenen Geist Ulrichs des Jahrhunderts zu diesem Zweck in Unterhaltung gesetzen sein. Dem Bismarck seiner Seite hat er die größte Beschleunigung des Baues desselben zur Pflicht gemacht, woraus man entnimmt, daß er selbst nicht ganz sicher hinsichtlich des Gelingens seiner Kunst ist und an ein Otium cum dignitate, d. h. die Pensionirung, denkt.

Das Jubiläum unserer Gretinger hat unserer im ganzen doch monotonen, sich meist nur mit den Wahlen und den hohen Walzertract beschäftigenden Presse eine kleine Abwechslung geboten. Herrn von Hülsen's Toast gegen „die Pietisten, die nur ihren Sockel fallen wollen", legte der Aufstimmung einen kurzen Dämpfer auf. Nicht jede Wahrheit ist an jedem Orte passend angebracht. Unter den vielen anwesenden Schauspielern und Schauspielerinnen befanden sich gewiß, die mit sehnsüchtigstem Verlangen nach Gastspielen greifen würden, die ihnen den Sockel fällten. Wie viele der Anwesenden mögen bei diesen Worten erblaßt sein, an ihren Ruhm und an die nicht eingebrachten Tagegelder ihres Gastspiels gedacht haben! Auch die Gretinger „recht scott Gast", allein und mit ihren Töchtern, und sah es sehr gern, wenn sie mit einem Eingeweihten Ueberschuß wieder nach Hause kam. Indessen in der Hauptsache hat Herr von Hülsen recht und wird demnach hoffentlich nicht wieder die Hand bieten, um eine so blank und bar nur auf den Sockel weisende Erscheinung wie die Hegemann noch einmal auf seine Bretter kommen zu lassen. In der Friedrich-Wilhelmstadt entzückt die frische, reizende Erscheinung der Frau Jauner-Krall immer von neuem, sei es, daß sie in Nachtvisionen „Mich lieben alle Frauen" — als Ihrer Müllerin singt oder gleich Verhängnißvolle in modischer Tracht im leichten Lied sich emporschwingt und im Triller die Seele auszuhauchen scheint.

Briefwechsel.

— *** Berlin. Unsere Artikel über „Schauenhaus's Leben und Leben" haben uns von allen Seiten so lebhafte Zustimmungen eingetragen, daß wir sie der Ruhe überlassen, auf das gegen uns gerichtete Geschwätz der [illegible] Blätter mit Stillschweigen zu übergehen. Charakteristisch für diese feigen Verläumder einer ist der Gaunerschen Schrift in Deutschland [illegible] verlorenen Sache ist folgende Unterschlagung. Wir schlugen, daß ein so gelesenes Organ der besseren Presse wenigstens einen Probebogen annehme, selbst illustrirender Weise, Bei... Menschen und Lebensanschauung im schroffsten Gegensatz zu den Anschauungen stehe, welchen die Deutsche Zeitung sich als specifisches „Organ der Freude" nannte. Ohne von Nachricht zu nehmen auf den Sinn, in welchem lediglich uns allein ist von unserer Zeitschrift verstandene Bedeutung jener im März des Jahres 1862 erschienenen „Deutschen Zeitung" allein kann, wagen die Verläumder des Bestehenden zu sagen, der Herausgeber stehe [illegible] Blätter weit, „denn die unendlichen Romane stehe nicht mehr ganz". Mitarbeiter am Fortschritt der Bewegung wir sind [illegible] Lob die schmeichelhafte Charakteristik für sich, was es ihrem, ohne jede verantwortliche Gewissen gemeingefährlichen Blatt war erlauben kann.

(Ausgegeben am 15. Mai 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 21.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Athen und Konstantinopel. Nach den Mittheilungen einer Freundin von M. Norden. I. — Die Nachbarn. Ein Bild aus dem Leben und Treiben in der Natur. Von Karl Gutzkow. — Ein Professor auf Reisen. II. — Unterhaltungsliteratur. XIV. — Neues aus der Welt.

Athen und Konstantinopel.

Nach den Mittheilungen einer Freundin von M. Norden.

I.

— — Wien lag hinter uns. Durch eine blü-ende Gegend, an deren einer Seite sich Anhöhen inzogen, an denen der Wein üppig heranwuchs, elangten wir auf der Südbahn an den Sömme-ing. Die steirische Grenze ist auf dessen Gipfel 2[illegible] Fuß hoch. Vierundvierzig Millionen Gul-en wurden für die Bahnstrecke über den Berg erausgabt; sie umfaßt vierzehn Tunnels und ebenso viele Viaducte. Die ringsumgebenden Berge rheben sich bis zu 5000 Fuß. Durch das am dlichen Abhang reizend gelegene Murthal er-ichten wir Graz, die Hauptstadt Steiermarks. ie hohen steirischen Gebirge gaben uns zur echten das Geleit bis zu dem romantisch sich rhellenden Schlosse Laibach. Dann ging's öde et durch ein rauhes Thal und über unwirthliche öhen, deren einzige Vegetation der Wachholder . Der rauhe, kalte Wind durchschauerte uns unangenehm, daß uns auch das wegen seiner rotte vielbesuchte Adelsberg nicht freundlicher mmen konnte. Bei Nabresina wandte sich plötz-h der Weg, die Luft wurde wärmer, der Hauch r Oede verschwand von der Natur und dem Leben und nicht lange, so lag der Adriatische Golf in seiner ganzen Weite vor uns.

Hell strahlte der Mond über die murmelnden Wellen und beleuchtete unsere eiserne Bahn bis nach Triest hin, wo wir uns für diesen Abend in der Aquila nera hauptsächlich mit der Pflege unsers äußern Wohls beschäftigten. Erst am fol-genden Tage sahen wir uns vom Corso aus in dieser südlichsten Handelsstadt Deutschlands um.

Wir waren alle an der Pforte des Orients. Kein Ort zwischen Germanien und Welschland zeigte einen so schroffen klimatischen Gegensatz. Nach der eben ausgestandenen Kälte fanden wir trotz des begonnenen Herbstes im Innern der Stadt die lauen Lüfte Hesperiens. Das Café Tomaß bot uns beim Herumwandern einen will-kommenen Ruhepunkt. Hunderte von Segeln lagen vor uns im Hafen; es fiel unser Blick auf sie, auf das Meer und auf die Julischen Alpen. Hinter uns tummelte sich die kaufmännische Welt an der Börse und in den zahlreichen Bureaux des Lloyd. Die Besichtigung des Arsenals dieses Lloyd erregte unser lebhaftestes Interesse. Staun-end bewunderten wir die gewaltige Kraft, mit der hier zolldicke Eisenplatten durchbohrt und ge-schnitten und dann wieder die feinsten Politur-arbeiten verrichtet wurden. Fünfzehnhundert Ar-beiter werden hier täglich beschäftigt.

Am folgenden Morgen hatte sich ein so heftiger Sturmwind erhoben, daß er meinen Begleitern den Hut vom Kopfe wehte. Sie mahnten von der auf den Nachmittag festgesetzten Abfahrt ab. Ich gab jedoch ihren Vorstellungen kein Gehör. Wenn man eine nicht ganz unwichtige Unternehmung begonnen hat, so muß man sich nicht gleich durch die erste Schwierigkeit abschrecken lassen. Wir begaben uns alle zur rechten Zeit auf das Schraubendampfboot „Malta". Die Hafenbauten sind in ihrer Art so großartig wie der Betrieb des Arsenals und gleichfalls das Werk des Lloyd. Ohne einer Verbindungsbrücke irgendeiner Art zu bedürfen, steigt man vom festen Boden so gleich auf das Dampfschiff. Die Bora blies so scharf wie bisher. Triest mit seinen Villen wurde bald ein undeutlicher Punkt vor unsern Blicken; seine Berge verschwanden immer mehr, mit ihnen der letzte Streifen von der deutschen Heimat.

Allmählich orientirte ich mich auf unserer schwimmenden Wohnung. Die Einrichtung war hier wie auf allen übrigen Schiffen des Lloyd sauber, theilweise sogar prächtig, das Essen vorzüglich gut. Die nicht zahlreichen Passagiere schienen mir Engländer und Italiener zu sein. Die Offiziere und der Kapitän überhäuften uns mit Artigkeiten; besonders der Schiffsarzt erfreute uns durch praktische Rathschläge und zeigte uns eine wahrhaft auszeichnende Gefälligkeit.

Nicht lange, so trat zu unserm Behagen „Meeresstille und glückliche Fahrt" ein und wir erreichten mit dieser Ancona. Diese Stadt ist in der letzten Zeit viel genannt worden, doch bieten Gebäude, Menschen, Trachten und Sitten so wenig unter dem Scepter Victor Emanuel's wie unter der frühern päpstlichen Herrschaft etwas Außergewöhnliches. Auch die Börse mit den Freskogemälden kann man nicht dahin rechnen. Nur der Triumphbogen Trajan's mahnt an die alte Zeit der römischen Kaiser. Die marmornen Säulen und Bogen sind gut erhalten, auch die Inschriften lesbar, doch ist das Ganze zu unbedeutend, um neben der Unendlichkeit des Meeres und neben den steil aufsteigenden Höhen irgendeinen Eindruck machen zu hinterlassen. In der Gomalefirche fanden wir schöngewundene Säulen und manche andere Verzierungen, die einst einem Tempel der Venus angehörten. Der schöngelegene Hügel mag wol ein passender Punkt für die Ausübung einer Religion des Grauens und der Freude gewesen haben.

Vorüber an Delmatien — dem alten Brundusium — segelten wir die Nacht und Korfu vor. Nur flüchtig gedachten wir aller der römischen Feldherren, welche von hier aus mit ihren Legionen nach Hellas und nach Asien hinüberschifften, um die Welt zu erobern; der Gelehrten und Künstler, welche von dort ausgingen, um mit Athens Kunst und Wissenschaft nach der ewigen Roma zurückzukehren. Hier jammerte und klagte der flüchtende Cicero; hier kämpften Cäsar und Pompejus um die Herrschaft der Welt. Dieser einst so herrliche Kriegshafen gibt gegenwärtig nur noch einen brauchbaren Zufluchtsort für Kauffahrteischiffe ab.

Quer über den Adriatischen Golf fahrend, stellten sich unserm spähenden Auge nach und nach die gewaltigen Berge Albaniens, des alten Epirus, dar. Ihre kahlen Häupter boten uns den ersten Gruß aus Griechenland. Auf ihrer untern Hälfte entdeckten wir einige Vegetation, von menschlichen Wohnungen aber nichts. Endlich näherte sich das Ufer Albaniens demjenigen der Insel so sehr, daß das Meer einem Flusse glich. Erst die Bai von Korfu dehnte sich etwas weiter aus; sie bildet im Verein mit dem kleinern vorliegenden Eilande einen vortrefflichen Hafen. Die Farbenpracht des erhabenen Südens umgab uns bei unserer abendlichen Ankunft mit allem ihren wunderbaren Reiz. Die albanischen Berge und der [xxxx] Fuß hohe St.-Salvator auf Korfu erglühten anfänglich tief im dunkeln Abendroth; dann ging dieses in ein prächtiges Lila über, während schwarzblaue Wolken den Horizont umsäumten und unter uns die tiefblauen Wellen rauschten. Erfüllt von der unbeschreiblichen Schönheit dieser Umgebung, wurde uns die Zeit des Ausladens und der Visitation nicht zu lang. Als wir den festen Boden unter uns spürten, machten wir im Hotel der „Bella Venezia" die angenehme Erfahrung, daß wir wohlverwahrt und gut verpflegt waren. Dies ist gewöhnlich der Fall in den Gasthöfen, in denen die reisenden Engländer einkehren. Die einzige Abweichung von der Einrichtung der italienischen Gasthäuser war der theilweise Mangel an Fenstern. Die Oeffnungen wurden gelegentlich durch Gitter verschlossen; nur in den Schlafzimmern fanden wir die gewohnten gläsernen Scheiben. Die Sprache der Kellner mit uns war französisch.

Der folgende Sonntag wurde zur Besichtigung der Stadt und ihrer Umgebung verwendet. Die europäische Kleidung machte sich weniger be-

merklich; dicke weiße die weiten Beinkleider, der weite Rock und der rothe Fez der Griechen. Die männliche Erscheinung der Albanesen sei besonders auf. Der weiße, faltenreiche, oft sechzig Ellen weite Frauenrock, die rothe Weste und die blaue Jacke mit den langen, geknickten, aufgeschlitzten Aermeln wurden durch einen um den Gürtel gebundenen Shawl verbunden; die nackten Füße steckten in rothen Schuhen, der gleichfalls rothe Fez mit blauer Quaste hing von dem rabenschwarzen Haupthaar herunter, welches die dunkelgebräunten Antlitze beschattete. Wir wanderten durch die morgenländischen Straßen zu dem hochgelegenen Punkt Comene, wie es uns der österreichische Consul rieth, bei welchem ich eine in Triest erhaltene Empfehlung abgegeben hatte. Vor dem großen freien Platz dehnte sich das tiefblaue Mittelmeer in seiner ganzen Pracht, weiterhin die Küsten Albaniens. Vor uns auf kleinen Inseln inmitten graugrüner Oliven, schlanker Palmen, graziöser Cypressen und hochwachsender Cactus lagen ein Mönchs- und ein Nonnenkloster, deren Bewohner nie das eigentliche Kerfu betreten, sondern nur in der heimatlichen Stille ihrer einfachen Wohnstätten ihre engbegrenzte Welt finden. Oleanderbüsche und Geranien zogen sich in parkartigen Gruppen zu unserer Seite hin, während blühende Rosen uns vergessen ließen, daß wir uns dem Datum nach mit starken Schritten dem Winter näherten.

Nachdem wir in der herrlichen Aussicht geschwelgt und uns durch Orangen, Limonen und süße Weintrauben gelabt hatten, bestiegen wir einen leichten Korbwagen, dessen vier bronzene Säulen ein weißes ausgespanntes Tuch trugen, das uns als schützendes Dach dienen sollte. An Landhäusern und Gärten vorüberfahrend, gewahrten wir in letztern Feigen-, Orangen-, Mandel-, Aepfel- und Birnbäume sowie süßliche Trauben, balsamische Gewächse und farbenglänzende Blumen und Umzäunungen von Aloestauden. Die Hauptstadt der Insel hieß vor dreitausend Jahren unter der Herrschaft „des hohen Alkinoos" Scheria; in der Ebene wollten wir den Fluß aufsuchen, zu dem damals die Königstochter Nausikaa fuhr, um in Gesellschaft ihrer Freundinnen ihre Kleider zu waschen; wo der edle Dulder Odysseus, durch die Reden der sich ergehenden Jungfrauen erweckt, von „des hohen Alkinoos Tochter", die einer Unsterblichen gleich an Wuchs und reizender Bildung war, „einen Mantel und Hemd, geschmeidiges Oel in goldener Flasche, Speise und Trank" erhielt, ihr zu dem Garten des „hohen Vaters Alkinoos" folgte, allerlei Neugierde bewerkstelligte und schließlich von zwanzig Jünglingen in jenem Schiff nach Ithaka zurückgebracht wurde, welches nach der Heimkehr der zornige Poseidon mit einem Handschlage in Stein verwandelte. Homer's Erzählung lebt noch jetzt im Munde des Volks, denn unser Kutscher zeigte uns vom hochgelegenen Paß von Pantaleone aus den nahe der Küste im Meer gelegenen Felsen, der noch heute den Namen „Odysseusfelsen" trägt.

Mit unsern raschen Pferden gelangten wir in einer halben Stunde nach Kerfu zurück. Nausikaa, deren „maulthierbespannter Wagen" nicht auf einer so vortrefflichen Kunststraße rollte, wird mit ihren wandernden Gespielinnen mehr als die doppelte Zeit dazu gebraucht haben. Indessen darf man kaum voraussetzen, daß sich die alte Stadt der Phäaken auf der Stelle des gegenwärtigen Kerfu befand. Im Gegentheil wird sie nach den Homerischen Beschreibungen weiter ins Land hinein gelegen haben, wo noch die frühern venetianischen Festungswerke stehen.

Schon bei unserer ersten Ankunft in der „Nella Veneziana" war uns mitgetheilt worden, daß der Kaiser von Oesterreich sich auf Kerfu befände, um seine Gemahlin hier zu besuchen. Da er ohne allen ceremoniellen Pomp erschienen war und sich nur in der einfachen Wohnung aufhielt, die auch die Kaiserin beherbergte, hatten wir auf den Straßen durchaus nichts von der Anwesenheit des hohen Gastes verspürt. Erst als wir um 3 Uhr nachmittags an Bord der „Europa" gingen, um die Insel wieder zu verlassen, wurden wir sehr fühlbar daran erinnert. Der Kapitän wollte bei der Abfahrt des Kaisers Raketen aufsteigen lassen — hoffentlich nicht, um seine Freude darüber zu bezeugen. Da aber Franz Joseph diesmal nicht „die Höflichkeit der Könige, die Pünktlichkeit", zeigte, so verzögerte sich diese Huldigung bis 8 Uhr; wir erlebten dabei die Freude eines fünfstündigen Wartens. Da es mittlerweile dunkel geworden, hatten wir nicht einmal den Reiz, des Anblicks des jugendlichen Monarchen theilhaftig zu werden. Auch die von unserm Schiff und von dem seinigen sprühenden Raketen erleuchteten die Scene nicht genug, um ihn und sein Gefolge deutlich erkennen zu lassen. Er fuhr mit günstigem Winde nach Triest, wir bei vollkommener Stille weiter ins Jonische Meer.

Carls des XII. von Schweden (zeigt auf den Profoß, der mit Ketten hervortritt). Es iſt — meine Pflicht.

Patkul (erwacht wie aus einer Betäubung).

Es iſt kein Traum. Dies iſt die Wölbung dieſer Wände, dies iſt die Luft, dies iſt mein Haupt und (zu den Soldaten) dieſe — (er ſtürzt auf den Profoß zu und entreißt ihm die Ketten) ja, ja, dies iſt die Kinderraſſel, mit der der Knabe im Kerker ſpielte, das ſind ſie wieder, die erſten Ammenmährchen meiner Kindheit, meine Wiegenlieder, die erſten Klänge, an denen ich lernte, wie melodiſch dieſes Leben klingt. (Pauſe, wo er ſeine Vernichtung malt.) Ihr ſeid's — Schweden? — Liefland's Mörder! (wirft die Ketten hin, Profoß hebt ſie auf.)

Soldaten (fällen die Bajonette).

Horn.

Der Befehl des Königs —

Patkul (heftig).

Mich zu feſſeln? Nein, auf dieſem Boden laßt mich ſterben! (Stürzt auf die Bajonette der Soldaten zu).

Schlippenbach (tritt entſchloſſen, um ihn zu hindern, links hervor, Patkul erblickt ihn, fährt zurück und ihn erkennend, entfährt ihm halblaut der Ruf:)

Patkul.

Alfred von Schlippenbach! (Pauſe. Gefaßter.) Ich werde ſterben. (Zum Profoß.) Hier meine Hand! (Man legt ihm Ketten an.) Ich kenne Herzen, die duldend ſchweigen müſſen; ſie ſind noch unglücklicher als ich!

In Katharo hatte sich in dem südlichen Klima sehr erholt. Die Trennung von ihren Kindern und die Einförmigkeit des Aufenthalts wurde jedoch von der jungen Monarchin so schwer ertragen, daß nur das ausdrückliche Gebot der Aerzte sie so lange gefesselt hatte. Noch am Morgen hatte der Kaiser aus deren Munde erfahren, daß die Rückkehr nach Wien durchaus unzuträglich für die hohe Frau sei. Dagegen war ihrem dringenden Wunsche der Aufenthalt in Venedig nunmehr gestattet worden, wo sie gegenwärtig mit den so schmerzlich entbehrten Kindern vereinigt ist.

Die Passagiere hatten sich nun weit zahlreicher als bisher am Bord des Schiffs eingefunden. Mehrere deutsche Damen wollten gleich mir nach Athen; eine Französin theilte mir redselig mit, daß sie direct nach Konstantinopel ginge. Unter den Herren, die aus Engländern, Franzosen und Deutschen bestanden, war mir besonders die Bekanntschaft des preußischen Gesandten in Athen, Baron R., angenehm, dessen Güte und Zuvorkommenheit uns wichtige Dienste leistete.

Endlich stießen wir von dieser Insel ab, welche Nausikaa als „das Ende der Welt" bezeichnet und welche Homer „fern von erfindrischen Menschen" glaubt. Weiter schifften wir mit schwellenden Segeln, mit rauschenden Rädern, mit rauchendem Schornstein, bis am nächsten Morgen auf Cephalonia der Monte-nero (Αἶνος) Fuß hoch über der noch immer blauen, glatten Meeresfläche vor uns emporstarrte. Noch einmal durften wir im Vorüberfahren durch den Kanal, der dies Eiland von Ithaka trennt, flüchtig des Odysseus gedenken, seiner vielbegehrten Königin Penelope, welche am Tage fleißig webte und in der Nacht das gefertigte Werk vernichtete, und ihrer schmausenden, vergnügungssüchtigen Freier sowie des edeln Jünglings Telemachos. Der Kapitän behauptete, man erkenne auf Ithaka noch ganz deutlich jene Höhle, in welcher „der göttliche Sauhirt" seinen vielgeprüften Herrn vor der Bosheit der übermüthig schmarotzenden Bewerber seiner tugendsamen Gemahlin verbarg. Uns wurden nur gewöhnliche Bauerndörfer sichtbar. An einer nähern Untersuchung verzweifelnd, wandten wir unsere Blicke nach Zante, dieser „Blume des Morgenlandes", wie Korfu die „Perle des Jonischen Meeres" genannt wird. Majestätisch ragten seine schroffen Gebirge empor; einladend breitete sich seine Stadt mit ihren Olivenbäumen und Weingärten am Ufer aus. Die Westseite war sehr bewaldet; die ganze Insel [illegible] sich uns bis zu den Spitzen der Berge wie grünender, duftender Blumengarten dar. Wie Winter bei uns die Natur verödet, so raubt Hitze diesen Gegenden von Juli bis Septem jedes frische Leben, ist also der eigentliche, w auch kalklose Winter des Orients. Vom [illegible] an pflegt es sechs Monate lang zu regn Wenige Tage voll geöffneter Himmelsschleu beleben dann allerdings die dürstende Erde geben Sträuchern und Rosen ihr frisches G zurück. Daß diese ganze Zeit der Dürre vorü war, blieb für unsere Reise ein nicht genug schätzender Vortheil.

Links erhoben sich die scharfen Linien der G birge Livadiens und Moreas, von Missolun bis nach Navarino hinunter. Schon ein M schenalter ist seit jener blutigen Seeschlacht da gegangen, durch welche dem „kranken Mann" so schwerer Streich versetzt wurde, daß er wol nimmer davon erholen wird. Noch im ging unser Schiff ruhig genug, um uns genaue Betrachtung des vielbesprochenen Hafe und der nicht bedeutenden Stadt zu gestat Als wir aber mit dem sinkenden Tage das Matapan umschifften, den Golf von Maratho durchfurchten, gewann es den Anschein, als w Poseidon's Zorn sich auch über uns ergießen wo Das Jonische Meer nahm eine andere Ph gnomie an; wild und brausend rollten s schwarzblauen Wogen daher und schlugen d nend an die Wand des Schiffs. Die Bora wieder mit so ungezähmter Gewalt entfesselt, es uns verkam, als wollten uns die neidis Elemente den vollständigsten Gegensatz zwis Lust und Grauen empfinden lassen. Der g Archipel war in Aufruhr. Um Mitternacht st das Wasser einen Fuß hoch auf dem Verdeck die bedauernswerthen Passagiere derselben wo bis auf die Haut durchnäßt; auch in die Kajüte ergoß sich das nasse Element, da Wellen ein Fenster durchschlagen hatten. war in meine Kajüte geflüchtet, doch wurde auch dort nach und nach sehr unheimlich. furchtbarer Stoß warf das Schiff so sehr auf Seite, daß ich mit meinem Lager auf die G geschleudert, glücklicherweise aber weich darauf bettet wurde. In diesem Augenblick legte u Dampfer an. Wir hatten in dem kleinen H hafen Achta, in der Bathsabai, eine Zuf suchen müssen. Ein kleiner griechischer Ar dampfer und mehrere Kauffahrteischiffe the

unser Schicksal. Am Morgen war der Himmel wieder wolkenlos, tiefblau, die Sonne strahlend, doch wüthete der Sturm gleichmäßig fort. Dessen ungeachtet konnte ich mich niederlegen, um einige Briefe in die Heimat zu schreiben. Die übrigen Passagiere langweilten sich entsetzlich; bei vielen war das Befinden infolge der ausgestandenen Strapazen so wenig erfreulich, daß ihnen körperlich und geistig die Elasticität fehlte, den gegenwärtigen und kommenden Drangsalen dieser und jener Art heiter entgegenzutreten. Ich nahm später meine Zuflucht zu der kleinen Schiffsbibliothek; sie bestand theilweise aus einer Anzahl französischer, englischer und deutscher Romane, welche in Triest gekauft waren. Auch pflegen die mit den Dampfschiffen des Lloyd fahrenden Schriftsteller diesem ein Exemplar ihrer Werke zuzustellen, sodaß auch ich von dieser humanen Verfahrungsart der vor mir Reisenden profitiren konnte. Größer noch war der Vortheil, den meine Börse genoß. Wir lebten für das einmal entrichtete Passagegeld auf Kosten des Lloyd und konnten höchstens die Befürchtung hegen, daß die Lebensmittel ausgehen würden. In dem ärmlichen griechischen Dorfe, das uns als der einzige von Menschen bewohnte Erdfleck auf einem Berge gegenüberlag, hätten wir schwerlich einen Erlaß zu finden vermocht.

Nach dreißigstündigem Warten lichteten wir wieder die Anker. Wir hatten bis Syra noch acht Stunden zu fahren, doch blieb der Nordwind uns so feindlich, daß wir die doppelte Zeit gebrauchten, und erst mit dem neuanbrechenden Tage liefen wir in Syra ein, diesem ersten Handelsplatz des neuen Griechenland, welcher zugleich der Knotenpunkt des Handels des Mittelländischen und Schwarzen Meeres ist. Der erste Anblick der Insel war wunderbar schön und eigenthümlich, doch fehlte bei näherer Besichtigung die Enttäuschung nicht. An dem Hintergrunde des tiefblauen Himmels zeichnete sich ein kahler, grauer Steinkegel scharf ab; an diesem waren an der Hafenseite der Stadt Hermopolis die weißen, dachlosen Häuser pyramidenförmig übereinander in die Höhe gebaut; die Spitze krönte der Dom der katholischen Kirche. Seitwärts erstreckten sich gleichfalls kahle, jedoch niedrigere Höhen, welche dem Hafen Schutz verleihen. Dieser war von Segeln angefüllt und bald umringte uns eine Anzahl kleiner Boote, deren Führer, schmächtige, wenig bekleidete Gestalten, sich darum zankten, wer uns ans Land bringen sollte. Endlich hatte uns der Bevorzugte befördert. Das Gewühl war in den engen Straßen am Hafen groß, doch zeigte sich schon hin und wieder ein Turban mit einem ernsten bärtigen Antlitz darunter zwischen den bunten griechischen Trachten. Die Zeit, welche bis zur Abfahrt des nach Asien bestimmten Dampfbootes „Miramar" noch unser war, benutzten wir, um uns auf der Promenade der reichen und schönen Welt von Syra zu ergehen. Der wenig geebnete Weg führte im Zickzack an der Küste entlang. Fahren konnte man nicht und zum Reiten gab es nur Esel; also zog ich es vor, auf eigenen Füßen weiter zu gelangen. Kein Baum, kein Strauch beschattete unsern Pfad, keine Blume entpreßte der kahlen, grauen Steinwüste, die sich zu beiden Seiten ausdehnte. Luft, Fels und Meer sind die einzigen, jedoch großartigen Naturfreuden, die diese Insel ihren [illegible] Bewohnern darbietet.

Auf unserm Rückwege bemerkten wir, daß auch in der Stadt Hermopolis viele Häuser anstatt der Fenster nur Oeffnungen hatten, die durch Läden geschlossen oder dem kühlenden Zugwinde geöffnet waren. In den Hauptstraßen war das untere Stockwerk nach vorn hin ganz offen; die Handwerker arbeiteten fast im Freien; nur ein niedriger Verschlag trennte sie von der Straße. Selbst das Brot wurde auf offener Straße bereitet. Der Ofen ging auf die Gasse hinaus und der Bäcker stand auf dieser, um die Brote hineinzuschieben.

Alles trug den Anschein ruhiger Behaglichkeit und fröhlicher Geschäftsthätigkeit. Von der gewaltigen politischen Bewegung, welche wenige Monate später sich auf diesem Archipelagus kund geben sollte, war auch nicht das geringste Merkzeichen zu bemerken. Alles drehte sich um Handel und Wandel, um die Beförderung der Reisenden u. s. w. Eine Bevölkerung, welche fast ausschließlich mercantilischen Interessen obliegt, ist in der Regel nur zu Revolutionen geneigt, wenn diese entweder stark beeinträchtigt werden oder wenn ein bedeutender Zuwachs derselben zu erlangen ist. Die einzelnen, welche von höhern Gefühlen beseelt sind, in denen das patriotische Feuer die Sorgen des Alltagslebens überwiegt, eine edle, opferbereite Jugend oder eine gewiegte, erprobte, muthige Manneskraft, dürfen nur in einzelnen Momenten des Aufschwungs und der gewaltigen Aufregung hoffen, die mögen, geldsüchtige Masse mit fortzureißen. Ich hörte auch von den Gebildeten nicht ein Wort, nicht eine

Anspielung, die mehr sund gegeben hätte, als man in Deutschland schon lange über die Hoffnungen und Wünsche der jungen Griechen, ihr kleines Königreich in ein neues byzantinisches Kaiserthum zu verwandeln, weiß. Möglich auch, daß die Lenker der Bewegung ihre Absichten bis zum entscheidenden Punkt der Ausführung so geheim wie möglich hielten.

Auf der See begann unser Kampf gegen Wind und Wellen aufs neue. Wir suchten uns in die Umstände zu fügen so gut es gehen wollte und freuten uns der Gegenwart, als später die ganze Küste von Attika vor uns lag. Wir waren im Piräus. Eine Reihe stattlicher weißer Häuser zog sich am Ufer hin. Rechts dahinter stieg in den kahlen Linien der griechischen Berge der Hymettus empor, noch gewaltiger zur Linken der Pentelikon. Andere kahle, zackige Berge schlossen sich an diesen und verdeckten das Athen, welches das alte Hellas kannte; nur die Akropolis war deutlich in diesem ernsten, mächtigen Landschaftsbilde, in dieser Wiege unserer Cultur erkennbar.

Unsere nächste, höchst prosaische Aufgabe in dieser Umgebung voll erhabener Poesie war der Kampf mit den griechischen Zollnern. Baron W. dehnte seine Güte für uns sehr weit aus; es konnte unaufgehalten nach Athen fahren, ließ dort im Hotel Byzance sogleich die Werthe wecken und bestellte bei François Vitalis ein so comfortables Logis, daß ich es für das beste erklären mußte, was wir noch seit Wien getroffen hatten. Ein vierspänniger Wagen brachte uns durch Getreidefelder, Olivenpflanzungen und Weingärten in anderthalb Stunden dahin. In der freundlichen, aufmerksamen Wirthin fand ich eine Hamburgerin; sie gab mir später das seltene Beispiel von gastwirthlicher Rechtschaffenheit, mich auf der Rechnung den letzten halben Tag meiner Anwesenheit nicht als einen ganzen bezahlen zu lassen. Dieses würde ihren Standesgenossen innen- und außerhalb Deutschland unbedingt als nachahmungswürdig zu empfehlen sein.

Athen soll sich im Laufe der letzten zwanzig Jahre auf eine wahrhaft überraschende Weise entwickelt haben. Unsere Wanderungen in seinem Innern zeigten uns eine Menge schöner Privatwohnungen und zahlreiche öffentliche Gebäude, Kirchen, Schulen, Hospitäler und die Universität, alle von dem neuen weißen Königsschlosse überragt. Die Straßen trugen erinnerungsreiche Namen, z. B. die Aeolusstraße, die Perikles-, Sophokles-, Diogenes- und Demosthenesstraße u. s. w. Ein bunter Gewühl von Trachten belebte sie; oft unterschieden wir den weißen Rock, die goldgestickte Jacke und den farbigen Fez der Nationaltracht, zuweilen auch die abendländische Kleidung. Das Militär war blau und weiß uniformirt. Die wenigen sichtbaren Frauen waren auf fränkische Weise angethan, nur daß oft ein Fez mit goldener oder silberner Quaste auf dem Kopfe saß. Allerlei Fuhrwerke rasselten durch die Hermes- und Aeolusstraße; in den offen stehenden Barbierstuben wurden Haare und Bärte geschoren. Vor dem ziemlich weitläufigen Schlosse fanden wir bedeutende Anlagen. Orangenbäume, Cypressen, Palmen, Cactus und einige andere blühende Gesträucher machen diese in dem Schloßgarten zu einem der erquicklichsten Spaziergänge. Dieser Gegensatz erfreut das Herz um so mehr, da die Berge ringsum kahl sind und auch die Ebene außer dem Graugrün der Oliven und einigen Cypressen, Silberpappeln, Feigenbäumen und Weingärten keinen Farbenschmuck trägt. Deutsche Gartenkünstler haben schattige, wohlbewässerte Lauben und Gänge geschaffen; die Natur hat ihnen herrliche Aussichten verliehen, von denen besonders diejenige aufs Meer und auf die Säulen des Zeustempels zu den prächtigsten in ganz Griechenland gehören. Ich konnte mich nicht enthalten, über den köstlichen Blumenflor in laute Bewunderung auszubrechen. Der Director erfreute mich mit einem herrlichen Bouquet und dehnte seine Artigkeit so weit aus, mir nach einigen Tagen ein zweites durch meinen Begleiter zuzuschicken.

Das Schloß ist, gleich den meisten Wohnhäusern, im europäischen Stil angelegt und dehnt sich ziemlich lang an dem Garten aus. Seine Empfangszimmer und Ballsäle sind keineswegs mit übermäßigem Luxus ausgestattet und bieten überhaupt nichts besonders Bemerkenswerthes dar.

Auf dem Heimwege belästigte uns der viele aufsteigende Staub so sehr, daß unsere öffentliche Begeisterung etwas herabgestimmt wurde; auch das Trümmerartige mancher uns aufstoßenden Quartiere machte auf uns einen traurigen Eindruck. Unsere nächste Fahrt ging zu dem länglichen Hügel der Akropolis, dieser Krone des alten Athen, in welcher die attischen Könige ihren Sitz aufschlugen, die Pisistratiden herrschten und welche die dreißig Tyrannen im Peloponnesischen Krieg als ihren festesten Haltpunkt betrachteten. Nach der Völkerwanderung war sie

…ruſch wohlerhalten? die größte Verwüſtung rich… …ten die fromme Wuth der fremdeifernden Ritter …nd die ſpätern Kämpfe der Venetianer mit den …ürken an.

Aber unſere Gedanken weilten in jener Glanz… …riode Athens, als die neunthorige Akropolis …it ihren Tempeln, Hallen und Statuen „ein …nziges Weihgeſchenk der Götter" war. Ge…ſchmückt und verherrlicht durch die Regenten …thens, boten die damals geſchaffenen Werke in …ener Wohnſtätte der Götter eine ſo hohe, künſt…leriſche Vollendung, daß uns noch jetzt bei der …etrachtung dieſes verfallenden Gemäuers Freude …nd Bewunderung erfaßt. Ueber die Ueberbleib…ſel der marmornen Freitreppe, durch diejenigen …r Thorwege, an dem Niketempel vorüber, ge…langten wir zu den Propyläen, zu jenen ſäulen…reichen Marmorhallen, die Perikles' ſchöpferiſcher …Genius ins Leben rief, und von denen in die …Akropolis, die einſt mit Gemälden altgriechiſcher …Meiſter geſchmückt war. Jetzt trafen wir in ihr …eine Anzahl von Bildwerken, Köpfen, Händen, …Füßen, Rumpfen und Reliefs, theilweiſe von ver…ſchiedener Arbeit.

Zurückgekehrt in den innern Hof der Akro…polis, gewahrten wir eine große Trümmerſtätte …vor uns, auf der ſich ältere und neuere Mauer…reſte miſchten. Rechts aber erhob ſich das ma…jeſtätiſche Parthenon, links das vielgegliederte, …maleriſch ſich geſtaltende Erechtheum. Noch ehe …wir zu dem letztern gelangten, bezeichneten uns …große Blöcke die Stelle, wo Phidias' Schöpfung, …ſechzig Fuß hohe Athene Promachos, ſtand, …deren im Sonnenſtrahl blitzende Lanze den Schif…fern weit hinaus als Leuchtfeuer entgegenflim…merte und deſſen überwältigende Hoheit Alarich …ſeine Gothen mit einem ſolchen Schreck er…füllte, daß ſie die Athen zugedachte Plünderung …verließen. In dem Heiligthum der ſtadt…ſchirmenden Athene, des Poſeidon und des …Erechtheus verweilten wir länger, ohne uns jedoch …— wie manche unſerer Vorgänger — in dieſem …Chaos ſogleich zurecht finden zu können. Nur …die Mannichfaltigkeit der Formen aller dieſer ver…ſchiedenen Götterwohnungen war uns wahrhaft …unendlich werth.

Von hinnen wandten wir uns zu dem Par…thenon, jenem erhabenen Tempel, der das glor…reiche Denkmal der ſegensreichen Verwaltung …des Perikles war und der jahrhundertelang in …ungetrübter Herrlichkeit verblieb. Durch Säulen…hallen wandernd, erreichten wir einen in…nern Raum, das Parthenon im engern Sinn. …Hier erhob ſich Phidias' koloſſale, aus Gold und …Elfenbein gefertigte Statue der Athene Parthenos, …die mit Lanze und Helm dem Haupt des Vaters …Zeus entſtiegen war, der unüberwindlichen Göt…tin, der Geberin der Weisheit und der Be…ſchützerin der Künſte. Es war mir, als wenn …ringsum dieſe Marmorgalerieen ſich belebten, als …wenn koſtbare Opfergaben ſie ſchmückten, als …wenn die ſiegreiche, mehr als funfzig Fuß hohe …Beſchützerin des Friedens, mit goldenem Helm, …Schild und Panzer, von dem das elfenbeinerne …Medusenhaupt herabglänzte, lanzenbewehrt, im …faltenreichen Gewand vor mir ſtünde, ſo wie es …faſt tauſend Jahre ſich behauptete. Der Hauch …jenes goldenen Zeitalters umfing mich, welches …Perikles' Genius zur vollſten Blüte brachte, in …welchem Aeſchylos, Sophokles, Euripides, Kra…tinos und Eupolis dichteten, in welchem Pindar …ſang, Anaxagoras und Zeno dachten und Hero…dot, „der Vater der Geſchichte", uns ſein ehr…würdiges Haupt enthüllte; in welchem die Ver…herrlichung der Götter durch dieſe erhabenen …Werke voll Poeſie und Schwung das Streben …der Bildhauer und Baumeiſter war und in …welchem auch der einfachſte Bürger an dieſem …zum höchſten Glanz geſteigerten Kulturleben theil…nehmen durfte. Aber den Anblick, den dieſe …weihevolle Stätte in ihrer frühern Vollſtändigkeit …gewährte, wird ſich auch der kühnſte Flug der …Phantaſie nie vergegenwärtigen können. Dieſer …großartige Tempel mit ſeinen ſchlanken Säulen, …mit ſeinen glänzenden Mauern voll herrlicher …Bildhauerarbeit, mit ſeinem prächtigen Farben…ſchmuck, mit ſeinen Statuen und Bildern, mit …ſeinen Giebeln, auf welchen der Stein der Figu…ren wie vom Hauch des Lebens berührt ſchien; …das ganze prachtvolle Heiligthum mit dem blau…en Himmelsdom, mit der ſtrahlenden Sonne, …die ſich auf dem Meer widerſpiegelte und die …die Landſchaft mit den köſtlichſten Reflexen ſchmückte, …wird nie vom Pinſel oder von der Feder würdig …dargeſtellt werden können.

Erſt nach wiederholten Beſuchen gelang es …mir, mich ziemlich in dieſem Raumverhältniß zu orien…tiren. Bei der erſten Anweſenheit wurde mir …immer ernſter und wehmüthiger zu Muthe und …ich fühlte mich faſt erleichtert, als mein Auge …nach dem Heraustreten ins Freie auf die weite …Rundſicht ringsum fiel. Die Sonne war im …Untergang begriffen und das rothliche, violette …Licht des abendlichen Himmels legte ſich im

wunderbaren Rundschau über die Bergketten des Pentelikon, des Hymettus und der weiter entfernten Höhenzüge. Die breite, attische Ebene wurde von grünen Streifen durchzogen, von Olivenhainen und von Weingärten unterbrochen. Wie ein schmales, sonnig vergoldetes Silberband erglänzte der vielgetheilte Kephisus zwischen den hier und dort verstreuten Dörfern; auf andern Punkten gewahrte man weiße griechische Kapellen, nach Süden hin die steinige Küste mit nur einzelnen kleinen Gehöften. Die Säulen des olympischen Zeustempels waren zwischen Hügeln zu erkennen, ganz nahe aber am Fuße der Akropolis die dunkeln Felsen des Areopagus.

Und über das purpurschimmernde Meer hin schweifte das Auge über Küsten und Inseln, die wie gesäet in die Unendlichkeit der Flut schienen, bis endlich die stärker werdenden Abendschatten uns an den Heimweg mahnten.

Bei einem spätern Besuch nahm ich die Betrachtung der andern „götter- und heroen"geweihten Heiligthümer vor. Unter diesen interessirten mich besonders die kärglichen, jetzt von Strack durchforschten Ueberreste des Theaters des Dionysus. Vor diesem stand schon vor 2400 Jahren hier das erste — hölzerne Theater, welches die Welt kennt. Die Wiege der dramatischen Dichtkunst sah auch die erste Bühne, auf welcher ihre Gestalten ins Leben treten konnten. Sophokles', Euripides' und Aristophanes' Meisterwerke, die wir noch jetzt mit dem tiefernsten Gefühl staunend bewundern, daß die Leidenschaften und Wünsche der menschlichen Brust sich in jedem Jahrtausend gleichen, wurden hier den lauschenden Zuschauern vorgeführt, während Thespis hundert Jahre vor ihnen auf der hölzernen Bühne die ersten Anfänge des Dramas erscheinen ließ. Von der Orchestra, dem Raum für die Aufführungen des Chors, war fast keine Spur mehr aufzufinden. In diesem glänzenden Raume erschienen bekanntlich bei hohen Festen die Vornehmsten und Reichsten in prunkenden Gewändern als Theilnehmer des Chors; er ist so schwer wiederzuerkennen, daß man sich nur auf die Versicherungen des Führers verlassen muß.

Von diesen Abhängen der Akropolis begab ich mich zu dem nahen kahlen Felsenhügel Areopag. Auf steinernen Stufen gelangt man auf einen viereckigen Raum mit Sitzen, auf denen jene zwölf Blutrichter thronten, die über schwere Verbrechen aburtheilten. Der Kriegsgott Ares wurde laut der Sage hier zuerst von Poseidon wegen des Mords seines Sohnes verklagt und Orestes wurde von der Schuld des Muttermords freigesprochen. Als man den Apostel Paulus hier angeklagt hatte, verkündete er den horchenden Athenern den unbekannten Gott. Etwas weiterhin geleitete ein in den Felsen gehauener Pfad zu einer tiefen, düstern Schlucht, dem einstigen Aufenthalt der schlangenhaarigen Eumeniden. Auch eine Quelle plätscherte dann; die Dunkelheit ihres Wassers paßte zu dem düstern Eindruck dieser wilden, unheimlichen Stätte. Ein nahes Denkmal bezeichnete früher den Ort, wo der vielgeprüfte Dulder Oedipus zum ersten mal Ruhe vor der strafenden Rhadne der riesigen Rachegöttinnen fand.

Auf dem Musionhügel wurden uns die Begräbnißstätten des alten Musäos und Kimon's, des hochberühmten Besiegers der Perser, genannt. Mehr noch als dieser zog mich der Pnyxhügel an mit jenem großen Steinhügel, auf welchem einst Demosthenes zu einem Auditorium von achttausend Menschen redete. Wol konnte ihn das patriotische Feuer auf diesem heiligen Boden begeistern, denn vor ihm in der Tiefe lagen die auch hier dichtgedrängten Wohnungen seiner Mitbürger, im Piräus die Flotte, jener Stolz seiner Vaterstadt, die ihre festeste Schutzmauer gegen auswärtige Bedrängniß gewesen. Der Areopag mahnte ihn an die ewigen Wahrheiten der Gerechtigkeit, die Tempel der Akropolis mit ihren Götter- und Heroengestalten riefen jede edle und erhabene Empfindung in ihm auf, während das siegesstrahlende Antlitz der höchsten athenensischen Gottheit ihm begeisternd in die Seele schaute.

Der Nymphenhügel führte uns von dieser Oberstadt des antiken Athen zu seiner Unterstadt. Hier fesselte das am besten erhaltene Baudenkmal des griechischen Alterthums, der Theseustempel, hauptsächlich meine Aufmerksamkeit. Viele Theilnehmer der Schlacht bei Marathon behaupteten, daß Theseus in ihr mit den Hellenen gekämpft habe. Ein Adler zeigte darauf dem Kimon auf der Insel Skyros sein Grab und es wurden seine Knochen, seine Lanze und sein Schwert gefunden, dann alles unter großen Feierlichkeiten nach Athen gebracht und bestattet und über den Gebeinen für den versöhnten Schatten dieser prächtige Marmortempel errichtet. Tausend Jahre später verwandelte ihn Justinian in eine christliche Kirche, welches für seine Erhaltung sehr förderlich war; nochmals gingen elfhundert Jahre dahin „in der rollenden Zeiten Vollendung", als

ie Türken ihn zu einer Moschee umgestalten wollten; doch erwirkten die Griechen einen Firman des Konstantinopel, der dies Vorhaben untersagte. Wenn auch Erdbeben und menschliche Zerstörungswuth wiederholt an ihm rüttelten, so kann er dennoch heute, nach abermals zweihundert Jahren, als einer Art Museum für hellenische Alterthümer benutzt werden. Im ganzen ähnelt sein Stil demjenigen des Parthenon, doch fehlt ihm dessen Vollendung in den Einzelheiten; dennoch ergreift er trotz seiner Lage in der Tiefe die Phantasie ebenso sehr wie der Wunderbau des Phidias. Mit unaussprechlicher Bewunderung erfüllte uns die Festigkeit der schlanken Säulen, welche Jahrtausende überdauerten und noch heute das redendste Beispiel von der Stärke geben, welche die Alten ihren großartigen Gebäuden zu verleihen wußten.

Ein Exerzierplatz des griechischen Militärs nimmt nicht weit davon die Stelle des Marktes der alten Athener, seiner Hallen mit ihren Bildsäulen und Wandgemälden ein. Ziemlich weit davon entfernt schaut nahe bei einer alten Palme der wenig beschädigte Thurm der Winde in der Aeolusstraße, der einst den Wetterzeiger und die Stadtuhr von Athen trug. Auf der Spitze des Daches stand ein Triton, welcher mit seinem ausgestreckten Stabe die Richtung des Windes angab. Auf den Seitenflächen gewahrt man noch die kolossalen geflügelten Gestalten der Windgottheiten auf dem Relief, darüber theilweise farbliche Inschriften. Boreas, der kalte Nordwind, ist als unfreundlicher, langbärtiger Greis mit faltenreichem Antlitz und weitem Mantel dargestellt; Kaikias, der Nordwestwind, ähnelt ihm, trägt jedoch einen Schild, aus dem er Hagelkörner und Regentropfen schüttelt; Apeliotes, der Ostwind, bringt im Sommer Regen nach Athen und gilt als Beförderer des Gedeihens der Früchte, Feigen und Obst in seinem Mantel. Eurus, der Südostwind, hat lange flatternde Haare und einen flatternden Mantel, welches seine Heftigkeit andeutet. Notos, der Südwestwind, gießt als bärtiger Jüngling ein Gefäß aus, welches heftige Regenschauer versinnbildlicht; Lips, der Südwestwind, gibt den Schiffern durch die Gallion, welches er in seiner Hand hält, das Zeichen, daß sie in See thun, sich auf die See zu begeben. Zephyros, der Westwind, ist ein mildlächelnder Jüngling und schwebt in seinem leichten, mit Blumen gefüllten Mantel mit bloßen Füßen dahin. Skiron, der Nordwestwind, ist wieder ein grämlicher, bärtiger Alter, dichtbekleidet und mit dicken Stiefeln, während er aus einem großen Gefäß Wasser ausgießt. Unter dieser Figuren waren metallene Stäbe für die Sonnenuhren angebracht.

Wir setzten unsern Weg über den Markt mit seinen Buden für Früchte, Gemüse, Fleisch und Brot fort und fanden die Reste seiner Tempel, welche uns als die Stoa des Kaisers Hadrian genannt wurden, und endlich später die Hadrianstadt. Gewaltige Marmorsäulen bezeichnen die Stätte eines abermaligen Wunderbaues, des Tempels des olympischen Zeus. Die Sage berichtet, daß sich neben ihm jener Erdspalt gefunden, aus welchem nach der alles verschlingenden Flut nur Deukalion und sein Weib Pyrrha gerettet wurden. Genaue Aufzeichnungen erzählen uns, daß Pisistratos ihn vor 2400 Jahren begann und Phidias später sein Inneres mit Malerei verzierte. Aber mehr als 600 Jahre vergingen bis zu seiner Vollendung unter Hadrian, der der Wohlthäter Griechenlands und Athens wurde. Er ließ die große, aus Gold und Elfenbein gefertigte Statue des olympischen Zeus in diesem ungeheuern Tempel aufstellen, der in seiner Größe an diejenigen Aegyptens erinnerte. Allein gleich den Königen von Theben und Memphis unterließ er nicht, auch seine eigene Statue in diesem Tempel aufzurichten — als wolle der Mensch, das kleine, gebrechliche Wesen, auch wenn eine Königskrone seinen Scheitel bedeckt, sich vermessen, an der Seite der unsterblichen Götter in ihrer erhabenen Behausung seine Heimat zu finden. Nur der Dianentempel von Ephesus übertraf ihn an Größe. In dem ihn umgebenden heiligen Bezirk standen viele Hunderte von Statuen, unter ihnen wieder mehrere, die der Kaiser sich selbst errichtete. Auch in seiner ganzen unverletzten Herrlichkeit kommt uns dieser Zeustempel wie ein Ehrendenkmal des gewaltigen Selbstherrschers vor, welches ihn Baulust und die Verherrlichung seines armen Ichs vollenden ließen. Das Parthenon dagegen war eine Aeußerung der hellenischen Frömmigkeit; Perikles und Phidias führten es fort, um den innersten Wunsch des Volks, seiner Gottheit ein ihrer würdiges, wahrhaft schönes Haus zu errichten, auf die edelste Weise zu verkörpern. Daher seine unbeschreibliche Ausführung, die harmonische Schönheit seiner Linien, sein herrliches Aeußere und sein festlich geschmücktes Innere.

Aus dem Erechtheum entführte Lord Elgin während des griechischen Freiheitskrieges mehrere

der schönsten und wohlerhaltensten Statuen, um das Pariser Museum in London damit zu zieren, und hatte die Kaiserin, gegenwärtige Abgüsse dafür nach Athen zurückzuschicken. Eine Menge ziemlich guterhaltener Statuen, welche jedoch nicht Göttinnen darstellten, bedeckten gegenwärtig das Erdreich. Ich machte meinen Begleiter auf deren außerordentlich große Füße und Hände sowie auf ihre sehr dicken Gelenke aufmerksam und wußte diese Eigenthümlichkeit nicht recht mit dem Cultus des Schönen zu vereinigen, dem man sich sonst hier ergab.

Als wir nach dem unsern fließenden Ilyssus hinabgestiegen waren, trafen wir einen Teich, an dem Wäscherinnen ihre Wäsche mit Schlägeln, ganz nach der Weise der alten Hellenen, reinigten, und nicht lange schien uns die Zeit hinter uns zu liegen, als die auf dem Hymettus lagernden Pelasger solche Wäscherinnen gewaltsam von hier entführten. Die früher auf der andern Seite befindlichen Tempel sind bis auf wenige Ruinen verschwunden; deutlicher trat eine thalartige Fläche inmitten der Hügel hervor, das (XXX) Aus lange Stadium, wo die gymnastischen Spiele der hellenischen Jugend vor (XXXX) bewundernden Zuschauern aufgeführt wurden. Auf dieser einst so belebten Arena wuchs jetzt Getreide, auf den zu ihr führenden Abhängen wucherten Lilien, Kamillen, Thymian und Wolfsmilch, untermischt mit einzelnen dunkelrothen Anemonen.

Einer der nächsten Tage brachte uns nach Eleusis. Wir legten den fast fünfstündigen Weg in einem bequemen, europäisch eingerichteten Wagen zurück. Es war die nämliche Straße, auf der Theseus von Trözene daherzog, um seinen Vater Aegeus aufzusuchen, und auf welcher Alcibiades im Peloponnesischen Kriege die lange unterbrochene feierliche Procession vor den verwundert herumliegenden Feinden zu der Feier der Eleusinischen Geheimnisse führte. Ueberbleibsel alter Bauten erinnern noch heute an die große Zahl der damals sich hier erhebenden Altäre und Grabmäler. Wir fuhren durch das im Thal von Piräus bis hinter Athen sich ausbreitende Olivenwäldchen und dann bergauf bis zu dem Nonnenkloster Daphni. In diesem fanden wir eine verräucherte und schmucklose Kirche, welche wieder eine antike, ruinenartige Umfassungsmauer umgab. Abwärts zwischen Bergen fahrend, gelangten wir an eine ziemlich flache, ausgebreitete Meeresbucht. Hinter ihr lag die Insel Salamis und Themistokles' heldenhafte Gewalt stieg aus ihrem vielhundertjährigen Grabe vor u[ns] Obgleich gänzlich unwissend in der Se[e] Kriegskunde, fühlten auch wir es nicht, möglich war, daß Xerxes sich damals m[it] Flotte von zweitausend Segeln in dieses von Felsen und Meer begrenzte Gewässer, durch Verkehrtheit er dem schlauen Gegner d[ie] in die Hände gab. Auf jenem kleinen glaubten wir noch einmal Aristides zu g[e]wahren, aus der Verbannung herbeigeeilt, jener blutigen Schlacht dort die Perser n[ie]der und viele der mit ihren Schiffen verun[g]lückten Athenienser rettete — und auf jenem Hügel, welcher, umgeben von seinen Räthen, Hof[-] und Schreibern, die sogleich die Vernich[-]tung Athenienser niederschreiben sollten, der [...] Thron aufschlug, um der Schlacht von [...] zuzuschauen und die Perser durch seinen [...] zum muthigen Angriff anzutreiben.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Die Nachbarn.

Ein Bild aus dem Leben und Treiben in der [...]

Von Karl Gutzkow.

Wenn die ersten Stürme des früh ein[-]tretenden Herbstes ausgetobt haben und die ersten Schauer verübergegangen sind, dann klärt sich der Himmel gewöhnlich noch einmal auf und bekommen oft noch für längere Zeit die [...] Witterung, den sogenannten Altenweiberso[-]mmer.

Die mannichfaltige Färbung der [...] das bunte Allerlei der ersterbenden Blät[-]ter, das Gelbgrün der Wiesenmatten, das feierliche [...] des Nadelholzes und die wehenden, [...] den Spinnenfäden an Baum und Strauch, an den Hüten der Wanderer, dazu die [...] lebende Herbstluft, das alles macht einen eigenthümlichen Eindruck auf das Herz jedes Naturfreundes. Und wenn dann [...] da ein Zug wandernder Vögel an uns [...] sonst, in der Ferne die Trompetentöne [...] milde oder wilden Gänse sich hören lassen, während wir ihr seltsames Dreieck kaum noch im tiefblauen Himmel dahinschweben sehen, [...] auf der bewegten dunkeln Fläche des [...] liegenden Landsees Hunderte von bunten [...] natürlich in wohlabgemessener, sicherer [...]nung — sich schaukeln, dabei der kühle [...] wind unsere Stirn umrauscht und uns [...] derben Rockes so lustig durchweht — [...] uns ganz anders, „so wohl, so weh" um

und Herz, und wir möchten mit den Vögeln hinaus und wehmuthsvoll Abschied von dem Leben und allen den Freuden der schönen, milden Jahreszeit.

Das Nachlaub treibt hinunter
Der Winden rasche Luft
Und rauschend Fluth und Hunter
Der Herbst der Wehmuth Früchte
Doch aus des Wald's Verstecken,
Den Stimmen des Vergehens,
Hört' ich die Hoffnung flüstern
Des ew'gen Wiederlebens!

(Nikolaus Lenau, „Herbstlieder".)

Wie lebenswahr und lebendig gefühlt sind diese Worte des Dichters! Auch an dem schönen, milden Herbsttage können wir unser Herz der Trauer und Wehmuth nicht ganz verschließen und doch vermögen wir aus dem allgemeinen Scheiden, „den Stimmen des Vergehens", die freudige Hoffnung des schönern Wiederlebens, einer neuen Frühlingszeit zu schöpfen. Und wo keine Hoffnung des Lebens wird weniger getäuscht als diese, denn der erste warme Sonnenstrahl scheucht allen Schmerz und alle Traurigkeit aus unserer Brust und entschädigt uns tausendfach für das Leid und Wehe des grausamen Winters.

Jetzt leidet es uns nicht mehr im dunkeln, engen Zimmer, wir eilen hinaus, der nächsten Höhe zu, wo wir die reine Frühlingsluft in vollen Zügen einathmen. Wiederum erblicken wir jetzt die wandernden Vögel, wiederum hören wir das Geschrei der größern in weiter Ferne. Doch wie wesentlich verschieden sind diese Laute von denen des Herbstes. Man beobachte die vorüberziehenden Scharen nur genau, dann wird man bald die wehmüthigen Abschiedsrufe von den freudelockenden Grüßen der Ankommenden unterscheiden können. Ebenso ändern unsere einheimischen Vögel mit dem ersten Frühlingsblick ihre Stimmen und ihr ganzes Wesen. Schon früh im Februar sammeln sich die Hausspatzen in der Morgensonne auf einem kahlen Fliederbusch und plaudern so emsig, als seien sie in ernsthafter Berathung darüber, wie sie wol den lieben Himmelsgast am besten unterstützen könnten, damit er doch bald die noch immer harte Macht des Winters breche.

Endlich sind Schnee und Eis den siegenden Strahlen der Sonne gewichen, doch die Mutter Erde ist noch kalt, öde und leer. Die armen Wanderer fühlen sich noch nirgends heimisch, sie müssen noch frieren und darben, bis der Frühling erst mehr und mehr seine Kinder ruft und ihnen allen das Mahl bereitet und ihre Stätte wohnlich macht. Dort am Rande der sumpfigen Wiese hat ein kleiner Gesell sich niedergelassen, er trippelt emsig hin und her, ob nun nach der kalten Nacht sich zu erwärmen oder blos zum Vergnügen, wir wissen's nicht. Man sieht es ihm aber an, daß die Reise ihn angegriffen und daß er der Wärme und Nahrung sehr bedürftig ist: denn sein sonst so blankes, sauberes Gefieder ist unordentlich und beschmutzt und seine Augen blicken wehmüthig und trübe. Doch er ist ein munterer Bursche: Frost und Noth sind bald vergessen; wenn gegen Mittag die Luft nur ein wenig gelinder wird, da erhebt er sich, tummelt sich lustig herum und ruft aller Welt sein „Kiwitt' Ki-e-witt!" als Gruß und Willkommen zu.

Einige Tage später sieht dort eine gar traurige Gestalt. Der erste Storch, welcher gewiß, von unüberwindlicher Sehnsucht nach der Heimat getrieben, den Gefährten um einige Tage vorausgeeilt ist, muß für seinen Vorwitz hart büßen, denn der April hat in seiner Laune noch einmal Schnee gebracht und der arme Sommergast betrachtet, vor Kälte und Hunger schlotternd, trübselig dies letzte Winterzeichen.

Dagegen ist Freund Kibitz jetzt aber schon ganz anders gestellt. Schon hat die Mittagswärme eine Menge Gewürm hervorgerufen, seine Tafel ist reich bestellt, er hüpft tanzend um seinen alten Freund, wirbelt voller Freude über seiner Wiese herum, stürzt neckend in den dichtesten Schwarm der Staare, sucht eine trillernde Lerche im Aufsteigen einzuholen, kehrt jedoch schnell zurück, ruft noch einigemal sein „Kiwitt!" und begibt sich eifrig mit seinem Weibchen an den Neubau auf einer rings von Wasser umspülten Grasinsel. Aus dem nahen Walde kommt jetzt eine Krähe schwerfällig dahergezogen, um sich Moos fürs warme Nest zu holen. Doch halt, das geht so nicht, das kann Herr Kibitz nicht leiden! Mit verwirrendem Geschrei fliegt er fortwährend um sie herum und scheucht und beunruhigt sie so lange, bis sie unverrichteter Sache davoneilt. So macht er es mit allen Fremden, die sich nahen, Raben, Weiher, Reiher, ja Hund und Fuchs sucht er so zu verscheuchen. Nur Habichte und Falken vermeidet er sorgfältig, indem er sich tief ins dürre Gras drückt und dem Jäger weicht er in weiter Entfernung aus, während er dem Bauer ganz nahe hinter dem Pfluge folgt.

Etwas später sehen wir wieder ein Vogelpaar am Himmel vorüberschweben und am andern Morgen erblicken wir auf einer Höhe einen stattlichen großen Kranich. Er hat seine Genossen verlassen und schreitet langsam über die weite Flur daher. Mit einem mächtigen „Kurr! Kurr!“ begrüßt er die aufgehende Sonne und geht dann seinen Berufsgeschäften nach, welche zuerst im Futtersammeln auf dem Erbsenfelde und dann in der Besichtigung der alten Heimat bestehen. Zufällig trollt er auch den Berg hinunter, nach der kleinen Wiese zu und Kibitz, der sonst niemand duldet, begrüßt ihn wie den Storch als alten Bekannten und läßt sich freundschaftlich bei ihm nieder.

Wir überschlagen jetzt eine längere Zeit. Meister Kibitz hat längst die frohe Hoffnung der Nachkommenschaft, denn sein Weibchen brütet auf vier Eiern. Auch zu dem Kranich hat sich eine Gefährtin gesellt; sie haben in dem Nachbarbruch das Nest auf einer kleinen Insel errichtet, müssen aber, da das Strauchwerk rings nur sehr niedrig ist, stets gebückt dorthin gehen, damit ihre Wohnung von keinem der vielen Feinde entdeckt werde.

In der Nähe ackert Tag für Tag ein Bauer mit seinen Söhnen, harmlos und zufrieden wie unsere beiden Freunde und so leben die drei Familien in bester Nachbarschaft. Der Landmann gönnt dem Kranich gern die Erbsen und anderes Getreide, da er ja auch Mäuse, Grillen und anderes Ungeziefer vertilgt, der Kibitz überläßt ihm ebenfalls gern einige Käfer und Larven von seinem Tisch, weil er zugleich die zudringlichen Krähe und lüsternen Spitzmäuse aus der Nähe seines Wohnsitzes wegfängt, und der Kibitz wird wiederum durch die Nähe des Bauern vor den Habichten und andern Räubern geschützt, während er den Acker aufs sorgfältigste von Engerlingen, Schnecken u. dgl. reinigt.

Leider soll aber dies friedliche Beieinanderleben nicht so ungetrübt bleiben. Wie eines Tags der Erzeuter im Bauernhofe, so läßt sich ein Fuchs auf der Wiese blicken und ein Jäger streift schleichend am Waldesrand daher. Und noch mehr; ein fremder Kranich stürzt sich voll Wuth auf den ruhigen Ehemann, um ihm seine Gattin und sein Nest zu rauben, im lüstern Morgengrauen nahen Diebe, welche dem gequälten Landmann seinen letzten Reichthum, seine Bienen rauben wollen und der Fuchs — o, der schlaue, grausame Fuchs! hat das Nest des armen Kibitz entdeckt. Während dieser Raubritter nun, von Kampe zu Kampe springend, das beschwerliche Eigenthum der kleinen Wicht zu erreichen sucht, heben beide Gatten ein so durchdringendes Geschrei, daß der Bauer im tiefsten Schlafe da erwacht und, nichts Gutes ahnend, herausschlei die Diebe überrascht und verfolgt. Aus Dankbarkeit eilt nun der Mann zu dem grämlichen Nachbar und verscheucht den lüsternen Rein Doch nicht genug: als umsichtiger Landwi spürt er am Tage die Wiese ab, legt ein T eisen in die Nähe des Kibitznestes und hat der nächsten Nacht den gierigen Unhold gefan

Noch immer aber schwebt der Kranich in peiter Gefahr. Der Kampf beginnt am fri Morgen und währt, bis abends spät die Sp ermattet innehalten müssen. Unser armer Kr fühlt mehr und mehr seine Kräfte schwin er ringt zwar für sein Theuerstes, für Weib Kind, und eben dies allein hat ihn dem ü legenern Gegner noch immer widerstehen la Doch er bedarf der Ruhe und Erholung verbirgt sich im hohen Rohr und Schilf Bruches. Der Verfolger sucht ihn am Mo mit erneuter Wuth; ringsumher fliegend, fo er auch nach der Wiese, welche Freund K bewohnt. Und merkwürdig, dieser, der den dem Kranich und den Storch nicht nur nie lästigt, sondern auch ihnen zutraulich naht mit ihnen spielt, fällt jetzt sammt seinem Weib wüthend über den Fremden her. Anfangs s dieser in seiner aufgeblasenen Weise gar auf die Zudringlichen, doch bald machen sie e arg; er ist zu stolz, den beiden Schwächlinge weichen und doch weiß er sich ihrer kaum zu wehren. Während er aber ärgerlich nach i sticht und schlägt, ohne die Gewandten jedes mals zu treffen, hat er, der sonst so außeror lich Vorsichtige und Schlaue, es nicht bem daß der Jäger hinter den Sträuchern he geschlichen ist — und „Puff!“ sinkt er, von Kugel durchbohrt, zusammen.*)

Jetzt gewinnt unsere kleine Welt wieder längere Zeit den Charakter des Idyllischen. Landmann hat den Verlust, welchen mensch Gesetze ihm zugefügt, verschmerzt; die K beschäftigen sich eifrig und ungestört mit der ziehung ihrer Jungen und die Kraniche b bei gehöriger Vorsicht, welche sie nie a Augen setzen, ebenfalls nichts zu befür

*) Dieser wie den sämmtlichen andern Schilder liegen wahrheitsgetreue Thatsachen zu Grunde.

Doch ja, wiederum werden die Klagen laut hören erhebt; es kommen Buben, welche Kibitzeier zum Verkauf suchen und die Jungen greifen wollen; ein im Walde nebenan ausgebrochenes Feuer zerstört fast die friedliche Heimat der Kraniche. Alles geht indessen gut vorüber, ein weiser, milder Fürst sucht das Land und besonders den Handwerker und Ackersmann — als die ersten Säulen und Grundpfeiler eines gesunden Volks — zu heben, vernünftige und einsichtsvolle Behörden verbieten den Kibitzeierhandel und das Zerstören aller Nester, weil es jedenfalls unendlich zweckmäßiger ist, wenn nützliche Vögel gehegt und geschont werden, als wenn Leckermäuler ihren Gaumen kitzeln, und eine gute Feld- und Waldaufsicht verhindert das gefährliche Feuermachen der Hirtenknaben.

An einem schönen Spätsommerabend sehen wir den alten Bauer gemütlich im Kreise der Seinigen sitzen und für den Menschenfreund kann es gewiß kein lieblicheres Bild geben als das einer solchen einfachen und harmlosen Familie, welche nach des Tages Last und Hitze von der Arbeit ausruht und sich zufrieden ihres bescheidenen Glücks erfreut. Von Kraft und Gesundheit strotzen ihre derben Glieder und im frischen Lebensmuth erglänzen ihre Blicke. Sorge und Kummer haben allerdings tiefe Furchen auf ihre gebräunten Stirnen gegraben und ihre schwieligen Hände zeugen von schwerer, harter Arbeit; doch jetzt ist das Tagewerk vollbracht und die finstern Geister sind verscheucht. Heiter und sorglos sind die guten Leute — die ganze Gruppe erscheint uns als ein verkörperter Begriff des Wortes Gemüthlichkeit, und wohl uns Deutschen! Wie wir unser schönstes Wort in keiner Sprache der Welt wiederfinden, so hat auch kein anderes Volk der Erde die hohen, heiligen Güter aufzuweisen, deren sich der schlichte deutsche Mann so rein, so voll und reich im Kreise der Seinigen erfreuen darf.

Ja, komm', Fremder, aus welchem Welttheil du wollest! Sieh' dir die einfachen deutschen Bürger- und Bauernfamilien an! Komm', du Hochadeliger oder du Entfremdeter, mit deiner „importirten" Bildung, schau' ins Familienleben der geringsten deutschen Arbeiter — o, du findest noch viel echtes deutsches Wesen, noch viel urkräftiges, gesundes Deutschthum! Freilich ist dies edelste Gut unsers Volks hier und da vielfach verdorben und verkommen — leider oft genug absichtlich mit Füßen getreten, um es auszurotten; doch der Kern liegt noch allüberall tief im Innersten gesund und kräftig da und es bedarf nur edler deutscher Männer, die ihn aus dem Schmutz und Unrath hervorziehen; es bedarf nur der ernstlichen Anregung und liebevollen Anleitung, um dem deutschen Wort und der deutschen That wieder allgemein beim Kern des Volks den Werth zu geben, den sie in den Zeiten der edelsten Erregungen gehabt haben. Voll freudiger Zuversicht und Hoffnung dürfen wir daher auf die Bestrebungen unserer Zeit blicken.

Verzeihe, lieber Leser, diese kleine Abschweifung — vielleicht gehört sie gerade in unser Bildchen hinein! Während die rothgoldenen Strahlen der scheidenden Sonne das Storchennest der gegenüberstehenden Scheunen umgolden und auf dem klaren Spiegel des kleinen Teichs erglänzen, während Pferde, Kühe und Schafe vom Felde zurückkehren, zwitschert die Hausschwalbe in dem Nest dicht neben der Gartenlaube ihr Abendliedchen. Und neben den Glöckchen der Heerden, dem Blöken der Schafe, dem Geschrei der Hühner und Enten, dem einzelnen Brüllen der Rinder ist ihre Stimme für die Harmonie des verworrenen und doch immerhin melodischen Abendconcerts jedenfalls erforderlich. Ein Rothschwänzchen hat sein Nest in einer Spalte des hölzernen Hauses, eine Grasmücke im Gebüsch der Laube und ein Sperling gar in einem alten Topfe, der an einem Pfeiler hängt. Eine Haushenne führt ihre Küchlein zur Nachtruhe und kleine Enten wackeln vom Teiche in langer Reihe den Berg herauf. Sogar die Thiere des Feldes und Waldes nähern sich vertrauend den gutherzigen Menschen, ihren „guten Nachbarn". Aus dem Kartoffelrücken trippelt ein Hase hervor bis dicht an die Laube; nun macht er erschrocken ein komisches „Männchen" und hüpft schleunigst davon, während die Knaben ihm lachend „Hallo!" nachschreien, doch nur, um den Furchtsamen ein wenig zu schrecken. Auch der alte Schäferhund „Mohr" hat sich hinter ihm auf die Beine gemacht; er wird aber bald zurückgerufen und bekommt wol gar noch Schläge. Lampe weiß auch trotz seiner Aengstlichkeit recht gut, daß dies alles nicht so gar bös gemeint ist, denn am nächsten Abend ist er wieder da.

Kurz hinterher läuft ein Völkchen Rebhühner dicht am Gartenzaun entlang; sie werden aber gar nicht gescheucht, auch „Mohr" darf sie nicht beunruhigen, weil sie so allerliebst aussehen.

Horn (tritt zu Patkul heran).

Leſen Sie ſelbſt, Herr von Patkul! Ihre Augen werden nicht ſo zittern, wie es meine Stimme würde. (Uebergiebt ihm ein Papier.)

Patkul (entfaltet das Papier und lieſt).

„Ein Hochverräther an der ſchwediſchen Nation. Noch in dieſer Stunde — am Fuß des Königſteins — erſchoſſen!" Mein Tod iſt dieſer Zeit ſo noth, wie der lechzenden Erde ein Gewitter. Es muß Menſchen geben, an denen das Wehe der Jahrhunderte ſich offenbart. Ich bin bereit. (Alle gehen langſam ab, bis auf Patkul und Schlippenbach.)

Schlippenbach (ſieht ſich ängſtlich um, wartet den Augenblick ab, bis Alle fort ſind. Dann ſtürzt er auf Patkul zu und zieht einen Dolch aus der Bruſt).

Wer wie Cato denkt, führt Römer waffen! (Wendet ſich mit dem Geſichte ab und reicht Patkuln den Dolch, indem er ſpricht:) Willſt Du, Patkul?

Patkul

(ſieht den Dolch, greift erſt gierig darnach, wirft ihn aber dann ſich beſinnend weit fort).

Nein, feierlich! unter dem offnen Auge der Sonne — den Völkern und Zeiten zum blutigen Schauſpiel! —

Schlippenbach

(mit verbiſſenem Schmerz und niedergeſchlagener Wimper).

Ich vermählte gern Dein warmes Märtyrer-Blut mit dem meinen.

Nun führt der alte Kibitz seine Jungen bald lautend, bald lauernd vom Felde, wo sie Sprengel (Hexenkorden) gesucht haben, nach der sichern Miete zurück. Dann kommen langsam vier Kraniche, die beiden Alten mit zwei Jungen, den Berg in die Höhe, indem sie ebenfalls emsig Sprengel sammeln. Fritz, der älteste Sohn des Bauern, möchte gern eins von den Jungen haben; doch einerseits hat es der Vater streng untersagt und dann ist dies auch nicht so leicht auszuführen, denn die kleinen Dinger können ganz merkwürdig schnell laufen und wagen sich auch immer noch nicht weit von dem Gebüsch fort. Einigemal hat er es heimlich versucht, sie vom Bruch abzuschneiden; die Alten haben dies aber stets gemerkt und sind ihm immer zuvorgekommen.

Während die Schatten höher steigen und nur noch das Abendrot den Berg erleuchtet, bietet sich uns dort ein seltsames Schauspiel. Die vier Vögel tanzen und spielen, werfen Steinchen und Stöcke empor und fangen sie gegenseitig auf, hüpfen auf einem Beine, erheben sich dann tanzend ein wenig, drehen sich im Kreise herum und treiben allerlei anmuthige Possen. Bevor es jedoch ganz finster wird, ziehen sich unsere Freunde schnell in ihr Versteck zurück. Alle Bewegungen der großen, prächtigen Vögel sind gewandt und zierlich und wer sich eines solchen Anblicks zu erfreuen hat, dem wird er gewiß einen um so größern Genuß gewähren, da die Kraniche eben nur des Abends oder Morgens früh sich so vergnügen und dann die eigenthümliche Beleuchtung das liebliche Bild dem so reizender erscheinen läßt.

Wenige Wochen später hat die Gegend ein ganz anderes Aussehen. Die Felder sind fast leer und auf der weiten Fläche schreitet eine große Menge weißbunter Gestalten über die Haferstoppeln hin und her. Es sind Störche, welche sich zur Abreise versammelt haben. Ende August (meistens mit dem 24., dem Tage der Jagderöffnung, Bartholomä) sind sie aus Norddeutschland verschwunden. Ihnen folgen alle übrigen Sommergäste; die nächsten sind die Kibitze, welche sich mit großem Geschrei versammeln, dann noch einige komische Schwenkungen in der Luft und dreimal Sprünge auf der Erde machen, bis sie plötzlich aufbrechen.

Eines Morgens sehen wir auch eine große Schar Kraniche, denen sich unsere Nachbarn anschließen. Mit einem guten Fernrohr erblicken wir in der Versammlung einen ausgewöhnlich stattlichen, großen Vogel, dessen prächtiger Schmuck mit den kraus emporstehenden Federn sowie seine würdevolle Haltung ihn von allen übrigen unterscheiden. Die Kraniche wie auch die wilden Gänse fliegen bekanntlich in einem schon öfter erwähnten sehr regelmäßigen, spitz zulaufenden Dreieck, dessen Vordermann jedesmal ein alter starker männlicher Vogel ist, der aber öfters mit andern wechselt. Hier beobachten wir während eines zweitägigen Aufenthalts, daß der beschriebene große Kranich Ordnung und Gehorsam unter ihnen allen erhält, indem er hier und da tüchtige Hiebe mit dem Schnabel austheilt, welche keiner zu erwidern wagt, während sie untereinander regelmäßig jeden Schlag zurückgeben. An einem Morgen ist dann etwa ein Drittel verschwunden, gegen Mittag folgt eine andere Anzahl und in den Abendstunden tritt der Alte auch den letzten die Reise an.

Der Leser ist uns durch den Kreislauf eines ganzen Jahres gefolgt — möchten ihm diese Schilderungen doch Freude und Unterhaltung gewährt haben und dazu beitragen, in seiner Brust mehr Liebe und Theilnahme für das Regen und Weben in der eigentlichsten Heimat des Menschen, der schönen, freien Gottesnatur, zu erwecken, wo das warme Leben so frisch und kräftig uns entgegentritt und „interessant ist, wenn's pocht".

Anregungen.

Ein Professor auf Reisen.

II.

Wir hätten unsern Professor zur Strafe beinahe im Kopf der Bavaria eingepfercht gelassen, weil wir ihm den unverbesserlichen Norddeutschen ansehen, dem die südliche Poesie der schönen Isarstadt nicht zu Gemüthe will. Es treibt ihn in die Berge. Aber wir sind gewiß, daß ihm dort keine Abenteuer à la Strigow begegnen. Die Felsen, die Erze sind sein eigentliches Element — denn gestehen wir nur, der Schauplatz seines Wirkens ist die Unterwelt. Er lehrt die Gäste wie als das Mittel, selbst den Granit eine Frage zu stellen, ob er auch noch sonst etwas von der großen Urnebelhülle her im Schilde führe als nur Material zu Straßentrottoirs. Aber in Tirol, in der Schweiz am Genfersee kümmert ihn weder Neptunismus noch Vulkanismus; er sieht nur, was auf den Berg

nicht, die Alpenwelt und was ſich zwiſchen ihnen hindurchzwängt, den ſchäumenden Giefſerbach. Und vollends iſt er in ſeinem poetiſchen Element, wenn die Dampfboote über den Leman ſchaufeln und in Vevey, Lauſanne, Ouchy von ihnen die Söhne und Töchter ſeines Jahrhunderts ans Land geſetzt werden.

An der ſchmalen Landungsbrücke
Liegt das Dampfſchiff feſtgebannt,
Speiet Menſchen, Frachtſtückte,
Alles wohlgemengt, ans Land.
Steht zuletzt noch ſeinen Segen
Dieſem ganzen Wanderſtaat!
Durch den ſchwarzen Dampfſchlot-Regen
Und den Ventilgebraut
Kofferträger, Lohnbediente,
Drängend, hegend ringsherum,
Bringen manche ertaubte
Dame auf ihr Minimum
Alpenſchuh' auf Kalkſteinpflaſter
Lappen ſchleppend, plump und ſchwer,
Alpenſtöcke, gleichwie Lanzen,
Rollen rollend Krug und Jux
Aus dem Chaos kommt man endlich
In die Oberſtallerwelt,
Wird von Kellnerinnen ſchaulich
Aus den Chaiſenwirrn gezellt.
Doch hier erſte Not ein Gaſte
Des erſtillten Leibes Not,
Denn es erbarm Kellnerhände
Schon die Abend-Table-d'hôte.
Gläſer klirren, Teller klappern,
Stühle ſchurren hin und her,
Miſero und Malabre plappern
Ihrer Phrasen tentorlichner
Deutſch, franzöſiſch und polackiſch
Miſcht ſich unter's Engliſch ein;
Deutſche Mütter, Söhn' und Töchter
Mühn ſich ab, „Avanzer ſich" zu ſein
Plätze ſuchend, Platz erringend,
Ordnet man ſich um den Tiſch.
Und die Maſſen muthig ſchwingend
Gehet's an Gemüs, Fleiſch und Fiſch
Leute aller Art Nationen,
Herr'n in Blauen und im Frack,
Damen von verblich nen Grazien
Und vom traulendſten Geſchmack,
Krambelhanzt und ſchabefettet,
Dickermagt und Kurzbrechier
Kreiſrecknetzig eingebettet,
Gegenſeitig anſtaffirt,
Allerleiche ſchwatz Germainer,
Engländ' ausgeſtochen der Lon,
Deutſchlands allerſtrengſte Manne,
Allerend Neapolitaine-Ton.

Eingenommen im Hotel, beginnt die Rundſchau, die pittoreske und die ſeriöſe. Die letztere gewährt das abſolutſte Behagen. Kein Weltſchmerz, keine Erinnerungen an Rouſſeau's „Heloïſe" oder mal gar an den „Gefangenen von Chillon". Wozu ein dürrer Einſchlag in dies helle, ſonnige Gewebe der Nebel auf dem ſchönen See?

In der Morgenfriſche ſchon ich
In Lauſanne auf der Terraſſe,
Ueb' Morgenrot und Hornig,
Trink' aus rieſ'ger Kaffeetaſſe;
Zünde drauf die Cigarrette,
Blaſ' empor den würz'gen Rauch,
Blicke auf den Leman nieder,
Kaum gerührt von Zephyrs Hauch
Hebet Berge dunkle Schatten
Licht der See im Bild zurück,
Malen unter Abendmatten
Strahlt er wie ein Silberblick,
Hell und rein und blank und lauter,
Ohne Trug und Leidenſchaft,
Ohne Gift, ohne Zauber,
Und doch, doch zauberhaft!
Dieſer Mond und Sterne ſpiegeln
Sich in ſeiner klaren Flut,
Hinter Mutterleibes Riegeln
Alles Nachtgebild ruht
Ernſtlichkeit und Tagesklarheit
Leiten weder Spiel noch Traum
Wie der Sonne Scheine, ſo Wahrheit
In dem großen Weltenraum.
Mond und Sterne ſind didaktiſch,
Nachtgedanken wehn im Wind,
Nur die Sonn' allein iſt praktiſch
Und der Tag des Lichtes Kind.
Fort mit allem Nachtgegrübeln,
Fort mit krankem Weltenſchmerz,
Fort mit ſentimentalen Lieblen,
Hinaufgank ins Rendezvous-Herz,'
Fort mit dir, du Veten-Rahel,
Unterirdiſch Phantaſterei,
Cremenſtrahlen ſind mir lieber
Als ein trauerſeufzender Brei!
Sieh hier wie im Paradieſe!
Wünſche mir es beſſer nie,
Wünſch mir keine Juliette —
Denn zur Zeit iſt mir — Sophie! —

Iſt es die Gattin oder Sophia, die Weisheit, wir wiſſen es nicht. Gleichviel, von unſerm Profeſſor lernen wir glücklich ſein, ausruhen und die Cigarrentaſche leeren. Möglich, daß es doch Sophie, die Gattin iſt, die den retterſtrahlenden Forſcher endlich auftreibt, in die Berge zu ſteigen und auch einmal Alpenveilchen zu ſuchen.

Wie es früh im Oſten hallt,
Zieht die Reiſekarawane,
Einzle zu Roß und theils per Pedes,
Durchs in die Alpenwelt
Singend, pfeifend, trallirend, plaudernd,
Stockbehütet, alpbeſtockt,
Rothgebrannten manchmal zaudernd
Wenn ein ſaurer Weg hockt
Unterm Dach des Nußbaumlaubes
Man ſich gemütlich kühlt,
Warten auf nicht Maiden Staubes
Von den Wein aufgewühlt
Aber bald hebt die Straße
Steiler ſich den Berg hinan,
Wo kein Staub, doch Stein in Maße,
Und der ſchlechte Weg fängt an.
Immer höher, immer Reiter,
Immer ſachter geht's bergauf;
Selbſt die hip'gen Poſtenbeiter
Hemmen etwas ihren Lauf.

Enlle herrſcht im weiten Thale,
Noch im gold'nen Morgenſtrahle
Wie erwachend Kindlein lacht,
Sich aus ſeinen Aeuglein wiſchend
Perlenthau der Traumesnacht
Blumenduft in Waldluft miſchend
Grüßt der Morgen uns ſo mild,

Läßt die Nebelschleier sinken
Und der Aussicht Zauberbild
Rein entzücken Blicken winken.
Aber höher steigt die Sonne,
Steil der Weg und heiß der Tag.
Nach dem Staunenruf der Wonne
Folgt jetzt unterdrückte Klag'.
Mancher, der mit Siegeskraft prunkte,
Tankst Wein, das Ruhepunkte
Jeder schweigsam Andern sieht;
Kargt's recht gerne sich gefallen,
Daß es hier beinah an allen
Orten ihm zu Kurzen gibt
Daß die Zeit so knapp gemessen;
Abmarschirt und aufgesessen!
Auf des Berges kahlen Höhn
Ist's vorbei mit kühlem Schatten;
Sonnenbrand und heißer Athem
Stürzen auf die Ungestalten
Mächtig mit gesammter Kraft;
Großen Schweiß aus allen Poren
Rabenschwarz saugen Sohn
Ist gar bald zu Dampf vergoren —
Aus ist alle Wissenschaft
Und das Poetisiren verloren!
Damen mit Prophetenhüten,
Hoch zu Maulthier, mit dem Buche
In der Hand, im Wollenkleide
Unter ihrem Umschlagtuche
Lieber brennend heiße Arme;
Wer mag wol auf Bergen suchen
Und warum den Hals man wage?
Maulthiertreiberchor voll Schwanken
Kettelt Flüche und Gedanken
Im Gehirne hin und her,
Haupt erglühet und Kopf wird schwer
Von Getümmel, dürstet und drängend,
Sich in alle Herzen schleicht:
Wär' die Sonn' nur wen'ger langsam
Und der Gipfel bald erreicht!
Ist es doch, als ob die Höhe
Unter unsern Füßen wächst,
Als ob Gute das Ziel und Nähe
Und der ganze Berg behext!
Triefend, keuchend, lungenflappend,
Schwankend, kollernd, athemschnappend
Durstig wie ein glühender Schlund,
Fruchtenlahm und lustverwandt
Kommt man in der Mittagshitze
Endlich' auf die höchste Spitze" —

Machen wir hier eine Pause
Folgen wir dem Wandrer nicht
Ins Gemach vom Alpenhause —
Dies gehört nicht ins Gedicht
Als er wieder menschgeboren,
Tritt er vor die Thür — und staunt

Rings um hohen Standpunkt her,
Den sein kühner Fuß erstiegen,
Liegt ein aufgethurmet Meer
Schneebedeckter Bergesriesen
Klar und hell im Sonnenglanz
Wunderherrlich in tausend Schründen
In dem Grau der Thäler wunden;
Leichter Wolken duft'ger Kranz
Schwebt um starre Felsengluder,
Schatten gehen auf und nieder
An dem ragenden Gerüst
In zerriß'ner Berge Schoß

Blicken schaurig weite Strecken
Bis zur Silberspiegelfläche
Ferner Seen Wiesenschmelz
Ueberzieht mit Lebensfarben
Felsenkörpers tiefe Narben;
Und die Flut des fall'nden Quells
Sprüht hervor in Silbergarben
Einer grauen Vorwelt Leben
Liegt vor auf'rem Aug' enthüllt,
Und der Jetztwelt warmes Leben
Keine kalten Adern füllt
Durch die todten Felsen rauschet
Aufgewirb'nen Wassers Schwall,
Und das Menschenohr erlauschet
Schöpfungsruf durch weites All! —

Solchen Hochgenuß erringet
Man zu theuer nicht durch Mühen
Und mit Kämpfen froh bezwinget,
Was er sich erstritten haben

Ein Recht, unsern gemüthvoll humoristischen u
poetischen Reisenden zu verrathen, gewinnen w
durch „Eine Thüringsfahrt im Lande der Wahrh
und Dichtung" und „Lugano. Ein Lichtbild der S
innerung von Theodor Scherer" (Braunschw
Vieweg, 1860 und 1861). In letzterm Schrift
beilagt Dr. Scherer, Professor der Chemie an d
Bergakademie zu Freiberg, einen längern Aufenth
am schönen Luganersee im Canton Tessin. Unse
bisherigen Mittheilungen entnahmen wir „Man
scripten für Freunde". Diese Klänge „von der it
lienischen Grenze" und jene aus Thüringens clas
schen Gründen sind jedem zugänglich und verweis
wir deshalb unsere Leser, die an der witzigen, heit
anregenden Reimkunst unsers gewiß nicht pedantisch
Professors ihre Freude gehabt haben, auf die eige
Lectüre.

Unterhaltungsliteratur.

XIV.

Von einem gewandten und um drastische Dar
mungsmittel nicht verlegenen Autor, Adolf Mütz
burg, erschien „Der Erbstreit. Roman in dr
Bänden" (Berlin, Gerschel, 1862). Der Schauplz
ist theilweise Berlin, das der Verfasser gut zu kenn
scheint.

„Die Arbeit adelt" ist ein Roman aus de
Schwedischen der Frau Marie Sophie Schwa
(übersetzt von A. Kretzschmar; drei Theile, Leipz
F. A. Brockhaus, 1862). Die Tendenz der Polem
gegen den Adel ist hier dieselbe wie in dem früh
Werke der Verfasserin, „Der Mann von Geburt
zu welchem diese neue Arbeit die Fortsetzung bildet

Von Victor Hugo's „Misérables" erschei
eine Uebersetzung von A. Diezmann bei Steinac
in Leipzig. Es liegen uns erst zwei Bände vo
Wenn wir deren mehrere gelesen, werden wir a
das Werk des berühmten Geisteshelden zurückkomme

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Frankreichs zunehmende Weltmacht. — Eine Asch Table d'hote in London. — Fortschritte der italienischen Volksbildung. — Aus alter und junger Zeit. — Briefwechsel.

Frankreichs zunehmende Weltmacht.

Man könnte, um die sich nach allen Welttheilen hin erstreckende Thätigkeit der französischen Herrschaft zu personificiren, eine Abbildung des javanischen Gottes Kanon oder, wie er sich landesüblich nennen läßt, Kang Won, in Paris aufstellen. Kanon hat zwanzig ausgebreitete Arme und hält in jeder der zwanzig Hände einen Pfeil: er deutet die alles erobernde Weltmacht an.

Nach Amerika werden fortwährend Kriegsmaterial und Truppenverstärkungen gesandt, die in Veracruz landen. Der Vertrag von La Soledad ist nicht respectirt. General Prim hat dem Präsidenten Juarez neue Fehde angekündigt und ist von Orizaba aufgebrochen. Nicht nur die mexicanischen, sondern die allseitigen Antipathieen gegen Oesterreich, trotz Spaniens ungetrübtem Interesse, hatten die Krone Mexicos von dem Haupte eines Habsburgers fern. Es müßte daher sehr wunderbar kommen, wenn Frankreich nicht schließlich auch dort als Retter des daniederliegenden Geschäftsverkehrs und der bedrückten Einwohner auftrate und Ruhe und Ordnung wiederherstellte.

In Asien hat Frankreich die Chinesische Mauer durchbrochen und die Schätze des chinesischen Kaiserthums bereits mit sich geführt — das Weitere findet sich — und in Afrika ist es auf dem Wege nach — Timbuktu. Von dem großen Rückschlag, den die Colonie in Algier im Jahre 1848 erlitten, hat sie sich erholt, denn nach den neuesten Berichten zählte man wieder 228476 Köpfe der europäischen Bevölkerung und 52194 Landeingesessene. Wie nun am Nordgestade, so hat sich auch die Colonie am Senegal emporgeschwungen und beginnt auch dort ihr siegreiches Banner europäischer Cultur aufzupflanzen. Man erwäge nur, welche Vortheile einem Lande erwachsen, dem plötzlich nie dagewesene Wasserquellen springen; so hat die Provinz Konstantine 50 artesische Brunnen bekommen, die per Minute 36121 Liter Wasser spenden; dadurch sind neue Niederlassungen ermöglicht worden, die der Cultur ein immer weiteres Terrain erschließen haben.

Die Absicht Frankreichs geht dahin, eine Landverbindung zwischen den beiden afrikanischen Colonieen zu bewerkstelligen, und Marschall Pelissier ist mit dem Gouverneur vom Senegal zur Vermittelung einer militärischen Expedition dahin in nähere Unterhandlungen getreten. Schon vor Jahren hatte am Senegal statt der schwachen Regierung des Gouverneurs, Colonel Faidherbe, eine kräftigere Hand ein-

gegriffen, als der energische Hadji-Omar, von einer Pilgerreise von Mekka zurückkehrend, dort einen „heiligen" Krieg gegen Frankreich entzündet hatte. Omar wurde besiegt und warf sich nach Bambara. Sobald nun die Ruhe wiederhergestellt war, trat auch die frühere Absicht neu hervor. Die Franzosen wollen den Handel der Großen Wüste nach der Colonie am Senegal ziehen. Duveyrier's Reise stand mit diesen Ideen im Zusammenhang. Man will nicht die Wege des 14. und 15. Jahrhunderts, die einst die Portugiesen, trotz ihrer Festungen am Senegal, in weiter Ferne von der Küste sich bahnten, beschreiten; man erforscht auch die Gebirgsgruppe Hoggar des nordafrikanischen Plateau, um zu sehen, wieweit man von da aus vordringen könnte. Vincent dagegen drang in das Herz der Wüste zu dem wilden Stamm der Helad-Telemm.

Vincent und Barth ergänzen sich übrigens vielfach in ihren Angaben. Der großen Salzlager von Ijeli erwähnt Barth als eine unerschöpfliche Mine von Kochsalz, und wenn auch die auf 20000 Kamelladungen angegebene jährliche Ausbeute zu hoch gegriffen wird, so steht doch fest, daß hier ein für die Handelsinteressen großartiges Material vorhanden ist. Das Salz von Ijeli hat wie das von Taodenni vier Lager, die sich übereinander ausbreiten und von verschiedener Qualität sind. Kann Frankreich sich diese Schätze nutzbar machen, so hat es sich in diesem „Salz der Erden" eine Art Californien erschlossen.

Nach dem neuesten Plan soll die algierische Colonne durch die Sahara auf der Karavanenstraße nach Timbuktu gehen und dort mit der vom Senegal kommenden Colonne zusammentreffen. Die Karavanenstraße hat alle 10 — 12 Stunden eine Oase, doch sollen diese durch Anlagen artesischer Brunnen vervielfältigt werden. In zwei Monaten soll die Expedition von Biskara nach Timbuktu vordringen und auf bedeutenden sich eignenden Stellen werden militärische Posten errichtet werden, sodaß später die Truppen wie auf einer cultivirten Landstraße von Algier nach dem Senegal und von da nach Algier geschickt werden können.

Es ist in der That kein Wunder, wenn Armeen, die in so beständiger Thätigkeit erhalten werden und unter allen Himmelsstrichen so viel und so Großes erreichen, schließlich eine andere Stellung und Beurtheilung einnehmen müssen als die toten Friedensarmeen anderer Länder.

Eine Fisch-Table-d'hôte in London.

* Dem Fremden werden bei einem ersten Besuche Londons manche interessante, grossartige Eindrücke geboten. Vor seinem Auge entfaltet sich ein amerikanisch betriebsames Menschenleben, wie es sonst nirgends in demselben Maßstabe zu finden ist; und mitten in diesem ungeheuren lebendigen Gewimmel treten ihm zwei kolossale steinerne Riesen entgegen: die Domkirche von St. Paul und die Westminster-Abtei, würdige Zeugen von der Größe der englischen Hauptstadt in einer nun längstvergangenen Zeit. Leider verstellt London, arm an Plätzen, welche seinem Umfange entsprechen (der von dem verstorbenen englischen Premier Sir Robert Peel als der schönste Platz Europas bezeichnete Trafalgar-Square, welcher mitten in dem besseren Stadttheil sich befindet, macht einen höchst klagischen Eindruck auf den, der schon die Place de la Concorde in Paris oder den Opernplatz in Berlin gesehen hat), diese Prachtsteinpel hinter baufälligen Häusern oder, wie bei St. Paul's, hinter neugebauten, impertinent emporragenden Waarenlagern. Wollte man sich den Glanz vergegenwärtigen, welcher der englischen Metropole verliehen sein würde, wenn die beiden obengenannten Kathedralen in majestätischer Abgeschiedenheit dastünden, so müßte man zu diesem Zweck sich eigens ein Localbild componiren und dieses der Wirklichkeit unterschieben. Doch dazu ist an Ort und Stelle keine Muße; man würde bei einer solchen Gedankenarbeit von der ohne Unterlaß vorbeiströmenden Menschenmenge unaufhaltsam fortgerissen werden. In London ist alle Welt zu geschäftig, um aus Beschaulichkeit selbst auch nur zu denken, und dem Reisenden, wenn er auch Philosoph ist, drängen sich zu viele Eindrücke des modernen Lebens auf, um mit den Alterthümern sich lange abgeben zu können. Tausend und abermals tausend werthvolle Gegenstände, von allen Theilen der Welt zusammengebracht, lachen aus den reichlich geschmückten Läden dem entgegen. In dem Schimmer des brillanten Kleinhandels verbleichen die Herrlichkeiten der Vorzeit. Sie blicken von ihrem erhabenen Standpunkt wie mit Verachtung auf das heutige entartete Geschlecht, welches, vom Waarentrieb beherrscht, keinen Sinn mehr für Kunst und Architektur zu haben scheint. Zwar sieht man, unfern der gothischen Abtei, einen neuen, in gleichem Stil gehaltenen Palast sich erheben. Das Parlamentsgebäude, welches wir meinen, soll die heutigen Briten einigermaßen von dem Vorwurf der Geldgier freisprechen, und freilich — Geld genug hat es schon gekostet. Gleichwohl trägt der junge Emporkömmling die Gebrechen der Zeit in sich. Hastig und unüberlegt ins Werk gesetzt, hat der ganze Bau schon merklich gelitten. So z. B. wurde er durch seine zu niedrige Lage bereits von Ueberschwemmungen der Themse heimgesucht, an deren Ufer er sich erhebt. Eine vor solchen Unfällen schirmende, nachträglich gebaute Mauer hält aber den imposanten Effect des Gebäudes von der Wasserseite

der, seiner besten Ansicht. Der Stein, aus dem der Palast gebaut ist, fängt schon jetzt, ehe das Ganze nur vollendet ist, an zu zerbröckeln. Die Sprechsäle des Ober- und Unterhauses, in denen einst die unsterblichen Pitt und Fox, Burke und Sheridan ihre Zuhörer stundenlang an die damaligen Debatten gefesselt hielten, sind heute so gebaut, daß die Zuhörer und selbst die geübtesten Zeitungsberichterstatter nur mit Mühe die heutigen Redner verstehen können. Nicht weniger mangelhaft ist die Heizung dieser Räume, welche dem Witzblatt „Punch" reichlichen Stoff zum Scherz liefert. Mit einem Wort, Aeußerlichkeit, das Hauptmerkmal unserer Zeit, flattert zitternd hin und her über den innern und äußern Einrichtungen der neuesten und großartigsten Zierde Londons.

Aber, wird man fragen, was haben Domkirche oder Abtei oder Parlamentsgebäude mit einer Fisch-Table d'hôte zu thun? Sehr viel, denn — der Gang nach jenen Ehrenwürdigkeiten hat uns wacker ermüdet und Appetit gemacht und glücklicherweise stehen wir jetzt gerade vor dem Thor des bekannten Lokals, wo Simpson täglich sein Fischessen um halb zwei Uhr verabreicht. Es ist eine der in London seltenen Tables d'hôte, und zwar eine der besten. Vor einigen Jahren stiftete Simpson das ursprüngliche, weit und breit bekannte Fischessen am Fischmarkt zu Billingsgate. Nachdem er hier, an einem der unlautersten Orte der Stadt, ein ansehnliches Vermögen erworben, verkaufte er seine Tavern (Wirthshaus) und zog sich zurück, um sich eines ruhigen Lebens zu erfreuen. In dem Kaufcontract stellte der eintretende Wirth die Bedingung, daß Simpson bei einmaliger Eröffnung einer andern Wirthschaft innerhalb einer gewissen Entfernung die Summe von 500 Pf. St. (ungefähr 3500 Thaler) als Strafgeld bezahlen sollte. Nach ein paar Jahren wurde dem thätigen Simpson seine Müßigkeit lästig; er sehnte sich nach dem alten Wirkungskreis. Eine günstige Gelegenheit bot sich; er kaufte einen früher renommirten, jetzt gar sehr leer stehenden Gasthof innerhalb der im vorerwähnten Contract ausbedungenen Entfernung, bezahlte sofort seine 500 Pf. St. und gründete das zweite, ebenfalls rühmlichst anerkannte Fischessen, wo wir, mit des Lesers gütigem Glaubniß, jetzt speisen wollen.

Vorerst aber noch einen flüchtigen Blick auf die Straße. Wir stehen in Oberpaddington, einer der Hauptgeschäftsadern Londons. Ein unaufhörlicher Zu- und Ausgänger nimmt die Trottoirs ein. Ueberdies hat jeder sein bestimmtes Ziel. Man sieht es an seinem bedächtig vorwärts geneigten Kopf, an seinem scharfen Blick, an seinem dahinjagenden Gange. Ungeachtet der allgemeinen Eile ist indessen jeder bereit, dem Entgegenkommenden auszuweichen, alle gleiten nur so aneinander vorbei, ohne sich gegenseitig zu stören. Bei unvermeidlichem oder unverhältnißmäßigem Zusammentreffen sprengt ein kurzes „beg pardon!" („Bitte um Verzeihung") auf die Lippen und ehe sie es merken, sind sich beide Gegner schon aus dem Gesicht

gekommen — Dummler sind hier nicht zu sehen. Nicht minder belebt ist der Fahrweg. Omnibus auf Omnibus rasselt vorbei — manchmal kann man deren fünfzehn bis zwanzig dicht hintereinander zählen. Gab (Droschke) auf Gab in zahlloser Menge, und die Hansoms, eine nach dem Namen des Erfinders besonders gebaute bessere Gattung Fiaker, meistens von Vollblut gezogen, fliegen pfeilschnell vorüber. Gewaltig große Wagen, auf denen die verschiedenartigsten Rohstoffe und Waarenfabrikate aufgethürmt liegen, hemmen mit ihrem schwerfälligen Gange den Weg. Kleine Schiebkarren, die sich an diese Riesen gefährte anklammern, bilden mit denselben einen komisch genug ins Auge fallenden Contrast. Einen nicht minder sonderbaren Gegensatz bieten die prachtvollen, den reichen Kaufleuten und Kaufürsten gehörigen Equipagen mit dem bescheiden neben ihnen trabenden eigenthümlichen Fuhrwerk eines herumziehenden Gemüsehändlers. Dasselbe besteht aus einem auf den weichsten, zartesten Federn ruhenden Brete. Die Federn sind dazu bestimmt, das dem Verkaufe leicht ausgesetzte Gemüse vor den Erschütterungen des Fahrens zu schützen. Auf diesem Brett thront inmitten seiner Gemüseschätze behaglich der Eigenthümer und mit nicht weniger Comfort als sein reicher Landsmann reitet und peitscht er wacker sein langohriges Roß — den geduldigen Gaul durch die bunte Menge. Die ganze Straße wimmelt von geschäftigem Leben — vom Leben der Handelsmetabolisten, der Krämer, der Trödler. Im großen und kleinen wetteifern sie miteinander, um aus ihrem gemeinsamen Streben ein einziges Bild des menschlichen Reichen zusammenzustellen.

Inzwischen steigen wir die in die erste Etage der Tauern und gelangen in ein länglichtes, etwas dunkles Zimmer — mitten in London ist das Licht bekanntlich ein seltenes Kleinod. Dies Zimmer entlang läuft der Tisch, der am obern Ende des Zimmers quer angebracht ist, um so, in dem innern Raume, die zahlreichen Gäste aus allen Ständen der Gesellschaft möglichst aufnehmen zu können. Trotzdem geschieht es nicht selten, daß spät Ankommende keinen Platz mehr finden. Diese können dann in den anstoßenden Spielsälen des Hauses à la carte speisen. An beiden Seiten und am Ende des Tisches haben die Kellner nur knappen Raum, um die Gäste zu bedienen. Diese sind schon versammelt und betrachten mit hungrigen Augen die hellglänzenden silbernen Deckel, unter welchen den Blicken entzogen, die Gerichte der Enthüllung harren. Bei jedem Deckel steht ein Kellner, die Hand an dem Griff desselben, einem bekannten Signale gewärtig. Am obern Ende der Tafel steht präsidirend der Wirth. Er tranchirt selbst das Hauptgericht; die andern Schüsseln werden vom Oberkellner mundgerechtgetheilt seinem Herrn gegenüber placirt oder von einem der an der Seite thätigen Gäste serviert. Plötzlich schlägt Herr Simplon auf den Tisch, um die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Im Nu werden alle Bewegungen dumm. Nur eine Stimme, die des Wirths, bricht die Stille mit dem kurz gehaltenen, aber frommen Spruche: „For what we are going to receive the Lord be praised." (Für das, was wir genießen wollen, sei der Herr gelobt!) Das Signal einmal gegeben und weg fliegen die glänzenden Deckel und bieten dem lüsternen Auge einen ergötzlichen Anblick dar. Fische aller Gattungen, der Jahreszeit gemäß, gekocht, gebraten, gedämpft, gespritzkocht (spitchcocked), eine Art Kirchbraten, kurz auf alle möglichen Arten zubereitet und servirt, warten auf den hungrigen Gast. Nun theilt ebenso der Präsident die Leckerbissen des Hauptgerichts seinen Stammgästen aus. Von einem saftigen Lachs, einem zarten, auf der Zunge zerschmelzenden Steinbutt oder einem lilienweißen Kabeljau fallen die gewählteren Schalen den harrenden Gourmands zu. Dasselbe geht am andern Ende des Tisches vor sich, wo der Oberkellner ebenfalls seine Günstlinge um sich hat oder den fremden, zum ersten mal erscheinenden Gast durch besondere Aufmerksamkeit auszeichnet. Mit den Kellnern wetteifern wiederum die Gäste an Geschwindigkeit der Arbeit, denn wo eher eine Arbeit als ein Genuß dürfte diese nach eingenommener Mahlzeit uns erscheinen. Das ganze Verhalten der Anwesenden geht darauf hinaus, den für die Wasserbestürzung nothwendigen Zeitverlust möglichst abzukürzen. Nach dem Braten wird Oberhitze und Stiltonkäse nebst Butter aufgetragen. Kurz darauf, nachdem der Tisch schleunig abgeräumt ist, thut wieder das Signal des Wirths und mit dem gleich lakonischen Spruch: „For what we have received the Lord be praised." (Für das, was wir genossen haben, sei der Herr gelobt!) scheiden die Gäste — und mit des Herrn gütiger Erlaubniß auch wir — von Mr. Simplon's Rich Table d'hôte.

Eine ihn auszeichnende Betrachtung über das Betragen an der Table d'hôte nehmen wir gelegentlich auf.

Fortschritte der italienischen Volksbildung.

* Die Bemühungen der italienischen Damen in Folge des Garibaldischen Aufrufs, den wir in Nr. 2 dieser Blätter mittheilten, sind so weit von Erfolg gewesen, daß in Turin bei Gelegenheit des Carnevals eine Kinder-Maskerade veranstaltet wurde, und daß nach Art von Punch's sogenannten Prinz, der in dem satirischen londoner Blatt „Die Morgenpost" zu jeden Stand ein Gegenbild zum Lernen darbieten erfunden ist, 62 solcher reizlich bunter arme Mädchen dort gastlige und leibliche Nahrung finden, ja selbst gekleidet werden. Auf Sicilien sorgt Vorsicht und Tapferkeit, indem die ersteren Gesellschaft schon eine große Menge Katzen nach Neapel gesendet hat und tapferkeit im Begriff ist, dasselbe zu thun.

Die Sammlungen für diese gastige Emancipation Italiens haben noch immer ihren Fortgang in England und übertreffen die Erwartungen, die man erregt. Zum Glück haben sich in der Welt und Be-

durcharistokratie Namen gefunden, die von dieser Idee ergriffen sind. Denn sonst steht es auch in England mit der Humanität nicht eben trefflich aus. Wofür dann die Reichen, wenn sie dem Beispiel eines Vornehmen folgen, die Summen geben, ist ihnen meist Nebensache. So wächst das Kapital heran und die Leidtragenden, die, mit einer oder zwei Ausnahmen, sonst wenig für die Armen fühlen, zu deren Besten das Geld verwendet wird, und nur durch die kleinlichsten Beweggründe zum Geben veranlaßt wurden, zu denen diese imaginäre Nothwendigkeit zuweilen höchst verdrießlich ist, lesen dann später mit stolzem Selbstgefühl von den Wundern, die ihre Großmuth hervorgezaubert hat, und England kann sich in dem Preis, der ihm von einer fremden Nation für seinen Gastfreund gespendet wird.

Auch die Künstlerwelt, und an ihrer Spitze Jenny Lind-Goldschmidt, hilft bei dem philanthropischen Werke und wird den Ertrag eines Concerts nach Neapel an das Comitato fondatore schicken, dessen Präsidentin die Marchesa Pallavicino, der einzigen Zeit den König Victor Emanuel in ihrem Hause als Gast beherbergte. Diese liebenswürdige Dame ist aber trotz ihres italienischen Namens — eine Deutsche und die Geschichte ihrer Heirath eine romantische. Ihr Gemahl war zur selben Zeit mit Silvio Pellico Gefangener auf dem Spielberg und dankte einem humanen Gefangenwärter manche Erleichterung und Erquickung. Als seine Gefangenschaft ihr Ende erreicht hatte und er von dem Gefangenwärter Abschied nahm, fragte er ihn, ob er ihm mit nichts seine Dankbarkeit beweisen könne? „Ich habe ein Töchterchen von sieben Jahren", antwortete der Mann, „und mein größter Wunsch ist, das dieselbe eine gute Erziehung erhalten möchte. Helfen Sie mir dazu." „Von Herzen gern!" rief Marchese Pallavicino. „Senden Sie Ihr Töchterchen augenblicklich nach der vorzüglichsten Anstalt, die Ihnen bekannt ist. Lassen Sie sie dort, bis ihre Erziehung ganz vollendet ist, und — senden Sie mir alle Rechnungen ein!" So geschah es, und als Pallavicino zehn Jahre darauf eine Reise durch Deutschland machte und bei dieser Gelegenheit seinen alten Freund besuchte, sah er das junge Mädchen, das kürzlich die Erziehungsanstalt verlassen hatte, war von ihrer Anmuth und Bildung, seinem eigenen Werk, überrascht und der Gefangenwärters Tochter wurde sein Weib.

Aus alter und junger Zeit.

* Zwei unserer Mitarbeiter sind kürzlich gestorben: Amadeus von Vivenfeld, belagt, noch lebenslustig und arbeitsfreudig, im Krankenhause zu Karlsruhe; Christian Hoeppl, noch in den dreißiger Jahren, vor dem verwachsen, durch Selbstmord in Zürich.

Vivenfeld, Bruder des in Madrid wegen Theil... am [illegible] Aufstand standrechtlich erschossenen ... von Vivenfeld, hatte ein vielbewegtes Leben geführt ... so viel interessante Erinnerungen gesammelt, daß ... „Blätter aus meiner Pilgertasche", die hier und da, ... aus, erschienen, mit Theilnahme gelesen wurden. ... dere war ihm die Bühne ein heimisches Feld. Seine ... eine treue Sängerin, hatte unter ihrem früheren ... „Diehl-Name" manchen Erfolg geerntet. Obgleich ... Arme besaß, arbeitete Vivenfeld fleißig und wußte ... auf dem Gebiet der Gartencultur sogar praktisch ... wahren. In Weimar wußte ihn der liberalere ... banquier B. A. Wagner für die mannichfachsten Unternehmungen zweckmäßig zu verwenden. Seine „Geschichte der Malteser-Ritterorden" ist mehr als bloße Compilation. Vivenfeld kannte die Welt und wußte sich über die mannichfachen Lebensverhältnisse meistens mit im Geist des ... mehr abnehmenden ancien régime, worunter man ... Schattirungen der Mäßigung und Humanität verstehen, ... reich und anregend zu äußern. Viel verdient sein ... eine eingehendere Schilderung.

Ueber Hoeppl haben wir einige Worte folgen lassen, ... wirklich erfolgter Tod verschieden ist. Man behauptet, ... hätte von Zürich aus nach Bayern und Frankfurt am ... seinen Tod selbst berichtet und sich sogar einen ausführ... Nachruf geschrieben. Christian Hoeppl war talentvoll, ... sich jedoch den seinen Gaben denjenigen Gebrauch sicher ... Nonen, der ihm vor Mangel und, wie er selbst in seinem ... log that, übereifrigwachs bewahrte. Sein heftiges ... langen nach Anerkennung hielt nicht gleichen Schritt ... dem nüchternen Erkennen und Anwenden seiner Kräfte ... mit nicht unterschätzen. Eine kräftige Hand hätte ihn ... ten, eine energische Hülle ihm Zeit und Muße gewähren, sich gründlich sammeln und seine Lebenslage ... zu können. Entbehrungen, die uns die Sorge um ... nächsten Augenblick bietet, die kleinen Sorgen, aber ... Schmerz, sie mit im Drang der momentanen Noth ... haben ihm manchen das Gleichgewicht seines Wollens ... Wesens verlieren lassen.

Briefwechsel.

— *** in Posen. Wir verstehen nicht, unserer ernstlich über sie ... ter in Posen erschienenen „Oberrheinischen Zeitung" ausgeh... ren Berichtigungen zurückkommen. Indessen wir sie von ... eingesandten Nummern der Zeitung durchsehen, ... bei Durchfall keinen Ich sehe nicht zum Mindesten einen ... schlagsgrund, [illegible] a [illegible] prix machen. Trauung genug, ... Leider auch die Folgen einer unnützen Polemik in einer ... Monatsheft ausschließlich [illegible] „Nationalkampf" ... werden. Dergleichen sieht auch die obige Haltung der „Ober... Zeitung" nicht auf ein Organ schließen, das von Berlin ... [illegible] wird. Die Opposition gegen das gegenwärtige ... rium ist eine berechtigte.

— Herrn A. G. in Berlin. Ihr Gesuch auf Ihren Namen wird ... in einer hiesigen Zeitung.

— *** in Insterburg. Der Artikel über die Manöver wird ... leider noch erscheinen.

— *** in Bern. Angekommen.

(Ausgegeben am 22. Mai 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipz...

Dritte Folge. Zweiter Band. Nr. 22. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Ein Ausflug auf die Wartburg. Von Ludwig Bopf. — Athen und Konstantinopel. Nach den Mittheilungen einer Freundin von M. Norbert. II. — Thomas Chatterton. Eine neue Schilderung seines Leidensweges. Von Fr. Hebbel. — Ferdinand Lassalle gegen Julian Schmidt. — „Bücher und ihre Zeit." — Vermischte Schriften. IV.
Neues aus der Welt.

Ein Ausflug auf die Wartburg.

Von Ludwig Bopf.

— Auf die Wartburg! Da hört sich im Geiste das Flüstern und Rauschen des alten Thüringerwaldes — edle Frauen, ritterliche Gestalten mit Federbaret und klingenden Lauten und Harfen, wie sie Amadeus Hoffmann in seinem „Kampf der Sänger" mir einst vor die Knabenseele gezaubert, reiten im duftigen Dunkel den Waldpfad empor und droben über dem laubgrünen Kranz der Berghöhe erhebt sich prangend die goldene Krone deutschen Lebens, deutscher Kunst und Poesie, die mir als lockendes Ziel lange vor Augen gestanden —

Die Reisetasche eilends gepackt und zum Stab gelangt — freilich, um vorläufig nur damit auf den Bahnhof zu wandern, denn die Schwingen des Elementargeistes Dampf waren uns vor allem nöthig, um in der karg zugemessenen Zeit unsern Reisezweck zu erreichen — —

Ein blauer, wenn auch heißer Junihimmel stand über den Bergen, gutes Wetter für die Fahrt verheißend, als wir morgens den Eilzug bestiegen. Bald war die Wasserscheide zwischen Saale und Main überstiegen und wir dampften durch ein ziemlich einförmiges Hochland, dem nur die Aussicht auf die Linien des Fichtelgebirgs, das sich hier mit Waldstein und Centralgruppe in kühnen Umrissen aufrollt, einiges Interesse verleiht. Hinter der Station Marktschorgast ändert sich das Bild jedoch entschieden. Der ermüdete Zug rollt ächzend und knirschend auf [illegible] Bieten eines der Bergwand abgewonnenen „schiefen Ebene" in eine jener romantischen Waldschluchten hinein, welche den nordwestlichen Gebirgsstock häufig durchbrechen. Plötzlich öffnet sich dieselbe gegen Süden — und ein lachendes Landschaftsbild, das breite, baumreiche Thal des Weißen Main, zwei dichtumlaubte Kirchdörfer in der Mitte, liegt vor unsern überraschten Augen. Bei dem Dorfe Neuenmarkt hat der Zug, langsam an der rechten Berghalde niedergleitend, den Thalboden erreicht, um nun, nach einem Bogen durch das liebliche Steinachthälchen, dem Laufe des schönen Flusses zu folgen.

Bald tritt zur Linken die einst so schöne und große Plassenburg hervor, noch jetzt mächtig auf der Stirn des Berges lastend, an dessen Fuß sich Kulmbach hinzieht. Der Ruf nach dem berühmten Gerstensaft wird laut in den Waggons, sobald die Conducteurs den Namen der Station rufen — allein kein dienstbarer Geist erscheint mit den schäumenden Pokalen und zum Aussteigen ist die Zeit zu kurz. Schon pfeift die Locomotive und wir gleiten in raschem Lauf weiter — —

Das stets anmuthige Thal erweitert sich nun bedeutend; die Vereinigung des Rothen mit dem Weißen Main ist erfolgt und schon schaukeln sich Nachen auf dem hier und da herumwogenden Flusse. Ein Rückblick aus dem Fenster zeigt uns im Osten noch einmal die Plassenburg, stolz das Thal beherrschend. Eine oberhalb der Bahn erscheinende Kapelle unter grünen Bäumen, vor der eine Reihe bunter Wallfahrer dem vorüberschnaubenden Dampfroß und seiner Wagenreihe nachschaut, läßt uns erkennen, daß wir den katholischen bamberger Gau erreicht haben und bald sind wir in Lichtenfels.

Hier haben wir zwei Stunden lang Zeit, uns zu erfrischen. Endlich fügen wir im Zug der Werrabahn und dampfen nach Norden. Auf der Mainbrücke entrollt sich plötzlich ein köstliches Panorama. Unten der schöne, lichte, breite Strom, rechts droben Schloß Banz; zur Linken die Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen, das zurücktretende Lichtenfels im breiten, grünen Thal — ein prachtiges Gesammtbild, das leider zu rasch verschwindet. Ein alter Marterstock schaut gebeugt über wogende Reben auf uns herab, neben ihm aber triumphirt, den Cultus der Zeit verkündend, das Stangenkreuz des elektrischen Telegraphen und als moderne Klausnerhütte grüßt uns mit Thürmchen und helltönender Signalglocke das zierliche Häuschen des Bahnwärters. Wir durcheilen Schney und brausen an dem gräflichen Schlosse mit seinem hübschen kleinen Park vorüber, uns dabei der hohen und geräumigen, bei solch charakteristischer Sommerwitterung doppelt angenehmen Coupés erfreuend, in deren zweckdienlicher Benutzung wir in keiner Weise gehindert sind, da außer uns nur noch Ein Passagier im Wagen sitzt. Die Fahrt über den rauhen Walkerücken bietet nichts Bemerkenswerthes, bis wir den Itzgrund erreichen und Koburg aus seiner reizenden, parkähnlichen Umgebung hervorschaut. Hoch droben winkt die Veste mit ihren Sehenswürdigkeiten — wir aber mischen uns diesmal nicht unter die den Bahnhof füllenden Gruppen, sondern harren der Weiterfahrt; denn wir haben dem schönen, uns von früherher bekannten Fürstenitz, dem Zielpunkt zahlloser Ausflüge, erst für den Rückweg einen Besuch zugedacht. Die Gegend wird wieder unscheinlicher, bis wir bei Eisfeld in das Thal der Werra gelangen. Nun fehlt es, namentlich wenn wir noch einige Stationen zurückgelegt haben, nicht an anmuthigen, glücklich gruppirten Partien und manches Seitenthälchen, Burg, Dorf und Wald im sommerlichen Duft zeigend, lockt die Vorüberfliegenden. Die Heuernte ist in vollem Gange, überall beleben emsige Arbeiter und Arbeiterinnen, an welch letztern uns nur die unschönen, großen, geschlossenen Strohhüte, den Mustern alter Damenkalender vom Ende vorigen Jahrhunderts gleichend, nicht gefallen wollen, um beladen werdende Wagen geschart, dem Thalgrund; hier und da ringelt sich die Werra wie eine goldgeschuppte Schlange an die Bahn, um sich alsbald wieder, gleichsam erschreckt von dem feuer- und rauchspeienden Drachen, unter ihre Weiden zu verkriechen. Daß sie kein menschenfressendes Ungethüm ist, beweist uns der Umstand, daß sich überall nackte Buben jauchzend in ihre Wellenringe werfen. Meiningen, die Grenzstadt Frankens und Thüringens, mit schönen Gebäuden in einen Nachtigallenhag gebettet, dahinter der hohe Landsberg über Walldorf, gewährt eine ungemein freundliche Ansicht, verlockend im vollen Sommerschmuck prangend. Wir müssen jedoch weiter, nur bei Hildburghausen im stillen einem Freunde Grüße zuwendend. Die blaue Bergkette des Thüringerwaldes umsäumt zur Rechten das heitere grüne Thal; auch im Westen tauchen hier und da Bergzüge auf, von dem Licht der sich neigenden Sonne glühend gefärbt. Wasungen mit alten Burgtrümmern, Salzungen mit seiner Saline zeigen sich. Die Gebäude der Werrabahn sind, dem Höhencharakter der Gegend angemessen, sämmtlich aus rothen Backsteinen im Rohbau errichtet und machen einen saubern, freundlichen Eindruck.

Immer näher rückt der Thüringerwald und hinter Marksuhl fahren wir endlich in seine Schatten ein. Ueppige Forsten nehmen uns auf, ein frischer, würziger Hauch durchzieht die Wagen. Nun öffnet uns das Waldgebirge seine Pforte und der Zug taucht in die geheimnißvolle Nacht eines Tunnels, die sich erst nach drittehalb Minuten wieder lichtet. Wie der Seefahrer nach Land, so spähen wir nach unserm Ziel. Wir fliegen um eine Berglehne — und hoch über den tiefen dunkelnden Schluchten und Wäldern thronet in voller Abendglut eine hehre Burg, so fest, so edel und gebieterisch, daß wir unwillkürlich an Hohenstaufen und Minnesänger denken. Sei mir gegrüßt, Wartburg! Wie umleuchtet dich die Glorie deiner Erinnerungen! Ein milder Glanz wallt um Thürme und Zinnen wie von den himmlischen Rosen der Landgräfin Elisabeth.

Wie freuen wir uns auf Schwind's Schöpfungen, der deine erhabenen Gestalten wieder ins Leben gerufen!

An den Gärten und Häusern von Eisenach hinrollend, fahren wir bald in den belebten Bahnhof ein, der die Werrabahn mit der Thüringischen Eisenbahn verbindet. Wir überblicken das Profil der noch im letzten rothen Schimmer sich hinziehenden Stadt, rings von anmuthigen Höhen und Anlagen eingerahmt und darüber, als mächtiger landschaftlicher und historischer Hintergrund, die schöngehobenen Waldberge mit der stolzen Wartburg. Das Innere macht einen gemüthlichen, anheimelnden Eindruck; der Eintritt durch ein ehrwürdiges Thor, die alterthümlichen, aber ebenso saubern und zierlichen Häuser erinnern uns lebhaft an Nürnberg. Namentlich gewährt der ziemlich große Marktplatz mit der von einem dichten Lindenkranz umgrünten alten Georgenkirche, davor ein Brunnen mit dem Standbild des Ritters Georg, ein echt deutsches Stadtbild. Der schöne Abend nach dem heißen Tage macht die Straßen lebendig; Frauen und Mädchen aus dem Bürgerstande, links hin- und dereilend, sind großentheils mit dem leichten thüringischen Mäntelchen angethan, das uns schon unterwegs an einigen Haltstellen aufgefallen.

Auch uns leidet es nicht lange im „Halben Mond", da der ganze so schön am Himmel steht. Im Doppellicht seiner vollen Scheibe und des Abendroths folgen wir dem Zug der Spaziergänger, die dem Marienthal zuwandeln. Wie pilgert sich's nach des Tages Hitze so wohlig im anmuthigen Grunde! Wie duften die dunkeln, kühlen Laubkronen, wie gaukeln die Leuchtwürmchen dazwischen! Zur Rechten schaut hier und da die Wartburg nieder. Auf dem Heimwege von der stark beleuchteten „Fontaine" erfreut uns wieder der in vollem Mondlicht daliegende Marktplatz durch seine malerische Wirkung.

Wer kennt nicht das behagliche Gefühl des Ruhenden, wenn ihm am Morgen durch das geöffnete Fenster ein blauer, sonniger Tag entgegenlacht! Noch mehr gehoben aber ist die Stimmung, wenn man zugleich ein erhobenes Ziel so nahe vor sich sieht, wie uns die Wartburg im jungen Sonnengold entgegenleuchtete, als wir mit dem wackern Führer Simon Hess — einem bescheidenen und unterrichteten, mit Verständniß für die Schönheiten der Natur begabten Mann, der allen Fremden zu empfehlen ist — den Mädchen zuschritten. Ein prächtiger, erfrischender Waldweg führt ohne Anstrengung den Berg empor, an dem Elisabethbrunnen vorbei zur Burg hinauf, deren großes, goldenes Kreuz vom Hauptthurm stolz im blauen Himmel blitzt.

Die Aussicht vom Vorhof aus ist schon zu fesselnd, als daß wir nicht kurze Zeit rasten sollten. Ueber den Dächern von Eisenach, über Bergen, Wäldern und Fluren liegt noch der nebelige Morgenduft, um uns aber strahlt alles in Licht und Leben. Wir sind in den reichen Sagenkreis des Thüringerwaldes eingetreten; der Führer macht uns auf die trüben aus dem Dickicht des Nadelholzes hervorragenden Felsgestalten aufmerksam, „Der Mönch und die Nonne" genannt — zwei ihrer Gelübde Vergessene, die, weltlicher Liebe ergeben, in dem Augenblick vom Strafgericht getroffen und zu Stein verwandelt wurden, als ihre Lippen einander berührten. Nach kurzem Aufenthalt in der alterthümlichen, mit den Oelbildern sächsischer Fürsten geschmückten Trinkstube, die später in ein außerhalb der Burg besonders errichtetes Gebäude verlegt werden wird, beginnen wir mit einem kundigen Castellan unsere Rundwanderung.

Die alte und neue Wartburg ist schon zu oft beschrieben worden, als daß hier eine nochmalige Einzelschilderung erwünscht sein könnte; auch hat der Restaurator der Burg, Herr von Ritgen, eine ausführlichere illustrirte Schrift darüber erscheinen lassen. Der edle Bau steht in vollem Einklang mit dem gewissermaßen feierlichen Eindruck, den man mitbringt, wenn man sich von Jugend auf mit Vorliebe mit der Geschichte der Burg befreundete; neue Nahrung erhält letzterer noch, wenn man in die Corridors und Säle eintritt. Der Geist der Vorzeit hat sich unsichtbar uns beigesellt und redet zu uns aus allen Ecken und Enden — in der Waffenhalle, deren aufgestellte blanke Panzerreihen uns wie eine Schar schweigender Recken empfangen — in der Feierhalle der Kapelle, deren alte Glasmalereien bunte Lichter über den Boden werfen — in der Halle der Elisabeth, dieses Ideals von Liebreiz und Engelsgüte, mit den überaus anmuthigen Fresken von Schwind*) — im Sängersaal, dessen Wandgemälde das große Kampfspiel lebendig vor uns erstehen und vorübergehen lassen.

*) Von denen wir nur, wie wir schon einmal in diesen Blättern vor Jahren sagten, die Heiligenscheine der Elisabeth wegwünschten. Die Wartburg sollte ausschließlich dem Glaubensthum Luther's oder zum mindesten nicht dem Katholicismus gehören.

F. Her

Patkul.

Knabe, was ſinnſt Du?

Schlippenbach.

Wenn Du vor den Thron der ewigen Gnade trittſt, wo die himmliſche Luft der Freiheit weht, ſo wirſt Du fühlen, daß an den Saum Deines weißen Kleides eine Hand ſich klammert —

Patkul (ſtreng).

Ich würde den Selbſtmörder zurückſtoßen.

Schlippenbach.

— — Auch dann, wenn ich Dir ſagte, daß die Tropfen, die aus meiner durchſtoßenen Bruſt quillen, die Thränen ſind, die in mir das Vaterland Dir nachweint? Morden kann man Märtyrer der Völkerfreiheit; aber die Völker ſind dankbarer, als die Fürſten, — ihr Grab wird niemals ohne Opfer ſein. (Ab.)

Fünfte Scene.

Patkul (ſtürzt Schlippenbach nach).

Knabe, was ſinnſt Du? (Am Hintergrund tönt ihm gedämpfter Trommelwirbel entgegen; er fährt zurück.) Ha, kommen ſie ſchon, mir den Kranz um's Haupt zu winden? Schwingt der Tod ſchon ſeine blitzende Senſe? O, dieſe Gäſte, die ich mir zu meinem Hochzeitfeſt geladen! Anna, mußteſt Du die Braut des Todes werden?

Wie langt der rothe Henker blutgierig nach dem Besiegten, der sich niedergeworfen hat auf die Kniee und um Schutz fleht bei der edeln Landgräfin! Welcher Sturm im Saal! Wie drängen sich Diener und Zofen neugierig durch die Säulen des Hintergrundes! Wir wenden uns endlich, um den gemalten Saal mit dem wirklichen zu vergleichen. Dort stehen dieselben Säulen, aber kein Fürstenpaar thront über den Stufen, kein glänzender Hofstaat umgibt sie; und auch im Hintergrund ist es leer; die muntern jugendlichen Gestalten sind verschwunden gleich den Edeln und Sängern. An der Wand aber lesen wir in zierlichen, initialengeschmückten Versen Strophen und Sprüche aus der letztern Werken.

Aeußerst reich ist der große Banketsaal ausgeziert, an dessen Ende wir auf einen Balcon hinaustreten, der einen köstlichen Blick über die von der Morgenfrische übergoldete Bergwelt des Thüringerwaldes gestattet. Wie einladend liegen sie ausgebreitet vor uns, die welligen, goldigen Hoben und Kuppen, von denen wir für diesmal leider nur einige der nächstgelegenen besteigen können. Unten im Zwinger dehnt sich ein kleiner Bär, behaglich auf dem Rücken liegend und zu uns heraufblinzelnd. Wir verlassen nun den Neubau. Das Angefangene ist so ziemlich vollendet, auf der rechten Seite des innern Burghofs soll jedoch ein weiteres Gebäude in Angriff genommen und mit dem Hauptbau durch einen Flügel vereinigt werden.

Das Lutherzimmer im alten Ritterhaus thut sich auf vor uns und gemahnt uns in seinen unscheinlichen und engen Verhältnissen an die Aufenthaltsstätte des Reformators auf Veste Koburg. Eine ähnliche Vertiefte wie dort steht neben dem berühmten Loch in der Wand, welches das nach dem Gemeidenuns geschleuderte Tintenfaß hervorgerufen haben soll. Ein kaum mehr sichtbarer dunkelroter Fleck darin gilt für den Rest des Tintenflecks. Luther's Bild sowie die Bildnisse seiner Aeltern von Lukas Cranach, Holzschnitte von Dürer, Autographen von Luther unter Glas und Rahmen zieren links davon Wand und Tisch. Nach dem Besuch der glänzenden Fürstenräume verweilen wir gern in dem schlichten engen Gemach und bringen dem geschiedenen großen Geist, der einst hier gewaltet und gerungen, im stillen unsere ehrfurchtsvolle Huldigung dar. Im Hausflur wird eine Rüstung gezeigt, welche Luther als Junker Jörg getragen haben soll, daneben die der Ritter, welche ihn bei Altenstein aufhoben.

Mit der innigsten Befriedigung nehmen wir nach manchem Rückblick Abschied von der Wartburg, um uns mit unserm Führer Heß sofort wieder in das kühle Dickicht des Waldes zu vertiefen. Unterhalb des Schlosses, dessen röthliche Mauern noch durch Zweige und Wipfel schimmern, wird eine liebliche schattige Stelle mit Tisch und Bank als der Lieblingsplatz Luther's bezeichnet. Wir durchwandern das schöne Annenthal mit der wilden Drachenschlucht, die sowol uns an die Felswunder des Fichtelgebirgs Gewohnten wie einem andern mit der Sächsischen Schweiz genau vertrauten Reisenden, der sich uns auf der Wartburg angeschlossen, laute Ausrufe der Bewunderung abnothigt. Dann steigt der Waldpfad allmählich an und binnen kurzem ruhen wir in einer der Lauben der „Hohen Sonne", um zu frühstücken. Durch einen Durchhau schaut die Wartburg herüber. Nur wenige Schritte sind von hier auf den Gipfel des Hirschsteins, den ein alter, einzeln stehender Laubbaum schmückt. Eine herrliche Aussicht bietet sich dem erfreuten Auge dar. Berg an Berg und Wald an Wald. Unten sehen wir Lustschloß Wilhelmsthal liegen; dort winkt der hohe Inselberg herüber — Haus und Thurm lassen sich durch das Glas erkennen; der geheimnißvolle Hörselberg zeigt seinen kahlen Rücken, „anzusehen wie ein steinerner Sarg, in dem eine märchenhafte Wunderwelt begraben liegt". Daneben, in dämmeriger Ferne, ragt Gothas Friedenstein empor. Auf dem Rennsteig trennen wir uns von unserm lieben Begleiter, der nach Ruhla hinabwandert, während wir uns mit Heß dem Drachenstein zuwenden. Hier ist das Gebirgspanorama noch schöner gruppirt; Inselberg und Hörselberg treten näher und die Wartburg erscheint wieder, schon in ziemlicher Ferne gelegen, über den Wäldern. Entzückend schön ist die von hohen, üppig überwachsenen Bergwänden gebildete Landgrafenschlucht, in die wir unter frischen Laubgewölben nun hinabschreiten. Hier möchte man tagelang fortwandern, so wonniglich ist's in diesem kühlen Grunde mit seiner erhabenen Einfassung. Wie die Wartburg den Mittelpunkt unsers Ausflugs, den immer wieder sichtbaren Hintergrund unserer heutigen Wanderung bildet, so schließt auch letztere mit einem geschichtlichen Hinweis auf dieselbe. Hierher, in diese Schlucht, wird die von Schwind so trefflich dargestellte Scene verlegt, wie Landgraf Friedrich auf dem nächtlichen Ritt nach Reinhardsbrunn, von Feinden umgeben, sein dürstendes Kind stillen

läßt, „und ſollt' es auch das thüringer Land koſten"?

Durch das Marienthal gelangen wir bald nach Eiſenach zurück. Eine Stunde ſpäter ſitzen wir nach einer gelegentlichen Beſichtigung des alten, recht ehrwürdig ausſehenden Hauſes, in dem Luther als Oberſchüler gewohnt haben ſoll, ſowie des Hauptgewinns der Schillerlotterie, jener vielgenannten kleinen Villa, die eine recht hübſche Ausſicht auf Stadt und Burg darbietet und nun das Bild des Dichters über der Thür führt, im Eiſenbahnwagen, um im Nachgenuß der heutigen Eindrücke wieder ſüdwärts zu eilen. Ungern ſagen wir dem ſchönen Thüringen ſobald Lebewohl, an deſſen entſchwindenden blauen Bergen unſer Auge noch lange hängt — und

Wir rufen von Herzen:
Auf Wiedersehn!

Athen und Konſtantinopel.

Nach den Mittheilungen einer Freundin von **M. Norden.**

II.

Die weite, rechts ſich ausdehnende Ebene von Attika barg einſt die fruchtbaren Felder von Eleuſis. Grüne Anpflanzungen von Weinſtöcken und einige Kornfelder deuten noch die Kraft der eleuſiniſchen Erde an. Links machten ſich einige Ueberreſte der alten Straße bemerklich. Wieder waren es nur einige unregelmäßig aufgeführte Häuſer, welche mit ihren ärmlichen Bewohnern die einſtige Pracht des Orts darſtellten, an dem man dem Dienſt der Geres und der Proſerpina reiche Opfer brachte, an welchem ganz Griechenland der Göttin für die geernteten Früchte jauchzend dankte, der Vergangenheit gedachte und ſich der Gegenwart freute. Nur einige durch franzöſiſche Ausgrabungen bloßgelegte Waſſerleitungen, gewaltige Säulentrommeln und Theile großer Marmorſtatuen legen noch Zeugniß von der einſtigen Großartigkeit jener Prachtbauten ab. Der Haupttheil des Tempels der Demeter und ihrer Tochter Periephone gehörte zu den herrlichen Gebäuden, welche Phidias und Iktinos ausführten. Hallen, Vorhöfe und noch andere kleine Tempel haben hier geſtanden; wir aber traten mit dem unbefriedigten Gefühl, eine Ruine mehr geſehen zu haben, unſern Rückweg an. Doch gedachten wir noch des Theſeus, von dem die Sage berichtet, daß er auf dem Wege von Eleuſis nach Athen den grauſamen ſkironiſchen Ringkämpfer Kerkyon tödtete und daß er am Ufer des nahen Kephiſſos die gerechte Strafe an dem rieſigen Ungeheuer Prokruſtes vollzog, welcher alle Fremden, die in ſeinen Bereich kamen, auf ſeinem Bett die Glieder ſo lange ausreckte oder zuſammenpreßte, bis ſie unter dieſer Marter den Geiſt aufgaben.

Ein Ritt nach dem Berge Pentelikon zeigte uns ein anderes Bild der Landſchaft. Kleine, zum Theil bewaldete Hügel umgeben ſeinen Fuß. Höher hinauf waren die Marmorbrüche, aus denen alle Monumente Athens hervorgegangen ſind und die man auch in unſern Tagen wieder benutzte, um den königlichen Palaſt und das Univerſitätsgebäude zu ſchmücken. Stacheleichen, Fichten und Lianen überziehen weiterhin den vom Meißel gerbneten Boden und bringen unter dieſen Steinbauten eine höchſt maleriſche Wirkung hervor. Die Ebene von Marathon erſtreckt ſich hier in ihrer ganzen Ausdehnung. Ein Kundiger kannte die ganze Schlachtordnung der Griechen und der Perſer ſtudiren, denn die Natur iſt die nämliche geblieben wie zur Zeit des Miltiades. Jedoch mußte man über die Oede ringsum erſtaunen, denn außer einem einzigen Dorfe am Fuße des Pentelikon ſah man nur den erwähnten Olivenwald. Auch in der einigermaßen fruchtbaren Ebene von Eleuſis gewahrte man keinen Strauch und kein Ackerfeld. Neun Monate lang pflegt es nicht zu regnen; auch in den übrigen Zeiten geſchieht dies kaum jeden zweiten Tag, ſodaß die eigentliche Hitze über alle Beſchreibung drückend wird.

Der längere Aufenthalt in Athen ſoll nur für den paſſionirten Alterthumsforſcher nicht langweilig ſein. Die Erinnerungen an Perikles, Phidias, Sokrates und Alcibiades reichen nicht aus, um die öde Gegenwart zu beleben. Baron B. klagte über die Einförmigkeit der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, welche für einen Diplomaten, der das bewegte Leben der Winterſaiſon in den übrigen Hauptſtädten Europas kennt, unerhört ſei. Er habe die Königin um die Erlaubniß gebeten, die haufenweiſe in dem Schloßgarten herumlaufenden Katzen erſchießen zu dürfen. Dieſe Hausthiere findet man in übermäßig großer Anzahl im Morgenlande. Auch an der Table-d'hôte der nach abendländiſcher Weiſe eingerichteten Gaſthöfe ſahen beſtändig mehrere Katzen unter dem Tiſche, unbekümmert um die ſich ringsum ſammelnden Gäſte. Wir wollen hoffen, daß die Ankunft des Königs einige Lebhaftigkeit in die höhere Geſellſchaft der Hauptſtadt gebracht hat.

Als ich nämlich eines Tags von der Akropolis herunterkam, fiel mir am Thor eine blumenreiche Ehrenpforte auf. Eine Menschenmenge wogte darum her. Ich bedachte, daß ich gehört hatte, man erwarte die Rückkunft des Königs von München, und setzte mich auf die Stufen des Theseustempels, um mir die Sache in Ruhe anzusehen. Er hatte nicht die von den Dampfpaketschiffen gewöhnlich eingeschlagene Route verfolgt, sondern war auf einem kürzern Wege durch das Jonische Meer und quer durch die dem Peloponnes zunächst gelegenen kleinern Inseln gesteuert. Vor etwa sechs Jahren begegnete ich dem König der Hellenen in der Nähe von Berchtesgaden, wo er sich mit einem Theil der bairischen Königsfamilie aufhielt. Damals trug er die bunte Jacke und den weiten weißen Rock der Tracht seines angenommenen Vaterlandes. Ein herzliches Wohlwollen prägte sich auf seinem dunkeln Antlitz aus, dessen nicht schöne Züge durch diesen Ausdruck anziehend wurden. Seine Unterhaltung war lebhaft und verriet eine freundliche Theilnahme an den Verhältnissen, in denen ich und meine Begleiterin — die fern aus Norddeutschland kommenden Reisenden — lebten. Es schien mir bei diesem oberflächlichen Gespräch, als wenn er jene Leutseligkeit in Rede und Benehmen besäße, durch welche es den Königen so leicht wird, sich die Herzen der unter ihnen stehenden Sterblichen zu gewinnen. Das heitere Gelerit, welches der frische, sonnige Herbsttag damals der pittoresken Gegend verlieh, mochte seine Seele sympathisch berühren und sie zur Fröhlichkeit stimmen. Jetzt zeigte sein zurückgedrungtes, kränklich aussehendes Angesicht ein mehr düsteres Gepräge. Er trug blauweiße Uniform und saß neben der Königin, welche ihm entgegengefahren war, in einer europäisch modernen Equipage. Trotz ihrer gewöhnlich gezeigten Leutseligkeit, trotz alles dessen, was für Athen und Griechenland geschah, ist es dem Königspaar nicht gelungen, sich die Liebe ihrer hellenischen Unterthanen zu erwerben. Das Militär war aufgestellt, aber kein Jubel irgendeiner Art machte sich bemerklich. Mit einem gleichgültigen Schweigen begrüßten die Griechen ihren lange entbehrten Monarchen; keine der verdrossenen Hände rührte sich zur fröhlichen Willkommung. War dies ein Vorzeichen des später nachfolgenden Aufstandes? Der Schuß auf die Königin war schon gefallen; der Mörder wurde zuerst in Nauplia befreit. Sie hatte dem König nach München geschrieben, daß er sich nicht beunruhigen, nicht seine Heimkehr beschleunigen möge, da schon jede Gefahr beseitigt sei. Von dem Irrthum in dieser Ansicht sollte sie nur zu bald überzeugt werden. Daß die heutigen Hellenen auch für den wohlwollendsten und thatkräftigsten Fürsten schwer zu regieren sind, leidet keinen Zweifel. Die Klephten und Arnauten, die wilden Söhne der Berge oder die muthigen Befahrer des Meeres dulden ungern das Joch der abendländischen Disciplin. Wie mochte dieser Aufstand dem Königspaar schwere Sorge bringen, denn sehr ungewiß war nicht nur die Treue ihrer ihnen anscheinend noch anhängenden Truppen, sondern sogar diejenige ihrer Führer und der sonstigen Würdenträger des jungen Königreichs. Klug genug lehnten sie jede auswärtige Hülfe ab; Freunde, die im Trüben fischen wollen, werden stets besser fern gehalten; solange der Piräus — mit ihm der Rückzug aus der Residenz — nicht bedroht war, wollten sie ausharrend sich auf ihre eigenen Kräfte verlassen und keins der so bereitwillig erschienenen englischen, französischen und türkischen Schiffe benutzen. Der befürchtete Abfall der Marine unterblieb; auch wurden die Aufständischen in Nauplia nicht durch Zuzug von der Seeseite unterstützt. So ist denn der Traum des byzantinischen Kaiserreichs abermals einstweilen unerfüllt geblieben. Wie lange noch die gärenden Elemente auf der ganzen Halbinsel niedergehalten werden können; wie lange noch der untergehende Halbmond sein schmähliches Scepter über diese einst so geeigneten Landstriche strecken und sie von den Wohlthaten einer schnell fortschreitenden Cultur zurückhalten wird; wie lange ihnen das träge und dumme Volk der Türken noch eine wahre Bildung vorenthalten und das mehr als vier Jahrhunderte lang behauptete Schwert der Gewalt noch über der christlichen Bevölkerung schwingen darf — ist eine alte Frage, deren Beantwortung wir seufzend dem Lauf der Zeiten anheimstellen müssen.

Nach sechstägigem Aufenthalt verließen wir Athen, fuhren zurück nach dem Piräus und traten mit dem französischen Dampfer „Pharo" die Reise nach Konstantinopel an. Auf dem engen Platz fanden sich wenigstens zwanzig Passagiere, die mich aber wenig interessirten, da ich alle meine Aufmerksamkeit der Gegend zuwendete; auch die übrigen Plätze waren sehr besetzt. Erst in den Abendstunden näherten wir uns dem Vorgebirge Sunium, sodaß wir die Ruinen des

alten ſamitiſchen Tempels nicht mehr beobachten konnten. Am andern Morgen lag Tenedos vor uns, von welchem wir wiſſen, daß die Griechen hier ihr hölzernes Pferd erbauten, welches ihnen den Eintritt in Troja ermöglichen ſollte, während ihre Flotte ſich hinter der Inſel verbarg, und daß dem Laokoon ſo verderbliche Schlangenpaar ſich von hier aus in Bewegung ſetzte. Rechts breitete ſich die Ebene von Troja vor uns aus. Das Idagebirge ſtieg in bläulicher Färbung hinter ihr auf, doch bietet weder die Höhe noch das flache Land irgendeinen eigenthümlichen Reiz. Von dem zehn Jahre lang belagerten Troja iſt bekanntlich lange ſchon keine Spur mehr vorhanden. Einige hochhohe Hügel wurden uns als die Gräber von Achilles und Ajax genannt; es ſollen einzelne Stücke von Waffen und Geräthen darin gefunden worden ſein. Nach wenigen Stunden fuhren wir in die Dardanellen ein. Der Himmel war ungetrübt, die See ruhig. Alle Paſſagiere waren auf dem Hinterdeck verſammelt und beobachteten mit Ferngläſern rechts die aſiatiſche, links die europäiſche Küſte. Die Dardanellen ſind ein zehn Meilen langer Meeresſtrom, der die Waſſer des Schwarzen und des Marmorameeres dem Mittelländiſchen Meere zuführt. Die Breite beträgt eine oder eine halbe Meile. Jedem Vorſprung an der einen Küſte liegt eine Einbiegung an der andern gegenüber, ein Beweis, daß Aſien und Europa in den Urzeiten verbunden waren und alsdann durch eine gewaltige Erderſchütterung auseinandergeriſſen wurden. Die Ufer an beiden Seiten heben ſich von 800—1000 Fuß und erbieten durch dichtes grünes Buſchwerk ein friſches Anſehen. Die engſte Stelle des Stromes wird durch die Dardanellenſchloſſer vertheidigt; ſie ſind ſchneeweiß, lang und niedrig wie ein einſtöckiges Haus. Die Kanonen lagen ganz niedrig, kommen alſo aus der Tiefe um ſo ſicherer ihre Geſchoſſe abſenden; Maſſen kleinerer und größerer Kugeln waren in Haufen aufgethürmt. Einige genauer orientirte Reiſende zeigten uns die Stelle, wo Xerxes die Brücke ſchlagen ließ, auf der ſein Heer nach Europa hinüberzog; wo dann faſt zwei Jahrhunderte ſpäter Alexander's des Großen Armee von Europa nach Aſien überging und wo abermals nach faſt funfzehnhundert Jahren Soliman mit ſeinen Truppen von Aſien nach Europa überfuhr. An der aſiatiſchen Seite ſahen wir gleich darauf die Ruinen von Abydos, an der europäiſchen die von Seſtos Felſenthürme, den mit ewigem Wogenſturme ſchäumend ſchlägt den Hellespont". Bekanntlich ſchwamm nicht allein Leander hier herüber, ſondern auch Lord Byron und Ockenhead. Gegen Abend langten wir im Marmarameer an, das ſich noch dreißig Meilen lang bis nach Konſtantinopel um Meeresenge des Bosporus hinzieht. Lange noch blieben die Küſten an beiden Seiten ſichtbar. Das Waſſer glich einer vielbefahrenen Heerſtraße. Schiffe kamen uns an beiden Seiten mit vollen Segeln entgegen; andere lagen ruhig und warteten auf den günſtigen Wind, der ſie nach Stambul bringen ſollte. Früh am folgenden Morgen waren wir am Goldenen Horn. Die aufgehende Sonne beleuchtete die pittoreske Türkenſtadt, doch mußten wir den ungetrübten Genuß dieſer Anſicht bis auf eine günſtigere Stunde verſchieben, denn ſehr bald waren wir von Leuten umringt, welche uns in allen Sprachen ihren Gaſthof, jenes Hotel garni anprieſen. Wir nahmen uns und unſer Gepäck einem dieſer Lohnbedienten übergeben, der uns nach dem uns empfohlenen „Hotel Byzance" in Pera geleiten ſollte. Ein runder, hölzerner, einer braunen Nußſchale gleichender Wagen mit einigen ſchmalen arpolſterten Bänken nahm uns auf. Vier Stäbe hielten ein rundes hölzernes Dach; daran hing eine dunkelrothe, eine halbe Elle breite Gardine mit Fransen. Ein Pferd war vorgeſpannt. Der Kutſcher ging nebenher, um den Wagen zu halten und aufzuheben, wenn er in die tiefen Löcher hineinfiel, deren die Straße manche hat. Die Koffer wurden von Laſtträgern getragen, nur das kleine Gepäck wurde uns im Wagen gelaſſen. Dieſer wurde indeſſen dergeſtalt umhergeworfen, wir flogen ſo gewaltſam von einer Seite auf die andere, daß ich es bald vorzog, auszuſteigen und zu gehen. Nur mein Kammermädchen blieb darin, um allein den Kampf mit den widrigen Verhältniſſen fortzuführen, bis die engen, ſchmutzigen Straßen hinter uns lagen. Unſern Gaſthof fanden wir dagegen über unſere Erwartung gut, ſodaß es uns bald gelang, unſere erſten Einrichtungen in ihm zu treffen. Kaum war dies geſchehen, ſo eilten wir wieder zum Hafen und beſtiegen einen Kaik, um das früher Verſäumte nachzuholen, um zu ſchauen und zu genießen.

Durch die am Ufer aufſteigenden Höhen bilden ſich drei Landſtriche, welche durch die breite Waſſerfläche des ſich begegnenden Goldenen Horns und des Bosporus geſchieden ſind. Auf dieſen drei aus den tiefblauen Meereswogen aufſteigen-

den Vorgebirgen liegt Konstantinopel. Stambul, die Türkenstadt, steht auf einer sanft sich hebenden Erdfläche, deren rothbraune Häuser ein regelloses Gewirr darstellen, in dem man weder Straßen noch Marktplätze erkennt. Wie Berge aus dunkelm Waldgrund erheben sich zahllose Moscheen über den rothbraunen glatten Dächern; über ihrem großen Kuppelbau wölben sich Riesenkugeln, die mit Blei gedeckt sind. Neben ihnen ragen die Minarets empor, schlanke, glatte, spitz zulaufende Thürme mit einfachen weißen Gesimsen. Durch zierliche Schlankheit ersetzen sie, was den massigen Riesenbauen der Moscheen fehlt. Auf andern Punkten gewahrt man reihenweise die kleinern Kuppeln der gleichfalls bleigedeckten Bazars sowie diejenigen der türkischen Bäder. Der runde Thurm des Seraskiers inmitten des Häusermeers überragt noch die Minarets. Links davon steigt die Hohe Pforte empor, ein gigantischer europäischer Palast, in welchem sich in der neuern Zeit die Minister mit ihrem Bureaupersonal versammeln. Tiefe, graue verfallene Mauern, die einst Konstantin der Große erbaute, ziehen sich am Wasser hin; an einigen schwarzen Wölbungen erkennt man noch die Thore. Weiterhin bemerkt man das Serail des Sultans, helle Gebäude, die von Cypressen und Platanen umgeben sind. Dieser ganze Stadttheil ist wieder mit einer Mauer umzogen, die aber entweder verfallen oder von Pavillons und Kiosks unterbrochen ist.

Eine schöne, feste Schiffbrücke führt nach Galata und Pera hinüber. In der auch hier unzählbaren Häusermenge erkennt man einige Straßen; auch sind die Wohnungen höher, heller und fester. Galata liegt am Wasser und enthält die Comptoirs der Kaufleute, die Bureaux und Magazine; von den Genuesen im 14. Jahrhundert erbaut, zeigt es hohe Festungsmauern und tiefe Gräben im mittelalterlichen europäischen Stil. Pera wird nur von Europäern bewohnt; unter den hervorstechenden Palais der Gesandten macht sich auf einer Höhe ein großes Gebäude mit Thürmen und vergitterten Fenstern bemerkbar. Es ist die Behausung der russischen Gesandtschaft, von welcher aus Mentschikow in Reitstiefeln und im Oberrock sich zu jener Conferenz mit Reschid-Pascha begab, die so schwere, blutige Folgen hatte. Auf der asiatischen Seite dehnt sich Skutari aus mit [illegible] Einwohnern, gleichwie Pera und Galata. Zur Linken wird es von grünen Höhen eingefaßt; rechts stand eine ungeheure, weiß und roth angestrichene Kaserne. Weiter zurück zog sich der meilenlange Cypressenwald hin, in welchem der Türke aus Stambul gern seine letzte Ruhestätte sucht, theils um in Asien, seiner wahren Heimat, begraben zu werden, theils weil eine Prophezeiung ihm verkündete, daß der europäische Theil seiner Hauptstadt über kurz oder lang wieder das Eigenthum der gehaßten Giauts werden würde und er also für die Ruhe seiner Gebeine fürchtet. Auf dem weiten Becken des Marmarameeres gewahrten wir bei der Klarheit der Luft jedes Haus auf den ziemlich entfernten Prinzeninseln, ihre griechischen Klöster auf ihren Höhen. Rechts von ihnen die endlose Ferne des Meeres; auf diesem einzelne dahersegelnde Schiffe. Zwischen Stambul und Galata aber breitete sich auf der dunkelblauen Fläche des Goldenen Horns „der Schiffe maßenreicher Wald" aus. In diesem schönsten Hafen, den die Erde bieten kann, würde jede Flotte Platz finden; große Linienschiffe können bis dicht an die Häuser fahren. Tausende von Menschen bewegten sich auf den langen, dichten Reihen der Handelsschiffe aus allen Ländern der Erde und luden die Ballen und Tonnen ab, mit deren Inhalt die Bevölkerung von Konstantinopel versorgt wird. Weiterhin lagen die ankernden Dampfschiffe aus Triest, Marseille, Southampton und Alexandrien, hinter ihnen die noch größern Kolosse der türkischen Kriegsschiffe. Zwischen diesen fuhren die weiß und rothen kleinern Dampfboote als schwimmende Omnibus nach Stambul, Pera und Skutari und größere, welche mächtigere Fahrzeuge ins Schwarze Meer schleppten. Schlanke Kaiks glitten geschäftig zwischen allen diesen größern Schiffen umher, ihren Weg gleich diesen ungehindert verfolgend.

Wir blickten bald auf diese Häusermassen, bald auf die Wasserflächen und fragten uns, welcher Theil dieser Ansicht der schönere sei. Ueber allem wölbte sich der azurne Himmelsdom und in der lichtvollen Sonne des Morgenlandes leuchteten alle Farben glänzender, zeichneten sich alle Umrisse deutlicher, bis ins Kleinste erkennbar, ab.

Am Schlusse des gegenwärtigen Sultans kehrten wir um; das wiederum herrliche Wetter des folgenden Tages lockte uns abermals auf das Wasser. Es war unsere Absicht, auf einem jener kleinen weißrothen Dampfer bis an die süßen asiatischen Gewässer zu fahren. Das lange Zaudern vor der Abfahrt gefiel mir indessen nicht, noch weniger die ärmliche, unsaubere Gesellschaft, welche sich am Bord versammelte. Auf diesem wurden durch dichte Gitter die Männer von den

Frauen abgesperrt; auch unser Begleiter wurde aus unserer Nähe abgehalt, da die Sitte des Orients ihm nicht den Platz an unserer Seite gestattete. Ich zog es daher vor, abermals einen Kauf zu benutzen. Nicht lange waren wir auf dem Wasser, als zwei weiße, reichvergoldete Kaiks ganz nahe vorüberfuhren. Eine Anzahl Soldaten und Offiziere in der dunkelblauen türkischen Infanterieuniform mit dem Fes anstatt unsers europäischen Helms oder Käppis auf dem Kopfe waren in dem ersten Boot, welches voranfuhr, um für den Sultan den Weg offen zu halten, welcher sich zur Moschee begab. In dem zweiten zählte ich wol ein Dutzend Anderer. Diese hatten bloße Füße, weite weiße Beinkleider, die unter dem Knie festgebunden waren, und ein gleichfalls weißes Hemd mit offenen zurückgeschlagenen Aermeln, über den braunen Antlitzen den rothen Fes. Diesen mit der herabhängenden blauen Quaste trugen auch der Sultan und die ihm zunächst befindlichen Minister, Offiziere und Palastbeamten. Sein Antlitz war herabgebeugt, da er in dem auf seinen Knieen liegenden Koran las; doch schien es von kräftigen, ausdrucksvollen Formen, mit einem starken schwarzen Knebelbart. Unter einem blauen Tuchmantel mit offenen Aermeln trug er einen gleichfalls blauen, zugeknöpften Rock und weiße europäische Beinkleider. Sein Sitz bestand aus rothledernen Kissen und ein gleichfalls purpurnes, goldgesticktes Dach beschattete ihn, während rothe seidene Taue an der einen Seite lagen. Die Minister und Palastbeamten waren ohne Mantel, doch zierten Epauletten ihre Schultern und ein krummer Säbel hing an ihrer Seite. Dem Sultan zunächst stand eine schlanke, mittelgroße Gestalt; diese wurde mir als Ruad-Pascha, der gegenwärtige Großvezier, genannt, welcher als die eigentliche Seele des türkischen Cabinets zu betrachten ist. Dicht bei ihm befand sich Mahmud-Ali-Pascha, der der Marine und dem Artilleriewesen vorsteht. Der Donner der Geschütze vom Lande wurde von den Salutschüssen der Kriegsschiffe im Hafen beantwortet. Alle diese Grüße vermochten Abdul-Aziz nur einmal ein Haupt zu erheben. Hierbei konnte ich bemerken, daß seine Züge nicht regelmäßig, jedoch männlich und leicht gebräunt waren. Seine dunklen Augen waren von gleichfalls dunklen Lidern beschattet. Abdul-Aziz ist bekanntlich ein Mann von etwa einundvierzig Jahren und hat seit einigen Monaten erst den wankenden Ideen der Osmanen bestiegen. Die englischen Zeitungen verkündeten gleich darauf, daß er die Zügel seines Reichs mit kräftiger Hand erfasse, vielen unter der schwachen Regierung seines Bruders Abdul-Medschid eingerissenen Mißbräuchen steuere und bedeutende Ersparungen in den Palastausgaben treffe. Ruad-Pascha wendet seine Aufmerksamkeit hauptsächlich der finanziellen Frage zu, welche in dem erschütterten Türkenreiche wie in allen europäischen Cabineten voransteht. Er soll beständig und energisch sein und gründlicheres Kenntniß in der Administration und den Finanzen besitzen als seine Vorgänger. Ali-Pascha soll ihm an Einsicht unter seinen Collegen am nächsten kommen. Beide erlangten ihre Bildung in Europa. Ruad-Pascha ist zudem ein Gelehrter im türkischen Sinne. Manche Hoffnungen werden auf die vereinten Bestrebungen dieser Männer gegründet; wenn es noch ein Mittel zur Heilung des „kranken Mannes" gibt, so muß es durch diese herbeigeführt werden. Sie haben bereits mit einigen Reformen begonnen und man ist unter Ruad-Pascha's Oberleitung sehr thätig in allen Ministerien. Die Minister versammeln sich häufig im alten Pfortenpalast, auch zu Gesammtberathungen in der Behausung des Großvezirs. Außerdem sind mehrere Conseil's eingesetzt, welche zur Erledigung von Specialfragen zusammenberufen wurden. Die neuesten griechischen Ereignisse haben einige Störungen von außen her in diese Arbeiten gebracht. Man war genöthigt, Truppen einzuberufen und an die griechische Grenze zu schicken; auch will man die Telegraphenlinien verlängern. Die Finanzen weisen zum ersten mal seit langer Zeit Deficit auf, welches das günstigste Zeichen aller der in Angriff genommenen Neuerungen zu sein scheint. In Stambul selbst bemerkte ich auf der Außenseite der Dinge nichts von diesen Fortschritten, denn alles ging seinen gewohnten Schlendrian fort, wie er nach den gewaltthätigen Reformen Mahmud's II. wieder eingerissen ist.

In unserm langen schmalen Boot gelangten wir den Bosporus hinauf an einen Platz auf der asiatischen Seite, den Weiden und Platanen beschatteten. Weiterhin breitete sich eine grüne Wiese aus, hinter der eine Anhöhe emporstieg. Dies waren „die süßen Wasser von Asien", welche bei den Türken die „himmlischen Wasser" heißen. Es ist der sonntägliche oder richtiger freitägige Versammlungsort der Frauen und Kinder, welche man, wenn sie nicht der untersten Volksklasse angehören, so wenig in den Straßen

der Hauptſtadt ſieht. Einige dieſer weiblichen Gruppen lagen im Graſe; andere wanderten oder fuhren in offenen Wagen herum; noch andere handelten Zuckerwerk und Gießwaſſer von einzelnen herumſtehenden Männern ein, welche Körbe, angefüllt mit ihrer Waare, auf dem Kopfe trugen oder gekochte Maiskolben in Keſſeln darboten. Auch während des Verzehrens der Delicateſſen ſchlugen weder die weißen Frauen noch ihre ſchwarzen Sklavinnen die weißen Schleier zurück. Faſt alle trugen bunte Röcke, weite, weiße Beinkleider, gelbe Stiefeln und weite, verhüllende Mäntel. Auf einer Stelle ſtand ein märchenerzählender Araber, neben ihm zwei auf der Flöte und auf der Laute muſicirende Begleiter. Dichte, eifrig zuhörende Gruppen umgaben dies Trio. Die meiſten Wagen waren von moderner europäiſcher Art, mit muthigen Pferden beſpannt; nur einer fuhr heran, an welchem man noch die alte türkiſche Sitte erkannte. Auf hohen Rädern lag ein langer, blauer, vergoldeter Kaſten, über ihm ein von vier Stangen getragenes Dach, an welchem Vorhänge herunterfielen. Zwei ſtarke braune Ochſen waren an die Deichſel geſpannt; Frauen und Kinder ſaßen auf den im Innern ausgebreiteten Kiſſen; alle konnten nur auf einer herabgelaſſenen ſchmalen Treppe auf die Erde gelangen. Ein beturbanter Muſelman war der Kutſcher; zwei ſchwarze Gnomchen bildeten die bewachende Begleitung der Frauen, deren Nägel dunkel gefärbt, die Finger mit glänzenden Ringen geziert waren. Dieſe bewohnten den Harem eines Paſchas, wie ich hörte, und kehrten nach der kurzen Freude dieſer Spazierfahrt in ihre glänzende Behauſung zurück, um ſich dort auf den Divans auszuſtrecken, Kaffee zu trinken, zu plaudern, mit den Kindern zu ſpielen, Zuckerwerk zu naſchen, zu eſſen und zu ſchlafen. Die türkiſchen Mädchen werden zwar in den Schulen unterrichtet, doch bringen ſelbſt diejenigen aus den höchſten Ständen es ſelten bis zum Leſen und vergeſſen die ſpärlich erworbenen Kenntniſſe bald wieder in dem Einerlei ihrer beſchränkten Häuslichkeit.

Gelangweilt vom Anſchauen traten wir unſern Rückweg an. So wunderbar reizend die Waſſerfahrt war, ſo unangenehm war ſtets das Fortkommen im Innern der Stadt. Die Hauptſtraße von Pera hat kaum die Breite einer mittelmäßigen europäiſchen Gaſſe; die übrigen Straßen ſind ſo eng, daß man ſie beſſer „Gänge“ nennen könnte. In allen drängt ſich die Maſſe der [illegible] hinwohnenden Kosmopolitenvolks auf eine wahrhaft beläſtigende Weiſe; dabei kann Schmutz und Unrath auf allen Seiten; todte, halbverfaulte Thiere bleiben am Wege liegen und erwarten ihre gänzliche Auflöſung von den allmählichen Einflüſſen von Wind und Wetter; kein Menſch rührt die Hand zu ihrer Fortſchaffung. Maſſen von Hunden, oft acht bis zehn auf einmal, liegen auf den Straßen. Jedermann geht ihnen aus dem Wege, denn die große Thierfreundlichkeit der Osmanen ſchont ſie. Wenn dieſe ihre Häuſer erbauen, ſo laſſen ſie kleine Vertiefungen in den Wänden, damit ſich Waſſer für die Vögel dann ſammele. Meiſtens errichtet man die Wohnungen jetzt von Stein, indem man hofft, daß die hölzernen nach und nach alle abbrennen werden. Dieſe letztern ſtützen ſich bisjetzt gegenſeitig; einige neigen ſich vorwärts und rückwärts; die Hinter- und Seitenwand des einen lehnt ſich an diejenige des andern. In Galata fürchtete ich mich oft, vorüberzugehen, da ich erwartete, daß mir dieſe hölzernen Mauern auf den Kopf fallen würden. Die Männer aus dem Volke waren wenig bekleidet, die Frauen dagegen ſo ſehr mit Tüchern und Kleidern verhüllt, daß nur die Augen ſichtbar waren, wogegen ſie, ſeltſam genug, die Bruſt ganz entblößt trugen. Vornehme Türkinnen ſah man ſelten auf den Straßen.

In Pera wohnen außer Armeniern und Griechen eine Anzahl Franken, unter dieſen eine Menge von Deutſchen. Hier hört man alle Sprachen, trifft europäiſch eingerichtete Gaſthäuſer, Conditoreien, Concerte, Cafinos, eine italieniſche Oper, elegante Läden mit pariſer Moden, Photographen und Buchhandlungen. Zwölf große, ringsum auf den Höhen liegende Kaſernen beherbergen eine Garniſon von mehr als 20000 Mann europäiſch disciplinirter Soldaten.

Die Dragomanen vertreten die Stelle der in Europa gebräuchlichen Lohndiener und ſind zugleich Dolmetſcher. Wir hatten uns alle einem ſolchen auf Gnade und Ungnade überliefert. Ich zog es bei unſerm nächſten Ausflug vor, eine Sänfte zu beſteigen. Die ſchmutzigen, beilmachern Männer, welche nicht ſelten die Damen ganz ungenirt berühren ſchieben, kletern mich auf eine unbeſchreibliche Weiſe an. Mein Begleiter und meine Kammerfrau folgten mir zu Fuß. Durch das Gewirr der Gänge, Moſcheen und Wohnhäuſer, an publiken Kaffeehäuſern vorüber, gelangten wir endlich in die Nähe des Seraskiathurms an einem der Bazars, welcher wegen ſeiner Bedeckung Seidenbazar genannt wurde. Ein

unendliches Labyrinth von oben überwölbten Gassen hat sich uns dar, in deren Seitenwänden die Kaufleute in einer Art Nische dicht nebeneinander ihre Waare ausgelegt hatten. Mit hundert Schritte weit sah ich nichts als gelbe Pantoffelspitzen und rothe Schnabelschuhe; dann getrieben wir in eine ähnliche Straße, die mit lauter prächtigen indischen und persischen Shawls bereitet war; in einer dritten waren die Seitenwände mit seidenen Pelzen behangen, während in einer vierten nur Goldfäden und Silberstickereien prangten. In einer fünften hingen Waffen in allen Farben; Juwelen und Seidenstoffe breiteten sich in andern Gängen aus. Ich kaufte einige türkische Schuhe und eine Silberstickerei; meine europäischen Souvereigns fanden ihre willigen Abnehmer bei den armenischen, griechischen und türkischen Händlern. Die einzelnen Piaster, welche man ein schlauer Armenier herausgab, dienten mir, um meinen Trägern außer dem geforderten Lohn noch ein Backschisch geben zu können. Diese Trinkgelder werden im Morgenlande noch häufiger als in den occidentalischen Hauptstädten gefordert, sodaß man sich der Ueberlästigen kaum erwehren kann. Im Begriff, unsern Rückweg anzutreten, hörten wir plötzlich vom Seraskierthurm den Schall einer großen Trommel. Unser Dragoman belehrte uns, daß hiermit das Signal beantwortet würde, welches vom andern Ufer herüber von dem Genuesierthurm gegeben sei. Da gehen auf dessen Brüstung beständig vier Wächter umher, welche spähen, ob sie auch an irgendeiner Stelle der achtundzwanzigtheiligen Stadt Rauch oder Feuer aufsteigen sehen; ist dies der Fall, so wird sogleich eine mächtige Trommel gerührt. Mit dem Geschrei: „Jangyn Var!“ rennen Läufer auf die Hauptstraße von Galata zu, wo sich die gewöhnlichen Straßenwächter aufhalten. Diese laufen gleichfalls schreiend umher. Bald eilen Soldaten mit Aexten, Feuerhaken und ledernen Eimern an uns vorüber; das Feuer hatte eins der vielen hölzernen Gebäude unsern des Centralbazars ergriffen. Nicht lange, so stürzten auch die Feuermänner (Tulumbadschi) mit ihren ungeheuren Spritzen herbei, desgleichen die Wasserträger. Die Wächter stampfen mit Keulen auf den Boden und begleiten im Verein mit dem Donner der Geschütze das allseitige Geschrei. Noch, dem immer dichter werdenden Gewimmel zu entkommen, machten wir bei dem ägyptischen Bazar Halt. Hier war man vollkommen im Orient. Die Verkaufsbuden waren mit Sprüchen aus dem Koran, mit Abbildungen von Schiffen, mit Straußeneiern und sonderbaren Vogelfängen geschmückt. Nur Türken und Araber boten Sandel- und Alcohols, Henna zum Färben der Nägel, Tamarinden, Rumbra, Bezoar, Gewürze, Wachs und andere seltene Erzeugnisse Indiens und Persiens feil. Ich kaufte von einem solchen ehrwürdigen Handelsherrn ein Fläschchen des herrlichen Rosenöls, wobei mir der Dragoman bedeutete, daß man hier nicht verschlage. Bei der spätern Abreise aus Konstantinopel mußte ich die bittre Erfahrung machen, daß man für alle diese im türkischen Reich verfertigten oder erzeugten Waaren nicht weniger als 12 Procent des Werths an Zoll für das Ausführen verlange, wogegen für eingeführte Artikel nur 4 Procent erlegt werden.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Thomas Chatterton.

Eine neue Erklärung seines Selbstmords.

Eine bekannte literarhistorische Erscheinung ist der Engländer Chatterton. Seine Bedeutung als Dichter ist, namentlich von seinen Landsleuten, vielleicht überschätzt; von seinen beiden Hauptwerken erinnert das Epos: „Die Schlacht von Hastings“, vielfach, in Geist und Form der Darstellung, an die Manier Tasso's; die Tragödie „Ella“ zeichnet sich mehr durch einzelne Schönheiten als eine überwältigende Gesammtwirkung aus. Genannt wird Chatterton gewöhnlich wegen seines in seinem achtzehnten Lebensjahre schon an sich vollzogenen Selbstmords — „um dem Hungertode zu entgehen“, wie es bisher bei seinen Biographen hieß.

Interessant ist die Art, wie Chatterton auftrat. In der für das vorige Jahrhundert noch französischem Muster herrschend und maßgebend gewordene überkünstelte, langweilig steife, von der Mode aber einmal zur klassischen gestempelte Kunstperiode der Dryden und Pope, der Waller und Gray fuhrte er seine frische, naturwüchsige Romantik ein unter der schützenden Aegide des von ihm fingirten Dichters Rowley, der im 15. Jahrhundert gelebt haben sollte und dessen leider gänzlich unbekannt gebliebenen Werke in angelsächsischer Sprache ihm aus verschollenen und von ihm wieder entdeckten Originalmanuscripten zugänglich geworden wären. Unter dem Namen des „Bellen Rolle“ bewahrt noch heute das Britische Museum in London das Hauptstück dieser von Chatterton mit täuschender Virtuosität, die er wol als Schreiber eines bristoler Notars und durch

seine seit seinem elften Jahre mit Leidenschaft betriebenen historischen und antiquarischen Studien erlangt haben mochte, gefertigten Nachbildungen mittelalterlicher Manuscripte, durch deren Veröffentlichung er seine Zeitgenossen zur freudigsten Bewunderung hinriß, die sie dem armen, obscuren Bristoler Schreiber voraussichtlich nie würden gezollt haben. Freilich erfolgte der Druck der angeblichen Rowley'schen Dichtungen (auch einer „Koniginhofer Handschrift"!), die selbst noch in einer Ausgabe von 1782 (London) als solche erschienen, erst nach Chatterton's Tode; denn der anfänglich zur Herausgabe und zum Druck derselben in seiner eigenen Druckerei auf seinem Landgut Strawberry-Hill bei Richmond geneigte berühmte Schriftsteller und Kunstkenner Sir Horace Walpole hatte sich, schließlich doch ebenso wie Mason und Gray gegen die Echtheit Verdacht schöpfend, zurückgezogen und Chatterton's neuer Gönner, der Lordmayor Beckford, auf dessen Veranlassung er eine Geschichte Englands und Londons schreiben wollte, war bald nach seiner Ankunft in London (im April 1770) gestorben. Von allen Hülfsmitteln verlassen und zu stolz, um zu betteln, nahm der verzweifelnde Dichter seine Zuflucht zum Gift-trank (25. August 1770). Aber keins dieser verschiedenen Momente: der Dichter, der Fälscher, der Selbstmörder, die erst in ihrer Vereinigung uns den kaum den Knabenjahren entwachsenen Jüngling als ein psychologisches Phänomen erscheinen lassen, darf bei einer unparteiischen Würdigung Chatterton's unberücksichtigt bleiben.

Auch eine Charakteristik desselben von Alexander Büchner (jüngerer Bruder der bekannten Georg, Louis und Luise Büchner), die in das Gewand einer Novelle gekleidet ist („Der Wunderknabe von Bristol", Leipzig, Thomas, 1851), trägt der Concurrenz dieser drei Momente Rechnung, legt aber die Hauptbetonung auf Fälscher und läßt aus dem entehrten Fälscher, nicht aus dem hungerleidenden Dichter den Selbstmörder hervorgehen. Man sieht, Büchner idealisirt auch hierin die Wirklichkeit, aber er verfährt dabei doch so überzeugend, füllt so wahrscheinlich manche räthselhafte Lücke im Leben des Dichters, daß man in dieser Beziehung fast versucht sein könnte, diese Novelle als einen die seitherigen Biographieen ergänzenden und berichtigenden Commentar willkommen zu heißen.

Es ist bekannt, daß Thomas Chatterton, im Jahre 17[illegible] als hinterlassener Sohn eines armen Schullehrers zu Bristol geboren, bis zu seinem elften Jahre und in der Armenschule zu Colston einen auffallenden Mangel an jeder geistigen Anlage, dagegen ein Uebermaß von Unruhe und Trägheit zeigte. Im seinem sechzehnten Jahre (1768) aber lieferte er, nach der Mittheilung seiner Biographen, in einer Bristoler Wochenschrift die allgemeines Aufsehen in der Gelehrtenwelt erregende, mit „Dunhelmus Aristotelensis" unterzeichnete altenglische Beschreibung der Brückeneinweihung zu Bristol im Jahre 1247, angeblich aus einer alten Handschrift, aus der er auch einzelne Blätter an Alterthumsforscher verschenkte, die ihm dafür Geld und Bücher gaben und ihn mit namhaften Gelehrten bekannt machten. Wenn wir nun auch vom elften bis zum sechzehnten Lebensjahre bei Chatterton sein unablässiges Selbststudium und seine leidenschaftliche Lesewuth berücksichtigen, so bleibt doch immer diese in Geist und Form auf fünf Jahrhunderte zurück- und in die minutiösesten Details eingehende Schilderung als bloßes Product der Phantasie ein Räthsel.

Alexander Büchner macht es uns begreiflicher. Er läßt in der alten St.-Marykirche auf dem Redcliffhügel zu Bristol in einer unbeachteten eisernen Kiste unter andern altersgrauen Urkunden in der That auch jene vergilbten Memoiren und Manuscripte des Mönches und Dichters Thomas Rowley aus dem 15. Jahrhundert aufbewahrt sein, welchen Chatterton als Verfasser für seine Dichtungen vorschob. Bruchstücke derselben kamen aus jener Kiste in den Besitz der Chatterton'schen Familie, endlich in seinen eigenen. Sie gaben ihm den Stoff für jene Brückeneinweihbeschreibung. Ebenso Andeutungen und Notizen über die noch in der Kiste zurückgebliebenen Rowley'schen Dichtungen, die „Hastingsschlacht" und die Tragödie „Ella". Chatterton sieht nun im Begriff, sich auch diese Manuscripte behufs einer weitern Verwerthung anzueignen, als der erzhebere Oberpfarrer der Redcliffkirche ihm dieses Vorhaben durch ein improvisirtes Auto da fé derselben vereitelt. Da bringt ihn die Verzweiflung über diesen seine auf Rowley's literarischen Nachlaß gegründeten Hoffnungen eines ruhm- und glanzgekrönten Lebens so grausam vernichtenden Gewaltact auf die Idee, ihn aber mit Begeisterung erfüllende Idee, jenes Epos und jene Tragödie nach den noch in seinen Händen gebliebenen Notizen aus sich selbst heraus zu dichten. Dies geschieht im sieberhaft exaltirtem Schaffen in der einsamen eine Stunde von Bristol gelegenen Schenke „Zum goldenen Horn",

geben er sich, nachdem er sich gleichzeitig mit einem verleumderischen Advocatenprincipal über worfen, aller Welt verborgen zurückzieht. In dem, was er in Sprache und Stil der altenglischen Poeten dichtet, fälscht er gleich hinterher auf altertümlich hergerichteten Pergamenten mit Federn und Tinten, Farben und Pinseln aller Art in der Schreibweise des 15. Jahrhunderts die angeblichen Rowley'schen Originalhandschriften, um durch den Alterthumsverein Sir Horace Walpole, mit dem er sich in Beziehung gesetzt, zur Herausgabe und zum Druck seiner Dichtungen zu bestimmen. Alles geht gut, der berühmte, zeitweilig im benachbarten Bath verweilende Archäolog ist getäuscht und gewonnen; da wird sein des Dichters Geheimniß aus Rachsucht von dessen gekränkter Liebe, Mary Ramsay, verrathen und der bei einer entscheidenden persönlichen Unterredung mit Chatterton in seiner Unterstützung und Eitelkeit aufs tiefste verletzte Mann zieht die gebotene Hand gänzlich zurück. Hoffnungslos kehrt Chatterton in sein Dichter- und Fälscherasyl „Zum goldenen Horn" zurück, um hier die Häscher zu finden, die ihn nach seiner Vaterstadt in die Haft abführen, welche inzwischen sein ihm gehässiger Ex-Principal gegen ihn erwirkt hat, als Führer zweier gegen Chatterton eingeleiteter Prozesse — der eine wegen eines gedruckten Pamphlets gegen jenen Oberpfarrer der Adelskirche, welcher Rowley's Nachlaß den Flammen opferte, der andere wegen eines — auch später wieder auf Grund Rowley'scher Notizen — gefälschten Adelsdocuments für einen spießbürgerlichen brüsseler Hochmuthsnarren. Verfolgt von seinen Feinden, verlassen und verrathen von seinen Freunden, entehrt vor seiner Familie und seiner Vaterstadt, findet ihn die Nacht im Gefängniß, umgeben ihn die Schreckbilder des Gefängnisses und des Prangers, sieht er das Ziel des Dichterruhms, um das er sich zum Fälscher niedrigte, für alle Zeit verfehlt — Ein verzweifelnder, unbändiger Trotz gegen die ganze Welt erfüllt seine resolute und energische Natur, die nur zwei Alternativen kennt: Siegreich stehen oder vernichtet fallen. Er benutzt das Mittel, welches ihn mit Einem Sprung von dem Grund der Wirklichkeit befreit, in der die Hoheit der Armuth, so scheint es ihm, nur durch freiwillige niedrige Speculation erstrebt werden kann, die ihn gleichwol dennoch in Stich ließ. Das Werkzeug dieser Schleichwege, eine zur Nachahmung altgothischer Initialen mit giftigem Karbol-

noch angefüllte Phiole befindet sich in seinen Kleidern. „Sie wird hervorgezogen und geöffnet und ohne einen Blick nach oben, ohne ein Wort, ohne eine pathetische Bewegung, rasch, knapp und mit fester Hand führt er sie an die Lippen, leert sie — dann streckt er sich auf das Lager, schweigend und regungslos, gleich dem verwundeten Wild, der sich in seine Höhle zurückzieht, um klaglos und einsam zu sterben."

So steht Alexander Büchner's Chatterton, bei allem Realismus der Charakteristik, idealer als bei den Biographen, die ihn an Hungersnoth sterben lassen, an der Noth der Ehre, während doch gleichzeitig das Unsittliche der Unwahrheit in Chatterton's literarischen Fälschungen bedeutend gemildert wird durch die denselben zum Grunde liegende Wahrheit der wirklichen Existenz von Rowley's Nachlaß.

Uebrigens waren die literarischen Fälschungen, ebenso wie das Adoptenwesen der Cagliostre, Kleinenberg, Schrepfer u. a., eine Modekrankheit des 18. Jahrhunderts. Sogar Sir Horace Walpole steht als literarischer Fälscher da. Seinen Schauerroman: „The castle of Otranto, a gothic story", der damals ungemeine Sensation erregte, führte er in der ersten Ausgabe als eine von „William Marshall" veröffentlichte Uebersetzung eines angeblich im Jahre 1529 zu Neapel gedruckten und nach England verschlagenen Originalwerks von „Onuphrio Muralto" ein, um erst den Erfolg beim Publikum abzuwarten, ehe er sich in der zweiten Auflage selbst als Autor bekannte.

Als ein noch größerer literarischer Fälscher erwies sich Macpherson, Chatterton's Zeitgenosse, in den Gesängen des alten schottischen Barden Ossian aus dem 3. Jahrhundert, die weiter nichts als eigene auf den Charakter älterer irischer und gälischer Poesieen gegründete Dichtungen waren, wie die spätern Untersuchungen, namentlich die endlich im Jahre 1807 erfolgte Bekanntmachung der Macpherson'schen Originale erwiesen. Wahrscheinlich hatten die großen Erfolge dieser zeitgenössischen Fälscher den ehrgeizigen und mehr spekulativen Chatterton, der als Advocatenschreiber nur zu leicht sich die nicht bloß juristische — oder sagen wir nur gerade theologische — sondern auch juristische Maxime: „Der Zweck heiligt die Mittel!" angeeignet haben mochte, auf die Idee seiner romantischen Rowleymaske gebracht, die ihm bei der damaligen nach Wahrheit und Unmittelbarkeit sich sehnenden

Weinet! Weinet! War je ein Menſch unglücklicher als ich? (Etwas ſtärkerer, aber doch gedämpfter Trommelwirbel.) O läg' ich todt im Schooß der Erde, verbrannter Staub in einem Aſchenkruge und wär' ein Hauch nur, eines Sonnenblickes Rückerinnerung, Gedanke nur und längſt ſchon ſchwarze Nacht! (Sinkt erſchöpft auf einen Schemel linker Hand.) (Die Trommeln ſchweigen.)

Letzte Scene.

Patkul. Dann Einſiedel, ſpäter Vitzthum und Kammerherren, zuletzt Horn mit vielen ſchwediſchen Soldaten, die aber nur draußen ſichtbar ſind.

Einſiedel (ſchon hinter der Scene hörbar).

Wo? Wo? Laßt mich! (ſucht Patkul und ſtürzt auf ihn zu:) (Verzweiflungsvoll). Keine Rettung!

Stimmen (hinter der Scene).

Platz! Platz!

Vitzthum

(tritt beſtäubt, mit Reitſtiefeln heftig auf, begleitet von einer glänzenden Cortège. Er tritt herein und bleibt erſchüttert ſtehen).

Keine Rettung!

Patkul.

Wer redet da? (Heftig aufſpringend, zu Einſiedel freudig) O, doch nicht alles Verräther! (umarmt ihn lange, ganz heimlich) Wer iſt das, Bruder?

deren Künstelei in der poetischen Literatur allerdings überaus vortheilhaft erscheinen mußte.

Schade, daß der Eindruck der innern Wahrheit, den die Büchner'sche novellistische Darstellung dieses englischen Dichter-Abenteurers macht, durch manchen Widerspruch mit der äußern Wahrheit in den unabweislichen Daten der Geschichte gestört wird. Namentlich in dem Punkt, daß sie Chatterton, nach dem Verlassen seines Advocatenprincipals, seinem letzten Lebensfrühling vor der Thoren seiner Vaterstadt Bristol statt in London verleben und nicht an letzterm, sondern an erstern Orte sterben läßt. Das Todesjahr ist offenbar nur irrthümlich um ein Jahr verrückt; Chatterton starb, als Achtzehnjähriger, nicht 1769, sondern 1770; sein Geburtsjahr war 1752.

Fr. Eichermann.

Anregungen.

Ferdinand Lassalle gegen Julian Schmidt.

Die demokratischen Wortführer Berlins, namentlich die Herausgeber und nähern Freunde der „Volks-Zeitung", haben die mehreren „Dummheiten" und wiederum „Dummheiten", einer Polemik von, die aus seiner Grenzboten-Thätigkeit Julian Schmidt auf das bisher leidlich anständig gebliebene berliner publicistische Terrain gleich im Beginn seiner Redaction der „Berliner Allgemeinen Zeitung" einführte, in ihren Organen nicht beachtet (nebenbei gesagt, einem auf die „Volks-Zeitung" Werth legenden Leser derselben in nicht besonderer Freude), doch widmen sie ihm jetzt dafür ein ganzes Buch „Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker, mit Segel-Scholien herausgegeben von Ferdinand Lassalle" (Berlin, Janken, 1862).

Man hat gesagt, die beste Art den Thron zu erschüttern, den sich Julian Schmidt aus Schriftstellerschaum erbaute, wäre eine ihm nacheifernde Grobheit und ein dito ebenso abthuender Spott. An Handhabung dieser Waffen ist in dem vorliegenden Buch kein Mangel. Der Verfasser nimmt einzelne Sätze, wie es scheint, auf Gerathewohl aus der in vier Auflagen verbreiteten „Literaturgeschichte" Schmidt's und weist in ihnen größtentheils dieselben Fehler nach, die der Autor an andern rügt — Unklarheit, Unwissenheit, Widersprüche mit sich selbst, stilistische Nachlässigkeiten, besonders im incorrecten Gebrauch von Bildern u. s. w. Daß dabei der Gegner seinerseits auch immer das Recht getroffen und nicht ebenfalls unerlaubte Contenancemacherei getrieben, soll nicht gesagt werden. Einem vielschreibenden und viel durcheinander leidenden Mann wie Julian Schmidt muß man in manchem Punkte auch Billigkeit widerfahren lassen; der eigentliche Kern seines Elends liegt tiefer als in einem falschen Bilde oder einem ungenauen Citat. Daß der in diesem Buch, man wird kaum einen andern Ausdruck wählen können, wahrhaft en canaille behandelte Schriftsteller vielerlei gelesen hat und weiß, muß ihm eingeräumt bleiben; nur seine auf mehrern Grunde gebauten principiellen Standpunkte und die dürftigen Functionen seines Gemüths waren vorzuführen oder darzulegen und zu rügen. Dem berliner Gegner hat sich das Verdienst erworben, die erakelnde Weisheit in den Nachconstructionen der Autoren und den Schlußreimen über deren Werth durch gesunde und natürliche Anschauung zu widerlegen, die Rechte des traditionellen Gefühls über unsere großen Geister und deren Leistungen allem doctrinären Besserwissen und heimlichem Autor-tein gegenüber, nicht nur mit natürlicher Unbefangenheit, sondern auch mit schlagenden Beispielen zu vertheidigen und überhaupt den Nimbus der kritisirenden, vom hohen Olymp herab fahrenden Phrase in eitel Dunst und Nebel aufzulösen.

Nur in Einem Betracht können wir uns mit dem Verfasser nicht ganz einverstanden erklären, in seiner unausgesetzten Geringschätzung des „Belletristenthums". Daß Julian Schmidt ein „Belletrist" sein solle, wäre denn doch wol noch sein geringster Fehler, und wie gerade Ferdinand Lassalle zu dem vornehmen Absehen des Belletristenthums kommt, ist schwer zu begreifen. Wir wissen nicht, wohin von den Rechtsgelehrten seine juristischen Werke untergebracht sind und haben sogar von seinem „Heraklit" nur das Allerrühmlichste gehört — demnach steht auch in ihm kein gebotener Passus. Wir wollen von seinem „Franz von Sickingen" nicht reden, dessen Betrachtung ihm hätte gebieten sollen, das Wort „Belletrist" ein wenig kleinlauter in den Mund zu nehmen, aber man vergleiche die Abhandlung dieser Schrift selbst: „O du meine Güte!" „Schäfer, der Sie sind!" „Bim, bam, bim, bom!" „Herr Schmidt, Herr Schmidt, was singt die Jule mit!" u. s. w. Da kommen wir denn doch noch unter die Belletristenbank in die allerlichteste Presse, wenn nicht gar in die Ueberschwemmung. All die gelehrten und im Grunde nur den Werth einer guten Bibliothek bewirkenden Citate aus Diezel von Hallerstein, der „Edda", dem „Parcival" u. s. w. heben einen gewissen Unterton unserer Autorität doch auch nur auf einem ersten besten Feuilleton für „Schöne Literatur und Kunst" nicht auf. Davon abgesehen, bleibt sein Buch eine dankenswerthe That und wird auf angenehme und nützliche Art das Publikum über die „Kritik des gesunden Menschenverstandes" aufklären.

„Blücher und seine Zeit."

Als wir von dem fleißigen Johannes Scherr eine neue größere Arbeit: „Blücher. Seine Zeit und sein Leben. Zwölf Bücher in drei Bänden (1760—1799)." (Leipzig, Otto Wigand, 1862), angezeigt fanden und in dem vorliegenden ersten Bande das Inhaltsverzeichniß überflogen, gestehen wir, befremdet geworden zu sein über die seltsame Verbindung Blücher's, des alten Haudegens, mit „seiner Zeit". Der Verfasser verspricht in der Vorrede, seinen Helden in einem andern Lichte erscheinen zu lassen, als in dem man ihn hergebrachtermaßen auffaßt, nicht als einen Haudegen höchster Potenz, sondern als einen — der hellsichtigsten Patrioten seiner Zeit. Inwieweit ihm dies auf Grund der von ihm angestellten Forschungen und von Originalacten gelungen wird, müssen wir abwarten. Der erste Band enthält nicht viel über Blücher und kann auch bei dem Zeitraum, den er umfaßt, nicht viel über ihn enthalten, da Blücher erst in seinem Mannesalter als historisch bedeutsame Persönlichkeit auftritt.

Blücher wurde in Rostock, wohin sich seine Eltern vor den Kriegsunruhen geflüchtet hatte, am 16. December 1742 geboren. Von seiner Kindheit und Jugend weiß man wenig, nur daß er bereits mit siebzehn Jahren bei den Schweden Dienste nahm, und zwar gegen Preußen, dessen Retter er später werden sollte. Von den preußischen Husaren gefangen und im Wege der Umtauschhandlung aus dem schwedischen Dienst entlassen, um bei denselben preußischen Husarenregiment einzutreten, welches später seinen Namen trug, nahm er an den letzten Feldzügen des Siebenjährigen Kriegs theil und erhielt endlich im Jahre 1772 als Rittmeister, bei einer Beförderung übergangen, den erbetenen Abschied durch die so berühmt gewordene Ordre Friedrich's des Großen: „Der Rittmeister von Blücher ist seiner Dienste entlassen und kann sich zum Teufel scheren." Es ist zu bedauern, daß der Verfasser bei allem Fleiß seiner Forschung nicht im Stande gewesen ist, Quellen zu entdecken, aus denen ein vollständiges Bild der Häuslichkeit Blücher's nach seiner bald darauf erfolgten Verheirathung und Einrichtung als ökonomischer Landwirth zu geben wäre, und selbst auch seinem Wiedereintritt in dasselbe Regiment schwarzer Husaren, aus welchem er so ungnädig entlassen war, im Jahre 1781, bis zu seiner Ernennung zum Generallieutenant im Jahre 1801 sind die Nachrichten über die Einzelheiten seines Lebens einigermaßen reichlich. Auf diese Periode seiner soldatischen Wirksamkeit während dieser Zeit blickte in seinen Büchern noch viele Jahre später mit hoher Befriedigung zurück, auf seine Thätigkeit in den Feldzügen von 1793 und 1794, über welche er handschriftliche Aufzeichnungen in Tagebuchform hinterlassen hat, und in allem, was überhaupt aus den sechzig Lebensjahren des Heldherrn bekannt ist, nicht für die ganze Fülle seiner körperlichen und geistigen Gesundheit, sein Lebensmuth, seine Tapferkeit, die ihn unter vielen Tausenden von braven Soldaten auszeichnete, sein lebhafter Verstand und seine Wahrheitsliebe aus. Auch hat der Verfasser gerade diese Eigenschaften in seiner lebendigen und bereiten Sprache verdientermaßen in das hellste Licht gestellt, wie denn überhaupt die ganze Darstellungsweise voll Leben und mit zahlreichen charakteristischen und pikanten Anekdoten gemischt ist.

Dieser erste Band soll nach des Verfassers eigenem Verständniß doch eigentlich nur als Einleitung dienen und namentlich die Zeit schildern, welche der Französischen Revolution voranging, sowie diese große Umwälzung selbst in kurzen Zügen zeichnen. Das Jahr 1740, mit welchem die Darstellung beginnt, ist durch zwei Todesfälle bezeichnet, welche eine Umgestaltung der bisherigen Machtverhältnisse in dem europäischen Staatensystem zur Folge hatten, durch den Tod Friedrich Wilhelm's I., durch welchen Friedrich der Große auf den preußischen, und durch den Tod Karl's VI., durch welchen Maria Theresia auf den österreichischen Thron erhoben wurde. Daß Friedrich in seinem Angriff auf die junge, von allen Seiten bedrohte Kaiserin im Unrecht war, daß auf die veralteten Ansprüche des Hauses Brandenburg auf Theilung von Schlesien durch den berliner Vertrag von 1728 ausdrücklich Verzicht geleistet, daß die Gesandtschaft des Grafen Gotter nach Wien nur eine leere Posse war, darüber ist schwerlich noch irgendein Kundiger im Zweifel, und sollte es ein solcher Zweifel obwalten, so würden die Ausführung und die Citate des Verfassers aus Friedrich's eigenen Briefen denselben heben können; der Verfasser aber sucht dies Verfahren durch die Aufstellung einer Theorie zu rechtfertigen oder wenigstens zu erklären, welche, gelind ausgedrückt, in hohem Grade paradox ist. Er sagt: „Jede wahrhaft ursprüngliche und schöpferische Kraft, sei es im Bereich der Kirche oder des Staats, der Wissenschaft oder der Kunst, sucht den bestehenden Rechtsboden zu zerstören oder wenigstens zu durchlöchern. Das ist ihr Recht." Könnte man nicht auch anderer Meinung sein? Wir glauben, daß die ursprüngliche und schöpferische Kraft mindestens ebenso gut vor dem Gerechten und Thatsächlichen Ehrfurcht empfinden könne. Schwerlich aber möchte es eine ausreichende Entschuldigung für den Bruch der feierlichsten Verträge, des verpfändeten Worts und der heiligsten Verpflichtungen der Dankbarkeit sein. Auch in der Politik gilt die Regel, daß Unredlichkeit jederzeit ein schlechtes Rechenexempel ist, und wir glauben fest, ohne in Onno Klopp's separatistischen Weltenthum zu verfallen, daß Friedrich einen glänzendern und reinern Namen hinterlassen haben würde, wenn er nicht neben seiner durchgängigen Menschenverachtung und Gemüthskälte auch so vielfache Beweise der schnöden Mißachtung von Begriffen gegeben hätte, die andern heilig sind. Die letzte Periode seiner Regierung würde uns dann wahrlich ein erfreulicheres Schauspiel gewährt haben.

als die Zeit der ersten Theilung Polens, des Fürstenbundes und der Demüthigung Deutschlands vor dem siegenden russischen Einflusse bietet.

Belebungsversuche an dem Deutschen Reiche anzustellen, wäre allerdings ein fruchtloses Bemühen gewesen. Der Verfasser gibt uns im zweiten Kapitel des ersten Buches ein ebenso anziehendes als wahres Bild des deutschen Reichsgetriebes in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Hier konnte der Reichsboden kaum mehr durchlöchert werden, weil fast nichts mehr von demselben vorhanden war. Wir wollen uns hier mit der Thatsache begnügen, daß im Jahre 1772 bei dem Reichskammergericht 61233 unerledigte Processe sich aufgethan hatten.

Des Verfassers Ruhm in der Sammlung der Materialien und das klare, vorurtheilsfreie Urtheil, mit dem er dieselben abwägt, verdienen Lob. Er zeigt uns nacheinander alle Hauptstädte, von denen die Bewegung der Zeit ausging. Wien und Berlin, Petersburg, Stockholm und Kopenhagen, London und Paris, Madrid und Lissabon; er führt uns die leitenden Persönlichkeiten vor und zeichnet die Sitten jener Periode, wie sie wirklich waren, nicht wie sie den Träumern vorschweben, die noch jetzt geneigt sind, die gute alte Zeit auf Kosten der Gegenwart zu loben. Die gute alte Zeit! Wir empfehlen das vorliegende Werk aus vollem Herzen denjenigen, welche an einem Fortschritt des Menschengeschlechts zu zweifeln geneigt sind. Die Belege, welche der Verfasser für den Sittenzustand zur Zeit unserer Großväter beibringt, sind überreichlich. Wir sagten „überreichlich", denn in dieser Beziehung bietet uns derselbe eine Fülle von pikanten Charakterzügen und Geschichten, bei der wir nach unserm Geschmack vielleicht eine etwas größere Oekonomie gewünscht hätten. Der Verfasser sagt uns zwar, die Muse der Geschichte habe das Vorrecht, sittengeschichtliche — Pfützen und Sümpfe zu durchschreiten, ohne sich den Saum ihres Kleides naß zu machen. Wohl! Aber wir halten dafür, daß die Muse der Geschichte nicht nöthig hat, in den Sumpf hineinzuspringen, wo ein trockener Pfad daneben läuft. Mit andern Worten: Wenn die Zeit vollständig charakterisirt ist, wenn die Beispiele gelesiert sind, die unumgänglich nöthig waren, dann wende man je eher je lieber die Augen von diesem Schauspiel ab, um sie auf erfreulichere und erhebendere Gegenstände zu richten; und daß es daran im vorigen Jahrhundert nicht fehlte, davon enthält auch das vorliegende Werk Beweise genug.

Die Ausgabe, welche sich der Verfasser in diesem ersten Band stellte: ein deutliches Bild einer so langen, so ereignißreichen, so wechselvollen Zeit in einem so engen Rahmen zu liefern, war eine schwierige und sie ist gewiß mit Geschick gelöst. Die folgenden beiden Bände werden uns den Helden selbst auf dem Gipfel seines Ruhms verführen und eine Zeit schildern, die uns zu nahe liegt, als daß nicht noch sehr verschiedene Urtheile über dieselbe und die handelnden Personen verbreitet sein sollten. Wir werden darauf zurückkommen und hoffentlich bekennen dürfen, daß die Möglichkeit, einen trotz der Hervorhebung des Kriege doch nur episodischen Geschichtscharakter mehr Bücher unter dem Gesichtspunkt zweier Jahrhunderte betrachten zu dürfen, bewiesen ist.

Vermischte Schriften.

IV.

Die Neigung für Reisebeschreibungen scheint im Zunehmen. Wir wollen wünschen, daß sich nicht die literarische Fälschungslust in die Mode wirft. Wunderliche Dinge über den Gorilla, Affen finden sich allerdings in Du Chaillu's „Reise in Centralafrika" (Berlin, Hasselberg, 1862).

Eine nützliche Ergänzung zu allen französischen Wörterbüchern ist ein von Keber verfaßtes „Verzeichniß aller französischen Fremdwörter", wie sich deren nur in Geographie, Geschichte, Culturgeschichte, Archäologie, Mythologie u. s. w. finden (Breslau, Neubürger, 1862). Bei schwierigern Worten ist die Aussprache beigefügt.

„Die Augustwindrose" von Ernst Ihränenlacher (Bonn, Delbermann, 1862) enthält manches gute satirische Gedicht, manches witzige Epigramm auf innere Vorgänge der Literatur, die allerdings nur die Männer vom Fach interessiren, aber auch manche werthvolle lyrische Gabe reinern Klanges — alles seltsam entstellt durch eine geradezu närrische Orthographie. Der geistvolle Verfasser, wir glauben fast, der Verleger selbst, gibt dem ganzen Buche den Anstrich, als käm' es von — Bacherl. Ist das nun nöthig, um heutzutage von Gedichten noch Absatz zu erzielen —!

Die Ambrosius Abel'sche Buchhandlung in Leipzig gibt eine Bibliothek wohlfeiler Belehrungen aus dem Gebiet der Natur heraus. So eine „Anatomie des menschlichen Körpers von Dr. Schwann". Beigefügte Holzschnitte erläutern die Darstellung aufs anschaulichste. Wir kommen auf einige Theile dieser Bibliothek zurück.

„Die Frau im Sprichwort" von O. Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld (Leipzig, Friedr. 1862) bringt eine hübsche Zusammenstellung aller sprichwörtlichen Redensarten, die in 50 Sprachen und Dialekten über die Frauen üblich sind. Die Arbeit ist fleißig und die Lectüre lohnend.

Ein nachgelassenes Werk Schopenhauer's ist seine Uebersetzung des alten Spaniers Gracian: „Handorakel und Kunst der Weltklugheit" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862). Daß Gracian und sein Herausgeber Gastanosa zur Gesellschaft Jesu gehören, erkennt man aus dem durchgängigen Ton der Vorsicht und dem steten Rath zur Klugheit. Allerdings ist die beste Klugheit die, gut zu sein, und Herzensgüte umgekehrt auch wieder das Allerweiseste.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Wiener Briefe. XI. — Auch ein Blick auf die Zeit. — Berliner Chronik. XII. — Das Hermanns-Denkmal. — Aus der Bühnenwelt.

Wiener Briefe.

XI.

— Nicht bald hat eine Kundgebung des Abgeordnetenhauses eine solche Bewegung in allen Kreisen der Bevölkerung hervorgebracht als jene, wozu die Verhandlung über das Budget des auswärtigen Amts den Anlaß gab. Die Erwiderung des an sich geübten und an diplomatische Zurückhaltung gewöhnten Grafen Rechberg auf die Metternich'sche Politik gegenüber von Deutschland und Italien und die seit eingetretenen Wandlungen derselben offen darlegende Rede Kuranda's war in der That geeignet, eine solche Bewegung zu rechtfertigen. Namentlich in Bezug auf Italien war diese Erklärung derart unumwunden, wie man es von einem constitutionellen Minister nur verlangen kann.

Daß die Regierung nur der Nothwendigkeit und tiefern Erkenntniß weicht, daß ihre Sympathieen eigentlich auf der Seite des Gegners stehen, der sich auf dem alten Oesterreiche bereicherte, ist begreiflich, und kann sie demgemäß nicht — wie ein übrigens mit Recht vielgelesenes hiesiges Tagblatt wollte — aus der gespannten Passivität vorschnell die Hand zur Versöhnung bieten, sondern vielmehr vor der thatsächlichen Einheit entgegenwirkenden Ereignisse mit ernstem Auge anfah und selbst moralisch unterstützte, so war dies eine durch den Erfolg gerechtfertigte Politik, welche, von der zwingenden Gewalt der Verhältnisse in neue Gleise gedrängt, auf den trüben, noch in der Agonie nach Geltung ringenden Elementen ohne ihr actives Zuthun jenen Nutzen zog, der sich von selbst daraus ergab. Denn wer möchte zu leugnen, daß die hartnäckigen Widerstandselemente im Neapolitanischen sowie die unversöhnliche Haltung Roms dazu mitwirkten, den Sieger zur Mäßigung zu bringen, Venetien vor dem Angriff zu schützen und dadurch Oesterreich Raum zu gewähren, sich im Innern neuzugestalten und seine Vertheidigungsmittel zu vervollständigen?

Wenn wir auf diese Art die Entwickelung unserer constitutionellen Einrichtungen, welche der jüngst gesprochene Grundsatz der Ministerverantwortlichkeit vervollständigte, ungestört fortschreiten sehen und mit Befriedigung sagen können, daß die Lehren des Jahres 1848 nicht fruchtlos an uns vorübergehen, indem die Haltung der Majorität der Volksvertretung, der maßgebenden Journalistik und der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung gleich fest am Anstreben des liberalen Ziels als besonnen im Ankampf gegen die natürlichen Schwierigkeiten des Wegs ist, dann müssen wir auch freudig anerkennen, daß die bisher im Reichsrath vertretenen Völker Oesterreichs in Bezug auf Charakter und geistige Bildung reif für den Rechtsstaat sind.

Mit welcher Zuversicht könnte daher Oesterreich seiner politischen Wiedergeburt entgegensehen, wenn nicht der nächst dem religiösen unbeugsamste, der nationale Fanatismus stets eine Bresche in dem Aufbau offen hielte! Denn eine im Volksbewußtsein wurzelnde, von der Zeit geforderte Entwickelung, die ohne Umsturzgelüste besonnen fortschreitet und sich allein auf geistige Postulate stützt, hat in unserer Zeit auch von Reactionsgelüsten nichts zu besorgen.

Die Haltung des Herrenhauses gibt für jeden Unbefangenen einen schlagenden Beweis hierfür; denn auch diese zunächst die conservativen Interessen vertretende Versammlung kann nur in liberaler Luft bestehen: das Stickstoffgas der Reaction, wenn es sich momentan in die liberale Entwickelung einzudrängen sucht, wird von dem herrschenden geistigen Sauerstoff als dem Princip des Lichts schnell aufgelangt und dient nur dazu, um diesen zur athembaren Lebensluft für eine solche Versammlung zu gestalten.

Wie schmerzlich muß es daher für jeden Vaterlandsfreund, d. i. für jeden Großösterreicher sein, wenn er sieht, daß so viel guter Wille, Geisteskraft und Einsicht durch den fortgesetzten Widerstand Ungarns dahin gebracht sind, fortan in die Lüfte zu bauen! Noch verlautet von keiner irgend zuverlässigen Seite etwas Bestimmtes über die Beschlüsse, welche das Ministerium gefaßt hat, um die Lösung dieser Frage weiter zu bringen. Man scheint über das schwierige „Wie" noch nicht einig geworden zu sein und die Zeit in der Ausübung ihres Mitteramts nicht stören zu wollen. Bequemer ist es jedenfalls und vielleicht auch heilsamer, den Niederschlag, den jeder Gärungsprozeß mit sich bringt, abzuwarten und zu sehen, ob sich der Wein von selbst klärt.

Man sollte allerdings glauben, daß ein solches Bild, wie es sich in unserm Reichsrath aufrollt, endlich den Trieb zur thatkräftigen Mitwirkung auch in den noch trotzig abgewendeten Stämmen wecken müsse; allein die günstigen Zeichen sind leider noch nicht eingetreten.

Wie sehr wir nebst den magyarischen auch noch die slawischen Elemente zu Gegnern haben, hat die jüngste Vergangenheit gezeigt. Kaum hat die feindselige Kundgebung der hohen Klerikalpartei aufgehört,

Gegenstand der öffentlichen Besprechung zu sein, so tritt uns in dem Schreiben des böhmischen Landtagspräsidenten, Grafen Nostitz, an den Staatsminister in Betreff derselben Angelegenheit die feindliche Stellung der böhmischen Aristokratie gegen diese Verfassung im allerbedenklichsten Lichte entgegen.

Auch ein Blick auf die Zeit.

„Freue dich deiner Zeit!" Dies der Gedanke, der uns ergriff, als wir die erste Lieferung eines Werkes durchblätterten, das soeben in geschmackvollster Ausstattung in Leipzig erscheint.

Am 1. Mai d. J. ist die große Londoner Industrieausstellung eröffnet worden. Wir wollen hier nicht über die tagespolitischen Wirkungen eines solchen Wettkampfes der Nationen auf dem gewerblichen Gebiet sprechen, sie liegen zu offenkundig vor. Gerade der ersten, im Jahre 1851 in London im sogenannten Krystallpalast, und der zweiten, im Jahre 1855 in Paris abgehaltenen Weltausstellung sind, indem sie die Anschauungen der Industriellen erweiterten und mit neuen Ideen befruchteten, das noch Fehlende und Mangelhafte erkennen lieben und zu erneuten Anstrengungen und Fortschritten drängten, die glänzenden Resultate der Vervollkommnung zu danken, welche diese dritte Weltausstellung in allen Zweigen der Kunst- und Gewerbeindustrie aufweist.

Aber wir nehmen nur allein den „Illustrirten Katalog der londoner Industrieausstellung von 1862" (Leipzig, F. A. Brockhaus) zur Hand und müssen dem gewerblichen Aufschwung des letzten Jahrzehnds die größte Bewunderung zollen. Welche Fülle von Gedanken begleitet hier Text und die zahlreichen Abbildungen als Randbemerkung! Welche eigenthümlichen Gesichtspunkte zur Erkenntniß der Zeit, unserer Sitten und Zustände! Wer sich an seiner Zeit erheben und kräftigen will, der lasse sich die Lectüre und Betrachtung dieses auf acht bis zehn Lieferungen berechneten Werkes dringend angelegen sein.

Seltsamer Contrast! Die ganze Welt lebt in diesem Augenblick auf dem Pulverfaß! In drohenden Heerlagern stehen überall sich Absolutismus und Freiheit gegenüber. In Deutschland wie in Frankreich herrscht eine bedenkliche Stimmung, in Polen wie in Griechenland glimmt der Funke der Revolution unter der Asche, in Italien ist noch immer nicht das Schwert, wenn auch nur der sogenannten Briganti wegen, in die Scheide gekommen; in der Türkei, in Indien, in China geben sich die alten Kämpfe mit orientalischer Trägheit und Zähigkeit in die Länge; vor den Thoren Mexicos wird jeden Augenblick der Angriff der Franzosen erwartet; in der amerikanischen Union ist die Kriegsfurie eben jetzt in ihrer höchsten Wuth entfesselt — und in der Weltstadt London, die den fieberndes Puls all dieser aufgeregten Nationen an ihrem weltrichtenden Orte schlagen hört, erhebt sich, als ob tiefste Ruhe die Welt erfüllte, ein riesiger Palast aus Eisen und Glas, der in seinen grandiosen Räumen friedlich nebeneinander vereinigt, was die Gewerbe und Künste der verschiedenen Länder und Völker neuerdings hervorgebracht haben. Ist wol anzunehmen, daß die speculativen und praktischen Engländer ein solches enorme Herstellungskosten erforderndes Unternehmen begonnen hätten, wenn die Hoffnung auf Erhaltung des Weltfriedens bei ihnen allen Glauben verloren hätte? Man sieht, die besorgnißerregende Weltlage hat noch keineswegs so nachtheilige Einflüsse auf die Industrie geäußert, als es den Anschein haben könnte, das Vertrauen auf das Besitzthum und die Zahlungsfähigkeit der Mächtigen und Reichen ist noch nicht erschüttert und der Industrielle speculirt mehr als je auf die Gewerbslust für die kostspieligsten Gegenstände des Luxus und des Comforts.

Mit ästhetischer Befriedigung und voll Entzücken sieht man in unsern Museen und Galerieen die Kunstschöpfungen der Industrie der ältern Zeit und des Mittelalters in all ihren mannichfaltigen Reizen, Bildhauerarbeiten, Schildereien, Miniaturmalereien u. s. w. vereinigt — sie vergegenwärtigen uns die Blüte jener Zeit, sie lassen uns die Rauheit derselben vergessen und an die Erhaltung des Menschlichen mitten im Zeitalter der Barbarei glauben. So sehen wir auch in diesem illustrirten Katalog der Londoner Industrieausstellung mit vollem Behagen unserm Auge nahe gebracht, was an Schönheit und Kostbarkeit der Jetztzeit die Schlösser unserer Fürsten und Reichen enthalten und — vielleicht verbergen. Jene phantasievollen Schilderungen glänzender und luxuriöser Ausstattungen in unsern modernen Romanen erscheinen uns keine Uebertreibungen mehr, wenn wir diese Abbildungen prächtiger geschnitzter und eingelegter Möbel betrachten, elegantester Eisen- und Eisengußwaaren wie Kaminverkleidungen, Gartenthore und Gitter, Gewächshaus-, Garten- und Rampenvasen, Blumentöpfe, Fontainen, Wandbrunnen, Laternensäulen, Balustraden; diese schöngeformten Töpferwaaren, Vasen, Krüge, Amphoren, Humpen aller Art; diese prächtigen, künstlerisch vergoldeten Porzellangegenstände aus den Manufacturen von Worcester und Meißen. Aus der letztern sei hier hervorgehoben eine 5½ Fuß hohe antike Vase mit der Copie des berühmten Diamsbades von Albani in der dresdener Galerie, zwei kleinere antike Majolikavasen, nach Schnorr von Carolsfeld's Compositionen besonders für die Ausstellung gefertigt und schon vor Eröffnung um 800 Thaler verkauft, sowie eine imposant prachtvolle Kaminverkleidung mit Consolenschmuck und Spiegel im verbesserten Rococostil zum Preise von 2000 Thalern. An diese Sammlung reiht sich kaum minder schönes Wedgwood-Steingut und Terracotta-Manufactur mit der Statuette des Prinzen Alfred neben seinem Oberland-Pony, eine Majolikavase, eine Louis-Quatorze-Vase und ein „Patriarchenkrug", dann das reichhaltige Lager zierlichster Glaswaaren, unter welchen besonders das früher in Venedig eine so bedeutende Rolle spielende

Filigranglas sowie die inkrustirten Gläser hervorzuheben sind, deren schon im 13. Jahrhundert bekannte Herstellungsweise erst neuerdings wieder in Böhmen entdeckt wurde, die imposanteste Wirkung jedoch macht hier ein riesiger Kristallkronleuchter von 160 Flammen. In die Märchen der „Tausendundeinennacht“ versetzen uns die Silber-, Gold- und Juwelierarbeiten. Tafelaufsätze, Frucht- und Confectschalen, Schenkkrüge und Kannen. Erwähnenswerth ist ein massiv silbernes Theeservice in Rococoform mit Hautreliefs nach Teniers'schen Gemälden, ein Trinkhumpen im Stil des Mittelalters aus einem einzigen Stück Elfenbein mit reicher Bildhauerarbeit in vergoldetem Silber, den Kultus des Bacchus verherrlichend, ein Dreifuß zu Binsenconfect, 6 Zoll hoch, aus massivem Gold, incrustirt mit Perlen, Diamanten, Rubinen, Smaragden und Lapislazuli, der Deckel aus einem durchaus reinen Onyx von 3 Zoll Durchmesser; ein geschnittener Becher, dessen Schale aus einem einzigen Topas geschnitten ist, mit getriebener Bildnerarbeit — auf dem Deckel ein vom Pegasus getragener Perseus, den Speer in den Rachen des Drachen stoßend, der den Henkel bildet, und am Fuß die an den Felsen gekettete Andromeda. Von historischem Interesse ist in dieser Abtheilung der Star of India (Stern von Indien), ein erst im vorigen Jahre von der Königin von England zur Erinnerung an die glückliche Beendigung des indischen Aufstandes gegründeter Orden, der ausschließlich dem Verdienst um die indischen Colonien verliehen wird. Desgleichen ein mit kostbaren Edelsteinen verzierter vergoldeter Silberpokal, Farbengeschenk der Königin Victoria für ihren Enkel, den Sohn des Kronprinzen von Preußen. Den Fuß ziert ein Ritter St. Georg mit dem Drachen, in der Mitte des Schafts befinden sich auf der einen Seite die Wappen der Königin und des Prinz-Gemahls, auf der andern die des preußischen Königshauses, auf dem am Rand mit schnabelnden Tauben besetzten Deckel erhebt sich eine Gruppe von vier Figuren, welche symbolisch die Berufung des Täuflings zum „Beistehen des Herrn“ andeuten.

Aus allen diesen mannichfaltigen bildlichen Andeutungen weht uns erfrischend, wie unsere heutige Industrie mehr und mehr mit dem rein materiellen Princip der Nützlichkeit auch das ästhetische der Schönheit zu verbinden gelernt hat, wie sich mehr und mehr das Handwerk in dem Maße zur Kunst veredelt, als die letztere selbst einen immer höhern Blütenentfaltung entgegengeht. Auf alle diese Industrieerzeugnisse, deren Abbildungen hier unsere Augen durch Formenschönheit und poetische Compositionen erfreuen, ist das geistige Leben der Zeit übergegangen und tritt, von ihnen getragen, unmittelbar an Jeden, sowol an den bloßen Genießer des Reichthums als an die Macht und Pracht der Kronen. Es ist nicht mehr allein die ältere Traditionen der Theologie und Sagen, welche uns im Antlitz dieser Prunkgeräthe lebendig entgegentreten, sondern auch schon manche Anschauung und Auffassung unserer profanen neuern Weltbeziehungen, die Begegnungen des Orients und Occidents, die neuesten Entdeckungen und Erfindungen, auch die geistigen Tendenzen, die Modeneigungen, wie z. B. die Lust am Schutzenwesen. Alles das gibt der diesjährigen Londoner Industrieausstellung einen culturgeschichtlichen Charakter und verleiht dem „Illustrirten Katalog“, der nach dem Vorwort seines Redacteurs, der auf dem Gebiete der Industrie rühmlichst bekannte Dr. Wilhelm Hamm, zunächst ein „Lesebuch der Aesthetik für die Industrie“ und ein „Musterbuch“ des Schönsten und Besten der Welt auf industriellem Gebiet sein soll, im weitern und allgemeinern Sinne noch die Bedeutung eines culturhistorischen Bilderbuches. Wir sind auf die Fortsetzungen gespannt und werden nicht unterlassen, darüber zu berichten.

Berliner Chronik.

XII.

[illegible] Während eine erquickungsvolle Gewitterschwüle in Gestalt einer mit Elektricität geladenen Kammertemperatur unsere Nerven heben macht, so daß sie von der Befürchtung auszugehen, daß alle die von der Regierung selbst in der Thronrede und in der Marschroute unserer guelfen Bundesgenossen aufgestellten Bürgschaften nicht genügend sein dürften, brachte man dem wenigstens als Tonschwur und Accord versprochenen Frieden die gebührenden Ovationen. Ueberzeugen will begreiflicherweise die Arbeiten und die betrübendsten Texte, denn die Lagerplätzen haben sich darin zur Genüge erschöpft und wenn der oft recht abkühlende Tadler, die durchaus berechtigten Gegenstimmen gläubig hören sollen, das Feierlige zu geben. Doch das Eine will ich hervorheben, das Friedrich Wilhelm III., von echter Pietätung beseelt, das Verdienst bleibt, viele deutsche Fürsten seinem Grund und Boden als Schutz und Schirm dafür Truppen eingerückt zu haben. Es war freilich eine Zeit, wo General von Bigleben noch nicht mit ihm die Agenda verfaßt hatte. König Friedrich Wilhelm III. war es, der auf die Bitte des obersten als Kanzelgefährte angewiesenen, anbetungsvollen Gelobten den Gedanken gab: „Ich suche ein ruhiges Bürgen, wie aus allem hervorgeht, will so entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ich es wohl, daß er mit dem lieben Gott in Verbindung bleiben will, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das nichts.“ Die Worte klingen fast, als hätte Friedrich II. sie gesprochen. Gewiß ist, daß sie in seinem Geist gedacht sind. Den meisten, schreibt der französischen Zeugen wurde auf diese Art, verständlich man es in einfachsten Gestaltung und Klarheit so zu behandeln, daß Sorge abgebrochen werden — nur die Furcht und der Unwahrheit sind im Leben des einzelnen Menschen wie im Staatsleben von unberechenbar edeln Folgen. Doch lassen wir der Politik noch einige Ruhe — in acht Tagen werden wir entschieden mehr wissen als heute. Gerechte will ich Ihnen nicht anmalen und so folgen Sie mir dahin, wo [illegible] die diplomatischen Trachten mit Gold- und Silberstickereien [illegible] und [illegible] werden — zur Neuen Oper.

Sie sehe, wo Sie leider nicht sehen sollte. Wir haben

nun einmal keine freien Plätze, um unsere Prachtbauten auszuführen. Das sieht man am Neuen Museum und am Rathhause, das gleichfalls seiner Vollendung allgemach entgegenreift, während die Neue Börse sich nicht minder eilt. Die Gartenfronte nach der Neuen Friedrichstraße zu ist bis auf die Glasscheiben ziemlich vollendet, selbst die das Dach schmückenden allegorischen Gruppen, die den Weltverkehr des „Nervus rerum gerendarum" personificiren, fehlen dieser Seite nicht mehr. Die eigentliche Fronte nach der Burgstraße zu ist noch im Werden. Im Innern aber gestalten sich schon die Räume und Professor von Klober legte bereits vor einigen Wochen der Versammlung des Kunstvereins die in Oel gemalten Skizzen zu den zwei großen Wandgemälden vor, welche für die Giebelfelder im Innern des Großen Saales bestimmt sind. Derselbe wird durch Säulen in zwei Hälften getheilt; die eine ist für die Productenbörse, die andere für die Actienbörse bestimmt. In riesiger Halbcylinderform — denn die Länge beträgt 73 Fuß, die mittlere Höhe 13 Fuß — werden sie hoffentlich für den Beschauer, der freilich noch 50 Fuß tiefer steht, doch sichtbar bleiben. Die Figuren des Vordergrundes werden 6½ Fuß groß dargestellt werden — alle möglichst unverwischlich. Auf dem Gemälde für die Productenbörse hat der Künstler alles hineingezogen, was die Mutter Erde dem Menschen an Erträgen bietet. Walzung, wo die hohen Stämme der Art zum Opfer fallen; einen Meeresstrand mit Fischfang — auf diesen sollen die Börsengenossen bereits Beschlag gelegt haben, um stets frische Seefische zu haben; Erntewagen mit Schnitterfest — von weißen bekränzten Stieren gezogen, vom jubelndem Landvolk umgeben — Heerde schließt sich der in der Mitte des Bildes thronenden Ceres auf ihrem mit Löwen bespannten Wagen an, auch Bacchus, der „fröhliche Knabe", ist nicht vergessen — wer futtert heute noch trocken? Der ihm folgende fröhliche Zug ist bereits seinen Kleinen voll. Natürlich fehlt auch nicht der Hirt mit seiner Heerde — die schöne Schäferin singt; man sieht, sie haben ihre Schafe auch trockene gebracht — die Wolle ist von feinster Qualität. Rechts in der Ecke sehen wir eine Bergscheide — Heinzelmännchen dringen tiefer in den Schacht, man sieht, sie geben den Welt- und Silberadern nach — und wirklich, auf dem Bilde zur Actienbörse, da steigen sie zur linken Seite mit Gold- und Silbererz beladen, empor — sie schleppen es auch gleich selbst zur Münze, wo die Prägung vor sich geht und Vulcan als Münzmeister auf dem Amboß thronend, es aus den Händen der Cyclopen nimmt und es dem Gott des Handels — d. h. nicht Hrn. von der Heydt, auch nicht Hrn. von Holzbrink, sondern dem Mercur gibt. Minerva hat die Dampfkraft am Zügel — dafür ist sie eine Göttin. Weiter erscheinen noch Hermes und die Friedensgöttin und Themis als Verfassung, Handelsgesetz und Handelsvertrag. Hier bei beiläufig gesagt, hat wir noch in vollster Selbstbestimmung mit unserm französischen Handelsvertrag stehen, da die Zollvereinsstaaten, wie es scheint, Sachsen aufgenommen, sich noch nicht dazu entschließen können, beizutreten, weil er — eben von Preußen ausging. Nemesis erscheint als Wächterin des Uebermaßes und des Unrechts. Natürlich fehlen die Papiere auch nicht — Staatsschuldscheine, Actien, Gewinne, Anleihen und Kassenscheine werden vor unsern Augen gedruckt; im hintersten Hintergrunde sehen wir auch etwas von einer deutschen Flotte, denn Segel- und Dampfschiffe münden in einen Seehafen ein. Der geniale Künstler hat hier in der That alle nur erdenklichen Register der Phantasie für „Sein" und „Nichtsein" — d. h. Gewinn und Verlust — gezogen. Kurz — die Kaufmannschaft soll auf diese ihre Thätigkeit personificirende Kunstschöpfung nicht wenig stolz sein und Herr Professor Klober mag mit dem Theaterdirector des Vorgiebels zu „Faust" gedacht haben: Das Publikum wird es sich schon zerpflücken.

In der permanenten Kunstausstellung von Sachse ist von Aecker Dietz, dem münchener Hofmaler, ein in Kohlezeichnung hingeworfener riesiger Garten mit lebensgroßen Figuren aufgestellt. Der Entwurf scheint zu einem Frescobilde bestimmt zu sein. Der Gegenstand lehnt sich an das Gröbenhausen'sche Bild: „Blücher's Rheinübergang bei Kaub 1814." Auf Dietz' Bilde hat der Held bereits das jenseitige Ufer betreten. Wir haben in diesem Bilde vergeblich nach jenem genialen Künstler gesucht, der vor mehreren Jahren uns in lebensvoller Wahrheit, in Gallait'scher Großartigkeit ein Bild aufstellte: „Die Ankunft der Leiche Gustav Adolf's auf dem Schlosse zu Stockholm." Während jenes Bild den historischen Moment in ganzer Bedeutung erfaßte, gleicht dies vaterländische Bild nur einer Monumentalmalerei — man wird nicht recht warm dabei, fühlt sich auch nicht in die Situation hineingezogen, sondern bleibt ihr fern, obwohl einzelnes recht schwungvoll hervortritt.

Das Hermanns-Denkmal.

* Ein hannoversches Comité fordert dringend auf, Beiträge zur endlichen Vollendung des auf dem Teuteburgerwalde zu errichtenden Hermanns-Denkmals einzusenden. Der Unterbau ist längst errichtet; seit sechzehn Jahren fehlen die Mittel, die in allen ihren Theilen modellirte Statur des Oberaufsehers selbst zu vollenden. Wolle jeder in seinem Kreise, sei es einzeln, sei es durch die Bildung von Zweigvereinen, durch Sammlung von Beiträgen und deren Einsendung an den betreffenden Haupt- oder an den hannoverschen Verein, das schöne vaterländische Werk nach Kräften unterstützen!

Aus der Bühnenwelt.

* Zu einer neuen Oper von Alexow hat Dingelstedt, nach einem französischen Sujet, einen Text geschrieben, der, zurückdatirt ins Französische, demnächst an der Komischen Oper in Paris hervortritt.

* Die hinterlassenen Papiere des verstorbenen berliner Theaterintendanten, Hofrath Teichmann, werden demnächst erscheinen und u. a. einen Briefwechsel Goethe's mit den Vorständen der berliner Bühne, Iffland und Grafen Brühl enthalten, aus welchem hervorgeht, wie entgegenkommend und zu jedem Wunsche bereitwillig sich die berliner Theaterführung jener Zeit nicht nur gegen Goethe, sondern die ganze damalige dramatische Literatur verhielt.

* Binnen kurzem werden die theatralischen Erinnerungen des verdienten Veteranen Genast erscheinen.

(Ausgegeben am 29. Mai 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 23.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Am Wildbach. Von Adolf Stern. — Athen und Konstantinopel. Nach den Mittheilungen eines Arztes von M. Norden. III. — Aus einem Hungerjahr. Von W. J. — Zur deutschen Geschichte. — Unterhaltungsliteratur. XV. — Lieder eines Handwerkers. Von Karl Beck. — Neues aus der Welt.

Am Wildbach.

Von Adolf Stern.

Seitab der Ramsau, die lauschig und lauschig zwischen den Bergrieſen der Berchtesgadener Alpen hingeſchmiegt liegt, führt ein Fußſteig zur Wimbachklam.

Je näher der Wanderer ihren Felswänden kommt, um ſo ſchmaler wird der Pfad. Eiskühle Luft haucht ihm ſelbſt am gewitterſchwülſten Sommertag entgegen. Eine letzte Biegung und weithin ſchieben ſich zwei dunkle Felsmaſſen ſo nahe zuſammen, daß nur Raum für den Fußſteig und ein tobendes Gebirgswaſſer bleibt, welches ſich in hundert und aber hundert kleinen Fällen und Strudeln donnernd und ſchäumend zwiſchen den ſtarr und hoch emporſteigenden braunen Wänden hindurchzwängt. Aus jedem Riß der Felswand ſchießt das Waſſer, im mattgrünlichen Licht, das von oben durch überhängende Sträucher ſpärlich herabfällt, nur brauſende Wirbel, aufſprühenden Schaum, nirgends einen hellen Spiegel zeigend. Einige tauſend Schritte führt der Weg durch die feuchte, dämmerige, enge Enge, in der jeder andere Schall vom Rauſchen der Waſſer verſchlungen wird. Weiterhin mündet die Wimbachklam auf eine Thalwieſe. Die Bewohner der Ramsau und ihre Nachbarn ſind mit dem ſchmalen Pfade wohlvertraut und ſchlagen ihn wie jeden andern Weg bei Tag und Nacht ein. Aber ſelten verwenden ſie viel Zeit auf die Betrachtung des wunderſamen Schauſpiels, das die Klam gewährt.

Selbſt der Lehrer von Unterſtein, der heute, am hellen, ſonnigen Auguſtmorgen, einen Ausflug zum Hirſchbühl unternahm und ſich, mit raſchem Seitenſprung, die Wimbachklam beſchaute, ſchritt ziemlich eilfertig hindurch und hielt nur bei einigen beſonders prächtigen Gaskatellen inne. Sein Erſtaunen war daher gerechtfertigt, als er mitten auf dem ſchmalen Pfad, über das hölzerne naſſe Geländer gebeugt, einen Mann wahrnahm, der unbeweglich in die Strudel hinunterſtarrte. Er erkannte augenblicklich in der Geſtalt mit grauer Joppe und ſchwarzem ſpitzen Hute, den landüblich Gemsbart und Hahnfeder ſchmückten, Ambros, den jungen Förſter aus der Ramsau. Der ſchien in der Frühe von einem Schießſtand auf den Bergen niedergeſtiegen, ſo überwacht und wenig feſttäglich war ſein Ausſehen. Daß die Schuhe tief niedergetreten, die Strümpfe wie die nackten Knie des Forſtmanns beſchmutzt, Joppe und Hut mannichfach verdrückt waren, fiel dem Unterſteiner um ſo mehr in die Augen, als er Ambros von mancher Jagd ſchmuck und ſtattlich hatte zurückkehren ſehen. Aber beim Näher-

kommen erschrak er über das wilde, erdfahle Gesicht des Försters mehr, als er über dessen Anzug erstaunt war. Ambros starrte unbeweglich in die Tiefe, merkte den Näherkommenden nicht, so fest auch der Lehrer seine Axte auf die Felsplatten setzte. Erst als ihn die Hand des Herangekommenen berührte, fuhr der Förster auf und wischte mit der Hand die Tropfen vom Gesicht, mit denen ihn die sprühenden Fälle der Klamm benetzt hatten.

„Gruß Gott, Lehrer!" sagte er etwas verwirrt. „Wo kommt Ihr her und was treibt Ihr hier?"

„Möcht Euch fragen, Ambros!" war die Erwiderung. „Ihr lehnt hier, als wärt Ihr ein Wegzoller und sperrt den Leuten den Steig. Was thut Ihr in der Klamm? Schafft, daß Ihr nach Hause kommt, sie haben schon zweimal zur Messe geläutet!"

Ambros wendete sich von dem Sprecher halb ab.

Der Lehrer wußte nicht sicher, ob er wiederum Tropfen vom Wasserfall oder Thränen, die über das wetterbraune bärtige Gesicht rannen, abtrocknete. Jedenfalls raffte er sich zusammen und sagte mit trotzigem Ausdruck:

„Das Wasser hier thut mir's an! Meint Ihr nicht, Herr Joseph, daß man allweil Frieden hätte, wenn man drunten läg'? —"

In wirklicher Entrüstung ergriff der junge Lehrer den Arm des Försters und rüttelte den starr dastehenden Mann, so stark er irgend vermochte. Mit strafendem Ton sagte er:

„Seid Ihr bei Sinnen, Ambros? Seid Ihr ein Mann? Bittet zu Eurem Heiligen, daß Euch die Sünde vergeben wird! Ihr habt ein schlimmes Weib, wie man sagt. Hat sie Euch so um allen Mut gebracht, daß Ihr meint, der letzte Kreuzer sei verspielt und Ihr müßtet stracks die Seele wider den Teufel setzen? Wißt Ihr nicht aus noch ein im Hause? Schafft Euch Ruhe oder tragt Euer Kreuz in Geduld! Aber fahrt nicht wieder solche Reden und vermeidet den Steig hier, wo Euch der Bote belauert! Warum habt Ihr die Vera vom Sägemüller gewonnen, Ihr hättet im königlichen Bret die paar Gulden auch nicht gebraucht!"

„Wenn Ihr es nicht wäret, Lehrer", entgegnete der Forstmann nachdrücklich, „so sollte mir keiner das sagen! Sehe ich aus wie ein Mann, der nach Gulden gefreit hat? Und wenn mich mein Weib zum Teufel treibt, muß sie doch andere Gewalt über mich haben als ihr Eindringen und Erbitten! Ihr hättet das nicht sagen sollen, Herr Joseph; — es ist schon hart genug, was ich tragen muß! Braucht mir keiner den Kopf noch wüster zu machen! Herr, wenn man ein Kind im Hause hat, das zum Sterben krank ist, und kann nicht in seinen vier Wänden dauern und wird von seinem Weibe mit Schimpf und Hohn hinausgetrieben — Himmelvater, soll man da nicht mit gleichen Füßen hier hineinspringen?"

Die bleichen Wangen des jungen Försters hatten sich gerötet, die müden Augen waren blitzend geworden, seine kräftige, etwas derbe Gestalt stand beinahe herausfordernd dem Lehrer von Unterstein gegenüber. Doch zeigte er sich willig genug, als der unverzagte Mahner ihn antrieb, auf dem schmalen Pfade vorwärts zu gehen und dabei sagte:

„Kommt mit hinaus in Gottes Sonnenschein, Ambros, daß Euch die wüsten Gedanken verfliegen! Erzählt mir von Eurem Leid, wenn's Euch das Herz erleichtern kann! Ihr habt hi nichts zu schaffen, ein rechter Jäger sollte nimmer zur Wimbachklamm kommen!"

„Da trefft Ihr das Rechte, Schulmeister! Ich hätte nimmer hierherkommen sollen! Wäre besser für mich und meine Vera, für dies u... jenes Leben gewesen!" erwiderte der Förster und schritt dem vorwärts drängenden Lehrer, welcher zwischen den feuchten dunkeln Wänden beruh trostete, entschlossen voran.

Beide hatten bald den Ausgang ins Frei erreicht. Die Waldwiese, auf welche die Wimbachklamm ausmündet, schimmerte im Lichte, das doppelt erquicklich nach der feuchten dunkeln Enge wirkte. Der Morgen näherte sich dem Mittag, die Sonnenstrahlen vergoldeten die Bergwände wie die Fläche, auf welcher Ambros und der Lehrer jetzt standen. Die scharfzackigen Umrisse der Felsen schwammen im dunkeln Blau. Im Hain regte sich tausendfältiges Leben, vom Vogel bis zu den Hunderten surrender Insekten. Joseph, der Lehrer, athmete tief auf, aber der Forstmann stampfte in neuem Unmuth den Boden.

„Ihr hättet mich eben drin lassen sollen! Mir taugt's nicht, wieder hierher zu kommen. Gelt, Ihr denkt, ich sei ganz müd' und verstört. Aber schaut nur her, das ist der Fleck, auf dem ich mit der Vera gestanden und geweint hab', ich konnte selbst Euern reichen Grafen, den Arco verlachen. Vor Glück und Jubel hat mir damals

das Herz gehämmert und ich hätte wissen sollen, daß es für mich gar kein Glück mehr geben konnte nach dem da drinnen!"

„Jetzt erzählt wie ein Christenmensch vernünftig und daß man spüren kann, was Ihr meint!" fiel ihm Joseph mit einer gewissen Ungeduld ins Wort. „Ich will Euch gern anhören und trösten, wenn ich's vermag. Aber wissen muß ich halt erst, wo es fehlt. Bei Euerm Weib und Euch'. Wenn ein Geschirr sich wirft, so verträgt der eine Gaul den Strang und der andere vertritt ihn!"

„Das ist's auch!" rief Ambros leidenschaftlich und warf sich in völliger Ermüdung am Rain hin, Kopf und Arm auf eins der vielen umhergestreuten Felsstücke stützend. „Ich hab' den Anfang gemacht und die Neva wird's zum Ende bringen. Denn so kann's nimmer fortmähren, wie es seither gegangen ist! Ihr wißt eben nichts davon — es wird erst Martini ein Jahr, daß Ihr nach Unterstein kamt. Schaut, Herr Joseph, ich war nicht immer der Lump, dem die Welt eins ist, und so hätte mich vor drei Jahren keine Sonntagsfonne bescheinen dürfen, als Ihr mich heute sehn! Die Kamsau auf und ab und ringe in den Bergen, wo ein Jägersbursch' schmuck in den Schuhen stand, hab' ich mich auch hinstellen mögen, und bei jedem Tanz hieß es: ‚Kommt der Riedinger endlich? Grüß dich Gott, Ambros'! Ich hatte das Wählen zwischen den schmucksten Dirnen und Freude genug in der Welt! So ging's bis zur Kirchweih auf Bartholmä, da ich die Neva aus der Sägemühle zuerst geschaut habe. Gelt, Lehrer, sie ist heute noch sauber und schmuck, aber wie sie damals ausgeschaut hat, kann ich Euch gar nicht erzählen! Ich hab' nichts mehr wissen mögen von den andern insgesamt und wenn sie nicht mit mir getanzt hat, stand ich beiseite und verschlang sie mit den Augen. Hansjörg, der Schiffer am See, hat gemeint, ich sähe die Genoveva an wie eine Gans, die ich schießen wollte. Ungefähr war's auch so, nur war ich angeschossen und konnt's ihr nicht heimzahlen! Sie tanzte wol gern mit mir und lachte mich auch freundlich an, aber daß sie mehr gethan hätte, fiel ihr gar nicht bei. Ich betrug mich schier toll, wollte sie gleich am ersten Tage meinem Schatz heißen. Fuhr übel genug dabei; die Neva und ihr Vater, der Sägemüller, lachten in die Wette, viel andere merkten es und lachten mit; noch vor Abend stieg ich über den Berg nach der Kamsau und schwur, keinen Fuß nach der Sägemühle oder wo ich sonst den Müller mit seiner Neva treffen konnt', zu setzen. Ich wollte, daß ich den Schwur gehalten hätte, diesen oder sonst einen, den ich gethan. Ich hielt ihn aber nicht, lief der Neva auf Schritt und Tritt nach, stellte mich ihr in den Weg und zeigte meine Liebe auf alle Weise. Ich trug Jeppen und Federn, daß es zum Erstaunen war, und spürte nur lieber den letzten Bissen vom Munde weg als die silberne Schnalle vom Gurt. Und so begann die Genoveva freundlich gegen mich zu werden, der Sägemüller lachte noch, aber ich sah ihm an, daß, wär' ich nur erst der Tochter gewiß, es am Vater diesmal nicht liegen sollte. Ich ward immer eifriger, die Liebe jedte mich bald auf und in der Zeit hab' ich manchen schönen Schnitzer vom Herrn Kornmeister beschaut. War mir jedesmal all eins, ich dachte ja nur an die Neva und besah mir unterweilen mein Kornhäuschen, ob es ihr da innen gefallen könnt'. So weit kam es aber noch lange nicht; Neva war mächtig spröd' und mir wollt' es schier das Herz abdrücken, wenn sie mich einmal so scheelmich lieb ansah, daß ich ihr gleich um den Hals hätte fallen mögen, und nächsten Tags wieder ein finsteres Gesicht zeigte. Ich hab' mich gequält, gehaßt und geängstet, daß ich zuletzt wie ein Mönch — einer von denen hagern — dreingeschaut habe und gar nicht wie ein Jäger. Die Neva aber hat allweil gesungen:

Diandel, trau nur kein Jagn mit,
Bist allweil betrog'n!
Wenn er gekummal verspricht,
Hat er gekummal gelog'n!

„Und so mehr, Herr Joseph, daß ich oft nicht gewußt hab', soll ich lachen oder mit dem sieghaften Kopf gegen eine Wand rennen. Und da ist's denn gekommen, wie's nimmer hätte kommen müssen.

„Es ist eben auch Sonntag gewesen. Ich hab' gewußt, daß die Neva ihre Bas', die Frau vom alten Kornwart, dessen Dach Ihr dort hinter den Kiefern sehen könnt, besuchen will und ich dachte mir, daß sie den nahen Weg durch die Klamm nehmen würde. Also, ich stelle mich auf die Lauer und schwöre mir's zum voraus zu, daß ich nicht lebendig vom Platze will ohne sie. So paß' ich vom frühen Morgen bis gegen Mittag. Da seh' ich sie die Thalwiese heraufkommen. Und mir ist, als hätte ich ein böses Gewissen; ich trete rückwärts und immer weiter zurück, bis ich zwischen den Felswänden drinnen bin. Und

Vitzthum.

Friedrich Auguſts Thränen erweichten das nordiſche Felſenherz nicht. Um ſein Kind hätte ein Vater nicht bitterlicher flehen können. Der Friede iſt unterzeichnet. Wir ſind beſiegt, ſind wehrlos. — (Nach einer Pauſe.) Flemming wird aus des Königs Umgebung ſcheiden. Imhof iſt Staatsgefangener auf Lebenszeit. Der Commandant des Königſteins und Pfingſten legen ihr Haupt auf den Block.

Patkul (nach einer Pauſe).

O, warum dringen Fürſten erſt über Gräber zur Wahrheit! Aber (zu Einſiedel) Du ſagſt nichts von meinem letzten Kleinod?

Einſiedel.

Ich habe Annen getäuſcht, ſie nach Dresden geſendet, der Hoffnung Roſenſchein noch einmal mit erdichtetem Troſt auf ihre Wange gezaubert. Sie glaubte — und ging!

Patkul.

So — ſoll ich — ſie — erſt wieder küſſen mit Geiſterlippen — und den Ring der Treue mit ihr vor himmliſchen Altären wechſeln? — Es war hart, aber groß von Dir, Julius — wir hätten es nicht ertragen —

Vitzthum (auf Patkul zuſtürzend).

Was kann Friedrich Auguſt thun, um Ihren Schatten zu verſöhnen?

wie ich die Wasser von allen Seiten rauschen und gurgeln höre, meine ich vollends um die Sinne zu kommen. Die Veva aber wandelt den Steig daher, nichts ahnend, und schöner, Herr, ist sie nie gewesen als damals am Sonntagsmorgen. Der rothe Rock und das Mieder, der Hut mit dem Rosenstrauß und die große silberne Halskette standen ihr gar prächtig; die schwarzen Haare und Augen aber hatten mir's angethan. Nun, sie kommt, schreit mit einemmal laut auf, denn sie sieht mich, hat auf selber Stelle, Lehrer, wo Ihr mich heut' antrafft. Und da stand ich schlotternd, konnte kein Wort vorbringen; was ich sagen wollt', würgte mich in der Kehle. Sie aber, als sie merkt, daß ich starr bin wie ein Büchsenrohr, kommt ganz keklich näher und fragt mit so spöttischer Stimme: »Sollt Ihr Weggeld haben, Herrle, oder ist's zu warm draußen?« Blitz und Schlag' Herr Joseph, wie ich das vernehm', kehrt's über und mir ist, als wär's am besten, gleich ein Ende zu machen. Ich fasse den Balken am Steig — »Veva«, riet ich dabei, »wenn du mich nimmer willst, sag's auf dem Fleck' Ich spring' lieber in die Ache, als leben ohne dich'« Und wahrlich, so war mir zu Muth — aber Gott hat den Frevel gestraft. Denn die Veva kreischt nur auf: »Jesus Maria'« — und ich, wie ich eben den Sprung thun will, sehe das grüne Wasser unter mir wirbeln und den Rachen aufreißen; mir schwindelt's, ich klammere mich fester an den Balken und meine Füße stemmen sich hart wider den Fels. Ich vermocht's nicht, die Sünde zu thun und da war's ein Unglück, daß ich damit gedroht' Denn die Veva, eben noch zitternd, schlägt plötzlich ein helles Gelachter auf und noch eins, das mir durchs Mark drüß wie eine Kugel. Und jetzt wär' ich gesprungen, aber sie, noch immer hellauflachend, faßt mich beim Arm, ich fühle ihren Kuß, wollt' aufjubeln und brachte keinen Laut hervor. Ich ließ mich willenlos den Steig fortführen und kam ans Tageslicht wie betäubt. Herr Joseph, die Sonne schien heller noch wie heut', die Welt glitzerte und funkelte, wie droben auf der Alm. Ich hielt die Veva im Arm, die gar herzig war und mir sagte, daß ich ein wüster Bursch' sei, sie so zu erschrecken; sie sei mir doch immer gut gewesen und wollt' es stets sein. Da küßte ich sie wieder und kam nun beinahe von Sinnen vor Jubel. Aber dabei blieb ein Schmerz zurück, gerad' als ob ich mich verletzt hätte in der Klamm. Die Veva redete lauter loseude Worte und wir kamen als ein rechtes Liebespaar zum Hause des Forstwarts. Tiefinnen aber wurmte mich ihr Gelächter von vorhin und ich meinte, nächsten Weges könne mich einer antreten und sagen: »Bist ein Prahlhans und Windsack, Ambros' Spricht vom Hineinspringen und läßt der's Zeit, ehe du springst'« Und das dacht' ich, während ich mit Veva auf der Wiese saß und im Korn ging, während mir eigentlich zu Muth war wie einem, der selig werden soll. Der Kömi, hätte ichen vorbereiten können, ohne daß ich ihn beneidete. Wie wir nun beim Forstwart eingesprochen und unsere Sach' vorgebracht hatten, wurde dies und das geredet. Da zeigt der Forstwart auf einen alten Holzknecht, der jahraus jahrein droben über dem See hauset. Der hat zwei Finger verloren und der Forstwart erzählt der Veva und mir, das sei zur Kriegszeit geschehen — »wißt ihr, Anno neun: als die Tiroler übern Hirschbühl gedrungen sind, haben sie ihn mit fortnehmen, unter ihrem Landsturm zwingen wollen, weil er ein guter Schütz gewesen. Er aber dachte gut baierisch. Und da sie ihm gar keine Ruh' gegeben, reißt er sein Jagdmesser heraus und haut sich beide Finger ab.« So erzählt uns der Forstwart und legt noch lachend dann, der Sepp habe klug gethan; für selbige That sei er noch belobt worden vom Landger, und hätte drei Jahr' später nicht erfrieren müssen im Rußland. Ich fahr' auf, denn es bleibt a Sünd' und Schand', wenn der Mensch sich verstümmelt; die Veva aber lacht: »Gelt, Ambros, das hätt'n du nimmer gethan?« So ist's an diesem ersten Tag gewesen, da wir Liebesleute waren, und so fort. Ich will Euch nicht aufhalten, Lehrer, mit der ganzen Jammergeschicht', wie die Veva immer spöttischer geworden ist und allweil gezeigt hat, daß sie keinen Kreuzer für meinen Muth zahlt. Gingen wir zum Tanz und trieben's die Burschen aus der Schönau und die Unterseiner zu toll, daß ich aufstehe, Ruhe gebot, von Schlägen sprach, so hört' ich die Veva ganz laut sagen: »Gemach, er begehrt auf und thut's doch nimmer!« Und dann ward ich fuchsteufelswild, schlug alles kurz und klein, handbreite Wunden, und von mehr als einem wüsten Streit in Genovefa so die Verfluchte geworden. Und immer war's, als ob wir beide die Erinnerung an den Morgen bei der Wimbachklamm nicht aus dem Sinn bekommen konnten. Bald ertappte ich die Veva darauf, bald sie mich. Und dann gingen wir nebeneinander her wie zwei mit

ſchlechtem Gewiſſen — aber die Reva brach einmal wieder in Lachen aus und rief: „Schaut, da iſt der Burſch', der leichtfertig aus Liebe in den Strudel ſpringt!“ Und weil ſie ſolche Worte unterweilen auch im Haus fallen ließ, ſo nahmen der Sägemüller und Vettern und Baſen manchmal eine Miene an, daß ich wieder hätte um mich ſchlagen mögen und müſſen. Ihr dürft aber nicht denken, daß es alle Tage und Stunden ſo war. Dann wär' es ja nimmer zur Heirath gekommen! Nein, die Reva war anderemal wieder ſo herzig, als ein Dirndel auf dieſer Welt nur ſein kann, ſodaß ich alles vergaß und nur an mein Glück dachte, ſie zum Weibe zu bekommen. Ihr könnt es glauben, Herr Joſeph, einen größern Jubel hat's landauf und landab ſeit Jahren nicht gegeben als an unſerm Hochzeitstage! Der Sägemüller richtete die Hochzeit ganz fürſtlich aus, gab auch der Reva ein paar hundert Gulden mit. Ich hätt' es alles loben müſſen, wenn er nicht just am Abend zu mir geſagt: „Nun Ambros, da haſt du die Reva, und weil du verſprichſt, ſie gut zu halten, ſo halt' beſſer Wort als bei der Wimbachklam!“ Ich hätt' aufgehorchen ſollen, aber ich würgte das Wort hinunter; ich wollt' an meinem beſten Tage keinen Zank haben. Nun begannen wir miteinander zu hauſen. Herr, daran darf ich gar nicht denken, wie gut es uns hätte ergehen können und wie wir uns jeden freien Tag verdorben, jede rechte Freude zerſpalten haben wie dürr Holz. Himmelvater, die Reva kann's nimmer verantworten, wie ſie mit mir umgeſprungen iſt! Ich bin ihr ſtets zur Hand geweſen; ich hätt' alles gethan in Liebe. Aber der Böſe gab ihr nicht Ruh'; was ich ſchaffen und gewollt hab', immer hat ſie höhniſch dreingeſchaut und geſagt: „Du wärſt der Rechte! Du thuſt's doch nimmer!“ Und wie vielmal hab' ich eine Sache nicht thun können, bloß weil ſie mir ſo dreingefahren iſt und mich ſo ſchnöd' angelaſſen hat! Immer deutlicher hab' ich geſpürt, ſie konnte es nie verwinden, daß ſie mich einmal ums Leben betrogen geſehen. So iſt's aber geordnet in der Welt, daß die Frau vom Mann alles denken darf, nur nicht, daß er ſchwach ſei. Und hat er ſich's einmal vermeſſen, ſo ſoll doch einer lieber gleich ein Mörder werden, als daß ſein Weib bei jeder neuen Morgenſonne denkt, er ſei ein Windſack und Wortmacher!“

Der Lehrer, dem offenbar immer unbehaglicher bei Ambros' Erzählung ward, wollte nach dieſen Worten grollend dazwiſchenreden. Aber der Aerzter ließ ſich durchaus nicht unterbrechen, ſondern wies mit einer ſehr energiſchen Handbewegung alle Einrede zurück. Und während er bisher, noch immer an den Steinblock gelehnt, halb geruht hatte, richtete er ſich jetzt empor, ſtrang mit beiden Füßen zugleich auf und ſtand mit geballten Fäuſten und demſelben trotzigen Geſicht, das er vorhin gezeigt, vor ſeinem betroffenen Zuhörer.

„Ich ſag's Euch“, rief er mit heiſer gewordener Stimme, „das Leid iſt nimmer länger zu tragen! Hab' ich Freude gehabt an meinem Buben, den mir die Reva gebracht hat? Iſt mir nicht mein Haus und Weib verleidet worden? Vom Morgen bis Abend bin ich im Forſt und Berg umhergeſtrichen und kam ich heim, ſo bin ich gewiß in der Furcht geweſen, ſie möchten mir wieder die Geſchichten erzählen, an denen ich ſchon ſelber genug gewürgt habe, ſo oft mich der Reva zur Wimbachklam lockte! Lieber bin ich ſo heimgeſchlichen, in Bett oder auf eine Bank ins Wirthshaus. Und mein Bube iſt herangewachſen, iſt faſt jährig, ich kenn' ihn kaum! Vor drei Tagen wird er krank, der Doktor aus Berchtesgaden ſieht ihn an, ſo mit Augen, welche ſie machen, wann ſie eins ſchau'n, dem ihr Witz nicht helfen wird! Und in meiner Angſt um den Max bitte ich zu Gott und allen Heiligen, daß er mir das Kind laſſen ſoll. Da tritt die Reva, die im Eck geweint hat, vor mich hin und ſchreit auf: „Was kümmert dich der Bub'? Haſt ja kaum nach ihm geſehen, ſeit er da iſt!“ Herr Joſeph, das bet' ich mir, der nur um des lieben Friedens willen nicht heimgekommen! Und ich hätte faſt angefangen zu wettern, aber ich merkte noch rechtzeitig, daß mein Weib nur darauf wartete. Und ſo trag ich es abermals in mich hinein, viel mehr aber trag' ich's, bei Gott, nicht mehr, und ſtirbt mir der Bub' oder ſucht die Reva Streit, ſo gibt's ein Unglück! Wehrt' Gott, wehret!“

Ambros hatte noch einen Moment groß aufgerichtet; plötzlich machte er einen jähen Sprung und entfernte ſich dann mit gleichmäßig ſchnellen Schritten.

Der Lehrer, welcher noch einmal in ſein Geſicht geſchaut, war für einige Minuten zweifelhaft, ob es nicht Pflicht ſei, ihm zu folgen. Aber ſein Ausflug zum Hirſchbühl war ihm zu weith, die leidige Beruhigung, was denn wol weiter geſchehen und was er in Ambros' Hauſe nützen könne, hielt ihn raſch genug über alle

Bedenken weg. So nahm er seinen Weg wieder auf, freilich, ohne sich die Gedanken an den Förster Ambros aus dem Sinne schlagen zu können, während er, am Hinterfee vorüber, durch den harzduftigen Nadelwald seinem Ziel entgegenwanderte.

Ambros der Förster aber verwandelte, als er den Lehrer aus den Augen verlor, seine schnellen Schritte zu einem wilden Laufe. Er flog den Thalweg zu seinem Forsthäuschen dahin, daß rechts und links die Metzgänger verwundert auf den unheiligen Springer blickten, der doch so wenig lustig dreinsah. Erst ganz in der Nähe seiner Behausung besann sich der Förster, und gleichsam, um sich zu sammeln oder um mit einem guten Gedanken einzutreten, blieb er vor der letzten Buche stehen, an deren Stamm ein schmuckloses Marienbild befestigt war. Er zog den Hut ab, murmelte ein Gebet und schritt, gefaßt, wie er meinte, nach seinem Häuschen. Er trat in die Stube ein, in der sich nur wenig Geräth zeigte. Sein erster Blick flog nach der Ecke, in welcher die Wiege seines Kindes stand. Sein Weib Genovefa war über dieselbe gebeugt. Die schwarzen Zopfe der jungen Frau hingen, nur halb geflochten, nieder, ihr Vortuch war nur lose angelegt — er sah, sie hatte sich ankleiden wollen, um zur Kirche zu gehen, und das Kind sie verhindert. Er schritt auf den Zehen näher; sie schaute mit überwachten, gerötheten Augen von der Wiege auf — ein hohnisches Lächeln flog fast augenblicklich über ihre Züge. Sonst hätte sie beinahe schön gedeihen werden müssen; nur der trotzige Mund verlieh ihrem Gesicht etwas Hartes. Ambros aber, als er das Lachen sah, erblaßte. Noch eben hatte ihn beim Eintritt ins Gemach die Erinnerung an seine Verzweiflung, an diese Nacht und diesen Morgen mit heller Schamröthe übergossen. Jetzt war ihm zu Muthe, als lege sich eine eisige Hand über sein Gesicht und vor den Augen ward es augenblicklich wieder so nebelig als zuvor. Nur mechanisch kam er der Wiege näher.

„Warst im Wirthshaus die Nacht?" fragte Genovefa.

„Schau' ich aus wie trunken?" gab der Förster bitter zurück. Und indem die Blicke der jungen Frau an ihm niederglitten, fühlte sie die Wahrheit seiner Worte. Sie wendete sich wieder zum Kinde und wie sie auf dasselbe niederschaute, ward ihre Stimme fast tonlos.

„Mit dem Buben geht's schlimm. Der Doctor von Berchtesgaden war wieder hier; der meint, daß er nicht lang' mehr auf der Welt sein wird."

Ein halb unterdrücktes „Jesus Maria!" war die einzige Antwort, welche Ambros hierauf gab. Er kniete an der Wiege des Kindes nieder, das im fieberndem Schlummer von Zeit zu Zeit wimmernde Töne vernehmen ließ. Das Haupt schmerzlich auf den Rand des kleinen Bettes gepreßt, kniete er dort, während Genovefa, von der andern Seite herabgebeugt, gespannt, ängstlich auf jeden Athemzug des Kindes lauschte. Aber Häupter berührten sich fast, ihre schweren Athemzüge und verhaltenen Seufzer trafen zusammen. Die Mittagssonne strahlte in das Gemach, die Luft in demselben war dumpf und schwül. So verging wol eine Stunde oder mehr. Keines von beiden sprach ein Wort und niemand, der ihren einträchtigen Schmerz sah, hätte die Kluft geahnt, die zwischen ihren Gemüthern lag.

Die junge Frau brach zuerst wieder das Schweigen. Leiser, mit weicherem Tone, als sie vorhin gebadt, sprach sie:

„Er schläft besser als diese Nacht. Er kann nicht mehr so viele Schmerzen haben. Vielleicht stirbt er nicht!"

Ambros, aus seinem dumpfen Hinbrüten erweckt, fuhr auf, sah die Frau und das Kind mit wirrem Blick an und sagte:

„Wenn der Bub stirbt, überleb' ich's nimmer. Es wär' mir dann besser, gleich selbst ein Ende zu machen!"

Genovefa's Augen hefteten sich auf ihres Mann. Mit Recht blitzte ein Zürnen über ihre Züge. Die Frage: „Und was wird mit mir?" lag ihr auf der Zunge. Hätte sie dieselbe gethan! Aber nur eine Minute, so umspielte das hohnische Lächeln von vorhin wieder den halb geöffneten Mund der jungen Frau; zwei-, dreimal schluckte sie offenbar eine Antwort in sich hinein, dann sagte sie mit lauter Stimme, kalt und scharf:

„Rede nicht so wüst, du thust's doch nimmer!"

Im Augenblick hätte sie ihr liebloses Wort zurücknehmen mögen, so entsetzlich war die Wirkung desselben. Ambros sprang mit beiden Füßen auf, daß das Kind lautschreiend erwachte, jede Blutestropfen war aus dem Gesicht des Försters gewichen, seine Augen funkelten wild energisch und mit heiserer Stimme rief er der Frau zu:

„Meinst du? Ich schaff' Rath, daß du besser von mir denkst!"

Genovefa wußte kaum, was ihr geſchah. Krachend hörte ſie die Stubenthür zuſchlagen, Ambros war verſchwunden, das Kind ſchrie kläglicher als zuvor. In dieſem Einen fürchterlichen Moment brach die plötzliche Erkenntniß ihres Unrechts über die junge Frau herein, in einer Minute ſah ſie mit Entſetzen, wozu ſie ihren Mann getrieben. Kein Beſinnen galt, zu keiner Ueberlegung war Zeit. Sie ſchlug entſchloſſen das Kreuz über ihr Kind, ſchlang mit einem Handgriff die herabhängenden Flechten in einen Knoten und eilte bloß und bebend aus dem Hauſe. Ihr ſcharfes Auge entdeckte mit Blitzesſchnelle am letzten Ende des Thalwegs, dicht vor ſeiner Biegung, ihren Mann, der ohne Hut, mit aufgeriſſener Joppe davonſtürmte.

„Er hält Wort, es gibt ein Unglück!“ Die Gewißheit belebte das junge Weib zur äußerſten, ſelbſt ihre friſchen Kräfte beinahe überſteigenden Anſtrengung. Sie warf die Hausthür ins Schloß, ſie flog den Thalweg hinunter, ſie überſprang den Bach, weit vom Steg, um einen Vorſprung zu gewinnen. Hecken und Bäume, Aecker und Häuſer flimmerten um ſie im hellen Mittagslicht — ſie ſah nichts als die Geſtalt ihres Mannes, der ihr weit vorauseilte und deſſen Ohr ihr flehender Ruf nicht erreichen konnte. Glück noch, daß der Dahinfliegenden, deren äußeres Anſehen einer Raſenden glich, niemand in den Weg trat. Es war einſam im Thal, die Mittagsſtunde hielt alles in den Häuſern, nur bei der Mühle ſchlummerte ein greiſer Bettler, der erſt auffuhr, als Genovefa's Fuß den ſteinernen im haſtigen Vorüberlauf berührte. Eben ſprang die Elende einen Abhang empor, einen andern hinab, ihre Kniee drohten ſie nicht länger zu tragen; vor ihren Augen flimmerte es, ſie ſah Ambros nicht mehr. Aber ſie wußte, wohin dieſer Weg führte; die Gewißheit, daß ſie ihren Mann längſt dahin getrieben, durchſchauerte ſie mit Entſetzen — es war der Pfad zur Wimbachklam.

Der vor ihr auf demſelben hineilte, in wilden Sprüngen, zeigte die bleichen Lippen weit geöffnet, die Zähne feſt übereinander gebiſſen, die Augen ſtarr, ein Bild raſenden Entſchluſſes! Dicht vor dem Eingang zur Klam war es ihm, als ob er die Stimme ſeines Weibes hinter ſich hörte; er lachte ingrimmig auf: „Der Teufel, der in ſie gefahren, macht mir Muth!“ und verſchwand in der dunkeln Felſenenge. Beim erſten Schritt inwärts ſtürzte er auf dem ſchmalen Pfade über einen Vorſprung der Felswand. Eine Minute währte es, daß er ſich emporraffte; dieſe Minute aber brachte auch Genovefa an den Eingang. Und wie jetzt der Aerſter dröhnenden Tritten auf den Bretern zur Mitte der Klam hinflog und ſchon das feuchte Geländer zum Sprung mit beiden Händen erfaßte — Genovefa erkannte mit Entſetzen die Stelle — wie ihn die Waſſer umrauſchten und Blut und Hirn in ihm brauſten, da feſſelte ihn etwas vor dem Sprung — Aber diesmal war es nicht ſein eigenes Zurückſchrecken, Genovefa hatte Ambros erreicht, war auf dem Stege niedergeſtürzt und umſchlang mit beiden Armen die Kniee des Raſenden. Durch die gurgelnden, rauſchenden Töne der Fälle und Strudel, durch ſeine eigene Betäubung hörte er deutlich die Worte:

„Ambros, halt' ein, halt' ein, vergib mir!“

Der Aerſter machte nur eine zornig ungeduldige Bewegung.

„Was willſt? Ich will Wort halten!“

„Um Gotteswillen, halt' ein!“ ſchrie Genovefa jammernd. „Was wird aus dem Kinde und mir? Ich laß' dich nicht, du ſpringſt ja ins ewige Verderben!“

„Willſt mich ja dort haben! Haſt ja gewollt, daß ich eile!“ gab der Aerſter zurück. Aber ſeine Hände löſten ſich vom Geländer, der Ausdruck des Wahnſinns wich aus ſeinem Geſicht, ſein Blick fiel auf die Frau, die glutroth und erhitzt, wie ſie war, auf dem feuchten Steg, angehaucht von der Eiseskälte dieſer Enge, kniete. Er beſann ſich und rief:

„Komm Vera! Aber ich gelob' es: Wenn du noch einmal in dieſem Leben ein Wörtlein ſagſt wie heut' Mittag und die Zeit daher —“

„Nie — nimmer — keine Sterbensſtunde!“ ſchluchzte Genovefa, deren banges Entſetzen ſich in wohlthätige Thränen löſte. „Bei der Mutter Gottes, ich hab' nicht gewußt, was ich thue! Aber du, Ambros, hätteſt es nicht ſo geduldig tragen ſollen!“

„Ich ſchlag' keine Frau!“ ſagte Ambros ruhig. „Weil du Reu' trägſt und ſiehſt, was du gethan — aber laß alles — komm' hier heraus, komm' zu unſerm Kinde!“

Sie ging hinter ihm drein, denſelben Pfad, den er ſchon dieſen Morgen geſchritten. Ambros ſchaute noch einmal in das grüne Dunkel mit ſeinen ſchäumenden Waſſern hinein. „Will's Gott“, ſagte er, „hierher komme ich nie wieder!“

Draußen im Sonnenſchein ertrieten ſie ihre

verwirrten Kleider, dann führte der Kerkter die wankende und still weinende Frau, so schnell sie es vermochte, dem Hause zu. Hätte er einen andern Gedanken als den an sein Kind hegen können, jetzt würde er empfunden haben, daß Genovefa's Trotz gebrochen sei, verschwunden gleich dem wahnsinnigen Drange in ihm, sein Leben wegzuwerfen. Jetzt dachte er jedoch nur an das Kind und mit Zittern betraten beide Haus und Gemach. „Es wird todt sein, ich hör's nicht!" sagte Genovefa noch auf der Schwelle — —

Sie nahten der Wiege — das Kind schlummerte ruhiger als zuvor; der Sonnenschein drang jetzt selbst in diese Ecke und fiel auf sie, als sie abermals — und mit wie ganz andern Empfindungen — an dem kleinen Lager niederknieten. Ambros hatte Genovefa, deren Thränen versiegten, umschlungen und flüsterte:

„Mir ist, als würde uns der Mar gelassen. Und wenn das Kind genest — wir sind nun gesund, Vera, und wir können noch glücklich werden!"

Athen und Konstantinopel.

Nach den Mittheilungen einer Freundin von **M. Norden.**

III.

Unser Dragoman hatte uns einen Kerman verschafft, der uns den Zutritt zu dem Serail und zu den großen Moscheen öffnen sollte. Er kostete nicht weniger als (48) Piaster; da jedoch mehrere Franzosen, Amerikaner und Engländer ihn mitbenutzen durften, so fiel diese Besteuerung etwas gelinder für uns aus. Der Verkehr auf den engen schmutzigen Straßen war mir nach wie vor so sehr zuwider, daß ich so viel wie möglich die Wasserwege einschlug. Auch diesmal befanden wir uns bald wieder auf den Fluten des Goldenen Horns. Hatten wir die malerische Ansicht des Serail vor einigen Tagen aus der Ferne bewundert, so wollten wir uns jetzt durch die nächste Besichtigung von seinen Einzelheiten unterrichten. Es liegt auf der Spitze der Halbinsel an der Stelle des alten Byzanz, auf dem letzten der sieben Hügel, auf denen sich Konstantinopel erhebt. Rings von Gärten umgeben, führt das Thor der Hohen Pforte in einen großen Pavillon, durch diesen in mehrere Höfe, welche von Kapidschis oder Thorwärtern bewacht werden. Durch gutgehaltene Alleen und über grünende Rasenplätze mit plätschernden Springbrunnen gelangt man an einen Brunnen, [illegible] welchem früher die in Ungnade gefallenen [illegible] schas enthauptet wurden. Rechts ziehen sich [illegible] bäude hin, welche die neun Küchen des Sultans enthalten. In ihnen sollen jährlich 40000 Ochsen verspeist worden sein und Hunderttausende von Schafen, Gänsen, Tauben und Hühnern. [illegible] Halle, wo der Divan saß, ist links zu erblicken, rechts im Innern das Throngemach, niedrig und nach maurischer Sitte mit Getäfel und Vergoldungen an den Wänden bekleidet. Hier war der Audienzsaal für fremde Gesandten und hier entschied der Großvezier über die Anklagen und Beschwerden der Schuldigen und Unschuldigen. Es ist noch immer der nämliche Thronsaal, den Konstantin erbaute. Der Kaiser konnte von innen aus alles durch die künstlich geschliffenen Gläser beobachten, während die außen harrenden europäischen Gesandten nicht hineinsehen konnten. In der Rüstkammer sahen wir eine Menge alter türkischer Waffen und eine bedeutende Anzahl von Kleidern, welche die Gewänder trugen, die früher die türkischen Großen bei feierlichen Gelegenheiten anlegten. Hunderte von Janitscharen standen nach ihren verschiedenen militärischen Abstufungen umher, auch ein dicker als Koch gekleideter Pastetenbäcker. Dieser war von jeher eine wichtige Person in der Türkei, da er seine Pasteten immer selbst zum Sultan trug und sie also täglich vor dessen geheiligtem Antlitz [illegible] Boden werfen durfte. In einer prunkhaft ausgestatteten Kammer wird der Schatz des Sultans bewahrt, desgleichen die sieben Reliquien des Propheten. Kapidschi-Baschis sind die Wächter und nur der Padischah und die Palast-Imame haben den Zutritt dazu. Die Fahne des Propheten, sein Mantel, sein Bart, einer seiner Zähne, ein Fußtapfen von ihm auf einem Stück Kalkstein finden sich unter ihnen.

Es machen sich auch mehrere Moscheen bemerklich, doch besucht der Sultan das Serail nur noch bei feierlichen Gelegenheiten. Die übrigen zahlreichen Gebäude, die Harems des Padischah, sein Badesaal, der Harem der 365 Odaliske[illegible] werden von frühern Sultaninnen und ihrem Hofstaat sowie von einigen andern Würdenträgern bewohnt. In einem der Gärten findet man die Säule des Theodosius, an der nur das schöne Capitäl merkwürdig ist. Diese Anlagen mit ihren hohen Platanen, mit ihren plätschernden Springbrunnen gleichen mehr englischen Parks als Gärten morgenländischer Ueppigkeit. Das

alle war jenes Turfenſchloß, an das ich oft mit heimlicher Angſt gedacht hatte, in dem ich mit alle Reichthümer des Morgenlandes, Scharen ſchwarzer Eunuchen und Haufen bunter Janitſcharen gedacht hatte. Die prachtvollen Paläſte in meiner Phantaſie waren in eine Menge größtentheils niedriger, bunt durcheinander gewürfelter Behauſungen verwandelt, wovon der wenigſten auch nur unbedeutende Schlöſſer genannt werden konnten.

Unſere Geſellſchaft wendete ſich von hier aus zuerſt nach der Aja-Sofia, jener vormaligen von Konſtantin begonnenen Baſilika, zu welcher alle großen Heidentempel die ſchönſten ihrer Säulen hergeben mußten. Acht große grüne Säulen wurden aus dem Dianentempel zu Epheſus, acht Porphyrſäulen vom Sonnentempel zu Baalbek, andere aus Athen, noch andere von den Cykladen geholt. Die Vermählungen, Krönungen und ſonſtigen kirchlichen Handlungen der oſtrömiſchen Kaiſer wurden hier vollzogen. Hundert Baumeiſter beſchäftigten jeder hundert Maurer bei ihrem weitern Ausbau; der Plan dazu war dem Kaiſer Juſtinian von einem Engel in lichtglänzendem Gewand übergeben worden. Die Hauptleuchter, Candelaber und Kreuze waren von reinſtem Gold, die Thürme von Elfenbein, Bernſtein oder Cedernholz, das Hauptdach ſilbern und vergoldet. Die Vorhöfe waren und ſind noch jetzt mit gewäſſertem Marmor gepflaſtert. Die türkiſchen Eroberer verzierten den gewaltigen Bau nach ſeiner Umwandlung in eine Moſchee noch auf mannichfache Weiſe mit Minarets, mit Sprüchen aus dem Koran, mit Fahnen und Halbmonden. Dabei ſieht man das Kreuz an allen Thüren und Wänden. Wir hatten die innere Halle erreicht und plötzlich dehnte ſich das ganze Innere vor uns aus: die anſcheinend in der Luft ſchwebenden Hauptkuppeln und die acht kleinern Halbkuppeln bis zu einer Höhe von faſt 200 Fuß. Mehr als hundert Säulen tragen die Bögen und die Gewölbbogen, an denen Tauſende von Lampen, Straußeneier und Büſchel künſtlicher Blumen mit Goldfäden hingen. Gegenüber dem Hochaltar ſtand früher die chriſtliche Kanzel; ſeitwärts von dieſer erhebt ſich gegenwärtig das Mimbar. An jedem Freitag beſteigt ein Khatib oder Prediger dieſe mohammedaniſche Kanzel, den Koran in der einen, das Schwert in der andern Hand, zum Zeichen, daß der Prediger das Chriſtenthum und das Judenthum, der Koran das Alte und das Neue Teſtament beſtegte.

Das Aeußere der Baſilika macht keinen angenehmen Eindruck, es iſt ſchwerfällig. Seine Maſſenhaftigkeit läßt uns die Schönheit der Linien vermiſſen, die wir in den griechiſchen Gotteshäuſern bewundern, und erreicht dennoch nicht die einfache Erhabenheit ſpäterer chriſtlicher Religionsgebäude.

Von der Aja-Sofia aus begaben wir uns in die größte aller Moſcheen Stambul's, in diejenige Achmed's I. Sie iſt die einzige im ganzen Türkenreiche, welche ſechs Minarets hat. Wieder neun maieſtätiſche Kuppeln, Säulenreihen, in welchen Bänke für die Koranleſer ſtehen; darüber Gewölbe als Niederlagen für Geld und ſonſtige Koſtbarkeiten, welche das Eigenthum von Privatleuten ſind. Säulenartige Leuchter mit Wachskerzen, das Mimbar, ein Meiſterwerk der Bildhauerkunſt, ähnlich demjenigen in Mekka. Eine große goldene Krone, mit einem Halbmond daran, hing über ihm. Goldene, mit Smaragden beſetzte Lampen hingen an goldenen Ketten; ſchöngebundene Koranexemplare lagen auf goldburchwirkten Kiſſen und auf Pulten, die mit Perlmutter ausgeſchmückt ſind. Im Vorhof ſtanden ſchöne alte Bäume. Hierher begibt ſich der Sultan mit ſeinem ganzen Gefolge an den mohammedaniſchen Oſter- und Pfingſtfeſttagen; von hier aus begibt ſich die Mekkakaravane auf den Weg und hier wird hauptſächlich das Geburtsfeſt des Propheten gefeiert. An der nordöſtlichen Seite, nach Mekka hin, betraten wir die Turba Achmed's I. Dieſe Mauſoleen trifft man oft in den belebteſten Straßen der Türkenſtadt und ſie gehören zu ihren intereſſanteſten Eigenthümlichkeiten. Diejenige, in welcher wir uns befanden, war ein hohes Gebäude mit vielen buntfarbigen Fenſtern, die Wände mit Arabesken und Koranſprüchen bedeckt. Lampen, Kronleuchter und Straußeneier mit ſeidenen Quaſten gewahrten wir an der Decke; der Marmorboden war mit Teppichen bedeckt. Die Leichen werden in die Erde geſenkt und auf den über ſie gelegten Marmorplatten erhebt ſich ein leerer Sarkophag; dieſer war mit geſtickten Streifen des Vorhangs der Kaaba in Mekka und mit ſechs der Länge nach gefalteten Shawls bedeckt. Ein ſiebenter war als Vorhang um den Kaſten gewunden, welcher auf dem Kopfende lag und an dem eine Aigrette nicht fehlte. Eine ganze Anzahl von Särgen mohammedaniſcher Fürſten fand ſich hier, unter dieſen derjenige Oſman's II., der von den Janitſcharen erdroſſelt wurde.

Wir gelangten nun auf den Atmeidan, den

frühern Hippodrom oder Atmeidan. Auf dem Thurme dieses großen Platzes von Konstantinopel standen die vier ehernen Rosse, die gegenwärtig über der Marcuskirche in Venedig zu erblicken sind. Der Atmeidan wird oft bei den blutigen Empörungen genannt, welche unter den byzantinischen Kaisern stattfanden. Ihre schönsten Paläste standen hier. Statuen aus Athen und aus manchen Orten Kleinasiens bedeckten ihn, doch zerstörte sie die barbarische Hand der heranstürmenden Franken bis auf zwei Obelisken und eine Bronzesäule. Der große der Obelisken ist 60 Fuß hoch, von rothlichem Marmor; man sieht deutlich erkennbare Hieroglyphen darauf, welche Vögel, vierfüßige Thiere und verschieden geformte Dreiecke darstellen. Ein Erdbeben soll ihn umgeworfen, Theodosius ihn wieder aufgerichtet haben. Dieser ägyptische Stein hat alle die verheerenden Veränderungen um ihn herum, Erdbeben, Krieg und Revolutionen, überlebt und steht noch immer, während dieser weite Schauplatz ungeheurer Thaten zu einem wüsten Platz von etwa 100 Fuß Länge und der halben Breite zusammengeschrumpft ist, den schmutzige türkische Kaffeehäuser umgeben. Ein ehernes Schlangengewinde erhob sich etwa 12 Fuß von der Erde; es soll einst den Dreifuß des Orakels zu Delphi getragen haben, ist also eine ehrwürdige Reliquie aus Hellas und aller seiner altgriechischen Eigenthümlichkeit; doch haben wir uns vergebens nach einer Pythia um, die uns das zukünftige Geschick des Reichs der Osmanen verkündete.

Nicht lange, so standen wir vor der Turba Mahmud's II., der bekanntlich 1839 am Delirium tremens starb. Die sieben großen Fenster sind mit vergoldeten Eisengittern versehen, die Flügelthüren mit kostbaren goldenen Gesimsen. Gleich einem europäischen Salon war sie mit weißen seidenen Sofas und Armsesseln, mit goldenen Kronleuchtern und Uhren ausgestattet. Der Sarkophag Mahmud's hat wenigstens den Umfang eines gewöhnlichen Sarges. Auch seine Schwester und seine Töchter waren hier begraben. Balcetten von Cedernholz und ausgelegt mit Perlmutter umgaben viele Sarkophage, die Inschriften auf rothem goldgestickten Grunde trugen. Die Shawls auf den Grabstätten der Sultaninnen waren nicht weniger prächtig als diejenigen auf dem Sarkophag Mahmud's; doch war ihre jedesmalige Zahl auf zwei beschränkt und es fehlten die Turbane.

Seit unserer Ankunft in Konstantinopel hatte ich deutlich gespürt, daß wir im Osten vorgedrungen waren. Die kalten Küste im Jonischen Meer hatten dem kühlern Hauch einer nordischen Herbstluft Platz gemacht. Der November schritt vor und wir verschmähten nicht die wärmende Hülle unserer Mantel und Shawls. Auch wirkte fern vom Olymp herüber, der 12[illegible] Fuß hoch emporsteigt, eine weiße Decke frischgefallenen Schnees. Die Stangen unsers nordischen Winters, die Oefen, bemerkte ich nirgends; dagegen fand ich die auf den Jonischen Inseln theilweise vermißten Fenster hier wieder.

Nichtsdestoweniger veranlaßte uns ein sonniger Tag, uns noch einmal auf den Wasserweg zu begeben, um vorerst den Palast von Tschiragan (der beleuchtete) in Augenschein zu nehmen. Mahmud II. war der Erbauer des riesig gelegenen großen, jedoch theilweise hölzernen Gebäudes. Die Ausstattung war prächtig, der Divan oder Audienzsaal sowie auch der Harem und der äußere Hof mit herrlichen Säulen verziert. Der schöne weitläufige Garten ist mit bunten Kiosks angefüllt, deren einer die Gemächer enthält, die der gegenwärtige Sultan bewohnt, wenn er sich hier aufhält. Außerdem gehörte noch eine Anzahl von Gebäuden zu dem eigentlichen Palast, in denen das zum Hofe gehörige Personal beherbergt wurde. Einige prächtige Teppiche und schönausgelegte Schränke waren das einzige, was an kaiserliche Pracht erinnerte. Dann bestiegen wir unsern Kaik wieder und fuhren an dem Schloß der Sieben Thürme vorüber, in welches man früher die europäischen Gesandten sperrte, wenn man nicht mit ihnen zufrieden war. Andere Paläste und Kiosks des Padischah gingen auf grünen Anhöhen an uns vorüber; vorzüglich fiel uns der lange weiße Marmorpalast auf, den Abdul-Medschid erbaute. Auf den Rath unsers Dragomans beabsichtigten wir, die tanzenden Derwische zu sehen und betraten also in einem türkischen Stadttheil das Land. Dieser hatte uns erzählt, daß sie gleich christlichen Klosterbrüdern lebten, ohne sich jedoch von der Welt zu trennen. Viele verheirathen sich und treiben Gewerbe. Wir kamen durch einen engen Hof in ein großes rundes Haus. Am Eingange gewahrten wir einen Mann und eine beträchtliche Anzahl von Schuhen und Pantoffeln. Sie gehörten schon eingetroffenen Gläubigen und auch wir mußten uns bequemen, mit Zurücklassung unserer Stiefeln weiter zu gehen. In einem runden Gemach bildete eine Art von Holzver-

ſchlag einen Corridor nach der Wand zu, welcher mit Strohmatten belegt war. Auf beiden Seiten und Enden mehrere Türken. Auf dem glatten Boden in der Mitte knieten Derwiſche, indem ſie, ſich nach der Richtung von Mekka niederbeugend, mit dem Antlitz den Boden berührten. Lange, weite, helle Mäntel fielen bis auf ihre nackten Füße herunter. Der Hals war bloß; auf dem Kopfe trugen ſie Filzmützen oder Turbane; einige ſchienen von mittlerm Alter zu ſein, andere mehr in Jahren vorgeſchritten. Nun begannen ſie langſam und feierlich in der Runde herumzugehen; dann ſtimmten ſie eine einfache, traurige Melodie an, die von einer Violine und einer Pauke begleitet wurde. Als dieſe verſtummte, hielt einer von ihnen eine Rede, worauf wieder der feierliche Umzug anhob. Die Muſik wurde allmählich lauter und endlich warfen die Derwiſche ihre Mäntel ab und erſchienen in weißen Frauenröcken, die in Jacken und kurze Aermel ausgingen. Dabei fingen ſie an, ſich wie Kreiſel zu drehen. Dieſe Drehungen ſteigerten ſich bis zu vierzig in einer Minute, wobei die Arme ausgeſtreckt, der Kopf auf die Seite gehalten wurden. Wie man mir ſagte, ſo bedeutet dieſe kreisförmige Bewegung, daß ſie Gottes Nähe überall ſuchen; das Vorſchreiten den Gang des Menſchen durchs Leben, der langſam anfängt, dann weiter eilt und zuletzt vom Tod angehalten wird. Die Ausſtreckung der aufwärts gehenden rechten Hand bedeutet die Bitte um den Segen des Himmels; der linke, nach unten gewendete Arm ſoll den Verzicht auf die Güter der Erde anzeigen. Der ganze Vorgang wiederholte ſich dreimal; dann hüllten ſich alle in ihre Mäntel, knieten nieder und küßten die Erde. Hierauf traten ſie mit ruhigen, gemeſſenen Schritten den Weg zu ihren Behauſungen an.

Länger als eine Viertelſtunde hatte dieſer ſeltſame Gottesdienſt gedauert und wirklich überließen wir uns einem Gefühl des Behagens wie nach ausgeſtandenen Strapazen, als wir wieder in unſerm Boot ſaßen und auf den blauen Wellen des Bosporus dahinſchaukelten. Viele ſeltſame Eigenthümlichkeiten hatte ich hier in der Türkenſtadt gefunden, doch vermochte ich nicht, dem Aufenthalt in ihr Geſchmack abzugewinnen. Als von dieſem der Reiz der Neuheit abgeſtreift war, wurden mir die Unreinlichkeit und Verfallenheit, die mir auf jedem Schritt aufſtießen, immer unangenehmer und ich entſchloß mich endlich eher, als ich anfangs gedacht hatte, zur Weiterreiſe. Mit magiſcher Gewalt zog es mich nach Paläſtina. Der Aufenthalt auf den reinlichen und bequemen Dampfſchiffen des Lloyd, die ungeſtörte Ausſicht auf das weite Meer von ihrem Bord aus ſchien mir beſonders erfreulich im Gegenſatz zu den verräucherten Häuſern und ungekehrten Straßen Stambuls und Peras. Wenngleich nach der Verſicherung der Kundigen die Fahrt durch dieſe engen mit Inſeln angefüllten Meere weit gefährlicher iſt als diejenige über das Weltmeer nach Amerika, ſo vertraute ich dennoch ſo ſehr auf die erprobte Sicherheit der Beförderungsmittel der Lloydgeſellſchaft, daß ich nunmehr mit fröhlichem Herzen Europa verließ, um meinen Fuß weiter auf die aſiatiſche Erde zu ſetzen.

Aus einem Hungerjahr.

Die faſt über den ganzen Continent ausgedehnte Mißernte des Jahres 1816 hat wol kaum in irgendeinem Lande ſo namenloſes Unglück nach ſich gezogen als in Frankreich, wo unter der von den Alliirten eingeſetzten „glorreichen" Regierung Ludwig's XVIII die arbeitenden Klaſſen mit Steuern jeglicher Art erdrückt waren, die Prätenſionen der aus aller Herren Ländern zurückgekehrten Emigranten ſowie die des römiſch-apoſtoliſchen Klerus alles Maß überſchritten, die Auflöſung der alten Armee die Unzahl von Arbeitſuchenden vermehrte und das Gouvernement, von der leidenſchaftlichſten Rachbegierde beſeelt, nebenbei durch ſeine Prévotal-Gerichtshöfe und permanenten Kriegsgerichte das Blut der Patrioten in Strömen fließen ließ und die Bevölkerung in Angſt und Schrecken hielt. Die nothwendigſten Lebensmittel waren nach ihren Preiſen für die meiſten Menſchen unerſchwinglich, ſodaß in den Provinzen vollſtändige Hungersnoth eintrat, der endlich im Frühjahr 1817 die Energie des Finanzminiſters Humann durch Einkäufe von Getreide und Kartoffeln im fernen Ausland zu jedem Preis eine leidliche Grenze ſetzte. Die Hauptſtadt Paris wurde von alledem weniger berührt, da es noch im Princip einer jeden Regierung Frankreichs gelegen hat, deren Einwohnern Licenzen zu gewähren; in den Provinzen aber herrſchten Elend, Noth und Verzweiflung in ſo hohem Grade, daß für ein Stück Brot Unſchuld und Ehre aus den gebildetſten Ständen feil waren.

Ich lebte in jenem traurigen Winter in einer der bedeutendſten Provinzialſtädte Frankreichs, war finanziell gut geſtellt und hatte meinen Mit-

tagsüber in einem Hotel mit einem gewählten Kreis von ehemaligen höhern Offizieren, Beamten, Kaufleuten, Gelehrten und Particuliers zu dem Abonnementspreis von 60 Francs monatlich, die wir aber in Uebereinstimmung mit dem Wirth zu 100 Francs erhöhten unter der Bedingung, daß wir ebendrein mit ein paar Gerichten weniger uns begnügen wollten, dagegen aber ein jeder von uns allabendlich ein großes Brot geliefert erhalten müßte; mit diesem und einem Messer versehen, vertheilten wir uns alsdann in den Straßen, um Personen jedes Alters und Geschlechts zu sättigen, die gewiß früher nie den Hunger gekannt hatten und nun sich an den Bettelstab gebracht sahen.

Ohne an eine bestimmte Beschäftigung gebunden zu sein, übernahm ich das Ordnen und Katalogisiren vieler tausend Bände, die seit den Stürmen der ersten Revolution aus Klöstern und öffentlichen Bibliotheken in einem abseits gelegenen Magazin aufgespeichert waren und dort unter Schutt und Staub förmlich vergraben lagen. Ich brauchte Handarbeit zur Hülfte und so wurde zu dem Zweck von dem damaligen Eigenthümer der Bücher aus Hunderten von Arbeitsuchenden ein ehemaliger Wachtmeister der Großen Armee, Namens Mögling, Elsasser von Geburt, mit 1 Franc täglichem Lohn angenommen. Zwanzig Sous nicht das nöthige Brot war dafür zu erlangen und doch schätzte sich dieser Mann glücklich, nach langem vergeblichen Bemühen wenigstens einigen Verdienst gefunden zu haben. Man darf mir glauben, daß ich aus eigenen Mitteln ihm Zuschuß gewährte, und das um so lieber, als er während seiner vierjährigen Feldzüge sich schöne Sprachkenntnisse erworben hatte und mir nicht allein treu und fleißig, sondern auch wahrhaft nützlich zur Seite stand.

Höchst interessant für mich waren seine gelegentlichen Mittheilungen aus seiner während der Schreckensjahre von 1793—95 in Paris zugebrachten ersten Jugendzeit und seiner dann begonnenen vierjährigen militärischen Laufbahn, während welcher er bei der leichten Cavalerie die höhern Unteroffiziersgrade erlangt und funfzehn Verwundungen davongetragen hatte; zu seinem Unglück war keine der letztern schwer genug, ihm Aufnahme im Invalidenhaus zu verschaffen, sodaß er auf die Ansprüche einer Pension oder einer Civilanstellung angewiesen blieb, was für ihn, den ehemaligen Soldaten der Napoleon'schen Armee, aber damals, trotz seiner glänzenden Zeugnisse, nicht Beachtung finden konnte und durfte. So mußte denn der ehemalige Wachtmeister und der berühmten Braven einer jetzt Handlangerdienste thun, um nur nothdürftig das Leben zu fristen.

Bei allem Interesse, das mir der Mann einflößte, empfand ich doch manchmal eine unwillkürliche Scheu vor ihm; denn — mit sichtbarer Freude blickte er auf die Schauerscenen der Schreckenszeit zurück, rühmte sich, jubelnder Zeuge der Hinrichtung der unglücklichen Königsfamilie und anderer Opfer des Terrorismus gewesen zu sein und verhehlte keineswegs, die wirklichen oder vermeintlichen Rechte des Siegers in Italien, Deutschland, Spanien, Portugal u. s. w. jederzeit in vollem Maße geltend gemacht zu haben. Da nun in letzterer Beziehung die leichte Cavalerie — Husaren, Chasseurs à cheval, Dragoner u. s. w. — namentlich gefürchtet gewesen ist, so mußte ich ihn vielfach mit Schuld beladen glauben. Doch sühnte er augenblicklich seine etwaigen frühern Vergehen durch das beste Betragen und eine musterhafte Ehrlichkeit, welche zu beweisen ihm hier Gelegenheit genug geboten war.

So arbeiteten wir etwa vier Monate zusammen, bis wohin mein Katalog im Manuscript fertig war, der Ex-Wachtmeister nicht mehr beschäftigt werden konnte und nun seine Entlassung erhielt. Die öffentlichen Verhältnisse hatten sich in der Zeit nicht günstiger gestaltet und ohne Erfolg blieben nach wie vor des Mannes erneute Bewerbungen um sein gutes Recht. Da erschien er eines Morgens in meiner Wohnung, mir anzukündigen, daß er den letzten Versuch machen, nochmals nach Paris wandern, sich persönlich dem Kriegsminister als Halb-Invaliden vorstellen und um Versorgung nachsuchen wolle. Er hatte mich lieb gewonnen, schied unter Thränen von mir und empfing mit meinen Segenswünschen einen Zehrpfennig auf den weiten Weg.

Etwa acht Tage später brachten die öffentlichen Blätter des Departements die Mittheilung, daß auf der Landstraße nach Paris ein Handwerksbursche von einem einzelnen Mann angefallen, zu Boden geschlagen und seiner sämmtlichen Habe beraubt worden wäre. Ersterer sei nachher aber doch noch wieder zur Besinnung gekommen und habe sich so weit erholt, um bis nach dem nächsten Dorfe kriechen, den dasigen Gendarmerieposten von seinem Unglück in Kenntniß setzen und eine ungefähre Beschreibung des Räubers geben zu können. Dieser sei denn auch

bald eingeholt, von dem Beraubten mit Bestimmtheit als der Thäter recognoscirt und darauf den betreffenden Behörden abgeliefert worden. Angeklagter, vor das Prévotalgericht gestellt, habe seine That unumwunden eingestanden als Resultat des Hungers und der Verzweiflung, worauf das Gericht die Todesstrafe über ihn ausgesprochen und er diese auch sofort unter dem Beil der Guillotine erlitten habe. Der hingerichtete Raubmörder war kein anderer als mein Hausarbeiter, der ehemalige Wachtmeister Mogling.

War nun das obenerwähnte unwillkürliche Grauen, das mich von Zeit zu Zeit in der Gesellschaft dieses Mannes beschlich, das unbestimmte, dunkle Vorahnen einer ihn an das Messer liefernden furchtbaren That, die freilich die höchste Noth milderte und von einem Geschworenengericht nur mit höchstens zehn Jahren Galeere gesühnt worden wäre — oder war es die wol infolge seiner so rücksichtslos geäußerten politischen Gesinnungen und Ansichten in mir aufgestaubte Ahnung von vielleicht schon früher, während der Revolutions- und nachfolgenden Kriegszeit, wenn auch nur im rohen soldatesken Uebermuth, von Mogling verschuldeten Verbrechen oder Vergehen, welche jetzt nun — durch das unverhältnißmäßig schwere Strafmaß für die letzte verzweiflungsvolle That gleichsam mitgesühnt wurden? — — Ich konnte sein Ende nie als eine Strafe nur für seine letzte That betrachten. W. Z.

Anregungen.

Zur deutschen Geschichte.

Von dem tapfern thüringischen Grafen, der in der Mitte des 14. Jahrhunderts es wagte, auf die Wahl einer Fraction deutscher Fürsten gestützt, Kaiser Karl IV. entgegenzutreten, gibt es manche eingehende Schilderung. Auch ist die Heldengestalt des ritterlichen Mannes, die glänzende Höhe, zu der er sich aus seiner bescheidenen Stellung erhob und sein frühes unglückliches Ende wol geeignet, Theilnahme zu erwecken. Die Schrift „Günther, Graf von Schwarzburg, erwählter deutscher König. Historische Darstellung von Ludwig Grafen Uetterodt (Leipzig, J. O. Weigel, 1862), zeigt, bis zu welchem Grade der Bewunderung sich diese Theilnahme steigern läßt. Der mit liebevoller Pietät an seinen Stoff gegangene und vom thüringischen Heimatsgefühl bei dessen Bewältigung mächtig durchdrungene Verfasser ist der Meinung, daß Günther von Schwarzburg bei längerem Leben das Deutsche Reich geeinigt haben würde, eine Ansicht, die freilich wol mehr in dem patriotischen Bedauern, mit welchem der Verfasser auf die Zerrissenheit Deutschlands blickt, als in richtiger Würdigung der historischen Verhältnisse ihren Grund hat.

Die Zeit der Hohenstaufen hatte dem Einigkeitsbewußtsein der deutschen Stämme unendlich geschadet. Das Hauptstreben der deutschen Kaiser war auf Gründung einer Hausmacht gerichtet und der kluge Karl IV. mochte der Begründer eines deutsch-slavischen Reichs, das freilich unter seinen elenden Söhnen, dem treulosen Sigismund und dem halb thierischen Wenzel, bald zusammensank, in seinem Bestehen jedoch zu einer großen Bedeutung bestimmt schien und unter fähigen Regenten auch auf die Entwickelung und Einigung des Deutschen Reichs hätte wirken können. Böhmen, Mähren, die Lausitz, Schlesien, Brandenburg bildeten einen abgerundeten Ländercomplex. Um dem Beherrscher dieser Staaten widerstehen zu können, dazu hätte dem thüringischen Grafen der aufrichtige, uneigennützige Beistand wenigstens der Partei unter den Fürsten, die ihn zur höchsten Würde erhoben hatten, zur Seite stehen müssen. Wie aber bewährte sich dieser? Eifersucht und Selbstsucht hatten die Wahl Günther's veranlaßt, als man das Werkzeug nicht mehr bedurfte, ließ man es fallen. Günther starb an Gift, wie der Verfasser nur zu wahrscheinlich gemacht hat. Ferner wird der heldenmüthige Verzweiflungskampf, den er bis zum letzten Ende durchfocht, sowie die ganze Persönlichkeit des Ermordeten, die inmitten einer wüsten Zeit eine Fülle edeln Sinnes bewahrte, Hochachtung und Theilnahme abnöthigen und ein Werk wie das vorliegende, welches seinen Gegenstand mit der Liebe eines warmen Vaterlandsfreundes behandelt, des Interesses seiner Leser gewiß machen.

Als ganz besonders gelungen bezeichnen wir einige culturhistorische Schilderungen, z. B. ein Gemälde jener Schreckenszeit des Mittelalters, als der Schwarze Tod wüthete und die Flagellanten durch Europa zogen.

Unterhaltungsliteratur.

XV.

Der amerikanische Reisende Baldwin Möllhausen sahet fort, den ihm nach Abfassung seines wissenschaftlichen Reisewerkes verbliebenen Ueberschuß an culturgeschichtlichem Stoff in romantischen Erzählungen zu verwerthen.

Dem im vorigen Jahrgange dieser Blätter von uns besprochenen „Halbindianer" ist jetzt, im Anschluß an denselben, gefolgt: „Der Flüchtling. Erzählung aus Neu-Mexico und dem angrenzenden Indianergebiet" (vier Bände, Leipzig, Costenoble, 1862). Die Schilderungen der verschiedenen Gebirgszüge, wie der Sierra de la Manzana, Sierra de los Jumanes, Sierra Madre u. s. w., der verschiedenen Flußgebiete, wie des Rio grande del Norte, des Pecos,

Patkul.

Königen hab' ich wenig zu hinterlaſſen. Meine vierzehn Orden, Julius, ſchicke an die, die mir die Bruſt damit ſchmückten und ſie nicht ſchützen konnten. Ich ſparte in der Bank von Venedig für die Befreiung Liefflands 50,000 Kronen; vertheile ſie an meine armen Krieger, daß ſie in die Wälder und Steppen ihrer Heimath zurückkehren. Was ich bei mir trage, gieb dieſen armen ſchwediſchen Soldaten für die letzte Kugel!

Horn (vortretend).

Dieſe Krieger werden Ihnen den letzten Dienſt erweiſen.

Patkul.

Sieh doch, Bruder, welche Farbe tragen ſie?

Einſiedel.

Blau und gelb, mein Patkul!

Horn.

Es ſind Liefländer. Der Befehl des Monarchen.

Vitzthum (heftig ergrimmt).

Liefländer?

Einſiedel (mit glühender Leidenſchaft zu Horn).

O ſagen Sie Ihrem nordiſchen Carl, daß man ſein militairiſches Genie neben das des Alexander ſtellen wird. Aber dieſer Haß, mit dem er den Märtyrer des Völkerrechts und der Völkerfreiheit, den Liefländer Patkul noch in ſeiner letzten Stunde höhnte, wird in der Glorie ſeines Namens ein unauslöſchlicher Flecken ſein.

des Rio Verde, des Salinas, des Gila und des westlichen Colorado, der verschiedenen eingeborenen Stämme, wie der friedlichen, städtebauenden Zunnis, der kriegerischen, nomadisirenden Navahoes, der räuberischen, vertheerten Apaches u. s. w., neben den civilisirten Mexicanern; die frappanten Contraste der Rassen, die Beschreibungen der übrig gebliebenen Ruinen untergegangener altmexicanischer Städte wie Gran Quivira am Fuß der östlichen Abhänge des Manzanogebirgs, das zur Zeit der spanischen Eroberung noch in voller Blüte stand, und verfallener, halbverschütteter Bergwerke, die an diese Alterthümer sich knüpfenden Sagen und Erzählungen — alles das ist charakteristisch anschaulich und lebendig gehalten. Nur Eins haben wir an dieser Arbeit auszusetzen: das verbindende Erzählungselement gibt sich mitunter denn doch allzu breit und gedehnt und nöthigt an solchen Stellen, namentlich bei den häufigen, ziemlich gewöhnlichen Dialogen der Europäer untereinander, dem Leser manchen Stoßseufzer der Ungeduld ab. Für die am Schluß des „Flüchtlings" in Aussicht gestellte Fortführung des hier noch unabgeschlossen gebliebenen Geschicks einiger Hauptpersonen der Erzählung möchten wir jedenfalls dem Verfasser wohlmeinend eine weise Beschränkung seines Redenflusses empfehlen.

A. von Sternberg's neuester biographischer Roman „Peter Paul Rubens" (Leipzig, Hesekiel, 1862) ist eine leichte Arbeit des berühmten und fruchtbaren Schriftstellers. Eine vorwiegend äußerliche Auffassung des großen Malers und seiner vielseitigen, neben der künstlerischen auch staatsmännischen Wirksamkeit macht den Eindruck, als wenn seine Feder diesmal ganz contre cœur in Bewegung gesetzt gewesen. Liest man S. 123 und 124, so glaubt man den Verfasser seufzen zu hören: „Schade, daß die Deutschen so überaus tugendhaft sind! Warum bin ich nicht im Zeitalter des Marquis de Sade geboren! Diejenigen Gründungen, bei denen ich mich noch in meiner ganzen, unverkümmerten Jugendkraft zeigen würde, darf ich ihnen leider nicht bringen!"

Adolf Glaser bietet in drei Bänden „Erzählungen und Novellen" (Braunschweig, Reuboun u. Comp., 1862) einen bunten Unterhaltungsstoff, der diejenigen Leser nicht unbefriedigt lassen dürfte, die zur Erholung und Zerstreuung nach einer leichten Lectüre suchen. Von den größern Originalerzählungen ist „Schloß Kattenheim" mit ganz besonders guter Laune geschrieben, schade nur, daß der glücklich durchgeführten Spannung auf das räthselhafte Schloßgeheimniß die zu gewöhnliche Lösung desselben am Schlusse nicht entspricht. Von den kleinern Piecen, unter denen sich auch, was der Titel nicht verräth, Märchen und Fabeln befinden, erwähnen wir ein recht zeitgemäßes Genrebild aus dem modernsten Theaterleben: „Der Claqueur", das die unkünstlerischen Prepaganda- und Reclamebestrebungen der Bühnenkünstler für Stellung und Ruhm mit Humor veranschaulicht. Das jedenfalls Interessanteste gibt der Verfasser in den novellistischen Reproductionen folgender Biographien aus dem vorigen Jahrhundert: des Theaterdichters, Schauspielers und Schauspieldirectors Großmann (1746—96) und seiner Stieftochter, der Schauspielerin Friederike Hitzner, berühmt geworden unter ihrem spätern Namen Ungelmann und Bethmann (1766—1815); des Componisten, Kapellmeisters und Violinvirtuosen Georg Benda (1721—95), dem das Melodram seine Entstehung verdankte; des Schriftstellers, Aesthetikers und Archäologen Karl Philipp Moritz (1757—93), dessen abenteuerlicher Lebenslauf manche höchst drastische Momente bietet.

Der von Ludwig Kreuz aus „Erlebtem und Erfundenem" componirte Roman „Der Wiedererweckte" (zwei Theile, Leipzig, Kollmann, 1862) feiert die Erinnerungen des Freiheitskrieges, besonders des Feldzugs von 1813, mit jenem von oben her angehetzten Patriotismus, dessen Schlagwort „Mit Gott für König und Vaterland!" heutzutage fast schon wie ein frommer Sagenklang aus grauer Vorzeit an unser Ohr tönt und nur noch in dieser und jener alten Veteranenbrust ein volles und warmes Verständniß zu finden vermag. Man merkt der ganzen Schreibart des Verfassers an, daß er kein Autor von heute ist, wahrscheinlich hat die wackere Hand, die hier, wenn auch mit Pietät, mehr dilettantisch als künstlerisch Erinnerungen und Stimmungen aus jenen glorreichen fernen Tagen aufgezeichnet, schon damals selbst das Schwert geführt.

Lieder eines Handwerkers.*)

1. Die Nacht.

Wenn nach des Tages Last und Mühen
Der Abend naht in stiller Pracht;
Wenn hoch die gold'nen Sterne ziehen
Gleich Kähnen durch das Meer der Nacht
Und alle Welt, so schlummertrunken,
Zur Ruhe labet Morpheus ein,
Dann blitzt's um mich wie helle Funken —
Der Abend und die Nacht sind mein!

Mir sei ein dunkles Loos hienieden,
Auch ich muß unter Mühe und Last
Das Eisen des Bedarfes schmieden,
Nicht manche Stunde wird mir Rast;
Doch wenn des Tages Last und Hitze
Getragen ich in Kummer Pein,
Dann zucken die Gedankenblitze —
Der Abend und die Nacht sind mein!

Ob auch die Arme matt und wunde,
Ob auch der Leib bedarf der Ruh,
Senkt sich die Nacht, die Zeit zum Liede,
Dann schweb' ich meinen Himmeln zu
Des Purpurmantels Falten wallen,
Die Krone blitzt in gold'nem Schein,
Was irdisch ist, das laß' ich fallen —
Der Abend und die Nacht sind mein!

*) Wir geben hiermit einige Proben aus der Gedicht-Mappe eines rheinischen Buchdruckermeisters. Sie werden sie die allgemeinste Anerkennung finden. D. Red.

Dann klingt's wie Aeolsharfentöne,
Dann braust's wie Meereswogendrang,
Dann naht die göttliche Kamöne,
Leiht mir den Griffel zum Gesang.
Bin ich am Tage wol ein Laie,
Die Muse bringt den Götterwein
Und tröst auch mich mit ihrer Weihe —
Der Abend und die Nacht sind mein.

II. Hoffnung.

Hoffnung, süßes Zauberwort,
Du mein Trost und neuer Hort!
Hoffnung, Licht im Kerkerraum,
Gyhen du am Lebensbaum!
Du mein heller Sonnenstrahl
In des Schmerzes dunkelm Thal,
Bis der Tod das Herz mir bricht,
Hoffnung, ach, ich laß dich nicht!
In des Trübsals banger Nacht
Scheinst du, Stern, in voller Pracht,
Gläubig blickt ich auf zu dir,
Du vertrauend für und für!
Drücktest mir zur sanften Ruh
Oft das müde Auge zu,
Zeigtest mir in manchem Traum
Meiner Himmel selgen Raum.
Ach, wol sank ich oft dahin,
Tod im Herzen, Nacht im Sinn,
Ach, wol lag ich todeskrank
Von des Elends Wermuthstrank,
Hoffnung war das Priesterwort,
Das mich stärkte fort und fort,
Und an ihrer Labungsflur
Trank ich neuen Lebensmuth.
Du, mein Führer und Gelett
Auf der Wallfahrt allezeit,
Ebnetest den rauhen Weg,
Bautest mir wol manchen Steg,
Warst mir, war ich müd' und bang,
Liederschall und Vögelsang,
Warst mein Trunk im Wüstenland,
Palmenhain im Sonnenbrand!
Hoffnung, süße, holde Braut,
Der mein Sehnen ich vertraut,
Bot'st mir deines Mundes Kuß
Oft zum seligsten Genuß!
Oft in deinem weichen Arm
Lag ich sanft und ruhte warm,
Deines Auges lichten Schein
Sog ich seligtrunken ein!
Hoffnung, süßes, heil'ges Lied,
Das da klingt durch mein Gemüth!
Du, mein Leuchtthurm auf dem Meer
Meines Lebens, öd' und leer!
Du, mein Teppich, buntgeschmückt,
Drauf mein Eden ich erblickt,
Das mit lichtem Demantschein
Webte mein Verlangen ein!

Früh und spät im Tageslauf
Blick ich nur zu dir hinauf,
Bau auf dich nur, du, mein Hort,
Dir vertrau ich immerfort!
Ob du mich zum Ziele bringst,
Ob du falsche Lieder singst,
Wie das Loos mir fallen mag —
Hoffen will ich Tag für Tag!

III. Kriemhilde.

Weh mir! Da liegt er, so jugendstark,
Der Mann von Sehnen, der Mann von Mark,
In des Blutes purpurner Lache!
Dahin ist der Liebe selige Zeit!
Die klaffende Wunde zum Himmel schreit
Um Rache! Rache! Rache!
Nicht geht er mehr fröhlich auf die Pirsch,
Zu jagen den flüchtigen, vierfüßigen Hirsch
Und die wildentsetzende Bache,
Er sitzet sank im grünen Gestilde,
Am kühlen Borne das edle Wild —
O, Rache! Rache! Rache!
Nicht führt er mehr sein tapferes Heer,
Nicht schwingt er mehr den wuchtigen Speer
Für die edle und gute Sache —
Gebrochen sein Auge, kraftlos sein Arm,
Hinfällig sein Leben, so jugendwarm —
O, Rache! Rache! Rache!
Zur Bahre tritt Ironje Hagen hin,
Mit grimmigem Antlitz und düster von Sinn —
Kriemhilde's Auge hält Wache —
Anklagend öffnet die Wunde sich
Ha, feiger Mörder, nun kenne ich dich!
O, Rache! Rache! Rache!
Ihr buhlen Reien verderret all!
Die Jugend ist mir ein leerer Schall,
Wie heiter das Leben auch lache —
Die Würze von nun an zu meinem Mahl,
Der Wein in meinem Goldpokal
Heißt: Rache! Rache! Rache!

IV. Mein drittes Kind.

„Das dritte schon! Es bangt mir fast
Bei solchem Kindersegen!
Wo soll es halten seine Rast?
Wohin soll ich es legen?"
Die Mutter spricht's — „Ich weiß es kaum.
Oden bin ist es zu enge!
In solch beschränktem Erdenraum
Das gibt ein schön Gedränge!"
An ihrem Busen lag das Kind,
Das uns der Herr beschieden,
Sein Odem ging so leis' und lind,
Als sprächen Engel: „Frieden!"
Verrauscht war die Angst und Noth,
Verdet die Zeit, die trübe,
Es schien ein neues Morgenroth
Am Himmel unserer Liebe

Ich lächelte und sprach entzückt
„Wer wollte da noch zagen?
Jetzt, da der Herr uns so beglückt,
Vergißt du es mit Klagen?
O, der des Feldes Lilien tränkt
Mit frischem Morgenthau,
Ist's, der auch unser Schicksal lenkt,
Darum dem Herrn vertrau'!
Ist denn nicht unser auch die Welt,
So weit da glänzt der Himmel?
Lacht nicht auch uns vom blauen Zelt
Der Sterne Glanzgewimmel?
Scheint uns der Mond des Abends nicht
Ins Herz mit selger Wonne?
Wärmt nicht auch uns das heitre Licht
Der Feuerball der Sonne?
Es prangt das Feld so segenschwer
In Reichthum und in Fülle!
Und sind auch unsre Kassen leer,
Es fällt sie Gottes Wille
Es trägt der Baum nur noch die Last
Des Obstes mit Beschwerden —
Es ist in diesem Jahre fast,
Als sollten reich wir werden!
Sieh' unterm kleinen Engel an
In seinem sanften Schlummer,
Und sei getrost, mein Lieb, verbann'
Von nun an allen Kummer!
O, blicke gläubig himmelwärts,
Wo Gott sein Licht läßt scheinen,
Und wie den andern sei dein Herz
Die Wieg' des dritten Kleinen!
Und wenn betrübt es ist und krank,
Ich trag' es auf und nieder,
Und sing' ihm vor mit Sang und Klang
Viel süße Schlummerlieder.
Ich wach' in Nächten doch so oft
Und trag' die Kindlein gerne —
Drum, bange Mutter, nur gehofft!
Vertraue unserm Sterne!"
Sie hat mich fröhlich angeblickt
— Und war's auch unter Thränen
Daß ich so fröhlich und beglückt
Mich reich noch konnte wähnen.
Das Kindlein lag im tiefen Schlaf,
Fort war die Angst, die trübe;
Denn seiner Aeltern Seele traf
Ein Strahl der ew'gen Liebe.

V. Dichters Werbung.

„Sei mein, sei mein, du holdes Kind!
Komm', laß mich athmen deine Nähe!
Ich sing' dir Lieder weich und lind,
Voll Liebesglück und Liebeswehe!
Es soll dein Herz aufjauchzen laut
Bei meinen Weisen, voll und tönig —
Ergieb dich mir, sei meine Braut,
Mach' glücklich mich gleich einem König!

Mit Indien sieh' ich in Verkehr,
Wo, wenn du willst, ich mit der Lehre,
Es bringen meine Schiffe her
Für dich die köstlichsten Gewebe,
In Kaschmirshawl und Musselin
Sollst du den Leib, den schlanken, kleiden,
Daß dich die reichste Königin
In ihrem Glanze muß beneiden.
Mein Diener mit dem Kastkameel,
Er geht nach Persien deinethalben,
Daß du mit Schiras Rosenöl
Dir kannst das Haar, das dunkle, salben,
Und aus der Berge tiefstem Schacht
— Du weißt, dazu mir die Gnomen dienen —
Schenk' ich zur Diademespracht
Dir Diamanten und Rubinen.
Und einen Palast bau' ich dir,
Darein wir fürstlich wollen wohnen,
Es soll kein Sultan noch Vezier
In solchem Feenschlosse thronen!
Ein Bau soll's, keiner würdig, sein,
Mit Kuppel, ruhend auf Pilastern;
Wir nehmen dazu Marmelstein,
Doch, wenn du willst, auch Alabaster.
Und alles, was dein Herz begehrt,
Dein ist's, du darfst es mir nur sagen.
Ich bin es, der die Heer bekehrt,
Für mich die Wellen zu durchjagen!
Ergieb dich mir, sei mein, sei mein!
Erwecke mich zu schönerm Leben!
O, sei du mein, längst war ich dein!
Mein Herzblut könnt' ich für dich geben!"
Abwechselnd roth und wieder bleich,
So stand sie da, das holde Weiben;
Ihr Herz ward schwach, ihr Herz ward weich,
In ihren Augen konnt' ich's leien —
Die Lieb' ist wie die Aloe,
Aufsprengt ein dunkler Drang sie mächtig,
Dann schießt sie selig in die Höh'
Und blüht nur Einmal, wunderprächtig!
Wir schwiegen lang . . . Die höchste Lust,
Die sich im Lieben nur kann zeigen,
Das größte Glück der Menschenbrust,
Es liegt in solchem sel'gen Schweigen —
O, die ihr wißt, was Liebe ist,
Beschrieben das wol Engelzungen,
Wenn man zum ersten male küßt,
Zum ersten mal sich hält umschlungen?
Ich sprach: „Wie lieb' ich dich so heiß!
Willst du durchs Leben mich begleiten?"
Sie sagte: „Träumer, sieh', ich weiß,
Nichts ist's mit deinen Herrlichkeiten!
Doch nimm auf ewig hin mich nun,
Ob reich, ob arm" — Wie war ich fröhlich!
„Kann ich an deinem Herzen ruhn,
Dann bin ich selig, überselig!"

Karl Gerhardt.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die Fichtefeier. — Pariser Briefe. XII. — Aus der Bücherwelt.

Die Fichtefeier.

* Ein charakteristisches Moment für die Fichtefeier scheint uns darin zu liegen, daß sich eigentlich dasjenige, was volksthümlich an ihr war, auf eine völlige Unbekanntschaft mit dem gründete, was Fichte geleistet hat.

Nicht ein einziges Buch von Fichte ist verbanden, das selbst dem Gebildeten sofort zur Hand gewesen wäre oder ihm die Geistesarbeit des Philosophen charakteristisch vergegenwärtigt hätte. Denn selbst Fichte's „Reden an die deutsche Nation" sind nur wenig verbreitet und bieten nicht im mindesten dem, der etwa in ihnen eine feurige Philippika gegen die Herrschaft der Franzosen erwartet, eine Befriedigung. Der Patriotismus wird hier ganz in die Fragen der Sittlichkeit, Erziehung und Charakterbildung gelegt.

Nun sind wir keineswegs gemeint, auf die schöne, edle, warme Begeisterung, die sich bei dieser Gelegenheit überall kund gab — — kaltes Wasser gießen zu wollen, und doch müssen wir es bedenklich finden, wenn sich der Cultus des Genius, den man sofort bei Schiller, Goethe, Shakspeare begreifen kann, so nur auf eine abstracte und allgemeine Erfassung eines anregenden Menschenlebens begründet wie hier. Der Masse ist von Fichte's Person, von seinem Wollen und Streben bei dieser Gelegenheit nicht viel mehr zurückgeblieben als das Bild eines Gelehrten, der von armen Aeltern stammte, in unserm modernen Sinne freisinnig gewesen sein soll, die Erniedrigung seines Vaterlandes mit tausend andern tief beklagte und im Jahre 1813, wiederum mit vielen andern, vor den Thoren Berlins Schanzen aufwerfen half. Fichte's — Philosophie, seine eigentliche Berechtigung, dauernd genannt zu werden, blieb am Wege liegen.

Wir werden im Laufe dieses Jahrhunderts noch eine Menge solcher säkularer Erinnerungen zu feiern haben. Aber wenn diese Feste wirklich den Sinn des Volks wieder für den Idealismus im Denken und Handeln gewinnen sollen, so wäre wol zu wünschen, daß ihnen ein wenig mehr Realismus und, aufrichtig gesprochen, mehr Wahrheit zum Grunde läge als bei dieser Fichtefeier. Auf bestem Wege können wir sonst zu einem haltlosen, in der Luft schwebenden Ideen- und Stimmungstaumel gerathen, dessen wahrhafter und realer Niederschlag — zuletzt nur die Erinnerung an Essen und Trinken und etwas Phrasen nachklang ist.

Es liegen uns eine Menge populärer Schriften vor, die die größere Lesewelt mit Fichte's Leben und Charakter bekannt machen wollen. Manche darunter, wie selbstverständlich die von Adolf Stahr, hat ihre Vorzüge, doch auch hier muß oft bekannt werden, daß eine gewisse Accommodation der geschichtlich gegebenen Erscheinung an die Voraussetzungen und Lieblingsneigungen der Gegenwart das Bild nicht ganz echt wiedergibt. Es fällt uns dabei immer das Preisen des „demokratischen" Schiller ein, der in seiner weimarischen Zeit über das, was Shakspeare das „süße Gift des Jahrhunderts" nannte, gar herzlich weise sprach.

Die zuverlässigste Quelle über Fichte bleibt „J. G. Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel. Von seinem Sohne J. H. Fichte" (zwei Bände, zweite Auflage, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862). Das Bild, das uns hier entgegentritt, läßt sich im wesentlichen auf folgende Momente zurückführen.

Am 19. Mai 1762 wurde Johann Gottlieb Fichte in dem Dorfe Rammenau geboren, in der schönsten Gegend der Oberlausitz, wenige Stunden von Kamenz, dem Geburtsorte Lessing's. Die Ueberlieferung, wie sie sich in der Familie erhalten hat, bezeichnet einen schwedischen Wachtmeister, der zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs hier schwer verwundet zurückgeblieben, von einem Landmann treulich verpflegt und endlich als Gidam angenommen worden sei, als den Gründer dieser Familie, die sich in zahlreicher Nachkommenschaft fortgepflanzt hat. Der Großvater unsers Fichte hatte einen geringen Antheil an Garten und Feld, als Hauptverwerb aber einen Handel mit schmalen Bändern ererbt, die auf seinem eigenen Webstuhle angefertigt wurden. Sein Sohn, Christian Fichte, setzte dies Gewerbe fort und heirathete die Tochter seines frühern Lehrherrn, des Band- und Leinwandfabrikanten Johann Schurich in der benachbarten Stadt Pulsnitz, Nietzsche's Heimatsstadt.

Unter den vielen Kindern Christian Fichte's war Johann Gottlieb der älteste. Kräftig an Körper, schon früh selbständig in allem seinem Thun, zeigte der Knabe wenig Theilnahme an den kindlichen Spielen seiner Geschwister, dagegen großen Hang zu einsamem Nachdenken. Nicht selten sah man ihn stundenlang einsam im Felde, den Blick starr in die Ferne gerichtet, bis ihn zuweilen nach Sonnenuntergang der Schäfer des Orts, der den stillen, nachdenkenden und klugen Knaben kannte und liebte, nach Hause führte. Das waren die Stunden, bei deren Erinnerung Fichte später am liebsten verweilte.

Der Vater unterrichtete den fähigen Knaben selbst und bald ward es des letztern Amt, der Familie

das Morgengebet und den Abendsegen vorzulesen. In einem Alter von sieben oder acht Jahren war er im Stande, eine gehörte Predigt in ihren Hauptwendungen wiederzugeben, und der Umstand, daß diese Befähigung im ganzen Dorfe bekannt war, wurde für sein Schicksal entscheidend, als der wegen seiner Frömmigkeit und Wohlthätigkeit bekannte Freiherr von Miltitz bei einem Besuche bei dem Grafen von Hoymannsegg sein Bedauern darüber aussprach, daß er nicht der Predigt des als Kanzelredner berühmten Ortspfarrers Dienstag habe beiwohnen können und nun der kleine Gottlieb gebeten wurde, um die gehaltene Predigt aus dem Gedächtniß wiederzugeben. Der Freiherr erstaunte über den Vortrag des Knaben und nahm ihn nach eingezogener Erkundigung bei dem Pfarrer und nachdem einige Bedenklichkeiten von seiten der Mutter überwunden waren, bei seiner Abreise mit sich, zuerst nach Oberau, einem Schlosse des Freiherrn, unweit Meißen, am Elbstrome, dessen mittelalterlicher Bau, dessen Parkanlagen und Eichenwälder einen mächtigen Eindruck auf das jugendliche Gemüth des Kindes machten. Bei aller Güte des Freiherrn von Miltitz überfiel den Knaben hier ein Heimweh und eine Sehnsucht nach seinen Eltern, die seine Gesundheit anzugreifen schien, sodaß der Pflegevater beschloß, denselben einem Prediger der Nachbarschaft anzuvertrauen, der, selbst kinderlos, eine große Liebe für Kinder hegte, und bei diesem Mann, in dem Dorfe Niederau bei Meißen, verlebte Fichte seine schönsten Jugendjahre.

Etwa im zwölften Lebensjahre wurde er in die Stadtschule zu Meißen und dann in die Fürstenschule Pforta bei Naumburg aufgenommen; der Aufenthalt in diesen Anstalten wurde bei der damals dort herrschenden fast klösterlichen Ordnung und Zucht, die ein Talent nur das des jungen Fichte eher zu unterdrücken als zu fördern tauglich war, wenig vortheilhaft auf ihn; er fühlte sich sehr vereinsamt. In demselben Jahre starb sein Pflegevater und es findet sich keine Spur, daß die Erben sich des Pfleglings angenommen hätten. So stand er früh allein in der Welt, auf sich selbst angewiesen und bei eigenen Kraft vertrauend.

Im Jahre 1780, im vollendeten achtzehnten Lebensjahre, bezog Fichte die Universität Jena, um sich dem Studium der Theologie zu widmen, aber das eigentliche Fachstudium zog ihn wenig an, er strebte nach allgemeiner Bildung, er suchte ein allgemeines Wirken als Ziel desselben. Zu den philosophischen Studien mußten einen solchen Geist die theologischen Lehren der Dogmatik führen, die Lehren über die Eigenschaften des höchsten Wesens, über das Verhältniß der göttlichen Allmacht zur menschlichen Freiheit. Diese suchte er unabhängig zu erforschen und eben in diesem frühen Studium seines Universitätslebens finden wir die Spur jener Gedankenrichtung, die später den Gang seines Studiums und seiner Philosophie bestimmte. Freiheit oder Nichtfreiheit des Geistes — das war für ihn die entscheidende Frage, deren Lösung ihn aber auch mit der herrschenden kirchlichen Richtung in Sachsen in Zwiespalt brachte und nach Vollendung seiner Studien in Leipzig und Wittenberg seine Anstellung als Prediger verhinderte.

Seine äußeren Verhältnisse waren übrigens während seiner Studienzeit im höchsten Grade bedrängt. Von seinen Angehörigen konnte er keine Unterstützung erwarten, die Hinterlassenen seines Pflegevaters kümmerten sich nicht um ihn, akademische Benefizien wurden ihm nie zu Theil und nur durch Privatunterricht wußte er sich als Student nothdürftig zu erhalten wie später als Hauslehrer.

In dieser Stellung finden wir ihn 1788 in Zürich, wo er durch den Umgang mit den geistvollsten Männern wie Lavater, Steinbrüchel u. s. w. zu weiterm Forschen angeregt wurde und auch seine Gattin kennen lernte, die später seine treue Lebensgefährtin geworden ist, eine geborene Rahn und Schwestertochter Klopstock's. Hier hegte er die Absicht, eine Rednerschule zu gründen, wozu noch der Plan vorhanden ist. Nothwendig sei die Kunst, seine Gedanken richtig auszudrücken, für jeden Stand, ganz besonders aber in Zürich, wo die Staatsverhältnisse es nothwendig machten, öffentlich zu reden. Der Plan kam nicht zur Ausführung, er beweist aber die praktische Richtung seines Strebens.

Ostern 1790 verließ Fichte Zürich, mit Empfehlungen von Lavater versehen und reiste über Stuttgart nach Leipzig. Aber seine Versuche, eine Stellung als Führer eines Prinzen zu finden oder Lehrer an einem Hofe zu werden, mißlangen; für ein Journal, welches er zu gründen beabsichtigte, fand er keinen Verleger. In dieser Lage, wo er, wie er seiner Braut schreibt, „mittellos in gänzlicher Verstimmung und Vereinsamung fast alles verloren hat außer dem Muth", wandten sich einige Studirende mit der Aufforderung an ihn, Unterricht in der Kant'schen Philosophie zu ertheilen. Das Studium derselben, zu dem er so fast wider seinen Willen gezwungen wurde, brachte eine große Umwälzung in ihm hervor. Er wurde gänzlich davon überzeugt, daß der menschliche Wille frei sei, und diese Ueberzeugung brachte in ihm eine Ruhe hervor, die er bis dahin vergebens gesucht hatte.

Früher nämlich war Fichte Determinist gewesen, d. h. er hatte die gänzliche Abhängigkeit des menschlichen Willens vom Verstande, des Herzens vom Kopfe angenommen: der Wille müsse thun, was der Verstand erkannt habe; die Schuld an allem Handeln treffe nicht den Willen, sondern nur den Verstand — eine Lehre, die zuletzt alle Freiheit und Sittlichkeit des Denkens aufhebt. Kant's Lehre von der Freiheit des Menschen, die moralischen Grundsätze dieser Philosophie will er von jetzt an populär machen, ihrer Verbreitung sein Leben widmen.

Doch muß er zunächst wieder eine Hauslehrerstelle annehmen, diesmal in Warschau bei einer polnischen Gräfin, eine Stelle, die er, kaum angetreten, wieder aufgibt, um in Königsberg Kant persönlich aufzusuchen. Hier schreibt er seinen „Versuch der Kritik aller

Offenbarung", die von Kant gebilligt wird und im Druck erscheint, aber zufällig ohne Namen des Verfassers.

Diese Schrift erregte ein außerordentliches Aufsehen; allgemein wurde Kant für ihren Verfasser gehalten, der sogleich erklärte, daß dieselbe von dem Candidaten der Theologie Fichte verfaßt sei, dessen Ruhm als philosophischer Schriftsteller dadurch mit Einem Schlage begründet war.

Nach Zürich zurückgekehrt, schließt er 1793 die Ehe mit seiner Braut und lebt einige Zeit als Privatgelehrter. Er schrieb hier „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die Französische Revolution"; er vertheidigt in denselben das Recht der Völker zur Revolution aus dem Gesellschaftsvertrage und aus dem Zwecke des Staats, der in der Cultur der Freiheit bestehe.

Ostern 1794 folgte Fichte einem Ruf als Professor der Philosophie nach Jena an Reinhold's Stelle, zu einer Zeit, als Goethe und Schiller die deutsche Dichtkunst zur höchsten Vollendung erhoben. Er suchte hier nicht blos die Wissenschaft, sondern auch das Leben zu reformiren, gerieth aber dadurch mit allen Verehrern des Alten, mit der geistlichen Macht des Oberconsistoriums in Weimar, selbst mit den Studirenden in Collision. Die kurfürstliche Regierung erhob 1799 gegen Fichte eine Anklage auf Atheismus, entnommen aus einem Aufsatze „Ueber den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung", der in einem von ihm und Niethammer redigirten Journal erschienen war. Die vormundliche Regierung, Herzog Karl August selbst, hatten keineswegs die Absicht, die Anklage zu unterstützen, doch hielt man es für zweckmäßig, ihn zur Vorsicht zu ermahnen, woraus das Gerücht entstand, Fichte habe einen starken Verweis erhalten, ein Gerücht, das ihm unerträglich schien und ihn zum Austritt aus Jena bewog.

Er ging nun nach Berlin, um hier als Privatgelehrter zu leben. Die Frage, ob er hier zu suchen sei, kam bis vor den König Friedrich Wilhelm III., der entschied in einer Weise, die ihm sehr zur Ehre gereicht. Aus der Zeit seines Aufenthalts in Berlin stammen die populären Schriften Fichte's, durch welche er auf das Volk einzuwirken suchte. Nach der Katastrophe von 1806 flieht er aus Berlin nach Kopenhagen und Schweden, um den Anblick der Franzosen zu vermeiden, kehrt aber noch dem Frieden nach Berlin zurück, um für die Erhebung wider die Fremdherrschaft Napoleon's zu wirken. Er entwarf hier die „Reden an die deutsche Nation", gehalten im Winter 1807 auf 1808, die den nationalen und patriotischen Sinn der Deutschen anregten. In der Versammlung von 1813 wollte er als Krieger über Nation diesen Antheil nehmen, seine Anträge wurden jedoch abgelehnt. Reiche einige Jahre durch seine Vorlesungen zu wirken. Das Ende des Kampfes hat er nicht erlebt. Seine Gattin, die Verwundeten pflegte, erkrankte schwer am Lazarethfieber. Sie erhielt sich zwar, hatte aber die Krankheit auf ihren Mann übertragen, der ihr am 27. Januar 1814 erlag.

Gewiß der Lebenslauf eines braven Mannes, der sich im vortheilhaftesten Lichte zeigt, wenn man ihn mit der breit- und schwunglosen Duckmäuserei Schopenhauer's vergleicht, der sich 1813 zur Erhebung seines Volks „getreut" zu werden fürchtete und, nach seinem Biographen Gwinner, über Fichte als den Mann des „hohlen Pathos" urtheilte.

Wiener Briefe.

XII.

— Bei der großen Baulust, die aus Anlaß der Stadterweiterung beinahe epidemisch über die fortifikationsbefreiende Bevölkerung Wiens gekommen ist und sich bis zur äußersten Grenze der Linienwälle hinaus durch Neu- und Erweiterungsbauten kund gibt, ist es bemerkenswerth wahrzunehmen, wie langsam und unvollständig dem lange gefühlten und bereits seit Jahren der amtlichen Aufmerksamkeit übermittelten Bedürfniß neuer Kirchen für einige der bevölkertsten Bezirke Wiens abgeholfen wird. Die neue Kirche in Altlerchenfeld und jene der Lazaristen in Mariahilf abgerechnet, ist seit den vielen Jahren, daß diese Frage in Verhandlung steht, kein neues Gotteshaus eröffnet worden. Der Bau einer neuen Kirche in Hietzing, für deren Herstellung ein bedeutender Fonds, von der ebenso frommen als wohlthätigen Kaiserin Karoline Auguste gewidmet, seit Jahren in Bereitschaft liegt, ist aus Anlaß von Differenzen über den Bauplatz zwischen dem frühern Ministerium für Cultus und Unterricht und der Gemeinde Hietzing ins Stocken gerathen, so daß dringend nothwendigen zweiten Kirche für die Vorstadt Wieden hat vor kurzem erst der Grundbau begonnen, und für die Pfarre Kunt- und Lechhaus, Krimdorf u. s. ist noch immer keine Vorlage getroffen.

Der Cardinal Fürsterzbischof, der sich in neuester Zeit durch seine verfassungstreue Haltung manche Sympathien erworben hat, übt bei neue Kirchen in den Gottesausschüssen des Mittelpunkts seiner Diöcese auch voll entschieden sein, die Sache nun energisch angefaßt und, wenn es noch thut, selbst eigene Opfer zu bringen, um schnell ans Ziel zu kommen, so hielt man aber vielfach den ausgezeichneten, namentlich im Kirchenbau bewanderten Architekten Schmidt zu sehr an Details, um Pläne zu minder kostspieligen, einer monumentalen, aber einfachen Kirchen zu erlangen.

Die Anlage des Volksparks vor dem Karolinenthor ist bereits so weit vorgeschritten, daß man sich ein Bild davon machen kann. Es herrscht nur Einer Stimme darüber, daß die Lokalverhältnisse auf das erwünschteste benutzt sind, und Geschmack und Zweckmäßigkeit Hand in Hand gehen. Für die Gegenwart ist die Bevölkerung Wiens gewiß auf Land und Staat angewiesen, wenn sie ein schmerzliches Monumentalwerk stören will; die wenigen noch vorhandenen

Glacistheile bieten nur geringen Raum zum Lustwandeln oder Lagern und Umtummeln im Freien; Prater und Augarten sind nur für die nahe liegenden Vorstädte eine geeignete Zufluchtsstätte, dasselbe gilt von den Gärten der Fürsten Schwarzenberg (Wieden) und Liechtenstein (Rossau), von dem Botanischen und Belvedere-Garten; die eigentlichen Städter aber sind auf den Volks- und Paradiesgarten angewiesen. Diese Belustigungsorte sind daher auch an jedem schönen Tage überfüllt und namentlich gewährt der Prater an Sonn- und Festtagen das Bild einer gemüthlichen Völkerwanderung. Man kann oft gar nicht glauben, daß diese endlosen Züge, die sich nach allen Seiten hin verschlingen und im eigentlichen Volksprater oft zu unentwirrbar scheinenden Knäueln sich verwickeln, aus dem Meer von Luft und Behagen, in dem sie schwimmen, wieder auf den Boden nüchterner Alltäglichkeit zurückkehren werden.

Am meisten aber muß man die gutmüthige Genußseligkeit der Wiener bewundern, wenn man sie scharenweise vor den Kaffeehäusern unter den schattigen Bäumen sitzen und mit musterer Geduld auf die schlechte Bedienung warten sieht, wenn man das halbzerflossene Süßeis anblickt, das an solchen Tagen die Kaffeewirthe zum Dank für den unermeßlichen Zuspruch sich theurer als gewöhnlich bezahlen lassen, oder von dem Milchkaffee nippt, dessen Farbe schon die reichlich angewandten Verdünnungsmittel verräth. Kaum dürfte es eine zweite Großstadt geben, wo von den Wirthen, und zwar gerade von solchen, die durch die Verhältnisse so begünstigt sind, daß sie reich werden müssen, die Gelegenheit so ausgebeutet wird wie in Wien. Die Stühle mit flechtenem Sitz im sogenannten Paradiesgarten sind von der Art, daß sie mit Recht als ein Abhärtungs- und bei fortgesetztem Benutzungszwang selbst als ein ausgebiegtes Strafmittel angesehen werden könnten und — wie mir ein viel in der Welt herumgekommener Herr aus der höhern Gesellschaftsklasse versicherte — in andern civilisirten Ländern gar nicht aufzutreiben wären. Ueberhaupt ließe sich über das Gasthauswesen in Wien und wie sehr auch auf diesem Gebiet des öffentlichen Lebens ein zeitgemäßer Aufschwung wünschenswerth wäre, gar manches sagen. Gewiß wird die Gewerbefreiheit allmählich auch hier ihre Wirksamkeit entfalten und Anzeichen, daß die Concurrenz Früchte trägt, lassen sich schon jetzt nicht verkennen.

Die enragirten Theaterfreunde, welche diese Zerstreuung auch im Sommer nicht entbehren wollen, werden demnächst auf schmale Kost angewiesen sein. Das Carltheater ist bereits geschlossen, das Wiedner-Theater gab seine letzte Vorstellung, die beiden Hoftheater treten nacheinander ihre Ferien an und nur das Karltheater wird den Platz tapfer behaupten, nachdem es für die heißeste Sommerzeit die Localitäten gepachtet hat. Eine charakteristisch beachtenswerthe Erscheinung ist es, daß dieses Theater beinahe ausschließlich nur Offenbach'sche Operetten und einactige Possen oder Lustspiele gibt und damit die glänzendsten Geschäfte macht. In neuester Zeit hat dasselbe auch auf einheimische Talente ein größeres Augenmerk gerichtet. Unter diesen steht der Componist der schnell beliebt gewordenen Operetten „Eduard Wurstbal" und „Liebchen am Dache", Karl Konradin, an der Spitze. Man sieht daher auch seiner neuesten Operette: „Nach Mekka" (Text von Erik Nessel), welche im kommenden Herbst im Karltheater zur Aufführung gelangen wird, mit Interesse entgegen.

Aus der Bühnenwelt.

" In der „Wiener Zeitung", Abendblatt Nr. 113, finden wir eine Vertheidigung des Hofburgtheaters gegen mancherlei Vorwürfe, welche der gegenwärtigen Direction desselben gemacht zu werden pflegen. Es ist wahr, für eine gewisse Gattung Stücke, namentlich die romantischen Jambentragödien, scheint sich diese alte Zufluchtsstätte ästhetischer Traditionen immer spröder und spröder verschließen zu wollen; aber vergleicht man damit die außerordentliche Bereitwilligkeit, mit der Laube doch alles aufführt, was nur irgendwie der Richtung seines Publikums entspricht, so gibt er Mittel und zu welchem jene Anklage mit dem rüstigen, zum Gastadressen jedes ihm lohnend erscheinenden Werkes immer bereiten Führer jener Bühne Lehre, ernstlich zu denken. Es sind nicht die französischen Stücke, die Laube um ihrer selbst willen annimmt und darstellen läßt, sondern die den Deutschen fehlenden, vom Hauch der Gegenwart mächtig berührten, rein modernen Stücke; sein Publikum will im Theater, so gebildet es ist, doch von den hochgeschraubten Prätensionen der Literaturgeschichte und ästhetischen Doctrin unberührt. Es will nichts, was goethisirt, schillerisirt, shakespearisirt; es will die Sprache der Gegenwart, das unmittelbare Wort der Zeit, wiedergegeben in Gestaltungen, die nicht nach Manier schwanken, nicht nach den Lampe riechen, nicht mit den Mienen des Anregens die Publicum um die Gunst der Kothedenächtheit betrachten. Sehr wahr sagt jene Vertheidigung: „Die gemischte Zuhörerschaft eines Theaters entwickelt binnen einer Viertelstunde das Vorurtheil populären Verständnisses und empfindet Langeweile oder Widerstreben bei fremdartigem Inhalt. Auf diesem immer mit immer weiter abgesteckten Wege des Kunstgenusses liegt seine Zukunft unsere Theorie. Vermöchte sich dieses Kunstgenuß wieder ein wirklicher Genuß: man wird ihn nicht verlassen und ein solcher wird auch die angestrebten Ideen wachhalten bleiben. Aber diese auf diese Gattung und Form allein hinweisen und hinweisen sollen wir nicht, wenn wir von Forderung des Theaters sprechen. Die letzteste Identität leidet auf die Länge das Theater nur es ist ohne Schwierigkeit nachzuweisen, daß Wien in seinem Burgtheater gerade darum so viel längere, allgemeinere Dauer widerstrebt, weil es stets auf Darstellung des wahren verbannenen Lebens gehalten und gezwungen."

(Ausgegeben am 5. Juni 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Ed. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 24.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Ein schweizer Charakter. Von Franz von Sonnenstein. — Ein Tag in Wien. Von Friedrich Lampert. I. — Der erste Mai in Stockholm. Von A. Lewinsohn. — „Anna, dritter Theil“. — Vermischte Schriften. V. — Unterhaltungsliteratur. XVI. — **Neues aus der Welt.**

Ein schweizer Charakter.

Unter den Blüten des Frühlings haben sie jüngst zu Luzern einen Mann zur Erde bestattet, der zu den wackersten Vorkämpfern für politische und religiöse Freiheit in der Schweiz gehörte, dessen Name durch seine Erlebnisse in der Sonderbundszeit in ganz Europa genannt wurde und an den sich wieder zu erinnern und an dieser Erinnerung den mannhaften Bürgermuth zu erfrischen wir vielleicht gerade in Deutschland jetzt die Ursache haben.

Der Schweizer Jakob Robert Steiger war von der Natur mit allen jenen Anlagen und Eigenthümlichkeiten ausgestattet, welche den germanischen Volksstamm auszeichnen. Mit der nie ruhenden Kreidheit seines Geistes verband er ein treues Gemüth, das sich liebevoll in seinem klaren blauen Auge spiegelte. Für die Schönheiten der Natur wie für die Hervorbringungen der Kunst hatte er einen hohen Sinn und ein inniges Verständniß; ein besonderer Grundzug von Steiger's Charakter war sein patriotisches Heimathsgefühl, dem er von früher Jugend bis an sein Ende in Wort, Lied und That lebendigen Ausdruck gab. Wie Nichts eine Haupteigenthümlichkeit deutschen Wesens darum legt, daß bei den Deutschen die Geistesbildung ins Leben eingreift,

daß bei ihnen Ursprünglichkeit und Liebe zur Arbeit, bei ihnen Glaube an Freiheit und an ein ewiges Fortschreiten unseres Geschlechts sich finde, so war Steiger ein Deutscher, wie es wenige bessere gibt. Nicht nur hatte er sich einen wissenschaftlichen Beruf gewählt, der am unmittelbarsten mit dem Leben in Beziehung steht, die Heilkunde, was der fleißige und talentvolle Mann an Resultaten allgemein menschlicher Bildung gewonnen hatte, das suchte er auch als Schriftsteller, als Mitglied von gemeinnützigen Gesellschaften, als Staatsmann zu verwerthen. Und seine Liebe zur Freiheit — er hat sie bethätigt in schwerem Manneskampf, in bittern Leiden — und sein Glaube an diese Freiheit, an einen sittlichen Fortschritt — er hat den schuldlosen Mann aufrecht erhalten, als er wie ein gemeiner Verbrecher eingekerkert wurde; er hat ihm Trost und Hoffnung gegeben in jenen schrecklichen Stunden, als die Macht eines Todesurtheils auf dem an Händen und Füßen in seinem Kerker angeschellten Dulder lag!

Jakob Robert Steiger war am 6. Juni 1801 zu Gerswyl im Orte Sursee (Canton Luzern) von unbemittelten Aeltern geboren. Sein Vater, seines Zeichens ein Schneider, scheint mit dem aufgeweckten Söhnlein Großes vorgehabt zu haben; er wollte einen „Herrn“ aus ihm machen.

Nach seinen rustalen Begriffen gab es auf der Erde nur zweierlei Sorten von Herren: Geistliche und Schreiber. Der kleine Robert sollte ein Schreiber werden. Den vierzehn Jahre alten Knaben übergab der Vater dem Gerichtsschreiber des Bezirks, der ihn in die Geheimnisse der Kanzlei einweihen sollte. Aber die wenig anregende Thätigkeit eines Copisten, welche der Junge hier üben mußte, sagte ihm in der dumpfen Schreibstube nicht zu und schon nach acht Tagen schied er wieder aus derselben, freilich nicht in der Absicht, um die Feder mit der Nadel und Schere seines Vaters zu vertauschen, sondern um eine ernstliche Bildungslaufbahn zu beginnen. Es gelang ihm, in die Lateinschule eines Kaplans in Surier aufgenommen zu werden, in welcher er die erfreulichsten Fortschritte machte. War die Schulzeit zu Ende, so beschäftigte er sich auf dem bescheidenen Heimwesen seiner Aeltern mit Landarbeiten aller Art. Durch Mähen und Dreschen, durch Hacke und Spaten übte und stärkte er Muskeln und Nerven ebenso sehr, als sich in der Schule durch Deklinieren und Konjugieren die Beweglichkeit seines Geistes ausbildete. Im Jahre 1817 besuchte er das Gymnasium von Luzern und lag hier seinen Studien mit großer Auszeichnung ob. Nach der damaligen, noch vom Mittelalter her geerbten Anschauungsweise galt es als eine selbstverständliche Voraussetzung, daß ein jeder, der in dem ausschließlich von Geistlichen geleiteten Gymnasium von Luzern studirte, auch geistlich werden wolle, und nur unter dieser Voraussetzung und Bedingung eben konnte er diejenigen äußerlichen Vortheile erlangen, die damals der auf hierarchisch-aristokratischem Fuß eingerichtete Staat bieten konnte. In der hoffnungsvollen Aussicht, daß der junge Steiger einst ein muthiger Streiter für die Erhaltung und Ausbreitung der römisch-katholischen Kirche werde, gewährte man ihm von der „Abteinf" an ein Stipendium von jährlich 100 Francs. Da er aber nach Vollendung der Gymnasialstudien seine Neigung empfand, katholische Theologie zu studiren, so mußte er die empfangene Staatsunterstützung wieder zurückbezahlen.

Damals war es, als im Erziehungswesen der Pestalozzi'sche Geist sich auch auf den höhern Unterrichtsanstalten zu regen begann. In diesen hatte man bisher an dem Prinzip der Dogmatik über die Wissenschaft festgehalten. Pestalozzi forderte, daß das Kind von innen heraus, nicht von außen her sollte gebildet werden. Damit hatte der große Pädagog den Geist der deutschen Philosophie ausgesprochen, die an die Stelle einer Glaubens- und Knechtschaftsbildung die freie und echt menschliche Bildung setzen will. Für das Pestalozzi'sche Erziehungssystem wirkte in Luzern besonders Eduard Pfyffer und auch ein Luzerner, der nähmlichst bekannte Troxler, hatte sich in Jena zu einem der eifrigsten Jünger der neuen deutschen Philosophie ausgebildet und war in seiner schweizerischen Heimat ein begeisterter Verkündiger derselben geworden. Seine Anstellung als Professor der Philosophie in Luzern konnte indessen nur mit großer Mühe durchgesetzt werden, da die Geistlichkeit dagegen alle Kraft des Widerstandes aufbot. Im Jahre 1821 hörte Steiger die philosophischen Vorlesungen von Troxler. Jetzt fing es an hell zu werden vor seinem Geiste; es wurde ihm klar, daß die Wahrheit sich aus seinem eigenen Innern durch ernstes Streben und Schaffen herausgestalten solle.

Aber bei dem Einfluß, den damals die Geistlichkeit in Luzern auszuüben vermochte, war die Stellung Troxler's auf die Länge nicht haltbar: wegen seiner freien, weil echt wissenschaftlichen Richtung wurde er von dem Lehrstuhl entfernt. Die Absetzung des geliebten Lehrers gab den Studenten, und unter ihnen auch Steiger, zu Demonstrationen Veranlassung, die begreiflicherweise keinen andern Erfolg hatten, als daß sich die Demonstrirenden die Ungunst der Behörden zuzogen und den Beinamen „Liberale" erhielten. Um diese Zeit sollte in der Schweiz bereits die Scheidung der Geister beginnen: „Liberale" hießen alle jene Vorwärtsstrebenden, die gegen die damaligen politischen und kirchlichen Zustände Opposition machten, „Aristokraten" diejenigen, welche an den bestehenden Zuständen festhielten und den Besitz von fast zwei Dutzend aristokratisch-hierarchisch regierten Duodezstaatchen mit ihren Vorrechten, ihrem Adelsstolz, ihrer Fürstendienerei, ihrer Volksverachtung, ihren Pensionen und Kraudaterein verewigen wollten. Namentlich im „Zofingerverein", einem Verein schweizerischer Studirender aus fast allen Cantonen, sammelte sich der von Jahr zu Jahr stärker werdende Nachwuchs wackerer Männer, welche 1830 sämmtlichen Aristokraten der Schweiz für immer ein Ende machten. Der Zofingerverein war die schweizerische Burschenschaft. Auch in Luzern hatte sich eine Section dieses Vereins gebildet, wovon Steiger ein eifriges Mitglied war. Welche hervorragende Stellung er damals durch Geist und

Gesinnung unter den schweizerischen Studirenden einnahm, beweist seine Erwählung zum Präsidenten der Generalversammlung des Vereins. Diese Ehre wurde ihm im Jahre 1823 zu Theil.

Das Gymnasium war nun absolvirt und Steiger hatte sich jetzt zu prüfen, welches Berufsstudium er wählen müsse. Er entschied sich für die Heilkunde. Aber niemand besser als er fühlte, daß ihm die vorbereitenden Studien zu dieser Wissenschaft noch fehlten. Er hatte wol tüchtig Latein gelernt, einen Vorgeschmack des Griechischen erhalten, die Geschichte von Assyrien, Babylon, Aegypten und Palästina studirt, allein von Naturwissenschaften, von Physik, Chemie u. s. w. hatte er auf dem Gymnasium von Luzern nichts vernommen. Diese Lücke mußte ausgefüllt, das Versäumte nachgeholt werden. Damals war die Akademie von Genf, an der ein Decandolle, ein Pictet, ein Delarive als Lehrer wirkten, weit und breit berühmt geworden durch die Pflege der Naturwissenschaften. Hierher beschloß Steiger sich zu begeben.

Bevor wir ihn jedoch dahin begleiten, müssen wir noch eines kleinen Strausses gedenken, den Steiger mit einem Kapuzinerpater Namens Sebastian Quirin bestand. In den zwanziger Jahren erschienen nämlich bei Sauerländer in Aarau die „Stunden der Andacht", welche durch die Freiheit ihrer religiösen Weltanschauung wie das gemüthvoll Erbauliche ihrer Betrachtungen das größte Aufsehen erregten und in immer weitere Familienkreise, freilich zumeist noch als verbotene Frucht, eindrangen. Sie kamen auf religiösem Gebiete demselben Bedürfnis entgegen, das man auf politischem empfand, dem religiösen Liberalismus, und waren daher bei den Vertretern der Religion ebenso sehr verhaßt wie der bürgerliche Gleichberechtigung fordernde politische Liberalismus bei den aristokratischen Regierungen. In den Zeitungen und von den Kanzeln herunter wurde das Buch verfehmt und in den Beichtstühlen das Lesen desselben bei ewiger Strafe verboten. In Sursee lebte besonders der genannte Pater Quirin in einem Streit gegen die „Stunden der Andacht", der das religiöse Wahrheitsgefühl von Steiger, das ihn schon frühzeitig, seine ganze Lebensführung beherrschend, mächtig geworden war, auf das tiefste empören mußte. Der junge Student schrieb eine scharfe Zurechtweisung an den Kapuzinerpater. Dies zog ihm zwar polizeiliche Verfolgung zu, doch wurde er damit erst nach seiner Abreise von der Heimat in Genf behelligt und die Genfer Polizei fand sich nach Einsicht der Sachlage nicht bemüßigt, der Requisition der Luzerner Folge zu geben. Beiläufig sei hier bemerkt, daß der Kapuziner Quirin derselbe ist, welcher später aus dem Kloster entsprang und dann gegen Klöster und Klosterleben eine Reihe Schriften herausgegeben hat, die nach Inhalt und Form zu der unsaubersten Sorte gehören.

In Genf studirte Steiger äußerst fleißig Naturgeschichte; Zoologie und Botanik hörte er bei Decandolle, Physik bei Pictet und Chemie bei Delarive. Daneben besuchte er die Naturaliensammlung und beschäftigte sich von Zeit zu Zeit als Lehrling in einer Apotheke. So gewann er hier eine überaus tüchtige Vorbildung für seinen Beruf und außerdem eine vollendete Geläufigkeit in der französischen Sprache. Auch nach einer andern Seite hatte für ihn der Genfer Aufenthalt sein Gutes; der geachtete „Zofinger" fand unter den Genfer Studirenden viele Freunde und Mitglieder des Zofingervereins, die ihn in Familien und Gesellschaften einführten, was für die gesellige Bildung des Schneiderlehrlings von Genen sehr schätzbarem Werthe war. Aber Eins fehlte ihm in Genf: die hinreichenden Hülfsmittel zu seinem bescheidenen Unterhalt. Er lebte hier in der größten Dürftigkeit, aß täglich blos zu Mittag und der einzige Luxus, den er sich außerdem hier und da gestatten durfte, war — ein Stück trockenes Brot.

Im Jahre 1824 bezog er die Universität Freiburg im Breisgau, wo er zwei Jahre lang Medicin studirte. Er mußte hier ebenso nothdürftig leben wie in Genf; nur fünf Kreuzerbatzen hatte er in der Tasche, als er nach der lieblichen breisgauer Stadt wanderte. Die Unterstützung, die er während seiner Universitätsstudien von Hause erhielt, ist kaum nennenswerth. Sein Gesuch bei der Regierung um ein Stipendium wurde von der Hand gewiesen, denn Steiger war ja liberal und die Prälaten der reichen Klöster Engelberg, St.-Urban, Einsiedeln und Muri gaben ihm auf seine Bitten um ein Anleihen zur erspricßlichen Fortsetzung und Beendigung seiner medicinischen Studien nicht einmal eine Antwort, denn in neuerer Zeit ist es bekanntlich nicht mehr Sache der Klöster, Kunst und Wissenschaft zu fördern. Dagegen kam man in Freiburg dem talentvollen jungen Mann überall mit Freundlichkeit entgegen; die Professoren hielten große Stücke auf ihn und erließen ihm die Colle-

Patkul.

O, mein Bruder! Die Pflugſchaar der Tyrannei muß tiefe Furchen in den Erdboden reißen, damit daraus die Freiheit blühe! Ich bin der Erſte nicht, noch werden Andere kommen, bis ſich die Nachwelt unſrer Saaten freut! Kein Ach, kein Tropfe Bluts geht verloren, und jedem Freiheitsſeufzer aus dem kleinſten Erdenwinkel antwortet donnernd einſt der Jubel der Jahrhunderte. (Aus den Fenſtern quillt das rothe Licht der Morgenröthe. Freudig.) Auf, Liefländer, zielt auf dieſes Aug', das oft für Euch gewacht, auf dieſe Stirn, die oft für Euch geſonnen. (Draußen fällt ein Piſtolenſchuß) Ha, Alfred, das warſt du! — Rufſt du mich, du kühner Heldenknabe? Beſtell' uns Wohnung bei den Himmliſchen! Der Tag bricht an, der Freiheit Thore rauſchen auf! Lebt wohl! (Umarmt noch einmal Einſiedeln.) Lebt wohl! In Brutus' Armen ſehen wir uns wieder! (wendet ſich entſchloſſen zum Abgehen).

(Die Seinen und die Schweden ſchließen ihn ein.)

Der Vorhang fällt.

giengelben; in mehreren Familien fand er wohlwollende Aufnahme und in einer solchen war es auch, wo er seine nachmalige Gattin, Sophie Neumann, die Tochter eines Hofgerichtsraths, kennen, schätzen und lieben lernte.

Ueberhaupt war der Aufenthalt in Freiburg für Steiger in mehrfacher Beziehung bedeutungsvoll und namentlich für seine geistige Richtung entscheidend. Nicht blos, daß er sich hier zu einem tüchtigen Arzt ausbildete, ebenso sehr war es auch die allgemein menschliche Bildung, die allseitige und harmonische Entwickelung seiner Anlagen und Fähigkeiten zu der Bestimmtheit und Freiheit eines männlichen Charakters, welcher er in Freiburg mit sorgfältigem Fleiß oblag. Hierbei unterstützte ihn das Beispiel und die Lehre eines Mannes, auf den Deutschland, und besonders das katholische Deutschland, stolz sein darf. In der deutschen Universitätsstadt hatte er nämlich den Freiherrn von Wessenberg kennen gelernt, dessen tiefe Frömmigkeit mit dem erleuchtetsten Streben auf dem gesammten Gebiet geistigen Lebens verbunden war. Noch in seinem letzten Lebensjahren hatte sich Steiger so gern einen Schüler Wessenberg's genannt, der allerdings von großem Einfluß auf die gesammte Geistesbildung Steiger's gewesen ist. Im Geiste Wessenberg's lehrerte und übte Steiger die Religion sein ganzes Leben hindurch. Er hasste alles geistestödtende, blindgläubige Nachbeten und Nachbeten eines für die Sittlichkeit gänzlich unfruchtbaren Dogmas; noch mehr hasste er hierarchische Herrschsucht und Gewissenszwang, aber nicht minder auch war ihm religiöser Indifferentismus und Irreligiosität zuwider. Dagegen bekannte er sich stets zu den Heilswahrheiten der Christusreligion, besuchte gern die würdige Feier des Gottesdienstes, bethätigte aber vor allem in einem sittenreinen, nach Licht und Wahrheit ringenden Leben, in treuer Berufsübung, in gemeinnützigem Wirken als Bürger, Schriftsteller und Staatsmann sein echt christliches Glaubensbekenntniß. Aus der Tiefe dieses seines religiösen Gefühls schöpfte er den Muth und die Begeisterung, den Kampf gegen den Jesuitismus mit einer Kraft und Ausdauer aufzunehmen, vermöge welcher die Geschichte der Schweiz seinen Namen immer mit Hochachtung nennen wird.

Im Mai 1821 finden wir Steiger in Paris, wo er bis zum Spätherbst verweilte. Hier besuchte er die Klinik der berühmtesten Aerzte und erweiterte seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Nach Hause zurückgekehrt, bestand er in demselben Jahre zu Bayern die Prüfung als Arzt mit großer Auszeichnung und ließ sich dann in Büren zur Ausübung seines Berufs nieder. Bald erfreute er sich einer bedeutenden Praxis und durfte nun daran denken, seine geliebte Braut heimzuführen.

Wir wissen, Steiger's Bildung war eine allseitige, harmonische. So gewissenhaft er sich auch für seinen Beruf ausgebildet hatte, so fern war er von jener rohen, materialistischen Nützlichkeitsansicht, daß er dann der Treueste und Nützlichste in seinem Berufe sei, wenn er so wenig wie möglich über denselben hinauszublicken vermöge. Vielmehr suchte er sich in den höchsten Fragen des Lebens und Wissens Klarheit zu verschaffen und ein sicheres Urtheil zu bilden. Und die erleuchtetsten Männer seiner Heimat, wie z. B. der um das Erziehungswesen so vielverdiente Eduard Pfleger, wussten bald so sehr den geistigen Werth des Mannes zu schätzen, daß es bei Besetzung der Professur für Philosophie im Jahre 1827 sich ernstlich darum handelte, den Arzt von Büren für diese Stelle zu berufen. Die Ernennung unterblieb jedoch aus dem Grunde, weil die Mehrheit der Regierungsmitglieder der liberalen Richtung Steiger's abgeneigt und unfähig war, den neuen Geist der deutschen Philosophie, wie sie Steiger vorgetragen hätte, zu begreifen. Seine politische Mißliebigkeit war für ihn auch ein Hinderniß, als Arzt diejenige Stelle einzunehmen, die ihm nach seinem Verdienst und den damaligen Verhältnissen schon längst gebührt hätte. Mehrmals war er als Bezirksarzt von Sursee vorgeschlagen; wiederholt fiel er durch. Erst im Jahre 1830 endlich erhielt er die Stelle.

Die französische Julirevolution hatte auf das politische Leben der Schweiz die erfreulichste Einwirkung. Steiger nahm lebhaft an der neuen Bewegung Antheil und verfolgte mit übergreifender Klarheit und warmer Begeisterung die freisinnigen Ideen. Im Jahre 1830 wurde er in den Verfassungsrath gewählt. Nach Einführung der neuen Verfassung ernannten ihn seine Mitbürger zum Mitglied des Großen Raths, was ihn bewog, von nun an seinen Wohnsitz in Luzern zu nehmen.

Die politischen Bewegungen der vorhergehenden Jahre hatten in der Schweiz den Sturz der Aristokratieen und die Rechtsgleichheit aller Bürger vor dem Gesetz zur Folge. In allen Cantonalverfassungen wurde der Grundsatz der Volkssou-

verändert an die Spitze gestellt. Bei den einsichtigern schweizerischen Staatsmännern machte sich zugleich damals schon die Forderung eines alle cantonalen Kräfte zur centripetalen Einheit zusammenfassenden Grundgesetzes geltend. Was erst nach der Schlacht bei Gislikon ins Leben trat, schwebte schon in den dreißiger Jahren als leuchtendes Ideal vor der Seele Steiger's. Am Schützenfeste, die damals so populär zu werden anfingen und für die Schweiz von culturhistorischer Bedeutung wurden, in gemeinnützigen Vereinen, in patriotischen Gesellschaften brachte er mit Männern wie Munzinger, Baumgartner, Keller, Neuhaus, Reinert, Kurrer u. a. seine gemüthlichen Trinksprüche auf die einige Schweiz aus; damals schon sang man bei festlichen Gelegenheiten kräftig das dem beliebten Arnd'schen nachgebildete Lied:

Was ist des Schweizers Vaterland?
Vom Rhein bis an der Rhone Strand,
Vom Lemán bis zum Bodensee,
Das muß es sein!
Das Land, o Schweizerlein, ist dein!

Es ist das Land, wo Hand in Hand
Das Volk dem Feind entgegenstand,
Wo Freiheit klingt aus Berg und Gau,
Das muß es sein!
Das ganze Alpenland ist dein!

Und damals schon erfuhr unter allen vorurtheilslosen, wohlwollenden und denkenden Schweizern die Ueberzeugung, daß ein Volksstaat nur auf Volksbildung gegründet werden könne. Es ist ein schönes Wort, das der um die Schweiz so hochverdiente Heinrich Zschokke im Jahre 1833 den soeben freigewordenen Basellandschäftern gesagt hat: „Volksbildung ist Volksbefreiung!" Dieses Wort ist bis auf heute das Motto der Liberalen geblieben und wurde von niemand tiefer empfunden als von Robert Steiger. Mit der politischen Umgestaltung der Dinge ging eine Reorganisation des unteren und oberen Schulwesens Hand in Hand.

Mit welchem Verständniß und Interesse Steiger für das luzernische Schulwesen thätig war, dafür zeugt nicht insbesondere der Haß, mit welchem er von der ultramontanen gefärbten Geistlichkeit seines Heimatcantons verfolgt wurde; dafür spricht auch die Auszeichnung, mit welcher der Arzt in den Erziehungsrath gewählt wurde. Man ehrte ihn jetzt auch noch in mehreren andern Staatsämtern: er ist Mitglied der Justizcommission, Mitglied der Polizeicommission, Präsident des Sanitätscollegiums und im Jahre 1836, als die Cholera brohte, Präsident der Choleracommission. Mehrmals vertritt er den Canton Luzern als Abgeordneter auf der Tagsatzung. Als 1833 in blutiger Entscheidung sich Baselland von der Stadt Basel unabhängig machte, wurde er von der obersten eidgenössischen Behörde als vermittelnder Commissär nach den beiden Halbcantonen gesendet, welche nun von eidgenössischen Truppen, die einen weiteren feindlichen Zusammenstoß zu hindern hatten, besetzt wurden. Im Jahre 1837 bekleidete er die Stelle eines Cantonsstatthalters, die zweithöchste Beamtung in Luzern.

Begreiflich, daß jetzt der Arzt hinter dem vielbeschäftigten Staatsmann etwas zurückbleiben mußte. Um nun seiner ärztlichen Praxis sich wieder mit gewohnter Sorgfalt widmen zu können, legte er in diesem Jahre seine sämmtlichen Staatsstellen nieder, mit Ausnahme derjenigen eines Mitgliedes des Großen Rathes, in welche Behörde ihn das Vertrauen des Volks bei jeder neuen Wahl wieder berief. Seine Praxis war eine ebenso ausgedehnte als eine in jedem Betracht dankbare. Von weither kamen oft Leidende, welche die Hülfe des ausgezeichneten Arztes in Anspruch nahmen.

Seine Berufstreue hinderte ihn indessen nicht daran, für die Erscheinungen der Zeit das Auge offen zu halten. Und gerade jetzt sammelten sich die ersten dunkeln Wolken zu jenem so verhängnißvollen Gewitter, das erst in den Blitzschlägen der Schlacht bei Gislikon die schwüle Atmosphäre der Schweiz wieder reinigen sollte. Die antagonistische Kirchenaufhebung war für die Ultramontanen und Jesuiten die äußere Veranlassung, mit ihren Plänen gegen die durch die Reformen der dreißiger Jahre angebahnten Culturbestrebungen hervorzutreten; zuerst nur sachte, die wahren Absichten verhüllend, dann aber, nachdem sie einige Cantone unterwühlt und durch Demagogenkunste das unwissende Volk für sich gewonnen hatten, immer offener, immer frecher, sodaß der Bischof von Wallis sich nicht mehr scheute, öffentlich von der Kanzel herab zu erklären: Die Protestanten, weil sie eine Irrlehre haben, seien zwar zur Toleranz gegen die Katholiken, diese aber nicht zu derselben Pflicht gegen jene verbunden, und der Bischof von Freiburg naiv genug war, einen Hirtenbrief an alle Reformirten der Schweiz zu erlassen, worin er sie aufforderte, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren! Was heute den Ultramontanismus in

Süddeutschland kennzeichnet, daß er das Recht der Reformation, die Freiheit der Gewissen nicht anerkennt, das hat er in den vierziger Jahren dankgreiflich klar in der Schweiz ausgesprochen und bethätigt.

Es ist ein ganz besonderes Verdienst Steiger's, des katholischen Steiger, daß er damals die ultramontanen Machinationen und Wühlereien bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel verfolgte, die Absichten der Jesuiten mit dem sichern Blick des Menschen- und Geschichtskenners durchschaute und mit Ernst, Muth und Wärme das Volk darüber aufklärte. Es handelte sich — und das ist namentlich jetzt wieder, im Hinblick auf ähnliche Erscheinungen in Deutschland, festzuhalten — bei den religiösen Kämpfen der Schweiz nicht um den Gegensatz zwischen Katholicismus und Protestantismus, um die genaue Grenzbestimmung zwischen dem einen und dem andern Gebiet, sondern ganz einfach um Herrschsucht oder Rücksicht, Licht oder Finsterniß, Gewissensfreiheit oder Gewissenszwang. Daher fanden dort die Jesuiten ihre entschiedensten Gegner nicht etwa bei den Protestanten, sondern bei den gebildeten und aufgeklärten (was eins und dasselbe ist) Katholiken. Das Steiger zu diesen gehörte, wissen wir bereits. Im Jahre 1830 hatte er die Redaktion eines Volksblattes, des „Eidgenossen", übernommen. Nachdem 1841 die Liberalen bei den Volkswahlen unterlegen waren, kämpfte er trotz aller Verleumdungen, Pressprocesse und Verfolgungen jeder Art den Kampf gegen den siegreich vordringenden Jesuitismus mit einem bewundernswürdigen Muthe und mit der männlichsten Beharrlichkeit fort. Den Lehren der Christusreligion mit einem aufrichtig frommen Herzen zugethan und diese Religion in seinem ganzen Lebenswandel musterhaft bethätigend, suchte er in Wort und Schrift rastlos seine innerste Ueberzeugung zu verbreiten, daß die jesuitischen Bestrebungen mit der wahren Religion durchaus nichts zu thun haben, sondern auf Kosten der religiösen Eintracht und des politischen Friedens in der Schweiz nur dazu dienen sollten, einer fremden, aller Freiheit und Aufklärung feindseligen Macht eine unbeschränkte Herrschaft zu verschaffen. Es hat sich in der Folge denn auch in der That gezeigt, daß die Jesuiten in der Schweiz geradezu auf die unbedingteste Knechtung der Gewissen, auf die Vernichtung aller Toleranz zwischen Katholiken und Protestanten ausgegangen waren, um von der Alpenrepublik aus siegreich in Deutschland einzurücken.

Gegen die Warnung mehrerer Stände und selbst des damals (1844) in Luzern trauernden Königs von Würtemberg wurden sie hierher berufen und von jetzt an begann in der Schweiz die traurigste Periode ihrer Geschichte.

Die Führer der liberalen Partei wurden auf jede Weise verfolgt: Steiger sah sich genöthigt, einen segensvollen Wirkungskreis zu verlassen und über die Grenze seines Heimatscantons zu fliehen. Hier herrschte der wildeste Fanatismus eines hierarchisch-pobelhaften Regiments; aus Familien und Gemeinden war der Friede entflohen und die schmählichsten Zustände, worein die „Sonderbundscantone" — das Project eines „Katholischen Bundes" hatten die Jesuiten in der Schweiz in der That ins Leben gerufen — versetzt worden waren, drohten sich immer weiter auszudehnen und das gesunde Mark der übrigen Cantone zu vergiften. Ueberallhin machte nun Steiger Touren und suchte die einflußreichsten Magistrate zu bewegen, daß die Tagsatzung gegen das immer größer werdende Uebel einschreite. Allein gerade in schwierigster Zeit fehlte dieser Behörde alle Einsicht und Kraft, während die jesuitischen Bestrebungen vom Ausland unterstützt wurden. So sah sich das liberale Schweizervolk zur Selbsthülfe angewiesen, die sich denn auch im Freischarenzuge von 1845 so unglücklich bethätigte. Unter den gefangenen Freischärlern befand sich auch Dr. Steiger. Unter dem triumphirenden Hohnlachen der Jesuiten wurde er gefesselt, nach Luzern ins Gefängniß geführt, an Ketten geschmiedet, kurz wie ein gemeiner Verbrecher behandelt. Des Hochverraths angeklagt, verurtheilte ihn das Criminalgericht zum Tode mittels Erschießens. Das Obergericht bestätigte dieses Urtheil. Steiger selber hielt vor dieser Behörde eine erschütternde Vertheidigungsrede. „Sind Sie, meine Herren, von der Todeswürdigkeit meines Handelns überzeugt", sagte er unter anderm, „und haben Sie die volle Gewißheit, daß seit acht Monaten im Canton Luzern nichts, gar nichts vorgefallen sei, was all die Aufregung im Volke erzeugt, die vielen Unruhen, die tausend Leiden und das namenlose Unglück hervorgerufen, überhaupt die eigentliche Ursache der traurigen Ereignisse gewesen sei und so manchen braven Mann wider seinen eigenen Willen zum politischen Verbrecher gemacht habe — — — nun dann, im Gottes Namen, so sprechen Sie ein Todesurtheil aus und Sie werden es vollziehen! Lassen Sie mich niederschießen ohne Schonung und verurtheilen Sie einen nicht ganz ver-

werklichen Mitbürger! Zerbrechen Sie das geringe dichterische Talent, das der Himmel mir verlieh und ein zwanzigjähriges Nachdenken ausgebildet, in der vollen Kraft seines Wirkens! Zerbrechen Sie mich mitten in der Stadt Luzern, wo so viele Zeugen der Freundschaft, Liebe und Theilnahme für mich sprechen! Streichen Sie mich aus aus der Zahl der Lebendigen, auf daß ich von den Trübsalen dieser Welt Ruhe finde und alles, auch das liebste und theuerste, was ich hienieden besitze, vergesse! Aber meine Lieben und Theuern werden noch lange von mir reden und mich nicht vergessen! Vertilgen Sie meinen Körper, auf daß diese Augen meine unschuldige Familie, meine treue, brave Frau, meine hoffnungsvollen Kinder, meinen alten Vater und meine blinde Schwester, denen ich alles, alles, ihr Trost und Leben war, nicht mehr sehen! Aber die Augen meines Geistes werden sie dennoch sehen und sie werden mich im Geiste schauen! — — — Nur mich selbst, meine Herren, hat der Tod nichts Schreckbares — — Ich besitze, gottlob, so viel Gottvertrauen, Entschlossenheit und Muth, daß ich für eine große Idee, für die ich lebte, auch zu sterben weiß! Ja, hätte ich keine hülfsbedürftige Familie, ich dürfte mich glücklich schätzen, im Kampfe für Geistesfreiheit gegen den Jesuitismus als Märtyrer zu enden!"

Allein trotz der von Dr. Kasimir Pfyffer geführten juristischen Vertheidigung und trotz der Selbstvertheidigung Steiger's bestätigte, wie gesagt, das Obergericht das Todesurtheil. Vorzüglich im Hinblick auf die Unschuld der Seinigen richtete nun Steiger ein Gesuch um Umwandlung der Todesstrafe in Verbannung an den Großen Rath. Eine Menge Eingaben mit tausenden von Unterschriften unterstützten dieses Gesuch. Besondere Eingaben zu Gunsten des Verurtheilten machten auch die Bischöfe von Solothurn und Freiburg, die Regierung von Bern und die Aerzte des Cantons. Der Vorort sendete als eidgenössischen Repräsentanten den Landammann Näf von St.-Gallen nach Luzern, um in gleichem Sinne zu wirken. Aber so sehr Humanität der waren die unter den Einflüssen des Jesuitismus gewählten luzerner Behörden, daß sie sich mit der Verbannung Steiger's aus dem Canton oder der Schweiz nicht begnügen und selbst die Aechtung jenseit des Oceans und der Neuen Welt dem Verurtheilten nicht gönnen wollten. Es wurden von der Regierung von Luzern Anfragen an Oesterreich, Preußen, Holland und Sardinien gestellt, ob man Steiger zur Verwahrung und Bewachung im Fall der Begnadigung übernehmen wolle. Im Juni 1845 berichtete der Regierungsrath an den Großen Rath, von den genannten Mächten habe blos Sardinien eine entsprechende Antwort ertheilt, die Unterhandlungen seien aber noch nicht geschlossen.

Während die ganze Schweiz, ja das Ausland in der peinlichsten Spannung war, ob das Todesurtheil an Steiger vollzogen werden solle oder nicht, während er selbst wenig mehr für sein Leben zu hoffen wagte und nachdem er in kindlicher Ergebung in den Willen Gottes in einem rührend geschriebenen Testament von den Seinen Abschied genommen hatte: in den bittersangen Stunden der Junimacht vom 19. auf den 20. vernahm der Gefangene in seinem Kerker ein leises, ungewöhnliches Geräusch; es ergte sich näher und immer näher; von der Mauer fiel der Kalk herunter — die Wand war durchbrochen! Unter dem Schutze der Nacht und der drei ihn bewachenden Polizeidiener, welche die Pflicht der Humanität nur höher anschlugen als diejenige im Dienste einer im Namen der Religion allen menschlichen und göttlichen Gesetzen hohnsprechenden Regierung, entkam Steiger glücklich der Gefangenschaft. Vor den Thoren von Luzern harrte ein heldenmüthiges Mädchen aus Zürich, das den sinnangelegten Plan zu seiner Befreiung mit großer Klugheit und Umsicht entworfen, mit einer Schaale des zum Tode Verurtheilten und fort ging's nun mit ihm in sausendem Galop nach Zürich, wo der glücklich Entkommene mit laut jubelnder Freude empfangen wurde. „Steiger ist frei!" das klang jetzt mit Blitzesschnelle von Berg zu Berg, von Thal zu Thal mit der Macht eines großen, freudigen Ereignisses. „Steiger ist frei!" tönte es weit über die Grenzen der Schweiz hinaus und überall erblickte man in dieser Befreiung eine glückliche Vorbedeutung für die nächste Zukunft der Schweiz. Die Cantone Zürich und Bern beeilten sich, Steiger eine neue Heimat zu schenken; in Luzern aber vollzogen jetzt die Behörden das Todesurtheil in effigie.

Der vielgepriesene Mann siedelte sich nun mit seiner Familie in Winterthur an und widmete sich auch hier mit großem Fleiß der Ausübung der Arzneikunde. Bald erschien von ihm eine in gemüthlich ansprechendem Tone geschriebene Broschüre: „Briefe des Arztes an das luzerner Volk über den Sonderbund und über die Jesuiten", welche über das, was die letztern bereits gebracht

und was man noch von ihnen zu erwarten hatte, hundigen Beifall gab. Im Jahre 1847 präsidirte er zu Baden der Helvetischen oder Schinznacher Gesellschaft, nach ihrem gewöhnlichen Versammlungsort, dem Bade Schinznach, so genannt.

In demselben Jahre erfolgte die gewaltsame Auflösung des Sonderbundes. Der Sieg der liberalen Schweiz über die Jesuiten und ihren Anhang war von der ungeheuersten moralischen Wirkung; Fluchbeladen flohen die Jünger Loyola's zum Lande hinaus, nachdem sie das arme, unwissende Volk im Namen der Religion zum fanatischen Kampfe aufgestachelt und hunderte Familien in Trauer und Unglück gebracht hatten. Aber von vielen Helden auf der Kanzel und im Beichtstuhl ist keiner in der Stunde der Gefahr mannhaft und opferbereit für seine Sache eingestanden; lauernd auf die Wendung der Dinge blieben sie in ihren sichern Schlupfwinkeln, und als sich die Sache zu ihren Ungunsten zu wenden anfing, haben sie nicht etwa wie ehrliche Besiegte, sondern benutzten die gewitterschwüle Spannung vor dem entscheidenden Blitzschlage bei Gisikon zum Raub der Staatskassen! — Das entscheidende Treffen von Gisikon hat bekanntlich am 24. November 1847 stattgefunden. Am 27. war große Volksversammlung auf dem Theaterplatze von Luzern und da erschien plötzlich Steiger bei derselben. Als er die Rednerbühne betrat, wurde er mit unendlichem Jubel empfangen und seine Rede mit stürmischem Beifall aufgenommen.

Jetzt sehen wir ihn bald wieder die höchsten Ehrenämter seines Heimatslandes einnehmen. Schon im Dezember 1847 wurde er zum Präsidenten des Großen Rathes und in den Regierungsrath gewählt. An den Verhandlungen über die Einführung einer neuen schweizerischen Bundesverfassung nahm er wesentlichen Antheil. Als dieselbe vom Volke angenommen war, wurde er in den Nationalrath und bald zum Präsidenten dieser Behörde erwählt. Im Jahre 1852 trat er aus dem Nationalrath und zog sich dann aus den Staatsämtern seines Heimatslandes zurück, um sich ganz seiner ärztlichen Praxis zu widmen. Dem öffentlichen Leben in seiner Heimat folgte er aber fortwährend mit offenem Auge. Zu Anfang der funfziger Jahre interessirte er sich lebhaft für die Einführung der Eisenbahnen in der Schweiz und wurde dann auch in den Verwaltungsrath der Centralbahn erwählt. Wir haben bereits seiner Thätigkeit als Journalist erwähnt. Es war ihm stets Bedürfniß, gütig aus sich herauszugehen und veredelnd und aufklärend auf das Volk zu wirken. Eine Menge Flugschriften, die er seit seinem ersten Auftreten bis in die jüngste Zeit herausgab, entstiegen von ihm. In den Jahren 1851—56 redigirte er den „Volksmann von Luzern", der aber von 1854 an wieder den Namen „Der Eidgenosse" führte. Aber der praktische Staatsmann und Arzt war auch auf dem Gebiet der Wissenschaft thätig. Im Jahre 1845 erschien von ihm eine mit Zusätzen vermehrte Uebersetzung des französischen Werkes: „Die Medizin und Chirurgie für das Volk von M. Majer", sodann 1852 ein botanisches Werk: „Die Flora des Cantons Luzern, des Rigi und des Pilatus; eine Beschreibung aller im Canton theils wild vorkommenden, theils durch Cultur verbreiteten Gefäßpflanzen, Phanerogamen und Gefäßkryptogamen, mit genauer Angabe ihrer Standorte, nebst einer Einleitung in die Pflanzenkunde überhaupt. Mit Abbildungen."

Steiger genoß stets einer festen Gesundheit; plötzlich aber erkrankte er im Februar 1862 an einem Herzübel. Er sah voraus, daß er nicht mehr genesen werde. Am 5. April verschied er, noch nicht völlig 61 Jahre alt. Mit ihm ist ein Mann geschieden, der nicht nur die herrlichsten geistigen Anlagen in sich vereinigt, sondern auch dieselben zur vollen Harmonie, zu einem bestimmten Grundton eines männlichen Charakters ausgebildet hatte. Sein weiches Gemüth, das ihn freundlich, liebevoll, mildthätig machte gegen seine Mitmenschen, schloß den hellen Verstand nicht aus, womit er die Forderungen der fortschreitenden Zeit ergriff und dieselben willensfreudig, geistesmuthig gegen politische und kirchliche Bevormundung vertheidigte. Weil er in der That ein frommer Christ war, der Gott im Geist und in der Wahrheit anbetete, war er auch der eifrigste Bekämpfer jener Baalspriester, welche den blinden Glauben predigen, um die Werkthätigkeit der Gläubigen für hierarchische Zwecke sich dienstbar zu machen. Die Schweiz hat in ihm einen ihrer edelsten und besten Bürger, die Familie einen zärtlichtreuen Gatten, einen vortrefflichen Vater, die Menschheit einen braven, unausgesetzt thätigen, pflichttreuen, strebsamen, die höhern Lebensziele immer vor Augen habenden Mann verloren.

Franz von Sonnenfeld.

Ein Tag in Bern.

Von Friedrich Lampert.

I.

Hat der Telegraph nicht im voraus Lärm gemacht und dich, was du ja leicht thun kannst, da du es von einem Ende des Landes bis zum andern billig genug für 1 Franc vermagst, höflichst angemeldet, so magst du, gemietete Leier und eventueller Schweizerreisender, ziemlich sicher sein, bei deiner abendlichen Ankunft in irgendeinem der wahrlich nicht kleinen Hotels einer Schweizerstadt ein höfliches Wort zu hören, Bedauern seitens des Herrn Wirths oder Empfehlen des Herrn Oberkellners zu vernehmen, daß gar kein Raum mehr für dich vorhanden sei, aber aber im besten, ich sage im besten Fall ein kleines, enges Stübchen 4 Treppen hoch in unmittelbarer Dachnähe zu finden.

Ich hatte den Telegraphen versäumt; was wunder also, daß ich, eben um 6 Uhr abends in Bern angelangt, bei meinem ersten Versuch im „Zähringerhof" zwar nicht jene völlige Zurückweisung, aber doch die möglichst artige Einladung zu hören bekam, mich „au quatrième" bemühen zu wollen. Probiren wir's, dachte ich. Nun erwartet man allerdings so hoch oben über der Menschen Leben und Treiben nicht alles das, was sie da unten in den cultivirten Etagen zum Lebens- und Reisecomfort rechnen; allein gar nichts in diesem Zimmer Nr. 81 zu sehen als ein ärmliches Bett und einen zerbrochenen Stuhl, und daneben eine Thür, von der der lächelnde Oberkellner bemerkt: „Der Herr werden wol nichts dagegen haben, wenn der Herr da neben Ihnen Ihr Zimmer zum Durchgang benutzt —" das war doch ein wenig über das hinaus, was man sich allenfalls auch in der Schweiz gefallen läßt, zumal wenn einem von vornherein die Gewißheit feststeht, daß die Rechnungen doch keinen Unterschied machen. Da naht der „Nebenherr" aus seinem Gemach — richtig, ganz nach meiner Ahnung: ein Kurier, Kammerdiener oder so etwas einer französischen, russischen oder andern fürstlichen Herrschaft. Ein Sturm der Entrüstung will auf den die Speculation bis aufs äußerste ausbeutenden Kellner fallen, allein er hat sich schon aus dem Staube gemacht, natürlich aus weiser Rücksicht nur, meine ersten hiesigen Eindrücke mir ungestört zu lassen. Nun stürmt aber die Plage: der edle Jüngling läßt sie eine Weile ganz ruhig lärmen; endlich besinnt er sich doch wieder darauf und nun bekommt er alles zu hören, was eine solche impertinente Behandlung eines Reisenden, der sich einbildet, auch noch so viel werth zu sein als die Herren und Damen in der Beletage unten, zu hören verdient, und seine einzige Rettung ist, möglichst schnell den Portier zu rufen, um diesen meine Sachen und mich selbst zu einem andern, höflichern Gasthof führen zu lassen.

Ich wähle die „Pfistern", schon um des originellen Namens willen; dann aber liegen sie auch beinahe mitten in der Stadt. Der Herr Berger, Herr Kraft, selbst erscheint. Ganz dieselbe Einleitung wie oben, dieselbe bedauernde Einladung, es für diese Nacht mit einem hochgelegenen Stübchen versuchen zu wollen, aber gleich auch die artige Zusicherung, so eher Frühe die Umbettung in eins der schönen Zimmer des ersten Stocks bewerkstelligen zu lassen. Aber siehe, das gewählte Stübchen ist, wenn auch klein, so freundlich, so nett und traulich eingerichtet, der Wirth so zuvorkommend, daß hier nur gern der Versuch einer noch weiter gehenden Wanderung in den berner Gasthöfen aufgegeben und bereitwilligst gewährt wird.

Und wie ich am andern Morgen (der Abend hatte mich nur wenig noch Umschau halten lassen) die Augen aufthue und den ersten Blick zum Fenster hinauswerfe, mich freue, daß der in den letzten Tagen verhüllte Sonnenschein hereinlachelt, da ist mein Zufriedengewinseln mit meinem Zimmer herrlich belohnt: ich wohne hoch oben, die Aussicht geht über die ganze Stadt, über Häuser und Dächer weg und drüben stehen die Alpen, die hochberühmten Berge des Oberlandes, alle miteinander, ganz wunderbar rein und klar, im ersten, frischen Morgenglanz, jetzt noch im vollen weißen Nachtgewand, denn die Sonne ist noch nicht heraus; aber schon fangen sie bereits an, sich leis zu röthen, immer mehr, immer glühender fühlen sie den Sonnenkuß, dann erröthen sie alle wie im Feuer auf und erst nach und nach weicht dem Feuerrosenhorn, dem Eiger, der Jungfrau die alte Marmorblässe zurück.

Und lange stand ich, immer nur hinüber zu den geliebten Bergen schauend, am Fenster, und als ich endlich, mich zur Stadtwanderung zu rüsten, hinunter zum Frühstück eilte und mich nun der Herr Wirth, nochmals um Entschuldigung bittend, zum Umzug in eins seiner schönen, vornheraus gelegenen Zimmer der Beletage

erlaub, da konnte ich ihm recht schön und bat ihn, ja doch eben bleiben zu dürfen, denn Straßenleben und Straßentumult kann man überall haben, aber die Alpen stehen einem nicht überall so dicht vor den Augen, daß man nur den Kopf aus dem Bett zu heben braucht, um ihnen ‚Guten Morgen' und ‚Gute Nacht' zu sagen.

Das Frühstück war beendet. Was ein Schweizerfrühstück an Ausdauertüchtigkeit für einen halben Tag Laufens, Gehens u. s. w. bietet, das brauche ich geneigtem Leser nicht erst zu sagen; ich war eben für meinen ersten eigentlichen Gang durch die Bundesstadt gerüstet. Das Hotel mündet in die lange, die ganze Stadt unter verschiedenen Namen von Ost nach West durchschneidende einzige Hauptstraße; ich war also mitten in Bern selber drin und stand mit wenigen Schritten gleich vor einer seiner Hauptmerkwürdigkeiten, dem Zeitglockenthurm und seinem berühmten Uhrwerk. Mit mir standen auch andere Leute, wenigstens ein Viertelhundert, Bauer; Reisende, die gleich mir zum ersten mal es sahen und hörten, Berner, alte und junge, die das Ding zum hundertsten mal gesehen und gehört hatten und doch immer wieder von neuem hinliefen. Natürlich ist hier der Bär, der „alte Mutz", sein Wappen und Wahrzeichen Berns, die Hauptsache. Wir werden ihm in Bild und Stein nur Gut und endlich in natura auch noch oft begegnen. Hoch am Zeitglockenthurm hält, genau zwei Minuten vor jedem Stundenschlag, nachdem eine Minute zuvor ein heiserer Hahn ordentlich gekräht und mit den Flügeln geschlagen hat, eine ganze, mit allerlei Instrumenten angethane Schar jenes edeln Thieres einen Umgang vor einer thronenden Figur, einem bärtigen alten Mann, der auf den Stundenschlag selbst das Stundenglas kehrt und durch Heben und Senken des Scepters und Oeffnen des Mundes die Zahl der Stunden sagt. Dasselbe Manöver macht neben ihm ein alter Bär durch bedächtiges Senken des Kopfes und wer nicht mit den Augen zählen kann, dem schlägt zum Ueberfluß noch ein Harlekin mit dem Hammer auf eine Glocke die Stunden an. Dann kräht der Hahn noch einmal und das schaulustige Publikum verläuft sich.

Wir mit ihm; meine Schritte lenkten sich durch mehrere Seitengassen dem Münster zu. Schade, daß das prächtige Gebäude nicht freier steht! Wenn auch der Münsterplatz ein geräumiger ist, so laufen doch die nächsten Straßen zu nahe heran, als daß man die Totalansicht ungehemmt genießen könnte. Auch der Münster kann sich sehen lassen. Er ist eine der schönsten gothischen Kirchen, die wir kennen, und die Schweiz ist doch sonst nicht arm daran. Aber der berner übertrifft uns sie noch den baseler an edler Einfachheit, an harmonischer Haltung seiner Erscheinung. Der nur 220 Fuß hohe Thurm ist leider, wie bei so manchen der alten gothischen Kirchen, verunglückt; hätte man ihn doch, nachdem die solchen großartigen Kirchenbauten auf einmal ungünstig gewordene Zeit seinen Arbeiten unterbrochen hatte, unvollendet gelassen! Allein man fand später für besser, ihm eine plumpe Ziegelhaube aufzustülpen und diese unschöne Kopfbedeckung paßt wenig zu der Zierlichkeit, die sonst am Aeußeren des Münsters zu bewundern ist und namentlich an den mannichfachen Gebilden des westlichen Portals hervortritt. Hier ist das Jüngste Gericht in ebenso sprechender als tiefdurchdachter Darstellung herausgemeißelt; ein grausenvolle Gestalten sind die klugen und thörichten Jungfrauen. Unter einzelnen sind alte Inschriften zu lesen; eine davon lautet: „Ach und Wee, das wir nit öhle hand, gebt uns zu kaufen, das wir nit noch ine gand." Wundervoll vor allem erscheint uns die Galerie; sie ist ein aus Stein gebildetes Band; sie zeigt uns die reizendsten Dessins; fast jede Blume, jeder Bogen ist anders; zwischen jedem Strebepfeiler findet sich ein anderes Muster. Würden wir eben auf diese das ganze Dach umlaufende Galerie gehen, so müßte sich uns eine herrliche Aussicht auf Stadt und Land, auf die Berge insbesondere eröffnen. Allein wir brauchen uns nicht die Mühe des Steigens zu machen; wir finden diesen Blick noch von vielen, vielen Punkten der aussichtsreichen Stadt. Gleich hier nebenan ist ein solcher, einer der berühmtesten Berns, die Münsterstraße. Zu ihr und ihrem Gegenüber zog es mich nun mehr als in das Innere des Münsters; das wollte ich auf den Nachmittag aufheben.

Also durch das kleine Pförtchen hinaus auf die Münsterterrasse. Sie heißt auch die Plateforme; sie ist der ehemalige Kirchhof des Münsters, nun ein Schutzort, mit hohen Bäumen bepflanzter Spaziergang. Ich habe von ihrem Gegenüber gesprochen. Nun, das sind die Berge, die Alpen des Berner Oberlandes. Ganz nahe hat man sie hier vor sich; gleich jenseit der Aar scheinen sie zu stehen. Hart über dem Flusse, ganz frei zu ihm abfallend, ragt die Terrasse über 100 Fuß hoch empor. Die eigent-

liche Lage Berns, wie es auf dem Landsturmplatze der durch die Krümmungen der tief unten die Gruben Aar gebildeten Halbinsel hingelagert ist, wird hier besonders bemerkbar. Eine zweite Stadt, Fabriken, Mühlen, Wohnhäuser, Gärten haben sich unten im Thal am milden, etwas lehmigen Ufer angesiedelt; die obere Seite in Terrassen, die mit schönen, reich blühenden Gärten untermischt sind, zu ihm hinab; aber wenn auch das Auge gern auf dem da unten und dem daneben weilt, am liebsten geht es doch zu dem, was dort drüben ist; da ist es gebannt, gebannt von dem ewigen Zauber, der eben den Alpen entströmt. Die ganze lange Kette, über das grüne Vorland und den breiten Rücken des „Marten" hereinragend, liegt so vor uns, wie sie sich an allen freien Orten Berns zeigt. Das ist eben Berns Herrlichkeit, das, worin es alle Schweizerstädte aussticht: die Fülle seiner Aussichten, die unmittelbare Beherrschung des Hochgebirges: es ist sein Vorhof, aus dem man überall, auf allen Plätzen und Ecken, hinaufschauen kann zu den ewigen Eiszinnen. Freilich müssen die Hauptbedingungen eines Alpenblicks erfüllt, Wind und Wetter gut sein; denn sonst hilft bekanntlich auch die nächste Nähe nichts, und man mag dann auf der Münsterer oder auf der Gaßnerstraße, auf dem Schänzli oder der Enge stehen: man hat eben dann einen Schleier vor sich und da drüben, wo sie sonst so leuchtend herüberstehn, die schneeglänzende Reihe, da baut sich nur eine graue Nebelwand auf und es können wol Tage vergehen, bis sie sich auftut, und man kann auch von Bern wieder fort müssen, ohne nur einen einzigen Anblick der so nahen und doch so fernen Herrlichkeit erhascht zu haben. Und doch wieder, wenn man sie nun, wie ich am dritten Morgen, so rein und klar vor sich hat, daß alle die einzelnen Spitzen und Grate zählen kann, so mag man es fast nicht glauben, daß es anders sein, daß auch diese wie so manche andere Schönheit trügen kann.

Aber heute war nichts von Trug und Täuschung zu spüren, heute war alles Licht und Wahrheit; und so hatte ich sie wieder, nur wenige hundert Schritte fern von der Münsterer, auf der Gaßnerterraße, vor und gegenüber mir. Gaßnerterraße heißt sie von dem städtischen Gebäude dieses Namens, das die eine Seite des Platzes einnimmt; aber es verschwindet vor dem Prachtbau des Bundespalastes, der hier sich stark und mächtig erhebt. Manchen kommt er in diesem weitschauigen, gedrungenen, wenig Zwischenraum lassenden florentinischen Palaststil, in dem er gebaut ist, zu kolossal, zu massenhaft für das Schweizerstadthaus vor; allein diese Umgebung, die großen Verhältnisse dieser Natur vertragen keinen zierlichen oder gar schwächlichen Bau; es ist recht so: den festen Bergen muß ein festes Haus gegenüberstehen, wenn dies Haus den Staat abbildet, der ja auch fest und sicher wie jene Berge gegründet ist. Es muß ein stolzes, erhebendes Gefühl für den Schweizer sein, wenn er dies Haus betritt, in dem sein Volk seines Landes Geschicke in starken und sichern Händen führt; wenn er über dem, was dies Volk schon gethan und errungen, vergißt, wie klein es ist; wenn er darum auch ruhig aller und jeder Zukunft ins Auge sieht! Und wir, wir Kinder deutschen Landes, wie müssen wir hier stehen! Wir tragen auch das Kreuz, wie es da oben aus der weithin flatternden Fahne nieder scheint, aber wir tragen's in ganz anderm Sinne! Wir haben kein solches Haus, in dem unser Volk sagen, raten, thaten könnte! Wir haben einmal eins gehabt, aber das ist schon lange her — — Wann brauchen wir nicht mehr die schweizer Bundesstadt um ihr Parlamentshaus zu beneiden?

Zeit genug hat es mir gethan, daß ich nur das Aeußere des Bundesrathhauses sehen konnte — denn in dem Sinne, was ich eben nicht sah, müssen wir auch das Innere zu jenem rechnen —, daß ich nicht das eigentliche Leben dieser Räume belauschen, seiner Eigung der beiden Räte beiwohnen konnte. Es war eben die „saison morte" des politischen Lebens, eben Aprilzeit, und die ist immer die unglücklichste, wenn man das eigentliche Leben größerer Städte kennen lernen will. Da haben diese gewöhnlich nur ein paar Aeußer aufgemacht, zu denen man nur so ganz oberflächlich hineinschauen kann; die Thüren, wo es eigentlich hinein, ins Verständnis des eigentlichen Lebens und Treibens hineingeht, die sind verschlossen. Da muß man sich eben mit dem „draußen" trösten, und gut, wo dieser Trost so leicht gegeben ist wie hier in Bern — — wir wollen ja nur gleich wieder unter den Bäumen der Gaßnerterraße hinwandeln, uns auf eine der grünen Bänke setzen und wieder hineinschauen und hineinträumen in die Alpenwelt. Daran haben wir genug.

Würde ich ein Reisehandbuch schreiben, so wäre es meine Pflicht, das Alpenpanorama der Gaßnerterraße oder eines der andern Aussichts-

punkte gewissenhaft genau zu entwerfen, sie alle nacheinander aufzuzählen, von den Riesenhäuptern, den Fürsten und Gewaltigen, bis zu den kleinen Vasallen, die sich zu jener Höhen ein bescheidenes und doch uns noch hoch genug erscheinendes Plätzchen herausgesucht haben, sie alle nacheinander vorüberziehen zu lassen, von den auf unnahbarem Eis aufstarrenden Spitzen des Schreck- und Wetterhorns bis zu dem glänzenden Lichtbild der Blümlisalp, sie alle zu nennen, wie sie da thronen und herrschen über Interlaken und Grindelwald, dem Thuner- und Brienzersee und den andern weltberühmten Orten allen, die dem Zauberkreis des „Berner Oberlandes" angehören. Aber was nützen die Namen? Fragt man doch auch bei einem vollen, reichen Blumenstrauß nicht nach all den einzelnen Blüten — man freut sich des schönen Ganzen, und als Ganzes, als Eine gewaltige, fest zusammengeschlossene Heerschar, wie sie Wacht hält über der Freiheit Kleinod in dem freien Lande, wollen sie ja vor allem betrachtet sein die steilen, herrlichen Alpen.

Auf der Gäsneterrasse haben wir schon den zweiten Hauptstandpunkt für ihre volle Anschau gehabt: unsern von ihr, auf der „Kleinen Schanze", steinern wie einem dritten haben. Das Hauptbild bleibt dasselbe: nur hier und da tritt diese oder jene Spitze, das eine oder das andere Schneehaupt schärfer hervor und nur der Vordergrund wechselt je nach den Krümmungen des unter uns sich windenden Aarthals; dann aber hat dieser Punkt ein neues, stattliches Gegenüber oder vielmehr Seitenbild in dem in seiner ganzen imposanten Größe mit der Front vortretenden Bundespalast und dem neben ihm erbauten, die erdrückende Großartigkeit des Nachbars nicht schreienden Prachtgebäude, dem „Berner Hof". Es ist gut in ihm wohnen; man hat etwas für die hohen Rechnungen, vor allem Gut und dafür gibt man am Ende gern ein Meer aus: das ist die Aussicht, die volle, freieste Aussicht auf die ganze Alpenkette, auf all den wundersamen Wechsel, mit dem das Licht des Tages sie übergießt.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Der erste Mai in Stockholm.

Schweden ist das Land der Gegensätze: Wie sehen in der Reichhaltigkeit der Erdoberfläche hier die lachendsten, ausgedehntesten Fluren mit anmuthigen und schroffen Gebirgspartieen abwechseln, die an ewigem Schnee ebenso reich sind als an grotesken Schönheiten; wie sehen das Klima mit seinem kurzen, fast südlichen Sommer, den endlosen Tagen mit übergroßer Sonnenhitze und ebenso plötzlicher Abendkühle, mit seinem starren, kalten Winter, dem es aber wenig darauf ankommt, sprungweise, wie ein launisches Mädchen, auf einmal das lauteste Frühlingsantlitz zu zeigen, um nach wenigen Stunden schon in jenen kalten Frost zurückzufallen — wie dies alles schon auf unvermittelte Gegensätze in der Natur hinweist, so finden sich dieselben auch entsprechend abgeprägt im Charakter des Volkes selbst, das trotz seiner freisinnigen Verfassung kaum ablassen kann von den eigensinnigsten Standesvorurtheilen und Unterschieden wie einer schroffen, „alleinseligmachenden" Intoleranz; Gegensätze, die sich kund geben ebenso in den träumerisch-elegischen Molltönen seiner Volksmelodieen als diesen gegenüber in der Leichtlebigkeit und oft — frivolen Genußsucht, die diesem Volke den Namen der „Franzosen des Nordens" verschaffen konnte.

Aehnlich auch ist es zu erklären, wenn das Volk seinen Carneval, wenn man das Fest des ersten Mai so bezeichnen darf, nicht im Winter — sondern, uraltem Herkommen gemäß, am Eingangstage des wonnigen Lenzmonats feiert. Die Eisdecke, die die langen Wintermonate hindurch das Meer gefesselt hielt und so eine natürliche Ehrerbietige Mauer um das Land zog, es fast gänzlich abschneidend von dem Verkehr mit den andern Nationen Europas, ist gesprengt durch die allgewaltige Macht der Frühlingssonne unter Mitwirkung eines „gewissen Dilettanten", eines mehrtägigen warmen Regens, von dem sie „auf das zuvorkommendste unterstützt" wurde. Wie von einem Alp befreit, athmet die ganze Bevölkerung auf, denn auch die Communication mit dem Innern des Landes hat während dieser Zeit schwer darniedergelegen, da einmal die Hauptwasserstraßen, die Seen, Flüsse und Kanäle, ebenfalls gesperrt sind und sich auf der andern Seite auch ein großer Mangel an Eisenbahnen sowie ein bedeutender Ueberfluß an schlechten Landstraßen und Posteinrichtungen fühlbar macht. Was darf es uns da groß wundern nehmen, wenn das gesammte Volk den endlichen Einzug des Sommerfrühlings mit einer Feier begeht, bei der das Imposante gerade in der Gleichgiltigkeit und Allgemeinheit liegt?

Der erste Mai ist wie ein Pharus in dem Lebensmeer des bürgerlichen Jahres. Zum ersten Mai, d. i. zum würdigen Empfang desselben, ist

in allen Häuſern großes, großes Scheuerfeſt; mit dem erſten Mai beginnen in allen öffentlichen Gärten die ſommerlichen Gratis-Abendconcerte, mit dem erſten Mai ſind die Touren jener kleinen Dampfſchiffe eröffnet, die in ſo großer Anzahl den lieblich-grünen Mälar wie die blauen Fluten der Oſtſee durchſchneiden, um die vergnügungsſüchtige und geſchäftseifrige Menge für ein Minimum von Preis nach allen Punkten der maleriſchen Umgebungen Stockholms zu führen; kurz mit dem erſten Mai tritt eine wenn auch kurze, doch jedenfalls in Wahrheit „neue Aera" ein und es hat uns wirklich gewundert, daß man es nicht verſucht hat, mit dem Himmel einen Contract abzuſchließen, um für dieſen Einen Tag wenigſtens ein paar grüne Bäume ſein eigen nennen zu dürfen. Aber — ſo ſpricht man in Schweden nicht! War der Winter, wie dies Jahr, ſtreng und langanhaltend, ſo dauert es bis — Ende Mai, ehe Bäume, Wieſen und Sträucher in ihrem dem Auge ewig jungen Grün prangen, und dabei wird doch „kaum gedacht — ſchon der Kuß ein End' gemacht" — denn zum Schluß des Auguſt bereits ſind „wieder gelb die Wälder, braun die Stoppelfelder und der Herbſt beginnt!"

Den Mittelpunkt der Feſtlichkeiten des erſten Mai bildet für die Hauptſtadt des Landes der Ausgang des Königs mit ſeiner ganzen Familie durch die Straßen der Stadt nach dem „Thiergarten".

Der erſte Mai dieſes Jahres begann. Es war ein ſchöner, ſonnig-heiterer Frühlingstag. Unſere Erwartung ſollte etwas geſpannt werden, denn weder die Straßen noch das Publikum hatten die gewöhnliche Alltagsphyſiognomie abgelegt, bis plötzlich um 2 oder 3 Uhr nachmittags ſämmtliche Läden, Gewölbe und Kaufhallen ſich ſchließen, während die geſchäftige Menge faſt ganz von der Straße verſchwand, vermuthlich, um ſich an dem Mittagsmahl für die bevorſtehenden Strapazen des Abends zu ſtärken. Bald darauf eilten die eleganteſten und unelegenteſten Fahrzeuge durch die Stadt, um theils die glücklich ſituirte Minorität der Equipagenbeſitzer im Fluge nach den beſten Plätzen des Thiergartens zu führen, theils um denen, denen Mittel ihnen wenigſtens die Miethe von Wagen, Droſchken oder, in Gemeinſchaft mit andern, einen jener offenen, unbedeckten Omnibus erlauben, mit minderer Schnelligkeit denſelben Dienſt zu erweiſen. Gleich darauf bedeckte die Straßen, durch welche ſich der königliche Zug bewegen ſollte, eine feſtlich gekleidete Menge, deren Kleidung übrigens, außer der kleidſamen Tracht der Talefallerinnen (hier kurzweg Kullen genannt), bei der von den Zwickelſtrümpfen an bis hinauf zu der haubenartigen Kopfbedeckung in geſchmackvoller Vertheilung das Roth vorherrſcht, nichts Nationalcharakteriſtiſches darbot. Auf der Nordbrücke, auf dem Guſtav-Adolfs-Platze mit dem etwas ſteifen Reiterhandbild dieſes auch in Deutſchland ſo volksthümlichen Königs, an der Statue Karl's XIII. vorbei, eines Herrſchers, deſſen Regierungszeit im ſchwediſchen Volke nicht gerade die angenehmſten Erinnerungen hinterlaſſen hat, auf der Neuen Brücke, die Große Straße entlang, bis hinaus zum Thiergarten — überall drängte ſich Kopf an Kopf. Ehrliche Spießbürger, die ſonſt nie einen Arbeitstag verſäumen, Bleiche, unter harten Arbeiten und vielleicht Entbehrungen abgehärmte Geſtalten tauchten heute aus ihrer Verborgenheit auf und freuten ſich am reinen Strahl des milden Sonnenlichts, um ſo der wiedererwachenden Natur ihr gewiß von Herzen kommendes Dankopfer darzubringen.

Endlich, Schlag 5 Uhr, verließ der König mit ſeinem Stabe das große, koloſſale Schloß ſeiner Ahnen oder beſſer ſeines Großvaters (länger iſt es die jetzige Dynaſtie noch nicht in Schweden heimiſch); jenes Schloß, deſſen Fuß beinahe von den Waſſern der Oſtſee beſpült und, ein altehrwürdiges Wahrzeichen der feſtgewurzelten Macht des Königthums, von allen Stadttheilen Stockholms aus geſehen werden kann. Die edelſchöne, männliche Geſtalt König Karl's XV., der beſonders ſeitens der Frauen einer großen Verehrung genießt, die er, wie man ſagt, nach Kräften zu erwidern bereit ſein ſoll, eröffnete in blauer Huſarenuniform (ſonſt ſieht der König ſeinem Volke nur in Civil gegenüber) auf einem feurigen Roſſe den Zug. Ihm zur Seite ſein Bruder, Prinz Auguſt, dahinter eine glänzende Suite von Officieren der Svea-Leibgarde, denen ein Schwall gutberittener Lakaien folgte, unter welchen natürlich des Königs Mohr in ſeiner rother Jumica, gelben Schuhen und Aeß vornehmlich die Aufmerkſamkeit der lieben Jugend in Anſpruch nahm. Hieran ſchloß ſich ein Detachement „Karolinen", d. i. Soldaten zu Pferde im Zeitgeſchmack Karl's XII. gekleidet, mit blauen Waffenröcken, gelben Bandelieren, viereckigen Mützen, hohen Reiterſtiefeln und entſprechenden Schwertern, lauter kräftige, hübſche Geſtalten. Dreißig Wagen mit Kammerherren folgte die

Die

Schule der Reichen.

Schauſpiel

in

fünf Aufzügen.

elegante Equipage der Königin, in der diese selbst, die Königin-Witwe und eine junge Prinzessin Platz genommen hatten. Darauf, nach vier Wagen mit jugendlichen hübschen Hofdamen, erschien die besonders geschmackvolle, aber leere Equipage der Königin-Witwe, an welche sich wiederum Hofdamen, wie die früheren in gewähltester Toilette, und Kammerherren in Carrossen anreihten, die nun mitunter freilich etwas pauvre aussahen. Den Schluß machte eine Abtheilung Upländs-Dragoner auf vorzüglich gepflegten Rappen, deren Uniform sich als eine Combination der österreichischen weißen Waffenröcke und der vergoldeten Adlerhelme der preußischen Gardedu-Corps kennzeichnete.

Auf diese Art nun bewegte sich der Zug durch die ebenbezeichneten Straßen inmitten einer lautlosen, „stillvergnügten" Volksmasse; denn es ist eine Eigenthümlichkeit des schwedischen Volks, sich nicht lustig und laut einer freudigen Regung hinzugeben, ehe es nicht von einem gewissen Spectateur familiaris einige Lebensregeln entlehnt hat. Natürlich waren die Fenster der Straßen mit einem Blumenflor der schönsten und elegantesten Frauengestalten besetzt, die mit ihren ausgesuchten Toiletten dem Auge einen anmuthigen Ruhepunkt gewährten. Es ist nämlich am ersten Mai Sitte, daß die Bewohner der günstig gelegenen Häuser ihre Bekannten und Freunde zur Schau oder besser „auf ein Fenster" einladen, welchem Einladungszeichen natürlich ein dito Gaumengenuß folgt, bei dem es mit den in Deutschland üblichen derberen Ueberschwänglichen schlechterdings nicht abgemacht ist. Der Schwede und ebenso die Schwedin sind feine Kostverächter und ein gutes Mahl findet bei ihnen immer eine gute Statt.

Lassen wir nun den Zug sich weiter nach dem Thiergarten bewegen und mittlerweile einen Staub verbreiten und einathmen, der einem patriotisch fühlenden berliner Herzen sicher das stärkste Heimweh hätte bereiten müssen, und gehen wir zurück nach der Norrbrücke, an deren Fuß die kleine Halbinsel Strompartierre uns mit einem allerliebsten Dampfboot winkt, um uns schneller und nebenbei angenehmer „nach Thiergarten" zu bringen. Rasch und sicher gleitet durchschneidet der kleine Dampfer die leichtgekräuselten Wellen der Düne und läßt uns eine entzückende Aussicht genießen auf den sonnenbestrahlten Südtheil des nordischen Venedig, der sich malerisch an einen Hügelkette hinaufrankt.

Gerade zur rechten Zeit langen wir im Thiergarten an, nachdem wir dem weiblichen Cerberus an seinem Eingange unsern Obolus entrichtet, um noch das Einrollen des königlichen Zugs, verkündet durch der Jugend Stentorpfeife, von Mund zu Mund gefüsterten „Kongen (sprich Kongen) kommer!", anzusehen. Das Ganze verwandelt sich nun während des zweimaligen Umfreisens der Großen Promenade, an der Bellmannsstatue vorbei, in eine Art Corso, indem es sich zwischen einer zu beiden Seiten aufgestellten Wagenreihe dahinschlängelt. Natürlich schließen sich dieser Corsofahrt viele Equipagen aus den Reihen der Ganzen- wie der höhern Halbenwelt an, denn wozu wären denn die Toiletten, wenn sie nicht gezeigt und kritisch gemustert werden sollten? — und das gaffende, aber, wie gesagt, blos „stillvergnügte" Volk ist befriedigt. Der König und seine Familie kehren darauf ins Schloß zurück, wo später ein großes Souper die gesammte Haute volée und alles, was drum und dran hängt, vereinigt. Publikum aber stürzt sich, je nach Alter, Stand und Geschmack, entweder sogleich in die zahlreichen „Schweizereien" des Thiergartens oder huldigt noch eine Zeit lang den weniger sinnlichen Genüssen, die ein Puppentheater, ein Bänkelsänger, eine Akrobatengesellschaft oder ein Harfenmädchen-Concert versprechen. Nebenbei bemerkt, sind alle diese Vertreter der freien, brotlosen Künste Söhne Deutschlands, wodurch sich unser Nationalbewußtsein angenehm geschmeichelt fühlen mußte. Indessen auch diese Freuden sind bald erschöpft und ein neuer Menschenstrom ergießt sich in die Schweizereien, um einer in den Lehrbüchern der Mythologie noch unbekannten Gottheit — dem Punschgott zu opfern.

Glaube nur niemand, daß das, was wir in Deutschland als „Punsch" genießen und dessen „inniggerührte vier Elemente" Schiller einst so schön besang, irgendwie mit dem zu vergleichen wäre, was der schwedische Namensbruder hieran! Das „Nur wenn er glühet, lebet der Punsch!" erhält hier ein fürchterliches Dementi; denn diesen Freudenbecher lernt man in Schweden nur kalt und seine Spur wird hier gefunden vom „saftigen Stern der Citrone", die den herben Kern des Lebens repräsentiren soll. Eine Mixtur aus Seewasser, feinstem Rum und Zucker, dem man noch einige andere, dem Nichteingeweihten unbekannte Ingredienzien hinzufügt, darf dieses Gebräu, nachdem es gekocht wird, nur kalt genossen werden, ist dann aber bei seinem Wohl-

geschmack von um so hinreißenderer Wirkung — mehr hierüber zu sagen, verbietet uns unsere Verehrung der schwedischen Gastfreundschaft.

Der Genuß dieses geistigen Getränks, den Gipfelpunkt des Vergnügens bildend, dauert bis in die späte Nacht, da ein überkommenes altes Gesetz verbietet, am ersten Maitage, resp. -Abend jemand wegen „Trunkenheitsexcesses" zu verhaften, was natürlich nicht ausschließt, daß dergleichen nach Mitternacht vorgenommen wird.

Für den ersten Mai erscheint in Gothenburg eine Maizeitung: „Punsch", die an diesem Tage überall ausgeboten und auch gekauft wird und die „mit wenig Witz und viel Behagen" in fingirten Annoncen, kleinen Bemerkungen u. s. w. die Begebnisse des alltäglichen Lebens derb rügt. Außerdem erschien in diesem Jahre noch eine Maizeitung in Stockholm: „Die Mücke", die einem besondern Vorfall ihre Entstehung verdankt. Paris hatte bekanntlich in letzterer Zeit seine Theaterskandale wegen der „Giselle" Adam's und des famosen „Cotillon" —, die Franzosen des Nordens konnten natürlich da nicht zurückbleiben und so wurde denn ein neues Stück des Herrn Jolin: „Der Schmähschreiber", zu ähnlichen Auftritten benutzt. In diesem Stück, das nämlich an ebenso großer Aermlichkeit der Gründung und Unwahrscheinlichkeit der Handlung leidet, als es sich durch pikanten, geistvollen Dialog auszeichnet, werden die Vertreter der Skandalpresse, die hier ziemlich zahlreich sind, hart mitgenommen und besonders in dem Helden, dem Redakteur des Blattes „Die Mücke", auf das schärfste gegeißelt. So kam es, daß am ersten Mai „Die Mücke" erschien und sich hauptsächlich den Verfasser, der zugleich darstellendes Mitglied der königlichen Bühne ist, sowie überhaupt Theaterverhältnisse zur Zielscheibe ihres „brechenden" Witzes nahm.

J. Leopsohn.

Anregungen.

„Faust, dritter Theil."

„Teutobold Symbolgetti Allegoriewitsch Mythengotte" gibt in drei Akten und „neun im Geiste des zweiten Theils des Goethe'schen „Faust"" einen Antichaotischen Scherz (Tübingen, Laupp, 1862), der auf heitere Art die etwas langweilige Tagesordnung unseres deutschen Parnaß unterbricht. Dank der Kraft des „gesunden Menschenverstandes", die produktiven Talente unserer Presse suchen im Schweiß ihres Angesichts entweder so möglichst aufführbaren, meinen Theater genießlich Content werthen Shrenpreis Dramen oder „ins Volk dringenden", „naturwüchsigen", „wunderbar sich wieder selbst überstürzenden" Erzählungen. Die romantische Lust an allerlei polemischem Spectakel und „ungeheurer Heiterkeit", wie sie noch zu Heine's, Platen's und Immermann's Zeit herrschte, ist durch das maßhaltende Klongquerrührstrichstein und summarische realistische Abmalen in unseren „Literaturgeschichten bis auf die neueste Zeit" gründlich zum Schweigen gebracht.

Diese Verspottung des Goethe'schen „Faust" zweiten Theil und der „Erklärer des weiteren in den Hemingsheimniß" liest man mit Vergnügen, wenn man auch wünschen möchte, daß die Gegebenheiten schlagender wären und manches Persönliche schärfer charakterisirt. Faust macht seine Läuterung im ersten Akt als Schullehrer, im zweiten bei den „Müttern", alten, sehr ergötzlich geschilderten Kaffeeschwestern, und im dritten Akt als Lotter, nur vor der Thorthür nicht ganz schwere Zechkumpanen unter den Doctoren Marianus, Gratiosus, Scholasticus, Profundus u. s. w. Die Erfindung selbst ist ziemlich schwach, der Dialog und besonders der Schluß hätte besser gelungen. Das Beste scheint uns die Scene bei den Müttern. An den meisten übrigen Stellen tritt zu oft der nur grammatisch und schulgerecht an der Stelle des natürlichen Witzes.

Vermischte Schriften.

V.

„Aus Frankreich. Betrachtungen aus dem Frankreich Napoleon's III. von Julian Herbert. Verfasser von „Ludwig Napoleon", „1830 und 1831." (Leipzig, Brunow, 1861). Eine lustige Mischung mit politisch-historischen Epicen, wie sie sich mit größerer oder geringerer Schwierigkeit an die uns jene dem Autor deutsche Lokalität anknüpfen lassen. Während in einigen Abschnitten, wie gleich im 1. Kapitel, besonders auf Napoleon's I. und Josephinens Wirthschaft in deutschen Landen und auf deutsche Schmach unter dem Kaiserreich Streiflichter geworfen werden, erhalten wir in Kapitel 4., 5., 9 hauptsächlich kräftige Belege von französischen Antipathieen gegen Napoleon III.; der Verfasser bietet längere Auszüge aus Pamphlets gegen Ludwig Napoleon's Persönlichkeit und politische Intriguen, es werden unter anderen Proben von Proudhon's unerbittlich scharfer Ironie gegeben. Das 7. Kapitel enthält eine eingehende und offenbar tendenziöse Betrachtung über den Deportationsort St.-Michels. Das achte Kapitel ist eine Digression über Lamartine's politisch-literarische Thätigkeit. Das Letzten eines großen und glänzenden französischen Lagers schildern Ka-

pitel 10, 11 und 12. Im 13. und 14. Kapitel werden die wunden Stellen des deutschen Patriotismus durch den Hinweis auf ehemals deutsche Gebiete aufgerissen, aber auch einige Aussichten auf Wiedergewinnung des Raubes eröffnet. Als reine Unterhaltungslectüre mag das Buch namentlich dem enthusiastischen Tagespolitiker empfohlen sein.

Die kunstsinnige, als Dichterin und Schriftstellerin bekannte Luise Otto versucht es, in dem Werke: „Die Mission der Kunst mit besonderer Rücksicht auf die Gegenwart" (Leipzig, Matthes, 1861), ein Ideal für die Schöpfungen einer jeden Kunst aufzustellen. Es vereinigen sich in ihrer Schrift kunstgeschichtliche und ästhetische Digressionen mit der Aufstellung von Vorschlägen für die ausübenden Künstler der Gegenwart, auch auf die äußere Lebenslage der Organe der Kunst wird in dem Abschnitt „Die Künstler" ein von Reformvorschlägen begleiteter Blick geworfen. Die wesentliche Forderung der Verfasserin an die Künstler lautet: „Gewinnt ein lebendiges Bewußtsein von den Bedürfnissen eurer Zeit, lebt euch in ihre Strömungen, Wünsche und Hoffnungen hinein, auf daß ihr als Künstler zugleich populäre Lehrer und Führer zuerst eures Volks und dann der ganzen Menschheit werdet'" Aus dieser Forderung ergibt sich von selbst die Verwerfung eines principlosen, unzeitgemäßen künstlerischen Schaffens, also namentlich auch der verfehlten Wahl der Stoffe. Es sind sittliche, es sind große Zeitideen, es ist das Interesse der Nationalität und Humanität, das den wahren fruchtbaren Künstler leiten und beherrschen soll. Inwieweit im einzelnen der bildende Künstler wie der Poet und Componist dieser Forderung genügen können, wird durch Beispiele aus der Vergangenheit und Gegenwart erläutert oder auch ohne jeden historischen Anhalt construirt. Als die großen Vertreter der Sculptur, Malerei, Poesie und Musik, die den Ideen der Verfasserin von der Aufgabe der Kunst in der Gegenwart völlig Entsprechendes geleistet haben, gelten ihr eine Reihe Namen, in deren Werken die erstrebte Vereinigung des Idealismus und Realismus sich vornehmlich vollzogen habe.

Nehmen wir an, daß die Entwickelung der Kunst mit der sich eigenthümlich fortbildenden allgemeinen Cultur in einer innern nothwendigen Wechselbeziehung stehe und daß also die Kunstrichtung einer Zeit als nothwendiges Resultat ihres gesammten übrigen Culturzustandes zu betrachten sei, daß aber die epochemachenden Erscheinungen in Wissenschaft und Kunst sich selbst ihre Regeln und Vorschriften schaffen, so dürfte freilich die praktische Bedeutung des an anregenden Gedanken sehr reichen Buches doch nur eine relative sein und die Anschauungen der Verfasserin vollends über die Stellung der Musik zur Dichtkunst unserer oder künftiger Zeit theilen wir entschieden nicht. Im übrigen aber ist die Schrift der allgemeinsten Beachtung werth.

Unterhaltungsliteratur.

XVI.

„Durch Irren zur Einsicht. Ein Sittenbild aus dem südbairischen Volksleben unserer Tage" von Clemens Steurer (Stuttgart, Gebr. Schmidlin, 1861), gehört zu den besseren Leistungen der Dorfgeschichtenliteratur. Auf dem mit wenigen kräftigen Zügen trefflich umrissenen Hintergrund eines herrlichen Hochthals an der Tirolergrenze, der Buchau, führt uns der Verfasser einen der naturwüchsigsten und ferngesundesten deutschen Bauernschläge in einer Schilderung vor, deren frappirende Wahrheit an die durch eben diese Eigenschaften so berühmt gewordenen englischen Dorfromane George Elliot's erinnert. Steurer's Bauerngestalten — der „Oxbauer" und „sein Annei", die „Oxber-Rosi", der „hintere Saugruber-bauer" und „seine Bäuerin", der Seppei, die Nannei, das Moidei, das Lisei, das „vordere Saugruber-Resei", das „Hofbauern-Enei", die „Schlmair-Ursch", die „Wastlmüllerin", die Hafnerwirthin, die — — „Dreck-Waba", die „Ehehalten" Wast, Kiasei, Hiesei u. s. w. — sind — frei' dich, Charlotte Birch-Pfeiffer, auf neuen Stoff zu Tantièmen! — Menschen im wirklichen Sinne des Worts, weder im Guten noch im Bösen idealisirt; der Verfasser, dem seine Verhältnisse in steten Verkehr mit seinen wackern Landsleuten zu bringen scheinen, hat dieselben offenbar nach der Natur gezeichnet und bietet ebendeshalb weit mehr Licht- als Schattenseiten.

Schade, daß sich mit diesen in culturgeschichtlicher Beziehung nicht genug anzuerkennenden Vorzügen der Charakteristik die poetische Kraft des Romaninteresses — das überlebte und von einem fremden „Herrischen", dem nichtswürdigen „Eisenbahn-Accordanten Schwindel", zu ihrem beiderseitigen Verderben ausgenutzte, im letztern Augenblick aber noch glücklich zur Umkehr gewandte Streben des reichen Oxbauern und seiner Schwester über den engbegrenzten und enterzogenen Stand hinaus — nicht auf gleicher Höhe hält. Es fehlt hier dem Autor, der so glücklich mit „seinem ersten Buch" debutirt, noch an künstlerischer Anlage, Eintheilung, Anordnung, Steigerung, Beherrschung des Stoffs; das richtige Streben des „angehenden Schriftstellers" nach Gründlichkeit verführt ihn häufig zu Breiten und Wiederholungen, welche unfehlbar die ursprüngliche Wirksamkeit sonst guterfundener Situationen lähmen müssen.

Von ungleich geringerm Werth sind „Dorfgeschichten aus dem badischen Unterlande" von J. G. Molitor (Pforzheim, Flammer, 1861). Es sind Schilderungen landesüblicher Sitten und Gebräuche, entweder mit wenig Interesse bietendem stofflichen Inhalt, wie die längere Erzählung „Joseph und Rose", oder geradezu carrikirten Inhalts, wie „Lavichi, der Freischärler", „Stoffele zum ersten male in der Stadt" u. s. w.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Das österreichische Concordat. — Die „Garibaldiner". — Das Prinz-Albert-Denkmal. — Die Reise der „Novara". — Johann Nestroy. — Ein neuer Haus-Atlas. — Aus der Bücherwelt.

Das österreichische Concordat.

* Die Rede, die am wiener Reichstag der Abgeordnete Dr. Giskra gegen die letzte Schranke gehalten, die noch zwischen den österreichischen Reformen und dem rückhaltlosen Glauben an die aufrichtige Ehrlichkeit derer liegt, welche sie zulassen, ist mit Recht von vielen deutschen Zeitungen ausführlich mitgetheilt worden. Sie ist ein Meisterstück kurzer, bündiger und die schadhaften Stellen dennoch trefflich kennzeichnender Polemik.

Es fiel uns besonders auf, mit welcher Entschiedenheit von dem freimüthigen Redner die lediglich der staatlichen Ordnung zu subsumirende Mehrheit der Concessionen geltend gemacht wurde. Die nüchterne Logik des Advocaten liebäugelte nicht mit einem wenigstens noch vom Herzen und Gemüth aus geltend zu machenden Vorsprung der katholischen Kirche. Ist für den Verstand und den Gottesdienst gesorgt, d. h. das kirchliche Leben en detail, so will dieser vernunftheilende Anwalt der Aufklärung im übrigen von keiner andern Prärogative, keinem andern Glanze des kirchlichen Wesens mehr wissen; er sieht in dem Mehr nur die Verstärkung desselben Absolutismus, der die Liebe zur Arbeit auch auf jedem andern Gebiet bekämpft. Aus alledem ersehen wir, daß der Augenblick, wo sich Oesterreich endlich aus seinem Finanzjammer durch eine Reformation und durchgreifende Säcularisation der Kirche retten, nicht mehr zu fern sein kann.

Solchen Erscheinungen gegenüber wird sich der Congreß der katholischen Vereine, den man im vorigen Jahre in München gewagt hat, für dies Jahr nach Frankfurt am Main auszuschreiben, schwerlich genug anathematisiren — mit seinen orthodoxesten Bischofs- und Prälatenreden. Die katholische Gemeinde zählt überall so viel Pfründen und Stiftungsstellen und hat in die Wohlthaten der Freischule hinunter so viele Verpflichtete, daß es auch unter der ansehnlichen und reichen Bevölkerung Frankfurts am Main an Herstellung jener fanatischen Beifallspendern nicht mangeln wird, die im vorigen Jahr in München dem Zeitgeist so schnitte Dementis zu geben verstanden. Wir sind begierig, ob Frankfurt am Main im Monat August diesen Fehdehandschuh aufnehmen wird.

Charakteristisch ist, daß bei der wiener Debatte über das Concordat einer der Herren Bischöfe die Aeußerung that, daß sich ja auch die protestantischen Gemeinden Oesterreichs „ihre Rabbiner" selbst wählen könnten.

Die „Garibaldiner".

* Dies der Name, mit welchem in Baiern die zum frankfurter Schießen eingeladenen Italiener bezeichnet werden. Bekanntlich hatten die Baiern und Oesterreicher für den Fall, daß nach Frankfurt Italiener kämen, abgesagt.

Die Aufstellung zu diesem jetzt geschlichteten Streit kommt nicht vom verletzten Volksgefühl, sondern von den Geistlichen und denjenigen Personalinteressen der Höfe, die jetzt als Verwandte italienische Fürsten ohne Kronen haben. Im bairischen Militär hat demzufolge der Pietät nicht minder Wurzel gefaßt.

Zum Glück darf man diesen Aeußerungen auf anderm Wege entgegenkommen. Soll ein Schützenfest Bedeutung und namentlich das frankfurter einen andern Sinn haben als den, nur die von der verwegenen Presse schon verschlungenen [illegible] Klatschen Metternichscher u. s. w. u. s. w. zu feiern, so kann es nur ein rein deutsch nationales sein und muß jedes fremdnationale Element, auch die englischen und amerikanischen Dilettanten, ausschließen. Ein Schützenfest ist ein Sinnbild der Wehrhaftigkeit eines Volks, so weit dieselbe auch außerhalb des Kriegerstandes gepflegt wird. Es ist ganz eigentlich ein Fest der freien Vereinigung zur Landesvertheidigung. Das nationale Element gehört dazu unerläßlich. So sehr wir von unserm Meinungsstandpunkt aus die italienische Erhebung achten und schätzen, ein deutsches Schützenfest soll weder Italiener noch sonst eine Nation an den Schießstand laden, an welchem nur Deutsche zu zeigen haben, wie auch sie sich auf Korn und Visir verstehen.

Das Prinz-Albert-Denkmal.

*** **London.** Wenn sich das alte Sprichwort: „Man muß sterben, um gelobt zu werden" jemals als wahr erwiesen hat, so war dies bei Gelegenheit von Prinz Albert's Tode der Fall.

Bei seinen Lebzeiten hörten wir, seine Landsleute, daß niemals eine herzliche Anerkennung seiner Person oder seiner Bestrebungen, sehr häufig sogar das Gegentheil. Bald hieß es, er suche sich in politische Angelegenheiten zu mischen, bald, er hätte nur für die Verherrlichung seiner Arme und seiner Ahnen Sinn, immer aber war er „ein Fremder", ein kleiner deutscher Prinz, der sein Glück nicht genug preisen könne, daß ihn zum Gemahl einer Königin von England

erhoben hätte. Das dies sogenannte Glück eine Schattenseite zeigte, die es sehr fraglich machte, ob die Stellung eines Prinz Gemahl beneidenswerth sei, daß Prinz Albert sich weise in seiner schwierigen Stellung zu benehmen verstand und auch unermüdlich thätig im Schaffen und Fördern nützlicher und wohlthätiger Institutionen war, davon hörte man wenig vor seinem Tode.

Nach seinem Tode hört man kaum noch etwas anderes. England, ganz England hatte Trauerkleider angelegt und die Presse, die Kanzel und die Tribüne erschöpften sich in Lobpreisungen „Albert's des Guten" und in Klagen über seinen Verlust. Man konnte während der ersten vier Wochen kein Blatt in die Hand nehmen, ohne dies Thema behandelt zu sehen, keinen Redner hören, der nicht mit überströmenden Worten darüber sprach. Alle menschlichen Vortrefflichkeiten wurden dem Verstorbenen beigelegt, ja die „Daily News" erklärten, es sei nicht genug, wenn man sage, daß Prinz Albert England's artistischen Geschmack, seine Manufacturen gehoben habe — nein, durch ihn wäre „die Civilisation nach England gekommen".

Wenn man diese Erklärung mit dem Hochmuth vergleicht, mit dem England es sonst für eine ausgemachte Sache hält, daß an der Spitze der Civilisation niemand anders steht als es selbst, so kann man sich nicht helfen, zu fragen: „Weher, weshalb solche Uebertreibung?" Der Bischof von Oxford sagte von der Kanzel, daß der Tod des Prinzen eine Strafe von Gott für Englands Sünden sei. War das alles Schmeichelei nur für — die Ueberlebende, die Königin?

Ueber das Denkmal, das dem so lebhaft betrauerten Prinzen gesetzt werden soll, können sich die Parteien noch nicht vereinigen. In wenigen Wochen sind durch Subscription gegen 40000 Pf. St. zusammengekommen, und wahrscheinlich wird diese Summe noch anwachsen, wenn erst ein Beschluß über die Art des Monuments gefaßt sein wird. Zuerst sollte Prinz Albert's Statue auf der Stelle im Hydepark errichtet werden, wo das Ausstellungsgebäude im Jahre 1851 gestanden. Die Stelle wurde zur Erinnerung daran vorgeschlagen, daß er diese Ausstellung ins Leben gerufen hatte. Diesem Vorschlag widersetzt sich eine Partei, die für einen Obelisk stimmt, und eine dritte will, daß „Prinz Albert dem Guten" (denn dieser Beiname soll ihm bleiben) ein Denkmal gesetzt werde, das zugleich einen Nützlichkeits- oder Wohlthätigkeitszweck habe, irgendeine Institution, die seiner würdig wäre. Zu diesem Zweck wird die Königin befragt werden, ob er irgendeinen Wunsch dieser Art äußert; überhaupt wird die Königin von all diesen Projecten in Kenntniß gesetzt und so viel wir erfahren, billigt sie die Errichtung der Statue. Möchte das Denkmal, welches es auch sei, kein so schrecklich geschmackloses werden, als die meisten der londoner Denkmäler sind, von denen Carlyle sagt, sie hätten zu Kochpfannen eingeschmolzen werden, um wenigstens zu etwas nütze zu sein.

Tennyson, der Poeta laureatus, hat die zweite Auflage seiner „Idyls of the King" (König Arthur von der Tafelrunde) auch „Prinz Albert dem Guten" geweiht.

Die Reise der „Novara".

* Der zweite Band dieser Reisebeschreibung, die sich, wie in diesen Blättern bereits erwähnt wurde, zum großen Theil nur auf Beobachtungen der in der Nähe der Küsten gelegenen Landstriche beschränkt, von der Geschichte des Landes oder der einzelnen Inseln aber richtige und eingehende Daten gibt, beginnt mit einer durch Vegetation und Bewohner höchst seltsam ausgezeichneten Inselgruppe: den Nikobaren.

Schon arabische Kaufleute haben 877 n. Chr. diese damals unter dem Namen Megabalu und Legabalu bekannten Inseln besucht. Engländer und Holländer in späterer Zeit, endlich am 1. April 1778 das kaiserlich österreichische Schiff „Joseph und Theresia" unter Kapitän Bennet. Ueber diese letztere Expedition finden sich leider nirgends nähere Nachweise vor, doch vermuthet man, daß die in der Gruppe befindliche Insel Teresa der großen Kaiserin ihren Namen verdankt. Erst kürzlich gelang es dem Erzherzog Ferdinand Max, in dem Archive zu Brüssel einige Documente darüber aufzufinden. Aus diesen ist wenigstens ersichtlich, daß der Hauptzweck der Expedition darin bestand, eine directe Handelsverbindung der Niederlande und Triests mit Persien, Ostindien, China und Afrika zu ermöglichen. Der Holländer Wilhelm Bolts gab Kopf und Thatkraft zu dem Unternehmen und die beiden Staaten lieferten die Mittel. Wir wollen nur in Kürze bemerken, daß das Unternehmen nicht den gewünschten Erfolg hatte, Bolts selbst starb in Paris 1808 in größter Armuth.

Die Bevölkerung dieser Inselgruppe steht noch auf einer tiefen Stufe menschlicher Entwickelung, besitzt aber in den unabsehbaren Kokoswäldern eine ergiebige Nahrungsquelle. Die Fremden erhalten beim Tauschhandel von den angenehmen, nahrhaften Früchten mit überschwenglicher Freigebigkeit, so z. B. 100 Stück für eine Messerklinge, 300 für eine Hacke, und so weiter im Verhältniß. Gar wunderlich erscheinen die sonst unbekleideten Eingeborenen mit einem Cylinderhut, einem Frack, sprechen gebrochen englisch und nennen sich Kapitän Dutton, Charley, Byron u. s. w. Sie zeigen Atteste ihrer Redlichkeit und Harmlosigkeit, welche ihnen auf ihre Bitte die verschiedenen Schiffskapitäne ausgestellt haben und worunter einige höchst drollig lauten, wie z. B.: „Dickson, although a shabby looking fellow, is a man of substance." (Dickson, obgleich ein lumpig aussehender Kerl, ist ein Mann von Gehalt.) Gleich vielen ähnlichen Völkern tragen sie Bambusstäbchen in den durchlöcherten Ohren, zeigen sich scheu und zurückhaltend — die Frauen entfliehen jedesmal bei An-

näherung der Fremden — und ergeben sich in solcher Weise dem Betelkauen, daß Lippen und Zähne dadurch entstellt, ja förmlich aufgefressen werden. Der Betelstrauch (Piper betle) wurde von der malaiischen Halbinsel eingeführt, das Gefallen, welches Fürsten und Sklaven, Männer, Frauen und Kinder daran finden, läßt sich vielleicht aus einem Sanskritgedicht („Utopadesa") erklären, welches die dreizehn Kardinaleigenschaften des Betelblattes in folgender Weise schildert: „Betel ist scharf, bitter, gewürzig, süß, langendauernd, herb, carminativ, ein Phlegmazerstörer, ein Wurmantidot, eine Zierde des Mundes, ein Verdutter des Athems, ein Beseitiger von Unreinigkeiten, ein Anfacher der Flamme der Liebe' O Freund' Diese dreizehn Eigenschaften sind selbst im Himmel schwer anzutreffen". Daß sich bei den Nikobaren die Entartung der Zähne in so schauderhafter Weise zeigt, mag übrigens wol auch mit in der dem Betelblatte beigemischten größeren Quantität von Kalk liegen. Diese Verunstaltung des Mundes ist Ursache, daß sie die Worte höchst undeutlich aussprechen, wodurch gewissermaßen ein Lallen entsteht. Dazu kommt noch ein sehr mangelhaftes Vorstellungsvermögen, sodaß die Zusammenstellung eines kurzen, am Ende des Bandes abgedruckten Wörterbuches ihrer Sprache mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Die Gestaltung des Mundes ist wie das Durchlöchern der Ohrläppchen ausgenommen, kann man die Nikobaren nicht anders als wohlgestaltet nennen. Tätowirungen kommen bei ihnen nicht vor und auch nur selten das Bemalen von Stirn und Wangen mit dem rothen Färbestoff der Samen ferner von Bixa orellana. Sie pflegen den neugeborenen Kindern das Hinterhaupt einzudrücken, sodaß sich dasselbe abplattet und demnach der Sitz der eigentlichen Intelligenz, der Vorkopf, ausgebildeter erscheint. Diesem äußern Anschein entspricht indessen ihre geistige Thätigkeit keineswegs. Ihr Gesichtsausdruck ist ernst und gleichgültig, dabei überraschend die große Physiognomienähnlichkeit untereinander. Krankheiten oder Verkrüppelungen kommen selten vor. Doch haben sie den Ausdruck Mallik für Pocken, deren Spuren die Reisenden auf dem Gesicht einer Malaien wahrnahmen. Ihre größte Freude ist der Besitz europäischer Gelanderhüte, wofür sie mehrere Hunderte Kokosnüsse bieten. Ihr nationaler Kopfschmuck besteht aus einem Bastbande, welches sie durch die Haare schlingen, was ihnen ein sehr malerisches Ansehen gibt.

Die Hütten, welche die Reisenden auf den Inseln fanden — am längsten verweilten sie auf Kar-Nikobar — sind Bienenkörben nicht unähnlich und ruhen auf Pfählen; eine Vorsicht, welche der zumeist sumpfige Boden erheischt. Das Innere ist ebenfalls sehr primitiv. Ein Feuerherd, Matten zum Schlafen, Vorräthe von Kokosnüssen, gewirbelte Gefäße im Tauschhandel erworben, und rohgeschnitzte Götzenbilder oder besser Repräsentanten böser Geister, die sie durch mancherlei Gaben zu versöhnen suchen, sogenannte Juwi, bilden den Inhalt. Sie bedienen sich auch eigenthümlicher, unsern Vogelscheuchen nicht unähnlicher Schreckmittel, um an der Küste die nahenden bösen Geister in das Meer zu treiben. Der Aberglaube hat hier ein reiches Feld. Fällt ein Eingeborener vom Baum oder wird er von einer Schlange gebissen, so feiern alle ein Fest. Ein eigentlicher Religionskultus aber fehlt; die Nikobaren glauben weder an ein höheres Wesen noch an Unsterblichkeit. Um so überraschender war es, als ein alter Eingeborener, „Kapitan John", den Reisenden mit großer Salbung eine kleine englische Bibel zeigte, die er hoch in Ehren hielt. Sagen, Gesänge, Traditionen ihres Ursprungs fehlen. Sonderbar ist es, daß die Deuterowurde erblich, d. h. der Sohn eines sogenannten Medizinmannes hat das Recht, die Leute ebenfalls nach seiner Façon zu curiren. Sie achten die Familie und das Eigenthum und erkennen einen Häuptling, Kaptan, an. Verbrechen kommen keine vor. Rechtssinn und Sittlichkeitsgefühl überrascht bei dem niedern Kulturgrad dieses Volkes oder ist vielleicht gerade eine Folge desselben. Im ganzen sind übrigens die nördlicher gelegenen Inseln in der Civilisation vorgeschrittener als die südlichen. Ein freundlicher Chinese Namens Ting Hong, der gekommen war, eine Lage Kokosnüsse einzunehmen, bot den Reisenden die als leckerbissen berühmten Nester der Salangenschwalben an, die ihnen jedoch, da sie nach langem Kochen nur eine gummiartige, gallertähnliche Masse bilden, nicht behagten. Professor Treichel in Bonn hat solche Nester analysirt und diese Masse für einen aus den Speicheldrüsen des Thierchens abgelegten Schleim erklärt.

Manche Seefahrer, welche sich längere Zeit auf den Nikobaren aufhielten, erwähnten des Klimas als eines sehr ungesunden, von dem auch die Missionare theilweise angegriffen wurden. Der Grund hiervon ist in den überwiegend sumpfigen Gegenden und der üppigen Vegetation zu suchen; am gefährlichsten ist die Uebergangsperiode zur eigentlichen Regenzeit. Der Reiter in Gnadenthal hatte den Reisenden ein Schriftchen des Rev. J. Gottfried Hänsel „Letters on the Nicobar-Islands" mitgetheilt, dem sie interessante Daten entnahmen. Wenn Hänsel bei seinen Ausflügen nach der Küste öfters von der Nacht überrascht wurde, grub er sich in den sehr feinen trockenen Sand ein. Sein Hund bewachte ihn und verscheuchte die Unzahl Verbandsräuber, die oft durch knisternden Lärm seine Ruhe störten. Andere Thiere hatte er nicht zu befürchten.

Nebst der so nützlichen und im größten Ueberfluß verbreiteten Kokospalme finden sich im Nikobaren-Archipel Pandanus und Mangroven in bedeutender Anzahl ferner der Brotfruchtbaum und die Banane; endlich die Nuß der dort ebenfalls wachsenden Arecapalme und das Blatt des Betelstrauches, eine merkwürdige, noch mit Korallenkalk versetzte Kaucomposition, die für die Bewohner zum allgemeinen Bedürfniß geworden ist. An Säugethieren

sind die Gilande ziemlich arm. Eine kleine Affenart, Flughunde (Pteropus), einige Mäuſearten und auf Car-Nikobar eine Krabbenart (Gecarcinus), die mit einer dort ſich findenden Ratte in guter Eintracht die Erdlöcher bewohnt, ſind die hervorragendſten. Die geflederten Bewohner der Wälder, beſonders mannichfache Taubenarten, finden ſich zahlreicher vor. An Fiſchen und Inſekten iſt dagegen wieder größerer Mangel. Was die dort eingebürgerten Hausthiere betrifft, ſo ſcheinen Schweine am beſten, Ziegen und Schafe nicht gut fortzukommen. Rindvieh aber müßte vortrefflich gedeihen.

(Der Beſchluß in nächſter Nummer.)

Johann Neſtroy.

* Der Verfaſſer des „Lumpacivagabundus“ lebt in Graz und wünſchte, daß ſeine ärztliche Hülfe nach Wien überlaſſen würde, „um auf dem Friedhof begraben zu werden, auf welchem Schubert und Beethoven ruhen“.

Neſtroy hat als einflußreicher Schauſpieler, fruchtbarer Dichter und reicher Mann ſo viel geſchmeichelt bekommen, daß der Wunſch, im Bunde mit Schubert und Beethoven der Erde zu ſein, bei dem vergötterten „Liebling des Wiener-thums“ kein Wunder nehmen konnte. Indeſſen mag ſeine Bedeutung ſprechen, andere Deutung beweiſen nicht nöthig ſein; gewiß bleibt eine anerkennende Würdigung, die Oeſterreich manchem ſeiner Talente angedeihen läßt, ohne daß es übrigen Deutſchland für ſolche Sympathie eine Nachfolge gewährte.

Neſtroy hat an Bedeutung gewonnen, indem er ſchwung auf ein Heer von Nachahmern ſich abwälzt. Erfolge zu erzielen, die den ſeinigen gleichkamen. Anfangs wurde ihrem Genre, der „zerſchnetzten Poeſie“, das ſogenannte „Lokalbild“ (Mißbrauch aus Witz und Scherz) nicht gut gutachtlich; ſpäter verlor ſich aber denn doch faſt gänzlich die Neigung für jene extrafeinen Charaktere, die Neſtroy zu Trägern ſeiner ätzenden und andere verblüffenden Humore machte; ohne einen Anhaltspunkt zu finden, ſagten dieſe Situationen auf Scenen in einer Weiſe am Herzen vorüber, als gehörten ſie einem Schattenſpiel an der Wand an, während die helle Bühne des Autors nur auf den Dialog, die Entwickelungen der „Einlagen“ und mechaniſch die Gauſelmann geſchickt war. Mag dieſen ſchon in früheren Jahren gelegentlich den unglücklichen Einfluß geſchildert, den dieſe letztgedachte Vorliebe nicht Thatſache, ſondern auch in geringfügigen Verſtimmungen im Leben auf eine ganze Bevölkerung, namentlich die von Wien, ausübte. Man konnte damals mit einem Kellner nicht eine Zeche berechnen, ohne daß der Mann in kurzer Gravität dabei die Hauptſtadt der Monarchie an der Wien erbrechen, gleichſam ihnen über der Situation ſchwebend. Wien hat harte Prüfungen überſtanden, um auf dieſer gefährlichen, glattgetretenen Uferſtadt und Laub-Komik zu wohnen und Natur zu entdecken.

In der hier nur angedeuteten Manier der guten Poſſe lag nun Neſtroy ein gigantiſches Talent. Seine entſchiedene Begabung war einer vollkommen möglichen Charakter hinzuſtellen, deſſen er zur Verdeutlichung, die ſchwerlich jemals vollendet werden wird.

Ausgezeichnet ſind die treuherzigen und durch das dem Wiener angeborene Ich mortuis nil nisi bene wenig geſtörten Worte, die in der „Oeſterreichiſchen Conſtitutionellen Zeitung“ Friedrich Kenner dem Dahingegangenen nachgerufen hat.

Ein neuer Hand-Atlas.

* Unſer Redacteur von Z. Mayerhofen, deſſen Leiſtungen auf dem Felde der Kartographie in wiſſenſchaftlichen Kreiſen rühmlichſt anerkannt ſind, läßt das Bibliographiſche Inſtitut in Hildburghauſen einen großen „Hand-Atlas der neueſten Erdbeſchreibung“ erſcheinen. Die Größe der Karten, die ſauberer und correcter Stich, die Zweckmäßigkeit der Anordnung, die Vollſtändigkeit (namentlich in Behandlung des vaterländiſchen Gebiete) ſowie eine ſorgfältige Benutzung und Verwendung des neueſten Materials ſind Vorzüge, welche, wie man behaupten kann, mit der außerordentlichen Billigkeit des Werkes in ſeinem Verhältniß ſtehen. Der Atlas erſcheint in funfzig Lieferungen zu je zwei Karten; zwölf Lieferungen ſind bereits ausgegeben.

Aus der Räuberwelt.

* Wir haben kürzlich Schiller's „Räuber“ nach einer Einrichtung von Eduard Devrient im Gebiet der 18. Jahrhunderts. Wir können nicht ſagen, daß uns dieſe „Wiederherſtellung des Urſprünglichen“ wohlgethan hat. Wenn Schiller die Verlegung ſeines Stücks in die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege, wie Dalberg für die Aufführung des Stücks auf die mannheimer Bühne verſtrickt, ſpäter gutheißt und in den Anfangen ſeines Werks, die er ſelbſt noch anerkannte, eine Milderung und Verbeſſerung des ihm mit der Zeit beinahe verhaßt gewordenen Stücks in dieſer Jugendverjüngung erblickte, warum ſoll einem Andern das Recht genommen werden, ſich in dieſer Art ſelbſt beſtätigen zu dürfen? Wenn man erwidert, daß die Geſinnungen, aus denen „Die Räuber“ entſtanden, dem 18. Jahrhundert angehörten und nicht nach dem Dreißigjährigen Kriege hätten entſtanden ſein können, ſo iſt dieſer Anachronismus weit weniger peinlich als die Annahme, daß Leipzig'ſche reiſende Studenten, die eben noch von Friedrich II. ſprechen, noch im 18. Jahrhundert bis zu ſolcher Beſtialität hätten ſinken können, daß ſie winſelnde Kinder in die Arme eines Henkersknechts warfen! Die mehr der Intellectuelle oder einer Reflexe angehörenden Gedanken der Räuber dürften dem Auge eines Reflexmenſchen haſchender Art; ſelbſt Franz Moor, Amalia, der alte Moor, Hermann wirken in ihrem Thun oder den Schwalbenſchwingen ihrer Gedanken mogendhaft und die einzelnen ſchon durch ihre Reden und Charaktere. Schiller ſchuf dies ſelbſt und befördert die Idealiſirung der Stoffe. Warum ihm durch eine antiquariſche Scheere, die einſtens wohl dem Gebiet der Schule als dem der ſchlechten Kritik für die Gebilde des Genius anhaftet, vorgreifen? Die Kinder im Grabe ehren!

(Ausgegeben am 12. Juni 1852.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 25.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Dichterin der Heide. Von J. v. D. — Ein Tag in Bern. Von Friedrich Lampert. II. — Ueber das Schreiben mit Stahlfedern. Von W. Kaum. — Ein weiblicher „Charakterkopf“ aus alter Zeit. — Gedenktafeln. — Neues aus der Welt.

Die Dichterin der Heide.

In Westfalen, dem fruchtbaren Lande der Naturfrüchtigkeit und Eigenartigkeit, nach dem modernen Sprachgebrauch Originalität genannt, lebte vor mehr als einem Jahrzehnd eine poetische Gesellschaft, die eigentlich so viel Berühmtheit und Selbständigkeit in Anspruch nehmen konnte, wie z. die bekannte Seeschule von Wordsworth bis. Aber es war keine Rede davon; ohne Verbindungen und ohne Geschick, sich geltend zu machen, zogen die Leutchen vor jeder Berührung mit der Außenwelt zurück und führten in Poesie und Bescheidenheit ein glückseliges Idyllenleben.

Auf den Heiden des Münsterlandes, wo einzelne Birkenstämme ein zerfallenes Steinkreuz umwuchern, ein paar dürftige Tannen den Sand beschatten, zwischen grünem Wallhecken ein Kamp mit friedlich weidendem Vieh sich einnahmt, vielleicht auch einige Kornfelder sprossen und ein „Busch“, eine Schonung junger Eichen, die ärmliche Staffage der Gegend bilden, wird ein unbefangenes Auge gewiß nicht die Stelle zu finden wissen, auf welcher die Wunderblume der Poesie blüht.

Die westfälischen Dichter wußten es; ihnen schien die Heide im Mondenschein wie ein Feenreich von Elfen und Gnomen; am verfallenen Steinkreuz ward ihr Gebet ein Gedicht, die Tannen duftenten ihnen im Sonnenbrand wie Weihrauch und der kleine Eichbusch ward zum großen Märchenwalde, wo sie am Teich voll Wasserlilien von lauter Feen und versunkenen Schätzen träumten.

Die Heide ist weit, die Heide ist still,
Als klar wie am Tag der Mond scheint nur hell.
Die Heid' hat ein blitzend Kleid angethan,
Sie wallend und weht, wer mißt ihre Bahn?
Sie allein lebt auf Erden, sie kennt die Nacht,
Die Vöglein vergaßen der Morgenmacht
Das Heidekraut flüstert einander zu,
Die Bäume, der Berg sind in tiefer Ruh'!

So beginnt einer der Dichter ein so köstliches Geisterlied, wie es nur in dieser Heidegegend gedacht werden kann. Es ist Wilhelm Junkmann, einer der interessanten „Charakterköpfe“ aus dem Kreise der westfälischen Dichter, deren Haupt Annette von Droste-Hülshoff war. Indem ich ihren Namen nenne, verleihe ich der kleinen Schar einen literarischen Nimbus, wie ihn ihre Bescheidenheit nie erträumt hat, denn Annette von Droste ist eine Celebrität, die einen reichen Abglanz auf ihre Umgebung zu werfen vermag.

Sie selbst erwähnte und ahnte desgleichen nie. Eingesponnen in die tiefe Einsamkeit ihres Landlebens, bekümmerte sie sich gar nicht um die Weltlaufe des Ehrgeizes und das Getriebe der

Welt. Als ſpäter der Lärm der Oeffentlichkeit über das Erſcheinen ihrer Gedichte an ihr Ohr drang, war ſie ganz unempfindlich ſowol für Lob wie für Tadel. Sie nahm beides durchaus humoriſtiſch auf und ſetzte ihren Stolz darein, ſich nicht im mindeſten davon beeinfluſſen zu laſſen.

Ein weiblicher Anacoret, verlangte ſie nie nach geſelligem Verkehr, las ihren Horaz und Tacitus — letztern liebte ſie beſonders, weil er ihr vaterländiſches Weſtfalen ſo treffend geſchildert hat —, umgab ſich mit ihren Sammlungen von Münzen, Mineralien, Kunſtſachen von Kupferſtichen, Elfenbeinſchnitzereien u. ſ. w. Sie betrieb dieſe Liebhabereien oder Steckenpferde, wie ſie ſelbſt ſie nannte, mit wahrer Gelehrſamkeit und tiefem Studium. Indeſſen vermied ſie es immer, als gelehrtes Frauenzimmer zu erſcheinen; ſie verbarg ihr Wiſſen mit echt weiblicher Zurückhaltung und liebte es, nur zuweilen wie ein neckiſcher Kobold irgendeinen gelehrten Herrenbeſuch damit zu überraſchen und zu ſtaunen oder auch wol einmal ein wißbegieriges Gemüth freundlich zu belehren; ſonſt verſteckte ſie ihre Gelehrſamkeit und hielt ſie nur zum eigenen Gebrauch bereit.

Neben der Geiſtesrichtung eines Mannes beſaß ſie den Sinn eines Kindes für die Träume der Märchenwelt und die Reize der Naturpoeſie, wie ſie beſonders in Gegenden gedeiht, die von der Phantaſie verſchönert und bevölkert werden müſſen, um die Einförmigkeit zu überwinden.

Das Häuflein ihrer Anhänger theilte dieſe Neigung und erhob ſie faſt zu einem Cultus, dem ſie jedoch nur in ungezwungener maßvoller Weiſe huldigten, ohne Exaltation und ohne Oſtentation, denn die ſind dem weſtfäliſchen Blut fremd und zuwider.

Die Sammlung von Heidebildern unter den Gedichten von Annette von Droſte iſt der echteſte Ausdruck für die Feier dieſer Naturpoeſie; ſie ſind ſo eigenartig, ſo myſteriös, ſo überraſchend neu, daß man im erſten Augenblick glaubt, nie etwas Aehnliches gehört zu haben, und doch erinnert man ſich, daß in grauen Regentagen oder in ſtillen Mondesnächten ſchon alle dieſe Nebelbilder und Geiſtertöne durch die Seele gezogen ſind und daß vor Zeiten die gäliſchen Lieder Oſſian's einzelne Anklänge davon enthalten haben. Was andere unklar empfanden, dem Auge deutlich zu geſtalten und lesbar zu machen, iſt ja eben das Weſen der Dichtkunſt, zu deren begabteſten Prieſterinnen Annette von Droſte gehörte.

Sie dichtete ihre Heidebilder aus der u[n]mittelbarſten Anſchauung; in Sturm und Rege[n] war ſie am liebſten draußen, wo ſie förmlich Zwiegeſpräche mit den entfeſſelten Elementen ha[l]ten konnte und voll kecken Muthes Haar und G[e]wand im Winde flattern ließ. Bei Sonnenſch[ein] lagerte ſie ſich ins duftende Heidekraut und beo[b]achtete die bunten Käfer oder farbloſes Gewür[m] mit dem Intereſſe eines Naturforſchers. Zuwe[i]len nahm ſie auch einen Hammer zur Hand u[nd] wanderte oder ritt die Heide entlang, um Ent[d]eckungen urweltlicher Steine zu machen. Tab[ei] ſank ſie auch wol gelegentlich in einen poetiſch[en] Halbſchlaf und brachte ein langes Gedicht daraus hervor, das ſich unter dem Titel: „Die Mergelgrube", „Im Grale", „Der Hünenſtein" u. ſ. [w.] in ihrer Sammlung verkündet.

Ihr träumendes Stilleben wurde faſt n[ur] durch die Beſuche ihres engſten Freundeskrei[ſes] unterbrochen oder eigentlich mit ihnen fortgeſe[tzt], denn ſie änderte nichts daran; man mußte m[it] ihr durch die Heide ſtreifen und im „Buſch" a[m] Teiche ausruhen oder auch bis Mitternacht i[m] Garten ſitzen und Geiſtergeſchichten andere[r] bis der Thau fiel, die Zwerge unheimlich i[m] Winde flüſterten und kalte Schauer bald v[or] Grauen, bald von übermächtigem Froſt die Gli[e]der überliefen. Dann eilte man plötzlich [ins] Haus, erhielt von einem ſchlaftrunkenen Dien[er] eine Kerze und ſtieg in das Giebelzimmer, [wo] die Fremdenbetten ſtanden. Das Täfelwerk d[er] ſchweren Alkoventhüren, einige verwitterte Ahne[n]bilder und die Eulen, welche das ungewohn[te] flackernde Kerzenlicht aus ſeinen Löchern lockte, war[en] Gegenſtände, die das Gefühl des Grauens no[ch] ein wenig ſteigerten. Noch nicht ganz überwun[den], wurde es auch in einzelnen Fällen v[on] neuem aufgeregt durch eine tastende Hand a[n] Thürriegel. Mit gelöſtem Haar, das faſt b[is] zur Erde niederfloß, erſchien wie eine Nachtwan[d]lerin, aber lachend vor Vergnügen über d[as] Grauen, welches ſie einflößte, die Dichterin, le[gte] ſich ans Bett der bevorzugten Freundin und [er]zählte oft ſo lange, daß dieſe ſchergend fragte, „[ob] die Lerche oder die Nachtigall" die Zeit verkünd[et] hätte. Vielen wurde natürlich ein ſolcher Vorz[ug] nicht zu Theil; zwei ihrer auserwählten Freu[n]dinnen hat ſie durch die Widmung einiger der[r] lichen Gedichte bezeichnet: „An Amalie H." u[nd] „An Eliſe". Außerdem gehörten noch einige d[a]zu, die hier genannt werden können, weil ih[re] Namen ohnedies in die Oeffentlichkeit gedrung[en]

sind: Adele Schopenhauer, Sibylle Mertens-Schaafhausen und Luise von Dorotheen.

Auf die genannten Damen werde ich weiter unten noch zurückkommen; sie gehören nicht speciell zu dem Dichterkreise, der sich um Annette von Droste geschart hatte; es sind deshalb zunächst die Männer zu nennen, welche zu demselben gezählt werden können, da sie wesentlich von ihr beeinflußt sind.

Obenan steht Wilhelm Junkmann, eine echte Dichternatur oder vielmehr selbst latente Poesie; am treffendsten ist er charakterisirt in dem Gedicht seiner Freundin:

— — Er ist ich ihn, im gelben Licht,
Das seines Lebens Blumme spielt,
Er selbst ein wunderlich Gedicht,
Begriffen schwer, doch leicht gefühlt.
Ich seh' ihn, wie, die Stirn gebeugt,
Er leise lächelt in Gedanken;
Wo weilen sie, wo blühn sie jetzt
Und treiben ihre zarte Ranken?

Dann sie im schlichten Heidekraut
Die Aehren sich aus Immortellen?
Sind mit der Blocke sie gethaut
Als Ströme, wo die Quellen schwellen?
— — — — — —
Ihm hat Begeisterung, ein Leben,
Das Andre Andern nicht gegeben;
Nicht ich er sie als Blumme nahm,
Die lebend aus der Urwelt steigt;
Nein, als entschlief der Morgenwind,
Am Strande summten fromme Bienen,
Da ist der Herr im Schlepin sind
Gleich dem Elias ihm erschienen.

Und wie er Ego, so vergängt
Die hohe Stirn vom Lichte umflossen,
Das Ohr viel fremden Tönen neigt
Und lächelt gnädigen Genossen;
Ein lichter Platz in seinem Hag
Wie ein verirrter Strahl aus Oben —
Da möcht' ich leise, leise auch
Die Veilchenart zu ihm reden!

Nicht nur als Dichter, auch als Mensch ist Wilhelm Junkmann eine ebenso eigenartige als liebenswürdige Erscheinung, scheu und stolz, von der zartesten Empfindung und festestem Charakter. Der Sohn eines wohlhabenden Handwerkers, ergriff er aus Liebe zum Studium den Gelehrtenstand und ist jetzt Professor der Geschichte in Breslau. Hätte er zu einer Zeit gelebt, wo noch nicht so viel lärmende Genossen wie jetzt den Platz auf dem Felde der Literatur bevölkerten, er würde wenigstens den Rang von Holtei oder Reinick erlangt haben, mit denen er viel Aehnlichkeit hat. Jetzt sind seine Gedichte wol nur in seiner Heimat bekannt geworden, obwol sie zwei Auflagen erlebten.

Eine andere hervorragende Persönlichkeit des westfälischen Dichterkreises ist der Professor Ehrenpfort Schlüter in Münster. Eine Sammlung von Sonetten im Sinne Calderon's sowie mehrere Uebersetzungen aus dem Spanischen sind von ihm im Druck erschienen; aber dem eigentlichen literarischen Treiben blieb auch er fremd. Des Augenlichts beraubt seit seiner frühesten Jugend, wendete sich seine ohnehin contemplative Natur gänzlich der übersinnlichen Welt zu. Sein wahrhaft tragisches Gemüth wurde vom Irdischen nie berührt, es umrankte wie eine Passionsblume die höchsten Ideale der Menschheit; dem reinen Christusglauben auf dem Weltgrunde des Katholicismus weihte er seine schwärmerische Poesie, die wie Harfenklänge die Andachtskreise zur Andacht stimmte.

Das mächtigste Echo davon tönte in der weiten Seele unserer Dichterin; die Sammlung ihrer religiösen Lieder: „Das geistliche Jahr", entstand großentheils aus diesen Anregungen und ihr Freund Schlüter war auch allein der Vertraute dieses erhabenen Schaffens. Die Dichtungen blieben bis zu ihrem Tode verborgen; sie hegte eine tiefe Scheu, ihr innerstes Empfinden, ihr eigenes Gebet laut auszusprechen; sie enthalten in der That merkwürdige Offenbarungen über dasselbe. Die Versuchungen des Zweifels sind mit ergreifender Wahrheit darin geschildert; ihre Lebensstellung sowol wie ihre Gemüthsstimmung schienen sie doch eigentlich so unnahbar dafür zu machen.

Im gewöhnlichen Verkehr mit ihrer Umgebung vermied sie stets ein tieferes Eingehen auf diesen Punkt; nur in seltenen Momenten größerem Vertrauens ließ sie die Schatten ahnen, die ihre Seele zu Zeiten verdunkelt hatten. Die Größe ihrer sittlichen Kraft und die demuthige Glaubensbedürftigkeit ihres reinen Gemüths waren freilich mit siegender Klarheit dagegen aufgetreten und hatten durch die Nebel dieser Melancholie eine unwandelbare Heiterkeit scheinen lassen.

Heiterkeit war überhaupt der liebenswürdige Grundton ihres ernsten Wesens geworden, nachdem die Jugend und ihre veränderlichen Seelenfärbungen vorübergegangen. Das Altwerden, welches dem weiblichen Herzen gewöhnlich so schwer wird, machte ihr keinen Kummer; die lebhafte Sympathie, die sie für die Jugend empfand, erhielt sie selbst wahrhaft jugendfrisch.

Ihr nächster Umgang bestand in den letzten Lebensjahren aus jugendlichen Elementen und sie freute sich an ihrem regen Blütengetriebe. Das frischeste Reis in diesem Kranz war damals ein junger Poet, der später der eigentliche Herold ihres Ruhms wurde und wol von allen ihren Freunden den meisten literarischen Einfluß auf sie geübt hat.

Es ist kein Schücking, von dessen Hand soeben wieder ein „Lebensbild" der Dichterin (Hannover, Rumpler) erschien. Die Schilderungen, welche es enthält, haben sich so lebhaft in meiner Seele widergespiegelt, daß die Erinnerung an die miterlebte Zeit wie ein buntes Nebelbild darin aufstieg und die Feder versuchte, es in flüchtigen Umrissen auf dies Blatt zu zeichnen. Schücking selbst ist leider allzu bescheiden gewesen; er läßt die eigene Persönlichkeit gänzlich im Schatten und thut dadurch auch dem Bild der Freundin einigen Abbruch; denn gerade in der Wechselwirkung beider aufeinander liegt die Lösung des schönen Räthsels von der Freundschaft zwischen der Männerseele und dem Frauengeist, wie sie dieses Verhältniß dargeboten hat.

In gleicher Vollkommenheit ist ein ähnliches in den Lebensläufen der Dichter und Frauen wol kaum vorgekommen, denn ein so außerordentlicher Frauengeist wie Annette von Droste erscheint nicht in allen Jahrhunderten.

Den Beginn des Verhältnisses schildert Schücking im „Lebensbild" der Dichterin mit einem vielverheißenden Anklang an Goethe's naive malende Redeweise in „Dichtung und Wahrheit". Man hört ihm mit behaglicher Spannung zu, wie er die münstersche Landschaft, das Stilleben der Dichterin und seine kindlichen Eindrücke ihr gegenüber mit Fleiß ausmalt. Er war nämlich bei der ersten Begegnung ein Knabe von 13—14 Jahren und sie ein ernstes, stolzes Fräulein von zweiundzwanzig. Ihr Herz erwachte sich sehr bald für ihn, als sie ihn im tiefsten Schmerz um den Tod einer geliebten, schönen und geistvollen Mutter sah, die einst mit ihr befreundet gewesen. Das herrliche Gedicht: „An Katharina Schücking", erzählt davon in ergreifender Weise. Mehr als inniges Mitgefühl und mütterliches Wohlwollen konnte sie indessen dem Knaben nicht bezeugen, da er durch seine Schulpflichten verhindert war, öfter in ihrer Nähe zu sein. Beinahe zehn Jahre später trat sie jedoch in näheren Verkehr mit ihm, als er von der Universität nach Münster zurückkehrte und ein neues Unglück zu beklagen hatte. Sein Vater, der mit fürstlichem Aufwand als hannoverscher Amtmann (seine Stellung, die noch einige Grade mehr Ehre und Bedeutung verlieh als etwa die eines preußischen Landraths) gelebt hatte, war Schulden halber plötzlich verabschiedet, ging nach Amerika und ließ den Sohn völlig mittellos im Beginn einer kostspieligen preußischen Beamtenlaufbahn sieden. Im Schoße des Ueberflusses aufgewachsen, mußte der Jüngling eine seltene Energie besitzen, um solches Mißgeschick zu überwinden. Die Musen halfen ihm; mit dem frohen Muth eines Minnesängers kämpfte er sich durchs Leben, bis er festen Fuß gefaßt hatte.

Aus der Prosa der werkeltägigen Gegenwart flüchtete er sich mit einer Art Leidenschaft in die Romantik der Vergangenheit, schwärmte für die Zeit, wo noch um Krieger- oder Dichterruhm gekämpft werden konnte, studirte die bunten Bilder des Mittelalters, malte Wappen und dichtete Heldensagen. Die echte Enkelin eines Rittergeschlechtes, wie Annette von Droste es war, gewann natürlich sehr rasch seine Sympathie und aus den spielenden Anfängen gleicher Lieblingsstudien gestaltete sich eine ernste, großartige Seelenübereinstimmung fürs ganze Leben.

Schücking schildert eben diese Anfänge in anmuthigster Art; seine einsamen Wanderungen durch die westfälischen Heiden, von Abendroth oder Mondenschein verklärt, sein Verweilen bei der Dichterin, sein Gefallen an ihren Curiositäten-sammlungen, ihren Ahnenbildern und Wappen-schildern, die sich unter den Reden der beiden Poeten zu den köstlichsten Gedichten gestalteten. Es ist unleugbar, daß Schücking die Grundidee zu den meisten seiner spätern Erzeugnisse aus dem überquellenden Stoffreichthum geschöpft hat, der seine Freundin vor ihm ausbreitete. Sie selbst pflegte zwar in ihrer schalkhaften Weise zu sagen: „Er raubirt mir alle meine Geschichten", weil ihrem strengen Maßstabe seine Ausführungen und Abänderungen nicht immer genügten. Die kleinen humoristischen Zweikämpfe trugen nur dazu bei, den Verkehr der beiden poetischen Naturen reizvoller zu machen. Sie hatten sich als Schwesterseelen erkannt, die durch nichts zu entzweien waren; die Dichterin sprach dies in dem schönen Gedicht aus, welches an ihren Freund gerichtet ist, obwol sein Name nicht darin genannt ist:

Kein Wort, und wär' es scharf wie Stahles Klinge,
Soll trennen, was in tausend Adern Eins!
— — — — — —
Blickt in mein Auge — ist es nicht das deine,

Iſt nicht mein Zürnen ähnlich deinem gleich?
Du lächelſt — und dein Lächeln iſt das meine,
An gleicher Luſt und gleichem Grämen reich!

Auch im Aeußern wollte man die Aehnlichkeit der Seelen wiederfinden, und es iſt wahr, beide glichen ſich in Schnitt und Färbung des Geſichtes; nur lag für flüchtige Beſchauer eine große Verſchiedenheit der Züge zu Tage, durch den Umſtand bedingt, daß Annette hochblond war und Schücking entſchieden brunett. Beide erfreute es, wenn die Aehnlichkeit von andern herausgefunden und beſtätigt wurde.

Den idylliſchen Landſitz der Dichterin, den kleinen Edelſitz Rüſchhaus, beſchreibt Schücking in ſeinem Lebensbilde wie folgt: „Das Gebäude hatte etwas Eigenthümliches; es glich nicht den andern adligen Häuſern; es war ein Bau, vollſtändig wie das echte, altherkömmliche ſächſiſche Bauernhaus, nur mit dem Unterſchiede, daß es größer und ganz maſſiv von Steinen ausgeführt war. An der einen Giebelſeite war eine hübſche kleine Herrſchaftswohnung daran gebaut. Aus dem erhöhten Saale konnte man mittels eines Schiebfenſterchens in die Tenne hinabſehen, wo das Vieh ſeitwärts ſtand und die Küche mit ihrem ewig lodernden und doch nicht wärmenden Herdfeuer das Geſinde beherbergte. Ein Garten mit altmodiſchen Steinfiguren und Anlagen ſchloß ſich an die ſchloßartige Seite des Hauſes und bot eine ſtattliche Freitreppe dar, um fremden und vornehmen Beſuchern einen andern Eingang in den Saal als durch die echt weſtfäliſche Küche zu gewähren. Die Lambrisgetäfel aus braunem Eichenholz und ein ſchöner Rococokamin, über welchem einer der ehemaligen geiſtlichen Landesherren in Lebensgröße abconterfeit war, gaben dem Saale ein imponirendes Anſehen von Alter und Eleganz. Daneben lag noch ein großes Zimmer mit guten Gemälden geſchmückt und auf den altertümlichen Kommoden eine reiche Sammlung zierlicher Geräthe und Figuren aus meißner Porzellan darbietend. . .“

Die Wohnräume der Dichterin waren die beſcheidenſten des Hauſes; ſie lagen im Entreſol auf dem Wege in die obere Etage, welche faſt dieſelbe Einrichtung wie die untere enthielt; ſie war ausſchließlich den Freunden vorbehalten, welche über Nacht blieben und ſich, wie ſchon oben erzählt wurde, von den verblichenen Ahnenbildern und den dunkeln Eichenholzthüren die Schauer eines angenehmen Grauens einflößen ließen.

Das große ſchwarze Sofa, der kleine alte Flügel mit dem leiſen Harfenton, der unpolirte Tiſch mit den zahlloſen Sträußen von Feldblumen, dem zerbrochenen Tintenfaß und den Papierſchnitzeln mit den herrlichſten Liederſtrophen vollgekritzelt, die wunderliche Bildergalerie der verſchiedenen Freunde an den Wänden und die niſtenden Schwalben am ewig offenen Fenſter — dieſe Eigenthümlichkeiten im Zimmer der Dichterin ſind ſchon oft geſchildert worden und Schücking wiederholt ſie nur wie die immer wieder gern gehörte Melodie eines alten Liedes. Unter den Porträts aus dem Freundeskreiſe iſt das rührendſte wol ein altes Gemälde mit echt Mieris'ſchen Nuancen in weſtfäliſcher Bauerntracht; es iſt die Amme der Dichterin, eine ehrbare Frau aus dem nahen Lette, die ſie bis zu ihrem Tode bei ſich beherbergte und verpflegte. Sie hatte ein Stübchen dicht neben ihrer Herrſchaft, wo ſie ſleißig beſucht und eifrig unterhalten wurde an ihrem ſchnurrenden Spinnrade, das ſie für ihre Kinder und Enkel raſtlos in Bewegung ſetzte. Die Milchbrüder des Fräuleins, derbliche, vierſchrötige Bauersleute, kamen auch oft zum Beſuch und waren nicht wenig ſtolz auf die Verwandtſchaft!

Unter den Bildern befinden ſich auch die Damen, welche ich bereits erwähnte; Schücking läßt ſie etwas ungalant beiſeite liegen; da ſie aber eine weſentliche Rolle in der Lebensidylle der Dichterin gehabt haben, ſo iſt ein näheres Eingehen wol ſtatthaft.

Luiſe von Bernſtedt gehörte eine Reihe von Jahren lang zu dem poetiſchen Freundeskreiſe in Münſter, deſſen Mitglieder ſo eifrig nach dem Edelſitz Rüſchhaus wallfahrteten. Ein Weſen voll glühender Religionsſchwärmerei und exaltirter Empfindungen, beweglichſter Phantaſie und raſtloſeſter Sehnſucht nach Glück, paßte ſie eigentlich gar nicht zu der ruhigen, kühlen Weiſe der weſtfäliſchen Natur Annettens; dennoch befreundeten ſich beide innig und bildeten durch ihre ſo verſchiedene Eigenartigkeit einen höchſt intereſſanten Contraſt. In Luiſe von Bernſtedt war das tragiſche Element bei weitem vorherrſchend, jedoch beſaß ſie auch eine reiche Ader des komiſchen und trug dadurch ſehr viel zu dem belebenden Geiſtesprudel bei, der in dem kleinen Kreiſe mächtig emporquoll. Sie war aber auch die Vertreterin des böſen Princips in demſelben; die Erdäpfel rollten zahlreich aus ihren weißen Händen! Sie beſaß ein wirkliches Bedürfniß, den beſten Freunden Grobheiten zu ſagen und die ſanf-

reine Eitelkeit wild zu machen. Hatte sie sich dadurch Kälte und Abneigung zugezogen, so verfiel sie in die leidenschaftlichsten Klagen über ihr Mißgeschick, dessen eigene Verschuldung sie gar nicht ahnte. Ihre übrigen guten Eigenschaften und die guten Herzen der Beleidigten brachten jedoch immer wieder eine Versöhnung zu Stande; sie blieb ein stets neu anregender Gegenstand von Liebe und Haß in dem Dichterkreise, dem sie durch ihr bedeutendes poetisches Talent übrigens imponiren konnte. Die Sammlung ihrer Gedichte enthält eine Ursprünglichkeit und Macht der Empfindung, wie sie einer weiblichen Feder selten eigen sind. Es ist zu bedauern, daß sie in neuerer Zeit so schweigsam geworden; ihre Lyrik kann doch unmöglich versiegt sein, sie trug den Stempel ewiger Jugend in jedem Wort!

Adele Schopenhauer war eine Freundin Annettens aus deren bewegter Lebenszeit in Bonn und am Rhein; sie kam auch auf längere Zeit nach dem stillen Rüschhaus und wußte sich der münsterischen Idyllenwelt vollkommen anzupassen, obwol sie eigentlich immer in dem bunteren Getriebe des Literatenthums gelebt hatte, namentlich mit ihrer Mutter in Weimars Glanzzeit figurirte. Die Verfasserin der „Gabriele" und anderer Schönheiten, die gute, einst so geliebte Johanna Schopenhauer, hatte ihren beiden Kindern sehr romantische Namen beigelegt. Arthur und Adele rechtfertigten sie nicht durch ihr Aeußeres; man kann sich kaum eine so auffallende Häßlichkeit verstellen, wie diese beiden sie besaßen; jedoch machten sie die Behauptung wahr, daß die häßlichen Leute immer klüger sind als andere. Als ich in Frankfurt am Main im „Englischen Hof" an der Table-d'hôte vor einigen Jahren den kleinen grauen Philosophen sah, dessen Gesichtsbildung bald Sokrates, bald Affe, trat das ebenso unschöne Bild seiner guten Schwester Adele wieder lebhaft vor meine Erinnerung und ich bedauerte, daß für solche Originale sich kein Photograph gefunden. Adele hatte in ihrer Jugend viel durch ihre Häßlichkeit gelitten, im Alter wurde sie nicht mehr davon genirt und war mit Hülfe derselben sehr liebenswürdig; denn häßliche Leute sind stets amüsant, weil sie so sehr klug sind. Der Besuch einer literarischen Weltdame war anfangs in dem stillen Rüschhaus ein sehr gefürchteter Moment; Annettens Mutter hatte eine offenkundige Abneigung gegen alle auffallenden Erscheinungen; sie war eine echte Aristokratin und Münsterländerin in dieser Hinsicht, aber sie hatte ein kindlich gutes Herz und wer das zu gewinnen verstand, besiegte alle ihre Vorurtheile. Adelen gelang es, sie ward sogar ihr Liebling.

Bei einem andern Besuch war dieselbe Besorgniß empfunden. Frau Sibylle Mertens-Schaaffhausen kam nach Münster und wollte mit dem ganzen Gefolge ihres Reichthums, vier Pferden, Kutscher und Kammerzofe, nach Rüschhaus gehen. Die Kaufmannsfrau mit ihren Launen und Wunderlichkeiten auf dem adligen Hof ankommen zu sehen, Stolz gegen Stolz kämpfend, erfüllte die stets um ihre Mutter besorgte Dichterin mit wahrhaftem Schrecken. Sie beauftragte eine jüngere Freundin, auf diplomatische Weise dahin zu wirken, daß Frau Mertens wenigstens möglichst bescheiden und unscheinbar in Rüschhaus auftrete. Die junge Frau eilt in den Gasthof, wird in das Zimmer der Damen gewiesen und sieht erschrocken und erstaunt vor einer Erscheinung, die sie für einen genial aussehenden Mann hält. Ein Frack, womöglich noch schärfer wie das von Franz Liszt, kurze wilde Locken dazu und ein Anzug so seltsam wie alles andere. So sah Frau Sibylle damals aus, die eben aus Italien und Paris kam, wo sie mit George Sand und Daniel Stern verkehrt hatte; sie las von deren Lob über Jedes Wort würde die strengen Ansichten von Rüschhaus herausgefordert haben. Das Komische der Situation überwältigte die Abgesandte und trug sie zu dem offenen Bekenntniß der Sachlage hin, was sich jedoch unverhofft als das wirksamste Correctiv bewies. Die geistreiche Sibylle lachte herzlich mit und schloß ein Compromiß ab, wonach sie die Dichterin nur auf die von ihr vorgeschriebene Weise besuchen wollte, gleichsam incognito.

Wenn die Rücksicht auf die Mutter nicht bestimmend wirkte, liebte es die Dichterin, jede Etikette aus Rüschhaus zu verbannen und ohne allen Aufwand zu leben; sie verweilte oft jahrelang allein dort, während die alte Freifrau bei ihrer andern Tochter lebte, die in der Schweiz an den berühmten Bibliographen Freiherrn Joseph von Laßberg vermählt war. Nur mit zwei Dienstboten, einer Köchin und einem Hausknecht, der den Garten besorgte, führte sie ihre kleine Wirthschaft. Als einmal erkrankt war, hatten wir eine ziemlich hoffnungslose Aussicht auf ein Mittagsmahl. Es fiel über Erwarten gut aus und der aufwartende Diener rühmte sich, daß er es bereitet hätte. Da die Dichterin nach

der Sitte des Münſterlandes immer plattdeutſch redete mit ihren Leuten, drückte ſie ihm auch ihre Bewunderung ſeines weiblichen Talents in dieſer Sprache aus und er antwortete ſehr komiſch in derſelben: „Oh, ick bin je ſeven Jahre Wicht weſen!“ (Oh, ich bin ja ſieben Jahre Mädchen geweſen!) Der eheliche Weſtfale wollte damit ſagen, daß er eine Zeit lang die Tugend einer Magd verrichtet habe. Die Dichterin benutzte ſpäter dieſen komiſchen Ausſpruch bei der Schilderung der münſterländiſchen Dienſtboten, die ſie in ihrem letzten Verſuch in Proſa: „Bei uns zu Lande auf dem Lande“, gegeben hat. In Schücking's Lebensbild iſt ein Bruchſtück davon abgedruckt, welches die ganze Originalität dieſes kleinen Meiſterwerks ahnen läßt. Es iſt zu bedauern, daß es eben nur Bruchſtück geblieben iſt. Die weſtfäliſche Dichterin hätte leicht ein Walter Scott ihrer Heimat werden können: ſie beſaß dieſelbe Liebe dafür und daſſelbe ergiebige Talent, nur an der Körperkraft fehlte es ihr. Das mechaniſche Schreiben wurde ihr zu ſchwer, weil ihre Kurzſichtigkeit und ein Herzleiden ſie dabei hinderten. Wie ernſtlich das letztere war, bewies ihr Tod, der ganz plötzlich durch daſſelbe herbeigeführt wurde.

Sie ſtarb auf der romantiſchen Meeresburg am Bodenſee, wo ſie ihre Lebensidylle in der unveränderten einſamen und einfachen Weiſe ganz wie in Weſtfalen jahrelang fortgeſetzt hatte. Der treue Freundeskreis verſammelte ſich zwar nur noch brieflich bei ihr, einigen Angehörigen deſſelben aber war es auch vergönnt, ſie in ihrem verzauberten alten Schloße aufzuſuchen. Sie bewohnte einen hohen Thurm, von Aaren umſchwärmt, wie ſie ihn in einem ihrer herrlichen Gedichte ſchildert:

Auf der Burg haust ich am Berge,
Unter mir der blaue See,
Hoch nächtlich Adlergeſchwirre
Täglich Aaren aus der Höh'.

Sie war dort glücklich und heiter in der tiefſten Einſamkeit, wo ihre poetiſchen Träumereien ſo reiche Nahrung fanden an der romantiſchen Umgebung. Ich verlebte herrliche Zeiten bei ihr; mit dem alten Humor ſuchte ſie mein Grauen zu erregen, wenn abends der Sturm heulte und die Wendeltreppen des alten Gebäudes unter unſern Tritten ſeufzten. Stundenlang hielt ſie mich auf ihrem gewöhnlichen Lieblingsplatz am Bodenſee feſt, wo die Wellen oft hausboch hüpften und die wilde Waſſermaße ihre Phantaſie erregte. Auch auf dem kleinen Gottesacker ſaßen wir oft am Grabe des armen Schwärmers Meßmer und ahnten nicht, daß ſchon nach wenigen Monden ſie ſelbſt dicht neben ihm ruhen würde. Es iſt eine tröſtliche Fügung, daß auf ſo lieblicher Stelle der Alpenwelt ihr Dichtergrab ſich erhebt.

L. G.

Ein Tag in Bern.

Von Friedrich Lampert.

II.

Kann man in Galerieen und Muſeen lange vor einem Bilde ſtehen, das gerade beſonders anzieht, und das Meiſterwerk immer und immer wieder betrachten, um wie viel mehr iſt man, ſieht man einmal ſo vor einem rechten Meiſterwerk der Schöpfung, mit dem Aug' der Luſt geweidet, man kann nicht loskommen; und ſo hatte ich auf der kleinen minutenlangen Wanderung von der Münſterterraße bis zur Kleinen Schanze Stunden zugebracht. Weil ſie, mir faſt unmerkbar, verflogen waren, wußte ich an etwas anderes denken, zunächſt an etwas immer Unangenehmes, aber ſehr Wichtiges, an — meinen Paß. Mein Wirth hatte ihn dem Lohnbedienten gegeben mit der Verſicherung für mich, daß eine eigene Bemühung meinerſeits um das nöthige Viſa hochlöblicher franzöſiſcher Geſandtſchaft für Chamounix und Savoyen ganz überflüſſig wäre. Allein man geht gern ſelbſt nach; mir war bei der oft erfahrenen Gemüthlichkeit und Heimlichkeit der kaiſerlichen Kanzleien jene Heilsverſicherung ein wenig unglaublich. Und richtig — wie ich in meinen Gaſthof eintrete, ſteht mein Lohndiener rath- und hülflos da; franzöſiſche und baieriſche Geſandtſchaft haben ihn fortgeſchickt; ich muß ſelbſt gehen. Dem Paß fehlt das Miniſterialviſa, die ausdrückliche Bemerkung, daß er nach Frankreich lauten ſoll. Allein mein Geſandter iſt artig und zuvorkommend; er fügt die nöthige Bemerkung bei, daß den Inhaber durchaus nicht nach den angenommten Landen der Belle France, ſondern nur nach den „annexirten“, lediglich um ſeiner Bergmaterialien, des Herrn Montblanc willen, gelüſtet, und ich erſcheine mit dieſem Brief und Siegel vor dem Kanzler des Herrn Turgot. Nun iſt kein Anſtand mehr, zumal als die obligatoriſchen fünf Franks auf dem Tiſch liegen und eingeſtrichen ſind; ich entferne mich, ganz beruhigt, nun ſicher und eintrittsgemäß vor den blauweiß-rothen Schlagbaum treten zu können —

denn einen von Natur und Herkommens wegen passirten Englishman spielen zu können, hätte ich mir doch nicht zugetraut — Und doch war dies alles umsonst, doch waren meine schönen fünf Francs zum Fenster hinausgeworfen: denn wie ich dann an die Grenze kam, wurde ich nicht etwa zurückgewiesen, nein — man fragte mich gar nicht, nicht einmal ein Zollwächter oder Gensdarm trat mir entgegen; ich kam nach Chamounix und wieder heraus, ja endlich in Genf an, ohne daß man nach dem doch so schön und erdenklich verklausulirten Paß gefragt hätte. Wer will also noch etwas gegen französische Paßquälerei u. dgl. sagen? Sie existirt ja nicht! Oder ist man seiner Sache schon so gewiß, daß man dem armen Genf gegenüber gar nicht mehr diese Dinge braucht, es mit Savoyen schon als Eins betrachtet, da man weiß, daß ja doch der Tag nicht mehr lange ausbleiben kann, wo es freiwillig und doch nicht anders kommend in die ihm freundnachbarlichst gestellte Mausefalle schlüpfen muß? Oder von Genf weiter hinein auch so paßlos oder vielmehr paßungefragt fortgegangen wäre — ich weiß es nicht; allein komisch war mir's, daß ich fast sehnsüchtig nach so einem verwegenen Grenzschnurrbart ausgeschaut, nur um nicht das Bewußtsein zu haben, fünf edler Francs ganz umsonst und gerade nach dieser mir so befreundeten Seite hin vernünftig gegangen zu sein. Aber das Regime des 2. Decembre hat mehr auf dem Gewissen, es werden auch diese es nicht besonders drücken.

Verzeihe mir, lieber Leser, diese Episode, aber sie ist dir zu Nutz und Frommen geschrieben: wenn du aus der Deutschen nach der Französischen Schweiz oder Savoyen gehst, brauchst du also keinen Paß, noch weniger ein französisches Visa, sondern kannst selbige fünf Francs sparen, kannst gleich einen davon nehmen, um dir, wenn nicht gerade freie Eintrittstage sind, das Museum oder den Kunstsaal öffnen zu lassen. Denn etwas mußt du doch auch von dieser Art in Bern sehen. Viel hat Bern davon freilich nicht; da sind andere Städte viel reicher. Aber willst du dich in der Thierwelt der Alpen etwas genauer umschauen, dann geh' in das Museum, denn hier findest du sie so vollständig zusammengestellt wie in wenigen zoologischen Sammlungen; und willst du zwar nicht viele, aber doch ein paar ausgezeichnete Bilder betrachten, so versäume nicht den Kunstsaal, der im Chor der Französischen Kirche leicht zu finden ist.

Sie hat einen Schweizercharakter, viele G[e]lerie: wir finden viele, meist trefflich gema[l]Landschaften aus den Bergen. So hat Gala[s] die Handeck und den Wasserfall bei Meyring[en] vorn die Teufelsbrücke und die Jungfrau, Pi[la]te Scheidegg, Meyer das Wetterhorn geha[n]Auch einige Genrestücke sind da; am meisten f[e]es noch an großen historischen Bildern. A[n]eins hebt sich auch unter diesen vortheilh[a]heraus und mich hat gefreut, gerade in ihm ein[e] alten Bekannten wiederzusehen. Es ist Hus[s] Augenblick des Abschiednehmens von sein[en] Freunden, ehe er zum Feuertod abgeführt wi[rd] von Theodor Piris in München. Ich hatte d[as] Bild im Atelier des Meisters entstehen sehen, dann später auf der ersten Allgemeinen Deutsch[en] Kunstausstellung neu lieben gelernt und fre[ue] mich, daß es auch hier, wo es nun eine bl[e]bende Stätte gefunden, anerkannt und geschä[tzt] wird. Es zeigt ganz den tiefen, ernsten Si[nn] das streng historische Verständniß, das gro[ße] Compositionstalent und die gediegene Technik [des] jungen Künstlers, der, wenn er mit dem un[er]müdlichen Fleiß und dem rastlosen Streben, d[as] ihn auszeichnet, auf der betretenen Bahn fo[rt]geht, gewiß noch Großes für die deutsche Kun[st] leisten wird. Auch seine neuesten Schöpfung[en] „Calvin und Servet im Kerker", ein meist[er]haftes Bild, seine Zeichnungen zu Hudtrun, [die] großen Fresken aus der schwedischen Geschichte [im] bairischen Nationalmuseum in München u. a. [m.] bezeugen dies. Mögen dem liebenswürdig[en] Künstler auch fürder freundliche Sterne lächeln!

Vor dem Zeitglockenthurm sammelte sich, [als] ich den Kunstsaal verließ, schon wieder das el[e]gante Publikum; es mußte also Mittag nahe [sein] und mir blieb höchstens noch zu einer klein[en] Straßenpromenade Zeit. Die ist gerade in Be[rn] noch originell, der Mühe werth. Bern ist [die] eigenthümlichste, nationellste Schweizerstadt; hat am meisten noch das Gepräge alter Zeit [in] Bau und Anlage; darin hat sie viel vor all[en] andern Schweizerstädten, die sämmtlich moder[n] französisch influirt sind, voraus. In Bern sind man noch alte, ehrenfeste, hochgebaute und gea[r]belte Häuser, dicke, seltsamlich geformte Thürm[e] wie eben den Zeitglockenthurm, den Käfig- [o]der den Goliathsthurm, mitten in den Straßen; ma[n]ches in Form und Bestimmung vor den ande[ren] sich auszeichnende alte Gebäude, so das stattli[che] Kornhaus, auf dessen Giebelfelde wiederum zw[ei] Bären als Schildhalter figuriren; zahlreic[he]

Brunnen, die mit dem alle Straßen in offenen Rinnen durchfließenden klaren Waſſer stets für Kühle und Frische sorgen und auf denen allen mancherlei Standbilder: Simsen, Meiers, Ibewis, Bogenschütze, Dudelsackpfeifer u. a., stehen, von denen wieder das absonderlichste der sogenannte „Kindlifreſſer" ist, eine prachtige Figur, die eben ein zappelndes, schreiendes Kind in den weitgeöffneten Mund schiebt, während in Gürtel und Tasche noch ein ganz hübscher Vorrath solch kindlichen Frühstücks oder Mittagsapparats steckt, einer der für diesen noch aufbehaltenen Knaben aber sich ganz königlich freut, dem gefährlichen Gürtel entbyrt und guter Zuversicht zu sein, hinter dem Rücken des mordertischen Kindlifreſſers sich salviren zu können. Aber das Originellste und Charakteristischste in Bern, wenigstens der alten Stadt, sind die „Lauben", Arcaden oder Schwibbogen, mit denen alle Häuser im untern Stock versehen sind und die durchgehend alle Straßen auf beiden Seiten durchlaufen, zwar wenig sonnig, sondern vielmehr kühl und feucht sind, aber dem Berner doch ganz unentbehrlich erscheinen. Denn er lebt mit und in ihnen ein ganz öffentliches Leben. Seine Läden, Handwerksstätten münden in diese fort und fort von den Vorübergehenden durchströmten Bogengänge; vor den einzelnen Thüren stehen Bänke, auf denen sich Hausherr und Hausfrau zur Feierstunde zu gemüthlichem Geplauder mit den Vorübergehenden oder Nachbarn niederlassen. Man sieht hinein in das Innere des Hauses, sieht hier glänzende Läden, dort einfache Stuben, in allen Fleiß und Reinlichkeit, ein tüchtiges, solides bürgerliches Leben, das das Licht der Oeffentlichkeit nicht zu scheuen braucht. Man fühlt sich unter diesen eigenthümlichen, dem aus dem Norden Kommenden fremdartigen „Lauben" gleichsam schon auf südlicherem Boden; gerade so findet man sie in Südtirol, in Italien; gerade so freute ich mich in Botzen, Verona u. s. w., in den Cafés, in den Läden sitzen, das neue Leben draußen und drinnen beobachten, vorüberziehen lassen zu können. Auch in Bern habe ich ein gutes Theil meiner Zeit, namentlich des Abends, wenn das helle Gaslicht sie durchleuchtete, in ihnen zugebracht.

Die Mittagstafel war zu Ende, der Kaffee in einem der vier die Münsterterrasse flankirenden Schildwachen, die solchen Kaffee-, Eis- oder auch Concertgenüssen dienen, eingenommen — ich war nun wieder nahe am Münster und versäumte diesmal nicht die Gelegenheit, sein Inneres zu sehen. Dies ist wol schön, großartig, erhebend, wie es einmal bei solch gothischen Domen nicht anders sein kann; aber doch konnte es noch etwas anders sein; diese strenge puritanische Einfachheit, die eben einmal allen diesen calvinischen Kirchen, hier in der Schweiz so gut wie in Holland, anklebt, dieses katzerische Entfernthalten auch jedes Schmucks kann einem nicht zusagen, wenn man eben meint, ein Gotteshaus dürfe schon etwas mehr sein als ein Viereck oder irgendeine andere Form von vier kahlen Wänden, in denen höchstens noch einer alten Kanzel, aber schon nicht mehr einem Altar Platz zu nehmen gestattet ist. Und noch dazu die sehende Liebhaberei, den Chor durch eine möglichst hohe Scheidewand abzuschließen und so vor lauter protestantischem Eifer gerade in ein katholisches Extrem zu fallen; denn bekanntlich ist ja das das Eigenthümliche des spezifisch-katholischen, des romanischen Stils, den Chor, als Repräsentanten der Scheidung des Klerus von den Laien, vom Schiff durch irgendein auffälliges Merkzeichen zu trennen, während die Gothik schon mehr im Sinne des allgemeinen Priesterthums baut und jenen Unterschied aufhebt. Hier in Bern ist der an sich herrliche Chor ganz und gar ein für sich bestehendes Ding, nicht ein Strahl Lichts kann von seinen schönen alten Glasmalereien in das Schiff hinausdringen. Auch dient er wenig oder fast gar nicht den kirchlichen Zwecken; er ist vielmehr eine Art Geschichtsmuseum geworden. Und in dieser Hinsicht verdient er genaue Beachtung. Die Beutestücke von Granson und Murten, lauter burgundische Herrlichkeiten, Gebelins, Waffenkleider, Rüstungen, Karl's des Kühnen Feldaltar, sogar sein Mantel sind hier aufbewahrt.

Die Schweiz ist reich an großen Schlacht- und Siegeserinnerungen und immer wieder begegnen wir einer derselben. Da steht das Denkmal Rudolf's von Erlach, ein schönes ehernes, vergoldetes Reiterbild, an dessen Ecken wiederum vier Bären Wache halten. Er war der Sieger von Laupen, jener Schlacht vom 13. Juni 1339, in welcher die Berner die Freiburger mit dem verbündeten Adel des Nechtlandes, Aargaus, Savoyens und des Hochburgunds niederwarfen.

Aber wieder zieht es uns von diesen Erinnerungen der Vergangenheit weg zur Gegenwart, von den Gebäuden und Monumenten hinaus zur Natur. Es gibt da noch so viel zu sehen. Wir haben am Morgen nur die eine Hälfte der berner Aussichten, jene Glanzpunkte, als welche

wir ſie ſchon bezeichnet haben, mitnehmen können. Wir wenden uns nun mehr der Weſtſeite der Stadt zu, ſehen von dem großen Plateau der „Großen Schanze" und dem „Falkenplätzli" auf ſie hinab und in die Berge hinaus. Es iſt ein ganz anderes Bild als die am Morgen geſchauten. Dort war es nur das Thal der Aar, das den nächſten Vordergrund bildete, diesmal iſt es die ganze große Stadt ſelber. Den Bahnhof mit ſeinen ſtattlichen Bauten, den ſo luftig über Aar und Thal geſpannten und doch ſo feſten Brücken haben wir zunächſt vor uns, aber auch ein gut Stück Landſchaft, die überall Zeugnis gibt von Menſchenfleiß und reicher, verſtändiger Kultur, und im Hintergrund eben wieder die mächtigen Berge.

Wir ſteigen hinab und wandern die Aarberger Straße hinaus. Die Aar ſelbſt geleitet uns. Schauen wir rückwärts, ſo trifft die Krümmung, in der ſie den mächtigen, ausgedehnten Sandſteinfelſen, auf dem Bern liegt, umzieht, immer mehr auseinander und endlich hat ſich der ganze weite Stadthalbkreis ausgebreitet. Dichtgedrängt liegen die Häuſer eben auf der Höhe, in geſchloſſenen Reihen ſteigen ſie aber auch terraſſenförmig, von Gärten untermiſcht, zum Flußrand nieder. Es iſt Kraft und Leben in dem Bilde: ein rechter Schutz und Wall, zieht ſich noch unverſehrt die alte Mauer mit ihren Türmen am Berge hin; trotzig ragt das Werk der Neuzeit, die Eiſenbahnbrücke, ein feſtes Gitterwerk, auf der oben die Dampfzüge, unten aber in der Mitte die gewöhnlichen Wagen rollen, mit ihren Pfeilern aus den wilden Aarwellen auf und wieder ſchaut auch auf dieſes das Allerfeſteſte, die Bergwelt, herein.

Den ſchönſten Blick nehmen wir jedenfalls von der „Enge", zu der uns unſer Weg führt. Sie liegt ungefähr zehn Minuten vor dem Aarberger Thor und iſt eine nicht unbedeutende Halbinſel, die, faſt ganz vom Fluß umgeben, ſich mehrere hundert Fuß über demſelben erhebt. Der Ausſicht nach, die ſie bietet, verdient ſie ihren Namen nicht. Denn wahrlich nicht eng iſt dieſe begrenzt, ſondern weit, unendlich weit hat ſie ſich erſchloſſen. Neues, was wir nicht ſchon auf und von den andern Punkten geſehen hätten, bringt ſie wol nicht herzu, allein das oben ſchon Geſehene ſtellt ſich in großen Umriſſen, als ein alles zuſammenfaſſendes Geſammtbild dar.

Man weilt gern länger auf der Enge; ſchattige Baumgänge, friſche Wieſenflächen, eine gute Reſtauration, trotz hier zu findende zahlreiche Geſellſchaft machen ſie zu einem angenehmen Aufenthalt. Auch ich ließ mich, da ich ohnehin in der Stadt wenig mehr zu ſuchen hatte, gern ein paar Stunden hier feſſeln; wenn ich nur noch recht zum Sonnenuntergang kam, zur großen Abſchiedsfeier des Tages, die dort namentlich ſo herrlich anzuſchauen iſt.

Meinen Rückweg nahm ich unten am Fluße hin, um von hier ſo recht die eigenthümliche Lage der auf dem ſteil abfallenden Felſen horchenden Stadt und dann die prächtige Brücke, welche den ſonſt ſo mühevollen Zugang von der niedern zur hochgelegenen Stadtſeite nun ſo bequem vermittelt, bewundern zu können. Dort, am Ende der Stadt, hart am Brückenanfang, iſt auch Berns berühmter Bärengraben, der vor noch nicht langer Zeit eine ſo traurige Kataſtrophe veranlaßt hat. Aber den unglücklichen Kapitän Lorck hat ſeine eigene Unvorſichtigkeit ins Verderben geſtürzt und die „Mutzen" leben nach wie vor rudig fort. Bern hat ſich nicht viel aus der tragiſchen Geſchichte gemacht; es hat ſeine Schoskinder viel zu lieb, als daß es lange einen Makel auf ihnen ſitzen laſſen konnte. Es ſtreift faſt ein wenig ans Lächerliche, dieſe Sympathie mit dem Wappenthier der Stadt, die ſich ſo mannichfach bekundet. Das ausführliche, mit allen hochnothpeinlichen Strafen drohende Edict, das zu Gunſten der Ruhe, des Magens, der Leibespflege der Bären an den benachbarten Bäumen angeſchlagen, das prächtige Domicil, das dem Herrn Petz und Familie gebaut iſt; die gaffende, jubelnde, Leckerbiſſen hinabſchleudernde Menge, die den ganzen langen lieben Tag den Graben umſteht und geduldig harrt, bis endlich einem der braunen Geſellen es gefällt, den ſchläfrigen Kopf zu heben und gnädigſt einen Apfel oder ſonſt etwas anzunehmen — alles das paßt zuſammen.

Nun ging's ſo ziemlich auf den Abend zu; ich kehrte zur Münſterterraſſe zurück. Dunkel ſchaute ſchon der alte graue Münſterbau durch die grünen Lindenzweige auf den alten Kirchhof nieder; dunkel lag es auch ſchon auf den fernern Bergen, aber hell war's noch drüben auf den ſilbernen Spitzen und Hörnern, zuerſt hell von dem eigenen Glanze, mit dem ſie Schnee und Eis ſchmücken, dann aber von dem leiſen und doch ſo glühenden Sonnenkuß, mit dem der Tag dieſen ſeinen Lieblingen den letzten Abſchied gibt.

Denn noch weilt er bei ihnen, wenn er längst von den Thälern und Ebenen entwichen ist; und auch, wenn er dort geschieden, wenn bereits die vollen Rechte der Nacht auch dort eingetreten scheinen, glühen sie doch noch einmal auf, wie von innen heraus, stehen sie noch einmal da im purpurnen Glanze, aber dann freilich nicht mehr lange Zeit; solch inneres, alles durchglühendes Licht kann nicht lange währen; gerade nur so lange währt's, um uns diesen Anblick als einen in die Erinnerung zu senken, vor dem alles andere verbleichen muß, wie vor jenem Alpenglühen auch das farbigste Bild verblaßt.

Das war eine rechte und echte Abendfeier, eine Andachtsstunde der Natur; da paßte die andere gut dazu, zu der sich allabendlich im Sommer um diese Zeit der Münster öffnet. Nicht zu einem Gottesdienst im gewöhnlichen Sinne des Worts — und doch zu einem. Die Orgel, eine Riesenorgel, wie sie selbst neben der freiburger und harlemer genannt werden kann, wird da gespielt. Die Zuhörer verschwinden in den großen Münsterräumen; durch die hohen Fenster fällt kaum mehr ein ordentliches Tageslicht herein; die paar Lichter, die am Pult des Organisten stehen, haben auf den andern Raum keine Wirkung und lassen selbst den Spieler nicht deutlich erkennen; so ist's eine eigenthümliche Stimmung, in der man hier, sich an eine Säule setzt, die Augen schließt und sich nun ganz dem wunderbaren Eindruck dieses Prachtwerks heiliger Kunst hingibt.

Es sind nicht mehr die gewohnten Orgeltöne, die wir hören: eine Welt von Klängen und Tönen ist erwacht; irdische und himmlische Stimmen scheinen durcheinander zu rauschen. Zitternd bricht der erste Ton hervor, um in den obern Räumen der Kirche zu vibriren und in irgend einem entfernten Winkel des Gebäudes zu ersterben. Dann säuselt ein wundersames Adagio, dann verschlingt wieder eine Flut von Tönen die sanftern Melodieen; fugenartig läuft es durch alle Register, immer voller, immer mächtiger; aber jene seltsamen, bei der Orgel sonst ganz ungewohnten Laute klingen dazwischen: Trompeten, Pfeifen, Hautbois, Pianos lassen sich hören, Glocken läuten, auch wie eine volle, klare, prächtige Menschenstimme singt es dazwischen; — endlich schwillt es zum Sturm an; wie der Donner des Gerichts, wie ein Praludium des „Dies irae" braust es durch die Kirche hin, das alles dröhnt und zittert und die Mauern zu wanken scheinen. Aber schon gleitet der wilde Strom wieder in ruhigere Bahnen, die Tonwellen sanftigen sich, sie schlingen sich zu einem bekannten Hymnus zusammen, zu dem, der vielleicht am besten zu der Stimmung paßt, in der wir worden eingetreten sind: „Die Himmel erzählen des Ewigen Ehre", und wie er in mächtigen Akkorden verhallt und wir aus der nun ganz dunkeln Kirche hinaustreten, wiederum hinaus auf die Münsterterrasse, da spricht's auch dort von den Bergen her: „Die Himmel erzählen des Ewigen Ehre", denn aber ihnen ist im vollsten Glanze der Mond aufgegangen, geisterhaft leuchten die Gletscher herüber, leise rauscht unten die Aar und leise, ganz leise ertönt drinnen der letzte Orgelton. Das laßt euer Lesers sein an eurem „Tag in Bern", wenn euch ein solcher vergönnt ist, ihr habt genug daran!

Ueber das Schreiben mit Stahlfedern.

Mit großer Lebendigkeit erinnere ich mich noch des ersten Anblicks und Gebrauchs einer Stahlfeder.

In der französischen Privatstunde kam das Wunderding zum Vorschein und zwar in den Händen meines Lehrers, des Professors Pauli — eines exzentrischen, höchst merkwürdigen Mannes, Polyhistors, der nebenbei auch Unterricht in der „Tischkunst" ertheilte, den ich natürlich nicht versäumte, da er gratis gegeben wurde. Mit dem schlauen, gutmüthigen Lächeln, das ihm eigen war, den breiten, fetten Zügen und der halbkugelförmigen Kuchenperrücke auf dem völlig platten Rundkopf sehe ich ihn noch vor mir stehen, den längst Hinübergeschlummerten, wie er den seltsamen Gegenstand hoch erhoben in der Hand hielt. Eine Schreibfeder aus Stahl! Wir zwinkerten sehr ungläubig mit den Augen; das wußten wir besser, womit man schreiben könne und womit nicht. Aber der Zweifel machte einem großen Erstaunen Platz, als der Professor die Probe männiglich erlaubte. In der That, sie schrieb! „Mes enfants", sagte der gute Mann mit seiner ganz und gar weiblichen Stimme, die ihm häufig Parallelen mit dem Chevalier d'Eon zuzog, „mes enfants, remarquez bien, que le génie industriel n'a plus des bornes; voilà une preuve du l'âge de fer!" Dann aber begann ein Streit um das neue Instrument der Fesselung des Gedankens, wie er kaum hitziger geführt werden konnte um die Waffen des Peliden, dort in des Skaman-

des Feld. „Mir die Feder, Herr Profeßor!" „Nein mir, bitte, guter Herr Profeßor!" „Mir! Mir!" Allein er schüttelte den Kopf und lächelte noch einmal so schlau als gewöhnlich. „Meine Kinder", sagte er mit großer Salbung, „ihr wißt, Schreibiedern kosten Geld; jeder gute Gänsekiel einen Kreuzer; schlechte Glasfiele zwei für einen Kreuzer! Diese Stahlfeder aber, müßt ihr wissen, ist von Stahl, also von ewiger Dauer; man erspart damit gewiß hundert Gänsekiele; deshalb kann ich euch auch dieses kostbare Stück nicht schenken; — aber verkaufen will ich es euch! Wer bietet darauf?" Wir sahen zuerst uns einander und dann den Herrn Profeßor an; darauf waren wir allerdings nicht vorbereitet. Es blieb eine ziemliche Weile still in der Schulstube, stiller als gewöhnlich; dann kam endlich eine schüchterne Stimme heraus: „Zwei Bogen Papier!" Der Profeßor schüttelte den Kopf und hielt den begehrenswerthen Gegenstand empor. „Ein Gänsekiel und ein Pfennig!" „Ein Kreuzer!" „Drei Kreuzer!" „Sechs Kreuzer!" Ich war der unbedachtsame Vorbieter gewesen, denn ich hatte den unter der Jugend meiner Heimat damals fabelhaften Reichthum dieser Summe in der Tasche, freilich zu ganz anderm Zweck. „Wo hast du die sechs Kreuzer, mein Sebastian?" „Hier, Herr Profeßor!" „Schau, die Stahlfeder ist dein!" Und Silber ward gegen Stahl gewechselt und glücklich wie ein junger König, beneidet von der ganzen Genossenschaft, stürmte ich durch die Lyzeumstraße mit ihrem „Vergelchen" heimwärts. „Vater, Vater, eine Feder von Stahl! Man kann wirklich damit schreiben! Nun brauchst du keine Gänsekiele mehr anzuschaffen. Sie kosten sechs Kreuzer, aber neu viel mehr! Alle wollten sie haben! Hier ist sie! Seht einmal!" Das ging in einem Athem noch unter der Thür mir aus dem Munde. Allein mein brennender Eifer erhielt sofort, wie gewöhnlich, die beliebte Douche. „O du alberner Junge", sagte mein Vater, „wie unnütz vertrödelst du das Geld! Stahlfeder? Ich will dich bestahlfedern! Unterstehe dich nicht, mit dem Ding da einen Buchstaben zu machen, sonst gibt es Holztrank!" Mein Vater war nämlich aus der leider nach und nach aussterbenden guten alten Schule, welche eine schöne Handschrift für eine durchaus nothwendige Lebensmitgabe, für ein Requisit der Bildung erachtete und das „Docti male pinguni" für ein hergebrachtes Vorurtheil. Er selbst schrieb überaus schön, zierlich und doch kräftig, in jener kleinen geraden, man möchte sagen Perlenschrift, welche Barnhagen von Ense so prächtig zu handhaben wußte. Dabei war die Handschrift meines Vaters keineswegs das mechanische Einerlei der Actenmenschen, nein, es waltete darin ein phantasievoller Schwung, poetische Lizenz; für den Anfangsbuchstaben seines Namens hatte er eine neue Chiffre erfunden, geschmackvoll und doch jedermann lesbar, und auch seine Unterschrift zog er einen kühnen Parafen von so eigenthümlichem Gepräge, daß das Studium und Nachahmen derselben keinen geringen Theil der Jugendbestrebungen meiner Brüder und meiner selbst bildete. Er hielt außerordentlich viel auf eine schöne, deutliche Handschrift und ließ sich die Mühe nicht verdrießen, uns in dieser Kunst gründlich zu unterweisen. Früher habe ich auf solche Fertigkeit wenig gegeben, allein nun dankbar bin ich jetzt dem wackern Vater dafür, daß er mir sie octroyirt hat! Denn der Herr Setzer wird mir bestimmt bezeugen, daß meine Handschrift eine passable, wenigstens lesbare ist, nicht wahr? Aber damals, vor dreißig Jahren, war die Stahlfeder noch eine unbekannte Größe, der Gänsekiel regierte die Welt, mit scheuer Ehrfurcht betrachtete man zuweilen einen gewaltigen Schwanenkiel im Besitz eines majestätisch auf dem Dreifuß thronenden Registrators und nach seinen Rabenkielen strebte man zum Zeichnen von Landkarten oder — Carricaturen. „Mit einer Stahlfeder verdirbt man die Hand", sagte mein Vater und hatte recht, denn mit den ersten Stahlfedern war das Schreiben nicht allein eine Kunst, sondern auch eine theuere. Meine für sechs Kreuzer erworbene Kostbarkeit — an der Feder befand sich gleich eine Röhre für den Halter, ich erinnere mich ihrer noch sehr deutlich —, welche natürlich trotz des väterlichen Verbots fleißig probirt wurde auf allerlei Art, verlor am nächsten Tag die Hälfte ihrer Spitze, aber mit Hülfe einer Schere war das Gleichgewicht wiederhergestellt, woraus man die damalige Güte des Materials ermessen mag.

Fünfundzwanzig Jahre lang bin ich den väterlichen Lehren und dem Gänsekiel getreu geblieben. Getreu trotz allem Zorn, den er mir täglich verursachte mit Schneiden, Reißen, Spritzen und allen möglichen Unarten. Welch einen Apparat erforderte allein seine sachgemäße Bedienung! Zuerst ein Federmesser, dann natürlich auch ein Schleifstein, auf welchem man es so zurichtet, daß es sofort zum Schleifer geschickt werden muß; deshalb braucht man aber auch ein zweites Federmesser — ferner einen Wischlappen; dann e

wird die Feder geschnitten, dann probirt — sie schreibt nicht oder schlecht, ausgewischt, gekürzt, wieder probirt und so häufig ad infinitum! Und welcher Aerger! Man hat eine Pose so zum Stummel heruntergeschrieben, daß die Fahne mit in die Tinte taucht, und nun geht es nicht mehr länger, denn auch ein neues Kapitel soll begonnen werden und würdig. Ein schöner, mangestreifter Kiel, der letzte von vierundzwanzig Brüdern, liegt noch unberührt da; er mag nun ebenfalls den Trank der Unsterblichkeit kosten. Die Spitze wird regelrecht keilförmig von zwei Seiten abgeschnitten und die „Seele" entfernt — denn ein „seelenweller" Gänsekiel verursacht Schmierereien! — Alsdann wird der Spalt behutsam durch eine kleine Kerbe angedeutet und darauf mit dem Messerstielende gesprengt. Aber wehe! Hinauf reißt der Spalt bis in die weiße, undurchsichtige Unmöglichkeit und verleiden in der aufgesperrte Kiel, die gute Laune, die Arbeitslust und die prachtvolle Ueberschrift des neuen Kapitels. Welche ungeheuere Sündenbürde mag auf den hindurchgegangenen Gänsekielen gelastet haben! Und wie viele Bitterkeiten haben sie ausgestreut, gewißlich aus keinem andern Grund, als weil ihr Führer nicht mit ihnen zufrieden, über ihre Spaltung ungehalten war! Das ist jetzt alles vorbei! Der Gänsekiel ist ins Exil gewandert; nur noch bei den alten Protokollisten aus dem vorigen Jahrhundert und bei einigen Sonderlingen des jetzigen ist er als scheuer Gremit wohnen geblieben, und selbst das geheiligte Depositum der „Bolesen" von Federmessern und rothumschnürten Federbündeln ist eingegangen aus Mangel an Bedarf oder hat der Stahlfederschachtel und ihrem Haltergeleite Platz gemacht. Daß die Stahlfeder eine Macht geworden ist, der sich auch der hartnäckigste Verehrer des guten Alten nicht mehr zu entziehen vermag, habe ich an einem eclatanten Beispiel erlebt. Vor einigen Jahren sah ich meinen Vater nach längerer Abwesenheit wieder; welches Erstaunen ergriff mich, da ich ihn die Stahlfeder führen sah, als habe er sie von Jugend auf gehalten! „Mein Gott", sagte ich, der ich immer noch am Gänsekiel der väterlichen Ermahnung hing, „mein Gott, du schreibst ja mit Stahlfedern?" „Nun, mit was denn sonst? Wer in der Welt wird sich denn noch mit den albernen Kielen placken wollen?" „Aber die Stahlfeder verdirbt die Hand!" „Possen! Sieh' her, ob es ist! Ich hätte dich aber wahrhaftig für etwas weiter vorangeschritten erachtet! Du siehst ja am Alten wie deine Großmutter!" Zerknirscht und beschämt entfernte ich mich, kaufte mir ein Gros Stahlfedern und zwei Halter und habe mich bis heute ganz wohl dabei gefunden.

Es ist nicht gerechtfertigt, wenn in einigen Schulen den Kindern der Gebrauch der Stahlfedern noch beharrlich untersagt wird, denn voraussichtlich werden sie im spätern Leben kein anderes Schreibinstrument in die Hand bekommen oder nehmen. Das Reich der Gänsekiele ist verdet und es wird niemals zurückkehren! Allerdings schweift noch mancher bedauernde Blick hinüber in seine erloschende Romantik. Das Federmesser, ehedem der Stolz und liebste Besitz des Knaben, ist schon eine mythische Waffe geworden, und ob die Kunst unter seinem Verschwinden nicht leiden wird, ist sehr die Frage; denn gewiß haben Rauch und Tannecker, Schwanthaler und Thorwaldsen damit ihre ersten Studien in der Bildschnitzerei an Tischen und Bänken dumpfer Schulen angestellt. Und o der unleidlichen Qual, welche die langweilige, immer gleiche Stahlfeder jenen nützlichen Geschöpfen auferlegt, den Schreibern! Fürwahr war das weit besser; welches köstliche Mittel zu thätiger Ausfüllung der träge schleichenden Zeit bot das Schneiden und die Correction des Gänsekiels! Schon daß man damit von dem harten Drehstuhl vor dem Pult sich erheben und an das Fenster treten mußte — welcher Gewinn, welche unerschöpfliche Abwechslung in dem trostlosen Einerlei des Geschmieres auf dem Papier! Vorüber! Und sodann die schönen Accidenzien der Herren Schreibmeister, wo sind sie hingeflohen! Alle vierzehn Tage hieß es in der Schule: „Ein jeder von euch hat morgen einen neuen Gänsekiel mitzubringen oder einen Kreuzer!" Aber niemals hat das Auge des gehorsamen Schülers eins der beiden Dinge wieder erblickt, denn Herr Buß, der Kalligraph, gab uns nur völlig abgeschnittene Stummel in die Hand, Gott weiß, wo er sie auftrieb. Die bengeschnittenen erhielten immer diejenigen, welche einen Kreuzer mitbrachten anstatt des Gänsekiels.

Trotz allem, was ich zu ihrem Lobe gesagt, hat doch auch die Stahlfeder ihre kleinen Unannehmlichkeiten. Wer in aller Welt hat früher vom Schreibekrampf anders als figürlich und satirisch gehört? Heutzutage, wie ich aus Annoncen ersehe, scheint er ein weitverbreitetes Uebel zu sein und man gibt den Stahlfederhaltern die Schuld, ihn zu erzeugen. Allerdings ermüdet ein schlechter Halter sehr die Hand, aber ich

Perſonen.

Walter Thompſon, ein reicher Handelsherr in London.
Mary, deſſen Frau.
Harry, Eliza, Cäſar, Jeffry, } deſſen Kinder.
Davy Fielding, ein Geſchäftsfreund aus Briſtol.
Lord Marwell.
Letticia, deſſen Schweſter.
Lord Pickington, Lord Dorſet, Wyſe, Smith, } junge vornehme Herren.
George Phillips, Bakel Gerundium, Hofmeiſter, } im Hauſe Thompſons.
Ein Notar aus Briſtol.
Nichols, ein Gärtner.
Jenny, deſſen Tochter.
Blinette, Fantaiſie, } zwei Tänzerinnen.
Ephraim, ein Jude.
Ein Sheriff.
Ein Leichenführer.

meine aus Erfahrung, es gehört denn doch schon ein arg anhaltendes Schreiben dazu, bis es zum Fingerkrampf kommen kann. Vielleicht wirken andere Ursachen dabei mit. Jedenfalls gibt es gewisse Regeln, nach welchen die Federhalter construirt sein müssen, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen, und diese will ich mich bemühen, im Nachfolgenden möglichst vollständig aufzustellen. Der Halter soll selbst eine gewisse Elasticität besitzen, ähnlich dem Gänsekiel, und dieselbe nicht einzig der Stahlfeder überlassen, was in der That die Hand verdirbt, hart werden läßt. Er sei nicht zu lang und sein Schwerpunkt befinde sich näher an der Feder als an seinem Ende, an welchem gewichtigere Verzierungen, Knäufe u dgl. wegzulassen sind. Das Material, aus welchem er besteht, sei thunlichst leicht; nichts ist unsinniger als jene soliden Federhalter aus Perlmutter mit einer durchbrochen geschnittenen Fahne! Er sei gerade oder leicht gekrümmt, nach oben spitz zulaufend wie die Schwungfeder der capitolinischen Wächter, nicht zu dick und nicht zu dünn; das Maß des Gänsekiels darf nach keiner Dimension hin viel überschritten werden. Ein Fehler der meisten jetzt käuflichen Halter besteht meiner eigenen Erfahrung nach darin, daß ihren Unterheil, welcher die Feder aufnimmt, eine metallene Röhre bildet, die unten gewöhnlich so übermäßig weit ausgeschnitten ist, daß der Mittelfinger auf eine scharfe Kante zu liegen kommt; bei anhaltendem Schreiben verursacht dies einen tiefen, schmerzhaften Eindruck, welcher sehr genau kann. Warum fertigt man die Röhre nicht vollkommen cylindrisch? Den Schnitt der Gänsefeder, den sie nachahmt, trägt schon die Stahlfeder selbst in sich, er ist am Halter durchaus nicht nothwendig. Da ich manchmal viel schreiben muß, so bin ich auf das Aushilfsmittel verfallen, durch einen kleinen eingetriebenen Holzpflock, den ich mit Wachs verkitte und ebene, die cylindrische Form herzustellen; ich befinde mich wohl dabei. Fehlerhaft ist es auch, wenn die Röhren mit verjüngten Ringen versehen sind, wie ein Exemplar vor mir liegt; das thut ebenfalls nach und nach den Fingerspitzen weh. Aber welche Halter, welches Material soll man denn wählen? Ja, geliebte Leserin und verehrter Leser, darüber vermag ich keinen positiven Bescheid zu geben. Ich kann Ihr nur den Rath ertheilen: Probirt alle! So mache ich es; in meiner Liegenschaft befindet sich gegenwärtigem Augenblick ein volles Dutzend verschiedenartiger Halter aus allem möglichen Material — nur nicht goldene und silberne! — Aber ich schreibe diese Zeilen mittels eines großen, nicht zu dünnen Stachels der Hystrix cristata, vulgo des gemeinen Stachelschweins, welchen mir mein zu früh verstorbener Freund, der österreichische Consul Dr. Konstantin Reitz in Chartum, bei seinem ersten Ausflug nach Afrika von einem selbsterlegten Exemplar mitgebracht hat. Solche Stacheln in erforderlicher Stärke erregten, meines Erachtens, als Halter den Gänsekiel am besten, sobald die metallene Röhre wegfallen und die Feder anders befestigt werden könnte. In Schulen werden sie, der gefährlichen Spitzen halber, nicht geduldet. In dieser Hinsicht würden die mit einem Gummischlauchstück zur Aufnahme der Federn versehenen Halter nichts zu wünschen übrig lassen, wenn nur der Kautschuk sich nicht zwischen den Fingern erwärmte, allzu elastisch und klebrig würde. Gänsekiele als Halter für Stahlfedern habe ich vielfach versucht, aber es ist schwer, die letztern in den ersten haarhaft zu befestigen oder ihnen das richtige Gleichgewicht zu geben. Halter von Horn sind vielleicht nach den Stacheln die besten: sollte man nicht aus dem Kautschuk oder der Gutta-Percha dergleichen herstellen können, hart wie die Kamme, elastisch und doch nicht in der Wärme schmelzend? Oder ist dies schon geschehen? Hölzerne Halter von gleichmäßig cylindrischer Gestalt sind mangelhaft; sie müssen immer spitz zulaufen, dabei möglichst leicht sein. Sehr gut schreibe ich mit einem selbstverfertigten Geräth der Art; an das dickere Ende eines konischen Holzstabes habe ich den hohlen Kiel einer Gänsefeder angeschoben und befestige die Stahlfeder mittels eines kleinen, unten eingetriebenen Holzpflocks. Aber der afrikanische Stachel ermüdet immer noch weniger.

Die Stahlfedern selber sind niemals die Ursache des Schreibekrampfs; es gibt deren allerdings recht schlechte, aber im ganzen hat ihre Fabrikation eine Vollkommenheit und einen Aufschwung erlangt wie wenige Industriezweige. Wem hat noch nicht Herr Alexander von Birmingham davon erzählt, der großmüthige Vertheiler von Gratis-Eisenbahnkarten, der Geschichtschreiber der Stahlfeder? Viele rühmen die niemals rostenden goldenen Stahlfedern mit Iridiumspitzen, welche vorzüglich in England und Nordamerika heimisch sind; da ein Stück davon so viel kostet wie ein Gros der bekannten, so lobe ich ihren Vertrieb nicht ein. Hört und da werden Schreibfedern von Kupfer, Zink, Gempapier

empfehlen; muß ich davon in die Hände bekommen habe, war ehrlicher, echter Stahl, nur mit einem Ueberzug versehen, mehr ebenso sehr zur Täuschung wie zur Abhaltung des Rostes. Das hieher auch der berühmten und theuern Gemmniker anlicht, muß ich aus eigener Praxis bestätigen. Es gibt kein probates Mittel, die Stahlfeder der Einwirkung der ätzenden Säure zu entziehen; was schadet's? Wenn sie kaputt, wirft man sie weg und greift zu einer andern. Sie sind ja so billig, daß die Ausgabe für sie auch den ärmsten Schreiber nicht drücken kann. Nicht auffallend mit die Vervollkommnung der Stahlfedern ins Auge, wenn man sie mit derjenigen des noch unentbehrlichern Materials, der Tinte, vergleicht. Gibt es gute Tinte? Ich muß es sehr bezweifeln, denn ich habe noch nirgends eine solche gefunden und bin doch weit in der Welt herumgekommen. Die alten Kanzlisten, die eigentlichen Tintenkleckser, scheinen das Geheimniß ihrer schwarzen Kunst, verstehen aber die neue, undankbare Welt mit ins Grab genommen zu haben. Oder hat sich die verbesserte Tinte nicht der fabelhaften Neuerung, die sich in sie taufte? Sei dem wie ihm wolle, täglich rufe ich: „Ein Königreich — ein particular — für eine gute Tinte!"

Glückseliges Zeitalter des Stahls, wie viel haben wir heute zu beklagen Schriftsteller die zu tauben! Nun geht uns nicht mehr eine ganze Scheune von hundertkarätigen Gedankenperlen verloren auf der Zwangsjacken des Federschneiders! Nun haben wir uns nicht mehr zu quälen mit der Erlernung dieser schweren Kunst! Nun können wir den Strom unserer Begeisterung fließen lassen ungehemmt! Dann müssen wir uns auch weiter wundern, daß neuerdings die hübschen Bittgesuchen ausgefallen sind: „Bitte, Herr Magister, werden Sie mir nicht ein paar Federn schneiden?" — — Und hab' ich nicht die beste Entschuldigung gegen dich, lieber Leser, holde Leserin, die du Nachsicht und Hören meines Klagens tadelst, wenn ich die sage: Ist das nun der Stahlfeder?

W. Hamm.

Anregungen.

Ein merkwürdiger „Charakterkopf" aus alter Zeit.

In Nürnberg, der Stadt des Hans Sachs und der Meistersinger, besteht schon seit längerer Zeit ein Verein, der sich die Pflege der Literatur angelegen sein läßt und seinem Treiben, in welchem man eine Verwandtschaft erkennen möchte mit dem Guten und Schönen, auch im Zusammensein nicht minder liegen kann wie Gemütlichkeit. In unregelmäßigen Zeiten geben die Mitglieder ein Jahrbuch heraus, in welchem sich ihre Gemeinschaft als eine vielseitig angeregte, Kunst und Wissenschaft mit ungetheilter Liebe umfassende darstellt.

In der vorjährigen Sammlung (Nürnberg, Bauer & Raspe. 1882) möchten wir, ohne den übrigen, nicht minder beachtenswerthen Beiträgen zu nahe treten zu wollen, auf einen Aufsatz hinweisen: „Aus dem Leben und den Briefen der Herzogin Elisabethe Charlotte von Orleans. Von G. J. Klüpfel."

Elisabethe Charlotte war die im Jahre 1652 geborene Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und der Prinzessin Charlotte von Hessen-Kassel. Sie wurde, nachdem die unglückliche Ehe ihrer Aeltern, aus welcher noch ein Bruder, Karl, hervorgegangen, getrennt war, aus Anlaß der Vermählung ihres Vaters mit einem Fräulein von Degenfeld, die der Kaiser zur Raugräfin erhob, zu ihrer großen und treulichen Tante Sophie, der Kurfürstin von Hannover, in Erziehung gegeben und hier war der Aufenthalt durchaus nicht ohne vortheilhaften Einfluß auf ihren Charakter, der sich so wunderbar bewährte in der spröden Atmosphäre des französischen Hoflebens.

Bekanntlich hatte Ludwig XIV. mit dem Schlusse des Devolutionskrieges seinen raubgierigen Blick auf Deutschland gerichtet und es lag sehr nahe, daß die schöne Pfalz durch einen feindlichen Angriff zuerst leiden mußte. Der Kurfürst sah daher mit den größten Sorgen seiner Kinder in einer Verbindung mit dem französischen Königshause und die kaum neunjährige Elisabethe Charlotte ward, um mit ihr leicht zu reden, zuerkannt zum „Heirathen kamm", welche für das Land sollte gepflegt werden". Sie ward im Jahre 1671 mit dem Herzog Philipp von Orleans verheirathet. Mit welchen Gefühlen sie dem Herzog ihre Hand gereicht haben mag, läßt sich unschwer errathen, wenn man die Widerlichkeit eines Gemäldes erwägt, wonach die erste Gemahlin Philipps an dem sie zum Heirathsantrage des Gemahls, dem Oheim Lothringen, gerichteten Brief im Jahre 1670 gelesen sein sollte.

Mitten in dem Tumult und der Ungezogenheit des französischen Hoflebens blieb Elisabethe Charlotte ihr ungetrübtes Gemüth und als echte Deutsche tadelte sie frei und offen die Ausschweifungen und Fehler, denen man sich in Frankreich und in der sie gerade damals umgebenden Hofgesellschaft, zumal in Deutschland hingibt. Welche Hab, Spott und Hohn sie sich damit bei den Höflingen zuzog, ist nicht zu bezweifeln.

daß sie sich aber durch ihre Gerechtheit und Offenheit nicht allein die Achtung ihres Gemahls, sondern auch des Kolers und ausschweifenden Königs erwarb und fort erhielt, bürgt für ihr Verhalten. Und daß sie beim König in hoher Achtung stand, erhellt nicht allein daraus, daß sie bei ihm häufig in den Abendgesellschaften erscheinen mußte und daß er nach dem im Jahre 1701 erfolgten Tod ihres Gemahls sich ihrer treulorgend annahm, sondern namentlich auch aus ihren eigenen, größtentheils in deutscher Sprache verfaßten Briefen, aus denen und der Verfasser mehrere sehr charakterisirende Auszüge mittheilt.

Neben allem Kummer, den sie in ihrer keineswegs glücklichen Ehe und durch die Entfremdung ihrer Kinder zu ertragen hatte, sollte sie auch noch erleben, daß, als ihr Bruder Karl 1685 ohne Nachkommen gestorben war, der raubsüchtige Ludwig XIV. die Pfalz als Erbtheil seiner Schwägerin an sich zu reißen suchte, obgleich er ausdrücklich Verzicht hierauf geleistet hatte. Die Verheerungen dieses Kriegszugs sind bekannt genug, um den Schmerz der Herzogin um ihr geliebtes Vaterland beurtheilen zu können. Ihr sehnlichster Wunsch, dasselbe noch einmal wiederzusehen, sollte nicht erfüllt werden; sie starb im Jahre 1722.

Wir haben Kügelgen's Antrag, bei dem wir nur hier und da etwas mehr Lebendigkeit und Abrundung gewünscht hätten, mit Interesse gelesen, nicht allein, weil derselbe zu den vielen vorhandenen Schilderungen der Zeit und des Lebens am damaligen französischen Hofe ein neues, hinlänglich dokumentirtes Beitrag ist, sondern namentlich auch weil er den schönen, edeln Charakter dieser ausgezeichneten, durch Paul Heyse's, leider in der Komposition nicht besonders gelungenen Schauspiel und Sternberg's etwas zu grell an die Zeit der Regentschaft erinnernden Roman in der Neuzeit bekannter gewordenen Fürsten auch denen verführt, die ihre charakteristischen, derben Briefe nicht kennen.

In gleicher Weise findet der Leser des genannten Jahrbuches noch manche andere anregende Mittheilung aus der Geschichte, Länder- und Naturkunde, Aesthetik, eine lebendig und frisch gehaltene Reisebeschreibung nach Oberitalien, nicht minder Gedichte verschiedenen Werths und sogar von Julius Hammer, dem im Winters zu Nürnberg festhaften Dichter des „Schau um dich", einen derben einaktigen Schwank: „Das seltsame Ankündigen."

Literarische Notizen.

Der Monographie bringt manche werthvolle Ergänzung, Berichtigung und Verbesserung in unsere übersichtlichen Literaturdarstellungen. Selbst ein Vortrag geringen Umfangs, gehalten freilich von einem tüchtigen Kenner unserer vergangenen geistigen Zustände, dem von Graz nach Kiel versetzten Professor Weinhold, bringt über „Martin Opitz von Boberfeld" (Kiel, Homann, 1862) manchen neuen, des Hervorhebens werthen Gesichtspunkt.

Martin Opitz, der am 23. December 1597 zu Bunzlau geborene Sohn einer angesehenen Bürgerfamilie daselbst, war es, der sich erhob, um in Deutschland jene erhabene Kunst wieder aufzurichten, die seit dem Ende des 13. Jahrhunderts so weit gesunken war, daß sie sich nur noch in den Händen herumfahrender Landfahrer, Schuster und Weber befand. Ein „deutscher Poet" sollte nicht mehr ein Schimpfwort bei Hofe und auf dem Katheder sein. Ein Dichter sollte bei den Gelehrten zünftig werden können, das wollte Opitz, und er hat seine Aufgabe, soweit es die Verhältnisse zuließen, gelöst. Es wird niemand bezweifeln, daß Opitz einen fruchtbaren Boden fand, der nur der Pflege bedurfte, um ein unschätzbares Gemeingut zu werden. Obwol größere Genien sein Licht überstrahlen, so darf man es doch keineswegs gänzlich verlöschen lassen, und wir hoffen, daß das Andenken an jenen Mann, der mit vollem Recht der Vater deutscher Dichtkunst genannt wird, durch obige kleine Arbeit wieder lebendiger wird und die Mittel herbeiführen hilft, mit welchen man ihm in Schlesien ein bleibendes Denkmal setzen will. Besonders ist es Karl von Holtei, der sich der zur Abtragung dieser Ehrenschuld seiner engern Heimat begonnenen Agitation mit dem ihm eigenen und ihm so wohlanstehenden Eifer genommen hat.

Ein anderes und vorliegendes, ebenfalls biographisches Werk „Moses Mendelssohn, sein Leben und seine Werke. Von Dr. Kayserling. Nebst einem Anhang ungedruckter Briefe von und an Moses Mendelssohn" (Leipzig, Mendelssohn, 1862), enthält die reichsten Mittheilungen über Lessing's alten treuen Freund. Der Verfasser bekundet eine genaue Kenntniß der Verhältnisse, unter welchen Mendelssohn lebte und wirkte, würde aber seiner dankenswerthen Arbeit sicher mehr genützt haben, wenn er Dinge, die ohne wesentlichen Eintrag auf das Ganze blieben, etwas kürzer behandelt, dagegen die bürgerliche Stellung der Juden in damaliger Zeit noch schärfer beleuchtet hätte. Die Sorgfalt indessen, mit der sein Werk gearbeitet ist, verdient volle Anerkennung. Es ist dem Verfasser gelungen, uns ein treues Bild seines Gegenstandes zu entwerfen, indem wir denselben Schritt für Schritt verfolgen können und namentlich in das innige Verhältniß zu Lessing gemüthvoll eingeweiht werden. Der Anhang „Ungedruckte Briefe von und an Mendelssohn", bietet vieles Interessante und Neue, worunter wir besonders den Briefwechsel mit Herder glauben hervorheben zu müssen. Wir verweisen auf unsere frühern Bemerkungen bei Gelegenheit der Anzeige des letztjährigen „Israelitischen Jahrbuch", in welchem bereits die das Verhältniß Mendelssohn's zu Herder betreffende Epistel dieser Biographie mitgetheilt war.

(Hierzu eine Beilage: **Neues aus der Welt**.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Berliner Chronik XIII. — Das Neueste Pariser Modebad. — Die Rede des „Bonapart". — Die Chro-

Berliner Chronik.

XIII.

*** Während alles noch im politischen Werden der neuen Kammer-Aera begriffen, die Atmosphäre schwanger ist, hat der Ministerpräsident sich auf seine Besitzungen zurückgezogen, um, da ihm der gewünschte persönliche Abgang höhern Orts nicht bewilligt wurde, stillschweigend zu resigniren. Zum zweiten mal erleben wir, daß einem politischen Fürsten, einem leitenden Staatsmann unüberwindliche, unbankbarste Experiment ist, das eben keinen Segen bringt. Die Oeffentlichkeit beider ständischen Versammlungen, d. h. hier gründete berufen waren, an die Seite des Ministeriums zu treten, ist so vielfach constatirt, ihre humane und liebenswürdige Weise, vielleicht auch ihre militärische Betätigung so anerkannt, daß wir darüber kein Wort verlieren, so wollen Sie ein Amt vermöge seiner hohen Bedeutung in den meisten Fällen dem Drang des Ehrgeizes sich zu entreißen, um sich vor zu einem Staatsmann fähigen persönlichen Verhältnissen anzueignen. Ein Staatsmann kann geboren werden, imponiren vermöge seiner Persönlichkeit, mit dem Künstler, der auch erst seine Kunst ausüben muß, um Meister zu sein, und das erfordert viele Arbeitsstunden — dazu haben Fürsten nicht Zeit.

So leben wir das Staatsschiff inmitten einer bewegten Zeit ohne Steuermann und nur einzig der für alles den Kampf eintretende Minister war der Herr des Hauses, der gleich einem Löwen trotz drohender Brandung das Ruder ergreift, um sich und wie er meinte, das Königthum zu retten. Aber — wenn wir nach den endlichen Mittheilungen Gehör geben, so geht man mit der Idee Schleinitzen Kreisen, die sich bekanntlich mit Recht, unter allen Umständen die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Ministeriums nachzuweisen, daß in der That den Namen „Das Ministerium der äußersten Verlegenheit" nicht mit Unrecht führt. Capacitäten gibt es nicht darunter und die letztgestrichene, durch Herrn von Thadden-Trieglaff berühmt gewordene Wahl des Handelsministers dürfte die meisten Erwartungen täuschen. Als Handelsminister war Herr von der Heydt gewiß am Platz — er selbst mehrfach den Ausspruch Friedrich Wilhelm's IV., der ihm in einer vertraulichen Stunde gethan haben soll: „Sie sind ein vortrefflicher Kaufmann, aber kein Staatsmann!" Herr von Manteuffel, ein durchaus hochbegabter und früher genialer und origineller Mann, wurde durch den Einfluß Stahl's vollständig bekehrt und legte sich auf die reactionärste Seite. Nach dem Tode des letztern, der bekanntlich seine Freunde, habe er sich zwar wieder einmal emancipirt, strebt nun, um neuen Einflüssen zu entgehen, da er der eigenen Energie ermangelt, Ueber die Heftigkeit des Herrn von Raumer circuliren alle Arten von Anekdoten, die ich Ihnen nicht erzähle, doch sind seine Eigenthümlichkeiten gefährliche Klippe für die Durchbringung seiner Vorlagen. Ein schlimmes Zeichen erlebte auch der „Goliath". — Sie wissen, daß von der Heydt diesen mißlungenen Namen erfunden hat. In der Sitzung vom 26. Mai hatte er bei Ueberreichung des Staatshaushaltsetats entdeckt auf mehrfachen Applaus des Hauses gerechnet, da er über die gute finanzielle Lage, über gewerbliche Prosperität u. s. w. berichtete — aber das Haus, insbesondere der gräflichen Tribünen, wo die Zuhörer bis auf den letzten Platz zusammengedrängt saßen, blieb still, keine Hand rührte sich als Beifall- und Anerkennungszeichen des gefeierten Ministers. Daß Herr von Bodelschwingh, Graf v. P., bei seiner übermäßigen Capacität und seiner übergroßen Arbeitslust dennoch als ein arger Gegner verloren, ist die Folge seiner aus Widersprüchen zusammengesetzten Natur. Als ein Ministerium, zu dessen Sturz es in der Ausdehnung seiner Schwäche so viel bedurfte, ergriff er, nachdem er gestürzt, die Flucht — Incommodirungen, über [illegible] vom Gericht Nemesis, rächen sich naturgemäß — —

Ueberall hat Herr von Bismarck zum Erstaunen in Paris erwartet ist, glauben Unterrichtete doch, daß Sie in Ihren Plänen schon avancirten, bald an die Spitze eines neuen Ministeriums treten zu sehen, und wir einstimmig Herr von Manteuffel, gleichzeitig das auswärtige Ministerium zu übernehmen, das allerdings nach einer dreitägigen Prüfung abgelehnt. Herr von Bismarck, von dem österreichischen Gesandten beherrscht, soll nach einem Ihnen bekannten Project eine preußisch-französisch-russische Allianz sein — in welchen zu so energischen Schritten lassen wir uns nicht so leicht hinreißen. Merkwürdigerweise soll der in Rede stehende Diplomat bedeutend freidenkender und duldsamer geworden sein, als er es früher war, sodaß man die Ministercombination dahin ausdehnt, daß Herr von Bodelschwingh und Twesten Chef Cultus- und Unterrichts-Ressorts übernehmen wird: drei Namen, die allerdings guten Klang haben, während die gegenwärtigen nur Spott und Hohn thaun, ja weit auch, wie mich einer der Herren des Justizministeriums versicherte, das Militärbudget in dieser letzten Session

nicht durchgehen — Was man von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück!

Während Berlin, in Spannung erhalten, kaum merken würde, daß es Sommer ist, da die theuren Marktpreise frischen Gemüse bei den 520 Herren und Kammermägen zumeist eine Winterkala einhalten, wird es durch den berüchtigten Straßenstaub dennoch daran gemahnt. Ein Freund versicherte mich, er sei durch diesen fast erblindet und alle Hoffnung, die er an die Bewässerung Berlins geknüpft habe, sei für ihn doch nur wieder zu Staub geworden. Derselbe gehört zu dem Gemüte, das sich neuerlich unter dem Protectorat des Kronprinzen „Zur Verbesserung des Moon'schen Systems" gebildet hat. Dasselbe wurde im Jahre 1841 von einem Blinden, Mr William Moon, Mitglied der londoner Geographischen Gesellschaft, aufgestellt und ist seitdem in England, den Niederlanden und Hannover eingeführet, es besteht in, wie von Gönnern der Sache behauptet wird, vereinfachten alphabetischen Formen, die für den Blinden leichter zu erlernen sein sollen als das bisher übliche lateinische Alphabet. Darüber hat sich gegenwärtig eine Controverse nicht unamüsanter Art zwischen unserm hiesigen Director der Blindenanstalt und den Anhängern des Moon'schen Gründung erhoben; ein erblindeter Pastor in Charlottenburg, G. Romig, ist in einer Broschüre für die Moon'sche Blindenschrift in die Schranken getreten. Das Interesse und die Theilnahme, welche man allen den frischen Bestrebungen aus innerstem Herzen zollt, veranlaßte mich, die hiesige Blindenanstalt zu besuchen, ehe man Partei für ein neues System nimmt, ist es doch entschieden nöthig, zu sehen, was in dem Bestehenden geleistet wird. Ich empfehle Ihnen die Anlage zu gefälliger Benutzung.

Das Moon'sche Blinden-Alphabet.

°°° **Berlin.** Die hiesige königliche Blindenanstalt besteht seit 55 Jahren, ist aber ein so sehr in seinen Mitteln und Räumlichkeiten beschränktes Institut, das beherbergt 30 junge Leute, Knaben und Mädchen vom 8. bis zum 19. Jahre, darin aufgenommen werden können nur die bis zum vollendeten 14ten Jahre die Blindheit der Augen eingetreten ist, später Erblindete, insbesondere Aeltere gelten Fremden, aufgenommen werden sie ausgenommen. Viel erkennen muß, daß es dem menschlichen Geist gelungen ist, in die ewige Nacht dieser Unglücklichen einen Geistesverkehr der Selbstbeschäftigung durch Schreiben und Lesen einzubringen zu lassen. Jahn und jetzo dieser Blinden lehrer an einem Tisch, wo hatte die Bibel mit Buchstaben, die durch Punktirung erhaben hervortreten, vor sich, natürlich nur weich, der Lehrerin hat die Vertiefung, dahier jedes Blatt nur Eine Schriftseite hat; die Größe der Buchstaben ist ungefähr einen halben Zoll hoch. In Stuttgart werden die meisten und billigsten dieser Schriften gedruckt, die sich hier allerdings nur auf die Bibel und sonstige geistliche Bücher beschränken. Einer der Blinden liest, indem er mit den Fingern über die Zeile der Schrift dahinfährt, so geläufig, wie oft ein Sehender es nicht vermag, die andern folgen, gleichfalls in ihrem Buche lesend, dem Vorlesenden nach, sodaß mit dem Moment, wo der Lehrer einen andern aufruft, dieser genau da beginnt, wo der andere stehen geblieben. Gelernt wird diese für den Sehenden schwere Kunst dadurch, daß dem Blinden 1 Zoll große, in Holz erhaben ausgeschnittene Buchstaben gegeben werden; dadurch macht er sich mit der Form eines jeden Buchstaben bekannt, je mehr sich sein inneres Auge dem Tastgefühl anschließt, desto gelenkiger gleitet nach 6—8 Wochen dann der fortschreitende Finger über die kleinere Schrift, deren einzelne Buchstaben er an der Form erkennt. Für das Schreiben sind kleine Rahmen, in welche ein Metalllineal hineinpaßt, das Querstrichelungen hat; in die großen wird der Buchstabe nach dem Begriff, den die Blinden von seiner Form haben, hineingeschrieben; die kleinere Oeffnung dient zum Punkt über m i oder zu Hafen. Die Landkarten sind gleichfalls durch Erhöhungen und Vertiefungen für Gebirge und Wasser kenntlich gemacht, die Hauptstädte durch erhabene metallene Anfangsbuchstaben. Der Unterricht in der Naturgeschichte geschieht durch Abbildungen in Papiermaché oder auch mit dem Holz geschnitzten Thieren. Der Musikunterricht wird theoretisch und praktisch ertheilt. Auch eine Menge Handarbeiten, darunter das Flechten von Rohrstühlen, das den meisten Armen ein sicheres Verdienstverhalt für die Zukunft wird, wenn sie im 19. oder 20. Jahre genöthigt sind, die Anstalt zu verlassen. Auch Strohdecken werden geflochten. Strümpfe und Netze gestrickt und Lichtschirme von kleinen Stäbchen für Gärtner, sehr zierlich gearbeitet. Die Thätigkeit, die man hier*) gewahrt wird, hebt die Traurigkeit, mit der man in die Anstalt eingetreten ist, in etwas auf, aber sie zeigt sich doch wieder auch dem Herz, wenn wir wiederum, das hauptsächlich auf in dieser kurzen Spanne Zeit, wo sie in der Anstalt sind, ihr Leben ein eingermaßen gefülltes zu nennen ist und mit dem Austritt aus derselben gar viele dem traurigsten Verkommen wieder anheimfallen. Ob bei der angemessenen, der Humanität so angemessenen Zeit nicht zunächst der Staat aber auch die allgemeine Theilnahme durch milde Gaben ein ständiges Institut begründen könnte, wo arme Blinde, die sich Kenntnisse und Geschicklichkeiten erwerben haben, nach ihrem Austritt aus diesen lehrreichen Schule Aufnahme finden, ist eine Frage, die wol der Beachtung werth wäre — und hat von vielleicht so gedeihlichen Folgen sein könnte als die Einführung des Moon'schen Systems, gegen welches nicht ohne innerliche Begründung Herr Director Illing, der Leiter der hiesigen Anstalt, sich ausgesprochen hat, und zwar auf der auf der Hand liegenden Ursache.

*) Mehrliche Exemplare haben unsere Blätter schon zum öfteren auf Besuchen der musikgeübten hiesigen Blinden-Anstalt gefunden. D. Red.

… der Blinden durch das Moon'sche Alphabet durch … von der übrigen Welt isolirt werden, während … Kenntniß des lateinischen Alphabets sie im Zu… sammenhang und in gegenseitigem Verständniß mit … sangen Schreiben- und lesenkundigen Welt erhält. Die Anhänger des Moon'schen Schrift behaupten …, daß der Schüler sich in kurzer Zeit mit den … chen vertraut machen kann — zugegeben, daß der … ganz dies auch thut, so gut, wie er sich das be… kannte A B C einprägen kann, so ist doch von der … Blindenbevölkerung nicht zu verlangen, daß sie auch die … Statistik nachgebe, nachdem der Gründer ihr ein Alphabet beigebracht hat. Die heutigen … den Kinder schreiben ihren Aeltern und diese … Stunde, die Briefe zu lesen — ein in Moon'scher … Zeit geschriebener Brief wäre ihnen gleich einem … griechischen Letter. Da die Erfahrung es bestä… t, daß das allgemein Bekannte dem Blinden zum … Handeln gebracht werden kann, ihnen es aber … cht die Anstrengungen einzuüben zu wollen, denen … en und mehr als traglich erscheint.

Als Thatsache, daß die Moon'sche Schrift eine … den Blinden leichter zu erlernende sei, wird ange… t, daß in den 55 Jahren des Bestehens der Be… Anstalt ungefähr 1400 Blinde das Lesen er… n, während nach dem Moon'schen System in … und innerhalb weniger Jahre nahezu 2000 Blinde … ert und Erwachsene das Lesen erlernt hätten … kam im Sommer 1865 hierher in der Absicht, … Methode hier einzuführen. Was bei derselben … ngst bekannt und Gemüth hätte, ist das nicht … und die Englische Blindenschriftschrift nicht an… ere Mittel bewilligt hat, um den Kreis der … chriften, der sich bisher nur auf die Bibel und … sbuchstaben beschränkte, zu erweitern und das neue … rstehen, nach Moon'schem System, auch schon … haltungsschriften und geschäftliche wie geogra… Werke gebracht werden, die durch das ganze … arbeit.

… Schrift besteht aus einfachen, der Stenogra… bekannten Zeichen, welche für den Lehrer … sächlich kein fremdes als die lateinischen Unzial… Zeichen dieser Zeichen haben die Grundformen … ischen Alphabets, doch soll man auf andere … ichen sie zurückführen können, die den ein… n Axiomen der Mathematik entlehnt sind: die … Linie, den Kreis, den Halbkreis, den Winkel … Grad, den rechten Winkel, eine drei… Figur von zwei Parallelen und einer durch… enden und endlich noch ein besonderes Zeichen … letzte Grenze.

… Blindenschrift ist leider ein noch täglich be… Feld der menschlichen Barmherzigkeit. Man … , daß man allein in Preußen nach den La… des Statistischen Bureaus von 1858 1400 gebo… e den ersten Klassen angehörige Blinde zu … at. Kaum das vierte Unglücklichen, also blei… rt fünfzigste Theil, kann in den sechs Institu… der preußische Staat besitzt. Nehmen wir …

Die meisten Erblindungen treten laut Erfahrung nach dem 15. Jahre ein. Neunundneunzig Erwachsene sind daher zum größten Theil, da es ihnen meist Armuth und einer ewigen Nacht überliefert, denen ihnen kann die Wohlthat, durch einen Lehrer in der Blinden… schrift unterrichtet zu werden, um selbständig lesen zu können, sei es auch nur in der Bibel, nicht zu Theil werden, da die materiellen Mittel dafür mangelnde aufbringen, und doch hat kein Unglück eine so große Berechtigung auf die Wohlthätigkeit als der Blind… heit, die den höchsten Juwel der Erde, das Augenlicht, beraubt.

Da wir die Erfahrung in diesem Fach noch zu … rem Gebot, so können wir weder für noch gegen … das neu eingeführte Moon'sche System Propaganda machen; nur das wollen wir hinzufügen, daß in Anbe… tracht der Direktion der hiesigen Anstalt sich fast … ausnahmslos den hier eingeführten Methoden der … Moon'schen Schrift um die bestehenden Verhältnisse schwie… rig und nach den ersten Versuchen des blinden Blindenunterrichtes gänzlich hat. Die Meisten haben … hinzugefügt, daß sie ihnen, weil es ihnen in … glaublicher Weise erschwert und weil es etwas Neues … ist, das von außerhalb kommt. Der Schwäche, die … die Deutschen für solche Erscheinungen besitzen, ist … unglaublich. Das Gewicht, das sich von den gebil… deten der Verbreitung des Moon'schen Systems … und versucht zu machen hat, ist folgendes: … Die Darstellung von Lehrern der Moon'schen … Schrift; 2) Druckschriften in dieser Schrift; 3) Bücher… sammlungen für Blinde in den Städten und auf dem … Lande einmöglicht werden. Die Blindenschrift hat … den Thalern zur Verfügung gestellt, der Kronprinz … ist Protektor und Gönnerschaft die Hoffnung … Graf Eulenburg, Graf Canitz, Kriegsminister General … Roon und andere hochgestellte Leute interessiren … sich dafür.

Ist einer der Blinden blind, muß er seinem … Loos in dieser ewigen Nacht ihnen gegeben wird, … werden aber, daß es für Diejenigen, soweit es Gegenstand hatte, sich zu unterrichten, der Uebergang … von dort, daß die Erfassung einer großen Anzahl … andere, wo schreibende Blinde sich ihr Brot verdienen können, aber auch eine Erweiterung der Bibel… gen Blindenschrift eine größere Wohlthat wäre als … die Einführung einer, die noch mehr von der Welt … isolirenden Schrift- und Lesemethode. Interessante … letzte die Frage: ob Nebenbeschäftigungen für aufgelernte … Blinde nicht auf Staatskosten so gut wie andere … Wohlthätigkeitsanstalten eingerichtet werden könnten, … in der Kammer erörtert werden, da ein solches Unternehmen in der That noth thut, die Anstalt … mehrfach verdrängt sind, daß sie sich zum größ… ten Theil aus dem Gelde der Pensionen erhält, wie … ein ähnliches Verhältniß bei den sonstwohlthätigen … Privatanstalten der Fall ist, wo der Nutzen und … nicht ein Hauptgesichtspunkt, sondern Pflege des Schwer… punkt der Einrichtung bildet.

Die Reise der „Novara".

(Beschluß.)

Die Fahrt der Fregatte von Gibraltar nach Singapore dauerte zwanzig Tage, während welcher Stürme, Gewitter und Windstillen abwechselnd die Sorge und Wachsamkeit der Mannschaft rege hielten. Der Umstand, daß der Hafen in Singapore während, bestimmte den Commandanten, nur fünf bis sechs Tage Aufenthalt zu gestatten, um die nöthige Verproviantirung vorzunehmen.

Die Urbarmachung dieser Insel durch die Engländer unter Sir Stamford Raffles, früherem britischen Gouverneur von Java, datirt vom Jahre 1819. Einst Zufluchtsstätte der Piraten, ist sie jetzt ein wichtiger Stapelplatz geworden, wo jährlich an tausend fremde Schiffe einlaufen und der Werth der gelandeten Güter 110 Millionen österreichische Gulden erreicht. In den noch nicht gelichteten Wäldern hausen jährliche Tiger und noch jetzt fallen ihnen jährlich nahe an hundert Personen zum Opfer, doch werden diese Raubthiere sehr energisch verfolgt und in Gruben gefangen. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 70000, darunter einige Tausend Chinesen und bietet eine Menge der verschiedensten Typen dar. Malaien und Chinesen werden häufig importirt und schwingen sich durch strenge Arbeit schnell hinauf.

Die Chinesen genießen einen bedeutenden Wohlstand und gewinnen viel durch kluge kaufmännische Spekulationen. Eine große Anzahl derselben gehört geheimen Gesellschaften (Hoei) an, deren Mitglieder sich zu guten und üblen Zwecken verbinden. In der Ausstellung der von der „Novara" nach Wien gebrachten Gegenstände befindet sich eine Legitimationskarte der Geheimen Gesellschaft von Hoei ehe Lintchan (Bruderschaft des Himmels und der Erde). Der Inhalt derselben weist auf socialistische und communistische Principien. Das Vereinssiegel enthält die symbolischen Bezeichnungen der Hauptgrundeigenschaften: Brüderlichkeit, Gerechtigkeit, Nachsichtsamkeit, Ehre und Reichthum durch die Elemente: Erde, Holz, Wasser, Metall und Feuer, mit Beifügung kurzer Denksprüche. In deutschen Prägungen, wie sie Chinesen meist bekanntlich werden, einmal auf deren Verbindungen keine weitere Berücksichtigung der Ruhe und Sicherheit. Gefährlicher ist es, ihnen thätig entgegenzutreten. Als Zeitgenossen besitzen die Chinesen Vertrauliches und mehr als die Malaien. Ihnen zunächst kommen die als Boothführer, Kutscher, Packträger verwendeten Klings oder Eingeborenen von der Koromandelküste.

Unter den Waarenlagern bei den Kaufleuten ein Saal auf, wo sehr werthvolle Diamanten von der Insel Borneo verkauft wurden, und zwar zu Preisen, wenn Pf. St. [illegible] Eine hier besonders bemerkenswerthe Manufaktur ist die Verarbeitung des weißen oder Perlsago, welcher von Penang und Sumatra eingeführt wird. Sagus Rumphii und Sagus laevis sind die Palmenarten, welche letzteren eine beschränkte Verbreitungssphäre haben. Drei Sagopalmen liefern ebenso viel Nahrungsstoff als ein mit Weizen bebauter Acker trägt. In der Sagofabrik zu Singapore benützt die Quantität des jährlich in Sago verwandelten Palmenmarkes [illegible] Centner.

(Schluß folgt.)

Die Oberstaatsanwalte.

* Minister hat sich die Errichtung einer Oberstaatsanwaltschaft, die schon lange hat die gewissen Behörde bestehenden gemischt gestaltige Amt der öffentlichen Anklage verwaltet, mit der Zeit an ihre Aufgabe nur wachsen, ist sogar nicht selten in weitläufige Fragen verleiten. Wir erinnern an die mit so vielen Verantwortungen zu Grabe getragene berühmte Sache.

Schwieriger ist, wenn die Oberstaatsanwalte sich ihren Freiheit erhalten und ihre wichtigste ernste Kenntnis der politischen und administrativen Lage mit einem Ausmaß in Verbindung bringen, der sich auch mal einmal gegen die Beamten der „Ordnung" wenden. Es haben wir an Oberstaatsanwalt Schmidt in Berlin im vorigen Jahre der Schwierigkeit macht, daß ein gleichem Fortschritt immer nicht mit mehr gesetzgeberischer Eifer in einem constitutionellen Verhältnis gegeben so Hemmschuh nicht mehr über sich Herr sinken, sondern mit möglichst Schnelle die Note streifen und eine Reihe von Übertretungen durch Verurtheilungen und Strafen unter sich.

Nicht ein gleicher, aber ein ähnlicher Schauspiel hat vor sechzig in Wien der Oberstaatsanwalt von Mende, der bei Verantwortung der vom Kaiserminister begehrten Zeugenschaften eine Erklärung der österreichischen Finanzen mit ihren Widersprüchen vorlegt, die zu den Gläubigen, Zeugenschaften und Verhaftungen geführt, und die seit Jahre über das Verlangen Kaiserl und Cabinetsche Gläubigen hielt. Als unerschrockener Oberbeamter sagte er, Oesterreich könne bei jetzt normal seiner Ehre durch einen solchen Staatsbankrott nicht Spiel setzen. Er bestritt es, daß die Absicht, die Zinszahlung bei vom Staat entgegenstehenden österreichischen Papieren nicht mehr zu bestreiten, als damit geschehen, daß Ehre zum nächsten mal verwalten würde. Den schlagenden Widerspruch und seinen sachlichen Weg bekämpfte man seine Schilderung, wie sich der natürliche und gesetzmäßige Gang im Vergleich zu den anderen Staaten brauche einen Staatsbankrott erkenne — die Beamtenschaft wurde auch vom Staat selbst bestimmt bekämpft, daß sie die Staate dienen, damit die Stellung ganz unverhältnißmäßig große Privilegien gewährte zu machen, und ähnliche Thatsachen mehr.

Die meisten Preise, namentlich die „Ost-Deutsche Post", hat den Actionen für seine „freisinnige" Art, wichtige Fragen zu behandeln, heftig getadelt. Man muß wissen, daß die Actien durch Zeitungen sich gewissermaßen in den Händen der Börse und hauptsächlich Banquiers befinden.

(Redigirt am 19. Juni 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

...tte Folge. Zweiter Band. Nr. 26. Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler

...halt: Die Sage von Wilhelm Tell. Von Karl Mündelag. — Der Mond. Physiognomische Studie von ... Wendt. — Welche Farbe hat das Wasser? — England in alter Zeit. — Das politische Testament Ludwig's XIV. — Neue Gedichte. V. — Neues aus der Welt.

Die Sage von Wilhelm Tell.

...e Frage, ob der seit Jahrhunderten in der ...weiz hochverehrte Wilhelm Tell eine wahrhaft ...rliche Person sei oder nicht, ist bekanntlich ...n seit langer Zeit unter den Geschichtsforschern ...bestritene. Sehr wichtig für die Entscheidung ...r Frage ist der Umstand, daß die ganze Er...ung von Wilhelm Tell von den gleichzeitigen ...ruhen, welche den Abfall der drei Urcantone ... Schwyz und Unterwalden von Oesterreich ... die bald darauf erfolgte Schlacht bei Mor...rn mittheilen, mit keiner Silbe erwähnt wird. ...ch diese Erzählung zuerst bei Schriftstellern, ...mehr als 150 Jahre nach jener Begebenheit ...eben, vorfindet. Doch lassen wir einmal ...n Umstand auf sich beruhen und prüfen wir ..., ob die Geschichte des Wilhelm Tell an sich ...rmaßen glaubwürdig sei oder ob sie nicht ...llen ihren Einzelheiten auf ihren Ursprung ...der erst in neuerer Zeit, vorzugsweise durch ...m's Forschungen aufgehellten — altdeutschen ...belagie hinweist. Die Erzählung ist einfach ...de:

„Der Landvogt Gessler suchte die Eidgenossen ...Schwyz, Uri und Unterwalden zu nöthigen, ...Erzherzog von Oesterreich zu huldigen. Er ...daher auf dem Marktplatz von Altorf im

...Z. Dritte Folge. II. 26.

Canton Uri auf einer Stange einen Hut aufrichten. Diesem Hute sollten alle Vorübergehenden ihre Ehrfurcht bezeigen. Wilhelm, genannt der Tell, d. i. der Tumme, unterließ dies aus Versehen. Der Landvogt zwang daher diesen Mann, der als guter Schütze bekannt war, seinem eigenen Sohne einen Apfel vom Haupte zu schießen. Tell hatte jedoch vor dem Schusse zwei Pfeile zu sich gesteckt und gestand dem Vogt auf Befragen, wenn er etwa aus Versehen seinen Sohn getroffen hätte, so würde er den zweiten Pfeil auf den Vogt selbst abgeschossen haben. Deshalb ließ Gessler ihn binden und führte ihn von Altorf über See. Da entstand jedoch auf dem See ein Sturm. Die Ruderer riefen, niemand als der Tell könne das Schiff retten; Tell ward von den Banden gelöst, steuerte das Schiff bis an Tellsplatte heran, warf aber sprang er mit Armbrust und Pfeilen aus demselben heraus und stieß es mit dem Fuße in die stürmische See zurück. Hierauf lauerte er dem Gessler in der Hohlen Gasse bei Küßnacht auf und erschoß ihn dort. Später, als alter Mann, kam er in der Krug um, indem er einen Knaben aus diesem Flusse rettete."

Es liegt nun auf der Hand, wie viel Unwahrscheinliches diese Erzählung enthält. Ein Gebot wie das des Gessler, einen auf dem Markt-

platz auf einer Stange aufgerichteten Hut zu verehren, ist an sich höchst unwahrscheinlich und soweit die beglaubigte Geschichte reicht, in Deutschland und der Schweiz niemals vorgekommen. Nicht weniger unwahrscheinlich, selbst bei aller Rohheit des Mittelalters, ist es aber, daß Tell für ein bloßes Verfehlen bei Begrüßung des Huts hätte gezwungen sein sollen, seinem Sohne einen Apfel vom Haupte zu schießen; es widerstreitet dies doch offenbar den Sitten des 14. Jahrhunderts; was aber das Entspringen des Tell aus dem Schiffe und das Zurückstoßen des letztern durch einen einzelnen Mann in den Vierwaldstätterse betrifft, so wird niemand, der mit dem Andern von Schiffen auch nur einigermaßen bekannt ist, dies für möglich halten; denn ein Schiff, welches mit einer ganzen Anzahl kräftiger Ruderer belegt ist, welche alles aufbieten müssen, um sich aus dem stürmischen See zu retten, kann ein einzelner Mann unmöglich von dem bereits erreichten Ufer aus wieder in den See zurückstoßen. Hier häuft sich die Unwahrscheinlichkeit so an, daß man auch beim besten Willen der Erzählung keinen Glauben schenken kann. Und doch genießt Tell in der Schweiz erweislich schon seit dem 14. Jahrhundert einer fast religiösen Verehrung. Die Tellsplatte ist nach ihm benannt. Noch bei der errichteten Tellskapelle finden jährliche Wallfahrten statt. Auf dem Markte von Altorf im Canton Uri steht da, wo die Stange mit dem Hute gestanden haben soll, noch jetzt ein Thurm, an dessen Außenwand sich ein altes Freskogemälde befindet, welches Tell's Schuß darstellt.

Die Geschichte der Schweiz hat im Krieg und Frieden viele tapfere und hochverdiente Männer aufzuweisen, aber niemand wird dort so verehrt wie der Tell. Ist doch bei dem Landvolk in Uri und Schwyz noch jetzt die Meinung verbreitet, wenn einst ihre Freiheit in Gefahr sein würde, würde Tell mit zwei Gefährten, „die drei Tellen", wie sie sagen, aus dem Berge hervorkommen, um das Volk zu retten!

Woher diese so außerordentliche Verehrung eines Mannes, der, wenn die ganze von ihm erzählte Geschichte wahr wäre, in der That doch nur sehr wenig zur Befreiung seines Vaterlandes gethan hatte — —? Denn diese Befreiung wurde doch nicht durch die Ermordung Geßler's bewirkt, sondern dadurch, daß das Volk die Burgen des Hauses Oesterreich erstürmte und einige Jahre nachher das habsburgische Heer in der Schlacht bei Morgarten schlug, an welcher beiden Thaten doch Tell keinen hervorragenden Antheil hatte. Ein Blick auf die altnordische Mythologie wird, wie uns scheint, befriedigende Antwort auf diese Frage geben.

Ungefähr dasselbe, was vom Apfelschusse des Tell erzählt wird, wird in einer isländischen Sage von einem Schützen Egill erzählt. Dieser Egill soll durch einen König Nidung gezwungen worden sein, seinem Sohne einen Apfel vom Haupte zu schießen, und soll sich nachher dadurch gerächt haben, daß er den Nidung erschoß.

Mit dieser nordischen Sage hat wieder große Aehnlichkeit die von Saxo Grammaticus mitgetheilte Sage von dem dänischen Schützen Toke oder Palnatoke. Dieser Toke soll von einem dänischen König Harald, in dessen Diensten er stand, gezwungen worden sein, einen Apfel vom Haupte seines Sohnes zu schießen, soll deshalb aus Rache den Sohn des Königs Sweyn angereizt haben, sich gegen seinen Vater zu empören und soll später den Harald durch einen Pfeilschuß getödtet haben. Endlich, heißt es, habe er sich zu einer Schar Seeräuber gesellt, welche lange Zeit Dänemark mit Raub und Verwüstung heimgesucht hätten.

Nun ist durch die Forschungen Grimm's mit Gewißheit erwiesen, daß Egill, der Schütz, welcher auch in deutschen Sagen als König Eigel von Trier erwähnt wird, eine Personification des Gottes Odin oder Wodan ist. Ebenso ist aber auch die Sage von Toke aus einer Erinnerung an die Mythen von Odin entstanden, wie Grimm S. 134 seiner „Mythologie" mit Recht annimmt.

Die sogenannte Wüthende Jagd der deutschen Volkssage, welche ursprünglich Wodan's Jagd genannt war, wird in Dänemark jetzt noch Toke's Jagd genannt. Der Name Toke heißt ebenso wie Tell so viel als der Dumme.

Ist nun Tell eine rein mythische Person gewesen, ist die Sage von Tell aus einer Erinnerung an altheidnische Sagen entstanden, so kann es sich nur um eine Erinnerung an die Sagen von Wodan handeln.

Hierauf führt nun aber sowohl der Name Tell als der Inhalt der Tellserzählung hin.

Der Name des Wodan oder Wuotan ist seiner ursprünglichen Bedeutung nach nicht aufgeklärt; schon zur Zeit Karl's des Großen aber ward er vom Volke wegen der Aehnlichkeit des Wortes wüthen erklärt als der Wüthende; daher ward im Munde des Volks aus Wodan's Jagd die Wüthende Jagd und in Dänemark Toke's

jagd, d. i. Die Jagd des Wüthenden, Rasenden der des Dummen. Deshalb konnte an die Stelle es Namens Woban der Name Tell oder der elle, d. i. der Dumme, treten.

Woban galt, wie bei den Griechen Hermes nd Mercur bei den Römern, als Todtenführer, r die Geister der Verderbenen in die Unterwelt hrte. Man dachte dies häufig so, daß er die odten in einem Geisterschiffe über das Meer hre.

Ihm waren in Deutschland Säulen geheiligt, elche den Namen Irminsäulen führten und Aehnchkeit mit den Hermessäulen der Griechen hat-n. Zuweilen waren diese Säulen von Stein, meist aber waren es hölzerne Pfähle, auf denen ern die Abbildung eines Hauses angebracht geesen sein mag. Ein solcher Baumstamm mit nem Haus darauf, genannt König Grich's Lettenbar, soll namentlich bei Stockholm gestan-n haben, wo der Standpunkt derselben noch gt gezeigt wird. Der Hut auf den Säulen ag sich wol darauf bezogen haben, daß man ch den Woban mit einem Hute bedeckt dachte.

Was nun die Einwohner der drei Urcantone ri, Schwyz und Unterwalden betrifft, welche e Viehwirthschaft in den einfachsten Verltnissen lebten, vertraut mit der Jagd und bemmt mit der Schiffahrt auf einem oft stürmischen er, so war es natürlich, daß sich bei diesen rbirgsbewohnern, die wie alle Bergvölker Bei in ihren Sitten und Gebräuchen sehr am Alten ngen, die Erinnerung an Woban länger hielt s bei den Bewohnern der Ebene; es war aber ch ferner natürlich, daß bei Menschen, welche Jagd mit Pfeil und Bogen und die Schifrt auf dem See täglich vor Augen hatten, die s der Erinnerung an Woban entstandene Sage ren vorzugsweise in der Gestalt eines geschickten chützen und eines Schiffers, der auf stürmischer r retten könne, verbreitete.

Die Entstehung der Tellsage denken wir uns n folgendermaßen:

Noch lange Zeit nach Annahme des Christenms erhielt sich in den Urcantonen der Schweiz Verehrung Woban's, dessen eigentlicher Name er durch den Namen des Tellen ersetzt war d der allmählich den Charakter eines volksmlichen Heiligen angenommen hatte. Auf m Markte zu Altorf hatte eine Stange mit rem Hute gestanden, welche ursprünglich dem oban als Irminsäule geheiligt war; es mochte dabei wol nach und nach Hintansetzung der Stange im Volke die Erinnerung erhalten, daß dieselbe mit dem hochverehrten Tellen in Verbindung gestanden habe, daß jedermann der Stange habe Verehrung erweisen müssen. Die Tellsplatte war gewiß schon in heidnischer Zeit ein dem Cultus bestimmter Ort gewesen, wozu dieselbe durch ihre Lage sich vorzüglich eignete; es möchte der Name Tellsplatte auch nach Einführung des Christenthums beibehalten worden sein.

Gewiß wurde aber mit der Zeit die Kenntniß des Tell verschwunden sein, wenn die Tellsage nicht im 14. oder 15. Jahrhundert mit der Erzählung des Abfalls der Urcantone von Oesterreich in Verbindung gebracht worden wäre. Der Abfall von Oesterreich hatte auf den Geist der Gebirgsbewohner den größten Eindruck gemacht. Es war eine Folge ihrer Religiosität, daß sie glaubten, nicht dem bloßen Zufall und auch nicht ihrer Tapferkeit allein die Befreiung vom österreichischen Joch verdanken zu dürfen, und der Meinung waren, eine höhere Macht habe zu dieser Befreiung mitgewirkt. Wäre dies Ereigniß im 17. oder 18. Jahrhundert vorgefallen, so würden die Bewohner der Urcantone als die höhere Macht, der sie so Großes verdankten, Gott selbst verehrt haben; im 14. Jahrhundert aber herrschte neben dem Glauben an den allmächtigen Gott in den Urcantonen noch die Verehrung des Tellen wie eines volksthümlichen Heiligen.

Vielem schrieb daher das Volk einen Hauptantheil an der Befreiung vom habsburgischen Joch zu. Daher entstand der Glaube, der Tell habe den Landvogt Gessler erschossen; man brachte dann später den übrigen Inhalt der Sage vom Tellen mit der Geschichte des Abfalls von Oesterreich in Verbindung. Man sagte daher, auf Befehl des Gessler sei es geschehen, daß Tell seinem Sohne einen Apfel vom Haupte geschossen habe, und so hatte man den Apfelschuß, der, wie wir gesehen haben, in Dänemark von Tole und in Island von Egil, gleichfalls zwei Personificationen des Woban oder Odin, erzählt wurde, mit den Ereignissen bei der Befreiung der Urcantone in Verbindung gebracht; man sagte dann ferner, auf Gessler's Anweisung habe Tell den Schuß im Sturm durch den See gethan — durch den fabelhaften Sprung aus dem Schiffe auf die Tellsplatte suchte man sich den Namen Tellsplatte zu erklären. Was nun aber die lange Zeit vom Volke verehrte Säule mit dem Hute zu Altorf betraf, so hatte sich im Volke die Erinnerung erhalten, daß sie in einer gewissen Be-

Tom
Toby, } Bediente bei Thompſon.

Ein Gerichtsbote.

Zwei Nachtwächter.

Erſter
Zweiter
Dritter
Vierter } Gaſt.

Erſter
Zweiter
Dritter } Ausrufer.

Ein Poſtbote.

Kellner.

Zwei Kammermädchen der Frau Thompſon.

Zwei Gerichtsdiener.

Zwei Leichenträger.

Bediente der Lady Marwell.

Diebe, Gäſte, Bediente.

Ort der Handlung: In den vier erſten Akten London. Im letzten Briſtol.

Zeit der Handlung: Kurz nach der Reſtauration des Königthums im ſiebzehnten Jahrhundert.

ziehung zu dem hochverehrten Tellen stehe; welches aber diese Beziehung sei und welche Bedeutung die Säule ursprünglich gehabt habe, hatte man im Laufe der Zeit vergessen. Daher entstand, nachdem Tells Name schon mit dem Abfall von Oesterreich in Verbindung gebracht war, allmählich die Meinung, diese Säule sei ein Zeichen der österreichischen Herrschaft gewesen; Tell habe sich geweigert, dem Hute seine Verehrung zu erweisen.

So machte allmählich die Sage vom Tell im Munde des Volks die Gestalt angenommen haben, in welcher sie jetzt allbekannt ist; in dieser Gestalt konnte sie einer der schweizer Chroniken kennen und schreibt sie etwa 150—200 Jahre nach dem Abfall der Urkantone von Oesterreich nieder. Trotz aller handgreiflichen Abenteuerlichkeit fand die Erzählung Glauben, denn in den Urkantonen kannte und ehrte ja jedermann den Tell, auf dem Markte zu Altorf bezeichnete ja der Thurm der Stelle, wo die Säule mit dem Hute gestanden hatte. Der Tellsplatte weist jeder Reisende gerne, der über den Vierwaldstätter See fuhr.

Wir glauben, daß in dieser unserer Conjectur nichts Unwahrscheinliches liegt. Unserer Annahme erklärt auch, wie es kommt, daß das Volk oft von „den drei Tellen" spricht, daß gesagt wird, die drei Tellen wurden, wenn das Vaterland in Gefahr komme, zusammen kommen, denn auch Wodan erscheint in der nordischen und deutschen Mythologie oft mit zwei Gefährten, also selbstständig als dreifaltig; wenn daher der Tells ursprünglich Personification Wodan's war, so ist es sehr erklärlich, daß er bald allein, bald mit zwei Gefährten erscheint. Was nun aber die Verbreitung der historischen Wahrheit der Erzählung von Tell betrifft, wir wollen hier nicht blos die Thatsache erklären, daß kein einziger gleichzeitiger Chronist den Tell erwähnte, sondern auch die offenbaren Unwahrscheinlichkeiten, theilweise sogar die Unmöglichkeit der Erzählung und endlich noch den Umstand, daß Tell, dessen That doch im günstigsten Fall nur eine ganz untergeordnete Bedeutung gehabt haben würde, eine so ganz außerordentliche Verehrung in den Urkantonen genießt, daß nach ihm die Tellsplatte benannt ist und sich die Fabel von den drei Tellen, welche einst zur Rettung des Vaterlandes wiederkommen würden, hat bilden können?

Wenn freilich von einzelnen Gegnern der historischen Wahrheit der Tellsage angenommen ist, die von Saxo Grammaticus unter gleichviel dänische Sage von Tell sei in der Schweiz bekannt geworden und aus ihr sei die Erzählung von Tell entstanden, so ist dies entschieden unrichtig; denn schwerlich konnte vor dem 16. Jahrhundert in der Schweiz irgendjemand die Schrift des Saxo Grammaticus; überdies enthält die Erzählung des Saxo gar nichts von einer Säule mit einem Hute und von einer Fahrt über einen stürmischen See sowie dem phantastischen Entspringen aus dem Schiffe. Endlich aber würde, wenn die ganze Geschichte vom Tell durch einen Chronisten auf Grund ausländischer Erzählungen reinweg erdichtet wäre, unmöglich bei einem Volke, unter welchem die wenigsten lesen und schreiben konnten, schon im 16. Jahrhundert die Verehrung des Tell so groß gewesen sein, wie sie unleugbar gewesen ist.

Sollte aber wirklich die Erinnerung an den Sturm des Wodan sich in der Schweiz so lange erhalten haben, wie man nach unserer Conjectur annehmen muß? Diese Frage glauben wir allerdings bejahen zu können. Der Kaiser Friedrich Barbarossa starb bekanntlich zu Ende des 12. Jahrhunderts, also etwas über hundert Jahre vor den Ereignissen der Tellsage, und es konnte noch in Bezug auf ihn die Fabel entstehen, daß er im Kyffhäuser verzaubert sitze, welche Fabel sich nur aus einer dunkeln Erinnerung an die alte heidnische Mythologie erklärt. In der Schweiz selbst wird, wie Johannes Müller in seiner bekannten „Geschichte der Schweiz" mittheilt, noch von Arnold von Winkelried, der im Jahre 1367 in der Schlacht bei Sempach fiel und dessen Heldenmut gewiß historisch richtig ist, erzählt, er habe in einem Thal von Unterwalden einen Drachen, der das Land verheert habe, erlegt. Da aber weder Drachen noch selbst große Schlangen jemals in der Schweiz oder Deutschland existirt haben, so muß man nothwendig annehmen, daß der Drachenkampf des Arnold von Winkelried ebenso gut eine Fabel ist wie der des gehörnten Siegfried. Wenn nun gleichwol noch zu Ende des 14. Jahrhunderts in der Schweiz aus einer Erinnerung an die alten mythischen Dichtungen die Fabel vom Drachenkampf des Arnold von Winkelried entstehen konnte, so scheint es uns nicht unzulässig, anzunehmen, daß zu Anfang des 14. Jahrhunderts auch noch die Tellsage aus einer dunkeln Erinnerung an die alten Mythen entstehen konnte.

Ist es nun aber nicht zu bedauern, daß ein

Latium, an deſſen Richtigkeit lange Zeit niemand gezweifelt hat, an welchem Tauſende ſich erfreut und begeiſtert haben, als unwahr und auf Täuſchung beruhend erwieſen wird?

Gewiß, wir ſuchen ein herzliches Vertrauen ſehr erklärlich und nicht ganz unberechtigt, obgleich nach unſerem Gefühl gerade die Erzählung vom Tell, wenn man ſie als hiſtoriſche Wahrheit betrachtet, keinen erfreulichen Eindruck macht: denn ein Volk, welches einen Hut auf einer Stange verehrt, ein Vater, der ſich zwingen läßt, nach einem Apfel auf dem Haupte ſeines Kindes zu ſchießen, bilden keine edle Erſcheinung. Vor allem aber darf die hiſtoriſche Forſchung, wenn ſie ſich ſelbſt achtet, nur das Eine Ziel vor Augen haben, die nackte Wahrheit zu erforſchen. Meiſtens iſt aber auch die Wahrheit für den ernſten Freund der Geſchichte intereſſanter als eine romantiſche Dichtung. Um bei unſerem Thema ſtehen zu bleiben, ſo iſt es doch gewiß, wenn unſere Annahme richtig iſt, für die Kulturgeſchichte nicht ohne Intereſſe, daß ſich noch bis zum 14. Jahrhundert in den Urkantonen der Schweiz eine örtlich ſehr entfernte und verworrene Erinnerung an den alten Kultus des Wodan erhalten hatte, und deshalb das Volk der Urkantone die Errettung vom öſterreichiſchen Joch nächſt Gott dem Tellen zu danken glaubte und daß dieſe Verehrung des Tellen oder der drei Tellen nicht ohne Zuſammenhang mit dem ſtarken Glauben unſerer heidniſchen Vorfahren iſt.

Karl Bilderſchlag.

Der Mund.

Phyſiologiſche Skizze von Dr. Wendt.

Es iſt die gewöhnliche Meinung, daß der Mund zum Schmecken und die Naſe zum Riechen iſt. Aber dieſe Meinung iſt falſch. Was wir Geſchmack nennen, iſt zum größten Theil nichts als Geruch. Unſere Zunge kennt nur das Saure, das Süße, das Bittere und außerdem das Salzige, von dem es aber noch ungewiß bleibt, ob es nicht auch ſauer und bitter gemiſcht ſei.

Alſo nur ſauer, ſüß, bitter und höchſtens noch ſalzig ſollte das große Reich des Schmeckens erſchöpft ſein? Ich ſehe die ſachverſtändige Leſerin ungläubig den Kopf ſchütteln. Wo bleiben da all die feinen Geſchmacksakkorde, aus denen die Genüſſe einer guten Tafel zuſammengeſetzt ſind? Wer kann mit Eſſig, Zucker und Wermuth einen Feinſchmecker befriedigen? Und doch iſt es nicht anders! Die Aerzte der Tafel beſtehen eben im Riechen und wenn wir Gott zu riechen zu ſchmecken glauben, ſo iſt das eine von jenen Sünden, auf denen blos deshalb nicht das Teufelsbad ſteht, weil die ganze Menſchheit ſie theilt. Manchmal verſuchen wir ein tüchtiges Stockſchnupfen, der uns zu unſerer Verwunderung nicht blos den Geruch, ſondern auch den Geſchmack raubt, eine leiſe Ahnung der Wahrheit. Aber im Schnupfen riechen wir noch mehr, als man meint. Es gibt nur eine einzige Methode, durch die man ſich den Geruch auf einige Zeit vollſtändig nehmen kann. Wenn man nämlich Waſſer in die Naſenhöhle ſpritzt und die zarten Naſenhärchen maſſenhaft abſchneidet, ſo iſt man für die feineren Gerüche unempfindlich. Ich rathe jedem, dieſen Verſuch an ſich anzuſtellen; man merkt erſt an der traurigen Oede eines geruchloſen Daſeins, wie wir eigentlich den beſten Theil unſeres Genuſſes der Naſe verdanken. Es iſt, als wenn in der Sprache ſich die Erinnerung an eine Zeit erhalten hätte, wo man das beſſer gewußt hat als wir: denn das Wort genießen iſt am nächſten verwandt mit Naſe und nicken.

Auch Mund und Naſe ſind Nachbarn — und Nachbarn beſuchen ſich bekanntlich am häufigſten. So hat denn die Zunge, dieſes verlaufte Weib, das unſerem so kurz kommt, das Beſte, was die Naſe hat, auch zu ihrem eigenen Beſten genommen und ſo hat uns Beiden vollſtändig unter ihre tyranniſche Herrſchaft gebracht. Das Schmecken beherrſcht in der That unſer Leben ſo gut als Sehen und Hören und vielleicht noch mehr. Taube und Blinde gibt es genug, aber es iſt zweifelhaft, ob es Menſchen ohne Geſchmack gibt; und es iſt die Frage, ob es nicht ein größeres Unglück wäre, nicht ſchmecken zu können als nicht ſehen zu können. Wir brauchen das Meer ſehen faſt nie anders als von dem, was man mit dem Auge wahrnimmt; aber doch unſere Nachbaren wahrnehmen können, aber das Schmecken hat für uns eine viel ausgezeichnetere Bedeutung.

Von einem Menſchen, der nach unſerer Anſicht ein Kunſtwerk mit richtigem ſittlichem Sinn beurtheilt, ſagen wir: Er hat Geſchmack. Wir Zungen, die uns erhalten, behaupten nur Geſchmack zu haben, und geſchmackloſe ſchelten wir, was uns mißfällt. Ja wir reden in ähnlicher Weiſe von ganz beſtimmten Geſchmacksorganen: einen unangenehmen Mann nennen wir ſauer, das Leiden bitter, die Liebe gewöhnlich ſüß — und bei alledem handelt es ſich doch ge-

weiß nicht um Dinge, die wir mit der Zunge auf ihren Geſchmack prüfen.

Man ſagt: die Sprache braucht in dieſen Fällen den Geſchmack im ſinnlichen Sinne. Als wenn damit im geringſten etwas erklärt wäre! Ich behaupte: wir ſagen nur deshalb, daß uns die Dinge ſo oder ſo ſchmecken, weil ſie uns wirklich ſchmecken. Man betrachte nur einen Menſchen, der in ſolchem ſinnlichen Sinne ſchmeckt: verzieht dort jener Mißlaunige nicht ſein Geſicht, als hätte er eine bittere Pille verſchluckt? Und wenn ſein Geſicht bitter iſt, warum ſoll er dann nicht ſagen, daß er verbittert oder erbittert ſei? Freilich, ſein eigenes Geſicht ſieht er nicht, aber wenn er auch gar nicht weiß, wie ſein Geſicht ausſieht, ſo weiß er doch ganz genau, daß es ein bitteres Geſicht iſt. Wir meinen gewöhnlich, die Dinge ſeien an ſich bitter oder ſüß oder ſauer. Das iſt ein großer Irrthum. Die Dinge ſchmecken nur, indem wir ſie ſchmecken. Wenn man ein Stück Zucker oder ein Körnchen Salz auf die Zunge legt und den Mund ruhig offen hält, ſo kann man beides kaum unterſcheiden, aber ſobald man anfängt, den Mund zu bewegen und die Stoffe mit Zunge und Gaumen auf ihren Geſchmack zu prüfen, da kommt der deutliche Geſchmack auch zum Vorſchein. Umgekehrt aber kann man eine Geſchmacksempfindung haben, ohne daß irgendetwas zum Schmecken verbunden iſt. Wenn Sie ein bitteres Geſicht machen, ſo haben Sie eine Empfindung, die stark an den bittern Geſchmack erinnert; ſie iſt nicht ganz ſo intenſiv, es fehlt ihr noch einige Entſchiedenheit, aber ſie iſt immerhin eine Empfindung, die mit nichts anderm als mit dem Bittern verglichen werden kann. Gerade ſo iſt in dem ſauren und ſüßen Geſicht jedem die Empfindung des Sauern und des Süßen enthalten. Wir haben alſo gar nicht unrecht, wenn wir unſere Stimmungen, Neigungen und Hoffnungen ſauer, ſüß oder bitter nennen. Sie ſind es wirklich, denn jede unſerer Launen wird von dem Mienenſpiel des Mundes überſetzt in den Ausdruck einer Geſchmacksempfindung; dieſer Ausdruck aber ſchafft uns die Geſchmacksempfindung ſelbſt.

Und hierin liegt begründet die Phyſiognomik des Mundes. Wie das bewegte Auge im Bild die Schwungkraft und die Leidenſchaften der Seele ſpiegelt, ſo bringt der Mund durch ſeine Bewegung beſtimmte pſychiſche Neigungen zum Ausdruck. Aber während der Blick den Erſcheinungen des freien Weltens und Vergehens eine beredte Sprache verleiht, bleibt der Mund Ausdrucksmittel der dem ſinnlichen Leben näher ſtehenden Stimmungen der Neigung und Abneigung; urſprünglich Organ des ſinnlichen Geſchmacks, wird er phyſiognomiſch zum Organ des äſthetiſchen Geſchmacks, des Gefallens und Mißfallens.

Süß, ſauer und bitter ſind die drei weſentlich verſchiedenen Formen der Geſchmacksempfindung; ſie ſind zugleich die Grundformen der Phyſiognomik.

Am ſüßen Mund bemerken wir einwärts gezogene, gegen die Zähne gedrückte Lippen, die leiſe geſchloſſen und vollkommen gerade übereinander liegen. Die Mundſpalte iſt verengt und nähert ſich dadurch, daß ſich die Lippen beim Andrücken an die Zähne verbreitern, der runden Form. Die ganze Phyſiognomie macht den Eindruck des Saugens. Das Saugen bringt aber unſer Geſchmacksorgan und namentlich die Zungenſpitze, die für das Süße beſonders empfänglich iſt, am längſten und innigſten mit den Stoffen, die wir ſchmecken, in Berührung. Der Mund, der ſüße Stoffe koſtet, handelt daher nach einer inſtinctiven Zweckmäßigkeit, indem er ſie ſo koſtet, daß er möglichſt lange von dem Genuß hat.

Das Süße iſt der einzige Geſchmack, an dem wir Behagen finden. Sauer und bitter können wol manchmal durch Contraſt einem verwöhnten Gaumen gefallen, aber an ſich iſt das Süße der einzig angenehme Geſchmack. Ueberall, wo wir Behagen empfinden, geben wir daher dieſem Behagen durch den ſüßen Mund einen Ausdruck. Der ſüße Mund iſt das phyſiognomiſche Zeichen jeder angenehm bewegten Gemüthsſtimmung. Innerliche Freude, Befriedigung, Hoffnung, Wohlgefallen, Liebe äußern ſich im ſüßen Munde. Wo wir dieſen als bleibende Form finden, da deutet er auf ein Gemüth, das vorwiegend von dem Angenehmen des Lebens erregt wird, aber zugleich auf ein Gemüth, das nie heftig bewegt iſt, ſondern bei dem die milde Stimmung überwiegend bleibt; auf ein Gemüth, das ſelbſt durch Freude und Schmerz nicht in ſtärkere Bewegung ſich bringen läßt, ſondern das ſtörende Eindrücke fern zu halten und alles, was heftig erregen kann, in ein ſtilles Behagen umzuſetzen verſteht. Die ruhigern Stimmungen des Glücks, der Hoffnung, der Liebe und vor allem der Selbſtbefriedigung ſind es daher, die vorwiegend ſolche Gemüther zu erfüllen pflegen.

Aber ein ſüßer Geſichtsmund wird uns zum Ekel, wenn er zu oft kommt oder zu lange dauert; — und gerade ſo geht es uns mit dem ſüßen Munde. Nichts iſt unerträglicher als dies Bild einer immerwährenden läppiſchen Gemüthsſchwelgerei, die zu mattherzig iſt, als daß ſie zu einer energiſchen Aeußerung ſich erheben könnte. Wir nennen denjenigen, welchem eine derartige Stimmung zur Gewohnheit geworden iſt, ſehr bezeichnend einen *läppiſchen* Menſchen.

Der ſüße Mund geht unmittelbar über in den lächelnden und in den lachenden Mund. Beim Lächeln zieht ſich die Mundſpalte in die Breite, die Mundwinkel werden etwas in die Höhe gezogen, es entſteht ſo eine leichte Wangenfalte, die ſich vom Naſenwinkel aus im Bogen nach abwärts zieht. Dieſe Falte wird nur an der Stelle, wo ſie in die Höhe des Mundwinkels getreten iſt, dunkler und bildet dann, beſonders wenn die übrige Falte faſt unſichtbar bleibt, das für das lächelnde Geſicht charakteriſtiſche Wangengrübchen. Wird der Mund ſchwach geöffnet, ſo verändert ſich der Ausdruck des Lächelns und geht, wenn die Mundſpalte zugleich noch mehr in horizontaler Richtung erweitert wird, unmittelbar in das Lachen über. Beim Lächeln und Lachen bleibt das dem ſüßen Munde eigenthümliche Anbrücken der Lippen an die Zähne. Dadurch entſteht, daß der Mund zum Lachen ſich öffnet, das Kinngrübchen, eine faſt vollkommen runde Vertiefung über dem Vorſprung des Kinns. Zugleich bildet ſich infolge der bedeutenden Erweiterung des Mundes beim Lachen noch eine zweite Wangenfalte nach außen vor der erſten, die aber ganz kurz iſt, nahe über dem Mundwinkel beginnt und nahe unter demſelben aufhört. Je ſtärker das Lachen, um ſo mehr nähern ſich die zwei Falten, und beim lauten, heftigen Lachen verbinden ſie ſich zu einer einzigen tiefen Furche.

Wo ein Geſicht ſehr oft und lange den lächelnden Ausdruck annimmt, da bleiben Wangen- und Kinngrübchen dauernd bemerkbar. Für ein Mädchengeſicht ſind dieſe zwei Grübchen ein weſentliches Erforderniß. Alle Schönheit läßt uns gleichgültig, wenn die zwei Grübchen fehlen; denn es erhebt ſich dann der berechtigte Zweifel, ob man es nicht mit einer jener Schönheiten zu thun hat, die nie lachen und nie weinen können; die wie ein Wintertag im Norden das Auge entzücken würden, wenn es nicht zum Entzücken zu kalt wäre. Durch jene zwei Grübchen verleiht dem Geſicht immer der lächelnde Ausdruck, auch wo das Herz gar nicht zum Lachen geſtimmt iſt. Wenn es meint, wenn es zürnt, ſo iſt das nur wie ein kleiner April-tag, durch den die Sonne um ſo freundlicher ſcheint. Ein Geſicht, das die zwei Grübchen hat, kann nie ernſtlich böſe ſein und man kann ihm nie ernſtlich böſe werden. Darum, ſchöne Leſerin, nur fleißig gelächelt! Die Falten, die das Lächeln auf dem Antlitz zurücklaſſen, haben die liebenswürdige Eigenſchaft, daß ſie nicht alt, ſondern jung machen.

Aber ſo häßlich das immerwährende Lächeln wirkt, ſo ſchlecht wirkt das immerwährende Lachen. Lächeln kann man ohne äußern Anlaß; das Lächeln iſt der ruhige Ausdruck einer Stimmung, die glücklich iſt und gern wieder glücklich macht. Aber ohne Anlaß zu lachen, iſt albern. Ein Geſicht, das ſonſt noch ſo intereſſant wäre, wird albern, wenn es den Stern-Ausdruck des Lachens hat. Auf einem Geſicht, das oft und viel lacht, hinterläßt das Lachen ſeine unvertilgbaren Spuren; das lächelnde Wangengrübchen wird bei ihm zur tiefen Furche, von welcher nach außen noch ein mal eine kleine Furche oder ein Grübchen zu ſehen iſt; der Mund iſt bleibend verbreitert und über dem Kinn ſieht man eine ſtarke Vertiefung. Kommt hierzu noch ein rundes Vollmondantlitz, das bei ſo unglücklicher Stimmung kaum fehlen wird, ſo hat man eines jener ewig lachenden Geſichter, bei denen die Albernheit höchſtens durch die Gutmüthigkeit erträglich gemacht wird.

Das Saure iſt die zweite Geſchmacksform, die für die Mimik des Mundes von Wichtigkeit iſt. Der ſaure Mund zeigt ſtark vorſtehende, aufgeworfene Lippen, eine vollkommen horizontal erweiterte Mundſpalte und dem entſprechend eine aufwärts ſich ziehende vom Naſenwinkel nach außen ſich ziehende Wangenfalte, die über dem Mundwinkel ſich in einem Bogen nach unten wendet. Die Wangen werden hart an die Kiefer gedrückt und dieſes Anbrücken bildet zum Theil das Gefühl des Zuſammenziehens, welches für die ſaure Geſchmacksempfindung charakteriſtiſch iſt. Auch bei der ſauren Miene handelt der Mund mit einer Art inſtinctiver Zweckmäßigkeit. Durch das Aufeinanderpreſſen der Lippen aneinander wird die noch nicht einzutrunkene Säure fern gehalten, durch das Anbrücken der Wangen an die Kiefer aber wird dem ſchon eingetrunkenen Geſchmacksreiz möglichſt der Weg verſperrt und werden namentlich die Seitenränder der Zunge, die für das Saure am empfindlichſten ſind, vor demſelben geſchützt.

Der ſaure Mund iſt das phyſiognomiſche

Zeichen einer unangenehm erregten Gemüthsstimmung. Schmerz, getäuschte Erwartung, schlimme Aussicht finden ihren Ausdruck in dem sauern Munde. Treffen wir diesen als bleibende Form, so deutet er daher auf ein Gemüth, auf das vorwiegend die Unannehmlichkeiten des Lebens einen Eindruck machen und das alle Dinge von ihrer schlimmen Seite ansieht; aber zugleich auf ein Gemüth, das sein Leid widerstandslos trägt, ohne es energisch niederzukämpfen. Der stets saure Mund ist so gut wie der immerfort süße der Ausdruck eines mannigfachen Charakters, nur ist dieser Charakter hier einem Gemüth von der entgegengesetzten Seite angeraunt. Sauertöpfisch ist die passende Bezeichnung, welche die Sprache für einen Menschen erfunden hat, bei dem die saure Miene ständig geworden ist. Der Sauertopf sieht alles schwarz, fühlt sich überall gekränkt ohne Grund; aber wo es einmal nöthig ist, sich gegen eine wahre Kränkung zu wehren, da kann er sich kein Herz fassen. Stets anmaßig und mißvergnügt, weiß er fortwährend seiner Umgebung die Laune zu verderben; doch bringt er es niemals zu einem entschiedenen Aerger und noch weniger zu einem kräftigen Zornausbruch, der ihm die beste Stimmung erleichtert.

Der Gesichtsausdruck des Weinens geht unmittelbar hervor aus dem sauern Munde. In seiner schwächsten Form bildet er die weinerliche Miene, die sich bildet, indem zu dem sauern Ausdruck des Mundes starke vertikale Stirnfalten zwischen den Augen und etwas weiter oben schwächere horizontale Falten hinzutreten, wobei die Augenlidöffnung verkleinert wird und aus der ovalen in eine nahezu dreieckige Form übergeht. Das Weinen selbst entsteht unmittelbar aus der weinerlichen Miene, indem diese sich verstärkt und zugleich der Mund sich öffnet. Vom Lachen unterscheidet sich das Weinen hauptsächlich dadurch, daß die Mundspalte nicht so stark horizontal, dafür aber zugleich vertikal erweitert wird, und man kann sagen, daß in dieser Beziehung das Weinen die Mitte hält zwischen dem Lachen und dem Erbrechen; denn bei jenem geht der Mund nur horizontal, bei diesem nur vertikal auseinander. Im weinenden Gesicht fällt daher die Wangenfalte sehr steil ab und wird in der Gegend des Mundwinkels schwach oder verschwindet gänzlich, während dieselbe Falte im lachenden Gesicht eine in ihrem oberen Theil stark der horizontalen sich nähernde Richtung annimt und in der Gegend des Mundwinkels am tiefsten wird; die Nasenflügel treten im weinenden Gesicht noch abwärts, während sie im lachenden nach aufwärts gezogen werden.

Alle diese Unterscheidungsmerkmale bleiben aber nur gültig, solange Lachen und Weinen sich in mäßigen Grenzen halten. Starkes Lachen nähert sich in manchen Zügen dem Weinen; unbändiges Lachen und heftiges Weinen sind gar nicht zu unterscheiden. Beim starken Lachen erweitert sich wie beim starken Weinen die Mundspalte nach allen Richtungen, die Züge um den Mund sind daher bei beiden vollkommen gleich; mächt das Lachen immer mehr, so treten auch die übrigen Züge des weinenden Angesichts um Stirn und Auge herum und endlich kommt selbst als äußeres Zeichen die Thräne zum Vorschein.

So sind Lachen und Weinen nahe Verwandte, die zum Verwechseln sich ähnlich sehen. Wenn sie mit Maß auftreten, denn freilich hält man beide für Gegensätze, die sich ausschließen; die Verwandtschaft verräth sich erst, wenn sie sich aller Fesseln entledigen. Aber ist es nicht sonderbar, daß immer das Lachen zum Weinen, nie umgekehrt das Weinen zum Lachen wird? Auch hierin ist die Physiognomie nur ein Spiegel der innersten Natur des Menschen. Auch im Gemüth wohnen ja Lachen und Weinen nahe beieinander und wer sich selbst versteht zu beobachten, der kann leicht bemerken, daß, wenn er recht aus Herzensgrund lacht, ein Anflug wehmüthiger Stimmung über ihn kommt; wenn er aber traurig ist und weint, so weint er sich nur immer trauriger. Man kann sich ins Weinen hineinlachen, nie ins Lachen hineinweinen.*)

Als die dritte Geschmacksform ist das Bittere genannt worden. Das Bittere ist uns der unangenehme Geschmack, zugleich aber derjenige, gegen den wir uns am wenigsten schützen können, weil erst die hintern Theile der Zunge und des Gaumens für das Bittere empfindlich sind. In

*) Auch hier möchten wir auch hier eine Verwandtschaft behaupten. Wenn der Verfasser sagt, daß selbst dem mäßigen Lachen schon allmählich eine „wehmüthige Stimmung" sich beimischen kann, so glauben wir beobachtet zu haben, daß wenigstens die Jugend, wenn auch nicht das schon ausgebrochene Weinen, so gewissen starken ein weinerliches, krampfhaft aufgedrungenes Lachen zu erkennen gibt. Vom Gesicht der Nahrung müssen wir durch Beobachtung an uns selbst lernen, daß wir uns oft, um den Ausdruck der Rührung nicht über uns Herr werden zu lassen, durch unwillkürliches, nicht zu beherrschendes Lachen geholfen haben; z. B. im Theater, wo auf die weinerliche Stellung, sowohl freilich auch die Kunst und

…m einmal der bittere Stoff bis dahin ge…rungen, so muß er auch, wohl oder übel, ge…schluckt werden, und es kann sich nun noch darum …ndeln, ihn so zu schlucken, daß er möglichst …enig die schmeckenden Organe berühre. Das …schieht denn auch und die bittere Miene ist …chts anderes als ein solches Schlucken mit …rstickt. Wenn man aus irgendeinem Grunde …schlundreichwerden hat, so pflegt man ganz ähn…ch zu schlucken, als ob man einen bitteren Trank …ähme. Der bittere Ausdruck ist daher zugleich …it einer Bewegung der Zunge und der Wangen …ach vorn verknüpft, welche die Tendenz zu haben …eint, den bittern Stoff, der noch nicht zu weit …ingedrungen, wieder zu entfernen; wenn diese …gnere Bewegung sich schärfer ausprägt, so geht …r unmittelbar in die Geberde des Anspeiens …er.

Wir finden beim bittern Gesicht die Mund…alte gerichtet, die Mundwinkel nach abwärts, …e Nasenflügel in die Höhe gezogen, die Unter…ppe meistens etwas vorragend und das Kinn …ch aufwärts gerückt. Eine vom Nasenwinkel …sgehende Wangenfalte fällt tief vertikal ab, …rschwindet aber in der Gegend des Mundwin…els beinahe gänzlich.

Physiognomisch ist das bittere Gesicht Ausdruck einer unangenehmen Gemüthsbewegung, die …gleich mit einer mehr oder weniger energischen …ktion gegen ihre Ursache verbunden ist. Durch …eres unterscheidet sich die bittere Stimmung …n derjenigen, die in der sauren Miene ihren …sdruck findet. Diese erträgt selbst das Unangenehme, das sie nicht anderes erwarten kann, …r lehnt sich activ gegen dasselbe. Man findet …e bittere Miene bei Mißmuth, Schmerz, Entrüstung, sobald diese Stimmungen mit einem …ch außen, gegen ihre Veranlassung gekehrten …ntheil verknüpft sind. Die mimischen Zeichen …s Aergers, des Zorns, des Hasses, die an …h diese Richtung gegen einen bestimmten Gegenstand haben, sind nichts anderes als einzelne Formen der bittern Miene und am ausgesprochensten ist diese bei der Erbitterung, die davon ihren Namen trägt.

Treffen wir den bittern Zug des Mundes als bleibenden Gesichtsausdruck, so deutet er auf ein Gemüth hin, bei dem der Unmuth die vorwiegende Stimmung ist, das in allem etwas Schlimmes sieht, wovon es sich entweder ärgerlich abwendet oder an dem es fortwährend mäkelt. Die dauernd bittere Miene ist daher das Kennzeichen des Misanthropen und ein schwarzgalliger oder verbitterter Mensch ist die treffendste Uebersetzung des Misanthropen ins Deutsche.

Die bittere Miene kann mit den mannichfaltigsten andern physiognomischen Zeichen verknüpft sein und es hält danach oft schwer, sie zu erkennen. Mit vertikalen Stirnfalten und einem scharf fixirenden Blick verbunden, bedeutet sie Aerger und Zorn; mit glatter oder horizontal gefalteter Stirn und in die Unendlichkeit, etwas nach oben gerichtetem Blick deutet sie auf eine Stimmung, die, das Irdische verachtend, in religiösen Gefühlen schwelgt. Ist die bittere Miene verbunden mit einem starken Hervortreten der Unterlippe, so bezeichnet diese Trotz, Vortreten der Oberlippe dagegen Verachtung. Menschen, bei denen der Trotz eine vorwiegende Eigenschaft des Charakters ist, sind durch jenes Vortreten der Unterlippe, die immer auch zu einer stärkern Entwickelung derselben führt, leicht erkennbar; ebenso hochmüthige Menschen durch das Vortreten und die stärkere Entwickelung der Oberlippe.

Wir haben gesehen, daß, wie das wechselnde Mienenspiel, gerade so auch der bleibende Gesichtsausdruck sich bewegt zwischen der Physiognomie des Süßen, des Sauren, des Bittern. Aber während das wechselnde Mienenspiel immer scharf genug ausgeprägt ist, dem seine Deutung keine Schwierigkeit hat, ist dies keineswegs so mit dem bleibenden Gesichtsausdruck. Daher kommt es häufig, ja in der Mehrzahl der Fälle nur in der schwächsten Andeutung, als ein leiser Anflug der Physiognomie vor und es setzt dann seine Erkennung die aufmerksamste Beobachtung. Wo alle andern Kennzeichen fehlen, da ist die Form der Lippen oft ein sicheres Merkmal. Durch das lebendige Mienenspiel verlieren die Lippen allmählich ihre natürliche, schön geschwungene Form. Trifft man vollkommen gerade Lippen, so kann man sicher sein, daß in dem Gesichte angenehme und unangenehme Empfindungen, Lachen und Wei…

…tlich verschiedene materielle, andere Gefühle auch schon …rer Anregung eine ungleichartige Aeußerung zu geben …d haben ist kann nicht immer die schnell vorübergehende …ene des Mienenspieles, wie weit in vielen Fällen, wo …n in manchen Extremen auch die Folge einer anwill…lich mehrmaligen gleichen Reflexion über eine Lage, einer …ormalen freudigen Betrachtung oder unserer Verhältnisse …n vorherrschenden Charakter zu widerstehen. Diese Extreme …ber Gefühlen, da man leicht ein Herz krankhaften …n, das in einem Augenblick krampfhaft und weiter Größe …en muß, während anderer mit Recht von den Meinen …arten.

von ihnen mannichfach gewechselt haben; sind die rothen Lippenränder in der Mitte etwas verbreitert, so deutet dies auf ein Ueberwiegen der angenehmen Stimmungen; sind dagegen die Lippen gleichmäßig schmal, so weist dies auf das Vorwiegen einer mehr rührenden Stimmung hin. Wenn die geschwungene Form der Lippen erhalten bleibt, so ist meistens die Unterlippe etwas hängend und der Mund leise geöffnet. Man kann dann sicher sein, einen gemüthlich indolenten Menschen vor sich zu haben, bei dem die Gleichgültigkeit der vorherrschende Zug ist. Eine davon ganz verschiedene Bedeutung hat es, wenn die Lippen gleichmäßig hervorragen. Es entsteht so der aufgeworfene Mund, der, wenn er nicht als Nationaleigenthümlichkeit im Bau des Kiefergerüstes begründet ist, vorzugsweise bei Menschen sich findet, die aus der sorgfältigen Prüfung von Geschmacksobjecten sich ein Geschäft machen, also bei Feinschmeckern. Aber es finden sich die aufgeworfenen Lippen dann auch häufig bei solchen Menschen, die sich viel mit feinlichen Untersuchungen und Beurtheilungen mißmuthiger oder komischer Gegenstände abgeben. So findet man bei ausgezeichneten Hofnarren, ästhetischen Kunstrichtern, Recensenten die aufgeworfenen Lippen. An der übrigen Physiognomie wird man leicht zu erkennen vermögen, ob man es mit einem solchen mißmuthsüchtigen und ästhetischen oder mit einem gewöhnlichen komischen Kunstrichter zu thun hat. Aber es ist gar nicht selten, daß der komische und der geistige Feinschmecker in Einem Individuum vereinigt sind.

Den Gegensatz zu dem so geöffneten bildet der fest geschlossene Mund. Der dauernd geschlossene Mund deutet auf einen verschlossenen Sinn. Leicht geschlossen, mit dem Ausdruck des Lauerns im übrigen Angesicht, bezeichnet er Vorsichtigkeit, mit fest aufeinander gepreßten Lippen läßt er auf Hartnäckigkeit schließen; endlich mit etwas nach einwärts gekehrten Lippenrändern ist er ein Kennzeichen für die Habsucht.

Die mimischen Formen des Mundes, die ich hier betrachtet habe, bilden nur die einfachsten Typen, welche gewöhnlich in den mannichfachsten Verbindungen gefunden werden. Die Zergliederung dieser Verbindungen ist für den Physiognomiker oft eine schwierige Aufgabe, um so mehr, als allgemeine Regeln kaum sich geben lassen. Das Meiste muß in dieser Beziehung dem einzelnen Beobachter überlassen bleiben, dem hier ein reiches Feld der feinsten Untersuchungen offen steht. Nur wenige der einfachen Combinationen will ich erwähnen.

Die saure, süße und bittere Miene können sich in jeder beliebigen Weise miteinander verbinden. Das sauersüße Gesicht ist meistens der Ausdruck einer unangenehmen Empfindung, die sich selber zu verbergen sucht. Solchen Menschen, die immer ein sauersüßes Lächeln auf den Lippen tragen, darf man nicht viel trauen. Ein ehrlicher Mensch muß entweder lachen und weinen können, muß sein Gefallen und Mißfallen offen zu Tage legen und darf nicht beständig in dieser sauersüßen Mitte schweben.

Die bittersüße Miene ist von ähnlicher Bedeutung, nur verdeckt sich bei ihr in höherem Grade Mißgunst oder Verachtung hinter dem Schein der Freundlichkeit und Demuth. Das ständig bittersüße Gesicht ist fast immer ein Kennzeichen des Heuchlers. An nichts läßt sich der Fremmler von dem wahrhaft Frommen leichter unterscheiden als an der bittersüßen Miene. Der schwermüthig nach aufwärts gekehrte Blick mit der bittern Miene des Mundes kennzeichnet ein Gemüth, dem die Verachtung der irdischen Dinge ein bitterer Ernst ist, welcher unaussprechen ernst der religiösen Stimmung hervorleuchtet. Wenn aber derselbe Blick sich zur bittersüßen Miene gesellt, so deutet das auf ein Gemüth, das der Unbedeutsamkeit der Welt selbstgefällig seine eigene Heiligkeit gegenüberstellt, und das ist gewöhnlich nicht weit entfernt von der Scheinheiligkeit.

Der Zug des Bittern kann auch zu dem weinenden Gesicht sich hinzugesellen. Das bitterliche Weinen, wie es bezeichnend die Sprache nennt, ist nie das gewöhnliche Weinen der höchsten Ausdruck des Schmerzes, oder eines Schmerzes, der nicht sich duldend in sein Schicksal ergibt, sondern der vom höchsten Unmuth gegen das, was ihn drückt, erfüllt ist. Man findet das bitterliche Weinen besonders bei Kindern, die am häufigsten aus Aerger weinen, wenn man ihnen eine Freude stört oder einen Wunsch versagt. Der Erwachsene weint erst, wenn ihn die Trauer übermannt, und der Schmerz der Trauer hat gewöhnlich keine Bitterkeit; nur der Schmerz der Verzweiflung, der sich grollend gegen das Schicksal wendet, läßt selbst den gereiften Mann bittere Thränen vergießen.

Welche Farbe hat das Waſſer?

Iſt es nicht ſeltſam, daß dieſe ſo nahe liegende und anſcheinend ſo leicht zu löſende Frage bis in die neueſte Zeit keine nur einigermaßen genügende Beantwortung, noch weniger eine ſtreng wiſſenſchaftliche Löſung gefunden hat? Im Gegentheil begnügte man ſich damit, die vollſtändige Unkenntniß der Urſachen einer täglich, ja ſtündlich zu beobachtenden Naturerſcheinung durch Hypotheſen zu verdecken.

Daß die Farbe des Waſſers im Meere, in Seebuchten, in Flüſſen und Quellen ſehr verſchieden iſt, daß verſchiedene Meere, Seen und Flüſſe wieder ſehr mannichfaltige, ſie charakteriſirende Tinten haben, ja daß ſogar ein und derſelbe See an verſchiedenen Stellen in ſeinen Farbentönen ſcharf variirt, iſt eine allbekannte Sache. Aber welche Farbe iſt denn die im Waſſer urſprünglich vorhandene? Welche iſt die eigenthümliche und welche die zufällige? Iſt irgendeine oder gar keine allen chemiſch reinen Waſſer gemeinſam? Und welches ſind die Urſachen der verſchiedenen Färbungen?

Unſere Dichter und Touriſten geben dem Waſſer alle möglichen Epitheta. Der „Quell" iſt einmal „ſilberhell", ein andermal „himmelblau"; der „See" bald „tiefdunkel", bald „ſpiegelklar"; der eine Fluß iſt „blau", der andere „grün", der dritte „gelb", der vierte „braun", ein fünfter kann unter Umſtänden ſogar „rothlich" oder „violett" ſchimmern und „ſchwarze" Fluthen hat's auch ſchon gegeben. So haben wir ſchließlich alle Regenbogenfarben und noch einige darüber bekommen — und ſchließlich haben alle Recht behalten.

Der Naturforſcher hat aber zunächſt einen Unterſchied zu machen, den der Dichter freilich nicht zu acceptiren braucht: einen Unterſchied zwiſchen den im Waſſer thatſächlich vorhandenen und den vom Waſſer nur zufällig reflectirten Farben, alſo den Unterſchied zwiſchen den chemiſchen und optiſchen Erſcheinungen. Die durch letztere hervorgerufenen Farbenſpiele können wir hier nicht ausführlich unterſuchen; ſie ſind ebenſo mannichfaltig als die durch Lichtbrechungen in der Atmoſphäre erzeugten, welche bekanntlich alle Töne des Regenbogens umfaſſen. Die Farbenpracht des Morgen- und Abendhimmels kann ſich im Waſſer widerſpiegeln; das Sonnenlicht kann auch bunt im Waſſer prismatiſche Farben erzeugen, wie wir ja leicht reine Regenbogen im Schaum und Duft von Waſſerfällen und Fontainen entſtehen ſehen. Andererſeits kann ein an ſich ſehr klares und durchſichtiges Waſſer die Farbentöne ſeines Grundes und Bettes wiederſpiegeln oder es kann endlich durch zufällig darin verbreitete Farbſtoffe getrübt auffallend gefärbt erſcheinen, namentlich in der Nähe von Fabrikwerken, Schmelzhütten, Färbereien oder chemiſchen Anſtalten.

Das alles gehört eigentlich nicht hierher, wo wir nach der dem Waſſer eigenthümlichen, urſprünglich in ihm vorhandenen Farbe ſowie nach den Urſachen fragen, durch welche verſchiedene Gewäſſer dauernd verſchieden gefärbt erſcheinen. Schon in Bezug auf jene phyſikaliſchen Erſcheinungen, welche an farbigen Maſſen beobachtet werden, zeigt ſich, daß die berühmteſten Forſcher verſchiedener Meinung waren. Faſt allgemein zählte man früher das Waſſer zu denjenigen Körpern, welche eine andere Farbe im durchgehenden (d. h. es direct durchſtrahlenden) wie im reflectirenden (d. h. indirect erhaltenen und widergeſpiegelten) Licht zeigen. Der große Newton ſagt in ſeiner „Optik" (die Farbe ſo vielen Reizes verurſachte), das Waſſer reflectire die violetten, blauen und grünen Strahlen, laſſe aber die rothen leicht durchdringen. Graf de Marſigli hält die Waſſerfarbe für blau im reflectirten, für gelblichorange im durchgehenden Licht; der berühmte Arago für blau im reflectirten, aber für grün im durchgehenden. Gemeinſam in dieſen Angaben, daß das Blau des Waſſers nur im reflectirten Licht auftrete. Neuerdings hat aber der Chemiker Daniell (der durch ſeine mit Kirchhoff gemeinſam entdeckte „Spectral-Analyſe" jetzt einen ebenſo berühmten als populären Namen ſich erworben hat) Verſuche angeſtellt, welche beweiſen, daß auch im durchgehenden Licht die Farbe ſelbſt des reinſten deſtillirten Waſſers blau ſei. Er hat darauf zuerſt den einfachen Satz ausgeſprochen und experimentell bewieſen: „daß das chemiſch reine Waſſer nicht, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt, farblos ſei, ſondern von Natur eine rein blaue Färbung beſitze."

Woher kommen aber dann die abweichenden grünen, braunen und ſelbſt ſchwarzen Färbungen der verſchiedenen Gewäſſer? Sie ſind, ſofern ſie nicht periodiſche, ſondern dauernde Erſcheinungen ſind, nicht phyſikaliſchen, ſondern chemiſchen Urſprungs, wie neuerdings Wittſtein durch eine

gründliche Untersuchung bewiesen hat, welche der Pariser Akademie zu München wichtig genug erschien, sie in ihren Sitzungsberichten zu veröffentlichen.

Auch Mitscherlich geht von dem nunmehr als völlig bewiesen zu betrachtenden Satze aus, daß das reine Wasser nicht farblos, sondern blau sei, widerlegt aber zugleich einen andern, schon wiederholt aufgestellten Satz, daß nämlich die mineralischen, im Wasser enthaltenen Stoffe es seien, welche die Farbe desselben verändern. Nach ihm rühren die verschiedenen Farben, welche die Gewässer in der Natur zeigen, nicht direct von diesen animalischen Stoffen, sondern vielmehr von einer aufgelösten organischen Materie her, welche zu den sogenannten Humussäuren gehört, Verwesungsprodukte, die sich in allen mit Vegetabilien bewachsenen Bodenarten, namentlich im Humus oder der Dammerde, als eigenthümliches Material zur Neubildung der Pflanzenorgane vorfinden. Indirect aber sind mineralische Stoffe allerdings bei der Wasserfärbung thätig: denn die eigentlich färbende Humussäure kann nicht unmittelbar vom Wasser aufgelöst werden, sondern bedarf dazu der Hülfe von (mineralischen) Alkalien, d. h. den im Wasser leicht löslichen Basen: Kali, Natron, Lithion oder Ammoniak. Die Quantität der vom Wasser aufgenommenen organischen Materie hängt lediglich von der Quantität des im Wasser vorhandenen Alkali ab. Während jedes Wasser die eine Bedingung seiner von der natürlichen blauen abweichenden Färbung, die Humussäure, stets reichlich in der Natur vorfindet, ist die andere Bedingung, das Alkali, in sehr ungleichem Grade vorhanden. Die reinsaure Verbindung beider zeigt in concentrirter Lösung eine tief braunschwarze, in verdünnter Lösung eine braune bis gelbe Farbe. Je weniger also das chemisch reine Wasser von dieser Lösung enthält, desto weniger weicht seine Farbe von der blauen ab; mit der Zunahme des Gehaltes an humussaurem Alkali geht die blaue Farbe nach und nach zuerst in die grüne, d. h. aus gelb und blau gemischte, und aus dieser, indem das Blau immer mehr zurücktritt, in die gelbe, dann hellbraune, bis braunschwarze Farbe über. Mithin nähern sich die an freiem Alkali armen Gewässer auch am meisten der blauen Farbe; die damit am reichsten versehenen sind die dunkelsten. Da nun aber das Alkali vom Wasser allein aus solchen Mineralien aufgenommen werden kann, welche sich in den betreffenden Flußbetten oder Wasserbecken schon vorfinden, so folgt schließlich, daß die Natur der vom Wasser berührten Gesteinarten einzig und allein maßgebend für die Farbe des Wassers ist. Als allgemeine Regel gilt, daß ein Wasser um so weicher ist, je mehr es sich der braunen, und um so härter, je mehr es sich der blauen Farbe nähert. Die Ursache liegt aber nicht in dem größern oder geringern Gehalt an organischer Substanz, sondern in dem an Alkali, von welchem erst wiederum der Gehalt an organischer Substanz, d. h. der Concentrationsgrad von deren Auflösung im Wasser, abhängt.

W. Berg (in Erlangen) hat ganz neuerdings durch sorgfältige Experimente die Richtigkeit dieser Bunsen-Mitscherlich'schen Theorie geprüft und bestätigt. Er hat durch Aufstellung parallaler Spiegel das Sonnenlicht gezwungen, durch einen mit Wasser gefüllten, aus Glas- und Quarz-Platten gefertigten Kasten wiederholt hindurchzugehen. Durch Veränderung des Winkels, unter welchem er das Sonnenlicht einfallen ließ, hatte er in der Hand, die Länge der vom Licht (vermittelst mehrmaliger Reflexion) zu durchwandernden Schicht beliebig zu vergrößern oder zu verkleinern. Das destillirte Wasser erschien in den hierdurch erhaltenen Spiegelbildern zunächst rein blau; erst bei wiederholten Reflexionen, d. h. bei künstlich vermehrter Dicke der Wasserschicht, beobachtete er einen schwachen Stich ins Grünliche. Dieselbe Erscheinung wie das destillirte Wasser zeigte das Wasser aus dem tiefblau aussehenden Achensee; Wasser aus dem Tegernsee erschien aber schon gelbgrün, nicht blaugrün. Die schweizer Seeen zeigen eine entschieden grüne Farbe, in noch höherm Grade die Kieselquellen Islands. Die norddeutschen Landseeen haben meist gelbes Wasser, dessen Farbe sich bis zum Braunschwarz vertunkeln kann. Digerirt man Gartenerde (Humus) mit Wasser, läßt dann das Wasser abfließen, filtrirt es und mischt es zuerst in kleinen, dann in größern Mengen mit destillirtem Wasser, so zeigt dieses im Berg'schen Apparate zuerst einen gelbgrünen, dann immer mehr ins Braune übergehenden Farbenton, ganz so, wie es nach den Versuchen von Mitscherlich zu erwarten war.

Natürlich ändert sich die Farbe des Wassers, sobald feste Theile in ihm suspendirt sind, d. h. darin schwimmen, ohne aufgelöst zu sein. Umgekehrt kann das Wasser weit heller als ar

wöhnlich erscheinen, wenn große Massen weißen Sandes vom Grunde des Beetes aufgewühlt werden u. s. w. Der Weißgang- und Attersee erscheinen im Winter, wo sie am klarsten sind, schwarzgrün, im Sommer dagegen blaugrün bis himmelblau. Diese verschiedene Färbung ist wesentlich bedingt durch den in der Schlammmasse vorherrschenden Mergel und grauen Sandstein.

Hierbei ist von dem Einfluß der Färbung des Himmels und der ländlichen Umgebungen noch gänzlich abgesehen. Es gibt noch immer viele, welche in diesen Nebenumständen den wesentlichsten Grund der Wasserfarbe suchen. Jedoch sind jene nebensächlichen Einflüsse neben den Hauptursachen immer in Rechnung zu ziehen. Ist eine Seeoberfläche ganz ruhig, so wirkt sie als Spiegel. Die eigentlichen Farbenerscheinungen des Wassers werden mithin um so mehr verdeckt, je regelmäßiger seine Oberfläche krümmt, von außen eintretende Farbenerscheinungen widerspiegelt; sie erscheinen umgekehrt da am ungestörtesten, wo kein Licht reflectirt wird, also z. B. gegen einen dunkeln Felshintergrund. Ist der See bewegt, so fällt die regelmäßige Reflexion fast ganz weg; das Aussehen der Wasserfläche verändert sich durch das Auftreten von Wellen in sehr complicirter Weise, abhängig von der Ausbildung und selbst von der Richtung und Stärke des Windes, welche der geübte Seefahrer aus der verschiedenen Färbung des Seewassers zu erkennen, ja vorherzusagen vermag.

In der Tiefe ist das Meer immer blau, seine einzelnen Wellen erscheinen jedoch grün. Dieses Phänomen ist aber ein rein optisches und keineswegs ein den obenerwähnten chemischen Ursachen widersprechendes. So ist das Meerwasser nicht allein eigenthümlich, sondern bei mannichfache Analogieen. Betrachtet man z. B. die spiegelglatte Fläche des blauen Adriameeres, dessen hartes Wasser nur sehr geringe Mengen von kohlensauren Alkalien enthält, so sieht man die Farbe von der Mitte nach den Ufern zu allmählich aus dem tiefen Blau in ein helles Grün und endlich sogar in ein gelbliches Roth übergehen. Das Licht wird nämlich hier vom Wasser, wenn es durch dünne Schichten hindurchgeht, grünlich, wenn durch dickere, blau gefärbt. Die röthliche Farbe an den seichteren Stellen hängt mit der Beschaffenheit des Bodens zusammen. Auch das blaugrüne Meerwasser erscheint aus demselben optischen Grunde an den dünneren Schichten, wie sie die Wellen zeigen, grün und erst in den dickern der Farbe blau. Schon Newton bemerkte, daß bei gefärbten Flüssigkeiten die Farbe sich mit der Dicke der Schicht zu ändern pflegt. So erscheint z. B. eine rothe Flüssigkeit in dünner Schicht gelblich, in dickerer goldgelb, in noch dickerer röthlich und erst in der dicksten Schicht gesättigt roth.

Das Wasser atmosphärischen Ursprungs ist in seinem festern Zustande, als Eis und Schnee, ebenfalls immer blau. Die Gletscher der Alpen wie Islands zeigen auch dann diese Farbe, wenn die benachbarten, zum Theil von den Gletscherabflüssen herrührenden Gewässer grün gefärbt sind. Grünes Eis kann wol durch das Gefrieren grüner Seen und Flüsse erzeugt werden, der unmittelbar atmosphärische Niederschlag kann aber nur blaues Eis erzeugen.

Anregungen.

England in alter Zeit.

Der amerikanische Gesandte in Wien, John Lothrop Motley, hat in seiner, auch deutsch (Dresden, Kunze, 1862) erschienenen „Geschichte der Vereinigten Niederlande" eine eingehende, lebendige Beschreibung, entfernt von dem trockenen Ton anderer Geschichtswerke, von jener bewegten Epoche gegeben, die uns durch vielfache Auseinandersetzungen, Quellenstudien und werthvolle Schriften eine der bedeutendsten und wichtigsten geworden und selbst dem Laien wenigstens durch Dramen und Bilder geläufig ist. Umfangreich, ohne weitschweifig zu sein, genau und bis ins kleinste Detail eingehend und dabei doch nicht ermüdend, läßt der Verfasser die interessanten, einflußreichen Gestalten eines Wilhelm von Oranien, St. Aldegonde, Alexander Farnese, Leicester, Davison an uns in bunter Abwechselung vorüberziehen. Sie treten wie lebendig gewordene Bilder aus ihrem Rahmen und werden zu Fleisch und Blut, indem sie unsere Theilnahme an ihren Kämpfen und Siegen, an ihren Leidenschaften und ihrer Staatsklugheit in Anspruch nehmen. Die gleichen Zeitungen brachten trotz dem, daß Motley an König Philipp, wie man zu sagen pflegt, nicht ein gutes Haar gelassen und diesen Herrscher doch unbegreiflicherweise eine nicht geringe Schar Anhänger zählt, sehr günstige Berichte.

Der Zweck unserer Mittheilung ist eine Beurtheilung der Engländer in der damaligen Zeit von einem antwerpener Kaufmann und Geschichtschreiber,

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

In der Kron- und Anker-Taverne zu London. Das Ganze hat einen beſſern Anſtrich, als gewöhnliche Wirthshäuſer. Man muß annehmen, daß an dieſem Orte auch Kaufmannsgeſchäfte gemacht werden. Rechts und links die Couliſſen offen, hinten ein großer Eingang. Anſtändig gekleidete Gäſte ſitzen auf Bänken, trinkend oder Würfel ſpielend. Andere gehen auf und ab und unterhalten ſich über Geſchäfte. Kellner bedienen mit Anſtand und Höflichkeit. Die ganze Scene darf nichts Ruhendes haben, ſondern muß gleich mit Aufgehen des Vorhangs ein lebendes, laut bewegtes Bild zeigen, das man hinter den Couliſſen noch fortgeſetzt denkt. Dies rtge Treiben dauert auch während der Handlung fort.

Gäſte, Kellner, Ausrufer, Poſtbote.

Poſtbote

(tritt durch die Mittelthür und ertheilt in großer Geſchäftigkeit auf jeden Tiſch größere Zettel, dabei ſehr laut rufend:)

Die Poſt aus den Colonieen! Süd-Wales! Florida!

(von Tiſch zu Tiſch) Virginien, Kentucky, vom Cap, hier

Meteren. Ihm schließt sich ein deutscher Reisender, Paul Hentzner, mit gewiß sehr ähnlichen und seinem Wesen schmeichelhaften Aeußerungen über die Intrigen in alten Tagen an.

Meteren, der längere Zeit unter ihnen gelebt hatte, schreibt:

„Die Engländer sind sehr geschickte, schöne und wohlgebaute Leute, roth, wie alle Inselbewohner, schwach und zart. Da sie fast alle, besonders die Frauen, sich für schön halten, schützen sie, sogar die Bauerfrauen, ihren Teint durch Schleier und Fächer vor der Sonne, wie es in Deutschland und den Niederlanden nur die Großfrauen zu thun pflegen. Als Nation sind sie hochherzig, heftig, eitel, grausam im Kriege, beherzt im Angriff, den Tod nicht fürchtend, zwar nicht rachsüchtig, aber wankelmüthig, eingebildet, rasch, prahlerisch, betrugreich, sehr mißtrauisch, besonders Fremden gegenüber, die sie zumeist verachten. Sie sind voll höflicher und gleißnerischer Worte und Bewegungen, die sie an die Stelle der guten Manieren, der Artigkeit und Weisheit setzen. Sie besitzen die Gabe der Rede und sind sehr gastfrei. Sie nähren sich gut, hauptsächlich von Fleisch, welches trotzdem infolge des regnerischen Klimas und der üppigen Eigenschaft des Futters nicht so fett und saftig als das Fleisch in Frankreich oder den Niederlanden schmeckt. Das Volk ist bei weitem nicht so arbeitsam als das französische oder holländische, und liebt es vielmehr, gleich den Spaniern, ein müßiges Leben zu führen. Deshalb sind auch die schwierigsten Handwerke den Fremden übergeben. Sie ziehen Schafe, der feinen Wolle wegen, aus der sie vor zwei Jahren Tuch zu verfertigen lernten. Sie halten sich viele fette Thiere und wilde Thiere zu ihrer Unterhaltung, anstatt Ackerbau zu treiben. Obwol sie viele Schafe besitzen, können sie trotzdem nicht genug Käse zu ihrem eigenen Bedarf fangen, sondern kaufen sie von ihren Nachbarn. Ihre Kleidung ist sehr zierlich. Sie tragen leichte und kostbare Stoffe, sind aber sehr veränderlich und launenhaft, indem sie, sowol Frauen als Männer, ihre Moden jedes Jahr wechseln. Wenn sie sich vom Hause entfernen und auf Reisen gehen, nehmen sie, im Gegensatz zu andern Nationen, stets ihre besten Kleider. Die englische Sprache ist ein gebrochenes Holländisch, untermischt mit französischen und britischen Ausdrücken und Worten. Die Aussprache ist jedoch eine leichtere. Sie sprechen nicht aus der Brust wie die Deutschen, sondern plaudern nur mit der Zunge (prattle with the tongue).

„Was nun die Frauen betrifft", fährt Meteren fort, „so sind diese in der vollen Gewalt der Männer, ausgenommen wenn es sich um Tod oder Leben handelt. Dennoch hält man sie nicht so streng als in Spanien oder anderswo. Sie werden nicht eingesperrt und gleich den Niederländerinnen oder andern benachbarten Nationen genießen sie in ihrem Hauswesen die volle Freiheit. Sie kleiden sich in helle Farben, pflegen ihrer Bequemlichkeit, lassen alle Arbeit den Mägden und lieben es, vor ihren Thüren in schöner Tracht zu sitzen, um zu sehen und gesehen zu werden. Bei Banketten und Gelagen erweist man ihnen die größte Ehre; sie nehmen den ersten Platz ein und werden zuerst bedient. Ihre Zeit bringen sie mit Reiten, Spazierengehen, Kartenspielen und dem üblichen Klatsch zu, wenn sie sich bei den Wöchnerinnen, Taufreden, dem Kirchengehen oder einer Leichenfeier begegnen; da dieses Landessitte ist, geben der Männer ihre Zustimmung. Dennoch empfehlen sie den Fleiß und die sorgsamen Gewohnheiten der deutschen und niederländischen Frauen, die jene Arbeit thun, welche in England den Männern zukommt. Deshalb wird England das Paradies der verheiratheten Frauen genannt, denn die jungen Mädchen werden viel strenger als auf dem Continent gehalten. Die Frauen sind schön, weiß, gut gekleidet und bescheiden, obwol sie sich auf der Straße nicht ohne Kopfbedeckung oder Schleier sehen lassen. Die Ehefrauen haben in letzter Zeit gelernt, ihr Gesicht mit einer feinen Karte oder Halblarve zu bedecken, wozu als Kopfschmuck eine Feder dient; doch ändern sie zur Verwunderung vieler ihre Moden jedes Jahr."

Passen nicht diese Schilderungen auch noch auf unsere Engländerinnen, wie sie die Reisenden und zu Tausenden gebiert, bis auf ein Haar?

Paul Hentzner, der um dieselbe Zeit seine Beobachtungen machte, spricht sich in folgender Weise aus:

„Die Engländer sind ernst, lieben aber wie die Deutschen alles Gepränge und lassen sich überall von einem Schwarm Diener begleiten, welche ihrer Herren Wappen in Silber auf dem linken Aermel gestickt tragen und der kurzen Schleppen wegen, die über ihren Rücken hängen, ausgelacht werden. Die Engländer, thätig und lebhaft, sind sehr geschickt im Tanz und — Mord (!), trotzdem sie stärker und kräftiger gebaut sind als die Deutschen. Sie schneiden ihr Haar kurz an der Stirn und lassen es an den Seiten herabhängen. Sie sind gute Seeleute und noch bessere Piraten, listig, verrätherisch und diebisch. Mehr als 300 werden jährlich in London aufgehängt. Kastenberge ist die Lieblingsjagd des Adels. Beim Essen benehmen sich die Engländer artiger als die Franzosen, sie verschlingen weniger Brot, doch mehr Fleisch, welches sie vortrefflich zu braten verstehen. Sie thun viel Zucker in ihr Getränk. Ihre Betten, selbst die der Pächter, sind mit Teppichen bedeckt. Im Felde mächtig, gegen ihre Feinde erfolgreich, ungeduldig über alles, was der Ehrsucht gleichkommt, lieben sie heftigen, ohrenbetäubenden Lärm, z. B. Kanonenschüsse, Trommelschlagen und Glockenläuten, so geschieht es, daß, wenn eine Gesellschaft von ihnen ein Glas zu viel über den Durst getrunken, sie zu dem ersten besten Glockenthurm läuft und aus bloßem Vergnügen eine Stunde lang an den Glockensträngen zieht. Sehen sie einen besonders hübschen oder auffallenden Ausländer, dann sagen sie: „Wie schade, daß er kein Engländer ist!"

„Sind schon die drei angeführten Charakterzüge ihrer Eigenthümlichkeit und nicht bedeutenden Abweichung vom jetzigen englischen Typus bemerkenswerth, so ist folgende Aeußerung Paul Heyse's Erstaunen in hohem Grade bekundend:

„In den Theatern und überall sonst rauchen Engländer fortwährend Tabak in folgender Weise: Sie bringen dazu eigene Thonpfeifen mit einem derartigen Kopf. In diesen Köpfen ist der Tabak, zünden ihn an, ziehen den Rauch mit dem Mund ein und lassen ihn bei den Nasenlöchern wieder heraus, gleich Rauchfängen, und so immer fort."

Jetzt steht es in England, was die Etikette den Theatern betrifft, anders, aber — wohin sind die Deutschen gekommen? Unsere Rauchcoupés auf Eisenbahnen und in den Omnibus legen nur zu sehr das Zeugniß ab, daß in den letzten vierzehnten Jahrhundert diese Gewohnheit die größten Fortschritte gemacht hat und die Schüler die alten Meister übertreffen.

Das politische Testament Ludwig's XIV.

Sind die Blätter echt, die Martin Georg (Wien, Armarolli u. Dittmarsch, 1862) in der Absicht veröffentlicht, um die seit Jahrhunderten in Frankreich lebenden Bemühungen zu kennzeichnen, welche nur dahin gehen, hauptsächlich Oesterreich zu zerspalten, zu schwächen, wo möglich zu Fall zu bringen?

Ludwig XIV. richtete, heißt es, diese Blätter im Manuscript an seinen Sohn, theils in der Absicht, ihm sein Verfahren, seine Pläne kund zu geben, theils auch Regeln und Gesetze aufzustellen, die ein Herrscher im allgemeinen befolgen soll. Begegnen wir einer Seite in diesen aus den Jahren 1661, 1662, 1666, 1667 und 1668 datirenden Aufzeichnungen einem bewundernswerthen Scharfsinn, tiefer Einsicht, Sicherheit und einem großartigen Ueberblick, möchten wir doch das ganze Testament „eine Anleitung zur Perfidie" nennen, welches Wort, wie Goethe sagt, im Deutschen keine Uebertragung gefunden, so wie die Franzosen unser „Gemüth" und unser „Sehnsucht" nicht zu übertragen verstehen, ohne es mit darum sagen wollen, daß ihnen die entsprechende Herzensgabe mangelte.

Die Absicht des Herausgebers spricht sich in den beigefügten Noten aus. Er will die Aehnlichkeit der Maximen des Ehrgeizes und der Vergrößerungssucht mit der Politik Napoleon's III. nachweisen. Wir wollen einige Stellen anführen, die uns heute so prägnant und charakteristisch erschienen sind.

Bezüglich einiger treffenden und passenden Einrichtungen, die dem König allgemeine Anerkennung errangen, bemerkt er: „Die Gelegenheit kommt mir erwünscht, mein Sohn, Euch zu sagen, daß es mit dem Ruf seiner eigene Bewandtniß hat. Es ist sehr schwierig, sich davon nicht blenden zu lassen. Auf der Höhe, wo wir stehen, braucht es heller Augen, um die, welche uns schmeicheln, von jenen zu unterscheiden, die uns bewundern. Nur selten spricht in dieser Beziehung die eigentliche Meinung unserer Umgebung laut, es gibt ein sicheres Mittel, aus allem, was sie zu unserm Lobe vorbringen, Vortheil zu ziehen: wir brauchen nur uns selbst und selbst zu fragen, ob wir solches Lob verdienen. Dann scheint mir es nicht vermessen, wenn wir es (je nach der Gemüthsbeschaffenheit derer, von denen es kam) für bestimmten Tadel eines Fehlers nehmen, den zu bessern und dann abzulegen, oder für eine treffende Ermahnung, eine Tugend uns anzueignen, die uns fehlt. Sogar auch dann, wenn wir das gespendete Lob für verdient halten, sollen wir uns nicht schwachmüthig dabei beruhigen, sondern es als Ansporn empfinden und neue Lobeserhebungen zu verdienen trachten. Denn es ist überhaupt nur drei Wegen, worin man hochbegabte Geister von den mittelmäßigen am besten unterscheiden kann, wenn man sieht, wie jeglicher, entzückt vom süßen Laut des Beifalls, sich mühsamen Bestrebungen überlassen, indem sie genug gethan zu haben wähnen, während sie andern, von steter gleichem Drange sich vervollkommnen beseelt, nie ganz zufrieden mit sich selber sind, jeden Nahrung, welche man ihrem Mut in ihnen anfacht, nur die Flamme um so höher lodern läßt. In dieser Weise, mein Sohn, will der Ruhm geübt sein. Der heiße Drang nach ihm ist keine von den Leidenschaften, welche der Prinz ablegt. Seine Gemüthsbewegungen, die man durch Anstrengung zu ersticken sucht, ergeben niemals Ueberdruß, und wer nicht nach neuem verlangt, ist der bisher erhaltenen unwerth."

Ein anderes mal bemerkenswerth bei so vielen Neuerungen gewiß beachtenswerthe Maximen für Einigung eines Reichs und sagt: „Darüber darf kein Zweifel herrschen, daß nichts mit solcher Sicherheit das Glück und die Ruhe der Unterthanen herstellt als die vollständige Vereinigung aller Gewalt in der Hand des Regenten. Aus der Theilung entsteht immer großes Unglück. Mögen nun die abgetrennten Stücke sich in der Hand einzelner oder einer Körperschaft befinden, stets wird ein unruhiger Zustand sich daraus ergeben. Der König ist berufen, die Theile zusammenzuhalten. Er kann die Zerstückelung nicht zugeben, ohne sich zum Mitschuldigen der zahllosen Unordnungen zu machen, welche daraus hervorgehen."

Oesterreich betreffend, heißt es: „Ich begnüge mich keineswegs damit, die Eitelkeit des Kaisers zu bemüthigen, sondern suche sein Ansehen mehr und mehr zu untergraben und den Einfluß zu beseitigen, welchen das Haus Oesterreich seit zwei Jahrhunderten über Deutschland ausübt."

Ein Mißjahr und die daraus erwachte allgemeine Noth ließ den König bedeutende, weit eingreifende Maßregeln treffen, deren Ausführung abzuleiten. Bezüglich dieser von ihm ausgehenden Hülfe bemerkt er: „In der Weltordnung brachten wir kaum den regelrechten Lauf der Sonne, die uns nicht ein außerordentliches

Verlangen eine Störung in der gewohnten Ordnung zu Betrachtungen darüber zwingt. Ebenso geht's im Staat. Solange das Gemeinwesen arbeitet, denkt niemand an den Segen, welcher von der höchsten Gewalt ausgeht, und man benutzet nur die Krone um ihre Prügelstumpen. Der Mensch ist von Natur beharrlich und mag nicht eher begreifen, weshalb ein anderes höher stehen soll denn er, als bis die Noth ihm solche Erkenntniß beibringt. Sobald indessen eine regelmäßige und dauernde Abhülfe eingetreten, macht die Gewohnheit ihn wiederum stumpf gegen solche Einsicht, bis außerordentliche Mißgriffe ihn abermals daran mahnen, daß er, wenn es seine Regierung gäbe, seinen Schutz für Leben und Eigenthum genießen, seine Zuflucht im Gesetz finden würde. Dann lernt er wieder den Gehorsam in derselben Weise schätzen, in welchem er die eigene Sicherheit sieht."

Bei der Erwerbung von Dünkirchen und Lothringen entwickelte der König ein bedeutendes Talent für Geschäfte, wobei er eine halbe Million durch eine wohlangebrachte List gewann. Er sagt dabei seinem Sohn: „Wundert Euch nicht, wenn ich so oft Euch ermahne, zu arbeiten, alles zu sehen, zu hören, zu kennen. Ich bedarf nur ich bereits gesagt, ein merklicher Unterschied zwischen allgemeinen Kenntnissen, die meistens nur dienen, um von den Dingen reden zu können, und den Besonderheiten, woran man beim Handeln sich zu halten hat. Allgemeine Grundsätze haben gewöhnliche Geister eben nur irre, die Dinge pflegen nicht so zu sein, wie sie sein sollten. Die Tugend hält sich an allgemeine Regeln, um nicht sündigen, nicht handeln zu müssen. Der Klug sucht die besonderen Umstände zu ergründen, um sich danach zu richten. Man richtet niemals etwas Außerordentliches, Großes und Schönes aus, wenn man nicht mehr und besser darüber nachdenkt als andere Leute."

Diese wenigen Citate mögen genügen, um den Charakter der merkwürdigen Aufzeichnungen zu erkennen.

Wir erlauben uns nur die Bemerkung, daß wir bei den vielfach angelegten Plänen, Unterhandlungen, Verträgen, Kriegs- und Friedensschlüssen, welche den König beschäftigen, unsere Verwunderung für ein Lebens nicht unterdrücken können, daß sich noch so viel Zeit lassen konnte, um seinen weitverzweigten — Liebeshändeln zu genügen. Daß diese Aufzeichnungen, wenn sie echt sind, von irgendeiner staatsmännischen oder brüderlichen Hand überarbeitet worden sind, unterliegt seinem Zweifel.

Neue Gedichte.

I.

Auf die Frage der Gegenwart findet der bekannte Freiligrath'sche Ausspruch, daß die Flamme der Dichtung ein Kind, ihr Mund ein Kaiserkelch sei, wenig Anwendung. Zerrissenheit? Nun ja, das zerrissene Vaterland wird bringen. Sonst ist die Kluft zwischen den kritischen Verdammungen der „Glaubensfreiheit" so groß, daß die guten Dichterkünstler heutigentags nur in Natur, Liebe, Leben machen und möglichst nach Frische und wiederum nach Frische streben.

Einer der Vertreter dieser friedlichen Richtung ist Julius Sturm, der wohlbekannte „fromme" Sänger, wie er sich selbst nennt, dessen neueste Liedergabe: „Aus dem Hain" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862), „reich an Gemüth, wie es nur dem Deutschen eigen", und „innig" ist. Der Dichter führt uns in „Feld und Wald", deutet auf das frühlingsgrüne Gewand der Linde, läßt uns den immergrünen Trost der Tanne vernehmen, die sich, bleibt auch Alles nur dunkel ihr grünes Kleid, ihrer Pracht schmückt, der lichtgrünen Spitzen, erfreut, jubelt dem schlauen Kukuk zu, tröstet den verstoßenen Sperling und nöthigt uns, in den Kahn zu steigen, damit wir, und der „heilig stillen Nacht" ertönend, den blinkenden Schnee schauen, der, vom Mondenstrahl beglänzt, von den Alpen in den tiefen See leuchtet: „Gott mit euch, ihr stillen Höh'n! Abwärts geht mein Weg ins Thal." Die Gattin, die Kinder winken dem Dichter wieder nach Altenburg zurück; freudestrahlenden Antlitzes betritt er sein Häuschen, schleicht zum Lager des schlummernden Knaben, der, mit Frieden übergossen, sanft auf weichem Flaume ruht, naht dann der Wiege und betet, auf daß in Schlaf versunkene Söhnchen blickend: „Gott laß dich sehn, gekrönt mit Siege, ein einig großes Vaterland!" Das kommt denn, so im Schlaf, gespenstisch noch mit: Unser Sänger überblickt auch wol die Blätter des Historienbuches, singt vom Herzog Rudolf von Schwaben, von Wolfgang, dem Fürsten zu Anhalt, führt uns Konrad den Großen, Plamentich sogar und den Kaiser Maximilian vor und erzählt in einer Legende, wie ein kleines Vöglein des Doctor Luther Lehrer ward. Fast aber scheint's, als behagten dem Sänger des Hauses die Gestalten der Geschichte weniger. Denn auch neue kehrt er aus dem Weltsturm zum „Herde" zurück und stimmt wieder seine „traulichen Weisen" an. Zum „Himmel jauchzt" er dann empor, preisend Ihn und alles, was Er geschaffen hat; aber niemals tritt er uns entgegen zum Lobe berufen, denn nichts vermag seinen „frommen" Sinn zu beleidigen, weil jeder Herzschlag in ihm den Gedanken hervorruft: Ueber der wohnt ja u. s. w. Dieses frei Aufsichhinschauen, diese Ruhe auch zu einer Stunde, wo andere Ihnen die übrige Menschheit bewegen, hat in den Augen Vieler, die heutigestags noch Gedichte kaufen, Bücher, junge Gattinnen u. s. w., großen Werth und so wird diese neueste Liedergabe eine willkommene und rasch vergriffene sein.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Ein Brief aus London — Die Reise der „Arcona“ (Schluß) — Neue Erfindungen — Berliner Klassenverband — Briefwechsel.

Ein Brief aus London.

— — Einen sehr komischen Eindruck bringen auf Ausländer die in den Tagesblättern erscheinenden wiederholten liebentlichen Bitten um einen abgekürzten Gottesdienst hervor. Soviel wir bemerkt haben, machte Charles Dickens in seinem Blatt „All the year round“ (Das ganze Jahr hindurch), damit den Anfang. In demselben läßt sich „eine Stimme aus dem Kirchstuhl“ hören und trägt diese Bitte im Namen der unter der Länge des englischen Gottesdienstes leidenden und seufzenden Laienwelt in sarkastischer Weise vor. Diese „Stimme“ beklagt sich „mit aller Ehrfurcht gegen den eingeführten Gottesdienst“, daß die Wohlthat des Tags der Ruhe ihnen durch denselben so sehr verkürzt werde und stellt die Hoffnung in Aussicht: 1) daß für den Fall eines veränderten Gottesdienstes, in dem die ewigen Wiederholungen“ wegblieben, manche Männer von sanguinischem, nervösem Temperament, denen das Kirchgehen jetzt ganz unmöglich ist, weil sie in fünf Minuten mehr leben als andere in ebenso viel Stunden, sich dann wieder dazu entschließen würden; 2) daß die Geistlichen durch die erhöhte Abkürzung in den Stand gesetzt werden würden, mehr Fleiß auf ihren Vortrag zu verwenden, und 3) daß die Annahme eines neuen kirchlichen Systems den Segen zur Folge haben werde, daß die Kirche der nächsten Generation nicht mehr wie der jetzigen eine leidende und Zwangsanstalt sei.

Diese „Stimme aus dem Kirchstuhl“, die manches aussprach, was wirklich viele Laienohren hören möchten, ohne den Mut zu haben, es ehrlich zu bekennen, ist jetzt andern die Zunge und die Klagen über denselben Gegenstand erscheinen in der „Times“ und den andern Tagesblättern, meistens in Briefform. Den Predigern wird erklärt, daß 25 Minuten die längste Zeit ist, die man ihnen für ihre Predigt gewähren will, und daß nicht die Stärke ist von flüchtigen Salven im Stande ist, die Zuhörer wach und frisch zu erhalten, wenn der Gottesdienst nicht abgekürzt wird.

Und trotz alledem nennen sie diese Kirchgehen „religiöse Handlungen“, sehen auf diejenigen, die den Sonntagmorgen oder gar den ganzen Sonntag im Park oder in Feld und Wald zubringen, mit Geringschätzung und suchen diese armen, irregeleiteten durch gute und schlechte Mittel für ihre Zwangs- und Leidenskanstalt zu gewinnen.

Seitdem die Ausstellung so viele Fremde herzieht, ist das Verbreiten von Traktätchen sehr Mode, besonders beschäftigen sich die Damen damit. Sie fliegen in die Omnibus, nur um jedem im Wagen ein solches Traktätchen in die Hand zu drücken, versäumen aber auch nie, dem Conducteur eins mit der Bezahlung einzuhändigen. Die meisten dieser überaus satt- und frattelein Blätter fliegen ungelesen wieder zum Wagen hinaus — selten aber gar nicht angenommen werden. Das wäre ehrlicher.

Unter den vielen Fremden, die jetzt London mit ihrer Gegenwart beehren, befinden sich auch die Söhne Ludwig Philipp's, Herzog von Aumale, Prinz von Joinville und noch einige Mitglieder jener exilirten Königsfamilie. Der Herzog von Aumale, der Schrecken des Prinzen Napoleon, bewohnt das schöne Haus im Hollandspark, das einst von Adelen bewohnt wurde, und läßt Einladungen an alle Franzosen ergehen, die in London anwesend sind. Bei vielen gestrigen Ärzten, die in den Nachmittagsstunden Visitenkarten, promenirten die Söhne im Park oder sahen sich die Kunstschätze in dem alten, schönen Hause an. Die Begünstigten werden vom Herzog selbst geführt. Derselbe besitzt bekanntlich ein sehr großes Vermögen und während der Graf von Paris in Amerika als Adjutant des Generals Mac Lean seine ersten Waffenthaten verrichtet und sich dadurch die Neigung der Franzosen zu gewinnen sucht, während andere Mitglieder der Orleans'schen Familie in Spanien Militärdienste thun, wirbt der Herzog von Aumale auf ebenangeführte Weise um Freunde und Anhänger. Bisher war es Sitte, daß alle Besuche in Claremont (der gewöhnliche Aufenthalt der exilirten Familie) ihre Namen in ein dazu bestimmtes Buch trugen. Jetzt ist es dahin geändert, daß man seine Karte oder auch nur seinen auf ein Stückchen Papier geschriebenen Namen dem Portier gibt. Die Prinzen Napoleon's haben somit nicht mehr so leichte Arbeit.

Die japanesischen Gesandten, die zur Ausstellung hier sind, bedauern es unendlich, nicht bei der Königin Audienz zu bekommen und müssen sich mit Gesellschaften bei Lord John Russell und andern hohen Würdenträgern begnügen. Sie sind durch ihren sonderbaren Anzug, ihre breitrandigen Strohhüte aber noch mehr durch ihre naive Unbefangenheit, mit der sie z. B. unaufgefordert sich alle Zimmer ansehen gehen, wenn sie von einem Diner aufstehen, der Gegenstand allgemeiner Verwunderung. Zuerst ziehen sie sich mit ihren Pfeifen in ein Nebenzimmer zurück und bitten ihren jedesmaligen Wirth, sie dort allein zu lassen, haben

sie ein Weilchen gesucht, denn sieben sie auf und können unbefangen jede Thür, deren sie ansichtig werden. In einer dieser Gesellschaften erklärte der eine, der etwas englisch sprechen kann und sich daher nicht, wie seine Begleiter, des Dolmetschers bedient, daß sie die englischen Damenanzüge geschmackvoller finden würden, wenn sie kürzer und höher wären, und daß die Japanesinnen wie fremde Herren so anstarren, als ihnen lieb, zu ihrem großen Unbehagen, von den englischen Damen geboten. Es ist wahr, sie werden so belästigt, daß die Anzeigung getroffen ist, sobald sich die Herren Japanesen in der Ausstellung zeigen, zwei Polizeimänner sich in ihrer Nähe aufhalten müssen, um das neugierige Publikum etwas fern zu halten. Uebrigens machen sie allen, die mit ihnen gesprochen haben, den Eindruck gebildeter Männer; nur haben sie die Schwäche, bei allem, was sie sich ansehen sie viel wie möglich übersetzen sie das „Schauderhaft" ihrem begleitenden und Rettigen zuschreibenden Gefühle, die Bemerkung zu machen, daß sie das auch in Japan so eben noch besser haben.

Noch müssen wir unter den londoner Gästen der Signora Mario erwähnen, deren einer ihrer interessanten Vorlesungen wir beigewohnt haben. Für die wenigen weniger Kreis, denen diese Dame noch nicht bekannt ist, bemerken wir, daß sie eine geborene Engländerin und Jessie White hieß, als Garibaldi vor mehreren — es mögen wol acht Jahre her sein — ihre Bekanntschaft machte und seine Kinder bei ihr in Pension gab. Von sehr enthusiastischer Natur, entflammte die Bekanntschaft nicht allein dieses großen Patrioten, sondern auch die anderer edlerer Italiener die junge Dame so sehr, daß ihr ganzes Sinnen und Streben sich der Vereinigung Italiens zuwandte. Inwieweit sie es verschuldet haben mochte, wollen wir nicht, genug ist, daß sie als Miß White recht, gefangen genommen wurde und nur, wenn wir uns recht erinnern, auf Verwendung des englischen Gesandten wieder in Freiheit gesetzt wurde.*) Nach England zurückgekehrt, heirathete sie Signor Mario und als dessen Gattin begleitete sie die Garibaldi'sche Armee auf ihren Eroberungszügen und hat, nach dem Bericht der Augenzeugen, als Pflegerin der Kranken und Verwundeten Aehnliches wie Miß Nightingale geleistet, sich überhaupt heroisch aufopfernd gezeigt. Die Einheit Italiens, ihres Adoptiv-Vaterlandes, ist und bleibt der Gedanke, für den sie leben und sterben will. Jetzt gibt sie Vorlesungen, die den Zweck haben, Italien mehr und mehr die Sympathie Englands zu erwerben; sie war schon in Schottland und in den Provinzen und überall hat sie recht lebendige und interessante Schilderungen des italienischen Befreiungskrieges, von dem sie Augenzeugin war, gegeben. Mag man noch so sehr ein Gegner solcher Frauenvorlesungen sein — die Wärme derselben theilt sich mit: die ruhige und zugleich markige Art der Signora, sich auszudrücken, ist fern von Affectation und Leidenschaftlichkeit und wir scheiden mit einem Gefühl von Achtung von ihr. Den Hintergrund der Tribüne in St. James-Hall, von wo herab sie, umgeben von dem Comité für Italiens Einheit (The English Garibaldi-Italian-Unity-Committee), zu einer großen Versammlung sprach, bildeten drei Landkarten, welche der Rednerin zuweilen benutzte, um die Züge der Garibaldi'schen Truppen darauf zu bezeichnen. Drei waren Karten von Italien — Italien, wie es ehemals in Fürstenthümer parcellirt war — hier ein gelbes, dort ein blaues, rothes Fleckchen, und das neue Italien, nur durch Umrisse auf weißem Grunde angegeben, ein schwarzer Fleck bezeichnete Rom, ein zweiter Vorhang. „Das ist Italien, wie es jetzt ist!" sagte der Redner. „Die Helden haben es mit ihrem Blut roth gefärbt — es blieben nur noch jene beiden Flecken zurück!" Sie nannte Dante den ersten, der von einem Einigen Italien, mit Rom zur Hauptstadt, gesprochen, und erinnerte daran, daß noch im Jahre 1856 der Einheit Italiens wie einer Utopie gedacht sei, daß aber Lord Palmerston ebendaselbst in diesem Jahre gesagt hat: „Die fremde Soldateska muß Rom bald verlassen und damit wird die Einheit Italiens vollendet sein." „Und wer hat das Unerwartete zu Stande gebracht?" rufe sie vor. „Wer anders als jene, die in That und Wahrheit für eine Idee zu leben und zu sterben bereit waren! Ihnen mußte die Uebermacht weichen, die nur aus Söldnern bestand!" Was Mazzini gedacht, führte Garibaldi aus; und hat letzterer selbst ausgesprochen, so einmal, als Mazzini in seiner Gegenwart herabgesetzt wurde, sagte er: „Ich will nicht auf seine Kosten gerühmt werden, denn ich verdanke diesem großen Patrioten, Propheten und Seher alles!" Er ehrte die Saat und pflückte mich mit dem Lorbeerschwert!" Cavour's gedachte Signora Mario als großen Staatsmannes und Freundes seines Königs, führte aber als Beweis, wie wenig er die großen Pläne Garibaldi's zu fördern geneigt gewesen, die Thatsache an, daß er ihm für seinen Feldzug schwächliche, kranke, buckelige, kurz die untüchtigsten Soldaten gesandt hätte. „Und auch mit diesen siegte Garibaldi, denn auch diese begeisterte er für die große Idee des einigen Vaterlandes!" Wir wiederholen es, daß Signora Mario's Rede ihr Auditorium enthusiasmirte — nichtsdestoweniger verstand sie es, jeden eingelnen Gegenstand gerecht zu werden, und die Beschreibung, die sie uns von der Schlacht am Volturno gab, war die starke, ruhigste und zu gleicher Zeit die erschütterndste, die uns jemals von der Rednerbühne herab zu Theil geworden ist.

Nur noch einige Worte, die Ausstellung betreffend. Die französischen Aussteller waren so heftig erzürnt gegen die Commissionäre, die verlangten, daß auch alle Aussteller ein Billet für drei Guineen kaufen

*) Sollte sich nicht die auch textlich übereinstimmende Darstellung der Garibaldi-Memoiren sein, die auch in Franz von Newmarket's Roman „Unter den Roten" geschildert ist und kürzlich von der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" als Italienisches, wie sich von selbst versteht, gierlich hart mitgenommen wurde? D. Red.

sollten, wenn sie am Eröffnungstage Zutritt haben wollten, daß sie noch am Morgen der Eröffnung mit Zurücksetzung ihrer Waaren prahlten, ja man hörte die absurdesten Drohungen von Stürmen des Gebäudes u. s. w. War es dies oder die Erinnerung an die prachtvolle Einrichtung der pariser Ausstellung, auf der die englischen Ausstellier kein Entree bezahlten, kurz die Franzosen — und nur sie allein unter den Ausstellern — erhielten den Zutritt gratis, selbst die englischen Aussteller mußten Billets kaufen. Von jenem Tage an erschienen nun aber täglich Schmähartikel gegen England, geschrieben von französischen Federn, namentlich erregte die eines Mr. Alfred Arsolant (Isolent wird er von andern genannt) Aufmerksamkeit und die „Times" findet es für gut, einige derselben zu Nutz und Frommen Englands übersetzt in ihre Spalten aufzunehmen. Durch das Ueberstürzen der Sprache nicht allein, sondern auch durch häufige falsche Angaben, die noch auf große Unkenntniß des Landes und seiner Bewohner schließen lassen, verstehen sie ihr Fach, und man kann nicht umhin, dem Herrn Chevalier de Chatelain recht zu geben, der in einem öffentlichen Briefe vermittelnd auftritt und bei Gelegenheit der internationalen Ausstellung zum Verderben der internationalen Höflichkeit hetzt.

Die Reise der „Novara".

(Schluß.)

In Singapore traten auch die Reisenden zum ersten mal auf die so verderblich wirkende Manie des Opiumrauchens, dessen Einführung ein schiefes Licht auf die von Europa ausgehenden Civilisationsversuche wirft, besonders dem Kaiser von China gegenüber, der, als man ihm vor zwanzig Jahren den Vorschlag machte, auch den Opiumeinfuhr großen Gewinn zu ziehen, die denkwürdigen Worte sprach: „Ob ich wohl, ich kann die Einfuhr dieses tödtenden Giftes nicht hindern, gewinnsüchtige und verderbte Menschen werden aus Habgier oder Sinnlichkeit die Erfüllung meines Wunsches stets zu nichte machen, aber nichts wird mich bewegen, aus dem Leiden und dem Elende meines Volks Gewinn zu ziehen."

Unter den wenigen in Singapore residirenden Europäern herrscht viel geistige Regsamkeit. Die Gebrüder Logan redigiren zwei sehr tüchtige Journale: „Singapore-Free-Press" und „Journal of the Indian Archipel". Auch ein naturhistorisches Museum und eine werthvolle Bibliothek nebst einem schönen Lesezimmer beim die Ansiedelung. Vermerkt ist die Strafcolonie lebenslänglich deportirter Verbrecher, Convict-settlement. Die Forts, Batterien sind gut gehalten, beschützt und verpflegt. Die öffentlichen Bauten der Stadt werden größtentheils von diesen Sträflingen ausgeführt. Die meisten Inhaftirten sind Hindus und haben täglich einigemal in einem großen Teiche, wobei auf den Körper sehr wohlthätig wirkt und damals die günstige Folge hatte, daß sie trotz der argen Cholera-Epidemie nur die Kranke in der Kaserne befanden.

Die Verproviantirung der Fregatte ging rasch von Statten und zwar wurde sie von dem reichen und tüchtigen Ship-chandler, dem Chinesen Whampoa, besorgt, welcher auch die Reisenden in seine durch europäischen Comfort und chinesische Zierlichkeit ausgezeichnete Villa einlud und ihnen dort ein ganz im europäischen Stil gehaltenes Mittagsmahl bereiten ließ. Whampoa selbst brachte ganz geläufig in englischer Sprache seinen Toast aus und verschmähte dabei den Champagner Sherry keineswegs.

Ein Unfall betraf die Reisenden noch vor ihrer Abfahrt nach Batavia, ein Matrose Giorgio von einer Kiste auf das Verdeck und blieb todt. Auf der Kajüt selbst erkrankte und starb ein Schiffsjunge an der Cholera. Glücklicherweise ereignete sich kein zweiter Fall und die Fregatte, nachdem sie am 25. April zum dritten mal den Aequator durchschnitten, ankerte am 5. Mai wohlbehalten auf der Rhede von Batavia.

Wir werden auf die interessanten javanischen Eindrücke, welche in dem soeben erschienenen dritten Band der Reisebeschreibung mitgetheilt werden, gelegentlich zurückkommen.

Neue Goldregionen.

Ueber die neuerdings entdeckten Goldregionen in Britisch-Columbia im nordwestlichen Amerika gibt ein Reisender, der in den letztvergangenen Monaten Victoria besuchte, nachfolgende Mittheilungen:

Die Hauptstadt der Kolonie, Neu-Westminster, ist auf einer Strecke von 800 Meilen, von seinen Quellen in den Rocky-Mountains bis 45 Meilen oberhalb seiner Mündung, schiffbar, ebenso ein 200 Meilen langer Nebenfluß und die meisten seiner 50 Nebenflüsse. Das Gold findet sich sowohl in den Bächen wie an den Ufern. In vielen Strecken beider Flüsse, und namentlich des Fraserflusses selbst, lassen sich auf weiten Strecken am Flußufer befindliche Terrassen bis, von denen manche weit von den Ufern zurücktreten und eine Aufeinanderfolge von sechs Goldschichten bilden, nicht selten auch in drei abwechselnden Hochebenen entsprechen. Alle diese von den Geologen „Drift" genannte Terrassen enthalten ebenfalls Gold, das namentlich der „Bar Diggings" viel leichter und wohlfeiler gewonnen wird als in Australien oder Californien, weil es hier nirgends an Wasser fehlt.

Hundert Meilen oberhalb der Frasermündung führt eine Straße von 60 Meilen nach Süden auf Yale zu, der Hauptstadt, an welchem ungefähr 1500 Chinesen Gold graben. Siebzig Meilen weiter nach Süden liegt der Ort Lytton, 80—100 Meilen weiter Clinton mit Niederlassungen französischer Canadier. Von den 19 Minen, welche in Betrieb standen, sind 7 goldhaltig. Nach nordöstlicher Richtung hin, 150 Meilen von Fort Hope und 200 in der amerikanischen Provinz, ist der Rock-Creek gelegen, wo ein großer Zufluß von Arbeitern, namentlich Chinesen, war, die per Tag durchschnittlich 7, manchmal aber 100 Dollars gewannen. Von den Chinesen, denen der strenge Winter in Columbien sehr beschwerlich

wird, gehen viele im Frühjahr nach dem mittlern Gebirgszug, um im Frühjahr zurückzukehren.

Im Norden, im sogenannten Felsengebirge, ist der breite, zwischen hohen Felsenmauern tief dahinbrausende und nach einem sehr gewundenen Lauf von 100 Miles etwa 75 Miles oberhalb Fort Hope in den Fraser mündende Thompsons-River gelthaltig. Gewiß lassen Nebenflüsse, namentlich der fruchtbares Adriaut durchströmende, den Abzug von neun Seen bildende Bonaparte-River und der vielverzweigte wilde mit verschiedenen nicht unbedeutenden Zuflüssen versehene North-River, an welchen Mündung Fort Langley liegt, bei den Gelbeinbedingungen ein für den Goldhandel höchst wichtiger und einträglicher Boden der Hudsonsbay-Gesellschaft. Am North-River sind die Minen erst in der Mündungsgegend thätig gewesen und hatten weiter aufwärts zu Anfang dieses Jahres noch nicht einmal „prospected". Weiter landeinwärts erstreckt sich, in einer Ausdehnung von 80 Miles von Süden nach Norden und 100 Miles von Osten nach Westen, ein hohes Tafelland, ohne Waldung, aber mit einzelnen Baumgruppen und Buschwerken. Die Oberhauer in Britisch-Columbien ist hier das Klima gesund, im Winter kalt, im Sommer trocken, obschon schon durch die Moskitos im höchsten Grade belästigt.

Von dem vorerwähnten Fort Langley, 100 Miles in gerader Linie nach Westen, liegt am Fraserstrom die neue Stadt Fallcouver. Hier vereinigen sich die beiden großen Wasserstraßen, die von der Küstenmündung nach dem Innern führen, nachdem die eine am Simon bis, aber Fort Hope, Hale und Yarrow 220 Miles, die andere durch das Harrisonthal und die Kette der Fallcouverseen endlich 250 Miles zurückgelegt hat. Auf der letztern Route haben mehrere Dampfer auf Seen und Flüssen und auf manchen Strecken auch Portschaften. Wenige Miles oberhalb der Stadt, an der Mündung, wo der Pringle-River in den Fraser mündet, ist schon dem Gold auch Kupfer gefunden worden. Von Fallcouver bis zu den nächsten Goldgruben in Cariboo sind 200 Miles.

Etwas unterhalb des 50. Breitengrades nimmt der Fraser den Quesnelle-River auf, dessen beide Arme, an deren Vereinigung die Stadt Ile Aerlé et Quesnelle liegt, sehr goldhaltig sind. Der Minen erwerben hier an einem Arbeitstag durchschnittlich eine Unze Gold. Von diesem Punkt aus, wo die Nachgrabungen begannen, wurden die Goldgruben von Cariboo, die reichsten des ganzen Landes, entdeckt.

Cariboo ist ein Distrikt in der Goldregion, die von der Südgrenze Britisch-Columbias, 49 Grad nördl. Br., das Land in nordwestlicher Richtung durchzieht und nach Norden hin aber dasselbe hinausreicht. Diese Goldregion, welche die Wasserscheide für das große Stromgebiet des Fraser bildet, setzen sie auf der andern Seite liegenden Gewässer in den Columbia-River fallen, ist in manchen Theilen sehr rauh, läuft parallel mit den Rocky-Mountains und führt, von Süden nach Norden, die Namen Snowy-Mountains, Bald-Mountains und Peall-Mountains. Sie ist auf einer Strecke von 600 Miles als goldhaltig erkannt worden; namentlich hat man an ihrem Westabhange vom Red-River im Süden bis nach Cariboo im Norden überall goldes und feines Gold gefunden. Am Williams-Creek beschäftigen sich Ueberhaupt mit Hülfe von vier genannten Minen einen Claim von 80 Fuß Länge und 25 Fuß Breite, in blauen Thon 8—10 Fuß tief und hatten nach genauen Schätzungen für 100000 Dollars Gold in Händen. Nachdem ihnen bereits letzten Arbeitstage war 6000 bis 6953 Dollars. Diese und andere fabelhaft klingende Angaben sind amtlichen Berichten des Colonialgouverneurs von Britisch-Columbia über den Goldertrag des Landes entnommen.

Berliner Fleischverbrauch.

*** Statistische Nachweise ergeben das schlimme Resultat, daß im vorigen Jahre die Berliner Zufuhr von Rindvieh um 752 Stück, der Schweinen um 9928 und der Hammel sogar um 7438 Stück verringert, hingegen die der Kälber um 2984 Stück vermehrt hatte. Der Jahresbedarf der Stadt betrug in 44936 Rindern, 57851 Kälbern, 139428 Schweinen und 229749 Hammeln. Der Ueberschuß lieferte in den ersten Monaten des Jahres 1861 den Nachweis, daß, wenn nicht übergroße Zufuhr für die Preise sorgten, die Metzgergesellen hätten Preise einen Rückgang erleiden haben würden, da nur den Bedarf der hiesigen Schlächter überstieg. Die Zufuhr dauerte bis in den Juli hinein und die Preise gingen in die Höhe, sodaß für beste Waare 22 Thaler für 100 Pfund lebend Gewicht gezahlt wurden. Nach der Provinz Sachsen geht viel Material auf der Eisenbahn nach Düsseldorf; dort kauft der mit dem poetischen Namen „Metzger" bezeichnete Schlächter dasselbe als Ware für seinen Schlächtern.

Der Rückgang im Verbrauch von Rind-, Kalb- und Hammelfleisch mag seinen Grund darin haben, daß in der Lebensmittelfrage mit der Kraft- und Stoffmolekülen, d. h. vom übermäßigen Werthlegen auf das Essen, zurückgekommen wurde.

Briefwechsel.

Eine längere Abhandlung von Meimar hat den Empfänger, der ungenügenden ungelassenen politischen Gründe wegen zu entsagen. Andere bemerken uns:

— M. A. in Dresden. Die erhaltenen Sendungen haben hoffentlich noch gleichen Interesse.

— A. W. in Paris. Antwort erfolgt.

— L. N. in Bromberg. Brief mehr Details!

— C. E. in Breslau. „Anzeigeblatt" fehlen und auf Wunsch.

— J. P. M. in Kopenhagen. Neben Dorfen erhalten.

— J. G. in Stuttgart. Bitten zu schnell erhalten.

— H. J. in Berlin. Daß wir Stande auf die „Kunst und Wissenschaft" betreffende Stelle in der Diskussion seiner Redaktion, mag nur dann seinen Grund haben, daß sie den wiederum kommenden Verhältnissen überhaupt kein redaktionelles Interesse.

— A. N. in Königsberg. Auf Ihre uns mehrere andere Briefe in Betreff der von uns so „Gartenlaube" vorgeschlagenen Beiträge und Verbindungen mit Ihnen Herrn über die Form seiner Abfassung von unsern Theilen an die Schriftleitung bemerken verlangt, und meinten, die Billigung der Gesammtausgabe Schriftleitung nicht gefunden haben, und uns schwerlich veranlaßt zu betrachten Correspondenzen oder Zusendungen treten konnten.

(Ausgegeben am 26. Juni 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 27.** Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Lerne entbehren. Mittheilungen aus einem Hallig-Leben I—IV. — Ein englischer Wettrennen. Von Gustav Kühne. — Marie de Rabutin. — Ein russischer Polizeistaat. — Dramatische Literatur V. — Neue Gedichte VI. — **Neues aus der Welt**

Lerne entbehren.

Mittheilungen aus einem Hallig-Leben.

Wenn du, liebe Leserin, aus Träumen von Glück durch eine Wirklichkeit geweckt wirst, die nicht jede deiner Hoffnungen erfüllen kann, so vergleiche das, was du besitzen, mit dem, was andere entbehren, und frage dich, ob du noch murren darfst! Die Hand, die dich zum Altar führte, geleitete dich in ein Leben voll Mühen und Pflichten. Diese erwartetest du nicht? Ihnen, wie wenig weißt du zu schätzen, was du an deinem Hause und Herde besitzest, an deinen Kindern, an den Mitteln, sie erziehen zu können, an Gelegenheiten, die eine Freude und Erholung zu gönnen! Denke du die junge Frau eines Pfarrers, die ihrem hochgebildeten, ihr seit lange mit den glücklichsten Hoffnungen verlobten Gatten auf eine einsame Insel folgen muß, wo sie, abgeschnitten vom Verkehr mit der Welt, nur unter den Gefahren der Entbehrung und ihrer Liebe lebt! Diese Lage wäre selten und würde schwerlich auch überstanden ohne den Reiz der Abwechslung? Lies die nachfolgenden Blätter aus dem Briefwechsel einer Frau, die sich auf eins der kleinen Eilande verheirathete, die an der Westküste Hollands liegen! Die Bewohner des Festlandes in Holland kennen sie als die kleinen Punkte, die man ihnen auf dem Meeresspiegel zeigt und Hallige nennt. Manche unter vielen Inselchen sind schon in den Wogen versunken und vom Meer für immer festgehalten worden. Vergleiche den Inhalt der nachstehenden Blätter, deren auf dem obigen Titel ausgesprochene Nutzanwendung nur eine Angabe des Herausgebers, keine der nimmer müdenden Verfasserin ist, je nach Tag und Stunde mit deinen gleichzeitigen Erlebnissen! Leicht kannte auf das Datum jedes dieser Briefe ein Ball, eine Reise, ein inculinisches Mahl, ein Kunstgenuß im Theater oder Concert oder — eine Thräne fallen, die um eine der tausend Nichtigkeiten geweint wurde, die uns in einem Leben des Ueberflusses auf der nur um ihrer Excentricität willen versagten Wünsche — große Leiden erscheinen!

I.

Oland, im März 1845. Erst seit drei Tagen haben wir unser kleines Ländchen erreicht und schon ergreife ich die Feder, um Dich, meine geliebte Freundin, von unserer glücklichen Ankunft zu benachrichtigen und Dir ein Wort der Liebe zu senden über das Meer, das uns jetzt so feindlich trennt! Wie liegt doch die Zeit unseres Zusammenlebens so traulich hinter uns und wie weit, und ach, auf wie lange weg, sind wir so plötzlich getrennt! Wir gingen wie so still und

friedlich bewirkten Weg, uns gegenseitig tragend und ergänzend, und wie so plötzlich wurden wir entgegengesetzte Wege geführt und auf so verschiedene Plätze gestellt! Dich rief Gott in eine große Stadt, ein nach menschlicher Ansicht glänzendes Loos ist Dir gefallen, ein buntes, regsames Leben liegt vor Dir, ein weitgreifender Wirkungskreis ist Dir gegeben. Mich hat er geschickt auf eine kleine Hallig, kaum ein Stündchen im Umkreis. So eng, so klein, so arm ist alles, was mein Auge erblickt, daß ich es mir nicht verhehlen kann: ein sehr, sehr einförmiges, an Entsagungen und Entbehrungen reiches Leben liegt vor mir.

Aber so verschieden wir nun auch gestellt sind, nur in Einem Punkte bleibt unser Geschick sich gleich, daß wir beide an der Hand eines braven Mannes gehen dürfen, beide wissen, daß Gott es ist, der uns so geführt hat, und daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Wolle uns denn Kraft zu Theil werden, auch schwere Pflichten treulich zu erfüllen und so wirken nach unserer besten Ueberzeugung. Sobald Du in W. angekommen sein wirst, schreibe mir und erzähle mir von Deiner Reise, Deiner Ankunft, Deinem Hause und Deiner nächsten Umgebung, alles recht, recht anschaulich! Ich meine dann, Du seist mir nicht mehr so fern.

Wir kamen am 21. d. M. gegen 11 Uhr abends in Oheim, einem Dorfe ganz nahe der See, an, recht ermüdet von dem Schütteln und Rütteln auf dem schlechten Wege. Wir übernachteten in einem kleinen Wirthshause dort und waren morgens früh schon auf, um uns umzusehen in der unbekannten Gegend und unser Eiland vielleicht in der Ferne zu erblicken. Der freundliche Wirth ging mit uns an die See und zeigte uns vom Deiche aus, in trübere Nebel eingehüllt und in bedeutender Entfernung, einen kleinen Punkt, den er uns als unsern künftigen Wohnort bezeichnete. Wie bescheiden auch unsere Erwartungen waren, so machte uns doch dieser Anblick, dies kleine Pünktchen mitten im wilden Meer, so traurig, daß wir uns vergeblich bemühten, uns gegenseitig diesen Eindruck zu verbergen. Es war etwas stürmisch, die See ging hoch und der Himmel war bedeckt, was der ganzen Gegend eine trübe Färbung gab; später wurde es heller, da erschien uns alles anders; das Eiland trat etwas deutlicher hervor und wir bemerkten auf der Mitte desselben eine Erhöhung, die man uns als eine kleine Mühle bezeichnete, die aber, nach des Wirths Erzählung, nur zwei Flügel hatte. Wir freuten uns herzlich, trotz der Halbirung der Flügel, dieser traulichen Nachbarschaft und erwarteten nun fast mit Ungeduld das kleine Schiff, das uns abholen sollte. Endlich, gegen 1 Uhr, erschien ein Ewer von Oland; zwei Schiffer hießen uns herzlich und freundlich willkommen und gerade und erheitert segelten wir von dannen. Leider war der Wind uns ungünstig, auch kamen harte Windstöße und es zog ein Gewitter heraus; wir mußten beinahe drei Stunden kreuzen — bei gutem Wind macht man die Tour in einer Stunde. Es war nicht angenehm; aber als wir in die Nähe Olands kamen, wurde der Himmel heiter, die Sonne brach durch die Wolken und wir erblickten das Eiland im freundlichsten Sonnenstrahl. Dies war uns unendlich rührend und wohlthuend, ein unmittelbarer Ruf des Herrn: „Seid getreu, ich bin bei euch alle Tage! Vertrauet nur mir, ich will euch nicht verlassen und versäumen!“

Als wir wol zwanzig Schritt vom Ufer entfernt waren, warf das Schiff Anker und es kam ein Boot mit zwei freundlichen Olandern, um uns ans Land zu bringen. Die ganze kleine Gemeine, mit Ausnahme, wie man uns sagte, eines alten, neunzigjährigen Mannes, war am Ufer versammelt, um ihren neuen Prediger willkommen zu heißen. Es sah recht feierlich aus. Alt und jung, im besten Sonntagsputz, beeiferten sich, jeder in seiner Weise, uns ihre Freude auszudrücken und von der kleinen Kirche und den kleinen Booten wehten Flaggen. So fanden wir nun auf der Scholle, die unsere Heimat werden sollte, und unter den Menschen, sechzig an der Zahl, mit und für welche wir fortan leben sollten. Es war ein ergreifender Augenblick, aber alles Schwere war von uns genommen und wir waren und sind noch froh und glücklich in unserm Kreise. Nachdem wir beim „Juraten“ Kaffee getrunken, zogen wir, begleitet von dem größten Theil der Gemeine, in unser Pastorat. Unsere Sachen waren schon vor einigen Tagen angekommen und die Einwohner hatten zu meinem größten Erstaunen schon ziemlich ausgepackt; Teller, Gläser, Töpfe und Pfannen, Stühle und Tische, alles hatte vorläufig Platz genommen und wir wurden so des unangenehmen Eindrucks überhoben, den immer eine leere Wohnung macht. Nun hab' ich viel zu ordnen und zu schaffen; vom Kochen wird noch nicht viel werden; es ist hier durchaus nichts zu bekommen und meine

mitgebrachten Vorräthe bestehen in etwas Butter, Brot, Kaffee und Thee. Das ist wenig und doch viel und für unverwöhnte Menschen immer genug für einige Tage. Lebe wohl für heute! Bald schreibe ich wieder und erzähle Dir mehr.

II.

Oland, im Juni 1845. Herzlichen Dank, theure Freundin, für Deinen lieben Brief, der mir doch endlich sagte, daß Du glücklich und wohlbehalten Deine beschwerliche Reise zurückgelegt hast! Wie freut mich die anschauliche Beschreibung Deines ländlichen Hauses und Deiner ganzen Umgebung! Gott lasse Dich fernerhin schalten und walten, Du Gute!

Und ich soll Dir auch alles beschreiben, Küche, Haus, Garten, die ganze „Wehrde", ja sogar die Leute wollt Du kennen lernen und thun Fragen, die ich noch kaum zu beantworten weiß? Doch freue ich mich Deines regen Antheils und erzähle Dir gern.

Unsere Hallig ist ein kleines ovales Stückchen Land, ganz von kleinen Gräben und zwei großen Schleusen (Kanäle) durchschnitten und erhebt sich ziemlich drei Fuß über den gewöhnlichen Meeresstand. In früherer Zeit sind hier drei Werfte (Dörfer), je mit zwanzig bis dreißig Häusern und einer kleineren Werfte mit Kirche, Pastorat und Schulhaus gewesen; allein das Meer, dies gefräßige Ungeheuer, nagt Tag und Nacht an den armen Halligen und verschlingt sie allmählich. Die Stätten zu einer Werfte erkennt man nur noch an einigen Brunnen, an umherliegenden Steinen und allerlei Ueberresten menschlicher Wohnungen. Das letzte Haus ist dort 1826 abgebrochen und auf Föhr wieder aufgebaut worden. Die Leute ziehen, wenn sie sich gezwungen sehen, ihre Heimat zu verlassen, gewöhnlich nach Föhr; hat auch das furchtbare Element ihnen Haus und Hof verschlungen oder zerstört, so ziehen sie doch mit Schmerz weg und lieben es, wie ein Kind seine Mutter liebt, und ziehen nicht weiter, als wo sie doch die See noch sehen können; kein Halligbewohner kann den Anblick des Meeres und die Seeluft entbehren. In der Sturmfluth 1825 ist Pastorat und Schulhaus eingestürzt, die Kirche niedergebrochen und hier wieder aufgebaut und unsere nun einzig noch bewohnten Werfte der Hallig. Der alte „Kirchwerf" liegt dort am Ufer, öde und traurig liegt der kleine Kirchhof, der seinen Todten kein Friedhof geblieben ist; denn das Meer, unweilen furchtbar brausend und tobend, unweilen nur leise schlagend, bringt die Särge ans Tageslicht und führt die Gebeine mit sich fort oder wirft sie ans Land. Es ist ein schauerlicher Anblick, wenn die morschen Särge ans Tageslicht kommen, und gar die menschlichen Gebeine stimmen das Herz wehmüthig und mahnen eindringlich an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Es ist ein alter Mann beauftragt, die Knochen zu sammeln, und wenn eine kleine Anzahl vorhanden, werden sie auf dem jetzigen Kirchhofe beigesetzt. Das Holz der Särge bekommt der Mann für das Sammeln der Knochen — eine unbehagliche Belohnung! Unsere Ortschaft liegt hoch in der Mitte der Insel, also noch ziemlich geschützt vor der Macht des Wassers; nur bei sehr starkem Westwind erreicht es auch unsere Höhe. Wir haben es, Gott sei Dank, noch nicht erlebt, es ist auch eben schauerig genug, wenn nur das flache Land rings unter Wasser steht und man sich gebannt sieht auf diesen letzten kleinen Hügel, ganz in nächster Nähe vom Wasser umgeben. Auch in es immer schlimm fürs Vieh — alle Aeußerste ist ihm dann nicht eigentlich verhalten! Doch von den Schattenseiten nicht allzu viel, liebe Freundin! Es ist heute stilles, schönes Wetter; wir wollen von unserer „Feune", die augenblicklich trocken und grün ist, hinausgehen auf die „Werfte"; der Damm freilich ist weich und schmutzig und das Steinpflaster zerrissen und holperig; beides widersteht der Wucht des Wassers nicht, aber wir sind bald eben.

Da siehst Du das neue Kirchlein mit einem kleinen Glockenhaus daneben; auf den Gräbern stehen schwarze Kreuze mit einem frommen Spruch und das Ganze ist durch ein einfaches Gitter eingefriedigt. Hart an der Kirche liegt unser Häuschen mit einem kleinen Gärtchen davor; in der einen Ecke steht ein Aloebaum, sonst ist das Gärtchen leider ganz kahl; wir hatten allerlei Gewächse mitgebracht, aber alles ist ausgegangen; die argen Winde haben hier zu freien Spielraum. Das Haus ist klein und alles darin und daran ist — anuf; das bemoofte Dach, die wurmstichigen Mauern, die verbrannten Aeußerlichkeiten, die eingesunkenen Thüren, die zerrissenen Schlösser, die morschen Fensterbretter, die kleinen Wandschränke und die großen Wandbetten, alles deutet auf eine längstvergangene Zeit. Mein Mädchen, eine Olanderin, ist auch noch aus der alten guten Zeit; sie ist schon sechzig Jahre alt und schreitet, nach hiesiger Sitte ganz eingehüllt in

vom Cap, oſtindiſche Compagnie, neuſte Preisliſte der oſtindiſchen Compagnie! Baumwollen-Auction in Madras! Theeliſte! Opium! (Die Gäſte greifen die Zettel begierig und leſen darin.)

Erſter Ausrufer

(geht langſam über die Bühne von links nach rechts und klingelt).

Morgen früh um vier Uhr das regulaire Packetſchiff nach Hull. Um fünf Uhr die Yacht Gazelle nach Calais, gute Plätze noch im Ober- und Unterdeck. Fracht trocken gelagert (verliert ſich nach rechts).

Zweiter Ausrufer

(von rechts ihm entgegen kommend, klingelt).

Die Königin von England! Geboten 80 Pfund vom Herzog von Norfolk! Blaßroth, dreifache Krone, wer bietet mit auf die Königin von England? 80 Pfund für die Königin von England, neueſte blaßrothe Holländiſche Tulpe, blüht über'm Meer und auf dem Lande, 80 Pfund geboten (verſchwindet nach links).

Dritter Ausrufer

(puritaniſch gekleidet, durch die Mitte, klingelt).

Im Namen des Herrn! Sieben neue Predigten des Jeremias Himmelsthau gegen den Aktienſchwindel, Zeitkauf mit Holländiſchen Tulpen-Zwiebeln und den franzöſiſchen Unglauben. Liebe Chriſten, kauft! (ſich an einen Tiſch wendend) Auch gottſelige Traktate gegen die Kleiderpracht.

große Kopf- und Halstücher, so leise und langsam im Hause umher, daß ich kaum weiß, daß ich ein Mädchen habe. Uebrigens ist sie eine kreuzbrave Person und nur meiner raschern Weise zuweilen unbequem. Die Hälfte des Hauses ist für die vernunftlose Creatur eingerichtet; es lagern friedlich, im engsten Raum, vier Kühe, drei Kälber, zwölf Schafe mit ihren Lämmern, zwei Schweinchen und zwei Hühner. Die Wohnung nimmt das Schul- und ein Schlafzimmer ein, beides aber leider mit steinernen Dielen, welches, besonders im Winter, recht unangenehm ist. Die Mitte des Hauses machen zwei Zimmer gegen Süden aus, von denen das eine Peel (Saal) genannt wird, und im Norden liegen Küche, Speisekammer und Keller, alles en miniature. Stelle ja keine Vergleiche an und bedauere mich nicht, ich bin glücklich in diesen bescheidenen Räumen! Es muß gerade so sein, wie es ist; ein modernes, hübsch ausgemaltes Haus und eine geputzte Pastorin würden auf einer Hallig, nach meinem Gefühl, nur ein unpassender Contrast sein. Erzähle mir daher nur gerne von Deinen schönen Zimmern, Kleidern und Gesellschaften! Ich gönne Dir alles von Herzen und keine Ahnung von Neid kommt in meine Seele!

Das Einzige, wonach ich mich zuweilen sehne, ist ein gutes Buch oder sonst eine kleine Zerstreuung am Sonntagnachmittag; da will die Arbeit nicht schmecken und es beschleicht mich ein Gefühl, dem Heimweh gleich. Viel gäb' ich dann um ein Stündchen gemüthlichen Geplauders mit Dir oder einer andern lieben Freundin — aber das kann ja nun einmal nicht sein — und ich bin auch immer bald wieder heiter. Es wohnt hier auf einer benachbarten Hallig eine liebe Predigerfamilie, aber es ist umständlich und kostspielig, hinüberzukommen; doch wollen wir noch im Laufe dieses Sommers einmal hin. Nun weißt Du also, wo Dein Linchen geblieben ist; Du kennst das Kirchlein mit dem Glockenhaus, das einzige der Art auf allen Halligen; auf den übrigen wird der Anfang des Gottesdienstes durch Aufziehen einer Flagge angekündigt. Du kennst unser kleines Pastorat und den einzigen Baum in unserer Nähe, den geliebten Fliederbusch, der uns doch zuweilen etwas Schatten und Schutz gewährt. Du siehst unsern kleinen Viehstapel in mannichfacher Gestalt, dazwischen die alte Oelgaard Dorethea leisen Trittes, immer sprechend mit sich und ihren Unterthanen, schaltend und waltend mit großer Liebe und Fürsorge und als oberster Schaffner und Haushalter über dies alles, wirst Du, hoffentlich mit dem gebührigen Respect, den „Preester" und das „Preester-wöi" (Weib) erkennen. Dörflich von unserm Hause liegen in einem kleinen Kreise zwanzig Wohnungen, von denen aber zwei zum Abbruch verkauft sind. Bei jedem Hause ist ein Brunnen, wohinein das Regenwasser vom Dache — unser Trinkwasser — geleitet wird, und ein kleines Stückchen eingefriedigtes Land, wo jeder wenigstens den Versuch macht, etwas Kraut und Kohl zu bauen. Die Leute, meist alt, sind frommen, friedfertigen Sinnes, sehr still und so vorsichtig in ihren Aeußerungen, daß es oft an Mißtrauen grenzt; sie lachen selten und singen, glaub' ich, gar nicht. Ihre Kirche geht ihnen über alles, sie sind fleißige, aufmerksame Zuhörer; ich habe früher nie eine ähnliche Stille bemerkt. Nur wo noch ein hülfsbedürftiges Kind im Hause ist, bleibt jemand während der Kirche im Hause, die andern rühren ihren Pudding an, setzen ihn mit Fleisch und Kartoffeln ans Feuer und finden, nach ihrer Versicherung, alles in esbarem Zustande, wenn sie aus der Kirche zurückkommen. Wie dies angeht, ist mir ein Räthsel; ich habe es noch nicht über mich gewinnen können, den Pudding allein zu lassen; meine alte Dorte, wie ich sie der Kürze wegen nenne, beaufsichtigt ihn mit mir wechselsweise. Auch bei uns wird, wie bei den übrigen Leuten, allsonntäglich ein Pudding, einige Kartoffeln und ein Stückchen gesalzenes oder geräuchertes Fleisch gekocht; es ist gewiß am besten, wenn man sich den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen anschließt. Sie sind den Eigenthümlichkeiten der Halligen angepaßt und durch das Alter geheiligt; auch sehen die Leute es gar gern, wenn man sich ihnen gleichstellt, obgleich sie weit entfernt sind, sich uns gleichzustellen. Ihr Prediger ist ihnen eine geheiligte Person; die Ehrfurcht, die sie ihm bezeigen, grenzt an Scheu, welches denn dem traulichen, herzlichen Verkehr mit ihnen etwas Abbruch thut. Ich denke aber, wenn wir nur etwas länger hier gewesen sind, wird das Verhältniß wol etwas zutraulicher und offener werden; es ist immer angenehmer, wenn man sich rücksichtslos gibt und geben kann, wie man eben ist. Wir sind schon in allen Häusern zu Gaste gewesen, auch eine alte Sitte; da werden wir Freitags eingeladen und gehen dann Sonntags halb drei Uhr des Nachmittags hin, bekommen Kaffee mit Knorken (Zwieback), nach dem Kaffee gibt ein Glas Rum

mit Zucker herum, wovon jeder mit einer leisen Kopfbeugung gegen die Gesellschaft ein Schnäpschen nimmt, und zum Beschluß gibt's Thee und Butterbrot, wobei aber jeder seine für ihn bestimmte Portion bekommt, alles sehr reichlich, aber ich vermuthe, in verschiedener Qualität.

Leb' wohl, mein Julchen! Macht's Dir Spaß, erzähl' ich Dir bald einmal wieder.

III.

Oland, im August 1845. Schon wieder fange ich eine Epistel an Dich an, geliebte Freundin, obgleich ich noch nicht weiß, wann ich sie werde vollenden können; denn da wir jetzt mit der Heuernte beschäftigt sind, ist meine Zeit auf so mannichfache Weise in Anspruch genommen, daß ich oft kaum weiß, wo mir der Kopf steht. Doch heute ist Sonntag, da findet sich doch immer noch ein Mußestündchen, das ich denn am liebsten zum Lesen oder Schreiben an eine befreundete Seele benutze. Bruchstücke werden Dir ja auch lieb sein; viele Theilchen machen zuletzt ein Ganzes; jedenfalls siehst du aus vielen, wenn auch kleinen Briefen, daß meine Gedanken oft und gern bei Dir sind. Sonntags besonders lebe ich meist in der Vergangenheit; es ist hier dann so recht, recht still. Zuweilen gehen wir auch einmal ums Ufer; es ist hier jetzt bei stillem Wetter gar schön; die grüne Ebene, in der Mitte die kleine Werfte mit dem Kirchlein und den kleinen reinlichen Häuschen daneben machen einen ganz eigenthümlichen, wenn auch nicht freundlichen, doch friedlichen Eindruck; zuweilen ist die Luft so klar und die See so ruhig, daß die benachbarten Halligen sich im Wasser spiegeln und wir Pellworm, Amrum, Föhr und das Ufer des Festlandes deutlich sehen können; es ist so tröstlich, das Festland zu sehen, wenn man es auch nicht erreichen kann! Wir schauen doch oft wehmüthig hinüber und denken, wie schön es nun wol drüben ist; die prachtvollen Bäume, die wir hier so schmerzlich vermissen, die schönen Früchte und die freundlichen Blumen! Wir machen uns viel Mühe mit unserm Gärtchen, aber es scheint alles vergebens; ein weißer Rosenbusch und eine Stachelbeerstaude haben noch Leben, alles andere ist verdorrt. Wurzeln und Zwiebeln gedeihen am besten, auch etwas Kohl haben wir gepflanzt für den Winter.

Adieu für heute! Ich muß schließen, meine alte Dorte will Milch haben für Kälber und Schweine und das Milchwesen ist mein allerniedrigstes Departement; nur ungern erlaube ich einen Eingriff; es macht mir Freude, diese schöne Milch und nachher die gelbe Butter und der prächtige Käse! Aber da erscheint sie schon wieder und mahnt mich, nicht mit Worten, aber mit trübseligen Mienen an meine Pflicht, ihr den Labetrank für ihre Lieblinge zu reichen; sie hält auf Pünktlichkeit die alte Oelgaard Dorothea, und es erheischt ja allerdings die Klugheit, daß ich ihr in diesem löblichen Punkte nicht nachstehe. Darin hat freilich unsere Neigungen verschieden, daß sie lieber Menschen und ich lieber Thiere warten läßt; aber vielleicht hat sie recht, die Gute; dem Menschen kann es immer zur heilsamen Prüfung werden, indessen den Thieren doch wol kein Vortheil aus einer Geduldsprobe erwachsen kann — —

Heute, acht Tage später, ist recht stürmisches, unangenehmes Wetter; mein Mann hält, „trotz Sturm und Wegentrang", seine gewöhnliche Promenade und da komme ich wieder einmal zu Dir'. Ich habe nun schon wieder zuweilen ein freies Stündchen, denn die Ernte wird mit Gottes Hülfe in wenigen Tagen beendet sein. Es war eine schwere, doch auch wieder eine schöne Zeit; die tödtenähnliche Stille verkehrt sich während der Ernte in ein reges, geschäftiges Leben; selten findet man jemand im Hause, das kleinste Kind und das älteste Mütterchen tummeln sich unverdrossen auf der Aenne und machen sich so viele Mühe, oft mehr als nöthig wäre, wie es uns scheint; aber sie wissen alle, wie beinahe ihre ganze Existenz von dieser ihrer einzigen Ernte abhängt und wie zuweilen ein Tag früher oder später es entscheidet, ob der Segen Gottes heimgebracht oder von den Fluten verschlungen wird. Daher diese fast ängstliche Betriebsamkeit während der Heuernte und eine Thätigkeit, die den Hallig-Leuten sonst eben nicht eigen ist; sie lieben ein stilles ruhiges Verhalten. Wir pflügen hier nicht und säen nicht — der Boden ist für Getreide nicht gemacht — und unser himmlischer Vater ernährt uns doch; alljährlich läßt er Gras wachsen ohne irgendeine menschliche Zuthat; der Pflug würde das Land zu sehr lockern und Dünger und Saat vom Wasser weggespült werden. So schwindet hier denn auch leicht alles Vertrauen auf eigene Tüchtigkeit und man fühlt sich in jeder Beziehung so handgreiflich und augenscheinlich in Gottes Hand, daß man hier eher nirgends die eigene Ohnmacht erkennt und seine Hoffnung und sein Vertrauen auf oben setzen lernt. Man kommt sich hier aber auch, obwol von

Gebäuden umgeben und bedeckt, innerlich viel geschützter und geborgener vor, sodaß ich der Leute Widerwillen gegen „die große Welt", wol begreifen kann. Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und nähme Schaden an seiner Seele — —!

Neulich wurde ich gestört durch einen Besuch einer lieben Nachbarin, eine liebe, treue Seele. Sie hat einen Mann, der vierzig Jahre alter ist als sie, immer krank und eigen und wunderlich, aber sie ist, obgleich hart von Gicht geplagt, immer heiter und zufrieden und verpflegt ihren alten Mann mit der unermüdlichsten Geduld. Die Ernte ist jetzt völlig beendet; heute hat mein Mann die Erntepredigt gehalten über „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!" Es war wol allen recht leicht, zu danken, denn kein Hälmchen haben wir verloren und jeder durfte so viel heim bringen, daß er für den Winter reichlich hat zum Futter für sein Vieh. Auch wir haben genug, beinahe 200 Pfund, womit wir vier Kühe und zehn Schafe durch den Winter bringen können. Wir sind unendlich froh, daß diese Zeit überstanden ist; wir waren fast zu sehr in Anspruch genommen von der anhaltenden, ungewohnten Arbeit. Abends waren wir immer todmüde und konnten dann nachts vor Gliederschmerzen, Folge der Anstrengung, nicht schlafen. Es ist recht schlimm, daß man hier fast gar keine Hülfe bekommen kann; die Leute haben genug jeder mit seiner eigenen Sorge zu thun und haben mit ihrem Lande noch eine andere Arbeit, der wir, Gott sei Dank, überhoben sind. Sie haben keinen festliegenden Besitz und jedes Frühjahr wird von neuem das Land gewechselt und verteilt, welches sie „schiften" nennen, eine Prozedur, die sehr viel Zeit erfordert. Dies geschieht, weil das Land jedes Jahr um ein Beträchtliches kleiner wird und so die Leute, deren Besitz am Ufer läge, gar zu sehr im Nachtheil wären. Wie sie diese ebene Fläche in so viele kleine Theilchen theilen können, sodaß jedem Recht geschieht, ist mir unbegreiflich; sie ziehen Arm in Arm, in kleinen Gelennen mit einer Harke und einem Messer hinaus und messen mit einander dem einen hier, dem andern dort ein Stück heraus und schneiden dann seinen Namen in die Erde. Nach welchem Plan dies geschieht, können sie uns nicht erklären; diese Wissenschaft vererbt sich von den Aeltern auf die Kinder und so fort; alle messen und schneiden auf dem Lande umher, aber das Wie scheint ihnen selbst ein Räthsel; genug, daß es geschieht und zwar immer auf friedlichem Wege. Wir würden uns schwerlich diese Kunst aneignen können und sind daher froh, eine Weide- und eine Mähwiese für uns allein zu haben; sie liegen freilich hart am Ufer und werden daher immer kleiner, aber es ist angenehmer, unabhängig zu sein; die andern Leute sind auch bei der Bearbeitung des Landes ganz abhängig voneinander. Unsere beiden Aemter sind nur durch einen kleinen Graben voneinander getrennt, weswegen wir im Sommer einen Hirten bei dem Vieh haben müssen, der uns denn auch zuweilen ein wenig im Heuen hilft. In der ersten Zeit hatte ich große Lust zu der neuen, ungewohnten Arbeit und es hat auch in der That einen eigenen Reiz, zu schaffen und zu wirken mit seinen Händen für seine Grütze und zu sorgen, daß der Segen des Herrn geborgen werde, ehe denn die Fluten kommen und ihn hinwegnehmen. Aber der Geist ist willig und das Fleisch ist schwach! Ist der ganze Körper matt und zerschlagen, so wird auch gar leicht Muth und Freudigkeit geladmt und das Herz will zuweilen schwer werden. Das Gras erfordert außerordentlich viel Arbeit, ehe es Heu wird, das man mit Ruhe auf den Boden tragen kann. Es muß seines Salzgehaltes wegen lange trocknen, dann in Diemen stehen, wo es dann wieder feucht wird, welches sie prämen nennen; dann wird es wieder ausgestreut und unter wiederholtem Kehren und Schlagen getrocknet. Das meiste Gras ist fein und hat nur eines Fingers Länge; doch findet sich hier auch eine Sorte, die breit, etwas länger und ganz saftig ist; diese nennen sie Suden und wird von den Einwohnern gegessen; als Futter hat aber dieses Gras nicht viel Werth und nur wenn es so lange liegt, bis es ganz braun ist, fressen es die Schafe. Da das Gras nun so lange liegen muß und das Wasser so leicht überschlägt, trägt man das gemähte Gras weit vom Ufer, wo möglich auf eine etwas höhere Stelle und das ist eine langwierige und mühsame Arbeit; doch ist es dann immerhin etwas geschützter, denn zuweilen laufen, auch bei stillem Wetter, die niedrigen Stellen voll Wasser. Ist nun endlich das Heu zum Eintragen fertig, so wird es in Betttücher gebunden und auf dem Kopfe nach Hause getragen. Bei dieser Arbeit hatten wir nun doch gewöhnlich Hülfe; mein guter Mann mußte mit Hülfe des kleinen Hirten das Heu zusammenharken, recht gute, feste Bunde machen und sie dem Mädchen

auf den Kopf geben, bei großer Hitze eine schwere Arbeit; die Träger, selbst alte Frauen, gehen trüstig mit ihrem Bunde, gehen sich aber gern entgegen und heben dann mit einem kleinen Ruck das Bund von einem Kopf auf den andern; die letzte Station auf die Werfte hinauf, über den erweichten Damm und das zerrissene Steinpflaster, ist immer die schwerste, welche denn immer der stärksten Trägerin zufällt, und diese überliefert es endlich mir, die ich, in möglichst lustiger, denke Dir's nur recht phantastisch aus, malerischer Kleidung harrend an der Bodenluke stehe, die Bunde mit kräftiger Hand in dieselbe hineinreiße, die Zahl derselben anschreibe und sie, oft fröhlichen Mutes, zuweilen auch ein wenig seufzend, so weit und so hoch verpacke, als eben meine Kräfte reichen wollen. Du würdest gewiß lachen oder auch weinen, wenn Du mich, so ringend und kämpfend mit den großen Bunken, auf dem dunklen Boden sähest. Aber wenn wir dann abends glücklich 30 — 40 Bund eingebracht hatten, waren wir unendlich froh und Thee und Butterbrot schmeckte uns herrlich!

Wir können nun mit Ruhe dem Winter entgegensehen. Fürs liebe Vieh ist gesorgt und für uns Menschen wird auch schon Rath werden. Im September ist in Husum Markt, dann geht ein Schiff von hier mit Butter und Lämmern, verkauft diese und bringt dafür Proviant für den Winter mit zurück. Ich habe einen Zettel auf meinem Nähtisch liegen, wo ich immer gleich notire, wenn mir etwas einfällt, das wir nothwendig haben müssen; der Bedürfnisse sind so mancherlei, daß man leicht etwas vergessen kann und dann später in großer Verlegenheit sein würde. Lebe wohl, Freundin! Vergiß mich nicht in der großen Welt und beschwere Dein Herz nicht mit Dingen, die eigentlich der Sorge nicht werth sind! Ob ich Dir im Laufe des Winters werde einen Brief senden können, weiß ich noch nicht, es ist die Verbindung mit dem Festland dann schwierig und oft ganz aufgehoben. Doch schreibe ich Dir gewiß und Du bekommst im Frühjahr einen langen, langen Brief!

IV.

Oland, im December 1845. Schon lange wollte ich einen Brief an Dich anfangen, Du Gute, allein weil doch keine Aussicht vorhanden war, ihn fortzuschicken, so blieb es noch immer. Es ist jetzt hier recht öde und traurig! Das Eis hat sich rund umher am Ufer haushoch aufgeschichtet und auch auf der Fenne liegen große Eisschollen, die dem künftigen Graswuchs schädlich sind. Wir hatten im Herbst viele Stürme und hohes Wasser, sodaß die Weide früh schlecht wurde und wir die Kühe schon sehr zeitig im Stall behalten mußten; aber eine gefährliche Höhe erreichte doch das Wasser nicht; es muß schauerlich sein, wenn das Wasser in die Häuser dringt und man sich mit einemmale alles süßen Wassers, des Regenwassers, beraubt sieht. Wir haben, Gott sei Dank, bis jetzt noch, wenn auch nicht reichlich, doch noch immer zur Genüge, wenn wir haushälterisch damit umgehen. Ich kann es noch gar nicht recht lernen, die Oekonomie auch auf den Gebrauch des Wassers auszudehnen, ich soll wol noch viel lernen auf dieser kleinen Hallig! Ich übe mich jetzt im Spinnen, ganz heimlich, im abgelegenen Stübchen, damit meine alte Lene nichts merkt; ich fürchte, sie würde den Respect verlieren, wenn sie mich — als Laie in dieser Kunst betrachten müßte. Es wird hier viel, hauptsächlich Wolle, gesponnen und da ich einsehe, wie nützlich diese Beschäftigung besonders hier ist, so habe ich auch gern Lust dazu und hoffe es bald zu der Fertigkeit zu bringen, die nothwendig ist, um die Wolle unserer Schafe zur Kleidung zu verwenden. Die Frauen weben hier auch und fast in jedem Hause befindet sich ein Webstuhl; es würde Dich interessiren, wenn ich Dir so viel gesponnen habe, daß ich mir davon weite ein Stück Zeug machen lassen können. Es wird hier im ganzen feines Zeug verfertigt und ich denke mir, es muß sehr warm und angenehm zu tragen sein. Die Leute kleiden sich fast ausschließlich in eigengemachte Zeuge, nur einzelne junge Mädchen, deren Aeltern noch etwas Vermögen haben, sieht man zuweilen mit einer seidenen Schürze. Die Tracht der Halligbewohner ist im ganzen recht hübsch; weite dunkle Röcke mit bebänderten Bändern und dunkle, eng anschließende Mieder mit einer silbernen Kette über der Brust geschnürt und mit silbernen Schaunünzen und Knöpfen verziert. Um den Hals legen sie ein ziemlich großes Tuch, das sie auf dem Rücken in einen losen Knoten schürzen. Ein zweites, etwas kleineres Tuch binden sie turbanähnlich um den Kopf, was vielen reizend steht. Man findet hier überhaupt hübsche Mädchen mit besonders weißem Teint, doch werden sie früh alt und häßlich. Die Männer sind meist kräftige, stattliche Gestalten und kleiden sich sämmtlich in Schiffermacht, auch wenn sie Zimmerleute sind;

diese beiden Stände sind hier eigentlich nur vertreten — entweder die Knaben gehen zur See oder werden Zimmerleute — doch ersteres bei weitem am meisten, was ja auch natürlich ist, da sie hier nichts anderes sehen und hören und ihnen die Liebe zur See und zum Seewesen gewiß schon angeboren wird. Es sind hier jetzt vier junge Seefahrer bei ihren Angehörigen, um sich einige Monate zu erholen. Das ist denn eine große Freude! Wenn sie auch alle Meere durchfreuzt und die größten Städte und die herrlichsten Gegenden gesehen haben, finden sie es doch am schönsten auf ihrer kleinen Hallig und in der kleinen Hütte, wo ihre Wiege stand. Sie ist mir immer so rührend, diese tiefe, innige Liebe für ihr kleines oedes Heimatsland. Die Ankunft eines solchen jungen Gastes, wie jeder, der nicht verheirathet ist, genannt wird, erregt immer große Sensation auf dem ganzen Ländchen, die Freude ist allgemein, denn bei solchen Gelegenheiten fühlen alle sich als Eine Familie. Diese jungen Halliglente zeichnen sich immer sehr vortheilhaft vor den gewöhnlichen Matrosen aus: man findet sonst selten so tüchtige, gebildete und besonders nicht so gesittete Leute in diesem Stande. Man hört nie eine rohe Aeußerung oder bemerkt ein unanständiges Betragen bei ihnen, daher sie denn auch von den bessern Schiffern sehr gesucht werden. Ihr erster Besuch, nach ihrer Ankunft, gilt immer dem Prediger, wo sie denn auch als willkommene Gäste aufgenommen und mit einem Glase Punsch regalirt werden; sie erzählen dann, je nach ihrer Eigenthümlichkeit, viel oder wenig von ihren Reisen und bitten beim Abschied, ob nicht der Herr Pastor am nächsten Sonntag in der Kirche für ihre glückliche Heimkehr danken wolle, wobei sie ihm, nach ihrem Vermögen, ein kleines Geldgeschenk in die Hand drücken. Dieser letzte Act hat etwas Unangenehmes, aber es läßt sich nicht ändern; es ist in dieser Weise noch vieles, was man, als das Zartgefühl eines gebildeten Menschen beleidigend, anders wünschen möchte. Es ist eigentlich merkwürdig, daß solche unnöthige Gebräuche in unserm aufgeklärten Zeitalter nicht abgeschafft werden; wie störend ist es nicht z. B., wenn Leute, nach Empfang des heiligen Abendmahls, einen Schilling auf den Altar legen oder wol gar ihn dem Prediger in die Hand drücken. Freilich kann ja auch der Prediger nicht ohne Schillinge leben, allein es scheint mir doch, als könne man ihm wol geben, was er bedarf zu seines Leibes Nahrung und Nothdurft, ohne ihm so handwerksmäßig jede heilige Handlung mit einigen Schillingen zu bezahlen. Hier freilich kommt es nicht oft vor; Amtshandlungen sind selten, es ist hier in diesem Jahre nur ein Kind getauft — wofür nichts bezahlt wird. Geht die Frau später das erste mal zur Kirche, so wird für ihre glückliche Genesung gedankt und sie legt, nachdem sie, begleitet von zwei Frauen, ein kurzes Gebet am Altar gesprochen, eine kleine Gabe für den Prediger auf denselben. Auch an jedem zweiten Festtage opfern sie einen Schilling, auch zuweilen etwas mehr; gleich nach der Predigt ziehen sie sämmtlich durch die Kirche, um ihren Tribut niederzulegen, welche Processionen ihnen ein wichtiger Anblick, uns aber eben nicht erquicklich ist — allein — ohne Schillinge geht's auch auf der Hallig nicht.

Nun ist das Weihnachtsfest nahe, und ich kann mir denken, wie sehr Du schon mit den Zurüstungen beschäftigt bist. Auch ich möchte gern, nach gewohnter Weise, einige Vorbereitungen zur Feier dieses lieben Festes treffen, aber mir sind die Hände gebunden, doch lebe ich der frohen Zuversicht, daß es auch uns ein geeignetes werden wird und wir schon seit zwei Wochen ganzlich von allem Verkehr mit dem Festlande abgeschnitten sind. Das Eis liegt so dicht und so wunderbar aufgebaut um uns her und ganz hinaus so weit man sehen kann, daß es der liebe Gott erst wegräumen muß, ehe ein Mensch sich Bahn brechen kann, aber — ein einziger Augenblick kann alles umgestalten! In einer Minuten kann alles verschwunden und alles von uns genommen werden, was uns drückt. Aber ich fürchte, mein nächster Brief wird Dir noch viel von den Schrecken des Winters auf einer Hallig zu berichten haben. Nun — wer Gott will!

(Die Fortsetzung im nächsten Sonntagsblatt.)

Ein englisches Wettrennen.

Von Gustav Gabler.

Es war keins von jenen großen Wettrennen, die ein Ereigniß im englischen Jahre bilden, das ich sah; ich war nicht in Epsom oder Derby, sondern nur in Newcastle am Tyne. Aber was von Gigs und sonstigen leichten Beförderungsmitteln in dem kleinen Städtchen von Yorkshire, in dessen Nähe ich verweilte, zu finden war, das war am Morgen jenes Tages schwerlich nach anderer Richtung in Bewegung als der nächste

Eisenbahnstation zu, wo gewaltige Plakate Extrazüge für das Wettrennen ankündigten.

Die Fahrt war nicht reich an malerischer Ausbeute: ödes Land um uns, unendliche Wagenzüge mit Kohlen beladen uns entgegen und mitten auf dem Wege, Gott weiß warum, ein Stillstand von einer halben Stunde; das war unser Loos. Franzosen hätten da getobt, aber meine Reisegenossen ertrugen alles mit wunderbar guter Laune. Daß eine Eisenbahncompagnie ihre Passagiere nicht zur rechten Zeit zu einem Wettrennen fördere, das wäre ein Frevel gegen ganz England gewesen, zu groß, um irgend wahrscheinlich zu sein. Und so vernahm ich, wie viel Gesichter auch forschend aus den Wagenfenstern sahen, kaum eine heftige Aeußerung, wol aber viel Lachen und in breitem Yorkshire-Dialekt die Worte: „Wenn wir nicht vorwärts kommen können, so müssen wir trinken!“ Das ist alles, was ich von der Sache zu sagen weiß.“ Endlich sahen wir aber doch das grüne Wettfeld unter uns, eine Oase in der Oede, in das gerade, wo die Bahn den Fluß überschreitet, ein Denkmal in griechischem Stile hereinblickt, und bald darauf fuhren wir in gewaltiger Höhe über die Tynebrücke, eine zweite Brücke und den schiffebedeckten Fluß tief unter uns erblickend und die alten Thürme von Newcastle neben uns, die aber in geringer Entfernung im Rauche seiner Schlote sich verloren.

Nun ergoß sich's vom Bahnhofe nach der einen Richtung der Rennbahn wie ein breiter Strom, auf den industrielle Knaben die grauen Blätter „officieller Karten des Wettrennens“ streuten, welche die Anfangszeiten der verschiedenen Rennen, die Preise, die Namen derjenigen, welche Pferde zum Wettrennen bringen, Namen und Alter der Pferde selbst, mit Beifügung des Vaters stets und der Mutter, wenn es Fohlen sind, und nicht den Namen, sondern das Gewicht und die Farben der Jockeys angeben.

Die Rennbahn muß natürlich stets außer der Stadt sein, und da nicht jeder Platz sich dazu eignet, so ist sie oft ziemlich fern. Nicht so in Newcastle, wo sie nur wenige hundert Schritt nördlich von der Stadt liegt. Bettler, besonders Krüppel, lagerten an den Zugängen, die zu ihr führten, und mahnten mich an die böhmischen Scheibenschießen in der Nähe meiner Heimat; doch hatte man nicht, wie es dort in entsetzlicher Weise geschieht, den Esel angewandt, um das Mitleid zu wecken. Von den Bettlern der großen Wettrennen erzählt man, daß sie weniger als einen Sixpence sich nicht gern bieten lassen und auf eine Guinee zurückzugeben nie außer Stande sind. Die Bettler von Newcastle waren so hochmüthig nicht, sie haben meine halben Pennystücke (4 Pfennige) auf das herablassendste angenommen, und als ich eine arme Frau auf ein späteres Begegnen vertröstete, weil ich zufällig nur noch große Geldstücke hatte, bot sie mir durchaus kein Wechselgeschäft an, sondern entfernte sich, wehmüthig für meinen guten Willen dankend.

Auch von Spielverführungen war mir erzählt worden, aber ich sah nur Knaben mit Haselnüssen und Männer mit sehr roben Spazierstöcken an meinem Wege ihre Waare den Wechselbälgen des Würfelbechers[1] ausliefern und im Innern der Rennbahn schoben Männer mit einer Art von Knitteln nach kurzen, dicken Klötzchen, welche nach Art der Kegel aufgestellt waren und auf deren platte Oberfläche ein Gegenstand gelegt war. Früher sind besonders zwei Spiele berühmt gewesen: Erbse und Fingerhüte und Strumpfbandstechen. Der Verlauf des ersteren Spieles war folgender: Ein Mann mit einer Art von kleinem Tisch ging unter der Menge umher und bot eine Wette an, das niemand wissen werde, unter welchem von drei Fingerhüten auf seinem Tischchen eine Erbse sich befinden werde, die er doch vor ihrer aller Augen unter einen derselben werde gleiten lassen. Irgendeine Seele, vertrauend auf die Menschheit und sich selbst, versuchte wol und wenn der Einsatz nicht hoch und gute Beute in der Nähe war, die gelockt werden mußte, so war der Erfolg oft gegen den Erbsenkünstler. Fand sich niemand von solcher Gemüthsart, so spielte ein guter Freund die Rolle der vertrauenden Einfalt und ihm wurden natürlich noch glänzendere Erfolge gewährt. Weil aber, sobald Guineen standen — und diese Leute hatten stets vom Anfang an Geld genug, um Wetten von vielen Guineen anbieten zu können —, die Erbse unfehlbar nie unter dem bezeichneten Fingerhut zu finden war, aus dem einfachen Grunde, daß sie dann unter keinem überhaupt war, trotz des noch so täuschenden Scheins, so ist dieser Unterhaltung in letzter Zeit polizeilich ein Ende gemacht worden.

Daß das bei dem zweiten Spiel nöthig gewesen ist, darüber kann man sich wundern. Da nämlich bestand die Schwierigkeit darin, zwischen ein zusammengerolltes Strumpfband so hineinzustechen, daß dasselbe, an beiden Enden gefaßt, nicht weggezogen werden könne. Es gibt nun

eine Meile, zusammengerollen, wo das Ende möglich ist, darin kommt nicht viel lange verborgen bleiben und kann von jedem nachgeahmt werden, viel leichter als das Verschwindenlassen der Gebrüder Davenport. Diese Spiele sind gemacht um der lustigen Scenen willen, welche sie veranlassen, noch lange im Schwange und selbst einträglich gewesen, nachdem der Betrug schon durchschaut und das Geheimniß verrathen war.

Die Bahn von Newcastle ist eine ziemlich regelmäßige Ellipse von ungefähr zwei englischen Meilen Länge. Auf kurze Strecken eine nahezu gerade Barrière und in der Regel nur ein leichter, meist natürlicher Graben, den jedes Pferd überspringen kann, begrenzen die Bahn des Rennplatzes, welche nur selterlich breit zu sein scheint, wie man aus Abbildungen der berühmtesten Rennen sieht. Als in Newcastle einmal sieben Pferde zugleich rannten, begannen sie in zwei Reihen hintereinander; alle sieben nebeneinander hatten nicht bequem Raum gehabt. Man kennt solche Rennen, das mehr Aufsehen als einen Pferderennen verursachen, aber es soll gar nicht der Fall sein. Man beginnt natürlich langsam und so gleicht sich der kleine Unterschied aus. Pfähle, am Rande der Bahn eingeschlagen, bezeichnen die Maße der Entfernungen; ein Häuschen, kaum viel größer als die Wärterhäuschen an unsern Eisenbahnen, bezeichnet das Ziel. Es war sonst wol auch ein Pfahl oder Säule; wenigstens deutet sein Name (Winningpost) darauf hin. Aber keine Schranken irgendwelcher Art, zu frühes Austrennen verhindernd oder am Ziele hemmend, unterbrechen die Bahn; der Augenblick, wo das gewinnende Pferd am Ziel vorbeirennt, entscheidet zwar natürlich den Sieg, aber man läuft es dann eine ziemliche Strecke weiter laufen und hält es nur ganz allmählich an. Und der Aufbruch hat nicht einmal irgendeine bestimmte Stelle, sondern findet von jedem beliebigen Punkte an statt, je nach der sehr verschiedenen Länge des Rennens.

Eine breite Gasse zum Zielpunkt bildend, standen in dem Runde, welches die Bahn umschreibt, zwei Reihen von Zelten mit einer geringen Breite gegen die Gasse sich öffnend, aber weit in die Tiefe gehend, mit rohen Holztischen und Bänken im Innern, aber mit langhin wallenden Flaggen und vielversprechenden Aushängeschildern. Tische von Obstverkäufern und Bäckern fehlten nicht; Leierkasten hallten überall und selbst eine Schauspielertruppe hatte eine geräumige Holzbude aufgeschlagen mit einem kleinen Balkon davor, auf der aber nur zur Verlockung in das dunkle Innere von Zeit zu Zeit unverständliche Tiraden aufgeführt wurden.

Um das Zeichen zur wetten und laufen an der Außenseite der Bahn waren hölzerne Galerien errichtet, die schon Stunden zuvor zu Zuschauern sich füllten. Die besten Plätze waren auf dem in eine breite, steil ansteigende Treppe verwandelten Dache des Hauses, in dessen Ställen die Rennpferde eingethan waren. In diesem Hause haben heimlich die Wetten statt; man nennt es wohl das Wetthaus und in dem Nebengarten vor seiner Thür steht ein kleines unbedeutendes Plätzchen, mit niedrem Gitter umgeben, der Ring, die Versammlung, allein haben das Recht, dort ihr Ueberrock oder Regenschirm hinzuhängen und hinzuwerfen, und um ihn herum sieht man beständig Gruppen von Männern miteinander verhandeln, die es mit einer Leiter an einem befestigten Balken versehen hat. Wettende gruppen, an welchen sie das Büchelchen, in das sie ihre Wetten einzeichnen, das Wett- oder Derbybuch, tragen.

Es gibt in England Werke über die Kunst, sein Wettbuch so einzurichten, daß man gewinnen müsse; ihre Verfasser versprechen natürlich einen sichern Weg zum Reichthum und das ist natürlich im großen eine Abgeschmacktheit, da bei einem Spiele unmöglich alle Betheiligten gewinnen können. Aber es ist für eine Anzahl allerdings möglich, bei jedem Ausgange des Rennens zu gewinnen, und zwar in folgender Weise: Ein Pferd, Stilton, habe wenig Aussicht zu gewinnen; es werden A gegen dasselbe 100 : 10 Pf. St. geboten. A bietet nun einem zweiten 50 : 10 Pf. St. und einem dritten 25 : 5 Pf. St. gegen dasselbe Pferd und nun muß er gewinnen. Denn verliert Stilton, so zahlt er allerdings 10 Pf. St. an seinen ersten Gegner, erhält aber von seinem zweiten Gegner 10 Pf. St. und vom dritten 5 Pf. St., hat also einen Gewinn von 5 Pf. St. Gewinnt Stilton, so muß er freilich an seinen zweiten Gegner 50 Pf. St. und an seinen dritten 25 Pf. St. zahlen, erhält aber vom ersten 100 Pf. St. und hat also einen reinen Gewinn von 25 Pf. St. Verfuhren alle nach gleichem Grundsatze, so würde es nicht möglich sein, die Wetten in dieser Weise zusammenzubringen; aber der kalte Rechner wird immer leidenschaftliche Leute finden, die, durch Wahrscheinlichkeiten verleitet, ihm seine Zwecke

ersichen lassen. Im angeführten Beispiel wird 2 gegen 100 : 10 Pf. St. ganz leicht erhalten, denn 10 : 1 Pf. St. gegen ein wenig bekanntes Pferd zu setzen, ist ganz gewöhnlicher Gebrauch. Die Schwierigkeit für ihn ist, heute zu finden, für eben 1 : 5 Pf. St. für Siegen setzen; denn es ist verhältnißmäßig gefahrlos, gegen ein Pferd zu wetten; und so werden die Wetten auch fast immer gehalten, aber natürlich möchten, weil auf einen einzigen Fall berechnet für eines zu wetten. Aber ein Pferd, das zum Wettrennen gebraucht wird, zählt doch immer einige Freunde, die seinen Sieg für möglich halten, und solche werden die Wette doch annehmen. Und außerdem werden manche sie annehmen, weil sie in ihre Berechnungen sich einpassen läßt. Diese Berechnungen sind nur so einfach wie das angeführte Beispiel, sondern ziehen meist sämmtliche Pferde in ihren Bereich; es wird alle die Aufgabe kommen, zu gewinnen, welches Pferd auch siegt, die Berechnung, die so viele Fälle berücksichtigen muß, wird sehr verwickelt, vielleicht so sehr, daß einer Menge Köpfe — und zum Wetten lassen sich doch viele unmathematische Köpfe gerade recht leicht verleiten — sie nicht zu bewältigen wissen. Diese fallen dann in die Schlingen der alten Praktiker, denen überdies ihre Autorität als solche sozusagen den Vortheil der Verband gibt. Sie beginnen anzubieten, andere nehmen an, in der Hoffnung, das Angebotene in ein System einordnen zu können wie das angegebene, welche Hoffnung sich dann nicht bei allen verwirklicht.

Daß nun ein Fremder ohne Geld kommen und auf diese Weise reich werden könne, ist ein betrügliches Versprechen jener Bücher; denn die Wettmänner jedes Wettrennens bilden eine geschlossene Gesellschaft, welche solche Individuen hartnäckig fern halten würde; wol aber hat mancher Jockey, dem man, zuerst aus Gefälligkeit und weil er sich brav gehalten, bin und wieder eine günstige Wette bei, Paläste erworben. Doch mag ein solcher nur selten langsam mit mathematischer Gewißheit sich aufgeschwungen haben; meist hat wol Kenntniß der Pferde und Glück im Spiel ihn gefördert und stürzt ihn wieder, wenn er nicht zu rechter Zeit zu enden weiß.

Das Wetten auf Pferde ist jetzt auch unter den mittlern und niedern Klassen der Bevölkerung von England in vollster Blüte und alle Augenblicke sieht man in den Straßen von London die Ausdrücke „Wettanhalt“. Diese Anhalten nämlich dienen dazu, die Wettsummen aufzuzeichnen und die Auszahlung zu sichern, wenn sie sich die meisten Aussicht bieten, gute Wettbedingungen darüber zu erhalten, welches Pferd wol gewinnen werde. Schmutzige Burschen halten in jeder Zeit den Umstehenden der Pferde auf kurze Abstände gleich und selbst der Verdächtigen gibt es, daß sie Leute verleiten, es sei nach dem Ausgange ungewisser Summen in ihre Nähe gebalt kommen, „der Leichen zu schmecken und den Geist zu wagen“. Es hat eben Interessenten, der Unterwerfung des Staats nicht genug vertrauten, um Unordnung zu verhüten und selbst die Ausgänge zu sichern und gut zu machen. Auch ist dort der Sport beginnt aber wenigstens ein Mittel auf die Hand, mehr zum Mißbrauch verleiten. Es braucht zu haben. Der englischer Kaufmann wurde ist seinem Geiste auf das Spiel zu sehen glauben, wenn es sich um Wetten handelt. Der Wettmann, ein ganze Landschaft, der Pferde zum Wettrennen bringt, spielt auch ein Spiel, denn jeder, der mit seinem Pferde am Wettkampf theilnimmt, zahlt einen Einsatz, aus welchem manchmal ganz, und manchmal, wo schon Stiftungen Summen zur Verfügung stellen, zum Theil der Siegespreis besteht, der aber bei den großen Wettrennen in der Regel ein Kunstwerk ist, etwa ein kostbarer Goldpokal. Aber er würde sich in erniedrigen glauben, wenn er unter die Wetter sich mischte, besonders nachdem sie als Wettmänner eine wenig löbliche Gilde geworden, und er wendet sich mit Verachtung von dem gierigen Blick eines solchen, der in den schönen Bewegungen des edelsten Thieres gewissermaßen nur eine Zahl erblickt, von der er in peinlicher Spannung erwartet, ob sie ihm eine Schuld oder eine Forderung bedeute.

Aber von den Zuständen Englands wenden wir unser Auge wieder der Aussicht zu, die uns die hochste Dachzinne des Wetthauses von Newcastle bietet. Und selbst da werfen wir nur einen flüchtigen Blick hinter uns nordwärts auf den Grenzwall von Schottland, die blauen Cheviotberge, und auf den spitzen Thurm auf dem Cheriffshügel uns gegenüber, der für die von Osten kommenden Schiffe die erste Landmarke ist, und auf das alte Newcastle mit der Säule des Grafen Grey, denn es gibt zu viel unmittelbar unter uns zu sehen.

In demselben Rasengarten mit dem Wettringe

befindet sich ein kleines Zelt; einige Jockeys gehen hinein. Sie werden da gewogen; denn es wird genau berechnet, was ein jedes Pferd trägt und je nach seinem Alter und sonstigen Vorzügen wird eins mehr als das andere belastet, um den Sieg nie von vorn herein unwahrscheinlich zu lassen. Die Jockeys werden nochmals gewogen, sobald sie vom Pferde steigen, wenigstens die Gewinner, denn es kam manchmal vor, daß sie bei der ersten Wägung sich belasteten und während des Rennens viele künstliche Belastung angebracht werden mußten. Nun klingt ein Glöckchen, die Sattelgurte, und drei junge Hengste mit Jockeys auf ihren Rücken werden gleich darauf in die Bahn gelassen. Es ist ein wundervoller Anblick, ein englisches Rennpferd, selbst wenn es nur im Schritt vorübergeht. Die kleinen Reiter, die so elastisch in ihren Gelenken sich biegen, wenn sie den Grund berühren, das nackte Knie mit den knorrigen und doch auch so verhältnißvollen Muskeln, der ganze Bau des Körpers, sonst nur bekleidet gehend, um nicht abgemagert zu erscheinen, hinten nun vorstehend breit und schwellend — das alles ist schon ein Anblick, an dem man nicht rasch sich ersättigt; und dann freut das ungewohnte Auge noch die treuliche Pflege, die dem schönen Thiere geworden, die spiegelgleich glänzende Haut und die künstlich in kleine, man möchte sagen Locken gebundene Mähne. Und da sprengen die drei schon gegen das Ziel heran, sie hatten in einiger Entfernung ihren kurzen Lauf begonnen, bevor man es recht ahnte; denn die Jockeys beginnen nach eignem Ermessen, ohne daß ihnen ein Zeichen gegeben wird, und es war ihnen gleich gelungen, richtig zusammen zu beginnen. Aber obwol dem Neuling ein herrlicher Anblick mit ihren leichten, raschen Bewegungen, mit ihren bunten Reitern, die, in den Bügeln stehend, den Oberkörper langsam weit vor- und rückwärts wiegen, wie es scheint, um ihre Last durch beständige Veränderung des Schwerpunktes zu mindern: die Theilnahme der Versammlung im großen erringen sie nicht in gleichem Grade, die ist mehr für Kommendes gespart; denn es sind nur zweijährige Fohlen und wenigstens das eine ihrer Reiter hat noch kein siegreiches Pferd geliefert. Aber um so theilnehmender empfängt der Besitzer das siegreiche Pferd und los ihm, nachdem es in den Garten des Wirthhauses hereingeführt worden und der Jockey herabgesprungen ist, rasch den einzigen Gurt, mit dem der seidegefütterte kleine Sattel — man kann ihn leicht auf dem Zeigefinger emporheben — befestigt ist, und streichelt seinem Lieblinge den Schweiß ab und liebkost ihn zärtlich, ehe er ihn bedeckt und wegführt. Das Fohlen war nur mit dem Namen seines Reiters bezeichnet in der öffentlichen Karte des Wettrennens; es wird morgen nicht mehr namenlos sein, nachdem es heute solche That gethan, und sehr möglich möchte sein Herr sein, wenn er es „Goliath" oder „Daniel" oder den „Puritaner" nennte, sehr begeistert für Dich, wenn er es „Tom Pinch". sehr entzückt von Frankreichs Literatur, wenn er es Voltaire taufte, und sehr beschämt, wenn er ihm irgendeinen Namen gäbe so anspruchslos als etwa „Lustiger Vogel", „Hahnenfuß" oder „Pächters Junge", er wird es wol „Velocipede" oder „Vogel im Ring" oder „Phantom" oder „Delirium" nennen, oder gleich Null, wenn auch nicht gleich bezeichnend. „Diener vom Hofmarschall" oder gar „Englands Ruhm".

Aber mit gewaltiger Spannung wird nun das zweite Rennen erwartet. Von 60 Unterzeichnern haben noch 15, als die Karte des Wettrennens aufgerufen ward, die Nachricht ihres Jockeys angegeben, aber nur 5 lassen wirklich ihre Pferde am Wettkampf theilnehmen; zu vortreffliche Renner kommen in die Bahn, gegen welche die Niederlage der ihren gewiß wäre. Und schon haben nur zwei berittene Männer die Bahn von der darin lustwandelnden Menge gesäubert; der Lauf geht diesmal durch ihre ganze Länge. Der Ausbruch mißlingt zuerst: ein Pferd rennt vorzeitig weit voraus und so kehren alle noch einmal um; aber dann gelingt er ungewöhnlich schön. Sie rennen, die linke Seite gegen das Innere des Kreises gerichtet; nachdem sie eine kurze Strecke durchlaufen, verbirgt eine kleine, menschenbedeckte Bodenerhebung sie dem Blick, selbst wenn wir vom Dach des Wirthhauses zusehen. Man scheint manchmal um einen solchen kleinen Hügel die Bahn zu legen, die aber selbst sich nicht irgend merklich heben oder senken darf; ich hörte, daß es in Goodwood auch so sei. Es mag das vielleicht nicht beabsichtigt sein; aber es hat einen großen Reiz, die Renner auf Secunden dem Blick verschwinden zu sehen. Da sie uns verschwanden, war das Pferd voran, dessen Sieg man mein erwartete; als sie wieder erscheinen, hat ein anderes sich ihm genähert, gegen das 5 : 4 M. St. gewettet worden war, gewinnt gleich darauf einen leichten Vortheil und behauptet und vermehrt ihn sogar, langsam zwar, aber unablässig, bis ans Ziel; und immer leidenschaft-

lichen erwuchs es das Hohe der Menge, und Hunderte schöner Augen sah aus den Carossen, die auf der Straße halten, welche längs der Rennbahn zum Wetthause führt und von einem Balcon des Wetthauses selbst glückwünschend auf seine Bewegungen gerichtet, und innern vergißt man das Gewimmel. „Sieben gewonnen!“ als die letzten Anstrengungen des muthmaßlich erwarteten Siegers nahe vom Ziel auch erfolglos sind: es sieht kaum gewandt, daß von den drei letzten Pferden das vorderste schon weit hinter allen ist, während der Sieger am Ziel glücklich vorüberfliegt und während schon die Menge, in die Bahn strömend, mit Hurrahs ihn zum Wetthause geleitet.

Es war eine ziemlich lange Pause ein, bis wieder das Interesse lebhaft für die Bahn in Anspruch genommen ward. Das achte Rennen war ein kurzes, von dreijährigen Füllen, in sporten, auch einem unbedeutenden, ward dem ganz anfangsmeilenen Pferde der Sieg ohne Kampf gelassen und so lief sein dunkler Reiter es nur behaglich durch die Bahn tänzeln; ein drittes ward aufgegeben, wol wegen des nahen Abends. Aber wenn es auf der Bahn nichts zu sehen gibt, so ist unter den Zelten um so mehr zu sehen und zu hören. Ausrufer der Schaubuden lassen ihre schon von ferne heitere Beredsamkeit strömen; die Schauspieler in den Trachten aller Nationen, die sich malerisch gekleidet, mit ihren Damen in verschossenem Blau und ergrautem Weiß, beginnen eine Quadrille, ungefähr in gleich überraschendem Grade stampfende Kraft entwickelnd wie die Rennpferde schwebende Leichtigkeit, und am Polizeizelte, das westlich seitwärts nicht mit einem beiden Flaggen, führt ein Menschenknäuel einen Taschendieb und ein Wagen mit Damen fährt darauf gleich vor, wol um nachzutragen, ob einiges Vermißte auf das Zauberwort dieses Magiers seine Stelle gewechselt habe. So kommt unmerklich die Zeit heran, wo das letzte Rennen beginnt, das ein und ein halbes mal durch die Länge der Bahn ging und an dem sieben Pferde theilnahmen. Es gab uns zweimal die Freude, die Renner am Ziele vorüberfliegen zu sehen; manche kleine Wechsel in der Reihe gaben ihm Interesse und gegen das Ende hin raffte ein müdes Pferd, das zuvor sich vergessen hatte, plötzlich seine Kraft zusammen und wol an drei ihm vorgeeilten Pferden vorüber; diesmal wirklich ein Kind der Leidenschaft, was in der Regel die Rennen nicht sind, kam es an die Seite des bisherigen Siegers, mit Schütteln der Zäume angetrieben und gepeitscht und gespornt von seinem Reiter, und nur um die halbe Länge eines Kopfes war der Sieger voran mit seinem weit vorgestreckten, unbeweglich ruhigen Kopfe, als er unter dem tosenden Gejauchze der Zuschauer am Ziele vorüberkam. Aber dann, wie in orthodoxem Gram über die Niederlagen, beißen Pferd und Reiter ungebrochen rasch weiter, indessen der Sieger ganz allmählich seinen Lauf hemmte, wie der Pfeil, der nach seinem Sturze der Bewegung, die ihm das Schießen der Sehne gegeben, durch den Widerstand der Luft verliert.

Es ist wunderbar, das englische Pferd am Ziel vorüberfliegen zu sehen; aber es ist doch nicht die Schnelligkeit seiner Bewegung, was am meisten in Erstaunen setzt. Zwar die Anwendung der Dampfkraft ist uns gleich mit großer Schnelligkeit der Fortbewegung ein so gewöhnliches Artikel geworden und man muß schon ein Pferd eine Strecke mit den Rennpferden, selbst im Innern des Kreises, alle mit einem kleinen Vorsprung, galoppiren sehen — und das sieht man recht oft — und muß den Vorsprung sehen, den die Renner augenblicklich gewinnen, um sie nach Verdienst in diesem Punkt zu würdigen. Es ist die Schönheit seiner Bewegung, die am meisten und unwiderstehlich entzückt. Das auf diese kleinen Füße, die in einer Art unablässiger Kreisbewegung lange nicht so viel den Boden zu berühren scheinen, als der kurzeste spielende Schlag des Ruders, das den leichtesten Kahn bewegt, die Oberfläche des Wassers berührt, die sich über den Rasen so leicht zu legen scheinen wie die Schwingen des Vogels hoch in der Luft, daß auf sie in kaum unterschiedbaren Momenten doch eine centnerschwere Last niedersank und aufschnellte, das ist so unbegreiflich und entzückend.

Aber wie sollte es auch nicht ein herrliches Thier sein, das englische Rennpferd! Hat man doch zu seiner Erzeugung die Schnelligkeit arabischer Wüstenrosse mit der Kraft der Streithengste vermählt, die einst die gewaltigen Leiber und Rüstungen der Normannen trugen; und aus der so entstandenen Zucht ist nun das Rennpferd noch das auserwählte, beste, und keine Arbeit als die eine ruhmbringende des Wettlaufs selbst, kein rauherer Weg als der Rasen der Rennbahn oder Moore, wo man es übt, schwächt die Elasticität seiner Glieder während all der Jahre, wo es als Wettkämpfer auftritt. Sie sind freilich kurz; schon

Erster Gast.

Ich bin ein Schneider.

Dritter Ausrufer (zu einem Andern).

Gegen die Spanischen Weine.

Zweiter Gast.

Ich handle damit!

Dritter Ausrufer.

Traktate, liebe Christen, gegen das höchst verderbliche eingerissene Laster, Tulpen auf Zeit zu kaufen, von Jesaias Ephraim Somirgott —

Zweiter Ausrufer

(schlägt ihm ganz von ungefähr im Vorübergehen den Blätterkram aus der Hand).

Die Königin von England! 90 Pfund. Gebot des Sir Walter Thompson, ersten Kaufmanns der City. Neunzig Pfund. (Geht vorüber, während der Puritaner seine Blätter wieder zusammensucht.)

(Man lacht.)

das Gewöhnliche heißt. Die Kraft der normannischen Barbaren hat es freilich nicht mehr, noch möchte es mit den arabischen Rennern in den Wüsten Afrikas umherrennen können; aber auf seinem eigenen Gebiet, dem Rasen der englischen Rennbahn, läßt es heute weit hinter sich, was Pferde an Schönheit und augenblicklicher Schnelligkeit auch von den edelsten Thieren Arabiens. Wenn man es am Römer begreifen kann, den Epiciern seiner Arena ungriechen zu haben, und am Spanier, am Nachkommen seiner Cäsar Gefallen zu finden und so vieles Grausame und Widrige zu übersehen im Wohlgefallen an der gewaltigen Lebenskraft des Thiers, die selbst der Herr der Schöpfung ihm manchmal beneidet, kann befremden es nur noch der Anblick eines Wettrennens, um die Begeisterung des Britten für das Pferd, das ihm überdies ein so treuer Diener, ein so lieber Gemahl seines täglichen Lebens ist, und für den durch sein höfisches getrübten Adel seiner Kraftübung fast zu begreifen. Ich sage: fast zu begreifen, denn freilich ist für so wunderbar gesetzt in allen Klassen und Ständen, von der kleinen Miß an, die um ein Wettrennen jauchzend drei Bälle hingäbe, bis zum Stallknecht, der mit seinem Pferde die letzten vierzehn Nächte vor dem Wettrennen zusammenschläft, damit dem Thiere ja nichts zustoße, daß dem Fremden immer ein Rest von Unbegreiflichkeit bleibt. Aber wenn in der Geschichte ist die Erscheinung ja auch nicht: war doch der kalkulierende Vater des mazedonischen Alexander auch glückerzeugt über den Sieg seines Gespanns in Olympia!

Anregungen.

Marie de France.

Eine Dichterin aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts lernen wir durch einen jüngern talentvollen Poeten, Wilhelm Herz in München, zuerst kennen. In „Marie de France, poetische Erzählungen nach altbretonischen Liebessagen" (Stuttgart, Gebr. Mäntler, 1862) gibt uns derselbe Uebertragungen der „Lais" (Gedichte) einer Dame, die an den Höfen von Flandern und England lebte und ihre Gedichte König Heinrich III. von England gewidmet hat. Sie erscheint, so oft sie von sich selbst spricht, als eine nicht uninteressante Vorläuferin unserer selbstbewußten schriftstellernden Damen, denen übrigens zum Trost gesagt sein möge, daß die poetischen Erzählungen der „Dame Marie" wirkliches Verdienst besitzen und wohl werth sind, nach fünfhundert und mehr Jahren wieder gelesen werden.

„Marie de France" gehört jener normannischen Literatur an, welche in England mit der Eroberung der mehrhundertjährigen Geltung französischer Sprache bei Hof und Ritterschaft zur Herrschaft kam. „Die ritterlichen Fremdlinge machten sich's bequem auf den Burgen und Gütern des beiseite geschobenen englischen Adels, und in den Hallen, welche bisher den monotonen Vortrag einer stabreimenden Legende oder einer uralten sturmrauhen Nordlandssage vernommen hatten, ertönte jetzt der zierliche Reimgesang des höfischen Trouvere und erheiterte nun die nachsichtigen Zuhörer ein muthwilliges Fabliau oder ein erstaunliches Abenteuer fahrender Ritterschaft." Und in Wahrheit, „nachsichtig" müssen auch die Gönner, Hörer und Lehrer der Dame de France gewesen sein, nachsichtiger, als es auch das beste Publikum unserer Tage zu sein pflegt. Es ist unglaublich, wie frei und unbefangen sich eine Dichterin, offenbar den höchsten Ständen angehörig, in Beziehung zu Fürsten und Königen in jener Zeit bewegen durfte. Die sämmtlichen „Lais" erzählen Liebesabenteuer, zum Theil wirklich originale und von echter Empfindung getragene, zum Theil wol auch leichtfertige. Nirgends sehen wir die Dichterin ein Bedenken tragen, alles, was sie besingt und darstellt, beim rechten Namen zu nennen, aber bei alledem wäre es, wie Herz ganz richtig bemerkt, höchst unbefugt, aus der Offenheit des Mundes auf eine Leichtfertigkeit des Herzens zu schließen wie heutzutage. So sind also die poetischen Erzählungen der „Marie de France" zwar keine Lektüre für Pensionate, aber sonst, um ihres culturhistorischen wie poetischen Werthes willen, wohl zu empfehlen.

Auch um ihres poetischen Werthes willen. Wir wissen zwar nicht, wie treu oder frei Wilhelm Herz die Gesänge der normannischen Edeldame übertragen hat, aber dieselben treten mit einer Frische, einer leichtflüssigen Darstellung vor uns, als ob sie nicht vor einem halben Jahrtausend, sondern erst gestern gedichtet wären. Wir irren schwerlich, wenn wir das Verdienst davon dem eigenen poetischen Talent des Uebersetzers zuschreiben, welches sich schon auf andern Gebieten bewährt hat. Wie es scheint, beabsichtigt Wilhelm Herz, uns noch mehrere Gaben dieser Art zu bieten; sind dieselben in ähnlicher lebendig graziöser, formell vollendeter Weise gehalten wie die Erzählungen der „Marie de France", so heißen wir sie im voraus willkommen.

Ein deutsches Volkslied.

Selten haben wir eine literarisch-artistische Erscheinung mit so inniger Freude begrüßt und durchblättert als die vor uns liegenden vier ersten Hefte eines volksthümlichen Prachtwerkes: „Deutsche Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Singweisen". Es

…mmelt und herausgegeben von G. Scherer" (Stuttgart, Hallberger. 1862). Von welchem Standpunkt … wir müssen den einem glücklichen nennen — … Herausgeber bei der Herstellung seines lieblichen …erkes ausgegangen, sahen bereits in dem bei… gedruckten Prospect näher auf, und in der That hat … die Aufgabe, die er sich stellte, auf die gelungenste …eise gelöst. Die mitgetheilten Lieder gehören zu …n echten Erzeugnissen des deutschen Volksgesanges … wer gar manche davon aus dem Volksmunde … entzückt, wird sich herzlich freuen, solchen hier … vereinigt zu sehen. Von großem Werth ist auch der … gegebene bildliche Schmuck, größtentheils von Ver… anlassung und liebevollem Eingehen auf die Lieder … gezeugt. Einen einzelne Illustrationen, wie z. B. die … Nr. 8 und 11, zu wünschen übrig lassen, ist … gegen anderes, wie namentlich die Zeichnungen von … Müller und Arthur von Ramberg, Kunst… …r. Zu den Compositionen sind gehören zu Nr. 26 … Nr. 36 gleichen wir eine Inconsequenz zu … Prinzipiell lobgemäß erscheint es uns … den Bildern zu Volksliedern nur möglich … …ndere landschaftlichen Berücksichtigung haben, wodurch … solchen Liedern, die auf einen bestimmten Kreis … beschränkt sind — was ebenfalls durch … wenigen der Fall sein wird — möglich … …mal angedeutet werden könnte. Auch in dem … liegenden Werke ist ersteres hier und da mit … geschehen, so namentlich in den Bildchen zu … 30 und Nr. 31. Es ist dies gewiß angreifbarer, … nichtssagende oder phantastische Kleidungsstücken … stellen, zumal die deutschen Gauen eine unerschöpf… Auswahl malerischer Vorbilder bieten. Bei Nr. 14 … vermissen wir nur ungern eine schwäbische …ruppe. Diese einzelnen Mängel werden je…, wie bereits angedeutet, durch die übrigen Vor… reichlich aufgewogen und so macht das Ganze … harmonischen, anmuthigen Eindruck.

Besonders verdient hat sich der Herausgeber durch … Aufnahme der sorgfältig behandelten echten Sing… …n gemacht, welche — gleichsam die Seele des …es bildend — besondere Beachtung erforderten. …te der edle Zweck, die mächtig wirkenden, ge… vollen Klänge des Volksliedes — denen leben… Fortverhaltung wir allein unserm ehrenfestesten …olke verdanken — auch in städtischen Kreisen … einzubürgern, dem Gesammtvolke „den Reich… seines ureigensten Wesens zu erschließen", voll… kann erreicht werden. Die Bildung von Gesang… …en selbst in den kleinsten Städchen hat den …chen Volksgesang aus solchen vollends verdrängt, … schöpft gierig aus der Flut künstlicher Neuig… und verschmäht und vergißt den alten, lautern … doch so köstlichen Born, obwol nur selten ein …nstler eigene Tonbildungen schaffen wird von …innigkeit, wie sie jener in überschwenglicher Fülle … Der große Mozart hat dies der Herrlichkeit … Volksliedes gegenüber offen bekannt. So ist … Bestreben G. Scherer's nur mit aufrichtigstem … Dank anzuerkennen, wenn auch bei dem Umstande eigene Wertung seiner Lieder, bei diesen so gut Gattung kommt, hier nicht mit übertragen, gebilligt und gelobt werden kann. Der Werth des Scherer'schen Werkes ist bei der gediegenen Ausstattung ein bleibender und wird hoffentlich zur Verbreitung desselben wesentlich beitragen.

Der Vergleich des Herausgebers schließt mit den Worten Goethe's (über „Des Knaben Wunderhorn"): „Wer Kinder mögen stille zarte Büchlein in jedem Hause, wo solche Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel oder wo sonst Gelang und Kinderbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um auf gelegene zu machen in jedem Augenblick der Stimmung oder Unterhaltung, wo man kann immer etwas Gleichgültiges oder Bedeutendes lesen, wenn man auch allenfalls das Buch nur pantomimisch behandeln müßte. Würden dann solche Lieder nach und nach in ihrem eigenen Ton- und Klangelement von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, sich, wie es allmählich leicht und bedeutender, zum Volksgut, nun von da zum Theil gemischenweise auch abgegangen, so könnte man sagen, das Büchlein habe seine Bestimmung erfüllt und könne man werden, als gebraucht und gebraucht, verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen."

Wir glauben einen neuen Beleg dafür liefern zu können, wie gern unser Dichter selber aus dem Jungbrunnen des Volksliedes sich erfrischte. Im Baierischen Vogtland und wol auch anderwärts im lieben Vaterland wird noch einer ungemein zarten und ergreifenden Melodie, die jedem, der sie von den silberhellen Stimmen junger Landmädchen einmal gehört, unvergeßlich sein wird, ein altes Lied gesungen, das nach unserm Dafürhalten Goethe ungezweifelt Anregung und Form zu seinem Gedicht „Lieb in Thränen", geliefert hat. Dieses Lied — die rührende Klage eines verführten Mädchens um ihren verlorenen Kranz — beginnt:

Mein Schatz, warum so traurig bist
Und gar kein wenig lachst?
Ich seh' dich an den Aeuglein an,
Daß du geweinet hast.

Goethe's Gedicht fängt mit der Strophe an:

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles sich erfreut?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint!

Bei dem selbständigen, echt volksmäßigen Inhalte des vorstehend erwähnten Volksliedes ist nicht wohl anzunehmen, daß dasselbe die Dichtung Goethe's zum Ursprung habe, vielmehr überzeugen uns die oben angeführten Worte des Dichters selbst von dem Gegentheil.

Dramatische Literatur.

Interesse und Theilnahme verdient unter vielen neuern Erscheinungen ein Drama „Schwarzenberg",

von Adolfgang Kleyle (Breslau, Max'sche & Comp. 1861) einen weder wenig genannten Dichter zum gerechtesten Begehung. Zunächst dürfen wir den ersten Theil seines historischen Schauspiels wol nicht minder hoch anschlagen als den manches andern, mehr gerühmten dramatischen Werkes der letzten Jahre. Der Grundgedanke des Stückes ist, wenn auch nicht eben tief, doch gesund, der dramatische Bau des Schauspiels sicherer und besser, als sie Anfängern gewöhnlich zu gelingen pflegt, und die Charaktere sind lebendig und scharf gezeichnet. Insbesondere ist Kleyle's „Schwarzenberg" schwerlich irgend einer Bühne bestreiten wird, und obwol wir uns nicht mit dem Sinn, aus dem sie hervorgegangen, als mit dem speciellen Werk, der ihm gegeben wurde, einverstanden erklären möchten. Wenn wir uns jener gründlichen Erörterung gegen die schwülstig unklaren und langweiligen Stücke erinnern, durch welche sich viele Dichter — auch jüngere — einführen, so können wir nur mit Freude einen neuen Autor auf solchem Wege herantreten und mit kecken Griffen einen Stoff aus der allerjüngsten Vergangenheit wählen sehen. Diese Dramatisirung der Kaiserlichen Vorgänge von 1849 und der politischen Ideen jener Zeit als nahezu erwünschen Bestrebungen dieses Schwarzenberg's macht einen guten Eindruck neben vielen kunstlich belebten antiquarischen Stoffen, die bei andern dramatischen Anfängern überwiegend sind. Wir verhehlen dabei freilich nicht, daß der Dichter gewisse Schwierigkeiten nicht überwinden konnte. Was aus der Zeitungslectüre mit allen Einzelheiten dem Gedächtniß noch verschwebt und zum Theil noch lebende Männer betrifft, scheint, um jedem Conflict mit der unmittelbaren Erinnerung zu entgehen, einen Realismus zu gebieten, aus dem allein kein Kunstwerk erwachsen kann. Erst wenn nach Wesen und Gehalt der Zeiten und Menschen unbekümmert um zufällige Aeußerlichkeiten, erfaßt läßt, beginnt die poetische Schöpfung. Insoweit ist ein „Schwarzenberg" jetzt noch verfrüht. Selbst Shakspeare's „Heinrich VIII." ist erst in den spätesten Tagen der Elisabeth gedichtet worden und im Grunde Fragment geblieben. Aber der Sinn, welcher Kleyle offenbar trieb, ein Drama zu schaffen, das an das Fühlen und Wollen unserer Tage heranzutreten vermag, wird ihm, unter Berücksichtigung unabweisbarer Kunstforderungen, bei einer neuen Stoffwahl leicht zum Rechten führen können.

Neue Gedichte.

VI.

Bewußt und fast keck tritt Eduard Kauffer in seinen „Gedichten" (Leipzig, Vurrürk, 1861) auf. Hier ist der „schlichte fromme Weise", die wir neulich schilderten, dem mehr stürmischen Liede gewichen. Diesem Dichter mangelt höchstens plastische Ruhe, selbst in seinen Liebesgängen ist nur ab fragmentarisch Gut von Gemüth zu Gemüth und der wechselnden Stimmung z. B. der Inhalt Hammer'schen Lieds entsprungen. Was dagegen Kauffer zum Dichter befähigt, sind eine feine beobachtende Anlage und seine ergötzenden Gedichte, welche, wie z. B. „Ein Weihnachtsbaum", „Daisy's Lob", „Jubel", eine einfache Maß kurz und gedrängt wiedergeben. Nur hat er sich vor dem sogenannten Herbringen des Reims zu hüten, weil vom ästhetischen Standpunkt abgesehen, in mehr als einem Grade störend wird, wie z. B. auf S. 77, wo der Dichter Arm einer dürftig ergänzenden Junglaus anschlingt. Auch sei dem der Anregung so werthen Dichter der Rath gegeben, nicht weitschweifige Märchen in Verse umzusetzen, wie „Das Thränenkrügchen".

Julius Hammer, welcher sich im vorigen Jahre mit einem kindlichen Liederbuche „Unter dem Holunder", wo die Oesterreichische gerühmt ist, gab in einer neuen Sammlung „Treue, Liebe, Lehe" (Leipzig, F. L. Brockhaus, 1861) wiederum Proben orientalischer und eigener Lehrdichtung. Den ersten Theil seines neuen Buches bilden die Sprüche des Talmudisten „Kafiemud" (um 1000), deren Worte in den Noten zum „Biblischen Thron" gebraucht und die manchen dunkelen Text und Wortbedeutung mehr klar zu Tage bei Ohren entfalten. Daran schließt sich eine Abtheilung „Stetiges Leben", kleine Gedichte, zu denen die Betrachtungen Marc Aurel's den Anlaß gaben. Die „Sprüche", „Legenden" und die „Zeit und Gemüth" überschriebenen Lieder sind offenbar selbständige Dichtungen Hammer's, der überhaupt das Ganze zu jener Einheit der Weltanschauung verbunden hat, die wir aus seinen frühern Dichtungen bereits kennen. Sie ist der Ausdruck einer contemplativen, gemüthreichen Natur, welche alle Stimmungen mit einem gewissen Ernst zu erfassen und zu verklärenden sucht und dabei die Fähigkeit besitzt, sich, wie in der vorigen und dieser Gedichtsammlung geschehen, auch fremde Anschauungen selbständig zu eigen zu machen. Die Form ist, wie in allen Hammer'schen Poesien, sehr rein und klar; in dem schönen Gedicht „Die Sprache" legt der Dichter seine ganze Begeisterung für den Zauber derselben an den Tag. Den zahlreichen Freunden didaktischer Lyrik, denen allen die Muse Hammer's schon vertraut ist, wird auch diese neue Gabe willkommen sein. Nur Eins sollte bei dieser Richtung der Lyrik nicht vergessen werden: daß das wahre Motto der Dichtung auch eigentlich „Lebe, liebe, lerne!" lautet und die Umkehrung derselben nur einzelnen Naturen eigen sein darf. Wir wollen sagen: Nehmt und gestaltet euch das Leben, wie ihr könnt und wollt; doch wenn ihr das Erlebte zum Gedicht umformen wollt, bedenkt euch, wie es recht geschehe und ob das Gleiche nicht bereits oft gesagt wurde!

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Völkerwelt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Französische Zustände. I. — Neues Buch. XIII. — Ein kurzer Aufsatz in der Weltanschauung. — Briefwechsel.

Französische Zustände.

I.

* Wir brauchen uns seit lange, einen geeigneten pariser Correspondenten zu finden. Wollen wir uns auch anstrengen, wir suchen auf Schwierigkeiten. „Kennen Sie das Leben nicht", schreibt man uns, „das da heißt Leben der wirklich gebildeten und gesellschaftlich guten Correspondenten im Ausland als Beobachter, Mitarbeiter u. s. w. der Gesetze zu stellen wissen sind? Und wie noch bei großen Theile von der Regierung Angeklagter vom Gesetz freigesprochen" Ist man dann auf 14 Tage Verhaftung verurtheilt — die Aufgabe meines Berufes schreibt es mir für sich lacht und weint — hat der Minister das Recht, den Verurtheilten auch Handschellen zu schicken. Ist dies geschehen, so kommt kein Hund oder Huhn mehr nach ihm, höchstens eine Stimme in der Wüste des Gesetzgebenden Körpers."

Man erzählt uns, die deutsche Presse wäre in Paris ganz besonders überwacht. Einmal las der Kaiser die deutschen Journale, jetzt arbeitet er alles ernstes nur an seinem „Julius Cäsar". Um ihn herrscht eine hunderttausendköpfige Angst vor der von Beamten aufgebürdeten Verantwortlichkeit. Jeder Raucher ersetzt den Kaiser. Im Preßbureau sitzen 6 bis sieben unbekannte Namen und überwachen und unterdrücken und denuncirten und decretiren ohne Gericht, ohne Urtheil und ohne Barmherzigkeit. So ist es überall. Es ist nicht die Folge der Persönlichkeit des Herrschers — der vielleicht guten Herzens und guten Willens ist —, es ist die Folge des Systems.

Wer hätte das vor funfzehn Jahren geahnt! Nichts ist darüber vollständig veröffentlicht, nichts bekannt, sogar im Ausland nicht. Noch muß man in den Charakter des Franzosen hinzunehmen, daß sogleich alles übertreibt, aus Eitelkeit, Nachahmungstrieb, ja mit einer Art Künstlerschaft auch das System sogleich zur Frage macht. Es wäre natürlich, wäre es nicht für die Menschheit bis zum Zweifeln traurig. „Könnte ich Ihnen die Details allein über die kleine Geschichte von Mexico geben. Sie würden staunen" schrieb uns ein Journalist, der unsere Aufforderung zu Correspondenzen hörte.

„Man kann ein Land und Volk um jeden festen Glauben, jede Meinung bringen. Ein Mensch sitzt oben und sagt plötzlich: „Ich will dies und jenes, morgen soll es geschehen sein." Niemand wagt zu leiseste Bemerkung. Jeder hat schleunigst Befehle seinem morgen in Eile geben. Bleiben! Ihr werdet es erfahren. Sie sagen an den Schiffen, Eisenbahnen noch ohne Material, ohne Lebensmittel, aber sie sollen zur Eröffnung fertig! Das General soll nicht, wenn es Japan, Mexico, Rom sein, wohin das Schicksal ihn bestimmt. Die Treppe kommt. Die Stunde der Abfahrt ist bestimmt. Man glaubt wir ein Kind in der Wiege. Und das alles in Frankreich — und nach Voltaire, Rousseau, St. Simon, Fourier und Proudhon!"

Aber wie stehen wir da! Gibt es in Frankreich noch Kinder philosophischen Andenkens? Haben jene Namen nicht, wie traurig einer auch nicht einmal gelachen ist? Jenes Volk vermisst gewissermaßen sein Recht. Keine That wird vollbracht gethan und kein Gedanke klingt vergebens aus einem menschlichen Hirn. Frankreich hat seine große, erhabene Philosophie verleugnet. Es gibt nur noch Katholiken und Atheisten in Frankreich. Die ganze hohe Gesellschaft ist ultramontan, der Hof und die Kaiserin voran. Alle Französinnen von einiger Sentimentalität und viel Gewissensbissen — wir sollten also sagen alle — haben dies Jahr hindurch Ersparnisse an Putz und Kleidung gemacht, um das Geld dem Papst zu schicken. Es ist dies Modesache geworden, auch eine Art erlaubter Opposition gegen das „System". Denn in Wahrheit, stellte man die Frage: Willst du die Dreieinigkeit und Gottheit Jesu verleugnen oder verbrannt sein — es würden sich nicht dreißig Märtyrer finden. Es ist Ton in der hohen Gesellschaft, fromm zu scheinen. Ganz so, wie die Gesellschaft nur noch die Manie für Pferderennen und schöne Equipagen hat. Das Pferd soll in Paris den Menschen zu ersetzen angefangen haben. Schöne Pferde, reiche Equipagen und — ein Drittel Antheil an einer Maitresse — alle drei Theile allein zu bezahlen ist fast unerschwinglich — das ist die neue französische Welt! Sie geht ins Theater, fand aber noch nicht ihren Molière.

Von der demokratischen Partei versichert man leider, daß sie rein atheistisch sei. Sie trüge nur jenen absolut nihilistischen Stempel, den wir sattsam auch in Deutschland kennen. Ihre „Kraft" liegt im Nein, ihr „Stoff" ist die Tabula rasa. Es ist seit funfzig Jahren in Frankreich Mode geworden, Voltaire und Rousseau gering zu schätzen. Die Universitätsprofessoren, sogar die Dichter verachten sie, wer buhlte nicht um die Gunst der Regierung und der Große? Sie haben auch die alten Revolutionsmänner

verlassender. Sie schritten über das blutige Pflaster des Tuileriengartens und mußten an den Leichen eines Dutzend, eines Hundert mehr als nöthig war, vorüber. Sie hatten mit pathetischer Bitterkeit — man ernten die Früchte, die gesäet' Die einen sind nach Rom gegangen und haben sich mit Dank und Dank der Kapitale des Protestantismus entschwärmt, die anderen gingen gemeinen nach Deutschland, brüderbewußtsein suchen sie in unseren Wäldern und Thälern nach dem Hegelianismus, der augenblicklich mehr in Deutschland zu finden ist. Man darf doch gegen Alles des Deutschen an sich nicht gering achten, aber für Frauen Amerika nicht romantisch machen. Deutschthum herrscht auch in der französischen Musik. Man kennt sich, das man nicht mehr zu abstrahiren braucht, daß es kein Journal mehr zu kaufen gibt — man hat sein Gut und Gut, seinen Verstand legt dem Kaiser anvertraut — der mag allen wohl machen'

Aber wehe, wenn die Stunde des Erwachens schlägt! Eine sprachen Franzosen, die sich die Hände rieben und ausriefen, indem es alle Journale des Europa gestern Kunde hörten: „Nun ja, man hat auch nur gewiß Jahren eine schöne Zeit empfangen' Man sehe man auch so — Wie glücklich sind wir — '' Dann aber, in einem Hotel mit einem solchen abgefangen, bei einer Lasse Kaffee nach der Table d'hôte, auf einen Stuhl Bonaparte, nimmt er uns zur Seite, erzählt aus der pariser Chronik Geschichten und Zukunftsvisionen, welche die Bücher des Nostradamus bereichern können, und fügt hinzu: „Nous l'avons inventé'"

Und wie die Aenderung? Es geben viele in Frankreich sich der Hoffnung hin, mit den künftigen Wahlen werde alles anders werden! Thörichter Wahn! In dieser Welt muß jede That gebüßt werden. Jedes Gute findet seinen Lohn und für das Böse gibt es keine andere Ablösung als die Strafe. Die Zeit ist der Thäter, was die Entfernung dem Hebel ist. Das Gesetz Gottes steht fest und keine Wunder gibt es und hat es gegeben. Alles hienieden ist logisch, mathematisch, solidarisch. Um einen oder zwei Menschen machen die ewigen Gesetze der Geschichte keine Ausnahme. Die Beschränkung der Freiheit wird nie zur ruhigen Gesetzlichkeit. Gewiß, es wäre prächtig, wenn Menschen sagen könnten: Wir haben die Gesetze umgestoßen, haben, als gäbe es weder Gott noch ein Gericht noch ein Urtheil der Menschen, gehaust und geschmaust, und nun plötzlich, weil wir übervoll sind, weil wir und unsere Helfershelfer jeder 100000 Thaler Renten hat, wollen wir uns zur Ruhe setzen, brav und geduldig mit dem Zeitgeist uns abfinden und so bis zu unserm seligen Heimgang ruhig weiter leben' Ich glaube fast, die französische Komödie, die man neulich in einer Uebersetzung in Berlin spielte: „Die Invaliden der Ehe" — ein alter Bonvivant will plötzlich in Schlafrock und Pantoffeln leben —, ist eine Satire auf die HH Rouher, Morny und Persigny.

Kürzlich lasen wir folgende schreckliche Prophezeiung: „Es wird hienieden keiner seine That vergehen' Die Menschen, ja alle Wesen sind untereinander verbunden und bezahlen einer für alle' Denn nicht der bezahlt, der eine Ungerechtigkeit selbst verübt, sondern die, die Sie an ihren Mitmenschen verüben lassen. Wir habt gesprochen, als man den Juchten ins Gericht schlug' Ihr habt Nein gestimmt, als man über Vertheidigung forderte' Nun gut! Auf euch und eure Kinder fällt die Schuld' Die Summen, die ihr in Schuld gesammelt, werden wie Staub verschwinden' Eure Freiheit wird sich in Sklaverei verwandeln' Und kommt der Tag der Strafe, so wird auch ein Volk für das andere zahlen müssen, denn auch die Völker sind nicht weniger einander für das andere verantwortlich'"

Wie sich die letztere Voraussetzung schon erfüllt hat, braucht der Gegenwart, in welcher die vom 2. Dezember, vom Retter der Gesellschaft, vor Jahren hingeschlachteten Opfer blutige mit den Schlachten von Magenta und Solferino sühnen.

Wiener Briefe.

XIII.

— Der stets hervorgehobene Grundzug des wiener Charakters, die Gemüthlichkeit, die als das Gepräge des Lebens in der guten alten Zeit bis zum Ueberdruß gerühmt wurde, hat sich auch beim Uebergang in die neue Zeit nicht verleugnet. Aber wenn im Jahre des gewaltsamen Umsturzes die Leidenschaft mit ihren Ausartungen jenen Grundzug düster überschattete und wenn die durch die bittersten Erfahrungen erzwungene Rückkehr der Regierung auf liberale Bahnen im Anfang auch noch herben Mißtönen eines gereizten, argwöhnischen Sinns begegnete, so hat sich bei vorschreitender Entwickelung des freien Staatswesens schnell eine solche Wandlung in dem lebensfrohen, jede Störung der Ruhe unwillig empfindenden wiener Volkscharakter ergeben, daß man das frühere Bild — allerdings veredelt und aus der vorigen Schlaffheit zur Theilnahme am öffentlichen Leben herangereift — wieder sprechend vor sich erblickt.

Wie der echte Wiener sich stets seines Praters, seines Volkstheaters, seiner Gasthausgenüsse mit oder ohne Musik, unter irdischem oder himmlischem Dache, erfreut, so blickt er nun mit gleich gemüthlichem Behagen auf die Bühne des neuen Staatslebens und folgt den Verhandlungen und geistigen Kämpfen der Volksvertreter mit jener sorglos vertrauensvollen Hingebung, die sich von dem, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert, wenig anfechten läßt. Eine solche Gesinnung der Hauptstadt, in deren Mitte der Wehstuhl der Regierung die neuen Formen zu schaffen hat, erleichtert dieser um so mehr ihr Werk, als jene Gesinnung auch in den besseren Tagesblättern sich spiegelt und von da aus wieder leitend und belehrend auf das Volk zurückwirkt.

Diese Erscheinung ist um so beachtenswerther, als die materiellen Zustände für die meisten Gesellschafts-

schärfere empfindlich schlecht sind und man jetzt demnach weniger als vorher über die schlechten Zeiten klagen und der Regierung deshalb den Prozeß machen hört. Das eben ist der Werth liberaler Institutionen, daß mit dem Bewußtsein der Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten auch die feindliche Stellung gegen das Widersinnige der Verhältnisse im Stande überwindet und jedermann in dem Gefühl, Mitinhaber des öffentlichen Haushalts durch seine gewählten Vertreter zu sein, verhältnißmäßig auch geneigter wird, zu dulden, zu warten, zu hoffen.

Die Art, wie die zwei aus tiefsten in das Leben (das politische und materielle) eingreifenden Fragen, die Landwehrvorlage und die Steuerfrage — als sie bei Gelegenheit der Budgetverhandlung im Abgeordnetenhause scharf und klar gestellt wurden —, auf die heilige Bevölkerung zurückwirkten, lag viele willigere Stimmung am deutlichsten hervortretenden Allerdings stärkte der Conflikt sich Karlen als je gegen die verfassungsmäßige Unduldsamkeit und nichts wurde für Gesetzlichkeit wohl mehr gründen als eine Regierung, eine auch nur kurze Zeitfrechtung unterlassende Vorgänge, allein die Hetzen Stürzen sich, je mehr sie der Unterstützungen von Einsicht gestützt werden, um so weniger an den eigenen an, und der jetzige Riesenbruch zeigt, und man kann sicher sein, daß ungeachtet so mancher leidenschaftlichen Kundgebung gegen das Concordat eine Beruhigung dann unfehlbar eintreten wird, wenn die Gleichstellung der Confessionen durch die entsprechende Lösung der Frage des Uebertritts und der Kindererziehung aus gemischten Ehen zur vollen Wahrheit geworden sein wird.

Auch die so brennende Steuerfrage, die in den Volksvertretern die schroffsten Gegenstellungen und leidenschaftlichsten Controversen hervorgerufen hat, fand die Bevölkerung minder reizbar, und man wird sich — obwol die Erhöhung der Steuer, wohin sie greift, höchst empfindlich sein wird — williger in den einstweilen vertagten Beschluß fügen, als es nach den Kämpfen im Abgeordnetenhause den Anschein hat.

Die durch die Stadterweiterung angeregte Privatbauluft fährt fort, eine wahrhaft fieberhafte Thätigkeit bis an die äußersten Vorstadtgrenzen und über die Linien hinaus zu entwickeln und alle Zeichen sind vorhanden, daß Wien, wenn Oesterreich in seiner staatlichen Gesammtentwicklung nicht gehindert wird, raschen Schritts einer riesigen Ausdehnung entgegengeht.

Nebst diesen Baumgestaltungen hat das freie Gewerbewesen der Stadt einen veränderten Anstrich verschafft, der mit dem Eintritt der schönen Jahreszeit erst recht sichtbar wurde. Der Wetteifer der sich endlos vermehrenden Kaffee- und Gasthäuser mit ihren zu Gärten umgeschaffenen Vorplätzen im Freien bringt eine erhöhte Lebendigkeit und Zierlichkeit in das äußere Bild der Stadt und neben den großen Zuckerbäckereien mit ihren prunkvollen Schaukästen vermehrt sich die Zahl ihrer Filiale und der kleineren derlei Unternehmungen sowie jene der Victualien-händler und „Greißler" mit ihren oft sehr luxuriösen Ausstattungen, dann der Kaffee-, Wein- und Bierhäuser in wahrhaft erschreckender Weise, aber wenn auch diese überstürzten Auswüchse der Gewerbefreiheit manchen nur eine bittere Enttäuschung bereitet mag, darf unbedenklich nicht übersehen werden, daß mit viele auch der Theilung des Erwerbs eine Gewähr erwächst.

Der Prater, dessen Glanz mit den Frühlingsmonaten zu scheinen pflegt, hat in den Pfingsttagen noch einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen und neben den berühmten Derby-Tage in England mag kein zweites Bild solcher Volksfreude irgendwo zu treffen sein. Dagegen bieten der einst so farbenreiche Augarten und der Belvedere-Garten den Fremden selten Natur entsprechende Räume zu einsamer Lustwandlung. Wenn man den letzteren betritt und sich gleich am Eingang von zwei chinesischen Prachtvasen, dem Götterbaum (Ailanthus glandulosa) und dem Gingkobaum, empfangen sieht, wenn man dann die zwei Alleen sieht, die den Mittelraum umfassen, durchschnitten von die Baumkronen über Zinnen treuend sich verbreitenden Reben und sich gegenseitig entwickeln, in den mittleren Beeten aber die Pflanzen aller Erdtheile gleich willig der Sonnenstrahl und der daran gebundenen Wohlthat der Menschheit dienen sieht, dann fühlt man sich schmerzlich an das feindliche Auseinanderstreben der Nationalitäten im Vaterlande gemahnt.

Peinlich ist auch der Eindruck, den die Vernachlässigung dieses Juwels des plastischen in der Hauptstadt des großen Oesterreich, der botanischen Musteranstalt der ersten Hochschule des Reiche, hervorbringt. Partieen desselben sind zeitweise einer Wildnis nicht unähnlich, kurz vor Pfingsten erst wurde ein Theil der von Gras überwachsenen Wege gereinigt und auf vielen der Holztäfelchen, welche die Bezeichnung der Pflanzen und Bäume enthalten sollen, ist die Inschrift nicht mehr zu entziffern. Wenn die Dotation nicht hinreicht, warum wird von den Betheiligten die Nothwendigkeit einer Erhöhung nicht mit jenem Ernst dargestellt, der durchdringen müßte, wo es sich um eine Frage handelt, bei welcher der Ruf Oesterreichs betheiligt ist? Denn der gegenwärtige Anblick dieses Gartens kann auf den fremden Besucher nur einen diesem Ruf nachtheiligen Eindruck machen.

(Schluß in nächster Nummer.)

Ein kurzer Umblick in der Weltausstellung.

*** **London.** Nehmen wir von den drei Haupteingängen den von der Cromwell-Road aus; er führt unmittelbar in den östlichen Dom. Ueber uns wölbt sich die ungeheuere Kuppel — vor uns liegt das lange Mittelschiff gefüllt mit Millionen schönster Sachen; es endet mit dem westlichen Dom; eine ganze Reise bis dahin!

Aber welch bezaubernde Reise! Wir machen Stationen, wo es uns gefällt, bei Statuen und Fontainen, wir kehren in Frankreich, Italien oder wo es uns sonst hinzieht, ein

Die Abtheilungen, gruppirt als „Courts" (Höfe) gruppirt, zur Rechten und Linken des Mittelschiffs, enthalten die Produkte verschiedener Länder und Zonen, je nachdem, Preußen, Oesterreich, England u. s. w. Klassische Namen hat unsere Wagneriana Wollen Sie einen Blick nach Frankreich thun, auf die geschmackvollen Prunkgeräthe, von denen sich der Pharaonig von Aegypten nicht gelangweilt hat — auf die Schmuckstücken, zu denen alle Damen wallfahrten; auf die Chemischen Essigen, den großen Lichtaufzug, der bei großen Abendfesten auf der Insel des Hotel de Ville in Paris prangt? Hier ist Italien — Canova's Venus taglio und ungeschl. „Ihr wollen in Italien das Zeit"? Das ist Rom! Dahin drängen die Menschen aus meilen — „Man kann nur Menschen da nicht leben" — heißt es im Sprüchwort.

Preußen gruppirt sich rund um Porzellan- und Silberwaaren und Oesterreich rund um Leder, Schuhwaaren und Tapeten. Der Tapetenhändler Rasch-Hamburg hat mir auf Briefpacht Übersendung mit auf seine zwei großen Werke: den Jahre und den Mensch. Ob ich gut, daß man nicht alle Staaten eben in die Bildergalerie gruppirt, trotzdem das Menschlich und die Welt (die Weltausstellung) damit geschmückt hat. Ob nicht dann von der Anschauung auf dem Menschlichen, einzelnen Dingen so leichter auf höhere geistige Gebilden von mächtigen Maßstab, der sich in sämmtlichen Völkern einen Tempel baut, auch selbst man sie der Natur gefangen, begreift und mit Musik genießen kann. An Ausgegrenzen Grenze stehen zwei Landeskinder in Nationaltracht — nicht lebendige.

Doch wir treten zu heute nirgends ein und gehen nur einmal, bei den besten Musik, das Mittelschiff auf und ab. Auf den 3 — 400 Klavieren, die ausgestellt sind, wird viel musizirt — viel und gut; es liegen täglich Programme der Musik, die aufgeführt wird, aus. Wenn man dort, bei Rußland und Preußen vorbei, durch das große Portal tritt, vor dem die Riesenstatue Shakspeare's Wache hält, so ist man im Horticultural-Garten und kann sich einer großartige Blumenausstellung erfreuen.

Will man, soviel das möglich ist, das Ganze übersehen, so muß man eine der Galerien ersteigen, die rings um Mittel- und Seitenschiff laufen und in denen die industrielle Welt einen ihrer Hauptsitze hat. „Im Tollerin", sagte eine sich im Deutschen versuchende Dame zu mir, „es gibt viel sehr schöne Leinwand." Sie meinte den — „Zollverein", der da eben seinen Markt ausgelegt hat.

In den großen Bildergalerien, die sich zu beiden Seiten der Cromwell- und der Albert-Road hinziehen, kann man aus beiden Domen gelangen. Sie enthalten des Vortrefflichen gar viel, aber auch recht viel Mittelmäßiges. Die ungeheuern Räume mußten gefüllt werden. Die englische Galerie geht durch ihre Hogarth, Reynolds, Wilkie, Gainsborough, die französische durch ihre Delaroche, Vernet, Decamps an. Die belgischen, schwedischen und norwegischen Sendungen finden auch viel Anerkennung. Zu den letztern gehören die Bilder Tidemand's, Hodiert's, Gude's, Lindgren's.

Und unsere deutschen Bilder? Wir kennen die Namen und Werke unserer Meister und einige der letztern sind hier; aber im ganzen finden die deutschen Bilder nicht viel Anerkennung und Anerkennung trifft es. „Die haben kein Interesse" Ich gebe Ihnen die Uebersetzung einer Beurtheilung, die dem amtlichen Kataloge beigegeben und ohne Frage von einem Mitglied der Royal Academy geschrieben ist.*) Sie lautet, die Beurtheilung kann für Deutschland nur interessant sein.

Einige zwanzig Schritt von dem Ausstellungsgebäude ist ein Zelt errichtet mit Bibeln in allen Sprachen, die an die Ausländer vertheilt werden. Nebenan ein anderes provisorisches Gebäude, in dem täglich für Ausländer gepredigt wird. Die armen evangelischen Ausländer sollen gleich auch Bücher und Hause haben! Englische Idealismus!

*) In amtlicher Nummer.

Briefwechsel.

— Herr Wilhelmsy in Berlin sendet uns gegen eine in seinem Briefwechsel (in Nro. 16 d. Bl.) aufgenommene Notiz enthaltene Berichtigung ohne die letztere seinen folgenden Vorgang: „Der Verfasser dieser mir seine Handschriftliche Uebersetzung zur gefälligen Benutzung zugesandt, die sich bei der in Nro. 16 d. Bl. enthaltenen Notiz noch in meinen Händen befindet, ganz selbstständig Namen und Daten geändert, ohne daß ich den Gegenstand seiner Arbeit irgendwie beeinflußt, ja nicht einmal gewußt habe, daß er eine Abhandlung über «Christen, Christenthum und Kirche» auf die ähnliche gesellschaftliche Stellung, wie sie den Juden angewiesen worden ist, anwende. Daß aber seine Abhandlung Interesse gefunden hat, ist sehr erfreulich. Sind denn nicht Tausende und abermals Tausende von Christlichen Familien in vielen Städten, die auch «fortgelebt von allen religiösen Institutionen» in freier Richtung mehr mit den «gottigen Dingen» in dem Neuen Testament wegwirft? Sind diese Christen zum Gebrauch bestimmten dem Glauben der eigenen Gemeinde zu folgen, als diejenigen Juden, welche nachweisen und nicht nachglauben? Wer aber sagt dem Verfasser, daß die Christen oder Juden zu Berlin, die von Mir, respective von Neue Testament als ein Menschenwerk abgeschmackt haben, über Kommunion, über Kinder ohne Gemeinschaft mit dem Heiligengeist haben, bei der ewige, unvergängliche Wahrheit ist, deren Zeuge aber, getreu von ihnen beteigt, von den alten christlichen und jüdischen «jubelreichen, ehrwürdigen, imposanten Gemeinden» in einer Weise verhöhnt und gelästert werden, wie von Heid und von Apostata, Moses und den Propheten, wenn sie heute wieder auf der Erde erschienen, die strengste Zurechtweisung erfahren würden? Ich mag dem Christen wegen des sogenannten mosaischen Dings, der lächerlichen «Reform», die eigentlich eine Art religiöser Dilettantismus ist, nicht entgegentreten, obgleich auch da seine Sprache tadelos genug ist und eine Lage verdient — aber die Thatsachen gestatten Sie mir zu konstatiren, daß täglich Dutzende erweislich bei uns dem Verfasser gegenüber «Christen, Bornehmthuerei und Rücksicht auf die elendeste gesellschaftliche Gemeinheit» gerade am meisten unter den Allgläubigen, denen es so viel «Lust, Wärme und Begeisterung» mitbringt — und von Konvertiten zu Tage treten, nur aber unter den besseren Israelaeliten, welche, von allen Banden der Traditionen erlöst, gottgeistlich nach dem Innersten angehören, weil sie aus Erkenntnißrichtigkeit den religiös noch zum Theil unterrichteten Stamm nicht verlassen wollen. Ich viele Manner haben, die in ihrer aufrichtig treuen Redlichkeit an den Gott, dessen Testament die neue, große aus ihnen Welt ist, als modernen Streiter für Recht und Wahrheit immer den Obelisken und Besten der Namen nicht zurückstehen werden, wenn es gilt, das Herz durch Thaten zu offenbaren."

(Ausgegeben am 3. Juli 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte F. g. Zweiter Band. Nr. 28. Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Lerne entbehren. Mittheilungen aus einem Hallig Leben V — X. — Anzeige. Neue Erfindung von Pio von Borosini. — Ueber den Schnupfen. Von Dr. Wagmann. — Harriet Martineau. Mad. A. aus Lagerström. — Geschichtliche Spielereien. — Unterhaltungsliteratur XVII. — Neue Bezugsquelle. Von Hugo Hellermann. — Neues aus der Welt.

Lerne entbehren.

Mittheilungen aus einem Hallig Leben

V.

— Oland, im April 1846. Mit unendlicher Freude habe ich Deinen letzten lieben Brief begrüßt! Ich hatte auch gar zu lange nichts von Dir gehört und sonst auch von niemandem, sodaß ich förmliche Sehnsucht nach einem Wort von befreundeter Hand hatte. Ich danke Dir für alle Deine Liebe und für Deine Theilnahme an unserm Wohl und Wehe und bitte Dich freundlich, mir beides zu bewahren.

Ach, wie habe ich mich doch sonst auf den Frühling gefreut! Hier ist der Frühling nicht so merkbar, aber die Tage sind doch endlich länger geworden, die Luft milder und die Fenne und die Werfte werden grün und auch unser Flieder hier treibt Knospen. Ach, das war eine drückende Zeit! Ich schildere sie Dir ein andermal — — —

VI.

Oland, im Juni 1846. — — — Zu unserer Winterfürsorge gehört die Bereitung des Düngers für Feuerung. Ich habe Dir davon noch nichts erzählt und doch ist dies ein wichtiges Geschäft für uns Halligleute. In der ersten Zeit unseres Hierseins war mir diese Art Feuerung unerträglich, aber ich bin nun schon damit ausgesöhnt; der Dünger, diese Seele der Landwirthschaft, ist hier nicht anders zu verwenden noch zu verwerthen und liefert in trockenem Zustande ein tadelloses Brennmaterial, das hier großen Werth hat, weil die Herbeischaffung anderer Feuerung vom Festlande mit zu großen Kosten verbunden ist. Die Bearbeitung des Düngers wird hier daher mit großem Eifer betrieben und fängt bei trockenem Wetter schon im April an und geht fort bis in den Herbst hinein. Bei jedem Hause befindet sich ein in die Erde gegrabenes ausgemauertes Viereck, in das der Winterdünger hineingeworfen wird. Sobald es nun im Frühjahr anfängt zu grünen, wird die ganze Masse, wo möglich an Einem Tage, auf eine recht ebene, trockene Stelle der Werfte gekarrt, mit den Füßen förmlich geknetet, bis sie zähe wird, und dann zu einem großen Pflaster geebnet. Diese Arbeit verrichtet niemand allein, die Leute helfen sich wechselsweise und um unsern „Pottfall" (Düngergrube) zu bewältigen, müssen wir wenigstens sieben bis acht Frauen oder Mädchen zur Hülfe haben. An der Arbeit betheilige ich mich nicht, habe aber dann auch genug mit Bewirthung meiner Gäste zu thun. Um 6 Uhr des Morgens versammeln sie sich im Schulzimmer und bekommen Kaffee und Butterbrot; um 9 Uhr gibt's Thee und

Butterbrot, um 12 Uhr Mittagsessen, Schinken und einen stämmigen Pudding, um 3 Uhr wieder Kaffee und Butterbrot und um 7 Uhr, als wo sie gewöhnlich fertig sind, wieder Thee und Butterbrot und 6 Schillinge als Tagelohn. Ich bin immer froh, wenn dieser Tag überstanden ist, doch macht es mir auch wieder Spaß, wenn die Leute so munter bei ihrer Arbeit sind und sich dann so dankbar für die gute Bewirthung verabschieden. Hat nun das Wetter einige Tage gelegen, daß es so trocken ist, daß man ohne Schuhe darauf gehen kann, so wird es so schnell als möglich in viereckige Stücke gestochen, einige Tage später, wenn sie in anziehbarem Zustande sind, umgekehrt, auch auf dieser Seite getrocknet und dann, sobald es irgend thunlich ist, zum völligen Trocknen sicher wie eine Mauer aufgebaut, weil sie mannigmal von drei bis vier Wochen stehen müssen, ehe sie brennbar werden. Sind nun endlich die Torfen, wie diese Art Feuerung genannt wird, trocken, so werden sie in Körben auf den Boden getragen und hier abermals sorgfältig aufeinander gepackt, damit sie in den kleinen Räumlichkeiten einen möglichst kleinen Raum einnehmen. Während des Sommers wird nun jeden Morgen der Dunger bereitet, in kleinen Häufchen aufs Land gelegt und mit einem Beile glatt geklopft zur Form eines Pfannenkuchens. Diese Schalen, wie sie genannt werden, machen uns, bei feuchter Witterung namentlich, viel zu schaffen; sind sie nicht trocken, so können sie nicht gekehrt werden und noch weniger stehen, was sie doch immer recht bald sollen, weil sie durch längeres Liegen von Würmern gefressen werden. Da steht man denn zuweilen recht rathlos vor den widerwärtigen Dingern und muß sich, nachdem man sich acht bis vierzehn Tage mit ihnen umhergetragen und geplagt hat, doch zuletzt entschließen, den ganzen Plunder zusammenzuharken und wegzuwerfen, damit er nur dem Lande nicht noch gar schade. Vergib diese Dir vielleicht etwas unästhetisch erscheinende Schilderung! Du wolltest ja ein getreues Bild unsers Hauslebens haben, meine Freundin, da erzähle ich Dir getreulich alles ohne jegliche Zuthat, auch — was bei uns Holz und Feuerung heißt! Denke daran, wenn Du das schöne Brennholz auf Deinem Boden aufgeschichtet und im Keller die glänzende Steinkohle siehst!

VII.

Oland, im September 1846. Du sagst, daß ich so selten schreibe, und Du hast recht, ich habe lange nichts von mir hören lassen; aber die Verhältnisse haben sich etwas geändert. Meine alte Dame hat mich, ihr Alter mit meinem Temperament vergleichend, denn doch endlich verlassen und ich habe nun ein jüngeres, unerfahrenes Mädchen vom Festlande und bin deswegen — mehr in Anspruch genommen als früher; wenn auch nicht die Arbeit, so liegt doch die Sorge der ganzen Wirthschaft jetzt allein auf mir; dann machen die Kleinen mir viel zu schaffen, sodaß ich abends oft todtmüde und zuweilen auch ein wenig traurig bin. Aber ich vergesse Dich nicht und verkümmere und verzage auch nicht; glaube doch bitte nicht, Liebe, und mache Dir nicht unnütze Sorgen!

Heute aber kann ich Dir einmal etwas Außergewöhnliches berichten, daß wir nämlich diesen Sommer Besuch hatten von unserm König Oberikian VIII. und seiner hohen Gemahlin. Es war an einem sehr heißen Nachmittag des Juli; mein guter Mann schlummerte in sehr ungenirtem Negligé fest, um zu baden; die Kinder spielten im Sande und ich saß, mit höchst prosaischer Arbeit beschäftigt, in meinem Park und Blumengarten — Du kennst ihn, es ist ein Fliederbusch. Nach kurzer Zeit kehrte mein Mann eiligst zurück mit der Nachricht, daß nicht weit vom Ufer ein Dampfschiff läge, auf dem musicirt und stark geflaggt würde und daß es nicht unmöglich sei, daß die höchsten und hohen Herrschaften von Kehr kämen, um einmal unsere kleine, niedrige Hallig in Augenschein zu nehmen. In fünf Minuten durchflog die frohe Mär die Werfte und brachte alles, wie Du leicht denken kannst, in nicht geringe Bewegung. Jeder Besuch macht hier Aufsehen, aber die Ankunft eines Königspaars mußte wol ein seltenes, frohes Ereigniß sein.

Richtig; alles schaute hinüber nach dem Dampfschiff und als schöngeschmückte Boote sich in Bewegung setzten und alles lebendig wurde auf dem Schiffe und die glänzenden Uniformen und die Federbüsche sichtbar wurden, da war kein Zweifel mehr! Alles eilte, sein Feierkleid anzuziehen, um den Landesvater würdig zu empfangen. Ich tummelte mich, um — ihm Kaffee zu kochen; ich ordnete die Zimmer, so gut ich konnte, und in einer kleinen halben Stunde hatte alles ein ziemlich freundliches Aussehen. Es war aber auch Zeit, denn schon nahte sich der Werfte ein glänzender Zug, und so gingen wir, ihm denn sämmtlich entgegen, um ihn zu begrüßen. Es

war unser König mit seiner Gemahlin und einem Gefolge von wichtig vierzig Herren und Damen. Sie gruben, unsere kleine Kirche, unser Häuschen und uns selbst zu besuchen und ergötzten uns endlich die Ohren, am Schälchen Kaffee bei mir zu trinken, unser selbstgebackenes Brot zu kosten und sich halbwegs mit uns zu unterhalten. Sie besahen später das ganze Ländchen und schienen sich für alles zu interessiren. Es waren sich hier nicht schwere Gegensätze: Glanz und Pracht, Wohlleben und Genuß auf der einen Seite, Armuth und Kummer, Noth und Entbehrung auf der andern. Da sahen wir uns denn zuweilen verwundert an: ich wunderte mich über die an uns gerichteten Fragen und sie erstaunten wol ihrerseits über unsere Antworten; ich lachte, wenn sie meinten, hier braune Trinkwasser, das wir heute Regenbach sammeln, würden wir doch nicht ohne eine Mischung mit Wein trinken können; nur einmal in der Woche müßten wir doch wol in Boot nach dem Festland haben, um frisches Fleisch und Gemüse zu holen; und sie sahen sich ganz ungläubig an, als ich ihnen sagte, daß uns dies Wasser vortrefflich schmecke, trotz seiner braunen Farbe, und daß wir nur immer eine Kleinigkeit Wein im Hause hätten für Krankheitsfälle; daß wir zuweilen ein halbes Jahr leben könnten, ohne frisches Fleisch zu essen und Gemüse und Früchte gänzlich entbehren. Es schien ihnen unbegreiflich — ich klagte nicht, aber meine einfachen Antworten trieben manchem doch eine Thräne ins Auge. Auch herzlicher Wunsch für unser baldiges Fortkommen wurde uns ausgesprochen und beim Abschied gab der König uns das Versprechen, daß wir nicht lange mehr in der Verbannung leben sollten. Sechs Jahre und 9 eigentlich, die man nach einer königlichen Verordnung hier zubringen soll, um Anspruch auf eine gute Stelle des Festlandes zu erhalten; es könnte ja nun sein, daß uns diese Zeit durch des Königs Gnade etwas gekürzt wird. Diese königliche Zusage macht uns sehr froh; es wird doch eine große Freude sein, wenn diese Zeit hinter uns liegt und wir auf Gottes schöner Erde wieder festen Fußes wandeln dürfen. Die Königin ist eine schöne, hohe Frau, edel, freundlich und mild in ihren Aeußerungen, die einfachste von allen ihren Damen und doch nirgends die Königin zu verkennen. Sie blieben sich wol zwei Stunden hier auf, sprachen hier und da bei dem Kranken ein und unterhielten sich ziemlich lange mit dem zweiundneunzigjährigen Mann. Beim Abschied gaben sie 50 Thaler für die Armen der Gemeine. Auf diese Weise war der Besuch ein recht erfreuliches Ereigniß, die Leute freuten sich ungemein der königlichen Spende und wir hegen frohe Hoffnungen auf die Zusage unseres Königs. Es ist eigen, wir fühlen uns hier durchaus nicht unglücklich; doch will die Sehnsucht nach dem Festland nicht schweigen und die Aussicht auf baldige Erlösung uns als der Inhalt alles irdischen Glücks.

Der Sommer war nicht schön, wir hatten wenig Wärme, viel Sturm und die Krone Land ist oft und so lange unter Wasser, daß uns viel Sorge und Mühe mit dem Heu hatten und das meiste nur schlecht geborgen ist. Zwei große Turmen gingen uns fort; es war recht schmerzlich, zu sehen, wie das Wasser immer höher und höher stieg, bis sie fort wurden und leer hinausstanden in die See und allmählich zurückzurückgingen. Es that so weh; man hat hier jedes Hälmchen lieb — aber — wenn es nun ein Kind wäre, das die Fluten verschlängen — dachten wir und vergaßen das Heu.

Die Kinder wachsen, Gott sei Dank, fröhlich heran und entbehren nichts, weil sie nichts kennen. Nun ist der Herbst da und der Winter vor der Thür, nun kriechen wir wie die Schnecken ins Häuschen; wolle Gott der Herr dann bei uns bleiben, daß es uns nicht allzu eng und schwer werde! Leb' wohl, Freundin! Schreibe mir noch einmal vor dem Winter, vielleicht schicke auch ich noch eine kleine Epistel fort! Von Herzen wünsche ich, daß Deines Mannes Hoffnungen in Erfüllung gehen, obschon wir dann noch weiter wol getrennt sein werden!

VIII.

Oland, im December 1847. [Nach einer längern Unterbrechung] — — — und seit drei Tagen bin ich Strohwitwe, liebe Freundin! Zum ersten mal seit meiner Verheirathung und fühle mich ganz unbehaglich in diesem neuen Stande; es ist nun alles wieder öde und leer! Wenn mich nicht ganz im tiefsten Herzen ein kleiner Hoffnungsstrahl belebte und erwärmte, ich ertrüg's kaum in dieser kalten, trostlosen Jahreszeit! Als ich Dir das letzte mal schrieb, dachte ich noch gar nicht daran, daß es so kommen könne, und gerade an demselben Tage, als ich meinen Brief fortschickte, kam hier die Präsentation meines Mannes zu der Pfarre in S. an und war der Wahltag zum 8. December fest-

Zweite Scene.

Walter Thompson, Davy Fielding. Beide kommen rasch von vorne links (links und rechts immer vom Zuschauer zu verstehen). An ihrer freudigen Aufregung bemerkt man, daß sie sich eben erst begrüßt haben. Gäste.

Thompson *).

O schämt Euch, schämt Euch! Davy Fielding kommt nach London und Walter Thompson muß ihn in der Kron- und Anker-Taverne aufsuchen.

Fielding (lachend).

Ei, Ihr kommt mir zuvor Mister Walter! Heut mit dem Morgennebel erst angekommen, war ich eben auf dem Weg, von allen meinen Freunden, Euch zuerst meinen Gruß zu bringen.

Thompson (ihm in die Hand schlagend).

Nun, wir sind die Alten, die wir waren und bleiben wollen in Ewigkeit. Hörte an der Börse kaum Euren Namen nennen; es hielt mich nicht, ich mußt' Euch sehen. Aber wie, was? Warum wohnt Ihr nicht bei mir! Geht, geht, das habt Ihr nicht recht gethan, hier in dem unruhigen Hause.

---

*) Gedrückt, beengt, klein und unscheinbar anzulegen. Wink für den Darsteller.

gezeigt. Obgleich nun freilich eine Wahl eine Qual ist und der eine Wahlcandidat, als geboren und erzogen in der Gemeine und jetzt schon seit zehn Jahren als Diakonus daselbst angestellt, alle Vorzüge für sich hat, so dachten wir uns doch und dachten, wenn es Gottes Wille ist, kann's vielleicht doch glücken! So lebten wir denn zwischen Furcht und Hoffnung einige Wochen fort, immer fürchtend, der Winter könne so früh und so streng kommen, daß ein Abreisen von hier unmöglich werde. Was wir fürchteten, geschah auch. Das Eis thürmte sich in solcher Menge rund um uns her und weit hinaus nach dem Festlande, daß an ein Hindurchkommen nicht zu denken war. Obgleich nun so wenig für uns zu erwarten ist von dieser Wahl, so wünschten wir doch so sehnlichst, daß mein Mann hin sollte — der Mensch hofft, wenn er's auch selbst nicht meint: er hofft, wo nichts zu hoffen ist, und hofft sich ins Grab hinein. Der letzte Termin der Reise rückte immer näher, wir wurden immer unruhiger und ängstlicher, aber die Eisberge blieben kalt und unbeweglich.

Die Leute hier, die uns freilich gern behalten wollen, aber doch uns auch gern Besseres gönnen, machten den Vorschlag, zu versuchen, ob es vielleicht möglich sei, zu Fuß durch die Eismassen zu dringen. Ungern wollte mein Mann daran; allein als am andern Morgen starke Ebbe und stilles Wetter war, versuchte er es dennoch, von zwei hiesigen Einwohnern begleitet. Leider aber mußten sie nach einer reichlichen Stunde umkehren, weil es unmöglich war, auf diese Weise das Festland zu erreichen. Am andern Tage, früh in der Flutzeit, standen wir recht traurig auf dem Kirchwarf und sahen sehnsüchtig nach Westen, ob nicht ein Sturm im Anzug sein sollte, der uns das hemmende Eis hinwegnähme. Leider blieb alles klar und ruhig, doch bemerkten wir in der Ferne einen dunkeln Gegenstand zwischen den Eisschollen, der sich zuweilen zu bewegen schien, und herzlich freuten wir uns, als wir erkennen konnten, daß es ein Boot war, das, von Tagebüll kommend, sich zu uns herüberarbeitete. Konnte nun dieses uns erreichen, so mußte ja auch ein Boot dort hinüberkommen können. Das kleine Fahrzeug arbeitete tapfer und kam, obgleich langsam, doch endlich näher und erreichte die Eisschollen, über die man ans Ufer konnte. Wir standen während der ganzen Zeit, trotz der strengen Kälte, fast immer auf dem Kirchwarf und waren neugierig, was die Leute veranlassen könnte, eine so mühselige Fahrt zu unternehmen. Denke Dir unsere Freude, als diese Leute uns ein großes Packet mit Büchern als Geschenk überbrachten! Sie waren schon vor längerer Zeit angekommen und nun machten diese guten Menschen die beschwerliche Reise, um uns diese Freude nicht länger vorenthalten. Während der sieben Badegäste war uns Leipzig Herr B. einmal bei uns und erbot sich so freundlich, uns für den langen Winter Lektüre zu schicken. Man fühlt sich hier zuweilen so vereinsamt und verlassen, daß das Herz doppelt empfänglich und dankbar wird für jeden Beweis der Liebe und Theilnahme. Auch der König schickte mir kurz nach seinem Besuch hier so wunderschöne Früchte, daß ich Freudenthränen vergoß bei dem so lange entbehrten Anblick derselben. Wenn der Mensch nur still wäre und demüthig und zufrieden, dann wäre ja alles immer gut! Aber des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagt Ding und verlangt immer am sehnlichsten nach Dingen, die ihm versagt sind.

So ging es uns denn auch endlich. Als der erste Freudensturm vorüber war, trat schon das Verlangen nach der Wahl und die Sorge wegen der Reise an uns wieder heran und unsere Schiffer meinten, was die Tagebüller könnten, würde doch auch ihnen nicht unmöglich sein, und so wurde dann die Reise beschlossen und auf den nächsten Morgen 6 Uhr festgesetzt. Und so geschah es; am Freitag, morgens 5 Uhr, waren wir auf und eine Stunde später fuhr mein Mann ab, begleitet von der ganzen hier anwesenden Schiffsmannschaft, sechs an der Zahl, und ausgerüstet mit Kompaß und Leuchte, denn es war dunkel und nebelig. Abends kamen die Leute wieder und brachten die frohe Nachricht, daß alles gut gegangen sei. Nun bin ich ruhig; wir haben gethan, was in unserer Macht steht; das Uebrige legen wir in höhere Hand. Morgen ist der Wahltag — der Herr helfe meinem guten Mann gnädig hindurch und führe ihn glücklich wieder heim! Ich schließe diesen Brief nicht ehe er wiedergekommen ist, damit ich Dir dann auch noch das Ende des Dramas mittheilen kann — — Am 13. December. Glücklich und wohlbehalten kam mein Mann gestern wieder an und ist, wie wir es ja auch erwarten mußten, dem schon seit Jahren installirten Diakonus nicht vorgezogen worden. Einen Augenblick schlug mich die Nachricht nieder, doch als ich sah, wie mein Mann so getrost und heiteren Muthes war, da schwand auch bei mir alle

rude und wir freuten uns nun, daß alles vor der war. Hat man doch auf die Art wenigstens Nachricht, daß auf der kleinen Hallig Oland ein Mensch lebt, der Gottes Wort auch wol auf dem andern Fleck der Erde verkündigen könnte.

IX.

Oland, im Juni 1848. In meiner großen Freude erhielt ich gestern Deinen lieben Brief und erfülle gern Deinen Wunsch, auch wieder einmal, seit nach Jahresfrist, von uns zu schreiben. Wir leben hier noch immer so nach alter Weise und gewöhnen uns mehr an die Beschwerden der Nothstände, die nun einmal von dem Hallig-leben unzertrennlich sind. Du schreibst von traurigen Vorfällen und Unruhen in Eurem fernen Lande. Auch in unserm sonst so friedlichen, geliebten Herzogthümern gärt es, in allen Schichten der Bevölkerung herrscht Mißmuth und Unzufriedenheit, das Volk, sonst so treu, lehnt sich auf gegen die dänische Regierung. Wer hier enden wird, mag Gott wissen! Alle Menschen leiden unter solchen Zuständen; Handel und Gewerbe liegen danieder, weil niemand Muth hat, etwas zu unternehmen. Ich war neulich auf Föhr, wo sie auch klagten, daß sich noch gar keine Badegäste gemeldet hätten. Bleiben diese aus, so geht dort mancher zu Grunde — —

(Die politischen Wirren, der Krieg in Schleswig-Holstein brachten eine Unterbrechung des Briefwechsels von drei Jahren.)

X.

Oland, im März 1851. Endlich gestern erhielt ich wieder einmal eine Nachricht von Dir, liebe Freundin! Wie habt Ihr doch so lange gelitten und leidet wol noch — — Auch in unserm kleinen Vaterlande waltete Zwietracht und Mord, der Bruder kämpfte wider den Bruder und die heiligsten Bande wurden zerrissen. Es waren schreckbare Jahre, diese letzten; viel unschuldiges Blut und viel Thränen sind geflossen und — nichts ist erreicht! Hier war natürlich von den eigentlichen Unruhen nichts zu sehen, aber die Kunde drang doch auch zu uns und berührte uns schmerzlich! — —

Freundin, wir sind nun jetzt sechs Jahre hier! Es ist der Zeitpunkt, auf den wir uns so lange gefreut, den wir so sehr ersehnt, weil er uns wieder zurückführen sollte in die menschliche Gesellschaft, zu unsern lieben Buchen und Eichen und zum wogenden Saatfeld! Und nun liegt Recht und Gerechtigkeit dann durcheinander — wer denkt an die Opfer, die einem Hallig-Pfarrer auch solche Jahren Gefahren verursacht! Aber denken wir nur, wir sind es ja nicht allein, die leiden! Wie viele sind in dieser Zeit vertrieben von Haus und Hof und haben nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen — wir haben denn doch auch eine Stätte, wo wir wohnen können, und haben Brot für uns und unsere Kinder. Gelaubt sind wir, Dank sei Gott, mein Isabellen, und die Kinder gedeihen und wachsen Stunde.

Wir haben hier diesen Winter viel Kälte gehabt und viel Sturm; am Neujahrstage und in der Nacht darauf hatten wir einen furchtbaren Sturmflut, die höchste, die wir hier erlebt. Nachmittags fing es an, heftig aus Nordwest zu wehen, es wurde gegen Abend immer stärker und stärker, aber wir legten uns doch noch zur Ruhe, konnten es aber nur kurze Zeit im Bett aushalten, weil das ganze Haus in allen seinen Fugen erzitterte. Wir standen Licht an und wollten den Keller ausspucken, weil bekanntlich immer zuerst das Wasser dringt, aber zu unserm Entsetzen war es schon zu spät: der Keller stand schon voll Wasser und Milchbütten, Flaschen, Töpfchen und der ganze Vorrath schwamm auf der Oberfläche umher. Doch hatten wir keine Zeit zu klagen; es war die höchste Zeit, Vorkehrungen zu treffen, um womöglich unser frisches Wasser zu retten; denn nur um ein Weniges brauchte die Flut zu steigen, so war auch das uns verloren. Wir füllten zu diesem Zweck einen Sack mit Sand und nagelten ihn so fest wie möglich über die Oeffnung unsers Brunnens. Das war eine schauerliche Nacht; im Hause hatte man keine Ruhe und draußen konnte man nicht sein in dem fürchterlichen Wetter. Um 12 Uhr kam eine alte Frau und wollte uns mit nach ihrem Hause holen, weil es etwas höher liegt als das unsere; aber es stand draußen schon alles unter Wasser; dann schliefen die Kinder und da wir sie weder wecken noch verlassen mochten, so blieben wir still bei ihren kleinen Betten sitzen und befahlen sie und uns dem Schutz des Himmels. Noch nie hatte ich das Element in solchem Aufruhr gesehen; gleich großen, brüllenden, wuthschäumenden Ungeheuern schlugen die Wogen an unsere Wertte und überfluteten sie fast gänzlich. Um 2 Uhr sollte es anfangen zu ebben, aber umsonst hofften wir auf die Ebbe. Es flutete zwar nicht mehr, aber es ebbte auch nicht. So stand noch alles unter Wasser, als der Morgen graute. Es war ein trauriger Anblick; die Dächer

der Häuser waren zerstört, mehrere alte Mauern eingefallen und wohin man sah, erblickte man Chaos der Verwüstung. Als die Flutzeit wieder eintrat, nahm auch der Sturm wieder zu und gegen 10 Uhr morgens erreichte das Wasser eine solche Höhe und der Sturm wirbelte mit solcher Gewalt, daß in den niedrigst gelegenen Häusern das Wasser zwei Fuß hoch stand und unsere kleine liebe Mühle zusammenkrach und die Trümmer ins weite Meer hinausstürzten. Das war schwer! Wir hatten die Mühle gerade vor unserm Fenster und sahen und hörten ihren Anblick und den Angst, den sie uns gewährte. Nun müßten wir mühsam unser gesalzenes Getreide auf Handmühlen mahlen; es wird wol keine Mühle wieder aufgebaut werden. Gottlob Nachmittags hatte der Sturm nachgelassen und gegen 5 Uhr hatten wir wieder trockenes Land. Jeder sah nun seinem Schaden nach und sammelte die Trümmer! Das Schlimmste war jedenfalls der Verlust des frischen Wassers. Die Sandhügel hatten das Eindringen des salzigen Wassers nicht verhindern können und alles war nun verdorben. Für einige Tage hatte freilich jeder sich mit frischem Wasser versehen, allein wie schnell war das verbraucht! Da mußte denn alles Hand anlegen, um die Brunnen und die Tränkstellen fürs Vieh zu leeren. Mein guter Mann hatte unsern Brunnen dermaßen verwahrt, daß er doch nicht völlig salzig war, und wir konnten uns in den ersten Tagen gar nicht entschließen, das Wasser wegzugießen, weil es uns doch besser schien als gar nichts. Aber auf die Länge wurde uns dies gemischte Wasser zuwider, daß wir unsern Brunnen leer machten, im Aufblick und im Vertrauen auf den, der einst Wasser aus dem Felsen schlug. Unwillkürlich schauten wir immer in alle Himmelsgegenden, ob sie uns nicht sollten Regen verheißen. Abends bezog die Luft wirklich im Süden und wir suchten bittend und hoffend unser Lager. Aber die Ruhe wollte nicht kommen; wir horchten immer, als könnten wir den Regen erlauschen, und selbst die Kinder schliefen unruhig und fragten von Zeit zu Zeit: „Mutter, regnet's noch nicht?" Und Gott ließ unser Hoffen nicht zu Schanden werden. O die Freude, als es gegen 11 Uhr derbar an die Fenster tropfte, stärker und immer stärker, und als es Tag wurde, hatten wir unsern Brunnen voll! Das Gefühl vergesse ich nie, Juichen, nie den köstlichen Anblick des gefüllten Brunnens! Wir waren unsäglich froh und dankbar; nun hatte ja die Noth ein Ende. Aber recht sparsam mußten wir sein, denn hatten wir doch wieder für sieben bis acht Wochen frisches Wasser für Vieh und Menschen. Das ist das Leben auf der Hallig' — — Wann wird Erlösung kommen?

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Amiens.

Eine Erinnerung von Ida von Düringsfeld.

Die schlimmste Folge einer großen Krankheit ist das Verlernen des Lernens.

Es ist wie eine Sprache, die wir aus Mangel an Uebung vergessen haben und wieder von neuem zu buchstabieren anfangen müssen.

In diesem entmuthigenden Falle befand ich mich, als ich nach Frankreich geschickt wurde, dessen Luft wieder gut machen sollte, was die von Brüssel schlecht gemacht hatte. Nicht bald ist wol ein sonst vernünftiges Geschöpf mit so viel unverständiger Angst nach Frankreich gekommen, wie ich.

Wenn ich mich eigentlich fürchtete, wüßte ich jetzt nicht mehr bestimmt zu sagen. Wahrscheinlich vor Schatten, die aus den Romanen in meiner Phantasie zurückgeblieben waren und, meine augenblickliche Schwäche benutzend, zum Vorschein kamen und sich breit machten. Viel trugen wol auch die Brüsseler dazu bei, welche mich gar nicht genug vor der Polizei und vor den Dieben warnen konnten. Nie sollte ich etwas auch nur auf einen Augenblick aus der Hand lassen und kein anderes Papier als ganz weißes dürfte ich mitnehmen, alles beschriebene oder gar bedruckte würde ohne weiteres confiscirt. Ich wurde zuletzt aus lauter Angst aufsässig und bestand im Augenblick der Abfahrt aus Brüssel eigensinnig auf die Tagesnummer der „Indépendance". Ließ die Douane mir sie durch, so war ich in Bezug auf die Polizei beruhigt, dann blieben nur noch die Diebe.

Nun, die Douane war sehr liebenswürdig. Allerdings ließ sie einen jungen Franzosen, welcher nach zweijähriger Abwesenheit in sein Vaterland zurückkehren wollte, vorläufig noch nicht in das Vaterland hinein, aber er kam auch aus Moskau und sein Paß war nicht völlig in Ordnung. Mich frug die Douane, was ich da hätte? Ich antwortete mit der Miene der unbefangensten Unschuld: „Die »Indépendance«", und setzte naiv hinzu: „Sollte sie heute etwa verboten sein?" „Nein!" antwortete die Douane mit einem halben Lächeln und dann suchte sie in Otto's Taschen

nach Gegenden. Als er hier nicht fand, schien er uns als gerichtlich gekaufter Reisender zu betrachten, dann ließ er meine Kleider ungebürstet und fand auch durchaus nichts in den deutschen und italienischen Büchern und Schriften, welche wir in einem gewissen blauen Kasten bei uns führten.

So waren wir denn jenseit des Rubicon, in Frankreich, in Valenciennes, wo man heute nicht bleibt, wo wir aber meiner Gesundheit wegen bleiben mußten. Wer nicht gerade durch eine ähnliche Nothwendigkeit in das „Hotel de Commerce" genöthigt wird, dem rathe ich gerade nicht, es aufzusuchen; wir brachten ein und dasselbe Huhn einmal zum Diner und das zweite mal zum Frühstück, wodurch die Kochung um ein Bedeutendes zu lang wurde. Gelbe Häuser, rothe Dächer und grüne Jalousien, welche die Aussicht aus unserer altväterischen Winkelstube annehmlich machten, sahen wir auch anderswo leben; genug, Valenciennes darf übergangen werden.

Wir verlieren es aber anderer Dinger als der um unsere acht Franck zu viel. Amiens war das Ziel unsers zweiten Reisetags. Ich sollte nun entschieden in das gefürchtete Frankreich hinein. Es war hier grün, frisch und feucht. Gar nicht französisch, wenn wir uns unter dem Begriff „französische" eine sozusagen brunette Natur vorstellen. Ich hätte mich in meinem heimatlichen Niederschlesien glauben können. Die hervorstechendsten Züge der Landschaft waren italienische Pappeln und Windmühlen.

In Amiens, im „Hotel de Rhin", war man denn auch wie überall anderswo. Kleine Zimmer auf einen kleinen freundlichen Garten, wo man nach Tische sitzen konnte. Bei Tische war alles, was zu einer civilisirten Nahrung gehört, reichlich und gut vorhanden; aber was nicht vorhanden war, das war das Quecksilber, welches wir in der Composition der Franzosen unerläßlich glauben. Die Reisenden waren ruhig, viel ruhiger und gehaltener als in Brüssel. Wenn mit gedämpfter Stimme gesprochen wurde, so war es lediglich von Geschäften. Das Hotel ging auf der andern Seite nach einem großen Platz hinaus; auf dem war's den ganzen Tag so still wie auf einem Kirchhofe. Nur am nächsten Abend, der Vigilie von St. Johannis, wurde von einigen gemäßigten Gasseningen ein halber Versuch zu einem kleinen Johannisfeuer gemacht.

Die Stadt selbst sah so niederländisch aus, daß man sich fast an der Somme ganz gut noch immer an der Senne glauben konnte. Stille, künstliche Kanäle, welche von der Somme mütterlich genährt wurden, ruhten sich längs der Häuser aus. Dort waren so Zeniereich und Schritt wie möglich und mit Schornsteinen von bräunlichrothen Ziegelsteinen förmlich gespickt. In den alten Häusern, welche man von den engen Straßen aus sehen konnte, wanden sich künstlerische Weinreben an verwitterten Mauern in die Höhe. Die Bevölkerung zeigte sich die männliche in blauen Blusen, die weibliche in weißen Mützen. Und so ist's in ganz Frankreich: die Provence und Lesenmen, überall die langweilige blaue Bluse und die weibliche weiße Mütze. Es ist wahr, daß diese möglichst phantastische und geschmackvolle Formen annimmt, aber sie ist doch nichtsdestoweniger die Schlafhaube, welche in Frankreich die Weltgeschichte anlegt, gerade wie in der Schweiz die schwarze Strohmanufaktur.

In Amiens selbst wurde ich noch nicht, daß ich das französische Volk durchgängig so wenig malerisch im Aeußern und von so vollkommen alltäglichem Betragen finden würde; ich suchte die Erklärung dieser Thatsache in der Nachbarschaft der Niederlande und war zufrieden, daß ich vermittelst eines so unmerklichen Uebergangs in das französische Leben hineinkommen sollte. Mit einem zahmen Behagen, welches ich mit keiner poetischen Aufregung hätte vertauschen mögen, kletterte ich in einen Chariot und ließ mich von einem Pferde, welches Petit-Café hieß, inner- und außerhalb der Stadt umherfahren. Wir sahen von außen die Kirche von St.-Leu, eine Art Abriß in ungefähr gothischer Schrift. In St.-Rémy besuchten wir das Grabmal des Connetable von Lannoy, woran ich nur auszusetzen hatte, daß der würdige Ritter und Herr seiner Gemahlin den Rücken zukehrt. Auf dem Platz von St.-Firmin sahen wir den Gänsemarkt, der jeden Sonnabend dort gehalten wird; dann fuhren wir vorüber am Botanischen Garten, welcher hübsch und ordentlich in der Tiefe liegt, während von fern die Kathedrale auf ihn herunterschaut, nach der Hauteie, dem Bois de Boulogne von Amiens. Unter schönen langen und breiten Alleen, wo selbst am hohen Mittag frischer Schatten ist, rollten wir die üppigen Grasplätze entlang, auf denen prächtige Kühe weideten. Im Winter werden diese Wiesen vermittelst einer künstlichen Ueberschwemmung in ebenso gefahrlose wie vortreffliche Schlittschuhbahnen verwandelt. Rund um das große Bassin, welches am Ende der Hauteie liegt, hatte man, „als der Präsident der Republik mit der National-

gante fraternisiren kam", eine Tafel von 6000 Gedecken aufgeschlagen. Jetzt wollte der „Kaiser" der Stadt ein Museum bauen lassen und die Jeiviers hatten eine Kirche angelangen.

Wir wollten, nachdem wir Amiens durchfragt hatten und die Hauptsehenswürdigkeiten auf- und abgefahren waren, vor der Kathedrale aussteigen. Schon am Abend vorher hatte ich sie zu erreichen versucht und war mit meinen sehr geringen Kräften nicht weiter als bis zu einem Krautladen auf dem halben Wege gekommen, wo ich mich zwischen Blumenkohl und Salat niedergelegt und ein Körbchen Erdbeeren verzehrt hatte. Aber auch mit dem Chariot sollten wir nicht weiter als bis vor das Portal gelangen. Petit-Café machte Umstände. Petit-Café war ancien militaire und außerordentlich aufgeregt. In der Stadt wollte er in verschiedene Gewölbe hinein, in der Hauptsache nahm er es äußerst übel auf, als ein Kinderwagen umfiel und der kleine Bube darinnen herauskrabbelte, und gegen die Kathedrale hatte Petit-Café nun ganz entschieden eine verächtliche Meinung. Ich weiß nicht, was er an dem wunderschönen Portal unangenehm fand, genug, er machte einen Charge dagegen und da wir doch nicht zu Wagen in die Kathedrale wollten, so blieb uns nichts übrig, als unserm ancien militaire seinen Willen zu lassen und nach dem Hotel zurückzufahren, wo er nach einiger Ueberredung uns allergnädigst gestattete, von dem himmelhohen Chariot herunterzuklettern. Petit-Café war leider nur das erste, nicht das letzte Pferd, welches sich in Frankreich ungebärdig zeigte. Ja ich kann wol behaupten, daß wir, Lyon und Bordeaux ausgenommen, in der Provinz nirgends Pferdedisciplin gefunden haben. Eine Spazierfahrt war immer ein Hazardspiel um den Hals. Wenn wir in einer Diligence oder mit einem Omnibus losrasselten, so begriff ich nie, wie wir mit ganzen Gliedmaßen wieder aussteigen sollten. Die Vorderpferde stiegen geradeaus in die Höhe, von den Hinterpferden ging das Handpferd rechts, das Sattelpferd links. Die Diligence oder der Omnibus schwankte wie ein Gebirge auf vier Rädern, und so fuhr man los.

Wo ich nur immer konnte, ging ich daher, so ungern ich sonst meine Füße in Städten brauche. Auch in Amiens kam ich am zweiten Abend zwar langsamer, aber doch sicherer als mit Petit-Café zu Fuß in die Kathedrale. Châteaubriand soll sie die schönste in ganz Frankreich genannt haben. Das dürfte zu viel gesagt sein — eine der schönsten ist sie jedoch gewiß und ich sah sie zu einer guten Stunde. Der Tag verschwand langsam und doch blieb es noch hell genug, um sowol die reichen Einzelheiten auffassen, wie das große ruhige Ganze überschauen zu können. Wir waren so gut wie allein, nur hier und da verirrten sich einzelne Beter in den langen Schiffen. Der Zweck der heiligen Architektur: „Erweckung der Sehnsucht nach dem Ueberirdischen", war ganz erreicht; das Knie wurde von dem geheimnißvoll hallenden Laubenbeten unwillkürlich angezogen, sich zu beugen.

Was man in der Kathedrale von Amiens umsonst sucht, das ist ein Denkmal, welches die Grabstätte Gresset's bezeichnet. Allerdings war der Dichter des „Vert-Vert" nicht allzu erbeten, indessen da man ihm ein Begräbniß in der Kirche gegönnt, sollte man ihm das Denkmal auch noch gönnen.

Am nächsten Morgen, als ich nochmals auf dem Chariot herabkletterte, sagte mir der Kutscher freundlich: „Kommen Sie recht bald wieder, Madame, wir wollen wieder mit Petit-Café fahren!"

Ueber den Schnupfen.

Von Dr. Wermann.

Ein hochberühmter Arzt gab einer Dame, die ihn als Hausarzt zu engagiren wünschte, mit verbindlichem Lächeln zur Antwort. „Gern, meine gnädigste Frau, aber — den Schnupfen curire ich nicht mehr' — —"

Auch im Publikum hört man meist nur Aeußerungen der Geringschätzung des Schnupfens aussprechen und mancher wünscht gar, seinen „dummen" Schnupfen mit einer ernstlichen Krankheit zu vertauschen.

Gegenüber so leichtsinniger Ansicht und der hier gemäß auch häufig leichtfertigen Behandlung eines Uebels, welches alljährlich im Frühjahr und beim Uebergang vom Herbst zum Winter in oft epidemischer Ausbreitung als der Erreger zum Theil bedenklicher oder langwieriger Krankheitsprocesse, zum Theil rasch tödlicher Zufälle auftritt, soll die folgende kurze Erläuterung unsere geschätzten Leser das Glück erkennen lassen, daß nur wenige Aerzte so berühmt werden, um den Schnupfen nicht mehr zu curiren.

Der Schnupfen stellt bekanntlich nicht bloß einen auf die Schleimhaut der Nase allein beschränkten entzündlichen Proceß im Gewebe der

Schleimhaut dar, worunter begreift sich die ganze Schleimhautfläche der Athmungsorgane von der innern Nase an bis herab in die Lufträhre und in deren feine Verzweigungen, an einigen Stellen natürlich mehr oder weniger, in jenem gereizten Zustand, den wir mit dem Ausdruck „Katarrh der Luftwege" kurz bezeichnen. Man niest und schnauft und schnauft nicht blos, man hat auch Kopf-, Kratzen oder Brennen im Schlund und Kehlkopf, die Empfindung des Wundseins längs der Lufträhre, man ist heiser, hustet u. s. w.

Wir können uns den Katarrh zuziehen entweder, weil das Gesicht und seine Nase auch bei der besten Verwahrung des Körpers immer der den Einwirkungen eines rauhen Wetters ausgesetzte Theil bleibt, durch den direct die Schleimhäute der Athmungsorgane tretenden schädlichen Einfluß einer längere Zeit eingeathmeten trocken-kalten oder feucht-kalten Luft, zumal im Gehen gegen den Wind, oder, mittelbar durch Erkältung der Haut, anderer gegen Kälte oder Nässe schlechtverwahrter Körpertheile. Indessen, man kann sich auch im heißen Sommer und zu jeder Zeit leicht und gründlich erkälten, wenn man eine erhitzte oder schwitzende Haut rasch einer kalten Zuglufteinströmung aussetzt oder sich damit in kühle und feuchte Räume oder in ein kühles Bad begibt.

Was ist und wie erklärt sich dieser specifisch auf die Schleimhaut zurückwirkende Einfluß der Hauterkältung?

Die Haut unterhält mit der Atmosphäre Wechselwirkungen, die in manchen Beziehungen denen der Athmungsorgane gleichen, daher auch in der Wissenschaft die Haut- und Lungenausdünstung vorzugsweise zusammen genannt wird. Die Hautausdünstung ist jenes ununterbrochene und gewöhnlich nicht sichtbare Verdunsten, Entweichen eines Dunstes von der Hautoberfläche, die z. B. eine reine kühle Spiegelfläche oder Fensterscheibe trübt, wenn man ihr die flache Hand nähert. Bekanntlich sind in dem unter der Epidermis (das feine Häutchen, welches sich beispielsweise unter einem blasenziehenden Pflaster emporhebt und Wasser einschließt, auch immerwährend in kleienartigen Schuppchen sich ablöst) liegenden Theile der Haut, die sogenannte Lederhaut, zweierlei Drüsen eingebettet, die Talg- und Schweißdrüsen. Die Feuchtigkeit, welche die letztern enthalten, der Schweiß, der nur bei anstrengenden Körperbewegungen oder in Krankheiten oder bei hoher Lufttemperatur in kleinen und dann zusammenfließenden Tropfen herausrinnt, verdunstet in der Regel gleich und unmerklich nach seiner Absonderung, indem er zugleich seine flüchtigen, dem eigenthümlichen Geruchstheile, wie z. B. Kochsalz, Salz-, schwefel- und phosphorsaures Kali u. s. w., auch noch andere, weniger bekannte Stoffe auf die Haut absetzt oder verflüchtigt; Stoffe, deren Verhandensein zum Theil vom Genuß gewisser Nahrungsmittel, zum Theil von manchen dem Organismus eingeborenen oder durch spätere Krankheiten herbeigeführten ungestörten Beschaffenheit der Säfte abhängt, also sehr wechselt *).

Das einige ausgezeichnete Forscher, wie Valentin und Krause, die Feuchtigkeit der Schweißdrüsen nicht als die hauptsächlichste Quelle der Hautausdünstung, sondern weit mehr die stark durchfeuchtete Lederhaut und das in ihr sich ausbreitende Blutgefäßnetz dafür gelten lassen wollen, ändert an der Bedeutung und Erklärung der Folgen einer Erkältung nichts. Man hat auch durch Experimente die hohe Wichtigkeit, welche die ununterbrochene Fortdauer der Hautausdünstung für die Erhaltung des Lebens hat, zu beweisen gesucht. Der Körper ausgewachsener Hunde, Kaninchen u. s. w. wurde mit einem auf der Haut fest anhaltenden, eine undurchdringliche Decke bildenden Firniß oder Lack überstrichen, nur Kopf und Schnauze ließ man frei. Die Thiere starben nach wenigen Stunden. Dies ist nun freilich sehr überzeugend.

Nicht die Abkühlung der Körperoberfläche und des sie durchfließenden Blutes macht die Schädlichkeit der erlittenen Hauterkältung aus, sondern die mit der unterdrückten Hautausdünstung behinderte Ausscheidung der den normalen Blutmischungsverhältnissen nicht mehr entsprechenden Stoffe. „Unter gewöhnlichen Lebensverhältnissen wird", nach Krause's „Untersuchungen über das Leben der Haut", „bei einem Erwachsenen binnen 24 Stunden eine Wassermenge von fast 71 Unzen durch die Haut verdünstet, damit zugleich Kohlensäure, Stickstoffgas,

*) Die Ausdünstung der Menschen und Thiere hat bekanntlich einen mehr oder minder merklichen Geruch. „Es ist anzunehmen", sagt Krause, „daß nicht allein die Menschenracen und Nationen, sondern unter diesen auch die Individuen jede durch einen eigenthümlichen Geruch ihrer Hautausdünstung sich auszeichnen. Dem weißen Europäer wird der Geruch des reinlichsten Negers nicht unbemerkt bleiben und der Neger und Indianer Nordamerikas erkennt den Fremden am Geruch."

Flüg- und Duarsäum: an Salzen, beim Säuren und Harn ungefähr gegen 4 Unzen." Natürlich ist dieser wie mancher andere physiologische Calcul nur ein ungefährer, ein wahrscheinlicher: denn die angegebenen Mengen werden wol in jedem Individuum sich verhalten nach Maßgabe der Körpergröße und seines Umfangs, des Alters, des Geschlechts, der Lebensgewohnheiten und Nahrungsmittel, des individuellen Gesundheitszustandes und des Einflusses der Lebensorgane, als da sind: Licht, Luft, Temperatur und feuchtige Beschaffenheit der Atmosphäre u. s. w.

Da die Erkältung sich nur selten über die gesammte Hautoberfläche erstrecken, auch die Hautthätigkeit an den Stellen, wo der Angriff am mindesten war, nur behindern, nie vollständig lähmen wird, so kann auch von einem vollständigen Zurückhalten aller der genannten Ausscheidungsstoffe zusammen nicht die Rede sein. Indem man sich z. B. nur die Füße erkältet, werden doch nur die Ausscheidungen an den Hautflächen der Füße unterdrückt. Etwas ganz anderes ist es mit dem Ertreten der Haut oder Glieder und dieser Proceß ist von unserer Betrachtung ausgeschlossen. Können nun die Ausscheidungsstoffe nicht in normaler Menge und Weise durch die Haut ausgeschieden werden, so kehren sie in den Blutkreislauf zurück und wir erkennen sehr bald ihre Wirkung auf die chemische Constitution der Säftemasse, auch wenn wir längst im warmen Zimmer sitzen und die äußere Haut erwärmt haben, an den wechselnden Frostschauern, die uns durchrieseln, an der Eingenommenheit des Kopfes, der eintretenden Blutcongestion in denselben, kurz an den bekannten Symptomen des Schnupfenfiebers. Warum nun gerade zumeist die Schleimhaut und die der Athmungsorgane zunächst ergriffen wird und wie das vermittelt wird, darüber wollen wir uns den Kopf nicht zerbrechen. Auch die Wissenschaft ist zur Zeit noch nicht im Stande, alle Fragen zu beantworten. Wir haben bereits gesagt, daß die Haut und die Athmungsorgane correspondirende, sich unterstützende Functionen üben, und sind zufrieden zu wissen, daß die Schleimhaut der letztern gern die allgemeinen Störungen durch örtliche reichliche Ausscheidungen ausgleicht, einen Act der Selbsthülfe des Organismus ausführt, wenn wir nicht etwa dazu beitragen, diesen örtlich fixirten Proceß zu stören, zu unterdrücken. Von der Oberfläche der Organe verschwindend, nimmt er dann die Richtung in tieferliegende Gewebe, in die Substanz der Organe, derselben entzündend, oder springt über auf andere Schleime des im allgemeinen ungern Organismus.

Diese Darstellung macht selbstverständlich nicht den Anspruch, ihren Gegenstand gründlich erschöpft zu haben, noch weniger, dem wissenschaftlich denkenden Fachgenossen etwas Neues zu sagen. Sie wird aber genügen, die Laien davon zu überzeugen, daß der Katarrh doch viel eine zu beachtende Krankheit ist, um der complicirten Vorgänge willen, welche ihm veranlassen und die so häufig nur als den Anfang mancher den ganzen Organismus tief erschütternden allgemeinen Krankheit erscheinen lassen.

Zwei Lebensalter sind es, in denen die ersten Symptome des Katarrhs schon zu besonderer Vorsicht auffordern: das kindliche Alter und die sechziger Lebensjahre. Der kindliche Organismus besitzt eine hohe Reizbarkeit. Die lebendigen Thätigkeiten arbeiten rascher; das Leben im Blute pulsirt lebhafter. Sie leben daher dem kindlichen Körper gegen empfangene Schädlichkeiten meist mit heftigem Fieber reagiren; die Krankheiten verlaufen meist acut, in der Form der Entzündung. Hierzu kommt, daß in unserer Generation ein Uebel forterbt: die Skrofulose, und dieses Uebel ist ein sehr empfänglicher Boden, um die schädlichen Einflüsse fruchtbar und folgenreich wirken zu lassen.

Der Katarrh der Kinder verläuft häufig mit einer entzündlichen Schwellung der Schlingorgane und innern Halsdrüsen (Mandeln): Halsentzündung, eine ebenso schmerzhafte als von drohenden Zufällen begleitete Krankheit; denn die Schwellung der Halsdrüsen, der Gaumensegel, des Zäpfchens kann selbst das Athmen so behindern, daß Erstickungszufälle eintreten. Der katarrhalische Proceß ergreift auch leicht bei ihnen die Augen und schafft die katarrhalische, oft in chronisches Leiden dieses Organs übergehende Entzündung oder ergreift den innern Gehörgang: Ohrenentzündung, die wir ebenso häufig in einem eiterigen, langdauernden Ohrenschleimfluß enden sehen. Der Katarrh ist auch immer fähig, Gehirnreizung zu veranlassen.

Der Kehlkopfskatarrh, der sich durch Stimmenheiserkeit und kurzes Hüsteln ankündigt, ist oft genug nur das Vorspiel einer Luftröhrenentzündung mit rapidestem Verlauf zum Tode gewesen. Mit Katarrh beginnen die Masern, der Keuchhusten, die Bräune. Sollen wir mehr anführen,

um den Aeltern die Pflicht, einen leichten Katarrh nicht zu vernachläſſigen, erſt eindringlich zu machen?

Im beginnenden Alter, in den ſechziger Lebensjahren iſt es ſchon die dem Alter eigenthümliche Veränderung der Beſchaffenheit der Schleimhäute ſelbſt, welche die kataarrhaliſche Affection leicht zu einem hartnäckigen und bedenklichen Uebel werden läßt. Der Blutkreislauf verlangſamt ſich im Alter, namentlich wird dies ſichtbar an den das Blut von der Peripherie nach dem Herzen und der Lunge zurückführenden Blutgefäßen, an den Venen. Die Genährung des Blutes iſt wegen der verminderten Lebendigkeit des Stoffwechſels eine unvollſtändigere — das Blut taugt in den Venen, ſie werden ausgedehnt. Das feine Blutgefäßnetz des ohnehin ſchlaffen Schleimhautgewebes iſt blutreicher und unterhält in den Schleimhäuten der Athmungsorgane jenen bekannten Reizungszuſtand, der die alten Leute trotz übriger Geſundheit zu einem beſtändigen Räuſpern und unter einem wahren Stemmerlaufen zum Schleimauswurf zwingt. Nichts gewöhnlicher, als ihre Klagen über den fehlenden Athem bei leichten Anſtrengungen und über, wie ſie es nennen, Verſchleimung der Bruſt. Reveille-Pariſe, ein geſchätzter Arzt der ältern Zeit in Paris, hat uns ein treffliches Buch über das Greiſenalter und ſeine Krankheiten hinterlaſſen. Der ausgezeichnetſte Forſcher und Kenner des menſchlichen Lebens, der franzöſiſche Phyſiolog Flourens, bezeugt dieſem Buche ſeine ganze Hochachtung. Jener Arzt ſpricht darin die Anſicht aus, daß die Urſache des Alterns in den Athmungsorganen zu ſuchen ſei. Obwol ihm Flourens ſeine abweichende Anſicht entgegenſtellt, muß man doch Reveille-Pariſe ſo viel zugeben, daß er den Sitz der dem Alter eigenthümlichſten und hauptſächlichſten Beſchwerden ganz richtig bezeichnet hat.

Der Katarrh verläuft bei alten Leuten ſelten, ohne zugleich bedeutende Störungen in den Functionen anderer Organe herbeizuführen; er iſt hartnäckiger auch bei ſorgfältiger Behandlung und Vorſicht. Oft bleibt ein Huſten durch Monate hindurch mit maſſenhaftem Schleimauswurf zurück oder, wenn er ſtockt, entwickelt ſich eine Erkrankung des Lungengewebes, der Leber, der Nieren. Indem wir vorzugsweiſe für die heranwachſende Generation und das höhere Lebensalter größte Vorſicht empfehlen, wollen wir damit keineswegs ſagen, daß man nicht auf allen Lebensſtufen und zu jeder Zeit nöthig hätte, den Folgen der Erkältung große Aufmerkſamkeit zu ſchenken. „Den Schnupfen ſo gering", ſagen mol die Leute. Das iſt nur inſofern richtig, als es unbezweifelt beſſer iſt, wenn die Folgen der Erkältung nur in Naſenkatarrh und nicht in eine andere Krankheit verlaufen. Niemand aber halte ſeinen „gefunden", noch weniger einen „ordentlichen, kapitalen" Schnupfen für gering, um unerkannt auch Andere davon anſtecken zu können. Er dürfte leicht an ſich erfahren, daß der Schnupfen auch „den Anfang vom Ende" bedeuten kann.

Was wir unter Vorſicht verſtehen?

Ein milder Katarrh verläuft ſelten unter fünf bis ſieben Tagen; ein „ordentlicher" Schnupfen aber nimmt ſeine vierzehn Tage und darüber in Anſpruch. Man hat es etwas in der Hand, ſeine Symptome zu mildern und dieſe Zeit abzukürzen. Wer ſich in dieſer Zeit von den gewohnten Zerſtreuungen oder Geſchäften einige Tage zurückzuziehen vermag, ſich wärmer als gewöhnlich kleidet, ſeine Haut durch mild wirkende warme Getränke in Transſpiration zu erhalten ſucht, den Gelüſten ſeines Appetits Zügel anlegt und faſtet, wenn die Zunge, wie ſo häufig dabei, belegt iſt, der befolgt die älteſte, einfache und ſicherſte Methode, die ſelbſtverſtändlich, wenn ein oder das andere Symptom ungewöhnlich in den Vordergrund tritt und beläſtigt, am zweckmäßigſten durch den Arzt geregelt und vervollſtändigt wird.

Die Weinſtuben dagegen, die Diners, Soupers und Tanzgeſellſchaften bieten immer die häufigſten und ſchlimmſten Veranlaſſungen, den normalen Verlauf zu ſtören.

Wir warnen ferner, trotz aufrichtiger Werthſchätzung der Kalt-Waſſercuren, vor dem Beiſpiel manches Kalt-Waſſer-Enthuſiaſten, den Schnupfen ohne weiteres mit Abreibungen des Körpers mit naßkalten Tüchern zu behandeln, und warnen vor dem Rath der Schwärmer für ruſſiſche Dampfbäder. Es iſt eine vielverbreitete Meinung, die kalten Abreibungen, Douchen u. ſ. w. verminderten die Anlage zu Erkältungen, die Empfindlichkeit der Haut für Temperaturveränderungen. Ich kenne eine große Anzahl von Liebhabern dieſer Abhärtungsmethode, die unter ihrer conſequenten Anwendung alle Augenblicke den Schnupfen haben. Ehe der Laie zu dieſer Methode ſchreitet oder ſich in ein ruſſiſches Dampfbad begibt, muß er wiſſen, daß ſeine Lungen, d. h. das Gewebe derſelben, an ſich geſund, frei und von dem Verdacht der Tuberkuloſe und daß ſein Herz, der Blutkreislauf durch Herz und Lungen, die ner-

maten Eigenschaften besitzen. Das aufmerksame und sachgemäße Behören (Auscultation) und Befragen (Percussion) der innern Brustwandungen gibt darüber allein Aufschluß. Wer alle Tage geben will, der frage auch um einen „dummen" Schnupfen willen rechtzeitig seinen Arzt, der hoffentlich noch nicht zu der Berühmtheit gelangt ist, um nur die interessanten Fälle zu studiren, denn: Versucht ist nicht nur die Mutter der Weisheit, sondern auch der Gesundheit!

Harriet Martineau.

Von J. von Tschudi.

Diese talentvolle Engländerin, der so viele hervorragende Eigenschaften beiwohnen, daß dieselben vertheilt ein halbes Dutzend Frauen rühmlich bekannt machen könnten, stammt aus einer Familie, die zur Zeit der Hugenottenverfolgung aus Frankreich auswanderte und seitdem in England heimisch ist. Das Haupt der Martineau'schen Familie war damals ein Ehirurgus und viele Herren Martineau haben sich in demselben Beruf ausgezeichnet.

Harriet's Vater war ein Fabrikherr in Norwich (Norfolkshire), aber keiner von den reichen, müssen wir hinzufügen. Dennoch gab er seinen Kindern — und er hatte deren acht — eine ausgezeichnete Erziehung; eine Erziehung, wie sie im Anfang dieses Jahrhunderts ohnehin für die Töchter der Mittelklassen fast unerhört war. Namentlich erhielten die jüngern Töchter so gut wie die Söhne eine fast classische Bildung. Harriet, eine der jüngsten, hatte nicht allein eine sehr schwache Gesundheit, sondern litt seit frühester Jugend an immer zunehmender Taubheit und einer Mangelhaftigkeit des Geruchs- und Geschmackssinns. Daß sie als kleines Kind auf einem Bänkchen gesessen und Stimmen gehört hat, dessen erinnert sie sich jetzt nur wie einer wunderbaren Erfahrung. Alle Kraft, die ihren andern Sinnen mangelt, scheint sich dafür in ihrer Sehkraft concentrirt zu haben. Aber sie sieht nicht blos ungewöhnlich scharf, sie hat auch ein merkwürdiges Gedächtniß für das, was sie gesehen hat, wie ihre richtigen Beschreibungen von Ländern und Völkern zur Genüge darthun. Nichtsdestoweniger legten ihre körperlichen Leiden ihr viele Entbehrungen auf und schlossen sie von den meisten Freuden der Jugend aus; das wurde ihrem rastlos strebenden Geiste ein Sporn mehr, ihre Freuden in andern Sphären zu suchen.

Viel Anregung und Ermuthigung mochte ihr in dem schönen Verhältniß mit ihrem Bruder James, dem jetzt in London ansässigen Vorsteher der Unitariergemeinde. Er stehe ihr im Alter ganz nahe und wären die Geschwister nicht immer sehr viel getrennt gewesen, so hätte er ihr vermöge seiner Universitätsbildung von großem Nutzen sein können. Das war aber nun kaum möglich und Harriet mußte ihren Weg ohne Führer gehen.

Ihre schriftstellerischen Beschäftigungen, die sie aus Neigung ergriffen hatte, gaben ihr die Mittel, sich eine Selbständigkeit zu erwerben, als ihre Aeltern das harte Loos traf, ihr Vermögen einzubüßen.

Es bedarf wol nicht noch der Bemerkung, daß Miß Martineau's erste Werke nicht ihre besten Werke sind, obgleich selbst diese sich durch Kraft und Klarheit des Stils und ein mehr oder weniger erhabenes Ziel auszeichnen. Da sie erst 21 Jahre alt war, als im Jahre 1823 ihr „Andachtsbuch für die Jugend" erschien, so kann es nicht auffallen, daß wir sie später andere Theorieen befürworten sehen. Es ist dies nur ein Beispiel für das Princip des Fortschritts, an das sie glaubt.

Einige Jahre später erschienen unter andern „Weihnachtstag", „Grundsatz und That", „Mary Campbell", „Meine Dienerin Rahel", „Die Unruhstifter", „Der Vertriebene". In fast allen diesen Schriften bekundet sie ihre Theilnahme, ihr warmes Interesse für die arbeitenden Klassen.

In derselben Zeit gewann sie den Preis für zwei „Essays", zu denen die Unitariergemeinde, der sie angehörte, aufgefordert hatte, lieferte sehr geschätzte Beiträge vielseitigen Inhalts zu einem londoner Journal und machte den Entwurf zu ihrem bekannten Werk: „Illustrations of political economy" (Illustrationen der Staatswirthschaft).

Bei Lesung eines Buches, das von Staatswirthschaft und Statistik handelte, hatte sie die Entdeckung gemacht, daß sie, sich selbst unbewußt, einige Lehrsätze dieser Wissenschaften in ihren Erzählungen: „Die Unruhstifter" und „Der Vertriebene", behandelt habe und das führte sie zu der Betrachtung, daß sich auch noch andere Doctrinen derselben Wissenschaften in Werken der Erfindung anschaulich machen ließen. Sie hoffte aber davon nichts weniger, als daß auf diese Art gewisse Mißbräuche bekannt werden und das Bekanntwerden — zu Reformen führen würde.

Sie setzte sich ans Werk und schrieb in drei

Jahren 24 Erzählungen zur „Illustration der Staatswirthschaft".

Es dauerte indessen sehr lange, bis sie für die erste der Erzählungen einen Verleger fand. Die „Gesellschaft für Verbreitung von Kenntnissen", der sie dieselbe zuerst sandte, wies sie mit dem Bemerken zurück, „daß das Gewand der Fiction nicht für solche Kosta passe und daß die Gesellschaft nur mit den letztern zu machen Geschäfte zu thun habe". Ob die größern Buchhandlungen die Herausgabe aus ähnlichen Gründen verweigerten, weiß man nicht — gewiß ist, daß Miß Martineau sich an viele derselben vergeblich gewandt hat. Als aber endlich eine den Muth hatte, die Sache zu unternehmen, war der Erfolg ein so glänzender, daß gleich mehrere Auflagen aufeinander folgten und das Werk ins Deutsche und ins Französische übersetzt wurde.

„Abgesehen von ihrem reformatorischen Zweck", heißt es in dem biographischen Werke, dem wir Vorstehendes entnommen haben, „enthalten diese Erzählungen eine so zarte und doch so kraftvolle Zeichnung der Charaktere, so interessante Verwickelungen, daß dies allein die Verfasserin den besten Romandichtern ihrer Zeit beigesellt hat und ihre Erzählungen auch für solche Leser höchst anziehend machen, die nichts nach Staatswissenschaft fragen."

Zehn darauffolgende Erzählungen veranschaulichen die Mißbräuche der englischen Armengesetze und der Steuern.

Im Jahre 1834 besuchte Miß Martineau Amerika, wo sie sich durch ihre Schriften viele Freunde und Bewunderer erworben hatte. Sie machte sich dort recht gründlich mit den Institutionen des Landes bekannt und veröffentlichte im Jahre 1837 ihr Buch über Amerika.

Daß sie den Amerikanern Gerechtigkeit widerfahren läßt und männliche Kraft und Thätigkeit des Geistes besitzt, ist selbst von amerikanischen Kritikern anerkannt worden.

„Miß Martineau", schreibt man in einem amerikanischen Werke, „ist harmloser im Ausdruck und treuer im Geiste, als irgendein englischer Reisender, der über Amerika geschrieben hat, es je mals gewesen ist."

In einer andern Kritik wird Miß Martineau zwar beißend — ob ihres „Unglaubens" — getadelt, dennoch heißt es daselbst: „Miß Martineau muß von jetzt ab Hume, Gibbon, Scheller, Byron und einem großen Theil der französischen und deutschen Philosophen zugezählt werden."

Diesen Ausspruch können wir nur für einen Miß Martineau hochehrenden nehmen. Unsere Bewunderung für dieselbe steigt, wenn wir sehen, wie sie sich abermals in mehreren Schriften der armen Klasse zuwendet und ihnen in der „Näherin", dem „Kammermädchen", dem „Hausmädchen" rathend und helfend die Hand bietet.

Gegen Ende der dreißiger Jahre erlag Miß Martineau den allzu großen Anstrengungen; aber auch auf dem schmerzvollen Krankenlager trieb sie ihr nie rastender Geist zur Arbeit. Vier der lieblichen Kindererzählungen danken dieser Zeit ihre Entstehung; eine derselben: „Die Ansiedler in der Heimat", hat auch in Deutschland viel Anerkennung gefunden.

Schon zweimal hatte die englische Regierung Miß Martineau eine Pension angeboten; in dieser Krankheitsperiode geschah es zum dritten mal und wiederum schlug die grämungsfähige Frau die Hand aus, „weil sie von dem Ertrag eines Steuersystems, das sie schädlich finde und in ihren Werken angegriffen habe, nichts annehmen könne".

Diese dritte abschlägige Antwort gab sie in einer Zeit so großer Bedrängniß, daß sie derselben durch Nähardeit zu steuern suchte, und so großer körperlicher Leiden, daß sie einzig und allein durch Opium Erleichterung hatte. Dieser Zustand dauerte von 1839—43; inzwischen erschien von ihr „Das Leben im Krankenzimmer".

Auf den Rath ihres Arztes, der nur noch sehr geringe Hoffnung auf Genesung hatte, wandte sie sich dem Mesmerismus zu, und zwar mit sehr günstigem Erfolg. Sie besprach diese Erfahrung in den Spalten des londoner „Athenäum".

Das erste größere (dreibändige) Werk, welches sie nach ihrer Herstellung schrieb, hatte die Jagdgesetze und ihre Wirkung auf die Klassen der Gesellschaft, für welche sie gegeben sind, zum Gegenstand.

Im Jahre 1846 bereiste sie in Gesellschaft einiger Freunde den Orient und zwei Jahre darauf veröffentlichte sie ihr „Leben im Orient" („Eastern Life") und schildert die Eindrücke, die sie in Aegypten, Palästina, Griechenland und Arabien empfangen hatte, mit der ihr eigenthümlichen Kraft und Klarheit.

Aber Miß Martineau ist nicht allein eine geistreiche Schriftstellerin, sie ist auch eine allgemein bewunderte Landwirthin. Ja man sagt, daß sie durch ihr Talent für die praktische Seite

Fielding.

Laßt mich, werther Freund! Seht, mein Geschäft führt mich mehr mit den kleinen Kaufleuten zusammen, die verkehren hier. Es scheint, als wär't Ihr hier ganz fremd?

Thompson.

Mein Seel, die Handelsleute machen mir's leicht, sie kommen zu mir. Des Morgens sieht's auf meiner Diele fast so aus wie hier; aber nicht so lustig. Es könnte mir wirklich — es könnte mir manchmal eine Erholung sein, so an dem muntern Treiben Theil zu nehmen. Ist man reich, muß man viel entbehren.

Fielding.

Entbehren? Haha! Wer's dahin gebracht hat, wie Ihr, Mister Walter, der braucht keinen Ort, den Andere nur besuchen, um zu vergessen, daß sie nichts sind.

Thompson (in Gedanken).

Meint Ihr, Mister Davy? meint Ihr?

Fielding.

Wenn ich Euch jetzt so sehe, und denke mir, wie wir angefangen haben! Jetzt mit der reichste, vielleicht der Erste unter Londons Kaufherren, und damals als wir jung waren, haha! Wißt Ihr noch, was wir für Augen machten, wenn unsers Lehrherrn Söhne auf die

dieser Thätigkeit Bewunderung sowol als Neid erregt hatte. Ihre Farm, nahe bei Ambleside in Westmoreland, die Frucht ihrer Arbeit, soll eine wahre Musterfarm sein. Ihr Wohnhaus zeichnet hat sie ganz nach eigen angefertigtem Plan erbauen lassen, ebenso die Häuser der Dorfbewohner, die ehemals in ungesunden Hütten wohnten und jetzt ihre niedlichen Häuser wie ihre durchaus verbesserte Lage Miß Martineau danken.

Im Jahre 1851 gab sie dem englischen Publikum großen Anstoß durch die Veröffentlichung ihres Briefwechsels mit H. Atkinson: „Ueber die Gesetze der Natur." Es heißt darüber in der biographischen Skizze: „Sie ebendarin in diesen Briefen ihre Annäherung an die Grundsätze der positiven Philosophie, zu denen sie sich auch im Jahre 1853 durch die Herausgabe einer zusammengedrängten Bearbeitung von Comte's Philosophie bekannte."

Fast in derselben Zeit schrieb sie ihre „Geschichte Englands während der dreißig Friedensjahre", die ihrer Unparteilichkeit wegen sehr gerühmt wird.

In den letzten Jahren hat sich Miß Martineau's schriftstellerische Thätigkeit ausschließlich der Politik zugewendet und schreibt sie wöchentlich drei Leitartikel für die „Daily News". Sie ist aber sehr leidend und lebt, während sie in gesunden Tagen, trotz ihrer Taubheit, eine heitere Gesellschafterin war, die jeden durch ihr Wohlwollen und ihren Witz erfreute und erheiterte, schon seit langer in tiefster Zurückgezogenheit, in der sie nur noch sehr selten ihre nächsten Freunde bei sich sieht.

Anregungen.

Geschichtliche Episoden.

A. U. Brachvogel hat sich früher in seinem „Narziß" als ein arger Geschichtsinterpolator erwiesen. Rameau's Neffe mit der Pompadour in Verbindung gebracht! Wer nur einigermaßen Respect vor der Geschichte hat, kann bei aller Anerkennung mancher Einzelheit in dem vielgenannten Stück keinen Genuß finden. Hoffentlich ist der Verfasser in seinem neuesten Werke, das unter dem Titel „Aus dem Mittelalter. Historische Erinnerungen" (zwei Bände, Leipzig, Costenoble, 1862), erschienen ist, gewissenhafter zu Werke gegangen.

Der erste Band schildert in der Novelle „Chastelard" die zwar weniger als ihre spätere Lebensperiode bekannte, aber gleichwol interessante Jugendgeschichte Maria Stuart's in nachfolgenden Hauptmomenten, für deren allseitige und auf die Details sich erstreckende historische Wahrheit wir dem Verfasser die Verantwortlichkeit überlassen müssen.

Pierre Boscosel de Chastelard, natürlicher Sohn Heinrich's II. von Frankreich und der schönen Diana von Poitiers, ist einer der ersten unter jenen Unseligen, die ihrer Leidenschaft für die bestrickenden Reize der unglücklichen Schottenkönigin zum Opfer fielen. Noch ein Jüngling, entbrennt er in glühender Liebe für die vierzehnjährige Verlobte des Dauphin Franz, seines natürlichen Bruders und beständigen Jugendgefährten, mit dem er zugleich dieselbe zum ersten male im Garten des Klosters St.-Germain en Laye bei Paris erblickt, wo bekanntlich Maria Stuart seit ihrem sechsten Jahre erzogen wurde, während ihre Mutter, Maria von Guise, seit dem Tode ihres Gemahls, Jakob's V. von Schottland, der bereits sieben Tage nach Mariens Geburt starb, für die unmündige Thronerbin in Edinburgh die Regentschaft führte. Jahre hindurch weiß Chastelard's energischer Geist, der zugleich voll Ehrgeiz nach Ansehen und Würden strebt, seine Leidenschaft mannhaft zu beherrschen. Das ungemein glückliche, man möchte sagen idyllische Eheverhältniß des jungen königlichen Paares (vermählt 1558) mußte ohnedies wol alle Hoffnungen des heimlichen Anbeters im Grunde ersticken und ihm an den ritterlichen Huldigungen genügen lassen, die er ihr als ihr „treuer Paladin" und entschiedener Günstling ihres Gemahls darbringen durfte.

Aber Franz II. starb schon nach drittehalbjähriger Ehe und nur anderthalbjähriger Regierung, erst sechszehn Jahre alt (5. December 1560). Die unerfahrene achtzehnjährige königliche Witwe bedurfte bald genug des Raths und Schutzes ihres umsichtigen und geschickten vertrauten Kammerers und Secretärs, des treuen Chastelard, dem der sterbende Gatte sie ausdrücklich empfohlen hatte und der so sehr dreifert war, seiner schönen Herrin ihren schmerzlichen Verlust zu ersetzen, daß er auf deren Wunsch fortan beständig die letzte Kleidung Franz' II. trug, in der er bei dessen Begräbnißfeier erschienen war und die seine auffallende Aehnlichkeit mit seinem verstorbenen Halbbruder fast vollkommen machte. Das schottische Parlament und der Adel sowie die englischen Titelstreitigkeiten verlangten die Königin, nachdem im selben Jahre deren Mutter, Maria von Guise, die bisherige Regentin von Schottland, gestorben war, gebieterisch ins Land zurück. Im August 1561 schiffte sich Maria Stuart mit ihrem Gefolge auf drei Galeren zu Calais ein. Aber Elisabeth's Schiffe lauerten heimlich der Expedition im Kanal auf. Nur durch Chastelard's List, dem Maria die Leitung der Expedition anvertraute, entging sie der drohenden Gefahr der Aufhebung. Statt, wie beabsichtigt, durch den Kanal zu gehen, um in Dumbarton an der schottischen

Weltkinde zu landen, hielt sich Maria Stuart schwankend, nicht an der französischen Küste, ging an einem nebligen Tage vor Dünkirchen vor Anker und verwechselte die Königliche mit der fremden der drei Galeeren, auf der sie, vorsichtig steuernd, glücklich und unerwartet von allen früher von französischen Hülfstruppen gegen die schottischen Empörer besetzten Hafen Leith an der schottischen Ostküste erreichte, während es den zu spät verfolgenden Engländern nur gelang, die Königliche Galeere mit Mariens Gepäcke aufzubringen. Im nächtlichen Fackelschein, noch in jener weißen Trauerkleidung, mit dem weißen Rosenkranz im Haar, von der sie den Beinamen der „Weißen Königin“ erhielt, umgeben von „ihren vier Marien“, ihrer vertrauten Freundin „Reine Kapellen“, deren Gemahl, dem Grafen Morton-Douglas, dem Prinzen Heinrich von Navarra, dem Herzog von Nemours, dem Herzog Claude von Guise, dem Bischof von Ross, ihrem Bruderstater, ihrem Haushofmeister Robert de Melvil und ihrem getreuen Chastelard, betrat Maria Stuart die heimatliche Erde und zog durch die jubelnde Menge im Königsschloß Holyrood in Edinburgh ein.

Die Stellung der jungen Königin in ihrem Lande wurde gleichwol die schwierigste. Mit ihrem streng gläubigen Katholicismus und ihren leichten französischen Sitten schon von vorn herein von den überwiegend fanatisch calvinistisch gewordenen trotzigen Schotten mit Ungunst und Vorurtheil aufgenommen, wurde sie in ihrer politischen und weiblichen Schwäche, in ihrer unheilvollen Vorliebe, alle Spaltungen friedlich und gütlich ausgleichen zu wollen, statt mit kräftiger Hand die widerstrebenden Elemente zu bändigen, wie gleich anfangs Chastelard rieth, und mit ihrer verhängnißvollen Maxime entweder des Zauderns oder der Ueberstürzung, bald der bedauernswürdige Spielball aller Parteien. Sowol ihr nächster Verwandter und erster Minister, ihr natürlicher Bruder Jakob von St. Andrew, der selbst nach der schottischen Krone strebte, als die entschiedenen Calvinisten, die Argyle, Ruthven, Bothwell, Arran u. s. w., unter John Knox' Einfluß, und die Werkzeuge der englischen Elisabeth, wie Lord Maitland, Buchanan u. a. wollten ihr Verderben. Auch aus jenen Großen des Reichs, die nach ihrer Hand strebten und von ihr zurückgewiesen wurden, wie der junge Graf Arran, erwuchsen ihr Feinde, die dem allgemeinen Vorwurf, die Religion zu unterdrücken, das Volk zu knechten, die Fremden zu begünstigen, noch Schmähungen ihrer weiblichen Ehre anhängten.

So wird die noch immer treu das Andenken ihres Gatten Ehrende eines unerlaubten Verhältnisses mit Chastelard beschuldigt. Vergebens bringt sie der öffentlichen Meinung das Opfer, ihre thatkräftigste und entschiedenste politische und religiöse Stütze, den Doppelgänger ihres theuern Todten, der endlich in der That ihr seine Liebe gestand, aus Schottland zu entfernen, sie bessert dadurch ihre Lage nicht. Das tragische Ende der beiden Grafen Arran, herbeigeführt durch des Sohnes wahnsinnige Leidenschaft für seine schöne Königin, wurde auf sie auch neue des Scheins einer dämonischen, zu Grunde richtenden Verführungskunst. Der böse Leumund ging schon so weit, daß auch im königlichen Garten von Holyrood und in Gegenwart des englischen Gesandten Lord Sidney von dem fanatischen schottischen Kapitän Heibern ein Päckchen für die Königin überreicht wurde, das unter einem unlautern Deckel die frechsten Verse enthielt. Im heftigen Zorn über diese gutes Bewußtsein erregende Maria Stuart, die sich zugleich auch in ihrer politischen Lage immer mehr bedrängt sah, ihren „treuen Paladin“ zurück und empfängt ihn, als er in der That im Spätherbst 1562, und zwar, wie der Verfasser sagt, infolge der ihm von seinem Freunde David Rizzio mitgetheilten vertraulichen Eröffnungen über die Gesinnungen der Königin, nach Edinburgh zurückkehrt, mit unverhehlter Freude und betraut ihn mit der Ordnung der schottischen Angelegenheiten und der Theilnahme am Staatsrath. Aber auch dem früher zurückhaltenden und platonischen Liebhaber ist inzwischen ein rücksichtsloser, leidenschaftlicher geworden, welcher, der Gegenliebe gewiß, seine Absichten und den bisher schottischen Erklärungen bestimmt und ihre Ehre jeden Augenblick zu compromittiren droht. Es lag ihr nur noch die Alternative zwischen seiner Entfernung oder seiner Vermählung.

Am Abend des 12. Februar 1563, als Maria Stuart eben zur Ruhe gehen will, dringt Chastelard durch den verschlossenen geheimen Gang, auf den das königliche Schlafzimmer mittels einer Tapetenthür mündet und den er sich durch Bestechung zu öffnen gewußt, bei der Königin ein, muß sich aber sofort vor der Gegenwart der aus dem Nebenzimmer auf das Geräusch herbeieilenden Lady Morton und der Kammerfrau Hanna Kennedy zurückziehen, nicht unbeobachtet jedoch von den ihm auflauernden Jakob von St. Andrew, Maitland und Morton. Als am folgenden Tage bei einer von der Königin mit ihrem Hof nach Beaumaitland auf mehrere Tage unternommenen Jagdpartie auch Chastelard sich einfindet, erhält er durch die Intrigue der Obengenannten wie durch Zufall ein den königlichen Gemächern zunächst gelegenes Zimmer. Kaum hat sich Maria Stuart abends nach dem Jagdbankett mit ihren Damen zurückgezogen und ihr Schlafcabinet betreten, das diesmal keinen zweiten Ausgang hat, so stürzt Chastelard hinter den Vorhängen ihres Betts hervor und ergreift mit dem Wahnsinn der Leidenschaft ihre Hand. Auf Maria's Hülferuf eilen ihre Damen aus den Vorzimmern herbei, dann St. Andrew, Maitland, Morton und andere Edelleute mit bewaffneten Dienern, die Diener stürzen sich augenblicklich auf Chastelard und führen ihn fort. Sein Attentat auf die Ehre der Königin war offen erwiesen; er hatte den Tod verwirkt. Der Königin blieb kein Ausweg mehr; sie mußte das ihr vorgelegte Todesurtheil unterzeichnen und am 22. Februar 1563 wurde Pierre Boscosel de Chastelard zu St. Andrew, wohin man ihn gebracht, so wie man ihn im Zimmer der Königin

getroffen, in den letzten Gemächern Franz II., enthauptet. Mit richtigem pſychologiſchen Verſtändniß bezeichnet der Verfaſſer dieſe Hinrichtung, welche die der engliſchen Königin ungerechterweiſe aufgebürdete Schmach gleichſam ſühnend beſiegelte, als den Wendepunkt in Maria Stuart's Leben, der die bisherige Reinheit und Unbefleckheit ihres Charakters fortan in Leichtſinn, Laſter, Genußſucht, Verirrung und Verbrechen untergehen ließ.

„Die Drachenhunde von Rhodos", welche den zweiten Band füllen, ſind nichts Geringeres als die directen Nachkommen jenes von Schiller in ſeiner allbekannten Ballade unſterblich gewordenen Doggenpaares, mit deſſen Hülfe der Johanniterritter und ſpätere Großmeiſter Dieudonné de Gozon den Kampf mit dem Drachen beſtand. Die hündin Juleika, ein Muſter von thieriſcher Intelligenz und Treue, iſt die eigentliche Heldin dieſer Novelle. Sie vermittelt nicht nur die Verbindung zwiſchen ihrem Herrn, dem nahezu hundertjährigen, ebenſo weiſen wie tapfern Senior und Großballi des Ordens, Friedrich von Hohenzollern, dem Pfleger der „Junge Deutſchland", und ſeinem von den Ungläubigen auf der Rhodos benachbarten Inſelvorhügel gefangen gehaltenen Schützling, dem jungen Bruder Hohenlohe, ſondern rettet auch dieſen letztern, nach glücklicher Eroberung dieſer Inſel durch den Orden, vom Hungertode in einer Ciſterne, in welche ihn die mörderiſche Hand eines Comthurs der „Junge Frankreich", hinabgeſtoßen, der ihm ſeine großen Verdienſte um den Orden ſowie die Neigung einer unter ſeinem Schutz befindlichen Haremsſchönheit des großen Tamerlan neidet.

Dieſe romantiſchen Vorgänge, in deren Schilderung das zugleich poetiſch heroiſche und religiös-myſtiſche Weſen des Johanniterordens ziemlich charakteriſtiſch zum Ausdruck kommt, fallen in deſſen Blütezeit, als derſelbe, mit dem ganzen Adel des Abendlandes verbunden und über eine bedeutende Seemacht gebietend, im Anfang des 15. Jahrhunderts den Tod der großen aſiatiſchen Eroberer Bajazet und Tamerlan (1405) benutzte, die Niederlagen von Nikopolis und Smyrna durch eine Reihe glänzender Waffenthaten gegen die Ungläubigen zu rächen, deren erſte die hier geſchilderte Eroberung der als Vormauer von Rhodos gegen Aſien ungemein wichtigen Ildrumsinſel (nach ihrer Eroberung in St.-Pierre umgetauft) und der kariſchen Küſte war. Die Ildrumsinſel hatte ihren Namen übrigens keineswegs vom Tatarenkhan Tamerlan, dem der Verfaſſer irrthümlich den Beinamen Ildrym, d. h. der Blitz, beilegt. Durch dieſen Beinamen wurde der gleichzeitige osmaniſche Sultan Bajazet I., Tamerlan's Gegner und Nebenbuhler im Kriegsruhm, ausgezeichnet; der Name Tamerlan ſchließt an und für ſich ſchon einen Beinamen in ſich, der ſo viel wie „lahm" bedeutet, alſo gerade das Gegentheil von Ildrym — der berühmte Tatarenkhan hinkte.

Unterhaltungsliteratur.

XVII.

Die unermüdliche Schar der Novellen-Romanen hat ſich wieder um eine neue Legion vermehrt. Emilie Tegtmeyer führt uns in ſogleich vielverſprechend anfangenden hiſtoriſchen Roman „Die Kaiſerbrüder" (Pütkel, Aſchersleben, 18[illegible]) die Fehde zwiſchen dem deutſchen Kaiſer Ludwig dem Baier (1314—47), und deſſen Gegenkaiſer Friedrich dem Schönen von Oeſterreich, vor. Ein eigenthümlich reizendes Widerſpiel zwiſchen der idealen intimen Jugendfreundſchaft und der politiſchen Gegnerſchaft dieſer beiden deutſchen Fürſten, das ſich in mannichfachem Wechſelſpiel der Gemüther offenbarte, bis es ſich endlich — freilich nach harten und der Macht des Deutſchen Reichs wenig erſprießlichen Kämpfen — harmoniſch in Verſöhnung auflöſte, hat hier eine ſympathiſch anſprechende Behandlung gefunden, die ſich namentlich in einer idealen Auffaſſung und jugendfriſchen Geſtaltung äußert.

Eine Sammlung von gerade einem Dutzend der einzeln in Zeitſchriften erſchienenen Novellen, Erzählungen und Humoresken von Franz Gerné unter dem Titel: „Für müßige Stunden" (Jo. Gopek, 1862), trägt der Kritik ſchon durch die ſpruchloſigkeit ihres Programms ein Paroli. Es ſind tüchtige, meiſt anſprechende Bilder aus dem modernen Geſellſchaftsleben, denen wol größtentheils wirkliche Ereigniſſe oder wenigſtens Thatſachen zu Grunde liegen. Dieſen Eindruck machen namentlich die militäriſchen Novellen aus dem ungariſchen Feldzuge von 1849: „Die Cotillons-Decoration", „Eine Zigeunerin", „Menſchenhaß und Verſöhnung", ſowie aus den krakauer Aufſtänden von 1846—47: „Die Maske von Krakau." Die „Verfehlte Exiſtenz" überſchriebene biographiſche Charakterſkizze des unglücklichen, an ſchrankenloſer Ungebundenheit zu Grunde gegangenen amerikaniſchen Dichters Edgar Allan Poe (geſtorben Ende 1849) hat über dem „Novellen"-Poeten allzu ſehr aus dem Auge verloren.

Neue Begegnung.

Ob ich wieder träumend dichte
Auch in dich hinein
Jene göttlichen Geſichte,
Die nicht irdiſch mögen ſein?
Dieſe Tiefe, die ich hier
In den ſtillen Augen ohne,
Mädchen, ſag', gehört ſie dir —
Oder wieder meinem Wahne?
Was ich ſchaue — ſind ſie dein,
Dieſe Farbenharmonien . . .?
Oder wieder nur ein Schein
Meiner eig'nen Phantaſieen?

Hugo Oeldermann.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Französische Zustände. II. — Wiener Briefe. XIII. (Schluß.) — Der Weltausstellungskatalog über deutsche Kunst. — Schweizer Bären. — Zu böhmischen Dörfern. — Ein Opfer der Kerze.

Französische Zustände.

II.

„Die Welt ist rund und muß sich drehn!" Wer weiß, was mir noch in Frankreich erleben, wenn mir dem doch wol ohne Majestätsverbrechen zu konstatirenden einstigen Tode des Kaisers — die „Sündflut" hereinbricht! Die Kaiserin Eugenie arbeitet der Wiederherstellung der Bourbonen nicht wenig vor und die Haltung der italienischen Politik ihres Gatten unterstützt sie. Der Wiederherstellung der Bourbonen? Wenn dem kirchlichen Geiste der Franzosen Zeit gelassen wird, sich so zu ergänzen, wie es jetzt geschieht, wenn die katholische Sentimentalität immermehr um sich greift, Philosophen, Atheisten, Krämer, Cameliendamen, Grisetten in die Messe und den Beichtstuhl treibt, was würde hindern, daß es Frankreich wieder einmal zur Abwechselung mit dem Königthum von Gottes Gnaden versucht, falls letzteres nur klug ist und eine demokratische Schule durchgemacht zu haben erklärt?

Solche Gedanken beschäftigten uns, als wir kürzlich aus Luzern folgende Zuschrift erhielten:

Ein Feenmärchen aus „Tausendundeine Nacht" hat sich in den letzten Tagen in unserm schönen Erdenwinkel zur vollsten Wirklichkeit gestaltet. Unsere kleine republikanische Hauptstadt ist plötzlich zur Residenz eines französischen Hoflagers umgewandelt. Mitten im tiefsten Frieden, während man bekanntermaßen um so eifriger im geheimen zum Kriege rüstet, ist der ehemalige katholische Vorort der Schweiz, freilich nach gehöriger Verwarnung an die Wirthe, von den Legitimisten Frankreichs im Sturm genommen worden. Graf von Chambord, legitimer König von Frankreich, Heinrich V., hat seine Getreuen hierher entboten in die Vorhalle der erhabenen Alpenwelt, an das liebliche Gestade des klassischen Vierwaldstättersees, um vor den erhabenen Blicken der schaulustigen und gemüthlichen Luzerner die volle Pracht eines glänzenden Königshofs auf einige Tage zu entfalten. Schon vor zwei Jahren wurde allhier dieses Schauspiel zum ersten mal aufgeführt, jedoch in unvergleichlich geringerem Maßstabe. Luzern ist es jedes Jahr gewohnt, auf der Höhe der sogenannten Saison, Ende Juli und Anfang August, seine zahlreichen und mitunter gewaltigen Gasthöfe und Wirthshäuser von fremden Reisenden auf einige Tage überfüllt zu sehen. Aber so etwas wie der gegenwärtige Legitimistencongreß ist noch nie dagewesen. Seit vier Tagen schleppte jeder Eisenbahnzug eine volle Ladung der „vornehmen Welt" heran. Die Gasthöfe unten am See sind bis in die obersten Dachräume hinauf von hohem Adel gefüllt. Wo daher nur der friedliche Handwerksbursche sein bescheidenes Nachtquartier gesucht, lassen sich Diplomaten und besonders die letzteren herbei, ihr würdevolles Haupt hinzulegen. Selbst die Privathäuser sind von dieser hochadeligen Völkerwanderung überflutet. Man schätzt, daß unsere kleine und sonst übervölkerte Stadt gegenwärtig über 2000 Legitimisten in ihren Mauern beherberge, die übrigen Reisenden nicht eingerechnet.

In der That, man glaubt sich plötzlich in eine französische Stadt versetzt. Ueberall französische Laute, lebhafte Geberden, fröhlicher Tumult und lustiges Gelächter. Daneben erbauliche Kirchgänge zur Messe zu vielen Hunderten im Gefolge des „einzig rechtmäßigen" Königs, Heinrich's V., und seiner achtungswürdigen Schwester, der Herzogin von Parma. Die weiland Königin von Neapel und ihre Schwiegermutter sollen ebenfalls eintreffen. Gleich nach der Ankunft des Grafen von Chambord mit dem letzten Abendzug am 18. Juni fand in geheimnißvoller Weise der erste Zusammentritt der Vertrautesten — in der Kajüte eines vor Anker liegenden Dampfschiffes statt, weil man die feinen Ohren fürchtet, die von Paris bis hierher reichen. Seither wechseln täglich die geheimen Zusammenkünfte. Man raunt sich allerlei Märchen zu. Chambord habe nach zwölfjährigem Harren endlich Hoffnung auf Leibeserben. Noch dieses Jahr werde des großen Nostradamus Prophezeiung in Erfüllung gehen, die auf der kaiserlichen Bibliothek in Paris aufbewahrt wird und sich einer so großen Nachfrage in letzterer Zeit zu erfreuen hat. Kaiser Ludwig Napoleon und sein Sohn werden, lautet sie, ermordet werden. Prinz Napoleon wird als Regent unmöglich erfunden und daher Heinrich V. und zwar durch Mac Mahon auf den Thron von Frankreich zurückgeführt. Die Franzosen sind ein abergläubisches Volk und die Napoleoniden so gut wie die Bourbonen.

Dann der zahlreiche Besuch bei der Zusammenkunft und die glänzende Entwickelung des Hoflebens! Jedes Frühstück und Mittagessen bringt beglückende Einladungen von mehr als hundert Gedecken. Abends große „Reunion" mit den ausgesuchtesten Damentoiletten, wie solche Luzern mit solcher Pracht noch nicht gesehen, in den Zimmern des „Pringen" im Nebengebäude des Schweizerhofs. Ein improvisirter bedeckter Gang und Fußteppiche führen zu letzterm hinüber, auf daß der Fuß des künftigen Königs von Frankreich nicht die rauhe Erde betrete. Ueber

zwanzig Jahre sind die Legitimisten in der Wüste, d. h. sie entbehren den Glanz des gewohnten Hoflebens und harren vergebens mit der Rückkehr des Königs auf die Trauben des Gelobten Landes. Doch es hofft der Mensch, so lang er strebt. Tagtäglich wandern Scharen von Legitimisten hinaus zu dem Löwendenkmal im Hellen bei Luzern, dem Andenken der Schweizertreue im Dienste der Bourbonen geweiht. Aber — sie mögen dort an den Wandel der Zeiten erinnert werden! Der Geist der Neuzeit hat den entwürdigenden Fremdendienst der Schweizer im Ausland gesetzlich verboten. Diese Stütze wurde daher dem heimgesuchten Thron der Bourbonen in Frankreich fehlen. Doch — ohne Schwert wird der treue vielleicht nicht erobert. Die muntere legitimistische Jugend plagt sich nicht zu viel mit Gedanken auf ein Kriegsheer. Sie findet die großartige Gebirgsaussicht Luzerns langweilig. „Toujours les montagnes!" ruft sie und zuckt die Achseln. Einige italienische Straßenarbeiter, gewiß Lohn „geheimer Agenten", riefen abends während einer Promenade „Vive Napoléon! A bas les Bourbons!" Darüber große Beschwerden bei der Polizei. Die Schweiz wird das Gastrecht gegen Bourbonen und Napoleoniden, gegen Monarchisten wie Republikaner wahren und läßt darum die Legitimisten in Luzern mit ihren Wünschen und Hoffnungen, mit ihrem Aufwand und ihrem Ceremoniell ruhig gewähren. Das französische Blut, namentlich in jungen Adern, ist indessen reizbar. Neulich spielte das Orchester des hier weilenden „Zwergen-Theaters" unter andern Musikstücken in einem Gasthofe, in welchem eine größere Zahl Legitimisten eben an der Tafel saßen, ganz harmlos die Marseillaise. Darüber entstand ein gewaltiger Aufruhr, Lärm und die Drohung, Thüren und Stühle zu zertrümmern. Die Musik mußte aufhören und mit Mühe beschwichtigten Wirth und Kellner den Sturm — im „Glase Wasser".

So weit unser Correspondent. Wir bezweifeln, ob Ludwig Napoleon auf diesen Congreß so ganz ohne Ergebniß blickt. Großartiger als vor dreißig Jahren das Rendezvous der Bonapartisten in Baden-Baden und Thurgau ist er gewiß. Könnte die Zeit einmal eintreten, wo das „Prestige" des Namens Napoleon abgenutzt ist?

Wiener Briefe.

XIII.

(Schluß.)

Die jüngst im Abgeordnetenhause gegebene Versicherung des Staatsministers, daß es bei der Errichtung des Unterrichtsraths sein Verbleiben habe und nun die Wahl der Persönlichkeiten für denselben noch in der Schwebe sei, hat in jenen Kreisen, welche in dieser Maßregel kein Heil für den Unterricht erblicken und bei der Durchführung praktische Schwierigkeiten mannichfacher Art vorhersehen, einen beklemmenden Eindruck hervorgebracht. Sollte die Schwierigkeit, mit welcher diese Einrichtung in das Leben tritt, doch ein böses Omen sein, das ihnen recht gibt?

Der Tod Nestroy's hat eine Sensation erregt, wie sie ein Ereigniß in unserer Zeit überhaupt hervorzubringen vermag. Er war eben ein Mann des Volks und sein Einfluß weder durch seinen Rücktritt von direkter Bühnenthätigkeit noch durch die neue Zeit gebrochen; denn der Standpunkt, auf dem er stand und von dem herab er als Autor und Schauspieler so mächtig wirkte, ist noch immer der unsere Zeit. Es liegt in den zerfahrenen, unentwickelten Zuständen der Gegenwart, wenn im Dramatischen dem Abbild des Lebens, auch kein gerundetes, durch eine Idee getragenes, in sich abgeschlossenes Ganze zu entstehen vermag. Wie im Leben bei der Unruhigkeit der Ansichten, Strebungen und Strömungen kein feste Krystallisation zum Vorschein kommt, so auch auf der Volksbühne; und wir stehen daher dem eigentlichen Volksdrama jetzt ferner als je. Was Besseres in dieser Richtung an das Tageslicht trat, ist doch kein volles Leben, keine in gedrungener Handlung ausgeprägte Thatsache der socialen Entwickelung. An Anläufen dazu fehlt es nicht, aber es fehlt an der Pflege, am rechten Ernst.

Dem Witz war schon früher manches gestattet gehalten worden und sowol politische als sociale Geiselhiebe hatten in der Posse ein ziemlich freies Feld; gegen unliebsame Ausschreitungen aber sorgte die Theatercensur jetzt wie ehedem. Man begnügte sich daher, die Pfeile aus dem mehr oder minder reichen Witzvorrath nach rechts und links auszusenden und nach Gelegenheit ein paar ernstere Mahnworte einzufügen, allein sie nicht nur zur flüchtigen Beleuchtung einer bedeutsamen sittlichen oder socialen Frage dienen zu lassen, sondern in Mark und Blut einer lebensvollen Handlung begläubigend zu verschmelzen, das vermögen unsere Volksdramatiker nicht, das vermochte auch Nestroy nicht, dessen im Verneinen und Zerlegen, in der Parodie und dem Spott stets siegreich schwelgendes und stets volksthümlich wirksames Talent allerdings nicht sobald ersetzt werden wird. Ob ein solcher Ersatz überhaupt zu wünschen sei und unter welchen Bedingungen, ist freilich eine andere Frage.

Der Stellwagenverkehr, der erst in den letzten Jahren einen Aufschwung genommen, ist nun in seiner vollsten Blüte, und die Leichtigkeit und Wohlfeilheit, mit welcher man aus jedem Stadt- und Vorstadttheil bis zu den äußersten Punkten der übrigen und selbst in die reizenden Landumgebungen gelangen kann, läßt nichts zu wünschen übrig, das jüngst ins Leben gerufene Dienstmännerinstitut aber einem wahren Bedürfniß entgegenkam, vollends das Bild regen großstädtischen Lebens und Verkehrs

Der Weltausstellungskatalog über deutsche Kunst.

ooo Ueber die Deutsche Schule zu sprechen, sa[g]t die amtliche Berichterstattung über die nach Londo[n]

geschickte deutsche Malerei, ist schwerer als über die französische. Eine edle Seite des Nationalgeistes richtig reflectirend, hat sie dadurch Einflüsse erlitten, mit denen Ausländer nicht leicht oder wenigstens nicht völlig sympathisiren können. Der speculative Gedanke und die Theorie beherrschen hier die Kunst mit nicht weniger Macht, als es wo anders durch Mode und Zeitgeist geschieht; sie schreibt dem Künstler vor, was und wie er arbeiten soll, und zähmt die wilde teutonische Phantasie durch eine akademische oder classische Disciplin *).

Die Werke der großen Schulen des modernen Deutschland erscheinen denjenigen sehr sonderbar, die gewohnt sind, die wahre Kunst mit der Treue zu identificiren, sich nach Natur umzusehen, sei es bei der Darstellung des Lebens oder der Landschaft, und Geschick, Kraft und Zartheit bei der Behandlung der Oelfarben zu erwarten. Die Richtung des deutschen Geschmacks ist streng durch die Grundgesetze controlirt, die man allerdings überall in der Geschichte der Kunst auffindet und die allein deren Entwickelung richtig erklären können.

Die Malerei und Literatur stand in Deutschland im letzten Jahrhundert unter französischem Einflusse, nur hier und da kam ein nationales Gefühl zum Vorschein; nur ein vereinzelter und vernachlässigter Künstler, Asmus Carstens aus Holstein, malte (zeichnete) in ernsterem Stil; im allgemeinen scheint die Malerei kaum die Grenzen der Verzierung überschritten zu haben.

Man hatte Ueberfluß an Nachahmung und besaß, was man Hausverbrauchs-Malerei nennen könnte, aber nichts, was dem Leben und der Macht entsprach, welche am Ende jener Periode die großen Schriftsteller Lessing, Goethe, Schiller, Richter u. m. a. in der Literatur offenbarten. Obgleich diese Männer nicht Künstler waren, so beschäftigten sie sich doch viel mit der abstracten Theorie der Kunst. Unter den vielen philosophischen Systemen (the many philosophies), die jene Zeit gebar, entstand auch eine Philosophie der Malerei und Bildhauerei. Dem folgte die Invasion der Franzosen, der nationale Geist erwachte und es schien ein ganz natürlicher Schluß zu sein, daß das, was ganz und gar nicht französisch sei, echt deutsch sein müsse. Es wurde von den Malern, die im Jahre 1810 in Rom studirten, ein bestimmter Plan ausgearbeitet und Gesetze niedergeschrieben für den Gegenstand, das Ziel und die Ausführung der Zukunftskunst.

Von daher stammen die beiden Hauptschulen der Malerei, die Düsseldorfer und die Münchener. Mittelalterliche Religion ist das Thema Overbeck's, Steinle's und Deger's, mittelalterliche und alte Geschichte das von Cornelius, Schnorr und Kaulbach. Die Jünger der erstern Schule haben meistens in Rom gearbeitet, jene der historischen oder epischen Schule in München, Berlin, Dresden, Bonn u. s. w. Es besteht natürlich, was den Stil dieser Künstler und ihrer zahlreichen Schüler betrifft, große Verschiedenheit. Cornelius und Kaulbach entwickeln viel Kühnheit und Wechsel in der Composition, was auch den großen Wandmalereien, mit denen sie die Kirchen und Paläste Deutschlands geschmückt haben, entspricht. Die religiösen Maler arbeiten gewöhnlich nach kleinern Maßstäben und in Oel, und ihre Bilder, gleich denen der frühern Künstler, deren Stil sie angenommen, erstreben mehr Zartheit und Harmonie als energische Handlung (energetic action).

Außer diesen beiden Hauptschulen hat das moderne Deutschland noch zahllose andere Maler hervorgebracht, unter denen die Düsseldorfer, Schadow, Bendemann, Sohn, Köhler, Hildebrandt die berühmtesten sind, und Lessing, Achenbach u. a. m. die Landschaftsmalerei verfolgen (have pursued).

Es ist nicht für nothwendig erachtet worden, hier sehr ausführlich über die vielen kleinen Malerkreise Deutschlands zu sprechen oder das Blatt mit Namen zu füllen, die in England unbekannt sind. Dennoch wird aus dieser kurzen Skizze hervorgehen, daß der Plan einer nationalen Schule ausgeführt worden ist und die verschiedenen Felder in dem schönen Reiche der Kunst in Deutschland alle betreten sind. Dennoch existirt, trotz aller Abzweigungen und Abweichungen, eine stark ausgeprägte Gleichheit, die von dem obenangeführten Ausgangspunkt der Schule herrührt. Ein englischer Beschauer wird überall daran erinnert werden, daß der Grundstein der deutschen Kunstschule durch die gelehrte Theorie gelegt wurde und daß ihre ersten Meister der Meinung waren, daß „die Beziehung auf die Natur leicht dem idealen Charakter der Composition nachtheilig werden könne und daß die Kraft des Colorits und die Gewandtheit der Hand der höhern Kunst ungünstig seien".

Es wird auch überall Beweise eines edeln und ernsten Strebens, einer vorherrschenden Gedankenfülle und eines sorgsamen Studiums der anerkannten alten Meister finden; aber die Hauptanstrengungen sind auf große Wandgemälde verwendet worden und deshalb kann die Deutsche Schule weniger wie alle übrigen modernen Schulen in Sammlungen vertreten sein. Man muß München oder Berlin besuchen, um die großen philosophischen Geschichts- und Heldengedichte Kaulbach's und Cornelius' zu sehen — sie lesen sich auch — könnten wir sagen, wie einige Seiten aus den Schriften Herder's oder Hegel's. In

*) Paßt diese treffende Bemerkung nicht auch auf unsere Literatur und namentlich auf die poetische Production? Steht auch diese nicht ganz und gar unter dem Einfluß der Theorie? Sieht man nicht den Dichtern eine stete Angst vor dem Lehrbuch der Schule an, die Sucht nach einem möglichst den alten Mustern sich anschließenden Untergebrachtwerden in unsern phrasenhaft geschriebenen Literaturgeschichten? Gelingt es nicht absolut Unbedeutendem, sich von selbst der Vergessenheit Entreißendem, zu einer Art unverhältnißmäßiger Anerkennung zu gelangen, insofern nur die Manier der Behandlung oder das Bewerk Gelegenheit gibt, darauf die Stichwörter der ästhetischen Phraseologie anzuwenden, während Natürliches und Unschulmäßiges ohne die entsprechende Würdigung bleibt? D. Red.

dieses ist der Grundsatz überall vorherrschend, zugleich findet sich dort bis hinunter zu der kleinsten Sorte des Alltagsliedes oder einer Landschaft das Nationalcharakteristische, das wir angedeutet haben, wieder.

Schweizer Wirren.

* Im Aargau bereiten sich abscheuerliche Dinge vor. Wegen seines rüstigen Voranschreitens auf dem Wege zeitgemäßer Verbesserungen hat dieser Canton seit einigen Decennien den Beinamen „Culturkanton" erhalten. Sein Großer Rath hat in diesem Geiste in seiner letzten Sitzung die Emancipation der Juden beschlossen. Aber der Ruf der Juden gilt im Aargau allerdings in Bezug auf Handel und Verkehr dem Volke für zweideutig, und so ist die Agitation gegen das Judengesetz ein Anhalt reactionairer Zwecke geworden. An der Spitze der Gegner steht der Redacteur des ultramontanen Blattes „Die Botschaft", ein ehemaliger Realschrer und Schüler Schelling's, Namens Schleuniger. Seine Meinungsgenossen haben ihn schon vor zwanzig Jahren den „aargauischen Cromwell" getauft und in dieser Rolle gefällt sich der ehrgeizige Mann. Die aargauische Staatsverfassung enthält die Bestimmung, daß, wenn zehntausend Bürger mit beglaubigten Unterschriften die Abberufung des Großen Raths verlangen, alsdann diese Frage dem Gesammtvotum des aargauer Volks zur Entscheidung unterbreitet werden müßte. Nun hat der Agitator bereits 10000 Unterschriften eingereicht, von denen indessen nicht der fünfte Theil beglaubigt ist. Die Zeitfrist zur Beglaubigung dieser Stimmen wird demnächst ablaufen.

In böhmischen Dörfern.

* Wir entnehmen einem Privatbrief: „Eine Tagereise südöstlich von Karlsbad kommt man schon in das sogenannte «Stock-Böhmen», wo nur czechisch gesprochen wird und wo selbst diejenigen, die deutsch verstehen, dem «Nationalitätenhaß» das Opfer bringen, es zu verleugnen. Die Grenze zwischen dem deutschen und dem czechischen Böhmen ist strenger, als ich gedacht. Ich kam durch ein Dorf, wo nur deutsch gesprochen wurde, und eine Viertelstunde weiter durch ein rein czechisches. Von da an mußte ich selbst einiges czechisch lernen, um den Weg zu finden und in den Wirthshäusern, wo ich übernachtete, mich verständlich zu machen. Der gegenseitige Haß zwischen den beiden Völkern ist bei weitem stärker bei den Deutschen und mit ganz gründlicher Verachtung des «Böhmen» gepaart. Auf der ganzen Reise begleiteten mich Schwärme von Wallfahrern, die mit mir gleiches Ziel hatten. Bei der uralten Bergstadt Przibram befindet sich eins der größten Heiligthümer Böhmens, der «Heilige Berg», wo um und nach Pfingsten ein der Sage nach vom ersten prager Erzbischof aus Holz geschnitztes Marienbild Wunder verrichtet, Blinde sehend macht u. s. w. Ich traf eben auf dem Heiligthum Processionen aus Baiern, andere aus Ungarn und aus allen Theilen des deutschen Oesterreich, fast alles der ärmsten Klasse angehörige Leute, vorgeschrittene Frauen. Ich glaube, ich habe nie einen solchen Gestank von Beschränktheit bemerkt, als ich auf den Gassen einer czechischen Procession malte, die, deutsche Lieder singend, eben vom Gnadenort zurückkehrte, als ich den Heiligen Berg bestieg. Doch ist der Glaube an das Gnadenbild nicht gerade stark. Ein deutscher Devotionalienhändler, der mit Weib und Kind nach Przibram wallfahrtete, natürlich dabei Figuren verkaufend, betheuerte, daß es nur Gott wäre, der die Wunder verrichtete, und daß das Marienbild selbst nichts damit zu thun hätte. In Przibram war ich in dem tiefsten Schacht, den ich bisjetzt befahren habe — 2400 Fuß unter der Erde. Man gewinnt dort jährlich für 700000 Thaler Silber. Trotzdem hab' ich dortselbst niemand getroffen, der seit zwei bis drei Jahren Silbergeld gesehen hätte, wie überhaupt in ganz Böhmen. Die Kaufleute haben alle Tage nach dem Ladenschluß noch eine Stunde an ihrem Geld zu klesseln und zu kleben. Der Berg- und Hüttenbetrieb ist in Böhmen auf einer ziemlich hohen Stufe. Der Silberbergbau ist nur kaiserlich und die Regierung thut für die Hebung desselben mehr als die preußische, was bei den schlechten finanziellen Verhältnissen des Landes anerkennenswerth ist. Auch in Bezug auf die Nationalitäten ist sie freisinniger als die preußische, z. B. in Betreff Posens. Alle Beamte sprechen czechisch, jedes Dorf hat seine Tafel (auf der am Ein- und Ausgang der Name steht) in beiden Sprachen. Sogar alle Schlagbäume und Wegweiser sind in den rothweißen böhmischen Landesfarben, schwarzgelb fast nur an der Grenze."

Ein Opfer der Aerzte.

* Selbst dann noch, wenn sich die Aerzte, um einen praktischen Beweis für ihre Theorieen zu liefern, eine dem Tode schon verfallene Persönlichkeit im Armen- oder Krankenhause aufsuchen, wird man den Patienten bemitleiden, an dem sich zwei verschiedene Heilsysteme zur Probe versuchen. Aber eine erlauchte Person, die Kaiserin von Oesterreich, scheint jetzt in die gleiche Lage gekommen zu sein; sie ist der Spielball ärztlicher Theorieen. Die Aerzte Wiens, Oppolzer an der Spitze, hatten die Kranke auf Tuberkulose curirt und schickten sie nach Madeira, Korfu, Venedig; die Aerzte Baierns, der Hausarzt des Vaters der Kaiserin an der Spitze, curiren auf mangelnde Blutbereitung und schicken die Patientin nach Kissingen. Die Hoffnung ist bei beiden eine mächtige und alles widerlegende Zauberin. Vorläufig sind die wiener Aerzte — wir wissen nicht, ob in Gnade oder Ungnade — entlassen. Aber die Berichte aus Kissingen lauten doch widersprechend. Den Aerzten Wiens zufolge ist die hohe Kranke bedenklich in Kissingen verschlimmert, den Aerzten der augsburger „Allgemeinen Zeitung" zufolge befindet sie sich in einem — bairischen Heilort nach Umständen vortrefflich. Sollte man nicht Molière citiren und die Schlachten, die sich Purgeon und Diafoirus im Leibe des armen Argant liefern? Nur wäre zu wünschen, daß auch hier der Titel des Stücks hieße: „Le malade — imaginaire."

(Ausgegeben am 10. Juli 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. Nr. 29. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Wahrheit. Eine Erzählung. Erstes bis drittes Kapitel. — Kerne entdecken. Mittheilungen aus einem thätigen Leben. XI. — XVI. — Gedächtnißschwächen. III. — Vermischte Schriften. VI. — Unterhaltungsliteratur. XVIII. — Neues aus der Welt.

Die Wahrheit.

Eine Erzählung.

Erstes Kapitel.

Maxima veritas.

„O, das ist sehr leicht!"

„Meinst du?"

„Ja wohl, versteht sich. Uebrigens rede ich auch ohnehin immer die Wahrheit!"

„Glaubst du?"

„Ich glaube es nicht, sondern ich weiß es gewiß; oder willst du vielleicht behaupten, ich rede die Wahrheit nicht?"

„Das will ich durchaus nicht gesagt haben. Ich für meine Person rede aber nicht immer die Wahrheit, zum Beispiel, wenn es unhöflich wäre —"

„Franz! Ich glaube wirklich, du willst meine Wahrheitsliebe in Zweifel ziehen. Das lasse ich mir von niemandem gefallen, folglich auch von dir nicht."

„Oder wenn es gefährlich wäre", fuhr Franz fort, ohne auf die Unterbrechung seines Freundes zu achten.

„Was zum Henker meinst du? Es ist mir, als läge in deinen Worten etwas, was ich eigentlich übel nehmen sollte."

„Das thue ja nicht, lieber Karl! Ich will weiter nichts sagen als: wenn du immer die Wahrheit sprichst, so bist du ein moralisches Wunderthier, ich hätte beinahe gesagt ein Ungeheuer von Dummheit und Bosheit."

„Ich habe in meinem Leben noch nicht gelogen; ich habe von Kindesbeinen an stets die Wahrheit gesprochen!" rief Karl und ward ordentlich roth im Gesicht.

„Ach, du mein Himmel, er hat keine Ahnung, welch eine ungeheure Lüge das schon ist!" dachte Franz bei sich selbst.

„Das Lügen", fuhr Karl, immer wärmer werdend, fort, „das Lügen ist das niedrigste, gemeinste, eines civilisirten Menschen unwürdigste Laster; es ist —"

„Schon gut, schon gut, das wissen wir alles selbst; gleichwol aber ist das Lügen ein nothwendiges Uebel."

„Aber die Wahrheit — die göttliche Wahrheit — ha, sie ist die herrlichste, die schönste, die erhabenste Tugend und —"

„Sehr richtig! Und dennoch, wenn diese herrliche, schöne und erhabene Tugend auch nur einen einzigen Tag lang ihre Rechte geltend machen wollte, so würden wir einen Wirrwarr erleben, wie ihn die menschliche Phantasie sich nicht zu denken vermag!"

„Franz, du laborirst wol an einem Anfall von gelindem Wahnsinn!"

„O keineswegs! Ich versichere dich vielmehr bei vollem Verstande: die Zerstörung Jerusalems, die Verwüstung Roms und die Schreckensregierung der ersten Französischen Revolution wären Kindereien gegen den gräßlichen Zustand, der in dieser Welt eintreten würde, wenn die Menschen auch nur einen Tag lang die Wahrheit sprächen."

„O Franz, für so schlimm kann ich die Welt unmöglich halten!" rief Karl eifrig.

„Sie ist es aber!" entgegnete Franz, der allmählich ebenfalls in Eifer gerieth. „Ich sage dir, die Welt ist so schlecht, so falsch und in so großer Selbsttäuschung befangen, daß sie das Licht der Wahrheit auch nicht einen einzigen Augenblick lang ertragen könnte. Strömt einmal dieses volle Licht auf die Welt herab, dann ist der Jüngste Tag angebrochen, denn dann hört die Erde auf, für Menschen bewohnbar zu sein."

„Franz, ich kann dir nicht recht geben — ich glaube nicht an deine Theorie!"

„Nun, so stelle sie doch auf die Probe, lieber Freund — thue es, wenn auch nur in deiner eigenen kleinen Sphäre. Rede nur eine Woche, ja nur einen Tag lang die Wahrheit und nichts als die Wahrheit, und du wirst wol sehen, was die Folge davon sein wird."

„Und was könnte denn die Folge davon sein?"

„Das will ich dir, ohne mich für einen Propheten ausgeben zu wollen, sogleich sagen. Wenn du, Karl Stillfried, Neffe und muthmaßlicher Erbe des alten ehemaligen Butter- und Käsehändlers Christian Gottlieb Stillfried, verlobter Bräutigam der schönen Luise Glöckner und erster Commis in der großen Modewaarenhandlung von Schulze, Müller und Meyerbeim — es wagen wolltest, auch nur einen Tag lang die Wahrheit zu sprechen, so würfen dich deine Herren Principale zum Laden hinaus, deine Braut gäbe dir den schimpflichsten Korb und dein Onkel enterbte dich. Fuhrest du dann doch noch eine Woche lang fort, die Wahrheit zu sprechen, so würdest du als ein Verrückter, den man ohne Gefahr für sich und andere nicht länger auf freiem Fuße lassen dürfte, in ein Irrenhaus gesperrt."

„Mein Himmel, du glaubst doch nicht, Franz, daß ich die theuersten irdischen Güter, die ich jetzt besitze — die Zuneigung meines Onkels, die Liebe meiner Luise, das Vertrauen meiner Chefs und obendrein sogar meine Freiheit — nur unter der Bedingung bewahren könne, daß ich ein fortwährender Lügner sei und daß ich sie sämmtlich verwirken würde, wenn ich nur eine Woche lang der Wahrheit huldigte?"

„Ja wohl — versteht sich — das meine ich!"

„Du verdientest wirklich, daß ich dir die Freundschaft kündigte."

„Thue das nicht, denn du würdest es bald bereuen. Ueberdies wäre es auch weit klüger von dir gehandelt, wenn du die Thatsachen erprobtest, und ich wäre auch wirklich selbst neugierig, ein solches Experiment mit anzusehen. Wie wäre es, wenn wir, um die Sache interessanter zu machen, eine Wette eingingen?"

„Du weißt, daß eben meinem offenen Charakter alles, was Wette oder Spiel heißt, zuwider ist."

„Nun, wenn du einmal nicht wetten willst, so will ich dich auch nicht dazu zu bereden versuchen. Dennoch aber wäre es mir sehr erwünscht, die Sache probiren zu sehen, und ich will dir daher sagen, wie wir es machen wollen. Wenn du mir dein Ehrenwort geben willst, eine ganze Woche lang die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sprechen, wenn du dies einen Tag lang thust, ohne die vorhin erwähnten dir so schätzenswerthen irdischen Güter zu verwirken, und wenn du eine Woche lang damit fortfährst, ohne noch vor Ablauf der gegebenen Zeit in ein Irrenhaus gebracht zu werden, so mache ich mich verbindlich, dir eine Conventionalstrafe von hundert Thalern zu bezahlen, obschon ich, wie du weißt, nicht reich bin."

„Aber ich mag nicht hundert Thaler von dir haben."

„Oder ich will mir eine Tracht Hiebe von dir verabreichen lassen, obschon ich der Größere und Stärkere bin."

„Aber ich mag dir keine Tracht Hiebe verabreichen."

„Nun gut: wenn du weder etwas nehmen noch etwas geben willst, so muß ich dich auf andere Weise zu bestechen suchen, und ich will mich daher verbindlich machen, niemals wieder meine Augen auf deine Luise zu richten, obschon dies, wie du weißt, stets ein Hochgenuß für mich ist."

„Darauf gehe ich ein."

„Die Sache ist also abgemacht?"

„Ja, aber, wohl gemerkt, wenn ich sage, daß ich einen Tag oder eine Woche lang die Wahrheit sprechen will — wie ich überhaupt stets thue — so meine ich damit nicht, daß ich unaufgefordert

umherlaufen werde, um die Leute dadurch zu beleidigen, daß ich ihnen den Spiegel ihrer kleinen Fehler oder Gebrechen vor die Augen halte."

„Das sollst du auch nicht; du sollst blos die Fragen, die man an dich richtet, und die Bemerkungen, welche man im täglichen Geschäftsverkehr oder bei dem geselligen Umgange innerhalb deiner eigenen kleinen Sphäre zu dir macht, der strengen Wahrheit gemäß beantworten."

„Nun, dann ist die Sache sehr einfach! Doch noch eins — du hast doch nicht etwa die Absicht, bei unsern Bekannten umherzulaufen und sie zu veranlassen, delicate Fragen an mich zu thun, deren Beantwortung mir peinlich sein müßte?"

„Nein, auf Ehre, das ist meine Absicht durchaus nicht! Alles soll mit ehrlichen und rechten Dingen zugehen, denn es liegt mir selbst viel daran, daß das Experiment in vollkommen unparteiischer Weise durchgeführt werde. Ich werde daher während der ganzen dazu bestimmten Woche mit keinem Menschen, weder direct noch indirect, über die Sache sprechen, aber ebenso wenig darfst auch du, im Fall du vor Ablauf dieser Zeit arg ins Gedränge kommen solltest, die ganze Geschichte dadurch verderben, daß du zu jemand sagst: Ich bitte um Verzeihung, ich habe mich verbindlich gemacht, eine Woche lang die Wahrheit zu sprechen!"

„Nein, durchaus nicht — ich werde unter keinerlei Umständen um Entschuldigung bitten, daß ich die Wahrheit gesprochen."

„Dann verstehen wir also einander?"

„Vollkommen. Wann beginnt meine Probezeit?"

„Wann pflegst du des Morgens aufzustehen?"

„Um sieben Uhr."

„Gut, dann wirst du also von morgen Montag den ersten April früh sieben Uhr an anfangen, die Wahrheit zu sprechen und damit verfahren bis Montag den achten April, bis wohin du höchst wahrscheinlich ganz gemüthlich im Irrenhause sitzest, um mit Zwangsjacke und Douchebad nähere Bekanntschaft zu machen", sagte Franz.

Karl lachte ungläubig und da die beiden Freunde sonach mit ihrer Streitangelegenheit zum Abschluß und gleichzeitig an der Ecke der Straße, die sie gemeinschaftlich wanderten, angelangt waren, so trennten sie sich und gingen jeder seinen eigenen Weg.

Franz und Karl waren Schulkameraden gewesen und überdies als Nachbarskinder schon von Kindheit an miteinander befreundet. Sie standen beide in demselben hoffnungsvollen Lebensalter — im fünfundzwanzigsten Jahre. Franz aber war bereits Theilhaber eines Wechselagenturgeschäfts und dabei weit stattlicher, hübscher und vermögender als sein schlichterer Freund, der demzufolge das Leben noch nicht von so mannichfachen Seiten kennen gelernt hatte als jener.

Die beiden Freunde kamen eben aus der Kirche, wohin sie die Neugier gelockt, um einen erst seit kurzem bei derselben angestellten Prediger zu hören, der durch die schonungslose und nachdrückliche Art und Weise, womit er sich über das sündige Thun und Treiben der heutigen Welt aussprach, allgemeine Aufmerksamkeit erregte, sodaß — trotzdem daß nothwendig mancher seiner Zuhörer sich schwer getroffen und verletzt fühlen mußte — doch die Kirche allemal zum Erdrücken voll war.

Der Text seiner heutigen Predigt war das so weit und allgemein verbreitete Laster des Lügens gewesen und er hatte diesen dankbaren Stoff nach seiner eigenthümlichen Weise bestens zu verarbeiten gewußt. Er hatte den vornehmen Personen, welche die Neugier, diesen modernen Abraham a Sancta Clara zu hören, herbeigelockt, gesagt, daß sie einander selbst, ihre Freunde und die Welt belogen; den Gelehrten, daß ihr ganzes Wissen und Studium auf Lügen und Unwahrheiten beruhe; den Gewerbtreibenden, daß sie von Lügen lebten, und den kleinen Kindern, daß sie, schon lange zuvor ehe sie sprechen konnten, ihre Umgebung durch Mienen und Geberden belogen.

Am Schlusse seiner Predigt ging der Donner seiner Vorwürfe in einen sanften Regen des Mitleids über und mit thränenden Augen bat er seine Zuhörer, dieser sündhaften Gewohnheit des Lügens gänzlich zu entsagen, damit sobald als möglich einen Anfang zu machen und, wenn auch nur eine Woche oder einen Tag lang, die Wahrheit zu sprechen. Sie würden dann sehen, wie anders und wie besser alles in der Welt sein würde.

Franz und Karl sprachen auf dem Nachhausewege über diese soeben mit angehörte Predigt. Karl meinte, es könne unmöglich eine schwere Aufgabe sein, immer die Wahrheit zu sprechen, und Franz nahm ihn in der vorstehend erzählten Weise beim Wort.

Jagd gingen, Hunde koppelten, Schlittenfahrten hielten, den reichen jungen Lords Bälle gaben und von mancher vorüberfahrenden Gräfin verstohlene Kußfinger eroberten, und wir standen da, haha, nehmt mir's nicht übel, wie die Affen, und wollten manchmal so ein bischen davon mitmachen und konnten's nicht. Nun, jetzt seid Ihr eben so weit und noch weiter! Was wird Eure Frau in dem Glück schwelgen! Was macht sie denn die Gute?

Thompson (kurz ab).

Danke! danke!

Fielding.

Und Eure Kinder? Ein schmuckes Mädchen, und ein Sohn und, wie ich höre, seit ein Paar Jahren noch was; zwei Buben? oder Mädchen?

Thompson (in Gedanken).

Drei Buben! Nein zwei! Oder: ja, ja, ein Bube!

Fielding.

Hahaha! Da sieht man den Geschäftsmann. Weiß nicht, wie viel Kinder er hat. Schmucke Kinder? wohlerzogen? gutmüthig, artig? Nun gebe Gott seinen Segen dazu! Ihr seid ein reicher, ein glücklicher Mann!

Thompson (in sichtbarer Verwirrung).

Kommt, kommt — — Ihr wolltet mir ja wohl

Zweites Kapitel.

Die Wahrheit wird euch freimachen.

Karl Stillfried wohnte bei seinem unverheiratheten Onkel Christian Gottlieb Stillfried und dessen ebenfalls unverheiratheten Schwester Marie Sophie, von welchen beiden ehrenwerthen Personen wir hier weiter nichts zu sagen brauchen, als daß sie zwei ganz gewöhnliche Exemplare aus der Klasse der alten Junggesellen und alten Jungfern waren — behäbig und wohlbeleibt wie die meisten Leutchen dieser Art in den Jahren zwischen funfzig und sechzig, gutmüthig, wenn ihnen niemand die Laune verdarb, und freundlich und freigebig gegen ihren Neffen, wenn er that, was sie haben wollten.

Da Karl an diesem Sonntage, nachdem er sich von seinem Freunde getrennt, einen ziemlich weiten Ausflug über Land gemacht, so waren sein Onkel und seine Tante, als er abends nach Hause kam, schon zu Bett und er begab sich daher sofort auf sein Zimmer, um sich ebenfalls schlafen zu legen, ohne die Stürme zu ahnen, welche infolge der von ihm übernommenen Verpflichtung gegen ihn im Anzuge waren.

Am nächstfolgenden Morgen stand er zur gewohnten Stunde auf, kleidete sich an und ging hinunter in das gemeinschaftliche Wohnzimmer, wo er seine Tante mit Bereitung des Frühstücks beschäftigt fand, während sein Onkel die Zeitung las.

„Guten Morgen, Tante! Guten Morgen, Onkel! Wie ist das Befinden heute?"

„Ach, guten Morgen, Karl", antwortete der Onkel. „Ich befinde mich sehr wohl — du dich doch auch?"

„Ja wohl, ich danke", stand Karl im Begriff zu sagen; er fühlte aber, daß er infolge einiger im Laufe des vergangenen Nachmittags und Abends zu viel genossenen Seidel starken Bieres etwas Kopfweh hatte, und da ihm zugleich einfiel, daß er sich verbindlich gemacht, nur die Wahrheit zu sprechen und sich folglich auch aller herkömmlichen Unwahrheiten zu enthalten, so antwortete er:

„Nein, ich fühle mich nicht recht wohl; ich habe Kopfschmerzen."

„Wie? Kopfschmerzen? Du mein Himmel, was seid Ihr jungen Leute doch jetzt für Schwächlinge! Als ich so alt war wie du, wußte ich gar nicht, daß ich überhaupt einen Kopf hatte. Und auch jetzt noch — sieh' mich an — wie rüstig und wohl sehe ich aus!"

„Ja, das ist wahr!" wollte Karl sagen, als er besann sich, daß er auf jede an ihn gerichtete Bemerkung nur der Wahrheit gemäß antworten durfte, und deshalb entgegnete er:

„Ich glaube nicht, daß dein Aussehen ein ganz gutes ist, Onkel!"

„Wie? Was? Was willst du damit sagen? Was findest du an mir auszusetzen?"

„Du bist zu dick, lieber Onkel, dein Hals zu kurz, dein Gesicht zu roth und — und —"

„Du meinst, ich hätte Aussicht, über kurz oder lang vom Schlage gerührt zu werden?"

„Allerdings!"

„Wie!" rief der alte Mann erschrocken und entrüstet.

„O Karl, wie kannst du so etwas sagen!" rief seine Tante bestürzt.

„Der Onkel fragte mich und ich sagte ihm die Wahrheit", entgegnete der junge Mann mit sehr sanftem Tone.

„Ich glaube gar, er wünscht mir den Tod!" rief der alte Mann.

„Nein, Onkel, das ist nicht der Fall. Dein Tod würde mich sehr betrüben!"

„So, so — die fette Erbschaft aber, die du von mir erwartest, würde dich wahrscheinlich gleichzeitig auch sehr betrüben, nicht wahr?"

„Allerdings!" gestand der Wahrheitsfreund.

„Ha!" rief der alte Mann, indem er aufsprang und im Zimmer auf und ab ging, „das wird ja immer besser! Was soll dieses Benehmen heißen, Bursche?" fragte er, indem er plötzlich vor seinem Neffen stehen blieb und vor verhaltener Wuth zitterte.

„Ich will blos ohne Furcht oder Gunst die Wahrheit reden."

„O du undankbarer Wicht!" rief der alte Mann und bebte an allen Gliedern.

„O Karl", rief die Tante, „wie kannst du dich so abscheulich benehmen! Womit haben wir das an dir verdient?"

„Ich rede blos die Wahrheit, Tante!"

„Ach nein, das thust du nicht! Ich weiß, du würdest untröstlich sein, wenn ich oder dein guter Onkel sterben sollte!"

„Nein, das würde ich nicht sein, Tante!"

„Ha! Du Ungeheuer, willst du uns umbringen?" kreischte die Tante, indem sie sich in einen Lehnstuhl warf, sich das Tuch vor die Augen hielt und in Thränen ausbrach.

„Nein, ich will euch durchaus nicht umbringen, Tante! Ich sagte blos, ich würde nicht untröstlich

ſein, wenn ihr, du oder der Onkel, ſtürbet. Kein junger Mann grämt ſich je zu Tode, weil ſein Onkel oder ſeine Tante geſtorben iſt."

„Ha, du herzloſer Böſewicht! das iſt ja entſetzlich!" ſchluchzte die alte arme Frau.

„Laß ihn gehen, Marie! Sprich nicht weiter mit ihm!" rief der alte Mann, indem er in einen Stuhl ſank und ſich die Schweißtropfen von der purpurrothen Stirn wiſchte. „Sprich nicht weiter mit ihm — wir haben eine Schlange in unſerm Buſen genährt, die uns nun zum Dank ihren Giftzahn ins Fleiſch ſchlägt. Er iſt aber einmal der einzige Sohn unſers guten verſtorbenen Bruders und wenn er ſeine Worte zurücknehmen und ſagen will, es thue ihm leid, dieſelben geſprochen zu haben, ſo will ich ihm verzeihen."

„Ja, nimm deine Worte zurück, lieber Karl! Sage, es ſei nicht dein Ernſt geweſen — deine alte Tante weiß, daß es nicht dein Ernſt war", ſagte Marie, indem ſie das Tuch von den Augen nahm und den jungen Mann mit innig flehendem Blicke anſah.

„Hm! Ja — nein — ja, es war mein Ernſt, Tante", antwortete Karl, mit ſich ſelbſt kämpfend, „und ich kann meine Worte nicht zurücknehmen!"

„Dann packe dich augenblicklich aus meinem Hauſe, Burſche! Ich leide dich keine Minute länger!" ſchrie der ehemalige Butter- und Käſehändler. „Uebrigens gehe ich heute noch zu meinem Anwalt und ändere mein Teſtament! Du erbſt von meinem ganzen Vermögen keinen Heller, ſondern ich vermache alles, mit Ausnahme einer Leibrente für deine Tante, zur Gründung eines Hoſpitals für arme alte Leute ohne Kinder. Alſo marſch fort — mir aus den Augen!" rief der alte Mann außer ſich vor Wuth und ſtürzte auf ſeinen Neffen los, als ob er ihn nöthigenfalls eigenhändig hinausbefördern wollte.

„Laß ihn aber wenigſtens erſt ſein Frühſtück zu ſich nehmen, Gottlieb!" rief die gutmüthige Marie. „Wir können ihn doch nicht mit nüchternem Magen in die feuchte, kalte Morgenluft hinausſchicken!"

„Das iſt mir ganz egal!" rief der alte Mann. „In meinem Hauſe ſoll er keinen Biſſen wieder genießen und wenn er verhungern müßte!"

Karl traten die Thränen in die Augen. Wie gern wäre er ſeiner Tante und ſeinem Onkel um den Hals gefallen, wie er früher zu ihnen geflogen, wenn er wegen eines muthwilligen Knabenſtreichs in Ungnade gefallen war. Er hatte aber einmal verſprochen, ſich weder in Erklärungen noch in Entſchuldigungen, weshalb er die Wahrheit ſprach, einzulaſſen. Deshalb nahm er kurz und gut ſeinen Hut, ſagte: „Leb' wohl, Onkel — leb' wohl, Tante!" und verließ das Haus.

„Welch ein undankbarer, unnatürlicher junger Böſewicht!" rief der aufgebrachte alte Mann in jener Stimmung, in welcher der Menſch nur durch die Perſonen verletzt werden kann, welche er liebt.

„Ja, er iſt ein Böſewicht! Die Haut ſchaudert mir, wenn ich daran denke, was er ſagte!" ſchluchzte die alte Tante.

„So etwas an dem einzigen Sohne unſers Bruders erleben zu müſſen!" rief Gottlieb Stillfried.

„Ach, wenn der es wüßte, er bräche ſich im Grabe um!" ſetzte Marie weinend hinzu.

„Ich möchte nur wiſſen, was ihm einfiel, daß er ſich mit einemmale ſo gegen uns kehrte?" fragte der Onkel.

„Ich kann mir's auch nicht erklären", entgegnete die alte Marie verzweiflungsvoll. „Er wird doch nicht etwa übergeſchnappt ſein! Daß er Kopfſchmerzen hätte, ſagte er ſelbſt, und gleich als er eintrat, bemerkte ich, daß er um die Augen herum ganz ſonderbar ausſah", ſagte die arme Alte, obſchon das letzterwähnte Symptom lediglich dem Bereich ihrer Phantaſie angehörte.

„Bemerkteſt du das wirklich?" fragte ihr Bruder, indem er ſich raſch umdrehte.

„Ja wohl, ganz beſtimmt bemerkte ich es, und es wäre auch gar kein Wunder, wenn der arme Junge wirklich im Kopfe verdreht geworden wäre! Den ganzen Tag lang muß er ſublime Güten Band und Spitzen abmeſſen und dabei endloſes, unſinniges Zeug mit den Kunden ſchwatzen und abends über endloſen zahlreichen Büchern brüten. Ja, ja, ganz gewiß es iſt ſo — er hat den Verſtand verloren und es wird eine ſchöne Geſchichte werden, wenn es ſich herausſtellt, daß du deinen armen geiſteskranken Neffen aus dem Hauſe gewieſen haſt!"

„Ach, dummes Zeug!" entgegnete der proſaiſche alte Butter- und Käſehändler. „Karl war ebenſo wenig geiſteskrank als du oder ich! Es war die angeborene Bosheit ſeines Gemüthes, welche zum Durchbruch kam, und ich mag nichts mehr mit ihm zu thun haben!"

„Na, du wirſt es ſchon ſehen! Er iſt wirklich übergeſchnappt! Wenn er es nicht wäre, ſo hätte er ganz gewiß nichts geſagt, was unſer Gefühl verletzt hätte! Er hat ja früher nie ſo etwas gethan!" ſchluchzte die Tante.

„Mir ganz egal! Ich enterbe ihn und er darf mir nie wieder über die Schwelle!“ entgegnete Gottlieb Stillfried hartnäckig.

„Also das wäre das Ende der ersten Session!“ seufzte der arme Karl bei sich selbst, während er sich niedergeschlagen auf den Weg nach dem Geschäftslokal machte, in welchem er als Commis angestellt war. „Ich habe kaum seit einer Stunde angefangen, die Wahrheit zu sprechen, und schon sehe ich mich aus dem Hause gewiesen und enterbt — Ha! ich bitte um Entschuldigung, Mamsell Walter!“

In seiner Zerstreutheit war er gegen eine umfangreiche Frauensperson angerannt, welche, mit ihrer Crinoline die ganze Breite des Trottoirs einnehmend, einhergerauscht kam wie eine Fregatte unter vollen Segeln.

„Hi! hi! hi! Woran dachten Sie denn, Herr Stillfried?“ kicherte die Fregatte.

„An meine Tante und an meinen Onkel, Mamsell Walter“, sagte Karl, indem er seine Augen zerstreut über die so stattlich herausgeputzte Gestalt schweifen ließ.

„An Ihre Tante und Ihren Onkel! Ha, das nenne ich einen gut gelegenen Neffen! Aber — hi! hi! hi! — Sie sehen sich wol meinen neuen Hut an? wie?“

„Ja!“

„Hi! hi! hi! Nun, da Sie einmal so aufrichtig sind, wie gefällt er Ihnen?“

„An und für sich ganz gut — auf Ihrem Kopfe aber durchaus nicht!“

„Und warum denn nicht, wenn ich fragen darf?“

„Weil er für Sie nicht paßt!“

„Und warum paßt er denn nicht für mich? Sagen Sie mir es ganz aufrichtig, denn ich weiß, Sie sind ein junger Mann von Geschmack!“

„Nun denn, aufrichtig gesprochen, nach meiner Ansicht ist der Hut für eine so starke Person zu leicht, für eine so alte Person zu jugendlich und für eine dienende Person zu elegant.“

„Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich alt sei?“ rief die entrüstete Mamsell Walter und ward roth bis hinter die Ohren.

„Drei sichere Kennzeichen verrathen es mir — Ihre corpulente Gestalt, Ihr dünnes Haar und Ihre schwachen Augen. Diese Symptome sind zusammengenommen untrügliche Kennzeichen des Alters.“

„Herr Stillfried, Sie beleidigen mich!“

„Das ist durchaus nicht meine Absicht, Mamsell Walter! Sie verlangten aber meine Meinung zu hören und ich habe Ihnen dieselbe aufrichtig mitgetheilt.“

„Sie sagten, ich sei eine alte, dicke, überputzte dienende Person.“

„So ungefähr war es allerdings, dies gebe ich zu.“

„Sie sind ein unausstehlicher, vorlauter, dummer Ladenschwengel!“ rief die aufgebrachte Zofe und rannte davon.

„Da“, sagte Karl bei sich selbst, „habe ich mir abermals eine Feindin dadurch gemacht, daß ich die an mich gestellten Fragen der Wahrheit gemäß beantwortete — und diese neue Feindin ist die Dienerin der trefflichen Helene, die ich um keinen Preis beleidigen möchte. Um keinen Preis! Hm! es ist gut, daß ich das nicht laut sagte, denn es war eine Lüge. Um irgendeinen Preis würde ich sie beleidigen, obschon es natürlich ein ansehnlicher sein müßte. O, diese Angewohnheit des Lügens! Wenn wir nicht andere belügen, so belügen wir uns selbst, obschon dazu durchaus keine Nothwendigkeit vorliegt. Aber verwünscht wäre auch dieses Wahrheitsprechen! Höchst wahrscheinlich werde ich dadurch in so viel Verlegenheiten gerathen, daß ich mich gar nicht wieder herausfinden kann.“

Während Karl Stillfried so mit sich allein sprach, näherte er sich dem prachtvollen Spiegelglasschaufenster der Modewaarenhandlung von Schulze, Müller und Meyerheim.

Mamsell Walter suchte mittlerweile in ihrer Wuth alle Bekannten auf, die sie in diesem Stadttheile hatte, und fragte:

„Was hat nur dieser unverschämte Mensch, der Stillfried von Schulze, Müller und Meyerheim? Ich war heute Morgen in dem Laden, um für meine Herrin etwas zu bestellen, und auf dem Heimwege begegnete ich ihm auf der Straße, wo er sich höchst unanständig gegen mich benahm.“

„Wie? Ein so bescheidener junger Mann, wie Herr Karl Stillfried zu sein scheint!“ sagte Luise Glöckner, die kleine Putzmacherin, welche zufällig die erste Person war, an welche Mamsell Walter sich wendete.

„Mag er bescheiden sein oder nicht, er beleidigte mich aufs gröblichste, und ich glaube, er war im höchsten Grade betrunken!“

„Wie? Ein so solider junger Mann sollte so früh am Tage schon betrunken gewesen sein?“

„Nun dann hat er den Verſtand verloren!“ rief die Zofe.

„Aber mein Gott, Mamſell Walter, auf welche Weiſe hat er Sie denn beleidigt? Was hat er denn geſagt oder gethan?“

„Das können Sie ſich ſelbſt denken!“ entgegnete die Befragte, indem ſie mit dunkelglühendem Geſicht zum Laden hinausrauſchte; denn ſie hatte natürlich keine Luſt, die ſchlichten Wahrheiten, welche Karl Stillfried ihr geſagt, in ihrem eigenen Nachtheil zu wiederholen.

Und die hübſche kleine Putzmacherin war ganz beſtürzt über die ihr zu verſtehen gegebene Thatſache, daß der ſchöne junge Mann einen ſo abſcheulich ſchlechten Geſchmack gehabt hatte, einer alten, dicken, widerlich aufgeputzten Kammerzofe auf zudringliche Weiſe den Hof zu machen.

„Ja, dann muß er wirklich den Verſtand verloren haben!“ ſagte Lulu, indem ſie ſich wieder hinter den Ladentiſch in ihre Arbeit verſtieg.

Dieſe Converſation ward mit geringen Veränderungen in wenigſtens einem Dutzend Kaufläden wiederholt, ſodaß im Verlauf von zwei Stunden wenigſtens die eine Hälfte von Karl Stillfried's Bekannten unter dem handeltreibenden Publikum in dieſem Stadttheile überzeugt war, es müſſe mit dem Verſtande des jungen Mannes doch bedenklich ausſehen.

Drittes Kapitel.

Der Knabe Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden.

Mittlerweile betrat Karl Stillfried den Schauplatz ſeiner Berufsthätigkeit.

„Herr Stillfried“, ſagte der dritte ſeiner Chefs, ihm entgegenkommend, „Sie haben ſich heute etwas verſpätet; da Sie aber ſonſt im höchſten Grade pünktlich ſind, ſo will ich weiter nichts darüber ſagen. Vor allen Dingen packen Sie hier die ausgewählten Brocat- und Moiréſtoffe ſorgfältig zuſammen! Dieſelben ſollen heute Nachmittag zur Anſicht an unſere geſchätzte Abnehmerin Fräulein Helene Ehrenreich befördert werden. Höchſt angenehm wäre es mir, wenn Sie das Packet ſelbſt hintragen wollten. Ich weiß wohl, daß ich dies eigentlich nicht von Ihnen verlangen kann, aber wir möchten eine ſo werthvolle Sendung unſerm neuen Markthelfer nicht gern anvertrauen. Ueberdies würde Fräulein Ehrenreich es auch als eine große Aufmerkſamkeit betrachten, wenn Sie ſelbſt kämen, und ſie in eine unſerer einträglichſten Kunden. Ihre Dienerin war heute morgen da und machte eine bedeutende Beſtellung, während ſie zugleich den Wunſch ausſprach, daß dieſe Seidenſtoffe ihrer Herrin dieſen Nachmittag zur Anſicht zugeſendet werden möchten. Wenn Sie daher nichts dagegen einzuwenden haben, ſo wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie damit hingehen wollten.“

„Mit dem größten Vergnügen werde ich das thun, Herr Meyerheim!“ antwortete Karl Stillfried mit heiterer Miene; denn er war in ſeinem Innerſten erfreut, daß er endlich einmal im Stande war, eine höfliche Antwort zu geben, die zugleich mit der Wahrheit übereinſtimmte.

Der arme junge Mann! Er hatte ſchon angefangen zu fürchten, daß es ihm niemals wieder möglich ſein werde, den Mund aufzuthun, ohne jemand zu beleidigen oder ſich einen Feind zu machen.

„Nun das freut mich!“ ſagte Herr Meyerheim. „Wiſſen Sie übrigens, Sie kleiner Adonis, daß Fräulein Ehrenreich es höchſt wahrſcheinlich vermeiden wird, wenn gerade Sie ihr die Sachen bringen? Ich habe bemerkt, daß ſie, wenn ſie hierher in den Laden kommt, allemal von Ihnen bedient ſein will. Verſucht es einer von uns alten Knacken und iſt er gegen ſie auch noch ſo höflich, ſo macht ſie ein verdrießliches Geſicht, ändert an nichts, was wir ihr vorlegen, gefallen, ſondern nickt auf und ſagt, ſie werde wiederkommen. Ach ja, es iſt etwas Schönes, fünfundzwanzig Jahre alt zu ſein und einen Kopf voll ſchöner braunner Haare zu haben!“ ſagte Herr Meyerheim und fuhr ſich mit der Hand über ſein ſpiegelndes, „marmorfahles Haupt“, wie Profeſſor Memma, der Erfinder des bekannten Haarballſams, ſagt.

Karl Stillfried erröthete beſcheiden, antwortete aber der Wahrheit gemäß:

„Ja, das iſt wahr!“

Herr Meyerheim blickte, durch dieſe Antwort doch ein wenig überraſcht, auf und ſagte bei ſich ſelbſt:

„Der eingebildete Narr! Nur ſo eitel hätte ich ihn nicht gehalten! Doch nein, er kann es nicht ſein, denn er erröthet ja über die Vermuthung, daß eine Erbin Gefallen an ihm finde! Ich habe ihn wahrſcheinlich nicht recht verſtanden.“

Dann ſetzte er laut hinzu:

„Uebrigens habe ich Ihnen auch noch etwas mitzutheilen, Herr Stillfried! Aber, wohl gemerkt,

die Sache ist noch ein Geheimniß. Kommen Sie einmal mit hierher!"

Der junge Mann folgte seinem Principal in ein Versteck hinter einigen auf Lattengestellen hangenden Damenmänteln und Herr Meyerheim fuhr fort:

„Ich wünschte nämlich mir das Vergnügen zu machen, der erste zu sein, der es Ihnen sagte, und da ich wahrscheinlich noch heute Vormittag eine Geschäftsreise antreten werde, so wird sich mir weiter keine Gelegenheit darbieten."

Karl Stillfried's Miene verrieth Spannung und Neugier. Herr Meyerheim schaute sich um, um sich zu überzeugen, daß keine Lauscher in der Nähe wären, und fuhr dann fort:

„Vergangenen Sonnabend hatten wir drei Inhaber der Firma uns zu einem kleinen Souper versammelt. Natürlich drehte sich das Gespräch während desselben hauptsächlich um das Geschäft und um unsere Leute und wir kamen dabei auch auf Sie zu sprechen. Wir erwähnten Ihrer Intelligenz und Zuverlässigkeit, Ihrer angenehmen Manieren, Ihrer Beliebtheit bei dem Damenpublikum und — und — kurz, wir kamen zu dem Schlusse, es sei nicht mehr als billig, wenn wir Sie in die Firma aufnähmen und Ihnen einen Antheil an dem Geschäft zugestünden."

„O Herr Meyerheim!" stammelte der junge Mann und zitterte vor Dankbarkeit und Freude.

Mit der Zeit einmal, nach langen Jahren treuer Dienste und wenn er sich etwas Anständiges erspart haben würde, als Theilhaber des Geschäfts eintreten zu können, war das Ziel seines höchsten irdischen Ehrgeizes gewesen; aber schon jetzt aufgenommen zu werden, ohne Kapital, blos auf seine persönlichen Eigenschaften hin, dies übertraf seine kühnsten Erwartungen.

„Still, still! Schreien Sie doch nicht so! Man könnte uns hören und die Sache soll vor der Hand noch tiefes Geheimniß bleiben! Doch, wie ich sehe, haben sich eine Menge Kunden eingefunden und wir müssen daher vor der Hand hiervon abbrechen. Gehen Sie daher und bedienen Sie jene Damen, welche dort die gedruckten Stoffe ansehen!"

Mit diesen Worten entfernte sich Herr Meyerheim und der junge Mann verfügte sich auf seinen Platz hinter dem Ladentisch, um die Kunden zu bedienen.

„Wissen Sie gewiß, daß diese Farben nicht ausgehen?" fragte eine junge Dame, die ein hübsches Kattunmuster betrachtete.

„Nein, mein Fräulein, ich bin vielmehr überzeugt, daß sie ausgehen werden!" entgegnete der Wahrheitsfreund.

„Aber auf der Etikette steht doch «echt» — woher wissen Sie dann, daß diese Farben ausgehen?"

„Weil vergangene Woche eine alte Dame eine Quantität von diesem Stoff kaufte und einige Tage darauf mit der Klage wiederkam, daß von einem kleinen Stück, welches sie zur Probe gewaschen, die Farbe fast gänzlich verschwunden sei."

„Dann hatte die alte Dame allerdings ein Recht, sich zu beklagen; aber Sie sollten auch nicht Stoffe als echtfarbig bezeichnen, wenn Sie nicht gewiß wissen, daß dieselben es wirklich sind!"

„Allerdings, mein Fräulein, das sollten wir nicht!"

„Und nun, da Sie erfahren haben, daß die Farben ausgehen, sollten Sie diesen Zettel abnehmen!"

„Ja, mein Fräulein, das sollten wir!"

„Wie? Sind diese Zettel noch nicht beseitigt?" rief Herr Schulze, der älteste Theilhaber der Firma, indem er sich hastig vordrängte. Reißen Sie dieselben sofort ab, Herr Stillfried! Wir bezeichnen niemals Farben als echt, von denen wir nicht gewiß wissen, daß sie es auch wirklich sind! Womit können wir Ihnen sonst dienen, mein Fräulein?" fragte er, indem er sich dienstfertig zu der jungen Dame wendete.

„Ich danke Ihnen, ich werde wiederkommen!" antwortete sie und verließ den Laden.

Nicht sobald war sie hinaus, so ward das Benehmen des Principals ein ganz anderes. Sich heftig nach Stillfried herumwendend, welcher eifrig beschäftigt war, die lügenhaften Etiketten von den betreffenden Stücken abzureißen, sagte er in unfreundlichem Tone:

„Lassen Sie nur diese Etiketten daran, Stillfried! Was zum Teufel fiel Ihnen ein, daß Sie dieser jungen Dame sagten, diese Farben seien nicht echt?"

„Ich sagte es, weil es wahr ist. Die alte Madame Lämmergeier, welche vorige Woche ein Kleid von diesem Stoff kaufte, brachte ein Stück davon zurück, auf welchem durch das Waschen die Farben theils ganz verschwunden, theils ineinander verschwommen waren."

„Aber das brauchen Sie doch dieser jungen Dame nicht zu sagen! Diese Erfahrung kann

ſie ſelbſt machen, nachdem ſie das Kleid gekauft und bezahlt hatte.

„Aber dann wäre es zu ſpät geweſen.“

„Was geht das uns an? Wenn wir den Leuten ſagen wollen, daß dieſes Stück Waare unecht iſt, daß jenes keine Haltbarkeit hat und daß das dritte hier und da kleine Fehler ſehen läßt, ſo thun wir klüger, wenn wir das Geſchäft ſofort ſchließen. Ich muß mich ſehr wundern, daß Sie, da Sie doch ſchon ſo lange bei uns ſind, unſern Vortheil nicht beſſer in Acht zu nehmen verſtehen. Hüten Sie ſich ja, dergleichen Fehlgriffe wieder zu begehen!“ ſagte der erzürnte Principal und verfügte ſich nach einem andern Theile des Geſchäftslokales.

Der arme Karl! Kaum hatte er nach dieſer Strafpredigt aufgeathmet, ſo wurden ſeine Wahrheitsliebe und ſein Muth abermals auf die Probe geſtellt.

„Zeigen Sie mir doch einige Sorten guten, wohlfeilen Flanell, ungefähr wie der, welcher am Fenſter als ganz wollen für 9 Silbergroſchen die Elle bezeichnet iſt“, ſagte eine alte Dame, indem ſie an den Ladentiſch trat.

Mit einem Seufzer über das im Ausſicht ſtehende Verbot und mit der winzigen Hoffnung, daß die alte Dame alles für baare Münze nehmen und keine Frage thun möchte, holte Karl ein Stück Flanell und rollte es vor ihr auf.

„Iſt das dieſelbe Sorte wie die am Schaufenſter ausgeſtellte?“

„Ja wohl, ganz dieſelbe!“

„Und iſt ſie durch und durch wollen?“

„Nein, das allerdings nicht, Madame! Es iſt ein wenig Baumwolle darunter.“

„Baumwolle iſt darunter? An dem Fenſter ſteht ja »ganz wollen«? Warum ſchreiben Sie Dinge an, die nicht wahr ſind? Indeſſen, der Flanell fühlt ſich ſehr ſchön und weich an und wenn er nicht zu ſehr einläuft, ſo iſt der Preis auch billig. Glauben Sie, daß er einläuft?“

„Allerdings thut er das, und zwar ſehr bedeutend!“

„Woher wiſſen Sie denn das?“

„Meine Dame kaufte ſich einige Ellen, um ſich etwas zu fertigen; aber es lief ſo ein, daß ſie ſehr unzufrieden damit war.“

„Nun das iſt ſehr ſchön und ehrlich von Ihnen, daß Sie mir dies ſagen, denn ſonſt hätte ich mich wirklich anführen laſſen!“ ſagte die alte Dame und erhob ſich, um ſich zu entfernen.

„Ich kann Ihnen aber wirklich ganz wollenen Flanell zeigen, der nur höchſt unbedeutend einläuft; freilich iſt der Preis dafür etwas höher“, ſagte der junge Mann, um die Käuferin womöglich zurückzuhalten.

„Ich danke Ihnen; ich will mich erſt anderswo umſehen!“ entgegnete die alte Dame, welche trotz der Geläufigkeit, womit ihre Fragen bisher beantwortet waren, augenſcheinlich fürchtete, am Ende doch noch betrogen zu werden.

Herr Schulze, welcher dieſe Converſation theilweiſe mit angehört, war vor Wuth dunkelroth im Geſicht. Der ſich entfernenden Käuferin nacheilend, rief er:

„Es iſt mit dieſen Flanells ein Irrthum vorgegangen, Madame; die Etiketten ſind an die falſchen Stücke geheftet worden. Ich befahl meinen Leuten, den Irrthum ſofort wieder zu berichtigen; wie es aber ſcheint, iſt es vergeſſen worden; es ſoll jedoch ſogleich geſchehen! Wenn Sie mittlerweile wieder näher treten wollen, ſo können wir Ihnen einige Sorten zeigen, welche —“

„Ich danke, ich danke!“ entgegnete die alte Dame haſtig und machte, daß ſie aus dem Laden hinauskam.

„Was ſoll denn aber das wieder heißen?“ murmelte der Principal in leiſem Tone verhaltener Wuth. „Sind Sie denn wirklich rein toll? Warum ſagten Sie dieſer alten Dame, daß dieſer Flanell nicht ganz wollen ſei und daß er beträchtlich einliefe?“

„Weil ſie mich fragte und ich ihr die Wahrheit antworten mußte.“

„Die Wahrheit!“ rief der Principal, kaum noch im Stande, ſeine Wuth zu beherrſchen. Gerade in dieſem Augenblick aber kamen mehrere Damen auf Karl zu und Herr Schulze zog ſich wieder in den Hintergrund zurück.

„Sind das wirklich echt franzöſiſche Cachemirgänge?“ fragte eine der Damen.

„J — ein, Madame!“ ſtammelte Karl, indem er das an die Augen erhob.

„Auf der Etikette ſteht es aber doch, obſchon ich gleich meine Zweifel hatte! Warum bezeichnen Sie dieſe Stoffe aber als etwas, was ſie nicht ſind? Wahrſcheinlich iſt es ein Irrthum, nicht wahr?“

„Nein, Madame, es iſt kein Irrthum!“

„Wie? Wollen Sie damit ſagen, es ſei mit Fleiß geſchehen?“

„Ja, Madame!“

„Aber warum hängen Sie falſche Etiketten an Ihre Waaren?“

„Um sie zu einem bessern Preis zu verkaufen."

„Aber das ist ja Betrug!" rief die Dame im Tone der Entrüstung.

„Ich weiß es, Madame!" mußte der Wahrheitsfreund zugeben. „Wir halten es aber für ein erlaubtes Mittel, um mit Vortheil zu verkaufen."

„Und ist dies in Ihrem Geschäft so Gebrauch?"

„Ja, Madame!"

„Entsetzlich! Und — Aber warum offenbaren Sie diese Dinge? Haben Sie sich mit Ihren Principalen verunreinigt?"

„Nein, Madame! Ich stand mit meinen Principalen nie auf einem bessern Fuße als gerade heute morgen!"

„Das ist seltsam! Warum aber erzählen Sie mir denn alles das?"

„Weil Sie Fragen an mich richten, die ich mich gedrungen fühle, der Wahrheit gemäß zu beantworten."

„Sonderbar! Und reden Sie immer die Wahrheit?"

„Ich thue es jetzt, Madame!"

„Und wissen es Ihre Principale?"

„Ich glaube nicht!"

„Ja ich glaube es selbst nicht! Doch kommen wir wieder auf diese fälschlich als französische bezeichneten Seidenstoffe zurück. Ich möchte wissen, was für Fabrikat dieselben eigentlich sind?"

„Englisches, von etwas untergeordneter Qualität."

„Und was sind sie im Detail wirklich werth?"

„Ungefähr 20 Silbergroschen die Elle."

„Und Sie verkaufen sie für einen Thaler! Also für ein Drittel mehr, als sie wirklich werth sind! Das ist ja abscheulich! Ich komme keinen Schritt wieder in diesen Laden und werde auch allen meinen Freundinnen zu wissen thun, wie sie hier betrogen werden!" sagte die Dame, indem sie die Seidenstoffe zurückschob und den Laden verließ.

Augen- und Ohrenzeugen dieses Auftritts waren nicht blos der von panischem Schrecken ergriffene Müller, sondern auch Schulze und Meyerheim, welche, nachdem die Dame den Laden verlassen, ein paar Secunden lang wie vom Donner gerührt dastanden, worauf sie dann alle drei mit einemmal auf den unglücklichen Karl Stillfried losstürzten.

„Was ins Teufels Namen soll das heißen?" rief Müller.

„Haben Sie den Verstand verloren? Wollen Sie uns ruiniren?" fragte Schulze.

„Sie treiben ja alle Kunden fort! Sie machen uns in einer Stunde für mehr als hundert Thaler Schaden!" rief Meyerheim.

„Was veranlaßt Sie nur, auf so unsinnige Weise zu handeln?" fragte Müller.

„Man thut Fragen an mich und ich sage die Wahrheit", antwortete Karl, durch diesen Sturm von Schmähungen zur Verzweiflung getrieben.

„Die Wahrheit! Was soll das heißen? Sie sagen, unsere Etiketten wären falsch!" sagte Schulze.

„Sie sagen, wir hefteten falsche Etiketten an unsere Waaren, um sie zu einem höhern Preise zu verkaufen!" rief Müller.

„Und es sei dies in unserm Etablissement so Gebrauch!" setzte Meyerheim hinzu.

„Nun, das ist ja auch die Wahrheit! Die Wahrheit! Die Wahrheit! Und ich muß die Wahrheit sprechen und wenn es mein Tod wäre!" rief Karl außer sich.

„Verlassen Sie unsern Laden, Sie sind verrückt!" schrie Schulze.

„Packen Sie sich Ihrer Wege, Sie sind ein Schurke!" donnerte Müller.

„Kommen Sie uns nicht wieder über die Schwelle, Sie Bösewicht!" rief Meyerheim.

„Marsch! Fort! Hinaus!" riefen alle drei.

Es war die höchste Zeit. Karl Stillfried nahm seinen Hut, schwang sich leichtfüßig über den Ladentisch, raffte schnell noch das ihm zur Besorgung empfohlene Packet mit fort und verschwand aus dem Laden.

Na, dachte er, als er sich mit dem Packet unter dem Arm auf der Straße sah, ich habe erst seit wenigen Stunden die Wahrheit gesprochen und ohne einen andern Fehler als diesen begangen zu haben, sehe ich mich von meinem Onkel enterbt und aus dem Hause gewiesen und von meinen Principalen mit Schimpf und Schande aus dem Dienste gejagt. Wird auch der übrige Theil der Prophezeiung meines Freundes sich erfüllen? Wird meine angebetete Luise mich ausverwünschen, wenn ich ihr eine unangenehme Wahrheit sage? Und wird die erschrockene und entrüstete Gesellschaft mich als einen Verrückten, der ohne Gefahr für sich und andere nicht auf freiem Fuß gelassen werden dürfe, ins Irrenhaus sperren? —

Nachdenklich begab er sich zu seiner Braut.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Lerne entbehren.

Mittheilungen aus einem Hallig Leben

XI.

Vier Jahre später. Oland, im October 1854. Deinen letzten lieben Brief erhielt ich vor einigen Tagen und freute mich des frischen, fröhlichen Geistes, der darin weht. So ist es recht, geliebte Freundin! Bewahre dir diese Heiterkeit und willige Zugänglichkeit in die Führungen Gottes, dann trägt sich alles leichter! Wie schön ist es, daß Ihr nun doch anfangt, in dem fernen Lande, wo Ihr uns nach Euerm besten Willen nicht helfen konnt, Euch heimisch zu fühlen! Die Erde ist überall des Herrn —

Und dennoch scheint es dem armen, schwachen Herzen, als könne es leichter und freier schlagen, wenn dieses weggeräumt oder jenes erreicht wäre, und es kommen der Tage und Stunden gar manche, von denen wir sagen: „Sie gefallen uns nicht!" Ach, wären wir wie die Kinder, so still, so demüthig, so zufrieden und dankbar, dann stünde alles besser! Unsere Kinder werden groß und stark und sind so recht unsers Herzens Lust und Freude. Zwar geben sie darum, aber sie laufen so fröhlich und sorglos auf ihrer oden Hallig umher und entbehren nichts, weil sie nicht wissen, wie schön es anderwärts sein kann auf Gottes Erde. Mit uns ist es anders! Gottergeben tragen wir unsere lange Verbannung, aber die Sehnsucht nach dem Festland können wir nicht zur Ruhe bringen und die bittere Frage: „Warum, Herr, warum?" erhebt sich in unserer Seele und kann die Antwort nicht finden.

Wir gehen jetzt dem elften Winter entgegen und können uns noch immer keine Hoffnung auf Versetzung machen. Der Sommer geht leichter; es ist wenigstens grün hier und man sieht zuweilen einen Menschen, aber im Herbst, da wird es so stürmisch und alles wird grau und trübe! In den letzten Tagen hatten wir viel Sturm; wie manches Schiff ist wol in Gefahr gewesen und wie manches zertrümmert! Es werden allerlei Ueberreste am Ufer und auf dem „Schlick" gefunden. Diese Trümmer, meist Holzstücke, zuweilen auch allerlei Geräthschaften, werden mit großem Eifer von den Einwohnern aufgesucht. Nach einem Sturm ist alles in Bewegung; einige suchen sogar des Nachts beim Mondschein oder mit der Leuchte. Neulich fand ein junges Mädchen eine männliche Leiche am Ufer, noch völlig angekleidet, aber sehr entstellt. Es ist auf dem Kirchhof eine kleine Ecke für die gesammelten Knochen; da begruben wir auch den Unglücklichen und gedachten mit Wehmuth seines traurigen Endes und seiner Angehörigen, die ihn wol noch unter den Lebenden wähnen. Ein solcher Tod hat immer etwas Trauriges, doch schrecklicher noch scheint es mir, auf dem „Schlick" umzukommen, wie dies hier auch vorkommt. Es wird freilich gar manche Schlickfuhr gemacht, allein es ist und bleibt eine gefährliche Sache, da sich kleine Rinnen und Tiefen auf demselben befinden, die selbst die erfahrensten Leute überlisten können. So ist vor einigen Jahren ein sehr tüchtiger, rüstiger Seemann, Vater von neun Kindern, im Begriff, nach einer andern Hallig zu fahren, kaum eine Viertelstunde vom Ufer spurlos verschwunden. Ein anderer, ein junger Mensch, wollte an einem stürmischen Abend noch spät nach seinem Schiff sehen; er verirrt sich auf den Schlick hinaus, kann das Ufer nicht wiederfinden, schreit um Hülfe, aber als sein Rufen gehört ward, war er schon so weit versunken, daß keine menschliche Hülfe ihn retten konnte. Dieses langsame Versinken und Ersticken im Schlamm muß ein qualvoller Tod sein! Der arme Mensch und die arme Mutter! Er war der einzige Sohn, der Trost und die Stütze einer armen Wittwe! So sind hier viele Schatten- und wenig Lichtseiten und unwillkürlich wird man zuweilen recht traurig und ernst gestimmt — —

XII.

Oland, im April 1855. Wol nirgends erscheint der Frühling in so unbedingter, kurftiger Gewalt als hier auf unserer kleinen Scholle; doch glaube ich kaum, daß er mit größerer Freude und mit tieferm Dankgefühl da begrüßt wird, wo er in größter Pracht und Ueppigkeit sich entfaltet. Wie freut man sich, wenn man nicht mehr umlagert ist von den großen Eisbergen, wenn die See wieder frei und hier und da ein Schiff sichtbar wird! Und wenn die Luft dann milder und weicher wird und der Himmel klar, daß man das liebe Festland sehen kann, und wenn das Gras anfängt lebendig zu werden und das graue Kleid der Ferne einem grünlichen Schimmer bekommt, dann möchte man aufjauchzen vor Freude und Lust und alle Sorgen des Winters sind vergessen —

Was unsere sonstige Lage betrifft, theuere Freundin, so ist mir alles beim alten und wir haben leider noch keine Aussicht, hier fortzukommen, soviel wir uns auch bemühen und so-

viel auch von mancher Seite für uns gethan wird! Wir wünschen es natürlich sehr, denn der Aufenthalt hier wird mit jedem Jahre drückender; das Meer spült Theile der Insel fort, sodaß wir jetzt eine Kuh weniger halten müssen; mehrere Familien, die sich hier nicht mehr ernähren konnten, sind aufs Festland oder nach Föhr gezogen, sodaß unser Brot immer kleiner wird. Und unsere Kindlein werden immer größer — es versammeln sich jetzt täglich acht hungerige Menschen um unsern Tisch — die wollen satt sein — dazu Kleider und Schuhe! Aber das ist es doch eigentlich nicht, was uns hauptsächlich einen Wechsel wünschen läßt: es gemahnt mich hier immer an den Mehlkasten und an das Oelkrüglein der Witwe, und wenn der Herr mich fragte: „Hast du je Mangel gehabt?" so müßte ich freudig bekennen: „Herr, nie einen!" Aber wie gern thäten wir etwas mehr für die geistige Ausbildung unserer Kinder und wie so gern machte man ihnen einmal eine Freude! Wenn man für sich selbst auch leicht verzichtet, so scheint es einem doch so hart, wenn auch für die Kinder immer nur Arbeit und Entbehrung die Losung ist. Sie stehen mir jetzt schon recht kräftig zur Seite und helfen namentlich in der Heuernte sehr wirksam. Doch genug der Klage! Ueber ein Kleines kann ja alles besser werden. Auch haben wir ja so viel Ursache, zu danken! Zwölf Jahre sind wir nun hier und noch war keiner eines Arztes bedürftig! Dagegen hatten wir in einer andern Familie den Fall, daß eine junge Frau nach der Geburt eines Kindes so bedenklich erkrankte, daß ärztliche Hülfe nöthig war. Aber ach, es war zwischen Weihnacht und Neujahr und unsere Hallig so von Eisbergen belagert, daß es kaum möglich schien, nach Föhr zu kommen. Dennoch wurde es versucht und es gelang dem Mann und dem Bruder der Kranken, freilich nicht ohne Lebensgefahr. Die Flut schichtet das Eis hier oft haushoch aufeinander und dazwischen befinden sich dann einzelne Tiefen und Strömungen, die nie gefrieren; da mußten sie denn zuweilen eine kleine Strecke fahren, dann wieder ihr Boot über Eisstücke schleppen und als Ebbe und Dunkelheit eintraten, mußten sie ihr Boot mehrere Stunden auf den Schlick setzen und dieses mit starken Schritten umkreisen, um sich gegen Erstarrung in der kalten Winternacht zu schützen. Sechsunddreißig Stunden brachten sie auf dieser gefährlichen Tour zu und als sie nun endlich ihr Ziel erreicht, da der Schmerz, daß keine Bitten den Arzt bewegen können, sie zu begleiten auf ihr natürlich ebenso gefahrvollen Rückreise! Der Mann hatte eine zahlreiche Familie und glaubte sein Leben nicht in so augenscheinliche Gefahr setzen zu dürfen. Ach, es war ein großer Jammer, als nun endlich die Leute ankamen, ganz erfroren an Händen und Füßen und ermattet von der vielen harten Arbeit und dennoch — ohne die erhoffte Hülfe! Sie hatten etwas Medicin mitgebracht, aber sie erwies sich nicht wirksam und nach einigen Tagen war die junge, einst so blühende Frau eine Leiche. Die alte Mutter pflegt nun das Kind, aber sie hat viel Mühe und Noth damit.

Zwei Monate weiter wird es hier auch wieder etwas belebter, da in den letzten Jahren die auf Föhr anwesenden Badegäste fast sämmtlich einmal die Hallig Oland besuchen. Dies ist für uns eine angenehme Abwechselung und wir freuen uns auf diese fremden Menschen wie auf alte liebe Freunde und Bekannte und haben auch schon auf diese Weise Menschen kennen gelernt, deren Andenken uns theuer bleibt für das ganze Leben. Zuweilen kommt mir der Gedanke: Wenn nun auch mein Julchen einmal anlandete — —

XIII.

Oland, 12. September 1857. Der Druck der Verhältnisse lastet immer schwerer auf uns. Die Aussicht, daß sie sich etwas freundlicher gestalten könnten, rückt immer weiter hinaus. Da kann man denn die rechte Freudigkeit nicht immer behalten und meint schon genug zu thun, wenn man sein still ist und nicht klagt und murrt. Es ist nicht recht so, Freundin, wir sollen ja allezeit fröhlich sein in Hoffnung und geduldig in Trübsal! Aber — das ist viel leichter gesagt als gethan; ich hätte selbst nimmer geglaubt, daß es so schwer sein könnte.

Wir hatten einen gar harten, schweren Winter und einen traurigen Sommer. Schon im vorigen Sommer war das Wasser sparsam vorhanden und sehr schlecht; wir hofften auf den Herbst, aber es regnete so wenig, daß wir so gut wie gar nichts für den Winter sammeln konnten; wir gruben und bohrten hier und da; es kam Wasser genug, aber leider alles salzig! Da war es denn keine Kleinigkeit, in den Winter hineinzugehen und kein frisches Wasser auf dem ganzen Eiland. Kleine Boote mußten nun nach Föhr hinübersegeln, um Wasser zu holen, damit doch der größten Noth gewehrt wurde. Hinreichend kamen wir nicht bekommen, auch wäre es zu theuer

gewesen, weswegen es denn mit salzigem Wasser vermischt wurde. Wir hofften von Tag zu Tag, aber der Frost kam und benahm uns auch noch die Möglichkeit, nach Föhr zu kommen. Da mußten wir denn Eis vom Ufer ins Haus schaffen, kleinklopfen und auftauen; einen Kessel mit Eis hatten wir beständig auf dem Feuer und wo nur ein freies Plätzchen im Zimmer war, mußte eine Eisbutte stehen, sodaß wir nie eine warme, gemüthliche Stube hatten und unsere Hände durch das fortwährende Arbeiten mit dem Eis von Frost litten. Doch war es ja noch ein Glück, daß wir das Eis bekommen konnten; es ist, wenn es aufgethaut ist, ziemlich salzlos, doch hat es einen unangenehmen Geschmack und Kaffee und Thee böse auf, ein Labsal zu sein.

Bei strenger sparsamster Eintheilung mußten wir täglich 24 Eimer Wasser für Kühe und Schafe haben — nun noch für uns und zum übrigen Verbrauch; da kannst Du denken, wie fleißig wir thauen mußten! So ging es fort und wenn auch später dann und wann ein bischen Regen kam, wir konnten doch nie zu einem kleinen Vorrath kommen. Und so ist es noch, sodaß wir nun schon reichlich ein Jahr mit dem drückendsten Wassermangel zu kämpfen haben. Unser Vieh sieht kummerlich aus und gewähret uns nur die Hälfte des gewöhnlichen Ertrags, denn auch das Gras leidet bei dieser Dürre unsäglich. Wir selbst waren und sind auch theilweise noch infolge des schlechten Wassers und der ungewohnten Anstrengung recht unwohl; besonders die Knaben leiden an einem hartnäckigen Fieber, das sie sehr angreift. Unsere Heuernte haben wir jetzt beendet, werden aber zwei Kühe verkaufen müssen, weil wir nur für Eine Futter geborgen haben. Da sehen wir denn einem kärglichen Winter entgegen, zumal da auch die andern Leute fast alle ihre Kühe abschaffen müssen; es werden wol nur vier Kühe auf dem ganzen Lande bleiben können. Vier Kühe auf 52 Menschen gerechnet, ist sehr, sehr wenig; doch ist es etwas und muß schon gehen; der Mensch kann sich mit Wenigem behelfen, aber wenn alles fehlt, wenn auch kein Tropfen frischen Wassers im Hause ist, da steht man allerdings rathlos. Möchten doch bald die Schleusen des Himmels sich wieder einmal auftun, recht weit, daß wir wieder Wasser bekommen in unsere Brunnen und Tränkstellen! Wer es nicht erfahren hat, weiß nicht, was es heißt, so anhaltend das frische Wasser zu entbehren. Das salzige ist fast gar nicht zu gebrauchen, selbst nicht zum Waschen und zum Scheuern der Dielen, weil es eine gar nicht zu vertilgende Feuchtigkeit hinterläßt. Die Leute hier sind denn auch recht niedergeschlagen; sie sind meist alt und kümmerlich und die ungewohnte Arbeit wird ihnen schwer; auch empfinden sie so schmerzlich die Schmälerung ihres kleinen Einkommens, da ja meistens eine Kuh oder ein paar Schafe ihre einzige Erwerbsquelle sind. Man möchte diesen guten, genügsamen Menschen gern recht nachdrücklich helfen; einige von ihnen, die sich in guten Zeiten nichts haben ersparen können, leiden bittere Noth; aber wir können leider nur lindern hier und da; nachhaltige Hülfe zu bringen, ist uns nicht gestattet. Es leben hier zwei Schwestern, so recht treue Seelen, deren ganzer Reichthum zwei Schafe mit ihren Lämmern waren; ihre ganze Existenz hing vom Gedeihen dieser Thiere ab und sie pflegten sie mit mütterlicher Liebe. Sie waren auch die saubersten und schönsten auf der Insel und man konnte den Schwestern keine größere Freude machen, als wenn man ihre Lieblinge lobte. Nun ist gestern eins, das schon lange das salzige Wasser nicht vertragen konnte, gestorben und wird schmerzlicher vermißt und tiefer betrauert als manches Menschenleben.

XIV.

Oland, im November 1858. — — und ich ergreife daher die Feder, um Dir zu sagen: 1) daß wir Dich und die Deinen noch immer lieb haben und oft von Euch sprechen, und 2) daß wir noch immer hier sind und auch die Aussicht haben, noch ein Weilchen hier zu bleiben; und 3) daß wir salziges Wasser im Ueberfluß und süßes, leider noch immer, nur zur Nothdurft haben. Ich konnte nun füglich schließen, denn dies ist der Hauptinhalt unsers äußern und innern Lebens!

Aber Du würdest mit einem so kurzgefaßten Briefe nicht zufrieden sein und so will ich denn noch hinzufügen, und freue mich, es zu können, daß wir uns doch ein wenig leichter fühlen als im vorigen Jahre; wir sind jetzt von dem bösen Fieber befreit und es regnet doch von Zeit zu Zeit, sodaß wir immer einen kleinen Vorrath Wasser sammeln können. Wir haben allenthalben, wo es ein wenig abschüssig ist, kleine Löcher gegraben, worinnen sich das Wasser nun sammelt, auch wenn es nicht so ganz stark regnet. Wäre das Land nur nicht so ausgetrocknet und gespalten, dann ginge es leichter; wir müssen daher

etwas von unserm gemeinschaftlichen Geschäfte sagen? Wie ist es denn ausgefallen? Ich hab' Euch zu zahlen? Nicht? (geht ihm nach rechts ab.)

Dritte Scene.

(Man hört schon während des vorigen Gespräches, in der Entfernung, den Lärmen eines lustigen Aufzuges, mit Peitschenknallen, Hundebellen, Schellenrasseln und dazwischen geschmetterten Trompetenstößen; allmälig kommt dieser Aufzug näher, und verschwindet dann wieder.)

Zweiter Gast.

Sieh, sieh! Ist das der Hof?

Zweiter Gast (der Schneider).

Es ist die Livrée vom französischen Gesandten.

Dritter Gast.

Was giebt's denn da?

(Alle Gäste stehen neugierig auf und drängen sich nach rechts und lachen.)

Zweiter Gast.

Das sind ja die jungen lustigen Lords zu Pferde.

Dritter Gast.

Hübsches, übermüthiges Volk.

auch zuweilen nachts aufstehen, wenn es gerade regnet, und schöpfen, ehe es in die Erde zieht. Vorgestern schöpften wir 60 Eimer und trugen es in unsern Brunnen, lauter frisches, wenn auch nicht ganz klares Wasser. Kommt es so nur einigemal, so können wir uns schon einen kleinen Vorrath für den Winter sammeln und werden des Eises nicht bedürfen. Du glaubst nicht, wie sehnsüchtig man jedes kleine Gewölk betrachtet, ob es nicht sollte Regen bringen, und mit welcher Spannung und Freude man den leisen Schlag des Regens an die Fenster belauscht! Ach, die Noth ist eine rechte Lehrmeisterin! Man wird so genügsam und bescheiden, man lernt die Hülfe suchen, wo sie allein zu finden ist, man wird demüthig und dankbar für jede Kleinigkeit.

Mit unserm Herkommen will es noch immer nicht glücken; es hat fast den Anschein, als sollten wir unser Leben hier beschließen. Und doch gibt man so ungern diesem Gedanken Raum — —

XV

Oland, 8. September 1850. Wol ist fast ein Jahr verstrichen, seit ich Dir geschrieben! Gesund waren wir, Gott sei Dank, so leidlich, auch zufrieden und heiter, soviel es irgend anging; aber der Geist ist willig und das Fleisch ist schwach! Die armen Halligen seufzen noch immer unter dem Mangel an Wasser, sodaß die Thiere mager und elend werden und sehen manches gefallen ist. Im vorigen Winter schlugen wir uns noch ziemlich durch, weil nur noch vier Kühe auf dem Lande waren und die Schafe nur wenig bedürfen; als nun aber zum Sommer wieder einige Kühe angeschafft wurden und es so selten regnete und so oft Ueberschwemmungen gab, da wurde die Noth wieder groß und die ältesten Leute wissen sich solch trauriger Zeiten nicht zu erinnern. Aber es sollte noch schlimmer kommen! Als die Heuernte begann und fast alles gemäht war, theils geröstet lag zum Trocknen, theils in Diemen stand, erhob sich an einem Sonntag des Juli gegen Mittag ein so furchtbarer Sturm aus Westen, der das Land so schnell und so tief unter Wasser setzte, daß wir nur mit genauer Noth das Vieh nach Hause holen konnten, das liebe Heu aber konnten wir nicht retten. Als dann gegen 5 Uhr Ebbe eintrat, beeilte sich jeder, zu sehen, was das Wasser ihm gelassen. Da lag denn freilich noch ziemlich viel in den Gräben und Buchten und auch die größern Diemen fanden wir unverletzt. Mit unsäglicher Mühe, aber mit Freuden, daß doch dieses gerettet war, be[ten] wir alles, was sich nur irgend finden zusammenbarken ließ, auf höhere Stellen, mac[hten] große Diemen, befestigten sie, so gut wir konn[ten] mit Pfählen und Stricken, denn es stand zu warten, da der Sturm noch immer wüthete, die Flut in der Nacht wieder hoch werden kö[nnte] und hofften so den Rest unserer Ernte gerett[et] zu haben. Wir mußten das Gras größtentheils aus dem Wasser holen, sodaß wir in der ers[ten] Viertelstunde schon ganz durchnäßt waren, [und] so kamen wir gegen 10 Uhr angegriffen und [ab]müdet zu Hause wieder an, tranken eine T[asse] Thee und legten uns im Gefühl, etwas T[üch]tiges beschafft zu haben, zur Ruhe. Als [wir] aber morgens 4 Uhr erwachten, fanden wir, [daß] alle unsere Anstrengungen vergeblich gewe[sen] waren: das grausame Element hatte alles v[er]schlungen, auch kein Häufchen war uns geblie[ben]. Ich war die erste, die den Verlust entdeckte; [ich] starrt blieb ich am Fenster stehen und konnte [meinen] Augen kaum trauen. Einen so bit[tern] Schmerz erinnere ich mich nie empfunden zu haben! Alles, was das arme kleine Länd[chen] hervorzubringen vermag, die einzige Ernte, [die] Hoffnung des ganzen Jahres, war mit einem [Male] verschwunden, sodaß auch nicht ein Halm üb[rig] war. O, wie traurig war meine Seele! [Es] schnitt mir der Jammer der guten Leute [ins] Herz, die nun, ihres Hauptexistenzmittels beraubt, in eine so trübe Zukunft sehen mußten! — — [Da] verging unser eigenes Leid.

Es ist bereits vor mehreren Jahren ein Ve[rsuch] schon für die armen Halligbewohner ins Le[ben] gegangen; vielleicht daß sich vieler Herzen [und] Hände aufthun: da kann ja noch geholfen w[er]den! Die Festländer kommen nun fast täg[lich] und nehmen unser Vieh, das wir aus Fut[ter]mangel verkaufen müssen, mit sich fort; vie[les] wird mit Thränen entlassen; einige alte M[ütter] sehen den Thieren wie geliebten Ange[hö]rigen das Geleite ans Ufer und wegen nicht fortgeh[en] solange sie noch das Schiff sehen können, [um] ihre Lieblinge entführt. Wir haben eine K[uh] behalten und Futter für sie vom Festland be[kom]men; es kommt zwar theuer, aber man [kann] sich doch nicht gut ganz ohne Milch behelfen. Mir kommt zuweilen der Gedanke, als kön[nte] dies vielleicht der Höhepunkt und das Ende u[nse]rer Hallig-Leiden und -Freuden sein; m[ir] dünkt, wir haben nun alles durchgekostet und [es] dürfte nun genug sein! Sechzehn Jahre la[ng]

haben wir nun alles Elend, alle Noth und alle Entbehrungen des Hallig-Lebens ertragen; ich darf sagen, wir haben uns willig und freudig gefügt und uns einen heitern Sinn und ein frisches, fröhliches Herz bewahrt unter dem Druck der schweren Verhältnisse. Sollte uns Gott jetzt nicht auf einem andern Platze brauchen können? Wir möchten es gern, besonders da hier jetzt infolge der großen Noth vier Familien, gerade unsere lieben Nachbarn, fortziehen, die meisten nach Föhr. Es wird ihnen so schwer, ihre geliebte Heimat zu verlassen, aber sie können die Ihrigen nicht mehr ernähren. — Zwei Monate später. Nachschrift. Es hat sich ein Comité gebildet zur Abhülfe der Noth auf den Halligen; nach allen Seiten hin sind Briefe ausgesandt worden für die armen Hallig-Bewohner und sie scheinen Anklang zu finden, denn es sind schon bedeutende Summen zusammengebracht für diesen Zweck. Soll die Hülfe fruchtbar und nachhaltig werden, so wird freilich viel erforderlich sein, denn es liegen hier im Kreise neun größere und kleinere Halligen, die alle, mehr oder weniger, ein Schicksal theilen. Doch ist es ja schon viel, wenn nur der größten Noth gewehrt wird. Gestern wurde meinem Mann eine nicht unbedeutende Summe zur Vertheilung unter die Bedürftigsten geschickt, wodurch nun doch die armen Leute in Stand gesetzt sind, die nothwendigsten Vorräthe für den Winter anzuschaffen. Zum Frühjahr hofft man eine abermalige Vertheilung veranlassen zu können, um den Leuten Mittel zu geben, wenigstens theilweise ihr Vieh wieder zubekommen, was ja eine große Wohlthat für die armen Menschen wäre. Jeder trägt den Kopf jetzt schon ein wenig höher und man hört hier und da wieder ein fröhliches Wort. Den Prediger freilich, obschon in fast gleicher Lage mit den andern Leuten, hat noch niemand gefragt: „Was werdet Ihr essen? Was werdet Ihr trinken? Womit werdet Ihr Euch kleiden?“ Der muß sich wol an den himmlischen Vater halten, der ja weiß, daß er das alles auch bedarf. Und so sind wir getrost und hoffen, wenn nur die Heerde behütet wird, so wird's auch dem Hirten nicht mangeln.

XVI.

Oland, 24. Juni 1860. Was wir so lange erhofft und erfleht haben, geliebte Freundin, ist endlich zur Wahrheit geworden! Endlich, endlich wird es uns vergönnt sein, wieder aufs Festland zurückzukehren! Ja staune nur, Du Gute! Ich bin selbst ganz verwirrt davon und kann kaum glauben, daß wir nun wieder festen Fußes gehen sollen auf Gottes schöner Erde, uns wieder freuen sollen an der schönen Natur und dem Verkehr mit geliebten Menschen.

Von der Empfehlung zu einer andern Pfarre schrieb ich Dir nichts, weil wir uns gar keine Hoffnung machten und mein Mann sich nur meldete, um doch von seiner Seite zu thun, was ihm möglich war. Aber der treue Gott hat auch hier, gegen alle menschliche Erwartung, alles so geleitet, daß es möglich wurde, daß mein Mann in einer ihm ganz unbekannten Gemeinde von 3000 Seelen fast einstimmig (nur 24 Stimmen fielen auf eine andere Seite) zum Prediger erwählt wurde. Die kleine Schar hier scheint ungern ihren Hirten zu verlieren und auch wir werden mit Wehmuth scheiden von dem kleinen Ländchen und von den Menschen, zu denen wir so lange im engsten Verhältniß standen und Leid und Freud' mit ihnen theilten. Unendlich froh und dankbar aber fühlen wir uns doch, Freundin! Nun werden wir hinreichend für die Erziehung und Ausbildung unserer Kinder sorgen können und alle Angst und Noth wird vergessen sein, nur nicht die Liebe und Treue unseres Gottes, der uns behütete und bewahrte in der Trübsal und nun alles so herrlich hinausführt. Lobe den Herrn, meine Seele, und alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen, ewiglich! — — —

Anregungen.

Gedächtnißschriften.

III.

Schon in unserer neulichen Mittheilung: „Die Dichterin der Heide“, erwähnten wir Levin Schücking's kleines Lebensbild: „Annette von Droste“ (Hannover, Rümpler, 1861); Levin Schücking war vielleicht unter den deutschen Schriftstellern allein im Stande, eine Biographie und Charakterzeichnung Annette's zu geben, mit der er seit frühester Jugend in mannichfacher Verbindung gestanden. Aus den Blättern seiner Skizze tritt uns denn auch ein bis in die kleinsten Züge fesselndes Bild des durchaus eigenthümlichen, aber im besten Sinne des Worts edeln Wesens entgegen, in welchem Deutschland eine seiner ersten Dichterinnen zu ehren

hat. Unter verschiedenen literarischen Fragmenten aus dem Nachlaß Annette's von Droste, welche Schücking seinem Büchlein einverleibt hat, heben wir den Beginn einer Art von Roman hervor, der ein großes Charakter- und Familienbild auf einem westfälischen Edelhof und von westfälischen ländlichen Sitten werden sollte. In diesem Bruchstück: „Der Edelmann aus der Lausitz und das Land seiner Vorfahren", zeigt sich die deskriptive Virtuosität der Dichterin sowie ein lebensfrischer Humor, der in einzelnen Zügen ihrer Schöpfungen überall hervorblitzt. Wir müssen die Nichtvollendung dieses Werkes ebenso wie den frühen Tod Annette's bedauern. Levin Schücking's Erinnerungen an seine Freundin zeichnen sich sowol durch ihre innere Wärme als durch die treffliche, reine und klare Darstellung aus, die in jeder Form diesem verdienten Autor zu eigen ist.

„Benjamin Franklin. Ein Lebensbild von J. Venedey" (Freiburg, Wagner, 1862), erweist sich als eine nicht minder trefflich und würdig populär geschriebene Biographie dieses großen republikanischen Staatsmanns und schlichten Weltweisen wie diejenige Washington's, die der gesinnungsvolle und gemüthreiche Verfasser im vorigen Jahre bot, und bildet zu dieser denn auch ein (selbst in Druck und Format) in jeder Beziehung passendes Seitenstück. Auch bemerken wir gelegentlich, daß uns der vierte Band seiner „Geschichte des deutschen Volks" (Berlin, Duncker, 1862) vorliegt. Diese Fortsetzung eines gründlichen Werkes umfaßt die ereignißvolle Zeit von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Westfälischen Frieden und reiht sich ihren Vorgängern würdig an. Mit rühmenswerther Unparteilichkeit schildert uns Venedey die politischen und socialen Verhältnisse unsers Vaterlandes, mit sicherer Hand zeichnet er die Charaktere und deckt uns, geleitet von seiner anerkannten Wahrheitsliebe, die Schamlosigkeit besonders der geistlichen Herrschaft auf. Jedes Blatt in Venedey's Werk beweist uns das ernste und tiefe Studium der vaterländischen Geschichte und mit innigem Bedauern ersehen wir aus der Vorrede, daß das Werk mit diesem vierten Bande schließen soll, da mit demselben der mit der Verlagshandlung abgeschlossene Vertrag ablaufe und der Erfolg zu der zwölf Jahre langen mühevollen Arbeit des Verfassers und den gebrachten Opfern des Verlegers in keinem Verhältniß stehe. Wir sagen, mit innigem Bedauern, denn wir haben in dieser „Geschichte des deutschen Volks" ein Werk erkannt, das bei seiner populären Fassung und seinem innern Werth in jeder gebildeten Familie heimisch sein sollte.

Vermischte Schriften.

VI.

Die „Erinnerungen eines ehemaligen Jesuiten-zöglings" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862) sind ein nicht uninteressanter Beitrag zur Culturgeschichte der Gegenwart. Der Verfasser, der nach seinem Vorwort gegenwärtig evangelischer Prediger ist, stammt aus einer katholischen Familie, deren Haus durch Verkettung verschiedener Umstände zur „Priesterherberge" geworden. Daraus resultirte fast selbstverständlich, daß seine Schwestern den Schleier nahmen und sein Bruder und er selbst der Kirche zu dienen beschlossen. Solchergestalt wurde er Jesuitenzögling im berühmten Pensionat zu Freiburg, alsdann Schüler des Collegium Germanicum zu Rom. Als solcher erlebte er den Tod Papst Gregor's XVI., die Wahl Pius IX. und die seltsame, hoffnungsreiche Zeit während der ersten Regierungsmonate desselben. Endlich wurde auch er von der Vertreibung der Jesuiten und ihrer Angehörigen aus der Ewigen Stadt mitbetroffen. Bis zu diesem Zeitpunkt reichen seine Mittheilungen, die in der That höchst interessant sind und in schlichter Wahrheit vieles bestätigen, was man dem Roman und der dichterischen Schöpfung gern als „Unwahrscheinlichkeit" entgegenhalten möchte. Alles, was der Verfasser über Disciplin, Erziehungsweise der Jesuiten sagt, stimmt mit den Anschauungen, welche die Unbefangenen schon längere Zeit hegen, ziemlich zusammen und rechtfertigt in keiner Weise die außerordentliche Bewunderung, die von mancher Seite diesem Orden und besonders seinem Unterricht wieder gezollt wird. Daß die Väter Jesu in ihrer Hauptdisciplin, der Unterordnung des geistigen Seins unter die Satzung, Meister geblieben sind, geht aus diesen schlicht, aber anziehend geschriebenen „Erinnerungen" hervor.

Unterhaltungsliteratur.

XVIII.

Von der unsern Lesern auch durch Beiträge in diesen Blättern bekannten Maria von Roskowska liegen zwei Novellensammlungen vor, die eine unter dem Titel: „Alte Jungfern. Stille Geschichten" (Bromberg, Roskowski, 1862), die andere unter dem Titel: „Für eine müßige Stunde. Novellen und Lebensbilder" (ebendaselbst, 1862). Trotz ihres polnischen Namens bewährt die Erzählerin ein deutsches Gemüth und deutsche Gesinnung, wie diese Erzählungen denn auch alle auf deutschem Boden spielen und die Helden und Heldinnen derselben ehrliche Deutsche sind — nur in „Ein Crucifix aus Brotkrume" hat ein politisch gravirter und eingekerkerter Pole die Hauptrolle. Besonders angesprochen haben uns durch Sinnigkeit und gemüthvolle Haltung „Ein Märchenberg", „Henriette" und „Im Lose". Das Lebensbild „Gegensätze" erheitert durch seinen frischen Humor.

Zu einem abermaligen Bändchen „Neue Märchen und Geschichten" von H. C. Andersen (Berlin, Hande u. Spener, 1862; auch Leipzig, Wiedemann, 1862) läßt sich kaum etwas anderes sagen als: Tempora pereant! Die bessere Hälfte desselben: „Die Gletscherjungfrau", ist eine Mosaik von Landschafts- und Charakterbildern aus der Schweiz.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Theodor Döring in Weimar. — Berliner Chronik XIV. — Das Künstlerfest zu Siebeneichen. — Ein Nachzügler zur Weltausstellung. — Briefwechsel.

Theodor Döring in Weimar.

* Besitzt Frankreich oder England einen Schauspieler von so angeborenem mimischen Talent, so wunderbarer Verwandlungsfähigkeit und von innen heraustreibendem gesundem Humor wie wir in Theodor Döring, so ist seine Entwickelung jedenfalls eine andere, als sie unser deutscher Potter und Hoote genommen hat. Paris und London isoliren einen solchen Genius und geben ihm ein Piedestal, das ihm nur allein angehören darf; er wird Stütze und Mittelpunkt einer ihm allein gewidmeten Bühne, die Dichter scharen sich um ihn und machen seine Künstlerlaufbahn zu einem Kaleidoskop der mannichfaltigsten Charaktere. Scherz und Ernst würden mit gleichem Anrecht auf die physiognomische Kunst und die Erregungen des Gemüths bei dieser eigenthümlichen Begabung, von der wir sprechen, abwechseln dürfen. Döring gehört dem Lust- und Schauspiel mit gleicher Virtuosität an. Nicht blos der Ruf, auch die wirkliche Leistungsfähigkeit muß in einem solchen Fall unendlich potenzirt werden und der Name eines Schauspielers dieser Art nicht blos ein Blatt in der Geschichte der dramatischen Kunst, sondern auch der dramatischen Literatur bezeichnen.

In Deutschland, wenn nicht die Verwendbarkeit zu komischen Zwecken überwiegt, kommt ein Genie solcher Art wie Döring nicht zu seiner vollen, umfassenden Bewährung. Irgendein erstes Theater beeilt sich, sein Personal mit einer eminenten Kraft zu bereichern; ob Mitglied eines großen Stadttheaters oder als Hofschauspieler kann der ganz und gar von der Natur auf Heiterung, d. h. die Bildung eines Kerns, um welchen sich nur eine Schale zu legen hat, angewiesene originelle Mime nur zum größern Theil seiner Thätigkeit im Ensemble wirken. Er muß spielen à la fortune du pot, heute in einem unreifen Erstling eines talentvollen Anfängers, den die Bühnendirection ermuntern will, sich weiter auszubilden, morgen in einer Neuinscenirung eines classischen alten Stückes, mit der die Bühnendirection den Anforderungen an die Bildung des Geschmacks zu genügen wünscht. Die besten Kräfte der Bühne dürfen bei solchen Gelegenheiten nicht fehlen und so mußt sich ein solcher Genius in oft nur kleinen, episodischen Aufgaben ab. Höchst selten, daß ihm der Zufall eine seiner vollen Bedeutung entsprechende Rolle in derselben Weise zuführt, wie eben in Paris oder London Scherr und fest an die Stelle dieses oft genug ausbleibenden Zufalls die Fürsorge der Directionen tritt. Die natürliche Folge ist, daß eine so eminente Kraft nicht in ihrer ganzen Ertragsfähigkeit ausgebeutet wird und wol gar in ihrem Gemüth eine tiefe Verstimmung nährt, sich zu den mehr oder weniger Verstummten zählen zu dürfen. Manche Schauspieler, diese Berechtigung mißverstehend, haben sich vom geregelten Vereinwirken um deshalb ganz losgelöst; sie würden unsere Nachsicht gewinnen, wenn sie ihre größere Freiheit anwenden wollten, ihre Entwickelung durch stetes Erlernen und Schaffen neuer Rollen zu fördern. Es macht aber einen traurigen Eindruck, sie von Stadt zu Stadt auf denselben Paradepferden reiten zu sehen, an welchen sich höchstens nur alle drei Jahre die Schabracke des Costüms ergänzt.

Wenn wir gestehen, daß sich uns auch bei Theodor Döring der hohe Genuß, ihn wieder als Graf Krumm, Bankier Müller, Commissionsrath Frosch u. s. w. geerbt zu haben, mit einem wehmüthigen Gefühl verband, so lag letzteres nicht im Rückblick auf fast dreißig Jahre, wo uns diese Rollen, durch denselben Künstler wiedergegeben, zum ersten mal entgegentraten, sondern im Hinblick auf so vieles, was in Deutschland in dieser und in ähnlicher Weise brach liegen muß. Verläge unser Bühnenwesen eine andere Organisation, kämen der dramatischen Production günstigere Verhältnisse und Erleichterungen entgegen, so könnte es nicht fehlen, daß ein Schauspieler von so großer Virtuosität wie Döring nicht schon längst gleichsam über die Vorrede und die ersten Kapitel seiner Künstlerlaufbahn hinausgekommen wäre und sich von den Rollen, die er vor langen Jahren auf Gastreisen zu spielen pflegte, jetzt nur noch eine dunkle Erinnerung bewahrt hätte. Nicht, daß Döring in den sechzehn Jahren seiner Thätigkeit am berliner Hoftheater nicht eine Anzahl trefflicher neuer Rollen sich angeeignet hätte; nur steht der Ertrag mit dem Aufwand von Fleiß, Arbeit und — Leben in keinem Verhältniß. Wir möchten hier die Bemerkung machen. Man wirft Döring im Theaterverkehr vor, er spiele zu viel außerhalb der Bühne, „verschieße sein Pulver" und ergötze die Zuhörer ohne Entrée an der Wirthstafel und im Gesellschaftskreise. Sollte man nicht sagen, es ist dies die Selbsthülfe einer reichen, zu spärlich ausgebeuteten Natur? Irgendwie und irgendwo muß ein so unbezwingtes Kapital seine Zinsen tragen.

Daß bei einer solchen Sachlage, wo ein Schauspieler sagen darf: Ich habe hundert Rollen in mir stecken, die leider niemand für mich geschrieben hat oder die, wenn sie existiren, durch das eigenthümlich bedingte Repertoire einer ersten Hofbühne nicht mein

Eigenthum geworden sind, diejenigen Rollen, in welchen er fast zu lange heimisch geblieben, nun auch Spuren einer solchen jahrelangen Vertrautheit tragen, versteht sich von selbst. Es sind dies Spuren nicht nur der höchsten, meisterhaftesten Vollendung, insofern diese Rollen mit der Zeit zum wirklichen Ausdruck des täuschend nachgeahmten Lebens werden und kaum noch der Bühne anzugehören scheinen, es sind auch — Spuren der Sorglosigkeit, insofern manche dieser Rollen ihr frischeres, ursprüngliches Colorit, jene Blutwärme, die am lebendigsten durch die Adern der Darsteller bekanntlich am ersten Abend einer neuen Vorstellung pulsirt, wo sie den Genuß solcher ersten Vorstellungen zu erhöhen pflegt, ein wenig eingebüßt haben.

Zu sehr zur Aufhebung der theatralischen Illusion und fast mangelnden drastischen Anregung des Publikums verblaßt schien und der seit fast dreißig Jahren mit Döring's Namen verbundene Bankier Müller. Hier ist das Spiel ein bloßes Markiren geworden. Die außerordentlich feingestochene Platte bedarf einer neuen Netzung, um frischere Abdrücke zu liefern. Hebe der Künstler nur einfach sein Costüm auf, das an den Kleiderschnitt des Jahres 1830 erinnert, während alles um ihn her, wie einmal unsere Theaterjugend und — Theaterregien sind, die Mode von 1862 vertritt, und von selbst wird kommen, was wir vermißten. In die köstliche, vom liebenswürdigsten Humor getragene Rolle des Commissionsraths Frosch sind einige neue Lichter gekommen, aber zu moderne aus der Komik der berliner Nebentheater. So ein „Das ist gut!" oder Aehnliches will dem alten Herrn von 1810 nicht stehen. Auch Falstaff, diese in ihrer Art einzige Leistung Döring's, die an Rundung, Präcision und vor allem an Geschmack außerordentlich gewonnen hat — wir waren Zeuge des ersten Abends, wo diese jetzt so meisterhafte Leistung noch mit unsichern Conturen hervortrat —, auch Falstaff dürfte sich zuweilen zu bequem, zu laxig geben, z. B. im Monolog über die Ehre. Nicht minder Nathan, sonst ein Cabinetstück einer bekanntlich im Beobachten des eigenthümlich Jüdischen unerreichten Verträtirkunst. Hier wurde der Schluß des vierten Acts nahezu Monotonie.

Es würde zu weit führen, wollten wir die Veranlassungen zu diesen Rügen bis an ihre mehreren Quellen verfolgen. Wir würden möglicherweise dabei bis zur Tonbildung des Darstellers ankommen, die eine eigenthümlich künstliche, die tiefe Lage der Stimme nur erzwingende ist und den Sprecher in der vollen Ausgiebigkeit des Organs, in der vollen Unterstützung seiner an sich heftig pulsirenden Leidenschaft durch die in gleichem Tempo nachfolgen sollende und eben nicht könnende Rede hindert. Hat auch der Künstler diesen Hülfston, den er seinem Kebikoff schon in jungen Jahren zumuthete, für nothwendig erachtet zur Erweiterung seines Repertoires auf die Aufgaben der höhern Tragödie hin, so können wir ihn doch nur für eine große Behinderung der freiern Entfaltung seiner Kraft halten, denn in oft entscheidenden Stellen versagt er ihm in dem [illegible] wie einem Hauptstrp, wenn er sein tiefes D[illegible] Man athmet frischbelebt und angeregt auf, [illegible] Döring's Stimme in die ihr natürliche Lage übergeht und aus dieser heraus die classischen bilde eines Glieb Krumm, eines Dorfrichters [illegible] eines Lorenz Kindlein leicht und behaglich hin[illegible] Hier strömen die Quellen seiner wahren [illegible] Keck und fest wird und bleibt die Zeichnung Hauptcharakters, immer gehoben durch eine [illegible] bende Fülle der originellsten, wunderbar der [illegible] abgelauschten Details und — fügen wir auch Anerkennung noch hinzu — jetzt geläutert durch [illegible] Geschmack, der zuweilen in jüngern Jahren [illegible] Gebilden fehlte. Hat überhaupt die geistige [illegible] und Denkkraft des Künstlers zugenommen, so rührte uns wohlthuend, nicht mehr die abspringe Tonveränderungen von sonst, gewisse Interjecti[illegible] wie ein lang von unten in die Höhe gezogenes [illegible] und ähnliche Unterbrechungen des natürlichen [illegible] flusses gesunder und ungesuchter Komik vernommen haben. Im gebrochenen Humor, in den Tönen Wehmuth, die durch Thränen lacht, steht Döring[illegible] kaum erreichbares Muster da. Hier wird er Kenner hinreißen ohne die mindeste Zuhülfenahme plötzlicher Salbung oder rhetorischer Aufschreie, [illegible] sie bei andern so häufig vorkommen. In [illegible] Kindlein hätten wir auch deshalb die Freude des [illegible] kennens seiner Tochter etwas gemäßigt gewünscht. Lasse der Künstler diese grellen „Merkzeichen" [illegible] Virtuosen, die sie nöthig haben.

Der geniale Darsteller hatte noch nie [illegible] Weimars classischem Theaterpodium gestanden. [illegible] Erfolg seines von Franz Dingelstedt mit der [illegible] geistvollen Theaterlenker eigenen Gemütlichkeit vorbereiteten Gastspiels war ein in jeder Hinsicht glänzender. Publikum und Kritik wetteiferten in Ausdrücken ihrer hohen Verehrung. Man wußte sich zu den natürlichen Beweggründen, die bestimmen, einem großen Schauspieler zu huldigen, hier auch die Pietät gesellen durfte, deren Ausdruck man einem Künstler schuldig war, der seit drei Jahren dem Pfund seines Genius ein treuer Verwalter gewesen, es nicht vergrub, aber auch nicht damit wucherte. Die Thatsache, die innerhalb der Bühnenwelt feststeht, daß Döring's Art und Manier mannichfach seit Jahren ein Gegenstand der Mißachtung unter den Kunstjüngern, wol auch sein Nachthum ein Gegenstand der Plünderung gewesen, sollte den Laien bekannt geworden zu sein und mehrte das Gefühl, das man seinen Leistungen gegenüber nichts anders aussprechen konnte als dahin, wieder einmal erkannt zu haben, was denn doch in der Hauptsache für die Kunst der Menschendarstellung das Ursprüngliche und allem Echte ist.

Berliner Chronik.

XIV.

Wir haben trotz der täglichen Regengüsse und der tagenden Kammer doch eine große geistige Dürre. Auch verlautet von Unterrichteten, daß des Pudels Kern, das Militärbudget, von der Kammer verworfen und zur Rückkehr des alten Landwehrsystems mit einem stehenden Heer von nur 130000 Mann der Antrag gestellt werden soll. Wir waren und sind keine Verfechter jener Regierungsvorlage gewesen, in der die Steigerung der Wehrkraft durch Ueberspannung der finanziellen Kräfte des Staats beantragt wurde, infolge dessen der Kriegsminister von Bonin in richtiger Würdigung der Verhältnisse abtrat; indessen kann kein Zweifel für die mit dem Staatsorganismus Vertrauten obwalten, um nicht zu wissen, daß das ursprüngliche Landwehrsystem, wie es von Scharnhorst seinerzeit zweckmäßig organisirt worden, sich jetzt überlebt hat und Zweckmäßigeres an die Stelle treten mußte. Ueberhaupt zeigt sich in diesem Punkte, wie leider in manchem andern, Unkenntniß der innern Verhältnisse des Staats und eine Principienreiterei, die ihrem eigenen Panier des „Fortschritts" untreu wird. Nicht nur alle Großmächte Europas haben ihre Streitkräfte reorganisirt und erhöht, auch die kleinern Staaten, wie Italien, Spanien, Schweden und Dänemark, thun ein Gleiches und gehen mit der Zeit und den Verhältnissen in ihrer militärischen Organisation vorwärts, und wir — und zwar die Fortschrittspartei — verlangen, obwol wir ganz Deutschland erobern wollen, zu dem veralteten, mittelmäßigen Wesen unserer Landwehr zurückzukehren! Wer die Galamitäten aus Erfahrung kennt, der sich bei den letzten Mobilmachungen herausstellten, wie tief dieselben in die Familienverhältnisse des Landmanns und Arbeiters einschnitten, indem man der Frau und den Kindern den Ernährer nahm, indessen der jüngern, noch ledigen Leute davon unberührt blieben, der ist zur vollsten Erkenntniß gekommen, daß das Institut der Landwehr, wie es damals in den aufgeregtesten Verhältnissen des Landes begründet wurde, für die heutige, friedlichere Zeit sich als durchaus unzweckmäßig erwiesen hat.

Was im Fall einer Verwerfung des Militärbudgets geschehen dürfte, darüber schwebt ein trübes Dunkel, und selbst die am Ruder sitzenden Räthe zucken bei dieser Frage die Achseln. Wir glauben, eine gewisse hohe Person schlägt in diesem Fall an ihren Degen, beruft sich auf die Nothwendigkeit der militärischen Kraft Preußens und ruft allen Behinderungen derselben ein Va banque! —

Doch lassen wir die leidige Politik — wenden wir uns zu dem wasserreichen Himmel! Stunde mir Hogarth's Pinsel zu Gebote, so malte ich Ihnen zu allgemeinem Ergötzen und Entsetzen einige Scenen des Unwetters aus, das von Frankfurt am Main, vielleicht vom Bundestag gebraut, am Sonntag gegen Abend sich hier uns entlud und die harmlosen Spaziergänger, die einmal gemerkt, ohne Schirm aus gehen zu können, in heimtückischer Weise überfiel. Jenen Pinsel habe ich nicht und nur mit der Feder muß ich versuchen, das Chaos zu schildern, das im Thiergarten entstand. Dem einigermaßen geborgenen Beobachter konnte es an den Untergang der Welt gemahnen. Nächtliches Dunkel breitete sich auf allen Wegen. Donner und Blitz, Sturm und Regen jagte die geängstigte Menge wild durcheinander, irgendein Obdach suchend, sorgte Jungfrauen mit nassen Gewändern verloren die Aeltern und liefen dem ersten Besten in die Arme. Wer Zeit und Lust zur Galanterie hatte und einen Schirm über das Haupt einer Verirrten zu spannen vermochte, für den — wir zweifeln nicht — kann dieser „Platzregen" ein neuer „Ehrenprocurator" geworden sein. Das sonst um 12 Uhr in der Nacht todte Berlin glich an diesem Abend der Seinestadt, denn alle seine Straßen waren von Heimkehrenden überflutet.

Ein zweiter Moment, der Berlin anregt, ist die Ankunft der persischen Gesandtschaft, welche unserm allergnädigsten Herrn die Insignien des Sonnen- und Löwenordens zu überbringen vom Schah von Persien beauftragt ist. An der Spitze steht der persische Bevollmächtigte am französischen Hofe, Hassan Ali Khan. Von der Cultur beleckt, haben die Herren ihre schöne Landestracht abgelegt; sie erschienen in der Soiree bei Minister von Bernstorff in schwarzen Beinkleidern und dunkelblauen halblangen Tuchüberröcken mit kleinem Stehkragen und einer Reihe Goldknöpfen. Nur die Kopftracht ist die specifisch persische: hohe Mütze von Schaffell, die sich noch aus den Zeiten der Turkomanenstämme des schwarzen Schöpfes in voller Geltung erhalten und der des weißen Schöpfes seit 1468 gewichen ist.

Merkwürdig ist, daß sie die Mode dieses auch für sie so nützlichen Thieres nie zu verbessern streben, auch die gegenwärtigen Mützen gleichen das Fell eines sehr culturlosen Schöpfes. Die Physiognomieen der Herren sind edel und ansprechend, demnach spricht es nicht für die Intelligenz, daß es selbst der bereits seit drei Jahren in Paris stationirte Hassan Ali Khan über „Bon jour, monsieur!" und „Adieu, monsieur!" nicht hinaus gebracht hat. Der Dragoman mußte alle Phrasen verdolmetschen. Unter den Wenigen, die sich hier in ihrer Muttersprache zu unterhalten vermochten, bemerkte man den überaus intelligenten Gesandten der Pforte, Aristarchi Bei, und den Dr. Brugsch, der bei der Expedition Minutoli's nach Persien betheiligt war. Leider konnte man den Gästen „Nurmahal" nicht vorführen. Aber man führte sie zu den Rosengärten von Schitab bei Potsdam, nach Charlottenhof, und vergnügte sie außerdem durch ein Exercitium der Garderegimenter. Hier sprach Hassan Ali dem Obersten des Regiments seine volle Bewunderung über die militärischen Leistungen aus und Nagar Agha verdolmetschte die verbindlichen Worte, bei welchen sich mit sehr vielen Verbeugungen vor den preußischen Offizieren empfahlen.

Ueberhaupt kann man sagen, daß die Unterhaltungen mehr mit Bücklingen als durch Worte gepflogen wurden. Bei dem Diner, das die Gesandten beim König gleich nach der Auffahrt hatten, zu der sie in drei königlichen Galaequipagen von ihrem Hotel aus abgeholt wurden, soll hinsichts der Conversation die Tafelmusik und in dieser die türkische Trommel das Beste geleistet haben.

Das nächste mal berichte ich über die Japanesen, für welche man ein Monstre-Concert im Victoriatheater vorbereitet, damit doch auch das größere Publikum sich an den neuen, dauchaufschlitzenden Fremden ergötzen kann. Diese Gesandtschaft soll übrigens den Zweck haben, den König zu ersuchen, daß die Eröffnung des mit Preußen im Namen des Zollvereins abgeschlossenen Handelsvertrags noch verschoben werden möchte, da die japanesische Regierung befürchtet, daß das Oeffnen ihrer Häfen für europäische Schiffe zu Aufständen im eigenen Lande führen könne, indem das Volk nichts von derartigen guten Freunden auf der übrigen bewohnten Erde wissen will. Die Petition soll dahin lauten, statt mit 1863, wie es der Graf Eulenburg'sche Vertrag besagt, erst mit 1870 die Verträge in Wirksamkeit treten zu lassen. England hat bis 1866 concedirt und Frankreich sich bereit erklärt, sich den Zugeständnissen der andern europäischen Mächte zu fügen.

Das Künstlerfest zu Siebeneichen.

* Im schönen Park von Siebeneichen, zwischen Meißen und Dresden gelegen, feierte am 3. Juli die dresdener Künstlerschaft, mit welcher sich die Elite der gebildeten Gesellschaft vereinigt hatte, ein ebenso seltenes als schönes Fest. Es galt, dem Meister Julius Schnorr von Carolsfeld eine Huldigung für sein Wirken und Weben darzubringen, wie sie einem deutschen Künstler wol nur selten widerfahren. Den Mittelpunkt des Festes bildete ein von dem talentvollen, seit längerer Zeit in Jena weilenden Adolf Stern mit allgemein anerkanntem Schwung und der königlichen Anregung gedichtetes Festspiel: „Die neuen Nelandeknappen", welches durch „Wahrheit", „Phantasie" und „That" — als Schnorr's künstlerische Eigenschaften — die Kunst aus den Banden des Zopfes und Aberwitzes erlösen, schließlich aber, geführt von Italia, Germania und der Kunst selbst, prachtvolle Züge nach Schnorr's größern Werken vor die Augen des Gefeierten und mehrerer tausend Zuschauer treten ließ. Im treuesten Costüm, mit aller Pracht und dem besten Geschmack ausgestattet, schritten die Gestalten aus Schnorr's Frieskbildern, aus den münchener Nibelungen und Kaisersälen, ein Zug von Meistern u. s. w. vorüber. Als Ehrengabe der dresdener Künstler wurde Schnorr ein schöner silberner Pokal, als Ehrengabe der leipziger seine Bilderbibel im kostbaren Einband überreicht.

Ein Nachzügler zur Weltausstellung.

*** Berlin. Noch haben wir nach London einen Tafelaufsatz entsendet, den die königliche Porzellanmanufactur ihren vorausgegangenen Kunstwerken anschließt. Dieser Spätling hat ein speciell historisches Interesse, denn Friedrich II. schenkte das Original der Kaiserin Katharina II. von Rußland nach dem Siebenjährigen Kriege. Wir sehen hier einen Thronbaldachin, den Säulen von Malachit und Gold — jedoch alles aus Porzellanmasse — tragen, unter welchem höchst reizend und graziös in einem goldgestickten Kleide mit Krone und Scepter und dem blauen Bande des St.-Andreasordens die noch jugendliche und sehr blonde Kaiserin sitzt. Allegorische und mythologische Figuren wie Mars und Minerva (Venus fehlt) bilden den Abschluß der weiten Thronhöhe. Ringsherum, vielleicht drei Zoll tiefer, stehen 36 Gruppen huldigender Unterthanen, und zwar von den reichsten und vornehmsten Kreisen des Landes bis zu den gefesselten Sklaven und den Völkern der asiatischen Steppe. Es sind 72 Figuren. Man staunt nicht sowol über den Figurenreichthum wie über die sondere und sorgsame Ausführung und über das Charakteristische, das in jeder Gruppe ausgedrückt ist. Die Figuren sind ungefähr 8—10 Zoll hoch und jede in dem bunten Kleide dargestellt, das ihr der Landestracht gemäß zukommt. Wäre die Malerei nicht eine überaus zarte, die Farbentöne weich und warm, so würde das Ganze ein buntes, das Auge verletzendes Gewirr sein; so aber ist es ein Kunstwerk seltenster Art, das, je länger man es ansieht, desto mehr sich Anerkennung erwirbt. Die Formen des alten Werkes waren zum größten Theil noch vorhanden, die fehlenden konnten nächst der Staffirung und den Farben, die den Gestalten zu geben waren, durch directe Anfragen in St.-Petersburg erforscht werden. Dieses Prachtwerk von neuem ins Leben zu rufen, war die Idee des Directors der Porzellanmanufactur, Kolbe, der, so hoffen wir, mit diesem historisch doppelt interessanten Kunstwerk sowol der Vorzeit wie der Gegenwart unserer Porzellanmanufactur ein rühmliches Denkmal gesetzt hat, das seine Anerkennung im Pleasureland hoffentlich auch — in einem Käufer finden wird.

Briefwechsel.

— *** in Paris. Angekommen.

— *** in London. Welches ist die Adresse für die Honorarsendung?

— H. K. zu Falkenberg bei Freienwalde. Die „nähere Verabredung" scheint auf die Voraussetzung zu gehen, die junge Dichterin könnte von ihrem lyrischen Talent materielle Vortheile gewinnen. Weder bei uns noch bei andern Blättern dürfte sich dafür eine Aussicht bieten.

— H. N. in Ansbach. Ein edler, idealer Sinn, der gewiß mit Beruf seine Befriedigung in sich selbst und findet. Doch ist das Gedruckte darum nicht originell genug, um auch für weitere Kreise Bedeutung beanspruchen zu dürfen.

— Durch die Buchhandlung von Eggers u. Comp. in St.-Petersburg erhielten wir im Auftrag des Hrn. Dr. von Jarcke zu Nischni-Nowgorod 40 Silberrubel (30 Thaler) für die Schillerstiftung und übergeben sie dem Fonds der vorsätzlichen Centralkasse.

(Ausgegeben am 17. Juli 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 30.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Die Wahrheit. Eine Erzählung. Viertes und fünftes Kapitel. — Die Zeit. Von Dr. Wundt. — Clement Ferrand. Von Ida von Düringsfeld. — Hölderlin im Roman. — Neue Gedichte VII. — **Neues aus der Welt.**

Die Wahrheit.

Eine Erzählung.

Viertes Kapitel.

Souvent femme varie,
Bien fol, qui s'y fie!

„Wohin soll ich nun meine Schritte lenken?“ fuhr Karl Stillfried in seinem Alleingespräch fort, während er so dahinrannte und die Straße auf- und abschaute. „Was soll ich, da mein Onkel mich verstoßen hat und meine Principale mich fortgejagt haben, nun beginnen? Je eher ich der Sache ein Ende mache und ins Irrenhaus komme, desto besser wird es sein. Dort habe ich wenigstens Kost, Logis und Bedienung. Dort wird man mich nicht hinauswerfen, weil ich die Wahrheit spreche; im Gegentheil, je mehr Wahrheit ich spreche, desto länger kann ich darauf rechnen, da zu bleiben, denn für desto verrückter wird man mich halten. Ich lobe mir daher das Irrenhaus — hoch lebe das Irrenhaus!“

„Ein armer Mann bittet um einen Dreier!“ sagte in klägtichem Tone ein blasser, halbverhungerter Bettler, der dicht neben ihn trat.

„Ich bin selbst ein armer Mann“, antwortete Karl in immer mehr zunehmender Ueberreizung. „Ich bin außer Arbeit.“

„Lieber Mann, ich bin es auch!“

„Es ist nicht meine Schuld.“

„Und die meinige auch nicht.“

„Ich habe eine Frau und acht Kinder und sechs davon liegen an den Masern.“

„Dann muß ich Euch freilich sehr bedauern, aber, aufrichtig gesagt, ich bekomme Furcht, Ihr steckt mich am Ende auch damit an — Macht lieber, daß Ihr fortkommt!“ rief Karl Stillfried, indem er dem Bettler eine Silbermünze zuwarf und sich dann in das nahe gelegene, ihm wohlbekannte Gasthaus zum „Grünen Baum“ begab, wo er sich ein Zimmer geben ließ. In diesem verwahrte er sein Packet, um es im Laufe des Nachmittags an seine Bestimmung zu befördern, und ging mittlerweile, seiner Verlobten einen Besuch abzustatten.

Luise war die Nichte einer wohlhabenden Putzmacherin in der nächsten Straße und muthmaßliche Erbin des Ladens, des Geschäfts und des ersparten Kapitals. Sie war eine kleine niedliche Person mit feiner weißer Haut, rosigen Wangen, blauen Augen, gelbem Haar, runden vollen Formen und stets so gekleidet, daß sie dem Putzladen als wandelnde Annonce dienen konnte. Ihre Aufgabe war, im Laden zu sitzen, den Kunden die neuen Moden vorzulegen und sie zu unterhalten, bis ihre Tante aus dem innern Zimmer, in welchem die Arbeiterinnen saßen, herbeikam.

Sie verstand diese Aufgabe in sehr trefflicher Weise zu lösen und besaß, was ihrem Vortheil betraf, durchdringenden Scharfblick. In andern Beziehungen jedoch war ihre Intelligenz eine sehr mäßige und ihre Bildung eine in der That nur sehr oberflächliche.

Seit ungefähr einem Jahr war sie mit Karl Stillfried verlobt, welcher als erster Commis bei Schulze, Müller und Meyerheim und als Erbe des alten reichen Christian Gottlieb Stillfried von Mädchen ihrer Klasse als eine gute Eroberung betrachtet ward. Luise hatte deshalb die Angel nach ihm ausgeworfen und Karl, der von Natur gutmüthig und gefällig war, hatte sehr bald — „angebissen". Der Schauplatz war der Kaufladen der Herren Schulze, Müller und Meyerheim gewesen, welchen Luise oft besuchte, um Einkäufe zu machen. Und nun waren sie verlobt und die Hochzeit war auf den ersten des nächstfolgenden Monats festgesetzt.

Karl war so tief für sie eingenommen, daß er ihre persönliche Erscheinung für ihr eigentliches Ich hielt und aus ihren weichen, runden Formen und blauen Augen auf eine liebreiche Gemüthsart, aus ihrer phlegmatischen Unbeweglichkeit auf Beständigkeit und häuslichen Sinn schloß. Er hatte noch nicht einmal angefangen zu argwohnen, daß alles das bei ihr weiter nichts bedeutete als Trägheit, Egoismus und Selbstsucht. Jetzt war er auf dem Wege, ihrem, wie er meinte, zärtlichen und treuen Herzen die große Bedrängniß anzuvertrauen, in welche er gerathen war.

Sie empfing ihn wie gewöhnlich in dem kleinen Vorderzimmer über dem Kaufladen, wo sie täglich unter Spitzenvorhängen und andern dergleichen luftigen und leichten Draperien saß wie eine hübsche kleine Spinne in einem eleganten kleinen Netz, um verlockende Putzgegenstände zur Schau zu legen und weibliche Fliegen zu umstricken.

Sie trug ein weites, wallendes, rosenfarbenes Kleid, welches ihr das Aussehen einer großen, vollaufgeblühten Rose gab. Sie saß an dem in der Mitte des Zimmers stehenden Tische und war beschäftigt, einen pariser Modellhut zu copiren, der auf einem kleinen Gestell vor ihr stand. Außer ihr war bei Karl's Eintreten sonst niemand weiter im Zimmer.

„Nun, kommst du endlich?" sagte sie, ohne sich von ihrem Platze zu erheben.

„Ja", entgegnete er, indem er ermüdet auf einen Stuhl niedersank.

„Wo warst du denn gestern Nachmitt... Wahrscheinlich bei deiner Freundin Mam... Walter?"

„Ich war in der Kirche", entgegnete K... indem er überrascht aufblickte. „Ich wünsc... Magister Sturm, den neuen Nachmittagspredi... zu hören und —"

„Ja, ja, und bei dieser Gelegenheit ... Mamsell Walter zusammenzutreffen. Ich ... schon gehört, daß das Publikum dieses Kan... donnerers hauptsächlich aus Ladendienern ... Dienstmädchen besteht."

„Ich weiß nicht, was du damit sagen w... Luise. Magister Sturm ist kein Kanzeldonn... und hat Zuhörer aus allen Klassen, von den ... nehmen Herrschaften bis allerdings zu G... fegern und Lumpensammlern herab."

„Mamsell Walter mit inbegriffen!"

„Warum nennst du fortwährend diesen ... men, Luise? Du scheinst etwas gegen mich ... haben, obschon ich mir durchaus nicht bewußt ... dir etwas zu Leide gethan zu haben. Was ... du denn?"

„O du glaubst wahrscheinlich, ich wüßte n... wie du es treibst; aber ich erfahre alles!"

„Luise, du überhäufst mich mit unverdie... Vorwürfen, während ich gerade jetzt ganz be... dere des Trostes bedarf —"

„Ja, ja, ich kann mir es wol denken' ... hast Mamsell Walter beleidigt — ist es nicht ...

„Allerdings."

„Na, da siehst du ja' Bei mir brauchst ... keinen Trost zu suchen' Geh' lieber und s... dich wieder mit ihr aus, dieser ausgezeich... Person, welche deine Mutter sein könnte!"

„Luise, du beleidigst mich!" rief der j... Mann in so erzürntem Tone und mit so dun... rother Stirn, daß Luise ein wenig erschrak. ... hatte von der Geschichte, welche die alte Kam... zose ihr angedeutet, natürlich kein Wort gegl... gleichwol aber dieselbe benutzt, um dadurch ... Sucht, andere zu ärgern und zu kränken, zu ... friedigen. Sie bot ihm daher die Hand und s...

„Na, wenn du Mamsell Walter auch ... wirklich Aufmerksamkeiten erwiesen hast, so ... ich doch guten Grund, es zu glauben. Sie ... heute morgen hier und sagte ganz außer sich ... Wuth, du hättest ihr eine Liebeserklärung ... macht."

„Wie? sie sagte —"

„Nun, wenn sie es auch nicht geradezu s... so gab sie es doch zu verstehen."

„Was sagte sie denn eigentlich?"

Luise erzählte es ihm.

„Und nun will ich dir sagen, wie die Sache eigentlich war", entgegnete Karl und erzählte den Auftritt, der zwischen ihm und dem alten Kammermädchen stattgefunden hatte.

Luise lachte herzlich. Sie war schadenfroh genug, um über die bittern Wahrheiten, welche die pupsüchtige Zofe anzuhören bekommen, lebhaftes Vergnügen zu empfinden. Als sie sich satt gelacht hatte, trocknete sie sich die thränenden Augen, blickte auf und fragte:

„Aber was um aller Welt willen bewog dich denn, ihr so etwas zu sagen?"

„Sie fragte mich und ich mußte die Wahrheit antworten."

„Aber, mein Himmel, die Wahrheit darf man nicht immer sprechen — es wäre unklug. Du hast dir die vertraute Dienerin des reichen Fräulein Ehrenreich zur Todfeindin gemacht und sie wird nun ihre Herrin bereden, in eurem Laden nichts mehr zu kaufen — und in dem meinigen vielleicht auch nicht."

„Das halte ich allerdings für sehr wahrscheinlich, Luise! Uebrigens ist dies auch nicht die einzige Unannehmlichkeit, welche ich mir im Laufe des heutigen Vormittags zugezogen habe", seufzte der junge Mann.

„So? — Was gibt es denn noch?"

Karl erzählte nun die Frühstücksscene zwischen ihm und seinen Verwandten.

„Und", schloß er, „weil ich zur Antwort auf die mir gemachten Bemerkungen gestand, daß ich, wenn mein Onkel und meine Tante stürben, nicht ganz untröstlich sein und das Erbtheil, welches ich von ihnen erwartete, mich über ihren Verlust trösten helfen würde, hat mein Onkel mich aus dem Hause gewiesen und enterbt."

Jetzt lachte Luise nicht. Sie ermaß sofort den pecuniären Nachtheil, welchen sie als Karl's Gattin durch den Verlust dieser Erbschaft erleiden würde. Die Röthe des Mißvergnügens überzog ihre Wangen und sie nahm den Ton berechtigten Zornes an, indem sie antwortete:

„Das ist dir ganz recht! Es war auch wirklich abscheulich lieblos, grausam und unnatürlich von dir, deinem Onkel und deiner Tante so etwas zu sagen — noch dazu einem so reichen Onkel, dessen einziger Neffe du bist! Ich begreife nicht, was auf einmal in dich gefahren sein muß. Warum sagtest du nur so etwas?"

„Weil ich gefragt ward und die Wahrheit antworten mußte, wie ich dir schon vorhin sagte."

„Und wie ich dir schon vorhin sagte: man darf die Wahrheit nicht immer sprechen! In dem vorliegenden Falle war es geradezu schlecht, die Wahrheit zu sagen — besonders einem so reichen Verwandten. Wenn meine Tante zu mir sagt: «Ach, Luise, liebes Kind, was würden wir wol beginnen, wenn du mich verlörest?» Dann antworte ich nicht etwa: «Ich würde mich ohne dich weit besser befinden, Tante, weil dann das ganze Geschäft mir gehörte» — obschon dies die Wahrheit wäre — denn wenn ich so etwas sagte, so würfe sie mich sofort zur Thür hinaus und es geschähe mir daran auch ganz recht. Nein, ich antworte vielmehr: «Ach, Tante, sprich doch nicht davon! Du brichst mir das Herz! Wenn du stürbest, so weinte ich mir die Augen aus und härmte mich binnen wenig Wochen zu Tode!»."

„Und glaubte sie das?"

„Sie glaubt, daß ich wenigstens dies denke und daß meine Worte vollkommen aufrichtig gemeint seien. Deswegen gewinnt sie mich immer lieber und schließt immer mehr zusammen, um es mir einmal zu hinterlassen."

„Luise, deine Worte setzen mich in Erstaunen! Ich hätte nicht geglaubt, daß du so gefühllos und falsch sein könntest", sagte der junge Mann in entschiedenem Tone.

„Es ist nicht Falschheit, sondern Klugheit und gutmüthige Rücksicht gegen Verwandte. So schlecht ich aber auch sein mag, mein lieber Tugendheld, so bin ich doch nicht so schlecht, daß ich Personen, die mich erzogen und die für mich gesorgt, aufs bitterste kränken sollte, wie ein gewisser jemand getban hat", bemerkte Luise in gereiztestem Tone.

„So wird am besten sein, wenn ich dir gleich alles mittheile, Luise, denn der Bruch mit meinem Onkel ist nicht das einzige Unglück, welches mich heute getroffen hat", sagte der junge Mann zaghaft.

„Nun, was gibt es denn sonst noch? Nach dem, was ich schon gehört, bin ich auf alles gefaßt!"

Karl erzählte ihr die Ereignisse des Morgens in seinem Geschäftslokal und schloß mit den Worten:

„Auf diese Weise, Luise, habe ich blos deswegen, weil ich die an mich gestellten Fragen der Wahrheit gemäß beantwortete, meine Stelle verloren."

„Und das ist dir doppelt recht! Ich glaube,

Erſter Gaſt.

Mehrere unbezahlte Rechnungen darunter. Nicht wahr, das iſt Lord Buckingham junior.

Dritter Gaſt.

Prächtige Cavaliere! Sie reiten um den Platz herum!

Erſter Gaſt.

Sieh 'nmal, voraus ein Mohr auf einem Schimmel! zwei nachgemachte Türken; Kleider machen Leute! Das da, Marquis Douglas, eben erſt von Paris gekommen, voll Schelmenſtreiche. Lord Marwell, Lord Pickington — was bin ich froh, daß ich für dieſe Leute nicht zu arbeiten habe.

Zweiter Gaſt.

Sie leben vom Spielen und den jungen Kaufmannsſöhnen. Die drängen ſich an die Adlichen heran und halten ſie frei. So'n Maſter Wyſe iſt froh, von einem Marwell gegrüßt zu werden und die Ehre zu haben, Gläubiger von einem jungen Herzog zu ſein. Die in der Mitte ſind aber wahrhaftig ſchlechte Reiter! (Mehrere lachen.)

Erſter Gaſt.

Das wollen Cavaliere ſein. Reiten iſt keine Kunſt, aber man muß ſie gelernt haben. Straf' mich Gott, das ſind —

Zweiter Gaſt.

Ihr verſteht Euch auf den Schnitt, haha! mir däucht — zum Henker —

du hast den Verstand verloren!" rief Luise. „Hattest du denn die Absicht, das Geschäft deiner Principale geradezu zu ruiniren? Ich für meine Person würde es ihnen durchaus nicht verdenken, wenn sie dich wegen Verleumdung und Geschäftsbeeinträchtigung gerichtlich belangten. Was willst du denn nun beginnen?"

„Das weiß Gott! Ich weiß es nicht."

„Und ich", bemerkte Luise, „weiß nur so viel, daß du, wenn du nur die mindeste Rücksicht auf mich nähmst, gewiß nicht auf eine Weise gehandelt haben würdest, welche dich innerhalb vier Wochen vor unserer Vermählung an den Bettelstab bringt."

„Tadelst du mich, daß ich die Wahrheit gesprochen?"

„Die Wahrheit!" rief Luise im höchsten Grade aufgebracht und ergrimmt. „Ja wohl tadle ich dich deswegen! Es war reiner Wahnsinn von dir, den Kunden die Wahrheit zu sagen! Ich glaube gar nicht, daß dieselben das Recht haben, die Wahrheit zu erfahren. Wenn ich unsern Kunden die Wahrheit sagen wollte, so könnten wir morgen in Gottes Namen unsern Bankrott anmelden. Die Wahrheit! Diesen Hut, den ich hier fertige, verkaufe ich für das Doppelte, was er werth ist, indem ich sage, es sei ein pariser, und er ist auch wirklich so gut wie ein solcher, da er nach einem dergleichen gefertigt ist. Wenn man Geschäfte machen und in der Welt vorwärts kommen will, so darf man es mit der Wahrheit nicht so genau nehmen."

„Schlimm genug!" sagte Karl niedergeschlagen.

„Und was dich betrifft, mein lieber Wahrheitsapostel, so muß ich mich über deine plötzliche Gewissenhaftigkeit wirklich verwundern", fuhr Luise fort. „Mir hast du im Laufe unserer Bekanntschaft Lügen genug gesagt, das weiß der Himmel!"

„Ich! Ich hätte dir Lügen gesagt?" stand Karl schon im Begriff auszurufen, plötzlich aber besann er sich, daß er im Feuer seiner Zuneigung für Luisen oft Ausdrücke der Liebkosung und Bewunderung gebraucht hatte, welche nicht thatsächlich verbürgt waren. Er hatte während dieser Anwandlungen von momentanem Wahnsinn sie seinen Engel, sein Leben, seine Seele genannt, während sie doch keins von diesen Dingen war und keins davon sein konnte, sondern blos eine hübsche runde kleine Blondine, der er allerdings sehr zugethan war. Der Wahrheitsfreund sah sich demgemäß genöthigt, zu antworten:

„Ja, Luise, ich habe Unwahrheiten gesa… aber ich will es nicht wiederthun!"

„Das muß ich sagen!" rief Luise entrüst… „Dann war es also auch eine Unwahrheit, … du sagtest, du liebtest mich?"

„Nein, Luise, dies war die Wahrheit, d… ich liebe dich wirklich!"

„So! Nun, was meinst du denn, wenn … sagst, du hättest mir Unwahrheiten gesagt?"

„Ich habe dich mehrmals für das schön… Mädchen von der Welt erklärt und dies … unwahr, denn du bist es nicht!"

„Nicht übel! — Ferner?"

„Ich habe dich einen Engel genannt, … natürlich auch nicht wahr ist."

„Hm! — Weiter im Text!"

„Ich habe dich »mein Leben« und »meine Seel… genannt, während du doch ebenfalls keins von beid… bist, liebe Luise — aber, nimm mir's nicht übel —

„Du sagtest mir auch mehr als einmal, … würdest sterben, wenn ich dich nicht heirathe… Wahrscheinlich war das eben so erlogen wie d… Uebrige! Wie?"

„Allerdings."

„So! — Nun — nach diesem Geständn… hoffe ich, daß du deinen Hut nehmen und … entfernen wirst?"

„Nein, liebe Luise, das werde ich nicht thu… Du mußt dich aber jetzt begnügen, die ei… Wahrheit zu hören. Du bist allerdings … Engel und deine Schönheit, aber dennoch ein … hübsches junges Mädchen, und obschon nicht … radezu mein Leben von deiner Beständigkeit … hängt und ich mich nicht todtgrämen würde, wen… du dein Wort zurücknähmst, so sollte es mir d… sehr leid thun, wenn irgendetwas geschähe, w… unsere Trennung zur Folge hätte. Es ist me… fester Vorsatz, dir als Geliebter wie als Ga… in Worten und Werken stets treu zu sein", sag… Karl in eindringlichem Tone.

„Ei, das ist ja für mich sehr schmeichelha… Jetzt wenigstens sprichst du wol nur die Wah… heit?" entgegnete Luise in spöttischem Ton…

„In dieser Beziehung habe ich stets die Wah… heit gesprochen — nämlich, daß ich niemals … Absicht hatte, dich zu hintergehen. Jene üb… schwenglichen Ausdrücke der Bewunderung u… Zuneigung aber waren, obschon nicht buchstäbli… wahr, doch im schlimmsten Falle nur die zärtliche… Uebertreibungen eines aufrichtig Liebenden", sag… Karl im Tone der Entschuldigung.

„Entweder hast du mich niemals geliebt od…

du liebst mich jetzt nicht mehr, sonst würdest du nicht glauben, daß jene Ausdrücke überschwenglich oder mit andern Worten für mich zu gut gewesen seien! Wahrscheinlich liebst du eine andere!"

Karl schwieg, denn seine Gedanken drehten sich um etwas, was ihm nicht ganz klar war: nämlich den Zustand seines eigenen Herzens. Nach einer Weile antwortete er der Wahrheit gemäß:

„Nein, Luise, es gibt niemanden auf der Welt, den ich so liebte wie dich!"

„Du sagst dies in sehr langsamem und zweifelhaftem Tone", entgegnete sie, „und ich sehe recht wohl, wie die Sache steht. Es gibt eine Person, die dir besser gefällt als ich und die du mehr lieben würdest als mich, wenn du nicht gebunden wärest. Ist das nicht die Wahrheit?"

Karl ward blutroth und unmittelbar darauf marmorbleich, während er in langsamem, unsicherem Tone antwortete:

„Luise, wenn du diese Frage gestern an mich gethan hättest, so hätte ich sie mit Nein beantwortet und dir damit eine angenehme, im gewöhnlichen Leben für erlaubt geltende Unwahrheit gesagt; heute aber rede ich nur die strenge Wahrheit und antworte daher: ‚Ja'."

„Aber warum nimmst du dann nicht deinen Hut und gehst, wie ich dir schon vorhin sagte?" rief Luise mit einer Entrüstung, die, wie wir hiermit selbst einräumen müssen, eine sehr natürliche war.

„Weil ich dir erst die Sache auseinandersetzen muß, Luise!" entgegnete Karl. „Vielleicht verstehst du mich dann besser und wünschest nicht, daß ich gehe. Höre mich an, theure Luise, denn du bist mir wirklich theuer! Wärst du es nicht, so würde ich dich nicht so nennen. — Wir Menschen sind der Mehrzahl nach Wesen, welche oft nach dem streben, was unerreichbar ist. Ich für meine Person habe während der Jahre von meinem Knaben- bis zum Mannesalter ein liebliches kleines Mädchen zu einer liebenswürdigen Jungfrau heranwachsen sehen. Sie ist schön, ohne eitel, klug und gebildet, ohne pedantisch, reich, ohne stolz zu sein — ein vollkommenes Wesen, Luise, wenn es jemals in dieser Welt eins gegeben hat —"

„Nun, so geh' zu dieser Person und sage ihr dies, anstatt hier zu stehen und mich durch diese Lobreden auf sie zu beleidigen!"

„Laß mich ausreden, Luise! Du verlangtest von mir die Wahrheit und ich sage sie dir offen und ehrlich. Diese edle, herrliche Dame ist nicht für mich — ihre Stern ist vielleicht bestimmt, eine Grafenkrone zu tragen. Niemals erniedrigte ich sie durch den familiären Gedanken, sie zu meinem Weibe zu machen, und deshalb wagte ich auch nie, sie zu lieben —"

„Nein, das halte ich nicht mehr aus! Also der Heirathsantrag, der für mich nach deiner Meinung eine Schmeichelei sein mußte, wäre, wie du sagst, eine Entwürdigung, wenn er jener Person gemacht würde! Nein, dies ertrage ich nicht länger! Hier, mein Herr, nehmen Sie das Unterpfand Ihres Wortes zurück und verlassen Sie augenblicklich das Haus!" rief Luise im höchsten Grade aufgebracht, indem sie den Verlobungsring vom Finger riß und auf die Diele warf.

„Aber so höre mich doch, Luise, und wenn du mich richtig verstehst, so wirst du sehen, daß du durchaus keinen vernünftigen Grund zur Eifersucht hast! Jene edle junge Dame, bei deren Namen ich niemals an Liebe oder Heirath auch nur gedacht habe, ist mir ein Leitstern gewesen und hat mich sogar würdiger gemacht, dein Gatte zu werden —"

„Ich sehe nichts davon und weiß es ihr auch keinen Dank!"

„Ich will mich näher erklären, dann wirst du es ihr vielleicht Dank wissen — Wir waren in unserer Kindheit Schul- und Spielgenossen und auch jetzt noch interessirt sie sich, wie ich glaube, trotz der großen Veränderung, die in ihren äußern Verhältnissen stattgefunden hat, noch fortwährend für mein Wohlergehen auf die freundschaftlichste Weise. Oft, Luise, in mancher Stunde der Versuchung und Gefahr, hat daher der Gedanke an sie — der Gedanke, daß sie meine Schwäche oder Thorheit erfahren würde, mich vor Schuld und Unheil bewahrt. Dies, Luise, ist es, was diese Dame für mich gethan hat — nicht mehr und nicht weniger. Nimm daher deinen Ring zurück und glaube mir, daß ich dir treu sein werde so lange, als du meine Treue annimmst!" sagte Karl, indem er den Ring aufhob und ihr ihn wieder an den Finger zu stecken versuchte.

Sie entriß ihm aber heftig ihre Hand, warf den Ring zum Fenster hinaus und rief:

„Nein, ein halbes Herz mag ich nicht, ebenso wenig als eins aus zweiter Hand! Geh' nur zu deiner Unvergleichlichen! Wir haben nichts mehr miteinander gemein! Ich hatte niemals eine sehr hohe Meinung von dir, nun aber weiß ich, daß auch gar nichts an dir ist! Eigentliche Liebe

fühlte ich ohnehin nicht für dich und jetzt haſſe und verachte ich dich! Ich bitte Sie daher nochmals, mein Herr, gehen Sie und verlaſſen Sie das Haus, damit ich nicht erſt genöthigt bin, die Polizei zu Hülfe zu rufen!"

Dies wurde in ſehr leidenſchaftlichem Tone geſprochen, aber es lag dabei zugleich in Luiſens Blicken und Worten ein giftiger, boshafter Ausdruck, der in Bezug auf ihre wirkliche Meinung und ihren wahren Charakter in Karl's Gedanken keinen rettenden Zweifel mehr übrig laſſen konnte. Der ganze Auftritt war ihm wie eine plötzliche Offenbarung. Er erhob ſich mit Würde und ſagte:

„Leb' wohl, Luiſe! Du biſt nicht die Luiſe, für welche ich dich hielt! Ich habe mich in dir ebenſo ſehr getäuſcht, als du dich in mir getäuſcht zu haben vorgibſt! Dank ſei dem Himmel, daß der Irrthum noch zeitig genug ſich herausgeſtellt hat! Ich danke auch dir, Luiſe, für meine wiedergeſchenkte Freiheit! Ja, es iſt eine bittere Lehre, aber eine heilſame!" ſetzte er hinzu, wiſchte ſich raſch einige Thränen der Entrüſtung von den Augen, drehte ſich um und verließ das Haus.

„Dem Himmel ſei Dank, daß ich ihn los bin! Jetzt, wo ſein Onkel ihn verſtoßen und er ſeine Stelle eingebüßt hat, beſitzt er ja gar nicht einmal die Mittel, um nur ſich ſelbſt, geſchweige denn eine Frau zu ernähren! Wenn ich ihn jetzt heirathete, ſo müßte ich ihn ernähren. Das fällt mir aber nicht ein und ich wäre ſehr albern, wenn ich es thäte, beſonders da er mit einer Dame bekannt iſt, die er ſo unendlich hoch über mich ſtellt! Ich möchte wiſſen, wer ſie iſt! Doch gleichviel — es kommt nichts darauf an! Ich werde Sorge tragen, ſeinen Freund, den hübſchen Franz, wiſſen zu laſſen, daß ich nun frei bin, denn der iſt ein Mann, welcher für mich eine weit beſſere Partie wäre als Karl!"

Und während dieſes Alleingeſprächs nahm Luiſe wieder an ihrem Arbeitstiſche Platz, um den pariſer Hut vollends fertig zu machen.

Mittlerweile ging Karl, noch ganz erfüllt von ſchmerzlichem Erſtaunen über die Selbſtſucht, Härte und Falſchheit in Luiſens Gemüth, wie dieſes ihm ſich jetzt auf einmal gezeigt hatte, ſeines Weges weiter. In ſeinem tiefen Hinbrüten gewahrte er nicht, daß ein Mann von dem entgegengeſetzten Ende der Straße auf ihn zukam, ſodaß er beinahe an ihn angerannt wäre.

„Hoho, Karl! Biſt du wirklich ſo toll geworden, wie die Leute ſagen?" rief der Begegnende raſch ausweichend.

„Ach Franz, du biſt es? Nimm es mir nicht übel!"

„Nein, nein, durchaus nicht! Nun, wie ſteht's?"

„Ach, lieber Franz, ich habe noch nicht ſo Stunden lang die Wahrheit geſprochen und ich habe ich mich mit meinem Onkel, mit meinen Principalen und mit meiner Verlobten entzweit."

„Sagt' ich's dir nicht?" entgegnete Franz. „Wenn du dich nicht bald zuſammennimmſt, ſitzeſt du, ehe noch weitere ſieben Stunden vergehen, im Irrenhauſe! Deine gute alte Tante iſt ſchon bei Schulze, Müller und Meyerbeer geweſen, um ſich nach dir zu erkundigen. Die Geſchichte, die man ihr dort erzählt hat, iſt, wie du dir leicht denken kannſt, durchaus nicht geeignet geweſen, ſie zu beruhigen. Sie iſt überzeugt und hat auch deine Principale überzeugt, daß du vollſtändig übergeſchnappt biſt, wie es genannt, und man hegt jetzt die größte Beſorgniß, daß du dir am Ende ſelbſt etwas Schlimmes zufügſt."

„Dieſe letztere Beſorgniß iſt auch durchaus nicht unbegründet", bemerkte Karl. „Ich glaube ich habe mir in den letzten ſieben Stunden ſo Schlimmes zugefügt, als ein Menſch dadurch daß er einfach die Wahrheit ſpricht, ſich möglicherweiſe nur zufügen kann."

„Das mag wol ſein, lieber Freund", entgegnete Franz, „und das Ding kann nun nicht zu Ende geſpielt werden. Was willſt du beginnen, Aermſter? Der ganze Stadttheil iſt durch das Gerücht, daß du plötzlich den Verſtand verloren haſt, ſchon in nicht geringe Aufregung verſetzt. Man ſucht dich überall, um dich anzuhalten, einer ärztlichen Unterſuchung unterziehen zu laſſen. Da du nun dein Wort gegeben haſt, dich vor Ablauf dieſer Woche in keine Erklärung deines Benehmens einzulaſſen, ſo mußt du entweder das Weite ſuchen oder ins Irrenhaus ſpazieren. Laß den Scherz jetzt ſein!"

„Nein, ich werde es darauf ankommen laſſen", ſagte Karl von Zorn ergriffen. „Da ich indeß noch einen Geſchäftsgang abzumachen habe, ſo will ich vor allen Dingen dieſen beſorgen."

„Lieber Freund, ſei vernünftig! Hörſt du mich nicht!" rief Franz, aber vergebens, der Waffenfreund war verſchwunden.

Karl kehrte in das Gaſthaus zurück, ſtärkte ſich durch ein Beefſteak und ein Glas bairiſches Bier, nahm dann ſein Packet, rief einen vorüberfahrenden Omnibus an, ſprang hinein und fuhr mit demſelben hinaus nach der ziemlich

fernten Vorstadt, in welcher Helene Ehrenreich, die reiche Erbin, eine schöne Villa als ihr Eigenthum bewohnte.

„Und nun, Helene", sagte Karl während der polternden Fahrt bei sich selbst, „nun, du sanfte, edle Helene mit deinem reinen Gemüth, wirst auch du deinem alten Schulkameraden die Thür weisen, weil er die Wahrheit spricht? Das verhüte der Himmel!"

Nach einer etwa halbstündigen Fahrt hielt Karl am Eingange eines schattigen Heckenwegs ab, auf welchem er sehr bald das liebliche kleine waldige Thal erreichte, in welchem Helenens Villa stand.

Sechstes Kapitel

Der Lehrer

Helene Ehrenreich, die jetzige reiche Besitzerin der Villa, war die einzige Tochter des alten Lehrers, von welchem Karl Stillfried den ersten Schulunterricht erhalten hatte. Da der alte Ehrenreich seine Tochter ebenfalls selbst mit unterrichtete, so waren Helene und Karl Schulgenossen bis zu der Zeit gewesen, wo Karl bei Schulze, Müller und Meyerheim als Lehrling eintrat und Helene ihrem Vater als Hülfslehrerin zur Seite stand. Dabei blieben sie fortwährend gute Freunde, bis an einem stillen Herbstnachmittag der gute alte Lehrer die Ruhe, von der er nur selten Gebrauch gemacht, fallen ließ, mit dem Kopfe langsam auf sein Pult nieder und in den Schlaf sank, von welchem er nicht wieder erwachte.

Nach dem Tode ihres Vaters sah Helene sich genöthigt, sich durch Unterrichtertheilen ihr tägliches Brot zu verdienen. Mit dieser undankbaren Aufgabe mühte sie sich ein Jahr nach dem andern, bis sie an einem kalten, unfreundlichen Winterabend, nachdem sie für diesen Tag die letzte Unterrichtsstunde ertheilt, bei ihrer Nachhausekunft eine gerichtliche Vorladung vorfand, in deren Folge sie am nächsten Tage an Amtsstelle die unerwartete Kunde vernahm, daß sie, die bis jetzt nur Armuth und Mangel gekannt, nun auf einmal die Gegensätze des Reichthums kennen lernen sollte. Ihr Großonkel, der als junger Mann nach Amerika ausgewandert, war kürzlich dort mit Hinterlassung eines Vermögens von mehreren hunderttausend Thalern gestorben, welches nun, da er weder Weib noch Kind besessen, Helenen als seiner nächsten Erbin zufiel.

Helene war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt, sodaß sie jetzt das ihr zugefallene Erbe selbstständig übernehmen und verwalten konnte. Sie nahm die ihr dadurch gebotenen Vortheile mit der Schüchternheit eines sanften Gemüths, welches die bittere Schule widriger Schicksale durchgemacht hat. Die Liebe zum Landleben bewog sie, die geräuschvolle Stadt zu verlassen, während doch auch zugleich die Anhänglichkeit an ihre alten Freunde und Nachbarn sie abhielt, weit fortzugehen. Deshalb kaufte sie diese gerade zum Verkauf ausgebotene Villa und lud eine arme Verwandte, die Witwe eines Landgeistlichen, ein, diesen Aufenthalt mit ihr zu theilen.

Sie richtete sich in ihrem Hause mit eleganter Einfachheit ein und wählte eine Lebensweise, die viel anspruchsloser war, als wozu ihr Reichthum sie eigentlich berechtigt hätte. Es geschah dies aus Rücksicht auf jene alten schlichten Freunde und Nachbarn, an welchen sie immer noch mit so großer Liebe hing und welche sie fortwährend in ihre Villa einlud und bewirthete und die sie nicht durch eine allzu große Ungleichheit in ihrer beiderseitigen Lebensweise von sich zu scheuchen wünschte. Der auf diese Weise sich herausstellende Ueberschuß ihres Einkommens ward wohlthätigen Zwecken gewidmet.

Vergebens suchten die Damen der höhern Stände, welche einen Sohn oder Bruder in dem Besitz einer so schönen und reichen jungen Erbin zu sehen wünschten, die reiche junge Erbin mit in ihre Cirkel zu ziehen. Helene besaß zu viel wahre Würde und Selbstbewußtsein, um auf dergleichen Annäherungsversuche das mindeste Gewicht zu legen und war für dergleichen vollkommen unzugänglich.

Helene war zu der Zeit unserer Erzählung seit drei Jahren im Besitze ihres Vermögens und folglich jetzt fünfundzwanzig Jahre alt. Ihre Gestalt war hoch, schlank und zierlich geformt. Ihr bleiches ovales Antlitz war von dunkelbraunem Haar beschattet und durch große braune Augen erleuchtet. Ihre unter angestrengter Arbeit und Entbehrungen verlebte Jugend hatte ihren schönen Zügen und anmuthigen Geberden einen Ausdruck von Ernst mitgetheilt, den man eigentlich nur von einem vorgerückteren Lebensalter erwartet hätte.

Sie saß an diesem Nachmittage allein in ihrem kleinen Salon, als ihr Diener eintrat und ihr meldete, daß Herr Karl Stillfried mit den von ihr bei Schulze, Müller und Meyerheim bestellten Kleiderstoffen da sei.

„Laß Herrn Stillfried eintreten und trage das Packet zu Mamsell Walter!“ ſagte Helene.

Der Diener ging hinaus und gleich darauf trat Karl Stillfried ein.

Helene erhob ſich, ging ihm über die ganze Breite des Zimmers entgegen, bot ihm die Hand und ſagte lächelnd:

„„Schon ſeit drei Jahren wohne ich hier und dies iſt das erſte mal, daß Sie mich beſuchen! Iſt das wol recht von einem alten Freund?“

„Unter den obwaltenden Umſtänden allerdings, Fräulein Ehrenreich“, antwortete der Wahrheitsapoſtel.

„Aber warum?“ fragte Helene, indem ſie ſich auf ein Sofa niederließ und ihn durch eine Geberde aufforderte, neben ihr Platz zu nehmen.

„Die Ungleichheit unſerer Stellung, Fräulein Ehrenreich, ſcheint die Fortdauer unſerer Bekanntſchaft zu verbieten.“

„Da frage ich wieder: Warum? Ich ſehe den Grund nicht ein!“

„In der Sphäre, in welcher Sie ſich jetzt bewegen, Fräulein Ehrenreich, würde ich als ein Eindringling und Fremdling betrachtet werden.“

„Von wem denn? Von mir ganz gewiß nicht!“ ſagte Helene.

„Dann doch jedenfalls wenigſtens von den Perſonen, von welchen Sie umgeben ſind, Fräulein Helene, und denen es nicht behagen würde, in Ihrem Salon dem Commis zu begegnen, der ihnen hinter dem Ladentiſche aufwartet.“

„Dann mögen dieſe Leute wegbleiben! Ich ſelbſt bin ein Kind des Standes, der von ſeiner Arbeit lebt; das Geld, welches ich geerbt habe, iſt durch Geſchäftsthätigkeit und Betriebſamkeit erworben worden; meine Neigungen und Sympathieen gehören den Kreiſen an, aus welchen ich hervorgegangen und in welchen ich erzogen worden bin. Ich ſuche keine Bekanntſchaften unter den ſogenannten Vornehmen; ſuchen dieſe aber mich auf, ſo begegne ich ihnen mit Höflichkeit und erwarte von ihnen, daß ſie ebenſo artig den Freunden meiner Kindheit begegnen, mit welchen ſie in meinem Hauſe zuſammentreffen.“

„Das iſt ſehr ſchön und edel und ganz Ihrer würdig geſagt und gedacht, Fräulein Ehrenreich; aber ich fürchte, daß dieſe Theorie unausführbar iſt! Ich fürchte, die Forderungen Ihrer neuen Stellung werden Sie nöthigen, ſich von Ihren alten Freunden loszuſagen.“

„Nimmermehr!“ rief Helene. „Aber, lieber Karl, warum nennen Sie mich Fräulein Ehrenreich? Warum wollen wir einander nicht auch noch ferner Karl und Helene nennen, wie wir von Kindheit an gethan? Oder wünſchen Sie vielleicht, daß ich Sie Herr Stillfried nenne?“

„O nein, nein, thun Sie das nicht! Nennen Sie mich Karl, ich bitte inſtändig darum!“ rief er, als er ſah, daß Helene bald roth, bald blaß ward.

„Nun dann nennen Sie mich auch Helene wie ſonſt — Ihre Freundin Helene! Ja, Karl, wir müſſen Freunde bleiben! Ich habe weder Eltern noch Geſchwiſter und heirathen — werde ich niemals! Sie und Ihre Frau, lieber Karl, müſſen mir daher Bruder und Schweſter ſein. Wie ich höre, werden Sie bald Hochzeit machen und es iſt mir lieb, daß Sie heute zu mir gekommen ſind, denn ich habe ein Geſchenk für Ihre Braut zurechtgemacht und —“

In dieſem Augenblick ward die Gräfin von Harras mit ihrem Sohn angemeldet.

Karl griff raſch nach ſeinem Hute, um ſich zu entfernen.

„Ach bitte, gehen Sie noch nicht, Karl! Es iſt dies das erſte mal, daß Sie mich beſuchen. Ich habe Sie ſo lange nicht geſehen und — und — ich habe Ihnen ſo viel zu ſagen! Bitte warten Sie, bis dieſe Leutchen wieder fort ſind!“ flüſterte Helene haſtig.

Karl verneigte ſich und zog ſich mit hochklopfendem Herzen nach dem andern Ende des Zimmers zurück, wo er ſich anſcheinend in das Betrachten einiger dort aufgeſtellter Stereoſkopen vertiefte.

Die Gräfin begrüßte Helenen mit vielem Empreſſement, faßte ſie bei beiden Händen und küßte ſie mit allen Zeichen der liebreichſten Theilnahme. Zu Karl's Erſtaunen — denn er konnte ſeine Aufmerkſamkeit nicht ausſchließlich auf die Stereoſkopen beſchränken und ebenſo wenig ganz umhin, dieſen Auftritt zu beobachten — ſchien Helene durch die ihr bewieſene Herablaſſung ſich angenehm berührt und geſchmeichelt zu fühlen.

Der junge Graf legte gegen die junge Herrin des Hauſes dieſelbe Aufmerkſamkeit an den Tag. Sie ſprachen von vornehmen Geſellſchaften, von der letzten Galavorſtellung bei Hofe, von Bällen, Concerten, von der neueſten Oper und gaben ihr Befremden darüber zu erkennen, daß Helene mit ihrer Verwandten nicht wenigſtens während des Winters ihre Wohnung in der Stadt nähme. Die Gräfin überreichte ihr dann eine Karte zu

dem bei ihr in einigen Tagen ſtattfindenden Morgencercert und nahm mit denſelben Kundgebungen von Zuneigung und Freundſchaft bald darauf wieder Abſchied.

„Nun", ſagte Helene, indem ſie, nachdem ihr vornehmer Beſuch ſich entfernt hatte, auf Karl zukam, „was denken Sie davon?"

„Ich denke", entgegnete der junge Mann, „daß die Gräfin einen ſehr wichtigen Zweck im Auge hat, da ſie ſich herabläßt, hierherzukommen und ſo freundlich gegen Sie zu ſein, Helene."

„Dieſe Meinung iſt für mich keineswegs ſehr ſchmeichelhaft", entgegnete Helene. „Woher wiſſen Sie, daß es nicht mein perſönlicher Werth iſt, was die Gräfin bewogen hat, mich aufzuſuchen?"

„Ihr perſönlicher Werth, Helene", entgegnete Karl, „würde, auch wenn er noch zehnmal größer wäre, die Gräfin ſicherlich nicht angezogen haben, wenn Sie jetzt noch, wie früher, eine arme Lehrerin wären. Das wiſſen Sie eben ſo gut als ich! Wie vortheilhaft überdies auch Ihre Vermögensverhältniſſe ſich geſtaltet haben, ſo muß doch noch irgendein ſehr wichtiger Grund vorhanden ſein, welcher die Gräfin veranlaßt, Sie in Ihrem Hauſe aufzuſuchen. Gräfinnen machen ſich nicht ſo leicht mit bürgerlichen Erbinnen zu ſchaffen, wie reich dieſelben auch ſein mögen!"

„Sie ſprechen ſich mit einer Aufrichtigkeit aus, die wirklich etwas Peinliches hat, lieber Karl", ſagte Helene. „Worauf hat die Gräfin denn es nach Ihrer Meinung abgeſehen?"

„Auf Ihr Geld, liebe Helene, um damit die Schulden ihres verſchwenderiſchen Sohnes bezahlen zu können, der in ſo ſchlechtem Rufe ſteht, daß ſie trotz ihrer vielen und zahlreichen Connexionen nicht im Stande geweſen iſt, ihn bei der Armee oder im Staatsdienſt unterzubringen. Die Gräfin glaubt, eine bürgerliche Erbin werde, um ihre Schwiegertochter zu heißen, es ſich zur Ehre anrechnen, mit ihrem Gelde einen ruinirten hochadeligen Verſchwender ſeinen Bedrängniſſen zu entreißen."

„Nun, eine Grafenkrone iſt auch etwas nicht ganz zu Verachtendes", entgegnete Helene. „Wie glauben Sie wol, daß mir dieſelbe ſtehen würde?"

„Nicht ſonderlich, Helene!"

„Warum nicht?"

„Weil Sie, wie man zu ſagen pflegt, nicht dazu geboren ſind. Sie beſitzen nicht — wie ſoll ich ſagen? — das Air, den Ausdruck, das — das unbeſchreibliche Etwas — ſozuſagen — das feine Aroma der vornehmen Geburt. Man ſieht Ihnen wirklich noch die Schulmeiſterin zu ſehr an."

„In der That, Herr Stillfried, ich weiß nicht recht, ob dieſe Ihre Worte ſich mehr durch Mangel an Klarheit oder an Höflichkeit auszeichnen!" rief Helene ganz erſtaunt.

„Daß meine Worte nicht höflich ſind, weiß ich", entgegnete Karl. „Ach, Helene, die Wahrheit iſt es nur ſelten! Ebenſo weiß ich auch, daß meinen Worten die Klarheit mangelte, denn ich verſuchte etwas zu definiren, was ſich eigentlich nicht definiren läßt — Sie wiſſen aber ſchon, was ich meine."

„Ja; aber wenn dies wahr iſt, ſo befremdet es mich, daß Sie glauben, die Gräfin wolle mich zur Schwiegertochter haben."

„Sie würde es auch nicht wollen, wenn ihre Vermögensumſtände nicht durch die Verſchwendung ihres Sohnes ſo vollſtändig zerrüttet wären, daß denſelben nur durch eine reiche Schwiegertochter wieder aufgeholfen werden kann."

„Aber dennoch ſcheint ihr, auch abgeſehen hiervon, daran zu liegen, mich in ihrer Nähe zu haben."

„Das glaube ich nicht! Man würde Sie immer nur als die Bürgerliche betrachten, welche der junge Graf aus Noth geheirathet, und Ihnen höchſt wahrſcheinlich ſehr bald irgendein abgelegenes Landgut in der Provinz zur Wohnung anweiſen, während die Gräfin und ihr Sohn mit dem erbeuteten Gelde ihre Rolle in der Reſidenz weiter ſpielten."

„Aber das grenzt ja faſt an Beleidigung!" rief Helene, während eine dunkle Röthe ihre Wangen und Stirn überzog. „Warum ſagen Sie mir nur ſo etwas?"

„Erſtens weil ich fühle, daß es wahr iſt, und zweitens weil ich Sie womöglich vor einem übereilten, unheilvollen Schritte bewahren möchte."

„Glauben Sie, daß ich in Gefahr ſchwebe, ihn zu thun?"

„Ja."

„Warum?"

„Weil Ihr Benehmen gegen die Gräfin und deren aufrichtigen Sohn von der Art war, wie —"

„Nun, warum reden Sie nicht aus? Wie war mein Benehmen?"

„Nicht ſo, wie ich es von Helenen Ehrenreich erwartet hätte."

„Sie ſagen mir da, wie es nicht war — ſagen Sie mir, wie es war."

„Hm! Aufrichtig geſagt — ſchmeichelhaft —"

„Wirklich —"

„Ja! Sogar ein wenig charakterlos —"

„Was ſagen Sie!" rief Helene, während ihre großen braunen Augen vor Entrüſtung funkelten. Sie fuhr von ihrem Sitze empor und ging mit haſtigen Schritten auf und ab. Er folgte ihr mit den Augen. Ihre Bruſt hob ſich, ihre Wangen glühten, ihre Augen ſprühten Feuer. Das Herz ward ihm ſchwer wie Blei. Sein Geſicht ward todtenbleich und ſeine Hände eiskalt. Es war ihm, als hätte er auf der Stelle ſterben können. Lieber hätte er die ganze Welt beleidigt als Helenen.

Plötzlich kam ſie auf ihn zu und blieb keuchend vor Aufregung und Entrüſtung vor ihm ſtehen, indem ſie ſagte:

„Charakterlos! Sie ſagten charakterlos!"

„Ja, ich hätte liebedienerisch ſagen ſollen und dies Wort kann ich nicht zurücknehmen, denn es drückt genau das aus, was ich meine, und es fällt mir kein höflicheres ein, deſſen ich mich an ſeiner Statt bedienen könnte. Sie verlangten von mir die Wahrheit zu hören, Helene, und ich habe ſie geſprochen! Ich kann nicht anders; Gott helfe mir!" rief der junge Mann in verzweiflungsvollem Tone, indem er ſich, ohne daran zu denken, derſelben Worte bediente, in welche der furchtloſeſte aller Wahrheitsprediger, der muthige Martin Luther, in der Stunde ſeiner größten Bedrängniß ausbrach.

Helene trat raſch von ihm hinweg und begann in unverminderter Aufregung wieder auf und ab zu gehen. Es ging in ihr etwas vor. Sprach aus ihren Mienen Zorn oder Bewunderung —? Empfand ſie für den wunderlichen jungen Mann Haß oder Liebe —?

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Die Zeit.

Von Dr. Wundt.

Wir benutzen, um die Zeit zu zählen, bekanntlich die Uhr, den Kalender oder äußere Naturereigniſſe. Man verwechſelt nicht ſelten dieſe Hülfsmittel der Zeitrechnung mit der Zeit ſelber. Ich habe einen Nachtwächter gekannt, der nachts um zehn, wenn er Schlaf bekam, die Uhr auf zwölf richtete, um Mitternacht ausrufen zu können, und er that das in dem guten Glauben, er habe die Zeit um ſo viel vorgerückt. Es wird wenig Leute geben, die wie dieſen Nachtwächter der Anſicht ſind, daß der Uhrmacher nicht blos die Uhr, ſondern auch die Zeit macht. Aber zu glauben, die Zeit beſtehe aus Secunden, Minuten und Stu den oder aus Tagen, Monaten und Jahre worin niemand etwas Aergs findet, das iſt Grund um nichts beſſer.

Es hat eine Zeit gegeben, lange bevor m Kalender und Uhren kannte. Aber auch der A und Untergang der Sonne und der Wechſel d Mondes ſind die Zeit nicht. Unſere Erde, ſich dreht, iſt nichts als eine große Uhr. M benutzen den Himmel als Zifferblatt und Sonnenſcheibe als Zeiger. Wenn die Erde ihr Gang veränderte, ſo würde darum doch die Z die nämliche bleiben. Die Zeit an ſich richtet ſo wenig nach Sonne und Mond als nach U und Kalender. Wol war es ſehr einfach, beobachten, daß es Erſcheinungen in der Na gibt, die, wie die Bewegungen der Geſtirne u die Jahreszeiten, ſich gleichförmig immer und imm wiederholen; aber dieſe Beobachtung ſetzt vora — daß man die Zeit ſelber ſchon hat.

Sobald es nun eine Zeit gibt, muß die Z auch gemeſſen werden. Denn eine Zeit ohn Maß wäre ein Raum ohne Ausdehnung, Weg ohne Entfernung. Womit ſoll der Men die Zeit meſſen, wenn nicht Uhr noch Kalend nicht Sonne, noch Mond, noch was auf der E iſt, ihm ein Maß gibt? Es bleibt nichts übr als daß er ſich, den Menſchen ſelber, zum M nimmt.

Aber die Uhr, die der Menſch in tragt, zeigt nicht immer die Zeit an. Man we daß Kranke, die wochenlang im bewußtloſen Z ſtand daniederlagen, wenn ſich das Bewußtſ wieder einſtellt, der Meinung ſind, ſie ſeien a einem kurzen Schlaf von ein paar Stunden wacht. Nach jedem tiefen Schlaf fehlt uns Maß der Zeit, die wir ſchlafend verbracht hab Und es iſt bekannt, daß die verwunſchenen Prin und Prinzeſſinnen im Volksmärchen, wenn nach Jahrhunderten aus ihrem Zauberſchlaf e wachen, regelmäßig der Meinung ſind, ſie ſe eben erſt eingeſchlafen. Das beruht auf der r tigen Beobachtung, daß die Zeit erſt aufdä wenn der Menſch zu denken anfängt. Die Z iſt kein äußerliches Ding, ſie kann auch nicht äußerlichen Mitteln gemeſſen werden, ſondern beſteht aus Denken und wird mit dem Den gemeſſen. So iſt die Zeit die einzige Meſſu die ſich ſelber vollzieht, denn der Gedanke das einzige Maß, das ſich mit ſich ſelbſt m

Der Gedanke iſt unſer natürliches Zeitm Die Uhr, der Kalender, ſelbſt der Stand der Se

am Himmel erlegen dieſes natürliche Maß durch ein künſtliches. Aber wenn der Gedanke die Zeit mißt, ſo gibt es nicht eine Zeit, ſondern es gibt ſo viel Zeiten, als es denkende Weſen gibt. Kein Menſch denkt wie der andere. Der eine weiß nicht, wie er die Zeit herumbringen ſoll und verlängert durch die Langeweile ſein Leben ums Zehnfache; ein zweiter weiß ſich durch Vergnügen oder Arbeit ſeine Stunden ſo auszufüllen, daß die Tage und Jahre im Flug ihm vorübereilen. In den verſchiedenen Lebensarten vergeht uns die Zeit mit ſehr verſchiedener Geſchwindigkeit. Im achten, zehnten Lebensjahr iſt uns ein Jahr eine Welt von Ereigniſſen. Einem Fünfziger iſt ein Jahr eine kleine Spanne Zeit, die vorüber iſt, wenn ſie kaum anfing. Wie verſchieden mag erſt das Zeitmaß bei den Thieren ſein! Was iſt uns ein Tag? Eine Kleinigkeit, die wir nicht anſchlagen, ein geringfügiger Poſten, deren man vielleicht Hunderte aus dem Buch unſeres Lebens ausſtreichen könnte, ohne daß wir's nur merkten. Wie anders wird das ſein, wenn vermöge der natürlichen Organiſation ein Leben in wenigen Monaten oder gar Stunden zu Ende läuft. Wenn man der Eintagsfliege den Tag nimmt, ſo nimmt man ihr das Leben. In der Vorſtellung der Eintagsfliege — wenn ſie nämlich eine Vorſtellung hat — mag eine Stunde einen Reichthum von Begebenheiten und Schickſalen umfaſſen. Ein Monat iſt für ſie eine lange Geſchichtsperiode. Vor einem Jahr iſt vielleicht nach ihrer Annahme die Welt erſchaffen worden. Der Menſch ſagt: Ein Jahr iſt wie ein Tropfen im Meer. Was kümmert ſich die Eintagsfliege darum? Sie ſagt: Ein Jahr iſt die Ewigkeit!

Uns ſelbſt hat die Zeit keineswegs immer die gleiche Geſchwindigkeit. Wer hat nicht ſchon erfahren, daß ihm das eine mal im Flug der Gedanken auch die Zeit mit Windesſeile dahinſchwand, und wem iſt ſie nicht ein anderes mal mit peinigender Langſamkeit vorübergegangen? Wer je mals ſchlafloſe Nächte in Kummer oder Krankheit verbracht oder eine langweilige Predigt angehört hat, der weiß recht wohl, daß es Stunden gibt wie Ewigkeiten.

Man verwirft gewöhnlich das natürliche Zeitmaß, eben weil es ſo ungemein veränderlich iſt. Wenn jemand nicht der Uhr, ſondern ſeinem natürlichen Zeitſinn folgt, ſo ſagt man von ihm geradezu: Er irrt ſich in ſeiner Zeit. Aber das iſt geradezu ungerechtfertigt. Niemand kann ſich in ſeiner Zeit irren. Die Zeit iſt ein Eigenthum, von dem kein anderer etwas weiß. So wenig ich mir von jemand ſagen laſſe, ob ich Hunger oder Durſt habe, ſo wenig kann ich mir eigentlich ein Maß der Zeit vorſchreiben laſſen. Das gemeinſame künſtliche Maß hat erſt dann ſeinen Zweck, wenn es ſich um Dinge handelt, die auf einer gemeinſamen Uebereinkunft beruhen. Wollte auch da jeder ſeiner eigenen Zeit folgen, ſo würde freilich eine endloſe Verwirrung entſtehen. Aber die Uhren haben ihre Wirkſamkeit auf dieſe nützliche und nothwendige Grenze nicht beſchränkt. Sie mengen ſich in das Leben des einzelnen in einer Weiſe ein, die mit der Freiheit nicht verträglich iſt. Sehr viele Menſchen haben ſich daran gewöhnt, ihre innere Zeit vollſtändig nach der äußern Zeit der Uhren zu richten. Wer ein Leben von pedantiſcher Gleichförmigkeit führt, wie der Menſch des Comptoirs, des Bureau, der Studirſtube, der bringt es bekanntlich leicht ſo weit, auch ohne Uhr zu wiſſen, wie viel Uhr es ſei. Wir bewundern oft ſolche Leute. Wir ſollten ſie eigentlich tief beklagen. Wie kann es jemand dazu bringen, die Zeit der Uhr zu kennen, ohne doch auf die Uhr zu ſehen? Nur dadurch, daß er ſein Denken dem Gang der Uhr ſo lange anpaßt, bis er mit derſelben gleichförmigen Geſchwindigkeit denkt, wie die Uhr läuft. Man ſieht es mit Recht ſchon als eine ſklaviſche Abhängigkeit an, wenn einer ſein Denken nach dem Denken eines andern einrichtet. Welche Herabwürdigung liegt darin, ſich vollends abhängig zu machen von einem lebloſen Ding! Macht man nicht das Denken ſelber zu einer Maſchine, die man mit der Uhr jeden Tag aufzieht, damit ſie nicht ſtehen bleibt, und jeden Tag richtet, damit ſie nicht falſch geht? Der Einfluß, welchen die Uhr auf das Denken ausübt, iſt eine Maßregelung der ſchlimmſten Art. Denn wenn einmal in den Köpfen die Geſchwindigkeit des Denkens gleich geworden iſt, ſo hält es nicht mehr ſchwer, auch den Inhalt in die gleiche Form zu zwingen. Die erſte Uhr iſt die erſte Polizei geweſen, eine Polizei, die der Gedanke ſich ſelber ſetzte und mit der alle Beſchränkungen der perſönlichen Freiheit, die ſpäter kamen, zuſammenhängen. Alle Pflichten und Geſchäfte richten ſich nach der Stunde, Verbrechen und Vergehen werden heutzutage nach Jahren, Tagen und Stunden, und ſelbſt demjenigen, der nicht nach Pflichten, nach Geſchäften, nach Strafen zu fragen hat, ſelbſt dieſem Glücklichen ſchlägt eine Stunde — die Polizeiſtunde!

Ein natürlicher Inſtinct treibt den Menſchen,

anzukämpfen gegen die Gewalt, die seine Selbstständigkeit unterdrücken will. Man kann alles lieben, Menschen, Thiere, Blumen, Steine — aber niemand liebt die Polizei. Auch gegen die Uhren sind wir in einer immerwährenden Opposition, der eine mehr, der andere weniger. Die Uhr mag es uns hundertmal gesagt haben, daß eine in Sorgen durchwachte und eine gut durchschlafene Nacht gleich lang währen, daß eine Stundenpredigt und ein Schäferstündchen beide genau eine Stunde dauern: unsere innere Ueberzeugung empört sich immer wieder gegen diese Aussage. Wir haben uns jedoch auf eine sonderbare Weise aus der Verlegenheit geholfen, welche die schlechte Uebereinstimmung der Zeit in uns mit der Zeit außer uns manchmal herbeiführt. Wenn wir nämlich Langeweile hatten, so sagen wir nicht, es sei eine lange Zeit vorübergegangen, wie es eigentlich unserm natürlichen Gefühl entspräche, sondern wir behaupten, die Zeit sei langsam vorübergegangen. Hatten wir Kurzweil, so sagen wir nicht, die Zeit sei kurz, sondern die Zeit sei schnell. Woher wissen wir, daß die Zeit langsam oder schnell geht? Mein Gedächtniß sagt mir nur, daß sie dort lang und hier kurz gedauert hat, daß dort viel, hier wenig hinter mir liegt. Aber da tritt die Uhr zwischen mich und meine Erfahrung und die Uhr ist eine Autorität, der ich unbedingt Glauben schenke, die ich unbedingt für ein regulärreres Wesen als mich selbst ansehe. Ihre Aussage nehme ich hin auf Treu und Glauben und corrigire danach meine innere Wahrnehmung; und weil ich annehme, daß die Uhr einen gleichmäßigen Gang hat, so muß ich denn natürlich den Schluß machen, daß meine innere Zeit ein höchst wankelmüthiges Ding ist. Oeffentlich einzugestehen, daß man in seinem Gedankenhaushalt eine unregelmäßige Wirthschaft führt, das ist aber ärgerlich. Man hilft sich also. Man geberdet sich so, als wäre man eigentlich nicht selber die Zeit, sondern als hätte man an dieser nur eine Begleiterin, die geduldet wird, weil sie nicht fortgeschickt werden kann, und die dabei ein bequemer Sündenbock ist für alles Unangenehme, was man eigentlich selbst verschuldet. So behandle ich denn auch diese unbeständige Genossin mit gebührender Verachtung. Ich rede von ihr wie von etwas, das nicht wegwerfend genug bezeichnet werden kann. Das eine mal verschleudere ich die Zeit, ein anderes mal vertreibe oder verjage ich sie, manchmal sogar schlage ich sie todt. Erst klage ich, daß die Zeit Flügel hat wie ein Vogel und immer davonfliegt, dann beschwere ich mich, daß sie einen Gang hat wie eine Schnecke oder daß sie Blei an den Füßen trägt. Heute sage ich, sie trage mich mit Windeseile, morgen rede ich davon, welche entsetzliche Mühe es mir mache, sie hinzuschleppen. So geht mir meine Begleiterin entweder zu rasch oder zu träge, entweder hält sie mich oder ich möchte sie halten — fast nie macht sie mir's zur Zufriedenheit. Und über all dem habe ich ganz vergessen, daß ich die Zeit bin: daß ich es bin, der bald wie ein Vogel fliegt, bald wie eine Schnecke kriecht, und daß ich, wenn ich meine, die Zeit todtzuschlagen, mich eigentlich selber tödte.

Weil in Momenten, in denen man keine Gedanken hat, auch die Zeit fehlt, deshalb meint man gewöhnlich, daß der Mensch immer denke. Es gibt keinen ärgern Köhlerglauben als diesen und es ist gar nicht schwer, sich den handgreiflichen Beweis vom Gegentheil zu liefern. Daß im Schlaf meistens das Denken aufhört, wurde schon erwähnt. Aber selbst im wahren Leben gibt es der Augenblicke genug, in denen wir nichts denken. Man frage sich einmal von Zeit zu Zeit selbst: Was hast du im Moment gedacht? Wie oft wird man sich die Antwort schuldig bleiben! Thörichterweise scheuen die meisten Leute das Geständniß, an nichts gedacht zu haben. Es ist fast so lächerlich, als wenn man sich schämen wollte, nicht immerfort zu essen. Kein Mensch denkt ohne Aufhören. Unser Denken macht kleine und große Pausen, ruht bald nur auf Augenblicke, bald minuten- und stundenlang. Viel zu denken ist nicht einmal ein unfehlbares Zeichen für den guten Denker. Ein ordentlicher Gedanke braucht seine Zeit, er muß sich vorbereiten, bevor er ans Tageslicht tritt. Nur ein werthloses Gedankenflunkern eilt im Flug über tausend Dinge hinweg. Wer sich viel mit Studien abgibt, die angestrengtes Denken erfordern, der hat es schon hundertfältig erfahren, wie wohlthätig das gedankenlose Nichtsthun wirkt, und es ist allbekannt, daß ein gesunder Schlaf die beste Vorbereitung ist für die Gedankenarbeit des kommenden Tags.

Der Mensch denkt ungemein viel weniger, als man glaubt, das ist zweifellos. Schwerer würde es anzugeben sein, wie viel er eigentlich in einer bestimmten Zeit denkt; denn man kann nicht in andere hineinsehen, und sich selber kann man in der gedankenlosen Zeit nicht beobachten. Trotzdem

läßt ſich aus verſchiedenen Umſtänden das Verhältniß zwiſchen gedankenvoller und gedankenloſer Zeit ſchätzungsweiſe dahin beſtimmen, daß der Menſch in Zeiten erdenklicher Arbeit innerhalb 24 Stunden alles in allem ſechs Stunden lang denkt. Davon kommt bei weitem der größte Theil nicht auf die großen, gedankenloſen Zeiträume des Schlafs u. ſ. w., ſondern auf die ganz kleinen Gedankenpauſen, die immer zwiſchen je zwei Vorſtellungen gelegen ſind. Da man in der gedankenloſen Zeit eigentlich nicht lebt, wenigſtens von ſeinem Leben nichts weiß, ſo wird auf dieſe Art ſelbſt der richtige Denker ſchon durch die normale Gedankenloſigkeit um drei Viertel ſeines ſcheinbaren Lebens betrogen. Und wie viel Leute mag es geben, die, wenn ſie als Greiſe ſterben, ihr wahres Leben nicht über das Säuglingsalter gebracht haben!

Will man alſo doch einmal die Zeit nach alter Gewohnheit nicht als ſein eigenes Selbſt, ſondern als ein fremdes Ding betrachten, ſo bedenke man immerhin, daß dieſes Ding ein ſehr theures Kleinod iſt, denn es iſt ein Schatz, den man nicht kaufen noch leihen, mit dem man nicht wuchern noch handeln kann. Jeder hat ſein Kapital Zeit ein für allemal als Mitgift bekommen. Jeder iſt damit zugleich Verſchwender und Geizhals: er vertbut's im Schlaf, der hinausgeworfene Zeit iſt, und er ſpart's in der Langeweile, die vervielfältigte Zeit iſt. In der Langeweile denkt man nämlich fortwährend an die Zeit, die man ja mit dem Denken erzeugt hat; die Langeweile iſt alſo ein Denken, multiplicirt mit ſich ſelber. Von dem Kapital Zeit gibt man immer nur aus und nimmt nie welches ein, und jeder, ob er gut oder ſchlecht wirthſchaftet, wird mit ſeinem Kapital einmal fertig, ohne daß ihm ein Dieb hilft. Denn die Zeit hat nur einen einzigen Dieb — das iſt der Tagedieb, der als der größte Dieb ſich ſelber beſtiehlt.

Clermont-Ferrand.

Von Ida von Düringsfeld.

„Als ich ein Kind auf den Heiden meiner Bretagne war und von der Auvergne und den kleinen Auvergnaten ſprechen hörte", ſagt Chateaubriand in ſeiner „Reiſe nach Clermont", „da bildete ich mir ein, die Auvergne wäre ein Land, das ſehr, ſehr weit wäre, wo man wunderbare Dinge ſähe, wohin man nur durch große Gefahren, nur unter dem Schutz der Mutter Gottes gelangen könne." Und er wollte die Auvergne ſehen, „bevor er ſtürbe".

Auch in der Bretagne, auf den braunen Felſen unter dem goldenen Ginſter am ſilbernen Ocean, ſagte Otto zu mir: „Du ſehnſt dich nach Bergen — wir wollen in die Auvergne!"

Träge, wie ich aber war, ſchlug ich in unſerm „Reiſeführer" nach, fand Robier's Beſchreibung von Royat und meinte, es könne ſchon ſein. Große Dinge erwartete ich gerade nicht, aber doch einige Vergnüglichkeit, etwas Alpenromantik in Miniatur, und ſo fuhren wir von Orleans über Bourges nach Clermont.

Wir hatten den Vormittag dazu angewandt, um die prachtvolle Kathedrale von Bourges zum zweiten mal zu bewundern, uns in das unbeſchreiblich reizende Haus von Jacques Coeur zu verlieben, die Blauen Schweſtern zu beſuchen und uns von der Stadt Karl's VII. eine architektoniſche Erinnerung zu ſichern. So kam es denn, daß wir nicht vor Nachmittag von Bourges abfuhren und erſt abends 10 Uhr in Clermont anlangten.

Folglich ſahen wir nicht früher als am nächſten Morgen aus den Fenſtern des Hotel de l'Europe den Platz de Jaude. Ich kann nicht ſagen, daß er mir gefiel, ſo regelmäßig und groß er auch war. Vielleicht war er allzu groß, vielleicht zu düſter eingefaßt. Die Häuſer von Clermont ſind trotz, kann ſein auch wegen ihrer vielen Terraſſen und Balcone, ungleichmäßig und ſchwerfällig, wo ſie au naturel ſind, dank der Lava, aus der ſie beſtehen, völlig grauſchwarz, wo ſie angeſtrichen ſind, in allen Farben ſchmutzig. Die Façade der Kirche der Minimes auf dem Platz de Jaude ſah geradezu ängſtigend finſter darein — ich betrachtete ſie mit einer förmlichen Scheu — ſie ſah mir immer aus, als müßte ſie bei einem plötzlichen Erdbeben ihrer ganzen Höhe lang vornüber auf den Platz ſtürzen und wenigſtens einen Theil davon ausfüllen. Dieſer lag ſo leer da, als gäbe es in Clermont nicht Bewohner genug, um ihn auch nur einigermaßen zu beleben, ſogar des Morgens, wo Holz und Heu auf ihm verkauft wurde, und ſelbſt am Sonntag, wo eine Menge Wagen auf Spaziergänger nach Royat warteten. Die Spaziergänger kamen auch und ſtiegen ein, aber die Wagen fuhren darum nicht ab, jeder Kutſcher wartete noch auf eine letzte Perſon und das oft ſo lange, daß die Eingeſtiegenen wieder ausſtiegen und ſich zu Fuß auf den Weg machten; dann fuhren die Wagen hinter

Alle.

Haha! Das ſind Weiber!

Erſter Gaſt.

So wahr mir Gott helfe, Tänzerinnen aus Drurylane! Pfui der Schande, achtbare Lords mit ſolchen Gauklerinnen.

Zweiter Gaſt.

Böſe Zeiten!

Dritter Gaſt.

Schlechte Sitten!

Vierter Gaſt.

Man möchte glauben, der jüngſte Tag iſt da —

Der puritaniſche Ausrufer (ruft überall dazwiſchen).

Ephraim Waltegotts neueſte Predigt über die fünfte Zornſchaale und die Wahrzeichen des ewigen Gerichts.

Zweiter Gaſt.

Sprengt mir die Ohren nicht!

Vierter Gaſt.

Schert Euch hinaus, Schreier!

Erſter Gaſt.

Seitdem man weiß, daß am jüngſten Gericht geblaſen wird, ſcheint es, als freuten ſich beſonders die Trompeter darauf! (Die Gäſte haben ſich allmälig wieder an ihre Plätze begeben, der Lärm des Aufzuges iſt verhallt.)

und neben ihnen her und der Platz sah noch leerer und öder aus als an Wochentagen.

Wir fuhren gleich am ersten Tage nach Royat und zwar, wie wir glaubten, auf dem Wege nach Fontanas. Der Kutscher war unglaublich zerrissen und seine Pferde gingen auseinander wie zwei Himmelsgegenden. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde gefahren waren, sagte er, wir wären da. Ich sah mich nach dem „köstlichen Thal" um und sah nur einen kleinen Grund, enger als der Plauensche, viel zu voll von großen weißen Hotels. Der Führer packte uns, um uns nach der Grotte zu transportiren. Der Weg ging durchs blanke Wasser; ich sollte Holzschuhe anziehen, um hindurchzukommen. Da ich in ihnen keinen sichern Schritt zu thun vermochte, so zog die Frau des Führers mir ihre Socken an, und so patschte ich vorwärts und sah in einer niedrigen Grotte einige Quellen und unter mir ein Torrent. „Was soll ich denn hier sehen?" „Die Grotte, die Quellen, den Bergbach!" „Gut; ich habe gesehen, daß es hier sehr naß ist, ich will weiter!" „Ja, weiter gibt es nicht!" „Und wo geht es denn da hin?" „Zurück durchs Wasser!"

Wohl, wir waren wieder auf trockenem Boden oder was doch im Vergleich zu unserm bisherigen Wege dafür gelten konnte, und ich ließ mir meine Socken ausziehen, hätte sie aber gut und gern anbehalten können, denn der Weg, den wir jetzt hinaufgeführt wurden, unterschied sich von dem in die Grotte führenden nur dadurch, daß er aus Wasser mit Lehm bestand. Wie er nun eben war, brachte er uns in recht schönes Nußbaumgehölz hinein, wo auf grünem Grunde einzelne Felsstücke lagen. Hier hätte man nun ruhen und sich nach den verschiedenen Wanderungen im Wasser trocknen können; aber der Führer schleppte uns unermüdlich von einem Felsblock zum andern und zeigte uns auf jedem eine Inschrift: auf dem ersten eine englische mit Herzen, auf dem zweiten eine italienische von Silvio Pellico, auf dem dritten gar eine hebräische. Ich stieg, keuchte und fragte nach Royat. Ich hörte: wir wären da, sperrte die Augen so groß auf, wie ich sie habe, und sah immerfort nur Nußbäume und Hotels. Auf einer Höhe war eine Kirche, irgendwo glaubt' ich eine Mühle zu entdecken, aber immer war Royat der Mühe nicht werth, die ich mir zu Wasser und zu Lande gegeben hatte. Dazu brachte der Führer mit seinem scheinheiligen Gesicht, an dem ein weißer, heuchlerischer Bart hing, und mit seinem fortwährenden Gerede: „Regardez — Baissez-vous, madame!" — „Approchez, monsieur!" buchstäblich um alles Fassungsvermögen, und ich dankte dem Himmel, als wir ihn erst los waren und in einem alltäglichen Landgasthofgarten, in einer ebenso alltäglichen Laube einen ganz ungewöhnlich elenden Kaffee tranken.

Nun wollten wir nach Fontanas. Dahin könnten wir zu Fuß, antwortete der zerlumpte Kutscher. Hinfahren ginge nicht. Warum er sich da bis Fontanas verdungen habe? Weil wir ihm 8 Francs angeboten hätten — dergleichen nähme ein armer Kutscher immer an. Er wollte sich wirklich stellen, als erwarte er dafür, daß er uns bis nach Royat gefahren, bis nach Fontanas bezahlt zu werden. Einige Herren aus Clermont, welche gerade vorüberkamen, belehrten ihn sehr scharf eines Bessern. Die Franzosen ergreifen in Fällen, wo es sich um Prellerei durch Wirthe oder Kutscher handelt, meistentheils die Partei der Fremden.

Bei einem zweiten Besuch gefiel Royat mir etwas besser; ich wußte nun schon, was ich nicht zu erwarten hatte; die Kirche stand malerisch auf ihrer Lavahöhe über den Quellen und der Grotte und endlich hatten wir diesmal den Führer nicht wieder Hand an uns legen lassen. Allerdings ließ uns die Schließerin der Kirche auch nicht los, bevor sie uns nicht die Madonne souterraine gezeigt; aber es war doch immer noch besser als des Weißbarts „Baissez-vous, madame! Approchez, monsieur!"

Wir besuchten noch eine unterirdische Madonna, Notre-Dame de Port; sie war schwarz und stand auf dem Hochaltar in einer gemalten Krypta, deren schöne Säulen mit Stuck bekleistert und verdorben waren. Die Kirche über der Erde hatte einen achteckigen Thurm mit Säulennischen, ein Chor mit Mosaik und wunderhübsche kleine Bogen.

Die Kathedrale, welche wir unsern Fenstern schräg gegenüber liegen hatten, streckte sich dünn und gezähnt hin wie eine Säge. In der Nähe war sie hoch, von außen nackt, von innen voll von dunkeln, hohen Säulenbündeln — ein eisengrauer, einförmlicher Eindruck. Ein stockdummer Küster in einem rothen Mantel mit violetten Aufschlägen führte uns höchst unnöthig in ihr herum. Gleichsam hockend auf dem Hügel, um welchen Clermont sich hergelagert hat, wird sie von allen Seiten erblickt. Wäre Clermont mit seinen unaussprechlich grellen Ziegeldächern nicht

eine so ganz und gar häßliche Stadt, ihrer Lage nach könnte sie eine wunderschöne sein. Es kann nicht sobald eine herrlichere Gartenlandschaft geben als die, welche um Clermont der wogt; denn Châteaubriand hat recht, wenn er sagt, daß im Schoß des großen Thales eine Menge kleiner Thäler liegen, welche die weite Gegend auf- und niederschwellen machen. Von der Place de la Poterne am Anfang des Boulevard, einer über diesen erhöhten Bastion mit Bäumen, auf die Felder, Weingärten, Obstgärten, Nußbäume, Dörfer, Landhäuser und Ruinen hinzublicken, welche das ganze weite Thal mit Wogen von Farbe anfüllen, ist eine gute Anwendung der Sonnenuntergangsstunde. Auch von andern Punkten und Plätzen blickte man frei in das reiche Land, durch welches überall noch silberne Quellwasser schlängelten und breite Fahrwege mit schwarzem Boden sich wanden.

An Sehenswürdigkeiten fehlte es auch nicht; wir besahen, wenngleich nicht alle, so doch die Versteinernde Quelle und die Fontaine de la Pyramide, das Denkmal von Desaix. Der General sah, obwol ein hübscher Mann mit dem strengen, geraden Profil, wie man es in der Auvergne häufig trifft, in der tausendfaltigen Kattuncravatte seiner Zeit höchst barock bürgerlich aus. Die Versteinernde Quelle fanden wir in zwei Straßen mit Gigantenbuchstaben angezeigt und zwar in jeder zweimal; zum ersten mal standen die Worte: „Source incrustante“, an dem Gitterzaun eines Gartens, während über der Gartenthür selbst die Inschrift: „Entrée des pétrifications“, zu lesen war. Man konnte selbst bei dem besten Willen nicht irre gehen, läutete an der Thür, kam in den Garten und sah zur Seite eines Hauses eine Art Grottenthurm oder Thurmgrotte in die Höhe steigen. War dieses Behältniß aufgeschlossen worden, so blickte man eine hohe, steile Treppe hinan, welche herab la source incrustante in so und so viel dünnen Fäden langsam von Stufe zu Stufe tröpfelte und unterwegs alles incrustirte, was man ihr hingelegt hatte: Haselnüsse, Disteln, Porzellanhundchen, Stechpalmenblätter, Weintrauben. Diese letztern, weißlichgrün und fast noch durchsichtig, haben sehr hübsch aus. Die arme Quelle füllte ebenfalls in Schwefel abgedrückte Medaillen aus und drehte man einen Hahn neben ihrem Glockenthurm auf, so gab sie einem auch noch einen säuerlich eisenhaltigen Abschiedstrunk.

Worüber ich mit Châteaubriand nicht so einverstanden bin wie über die Schönheit der Landschaft, das ist die Schönheit des Lichts, welche er in Clermont schon gefunden haben will. Mir schien es weder feiner noch leichter als in Paris. Obgleich es erst Ende August war, hatte doch nach einigen tobenden Gewittern die Herbstkälte bereits begonnen, und dabei war so viel Rauch in der Luft, als dampften an allen Enden die alten Krater.

Anregungen.

Hölderlin im Roman.

Wird sich der „kulturhistorische Roman“ bald erschöpft haben? Ein Tartüffe, der mit scheinheiliger Miene von Beförderung historisch-biographischer Kenntnisse spricht und im Grunde nichts ist als ein Beutelschneider, der auf wohlfeile Art zu geschwollenen Manuscripten kommen will! Wenn einmal alle Stadt- und Residenzbibliotheken Befehl bekämen, keine Memoiren mehr auszuliefern, keine Geschichtswerke, keine Biographien — armer kulturhistorisch-biographischer Roman, wie würdest du auf dem Sande liegen und, um wieder flott zu werden, deinen eigenen Mutterwitz anstrengen müssen!

Freilich — besser als ein Chaos verworrener Erfindungen aus den Köpfen unserer vielschreibenden Vielgegenwart ist immer noch die Anleihe einer flügellahmen Phantasie bei öffentlichen Bibliotheken und den von Herrn Oberbibliothekar verwilligten Memoiren- und Geschichtswerken. Eine der geschicktesten Federn in diesem Genre ist die, welche Heribert Rau führt. Hier ist nicht Kapitel an Kapitel locker aneinander gereiht, hier fehlt nicht jeglicher verbindende Faden — bei ihm ist mehr als nur ein romanhaftes Skizzenbuch gegeben.

In Heribert Rau's neuester Arbeit „Hölderlin“ (zwei Bände, Leipzig, Thomas, 1862) gelangen wir anfangs nach Hamburg und wohnen der Vermählung des frankfurter Bankiers Jakob Friedrich Gontard mit Susette, dem Töchterlein der reichen Witwe Borkenstein, bei, machen dann freilich einen etwas gewagten Sprung über zehn Jahre hinweg und sehen uns plötzlich in ein Familienleben versetzt, welches bei dem übermäßigen Geldstolz des Bankiers kein glückliches genannt werden kann. Da tritt denn Hölderlin, der schwäbische Dichter, als Lehrer der Gontard'schen Kinder in dessen Haus, gewinnt durch sein liebenswürdiges Benehmen bald die Zuneigung seiner Zöglinge und auch die — der Frau Gontard-Borkenstein, letztere besonders durch seine edeln An-

sichten über Erziehung, Religion u. s. w. Allein auch in Hölderlin's Seele erglüht eine heiße Neigung für Frau Suzette, die in seinen schwärmerischen Reden und Briefen Ausdruck findet — und beide, ohne sich je darüber auszusprechen, werden sich bald ihrer „reinen unschuldigen" Liebe füreinander bewußt und verleben die glücklichsten, ungetrübtesten platonischen Stunden. Doch nur von kurzer Dauer ist dieses Glück. Mamieli Clara, die eifersüchtige Haushälterin, weiß den mehr im Himmel als auf Erden lebenden Lehrer auf eine derartige Weise bei ihrem Herrn anzuschwärzen, daß dieser eine Szene herbeiführt, welche den armen Hölderlin noch in derselben Nacht das Haus zu verlassen zwingt. Unstet, mit zerrissenem Herzen, von den Furien der schwärzesten Hypochondrie verfolgt, irrt er umher, taucht dann noch einmal, nach erfolgtem Tode der Frau Gontard — sie ist seine Diotima —, als Wahnsinniger auf, um dann endlich — freilich wieder nach einem Sprunge über vierzig lange Jahre — in der Universitätsstadt Tübingen als Sterbender von seinen Qualen erlöst zu werden.

Gegen die Thatsachen in diesem Lebensbild hat Frau Belli-Gontard, eine gerichtete, Kunst und Literatur liebende Dame in Frankfurt am Main, erhebliche Einwände gemacht und der Reihe nach in der „Didaskalia" ihre Rügen ausgesprochen. Sie sind nicht ganz so unwesentlich, wie der gereizte Autor in einer Erwiderung darzustellen suchte. Doch hat er darin recht, daß darum die innere Wahrheit seiner Darstellung nicht beeinträchtigt wird. Der Verfasser erzählt gut und weiß zu spannen und zu unterhalten. Die Charakteristik ist eine scharfe und consequente. Nur vermissen wir an Clara, die der Verfasser wol mit ein wenig zu grellen Farben gezeichnet, sowie an dem mephistophelischen Dr. Ehrmann die gerechten versöhnenden Abschlüsse.

Neue Gedichte.

VII.

An Ernst Scherenberg ist Fortschritt wahrzunehmen. „Verbannt" (Berlin, Schindler, 1861) erzählt: Die Betheiligung an einem Kampf für Recht und Freiheit treibt den Gatten nebst Weib und Kind aus der Heimat. Amerika soll ihm diese fortan ersetzen. Sorgen und Kämpfe bemächtigen sich seiner. Der Tod raubt ihm die Gattin, den Sohn sendet er, weil Feinde sein Vaterland bedrohen, zum Streit dorthin zurück und stirbt mit gebrochenem Herzen und einem letzten Gebet für Deutschlands Zukunft — verbannt. Das Sujet ist, wie man sieht, nicht originell, aber die Empfindung rein, die Ausführung correct.

Ein aus deutschem Munde sonderbar klingender Schrei um Böhmens Wiedererhebung zum Königreich thut aus Martin Perels' Apotheose zu Meißner's Buch „Klänge aus Böhmen" (Prag, Kober, 1862). Eine gewisse Formengewandtheit ist anzuerkennen, doch wird das Springen von einem Jahrhundert ins andere, von Meißner zu Ziska und von Ziska wieder zu Meißner, nicht jedes Geschmack sein. Das Bedürfniß, einem liebenswürdigen Dichter zu huldigen ist um so anerkennenswerther, als letzterer dem Autor Ex-Verleger der vielbesprochenen Frau Hermes' Memoiren, derbe öffentliche Wahrheiten gesagt hat. Wendungen wie: „Was treibt mich für ein Flam. memvieriegung?'" sind wol allzu kühn.

Wenn wir den Ausspruch: „Die Dichtungen sind des Dichters Ebenbild", auch auf Ludwig Proepper anwenden wollen, dessen „Dichtungen" (Greiz, Henning, 1862) uns vorliegen, so müssen wir den Autor als einen mit sich und der Welt bescheidenen, werthzufriedenen Menschen schildern, den nach des Tages Arbeit der Gesang für seine Mühen lohnt —

Des Abends stille Zeit hat uns're Klänge,
Hat uns're Saiten Harmonie erlauscht,
Des Abends stille Zeit dem innern Leben
Mit lindem Hauch den Weiheruf gegeben u. s. w.

Aus den anonym erschienenen „Reliquien eines Honved" (Hamburg, Meißner, 1861) blickt uns ein auf dem deutschen Parnaß seltsam bekannte Welt entgegen. Jeder Vers klagt uns verlorene Vaterland, Aufschrei zur Rache, zum Kampf —

Noch lebt der Ungar, Buda trotzet noch!
Und wenn der Löwe die Mähne schüttelt
Und an den Eisenstäben rüttelt,
So wirft er eines Tags von sich das Joch!

Noch lebt der Ungar, Buda trotzet noch!
Er hört die heimisch theuren Laute —
Und eh' der Herrschaft Morgen graute,
Wirft er von sich das allerhaßte Joch!

Noch lebt der Ungar, Buda trotzet noch!
Und schärft nur eure Mörderwaffen —
Uns wird die Sehne nicht erschlaffen,
Wenn alles reif zu brechen euer Joch!

Noch lebt der Ungar, Buda trotzet noch!
Noch lebt der Gott des freien Rechtes —
Der Geist des werdenden Geschlechtes
Lügt von der Welt, Tyrannen, euer Joch!

Man glaubt sich auf einem österreichischen Eisenbahntrain versetzt, wo uns die demonstrativen ungarischen Trachten an Personen entgegentreten, welche laut zwar magyarisch sprechen, wenn sie aber einen Wiener Bekannten begegnen, sind's nicht selten Söhne oder Töchter aus deutschen Häusern von Pesth oder Preßburg.

„Die Sprache der Natur" von Georg Holtzhey (Koburg, Riemann, 1861) hinterläßt den Eindruck einer Reflexionsarbeit. Zwergartige Sprüche, wie in Volkskalendern zu finden, haben dem Autor als Grundlage seiner Gedichte gedient, deren jedes immer drei genau gemessene Strophen umfaßt.

(Hiezu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die gegenwärtige französische Presse. — Aus Baden-Baden. — Der diesjährige Wollmarkt. — Surrogat für Baumwolle. — Die londoner Unterstützungskasse für Schriftsteller. — Literarische Notizen.

Die gegenwärtige französische Presse.

* **Paris.** Große Denker der alten und der neuen Zeit haben behauptet, daß jedes Volk die Regierung, die es hat, verdient.

So viel ist gewiß, daß, wenn die französische Presse ihre Freiheit verloren hat, sie diesen Verlust als eine verdiente Strafe ansehen kann. Es ist nicht an der Zeit, ihre Vergangenheit zu beurtheilen. Die interessante Frage ist die: Verdient sie heute die Freiheit? Ist sie deren würdig? Benutzt sie die geringe Freiheit, die sie hat, so muthig, daß man sie einigermaßen für würdig erklären muß, eine größere zu gewinnen?

Unter der Restauration war die Presse ihrer selbst würdig. Sie wußte damals nichts von Gewinnsucht. Ein jedes Journal repräsentirte ein System, eine Idee; je nachdem diese Idee populär war, hatte ihr Blatt mehr oder minder Abonnenten. So auch noch nach der Julirevolution. Da trat Emile de Girardin auf; er war es, der die Tribüne des Journals in einen Kramladen verwandelte. Er setzte den Preis des Abonnements auf die Hälfte herab, führte den Roman als Feuilleton ein und deckte die Kosten mit den Annoncen.

Bald wurde dies System allgemein. Die Journale wurden — Geldspeculation! Man wagte sein Geld nicht mehr an die Presse, um gewisse Ideen zu verbreiten, sondern um 100 Procent zu gewinnen. Literatur, Politik, Philosophie, Kritik — nun ja, selbst durfte das alles nicht, aber mehr durfte nicht davon gegeben werden, als dem gewöhnlichen Abonnenten lieb war. Die Hauptsache blieben die Annoncen und bald darauf die Reclamen.

Nun wurde nicht mehr das Talent der Redacteur, sondern der Speculant, der Marktschreier, der Agent der vierten Spalte. So sank die Presse schon unter Ludwig Philipp zu einem Gegenstand der Concurrenz herab. Eine Gesellschaft kaufte die Annoncen der vier oder fünf gelesensten Blätter, verpachtete sie und tödtete mit diesem Streich jede gesunde Kritik, alle Freiheit der Literatur, der politischen Gesinnung. Von ernsten Artikeln war keine Rede mehr, von unparteiischer Theaterkritik keine Spur; denn die Annoncenmäkler, Meister des Blattes, forderten jede Woche so und so viel Logen für ihre eigene Verwendung. Was die Romane betraf, so verlangte man vor allem lange, endlose, haarsträubende Geschichten, um die blasirten Gemüther aufzureizen. Von jener Zeit datirt das Speculiren der Blätter mit den großen financiellen Gesellschaften. Fast alle Redacteuren, Gérants und Verwalter der großen Journale sind durch die Manöver der Industrie und Börse Millionäre geworden. Ihre Mitwirkung war immer auf Hunderte und Tausende von Actien berechnet, die sie au pair erhielten und die man dann auf der Börse um das Doppelte verkaufen ließ. Daher kommt das große Vermögen so vieler bekannten Journalisten, d. h. Administratoren, Faiseurs. Vollends erst unter dem Kaiserreich wurde dies Treiben durch Pereire, Mirès, Millaud auf die höchste Spitze getrieben.

Als sich das Kaiserreich bildete, war die Presse schon bodenlos gesunken. Die vorangegangene Republik hatte sie nicht aus dieser Versunkenheit heraufziehen können. Freilich erschienen andere ehrlichere Blätter, die viel gelesen wurden; die rothrepublikanischen Blätter verschwanden bald. Die großen Journale waren und blieben Vasallen der haute finance, sie waren mit einem Pact an sie gebunden. Schon unter der Republik selbst hatten sie ihre Freiheit nicht mehr, meist waren sie den Banquiers verpfändet. Sie mußten Geld einbringen, manche darunter a tout prix.

Bestünde nun im gegenwärtigen Frankreich regelmäßige Freiheit der Presse, so würden alle diese Gebrechen durch die Freiheit selbst bekämpft und besiegt werden. Neben der rothen Presse bildete sich schon unter der Republik eine gemäßigte, die auch die innern Fehler des Journalismus besprach und die sie gewiß überwunden haben würde. Aber mit dem Kaiserreich wurde die Presse wie ein knurrender Hund zur Ruhe verwiesen oder man rief sie zur Jagd wieder hervor und sie ward auf jedermann abgerichtet. Dabei war sie so gefesselt, daß sie nicht einen Schritt thun konnte, ohne das Feuilleton ihres Führers zu spüren.

Zuerst wurde sie materiell reducirt. Von 54 Francs, die ein Abonnement kostet, nimmt die Regierung, genau gerechnet, 42 Francs durch Stempel, Post und die Steuern. Es bleibt daher nur eigentlich netto 12 Francs per Exemplar übrig. Dadurch wurde das ganze Blatt in die Annoncen und Reclamen getrieben. Kein Journal kann mehr gegründet werden ohne die persönliche Erlaubniß des Ministers oder des Directors der Presse. Eine Autorisation ist sozusagen ein Geschenk. Eine solche Autorisation wurde neulich von einem Mann, der sie durch irgendeine Vergünstigung in der Tasche hatte, an gewisse Actionäre, die ein Blatt für die Marine

gründen wollten, für einen jährlichen Gehalt von 15000 Francs verkauft, d. h. er wurde als „Redacteur" des neuen Blattes ernannt unter der Bedingung, nie eine Zeile daran zu schreiben. Letzteres galt ihm gleich. Die Wohlthat, das Blatt erscheinen lassen zu dürfen, war in seiner Person erkauft. Man kennt die auf Selbsterziehung berechneten Gesetze der Presse mit ihren Verwarnungen. Jedes Blatt kann alle Tage unterdrückt werden. Der erste Beste, in einem Blatt genannt, kann es vor Gericht laden, wo er wohnt, und sei es 300 Stunden von Paris; der Redacteur muß seine Wohnung, sein Blatt verlassen, um dorthin auf seine eigenen Kosten zu reisen! Kein literarisches Blatt kann acht Tage bestehen, wenn es dem kaiserlichen Bureau der Presse mißfällt. Alle Tage fast werden die Redacteure auf das Bureau geladen, weil sie jene Schauspielerin getadelt, diesen Schriftsteller, der am „Moniteur" arbeitet, nicht genug gelobt haben. Gewisse sehr bekannte Theaterfeuilletonisten wurden sehr lange mit Gewalt an den Blättern beibehalten, weil sie die Vermittler zwischen den Schauspielerinnen, Sängerinnen und gewissen einflußreichen Personen waren. Man kennt die Geschichte der Cruvelli, die ihren deutschen Stolz den ihr gemachten Zumuthungen entgegenstellte. Das aber sind nur die kleinen Sünden. Man verbietet den Blättern, von diesem oder jenem zu sprechen, und da sie alle unter der Macht der Geldmenschen stehen, so ist man, eben infolge des Geldes, ihrer ganz und gar Meister.

Seit einiger Zeit, man muß es zugeben, erhebt die Presse etwas ihr gebeugtes Haupt. Es wird ihr aber nichts nützen. Sie hat zu viel Sünden auf dem Gewissen. Sie hat noch nicht genug gebüßt. Immer noch geht sie den alten Schlendrian fort; Romane, Annoncen, Reclamen — Männer, wie z. B. Herr Benazet in Baden-Baden, machen mit ihr was sie wollen. Ein Schriftsteller, der vergangenes Jahr in Baden-Baden war und sich nicht so weit herablassen wollte, diesem Baron de trente-et-quarante seine Aufwartung zu machen, schrieb einen Artikel über Baden-Baden in ein pariser Blatt, das jetzt viel Aufsehen macht, weil der Minister seinen Redacteur nicht wechseln lassen will. Als er nach Paris kam, fand er seinen Artikel abgesetzt und er corrigirte ihn. Erschien er? Nein; mit diesem Artikel ging der Gérant zu Benazet's pariser Agenten und erhielt von ihm, damit der Artikel nicht erschiene, für 1000 Francs Annoncen. Die meisten neuen Blätter, die erscheinen, leben blos von den großen Annoncen Pereire's und der Eisenbahngesellschaften, die ihnen jährlich auf diese Art 30—40000 Francs steuern müssen. Wenn ein Blatt eine dieser Gesellschaften angreift, so entgeht ihm eine Existenzquelle — —

Mit einem Wort, so lange Frankreich steht, war die Presse nicht so unselbständig und vogelfrei wie jetzt. Die Drucker haben eine Petition an den Senat redigirt mit der Bitte, lieber die Censur wieder einzuführen —!

Neulich, bei dem Proceß der „Presse" gegen ihren Redacteur, Peyrat, kam Folgendes vor: Herr Peyrat hat das Recht des politischen Redacteurs dieses Blattes an sich gekauft, den literarischen Theil hat Arsène Houssaye für 200000 Francs gekauft. Der Gérant ist ein Herr Nong, Repräsentant der Actionäre; Herr Girardin möchte wieder die „Presse" redigiren und Herrn Peyrat, seinen ehemaligen Mitarbeiter, aus dem Blatt vertreiben. Der Advocat der Verwaltung warf Herrn Peyrat vor, keine 500 Francs Vermögen zu besitzen, um ein Journal an sich zu kaufen. Darauf zog Herr Peyrat einen Brief aus der Tasche und sagte Folgendes: „Es ist wahr, ich bin arm und nicht mit meinem Geld kaufte ich das Blatt, d. h. den politischen Theil. Aber hier in diesem Briefe bieten mir meine Feinde eine jährliche Rente von 12000 Francs an, wenn ich meine Dimission geben wollte, während ich nur 6000 Francs als Redacteur habe! Warum das? Weil ich ein ehrlicher Mann bin, weil ich diese Leute verhinderte, ihr Wesen in dem Blatte zu treiben. Alle andern Redacteure, Gérants und Administratoren haben sich steinreich von dem Blatt zurückgezogen. Ich allein blieb arm und daher bin ich ihnen ein Dorn im Auge —!" Ab uno disce omnes. Die meisten Redacteure, die diesen Namen verdienen, haben wie Herr Peyrat von ihrer Stelle so gut wie nichts. Die Hauptpersonen sind die Verwalter, die Administratoren, Annoncenmäkler u. s. w. Wollte die Presse die materiellen Interessen einen Augenblick aufs Spiel setzen, so würde sie sich bald Achtung sogar von der Regierung verschaffen und nach einigen großen Opfern wirklich zur Freiheit gelangen. Es brauchte nur kein Redacteur sich auf die Regierungsbureaux zu begeben, brauchte auf keine Stimme als auf die seines Gewissens zu hören — freilich würde er bald mit Processen überhäuft und am Ende unterdrückt werden. Als einzelner mag er fallen. Wäre aber die ganze Presse solidarisch verbunden, stünde sie wie Ein Mann da und wagte täglich und immer wieder aufs neue ihre Existenz, so würde sie ohne großen Verlust als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen. Diesen Augenblick, sagt man, erwartet der Kaiser —

Er kann noch lange warten! Und doch — verlieren die gouvernementalen Blätter ihre Abonnenten. Der „Constitutionnel" hat seit drei Monaten 6000 Abonnenten verloren, das „Pays" hat nur noch 2000 und was die „France" betrifft, die Herr Laguerronnière in einem Monat stiften wird, so hat sie zwar eine Million zu verzehren, wird sie aber rasch verzehren. Auf Abonnenten kann sie nicht hoffen. Das ist unsere Lage. Widerstand der Passivität! Activ, aggressiv zu handeln, kostet zu viel Opfer. Das ist die Ursache, warum man hier keinen Drucker mehr für die unschuldigsten Broschüren findet, warum eine pharaonische Schwüle auf dem Geiste Frankreichs liegt. Es will kein Mensch mehr die gouvernementalen Blätter lesen, aber auch für die oppositionellen fehlt die Energie. Die „Opinion nationale" allein

wächst, weil ihr Redacteur den Muth hat, von Zeit zu Zeit ein ernstes Wort zu sagen. Aber Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer und in Frankreich sieht es nicht nach dem Sommer und Frühling aus — Was man sieht, ist Herbst und Winter!

Aus Baden-Baden.

— — Saisonbericht? Oder vielmehr Nicht-Saisonbericht! Diese armen Franzosen, wie sie täglich jetzt hier ankommen, die „hommes de lettres" (Badekorrespondenten) mit ihren stereotypen parfümirten Sommerphrasen von „fraicheur ravissante", „belle verdure", „vallée elysienne", und diese „gaudins" mit allen ihren pariser Sommergelüsten und diese ganze demi-monde mit ihren raffinirten Sommertoiletten! Und nun, dies Wetter! Und ach! eingepackt müssen bleiben die Toiletten und die Sommergelüste und die süßen stereotypen Sommerphrasen! Doch nein — das Wetter hat sich geändert —

Und so denn trotz alledem „Messieurs, Dames entre jeu! Le jeu est fait!" — Sie meinen, ich etire da den alten französischen Kauz am Grünen isch? Bewahre! Zum Teufel der Grüne Tisch und as Narrenhaus jeder Gurgast, der sich darüber rgert, daß man trotz Paragraph so und so viel er Reichsverfassung den großen Herren ihren Grünen isch noch immer läßt, während man doch dem Volke it dem Lotto schon längst seinen Grünen Tisch gr emmen! Sie wissen, daß man neuerdings wieder on nahe bevorstehender Aufhebung der Spielbanken richt — Sie wissen aber auch, wie erfinderisch alle eie Herren „vom Grünen Tisch" sind, wenn es arauf ankommt, Versprechungen zu machen! Schauen! Schauen!" sagte der heilige Thomas

Das hiesige Theater naht sich rasch seiner Vollendung; zwar ist es von einer etwas schwerfälligen rchitektur im römisch-italienischen Stil; auch thut s unter dem mit ziemlich nichtssagenden Figuren füllten Frontispiz das badische Landeswappen etwas ar unproportionirt hervor — dagegen wird das nnere sehr reizend werden, eine wahrhafte pariser ondonniere. Am 6. August soll es eingeweiht erden mit dem „Nachtlager" und einem Prolog n Professor Eckard, dessen Trauerspiel „Sokrates" Winter in Berlin zur Aufführung kommen soll. ie Franzosen halten ihre „Inauguration" am August mit einer komischen Oper von — Berlioz papvögel behaupten, es verberge sich unter dieser omischen „Oper" dennoch eine echte Wagner'sche r sang, eigens für das neue Theater bestellt, „um Widerstandsfähigkeit der Mauern zu prüfen" 8 September werden dann die Koryphäen vom nçais kommen und das Repertoire verspricht uns n „Misanthrope", „Avare", „Femmes savantes" d als Entrée die „Fausses confidences" von arivaux.

Für die nächste Zukunft steht eine Vorstellung n den bekannten drei Zwergen in Aussicht. In Neapel spielten neulich die Narren, in Deutschland die Zwerge — es ist doch schön in der Geistesgeschichte, daß alles Ueberlebte in der unheimlich auflachenden Flamme der Selbstironie zu Grunde geht!

Was Ironie anbelangt, so wird nun auch die hiesige erste protestantische Kirche nächstens fertig; nachdem man ihr von dem „Sündengeld" der Spielbank 3000 Gulden zugewendet und es doch zum Ausbau nicht reichen wollte, veranstaltete man noch ein Concert — Sie sehen, auch dies Kirchlein „hat einen leidlich guten Magen —" Man hofft, daß dann die geräumigere neue Kirche durch die hohe Gegenwart der preußischen Königin geehrt werden wird, denn bisher brauchte die hohe Frau nur die hochkirchliche English church — die immer unmittelbar nach dem deutschen Gottesdienst beginnt. Sie wundern sich hierüber? Allerdings dachten auch manche der hiesigen Pfarrkinder bescheiden im stillen: Wie schön wäre es doch — in Ehren alle Gewissensfreiheit, da jeder am besten selbst wissen muß, in welcher Sprache er mit unserm Herrgott zu reden hat — aber wie schön wäre es doch, wenn eine Landesmutter wie im Herrendienst so auch im Gottesdienst ihren Landeskindern mit nachahmenswerthem Beispiel vorangingе! — —

Der König von Preußen ist bisjetzt hier vergeblich erwartet worden; vielleicht gäbe seine Ankunft dem Badeort ein etwas aristokratischeres Aussehen, da jetzt selbst die guten, titelsüchtigen Franzosen Mühe haben, ein paar Dutzend Vicomtes oder Marquis-Namen aufzustöbern zum Paradiren auf der Curliste. Selbst die großherzoglich badische Familie ist durch die Erwartung eines freudigen Familienereignisses in ihrer Residenz zurückgehalten. Dieser Lage zufolge, glaub ich, daß Becker'sche Attentat; man wird jetzt die Stelle, wo die unselige That stattfand, durch einen Gedenkstein bezeichnen.

Der diesjährige Wollmarkt.

* Die Wollproducenten waren von den Ergebnissen des heutigen Marktes nicht besonders befriedigt. Ein Rückschlag von 8—10 Thaler pro Centner Wolle ist für den Landwirth immer eine trübe Erfahrung.

Dieser Rückschlag des Preises hat seinen Grund nicht nur in den momentanen Stockungen vieler Handelsverhältnisse wie auch des amerikanischen Krieges, infolge dessen der Begehr nach feiner Wolle und feinen Tuchen ganz nachgelassen und nur gröberes Material oder starkes Tuch zu Soldatenröcken exportirt wird, sondern hauptsächlich in den großartigen Ueberschwemmungen des Marktes mit überseeischem Product.

Nachdem nämlich die Schafzucht sich über ganz Europa ausbreitete, wurden von Spekulanten große Heerden nach dem asiatischen Rußland und nach Australien übergesiedelt, wo der Boden und die Nahrung fast nichts kosteten. Handelsschiffe übernahmen als Rückfracht für ein Billiges den Transport der

Wolle, sodaß schon vor Jahrzehnden diese großartige Einfuhr die inländischen Wollpreise herabdrückte, da das ferne Product die europäischen Märkte überfluthete. Trotz des hohen Imports kämpften die Ausländer doch mit Vortheil gegen die europäischen Wollproducenten, da diese letztern nur mit großen Kosten die Unterhaltung derartiger feiner Heerden bewerkstelligen konnten. Ein Kapitalumsatz wie der heutige, wobei das Fleischschaf ein Minimum von Knochen, ein Maximum von Muskelfleisch, dabei hohen Wollertrag gewährt, fand noch nicht statt. Indessen die in ferne Welttheile geführten Schafe degenerirten, während Bakewell seine Theorie der Inzucht durch die praktische Aufstellung seines Dishley und Southdown, Sir Richard Sheard in der Grafschaft Kent sein New-Kenter Schaf, das eine lange feine Wolle, bekannt unter dem Namen „Kammwolle", die zur Fabrikation aller feinen Wollenstoffe unentbehrlich wurde, constituirte. Infolge der europäischen Wollindustrie wurde die überseeische nun als ein schlechtes Product bei Seite geworfen, die Preise wurden wieder lohnend, indessen die Ausländer legten sich gleichfalls auf die Wollcultur, sodaß wir gegenwärtig wieder mit diesen in Concurrenz getreten sind.

Es finden seit einigen Jahren die großartigsten Wollauctionen in London statt und diese sind es, welche die Preise so gewaltig herabdrücken. So wurden am 30. Mai d. J. 11506 Ballen Sidney-, 32959 Ballen Port Philipps-, 3762 Ballen Vandiemensland-, 12797 Ballen Adelaide-, 1741 Ballen Neuseeland-, [illegible] Ballen Swan-River- und 9786 Ballen Cap-Wolle, zusammen also an 74489 Ballen Wolle ausgeboten, die mit steigendem Begehr von in- und ausländischen Fabrikanten und Händlern aufgekauft wurden, da gegenwärtig die Qualität den Zwecken entspricht, weniger hochfeine Merinos als gute und feste Mittelwolle (Negrettiwolle) verlangt wird.

Man sah demgemäß in diesem Jahre auf den Wollmärkten nicht so viel befriedigte Gesichter als sonst, denn Ausfälle von [illegible]—[illegible] Thalern waren an der Tagesordnung.

Surrogat für Baumwolle.

* Wieder ist Frankreich der Retter in der Noth! Ein Schiffskapitän aus Bordeaux hat vor einiger Zeit von einer Fahrt an der afrikanischen Küste eine der Baumwolle gleichkommende Staude mitgebracht. Noch ist dieselbe namenlos; wir wollen sie ihres Gegens halber Piretiola nennen; durch einen geringen chemischen Proceß gibt sie einen überaus haltbaren, leicht zu verspinnenden Faden. Es sind bereits Stoffe daraus gewebt und dem Kaiser vorgelegt worden; sie haben durch ihre Feinheit und Dauerhaftigkeit sich auch des Beifalls der Kaiserin erfreut; dabei kann der Stoff um 50—60 Procent billiger als die Baumwolle dargestellt werden. Die Pflanze findet sich nicht nur in Afrika, sondern auch in Nord- und Südamerika; es soll gegenwärtig ein Anbau derselben in Algerien [illegible] Angriff genommen werden.

Die londoner Unterstützungskasse für Schriftsteller.

* Am 26. Juni feierte der Royal-Literary-Fund [illegible] London sein Jahresfest durch ein Bankett im Freimaurerhause unter Vorsitz des Lord Granville. Dieser Verein (neben welchem noch ein anderer wirkt, den Bulwer und Dickens leiten) hat den Zweck, schriftstellerische Talente ohne Unterschied ihres Geburtslandes und Glaubens im Fall zu unterstützen. Namen wurden vom Präsidenten begreiflicherweise nicht genannt, doch erwähnte er, daß der Verein vielfach in der Lage war, schriftstellerischen Talenten aus Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Amerika, Australien und Afrika namhafte Hülfe zufließen zu lassen. Der Secretär beschränkte sich auf die Mittheilung: Es sind im vorigen Jahre 1350 Pf. St. (9000 Thaler) in Summen von 10—100 Pf. St. verausgabt worden; unter den Betheiligten befanden sich 10 Geschichtschreiber und Biographen, 5 Journalisten, 6 Reisebeschreiber und 7 Dichter. Die Namen kann jeder, den die Neugier sticht, das Misstrauen plagt, falls er längere Zeit hindurch namhafte Beiträge zahlen, gegen ein feierliches Geldniß des Schweigens in den Büchern der Verwaltung nachsehen.

Major Serre und sein Lotteriecomité sagen anders. Jeder Deutsche, der — Einen Thaler gezahlt (um eine Villa zu gewinnen'), hätte damit das Recht erworben, zu erfahren, was mit den Zinsen seines Thalers in der Schillerstiftung geschehe und diese müßte deshalb ihre Unterstützten öffentlich nennen —! Jeder Interessent der Lotterie wußte, daß er durch Entnahme eines Looses eine Stiftung förderte, die Wohlthaten spenden wollte. Noch hat ein edler Wohlthäter das Verlangen getragen, seine Handlungen laut auf dem Markte auszurufen und denen er geholfen, durch öffentliche Bekanntmachung ihre Lage möglicherweise in ihren Grüften für immer zu verderben.

Literarische Notizen.

*** **Dresden.** Die von Wilhelm Wolfsohn herausgegebene „Russische Revue" (Leipzig, Steinacker) will die politischen Zustände Rußlands nur insoweit berücksichtigen, als diese mit den Culturentwickelungen verbunden sind, welchen vorzugsweise die empfehlenswerthe neue Zeitschrift, auf deren Inhalt wir zurückkommen werden, gewidmet ist.

Fr. Wehl ist gegenwärtig auch an dem politischen Inhalt der „Constitutionellen Zeitung" betheiligt und [illegible] den ihm namentlich die klar und frisch abgefaßten Artikel der gegenwärtigen politischen Händel und Debatten zugeschrieben. Seine „Deutsche Schaubühne" [illegible] ihren Monatsheften fort, die Bühnen Deutschlands in ihrer Thätigkeit mit Gewissenhaftigkeit zu controliren.

Von Amely Bölte erscheint in beliebter biographisch-romantischer Form eine Darstellung der Lebensschicksale Franziska's von Hebenheim. Die Verfasserin durfte stuttgarter Archive benutzen und ohne Zweifel manches über ihrer Heldin mittheilen, der auch außerhalb des blos [illegible] Kreises von Interesse sein dürfte.

(Ausgegeben am 24. Juli 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. Nr. 31. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Wahrheit. Eine Erzählung. Sechstes und siebentes Kapitel. — Wo Maria Stuart wohnte. — Ein neuer Schweizerführer; ein deutscher „Vere Atlas". — Neue Gedichte. VIII. — Neues aus der Welt.

Die Wahrheit.

Eine Erzählung.

Sechstes Kapitel.

Kit desperandum.

Als Helene in ein Schweigen versunken war, brach Karl Stillfried plötzlich ab.

„Ich fühle, daß ich Sie tödtlich beleidigt habe, Fräulein Helene, und daß ich gehen muß", sagte er, indem er seinen Hut nahm und sich verbeugte, während er an ihr vorüberging.

„Nein, bleiben Sie!" rief Helene in so nachdrücklichem Tone und mit so befehlender Geberde, daß Karl unwillkürlich stehen blieb wie eine Bildsäule.

Helene war immer noch sehr aufgeregt. Ihr Busen wogte, ihre Wangen wurden bald dunkelglühend, bald aschbleich und aus ihren Augen leuchtete die Leidenschaft, die sie nicht gänzlich bezwingen konnte.

„Es ist sehr bitter — sehr bitter — aber es ist — die Wahrheit!" rief sie mit einer Anstrengung, die ihr fast den Athem zu rauben schien, während sie in eine Ecke des Sofas niedersank und einige Augenblicke lang den Kopf in die Hand stützte. Dann blickte sie auf und als sie sah, daß Karl immer noch dastand, forderte sie ihn durch eine Geberde auf, auf dem Stuhle, der rechts neben ihr stand, Platz zu nehmen, indem sie sagte:

„Setzen Sie sich, Karl! Ich habe kein Recht, Ihre ehrliche Gradheit übel zu nehmen und ebenso wenig darf es Ihnen einfallen, um einer solchen Ursache willen mein Haus zu verlassen. Der gerechte Verweis, den Sie mir ertheilt, Karl, stellt Sie in meiner Achtung nur um so höher!"

„Ach, Helene, wenn Sie sich einen Begriff von der qualvollen Ueberwindung machen könnten, die es mir kostete, Ihnen jene Wahrheit zu sagen, so würden Sie mir beinahe verzeihen!" sagte der junge Mann mit gebrochener Stimme, während er demüthig vor ihr stand.

„Ich weiß es! Ich weiß es! Und ich verzeihe Ihnen nicht, sondern ich danke Ihnen! Ich sah die furchtbare Anstrengung, die es Ihnen kostete, jene demüthigende Wahrheit auszusprechen, und ich fühle, daß es um so edler von Ihnen war, es zu thun. Gütiger Himmel, was ist doch die Wahrheit! Sie erhoben wie vom Sturme geschüttelt, als Sie dieselbe aussprechen sollten, und mein ganzes Sein empörte sich dagegen, sie zu hören! Aber setzen Sie sich, setzen Sie sich und versprechen Sie mir, hinfort stets so zu thun, wie Sie heute gethan —, sagen Sie mir stets die Wahrheit über mich selbst, wie bitter, demüthi-

gend und verwundend für meine Eigenliebe sie auch sein möge!"

„Ja, Helene, ich verspreche es Ihnen!"

„Selbst dann, wenn ich über die Worte meines Mentors in Zorn geriethe, wie ich vorhin that —"

„Auch dann werde ich nur die Wahrheit sprechen!"

„Ach, Karl, Sie hatten in jeder Beziehung vollkommen recht! Ich besitze nicht jene unerschütterliche Selbstbeherrschung, welche ein Kennzeichen des feinsten und vornehmsten Tones ist, denn ich verliere meine Fassung vollständig. Ja, ich besitze die Leidenschaften des Standes, aus dem ich hervorgegangen bin, und in meinen Manieren liegt nicht die Ruhe, welche der wahren Aristokratie ihr hervorstechendstes Gepräge gibt", sagte Helene lächelnd.

„Und dennoch, liebe Helene, bezweifle ich, ob die bildschönsten aller verfluchten Aristokratinnen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, das hätte ertragen können, was Sie vor wenigen Minuten ertrugen. Niemand würde es Ihnen verdacht haben, Helene, wenn Sie mir befohlen hätten, augenblicklich Ihr Haus zu verlassen! Es wäre dies von Ihnen nur ganz natürlich gehandelt gewesen."

„Nein, das hätte ich nicht thun können, denn Ihre Worte, obschon dieselben mich aufs schmerzlichste verwundeten, waren Worte der Wahrheit — der peinlich, aber edel gesprochenen Wahrheit", sagte Helene wieder lebhaft erröthend. „Aber denken Sie deswegen nicht schlimmer von mir, als ich es verdiene", fuhr sie fort. „Wenn ich mich heute verleiten ließ, mich gegen jene Gräfin kriechend und schmarotzerisch, wie Sie ja wol sagten, zu benehmen, so bitte ich Sie doch inständig, nicht zu glauben, daß dies meine Gewohnheit ist!"

„Ich weiß, daß so etwas nicht mit Ihrem Charakter vereinbar, und deshalb glaube ich auch, daß es nicht Ihre Gewohnheit ist, Helene!"

„Sie sind nur gerecht gegen mich, wenn Sie dies sagen, Karl", entgegnete Helene. „Es fällt mir nicht ein, den vornehmen Leuten, mit welchen ich zuweilen in Berührung komme, den Hof zu machen. Diese Gräfin aber mit ihrer überwältigenden Entfaltung von liebenswürdiger Artigkeit äußert gleichsam einen berückenden Einfluß auf mich und zwingt mich gewissermaßen ebenfalls zu einem Uebermaß von Höflichkeit, welches allerdings einem redlichen Beobachter fast wie kriechend und schmarotzerisch erscheinen muß. Der Grund liegt aber nur in dem Einflusse, den diese Dame auf mich äußert — in etwas anderm durchaus nicht."

„Ich verstehe nun alles, Helene, und dennoch wundere ich mich, daß Sie sich auf diese Weise haben ziehen lassen, obschon ich weiß, daß die Gräfin für die liebenswürdigste und bezauberndste Dame der ganzen Residenz gilt."

„Dennoch aber dürfen Sie nicht glauben, Karl, daß sie mich beschwatzen könnte, über Sohn zu heirathen!"

„Das will ich auch nicht hoffen —"

„Und was die Gräfin selbst betrifft, so werde ich ihrem Zauber dadurch brechen, daß ich die Bekanntschaft mit ihr aufhebe."

„Daran werden Sie sehr wohlthun, Helene!"

„Und nun lassen Sie uns wieder auf den Gegenstand zurückkommen, von welchem wir sprachen, als wir durch den Besuch der Gräfin gestört wurden", sagte Helene, indem sie einen kleinen Sofatisch heranzog, auf welchem ein Juwelenkästchen stand. Sie öffnete dieses und sagte:

„Hier, Karl, sind einige hübsche Perlen, die ich für Ihre Braut ausgewählt habe. Sie werden der muntern kleinen Blondine recht gut stehen! Ueberreichen Sie ihr dieselben in meinem Namen und bitten Sie sie, damit zugleich die besten Wünsche der ältesten Freundin ihres Bräutigams zu empfangen!"

Helenens Stimme wankte ein wenig, als sie diese letzten Worte sprach, während sie zugleich das Schmuckkästchen mit sanfter Bewegung dem jungen Mann hinschob. Dieser war einen Augenblick lang stumm vor Erstaunen; als er sich einigermaßen wieder gefaßt hatte, antwortete er:

„Ich danke Ihnen, theuerste Helene, für diese große Güte, aber — Dank sei dem Himmel! ich — habe — keine Braut!"

„Keine Braut —? Wie soll ich das verstehen —? Ich glaubte — oder vielmehr man versicherte mir aufs bestimmteste, daß Sie im Begriff stünden — sich mit — der kleinen hübschen Luise Glockner zu verheirathen", rief Helene in zitterndem Tone und mit rasch wechselnder Farbe.

„Allerdings bestand ein solches Verhältniß, aber es ist mit wechselseitiger Zustimmung wieder aufgehoben worden", sagte der junge Mann ernst.

Helene war von dieser Antwort so betroffen, daß sie einige Augenblicke lang nicht antworten konnte. Endlich sagte sie in gedämpftem Tone:

„Wahrscheinlich handelte es sich blos um einen kleinen Zwist, wie er unter Liebenden zuweilen vorzukommen pflegt und sich wol schlichten lassen wird.“

„Nimmermehr, Helene! Er kann niemals geschlichtet werden!“ rief Karl mit Nachdruck.

„Das sagen Sie nur, weil Sie noch sehr erzürnt auf Ihre Braut sind, aber Sie fühlen sich auch sehr unglücklich, was ich ganz in Ordnung finde. Und Luise, das arme Kind, sitzt in diesem Augenblick wahrscheinlich zu Hause und weint sich sicher die hübschen Augen aus.“

„O nein! Höchst wahrscheinlich reibt sie sich vergnügt lächelnd die Hände, daß sie einem Verhältniß entronnen ist, welches ihr nicht mehr in vortheilhaftem Lichte erschien.“

„Das denken Sie blos, Karl! Gestatten Sie, daß ich, eine alte Freundin, zwischen Ihnen und Ihrer Braut vermittele.“

„Nicht für die Welt! Nicht für zehntausend Welten! In dieser anscheinend übertriebenen Sprache, Helene, rede ich blos die Wahrheit. Nichts in der ganzen Welt könnte mich verlocken, wieder in jenes verhängnißvolle Verhältniß zurückzutreten, von welchem ich mich jetzt in so ehrenvoller und glücklicher Weise freigemacht habe!“ rief der junge Mann eifrig.

„Sie setzen mich in das größte Erstaunen! Wollen Sie mir nicht näher erklären, wie dies so gekommen ist? Ich will doch nicht hoffen, Karl, daß Sie Ihr Wort zuerst gebrochen haben?“ sagte Helene in einem Tone, welcher das lebhafteste Interesse verrieth.

„Nein, ich war es nicht, der das Verhältniß löste. Luisens eigenes Benehmen am heutigen Vormittag bewahrte mich vor den Folgen eines furchtbaren Irrthums, welcher ihrem Lebensglück hätte verderblich werden können, dem meinigen aber hätte verderblich werden müssen!“

„Aber warum that sie das? Sie gaben ihr doch hoffentlich keine gerechte Ursache dazu?“

„Nein, durchaus nicht!“

„Aber warum ward denn Ihre Heirath rückgängig?“

„Weil Luise mich nicht liebte.“

„Und wann gewann sie zuerst diese Ueberzeugung?“

„Als sie erfuhr, daß mein Onkel mich enterbt, meine Principale mich fortgeschickt und ich mit einemmale ein mittelloser junger Mann geworden, der keine Frau ernähren könne.“

„Hat Ihr Onkel Sie denn wirklich enterbt —?“ sagte Helene bestürzt.

„Allerdings, Helene!“

„Aber aus Himmels willen, warum denn?“

„Weil ich die Wahrheit sprach.“

„Weil Sie — die Wahrheit sprachen?“

„Ja, Helene! Weil ich, als die Frage an mich gerichtet ward, gestand, daß ich nicht unbedingt unterthänig sein würde, wenn mein Onkel starbe.“

„Aber das ist ja höchst sonderbar! Erwartete er dies denn wirklich von Ihnen?“

„Das weiß ich nicht; auf alle Fälle wollte er nicht etwas anderes hören.“

„Aber das ist ja im höchsten Grade unvernünftig von dem alten Manne! Wünschen ja doch selbst Aeltern nicht, daß ihre Kinder sich über ihren Verlust zu Tode grämen sollen!“

„Gewiß nicht! Aber wie man sieht, sind Onkel und Tante eigensüchtiger und weniger nachgiebig als Aeltern.“

„Und hat er Sie aus diesem Grunde wirklich enterbt?“

„Ja!“

„Welch eine Schwäche von diesem alten Mann und welch ein Unglück, daß Sie durch die Wahrheit gezwungen werden sind, ihn an seiner empfindlichen Stelle zu verwunden!“

„Allerdings.“

„Und sagten Sie nicht auch, Ihre Principale hätten Sie —“

„Fortgeschickt, ja wohl!“

„Wie schlimm, daß zwei solche Unfälle Sie an einem und demselben Tage treffen mußten!“

„Und zwar durch dieselbe Veranlassung, Helene.“

„Durch dieselbe Veranlassung?“

„Ja; weil ich die Wahrheit gesprochen.“

„Weil Sie die Wahrheit gesprochen —?“

„Ja!“

„Wie eigenthümlich! Und welch ein Unglück, daß Sie in so kurzer Zeit so viele unsinnige Wahrheiten sprechen mußten, daß Sie dadurch gleichzeitig Ihres Erbtheils und Ihres Postens verlustig gegangen sind! Aber wie war es denn in diesem zweiten Falle? Welche verhängnißvolle Thatsachen sahen Sie sich abermals genöthigt zu enthüllen?“

„Auf directe Fragen unserer Kunden sah ich mich in dem einen Falle genöthigt, zu gestehen, daß die als echtfarbig bezeichneten Stoffe nicht die Farbe hielten, in einem andern, daß die als französisch und mit dem Preis von einem Thaler die Elle bezeichneten Seidenstoffe geringhaltige

Vierte Scene.

Thompſon und Fielding (kommen wieder von rechts).

Fielding.

Was ſoll ich viel Worte machen, Miſter Walter? Ich haſſe Schwindelgeiſt, Wechſelkram, Holländiſche Blumenſpielerei, Windhandel, Zeitkauf, Wetten und Entdeckungsreiſen ins neblige Meer und die blaue Luft hinaus. Vertrauen, Miſter Walter, iſt ein Ding, wo's Reden nichts nutzt. Man muß es glauben. (Etwas verſtimmt über den nachdenklichen Thompſon) Wenn ich um 'ne ehrliche Sache erſt lange reden muß und ſoll über meine Zuverläſſigkeit ſo unmenſchliche Lobſprüche auskramen, ſeht, dann komm' ich mir gleich ſelber wie ein Spitzbube vor und habe über Alles, was ich verſpreche, einen wahren Todesſchreck, ob ich's auch halten kann.

Thompſon.

Ei, ich höre ja! Wir reden darüber. Was will der Verluſt ſagen!

Fielding (etwas verſtimmt).

Ihr ſeid ſehr ſonderbar, Miſter Walter! Verluſt! Euer Haus in Madras hat mir zu zahlen. Es wird ſo viel nicht ſein. Aber ich bin deshalb hergekommen. Habt Ihr ſchon Avis?

englische von höchstens 20 Silbergroschen Werth seien, und so ging es weiter während des gewöhnlichen Ausfragens von seiten der Kunden, denen ich diesen Morgen entschließen war, nur der Wahrheit gemäß zu antworten."

„Mein Himmel, dann wundere ich mich freilich nicht, daß man Sie fortgeschickt hat! Und aus diesen Gründen sagte Ihre Verlobte sich von Ihnen los?"

„Ja, eigentlich aus diesen Gründen, Helene, anscheinend aber infolge derselben Ursache, welche mir mein Erbtheil und meine Stelle kostete."

„Sie meinen doch nicht, weil Sie die Wahrheit gesprochen?"

„Allerdings!"

„Aber welche unverzeihlichen Wahrheiten konnten Sie Ihrer Verlobten zu sagen haben?"

„Erstens, daß sie kein Engel, zweitens, daß sie nicht einmal ein vollkommenes Frauenzimmer sei und drittens allerhand Dinge von derselben Art."

„Dann fanden Sie also allerhand an ihr auszusetzen?"

„Nein, ich sagte ihr einfach die Wahrheit — zur Antwort auf Fragen und Bemerkungen, die sie mir aufdrängte. Auch würde sie meine Antworten nicht übel genommen haben, wenn es ihr nicht erwünscht gewesen wäre, einen Vorwand zu finden, um mit mir zu brechen, weil ich alles verloren hatte und deshalb keine wünschenswerthe Partie mehr für sie war. Natürlich würde sie sich geschämt haben, wegen meines Unglücks mit mir zu brechen, und deshalb ergriff sie begierig die Gelegenheit, welche meine Wahrheitsliebe ihr gewährte. Es wird jedoch am besten sein, wenn ich Ihnen die ganze Geschichte ausführlich erzähle, liebe Helene; dann werden Sie die Sache besser verstehen."

Karl erzählte nun beinahe Wort für Wort alles, was zwischen ihm und Lutien vorgefallen war, und schloß mit den Worten:

„Auf diese Weise entdeckte ich, wie eigennützig, hartherzig und falsch das Wesen ist, welchem ich im Begriff stand, das Wohlergehen meines ganzen Lebens anzuvertrauen. Dabei überzeugte ich mich zugleich, daß ihre anscheinende Zuneigung zu mir weiter nichts gewesen war als Eigennutz und die meinige zu ihr eine moralische Täuschung, welche durch den Hauch der Wahrheit vertrieben wurde. Bedauern Sie mich daher nicht, Helene, sondern wünschen Sie mir Glück zu dieser Errettung! Ebenso wie Sie, Helene, heirathe ich vielleicht nun niemals, aber ich bin, Gott Dank, wenigstens frei!"

Es trat ein minutenlanges Schweigen dann richteten beide sich empor und wie einem und demselben Gedanken bewegt, begegneten sich ihre Augen.

„Karl", flüsterte Helene, „Sie versprachen mir stets die Wahrheit zu sagen — wollen dies auch jetzt thun?"

„Jetzt und immerdar, liebe Helene!"

„Dann nennen Sie mir den Namen Dame, welche Sie in Ihrer Phantasie so gestellt, welche Sie blos zu bewundern glau die Sie aber wahrscheinlich, ohne es selbst wissen, so innig lieben —"

Feuer und Eis schienen abwechselnd Karl Blut erglühen zu lassen und zu erkälten, während er mit vor Bewegung halb erstickter Stimme stammelte:

„Ach, Helene, es ist eine Dame, die in zug auf persönlichen Werth sowol als irdische Glücksgüter so hoch über mir steht, daß ich niemals gewagt habe, auf ihre Liebe zu hoffen, auch nur mir selbst zu gestehen, wie innig ich geliebt haben würde, wenn es mir erlaubt gewesen wäre, dies zu thun!"

„Aber wie heißt sie? — Nennen Sie ihren Namen!"

„Helene Ehrenreich!" dachte Karl Sinfried, indem er auf seine Knie niedersank, sich über die Hand beugte, die er ergriffen. Sich tief über seine braunen Locken herneigend, flüsterte sie:

„Und wird Helenens Liebe dich ein wenig über alles das trösten, was du heute verloren hast?"

„Ach Helene, meine einzige, meine ewige Liebe!" rief Karl mit vor innerer Bewegung erstickter Stimme.

„Nun denn, wenn du sie willst, so ist sie dein!" flüsterte Helene, indem sie sich noch tiefer ihm zuneigte.

Dann hob sie ihn mit sanfter Gewalt aus seiner knieenden Stellung empor.

Einen Augenblick später lag er an ihrer Brust. Das Band seiner Zunge war nun gelöst und mit der ganzen Beredsamkeit der Leidenschaft ließ er seine lange verhehlte Bewunderung und Liebe in ein Ohr strömen, welches dieser Kunde freudigem Entzücken lauschte. Nun erfuhr er, wie lange, wie ausschließlich und wie unabhängig Helene auch ihn schon von ihrer Kind

an geliebt; wie sie beschlossen hatte, nie einem andern anzugehören, und wie sie, als sie erfahren, daß er mit Luisen verlobt sei, immer noch gewünscht hatte, ihm dienstlich und förderlich zu sein, weshalb sie heimlich zu Schulze, Müller und Meyerheim gegangen war und bei diesen für Karl Stillfried's Rechnung (sonst) Thaler unter der Bedingung deponirt hatte, daß sie ihn gleich nach seiner Verheirathung als Theilhaber in ihr Geschäft aufnähmen.

Alles dies kam durch die Wahrheit, welche sich beide Theile zur Pflicht gemacht, nun zu Tage und zuletzt ward es ihnen mit einmal klar wie Sonnenglanz, daß es eben die Wahrheit war, welche all dieses Glück zu Stande gebracht.

„Gott segne die Wahrheit! Es lebe die Wahrheit! Sie führte mich anfangs in einige arge Fallstricke, aber sie hat mich auch glorreich wieder aus allen errettet, und hinfort will ich die Wahrheit und nur die Wahrheit sprechen, so lange ich lebe!" rief Karl begeistert, als er spät an diesem Abend mit fröhlichem, beglücktem Herzen von Helenen Abschied nahm, um mit dem ersten vorüberfahrenden Omnibus nach der Stadt zurückzukehren, welche er am Nachmittag in einer Stimmung verlassen hatte, die so verschieden war von seiner jetzigen.

Siebentes Kapitel

Tandem bona causa triumphat.

Karl Stillfried stieg mit vor Freude und Glück verklärtem Antlitz eben aus dem auf seinem Stationsplatze angelangten Omnibus, als eine bekannte Stimme, wiewol mit sehr verändertem Ton, an sein Ohr schlug, indem sie ausrief:

„Ach, da kommt er, der arme gute Schelm! Gott sei Dank, daß wir ihn endlich gefunden haben! Aber mein Himmel, wie seltsam er aussieht! Gerade als ob er anfangen wollte zu tanzen und zu springen. Man müßte noch niemals einen Verrückten gesehen haben, wenn man nicht sofort erkennen wollte, daß unser guter armer Karl rund und rein übergeschnappt ist — Kennst du denn deine alte Tante noch, mein gutes, liebes Karlchen?" fragte die gutmüthige Alte, indem sie ihrem Neffen mit dem Ausdruck der größten Besorgniß ins Gesicht schaute.

Das Erstaunen über diese Frage lief, in Verbindung mit der Freude, die in seinem Herzen gärte und aus seinen Augen strahlte, unserm Helden allerdings ein ziemlich sonderbares Aussehen. Er ergriff seine Tante bei der Hand, drückte sie in dem Wonnetaumel seines Herzens aus Leibeskräften und antwortete jubelnd:

„Ob ich dich kenne? Warum sollte ich dich denn nicht kennen? Freilich kenne ich dich, mein liebes Tantchen! Ach, ich bin so glücklich!"

„Wirklich, mein armer, guter Junge?" sagte sie in schmeichelnd begütigendem Tone, indem sie ängstlich furchtsam und vorsichtig einige Schritte vor ihm zurückwich. Dann wendete sie sich zu dem sie begleitenden Polizeidiener und flüsterte:

„Er wird immer toller. Es wird am besten sein, wenn Ihr ihn sofort festnehmt, ehe er sich oder andern ein Leids zufügt. Ihr werdet ihn wol binden müssen, damit er uns nicht etwa wieder entwischt; aber geht ja dabei so schonend als möglich zu Werke. Er ist ja kein Verbrecher!"

Karl Stillfried, der an das, was sein Freund Franz ihm vom Irrenhaus und dergleichen gesagt, gleich von vornherein nicht geglaubt und nun es vollständig wieder vergessen hatte, betrachtete bald seine Tante, bald ihren Begleiter mit einem Ausdruck, welcher, in Verbindung mit der überschwenglichen Freude, die aus seinem Gesicht strahlte, und den authentischen Mittheilungen über sein seltsames Benehmen während des Tags, allerdings vollauf Grund gab, an seinem Verstande zu zweifeln. Der von der alten Tante instruirte und durch Karl's eigenes seltsames Mienenspiel getäuschte Polizeidiener näherte sich ihm vorsichtig und ehe Karl noch Zeit hatte, sich von seinem Erstaunen zu erholen oder sich gegen die beabsichtigte Gewaltthat zur Wehre zu setzen, sah er sich an beiden Händen durch eine geschickt übergeworfene Schlinge gefesselt. Vergebens begann er sich zu sträuben, mit den Füßen zu stampfen und zu treten, indem er ausrief:

„Was soll das heißen? Gleich nehmt mir die Fesseln wieder ab! Was habe ich gethan? Laßt mich los, sage ich! Ihr sollt das schwer bereuen! Laßt mich augenblicklich los, sage ich!"

„Ach, mein Gott, er wird immer rasender! Mein gutes, liebes Karlchen, verhalte dich doch ruhig und geh' mit dem guten Mann da! Es ist ja zu deinem eigenen Besten!" sagte die alte Tante beschwichtigend, ebenfalls sie sich hütete, ihrem Neffen, trotz seiner Fesseln, allzu nahe zu kommen.

„Mit dem guten Mann da?" rief Karl, sich immer noch heftig sträubend. „Wer ist denn dieser gute Mann? Ein unverschämter Polizeidiener, der seine Befugniß überschreitet! Er soll aber schwer dafür büßen!"

„Ach, mein armer, guter Junge, es geſchieht ja blos zu deinem eigenen Beſten!“ rief die Tante wieder. „Man will dich blos abhalten, Unheil anzurichten!“

„Und ich anzurichten! Ich glaube, Ihr ſeid verrückt!“

„So machen es dieſe Unglücklichen alle; ſie halten die ganze Welt für verrückt, nur ſich ſelbſt nicht!“ ſtammelte die alte Tante und vermochte kaum noch die Thränen des innigſten Mitleids zurückzuhalten.

„Es iſt gerade wie mit Säufern, die auch alle Welt für betrunken halten, nur ſich ſelbſt nicht,“ ſagte der Polizeidiener, dem infolge ſeiner angeſtrengten Bemühungen, den vermeinten Wahnſinnigen in eine Droſchke zu ſchieben, der Schweiß vom Geſicht troff.

„Ich ſage Euch nochmals, Ihr ſollt es ſchwer büßen, Ihr unverſchämter Wicht! Und du auch, Tante!“ rief Karl ergrimmt.

„Ach, der arme, gute Junge, er weiß nicht, was er ſpricht! Das iſt eben das Schlimmſte bei dieſen armen Unglücklichen, daß ſie ſich in ihrer Wuth allemal gegen ihre beſten Freunde kehren!“ ſchluchzte die alte Frau.

„Das kann auch gar nicht anders ſein, denn die Gefühle ſind bei ſolchen Menſchen ebenſo verkehrt als der Verſtand, ſodaß ſie von allem, was vernünftige Menſchen machen, das Gegentheil thun“, bemerkte der philoſophiſche Polizeidiener, dem es trotz aller ſeiner Anſtrengungen bis jetzt immer noch nicht gelungen war, ſeinen Gefangenen in die Droſchke hineinzubringen.

„Wir wollen doch noch jemanden zu Hülfe rufen! Kutſcher, warum legt Ihr nicht mit Hand an?“ rief die alte Tante verzweifelt.

„Ich kann das Pferd nicht allein laſſen — es könnte ſcheu werden und durchgehen“, entgegnete der phlegmatiſche Droſchkenkutſcher, der ſich an dieſem Auftritt viel zu ſehr ergötzte, als daß er ſich hätte entſchließen können, etwas zur Abkürzung deſſelben beizutragen.

„Ein Droſchkenpferd ſollte durchgehen? Davon habe ich in meinem ganzen Leben noch nichts gehört!“ rief die alte Tante. „Will denn niemand dieſen unglücklichen Mann in den Wagen heben helfen?“ fuhr ſie zu den Umſtehenden gewendet fort.

„Warten Sie, ich will mit helfen!“ ſagte ein Mann, aus dem Haufen der Neugierigen hervortretend. „Der arme junge Mann! Ich dachte gleich heute Morgen, daß es in ſeinem Oberſtübchen nicht recht richtig ſei, denn er trieb allerhand ſonderbares Zeug und ſchenkte mir 10 Silbergroſchen, während ich doch nur einen Dreier von ihm verlangt hatte.“

Der freiwillige Helfer war niemand anders als der Bettler, welchen Karl am Vormittag ſo freigebig beſchenkt hatte.

„Ihr ſahet und ſprachet ihn alſo heute Morgen, guter Mann? Dann kommt mit uns und erzählt uns alles, was Ihr wißt — was er ſagte und was er that!“ bemerkte Karl's Tante.

Der Bettler, ein Mann von herculiſchem Wuchſe, legte ſofort mit Hand an und Karl ward trotzdem, daß er ſtrampelte, trat, biß und ſich auf alle mögliche Art, welche ſeine gefeſſelten Hände geſtatteten, widerſetzte, nun binnen wenigen Augenblicken in die Droſchke hineindefendirt. Der Polizeidiener und der Bettler ſtiegen dann ebenfalls hinein, um ihn während der Fahrt feſtzuhalten; Karl's Tante aber, welche keine Luſt hatte, ſich ſo dicht in die Nähe eines Wahnſinnigen zu wagen, nahm eine Droſchke für ſich allein.

So fuhren ſie unter dem Hurrah und Jubelgeſchrei der Straßenbummler und Gaffer, welche dieſem Auftritte beigewohnt hatten, fort nach der Straße, in welcher Karl's Onkel wohnte.

Der Polizeidiener und ſein improviſirter Gehülfe hatten die Zeit während der Fahrt ſo gut benutzt, daß es ihnen gelungen war, den vermeinten Wahnſinnigen auch an den Füßen zu binden, und in dieſem hülfloſen Zuſtande ward Karl aus dem Wagen gehoben, in die Wohnung ſeines Onkels hinaufgetragen und hier auf ein Sofa gelegt. Sein Geſicht war dunkelroth, ſeine Adern waren geſchwollen, ſeine Augen ſtier und ſein Mund ſchäumte vor ohnmächtiger Wuth. Sein Ausſehen war jetzt in der That das eines Tollhäuslers, den man nur mit der größten Gefahr für ihn ſelbſt und andere ſeiner Zelle hätte entledigen können.

Das Zimmer war bald voll von Leuten, welche ſich eingefunden, um der Unterſuchung über den Zuſtand des jungen Mannes beizuwohnen und ſein Erſcheinen mit Ungeduld erwartet hatten.

Die Hauptperſon unter den hier Anweſenden war natürlich Karl's Onkel, Chriſtian Gottlieb Stillfried, der ehemalige Butter- und Käſehändler, welcher ſich dem Gefeſſelten näherte und im Tone des innigſten Mitleids und mit Thränen in den Augen ſich über ihn neigte, indem er ſagte:

„Ach der arme Schelm! Der arme Schelm! Ich würde ihn um Verzeihung bitten, aber er vernehmt ganz gewiß kein Wort von allem, was gesprochen wird. Was meinen Sie, Doctor?"

Doctor Treßer, der langjährige Hausarzt der Familie Stillfried, trat an das Sofa, betrachtete mit theilnehmendem Blicke das dunkelrothe, fiere, schäumende Gesicht des jungen Mannes und seufzte; dann fühlte er dem Gefieberten an den Fieberhaft pochenden Puls und stöhnte; hierauf sah er die versammelten Freunde der Reihe nach an und schüttelte den Kopf.

„Was meinen Sie, Doctor? Thäten wir nicht besser, wenn wir ihn sofort in eine Irrenanstalt bringen ließen, wo er angemessene Pflege und Behandlung findet?" fragte die lebhafte, aber furchtsame und ängstliche Tante.

„Ehe ich eine entscheidende Meinung aussprechen, möchte ich erst einige der Freunde befragen, welche sein Thun und Treiben während des Tages beobachtet haben", sagte Doctor Treßer.

Ungefähr ein halbes Dutzend Männer und Frauen drängten sich herbei und begannen alle auf einmal zu sprechen.

„Nur eins auf einmal, meine lieben guten Freunde. Fräulein Gutbrotene, sprechen Sie zuerst und sagen Sie uns, was Sie in der ersten Erscheinung Ihres Neffen bemerkten, als Sie ihn heute früh zuerst sahen?" bemerkte Doctor Treßer.

„Ach, Doctor, als er in das kleine Zimmer hier nebenan trat, wo wir gewöhnlich zu frühstücken pflegen, sah er um die Augen herum ganz fürchterbar aus und sagte, er habe Kopfweh."

„So — und dann?"

„Nun, und dann ward er auf einmal wild, ohne daß wir ihm die mindeste Veranlassung dazu gegeben hätten, ganz wild und sagte, er mache sich nichts daraus, wenn wir, ich und mein Bruder, auf der Stelle stürben. Wir erschraken natürlich über eine solche Aeußerung aufs heftigste, aber er blieb taub gegen alle unsere Vorstellungen und tanzte fort wie besessen", sagte die alte Tante, ohne selbst zu wissen, welcher Uebertreibung und Entstellung des wirklichen Hergangs sie sich schuldig machte.

„Mein Himmel, das ist ja entsetzlich! Alle Sie waren auch Zeuge dieses seltsamen Benehmens, Herr Stillfried?" sagte der Doctor, indem er sich zu Karl's Onkel wendete.

„Allerdings", entgegnete dieser. „Ich denke noch nicht, daß der arme Junge den Verstand verloren hätte, sondern ward vielmehr wirr und sagte, ich würde ihn ererben."

„Und dennoch hättest du es dir denken können, Gottlieb", bemerkte seine Schwester, „denn noch nie hatte Karl sich auf solche Weise benommen und wir hatten ihm auch nicht die mindeste Veranlassung dazu gegeben!"

„Das ist freilich wahr, sehr wahr!" stöhnte der arme alte Onkel.

„Nun, Herr Meyerheim", sagte Doctor Treßer, „wollen Sie vielleicht Abwechslung uns sagen —"

„Ich glaube, Herr Doctor, erst werde wohl ich befragt werden müssen", unterbrach Mamsell Walter sich verdrängend, „denn ich war höchst wahrscheinlich die erste Person, welche Herrn Karl Stillfried sprach, nachdem er das Haus seines Onkels verlassen hatte."

„Und wen hat Sie, wenn ich fragen darf?" fragte Doctor Treßer.

„Ich heiße Henriette Walter und wohne in Lindau bei Fräulein Oberreich. Ich hatte gegen Abend einige Geschäfte in der Stadt zu besorgen und da ich dabei zufällig hörte, was hier im Hause vorgegangen, so hielt ich es für meine Pflicht, hierherzugehen, um meine Aussage zu machen."

„Das ist sehr lobenswerth von Ihnen, Mamsell Walter", entgegnete Doctor Treßer. „Ich bitte Sie, uns mitzutheilen, was Sie über den vorliegenden Fall wissen."

„Nun sehen Sie, Herr Doctor, ich begegnete dem jungen Mann heute Morgen, als ich eben von Schule, Walter und Meyerheim kam, wo ich im Auftrage meines Fräuleins eine Bestellung aufgegeben hatte. Herr Karl Stillfried war auf dem Wege dahin und sein Benehmen im höchsten Grade sonderbar."

„In welcher Hinsicht, Mamsell Walter?"

„Nun — er benahm sich ganz wunderlich."

„Sie müssen sich deutlicher erklären, Mamsell Walter! Erzählen Sie uns, was er sagte oder that."

„Nun sehen Sie, Herr Doctor — erstens tanzte er mit voller Gewalt gegen mich an und stieß mich vor die Brust. Daraus würde ich mir indessen weiter nicht viel gemacht haben, wenn es nicht noch viel schlimmer gekommen wäre —"

„Was that er denn noch?"

„Er begann sofort das ungereimteste Zeug zu schwatzen. Er sagte, mein Hut wäre für eine so starke Person zu leicht, für eine so alte Person zu jugendlich und für eine dienende Person zu

elegant. Erst glaubte ich, er wäre betrunken, aber dann war es noch viel zu früh am Tage, und es ist daher keinem Zweifel unterworfen, daß er, um so etwas von meinem Hute und mir zu sagen, den Verstand verloren haben mußte."

„Hm!" sagte der Doctor in gekämpftem Tone zu Karl's Onkel gewendet, „diese Aussage würde ich als einen starken Beweis gegen den Verdacht des Wahnsinns betrachten, wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, daß Geisteskranke oft einen hohen Grad von boshaftem, giftigem Witz besitzen. Haben Sie", fuhr er dann, das Verhör der Kammerzofe fortsetzend, fort, „noch etwas Weiteres zu berichten?"

„Ja wohl, Herr Doctor!" antwortete Mamsell Walter. „Er nannte mich eine alte, dicke, überklugte Person, und Sie werden selbst gestehen, Herr Doctor, daß er schon dafür das Zwangsbad und die Deuchejacke verdient hätte! Nebenbei versteht es sich von selbst, daß Menschen, welche andere auf so niederträchtige Weise beleidigen, nicht frei herumlaufen dürfen!"

„Darüber ließe sich allerdings noch streiten, Mamsell Walter, doch wird in dem vorliegenden Falle Ihr Wunsch wahrscheinlich in Erfüllung gehen", bemerkte der Doctor. „Sie können sich nun setzen."

Mamsell Walter zog sich zurück, vergaß aber nicht, als sie an dem gefesselten Schlachtopfer vorüberging, ihm eine furchtbare Grimasse zu ziehen, als ob sie sagen wollte:

„Du hast mich dick und alt genannt und wenn ich dich dafür ins Tollhaus bringen kann, so soll es geschehen."

Karl lachte. Er hatte sich nun von seinem ersten Erstaunen und Ingrimm hinreichend erholt, um sich beherrschen und der Entwickelung des Ganzen mit einem gewissen Grade von Interesse und Ergötzen folgen zu können. Daß er aber unter solchen Umständen überhaupt lachen konnte, ward als ein abermaliger Beweis seines Wahnsinns betrachtet und sofort zu seinen Ungunsten notirt.

„Nun, Herr Meyerheim", sagte der Doctor.

Der Aufgeforderte trat vor und sagte:

„Ich kann blos erklären, daß sein Benehmen in unserm Geschäft heute Morgen das eines Menschen war, welcher vollständig den Verstand verloren hat. Noch niemals hatte er sich so gezeigt, wie mir denn überhaupt in meinem ganzen Leben noch bei keinem Menschen so etwas vorgekommen ist."

„Wollen Sie mir nicht näher angeben, was er eigentlich sagte oder that?" fragte der Doctor.

„Nun — er trieb alle Kunden aus unserm Laden hinaus — alle — sammt und sonders — ich versichere es Ihnen auf Ehre."

„Entsetzlich! Daß er auch Gewaltthätigkeiten verübt, hätte ich nicht geglaubt."

„Als wir versuchten, ihm Vorstellungen zu machen und seinem Wahnwitz Einhalt zu thun, überhäufte er uns mit den gemeinsten Schimpfreden und nannte uns Schwindler, Betrüger und Gott weiß was sonst noch."

„Das ist ja aber in der That schrecklich!"

„Ja, Herr Doctor, und zuletzt sprang er auf, vollzirte mit einem einzigen Satze über den Ladentisch hinweg und rannte hinaus auf die Gasse."

„Gütiger Himmel! War denn etwas vorgefallen, worüber er vielleicht in Zorn oder Aufregung gerathen war?"

„Nicht das Mindeste, Herr Doctor! Wir waren alle an diesem Morgen im besten Einvernehmen miteinander."

„Und was that der arme Junge sodann?"

„Das weiß ich wirklich nicht", sagte Meyerheim, welcher, einmal von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Karl wirklich wahnsinnig sei, wahrscheinlich ebenso wenig als die alte Tante wußte, daß er sich einer groben Entstellung des eigentlichen Herganges schuldig machte.

„Entschuldigen Sie, Herr Doctor, ich war gerade in der Nähe, als der arme junge Mann aus dem Kaufladen herausgestürzt kam", sagte der Bettler, indem er sich hervordrängte.

„So? Nun dann erzählt uns doch, was Ihr bemerkt!"

„Nun sehen Sie, ich stand wie gewöhnlich vor dem Kaufladen der Herren Schulze, Müller und Meyerheim, um den vornehmen Damen, die dort vorgefahren kommen, den Wagen zu öffnen und mir auf diese Weise ein paar Dreier zu verdienen, als auf einmal dieser junge Mann herausgestürzt kam, gerade als ob er herausgeschmissen würde. Nachdem er einige Schritte fortgetaumelt war, blieb er stehen, schaute mit sonderbarem Blick die Straße auf und ab und sagte: ‚Was soll ich thun?' Ich gab ihm zu verstehen, daß es vielleicht das Klügste wäre, was er thun könnte, wenn er einem armen Mann wie mir einen Dreier schenkte. Er antwortete darauf allerhand sonderbares Zeug und als ich ihm sagte, ich hätte meine Frau und acht Kinder

zu Hause, meine er, dann wäre ich reicher als er, was doch gewiß niemand behaupten wird, der seine fünf Sinne beisammen hat! Denn sehen Sie, mein bester Herr Doctor, eine Frau und acht Kinder, das sind zusammen neun Mäuler, meins dazu sind zehn, und —"

„Na, das gehört weiter nicht hierher!" unterbrach der Doctor den Schwätzer. „Ich will wissen, was dieser junge Mann weiter sagte oder that!"

„Nun, nachdem er mir noch allerhand leere Reden angehängt und mir gesagt, ich solle mich zum Teufel scheren, indeß ich glaubte, er würde mir gar nichts schenken, warf er mir auf einmal ein Zehnthalergeschenkstück zu und rannte dann wie besessen davon. Ich bekam ihn nun den ganzen Tag nicht wieder zu sehen, als bis er vorhin aus dem Omnibus stieg und der Herr Polizeidiener und die gute alte Dame hier mich aufforderten, ihn in eine Droschke fuhrwerken zu helfen. Ich that es, bin aber dabei sehr schlecht weggekommen, denn er hat mich dreimal in die Hand gebissen und mir, wie Sie sehen, meinen neuen Rock zerrissen — zählen Sie die Löcher selbst!"

„Schon gut, schon gut!" unterbrach der Doctor wieder ungeduldig; „man wird Euch entschädigen —"

„O, das glaube ich schon — aber — aber —"

„Nun, was wollt Ihr denn noch?"

„Nun, sehen Sie, Herr Doctor, der junge Mann hat mich, wie ich sagte, in die Hand gebissen und ich weiß nicht, ob die Wunden nicht vielleicht ausgebrannt werden müssen, denn wenn er toll ist —"

„Schweigt, alter Dummkopf!" rief der Doctor alle Geduld verlierend. „Wenn der unglückliche junge Mann auch den Verstand verloren hat, so ist er doch kein toller Hund, und was die Wasserscheu betrifft, so scheint Ihr, nach Eurem schmutzigen Aussehen zu urtheilen, schon längst damit behaftet zu sein! Jetzt tretet auf die Seite und laßt andere Leute sprechen!"

Der Bettler schien eine Entgegnung auf die Beschuldigung, welche in den letzten Worten des Doctors lag, nur mit Mühe zu unterdrücken, gehorchte aber doch und zog sich in eine Ecke des Zimmers zurück, um die weitere Entwickelung des Auftritts abzuwarten und die in Aussicht gestellte Entschädigung in Empfang zu nehmen.

„Nun, lieben Freunde", hob der Doctor wieder an, „wenn noch jemand da ist, der den unglücklichen jungen Mann in dem ersten Stadium seines wahnsinnigen Thuns und Treibens gesehen hat, so bitte ich ihn, sich darüber auszusprechen!"

„Komm', Luise, tritt vor und erzähle dem Herrn Doctor, was du weißt!" sagte Karl's Tante, indem sie die ehemalige Verlobte ihres Neffen dem Arzte vorstellte. „Diese junge Dame ist Fräulein Luise Glöckner, die Braut unseres armen Karl, und sollte in vier Wochen mit ihm getraut werden. Wann es aber nun wird geschehen können, das weiß Gott! Wer hätte gestern gedacht, daß es heute so stehen würde!"

„Haben Sie die Güte, mein Fräulein, mir zu erzählen, was der junge Mann that oder sagte, als Sie ihn sahen!" sagte der Doctor, sich zu Luisen wendend.

Diese hielt das Gesicht mit dem Taschentuche bedeckt und schluchzte oder that wenigstens so, während sie antwortete:

„Er kam heute Vormittag zu mir und benahm sich gegen mich auf die abscheulichste und beleidigendste Weise."

„Ich muß Sie bitten, mir genau anzugeben, was er that oder sagte!"

„Nun", entgegnete Luise zögernd", er zog mir fürchterliche Gesichter, sodaß mir ganz angst und bang ward und sagte, ich wäre häßlich wie eine Vogelscheuche und bösartig wie der Teufel."

So lautete Luisens Uebersetzung der sanften und wahrheitgemäßen Bemerkungen ihres Verlobten, als er sagte, sie sei nicht unbedingt das schönste Mädchen von der Welt und ebenso wenig ein Engel.

„Was sagte er denn sonst noch, liebes Kind?" fragte Doctor Treffer weiter.

„Ach, noch eine Menge Dinge sagte er, die alle auf dieselben Abscheulichkeiten hinausliefen!" schluchzte Luise. „Ich muß Sie aber bitten, Herr Doctor, mich nicht weiter auszufragen, denn ich — kann nicht alles wiedererzählen, was ich von ihm hören mußte! Und nicht wahr, unsere Verlobung ist als aufgehoben zu betrachten? Ich kann doch nicht einen Menschen heirathen, der den Verstand verloren hat!"

„Das wird Ihnen auch niemand zumuthen — wenigstens konnte jetzt davon keine Rede sein", entgegnete der menschenfreundliche Arzt, auf welchen Luisens kindliche Züge einen so vortheilhaften Eindruck machten, daß er die dahinter lauernde Herzlosigkeit nicht im mindesten ahnte.

„Jetzt ebenso wenig als später!" bemerkte die egoistische und verschlagene Luise. „Ich erkläre

dies hiermit ein- für allemal, denn wenn ein solches Verhältniß — besonders mit einem Geisteskranken — einmal abgebrochen ist, so ist es am besten, wenn es nie wieder angeknüpft wird!"

„Ja, ja, mein liebes Luischen, es soll geschehen, wie du sagst!" sagte Karl's Tante begütigend, indem sie die kleine Blondine bei der Hand ergriff, um sie wieder auf die Seite zu führen. „Das arme Kind! Sie ist von dem erhaltenen Schrecken noch so bestürzt und außer sich, daß sie nicht weiß, was sie spricht!"

„O, ich weiß recht wohl, was ich spreche, und erkläre nochmals, daß ich mich nicht mehr als Karl's Braut betrachte und mich nie wieder als solche betrachten werde!" sagte Luise hartnäckig.

„Nun, lieber Doctor", sagte Gottlieb Stillfried zu seinem Hausarzte, „nun haben Sie alles gehört, was wir wissen! Was meinen Sie zu dem Zustande des armen Schelms? Er scheint jetzt ruhiger geworden zu sein. Können wir es vielleicht riskiren, ihn über Nacht hier zu behalten? Es ist schon spät und ich möchte ihn nicht gern heute Abend noch in die Irrenanstalt bringen lassen."

„Ich fürchte nur", entgegnete der Arzt, „daß der Ruhe, welche jetzt in dem Zustande Ihres Neffen eingetreten zu sein scheint, blos eine Folge geringer und physischer Erschöpfung ist. Sobald er sich wieder erholt und Kräfte gesammelt hat, kommt die Wuth höchst wahrscheinlich wieder zum Ausbruch."

„Das glaube ich auch!" rief die rachgierige Mamsell Walter, indem sie sich wieder vordrängte. „Ich kenne das aus Erfahrung! Mit dem schönen jungen Mann, der vor wenigen Jahren aus Liebe zu mir überschnappte, ging es gerade so! Erinnern Sie ihn ja nicht, Herr Stillfried! Solche Menschen sind trotz ihrer Verrücktheit ungeheuer verschmitzt! Ich bin fest überzeugt, sowie man ihn losbände, schlüge er uns alle todt und risse dann das Haus in Brand!"

„Ja wohl, ja wohl — und spränge dann ins Wasser!" rief Karl's Tante weinend. „Es kommt mir sehr schwer an, Gottlieb, aber ich glaube wirklich, es wird am besten sein, wenn wir ihn noch heute Abend fortschaffen. Der Doctor hat einen guten Freund und Collegen, welcher Geisteskranke bei sich aufnimmt. Dort wäre unser armer Junge in guten Händen und in einigen Tagen würden wir dann sehen, was weiter mit ihm zu thun wäre. Was meinen Sie, Doctor?"

„Ich glaube allerdings, daß dies das G rathsamste wäre, was wir unter den obwaltend Umständen thun könnten", entgegnete Doct Treffer.

„Nun dann wird es auch gut sein, wen wir keine Zeit weiter verlieren. Will jemand eine Droschke holen?" fragte Gottlieb Stillfri indem er zugleich einen scheuen Blick auf seinen Neff warf, dem es, trotzdem, daß man ihn an Händ und Füßen gebunden, durch einen gewaltig Ruck mit dem Körper gelungen war, sich einer sitzenden Stellung auf dem Sofa aufzuric ten, in welcher er sodann, die Gesellschaft b bald entrüstetem, bald spöttischem Blicke muster verharrte.

„Ach, du mein Gott! Es geht wieder los rief Karl's Tante erschrocken. „Geschwind! schwind! eine Droschke, damit wir ihn fortbr gen, ehe er Unheil anrichtet!"

Der Bettler, welcher immer noch auf ihm versprochene Entschädigung wartete, sah dieser Aufforderung eine erwünschte Gelegenhe sich wieder bemerkbar zu machen und eilte n der Thür. Sowie er dieselbe aber öffnete, pral er zurück, um zwei neue Personen eintreten lassen und rief:

„Da kommt noch eine Dame und noch e Herr, die wahrscheinlich auch etwas zu erzähl wissen!"

Die Eintretenden waren Helene Ebere und Franz.

Karl wollte beim Anblick dieser beiden P sonen, die ihm wie rettende Engel erschienen, v Sofa aufspringen, ward aber von seinem Ou und dem Arzt sofort gepackt und mit Gewalt nöthigt, ruhig zu bleiben.

Franz begrüßte die versammelte Gesellsch durch eine kreisförmige Verbeugung und la dann, sich zu der Thüre des Hauses wendend

„Fräulein Stillfried, Sie werden mir erla ben, Ihnen die Gründe meines plötzlichen V schwindens auseinanderzusetzen. Der Conducteur d Omnibus, mit welchem mein Freund K nach der Stadt zurückgekehrt war, erzählte, d er wieder hinaus in die Vorstadt kam, e furchtbare Geschichte von dem Wahnsinn, w welchem mein ihm persönlich wohlbekannter Freu Karl in dem Augenblick befallen werden sei, w er aus dem Omnibus gestiegen. Fräulein Ebe reich's Diener saß gerade in dem Gasthause d Vorstadt, wo der Omnibus anhält, bei seine Glase Bier, als der Conducteur diese Geschic

erzählte und hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als seine Herrin davon in Kenntniß zu setzen. Diese, welche sogleich vermuthete, daß es sich hier um ein gröbliches Mißverständniß handle, ließ sofort anspannen und fuhr nach der Stadt. Sie ersuchte mich, die Ehre, mich in meiner Wohnung aufzusuchen und forderte mich auf, sie hierher zu begleiten. Ihrer Aufforderung war natürlich für mich so gut wie ein Befehl und ich beeilte mich, ihrem Wunsch zu erfüllen, um so mehr, als ich unfähig im Besitz des Schlüssels zu Karl's vermeintem Wahnsinn bin. Vor allen Dingen aber erlauben Sie mir, meinem Freunde beizustehen."

Mit diesen Worten geleitete Franz seine Begleiterin zu einem Armsessel, zog dann ein Taschenmesser aus der Tasche, öffnete es, ging auf Karl zu und schnitt, ehe die verblüffte Gesellschaft seine Absicht errathen, die Schnur durch, welche Karl's Hände und Füße fesselte.

„Was thun Sie da?" rief der Doctor.

„Er ist ja toll!" rief Gottlieb Stillfried.

„Rasend!" rief dessen Schwester.

„Er wird Unheil anrichten!" sagte der Doctor.

„Er wird jemanden verletzen!" rief Karl's Onkel.

„Er wird ins Wasser springen, der arme Junge!" schluchzte die Tante.

„Er wird uns alle todtschlagen und das Haus in Brand stecken!" schrie Mamsell Walter, während alle nach den entferntesten Theilen des Zimmers retirirten, um von dem losgelassenen Wahnsinnigen so weit als möglich hinwegzukommen.

„Er wird nichts der Art thun!" rief Franz, mit starker Stimme den Tumult übertönend. „Die einzige Unannehmlichkeit, die Sie von ihm zu fürchten haben könnten, wäre höchstens die, daß er Sie alle wegen Gewaltthätigkeit und widerrechtlicher Freiheitsberaubung criminalrechtlich bestrafen ließe und eventuell noch eine Injurienklage wegen Verleumdung gegen Sie anhängig machte. Herr Stillfried, Ihr Neffe ist ebenso wenig wahnsinnig als Sie oder ich."

„Ach, was wissen Sie denn!" rief Karl's Onkel entrüstet. „Ich sage Ihnen, er ist übergeschnappt — rund und rein übergeschnappt!"

„Sie irren sich, in dieser letzteren Beziehung sowol als wenn Sie glauben, daß ich nichts von der Sache wisse", entgegnete Franz. „Ich will verkürzen alles und werde es Ihnen sofort beweisen! Es sei", fuhr er, seine Uhr aus der Tasche ziehend, fort, „jetzt gerade vier und zwanzig Stunden, daß ich mit Karl eine furchtbare Strafpredigt über das Lügen gehört hatte. In Folge dieser Predigt und unsers Gespräches darüber schloß ich mit meinem Freunde eine Wette, daß er, wenn auch nur zur Antwort auf gewöhnliche alltägliche Fragen, nicht einen einzigen Tag lang die Wahrheit sprechen könne, ohne von seinem Onkel entehrt, von seinen Principalen fortgejagt und von seiner Geliebten verlassen zu werden. Ferner behauptete ich, daß er nicht eine Woche lang fortfahren könne, die Wahrheit zu sprechen, ohne für wahnsinnig erklärt und ins Irrenhaus gebracht zu werden. Lautete unser Pact nicht so, Karl?"

„Ja", sagte Karl, so lautete er!"

„Das Experiment", fuhr Franz fort, „hat meine kühnsten Erwartungen übertroffen; denn wie ich fand, hat mein Freund zur Antwort auf die schlichten gewöhnlichen Fragen des Tags ein fünfzehn Stunden lang die Wahrheit gesprochen und schon sind meine schlimmsten Prophezeiungen in Erfüllung gegangen! Sprich nun selbst, Karl, und erkläre dich!"

„Ja", sagte Karl, „auf die einfachsten und gewöhnlichsten Fragen habe ich seit 7 Uhr diesen Morgen in ganz sanfter und schonender Weise die Wahrheit geantwortet und dafür die verletzendste und entwürdigendste Begegnung erfahren müssen. Onkel", fuhr er zu Gottlieb Stillfried gewendet fort, „wenn du dir unsere Kindheitsscene aufrichtig und ehrlich ins Gedächtniß zurückrufen willst, so wirst du finden, daß sie ganz anders war, als du sie einbildetest und erzähltest. Auch meine gute Tante hat sich durch ihre Furcht und Aufregung verleiten lassen, die Sache anders aufzufassen, als sie in der That war. Das Schlimmste, was ich wirklich sagte, war, daß ich mich nicht gerade zu Tode härmen würde, wenn Ihr beide stürbet —"

„Sehr richtig, Karl, aber da du das sagtest, so glaubte ich daraus schließen zu können, daß du etwas weit Schlimmeres dachtest", sagte der ehemalige Butter- und Käsehändler.

„Das glaubtest du, weil du nicht gewohnt warst, die einfache Wahrheit zu hören, lieber Onkel!" sagte Karl.

„Das mag wol sein, mein guter Junge, und nun, wo ich über die ganze Sache aufgeklärt bin, gereicht es mir zum wahrhaften Ernste, dich zu bitten, mir meine Heftigkeit zu vergeben."

„Nein, nein, lieber Onkel: mir kommt es vielmehr zu, dich um Verzeihung zu bitten!“

„Na, meinetwegen auch! Wenn du es einmal willst, so thue es — mir ist eins so lieb wie das andere, dafern wir nur sofort wieder gute Freunde werden! Ich bin so froh, daß du weder undankbar noch wahnsinnig bist, oder mit andern Worten, daß dein Herz ebenso gesund ist als dein Kopf — daß ich ebenso bereit bin, dir meine Verzeihung zu gewähren, als dich um die deinige zu bitten!“ sagte Gottlieb Stillfried, indem er seinem Neffen die Hand bot.

„Mit Wärme ergriff sie dieser und drückte sie. Dann wandte er sich zu Fräulein Ehrenreich's Dienerin.

„Mamsell Walter, gegen Ihre Anklage weiß ich keine andere Entschuldigung vorzubringen, als daß Sie sich mein Urtheil über Ihre Toilette ausbaten und ich Ihnen in aller Aufrichtigkeit meine Meinung darüber zu erkennen gab.“

„Mit mir brauchen Sie gar nicht mehr zu sprechen, denn wenn Sie nicht verrückt waren, so waren Sie im höchsten Grade unverschämt!“ entgegnete die immer noch aufgebrachte und die Winke ihrer Herrin nicht verstehende Zofe und wendete sich entrüstet ab.

„Was Ihre Erklärung betrifft, Herr Meyerheim, daß ich Ihnen die Kunden vertrieben, so brauche ich dies zu erklären, daß ich dies that, indem ich den Leuten in Bezug auf die geringe Qualität und die übertriebenen Preise Ihrer Waaren die Wahrheit sagte. Wenn Sie dadurch Nachtheile erlitten haben, so steht Ihnen gesetzlich das Recht zu, eine Schadenklage gegen mich anzustellen, obschon ich kaum glaube, daß Sie es in Ihrem Interesse finden werden, dem ganzen Vorgange dadurch eine noch größere Publicität zu geben!“

„Ich werde mir auch nicht die Mühe nehmen — wir sind geschiedene Leute!“ rief Meyerheim, nahm seinen Hut und verließ das Zimmer.

„Ah, da seid Ihr ja auch noch!“ sagte Karl zu dem Bettler, der jetzt allmählich wieder aus dem Hintergrunde hervorkam. „Euch habe ich keine unangenehmen Wahrheiten gesagt und ebenso wenig Eure Eitelkeit beleidigt oder Euch in Eurem Geschäft beeinträchtigt, sondern Euch im Gegentheile ein reichlicheres Almosen gespendet, als Ihr vielleicht jemals bekommen habt! Deshalb hätte ich kaum erwartet, Euch unter der Zahl meiner Ankläger zu finden.“

„Ach, lieber Gott, mein guter junger Herr“, rief der Bettler mit vielen Verbeugungen, „Sie wissen doch, daß Sie mir ein Zehnsilbergroschenstück schenkten, und da ich selbst von den reichsten Leuten noch nie so viel bekommen habe, so mußte ich ja wol glauben, daß Sie nicht recht bei Verstande wären! Es freut mich aber von Herzen, daß dem nicht so ist, und da Sie einmal so gütig sind, so bin ich auch überzeugt, daß Sie mir noch eine Kleinigkeit für die Bißwunden in meiner Hand und für die Risse in meinem neuen Rock schenken werden —“

„Da, da — nun macht aber, daß Ihr fortkommt“, mischte Karl's Onkel sich ein, indem er dem Bettler einige Silbermünzen gab, worauf dieser seine Aufgabe als gelöst betrachtete und sich entfernte.

„Deine Anklage, Luise“, fuhr hierauf Karl in seiner Vertheidigungsrede fort, „war die schwerste von allen, und ich fordere dich deshalb auf, dieselbe wenigstens zu modificiren. Die verletzendsten Worte, deren ich mich als Antwort auf eine Bemerkung von dir bediente, lauteten einfach dahin, daß du weder eine vollkommene Schönheit noch ein Engel seiest — war dem nicht so?“

„Allerdings“, entgegnete Luise, „aber dies war ebenso gut oder vielmehr ebenso schlimm, als wenn mir jemand gesagt hätte, ich wäre häßlich wie eine Vogelscheuche und bösartig wie der Teufel.“

„Das ist doch wol ein wenig zu viel behauptet, Luise!“ bemerkte Karl. „Du hast dir aber einmal angewöhnt, ins Blaue hineinzureden und dich ungenau auszudrücken, sonst würdest du so etwas nicht sagen oder denken. Wenn ein Mädchen keine vollkommene Schönheit ist, so ist sie deswegen noch keine Vogelscheuche, und wenn —“

„Bemühen Sie sich nicht weiter, Herr Stillfried!“ unterbrach ihn Luise schnippisch. „Wenn Sie glauben, mich durch dergleichen Auseinandersetzungen wieder gewinnen zu wollen, so irren Sie sich! Wie Herr Meyerheim, sage ich: Wir sind geschiedene Leute!“

„Ja wohl! — versetzte sich — das war und ist auch meine Meinung“, entgegnete Karl, „und die letzte Bitte, die ich an dich richte, ist einfach die, daß du gegen den Mann, welchen du schon längst mehr geliebt als mich, aufrichtiger sein mögest, als du es gegen mich gewesen bist!“

Franz wandte sich aber ab und hielt Luisen, die schmachtend nach ihm blickte, nicht vom Gehen zurück.

„Und nun Helene", fuhr er fort, indem er sich zu Fräulein Ehrenreich wendete, welche dieser als stumme Zeugin dieses ganzen Auftritts unbeweglich in ihrem Armstuhl gegenüber, „theure Helene, die du mich aufnahmst, als alle andern mich verstoßen und verlassen hatten — was soll ich zu dir sagen?"

„Jetzt und in dieser Umgebung — nichts!" antwortete Helene zu aller Erstaunen, indem sie sich erhob. „Deinen Freunden aber kannst du sagen, daß, da sie dich deiner Wahrheitsliebe wegen für wahnsinnig erklärt haben, es gerathen sein wird, wenn sie mich zu deiner Hüterin und Wächterin wählen!" *)

Wo Maria Stuart wohnte.

In dem sehr anziehend geschriebenen, von romantischem Hauch durchwehten Erinnerungsblättern an eine schottische Reise: „Schottische Reisebilder" von Hugo Kreisler (Lübeck, Rohden, 1862), findet sich eine Beschreibung des Schlosses Holyrood bei Edinburgh, aus welcher wir über die Maria-Stuart-Zimmer folgende Stelle unsern Lesern mittheilen und sie dadurch zur weitern Bekanntschaft mit dem anziehenden Büchlein anregen wollen.

Maria Stuart war jung, unerfahren, das Blut der Franzosen und eines in seinen Jugendtagen eben nicht ritterlich lebenden Vaters rollte in ihren Adern — was hatte im Louvre nicht ihr junges Auge sehen, was hatte ihr Ohr nicht an gewandten Ausflüchten für den freien Weg der Liebe hören müssen! Mit einer seelenlichen Jugendliebe betritt sie den schottischen Boden; man verlangt von ihr den Ernst einer Greisin, die Stärke einer Eisenfaust, die Unbeugsamkeit eines eisernen Kopfes, die Verleugnung ihres Herzens, Bruch mit allen Erinnerungen und dem, was ihr bisher die Tage sonnig erleuchtet hatte; was hat der Neid nicht alles gethan, sie zu verderben! Ihre Schönheit gebar den Kummer für wenige, die sie liebte, den Haß für viele, die sie blendete, ohne sie zu wärmen. Mögen jene Geschichtschreiber die Königin aus ihrem Pergament gerichtet haben, mögen alle, die sich rein fühlen, unmuthig ihre Steine auf ihr Andenken schleudern, des Dichters Wort bleibt ewig traurig wahr: „So liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen!" Sie stand so hoch und wie jäh war ihr Fall! Sie suchte Liebe und sie fand Eigennutz und Haß! Sie suchte eine Schwester und milde Richterin und fand eine unerbittliche Feindin und Henkerin — O wäre dieser Hals nicht so schön gewesen, Elisabeth hätte vielleicht geträumt, ihn auf dem Schaffot zu sehen! Sie mußte weichen, sobald Elisabeth sie gerieth. Und weil sie stark und ihre Richterin schwach war, das Urtheil der Menge gegen sie fertig; nur wenige standen weinend ihre Tücher in das Königsblut von Fotheringay, noch wenigere geben sich heute die Mühe, zu prüfen und zu wägen, wie viel Schuld und Irrthum Maria Stuart mit in ihr ruheloses Grab genommen. Aber treu zu ihrem Andenken steht heute wieder ihr Land.

Queen Mary's Apartements, vier an der Zahl, befinden sich eine Etage über den Räumen, die Darnley bewohnte. Das Audienzzimmer, das erste jener Reihe, zeigt Spuren verschollener, ausgebleichter Pracht in Täfelung, Gobelintapete und einem breiten Staatsbett, auf dem Prinz Charlie (1746) eine kurze Sieges- und Herrscherfülle träumte. Jenes Kamin, roh wie seine Zeit, mag ihm gelenchtet haben; die Stickerei jener Stühle ist ein Werk der fleißigen Hand Mariens und ihrer Frauen. Ach, dieser nachlässigen Hand fiel das gewichtige Scepter zu schwer!

In diesem damals Saal genannten Zimmer fanden auch jene stürmischen Auftritte zwischen der Königin und Knox statt; Audienzen, bei denen Knox nichts vergaß als den Ort, wo, und die Person, vor der er stand, mit der hartnäckigsten Verleugnung aller Rücksichten, die er, wie er sich selbst nannte, der „allerit bescheidene Unterthan", dem Geschlecht und der Krone zollen mußte, deren Thronen er mehr als einem Verkünder der Liebe und Versöhnung geziemend auf ihr leidendes Haupt drückte, worauf er denn abgöttisch verehrt wird, um dieser Catonischen Tugendstarrheit wegen, die wol wenig Gefahr lief, von der Dame angebetet zu werden, die vom französischen Hofe und seinem Liedermap von Unsittlichkeit doch einen hohen Begriff von guten Sitten mitgebracht hatte. Ist's denn ein so Großes und Staunenswerthes, die Heldenthat, die der schottische Reformator zum hellen Jubel von Mit- und Nachwelt beging, jenes Marienbild vor der nervenzitternden, in ihrer Macht so gefürchteten Königin zu zertrümmern?

Wir treten in das Schlafgemach Mariens. Das Zimmer ist geräumig und diente der

*) Nach diesem Stoff, der einer englischen Quelle entlehnt ist, hat der Verfasser, A. Kretzschmar, ein Lustspiel gleichen Namens soeben an die Bühnen versandt. D. Red.

Thompſon.

Was Avis? Ich zahl' Euch jetzt, was Ihr wollt, Rechnet's aus! Die Oſtindiſche Poſt hält kaum Monate ein, viel weniger Tage.

Fielding.

Ich ſeh's — es verſtimmt Euch, daß ich Schwätzer aus der Provinz gleich mit meinem Vortheile komme, und mir den Mund verbrenne. Miſter Walter, ich bin ein armer, Ihr ein reicher Mann.

Thompſon.

Zum Henker, mit Eurem Reichſein! Hört doch endlich damit auf!

Fielding

Ihr wollt nicht, daß man von Eurem Reichthum redet?

Thompſon.

Reich ſein iſt eine Freude, denkt Ihr? Einen Mühlſtein an den Hals, wenn einer anfängt, in die Höhe zu ſteigen!

Fielding.

Miſter Walter! Miſter Walter!

Thompſon.

Walter Thompſon, der reiche Kaufherr in London, ſagt: Reich ſein heißt: arm an Liebe, arm an

Königin gleichzeitig als Wohnzimmer. Wo glaubte wol heute die Frau des letzten Lakaien sich mit diesen combinirten Zwecken behelfen zu können! Das Scharlachbett der Königin ist wohlerhalten, als sei sie wie die reinungierige Gos demselben erst entstiegen. Viel puritanischer, frömmelnder Nachwuchs schlägt sich hier vor die Brust und dankt dem Schöpfer, daß er nicht ist wie andere Menschen. Entliefe das Grab seine Beute wieder, die Königin könnte gar so viel in diesem Raum nicht verändert finden; dort neben ihrem Lager würde sie noch den bescheidenen Herd finden, in dem Elisabeth ihr das Kindergeschirr für Jakob VI. überlandte; dort in der Fensternische noch den Arbeitstalent, ein fleißiges Weib in Perlmutterei aus ihren Jugendtagen, wie auch jene Landschaft von ihr gezeichnet ward. Nur vor Einem Bilde würde ihr wandelnder Geist schaudern, Elisabeth's Zügen würde ihr thränenleeres Auge hinweg winken. Die Kaiserin von Frankreich hat jüngst hier geweilt, sie hat den Sinn des Pharaben auf diesen Gobelins gelesen; wie viele Vergleiche mögen sich ihr aufgedrängt, wie viele Seufzer ihrer Brust entrungen haben: „Das ist irdische Größe! Hier hauchte Schönheit, die ihre Minstrels »himmlisch« nannten!" Heute haspelt die Royal guard hier seinen Sermon vor den Alltagskindern der Neugier, den Irrlichtern der Wissenschaft, den fahrenden Schülern der Romantik ab: wie wenige haben eine andächtige Stimmung übrig für jenes Ende, dessen Anfang sich hier entspann!

Durch die dem Bedroom angrenzende kleine Thür gelangt man in den heutzutage noch einer englischen Lady unentbehrlichen Dressing-room (Ankleidezimmer). Die Königin kann keine Reifröcke getragen haben, beweist der enge Raum, immerhin weit genug, Reize einzuhüllen, die keiner Apparate zu ihrer Hebung bedurften. An dieses Zimmer stößt die verrätherische Pforte über jener Wendeltreppe; gleich daneben, durch eine zu jener Zeit hinter den Tapeten verborgene Thür von dem Schlafzimmer getrennt, liegt das Supping-room, „und hier geschah's"! Die Königin saß in diesem bescheidensten aller Speisesalons mit zweien ihrer Damen, der Gräfin von Argyle und einer unbekannten Hofdame, ihrem Halbbruder, Lord Robert Stuart, einem Gardehauptmann und einem Kämmerling und Rizzio oder Rizzi, ihrem Geheimsecretär. Sie muß sehr eng gesessen haben, viele kleine Vertrautenschar; Fontaine hat das Zimmer auf die Länge von 10 und die Breite von 9 Fuß gemessen. Es war am Abend des 9. März 1566. Wir e
lehnen die nun folgende, geschichtlich treue D
stellung jenes gräßlichen Attentats, das sich
den Dolchstichen gegen den Günstling, mit
Absicht dahinter gegen die schwangere Köni
wankte, der Monographie des „Holyrood", de
Angaben aus Buchanan, Melvil und Gamb
den Nestoren schottischer Geschichtschreibung,
schöpft sind.

Die kleine Tafelrunde saß beim frohen Ma
die Königin mochte, vom Hofzwang entl
Knox, Darnley und was ihr sonst die Se
drückte, vergessen haben, da lüftet sich der Tepp
über jener Thür — herein tritt der König, näh
sich dem Sitz der überraschten Gattin und le
Arm um ihren Leib schlingend, spricht er Lieb
worte unter Judasküssen.

Gleich darauf wird die Thür der anstoßend
Gemächer heftig aufgerissen und herein tritt Le
Ruthven, starrend in Eisen, seine Züge gra
bleich, vom Krankenbett nur aufgestanden z
blutigen Handwerk, wildblickend wie ein Ti
auf seine Beute. Beunruhigt durch diese Erscheinung, das drohende Auftreten, erhebt die Köni
sich und mit aller Würde, die ihr eigen, wenn
der Noth gebot, befiehlt sie Ruthven, dieses Zi
mer zu verlassen.

Keine Antwort — aber von den Flieren je
geheimen Steintreppe vernimmt man Geräusch
schwere Tritte erschallen im Nebenzimmer u
den Augenblick darauf drängen, brennende Fack
verant, Ker von Faldonside, der Bastard Dougl
und ein zahlreiches Gefolge in das Gem
blanke Schwerter, nackte Dolche in ihrer Ha
so heftig und ungestüm war ihr Eintritt, daß
Tafel mit Kerzen und Geräth darauf umstürz
auf die Königin, die sich im sechsten Monat i
Schwangerschaft befand. Ruthven schrie,
Dolch schwingend: „Nicht Ihnen, Madame, d
Schurken dort allein gilt's!" Der unglückli
Rizzio, der fühlte, daß es um ihn geschehen, da
sich, ihre Kniee umschlingend, hinter der Königi
„Barmherzigkeit", flehte er, „Herrin, rette me
Leben, rette mich!" Vorwärts gegen ihn drängt
die Verschwörer und während Darnley Rizzi
Halt fortzuschieben sucht, zieht Ker von Faldons
ein Pistol aus dem Busen und droht Knox
geben, wache die Königin „unnütze Umstände
Darnley entblödet sich nicht, Gewalt anzuwende
die Königin aus dem Bereich Rizzio's zu entf
nen, und Douglas, über ihre Schulter hinwe
sticht mit dem Schwert aus des Königs Schr

den Preisgegebenen nieder. Nicht zufrieden mit dem einfachen Mord, schleiften sie den Leichnam durch Schlaf- und Audienzzimmer bis auf den Platz über der Treppe, die zu diesem führt, ihre Dolche in dem entseelten Körper begrabend. Dort blieb der todte Sänger, der verhaßte Geheimrath und Minister, der Papist mit seinen sechsundzwanzig Wundenzeugnissen von Männermuth liegen. Zitternd harrte die Königin unterdessen in jenem Thurmzimmer; eine ihrer Damen brachte ihr die Kunde, „es sei vollbracht", und in Thränen ausbrechend, rief sie: „So ist's also geschehen? Dann will ich Rache üben lernen!" („Is it so? Then I will study revenge!")

Noch aber war für sie der Kelch der Leiden dieser furchtbaren Nacht nicht geleert. Ruthven, erschöpft von der Blutarbeit, kehrte, die noch rauchende Waffe in der Rechten, in das Gemach zurück und forderte barsch einen Becher Wein. Er ward ihm gereicht. Aber die Königin sprach dabei mit fester Stimme: „Trinket, Euch dieses Blut zu Leben kommen!" Sein Tod nach sieben Wochen überhob den Wüthling der erfüllten Strafung. Die Uebrigen flohen nach England; wie Darnley die blutige Ueberraschung dieses Abends mit seinem Untergang bezahlte, ist bekannt und mit dem Klang des Namens Bothwell verflochten, dem Erben seiner gemissbrauchten Würde und seines unseligen Geschicks.

Das eben ist der Fluch der bösen That —

Die taubenherzige Maria — denn Räuberschmiede unter ihrem Siegel bisher ihr Rath, die Noth ihrer Lage — ist von Stund' an umgewandelt und zur unversöhnlichen Tigerin verkehrt. Jede Waffe erscheint ihr heilig, die zu vertilgen, die so grausam an ihrem Herrscherrecht gefrevelt, ihr Weiberherz zertreten. Auge um Auge, Zahn um Zahn! so sehen wir jetzt sie wandeln, vergiftete Pfeile aus dem Köcher der Conspiration schleudernd. Das Grauen jener Mainacht hatte ihr Verbrechen geraubt; als ob Blut ihre Blicke verschleierte, taumelte sie vorwärts — über Leichen; was war noch zu fürchten? Wie gern hätte sie bis zu dieser Schreckensstunde ihr Diadem um einen Blutenkranz von der Leiche vertauscht, nun flatterten die Saiten ihrer Seele, in die verruchte Hände gegriffen, wild im Winde, ihrer wusste sie Nacht nun kein, nicht zum Segen, nein, zum Strafen, zum Sühnen! Sie traute keinem, und immer zurückblickend, wie gebannt, nach jener Blutlache in Holyrood, schritt sie über, lichtlos, freudlos an jähen Abgründen hin. Da noch einmal schimmert es lichtbell aus den Höhen, Stimmen, lange gewaltsam niedergedrängt, werden laut; noch einmal will sie glauben, vertrauen; sie wird unter ihrem bösen Dämon — und ihr Haupt rollt auf die Fluren von Fotheringay. Das war das Ende vom herabgestürzten Pharaonen ihres — Bothwell's! Arme Maria, deren Purpur nur Symbol blutigen Leidens, blutigen Endes war!

Wenn sie gerichtet für ihre That,
Ihr Fehle Gute macht's weniger gut.

Sie hat es so gut mit ihrem Angedenken nicht getroffen wie jener gekrönte Pharaonen, des Herren Abgott und der Länder Geisel, das, mit den Worten auch ihres begeisterten Sängeranwalts

Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt —

ihr „Charakterbild" in der Geschichte schwankte; sie ist tausendmal nach ihrem Tode hingerichtet worden und hat nur ausgeruht im Mitleid, im Herzen der Poesie.

Anregungen.

Ein neuer Schweizerführer: ein deutscher „Reise-Atlas".

Trotz der mehreren Reisehandbücher, die es über das Lieblingsziel der europäischen Touristen gibt, darf ein „Neuestes Reisehandbuch für die Schweiz" von H. Berlepsch (Hildburghausen, Bibliographisches Institut, 1862) keineswegs eine überflüssige Erscheinung genannt werden. Im Gegentheil vereinigt dieser neue Schweizerführer eine Menge von Vorzügen, welche die bisherigen nur theilweise besitzen und selbst der beliebte „Bädeker" nicht in diesem vollen Maße aufweist. Der Verfasser, der bereits in seinem so außerordentlich günstig vom Publikum wie von der Kritik aufgenommenen Buche „Die Alpen" (Leipzig, Gebhardt, 1861), bewiesen, wie genau er die Beschaffenheit des wunderbaren Landes studirt, in welchem er durch einen langjährigen Aufenthalt und häufiges Durchstreifen nach allen Richtungen hin heimisch geworden, macht seine Kenntniß von Land und Leuten und die Erfahrungen seiner erschöpfenden Wanderungen hier als praktisch wissenschaftlicher Führer für den Reisenden in umfassendster Weise nutzbar. Selbst die Flora ist, so viel wir wissen, zum ersten male in einem Reisehandbuch berücksichtigt. Besonders anzuerkennen ist die Klarheit, Ordnungsliebe und Uebersichtlichkeit der Darstellung. Dieselbe zeigt sich auch

in den vom bekannten Kartographen Ravenstein ebenso sauber wie genau ausgeführten, zahlreichen Routenkarten, die, im gleichen Format mit dem Buche und dadurch ungemein handlich beim Gebrauch, den einzelnen Touren beigefügt sind, während am Ende des Buches eine vortreffliche große Generalkarte einen umfassenden Ueberblick über das Ganze gewährt. Die in wohlgetroffener Perspective gehaltenen Gebirgspanoramen (Rigi, Bella Tola, Faulhorn, Registhorn, Gorner Grat u. s. w.), mit vergleichender Höhenangabe der einzelnen Bergspitzen, tragen zur Uebersichtlichkeit und Anschaulichkeit nicht wenig bei, wie denn auch die elegant gezeichneten Plankarten von Basel, Zürich, Bern und Genf und die zahlreichen Ansichten der berühmtesten und schönsten Punkte, letztere in guten Holzschnitten, dem Touristen eine willkommene Beigabe sein werden. Sie ersparen ihm die Anschaffung theurer und zum Handgebrauch auf der Reise nur unpraktischer Kunstblätter.

Als eine gleichfalls verdienstliche Erscheinung im Gebiet der Reiseliteratur ist zu erwähnen „Brockhaus' Reiseatlas von Deutschland, entworfen und gezeichnet von Henry Lange", der mit der ebenerschienenen 6. Section, Sachsen, Thüringen und Hessen enthaltend, jetzt abgeschlossen ist (die früheren Sectionen enthalten Oesterreich, die Rheinlande, Bayern und Würtemberg, Nordost- und Nordwest-Deutschland). In artistischer Vollendung ausgeführte Eisenbahnkarten, Flußkarten und Städteplane, die vielfach mit zierlichen Ansichtsvignetten illustrirt sind, werden begleitet von einem zweckmäßigen, dem flüchtigen Reisebedürfniß entsprechenden kurzen Text.

Neue Gedichte.

VIII.

Worte von Strauß: „Er flamme als Haß in uns gegen alles Undeutsche, Unfreie, Unwahre, aber glühe auch als Begeisterung in unsern Herzen für die Ehre und Größe des Vaterlandes, er sei der Genius unsers Volks" — stehen dem vaterländischen Gedicht von Arnold Schloenbach „Ulrich von Hutten" (Berlin, Nicolai, 1861) voran. Auf sie stützte der Dichter, als er des Sprechers für Freiheit und Wahrheit Leben schilderte — ein Leben, das „auch ein Spiegel sei der Zeiten"!

Arnold Schloenbach ist gewiß ein Autor schwungvoller Begabung, leicht ergriffen vom heiligen Feuer und nur im Maß und in der Besonnenheit mag seine Schwäche liegen: das Maß fehlt an rechter Stelle. Und wird ihm die Unempfänglichkeit unserer Zeit für epische Stoffe unausgesetzt auf so wesentliche Stelle wie Hohenstaufen, Hutten's Leben — wir hören von einer dritten neuen großen Epopöe — folgen? In zwanzig Liedern, die mit Hutten's Kindheit beginnen, um mit seinem Tode zu endigen, liegt uns dieses Mannes gewaltiges Leben in Versen vor, treffend gezeichnet, mit gelungenen Charakteristiken begleitet, und doch — glaube wir nicht mehr im 19. Jahrhundert an die epische Poesie. An ihre Stelle ist der Roman und die lyrische Kunst getreten. Hier hat wirklich Gervinus Prophezeiung einen Grund.

In Hermann Marggraff begegnen wir einem rühmlichst bekannten Balladendichter, der nicht allein von dem deutschen, sondern auch von dem englischen Volke als solcher geschätzt wird, indem Miß Mary Anna Burt, eine gegenwärtig in Paris lebende Britin, es unternommen, einen Theil der Marggraff'schen Dichtungen ihren Landsleuten in wohlgelungenen Uebertragungen zugänglich zu machen. Eine Auswahl seiner Balladen liegt unter dem Titel „Balladenchronik" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862) vor uns, wird von Marggraff mit dem Ausspruch eingeleitet, daß er mit vorliegendem Bändchen sein Schaffen als Balladendichter zum Abschluß gebracht zu haben glaube und sich diesem seinem Kranze epischer Dichtungen wol noch schwerlich eine neue Blüte oder Nachblüte anschließen dürfte. Die Erfüllung dieser vielleicht nur von momentan trüber Stimmung hervorgerufenen Aussprüche möchte das innige Bedauern erwecken, denn selten sind uns Gedichte dieser Gattung begegnet, die in ihrer Art die Vollendung so offen an der Stirn tragen wie diese. Oft ist es nur wenige Striche, mit denen uns ein Lebensbild gezeichnet wird.

Marie Claudinger-Hennes schlägt in ihren „Neuen Gedichten" (Leipzig, Hunger, 1861) einen Ton an, der allerdings eine Verwandtschaft mit den richtigen Aufgaben der Lyrik hat. Doch wenn sie singt:

> Traum wird dir, Leier, auch nicht etwa hier gegeben,
> Was dich erschüttert, spannt, will das Gemüth erregen,
> Es ist alles wahr und treu genommen aus dem Leben,
> Du hörst nur davon, was so oft das Herz bewegt —

so ist ebendeshalb auch des Gewöhnlichen zu viel „aus dem Leben" herübergenommen, jedenfalls hätte sie auch noch nicht ihr Porträt mit herübernehmen sollen. Eine solche Zugabe darf sich ein Autor nur gestatten, wenn seine Gesänge Eigenthum der Nation geworden sind. Von einigen der hier unter vielem Gewöhnlichen und Gewöhnlichen mitgetheilten, z. B. dem wohlgelungenen „Am Kirchenfenster", ließe sich kann man nur wünschen, daß dies geschehe.

Von Karl Stieler's Gedichten ist (Leipzig, Duncker, 1862) die zweite Auflage erschienen. Wir verweisen auf unsere frühere empfehlende Beurtheilung. Der Dichter gehört, wie Emil Kuh sehr richtig dem Kreise der Münchener an, die sich um den genialen Adolf Schults sammelten und in ihren Mittheilungen eine ebenso schwungvolle wie innige Weise einhalten. Zuweilen nur dürfte Karl Stieler von den üblichen Ideenkreisen unserer Lyriker noch ein wenig prägnanter abzuweichen haben.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Französische Zustände. III. — Persönliche Bekanntschaft mit den Schweden. — Projekt einer Brücke zwischen England und Frankreich.

Französische Zustände.

III.

* **Paris.** Unsere Babylon hat am 30(18) Bürger zugenommen. Und doch haben wir denn Deputirte weniger als im Jahre 1849? Ist nicht das Kaiserreich auf das allgemeine Stimmrecht basirt? Ja wohl! Das Gesetz sagt: So und so viel Deputirte kommen auf so und so viel Wähler. Der Präfect der Seine aber behauptet, es seien auf so und so viel eingeschriebene Wähler. Und da er die ganze bewegliche Population am Einschreiben verhindern kann, so erfolgt daraus das Verhältniß, das sich erklärt, wenn man weiß, wie wenig die Regierung auf den Wahlenthusiasmus des pariser Volks begierig ist! Frankreich kommt uns seit einigen Jahren vor wie Oesterreich nach 1815. Alles soll väterlich regiert werden. Alles ist frei unter der Bedingung, daß alles taugt, schreibt und spricht wie der Herzog von Morny. Glaubt man den Blättern, so sprudelt überall das Volk von Zufriedenheit und Lob über. Kehrt man aber nach Paris zurück, nachdem man es einige Jahre nicht gesehen, so hat man die Kehrseite.

Sie fragen nach den Mittelpunkten des geistigen Lebens? Vorerst gibt es in Paris seit dem Kaiserreich keinen politischen Salon mehr. Madame de Girardin (die erste) starb an Verdruß und Langeweile. Die zweite, eine Deutsche, beschäftigt sich blos, wie die andern Pariserinnen, mit Crinolinen, runden Hüten und Reitgerten. Von Literatur und Kunst spricht man nicht mehr, nur von Rauchen und Bier, selbst im Salon. Und was Girardin, den alten Führer derjenigen Richtungen, die sich im Salon bewegen, betrifft, so hatte er nur Geist und Talent, solange seine Frau lebte. Jetzt ist er ein Günstling des Prinzen Napoleon. Es wird ihm nichts übrig bleiben, als gleich einem gewöhnlichen Millionär vergessen in einer marmornen Gruft zu liegen.

Die Prinzessin von Solms, die lange verbannt in Savoyen lebte, leidliche Genüsse des Kaisers, hat es versucht, einen Salon zu bilden: sie ist aber, trotz ihrer Schönheit, Geschmack und Freigebigkeit. Man leerte ihren Salon, ohne ihn aufzusuchen. Jetzt lesen wir in einer Zeitung, daß sie auch neue von der Polizei aus Frankreich verwiesen wurde. Man hat ihr nur 24 Stunden Zeit und zwar aus nichtpolitischen Gründen. Gott weiß, welche Ursachen sie hervorriefen. Es ist in Paris alles in Nacht und Dunkel gehüllt. Die Leute träumen zuweilen, sie wären frei, und ein jeder Franzose kann in 24 Stunden auf ewig verschwinden. Neulich, so lasen wir in der „Opinion nationale", wurde ein Schneider in Verhaft genommen und sechs Monate im Mazasgefängniß zurückbehalten. Er machte natürlich Bankrott und seine Frau mußte betteln gehen mit zwei Kindern. Dann fand sich, daß es nicht der rechte Schneider war — man hatte einen andern gesucht —' In dem neulichen Prozeß über eine Verschwörung, die ungeheuerlich von einem Menschen, Namens Bocheiet, angezettelt wurde — er sei auf der Flucht, sagt die „Gazette des Tribunaux" — er wird sich in Paris finden und behaglich die Zeitungen lesen in der Absicht, einige andere genannte Namen anzuschwärzen) traf es sich ebenfalls, daß die Polizei einen sogenannten, den unrechten, Verschwörer verhaftete, blos auf den Namen hin. Der Mann blieb vier Monate in Mazas' Natürlich, kein Richter fürchtet mehr in Paris die Oeffentlichkeit. Nicht ein Correspondent wird es wagen, frei zu sagen, was er erfahren. Sagt er es, so wird das deutsche oder englische Blatt in dem Preßbureau zurückgehalten, gerade wie ehemals die Metternich'sche Polizei verfuhr, die Oesterreich so viel genützt und es in die brillante Lage versetzt hat, in der es sich jetzt befindet.

Oesterreich aber hat mehr Zukunft als Frankreich. Oesterreich konnte sich nicht ganz dem deutschen Geiste entziehen; wo aber ist der französische Geist, der von außen auf Paris wirken kann? Es müßten denn alle französischen Schriftsteller, wie ehemals Voltaire und Rousseau, auswandern und etwas anderes als Romane schreiben. Die Kunst liegt in Paris ganz und gar danieder. Es gibt dort weder Schauspieler noch Sänger ersten Ranges mehr. Sängerinnen und Schauspielerinnen, sind sie schön, können nicht mehr bestehen. Weder die schöne Grisi noch die geistreiche Madame Miolan konnten in Paris engagirt bleiben. Wir wollen nicht alle die skandalösen Anekdoten wiederholen, die man uns erzählte. Es wäre unmöglich — nur geheime Memoiren könnten solche Alkovengeschichten der Nachwelt aufbewahren, und gewiß werden sie es' Genug, es gibt in Paris nur noch schöne Mädchen, die die Bühne als Aushängeschild ihres Handwerks benutzen — von Talent ist wenig die Rede mehr.

Was die Salons und die Abendgesellschaften betrifft, so sind sie alles Geistes bar. Es handelt sich blos darum, zu wissen, ob die Pferde des Herrn von G. schöner und leichter sind als die des Herrn von L. Von Politik wird grundsätzlich nicht gesprochen. Es ist Mode, dies dem Kaiser allein zu überlassen. Blos

zuweilen spricht man von den verschiedenen Ansichten des Schlosses selbst, denn es sollen sich wirklich drei zwei bis drei Camarillen befinden. Die „Indépendance belge" läßt zuweilen ein Wort fallen, aber wir Deutsche wissen nicht, was dies und das in ihren Correspondenzen heißen will. Man muß in Paris sein, um den Jargon, das Nothwendigste dieser Conversationen zu verstehen.

Seit zehn Jahren hat die Mode in Paris einen ganz andern Lauf als früher genommen. Unglaublich, aber wahr — das Serkem hat die Mode decretirt. Zuerst die Uniform der Soldaten, gewiß mal gewechselt, ist sie immer höflicher geworden. Dann die bronzirten Herrkleider aus einer andern Zeit. Man glaubt zu träumen, sieht man den Anzug. Dann der Jagduniform. Man weiß in Deutschland nicht, daß die Crinolinen und besonders die runden Hüte eine ganze Revolution oder besser ein wahrer Staatsstreich sind. Die runden Hüte wurden erfunden, man weiß von wem, weil man immer zu Pferde war. Zugleich erfand man den Frauenpaletot. Wo die Männer zu Schanden werden, tragen Weiber der Ueberröcke. Sind nur schwebte dem Ideal der Frauenmode vor — ein Mann zu schienen und als Mann zu beherrschen. Man sträubte sich vorläufig als Mann. Die Pariserinnen weigerten sich lange, diese Mode anzunehmen und überließen die Agitation zu ihren Gunsten den Hutmachern und den Herrenkleidermachern. Und jetzt noch trägt keine elegante feine Pariserin einen runden Hut noch eine Crinoline. Darin haben auch die Lorettes allein die heftigste Opposition gemacht und sie stehen auf dem Punkte, den Sieg davonzutragen. Sie nennen einen runden Hut La coquette de *** und die Crinoline Ne me touche pas. In der That giebt es nichts Unweiblicheres als diese Mode, die von der Dubarry und der Pompadour herstammt, es fehlt nur noch der Stock, denn der rothe Schuhabsatz ist auch schon wieder ganz in der Mode. Dazu kommt die Kunst des Gesichtmalens mit rother, weißer, schwarzer Schminke, die dem runden Hute, der das Gesicht oft bedenklich entblößt, unentbehrlich ist. Die Parfumeurs in Paris haben seit zehn Jahren Millionen verdient. Sie haben Equipagen und Schlösser, ebenso die Hutmacher, die jedoch jetzt zu klagen schienen. In der Mode fängt in Paris die Opposition an. Keine ordentliche Frau will mehr einen runden Hut noch Crinoline tragen und das künftige Jahr werden sie beide zu Grabe getragen sein.

Nun noch die große Mode der reichen Equipagen und der Pferderennen —' Nichts wird hier in den Salons während drei Monaten gesprochen als von Pferden. Zuweilen würdigt es Herr von Morny oder Herr von Morcuard, Frankreich mit einem Schauspiel oder mit einer Operette zu beglücken; aber im ganzen verachtet man Literatur und Literaten. Nur die Chroniqueurs der belgischen und der hiesigen Blätter werden noch als liebenswürdige Lakaien geduldet. Das Journal „Le Nord", von der pariser Regierung stipendirt, enthält jede Woche eine Aufzählung aller Adelsheirathen mit den Namen und Nummern. Und doch behauptete schon St.-Simon, daß es in Frankreich nicht dreißig altadelige Familien gebe. Die meisten Franzosen seit fünfzig Jahren lassen sich nach ihrem Dorfe de nennen. Für 20 Francs erhalten sie einen gestempelten Schein von dem Maire des Dorfs, wo ihre Güter liegen. Und somit sind sie Herr von dem und dem Weiler. Mehr als Hunderte kauften Titel und heute noch kann man behaupten, daß unter den hunderttausend Adeligen Frankreichs nicht fünftausend mit Recht ihren Titel tragen. Auch hilft dies zu nichts mehr. Wer nicht vier oder sechs Pferde und acht oder zehn Lakaien hat, gilt nicht mit. Paris ist geistig und materiell gesunken. Und nun es ein Bündniß mit Rußland abgeschlossen hat, wird ihm das Licht aus dem Norden kommen? Möge es ihm hell aufleuchten!

Persönliche Bekanntschaft mit den Japanesen.

*** **Berlin.** Die erwarteten Gäste des fernen Inselreichs versetzen Berlin, wie alles Ungewöhnliche, in die lebhafteste Aufregung. Wir glauben, daß die Ankunft unserer Landsleute in Jeddo kaum eine größere Neugierde wach gerufen haben kann, als es hier der Fall ist, denn das Hotel in Brandenburg, wo man sie einquartiert hat, ist förmlich in Belagerungszustand versetzt, um die Fremdlinge am Fenster oder bei ihren Ausfahrten zu sehen. Die menschliche Natur bleibt bei allen Völkern sich gleich und die Neugierde ist einer ihrer stärksten Motoren. Die Gesandtschaft besteht aus 24 Personen und Dienerschaft. Die drei Spitzen, unter denen der Fürst Simeodzi der Vornehmste ist, gehören zu jenen des japanischen Reichs, die bei der Wahl des Taikun mitzusprechen haben; denn Japans weltlicher Kaiser ist ein Wahlkaiser, die Macht desselben ist nominell und der Adel so mächtig, daß er ihm nicht nur gehorcht, sondern den Kaiser zwingt, „krank zu werden", d. h. sich den Bauch aufzuschlitzen. So wurde der letzte Kaiser nach Abschluß der Verträge mit Amerika, England und Frankreich von seinen Vasallen genöthigt, sich zu entleiben. Wie nun aber der Adel ihn, so hält andererseits der Taikun auch wieder den Adel in Schranken. Vor lauter Ceremonien kommt der Kaiser zu keiner rechten Thätigkeit, daher sind die Geschäfte einem Reichsrath übertragen, der aus fünf Ministern besteht; sie werden aus den vornehmen Fürstenfamilien gewählt, der zweite Reichsrath (denn alle Aemter sind doppelt besetzt) aus dem höhern Adel. Nächstdem Familien sind aber so vornehm, daß sie nie zu Ministern gewählt werden können, sondern wieder ihr eigenes Ministerium haben, da sie die eigentlichen Grundbesitzer Japans sind, mit 5 Millionen Thaler Rente; dem Kaiser gehören nur die fünf Städte Jeddo, Simeoda, Hakotade, Osaka und Nangasaki. Jeder Minister entscheidet selbständig in seinem eigenen Departement. Bei wichtigen Gelegenheiten aber tritt der ganze Reichsrath zusammen und legt seinen

Beschluß dem Tenno vor. Ist dieser gegen denselben, was jedoch nur höchst selten vorkommen soll, so wird ein Rath unter den der ersten Fürstenfamilien, welche die Nachkommen des Stammvaters der jetzigen Dynastie sind und einander auf dem Throne abwechselnd nachfolgen, abgehalten. Stimmen diese drei für das Votum des Reichsrathes, so müssen sich alle Mitglieder des Reichsraths den Bauch aufschlitzen. Die Herrschaft ist daher stets in der Hand des Adels und dieser weiß, wo es nöthig ist, mit Anstand zu sterben.

Ich habe absichtlich diese kleine Abschweifung gemacht, um die Würde der Herren, die jetzt bei uns hausen, richtig hervortreten zu lassen. Außer diesen Vornehmsten sind noch Officiere verschiedener Waffen, darunter auch ein Ingenieur, verschiedene Finanzräthe und drei Aerzte mit vollständig kahlrasirtem Kopf, während alle übrigen ihren auf dem Wirbel des Kopfs zusammengebundenen Zopf haben, der so dressirt ist, daß er, nachdem ein kleines Stückchen locker ist und durch Pomade der Rest fest zusammengedreht und mit Seide überponnen wird, einen Finger dick auf dem kahlgeschorenen Vorderkopf wie ein kleines schwarzes Würstchen aufliegt, wo er mit Gummi festgeklebt ist. Diese etwas mühsame Haartracht wird nur alle drei bis vier Tage erneuert, denn obwol die Herren Japanesen hier in gewöhnlichen Betten schlafen, haben sie doch auch ihr kleines Kopfkissen von lackirtem Holz mit weichem Papierpolster bei sich, worauf sie, nachdem eine Art Mütze über die Haare gezogen ist, des Nachts den Kopf legen.

Am 21. d. M. empfing der König die Herren im Schlosse, sie wurden, zumal die Fürsten, in einem der großen Galawagen mit Prachtgeschirren abgeholt. Der Fürst Simodski trug ein blaßgrünes Gewand, Fürst Iwami ein hellgrünes mattes und Mato ein blaßlila Gewand, auf dem Kopf tragen sie den sogenannten Galahut, eine Art schwarzes Horn, das durch Schnüre unter dem Kinn befestigt wird; ihr langes und kurzes Schwert, überaus werthvoll mit Steinen belegt und ausgelegt, hatten sie, das erstere in der Hand, das letztere im Gürtel stecken. Nachdem der König den Wink gegeben, traten die Japanesen, durch den Rittersaal kommend, in den Weißen Saal ein und nahten schleifend, jedoch aufrecht gehend, nicht auf dem Bauche rutschend, wie man erzählt hatte, dem Thron, sich von fern schon und dann dicht vor dem König stehend dreimal tief verneigend. Die ganze Ceremonie mit der Ablesung der Höflichkeitsreden dauerte ungefähr eine halbe Stunde, dann war alles vorüber und die Gesandtschaft begab sich ins Palais der Königin, um derselben in gleicher Weise ihre Visite zu machen. Die Herren zeigen sich in keiner Weise erstaunt oder befangen. Von Gestalt sind sie mittelgroß, eher klein. Ihre Gesichtszüge sind markig, gebräunter Teint, breite Stirn, breite Nase, breite Backenknochen mit vollen Lippen und sehr weißen Zähnen. Sie zeigen stark den asiatischen Typus, doch hat man auch bei uns wol einzelne solcher Gesichter schon gesehen. Der Ausdruck der Augen ist ein intelligenter, sie sind nicht so übermäßig schräg geschlitzt, wie oft die Bilder es zeigen, doch haben sie auch keine großen Augen. Hände und Füße sind klein, die Gewänder alle von überaus matten Farben, selbst wenn sie hell sind, doch tragen die meisten dunkle Zeuge. Eine Art seidenes Hemde, vorn aber bis unten herunter offen, ziehen sie auf den bloßen Leib (leinene Hemden kennen sie nicht), darüber kommt eine weite kurze Hose, an den Seiten geschlitzt, sodaß man das Hemde an beiden Seiten sieht. Strümpfe von dunklem, auch hellem Zeug, so gemacht wie Fausthandschuhe, d. h. die große Zehe ist abgenäht, darüber kommt eine Stroh- oder Holzsandale mit hohem Rande, die zwischen der großen Zehe und dem Knöchel befestigt wird; weiße gestrickte baumwollene halblange Handschuhe und der große runde flache Stroh- oder lackirte Hut, unter dem zwei dicke Bällchen befestigt sind, von denen Schnüre herunterhängen, um den Hut festzuhalten, das ist das gewöhnliche Costüm. Bei Gala kam noch eine Art seidenen Schlafrocks hinzu. Im Gürtel steckt der alten — vornehm aber gering — das kurze Messer oder der Dolch, während sie ein langes Schwert zur Seite, meist aber in den Händen haben. Ihr Taschentuch besteht aus dem vielgenannten und gerühmten weichen Papier, das überhaupt ein Hauptartikel all ihrer Bedürfnisse ist. Es gibt von diesem verschiedene Sorten, und nicht nur, daß auch der leichteren die Schnupftücher bestehen, daß sie dieselbe in schmale Streifen schneiden, zusammendrehen und sich ganz ungemein bequeme Bindfaden mit den Fingern zusammendrehen, machen sie sich auch alle Arten Stücke daraus, sowie Regen- und andere Schirme, Hüte und Mützen daraus, Regenröcke sowie Fensterscheiben. Die berühmte Sorte Reispapier, die sie vielfach zu ihren Malereien verwenden, entstammt den Inseln Formosa. Wer hat das gute, durchsichtige feine, pergamentartige Papier nicht schon gesehen? Es wird lediglich auf der Insel Formosa gewonnen, nicht aber aus Reis, wie der Name es andeutet, sondern aus dem Mark einer bambusähnlichen Staude; dieselbe hat in ihrer Structur viel Aehnlichkeit mit dem Mark unseres Holunderbaums. Die Staude wird ganz jung in Töpfe verpflanzt und nachdem sie eine bestimmte Stärke erlangt hat, gekocht und geschält. Vermittelst eines unendlich scharfen, feinen und breiten Messers wird der Teig auf einer Maschine in Blätter geschnitten, indem er sich wie eine Walze dreht und mit dem stetsfort den Messer der Länge nach abgehoben wird. Das so gewonnene Papier ist außerordentlich weiß, zart und spröde und sieht aus, als ob seine Bestandtheile gestampftes Reis wären, wodurch wahrscheinlich der Name entstanden ist.

Da einer meiner Freunde den Japanesen als Führer und Gesellschafter beigegeben ist, so habe ich bereits vielfach persönliche Bekanntschaft mit ihnen angeknüpft und eine Menge Visitenkarten mit ihnen ausgetauscht, denn sie schreiben mit Pinsel und Tusche ihren Namen japanisch auf und setzen die lateinischen

Letztern, wie er ausgesprochen wird, darunter. Die meisten sprechen theils etwas französisch, theils etwas holländisch, wenige nur etwas englisch. Ein Nachbrecher beeilt die Unterhaltung unter allen Umständen, dennoch ist sie interessant, da sie überaus liebenswürdig und freundlich sich bemühen, alles zu beantworten. Auch Münzen und Bilder, freilich sehr untergeordneten Genres, sind mir schon von ihnen verehrt worden. Ich habe blankes Geld, sowol Silber- als Kupfergeld, dagegengeschenkt.

Die fremden Aerzte sind ich durchaus in ihrem Fach bewundert; sie haben ihre anatomischen Studien so gut wie die hiesigen Aerzte gemacht und brennen vor Begierde, den verschiedenen Operationen unserer berühmten Operateure beizuwohnen. Wie ich höre, sollen ihnen derartige Feste vorbereitet werden, wobei ich mich freue, nicht der Held des Tags zu sein.

Da ich gerade Gelegenheit war, als ich meinen Besuch am folgenden Tage wiederholte, so wurde ich aufgefordert, mitzuessen. Die Japanesen werden als Gäste auf königliche Kosten bewirthet; der Hotelbesitzer ist verpflichtet, drei besondere Tische zu geben, einen für die Fürsten und hohen Personen, einen zweiten für die Finanzleute, Officiere und Aerzte und einen dritten für die Dienerschaft. Er erhält täglich 150 Thaler dafür, das Logis wird natürlich besonders bezahlt und soll in Summa täglich 400 Thaler mit dem Essen kosten, also immerhin — keine ganz billigen Gäste. Die Herren Japanesen schienen mir vollständig, was den Gaumen und die Manieren anbelangt, europäisirt, denn sie saßen nicht nur auf Stühlen an dem gedeckten Tisch und bedienten sich der Löffel, der Messer und Gabeln wie wir, sie aßen auch unsere Gerichte mit bestem Appetit; nur Eins haben sie erbeten — täglich ein Reis- und ein Fischgericht zu bekommen. Nach den Elfenbeinstäbchen, mit denen sie so zierlich essen sollen, suchte ich vergeblich, doch versprach mir einer der Herren Dolmetscher, mir auch darin nächstens seine Geschicklichkeit zu zeigen.

Die verschiedenen Aufmerksamkeiten bestehen darin, daß man ihnen alles, was die Residenz an Kunst und Wissenschaft beitzt, zeigt, wobei sie ein reges Interesse und viel Sachkenntniß für einzelnes zeigen. Gestern war ihnen zu Ehren ein Monstre-Concert in den Tapeziräumen der Winter- und Sommerbühne des Victoriatheaters. Sieben Musikchöre unter der trefflichen Leitung des Kapellmeisters Wieprecht führten in imposanter Weise die einzelnen Pieçen aus. Von der Fülle des Publikums schweige ich. Die Billets wurden von Auskäufern zu 5 Thalern ausgeboten; Herr Gerf aber hatte es der Gesellschaft erleichtert; bei allen Regimentern und Behörden hatten Listen circulirt. Daß später bei der Illumination im Garten, welche von den Japanesen vom Balcon aus bewundert oder belächelt wurde, keine Erkältung vorgekommen, ist zu bewundern. Heute haben die Herren die verschiedenen Museen besucht und morgen steht ihnen der Besuch in Potsdam bevor, wo ihnen alle Schlösser geöffnet sein werden. Ihre Anwesenheit für die Damenwelt soll auch hier schon zu wahren Scharmanen pikanten Anerbietungen Veranlassung gegeben haben; einer jungen Dame meiner Bekanntschaft, die, mit einem der Führer verwandt, das Hotel besuchte und die verschiedenen Bekanntschaft machte, wurde sofort ein Heirathsantrag gestellt, wenn sie sich entschlösse, mit nach Japan zu gehen. Der Antrag wurde ebenso naiv abgelehnt als gestellt.

Die Insulaner werden 14 Tage, wie es heißt, hier bleiben; vielleicht erleben sie dann noch die Darstellung eines Ballets oder einer Oper — ob zu ihrem Glück oder Unglück, will ich nicht untersuchen. Sie sollen in Paris sich mindestens vielfache Verdrießlichkeiten zugezogen haben durch die Aufdringlichkeit, mit der sie die Ballettnymphen verfolgten.

Noch ein Curiosum! Einer unserer bekanntlich pflichtigen Polizeibeamten soll über diese Gesandtschaft unausgesetzt ein „Hm! Hm! Hm!“ vor sich hinmurmeln, nur Steeber's Enthüllung über den Prinzen von Armenien im Munde führen und die ganze diplomatische Affaire — für einen amerikanischen südseeinsularen Humbug halten. Das ist lächerlich, da die officielle Zusammenstellung des Empfangs der Gesandtschaft mit dem ersten Empfang der Gesandtschaft Sr. Majestät des Königs von Italien hat einen angenehmen Eindruck gemacht.

Project einer Brücke zwischen England und Frankreich.

Der Engländer Dent hat in der seiner Nation eigenen Großartigkeit einen Plan entworfen, England mit Frankreich durch eine feste Brücke zu verbinden. Die Entfernung beträgt zwischen Calais und Boulogne 18 Meilen, und zwar soll sie auf die Höhen bei Dover und Cap Gris Nez gebaut werden. Die Breite des Kanals beträgt dort 18 englische Meilen, die größte Wassertiefe nur 180 Fuß, der Unterschied des höchsten und niedrigsten Wasserstandes nur 28 Fuß. Construirt soll sie durch 100 thurmartige Pfeiler werden, die in 450 Fuß Entfernung voneinander aufgemauert werden sollen. Das Fundament der Thürme soll aus abgestumpften viereckigen Pyramiden bestehen, deren untere Grundfläche 300 Fuß, die obere 150 Fuß Breite haben müßten. Auf diesen erheben sich dann runde 100 Fuß im Durchmesser und 500 Fuß Höhe haltende Thürme. Dreihundert Fuß über niedrig Wasser liegt die Ueberbrückung von der Construction wie die Britanniabrücke. Der Querschnitt derselben ist ein Rechteck von 50 Fuß Höhe und 30 Fuß Breite. In der Nacht sollen um den Schiffen sichtbar zu sein, die Thürme mit Gas beleuchtet werden. Der Nebel soll ein elektrischer Apparat Alarmglocken auf denselben in Bewegung setzen; in Folge Höhe des Wasserspiegels sollen bemannte Thürme Signale bekommen, um das Anprallen der Schiffe mindestens unwahrscheinlich zu machen. Der Gesammtkostenbetrag hat der Unternehmer auf 30 Millionen Pf. St. und die Zeit der Ausführung auf zwei — drei Jahre berechnet!

(Ausgegeben am 31. Juli 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 32.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Des Thomas Morus letzte Lebensstunden. — Hannoversch Münden. — Die französische Revolution von 1848. — Für das Haus. — Neue Gedichte IX. — Unterhaltungsliteratur XII. — **Neues aus der Welt.**

Des Thomas Morus letzte Lebensstunden.

Das Leben des Thomas More oder, nach der Sitte der damaligen Zeit, die Namen berühmter Gelehrten zu latinisiren, Morus, des berühmten englischen Großkanzlers unter Heinrich VIII, der seine Ueberzeugung und Standhaftigkeit gegen die Laune des rücksichtslosesten aller königlichen Egoisten mit seinem Blute auf dem Schaffot besiegeln mußte, ist mehrfach geschildert worden.

Der Dichter Thomas Moore, Aubbart, James Mackintosh und die Prinzessin von Craon schrieben seine Biographie, theils auf die Schilderung seines Zeitgenossen und Freundes, des berühmten Erasmus von Rotterdam, in dessen Briefwechsel mit Ulrich von Hutten, fußend, theils auf den Lebensabriß seines Schwiegersohns William Roger, welch letztere Schrift übrigens von der Königin Elisabeth, als Tochter Heinrich's VIII und der Anna Boleyn, unterdrückt und erst 1626 veröffentlicht wurde.

Roger's Schrift ist als vollkommen authentisch zu betrachten; er war schon vor seiner Verheirathung mit Thomas More's Lieblingstochter Margareta oder Meg, wie der Vater und die Geschwister sie nannten, von More wie ein Sohn des Hauses gehalten, wohnte als Schwiegersohn beim Schwiegervater auf dessen Besitzung in Chelsea, das damals noch nicht mit der Stadt London verbunden war, und stand seiner Person wie den Ereignissen ganz nahe. Außerdem hatte Roger ein treffliches Material an den treuen Erinnerungen seiner Frau, die ihren Vater wie einen Heiligen verehrte und jedes bedeutende Wort desselben nicht nur wie einen Segen im kindlichen Herzen, sondern auch wie einen Schatz in ihrem Tagebuch aufbewahrte, das sie als funfzehnjähriges Mädchen begonnen und selbst noch als Frau und Mutter bis zur Hinrichtung des Vaters (6. Juli 1535), also dreizehn Jahre hindurch, unermüdlich fortgeführt — haben soll.

Es ist eine Fiction, daß dieses Tagebuch einer edeln, großen und schönen Frauenseele unserer Zeit aufbewahrt geblieben und dem Staube dreier Jahrhunderte entzogen worden wäre. Margareta hatte gar auf eine der letzten Seiten ihres Tagebuches schreiben: „Ich wünsche, daß Will alles aufzeigt, was Vater gesagt hat, so viel er sich erinnern kann, wie köstlich wird dann sein Buch uns sein! Aber ich fürchte, diese Dinge haften nicht in eines Mannes Gedächtniß. Er wird uns erzählen, was er gethan hat als Redner und Kanzler und daß er dieses und jenes im Parlament gesprochen. Das sind

die Dinge, welche Männer zu schreiben und zu lesen lieben; er wird nicht nach meiner Weise schreiben." Diese Weise Margareta's scheint eine so sinnige, geist- und gemüthvolle, so klare und durchsichtige, so tief in den Geist und Charakter ihres Vaters eindringende, daß ihr Tagebuch nicht blos als eine unschätzbare Ergänzung der seitherigen Lebensbeschreibungen des berühmten Mannes, sondern auch als ein achtungswerther Beitrag zur Culturgeschichte und zur Literatur des 16. Jahrhunderts zu betrachten sein würde, wenn es eben — echt wäre.

Der uns in einer deutschen Uebersetzung von Adolf Baumeister vorliegende Auszug des englischen Originals unter dem Titel: „Der Haushalt von Sir Thomas More. Aus dem Tagebuch seiner Tochter Margareta" (Stuttgart, Mäcken, 1861), macht uns dennoch mit einem so kunstvoll und historisch treu gearbeiteten Buche bekannt, daß wir die Fiction für Wahrheit nehmen und unsern Lesern die Bekanntschaft mit einer interessanten historischen Studie nicht entziehen wollen. Wir glauben ihnen einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen als eine Probe des Geistes, der diese Blätter durchweht, jene Seiten mittheilen, welche sich über Thomas More's letzte Tage verbreiten. Zu diesem Zweck halten wir die Voranschickung einiger allgemeinen biographischen Daten nöthig.

Thomas More, im Jahre 1480 geboren, erhielt seine juristische Bildung in Oxford und wurde Richter an der King's-Bench in London. Außer seinem Beruf lebte er der Philosophie, dem Studium der Geschichte, der Classiker und Kirchenväter, zu dem er selbst seine Tochter anhielt, den freien Künsten, seiner zahlreichen Familie und seinem wohlbestellten Hauswesen am Themsufer in Chelsea. In dieser glücklichen Zurückgezogenheit, fernab vom Geräusch der Welt, schrieb er seine „Utopia", das Ideal einer Republik (1516), die Geschichte Richard's III. und Eduard's V., eine Uebersetzung von drei Dialogen Lucian's und manches andere. Seine gesammelten englischen Werke erschienen zu London im Jahre 1530. Obwol unabhängiger geistvoller Denker und persönlicher Freund eines Verläufers der Reformation, des Erasmus von Rotterdam, hielt er doch der reformatorischen Bewegung gegenüber an der katholischen Kirche fest und trat sogar als Gegner Luther's auf mit der Streitschrift: „Quod mors per hoc fugienda non sit." Die Consequenz dieses politisch-religiösen Standpunktes machte ihn, nachdem er im Jahre 1524 end den Wünschen des Königs nachgebend, in Staatsdienst getreten war, auch zum Gegner vom Papst verweigerten Ehescheidung des Kö von seiner Gemahlin Katharina von Arago und dessen Wiederverheirathung mit Anna Bol für die Cranmer, der damalige Hofprediger Königs und spätere Erzbischof von Canterb agitirte. Gleichwol erwarb sich More durch der Krone geleisteten wichtigen Dienste, nam lich als Gesandter in den Friedensverhandlun von Cambray (1529), in solchem Maße die G des Königs, daß dieser ihn im folgenden J schon, nach Cardinal Wolsey's Sturz, an de Stelle zum Großkanzler von England und Reichs-Siegelbewahrer erhob. Aber schon dreithalbjähriger Führung dieser höchsten Sta würde zwang ihn die Halsstarrigkeit des kö lichen Trauen, der auf seiner Approbation Boleyn'schen Heirathsangelegenheit bestand, Großsiegel niederzulegen (August 1532). geblich blieben die persönlichen Bemühun dreier abgeordneter Bischöfe, noch kurz vor Krönung der Anna Boleyn als Königin, die 23. Mai des folgenden Jahres stattfand, nach sie am 25. Januar bereits dem König heim angetraut worden, den Erkanzler zum Anwoh dieser öffentlichen Feier zu bewegen. Mit d Weigerung, scheint es, wurde des Königs J aufgestachelt von der neuen Königin, auf äußerste gereizt. Kleinliche Anklagen — Bestechung — wurden vergeblich gegen den M erheben, dessen Unbestechlichkeit und Uneig nützigkeit sprichwörtlich war. Ebenso erfol blieb die schwerere Anklage seiner Theilnahme der Conspiration des sogenannten „Bösen We von Kent", der vorgeblichen Heilerin Elisa Barton, gegen des Königs Scheidung von katharina von Aragonien, in welche namentlich geistliche Prälaten verwickelt waren. Eine g stigere Gelegenheit gab der königlichen Rache Verweigerung des Suprematideds, der von D im April des folgenden Jahres gefordert wu nachdem sich der einst so zelotische „Vertheid des Glaubens" als Antwort auf den vom P gegen das königliche Paar geschleuderten Bu fluch — am 30. März 1534 vom Römis Stuhl losgesagt und zum Protector und O haupt der englischen Kirche aufgeworfen ha More wurde anfänglich dem Abt von Westmin in Haft übergeben, bis des Königs W über die Sache eingeholt sei. Heinrich's Ge

nung gegen More zeigte ſich gnädig genug, ihn mit einem qualificirten Eid begnügen zu wollen; aber Königin Anna überwältigte ſeinen Willen „durch ihr ſtürmiſches Geſchrei“ und nach Verlauf von vier Tagen wurde More abermals der volle Eid vorgelegt. Er wies ihn zum zweiten mal zurück und wurde nun dem Tower überantwortet.

Von hier ab laſſen wir ſeine Tochter Margareta reden, die ihn vier Monate darauf in ſeinem Kerker beſucht haben will. Die Täuſchung in der Darſtellung iſt ſo gelungen, daß man ſie nach Form und Inhalt für ebenſo wahr halten muß, wie man die Vorſtellungen von Wallenſtein und Maria Stuart, die Schiller uns gegeben, berechtigt iſt, doch wol auch für wirkliche Geſchichte zu nehmen.

. . . . „Ich vergaß nicht das bärene Hemd und den Strick unter meinen Reifrock zu ſtecken und ein paar von den kleinern Büchern in meine Taſche ſowie auch etliches Confect und Backwerk, wie er es gern hatte. Will (Roger) und Dennis warteten auf mich; und die liebe Beß (Margareta's älteſte Schweſter) ſtreckte den Kopf aus ihrer Kammerthür und rief jammernd: ‚Sag' ihm, liebe Meg, ſag' ihm . . . . . es ſei mir nie ſo traurig geweſen, krank zu ſein . . . . und daß ich hoffe . . . ich bete . . . die Zeit werde kommen . . . .‘ und dann fiel ſie ohnmächtig in die Arme von Dancy (Margareta's Schwager), den ich bitterlich über ihr weinend verließ; und ich eilte hinab, den Wirrwarr von Beſchaften zu empfangen, die jedes Glied des Hauſes ſenden wollte. Für mein eigen Theil war ich in ſolch zitternder Bewegung, daß ich kaum im Stande war, zu ſehen oder zu geben; aber Zeit und Flut warten auf niemand, und als wir einmal im Boot ſaßen, ſo beruhigte die Stromluft meine fieberiſchen Geiſter; nur konnte ich eine Weile mir nicht aus dem Sinne ſchlagen, wie der arme Dancy über Beß in ihrer Ohnmacht weinte.

„Ich glaube, keiner von uns Dreien öffnete den Mund, bis wir Lambeth erreichten, außer in der Nähe des Ufers, da Will dem Steuermann zurief: ‚Achtung, daß Ihr uns nicht auf den Grund rennt!‘ mit einem ſchärfern Tone, als ich je von ihm gehört. Wir fuhren an dem Palaſt des Erzbiſchofs vorbei, nach dem ich mit tiefer Trauer hinaufſchaute, und der gute Dennis ſagte einige Verſe her, die er mit einem Demantſtein auf eine Fenſterſcheibe in Crosby House geſchrieben gefunden hatte, und wollte wiſſen, ob ſie vom Vater ſeien, und ob es das Zimmer ſei, in welchem der Vater zu ſchlafen pflegte. Ich ſagte ihm, es ſei daſſelbe, wiſſe aber nichts von dem Dingchen, obgleich es ihm ganz gleich ſehe. Und dann kam er wieder auf daſſelbige und wie den Vater niemals ſein anmuthiger, luſtiger Humor verlaſſen habe, ſein muthiges Herz ihm nie geſunken ſei; er fuhrte an, wie ihn der Thürhüter erſucht habe, ihm ſein Oberkleid zu übergeben, und wie er ſeine Mütze hingeboten, welche, ſagte er, das oberſte ſei; und mehr dergleichen Späße und Witze, auf die ich kaum merkte und lächelte, ſo traurigen Muthes war ich.

„Endlich hielten die Ruder inne; Will hob mich heraus, küßte mich und ſprach mir Muth ein; und in der That war ich auch ruhigern Herzens geworden, da ich eine gute Weile gebetet hatte. Nach etlichen wenigen Formlichkeiten wurden wir durch einige Gänge und Thüren geführt, und ehe ich mich's verſah, war ich allein und in den Armen des Vaters.

„Wir beide weinten zuerſt ein wenig; mich wundert, daß ich nicht noch mehr weinte, aber mir war Stärke verliehen in dieſer Stunde. Sobald ich's vermochte, ſah ich ihm ins Geſicht, und er ſchaute mich an und ich begann ſeine hohlen Wangen zu bemerken, als er ſagte: ‚Wie, Meg, du haſt ja Sommerſproſſen bekommen!‘ ſodaß wir beide lachen mußten. Er ſagte: ‚Du ſollteſt die Sommerfleckenwaſſer geben laſſen von der Dame, die mich hierher gebracht hat (Anna Boleyn); verlaß dich darauf, ſie hat Waſſer und Tincturen genug.‘ Und nach alledem, Meg, wird ſie es zuletzt ebenſo weit bringen und wird ſein wie die Lady Hautundbein, deren erſchreckliche Geſchichte dich ſo ſchauderte, als du ein Kind warſt. Erzähle jene Geſchichte nicht deinen Kindern, es ängſtigt ſie nur mit einfältigen Vorſtellungen vom Tode! Erzähle ihnen von himmliſchen Fremdlingen, welche die Seelen guter Menſchen in feurigen Wagen mit Sonnenpferden von dannen führen in ein Land, wo ſie nimmermehr matt und müde werden, ſondern wandeln auf kühlen Frühlingsauen unter Myrtenbäumen und Früchte genießen, welche ſie heilen, während ſie entzücken, und das kühlſte der kühlen Waſſer trinken, friſch von dem Strome des Lebens weg, und Raum genug haben, ſich auszuſtrecken, zu baden, zu hüpfen und zu ſpringen, und welchen Weg auch ſie wandeln, ſehen ſie Chriſti Augen über ihnen lächeln. Gewiß, Meg, wer möchte leben, wenn er ſterben könnte? Ebenſowol möchte man ein Engel ſein in eine Muſchale geſperrt,

Glauben, arm an Hoffnung, arm, bettelarm an Allem, was man nicht für Geld erkaufen kann.

Fielding (betrachtet Thompson lange).

Miſter Walter! — Ei, ei — Miſter Walter!

Thompſon.

Ihr ſeht mich an, Alterchen! Nicht wahr? Schneeweißes Haar? Recht verfallen? Leſt Ihr im alten magern Geſicht etwas? Zählt 'nmal die Runzeln! Gelt, mehr Runzeln als Jahre?

Fielding (theilnehmend und verwundert).

Miſter Thompſon, das ſeh' ich jetzt erſt.

Thompſon.

Als ich Euch ſo wiederſah, altes Herz, hab' ich mich recht gefreut. Es kam mir im Augenblick, als ich Eure Hand ſo drückte, ganz jung und friſch wieder ins alte Blut, und ich dachte ſo bei mir: Hab' mit dem guten Jungen da dem Handelsgott Mercurio zu dienen angefangen, und Gott! da blickt Einen ſo manche frohe und wehe Stunde wieder an, als wenn es geſtern wäre, damals, wo wir Beide als arme Lehrlinge uns weidlich tummeln mußten, bei unſern Principalen viel Bäume blühen ſahen, haha, die uns keine Kirſchen bringen ſollten!

Fielding.

Miſter Thompſon, Ihr habt was Räthſelhaftes an Euch, aber Ihr thaut mein ganzes Herze auf.

als hier bleiben. Stelle dir vor, wie lustig es sein müßte, die Schale aufkrachen zu hören, gleichgültig von wem — König oder Königs Verwalter! Laß ihn nur seinen weichen Fuß frei aufsetzen und er wird sagen: ‚Schön Dank für Eure Erlösung‘ . . . ‚Und wie geht es am Hofe, Meg?‘

„‚Wahrhaftig, Vater, besser als je! . . . . Da ist nichts, wie ich höre, als Tanzen und Lustigsein.‘

„‚Besser als je, Kind, sagst du? Ach, Meg, es jammert mich zu denken, zu welchem Elend die arme Seele bald kommen wird! Mit diesen Tänzen wird sie's so weit bringen, daß sie unsere Köpfe wie Fußbälle wegstößt; aber es wird nicht lange währen, so wird ihr eigener Kopf denselbigen Tanz tanzen. Merk' es, Meg, ein Mann, der seine Begierden nicht zügelt, hat stets etwas Grausames in seiner Natur, und ist ein Weib im Spiel, so darf sie sicher sein, daß sie am schwersten darunter leidet, früher oder später! . . . . Such' in der Schrift die Verbilder dazu . . du wirst's finden, wie ich sagte! Grausam wie das Grab, steinhart wie der Tod. Das waren jene Pharisäer bis auf den letzten Mann, welche, ihrer Sünde bewußt, dennoch ein sündhaftes Weib vor den Herrn schleppten, und hätten gern gesehen, daß die Hunde ihr Blut aufleckten. Wenn sie meins auflecken, theure Meg, so laß dein Herz nicht verzagen, selbst wenn sie dich zu der Londonbrücke schleppen, um mein Haupt auf dem Pfahle zu sehen! Bedenke, meine Theuerste, daß ich dann mehr Grund habe, um dich zu weinen, als du um mich. Aber im Himmel ist kein Weinen; und, Meg, trag' es klar in deinem Herzen, daß, wenn sie mich dorthin schicken, es geschehen wird, weil ich Gottes Geboten mehr gehorchte als der Menschen Geboten! Und bei alledem, wir leben nicht in den blutigen, barbarischen Zeiten von ehedem, wo man kreuzigte und schindete und in Kessel siedenden Oeles tauchte. Ein Streich, und es ist vorbei. Ein ungeschickter Wundarzt braucht länger, um einen Zahn auszuziehen. Wir haben es oft zusammen gesagt, daß die kleinen Vögel, die vom Habicht und Falken zerrissen werden, weniger dulden, als wenn sie für einen natürlichen Tod wären aufbehalten worden. Ein merklicher Unterschied ist allerdings zwischen ihnen und uns: wir bedürfen der Vorbereitung.‘

„Hier gedachte ich des härenen Hemdes und des Strickes und ich zog sie hervor und gab sie ihm, zusammt den Büchern und Süßigkeiten, welches er alles verbarg, und über die letztern spaßte er.

„‚Es würde sich gut ausnehmen vor dem Staatsrath, sagte er, daß beim Durchsuchen der Gefängnißzelle von Sir Thomas More sei gefunden worden, gesetzwidrig und geheimnißvoll versteckt . . . . ein Stück Gerstenzucker!‘

„Dann plauderten wir über verschiedene häusliche Dinge; und jetzt, nachdem wir beide zu einer gleichmäßigen und reinen Heiterkeit des Geistes gelangt, welche keines falschen Scheines der Lustigkeit bedurfte, um ihre wahre Farbe zu verbergen, sagte er: ‚Ich glaube, Meg, die, so mich hierhergesetzt haben, wähnen, sie haben mir ein arges Leid bereitet; aber ich versichere dich auf mein Wort, meine gute Tochter, daß, wäre es nicht um mein Weib und um euch, meine theuren, guten Kinder, gewesen, ich hätte mich gern schon lange zuvor in einen ebenso engen Raum sperren lassen und in einen noch engern.‘

„Danach zeigte er mir, wie ungesetzlich seine Einkerkerung wäre, dieweil es kein Statut gebe, das zur Forderung des Eides berechtige; und er ließ sich mit einigem Mißfallen gegen des Königs schlechte Rathgeber aus.

„‚Und wahrlich, Meg‘, sprach er, es ist ein Jammer, daß ein christlicher Fürst durch einen schmiegsamen Staatsrath, der da bereit ist, seinen Begierden nachzugeben, und durch eine schwache Geistlichkeit, welche der Würde ermangelt, standhaft zu der Wahrheit zu stehen, wie sie gelehrt worden sind, durch Schmeicheleï soll beständig also mißbraucht werden. Die Lotusfrucht, von der die Alten fabeln, welche denen, die davon aßen, jeden Geschmack für das tägliche Brot ihrer Heimat nahm, war Schmeicheleï, Meg, so wie ich es nehme, und sonst nichts. Und was anders war der Gesang der Sirenen, gegen welche Ulysses seine Matrosen ihre Ohren verstopfen ließ und welchem er selbst mit all seiner Weisheit nicht lauschen konnte, ohne gegen die Bande zu kämpfen, die ihn an den Mast fesselten? Das Lob sogar, Meg, welches, mäßig gegeben, die edelsten Geister beleben und vorwärts treiben mag, wird dennoch, allzu verschwenderisch ausgetheilt, ihre Stärke lähmen und schwächen, gleichwie eine Uebergabe der edelsten und kräftigsten Arznei sich tödtlich erweisen kann. Aber Schmeicheleï ist keine Arznei, sondern ein wucherndes Gift, das schon Könige niedergestreckt

hat, und mächtige Könige; und die, so es lieben, die kennet der Herr von fern, kennt sie von weitem, will sie nicht in der Nähe erkennen, denn sie sind nicht von den Seinen.“

„So fuhren wir fort, von einem zum andern, bis mich däuchte, es scheine ein himmlisches Licht ringsum uns her, gleich damals, als da der Engel in Petri Gefängniß trat. Ich hing an jedem Wort und Gedanken, der über seine Lippen kam, und schlürfte sie wie das durstige Land den zarten Regen schlürft. . . . . Wäre der Engel des Todes in dieser Stunde hereingetreten, uns beide von dannen zu nehmen, ich hätte nicht nein zu ihm gesagt. Zuletzt, als die Zeit verging und ich wußte, daß ich nun bald geholt wurde, konnte ich nur wünschen, daß ich einen Schlüssel hätte zu einem geheimen Gang oder unterirdischen Gemach, deren sonder Zweifel genug in den dicken Mauern waren, wodurch wir zusammen entweichen möchten. Vater antwortete, Wünsche haben noch nie einen Sack gefüllt. Ich habe es mir zum Geschäft gemacht, Weg, so wenig zu wünschen, als ich kann, ausgenommen, besser und weiter zu werden. Du bildest dir ein, diese Wände seien einsam: wie oft, meinst du, empfange ich hier Plato und Sokrates und diesen und jenen heiligen Märtyrer? Meine Kerkermeister kennen sie so wenig fern halten, als sie die Sonnenstrahlen ausschließen können. Du weißt, Jesus stand unter seinen Jüngern, als die Thüren geschlossen waren. Ich bin nicht einsamer denn St.-Antonius in seiner Höhle, und ich habe ein geistliches Licht sogar hier, woran zu erkennen der Spruch: ‚Gott ist die Liebe!‘ Die Eitelkeit von unserer Feinde Bemühungen, uns elend zu machen, hat sich niemals stärker erwiesen, als da ich, noch ein Knabe, in Cardinal Morton's Diensten stand. Da ich ohne mein Wissen einen von seinen Kaplänen erzürnt hatte, einen heftigen und böswilligen Mann, so sperrte er mich aus eigener Machtvollkommenheit für etliche Stunden in ein dunkles Gewölbe, welches für einen Jungen, der sich vor Geistern und Teufelserscheinungen fürchtete, schreckhaft genug gewesen wäre. Aber ich warf mich daselbst auf den Boden, mit dem Rücken gegen die Mauer gelehnt, in dieser Weise . . . . und da, mit einem jungen Herzen, einem ruhigen Gewissen und flinker Phantasie, bräuete ich solch ein liebliches Gemälde aus von der Feenkönigin und all dem Reden und Treiben an ihrem Hofe, daß ich niemals so betrübt war, als da mich mein Kerkermeister freilich und mit Befehl, aufzustehen und etwas zu treiben. Daher also, meine Tochter, anstatt in deinen Nachtwachen mich dir zu denken, als schlüge ich mit den Flügeln gegen die Gitter meines Käfigs, glaube vielmehr, daß Gott zu mir hereinkommt ohne Klopfen und Glockenziehen. Oft im Geiste bin ich allein mit euch; in der Kapelle, in der Halle, im Garten; jetzt in dem Heufeld, meinen Kopf auf deinem Schooße; dann an dem Flusse, mit Will und Rupert am Ruder. Ihr sehet mich nicht in euern Wegen, ihr werdet hernach meinen entkörperten Geist nicht um euch sehen, aber dennoch kann er wieder und wieder nahe sein; manchmal vielleicht, wenn ihr mit höchster Inbrunst gebetet oder mit höchster Geduld gelitten oder meine Gebote mit höchster Treue gethan oder meiner Sorge um euch mit höchster Liebe gedenket. Und nun, Glück auf den Weg, guter Weg, ich höre den Schlüssel im Schloß sich drehen! Diesen Kuß deiner Mutter, diesen für Meg, diesen für Cecil (More's jüngste Tochter), . . . diesen und diesen für meine ganze Schule! Haltet die Augen trocken und die Herzen in der Hoffnung und bedenket, daß nichts als Sünde ohne Vergebung uns für immer trennen macht.“

September.

„Wenn ich den Holzhauer einen edeln Baum fallen sah, welcher in seinem Sturz einige kleine Pflanzen mit den Wurzeln herausriß, so däuchte mich, also würde der Fall des theuern Vaters sein, in Einem trauriger als der des Abtes von Sion und der Kartäusermönche, insofern sie, ehrlos, nicht anderer in ihrem Fall mitreißen. Brave, heilige Märtyrer! Wie freudig sie in ihren Tod gingen! Ich freue mich, gehört zu haben, wie fromme Männer selbst einen entehrenden Urtheilsspruch in eine Art von Ehrbanaße verwandeln mögen. Der theure Vater hieß mich in Acht nehmen, wie sie sich benahmen gleichwie Bräutigame, die zur Hochzeit gehen, und was meiner überbürdeten Seele ein Stoß hätte sein können, verwandelte er in eine Lehre tiefen und hohen Trostes.

„Eins hat mich tief betrübt. Er mißverstand etwas, daß ich beim Scheiden sagte für einen Wunsch, daß er seinem Gewissen Raum geben möchte. O nein, theuerster Vater, das sei fern von mir! Es scheint, es hat ihm ins Herz geschnitten, denn er schreibt, daß seines von all dem Schrecklichen, das ihn befallen könne, ihm so nahe gehe, als daß sein innigst geliebtes Kind,

deſſen Meinung er ſo hoch hält, wünſchen ſollte, daß er ſein Gewiſſen überwinde.« Das ſei ferne von mir, Vater! Ich habe geſchrieben, um ihm die Sache zu erklären, aber ſein Vorwurf, obwol unverdient, hat mein Herz betrübt."

November.

„Das Parlament tritt morgen zuſammen. Es wird erwartet, daß Vater und der gute Biſchof von Rocheſter durch die frechtiſchen Mitglieder deſſelben angeklagt werden wegen »Mißachtung von Verrath«. Und obwol wir bis hierher nicht viel Acht gegeben haben auf Vorzeichen und Ahnungen, dieweil unſere Herzen licht und unſer Muth hoch war, ſo iſt es jetzt dennoch, als wenn das kommende Uebel für alle einen Schatten vorauswerfe durch ich weiß nicht wie viele trübſelige Vorbedeutungen, uns in Gnaden geſendet, ſoviel wir wiſſen können. Nun, da die Tage kurz und dunkel und die Nächte ſtürmiſch ſind, fürchten wir uns, noch ſpät nach der Dämmerung in einſamen Zimmern und Gängen zu weilen; und was von den Kindern Iſrael's geſagt ward, mag von uns geſagt werden, »daß ein rauſchendes Blatt ſie jagen ſoll«. Ich glaube gewiß, »eine Bewegung in den Gipfeln der Maulbeerbäume« an einem ſtürmiſchen Abend iſt genug, uns alle, Männer, Mutter und Mädchen, zuſammen auf Einen Haufen zu treiben. Wir gehen zu zweien und dreien im Haus umher und wollen nicht vom Kamine weg. Vorigen Sonntag ſaßen wir am Herd beiſammen und der kleine Will las bei dem Herdfeuer die Geſchichte, wie die Tochter des Herodias St.-Johannes dem Täufer das Haupt abtanzte; da fällt ein leeres Schwalbenneſt den Rauchfang herunter und bringt Ruß und Rauch und Schutt genug mit herab, um uns alle bald zu erſticken; aber der Staub war nichts gegen das Entſetzen, das er verurſachte, und ich ſah, wie einer oder zwei von unſern Muthigſten ſo bleich wie der Tod wurden. Dann haben die Ratten hinter dem Getäfel gelärmt und galopirt mehr wie ein Trupp Pferde denn wie ein Schwarm von ſo kleinen Thieren, zu dem unendlichen Leidweſen der Mutter, welcher kein ſichereres Zeichen hätte werden können, daß ſie ein fallendes Haus verlaſſen wollen, wenn ſie, gleich den erſchreckten Prieſtern im Tempel von Jeruſalem, eine Stimme gehört hätte: »Laßt uns von hinnen gehen!« Die runde obere Hälfte des Brotlaibs rollte heute morgen über den Tiſch hinab, und als Rupert (Margarita's Schwager) ſie aufhob, kam ihn eine Art Schauder an und er murmelte etwas von einem Haupte, das vom Schaffot rolle. Schlimmer als dieſes war der Donnerstag Abend. Es war Schlafenszeit und doch wollte keins gehen, als wir plötzlich einen Schrei hörten der jedes Herz erſtarren machte, gefolgt von einem hohlen Stöhnen. Will nimmt die Lampe weg und rennt fort, ich dicht hinterdrein und die andern alle uns auf den Ferſen; und nachdem wir in einige verlaſſene Schränke und Winkel hineingeſehen, ſtürzen wir die breite ſteinerne Kellertreppe hinab; halbwegs unten ſtolpert Will über etwas, das er nicht ſieht, und um ſich aufrecht zu halten, macht er einen Sprung bis hinunter zum Glück ohne die Lampe auszulöſchen. Wir finden Gillian ohnmächtig auf der Treppe liegen, als wir ſie zu ſich gebracht, ruft ſie etwas von einem Geiſte ohne Kopf, in ein Grabtuch gehüllt der ihr begegnet und dann in die Erde verſunken ſei, als ſie in das Gewölbe getreten. Wir warfen einen furchtſamen Blick umher und entdeckten einen Mehlſack, den die Ratten umgeworfen hatten und der das Geheimniß aufdeckte und der Gillian einige kleine Spöttereien zuzog; aber wir alle kehrten ſcheu und ängſtlich in die Halle zurück. Ein andermal ging ich im Dunkeln in die Ammenſtube, da ich das Kleine ſchreien hörte und auf der Treppe geht etwas, ich weiß nicht was, ſchwer athmend an mir vorbei. Ich ſtreckte den Arm aus, greife aber mitten durch das geiſtige Ding hindurch, mag es ſein was es will; doch fühle ich deutlich Nacken und Wange von ſeinem Athem angeweht. Es wird mir ſelber ſchwach und ich nehme die Amme mit, als ich zurückgehe, ein Licht in der Hand; aber ich denke es iſt ebenſo gut nichts zu ſagen, um die Uebrigen nicht zu ängſtigen.

„Doch das Schlimmſte von allem war geſtern Abend.... Nachdem ich eine Weile zu Bett geweſen, fiel mir ein, daß der liebe Will meines Vaters Brief nicht zurückgegeben hatte. Ich weckte ihn und fragte, ob er ihn in den oberen Stock gebracht habe; er antwortete ſchläfrig »Nein!« Alſo ſtand ich ſchnell auf, warf einen Mantel über, nahm ein Licht und ging in die Galerie, als ich, halbwegs hindurch, zwiſchen mir und dem bleichen Mondenſchein mit Schrecken eine ſchlanke Geſtalt erblickte, ganz in Weiß, mit nackten Füßen, mit ausgebreiteten Armen. Ich ſtand ſtarr, ſprachlos und ſah zu meinem Schrecken die Züge von Beß ... ihre Augen offen, aber

todt! dann ſah ich John Dancey, wie er ſich leiſe hinter ſie ſchlich und mir mit dem Finger auf den Lippen winkte. Sie ging an mir vorbei, ohne mich zu bemerken, an Vaters Thür; dort kniete ſie nieder, wie um zu beten, und ließ ein leiſes Wimmern hören, während Dancey, dem die Thränen über die Wangen liefen, flüſterte: »Dies iſt das dritte mal, daß ſie ſo ſchlafwandelt. . . . . ein Zeichen, wie ihr Geiſt geſtört iſt!«

„Wir ſtörten ſie nicht, fürchtend, daß ein plötzliches Aufwecken ſie zum Wahnſinn bringen möchte; und ſo, nachdem ſie eine Weile geſtohnt hatte, küßte ſie die empfindungsloſe Thür, ging ihrer Kammer zu, Dancey und ich hinter ihr, ringte einigemal die Hände, legte ſich dann nieder und fiel allmählich in einen, wie es ſcheint, traumloſen Schlummer, indeſſen wir ſchweigend neben ihr wachten, bis ſie ruhig war, und dann uns die Hände drückten, ehe wir ſchieden.

„— Will war ganz wach, als ich zurückkam; er ſagte: »Nun, Meg, wie lange biſt du fortgeweſen! Konnteſt du den Brief nicht finden?« . . . . . Als ich ihm erzählte, was mich unterwegs aufgehalten, kehrte er das Geſicht gegen die Wand und weinte."

Mitternacht.

„Der wilde Wind iſt draußen los und, wie mich dünkt, ſonſt nichts. Wie er durch unſere leeren Höfe tobt! In ſolchem Wetter drücken ſich Menſchen, Thiere und Vögel in den Schutz ihrer bebenden Mauern, und doch fürchten ſie ſich beinahe, ihnen zu vertrauen. Herr, ich weiß, daß du dem Sturm doppelte Stärke verleihen kannſt, aber thu' es nicht, ich flehe zu dir! O, habe Erbarmen mit der gebrechlichen Hütte und mit dem Schiff auf der See.

„Der liebe kleine Will hat einen Fieberanfall bekommen; ich wache neben ihm, während die Amme ſchläft. Früh in der Nacht phantaſirte ſein Geiſt und er erzählte mir von einem hübſchen bunten Pferdchen, nicht größer als eine Biene, mit goldenem Sattel und großen Augen von Gerſtenzucker; dann bäumte er ſich, fuhr aber je und je auf und rief: »Mama lieb'!« und murmelte leiſe: »O!«, wenn er ſah, daß ich da war. Zuletzt gab ich ihm meinen Zeigefinger zum Halten, was ihm meine Anweſenheit kund gab ohne Worte; aber auf einmal blickt er ſtarr gegen das Fußende des Bettes und ſagt ängſtlich: »Mutter, warum hängt das Beil dort in der Luft, mit ſeiner ſcharfen Schneide gegen uns?« Ich ſtehe auf, rücke die Lampe weg und frage: »Siehſt du es jetzt noch?« Er ſagt: »Nein, jetzt nicht!« und ſchließt die Augen. Nach einer guten Weile, während welcher ich ſchon gehofft hatte, er ſchlafe, ſagt er in einem ganz veränderten Tone, wie eine ſanfte, ſüße Muſik: »Jetzt iſt's ein ſchöner kleiner Cherub, lauter Kopf und kein Leib, mit zwei Flügelchen unter dem Kinn, ganz wie der liebe Gaſſer, und er ſcheint mich zu kennen . . . . und jetzt bekommt er wieder einen Leib, glaube ich, nach und nach. . . . Mutter, Mutter, ſage Hobbinol, daß ſo ein hübſches Lamm im Himmel iſt!« und ſo entſchlief er."

Uhr.

„Er iſt gegangen, mein lieber . . . . .' mir durch die Finger geſchlüpft wie ein Vogel! aufgeflogen zu ſeinem heimatlichen Himmel; und doch, wenn ich an ihn denke, ſo weiß ich nichts anderes als Weinen. . . . . Solch ein ſchuldloſes Lämmchen' . . . . Mein Billowoglichen! ſeiner Mutter Herzblättchen! — Sie ſind alle wunderſam gut gegen mich. . . . ."

27ter.

„Wie ſeltſam, daß ein kleines Kind ſo viel Schmerzen ſoll dulden dürfen, da doch ſolcher das Himmelreich iſt! Aber es iſt nur vorübergehend, währenddem eine Mutter ihn zu einem beſtändigen macht, indem ſie es immer und immer wieder überdenkt. Eine Lehre wird uns beigeritten gelehrt: daß ein natürlicher Tod nicht immer der leichteſte iſt. Wir müſſen alle ſterben. . . . . Wie der arme Patteſon (More's Hausnarr) zu ſagen pflegte: »Dem größten König in der größten Pracht wird mit dem Spaten einſt das Bett gemacht«; . . . . . und ich möchte lieber das Sterbebett meines Bilo als das von König Heinrich oder von Papſt Boleyn, und wenn ſie noch ſo viele Jahre hoch dahinlaboren. O, ihr Diener des Böſen, wer immer ihr ſeid, ihr ſollt keinen Daumen aufheben zwiſchen meinem Gott und mir' . . . . . Ich habe etwas in mir, das ſtärker und ſtärker wird, wie die Zeit ſchlimmer und ſchlimmer; manche würden es Entſchloſſenheit heißen, mich aber dünkt es der Glaube.

„Mittlerweile ſind Vaters Feinde . . . . ach, daß einer ſich als ſolchen zeigen mag! — darauf aus, unter dem gleißenden Scheine freundſchaftlicher Beſprechung Zugeſtändniſſe von ihm zu gewinnen, die ſie auf anderm Wege nicht erreichen können. Der neue Generalprocurator iſt in den Tower gegangen, ihm die wenigen Bücher zu nehmen, die ich ihm von Zeit zu Zeit ver-

schaffe. Ach, Meister Rich, zuerst muß Ihr ihm den Kopf nehmen, bevor Ihr ihren Inhalt ihm raubt! . . . . Und während sie zusammengepackt werden, kommt er in eine leichte Unterhaltung mit Vater, etwa so. »Wie nun, Herr Meer, käme ein Parlamentsbeschluß, daß das ganze Königreich mich als König anerkennen solle, Ihr würdet mich gewiß anerkennen wie die andern?«

„»Sicherlich wurd' ich das!« erwidert Vater.

„»Also«, fährt Rich fort, »wollen wir einen andern Beschluß annehmen, der mich zum Papst machte. Würdet Ihr mich nicht als Papst erkennen?«

„»Oder setzt einen andern Fall, Herr Rich«, entgegnet Vater, »daß ein dritter Beschluß durchginge, daß Gott nicht Gott sein solle, würdet Ihr Ja und Amen sagen?«

„»Nein, gewiß nicht«, erwidert der andere schnell, »denn kein Parlament konnte einen solchen Beschluß zum Gesetz machen.«

„»Ganz richtig, wie ihr sagt«, spricht Vater, »sie konnten's nicht«, und also zerriß er das Netz des Vogelstellers; aber wie elend und unedel, ihm also einen Hinterhalt legen zu wollen!

„. . . . . Noch ehe es hell ward an diesem feuchten, kalten Morgen, stahl ich mich weg, an dem kleinen Grabe zu beten, aber ich fand die theure Daisy schon vor mir dort. Wie doch Christen einander lieben!

„Will's Verlust ist so schwer wie meiner, doch trägt er ihn liebreich mit mir. Gestern Abend sagt' er mir vorwurfsvoll: »Bin ich dir nicht mehr als zehn Söhne?«"

März 1535.

„Frühling kommt, der da Verjüngung bringt dem Lande und Freude dem Herzen, aber uns bringt er keine; denn wo die Hoffnung stirbt, da stirbt die Freude. Aber Geduld, meine Seele; Gott sitzt noch auf seinem Throne."

7. Mai.

„Vater ist vorgefordert."

1. Juli.

„Will hatte im Sinne, bei dem Verhör gegenwärtig zu sein, und weil er, von wegen des großen Zusammenlaufs, früh dort sein mußte, so übergab er mich, mit Bey, der Obhut von Dancey, welcher uns Plätze verschaffte, den Vater auf seinem Wege vom Tower nach Westminsterhall zu sehen. Wir konnten wegen des Gedränges nicht bis zu ihm gelangen und kletterten auf eine Bank, um uns die Seelen nach ihm auszusehen, als er vorbeiging, bleich, mager, grauhaarig, aber in seiner Miene auch nicht eine Spur von Niedergeschlagenheit; in einen groben wollenen Sack gehüllt, auf einen Stab gelehnt. Als Bey diese ungewohnte Stütze sah, barg sie ihre Augen an meinen Schultern und weinte bitterlich, aber bald blickte sie wieder auf, obgleich ihre Augen so geblendet waren, daß ich glaube, sie konnte ihn nicht sehen. Sein Antlitz war ruhig, aber ernst, als er daherschritt, aber gerade wie er vorbeiging, warf er das Auge auf jemanden in der Menge und lächelte in seiner alten offenen Weise; dann schaute er aufwärts zu den Fenstern mit dem hellsten Blick, den er so manches mal an mein Gitter heraufgeworfen hat: aber er sah uns nicht. Ich konnte mich nicht mehr halten und rief: »Vater!« Aber er hörte mich nicht; vielleicht war es das Beste so. . .

„Ich möchte nicht geschrieben haben, daß sein Antlitz sich verdunkelt hätte, wenn er der armen Bessy Thränen sah.

„. . . . . Will sagte mir, die Anklageschrift sei die längste gewesen, die er je gehört, in vier Artikeln. Erstlich seine Meinung von des Königs Heirath. Zweitens daß er etliche Briefe an den Bischof von Rochester geschrieben, darin er ihm angerathen, auszuhalten. Drittens seine Weigerung, den Eid von Seiner Majestät Suprematie anzuerkennen. Viertens seine wirkliche Verweigerung desselbigen und daraus folgend das Bestreben, den König an seiner Würde und Titel zu schmälern.

„Als das Verlesen vorüber war, spricht der Lordkanzler, (Thomas Audley): »Ihr seht, wie schwer Ihr den König Seine Majestät beleidigt habt, aber auch jetzt noch ist er so gnädig, daß, so Ihr Eure Hartnäckigkeit fahren lassen und Eure Meinung ändern wollt, wir verhoffen, daß Ihr noch Vergebung erlangen werdet.«

„Der Vater antwortet . . . . und bei dem Klange seiner geliebten Stimme hielten alle die Männer ihren Athem an . . . . . : »Sehr edle Herren, ich habe große Ursache, Euer Ehren zu danken für Eure Höflichkeit . . . . . aber ich bitte den allmächtigen Gott, daß ich durch seine Gnade in der Gesinnung beharren dürfe, in der ich bin, bis in den Tod.«

„Sie konnten ihre Anklage gegen ihn nicht beweisen. Nur allein auf den letzten Artikel konnte er als Verräther überwiesen werden und Beweise hatten sie keine; wie konnten sie auch? Er hätte auf der Stelle freigesprochen werden

sollen, anstatt dessen sein bitterer Feind, der Kanzler, ihn aufrief, sich zu vertheidigen. Mit sagt, ein allgemeines Murmeln oder Seufzen sei durch den Hof gegangen. Vater jedoch antwortete der Aufforderung und begann damit, daß er seine Hoffnung aussprache, daß die Wirkung einer langwierigen Haft nicht alle auf seinen Geist und Körper gedrückt habe, ihm die Kraft zu schwachen, sämmtlichen Anschuldigungen wider ihn in gehöriger Weise zu begegnen. . . . als er, schwach vom langen Stehen, strauchelte und seinen Stab fallen ließ, worauf ihm zu sitzen verwilligt ward. Es war nur ein Augenblick leiblicher Schwäche, und dann fuhr er freimüthig fort zu bekennen, daß er jeder Zeit Seiner Gnaden dem König selbst die Heirath widerrathen, darin er so fern gewesen, einen Hochverrath zu finden, daß es ihm eher Verrätherei gedäucht hätte, seine Meinung seinem königlichen Gebieter vorzuenthalten, als er von demselben um seinen Rath befragt worden. Seine Briefe an den guten Bischof anlangend, so bewies er, daß sie harmlos gewesen seien. Seine Weigerung betreffend, seine Meinung über die Suprematie auf Befragen abzugeben, sagte er an, es könne kein Verbrechen sein, wenn er darüber schweige, da Gott allein Richter unserer Gedanken sei.

„Nein", unterbrach ihn der Generalfiscal, „Euer Schweigen war das Zeichen einer böswilligen Gesinnung."

„Ich habe jederzeit so verstanden", antwortet Vater, „daß Stillschweigen für Beistimmung gelte. Qui tacet consentire videtur." Welche Worte einiges Lächeln erregten. Auf den letzten Artikel behauptete er, er habe niemals gegen einen Menschen ein Wort wider das Gesetz gesprochen.

„Die Geschworenen sind im Begriff, ihn freizusprechen, als auf einmal der Generalprocurator sich als Kronzeugen anbietet, beeidigt wird und Anzeige macht von seinem Gespräch mit dem Vater im Tower, fälschlich beifügend, als ein Zeuge, wie er ist, daß auf seine Worte: „Kein Parlament könne ein Gesetz machen, daß Gott nicht Gott sein solle," der Vater erwidert habe: „Ebenso wenig können sie den König zum obersten Haupt der Kirche machen."

„Ich wundere mich, daß der Boden sich nicht unter den Füßen des Mannes öffnete. Vater antwortete lebhaft: „Wenn ich ein Mann wäre, meine Herren, der einen Eidschwur nicht achtet, so wißt Ihr wol, daß ich jetzt nicht vor diesen Schranken stünde. Und wenn der Eid, welchen Ihr, Herr Rich, soeben auf Euch genommen, wahr ist, dann bitte ich, daß ich nimmermehr ins Angesicht Gottes sehen möge! Ja fürwahr, Herr Rich, mir ist mehr leid um Euern Meineid als um meine Gefahr. Ihr und ich haben vor Zeiten lange in Einer Gemeinde gelebt; Eure Weise zu leben und zu sprechen sind mir von Eurer Jugend auf bekannt gewesen; und es ist mir leid, Euch sagen zu müssen, dass Ihr allezeit für leicht mit der Zunge, für einen großen Wurfer und Spieler und von keinem empfehlenswerthen Ruf gegolten habt, weder dort noch im Tempel, dem Gerichtshof, dem Ihr angehöret. Ist es Euch daher glaubhaft, meine Herren, daß ich, die Geheimnisse meines Gewissens, den Eid betreffend, welche ich, nachdem das Statut einmal gemacht war, niemals enthüllen wollte, weder dem König Seiner Majestät selbst noch einem von Euch, meine ehrenwerthen Herren, daß ich diese so klärlich in einer Privatunterredung mit Herrn Rich ausgeplaudert haben soll?"

„Kurz, der Schurke war an den unrechten Mann gekommen; nichtsdestoweniger, der Ausgang dieses schwarzen Tags war zum voraus besiegelt; Meierd Audley hatte eine giftige und boshafte Rede auf der Zunge; die Geschworenen zogen sich zurück und kehrten alsbald wieder mit einem Schuldig; denn sie wußten, was des Königs Seiner Majestät Wille in dieser Sache war.

„Auf sprang Lord Audley — bestimmt den Urtheilsspruch zu verkünden, als —

„Meierd", sagt Vater, „zu meiner Zeit war es Brauch, in solchem Fall den Gefangenen zu fragen, vor der Urtheilsverkündigung, ob er einen Grund angeben könne, warum der Spruch nicht gegen ihn ergehen möge."

„Meierd, etlichermaßen verwirrt, wollte die Frage.

„Und dann kam der schreckliche Urtheilsspruch.

„„Ja, ja, meine Seele, ich weiß es, es gab Heilige der Vorzeit, die entzwei gesägt wurden. Männer, deren die Welt nicht würdig war."

. . . . . Dann sagte er ihnen seine Herzensmeinung und sagte seinen Richtern und Anklägern Lebewohl und er hoffe, daß, gleichwie St. Paulus dem Tode des St. Stephanus zugestimmt und beigestimmt und doch beide jetzt Heilige im Himmel seien, so möge auch er und sie sich bald dort finden, vereinte Erben der unvergänglichen Seligkeit.

Mittlerweile hatten Bet und Cecilie (Margarete's jüngste Schwester), ermattet von Kummer und langem Warten, von Roger sich nach Hause führen lassen müssen, noch ehe Vater in sein Gefängniß zurückkehrte. War es weniger Gefühl oder mehr Kraft des Leibes, was mich fähig machte, mit Dancey an der Towerwerfte zu warten? Gott weiß es. Sie brachten ihn auf dem Wasser zurück; meine armen Schwestern mußten an ihm vorbeigekommen sein . . . Das Erste, was ich sah, war das Beil, mit der Schneide gegen ihn gekehrt — mein erstes Wahrzeichen von seinem Urtheilsspruch. Ich bahnte mir meinen Weg durch das Gewühl . . . . jemand legte eine kalte Hand auf meinen Arm; es war der arme Patteson, so verändert, daß ich ihn kaum erkannte, mit einem Rosenkranz von Stachelbeeren, den er durch die Finger laufen ließ. Er sagte: »Wünsch' guten Tag, Frau Meg; wenn er zurückkommt, will ich Bahn für Euch machen! . . . . O Bruder, Bruder! was fiel dir ein, den Eid zu verweigern? Ich habe ihn geleistet.« Im nächsten Augenblick: »Jetzt, Frau Meg, jetzt!« und indem er mit den Armen rechts und links schlug, machte er sich eine Bahn, durch die ich vorwärts brach, ohne Furcht vor Beilen und Hellebarden, und warf meinen Arm um Vaters Nacken. »Meine Meg!« ruft er und preßt mich an sich, als ob unsere Seelen zusammenwachsen sollten. »Gott segne dich, segne dich!« sprach er: »Genug, genug, mein Kind! Warum willst du weinen und mir das Herz brechen? Bedenke, obwol ich unschuldig sterbe, es geschieht doch nicht ohne den Willen Gottes, der ja die Herzen meiner Feinde hätte wenden können, wenn es zum Besten gewesen wäre; darum halte deine Seele in Geduld! Küsse sie alle von mir, so und so . . . .« und gab mich in Dancey's Arme zurück; alle Wächter umher weinten; aber ich konnte ihn nicht also für immer aus den Augen verlieren und eine Minute nachher riß ich mich noch einmal von Dancey los, stürzte hindurch und klammerte mich wiederum an Vater und wiederum hatten sie Erbarmen und hielten inne, dieweil ich an seinem Halse hing. Diesmal standen schwere Tropfen auf seiner geliebten Stirn und große Thränen schwellten ihm die Augen. Er flüsterte: »Meg, um Christi willen, mach' mich nicht schwach! Du willst doch meine letzte Bitte nicht mißachten?« Ich sagte: »O nein!« und löste schnell meine Arme. »Gottes Segen sei mit dir!« sagte er mit einem letzten Kuß. Ich konnte nicht anders, ich rief: »Mein Vater, mein Vater!« »Der Wagen Israel's und seine Reiter!« flüsterte er heftig und deutete nach oben mit einem solch dringlichen Blicke, daß ich aufschaute, beinahe erwartend, ein entzückendes Gesicht zu sehen; und als ich wieder umwende, ist er fort und ich ohne Leben und Besinnung, bis ich mich wieder in meiner eigenen Kammer finde, neben mir meine Schwester, die mir die Hand drückt."

5. Juli.

„Alles ist vorbei. . . . . sie haben ihr Schlimmstes gethan und dennoch lebe ich. Es waren Weiber, die unten am Kreuze stehen konnten. Die Mutter der Makkabäer —. . . . . ja, meine Seele, ja; ich weiß — Nichts als Sünde ohne Vergebung. . . Der Wagen Israel's."

6. Juli.

„Ihr. Clement ist bei uns gewesen. Er sei hinaufgestiegen gleich einem Bräutigam, bekleidet zu werden mit Unsterblichkeit.

„Rupert hat es alles ausgehalten. Vollkommene Liebe verscheucht die Furcht; so hat die seine gethan."

7. Juli.

—. . . . Mein köstlichster Schatz ist dies theure Briefchen, mit einer Kohle geschrieben; das legte, an was er seine Hand legte, darinnen er sagt: »Niemals hat mich deine Art gegen mich mehr erfreut, als da du mich das letzte mal küßtest.«"

19. Juli.

„Sie haben uns seinen armen verstümmelten Rumpf begraben lassen; aber, so gewiß eine Sonne am Himmel ist, ich muß sein Haupt haben, und das noch, ehe eine andere Sonne aufgegangen ist. Wenn mir die Weisen nicht helfen wollen, so werde ich mir mit einem Narren helfen.

„Ich glaube, die Männer, zum größten Theil, sind Feiglinge in ihrem Herzen, moralische Feiglinge. Hier und da finden wir einen wie Vater und wie Sokrates und wie — dieser und jener, ihre Namen fallen mir jetzt nicht gleich ein; aber in der Hauptsache, dünkt mich, ermangeln sie des innerlichen Muths der Weiber. Mag sein, ich bin ungerecht gegen sie, gerade jetzt, weil ich bekümmert bin."

20. Juli.

„. . . . . Ich legte mich nieder, aber mein Herz war wach. Bald nach dem ersten Hahnenschrei hört' ich ein Steinchen gegen meinen Laden

werfen, ich kannte das Zeichen, stand auf, kleidete mich an, schlich leise hinunter und zum Hause hinaus. Ich erkannte an der Berührung die Finger des armen Narren; seine Zähne klapperten zwischen Furcht und Kälte, dennoch lachte er in sich hinein, als er meinen Arm faßte und mich hinter sich her zog und wisperte: »Ein Narr und eine schöne Dame werden sie doch überlisten.« An der Treppe lag ein Kahn mit einem Paar Bootsleute und einer von ihnen tritt auf mich zu und ruft: »Daß Gott erbarm', Frau Meg, was wollt Ihr thun? Seid Ihr toll, auf ein solches Geschäft auszugehen?« Ich sagte: »Ich werde toll, wenn ich nicht gehe und nicht damit zu Stande komme — nehmet mich ein und stoßet ab!«

„Wir fuhren ruhig den Fluß hinab — und endlich sind wir an der Treppe der Londenbrücke. Patteson springt auf und sagt: »Bleibt alle, wie ihr seid!« und springt ans Land und rennt nach der Brücke hinauf. Dann kommt er zurück und sagt: »Nun, Frau, ist alles bereit.... bereiter als ihr denkt.... Kommt schnell herauf, die Küste ist sauber!« Hobson (denn er war's) hilft mir hinaus und sagt: »Gott geleit' Euch, Frau.... »Wenn ich mir's getraute, würd' ich mit Euch gehen«.... Dacht' ich, in dem Falle sind noch andere.

„Ich schaute nicht auf bis unter dem Brückenbogen, und da, als ich einen furchtsamen Blick in die Höhe warf, erlah ich den dunkeln Umriß der grausigen und doch so köstlichen Reliquie; und ein Beben kam über mich und ich rang die Hände und rief: »Ach, ach! dieses Haupt hat so manchesmal in meinem Schoße gelegen! Wollte Gott, wollte Gott, es läge noch da!« Als auf einmal ich sah, wie der Pfahl schwankte und sich gegen mich senkt; und ich breitete meine Schürze vor und in einem Uebermaß von Freude, Mitleid und Grauen fing ich die Bürde auf, da sie niederfiel. Patteson, schaudernd und dennoch grinsend, ruft mit verhaltenem Athem: »Hab ich's nicht gut gemacht, Frau Meg? Laßt uns eilen mit unserer Beute, denn ein Narr und sein Schatz sind bald geschieden; aber ich denke, sie werden nicht scharf hinter uns her sein, denn es sind Freunde auf der Brücke. Ich will Euch ins Boot bringen und dann sagen, Gott geleit' Euch, Lady, mit Eurer Bürde.«"

23 Juli.

„Rizpah, Tochter von Aja, bewachte ihrer Leichname vom Beginne der Ernte bis zum Spätregen und ließ weder die Vögel der Luft über sie fallen am Tage noch das wilde Gethier des Feldes in der Nacht. Und es ward dem Könige angesagt und er hörte sie nicht.

„Regia stahl des Polyneikes Leiche bei Nacht und begrub sie, wofür sie willigsich mit ihrem Leben Buße that. Antigone, weil sie bei dem frommen Diebstahl geholfen, ward verurtheilt, lebendig begraben zu werden. Artemisia machte sich selbst zum Bewacher ihres Geliebten, indem sie seine Asche trank. Also ist die Liebe der Weiber; viele Wasser mögen sie nicht löschen, noch die Fluten sie ertränken. Ich habe den Bonvisi von einem armen italienischen Mädchen erzählen hören, deren Brüder ihren Geliebten erschlugen; und ihnen zum Trotz bekam sie sein Herz und begrub es in einem Basilientopfe, welchen sie Tag und Nacht mit ihren Thränen begoß, gleichwie ich jetzt meinen Schrein. Will hat versprochen, daß er mit mir begraben werden solle, auf meinem Herzen liegend, und seitdem ist mir wohler gewesen.

„Er meint, er wolle des Vaters Leben schreiben, wenn er ruhiger geworden sei und wir eine neue Heimat haben. Aus dieser hier werden wir in aller Eile vertrieben werden; der König mißgönnt es uns, daß wir in des Vaters Fußtapfen sollen wandeln dürfen und auf den geliebten häuslichen Schauplatz blicken, mit welchem sein Bild verbunden ist; und doch, als die Nachricht von der blutigen That ihm gebracht wurde, da er mit Königin Anna beim Brettspiel saß, sprang er auf und sprach mit grollendem Blicke zu ihr: »Du bist die Ursache von dieses Mannes Tod!« Wohl mochte Vater sagen, bei unserm letzten kostbaren Zusammensein in dem Tower: »Ich bin's, Meg, nicht der König, der die Weiber liebt. Sie belügen ihn; er liebt blos sich selbst.« Und mit seinem eigenen lieben Lächeln setzt' er hinzu: »Dein Master pflegte zu sagen, Weiber seien ein Sack voll Schlangen, und der Mann, der seine Hand hineinstecke, dürfe von Glück sagen, wenn er unter ihnen allen einen Aal finde; doch es war nur Spaß von ihm, Meg, und er gestand, daß ich für meinen Theil Aale genug habe, um eine prächtige Pastete daraus zu machen, und nannte mein Haus das Aalpastetenhaus bis an den Tag seines Todes. Es war unser Herr Jesus, der die Weiber erhob und sich freundlich gegen sie erzeigte; und seitdem haben sie sich immer in der Hauptsache auf der gleichen Höhe gehalten.«

„Ich wünsche, daß Will alles aufliest, was Vater gesagt hat, so viel er sich erinnern kann; wie köstlich wird dann sein Buch uns sein! Aber ich fürchte, diese Dinge haften nicht in eines Mannes Gedächtniß .... er wird uns erzählen, was er gethan als Redner und Kanzler, und daß er dieses und jenes im Parlamente gesprochen. Das sind die Dinge, welche Männer zu schreiben und zu lesen lieben; er wird nicht nach meiner Weise schreiben.

„Ich hatte Bangigkeit vor Will's Zorn, jene Nacht, besonders wenn es mißlänge; aber er nannte mich seine Judith. In der That, ich war ein Weib, das ein Haupt brachte, aber eins, das so oft an meine Schulter sich gelehnt.

„Meine Gedanken fangen an, Zusammenhang zu haben; aber die gestern Nacht schlief ich nicht. Es war kaum Sonnenuntergang. Mercy (More's Adoptivtochter) hatte neben mir gebetet und ich lag auf meinem Bett, mehr in einer Betäubung als im Schlaf. Plötzlich habe ich ein Gefühl, daß jemand sich über mich lehnt, obgleich ich nichts höre und keinen Athem spüre. Ich fahre auf und rufe: »Meroy!« aber sie ist nicht da, noch sonst jemand. Ich kehre mich auf die Seite und werde schläfrig; aber ehe ich ganz einschlafe, kommt mich wiederum ein Gefühl oder eine Furcht an von etwas Lebendigem, das zwischen meinen geschlossenen Augenlidern und dem Sonnenlicht steht; wieder fahre ich auf und starre umher, aber es ist nichts. Dann fühle ich .... gleich Eli vielleicht, als das Kind Samuel ihm zweimal rief; und Thränen quellen in meinen Augen, und ich schließe sie wieder und sage in meinem Herzen: »Wenn er nahe ist, o so laß mich ihn das nächste mal sehen .... das dritte mal wird's glücken!« Aber anstatt dessen falle ich in einen ruhigen, linden, traumlosen Schlummer. Seit damals habe ich ein bleibendes, beruhigendes Gefühl von Hülfe, von einer Hand, die mich aufrecht hält und den Weg vor mir glatt und eben macht.

„Wir müssen weichen den Mächten, die da sind. Jetzt sind wir schwach, sie aber sind stark; sie sind geehrt und wir sind verachtet. Sie haben uns der Welt zu einem Schauspiel gemacht, und, glaube ich, Europa wird gellen davon; aber in dieser gegenwärtigen Stunde wollen sie uns fort haben von unserm Hause, wiewol wir noch keine sichere Wohnstätte haben und fliehen müssen gleich verscheuchten Tauben von ihrem Neste. Thut nichts; unsere Männer haben den Willen, zu arbeiten und unsere Weiber zu dulden; man uns schmäht, so segnen wir; so man uns verfolgt, so dulden wir. Das allein wunde mich, wie ein ehrlicher Mann, der nach u kommt, soll im Stande sein, in diesen Mauer einen Mund voll Brot mit Lust zu essen. Ei einen unehrlichen Mann, denke ich, wird zuweilen ein Schauder ergreifen vor den Lar und Lemuren. Die schwarzen Bohnen werd selten werden auf dem Markte.

„Fließe hinab, hellschimmernde Themse! G guter, muthiger Mann ist dermaleinst an deine Rande gewandelt, er selbst so heiter und wo thätig und herzerfreuend, wie du bist, lieblich Strom! Und gleichwie du, hat er niemals g murrt; gleichwie du, hat er den Müden getrag und den Durstigen getränkt und in seinem Ant den Himmel widergespiegelt. Ich werde de volles Bett nimmermehr mit fruchtlosen Thrän schwellen! Es ist ein Fluß, dessen Fluten d Stadt unsers Gottes fröhlich machen; an sein Ufern ruht er nun aus. Gute Christenleu wenn sie dereinst an dieser Stelle vorüberfahre getragen von deinen lieblichen Wogen, werd vielleicht hier herüberdeuten und sagen: »H wohnte Sir Thomas More!« Aber mögen es thun oder nicht, Vox populi ist ein gar g ringfügiges Ding. Wer wollte von ihrem Arb leben? Sie begrüßten St.-Paulum als Me Mercurius und dann steinigten sie ihn und wa fen ihn zur Stadt hinaus, vermeinend, daß todt sei. Ihr Liebling von heute mag, was kü mert sie das? morgen hingehen und sich an s nem Gürtel erhängen. Alle muß es sein, s lange die Welt besteht; und die Foltern u Schrauben selbst, damit sie den edlern Geist überwältigen streben, bezeugen und enthüllen n dessen Macht, sich über die dunkelste Nacht d äußern Dinge zu erheben.

„Interfecistis, interfecistis hominem omniu Anglorum optimum." *)

*) Diese Probe wird gewiß manchen unserer Leser ve anlassen, sich mit dem ausgezeichneten, wahrhaften Dichte talent verrathenden Büchlein wirklich bekannt zu machen. England, wo man über „literarische Fälschungen" sch seit einem Jahrhundert gelinder urtheilt als bei u ist es kein Geheimniß mehr, daß die Verfasserin v Meg's Tagebuch die hochgeschätzte Miß Manning ist.

D. Her

Hannoverisch Münden.

Aus einem Briefe.

— — Da ſitz' ich am frühen Morgen, nachdem ich mich aus einer mexicaniſchen Hängematte erhoben, vor dem Schreibtiſch am offenen Fenſter eines comfortablen Erkerzimmers und überſchaue, mit einem einzigen Blick faſt, ein Paradies!

Nahe vor mir ländliche Gärten, durch eine niedere Mauer nur und eine ſchmale Landſtraße von den rothlichen Fluten der Werra geſchieden. Jenſeit des Fluſſes grüne Wieſengründe, garnirt mit maleriſchen Baumgruppen und rothgedeckten Gartenhäuschen; dahinter dunkler, lang ſich erſtreckender Bergwald. Rechts, als Vorpoſten der Stadt, ein altersgrauer Thurm der ehemaligen, nur noch in Reſten vorhandenen Stadtmauer; noch weiter rechts ein koloſſales alterthümliches Schloß, mindeſtens aus dem 15. Jahrhundert ſtammend, gänzlich unbewohnt und verödet, aber dennoch intereſſant mit ſeinen leeren Fenſterhöhlen und hier und da einem gleich Schwalbenneſtern angeklebten Rund-Erker. Vielleicht hat aus dem Fenſter des mir zunächſt liegenden jener im Jahre 1413 hier gefangen gehaltene Bruder des damaligen Landesherrn, Herzog Wilhelm's II. von Braunſchweig, Friedrich der Unruhige, ſehnſuchtige Blicke hinausgeſandt ins ſonnenbeglänzte, in ſchönen Windungen in die Berge ſich hinaufſchlängelnde Werrathal zu meiner Linken, über das ſich jetzt in ſechs kühn aufſteigenden hohen und weiten, eine herrliche Durchſicht gewährenden Bogen die Eiſenbahnbrücke wölbt. Eben dampft darüber hin, aus der Richtung von Kaſſel her, ein Bahnzug, der gerade den von Bäumen halbverdeckten Bahnhof verlaſſen, welcher ſich maleriſch an den Fuß einer in ſchönen Wellenlinien ſchwingenden, unten mit grünen Matten, oben mit Eichenwald bekleideten Bergwand lehnt. Durch eine kühne Curve hat ſich der Zug auch ſchon dem Auge entzogen. Um ihn weiter verfolgen zu können, kehre ich an das gegenüberliegende Fenſter, das auf die Rückſeite des dreieckigen Hauſes hinausgeht. Hier ſteigen, abwechſelnd mit lachenden Wieſen, Gemüſe- und Baumgärten, die durch rothgeſchindelte Gartenhäuschen angenehm belebt werden, terraſſenförmig empor, um in der Höhe abermals von dunkelm, den Horizont begrenzendem Wald eingenahmt zu werden. Auf halber Höhe durchſchneidet dies maleriſche Terrain der hochgelegte Eiſenbahndamm, auf welchem jetzt der gen Hannover ſchnaubende Zug dahinbrauſt, um auf der entgegengeſetzten Seite in einem Bergeinſchnitt raſch wieder zu verſchwinden. Befriedigt kehrt der Blick zurück und ruht nun auf den rothen Ziegeldächern der alterthümlichen, fachwerkgebauten, vielfach die obern Stockwerke über die untern vorwärts neigenden, auffallend kennzeichen ehemaligen Hanſeſtadt von ausgeprägt niederdeutſchem Typus. Eine ſteinerne Brücke über die Werra führt in ihre vielfache Anregung gewährenden Straßen. Und hier iſt denn auch gleich der mit uralten Bäumen beſtandene Werder, an deſſen Spitze die Werra und die Fulda mit kräftiger Strömung zuſammenfließen. Eine geraume Strecke entlang kann das Auge die ſonnigen grünen Uferwände der Weſer noch hinabgleiten, dann wird es von einer vortretenden, bläulich ſchimmernden Bergkette aufgehalten.

Das iſt ein Panorama, wie ich in ſolch unbeſchreiblicher Schönheit jemals geſehen zu haben mich nicht erinnern kann, weder in Heidelberg noch Salzburg, weder in Dresden noch Prag — „Hier laßt uns Hütten bauen!“ ruft Aug' und Herz, denn der Mund verſtummt vor dem in der That überſtrömenden Gefühl der Ueberraſchung — —

Anregungen.

Die franzöſiſche Revolution von 1848.

Es liegt uns ein geiſtvolles Buch vor, deſſen ſolider hiſtoriſcher Inhalt von geſchichtsphiloſophiſchen und pſychologiſchen Betrachtungen unterbrochen wird. Wohl können wir, dem Verfaſſer der „Histoire de la révolution de 1848“ (zweite Auflage, zwei Bände. Paris, Charpentier, 1862) folgend, veranlaßt ſein, uns den denkwürdigen, folgenſchweren Begebenheiten der Februartage des Jahres 1848 auf den Charakter und den Genius der Völker ſelbſt zu ſchließen, wie ſich dieſer zu allen Zeiten offenbart hat. Die noch rohen und ungebildeten, ſeelenlagen noch unorganiſchen Volksmaſſen werden wie die urſprüngliche Geſellſchaft nur von Gefühlen und Einbildungen geleitet. Unfähig, die Idee ſelbſt zu begreifen, unfähig, das Ganze, die Urſache und die Wirkung der Dinge zu verſtehen, vereinigen ſie in demſelben Moment die Handlungen der vielfachen Kräfte, welche den Kortſchritt befördern, beſtehen Perſonificationen mit einer übernatürlichen

Thompſon.

Kommt! — — kommt! Ihr ſollt davon — ausführlich hören. Ich hab' Euch etwas — Was ſoll der arge Lärm? Ich paſſe wirklich nicht hieher. Kommt Alterchen, es ſcheint ein Auflauf: hat ſich's verzogen, ſo gehen wir mit einander und reden weiter davon und ja, ja — ja, ja — auch von Eurer Forderung! He! He! Es wird was Rechtes ſein! (Beide ab.)

(Der Lärmen des Aufzuges hat ſich inzwiſchen wieder genähert, die Gäſte ſind wieder aufgeſprungen. Das Toben und Rufen draußen nimmt zu.)

Fünfte Scene.

(Man hört hinter der großen Eingangsthür, daß die Mitglieder der beſprochenen Cavalcade im Begriff ſind einzutreten. Unter Lachen, Toben, Poltern, tritt eine Geſellſchaft von jungen geckenhaft gekleideten und gekräuſelten Gentlemens mit großen Hetzpeitſchen und halb vornehmem, halb lüderlichem Anſtande herein.)

Lord Marwell, Lord Pickington, Dorſet, Wyſe, Smith. Harry an der Spitze. Die beiden Tänzerinnen Bluette und Fantaiſie als junge Dandies gekleidet. Alle Gäſte ziehen ſich furchtſam zurück,

Macht und mit einer legendenhaften Dauer. So war Napoleon in den modernen Zeiten das Beispiel einer solchen volksthümlichen Abkürzung der Begriffe. Alles, was der Gedanke der Philosophie vor ihm in Formeln gebracht hat, was die politischen Denker zur Realisirung des Fortschritts gethan, alle Macht, allen Ruhm, welchen eine ununterbrochene Reihe großer Männer der französischen Nation gegeben, übertrug die Masse auf den Namen eines einzigen Menschen. Er war ihr Jean Jacques Rousseau, Condorcet, Turgot, Mirabeau, Danton, Hoche, Marceau, alles in Einem Namen. Ihm die Achtung, die Bewunderung und die Dankbarkeit, welche ganz andern Menschen hätte dargebracht werden sollen!

Will man die Wiederherstellung der Bonaparte verstehen, so darf man nur an diesen Zauber des kaiserlichen Namens denken. Das französische Landvolk, ungebildet und abergläubisch wie es ist, hat nie an Napoleon's Tod geglaubt. Als der Neffe auftrat, wirkte sein Name magisch; dem Geiste der Masse erscheinen Onkel und Neffe als identisch, sodaß sie nicht einmal daran dachten, zu fragen, welches bis hierher die Existenz dieses neuen Bonaparte war, von welchen Tugenden und von welchen geistigen Kräften er getragen, von welchen Fehlern er entstellt wurde.

Es ist ein Naturgesetz, daß alles, was erst werden will, mehr Triebkraft besitzt als das, was nur fortdauern will zu sein. Das Princip der Freiheit, welche die treibende Kraft der bürgerlichen Klassen gewesen ist, solange letztere eine politische Revolution zu bewirken hatten, verdunkelt sich auf einen Augenblick; das Princip der Gleichheit, in dessen Namen die Volksmassen ihrerseits die sociale Revolution vollenden wollen, trägt den Sieg davon. Den fünfzehnhunderttausend Stimmen, welche die gebildeten, denkenden Klassen dem General Cavaignac gegeben, setzt das „Volk", wie nach Instincten fühlende Masse, die 5 Millionen Stimmen entgegen, durch welche Ludwig Napoleon Bonaparte proclamirt wurde. Eine solche von niemand gewollte noch so verstandene Demokratie macht sich doppelt schwer geltend: Einmal durch die erdrückende Zahl der Stimmen, das auch in der Nationalökonomie bekannte, alle Berechnungen der Theorie durchkreuzende „Gesetz der großen Zahlen", und durch die Wahl eines Namens, der die unumschränkte Gewalt personificirt.

Der Verfasser des in Rede stehenden Geschichtswerkes unterscheidet in dem fernern Verlauf der dritten französischen Revolution gewisse Stadien, die wir näher bezeichnen wollen. Die höhern Klassen haben die Freiheit für sich allein gewollt; das Volk seinerseits will die Gleichheit und zu seinem Vortheil — Da die leitenden Klassen ihre civilisirende Aufgabe nicht dadurch vollbracht hatten, daß sie die ungebildete Masse zu sich heraufzogen, so werden sie sich nun in der Entwickelung ihrer Wohlfahrt gehemmt sehen, sie werden jeder Bewegung beraubt werden — Da die unvollständige Erfahrung und die Züchtigung vom 24. Februar nicht genügt hatten, so wird der 10. December einen noch weit härtern Schlag führen. Während sie sich noch streiten und die Chancen ihrer Prätendenten berechnen, erhebt sich ein neuer Prätendent, welcher nie aufgehört hat, im Schatten zu wachen, er zeigt sich plötzlich im vollen Licht und trotzt auf sein Recht — Dieser vergessene oder unbekannte Prätendent ist die alte Jacquerie (Massen- und Bauernkrieg), wieder das Experiment, das aus dem Leibeigenen Proletarier, aus dem Proletarier Grundbesitzer, aus den Grundbesitzern Gesetzgeber machen will: es ist der alte Weltlauf, wo der Unterdrückte wieder unterdrücken will, sobald nur die Reihe an ihn kommt, der Weltlauf, der alles zu verschlingen droht, der alles gleichmachen wird unter seinem stummen, aber furchtbaren Gesetz — Einen andern Sinn hat die Erwählung Ludwig Napoleon Bonaparte's, diese Auferstehung der kaiserlichen Macht, durch die Volksbeschwörung nicht. Der 10. December hat wie der 24. Februar in Bezug auf die untern Klassen den Charakter einer gesetzlichen Mündigsprechung, die durch die Schuld der leitenden Klassen vor der intellectuellen Mündigsprechung eintrat und welche sich nun gerade deshalb gegen die Freiheit wendet — Sollte der Demokratie des 19. Jahrhunderts, wie man gesagt hat, wirklich das traurige Schicksal der „römischen Plebs" vorbehalten sein? Sollte sie, unfähig, sich zur Freiheit zu erheben, kein anderes Ideal haben als „Panem et circenses"? Kein anderes Ende als den Einbruch der Barbaren? — Es sind nur zu sichere Vorbedeutungen, zu viele Merkmale, zu klare Aussichten vorhanden, welche diese Fragen beantworten und die Besorgnisse nicht zerstreuen — Ohne von den politischen Wechselfällen sprechen zu wollen, welche in einer nicht sehr fernen Zeit kommen können, zeigt uns ein allgemeiner Blick auf die Gesellschaft und ihre Entwickelung doch einige Hoffnung — Die moderne Demokratie ist dem Gesetz des antiken Schicksals nicht unterworfen. Das Christenthum, aus dem sie entsprang, die Philosophie, von der sie sozusagen adoptirt worden, haben ihr das Princip gegeben und bahnen ihr den Weg zu einem schönen, unbegrenzten Fortschritt. Es ist keine blinde, keine unbewußte Energie, von welcher diese Demokratie vorwärts getrieben wird, es ist vielmehr eine organische Kraft, welche sie belebt, eine Kraft, welche nur die Form und das Gesetz einer viel bedeutendern und vollkommenern Civilisation sucht. Aus dem Schooße desjenigen, was als eine augenblickliche Auflösung oder wenigstens als ein Rückschritt zu einer gewissen Art von Barbarei erscheinen kann, weil es der Sieg der Masse über die Auserlesenen des Instincts, über die Intelligenz ist, sieht und fühlt man bereits mächtige Keime emporwachsen — Es verwirklicht sich ein geheimnißvoller Fortschritt durch Mittel, welche fast unsern Geist zu überwältigen drohen — Die Masse ist bereits schon zur Zahl geworden. Bei dem großen Akt, zu dem dieses Volk berufen war, hat man es gezählt, es hat sich selbst gezählt. Es kennt sich künftig selbst; es hat mit

dem Gefühl seiner Kraft das Bewußtsein seines Rechts erworben und in unsern Zeiten erzeugt natürlicherweise der Gedanke des Rechts die Nothwendigkeit dazu und endigt mit Hervorbringung der Fähigkeit zur Freiheit — Schon sehen wir, wie der sociale Instinct des Volks und die politischen Kenntnisse der gelehrten Klassen, während sie sich noch zu bekämpfen suchen, weil sie sich für Feinde halten, in dem Kampfe, der sie einander gegenüberstellt, sich gewissermaßen wider ihren Willen durchdringen, bald wieder versöhnt und eins sich durch das andere klärend, werden sie in der aufstrebenden Bewegung einer allgemeinern Civilisation in Gemeinschaft mit der neuen Gesellschaft Gesetze geben — Dann erst, aber dann gewiß wird Frankreichs Genius erwachen; die Sitten und die Einrichtungen werden sich in einem Einklange finden, dessen Störung sich jetzt durch lebhafte Leiden fühlbar macht — Die Herrschaft der Demokratie wird begründet werden — Die Französische Revolution, welche zur europäischen geworden ist, d. h. zur bedeutendsten seit der Begründung des Christenthums, wird zur vollkommensten Geltung gelangen — u. s. w.

Sind uns unsere Leser gefolgt, so werden sie den französischen Inhalt und — die französische Form dieser Gedanken erkennen. Noch mehr, es ist eine Frau, die in dieser etwas verschleierten, bald muthigen, bald discreten Art gegen den Gang der Ereignisse unter Ludwig Napoleon protestirt und ihren Zeitgenossen einigen Trost, einige Hoffnung zu bieten wagt. Gräfin d'Agoult, bekannt unter dem Schriftstellernamen Daniel Stern, besitzt einen Geist von eigenthümlicher Mischung. Sie liebt als Dichterin die Erscheinungswelt; ihre Phantasie stellt demzufolge die Begebenheiten der Februarrevolution mit seltener Darstellungskraft hin. Sie liebt aber auch die Combinationen und die Tiefe des Gedankens; so fühlt sie sich gedrungen, das Chaos zu lichten und aus dem oft wüsten, ja durch seine Brutalität empörenden Material Begriffe, tröstende, aufklärende, hoffnunggebende, abzuleiten. Ob ihr auch noch eine dritte Eigenschaft innewohnt? Die Verletzbarkeit des Weibes, der Ehrgeiz, die Eifersucht auf den Ruhm einer Egeria, immerhin auch auf die blutige Märtyrerkrone einer Roland — ? Letzteres wissen wir nicht für gewiß, möchten aber einige Spuren davon in ihrer Seele deshalb annehmen, um sie rühmen zu können für die Entsagung und Selbstbeherrschung, mit der sie für ihre Darstellung nur nach objectiver Wahrheit strebte, sich nicht rächte für persönliche Nichtachtung. Ihr Styl, in der Schule George Sand's gebildet, ist von durchsichtiger Schönheit: wo ihm die feurige Strömung, der Erguß der Leidenschaft fehlt, liegt die Ursache an der Neigung Daniel Stern's zum Tiefsinnigen und Grüblerischen. Es ist der Denker in ihr, der den Dichter zwingt, langsam und besonnen zu gehen.

Diese „Geschichte der französischen Revolution von 1848" legt die Ursachen einer Wirkung, welche für alle Zeiten eine weltdiätetische Bedeutung haben wird, klar vor unserm Auge dar. Wir vernehmen das Heranbrausen des Orkans, der rasch einen Königsthron stürzte, und hören das bedeutsame Wort „Republik" hinausdonnern wie eine Losung, die durch eine Stimme vom Himmel gegeben. Wir werden mitten hinein in die tobenden Wogen der Volksmenge geführt, wir besuchen die Clubs, wir gelangen bis in die Deputirtenkammer, die Ministerien, die geheimen Gemächer des Elysée und der Tuilerien. Wir durchleben noch einmal jene stürmischen Tage und haben zugleich Gelegenheit, die hervorragendsten Männer aller handelnden Parteien nach trefflichen Charakteristiken kennen zu lernen. Lamartine, Odilon Barrot, Marrast, Lafayette, Ledru-Rollin, Louis Blanc, Proudhon, Emil Girardin, Cavaignac, Changarnier, alle hervorragenden Generale jener Tage und viele andere Namen treten lebendig vor den Leser, der aus zuverlässigster Feder die lange Jahre beobachteten Charaktere und die Richtung ihrer Handlungen kennen lernt. Es wird niemand, der sich mit diesem Werke vertraut macht, in Verwunderung setzen, daß Napoleon III. aus seinen kleinen, stechenden Augen nur ungnädige Blicke auf die wahrheitliebende Verfasserin wirft, die in glücklicher Unabhängigkeit die Auszeichnungen der Tuilerien verachten darf und mehr Antrieben zu machen nicht begehrt, als in einer kurzen Notiz der Zeitungen liegt, wenn sie berichten, daß die geniale und charaktervolle Gräfin d'Agoult ihren Winter in Nizza, ihren Sommer in der Schweiz zubringt.

Für das Haus.

Schon zum öftern empfahlen wir eine encyklopädische Unternehmung, die einen Schatz der gediegensten Mittheilungen enthält für Familie und Haus. Das „Illustrirte Haus- und Familien-Lexikon. Ein Handbuch für das praktische Leben" (Leipzig, F. A. Brockhaus), verdient die volle Aufmerksamkeit des größeren Publikums. Es sind gegenwärtig drei Bände (die Gasbeleuchtung und Gasfeuerung reichend) vollendet und vom vierten ist soeben die vierte Lieferung ausgegeben. Obwol der ausgesprochenen Tendenz gemäß eine Beschränkung in der Wahl des Stoffes hat eintreten müssen, da ja das Werk den Charakter eines Speciallexikons trägt und vor allem ein „Handbuch für das praktische Leben" sein will, so ist doch zunächst mit Anerkennung hervorzuheben, daß man es verstanden hat, auf verhältnißmäßig engem Raume ein äußerst reiches und mannichfaltiges Material in entsprechender Weise zu behandeln. Den Inhalt bilden Gegenstände aus der Mineralogie, Botanik, Zoologie, Anatomie, Physiologie und Medicin, wobei besonders auf die Bedürfnisse des alltäglichen Lebens Rücksicht genommen ist. Die wichtigsten Lehren aus der Physik und Chemie, deren Kenntniß immermehr zur Nothwendigkeit wird, sind besonders in ihren Anwendungen auf Techno-

logie und Mechanik dargestellt, und was die beiden letzten Disciplinen speciell betrifft, so wird dem Leser ein so interessanter und lohnender Blick in das Getriebe der gewerblichen Thätigkeit unserer Zeit eröffnet, daß wir schon diesen Theil des Werkes allein als eine schätzenswerthe Bereicherung der populären Literatur ansehen möchten. Ferner sind die kaufmännischen Rechnungsarten und die hauptsächlichsten Lehren aus der Arithmetik und Geometrie so weit erörtert, wie sie für das geschäftliche Leben unentbehrlich sind, in demselben Sinne finden die Handlungswissenschaft, die Volkswirthschaft und die bürgerliche Gesetzgebung ihre Vertretung, und endlich hat man es auch nicht versäumt, den Bedürfnissen des häuslichen Lebens genügende Berücksichtigung zu schenken: hier findet die sorgsame Hausfrau die ausführlichste Anleitung über die Zubereitung der Speisen, die Aufbewahrung der Lebensmittel, über weibliche Handarbeiten, über die Einrichtung der Wohnung u. dgl., der gewissenhaften Mutter ist über die moralische und physische Erziehung der Kinder ein wahrer Schatz der beherzigenswerthesten Rathschläge geboten und selbst die heranwachsende Jugend wird sich durch die Lectüre einzelner Theile des Werkes in angenehmer Weise belehrt und angeregt fühlen. Die Darstellung ist lichtvoll und gerundet, populär im bessern Sinne. Die Redaction hat, wie sie in der Vorrede selbst hervorhebt, danach gestrebt, daß der ganze Inhalt des Werkes „für jeden, der auf dem Standpunkt allgemeiner Bildung steht, nicht nur den Worten, sondern auch dem innern Zusammenhange nach verständlich sei". Wir können hinzufügen, daß sie sich in diesem Streben treu geblieben ist, da das Werk gerade dadurch einen befriedigenden Eindruck macht, daß es nach einem wohldurchdachten und mit Consequenz durchgeführten Plan angelegt ist. Auf diesen Plan selbst kritisirend einzugehen, müssen wir indessen unterlassen, ja wir glauben uns kaum dazu berechtigt, da jedes Urtheil in dieser Beziehung, beeinflußt von der Bildungsrichtung und der Stellung der Recensenten, nothwendig ein subjectives werden müßte. Nur das Eine wollen wir noch anerkennend hervorheben, daß trotz der vielen in dem Werke behandelten Specialien ein allgemeiner Standpunkt, welcher bei dem Leser nichts weiter als eine allgemeine zeitgemäße Bildung voraussetzt, bisjetzt streng eingehalten ist. Was endlich die äußere Einrichtung und Ausstattung betrifft, so genügt diese selbst strengen Anforderungen. Namentlich verdienen in dieser Beziehung die Illustrationen Erwähnung, die Zahl der in Holzschnitt ausgeführten Abbildungen beträgt in den bisjetzt vorliegenden drei Bänden bereits 1160, unter denen sehr viele sind, welche selbst wieder aus einer größern Anzahl detaillirter Zeichnungen bestehen. Wir sprechen schließlich unsere Ueberzeugung dahin aus, daß sich das „Illustrirte Haus- und Familienlexikon" durch die Gediegenheit seines Inhalts einen ehrenvollen Platz in der Literatur bewahren und nicht wenig zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse beitragen wird.

Neue Gedichte.

IX.

In P. Scherfgen tritt uns ein noch unbekannter entgegen, obwol er uns von seinen Gedichten „Natur, Liebe, Leben" (Trier, Gall, 1862), eine Neue Folge bietet.

In stummer Harfe schliefen still die Klänge
Und ruhig schwieg die Macht lautloser Saiten;
Da legt die Hand im Schalle der Gesänge
Durch Liederwoge sinkt der Meister gleiten
Und schaffet, nicht verstanden von der Menge,
Der tauben, trägen, stumpfen, ungeweihten,
Inden den Wechselgang verschlungener Weisen
Die kundigen hellblickenden Blicke preisen.

Es wird dem Leser Bedürfniß werden, nach [illegible] Reimen bei einem wirklichen Sangesmeister [illegible] ruhen.

Bei den zahlreichen Freunden der Hoffmann von Fallersleben'schen Muse die neue Ausgabe seiner Gedichte empfohlen, die „von Frauenhand gewählt" (Hannover, Rümpler, 1862) erschienen. Auch in dieser neuen Gestalt tritt uns der alte Sänger in seiner unverwüstlichen Frische entgegen und Herzen rufen wir mit ihm aus:

Lebt manche Seele noch
Vielleicht in Freuden fern,
Denn manche singt mit ihm
Von Freiheit, Lieb' und Wein.

Allen denen, welche nicht auf den Buchstaben schwören, sei Hofmann von Raubern's „[illegible] festbuch" empfohlen, das zum Erbauen geeignete [illegible] unserer besten Lyriker enthält (Bonn, Rheinische [illegible] lagsanstalt, 1861).

Dagegen verweisen wir die Anhänger Hemberg's auf Adam Aster's Gedichte: „Frohe Stun[illegible] (Kassel, Fischer, 1861).

In zweiter Auflage (Wittenberg, Herold, [illegible] erschienen die gefälligen Gedichte des von [illegible] zuerst eingeführten M. Ant. Niendorf.

Unterhaltungsliteratur.

XIX.

Die von Trewendt in Breslau unternommene neue Ausgabe der Romane von Theodor [illegible] schreitet rüstig vorwärts. Von der dritten Folge sind soeben Band IV, V und VI erschienen. Sie enthalten „Die Erbin von Bornholm", „Am Scheidewege", „Die Auserwählte des Propheten", „Sigrid, das Fischermädchen", „Drei Freunde" und „Alte und Neue Welt".

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Ein londoner Verein für Vertheilung von Reinlichkeitsmitteln. — Herzog Bernhard von Weimar. — Petition der dramatischen Autorrechte. — Die glückliche Lösung der Ordensfrage. — Der Stammbaum einer Kuh

Ein londoner Verein für Vertheilung von Reinlichkeitsmitteln.

* Ein Verein, über den in letzter Zeit die englischen Blätter viel gesprochen, hat es sich zur Aufgabe gestellt, das Interesse der bürgerlichen Gesellschaft dahin zu lenken, die ausführbarsten Mittel aufzufinden für: 1) Die Verbesserung der Gesetze. 2) Die Verbesserung der Erziehung. 3) Das Vorbeugen und die Unterdrückung des Lasters. 4) Die Besserung der Verbrecher. 5) Die Verbreitung der Kenntnisse über die Gesundheitspflege. 6) Die Verbreitung gesunder Grundsätze, die Fragen der Nationalökonomie betreffend.

Die Association for promotion of social science bemüht sich, alle andern Vereine wie auch einzelne Persönlichkeiten, welche obige Zwecke fördern wollen, miteinander bekannt zu machen, und ohne individuelle Bestrebungen zu durchkreuzen, strebt sie danach, durch gegenseitige Mittheilungen die Wahrheit ans Licht zu bringen, Zweifel zu zerstreuen, verschiedene Meinungen in Uebereinstimmung zu bringen und ein allen zugängliches Terrain darzubieten für den Austausch beachtenswerther Mittheilungen, die großen sozialen Fragen der Zeit betreffend.

Der Verein besteht aus sechs für sich wirkenden Zweigvereinen, von denen jeder seinen eigenen Präsidenten, seinen Secretär und ein Comité hat. Alljährlich findet eine Versammlung dieser sechs Vereine statt. Lord Brougham steht an der Spitze der großartigen Bewegung und leitete bei der vorjährigen Versammlung, die in Glasgow stattfand, durch eine anderthalbstündige Rede die Sitzungen ein. In diesem Jahre wird die Versammlung in Dublin stattfinden. Solcher Ortswechsel kann natürlich nur dazu beitragen, die Bewegung zu dem, was sie im Auge hat — zu einer nationalen zu machen. Wir wollen heute nur den einen Zweigverein ins Auge fassen, der sich die Verbreitung der Kenntnisse der Gesundheitspflege zur Aufgabe gestellt hat.

Es sind meistens Frauen dabei thätig. Die Beschützerinnen (Patronesses) desselben sind: Die Herzoginnen von Argyle und von St. Albans, die Gräfin Shaftesbury, Palmerston, Russell u. a. m. Die unmittelbar thätigen Frauen haben bescheidenere Titel und Namen; ihre Aufgabe suchen sie auf verschiedene Weise zu lösen: die einen, indem sie über Gesundheitspflege leichtfaßliche Werkchen schreiben, die andern, indem sie in die ärmern Districte Londons oder wo es sonst sei, vermittelst des Geistlichen oder Schulleh-

rers Versammlungen von Frauen und Müttern berufen und dieten es auseinanderzusetzen suchen, wieviel Krankheitsfällen durch vernünftige Pflege, Reinlichkeit, frische Luft, Wasser und gesunde Speise vorgebeugt werden kann.

Die Gesundheitsschriftchen, die zu vielen Tausenden im Volke verbreitet werden, sprechen meistens schon durch ihre Titel für sich: „Die Macht der Seife und des Wassers", „Der Werth der frischen Luft", „Warme Kleider", „Wann bist du geimpft?", „Gesunde Wohnungen". Mehrere berühmte Aerzte haben auf Ansuchen des Vereins eine Reihe von Reden über Gesundheitspflege gehalten; die Versammlungssäle waren gedrängt voll, namentlich von Personen der ärmern Klasse, und von den zwei bis dreitausend Zuhörern blieb allemal nach Beendigung der Reden noch ein großer Theil zurück, um sich die Bildwerke und Formen anzusehen, welche der Redner (wie es in England Gebrauch ist) zur deutlichern Veranschaulichung seines Gegenstandes ausgestellt hatte oder um sich dies und jenes, was sie nicht verstanden, erklären zu lassen.

Der Verein geht noch praktischer zu Werke. Er bezahlt verständige, wohlmeinende Frauen dafür, daß sie in die Häuser der Unbemittelten gehen und dieten durch Austheilung von — Eimern, Schrubbern und Besen es ermöglichen, ihre Wohnungen rein zu halten; wo es nöthig ist, werden Stuben geweißt, und wo Krankheit die Einwohner verhindert, das Haus zu reinigen, geschieht dies auf Kosten des Vereins. Es sind Badeanstalten und Waschhäuser errichtet worden, auch eine Leihbibliothek, nur bestehend aus Büchern, die Gesundheitspflege betreffend. Ein Geldfonds ist ausschließlich bestimmt für den Ankauf von Bällen, Reifen, Springtauen (skipping-ropes) u. s. andern Spielsachen dieser Art, um armen Kindern die Mittel zu gesunden Bewegungsspielen zu verschaffen. Dr. Roth, bekannt durch seine Unterrichtsklassen für gymnastische Uebungen, hat Freiklassen für Lehrerinnen in Armenschulen errichtet.

England ist rühmlichst bekannt wegen der Menge seiner in den meisten Fällen durch freiwillige Beiträge erhaltenen Wohlthätigkeitsanstalten; unter denselben gibt es Hospitäler für alle Arten von Krankheiten, und sie sind leider überfüllt. Der genannte wohlthätige Verein macht es sich zur Aufgabe, Krankheiten und Todesfällen vorzubeugen, indem Gesundheitspflege sozusagen von den Dächern gepredigt wird; die Nothwendigkeit davon ist am augenschein-

schen, wenn man die jährlichen sanitätlichen Berichte liest, in dem vom Jahre 1859 heißt es: „In London 61800 Todesfälle, 19360 derselben hätten verhütet werden können. In England, in demselben Jahre, 440000 Todesfälle; 117000 derselben hätten verhütet werden können. Von allen Kindern, die in England geboren werden, sterben jährlich 25 Procent, bevor sie das fünfte Jahr erreicht haben."

Im vorjährigen Frühjahr hielt der Frauenverein für Krankenpflege seine zweite Jahresversammlung; der Bischof von London leitete sie durch eine Rede ein, die das Wirken der Geistlichkeit vom religiösen Standpunkt aus beleuchtete; ihm folgten andere populäre Redner, deren Worte mit großem Applaus aufgenommen wurden; wir erlauben uns einen kurzen Auszug in Folgendem zu geben und glauben, daß unsere Leser es schon um ihrer englischen Originalität willen nicht ohne Vergnügen lesen werden.

Mr. Thomas Hughes (der Verfasser von „Tom Brown's Schultagen") sagte: „Es freut mich sehr, daß mir Gelegenheit gegeben worden ist, meinem Verein meine volle Sympathie auszudrücken; ich sympathisire somit mit seinem Zweck und mit den Mitteln, diesen zu erreichen. Der Zweck ist, wenn ich nicht irrthe, den Menschen im allgemeinen, und besonders unseren ärmern Brüdern und Schwestern, den Werth von Wasser, Luft und Licht zu lehren. Es sind dies die allergewöhnlichsten Gottesgaben, aber ich glaube, ebendeßhalb sind sie die allerköstlichsten. Nach meiner Ueberzeugung sind die selbstverständlichen Dinge die allergroßartigsten, und umgekehrt. So ist es in der sichtbaren wie in der unsichtbaren Welt. Wasser, Luft und Licht sind wesentlicher als Gold und Edelsteine, und die Verbindung von Gemüthsgaben, die Gott einem gesunden menschlichen Wesen gibt, sind viel werthvoller als die seltenen intellectuellen Gaben, welche einzelne Menschen über andere erheben. Weil es sich nun dieser Verein zur Aufgabe gestellt hat, die Menschen mit dem Gebrauch von Gottes schönen Gaben so viel als möglich bekannt zu machen, deßhalb trage ich ihm meine herzliche Sympathie entgegen. Und nun zu den Mitteln und Wegen des Vereins, mit denen ich sympathisire. Auf der ersten Seite des dritten Berichts heißt es: „Es ist gewiß, daß, wenn unser Verein gründlich wirksam sein will, er auch nicht blos auf einem schönen Gedanken beruhen, daß durch Beiträge unterhalten werde, sondern er muß eine Körperschaft sein, welche aus localen activen Mitgliedern besteht, und das Comité glaubt, daß wir auf diesen Wegen recht sind." Nun, ich glaube, daß damit das Princip eines Vereins ausgesprochen ist, der der Unterstützung würdig ist. Nur ein organisirter Verein kann Gutes Werk nützig und gut auf Erden thun, eine Gesellschaft aber, die nur auf Papier besteht, die Beiträge gehen und nicht mittheilen, ohne es zu wollen, als sie nützt. Ohne Unterschied gehen, ist der Fluch einer jeden Handlung, und dieser Fluch verfolgt uns in vielen Fällen. Wenn ich nicht thue, als mitthätiges Vereine, die nur auf Beiträgen beruhen, mit meinem Geld zu unterstützen, so ist es sehr fraglich, ob ich Gutes thue; wenn ich aber einen Verein wie diesen finde, der es gleich auf der ersten Seite ausspricht, daß er wünscht, ein Verein von lauter activen Mitgliedern zu sein, dem gebe ich aus vollstem Herzen allen Beistand, deßen ich fähig bin. Die Zeiten der „Lady Bountiful" (Wohlthätige), die durch die Straßen wandelt und Geld, Speise und Kleider mit vollen Händen austheilt, sind gottlob vorüber. Und Ohnmachtsanfälle hat, so weit meine Erfahrung geht, einen großen Theil unserer Armen abhängig gemacht, statt sie unabhängig zu machen. Wir sollten die Menschen lernen zu lernen suchen, denen Unterstützung gereicht wird. Leuten, die nur Almosen geben wollen, wiederholen wir Charles Kingsley's Worte: „Kann Mildthätigkeit barmherzige Herzen heilen, indem sie einige Hände voll Mehl und Reis austheilt und billigere Kattun unter dem Kostenpreise verkauft?" Um solches Wirken handelt es sich hier nicht. Dieser Verein erstrebt ein höheres Wirken, seine Mitglieder unterrichten die Armen, aber sie gehen nicht zu ihnen wie Weise, die höheren Sphären angehören, sondern wie ebenbürtige, wie Brüder und Schwestern, und sie sprechen zu ihnen: „Um unserer willen und um unserer, um unseres Vaterlandes willen erklären wir euch, daß es eure Schuldigkeit ist, dies zu thun, jenes zu lassen." Ich glaube, daß, dächte ich, die Unabhängigkeit der Armen würde durch die Wirksamkeit des Vereins beeinträchtigt, so würde ich heute nicht hier sein, so könnte ich meine Beihülfe nicht geben. Wär' auf der einen Seite Unabhängigkeit und Schmutz und auf der andern — Seife und Reinlichkeit, so erklärte ich mich für Unabhängigkeit und Schmutz. Aber zum Glück ist es anders, es besteht ein natürlicher Zusammenhang zwischen Seife und Unabhängigkeit und zwischen Reinlichkeit und Segen und Schmutz und Sünde und großem Segen. Daß die Arbeit dieses Vereins sehr schwer ist, ist schon schwer, in einer Beziehung Hand zu geben, aber was es heißt, denselben zum Aufgeben schlechter Gewohnheiten zu bewegen, das weiß nur derjenige, der Aehnliches selbst versucht hat. Aber mich ergötzt ein Verein, der sich eine harte Aufgabe stellt; denn ich halte nichts von leichter Arbeit und glaube, daß die schwerste Arbeit auch die edelste ist. Und weil nun dieser Verein sich eine schwere und edle Aufgabe gestellt hat, deßhalb hegt er mein Vertrauen ein und deßhalb glaube ich, daß er sein Ziel erreichen und unserem Lande ein großer Segen sein wird. Ich wiederhole es: Ich liebe schwere Arbeit, denn sie erfordert Enthusiasmus. Nun ist es zwar in unseren Zeiten üblich, über allen Enthusiasmus zu spotten, aber mir ist kein großes Unternehmen bekannt, das gemacht ohne Enthusiasmus vollbracht wurde. Freilich, Enthusiasmus sind immer in Gefahr, Fanatiker zu werden, und davor hüte sich dieser Verein! Ich wiederhole mit aller Bescheidenheit, was ich vor Kurzem Redigan gehört habe: Man kann selbst durch zu

heftigst Aufregungen von Wasser, Licht und Luft etwa; wir würden fanatisch handeln, wenn wir in der Hütte träten und die Kessler schauten, oder in das Kämmerchen der Nähterin, die mit flinken Fingern täglich 13—14 Stunden arbeitet, Luft und mit unseren Gesetzbestimmungen nicht in Berührung gäben, fremden sorglichst prüfen in welchen Räumen Wasser, Luft und Licht zusammen ist, in welchen nicht. Nachdem ich so den Inhalt meines Vortrags noch einmal bemerken, wie gering hier Mittel sind, so handelt sich um — Bäder, Schwimmanstalten, Spielplätze und ähnliche Einrichtungen. Und ist es eben gerade, was wir so viel Vertrauen einflößt. Die großen Dinge hatten einen kleinen Anfang und vielleicht begnügt ich mit so viel Kredit für so Manches."

Graf Shaftesbury hat in seiner Rede ganz besonders betont, daß viele Krankheiten und frühe Sterblichkeit in England der Folge der Unterlassung mit den Gefahren der Gesundheit sind und verlangt deren Abstellung durch gesetzliche Bestimmungen.

Interessant sind durch Gesetzkraft gefärbten erschienen wir auch den halbjährigen Bericht, wonach vorgeladen 3000 Pf. St. eingekommen sind vom 1. Juli 1860 bis zum 31. Mai 1861.

Herzog Bernhard von Weimar.

* Siebzig Jahre alt, Kind im Dorf Dornburg, auf Thüringischem Boden, ein Sohn Karl August's von Weimar, Militärgouverneur der holländischen Besitzungen auf Java.

Wer da persönlich kannte, mußte an einer Erinnerung seiner Kraft haben, die auch der alten Hünengeschichten entgegenhalten könnte, eine riesige Gestalt entgegenmächtigte die Zeiten, wo Fürsten noch am Kaminfeuer und beim Mahle beratschlagten mußten.

Doch pflegte der Kurb neben dem Kriegshandwerk das seinen Mannen dem großen Nachbarn, dem Herren von Nordholland und Brabant, Schlachten und mühsig anreihte, auch die geistigen Güter zum Tauschhandel hinzu kommen. Er liebte die antiquarische Gelehrsamkeit, Literatur der Zeit, gewinnt durch geistreiche Gespräch, er interessirte sich für Kunst und Wissenschaft. In dem ferneren Inseln, wo neben der Küste heißen, muß der Natur der Abwechslung dem Genuß der Sinne bereitet, oft genug die tiefste Entbehrung und Verlassenheit empfinden kann, entwickelt seinen weltmännischen und empfänglichen Sinn manchmal begabte Buch, heißen Natur überrascht aber, wie er noch unter der tropischen Sonne, unter dem Dach von Palmen, abwechselnd seinen ferneren Beruf der Schaffen, die nächsten Schwestern gebrauchsfähiger Pflanzen, naturkundlich prüfen wußte. Die Entdeckungen und Bereicherungen der heutigen, zum Kriege fast gründlichen, durchdrungen Wissenschaft ergeben den obersten Beweis dafür der holländisch indischen Armee in seinem ergebenen Gehorsam nach Holland zurück, wo sein Interesse für die Vorgänge und Entwickelungen im deutschen Vaterland ein immer glühend blieb.

Wer sehr an alle weimarische Schule auch ihn gütig gehalten hatte, benutzt der Gelegenheit als Schriftsteller. Einige seiner Reisen hat er selbst beschrieben, auch über seine wissenschaftliche Beobachtungen veröffentlicht. Vielleicht war nie über die enge Heimat hinausgehende Streben prägt sich auch bei seinem Scheiden, wie so herrlichen, wärmebringlichen und allmenschlichen Tugenden Ruhen.

Petition der dramatischen Autorrechte.

* Vor Jahren forderte der Dichter Gustav Putlitz seine dramatischen Autoren auf, ihre Autorrechte, z. B. einmalige Wünsche zu reklamieren. Eine Abhilfe. Jetzt hat sich die Stimmen eines Dichters erneuert. Folgende Zeilen einer Petition an die Staatsregierung können wir nur billigen.

„Bei 3. Artikel der Aufführung eines per Tantiemen angenommenen Stücks in einem Jahre nicht, so ist der Direktion berechtigt, von der Direktion des Theaters, auf sich per Aufführung eines Stücks verzichten hatte, je nachdem das Stück den ganzen Abend oder nur den halben füllen würde. 10 Thaler oder 5 Thaler der Bruttoeinnahme eines vollen Hauses zu beanspruchen. Bei 4. Zweier Aufgabe hätte dem Verfasser eines solchen Stücks nach Ablauf jener weiteren halben Jahres zu verbieten sein Aufführung eines Stücks von der Direktion auch wenn sie Stücken angenommen wurde. Bei 7. Der Verfasser eines bereits aufgeführten, dem ganzen Abend füllenden Theaterstücks ist berechtigt, der Direktion des Aufführung eines Stücks von ihm zu dem Moment verlangen, und zwar so lange zu fordern, als nicht der Ertrag der Vorstellung unter der Hälfte der höchsteinnahme Hauses herabgesunken ist."

Die glückliche Lösung der Ostfrage.

* Es hat sich schon in dem alten Plane mit Recht, die Aufgabe der Ostsee auf der nächsten Perspektive, die Ostseeküste, die Ostsee, die Meer und Inseln, welche Provinz auf die Stadt der Meere Europa mit Leben und Geist verbindet. Die wirthschaftliche Konkurrenz zwischen Ost- und Westsee gegen die Meere. Die Ostsee Mittelmeer, Nordsee, Nordmeer, ist Ostsee allein Binnen- die Ostsee auf die Ostsee, die Ostsee Ostsee, die Ostsee Ostsee, die Ostsee

[illegible] beim [illegible] [illegible], dem [illegible] [illegible] [illegible] Thaer mit einem Glas zu erfreuen, der sich [illegible] [illegible] auf [illegible] Manen aller der andern [illegible] Schnäpse Odins, welche ihn — den Thor — noch nicht haben

Und dann vollends die [illegible] Indianer der großen Tschudiwan! Die Greifen unter den Vögeln und Ochsenfrösche unter den Lurchen mögen sich schon abgekämpft haben in ihrer Vorliebe für ein unterbelichtet, ihre Staatsverfassung beschränkt. „Seine Majestät haben geruht —" Ein Indianer schon in oft eine tüchtige Vermählung, eine hohe Ehre an — sie hatten schon in oft das Glück, einem rauchumhüllten Besuch als Tischdekoration aufgetischt zu werden; schon wissen sie nicht mehr, wo auf der Brust noch Platz für die bunten Ehrenzeichen ihrer Häuptlinge übrig bleiben soll — Thore auf der Lippe, Thore auf der rechten Seite — manches möchte schon geneigt sein, aus einer „Anerkennung" auf einen Orden, etwas in Gestalt brennender Kohle am Ast oder als Schnitzkunstwerk, vorzuziehen — wozu ist sie Leider gut sein? Aber — die Kleinen, die Hofräthe, die Commissionsräthe, die Geheimen Commissionsräthe, die, wie Arthur Schopenhauer zu Königsberg in Preußen, den „Commissionsrath" in die Mitte schicksalsvoll zur charakterisiren und dann auch als Facit „Geheimcommerzien" in der Kreuzzeitung rechnen, wenden sie nicht ihren Staat von Herzen zum Gleichnisse zugleich auf sich die Ehren nicht angethan haben? Hat nicht auch unser trefflicher Kornet Rudolf Gottschall, der Ritter vom Kreuzzeitung' Nicht einen gemüthvollen Vergleich? Und Freilig vollends, der Gleichenreuter? Nein, Er alle, die (natürlich) zu Johann Hoff, dem großen Maigetränkerzeugen („Neue Berliner Monatsschrift Nr. 1"), bekommen ihre Ehre, durch erworbene Kammerrichter), auch wie vor in natura.

Ein schönes altfestliches, altromantisches Gepränge ist gerettet! Es gibt noch Poesie des Staatslebens! Ein Orden ist und bleibt ein Orden, ein Ding an sich, ein Schmuck als solcher. Umhängen, mit goldener Kordel umhängen, was ihn an seiner Spender freuen kann, wo er sicher gemeine Wirklichkeit erheben will — Wie? Eine hohe Anerkennung auf den nächsten hohen Jasmin? Nein, das halten Lorbeer, Eichen-, Schnitz-Delgrün als sprechend aufbewahrt und in Ehren wie gerade für die nächste Zukunft. Es gibt noch Gesetze in den Farben; Purpur kann Kampf ist heute gerichtet dem Königthum an sich auf einen mißverstandenen Untergrund; es ist ein Kampf um innerhalb der Parteien, um eine Privatsache des Volks unter sich — die ewigen Rechte der Krone hängen damit nicht unzerreißlich fest, wie am Himmel — und wie der Mensch — wie heißt die Stelle bei Schiller?

Die haben auf eine sinnliche Lösung des geschichtlichen Rätsels, wie sich gemäßig, daß auch die Orden für die Armee „verliehen" auch für 1863 in verfassungsmäßiger Stimmung bewilligt werden. Warum nicht auch? Der einzige Gesichtspunkt meiner politischen Kampfe kann mir deutlich sein, und unmöglich auch den armen Leuten, welche [illegible] [illegible] Schlagwort, wie auf Verlangen des Schweizer des Volk gewesen sind, [illegible] [illegible] [illegible]

Unterhaltungen
am
häuslichen Herd.
herausgegeben
von
Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. Nr. 33. Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Ein Tag am Monte-Rosa. Von Rudolf Gottschall. — Die eidgenössische Armee in alter Zeit. I. — Bildung und Pflege der Pflanzen. — Verbreitung des deutschen Hausrats. — Neues aus der Welt.

Ein Tag am Monte-Rosa.

Von Rudolf Gottschall.

Wenn man unweit Visp auf der Höhe des Lötschenbergs nach Süden schaut, so gewahrt man, gegen Osten nach Westen sich ziehend, eine ununterbrochene Kette gewaltiger Gebirgshäupter. Auf dem äußersten linken beginnen die Bündtner Berge. Man glaubt das glänzende Taubenhorn am Lago Bianco, den Felsenbau des Julier, die spitze Pyramide des Piz Languard, die breiten Massen des Bernina zu erkennen. In entgegengesetzter Richtung erhebt das Auge die Felsen Gipfel des Monthlanc. Das Mittelstück bilden, auf Meilenweite des Gebirgs bedeckt, gletscherreich, weißen, herrlich gefirnten Hörnern die Walliser Alpen. Unter ihnen, rechts neben dem vielbesuchten Paß, der geradenaus in das Augstthal führt, hebt eine Gruppe von Bergen sich ab, vor allem, was der Gletscherfreund bewundert, erhaben und großartig. Es ist der Monte-Rosa mit seinen Nachbarn und wenn, das mächtigste Gebirge des Weltentheils. Mag es die entferntern Alpenstöcke an Umfang und Höhe weit überbieten, ist dafür freilich kein anderes. Dasselbe gilt aber auch von den nähern Gletschern vom Finsteraarhorn (sowohl unmittelbar zu den Augen der Berner Oberländer gehörend und in ihrem innersten Bau hervorliegend, müssen die Berner Alpen von hier aus recht eigentlich in das Herz sich blicken lassen, während sie dem Nahen das erdheiterste Antlitz zukehren. Dennoch, obwol der Standpunkt ihnen günstiger, viel näher ist, wird nicht leicht der Besucher sich täuschen und bestimmen lassen, ihnen den Vorrang einzugeben.

Noch deutlicher tritt die Überlegenheit des Monte-Rosa auf der Südseite entgegen. Hier von der Hochwarte des waldigen Domo den Halbkreis des Alpenwalls überblickt, an dessen Ende die weite lombardische Tiefebene sich anschmiegt, bedarf keines Führers, um den wahren Herrn der Berge Europas zu entdecken, jenen Herrlichen, dessen Scheitel mit der strahlenden Hülle eines vielfachigen Kronenreifs geschmückt ist. Kein zweiter Berg der ganzen Alpenrundschau zeigt so viele Firnen und so ausgedehnte Firnenhöhen.

Die Spitze des Monthlanc mißt [illegible] Fuß mehr als das oberste Horn des Monte-Rosa. Wer beide Höhen vergleicht, sieht ab, daß er nur noch in seinem Gipfel die Höhe von 13840 Fuß erreicht, während hinter ihm der höchsten Spitze noch drei Kuppen mit einer Erhebung von 14000 Fuß, fast von über 13800 Fuß

zahlt. Entscheidend ist, daß den gewaltigen Bergzügen, die mit zum über 14000 Fuß und fünf über 13000 Fuß emporragenden Erhebungen der Monte-Rosa nach West und Nord entsendet, der Montblanc etwas Aehnliches nicht zur Seite zu stellen hat.

Der höchste Punkt des Monte-Rosa ist erst in einem einzigen Sommer erstiegen worden. Sein Fuß gilt seit einem Jahrzehnd für eins der lohnendsten Reiseziele im Schweizerland. Zermatt, Rifelberg und Gorner Grat sind im Sommer so besucht wie kaum eine andere Alpenlandschaft, obwol die Abgelegenheit und Aussichtlosigkeit des nördlichen Zugangs durch Rhone- und Nicolaithal, in Verbindung mit der fast vollständigen Absperrung nach Süden, die große Mehrzahl der Besucher nöthigt, von Visp aus zur Hin- und Rückreise auf demselben langgedehnten Pfad mindestens drei volle Tage aufzuwenden; der Wanderung am Abhange auf und ab, im Wallis, dem Thal der Thäler, nicht zu gedenken.

Wer von Zermatt aus nicht am Ufer der Gorner Visp nach Visp zurückkehren, sondern nach dem Süden vordringen will, hat die Wahl zwischen drei Pässen. Der erste über Gorner- und Theodulgletscher, vorbei an der St. Theodulschanze, dem höchstgelegenen Festungswerk der Erde, auf einer Höhe von 10000—11000 Fuß, bringt nach Chatillon, am südwestlichen Fuß der Monte-Rosagruppe. Auf dem zweiten, dem Arlerpaß, überfliegt man den Matterhorngrat, den nächsten nördlichen Nachbar des Monte-Rosa, in der Richtung von West nach Ost in einer Höhe von 12000 Fuß, um nach Saas oder Mattmark und von dort über den Monte-Moro und Macugnaga in das Anzascathal zu gelangen. Der gerade, jedoch ohne Vergleich seltenste als die beiden andern benutzte Weg nach den Seen Oberitaliens, nach Mailand, Genua und Venedig führt etwa in gleicher Höhe, knapp am Monte-Rosa vorbei, über das Weißthor hinab nach Macugnaga.

Bekanntlich begegnet man auf den Hauptstraßenzügen der Schweizerreisenden mehr Engländern, neuerdings selbst Franzosen, als Deutschen. Ein wahres Mißverhältniß klafft entgegen, wenn man die heimgesuchten Gleise des großen Fremdenverkehrs verläßt und die Zahlen führer oder besonders beschwerlicher Gebirgsfahrten vergleicht. Eine gewisse Bequemlichkeit hält unsere Landsleute in der großen Mehrzahl von Unternehmungen fern, bei denen es ungemüthlich hergehen könnte. So geschieht es auch jenen drei Pässen, besonders den beiden letztgenannten.

Ich meine: diese Erscheinung ist in ihrer Allgemeinheit nicht zufällig; der Alpine club in London, dem wir etwas Aehnliches nicht zur Seite zu stellen haben, ist in der Hauptsache nicht das Erzeugniß einer bloßen Stimmung. Vielmehr scheinen mir hier zugleich Züge der verschiedenen Volksorganart zu Tage zu treten, deren Vergleichung zu Ungunsten des Deutschthums ausfallen muß.

Was von der einen Seite betrachtet Richtung ist, wird nach der andern Ursache. Ein kühner Unternehmungsgeist, der sich einmal bethätigt hat, erfüllt für die Zukunft mit Selbstvertrauen, erhebt sich in der Folgezeit leichter zu gleichgearteten Entwürfen. Gelänge es, von dem Strom der deutschen Reisenden in der Schweiz einen stärkeren und kräftigeren, wenn auch kleineren Arm nach den schwierigsten Pässen und erhabensten Gipfeln der Alpen hinaufzuleiten, so wäre damit ein Punkt gewonnen, von wo aus ein ansehnlicher Zufluß poetischer Erhebung und selbstvertrauter Unternehmungslust in den ganzen Volkskörper einströmen könnte. Ein Regenerationsorgan, der neben dem Turnverein eine ergänzende Stellung einnehmen würde und dessen Wirksamkeit durch den Umstand begünstigt erscheint, daß die zunächst und unmittelbar betheiligten Individuen mittelbar den für die Gesammtentwickelung des Volkslebens einflußreichsten, zugleich aber den wenigen Schichten der Bevölkerung angehören, deren körperliche Rüstigkeit und geistige Frische durch Bildungsgang, Beruf und Erbanlage verhältnißmäßig stark und nachhaltig bedroht wird.

Wir hatten, um von unsern Betrachtungen und Wünschen zu den wirklichen Erlebnissen überzugehen, uns für das Weißthor entschieden. In Zermatt sahen wir uns nach Führern um. Der zweite Führer war bald gefunden. Zwar kann er die Passage über das Weißthor erst einmal zurückgelegt, aber sein Aeußeres flößt Zutrauen ein, sein Leumundszeugniß lautet günstig und mündliche Empfehlungen standen ihm zur Seite. Es kam nun darauf an, einen zur Leitung des Unternehmens geeigneten Mann zu erlangen. Der Besitzer des Gasthauses zum Monte-Rosa, gleichzeitig Eigenthümer des Riffelhauses, Herr Seiler, ein sehr gewinnender Rathgeber, schickte uns seinen Knecht Martin Ritz zu, einen Führer, der auch von andern Seiten als besonders tüchtig

…hmt wurde und den kürzeren Weg nach Ma… …ngs genau kennen sollte. Er hält sich wäh… …des ganzen Sommers im Mörlihaus auf … …lesset fast Tag für Tag die Gletscherwande… …rn, die von dort aus unternommen werden … …sollten später gleichwol erfahren, daß er der … …aber nicht gewachsen war, deren Führung mit … …Begriff Saumen, ihm zu übertragen. Im … …haus, das von Zermatt aus in drei Stun… …den erreicht wird, fanden wir ihn anwesend; … …er war für den folgenden Tag von einigen … …aten gemiethet, die über den Theodulpass … …wollten und die Ausführung dieses Plans … …ssten Augenblick von heute auf morgen … …rden hatten. Jene Herren, darunter ein … …ger, der in diesen Gletscherreisen ungemein … …rfahren schien, legten auf seine Begleitung gro… …ssen Werth und machten ihr Anerbieten geltend. … …Lenker, den wir um Beschaffung eines Ge… …hülfen ersuchten, wußte sie, ohne unser Zu… …thun durch die Bestellung, daß der schwierigere … …Führer bewährtern Führer erforderte, zu einem … …zu bestimmen.

… 11. Juli 1861 früh gegen halb vier Uhr … …en wir das Gasthaus auf dem Mörlisberg, … …ing gemacht durch ein reichliches schweizer … …Frühstück — Suppe wird gewöhnlich ver… …. Etwa drei Viertelstunden folgten wir … …murmelnder Morgenröthe den Steigungen des … …Pfades, der hinauf zum Gornergrat, dem … …ersten Zielpunkt der Mörlisbergswanderung. … …Dann bog ein kaum erkennbarer Saumweg … …ab. An steilen Berghängen hin, links … …ch der hellgrauen Wände des Grats, rechts … …aus den großen Gorner Gletscher. Die … …n Alpenkräuter, die zwischen dem ab… …n Gestein des Bodens hervorsprießen, … …von Schafen abgeweidet, die letzten Le… …Zeichspie, denen wir auf der verschie… …n Wanderung begegneten.

…Pfad senkte sich hinunter nach dem Rande … …schers. Noch ein Spring und wir stan… …dem Saum des gewaltigen, über eine … …breiten Gletscher. An den Seiten ist … …am dünnsten und niedrigsten. Daher … …die Richtung nach der Mitte. Die hoge… …ne, hier und da durch schwarze Spalten … …ren, viel häufiger von verdeckten Klüften … …, mit einer dünnen Schicht weggenom… …Gletschers bedeckt, ging selbst ziemlich … …er. Der Fuß, in der Gegend der … …, um das Eindringen des Schnees zu … …verhüten, mit Bindfaden umschnürt, fand auf der festtretenden Kruste nur spärlichen Anhalt. Daher schon hier das Anfassstäbchen, die Höhe nicht gebrauend, sondern schräg zu stellen, wobei man am besten thut, Körper und Auge nicht in der Richtung nach vorn, sondern seitwärts fortzubewegen. Ohne Alpenstock und die scharfkantigen Nägel der in die Sohlen der Alpenschuhe eingetriebenen Nägel wäre die Arbeit gleichwol eine sehr schwierige.

Die erste Erhebung war bald erstiegen; die Wanderung wurde nun aufwärts in der Richtung gegen den Gletscherm nach fortgesetzt. Die Kunst des Führers besteht hier vornehmlich darin, den breiten Spalten auszuweichen, zum Ueberschreiten oder Ueberspringen der minder weiten die schmalsten Stellen zu suchen, die häufigen Gabelungen zwischen zwei in gleicher Richtung verlaufenden Einrissen aufzusuchen, die Tragfähigkeit der Schneelagen zu bemessen, mit welchen die Oeffnungen des Gletschers vielfach ausgefüllt oder wenigstens bedeckt sind, die Stellen zu vermeiden, wo die dickere oder gelockerte Schneedecke das Festtreten verräthet, durch geschickte Umgehen der steilen Hebungen und Senkungen die Anstrengung des Emporsteigens auf das Unerläßliche zu beschränken. Auffällig war uns die Schweigsamkeit der Leute. Es gelang keiner Mühe, sie in ein festlaufendes Gespräch zu verwickeln. Die Scherze, die wir machten, die heiteren Melodieen, die wir halblaut und abgebrochen vor uns hinsummten, schienen eine Art abergläubischen Unmuths in ihnen wach zu rufen.

Der ganze Gletscher, auf dem wir emporstiegen, gleicht einem mit Eis ausgefüllten Thal, in welches aus den Zwischenräumen der Säume der vorquellend eine ziemliche Anzahl kleinerer Gletscherarme sich ergießt, zu unserer Linken begrenzt von den letzten Ausläufern des Gorner Grats, hier, halb in Hügelreihen ewigen Schnees und Eises sich verlierend, nach dieser Seite hin die Aussicht abschließen. Noch die mächtigen, gewaltigen Hintergründe des Monte Rosa. Wir maßen der Schnelligkeit unserer Bewegung und die Ausdehnung der Strecken, die wir zurücklegten, an dem Wechsel unserer Stellung zu den einzelnen Höhepunkten dieses herrlichen Schneegebirgs. Verschoben und Zusammen waren bald erreicht und bald immer neu gelassen; sie bilden, parallel der Richtung des Gletscherstroms aufgebaut, die Gipfel des Thalrandes. Anders der Lyskamm. Er lag in seinem Winkel auf unserm Weg, ge-

nur der erſte Gaſt, der Schneider, bleibt vorn ganz keck ſitzen. Ehe die Ruheſtörer eintreten, rufen ſie alle draußen

Hurrah!

Lord Marwell (vornehm kommandirend).

Zwei Lammviertel!

Lord Pickington.

14 Pfund Roaſtbeef!

Harry

(der gleich nach ihnen ungemein keck und arrogant hereintritt).

Das Fleiſch für unſere Hunde draußen! Für mich — ein Glas Waſſer!

Die Uebrigen (lachen).

Bluette.

Harry ſein ein groß Verſchwender.

Harry.

An Zeit und (dem Gaſt, der ſitzen geblieben iſt, hart ins Ohr ſchreiend) Geduld.

Erſter Gaſt (ſich erſchrocken umdrehend).

Wie ſo?

Harry (mit ruhiger Malice befehlend).

Aufgeſtanden!

mißermaßen eine querüber gelegte Schranke, um die gradlinige Aufeinanderfolge des Gebirgszugs zu unterbrechen, das Haupt vor den Gliedern auszuzeichnen.

Endlich war auch die Breite des Kolosses, dessen Ausdehnung wir, über die Richtung der Längenachse gemessen, anfangs unterschätzt hatten, überschritten. Wir befanden uns nun gegenüber dem Fuß des Monte-Rosa selbst. Der Berg, wie die vorher genannten Kolosse in ein glänzendes Schneegewand gehüllt, prächtet sich, auch von dieser Seite betrachtet, vor ihnen durch seine Größenverhältnisse, die wechselnde Mannichfaltigkeit seiner Oberfläche und seiner felsigen Abhänge, am meisten aber durch die ganze Art des Baues aus. Er ist nicht wie jene in Eine Richtung langgestreckt, sondern strigt gleich mächtig nach allen Seiten auf, das rechte Urbild eines Gebirgsstocks, an welchen die Bergketten sich anreihen mögen.

Die Schneehäupter zu unserer Rechten hatten längst schon den Glanz der emporsteigenden Sonne zurückgestrahlt. Weiter und weiter stieg es sich allmählich nun auch über unser Gletscherthal. Wir mußten uns mit Brillen und dunkelfarbigen Schleiern gegen ihn schützen. Der eine Führer band sogar eine dichte Gesichtsmaske vor. Es kann nicht ausbleiben, daß durch diese Vermummung die Klarheit des Blicks und der Genuß der Herrlichkeit sehr merklich beeinträchtigt wird, allein wer auf dem Hochgebirge solche Vorsichtsmaßregeln verachtet, läuft Gefahr, schneeblind zu werden und ist Gefahr, alsbald nach der Rückkehr einer sehr schmerzlichen, mehrere Tage andauernden Hautkrankheit zu verfallen. Auf frischgefallenen Schnee soll diese verminte Einwirkung von Licht und Luft am stärksten sein. Trotz unseren Verhüllungen blieb auch unsern unnatürlich gerötheten und aufgedunsenen Gesichtern mehrere Tage lang in deutlicher Schrift die Warnung aufgeprägt, daß niemand heißen darf, die Hochgenüsse der Alpenwelt ungestraft zu kosten. Man soll mäßthun, bei dem letzten Schneefeld, das man auf der Rückkehr von dergleichen Wanderungen berührt, Gesicht, Ohren und die unbedeckten Theile des Halses kühlig mit Schnee abreiben.

Wir waren in unserer Verhüllung schon eine gewisse Strecke längs der Nordwestseite des Monte-Rosa hingeschritten, als endlich unsere Führer an die Nothwendigkeit leiblicher Stärkung mahnten. Auf die Schneefläche hingekniet, sprudelten wir reichlich unsern Versuchen an Brot, Braten, Käse, auch Liebes aber und in langen Zügen den kräftigen walliser Wein zu. Der Mangel der Doppellieben an unserer Fußbekleidung hatte, sobald wir aufhörten uns zu bewegen, eine empfindliche Kälte an den Fußsohlen zur Folge. Als wir mit zurückgeschlagenen Schleier Umschau hielten, kommen wir nahe dem Scheitel des Theodulpasses eine Reihe schwarzer Punkte entdecken, die sich langsam fortbewegte. Es war die Reisegesellschaft, die kurz nach uns das Nikolaushaus verlassen hatte. Die Entfernung betrug in gerader Linie doch wenigstens drei Stunden.

Nach einer kleinen halben Stunde der Ruhe wurde die Wanderung fortgesetzt. Wir näherten uns dem obern Ende des Gletschers. Die einzelnen mit Wasser gefüllten, nur mit einer Eisrinde bedeckten Vertiefungen auf seiner Oberfläche waren längst verschwunden. Nach und nach wurden die Spalten seltener, der Eishöcker weniger und niedriger, die Oberfläche ebener. Wir hatten unmerklich die Grenzlinie zwischen Gletscher und Firnschnee überschritten. In der Höhe, in der der Schnee gar nicht oder nur unvollständig schmilzt, ist die Gletscherbildung nicht möglich. Die Schneedecke wird körnig, theilweis eisig, verbindet sich, gleitet ihrer Bestimmung, der Verwandlung in Gletschereis und Gletscherwasser, langsam abwärts entgegen oder stürzt an steilern Abhängen zu Lawinen geballt herab, bewahrt aber im wesentlichen ihre ursprüngliche Beschaffenheit.

Es war nun auch nicht mehr ein Thal, in dem wir verweilt wanderten, sondern eine weite, halb muldenförmige, halb weltentfernte ausgebreitete, von Ost nach West abfallende Hochebene, rechts vom Monte-Rosa, links von einem schmalen, tiefen Abgrund und jenseits desselben von den Abhängen des mächtigen Michabelgebirgs begrenzt. Wir standen auf dem sumpfen Kamm, der Monte-Rosa und Strahlhorn verbindet.

Vor uns die Cima di Jazi, der nächste südöstliche Nachbar des Monte-Rosa, ein breiter, von dieser Seite aus langsam aufsteigender Schneehügel, den als nächstes Ziel der Wanderung unsere Aufmerksamkeit schon seit Stunden bevorzugt hatte. So mäßig die Erhebung über die ebenste Fläche der Hochebene erschien, unser Auge hatte sich an den Entfernungen unserer Alpengegenden genug geübt, um sie mit Recht auf über 1000 Fuß zu schätzen.

Bis hier, von dem grauen Weg nach dem Bricher ein wenig abwärts, der Firne und ...dhorten, wurde der Schnee tiefer und weicher, ...ahlamer das Fortkommen. Das Gebirgen ...re mehr Anstrengung, als wir erwartet hatten. ...ber trotz des tiefen Einsinkens in den gro...heils lockern und nun auch von der Sonne er...dämmten Schnee ging es rascher Hand ...Fuß zu. Drei-, viermal sahen wir uns fri...sch getäuscht; hinter der Erhebung, die uns die ...höchste schien und die wir nun erreicht hatten, ...er eine andere, höhere verborgen gewesen, die ...ns schon für gewonnen gehaltene Ziel ferner ...nd höher rückte. Doch das vermehrte nur die ...ngeduld und Hast, mit der wir der Spitze zu...liefen, um an einer Umschau, welche nach Aus...dehnung und Umfang der vom Monte-Rosa ...sichtbare, die Augen zu weiden. Endlich er...ge, hatten wir uns endlich auf die letzte und ...höchste Spitze, 13240 Fuß emporgearbeitet.

Ein unermeßlich schwankendes Landschaftsbild ...g dort ausgebreitet vor uns. Zwar schwebte ...ter der Wölbung des in heiterem Glanz über...anden Himmels, tief unterhalb der Höhe, auf ...r wir uns bewegten, eine große Anzahl weit ...gedehnter, weißgrauer Wolkenzüge, welche das ...efland unserm Blicken großentheils verbargen. ...ber zwischen diesen Wolkenbändern und über ...en ragten hell und klar die Gebirgsketten süd...h vom Gotthard, die Bergländer des oberitalie...chen Sees und die schmalen, langgezogenen ...chneiden der Apenninen hervor. Im Süden...osten glaubten wir die Euganeischen Hügel ...bemerken. Nichts gab eine deutlicher Vor...llung von der Erhabenheit des Standpunkts, ...s wir einnahmen, als die Tiefe, in die wir ...unserm Wolkenzug herniederblickten, unsern ...n südlichen Charakter der Gebirgsluft. Wir, ...en auch über die Wolkenlichter emporragt, ...ch weit entfernt waren, uns an Höhe ihres ...ges zu sein, war in der wechselvollen Bildung ...Höhenlinien und Abfälle, mehr noch in der ...rbe, grau und violett gemischten Färbung ...lich ausgesprochen. Daneben ließ der grüne ...gelichte Wolkenschleier hier und da auch ...n Bild in das Flachland sehen. Und fern...wie der Lauf des Po und des Tessin nicht ...en, so schimmerte uns doch ein heller Spiegel, ...südliche Ende des Langensees, lockend ent...n. Unmittelbar vor uns in verschwindender ...e, wenngleich immer noch höher als die Spitze ...Breithorns, lag Mongnaga, das Ziel des ...Tages. Der Führer mochte uns, trotz seiner Mühsal, zu rasch zu eilen.

Ohne Vergleich großartiger und lohnender noch war die andere Seite der Aussicht: jenes eines Labyrinths von benachbarten und unbenannten Gletschern ein Halbkreis von Bergriesen und Silberhörnern, wie er jetzt Verzählung und noch viel weniger jede Beschreibung hinter sich läßt. Rechts zunächst der gewaltige Bau des Michabel mit seiner höchsten Spitze, dem gleich gewaltigen Dom, und seinen Vordermännern, dem Strahl- und Stechhorn. Weiterhin im Vordergrund ein freundlicher Blick in das obere Nicolaithal, im Hintergrunde die zackige Schnee- und Felsenmauer der berner Alpen von den Viescher Hörnern bis zur Gemmi. Der Michabel ist dem Beschauer mit der Schmalseite zugewandt. Die nächsten Nachbarn des Monte-Rosa treten gleichfalls, trotz ihrer Nähe und Massenhaftigkeit, noch nicht in ihre größere Ausdehnung ein. Aber der erhabene Gebirgsbau, der das Nicolaithal im Westen begrenzt, mit Felsthürmen, Mauerhörnern, Gabelhörnern, liegt in seiner ganzen Länge ausgebreitet vor uns, ein wenigstens, hochgeschwungener Kamm, den eine ganze Reihe leuchtender, steil gehaltener Schneehäupter krönt.

Unwiderstehlich fesselten der Monte-Rosa selbst und das Matterhorn. Das Matterhorn, diese wie erstarrte, steile und regelmäßig pyramidale Felsgestalt, die sich noch 6—700 Fuß über ein weites Gletscherfeld erhebt, muß auf jeden Besucher den Eindruck eines großartigen, sich erhebenden Wunders machen. In das Nicolaithal blickt es herein wie ein Naturgebilde im Zauberhalbschein aus einer andern, übermenschlichen Welt. Von dem höheren Standpunkt der Cima di Jazi aus betrachtet ist es seiner Gleichheit der Unverhältnißmäßigkeit entkleidet. Daher tritt hier sein monumentaler Charakter wesentlich noch deutlicher hervor. Es ist mit keinem Berge eigentlich gar nicht zu vergleichen, trotzem ein Pyramid von den Dimensionen eines Berges, und zwar eines der höchsten Berge des Gebirgs (13791 Fuß). Weit liegt kein anderer Berg in den Alpen dem Beschauer die Ansicht nach dem Baumeister der Erde so unverkürzlich auf die Lippen.

Auf dem breiten Rücken des Monte-Rosa erheben sich zwei Hügel, der eine, wenig höhere, etwa in der Gestalt einer unregelmäßigen Halbkugel, deren Oberfläche aus Schnee und Felsenflächen gemischt. Der zweite, das Vorderhorn,

ein vollkommen regelmäßig gebildeter, auf breiter Grundlage ruhender, in convexen Seitenlinien sanft aufsteigender, gewiß stets ausklingender Kegel des reinsten Schnees, ein Bild von ergreifender Einfachheit und zugleich vollendetem Adel der Formen.

Luft und Himmel dürfen nicht vergessen werden. Die reinere, dünnere Luft in den Alpen ist aus den Gesichtserscheinungen, denen die Bewohner des Flachlandes fast entgegen sind, jedem bekannt. Mit der zunehmenden Höhe wächst die Tiefe und Durchsichtigkeit der Atmosphäre und damit zugleich die helle Klarheit der Gegenstände, die man durch dieses Medium erblickt. Der unsagbare poetische Reiz der schweizer Gemälde beruht großentheils auf dieser ihrer unverhältnißmäßigen Deutlichkeit. Dies gilt schon von dem Blick aus der Tiefe in die Höhe oder umgekehrt. Noch günstiger ist das Verhältniß dann, wenn Standpunkt und Gegenstand über dem Dunstkreis des menschlichen Treibens liegen, der Höhe des dunnen, lichten Aethers sich nähern, dessen sinnige Personificationen in der griechischen Götterwelt bekannt ist. In diesem Fall befinden wir uns gegenüber dem Bergkranz, der vom Mischabel bis zum Monte Rosa, von Ost bis Nordwest den Gesichtskreis abschließt. Es ist nicht nur ein helleres Bild, von dem das Auge beglückt wird, sondern die reinere Luft, die größere Deutlichkeit der Anschauung, die scheinbare Nähe der entferntesten Gebilde macht einen Eindruck der Wahrheit und Unmittelbarkeit, daß damit verglichen jede Aussicht in dem dichten Luftmeer des Tieflandes nebelhaft, eingeengt und unpersönlich erscheint. Die Tage, an denen jene vollendete Klarheit auf den Gipfeln des Hochgebirges thront, sind selten, viel seltener als ein heiterer Himmel über dem Flachland. Aber haben ihre Stimmen erst einmal den gewöhnlichen Nebelkreis ganz abgestreift, dann leuchten sie auch in einer fast überirdischen Anschaulichkeit und Gegenständlichkeit. Mit dem Silberglanz der himmeltragenden Titanen wetteifert das lichtgrüne und dabei doch dunkle Blau des Firmaments. Während die Sonne alle Höhen mit Licht übergießt, mittels der Hebungen und Senkungen des Bodens an allen Bergabhängen Schattenspiele hervorzaubert, alle Umrisse mit zauberartiger Genauigkeit hervorhebt, dadurch aber die Lebendigkeit und Wahrheit des Bildes märchenhaft steigert und sagbar macht, kehrt das trunkene Auge immer und immer wieder zu der Grenzlinie zurück, wo Himmel und Erde scheiden oder richtiger verbinden. Diesem Bund des weißleuchtenden, sich glühenden Weiß mit einem unbegränzten und doch lichtdurchdrungenen Blau, um so viele, bei allem Alter ewig jugendliche Silberschneeerscheinungen, in buntester Mannichfaltigkeit wechselnden, kühnen und anmuthigen Linien sorgfältig, gebührt der Preis.

Die Luft der Höhe reinigt nicht nur das Auge, sondern erfüllt den ganzen Menschen, Leib und Seele, mit neuem, frischem Leben. Je höher wir gestiegen waren, desto lebendiger wurden die Kräfte, desto freier, gehobener der Sinn. Diese reine Empfänglichkeit, dieser freudige Muth ist eben die rechte Stimmung, um einen Anblick wie den von der Gema di Jazi würdig zu genießen. Jede ängstliche Vorsicht war weit zurück. Wir duften und zwar gegen den schneidend kalten Wind in wärmere Kleider und suchten der Erkältung des Steigens durch einen tüchtigen Schluck aus der Cognacflasche entgegenzuwirken; aber es würde uns wie Sünde vorgekommen sein, das unvergleichlich schöne Bild nur durch den Schleier zu betrachten. Mochte das geblendete Auge schmerzen, das Gesicht unter dem vereinten Einfluß von Sonne, Schnee und Eiskalt aufschwellen, wir wollten frei um uns blicken, das entzückende Bild in ungeschwächtem Glanz in uns aufnehmen.

Leider mußten schon nach einem [illegible] Aufenthalt Kälte, Wind und der Gedanke an den noch bevorstehenden Theil unseres Tagewerks uns auf den Rückweg treiben, der bis an den Fuß des Bergs großentheils in seinem Lauf zurückgelegt wurde.

Auf der Hochebene wanderten wir uns lebhaft, um die Gema zu umgehen. Das Bild, das unser beim Kommen, nur bruchstückweise, entzückte, aber vielleicht noch ergreifender als das auf der Spitze. Der Berg fällt hier steil, fast senkrecht ab. Trotzdem ist auch diese Seite vollständig mit Schnee bedeckt. Aber die gewaltige Masse hat sich von den sie ehemaligen, sie gerundeten, noch immer mächtigen und wenig ausgeprägten Formen ganz losgerissen, in welchen Schneemassen sonst regelmäßig aufsitzen. Der Schnee glich hier vielmehr einem andern Material von viel festerer Zusammenhebung und zu einem kunstvollern Bau geeignet. Hatte sich die Decke von Eisbrocken des Felsgipfels [illegible] oder hatte sich der Wind in unbegreiflichen Launen verweht, auf der ganzen, ziemlich weiten Fläche waren in halberhabener Arbeit, scharf um-

…ßen und wir aus hörterem Tone gemeißelt, rie…ige Säulen, Strahlen, muschelähnliche Gebilde …ngegen, die einen reichen Wechsel von Licht und Schatten über den weiten Abhang verbreiteten. …uf dem Scheitel des Bergs hingen dicke Schnee…ngen und über dem Scheitel leuchtete, dem Je…ich nahe, der tiefblaue Himmel. Die Sonne war inzwischen noch höher gestiegen, Licht und …ärbung, in denen das Himmelsgewölbe strahlte, waren an Intensität gewachsen und das empor…chende Auge hatte den Ring der Atmosphäre, …n dem der Glanz und Farbenreichthum sich etwa noch durchen konnte, an der dünnsten Stelle zu …rchdringen. Daher hier ein noch stärkerer Licht…rug als an dem tieferen Horizont, der die Aus…icht von der Höhe begrenzte. Wer in dieses …rbengrünliche, schwärzliche, nach dem dunkelsten Saftgrün schillernde und doch vom lichtesten Glanz getragene und durchdrungene Blau je ge…ucht, lernt einsehen, wie mittelalterliche Maler…ulen meinen konnten, durch den Goldgrund …rer Bilder die unerreichte Farbenfülle der Him…elsluft immer noch am naturgetreuesten zu ver…nschaulichen. Und wie das klingende Schneedach …r Gima dem Auge so nahe gerückt war, wie …e tief purpurblaue, goldene Himmelskugel un…ittelbar auf diesem breiten, strahlenden, kunst…ß gebildeten Pfeiler aufzuliegen und ihn …ch allen Seiten einzuklammern schien, so war …s, als ob der leuchtende Himmel selbst zur …de, zu uns herniedergestiegen sei, in unseren …genen Lebenskreis herumrage. Wir brachen in …uren Jubel aus. Ich konnte an dem Anblick …n solch überwältigender Einfachheit und Groß…rtigkeit mich nicht satt sehen. Es bedurfte wie…rholter Mahnungen, ehe ich meiner Aufgabe …rer wurde und mich endlich losriß, und auch …nn noch sandte ich den blickenden Hebern der …ima häufige Rückblicke zu.

Nachdem wir wiederholt auch an Ermüdung …s Körpers gedacht, näherten wir uns, auf dem …fstieg der Hochebene abwärts schreitend, dem …cheitel des Passes. Man unterscheidet das Alt- …d das Neue Weißhorn. Den Namen des Alten …hrt der gewaltige Schneewall, der den Fuß der …ima di Jazi mit dem Fuß des Monte Rosa …rbindet. In früheren Jahren stieg man an der …—4000 Fuß hohen steilen Schneewand zu eini…em Zickzack herunter. Aber niemand von den …genwärtigen Bewohnern des Monte- oder …ußthals ist, soviel wir erwitteln konnten, den …eg selbst gegangen; niemand kennt ihn mehr. Doch soll ein Uebergang in einer gleicher Richtung ganz jüngst von Macugnaga aus wieder entdeckt und einmal im letzten Sommer auch erstiegen worden sein. Das Neue Weißhorn liegt auf der entgegengesetzten Seite der Gima, es scheint in den letzten Jahren, wenn überhaupt je, doch gleichfalls nur höchst selten überschritten worden zu sein und war, wie wir erfuhren, wenigstens im Jahre 1861 vor uns noch von niemandem betreten.

Bald standen wir vor seiner nördlichen Pforte, auf einem kleinen festen Vorsprung, unter dem ein schmales steiles Schneeriff seinen Anfang nahm. Dieses Riff, die dachförmig aufgeschichtete, etwa 20 Minuten lang, meistens in abschüssigen Hebungen und Senkungen fortlaufende Schneedecke eines dünnen Bergrats, der Macugnaga- und Anzelenerischer scheidet, ist das Weißhorn. Rechts gegen den Macugnagagletscher stürzt der steile Abhang zu Tiefen ab, die nach Tausenden von Fuß messen. Links beträgt die größte Tiefe vielleicht einige tausend Fuß weniger, aber auch hier findet an der fast lotrechten Wand der einmal ausgleitende Fuß nirgends einen Stützpunkt. Solche Schwierigkeiten und Gefahren erfordern neben Sammlung und Stärkung der Körperkräfte außergewöhnliche Vorsichtsmaßregeln. Die dicken Stricke, mit denen unsere Führer sich umgaben, fanden nun erst ihre Verwendung. Drei von ihnen umwanden, zu einer lebendigen Kette zusammengeknüpft, unternahmen wir den Uebergang. Nix schritt an der Spitze, mein Bruder folgte; ich trat in seine Fußstapfen; das zweite Ende der Leinen war um den zweiten Führer geschlungen, der den Zug schloß.

Das Hinabgelangen auf die Spitze des Riffs war leichter, als wir meinten. Links und rechts starrten uns zwar untergründliche Schlünde entgegen, wir glaubten daher schon, wir würden von unserer Felsenbahn aus über den Vorsprung uns hinablassen müssen, aber es fand sich unter der vorliegenden Felsenmauer noch Raum zu einem horizontalen Uebergang. Die beiden Seiten des Schneedachs, auf dem wir nun hinschritten, liefen in der Scheitellinie spitz zusammen ohne jede Spur einer wagrechten Fläche. Wir hielten uns streng auf der steilen Kante, setzten vorsichtig Fuß um Fuß in die Spur des Vormanns und vermieden den Blick nach den etwa 2—1500 Fuß entfernten Rändern der Schneemauer, unter denen die Abgründe gähnten. An den tieferen Stellen und auf den Abhängen, in denen die Höhenlinie

des Schneefelds bald emporstieg, bald sich niedersenkte, fand der Fuß in dem weicheren Schnee meist einen willkommenen und beruhigenden Halt. Auf den Höhen aber trafen wir einigemal vereiste Stellen, auf denen ein sicherer Stand schwer oder gar nicht zu gewinnen war. Das waren peinliche Augenblicke. Bessere Führer würden Stufen in das Eis gehauen haben; die unsrigen trugen das Beil, aber führten es nicht. Die Schleier mußten wir beibehalten, um nicht geblendet zu werden. Indem schien es mir, als ob für das Auge durch das Trugbild eines in ihrem Gewebe gegebenen Anhaltes täuschen und dadurch vor Schwindel schützen. Aber ob und an welche sich ein Theil zusammen, sodaß das Auge durch den Mangel und Wechsel der Beleuchtung beirrt werden konnte. Auch der widerige Niederschlag an den Brillen, die wir unserer Kurzsichtigkeit wegen beibehalten mußten, legte sich wie Nebel vor. Viel mehr Schwierigkeiten noch machten die Steine. Sie mußten jedem einzelnen einen Spielraum von 6—8 Fuß lassen. Gleichwohl hält man sich gern näher aneinander, sei es, um schlimmstenfalls die Macht des Sturzes zu mindern, sei es, um von dem nächsten vorbringenden Vordermann nicht ungestüm mit fortgezogen zu werden. Daraus ergibt sich die Nothwendigkeit, einen Theil des Strickes aufzunehmen und in der Hand zu tragen. Die Bewegungen auf solchem Wege sind aber so ungleich, daß die Zwischenräume zwischen den einzelnen Wanderern unaufhörlich wechseln. So kam es, daß die Beine, die Schulter und Schulter verbinden sollte, meinem Bruder wiederholt zwischen die Füße gerieth und dadurch Unsicherheit und Schwierigkeit des Wegs noch fühlbarer brigerte. Von anderer Seite hörten wir später hin, daß man derartige Stellen am besten Hand an Hand passire. Allein ich sehe nicht ein, wie dabei von dem in der Mitte eingeschlossenen Wanderer der unentbehrliche Alpenstock mit Erfolg soll gebraucht werden können.

Vor uns erhob das Schneefeld sich höher und steiler noch als auf der Strecke, die wir zurückgelegt hatten. Aber der Felsen, auf dem es ruhte, breitete sich rechts mehr aus, zeigte anstatt der glatten, senkrechten Wände einzelne gezackte, vor- oder einspringende Flächen, Einbiegungen und Vertiefungen, welche das Hinaufsteigen zu ermöglichen schienen. Dort hinauf führte unser Weg. Nachdem das verschneite Eis überschritten war, zweifelte niemand an seinem Gelingen.

Wir hatten uns getäuscht. Der Vergletscherung war größtentheils noch mit einer Schneeschicht bedeckt, hinreichend tief, um die Beschaffenheit des Untergrundes zu verbergen, zu weich und zu dünn, um einen sichern Tritt zu bieten, schlüpfrig genug, um leicht sich loszulösen und abwärts zu gleiten. Unter dem Schnee fand der Fuß bald Felsen oder weichere Erde, bald Eis oder lockeres Gerölle. Keine der Bildungen gestattete anders als im vorsichtigsten Zickzack hinaufzuklimmen. Wir waren glücklich, wenn wir am offen zu Tage stehenden Felsen klettern konnten, der uns vielleicht nur wenig feine, doch feste und sichere Stützpunkte zeigte. Die Uebergänge aus einer Rinne des Abhangs, die das Tieferliegen verbot, in eine andere führten über Abgründen an Felsenwänden hin, an die man sich anschmiegen mußte, um das Gleichgewicht zu behalten, aber über rollende Steine, die man nur halb im Sprunge berühren durfte, um einen zuverlässigern Standpunkt zu gewinnen. Auf dem Schnee ließ ein einigermaßen sicherer Tritt nur dadurch sich erzielen, daß man, die Fußspitzen aufwärts gerichtet, den Absatz thunlichst tief in den Boden einbohrte; aber unser ungeschickter und eigensinniger Führer war nicht zu bestimmen, solche Vertiefungen, die seine Hintermänner hätten benutzen können, herzustellen. Er bediente hartnäckig auf der bequemern und gefährlichern Methode, die Fußspitzen aufzusetzen und auf diese das ganze Gewicht des Körpers zu stützen. Das Beil, mit dem Stufen in das Eis hätten gehauen werden können, war am Ende des Schneefelds zurückgelassen worden. Vielfach glitt der eine Fuß aus, während es zum Glück dem andern noch leidlich gelang, sich festzulegen und der Alpenstock das Gleichgewicht wiederherstellte. Besonders bedenklich war das Hinabspringen von einigen Felsstufen, über die unser Weg führte. Einmal verlor mein Bruder vollständig den Boden und hing nur noch an den Stricken über dem Abgrund. Er wurde mit leichter Mühe wieder emporgezogen. Aber wäre mit ihm noch ein zweiter Führer ausgeglitten, so würde die ganze Kette unaufhaltsam in die Tiefe gerissen worden sein. Einen Trost sprachen wir uns zu: daß wir, weil wir den Mittagsrast eilich geben wollten, den beiloten Weg nicht wieder rückwärts zu machen brauchten. Diese Hoffnung war aber vergeblich.

Wir mochten auf diese Weise in einer guten Stunde einige hundert Fuß abwärts gedrungen sein. Immer neue Abfälle, über die der weitere

…ng führen sollte, bekamen sich unaufhörlich …er unseren Füßen aus. Die Stelle, die wir …n erreicht hatten, der Raum, uns hinzustellen, …hrend Nic einen vorragenden Felsenkopf über…t, um Umschau zu halten. Er sah lange auf …worten. Inzwischen klirrten wir auf unseren …ren schiefen Eisen gingerl, überzeugt von der …t, die wir nun täglich zu empfinden glaub…eine Mehrerbarung, die bei dem Aufhören …Sonne auf die Schneeflächen des Hochgebirges …t seltener gemacht wird. Während wir vor …ranstrengung Mühe hatten, uns des Schlafs zu …ehren, schlug häufig der Kampf, sobald …wir der Lawinen an unsere Ohr, die rechts …gegenüber vom Monte-Rosa herabdonnerten …ft wie die Rufe vom Berge erhoben, …ren wir in den riesigen Alpenarmen …Macugnaga weiten hinein. Halbkreisförmig …rem weiten Bogen ausgespannt, an den …n vorspringend, nach der Mitte zurücktre…begrenzen den Horizont die Zinnen des …r-Rosa. Und ein grüßloses Ganze, Ein …erbrochenes Halbrund, wie der königliche …zum Himmel aufsteigt, so stürzt es in glei…Flucht über 7000 Fuß zu dem Macugnaga…er nieder. Die Mitte der Firna di Jazi …die Rundung fort: der Bergriese, auf dem …standen, bildet ihren östlichen Vorsprung. …Ganze gleicht einem meilenbreiten, tiefen, …ttermig ausgebogenen, gleichmäßig verlau…Schnee- und Eisthal, das nicht horizontal …hinstreckt, sondern in jäher Erdebung zu …heiner Höhe emporführt.

…chdem wir lange vergeblich gebarrt, schritt …ürück. Er hatte die Aufgabe, über die der …Weg und hinabführen sollte, noch allent…mit Schnee bedeckt und unter dem Schnee …überzogen gefunden. Bei dem Versuch …nabzusteigen war er mehrmals nahe daran …allen Halt zu verlieren und in die Tiefe …m. Wäre der Aufgabe schwerer, so wurde, …meinte, das Hinabklettern gelingen sein. …lerwärtstringen, trotz Schnee und Eis, …und wahrscheinlich mit geschärften Sinnen …Fuß des Felsengrats bringen. Indem …unserer Führer das Herannahen von …von der Schneewand über unseren Häuptern …unverkennbare Aengstlichkeit der Führer …ne an. Die Gefährlichkeit des bisherigen …ren war nun ohne Widerrede in entgegen…Richtung noch einmal zurückgegangen wor…und jetzt erst in ihrem ganzen Umfang, …vielleicht auch über das Maß der Wirklichkeit vergrößert, vor die Seele. Reiferem Sinnen entschlossen wir uns zu dem unvermeidlichen, aber unvermeidlichen Rückzug.

Der Punkt, wo wir von dem Schneegrat abgebogen, war endlich ohne Unfall wieder erreicht. Wir schlugen nunmehr die Richtung nach Macugnaga ein, um folgenden Tags über den Moro nach Macugnaga zu gelangen, und stiegen daher sofort quer über den Schnee, um zu einer tiefen Schneewand abwärts gleitend, den höchsten Punkt des vielfach verklüfteten Firnbeckengletschers zu gewinnen, in dessen Spalten ein Herr de Geer aus den russischen Ostseeprovinzen zwei Jahre vorher seinen Tod gefunden hatte. Wir begegnen glaubten uns geborgen, als wir erst wieder das feste Gletschereis unter den Füßen fühlten. Noch deutlicher trat der Wechsel in der Stimmung der Führer hervor. Vorher muthlos, ließen sie nun auch die unerlaubliche Versuche aus den Augen. Der Gletscher war in seinem obern Theil mit einer Schneelage bedeckt, die, bald dünner, bald dicker, lockerer oder fester, so manchen tiefen Sprung verbarg. Die Schleier erschwerten das Wahrnehmen der leichten Unebenheiten, an denen, bei der vorhin genannten Aufmerksamkeit und Uebung, Lage und Richtung der Risse zu erkennen ist. Es geschah es, daß plötzlich mein Führer und ich bis unter die Arme in eine glücklicherweise schmale Spalte stürzten, auf welche Nic, welchen er sie bemerkt haben wollte, nicht aufmerksam gemacht hatte. Wir arbeiteten uns im Nu wieder heraus, hielten es aber doch für rathsam, bis zum Ende der Gletscherwanderung den Strickverband beizubehalten.

Mit an zwei Stunden liegen wir auf dem halb flachen, halb sanfter abwärts geneigten Rücken des Gletschers hinunter. Anfangs umgaben breitgebahnte Schnee- und Eisflächen, die auf der einen Seite von Schneehügeln, auf der andern von einem Abgrund umgeben waren. Allmählich verloren die Seitenerhebungen ihre Schneegewand, nahm der Gletscher deutlicher erkennbare Formen an, traten die Moränen hervor. Zugleich wuchsen die Spalten an Breite und Zahl heran, bis sie uns mehr und mehr wie ein Netz umgarnten. Je näher dem Fond, desto größer die Hindernisse des Fortkommens. Wir machten vergeblich den Versuch, in einer Moräne vorzudringen, die einen Vorsprung des Gletschers von dessen Hauptkörper trennte. Das Klettern über Eisgrate von Felsblöcken zu Felsblöcken war dabei schon schwierig,

das Vorgehen zwischen den Schneefeldern auf dem weichen, nassen, tiefen Boden des Grundes geradezu unmöglich. Die sprachliche Verwandtschaft zwischen Moraß und Moräne wurde uns hier nun also sachlich verständlich.

Endlich lief der Bergwand zu unserer Linken neben dem Gletscher Raum zum Weg. Es war hohe Zeit, denn die Schneedecke trug nirgends mehr und das Eis wurde immer glitschiger und brüchiger. Ueber felsige Abhänge, Reihe von Terrassen, abschüssige Rasenflächen, durch Bergbäche, zuletzt treppenartig an einer steilen Felsterrasse hinunter führte der Weg auf die Sohle des Saasthals, an die Ufer des gelbgrauen, trüben Mattmarkbaches (6714 Fuß), die wir nachmittags gegen 4 Uhr erreichten.

Noch einmal staunten die Wunder des Hochgebirgs uns nahe, ehe wir den Fuß in das trostlos öde Thal setzten. Links, hoch oben über unserm Pfad, hingen die blendend weißen, wie im heftigsten Auf- und Abwogen versteinerten Wellen eines breitgelagerten Gletscherstroms. Ein Stück Meer, in wildem Aufruhr urplötzlich erstarrt und gen Himmel gehoben. Zahlreiche Eisblöcke hatten sich von dem Strom losgelöst, waren im Niederstürzen zerschellt und liegen Bruchflächen wärts, in der blaugrünen Farbe schillernd, wie dem Gletschereis eigen ist.

Der Gletscher zur Rechten, das Ende der Eisfläche, die wir vor kurzem verlassen, zeigte dagegen nunmehr das Bild der vollständigsten Zerstörung. Der mächtige Bau des Stroms war sichtlich im Zerfallen, nur das Gerippe noch übrig geblieben. Um so deutlicher ließ das Innere sich durchblicken. Die Schneedecke längst verschwunden, der Körper in zahllose, ziemlich senkrecht geschichtete Eisnadeln von der Höhe und Breite kleinerer und größerer Häuser aufgelöst, dazwischen enge und weite Gänge, die von der Oberfläche bis auf den morastigen Grund reichen, das Ganze von ertöter Feuchtigkeit durchzogen und schmutziggrau gefärbt. Offenbar sahen wir den Gletscher, der im Jahre 1818 mindestens eine Stunde tiefer unten durch Saasthal und Mattmarkbecken vorgedrungen war, auf dem eiligen Rückzug begriffen. Vielleicht nur, um bald mit frisch gesammelten Kräften in das Thal sich wieder herabzuwälzen und im Verein mit dem Allalingletscher, der daselbst am nördlichen Ende des Sees schon jetzt durchsetzt und anfüllt, an die Stelle seiner Gnade und des unheimlichen Sees ein glänzendes Gemälde zu tragen.

Am Rande des Gletschers pflückten wir blaue Gentianen, das echte Sinnbild der blauen Blume der Poesie. Es bedurfte nicht dieser sichtbaren Gedenkzeichen. Wer die Herrlichkeit des Hochgebirgs einmal erschaut hat, dem tönt die Erinnerung daran fort und fort wie Zaubergesang ins Ohr.

Ein eidgenössisches Fest in alter Zeit.

I.

J. Amiet, Mitglied der Schweizer geschichtforschenden Gesellschaft, charakterisirt in einer Reihe „Culturgeschichtlicher Bilder" das „Schweizerische Volks- und Staatsleben zur Blüthezeit des französischen Einflusses auf die Aristokratien der Schweiz" (St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer, 1852).

Ludwig's XV. Politik suchte sich bekanntlich die reformirten Cantone, welche sein großer Vorgänger seit der Aufhebung des Edicts von Nantes Frankreich entfremdet hatte, wiederzugewinnen, um das mit dem Jahre 1723 abgelaufene Bündniß mit der Gesammt-Schweiz wieder erneuern zu können. Die deßfallsigen Bemühungen des ungemein thätigen französischen Gesandten, Marquis de Bonnac, gingen namentlich auch darauf hinaus, durch Entfaltung eines imponirenden Glanzes und einer verschwenderischen Freigebigkeit, die auch Gnadengelder und Pensionen an die „Wohlgesinnten" nicht sparte, die freien Schweizer oder vielmehr ihre gebietenden Adelsgeschlechter mit einem goldenen Netz zu umspannen. Eine besonders günstige Gelegenheit für diese weitverzweigte auf die charakteristische Geldgier der Schweizer berechnete diplomatische Taktik bot im Herbst des Jahres 1729 die Geburt des Dauphin, des Vaters Ludwig's XVI., die wurde in Solothurn, wo der französische Gesandte residirte, durch Feste mannichfacher Art gefeiert, bei denen ein königlicher Luxus herrschte und Gold und Silber nicht minder wie der Wein floß. Der schlaue Diplomat versäumte jedoch gleichzeitig nicht, mit diesen berauschenden Festen auch die Berufung einer eidgenössischen Tagsatzung nach Solothurn zu verbinden, damit sie über die von Frankreich gewünschte „Generalallianz" berichtige. Das Resultat derselben entsprach indessen, von seiten der reformirten Cantone wenigstens, noch keineswegs Bonnac's Wünschen und erst 47 Jahre später sollten die französischen Bestrebungen mit vollkommenem Erfolg gekrönt werden.

…über dieſe kirchlichen und politiſchen Verhältniſſe zu Solothurn im Herbſt 1729 und ſo, …über den Stoff zu den vorliegenden „Culturgeſchichtlichen Bildern" geben. Als Quellen …nutzten dem Verfaſſer archivaliſche Urkunden und …ther unbekannte Manuſcripte, namentlich die …Relation" eines Augenzeugen, eines alten ſolo…nner Kaplans.

…Bei ſolcher Dürftigkeit für die Gedenkfeierlichkeiten …Inhalts dürfte es dem Büchlein, das zu…nächſt allerdings auf die Theilnahme des ſchweizeri…chen Volksfeſtes angewieſen iſt, wol auch in Deutſch…land nicht an Beachtung fehlen. Über ebenda die …Feier eines ſolchen Gedenktages:

„Am 4. Herbſtmonat 1729 war hier eine …große Bewegung unter den vornehmen Leuten …der Bürgerſchaft. Kaum war die Poſt von …Wien angekommen, ſo ließ der Ambaſſador, Herr …de Bonnac, durch ſeine Angeſtellten allen ſolo…thurniſchen Rathsgliedern, die erreichbar zu …Haus waren, die am 4. Herbſtmonat erfolgte glück…liche Geburt des dauphinlichen königlichen …Prinzen melden. Es war der Geburt des …1765 als Kronprinz verderbenen Ludwig's, …Vaters des unglücklichen Opfers der Franzö…ſiſchen Revolution, Ludwig's XVI. Wie ein Lauf…feuer verbreitete ſich die Nachricht durch die Stadt, …was man damals ein Ereigniß für Solo…thurn.

„Abends ſaßen die lebensfrohen Bürger auf …Zunftſtuben und ſonſtwo ſich beim Schoppen …Dinge, die da kommen ſollten. Höhere Po…litik war ihnen fremd. Dafür ſorgten die gnä…digen Herren und Obern. Geld fiel wie Laub …ohne große Arbeit und Mühe wandelte der …Wein damals durchs Leben. Hantel und Ge…ſchirr blieben freilich zurück; doch was kümmerte …ſich um das! Ein Stadtbürger von Solo…thurn konnte damals auch ohne alles das leben; …die Jahre waren gut, der Wein gerathen, …Leben wohlfeil und wenn einer herunter…kam ein armer Teufel geworden, ſo ſorgte …die Gemeinde väterlich für ihn.

„Hoch lebe der königliche Dauphin! Das …ſein Leben ahnen! Das läßt der Herr …Gott nicht ſo trocken ablaufen! Es iſt ein …Glück, daß wir mit Frankreich gut leben. Krauſ…ſen bringt uns Geld ins Land! Hoch lebe der …Gnädige!" Das war der Grundton der Freude, …welche den Zünften ſich regte.

„Am 5. Herbſtmonat, dem folgenden Tage, …Sonntags in Solothurn. In aller Frühe …wurde auf dem Riedholzplatz ein großer, ſchon …zum voraus hierfür verfertigter Brunnen ge…graben. Er erhielt einen ſteinernen Obelisk …zur und war geziert mit den Bildern des Dauphins und dem Schilde Solothurns. Vier Del…phine bildeten die Röhren. Kränze und Guir…landen ſchmückten das Monument. Scharenweiſe …ſtrömte das Volk auf den Riedholzplatz.

„Den Morgen dieſes Tags hatte Herr von …Bonnac beſtimmt, die Gratulationsbeſuche der …Standeshäupter zu empfangen und das Gerem…oniell zu der feierlichen Gratulation mit ihnen zu …besprechen. Auch wurde in der Kathedralkirche …ein feierliches Tedeum gesungen.

„Während des Nachmittags begannen die …Röhren des Brunnens, um welchen ſich eine große …Volksmenge versammelte, zu laufen. Zwei Del…phine ſpieen rothen, zwei weißen Wein in die …metallenen Becken. Das war ein Gedränge …ſeltener Art. Die Bedienten vertheilten Gläſer …zu Hunderten. Bürger und Bauern drängten …ſich um den Brunnen. Die Bauern mit ihren …gefalteten Schlotterhoſen, rothen Westen mit …großen metallenen Knöpfen und ſchwarzen auf…gekrämpten Hüten, die rothbezopften und roth…bestrumpften Lautmeitschen mit glänzendem Mieder …und silbernem Haftelschmucke, die Ehefrauen vom …Lande in dunkeln Jüppen und ungeheuren Erp…hauben; dann im Sonntagswams, aus welchem …ein behagliches Bäuchlein fragirend hervorſtak, …der lebensfrohe Bürger, sein gesunder Ehegespons …gravitätisch am Arme führend, die manierirt aus…gelassene Jugend, alles drängte ſich heran, um …von dem köstlichen Wein zu trinken, der in un…unterbrochener Fülle aus dem Munde der vier …Hauptröhren floß. Es war ein buntes, lebhaftes …Gewimmel. Auf jeder Seite zwischen zwei Röhren …lag, einem Bachus gleich, ein hinaufgezogener …Schenk zur Bedienung des Brunnens. Vortreff…lich war der Brunnen bedient; denn wenn um …das Faß hatten ſich Knaben geſtellt, die den …Schenken behülflich waren. „Hoch lebe der …Dauphin!" rief das Volk, „Hoch lebe der Am…bassador!"

„Mitten in diesem Getümmel erschien auf …einmal Graf Gravel mit den Schützen und …zwei Trabanten, begleitet von dem rothen Gerichts…schultheißen Viktor von Roll und dem übrigen …Hofstaat unter der großen Hellebarde. Nun erst …begann die Fanfare. Herr von Bonnac warf in …großer Menge Gold- und Silberstücke unter das …Volk. Auch Viktor von Roll that das Gleiche

aus dem gegenüberstehenden Schmaller'schen Hause. Die jungen Söhne Pommac's hatten an einer andern Stelle die Knaben der Stadt um sich versammelt, unter welche sie ebenfalls Geld auswarfen, während die beiden Fräulein den Mädchen, die sich um sie drängten, allerlei Geschenke und Geldstücke in die Hand drückten. So bildeten sich vier Gruppen. Es war ein komischer Anblick, wie oft Junge und Alte zur Erhaschung von Geldstücken übereinander purzelten und wie dann die Sieger triumphirend solche der Menge zeigten. Lebhaft war auch die Freude unter den Knaben. Hier galt vor allem die Behendigkeit. Es war ein förmlicher Wettkampf.

„Und wenn auch kleine Mißgeschicke mit unterliefen, wenn auch hier und da ein Mantel- oder Rockflügel zerrissen, ein Mieder beschädigt wurde oder wenn gar ein muthiges Landmädchen mitten in das Gedränge gerieth oder sonst in eine fatale Stellung kam, so war das immer ein besonderer Spaß für die zuschauenden, fein aufgeputzten Herrlein, die, mit Fernröhren und Lorgnetten bewaffnet, solche Situationen mit ganz besonderm Vergnügen betrachteten. Fröhlich lief der Tag zu Ende. Das war nur die Einleitung zum Feste."

„Mehr denn zwei Monate verflossen bis zum großen Ceremoniale, das der Geburt des französischen Kronprinzen wegen in Solothurn stattfinden sollte. Der 14. Wintermonat 1729 war hiezu gewählt. Der Kleine Rath der Stadt und Republik hatte beschlossen, auch seinerseits von Standes wegen das Erforderliche beizutragen. Stadtmajor Rudolf erhielt den Befehl, die Garnison der Stadt mit 300 Mann zu verstärken, welche schon am 13. Wintermonat eingerückt waren. Die Artillerieoffiziere Altrath Sertier, Altlandvogt Gugger und Lieutenant Gibelin exerzirten mit ihren Constablern und 40 Stücken groben Geschützes auf den Wällen der Stadt.

„Schon in frühester Morgendämmerung wurden von den Stadtwällen die 40 Kanonen abgefeuert, um die hohe Feierlichkeit zu Stadt und Land zu verkünden. Scharen Volks zu Fuß und Pferd aus den benachbarten Orten und Gauen strömten schon vom frühesten Morgen an unter lebhaftem Kanonendonner in die Stadt.

„Eine Abordnung des Raths hatte gegen 9 Uhr den Herrn von Pomac aus dem Ambassadorenhofe zur feierlichen Audienz auf das Rathhaus ab. Dieser Zug war folgendermaßen beschrieben: Voran ging der riesige Vortschneider in rother Uniform mit breitem silbernem Degengehänge und silberbeorterm, mit weißem Federbusch geschmücktem Hut, dann sämmtliche Bediente in der »großherrlichen und kostbaren Livrey«, dann die Offiziere vom Hof, dann die vier Interpreten oder Dolmetscher der Gesandtschaft, Herr Hauptmann Robert Major von Steinbrugg, zwei Herren von Roll und der Herr de la Sablonnière. Ihnen folgte des Königs Schatzmeister, Herr von Berville, und der Kanzler der Ambassade, der gebürtig Herr de la Martinière. Nach diesen erschien der Ambassador in rother, goldgestickter Uniform, mit französischen und russischen Orden geschmückt, zwischen den Ehrenabgeordneten Altschultheiß Sury und Stadtvenner Reinhardt. Den Schluß des Zugs bildete die übrige Begleitschaft, zwölf Rathsherren, drei Rathsoffiziere, dann die Standesbedienten, Läufer, Standesreiter und Kleinweibel in roth und weißen Mänteln. Ueber die breite Treppe des im Portal italienischer Renaissance mit wunderlichen Kopfverzierungen und zierlichen Säulen geschmückten Vorderhauses des Rathhauses bewegte sich der Zug in den Rathssaal, an dessen mit geschmackvollen Holzschnitzereien verziertem Getäfel zwischen den Feldern die Bilder alter Schweizerschlachten hingen. Ringsum saßen die Rathsherren in schwarzer Gala und Staatsmänteln, doch zum Zeichen ihrer Souverainität mit bedecktem Haupte. Vom seinem Präsidial erhob sich der regierende Schultheiß Sury von Steinbrugg, ging dem Ambassadoren entgegen und führte ihn auf den erhöhten, mit einem Gobelinteppich bedeckten Platz zu seiner Linken.

„Herr von Pomac hielt eine Anrede an den Rath, aus welcher wir folgende Stellen entheben: »Großmächtige Herren! Bekannt sind mir Eure Gefühle über die Geburt des durchlauchtigsten Dauphin, ich habe Eure Freude über diese hochwichtige Nachricht gesehen. Ich komme daher, um Euch das bezügliche Schreiben des Königs an die löbliche Eidgenossenschaft zu überreichen. Ihr kennet Se. Majestät seine größere Probe von Euer angeborenen und von Euern glorwürdigen Vorfahren ererbten beständigen Zuneigung zu der Krone Frankreichs geben, als wenn Ihr die Glückseligkeit Eures Vaterlandes nicht sonderet von derjenigen des Königreichs. Eure Republik ist dem Könige diesen Gegenwurf schuldig. Ich bin beauftragt, Euch, großmächtige Herren, des Königs Freude über Eure Zuneigung

s seiner Person und die Versicherung von Ihrer Majestät unterthänigster Wohlgewogenheit so die Früchte derselben zu bezeugen.«

„Jedesmal, wenn der Name des Königs ausgesprochen wurde, entblößten die Herren ihre Häupter. Wir übergeben das ähnlich lautende Gratulationsschreiben des Königs Ludwig XV. die Verfassung und zugewandten Orte der Eidgenossenschaft.

„Nachdem Herr von Bonnac das königliche Schreiben und seine eigene Anrede in Schrift verlesen dem Amtschultheißen übergeben, wurde er sich vielen Complimenten und Verneigungen von der Ratsdeputation nach dem Hof zurückbegleitet.

„Um 10 Uhr begab sich der versammelte Rath in corpore mit dem Großweibel und sämmtlichen Standesbedienten nach dem Hof. Herr le Maunier und die Oberoffiziere empfingen den Rath und führten ihn in den mit rothen Tapeten, Damastvorhängen, türkischen Teppichen und allerlei Kunstgegenständen, großen Spiegelkronleuchtern und den Bildern der königlichen Familie mit fürstlicher Pracht ausgezierten Audienzsaal. In einer von Komplimenten und Phrasen überladenen Rede, wie es damals üblich war, hieß Herr Amtschultheiß Suter von Lenzburg seine Begrüßung. Mit lebhaften Farben schilderte er die sonderbare Freude des Raths über den Segen, den der Himmel über Frankreich ergossen durch die glückliche Geburt des durchlauchtigsten Dauphin, durch dessen Succession der königliche Thron und die Krone des allermächtigsten Monarchen, des allerchristlichen gnädigsten Gott- und Landesgenossen, ‚befestiget' werde. In der nicht unbegründeten Hoffnung, es werde Ihre königliche Majestät der alte bundesgenössische Affection gegen den hohen Stand Solothurn je gleiches bekannt lassen, brachte er »mit gegenwärtigem Neujahrswunsch seiner Ehrerbietung den ganz erkenntlichsten Dank dar, congratulirte und versicherte den Amtsleuten der eidgenössischen Dienstgefälligkeiten in Versailler Angelegenheiten, recommandirte den hohen Stand und sich selbst in particulari in Dero Königl. hohe Gunst und Benevolenz und rief endlich mit allen affectionirlichsten Formuln den Bundesgenossen: ›Es lebe Ihre königliche Würde und der königliche Delphin!‹" Diese Rede wurde zugleich auf den Wällen abgefeuerten Kanonenschüssen sofort unmittelbar darauf aus dem Fenster gegebenen Zeichen dem Schluß der Rede.

Nun Musik und Trommelschall. Es begann der große Zug in den alten St.-Ursus-Münster, von dessen Thurm der feierlich alle Glocken erläuten. Von der Hofpforte bis zum Münster stand das Militär, das Gewehr präsentierend, in Parade und bildete Spalier. Vom Rathhaus her bewegte sich die Hauptwache mit dem Stadtbanner. Ihr folgte der Große Rath sammt den Oberamtmännern, die sich dem Hofstaat des Ambassadeurs und des Kleinen Raths auf dem Kirchhofplatze anschlossen. Ob der Hauptpforte der St.-Ursuskirche hing, von Guirlanden umschmückt, ein Kupferstich, den Kronprinzen in einer Paradeallee darstellend, zwischen den Wappen des Königs und der Königin. Beim Eingang wurde der Ambassadeur von dem Oberherrenfactori und der gesammten Geistlichkeit mit Kreuz und Fahnen empfangen und unter Trompetenschall und den Salvenklängen beider Orgeln in seinem mit rothem Sammt und Gold reichverzierten Ehrenplatz geführt.

„Der ganze Chor war mit rothdamastenen Tapeten behängt. Auf dem Hochaltar stand die gegenwärtig noch bewunderte ganz goldene Monstranz, die mit schweren Diamanten und Perlen und mit allerlei Figuren reichverzierte Kunstarbeit des berühmten Goldschmieds Läublé von Schaffhausen, welche einst ein früherer französischer Botschafter, Herr von Amelot, dem Stifte geschenkt, und die 12000 Gulden gekostet hatte. Vor ganz silbernen Bildern und Statuen der heiligen Landespatrone auf der Apostel, silberne Altarcandelaber und Leuchter zierten die Altäre. Ein von Herrn von Bonnac gespendeter türkischer Teppich bedeckte den Boden des Chors. Der Ambassadeur und der Amtschultheiß wurden darauf beweihraucht.

„Nach dem Hochamt empfing Herr von Bonnac den Herrn Propst und das gesammte St. Ursen-Kapitel. In pompeuser emphatischer Rede brachte Excellenz Herr Propst Johann Karl Glutz seine Gratulationen dar. Er meinte, ‚daß diesmalen seine einzige Glückseligkeit, so groß sie auch war, die Begierden Frankreichs je vollkommen vergnügt habe als der gegenwärtige, bei welchem es den Herzen aller Volksfreudigen gelungen sei, den Himmel zu bezwingen, um die Welt mit einer so würdigen Gnade, als da ist ein Delphin von Frankreich, zu beschenken. Ecce completa sunt omnia, und siehe da, die verwunderlichen Begierden Ihre allerchristlichsten Majestäten und der ganzen Welt sind in Erfüllung gegangen.' Alle Zungen sind aufgelöst zur Danksprechung für ein so unschätzbares Wunderwerk himmlischer Freigebigkeit.

Gast.

Warum?

Harry (schlägt mit der Reitgerte auf den Tisch).

Weil ich hier sitzen will.

Gast

(bekommt einen solchen Schreck, daß er ruhig aufsteht und sich zurückzieht. Die Andern aber, die rings die Bühne einnehmen, lassen ihn mit kalter Malice nicht durch. Von jeder Oeffnung, wo er durch könnte, wird er mit ruhig kalter Gleichgültigkeit zurückgewiesen).

Wyse.

Nicht hier.

Smith.

Nicht hier.

Marwell.

Nicht hier.

Pickington.

Drüben.

Dorset.

Dort rechts.

Wyse.

Dort links.

Gast (entrüstet).

Meine Herren!

für ein so unvergleichliches Kunstfest der Name und der Gnaden, für eine so glorreiche Grundsäule ganz Frankreichs, einen so vortrefflichen Engel des Friedens für ganz Europa, eine so tapfere Stütze aller seiner Bundesgenossen und allgemeiner Union' glückseligster Vereinigkeit auf ganzer Erde, für einen so herzreizenden Gegenstand aller Liebe und Hochschätzung in allen Völkerschaften. - Er sprach dann den Wunsch zum Himmel aus, - daß dieser unvergleichliche Kreuzprinz immerdauern und wachsen und gnädig ein vollkommener Abriß aller heroischen Tugenden werden und die glänzende Krone der Glorie erhalten möge, die ihm von Ewigkeit her bereitet sei und die gleich hell schimmern werde vor den Augen Gottes wie der Menschen. Magnus coram Deo et hominibus. -

„Um 1 Uhr begann das Bankett, an welchem der Ambassador sämmtliche Mitglieder des Großen und Kleinen Raths und das gesammte Kapitel, zusammen 128 Personen, eingeladen hatte. Die reichbesetzte Tafel und die vielen köstlichen ausländischen Weine behagten den hohen Häuptern des Staats und der Kirche über alle maßen. Gegen 3 Uhr begannen die Toaste, die in strenger und stilvollgemäßigter, durch die Ceremonienmeister vorher bestimmter Rangordnung aufeinander folgten. Diese Toaste sind insofern interessant, als man daraus das gegenseitige Rangverhältniß zwischen den Personen, Familien und Staaten, die man doch lieben soll nach der diplomatischen galanten Schätzungsweise der damaligen Zeit, nach der Höhe berechnen kann; denn nach jedem Toaste wurde eine bestimmte Anzahl Kanonenschüsse auf den Wällen losgebrannt: - Es lebe seine Majestät der König! - Vierzig Schüsse bestätigten das Hoch; dann nach kurzer Unterbrechung wieder 40 Schüsse die Gesundheit der Königin und noch einmal 40 das Wohl des neugeborenen Kronprinzen! Nach diesen allerhöchsten Personen folgte ein Toast, ausgebracht in schwungvoll feuriger Begeisterung von einem galanten Patricier Solothurns - den sehr schönen, überaus reizenden und insonders liebenswürdigen Damen Frankreichs -. Das Hoch ward durch 30 Schüsse bestätigt. Es folgte ein dem französischen durchlauchtigsten Hause dargebrachter und mit 30 Schüssen begleiteter Toast. Sr. Gnaden der Herr Ambassador selbst und die ganze hochlöbliche Eidgenossenschaft waren nur halb so viel werth als die Damen Frankreichs, denn beide nun nacheinander folgenden Toaste bekamen jeder nur 15 Schüsse. Um den hohen Stand Solothurn besonders zu ehren, wurde er zwar der Eidgenossenschaft nachgesetzt, aber doch mit ebenso vielen, nämlich 15 Schüssen, beehrt. Nun kam die Frau Ambassadorin an die Reihe, für welche sich aber, da sie in dem Damentoast wahrscheinlich schon inbegriffen war, nur mit acht Schüssen begnügen. Und doch hatte sie noch ganz besonderer Ehre, denn die Kirche und hohe Kapitel, Propst und Kapitel von St. Ursen wurden ihr mit ebenfalls 8 Schüssen nachgesetzt. Vier Schüsse verkündeten darauf die Gesundheit des hohen Hauses von Bonnac. Den Schluß der Toaste bildete das Lebehoch zu Ehren Sr. Gnaden des regierenden Schultheißen Carl von Sturmberg mit ebenfalls 4 Schüssen. Im ganzen wurden während des Banketts 240, und während des ganzen Tags 400 Kanonenschüsse losgebrannt. Endlich unter das Gedränge und Getümmel der vom französischen Weinen so wie vom französischen Geiste duftenden die solothurnischen Säulen des Staats und der Kirche, die nicht in ihren Karossen nach Hause fuhren, von ihren getreuen Dienern abgeholt, spät abends nach Hause, um zu den neuen Festfreuden des folgenden Tags neue Kräfte zu sammeln und von süßen Träumen sich sanft einwiegen zu lassen."

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Anregungen.

Bildung und Pflege der Blinden.

Die hierüber in diesen Blättern mitgetheilten Bemerkungen unserer berliner Correspondenten über das Moon'sche Blindenalphabet und die wünschenswerthe Verbesserung der Lage der Blinden geben dem hochverdienten Leiter der dresdener Blindenanstalt, Dr. Georgi, Veranlassung zu folgender Mittheilung.

Daß von dem selbst blinden Engländer William Moon für Blinde erfundene vereinfachte Alphabet und Lesebuch der Moon'schen berliner Correspondenten veranlaßt, sich in der Beilage zu Nr. 26 dieser Zeitschrift hierüber sowol als über das Blindenwesen in Preußen überhaupt auszusprechen. Gestatten Sie mir, unter Anknüpfung an diesen Bericht, einige praktische Bemerkungen, die freilich an dieser Stelle nur aphoristisch sein können und auf jeden Vollständigkeit poetischer Anschauungen verzichten.

Auch ich pflichte der Ansicht des Correspondenten der Blinden in Berlin bei, daß es nicht zweckgemäß sei, die Blinden

ß eine eigenthümliche, nur ihnen lesbare Schrift
rhalten. Das Lesen und Schreiben der Blinden
wesentlich den Zweck, sie in den geistigen Verkehr
ehr des Lebens einzuführen. Es ist also zu em-
fehlen, die blinden und belassenen Schreibgriffel zu
ptiren und nicht eine neue Schreibmaschine durch eine
ere, wenngleich dem Laienauge leicht wahrnehmbare
eit aufzuführen.

Man überschätze jedoch nicht den Werth des Selbst-
ß und Schreibens für den armen Blinden überhaupt.
meisten dieser Hülfsbedürftigen gehören den un-
en Schichten der Bevölkerung an. Das Erblinden
Kindern in der frühesten Lebensperiode (Ophthal-
nonatorum) ist meist eine beklagenswerthe Folge
tlosen Pauperismus und der nur zu oft dadurch
ngten Unsittlichkeit. In dieser Lebenssphäre aber
das Bedürfniß des Selbstlesens und Schrei-
minder lebhaft empfunden. In den meisten
n also genügt hier das Vorlesen durch vollsin-
Personen und das Diktiren.

Durch die Anlernung der Blinden zu vielen me-
chen Geschicklichkeiten ist die bürgerliche Lage der
dem Druck der tiefsten Armuth lebenden Blin-
llerte noch gar nicht zu verbessern. Sie müssen
mer die nahrenden Erwerbsthätigkeit angeleitet
von der Anstaltsverwaltung in ihrer Thätigkeit
chtigt unterstützt, von ihr also auch nach ihrer
ssung aus der Anstalt fortwährend im Auge
ten werden. Gewerbliche Bildung allein genügt
Blinden noch nicht. Sie bedürfen auch nach ih-
Austritt aus dem Institut einer intimen Haus-
natürlich rathenden Bevormundung.

ie Einrichtung besonderer Beschäftigungs- oder
rgungsanstalten für Blinde aber hat sich er-
ßgemäß als geschäftswidrig erwiesen. Man reiße
Blinden nicht aus seinem auch ihm theuren
menverbindungen. Man verurtheile ihn nicht zu
lebenslänglichen Unselbständigkeit. Der jugend-
Blinde erträgt den Zwang einer geregelten Hand-
n für eine Reihe von Jahren ohne Murren.
Gefühl des älteren Mannes empört sich dagegen
ßt dieser Kraft den Kampf mit schwerer Er-
ge vor und verlangt, um auf eigenen Füßen
en und am eigenen, wenn auch noch so arm-
herd unabhängig zu sein, sein dargebotenes Brod
ieser oft gehörten ungerechten Vorwürfe von
Schärfe der Blinden.

an gönne doch auch dem Blinden die Freude
seinen selbstthätigen Schaffen, die eigentliche Lust
ben. Man lasse ihn getrost unter den örtlich
ahen Einflüssen der Lebensbedingungen und Mühen
en. Unter dem Wechsel von Regen und
Schein kennt, blüht und reift auch die örtliche
nat. Aber man reiche dem nach Selbständig-
gruben Blinden die leitende Vaterhand, der er
freudigem Vertrauen dargibt. Das ist die
e, wohlthätige und für die Blinden erbarmliche
ung. Auf diese Weise sorge ich in meinem
ich für ungefähr 200 Blinde im Königreich
Sachsen, ohne hierdurch den Pflichten gegen die mir
nere Leitung anvertraute Anstalt von 120 Zöglingen
entzogen zu werden. So werden auch die heute
brach liegenden Kräfte der Blinden zu ihrem eigenen
Heil und zum Heil ihrer Genossen und der Ge-
sammtheit der Gesellschaft in Bewegung gesetzt. So
erlangen auch sie dahin, sich selbst zu verdanken, was
ihnen sonst die Barmherzigkeit reicht. So werden sie
glückliche und heitere Menschen. Ich würde fürchten,
Ihre Erlaubniß zu missbrauchen, an dieser Stelle noch
ausführlicher zu reden, wenn ich mich mit Endlich-
keiten darüber verbreiten wollte, welchen Organismus
ich dieser Fürsorge für die entlassenen Zöglinge im
Laufe der Zeit ergeben habe. Ich verweise in dieser
Beziehung auf das Schriftchen: „Der Versorgung der
Blinden im Königreich Sachsen“ (Dresden, Kunze)
und auf meine Jahresberichte.

Daß aber diese zweckentsprechende und wohlthä-
Fürsorge für die Blinden auch in dem umfangreicheren
Maßstabe Anwendung finden könne, als es nicht
vorhanden. Jede preußische Provinz besitzt ihre
Blindenanstalt, die Provinz Brandenburg in Berlin,
Schlesien in Breslau, Pommern in Stettin, Preußen
in Königsberg, Posen in Wollstein, Sachsen in
Barby, Westfalen in Soest und Paderborn und die
Rheinprovinz in Düren. Daß der Umfang dieser
Anstalten dem Bedürfniß der betreffenden Lan-
destheile nicht entspreche, mag eingeräumt werden.
Man denke sich aber auch das Mißverhältniß zwischen
der Zahl der Blinden und den ihnen gewidmeten
Bildungsstätten nicht zu groß. Wenn die Volkszäh-
lung vom Jahre 1859 im Königreich Preußen eine
Zahl von 10000 Blinden ergeben hat, so erwäge
man: a) daß bei jeder Volkszählung immer auch die
jungen Blinden mitgezählt werden, welche alsbald
nach der Geburt oder der Anstalten entlassen werden kön-
nen, wenn alle geheilt ist, was geschehen konnte,
b) daß alle blinden Kinder unter 8 Jahren, als
noch nicht zur Aufnahme in Anstalten geeignet, in
Abzug zu bringen sind, c) daß alle in höherem
vorgeschrittenen Lebensjahren erblindeten Personen als nicht mehr
bildungsfähig außer Betracht bleiben, d) daß viele
Blinde als geistesschwach, bildungsunfähig, irrsinnig oder
mit Krämpfen und heftigen chronischen Krankheiten
behaftet nicht mitgezählt sind, e) daß viele der letz-
teren Kategorie Angehörige als verpflegungsbedürftige
Gebrechliche in communalischen oder städtischen Versor-
gungsanstalten, Hospitälern, Armenhäusern u. s. w.
Aufnahme gefunden haben mögen, und f) daß die
Zahl der in den obengenannten neun preußischen
Blindenanstalten befindlichen Zöglinge auf jeden Fall
weit mehr als 200, wahrscheinlich doppelt so viel
beträgt. Es schwinden also in der That der Für-
sorge für die Blinden im preußischen Staat nicht
bedürftig, als Ihre geschätzten Berichterstatter meinen.
Dank aber und warmer Händedruck sei ihm — eben
an seinen Gebrechlichen willen dargebracht.

Veredelung des weiblichen Herzens.

Unter den deutschen Schriftstellerinnen, die es sich angelegen sein lassen, die sittliche Hebung und Veredelung des weiblichen Geschlechts zu fördern, nimmt Julie Burow (Frau Pfannenschmidt) eine achtbare Stelle ein. Ihren Romanen und Erzählungen liegt immer eine warm ergriffene sittliche Idee zum Grunde, deren Einpflanzung in die Herzen ihrer zahlreichen Leserinnen schon mannichfach gute Frucht getragen. Die Lenkung der Humanität, d. h. der Menschenveredelung und dadurch eben auch Menschenbeglückung, prägt sich auch in ihren didaktischen Schriften. Manche unserer Leserinnen kennen vielleicht ihre „Herzens-Worte".

Es sei uns, auf zwei neuere didaktische Schriften dieser Schriftstellerin hinweisen zu können, von denen sich die erste „Frauen-Leben. Goldene Stufen auf dem Wege des Menschen zu Gott" (Berlin, Schultze u. Comp., 1861), an die eben erwähnten „Herzens-Worte" gewissermaßen als Fortsetzung und Ergänzung anschließt. Dieselbe umfaßt die sämmtlichen Stadien des Frauenlebens und vergegenwärtigt auch die schwierigsten Aufgaben desselben, den Beruf und die Pflichten der Gattin und Hausfrau, der Mutter und Erzieherin ihrer Kinder. Der echt weibliche Sinn der Verfasserin, ihre ebenso klare wie tief ernste, die Realität mit dem Ideal vermittelnde Lebensauffassung, die für Schiller's verklärendes „Ehret die Frauen" hier gleichsam eine Berechtigung zu gewinnen strebt, sowie ihre reiche Lebenserfahrung, die überall aus dem Vollen heraus urtheilt, lehrt und rath, lassen sie vor vielen zur Führerin „auf dem Wege des Menschen zu Gott" berufen erscheinen.

Wenn in diesem Buche vorwiegend die reale und praktische Seite des Lebens in Betracht gezogen, so ist es die geistige und gemüthliche in dem zweiten, das den Titel führt: „In stillen Stunden. Gedanken einer Frau über die höchsten Wahrheiten des Menschenlebens" (ebendaselbst, 1861). Nicht nach den Begriffen der Kirche werden hier die Fragen über Gott und Unsterblichkeit, Sünde und Erlösung erörtert, sondern nach den Forderungen des natürlichen Verstandes und des einfältigen Herzens, welche die Gottheit in der allliebenden Mutter Natur suchen und finden, die Sünde in der menschlichen Schwäche und Gebrechlichkeit und die Erlösung in der höchsten Hingebung an Gott, den Geist der Liebe.

Mögen diese beiden neuen Schriften Julie Burow's auch den früheren in der Frauenwelt einen guten Eingang finden. Wer ihren Inhalt sich zu eigen und zur Richtschnur seines Denkens und Handelns gemacht hat, wird der Verfasserin eine wesentliche Erhöhung seines Lebensglücks danken, ja vielleicht, als beglückter und beglückte Gattin und Mutter, freudigen Herzens mit uns einräumen, daß eine Verehrung des Ideals — auf Erden möglich ist.

Auch ein „Frauen-Brevier" von Amely Bölte (Wien, Mausgrot, 1862) ist hier zu nennen, gleichfalls belehrende und betrachtungen und Rathschläge für die mannichfachen Seelenzustände, wo die weibliche Natur sich bewähren und für die Emancipation, die sie durch das Christenthum empfangen, sich dankbar beweisen kann. Denn das sei uns doch fern, den Frauen unausgesetzt nur schwärmerische zu wollen und durch Uebertreibungen in Anerkennung der Ansprüche, die auch sie an das Leben zu machen haben, zu sehr die natürliche Stellung zu verrücken, die dem Gliede überhaupt gebührt. In diesen Bildungsschriften werden mitunter Wahrheiten ausgesprochen, die vor dem Gemüth eine große Berechtigung haben, deren einseitige Begründung jedoch auch eine andere Thatsache der Menschheit und Geschichte zu sehr in den Hintergrund stellen kann, die, daß dem Manne die Erbsünde durch die Frauen, namentlich durch die Gelage der christlichen Ehe, die Hälfte seiner Kraft und Herrlichkeit genommen hat. Wir können alle darin übereinstimmen, daß von zwei Uebeln, der Herrschaft des Mannes in der Wahl seiner Neigungen und dem corrupten Princip der Ehe, soweit solches in dem katholischen Dogma über deren Unauflöslichkeit liegt, letzteres das geringere ist, und daß unserm Weltheil die Zähmung der männlichen Freiheit bessere Früchte getragen hat als dem Orient die Sclavung der Frauen als Sklavin und verkäuflicher Gut, aber dennoch sollten die genannten Bildungsschriften auf der anderen Seite auch nie vergessen, daß sie Frauen zu erziehen haben, welche dem Mann zur wirklichen Ergänzung dienen sollen nach jeder Richtung hin, und daß der Erfahrung eines durch die Ehe in seinem tiefsten Bedürfen für einige Zeiten getäuschten und betrogenen Mannes um das Dreifache öfter vorkommt als umgekehrt die Erfahrung des sich, wohlverstanden, mit Zug und Recht beklagenden Weibes. Lehren diese Schriften den Frauen seine Demuth und gehorsame Unterordnung unter die Ansprüche der Männer, so sind sie gewiß löblich.

Amely Bölte will unparteiisch sein und rügt die Mängel beider Geschlechter. Bald schwebt ihr die fast höfische Rücksichtsnahme der Engländer für ihre Frauen als Ideal vor und sie macht letztere zur Hauptperson im ehelichen Leben, bald beklagt sie sich auf die dem Deutschen wohlbekannte böse Ueberhebung, Eitelkeit und Zerfahrenheit ihres Geschlechts und sie muß in Zorn entbrennen über die eingebildeten Wesen, denen ein Mann, infolge einer einzigen unbedachten Wahl, sein ganzes Leben zu opfern hat. Ihr Sinn ist stronger, entschiedener und weniger phrasenreich als der der Julie Burow. Einzelne Partieen ihres empfehlenswerthen und ist zur weiteren Verbreitung empfehlenden Schriftchens sind durch die schlagende Kürze der Darstellung und die Entschiedenheit in den Behauptungen von besonderem sittlichen Reiz.

(Hierzu eine Beilage: Mensch und der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Frankfurt am Main eine Lotterie. — Victor Hugo's „Les Misérables". — Eine Gastwirths-Schwiegermutter. — Mit oder ohne Trauer. — Briefwechsel.

Frankfurt am Main eine Lotterie.

* Daß eine Schwenkung des österreichischen Geistes und Großdeutsche Sympathien haben, wird von den Organen der Kleindeutschen selbst zugegeben. Vorzugsweise erhoben sie gegen den Nationalverein die Beschuldigung, daß auch dieser anfange, seinen süddeutschen Einflüssen zu erliegen.

Eine Rectification unseres öffentlichen politischen Geistes war gewiß ganz gesund. Die Leser unserer Blätter wissen, daß wir kein Heil für Deutschland in einem engen Verbande mit Oesterreich finden können, auch noch jetzt nicht, wo die österreichischen Zustände so ganz auf Vernunft und Aufklärung hin sich gebessert zu haben scheinen; aber ebenso wissen sie auch, wie wir den reinen Geschäftsmuth, die Preßfreiheitspolitik und schwarzgelbe Anmaßung hassen. Es ist ganz gut, daß auf dem frankfurter Schützenfest die Süddeutschen gezeigt haben, daß sie besser schießen können als die Norddeutschen. Unsere deutsche Reform, wie sie uns als die allein anzustrebende vorschwebt, sucht den Schwerpunkt unserer Kraft nicht in der Präponderanz eines Fürsten. Wir haben es oft ausgesprochen, daß sowol Preußen wie alle übrigen Fürsten sich vor einem Gemeinsamen, dem Geist des deutschen Volks, zu beugen haben. Diesem Geiste des deutschen Volks und seiner Oberherrschaft eine Form zu geben, ihn allein zum Herrscher in Deutschland zu machen, ist letzendes Ziel, zum Reichsverweser, das ist die Aufgabe, die unsere politische Bewegung lösen sollte. Man hat uns vorgeworfen, daß wir uns nicht dem Nationalverein anschließen. Wir thaten es, weil wir ihn auf Chiliasmus begründet fanden. Unser Deutschland ist eine aus Monarchieen bestehende Republik.

Doch selbst wenn uns die Sachen sagen sollten, eine solche Verfassung wäre hilfreich, selbst wenn wir zur Beweisführung für unsern politischen Verstand uns nur auf den Tod oder etwaigen Sturz Ludwig Napoleon's berufen können und auf die dann erst erwägenswerthe Frage: Was nun? so können wir doch im Interesse der Vereinfachung unserer politischen Bestrebungen nur wünschen, daß im allgemeinen der kleindeutsche politische Geist gegen den großdeutschen im Vortheil bleibe. Die Großdeutschen bestehen aus zwei Heerlagern. Die einen sind herrliche, liebe Menschen, Menschen des Gemüths, denen beim Anblick eines Zugs von 300 tiroler Schützen das Herz vor patriotischer Wonne unterm Hosenlatz zu springen droht und die nur Politik nach Sprache, Zusammengang, geschichtlicher Erinnerung, Turnen und Gesängen treiben. Aber die andern Großdeutschen — das ist eine gar schlimme Bande, vor der man sich zu hüten hat, zu ihr gehören die Reactionäre, die Pfaffen, die päpstliche Schützengarde. Ihre Organe sind bekannt. Ihre Taktik und Strategik kann den Kenner nicht blenden, wenn sie sich auch noch so sehr mit Hermann dem Cheruskier und mit Schwärmereien für Leut und Weben zu verstellen weiß.

Um dieser so dringend nothwendigen Abwehr des principiellen Großdeutschthums willen können wir nicht genug unsere oben oft ausgesprochene Warnung wiederholen vor Frankfurt am Main als Schauplatz politisch nationaler Demonstrationen. Das Schützenfest konnte nur in Frankfurt am Main so verlaufen, wie es verlaufen ist, als moralischer Sieg der Großdeutschen; denn ein Sieg der Großdeutschen liegt eben allein darin, daß viele allgemein mit Spannung erwartete, umständlich vorbereitete Demonstrationen der deutschen Einigkeit nicht zu einem Sieg des Nationalvereins wurde. Wer Frankfurt am Main kennt, wußte das voraus. Diese Stadt ist nicht nur in ihrem Gefühl überwiegend österreichisch, sondern auch seit Jahren materiell und geistig österreichisch dressirt und präparirt. Die katholische Bevölkerung beträgt zwar nur einige tausend Seelen, aber zu denen gehören erste Bank- und Handelshäuser der Stadt, viele erste Geschlechter, deren Mitglieder im Rath fast erblich sitzen. Die Verbindung mit Mainz ist unausgesetzt die lebhafteste. Diese Partei ist rührsam, um Hülfsmittel ihrer Agitation nicht verlegen, auch wird sie von wichtigen Veränderungen der Börse unterstützt. Wir wissen nicht, ob die Häuser Rothschild und Bethmann Politik treiben. Treiben sie welche, so wird es großdeutsche sein, trotzdem daß Herr von Bethmann preußischer Consul ist. Das traurigste [illegible] ist ins süddeutsche Gefühl tiefer eingedrungen als Schiller's „Dank vom Hause Oesterreich".

Herr von Schmerling hofft jetzt alles von einem deutschen Parlamente. Natürlich! Wird es nach Frankfurt am Main verlegt, so sind für ihn alle Chancen zum Gewinn. Wir nennen nur zwei: Entweder wirft sich der österreichische Geist Frankfurts sofort wieder auf die Gemüthsseite, so ist die großdeutsche Preußen direct da; oder die Geister der Pfingstweide erheben und die Schlechtrie, die im Gefolge der auch nur in Frankfurt am Main möglichen Schoppenpolitik und der Winkelclubs nicht ausbleiben kann, feiert Orgien, dann müssen Groß- und Kleindeutsch, beide vereint

gegen einen neuen Feind, den alten von 1848, Front machen — —

Es giebt jede politische Demonstration der Deutschen sofort mächtig nach Frankfurt am Main. Es ist die Parole, deren Losung die Deutschen zu stehen haben. Was uns Deutsche einigen und kräftigen soll, muß mindestens tausend Meilen von Frankfurt am Main und Mainz entfernt — beraht und ohne allen Schützenwein u. dgl. ruhig überlegt werden.

Victor Hugo's „Les Misérables".

* **Paris.** Lest ihr denn in Deutschland noch zweibändige Romane? Gewiß, denn eine dieser Blättern sehr nahe stehende Person hat deren zwei, jeden von neun Bänden, geschrieben. Aber die Kritik liest diese Werke nicht. Die Berichterstattung schöpft nur von der Oberfläche, macht lieber neun Artikel aus einer Broschüre von neun Bogen als einen Artikel aus neun Bänden. „Die Elenden" von Victor Hugo kann sie noch nicht in ihrer Länge, Breite, Kürze und Höhe gemessen haben — sonst würde ich nicht Ueberzeugung auf Ueberzeugung folgen. Ein Verdammungsurtheil müßte längst fertig sein und feststehen. Aber die deutsche Kritik scheint so träge wie die französische.

Ni homum a me alienum puto! muß die Kritik sagen. Nichts Menschliches darf ihr fremd bleiben. Und weil es in Frankreich keine unparteiische Kritik gibt und mehr geben kann, so muß die deutsche Schwester ihr den Freundschaftsdienst erweisen und für sie das Wort ergreifen. Das Buch Victor Hugo's hat bisjetzt in Frankreich nur überschwenglichen Lob und überschwenglichen Tadel gefunden. Beides, Lob und Tadel, dürfen weit über das Gegebene selbst hinaus, beides sind Ergüsse der politischen Leidenschaft. Von Urtheil, von kritischer Prüfung war bisher keine Rede.

Victor Hugo ist bekanntlich ein Feind des Kaisers. Seine „Châtiments" sind ein Meisterwerk. Die französische Sprache kennt kein Werk des Fluchs und des Hasses wie dieses. Es hat sich nie in solcher Flammenschrift ergossen. Victor Hugo scheint in den „Châtiments" die französische Sprache in Stücke gehauen zu haben, um sie in eine weite klaffige Feueresse zu werfen, wo sie siedet und braust und wo er von Zeit zu Zeit eine Schüssel voll herausholt, um Schwerter, Dolche und Lanzen daraus zu schmieden, die er ebenso noch — und das ist das Victor Hugo'sche Uebermaß — vergiftet. Daher einerseits nichts als Lob, andererseits nichts als Haß. Die Blätter, die nicht ganz in der Gewalt der Regierung stehen, haben die „Misérables", ohne sie gelesen zu haben, sofort bis in den Himmel erhoben und haben, sobald ein Band erschien, Auszüge daraus gebracht. Sogar die katholischen Blätter haben sie gelobt. Victor Hugo steht sich hingegen mit der Partei des Paraklet. Er hat in diesem Roman mit den Ultramontanen geliebäugelt. Nur einige Regierungsblätter haben ihn systematisch angegriffen. Das alles gehört nicht — zur Kritik. Auch nicht, daß sich das Buch stark verkauft hat. Das Publikum hetzt den Journalen nach. Man mag noch so selbständig sein, man läßt sich immer überreden, und wenn man tagtäglich in zehn Blättern liest, dies oder jenes Buch wäre ein Meisterstück, so sagt man wol zuletzt sich selbst: Vielleicht irrst du dich — die Welt hat mehr Verstand als du!

Gewiß muß man die „Misérables" gelesen haben, um darüber zu sprechen. Und nun der Schwindel vorüber ist, nun das Werk in seinem ganzen Inhalt vorliegt, nun endlich die Gier des Publikums erkaltet ist, muß es Zeit sein, nicht allein das Werk selbst zu beurtheilen, sondern auch die Schlüsse aus den äußerlichen sozial-politischen Verhältnissen zu ziehen, die um dieses Buch herumspielen und die — traurigen Natur sind.

Der Roman „Les Misérables" von Victor Hugo ist nicht gut. Als sozialer Roman kommt er um zwanzig Jahre zu spät und kann sich weder mit den „Mystères de Paris" noch mit dem „Juif errant" messen. Auch Deutschland, das seinen sozialen Roman gefunden hat und pflegt, erfährt nichts Neues, weder nach Form noch nach Inhalt. Als philosophischer Gedanke sind die „Misérables" null und nichtig. Als Kunstwerk haben sie weder Einheit noch saubere Ausführung. Gewiß, jeder einzelne Theil des Werks ist recht fein gemeißelt. Victor Hugo ist im Besitz seiner Sprache wie keiner vor ihm. Man möchte sagen: Sein Werk ist ein Homerischer Schild, aber — von Gips. Die Masse ist weder für die Dauer verhärtet, noch überhaupt in Guß geflossen. Lauter romantische Episoden und poetische Ausschweifungen, aber nirgends ein Brennpunkt. Der Dichter weiß nicht, was er will, oder besser, er weiß es — vielleicht zu gut. Er hat ein Buch geschrieben, worin er seine Persönlichkeit allen Parteien empfehlen will. Der Dichter der „Châtiments" will sich für die Zukunft Frankreichs möglich erhalten. Für die Katholiken malt er den Bischof von Digne und verherrlicht ein Kloster der ewigen Anbetung der heiligen Maria; für die Orleanisten hat er einen ganzen Band Bemerkungen über Ludwig Philipp gegeben, den Republikanern wirft er einen Brocken hin und schildert einen Jakobiner, vor dem der Bischof sich demüthigt; ja die Bonapartisten selbst hat er sich versöhnt mit seiner Schlacht von Waterloo — um hernach wieder auf die Barrikaden vom Jahre 1832 zu kommen und speziell — den Parisern einen Plan von den unterirdischen Gassen in hundert Seiten zu geben, als wäre noch in Paris eine Revolution durch die Barrikaden möglich, als hätten die Barrikaden je eine Revolution gemacht. Revolutionen machen sich nur mit Ideen. Hat nicht Ludwig Philipp die forts détachés erbauen lassen? Wer dachte an diese im Jahre 1848? Ist eine Revolution in den Herzen reif, dann hält sie keine Macht der Erde mehr. Barrikaden helfen ihr nichts. Nie noch, seit es

ist recht, hat man Barrikaden gesehen wie im ai 1642 und doch wurden ihre Vertheidiger gemor. Wären die Herzen auf ihrer Seite gewesen, so e man sie gar nicht bedurft. Barrikaden sind ein inmonen der Zeit, aber durchaus kein Kriegsmate. kein Recept für Revolutionen. Die Revolu. en der Geschichte sind Kinder der Philosophie, menschliche Kinder der Gottesgedanken. Die Bibel eine Revolution, das Evangelium ist eine Revo. on; Luther war eine Revolution und die ganze nzösische Revolution war ein Kind Spinoza's, nigens, Descartes', Voltaire's, Rousseau's. Die nzösische Revolution war Theismus und Rebel. e war logisch, als sie das Etre suprême zur gion erhob, um seine Freiheit und Gleichheit nter in Ehrfurcht zu stellen. Wer die Revolutionen rhindern will, der lerne das Gegentheil derselben n, sogenannte Heilmittel der Revolutionen, z. B. das Concordat, das katholische Princip. rist leugnet die Vernunft und läßt alles von s Gnaden ausgehen, die jenem alles, diesem ts zugesteht. Ihm nach übt sich Gottes Gerechtig. vorzugsweise nur im Himmel. Von Gleichheit seiner kann hienieden keine Rede sein, nach wo. von Gesetz. Gott ist gnädig je nach Umstän. er verzeiht sehr rasch einem schönen weinenden den und ist streng, wenn auch nicht unerbittlich, einem Nachbarn, je nach Belieben und Laune — das sind andere Aegypten.

Victor Hugo hat sie freilich wieder nach zu gesucht, aber man muß ihm entgegnen. dem Tage an, wo Frankreich den Kaiser und als seine öffentliche Religion wieder an. hatte es mit der Revolution zu seinem Nach. gebrochen. Alle seine modernen Kämpfe seit verdankt es diesem Widerspruch. Und was geschrieben war, Frankreich wird diesem Dilemma entgehen. Entweder der Katholicismus wird alle Errungenschaften der Revolution entweihen und revolutionär bis auf den Namen töten, oder die ution wird den Katholicismus besiegen und auf als Princip beseitigen sowie alle und jede en, die nicht mit der philosophischen Vernunft stimmt.

Von dem allen hat Victor Hugo wenig Ahnung. sieht wenig von Philosophie. Ja, er sucht aller. die Wahrheit, doch fehlt ihm darum das ernstere ium. Er ist zu schnell mit sich selbst fertig. ß nicht, daß wir Menschengeister Kinder der genheit sind und daß keiner allein die Wahr. finden und finden kann. Wer heute Gott will ohne Moses, Sokrates, Plato und die Reihe der Gottesdenker seit Mahomed, Luthers bis auf Kant und Hegel, der ist er eben auch ein babylonischer Narr, der in eigenen Stolz versinken wird. Victor Hugo die Bibel nicht kennt, überhaupt kein Evangelium. Er kennt noch weniger die deut. Denker. Er macht sich ein eigenes System aus poetischen Farben und glaubt damit etwas geschaffen zu haben. Der erste Kaiser ist für ihn ein Stern erster Größe, weil Hugo's Vater General des Kaiserreichs war und Victor als Knabe von dem großen Helden träumte. Wer den Onkel anbetet, der stellt wahrlich den Neffen nicht verächtlich! Denn Victor ist ein folgsamer Zögling seines Onkels, die richtige Consequenz einer einmal angenommenen Prämisse. Was braucht denn Victor Hugo das zu leugnen? Was soll sein Orleanismus? Ich glaube, Victor Hugo geht getreu Hand in Hand mit dem Grafen Montalembert, der feinerseits auch mit dem Sockem ganz einverstanden ist, wäre ihm nur daran ein wenig Einfluß beschieden. Wer die menschliche Größe anderswo als in dem Princip und der göttlichen Wahrheit sucht, der bleibt ein Spiel der irdischen Leidenschaften und seine ganze Werke trägt die Bürgschaft der Unsterblichkeit in sich.

Die „Miserables" sind nicht allein ein unvollkommener Roman, sie sind auch ein schlechtes Buch als Gegenstand. Hat das die allerletzte Lieb von der französischen sogenannten liberalen Partei erhalten, ehe sie dieselben noch gelesen hatte, beweist nur, daß das jetzige Frankreich, ganz versunken, einer dunklen Zukunft entgegengeht. Damit ein Volk der göttlichen geistlichen Freiheit entgegenwandelt, muß es menschliche Lichter und Leuchten haben, die ihm den Weg des heranzudämmernden Tages verzeichnen und anzeigen, ohne durch die Personen bestimmt zu werden. Sind aber nur persönliche Animositäten, Rache, Wiedervergeltung, Abrechnungen des Heute mit dem Gestern, des Gestern mit dem Morgen im Streit, fehlen die Principien, so ist es Nacht, tiefdunkle Nacht und der Tag der Wahrheit geht dann für ein anderes Volk auf — aber der Himmel, ist wider das deutsche!

Eine Garibaldi-Schwärmerin.

* **London.** Signora Jessie White Mario ist die Tochter eines englischen Schiffsbaumeisters und wurde am 9. Mai 1832 zu Gosport geboren. Schon im frühesten Kindesalter traten bei ihr die Eigenschaften hervor, die sie jetzt in hohem Grade auszeichnen und einen Charakter bilden, der der männlichen Tochter gleicht sein muß.

Liebe zu den Menschen, zur Wahrheit, zur Freiheit und große Bereitwilligkeit bei allem einmal Begonnenen muß ihr nicht abgesprochen sein. Wenn wir nach einer der eigenthümlichen Jugend erwähnen, daß sie sich bei ihrem Thun und Lassen nicht leicht durch die Billigung oder Mißbilligung anderer beeinflussen läßt — es ist dem selben, wie sie selbst sich überlegen ausdrückt —, so haben wir zugleich eine Eigenthümlichkeit genannt, die ihren Gründerin sehr bald die Mutter früh verlieren, hatte aber eine Stiefmutter nicht besonnen gewesen sein kann und die dem jungen Mädchen, das seine eigenen Wege gehen wollte, manchen Verdruß zugezogen hat. Von den öffentlichen Schulen, die sie besucht hat, wird die in Birmingham als die vorzüglichste genannt, aber gibt

es eine englische Schule, die nicht durch ihre Routine, ihre mechanische Art des Unterrichts, ihre engen Begriffe von Anstand dem Geiste der Jugend eine wahre Zwangsjacke anlegt? Man erzählt, daß Miß White zum Schrecken ihrer Lehrerinnen jede Gelegenheit benutzt hat, um den einzigen freisinnigen Prediger, den Birmingham besitzt, zu hören, und daß ihr angeborener Unabhängigkeitstrieb durch nichts zu unterdrücken, noch weniger zu brechen war.

Nach Beendigung ihrer Schuljahre begann sie selbst Unterricht zu geben und als sie 21 Jahre alt war, begab sie sich nach Paris, theils um sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen, theils um ihren jüngern Schwestern, die zu ihrer Ausbildung hingeschickt waren, eine Stütze zu sein. Sie hatte das Glück, die Bekanntschaft so ausgezeichneter Männer wie Henri Martin, Victor Cousin, Lamartine und August Thierry zu machen, und wie anregend das auf sie wirkte, erhellt man daraus, daß Miß White unmittelbar darauf selbst als Schriftstellerin auftrat. Das Erste, was von ihr erschien, war die Erzählung: „Alice Lane"; dann folgte „Roger Dale", eine birminghamer Geschichte; hierauf „Les Vollés Künstler aus dem Künstlerleben in Paris". Auch zwei biographische Skizzen, von ihr aufgezeichnet, erschienen in englischen Blättern; es waren die der beiden Franzosen Lamennais und Beranger.

Ende 1854 wurde Miß White von einer befreundeten Dame aufgefordert, sie auf ihrer Reise nach Italien zu begleiten. Man kann sich leicht denken, mit welcher Freude das Anerbieten angenommen wurde. Schwerlich ahnte das junge Mädchen, von welcher Bedeutung diese italienische Reise für sie werden sollte. In Nizza, wo die beiden Damen einige Monate verweilten, wohnten sie zufällig in einem Hause, das der Cousine Garibaldi's gehörte; er selbst wohnte im Nebenhause und machte bald mit den Nachbarinnen Bekanntschaft. Hier war es, wo Miß White zum ersten mal einen italienischen Patrioten von den Wünschen und Hoffnungen für sein Vaterland sprechen hörte und sich ihre überschwengliche Natur ihrer jetzt aberkannten Heimat zuwandte. Nachdem die Damen Rom und Florenz besucht hatten, kehrten sie nach England zurück; Miß White begleitet von Garibaldi's jüngstem Sohn, Ricotti, dessen Erziehung zu übernehmen sie versprochen hatte.

Während des darauffolgenden Winters (1855/56) lebte sie in London und hatte Ricotti und ihre jüngern Geschwister bei sich, half bei dem Einrichten einer Schule für die arbeitenden Klassen und bemühte sich ernstlich, aber vergeblich, zu dem Studium von Medicin und Wundarzneikunde, für das sie eine entschiedene Neigung hatte, in den londoner Colleges zugelassen zu werden. Eine kleine, von ihr selbst verfaßte Autobiographie enthält das Nähere über die niederschlagenden Erfahrungen, die sie damals als Studentin der Medicin gemacht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Mit oder ohne Teufel?

In Reichenbach im Vogtland befindet sich an Gerichtlicher Nummer Böttcher, der der aufgeklärten Presse Sachsens viel zu schaffen macht. Früher, wie es scheint, von dem kirchlich gesinnten treudenker Cultusministerium unterstützt und gehalten, jetzt, da seine Extravaganzen im Lande und am Landtag keine Billigung finden, auch an dieser Stelle bekannt, hat der Teufelsgläubige kürzlich einigen Paten, die einer Kindtaufe nicht beiwohnen zu wollen erklärten, wenn die Teufelsaustreibungsformel entfernt würde, von der Kanzel herab (vgl. „Constitutionelle Zeitung", Nr. 179) Folgendes erklärt:

„Meine Lieben in dem Herrn! Wir sind hier versammelt, um eine hochwichtige heilige Handlung, das Sacrament der heiligen Taufe, an geheiligter Stätte zu vollziehen. Doch ehe wir, ihr Lieben, zu diesem heiligen Werke schreiten, werde ich zuvorerst eine Erläuterung voranschicken, was mich veranlaßt hat, heute das erste mal seit vier Jahren diesen Kindlein mit Hinweglassung der Abrenunciationsfrage: Entsagst du dem Teufel u. s. w., zu taufen. Ich bin von gegenwärtigen Zeugen schriftlich ersucht und aufgefordert worden, für diesmal von meiner gewöhnlichen Formel abzugehen und mit einer andern zu taufen. Obwol ich nun dieselben zu einer Belehrung weder verweisen, die Belehrung von einer andern Seite auch erfolgt, trotzdem aber fruchtlos und erfolglos geblieben, nur dann erst habe ich mich entschließen können, nicht weiter diesen heiligen Act zu vollziehen. Glaubet aber nicht, ihr Lieben in dem Herrn, daß ich von nun an mit einer andern Formel taufen werde als mit der von mir gewählten. Nein, nur unter solchen Umständen, wo Belehrung bei den Zeugen, wie bei gegenwärtigem Falle, leider vergebens angewandt worden, wo der Belehrung Unglaube entgegentritt, nur dann erst werde ich nach einer andern Formel zu taufen oder mich gezwungen sehen. Meine Lieben! nicht aber dadurch, daß ein Hauptstück der Formel in Wegfall kommt, wird der Segen des Herrn hier weniger werden, gewiß nicht; sondern der Herr sendet durch seine unendliche Gnade auch diesem Kindlein Vergebung der Sünde, Erlösung von Tod und Teufel und ein ewiges Leben in und durch Christum Jesum. Jetzt, meine Lieben in dem Herrn, nachdem ich das vorausgeschickt, laßt uns zu diesem heiligen, [illegible] Werke schreiten!"

So wird also nun in Reichenbach immer davon abhangen, ob die Paten vorher erklärt haben, daß sie an den Teufel glauben oder nicht. Der Geistliche hat gewissermaßen Taufen, eine für Gläubige und eine für Ungläubige, eine mit und eine ohne Teufel.

Briefwechsel.

— *** Sie erklären von den mehr als zwanzig Einwänden zu Schiller's Denkmal den von *** für den besten? Das ist ein Missverständniß der Presse und einer Uebereilung, deren sich bei einer Concurrenzausschreibung kein besonnener Künstler schuldig machen darf. Die Frauen einen Theil der Einwände machen, einen andern leben. Ein Künstler auch einen von allen als ganz besonders Ihrem Geschmack entsprechend hervorheben, aber um Kranz selbst ertheilen und dem Urtheil der Jury vorgreifen dürfen Sie nicht.

(Ausgegeben am 14. August 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. Nr. 34. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die kleine Frau im vierten Stock. Von Alexander Weill. I. II. — Ein eigenthümliches Fest in alter Zeit. II. — „Dichter“ — Karl Arenzel. — Neue Gedichte. X. — Neues aus der Welt.

Die kleine Frau im vierten Stock.

Von Alexander Weill.

I.

Im Jahre 1844 schaffte ich mir Hausgeräth und Möbel an und suchte mir eine kleine Wohnung, die ich in dem Centrum von Paris im vierten Stock in der Rue du Cadran fand, einer Straße, die ihren Namen verloren hat und jetzt eine de St.-Sauveur heißt.

Das Haus war noch neu und bildete ein Viereck, in der Mitte mit einem Hofe.

Alle Wohnungen dieses Hauses — ungefähr dreißig an der Zahl — waren nach demselben Plan eingerichtet. Kleines Vorzimmer, kleines Speisezimmer, kleine Küche, kleiner Salon und kleines Schlafzimmer. Alle Zimmer waren mit Eichenholz getäfelt, hatten marmorne Kamine und Spiegel, mit Goldrahmen eingefaßte Spiegel. Die Thüren waren verschieden, immer 100 Francs mehr für jeden Stock höher. Der erste Stock kostete damals nur 800 Francs. Seltsam erstaunte ich mich bei dem Portier. Der erste Stock ist gerade um das Doppelte vermiethet. Und so hält es sich auch mit meiner damaligen Wohnung, die mich 400 Francs kostete.

Diese kleinen, niedlichen Wohnungen waren eine Kunstmacherei! Natürlich. Es war unmöglich, selbander darin zu leben, ohne sich zu lieben. Die Liebe hat das Gute an sich, daß sie sehr wenig Platz braucht. Nur Gleichgültigkeit oder Haß müssen sich ausdehnen. Dazu gesellte sich noch ein Hausmanns-Ehepaar, wie ich noch in meinem Leben kein schöneres in einer Portierstube gesehen. Beide jung, kräftig, kaum zwei Jahre verheirathet und sich gegenseitig anbetend. Ihre Stube war so eng und so dunkel, mancher Millionär hätte sie nicht zur seinen Kinderstube genommen.

Von meinem Fenster aus konnte ich in alle Wohnungen mir gegenüber und auch auf den Schienen schauen; diejenigen nur, die auf derselben Seite mit mir waren, entgingen meiner Neugierde. Bald jedoch, nachdem ich die Bekanntschaft eines Sergeß, der mir gegenüber in demselben Stock wohnte, gemacht hatte — wir haben ihn vorgestern zu Grabe getragen; er hieß Ernst Levy und war 25 Jahre lang mutterseelen allein oder „Privat“ an dem Journal „L'Union“ — studirte ich die Physiognomieen meiner Nachbarn, die unter mir auf meiner Seite wohnten, und kaum war ich einen Monat in diesem Hause — dank der liebenswürdigen Gleichgültigkeit meiner jungen Hausmannsfrau oder Portière —, so kannte ich alle seine Bewohner mit ihren hundert kleinen Mißern. Sie waren alle jung, die einen verheirathet, die andern blos verliebt; alle

glücklich wie die Vögel im Hanfsamen, lustig wie junge Pensionäre in ihren Erholungsstunden.

Die meisten Frauen, die sich an den Fenstern zeigten, waren hübsch; aber die einzige Schönheit ist und bleibt denn doch immer die Jugend; und in diesem Hause war noch kein Frauenzimmer in die Jahre der Asterien getreten. Einige unter der Zahl waren außerordentlich schön und keine von ihnen war, was man eine Lorette nennt. Für diesen Punkt war der Portier ganz unerbittlich. Nach seiner Definition war jede Frau eine Lorette, die mit einem Dienstmädchen allein lebt und Besuche von sogenannten Freunden empfängt. Seine bürgerlichen Hausbewohnerinnen lebten nur mit Einem Mann. Das war ihm genug. Dieser wollte seine Moral nicht auf den Grund gehen.

Frühmorgens schon hörte man das melodische Erwachen einiger Pianos und gegen Abend stiegen immer von der ersten und zweiten Etage gedämpfte und gehämmerte Liebesseufzer gen Himmel empor. Den ganzen Tag über war der Hof von singenden und spielenden Musikanten und umirrenden Sängern angefüllt. Langeweile drang nie über die Schwelle dieses Hauses. Auch war dem eine Wohnung frei, so lief man sich die Füße ab, sie zu bekommen. Der Portier, mit einer ironisch lächelnden Miene, schrieb die Namen aller Bewerber ein, aber er fand schon eine Ausrede, um alle die abzuweisen, die ihm nicht jung und nicht heiter genug erschienen. Er wollte den Charakter seines Hauses mit sich und seinem Weibchen conform halten.

Ich war bereits sechs Wochen in meiner Wohnung und hatte schon die beste Absicht, mich in eine Nachbarin gegenüber zu verlieben, die eine wahre Leidenschaft für Zeisige und Nelken hatte. Da fiel mein Blick auf eine kleine Frau, die an ihrem Fenster in der Ecke meines vierten Stocks saß und an einem Canevas stickte. Von diesem Weibchen hatte ich bisjetzt nur den Rücken gesehen, einen sehr schönen, wohlgebildeten, harmonisch eingefärbten Rücken mit einer reizenden Rundung der Schleife. Sie saß oft an ihrem Fenster und stickte. Nur statt sich auf den Stuhl recht zu setzen, setzte sie sich immer auf den kleinen Schemel links und so hatte ich noch nie ihr Gesicht gesehen. Außer dem Rücken hatte ich noch ihr schönes, in ein Netz mit einem Sammtband zusammengerolltes schwarzes feines Haar bewundert. Da aber die Pariserinnen alle falsche Zöpfe tragen, sogar die, die es nicht nöthig haben — eine Regel fast ohne Ausnahme! — so spartе ich meine Bewunderung einzig und allein für die Taille, die in der That rein und makellos war; und — ab uno disce omnia — wenn es wahr ist, daß diese Regel sich auch bei der kleinen Frau bewährte, so mußte sie reizend sein.

Doch, dachte ich, wäre sie schön, warum zeigt sie mir immer den Rücken? „Sie ist häßlich, sie muß häßlich sein!“ sagte ich endlich vor Ungeduld. Sie brauchte ja nur ihren Stuhl zu wechseln, um mich vom Gegentheil zu überzeugen. So tugendhaft auch eine Frau ist, nie ist sie gleichgültig für einen Blick der Bewunderung, d. h. nicht etwa für ihre Tugend, sondern für ihre Schönheit. Wenn ein Frauenzimmer einem nicht in allen Ehren ganzlos entgegenlächelt, so hat sie keine schönen Zähne. So gleichgültig sie auch für einen jungen Nachbar sein mag, ist sie schön, so findet sie schon und benutzt die Gelegenheit, um ihre natürlichen Vortheile zu zeigen; die einen, indem sie sie mit ihrer Tugend verschleiern, die andern, indem sie sie durch ihre Toilette erhöhen. Jede tugendhafte Frau scheint jedem nicht allzu ehrwürdigen Mann, den sie anblickt, die Worte stumm ins Gesicht zu werfen: „Hm! Wenn ich eigentlich wollte, so —“ Natürlich, die Treue und die Tugend wollen nicht.

Nach vierzehntägigen verschiedenen, doch vergeblichen Versuchen theils an meinem Fenster, theils bei meiner schönen Hausthürfrau, verließ ich meine Untersuchungen und kehrte aufs neue zu meiner schönen Nelkenpflanzerin vis-à-vis zurück. Dort schien mir neue Hoffnung zu blühen. Das einzige, was ich über sie erfahren konnte, war aber auch — daß sie verheirathet sei und ihren Mann anbetete —

Es war einen Monat später, als ich auf der Haustreppe auf einen noch jungen Mann stieß; er war jung, obschon er bereits graumeliertes Haar hatte — von ungefähr 34 Jahren, den ich gleich als einen Sohn des Elsaß erkannte; und kaum hatte ich ihn genauer betrachtet, so erkannte ich in ihm sogar eine Bekanntschaft meines Vaters —

„Um Verzeihung“, sagte ich, „sind Sie nicht ein Landsmann von mir, ein Elsässer?“

„Ja!“ antwortete er kurz und bündig —

„Es scheint mir, ich habe Sie schon in meinem Dorfe einmal gesehen.“

Keine Antwort erfolgte —

„Ihr Vater heißt Mesmer“, fuhr ich fort.

„Er war ein Freund meines Vaters und ein sehr guter Freund —“ Dann nannte ich mich —

„Möglich“, murmelte mein Landsmann und schien wenig von den Ausbrüchen meines Heimatsgefühls erfreut —

„Weil wir denn doch Nachbarn sind“, fuhr ich fort —

„Um Verzeihung“, unterbrach er mich, „ich habe große Eile —“

Dies sagend, stürzte er die Treppe hinab zum Portier —

Ich glaube, er wollte auf der Stelle seine Wohnung aufkündigen, so unangenehm berührt schien er von meiner Anrede. Später erfuhr ich, daß er sich in der That über mich erkundigt hatte und daß der Portier ihm hinsichtlich meines Charakters und meiner Lebensweise Aufklärungen gab, die ihn hoffentlich beruhigten.

Am andern Morgen setzte ich mich an meinen Schreibtisch, um ein Feuilleton für den „Gaulois“ zu schreiben. Ich war bereits im Feuer des Schaffens, taub für allen Lärm, blind sogar für alles Schöne, als, indem ich mit dem Kopfe, um einen mir entschwindenden Gedanken zu erhaschen, aufwärts fuhr, mein Auge dem eines Frauenzimmers begegnete, das mich scharf, aber mit Wohlwollen beobachtete. In der That, es war die Frau mit den schönen Händen. Endlich sah ich sie en face.

Aber unwillkürlich erhob ich mich, um meinen Platz am Fenster zu verlassen. Ich wußte bereits, daß der mürrische Glatzkopf, der mir so unhöflich begegnete, der Mann dieser Frau war. Jeden Abend um 6 Uhr kam er nach Hause und sobald seine Stiefeln auf der Treppe hörbar wurden, erhob sich das Frauchen, dessen Silhouette ich durch die Gardinen sah, kam ihm entgegen, umarmte ihn zärtlich und führte ihn zu Tische, wo alles bereit zum Mahle stand. Abends erschienen sich ihre Schatten durch die rothen herabgelassenen Vorhänge. Er saß auf einem Divan und rauchte, sie schwirrte ständig um ihn her. Ich hatte sie noch nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen und hörte mich wohl, meinen Vorteil allen schnell wahrzunehmen.

Ich dachte mir: Mein grober Glatzkopf hat mit ihr von unserer Unterredung auf der Treppe gesprochen. Er ärgert sich, erkannt worden zu sein. Sie haben beide die Frage erörtert, ob sie nicht lieber das Haus verlassen sollen. Darauf hat sie geantwortet: „Marie, mein Lieber, ich weiß die Physiognomie des aufdringlichen Menschen besser studieren und wenn er mir verdächtig scheint, so verlassen wir das Haus!“ Später erfuhr ich, daß ich ganz richtig combiniert hatte. Ich that alles Mögliche, mich so unverdächtig als möglich erscheinen zu lassen.

Dennoch trieb mich die Neugierde ein ganz klein wenig wieder dem Fenster näher. Betrachtet sie mich, sagte ich zu mir, so ist's doch viel erlaubter, sie auch anzuschauen. Sie saß immer noch auf dem Sessel, aber dreimal das Gesicht frei und offen mir zugekehrt. Sie warf mir jenen sogenannten wohlwollenden Blick zu, der den Männern, die in den Augen keine Frauen, gleich von vornherein sagt: „Ich bin Ihnen recht gut, aber entsagen Sie jeder Hoffnung auf Weiteres —!“ Und ihr Blick, der ein durchdringender war, schien mir noch Folgendes hinzufügen: „Bester Herr, Sie kennen nun meinen Mann! Ich bitte Sie, zwingen Sie mich nicht, diese Wohnung zu verlassen! Sprechen Sie von uns mit niemand! Unter diesen Bedingungen werde ich Ihren Gruß erwidern und mich, wenn Sie wollen, auch bewundern lassen. Noch mehr! Ich werde Sie vielleicht in meiner Bewunderung als Freund meines Mannes empfangen, mit Ihnen über Toilette, schönes Wetter, neue Bücher u. s. w. plaudern, aber sprechen Sie um Himmels willen nie von Liebe und selbst nicht von meiner Schönheit! Ich will nur schön für meinen Mann sein und werde nur diesen lieben!“

Alles dies lag in einem einzigen Blick. O, es liegt eine ganze Welt in einem solchen Frauenblick — —

Ich antwortete ihr nun auf dieselbe Art. Da ich jedoch eine Brille trage, so zweifle ich, daß sie die Sprache meiner Augen ganz verstanden hat. Und allerdings hat ein Mann, um sich auszusprechen, auch nur — das Wort. Die Frau allein hat das Auge und in dem Denken ihre ganze Seele.

Aber meine Eigenliebe machte allerhand phantastische Sprünge. Liebt sie einen Glatzkopf mit grauen Haaren, dachte ich doch wieder, warum sollte sie nicht einen andern Glatzkopf mit den schönsten kastanienblonden Haaren lieben? O, nichts ist eitler als ein Mann! Nur Schriftsteller ausgenommen: die sind die Eitelsten selbst.

Auch heute nahm ich mir vor, die kleine Frau genauer zu studieren. Ich wollte sehen, ob ihre andern Naturschätze dem Rücken entsprechen. Der Gedanke blitzte in mir auf, den Körper und die Farbe ihrer Seele zu durchdringen. Der Lichter

Harry
(auf dem Stuhl ſitzend und die Beine ſchlenkernd).

Maſter, Ihr ſeid ein Schneider.

Gaſt.

Wie ſo?

Harry.

Weil Ihr krumme Füße und ſpitze Ellenbogen habt! (Auf Fantaiſie zeigend) Meßt mir da dem jungen Gentleman ein Paar Beinkleider an!

Alle (lachen).

Gaſt.

Mylords und Gentlemen, dem Herrn? (Fantaiſie lange betrachtend) Ich bin kein Damenſchneider.

Alle (lachen).

Harry.

Gut gemeſſen, Schneider! Scharfes point de vue! Sehr gutes Augenmaaß! Wie heißt Ihr?

Gaſt.

Tobias Laane.

Harry.

Laane? Laßt den Eſel paſſiren.

Fantaiſie (läßt ihn durch).

Passez, Monsieur l'ane!

sucht immer etwas anderes bei einem Weibe als der, welcher kein Dichter ist. Ist ihre Seele weiß oder schwarz oder gemischt? Ist es der Mühe werth, Herzensgefühle an sie zu verschwenden? Sind sie falsch — nun, für eine Negerin sind auch falsche, unechte Perlen gut genug! Wie oft habe ich solche schwarze schöne Negerinnen in dem weißen Europa angetroffen, die sich mit solchen Perlen vortrefflich zu schmücken wußten!

Plötzlich fiel ich unwillkürlich die Worte aus: „Ich weiß jetzt, warum sie den Stuhl links immer vorzog, sie ist — blatternarbig!" Wahrhaftig, und als hätte sie meinen monologischen Schrei errathen, denn erröthend erhob sie das Haupt mit einer steilen, unbeschreiblichen Bewegung und schaute mir in das Weiße des Auges, als hätte sie sagen wollen: „Du irrst!" Aber nein, ich irrte nicht. Sie hatte ein Näschen, als hätte es Amor selbst gemeißelt; sogar die Oeffnungen dieses Näschens waren fein ausgeblättert und in steter Bewegung, als wären sie von schalkigen Geistern bewohnt; eine Deutsche oder Slavin war sie nicht; die Deutschinnen haben mehr Farbe, mehr Glanz, aber weniger Zeichnung; die Natur hat die Französinnen bloß gezeichnet, die Deutschinnen hat sie gemalt; die Weiber verschiedener Nationen kommen mir oft wie Statuen vor, die der Schöpfer zuerst modellirt, dann wie Porzellan in dem großen Ofen seiner Schöpfung nach Willkür hat brennen lassen — da kommt's oft darauf an, ob seine Handlanger die Statue zu rechter Zeit vom Feuer ziehen; die Spanierinnen und Italienerinnen erhielten oft eine Flamme zu viel, die Engländerinnen zu wenig — Ergänze sich das ein jeder nach seinen Herzenserfahrungen. Und Zähne hatte meine Nachbarin wie ein junges Lamm, klein und gleich. Die Augen waren nicht groß, aber ihr Blick war lang und tief. Ich habe bereits dem Leser gesagt, daß sie unzähliges schwarzes Haar hatte. Sie war blaß, doch ihre Blässe war nicht kränklich, sondern ein Abglanz vorangegangener Leiden. Nichts Eindrucksvolleres als ein blasses, schönes Frauenangesicht mit seinem schwarzem Haar; es scheint immer, als weiche die schöne Nacht dem ernsten blassen Morgenstrahle — Aber — blatternarbig war sie doch! Doch nur ein wenig. Für den Kenner war sie um so schöner, denn diese Narben störten nicht im mindesten die Harmonie ihrer Züge. Man denke sich auf der Haut nur nicht die Spuren eines Hagrieveters — nein, sehr einem Albrecht Dürer, dem die Zeit einige kleine Löcher, da ein Pünktchen, dort ein Nischen aufdrückte! Das Ganze ist um desto pikanter. Nach Diderot muß überhaupt der Maler nicht mit Farben, sondern, wie Gott, mit Gefühlen malen. Ihr ganzes Gesicht war ein melodisches Gefühl und indem sie mir ferner klar in das Auge sah, schien sie mir zu sagen: „Sie sehen, meine paar kleinen Narben entstellen mich nicht und ich bin glücklich, ich liebe und werde geliebt — Nun bitte, machen Sie mir nie den Hof, werfen Sie nicht auf mich, damit mein Mann nicht eifersüchtig wird — Er hat so sehr gelitten. Seien Sie unser Freund und wir unsererseits werden Ihnen Beweise unserer Dankbarkeit geben!"

„Madame", antwortete ich ihr, immer ohne ein Wort zu sprechen, „Sie sind so philosophisch schön, daß ich Ihnen gern ein Opfer bringe! Nicht allein werde ich Sie nicht mehr mit meiner Neugierde belästigen, sondern ich werde auch nie mehr ein Wort mit Ihrem Othello sprechen, und träf' ich ihn auch jeden Tag auf unserer engen Treppe! Leben Sie wohl, meine schöne kleine Nachbarin! Jetzt an mein Feuilleton! Morgen soll es Ihnen geschickt werden."

II.

Drei Monate verstrichen und ich hatte in meiner Selbstbeherrschung Wort gehalten. Nach dieser Prüfungszeit traf mich einst Herr Metzner unter der Hausthür und drückte mir stillschweigend die Hand. Acht Tage später traf ich das Ehepaar selbst auf der Treppe und Frau Metzner nickte mir einen freundlichen Gruß zu, als wollte sie sagen: Ich bin mit Ihnen zufrieden!

Ich rechnete auf eine Einladung, blieb aber, da sie nicht kam, ganz gegen meine Art, sanft und geduldig.

Jeden Sonntag fuhr das mysteriöse Paar in einem eleganten Cabriolet um 1 Uhr aus. Gegen Mitternacht kam es wieder nach Hause. Das Cabriolet war nicht gemiethet, sondern eigenes Gespann. Wir hatten das im Hause kaum entdeckt — der Portier war stumm wie ein Fisch —, so ging das Geplauder aufs neue los. Ich muß gestehen, daß ich allein der Urheber aller dieser Gerüchte war. Darin bin ich ärger oder besser wie eine Frau. Was hat man im Leben, wenn man nicht ein bischen über den lieben Nächsten plaudern kann? Wenn die Engel, wie man sagt, mir sich Böses nachsagen, möcht' ich gar nicht in den Himmel. In der That, ich frage jeden meiner Leser: Wozu braucht ein Mann, der im vierten Stock für 400 Francs wohnt, eine eigene

Equipage? Das iſt eine wichtige Frage, ein ernſtes Räthſel für junge luſtige Hausnachbarn und ich zerbrach mir mit den übrigen den Kopf. Der eine behauptete, Herr Meßmer ſei ein reicher Federhändler, der ſeine böſe und koſtete Frau verlaſſen hätte, um mit dieſem wie ein Lamm ſo ſanften Weibchen zu leben. In Paris iſt alles möglich und zuweilen ſogar alles wahr. „Frau Meßmer", ſagte ein anderer, „iſt eine von ihrem Mann getrennte Frau, die von väterlicher Seite ſehr reich iſt. Während ſie die Blattern hatte, ſoll ſie der Herr Meßmer ſo gut verpflegt haben, daß ſie ihm ſozuſagen das Leben verdankt. Seitdem hat ſie von ihrem Vater geerbt und lebt mit ihrem Retter, um ihm täglich ihren Dank zu beweiſen." Der Berichterſtatter ſagte das in einem ſo ſichern Tone, als wäre er überall dabei geweſen. „In jedem Fall", ſagte eine dritte Stimme — es war natürlich eine Frau —, „verwette ich meinen Kopf, daß ſie nicht verheirathet ſind! Sie leben ſeit vier Jahren in dieſem Hauſe wie zwei wilde Tauben! Gezähmt ſind ſie freilich; nicht ein einziges mal haben ſie ſich noch ein hartes Wort gegeben — aber wild ſind ſie doch —!" „Nein", ſagte ein anderer, „Frau Meßmer hat nichts von einer Coquette! Ihre Kleidung iſt einfach und elegant. Ihre ganze Haltung iſt die einer ehrbaren Bürgersfrau. Sie geht ſelbſt auf den Markt und hat blos ein elſäſſiſches Dienſtmädchen, das kaum ein Wort franzöſiſch verſteht. Was Herrn Meßmer betrifft, ſo mag er wol ein eigenes Cabriolet haben, aber an ſeiner Haltung und Kleidung ſieht man eben keinen Reichthum —!" „Wer weiß", fügte wieder einer hinzu und holte ſich zu ſeiner Cigarre aus einer Küche Feuer, „es ſind vielleicht — Polizeiſpione!"

Aber je mehr man in dieſe Myſterien dringen wollte, deſto undurchdringbarer wurden ſie. Der Sache endlich müde, überließen wir das Meßmer'ſche Paar ſeinem Geſchick und ſagten mit Ludwig Philipp, der nicht an die Solidarität der Redlichkeit glauben wollte: „Chacun chez soi, chacun pour soi!" Ich ſchrieb meine Feuilletons und ſandte ſie nicht mehr der Nachbarin, die ihr meine Eitelkeit doch zu wenig darauf erpicht hatte — —

Da eines Tags — ich war damals Nationalgardiſt —, als ich vom Poſten bis an die Zähne bewaffnet nach Hauſe komme, höre ich auf der Treppe des dritten Stocks ein fürchterliches Schreien.

Es war gerade, als wollte man jemand ermorden — —

(Schluß in nächſter Nummer.)

Ein eidgenöſſiſches Feſt in alter Zeit.

II.

„Am folgenden Tage ſchlugen die Wogen des Feſtes zu Ehren des „Delphin" noch viel höher als Tags zuvor.*) Bei allen Thoren der Stadt waren Buden errichtet, deren Inhaber mit ſeltener Freigebigkeit dem herrinſtrömenden Volke Weißbrote, in deren jedem eine wohlſchmeckende Bratwurſt eingebacken war, umſonſt austheilten. Achttauſend ſolcher Wurſtbrote waren auf die drei Hauptthore vertheilt worden und wol noch mehr wurden in der Stadt ausgegeben und in die Häuſer geſchickt. „Das war eine ganz beſondere Raritat zum Eſſen", meinte der vom Feſt überglückliche Herr Zunftkaplan Dürrholz, deſſen ſchriftlichem Nachlaß wir theilweiſe dieſe Einzelheiten entnehmen.**)

„Auch hat der Ambaſſador, wie der Kaplan uns mittheilt, in Erwägung gezogen, daß die Tage im November kurz ſeien. Daher habe er „aus klugſter Vorſehung" angeordnet, daß der Wein beizeiten zu laufen anfange, und daß nicht nur einer, ſondern vier Brunnen aufgerichtet wurden. Sie waren feldfarben angeſtrichen, mit den Wappen von Frankreich und Navarra geſchmückt, jeder mit 4 Delphinen verſehen, aus deren Schlünden rother und weißer Wein in reichlicher Fülle ſich ergoß. Vier mit Lorbeerkränzen verbundene Tannlein ſchmückten das galerieartige Dach jedes dieſer Brunnen. Der erſte ſtand auf dem Kirchhofplatze, wo ſchon einer am 9. Herbſtmonat geſtanden; der zweite auf dem

*) Der Name des franzöſiſchen Kronprinzen „Dauphin" (Delphin) iſt von der Dauphiné entlehnt, jener Provinz Frankreichs, die ihm, wie dem Kronprinzen von England Wales, ſofort mit ſeiner Geburt gehörte.

**) Relation über Beſchreibung der hochfeierlichen, herrlich und großen Ceremonien, ſo den 8. Herbſtmonat 1729 und andere folgende Täg zu Solothurn ſind gehalten worden wegen glücklicher Geburt deß durchleuchtigſten Delphins, königl. Erb- und Gron-Prinzen von Frankreich und Navarra, wie auch Ihro Gn. Herrn Marggrafen von Bunnal, Brigadier der königl. Armeen zu Pferd u., Ritteren des militäriſchen Ordens Sanct Ludwigs und Sanct Andreas in Mößland, Etcetra. Nach d'Opic, königl. franzöſiſchen Botſchafter an der hochlöblichen Eydsgnoſſenſchaft, deren Pündten und Zugewandten Wallis, — zuſammengetragen von Herren Johann Caſpar Joſeph Durholz, Curo-Cleriſeyen-Gerichtsſchreiber, wie auch der löblichen Zunft zu Metzgern Caplan.

Plage vor der St.-Urskirche, der dritte auf dem St.-Peter- oder Kloſterplatze und der vierte auf dem Markte. Um elf Uhr begannen die zierlich aufgeſtrählten Spielleute ihre muntere Muſik. Dieſe lebendigen Brunnenfiguren, die ſo friſch und fröhlich zwiſchen den grünen Tannzweigen und üppigen Moskränzen ihr luſtig Weſen trieben und aus Leibeskräften ihre oft durſtigen Lungen, ihre Pausbacken und Hände zu hellrauſchender Muſik in Bewegung ſetzten — ſie bildeten einen ſeltſamen Contraſt zu den ſteinernen Rittern, welche die blos Waſſer ſpendenden Stadtbrunnen zierten, zu jenen Figuren, die da ſtill und unbeweglich, über all dem Wechſel der Zeit und dem bewegten Leben der Gegenwart erhabene Bilder der Vergangenheit, auf ihr heilauf lebenden Mitbrüder Ehrfurcht gebietend hinüberſtarrten.

„Vor dem St.-Urſusmünſter, einem einfachen, doch altehrwürdigen Bau (denn damals ſtand noch die alte Kirche), war der größte Volkszudrang, als um 11 Uhr die Rohrenfiſche ihr köſtlich Getränke ausſpieen. Wachen waren aufgeſtellt; die größte Ordnung herrſchte. Da kamen Bürger und Bauern, Jünglinge und Mädchen, alt und jung in buntem Gemiſch. Hundert Gläſer, ſtets neu gefüllt, kreiſten in der Runde. Manch munteres Bäuerlein hatte ſein ſchmackhaft Wurſtbrötchen auf den erſehnten Augenblick der Weinſpende aufgeſpart. »Guten Appetit, Freund!« »Gott g'ſegn' Euch's!« »Angeputſcht!« »Auf das Wohl des Herrn Botſchafters!« Hoch lebe das Königskind, hoch der Delphin!«

„Auf der großen Eingangstreppe des Münſters ſaß der weibliche Flor des Landes — Blume an Blume, Stern an Stern. Mit beſonderer Aufmerkſamkeit waren ſie bedient von den munteren Landburſchen und ſelbſt manch charmantes Herrlein aus der Stadt in feidenem Bordenkleide drängte ſich liebängelnd heran, den Schönen ſeine Aufwartung zu machen. Alte Volkslieder erklangen auf der Treppe. Von »ſchwarzbraunen Mädchen«, von Krieg und Sieg ſangen die lieb- und frieggewohnten Burſche. Ein lebhafter Marſch vom Brunnen herab unterbrach plötzlich den Geſang. Dann Stille. Der Ambaſſador mit dem Amtſchultheißen und vielen Herren und Damen erſchien unter den mit türkiſchen Teppichen behangten Zenſtern des von Roll'ſchen Hauſes bei dem Münſter. Er wurde mit ſtürmiſchem Beifall begrüßt. Nachdem er das Volk bewillkommnet, begann er ſammt der vornehmen Geſellſchaft neuerdings Geld, auch Gold und Silberſtücke unter die Menge zu werfen. Mit jed Muſikanten begab ſich gleichzeitig der Herr de Martinière ſammt dem Dolmetſcher, Herrn Alt landvogt von Roll, auf den Kirchhof des Münſters. Auf den Steinplatten der Gräber erſch rauſchende Muſik und wogte das bunteſte Volksgedränge, nach dem auch hier ausgeworfene Geldes gierig haſchend. Welch reges Tummeln ob der Grabesgrube! Welch reiches Bild der Eitelkeit der Welt, der Vergänglichkeit irdiſchen Glanzes! Leben und Grab! Mammon und Staub!

„Wie vor dem Münſter, ſo zeigte auch b den übrigen Weinbrunnen der Vertreter Frankreichs ſeine keine Grenzen kennende Freigebigkeit.

„Meiſterhaft ſpielte auf dem Kloſterplatze d Herr de la Sablonnière ſeine Rolle. Mit Re hieß er heute »de la Sablonnière«, der Her »von der Sandgrube.« Denn wie Sand ſo das Geld unter das Volk. Aus einem di bäuchigen Lederſack, unter deſſen Wucht der b gleitende Lakai manchmal ſeufzte, ſtreute er, ei eifriger Säemann, den Samen auf den Bode des Volks, aus welchem für Frankreichs Kön für Ludwig's Kriegsruhm Schweizerſoldaten he verſproſſen ſollten.

„Wie die Biſe an ſonnigem Herbſttage ſauſ auf dem Marktplatz der Ritter von Diesbach dah und machte, im Windbeutlein ein Meiſter, Lu in das dichte Gedränge, denn er war ebenfalls ebenfalls ein Säemann von — Kanonenfutter!

„Mitten auf dem Marktplatz auf dem Balco des Zeughern Buch erſchien bald auch Bonna ſelbſt, um des Volkes luſtiger Wirthſchaft zuzuſchauen. Er war in Generalsuniform, den Hut, bevor er auf der Diplomatie glatten Felde erſt beim türkiſchen Groß-Sultan am Go denen Horn des Marmormeers, dann bei de »großmächtigen Herren« der Schweiz glänzte, hatt er als Chef einer königlichen Reiterbrigade ſich Lorbern um das Haupt gewunden. Als Generc imponirte er der kriegsfähigen Jugend, die noch immer um den weinſpendenden Brunnen herum ſich tummelte. Bonnac war auf dem Balcon bald von ſchönen Damen in ſeidenen Roben umrauſcht. Dieſe machten ſich ebenfalls d Freude, Geld auszuwerfen, welches der galant Herr Marquis ihnen auf einer ſilbernen Platte präſentirte.

„Halt! Welch Sonderding bewegt ſich do den Marktplatz herunter? Eine wandernde Bude ein reichverziertes Tempelchen auf Rädern dahe

tellend. Darauf ein erstaunendes Glückskind, das nach allen Seiten zuckernde Delphine, Lebkuchen, Bären, Rosse, Fische, Vögel, Pillen und Sterne aus seinem goldenen Füllhorn sandte — ein wahrer Glückssegen, ein zuckerner Kartätschenhagel!

„Das war ein Haschen, Rangen, ein Jauchzen, eine Freude ohne Ende! Doch wehe! Unglück! Eines Bürgers Sohn, trotzdäckig, hübsch, noch jung an Jahren, will ersticken. »Bringt ihn zum Brunnen! Wein her!« Hilft nichts! Schon färbt sich blau sein Antlitz! Armer Jüngling! »Schlagt ihn auf den Nacken«, rief eine Donnerstimme aus der Mitte. Genug! Es hat geholfen. Siehe da, ein neues Füllhagenkind fiel aus seinem Munde! Eingebacken war es in dem Lebkuchen — den er gierig verschlungen; es war im Halse stecken geblieben. »Trink eins auf den Schrecken, Bursche!« rief der Schenk am Brunnen, »Hoch der König Ludwig!«

„So ist noch manch Bäuerlein und Bürgersohn sich an dem »Fünfbätzler-Kuchen« fast die Zähne aus.

„»Platz, liebe Leute!« rief plötzlich der Gerichtsdiener der Hauptwache, »Platz für die Mädchen!« Ein Kreis von Schauern bildet sich um Fortuna's Tempel. Nun flogen Blumen, Spitzen, Glasperlen, seidene Bänder von allen Farben, Sträuße, Haarschnüre, Fächer, Schachteln und allerlei Schmuck aus des Glückskindes unerschöpflichem Füllhorn. In einigen dieser »Fächlein« waren Fünfbätzner, Fünfzehnbatzenstücke, in einigen sogar klingende blanke Kreuzthaler versteckt.

„Das war ein Springen, Dringen, Ringen und Schlingen unter diesem unschuldigen weiblichen Volkem! Das war ein Jagen, Wagen, Jagen und Klagen, ein Drücken, Pflücken, Schnäbeln und Entzücken! Hei! das war wieder ein Platzen für die schmucken jungen Stadtherren, die, um ja keine interessante Attitude zu versäumen, auch hier im Sturmschritte sich herbeidrängten und auf den Zehen stehend Aesthetik studirten.

„Mit weniger begeisterten Augen betrachtete endlich der ebenfalls zuschauende Herr Juniuskaplan Dürrbeck das Entzücken der Landmädchen, und er in seiner »Relation« mit folgenden prosaischen Worten beschrieb: »Das wäre dann eine große Freid', wenn deren Bauern-Maidlenen eine gar beliebige Sach'.«

„Bis 5 Uhr abends dauerte das Getümmel in den Straßen der Stadt. Das Volk begann an die Heimreise zu denken. Gemeindeweise war es gekommen und gemeindeweise rüstete es sich zur Abfahrt. Schon warteten die angespannten Pferde vor den mit grünen Tannreisern behängten Leiterwagen. »Geduld!« schrie ein dickleibiges Mannlein, dessen in schönstem Abendrot glühende Nase wie ein Karfunkel zwischen den schwarzblitzenden Schalksäuglein herauseuchtete. »Geduld!« Es ist der Oberkellermeister des Hofes. Einem Irrlichte gleich wandelte er mit seinen Adjutanten, den Kufern, die aus den hölzernen Brunnenstöcken herausgekrochen waren, von Wagen zu Wagen, von Wirthshaus zu Wirthshaus. »Geduld! Noch etwas auf den Weg, liebe Leute! Auch der Greisin, der zu Hause geblieben, muß des Kronprinzen Gesundheit trinken!« Volle Näpflein, dickleibige Strohflaschen wurden auf die Wagen geladen. Keine Gemeinde der Nachbarschaft ging leer aus und mit schäumendem Krone gefüllt trug manch ein Senne und Pächter seine schwere Milchbrente heim.

„Schon ist's dunkel geworden. Doch aus Nacht ward Tag. Alle Pechpfannen der Stadt, die in damaliger Zeit für außerordentliche Anlässe an den Häusern angebracht waren, wurden angezündet und sandten ihr hellspendendes Licht auf die malerischen Volksgruppen, die, zur Abreise sich anschickend, noch in den Straßen sich bewegten. Nun ein Gejauchze, ein Freudengeschrei und Getümmel ohne gleichen. Sogar in Krone setzte sich der Volksjubel auf

Wer soll leben?
Der Bürgers soll leben!
Hat im Thurm 8 Pfund Pulver!
Wer soll leben?
Der Kranzl soll leben!
Dem drunge 's Schnitzel nit vergeben.
Hundert Jahr soll der Peterl!
I'g schenk her es so guetes Bier.
Hundert Jahr! Hundert Jahr!
Es leicht nur a Hund, nach mir guter!

„Unser verehrter Herr Juniuskaplan, der mit sonderlichem Vergnügen dem Schauspiel zuschaute, rühmt die gute Haltung des Volks während dieses Festtags mit folgenden Worten. »Und seindt doch keine sonders oder gar große Unglück' entstanden, obschon es zu Zeiten an guten Streichen nicht fehlete.«

„Aehnlich singend verlief das Volk der Ebene der Stadt. Weitgespreizt waren die Wagen, von denen munteres Volks- und Soldatenlieder erklangen. Manch ein Knabe zog es vor, sein Mädchen am Arme führend, seitwärts nach Hause zu gehen, um ungestörter vom Feste plaudern und

losen zu können. So verließ gar manches Pärchen vereinzelt die Stadt. »Gute Nacht allerseits, Gott behüt' euch, liebe Leute! Kommt bald wieder zum großen Feuerwerk!« »Das soll nicht fehlen! Juchhei! Juchhei!«

„Nachdem das Landvolk die Stadt verlassen, begann ein munteres Leben in den Häusern der Bürger und auf den Zunftstuben. Die vornehme Welt aber war zu einer »Collation« und einem festlichen Ball im Ambassadorenhofe eingeladen. Glänzende Kronleuchter, auf deren goldenen Armen hundert blendende Wachskerzen brannten, rings von krystallenen Sternen, Kugeln, Prismen und gläsernen Obelisken flimmernd, hingen an der Decke des geräumigen Saales und verbreiteten ein feenhaftes Licht auf die in Sammt und Seide, in Gold und Silber gehüllte tanzende Gesellschaft.

„Der Damen Toilette, diesen Aufwand von Eleganz, von Edelsteinen, Perlen, Blumenschmuck, den wie Ambrosia riechenden Pommaden- und Puderduft zu beschreiben oder sich gar in das Gebiet der Betrachtung all der Schönheiten der auf Zephyrflügeln leicht dahinschwebenden zauberischen Gestalten zu verirren, jene freudestrahlenden, oft schmachtenden Gesichtlein, jene Blitzäuglein, all die schmunzelnden und lächelnden Mündchen und feinen Näslein, die vom Perlen umwundenen kolossalen Haartürme und die wohlangebrachten Mouches, dann die blendend weißen, von Geld, Email und Brillanten flimmernden Schwanenhälse und Nacken, die fächerbewegenden, zierlichen Arme und Händchen, dann alle die rauschenden Seidenstoffe mit ihren hundertfarbigen Mäschlein, endlich die glänzenden Uniformen und Galakleider der Herren Grafen, Barone und Junker zu schildern, ist unmöglich. Horch! schon tönt die rauschende Tanzmusik. Geigen, Flöten, Hoboen, Clarinetten und Pauken erschallen. Französisch, Allemanden, Quadrillen wechseln in der Runde. Das war ein Rauschen und Händleinrauschen, das war ein Nicken und Liebesblicken, das war ein Zieren und Complimentiren, ein vornehm Wenden und Weiterfenden, ein schwebend Tanzen und Fürlefanzen! Genug! Ich nehme Abschied von der hohen Gesellschaft mit den Worten des Dichters:

Gehabt euch wohl, ihr edeln Herr'n,
Lebt wohl, ihr schönen Damen,
Weich reicher Himmel, Stern bei Stern!
Wer kennt ihre Namen!
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schlicht, Augen, euch; es ist nicht Zeit,
Euch sinnend zu ergehen.

„Fort — weg aus diesen nach tausend Parfüms duftenden Sphären! Fort aus dem Olymp dieser gepuderten Grazien, deren zauberische Reize uns nur zu lange schon aufgehalten. Gute Nacht!"

„Tromm, taratromm, tromm! Ist's denn gar nicht möglich, auszuschlafen von all dem bunten Leben des gestrigen Tags! Tromm! Taratromm! Schon wieder Lärm! Tromm! Was gibt's? »Auf, Herr Kaplan! Steht auf! Welch Getrommel! — Guten Morgen!« Er streckt die vom Schlafe erquickten Glieder — gähnt — und reibt sich die Augen. Tromm! Tromm! Gebet und Frühimbiß sind bald abgesponnen. Schon steht er da, unser werther Herr Zunftkaplan, in seinen schwarzseidenen Strümpfen und kurzen Höslein, mit seinen eleganten Silberschnallenschuhen. Bleistift und Briefstasche eingesteckt! Hell ist sein seliges Köpflein! Tromm, taratromm! Dreifpitz auf! Fort ist er. Halt! Ich begleite Sie, Herr Kaplan! Vorwärts! Tromm! Tromm!

„Sonnig und mild war der Morgen des 16. November. Da einige hundert Mann von den gnädigen Herren und Obern auf solothurnische Staatskosten zur Handhabung der Ordnung einberufen worden, so hatte der Ambassador zu ihren Ehren, wie billig, auf diesen Tag ein echtes Soldatenfest angeordnet.

„Auf den damals neuerbauten Schanzen war die Sammlung. Der Zug ging durch die Gurzelgasse auf den Marktplatz. Sechs berittene Spielleute mit einem vorreitenden Unteroffizier voran, nämlich drei Heboisten, ein Fagot- und zwei Waldhornbläser; dann in seiner Pracht der Obercommandant Ritter Peter Célestin von Besenval Herr zu Brunnstadt zwischen zwei Hauptleuten, hinter ihnen die Reitknechte mit reichgesatteten Handpferden, dann folgte eine Dragonerschwadron mit vier Trommelschlägern. Schöne Pferde, darauf Prachtkerle! Taratromm! Wie? Cavalerie mit Tambouren!? Wie reimt sich das? Ohne Spaß! Damals war es so! Hopp! Tromm! Weiter! — Oben grau und unten roth waren sie, diese Dragoner; graues Oberkleid mit rothen breiten Krägen und Aufschlägen, rothe Hosen, hohe Stiefeln. Die Offiziere trugen noch ein rothes Kamisol mit breiten Silberborden und große silberbordirte, schwarzumfiederte Hüte. Sie ritten majestätisch auf ihren goldumrandeten rothsammtnen Satteldecken aus.

„Tzarita, fling, flang! Ein klingendes Spiel, gefolgt von Pfeifern und Tambouren. Wer ist

dicke rothbackige Hannibal zu Pferde, der nun
gt? Eine Miene macht er, wie wenn er schon
morgens sieben Türken erschlagen hätte.
s ist der Stadtmajor Rudolf, er führt das
volk an. Zu seiner Rechten doppelt lieblich
eilnd der Ceremonienmajor Herr Altlandvogt
er Suri und zu seiner Linken ein kalter
lenmensch, der Oberkriegscommissarius Zeug-
Buch; alle drei begleitet von ihren Reit-
hten mit Handpferden.

„Dann folgten im Ordinarischritt die Mus-
re, voraus die aus der Bürgerschaft der
dt und den Vogteien Lebern, Klumenthal und
gstetten gebildeten bunten Compagnieen mit
em Oberkleid, blauem Kamisol, hellblauen
en, weißen Ueberstrümpfen, weißbederirten auf-
plagenen Hüten. Dann kamen die nach al-
Brauche grau uniformirten Buchsgauberger in
n sogenannten Spitzhosen. Schützenhauptmann
ber trug die von Studenten bedeckte Fahne.
maten schmucke Jünglinge, diese bewaffneten
enern. In ihren schwarzen Röcken, schwar-
Hosen, weißen Strümpfen, weißem Kamisol
Kragen und weißer Cocarde am Hut glichen
an Farbe den in den Feldhöhlen des Jura
rnden Dohlen. An breitem weißem Bande
von ihren Achseln eine zierliche Pulverflasche.
rflich stand ihnen Muskete und Seiten-
r. Den Schluß des Zugs bildete die zweite
ie der stadtbürgerlichen Musketiere, Klumen-
r, Kriegsetter und das Corps der Constabler,
e nicht auf den mit Kanonen bespannten
en zur Bedienung zurückgeblieben. Sie waren
rt uniformirt mit rothen Aufschlägen, trugen
rgelberne Ueberstrümpfe, die Stückoffiziere
re Hüte mit Silberborden und rothen Fe-
n.

Da dröhnt es von den Wällen. Die Con-
r, die dort zurückgeblieben, rühren sich.
h donnern die Kanonen zwischen dem Klang
Trommeln. Fähnlein von allen Farben, roth
weiß, blau und gelb, wallen aus den Fen-
von lieblicher Hand oft geschwungen, von
ßhosen aufgesteckt für die Schweizerwehr
ankreiche Ehre.

Friedrich nicht, blauäugiges holdes Kind da
Fahn' nicht zusammen! Du schaust ja so
lich herab aus deinem blumenumrankten
nsterlein, herab auf die schönen Soldaten,
ren vorbeimarschieren. Tarratramm! Pumm!
nicht so scheinisch hinüber! Er ist ja da-
im Getreuer! Ha, er kommt! Siehst du
den Lieutenant, wie er sich stellt und sich gefällt,
wie er marschirt und jede Bewegung akzentuirt?
Ha, er salutirt! Er blickt, sie nickt! Er ist ent-
zückt, grüßt nach seiner Sitt' — und verliert
den Schritt!

„Und dort gegenüber an jenem hohen Aemter:
welch jovialer Vollmond leuchtet heraus unter
amtlicher Magistratsperrücke! Ein munteres blon-
des Bublein ihm zur Seite, vom Mütterchen ge-
halten, schwingt ein blaugelbes Fähnlein. Der
Herr Landvogt bewundert seinen edeln Sprossen
bei der Fahnenwache. »Victor! Victor!« schreit
der Kleine. Victor blickt stolz empor; Papa
winkt und bestraft, eine Prise nehmend, mit
Tabak seine fliegende Hemdkrause. Pumm! Wohl
bekomm's!

„Und die Bürger alle, Krämer, Schuster,
Handschuh- und Perrückenmacher und was sie
alle sind, mit ihren Töchtern und Frauen, wie
sie an den Aemtern wundern und schauen, und
die Buben auf den Straßen, wie sie passen und
staunen! Sie gehören alle zum Bild, das unsern
Augen sich entrollt. Pumm! Tarratramm! Tromm!

„Halt! Front! Musterie bei Fuß! Spieß ein-
gelegt! Die Truppe ist durch die Stadt gezogen
und hat in Parade sich aufgestellt. In dem
lindenumschatteten Hofraum des Gesandtschafts-
palastes aber entwickelt sich bald ein rühriges Le-
ben. Tische und Bänke werden herbeigebracht
und gerüstet. Schon lodern die Flammen zum
Kochen und Braten. Die Soldaten rücken ein,
auch die Constabler von den Wällen. Einige
setzen sich um die Feuer und stecken halbe Kälber
und Schafe an die riesigen Bratspieße, andere
tragen Brot, andere Wein, wieder andere decken
die Tische. Jeder hat vollauf zu thun. Herrlich
duften schon die wohlbiergten Braten in die
Nase. Alle setzen sich. Vortrefflich schmeckt das
einfache Mahl den glücklichen Soldaten. Muntere
Tischgespräche wechseln, die Gläser klirren, und
stets neu gefüllt werden die Flaschen und irdenen
Krüge. In einem großen Viereck dehnen sich
die fürstlich ausgestatteten Gebäude des Gesandt-
schaftspalastes um den Schauplatz dieses Sol-
datenmahles. An den hohen Fenstern der Prunk-
gemächer schaute die vornehme Welt, Damen und
Herren, dem muntern Treiben zu; die neugierigen
Bürger aber hatten sich längs dem rechten Sei-
tenflügel aufgestellt."

„Ei sieh' da! Unser verlorener Herr Kaplan,
er erscheint mit Briefmappe und Bleistift und

notirt alles aufs genaueste: doch ist er nicht im Stande, die großen Weinkrüge alle zu zählen, welche auf die Tische rucken, schwinden und wieder rücken. »Wollen Sie uns contreliren, Herr Zunftkaplan Dürrbolz!« rief ein Unteroffizier. »Ich allein bin Feldwebel hier: kommt, thut uns Bescheid, Kaplan!« »Geht nicht an, hundert Augen!«

„Umsonst. Sie ziehen ihn an den Tisch, sie reißen ihn hin. »Gesundheit!« »Hoch, hoch!« rief der Herr Chevalier Diby aus einem Fenster des Erdgeschosses, wo die Offiziere in vornehmer Sonderung ihre Tafel hatten. »Sans ceremonie, chapelain' hat's gut gemacht, Feldwebel!« Der Kaplan ist belagert, umringt, blokirt! »Sie müssen Feldpater und unser Geschichtschreiber werden, Kaplan. Nun erzählt uns etwas!« »Mäßig, liebe Leute (bedeutet der Kaplan), hundert Augen leben uns, doch bin ich gern bei Euch. Hört! Es sind nun vier Jahre her, da hatten wir hier in Solothurn auch ein dreitägiges Freudenfest, am 16. — 18. Herbstmonat 1725, nämlich als Ludwig XV. mit des Königs Stanislaus von Polen Tochter, der schönen Prinzessin Maria Leszinska, Hochzeit hatte.«

„»Da ging es auch hoch her in Solothurn«, sprach der Feldwebel, »es lebe der Markgraf von Anernay! Aber volle vier Jahre hat es gedauert, bis ein Kronprinz kam — lange, viel zu lange! Wir wollen's nachholen heute.« »Unzufriedener Apostel«, unterbrach ihn der Kaplan, »habt Ihr denn den 10. Mai 1728 vergessen, den Festtag des verflossenen Jahres, den Eintritt seiner Excellenz des Herrn von Bonnac? Es scheint mir fast, Ihr hättet Lust, jahraus jahrein zu feiern, Feldwebel!« »Gewiß, Herrens-Kaplänchen! Trinkt aus, Gesundheit!« »Erzählt uns den Eintritt«, riefen einige Soldaten, die damals außer Landes waren, »wie ging's denn her? Hört! Hört!«

„Der Kaplan zog sein Notizenbuch heraus und begann: »Die Soldaten und Studenten zogen auf wie heute und bildeten nach eingelegten Spießen Spalier vor der dichtgedrängten Menge. Von den Schanzen donnerten die Mörser und Karthaunen, wie wenn Jerichos Mauern stürzen sollten. Von des Herrn Schultheißen Sury von Steinbrugg prachtvollem Landhause weg bewegte sich der Zug. Voraus ritt hoch zu Pferde des Ambassadoren riesiger Portenschweizer, ein Sinnbild von Mann und Größe, in gelbem Rock mit karmoisinfarbenen Sammtaufschlägen, schwarzen Schnüren mit silbernen Brandenburgern. Roth waren ihm Hosen und Weste und reich mit Silber garnirt. Die weiße Straußfeder wallte prächtig ihm vom Hut. Mit der Linken hielt er des Pferdes Zügel und mit der Rechten den gewaltigen Amtsstock mit Silberknopf, aufgestemmt auf den rothhalftigen Stiefelschuh. Ein breites silberbelaudtes Degengehänge hing ihm um die kräftige Schulter.«

„»Nach dem Portenschweizer«, sprach der Kaplan weiter, »ritt der Kurier oder des Ambassadoren Staudesläufer in weitem Mantel mit Frankreichs Farben: dann 12 Bediente zu Fuß, je zwei und zwei, mit weißen Handschuhen in silberreicher Livree. Ihre langen Meerrohrstöcke bewegten sie im Takt während des Marschirens auf und nieder und warfen, ihrer hohen Würde sich bewußt, stolze Blicke auf uns gaffendes Bürgervolk herüber.«

„»Echte Bedientenfetzen!« flüsterte der Corporal, »haben gewiß die Stockbewegung vor dem Spiegel einstudirt.« »Pst! Pst!« warnte der Kaplan. »Wenn die's erführen, daß Ihr so redlich sprächet! Schrecklich ist eines Bedienten Rache! Still!« »Weiter, Herr Kaplan!«

„»Dann folgte auf schöngesatteltem Gaul der Maitre d'hôtel oder Oberhofmeister seiner Excellenz in silbergalonirtem Rock. Hinter ihm trotteten nebeneinander in hellweißer Kleidung der Herr Oberküchenmeister und der Herr Offizier, das Haupt der Speisekammer des Herrn Ambassadoren, jeder auf einem Prachtschimmel.«

„»Respect vor denen!« rief, militärisch salutirend, der Corporal, die haben vergangene Tage sich gut herausgebissen. Es lebe der Herr Oberkoch! Vivat der Offizier! Stoßt an, Herr Kaplan!«

„»Still! Nicht so laut, laßt sie nachher leben: das erste Lebehoch muß doch dem Delphin gelten!« »Wer kam dann?«

„»Dann kam allein der gesandtschaftliche Herr Sommelier oder Kellner, prachtvoll frisirt, ebenfalls berittten.« »Warum allein und ohne Nebenmann?« »Weil er den Grad des ersten Kammerdieners und die Ehre hat, seine Excellenz bei Tafel zu bedienen.«

„»Armer Ambassador!« bemerkte schalkhaft ein lustiger Kumpan. »Ich zög' es vor; von einer hübschen Kellnerin mich bedienen zu lassen!« »Ah! ah! vom Lisabethli bei den Zimmerleuten, nicht wahr?« raunt laut ihm einer in die Ohren.

„»Was! Lisabethli! Bomben und Granaten!« rief, die Stirne runzelnd, der Feldwebel. »Ha-

ſtand hier vor unſerem Herrn Kaplan! Kreuz Element!«

„»Hinter dem Kellner ritten vier Kammerdiener, je zwei und zwei, in reicher Livree, dann — hört! dann kam allein der Herr Leibchirurgus Sr. Excellenz — in hochgelahrter Haltung angeritten.«

„»Ha! ha! Ich ſeh' ihn noch vor mir!« lachte der Feldwebel; »ſchwarz war ſein Seidenkleid, ſchwarz glänzten ſeine ausgeſtopften Waden und unter ſchwarzer Weſte wölbte ſich ein prächtig Bäuchlein zirkelrund herum. Weiß in der Luft flog ſeine Spitzenkrauſe. Und wie zum Lachen ernſt war ſein gelehrter Kopf unter der bis auf die Achſel wallenden Perrüke. Ein echter Doctorkopf! Seine grauen Sperberaugen ſchauten über die großen runden Brillengläſer weit hinaus; die Augenbrauen richtete er hoch empor, die Oberlippe zog er bitzig ein und auf die Unterlippe hätte man bequem ein chineſiſch Kaffeeſervice ſtellen können. Fein hielt er ſich am Sattelknopf — ſt!«

„Schallendes Gelächter folgte des Feldwebels Rede. »Pſt! Pſt! Still!« warnte ängſtlich der Kaplan. »Wenn das der Doctor erführe! Still, ſonſt geh' ich fort!« »Ha! ha! Bien, bien!« rief, am Fenſter ſtehend, klatſchend der gemütliche Herr Chevalier Pity (er wußte nicht, von wem die Rede war), »Bien! Lachen, luſtig ſein! das macht dem Herrn Ambaſſador Plaiſir. Bravo! Capelain! Bien, bien!«

„»Hinter dem Leibdoctor« fuhr der Kaplan fort, »ritten vier geſandtſchaftliche Geheimſchreiber in ſchwarzer Gala, je zwei und zwei.«

„»Wenn die all' Geheimniſſe des Ambaſſadors ausframen wollten«, meinte der Corporal, »käme manch denkwürdiges Geſchichtlein ans Licht. Soll ja doch die Geliebte eines vornehmen berner Herrn aus politiſchen Gründen den Brillantenſchmuck vom Hof bekommen haben, damit ſie dieſen Herrn für Frankreichs Intereſſen gewinne. Oeffentlich am Ball hat ſie's bekannt.«

„»Was Geheimniſſe! Aufgebundener Bär!« ſchalt der Feldwebel, die Geheimſchreiber bekommen nichts zu ſchreiben, was nicht geheim ſoll bleiben. Was doch der Dame ihren Schmuck, Rebell! Wär' ſie nicht hübſch, ſie hätt' ihn nie bekommen!«

„»Spötter ſeid ihr!« ſprach der Kaplan. »Frankreich meint's gut und euch behagt's ja bei Frankreichs Wein! Darum nicht politiſiert, ſonſt geh' ich fort!«

„»Du haſt Ihr recht, Kaplan, und Frankreich lebe! Hoch Frankreich!« »Bien! bien!« rief am Fenſter Pity, »Vive la France!«

„»Nun kam ein gar herrlich ausſtaffirter Herr zu Pferd, in braunem ſpaniſchem goldverbrämtem Rock. Mit Gold und Silber auch war galoniert ſein Kamiſol von brauner Seide; die weiße Feder wallte ſtolz vom goldverbrämten Hut; von ſeinem Sattel hingen weiße Bänder. Der Herr von Gomer war's, der Ecuyer oder Oberſtallmeiſter der Geſandtſchaft.«

„»Ein ſtolzer Stallknecht der!« meinte ein unſchuldiger Musketier.

„»Was, Stallknecht! Stockfiſch!« rief der Feldwebel. »Du denkſt wol an den Bärenkaspar oder Kronenfritz.«

„»Ruhig!« ſprach der Kaplan, »der Ecuyer bewacht das Wappen und des Hauſes Ehre, kauft die Pferde Sr. Excellenz, begleitet ihn auf auf allen ſeinen Ritten, ordnet die Jagdpartieen und iſt ein großer Herr. Doch wär's auch keine Schande, Stallknecht zu ſein. Hat doch vor vielen tauſend Jahren einer königlichen Prinzeſſin Sohn den großen Stall des Augias gefegt. Wir brauchten manchen ſolchen Stallknecht, wol manchen Herculeſ in unſern Tagen.«

„»Was Ihr nicht ſagt! Stallknecht ein Prinz!«

„»Dann folgten zu Fuß zwei zierlich aufgeputzte jugendliche Pagen oder Edelknaben und hinter ihnen des Ambaſſadoren reichgeſattelte Handpferde, geführt von wohlberittenen, hochbeſtiefelten Knechten.«

„»Hier galt das Pferd mehr als der Menſch, der es bediente«, meinte der Corporal.

„»Halt's Maul, Rebell! Weiter, Kaplan, weiter!«

„»Dann kam der Valet porte-manteau, der erſte Leibdiener und Mantelträger Sr. Excellenz in glänzender Livree, allein marſchierend; hochtrabend mit langem Quaſtenſtock ſchritt er daher.«

„»Schleppträger gab's zu allen Zeiten«, bemerkte der Corporal; »nach hundert und mehr Jahren noch wird's ſolche geben. Ich mag die Kerle einmal nicht.«

„»Willſt du ins Loch, Empörer!« ſtürmte der Feldwebel. »Du biſt ſelbſt einer; du trinkſt von Frankreichs Wein, wirſt abends nicht blos ein Schleppen-, wirſt ein franzöſiſcher Fahnenträger ſein! Stoß an, rebelliſcher Corporal! Frankreich lebe!« »Bien, bien!« rief vom Fenſter Ritter Pity.

„»Pax optima rerum! Friede ſei zwiſchen

ruh!» warnte scherzhaft der Kaplan. Dann rückte des Herrn Ambassadoren mit adelichen Wappen stolz bemalte Sänfte daher, von zwei Maulthieren getragen. Leer war die Sänfte, blos zur Parade mitgeschleppt. Die Thiere waren mit türkischen Teppichen, Bändern und Quasten wohlaufgeputzt und trugen auf den Köpfen hohe Reiherbusche. Neben jedem Maulthier marschirte, solches leitend, je ein Bedienter. «Maulesel mit leerem Kasten!» höhnte der Corporal.

„«Wärst du darin, der Kasten wäre voll.»

„«Pax! Friede!» warnte wieder der Kaplan. «Dann kamen des Hofes Kutschen, voran die mit Hofangestellten besetzte Landkutsche des Herrn Ambassadoren, mit zwei weißbebänderten Pferden. Dann die Kutsche des Kanzlers Herrn de la Martinière. Die dritte Kutsche war leer und ging blos zur Parade mit; die vierte gehörte dem königlichen Schatzmeister, Herrn von Derville, der das schöne Landhaus draußen gebaut hat. Große Maschen mit langen Bändern hingen an der Pferde Schweifen. Hinter den Kutschen ritten auf spanischen Hengsten acht Edelleute, Offiziere des Hofes, auf rothen Satteldecken, prächtig uniformiert. Dann folgten die zwei Paradekutschen des Herrn Ambassadoren selbst, jede mit sechs Pferden bespannt, von denen die ersten mit gelben, die letztere mit weißen breiten Bändern geziert und mit Leitschnüren von gelber, beziehungsweise weißer Seide versehen waren. Vorreiter und Kutscher hatten Hüte mit rothen Federbüschen. In der andern Kutsche saß der königliche Schatzmeister von Hüningen mit dem ersten Gesandtschaftssecretär, Ritter von Bity, der uns dort am Fenster so freundlich zur Lustbarkeit aufmuntert.»

„«Der Herr von Bity lebe hoch!» erscholl es wie aus Einer Kehle.

„«In der zweiten Kutsche saß der Herr Marquis von Bonnac, der Ambassador selbst mit dem Herrn de la Sablonnière und dem Gesandtschaftsdolmetsch Hauptmann Vigier.»

„Stürmisches Hoch erschallt auch diesen Herren, zumal Herrn Bonnac. Ritter Bity dankt im Namen aller, sich in hundert «Ihro» verbeugend.

„«Nun folgte», fuhr der Kaplan fort, «das große Comitat unserer gnädigen Herren und Obern. Voran die Kutsche von Ihro Gnaden, Herrn Schultheißen Surr von Steinbrugg, mit sechs stattlichen Pferden bespannt. Vorreiter, Kutscher und die zu beiden Seiten der Kutsche marschirenden vier Bedienten waren in Surr'scher Wappen- und Leibfarbe schwarzgelbweiß fastdar aufgeputzt. Auch hatte der Schultheiß eine Leibgarde von zwölf Altschweizern. Die alte Tracht, bestehend in Wams und Pumphosen von rothem Sammt, Schlitzen von weißer Seide, die mit Ketten behängte Brust, die mit Glasstrahlen gezierten Barrets, die martialischen Bärte und das über den Achseln getragene gewaltige Schlachtschwert gaben den Männern ein gar herrliches, altschweizerisches Ansehen. Leibhaftige Gestalten der Vergangenheit, wie von zweihundertjährigem Schlummer auferwacht, erschienen sie inmitten der Perrükentracht, ein Sinnbild alter Schweizerkraft, alten Heldenmuthes, alter Treue.»

„«Die sahen anders aus in alter Zeit», meinte der Corporal, «als jene Goldamseln, die schwarzgelbweißen Vögel.»

„«Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen», sprach der Kaplan. «Auch unsere Zeiten und unsere Sitten und Gebräuche werden von unsern Nachkommen einst bestaunt und belächelt werden. Mit vier Pferden bespannt waren die nun folgenden Kutschen des Stadtvenners Reinhardt und des Seckelmeisters Freiherrn Beseval von Brunnstadt. Vorreiter und die neben den Kutschen einherschreitenden Bedienten trugen ihrer Herren Leibfarbe. Fünfzehn zweispännige Kutschen mit den gnädigen Herren des Kleinen Raths folgten, neben jeder schritten wieder zwei Bediente mit Stock und Handschuh. Laut einem vorausgegangenen Rathsbeschlusse waren die Herren gehalten, einander nöthigenfalls ihre überflüssigen Bedienten zu leihen, und wenn etwa ein Herr seine eigene Kutsche und drei Bedienten hatte, so ging dessen dritter Bediente neben der Kutsche eines andern Herrn, der nur einen oder keinen Diener hatte.»

„«Die schmücken sich mit fremden Federn, um Staat zu machen», meinte der Corporal.

„«Dann kamen», fuhr der Kaplan fort, «vier Stadtreiter mit weiten Mänteln in roth und weißer Standesfarbe, auf weißbeschnürten rothen Satteldecken, dann zu Pferde die Herren des Großen Raths, ungefähr vierzig Reiter und zwanzig Bediente und andere Herren, die sich beritten machen konnten, auch die in französischen Diensten stehenden Offiziere. In dieser Ordnung ritt der ganze Festzug von des Herrn Schultheißen Surr Landhause weg durch die Spitalgasse mitten durch das das Gewerbe präsentierende,

in Parade ſtehende Militär, über den Markt gegen den St.-Urſusmünſter und von da in den Hof.«

„›Wahrhaft, ein pomphafter Zug!‹ ſprach der Feldwebel. ›Wißt ihr aber auch, Soldaten, wer damals der Frau Ambaſſadorin am beſten gefallen hat?‹

„›Wir ſelbſt, die Soldaten‹, meinte einer, ›das verſteht ſich ja von ſelbſt.‹

„›Fehlgeſchoſſen, wir waren ihr zu wüſte und ungeſchliffen‹, bemerkte der Feldwebel. ›Die Studenten waren's, jene langhaarigen feinen Jünglinge in ihrer ſchwarzweißen Tracht; ſie ließ dieſelben zu ſich in den Hof entbieten. Hier feuerten ſie zu Ehren der ſchönen Frau Ambaſſadorin eine Ehrenſalve ab und ein Student hielt ihr eine prächtige Rede. Doch auch die Confödler haben damals manche Salve losgebrannt und einen Höllenlärm verführt auf den Schanzen.‹

„›Da durfte noch manche Kanonade tönen‹, meinte der Kaplan. ›Schon ſind es über funfzig Jahre, ſeit man dran baut. Millionen haben ſie gekoſtet.‹

„›All das hat das Volk bezahlen müſſen‹, erwiderte der Corporal ›und gegen das Volk allein ſind ſie gebaut.‹

„›Da haben wir den Rebellen wieder‹, bemerkte der Kaplan. ›Wie's mit den Schanzen ſich verhält, will ich euch ſagen. Vor 104 Jahren, im Jahre 1625, wurde ein deutſcher Meiſter, Michael Grey genannt, mit der Vermeſſung beauftragt. Achtundzwanzig Jahre ſpäter erſt entſtand der Bauernkrieg. Manches liebe Jahr hat man daran gebaut und erſt im nächſten Jahre, 1730, ſoll alles bis ins Kleinſte vollendet daſtehen. Nicht das ſolothurnerVolk allein, auch Frankreich hat viel Geld daran gewagt, weil der franzöſiſche Ambaſſador an einem feſten Orte wohnen ſollte. Sogar die Kirchengüter wurden für den Schanzenbau mit päpſtlichem Conſens beſteuert.‹

„›Der große Michel war ein Teufelskerl‹, bemerkte der Feldwebel. ›Für tauſend Jahre ſtehen die Schanzen da.‹

„›Wenn man ſie nicht nach hundert Jahren ſchleift‹, erwidert der Kaplan. ›Die Zeiten ändern ſich, das Alte fällt und aus den Trümmern ſproßt neues Leben auf. Nun lebt wohl!‹

„›Neues Leben!‹ ſtelen alle ein und ſchwangen ihre Gläſer hoch empor. ›Habt Dank, Kaplan! Bevor ihr uns verlaßt, ſtoße an auf's neue Leben!‹

„Er war entſchwunden. Kein Suchen half. Wie im Nu war es ihm gelungen, zu rechter Zeit ſich loszureißen.

„Die Aufregung hatte mittlerweile den Gipfelpunkt erreicht. Auf einmal erſcheint der Ambaſſador in voller Generalsuniform unter dem Fenſter, ein volles Glas in der Hand haltend:

„›Soldaten, bevor Ihr auseinandergeht, ſollt Ihr des königlichen Dauphins Geſundheit trinken. Er lebe lange, lebe hoch!‹

„Er leerte das Glas und warf es hoch in die Luft, daß es klirrend zu Boden fiel.

„›Hoch lebe der Dauphin; hoch!‹ tönt's aus allen Kehlen. Alle Gläſer, Flaſchen, Krüge flogen in die Luft und fielen in tauſend Scherben mit klirrendem Gepraſſel auf die Erde. Auch die Hüte und Feldmützen flogen.

„Die Soldaten hatten des Ambaſſadoren Beiſpiel und Signal verſtanden. Plötzlich erkracht eine Muſketenſalve und auf den Wällen donnern die Kanonen. ›Der Delphin hoch! Er lebe hundert Jahre!‹ Es war ein Schießen, Klirren, Schreien und Jauchzen, ein Jubel ohne gleichen.

„Die Trommel rief zur Sammlung. Zur Heimreiſe bekam jeder Soldat noch ein Wurſt, drei und zwei neue Hundbagenſtücke, ein Corporal drei und ein Wachtmeiſter vier Hundbäzler. Mit klingendem Spiel und luſtigen Fahnen (wie der Kaplan ſchreibt) verließen ſie die Stadt.

„›Von dieſer Gaſtfreundſchaft, Ehr' und Luſtbarkeit (ſagt weiter das Manuſcript) werden die Soldaten und noch ihre Kinder und Kindeskinder reden.‹

„Nachdem die Trümmer des Soldatenneſtes beſeitigt waren, ließ Herr von Donnat, gleichſam um den peinlichen Eindruck, den die Rede des im Uebermuth zerſchlagenen Geſchirrs und die koloſſale Verſchwendung auf die Armen und Nothleidenden der Stadt und Umgegend machen mußten, zu verwiſchen, die armen Kinder zu ſich in den Hof berufen und ihnen Geld vertheilen; auch ſandte er bedeutende Geldgeſchenke an ſämmtliche Klöſter der Stadt, in deren Kirchen feierliche Hochämter für den Wohlſtand des Dauphins gehalten wurden. Für die Hausarmen der Stadt ſandte er große Summen an den Herrn Schultheißen Glutz, ›was für die Armen eine große Conſolation geweſen.‹

„Auf alle elf Zünfte wurde Geld gelandt, ein Gulden für jeden Zunftbruder. Gemüthlich wurde dieſer Delphinsgulden auf den Zünften, auf einigen erſt in der darauffolgenden Faſtnacht verzehrt und, wie das Manuſcript ſich aus-

Gaſt.

Bitte, bitte! Ohne Complimente! (für ſich im Abgehen) Verfluchtes Volk!

Sechste Scene.

Die Gentlemen unter ſich. Ein Kellner bringt den verlangten Becher Waſſer auf einem Teller. Pickington, Marwell ziehen Würfel aus der Taſche und fangen ſogleich an zu ſpielen.

Harry.

Jetzt, Dorſet, wie iſt's mit unſerm neuen Bund, den wir ſtiften wollen? (Zu dem Kellner) Wer hat das Waſſer geſchöpft?

Kellner.

Ich, Mylord.

Harry.

(Nimmt die rechte Hand des Kellners, betrachtet ſie nach allen Seiten, riecht auch in einiger Entfernung daran, legt dann ein Geldſtück auf den Teller und winkt dem Kellner zu gehen).

Kellner.

Wollen Euer Gnaden nicht trinken?

trieb, „daß dein Schauspiel mit Trompeten, Posaunen, Glockenton und allem einen Lärm noch einmal erhöhet."

„Wir übergehen diese Herzensergießung mit den eigenen Worten des Kapland:

„Es wäre hier in außerordentlicher und ertragener Liberalität Ihre Ehrenrettung noch nicht zu vollenden. Ihre Ehrenrettung Herr Aushängebogen wären nicht hinlänglich, diese Größmuth im Angesichte der Stadt Solothurn allein zu halten, sondern es müßte davon Zeugniß sein die ganze hochlöbliche Eidgenossenschaft der übrigen zwölf mit gegenwärtigen Orte, welche dann ein hochlöbliches Generalarchiverbot erneuert und von 2^n November alle zu Solothurn eingetroffen hat."

„Also ein eidgenössisches Heft zu Solothurn im gleichen Jahre. Hol Mitternacht, Herr Kaplan!" *)

*) Wir sind überzeugt, daß sich viele unserer Leser in Gelehrtenkreisen auch mit dem erweiterten Kreise der Lesegesellschaften unserer heutigen Zeit und Bildungsstufe in dem abgemessenen Maße wohl zufrieden. Die Lehrlinge und mit sich auf die Bücher eingeschränkte Durchführung der Verfassung über den großen Sinn einer Mehrheit auf einen alle, ganz gleichmäßig gute Zeit nicht vergessen und vergißt, wenn Gesetzlichkeit tritt und ein eigentümlich Schwergefühl entgegen, hat sich in den großen Jagen der Gelehrten und Gesinnungsfreunde gegen den, der Gott spricht, ausgesprochen. Ludwig XI. regierte damals auch durch Cardinal Richelieu. Die gilt, für den Fall einer neuen Revolte mit Oesterreich, der auch hält ganz einstimmig, die Schweizer auf die Seite Frankreichs zu bringen und sich die Neutralität zu sichern.

L. Herr

Anregungen.

„Dichter".

Unsere Anregungen, unsere freundlich Dichterlieben schützen — ist es denn nun besonders Wohlthat für die Literatur?

Natürlich glauben Viele! Sie hält jenen tollen Schein von „neuen Dichterthum" aufrecht, der, lang genug, die verschiedenen Strahlen unserer Literaturschrift noch auf sich zu ziehen vermocht und noch in seinem „Dichter" seine nur wahrer literarischen, endlich zu sagen zum „Schriftsteller" berufenen Talente beweist.

Soll ein solches Treiben — und es wären „gute" darunter zu nennen — einer Novelle oder ein Drama gelten, wir Literaturfreund kennen, merkt zu sagen — selbst nicht auch da unter die Kategorie „Christ über Dichter an einer Manuscript hat, die abstellt hat, muß sie sein will, nicht ist, heißt den manchen ausruft" warnen ist bei dem vorliegenden Dargebotene kaum nöthig. Mitten wirken wir Komödien einer „neuen Poesie" hervorgebracht, romantische Gemeinplätze mit Hoffnungsvollen Andeutungen, „Namen", die bei jenem Anblick ein Lust zu Faste sagen, „literarische" Mann- und Sonnenschlacken, die in angeborenen Bildern verschwinden u. s. f. Wir haben Freudigkeit dabei nur junge, ohne Frische und den übrigen Theil gekommener einer Neu Münchener Erscheinungen im Auge, die jetzt sogar mit Balladen wieder den Versuch erklärungen zu können glauben, seitdem wieder bekannte Muster einer „neuen Poesie", an welche sich vergleichen Nach-Nationalität anzuknüpfen pflegt. In seinen Versuche haben zu Schwaben und Nachahmern und Schwäbischen gezählt.

Es ist mehr als ihren aufgeschwollenen Leg. Die Dichter der Wahrheit macht zur wirklichen Kunstlinge der Gesellschaft. Und der Dichter nicht „poetisch" zu halten zu können, und möge denn freilich einem mehrere Pfunde von Vornehmheit nur möglich sein. Gut, übersetzt sich, ein Drama zu übersetzen, daß in den Versuch Italienisch mit den besseren Theilen zuerst und mit dem Kopf gängig hineinsieht, und so kommt verführt sein, so daß das Verzeichniß „poetischer Conversation" für sich. Mehrfach, Heinrich Laube würde in München, Zürich und Tübingen für einen „neuen Dichter" gelten, wenn er sich entschließe, romantischen Linien, einen z. B. Grabbe, zu übersetzen. Warum sollte er's, wenn er wollte, nicht können? Er will es eben nicht. Längst hätte der neuere Kritik und Literaturgeschichte ein wenig tiefer nachgraben sollen, welche Rolle in unserer modernen Schule der unmittelbar und unverwüstlich Wille spielt.

Es liegt uns „Ein münchner Dichterbuch, herausgegeben von Emanuel Geibel" (Stuttgart Cotta. 1862) vor. Es sind Vorträge bei verschiedenen, d. h. nur besonders hier München. Da liegt uns Lieder genug, daß genug' Dichter haben es leider. Viel war schön, und selber ist. Manche sie ist a priori von sich vollkommen; der ältere Dichter bei Literat, wenn er auch sonst sich seinen Versuchen und gute reifen Dichters und Balladen auch auf seinen andern Gebieten dem Dichter unentbehrlich ist. Nimmer sie wenig, so sind nur Dreiklänger mit Gegenklängen bei Grimm Geschlecht, sogleich immer nur mit Gute, Edler und Innere. Klage hat uns gleich von Morgen- und Abendlichen und seiner Erzählung Verschwund und Wohlklingenden hat, gehört der „Dichter" einen solchen „Dichterbuch". Junge Balladen — Jung Dietrich, Jung Siegfried, Brudermord und solche Abenteuerlinge" Wie es den Münchern gemacht, so auch gemacht — Wahl langweilig" Vorlage einen solchen „Dichter" zu Aufgaben, so denen Schriftstellerberuf, so Talentes" [illegible] und die Ergänzung des Da-

[illegible] [illegible] [illegible] [

durchführen, so müßte das vollständige Bild in uns Ekel erregen, wenn wir uns zum Zauber der Komposition noch eine eigene, ihm allein angehörende Stimmung verlieren: eine traurige, bittere, bizarre Lebensauffassung, wie sie in seinem früheren Roman „Realität" in all ergreifender Kraft aussprach. Irrsinnsscharf möchten wir diese Stimmung nicht nennen, denn der Dichter kann heiter lachen und ist seiner innersten Natur nach fromgläubig. „Alles ist eitel!" Nach dieser Ueberzeugung für sein Handeln fragt sich ja sehr nach dem Verfasser und den Sprüchen Salomonis, ja sehr nach dem Thomas a Kempis, den der Dichter zu schätzen weiß, nicht selbst citiert, denn seine Helden lassen sich wenig von der Lust des Daseins entgehen und lieben viel zu viel für Mönche, die, außer in Romanen, auch noch in den idealen irdischen Verhältnissen des Cloisters sich bewähren sollen. Der Autor überträgt seinen Skeptizismus selbst in „Alles ist Phantasie" oder „Alles ist Idiotie". Ein Wort, das und die Stimmung vollkommen vergegenwärtigt. Nur ist vom Nihilismus nicht eben weit entfernt.

Die wahre Farbe des Romans ist freilich so bestimmt zu bezeichnen, als mit Kunst, Literatur, Natur und Frauen so unverträglich aufgeräumt, daß man ihn seinen anderweitigen Ansichten nennen darf. Ein Schopenhauerianer ist er gewiß. Er hat einige Thatsachen, auf die er ihn aller Gründe im Leben und Sterben anlernen. Thatsachen der Geschichte, der Natur, der Kunst; aber Uebrige ist für ihn mehr oder weniger willenloser Schein. Wir könnten diese Behauptung durch eine ausführlichere Schilderung, der seinen Dichtung entnommen wäre, beweisen, sie würde uns damit nötigen, daß wir uns als im Widerspruch damit befindlich bekennen müßten. Lassen wir's, wir wir zu Schopenhauer sehen.

Wir wünschen persönlich, Strauß hätte den Mut, Romane zu schreiben, deren Handlung so allgemeinmöglich wäre. Ein wenig Stoff um so übrig von gröberem Maße, ganz wie Novellen. Tolstoi, Goethe, Jean Paul Romane schreiben. Wir würden einen Strauß'schen Roman von drei Bänden, der auch nicht als Gelehrten behandelt, einen in Gottes Namen vorgehen, wo sich in der freien und poetischen Gerechtigkeit, in welcher sich sein Dichten zu bewegen pflegt, so viel lebendigen Gehalten wiesen, wie — um zu unterhalten' — vielmehr von ihm aufgefordert wurden. Für solche Streiche wie Valentin Hochmut ist die Natur des Romans nicht geschaffen. Sie ist zu gut, zu fein, diese Natur, als daß sie nicht „Alle Gestalten von der Schopenhauerwelt nur wie Blei Figuren auf Papier stehen ließen. Das Grausige treten den Dichter öfters und vielmal zu recht an greifbarem Gestaltung. Katzenjämmer, wenn unser Autor, der recht nur in Purpur und Gold einhergehen liebt, vielmal ob mit derben Strichen uns

sucht hat, würde zu weit führen und im Grunde für seine Bekehrung wenig nützen; denn sein Buch beweist es, der Autor ist — und darin liegt im Grunde viel Erfreuliches für den Leser — in seinem Stoff und in der Methode seiner Helden und Heldinnen selbst verliebt.

In unserm Artikel gegen Schopenhauer sagten wir schon, wie unerträglich ich Mario beim Champagnerglase andauernd. Auch hier sitzt der Leo mit seinem breiten Behagen. „Alles ist Phantasie" reimbetrieben unter Blühenden, theatralisch leidenschaftigen Mädchen und mehr als leidenschaftigen Jünglingen. Gerade hat sich uns gelehrt der Autor seinen Stoff von befriedigendem Maß, seine Phantasie, durch drei marmorne Gruppen angeregt, schwingt von Situation zu Situation. Doch der Leser, wenn auch vollkommen von ironischem Temperament, der so angehetzt auf einzelnen Verhältnissen, Lebens- und Naturbildern ruht, möchte am wohsten auch dem Dichter gern weiter, allmählich zugethan und wenigstens im Bereich der Stimmung gerührt und gerissen, wird doch nicht immer folgen können und will, von Unmöglichkeiten verwirrt, von Gewaltsamkeiten erschreckt, hier und da von den Irrungen der sittlichen Motivierung abgestoßen, ganz heimlich traurig müssen, um der Gepeinigten an sich verzweifelnden zu sehen. Kein Wunder, daß er dann für den Dichter zu werden zu kurz kommt und sich in manche Partien nicht finden kann, z. B. nicht in Meiersberg, der schon vom Anfang bis zu Ende, so warm seine Schilderung und Betrachtung im Zusammenhang des Ganzen der Dichter auch empfunden hat, nur ein Schatten verbleiben muß.

Eine Eigenthümlichkeit des Romans ist eine durchgängige. Hält der Autor es dem Menschheitsganzen seiner Personen und Zustände immer und gibt gewissen als Motivierung einen Spruch, eine Betrachtung, eine allgemeine Reflexion, so vermeint man immer einmal Gedrucktes und Gedachtes herauszuhören. Auch das ganz wie bei Schopenhauer.

Neue Gedichte.

I.

Richard von Meerheim's „Aus Tag für Traum und Nacht" (Dresden, Meinhold, 1862) bringt auch „Dichtungen". Und hier, wo seine [illegible] Talent eigene Wege [illegible] — vielmal [illegible] „Lyrisches, und, wenn einmal [illegible]" — kann, wenigstens und, seine Gaben [illegible].

„Von Herzen." Nicht vom Verleger bei „Hier" (Augsburg, Druck u. Verl., 1862), bringt manch gute Romanze und Balladen.

(Schluß eine Artikel: Romane und [illegible])

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Französische Zustände. IV. — Eine Gesellschafts-Comödie. (Fortsetzung.) — Neues Buch. XIV.

Französische Zustände.

IV.

* **Paris.** Daß Frankreich, und Paris das gegenwärtige wahre Frankreich, der alles Nationale entspricht, ist einer Widerrede ein bekanntes Gerücht für die Gelehrsamkeit der Völker.

Oft hat man sich Gewißheit darüber gemacht, aber ist es so? Die ingeborene Neigung, sich selbst für Vorlage in Frankreich nehmen. Das französische Volk — ich spreche nicht von der Regierung — kennt in der That keinen nationalen Stolz. Ich sage Stolz — nicht Eitelkeit. Frankreich bewundert England aus wegen seiner Freiheit, nicht wegen seiner Größe. Wenn es England haßt, so geschieht es, weil es sich von seinem Neide erdrückt glaubt, daß es gerade von England sich einem Lehrmeister erniedrigen soll, und weil noch jetzt die Politik Englands ein großes Ziel sieht und nur auf Interessen begründet ist. Ich glaube aber nicht einmal, daß dauernde Intervention zwischen England und Frankreich möglich wäre. Stoße es Krieg zwischen beiden Nationen, so würde, sobald Frankreich, der Sieg in England verschwunden, und Englands, so würden der Oberwurf wieder auf Frankreich gezogen werden.

Das französische Volk nimmt einen heftigen Anteil, so allem Großen, wenigstenjetzigen Antheil an den deutschen Wissenschaftsbestrebungen. Es wünscht Deutschland Glück und Segen dazu und meint es aufrichtig. Man bemerke doch, wie auf den französischen Theatern die deutschen Stücke, Novitäts XLVII von Goethe u. s. w. verspottet werden. Man muß nun nicht vom Volk sprechen. In der That, der elendeste Journalist weiß mehr von Deutschland. Die Gelehrten, die Leute, die in letzter gereist, die noch mit Deutschland gingen. Alexander Dumas kennt deutsche leichte Literatur. Das junge Volk, das schon ist ganz französisch. Das städtische Gemeinwesen hat die Kunst von Paris. Kaufleute, Beamte, Adel, Offiziere, Gelehrte, Publikum. Wenn sie viele andere Art Gelehrte. Leidenschaften gleicher ist, daß das Gleiß für Deutschland verloren ist.

Das französische Volk hat sogenannte den Kaiser gezwungen, Italien zu Hülfe zu kommen. Als er in den Krieg zog, jauchzte ihm das Volk mit Begeisterung zu, als er aber Concessionen bekommen hatte, sodaß er Frankreich und parteien Volk die Schlacht. Es ist sind die reinen Kaiserlichen. Das französische Volk nimmt von seinen eigenen Eroberungen mehr als von denen der Monarchie, selbst von der verbündeten Freiheit. Nicht anders ist es mit Polen? seinen Nachbarn, die ihm Ernst in die Augen sehen, um ihr Gebiet vergrößern zu machen. Die französische Republik hat nicht einen Augenblick an Eroberungen gedacht. Hingegen Nizza ist auch zweifellos Eroberungen an seinem Gebiet. Wenn Deutschland Nizza hätte, so erwarten Frankreich Nizza von Deutschland zu sehen. Will Deutschland einig werden, so kann das nur geschehen, wenn es sich gar Preußen, einen Nationalen, Fremden für deutsches Gebiet fordern. Das will für sich hingegen nicht viel. Überhaupt ist auch — es ist wahr.

Es ist die Schuld ihrer Herrscher, daß die Franzosen bei seinen Nationen Sympathien haben. Der englische Pöbel schlägt die Franzosen und meint den Kaiser. Weil der deutsche Pöbel beneidet, die Franzosen den größten Abscheu auf Frankreich und sein Volk ist, wenn es nicht so sehr patriotisch, ist gewiß sehr freisinnig wäre. Große Dichter über heilige Überlieferungen sind in deutschen Völkern nicht nicht als Gegenstand von Meinungen. Solche Anerkennungen hat deutsches Urtheil. Es wäre gewiß, wenn deutsche Völker die öffentlichen Rechte recht beurtheilen, so, wie es hier nicht möglich ist. Das Urtheil, das sein eigenes wäre, könnte hier nicht verbreitet werden, beherrscht es es doch nur die englischen Völker widerhallen würden. Das Gemeinsame ist nicht immer das edlere Mittel, einen Platz Gut und Einfluß zu verschaffen. Schriftsteller von Talent, Gelehrte und Philosophen verschwinden hier. Es muß ein Platz von einer Menschheit gemacht werden, will es mehr als ein Kunstgeschäftiges sein, und die Kunst und die Bewegung beherrschen macht ist nur nicht.

Ich will ein Beispiel zum besseren Verständniß anführen. Neulich wurden hier zehn Männer wegen Literatur zu gefährlichen Gefängnissen verurtheilt. Der Prozeß machte Aufsehen und dauerte 14 Tage. Der Gr... [illegible] war nun für sich ist nicht interessant, aber ein Kind ist schon über den Gegenstand der Anklage auf. In der That kann auch kein Prozeß von 1791 hier Prozesse verursachen werden, als in dem 1) durch Zeugen und 2), weil man Zeugen nicht wusste, auf ein Protokoll eines öffentlichen Prozesses. Hier aber kann es ja als Belege von Polizeignaden, nicht als Urtheil. Einzige Begründung, besonders als Verfassungen sind Aussprüche von einem seinen Kaiser, der es nicht mag, selbst zu erfinden. Das ist ein sehr natürliches Verhältniß. Der Lesegenuß, der Prozeß und Akten ist solche Art von Gesellschaft nicht so bei Tag

[illegible] Ich sage ich Ihnen, in Deutschland, in Russland ein Land, wo das napoleonische Gesetz noch besteht! Das ist große Irrtum! Sehen Sie das ist so angenehm. Heilige Blätter sprechen sich leise, sehr gegen solche Prozesse aus, aber dies sind die verwünschten Gesetze so eng gegeben, daß nicht mehr ein lautes Wort hervorbringt. Und Deutschland aber, in den Kammern sowohl wie in der Presse, würden helle Stimmen laut widerhallen trotz Polizei und Zeitungszensur. Die Franzosen haben weniger auf englisches als auf deutsches Urtheil. Und ihnen das zu gewähren, wäre einer Menschenpflicht. Es ist nicht genug, daß der Mensch seinem Mitmenschen seine Ungerechtigkeit thut, er muß Leben und Vermögen wagen, um jene Ungerechtigkeit, die einer dem anderen zufügt, zu verhüten. Das aber ist das Ziel der Solidarität aller! Jede Ungerechtigkeit eines Einzelnen, der aber Gesetzgebung gestaltet wird, fällt Blut auf die, die sie duldeten, nicht auf die, die sie verübten, zurück. Was hat Deutschland durch die Tage Frankreichs gewonnen? Hat es nicht jetzt den Tag wieder vor Radetzkyschen Kanonen zu gehen? Was gewinnt England, daß es seine Industrie ausdehnte? Die Industrie wird ihr Irrthum! Deutschland wird sich Industrie ist es in Deutschland Gerechtigkeit und Freiheit ringsum zu üben. Statt einer Revolutionirung, hat die deutsche Presse Blut zu thun, die ungerechten Thaten zu registriren, denen den Krieg zu erklären, und gewiß, die deutsche Stimme würde nicht in der Wüste verhallen! Viele Stimmen aber auch recht, gerecht, unparteiisch sein. Sie muß nicht so englisch-theatralisch sein wie der Stimme von Manchester. Wenn die Franzosen weiter sind, so liegt das Deutschland nicht. Im Gegentheil. Wenn Deutschland englisch ist, so ist das Blut Deutschlands nicht betrübet, nicht gelähmt. Ueberhaupt ist die alte theatralische Perle weit aus verfangen. Was heute nicht von gleichen Grundsätzen der Solidarität verfolgt, ist ungehaltene oder schuldbringende Rache Unrecht thun. Es wenig Rache Unrecht leiden, das ist der Fluch der Menschheit. Denn alle Verbrechen bestehen, aber Mein sind in dem Meere allen verbrannt und Blut Gottes auf die Kinder Gottes

Aus Jessie White's Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Durch Garibaldi's Tod, Paolo Imbriani, mit Orsini befreundet gewesen, übertrug letzterer seinen Miß White-Mario die Uebersetzung seiner Memoiren und infolge dessen wurde sie auch mit Mazzini bekannt. Ihre volle Unterordnung mit deutschem Ernste, ihren Stunden und der Pünktlichkeit, der sie gerühmt, war so mächtig, daß sie sich das Gefühle abringe, ihr ganzes Leben der italienischen Sache zu weihen.

Bald nach der Herausgabe der Orsini Memoiren ließ Miß White in England und Schottland einen Verein gründen, der unter dem Namen „Verein für die Emancipation Italiens" seine Arbeit, Englands Sympathien für die Befreiung Italiens zu wecken. Dazu gehörten vor allem Kenntniß der italienischen Zustände, und um diese allgemeiner zu machen, übertrug Mazzini der, daß Aurelio Saffi (früherer römischer Triumvir) und Miß White die Pläne zu diesen und weiteren Vorlesungen halten sollten. Der junge Garibaldi Gefangenschaftsgefährte hatte es unterdessen nöthig gemacht, daß er London verließ, er war nach Piemont gebracht worden und Miß White hatte sich Mazzini's Vorschlag aufgeschlossen. Ueberall wurden die beiden Redner von den Zweigvereinen des Vereins verlangt, überall fanden sie die thätigen Vorbereitungen und überall sprachen sie vor einem ihren Bestrebungen Thränen zollenden Publikum. Orsini's enthusiastische Miß White durch die Rednergabe, daß sich gleich zu Anfang geltend machte und natürlich durch die Uebung noch gewann. Das war im Winter 1856/57.

Der berühmte Kammerjäger, der durch seine Vorlesungen siegen, wurde Mazzini übertragen und Kammerjäger sich der Expedition an, die im Jahre 1857 unter Pisacane's Führung unter Segel ging, aber nicht von Erfolg war. Ihre letzte Gastrolle, wenigstens sagenen und vor dem eigenen Ehrgeiz Pisacane's, nämlich seinen Verleger gerettet und das italienische Volk aufgerüttelt hat, ihm zu Freiheit zu sagen.

Von ihrer Rednerin gerühmt, spricht Miß White Vorträge für die „Daily News", betitelt: „Italien für die Italiener". Darüber erregten sie und Thränen, daß der Herausgeber jene Rolle Miß White aufforderte, vom regelmäßigen Correspondenten für die italienische Angelegenheiten zu werden. Das nahm die Schriftstellerin um so freudiger auf, als große Dinge im Gang zu sein schienen und sie einen Grund mehr hatte, ganz nach Italien überzusiedeln. Sie ging nach Genua, die Hauptstadt, wenn sie längst seine Heimat mehr war, begründete sie so, daß sie sich veranlaßt fühlte, vom Balkon ihrer Wohnung einige Worte des Trostes zu sprechen, wenn sie freilich der Mehrung hingegeben, sich nun vorzugsweise im brieflichen Kampfe aufzutummeln. Und mit ihrer Correspondenz für die „Daily News" erklärte sie zur Genüge, daß sie im Beginne des Sommers Kunstgeschichtlichen Plane angefangen wurde und von der Regierung die Weisung erhielt, Genua zu verlassen. Da sie sich auf Grund ihres Passes weigerte, wurde sie arretirt. Ihre Gefangenschaft dauerte von Anfang Juli bis gegen Ende November, aber trotzdem, daß sie in einem ihrer Briefe von Staatsstreich über politische Verhältnisse mittheilte und unter anderem sagte: Mazzini in Italien gehöre Volk und treuen Patriot, erklärte die Jury sie doch für unschuldig und sie verließ an der Hand des berühmten Rechtsgelehrten Sergeant Cornell die Gefängniß, um nach einige Wochen in Gesellschaftlichkeit in ihrer Familie zu genießen. Darauf kehrte sie nach England zurück und hörte gegen Ende befindet Jahres im Hause ihrer Mutter die Geschichte mit

Signore Maria, deren Bekanntschaft sie schon vor ihrer Übersiedelung in Genua gemacht hatte. Signore Maria hat im Jahre 1848 als einundzwanzigjähriger Jüngling die Revolution in Kirchenstaat mitgemacht und sich namentlich bei der Belagerung von Bologna ausgezeichnet, wo auch sein vierzehnjähriger Bruder mitfocht. Als Freund und Landsmann Garibaldi's ist immer später in den Intrigen oft genannt worden.

Nach ihrer Verheiratung reisten die Gatten nach Amerika, in der Absicht, auch dort der nationalen Bewegung Vorschub zu gewinnen. Während Maria weilte, war der tapfere Italiener zu repräsentieren, hatte seine Frau in Newyork, Washington, Philadelphia und Baltimore Vorlesungen. Da der Gatte Heimweh für Europa niemals in Zaum war, so schob er auch ihre Rückkehr gegen die Pflanzer, so sprach in Washington im Interesse von Pflanzerkolonien mit Lincoln und Seward über Sklaverei und Freiheit, über die Rechte und Pflichten der Republik und constitutionelle Monarchie, über Verfassungen und Verfassungsbrüche, wie die Amerikaner und Italiener überhaupt hat.

Obwohl Signore Maria den Vorsatz gefaßt hatte, ein Pflanzerleben anzufangen, so ist es doch nicht lange dazu gekommen, auch dort, wo Italiener Gäste" [illegible] aufgefunden wurden, auch dort, wo [illegible] Italiens großen Sohn zu sehen, gerade als Garibaldi auf Caprera mariniert und der Arzt von Villafranca [illegible] wurde. Maria hatte vor Allem Geschäfte zu folgen, welche niemand [illegible] gehen wurde, militärisch [illegible] es im Prinzip mit seiner Frau für einige amerikanische Plätzen, für die sie die Generalagentur übernommen hatten. Über den 9. Aug.-8 1860 unterbrach diese Beschäftigung. Die Heimat wurde in der Nähe empfindet, es drängte Gemüthe in die Schlachtenluft und führte die Gatten und Gefährten nach Bologna. Nach Einmarsch [illegible] ging es den [illegible] Verhandlungen Garibaldi's und Cavour's, der Befreiung der Lombardei [illegible], aber von Garibaldi [illegible] erwartet, wurden sie nach der [illegible] Ehrung abgehalten. Signore Maria erwähnte dann des Cavour'schen Verfalls, daß, als ihre Verwandten [illegible] Cavour's Grabkreuz gesetzt hatte. „Ich [illegible] mal, Signora, daß ich zu Ihrer [illegible] für zu bezahlen" Ich übersetzte Sie auch den Herrn Befreiungsvater in Genua." „A rivederci" rief Signora Maria [illegible] zu, und war weg, ob [illegible] Dame sie nicht auch [illegible] zu sehen [illegible].

In Signore übersandte Maria der Redaction des Bozner'schen Organs „Tyrolese e Tiroler", über [illegible] Lemberg, bis es ins Vorhaben, [illegible] den Garibaldi-[illegible] Landsmannschaften, aufrichtig [illegible] [illegible] und möglich war, daß es [illegible] und seiner Frau [illegible] die wieder. Von den [illegible] Maria, die [illegible] Mariola glaubte, waren auch [illegible] Verwandtschaft [illegible] Palermo und der Schlacht von Milazzo war [illegible] Maria übrig geblieben. Antonia Maria hatte [illegible] Arbeit gefunden in den [illegible] Palermo's. Die Gemahlin [illegible] Garibaldi, der gerade zum Diktator von Sizilien ernannt war, mit der Organisirung einer [illegible] Gefängniswesen beschäftigt und er [illegible] sich der Aufgabe, [illegible] der Verfassung, für [illegible] zu sorgen, [illegible] die Amerikanerinnen [illegible] nützliche wären. Signore [illegible] und Maria war einer [illegible] Officiere, die zu Anfang August 1860 von Garibaldi zu Aufrufen und Leiten Truppen, bei [illegible] Landung auf der Küste von Calabrien (bei Villa Giovanni) mögen sollte, ernannt wurden. Die [illegible] vermöglich die [illegible] Zahl erhöhen, überzählig aber [illegible] Nationalgarden [illegible] Truppen von der Einschiffung Garibaldi's und dem Hauptcorps abhalten. Das [illegible] Unternehmen, [illegible] Küstenfahrt und Schlacht bei Reggio [illegible], erwähnen wir nur für [illegible] gelten Falle, [illegible] zu Signore Maria [illegible] Campagne nicht mehr erwähnlich [illegible] und [illegible] zu Signora Maria [illegible].

(Schluß folgt.)

Bozner Briefe.

XIV.

— Die Verlage der Redaction für [illegible] in Bozen [illegible] hat einen [illegible] Antrag [illegible] angenommen. Wenn man [illegible] [illegible] Verhältnisse der [illegible] und [illegible] Schulen [illegible] Bozen [illegible] Bedürfniß [illegible] [illegible] Bozen [illegible] [illegible] Schulen [illegible] [illegible] Schulen [illegible] [illegible] Schul

[illegible] [illegible] [illegible] [

Folge. Zweiter Band. Nr. 35. Wöchentlich 1½ Bogen. Vierteljährlich 1 Thlr.

Die kleine Frau im vierten Stock. Von Alexander Weill. II. III. — Auf dem Lande bei einer Taufe. — Gesellschaften bei Mondschein. — Anekdoten und Reflexionen. — Französische Literatur. VI. — Literaturbriefe. Literatur XX. — Neue Bücher. 1. — Neues aus der Welt.

Die kleine Frau im vierten Stock.

Von Alexander Weill.

II.

... überzeugte ich mich, daß das von mir ... Gefühlen und Interessen über der ... ung der kleinen Mariane kam. Ich als ... Vaterpflicht hatte keinen Beruf übrig. Mit ... wechselnden schlug ich die Thür ein — ... ich sah! Ein schreckliches Schauspiel! ... mit verweinertem rothem Haar, kapitu- ... r, grausamem, verächtlichem Blick und ... aufgeführtem alten Stuhl, einer mehr ... kleine Mariane sich vor ihrer ... am Boden hin und her warf in ...

... mich das Schauspiel an der Kälte und ... es gegen das rothere Weiber in der ... aber mehr überall gering; denn kaum ich ... hatte, verlegte sie mir einen Faustschlag ... rechte Auge.

... nahm einen auch der Portier mit seiner ... Nachdem nun die arme kleine Mari- ... und mehr tote als lebendig, auf- ... sah sie der kleine dem Portier zu ... gehören hatte, freundlichgrüßte mir und ... Mutter, um sie auf der Polizei zu ... Ein kräftiger und heftiger Widerstand war ...

als der Portier die einzige heile Habe weniger hatte, stürzte mir die Tränen der kleinen Mariane, für und um Mutter willen hat, durfte Portier nichts zu leide zu thun. Sie weinerlich bittende Blick so oft und so innig in meinem so freundlichen Herzen mir und erbauten einander zuletzten. Endlich kamen auch zwei Nachbarn hinzu, hoben das Unglückskind schonend auf den Arm und trugen es die Treppe hinunter, machten es auch mit Hülfe und Rücken aufschlagen und auch so gegen alle Menschen im allgemeinen und gegen Mutter Mariane insbesondere Gnaden. Jetzt bemerkte ich, daß ich ein grünblauroth Auge hatte. Ich ehrlich der Mutterin ihren Schaden, schlug meine Thür auf, verbiß meine Rührung und legte mir eine Kompresse aufs Auge.

Zwei Stunden später trat Herr Mariane in meine Stube. Ich lag mit meinem verbundenen Auge auf dem Sofa. Er bat mich, aufzustehen, weil seine Frau schlechte wünschen, mich zu sprechen.

„Lieber Herr Mariane", antwortete ich, „ich bin leider noch von meinen Wunden so sehr angegriffen und mein Auge ist besonders grünblauroth, daß ich Sie bitten muß, mich morgen zu warten. Ich weiß, Ihre liebe Gattin ist sanfter Gemüth; warten wir, daß ihre Aufregung bei uns beiden vorüber ist."

„Sie haben meiner Frau das Leben gerettet", unterbrach mich mein Landsmann. „Sie wollte, obgleich krank und zu Bett liegend, aufstehen und Ihnen selbst ihren persönlichen, ewigen Dank abstatten. Ich bin es nicht. Der Herr, sage ich, ist gut, daß er selbst zu die kommen will. Ich hole ihn — wir sind ja Nachbarn, seit Tage an Tage —"

„Wenn Sie denn durchaus wollen", sage ich, „so will ich Sie begleiten."

Und nachdem ich schnell meinen Paletot übergeworfen und meine Stiefeln angezogen hatte, begaben wir uns zu Madame Meßmer, die im Bette lag. Sie nahm mir meine Mütze ab, bräunte die Geschwulst mit ihrer kummerschen Hand und sagte mit ihrer silberhellen Stimme zu mir:

„Ich verdanke Ihnen mein Leben — mein Leben, dem Sie noch großen Segen wünschen! Sie werden mein Dank — ihr Segnen auf mir Haupt —"

„Aber", fuhr sie nach einer Weile, schwer Atem schöpfend, fort, „ich kann dulden! Ich trage den Schmerz, ich trage das Leben und leben meinem lieben Mann noch viele Jahre, mir zur Freude werden —"

Indessen war Herr Meßmer an mich herangetreten.

„Glauben Sie mir, mein lieber", sagte er, „daß ich meinen Landsmann erwarte! Eine so große Belohnung für so viel Freundlichkeit und Aufopferung —"

In Herr Meßmer nicht Ja und nicht Nein sagte, so zog ich die Hand der kranken Frau und küßte sie ehrerbietig.

„Schon lange", begann ich —

„Schon lange", unterbrach sie mich, „habe ich Herrn Meßmer gebeten, Sie zu uns einzuladen. Sie hat ein langes Leben von Leiden und Noth! Seien Sie — unserer Freundschaft überzeugt! Nicht wahr, — ist lieber?" fuhr sie fort, indem sie sich an Herrn Meßmer wandte —

Dieser nahm meine Hand und drückte sie freundlich.

„Mein Name", sagte sie dann, „spricht nicht viel, verspricht auch wenig viel, aber sein Herz ist von wie Gold und was es verspricht, hält es. Wen es liebt, dem gehört es ganz! Von heute an ist es Ihr Freund über Leben! Alles, was es hilft, was Ihnen angenehm", setzte sie lächelnd mit der ihr eigenthümlichen eigenen Schalkhaftigkeit hinzu, „steht es mir Ihnen, habe Sie es bestellen sollen."

Der so sehr Gepriesene bestätigte mich Worte. Er sagte endlich zu mir: „Schließen Sie auf meine ewige Freundschaft!"

Nun! bis an den Geldbeutel! dachte ich, von Gefühlungen gerührt. „Die Menschen", sagte ich dann laut, „thun eigentlich nichts aus Tugend. Keiner großen That gerichtet, in der Hoffnung hinterher belohnt zu werden. Der Mensch ist ein lasterhaftes Geschöpf. Er wagt sein eigenes Leben, springt in den Rhein, um seinen Nachbarn zu retten, und ist er gerettet, verweigert er ihm seinen Palotot! Sein Leben bot er ihm an, aber ihn zu frieren, aber ein Kleidungsstück weigert er ihm nicht nach!"

Meine Bemerkung entlockte dem schönen Weibchen ein melancholisches Lächeln. Ich bemerkte die Pause, um mich zu entfernen. Meine Augen thun mir so weh und Schwindelanfälle und Ermattungsbeklemmungen heißen keine Gesellschaft, besonders keine süße der Liebe.

„Auf baldiges Wiedersehen!" sagte ich —

Frau Meßmer drückte mir nochmals die Hand und erwiderte: „Nun wir uns näher kennen, so hoffe ich, Sie öfter bei uns zu sehen!"

Am andern Morgen — erfuhr ich, daß Herr und Frau Meßmer während der Nacht das Haus verlassen hatten. Sie überließen den Portier den Verkauf aller ihrer Möbeln. Kein Mensch konnte ihre neue Adresse, sagte der Portier erfuhr sie nicht bei dem Packer, wo er seine Rechnung unterzeichnet. Acht Tage lang lagen man in der Nähe zu Gattern der Wiesenwiese alles Volk und; dann verschwanden sie aus meinem Gesichtskreis.

III.

In dem Augenblick, wo ich diese Zeilen niederschreibe, sind es 16 Jahre, seitdem Herr und Madame Meßmer plötzlich ihre Wohnung verließen. Vor einigen Jahren erhielt ich einen schwerbuchstabierten Brief folgenden Inhalts:

„Sie sind engagiert von seiten der Herrn Meßmer, der Verlobung der Frau Rathsel beizuwohnen, die in ihrem 42. Jahre den — — zu einem dritten Male ging."

Ich hatte nur in meinem Leben eine Frau Rathsel gekannt und sagte mir: „Es wird doch eine tolle Komödie sein! Die Einladung ist nicht für mich!"

Indem ich Brief noch einmal durchlas, sah ich sie: „Ich habe mich vor so und so viel Jahren einem Herrn Meßmer gefangen, der in der Nähe zu Gattern wohnte. Es war Zeit, wo ich mich

nicht, der Mann einer kleinen bösartigen, etwas
klatschsüchtigen Frau. Beide hatten mir ihre
ewige Freundschaft versprochen, die gestalte sich
aber bei Meisters gänzlich; denn seit jenem
Tage habe ich meine Ehepaar nicht wieder zu
Gesicht bekommen. So ist es mit der Freund-
schaft der Menschen im allgemeinen und der der
Damen im besonderen. Wenn Herr Meisters eine
Tochter verheirathen würde und ein großes Hoch-
zeitsfest zu feiern hätte, er hätte gewiß meiner
Person wenig gedacht. Ei aber gilt es eine
Versöhnung? Da wagte er meine Stirne!" Sonnen
warf ich den Brief in den Korb und dachte: „In
einer Tage warten' Ihr bin ich nichts schul-
dig' Begrabe Madame Lachenal selbst."

Dennoch suchte ich den Brief nach einigen
Tagen wieder hervor und bemerkte, daß nur Her-
mann einen andern Namen als die Übrigen
trug. Er hieß nicht Anna Meisters, sondern
Anna Lachenal. Neugierig wie immer und mit
einer Jagdhaber in den Geschäftsgang gestürzt
hatte — die einzige vernünftige Ursache der
Eile Mieds — brummte ich in den Bart: „Nun
gehen wir auch schon wie der ernste Arzt
in seiner Ehe an! Ich will mir auf dem Wege
nach dem Kirchhofe alle die gräßlichen Jungfer-
schaften, die man mit seinem bedauernswerthen Ja-
mmerthum zu Grabe trägt, eine nach der an-
dern heraufbeschwören —"

Ich begab mich in das Haus der Verstorbe-
nen. Die verwaiste war Herr Meisters. Ich
erschrak. Er drückte mir die Hand. „Lieber
Herr", sagte er, „daß Sie gekommen! Mir ist
so wie von Ihnen geträumt. Wie schön
ist, was Sie gesprochen, gestern. Glauben Sie
mir, wenn wir Sie nicht besäßen auch Ihnen
helfen, es gäbe hier nicht zum Unglücklichen
werden, denn Hoffnung, mit der
wollen Sie erwarten! Bei wem ist
es besser! Denn mit der Nacht meiner Seele! Ein
Grund ist jener Nachmittag in der Nacht zu
sein. Einer elenden Frau traut in das Zimmer
wollte sie erwarten. Ich erzählte Ihnen
von Geschichten. Meiner armen Frau ist es gestern
so gegangen. Ein Kollege und ein Freund
brachten eine Geschwulst und spürte entsetzt
und ein Kirchhofsbesuch. Besinnen Sie mich,
sie, ich will Ihnen meine Geschichte erzählen.
werden sehen, daß es mir unmöglich war,
die schöne Freunde in meinem Hause zu em-
pfangen. Nun kommen Sie kommen kommt Sie
sie; aber es ist so spät, denn ich aber
lebe sie nicht sechs Monate. Sie werden sehen,
daß ich die Wahrheit sage!"

Ich antwortete nicht. Mit dem Sterbenden
muß man nur still trauern. Thränen können
keinen andern Trost als Thränen.

Vierzehn Tage später besuchte ich Herrn
Meisters wieder. Er lag zu Bett und nachdem
er seinen Patienten und Krankenwärter fortgeschickt
hatte, erzählte er mir Folgendes. Es ist dies
die Geschichte der kleinen Anna im vierten Stock,
so wie sie mir Herr Meisters selbst erzählte.

„Im Jahre 1826 arbeitete ich bei einem
Weißgerber in der Rue Mouffetard. Ich war
jung, kräftig, sparsam und in alle Geheimnisse
meines Handwerks eingeweiht. Mein Meister
machte halt kein Geschäft mehr, aber mich am
Rath zu fragen, und nach zwei Jahren schlug er
mir vor, ich mit mir zu associiren und bot mir
einer bestimmte Summe Geldes an, um mich
als Theilhaber in der Rue Mouffetard zu
etabliren.

„Ein Mitgift, ein sehr gewandter, aber
etwas leichter Mensch, der dank seiner Un-
erfahrung und trotz seiner Talente schon seit 25 Jah-
ren arbeitete, ohne einen Heller gespart zu haben
— er war 45 Jahre alt — sagte eines
Tages zu mir:

„Weil doch der Meister sich etabliren will,
so rathe ich Ihr Folgendes: Erstens mußt du dir
eine Frau aufsuchen und gewinnen, als Gattin
mußt du eine Person heirathen, die rechtschaffen
ihre Sprache spricht und die Buchhaltung versteht."

„Das ist eine auch meine Ansicht, antwor-
tete ich.

„Je nun", fuhr er fort, „ich kenne ein
junges blondes Mädchen, das gerade wie ge-
schaffen für dich ist. Sie ist hübsch, spielt vor-
trefflich Klavier — was nicht zu verachten ist —
spricht und schreibt ihre Sprache wie ein Ge-
lehrter und scheint so fein, daß man ihr schon
mehrere male 1200 Francs jährlich Kost und
Logis in den ersten Gesellschaftszirkeln angeboten
hat. Sie ist nicht reich, aber einer Mitgift
brauchst du nicht. Der Meister, der sich etabliren,
hat seine Kunden und muß für die besten Lagen
Platz zu behalten, daß ist eine vernünftige, wohl-
erzogene Frau, die ein Geschäft zu führen ver-
steht und die sich obendrein zu einem Partner ent-
wickeln. Wenn du die Person, von der ich dir
spreche, kennen lernen wirst, so mußt du sie lieben,
und wenn du sie liebenswürdig, so wirst du mit ihr
glücklich sein. Uebrigens ist es — meine Tochter."

Harry

(winkt vornehm, er ſolle gehen. Für ſich mit Ekel).

Die Hand war wirklich rein gewaſchen, aber ſo rein, daß man — die Seife roch! (Zu Bluette) Mohrenkopf, ſetz' Dich zu mir und Du, Fantaiſie, zeige mir Deine Augen! Die drüben haben nur Sinn für die Augen der Würfel. Marwell, ſetz' für mich mit. Ich zahl' es morgen, Pickington. Schleppe mich ungern mit Geld. Daß man noch immer kein Geld erfunden hat, ſo leicht wie Luſt oder noch leichter, ſo leicht wie Deine Füße, Fantaiſie!

Fantaiſie.

Harry, gieb mir ſchwer Geld, ick werden es lehren, leicht ſpringen.

Harry.

Dorſet! Alſo unſer Bund? was ſchlagt Ihr für einen Namen vor?

Smith.

Clubb — zur Erholung.

Harry.

Klingt wie eine Handwerksreſſource.

Wyſe.

Clubb zur Zerſtreuung.

Harry.

Bah! So mag ſich eine Geſellſchaft von Hypochondern nennen.

„Ihre Tochter spielt Klavier?“ sagte ich erstaunt. „Ich weiß wohl, daß sie schön ist; ich habe sie einige oder zweimal gesehen, aber daß sie eine Künstlerin ist, das wußte ich nicht —“

„Sie wollte, konnte es sein, ich nur erlaube es ihr nicht! Sie ist ein Zögling des Conservatoires. Es war dies die Lieblingsidee ihrer seligen Mutter. Sie hat sogar Unterricht im Piano gegeben, aber seit dem Tode ihrer Mutter beschäftigt sie sich nur mit der Haushaltung. Abends, wenn sie nichts mehr zu thun hat, übersieht sie die Bücher eines Papierhändlers, meines Nachbars, der sehr mit ihr intrigirt ist. Komm' heute Abend zu mir, speise mit mir zu Nacht und morgen sagst du mir, was du von ihr denkst; aber laß sie nichts merken! Schon mehr als zwanzigmal wurde sie zur Heirath verlangt, aber ich thu' ihrem Herzen keinen Zwang an, und wenn sie nicht freiwillig ihre Einwilligung zu einer Heirath gibt, so kann sie meinethalben ledig bleiben. Ihr Platz versteht sie ja und schon noch mehr. Sie soll nach ihrem Kopfe und Herzen heirathen. Sie ist gut und gescheidt. Wenn sie dich heirathet, so macht sie etwas Rechtes aus dir! Sie ist ein Muster von einem Weibe!“

„Ich nahm vorerst die Einladung zum Essen an. Das Mädchen gefiel mir außerordentlich; doch erkalte ich letzteres, daß sie damals wohl wußte, warum ich kam. Sie schien sanfter Natur, weichen Charakters. Sie hatte das Essen selbst zubereitet, servirte uns in einer weißen Schürze, die ihr gar wohl anstand, und saß bei der sie nach dem Essen, ohne sich zu genieren, uns eine Reihe von reizenden Walzern und Mazurken vorspielte.

„‚Meine Tochter‘, sagte der Vater, ‚ist eine Pianistin, aber wie eine Deutsche reisegen! Sie wird nur ihre Haushaltung und ihre Kinder lieben. Sie wird eine vortreffliche Mutter und eine tugendhafte Gattin sein. Im Fall dein Geschäft nicht einschlagen sollte, so wird sie für die Wirthschaft mit ihrer Arbeit und ihrer Musik sorgen können, was nicht zu verachten ist, besonders hier in Paris!‘“

„Ich war von Liebe und Hoffnung wie berauscht —

„Ein einziger Umstand störte meinen schönen Traum. Sie hieß Isabelle und da ich als Protestant die Geschichte der jüdischen Isabel oder Isabelle und die der spanischen Isabelle, die Katholische genannt, gelesen hatte, so hatte ich ein Vorurtheil gegen diesen Namen.

„Mein Herzog sprach dann von dieser Heirath mit meinem Meister und dieser, der böse Mensch, den man sich denken kann, sagte zu mir:

„‚Nun ja, heirathe Mademoiselle Debet! Der Vater ist ein vortrefflicher Gerber, obschon er ein schlechter Ehegatte war. Die Tochter ist jung und hübsch. Da bist so gut, daß es möglich ist, daß sie dich nicht unglücklich macht —‘

„Trotz dieses etwas zweideutigen Wortes arbeitete der Meister an dieser Heirath. Er wollte mich etabliren. Mein Schwiegervater arbeitete schon sechs Jahre in seinem Hause und war ihm treu und nützlich, trotz seiner Unordnung in seinem eigenen Hause. Mit dieser meiner Heirath dachte der Meister nicht allein ein gutes Geschäft, sondern auch ein gutes Werk zu vollbringen. Und so wurde ich verheirathet und als Lederhändler in der Rue Mauconseil etablirt.

„Ich gehöre gerade nicht zu jener Klasse von Männern, die zum Platz Cardinal in den Mond haben. Ich bin nicht wie so beständig auf den Beinen. Ich bleibe gern wo ich bin, gewöhne mich leicht an alles und suche mir in jeder Lage das Beste heraus, ohne viel Aufhebens davon zu machen.

„Ich war kaum zwei Monate verheirathet, so hatte ich mich vergessen an meine Frau gewöhnt, daß ich nicht einen Schritt mehr ohne sie thun konnte — Nicht eben, daß mir die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, zusagte; kaum sah sie, daß mein Geschäft zu gedeihen schien, so beschäftigte sie sich nicht mehr mit der Haushaltung und überließ diese den Dienstmädchen. Bald darauf, unter dem Vorwande einer Augenübels, entsagte sie auch der Buchführung. Ihr Vater, der seit der Heirath seiner Tochter sich jeden Sonntag betrachtet, schien ihr von zu niederem Stande. Er war nur ein Handwerker, ihr Gatte ein etablirter Kaufmann. Sie sprach schlecht von ihrem Vater. Ihrer Meinung nach that der Vater nie etwas für sie, ja hätte sie als schönes und junges Mädchen eher zum Fenster als zur Tugend anhalten mögen. Ihre Leidenschaft für Musik und die Oper ging von Tag zu Tage, sodaß ich oft mein Geschäft vernachlässigen mußte, um sie in die Oper und in Concerte zu begleiten. Alles das rief in mir Betrachtungen wach über die Schwäche des weiblichen Charakters, aber wenn ein Mann wie ich eine junge und schöne Frau liebt, so braucht sie nur zu lächeln oder ein liebevolles zu flüstern, er wird sich ins Meer stürzen. Herzlich krank ich schwimmen —

„Mein Geschäft ging über alle Erwartung

…Ich versah, was kam mich hatte stören …nen, unter einem ihrer Bilder, was selig mit …m Kuß von ihren Lippen. Ich versah ihr …rüber allein. Eines nur konnte ich ihr nicht …ehen. Sie wollte sich unbarmherzig über …r deutsch-elsässischen Aussprache. —

„Unter meinen Gerichtsfremden befand sich …Herr Rußmeil, Commissionär in Leder- und …abwaarenwaaren für Südamerika. Er wohnte …Lautweg Parterrezimmer. Herr Rußmeil …unterhielt mit einer Dame, für ihn …) Fremde gesprochen hatte. Er war ein …n, der den ganzen lieben langen Tag hin- …) nicht den Mund schloß. Er sprach über …, von allem und überall. Endlich war ihrer …ßen gewandt und einschmeichelnd, wie heute …ihn vom Gericht sprechen, auch wenn er …rmate Einkünfte machte. Man hätte glauben …n, er verdiene sie. Wenn sie eine so nieder- …r zu verschweigen. „Der Handel", sagte …) der Kern des alltäglichen Lebens. Er …le wie er sagte, der Kenner und Beförderer …Künstler, Schauspieler, Componisten und …chriftsteller. Für Bücher schickte er uns Billets …verschiedene Theater und wenn ich ihm Vor- …über solche Verschwendungen machte, so …wurde er, daß alle Theatersekretäre ihn mit …Ehrbezeugungen und daß er nicht mehr werden …

Er würde es uns sagen Dank wissen, …wir sie nun besuchten. Herr Rußmeil war …darf auf dem Balkon und wenn natürlich …ere Freunde seine Jungen einige Minuten …Hunger an Instrumenten spielen, so daß es …r unanständigsten Liedern zu singen, die sich …ie Mutter erkommen hat — zum Ver- …ben man Ehrlosenerklärung nennt.

…Herr Rußmeil blieb immer Gentleman bei …Besuchen mit meiner Frau über Musik, über …Politik, über die häufigen Gaunereien, die meiner Frau fast aufdringlich be- …gnen und die ich nicht verhindern oder auch …erhindern wollte. Aber auch meine Verant- …wortung brachte es mich nie dahin, ihm einen …Besuch zu verbieten. Mein Gefühl, mein alter …Instinkt, hatte ihm widersprochen, Letzterer gegen …Argumentation; aber ich widerlegte mich gegen …Erfahrung. „Herr Rußmeil", sagte ich, „ist …freundlich, aber für einen Gerichtsmann …ein nicht und sagt es zu viel!" In meiner …ugend hatte ich mein ganzes Vertrauen ge- …schenkt Herrn Rußmeil, nannte ihn Onkel …Theodor den Thor, wanderlang mit ihm …plauderte, ging ich aus und ein, verlangte meine …Arbeit und gab ihm zuweilen auch einen Seiten- …blick über die ersten Versuche an Frl., die ihm …sein Gedicht übrig ließ, und Aehnliches.

„Wir machten die Bekanntschaft des Herrn …Rußmeil zuerst in einer Theaterloge, dann in …seinem Hause, wo Herrn Rußmeil ein reizendes …Nachtessen gab — Diner, Ball und Souper — …und wobei, wie es sagte, meine Frau als Königin …des Festes thronte.

„Ich erlaubte mich mit nach meiner Frau, …mit Herrn oder Frau Rußmeil allein in das …Theater zu gehen. Meine Bekanntschaften mach- …te es, daß es mir unmöglich wurde, sie überall …bei ihren familiären Wanderungen zu begleiten. …Hat es ich für einen Vergnügens nicht benutzen …wollte, den mich ebenden nichts kosten und sie …abendlich machte, so willigte ich in all ihre …Launen und wartete oft am Eingange der …Komischen Oper auf sie, wenn sie wollte nur zuweilen …als von mir begleitet nach Hause gehen.

„Ich hatte mehrmals Gelegenheit, die Frau …Rußmeil zu sehen und zu sprechen. Ich erkannte …leicht die Schwäche ihrer Seele und benutzte …die Liebe ihres Ehemannes. Obschon sie Herrn …meinen Einfluß des Reichthums und des …Glücks trug, so machten doch ihre melancholischen …Züge und ihr ganzes Verhalten gegen die Gäst- …lichkeit des Hauses. Sie sprach wenig, oft, unter …einem Blick von Herrn ihres Mannes, ent- …schuldigte sie ein leichtes Erröthen. Später wie …gekommen, so daß man nur Herrn Rußmeil …und meine Frau, die mit ihrer gütlichen Laune …den Wirth für Gäste bot. Frau Rußmeil und ich, …wir lasen zu als Zuschauer und hatten kaum …Zeit, heute und morgen ein Ja oder Nein fallen …zu lassen. Sie schien, als begnügten wir sie beide, …uns und zu belustigen; bisten sie zu plaudern …auf, so sangen sie an, und wurden zum Chan- …tieren zu singen, die ich nicht anhören konnte …und für Frau Rußmeil auch sein Rührin …enthalten, obschon ihr Mann und meine Frau …sehr gut aufnahmen.

„Endlich erhielt ich einen Brief, der mir ein …neues Interesse schenkte. Indessen dessen wurde ich meiner …Frau Herrn Rußmeil's Hand verbieten; ja ich verbot …ihr sogar, von ihm irgendwie Konversationsbekanntschaft …anzunehmen. Herrn Rußmeil selbst schrieb …ich einen höflichen Brief, in dem ich ihm anzeigte, …daß ich zu meinem Bedauern mich gezwungen …sähe, alle und jede Gesellschaftsverbindung mit ihm …abzubrechen.

„Herr Rafael kam jetzt und verlangte von mir die Ursache meines auffallenden Benehmens zu wissen. »Wenn Sie einfältig sind, so beweist dies nur Ihr junges Gesicht!« sagte er. »Meine Frau ist ja weit schöner als die Ihrige! Frau Mertens hat mehr Farbe, aber Madame Rafael übertrifft sie an Geist und Grazie. In der That, Herr Mertens, wenn Sie sagen dürften, wenn es erlaubt wäre, unsere Frauen gegeneinander auszutauschen, ich würde mich bedanken! Nein, nein! Ich liebe meine Frau, behalte sie und behalten Sie die Ihrige! Und wissen Sie? Ich hätte ja viel mehr Ursache, über Sie einzulachen. Den ganzen Tag über sagt mir meine Frau: ‚Aber sieh' doch einmal den Herrn Mertens an! Der ist ein Mann! Welche Beredsamkeit! Welche Güte, welche stete Mäßigung in allem! Der ist ein Muster von einem Ehemann und seine Frau ist die glücklichste aller Frauen!‘ ‚Herr Mertens‘ sagte sie ein andermal, ‚ist ein Mann von Herz und Verstand, ein alter Charakter! Seine Güte verstieg nicht in Worten, sondern in Thaten!‘ So wurde ich ein richtiges Thema hin, was sagt meine Frau von Ihnen und auch viel Nettere, mein Plötzchen. Ich wette, Frau Mertens hat sie dergleichen von mir gesagt!«

„Ich wußte lachen und im Stillen dachte ich: Nun ja, du mußtest sie schon gelogen haben —

„Durch solche Schmeicheleien verstehen — die Schmeicheln ist immer Gift für die Seele — gab ich acht, daß auch mir Herr Rafael bei der an jenem Tage selbst bei mir zum Mittagessen ein, schlechter in der Ehe, ein großes Interesse mit mir abzuschließen.

„Mein Bruder, der Schuldirektor war, hatte mir sehr viel Gutes gegen einen Preis allein überlassen. Ich war gerade mit dem Inventarium und den Büchern beschäftigt und zu diesem Zweck mußte ich einer Reise Gutsbesitzerin auf den Zahn gefühlen. Bei meiner Zurückkunft fand ich folgenden Brief auf meinem Pulte:

„»Mein Herr! Ich sehe ab und aber Sie! Sie hat nicht hinreichender gebildete, um sprechen nicht richtige Sprache. Sie schreiben so leben [illegible], ein Schreibung, denn wenn sein sagt auch, wenn man am Ende der Worte einen Consonant statt des andern überschreibt, z. B. il avait eu ambition dans il avai [illegible], il avai-t-eu und meine Gefühle hervorrufen nicht misverstehen. Seien Sie glücklich ohne mich, denn ich es sicher sein werde ohne Sie! Sie werden mich nie wiedersehen. Isabelle Debez. P. S. Von heute an lege ich Ihnen Namen ab und führe blos den meinigen. Ich habe aus meinem Schrank und zwei Leinen Damen mitgenommen. Alles andere finden Sie unversehrt! Ehem!«

„Es war mir für mich ein Donnerschlag, der mir mein Leben in Gefahr brachte. Es wäre mir unmöglich, Ihnen den Schmerz zu schildern, der in meinem Innern tobte. Ich brauche Ihnen nur kurz zu sagen. Ich war damals 30 Jahre alt! In einer Nacht ergraute mir das Haar und auch mein Herz wurde grau wie Asche — —

„Ich weiß nicht, muß man mir sagen können. Es fehlte mir nicht an Tadlern, nicht an Spöttern. Die einen unterhielten mir, daß es eine reine Thorheit wäre, sich um ein so unbedeutendes Weib abzugrämen, die andern, und meine Arbeit, bewiesen mir, daß Isabelle vor ihrer Heirath schon Bekanntschaften mit ihren Mitschülern und Kunstgenossen gehabt hatte. Ein naher mit einem dritten Menschen handgemenge — so wäre meiner Liebe unwürdig. Was ist? War ich aber unwürdig, eine Frau zu lieben? Ich sagte Ihnen bereits, daß ich mein Leben und mein Glück. Ich kann nicht leben, aber zu lieben und ihn doch meiner zu schämen, als daß ich irgendwen zu bitte verstehe, mich zu lieben. Ich glaube heute einem fremden Tadler, der vor Dorf entfernt und die Mutter hatten kann und in seiner Leidenschaft nicht verstanden wird. Ich liebte meine Frau, weil sie eben — meine Frau war und ich verlangte von ihr nur, daß sie mich lieben zu lassen. Ich wäre eher gestorben, als meine Liebe einer andern Frau angeboten, und doch ist mir Liebes nur bitter! Ich bewege mich um sie her wie der Blick — allerdings im gemessenen Maße. Mehr muß er haben, hat sie bemerkt, sagt sie. Aber sie irrt, es ist für mein Herz nie [illegible]. Es ist viel zu viel. Was ja, ich war es! Ich war es wirklich in dieser Weise immer — —

„Drei Tage vor acht Tagen verließen sie. Ich hatte nicht den geringsten Verdacht gehabt, meiner Umgebung eingeholen, auch nicht um mich aus dem Zustande meiner Gleichgültigkeit herauszureißen. Während dieser Zeit, in meinem Schmerz versunken, blieb ich auf derselben Stelle sitzen, meine Hände auf beide Hüfte gelegt, kaum einige Nahrung zu mir nehmend. Ich dachte an nichts anderes als das Denken zu verlernen. Um meine Ruhe zu vergessen, wußte ich mich selbst vergessen —

„Bitte Sie keine Angst, mein Herr! Es wird Ihr interessieren!

„Ich hatte kaum einen Blick auf das Bild geworfen, da rief ich aus: «Wie! Ihr Bildnis hier, bei mir meiner Frau?»

„«Für wahren es alle wäre?» fragte der Arzt.

„«Man sagte mir, es sei mir einem Pinselstrich ähnlich», sie mir meinen als eine ihrer früheren Patientin vorstellte. «Ich hätte nie geglaubt, daß ein enthusiastischer Maler ein solches Porträt von Ihnen machen könnte.»

„«Ich gibt keine Erklärungen», antwortete sie, «aber bei einer Patientin genügt es, wenn sie ihren Arzt um einen Gefallen bittet, daß er mit seinen Wünschen entgegenkommt. Er hat mich, als ich krank war, sehr gut behandelt, und es ist meine Pflicht, ihm zu danken.»

„«Ich bin also Ihre Patientin?» fragte ich. «Ich weiß nicht, daß ich Sie je gesehen habe.»

„«Das wundert mich nicht!» antwortete sie. «Sie haben mich nur durch Ihr Fenster, und es war dunkel, als Sie mich sahen. Übrigens, Sie sind hier in der Mitte Ihrer Arbeit. Kommen Sie, Ihnen Ihre Zeit wieder teilen. Setzen Sie sich wieder! Ich bitte, nur für eine Sitzung, damit ich Ihnen sagen kann, was ich Ihnen zu sagen habe.»

„Was hätte ich machen, um meine Unruhe über diese Szene zu verbergen? Eine Frau, die meine geheime Leidenschaft, meine ganze Seele mir Ihr Bildnis hatte ich auch nicht für Ihre Pflicht, mich ihr zu nähern, und ich hatte mich vorgenommen, ihr nie zu sagen, daß ich sie liebte. Aber diese Gelegenheit, mit ihr allein zu sein, war zu günstig, als daß ich sie hätte vorübergehen lassen können. Ich setzte mich wieder vor meine Staffelei, und sie begann:

„«Mein Herr, ich bin nicht gekommen, um Ihnen Komplimente über Ihr Talent zu machen, obwohl ich Ihnen gestehen muß, daß ich noch nie ein Porträt gesehen habe, das mir so ähnlich erschien wie das meine. Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe.»

„Ich glaubte, sie wäre wahnsinnig geworden, und ich sah sie mit einem Blick an, der ihr meine Gedanken verriet.

„«Ja, ich liebe Sie», wiederholte sie, «und ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, damit Sie mich nicht für eine gewöhnliche Kokette halten, die sich Ihnen an den Hals wirft, weil sie Ihr Talent bewundert. Ich liebe Sie, weil Sie mich geheilt haben, weil Sie mir das Leben wiedergegeben haben, weil Sie mir alles sind, was ich auf der Welt habe, weil Sie mir mehr sind als mein Vater, meine Mutter, meine Kinder, mehr als mein Gott, weil ich Sie anbete, weil ich Sie liebe, weil ich Sie liebe!»

„Ich war wie vom Donner gerührt. Ich hatte mir nie vorgestellt, daß eine Frau mir eine solche Liebeserklärung machen könnte. Ich hatte mich in meine Leidenschaft für sie so tief eingesponnen, daß ich nicht daran gedacht hatte, daß sie mich lieben könnte. Ich hatte mich in meine Liebe für sie so tief eingesponnen, daß ich nicht daran gedacht hatte, daß sie mich lieben könnte. Ich hatte mich in meine Liebe für sie so tief eingesponnen, daß ich nicht daran gedacht hatte, daß sie mich lieben könnte.

„«Sie sind mein Leben, meine Seele, mein Gott, meine Religion, meine Hoffnung, meine Zukunft, meine Vergangenheit, meine Gegenwart, meine Ewigkeit!» rief sie aus. «Ich liebe Sie, ich liebe Sie, ich liebe Sie!»

„Ich war wie vom Donner gerührt. Ich hatte mir nie vorgestellt, daß eine Frau mir eine solche Liebeserklärung machen könnte. Ich hatte mich in meine Leidenschaft für sie so tief eingesponnen, daß ich nicht daran gedacht hatte, daß sie mich lieben könnte. Ich hatte mich in meine Liebe für sie so tief eingesponnen, daß ich nicht daran gedacht hatte, daß sie mich lieben könnte.

Acht Tage nach meiner Heirath hatte ich alle Illusionen über Herrn Rabenel verloren. Der glaubt weder an Gott noch an irgendeinen unter den Menschen. Wenn man ihn über Moral, über das höhere poetische Leben sprechen hörte, sagte man wol: ‚Je nun, im Grunde hat er doch ein gutes Herz, er spricht nur so!' Nein! Ich, die ich einen Blick in sein Inneres warf, ich weiß, daß er der größten Verbrechen, der scheußlichsten Unthaten fähig ist! Er ist einer jener blasirenden Franzosen, die heute Lakaien, morgen Verbrecher sind. O, er steht damit nicht allein! Sie heirathen alle nach dem Schwindel! Sie wollen Reichthum, Geld, Mode und Ansehen. Und den Reichthum verschwenden sie dann. Den Geist entwürdigen sie dann. Ihr Ansehen erzwingen sie nicht durch Thaten der Tugend und der Kraft, sondern durch Gewalt, durch die Ränke, die sie anspinnen, und auch, weil sie scheinbar auf der Spitze des Glücks stehen. Ich bedaure die arme Frau Mesmer, die sich von einem solchen Menschen verführen ließ und vielleicht an seine Liebe glaubte. Gott sei Dank, ich bin von ihm frei und bedarf seines Trostes! Sie aber lieben Ihre Frau, die wahrscheinlich bereits ihren Irrthum bereut. Das aber tröstet Sie nicht! Ich dachte daher, Herr Mesmer dulden, meint vielleicht — ich will mit ihm dulden und mit ihm weinen. Er ist allein, ich habe niemanden mehr; ich muß selbst von nun an arbeiten, um mein Brot zu verdienen. Wenn Sie es erlauben, Herr Mesmer, bleibe ich hier als Ihre Magd. Ich will arbeiten. Sie werden es nie bereuen, meine Dienste angenommen zu haben.«

„Zum ersten mal betrachtete ich Frau Rabenel. Dann ihre Hand ergreifend, sagte ich zu ihr:

„»Madame! Wenn Sie die unbewußte Ursache meines Unglücks sind, so bin ich Ihnen gegenüber in derselben Lage! Wir sind uns beide eine Aussöhnung schuldig. Der Gedanke, zu mir zu kommen, Gott allein hat ihn eingegeben. Bleiben Sie hier; ich verspreche Ihnen eine ganz — brüderliche Behandlung!

„Weinend warf die Arme, Verlassene, Rathlose sich auf meine Hände und bedeckte sie mit Küssen. »Warum es Ihnen verbergen«, sagte sie. »Was Sie mir da eben bewilligten, war der schönste Traum meines Lebens, trotzdem ich Sie kenne! Nie ohne die That meines Mannes hätte ich Ihnen dieses Geständniß gemacht! Ich wäre lieber hundertmal in die Erde gesunken, als verließen irgend einem verheiratheten Manne zu gestehen, daß mein Herz für ihn schlage, und sei es blos unschuldige Freundschaft. Als ich erfuhr, daß mein Mann mich verlassen, war mein erster Gedanke, zu Ihnen zu gehen und Sie um Rath zu fragen. Die Furcht aber, ich möchte mein Herz verrathen, hielt mich zurück. Nie wäre ich so tief gesunken, um einer andern Frau ihre Liebe abzuringen, und wäre sie meine ärgste Feindin. Hätte ich Sie bis zur Raserei geliebt und wäre von Ihrer Liebe zu mir überzeugt gewesen, der Gedanke allein, ein menschliches Wesen unglücklich zu machen und von ihm zu erröthen, hätte mich zurückgeschreckt — Als ich aber erfuhr, daß mein unwürdiger Mann fort ist und dies mit Ihrer eben so unwürdigen Frau, fiel ich auf die Kniee und dankte Gott für dieses doppelte Glück. Jetzt, sagt ich zu mir selbst, jetzt kann ich ohne zu erröthen vor Gott und meinem Gewissen Herrn Mesmer gestehen, daß ich ihn liebe, daß ich ihn immer liebte und daß ich nie einen andern Mann als ihn lieben werde — —«

„Denken Sie sich meine Empfindungen —! Ich miethete für die kleine Frau eine Wohnung in der Straße, wo Sie mich kennen lernten; Frau Rabenel konnte nicht in meinem Hause wohnen. Ich sagte ihr: »Werthe Frau, in jedem Fall trage ich für Sie! Ihr Geständniß geht mir tief zu Herzen; doch will ich mich prüfen. Ich werde Sie von Zeit zu Zeit besuchen und wenn ich eine andere Frau lieben kann, so sind wir Sie es!«

„»Was Sie auch entscheiden mögen«, erwiderte sie, »ich werde Sie als meinen einzigen Freund halten und verehren! Ich werde nur dann Ihre Frau, wenn Sie, die Hand aufs Herz, mir sagen können — und ich weiß, Sie lügen nicht —, Ich liebe Isabelle nicht mehr, ich habe sie vergessen!«

„Je mehr ich diese Frau und ihren Charakter kennen lernte, desto mehr zwang sie mir Bewunderung ab. Nie entfuhr ihr eine Klage, nie ein hartes Wort, nie eine Beschuldigung gegen einen Nebenmenschen. Der Portier und seine Frau betreten sie an. Freilich, ich war mit meiner ersten Frau so schlecht bekannt, daß Frau Rabenel nur die Hälfte ihrer Eigenschaften hätte zu besitzen brauchen und sie wäre mir Isabellen gegenüber ein Engel erschienen. Das einzige, was ich trotzdem nicht begreifen konnte, war, daß es einen so raumen Menschen auf der Welt gab, der ein solches Weib für das meinige verließ. Isabelle

lamisch, aufbrausend, eitel, genußsüchtig, so liebte bereits den Trunk, wenn auch nur in mäßiger. Jakobe — so hieß Madame Kaf- — war heiter, sanft, mäßig in allem, voller e und Vernunft, arbeitsam und frei von aller tterie und Eitelkeit. Sie hatte eine gediegene rbung, war sogar gelehrt, und statt über r Unkenntniß der Sprache zu lachen, gab sie täglichen Unterricht, sodaß ich in kurzer Zeit ren deutschen Accent verlor. Nie entschlüpfte unanständiges Wort ihren Lippen. Nie tauchte häßlicher Gedanke in ihrer Seele auf. In s war sie mäßig und geduldig wadervoll. In hatte sie das Gute, Gerechte und Wahrhaftige Augen. Ein einziges mal, wie ich sterben te, sprach sie Uebles von ihrem Manne. rem war die Aerzte nicht mehr von ihm. t möge ihm verzeihen'- sagte sie und das zeigt alles. Bald machte ich kein Geheimniß , ohne sie um Rath zu fragen, und nach ihr sechs Monaten sah ich sie zu Füßen sagte ihr:

»Liebe Freundin, bisher habe ich Sie im angebetet' Diese Anbetung war mein . Aber es ist mir nicht mehr möglich, glücklich zu sein. Sie haben in meinem n alle und jede Spur von meiner Frau cht; Ihnen gegenüber, mein Licht und mein schirm, sie mit die Nacht und die Finster- und zwar eine Nacht ohne einen einzigen —«

Sie weinte und schwieg eine Weile.

»Aber fürchten Sie nicht«, sagte sie mir , daß ein so enges Band unsere Glückselig- stören?«

»Du sagst mir nicht«, unterbrach ich sie, erklärst meine Magd sein' Sage ihm, was ätzlichstes' Ich bin ich, der du gebunden r ein Knecht'«

»Nein«, sprach sie leise, indem sie mich umarmte, »mein Herr und mein Meister'« Noch vier Jahren nicht zu beschreibenden — mein Geschäft machte mich zum ndt — erfuhren wir, daß Herr Kaffrael, n er meine Frau verlassen hatte, in Neu- einem Spielhause ermordet worden war. ese Nachricht wurde mir von dem Priester mir mitgetheilt. Sie hatte ihm das Kind, von ihrem Verführer hatte, durch einen ren angesucht mit der Anzeige, daß sie ich nach Paris zurückkehren würde

h hatte meinem Schwiegervater schon lange Zeit nicht mehr geschrieben. Er hatte Anfälle von Verrücktheit und ich ließ ihn in einem Krankenhause in der Rue Picpus verpflegen. Als er wieder behauptete, er sei wieder gesund, ließ ich ihn gehen und sicherte ihm eine Rente unter der Bedingung, daß er mich in Ruhe ließe.

„Der Vater kannte meine Geschäftsverhältnisse, erfuhr aber nur die der Frau Kaffrael, die ich allen meinen Bekannten geboten hatte. Aus Interesse, aus Rache, meiner Glückseligkeit zu verlieren, und an jenem Tage, als Sie mich auf der Treppe erkannten, hatte ich Paul, gleich das Haus zu verlassen, und ich hätte gut daran gethan. Jakobe allein, immer mißtrauisch, sagte zu mir: »Ich will diesen Herren beobachten und ihn kennen. Wie bist du glücklich hier in diesem niedrigen Land!« Ich bebte aber vor Schrecken, als ich erfuhr, Jakobe wäre in Paris. Ich mußte nicht, hier meiner Jakobe zu gehorchen, denn meine Heimath war gerichtlich weder aufgelöst noch geschlossen. Unterdessen gewöhnte ich mich an den Tod Kaffrael's. Der Schweizergarde behauptete zwar, er wäre todt, aber er lag mir alle Tranertage. Man wußte, daß ich Millionär war. Für acht Tage verbot man mir mit einem Verweis

„Da ich mein ganzes Vermögen für meine Gattin gegeben hatte, so versprach ich dem Alten eine Pension für ihn, für seine Tochter und seine Enkelin. Je mehr ich aber gab, desto mehr verlangte man von mir. Vater und Tochter, beide vom Delirium heimgesucht, wandten den ganzen Tag außerhalb des Hauses. Oft mag man sie betrunken für mich nach Hause. Jakobe war schrecklich geworden, ihr Gesicht kupfern; man mußte sie begraben in dem Krankenhof und all das Geld, das ich ihr geben ließ, verpraßte sie mit Gesindel. Die Wahrheit ist, daß sie Hunde war so wie ihr Vater.

„Wie sie den Mörder Jakobe's erfahren hat, das weiß ich heute noch nicht. Wahrscheinlich schlich sie mir nach. Sie war jene Furie, die Frau Kaffrael verwünscht wollte und die ihr Leben und Blut verlangte. Und leider hat sie sie auch gefunden. Jakobe ist an einem ihrer Liebhaber gestorben. Nach schrecklichen Leiden — —

„Die Gerichte sperren Jakobens und Kaffraelchen ein auch — ich weiß es nicht! Ich vermachte ihre Tochter, die ich in einem Kloster erziehen ließ, einer guten Magistratsperson. Was mich betrifft, ich habe auf Erden nichts mehr zu thun. Mein Vermögen ließ ich meinen Brüdern und den Armen im Stich. Meine Seele ist bereits mit

Jakobe in der andern Welt. Gibt es denn einen Bund der Seelen, so sind wir bereits auch für dort verlobt. Gibt es ein Paradies, so ist es da, wo Jakobe ist. Bin ich verdammt, in die Hölle zu kommen — Nun ja, allez, allez — nur Hobellen nie mehr wiedersehen! Da, wo sie ist, ist die einzige, wahre, ewige Hölle!"

Der Wunsch Herrn Mörner's wurde nicht ganz vom Schicksal erfüllt. Es dauerte doch noch zwei volle Jahre, bis er zu seiner geliebten Jakobe kam.

Auf dem Lande bei einer Königin.

Wer dem allgemeinen Interesse, das in diesem Augenblick die große internationale Ausstellung Londons in Anspruch nimmt, hätte eine lebendige Erinnerung an den Mann, der zuerst im Jahre 1851 den großen Gedanken einer Weltausstellung ins Leben rief, um dadurch einen Kulminirpunkt materieller Wohlfahrt anzubahnen, nur ein Scherflein des Dankes sein, der ihm von seinen deutschen Landsleuten in so reichem Maße gebührt. Wo anders aber könnte man richtigere Kardinäre, das Charakterbild und die Auffassung des Prinz-Gemahls besser zu schildern, als indem wir unsere Leser zu seinen Schöpfungen führen, den reizenden Besitzungen von Barton-Farm bei Osborne auf der Insel Wight und der Shaw- und Home-Farm bei Windsor, ohne uns dabei zu sehr in das landwirthschaftliche Fach zu verlieren.

Die oberwähnten Güter wurden bald nach der Vermählung der Königin mit dem Prinz-Gemahl angekauft; sie nehmen den Gipfel und die östliche Seite bedeutender Bergketten ein, die zwischen dem Meeresufer bei Cowes und Kingś Town an der nördlichen Küste der Insel Wight liegt. Das Terrain gehört der jüngern Kalkformation an, der durch heftige Bildungsgewalten verdeckt ist, welche, mehrmals von einer nicht bedeutenden fruchtbaren Schichtung überzogen, jetzt ziemlich schwierig zu bearbeiten waren. Der beim Ankauf ziemlich schlechte Holzwuchs zeigte schon an, daß man es hier mit einem von Natur aus armen und steilen Boden zu thun hatte, aber der Prinz wollte zeigen, was eine richtige Kultur vermag. Auf dem Gipfel am Schlusse eines Thals, das sich südwärts nach Southout hinzieht, steht jetzt Osborne-House, wo, sobald die hohen Herrschaften eingezogen, die Königsflagge im Winde flattert und von England Macht erzählt, die hier einen Kontrapunkt großer Privatzurückgezogenheit mit fremden Weltheilen bildet.

Die Größe des Landguts beläuft sich auf ungefähr 2800 Morgen, von denen 1000 Morgen den Park um das Schloß und zwischen beiden und der See bilden; 475 Morgen Wald, der wiederum den Park umschließt; nur 650 Morgen werden als Acker benützt, der hauptsächlich nach dem Innern der Insel, d. h. nach der südlichen Seite zu liegt. Ein gepflegtes Gut liegt 8, drei solche Meilen weiter.

Der Prinz übernahm die selbstständige Leitung und Verwaltung der Besitzungen und überließ Mr. Bowyer Jowett die specielle Verwaltung.

Wenn man von den Wirthschaftsgebäuden gegen Norden über das Hochland geht, kommt man an den Rand des Thals; seine Terrassen führen empor zu Osborne-House, das, umgeben von Gärten, Waldpflanzungen und architektonischen Schönheiten, den Eindruck einer palastartigen Residenz macht. Tiefgrüne Nadelhölzer ziehen sich vom Schloß südwärts thalabwärts durch die Mitte der Wälder, über welche hinaus die weite See und das an Schiffen überreiche Spithead sichtbar ist. Vielleicht existirt kein zweiter Punkt in der Welt, der in alle Charakterzüge einer Seelandschaft mit der Anmuth und dem Zauber eines Landaufenthalts verbindet; von hier aus dürfte Göthe wie von seinem Landsitz bei Kamá in Arpinum an Atticus schreiben: „Nichts ist erholender als diese Einsamkeit! Nichts anmuthiger als dieses Landhaus, als das nahe Ufer und der Blick auf das weite Meer!" Doch zurück nach Osborne-House. Die grünen Nadelhölzer hat Prinz Albert durch eine selbstverfaßte Verordnung schonen lassen, das grimmige Spalierwerk der Wohnungen aufrecht und durch Efeu leben, so daß es hier über den Sandboden Licht und Luft endlich das grüne Kleid anzulegen zwingt, bewerkstelligt.

Die Wirthschaftsgebäude sind durch Anpflanzungen schöner Gebäude und schöner Baumarten dem vom Schlosse Kommenden fast verborgen; das Wohnhaus des Verwalters ist im Gothenstil auf der Spitze eines alten Klosters erbaut; es hat einige Zimmer für die regierenden Herren.

Ein einziges Bild zeigt den Landwirth, mit welcher Umsicht der ganze Plan der Wirthschaftsgebäude (auch vom Prinzen entworfen) ausgeführt ist, da die Verbindung aller Räume, je nach ihrem Zweck, genau berücksichtigt ist. Der Mittel-

bei und die Mastgemächer liegen auf der westlichen Seite der Dreschtenne, sodaß das Getreide leicht zur Dreschmaschine, die Garben aber leicht in die für sie bestimmten Vorrathsräume gebracht werden können, wo sie durch einen oscillirenden Lattenschneider geschnitten und in einen Wagen geworfen werden können, der auf einer Eisenbahn läuft und das verschiedene Futter für das Vieh an den Ort seiner Bestimmung bringt. Ebenso leicht gelangt das Stroh in die Hof- oder Ställe und durch die Häckselschneidemaschine in das Vorrathshaus für geschnittene Streu. Eine Dampfmaschine von 4 Pferdekraft ist der Motor, der alle andern aufgestellten Maschinen durch Wellen, Kurbelscheiben und Riemen in Bewegung setzt. Das Beste, was in neuerer Zeit an Maschinen construirt wurde, kann man hier sehen; von der Clayton'schen und Shuttleworth'schen Dreschmaschine an durch alle Arten und Formen sind Maschinen vorhanden und bewegen, daß der Preis auch auf diese Weise [illegible] und das praktisch Gute sehr erkennen läßt.

Der Viehstapel besteht aus einer Heerde von 16 Mutterschafen und dreijährigem Jungvieh, die Heerde zu ergänzen; aus 30 Ochsen, zwei Jahre und älter, darunter viel „Bullocks", d. h. leichte, die für das Beil des Schlächters bestimmt sind; aus 100 Schafen der Wiltshire-Down-Rasse und ungefähr 150 Stück gehörnten Tweed- und Cheviot-Mutterschafen mit ihren einen Monat bis sechs Wochen alten Lämmern, den Abkömmlingen von Musterhengsten, nach denen jährlich Musterhengste einem weit höheren Preis kaufen, wenn man der jetzt Hammel Leichtlämmer gebraucht. Hundert Schweine englischer Rasse und acht Zuchtsauen von der feinsten schwarzen Chinarasse vollenden den Viehstand.

Alle Schuppen und Ställe sind neuerdings aufgebaut und überall durch Gebäuden mit Wasser versehen, aus denen es in die Tröge fließt. Zwanzig Pferde, meist clydesdaler Rasse, darunter ein schwerer Hengst, der zu der höchsten Preisklasse seines Stammes zählt. Die Anzahl der Arbeitspferde ist etwas vermehrt, da Wald und Wege durch diese in Ordnung gehalten werden müssen. Bekanntlich wirthschaftet man in England durchweg mit Pferden und nicht mit Ochsen.

Einen idealen Anblick gewähren die Felder; sie liegen in Abtheilungen von 30 bis 40 Morgen und sind mit sauber gezogenen Hecken von Weißdorn, 3½ Fuß hoch, gleich einem lebendigen Gartenzaun umgeben. Obwol, wie eingangs angedeutet ist, der Boden steil war, ist durch überreiche Düngung — es wurden z. B. im Anfang oft für 1000 Thaler Dünger gekauft, ohne der Streuwerk und die Jauche der Ställe zu rechnen — gegenwärtig der Boden in Hochcultur versetzt und hat eine ungemeine Fruchtbarkeit erlangt.

Die Kosten der Handarbeit sind nicht gering, sie werden gegen 1100 Pf. St. (7700 Thaler) daher verausgabt. Die Mähmaschine und Garner's Pferderechen haben in neuerer Zeit die Arbeitskräfte etwas vermindert. Der Brennpunkt in Baron aber war und ist das Verhältniß zwischen Herrn und Diener, zwischen Arbeitgeber und Arbeiter. Hier liegt ein Beispiel vor, wie es zwischen Herrn und Untergebenen überall auf dem Lande sein sollte.

Herr Lennox empfing seine persönliche treue Instructionen von dem verstorbenen Prinz Gemahl und erhält sie jetzt von der Königin selbst, sie allen genau zu befolgen und ausgeführt wissen will, wie ihr Gemahl es angeordnet hatte. Die Arbeiter und ihre Familien waren sich alle dem hohen Paar persönlich bekannt und hatte es unmittelbare Verehrung, wo es helfen war, mußte stets geholfen. Daher kam es, daß, als der Prinz starb, die ganze Gemeinde um ihren „good father", wie sie ihn nannten, von Herzen mit der tiefsten Betrübniß trauerte. Die neue Wohnung für die Arbeiter, die ihnen durch des Prinzen Güte zu Theil wurde, war der Dank gemeinsamer Familienberathungen, jedes Haus enthält zwei, auch drei Zimmer zu ebener Erde und den Schlafzimmer darüber, jedes hat seinen eigenen gutangelegten Nutzgarten. Auch alle Arbeiter sind darüber mit der Zeit der Erwerbung geblieben und alle noch im Ort geboren.

Als praktischer Uebersicht konnte der Prinz seinem Landwirth gleichfalls zum Muster dienen. Derselbe ging allwöchentlich die Prüfung der Wirthschaftsrechnungen durch. Alle Einnahmen und Ausgaben waren ihm darin vorgelegt; die verwandte Arbeit, die Käufe und Verkäufe konnte dadurch unter seine Augen und die Schlußsummen wurden von Woche zu Woche in sein Hauptbuch übertragen. Die Jahresrechnung, welche die Wirthschaftung beim Beginn und am Schlusse des Jahres umfaßte, lieferte einen detaillirten und genauen Rechnungsabschluß und es gereichte seiner Thätigkeit zu nicht geringem

Ruhm, daß die Wirthschaft alljährlich einen bedeutenden Ueberschuß lieferte.

Die letzte Herdbuchzählung ergab an Wirthschaftsgebäuden 6666 Thaler, an Rindvieh 9999 Thaler, an Schafen 1481 Thaler, an Schweinen 1333 Thaler und ein Kapital von wenigstens 53328 Thalern war auf 1208 Morgen Land gebracht.

Jeder, der den Zustand dieser Güter kannte, ehe der Prinz sie kaufte, ist überrascht von dem Contrast, den sie jetzt und den sie ehedem boten. Hierin dokumentirt sich das richtige Urtheil, das der Prinz bei Annahme der Wirthschaftslehre entwickelte, und die richtige und splendide Unterstützung, welche den praktischen Vorschlägen Herrn Stewart's zu Theil ward.

Noch einen flüchtigen Blick auf Shaw- und Home Farm bei Windsor. Wenn man vom Schlosse aus den Long-Drive hinunterfährt, sieht man die Landereien von Frogmore zur linken liegen und jenen deßelben, auf derselben Seite, liegen das Wohnhaus und die Wirthschaftsgebäude, die man unter dem Namen Shaw-Farm kennt.

Das Gut hat stets zur königlichen Meyerei gehört, um die Bedürfnisse des Schlosses zu liefern. Der Prinz-Gemahl pachtete es im Jahre 1841; im Jahre 1843 ließ er unter Verwaltung des Mr. Wilson eine Shorthornheerde bilden.

Der Hauptcentrunkt des Guts ist der der großen Wohlhabenheit; vortreffliche Wirthschaftsgebäude aller Art mit Schuppen, Ställen und Höfen für Viehzucht, nahe bei Frogmore, wo sich auch die königliche Meyerei befindet, legen Zeugniß dafür ab. Prinz Albert zeigte sich auf seinen Gütern im Charakter eines Pächters, der Betriebskapital auf einen fremden Eigenthümers Land verwendete und der seinen Gewinn in der Viehzucht und in dem Ackerbau suchte, in welchem sein Geld angelegt war.

Jedoch auch in dieser Stellung verleugnete der Prinz-Gemahl nicht seinen liebenswürdigen Charakter als Arbeitsgeber und Nachbar, vor allem aber dokumentirte er ihn in dem Interesse, das er an der Ausbildung der jungen Leute nahm, die er beschäftigte. In Shaw-Farm existirt ein Haus mit acht Zimmern, wo eine Anzahl junger Arbeiter wohnt; außerdem ein Eßzimmer und ein Lesezimmer, welches letztere auch als Abendschullokal benutzt wird.

Den Besuch dieser Winterabendschule ließ der Prinz durch Schreibebücher sowie andere Zeichen fortschreitender Bildung wurden von Monat zu Monat von ihm durchgesehen, für fleißigen Besuch und gute Arbeiten ertheilte er den jungen Leuten Prämien. Die Shaw-Farm hat 1258 Morgen, davon nur 170 Morgen unter dem Pfluge, das andere ist größtentheils Park. Die Pferderace ist ein Clydesdale und der Prinz erhielt bei Ausstellungen oft Prämien. Drei Wochen vor seinem Tode beauftragte er noch Herrn Tait, den Inspector, die Preisurtheil, welche zwei seiner Pferde in Leeds bekommen, über den Stänten derselben anzuschlagen. Hier fanden manche Anekdoten ihren Ursprung, wenn er als schlechter Pächter, mit seiner hohen Gemahlin am Arm, die dann auch nur einer Pächtersfrau glich, die Farm inspicirte; beide wurden hier von der Bevölkerung nur „the good farmers" genannt. Herr Phipps überreichte die Monatsrapporte, die vom Prinzen durchgesehen wurden, und gab seinen Leuten neue Instructionen.

In der Home-Farm werden vorzugsweise die Milchkühe gehalten, doch sind dort auch die Schweineställe für die weiße Windsorrace; die ganzen Einrichtungen für Vieh und Wirthschaft sind in der vollkommensten Art. Einen Hauptcentrunkt macht ein herrlicher, zweistöckiger Kuhstall mit breitem Gang in der Mitte, luftigem Dach und geräumiger Anordnung. Das Wasserleitungsgerüst ist aber auch vorzüglich und versieht alle Räume mit frischem Wasser. Die Streu besteht größtentheils aus Farrnkraut, das im weiten Umkreis des Parks abgemäht wird; und auch hier ist alles nach des Prinzen persönlicher Anordnung der Ersparniß von Arbeit und Zeit eingerichtet. Seinen Hauptfleiß bildete die seit neun Jahren sich zu immer steigerndem Beifall verbreitete Heerde der Shorthorns. Bisher hatte der Prinz noch keine davon ausgestellt, doch hatte er für die kürzlich stattgefundene Viehausstellung zu Battersea einen Jährlingsbullen „Prinz Arthur", und zwei Jährlingsfärsen: „Goldcream und Narcissus", bezeichnet, die mit concurriren sollten und laut Stammbaum den ersten ihrer Race angehörten. Bekanntlich werden in England die Heerdenbücher für Rindvieh und Schafe ebenso streng wie die Stammbücher der Pferde gehalten. Da der Prinz einheimische und fremde Viehausstellungen beschickte, erhielt er vielfach Preise. Auf dem Pachthofe steht jetzt der Behälter, wo 27 silberne Medaillen, 5 goldene und 6 Becher liegen, die er stets mit großer Genugthuung seiner Gemahlin zeigte.

Das ichenswertheste Gebäude ist die königliche Meierei, die bei Home-Farm steht. Dasselbe ist 70 Fuß lang, 30 Fuß breit und 20 Fuß hoch und die Decke wird von Pfeilern getragen. Marmorplatten sind an den Wänden befestigt, ebenso sechs Marmortische in der Mitte, auf welchen die weißen Milchplatten stehen. Die Ausstellen, die Wände und die Decke sind ganz von Porzellan, die letztere zur Ventilirung durchbrochen. Zierlich gearbeitete und bunt gemalte Porzellankränze laufen rundum, Blumen und Blätter darstellend. Das Ganze bildet die vollkommenste Darstellung von Form, Farbe und Geschmack, die man für einen derartigen Zweck nur ersinnen kann. Die Gesellschaften sind von der besten, aber auch praktischsten Art.

Nicht bei dieser idealen Meierei steht das Vogel- und Hühnerhaus, das ironisirt die ersten Gebäudearten außerordentlich hart. Von Shawfarm und der Besitzung des Mr. Lait kommt man wieder zurück auf einem Wege durch die jetzt verwilderten Anlagen von Aresmore-House, herrlich durch die Pracht ihrer Waldbäume, ihres Naturgrüns, Abhänge und Hügel, ihrer Gebüsche und blauen Gewässer. Man hatte in diesem stillen Heiligthum auf Befehl der Königin das Mausoleum erbaut, das die irdischen Ueberreste der Herzogin von Kent bergen sollte — der Prinz verließ sich, die Umgebungen immer schön und harmonisch zu erhalten; es sollte nicht, daß es seinem eigenen Andenken schmälte: Leben hier, in der Mitte seiner eigenen Schöpfungen, in der erhabenen Schönheit einer reichen Natur, die es so sehr alles liebte, läßt die Königin dem hochgeschätzten Gemahl einen Ruheplatz, wenn müthig, errichten.

M.

Anregungen.

Die Erzieherinnen der Menschheit.

Wenn und das bekannte Wort, welches Napoleon I. seinen Soldaten zu Rivoli zurief: „Il nous faut des mères!“ noch immer verständlich an's Ohr klingt, wenn selbst der englische Charakter seinen Ausdruck nimmt, öffentlich die Zeitungen und Journale über die Ursachen zu verhandeln, warum die Söhne der höheren Aristokratie nach den Erfahrungen der letzten Jahre viel eher geneigt sind, sich mit Töchtern angesehener Bürger zu verbinden als mit denen der höheren Stände, so werden wohl auch wir Deutsche — die zur Muttererziehung vorzugsweise geeignete und in diesem Beruf noch jetzt allen anderen Völkern entschieden willkommener Volk — über gleiche Verhältnisse in unseren höheren Kreisen sowie über die Mittel zu deren Abhülfe zu berathen die unabweisliche Verpflichtung haben. Eine erfahrene Schriftstellerin und über die Nothwendigkeit strengerer Erziehungsgrundsätze einige Gedanken mit, die wir in möglichstem wiedergeben. —

Die Männer unterrichten die Frauen und die Frauen wieder die Männer. Das ist gewiß wahr, und demnach darf die Frage gelten: Was kann von den Männern gethan werden, um die Mutter, als Erzieherinnen der Menschheit, in ihrem wichtigen Amt zu fördern?

So wie jeder Mensch zu seinem Beruf eigentlich geboren sein, d. h. eine natürliche, erkennbare Anlage dazu besitzen muß, so sind auch wir alle zu Aeltern und Erziehern von Natur bestimmt. Nur aber die natürliche Anlage selbst bei dem Genie noch großentheils ausgebildet werden muß, um ihr Wirken und Schaffen zu brauchbaren, so müssen auch Aeltern ihre natürliche Erziehungsanlage durch geschickende Lehrer, und zwar nicht gerade einzig durch Erziehungsschriften allein, durch Umgang und Besprechung mit erfahrenen Männern, welche die Erziehung der Kinder zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben und durch aufmerksame Beobachtung der kindlichen Natur aufgefunden haben. Wenn es demnach also allerdings ehrenvolle Sache der Väter wie der Mütter ist, sich besonders auf ihren hohen Beruf vorzubereiten, so wird es doch immer dem Vater zunächst zukommen, der Mutter mit Rath und That ernstlich an die Hand zu gehen. Ist eine geschickliche Lektüre vorzuschlagen und zu diesem Zweck, ebenso wie es für körperliche Pflichten und äußere Angelegenheiten einen Hausarzt, einen juristischen Beistand, einen Pomeriker ohne Gattung u. dgl. für unentbehrlich hält, als theoretischen Rathgeber einen bewährten Sachverständigen beizuziehen und wenn aufgenommen auch zu hören. Sind nun auch den verschiedenen Verhältnissen besonders der Arzt und Spitzer der Lehrer der Kinder die natürlichen Verbündeten des Hauses, so ist es unbestreitbare Pflicht jedes Vaters, nicht allein selbst den verständigen Rathschlägen solcher Männer sein Ohr zu geben, wenn es sich um Angelegenheiten der Erziehung und des Unterrichts handelt, sondern auch die Mutter sowie alle das Kind umgebende und unterstützende Personen darauf aufmerksam zu machen und dem Gange der Erziehung in jeder Beziehung Richtung zu verschaffen. Eigentlich und Schlafheit, wie sie gerade in den gebildeten Kreisen vorkommen, erfordern weiter tüchtige Lehrer und abhängigkeitsvolle Lichter. Die Besonnenheit und Energie des Hausvaters muß daraus dringen, der Schwachheit und erschöpfungsvollen Mutterliebe zu

Marwell.

Nenn' ihn: Union raffinirter Selbſtmörder.

Harry.

Sehr gut; ausnehmend gut! Was der Marwell für treffende Einfälle hat! Morgen nach unſerer großen Waſſerpartie auf der Themſe, entwerfen wir unſre Statuten. Fancy, tanzſt Du morgen?

Fantaiſie.

Nein. Wir machen Morgen mit Euch Parthie Waſſer.

Bluette (ſie verbeſſernd).

Waſſer-Parthey!

Harry.

Waſſer-Parthie! Eure Sprachmeiſter koſten mich viel Geld. Mehr Grammatik, Kinder, und weniger Liebe! Zwanzig Gondeln ſind gemiethet, alle bunt chineſiſch erleuchtet; um zehn Uhr ſtoßen wir ab. Marwell, Du führſt das Admiralſchiff.

Marwell

(hat eben im Spiel verloren, ohne Harry gehört zu haben).

Verdammt, ich bin leck.

Harry.

Junge, ich bezahl' ja den Einſatz. Du haſt mein Geld und ich habe Deine Schweſter und Deine Ahnen!

Hand gehen. Diese Störung kann sich aber auch darin zeigen, daß den Müttern der heilige Ernst und das hohe Ziel ihres Berufs leicht vor die Seele gerückt wird, ebenso wie die von Gott geordnete Bestimmung des Menschen.

Leider haben sehr oft Frauen mehr eine hohe Idee von der Ehe nach einem richtigen Begriff von der allgemeinen Bestimmung des Menschen, allerdings immer wieder ein Mangel, den meist wir Männer verschulden, indem wir die heranwachsenden Töchter nicht in rechter Weise belehren und auf den hohen Ernst des Lebens aufmerksam machen oder wol gar durch unser eigenes Beispiel zu einer leichtsinnigen Auffassung des wahren Lebenszwecks Veranlassung geben. Können wir freilich mit gutem Gewissen und sagen, daß wir das Unsrige hierin bereits gethan haben, dann würde die ganze Verantwortlichkeit einer verfehlten Erziehung, namentlich in Beziehung auf die Töchter, unmittelbar die Mutter treffen, welche die Warnungen des besonnenen Vaters und die Mahnungen des erfahrenen Arztes wie die des wohlmeinenden Lehrers nicht beachten wollte. Vielmehr wird die Mutter, welche von der Höhe ihres Berufs durchdrungen ist, der Sorge gleich sie emsig das irgendwo und behalten, und man ihr als Rath und Hülfe bietet, und darum bei aller wohlverdienten Achtung der äußern Erscheinung doch nicht in die Anstrengung der alles Maß überschreitenden Verzierung und Hervorhebung des äußern Menschen in ihrem gegenseitigen Gedankenaustausch wie in ihrer eigenen persönlichen Darstellung treten. Die Wichtigkeit der mütterlichen Aufgabe, die keineswegs allein und vorzugsweise in der geschmackvollen Anordnung der Kleidung oder in der weit übertriebenen, mehr sinnlichen Liebenswürdigkeit gegen andere besteht — gar oft mit dem natürlichen Ungestüm und unfreundlichen Wesen im Hause wenig übereinstimmend —, wird von der wahrhaft gebildeten und sittsamen Mutter schon durch ihr eigenes Beispiel in Wort und That erkannt und geübt. Eine geschickte, eine gewissenhafte, aufgeklärte Mutter wird eben — denn das ist der Fluch der bösen That' — immer wieder unliebenswürdige Töchter erziehen und so wiederum eine ganze Generation verderben.' Jedenfalls hält man die doch immerhin unterrichteten Männer für sehr kurzsichtig, wenn man meint, sie auf längere Zeit durch den äußern Glanz und die flüchtige Liebenswürdigkeit zu täuschen. In der That, es wird hohe Zeit, gewissen Müttern und Töchtern das Bild weiblicher Würde ernstlich vorzuhalten und ihnen in diesem Spiegel zu zeigen, wie unähnlich sie dem unvergeßlichen Bilde sind.'

Sind die Mütter sich nun auf diese Weise durch Belehrung, Lectüre und Nachdenken über die hohe Aufgabe ihres Berufs und deren heilige Pflichten recht klar geworden, dann werden wir Männer wiederum es sein, wie dies noch so häufig geschieht, unterstützen können, die trefflichen Aufgabe des Weibes zu erleichtern und in der Lösung und Innehaltung der richtigen Mittel und Wege die Schwierigkeiten mit aller Anstrengung zu unterdrücken. Es genügt darum nicht, der Mutter die Wichtigkeit und Verantwortlichkeit ihres mütterlichen Berufs in ernsten Mußestunden vor die Seele zu führen, sondern es wird auch die Aufgabe von uns Männern sein müssen, außer der allgemeinen Bestimmung des Menschen den Frauen stets ihre nächste Lebensbestimmung sowie den rechten Weg zu weisen, der sich wiederum nach den persönlichen Verhältnissen richtet, genauer zu bezeichnen. Die nächste Lebensbestimmung des Weibes ist aber eine dreifache, die der Gattin, der Hausfrau und der Mutter. Dem Gatten soll das Weib eine treue, theilnehmende, sügsame Gefährtin und ihm bei Tag nicht blos mit ganzer Seele ergeben sein, sondern ihn auch seinem Streben und Wirken auch zu verstehen und nach Kräften zu fördern und das friedliche Zusammenleben gegen unvermeidliche Verschiedenheiten durch Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit zu erhalten suchen. Als Hausfrau wiederum liegt es dem Weibe ob, den gemeinsamen Haushalt durch Sparsamkeit und Umsicht zu ordnen, das Erworbene „zusammenzuhalten", seine der verschiedenen kleinen Pflichten des Hauswesens zu vernachlässigen, sei es durch leichtsinnige Mißwirtschaft, sei es durch zerstreuende, unnützliche Genüsse, sowie überhaupt durch Verschwendung und Sammeln von Gelegenheiten auf die Gebrechlichkeit ihres häuslichen Kreises willig einzugehen. Der Mutter freilich bleibt immer die höchste Aufgabe des Menschenlebens, die ganze erste körperliche Pflege einer neuen Generation, und ein reicher Antheil an der geistigen Erziehung derselben. Hier kann und soll sie nun zeigen, ob sie die bereits im eigenen Leben gemachten Erfahrungen zu nützen weiß und ob sie selbst bei dahin das Erdenleben mit seinen mannichfachen Kämpfen und Pflichten hat verstehen lernen. Gewiß können auch wir Männer dazu beitragen, dies Verständniß immer mehr zu fördern und die richtige Erkenntniß der Forderungen des Lebens sowie der Würdigung unsers Geschlechts durch eigenes Beispiel wie durch ein Handeln nach Grundsätzen gar viel befördern, daß unsere Töchter, ohne mit Wissen überfüttert oder trotz der Talentlosigkeit mit Erinnerung von Kenntnissen gequält zu werden, doch eine dem jetzigen Bildungsstande der Männer näher kommende, namentlich mehr nationale Erziehung erhalten. So nothwendig dies in unsere Tagen erscheint, so sich gerade der gebildeten Männer wegen der auffallenden Dürftigkeit der geistigen Ausbildung der Frauen vom Umgang mit denselben und noch mehr von einer Verbindung mit ihnen zurückziehen, so weiß man aber auch wiederum, wie die Erfahrung lehrt, selbst auf das nothwendigste Wissen zu verzichten, wenn nur die wahre Weiblichkeit in ihrem milden Wesen, in ihrer Anmuth und Würde, in ihrer ungekünstelten Hoheit, in ihrem prakti-

...ihren Gehalt, die Liebe zu der Natur entzündet und ihnen zur schönen Darstellung gelangt. Wird nun die Mutter durch Lob weiblicher Tugend durch ihr Beispiel schon zur Anerkennung zu bringen, dann werden auch die Töchter dies leichter nachahmen, denn die Töchter sind ja meist die Kopieen ihrer Mutter. Nur vergesse man nicht, daß es mal die Liebenswürdigkeit des äußern Benehmens sein mag, die Herzen gewinnt, daß aber die Achtung erst, welche man sich durch Tugenden und Grundsätze erwirbt, die Herzen röhrt und erhält.

Diese Ansicht durch nach selbsterworbenen und selbst wahrgenommenen Grundsätzen wird den Müttern ihre [illegible] Erziehungsaufgabe zunächst zur Pflicht gemacht werden müssen, und sollten sie vollständig in ihrer ganzen Erziehungsweise Leichtsinn aussprechen oder gar durch ihr Beispiel Grundsätze an den Tag legen, welche sie meiden vor Gott und vor ihrem Gewissen verantworten können, dann würde freilich dem gewissenhaftesten Vater nichts übrig, als die Töchter aus dem Hause zu entfernen oder den auf Generationen hin verderblichen Einwirkungen durch gründliche Trennung von der Gattin entgegen zu arbeiten. Darum Frauchen vergebungen, muß daraus der Gatte sich und seine Gattin schützend auf den Boden, deutschen Beruf, der für sie Menschenbildnerin macht, verbessern, ja es kann ihm nicht erlassen werden, sich mit allem Ernst und aller Treue seiner vielleicht im Wissen und Können schwächer Gewordenen nach und nach heranzubilden, da die Herrlichkeit der Arbeit und deren Segen zu entgegenwirken und in der Ausführung dem mit Rath und That beizustehen. Auf diesem Wege könnte es und gar nicht gelingen, einen segensreichen Einfluß auf die Mütter und auf die Erziehung der Töchter zu gewinnen, da und nicht allein die Natur selbst die richtige Leitung des ganzen häuslichen Lebens in die Hand gelegt hat, sondern wir auch gerade Arzt an dem gesundheitlichen Arzt wie an dem erfahrenen Lehrer der weiblichen Jugend [illegible]

Aus der für Aeltern und Mütter geeigneten pädagogischen Literatur sei einiges zur Nachwahl empfohlen. „Die erste Mutterpflicht“ von Hopf (Leipzig, Hespel, 1861); Hofeland, „Guter Rath an Mütter“ (achte Auflage, Leipzig, Voelckel, 1858); Darwin's und Hofeland's Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts. Zweite, dritte vermehrte und verbesserte Auflage, herausgegeben von F. A. von Ammon“ (Leipzig, J. A. Brockhaus, 1852); Pauliska, „Das Kind, seine Pflege und Erziehung“ (zwei Theile, Wien, Tendler & Schäfer, 1821); Köhler, „Mutterschule“; „Education maternelle, comprise toutes l'heure mère à son enfant“, par Mad. Tastu; „Le livre des mères de famille“ etc. par Nathalie de Lopelaine, Heinrich, „Die Gefahren des Hauses“ (Berlin, Amelang, 1836); „Die Bestimmung der Jungfrau“, von Dr. Heigler, siebente Auflage, Carlsruhe, Groß, (1850); Heidenreich, „Die Verkehrtheit in der Erziehung der weiblichen Jugend“ (Ansbach, Gummi, 1844); „Encyclopädie unentbehrlicher Kenntnisse für Töchter“, von Schatter (zweite Auflage, Leipzig, G. Wigand, 1844); „Schule christlicher Jugendbildung“, von Dr. Stern; „Christliche Erziehung“, von Jäschke (Stuttgart, Steinkopf, 1844); „Lienhard und Gertrud“, von Pestalozzi; „Die Hausmutter“, von Dr. Lehmus (zweite Auflage, St. Gallen, Huber & Comp.); „Das Buch für Aeltern“, von Niemeyer (Weimar, Voigt, 1844); „Erziehungslehre für gebildete Mütter“, von Dr. Eckel (Magdeburg, Heinrichshofen, 1846); „Grundzüge der Töchtererziehung“, von Dr. Schwarz (zweite Auflage, Jena, Croker, 1836); „Ueber Erziehung und Selbstbildung“, von Dr. Heinroth (Leipzig, Goschlich, 1837); „Dr. Luther's Rath für Aeltern und Erzieher“, von Kelber (Erlangen, Heim, 1846); „Das Buch der Mutter“, von Anna Ohlig, übersetzt von Pastor Petri (Berlin, Wolfgang u. Klaring, 1841); „Die Erziehung der Mädchen“, von Karl von Raumer (Stuttgart, Cotta, 1853); „Buch der Erziehung“ und „Haus und Schule“, von Friedrich Körner und Julie Pastor“ (Leipzig, Gebrüder, 1855); „Frauen“, von Jean Paul (Stuttgart, Cotta, 1861).

Franken und Franzosen.

„In alten deutschen Schulbüchern“, sagt Hermann Hermig in seiner kürzlich erschienenen „Geschichte der komischen Literatur im Mittelalter“ (Leipzig, C. Wigand, 1862), „wird geschrieben, daß Karl der Große ein deutscher Held war, der die Avaren und die übrigen deutschen Provinzkönige unter seinem Scepter vereinigt. Jetzt kommen die Deutschen aber nach Frankreich. In alten Schulbüchern wird es heißen, daß Chlodwig ein Franzose war, der die Franzosie Deutschland erobert hat. Will man sagen, daß Karl deutsches Blut und Stammart gewesen, so wird man von der ganzen halbgebildeten Welt als einzige Antwort ein schallendes Gelächter vernehmen. Ich habe es selbst. Man muß der Deutsche auch begreiflich finden, und das muß ganz unglaublich klingen würde, daß einmal an einer Gymnasium, wo man die Anfänge auf das linke Rheinufer durch die Gräuel der Franzosenherrschaft zu bringen suchte und schon auf die Siegesfeuer [illegible] gewöhnt war, ein Kommis Voyageur [illegible] ganz bemerkt. [illegible] da es auch nicht klug ist, die so breit Wenige gegen Hohnlachen aufzumuntern, vertheidigen wir Gerhard's [illegible] Satz. Daß die Franken ein deutscher Stamm sind, das [illegible] nicht. Die Franken wohnten in Gallien, d. h. in dem heutigen Frankreich, folglich sind die Franzosen.“

Es ist [illegible], wenn und bei Verfasser anderen sagt, manche Gelehrte seien von solchen Vorurtheilen frei, aber was kann und die Kenntniß dieser Gelehrten helfen, wenn sie dazu verurtheilt sind, sie [illegible] zu halten? Und das wird für uns [illegible] solange der öffentliche Unterricht, wie uns [illegible]

sahen, das Gegentheil lehrt. Der Kopf der französischen Masse gleicht so genau einem unbeschriebenen Blatt, auf welches erst seit etwa dreißig Jahren die Schule zu schreiben beginnt. Will dieselbe aber Neuerdings darauf schreiben, so bliebe es doch noch besser ganz leer, vorausgesetzt, das die Logik der Thatsachen seine Voraussicht darauf machte. Und das steht kaum zu erwarten. Um so mehr wissen wir es dem Verfasser des genannten Werkes Dank, daß er durch die Anklage seines Irrthums das Seinige zu dessen Beseitigung beigetragen hat, und wünschen seinem Buche diesseit wie jenseit des Rhein den besten Erfolg.

Dramatische Literatur.

VI.

Ein Lieblingsstoff für die dramatische Bearbeitung geschichtlicher Vorgänge leitend jüngster Dichter ist Moritz von Sachsen geworden. Sein scheinbarer Abfall von den Interessen der Reformation, um später desto erfolgreicher als ihr Held auftreten zu können, bietet Gelegenheit zu Gegensätzen, die auf der Bühne zu spannen pflegen. Aber auch Theodor Schramm wird mit seinem „Karl der Fünfte" (Berlin, Thiele, 1862) nicht der letzte sein, der hier das Rechte getroffen zu haben glaubt. In den historischen Vorgängen folgt der Verfasser ziemlich treu der Geschichte. Wenn er jedoch eine persönliche, fast ideal gehaltene Freundschaft zwischen Moritz und dem Kaiser annimmt, die erst durch deren schroff auseinander gehende politische und religiöse Ueberzeugung gebrochen werden, so begreifen wir nicht, warum diese dann nicht zu einem tiefergehenden und tragischen Conflict verwerthet ist. Die Reden, mit welchen sich beide im vierten Act, nach der Erstürmung von Innsbruck, und im fünften Act, auf dem Schlachtfeld von Sievershausen, wo der Sieger Moritz an der im Kampf empfangenen Todeswunde seine letzten Seufzer aushaucht, begegnen, sind nicht dazu angethan, wirkungsvollen Eindruck zu machen. Karl V. ist hier durchgehends Idealist und Schwärmer für die politische und religiöse Einheit Deutschlands, während Moritz die individuelle politische und religiöse Freiheit zu seiner Devise macht.

Die tragische Dichtkunst kann Moritz von Sachsen für ihre Zwecke nur verwenden, wenn ihm das Gefühl, zwei Parteien als ein satischer Zusatz erschienen zu sein, tief innewohnt und ihn nachdrücklich schmerzt. Dies scheint bisweilen nicht der Fall gewesen zu sein. Glaubte er jedesmal im Rechte gewesen zu sein, so muß uns die Kälte der dafür angegebenen Gründe, so übergangen sie dem Politiker sein dürfen, im Interesse der Dichtkunst unbefriedigt lassen. So bei Prutz und bei Gisicke. Moritz von Sachsen schreit uns kein Gegenstand für die tragische Muse, wenn er sich nicht in die Schlacht von Sievershausen mit gebrochenem Herzen warf.

Unterhaltungsliteratur.

XX.

In einem Bande „Conteurrn, Novellen und Reisen" (Stuttgart, Krüner, 1862) verwerthet Gustav Neisewitz seine mannichfachen, in Italien, Griechenland, dem Orient, England und Deutschland empfangenen Reiseeindrücke. Den unsern Lesern schon durch seine Beiträge in unsern „Unterhaltungen" bekannt gewordenen Autor kennzeichnet eine idealisirende Anschauung. Die hin und wieder sich bemerkbar machende Ueberladenheit an poetisirender Absicht und der einem gesunden Geschmack gesucht erscheinende Stil wird in Zukunft etwas zu vereinfachen sein. Den Novellen liegt oft nur eine Stimmung, ein Gegensatz, eine einzige Situation zum Grunde. Die umfangreiche „An zwei Ufern", verspricht anfangs eine interessante weibliche Charakteristik zu werden, artet aber gegen den Ausgang hin peinlich auseinander. Gelungener sind jedenfalls die „Fahrten", in denen sich unmittelbar das Recht des Touristen geltend machen konnte. Wir wünschen dem jungen Autor, dem ein seit Beginn dieses Jahres für längere Zeit angetretener abermaliger Aufenthalt in Rom sicherlich die reichsten Anregungen für die weitere Ausbildung seines Talents bieten wird, Klärung und eine Beschränkung auf die volle Gediegenheit und den Ernst des Inhalts.

Vom Büchertisch.

I.

Immer noch bleibt Meyer's „Universum" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) ein weitverbreitetes und beliebtes Kupferwerk, dessen erläuternder Text den Anforderungen eines gemischten Publikums mit verständiger Berechnung entgegenkommt. Der warme, gründungsvolle, in die Fragen der Gegenwart eingreifende Ton seines frühern Herausgebers, Joseph Meyer, ist sich gleichgeblieben und macht jedes neuerscheinende Heft immer noch zu einem willkommenen Gast in zahlreichen Familienkreisen.

Der in unsern Blättern bereits rühmlichst erwähnten ersten Lieferung des „Illustrirten Londoner Weltausstellungskatalogs" (Leipzig, F. A. Brockhaus [vgl. „Neues aus der Welt", Nr. 22]) ist die zweite und dritte gefolgt. Auch sie bestätigen die Richtigkeit aller der Gesichtspunkte, die wir für die Beurtheilung der ersten Lieferung wählten. Wir haben in diesen getreuen Abbildungen der vorzüglichsten auf der Ausstellung befindlichen Leistungen eine Bürgschaft mehr für die Thatsache vor uns, daß die wahre Sehnsucht unserer Zeit der Friede und daß das ruhige Schaffen unter den Segnungen des Friedens bedeutungsvoller ist als der Mehrzahl der politischen Strebungen und Kämpfe, von denen täglich unsere Zeitungen berichten.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Schleswig-Holsteins Recht. — Die Lebensversicherung der Engländerinnen. — Offizielle Moral. — Briefwechsel.

Schleswig-Holsteins Recht.

In Dänemark verhehlt man es sich nicht, daß der Kampf um Schleswig noch nicht zu Ende gekämpft ist. Die vom militärischen Gesichtspunkt aus höchst wichtige Stellung im Süden des Staats Schleswig, welche im Jahre 1849 ohne Blutvergießen besetzt wurde, ist jetzt in einer Weise befestigt, daß sie bei einem erneuerten Ausbruch von Feindseligkeiten voraussichtlich nicht ohne große Opfer wird genommen werden können. Daß der Zeitpunkt neuer Gebietserwerbungen aber kommen wird, daß jener Sieg, den Aufklärung und Tüchtigkeit über Vorurtheil und Mißherrschaft gewinnt, darin Augenblick näher herbeigeführt, davon hält sich jeder Deutsche überzeugt, und selbst ein Däne, dem es nicht gänzlich an Einsicht und Besonnenheit mangelt, kann kaum die Augen vor der Unhaltbarkeit der jetzigen Verhältnisse verschließen. Unter vielen Umständen ist es natürlich, wenn die historischen und staatsrechtlichen Verhältnisse des Herzogthums Schleswig neuerdings wieder vielfach in den Kreis der Untersuchungen gezogen werden.

Unter dem Titel: „Geschichte des schleswig-holsteinischen Krieges" (Hannover, Rümpler, 1862) hat Graf Adalbert Baudissin eine Arbeit erscheinen lassen, von welcher drei Hefte, die bis zur Schlacht bei Idstedt führen, uns vorliegen. Die Darstellung ist klar, besonnen, frei von jenen gehässigen Ausfällen gegen Fürsten und Ministerien, Parlamente und Offiziere, welche andere Schilderungen dieses Krieges verunzieren. Allerdings sind die schweren Fehler, welche im Laufe desselben begangen sind, nicht verschwiegen, noch können sie verheimlicht werden; aber es genügt der einfache Darstellung der Thatsachen und die Hinweisung darauf, was hätte geschehen sollen, und eine solche gibt der Verfasser. Seinen Urtheilen stimmen wir nicht immer bei, aber es ist lehrreich, daß eine erfahrene, alle Motive der maßgebenden des politischen und militärischen Kampfes gründende Darstellung zur Zeit noch eine Unmöglichkeit sein dürfte. Wir stehen den Bewegungen unserer an politischen Diskussionen überreichen Zeit doch zu nahe.

Als Einleitung gibt der Verfasser eine kurze Übersicht der staatsrechtlichen Verhältnisse Schleswig-Holsteins gegenüber dem Königreich Dänemark. Dieß der schwächere Theil des Werks; er enthält nicht mehr als eine chronologische Aufzählung der betreffenden Urkunden, durch welche die Verbindungsfest

der Herzogthümer garantirt ist. Allerdings ist es auch nicht leicht, in gedrängter Kürze die Rechtsverhältnisse der Entwickelung des Herzogthums Schleswig zu geben, denn die Geschichte dieses Landes hat einen geographische Lage so mächtigen Einfluß geübt, einen höchst eigenthümlichen Gang genommen, über den auch heutzutage in Deutschland wie in Dänemark viel falsche Vorstellungen verbreitet sind.

Der ursprüngliche Wohnsitz der Dänen ist Seeland und die südlichen Provinzen des jetzigen Schwedens; der große Belt bildete ihre Grenze gegen Westen, wie er geographisch die Scheide zwischen Deutschland und Skandinavien ist. Als aber im 5. Jahrhundert die Sachsen und Angeln der Halbinsel nach England gezogen waren, warfen sich die Dänen auf die dünngewordene Bevölkerung. Auch in dem Grenzlande, dem heutigen Schleswig, überwog für einige Jahrhunderte das dänische Element. Zu Anfang des 10. Jahrhunderts ward Dänemark zu einem Reich vereinigt und der Name seiner Krieger an allen Küsten der Nordsee furchtbar, namentlich aber in England, das für eine kurze Zeit von dänischen Eroberern regiert wurde. Wiederum auf die eigenen Lande beschränkt, machten die Dänen zu Ende des 11. und im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts an der damals von slawischen Stämmen bewohnten Ostseeküste ansehnliche Eroberungen. Es hatte eine Zeit lang völlig den Anschein, als ob der Gang der Geschichte sämmtliche Küsten der Ostsee zu einem großen Dänenreich vereinigen würde. Kaiser Friedrich II., von Haus aus ein Oberdeutscher, aber seiner Geburt und Neigung nach ein Italiener, fragte wenig nach der Ostsee und gab bereitwillig den rauhen Norden des Reichs preis um des goldenen Italien willen. Durch einen Vertrag vom Jahre 1216 überließ er dem dänischen König Waldemar dem Siegen alle Lande nördlich von der Elbe und Elde (letzterer ein kleiner mecklenburgischer Nebenfluß der Elbe). Seitdem schrieben die mecklenburgischen Fürsten: „Unter der Regierung König Waldemar's", und ließen den Namen des Kaisers weg. Die Gefangennehmung des siegreichen Dänenkönigs durch den Grafen Heinrich von Schwerin im Jahre 1223 und der Sieg der Dorpatfreund am 22. Juli 1227 gaben die deutschen und slawischen Lande dem Reiche zurück. Das Herzogthum Schleswig aber blieb im Lehnsverband mit Dänemark.

Inzwischen aber war auch in diesem Herzogthum eine große Veränderung eingetreten. Von jeher war das Land in einer gewissen Selbständigkeit gegen

und von besondern Statthaltern, meist jüngern Prinzen des Königshauses, regiert worden. Gerade aber in der Periode des höchsten Glanzes Dänemarks, als der alte Gesamtstaat bei der Stadt Schleswig mitten in dem von Waldemar dem Siegen beherrschten Reiche lag, entfremdete sich das Herzogthum immer mehr seinem Norden. Denn während das Königreich Dänemark ein Erbrecht war, hatte sich die Ansicht herausgebildet, daß das Herzogthum, welches der Großvater Waldemars, Knud Lavard (d. i. Herr, angelsächsisch Bisfort, englisch Lord), mit fast königlichen Rechten regiert hatte, bei dem Waldemar'schen Hause kraft Erbrechts verbleiben müsse. Und so geschah es. Denn während zwei Jahrhunderte lang die Könige von Dänemark und den Nachkommen Waldemars, aber ohne strenge Beobachtung des Rechts der Erstgeburt, gewählt wurden, behaupteten die Nachkommen Abels, eines jüngeren Sohnes des siegreichen Waldemar, fortwährend ihr Erbrecht im Herzogthum, bald auch früh und widerstrebend, aber in friedlicher Weise von ihren Lehnsherren, den Königen von Dänemark, anerkannt wurde.

Es war diese Periode eine Zeit tiefen Verfalls für das Königreich und zugleich die Zeit, wo sich die Länder Schleswig und Holstein zusammenfanden. Während Dänemark von innerm Parteihader zerrissen und von einer Reihenfolge elender Könige übel regiert war, hatten sich die Grafen von Holstein aus dem Hause Schauenburg durch kräftige und kluge Benutzung der Verhältnisse zu einer Macht erhoben, die zu der Größe ihres Landes in keinem Verhältniß stand, und waren durch Verheirathung mit den schleswigschen Herzogen in enge Verbindung getreten. Für eine Zeit war ganz Dänemark in ihrer Gewalt. Erbverträge hatten ihnen das Herzogthum Schleswig für den Fall des Aussterbens von Abels Stamm zugesichert, von den dänischen Königen war die Generalbelehnung erzwungen.

Dieser Fall trat wirklich bald ein. Abels Haus erlosch 1375 und die Schauenburger waren das Erbe an, das ihnen auch, freilich erst nach schwerem Kampfe, zugestanden wurde. Unglücklicherweise war der erste Schauenburger, der Schleswig-Holstein unbestritten und erblich besaß, auch zugleich der letzte der erbberechtigten Linie seines Hauses und über sein Erbe erhob sich nach seinem am 6. December 1459 erfolgten Tode ein schwerer Streit zwischen seinen Stammesvettern, den schauenburgischen Grafen, die außer der Stammgrafschaft an der Weser einen kleinen Rayon im jetzigen Holstein, den sogenannten pinnebergischen, innehatten, und den drei oldenburger Grafen Christian, Moritz und Gerhard, Schwesterkindern des verstorbenen Grafen Adolf.

Das Recht der Schauenburger an Holstein (damals noch Grafschaft) lag klar zu Tage. Nach deutschen Rechten waren sie als nächste Agnaten ohne Zweifel die nächsten zum Erbe und außerdem standen sie seit 1390 mit der soeben ausgestorbenen ältern, sogenannten rendsburger Linie in einer Erbverbrüderung, wonach der Mannesstamm des überlebenden Hauses folgen sollte, und zwar auch in den Landen und Lehen, welche nach dem Abschlusse dieser Erbverbrüderung vom Kaiser oder sonst einem Fürsten erworben werden möchten.

Bei weitem nicht so klar war das Verhältniß des Herzogthums Schleswig. Es war noch unbestritten ein Lehen der dänischen Krone und ebenso wenig war Streit über die Erblichkeit desselben; aber ein eigentliches Lehnrecht nach festen Grundsätzen hatte sich im Norden gar nicht gebildet und die Lehnbriefe von 1326 und 1460, auf die gleich alles ankam, lagen nicht nur eine Beschränkung des Erbrechts auf die Schwertseite. Auf der einen Seite behauptete nun Graf Otto von Schauenburg, daß die Belehnungen, wie nach deutscher Form als Fahnenlehn, so auch nach Grundsätzen des deutschen Rechts erfolgt sei, und selbst wenn sein agnatisches Näherrecht nicht gälte, sei sein Recht auf der erwähnten Erbverbrüderung von 1390 unbestreitbar. Auf der andern Seite beriefen sich die oldenburgischen Brüder auf das Erbrecht in Dänemark, wo Graf Christian, Erich von Pommern und Christoph der Baier allein durch ihrer Mutter Blut auf den Thron gelangt waren und Lehen auch ausdrücklich auf Töchter erstreckt waren. Als Erben ihres Mutterbruders seien sie daher ohne Zweifel im Herzogthum, aber wegen der Vereinigung desselben mit der Grafschaft Holstein auch in dieser erbberechtigt. Von seinen Brüdern sonderte sich, ohne ihnen zu widersprechen, mündig der älteste, Christian, ab, der zwölf Jahre zuvor, nach Christophs des Baiern Tode, zum König von Dänemark ernannt war, und behauptete: „Würde ich nicht selber rechter Erbe zum Herzogthum, so wäre es zu Ermangelung eines rechten Erben mir als Lehnsherrn verfallen." Und diese Rede war für die Landstände die bedenklichste von allen.

Die Rechtsfrage war gewiß eine verwickelte, nur das Eine war klar, die Bevölkerung wollte sich nicht trennen lassen; man war bereits zusammengewachsen. Die Schleswiger namentlich wollten mit Holstein, nicht mit Dänemark sein, und man beschloß, sich auf einem gemeinsamen Landtage über einen gemeinsamen Herrn zu verständigen. Die Landstände nahmen sich vor, wie die gleichzeitige rühmende Chronik sich ausdrückt, einträchtiglich sich einen Herrn zu erküren. Ein eigentliches Wahlrecht aber maßte man sich noch nicht an; man wollte ausfinden, wer das beste Recht auf diese Lande habe. Zuerst traten die Stände am 22. Januar 1460 in Ripen zusammen und es erschien Graf Otto von Schauenburg mit seinen beiden Söhnen, um die Rechte seines Hauses vorzutragen. Aber die Furcht vor der Macht des Dänenkönigs und die Intriguen desselben hinderten die Wahl des Schauenburgers nicht zu Stande kommen und man setzte einen weiten Tag auf den 11. Februar in Rendsburg an, welchen auch die Räthe der altoldenburgischen Nebenlinie Pinneberg und der

…adt Hamburg, die damals und noch viel später …Holstein gehörte, eingeladen werden sollten. In…rlichen war der Einfluß des Königs so mächtig ge…orden, daß man auf diesem Landtage die Räthe …rer Städte ausschloß, die bäuerischen Reichsräthe …n zuletzt und endlich den Beschluß faßte, Man …lle seinen Herrn wählen, bis man mit dem Könige …n Dänemark Rücksprache genommen oder die Stände …n den ersten Sonntag der Fasten in das Königreich …ch Ripen einladen; denn solle 14 Tage nach …ssen ein Tag gehalten werden, auf dem der König, …r Graf von Schaumburg und die Räthe beider …nde erscheinen würden; wer dann das beste Recht …tte, solle bei den Landen bleiben. Als aber die …nde nach Ripen zum Könige gekommen waren, …wogen die königlichen Anlagen so viel, daß man, …n eingegangenen Verpflichtung vergessend, unter …chkeit und Treue gleich der Wahl entsagte und …n König Christiern von Dänemark zu seinem Herr…n von Schleswig und Grafen von Holstein wählte. …n wurden die Räthe des Landes nach dem Aus…ß der lübecker Chroniken durch Eigennutz ver…det und überantworteten das gemeine Gut des …des um seinen Gewinst. Unerhört und un…chaft war das Verfahren gegen den Schaum…rger Jörgenfelde, der sich endlich gegen eine Abfin…g von 43000 rheinischen Gulden das Geschehene …ren ließ, und die Handlungsweise war nicht …er unzeitlich als unverbrüchlich. Denn man ver…chte den sich selbst genügenden, durch eigene …t zur Unabhängigkeit erhobenen Boden jetzt in …Vasallenland, in ein Opfer fremdartiger Bestrebun…, man legte den Eigennutz der einzelnen über …s Recht.

…mer, je mehr Pergamente und Urkunden das …ste des Landes schützen konnten, vergaß man …en nicht. Es war jetzt die Absicht des Lan…s für alle Zeiten die Vereinigung Schleswig …nd festzustellen, und dies geschah durch die bei…ft gedruckten, oft besprochenen, oft bekämpften …eht täglich verlegten Urkunden von den Jahren …und 1461, nach denen der König gewählt ist …rtigen Stücken, nicht in der Eigenschaft eines …g von Dänemark, sondern als eines Herrn …Lande, nach denen diese Lande ewig „beisammen …ibben ungetheilt", die Einwilligung des Lan…s zum Kriege und zur Verrufung neuer …d fremder anderer Münze gelten soll als in Lübeck …d Hamburg.

…rem Inhalt nach lassen die Actenstücke, die …ewig zu halten für sich und seine Nachfolger …, nichts zu wünschen übrig. Aber war auch …nügende Sicherheit da, daß sie gehalten wur…? Sie wurden allerdings während der beiden …n Jahrhunderte im wesentlichen nicht verletzt. …denjenigen, welche der Meinung gewesen waren, …Vergangene hinreichende Sicherheit gegen das …n eines Fürsten, der zugleich König zweier …rer benachbarter Reiche war, gebietet sein …Dank. Die Ursache, daß lange Zeit die Landesprivi…legien im ganzen ungeschmälert aufrecht erhalten wur…den, ist vielmehr in dem Umstande zu suchen, daß …während dieser Zeit das Interesse des Fürsten mit dem des Landes zusammenfiel. Denn Dänemark war eine Wahlmonarchie; es mochte geschehen, daß die Krone dem oldenburgischen Stamm gänzlich entzogen wurde, wie die Krone Schwedens nach gewaltsamem Mißbrauch ihrer Gewalt ihnen wirklich entzogen wurde, und dann war der Adel Dänemarks übermächtig, der König fast machtlos. Schleswig-Holstein war ein Erbe des oldenburgischen Gesammthauses und die Gewalt des Fürsten im Vergleich mit den Rechten eines Königs in Dänemark groß. Es lag daher offenbar im Interesse der Herzoge von Schleswig und Holstein, ihr Erbland, das Land, in dem sie verfassungsmäßig von wenigen Schranken umgeben waren, von dem Wahlreiche mit seinen unbestimmten Ansprüchen streng geschieden zu halten. Das Verhältniß Schleswigs zu Dänemark, das letzte schwache Band, das beide Lande noch außer dem gemeinsamen Herrscher miteinander verknüpfte, ward 1665 in aller Form getrennt. Um so inniger verschmolz Schleswig mit dem 1474 zum Herzogthum erhobenen Holstein. Die Lande wurden mehrfach unter den Fürsten aus dem oldenburgischen Stamm getheilt, allein gerade in den Theilungen zeigt sich am deutlichsten ihre Einheit; man theilte stets so, daß jeder Antheil einzelne auseinander liegende Theile besaß, um der Gefahr vorzubeugen, daß ein Theil sich geographisch sonderte. Stets blieb eine gemeinsame Regierung und die übrigen Güter wie die reichen Klöster hiervon außer aller Theilung.

Mit dem Jahre 1660 schritt sich das Verhältniß günstiger um, die Könige von Dänemark wurden jetzt unumschränkter, als je ein Fürst in weltlichen oder geistlichen Gütern verfassungsmäßig gewesen ist. Ihr Interesse war es von jetzt an, in Schleswig-Holstein das zu erreichen, was in Dänemark gelungen war.

Das gelang ihnen freilich nicht. Die Nebenlinien des oldenburgischen Hauses, welche deutsches Interesse in dem Königsgesetze von 1661 von der Krone Dänemarks ausgeschlossen hatte, wußten sich in Ehren an den Herzogthümern halten und deren Rechte schützen. Auch die neueste Geschichte weiß von dem Kampfe zu erzählen, den ein seine verbundenen, tüchtige Selbständigkeit vertheidigendes Volk in gerechter Nothwehr unternahm, und dessen Ausgang, durch den Einfluß fremder Mächte herbeigeführt, seine ehrenvollen Bürden in die Verbannung trieb und die Landesbewohner in die Hände triumphirender Feinde gab, ohne daß sie den Glauben an eine Zukunft verloren hätten, in der man sprechen wird, wie man sprach nach der Schlacht bei Bornhöved: „Alle wurden die Lande gelöst von der Dänen Gewalt, daß sie alle haben Gut Lob und Ehre."

Die Toilettenmysterien der Engländerinnen.

* Die beiden nachfolgenden Fragmente sind Briefen zweier Damen entlehnt, die sich gegenwärtig in England befinden. Sie berichten von dem tollen Treiben der Engländerinnen Dinge, die uns Hamlet's Wort an Ophelien zurückrufen: „Ich weiß auch von Eurer Malereien Bericht. Gott hat Euch ein Gesicht gegeben und Ihr macht Euch ein anderes."

I.

— — „Ich blätterte heute Abend im »Buch der Dreams«, von Madame Morgan, der Schönheitsverkäuferin in London, und ging die Recepte wieder durch, die ich mir aus den großen Katalog der Weltausstellung gemacht hatte. Da fanden vor mir alle die »Crême de l'Impératrice« und »Rachel«, »Blanc de Perles-grosse Rachel«, »Nouveau rouge« und wie der Schaum sonst noch heißt, womit die Aphroditen Englands und des Continents hervorgehen sollen, für Einen Abend um 5 Guineen. »Beautifying for ever« 500 Pf. St. doch zu Gebote kommen kann. Ich schwelgte an den Fontainen wohlriechender Wasser, schürfte den balsamischen Duft des neuesten Parfum aus frischem Heu, mischte mir zum Spaß mit dem Schwarzblut des Buches, nach Angabe, probierend die Fingernägel, wollte mich jetzt lachen über den getrübten Rembrandt im Spiegel meines weiblichen Harems und — erwachte! Denn ich hatte nur geträumt: ich war 300 Meilen weit hinter London auf einer Insel der irischen See! Der Katalog und das Getümmel seiner Hunderttausende auf Londons Schauplatz hatte mich nicht schlafen lassen. Es war Morgen. Gott berührte mich mit dem Morgenlinger. Er hatte den Karmen ihrer Kosmetik an den Bergen aufgehängt."

II.

— — „Was nur in England wahrhaft Mißverstehen einflößt, ist die sogenannte feine Gesellschaft mit ihren nächtlichen Festen. Diese nächtlichen Zusammenkünfte, die so viel Geld kosten und gewöhnlich der Mittelpunkt des Denkens und Dichtens der ganzen selbstsüchtigen Welt sind! Diese Feste, für die jede selbstsüchtige Mutter ihre Mutterpflichten opfert, die die Gottlichkeit unter den jungen aristokratischen Damen bis zum Ersticken steigert und die mehr und mehrhaftig können, der denen abscheinend, eine menschlich-natürliche Regung, sie es von Heiterkeit oder Betrübtheit, einflößt. Eitelkeit und Hochmuth hält diese durch und durch abscheuliche Institution aufrecht. Um dort glänzen zu können, dafür werden Tausende von Pfunden in Familien gespart, die mit der Gouvernante um ein Lehrbuch, das angeschafft werden soll, Krieg führen! Um auf diesen Abendgesellschaften einen weißen Teint und glänzende Augen entwickeln zu können, lassen sich jetzt die Damen — ich schäme mich, an den schmachvollen Prozeß mit Mademoiselle Rachel zu erinnern — Gift in die Haut und in die Augen reiben und geben der Quacksalberin ihr und des Mannes Vermögen hin! Wenn mir etwas noch mehr Abscheu einflößt als diese emaillirten Damen, so ist es das Verbrechen, auch schon die Kinder emailliren zu lassen, damit auch sie mit ihrem schönen Teint den Müttern Ehre einlegen. — Haben Sie von diesen Toilettes-Enthüllungen noch nicht gehört? Mademoiselle Rachel ist in dem Prozeß zwar freigesprochen worden, sie ist aber doch wol nichts anderes als eine Verbrecherin, die auf den Thorheiten der Menschen ihren Vortheil sieht. Wenn ich mich recht erinnere, kostet ein einmaliges Emailliren 1000 Pf. St.; das hätte aber sieben Jahre vor."

(Der Schluß des Artikels „Eine Garibaldi-Schwärmerin" in nächster Nummer.)

Offizielle Moral.

* Es macht einen komischen Eindruck, den französischen Minister Grafen Walewski in einer bei Gelegenheit einer Preisvertheilung gehaltenen Rede über den Verfall des französischen Theaters klagen zu hören. Wer hat denn eher den Damen geholfen zu einem Völkerscheiden, der „auf ein anständiges Recepte, auf den Skandal begründet sind"? Alexandre Dumas der Jüngere ist der mitgeborene Dichter der Marie, Perlyan, Walewski, Ravel u. s. w. Er ist der Dichter einer Gesellschaft, die aus der Unregelmäßigkeit hervorging und die Wahrheit nur dann für genießbar halten konnte, wenn das Gegebene und Allgemeingültige auf den Kopf gestellt wurde. Wirft man heute als aus sieht die verbesserten Folgen, welche dergleichen neue Moral für die alte, d. h. für die Vorgeschrittenen des Familienglücks und der Jugenderziehung, im Gefolge hat, so ruft man mit Emphase aus: „Achtung vor dem Publikum! Achtung vor der Gesammtheit anständiger Leute! Achtung vor der Gesellschaft und Familie!" u. s. w. Sagt man noch so viel Worte aus, um die „tugendhaften Dichter" zu belehren, das Uebel wird, unserer Meinung nach, nur noch ärger. Zur Extravaganz gesellt sich dann die Heuchelei. Eine Maße, die alt geworden, in Mantel eingewickelt geht, seinen Appetit mehr hat und statt Champagner nur noch Thee trinkt, wäre ein Gegenstand für die Offenbach'sche Posse, sie in der That der sprechendste Ausdruck der gegenwärtigen französischen Zustände ist. Sie travestirt die Erhabenheit, sie macht den feierlichen Momenten lächerlich. Jetzt cancirt sie noch den alten Olymp, die Mythologie, die Tragödie, die Sage, die Romantik, das Recept. Es wird eine Zeit kommen, wo sie auch der sittlichen Reformatoren, den Grafen Walewski nicht zufrieden wird.

Briefwechsel.

— — in Dresden. Das Gewünschte wurde noch Gestern gesandt.

(Eingegeben am 28. August 1862.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. Nr. 36. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Eine Frauenthat. Von Nola Mora. — Eine Gesellschaft Theatergespenster. — Blicke auf Java. — In London. — Von X. Kerkdrucker. — Der „alte Schwabenritt". — Der „Jahrestag". — **Neues aus der Welt.**

Eine Frauenthat.

Von Nola Mora.

Schloß M. hatte heute einen bewegten Tag. Es war des Majors Namensfest. Die Garnison im drunten liegenden Städtchen feierte es mit klingendem Spiel. Oben im Schlosse hatte der General zahlreiche Gäste. Hochklingende Namen versammelten sich um seinen Tisch. Das große, düstere, weitläufige Schloß mochte an vergangene Zeiten sich erinnern, wo es immer so glänzend belebt war wie ausnahmsweise heute.

Auch das Wetter war hell und glänzend. Eine leichte frische Luft spielte eben auf dem hohen Thurm mit dem großen schwarzgelben Banner — am Schloßthor hingen Kränze und Blumengewinde um die grauen Steinpfeiler, so gut sie eben die Jahreszeit bot — Alles lag goldener Sonnenschein auf den dunkeln Nadelholzbäumen des Parks. Schon sprießte das Gras zwischen den großen Steinplatten des Hofs und hätte man auf den Wiesen gesucht, würde man auch schon Veilchen gefunden haben —

Oben im großen dunkeln Saal hatte man lange getafelt. Es war lang nach der ungewöhnlichen Ordnung — einer der höchsten Offiziere der Armee befand sich unter den Gästen. Auch Damen, zwischen deren bunten Toiletten sich die weiße Uniform recht stattlich ausnahm, zumal so ordnungsmäßig wie hier.

Der Wein hatte alle belebt. Die Herren erzählten ihre Kriegsthaten, die Frauen hörten ihnen gern zu; hohe Kragen Kleider und Sporen; es gab in der ganzen Runde kein trübes Gesicht. Man sprach von Pest, von Komorn, vom Theater und Musik.

Oben lachte man über einen jungen Offizier, der bei Aufführung der „Regimentstochter" nach der Einnahme von Pest über die Bühne gegangen war, natürlich während der Scene. Das hatten andere nächst ihm auch gethan — „Sie hat halt nicht gut getrommelt, die Regimentstochter —!" vertheidigte sich jener — „So mußt' ich's sie lehren —!" Die Damen nahmen natürlich am Partieenkampf regen Antheil — Man erzählte von der Ketzenbrücke, wie man sie abgetragen — von grüßlichen Uebeln — von Kriegsgerichten und den Folgen des Kriegszustandes; man war so Sänger und der Hausherr gedachte in einem Toast der glänzenden Waffenthaten seines Hauses.

Darin befand sich in einer sanften, mehr ernsthaften als heiteren Stimmung. An seiner Seite saß seine Braut. Die junge Dame zeigte ihr Alter — sie mochte es oft die Angst und

Sorge zurückdenken, die sie gezahlt und gelitten bei den Gefahren des geliebten Mannes. Jetzt hatte er sich den Lorber errungen.

Dem Paar gegenüber saß eine Cousine der jungen Braut, nächst dieser die einzig Unvermählte der Runde. An sie richteten sich zunächst die Artigkeiten von jung und alt. Vor allen hatte der Wein einem alten Obersten vergessen den Kopf erwärmt, daß er die fabelhaftesten Schwüre that, was alles er zu leisten gesonnen wäre, könnte er sich damit ihre Liebe erwerben. Natürlich lachte ihn die junge Dame aus, was er gar nicht übel nahm, da sie dasselbe über die Galanterie seiner jüngern Waffengefährten auch that — „Sie ist halt eine Turandot —", seufzte der junge Offizier, der sich zum Lehrer auf der Trommel in Pesth gemacht hatte. Infolge des Genusses von ein paar Flaschen Champagner kam ihm seine Tischnachbarin als ein Wesen vor, um dessentwillen er im Stande sein könnte, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen — Wein und Schmeicheln regen auf — die Stimmung der in Rede stehenden Dame war in der That eine glänzende.

Als die Tafel aufgehoben wurde, flüchtete sie sich an den linken Arm des Bräutigams ihrer Cousine und sagte lachend, wie der alte Oberst hoch und theuer versicherte, daß er nächst dem Retter seinem Kriegsherrn nichts so hoch verehre als die Damen, natürlich die schönen.

Man öffnete die hohen Glasthüren, die hinaus auf eine Terrasse mit ziemlich verfallenem Steingeländer führten; die Sonne warf ein ganzes Lichtmeer auf die Heraustretenden. Alles war schon, duftig. Wie Frühlingsahnung wehte es herüber von den Bergen —

Da erblickte man einen Zug. Ein stark escortierter Wagen brachte einen Gefangenen. Die Auffahrt führte dicht am Terrassengeländer vorbei.

Für einen Augenblick verstummten die heitern Stimmen; zwischen den kriegerischen Gestalten zu Pferde hindurch konnte man tief im Hintergrunde des Wagens ein jugendliches, todblasses Gesicht erkennen. Es war immerhin eine drückende Mahnung an das unendliche Weh der Zeit und der Erde. Kein Wunder, daß Comtesse Ferdinande, die vorhin erwähnte gefeierte Dame, den Arm ihres Führers verlassen hatte und recht ernst am Geländer lehnte. Düstere Schatten flogen über ihr Antlitz. Dahin schien ihre Heiterkeit. Comtesse Ferdinande war kein Kind mehr. Daß sie bei zwei- oder dreiundzwanzig Jahren noch unvermählt war, hatte ihr kaltes Auge und besonders ihren Eltern zur Ursache; doch war sie im Besitz einer pikanten Schönheit, die allerwegen Interesse erweckt und gewöhnlich auch Frauen von großem Verband eigen zu sein pflegt. Dabei war sie das Kleinod ihrer Familie, allüberall erlesen und gern gesehen. Ferdinande hatte auch treffliche Eigenschaften, einen feinen Takt, der immer den Ton traf, der nicht zum Herzen, aber zum Zweck führte. Sonderbar genug blieb sie den Parteikämpfen fremd —

Eben rollte der Wagen dumpf durch die Einfahrt; sehen konnte man ihn nicht mehr. Die Gesellschaft hatte sich wieder in die Zimmer zurückgezogen; man fand es kühl. In der That schauerte eine kalte Luft durch das Thal.

Auch Ferdinande hob den Arm vom Geländer und wandte sich dem Thurm zu. Jetzt hatte ihr Gesicht etwas so Ernstes, daß der junge Offizier sich Mut machen mußte, sie anzureden. Doch that er es.

„Das war", begann er, „der junge ?" — er nannte einen ungarischen Namen —, „der eben vorüberkam —"

„Ein junger Mann?" fragte Ferdinande und blieb am Geländer lehnen.

„Ein junger Bursche, kaum zwanzig Jahre alt — ich war dabei, als er gefangen wurde."

Ferdinande forderte den Erzähler nicht auf, zu sprechen. Sie gab ihm nur gleichsam wider Willen Gehör.

„Das Schloß der Gräfin ?", fuhr der Offizier fort, „war von den Rebellen besetzt, um uns den Uebergang über ein ziemlich reißendes Wasser zu erschweren. Es hielt den Transport der Batterie fast um einen Tag auf. Ein Rebellenhaufen hatte sich hineingelegt. Die Mauern waren stark und gut bewaffnet waren sie auch; so kostete es Zeit, bis wir dazu gelangten, das Nest in Brand zu stecken. Wir waren schon Herren der Mauern; nur vom Thurm wurde noch immer geschossen — wir stürmten hinan — da waren drei junge Burschen, die sich in napoleischer Tapferkeit wie die Löwen herumschlugen. Fast in einem und demselben Augenblicke fielen die beiden jüngern, fast noch Kinder. Da befahl der General, nicht mehr zu schießen; es sah aus da oben wie ein Nest junger Vögel — es waren die drei Söhne der Gräfin. Der letzte davon ist nun auf dem Wege nach der Festung —"

Ferdinande sagte nichts. Endlich ging sie hinüber nach dem Saal und meinte: „Man sollte

an dergleichen schon gewöhnt sein —" Den Abend sollte ein Concert feiern. Man ging, um die Toiletten auffrischen zu lassen und sich selbst eine kurze Ruhe zu gönnen —

Es fing schon an zu dämmern. Der Schloßhof, die alten finstern Mauern sahen unendlich düster und beängstigend aus. Drüben, an einer kleinen Pforte, stand eine Wache — da war wahrscheinlich der Ort, wo man den Gefangenen untergebracht hatte —

Wenn du doch im Gefühl deiner Freiheit kennst, wenn du weißt, nichts verhindert dich, den Fuß hinauszusetzen auf die schöne mütterliche Erde, so wird einen Blick, einen einzigen, in die Seele eines Gefangenen, der auf dem Wege ist, eine zwanzigjährige schwere Kerkerhaft zu verbüßen —! Es war ein düsteres und ödes Gemach, das man dem jungen Gefangenen gegeben hatte. Immer dunkler wurde es drüben auf den Bergen. Im Schloße wurden Fenster hell erleuchtet, der Wind wehte stärker und rüttelte an den Fenstern. Niemand hatte nach dem Gefangenen gefragt — seine Gegenwart war zur guten Stunde auf das Schloß gekommen; man trank und lachte und scherzte —

Regungslos saß der Gefangene am Tisch. Des Leibes Bedürfnisse nach Speise und Trank regten sich, man hatte ihn vergessen —! Ein Zimmer war es, dumpf und kalt. Drüben im Saale stimmte man die Instrumente zum Concert. Schon versammelten sich die Gäste von neuem. Da — gedachte man jetzt seiner? — drehte sich ein Schlüssel im Thürschloß —

Der Gefangene wandte den Kopf nicht. Kein harter, sporenklingender Fuß maß den Raum zwischen der Thür und ihm. Ein eigenes Gefühl des Schauers, fast der Furcht, ergriff ihn. Da legte sich eine Hand schnell, energisch auf seine Schulter. Er blickte auf und mußte sich sammeln, ob es Wirklichkeit, ob es Traum war.

Fassen Sie sich, armes, armes Kind!" sagte eine Stimme, so mild und wieder so kräftig mahnend: Sie können frei sein — Hier — folgen Sie mir!"

Willenlos ließ sich der junge Mann von einer Hand führen, die nicht im mindesten zitterte. Leise rauschten reiche seidene Gewänder. Blumen dufteten. Das ganze Leben, das schöne, sonnige, hier, fiel plötzlich wie ein heiliges Himmelsgeschenk in die Seele des Gefangenen. Er ging es durch einen dunklen Gang. Dann hieß seine Führerin die Thür zu einem finstern großen Zimmer auf. Ein Fenster wurde aufgemacht. Draußen schlug der Wind herein — „Hier ist ein Mantel, hier eine Börse —! Halten Sie sich nach jenen Wäldern dort! Drüben ist nicht mehr Oesterreich —! Aber schnell —! Ich muß fort —"

Drüben schmetterte die Ouverture zur „Regimentstochter" —

„Dank — ewigen Dank!" stammelte der bleiche Lippe des Gefangenen —

„Nur Muth!" mahnte die weibliche Stimme.

Ein Sprung aufs Fenster, ein Sprung hinunter —

Ribemleé lauschte die Befreierin den sich entfernenden Schritten — dann seufzte sie tief und schwer zum Himmel hinauf: „Krone du mein Werk —!"

Er hat es gethan. Der Gefangene entkam. Niemand wußte, wer dem Unbewachten den Weg gezeigt hatte. Ferdinande zeigte an jenem Conversationsabend eine glänzend heitere Stimmung. Erst am Morgen bemerkte man die Flucht — aber hatte man nicht des Armen gedacht — Ferdinandens künftiger Gemahl drang sich die Oertlichkeit. Man folgte dem Flüchtigen bis zum offenen Fenster jenes Saals. Der General bückte sich und hob schnell etwas von der Erde auf; es war nichts als ein kleines veilchenfarbenes Camelienblatt. Im Wagen, der die Gäste zurückbrachte, warf er es lächelnd, mit dem Finger drohend, in Ferdinandens Schooß. Ferdinande hatte veilchenfarbene Camelien getragen.

Jahre sind seitdem vergangen. In einer ziemlich monotonen Gegend Schlesiens, mitten unter rauschenden Wäldern und jungem Anbau, erhebt sich ein großes altes Gebäude, ein Schloß, das bis vor ungefähr zehn Jahren einem alten Herrn, dem letzten Sproß eines großen Hauses, angehörte. Damals stand rings der hohe, dunkle Nadelwald mit seinen majestätischen Kronen; niemand hätte gewagt, Hand oder Axt daran zu legen. Als aber der alte Herr starb, fiel der reiche Besitz an eine Anzahl entfernter Erben, wurde verkauft, bismembrirt — natürlich fielen die reichen Holzbestände zuerst. Die Theile des großen Ganzen kamen in die verschiedensten Hände. Von dem einen kaufte sich ein junger Officier Hunde und Pferde und bezahlte seine Schulden, von einem zweiten wurden Töchter ausgestattet, Söhne nach der Hochschule geschickt; ein drittes legte ein altes Fräulein in den Kasten, um nach ihrem Tod den Vögeln ihres Papageis und irgendeinem Wohlthätigkeitsverein zu vermachen.

Bluette.

Wann iſt Dein Hochzeit, Harry? Miß Lätizia ſein mir gut, applaudir ſehr ſtark, wenn ick tanz'!

Fantaiſie.

Sie will zeigen, daß ein engliſch Dam' muß haben Philoſophie.

Harry.

Nein, Kinder, ſie applaudirt Euch nur, um zu zeigen, daß ſie weiße Hände hat. (Sich umblickend) Ich finde, daß es hier nebenan ſehr laut iſt. Was thun wir überhaupt hier in dieſem ſchlechten Kaſten, wo ſie ſchachern und ſich die Vortheile der Concurrenz abluchſen! Für unſre morgende Waſſerfahrt ſteht meine ganze neue franzöſiſche Garderobe zu Dienſten. Wir müſſen etwas Prächtiges aufführen. London muß davon reden und Paris muß London beneiden. Seitdem die Stuarts zurück ſind, iſt doch erſt wieder pli in den engliſchen Gentleman gekommen. Pereat Cromwell! (Mit vornehmer Arroganz in die Couliſſen blickend) In der That, ich finde, daß man hier nebenan ſehr laut iſt. Ruhe da, meine Herren. (Gemurmel antwortet ihm von draußen.)

Harry.

Ich glaube gar, man widerſpricht dort. (Zu den Spielenden) Laßt doch n'mal Euer Spiel.

Die ganze Herrschaft hatte ein Gütermakler an sich gebracht.

Da der alte Herr wohlthätig, die Gegend aber sehr arm war, so würde man ihn ungleich schmerzlicher vermißt und betrauert haben, wenn nicht ein Theil des Guts in die Hände eines Mannes gekommen wäre, der eine chemische Fabrik errichtete. Mittel dazu hatte er im Anfang nur wenige, doch wollte ihm das Glück wohl. Auch strebte er, wie es schien, nur nach des Lebens Bedürfniß und begnügte sich, da es nicht anders ging, mit einem niedrigen Dach. Bald fand er Gelegenheit, die Tochter eines vermögenden Mannes zu heirathen. Auch dies wurde für ihn in jeder Beziehung ein Glück. Demnach lehnen jetzt an dem zehnjährigen Holzbestand der Gegend ringsum eine Anzahl weißer Fabrikgebäude. Daneben steht noch das alte kleine Haus, die Wiege der Ansiedlung. Man schont seiner aus Pietät, mol auch, weil man den Raum braucht. Der Besitzer, sagt man, sei aristokratischer Herkunft, hätte nach England flüchten müssen, wäre unter anderm Namen nach Preußen zurückgekehrt, wo noch Manteuffel herrsche, während es in Oesterreich keine vollständige Amnestie gab. Die kleine Summe zum Ankauf des ersten Hauses wäre der Erlös der verkauften Brillanten seiner Mutter. Dies Asyl verdanke er, hieß es, der Protection eines preußischen Staatsmannes. Für das aufgegebene gekrönte Wappenschild erwarb sich der Besitzer hier die Bürgerkrone — Die Gegend ringsum hatte in ihm einen Freund, einen Wohlthäter. Auch die Mutter verehrte man fast wie ein höheres Wesen, wenn sie still und sanft und segenspendend unter den Hülfsbedürftigen erschien. Jedes Jahr schenkte dem Herrn der Matrone ein Enkelkind. Da heilen alte, tiefe Wunden —

Ein Herbsttag brachte in mehreren eleganten Wagen eine Gesellschaft nach der Fabrik. Auf einem benachbarten Schlosse hatte man Gäste zur Jagd. Die Damen waren neugierig geworden, zu sehen, wie man in ihrer unmittelbaren Nähe allerhand Toilettenerfordernisse bereitete. So fuhr man hinüber.

In einem der ersten Wagen befand sich Gräfin Ferdinande an der Seite ihres Gemahls. Ferdinande hat im Leben alles gefunden, was sie begehrt, und das ist viel: Ehre, Einfluß, die Hand eines vielgeliebten Mannes. Daß dieser fast ein Greis ist, bemerkt sie kaum. Noch viel weniger findet sie darin eine Störung. Sie zieht jetzt Nutzen aus den Erfahrungen dieses silberweißen Kopfes — so ist sie politisch, diplomatisch zu jeder Zeit, vom Morgen bis zum Abend, vom Couriaal bis in das innerste ihrer Gemächer — hier ist alles klar, verständig — das Herz ein folgsames Kind, dem man lehrt, daß es am klügsten sei, gut zu sein. So lebt sie überall geehrt, zum Theil auch nur — gefürchtet.

Man stieg aus. Der Besitzer kam. Man betrachtete jede Einzelheit. Ferdinande erwog theilnehmend die Erleichterung für die arme Gegend in dem Erwerb durch die Fabrik. Da — eben stand sie dem Besitzer gegenüber und that die Frage nach der Arbeiterzahl —

Ihr kaltes Auge traf den Mann und diesen schien der Ton ihrer Stimme zu erschüttern —

Auch Ferdinandens Auge mußte etwas überrascht haben; für einen Augenblick verlor es doch die gewohnte Sicherheit.

Diese Erschütterung setzte den Mann, den man als glücklich überall kannte — nur Ferdinandens kühler Ton, ihre vollkommene Ruhe hielt den Ausbruch stürmischer Gefühle nieder. Sie — das stand fest, am ersten Ton der Stimme hatte er es erkannt — sie war die Gründerin dieses Glücks, seine Befreierin, das Wesen, für das die Mutter täglich betete!

Ferdinande maß und erwog alles — Die Zahl der Kinder, die stille Seligkeit über den verschwindenden Furchen des Grams im Gesicht der Matrone, die weitverzweigte Geschäftsthätigkeit — sie verglich dies glückliche und beglückende Leben mit zwanzig Jahren schweren Kerkers — alles die Folge einer raschhandelnden Stunde — „Was war da weiter für ein Verbrechen!" dachte sie und — der Gerettete dachte vielleicht: „Kann der durch sie Befreite einer Frau zu Füßen fallen die eben — — lächelnd den Inhalt ihrer Bonbonière den Kindern gibt —?"

So einfach, wie man nur lernt auf der Höhe der Gesellschaft sich zu bewegen — jeder Enthusiasmus war hier ein Mißklang. Ein freundlicher Abschiedsblick traf den tieferschütterten Mann — und das war alles. Da fuhren sie hin — da glänzten die Räder auf der sandigen Straße — da saß eine Frau, die an ihrer von Gott so gesegneten That — was wol beschäftigte? Der geringe Inhalt der damals mitgegebenen — Börse —

In der Fabrik stand plötzlich die Glocke — zum Feierabend? Wie? Es war ja erst zwei Uhr Nachmittag! Die Arbeiter hielten erstaunt inne. Der Fabrikherr beschied sie alle in sein Comptoir.

Dort gab er jedem den Lohn einer Woche. Die zitternden Hände der Matrone legten diesem noch ein Geldstück hinzu. Und morgen sollte gar noch ein Festtag sein, ein hochgefeierter — Armen und Kinder sollten am reichgedeckten Tische sitzen —?

Es war der Glücklichen Traum — an die Gottheit.

Eine königliche Theatergarderobe.

— — Lassen Sie sich zu den großartigen Magazinen der königlichen Theatergarderobe führen! Ich verspreche Ihnen, *laute de mieux*, eine halbe Stunde ganz leidlichen Amusements in dieser internationalen Ausstellung der Trachten aller Zeiten, aller Länder, aller Moden! Der Herr Inspektor, der gütigst, gleich einem Petrus, mit dem Schlüssel vertauschbereit, versichert, daß in ganz Europa eine reichere Ausstattung an Dekorationen, Garderobe und sonstigen Requisiten nicht existire und daß es immer noch an Raum gebreche, all die Herrlichkeiten unterzubringen. In geräumigen Räumen wie in Magazinen hat man bereits Garderobe und Dekorationen verlegt, während die Säle unter dem Dach des Opern- und Schauspielhauses für die Hauptkostüme eingerichtet sind. Ganz besonders ist nach dem Brande des Schauspiel- und Opernhauses darauf Rücksicht genommen. Der Katalog der Garderobenstücke weist über [illegible] Nummern auf und im Durchschnitt sollen täglich 370—380, bei großen Spektakelstücken noch mehr vollständige Anzüge bereit gehalten werden müssen. Außer den beiden obern Gottheiten dieses Olymps — dem Inspektor und Gewändmeister — gehören noch 90 Personen dazu, um ihn lebendig zu erhalten, wobei die Handlanger jeden Grades, selbst die des Dekorirens, noch nicht mitgezählt sind. Es ist in der That eine Welt für sich, von der, ist man abends behaglich auf seinem Sperrsitz installirt, man keine Ahnung hat, daß sie in Bewegung gesetzt werden mußte, um uns drei Stunden lang zu fesseln.

Daß hier, um leicht und schnell die jedesmal verlangten Kleider und Gegenstände herausfinden, eine exemplarische Ordnung gehalten werden muß, versteht sich von selbst. Seinerzeit schilderte Herr von Kußner den mangelhaften Zustand des Garderobewesens bei seinem Antritt als Intendant als ein chaotisch. Wie das Sprichwort sagt: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand", so meinen alle, namentlich die Mittelmäßigen bis hinab zu den Statisten, daß, wenn ihnen nur das richtige Gewand gegeben wird, sie ihre Sache auch gut machen — fehlt dagegen irgendeine Bagatelle, so läuft die Vorstellung Gefahr, Fiasko zu machen und der Gewändmeister trägt die Schuld. Man halte daher dieses Amt für kein behagliches, friedliches; es soll im Gegentheil mit dem eines Polizeipräsidenten von Berlin, der es auch nicht allen recht machen kann und schließlich an allem schuld ist, überaus viel Aehnlichkeit haben.

Wir sind zwischen all diesen Betrachtungen drei Treppen hoch im Schauspielhause emporgestiegen und stehen inmitten eines großartigen Saals, dessen Abtheilungen numerirt sind. Die jedesmaligen Stücke darin sind es gleichfalls.

Abtheilung I zeigt die Herrlichkeiten Roms und Griechenlands — die Purpurtoga Cäsar's, die weiße des Pomps und Cultus, durch breitere und schmälere Purpurstreifen unterschieden, die hochrothe Tunika der Soldaten, die dunkle der Plebejer und Sklaven; die Tunica praetexta der römischen Jünglinge und Jungfrauen, mit der sie die Toga pura oder virilis vertauschten. In Summa 200 Tuniken für Solo- und 681 für Chorpersonal.

Abtheilung II zeigt die Wämser altdeutscher Unmenschlichkeit mit und ohne Kaltenschoos, Ueberwürfe, Talare, Hauben, Panzer, Jacken und Hosen, in Summa 1991 altdeutsche Anzüge.

Abtheilung III. Spanische Gewänder: Gollets, Schultermäntel mit Stehkragen, Puffe, Spangen und Kniebeine; 1502 Anzüge, darunter viele Leon Garcia und Peña sowie eine Menge schwarzer Zigarros.

Abtheilung IV. Französische Gewänder aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Hoftrachten und Militäranzüge zur Zeit Ludwig's XIV., ebenso für Bürger, Bauern, Volk — 1027 Anzüge.

Abtheilung V. Französische Gewänder aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, zusammen 767 Stück.

Abtheilung VI. Moderne und unmoderne französische Trachten des 19. Jahrhunderts.

Abtheilung VII. Alle nur denkbaren Idealgewänder.

Abtheilung VIII. Ordenstrachten: Talare, Mönchskutten, Mäntel, Ueberwürfe, Kragen, Kappen, Stolas.

Abtheilung IX. Die polnischen, russischen, ungarischen und böhmischen Trachten sowie der reichsten Bauerngewänder bis herab zur Bauernjacke.

Abtheilung X. Außereuropäische Trachten: persische, indische, afrikanische, australische u. s. w.

Ein mächtiger Folioband enthält numerirt und registrirt jedes einzelne Stück dieser zehn Abtheilungen, sodaß in jedem Augenblick nachgeschlagen werden kann, zu welcher Rolle das fragliche Costüm gehört. Alles hängt an seinem bestimmten Nagel in der bestimmten Abtheilung, die Haupt- und Notizbücher aber sowie die großen Listen der Garderobeinspection in dem Expeditionszimmer geben genaue Auskunft, wenn ja ein Stück anderwärts ausgegeben ist und deshalb auf seinem Gestell vermißt wird.

Früher wurde alles in Schränken aufbewahrt; die Erfahrung hat indessen gelehrt, daß das Aufhängen an freien Gestellen die Stoffe besser conservirt als das steife Einklemmen und Einpacken in Kommoden und Schränken. Auch werden jetzt nur gute Stoffe verarbeitet, da die Costüme alsdann haltbarer sind und später, wenn die Helden sie verschmähen, noch für das Chorpersonal, für Hofdamen und einfache Ritter umgearbeitet werden können.

Daß die Damengarderobe in keiner Abtheilung der Männergarderobe nachsteht, muß ich à l'honneur dieser hinzufügen. Es waren an prächtigen, goldgestickten Sammtroben und Kleidern 65 Stück vorhanden, 300 schwere seidene Roben, 250 seidene Ueberwürfe und Jäckchen, 75 Sammtjacken, 441 seidene Röcke und 36 Sammtröcke.

Diese großartige Garderobe in steter Ordnung zu erhalten und neu anzufertigen, ist eine Werkstatt für Herren- und eine für Damengarderobe in den obern Räumen des Schauspielhauses eingerichtet; Obermeister und Directrices überwachen dieselben, und hier kann man die Behauptung wagen, daß die Nadel nicht kalt wird.

Wir treten aus den Räumen für die Kleider in die Waffenkammer. Sie erscheint gleich einem Arsenal des Mittelalters. Alle Arten von Rüstungen, wie sie bei Turnieren und in der Fehde üblich waren, hellglänzend, stahlblau oder schwarz, mit Gold und Silber ausgelegt oder wie die des Lohengrin ganz vergoldet. Ferner sind Küraße, Panzer und Panzerhemden, Harnische, Halsberge, Arm- und Brustschienen, Blechschurze, Schilde und Helme vorhanden. Was zur Ausstattung von Mann und Roß dienen kann, zeigt sich hier nach den Modellen der lombardischen und altdeutschen Waffenschmiede von Augsburg und Nürnberg. Lanzen, gerichtet und geschichtet alle ältern und neuern Hieb-, Stich- und Stoßwaffen, von dem breiten kurzen Römerschwert, die ganze Scala hindurch, bis zum Galadegen des Marinelli.

Auch die kostbaren Schmucksachen werden hier in der Rüstkammer aufbewahrt, als da sind: Die deutsche Kaiserkrone und andere nicht minder prächtige, wenn auch weniger zur Würde gewordene Dinge, die Diademe, Geschmeide und Spangen. Jedes Stück hat sein besonderes Etui oder liegt in besondern Kasten mit numerirten Abtheilungen.

Noch bleiben uns außer der Waffenkammer acht Abtheilungen, die sich den zehn erstgenannten anschließen; es ist

Abtheilung XI: Für Kopfbedeckungen. Sie ist durchaus interessant und personificirt oder illustrirt die Geschichte vom Tellerischen Hute in mindestens hundert Varianten. Nicht nur den historischen Hut aus „Tell", auch das kleine Hütchen Napoleon's und den rothen Cardinalshut mit rothseidenen Quasten und Schnüren, das spanische Barret und die großen Bauernhüte zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs sieht man hier neben den Chapeaubas à la Ludwig XIV. und XV. Alle Arten Militär-Tschakos, Mützen und Kappen neben modernen und unmodernen Stroh- und Filzhüten. Von hier aus, glaube ich, hat ein ingenieser Kopf den gegenwärtigen Wirrwarr der verschiedenen Damenhüte in Mode gebracht.

Abtheilung XII. Die Strumpfabtheilung — vom Blaustrumpf bis zum feinen weißseidenen, mit dieser vereint ist das Handschuhlager, vom eisernen Fausthandschuh und Büffelhautschuh bis zum feinsten Glacehandschuh.

Abtheilung XIII steht analog beim Leder, nur daß sie es im Urzustand zeigt. Es sind die verschiedenen Thierfelle und sonstigen Stoffe für die Söhne der Wildniß.

Abtheilung XIV zeigt Bandelier-, Schärpen-, Feldbinden-, Achselbänder-, Epauletten in Gold, Silber, Seide, Wolle; dazu eine vollständige Federhandlung, reicher, als wir sie bei Volgins' Erben sehen. Helmbüsche und steife Straußenfedern, wie kein König auf seinem Haupt sie schöner tragen kann. Auch Thea, die Blumenfee, hat ihren ganzen Bazar hier etablirt; ebenso kann jeder, der Verlangen nach einem Orden trägt, sich hier einen ad libitum aussuchen. Ein ganzes Firmament von großen und kleinen Sternen leuchtet ihm entgegen; auch Preußens Sonnen- und Löwenorden sowie der päpstliche Sporn fehlen nicht.

Abtheilung XV enthält alles Band- und Wäscherei von der feinen spanischen Halskrause

zur blauen Bluse und deutschen Schlafmütze
e die weißen Gamaschen der Soldaten. Daß
Vorrath kein geringer, erhellt aus der An-
, daß laut Jahresrechnung 30448 Stück Zeug
aschen wurden.

Abtheilung XVI und XVII sind die Schuh-
Stiefelkammer, das reine Kalau; von der
chischen und römischen Sandale an zeigt sich
Culturgeschichte der Fußbekleidung. Wie
ert's Hut alle Phasen der Form durchlauft,
hier ganz speciell die Stiefelstulpen, die bald
, bald geschlitzt, bald glatt, bald gebeult,
hängend erscheinen. Es drängt sich zunächst
Betrachtung auf, daß die meisten auf großem
e leben; denn nicht nur die Reiterstiefeln aus
Zeit des Großen Kurfürsten, auch der Holz-
h des Bauern läßt nach dieser Seite hin
s zu wünschen übrig; ihnen schließt sich zier-
t der moderne Husarenstiefel an und fährt
zu den goldstoffenen und seidenen Schuhen der
linge.

Abtheilung XVIII, die Schlußabtheilung, ent-
den Vorrath an Waffenungen. In dieser
ir gewahrt sehen wir hier die schöne Wade
s Don Carlos, ebenso Schenkel, Waden und
ker sowie den Schmerbauch des Falstaff, der
n der That verhindert, daß er noch die alten
r Knie sehen kann.

Außer diesen großartigen Garderobevorräthen,
als die dessen hauptsächlich für das Solo-
enal im Schauspiel, in der Oper und für
Ballet bestimmt sind, existiren noch 13 Zim-
im Opernhause und noch verschiedene Räume
Magazins in der Französischen Straße, die
alle mit Costumen angefüllt sind. In den
ern vorzugsweise für das Oberpersonal, für
nisten, Volk und Soldaten. Die Damen-
erobe ist eine Treppe, die Herrengarderobe
Treppen hoch. Auch hier sind noch eine
age von Sachen in Spinden aufbewahrt, der
ern Zeit entstammend, wo man es noch nicht
eg, sie an freien Gestellen aufzuhängen wie
Schauspielhause.

Um einen weiteren Begriff zu geben, wie viel
ade thätig sein müssen, sei hier erwähnt, daß
der Statistik des Garderobepersonals bei
r Aufführung der „Vestalin" im Opernhause
Ankleider, d. h. 32 Männer und 25 Frauen,
ig sind, um die Mimen und Chöre geschmückt
einen zu lassen; „Ellinor" erfordert 17,
d und Fleck" 45, „Oberon" 38 Ankleider. Das
Inventar der Decorationen und Maschinen
dem der Garderobe nicht nachsteht, weiß jeder,
der den Reichthum aus eigener Anschauung kennt;
auch Herr von Küstner hat in seinem Buch:
„Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung", in
Zahlen nachgewiesen, daß die hiesigen Theater die
bei weitem am reichsten ausgestatteten sind. Die
Munificenz der königlichen Kasse ist bereitwillig
allen künstlerischen Ansprüchen der Intendanz ent-
gegengekommen — um so auffallender, daß auf
Kosten der Aesthetik, aus blöder „guter Wirth-
schaft", die Musik im Schauspielhause gestrichen
wurde —!

Man kann diese Räume nicht verlassen, ohne
sich zu sagen: Wärst du doch ein Dichter, um alle
diese todten Stoffe zu beleben! Material wäre genug
da, um — die ganze Welt widerzuspiegeln! M.

Blicke auf Java.

— Wir geben in Folgendem noch eine kurze
Nachlese unserer Erinnerungen an die Darstel-
lung der auf Kosten der österreichischen Regie-
rung herausgegebenen Novara-Reise.

Man möge sich manche glühende und duftige
Schilderung der Insel Java zurückrufen, welche uns
die verschwenderische Pracht des Blumenflors, den
warmfeuchten Dunst der Atmosphäre dieses Tro-
penlandes lebendig und charakteristisch vor die
Seele zaubert — in unserer Reisebeschreibung
haben wir es nur mit Matter of fact-Menschen
zu thun, deren Wohlsein und Behagen im weite-
ren Sinne wesentlich von der eifrigen Unterstützung
der holländischen Regierungsorgane und deren
überaus gütlichen Aufnahme bedingt wurde.

Was die alte Ansiedelung, das frühere Ba-
tavia (Jacatra) der Holländer betrifft, so ist die-
ser sumpfige, ungesunde Fleck Erde nur noch den
Magazinen, Comptoirs und Bureaux überlassen.
Aber auch die Bewohner des modernen Batavia
unternehmen gern am späten Nachmittag Ausflüge
in die höher gelegenen, gesunderen Gegenden, da
sich allabendlich ein dichter, giftgeschwängerter
Nebel auf die Ansiedelung legt. Ein Besuch des
ausgebreiteten Ethnographischen Museums und der
Bibliothek — das Ergebniß unermüdlicher Nach-
forschungen und Sammlungen seitens der Bata-
vianischen Gesellschaft von Künsten en Weten-
schappen, gegründet im Jahre 1778 — zeigte den
Reisenden außer einer craniologischen Collection
der verschiedenen Rassentypen auch eine bedeutende
Anzahl interessanter Costume und Geräthschaften.
Eigenthümlich erscheint darunter eine Sammlung

Sonnenschirme, die in ihrer Abstufung von Einfachheit bis zur Pracht den Javanen ein ebensolches Rangunterscheidungsmittel bieten wie die Knopfe den Chinesen.

Die erwähnte wissenschaftliche Gesellschaft, unter besonderer Nennung der Herren Dr. Bleeker, Netscher und Münnich, redigirt auch eine Monatsschrift für indische Geschichte, Länder- und Völkerkunde. Nicht minder eifrig wird für Spitäler, Schulen und Strafanstalten, deren Verbesserung und zweckmässige Einrichtung gesorgt. Kleine offene Wachthütten in den Hauptstrassen Batavias fielen den Reisenden besonders auf. Der darin postirte Javane schlägt mit einer Art Trommelschlägel an ein kleines länglichtes Holz, Tong-Tong, um die Stunden oder eine Feuersbrunst oder einen Amokläufer zu signalisiren — Diese durch Opiumgenuss aufgestachelten Rasenden alarmiren die Bevölkerung wol ein paar Dutzend mal im Jahre.

Die Javanen sind tüchtig im Ackerbau und haben durch den Verkehr mit den Europäern zu ihren frühern Landesproducten, Reis, Hülsenfrüchte, Indigo und Baumwolle, noch Mais, Tabak und Kaffee gewonnen. Ihre Sprache umfasst drei Dialekte und hat viele Worte aus dem Sanskrit, dem Arabischen und der Telingusprache entlehnt. Ein wichtiges Ereigniss in ihrer Geschichte ist die Convertirung zum Hinduismus und später zum Mohammedanismus. Der Zeitpunkt des erstern scheint vom 13. Jahrhundert zu datiren, der des zweiten von 1478 unter der Regierung Salivana's. Auch hier wie in Singapore machen die Chinesen, welche man die Juden Indiens nennen könnte, einen grossen Theil der Bevölkerung aus. Auch sie gehören meistentheils geheimen Gesellschaften an.

Die Reisenden wohnten dem feierlichen Empfang einer Gesandtschaft aus Lombok bei, welche einen Brief des Königs zu überbringen hatte. Dieser lag, mit einem goldgestickten Tuch bedeckt, auf einem silbernen Teller, über welchen ein kostbarer Sonnenschirm gehalten wurde. Den Augenblick der Uebergabe verkündeten 9 Kanonenschüsse.

Am 13. Mai unternahmen die Reisenden einen Ausflug nach Buitenzorg (2 h ausserhalb der Berge), der Residenz des Generalgouverneurs. Damit hoffte auch die Besteigung des 9326 pariser Fuss hohen Vulkankegels Gunung Pangerango verbunden sein. Die Reisegelegenheiten, Relais und Unterkunft waren auf das bequemste angeordnet. Ein Telegraphendraht durchzieht hier die Reste grünender und blühender Bäume und vermeidet auf diese Weise recht glücklich das Monotone und Unästhetische unserer die Eisenbahndämme so kahl und nackt entlang laufenden Telegraphenlinien. Buitenzorg besitzt einen der schönsten botanischen Gärten, der im Jahre 1817 unter der Verwaltung des Generalgouverneurs Baron van der Capellen angelegt wurde. Der leider desselben, H. Teijsmann, hat das schöne Verdienst, die Cultur der kostbaren Vanille (Vanilla planifolia) durch künstliche Befruchtung zuerst auf Java eingeführt zu haben. Das Insekt, welches Vermittler des Blütenstaubs ist, findet sich nämlich auf Java gar nicht vor. Es werden jährlich mehrere Centner der aromatischen Scheten gewonnen, ein Centner frischer Scheten gibt 1 Pfund Vanille à 40 Gulden Verkaufspreis.

Auf der Strecke bis zu dem zu besuchenden, jetzt theilweise ausgebrannten Vulkan fanden die Touristen auf der Besitzung eines Herrn Van der Beek grosse Kopalpflanzungen und damit verbundene Gochenillezucht. In der Nähe von Pondok Gedeh befindet sich auch die Steenschool Tenaaint's ausgezeichnete Anstalt für Reconvalescenten unter der Leitung des deutschen Arztes Dr. Bernstein. Die Häuser der Javanesen sind meist aus Bambus und die Wände derart schwarz bemalt, dass sie wie ein riesiges Damenbrett aussehen. Dicke Bambusröhre, an Stricken aufgehängt, werden als Bienenkörbe benutzt. Der Empfang und das feierliche und reichliche Geleite von einer Ortschaft zur andern machte den Ausflug zu einem Triumphzug. In Tjanjawar fanden die Reisenden einen Brief des Dr. Junghuhn mit einer Einladung, ihn in seinem Waldasyl zu besuchen. Dr. de Vry wurde von ihm abgeordnet, um die von Junghuhn ins Leben gerufenen Chinaanpflanzungen und das Culturverfahren den Novaramitgliedern zu zeigen.

Auf dem Wege zur Besteigung des Gunung findet sich eine heisse Quelle, von der dichte Dampfmassen aufsteigen, während daneben ein frischer klarer Bergstrom in die Tiefe stürzt. Alles, was europäischer Comfort aufzutreiben vermochte, wurde von dem zahlreichen Gefolge der Bergsteiger auf den Gipfel geschafft; selbst ein kleiner Ofen, der sich um so zweckmässiger erwies, als das Thermometer von 21 bis auf 9 Grad gesunken war. Leider zeigte sich die sonst überwältigend schöne Aussicht bewölkt; doch konnten die vielen Beobachtungen, Messun-

u. s. w. vorgenommen werden. Der noch bandene thätige Krater bringt wol Dampfsäu-, Schlamm, Steine, doch keine Lava mehr. der Blumenwelt gab es Wahrungen an heimatliche Alpenflora; eine dem Platz eigenmliche Blume ist die von Dr. Junghuhn entkte und benannte Primula imperialis.

Am Fuße des Feuerbergs, des Kraters von deh, liegen nun in einer Höhe von 4400 Fuß Anpflanzungen des Chinabaums (Cinchona ...). Die Versuche eines Uebertragens der anze aus Peru durch Dr. Hasskarl waren ...tentheils mißglückt. Nachdem derselbe nach ropa zurückgekehrt war, übernahm Dr. Jungbn im Juni 1858 die Cultur dieses wichtigen ...umes. Seiner unermüdlichen Sorgfalt gelang es endlich, genügende Resultate zu erzielen, ...aß man im Jahre 1859 in den Preanger ...gentschaften schon hundertausend üppig wachde Chinapflanzen zählte. Auf der Rückreise ...en den Reisenden in den Reisfeldern Stangen ...abnlichen Gehängen wie auf den Nikobaren. In Oesterreich werden solche Dinger Spatzenecker genannt, in Java heißen sie Tandang ...n (Talisman gegen den Teufel).

In der Nähe des Städtchens Bandong wurde Ortschaft Tjiekan berührt. Ihre Bewohner ...n von der sehr mühseligen und gefährlichen ...winnung der Schwalbennester. Sie erreichen lebensgefährlichen Felsen mittels Seilen Leitern von Seetang, die sie an den Felsen ...ringen, um die in den Höhlen befindlichen ...walbennester erbeuten zu können. Nur bei ...g stillem Wetter und zur Zeit der Ebbe kön... die kühnen Sammler oder Pflücker ihre gefährliche Fahrt antreten; denn kommt die Flut, ...schließt jede anrollende Welle die Höhle zu. ... der Pflücker die Leiter aushängt, richtet er ... ein feierliches Gebet zu der Göttin oder ...ngin der Seeküste oder bringt ein frommes ...fer an dem Grabmale Sersil's dar, des ersten ...deckers der Vogelnesterhöhlen. Die Fruchtbarkeit des Vogels ist so groß, daß die Nester vierim Jahre gepflückt und in den Höhlen Bandong jährlich ungefähr 1000 geernteter ...den. Hundert Nester wiegen einen Kattie ... Pfund); hundert Katties sind ein Pikul und einen solchen bezahlen die Chinesen 4— ... holländische Gulden.

In Bandong selbst erfahren die Reisenden ...gastlichste Aufnahme von seiten eines javani... Regenten, Raden-Adipati-Wira-Nata-Kusuma. Auch hier fanden sie alles im europäischen Stil eingerichtet, ausgenommen die Tracht des Regenten und das Gefolge javanischer Diener, welche mit silbernen Dosen voll Betel ihrem Herrn auf den Knieen nachrutschten. Sie halten das Kaumittel nur kurze Zeit zwischen den Zähnen und spucken den rothgefärbten Speichel in silberne oder goldene Spucknäpfe.

Von Bandong ging es nun fort, um Dr. Junghuhn zu besuchen. Wagen, Pferde und alle Reiterei-Utensilien hatte der Regent besorgt. Junghuhn ist von imponirender Gestalt, edeln, einnehmenden Zügen und zeichnet sich durch bedeutende physische und geistige Kraft aus. Er hat 45 Vulkane bestiegen, und zwar in einer Zeit, wo noch keine Reitwege, sondern allein Rhinocerospfade auf die Gipfel führten, welche die Begegnung mit diesen hier sehr zahlreich vertretenen Thieren unter den Viertüßern höchst gefährlich erscheinen ließen, wie denn auch Junghuhn bei seinen Culturversuchen namentlich das Rhinoceros zu bekämpfen hatte. In der Nähe wird viel Kaffeebau getrieben; das Land erzeugt an 100 Millionen Pfund. Seit 1718 wurde die Kaffeebohne in Java durch den damaligen Gouverneur Hendrik Zwaardecroon von Mokka aus eingeführt. Drei Gräser — ihrer Unvertilgbarkeit wegen die Javasche Dreieinigkeit genannt — schaden den Anpflanzungen: Eriochilus valerianifolia, Ageratum conyzoides und Bidens Sundaica. Auch die Zibetkatze verzehrt das Fleisch der rothen Beere.

Dr. de Vrij begleitete die Reisenden bei dem Ausflug zu dem Vulkan Tangkuban Prahu. Sie stiegen in die beiden wirthbaren, Königs- und Gottkrater genannten und mit dampfenden Schwefelmassen erfüllten Zwillingskrater hinab, die in der Mitte eine sich windende Mittelrippe miteinander verband. Durch die Umsicht Dr. Junghuhn's wurde den Reisenden eine außerordentliche Sorgfalt von seiten des erwähnten Regenten zu Theil, trotzdem derselbe erst einen Tag vorher das Avis erhalten hatte. Wege wurden gebahnt, Brücken geschlagen, viermal im Tag die Reitpferde gewechselt, an den Rastplätzen wohnliche Hütten errichtet und die Mahlzeiten bereit gehalten. Dazu kamen noch die feierlichen Begleitungen aus den Dessahöfen, Musik, Tänze und Belustigungen. Ein im geologischen Interesse noch unternommener Ausflug nach Tjukang-kaso, Tjiruk-Mimum und Sangjang-heuw bot den große Befriedigung; die üppige Vege-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 19198/088

tanten, die prachtvollen Wasserfälle und die sonderbaren Felsenformationen mußten für den Naturforscher von größtem Interesse sein. Bei einem andern Regenten wohnten unsere Reisenden einem Feste bei, das der üblichen ohrenbetäubenden Musik, monotoner Bajaderentänze und Gaukelkünste nicht entbehrte. Nach Buitenzorg zurückgekehrt, verweilten sie daselbst noch einige Tage; doch wurde ihnen der Aufenthalt durch Beobachtung der steifen Etikette, worin die Javanesen die Holländer noch übertreffen, einigermaßen verbittert. Eine Jagdpartie und ein von der militärischen Gesellschaft Concordia veranstaltetes Fest schlossen die zur Ehre der „Novara" veranstalteten Festlichkeiten. Zuletzt besichtigten die Reisenden noch mehrere öffentliche Anstalten. Das Strafhaus läßt manche Humanitätsmaßregel zu wünschen übrig. Der Bazar ist ein Sammelplatz von Verkaufswaaren, Musikanten, Opiumspeculanten, Bajaderen und Spielhöllen. In den letztern halten sich zumeist die Chinesen auf, die sich dem Laster des Kartenspiels mit wahrer Leidenschaft hingeben.

Im Hotel de Bellevue zu Buitenzorg lernten die Reisenden einen jungen Neger, Kanaße Boachi, aus dem Königreich Aschanti, kennen, der neun Jahre lang in Deutschland erzogen wurde und auch Ihren dresdner Lesern bekannt sein wird. Kanaße lernte unter Professor Bernhard Cotta den Bergbau, wurde Christ und wünschte in Deutschland zu bleiben. Doch bekam ihm das Klima nicht und er kehrte nach Java zurück, um sich mit Kaffeezucht zu beschäftigen.

Eine zweite merkwürdige Persönlichkeit war der in den dresdner Kreisen noch besser bekannte Raden Saleh, ein Javanese von hoher Geburt, der 23 Jahre in Europa lebte. Er widmete sich vorzugsweise der Malerkunst und war während einiger Jahre in Dresden ein gern gesehener Gast im Hause des durch die Nationallotterie bekannten Majors Serre, wo mehrere schöne Oelbilder, Tiger- und Löwenjagden, an den Wänden des Salons Zeugniß seines Talents geben. Gesundheitsrücksichten scheinen auch ihn zur Rückkehr in das Vaterland bestimmt zu haben, wo ihm die holländische Regierung einen nicht unbedeutenden Jahrgehalt mit der Verpflichtung ausgesetzt hat, zuweilen für den Hof ein Bild zu malen. Raden Saleh steht noch heute in lebendiger Erinnerung bei seinen dresdner Freunden und auch er äußerte gegen unsere Reisenden: „Ich habe Deutschland so vieles zu danken, meine Gedanken und Gefühle sind immer in Deutschland!" Beiläufig gesagt, verdanken wir Raden Saleh einen hübschen Euphemismus: er nannte die alten Jungfern immer „Späte Fräuleins".

Das nächste Ziel der „Novara" war Luzon oder Manila, die größte und wichtigste Insel des Philippinen-Archipels, mit der vom Spanier Miguel Lopez de Legaspi im Jahre 1571 gegründeten Stadt Manila.*) Die ganze Inselgruppe steht unter der Oberherrschaft der Spanier, besser gesagt unter dem unmittelbarsten Einfluß der Mönche. Der Anblick der Stadt ist düster; eine ernste Stille herrscht auf den mit Gras bewachsenen Straßen, nichts zeugt von frischem Leben oder Fortschritt. Nur Spanier oder ihre Abkömmlinge dürfen in dem Weichbild Manilas ihr Domicil errichten. Wegen der häufigen Erdbeben sind die Häuser nur ein Stock hoch, haben große Höfe und eine Terrasse. Die Fensterscheiben sind nicht aus Glas, sondern aus den abgeschliffenen Schalen einer Austernart und dämpfen das Licht in höchst wohlthuender Weise. Die zwei Hotels sind ebenso theuer als schlecht.

Als die Ureinwohner der Inseln werden die Tagalen angegeben, ein kleiner Menschenschlag von hellgelber Hautfarbe, breiten Nasen und dicken Lippen, dessen Abstammung nicht ganz ermittelt ist. Außerdem befindet sich hier ein buntes Gemisch verschiedener Rassen, darunter die Negrillos, Negerchen, die kleiner und schmächtiger als ihre afrikanischen Stammverwandten sind, aber ebenfalls auf einer sehr niedern Entwickelungsstufe stehen. Fast allgemein auf den Inseln wird tagalisch gesprochen; geschrieben wird diese Sprache meist mit römischen Buchstaben und selbst die ältesten Druckwerke enthalten nur wenig Angaben des ursprünglichen aus 20 Buchstaben bestehenden Alphabets.

Die vier Mönchsorden, welche bedeutende Controle über die Eingeborenen ausüben, sind die Augustiner, Franciscaner, Dominicaner und Barfüßer-Augustiner. Sie genießen seitens der Regierung eine bedeutende Protection und in dieser wurzelt der ganze spanische Einfluß auf der Insel. Sind die Augustiner die unterrichtetsten, so fanden die Besucher bei den Dominicanern die größte Reinlichkeit. Ihnen kommt das

*) Spanische Schriftsteller leiten den Namen Luzon von Lusong ab, dem Namen der hölzernen Mörser, in denen der Reis gestoßen wird. Dieses Gerüth findet sich dort in jeder Hütte vor.

Centuriten der Bucher zu und Frau Joaquin Fonteca verehrte den Reisenden beim Abschied Fragmente eines von ihm verfaßten Epos. Die Recoletos oder reformirten Augustiner theilen mit den Franciscanern die Nachlässigkeit in Anzug und Besorgung ihrer Wohnräume, während sie den andern Augustinern in der Bildung weit nachstehen. Sie kannten sich über das Vaterland der Novara-Mitglieder, „Austria", durchaus nicht orientiren und hielten es für Australien oder Asturia, trotzdem einer der Reisenden, der spanischen Sprache mächtig, es versuchte, ihnen einen richtigen Begriff von dem Lande beizubringen. Die Eingeborenen kennen überhaupt nur Spanier und Engländer. Der Gouverneur Don Fernando Norzagaray ließ es zwar an Höflichkeit nicht fehlen, doch stand diese in keinem Verhältniß mit dem zuvorkommenden Benehmen der Beamten auf Java, die alles aufboten, den kleinsten Ausflug zu einem Triumphzug zu gestalten.

Dem Entdecker des Archipels, Magelhaens, wurden zwei Monumente errichtet — damals noch eine seltenere Ovation. Eins in der Nähe von Manila auf einem kleinen Isthmus, bestehend aus einer 70 Fuß hohen dorischen Säule; das zweite, welches zugleich als Leuchtthurm dient, auf der Insel Mactan. Zu den Volksbelustigungen in Manila gehören die Hahnenkämpfe; sie sind ein Monopol der Regierung. Bei diesen Gelegenheiten gibt es einen wunderlichen Brauch, der unsere Contremarken ersetzt. Beim Ausgang macht der Billeteur dem Betreffenden am nackten Vorderarm ein Stempelzeichen mit schwarzer Farbe und bei der Rückkehr wird es wieder weggewischt.

Die Hauptausfuhrartikel Manilas sind Tabak, Zucker und sogenannter Manilahanf (Abaca). Der erste wird theilweise in den großen Cigarrenfabriken verarbeitet, wo man die Papiercigarren oder Cigarillos verfertigt. Die Geschicklichkeit und Schnelligkeit der Arbeiter ist staunenswerth. In sämmtlichen Fabriken zu Binondo, Arroceros, Cavite und Malabon werden jährlich 11—12 Millionen Stück bereitet. Die wenigsten werden nach Europa, die Mehrzahl nach Ostindien versendet. Ein Hauptprodukt der Philippinen, der Manilahanf, wird nicht aus Cannabis sativa, sondern aus einer Bananenspecies, Musa textilis, gewonnen, deren Stamm 9—12 Fuß hoch wird und 8 Fuß lange, 1½ Fuß breite, meist dunkelgrüne Blätter treibt. Durch Gährung und das Durchziehen durch zwei Eisen wird er zur Verarbeitung vorbereitet. Im ganzen erzeugt man jährlich an 4 000 Centner, besonders zu Schiffstauen geeignet, und übertrifft in Festigkeit und Elasticität vom europäischen und russischen Hanf noch nicht übertroffen. Auch der Ramiestrauch (Bochmeria tenacissima) liefert ein ähnliches Material, während die Fasern einer Bromeliacee (Ananassa sativa) zu dem feinsten Gewebe, Hemden, Schnupftüchern, Halstüchern, unter dem Namen Grasscloths verwendet werden.

Auf einem kurzen Ausflug in das Innere der Insel, nach Laguna de Bay, bemerkten die Reisenden öfters den Martinsvogel (Pastor roseus). Es ist ein fleißiger Heuschreckenvertilger, der dieser nützlichen Eigenschaft wegen mit großem Kostenaufwand aus China eingeführt und dessen Tödtung mit Gefängnißstrafe bedroht wurde. Die Laguna ist ein Süßwasserbecken, zur Fischzucht eingerichtet und so mit Corrals oder Fischfallen belegt, daß man sich durch dieses Labyrinth kaum einen Weg bahnen kann. Tagalische Weiber besorgen dieses Geschäft, während ihre Männer zu Hause kunstvolle Stickereien auf Grasscloth ausführen. Eine prachtvolle, wahrhaft zauberische Vegetation bietet die Laguna encantada, die ihren Namen mit Recht führt. Nur mühsam gelangt man durch die verschlungenen und verstrickten Pfade an ein geheimnißvoll versteckt tiefgrünes Becken, eingeschlossen von einem aus Lavablöcken gebildeten Wall, woran sich ein reicher Urwald schließt. Die hier herrschende lautlose Stille wurde nur durch Gewitterdonner und zuletzt durch einen starken Regenguß unterbrochen. Als man auf einen Wasservogel schoß, regten sich plötzlich die versteckten Vögel, Fledermäuse und fliegenden Hunde und verdunkelten, in Scharen ein anderes Asyl aufsuchend, fast das Tageslicht.

In London verirrt.

— — Während meines Aufenthalts in London — erzählt ein Reisender — kehrte ich eines Abends von einem Besuch bei einem Landsmann nach meiner Wohnung zurück. Es war kurz nach zehn Uhr und ein schöner heller Abend. Als ich um eine Ecke bog, stieß ich plötzlich auf eine dichte Gruppe von vielleicht funfzig Menschen, die sich um eine in der Mitte stehende Frau drängten. Neugierig, zu wissen, was es hier gäbe, drängte ich mich ebenfalls mit hinzu.

Die alte Frau war eine noch sehr rüstige Person von etwa 60 Jahren in der gewöhnlichen

Hauskleidung der Arbeiterklasse mit aufgestreiften Hemdärmeln und einer ungeheuern Nachthaube auf dem Kopf, gerade als ob sie vom Waschfaß fortgelaufen wäre, und hielt, wie um diese Vermuthung noch mehr zu unterstützen, einen Riegel Seife in der Hand.

Die Umstehenden, unter welchen sich auch ein Nachtwächter befand, hatten, wie ich bemerkte, die größte Mühe, sich mit ihr zu verständigen, weil sie einen in London nur sehr selten zu hörenden Dialekt sprach, sodaß mehrere der hier anwesenden Stocklondoner, die ohnehin wegen ihres Mangels an Sprachtalent berühmt sind, sich der Annahme zuneigten, daß sie es mit einer Ausländerin, vielleicht mit einer Deutschen, oder — wie ein besonders scharfsinniges Individuum bemerkte — am Ende gar mit einer „Prussin" zu thun hätten.

Als es mir gelungen war, in die unmittelbare Nähe der in ethnographischer Beziehung so schwer zu klassificirenden alten Frau zu gelangen, hörte ich sogleich, daß sie den Dialekt von Devonshire sprach, und da mir dieser infolge eines mehrjährigen Verweilens in jener Provinz vollkommen bekannt und geläufig war, so übernahm ich sofort das Amt eines Dolmetschers zwischen ihr und der sie umgebenden, sich für sie, wie es schien, lebhaft interessirenden Menge.

Niemand war froher als die alte Frau selbst und ihre Geschichte war, wie sich nun ergab, folgende.

Sie war in Deerplane, einer kleinen Stadt in Devonshire, wohnhaft und den Tag zuvor zum ersten mal in ihrem Leben nach London gekommen, um ihre hier verheirathete Tochter zu besuchen. Diese Tochter, welche, beiläufig bemerkt, Sally hieß, wohnte in einem „kleinen Häschen". Ihr Schwiegersohn hatte sie von dem Bahnhofe abgeholt, wo aber die Wohnung dieses Schwiegersohns war, davon hatte sie auch nicht den mindesten Begriff. Der einzige Aufschluß, den sie darüber geben konnte, war, daß es „Nr. 3" sei.

Die Art und Weise, auf welche sie sich verirrt hatte, war folgende. Da sie, wie ich schon vorhin bemerkte, noch sehr kräftig und rüstig war, so hatte sie diesen Abend bei einer von ihrer Tochter veranstalteten großen Wäsche geholfen, woraus sich die aufgestreiften Hemdärmel und bloßen Arme erklärten. Plötzlich hatte man gefunden, daß die Seife nicht ganz reichte und daß man schnell noch eine kleine Quantität holen müsse, ehe die Seifensiederläden geschlossen würden, was gewöhnlich gleich nach 10 Uhr zu geschehen pflegt. Die alte Frau war am Vormittag mit ihrer Tochter schon in einem nahe gelegenen Seifensiederladen gewesen und hatte sich, in der Meinung, daß sie den Hin- und Rückweg ganz bequem finden würde, sofort erboten, selbst zu gehen und das noch fehlende Quantum Seife zu holen.

Demgemäß machte sie sich wie sie ging und stand auf den Weg, fand auch richtig den Seifensiederladen und kaufte die Seife. Eine weit schwierigere Aufgabe aber für sie war es, den Rückweg zu finden. Sie hatte sich nicht die Ecke gemerkt, an welcher sie aus der größern Straße in die kleinere einbiegen mußte, die Straße selbst hatte, da gerade zu dieser Stunde die meisten Kaufläden geschlossen werden, ein ganz anderes Ansehen gewonnen als wenige Minuten vorher und es dauerte nicht lange, so befand sich die gute alte Frau in einem Labyrinth, in welchem sie rathlos und aufs Gerathewohl umherirrte. Natürlich suchte sie sich durch Fragen zu helfen, die meisten der Begegnenden aber verstanden sie nicht oder hielten sie für eine Verrückte. Den Namen des Seifensieders, wo sie die Seife geholt, wußte sie auch nicht anzugeben und der ganze Fingerzeig, den sie den sich für sie Interessirenden in Bezug auf ihr Ziel geben konnte, bestand in den wenigen Worten: „Meine Tochter Sally in Nr. 3."

„Der Teufel mag die ausfindig machen!" sagte der Nachtwächter. „Wenn es ein armes Kind wäre, was sich verlaufen hätte, so wäre die Sache sehr leicht."

„Wie so?" fragte ich. „Ich sollte meinen, es müßte weit schwieriger sein, ein Kind zurechtzuweisen als eine erwachsene Person, auch wenn sie aus Devonshire ist."

„Ein Kind reicher Aeltern allerdings, aber nur kein armes!" antwortete der Nachtwächter. „Wenn wir ein solches treffen, das sich verlaufen hat und seine Wohnung nicht finden kann, so brauchen wir es blos zu fragen: ›Wo läßt sich dein Vater seinen Branntwein holen?‹ Das Kind weiß dann allemal wenigstens hierüber Auskunft zu geben und dann ergibt sich alles andere von selbst. Was aber sollen wir mit diesem alten Weibe anfangen?"

Ich wußte es allerdings auch nicht. Die Umstehenden, deren Neugier nun befriedigt war, schienen zu fürchten, daß sie am Ende selbst noch um Nachtherberge für die arme alte Frau an-

Wyſe, Smith, Dorſet (zuſammen).

Benimmt ſich dort Jemand unanſtändig?

Harry

(da das Gemurmel des Unwillens mehr zunimmt, den Bedienten rufend).

Jack! Brown! trétet herein!

Alle.

Peitſchen her! (Es treten ſehr glänzend coſtumirte Bediente mit lachendem Uebermuthe herein und bringen Peitſchen und Jagdgewehre.)

Fantaiſie und Oluette.

Mon dieu! Tenez donc! Que voulez vous faire?

Harry

(mit kalter Ruhe die Wände des Zimmers überſehend).

Wollen wir dem status quo dieſes Zimmers einmal ein anderes Arrangement geben?

Marwell

(noch immer ruhig mit Pickington fortſpielend).

Dann würden wir morgen in der Conſtablerei ſitzen, und unſere Waſſerfahrt im Trocknen halten.

Einige Gäſte

(wollen dreiſt heraustreten, Harry führt ſie mit einem gewiſſen Anſtande zurück).

gegangen werden könnten und „drückten sich" daher einer nach dem andern. Es dauerte nicht lange, so stand niemand mehr bei ihr als ich und der Nachtwächter.

Letzterer erbot sich, sie nach der nächstgelegenen Polizeiwache zu bringen, wo sie, wenn auch nicht Aufschluß über die Wohnung ihrer Tochter — denn dies wäre nur durch ein Wunder möglich gewesen — doch wenigstens ein Nachtlager erhalten würde.

Davon aber wollte die arme Alte nichts wissen, sondern bat uns dringend, mit ihr nur noch einige Straßen auf- und abzugehen — sie würde die richtige ganz gewiß noch treffen. Der Nachtwächter schien, die Erfolglosigkeit dieser Promenade mit Recht voraussehend, dazu keine Lust zu haben; da aber der Abend wundertschön war und ich mich schon wegen der Naderinnerung an die angenehme Zeit, die ich in ihrer heimatlichen Provinz erlebt, für die arme Alte interessirte, so erbot ich mich, ihr den gewünschten Dienst zu leisten.

Zwei volle Stunden lang wanderte ich mit ihr von Straße zu Straße und von jeder glaubte sie, es sei die richtige. Wenn wir aber dann an das Haus Nr. 3 kamen, sah sie wohl, daß es nicht die Wohnung ihrer Tochter war.

Trotz meiner Theilnahme für die Alte ward ich natürlich dieses fruchtlosen Umherwanderns überdrüssig.

„Habt Ihr denn niemals von Deeplane aus an Eure Tochter geschrieben?" fragte ich endlich, indem mir die Verzweiflung eine Frage eingab, die mir eigentlich schon viel eher hätte einfallen sollen.

„Nein, ich selbst nicht", antwortete die Alte, „denn ich kann nicht schreiben; aber ich habe mehr als einmal an sie schreiben lassen!"

„Nun dann mußt Ihr doch dem Schreiber dieser Briefe gesagt haben, wo Eure Tochter hier in London wohnt, denn sonst hätte sie Eure Briefe nicht bekommen!"

„Gesagt habe ich es ihm nicht, aber ich habe einen Zettel, den mir meine Tochter einmal schickte und auf welchem ihre Wohnung geschrieben steht."

„Nun, so gebt doch diesen Zettel her!" rief ich.

„Ja, in der Tasche habe ich ihn nicht, mein bester Herr!" entgegnete die Alte. „Der liegt gut aufgehoben bei mir zu Hause in Deeplane links in der hintersten Ecke des untersten Schubfachs meiner Kommode!"

„Dann", sagte ich und war sofort überzeugt, daß der von mir in Vorschlag zu bringende riesige Umweg gleichwol am schnellsten zum Ziele führen würde, „dann, gute Frau, müßt Ihr noch Deeplane zurückkehren und diesen Zettel holen!"

Die Alte besaß einen sehr guten natürlichen Verstand und erklärte sich sofort mit meinem Vorschlage einverstanden. Demgemäß geleitete ich sie auf den Paddington-Bahnhof und sprach mit dem diensthabenden Oberbeamten, der sich sofort bereit erklärte, meine Schützlingin unentgeltlich nach Deeplane und wieder zurück befördern zu lassen. Einiges Geld hatte sie noch in der Tasche und versah sich dafür mit den für die weite Tour nöthigen Lebensmitteln. Um 3 Uhr morgens ging der nächste Zug und mit diesem fuhr sie ab.

Einige Tage darauf, als mich ein Geschäftsgang wieder in die Nähe dieses Bahnhofs führte, erkundigte ich mich bei einem mir persönlich bekannten Conducteur nach meiner Alten und erfuhr, daß sie 48 Stunden nach ihrem Abgange wieder — immer noch mit dem Riegel Seife in der Hand, aber auch mit dem Zettel, der die richtige Adresse enthielt — wieder in London eingetroffen war und so nach einem Umwege von ungefähr 440 englischen Meilen endlich die richtige Nr. 3 und ihrer Tochter Stube wiedergefunden hatte.

A. Kretzschmar.

Anregungen.

Der „alte Schauspieler".

Vor kurzem haben sich unsere Blätter die neue Schrift: „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von Eduard Genast" (zwei Theile. Leipzig, Voigt u. Günther, 1862), wohlbekommen lassen. Wo man hinblickte, fanden sich Auszüge aus dem hier angehäuften reichen Vorrath von interessanten Anekdoten und Charakterzügen. Vergebens haben wir uns aber auch nach einem Irrthum der Dankbarkeit umgesehen, einer eingehenden, dem Erzähler selbst sich widmenden Charakteristik. Wir wollen versuchen, nachzuholen, was uns die Presse versäumt zu haben scheint.

Eduard Genaſt, jetzt nun ſchon ſelbſt ein Veteran, iſt der Sohn jenes Genaſt, den wir in Goethe's Werken citirt finden. Unter den Eindrücken einer Literaturverfaſſung aufgewachſen, von welcher die weimariſchen Stadtkinder frühzeitig erfuhren, daß ſie für ganz Deutſchland maßgebend geworden, empfing der junge Genaſt ſeine Bildung. Früh ſchon entwickelte ſich eine gewiſſe muthige Sicherheit, die von ihm ſelbſt in ſeinen Mittheilungen als ein ſpecieller Zug ſeines Weſens zugeſtanden und oft von ihm mit nicht eben ſchmeichelhaften Ausdrücken bezeichnet wird. Dieſe Sicherheit war, wenn ſie ein angeborener Natur- oder Erziehungsfehler geweſen ſein ſollte, jedenfalls bei ihm vom beſten Erfolge begleitet. Nie blöde und verlegen, nie wähleriſch um die Situationen des Lebens herumgehend, ſtellte ſich Genaſt kühn und keck ſofort mitten in ſie hinein. Und mochten dabei Könige und Kaiſer neben ihm zu ſtehen kommen, er fand immer das rechte Wort und machte mit dem rechten Wort auch Glück. Wenn Goethe ihn Verſe ſprechen lehrte, ſo lehrte er ihn auch die Quinteſſenz ſeiner Lebensphiloſophie, reſolutes Ergreifen der Gelegenheit. Eine immer lebhafte, ſanguiniſch erregte, andern und vorzugsweiſe ſich ſelbſt vertrauende Weiſe iſt dem wackern Künſtler bis an ſeinen Lebensabend treu geblieben. Sie bewährte ſich bei Abfaſſung dieſer Erinnerungen. Es liegt auf ihnen der Reiz des Behagens am eigenen Daſein, eines jugendlichen, von Schwierigkeiten nicht zurückgeſchreckten Sinnes; kühner Einſatz wird gewagt und der Gewinn bleibt nicht aus. Fehlt er in dem objectiven Erfolge, ſo fehlt er nicht in der innern Bruſt. So leſen und unſer Veteran in ſeinem ſo angenehm zu leſenden, immer feſſelnden Buche, im Grunde ohne es zu wollen, auch ein wichtiges Kapitel aus der Lebenskunſt.

Dem Bühnenweſen iſt ſein ganzes Streben zugewandt und viel Vollendetes iſt ihm gelungen in der Sphäre des Geſangs und der ſchauſpieleriſchen Darſtellung. Genaſt war ein gewiſſenhafter Theoretiker, doch die wahre Kraft zur Kunſt ſtrömte ihm vom Leben zu. Dies erfaßte er mit einem Blick, den die engen Stubenwände nicht in ſeiner Tragweite verkürzten; jede Erſcheinung, jede Begegnung im Menſchenwirrſal war ihm willkommen, ſeinen Lebensmuth herauszufordern, ſeine Phantaſie im künſtleriſchen Schwunge zu erhalten, dem Herzen und Gemüth in ſeiner eigenen Bruſt die Nahrung zu geben, deren Wirkungen dann auch wieder auf der Bühne ſichtbar wurden, ohne daß der Künſtler ſelbſt vielleicht wußte, wie und woher ihm alles das gekommen. Namentlich waren es Familienvorgänge, die von Genaſt mit oft ergreifender Innigkeit nachgefühlt und zu beſtimmenden Momenten ſeiner eigenen Lebensentſchlüſſe und Künſtlerſchaft gemacht wurden. Sein Sinn für Freundſchaft bekundet ſich in den herzlichen und weiblich-zarten Anerkennungen fremder Verdienſte, in den warmen Nachrufen an dahingeſchiedene Kunſtgenoſſen und ihm näher ſtehende Collegen. Schließlich dominirt das weibliche Element; dies ſogar in ſolchem Grade, daß wir faſt meinen, zuweilen den markigen Darſteller hiſtoriſcher Charaktere, eines Götz, Wallenſtein, Tell, ganz aus dem Auge zu verlieren, gehörte nicht gerade eben zu dieſen Helden und zu ihrer richtigen Darſtellung auch eine tüchtige Doſis weiblicher Art — Familientrieb, der ſich dem Reinmenſchlichen gefangen gibt.

Gemüthsmenſchen ſind am wenigſten immer nur receptiv oder verwiſchen alles in nur Gefälliges und Schönes. Im Gegentheil. Sie urtheilen oft raſch und oft ein wenig einſeitig, auch wol hart. Zur vollen Gerechtigkeit werden ſie ſich da am wenigſten erheben, wo gegenſeitiger Rapport fehlt. Selten gefleht ein Gemüthsmenſch ein, daß die Individualität, aus welcher eine ihm völlig heterogene andere Natur geſetzt iſt, nicht minder ihre Berechtigung hat, hat er doch die Meinung für ſich voraus, dem rechten Grundſtoff näher zu ſtehen, aus dem Gott die Menſchen ſchuf; denn daß Gott die Menſchen ſchuf, war, wie Daniel Stern ſagt, ein Gedanke des Herzens, keiner des Verſtandes. Manches Urtheil unſers verehrten Veteranen, der in dieſer Weiſe durch und durch Gemüthsmenſch iſt, könnte denn auch nach dieſer Seite hin gegen ſeine Freunde vielleicht — ein wenig ſtrenger, gegen die ihm Heterogenen, wie z. B. Gendelmann, ein wenig milder ſein. Und — nun kommt unſere „Kritik" — iſt auch die claſſiſche Zeit, über welche hier ſo intereſſant berichtet wurde, nicht wol ein wenig gar zu roſenfarben aufgefaßt? Vermißt man nicht zuweilen den vollen, offen und geradeheraus ausgeſprochenen Trumpf der Wahrheit bei Charakteriſtik gewiſſer Verhältniſſe, die in dem prächtigen Buche ſozuſagen hinter den Couliſſen geblieben ſind? Könnte nicht ſo manches aus der Zeit, aus der Geſellſchaft, aus dem nichtswürdigen Kaſtenleben der Stände beim treffendern Namen genannt worden ſein? An Freimuth fehlt es doch ſonſt dem Erzähler bei paſſender Gelegenheit nicht; in Hannover brauſte ſeine Ehrlichkeit, ſein Künſtlerſtolz in mächtigen Explosionen auf.

In dem Reichthum von Erinnerungsmaterial vermiſſen wir allerdings zuweilen die Objectivität. So fehlt z. B. von 1815 an die Beziehung des im Grunde doch immer mehr ſinkenden Kunſt- und Bühnenlebens zur trüben, über Deutſchlands politiſche Lage heraufgekommenen Zeit. Wir ſind durch den Erzähler ſelbſt verwöhnt. Gerade die Anfänge ſeines Buches ſind in einer wahrhaft ergreifenden Weiſe mit den Weltbegebenheiten in Verbindung gebracht; eine Reihe der anziehendſten kleinen Geſchichtsbilder aus Deutſchlands trüber und dann endlich ſo erhebender Zeit, vor und nach den Schlachten von Jena und Leipzig, entrollt die Erinnerung des Knaben. Warum ſpricht ſpäter nicht auch der Jüngling und Mann als Vaterlandsfreund? Warum löſt ſich überhaupt das Buch zu ſehr — nur in Theaterreminiſcenzen auf? Doch Vergebung! Ein „alter Schauſpieler" konnte ſelbſtverſtändlich nur von ſeinen Theatererlebniſſen ſprechen wollen. Nun wol — auch dann: Warum unterſcheiden die Erinnerungen nicht öfter mit größerer Strenge zwiſchen dem, was

in seinen Tagen auf der Bühne erfreulich war und dem, was es wenigen!

Aber bei alledem ist unser Buch von dem festeindringlichen Reiz und in Einem Betracht geradezu von literarhistorischem Werth, in Rücksicht auf Goethe's Beziehung zum weimarischen Theater. Hier sind uns, besonders auf Anlaß der eingeschalteten Berichte des jüngern Genast, zwei Gedankenreihen entstanden, die wir nennen wollen. Eine, die Goethe den Dramaturgen, betrifft, die andere Goethe, den Freund Schiller's.

Der Dramaturg Goethe wird natürlich im ganzen Buche außerordentlich gepriesen und durchweg die weimarische Tradition festgehalten, die von Goethe nur als von der Excellenz spricht. Diese Benennung fehlt einem jüngern Geschlecht. In gewöhnliche Menschensprache übersetzt, ist uns in der That vieles von dem, was Genast, so Vater wie Sohn, als rein olympisch und nur dem Wolkenversammler Zeus entsprechend von Goethe kommend berichten, ein wenig menschlich vorgekommen. Die ganze Art, wie Jupiter tonans die Bühne bedonnerte und bewetterleuchtete, kann demjenigen keine Sympathie abgewinnen, der im Schauspieler mehr als nur Automaten sieht. Möglich, daß diese hochgefeierten Namen Otto, Haide, Graff u. s. w. in der That nur durch den weimarischen Nimbus als so bedeutende Künstler hervortreten, aber wir haben vollkommen das Bedürfniß, sie für erste Meister zu halten, wie stimmt zu solcher Voraussetzung der Goethe'sche Directions- und Regie-Ton? Auch Cardinal Richelieu liebte das Theater. Er bildete sich ein, mit Corneille wetteifern zu können, wenn er nur die Feder hätte ergreifen und dichten wollen. Aber wir sind überzeugt, hätte Richelieu eine Probe im Hotel Rambouillet geleitet, die Künstler wären Seiner Eminenz geistig näher gerückt und Seine Eminenz den Künstlern. Auf ein einziges „Man macht das so —" u. s. w., würde sich der Schauspieler Lagrange umgewandt und zu dem Beherrscher Europas gesagt haben: „Eminenz, ich heiße Lagrange oder, wenn Sie wollen, in diesem Augenblick Agamemnon!" Und ferner: Waren diese olympischen Commandoworte, ausgeflossen unter dem majestätischen „Nebmantel", in der That nach dem, was diese Erinnerungen berichten, so kunsthistorisch maßgebend, so dramaturgisch vertrauenerweckend für Goethe's — Geschmack in Bühnensachen? Man lese diese mit Pietät, also authentisch niedergeschriebenen Relationen und was wird man finden? Eine wunderlich subjective Willkür, die gewiß oft das Rechte traf, zuweilen aber auch ebenso oft vom Ziele abschoß. Um nur Eins zu nehmen. Goethe ließ Kleist's „Zerbrochenen Krug", der lediglich einactig, nur als gleichsam Eine Scene zu genießen ist, in drei Acten aufführen!" Er fiel denn auch richtig durch.

Wenn dann Goethe noch obendrein gesagt hat: „Dem „Zerbrochenen Krug" würde auch ich pfeifen, nur braucht man's anständigerweise nicht im herzoglichen Theater zu thun" so steht diese Aeußerung eigentlich in Widerspruch mit jener zweiten Gedankenreihe, die uns bei Lectüre dieser Erinnerungen sich anspann. Doch sei sie darum doch ausgesprochen. Es ist die der höchsten Bewunderung vor Goethe's Selbstverleugnung Schiller'n gegenüber. Ursprünglich Schiller'n abgeneigt, unmuthig, dies neue Gestirn nicht so sehr aufgehen, als so ganz von der Masse ohne Kritik schillern und leuchten zu sehen, verstimmt nach Italien reisend, zurückkehrend und nur noch mit den Naturwissenschaften beschäftigt und an ein Verklingen seiner Dichterquellen glaubend, vermochte er sich mit Schiller, als die Umstände beide vereinigten, doch in dem Grade auszusöhnen und die Existenz eines solchen immer nur siegreichen Genius neben sich zu ertragen, daß man den Adel seiner Selbstüberherrschung wahrhaft anstaunen muß. Diese Genast'schen Blätter führen es nicht aus, was sich aus ihren Mittheilungen jeder selbst entnimmt. Ein Schiller'sches Stück nach dem andern erregt den Enthusiasmus des Publikums, Goethe bietet zu ihrer vollkommensten Ausstattung die Hand, lant Schiller'n die ganze Beherrschung der weimarischen Theatermittel frei und erlebt dann, daß nach jedem Schiller'schen Triumph eine Einstudirung von „Natürlicher Tochter", „Groß-Kophta", „Pause des Verliebten", selbst „Egmont" ihm nur halbe oder gar keine Erfolge bringt. Wer in Dichterleben zu lesen versteht, wird die Einsamkeit, in welche sich Goethe dann zurückzog, mit Kämpfen zu beleben wissen, die sich, ob auch von niemand gesehen, doch gewiß tief schmerzlich vollzogen. Wem freilich an Goethe alles zur Excellenz geworden, dem wird auch diese Huldigung, die wir ihm hiermit bringen, als eine unstatthafte erscheinen. Allerdings auch unser braver Genast läßt seiner Darstellung nach glauben, daß J. G. Goethe die zunehmende und auf seinen Sturz berechnete Herrschaft der Hengendorf mit olympischer Ruhe tiefschweigend ertrug und in jene Einsamkeit, in die er sich, als eines Tags gegen sein ausdrückliches Verbot der „Hund des Aubry" auf der weimarischen Bühne erschien, zurückzog, nichts mitnahm als ein paar Bogen Papier, um in alter Zufriedenheit wieder neue Sonette und Distichen zu schreiben. In solchen und ähnlichen Fällen hätte unser Erzähler weniger diplomatisch verfahren und sich von der Etikette befreien sollen, die von einem gewissen Theil Weimars für die Besprechung der classischen Literaturgrößen verlangt zu werden scheint. Ob Goethe so sich rund gezogen unwürdig treten ließ und dabei nur in Wehmuth und höfische Selbstüberherrschung gerieth wie leider — sein Lotte? — —

Genug! Des wackern Genast Mittheilungen bieten eine so dankenswerthe Bereicherung unserer Memoirenliteratur, daß wir von Herzen ihre baldige Fortsetzung wünschen müssen.

Zur „Judenfrage".

Um ein recht drastisches und schlagendes Bild der Meinungsverwirrungen und gegensätzlichen Stimmungen zu erhalten, welche in Bezug auf die Aufnahme der Juden in das deutsche Staatsleben herrschen, ist es, wenn auch wenig erquicklich, doch belehrend, zwei jüngst erschienene Schriften zu vergleichen. Die erste „Die Juden und der deutsche Staat" (Hamburg, Meißner), in fünfter vermehrter und verbesserter Auflage ohne Nennung ihres Verfassers. Die andere „Rom und Jerusalem, die letzte Nationalitätsfrage", Briefe und Noten von M. Heß, Redacteur der ehemaligen Rheinischen Zeitung (Leipzig, Wengler).

Beides und ebenso „originelle" wie mannichfach abstoßende Erscheinungen. Die Schrift „Die Juden und der deutsche Staat", wurde von jenem Judenhaß dictirt, der die leider vorhandene instinctive Rassenabneigung zwischen Germanen und Semiten nicht durch Bildung zu überwinden strebt, sondern vielmehr dahin trachtet, sie mit allen Mitteln zu schüren. Daß dieser Haß verwerflich ist, braucht kaum noch gesagt zu werden, besonders wenn er zu so obsoleten Mitteln greift wie die verzerrte Darstellung einzelner jüdischer Geschichtsepisoden, die wir hier finden. Eine gewisse Anzahl von Wahrheiten ist natürlich auch in dieser Schrift — die in Ton und Resultaten von einem Ultra-Reactionär herrühren könnte, obschon sie eine Art von Freisinn zur Schau trägt — unleugbar vorhanden. Wir können uns deshalb den momentanen Erfolg derselben sehr wohl erklären, weil in der Judenfrage der Philister einer deutschen Kleinstadt, der dem schlauern jüdischen Concurrenten seinen schwunghaftern Handel beneidet, und der Hochgebildete, der die fast durchgehende verlogene Aeußerlichkeit und Speculationssucht jüdischer Geistesarbeiter beklagt, komisch verbündet sind. Dort die niedrigsten, hier bessere Motive, die aber mit dem eigentlichen Kern der Frage: Ob den Juden gegen Uebernahme aller Pflichten der Staatsbürger auch alle Rechte derselben eingeräumt werden sollen, nichts zu schaffen hat. Denn sowol dem Verfasser als zahlreichen seiner Gesinnungsgenossen scheint zu entgehen, daß wenn alle diejenigen, denen der Gewinn den Mittelpunkt des Lebens bildet, die egoistisch auf Ausbeutung der öffentlichen Meinung bedacht sind, die kein eigentliches Gefühl für die letzten Höhen und Tiefen des menschlichen Daseins haben, vom Staatsleben ausgeschlossen werden sollten, die Zahl der christlichen und überhaupt Berechtigten auf eine seltsame Minderheit zusammenschmelzen würde.

Was aus der ganzen Controverse zuletzt als wirkliches Bedenken zurückbleibt, erhält eine scheinbare Bestätigung durch Bücher wie das mitangezeigte „Rom und Jerusalem". Diese Schrift verdankt in der That dem gefürchteten antinationalen, gegen jedes Staatsleben gleichgültigen, gegen deutsches Wesen eher feindseligen Kosmopolitismus des modern gebildeten Juden ihre Entstehung. Sie fordert die Emancipation, daneben aber auch das starre Festhalten an jüdischer Sitte, Denkart, an der nationalen Absonderung. Sie erklärt sich für die alte Synagoge und brandmarkt jeden Juden, der mit der christlichen Bildung auch die christliche Taufe annimmt, als Apostaten. Sie stellt eine Wiedererstehung des jüdischen Staats in Palästina in Aussicht, ohne daß dabei die occidentalischen Juden nöthig haben würden, ihre Position in Deutschland und anderwärts aufzugeben. Sie beansprucht achtzehn Jahrhunderte christlicher Bildung und Geschichte als Product des Judenthums, sie zeigt sich als ein Gemisch von rabbinischer Gelehrsamkeit und phantastisch revolutionärer Prophetik. Sie plaidirt für das jüdische Familienprincip gegen die „christliche Liebesduselei" und den „romantischen Liebesschwindel". Sie erklärt, daß „das Judenthum in seiner Mitte keine spiritualistischen und materialistischen Sekten bestehen läßt", und übernimmt es, für den starrsten Religionsabsolutismus die unbedingteste Freiheit zu fordern. Sie behandelt in gelehrten Noten das Leben Jesu und berichtigt dasselbe im jüdischen Sinne. Sie macht es endlich dem deutschen gebildeten Juden zur Pflicht, für Frankreich und nur für Frankreich zu wirken. Sie ist mit Einem Wort so abgefaßt, daß man einen Augenblick an einen Coup glauben könnte, um den Haß der Masse gegen die Juden aufs neue wach zu rufen.

Ganz ohne verdrießliche Einwirkungen wird sie trotz ihrer nicht zu leugnenden Geistreichigkeit und Paradoxensucht nicht bleiben; aber die Consequenzen, welche die Gegner der Juden aus solcher Erscheinung ziehen möchten, wären doch nur durchaus irrige. Auch unter den französischen Protestanten gab es bereits viele, die lieber nach England als nach dem eigenen Vaterland sahen, auch englische Katholiken schielten nach Frankreich. Zuletzt hat dies keine Gründe gegen die Gleichberechtigung der Protestanten in Frankreich, der Katholiken in England abgeben können. Auch der deutsche Staat hat sich des Rechts begeben, seinen jüdischen Gliedern ihre französischen Sympathieen vorzuwerfen. Er gebe ihnen zu den Pflichten die Rechte und behalte im übrigen das Recht, verrätherische, zu Gunsten des Auslandes conspirirende Bürger zu bestrafen.

Durch Vorenthaltung gewisser Rechte werden nun solche und ähnliche Dinge nicht gehindert werden und eitle Prahlereien sind bald in ihre Schranken verwiesen. Wir finden in „Rabbi Heß", wie der Verfasser ja wol von Seine genannt wurde, nicht einmal das specifisch Jüdische wieder, sondern nur den Zusammenhang mit jener kritischen Atomistik, die von dem weiland „Hallischen Jahrbüchern", an denen er ein eifriger Mitarbeiter gewesen, zuletzt in Julian Schmidt, wenn auch mit andern Resultaten, doch in der Denkmethode ihren bekannten Ausgang fand.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Edelt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Ein Hypochonder in Interlaken. — Eine Marschall Schwärmerei. (Schluß.) — Julius Hammer. — Neuere Drucke aus England I. — Aus der Bauernwelt.

Ein Hypochonder in Interlaken.

— — Bester Freund, ich soll die Wengernalp ersteigen? Die „Jungfrau" zu erobern suchen? Etwa so, wie in Ihrer Zeitschrift neulich jemand den Monte-Rosa bestieg? Ich finde, wir waren die Gefühle der Menschen niedriger, als seitdem sie die hohen und die höchsten Berge bestiegen. Soll man denn glauben, der Mensch auf den Bergen käme der Gottheit näher? Im Gegentheil. Er steigt nur so hoch, weil er sich in seinen eigenen Augen zu erhöhen glaubt und sich schmeichelnd sagt: Ich bin nicht so klein! Ich bin da droben auf den Gletschern bei den großen Adlern gewesen! Ich bin jetzt folglich etwas mehr als gewöhnlich! Nie noch von so vielen Bergsteigern habe ich eine andere Bemerkung gehört als die: daß sie beglückt wären, eine — so weite Aussicht genossen zu haben! Nicht ihre Köpfe schienen gewonnen zu haben, sondern nur ihre Füße. Sie sind stolz darauf, sechs Stunden auf dem Eise ohne Ermüdung herumgeirrungen zu sein — lieber Himmel, als wären Luther, Tell, Schiller und Goethe auch Schützen und mächtige Bergspringer gewesen, als hielte sich ein Gleif anders als durch den Geist, als hätte je, seitdem die Welt steht, die Kraft, die physische Kraft das geringste Gut ohne den Geist erschaffen, als wäre der Schöpfer ein riesenhafter, fabelhafter, irgendwo in Felsenspalten verborgener Drache, als hätte nicht immer der Geist David's die Stirn des Goliath mit einem kleinen Stein getroffen und ihn damit erschlagen —!

Nein, die Mode des Bergersteigens ist ein Ausfluß der materialistischen Richtung der Zeit. So wie in Frankreich die Mode der Jagd, des Reitens und des Schwimmens, so ist in Deutschland jetzt die Mode des Turnens, Schießens und Bergkletterns angebrochen. Macht nur so viele Kopfüber als ihr wollt, erklettert nur die höchsten Spitzen der Alpen, durchschwimmt nur das Meer und die tiefsten Seen, das alles macht aus euch weder Männer noch Menschen! Ja nicht einmal Gesundheit gibt die rein physische Bewegung. Plato hat schon über die Erziehung die Bemerkung gemacht, daß eine geistige Unterhaltung mit Freunden im Garten, mit bewährten Freunden mehr Appetit gibt als eine Jagd, die sechs Stunden dauert. Der Mensch ist vor allem Geist. Der Geist allein bildet den Körper; er allein hält ihn aufrecht. Freilich muß der Körper sich nach seinen Gesetzen bewegen, aber alles, was er auf Kosten des Geistes gewinnt, trägt zu seinem Verderben bei.

In allem Ernst, ich frage Sie: Hatten sich die französischen Republikaner von 1793 im Jagen, Schießen, Schwimmen geübt, um drei fremde Armeen zu schlagen? Waren die deutschen Jünglinge von 1813 nur Turner und nichts anderes, um die langgeübte kaiserliche Armee zu schlagen? Hatten ihnen Schiller, Schelling, Fichte etwa nur Purzelbäume als Muster vorgemacht? Haben die griffvollen deutschen Frauen, Rahel Varnhagen an der Spitze, die Berge der Schweiz erstiegen? Die Stael lebte in der Schweiz. Nicht eine Silbe berichtet sie von ihren Bergpartien zu Pferd oder Esel, in der Chaise oder mit dem Alpenstock. Nein, keine Frau von Geist liebt schmutzige Wege und die Wege um die „Jungfrau" herum sind sehr schmutzig.

Verlesch soll jetzt der beste gedruckte Führer sein. Ich glaub' es recht gern. Aber von Poesie, vom Menschenrecht und von Philosophie sind ich weder bei Bädeker noch bei ihm etwas. Den Grindelwald nur soll die Menschheit studiren, den Rosenlauigletscher in ihr Gemüth aufnehmen, auf der Grimsel die Sterne begucken und im Chamounithal die Aer de glace für ein Bild des Lebens nehmen, über dessen Schwierigkeiten man hinwegsehen müsse, um nicht in seinen Spalten und Klüften umzukommen? Bester Freund, unsere Zeit hat sich etwas aus den Bergen geholt: das ist der Gletscherismus! In den Gletschern ist der Geist erfroren. „Nicht in den Höhen", sagt Moses, „ist dein Recht und dein Gott, sondern in deinem Herzen und in deinem Verstande!"

Sie glauben wol, ich hätte Mitleid mit Herrn Rudolf Heinz, wenn er beim Monte-Rosa umgekommen wäre? Nicht im geringsten. Solche Gefahren, solche Strapazen sind lobenswerth, wenn es gilt, das Vaterland zu retten oder auch die Wissenschaft zu bereichern, aber 14000 Fuß ersteigen, blos — um eine Aussicht zu haben?! Wo der Vogel fliegt, sagt ein alter Naturliebhaber, da steigt der Mensch abwärts! In den Höhen ist es nicht so schön als in den Tiefen. Der Geist bezwingt wol die Materie und erniedrigt Berge, er schwingt sich wie der Adler bis zu den Sonnenstrahlen, aber er nistet nicht auf Gletschern: nicht, weil er nicht kann, sondern weil es da nicht schön für ihn ist. Wird der Mensch so närrisch sein wie der Adler und nicht das Beste in der Ferne suchen und finden? Wäre es so schön dort oben, wie manche behaupten, so würden Blumen, Vögel und Menschen dort statt Eis und Schnee verweilen. Nöthig sind diese Eisspitzen für unsere Flüsse und Ströme, aber nicht für uns

In Paris fand neulich ein berühmtes Wettrennen statt, wo einige Grafen und Fürsten selbst ihre Pferde bestiegen, um den Preis des Reitens davonzutragen. Ich befand mich in einer Gesellschaft bekannter und unbekannter Plauderer, worunter einige Frauen. „„Ach"", jammerte jemand, „„es ist zu befürchten, daß einer dieser Herren sich den Hals bricht!" „Zu befürchten?" sagte ich. „Es wäre zu wünschen, daß sie sich alle die Hälse brächen! Da wäre doch die französische Gesellschaft einige Rittgecken los und das wäre schon etwas —" „Wie? Was!" rief die durch den 2. December auf den Thron gekommene Gesellschaft von allen Seiten. „Allerdings! Ich kenne für ein Land nichts Erniedrigenderes", sagte ich, „„als wenn sogenannte edle Jünglinge im Angesicht des ganzen Volks dreimal um eine Wettbahn schnurren, blos um zu sehen, welches — Pferd am besten läuft! Im Mittelalter, im Alterthum, da galt es, zu Pferde das Vaterland zu vertheidigen! Da übte sich die Jugend mit Recht zu Wagen und zu Pferd! Aber was kann es heutzutage einem nützen, ein leichtfüßiges Pferd zu reiten? Es sei denn, es wollte sich jemand üben, sich schnell durch die Flucht zu retten. Hängt jetzt nicht alles in der Schlacht von den gezogenen Kanonen und dem Bayonnet ab? Der gezogene Schütze sieht nichts in der Schlacht. Er kann seinen Mann erst mit dem blanken Schwert erschlagen. Die Zuaven, die Chasseurs de Vincennes schießen gut, aber mit ihren Büchsen haben sie wahrhaftig noch keine Schlacht gewonnen! Und wenn sie Berge erklimmen müssen, so brauchen sie's auch nicht erst gelernt zu haben. Das sind lauter Wettspiele für die müßigen Reichen, die Hunderttausende auf ein Pferd wetten, das im ganzen dem Lande weniger nützlich ist als der erste beste Esel!""

Aus Aerger über die Vorwürfe, die ich erhielt, machte ich diese Reise nach Interlaken. Ich wollte mich erholen und ärgere mich wieder. „Ach", sagte mir ein Reisender bereits in Baden-Baden, „es hat sich schon wieder ein junger Mann, der am Roulette spielte, erschossen! Wie traurig!" „Nein", erwiderte ich, „traurig ist dies nicht im geringsten! Und wenn Sie selbst spielen, Herr, und Sie sich erschießen wollen, so will ich Ihnen die Pistolen dazu laden! Und fürchten Sie nichts, sind Sie nur blos angeschossen, ich sorge nicht für Ihre Rettung! Alle jungen Leute, die spielen, sollten sich lieber gleich erschießen!" Und dasselbe denke ich hier im „Hotel Jungfrauenblick" von den Alpensteigern. Ich will mich unterhalten, ich will mit ihnen plaudern — wo sind sie? Ausgeflogen in die Höhen und in die Abgründe! Ich sage: Stiege auch die ganze Menschheit auf den Montblanc und den Monte Rosa, der Mensch würde darum nicht um ein Haar besser noch glücklicher! Sein Geist würde weder an Größe noch an Güte gewonnen haben! Er wäre weder freier noch menschlicher! Er würde deswegen weder sein Herz noch seinen Gott besser erkennen und seinen Nebenmenschen weder mehr lieben noch schätzen! Und was nicht zur allgemeinen Menschenliebe beiträgt, das ist alles überflüssig — Ich reise wieder ab.

Ach, ich liebe sonst die Schweiz, hab' auch ihre Berge gern, d. h. von unten gesehen. Hinter diesen Bergen wuchs die Freiheit und unter anderm auch die Kraft der Infanterie. Die Tyrannen hatten es immer mit der Cavalerie. In der alten sowie in der christlichen Welt repräsentirte das Pferd den Despotismus. Deswegen verbot auch Moses dem König, sich Cavalerie zu halten. Im Mittelalter war der Ritter allein der Herr. Aber — an diesen Schweizerbergen — d. h. an ihrem Fuße — erstarb die Tyrannei der Cavalerie, und zwar lange bevor das Pulver erfunden wurde. Das Pulver hat dann freilich den Bauer dem Ritter gleichgestellt. Heute noch hat der schweizerische Bauer, obschon vierschrötig und schwerfällig, eine selbständige und stolze Art. Er ist immer reinlich, wenn auch ärmlich, gekleidet. Zwar spricht er ein abscheuliches Deutsch und nirgends wird so schlecht gejodelt und so greulich musizirt wie in der Schweiz, aber Uli fühlt doch, daß er frei ist und weiß es auch von Zeit zu Zeit dem Fremden gegenüber geltend zu machen. Der französische Bauer im Canton de Vaud spricht ein altes, sehr elegantes, fast akademisches Französisch, er ist ein wahrer Edelmann und Professor dem französischen Bauer gegenüber —

Was dem Schweizer fehlte und noch fehlt, ist der industrielle Geist. Urnutzbares Land hat er fast keins. Er muß sein Brot kaufen. Während des Sommers leben die Bergbewohner von den Fremden. Das ist ein subtiles Recht des Stärkern — Le bonheur ou la vie! Daß religiöse Vorurtheile dieses Ländchen solange in Sonderbündlereien absperrten, ist heute noch ein Unglück. Die Schweiz ist gemacht für industrielle Unternehmungen und Fabrikarbeiten, bisher hat sie nur Uhrmacherei und Sanct Galler Broderien hervorgebracht. Hätte sie die Protestanten und die Juden, besonders letztere, immer gleichgestellt mit den Katholiken, die ganze Schweiz könnte Frankreich und England eine gefährliche Concurrenz machen. Das Volk, das so wenig zum Leben braucht, ist intelligent und arbeitsam. Alle diese Thäler könnten statt von Lawinen ebenso von Eisenhämmern und dem Räderschnurren der Fabriken widerhallen und früh oder spät wird dies auch geschehen. Nur wo vollkommene Freiheit und Gleichheit herrscht, thront die Arbeit. Ach — die Arbeit allein ist des Menschen Zweck! Die Arbeit macht sein Aeußeres und sein Inneres. Und sagen Sie nicht: Ich kannte, ich arbeitete nicht! Alle Menschen arbeiten. Wer nicht zum Guten arbeitet, arbeitet zum Bösen. Der Müßiggänger, der Verschwender, der Tyrann, der Bösewicht, der Dieb, der Mörder, sie alle arbeiten — im Schweiß ihres Angesichts wie die Sklaven, aber zum Bösen. Der freie Mann nur arbeitet zum Guten. Aber das ist dann freilich auch wieder schlimm, er arbeitet immer — für andere!

„Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften! Ich reise nach Hause — in mein kleines, stilles, trautes Kämmerlein.

Eine Garibaldi-Schwärmerin.

(Schluß.)

Die Verdienste, die sich Signora White-Mario als Krankenpflegerin in den Hospitälern erworben, ihre Thätigkeit daselbst sind unbestritten. Sie haben ihr in England den ehrenvollen Namen der italienischen Miß Nightingale erworben. Die erste Hälfte des August verlebte sie in Angst um ihren Gatten, von dem sie während 14 Tagen keine Nachricht hatte und den sie auf so gefährlichem Posten wußte. In der Nacht vom 26. August, nach der Uebergabe von Reggio, fuhr sie mit den Feldchirurgen und der Feldapotheke in einem kleinen Boot der calabresischen Küste zu, fast unter dem Bug eines neapolitanischen Kriegsschiffs hinweg. Das Wagstück gelang und sie folgte den Siegern nach Neapel, wo in kurzer Zeit 16 Hospitäler nicht mehr für die Menge der Verwundeten und Kranken ausreichen wollten und sie mit Hülfe des de Ripari das Jesuitencollegium San-Sebastian zum Hauptkrankenhaus einrichtete. Als das Städtchen Gaiazzo von den Neapolitanern wieder genommen wurde und dabei gegen hundert Garibaldi'sche Soldaten nebst einigen Officieren gefangen genommen wurden, ging Signora Mario, begleitet von zwei Aerzten, ein weißes Tuch als Friedensfahne vor sich hertragend zu den Außenposten, um den Gefangenen und Verwundeten Erfrischungen und Geld zu bringen. Die Mittel dazu waren ihr von dem englischen Garibaldi-Frauenverein, dessen Vorsteherin Lady Shaftesbury ist, übersandt worden. Man kann sich denken, welche Freude ihre Erscheinung verbreitete. Am nächsten Tage glückte ein zweiter Versuch der Art noch besser, denn der neapolitanische General Salzano, der davon gehört hatte, kam mit seinem Wagen und brachte sie zu den Kranken, die in der Stadt untergebracht waren.

Am 30. Sept. und 1. Oct. wurden San-Angelo, Santa-Maria und Maddelena gleichzeitig von drei feindlichen Linien angegriffen; in San-Angelo war ein provisorisches Hospital errichtet und dies war schon am ersten Tage so mit Verwundeten überfüllt, daß die Hinzukommenden (und es kamen 1300 Mann hinzu) in Kirchen und Privathäusern untergebracht werden mußten. Dort konnten sie nicht liegen bleiben, sie mußten nach Neapel ins Hospital geschafft werden; und um dies zu bewerkstelligen, legte Signora Mario — nach dem Bericht der „Times" — an jenem Tage den Weg dahin vierzehnmal zurück, und zwar immer unter dem Feuer der Feinde. Erst um 8 Uhr am folgenden Morgen war die schwere Arbeit, bei der sie natürlich von den Feldchirurgen unterstützt wurde, gethan und die müden Arbeiter, die während 36 Stunden weder Nahrung noch Schlaf genossen hatten, konnten jetzt wieder an die eigene Erfrischung und Ruhe denken.

Während der nächsten zwei Monate blieb unsere Schwärmerin im Hospital San-Sebastian und widmete ihre Zeit den Kranken. Im December konnte sie das Hospital verlassen und rüstete sich zu einer Reise nach Ferrara, wo die Verwandten ihres Mannes lebten; ehe sie aber Neapel verließ, wurde ihr im Namen der von ihr gepflegten Soldaten eine goldene Medaille überreicht. Auf der einen Seite ist das neapolitanische Wappen — ein wildes Pferd; auf der andern die Inschrift: „Für Jessie White Mario, von Garibaldi's Verwundeten."

Von Ferrara, wo sie wiederum mit literarischen Arbeiten beschäftigt waren, ging das Ehepaar nach Mailand, dann zu Garibaldi nach Caprera. Niemals müßig, widmeten sie diese Zeit hauptsächlich zur Bildung von Vereinen, die sich die Erziehung der ärmern Klassen Neapels angelegen sein lassen. Die Mittel dazu sendet zum Theil England und am 18. Juni d. J. war ein großes Concert in St.-James-Hall, in dem Jenny Lind-Goldschmidt und Fräulein Tietjens sangen und dessen Ertrag für die Schulen in Neapel bestimmt ist. Die Anregung hierzu ist wol einer von den Erfolgen der funfzig Vorlesungen, die Signora Mario im Laufe des letzten Halbjahrs in den Provinzen und in London gehalten. Die Aufforderung dazu erhielt sie durch den Verein, der jetzt unter dem Namen „Garibaldi-Italienischer-Verein" in Schottland und England für Italien unermüdlich thätig ist. Die Befreiung desselben aufs dringendste dem englischen Publikum ans Herz zu legen, ist der Zweck der jetzigen Mission, der sich Signora Mario unterzogen hat, und wir haben schon einmal erwähnt, daß ihre Rednergabe, ihre angenehme persönliche Erscheinung und die sittliche Achtung, die sie genießt, sie zu einer wohlgeeigneten Fürsprecherin machen. Sie kennt Italien und die Italiener, aber — sie ist nichtsdestoweniger Engländerin und kennt — England und ihre Landsleute. Das ist eins der großen Mittel, mit denen sie wirkt.

Julius Hammer.

* In Pillnitz bei Dresden starb am 20. August Julius Hammer, bekannt als Poriker und vorzugsweise als Sprachdichter ausgezeichnet. Das außergewöhnliche Glück der von ihm herausgegebenen Sammlung „Schau um dich und Schau in dich", veranlaßte ihn zu mehrfachen ähnlichen Mittheilungen, die alle von einem innig empfindenden Gemüth und einer weiten, oft scharfen, ja strengen Beobachtung des Lebens Kunde geben. Seine frühere literarische Entwickelung, die sich anfangs an das „junge Leipzig" zur Zeit Laube's anschloß, wollte ihm keine nachhaltigen Erfolge bringen. Anzuerkennen ist es, wie er sich darum doch den Muth des Strebens bewahrte und lieber darbte, als von der Bahn des Rechten und Schönen wich. Ein unter glücklichen Verhältnissen geschlossener Ehebund brachte ihn in eine Lage, in der sich sein ganzer Werth rein und ungetrübt ent-

falten konnte. Aus diesem neuen und festen Grunde wuchsen seine neuerwachten lyrischen Triebe, die vielleicht mit der Zeit, namentlich durch die gefährliche Verbindung mit dem Studium der orientalischen Dichter, zu blattreich wurden bei vielen farbigen und wohlduftenden Blüten. Ein großes Verdienst Hammer's ist die erste Anregung zur Schillerstiftung. Es war ein reiner, schöner und edler Gedanke, der beim fünfzigjährigen Erinnerungsfest an Schiller's Tod thatkräftig aus mannichfachen Anregungen hervorging, die theils Hermann Marggraff früher schon ausgesprochen hatte, theils oft und lebhaft ein engerer dresdener Literaturkreis, dem Hammer angehörte, erörterte. Wenn an seinem Grabe gesprochen wurde: „Die Schillerstiftung wurde auch zum Nagel an seinem Sarge", so hätte der Sprecher die Beziehung dieser Worte deutlicher angeben sollen. Unparteiische können sie nur auf die Mühe und Sorge deuten, die jede große Idee für ihre Durchführung nach sich zieht. Das Hammer'sche, am rechten Ort und zur rechten Stunde gesprochene Wort wäre vielleicht ein Samenkorn geworden, das am Wege liegen geblieben, wenn nicht eine berufene Mitarbeiterschaft am gemeinsamen Werke redlich mitgeholfen hätte. Diesen Schmerz mußte ihm allerdings bereiten, in einem Augenblick vom Leben zu scheiden, wo das für die Schillerstiftung 1855 begonnene nunmehr einer endlichen Vollendung entgegenging, kurz vor der zum 6. October d. J. anberaumten Generalversammlung aller Zweig-Schillerstiftungen zu Weimar. Manchem Mißverständniß würde dort die mildeste Lösung geworden sein. Julius Hammer war auch im Umgang einer jener Stein, die zwar durch lange bittere Erfahrung eine leicht verletzte hohe Reizbarkeit besitzen, bei denen aber ein vom Herzen zum Herzen gesprochenes Wort und eine Verständigung, bei welcher lediglich die Begründung der objectiven Wahrheit als Ziel vorausgesetzt wird, nie ihre Wirkung verfehlt.

Reiseeindrücke aus England.

I

— — Auch auf mich wirkte der große Magnet aller Touristen, das Schloß von Hamptoncourt, ein recht altertümliches Viereck zusammengehöriger, durch Höfe getrennter Vor- und Hintergebäude, königliche Versorgungsanstalt, Bildergalerie und Kaserne zugleich. Nachdenklich lag es vor mir im Blumenpark, dessen Prachtalleen wie Straßen dort zusammentreffen. Weitverbreitete Gemächer nehmen 36 Familien auf, die durch die Gnade der Königin hier einen ihren Verdiensten um Staat und Thron entsprechenden Witwensitz genießen. Hier haben wir früher auch die Herzogin von Buckingham. Sie hatte sich von ihrem Gemahl leider geschieden, als er so bis zur Frechheit seiner Mutter brachte und in Paris lebte, wo er starb. Ein ehrwürdiger Baum recht verblichener Herrlichkeit, laubumrankt, ist vor uns und die langen Säle spiegeln mit den Silberblicken auf ihrem rothdammtenen Mantel. Jetzt liegt sie an der Seite ihres Sohnes.

Ueberhaupt kam mir das verwitterte Backsteingebäude wie ein Stammbuch in Leverhand vor. Jede Familie hat ihr Blatt darin, ihr Asyl, wo sie dem Andenken der Geschiedenen lebt. Wir traten zunächst im Erdgeschoß bei der wol neunzigjährigen Matrone, Mutter und Großmutter Mrs. C. ein. Sie ruhte im Lehnstuhl am Fenster vor dem aufgeschlagenen Buche. Wir fanden einen Augenblick still unter dem Spitzdächer der Fontaine draußen. Da wandte sie, vielleicht aus Träumen schöner Vergangenheit erwachend, das milde Angesicht unserer huldigenden Gegenwart zu, rückte die Brille und reichte die Hand, die, schneeweiß, auch hier noch, fern von aller Welt, des etikettengerechten Handkusses nicht entbehrte. Vor ihr im Bilde lebensgroß, mit allen Orden geschmückt, prangte die Illustration ihres „Das waren mir selige Tage!" — das Portrait ihres Gemahls, der als General in beiden Indien dazu griffen hatte. Wie gesagt, ein Blatt der Erinnerung in diesem Album königlicher Munificenz, Leben, Glück und Liebe in treffster Perspective.

Ein paar Blätter weiter in dem Verband von Zimmern fanden wir ein Admiralstück bei Lady P. Ihr Gemahl hatte sich vom Schiffslieutenant aufgeschwungen, fiel in der Krim und adelte noch durch seinen Tod die Witwe.

Nachdem wir mit den Lichtbildern nächstvergangener Tage hier sympathisirt hatten, vertieften wir uns in die nachtigen Jahrhunderte der eigentlichen Bildergalerie. Dunkel und düster wie die Zeit und der Sarg ihrer Originale sind die engen, traubigen Zellen, wo die Copien Heinrich's VIII. und seiner blutigen Amouren aufbewahrt werden, Maria Stuart und Elisabeth, in vielen, mannichfaltigen Exemplaren in treuester Staarezze. Wir eilten lebensfroh, lebenslang durch die brustdurchgehenden äußern Katakomben. Da wurden wir gehalten an den Schachten, wo der Schatz der Kunst verborgen liegen. Nicht weniger als 36 Heilden, 14 Tizian, 11 Giorgione, 4 Leonardo da Vinci vertrauern hier ihre Unsterblichkeit. Aus Staub und Schmutz und Moder starren sie uns im Winkel entgegen, sie, der Stolz und Schmuck aller Jahrhunderte, sahen uns so wehmüthig an: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" Ach, wer doch Zeit genug hätte und unermüdliche Empfänglichkeit und eine würdige Feder, ihr Worte zu leihen! Gut, daß sie meiner nicht bedürfen, diese Herrlichen, über alle Beschreibung Erhabenen!

Aus der Bühnenwelt.

* Aus von Robert Waldmüller steht für die Bühne eine Reproduction unserer Nibelungenlage zu erwarten. Der Wetteifer derjenigen, die in München, Augsburg und Stuttgart je belegt den Ruhm des Vorzugs zwischen Hebbel und Geibel abzumessen suchen, wird somit durch die Interessen einer neuen Concurrenz noch vermehrt werden müssen. Für die lyrischen Partieen der dramatischen Erneuerung des alten epischen Stoffes dürfte Robert Waldmüller sein unebenbürtiger Mitbewerber sein.

(Ausgegeben am 4. September 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 37.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Aegypten und seine Pyramiden. Nach den Mittheilungen einer Freundin. Von M. Norbert I. — Eine Perle von Meran. Von P. von J. — J. J. Weber's „Deutsche Bibliothek". — „Die Poesie in der Malerei." — Verbotene Bücher. — Vom Büchertisch II. — **Neues aus der Welt.**

Aegypten und seine Pyramiden.

Nach den Mittheilungen einer Freundin *)

Von M. Norbert.

I.

Das Wetter war sehr unfreundlich. Der sonst so azurne Himmelsdom des Morgenlandes wurde von grauschwarzen Wolkenschichten durchjagt und die Nacht gestaltete sich so stürmisch und regnerisch, daß die armen Deckpassagiere viel auszustehen hatten. Auch am andern Morgen rollte die See noch in ungeheuern schwarzblauen Wogenstürzen heran; das Landen in Khaifa war unausführbar; wir mußten uns bequemen, auf dem wildbewegten Meer bis Beirut zu fahren. Unser Dampfschiff wurde unablässig hin- und hergeschleudert, das Wasser stand ein Fuß hoch auf dem Verdeck. Auch am Abend dieses langen und gefahrvollen Tages war bei Beirut keine Landung zu bewerkstelligen; erst am andern Morgen konnte die endliche Ausschiffung, bei der starken Brandung immer noch nicht ohne Lebensgefahr, vor sich gehen.

Die Noth allein hatte uns hierher gebracht, nicht die Aussicht auf irgendeine Reisefreude, auf Belehrung oder Vergnügen. Wir waren also auf Widerwärtigkeiten gerüstet und hatten wohl daran gethan. Die Luft blieb rauh, der Regen stürzte in Strömen herab. Die fensterlosen Gemächer des Hotel Bellevue waren so unheimlich, der Wind pfiff so scharf durch unsere Zimmer, es regnete dergestalt durch die Decke auf uns herab, daß ich es vorzog, einen behaglichern Gasthof vor der Stadt aufzusuchen.

Die Betrachtung des aufgeregten, brandenden Meeres eröffnete uns die Aussicht auf ein längeres Verweilen. Die Pönitenzen der vor Zeiten so gefahrvollen Reise nach Palästina sollten alle auch mir nicht erspart bleiben. Keine ist jedoch so groß, daß sich nicht auch irgendeine gute Seite an ihr finden ließe. Diese alte Erfahrung bestätigte sich auch diesmal. Mit wahrhafter Freude betrachtete ich am folgenden Morgen von der Plattform unseres Gasthofs aus die schöngeformten Berge von Beirut. Der königliche Libanon wies sein Haupt weiß beschneit; dabei erhoben sich auf den Vorbergen und auf den Abhängen stolze

*) Unsere Leser erinnern sich der in den Nrn. 21—23 dieses Jahrgangs gegebenen Skizzen über Athen und Konstantinopel. Nach dieser Fortsetzung wird neben dem gleichen Vorzügen der Anschaulichkeit und frischen Darstellung auch der der Neuheit des empfangenen Eindrucks haben. Die erwähnte Freundin, deren Aufzeichnungen obiger Darstellung zum Grunde liegen, machte die betreffende Reise im letzten Winter. D. Red.

grüne Palmen und fruchtbeladene Orangenbäume. Noch nie war mir der Libanon so wunderbar herrlich erschienen. Es gab wieder Sonnenschein und warme Luft. Ich begriff, daß David diesem Gebirge seine kühnsten und lieblichsten Bilder entnahm und daß Moses' Auge an seiner höchsten Spitze hing, wenn ihr Eichkranz im Licht der Sonne funkelnd auf manchen Punkten ins Gelobte Land hineinschimmerte. Unwiderstehlich zog es mich zu dem Berge. Wir erlangten bald einen guten Wagen nach europäischer Art, dazu ein Paar vortreffliche Pferde, welche uns auf der nach Damaskus führenden Straße mehrere Stunden weit hinaufzogen. Durch einen dunkeln Fichtenhain kamen wir in eine offene Ebene, die von Gruppen von Feigen- und Maulbeerbäumen unterbrochen wurde; dazwischen wuchs der Oelbaum mit seinem graugrünen Blätterwerk und hin und wieder eine schlank aufstrebende Palme. Die sich wieder fühlbar machende Kälte mahnte uns zur Umkehr, denn die Sorge für die Gesundheit bleibt eine Hauptsache bei den Reisen im Orient. Wahrhaft anmuthig war der Rückweg mit seinen üppigen, grünenden Thälern, mit allen den Dörfern, mit denen der Libanon überäet ist, mit ihren Gärten, in deren dunkelm Laub außer den Goldorangen auch noch andere köstliche Früchte glühten — und mit der endlichen Perspective des Meeres, das wieder tiefblau und sonnig glänzend wie in seinen besten Tagen geworden war.

Ich verbrachte den größten Theil der mir noch bleibenden Zeit bei meiner wiedergefundenen Jugendfreundin, der Gräfin P. Diese deutsche Dame hatte sich während der Metzeleien im Libanon auf eine wahrhaft christliche Weise um die Flüchtlinge verdient gemacht; sie beherbergte diese in nicht weniger als funfzig Betten in ihrem Garten, verpflegte sie aufs beste und streckte bedeutende Gelder vor, um ihnen durch diese Unterstützung zur Gründung eines Geschäfts oder eines sonstigen fortdauernden Lebensunterhalts zu verhelfen.

Endlich langte das vielersehnte Lloydschiff „l'Impératrice" an. Es hatte einen heftigen Sturm bei Cypern ausgestanden und sich daher um zwei Tage verspätet. Wenn auch die Abfahrt erst am folgenden Morgen stattfinden sollte, so eilten wir dennoch an Bord. Die Barkenfahrt bis dahin konnte bei noch möglicherweise eintretendem Unwetter mißlich werden und also war es rathsam, sie baldigst bei erträglich ruhiger See zurückzulegen. Nicht lange und wir waren wieder mit vollen Segeln und mit rauschenden Rädern auf der Rückreise nach Jaffa. Im schönsten Sonnenschein lag bald ganz deutlich das altphönizische Tyrus auf einer sandigen Landzunge vor uns; es heißt jetzt Sur. Das alte Tor oder Tyrus ist jetzt eine offene Stadt mit etwa 7000 Einwohnern und erinnert nicht entfernt daran, daß hier einst die reichste Handelsstadt des ganzen Mittelmeers stand. Der versandete Hafen wird nur von einigen kleinen Schiffen besucht. Neben ihm bemerkten wir Trümmer einer christlichen Kirche und eines granitnen Tempels. Das alte Tyrus lag theils auf dem Festlande, theils auf einer durch einen Damm damit verbundenen Insel, die auch das gegenwärtige Sur beherbergt. Am Ufer dieser vormaligen Insel bricht sich das Meer an altem Mauerwerk, welches wie umgefallene Säulen und Klippen aussah. Eine Wasserleitung in der Nähe wird Salomo's Brunnen genannt. Diese mächtige Stadt reichte bis an den Fluß Leontes. Von ihrer Todtenstadt, die sich meilenweit hinzog, trifft man noch in den Felsen gehauene Kammern und Nischen. In ihnen findet man eine jener Gedenktafeln, welche nach den Berichten Herodot's Sesostris in Syrien zum Zeichen seiner Thaten zurückließ. Eine halbe Stunde weiter an der andern Seite nannte man uns den von einem Bogen überspannten Punkt Sarepta, wo Europa von dem in einen Stier verwandelten Zeus entführt wurde und wo der Prophet Elias den Sohn der Wittwe von den Todten auferweckte und das Oel im Kruge unversiegbar machte. Kaum vier Stunden waren wir weitergeschifft, als sich uns Saida, das alte Sidon, hell und heiter wie Tyrus präsentirte. Anmuthig in Gärten gelegen, mit engen Gassen und hohen Häusern, in denen 12000 Einwohner, zeigte es uns außerdem ein berühmtes Castell, malerisch auf einem Felsen im Meer erbaut. Mit hohem Interesse weilte unser Blick auf diesem Punkte, der uns eine der ältesten Städte der Welt erkennen ließ. Sie stand nach der Bibel schon vor dem babylonischen Thurmbau und war schon zu Homer's Zeiten durch Handel, Schifffahrt und Kunstfertigkeit berühmt. Menelaos schenkte dem Telemach einen silbernen sidonischen Milchkrug mit goldenem Rand. Achill setzte bei der Leichenfeier des Patroklus einen von kunstreichen sidonischen Männern geschaffenen silbernen Krug als Preis der Spiele aus. Der Uebermuth der Statthalter des Artaxerxes hatte die

Gäſte (durcheinander).

Was ſoll das heißen?

Harry (mit ſehr vornehmer Ruhe).

Das ſollt Ihr die Ehre haben, zu ſehen. (Er baut mit ſeinen Geſellen und Bedienten eine förmliche Barrikade auf.) Hier der Tiſch, hier drüben der andere und der — und der — ſo — hier die Stühle, noch mehr; nun noch einen, noch einer! So, jetzt iſt es gut. Jack, gieb mir doch einmal die Flinte!

Gäſte (fahren alle mit Ausrufungen zurück).

Wie, was unterſteht Ihr Euch? ſeid Ihr des Teufels?

Harry

(nimmt von ſeinem Diener Jack die Flinte. Die übrigen Cameraden umſtehen ihn geſpannt).

Mylord Pickington, Ihr habt vorhin in aller Stille von meinem künft'gen Schwager und guten Freunde Marwell und mir 3000 Pfund gewonnen. Ich wettete heut' noch nicht, und möchte das Geld wieder haben.

Pickington.

Worauf?

Harry.

Von dem goldenen Schild da drüben ſchieß' ich den Punkt von dem zweiten I weg.

(Tobender Unwille hinter den Couliſſen.)

Ebenier zur Empörung gereizt; mit Hülfe der Aegypter und griechischer Söldlinge kämpften sie siegreich gegen die Perser, bis ihr Oberbefehlshaber Tennes diesen die belagerte Stadt verrieth. Nachdem sie ihre Schiffe verbrannt, thaten sie ein Gleiches mit sich, ihren Weibern und Kindern. Der Ruinenhaufen der Stadt enthielt eine solche Menge geschmolzenen Silbers und Goldes, daß der Schutt als sehr werthvoll betrachtet wurde. Vor zwei Jahrhunderten machte der berühmte Druſenemir Fachr-Eddin, ein Gelehrter von europäischer Bildung, Saida zu seiner glanzvollen Residenz; doch ist auch hier jetzt der Hafen versandet und nur kleinen Schiffen zugänglich. Wie meistens im Orient, ist auch hier das neue Leben, welches aus den Trümmern der einstigen handelsherrlichen oder weltgebietenden Macht emporsproßte, dürftig und kleinlich im Vergleich zu der Größe des Gewesenen.

Noch einmal begrüßten wir am folgenden Morgen Jaffa, dann Damiette und Burlos. Asien lag hinter uns, Afrika breitete sich vor uns aus. Die Einfahrt in Alexandrien war indessen in der Nacht wegen der vielen unter dem Wasser lauernden Riffe und Klippen nicht rathsam und so betraten wir erst in der Frühe des folgenden Morgens Alexandrien. Ich begrüßte also den Christtag „fern von Europas Küste", fern von allen Lieben in der Heimat. Meine Gedenkfreude — die größte, die mir hier werden konnte — war ein Dutzend Briefe, die auf der Post für mich bereit lagen und die mir die so heiß ersehnten Nachrichten aus Deutschland brachten. Sogar die Aufmerksamkeit des ägyptischen Postbeamten wurde dadurch erregt, welcher meinen Begleiter nach der Dame fragte, die eine so ungewöhnliche Anzahl von Correspondenzen besitze. Man sprach in diesen Briefen von Frost und Schnee, von trüben Tagen und dunkeln Nächten — ich sah grüne Bäume und blühende Blumen um mich, fühlte den Athem des südlichen Klimas, in dem jetzt nichts von der brennenden Sonnenglut des ägyptischen Sommers zu spüren war, und sehnte mich dennoch nach der traulichen Häuslichkeit des deutschen Nordens mit allen seinen Schattenseiten, mit der Rauheit seines Klimas und mit seinen langen, grauen Wintertagen. In der sehnsüchtigen Freude meines Herzens ließ ich an der ersten Table-d'hôte einige Flaschen Champagner für mich und meine Gesellschaft bringen, damit wir alle den Festtag in möglichst heiterer Stimmung feiern möchten.

Alexandrien breitet sich auf der flachen, sandigen Küste ganz stattlich aus; doch erinnerte die an einem Ende unabsehbare Reihe der Windmühlen weit mehr an abendländische Prosa als an morgenländische Poesie. Die erste Plage in Afrika waren wir in Asien und in Europa die Masse der Zubringlichen, die sich um uns drängten, als wir kaum das Ufer betreten hatten. Die Lastträger und Eselbuben rissen sich derartig um uns oder um unsere Trinkgelder, daß im eigentlichsten Sinne des Worts unsere Kleider in Gefahr kamen. Kameele und Esel hielten zur Fortschaffung des Gepäcks in der Nähe. Wir waren froh, als wir endlich unsere Koffer, von der Zolluntersuchung befreit, in einem Korbe auf dem Rücken eines der letztern langohrigen Thiere sahen. Wir wanderten hinter ihm und seinem Treiber durch die engen, ungepflasterten Straßen, deren Häuser so regellos nebeneinander standen, daß sie unfertig, wie im Bau begriffen oder wie Ruinen anzusehen waren. Zwischen ihnen drängte sich eine bunte Menge: Araber und Kopten, Italiener und Griechen, Abyssinier und Neger, Türken und Armenier, jeder mit seinem eignen Gewerbe, als sollte die babylonische Sprachverwirrung noch einmal aufgefrischt werden. Weiße und schwarze, elfenbeinfarbene, hell- und dunkelbraune, bärtige und unbärtige Gesichter, Trachten aller Art! Auf dem Bazar, der hier nur aus einigen Straßen mit offenen Krämerläden besteht, sah es am bunteſten aus. Die Kaufleute saßen mit untergeschlagenen Beinen neben ihrer Waare und rauchten der lange Nargileh (türkische Pfeife) mit scheinbarer Ruhe; andere waren mit der Bereitung ihrer Speisen eifrig beschäftigt. Dann und wann bemerkten wir auch ein Kaffeehaus, wo der Morgenländer, von seinem ihm so mühevollen Tagewerk ausruhend, für 5 Paras (ungefähr 3 Pfennige) ein Täßchen Kaffee ohne Milch und Zucker behaglich hinunterschlürft.

Am Nachmittag fuhren wir hinaus in die grünende, blühende Landschaft. Wir waren also in dem Lande, in welchem die Gepäder zur Zeit der Theuerung ihre Zelte aufschlugen; in welchem Joseph aus Dürftigkeit und Niedrigkeit zu den höchsten Würden aufstieg, in welchem das störrische Volk der Israeliten die bittern Jahre der Knechtschaft ausdauerte und dann nach jenem Lande der Verheißung gelobet wurde, wo Milch und Honig fließt; an dem Ufer, an dessen Ufern der Mann mit der schweren Zunge und mit der eisernen Willenskraft aufwuchs, der

Gott im feurigen Busche schaute und auf Sinai die Gesetzestafeln schrieb. Zwischen Gruppen von Dattelbäumen blickten ägyptische Alterthümer, die an diese längstvergangenen Zeiten mahnten; die Vögel zwitscherten in den dichten Zweigen der Feigenbäume und in den langen Palmenblättern säuselte der Wind. Bald erreichten wir die sogenannten Nadeln der Kleopatra, zwei etwa 60 Fuß hohe granitne Säulen; eine von ihnen lag halbbegraben im Sande, während die andere hoch emporstrebte, als wollte sie uns sagen: „Kleiner, unerfahrener Mensch! Was sind für mich die Jahrhunderte! Mehr denn achtzehn sind verflossen, als ich einen der ersten Christen, den redekundigen Apollos, neben mir stehen sah! An mir vorüber wanderten Clemens und Origines, jene Säulen der alten Kirche! Hier neben mir erbaute Cäsar seine Tempel und hier stand der Hauptpalast und das Grabmonument der ptolemäischen Könige, von welchem jede Spur verweht ist wie der Sand der Wüste, der vor dem Wind daherstaubt!"

Auch zu der Pompejus- oder richtiger Diocletianssäule begaben wir uns. Von rothem Granit, ist sie fast 100 Fuß hoch, gehört zu den höchsten Säulenmonolithen, die die Welt kennt, und steht auf einem Hügel, der wahrscheinlich der erhabenste Punkt des alten Alexandrien war. Von dieser prächtigen Stadt der Ptolemäer, von dieser Gründung Alexander's, deren Mauern mehr als drei deutsche Meilen im Umfang hatten, welche 600000 Einwohner, viele Tempel, Paläste und wissenschaftliche Anstalten umfaßte, ist außerdem fast nur ein weiter Trümmerhaufen mehr übrig. Die Römer und die Turken vollendeten nach und nach das Werk der Zerstörung. Der Rest der Bibliothek, welche das Museum, eine Art Universität, und ein Tempel des Serapis besaßen, wurde von dem erobernden Khalifen Omar zur Heizung der 4000 Bäder verwendet, welche die Stadt beherbergte. Nur die an der westlichen Küste befindlichen ungeheuern Katakomben geben noch einen Begriff von der einstigen Riesengröße dieser Stadt. Auch der weißmarmorne Leuchtthurm des Ptolemäus Philadelphus, der 200 Millionen Thaler kostete und der für eins der sieben Weltwunder gerechnet wurde, ist mit den übrigen sechs von der Erde verschwunden.

Von dieser Erinnerung an das Alterthum schweiften unsere Gedanken in eine weniger entfernte Vergangenheit: zu dem Schlachtfeld vor dem Rosettethor, wo Ralph Abercromby den Heldentod durch die Franzosen unter Menu erlitt, und nach dem vier Meilen entfernten Abukir, wo Nelson die französische Flotte vernichtete und wo Napoleon ein Jahr später mit 8000 Mann das 18000 Mann starke Heer des Sultans besiegte.

Wie einst im Jahrhundert Alexander's des Großen und wie dann wieder die neuerstandene Stadt im Mittelalter die Königin des Handels war, der erst durch die Entdeckung des Seewegs um das Cap der guten Hoffnung vernichtet wurde, so hat sie jetzt durch die Begünstigungen Mehemed-Ali's und durch die Errichtung der englischen und österreichischen Dampfschiffahrt ihre Bedeutung wiedergewonnen. Das arabische Element trat zurück, europäische Kaufleute siedelten sich an und gründeten Handelshäuser; sodaß die Stadt allmählich fast das Ansehen eines italienischen Hafenplatzes gewann, in welchem die Morgenländer gleich den Abendländern verkehrten. Unter belaubten Bäumen und zwischen grünenden Saaten fuhren wir in die Stadt zurück und betrachteten die Palmen, die bisweilen über eine Mauer schauten, oder die schlanken Minarets oder die Fenstergitter von schöngeschnittenen Holzstäben, welche auch hier meistens die Stelle des für die Nordländer so unentbehrlichen Fensterglases vertreten mußten. Nur die Hotels und einige der größern Wohnhäuser waren mit letzterm versehen.

Der Weg von Alexandrien nach Kairo wurde früher gewöhnlich auf dem sogenannten Mahmudieh-Kanal gemacht, den Mehemed-Ali vor etwa 40 Jahren durch einen Aufwand von fast 8 Millionen Francs und von 20000 Menschen erbaute. Hunger und Krankheiten rafften die letztern hin. Wir waren neben der Pompejussäule an seinem Ufer und sahen ganze Karavanen herankommen, mit singenden Matrosen, mit beturbanten Arabern, mit Schafen, Büffeln, Waarenballen, Geflügel und Früchten. Dazwischen entfaltete sich ein buntes Gewimmel von Barken und Booten. Jetzt begibt man sich auf die 1855 beendigte Eisenbahn, welche durch die große, bebaute, mit schönen, wenn auch nicht malerischen Lehmdörfern besäete Ebene des Delta auf den Nil zugeht. Von Rosette aus geht sie über Tantau Benha bis zu dem östlichen Thor von Kairo. Der Damm, auf dem diese erste Eisenbahn des Orients fortgeht, besteht aus Sand oder angeschwemmtem Nilschlamm. Da es jedoch in Aegypten oft jahrelang nicht regnet und es dort so gut wie gar keinen Raien gibt, so kann

der Rand der Bahn nicht seine ursprüngliche Gestalt behalten. Die Böschungen werden zu Staub ausgetrocknet und zuweilen derart vom Winde aufgewühlt, daß man Steinverkleidungen anlegen mußte, um zu verhindern, daß die Dammerde unter den Schienen abgeweht werde.

Bahnwärter gibt es hier nicht; dennoch geschehen weit seltener Unglücksfälle als in Europa. Engländer, Italiener oder Deutsche sind die Conducteure. Der Betrieb geht trotz der noch immer wandernden Volksstämme Aegyptens ohne alle Ueberwachung und dennoch ohne Störung vor sich und so gelangten auch wir in etwa sechs Stunden unbeschädigt nach Kairo. Der gewaltige Nil breitete sich in seiner ganzen Majestät vor uns aus und kurz vor dem Ziel der Fahrt wurden uns die ehrwürdigen Häupter der Pyramiden am Saum der Wüste sichtbar.

Während meines nun fast dreimonatlichen Aufenthalts im Orient hatte die Helle des Tags fast unverändert bis 6 Uhr abends gewährt. Auch jetzt noch konnte ich bis halb 6 Uhr ohne Licht lesen, so wie auch der Morgen um die nämliche Zeit anbrach. Die langen Dämmerungen des Nordens gab es nicht. Ich war also auch von der für mich unangenehmsten Seite des deutschen Winters befreit, von den kurzen, trüben Tagen, in denen eine unnachlassende graue Dämmerung alle Gegenstände um uns grau und trübe zu färben scheint. Die Länge und Klarheit unserer hohen Sommertage ist mir nie ein hinreichender Ersatz für das lange Dunkel des Winters gewesen und oft habe ich den stillen Wunsch gehegt: „Ich möchte, daß es immer unverändert bis 7 Uhr hell bliebe!" Der Verwirklichung desselben war ich also nun in Asien und Afrika ziemlich nahe gekommen.

Wir befanden uns bald am Gästetisch im Hotel des Princes. Dieser ist viereckig, mit Sträuchern bepflanzt und von Gängen durchschnitten; ringsum erheben sich hohe Baumalleen. Ich sah aus meinem Fenster, wie manche der Bewohner hier behaglich einherspazierten, andere vor den grünumrankten Cafés ihre Narghileh rauchten oder den dicken orientalischen Kaffee tranken. Da ich beide Genüsse noch immer nicht zu schätzen gelernt hatte, zog ich es vor, heute in unserm Gasthof zu bleiben. Die Sprache der Kellner und Wirthe war hier — wie fast allenthalben in den Hotels, die ich im Orient besuchte — französisch, sodaß wir eines Dragemans erst bei einem weitern Ausflug bedurften. Als jedoch der Abend hereingebrochen war, lauschte ich mit wahrem Behagen dem Gesange einer Anzahl Philomelen, welche hier — am zweiten Weihnachtstage — von den Wipfeln hoher Sykomoren ihre sanfte Klage ertönen ließen.

Früh am folgenden Morgen begaben wir uns auf die Citadelle. Ein Getümmel wie auf dem belebtesten Jahrmarkte drängte sich um uns. Schaukeln und Carrousels schwebten umher, Polichinellkasten entfalteten ihre Künste, Harfenistinnen und Sängerinnen bei der Violine ließen sich vernehmen; dabei wuchsen Rosen, Myrten und Veilchen zwischen den Gesträuchen. Zweispännige Wagen hielten an vielen Plätzen. Wenn man sie benutzt, so muß stets ein Läufer voraus, um Platz zu machen; auch durch die engsten Straßen bedarf man seiner. Er ruft: „Guarda!" und alles eilt auf die Seite, auch die Esel und ihre Treiber. Nur die Kameele gehen ihren Weg gerade vorwärts; vor diesen müssen die Läufer und die Wagen anhalten, bis sie, zehn bis zwölf zusammengekuppelt, vorübergezogen sind. Auch eine Menge von Eseln, Buddi genannt, stand reisefertig vor unserm Gasthof wie vor den meisten übrigen; sie vertreten die Stelle unserer Fiaker und bald saßen auch wir in dem Sattel dieser geduldigen Thiere, während die Treiber nebenherliefen. Bald genug machte ich die Erfahrung, daß die ersteren für den Ritt durch die engen Straßen weit besser geeignet sind als die weniger sicher und ruhig gehenden Pferde.

Das Frankenviertel, in welchem ungefähr 30000 Christen leben, erinnert an italienische Städte. Das eigentliche Kairo der Mohammedaner dagegen ist durchaus unregelmäßig gebaut. Die Straßenöffnungen sind ohne jede Symmetrie in den mit Erkern und platten Dächern ausgestatteten Gebäuden angebracht; viele der letztern liegen in Trümmern. Freie Plätze fanden wir sehr wenige; viele Straßen waren sogar zum Schutz gegen die Sonne oben mit Matten überdacht, sodaß man sich nur bei hellem Tageslichte fortbewegte. Glasfenster bemerkte ich nur in den Palästen; die übrigen orientalischen Häuser hatten auch hier nur Holzgitter. Außer Damaskus soll keine Stadt des Orients ihre altmorgenländische Physiognomie so unverändert erhalten haben. Auch sahen wir schöngebaute Moscheen und nach türkischer Weise bunt angestrichene, mit den absurdesten Figuren von der Welt bemalte Brunnenhäuser sowie schön gemeißelte Thorbögen in harmonischer Uebereinstimmung. Interessanter noch

als diese Bauart ist das Leben und Treiben in diesen winkeligen Gassen; von diesem umschwirrt, glaubt man sich in eine arabische Märchenwelt versetzt. Bunte und schwarze Turbane und noch verschiedenfarbigere Kaftane, schöngestickte Jacken und Westen, rothe und gelbe Schuhe und Pantoffeln, arme Fellahs in blauen Kitteln, Schreiber mit dem Schreibzeug in dem bunten Gürtel, weiße Soldaten, Araber der Wüste mit langen dunkeln Haaren, geputzte Negersklaven aus irgendeinem Harem, Armauten im weißen, wollenen Mantel, unter dem Dolche und Pistolen aus dem schwarzen Ledergürtel hervorblicken; griechische und türkische Reiter auf Eseln, Pferden und Kameelen; Heerden von Ziegen und Kameelen, Mönche und Popen zogen schweigend an uns vorüber. Plötzlich fuhr ein orientalischer Kutscher eine vergoldete Carrosse heran. Läufer rannten wie gewöhnlich voran, die Vorübergehenden durch ihr Geschrei zur Vorsicht mahnend. Dazwischen klimperten die an den Straßenecken sitzenden Wechsler mit ihrem Gelde, knieten Esel, wieherten Pferde, brüllten Büffel und Kameele, während die Muezins von den Minarets die Gläubigen zum Gebet riefen. Bettelnde, langbärtige, zerlumpte Derwische, deren lange Haare unter spitzen Mützen hervorflogen, pechschwarze Nubier in blendendweißen Gewändern. Dies auf edeln Rossen, Fellahs mit Wasserschläuchen und mit ihren tätowirten Weibern; vornehmere, ganz verhüllte Frauen in rothen, gelben oder grünen seidenen Kleidern, über welche sie einen schwarzen Ueberwurf und einen weißen Schleier trugen, watschelten durch das Gewühl oder ritten auf Eseln, während Nebenhertrabende sie auf beiden Seiten hielten; Schlangenbändiger, Blumenverkäuferinnen, Aechter zogen an uns vorüber. Ueppigkeit und Pracht, Armuth und Elend trieben sich unter dem tiefblauen Himmel und in der balsamischen Luft des Südens umher; besonders fielen mir viele bettelnde Blinde auf, welche stets geführt wurden.

Ganz betäubt von diesem schwirrenden Getümmel, hatten wir die Hälfte unsers Wegs erreicht, als uns ein Leichenzug mit buntem Sargtuch entgegenkam; die Fahnen der Moscheen wehten auf ihn herunter und heulende, tücherschwingende Klageweiber begleiteten ihn. Nachdem wir einige Minuten angehalten, setzten wir unsern Weg fort und langten nach einer Viertelstunde auf der Citadelle an. Diese ist wie die übrige Stadt ungefähr 900 Jahre alt; man genießt auf ihr eine vollständige Uebersicht über die Stadt. Da lag sie vor uns, die ungeheuere gelbgraue Hauptstadt Aegyptens, deren unzählige Minarets die Morgensonne vergoldete, mit ihren Palästen, Gärten und Wäldern, theilweise von grüner Fläche umgeben, durch welche sich der Nil breit und mächtig hinzog und dann in zwei Armen dem Meer zueilte, während in der Ferne vom Saum der Wüste die granitnen Häupter der Pyramiden uns herüberwinkten. An der einen Seite stiegen die stolzen Berge des Mokattam empor, während Palmen, Akazien und Sykomorengruppen das einförmige Grau der Steinmassen unterbrachen. Dicht vor uns fiel unser Auge auf die Trümmer des Palastes, den einst Saladdin der Große bewohnte, und auf den unfern davon gelegenen Josephbrunnen, der aus der Urzeit Aegyptens stammt.

Nachdem wir uns an diesem herrlichen Schauspiel gesättigt, fühlten wir weniger Interesse für den neuen Palast des Vicekönigs, den wir gleichfalls hier fanden, sowie auch für die Festungswerke, das Militär und die Waffen, welche hier aufgehäuft waren. Ganz erfüllt von allem Geschauten und Gehörten, welches uns in die märchenhaften Gebilde von „Tausendundeine Nacht" versetzte, ritten wir zu unserm Esbekiehplatz zurück, um die erlebten Eindrücke noch einmal in der Wirklichkeit und im Traum an uns vorüber gehen zu lassen.

Hatten wir an diesem Tage das volle, pulsirende Leben der Hauptstadt Aegyptens von so manchen Seiten kennen gelernt, so zog es uns am folgenden zu einem düstern, schweigenden Gegensatz, zu den Sultansgräbern. Ehe wir jedoch dem bunten Treiben der innern Stadt entrinnen konnten, kam uns eine so lärmende Procession entgegen, daß es war, als sollte dieser Gegensatz von lauter Lebensfreude und ernstem Todesschweigen uns auf die grellste Weise vorgeführt werden. Eine Anzahl Trommler und Hoboenbläser schritten mit gellender Musik voran; dann folgte ein Zug Männer, die wohlriechende Blumen emporhielten; hierauf eine lange Reihe von Frauen, welche ein durchdringendes Freudengeschrei ausstießen. Es waren Verwandte und Freundinnen einer Braut, welche nun rothverschleiert und unter einem rothen Baldachin daherkam. Als der hochzeitliche Zug vorüber war, setzten wir unsern Ritt fort und gelangten, wenn auch mit abermaligem Aufenthalt, bis zu der Todtenstadt. Hier ruhen die Mamlukenkönige, welche vom

Ende des 14. Jahrhunderts bis in das 16. hinein die Herren Aegyptens waren. Als glückliche, aus erkauften Sklaven gebildete Krieger erhielten sie das Land als Lehn von Sultan Saladin und seinen Nachfolgern zuertheilt; aber der zum Herrn gewordene Sklave war auch hier in der Alten Welt ein so entschiedener Tyrann, wie er es meistens auch in unsern Tagen in der Neuen ist. Die Mamluks wurden bald vollständig ihre Leibeigenen und nicht lange, so rissen sie auch die oberste Herrschaft an sich, mit welcher sie unter selbstgewählten Sultanen blutig eine wilde Despotie ausübten.

Das größte und schönste Grab war dasjenige El-Aschraf's, welcher ungefähr zur Zeit der Entdeckung Amerikas starb. Durch ein schöngearbeitetes Portal traten wir in einen langen Gang und gelangten in zwei Zimmer, deren jedes mit einer besondern Kuppel überdacht war. Die Sarkophage in beiden waren mit prächtigen persischen Teppichen bedeckt. Kleine Moscheen stießen an diese Gräber; von diesen Gotteshäusern soll Kairo dreihundert aufweisen können.

Die im Nil gelegene Insel Roda war das Ziel unsers nächsten Ausflugs. Hier soll Pharao's Tochter Thermutis das Kindlein Moses im Schilf gefunden haben. Wenn das Eiland am Lebensmorgen des großen Gesetzgebers so herrlich bearbeitet war, wie es gegenwärtig auf Ibrahim-Pascha's Herrscherwort geschah, so konnte man es der ägyptischen Königstochter nicht verdenken, wenn sie ganz besonders gern hier lustwandelte. Die mit tropischen Gewächsen angefüllten Gärten sind von Terrassen eingeschlossen, über welche sich ein rother, ein gelber und ein weißer Palast erheben. Wunderbar lieblich war es, hier am Ende des Jahres an blühenden Myrtenzäunen hin zu wandern, auf welcher grüne Blätter und reife Rosen mit dunkeln Cactusbeeren sich am Rande hinziehen. Die Gärtner reichten uns einige dieser blühenden Kinder Flora's zum Geschenk dar. Hoch oben aber auf dem Hügel war es, als wenn die drei Stunden entfernten Pyramiden von Gizeh gleich hinter dem nahen Palmenwäldchen ständen; an der andern Seite blickten die schlanken Minarets von der Citadelle herüber, während sich vor uns das geschäftige Treiben im Hafen von Bulak ausbreitete und hinter uns der Nil, auf dessen breiter, hier klarer Fläche Hunderte von Barken schwammen.

Auf der Seite nach Alkairo hin stand der Nilmesser, eine steinerne, mit vielen Strichen bedeckte Säule inmitten eines viereckigen Raumes, in welchen von unten das Wasser hineinfloß. Hier wird das Steigen und Fallen des Nils beobachtet und bei der Ueberschwemmung den Eingeborenen durch Ausrufen verkündet. Schon im 8. und 9. Jahrhundert wurden diese Nilmesser von den Khalifen aufgestellt. Herodot, der Vater der Geschichte, erzählt uns, daß dieser Naturerscheinung schon unter Meris große Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Sechsunddreißig Ruß Höhe reichen für die segensreiche Ueberschwemmung hin, die im August stattzufinden pflegt. In diesem Jahre war sie jedoch mehr als vierundvierzig Fuß gestiegen, sodaß die hochgelegenen Dörfer und die Dämme zwischen den Feldern nicht mehr gegen den Andrang des Wassers gesichert waren. Man erzählte mir schon in Palästina so viel von den diesmal so verheerenden Ueberschwemmungen in Aegypten, daß man mich fürchten ließ, ich würde meine Reise nicht bis dahin ausdehnen können. Indessen fand ich diese Schwierigkeit gleich so mancher andern bei näherer Besichtigung durchaus nicht unbesiegbar. Das Wasser hatte sich wie gewöhnlich verlaufen, sodaß kaum eine Spur der geschehenen Invasion sichtbar war.

Das wieder dauernd klare Wetter trieb uns nochmals aus Kairo und wirklich fühlten wir uns wohler, als wir wieder, dem betäubenden Lärm der Stadt entfliehen, durch üppige Saaten und blühende Gärten mit grünen, beschwerten Bäumen und farbenprangendem, köstlich duftendem Blumenflor ritten. Ich hatte an der auch hier nach europäischer Weise eingerichteten Table-d'hôte die Bekanntschaft einer liebenswürdigen russischen Dame gemacht. Diese begleitete uns und wir erreichten auf dem Rücken unserer langohrigen Thiere nach zwei Stunden das baumreiche Dorf Matarieh. Auch auf diesem so viel anmuthige Lebensfreude darbietenden Wege fehlte das Memento mori nicht; denn seitwärts zeigten sich mehrere trümmerartige Gräber, unter ihnen dasjenige des bekannten Melek Adel, den Saladin, der kriegskundige Gegner des löwenherzigen Richard, aus dem Wege räumte, um selbst den Herrscherstuhl über Aegypten und Syrien zu besteigen. Unweit des Orts wies uns der in einem Garten stehende, fast 70 Fuß hohe granitne älteste Obelisk Aegyptens, umgeben von einigen Trümmerhaufen, die Stätte, wo Heliopolis stand, der Sitz der ägyptischen Weisheit und Wissenschaft, welchen die

Bibel On nennt. Herodot und Plato lagen hier ihren Studien ob und die Gemahlin von „Joseph in Aegypten" war eine Tochter eines der Prieſter des hier ſich erhebenden großen Sonnentempels. In ihm zeigte man alle fünfhundert Jahre den aus Arabien herübergezogenen Vogel Phönix, welcher ſich auf einem Scheiterhaufen von Weihrauch verbrannte, um aus der Aſche zu neuem, friſchem Leben verjüngt wieder aufzuerſtehen.

Nach der andern Seite hin machte uns unſer Dragoman auf das Schlachtfeld aufmerkſam, wo General Kleber mit einer Franzoſen die zehnfache Anzahl Türken ſchlug.

Bald gelangten wir im Dorfe ſelbſt an den Marienbrunnen, welcher das letzte Ziel unſeres heutigen Rittes war. Wir ruhten in dem Schatten dieſer großen, immergrünen Sykomore, wie es einſt die heilige Familie that, und ſchöpften mit unſerer hohlen Hand aus „der Quelle der Sonne", deren bitteres Waſſer nach der Legende von der mit dem Jeſuskind nach Aegypten geflohenen Maria in ſüßes verwandelt wurde. Von der Balſamſtaude, welche einſt Kleopatra hier einführte und mit deren koſtlichem Erzeugniß die Königin von Saba Salome beſchenkte, ſahen wir keine Spur mehr. Wuchernde Baumwollenſträucher ſind als das Zeichen unſerer modernen nüchternen Induſtrie an die Stelle der Gewürzſträuche getreten, an die ſich die hochpoetiſchen Sagen der altersgrauen Vorzeit knüpften.

Dieſer nämliche, ſich in Aegypten häufiger als irgendwo ſonſt im Morgenlande treffende Gegenſatz drängte ſich uns noch mehr in Schubra, einer Schöpfung Mehemed-Ali's, auf, welche wir ſpäter beſuchten. Die gutcultivirten Felder, durch welche uns eine breite Allee von ſchattigen Sykomoren und prächtigen Akakazien führte, waren hier mit weißen von Palmen umgebenen Landhäuſern belegt. Neben dem nicht ſehr merkwürdigen Palaſt von Schubra fanden wir einen Garten, der ſeltſam genug im Rococoſtil angelegt war, deſſen wir uns jedoch bei der Maſſe der tropiſchen Pflanzen nicht ſo recht bewußt wurden. In einem Baſſin von grauem Marmor ſtieg ein von Krokodilen getragenes Eiland empor, das ein Gitter von polirter Bronze umgab. Indiſche Limonen- und breitblätterige Citronenſträucher, graugrüne Olivenbäume ſtehen einzeln oder gruppenweiſe neben prangenden Roſen- und Geranienbeeten, durch welche mit bunten Steinen ausgelegte Kieswege zu verſchiedenen ſprudelnden Waſſerkünſten und geſchmackvollen parkartigen Anlagen führten. Inmitten des balſamiſchen Wohlgeruchs ringsum glaubte ich mich in dem großartigſten europäiſchen Wintergarten zu befinden, der ſich über eine Fläche von 14 deutſchen Morgen hinzieht. Auf dieſem wunderbar lieblichen Erdfleck war ein buntbemalter, mit einem goldenen Halbmond verzierter Kiosk, der Lieblingsaufenthalt Mehemed-Ali's. Auch uns war es geſtattet, im fröhlichen Geplauder auf den ſich an den Wänden hinziehenden Purpurkiſſen des Divans von der leichten Anſtrengung des Tags auszuruhen, denn einige Piaſter als „Bakſchiſch" waren auch hier das Zauberwort, auf welches der arabiſche Wächter uns die Pforte des Heiligthums öffnete und uns zugleich geſtattete, unſer Auge nochmals auf dem majeſtätiſchen Spiegel des königlichen Nil ruhen zu laſſen.

Ich konnte meine Frauennatur nicht verleugnen, die mich antrieb, ſehr bald nach unſerer Rückkehr die Bazars aufzuſuchen. Sie ſind hier in Kairo von bedeutender Ausdehnung, die überdachten Durchgänge ſchmal und dunkel. Wo dieſe unbedeckt ſind, ſpannen die Färber nicht ſelten ihre weiten, gefärbten Stoffe von einer Seite die zur andern hinüber; zuweilen tropft es daraus herunter, was manchem Daherwandelnden unangenehm werden kann. Jede Gaſſe wird gewöhnlich ganz von einem beſtimmten Handwerk in Beſchlag genommen, z. B. von den Erzeugniſſen der Schneider, der Schuſter, der Bäcker, der Blechſchmiede, der Goldarbeiter u. ſ. w. Ich fand alle Arten gewöhnlicher Waaren, die ich auch in den Bazars unſerer europäiſchen Hauptſtädte getroffen hatte; dazu Kaffeehäuſer und Buden, in denen auch Scherbet feil geboten wurde. Dieſe kamen mir jedoch niedrig und unheimlich, alſo ſehr wenig einladend vor. In der Mitte erheben ſich große Gebäude, Karavanſerais genannt, in denen die aus Perſien, Indien und Syrien angelangten Waaren aufgeſpeichert werden und wo zugleich arabiſche und türkiſche Reiſende ihre Herberge nehmen. Griechen, Türken und Juden ſind die Verkäufer, welche abwechſelnd einfachere oder koſtbarere Schnittwaaren, Kleidungsſtücke, Zucker, Früchte, Eſſenzen, Golddraht und Waffen, arabiſche Decken, tuneſiſche Kappen und bunte Tarbuſche ausbieten. Viele Fabrikarbeiter aus Damaskus waren während des dortigen Blutbades hierher geflüchtet, ſodaß ein Ueberfluß der ſchönſten Goldſtickereien und Seidenwaaren zu erblicken war. Dieſe neue Seite des bunten orientaliſchen Lebens war mir hier

besonders interessant, da ich den Vergleich mit jenen Stätten des Handels anstellen konnte, welche ich einige Wochen früher in Konstantinopel gesehen, deren Treiben sich im ganzen wenig von demjenigen der hiesigen unterschied.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Eine Pension bei Meran.

Die Sonnenglut, welche während drei Monaten über dem Erdlande gebrütet hat, ist von Gewitterstürmen abgekühlt und die paradiesische Gegend durch heftige Regengüsse neu belebt worden. Schon färben sich die schwellenden Trauben an den Rebranken, welche wie ein grünes Netz jene steilen Gelände überspinnen; die Zugänge zu diesen Schattenpfaden sind versperrt und da und dort steht an einem Kreuzwege der „Saltner" oder Weinberghüter in seltsamer mittelalterlicher Tracht, um dem unberufenen Eindringling seinen „Tabakkreuzer" abzufordern; ein Tribut, der besonders die unkundigen Fremden trifft, welche um diese Jahreszeit sich in dem während der heißen Tage verlassenen Meran wieder einzustellen pflegen.

Die abenteuerliche Erscheinung dieser vogelscheuchenartigen Gestalten ist das kleine Lösegeld wol werth, wenn auch nervenschwache Damen bei deren Anblick affectirte Schreckhaftigkeit kund geben und meinen, die Polizei sollte gegen solche Erpressungen einschreiten, welche die erschöpfte Börse in Contribution setzen. Aber es wäre jammerschade, solche Capricen zu beachten und diese malerische Staffage aus der Landschaft zu verbannen, deren alterthümlicher Reiz nicht wenig dadurch erhöht wird.

Ein abgelegter Offizieshut wird von diesen Feldwächtern durch ausgestopfte Eichhörnchen und Wiesel, welche wie Wappenthiere dessen Breitseite verzieren, durch herabhängende Fuchs- und Iltisschwänze, eine Fülle wallender Federn von wildem und zahmem Geflügel zu dem wunderlichsten Couvre-chef herausputzt, den je ein Menschenkind getragen, dessen härtiges Antlitz unter diesem Trophäenschmuck selbstgefällig hervorleuchtet. Ueber der gewöhnlichen Tirolertracht, dem rothen Brusttuch mit breitem Leibgurt und Kniehosen, trägt der Saltner ein schwarzes Lederkoller, welches über der Brust durch Panzerketten, von denen Eber- und Bärenzähne herabhängen, zusammengestellt ist, während Arme und Beine mit Schienen bekleidet sind. Außer Pistole und Messer im Gürtel und dem Wächterhorn über der Schulter, führt er eine Art von Partisane im Arm, welche die hohe Gestalt überragt und zum Aufrichten der Rebgerüste oder auf steilen Pfaden ihm als Stab dient. Kein Wunder, daß einst ein Engländer, von solchem Gewappneten um die gewöhnliche Gabe angesprochen, in seiner Unkunde des Tirolerdeutsch diesen für einen richtigen Banditen hielt und ihm eine reichgefüllte Börse zuwarf, aus welcher der ehrliche Bursche gemüthlich seinen Kreuzer herausklaubte und die „güldenen Dukaten" dem verblüfften Gentleman zurückgab.

Im Monat September, wenn die blaue Frucht des Weinstocks ihre volle Süße erreicht hat, sieht man auf der Promenade an der Wassermauer, dem beliebtesten Wandelgange von Molken- und Traubengästen, die verschiedenartigsten Nationalitäten auf- und niederschreiten, mit kleinen Körben versehen, in denen das nöthige Quantum Raum findet, das zu der Cur nöthig ist, um Milz- und Leberleiden kräftig zu bekämpfen. Schwindsüchtigen, in den vorgerücktern Stadien ihres Uebels, ist der Genuß der „Weimer" — landesübliche Benennung der Trauben — gänzlich verboten und sie müssen zusehen, wie ihre begünstigtern Leidensgefährten mit Wohlbehagen Beere um Beere ausschlürfen.

Ein paarmal in der Woche wird dieser Wandelgang durch die Curmusik belebt, welche sich vor dem Schießstand, zugleich Molkenlokal, aufstellt. Von einer der zahlreichen Ruhebänke auf dem breiten, von hohen Pappeln beschatteten Damm aus kann man alsdann wie in einem Schaukasten die bunte Menge vorüberziehen sehen: elegante Damen, von Verehrern umgeben; ernste Matronen und zarte Mädchengestalten aus dem Süden und Norden; Stabsoffiziere und Merchantprinces, Dichter und Rechtsgelehrte, Professoren und Ungelehrte; „bürgerlich und romantisch", während alle Idiome deutscher Groß- und Kleinstaaten aus bebarteten und zarten Lippen hervortönen, untermischt mit den slawischen Mundarten der Donauländer oder russischer und polnischer Provinzen. Englisch hört man selten in diesem Gemisch indo-germanischer Sprachen, da für die Bewohner Albions Meran zu wenig Comfort bietet und die stolzen Insulaner seit dem italienischen Feldzuge mit Oesterreich zu trauen scheinen, daß der Kaiserstaat sein altes Anrecht auf die widerspenstigen Provinzen an Po und Etsch behauptet.

Wie so ziemlich alle europäischen Völker-

Räume, so sind auch die verschiedenen Menschenalter vertreten in diesem wandernden Hospital, für welches Meran einen Stapelplatz bildet, um von hier im Winter gegen Süden, in der Sommerhitze gegen Norden verunbringen. Für solche, deren schwache Lebensflamme nur eines Anstoßes in gänzlicher Stille bedarf, ist die kleine Stadt an der Passer ein ganz heilsamer Aufenthalt und manche verdanken einem beständigen Verweilen dort ein Hinausschieben der dunkeln Stunde, welcher jede Menschenseele mit Grauen entgegensieht. Wohlthätiger als Molken- und Traubensaft wirken wol auf alle, die aus größern Civilisationsmittelpunkten hierher kommen, die einfache Lebensweise, die milde Luft, der Mangel an aller Anstrengung in geselliger Beziehung, der harmlose Verkehr mit den Leidensgenossen, deren jeder beim Anblick der noch größern Körperschwäche sich mit neuer Lebenshoffnung getröstet und die besten Regungen seines Innern hervorkehrt, um sich seiner Umgebung angenehm und werth zu machen.

Daher ist besonders in den Pensionen, wo ein größerer Gesellschaftskreis sich sammelt, der Verkehr unter den Leidenden von rührender Innigkeit, indem alle die Verpflichtung fühlen, einer dem andern beizustehen und ihm den kurzen Lebensrest möglichst zu versüßen. Leider liegen die bessern dieser Anstalten sämmtlich im Umfange des Städtchens, in dessen Häusergewirr die Luft durch zahlreiche Werkstätten der Gerber, die Fleischbänke und den beträchtlichen Viehstand verdorben wird, während das Geräusch des Gewerbs und das endlose Geläute der Kirchenglocken auf kranke Nerven störend einwirken. Die meisten genießen zwar des Vortheils eines Gartens, aber auch dieser ist häufig durch Mauern eingeengt, frischer Luftströmung wenig zugänglich und deshalb nur in der kühlern Jahreszeit angenehm.

Wer dagegen Frühling und Herbst in ihrer ganzen Schöne genießen will, wendet sich nach Obermais, das, am jenseitigen Passerufer ansteigend, mit seinen zahlreichen Herrenhäusern eine ländliche Vorstadt bildet, von der Gletscherluft der Oetzthalerner angehaucht und den reizendsten Ueberblick des Thalkessels darbietend. Hier, am äußersten Vorsprung gegen Passeyer hin, erhebt sich eine Wasserheilanstalt und Pension mitten in den Reben und Baumgärten in zwei räumigen Wohngebäuden eingerichtet, deren Besitzer, ein absonderlicher Mann, Homöopath, Dichter und Politiker zugleich, das Ganze in etwas loser, eigenthümlicher Weise verwaltet und mit seinem zahlreichen Hausstande gleichsam in das Leben und Sein der Gäste verwebt ist.

Die glückliche Combination des kalten Wassers mit der Homöopathie, wobei ersteres wol am heilkräftigsten wirkt, hatte während einiger Zeit dem alten „dottore" einen großen Ruf verschafft, den er aber trotz seines Talents im Erwerb nicht auszubeuten verstand. Von der Neigung zum Bauen beherrscht, sinnt er stets neue Pläne aus, ohne das Angefangene zu vollenden; diese Leidenschaft hat ihm auch seine einst ausgedehnte Praxis entrissen und verschlingt alles, was er während der Kurzeit zu ernten vermag. Als ehemaliger Klosterzögling gänzlich in den Händen der Jesuitenpartei, von dieser abwechselnd benutzt und im Stiche gelassen, führt der beklagenswerthe Mann ein isolirtes Dasein und fühlt sich durch seine extreme Richtung auch den Seinen entfremdet, deren Wohlstand und Zukunft von dieser unfruchtbaren Planmacherei und dem Zerwürfniß mit seinen Mitbürgern bedroht wird.

Aber ungeachtet dieses düstern Hintergrundes finden sich die meisten, welche ihr Geschick oder das Bedürfniß nach kaltem Wasser hierher verschlagen hat, bald heimisch in der lockern Gliederung dieses Familienlebens, worin jeder einzelne, durch irgendeine Begabung ausgezeichnet, in beständigem Verkehr mit den Fremden sich auch in Sprache und Sitte hervorthut. Das stete Beisammensein auf verhältnißmäßig beschränktem Raum, der weder durch Mauern noch Umzäunungen von dem übrigen Dorfe geschieden ist, führt natürlich die verschiedensten Beziehungen herbei und Gleichgesinnte stoßen bald auf, was ihnen nicht sympathisch wird.

Folgen wir den verschiedenen Tageszeiten einer solchen Gemeinschaft in den Herbstmonaten, so sehen wir schon in kühler Morgenfrische einzelne Wandelnde mit ihren Traubenkörbchen die schattenlosen Gänge in der Nähe der beiden Wohnhäuser durchstreichen oder wir begegnen ihnen an dem Brunnenquell, der unmittelbar dem aufrechten Deichel an einer Weinbergsmauer entströmt und von Menschen und Vieh der umliegenden Gehöfte zugleich benutzt wird. Dieses Zusammenrücken menschlicher Individuen mit dem Geschlecht der Wiederkäuer übt auf letztere offenbar einen civilisirenden Einfluß aus und macht ihre Begegnung selbst für Städter, welche solcher Weggenossen nicht gewohnt sind, gänzlich unsren-

ſie, da ſie, ebenſo „Hut" wie ihr Führer, dem geringſten Wink gehorchen.

Die Separatiſten unter den Gäſten oder ſolche, deren Körperzuſtand ſie an das Haus feſſelt, bringen die Morgenſtunden auf den beiden Altanen an der Sonnenſeite zu und nehmen auch das Frühſtück dort ein, geſchützt vor Zugluft und nur beſchwert durch die Opferdüfte, welche aus der darunterliegenden Küche aufſteigen und im voraus das zu erwartende Mittagsmahl ankündigen. Die Spaziergänger ſammeln ſich indeſſen im Speiſeſaal, wo jedem nach Belieben ſein Imbiß gereicht wird, und bemächtigen ſich der aufliegenden Zeitungen, müſſen ſich aber mit einigen auſtraſiſchen Blättern begnügen, da im Laufe des Sommers die augsburger „Allgemeine Zeitung", als zu lichtfreundlich, von dem gewiſſenhaften Pabenne abgeſchafft wurde, deſſen bevorzugte „Tiroler Stimmen" mit ihrem aufrühreriſchen Parteigezänke nur ſelten Beachtung finden.

Gegen Mittag haben ſich auch die ſeltenern weiblichen Curanden aus ihren Morgenumhüllungen losgeſchält und beleben die verſchiedenen Gruppen, welche an den Schattenplätzen ſich im Bereich der Tiſchglocke niedergelaſſen haben, nachdem die hydropathiſchen Obliegenheiten in Douche und Wellenbad erfüllt ſind. Letztere Anſtalten ſind auf den primitivſten Grundlagen in einer alten Mühle eingerichtet, deren Kanal, zwei Stunden weiter oben im Thal aus der Paſſeyer hergeleitet, zugleich der Bewäſſerung dient, was zur Folge hat, daß das Waſſer oft ganz ausbleibt und die Badenden im Trockenen ſitzen.

In der ruß'gen, räucherigen Küche, dem Durchgang zum Speiſeſaal, wird indeſſen mächtig geſchafft, die verſchiedenen Tiſche zu verſorgen, an welchen die Stufenfolgen ſämmtlicher Angehörigen der Penſion ihre Leibesnahrung finden. Der für die niedere Dienerſchaft ſteht in dem Vorgemach am Hausflur, das zugleich als Audienzzimmer für die einmiethenden Fremden und die Beſucher aus der Stadt oder bei abendlicher Heimkehr zu geſelligem Verein benutzt wird. Dieſes unterſte Departement der häuslichen Gliederung iſt durch eine Küchenmagd mit wirrem Haar und zerfetztem Gewand, eine etwas ſchmuckere „Hausdirne", den Futterknecht und den Ariſtokraten dieſer Geſellſchaft vertreten, den alten Saliè, der von ſeiner Abſtammung aus edelm Schweizergeſchlecht nur ſeinen Namen bewahrt hat, den er nicht ſelten, den Fremden gegenüber, welchen er als erſter Kammerdiener, Adjunkt ſeines Herrn bei den Kaltwaſſermanipulationen, als Schröpfer und Hausknecht beigegeben iſt, durch kleine Kunſtgriffe aufs Spiel ſetzt. Schwarze Pfeffernäpfel, Heidelerntöpfe, von anſehnlichen Dimenſionen, bilden den Hauptbeſtandtheil dieſes Mahls, während an dem Tiſche der Officianten in der Speiſekammer, eines Gärtners und des Tiſchlers, der aus Sachſenland hierher verſchlagen, bei den Baumunternehmungen eine wichtige Rolle ſpielt, auch arme Studenten als Freigäſte ſitzen und die Knöpfel um einige Nuancen lichter gefärbt ſind. Die Familienmutter, ſtets in der Küche beſchäftigt, wo ihr eine unermüdliche Köchin und etwa noch eine „Pernerin" zur Seite ſtehen, welche ſich für ihre culinariſche Laufbahn in Welſchland vorbereitet, findet ſelten Muße, an dem Mahle der Übrigen theilzunehmen, welche, um einen großen Tiſch in der Wirthsſtube geſchart, gewöhnlich damit zu Ende kommen, bevor die „Tafel" ſervirt wird.

Dieſe befindet ſich in dem anſtoßenden Saal, einem hohen, kahlen, nüchternen Raume, der bei ungünſtiger Witterung und abends als Geſellſchaftszimmer dient und bei großer Hitze, ſeiner Kühle wegen, vielfach aufgeſucht wird. Da nun zu dieſer Mahlzeit die Mehrzahl der Gäſte ſich zuſammenfindet, welche, theilweiſe ſchon monatelang anweſend, ſich gegenſeitig eingelebt haben, ſo fehlt es nicht an lebhafter Unterhaltung, welche beſonders vom obern Ende des Tiſches, wo die Senioren derſelben ſitzen, ausgeht. Dort ſehen wir als Präſes einen noch jungen Mann mit feinem Geſicht und geiſtvollen Augen dem Geſpräch durch ſein Mienenſpiel folgen; ein heftiges Bruſtübel hat ihm die Stimme erlöſcht und er verſtändigt ſich meiſt nur durch Geberden mit ſeinem ſteten Begleiter, einem tauben Tonkünſtler, deſſen heiterer Sinn, der eines echten wiener Kindes, von dieſem Gebrechen nicht beeinträchtigt wird. Ein Arzt aus Oſtpreußen, Abkömmling der eingewanderten Salzburger, belebt durch ſeine Fröhlichkeit, ſeine geſunden Anſchauungen von Welt und Menſchen ſeine Nachbarn, unter denen eine ältliche Frau, die auch gern ſpricht und aus einem wechſelvollen Leben manches zu erzählen weiß, ſich beſonders von ihm angeregt fühlt, während die Tochter neben ihr, kaum von tödlicher Krankheit erſtanden, ſich beſonderer Rückſicht ihrer Tiſchgenoſſen erfreut. Das junge Mädchen bildet in ſüddeutſcher Unbefangenheit und in ihrem heitern Sinn den [illegible] Gegenſatz zu der nordiſchen Baronin ihr gegen-

über, deren Garibaldihemd und die Husarenjacke nicht recht stimmen wollen zu dem frommen Händefalten und dem Augenaufschlag, womit diese moderne Heilige sich bei ihrem Nachbar, einem würdigen Pastor aus dem Harz, zu insinuiren sucht, indessen, von diesem unbemerkt, sehr Blicke hinüberwandern zu dem Romano-Walachen, der an der Seite der hübschen Necromancienne nur diese beachtet und, des Deutschen unkundig, sich in französischer Sprache mit ihr unterhält. Ein Brüderpaar aus Deutsch-Rußland, durch feines Wesen und Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, nimmt an der Unterhaltung theil, in welche auch ein Serbe in gebrochenen Lauten und drolligen Einfällen sich einmischt und um so mehr Heiterkeit hervorruft, als sein Gesichtsausdruck den größten Ernst verkündet und die blitzenden Augen einen scharfen Verstand verrathen. Ein ältlicher Mann in grauem Gewand, ein Vielgewanderter, liebt es, à la Gerstäcker von seinen Reisen und Fahrnissen zu erzählen und gilt als der große „Unbekannte", da niemand noch in dem muntern Kreise seinen Namen erfunden hat. Er wendet sich vorzugsweise einer Sachsin zu, einem weiblichen Falstaff, welche durch haarsträubende Schilderungen ihrer Krankheitszustände Antheil zu erregen sucht, der, im allgemeinen durch die schrankenlose Offenheit der guten Dame gemindert, nur dem etwas sentimentalen Grauen ihr Wesen, nach eigenem Ausspruch „lauter Poesie", anziehend macht. Neben ihr sitzt, als Gegenstück zu ihrer Lebensfülle, ein alter hagerer Militär, Kroat, und ritterlicher Beistand aller Unterdrückten und Verfolgten, welcher bei wenig Sprachgewandtheit und Denkvermögen sich bei jeder Gelegenheit in endlose speeches verwickelt, aber selten hinlänglich geduldige Zuhörer dafür findet. Ein Tonkünstler aus einer nordischen Hauptstadt, der in der aventuriösen Baronin alsbald eine verwandte Seele erkannt hat, einige schweigsame Ungarn, Galizier, christlichen und jüdischen Bekenntnisses, vervollständigen diese Tafelrunde, welche von dem „Stubenmadel", einer gutmüthigen Mariterne, und der kleinen Lowisel, dem jüngsten Reis des doctorlichen Stammbaums, bedient wird mit jener Flinkheit und jenem Geschick, wie sie den Kellnerinnen in Baiern und Tirol besonders eigen sind. Die Kleine mit ihren pechschwarzen Augen und der welschen Gesichtsbildung machte sich aber auch sonst noch nützlich, wenn sie mit gewandten Fingern auf dem verstimmten Flügel spielte, der in dem Schlafgemach der Köchin steht. Flugs wurde dieses denn in einen Tanzsaal verwandelt und bei einigen Lichtstümpfchen durch die Offiziere der Garnison mit den Kindern des Hauses ein Ball improvisirt, dem die Nichttanzenden von einem langen Tische herab, der eine Seite der Stube einnimmt, zuschauten. Diese Tanzfeste füllen gewöhnlich die länger werdenden Herbstabende aus, zur Abwechselung mit den Gesellschaftsspielen, in denen ein berliner Musenjüngling sich durch Geistesreichthum besonders hervorthat, der seine Ferienzeit in dem gemüthlichen Erlande mit der Traubencur oder, wie die kleine Lowisel sie nennt, der „Curmacherei" vertrödelte. Von Zeit zu Zeit erscheint dann der alte Doktore wie ein mahnendes Gespenst unter der Thür und wenn er glaubt, daß es für ihn selber wie für seine Gäste gerathen sei, sich zur Ruhe zu begeben, tritt er unerbittlich wie das Schicksal zwischen Spiel und Sang, schließt den Flügel zu, löscht die Lichter aus und wünscht allerseits eine „schlafsame Nacht", indem er seine Familie um sich sammelt und in das größere Wohnhaus hinüberwandert, wo sämmtliche Glieder derselben untergebracht sind. Auf der Treppe werden noch Verabredungen für den künftigen Tag getroffen und dann zieht sich alles in die Schlafgemächer zurück nicht ohne einige Ruhestörung einsiedlerischer Gäste, welche in strenger Absonderung alle jene Rücksichten beanspruchen, welche nur das eigene Haus zu gewähren vermag. Um die zehnte Stunde sind die meisten Lichter gelöscht und nur aus der Küche herauf, wo das Gesinde noch thätig ist, schallt bisweilen lautes Lachen oder das Keifen der gewissenhaften Pflegerin des Herdfeuers, welche das unbändige junge Volk zur Ruhe verweist.

Wundervoll sind die hellen Mond- und Sternennächte, welche den Sommertagen folgen, auf dieser Anhöhe, die einen ziemlich weiten Horizont umfaßt, an dem sich die dunkeln ernsten Berge wie eine Mauerkrone erheben. Da und dort schimmert aus schwarzen Laubmassen ein weißes Gehöfte hervor, von den Strahlen des bleichen Gestirns beleuchtet; in den alten Herrensitzen, jetzt Herbergen für die Fremden, ist noch da und dort ein Fenster von nächtlicher Lampe erhellt; die ganze stille Landschaft, von dem sternenfunkelnden Himmelsdom überwölbt, scheint zu schlafen und nur das ferne Rauschen der Wasserfälle erinnert an das Fortwalten der Elemente.

Die armen Kranken, deren mühsames Husten

Pickington (lieſt).

„Chirurgiſche Heil-Anſtalt."

Marwell.

Wenn ein Unglück geſchieht, iſt wenigſtens Hülfe da.

Pickington

(mißt begierig mit den Augen die Diſtanze und ruft)

Es ſei!

Harry.

Köpfe weg! (zielt und ſchießt).

Alle (rufen mit unmäßigem Gelächter).

Gewonnen!

Harry (zu den Gäſten).

A dieu Messieurs! A revoir! Serviteur! hahaha!

(Sie gehen laut lachend und tumultuariſch ab. Pickington folgt verdrießlich nach.)

Die Gäſte

(drängen hervor, werfen die Tiſche und Stühle, die ihnen den Weg verſperrten, um, und rufen durcheinander)

Haltet die Banditen! Wache! Wache!

Einige.

Schlagt ſie! Mord!

Andere.

Merkt ihre Namen! Rebellion!

in dem leichtgebauten Hause manchmal hörbar wird, sehen nichts von dieser Herrlichkeit und müssen sich damit begnügen, in den Nachmittagsstunden ein wenig Lebensluft im Freien einzunehmen, während, was sich weiter bewegen kann, zu Fuß und auf Maultieren die anmutige Umgebung durchstreift.«

Traurige Epidemien sind häufig in diesem nahen Beisammensein von Leidenden in allen Stadien der verzehrenden Krankheit; ein stummes Bangen geht durch das Haus, wenn einem derselben die letzte Stunde naht und seine Genossen vernehmen, daß er ausgelitten hat. Der Uebergang von einer Jahreszeit in die andere führt gewöhnlich diese Katastrophe herbei, welche mit den Schwankungen des Luft- und Wärmemessers in nahem Zusammenhange stehen.

Eine junge Frau aus den entlegensten Provinzen des nördlichen Deutschland starb nach längerm Aufenthalt in der Pension, und obgleich sie nur wenige geliebt hatten und sie von niemand gekannt war, erregte ihr trauriges Geschick dennoch den innigsten Antheil. Tief ergriffen reihten sich die Hausgenossen um den einfachen Sarg, der auf dem gepflasterten Flur des Vorplatzes stand und von dem Pastor, selbst ein Kranker, eingesegnet wurde. Das vielgebrauchte Bahrtuch verschwand unter der Blumenspende, womit die Frauen der Hingeschiedenen ein letztes Liebeszeichen dargebracht hatten. Unter lautem Schluchzen des Gatten, der vereinsamt zurückkehren mußte in die ferne Heimat zu dem mutterlosen Säugling, hoben sechs rüstige Bauern den Sarg auf die Schultern; der alte Salis in seinem Festrock, eine brennende Laterne in der Hand, schritt voraus, ein Kreuzträger folgte und nun ging es wie im Sturmschritt das ganze Dorf entlang auf dem weiten Umwege der gepflasterten Fahrstraße; der Leichenconduct, meist aus Kranken bestehend, vermochte nicht nachzukommen und sammelte sich erst wieder bei den Kirchen, an welchen man ohne Sang und Klang vorüberzog und jedesmal den Sarg absetzte.

In einer schattigen Ecke des Friedhofs von Untermeis, dem Pfarrort, an der Wallfahrtskirche, welche mitten im Dorfe liegt, war das Grab bereitet und nach nochmaliger Segnung des Geistlichen, der aus gläubigem Herzen tiefgefühlte Worte sprach, wurde der Erde wiedergegeben, „was vom Staube genommen ist". Trauernd umstand die kleine Gemeinschaft den Hügel, welcher über den Blumenkränzen aufgeschichtet wurde, und sah schaudernd zu, wie der Inhalt alter Gräber: halbvermoderte Schädel, Knochenreste und Holzsplitter, auf den hohlen Sargdeckel rollten. „Alas poor York!"

Fast ebenso traurig wie solche Grabeseinsamkeit sind die Scheidestunden der Abreisenden, besonders solcher, welche ihr Zustand nöthigt, Himmelsstriche aufzusuchen über Europas Grenzen hinaus, wohin der sehnende Gedanke ihnen kaum zu folgen vermag.

War es doch wie ein Todtengeleite, wenn der Scheidende, weggerüstet, von denen umgeben, die ihm am nächsten gestanden, den steilen Pfad zum Städtchen hinabwandelte, alle seine Gedanken in die Ferne gerichtet, während die Zurückbleibenden nur der Vergangenheit gedachten, all der frohen und innigen Stunden im täglichen Verkehr durchlebt, deren Schauplatz, die ganze Umgebung, tagtäglich an den Verlorenen mahnte.

Und so schieden sie einer nach dem andern; der Walache und der Serbe, die Deutsch-Russen und der Galizier, Hannoveraner und Sachse, Wiener und Berliner, Pastor und Kriegsmann, Künstler und Bauer; sie alle zogen fort, wenn auch zeitweilig durch andere Erscheinungen ersetzt. Doch wurde es gegen den Spätherbst recht still in dem Hause, das nun den wenigen Wintergästen überlassen blieb, wovon einer oder der andere vielleicht noch der fröhlichen Abende gedenkt, welche bei spärlicher Beleuchtung in der großen Stube an der Küche hingebracht wurden.

Mit den Bewohnern des Städtchens, an welche die Fremden in vielen Beziehungen angewiesen sind, bei denen auch der Traubenbedarf eingekauft wird, knüpft sich ein lebhafter Verkehr an. Der Besuch der beiden Buchläden, welche neben geistiger Nahrung mancherlei kleine Bedürfnisse liefern, der Kaffeegärten mit ihren traulichen Räumlichkeiten füllt manche Stunde aus und gibt Gelegenheit, die Notabilitäten, welche sich in der Gurgelgesellschaft bewegen, mindestens von Angesicht kennen zu lernen.

Bei den günstigen klimatischen Verhältnissen wird leicht verschmerzt, was der durch Luxus Verwöhnte an Wohngelaß und Leibespflege zu tadeln findet; schwerer ist es, sich an die Begriffe von Reinlichkeit zu gewöhnen, wie sie in Südtirol gäng und gebe sind und einen Uebergang zu welcher Wirthschaft bilden. Und doch entspringen viele dieser Uebelstände einzig daraus, daß die Menschen, unter mildern Himmelsstrichen minder an ihre vier Wände gebunden, diesen

weniger Sorgfalt zuwenden müssen. An schönen Aussichtspunkten so reich, bietet das Land in seinen verwitterten Burgen, welche die Vorsprünge der Thalhänge krönen, das herrlichste Wanderziel für schaulustige Besucher, denen die Saumthiere als bequeme Erholungsmittel dienen, wenn die eigenen Kräfte nicht zureichen wollen. Nichts Hübscheres als solche Karavanen von Reitern und Reiterinnen auf den steilen Pfaden des Mittelgebirgs, wenn sie mit ihren Knappen, den Führern, durch das gewölbte Burgthor einziehen und alsbald Lust und Fröhlichkeit in den weiten Hallen verbreiten. Nicht selten haust eine Bauernfamilie auf dem noch außen noch stattlichen Ritterſitz, während im Innern nur wenige Gemächer im wohnlichen Zustande sind, mitten unter dem Zerfall, der nothdürftig von den dachlosen Thürmen und Vorwerken abgehalten wird, welche Menschen und Vieh beherbergen. Die Burgfräulein walten in Küche und Keller, bereiten Kaffee und tragen Wein herbei, nicht in Humpen, sondern in modischen Seidelflaschen, und ergötzen ihre Gäste mit Zitherspiel und Gesang, während der Burgherr mit seinen Junkern die Heuwagen abladet oder das Getreide drischt und nur zum Willkommen oder Abschied seinen Besuchern ein g t p a ß i g's Wort zukommen läßt.

Doch denke man sich unter diesen bäuerlichen Burgbewohnern keine vorgeschichtlichen Ideale, denen die Blüte des Gedankens angekränkelt ist, sondern gesunde, kräftige „Buob'n und Gitschen", wie sie im Lande heißen, derb und zutraulich und dennoch abwehrend gegen städtische Zudringlichkeit und stets zum Spaß aufgelegt, wie überhaupt von dem Tiroler im Scherz weit mehr erreicht wird als durch gebieterischen Ernst, der ihn leicht zu einiger Grobheit herausfordert. So hübsch auch manche der Gitschen sind, werden sie doch von dem Männerwolf an Wohlgestalt weit übertroffen, wie es allenthalben der Fall ist, wo noch Kraft und Entwickelungsfähigkeit in dem Volke vorhanden sind.

Mit je geringern Ansprüchen und Erwartungen der Fremde jene gesegneten Gegenden betritt, desto wohler wird er sich fühlen in der gänzlichen Ungebundenheit des dortigen Lebens, welches die verschiedensten Fractionen der menschlichen Gesellschaft zusammenrückt in dem Wunsch nach Heilung von Leiden, die so häufig aus dem Uebereifer modernen Daseins hervorgegangen sind. In manchen Fällen gesundet nicht nur der Leib des Patienten, auch sein Geist und Gemüth heilen von ihren Mängeln und Gebrechen in der frischen Luft, welche von den Bergen weht und hinwegnimmt, was die Seele in Unnatur und Verzerrung überwuchert hat.

Leider entschließen sich die meisten erst, wenn es für die tiefergriffenen Organe zu spät geworden ist, in diesem paradiesischen Erdenwinkel Genesung zu suchen, und werfen nur wie Moses einen Blick in das Land der Verheißung, um das müde Auge für immer zu schließen!

P. von O.

Anregungen.

J. J. Weber's „Deutsche Bibliothek".

Eine Idee, die früher der stuttgarter Buchhändler J. Scheible für alte Drucke „curieusen" Inhalts, namentlich dem Zauber- und Hexenwesen angehörende, ausführte, sie durch Neudruck unserer Zeit zugänglicher zu machen, hat J. J. Weber in Leipzig für Schriften eines würdigern Inhalts aufgenommen. In Rücksicht auf die Seltenheit vieler Werke, die zu den besten Leistungen unserer Literatur gehören und infolge der fortschreitenden literarhistorischen Bildung unsers Publikums auch bereits weitere Kreise interessiren als nur den Sprachforscher und Literarhistoriker, hat der ebenso an praktischen Ideen reiche wie in deren Ausführung immer geschmackvoll zu Werke gehende Verleger eine „Deutsche Bibliothek" begründet.

Sie soll authentische Drucke älterer und theilweise auch neuerer, aber selten vorkommender Werke aus dem Bereich der deutschen schönen Literatur in neuen Auflagen bringen und eine Sammlung bilden, deren Anschaffung jedem in diesen Fächern arbeitenden Gelehrten zur Bequemlichkeit, dem Bücherfreund zu einem besondern Genuß gereichen muß. Der Pfaff von Kalenberg, Fischart, Rollenhagen's Froschmäusler, Brant's Narrenschiff, Simplicissimus, Schelmuffski bis zu Klinger's Plimplamplasko und Gottwalt Müller's Siegfried von Lindenberg u. s. w. sollen der Reihe nach in die „Deutsche Bibliothek" aufgenommen werden. Es ist dies eine Unternehmung, die bis zu ihrer Vollendung allerdings ein Menschenalter erfordern dürfte, aber sowol in dem weitschichtigen Plan wie in der schon durch den Versuch sich kennzeichnenden Art der Publikation nicht ohne ermunternden Beispiel ist. Jeder Band bildet ein Werk für sich, ein Abgeschlossenes, das seines Nachfolgers eigentlich nicht bedarf.

Zur Ausführung dieses Plans hat der Un-

trauensmann eine durchaus geeignete Kraft gefunden, den rühmlichst bekannten Literarhistoriker Heinrich Kurz. Sind die gediegenen Kenntnisse desselben auf dem jetzt so unermeßlich erweiterten Gebiet der deutschen Philologie ungezweifelt, so darf auch sein erprobter und ein sich nicht im Fragmentarischen gefallender Arbeitseifer das günstigste Vorurtheil erwecken für den möglichst schnellen Fortgang des Unternehmens. Wir dürfen nicht blos beim Abdruck die gewissenhafteste Vergleichung verschiedener Ausgaben gewährleistet finden, sondern werden auch durch Einleitungen und Erläuterungen auf die allgemeinen und besondern literarhistorischen Gesichtspunkte geführt, von welchen aus die betreffende Publikation zu beurtheilen ist.

Der Anfang ist mit den Fabeln des Burkard Waldis gemacht. Zwei Bände, in geschmackvollster Ausstattung, machen uns mit den Leistungen des deutschen Phädrus genauer bekannt, als dies bisher durch Anthologieen und Literaturgeschichten geschehen ist. Burkard, ein gebotener Hesse, ist viel in der Welt herumgekommen. Seine Umdichtungen und Ergänzungen der Aesopischen Fabeln schöpften die in ihnen enthaltene praktische Lebensweisheit aus den reichsten Anschauungen des Thuns und Treibens der Menschen und der Sitten vieler, oft entgegengesetzter Gegenden. Burkard war in Rom, kannte Deutschland bis nach Riga hinauf, wo er nach Ausbruch der Reformation den geistlichen Stand mit dem eines Handwerkers vertauschte. Nach mancher Mißlichkeit, die er in Riga auch in diesem Stande zu bestehen hatte, kam er nach Deutschland zurück und starb als Pfarrer im Hessischen. Seine Behandlung der überlieferten Fabelstoffe ist durchaus selbständig und die Anknüpfung an seine Zeit in dem Grade eine Modernisirung, wie wir jetzt sagen würden, daß dem Culturgeschichtsforscher ein genaues Studium der Sammlung unerläßlich ist. Daß und manche seiner Nutzanwendungen nicht mehr ganz zutreffend erscheinen können, gibt der unparteiische und von aller Ueberschätzung seines Gegenstandes entfernte Herausgeber selbst zu; am zutreffendsten ist bei allen Fabulisten satirische Tendenz, wo es gilt, die Gebrechen der Kirche zu geißeln.

„Die Poesie in der Malerei."

Unter obigem Titel begegnen wir dem „Versuch einer ästhetischen Abhandlung mit kunstgeschichtlichen Belegen" von Dr Adalbert Victor Svoboda (Leipzig, R. Weigel. 1861) und erkennen in ihm die interessante Schrift eines denkenden Mannes, die ein schwieriges, stellenweis mißliches Thema zu behandeln unternimmt. Der Verfasser will untersuchen, was es eigentlich sei, das Gemälden das Prädicat des Poetischen verschaffe, und bestrebt sich, auf kunstphilosophischem Wege zu einer Feststellung der dahin einschlagenden Begriffe zu gelangen. Er bezeichnet als objective Ursache der Poesie in Gemälden „Die formvendete Veranschaulichung eines kunstwürdigen Grundgedankens und als deren subjective Wirkung intensiven Eindruck auf die Einbildungskraft und das Gemüth des Beschauers. Es zeigt sich, daß die Poesie in der Malerei jene unwiderstehliche Übermacht sei, welche, mit dem Zauber der Schönheit vereint, unser Herz erfreut, erhebt und in der Phantasie ein lebhaftes Spiel von Vorstellungen erweckt."

Verkennen wir nicht, daß es dem vornherein vielen bedenklich erscheinen will, einen landläufigen Ausdruck wie „das Poetische", der von den meisten Gemäldebeschauern ohne bestimmte Vorstellung gebraucht wird, ästhetisch zu fixiren. Zunächst allerdings ist der Verfasser von dem irrthümlich auftauchenden Verdacht, die „Grenzen der Poesie und Malerei" nicht zu respectiren, vollständig freizusprechen. Er lehrt — wie schon seine ersten Kapitel über die der Malerei eigenthümliche „Poesie des Lichts" und „Poesie der beiwohnenden Form" beweisen — vollkommen ein, daß beide Künste getrennte, wenn auch vielfach angrenzende Gebiete behaupten, und versteht also unter Poesie in dieser Abhandlung nicht sowol die poetische Kunst und ihre Hervorbringungen, sondern jenes ursprünglichste, vielfach geheimnißvolle Fluidum, welches alle Kunst durchströmt (oder wenigstens durchströmen sollte) und die Regenbogenbrücke zwischen Himmel und Erde bildet. Nun wäre es danach müßig, einen Wortstreit zu beginnen, und wenn Svoboda echte künstlerische Empfindung und Tiefe, warme Liebe in Gedanken und Ausführung, geläuterte Wahrheit und Klarheit, Fülle und Frische des Lebens in der Malerei unter dem Namen des „Poetischen" zusammenfassen will — dagegen ist nichts einzuwenden.

Der gebildete Verfasser besitzt eine warme Neigung, ja Begeisterung für die Kunst; er hat in Nord- und Mittelitalien, Frankreich und Süddeutschland gesehen, was von Meisterwerken älterer und neuerer Kunst daselbst zu finden ist. Einsichtsvoll versucht er, seine allgemeinen Sätze und Behauptungen durch concrete Beispiele zu belegen. In zahlreichen Einzelheiten verräth sich ein wirkliches, liefergebendes Verständniß der Kunst. Auch in einigen Grundanschauungen wird der gutgeschriebenen Schrift der verdiente Beifall nicht fehlen; man lese, was Svoboda S. 95 fg über „Realismus" und „Idealismus" ausspricht, wie bestimmt er dem Unfug, der dieselben à tout prix als Gegensätze erfaßt, entgegentritt. Jeder, der nur einigermaßen etwas vom wahren Wesen der Kunst ahnt, stimmt dem Verfasser bei, wenn er die Vereinigung beider sogenannten Gegensätze in allen wahrhaft großen Meistern (und Künstlern überhaupt) verwirklicht erblickt. Dennoch hat sich unser Verfasser von einer gewissen Einseitigkeit nicht frei zu halten gewußt. Während er treffend, scharf, geistvoll die Abwege des einseitigen Realismus zu charakterisiren versteht (der übrigens immer besser als „Naturalismus" bezeichnet sein wird, sobald „er sich begnügt, den täuschenden Schein der

griffloſen Natur hinzuſtellen"), überſieht er die noch gröberen Verirrungen, zu denen der einſeitige Idealismus die Künſtler führt. Goebeda ſagt: „Der Idealismus in der Malerei iſt diejenige Kunſtauffaſſung, welche das würdige und entſprechende Verſinnlichen einer Idee für die erſte Bedingung eines gehaltvollen Bildes erklärt und der Technik nur inſoweit Rechte einräumt, als ſie den künſtleriſchen Gedanken veranſchaulicht." Ganz wohl! In dieſem Sinne haben Leonardo und Rafael, haben Dürer, haben neuerlich Cornelius, Schnorr und die bedeutendern Meiſter alle geſchaffen. Von der Fahne dieſes Idealismus wird kein echter Künſtler jemals laſſen. Aber Goebeda vergißt, daß ſich in unſern Tagen eine gewiſſe Gegenſchule und ein gehaltloſer, anmaßender Formalismus gern als Idealismus angeprieſen haben möchten, daß eine hochmüthige Oberflächlichkeit ſich in „ideal" getauften Formenreminiscenzen bewegt, weil ihr ebenſowol die tüchtige Grundlage treuer Naturſtudien als die warme Hingabe zur gemüthlichen Bewältigung der Stoffe fehlen. Der Verfaſſer hat der innerſten Urſprünglichkeit, Tiefe und wahrhaften Großartigkeit gegenüber, mit welcher Cornelius in der münchner Ludwigskirche das Jüngſte Gericht darſtellt, vollkommen recht, wenn er die vorher gemachten Einwände dagegen vergißt. Aber er möge ſich auch zugeſtehen, daß daſſelbe Recht einer Anzahl von Kunſtwerken zu Theil zu werden hat, die in der äſthetiſchen Kategorie als „realiſtiſch" paradiren, in Bezug aber auf „edle (d. i. wahre, liebevolle, lebenswarme) Verſinnlichung ihrer Idee" vollkommen ideal ſind.

Es geht ein Zug durch unſere Geſchichtſchreibung, von der abſtracten Phraſe und ihrer Herrſchaft los zukommen, und es wäre vortrefflich, wenn es auch der Aeſthetik gelänge, einem ähnlichen oder gleichen Zuge zu folgen. Vieles Treffliche, Richtige und Einſichtige in Goebeda's Schrift möchten wir dem Drange danach zuſchreiben. Andermals wieder ſteht doch unſer Verfaſſer den Kunſtwerken mit vorgefaßter Meinung und principieller Forderung gegenüber. Wir würden uns müßten unendlich gewinnen, wenn wir uns gewöhnen könnten, dem Künſtler ſein Wollen, ſeine Abſicht nicht zu beſtreiten, dann aber auch mit der größten Unerbittlichkeit nach der Wahrheit dieſes Wollens, nach der Liebe, mit der dieſe Abſicht verwirklicht, nach der Vertiefung in den Gegenſtand und der Durchbildung der Ideen zu fragen. In dieſer Weiſe würden wir ohne alle Abſtractionen ſehr bald zur ſcharfen Unterſcheidung des „Wahren" in der Malerei und des Aeußerlichen, Theatraliſchen, Gemeinloſen und Unechten gelangen.

Lothar Bucher.

Die „Bilder aus der Fremde" für die Heimat gezeichnet von Lothar Bucher (Berlin, Gerſchel, 1861) ſind geſammelt jene geiſtvollen, lebendigen Skizzen des bekannten engliſchen Correſpondenten der „National-Zeitung".

So wenig wir uns überall mit deſſen Anſchauungen einverſtanden erklären möchten, ſo ſind doch, zumal dem, der gerade für dieſe Form des Humors diſponirt iſt, der ſprühende Witz, die zum Theil franzöſiſch pikante Darſtellung und eine überall hervortretende energiſche Individualität anziehend.

Der Verfaſſer erklärt ſelbſt: „Ich habe manche Anſicht ſtehen laſſen, die heute überwunden, und manche Polemik, die heute nicht mehr nöthig iſt." Die Einflüſſe der Fremde verleugnen ſich nicht in gelegentlicher unmotivirter Geringſchätzung der Heimat. Auf der andern Seite wäre es ungerecht, dem Verfaſſer ein warmes Gefühl für die letztere abſprechen zu wollen. So laſſen wir denn ſeine Reiſebriefe und Schilderungen auf uns wirken, wie dieſelben in ihrer halb ſkeptiſchen, halb poſitiven Weiſe es eben vermögen.

Mit vielem Humor iſt ein Aufenthalt auf der „Inſel Wight" geſchildert. Die Skizzen „Nach Konſtantinopel" enthalten eine Fülle ſcharfer Beobachtungen, feiner, treffender Bemerkungen, ſo ſtark „ſubjectiv" ſie gefärbt ſein mögen. Die „Pariſer Ausſtellung von 1855" gibt dem Verfaſſer reiche Gelegenheit, bei Ausſprache ſeiner Meinungen Ausfälle nach rechts und links zu machen, wohlgemerkt, verdiente Ausfälle. Man leſe ſeinen Bericht über die Metallarbeiten in der Pariſer Weltausſtellung mit den daran geknüpften Betrachtungen und man wird ihm überall zuſtimmen müſſen. Die Eindrücke „aus der Heimat", die den Beſchluß des Buches bilden, zeugen vielfach für die dem Verfaſſer vielleicht ſelbſt unbewußte Anglomanie.

Vom Büchertiſch.

II.

Von dem vielgenannten und auch in unſerer Zeitſchrift bereits ausführlich gewürdigten Buche: „Die Alpen", von Berlepſch (Leipzig, Coſtenoble, 1862), iſt eine neue, wohlfeilere Ausgabe erſchienen. Die Zeichnungen von Rittmeyer ſind anerkannte Kunſtblätter.

Derſelbe rührige Verleger ſendet neun Bände eines Memoirenwerks in die Welt, deſſen Titel: „Wallfahrt durchs Leben vom Baſeler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechsundſechziger", mehr verſpricht, als der Inhalt leiſtet. Die Anfänge ſind recht anregend erzählt und werden namentlich auf weſtfäliſchem Boden, vorzugsweiſe in Münſter, mit Theilnahme geleſen werden; mit der bereits in die zwanziger Jahre fallenden Verſetzung des Autors nach Gotha, wo ſeine Thätigkeit die eines Kartographen im Perthes'ſchen Inſtitut geweſen zu ſein ſcheint, ſtockt es mit den Mittheilungen aus der „Gegenwart" leider bis zur Dürre. Den Schluß des Ganzen bildet ein wunderlich romantiſches Durcheinander von tiroler Reiſeeindrücken.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Politisch-Historisches — Literarische Skandalchronik — Korrespondenz aus England II. III. — Briefwechsel.

Politisch-Historisches.

Die Sehnsucht nach der Einigung unseres Vaterlandes und Mehrung unserer bürgerlichen Freiheit läßt immer wieder neue, ebenso wohlgemeinte als unausführbare Vorschläge auftauchen, z. B. „Die deutsche Reichsverfassung, wie sie der Würde der Fürsten und den gerechten Anforderungen der Völker auf das ehrenvollste entspricht", von R. Wilhelm Partius (Leipzig, Braun's, 1861), wo zur Lösung der deutschen Frage vorgeschlagen wird, daß an die Stelle des Deutschen Bundes ein sich über das ganze Gebiet des Bundes und außerdem über alle zur Krone Oesterreichs und Preußens gehörige Länder sich erstreckendes deutsches Reich gesetzt werde, dessen allgemeine Angelegenheiten in eine Civil- und eine Militärverwaltung zerfallen sollen. Erstere leitet ein „deutscher Kaiser", letztere ein „deutscher Mitregent", jeder von seiner Residenz aus völlig unabhängig von dem andern. Diese Posten bekleiden als erblich constitutionell regierende Monarchen der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen abwechselnd auf je sechs Jahre. Ueber beiden steht im Fall einer Differenz das Fürstenhaus, ein Verein der Fürsten und freien Städte, die, wohlverstanden, noch souverän bleiben, obwol ihnen in militärischer wie in administrativer Beziehung die Oberleitung entzogen ist.

Eine zweite Broschüre „Ueber die Form der constitutionellen Verfassung in ihrer Anwendung auf Preußen", von G. Rosenthal (Magdeburg, Heinrichshofen, 1862), will immer auf Grund eines christlichen Staats und mit Ausschluß der politischen Gleichberechtigung anderer Glaubensbekenntnisse, nicht eine Betheiligung des Volks an der Regierung wie in England, sondern eine Vertretung des Volks der Regierung gegenüber, die, nach Wahlklassen gewählt, ihre besondern Interessen wahrnimmt. Wie aber die Wahlklassen gebildet werden sollen und wie eine wirkliche Vertretung der Einzelinteressen ohne Einfluß auf die Regierung eines Landes stattfinden kann, darüber läßt uns der intolerante Verfasser völlig im Unklaren.

Anders als mit diesen Phantasien verhält es sich mit einer dritten kleinen Schrift „Die ungarische Frage und die österreichische Finanzcalamität", von Elisamter (Berlin, Selbstverlag, 1862), die von der Ansicht ausgeht, daß die Anerkennung der verfassungsmäßigen Rechte der Ungarn seitens der wiener Hofburg einzig und allein den Bestand und die Macht Oesterreichs dauernd zu sichern vermag und die consequent die staatliche Selbständigkeit fordert, welche nothwendig eine vollständige Besserung der Finanzen zur Folge haben müsse. Denn eine Befriedigung der Wünsche Ungarns würde sofort die österreichischen Staatspapiere beträchtlich in die Höhe bringen, der Finanzminister würde in leichtester Weise Kapitalien finden, das Silberagio würde wegfallen. Man kann die Richtigkeit dieser Argumentation in Zweifel ziehen, allein die Ausführung hat wenigstens eine historische Unterlage und fußt nicht auf leerer Speculation.

Die vom Volke ausgehenden Anstrengungen zur Bildung einer deutschen Flotte haben zwei bei von Böttticher in Dresden erschienene Broschüren hervorgerufen: „Die deutsche Hansa bis zu ihrer Blüte, 1370; ein Vortrag von Lw. A. M. Schlimpert", in welcher in gedrängter Kürze die Machtstellung des ehemaligen großen Städtebundes, namentlich den nordischen Reichen gegenüber, hervorgehoben und auf die demüthigenden Gegenbestrebungen der Neuzeit mit Schärfe hingewiesen wird; und „Die deutsche Flotte, Einzelabdruck aus der Schrift: „Sind die Ansprüche des deutschen Volks auf Restitution seiner Beiträge zum Bau der gegen seinen Willen verkauften deutschen Flotte berechtigt?" von A. B. H.", deren Titel schon die Bejahung dieser Frage errathen läßt und deren weiterer Inhalt die Schwierigkeiten der Herstellung einer Flotte zwar nicht leugnet, aber keineswegs für unüberwindlich erklärt. Das Vertrauen zur preußischen Regierung, welches der Verfasser zum Schluß ausspricht, wird vielleicht nicht allgemein getheilt, namentlich wenn man die für eine maritime Machtstellung Deutschlands unumgänglich nothwendigen Häfen Schleswig-Holsteins und das Verhalten jener Regierung diesem Lande gegenüber in Erwägung zieht.

Keine Wissenschaft ist für das Gedeihen einer Nation mächtiger als die Lehre von der Volkswirthschaft. So hat daher jedes Werk, welches in wissenschaftlicher Weise zur richtigen Erkenntniß derselben beiträgt, schon seines Inhalts wegen Anspruch auf Beachtung. Eine kleine Schrift „Das System Wilhelm Roscher's gegenüber den unwandelbaren Naturgesetzen der Volkswirthschaft", von Karl Arnd (Frankfurt am Main, Brönner, 1861), sucht das von jenem verdienstvollen Nationalökonomen aufgestellte System zu beleuchten und zu berichtigen. Roscher's Schlußfolgerungen sind zwar keineswegs überall richtig, aber der Verfasser der erwähnten Schrift verfällt selbst bei einigen Punkten, z. B. bei der Bodenrente,

in Irrthümer, vor denen ihn ein sorgsameres Studium neuerer Nationalökonomen, z. B. der bekannten Werke von Max Wirth, wahrscheinlich bewahrt hätte.

Daß Italien und seine hervorragendsten Persönlichkeiten jetzt häufig Gegenstände der Besprechung sind, kann nicht wunder nehmen. Die Spuren der Wirksamkeit Cavour's werden bis in ferne Zeiten erkennbar sein; man wird daher, wie man auch sonst über seine Politik denken mag, schwerlich ohne Interesse die „Briefe des Grafen Camillo von Cavour, veröffentlicht von D. Berti, Professor in Turin" (Berlin, Charisius, 1861), in die Hand nehmen. Es ist hier eine gedrängte, aber die Kühnheit und Schärfe seines Geistes sehr bezeichnende Auswahl gegeben. Noch größere Theilnahme wird wahrscheinlich ein Werk erregen, das unter dem Titel „Garibaldi auf Caprera. Erinnerungen des Obersten G. Augusto Vecchi, eingeführt durch Adolf Stahr" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862), erschienen ist. Der Verfasser ist bekanntlich ein Freund und Waffengefährte des sich jetzt in so gedemüthigter Stellung befindenden Helden des Jungen Italien. Er schildert in anziehender Sprache seinen Besuch auf der einsamen Felseninsel und die Arbeiten, die Erfahrungen, das Familienleben und die Umgebungen eines Mannes, dem auch seine Feinde nicht, jetzt sogar nach seinem Unglück, heldenkühnen Muth und uneigennützige Begeisterung für ein großes Ziel absprechen.

Von der Gegenwart wendet man sich um so lieber zur Vergangenheit, wenn sie in enger Verbindung zu den heutigen Verhältnissen steht. Kein Tag unseres Jahrhunderts war folgenreicher als der 18. Juni 1815, der Schlachttag bei Waterloo; aber die Geschichte seines Feldzugs ist ärger entstellt worden als die Begebenheiten vom 14.—16. Juni dieses verhängnißvollen Jahres. Die „Geschichte des Feldzugs von 1815 nach neuen Actenstücken von Edgar Quinet, aus dem Französischen von einem deutschen Offizier" (Kassel, Freyschmidt, 1862), löst mit mathematischer Evidenz eine Menge von Problemen, über die man sich seit 47 Jahren gestritten hat. Durch welche Umstände ging die Schlacht bei Ligny am 15. Juni für die Preußen verloren? Verdiente das Benehmen Ney's bei Quatrebras am 16. den Tadel, den die Memoiren von St.-Helena über dasselbe ausschütten? Wie erklärt sich das Zaudern Napoleon's und seine schwankenden Maßregeln am 17.? Warum erschien Grouchy am 18. nicht auf dem Schlachtfelde, während Blücher mit seiner geschlagenen Armee rechtzeitig ankam, um die Entscheidung zu geben? Diese und zahlreiche andere Fragen werden in höchst überzeugender Weise und in klarer, maßvoller Darstellung beantwortet. Der Verfasser, längst mit deutscher Literatur und Art vertraut, ist keiner jener blinden Verehrer Napoleon's, die auf keine Weise zugeben, daß auch der geringste Schatten eines Vorwurfs auf ihrem Helden haften bleibe.

Literarische Skandalsucht.

* Einen wahrhaft unwürdigen Mißbrauch der Preßfreiheit findet man in Martin Perels' „Meine Selbstbiographie" (Berlin, Bloch, 1862). Der Verfasser war früher Buchhändler und wurde hier und da, der von ihm verlegten „Deutschen Schaubühne" Kroher Wehl's wegen, von manchem Schriftsteller, dem jene treffliche Zeitschrift von besonderm Werth sein durfte, mit Zuvorkommenheit empfangen. Dieser letztere Umstand scheint ihm den Muth gegeben zu haben, eine Unannehmlichkeit, die er als Buchhändler erfuhr, mit einer widerlichen und, wie er ganz offen gesteht, auf Gelderwerb berechneten Skandalsucht auszubeuten. Die berliner Hofschauspielerin Hermes, die dem jungen Mann durch Familienbeziehung befreundet war und ihm, wie die veröffentlichten Privatbriefe beweisen, mit liebenswürdig herzlicher Theilnahme für sein Wohlergehen vertraulich zu schreiben pflegte, sagte ihm, wie dies in schauspielerischen Kreisen üblich ist und durch Redactionen ausdrücklich von den Künstlern erbeten wird, zu ihrem, den Abonnenten der „Schaubühne" zugedachten Porträt auch eine erläuternde Skizze ihres Künstlerlebens zu. In sorglosester und die Gefahren der Presse offenbar nicht ahnender Weise verspricht sie ihm pikante Details und kaum ist dies verhängnißvolle Wort gefallen, so proponirt ihr der speculative Geschäftsmann einen besondern Abdruck der Biographie und kündigt diese, ehe er die Biographie kennt und besitzt, in berliner Blättern schon als ein nahe bevorstehendes Ereigniß an. Die einzelnen Kapitelüberschriften, jedenfalls nach mündlichen Erzählungen und Reminiscenzen scherzhaft erzählter Anekdoten aus dem Gedächtniß willkürlich hergestellt, wurden so auffallend gewählt, daß Frau Hermes für ihre dienstliche Stellung sofort die größten Unannehmlichkeiten gewärtigen mußte. Die Prätiosität ist jetzt bekanntlich auf dem Bühnengebiet so hoch gestiegen, daß auch hier vom skandalsüchtigen Publikum nur das Libell einer, wie Dejoie mit Recht vermuthen konnte, „toll gewordenen Frau" erwartet wurde und zahlreiche Bestellungen einliefen. Die einfachste Logik und sittliche Selbstbeherrschung mußte dem jungen Buchhändler sagen, daß er hier seine Befugniß bei weitem überschritten hatte oder, wenn nicht, daß die junge Frau, die ihm hatte nützlich sein wollen, bei dem Versprechen, ihr Künstlerleben auch möglichst interessant zu erzählen, in vollständiger Unkenntniß der Literatur und Ueberredung gehandelt hatte. Statt ihr nun behülflich zu sein, ihren Ruf als unbescholtene Frau und taktvolles Mitglied einer unter strengen Gesetzen stehenden Kunstanstalt sofort wiederherzustellen, beginnt die über ein gutes Geschäft getäuschte Erwartung eine rachsüchtige Polemik, die vom ignobelsten Charakter Zeugniß gibt. Um den überflüssigen Beweis zu liefern, daß ihm Frau Hermes ihre Selbstbiographie wirklich hatte schicken wollen (Lewinski u. a. hatten dies auf Redactionsverlangen für die „Schaubühne" nicht minder

gehen und nur die Spekulationssucht des Verlegers hatte hier das abscheuliche Raffinement geübt, aus den ihm bekannten, gewiß völlig harmlos erzählten „Details", z. B. dem Spielen im königlichen Schloßtheater, durch die Voranzeige in dem Prospectus zugleich schreiende Enthüllungen von Skandalosen zu versprechen[1]), schuft er den Hoftheaterregisseuren die Heimathriefe der armen mißhandelten Frau zu. In diesen Briefen fanden sich denn natürlich eine Menge von Auslassungen über Personalverhältnisse des königlichen Bühne, wie sie sich in den Correspondenzen aller Schauspieler über ihre Collegen und Directionen finden, es sei denn, daß unter ihnen einer der sieben Weisen Griechenlands wiedererstanden wäre, der die Gefahren z. B. eines verloren gegangenen oder unterschlagenen Briefes a priori oder a posteriori kennt und nur noch als Diplomat schreibt. Diese mit so viel Freundschaft, so viel Sorge für das materielle, ja körperliche Wohl des jungen, in ihrem Aeltervhause ihr bekannt gewordenen Mannes geschriebenen Briefe zogen natürlich der schmählich compromittirten Frau eine Stellung am königlichen Theater zu, die fast bis zur Unmöglichkeit der Fortdauer ihres Contracts ging. Inzwischen trat schon die lindernde Hülfe der Zeit und des Vergessens ein. Jetzt plötzlich deutet der schamlose junge Mann an, Geld zu bedürfen, macht aus dem ganzen Vorfall noch einmal eine kindisch dialogisirte Posse und läßt am Ende derselben seine von ihm veruntreuten Briefe abdrucken, so jedoch, daß sie, wie der „Persönliche Schutz", verklebt erscheinen, sodaß man sie nur lesen kann, wenn man das Heft zerstört und es demzufolge kaufen muß! Es würde den Collegen und Collegiunen der Frau Hormes wohl anstehen, wenn sie schon um dieser Gemeinheit ihres Gegners willen derselben das Geschehene vergeben und vergessen wollten.

Reiseeindrücke aus England.

II.

— — Wir besuchten einen sogenannten Training, ein Schul- und Musterschiff angehender Marineofficiäten. Kapitän Ingelfield und Frau hatten uns auf die „Majestic" eingeladen.

Ein Boot trug mit uns über den klaren Himmel des flimmernden Meeresspiegels. Vor dem erstaunten Blick lag die majestätische Einsehr, das Schiff von 90 Kanonen. Aus den Luken grüßten die neugierigen Matrosengesichter. Man warf uns für die schwindelfreie Treppe hinauf ein Seil herunter und war uns möglichst behülflich. Oben empfing uns, mit freundlichem „How do you do?" die Hand bietend, der Schiffsherr und führte uns zu seiner Kajüte. Die Ordonnanz öffnete, wir traten in ein reich getäfeltes, getäfeltes Zimmer mit allem Comfort eines Gentleman. Das Auge traf auf lauter neue Gegenstände. Der Ruß verbarg über den Kopf einer schneeweißen Büste gebaut. Eine zweite lag am Kamin, eine dritte zu Füßen der Frau Ingelfield im anstoßenden Salon. Dort standen auch weiße ausgestopfte Füchse und die Kinder spielten mit den Köpfen anderer Thierleiber. Mitten unter den Zeugen der vielen Jagden und Abenteuer trugen im Boden tollgewurzelt, Mahagonitische die Früchte der Erde, glänzende Teppiche und Divanstreifen unter Blumenkissen vor den Füßen, eine Lampe von oben bedeutete den Schritt dieser Schiffswelt und das Piano links die Gemüthlichkeit dabei. Dies letztere Möbel wurde die Basis der Unterhaltung, nachdem wir uns auch auf dem Balcon umgesehen hatten.

Die Engländer gelten für gotteslästerlich in der Musik. Es fehlt ihnen an „Vertiefung und Innerlichkeit", sagt ein Berichterstatter. Ihre Sprache hat nicht einmal ein Wort für viele Begriffe und ihre Musikprogramme dazu sind erschöpfende Gemütlichkeit. Schade, daß der sonst recht verdiente Benedict sie tröstet! Die Sacred harmonic society in Exeterhall, die Monday popular concerts, die Vocalassociation, etwa der Chor noch, von Martin geübt, das ist alles, was man in England von classischer Musik zur Bildung des Geschmacks besitzt.

„Warum soll denn nur die Musik durchaus classisch sein?" fragte ich ärgerlich. „Warum nur den Gebildeten zugänglich? Sind denn die andern Himmelsgaben so ausschließlich nur für Gewachte? Malt die Sonne nur Heiligenbilder für Kirche und Palast, nicht auch das traulich Lichtbildchen am Fenster des armen Häuslers? Auch den Armen wird ja das Evangelium gepredigt und wir wollten sagen, wählerisch sein mit unserer Musikerbauung? Er läßt seine Sonne aufgehen über alle und wir sollten unser Licht nur den Erleuchteten trachten lassen?"

„Sie haben recht!" rief der Kapitän wohlgefällig und öffnete das schöne Pianino. „Lassen Sie uns die Verleumdung Lügen strafen, die uns Sinn und Gefühl für Musik abspricht!"

Und wir spielten zusammen Mendelssohn und Beethoven und ich sang, unbekümmert um das Schel-Auge spöttischer Kritik, „Die schönsten Augen" — und betonte und nuancirte mit Dichterstolz besonders die zweite Strophe: „Auf deine schönen Augen hab' ich ein ganzes Heer von ewigen Liedern gedichtet. Mein Liebchen, was willst du noch mehr?" Alles klatschte und freute sich. Dann kam auch das verschämte, arme Heulsuselchen. „Ach, wenn du wärst mein eigen!" kreist aus dem Winkel der Verachtung hervor und wurde zum Lichtbildchen behaglich heiteren Lächelns. Endlich ein anderes Register! — und der „Wanderer" und „Heimweh" folgirten aus meinem Gesangsrepertoire.

Von der olympischen Tafel des Kapitäns ging es dann über Mittel- und Unterdeck nach dem Orte der Dampfmaschine und des Feuerherds. Ein schwarzer Gesell Vulcans reichte mir ein Bündel Werg und zeigte auf die steile Schiffsstange, die an der schmalen Treppe hinunterführte. Ich errieth. Ich sollte nicht jählings ins Verderben rutschen. Das Werg war ein retardirender Hemmhandschuh. Aber wie hinuntersteigen? Ich hatte den Muth der Ouvrire. Das genügte nicht. Die sah doch, wohin sie kam! Ich mußte rückwärts, mit dem Gesicht nach oben, die Höllenfahrt antreten. Und unten? — „Da unten ist's fürchterlich!" Bleich ungeahnter Grauen hinter den Coulissen der englischen Welt! Wie fest müssen die Nerven sein, die da aushalten! Zumal wenn geheizt wird! Mit Grauen packt ich's und eile heraus, hinaufzukommen.

aus diesem Mausoleum des Kohlenstoffes. „Und schmeckt lang und schmeckt tief und begrüßte das himmlische Licht!“ Eine Barke mit elf Ruderern brachte uns dann von Wunder zu Wunder ans Land zurück. Ja, die Engländer sind ein merkwürdiges, schlagfertiges, fühn unternehmendes Volk, die Römer der Neuzeit, zu Wasser und zu Lande, über und unter der Erde! Ihre riesigen Maulwurfsgänge, Tunnels genannt, werde ich demnächst zu beschreiben und anzustaunen haben. Und auch um ihre geistige Vertiefung und Innerlichkeit steht es nicht so gar flach und flau, wie man nach den — „emancipirten Frauen“ von weitem glauben möchte.

III.

— — Nachdem ich mir nun schon zu wiederholten malen die großartigen Seebäder an der englischen Küste angesehen habe, wählte ich diese Jahr für meinen Sommeraufenthalt eins der kleinsten. Ich habe allen Grund, mit dazu Glück zu wünschen. Dieses auf der Südküste Englands gelegene Paderet Southend-Ufer an der Themsemündung (dem Lieblingsbadungsplatze der Damen zur Zeit ihrer Einfälle in England) hat trotz der Nähe Londons noch etwas Primitives, Ländliches; es ist nicht so überschwemmt mit seidenen Kleidern und Crinolinen und es rollen nur wenige Equipagen durch die Straßen (Terrassen genannt), die sämmtlich in unregelmäßiger Regelmäßigkeit die Fronte nach der See kehren; — ein Haus ohne diese Aussicht würde keine Miether finden.

Die fashionablen Badeorte Scarborough, Dover, Brighton, Hastings verwandeln sich im Sommer während einiger Wochen in Klein-London; auf den Spaziergängen thut es einer dem andern an Eleganz zuvor und die Cavalcaden der Reiterinnen mit ihren Reitmeistern (ridingmasters) an der Spitze sagen zu jeder Stunde durch die Straßen, ganz in der lächerlichen Weise, wie sie vom „Punch“ und andern satirischen Blättern dargestellt wird und wie sie den realen Klagen ihres pariser Correspondenten über die moderne Sucht der Frauen, es den Männern gleichzuthun, entspricht. Die jungen englischen Damen begnügen sich an der See nicht mit Baden und Spaziergängen, sie müssen reiten und rudern und alles dies systematisch, unter Anleitung; das Andern wird von den Seeleuten erlernt, die natürlich nicht wenig Holz auf ihre schönen flatrischen Schülerinnen sind. Das Baden selbst wird kaum so eifrig betrieben wie bei uns; nur die wenigsten Gäste baden täglich und sehr auffallend für den Fremden ist es, daß die Herren mit ihren Zeitungen sich ans Ufer lagern, während die englischen Damen baden. Dies geschieht auf folgende Art: Die Bademaschinen werden in die See gerollt, die Damen vertauschen in der Maschine ihre Kleidung gegen eine schwerwollene Blouse, die um die Taille mit einer Schnur befestigt ist, und steigen so metamorphosirt ins Wasser — angesichts aller, die am Ufer lagern. Einen Cursaal, einen Versammlungsplatz kennt man in den englischen Bädern nicht; denn wer möchte es dem Zufall überlassen, mit wem derselbe ihn bekannt machen will? Jede Familie lebt im Bade genau so wie in der Stadt, hat denselben Troß von Dienern mit sich, speist um dieselbe Stunde und ladet genau dieselben Personen ein, wenn sie erreichbar sind. Ja, um es möglich zugänglich zu machen, daß sich die Gebäude — welche gelegt, die Mehr- und Minderbesitzenden — mischen, ist die Miethe in jenen großen Bädern in verschiedenen Monaten sehr verschieden. Dasselbe Haus, das im Juni, Juli, August 200 Thaler kostet, kostet in den nächstfolgenden Monaten das Doppelte und noch später im Jahre, in der elegantesten Zeit für den Besuch der Londoner, das Dreifache. In den Wintermonaten wird selbstverständlich nicht oder nur höchst selten Gesellschaft gehalten, aber die Luft ist dann an der südlichen Küste Englands sehr mild und der Himmel ein fast italienischer. Während die Londoner am Kaminfeuer frieren und die Straßenlichter kaum für wenig Stunden am Tage ausgelöscht werden können, promenirt man in Brighton in Sommerkleidung an der Küste und klagt über Hitze.

Aber um auf mein kleines Southend zurückzukommen. Das kennt noch dergleichen Miethsunterschiede nicht und ist dankbar, wenn nur überhaupt Gäste kommen, die nicht schon am folgenden Tage wieder nach London zurückfahren. An Excursionen für einen oder einen halben Tag fehlt es nicht; es kommen fast alle Tage einige Hundert, ja Tausende von Excursionisten mit Musik und Fahnen heraus, und wenn auch kein Greina-Green, so ist Southend nur zu oft das Stelldichein für Liebende, die der rauchigen Stadt und ihren Anstrengungen für einige Stunden zu entkommen und am kühlen Gestade, vom Rauschen der Wellen übertönt, die Gelübde austauschen wollen, die kein Dritter hören soll und die — nicht gehalten werden! Was die heranwachsende Jugend betrifft, so findet sie ohne Zweifel die Eisbäder und Eisenbahnen Southends entzückend; denn wohin man blickt, sieht man in Ermangelung grandioser Equipagen kleine Ladies und Gentlemen en Miel. Da Ebbe und Flut hier so stark sind, daß zur Zeit der Ebbe das Wasser anderthalb (englische) Meilen zurücktritt, so können die Schiffe nicht immer nahe an die Küste kommen, und es ist deshalb ein anderthalb Meilen langer Weg ins Meer hinaus erbaut, von dem aus die Passagiere sich ein- oder ausschiffen können. Einen gar romantischen Eindruck macht die Bibliothek und das Leihzimmer. Auf einer Klippe am Ufer erbaut, rechts die Küste der Grafschaft Kent, vor sich das Meer (die Deutsche See, German sea, wie man hier sagt), sitzt es sich dort gar behaglich mit einem Buche in der Hand. Man sieht auch wol über das Buch hinweg und träumt von der Heimat:

Stille Wellen, Segler der Lüfte,
Wer mit euch zieht, wer mit euch schifft!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!

Briefwechsel.

— *** Herrn August G. in Köln. Unbrauchbar.

— *** in R. Die Berichte sind den schon oft von unsern „Unterhaltungen“ mitgetheilten zu ähnlich. Der ästhetische Verlust wird kommen.

— Herrn K. in Darmstadt. Wird gedruckt.

— Herrn *** in Wien. Buchhandlungen, die vorzugsweise gern Werke über Musik verlegen, haben wir mehrere; z. B. Breitkopf & Härtel, H. Matthes, Merseburger u. a.

(Ausgegeben am 11. September 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. Nr. 38. Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Die Räuberbraut. Eine Erzählung aus dem Harz. Von Wilhelm Gerschner. — Aegypten und seine Paras[iten]. Nach den Mittheilungen einer Freundin. Von M. Barden. II. — Alexander Jung's „Rosmarin". — Weltliche und geistliche Erbauung. — Dramatische Literatur. VII. — Vom Büchertisch. III. — Neues aus der Welt.

Die Räuberbraut.

Eine Erzählung aus dem Harz.

Hundert Jahre sind es her, daß sich nachfolgende Begebenheit zutrug. Damals, als noch der Harz weit wilder und unwegsamer als heutigen Tages war, lag in einem einsamen Thale des Oberharzes eine Mühle, welche schon lange verschwunden und deren Stätte unter den dortigen Bewohnern kaum noch bekannt ist.

Ein lieblicher Wiesengrund bedeckte das schmale und nicht sehr lange Thal, durch welches sich ein kleiner, aber stark fallender Gebirgsbach hindurchzog, dessen Ufer hier und da vereinzelte Gruppen von hohen Fichten umstanden; zu beiden Seiten erhoben sich hohe, mit dichtem Fichten- oder Buchenwald bedeckte Berge. Ein schmaler Weg, nur selten von einem Wanderer, meist nur von den Bewohnern eines unweit am Ausgange des Thals in die Ebene gelegenen Dörfchens betreten, welche ihr Getreide nach der Mühle brachten, oder von einem „Harzler", der die in den Bergen gesammelten Beeren nach der Ebene hinabtrug, führte dicht unter den Fenstern vorbei. Es war daher um so einsamer und stiller um die Mühle herum, als dieselbe nicht eben sehr im Gange war.

Auch war die Ehe der Müllersleute mit keinen Nachkommen gesegnet. Nur eine an Kindesstatt angenommene Verwandte lebte noch bei ihnen. Marie, so hieß sie, war ein Mädchen in der schönsten Blüte der Jahre und hatte kaum erst das 20. Lebensjahr zurückgelegt. Aber ihre Gestalt hatte nichts von den schlanken und jugendlichen Formen, welche den Mädchen ihres Alters eigneten. Zwar war sie von stattlicher Größe, aber dabei kümmig, gerungen und körperlich bereits weit über ihre Jahre ausgebildet; ihre runden kräftigen Arme ließen vermuthen, was sie in Haus und Hof zu schaffen vermochte. Auch auf den Zügen ihres sonst schönen vollen, aber keineswegs blühenden Gesichts lagerte schon der Ernst und die ruhige Entschlossenheit der gereiften Jahre. Aber ihr dunkles, muthig entschlossenes Auge, hoch von den feinen Bogen der schwarzen Brauen überwölbt, strahlte von jugendlichem Feuer und Leben, und dem Burschen mochte wol warm ums Herz werden, den sie anschaute. Ihr reichliches tiefschwarzes Haar, das sie schmucklos und einfach zusammengenestelt trug, ein gefühlvoller Zug, Wohlwollen und Herzensgüte verrathend, der um ihren feinen Mund spielte, vollendeten die Reize und das Interessante ihrer Erscheinung. Weit und breit war sie unter jung und alt wegen ihrer Schönheit und ihres verständigen, entschlossenen Wesens bekannt und berühmt und hieß allgemein nur die schöne Müller-

Marie. Schon früh verwaist, war sie bereits als zartes Kind zu den Müllersleuten gekommen, welche Aeltern stelle bei ihr vertraten und denen sie jetzt mit Fleiß und Geschick das ganze Hauswesen besorgte. Zuweilen führte sie auch die stattlichen Kühe des Müllers auf die Weide, deren melodisches Glockengeton weit durch den Wald hin schallte. Dann sah man die schöne Marie wol, an einem Tuche klöppelnd oder mit dem Stricken eines Strumpfes beschäftigt, auf weichem Rasen unter einem schattigen Baume sitzen, neben sich den wachsamen und getreuen Pholax, indessen die ruhige Heerde, sich selbst überlassen, vor ihr dahingraste.

Da die Mühle, wie es damals üblich war, für den durstigen Wanderer stets einen guten Trank bereit hielt, so kehrte wol mancher, der vorbeiging, besonders die Burschen der benachbarten Dörfer, mehr dem schönen Mädchen als dem Schoppen zu Liebe hier ein. Auch die Jäger, wenn sie beim Schein des Abendrothes von der Jagd heimkehrten, nahmen gern ihren Weg nach der Mühle hin, um hier nach dem wilden Waidwerk im seligen Genügen eine Stunde angenehmer Rast zu genießen und sich den Krug von der schönen Müllerin credenzen zu lassen. Und wenn Marie auf den Festen des Dorfs erschien, so war sie die gefeierte Königin, der Mittelpunkt, um den sich alles bewegte, obgleich sie einfach und schmucklos einherging, durchaus nicht kokettirte und sonst häuslich und eingezogen lebte. Es konnte natürlich an zahlreichen Bewerbern um ihre Hand nicht fehlen, zumal sie die voraussichtliche Erbin des reichen Müllers und überdies noch als eine tüchtige Wirthschafterin bekannt war. Aber bisjetzt war es noch keinem gelungen, ihre Neigung gewonnen zu haben; vor ihrem stillen, milden Ernste, fern von aller jugendlichen Schwärmerei, lagerten alle, denen sie das Herz gestohlen, wie vor einer unbesiegbaren Festung. Da gelang es endlich durch Zufall, ihr festverschlossenes Herz zu erobern.

Es war auf dem Schützenfeste des der Mühle benachbarten Dorfs. Auf einer weiten, mit Buden und Zelten umgebenen Wiese führten die Bursche und Mädchen ihre muntern neckischen Spiele und Tänze auf. Unter der jugendlich frohen, wohlaufgeputzten Schar der Mädchen, in die verschiedensten und brennendsten Farben gekleidet, befand sich auch Marie. Sie war am einfachsten gekleidet: kein Kreuz vor der Brust, keine Halskette, ihre kleine schwarze Mütze mit den langen, weit über die Schultern herabflatternden Bändern war mit kleinen eingestickten Silber- und Goldflinkern verziert; um ihren kräftigen Leib trug sie nur einen einfachen blauen Stahlgurt, aber ein buntes Tuch mit breiten Kanten umhüllte ihren schönen Hals und ihr wohlgerundetes kräftiges Bein umschlossen blendendweiße Strümpfe. Es wurde das „Hahnenschlagen" gespielt. In einem in die Erde gestellten Topfe saß der Hahn, nach welchem die Mädchen zum Ergötzen der umstehenden Burschen, nachdem ihnen die Augen verbunden, mit einer langen Stange schlugen, wobei sie oft die wunderlichsten und unbeholfensten Geberden machten. Nachdem schon verschiedene Mädchen vergebens ihr Heil versucht hatten, den Hahn mit dem Topfe zu treffen, kam auch Marie an die Reihe. Als man sie mit verbundenen Augen im Kreise herumgeführt und die sie führenden Mädchen lachend und mit burlesken Sprüngen sie verlassen hatten, waren aller Augen gespannt auf sie gerichtet. Entschlossen und mit raschen Schritten ging sie bis ziemlich nahe an den Zuschauerkreis heran und auf die Stelle zu, wo ein schmucker junger Bursche stand, holte mit dem gewichtigen Stocke weit aus, und sicherlich hätte der Bursche von ihr einen derben Schlag auf die Schulter bekommen, wenn nicht einige Mädchen schnell herzugesprungen und ihr in den Arm gefallen wären. Marie zog das Tuch von ihren Augen, aber wie betroffen war sie und wie seltsam verwirrt, als ihr Blick in das Antlitz des schlank und hochgewachsenen Burschen fiel, der nun, von dem strahlenden Auge des Mädchens bis ins Innerste seiner Seele getroffen, seine großen sanften Augen beschämt zu Boden schlug.

Auch Marie überkam ein bis dahin nie gekanntes Gefühl. Instinctmäßig und nicht wissend, was sie eigentlich thue, ließ sie sich nochmals die Augen verbinden, that einen neuen Schlag und schlug den Topf entzwei; der Hahn aber war unverletzt geblieben und das erboste Thier sprang mit drohender Miene an dem Mädchen empor. Einige Burschen eilten herzu, aber jener große schlanke kam allen zuvor und scheuchte den wüthenden Hahn hinweg, indessen man Marie die Binde wieder löste. Jetzt stand sie dem wieder gegenüber, der zum ersten male einen Tropfen irdischer Wonne auf den unbeweglich klaren Spiegel ihrer Seele gegossen, welcher davon leise wallte und erzitterte, wie wenn ein leichter Stein sanft auf eine Wasserfläche fällt und diese immer größere

Erſter Gaſt (der Schneider).

O lebte nur Cromwell noch!

(Im allgemeinen Tumult drängt Alles hinter den Aufrührern her, während dem tritt Thompſon und Fielding heraus.)

Fielding (im höchſten Zorn).

Das iſt das junge England? Schande! Schande! Schande! Wer war dieſer freche Menſch an der Spitze des Haufens? Ein abſchreckend empörendes Beiſpiel nichtswürdigſter Entſittlichung! Hat dieſer freche Bube einen Namen, und ſei's ein Sproß der Richards, ein Erbe der Plantagenets, Fluch ihm!

Thompſon.

Still, ſtill. Das (Fielding mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes anſehend und ihm korſchüttelnd zuraunend) iſt ja mein Sohn!

Der Vorhang fällt.

und weitere Kreise beschreibe. Unwillkürlich warf sie ihrem Retter einen strahlenden, wohlwollenden Blick zu und eilte dann flinker und leichter, als man ihrem bisherigen gemessenen Betragen zugetraut, in die Schar ihrer Genossinnen zurück, welche sie mit munterem Gelächter empfingen. Hier erfuhr sie auch, daß Martin — so hieß der Bursche — der wackerste und beschrittenste Jüngling des Dorfs, vor kurzem erst hergezogen und von allen Mädchen wohlgelitten sei. Nach dem Hahnenschlagen wurde ein Tanz veranstaltet, in welchem diesmal die Mädchen die Burschen auffordern sollten. Wen anders konnte Marie zum Tänzer wählen als ihren Retter? Sie scheute nicht den Spott und die Neckereien ihrer Genossinnen, die übrige Welt war ihr jetzt gleichgültig und werthlos. Martin, dem zaghaftesten und demüthigsten Burschen des Dorfs, der heute zum ersten male auf dem Schützenfeste war und immer nicht so recht hatte mitmachen wollen, war unerwartet das Glück zu Theil geworden, am Arme des schönsten und gefeiertsten Mädchens der Gegend den Reigen dahinzufliegen — ein Glück, nach dem die reichsten und angesehensten Bursche der Gegend trachteten und das bei Mariens Eingezogenheit und Häuslichkeit nur selten jemand erhaschte. Alle sahen sie mit neidischen Augen auf Martin. In welchem Ansehen mußte er jetzt mit einem male bei ihnen stehen, bei denen er seither wegen seiner allzu großen Demuth und Bescheidenheit nichts gegolten hatte. Erst kürzlich hatte ein Freund von ihm, dessen Verlobniß mit einem schönen und reichen Mädchen er mitgefeiert hatte, zu ihm geäußert: „Du hättest auch schon längst das schönste und reichste Mädchen zur Braut haben können, wenn du nicht so blöde und zaghaft wärst und ein bischen dreister mit den Mädchen thätest! Du bist ja so fein, still und artig, was die Mädchen immer gern haben; aber freilich, sie werden nicht zu dir kommen, das wäre die verkehrte Welt." Sein Glück und seine Bevorzugung hatten Martin Muth und Selbstvertrauen gegeben, sodaß er am Abend, als Marie sich zum Heimgang anschickte, ihr, da sie allein gekommen, das Geleit durch den wilden Harzwald anbot. Marie hatte anfangs einige Einreden gemacht und von Furchtlosigkeit und genauer Bekanntschaft mit dem Wege gesprochen; als aber Martin hierauf betroffen und beschämt geschwiegen, war ihr das zu Herzen gegangen und sie hatte eingewilligt.

So wanderten beide, wenige aber bedeutungsreiche Worte wechselnd, den Berg empor und dann das schmale Waldthal entlang, an dessen Seiten die Berge immer höher und höher wuchsen, bis sie sich endlich riesig und majestätisch emporhoben. Es war ein milder Frühlingsabend, der Himmel verhangen, die Luft warm und still; aus dem Waldesgrün tönten die Flötentöne der Amsel, der tiefe, melancholische Ruf des Wiedehopfs hervor und träumerisch rieselte und rauschte der Waldbach. Als die Mühle endlich nach einer Krümmung des Wegs aus ihrer malerischen Umgebung hervortauchte, nahm Martin mit einem kurzen Druck auf ihre Hand und einem „Behüt' Gott!" von Marien Abschied und trat durch das schweigende Dunkel der bereits hereingebrochenen mondlosen Nacht seinen Rückweg an. Der Bund des Paares war auf diesem Wege geschlossen und in beider Herzen regten sich die Keime eines reichen Frühlings.

Martin war erst seit kurzem in dieser Gegend. Sein Vater war ein Bergmann im Unterharz gewesen und nach dessen plötzlichem und gewaltsamem Tode durch einen Sturz im Bergwerk war er mit seiner Mutter in dieses Dorf des Oberharzes zu seinem Vetter gezogen, welcher Tischler war und das Kohlerhandwerk betrieb. Dieser besaß ein eigenes niedliches Häuschen, ganz am Ende des Dorfs nach dem Gebirge zu am Rande einer weiten, bis an den Fuß der Waldberge sich hinziehenden Wiese gelegen, durch welche sich ein anmuthiger Pfad, begleitet von einem lebhaft fallenden, dicht an dem Häuschen vorbeifließenden Wiesenbach, nach dem Gebirgsthale zu schlängelte, in welchem die Mühle lag. Martin beschäftigte sich mit dem Fang und der Abrichtung von Singvögeln, welche er an umherziehende Händler verkaufte, und die Wände des Stübchens waren von oben bis unten mit wohlgefertigten Stubenvögeln bedeckt, in welchen sich eine muntere und lustige Vogelschar befand. Im Vogelfang und im Anfertigen von äußerst künstlichen Vogelbauern für die Häuser der Reichen oder allerlei Geräthschaften aus Holz besaß er ein außerordentliches Geschick, zu andern Geschäften und Verrichtungen aber war er wenig tauglich; dazu war er zu „fein", wie die Leute sagten, und auch zu wenig anstellig. Er war wirklich ein feiner Bursche, seine Gestalt hoch und zart gebaut, sein Gesicht zwar nicht schön, aber seine Züge sanft, und aus seinen großen blauen Augen blickte ein tiefes Gemüth und ein inniges Gemüth; in seinem ganzen Wesen hatte er etwas

Naturschönheiten. Er besaß einen höchst empfänglichen Sinn für die Schönheiten der Natur, welche reichlich zu genießen sein Gewerbe die beste Gelegenheit bot. Wie wohl war ihm in der Einsamkeit und träumerischen Frische des Waldes, unter den heitern Laubmassen der Buchen, aus denen tausend muntere Vögel sangen, oder in den düstern schweigsamen Fichtenwäldern, die auf dem Oberharze so herrlich gedeihen und maßenhaft die hohen Bergkegel bedecken! Wie freute er sich auf den ersten Ruf des Kukuks im Frühlinge, wie wehmüthig wanderte er im Herbst, wenn er ausging, den Rothkehlchen Sprenkel zu stellen, auf den verlassenen Waldwegen durch die roth- und gelbleuchtenden hohen Laubgänge, durch welche farbendämmernd die Strahlen der scheidenden Sommersonne fielen! Dies hatte freilich in ihm ein allzu träumerisches und beschauliches Gemüth gebildet. Doch jetzt wurde er plötzlich aus seinen leeren Träumereien geweckt, da er in Marien einen geliebten Gegenstand gefunden, an welchen er sich anklammern, auf den er alle seine Freuden, Wünsche und Hoffnungen beziehen konnte.

Seit jenem Schützenfest schaute er, wenn er bei seiner Arbeit saß, oftmals durch das Fenster nach dem Gebirge hin und sein Herz schlug rascher und höher, wenn er Mariens Gestalt mit dem weißen, schon weither leuchtenden Kopftuch aus dem Walde hervortreten und über die Wiese wandeln sah. Jedesmal, wenn sie an seinem Fenster vorbeiging, eilte er zu ihr hinaus oder ging ihr auch schon von weitem entgegen, wenn er sie herankommen sah. Oftmals suchte er sie auch im Walde auf, wenn sie die Kühe weidete oder auf einer hochgelegenen und abgeschlossenen Waldwiese das frische Waldgras in ihre Schürze raffte. Dann schlich er sich wol hinter sie, legte sacht seine Hand auf ihren kräftigen Nacken, Marie richtete ihre hohe Gestalt empor, schaute ihn mit neckisch-ernster Miene an und vergalt ihm mit einem kräftigen Händedruck, daß er laut hätte aufschreien mögen, hätte ihn nicht Mariens holde Nähe auch selbst den Schmerz vergessen lassen. Fürwahr, ein herrliches Bild für einen Genremaler, sah man das Paar oft im Walde dahinwandeln: Marie mit dem hochaufgethürmten Grastorbe auf dem Rücken in ihrer einfachen malerischen Tracht, ein großes weißes Tuch um den Kopf geschlungen, neben Martin kräftig und munter daherschreitend, welcher ihre Hand erfaßt hatte und im andern Arm ein Bauer mit Lockvögeln trug; voran sprang Martin's munterer weißer Spitz. Stille Wonne und Freudigkeit strahlte aus den natürlich belebten Gesichtern des lieblichen Paares. Meistens führte ihr Weg von der Waldwiese wieder in das Thal hinab durch einen hohen düstern Fichtenwald, in welchem sich hohe wüste Klippenmassen emporthürmten, unter deren steinernen Schwellen ein Wildbach dumpf grollend seinen Weg nahm. Dann setzten sie sich, nachdem Marie ihren Grastorb hinter einem Steinblock verborgen, zusammen auf einen Felsenvorsprung und Martin wußte so herrliche Sagen und Geschichten aus dem Harz zu erzählen, daß Marie ganz Ohr war und ihr die Zeit recht angenehm und unbemerkt verstrich. Einigemal hatte Martin Marien auch mit nach seinem Vogelherd genommen, welcher, ein freundlicher Luftort, ziemlich weit im Walde lag. Dann hatten sie an der kleinen niedrigen, mit frischem Tannenreisig bedeckten Vogelhütte ihren Platz genommen und aufmerksam nach den herzugeflogenen Vögeln geschaut. Martin indessen hatte nur Sinn und Gedanken für Marie, sodaß ihn diese jedesmal aus seinen Träumereien emporrütteln mußte, wenn es Zeit war, die Garne zuzuziehen.

Zu Martin's Glück fehlte aber noch die Einwilligung des Müllers. Doch auch diese sollte ihm werden. Eine geraume Zeit schon war er mit Marie bekannt gewesen und noch immer hatte er sich nicht in die Mühle getraut, aus Furcht vor dem strengen und geizigen Müller, der gern einen reichen Bräutigam für seine Pflegetochter gehabt. Doch eines Tags vom Vogelherde kommend, ward er durch einen heftigen Regenguß gezwungen, in die Mühle einzukehren. Anfangs betrachtete ihn zwar der Müller, der ihm kaum einen Gegengruß bieten konnte, mit mistrauischen Blicken und abholden Mienen; doch als er den schmucken Gimpel erblickte, den Martin eben gefangen, wurde dieser die Veranlassung, daß Martin ein Gespräch anknüpfte, wobei er so beredt über den Vogelfang, über die Natur und den Gesang eines jeden Vogels, über die Art und Weise ihrer Abrichtung sowie von dem Leben in der Natur überhaupt zu sprechen wußte, daß der Sinn des Müllers unwillkürlich zu dem klugen und bescheidenen Jüngling hinüberneigte. Und als ihm Martin schließlich den schönen Vogel zum Geschenk machte, bekam er ganz den Müller auf seine Seite. Lange saßen sie noch im Gespräch beieinander und der sonst so wortkarge Müller schien mit einem mal ordentlich beredt geworden zu sein. Als der

Abend herangekommen war und der Regen noch immer nicht nachgelassen hatte, ließ sich Martin bereden, die Nacht in der Mühle zu bleiben. Er verbrachte einen vertraulichen und fröhlichen Abend und Mariens Nähe machte ihm das kleine dürftige Stübchen zum Paradiese. Nach dem Abendbrot ergriffen die Frauen die Spindeln und der Müller nahm das Wort und erzählte bis zur Zeit des Schlafengehens mancherlei Geschichten, auch von einer Räuberbande, welche jetzt im Harz ihr Unwesen treibe.

Nie hatte Martin einen seligern Gang gethan als am andern Morgen von der Mühle zu seinem kleinen Häuschen. Er beruhigte seine besorgte Mutter, fiel ihr um den Hals und erzählte ihr von seinem Glück. Das Leben war ihm nun doppelt werth und eine glückliche Zukunft lächelte ihm entgegen. So oft es nun seine Zeit erlaubte, wanderte er durch das reizende Waldthal nach der Mühle, selbst dem Sturm und Regen entgegen und als bereits fußtiefer Schnee den Weg bedeckte und kalte Winterstürme die Schneeflocken wirbelnd durcheinander trieben; in seiner Liebe besaß er ein Glück ohne Rast und Ruh'. Es konnte nicht fehlen, daß er bald von dem Müller zu seinem künftigen Eidam erklärt wurde; nächsten Herbst sollte die Hochzeit sein und Martin dann in die Mühle ziehen.

Als der holde Frühling kam und alle Lust und alles Glück in Wäldern und Fluren wiederbrachte, [illegible] Martin's Glück auf den höchsten Gipfel [illegible] der Arme ahnte nicht, wie schon ein neidisches Geschick im Hintergrunde lauerte, das ihn in das tiefste Leid und Elend hinabstürzte. Wie die jungen, kaum entfalteten Blätter von der gefräßigen Raupe zerfressen werden; wie die junge Saat, in Dürre verschmachtend, dahinstirbt; wie das junge Leben, nachdem es kaum das Licht der Welt erblickt, schon eine Beute des Todes wird, so sollte auch die junge Liebe dieser so unschuldigen und einfachen Herzen zerstört und vergiftet werden, nachdem sie kaum ihre ersten Keime getrieben.

Es war kurz nach Pfingsten, unsern von der Zeit, wo im verflossenen Jahre Martin und Marie sich zuerst gefunden hatten, als die letztere in der Hausthür der Mühle stand, um die balsamische Luft des milden Frühlingsabends zu genießen. Der Müller und dessen Frau waren heute zu einem Kindtaufenschmause in das Dorf gegangen, und da die Mühle um diese Zeit wegen Mangel an Arbeit stillstand, so war das Mädchen seelenallein. Da kommt ein Mann keuchend, mit einem schweren, großen Hedesack beladen, wie ihrer viele nach dem Oberharz hinaufsteigen, nachdem sie die Hede in der Ebene bei den Bauersleuten für Beeren eingetauscht oder sich dieselbe zusammengebettelt haben, vorbeigewandert und fragt, ob er nicht in der Mühle im Stalle übernachten könne. Weil aber das Mädchen ganz allein zu Hause war, so mochte es sich nicht gut, daß der „Harzer" in der Mühle bleiben konnte. Der Fremde bat nun, wenigstens seinen schweren Hedesack in den Stall stellen zu dürfen; er wolle ins nächste Dorf zurückgehen, um sich da ein Nachtquartier zu suchen. Marie trug kein Bedenken ihm dies zu gestatten. Der Fremde stellt also seinen Sack in den Kuhstall und geht fort. Nach einer Weile geht Marie in den Stall, um die Kühe zu melken. Da sieht sie, als sie beim Melken zufällig nach dem Hedesack in der Ecke schaut, daß derselbe bald groß und bald klein wird und sich langsam auf und niederbewegt. Aber das feste Mädchen kennt keine Furcht und verliert nicht die Gegenwart des Geistes. Wie ein Blitzstrahl schießt ihr der Gedanke durch den Kopf, daß einer von den Räubern, von denen man sich in neuester Zeit so manches erzählt, in dem Sack sich befinde; Aehnliches hatte sie auch schon in Geschichten gelesen. Als habe sie nichts bemerkt, geht sie ruhig mit ihrem Eimer aus dem Stalle in das Haus. Hier aber nimmt sie des Müllers geladene Vogelflinte, welche in der Stube an der Wand hing, und eilt damit nach dem Stalle, tritt vor den Sack hin und ruft mit lauter Stimme: „Wer da?!" Da sie aber keine Antwort erhält, so schießt sie los. Ein Wehegeschrei schallt aus dem Hedesack heraus und wie das Mädchen ihn aufbindet, schwimmt ein Mann in seinem Blute, neben sich ein langes Messer und eine Pfeife. Unter lautem Winseln und Wehklagen, daß er nun vor Gottes Gericht ziehen müsse, gesteht er ihr, daß ihrer sechs Räuber seien, welche heute Nacht in die Mühle hätten einbrechen wollen, vier davon seien seine Brüder. Er hätte zur rechten Zeit den Sack aufschneiden und dann vor die Oeffnung der Mühle treten sollen, wo der Mühlbach durchs Haus ginge, um mit der Pfeife das Zeichen zu geben, auf welches die übrigen Räuber, die sich draußen vor der Mühle im Walde versteckt hielten, lauerten. Sie möge ziehen, daß sie im Dunkel der Nacht

entlichen konnte und die Mühle ihrem Schicksal überlassen. Hierauf starb er. Aber das entschlossene, wild gewordene Mädchen folgte nicht dem Rathe des Räubers, obwol sie ihr Leben gefährdet sah. Aufgeregt durch das Gräuel, selbst aufs äußerste durchschauert von den Erinnerungen an die Erzählungen der Pflegeältern über Räuber und Räubereien, war sie entschlossen, ihr Leben ihren Wohlthätern zu Liebe aufs Spiel zu setzen. Es bedurfte bei ihr keiner langen Ueberlegung, was ferner zu thun sei. Sie nahm das Messer und die Pfeife des Räubers, ging damit vor die Oeffnung der Mühle und ließ den weithin gellenden Ton der Pfeife hören.

Nicht lange, so rauschte es vor ihr im Wasser und halb schwimmend, halb watend kommt der Mann heran, welcher den Sack in die Mühle gebracht. Es war der greyste und stärkste und vielleicht der Hauptmann der ganzen Bande. Wie er aber seinen grimmigen Kopf unter die Mühlschwelle hereinstreckt, zaudert das Mädchen nicht länger, packt ihn schnell bei den Haaren, schneidet ihm, noch ehe er schreien kann, den Hals durch und zieht ihn vollends herein. Ebenso verfährt sie mit sämmtlichen übrigen Räubern, nachdem sie vorher jedesmal einen Pfiff auf der Pfeife gethan — —

Marie überkam jetzt nach dem blutigen Werke ein unüberwindlicher Schauer und es fing an, ihr vor den Augen zu schwindeln. So stark, so furchtbar aufgeregt und fanatisirt sie war, konnte sie sich doch nicht überwinden, länger bei den blutigen Leichnamen zu bleiben und abzuwarten, ob nicht noch ein anderer Räuber durch den Mühlbach käme, um ihm gleichfalls den Garaus zu machen. Sie eilte daher in die Wohnstube zurück, nahm die Doppelflinte in die Hand, in der sich noch ein Schuß befand, und erwartete voll Angst und Bangigkeit, denen ihr starker Sinn noch der blutigen That nicht mehr zu wehren vermochte, von dem leisesten Geräusch emporgeschreckt, welches der Nachtwind im Walde verursachte, den Morgen.

Die Müllersleute, obwol sie es der umherstreifenden Räuber wegen willens gewesen, waren noch nicht wieder zurückgekehrt. Der Müller hatte den Getränken so reich zugesprochen, daß er zur Heimkehr unfähig war, und auch die Müllerin machte sich in ihrer fröhlichen Weinlaune keine Angst und kein Gewissen daraus, die Mühle den Abend und die Nacht über nur in der Obhut des Mädchens zu lassen, von dem sie überdies wußte, daß es muthig und furchtlos war. Daher kamen sie erst spät am Morgen von ihrem fröhlichen Gelage wieder heim. Aber wie entsetzten sie sich, als sie Marien ganz verstört und über und über mit Blut befleckt in der Stube trafen, über die gräßliche Begebenheit, die sie nun vernahmen, und die Gefahr, welche ihrer Pflegetochter gedroht; und wie strömte ihr Mund über von Lobpreisungen für das muthige und hochherzige Mädchen, ihre Retterin, nachdem sie die Leichen der Räuber gesehen hatten! Aber auch weit und breit, nachdem sich das Gerücht von dieser Begebenheit wie ein Lauffeuer in der ganzen Umgegend verbreitet hatte, wurde Marie berühmt und gepriesen wegen ihrer Heldenthat. Auch zu Martin's Ohren gelangte die Kunde davon und Marie konnte in den Augen des Jünglings, der in ihr eine kräftige Stütze und eine Ergänzung seines Wesens zu finden hoffte, nur gewinnen.

Doch war es ihm nicht lieb, daß Marie seitdem noch viel ernster als früher geworden war und wie für die ganze Welt, so auch für ihn fast kein freundliches Wort mehr hatte, ja ihr ganzes Benehmen schien ihm fast an Gleichgültigkeit gegen ihn zu grenzen. Daß der Grund davon in dem Vorfalle mit den Räubern lag, der auf Mariens Gemüth einen unauslöschlichen, verdüsternden, ja erstarrenden Eindruck gemacht hatte, konnte er sich nicht denken.

Bald schien ihm alles klar geworden zu sein, als sich nicht lange nach dem Vorfalle ein stattlicher junger Herr in der Mühle eingefunden, der es augenscheinlich auf Marien abgesehen hatte. Er kam öfter und war für Martin ein um so gefährlicherer Nebenbuhler, als er ihn sowol an körperlicher Schönheit wie an Reichthum und Vornehmheit weit übertraf. Schwarzes krauses Lockenhaar umspielte sein schönes Antlitz und ein dichter schwarzer Bart bedeckte die Oberlippe. Er trug ein hellgrünes feines Jagdkleid mit blanken Knöpfen und kam meist auf einem schmucken Pferde von edler Rasse angeritten. Dem Müller war natürlich der reiche und vornehme „Jäger", wie er ihn nannte, als Freier seiner Pflegetochter weit willkommener als der arme Vogelsteller. Er schenkte ihr die herrlichsten und kostbarsten Sachen und sprach viel von seinem stattlichen Gütchen in einem weit von hier gelegenen Orte. Er müsse einen großen Geldkasten zu Hause stehen haben, äußerte der Müller, und wer da einmal hineingreifen dürfe, sei wol glück-

sich zu freuen sein Leben lang. Aber vergebens suchte er Marien zu bereden, den armseligen Martin gegen den reichen Herrn fahren zu lassen, und machte ihr alle möglichen Vorspiegelungen von einer glänzenden Zukunft; — sie blieb in ihrem Herzen dem Geliebten unerschütterlich getreu, obgleich es der Müller von nun an verbot, daß Martin ferner seine Schwelle betrete. Des Verbot war übrigens überflüssig, da Martin, seitdem er von dem Jäger vollständig ausgetan zu sein glaubte, die Mühle nicht mehr betreten hatte und jede Begegnung mit Marien sorgfältig vermied.

Eines Tags kam der Jäger in einem stattlichen, mit zwei schönen Pferden bespannten Wagen angefahren und bat den Müller um die Erlaubnis, das Mädchen mit sich nehmen zu dürfen, um ihr seine Besitzung und sein Hausweien zu zeigen; vielleicht würde sie ihm dadurch geneigter werden. Dieser gab natürlich mit Freuden seine Einwilligung; aber Marie sträubte sich gewaltig dagegen, mit dem fremden Mann zu fahren; ihrem edeln Herzen erschien dies als eine That der größten Untreue gegen ihren Martin, die er weder ihr noch sie sich selbst würde jemals vergeben haben. Doch der Müller zwang sie mit Gewalt dazu. Vergebens bat und flehte sie, vergebens suchte die mitleidig gerührte Müllerin ihre Fürsprache mit den Bitten des Mädchens zu vereinigen; der Müller wandte sich und durch dagegen ein, daß er nur ihr Glück wolle, und sie würde es ihm dereinst noch auf den Knieen danken, drohte zuletzt mit Enterbung und Verstoßung, erfaßte sie bei dem Arm und führte sie gewaltsam zum Wagen, in den er sie förmlich hineindrängte. Rasch trieb der Kutscher die Pferde an, und davonrollte der Wagen über Stock und Stein.

Nach einer Weile, als sie mitten im Walde waren, ließ der Fremde den Kutscher halten und nötigte Marien zum Aussteigen, angeblich, um mit ihr auf einem Rasenplatze im grünen Walde das Frühstück einzunehmen. Das Mädchen war einmal in seine Gewalt gegeben und mußte gutwillig folgen. Sie that es mit Widerstreben; eine unheimliche Ahnung durchzuckte sie, als sie den Wagen, nachdem sie kaum ein wenig seitwärts gegangen waren, schnell wieder davonrollen hörte.

Ihre Wanderung wollte kein Ende nehmen; in ängstlichem Schweigen folgte sie dem Mann, der ihre Fragen unbeantwortet ließ, der jetzt fester und entschlossener in allen seinen Geberden und Bewegungen wurde und dessen Mienen einen unheimlichen und drohenden Ausdruck angenommen hatten. Durch Marien völlig unbekannte Gegenden gelangten sie bergauf, bergab mitten durch den dichtesten und unwegsamsten Wald hindurch endlich in ein von hohen Bergen eingeschlossenes enges und wildes Thal, durch welches keine Straße und kein Fußpfad führte. Von hier ging es durch dichtes, mit wildverwachsenen Ranken durchschlungenes Gebüsch steil an dem jenseitigen hohen Waldberge empor. Nach einer Weile wandte sich der Jäger, die zögernde Marie schweigend mit sich fortziehend, nicht achtend, ob Dornen ihre Haut ritzten oder zähe Ranken ihren Fuß hemmten oder sie über einen Baumstumpf ausglitt, wieder seitwärts und sie gelangten in einen von hohen Bäumen und dichtem Buschwerk verhüllten Erdfall, in dessen Tiefe unter einem moosbewachsenen Felsen sich ein schmaler, niedriger Eingang zu einer Höhle befand. Marie erhielt den kurzen Befehl, sich bückend in die Höhle hineinzuzwängen.

Kaum war auch ihr Begleiter im Innern derselben angelangt, als er dem unglücklichen Mädchen eröffnete, daß sie sich zum Tode vorbereiten solle, denn sie müsse jetzt sterben. Er sei ein Bruder von den fünf Räubern, welche durch ihre Hand in der Mühle den Tod gefunden; die Stunde der Rache sei jetzt gekommen.

Marie sah dem starken Mann gegenüber kein Mittel zu ihrer Rettung und Befreiung; sie fiel, so muthig sie war, ihm zu Füßen, umklammerte krampfhaft seine Kniee und flehte bei allem, was ihm heilig und theuer sei, um ihr Leben. Nicht für sich allein zitterte sie ja, auch für den unglücklichen Martin, der an ihrem Leben mit theilhatte.

Wie aber der Räuber das schöne Mädchen zu seinen Füßen erblickte, das mit seinen dunkeln sprechenden Augen, die aus dem bleichen, bis zum Tode erschreckenen Antlitz in erhöhtem Feuer und Glanze strahlten, flehend zu ihm emporschaute, hätte er sie gern am Leben gelassen, da ihre Schönheit ihn längst bestochen und ihn nur das Rachegelübd und der Racheschwur gebieterisch zu dieser That gedrängt hatte. Unwillkürlich sinkte sich sein Arm herab, der schon das lange, unter dem Rock hervorgezogene Messer gefaßt hielt, mit dem der Todesstoß geschehen sollte. Jetzt erst erblickte Marie eine andere menschliche Gestalt im Hintergrunde der Höhle. Es war ein wildes,

herennartiges Weſen — die Mutter der von ihr getödteten Brüder —

Auch dieſe ſtand mit einem blanken Meſſer. Aber ſo gierig ſie nach dem Blute der Mörderin ihrer Söhne zu lechzen ſchien, ſie mußte doch geſchehen laſſen, daß der einzige noch übrig gebliebene ihrer Söhne näher zu ihr trat, ſich mit ihr beredete und Mariens Leben verlangte unter der Bedingung, daß ſie ſeine Wirthſchaft führen und ſein Weib werden ſolle.

Obwol Mariens edles und reines Herz vor dieſer Bedingung zurückſchauderte, ſo war doch das Zugeſtändniß derſelben in der gegenwärtigen Lage das einzige Mittel zu ihrer Rettung und ſie willigte ein in der Hoffnung, bald Gelegenheit zur Flucht zu finden.

Dieſe ſollte ihr nun freilich ſobald nicht werden, denn der Räuber und deſſen Mutter hüteten ſie mit Argusaugen und beobachteten ſie auf allen Schritten und Tritten; auch ſuchte der Sohn es zu vermeiden, ſich weit von ihr zu entfernen.

Doch endlich, nach Verlauf von zwei Wochen, trieb ihn die Noth, da die Lebensmittel zu Ende gegangen waren, in eine der nächſten Städte. Er trug um ſo weniger Bedenken, Marien mit der alten Mutter allein zu laſſen, als dieſe während der ganzen Zeit ihres Hierſeins eine ungemeine Ergebenheit und Liebe zu ihm verrathen zu haben ſchien. Trotzdem hatte ſie ſich einem vertraulichern Umgange mit ihm zu entziehen und ihn dadurch hinzuhalten gewußt, daß ſie erſt ſeine Treue und ſeinen Gehorſam einige Wochen lang prüfen wollte, ein Verlangen, das ſie durch ihre mächtige Körperkraft nachdrücklich zu unterſtützen vermochte. Da nun der Räuber das ſchöne Mädchen ob der ſeltenen Pflege und Aufmerkſamkeit, die ſie ihm zuwandte, von Tag zu Tag lieber gewonnen hatte, er auch wohl wußte, daß er ſie nur durch ihre freie Neigung bei ſich behalten konnte, ſo hatte er ſich darein gefügt.

Als der Räuber fort und nur die altersſchwache, geberchliche Mutter in der Höhle zurückgeblieben war, ergriff ſie die Flucht und gelangte endlich, da der Räuber über zwei Tage ausblieb, glücklich wieder nach der Mühle.

Wie verwunderte ſich jedermann, als ſich die Nachricht verbreitete, die ſchöne Müller-Marie, die mit dem reichen Herrn entflohen ſei, ſei wieder angekommen! Der arme Martin konnte dieſe Kunde nicht mehr vernehmen. Als er hörte, daß Marie treulos mit dem vornehmen Jäger entflohen ſei, wollte ihm das Herz brechen. Er mochte faſt keine Speiſe mehr zu ſich nehmen und verbrachte ſeine Tage in dumpfem Hinbrüten, ſeine großen, jetzt faſt erloſchenen, tiefliegenden Augen oft eine Zeit lang ſtarr nach der Waldecke hingerichtet, von der er die Geſtalt des lieben Mädchens ſo oft hatte herabkommen ſehen. Aber der bitterſte Schmerz iſt nicht immer der längſte. Zwar lebte er noch lange in Martin's weichem und tiefſinnigem Gemüth wie ein ſchleichendes Fieber, aber nach wenigen Tagen hatte ſich dieſer bereits zu einem feſten Entſchluſſe ermannt, von dem ihn weder Thränen noch Bitten von Mutter und Bruder abhalten konnten. Ein Vogelhändler vom Harz, welcher alljährlich mit ſeinen Vögeln nach Holland gewandert war und dort bereits einen in großem Glück lebenden Bruder hatte, wollte ſich in Antwerpen verheirathen und anſiedeln. Dieſer hatte Martin ſchon die ganze Zeit her verlocken wollen, dort ebenfalls ſein Glück zu verſuchen; — jetzt folgte er ihm, als er ſeine Auswanderung antrat, und Martin kam nie wieder.

Marie aber hatte damals der Obrigkeit ſofort den Räuberſchlupfwinkel entdecken müſſen — der Räuber empfing ſeine Strafe am Galgen; die alte Mutter wurde gefangen geſetzt und ſtarb bald darauf im Kerker. Marie lebte fortan nach dem bald erfolgenden Tode der Müllersleute als eine reiche, angeſehene Erbin in der Mühle, die ſie allein verwaltete, aber ſie blieb einſam bis an ihr Ende; jede Bewerbung um ihre Hand wies ſie entſchieden zurück. Ihr Weſen war freundlich, doch kam nie mehr eine wahre Heiterkeit über ſie. Ein ſtarrer Schrecken ſchien in ihr ganzes Weſen übergegangen zu ſein und wer tiefer blickte, mußte ſagen, daß ſie vor ſich ſelbſt ein Grauen empfand und tief unglücklich war. Man hieß ſie nur die „Räuberbraut" und ihre Geſchichte hat ſich in der dortigen Gegend bis auf den heutigen Tag erhalten.

Wilhelm Gerſchner.

Aegypten und ſeine Pyramiden.

Nach den Mittheilungen einer Freundin.
Von M. Bauer.

II.

Bei unſerer erſten Anweſenheit auf der Citadelle von Kairo hatten wir es unterlaſſen, die Alabaſtermoſchee Mehemed-Ali's ſowie den Joſephbrunnen zu beſuchen. Wir eilten alſo, das Verſäumte nachzuholen. Dieſer letztere, aus der älteſten ägyptiſchen Zeit ſtammend, müßte richtiger

Juſſufbrunnen heißen, da Juſſuf der Vorname Saladdin's war, der ihn reinigen ließ. Er zeigt einen obern und einen untern Schacht; beide ſind mehrere hundert Fuß weit durch die Felſen getrieben. Ein gewundener Gang geht auf den Grund des untern Schachtes, wo ein Pferd das große Rad dreht, das unaufhörlich eine Anzahl von gefüllten Waſſereimern heraufbringt. Ein Fellah wollte uns mit einer Fackel hinunterleuchten, damit wir dort von dem friſchen Waſſer trinken konnten. Ich verſchmähte jedoch dieſe Labung und zog es vor, oben zu bleiben, während mein Begleiter den kurzen Weg antrat. Außer dieſem Brunnen zeigte der Araber uns die Stelle, auf welcher 1811 ein Mamluk mit ſeinem Pferde über die Mauer ſetzte und dadurch ſein Leben rettete, indem ſeine 470 Gefährten alle auf Mehemed-Ali's Befehl von den Arnauten niedergeſchoſſen wurden.

In die neue Reſidenz dieſes gewaltigen Selbſtherrſchers gelangten wir durch einen offenen Hof mit Säulenhallen, in welchem ſich ein Brunnenhaus und ein Thurm befanden. Schlanke weiße Minarets überragen die Kuppeln, welche inwendig von kunſtvollen bunten, goldenen Arabesken erglänzen. Die Wände ſind mit ägyptiſchem Marmor bekleidet, die Fenſter mit buntem Glas verziert. Das marmorne Grabmonument Mehemed-Ali's ſteht in einer Ecke.

Mit dem Gefühl einer etwas unbefriedigten Erwartung ritten wir von dieſen Beſichtigungen heim und beſchäftigten uns nunmehr ernſthaft mit dem Plan einer Tour zu den Pyramiden, welche das eigentliche Ziel meiner ägyptiſchen Reiſe waren. Unſer Wirth wollte uns unſer Frühſtück mit auf die Reiſe geben: gebratene Hühner, Tauben, Eier u. ſ. w. Auch einige Schläuche mit Waſſer, Melonen, etwas Brot und einige Kerzen wurden noch in den Korb gepackt. Er verſicherte uns, daß alles dies für die Reiſe zu den Pyramiden erforderlich ſei. Ein Reiſender aus Bukareſt und die ruſſiſche Dame begleiteten unſere Geſellſchaft. Früh um 8 Uhr ritten wir zwei Stunden lang hart am Nil nach Kairo. Funfzig Schritt vor dem Einſchiffungsort zum Ueberſetzen umringten uns wenigſtens ebenſo viele Araber, welche alle den Wunſch hegten, uns hinüberzufahren. Wir vermochten es nicht, durch das Gedränge zu kommen, gaben unſern Entſchluß kund. Die Araber fuhren in eine Prügelei unter ſich aus, der wir ruhig zuſahen; dann erſt trat der Sieger mit einer Verbeugung auf uns zu und ſetzte ſeine Anſprüche auf unſere Weiterbeförderung durch. Endlich waren wir mit unſern Gäulen an der andern Seite des Fluſſes und ritten von Gizeh aus zwei Stunden lang durch Palmenhaine und über grünende Fluren, von welchen die ſtrohbedeckten, fruchtbeſtreuten Lehmwände der Fellahdörfer wie der Gegenſatz des Häßlichen zu der blühenden Schönheit der Natur herüberſahen. Unſere Eſeltreiber liefen dabei wie gewöhnlich neben uns her. Am Rande der Wüſte hatten wir jene Rieſenbauten erreicht, die wie ferne Sagen einer dunkeln Märchenwelt ſchon in unſern Kinderträumen lebten. Ich ſtand an dem Fuße dieſer grauen Häupter, die mir ſo oft ſchon in der Ferne ſichtbar waren, und wieder erſcheinen ſie mir ganz ſo ungeheuer, ſo voll düſterer Hoheit, wie ſie von weitem mein ahnendes Auge erſchaut hatte!

Der Saum der Wüſte ſcheidet ſich ſcharf von dem grünen Grund des bebauten Landes. Schon in dem vor den Pyramiden gelegenen Dorfe umringten und die Fellahs mit dem Anerbieten, uns für eine bedeutende Anzahl Piaſter hinaufzuführen. Wir erwehrten uns ihrer einſtweilen, indem wir am Fuße der Pyramide des Cheops, der größten von allen, von unſern Thieren ſtiegen und auf dem Felſenſande unſer mitgebrachtes Frühſtück einnahmen. Nachdem dies beendigt, ergaben wir uns endlich den uns belagernden Arabern; zwei erfaßten unſere Begleiter bei den Händen; ein dritter half von hinten nach. Jeder der Stufenblöcke war ungefähr vier Fuß hoch und einen Fuß breit und ſo ging es ziemlich mühelig zur Spitze hinauf. Wir Damen blieben unten und mußten uns alſo noch einiger Zeit des Wartens mit den Erzählungen der zurückgekehrten Herren begnügen. Faſt 500 Fuß hoch hatten ſie oben geſtanden und auf das grüne Thal geſchaut, zwiſchen deſſen Palmenhainen die grauen Dörfer wie Maulwurfshügel lagen. Hoch über ihnen ſtieg das gelbgraue Geſtein des Mokattamgebirges empor. An der entgegengeſetzten Seite fiel ihr Auge wieder auf dunkle Palmenwälder, welche jetzt die Stätte bedecken, die einſt Memphis einnahm, deſſen gigantiſche Grabmonumente — die Pyramiden — ſowie eine ausgegrabene koloſſale Statue des Königs Ramſes, die einzigen uns gebliebenen Spuren von ſo viel Herrlichkeit und Weisheit ſind. Weiterhin, als abermalige Grenzmarken der Wüſte, ſtanden die Pyramiden von Abuſir, Sakara und Dahſchur, während ganz nahe hinter uns gleichfalls eins dieſer Gräber

der Urzeit emporstieg. Sie kehrte ihre Ecke gegen diejenige der unteren, während eine dritte kleinere auf gleiche Weise schräg gegen sie gewendet war. Auf beiden Seiten erheben sich größere oder kleinere, steinerne, flache Hügel mit schräg heruntergehenden Wänden, in welchen die Hofbeamten neben ihren jedesmaligen Königen beigesetzt wurden. Nach Westen hin strich der Blick über die unermessene Weite der Wüste hin, einer rothlichbraunen oder gelben, baumlosen und grasreichen Fläche, deren einzige Unterbrechung hin und wieder Sandhügel waren.

Juden und Mamluken gingen an diesen Riesengräbern vorüber, Abalisen und europäische Karrer staunten sie an, Perser und Griechen zogen an ihnen hin; sie überlebten 22 Dynastieen ägyptischer Könige. Mehr als 40 Jahrhunderte lagen hinter ihnen, als Napoleon I. sein Adlerauge auf sie richtete; und schon zur Zeit ihrer Entstehung, in jenem Alterthum des Alterthums, treffen wir hier ein in friedlichen Künsten wohlerfahrenes Volk, einen guteingerichteten Staat, eine ausgebildete Religion und die allgemein verbreitete Hieroglyphenschrift, deren bedeutungsvolle Zeichen noch jetzt so viele der ehrwürdigen Reste einer in mancher Hinsicht vorgeschrittenen Cultur bedecken. Die Außenseite dieser Königsgräber ist einst mit glattpolirten Steintafeln belegt gewesen, auf welchen in diesen Hieroglyphen eine ganze Welt- und Sittengeschichte zu lesen war. Diese sind jetzt verschwunden und diese grauen Wände rauh und einem natürlichen, treppenartig emporsteigenden Felsen ähnlich wie der Piedestale Sockel, der ihre 100 Fuß hohe Unterlage bildet.

Das Herabsteigen wurde unserm Herren leichter als das Hi...aufklimmen. Die Fellahs zündeten nun die von uns mitgeführten Kerzen an und gingen uns voran in das Innere. Wohl 50 Ellen hinunter stiegen wir bis in die unterste Felsenkammer, von deren Grunde eine Höhe von 100 Ellen bis zum Gipfel geht. Die mächtige Peterskirche, dieser Stolz der Baukunst des Abendlandes, würde im Innern dieses Baues der Urzeit ganz bequem stehen können. Er erinnerte mich sehr an die Katakomben in Rom und Neapel; es ist, als wenn man bei diesen neuen Begräbnißhallen die Einrichtung der uralten zum Muster genommen hätte. Gänge und mehr oder minder geräumige granitne Kammern, deren Decke aus großen Blöcken zusammengesetzt ist, bieten sich uns dar. Nach längerm Hin- und Herwandern gelangten wir an den ziemlich abgekratzten Sarkophag des Königs Cheops, der diese Felsenmassen aufthürmte, um in ihnen die Erhaltung seiner Mumie und damit — nach dem Glauben der Aegypter — diejenige seiner Seele zu sichern. Unsere Fellahs setzten sich plötzlich mit kreuzweis untereinschlagenen Beinen im Kreise nieder und begannen einen eigenthümlichen, eintönigen Gesang, zu welchem sie mit den Händen den Takt schlugen. Ob dies eine verspätete Ehrenbezeigung für die abgeschiedene Majestät des Cheops war, habe ich nicht zu ergründen vermocht. Merkwürdiger war mir am Ende der Galerie, durch die unser Rückweg führte, ein tiefer, enger Brunnenschacht. Durch diesen waren die Arbeiter einzeln aus der Tiefe herauf- und wieder hinunter gelangt, damit sie auf keine Weise dem so ängstlich verwahrten Leichnam zu nahe treten mochten. Der eigentliche Eingang zu der großen Galerie, durch welche wir heraufkamen, war durch Granitblöcke gegen jede Berührung mit der Außenwelt abgesperrt. Herodot erzählt uns, daß die Aufrichtung dieser größten Pyramide, welche eine Fläche von 21 preußischen Morgen bedeckt, 20 Jahre lang die Kräfte von 300000 Arbeitern erfordert habe und daß Cheops ein so verabscheuungswürdiger Tyrann gewesen, daß die Aegypter noch nach 1000 Jahren aus Erbitterung seinen Namen nicht aussprechen wollten. Es wird also die nutzlose, schwere Arbeit, welche zu diesen riesigen Bauwerken verwendet wurde, als die Befriedigung der Laune einer abscheulichen, tyrannischen Bedrückung einiger übermüthigen Despoten im Munde des Volks betrachtet.

Mühselig über große Sandhügel auf- und abklimmend, langten wir darauf vor der Sphinx an. Ihr nach Osten gerichtetes Riesenantlitz ist etwa 14 Ellen hoch; schön und erhaben muß es einst braunroth zwischen seinem flügelartigen Hauptschmuck hervorgesehen haben. Der Zahn der Zeit ist auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen, da ihm die Nase und theilweise die Wangen fehlen. Diese seltsame Felsgestalt ist von der Natur gebildet; das Werk von Menschenhänden ist nur das Antlitz auf dem ungeheuern, tonnenförmigen Leibe und auf dem kegelförmigen Halse. Die in der Umgebung sich hin und wieder darbietenden griechischen Inschriften sagen, daß die Götter selbst den Leib der Sphinx geformt hätten. Große Blöcke bezeichneten die ausgestreckten Vordertatzen; andere Oeffnungen wurden durch Gemäuer verdeckt. Ein kleiner Tempel steht zwischen

diesen Vorderthaben und der Brust. Das gigantische Bild des Sonnengottes, das die Araber den „Löwen der Nacht" nennen, war einst mit einer Mauer umschlossen; diese ist jedoch von dem sich häufenden Wüstensande begraben, gleich wie der Tempel neben ihr, dessen Fußboden und dessen Wände aus rosenfarbenem Granit und schönem Alabaster bestanden.

Ich erließ mir diesmal die genaue Untersuchung des wüsten, steingrauen, inneren Raumes und sparte meine Kräfte, um noch einige der Grabgewölbe zu besuchen, welche als die Behausungen der Prinzen und Hofbeamten sich reihenweise an die Pyramiden schließen. In dem inneren Gemach des ersten gewahrte man die Gestalt des braunrothen Todten irgend an der Wand ausgehauen, mancherlei Opfergaben: lederlose Gänse, Ochsen und Hammelkeulen und andere Lebensmittel lagen vor ihm; seine gelbe Frau stand ihm umarmend hinter ihm. Allerlei neben ihm eingegrabene Hieroglyphen erzählten von seinen Reichthümern, von seinen Titeln und von der Verehrung, die seine Zeitgenossen ihm gezollt hätten. In einem zweiten Grabgewölbe, dem „Grab der Zahlen" stand der reiche Eigenthümer — wieder in erhabener Arbeit an der Wand ausgehauen — auf seinem Stab gelehnt und überzählte seine Heerden, während ein Hund neben ihm sichtbar ist. Die Heerden sind in sehr kleinen Verhältnissen reihenweise übereinander dargestellt; von jeder ist dabei geschrieben, aus einer wie großen Stückzahl sie besteht, z. B. 834 Rinder, 760 Ziegen u. s. w.

Ich konnte mir es nicht versagen, einige Exemplare von diesen Denkmälern der Zeitgenossen Abraham's mit in unser modernes industrielles Europa zu nehmen. Dagegen verzichtete ich auf die Versteinerungen, die die Eingeborenen mir auf Tritt und Schritt anboten, da ich sie nur für deren Machwerk halten mußte. Die Zudringlichkeit der Fellahs, ihr unablässiges Geschrei nach Backschisch wurde so unerträglich, daß ich endlich die Vernicht des Professors leben mußte. Dieser hatte nämlich, gewarnt vor den wahrhaft ärgerlichen Bedrängnissen dieser Bettelei, einige sogenannte Nilkuruten mitgenommen. Mit diesen wurden sie fortgepeitscht, kehrten aber immer bald wieder zurück. Die ruinische Dame hieb fortwährend tapfer um sich, wurde jedoch von den auch von ihr nur augenblicklich zurückweichenden Bettlern trotz aller durch Schreien noch erhöhten Anstrengungen nachher ausgelacht. Die Herren schlugen nun während unseres fernern Herumwatens im Sande so derbhaft wie möglich um sich, sodaß die Fellahs doch zuletzt erschraken und es wenigstens für mehrere Minuten geratener hielten, in einiger Entfernung zu bleiben. Immer unter dem Schutze dieser Vertheidigungswaffen, bestiegen wir abermals unsere Thiere und schlugen den nämlichen Weg ein, auf welchem wir dahergekommen waren. Während dieses Rittes erzählte mir unser Professor von dem Ausgange der Mekkapilger, welchem er bei einem frühern Aufenthalt in Kairo beigewohnt hatte. Dieser malerische, volksthümliche Zug besteht immer aus (etwa) 1hunderttausend Theilnehmern; haben sich deren wenigstens in menschlicher Gestalt eingefunden — was jetzt gewöhnlich ist —, so sendet Allah nach dem Glauben der Mohammedaner so viele seiner Engel herunter, als nöthig sind, um diese Zahl zu vervollständigen. Ein prächtiger Sammtbaldachin wird auf einem reich angeschirrten Kameel vorangetragen. Ein großer, seidener Teppich, auf welchem Sprüche aus dem Koran in Gold gestickt waren, wird mit nach Mekka geführt, um ihn in dem Tempel auszubreiten, und dafür der alte zurückgebracht, der in Stücke zerschnitten und unter die Gläubigen als Reliquie vertheilt wird. In dieser Karavane treffen viele Mohammedaner aus den fernsten Gegenden Afrikas ein, sodaß fast alle Völker und Stämme darin vertreten sind, die sich unter dem Halbmond schaaren. Aegyptische Soldaten geleiten sie und nachdem sie die Grenze Aegyptens überschritten, ziehen sie um den Berg Sinai herum durch Arabien, bis sie ihre heilige Stadt erreicht haben. Hier müssen sie die Ceremonieen des Islam vollbringen, siebenmal die Kaaba umschreiten, den geheimnißvollen schwarzen Stein küssen, Wasser aus der Quelle Zemzem schöpfen, den Hügel von Safa und den heiligen Berg Arafat besuchen.

Ein lebhaftes Verlangen beseelte mich, auch die Stätte zu besuchen, wo Afrika und Asien verbunden sind, wo das Rothe Meer vor Moses' Stab zurückwich und wo Pharao mit seinem Aegyptern ertrank. Nicht weit entfernt von Suez, diesem kleinen, ärmlichen Städtchen, zeigt man noch noch heute eine von Kameelen benutzte Furth, auf welche ein starker Ostwind damals wie jetzt die erwähnte Wirkung ausüben konnte. Die Araber nennen das neben der Furth gelegene Eiland noch heute „Die Judeninsel". Von dieser Stelle soll auch der Kanal ausgehen, der das Rothe Meer mit dem Mittelländischen verbinden wird. Der Kanal, der aus der Gegend von

Kairo Nilwaſſer nach dem Centralgebiet der Landenge führt, iſt fertig; Leſſeps befuhr ihn vor einigen Monaten in ſeiner ganzen Länge. Hierdurch kann eine große Anzahl von Arbeitern auf dem Iſthmus auch in den heißen Sommer- und Herbſtmonaten nicht nur mit Trinkwaſſer, ſondern vermittelſt der Schiffahrt auf dem Kanal auch mit allen ſonſtigen Mitteln zum Daſein und zur Fortſetzung des gewaltigen Werkes verſorgt werden. Ein zweiter Kanal, der die Linie des dereinſtigen Durchſtichs angibt und für ſchwerbeladene Boote ſchiffbar iſt, verbindet Port-Said am Mittelmeer mit jener Centralregion der Landenge. Vermuthlich werden die romaniſchen und griechiſchen Länder den meiſten Vortheil von dieſem neuen Handelswege haben und mit dem Bande gemeinſchaftlichen mercantiliſchen Intereſſes ſehr feſt an die napoleoniſche Politik gebunden werden. Rhaſeli nannte den Suezkanal die große Hoffnung der Italiener. Für Deutſchland würde der Weg über das Schwarze Meer, über Armenien und Meſopotamien mit Eiſenbahn bis nach Südaſien und dem Indiſchen Ocean der geeignetſte ſein, da er ſich nothwendig rückwärts bis an die Nordſee fortſetzen müßte und unſere Bahnſtrecken alsdann die Verbindungsmittel für den engliſchen, ſüdaſiatiſchen Handel werden müßten. Zwar werden die adriatiſchen Beſitzungen Oeſterreichs bei der Ausführung des beabſichtigten Waſſerwegs gewinnen, indeſſen würde dem „Donaureiche“ doch für die directe Theilnahme an dem Verkehr nach dem Oſten hin eine Verbindung förderlicher ſein, die mit dem Hauptwege dieſes großen Stroms zuſammenfiele. Die Eiſenbahn führt gegenwärtig in vier Stunden von Kairo nach Suez. Auf dem Rothen Meere iſt meiſtens ſo wenig Wind, daß die Schiffe bei der großen Hitze nicht vorwärts kommen können; nur bei conträrem Wind vermögen ſie fortzudampfen. Die Abfahrt der Lloyds von Alexandrien iſt ſo ſehr unbeſtimmt, da ſie ſtets auf die hier aus den angeführten Gründen ſo unregelmäßig eintreffende Ueberlandspoſt warten müſſen.

Nachdem wir noch einen Raſttag in Kairo gehalten, fuhren wir nach Alexandrien zurück. Aber bald nach der erſten Station hielt der Zug im freien Felde an. Die Maſchine war beſchädigt und es mußte eine Hülfslocomotive aus Kairo herbeigeſchafft werden. Das vierſtündige Warten machte uns nach und nach etwas unempfindlich gegen die Vorzüge des Althals. Als wir uns endlich wieder in Bewegung ſetzten, ging es ſchneckenartig weiter und erſt nach acht Stunden langten wir in Alexandrien an. Glücklicherweiſe hatte der Omnibus unſers Hotels ſich die lange Zeit des Wartens nicht verdrießen laſſen, ſodaß wir trotz der ſpäten Stunde ſogleich unſer früheres Nachtquartier wieder finden konnten.

Nie hatte ich ein größeres Verlangen nach Deutſchland empfunden als jetzt, da ich im Begriff war, mich auf den Heimweg zu begeben. Das Wetter war jedoch ſo ſtürmiſch und regneriſch geworden, daß ich es nicht wagen wollte, ſchon das nächſte von Alexandrien abgehende Dampfſchiff zu benutzen. Wir ruhten daher einſtweilen dort aus. In den Kaffeehäuſern und Reſtaurationen hörten wir nicht ſelten die ungünſtigſten Urtheile über Heuglin ausſprechen, die ſich leider ſpäter beſtätigt zu haben ſcheinen. Man lachte laut über die Deutſchen, die ſich einbilden konnten, daß er ausziehe, um die Spuren des verſchollenen, ſo viel beklagten Eduard Vogel aufzuſuchen. Er würde nach Luſt und Gefallen in Abeſſinien herumſtreifen, ohne den ernſten Hauptzweck ſeiner Sendung zu erfüllen. Ich ſandte in meinen Briefen ſchon damals viele Nachrichten über Heuglin nach Europa, die zu der Zeit jedoch keinen Glauben fanden.

Das pünktliche Eintreffen und Abgehen der Dampfſchiffe, an welches wir im Abendland gewohnt ſind, kennt man überhaupt im Orient nicht. Eine ungefähre Zeit wird angegeben und es findet ſich alsdann, ob die Dampfer ſich an ſie binden oder nicht. Ihnen über eine derartige Verſäumniß Vorwürfe zu machen, fällt niemandem ein. Sind ſie da, ſo iſt man zufrieden und benutzt ſie, wenn man dazu genöthigt iſt. Auch wir mußten auf das Eintreffen der Indiſchen Poſt in Suez warten, welche mit dem diesmal abgehenden Dampfſchiff weiter beſorgt werden ſollte. Die Abfahrt war auf den 10. feſtgeſetzt; da die Poſt, wie ſchon erwähnt, gewöhnlich auf dem Rothen Meer aufgehalten wird, ſo mußten wir annehmen, daß ſie vor dem 12. nicht anlangen würde und wir alſo das eingetretene Regenwetter in Ruhe würden vorüberlaſſen können, um alsdann bei ſchönem Wetter in See zu gehen. Auf einmal erfuhren wir um 2 Uhr mittags, daß man diesmal ganz ausnahmsweiſe präcis ſei und ſchon in zwei Stunden die Anker lichten werde. Das Wetter war noch immer ſo ungünſtig, daß wir bei der Meerfahrt auf ernſthafte Bedrängniſſe gefaßt ſein mußten; auch waren wir weder hinſichtlich unſerer Koffer noch

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

(In Thompſons Hauſe. Es iſt ſchon Abend. Lichter auf dem Tiſche.)

Bakel Gerundium, Cäſar und Jeffry *) treten herein, alle Drei haben Bücher in den Händen. Später Toms und Toby.

Bakel.

Amó — Amás — Amát.

Jeffry (ſchnell).

Amâmus, Amâtis, Amánt. (Grob) Nehmt uns doch nicht immer das Wort aus dem Munde.

* Von Mädchen zu ſpielen.

unserer Pässe in einem nach Oesterreich segelfertigen Zustande. Wir mußten uns alle bequemen, mit aller Sehnsucht nach Deutschland noch acht Tage länger in Alexandrien zu bleiben. Wir suchten uns im Hause zu beschäftigen, so gut es gehen wollte, lasen, schrieben, spielten Schach und unterhielten uns über das Erfahrene und Erlebene. Als der Himmel heiterer wurde, wiederholten wir die uns schon von unserm ersten Aufenthalt her bekannten Ausflüge, machten einige Gänge durch die Bazars, dachten daran, daß Alexandrien, welches zur Zeit der ersten römischen Kaiser den Haupthandelsweg nach Arabien und Indien beherrschte, damals im ganzen römischen Reich nach Rom die bedeutendste Stadt war, und freuten uns herzlich, als wir eines Abends erfuhren, daß morgen um 4 Uhr nachmittags der „Pluto" in See gehen würde.

(Die letzten Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Alexander Jung's „Rosmarin".

Seit einer Reihe von Jahren sind wir im Gebiet des Romans seinem so eigenthümlichen Werke begegnet wie dem in diesen Blättern bereits bei Erscheinen seines ersten Theils angezeigten „Rosmarin oder die Schule des Lebens. Roman von Alexander Jung. In fünf Theilen" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862). Unsere gegenwärtige Literaturperiode produzirt fast nur nach Schablonen, realistisch nach der Seite des „bei seiner Arbeit aufzusuchenden Volkes" hin, idealistisch nach einer imaginären Willkür, mit der die Geschichte in „biographischen Romanen", „Kulturbildern" u. s. w. entstellt wird. Hier liegt ein Werk unterhaltender Lesung vor, dem man wenigstens in seiner Art Originalität zuerkennen muß.

Sodann darf man, wenn man allerdings der Annäherung an die weltliche Haltung des Memoirenromans zugeneigt ist, an unserm Autor die wirklich geschichtliche Wahrheit rühmen, die wir antreffen; wir gaben davon ein Beispiel durch Abdruck einer Episode: „Die Soldaten der Großen Armee." Wir haben hier ein Menschenleben, vom Beginn unsers Jahrhunderts an durch das französische Kaiserreich, die Freiheitskriege, die Restauration, die Juli- und Februarrevolution bis auf die Stürze unsers heutigen Materialismus hinauf durchgeführt. Wir finden zwar nicht die Beibringung neuer Thatsachen, die Entdeckung neuer Motive zu einem großen Bruchstück der Weltgeschichte und dem Leben seiner berühmten Männer, keine Schaumtage von Anekdoten, die im Brillantfeuer einer geistsprühenden Darstellung einer jüngern Generation neu erscheinen dürften, wol aber ein reichentwickeltes, mit den Erscheinungen der Zeit zusammenhängendes Innenleben. Dies Innenleben steht jedoch dem Autor höher als die Reihefolgen äußerer Begebenheiten. Eine der Hauptpersonen, Lord Glyndebourne, in welchem der Genius der Humanität verkörpert erscheint (sein Programm ist die Herbeiführung des Gottesreichs auf Erden durch die „Selbständigkeit der Literatur", die „Vollendung des Kulturstaats" und die „triumphirende [wahre] Kirche"), dieser Mentor und Protector Rosmarin's, des Helden der Erzählung, erklärt die größten Ereignisse, und wären es verheerende Kriege und blutige Revolutionen, an und für sich blos in ihrer Aeußerlichkeit betrachtet, für „Viel Lärmen um nichts", wenn ihnen nicht „große Gedanken eines Menschen, der Natur oder gar Gottes" zu Grunde lägen, wenn sie nicht groß und unerhört wären „im Sinne geistiger Bedeutendheit, des wirklich Fortschrittlichen, zugleich des Wohls, der Aufklärung, der Erwärmung, der Erhebung, der Beseligung, womöglich der Entzückung für alle". Nur dann, sagt er, sei die „Geschichte des Geistes seine Fabel", sei sie „würdig" eine so ist es denn die philosophische, die religiöse Auffassung und Betrachtung des Menschen- und Völkerlebens, die ideelle Geschichte Rosmarin's und seiner Zeit, die diesem Memoirenroman auch der Zeit gleichsamiger, nur am Aeußerlichen haftender Erscheinungen vortheilhaft hervorhebt.

Wie hängt auch unser Autor, sofern er sich auf dem Boden der Wirklichkeit bewegt (da, wo seine Phantasie erfinden und gestalten muß, verliert er sich allerdings leicht in die Futurgegenden einer überschwenglichen, märchenhaften Phantastik), Ereignisse und Personen in ihrer Realität, selbst bis in die minutiösesten Details erfaßt, so geschieht es doch stets nur um ihrer höhern, ideellen Bedeutung willen; was keine „Erhebung ins Intelligible" zuläßt, ist ihm der nähern Antheilnahme nicht werth. Das Seelenleben, die innerlichen Ereignisse behaupten bei ihm überall den ersten Platz; der Bildungsgang des innern Menschen, seine Position gegenüber den Anforderungen der realen Welt, die daraus erwachsenden Konflicte und Kämpfe, das Verharren auf seiner göttlichen Bestimmung, „Stärker zu sein als sein Schicksal", kurz das Leben in Gott sind die Ziele, die unser Autor in seiner „Schule des Lebens" im Auge hat. Im Kleinsten die Beziehung auf das Unendliche, im Profanen auf das Ideale, im Individuellen auf das Allgemeine, im Nationalen auf das Irrationale — überall macht sich ihm das „Gesetz der Konsequenzen" geltend und läßt ihn mit Hülfe des in reicher Gabe ihm verliehenen Humors eine Weltanschauung gewinnen, deren Optimismus den schärfsten Gegensatz zum Pessimismus Schopenhauer's bildet.

Freilich dürfen wir nicht verschweigen, die Schwere des Stoffs hätte den Verfasser selbst nicht hindern sollen, durchgängig in seiner Darstellungsmethode etwas beschwingter aufzutreten. Die Kämpfe, Verirrungen und Wandlungen, durch welche Rosmarin, der wahrscheinliche Doppelgänger des Dichters, zum beglückenden Standpunkt der innern Harmonie gelangt, sind zu wenig geordnet, zu sehr vom biographischen Zufall und vom Behagen der Selbstbespiegelung retardirt. Auch das die Wege des Dichters in allzu üppigem Wuchs überwuchernde Schlingengewächs der Episode wirkt hemmender ein, als wünschenswerth ist. Ueberhaupt ist unsere „Schule des Lebens" ein labyrinthischer Irrgang. Die Dämonie, die Rosmarin's Leben durchzieht, begleitet schon seinen Eintritt in die Welt; seine Geburt kostet der Mutter das Leben. Sein Vater, ein Militärarzt, wird durch den ausbrechenden Krieg bald seiner Erziehung entzogen und durch die alte Haushälterin Regina, eine Frau aus dem Volke, ersetzt. Dann kommt er, ziemlich sich selbst überlassen, aufs Gymnasium. In einem Ueberman von Detail (erst am Schluß des dritten Bandes beginnt das Universitätsleben) zeigt sich, daß Rosmarin voll schroffer Gegensätze, Widersprüche, in höchstem Grade von Stimmungen, Augenblicken, Oertlichkeiten und Persönlichkeiten abhängig ist, ebenso leicht zu verletzen, niederzudrücken wie zu beglücken und zu erheben. In ihm braust der Welt- oder vielmehr Naturgeist in launischen Accorden, in einem wilden Auseinander von Melancholie und Freudigkeit, von Verzagtheit und Heldenmuth, von Lethargie und Energie; neben dem Männlichen ist in seiner Seele zu viel Weibliches. In die höchsten Fragen des Lebens, in die Räthsel des Ursprungs, des Daseins und der Bestimmung versenkt, ersassen ihn abwechselnd wie zu doctrinärer Beweisführung Glaube und Zweifel. Der Kampf wird genährt durch die Verbindungen, in welche er mit andern Geistern kommt, die untereinander die stärksten, aber zu massenhafte Contraste bilden. Durch den ihn nahe umgebenden und später auch ihn selbst, sogar bis zur Erwägung der Conversion ergreifenden Conflict zwischen Protestantismus und Katholicismus erkennt er theoretisch die beschwichtigende, allen Wechsel des Irdischen durchbrechende, die menschliche Natur verklärende und in allem Vergänglichen ein Bleibendes verheißende Weisheit des Christenthums, er vermag sie aber gleichwol im Praktischen noch nicht bei allen Prüfungen für sich zu verwerthen. Er will das Reich Gottes, die Gemeinschaft edler Geister, schon auf Erden finden, sucht es bald hier, bald dort — und sieht sich getäuscht. Er verliert seinen Herzensfreund Romin, den jungen Zweifler, der für jeden Glauben „Beweise" wollte und in dem Rosmarin dennoch sein anderes Ich erkannte (diesem idealen Freundschaftsbunde ist ein ganzes Buch gewidmet, eins der anziehendsten des Werks); er verliert ihn durch Selbstmord — ein Opfer der socialen Verhältnisse. Tiefe Schwermuth ergreift ihn. Die Liebe zu einer edeln Jungfrau, Idunneida Walter, gibt ihm, obschon er sich etwas übereilt, noch vor Beginn seiner theologischen Studien mit ihr verlobt hat und darüber mit seinem vortrefflichen Vater, beiläufig gesagt einem strengen Deisten des 18. Jahrhunderts und begeisterten Anhänger des Freimaurerthums, fast zerfallen wäre, neue Ermuthigung. Sie waffnet ihn auch gegen die gehässigen, oft wie mit unsichtbarer Faust in sein Leben eingreifenden Anfeindungen seines Rivalen in der Liebe, des polnischen Grafen Wlodomierski, dessen Entführungsversuch der Geliebten ihm deutlicher als je die dämonischen Beziehungen seines Lebens — hier betreten wir recht eigentlich dies Gebiet der wunderlichen Traumwelt des Autors — zu dem antiken Mythos vom Raube der Proserpina zum Bewußtsein bringt; vor ihrem Lobe sah sich, in einer Vision, auch Rosmarin's Mutter auf dem Wagen des „Höllenfürsten" in die Unterwelt entführt. Wir folgen dem Verfasser immer interessirt, aber auch immer mehr mit Widerstreben gegen die Fülle des theoretischen Materials, das fast zum Ausbau einer Theodicee, eines philosophischen Systems ausreichen würde. Auf der Universität der Residenz (Berlin) befindet sich Rosmarin, freilich spät, aber mit Erfolg, unter den bedeutendsten Geistern zur Zeit der Julirevolution — der Eingeweihte wird leicht die symbolischen Namen „Parmenides II", „Abelard", „Schwan" u. s. w. als Masken für die Namen Hegel, Schleiermacher, Gans u. s. w. erkennen — er bildet sich zum Theologen und Philosophen und fördert im Verkehr mit der literarischen Gesellschaft der „Arkadier" und „Arkadierinnen", wie schon das letzte Jahr vor der Universität im gastlichen „Hause der Eumolpiden", dem Familienkreise eines hochgebildeten reichen Gutsbesitzers, auch sein dichterisches Talent und seine gesellschaftliche Bildung. Er gewinnt als Studirender bereits eine solche Reife und Harmonie des Geistes, daß er den humoristisch geschilderten „Dr. Spurzheim", der die materialistische Entgeistigung des Menschengeschlechts auf der „Entzweiheit der Zirbeldrüse" erklärt, zu ihrem Standpunkten bekehrt; dann, nicht minder ergötzlich, als Seelenarzt einen Schneider von der fixen Idee seiner künftigen Bestimmung — zum Ziegenbock — heilt und einen hypochondrischen Kaufmann von der der ewigen Verdammung — seiner „zweiten" Ehe. Schon jetzt zeigt sich Rosmarin bereits „stärker als sein Schicksal"; denn er wendet seinem geschworenen Todfeind, dem blassirten und nach der Analogie seiner Rolle immer in schwarzem Anzug und mit schwarzen Glacéhandschuhen auftretenden „Höllenfürsten", der ihn, nach einem modern-sokratischen Gespräch im Salon der Gräfin „Phyllis" (Schwester des Lord Olyphantone und Präsidentin der „Arkadierinnen") und infolge einer sich daranschließenden, dem Grafen ins Gewissen redenden Aufführung eines von Rosmarin gedichteten Dramas: „Der Raub der Proserpina", auf Leben und Tod fordert, die tödtlichen Pistolen mit — einem recht philosophischen Verweisen über die Nutzlosigkeit des Duells auf der

Hand und verwandelt ihn in einen für die „Rettung seiner Seele“ dankbaren Freund, an dessen fernerer moralischer Wiedergeburt er den lebhaftesten, auch thatkräftigsten Antheil nimmt. Von der Universität zurückgekehrt, betritt er jetzt erst, wo wir ihn schon auf der Höhe aller Zeitkämpfe, aller Richtungen wissen, die Predigerlaufbahn. Schon öfter hat er, als Candidat, von der Kanzel herab das Wort Gottes verkündigt. Da begegnet ihm eines Sonntags das Menschliche, daß er im Ueberschwang des Gemüths, im Seelensturm der Begeisterung schon bei den ersten Worten seiner Rede sich selbst und das Wort verliert — er verläßt die Kanzel — für immer. Nun denkt er an das Katheder eines Docenten und läßt sich zuwartend in der nächsten Universitätsstadt (Königsberg?) nieder. Hier aber erkennt er, angeregt von „Sophron“ (Rosenkranz?), einen neuen Herzensfreund, in welchem er seines Armin's mysteriöse Voraussagung: „In einem andern — siehst du mich wieder!“ erfüllt sieht, seinen ureigentlichen Beruf zum Schriftsteller. Er wagt sein erstes Buch und reüssirt. Die letzten Kapitel schildern nächst einem beglückten Familienleben, das der im Haben der Seelen- und auch bürgerlichen Ruhe eingelaufene Held im Kreise seiner inzwischen glücklich heimgeführten Gattin und hoffnungsvollen Kinder führt, sein ferneres Streben als Schriftsteller. „Das beneidenswertheste Loos auf Erden“, ruft er am Schlusse, „ist das des Schriftstellers, wenn er es redlich meint und Gott ihn begeistert! Mit jedem Buche dringt er Perseverantia zurück und mit jedem erobert er den Seinigen und sich — ach, könnte er es für alle gewinnen! — ein neues Paradies!“

Man sieht, wir befinden uns in diesem Werke auf einem literarhistorisch mehr dem Wendepunkt des 18. und 19. Jahrhunderts angehörenden Gebiet. Unwillkürlich werden wir an die Romane von Jacobi, an „Wilhelm Meister's Wanderjahre“ (über welche Jung ein treffliches Buch geschrieben hat), an Jean Paul, den vom Schüler so enthusiastisch verehrten Meister des Humors, erinnert. Dies Gebiet ist der didaktische Roman. Aber niemals wird der Dichter darum zum Doctrinär, selbst dann nicht, wenn er das kirchliche Dogma von der Trinität Gottes philosophisch zu beweisen sucht. Ein poetischer, traumhafter Duft umwallt wie ein Schleier alle seine Gestalten, sogar die burlesk-komische Figur des sich nur in „großartigen Weltverhältnissen“ gefallenden imitirten Engländers Mr. Johnson; ein seelischer Hauch verklärt die Landschaften, selbst das todte Gestein — wir führen als Beispiel die mit wenigen Strichen gegebene unvergeßliche Schilderung des einsamen, geisterhaften Hauses auf der Heide an —; die Gestirne des Himmels setzen sich mit uns in magnetischen Rapport, die unsichtbare Geisterwelt umgibt uns, die uns in Analogieen, Träumen, Ahnungen, Vorzeichen, Doppelgesichten, mysteriöser Natur- und Seelenerscheinungen oft genug so nahe tritt, daß wir sie fühlen möchten. Der Autor hat eine charakteristische Vorliebe für Symbolisches. Der Mythos von der Entführung der Proserpina ins Infernum und ihrer Wiederbringung in die Lichtregion zieht sich durch das ganze Werk, das Schicksal der menschlichen Seele ist ihm in diesen Mythos eingehüllt — wir sehen die Idee, den heidnischen Gott der Unterwelt mit dem „Höllenfürsten“ des Christenthums zu verschmelzen, überall durchschimmern, wie denn überhaupt an dem Autor eine entschiedene, sich vielfach in Analogieen und Parallelen mit dem Mozarten aussprechende Vorliebe für die ideal-antike Welt- und Lebensauffassung charakteristisch ist, wodurch manchmal ein gewisses gelehrtes Moment der Darstellung herbeigeführt wird. Dazwischen gefällt sich der Humor mit oft ausgelassenster Heiterkeit in nicht selten sogar barocken und grotesken Verrenkungen. So auf dem großen warschauer Ballfest, wo der blasirte Graf Wlodomierski officiell die Dame seines Herzens in der Girandole eines Feuerwerks proclamirt. So in der londoner Matrosentaverne, in welcher, um eine sittlich degenerirte Menschenklasse wieder zu ihrer Menschenwürde zurückzuführen, der buckelige „Lord Bullerbogg“ hinterm Schenktisch den bis zum Delirium zechenden Matrosen Porter und Gin schenkt und dann aus einem märchenhaft prächtig aufgeputzten Allerheiligsten dessen jugendliche, liebenswürdige Schwester, „Lady Wildemare“ (später, nach Vollendung ihrer Mission in London, taucht sie wieder in Berlin als verherrlichte „Gräfin Phyllis“ und Präsidentin der „Arkadierinnen“ auf) wie eine holdselige Fee des „Sommernachtstraum“ mitten in die Hochflut dieser wilden Orgien herabsteigt, sie mit ihrem Wort und Blick sänftigt und zur Besinnung der zurückgekehrten Gesittung wol mit dieser und jener Theerjacke ein englisches „Paar oder Unpaar?“ oder holländisches „Doit oder Dott?“ eingeht, bei dem sie ihre Verluste mit parfümirten Notenconvertis auszahlt, die der Gewinner erst am andern Morgen eröffnen darf, um mit ernüchtertem Sinn darin zu seiner höchsten Ueberraschung und Beglückung eine Hunderttausende zu entdecken. Ebenso komisch phantastisch in der Hexenküche des Zauberkünstlers und Taschenspielers „Mirrmirr Lockman II.“, der eine seiner Führung anvertraute Pensionärin, die junge Gräfin Jagiella (Schwester des mehrerwähnten „Höllenfürsten“), 15 Jahre hindurch in die fixe Idee des Negromants hineinexamotirt hat und aus Versehen, daß ihm endlich diese Beute wieder abgejagt wird, in seinem Galakleid, seine Gattin im „verschossenen Schauloper“ an der Seite, aus dem von ihm in die Luft gesprengten Zauberneste in vier goldenen, je von vier Rappen gezogenen Staatscarrossen nach allen vier Weltgegenden zugleich davonbraust.

In solchen beim ersten Anblick vielleicht befremdenden, in der That aber wirklich genial gehaltenen burlesken Scenen erinnert Jung an Callot-Hoffmann. Einer Kritik dieser Manier wünscht er zuvorzukommen mit der gelegentlichen Bemerkung: „Das Groteske wird oft verkannt. Es ist bei Dichtern, die sich darauf verstehen, die Ahnung an eine höhere Welt,

als die oft so derbe, zahme, ebenso hausbackene wie nichtssagende der gemeinen Wirklichkeit. Nicht das Gemeine, sondern das Niedere ohne moralischen Verderb, das Komische ist der erste und alleinige Schritt zum Tragischen, Erhobenen." Allerdings dürfen wir bei einer so entschieden subjectiven Darstellungsweise, wie sie unserm Autor eigen ist (in dem Grade, daß er sich selbst um die wichtigsten Grundregeln der Erzählungskunst — freilich nicht zu seinem Vortheil — wenig kümmert), eine solche Phantastik ausnahmsweise gelten lassen. Nur wünschten wir sie nicht von Unberufenen nachgeahmt.

Möge das von tiefsittlichen Ideen getragene geistreiche und für die redlichsten Absichten eines edeln, gemüthvollen Schriftstellers sprechende Werk seinen Weg finden. Jene Leser, denen, nach des Verfassers Worten, „die menschenwürdige Unterhaltung zugleich Belehrung, Vertiefung, Bereicherung, Erweiterung, Erhebung der ganzen Seelenverfassung sein muß", werden demselben ihre Anerkennung nicht versagen.

Weltliche und geistliche Erbauung.

Freunden einer zum Nachdenken über die Thatsachen des Gemüths anregenden Lectüre kann das Büchlein empfohlen werden: „Das Fundament aller Religion oder die Versöhnung des gläubigen Gemüths mit dem denkenden Geiste. Von J. J. Ewich" (Bonn, Rheinische Verlagsanstalt, 1861).

Auch die „Symbolik des Traumes" von Gotthilf Heinrich von Schubert (vierte Auflage, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862) zählt zu den in gewissen halb und halb und ganz pietistischen Kreisen anerkannten Erbauungswerken. Nach dem Tode des Verfassers der „Nachtseiten der Natur" ist sie zum vierten mal von Consistorialrath Friedrich Heinrich Ranke in Ansbach herausgegeben worden. Bald nach ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1814 erfreute sich „Die Symbolik des Traumes" eines außerordentlichen Erfolgs. Nach den Befreiungskriegen fehlte es nicht an der Stimmung, welche zur Aufnahme einer Schrift wie die Schubert'sche erforderlich ist. Eine Reihe von Betrachtungen, die in irdischen, sinnlich wahrnehmbaren Zeichen den Finger der Gottheit, in den dunklern Tiefen der menschlichen Seele die Wege vom Endlichen zum Ewigen erkennen wollen, mußten damals vollen Beifall, Anklang, Zustimmung finden. Daß auch in dieser Zeit der mit Träumen wenig schonend umgehenden Physiologie das Bedürfniß nach andern Erklärungen der Seelenzustände fortbesteht, als die moderne Naturwissenschaft sie zu geben vermag, beweist das erneuerte Hervortreten des Werkes. „Man hatte das Leben und den, der das ewig persönliche Leben und alles Lebens Schöpfer ist, zu einem Traum gemacht; da ließ der Verfasser den Traum selbst als einen Zeugen für das Leben auftreten und für den, der selbst das ewige Leben ist." In diesen Worten charakterisirt der Herausgeber den Inhalt der „Symbolik des Traums" und bezeichnet damit zugleich die Gemüthsstimmung, welche auch jetzt gern den sinnigen Ahnungen und Deutungen Schubert's folgen wird, ohne dabei doch etwas anderes sagen zu können als: Es wäre alles recht schön, wenn — es auch ebenso wahr wäre!

Dramatische Literatur.

VII.

Unter antiken wie unter modernen historischen Stoffen gibt es solche, welche sich einer gewissen Beliebtheit bei den jüngern Dramatikern erfreuen und auf welche stets von neuem zurückgegriffen wird. Zu diesen Stoffen zählen wir die „Sophonisbe", die uns in einer Tragödie von Robert Prölß (Dresden, Kunze, 1862) soeben wieder begegnet.

Von allen uns bisher bekannten (es sind soeben noch einige neuere erschienen) Bearbeitungen der Geschichte der schönen Karthagineserin, die ehrgeiziger Politik und männlicher Schwäche zum Opfer fällt, müssen wir die vorliegende für die beste halten. Es ist edle Gestaltung in ihr und eine Reife, die verräth, daß wir keine erste Arbeit vor uns haben. Rühmenswerth ist vor allem der scenische Aufbau und die wirkungsvolle Anlage des Ganzen. Die Steigerung der Handlung ist dramatisch, die Charaktere sind im ganzen fest und treffend gezeichnet, Einzelheiten ergreifend schön, so die Schlachtschilderung des Bostar im zweiten Aufzug. Hier und da wird der klare, objective Ton allerdings fast kühl und überhaupt erscheint ein individuelles poetisches Leben und Empfinden des Autors minder entwickelt als seine Beherrschung der Scene. Jedenfalls hätte unsere Bühne die Verpflichtung (sofern sie nämlich überhaupt eine solche zugäbe), sich durch Aufführung des Werkes den Eifer eines begabten Autors und ihm die gedeihliche Entwickelung zu sichern.

Vom Büchertisch.

III.

Eine von einem Franzosen unserm Lande dargebrachte Huldigung ist das elegant ausgestattete, mit Holzschnitten reichverzierte Buch: „Dans la forêt de Thuringe. Voyage d'étude par Edouard Humbert" (Genf, Kiel, 1862). Die landschaftlichen Schönheiten Thüringens, die altertümlichen Baureste, Volkssitten und historischen Traditionen erfreuen sich hier einer eleganten Schilderung, die vielleicht, in Rücksicht auf die betreffenden, im Grunde doch nur anspruchslosen und bescheidenen Objecte, nach dem Charakter der französischen Feuilletonistik, manchmal zu sehr nur den der malerischen Seite wiedergibt und mehr verschönert, als nöthig war.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Vorläufiger Abschluß der Varnhagen'schen Tagebücher. — Die Länder der unteren Donau. — Die spanische Infantin. — Aus London. — Der Handwerkertag.

Vorläufiger Abschluß der Varnhagen'schen Tagebücher.

* Es würde überflüssig sein, das Erstaunen und die mannichfachen Bedenken über die Existenz und die frühzeitige Herausgabe der Varnhagen'schen Tagebücher zu wiederholen. Ihr öffentliches Vorhandensein ist nun einmal ein Thatsache wie ein Naturphänomen, das sich aller Berechnung entzieht. Selbst eine Anklage und vor allem die gerichtliche Verfolgung erscheint uns im vorliegenden Falle wenig angebracht, da man nur einfach zugeben sollte, daß es sich hier um ein literarhistorisches Ereigniß, ein psychologisches Räthsel, um eine in dem Leben eines ausgezeichneten Mannes uns bisher noch unvermittelt erscheinende Anomalie handelt. Die Entrüstung dessen, der durchaus entrüstet sein und bleiben will, sollte in den Vorzügen des Schriftstellers selbst liegen, der uns so lange Jahre hindurch ein Muster der Mäßigung und des Takthens nach dem Kerngehalt der Zeit und Welt erschien. Ihn jetzt plötzlich so ganz abirren zu sehen von derjenigen Bahn, in welcher von ihm so viel Bedeutendes und Bleibendes geleistet worden ist, das ist eine Erscheinung von so fragwürdiger Seltsamkeit, daß sie uns nur psychologisch, biographisch, zeitgeschichtlich beschäftigen, am wenigsten Anlaß geben sollte, die Herausgabe des Buches zu einem Vergehen zu stempeln. Selbst noch das Irrewerdenlein eines bedeutenden Mannes kann ein Schauspiel bieten, das interessant und lehrreich ist.

Bis nahe an die Grenze der Unzurechnungsfähigkeit sind allerdings diese Aufzeichnungen aus den Jahren 1848 und 1849 vorgerückt. Aber waren wir denn alle, die wir jene Tage miterlebten, frei von einer krankhaften Exaltation unsers Empfindens und Denkens? Wer hätte nicht damals sich mitten auf die Straße stellen und seine Stimme laut erschallen lassen mögen, um vor hereinbrechenden Gefahren zu warnen? Falsche Volksführer zu entlarven, Abtrünnige mit feierlichem Protest dem Fluch aller Zeiten preiszugeben? Beim Rollen und Donnern der Kanonen, bei dem Feuern, die auf Volkshaufen abgefeuert wurden, beim Krachen des beginnenden Barrikadenbaues trieb die aufgeregte Phantasie, die Liebe zum Vaterland, zur Freiheit, ja wol auch nur die Vorstellung von unbenennenen, feilchen, der nächsten Klugheit widersprechenden Maßregeln die sonst ruhigsten Gemüther in die Vorzimmer der Minister, in die Cabinete der Fürsten, um ihre Meinungen geltend zu machen. Jeder Tag brachte neuen Zündstoff, um die Gemüther in Flammen zu setzen; und was Varnhagen hier oft nur mit kurzen Worten niederschrieb: „Es sind Schurken, Hallunken, Böswichter!" das alles wurde oft genug von uns selbst ausgerufen oder zwischen den Zähnen gemurmelt. Es liegt uns die treueste, die lebendigste Vergegenwärtigung einer Zeit vor, die leider für die Wiederaufnahme dessen, was sie uns hätte bringen sollen, mit einem unfruchtbar und nutzlos verübergehenden Jahr nach dem andern sich uns schon zu weit zu entrücken droht. Eine junge Generation tritt immer mehr in den Vordergrund, ohne jene Zeit erlebt, ihre Erfahrungen benutzt zu haben. Es wäre ein unermeßliches Unglück für unser Vaterland, wenn die Stunde der Erlösung von unsern gegenwärtigen, von den Regierungen ja selbst für unhaltbar erklärten Zuständen zu einer Zeit schlüge, wo die Lehren der Jahre 1848 und 1849 bereits vergessen wären.

Deshalb schon und um dieser nützlichen Vergegenwärtigung der Lage willen, in welche Deutschland bei einer verhängnißvollen Krisis immer wieder aufs neue wird gerathen können, sollte man das Excentrische dieser Publicationen mit Ruhe hinnehmen. Manche von denen, die hier als „Schurken" und „Hallunken" bezeichnet werden, leben allerdings noch, aber sie mögen doch nicht glauben, daß man sie um deshalb, weil sie hier so genannt worden sind, nun wirklich dafür halten und in der Geschichte als solche stempeln wird. Viele davon mögen einsthaft genug ihr Theil verschuldet haben, aber auch diese mögen annehmen, daß die öffentliche Meinung an ihre Reue und an manche bessere Besinnung glaubt. Vor allem verräth der Ton dieser beiden neuerschienenen Bände, daß der Verfasser der „Tagebücher" wirklich an der Zeit krank war und über die Täuschung seiner Hoffnungen oft sein Herz brechen fühlte. Die Wahrheit, mit welcher dieser Schmerz empfunden und geschildert wird, ist in der That erschütternd und versöhnt uns nicht nur mit der Herbheit seiner Aufzeichnungen selbst, sondern überhaupt mit manchen Zügen in Varnhagen's Charakter, mit welchen wir uns früher nicht hatten befreunden können. Wir begegnen hier einem Glauben an die Rechte der neuen Zeit und an den letztlichen Sieg der Freiheit, einem Glauben an den Werth und den Adel des Volks, wie er sich schöner nicht in den Werken der berühmtesten Freiheitshelden, nicht reiner bei Franklin findet.

Auch diese neuen Bände werden vielen Andern Anlaß bieten, in mannichfacher Weise auf ihren in-

tereſſanten Inhalt einzugehen. Unſerer Zeitſchrift fehlt dazu der Raum. Nur Eine Bemerkung wollen wir nicht unterdrücken, die auf den politiſchen Charakter Preußens und Berlins geht. Jene Jahre waren allerdings die der allgemeinen Verwirrung, aber am verwerflichſten ſah es doch wol in Berlin aus. Wir denken hierbei nicht an die Waſſermann'ſchen Geſtalten, nicht an die rathloſe, hin und her gezerrte Bürgerwehr, nicht an den zu allen Zeiten ſchwer zu bewältigenden Straßengeiſt Berlins, ſondern an die Sphäre der Intelligenz und der privilegirten Politiker. Letztere rekrutirten ſich eigenthümlicherweiſe aus fronditenden Beamten und penſionirten oder auf Dispoſition geſtellten Militärs, wie denn Varnhagen ſelbſt ein ſolcher zur Dispoſition geſtellter Diplomat war. Das Hin und Her, das Zutragen, Beſſerwiſſen, die Méfiance, das Klatſchen gerade dieſer Sphäre iſt ſo höchſt auffallend, daß man die Gefahren des Throns weit weniger verſucht wird in der demokratiſchen Sphäre zu ſuchen als da, wo der Thron ſeine Stützen zu ſuchen pflegt. Eitelkeit, Unzuverläſſigkeit, Rachſucht, hämiſche Schadenfreude verbinden ſich hier mit einer müßiggängeriſchen Phantaſie, die unausgeſetzt ſich ſelbſt und andere alarmirt und an einen Nachen denken läßt, der im Sturm nur durch die Unruhe und das Hin- und Herlaufen ſeiner Paſſagiere untergeht. Dies iſt ein bedenklicher Charakterzug jener Menſchen und Gegenden, welche bekanntlich die deutſche Hegemonie und im Fall der Gefahr unſere Kriegführung anſtreben. Denkt man ſich dieſe ſpecifiſch berliniſch-preußiſchen Elemente beim Beginn eines Feldzugs oder am Vorabend einer Schlacht, ſo darf und ſo außerordentlich viel Weisheit, ſo außerordentlich viel (nur durch die Kurcht') aufgeregte Phantaſie, verbunden mit der im ſchwatzhafteſten Dreiachteltakt gehenden Suada, die niemanden zu Worte kommen läßt, ernſtliche Beſorgniſſe einflößen.

Die Länder der untern Donau.

* Am ungariſchen Thore, da, wo die Donau die Kleinen Karpaten durchſchneidet, wo rechts die Leitha und links die March mündet und auf hohem Kalkſteinfelſen die Trümmer des altberühmten Schloſſes Theben (ungariſch Dévén) ſichtbar ſind, iſt die politiſche wie die natürliche Grenzſcheide zwiſchen der öſterreichiſchen Berglandſchaft und den weiten, von Gebirgen umränderten Ebenen der Länder der untern Donau, deren reiche Schätze bisjetzt nur theilweiſe gehoben ſind. Doch liefern Ungarn und Siebenbürgen allein mehr Gold und Silber als alle übrigen Länder Europas zuſammengenommen, und die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, der faſt mühelos eine Fülle von Getreide, Wein, Tabak, Obſt, Wieſenwuchs für zahlloſe Viehherden hervorbringt, haben jene geeigneten Provinzen alles Elend überdauern laſſen, welches eine viele Menſchenalter hindurch dauernde Abhängigkeit von der Pforte und eine ewig wechſelnde, nur an Raubgier ſich ſtets gleich bleibende Statthalterregierung über ſie gebracht hat.

Politiſch hat das Donautiefland nie ein Ganzes ausgemacht. Die Flut der großen Wanderungen und ſpätere Zuzüge haben hier eine bunte Muſterkarte verſchiedener Nationalitäten zuſammengeworfen. Magyaren und Slawen, Deutſche und Rumänen, der vielen ſonſtigen Völkerbruchtheile, der Kumanen, Jazygen, Albaneſen, Griechen, Armenier, Türken, der Juden und Zigeuner gar nicht zu gedenken. Und unter den zahlreichſten dieſer Völker, den Slawen, welche Verſchiedenartigkeit der einzelnen Stämme! Da ſind Slowaken, Ruthenen, Walzen, Serben, Kroaten, Bulgaren und wer ſie ſonſt heißen mögen, die kaum durch ein gemeinſames Sprachband verbunden ſind und zum Theil einander mit wirklicher Abneigung betrachten.

Daß ein Staat auf Grund der gemeinſamen Abſtammung, Nationalität und Sprache aufgebaut werden müſſe und daß verſchiedene durch einen Staatsverband miteinander verknüpfte Nationalitäten ein Recht auf Trennung haben, iſt in unſerer Zeit eine populäre und durch plauſible Gründe unterſtützte Lehre. Und doch würden die eifrigſten Vertheidiger dieſer Theorie wahrſcheinlich vor den Conſequenzen derſelben zurückſchrecken. England z. B., durch ſeine inſulare Lage das geſchloſſenſte Land in Europa, liefe Gefahr, in vier oder fünf Theile zu zerfallen. Die Briten in Wales, die Briten in Irland, die Gälen in Hochſchottland, die Franzoſen auf den Kanalinſeln würden vom Staatskörper abgetrennt werden müſſen. Nicht beſſer würde es Frankreich mit ſeinen Bretonen im Nordweſten, ſeinen Deutſchen in Lothringen und im Elſaß, ſeinen romaniſchen Provençalen, ſeinen Basken an der ſpaniſchen Grenze und ſeinen Briten in der Bretagne gehen. Die meiſte Ausſicht, einen einzigen Staat zu bilden, würde noch das vielherrige Deutſchland haben.

Ungarn aber, das ſeine Anſprüche auf nationale Unabhängigkeit ſo laut geltend macht, fiele nach jener Theorie ſofort auseinander. Hier befindet ſich jede Nation in der Minorität. Der herrſchende Stamm der Magyaren bildet noch nicht die Hälfte der Einwohner. Inländiſche Schriftſteller ſelbſt geſtehen es, Ungarn ſei ein Europa im kleinen. Auch haben ſich die verſchiedenen Völkerſchaften trotz ihres Zuſammenlebens auffallend wenig untereinander vermiſcht. An Zahl ſtehen die Slawen den Magyaren nicht ſehr nach, in den Eigenſchaften aber, welche geeignet ſind, ein Volk glücklich zu machen, ſtehen die Deutſchen hoch über beiden. Der Magyar iſt tapfer, hochſinnig, unternehmungsluſtig, aber im allgemeinen träge, ſinnlich und verleugnet in mannichfacher Beziehung das edle Nomadenblut nicht, ſchon darin nicht, daß er die Ebene, wo die Natur alles gleichſam von ſelbſt bietet, den Bergländern bei weitem vorzieht. Deutſche predigten ihnen das Chriſtenthum und lehrten ihnen den Ackerbau, den Handel ſowie alle ſegenbringenden Künſte des Friedens. Deutſche Feldherren und Staatsmänner

haben Ungarn aus den Händen der Türken befreit. In allen ungarischen Städten ist die Industrie wesentlich deutsch. Man erkennt auf den ersten Anblick den Fortschritt, den die Civilisation mit sich bringt, wenn man aus einem magyarischen oder slawischen Dorfe in ein Dorf der Deutschen tritt. In Deutschland ist man im allgemeinen sehr geneigt, das Streben der Ungarn nach politischer Selbständigkeit mit günstigen Augen anzublicken; aber diese Theilnahme würde weit größer sein, wenn sie zur Zeit ihrer Herrschaft mehr Gerechtigkeit gegen die unter ihnen lebenden Völker gezeigt hätten. Ihr Verfahren in der dem Jahre 1848 unmittelbar vorausgehenden Periode hat nur zu viel Aehnlichkeit mit dem Verfahren der Dänen in Schleswig und die Folgen zeigten sich während des Kriegs von 1848 und 1849.

Von keinem Stamm werden in unserer Zeit die Klagen über die Bedrückungen von seiten der Magyaren lauter erhoben als von den Rumänen in Siebenbürgen. Von einem warmen Patrioten dieses unterdrückten Volksstammes, A. Papiu Ilarianu, werden in einer Broschüre „Die constitutionelle Unabhängigkeit Siebenbürgens, frei nach dem Rumänischen mit Beziehung auf die dort lebenden Deutschen von J. F. Reigebaur" (Breslau, Kern, 1862), dieselben Ansprüche gegen Ungarn erhoben, als Ungarn sie Oesterreich gegenüber aufstellt; und in der That sind die Rechte Siebenbürgens auf Unabhängigkeit geschichtlich wohlbegründet. Während Ungarn bereits nach der unglücklichen Schlacht bei Mohacz an Kaiser Ferdinand I. fiel, behauptete Siebenbürgen bis zu Ende des 17. Jahrhunderts seine volle staatliche Selbständigkeit und das sogenannte Heilige Diplom Kaiser Leopold's I. vom 4. December 1691 sicherte ihm seine eigene Verwaltung und seinem Landtage das Recht der Gesetzgebung; das Vereinigungsgesetz auf dem Landtage zu Klausenburg vom Jahre 1848, welches die Verbindung mit Ungarn ausspricht, wird von den Siebenbürgen nicht ohne Grund als nichtig betrachtet.

Kroatien und Slawonien haben zu verschiedenen Zeiten unter eigenen Fürsten, unter Byzanz, Ungarn, den Türken und den Kaisern gestanden. Das Jahr 1848 hat gezeigt, wie wenig es die Ungarn verstanden haben, die Zuneigung der Bevölkerung zu gewinnen.

Von den Donauländern, welche türkische Schutzstaaten sind, ist für die Pforte Bulgarien weitaus das wichtigste, sowol in finanzieller als in strategischer Beziehung. Wie tief auch Ackerbau und Industrie hier stehen, an natürlicher Fruchtbarkeit steht Bulgarien keinem Lande in Europa nach. Noch bedeutender ist der strategische Werth. Ohne dies Land würde die Türkei bei einem Angriff von Norden her den Vertheidigungskampf vor den Thoren seiner Hauptstadt beginnen müssen.

Die Abhängigkeit Serbiens, der Walachei und der Moldau von der Pforte wird naturgemäß loser und loser, welche Erfolge auch für eine Zeit türkische Waffen oder diplomatische Eifersucht der Großmächte hervorbringen. Jeder sieht den Sturz des türkischen Reichs voraus, aber kaum zwei Staatsmänner sind über das Schicksal der Länder einig, die aus den Trümmern hervorgehen würden. Daß Oesterreich, wenn es seit dem Ende des 17. Jahrhunderts hier eine zugleich entschiedene und gemäßigte Politik verfolgt hätte, als Haupterbe hätte auftreten müssen, scheint gewiß. Jetzt stehen die Parteien unversöhnt einander gegenüber. Die Nationalitätstheorie hat in beträchtlichem Maße russischen Herrschergelüsten Vorschub geleistet. Die panslawistische, sehr zahlreiche Partei ist mit der russischen identisch; die österreichische ist schwächer, aber sicherlich weiter blickend; eine andere Partei will ein slawisches Reich, das alle Slawen der Donau in sich vereinigt.

Aber alle jene Länder können nur dann Hoffnung haben, einen gedeihlichen Zustand herbeizuführen, wenn sie ihr Hauptaugenmerk auf ihre innern Einrichtungen lenken, wenn sie, statt ihre Kraft in Parteikämpfen zu zersplittern, ihre sozialen Verhältnisse zu ändern und zu heben trachten. Die Erfüllung einer solchen Aufgabe bedarf allerdings der Zeit. Völker, die viele Jahrhunderte unter einer Regierung gestanden haben wie die türkische, lernen nicht mit einem male, sich selbst zu regieren. Es ist der Fluch des Teufels der Ivrammel, daß er den Körper, den er gequält hat, nicht ohne convulsivische Zuckungen verläßt.

Die sächsische Industrie.

* Im Königreich Sachsen, demjenigen deutschen Staate, in welchem im Verhältniß zur Bevölkerung die meisten Köpfe der Fabrikindustrie sowol als dem Handel und Handwerk angehören, waren im Jahre 1856 51,4 Procent der Bevölkerung mit der Industrie beschäftigt, nämlich 972449 Personen. Hinsichtlich der Berufsthätigkeit seiner Bewohner ist demnach Sachsen entschieden ein Industriestaat. Im Jahre 1861 zählte man in den 153 Baumwollspinnereien 705800 Feinspindeln, ferner nach einer vorläufigen amtlichen Schätzung in der Streichgarn-Vigognespinnerei 220000 Spindeln, in der Kammgarnspinnerei 85000 Spindeln und 120 Kämmmaschinen, in der Flachsspinnerei 12000 Spindeln, gleichzeitig arbeiteten in der Weberei etwa 1900 mechanische Stühle, nämlich 600 auf Baumwolle, 300 auf Streichgarn, 1000 auf wollene und gemischte Stoffe, außerdem über 500 mechanische Strumpfstühle; die arbeitenden Dampfmaschinen repräsentirten über 10000 Pferdekräfte. Im Jahre 1856 existirten 118 Baumwollspinnereien mit 11420 Arbeitern (5703 männlichen, 5717 weiblichen und zwar 2427 Kindern), 189 Wollspinnereien (147 Streichgarnspinnereien, 42 Kämmereien und Kammgarnspinnereien), 2 Flachsspinnereien, 6 Anstalten für Verarbeitung des Garns zu Strickgarn, Zwirn u. s. w., 297 Fabriken baumwollener Gewebe, 283 Fabriken

wollener Gewebe (158 für Gewebe aus Streichwolle, 125 für Gewebe aus Kammwolle), 96 Fabriken leinener Gewebe, 16 Fabriken seidener Gewebe, 93 Strumpfwaarenfabriken, alles das einschließlich der sogenannten Fabrikverlagsgeschäfte; ferner 56 Maschinenfabriken; überhaupt aber 1913 Fabriken und Fabrikverlagsgeschäfte.

Wir entnehmen die vorstehenden Mittheilungen dem soeben erschienenen 37. Hefte des „Illustrirten Haus- und Familien-Lexikon" (Leipzig, F. A. Brockhaus), einer die Bedürfnisse des Hauses vorzugsweise berücksichtigenden Ergänzung aller Conversations-Lexika, einem Buche, das eins der vorzüglichsten Nachschlagewerke zu werden verspricht und bei der raschen Aufeinanderfolge der einzelnen Lieferungen sicher auch früher zum völligen Abschlusse gelangt, als bei solchen und ähnlichen encyklopädischen Unternehmungen der Fall zu sein pflegt.

Aus London.

*** Zwei Processe füllen jetzt alle Spalten der Tagesblätter und sind das Gespräch aller Kreise. Der eine betrifft einen reichen, sehr reichen Mann, der sich jetzt selbst vor Gericht dazu bekannt hat, daß er das Testament seines Vaters gefälscht. Das Auffallende dabei ist, daß der Verbrecher freiwillig Geständnisse macht, die seinen Namen brandmarken. Der andere Process enthüllt die schmachvollste, bodenlose Heuchelei und Betrügerei eines Reverend, eines angesehenen Geistlichen der englischen Kirche. Dieser Erzbetrüger spielte seit vielen Jahren den Menschenfreund und übernahm als solcher die unentgeltliche Verwaltung einer Sparkasse seines Districts, in der fast nur der hart arbeitende Mann und die armen Dienstboten ihre kleinen Ersparnisse anlegten. Durch falsche Buchführung und andere Schliche hatte er die Summe von mehreren Tausend Pf. St. an sich gebracht, dann wurde der Diebstahl entdeckt. Der Reverend ist nun zu zweijähriger Gefängnißstrafe, nicht aber zum gänzlichen Verlust seines Geistlichenamts verurtheilt worden. Wie das möglich ist? Das mögen die englischen Gesetze erklären, die dem Unzugewerbten ganz besondere milde Clauseln für diese Art Sünder zu enthalten scheinen. Selbst die „Times" schildert den Eindruck, den es machen wird, wenn nach zurückgelegten Strafjahren der Geistliche im Priestergewand seine Gemeinde — die von ihm bestohlene — mit „Geliebte Brüder!" wieder anreden wird.

Ueberhaupt ist es erschreckend, wie viel Geistliche in den letzten Jahren hier als Verbrecher entlarvt worden sind, und als Verbrecher so furchtbarer Art, daß meine Feder sich sträubt, dieselben näher zu bezeichnen. Ihr Priester aller Zeiten, wie habt ihr doch euer Priestergewand so oft zum Deckmantel der größten Unthaten gemacht und dennoch maßt ihr noch immer von euern Vorrechten und von den Vorrechten eurer starren Dogmen und von dem Segen, den man ihnen zu leisten hätte, zu sprechen!

Zum Glück nimmt aber auch in England, dem Lande einer oft unerträglichen Kirchlichkeit aller Lebensbeziehungen, die Aufklärung zu. Wem das liebe Buch: „Scheffel's Stunden der Andacht", bekannt ist, wem es selbst zu einer Zeit Trostes und Rathgeber war, der wird nicht ohne Interesse hören, daß es dies Buch war, aus dem sich Königin Victoria in diesem Trauerjahr Trost und Erbauung geholt hat. Aber das ist nicht alles. Sie wünschte, diejenigen Aufsätze, die ihr besonders lieb geworden waren, auch ihrem Haushalt und andern Leidenden und Gerührten zugänglich zu machen und beauftragte deshalb Miß Rowan (die vortreffliche Uebersetzerin Schleiermacher's, die auch ehemals im Auftrage des Prinzen Albert Uebersetzungen aus dem Deutschen angefertigt hatte) mit der Uebersetzung dieser Aufsätze ins Englische. Die Königin nahm an der Arbeit nicht blos so regen Antheil, daß sie sich die Blätter, ehe sie zum Druck befördert wurden (es ist in der Druckerei von Miß Faithful gedruckt worden), zuschicken ließ und hier und da Randbemerkungen machte, wenn ihr ein Ausdruck nicht völlig zusagte, sie hat auch einige einleitende Worte dazu geschrieben, eine kurze Vorrede. Mit diesem königlichen Siegel versehen, betritt das Buch: „The Meditations", jetzt eben die Oeffentlichkeit und die Nachfrage danach soll so groß sein, daß die erste starke Auflage wahrscheinlich in wenig Wochen vergriffen sein wird. England will wissen, welche Gedanken es waren und wie die Worte lauteten, mit denen seine Königin sich beschäftigte, als sie niemandem zugänglich war und ihr Ohr auch in ihrer Schloßkapelle kein Gebet vernahm. Es war ein deutsches Buch, das sie las, ein Deutscher redete zu ihrer trostbedürftigen Seele, ein Deutscher, den unsere Ultramontanen und Pietisten des Unglaubens und der leichten Aufklärung zeihen, ein Deutscher, den Wolfgang Menzel's „Literaturgeschichte" der Verachtung der Mit- und Nachwelt preisgeben wollte.

Der Handwerkertag.

* Unter andern Umständen hätte man gewiß ein warmes Interesse gegen für den deutschen Handwerkerstand, der sich wehrt, dem er auch gar zu rücksichtslos nivellirenden Zeitgeist zu verfallen, wären nur nicht mit ihm so unreine Geister verbunden, wie sie sich in der weimarischen Septemberversammlung zeigten. Statt den Beweis zu führen, daß der Handwerker, einer schrankenlosen Gewerbefreiheit preisgegeben, in seiner eigenen Stellung, in der Pflege und Liebe zu seinem Beruf wankend gemacht, das Publikum in den Vortheilen solider Arbeit verkürzt werde, suchten die Genossen des Schuhmachermeisters Hanke aus Berlin vorzugsweise politische Motive geltend zu machen, um die Fürsten und Regierungen für ihre Sache zu gewinnen. Bald waren es nur die „Juden", bald die „Wühler", die der Gewerbefreiheit beschuldigten, bald erschöpfte die Gewerbefreiheit die Steuerkraft der Völker und stellte den Staaten ihren Bankrott in Aussicht. Völlig unangefochten sprach ein Redner aus, die Anarchisten beförderten die Gewerbefreiheit nur deshalb, damit Proletariertum entstehe und die Umsturzpläne desto leichter gelingen könnten!

(Ausgegeben am 18. September 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 39.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Päpstin Johanna. Von Em. — Aegypten und seine Pyramiden. Nach den Mittheilungen einer Freundin. Von M. Horden. III. — Edmund Kean. Von W. W. Schneider. — Rechtssprüche alter Zeit. — Wer war der Dichter des Nibelungenliedes? — Unterhaltungsliteratur. XXI. — **Neues aus der Welt.**

Die Päpstin Johanna.

Es läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß derjenige, der zur Zeit der Verfolgung und der Ohnmacht einer religiösen oder politischen Partei sich derselben anschließt, ihr auch aufrichtig zugethan ist. Wer sich unter den Regierungen des Decius und des Diocletian auf die Gefahr hin, wilden Thieren vorgeworfen zu werden oder in getheerte Tücher gehüllt zur Beleuchtung öffentlicher Plätze zu dienen, zu der Lehre Christi bekannte, war sicherlich von der Wahrheit und dem göttlichen Ursprunge derselben durchdrungen. Als aber seit Konstantin diese Lehre sich zur Staatsreligion erhoben hatte, trat naturgemäß eine große Veränderung ein. Alle jene niedern Motive, die früher von dem Anschlusse an das Christenthum abgehalten hatten, Furcht vor den herrschenden Gewalten, Ehrgeiz, Habsucht, luden nun zur Theilnahme an den Mysterien, desselben ein. Die natürliche und unausbleibliche Folge hiervon war daher, daß alle diejenigen, denen die Religion etwas Gleichgültiges war — und die Zahl dieser war zu Zeit des absterbenden Heidenthums übergroß — oder deren Glaube sich bereitwillig jeder Form anschmiegte, sich ohne Widerstreben zu der neuen Lehre bekannten. Der Polytheismus ist seinem Wesen nach duldsam; wie es schon eine Menge Götter gab, fand auch Christus leicht noch ein Unterkommen. Der Einfluß, den die Aufnahme einer so großen Zahl unaufrichtiger oder gleichgültiger Mitglieder in die christliche Gemeinschaft mit sich brachte, trat bereits unter den nächsten Nachfolgern Konstantin's zu Tage.

Streitigkeiten hatte es in der Kirche gegeben, solange sie als geordnete Gemeinschaft bestand, allein die gemeinsame Gefahr hatte deren Glieder zu fest verbunden, als daß eine dauernde Spaltung hätte entstehen können. Das Glück und der Triumph der siegreichen Kirche entwickelte, wie so oft im Leben, von Individuen wie von Corporationen die geheimen Gebrechen zur vollen Stärke. Bald war die Kirche von Streitigkeiten über die Personen Christi, über das Verhältniß der menschlichen Freiheit zu der göttlichen Allmacht und über Gebräuche beim Gottesdienst zerrissen. Sie vergaß die Grundsätze der Duldung, welche allen unterdrückten Sekten jederzeit geläufig sind, solange Verfolgung und Druck dauert, und welche aus der Erinnerung so leicht verschwinden, sobald die Gelegenheit zur Vergeltung geboten wird.

Das Christenthum hatte sich mit fast wunderbarer Schnelligkeit über alle Länder, die um das Mittelmeer liegen, von dem Euphrat bis an die

Säulen des Herkules, von der libyschen Wüste bis an den Rhein und die Donau verbreitet. Die im weiten Römerreiche zur Herrschaft gelangte Kirche bedurfte nothwendig einer andern Organisation als die kleine, verfolgte Sekte, gegen welche Maximin seine Henker ausgesandt hatte. Es war ebenso natürlich als nothwendig, daß sich der Klerus als besonderer Stand den Laien gegenübersetzte und daß innerhalb dieses privilegirten Standes in den Bischofen sich eine Aristokratie erhob. Daß die große Macht, welche die Bischöfe bald an sich rissen, gröblich gemißbraucht wurde, daß die Reichthümer, welche von der Kirche aufgehäuft wurden, in nur zu vielen Fällen zur Verweltlichung und Genußsucht führten, ist wahr; aber die Kirche bewahrte noch genug von ihrem ursprünglichen Charakter, um wenigstens da, wo ihr Interesse nicht ins Spiel kam, mit Eifer und in der Regel mit Erfolg die Rechte der Menschheit gegen rohe Uebermacht zu vertheidigen und die unterdrückte Unschuld gegen Gewaltthat in Schutz zu nehmen.

Unter den obersten Leitern der Kirche nahm bald der Bischof von Rom ein Primat und ein Oberaufsichtsrecht in Anspruch. Viel kam zusammen, diesen Anspruch zu begünstigen, das Ansehen der alten weltbeherrschenden Stadt, des Sitzes des absterbenden Kaiserthums, des Ortes, wo man gewohnt war, in höchster Instanz Recht zu suchen, und der jetzt geheiligt war durch das hier vergossene Blut zahlloser Märtyrer. Aber nicht darauf allein oder nur hauptsächlich beriefen sich die römischen Bischofe zur Begründung ihres Vorrangs; sie leugneten sogar diese von dem alten Rom hergeleitete Erbschaft, wenn Konstantinopel mit ähnlichen Berechtigungen entgegentrat; ihre Macht sei höhern Ursprungs, sie stamme von dem ersten der Apostel, den Christus selber den Felsen genannt, auf welchem er seine Kirche bauen wolle, und dem die Schlüssel des Himmelreichs übergeben seien. Die alte Ueberlieferung nannte Petrus als den ersten Bischof Roms, die ihm übertragene Macht zu binden und zu lösen sollte nach der Ansicht der Kirche, die sich mit Stolz die einzige katholische nannte, auf seine Nachfolger und auf diese allein übergegangen sein.

Zwei Umstände waren dem Emporkommen des Papstthums noch besonders förderlich: die Trennung Ost Roms in politischer wie in kirchlicher Beziehung und der große Gährungsprozeß der Nationen, der unter dem Namen der Völkerwanderung bekannt ist. Im Osten wurde die christliche Lehre Gegenstand kalter Speculation; mit der altersschwachen griechischen Philosophie vermählt, verzehrte sie ihre Kraft in Streitigkeiten einer geisttödtenden Dogmatik und in den Kämpfen der dort gedrängt liegenden Patriarchate von Konstantinopel, Antiochia, Jerusalem und Alexandria. Die Länder, die unter dem weströmischen Reiche vereinigt gewesen, waren verjüngt worden durch einen Zuwachs von gesunden und kraftvollen Elementen, welche mit der Kirche jugendlicher Begeisterung sich der Lehre und der Autorität Roms unterwarfen. Während mehr als die Hälfte des östlichen Reichs ohne ernsten Kampf dem Islam huldigte, wurde derselbe in seinem Fortschreiten von germanischen Stämmen plötzlich gehemmt und ihm ein nationaler Widerstand entgegengesetzt, an dem seine bis dahin unwiderstehliche Macht vollständig scheiterte. Der Sieg Karl Martell's über die Araber machte sein Volk auf ein Jahrhundert zum ersten der Christenheit und bahnte seinem Geschlecht den Weg zur Kaiserkrone.

Gerade als sein Sohn und Erbe sich mächtig genug fühlte, den letzten ohnmächtigen Nachkommen des gefürchteten Chlodwig zu entfernen und auch den Namen des Königs mit der Macht desselben zu vereinigen, befand sich das Papstthum in einer äußerst mißlichen Lage. Innerlich war die Kirche durch die Streitigkeiten über die Bilder und über das Abendmahl zerrissen, von außen war es im Norden durch die Longobarden, im Süden durch die Sarazenen bedrängt. Pipin brachte Rettung, und die Schenkung, die er aus den den Longobarden geraubten Besitzungen machte, legte den Grund zu der weltlichen Macht des Papstes. Dafür unterstützte dieser ihn durch sein Ansehen den fränkischen Bischöfen gegenüber, welche dem Thronräuber im allgemeinen durchaus nicht günstig waren.

Das gute Einvernehmen zwischen dem fränkischen König und dem Papste, das unter Pipin begonnen, setzte sich unter Karl dem Großen fort, doch nicht ohne Störungen. Sehr gegen den Willen des Papstes vermählte sich Karl mit des Longobardenkönigs Tochter, die er jedoch bald wieder verstieß. Auch Karl's Thätigkeit bei der Beilegung des griechischen Bilderstreits entsprach nicht den Wünschen Hadrian's. Die Hauptsache aber war immer die Stellung des päpstlichen Stuhls den Kaisern gegenüber. Zwar waren die Päpste weit entfernt, jene Ansprüche zu er-

Cäſar (ebenſo).

Die Stunde iſt um. Jetzt haben wir genug. (Wirft das Buch in eine Ecke.)

Dahel.

Ich bitte, erſt neunzehn ein halb Minuten.

Jeffry.

Und neunzehn dreiviertel zu viel. Wir brauchen kein Latein, ſagt die Mutter.

Cäſar.

Wenn Ihr noch franzöſiſch verſtündet und Tanzen und Fechten —

Jeffry.

Abſchaffen ſoll Euch der Vater. Krummbein! Krummbein! Wir brauchen kein Latein.

Dahel.

Seit den drei Tagen, wo ich hier im Hauſe bin, bin ich harthörig geworden. Wir fahren fort. Wie heißt das futurum exactum: wenn ich geliebt haben werde?

Cäſar.

Wir geben keine Antwort mehr; wir brauchen kein Latein, kein Griechiſch, keine Mathematik, Activum und Passivum, ſagt die Mutter, iſt das Einzige, was wir brauchen für die Activa und Passiva.

heben, die sie drei Jahrhunderte später mit so vielem Erfolg geltend zu machen suchten, doch begannen sie bereits nach politischer Unabhängigkeit zu streben. Es ist leicht, den Weg zu verfolgen, der ihnen die in unsern Tagen so vielfach bedrohte weltliche Herrschaft verschafft hat.

Solange Kaiser in Rom ihren Sitz hatten, die dem Heidenthum anhingen, konnte von einem politischen Einflusse der römischen Bischöfe keine Rede sein. Der erste christliche Kaiser verlegte seine Residenz nach Byzanz, ein großer Gewinn für das Papstthum, das sich jetzt, plötzlich aus Dunkelheit und Verachtung zu Ansehen und Einfluß berufen, auch äußerlich mit angemessenem Glanze umgab. Der Untergang des weströmischen Kaiserreichs machte Rom zu einem Theil des barbarisch-ungeheuren und dann des ostgothischen Reichs, welches im 6. Jahrhundert bereits Ost-Rom erlag. Die griechische Herrschaft in Italien konnte jedoch auf die Länge den Angriffen der Longobarden nicht widerstehen, die alle Provinzen mit Ausnahme des Exarchats von Ravenna an sich rissen. Während dieses langen und wechselvollen Kampfes waren die Päpste stets als die Untergebenen des jeweiligen Herrschers betrachtet worden und hatten deren Superiorität selbst in Glaubenssachen häufig sehr stark empfinden müssen; doch war ihr Ansehen und ihre Bedeutung auch in weltlichen Angelegenheiten nicht etwa durch die angebliche Schenkung Konstantin's, sondern durch eine kluge und zurückhaltende Politik in stetem Steigen gewesen. Mit den Longobarden hatten sie, solange die griechischen Statthalter als Herzoge von Rom herrschten, in gutem Einvernehmen gestanden. Als aber seit dem Jahre 711 der Longobardenkönig Luitprand und nach ihm Astulf wirklich anfingen, im Herzogthum Rom Herrscherrechte auszuüben, brach zwischen ihnen eine unversöhnliche Fehde aus. Ob es für Italien ein Glück gewesen wäre, wenn der Plan der Longobarden, die Halbinsel unter einem Scepter zu vereinigen, damals verwirklicht worden wäre, darüber kann man in Zweifel sein; was aber schwerlich bezweifelt werden kann, ist, daß es für Deutschland ein großer Segen gewesen wäre, wenn seine Herrscher nicht später viele Generationen hindurch ungeheure Opfer deutscher Kraft vergeblich dargebracht hätten, um ihren kaiserlichen Ansprüchen auf Italien Nachdruck zu verleihen.

Gegen die Longobarden versuchten es die Päpste noch einmal mit den oströmischen Kaisern, als sich aber deren Ohnmacht zeigte, wandten sie sich an das aufstrebende Volk der Franken und diese Verbindung veränderte die Physiognomie Europas. Nicht als ob die Päpste aufgehört hätten, Unterthanen zu sein; sie gehörten fortan zum fränkischen Reich und die Herrscher desselben übten in Rom alle Prärogative eines Oberherrn aus. Wir wissen aus Einhard's Lebensbeschreibung Karl's des Großen, daß dieser über seine Krönung zum römischen Kaiser durch Papst Leo III. überrascht und erzürnt war. Die Handlung selbst konnte ihm nicht mißfallen, nur an der Art und Weise, welche die Krönung als einen Ausfluß der päpstlichen Gewalt erscheinen ließ, nahm er Anstoß, und indem er 14 Jahre später seinem Sohn sich selbst die Kaiserkrone aufsetzen ließ, verwahrte er sich gegen alle Consequenzen dieser Handlung. Ebenso legte sich Lothar, zum Mitregenten seines Vaters Ludwig ernannt, wenige Jahre später selbst die Krone auf. Einsprache ließ sich hiergegen nicht erheben, doch suchten die Päpste dadurch, daß sie die Krönung später wiederholten, zu verhüten, daß man die Kaiserwürde als unabhängig von der päpstlichen Krönung betrachte.

Als darauf Ludwig in endlosem, immer wieder erneutem Streite mit seinen Söhnen begriffen war, wußte der Papst das rasche Sinken des kaiserlichen Ansehens vortrefflich zu seinem Vortheil zu benutzen; mehr noch wurde die päpstliche Macht nach Ludwig's Tode durch den verheerenden Kampf zwischen seinen Söhnen gekräftigt. Während Lothar's frevelhafter Ehrgeiz mit den verwegensten Mitteln nach Alleinherrschaft strebte; während er den überwundenen Sachsen ihre alten Götter und ihre alte Freiheit zurückgab und dadurch viele gewann; während das Innere des Frankenreichs von Bürgerkriegen zerrissen wurde und die Normannen an allen Küsten verheerend streiften, suchten die Päpste St. Peter's Gebiet von der Abhängigkeit der karolingischen Herrschaft zu befreien und dem Machwerke eines Jüngeren, das unter dem Namen der pseudo-Isidorischen Decretalen bekannt ist, gesetzliches Ansehen zu verschaffen. Auch ist das Streben nach Unabhängigkeit von den entarteten Söhnen eines erlauchten Namens nicht unbedingt zu verwerfen. Kraftvolle Päpste, wie Nikolaus I., haben in jener Zeit ohne Zweifel viel Gutes bewirkt, und der Kampf gegen die Araber erforderte eine Macht, die sie nur in ihrer eigenen Selbständigkeit, nicht von dem zerfallenden Frankenreiche holen konnten.

Aber inzwischen verweltlichte die Kirche immer mehr; die politische Stellung, welche die Päpste jetzt einnahmen, ließ ihnen wenig Zeit, ihrer Obliegenheit als Leiter der Kirche zu erfüllen. Das war der Zustand des Papstthums, als ein Weib es gewagt haben soll, den Stuhl St.-Peter's zu besteigen —!

Die kurze Regierung Sergius' II., von 844 — 847, hat durch einen furchtbaren Plünderungszug der Araber, die auch des Heiligthums St.-Peter's nicht schonten, eine traurige Berühmtheit erhalten. Glücklicher war Leo IV., der einen ruhmvollen Sieg über die Erbfeinde der Christenheit erlangte und die Grenzen seines Gebiets mit neuen Befestigungen umgab. Er starb 855. In dem Verzeichnisse der Päpste wird als sein Nachfolger Benedict III. genannt, aber — in den mittelalterlichen Berichten findet sich zwischen beiden der Name Johann VIII., der ein verkleidetes Weib gewesen sein soll.

Die Erzählung von dieser Päpstin wurde jahrhundertelang wiederholt, ohne ernsthaften Widerspruch zu finden. Erst zur Zeit der Reformation wurde sie mit Heftigkeit angegriffen und von eifrigen Anhängern der neuen Lehre mit nicht geringerem Eifer und zugleich nicht ohne eine Beimischung von Schadenfreude vertheidigt. Es ist aber einleuchtend, daß es sich hier gar nicht um eine Ehrenrettung des päpstlichen Stuhles und noch weniger natürlich um die zwischen den Katholiken und Protestanten obschwebenden Streitigkeiten handelt. Es handelt sich einfach um die Wahrheit der Thatsache, daß ein Weib im Stande gewesen wäre, einen geschickten Betrug auszuüben. Die Ehre der Päpste kommt hierbei so wenig in Frage, als die Ehre des englischen Königshauses dabei betheiligt ist, daß Betrüger wie Lambert Simnel und Perkin Warbeck im 15. Jahrhundert den Versuch machten, den Thron der Plantagenets zu besteigen.

Indessen ist die Literatur über die Päpstin Johanna groß, so groß, daß wahrscheinlich den geduldigsten Leser ein Schauer überlaufen würde, wenn man hier auch nur die Titel der Schriften aufzählen wollte, die über diesen Gegenstand erschienen sind. Der geschichtliche Bericht selbst aber ist folgender.

In der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts habe eine aus Mainz gebürtige Jungfrau, die von einigen Agnes, von andern Gilberta genannt wird, ein Liebesverhältniß mit einem im Kloster zu Fulda lebenden Engländer gehabt, sei mit diesem in Mannskleidern nach Rom und später nach Athen gezogen und habe sich unter dem Namen Johannes Anglicus an beiden Orten mit Eifer und Erfolg der Studien befliſſen. Hier habe sie es in verschiedenen Disciplinen zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß sie, nach Rom zurückgekehrt, öffentliche Vorträge gehalten und große Gelehrte und Doctoren zu den Füßen ihres Lehrstuhls gesehen habe. Endlich sei der Ruf ihrer Gelehrsamkeit und ihres heiligen Wandels so hoch gestiegen, daß sie nach dem Tode Leo's IV. einstimmig zum Papst erwählt worden sei und den päpstlichen Stuhl zwei Jahre und fünf Monate innegehabt habe, ohne daß jemand von ihrem Geschlecht Kunde hatte, sehr wenige Vertraute ausgenommen, gegen welche sie minder zurückhaltend war, wie die Folge zeigte. Denn unglücklicherweise wurde sie, während sie einmal an der Spitze einer feierlichen Procession von der St.-Peterskirche nach dem Lateran einherschritt, von den Wehen überrascht und gebar einen Knaben, dessen Geburt sie jedoch selbst nur um wenige Minuten überlebte. Ihren Leichnam begrub man auf der Stelle. Seit der Zeit hätten die Päpste bei ihren Processionen diese Stelle stets vermieden und es vorgezogen, durch enge Gäßchen einen Umweg zu machen; in der Folge aber sei durch Vorsichtsmaßregeln bei jeder Neuwahl gebührende Sorge getragen, daß ein solcher Vorfall, eine Verstellung des Geschlechts, sich nicht wiederhole.

In alledem liegt nun an sich gar nichts Wunderbares und sich von selbst in das Reich der Fabel Verweisendes. Es ist nicht abzusehen, warum ein Frauenzimmer nicht in den Wissenschaften, welche gemeiniglich den Männern vorbehalten bleiben, sollte beträchtliche Fortschritte gemacht haben; hat man doch in unserer Zeit in Amerika Damen den medicinischen Doctorhut aufgesetzt. Auch ist es nicht selten schon vorgekommen, daß eine Frau zur Verstellung ihrer Zuflucht genommen hat, um ihren Zweck zu erreichen. Am allerwenigsten kann es befremden, daß ein Weib in den Fall kommt, ihre Niederkunft erwarten zu müssen, und daß sie sich nur in Betreff der Zeit täuscht.

Aergerlich war die Täuschung im gegenwärtigen Falle allerdings, nicht blos deshalb, weil die Processionen unterbrochen wurde, sondern auch, weil die Feinde der Päpste, die es schon lange vor der Reformation gab, die Sache nicht vergaßen und bei der Oeffentlichkeit des Vorgangs

an eine Verheimlichung nicht zu denken war. Die ältesten Schriftsteller, die hierüber berichten, erzählen daher die Geschichte auch einfach und übereinstimmend als ganz bekannte und allgemein geglaubte Thatsache. Mehr als 70 katholische Schriftsteller, darunter Gelehrte von großer Bedeutung, Bischöfe, Erzbischöfe, Cardinäle, päpstliche Beichtväter, nehmen sie ohne Bedenken an. Wie wenig die Päpste selbst vor der Reformation an eine Verheimlichung dachten, geht aus dem Umstand hervor, daß Papst Julius II. dem Chronisten des Marius Grazo, welches diese Geschichte enthält, nicht nur die Druckerlaubniß ertheilt, sondern demselben auch eigenhändig eine Vorrede beigefügt hat. Auch das Concil von Kostnitz, welches die Schriften des Johann Huß mit übergroßer Schärfe prüfte, überging mit gänzlichem Stillschweigen die Stelle in seinem Werke „Von der Kirche", welche von der Päpstin Johanna handelt.

Die Chroniken aus dem 15. Jahrhundert reden von der Päpstin mit aller Offenheit. So berichtet eine zu Kostnitz geschriebene Chronik, die bis auf das Jahr 1457 geht: „Ein Weib, hieß Johannes von Maynz, was Papst und starb an einem Kind, Anno [illegible]." Als Vater wird ein Cardinal bezeichnet. In einer andern 1475 zu Ulm gedruckten Chronik heißt es: „Der Kayser Arnolphus (soll heißen Lotharius) was unter dem Papst, der eine Frau was, und an offener Straß zu Rom geprang sie an einem Kind. Dieselbe Straß meiden noch alle Päpste, daß sie nicht darankommen von der Schand wegen."

Selbst Denkmäler hat man zur Erinnerung an diese Begebenheit errichtet; sie fanden sich in verschiedenen Städten Italiens. Zu Rom war lange eine Säule in jener Straße, in welcher sich die Katastrophe ereignete; erst Clemens VIII., welcher von 1591—1605 auf dem päpstlichen Stuhle saß, hat sie wegnehmen lassen. Das berühmteste Bild aber war in Siena, wo mitten unter den Bildnissen der Päpste zwischen Leo IV. und Benedict III. das Porträt eines Weibes in priesterlicher Tracht hervorblickte mit der Unterschrift: „Femina Angl." (das Weib aus England).

So blieb die Erzählung von der Päpstin ein gelegentliches fruchtbares Thema für Spott, aber viele Jahrhunderte lang ihrem Inhalt nach unangefochten. Anders gestaltete sich die Sache zur Zeit der Reformation. Denn jetzt erhielten die Katholiken ein besonderes Interesse, die Wahrheit der Erzählung den Protestanten gegenüber in Abrede zu stellen.

Ein Hauptvorwand, den die Katholiken mit unermüdlicher Beharrlichkeit gegen die neue Lehre erhoben, war der, daß die Protestanten keine rechtmäßigen Priester hätten. Es sei ein wesentliches Erforderniß eines wahren Priesters, daß er von einem andern rechtmäßigen Priester geweiht sei, der seine Weihe wiederum durch eine unmittelbare Folge von den Aposteln herleite. Die Protestanten aber hätten keine Priester, welche das Sacrament der Weihe empfangen hätten und berechtigt seien, jene rechtmäßige apostolische Succession fortzupflanzen; folgerweise hätten sie auch kein wahres Sacrament, und es fehlte dem Wein und dem Brot, welches ihre Priester beim Abendmahle austheilten, die sacramentale Kraft. Nun hatte aber die eigene rechtmäßige, direct von den Aposteln herstammende Nachfolge eine wesentliche Lücke, wenn es erwiesen war, daß ein Oberpriester, der länger als zwei Jahre seinen Segen über die höchsten Würdenträger der Kirche ausgesprochen hatte, ein Weib gewesen war, ein Weib, welches nach dem Verlust des Apostels in der Kirche keine Stimme mehr hören lassen darf. Jener oft als Hauptbeweis gegen die Reformatoren aufgeführte Grund verlor mithin beträchtlich an Kraft; denn es fragte sich jetzt: Wie viele Priester der katholischen Kirche denn wol ihre geistliche Abstammung von den Aposteln ohne Unterbrechung durch einen wirkungslosen Segen herzuleiten vermochten —!

Die ersten, welche nunmehr die Geschichte von der Päpstin zu bestreiten wagten, wie Aventinus, traten noch zaghaft auf, aber bald fing der Streit an, sehr lebhaft zu werden. Viele Protestanten, in der vollkommen begründeten Ueberzeugung von der Bedeutungslosigkeit des Resultats für das Wesen des großen religiösen Kampfes, wandten die Waffen ihres Geistes der Vertheidigung einzelner Glaubenssätze zu, wie denn Luther selbst zwar die Thatsache als durch überwältigende Zeugnisse erwiesen annahm, aber die Frage doch nur als unwesentlich betrachtete. Für minder ernste Anhänger der Reformation jedoch bot jene Erzählung einen willkommenen Angriff auf die Ehre des Stuhls, der für sich die Unfehlbarkeit in Anspruch nahm, und eine Vergeltung für vielerlei erlittene Schmähung und Unbill. Ulrich von Hutten schrieb mit Geist und Witz über die Päpstin und citirte einen alten

Brief, der sich abschriftlich in den Bibliotheken von Paris, Oxford und Prag gleichlautend finden sollte und in welchem es hieß: „Johannes, ein Nachfolger Leo IV., hat angefangen 854 und 2 Jahre und 5 Monate regiert, ist ein Weib gewesen und als Papst in gelegnete Umstände gekommen." Ein anderer Vertheidiger der Reformation, Georgius Nigrinus, wollte sogar in dieser Päpstin das Zeichen des Thiers, die geheimnißvolle Zahl der Offenbarung finden, indem er ausrechnete, daß von dem Regierungsantritte derselben im Jahr 855 bis zu dem Auftreten Luthers in Worms gerade 666 Jahre verflossen seien; für die Wahrheit der Thatsache selber aber konnte man mit Leichtigkeit eine Masse von Zeugen aller Nationen beibringen, Italiener und Griechen, Spanier und Franzosen, Deutsche und Engländer, darunter Geistliche und Laien, selbst Juden. Es gibt allerdings wenige historische Thatsachen, die von einer größern Zahl von Zeugnissen beglaubigt sind.

Die Gegner entnahmen ihren Haupteinwand aus dem Schweigen der Zeitgenossen. Die ältesten Berichte seien die von Martinus Polonus aus dem 13., Marianus Scotus aus dem 11., Sigbert von Gemblours und Martin Polonus aus dem 12. Jahrhundert. In den Werken der Gleichzeitigen, namentlich des Photius, der Patriarch von Konstantinopel und in einen heftigen Kampf gegen die Päpste verwickelt war, und des römischen Bibliothekars Anastasius, dessen Geschichte der Päpste eine Quelle von ungemeiner Wichtigkeit ist, finde man keine Andeutung von dieser Päpstin, und wie sei es denkbar, daß der gereizte Photius, der sich in seinen Briefen mit solcher Bitterkeit über den päpstlichen Stuhl ausspricht, und der ärztliche Anastasius, der offen und unbefangen Lob und Tadel den Päpsten spendet, eine solche Thatsache, wenn sie wahr wäre, hätten verschweigen können?

Hierauf wurde erwidert, daß es mit derartigen negativen Argumenten überhaupt eine bedenkliche Sache sei. Gleichzeitige konnten ihre guten Gründe haben, in ihren öffentlich bekannt gemachten Werken eine völlig wahre Thatsache zu verschweigen, die sich durch Privatberichte fortpflanzte und an das Tageslicht gezogen wurde, wenn jene Gründe wegfällig geworden waren. Die Geschichte der alten Zeiten war keine, die sich fortpflanzte wie in unsern Tagen. Das jedenfalls geheimnißvolle und schnell verborgen gehaltene Ereigniß bei jener Processionen war vielleicht anfangs nur das Eigenthum eines kleinen Kreises. Photius erfuhr es nicht so schnell wie unsere Zeit dergleichen durch Zeitungen und allerlei Erleichterungen des Verkehrs. Der übergroßen Menge der großentheils voneinander unabhängigen Zeugnisse gegenüber ist jenes angebliche Schweigen der Zeitgenossen, auch wenn dem wirklich so wäre, von keinem Gewicht. Die Vertheidiger der ununterbrochenen Nachfolge Petri selbst werden eine solche Argumentation schwerlich gelten lassen wollen, wenn man aus dem Schweigen des Lukas, Paulus, Seneca und der übrigen Schriftsteller des 1. Jahrhunderts einen vollgültigen Beweis dafür herleiten wollte, daß Petrus durchaus nicht in Rom gewesen sei. Und sind denn auch alle Schriften des Photius an das Tageslicht gebracht? Ist es nicht gewiß, daß ein großer Theil seiner Briefe theils absichtlich nicht bekannt gemacht, theils verloren gegangen ist? Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß noch jetzt Schreiben des Photius im Vatican vorhanden sind, in denen der Vorwurf der Entweihung des Sitzes zu Rom wirklich enthalten ist, welche herauszugeben jedoch der Vatican nicht hütet. Ob die ältesten Handschriften des Anastasius Nachrichten über die Päpstin enthalten, bedarf einer nähern Untersuchung.

Und was Anastasius betrifft, so scheint es allerdings ausgemacht, daß er in seinen Lebensbeschreibungen der römischen Päpste die Erzählung von der Päpstin Johanna nicht hat. Daß dieselbe nicht in den Ausgaben seines Werks, die sich in unsern Bibliotheken finden, vorkommt, hat seinen guten Grund. Die erste vollständige Ausgabe des Anastasius wurde zu Ende des 17. Jahrhunderts von den Jesuiten in Mainz vorbereitet, welche hauptsächlich zwei in der heidelberger Bibliothek vorhandene Handschriften benutzten. Diese Bibliothek stand damals unter der Aufsicht des Marquard Freher, eines Mannes von außerordentlichen Kenntnissen und einer für jene Zeit seltenen Humanität, der bereitwillig die beiden kostbaren Manuscripte den mainzer Jesuiten behufs der zu veranstaltenden Ausgabe lieh. Diese aber ließen zum Dank für die Liberalität des Bibliothekars die die Päpstin betreffende Stelle aus und nur die beiden dem gefälligen Darleiher neben den beiden Manuscripten zurückgesandten Exemplare waren vollständig. Trotz dieses Kunststücks wurde die Verstümmelung bald entdeckt und Freher sowie Salmasius, der die Manuscripte ebenfalls verglichen hatte, klagten

die Jesuiten laut des Betrugs an. Bekanntlich wanderte die heidelberger Bibliothek später nach Rom, um mit der vaticanischen vereinigt zu werden — bei ihrer Rückgabe im Jahre 1816 waren nebst vielen seltenen Handschriften jene beiden Manuscripte sowie die dem Archer zugesandten Ausgaben des Anastasius verschwunden.

Faßt man alles zusammen, so scheint durchaus kein Grund vorhanden zu sein, die Thatsache in Zweifel zu ziehen, daß zwischen Leo IV. und Benedict III ein Weib auf dem Stuhle Petri getroffen, welches sich Johann VIII. gewannt hat. Eine innere Unwahrscheinlichkeit ist in jenen vollends der Verwirrung und der noch ganz unvollständigen Organisation der Hierarchie nicht vorhanden; kamen doch in den letzten Zeiten der Kaiserherrschaft Männer auf den Thron von Rom, die der dunkelsten Herkunft angehörten und wie durch Zufall plötzlich eine Würde bekleideten, von der sie wol noch eine Stunde vorher keine Ahnung gehabt hatten. Und die Zeugnisse sind geradezu überwältigend, von der Verwirrung der Zahlen der spätern Johann gar nicht zu reden. Das einzige Auffallende ist der Eifer und der Aufwand von Gelehrsamkeit, womit der Streit geführt ist; denn im Grunde kann nichts gleichgültiger sein als das Resultat. Für weltliche Meinungsverschiedenheiten zwischen den Katholiken und Protestanten kommen hier in keiner Weise in Frage. Man kann ein sehr guter Katholik sein, ohne an der Existenz der Päpstin zu zweifeln, und ein sehr guter Protestant, ohne an dieselbe zu glauben; immerhin bleibt die Geschichte des Streits nicht ohne Interesse für die Charakteristik des langen Kampfes zwischen den beiden großen Parteien der Christenheit.

Die Päpstin Johanna war weder das erste noch das letzte Weib, welches sich als Mann verkleidete, um in den geistlichen Stand zu treten. Es gibt viele Erzählungen solcher Metamorphosen, von denen einige freilich völlig legendenhaft sind. So soll eine Thekla in Mannskleidern den Apostel Paulus auf allen seinen Reisen begleitet und alle Mühseligkeiten mit ihm getheilt haben; nach dem Bericht der sogenannten Güldenen Legende hat eine Margaretha, mit dem Beinamen Pelagiana, sich in der Nacht vor ihrer Hochzeit als Mann verkleidet in ein Mönchskloster begeben und dort unter dem Namen Frater Pelagianus als Mönch lange gelebt; ein drittes Frauenzimmer endlich soll, wie Mabillon aus einer lombardischen Chronik meldet, ein Seitenstück zu der Johanna gebildet und die Patriarchenwürde zu Konstantinopel bekleidet haben, endlich aber nach Entdeckung des Betrugs aus der Stadt vertrieben worden sein. Besser bewährt als diese Sagen sind andere Erzählungen. So lebte Eugenia, die Tochter des Philippus, der unter dem Kaiser Gallienus Statthalter in Alexandrien war, lange Zeit als Mönch in einem dortigen Kloster und war wegen ihrer Gelehrsamkeit und ihres heiligen Wandels weit berühmt. Zuletzt sah sie sich genöthigt, ihr Geschlecht zu offenbaren, um dem Verdacht eines Liebeshandels auszuweichen. Anders benahm sich in einem ähnlichen Fall eine Theodora, ebenfalls aus Alexandrien und aus angesehenem Hause, die unter Leo I. und Zeno dem Isaurier lebte. Ein Aergerniß in ihrer Jugend veranlaßte sie, in ein Kloster zu gehen, und sie wählte ein Mönchskloster, hielt aber ihr Geschlecht so sorgfältig geheim, daß ein Mädchen den schönen jungen Mönch lieb gewann und, von ihr verschmäht, die Beschuldigung gegen sie erhob, welche Eugenia zur Enthüllung ihres Geschlechts bewogen hatte. Theodora ließ sich, ohne ihr Geschlecht zu offenbaren, aus dem Kloster jagen, sorgte für das Mädchen, von dem sie verleumdet worden war, und für den Unterhalt des von diesem geborenen Kindes und lebte, nachdem sie mehrere Jahre für ein Verbrechen Buße gethan, zu dessen Vergebung sie außer Stande war, in das Kloster zurück. Lange nach der Johanna und vielleicht durch ihr Beispiel bewogen — im 12. Jahrhundert — wurde eine vornehme deutsche Dame Bischofstodtermeuch und starb im Geruch der Heiligkeit.

Es konnten leicht noch mehr Beispiele angeführt werden. Es liegt in der That nichts Auffallendes darin, daß im Mittelalter strebsame Geister und selbst ernstgesinnte, charaktervolle Frauen sich in Mönchsklöstern flüchteten. Bildung war kaum anders zu erlangen. In unserer Zeit haben die Klöster den größten Theil des Reizes verloren, den sie damals ausübten; und selbst die dreifache Krone dürfte unter den gegenwärtigen Verhältnissen für viele kein so verlockendes Ziel erscheinen als zu den Zeiten der Päpstin Johanna — es sei denn, daß eine deutschkatholische oder englische Schwärmerin die Absicht hätte, auf diese Art — die „römische Frage" zu lösen. Daß „Frau Jutta", wie der deutsche Volkswitz die Päpstin Johanna nannte, eine Deutsche war, kann für unser Nationalgefühl schmeichelhaft sein,

und wie gerade die Mainzerinnen Schwung und Phantaſie beſitzen, iſt am ſchönen Rhein- und Mainſtrom männiglich bekannt. Nicht umſonſt hat auch unſere gräfliche Diegena nach ihrem Babylon ihr Jeruſalem in Mainz gefunden. **Gu.**

Aegypten und ſeine Pyramiden.

Nach den Mittheilungen einer Freundin.

Von **M. Norden.**

III.

„Die wilden Winde ſchwiegen, heiter lächelten Luft und See" — dennoch belief ſich die Zahl der Paſſagiere außer uns nur auf vier. Wir hatten den Vortheil, daß das Schiff ſehr ruhig ging. Der trotz ſeiner bedeutenden Einnahmen ſtets geldbedürftige Vicekönig von Aegypten hatte 25 Metallkanonen an die öſterreichiſche Regierung verkauft. Dieſe waren die koſtbare Laſt unſers „Pluto" und wurden in ſeinen Raum verſenkt; wir aber verdankten anfänglich dieſem gewaltigen außergewöhnlichen Ballaſt das Unterbleiben des auf der See oft ſo unangenehmen und ſchlimm zu ertragenden heftigen Schaukelns. Der Vicekönig beobachtet den altherkömmlichen Gebrauch, einem Bittenden nie mit Nein zu antworten; um den hin und wieder mißlichen Conſequenzen dieſes Gebrauchs zu entgehen, gibt er faſt gar keine Audienzen. Nur der hamburgiſche Conſul hat das Vorrecht, vorkommendenfalls eine ſolche verlangen zu dürfen. Die einheimiſchen Kaufleute erkaufen dies Recht von dieſem Conſulat für ſchweres Geld, wenn ſie wichtige Anliegen durchzuſetzen wünſchen.

Said Paſcha gilt für einen energiſchen und klugen Herrſcher, welcher Wiſſenſchaft und abendländiſche Cultur mehr und mehr unter ſeinen mohammedaniſchen Unterthanen heimiſch zu machen wünſcht. Aegypten hat unter Mehemed Ali und ſeinen Nachkommen vergleichungsweiſe ein beſſeres Loos gehabt als die unmittelbar unter dem Scepter der Pforte ſtehenden Provinzen. Seine Haupt- und Reſidenzſtadt war lange ſchon weit mehr als Stambul der Ausgangspunkt der mohammedaniſchen Freiſinnigkeit. Der gegenwärtige Vicekönig ſoll einen geläuterten Geſchmack und umfaſſende Kenntniſſe beſitzen, da er unter franzöſiſcher Anleitung ausgebildet iſt. Er kennt die Verhältniſſe des Abendlandes und die Zuſtände ſeines eigenen Reiche genau und weiß, daß die Hülfsquellen des letztern und ſeine Lage zwiſchen den drei alten Welttheilen es einer großen Zukunft entgegenführen können. Seine Dynaſtie hat dabei die Ausſicht, eine der reichſten der in den alten Welttheilen regierenden Häuſer zu werden.

Um 5 Uhr — nicht um 4, wie man hätte erwarten ſollen — waren wir abgefahren. Man hatte uns vorſichtig durch den klippenreichen Hafen gebracht, dann begann die Maſchine mit einer ſolchen Kraft zu arbeiten, daß wir in einer Stunde 10 Seemeilen zurücklegten. Allmählich machte ſich das Zittern der Maſchine und das Schaukeln der Wellen mehr und mehr bemerklich; die Seekrankheit forderte ihre Opfer und faſt war ich es allein, die eine Ausnahme in dem allgemeinen Jammer machte; denn ich gehöre zu den wenigen feſten Naturen, die ein für allemal von dieſer großen irdiſchen Trübſal befreit bleiben. Indeſſen nahm die Bewegung nach und nach wieder ab und als wir am 20. in die Nähe von Candia kamen, erſchienen die geprüften Kranken mit noch immer etwas bleichgelben Geſichtern auf dem Verdeck. Das erſte Zeichen des weißen Winters, dem wir nach Deutſchland entgegengingen, erwartete uns hier; denn der majeſtätiſche, [illegible] hohe Ida — gegenwärtig Phiſoriti — grüßte uns ſein ehrwürdiges Haupt in Schnee gehüllt. Die Heimat des Saturn, des Minos und des Idomeneus umfaßt jetzt nur noch ein Viertel der Einwohnerzahl, die ſie zur Zeit der Hellenen beherbergte. Der träge, grauſame Despotismus der Osmanen beherrſchte ſie nach einer fünfundzwanzigjährigen Belagerung der Hauptſtadt faſt zwei Jahrhunderte lang; unter ihm iſt die ſonſt ſo blühende Cultur der Inſel, die Getreide, Wein, Oel, Seide, Baumwolle, Südfrüchte, Honig, Wild, ja ſelbſt Metalle im Ueberfluß erzeugte, ſo weit zurückgebracht, daß kaum das für den Bedarf der Einwohner Nothwendige gewonnen wird. An Handel, Künſte und Wiſſenſchaften wird nicht gedacht, denn faſt alle Häfen ſind verſandet, faſt alle Städte Schutthaufen. In den meiſten Thälern und an den Bergabhängen gibt ſich eine üppige Fruchtbarkeit kund und dunkle Waldkronen bedecken die Höhenzüge des Gebirgs. Daß Candia und andere griechiſche Inſeln nach dem griechiſchen Befreiungskampfe ihren Bedrückern wieder überliefert wurden, erregt mir mehr unſere Entrüſtung, als wenn wir an Ort und Stelle mit eigenen Augen ſehen, mit eigenen Ohren hören.

Auf den Gebirgen Moreas erblickten wir diesmal den nämlichen weißen Hauptſchmuck;

auch die Berge Korfus und die Höhenzüge auf der albanischen und auf der dalmatinischen Küste trugen die Schneedecke, während grünende oder kahle Vorberge den Gegensatz noch mehr hervorhoben. Die Fahrt von Alexandrien nach Triest dauert 5½ Tag, also ungefähr die Hälfte der Zeit, welche die Reise über den Ocean nach Amerika erfordert. Die Kapitäne erklärten sie jedoch sämmtlich für weit gefährlicher wegen der vielen Klippen und Riffe, welche in der Nähe der Inseln dem Schiffenden tückisch lauernde Gefahren bieten. Endlich breitete sich die blaue Adria rings um uns aus und es leuchtete uns von ihren grünen Hügeln Triest, die erste Handelsstadt Oesterreichs, weiß und sonnig begrüßt entgegen, während wir in ihren Hafen einfuhren. *)

Edmund Kean.

Es war an einem Januarabend des Jahres 1814, als ein junger Schauspieler, ein sein Rollenmanuscript enthaltendes Bündel in der Hand, durch die winterlichen Straßen Londons nach dem Drurylanetheater eilte, um hier zum ersten male vor dem Publikum der Hauptstadt aufzutreten, ein längsterstrebtes, nach den Mühseligkeiten eines komödiantischen Wanderlebens endlich erreichtes Ziel. Man gab den „Kaufmann von Venedig"; das Haus war leer, nur da und dort einige Personen auf den Bänken zerstreut, und die Vorstellung des oft gegebenen Stücks wahrscheinlich kalt genug. Nachdem aber jener junge Schauspieler, die Hand auf den Griff eines Stocks gestützt, als Shylock herausgetreten war, fühlten sich die theilnahmlosen, bald gelangweilten Zuschauer bald genug in das volle Leben künstlerischer Anregung versetzt. Mit stürmischem Beifall begleiteten sie das energische, geist- und kraftvolle Spiel und der junge Mann konnte zuletzt nach dem Gasthofe zurückeilen, um hier der Gattin, die am Lager eines kranken Kindes in ängstlicher Spannung seiner harrte, freudebewegt in das Ohr zu flüstern: „Du wirst in einer Carrosse fahren und Charles wird seine Schulstunden in Eton nehmen!"

So schildert man in einem unlängst erschienenen interessanten Buche den ersten londoner Auftrittsabend des Schauspielers Edmund Kean, dessen in jenen Worten angedeutete Hoffnungen so glänzend in Erfüllung gingen, und der in seiner gesammten Laufbahn eins der anziehendsten Exempel schauspielerischen Lebens und Glücks darstellt. Von den untersten Stufen des Gauklerthums ausgehend — sein Vaterobruder war Moses Kean, Ventriloquist und Mimiker, und er selbst bestand eins seiner ersten Debuts im Knabenalter als Affe auf einem Jahrmarkt — erhob er sich zum gefeierten Künstler der Nation, gefeiert wie kaum ein anderer vor ihm, durch glänzende Ehrengeschenke ausgezeichnet, gesucht von der Aristokratie, deren Mitglieder sich in seinen Salon drängten, die er selbst aber ziemlich gleichgültig behandelte, seine Erholung am liebsten in dem sogenannten „Kohlenloch", einer Taverne des gemeinen Volks, suchend. Man gab Kean um seines besonderen Erfolgs willen den Beinamen „Fortunate actor". Schön bezeichnend auch für seine künstlerische Gesinnung ist die Antwort, die er einmal seiner Frau ertheilte, auf die bestürzte Frage, was der oder jener Lord in seiner Loge für ein Gesicht gemacht habe: „Was kümmert mich der Lord? Das Parterre jubelte mir zu!"

Kean wirkte in London vom Jahre 1814 bis nach 1830 am Drurylanetheater, nur in den letzten Perioden zeitweilig am Covengarden- und am Haymarket. Erst 46 Jahre alt, starb er 1833 zu Richmond an Entkräftung, von den [illegible] Pf. St., die er während seiner Ruhmzeit muthmaßlich eingenommen, noch nicht den Werth von [illegible] Pf. St. zurücklassend. Jedenfalls war dies frühe Ende Folge zumeist der fast riesenhaften künstlerischen Anstrengungen, die der Darsteller sich zugemuthet. Jahr für Jahr spielte er neben vielen andern seines überreichen Repertoires seine größten und gewaltigsten Rollen in den häufigsten Wiederholungen durch: Richard III. und Macbeth in einigen Saisons nebeneinander je vierundzwanzig- und fünfundzwanzigmal, unendlich oft den Othello und Hamlet, im Jahre 1820 binnen wenigen Wochen über zehnmal den Lear, kurz vor einer anstrengenden Kunstreise nach Amerika, von der er im Juni 1821 erschöpft und angegriffen nach London zurückkam.

Kean wird geschildert als ein kleiner, fein

*) Auf mehrfach an uns gerichtete Fragen, wer die „Fremden" wären, nach deren Mittheilungen Maria Nesten ihr obigen Berichte erstattet, dürfen wir verrathen, daß es Frau Johanna Helmcke von Hamburg ist, die bildet vornehmliche, für Kunst und Literatur sich lebhaft interessirende Dame, die bekanntlich die erste Weihnachtsgabe der Schillerstiftung wurde durch Ueberweisung eines Geschenks von 2000 Thalern.

F. Hey

gebauter Mann von rascher Beweglichkeit und mit braunen, geistreichen und ausdrucksvollen Augen. Das Porträt, den orientalischen Typus verrathend, zeigt eine schmale, fein interessante, von eigenthümlicher Geistigkeit belebte Physiognomie. Doch wird gesagt, daß sein Aeußeres, wenn nicht durch das Costüm gehoben, etwas Gemeines hatte, daß seine Figur nicht nur klein, sondern unbedeutend war. Sehr schlecht war das Organ und zuletzt, wie es scheint, fast untergegangen in Heiserkeit. Rauh und dumpf tönte von seinen Lippen das „A horse! A horse!" König Richard's.

Vielleicht war Kean am merkwürdigsten durch den genial verwegenen Zug seiner gesammten Carrière, die ihn in gewissem Sinne zum Schauspieler par excellence machte und von deren naher Berührung mit dem Gauklerthum der er stets einen fühlbaren Beigeschmack behielt. Noch in London, als berühmter Künstler, verschmähte er es nicht, nach einer ansehnlichen Tragödienrolle als „admirable Crichton" Imitationen anderer berühmter Schauspieler zu geben, den Harlekin zu machen und Geschicklichkeitsproben im Singen, Tanzen und Fechten abzulegen. Was sein Spiel selber betrifft, so dürfte er damit im ganzen hinter seinem Renommée einigermaßen zurückgeblieben sein und war als eigentlich „großer Schauspieler der Nation" wol nicht so völlig an seinem Platze, wenigstens im Gebiet des Heldenhaften und Erhabenen nicht, was schon seine Persönlichkeit besagt. Ihn in so enormer Weise emporzutragen wie geschah, veranlaßten wol mit die Beziehungen zu Kemble. Die Londoner mochten der im ganzen meisten ermüdenden Spielweise des letztern einigermaßen überdrüssig geworden sein und begrüßten den Künstler um so enthusiastischer, der ihnen — geistreich, elastisch, stets bewegt, erinnernd an Garrick, dem er auch im Aeußern glich — das erquickende Gegentheil bot. Man stellte Kean neben letztern. An sich aber hielt er den Vergleich mit Garrick wol schwerlich aus. Auch gegen Kemble's classische Tragik kam er in seiner Modernität, der das Effectspiel und die stage-tricks, die Theaterstreiche, sehr nahe lagen, bei weitem nicht auf. Jedenfalls aber war die Talent-Energie, welche in der vielfach so ungünstig ausgestatteten Persönlichkeit waltete, eine mächtige und sicherte dem Darsteller auf einem vielleicht beschränktern Gebiet den Ruhm des wahrhaft Bedeutenden dennoch zu. Kemble's Ausspruch, daß es Kean immer „schrecklicher Ernst" sei, gibt eine gute Idee, ebenso die Tiefe des innerlich vibrirenden Humors, durch welche letzterer bei Othello's Worten:

> Wär' Rechten meine Rolle hier, verstünd' ich's wol
> Um besten wohl —

das Parterre stets in Aufruhr brachte. Gegen Kean's Othello fanden trotz des Beifalls Einwände statt. Man wollte hier Gestalt und Organ allzu sehr vermissen und Desdemona's Liebe, der glanzlosen Persönlichkeit gegenüber, zur Unmöglichkeit gemacht finden. Aber Desdemona verliebt sich ja gar nicht in die Heldenschönheit, auf welche eigentlich die Partie doch auch stets verzichten muß, deren Hauptgewicht auf einem Lämentiamus der Naturwildheit fällt. Und in diesem namentlich mochte der kleine Mann mit dem „schrecklichen Ernst" und der raschen Energie sich trefflich zurechtfinden und hatte bei den Leidenschaftsausbrüchen in der Rauheit und Dumpfheit des Tons wol gar ein Erforderniß. Trefflicher vielleicht noch war er als der auf dem englischen Theater im ganzen nur wenig beachtete Jago, den er, mit der Hauptrolle wechselnd, nicht selten gab. Bewundernd gedenkt des tief bedeutungsvollen Blicks beim letzten Abgehen Lord Byron, Kean's enthusiastischer Verehrer, der, den Intriguen des Neids gegenüber, zu seinem londoner Engagement besonders mitgewirkt zu haben scheint, der ihm mit einem Ehrendegen und einer goldenen Tabatière beschenkte und bei der Darstellung des Sir Giles Overreach einmal bis zu einem Anfall von Krämpfen erschüttert war. Eine gewaltige Effectpartie Kean's mochte diese unendlich oft von ihm gespielte Dramenrolle sein. Man bezeichnete sie als die beste nächst dem Richard. Im Jahre 1816 bei einem Gastspiel in Bath verschaffte sie ihm die auf den englischen Theatern übliche, meist freilich sehr unverständige Ovation des unmittelbaren Herablassens des Vorhangs nach dem letzten Abgang.

Kean's Shylok hatte nichts von der gebückten, zitternden Gebrechlichkeit des Greisenthums, wie sie, meist hier üblich, der Energie des Charakters eigentlich widerspricht; er erschien als rüstige Männergestalt mit dunkelm Bart und Haar, mit kräftiger Stimme und entschiedener Bewegung. Vielleicht hat der Künstler dieser Partie, in welcher er den Londonern als neues Gestirn aufging, immer am glänzendsten gestrahlt, und Barrabas, der Jude von Malta, in der alten Tragödie Marlow's, bildete wol zu ihr den Pendant. Einen ungemeinen Erfolg, wie schon angedeutet,

hatte Kean als Lear. Er soll hier Kemble in der äußern Erscheinung und in Naturwahrheit übertroffen haben. Daß er in manchen Scenen die Tradition von Garrick benutzte, galt wol der persönlichen Aehnlichkeit mit. Auch war Kean der einzige, der jenem die komische Hauptrolle, den Tabackshändlerliebling Abel Drugger, nachspielte.

Daß der tragische Schwung jugendlicher und eigentlich heroischer Partieen dem Darsteller nicht wohl zusagte, daß er hier meist schwach und ungenügend sein mußte, scheint auf der Hand zu liegen und bestätigt sich durch manches Urtheil auch englischerseits. Wenn er solche Partieen gleichwol in Menge spielte und von ihnen eigentlich sein Hauptgeschäft machte, so erkennt man dabei die Convention des englischen Theaters, die eine besondere und an sich treffliche ist. Zuerst ausgehend auf das Geistige und sehr absehend namentlich von der äußern Persönlichkeit, fordert sie von dem Schauspieler vor allem die Shakspeare-Darstellung in ihrem ganzen Umfang, wobei aber wieder das Hauptgewicht eben auf das Heroische fällt. Sie nöthigt jenen so nicht selten, sich recht eigentlich in seiner Schwäche zu zeigen — der majestätische pathetische Kemble trat als Jago und Shylock auf und beabsichtigte sogar den Falstaff zu spielen —, bedingt ihm aber zugleich wieder eine gewisse Nachsicht in Anerkennung der Größe der Aufgabe und des Herkommlichen der Beschäftigung mit ihr. So wird allerdings manches hingenommen und gültig, was z. B. bei uns in solcher Art nicht eigentlich platzgreifen konnte, und das mag sich beziehen auf den vorliegenden Fall.

Man kann sich denken, wie der kleine, heisere, geistreich bewegliche Kean sich ungefähr ausnehmen mochte als Romeo, als Heinsporn Percy, als der heldenhafte Posthumus im „Cymbelin", als der jugendlich-schwärmerische Richard II., als der imponirende Cardinal Wolsey. Man denke sich ihn als Macbeth oder Hamlet und man wird nicht allzu verwundert sein dürfen, wenn z. B. Tieck, der ihn in London in diesen Rollen sah, sich über den berühmten Schauspieler höchlich enttäuscht fühlte. Er hat nicht ein Wort des Lobes für ihn, obgleich allerdings die geistreiche, echt schauspielerische Elasticität, die sich aus der Schilderung des Hamlet ergibt und die gerade der gewiß ihre Folge stets verbürgen wird, wol sich Beachtung verdient hätte. Kean spielte manche jener Partieen aus Rivalität mit Kemble. Lucie trieb ihn sogar zum Coriolan, wo die vollständige Niederlage — am 24. Januar 1820, die sich später bei Heinrich V. noch schlimmer wiederholte — durchaus begreiflich ist. In Cumberland's „Nab des Glücks", als der gemüthvolle Sonderling Penruddock, wird er Kemble ebenfalls wenig erreicht haben. Es war dies die bürgerliche Gestalt, in welcher jener neben der Majestät seiner Römerhelden durch Benehmme und liebenswürdige Herzenswärme entzückte.

Man denke sich den Darsteller endlich noch in den vielen gespreizten Heldenfiguren niedern Genres, die er neben den Shakspeare'schen zu spielen hatte, und man wird die stage-tricks namentlich auf diesem unpassendsten Gebiet erklärlich finden, die ihn hier, in greller Handwerkerei und herausgeputztem Wesen, wol oft sogar zum Komödianten machten. Man liest von einem Orest, bei dem er einmal durch einen sonderbaren, komödiantischen Aufputz mit weißseidenen Bändern überraschte, von einem Brutus, den er nur in ein paar Scenen zur Wirkung brachte, sonst monoton, sich im Ausdruck wiederholend, an die Brust schlagend, auf die Schenkel klatschend, herumsteigend im Proscenium. So wurde der Darsteller im großen und ganzen zu einer unklaren, unentschiedenen, doch eigentlich mittelmäßigen Erscheinung, die den Beifallslärm nur an bestimmten Einzelfällen wirklich rechtfertigte.

Letzteres wird ganz besonders geschehen sein bei Richard III., Kean's eigentlicher Glanzrolle, in der man ihn wol vorzugsweise auf den Thron Garrick's setzte. Auf sie bezogen die Verehrer ihren Fanatismus zumeist und vereinten sich gegen Rivalen in derselben beinahe zu einer Art von Bündniß. Der Schauspieler Meggett aus Edinburgh, der den Richard 1815 am Haymarkettheater spielte, wurde von ihnen in höchst grausamer Weise behandelt. Lord Byron sagt, daß Kean Richard selber sei, und fühlte durch diesen Darsteller sich neu angeregt für die Tragödie.

Es wirkt eigen, wenn man daneben den Bericht Tieck's hält, der so lautet: „Ich hatte schon Booth im Covent-garden-theater in dieser Rolle gesehen, der fast nur eine Copie von Kean ist und dessen Spiel kleinlich, gesucht und doch matt war. Das Original aber zeigt mehr Virtuosität in diesen Stellungen des Auffahrens, Starrens, Sichvergessens, u. s. w., woraus manche Scenen fast ganz bestanden. Richard fuhr aus seinem Schlafe auf. Aber wie! Er hatte sein bloßes

Schwert neben ſich; auf dieſes geſtützt, wollte er vorgehen, ſank in die Kniee, ſtürzte zurück, als er ſich doch erheben wollte, hielt nun den andern Arm hoch empor, der bis in die Fingerſpitzen hinein heftig zitterte, ſo zitternd, mit aufgeriſſenen Augen, ſtarrend, in ſtummer Angſt, bewegte er ſich auf den Knieen mit heftigen Convulſionen zwar, aber doch langſam, bis in das Proſcenium, immer zitternd und das Publikum mit offenen Augen anſchauend. Ich weiß nicht, wie lange dieſes thörichte, ſtumme Spiel währte, das mir wie die Künſtelei eines Seiltänzers erſchien; aber als er nun nach langer Zeit den Monolog herſagen wollte, mußte er wegen des übermäßigen Beifallklatſchens beinahe noch ebenſo viele Zeit warten, bevor er beginnen konnte."

A. W. Schneider.

Anregungen.

Rechtsſprüche alter Zeit.

Immer noch findet man Stimmen, welche von der Vergangenheit als von der guten alten Zeit mit unverſiegender Bewunderung reden. Wer die Geſchichte der Vorzeit nur mit einiger Aufmerkſamkeit ſtudirt hat, wird wenig finden, was im Vergleich zu den Zuſtänden der Gegenwart zu loben wäre. Allerdings darf man ſich nicht darauf beſchränken, von der Erhebung und dem Sturz der Mächtigen, von Fürſten und Heereslagern, von Schlachten und Belagerungen zu hören; man muß ſich herablaſſen, die Lage des geſammten Volks, ſeine Beſchäftigungen, ſeine Moralität, ſeine Anſichten über Recht und Unrecht, das Verhältniß der verſchiedenen Stände, die Rechtspflege, die Verwaltung einer Unterſuchung für werth zu halten. Darin beſteht der große Fortſchritt der neuern Geſchichtſchreibung, daß ſie es ſich zur Aufgabe ſtellt, das wirkliche Leben der Nationen zu ſchildern; es iſt begreiflich, daß ein Geſchichtſchreiber, der nach dieſem Ziele ſtrebt, ſich noch nach andern Quellen umſehen muß als nach Staatsverträgen, geſandtſchaftlichen Depeſchen und Schlachtenberichten.

Unter den neuern Schriften, welche den Zweck haben, die Kunde von den Verhältniſſen und der Lebensweiſe einer vergangenen Generation allgemeiner zu machen, heben wir ein Werk des Oberappellationsraths Dr. R. Brinkmann hervor: „Aus dem Deutſchen Rechtsleben. Schilderungen des Rechtsganges und des Culturzuſtandes der letzten drei Jahrhunderte auf Grund von ſchleswig-holſtein-lauenburgiſchen Acten des kaiſerlichen Kammergerichts" (Kiel, Homann, 1862). Der Verfaſſer iſt der juriſtiſchen Welt als Rechtslehrer in Göttingen und Kiel, dann als langjähriges thätiges Mitglied des ſchleswig-holſteiniſchen Obergappellationsgerichts wohlbekannt. Das vorliegende Werk iſt in rechtsgeſchichtlicher, weit mehr aber noch in culturhiſtoriſcher Beziehung in hohem Grade intereſſant und belehrend.

Die Einleitung gibt eine überſichtliche Darſtellung der Verfaſſung und des Verfahrens bei dem Kammergericht. Bis zu Ende des Mittelalters gab es in Deutſchland keine ſtändigen, collegialiſch geordneten Reichsgerichte, und der Gerichtsbarkeit, die der Kaiſer an höchſter Stelle ausübte, unmittelbar über die Reichsfürſten und Reichsſtädte, mittelbar über jeden Unterthan, der gegen Urtheile der Landesgerichte Berufung oder Beſchwerde einlegte, mangelte es faſt vollſtändig an Anſehen und Nachdruck. Man war gewohnt, auf eigene Fauſt ſich Genugthuung für erlittene Unbilden zu verſchaffen, und das Fehderecht ward im Mittelalter nicht allein vom hohen Adel, von der Reichsritterſchaft, der hohen Geiſtlichkeit und den Reichsſtädten in Anſpruch genommen, auch der mittelbare Landadel, ſelbſt einzelne Bürger hatten es ausgeübt und ungeſtraft dem Geſetz, den Landgerichten, ihren eignen Fürſten Trotz geboten. War auch das Fehderecht an gewiſſe Regeln gebunden, es war klar, daß ein ſolcher Zuſtand das Anſehen des Reichsoberhaupts unendlich beeinträchtigen mußte; die Kaiſer waren daher fortwährend bemüht, daſſelbe zu beſchränken. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts war unter Friedrich III. ein unvollkommener Verſuch zur Errichtung eines ſtändigen höchſten, von dem Hofgericht, in dem der Kaiſer ſelbſt die Gerichtsbarkeit übte, unabhängigen Gerichtshofs gemacht, dem es aber an rechter Lebensfähigkeit mangelte. Endlich wurde 1495 ein ewiger Landfrieden verkündet, wodurch das Fehderecht für immer abgeſchafft und ein Kammergericht eingeführt wurde, das 1555 ſeine vollſtändige Einrichtung erhielt. Das Jahr 1495 bildet demnach eine bedeutende Epoche in der Rechts- und Culturgeſchichte des deutſchen Volks.

Aber wir würden ſehr irren, wenn wir annehmen wollten, daß mit der Einſetzung des Kammergerichts die Befehdung der Privaten unter ſich ein Ende genommen hätte. Nicht blos reichsunmittelbare Ritter wie Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen boten von ihren Burgfeſten aus der kaiſerlichen Autorität und den kammergerichtlichen Mandaten Trotz, auch Männer weit geringern Standes ſcheuten ſich nicht, in offenen Schreiben ganzen Städten und politiſchen Körperſchaften kund zu thun, daß ſie willens wären, ihnen Schaden zu thun, wo und wie ſie es vermöchten. In welcher Ausdehnung viele Jahre nach der Verkündigung des ewigen Landfriedens Eigenmacht und Selbſthülfe geübt wurde, davon liefert das Werk Brinkmann's überraſchende Beiſpiele. Ein einfacher Kaufmann in Berlin ſendet einen offenen und unterſiegelten Brief an Lübeck, damals noch eine

Jeffry.

Und überhaupt — Ihr ſeid ja auch durch's Examen gefallen.

Dakel.

Ich? Durch's — Examen gefallen?

Cäſar.

Wir wiſſen's recht gut; Ihr ſteht lieber in der Küche und ſeht, ob die Speiſen nicht verſalzen ſind. Hehe!

Jeffry.

Geht des Abends ſpät aus dem Hauſ', und kommt am folgenden Morgen erſt wieder; wir werden Alles dem Vater ſagen.

Dakel.

Ich bin harthörig! Alſo: Wenn ich geliebt haben werde. Nehmt Eure Bücher; lernt was, ſo wißt Ihr war! Non scholae, sed vitae discimus. Conſtruiren wir mal gleich dieſen Satz! Non —

Jeffry und Cäſar.

Heißt nein; und abermals nein!

Jeffry.

Heda Toms!

Cäſar.

Toby!

(Die beiden Bedienten kommen.)

der mächtigsten Städte des Reichs, ein dithmarsischer Bauer raubt, sengt und plündert in seinem Vaterlande lange Jahre hindurch von den Nachbarländern aus, blos aus Rache dafür, daß er rechtskräftig zur Zahlung einer Schuld von 40 Gulden verurtheilt war. Ein holsteinischer Edelmann überfällt auf lübecker Gebiet einen armen Tagelöhner, der, ohne ein Leibeigener zu sein, auf seinem Gute gelebt hatte, und läßt ihn unter Martern hinrichten. Blutrache von seiten der Familie eines Erschlagenen, Ueberfälle reisender Kaufleute wegen vermeintlicher Forderungen an Landsleute derselben, Gefangennehmung und grausame Behandlung wegen angeblicher Privatschulden gehörten noch bis in das 17. Jahrhundert hinein zur Tagesordnung.

Es versteht sich, daß das Kammergericht unter solchen Umständen mit Klagen wegen Landfriedensbruche überhäuft war. Aber wie sah es mit dem Schutz aus, den dasselbe zu gewähren bestimmt war? Einen festen Sitz hatte dies höchste deutsche Gericht anfänglich nicht, bald aber wurde Speier und später, nach der schrecklichen Verwüstung des linken Rheinufers durch die Franzosen vom Jahr 1689, Wetzlar als solcher gewählt. Das Amt des Kammerrichters, der den Vorsitz führte, war ein so angesehenes, daß sich zuweilen selbst geistliche Kurfürsten mit demselben betrauen ließen. Beisitzer waren anfänglich 16, später 25, nach dem Dreißigjährigen Kriege wurden 50 beliebt, dazu gab es begreiflich ein ganzes Heer von Unterbeamten; es lag also eigentlich nicht an der Zahl der Angestellten, wenn ein Rechtsstreit länger als ein Menschenalter dauerte, ohne daß ein Ende abzusehen gewesen wäre. Und doch war dies nicht etwa selten, es war im Gegentheil ganz gewöhnlich, daß die Rechtsstreitigkeiten vor dem Kammergerichte sich hinschleppten, bis die ursprünglich Betheiligten längst im Grabe lagen und die Erben entweder jedes Interesse an der Fortführung des Processes verloren hatten oder es müde geworden waren, einen endlosen Streit noch mehr in die Länge zu ziehen. Unter den dreiunddreißig Fällen, von denen der Verfasser berichtet, befanden sich nur zwei oder drei, die durch ein Endurtheil entschieden worden sind.

Das Verfahren vor dem Kammergericht war in einer Weise langsam, von der es uns schwer wird, uns eine Vorstellung zu machen. Im Gegensatz zu dem alten deutschen Gerichtsverfahren war es schriftlich und damit zugleich heimlich geworden. Die Schriften der Advocaten arteten bald in entsetzlich weitschweifige, geschmacklose, mit Citaten überhäufte Darstellungen aus. Das zu Protokoll dictirte Referat des zum Berichterstatter gewählten Beisitzers währte nicht selten drei Jahre und darüber. Dann kamen Ladungen (sogenannte kaiserliche Briefe), Rechtsausführungen, Beweise und Gegenbeweise, Gesuche, Zwischenbescheide in unglaublicher Anzahl. Und wenn jemand das seltene Glück hatte, ein günstiges Urtheil aus der Kanzlei des Kammergerichts zu erlangen, war es dann der Vollstreckung gewiß? Allerdings hatte das Gericht das selbständige Recht der Execution, allein in der Wirklichkeit fehlte es ihm zu oft an Macht, seine Richtersprüche in Vollzug zu setzen. Es war in jener Zeit schon viel, wenn der Einfluß hochgestellter Persönlichkeiten nicht auf den ganzen Gang eines gerichtlichen Verfahrens wesentlich eingewirkt hatte; ganz unmöglich aber war es häufig, die Ausführung eines Urtheils ins Werk zu setzen, wenn dieselbe dem Interesse oder der persönlichen Neigung eines Mächtigen widerstritt.

Wir wollen in möglichster Kürze von einem der vom Verfasser erzählten Rechtsfälle berichten, der hinlängliches Licht über die Denkweise jenes Zeitalters und über das Verfahren verbreitet, welches man bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten beobachtete. Es ist dies der 25., S. 272 fg. erzählte, Fall.

Simon Azuardo, auch Hasewart genannt, der, aus Belgien stammend, sich in Hamburg niedergelassen hatte und dort große Geschäfte betrieb, nahm im Jahre 1620 Adrian Cornelius aus Verden, eines angesehenen Kaufmanns Sohn, als Kaufer in Dienst. In seinem schriftlichen Vertrage verpflichtete er sich zu fünfjähriger Dienstzeit und unter anderm dazu, die Anordnungen seines Herrn „ohne Knorren" zu befolgen. Aber nach Ablauf des vierten Jahres, während welcher Zeit ihm sehr beträchtliche Summen, nach Azuardo's Angabe vier Tonnen Gold, anvertraut gewesen waren, erhielt er seinen Abschied, weil er sich zu sehr gefühlt, nicht gehorsam gewesen, auch die Geschäfte vernachlässigt habe. Bald nach seinem Austritt verbreitete sich das Gerücht und wurde auf der Börse wiederholt, daß er in zu vertraulichem Verhältnisse zu der etwa vierundzwanzigjährigen Schwester seines Principals gestanden; doch wurde es von ihm selber beharrlich in Abrede gestellt, daß er Urheber dieses Gerüchts gewesen. Daß Azuardo im Namen der ganzen Freundschaft, d. h. Verwandtschaft, gegen diese Beschuldigung auftrat, lag ganz im Geiste des Zeitalters. Statt aber den geraden und redlichen Weg der Klage bei den hamburgischen Gerichten zu betreten, wandte er sich an einen Freund, den großen Kaufmann Alexander della Rocha, einen „spitzfindigen" Italiener, der in geschäftlicher Verbindung mit dem regierenden Grafen Ernst zu Holstein-Schaumburg stand und von diesem den merkwürdigen Befehl an den gräflichen Amtmann in Pinneberg auszuwirken wußte, daß Adrian wegen etlicher Injurien, die er über Hasewart's Schwester „ausgegossen" haben solle, im Fall derselbe sich in der gräflichen Gerichtsbarkeit betreten ließe, zu verhaften und gegen selbigen zu verfahren sei. Auch schämte sich der Graf nicht, die Weisung einer Geldererpressung unter dem Vorwande der Strafe und des Ersatzes für Kost diesem Befehl hinzuzufügen.

Als Cornelius am 25. Mai 1604 sich von Hamburg aus arglos in die Kirche des pinnebergischen Dorfes oder Fleckens Altena (so wird das jetzige Altona in den Akten bezeichnet) zum Gottesdienst be-

geben hatte, wurde er im Herausgehen von gräflichen Dienern und Unterthanen ergriffen, so unbarmherzig gebunden, daß ihm das Blut unter den Nägeln hervordrang, nach Pinneberg geschleppt und dort in Eisen gelegt. Hier erhob Simon Hasewart eine „peinliche" Injurienklage, in welcher er, insbesondere auf Grund der kursächsischen Landesordnung vom Jahre 1578, wonach derjenige, welcher sich leichtfertig berühmt, ohne es beweisen zu können, mit Ehefrauen, Jungfrauen oder Witwen ungebührlichen Umgang gehabt zu haben, neben Widerruf mit willkürlicher Strafe, als Gefängniß, geistlicher oder ewiger Landesverweisung, Staupenschlag, nach Gelegenheit der Umstände bestraft werden solle, darauf antrug, daß „peinlich Beklagter" der beleidigten Person öffentlichen und gerichtlichen Widerruf thun und mit der nach der Landesgerichtsordnung angedrohten Leibesstrafe belegt werden solle.

Eine Bittschrift des Cornelius mit dem so natürlichen als billigen Verlangen, daß Hasewart angehalten werden solle, ihn seiner Haft zu entlassen und ihn in Hamburg zu belangen, blieb ohne Erfolg; ebenso eine in Pinneberg eingebrachte schriftliche Darlegung der Ursachen, weshalb er niemals schuldig sein könne, sich der Gerichtsbarkeit in Pinneberg zu unterwerfen, verbunden mit dem Anerbieten eines Bürgschaftsscheins, sich jedergeit, „lebendig oder todt", an dem gebührenden Orte zu stellen, wo Simon Hasewart ihn gerichtlich belangen wollte.

Um dem Unglücklichen zu Hülfe zu kommen, hatten sich indessen seine Verwandten an die Staaten der Vereinigten Niederlande gewandt, und die Fürsprache dieser mächtigen Conföderation bewirkte, was Recht und Menschlichkeit nicht vermocht hatten, der Graf begann einzusehen, daß die Klage doch „vornehmlich" nur auf einen Widerruf gerichtet sei, auch die kurfürstlich sächsischen Constitutionen in seinen Landen keine Gültigkeit hätten. Er befahl daher jetzt nach achtwöchiger Haft, den gefangenen Cornelius „gegen genugsamen Vorstand, welchen er mit Bürgen, in seinem Lande gesessen, bestellen soll", in Freiheit zu setzen. Von seinen Gegnern wurde, obgleich die Acten davon nichts enthalten, behauptet, daß er bei seiner Entlassung eidlich gelobt habe, an seinen Verfolgern keine Rache zu üben.

Auf angebliche Verletzung dieser Urfehde gestützt und mit Hülfe Alexander's della Rocha, der sich, obwol ihn ganz und gar keine Parteirolle zukam, abermals in den Proceß mischte, erwirkte Hasewart einen neuen Befehl von seiten des Grafen an den Amtmann von Pinneberg, den Beklagten wiederum einzuziehen und an die vorige Stelle zu setzen, weil „vor ihm ziemlich ausgeführt worden, daß Adrian Cornelius sein beschworenes Gelübd und Urfehde nicht gehalten, sondern auf freier Straße und der Börse in Hamburg sich frech und muthwillig gegen Simon Hasewart und Alexander della Rocha ergeigt habe".

Es gelang nun zwar nicht, des Angeklagten wieder habhaft zu werden, dagegen wurden seine Bürgen nach Pinneberg geführt und „verstrickt", d. h. sie mußten sich in einem Wirthshause einquartieren, welches sie nicht verlassen durften, ein damals übliches Sicherungsmittel, das dem Verstrickten beträchtliche Kosten verursachte. Um die Freilassung derselben zu bewirken, begab sich Cornelius persönlich nach der Residenz des Grafen, Stadthagen, wurde hier aber selbst wiederum seiner Freiheit beraubt. Dies geschah am 6. September 1604 und der Proceß blieb nun bei der Kanzlei oder dem Hofgericht in Stadthagen anhängig.

Unterdessen begann es sich zu zeigen, daß Hasewart, soweit es die Ehre seiner Schwester betraf, weit klüger gethan hätte, wenn er geschwiegen, denn Cornelius brachte den Beweis bei, daß dieselbe vor mehreren Jahren bereits unehelich geboren habe. Dennoch betrieb er eifrig die Abhörung einer Menge von Zeugen, während zu des Cornelius Gunsten Fürschreiben vom Statthalter Moritz von Oranien und vom Bürgermeister und Regierenden der Stadt Leyden einliefen. Nach Abhörung einer Rechtsbelehrung der Juristenfacultät zu Marburg vom 20. Januar 1605 erhielt Cornelius am 16. März desselben Jahres seine Freiheit wieder und nachdem die Sache nach Abhörung sämmtlicher Zeugen spruchreif geworden war, erkannte ein von Heidelberg eingeholtes, am 2. Mai 1606 eröffnetes Urtheil: daß peinlich Angeklagter von der Anklage zu entbinden, Ankläger auch schuldig sei, demselben wegen gefänglicher Einziehung und zugefügter Schmach und Schäden Abtrag zu thun und die Gerichtskosten zu entrichten.

Wider dieses Urtheil wandte Hasewart die Appellation an das Kammergericht ein. Diese war ohne Zweifel in einer als Criminalklage eingeleiteten Sache nicht zulässig, da das Kammergericht blos für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten competent war; doch gelang es dem unermüdlichen Ankläger, auf die eingelegte Appellation bei dem Kammergericht Processe auszubringen. Für die Schreibseligkeit der damaligen Richter und Anwalte diene als Beweis, daß die Abschrift der gegen Zahlung von 29 Thalern 4 Groschen „Fürstenmünz" eingelösten Acten des Hofgerichts 726 Blätter, die Probationsschrift des Anklägers allein 290 Seiten umfaßte. In Speier fanden Audienzen über Audienzen statt, die Parteien wechselten Schriften bis zur Triplik, auch die hohen Fürsprachen ruhten nicht und endlich widerfuhr dem Cornelius das außerordentliche Glück, daß in dieser freilich völlig klaren Sache am 16. November 1610 ein Erkenntniß folgte des Inhalts: Daß diese Sache durch Appellation an das kaiserliche Kammergericht nicht erwachsen, sondern an den Richter voriger Instanz zurückzuweisen sei, unter Verurtheilung des Appellanten in die Kosten.

Noch immer ruhte Hasewart (oder vielleicht seine Schwester?) nicht. Er schritt zum äußersten Rechtswege, den die Reichsgesetze in übertriebener Sorge, die Rechtspflege nicht gründlich genug üben zu können, sogar noch gegen das Urtheil des höchsten Gerichtshofs offen gelassen

hatten, der Revision, einem Rechtsmittel, über welches die nächste Reichs-Visitationscommission zu urtheilen gehabt hätte. Wirklich wurde von seiner Seite bei der mainzer kurfürstlichen Kanzlei in Aschaffenburg die Bitte um Ausfertigung der Revision im Betreff obigen Urtheils vorgetragen und vom Anwalte Haferwerk's am 10. Mai 1649 in der Audienz des Kammergerichts der Antrag gestellt, ihm zur Leistung des Revisionseides zuzulassen, wogegen des Cornelius Anwalt die Bitte vortrug, den Appellanten damit nicht zu hören, weil die Revision zur Verhinderung der Executionsmittel muthwilligerweise gesucht worden und dies eine Criminalsache sei. Ein Bescheid des Kammergerichts ist nicht erfolgt. Auch verlautet nichts von einer Satisleistung an den Verletzten. Die vom Cornelius in Stadthagen überreichte Kostenrechnung, darin begriffen seine und seines Schwagers Reisen von Lemgo nach Hamburg und von Hamburg nach Stadthagen, beläuft sich auf die für jene Zeit ungeheure Summe von 1220 Thlrn. 8 Schill. 6 Pf., ungerechnet die Entschädigung für die Schmach und die erduldete Haft. Noch im Jahre 1613 klagt er gegen den Grafen Ernst zu Schaumburg auf Entschädigung für ungerechte Anklage und Verhaftung, weil sich dieser mündlich verbürgt hatte, und fordert 12113 Thaler.

Es ist dies einer der wenigen Fälle, wo das Kammergericht wenigstens eine Entscheidung abgibt, wenn auch nur — über seine Incompetenz. Wir enthalten uns aller weitern Anmerkungen über dieselben. Wenn aber wegen einer durch nichts erwiesenen, sondern entschieden abgeleugneten Injurie einem jungen Mann aus angesehener Familie eine solche Handlung widerfahren konnte, wie mußte alsdann der Zustand der niedern Volksclasse sein! Und in der That enthält das vorliegende Werk einen Ueberfluß von Beweisen, wie wenig Schutz diesen die Gesetze gewährten. Wer die Vergangenheit genau kennt, wird sich sicherlich nicht geneigt fühlen, dieselbe wieder herbeizuwünschen oder mit Mißmuth und Verdruß auf die Zeit zu blicken, in der wir leben.

Wer war der Dichter des Nibelungenliedes?

Ein Vortrag von Franz Pfeiffer. „Der Dichter des Nibelungenliedes" (Wien, Hof- und Staatsdruckerei, 1862), beschäftigt sich mit der Beantwortung dieser vielbestrittenen Frage. Sehr richtig geht der Verfasser bei seiner Untersuchung von der metrischen Form des Liedes aus, denn diese bildet ohne Zweifel das wesentlichste Moment. Im frühen Mittelalter bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts war es ein feststehendes Gebot, daß die Singweise eines Dichters nicht unverändert von andern benutzt werden durfte; der Gründer blieb Eigenthümer seiner Erfindung; man hatte den Ausdruck „Tönedieb". Nicht zum Vortheil der epischen und lyrischen Kunst. Denn es leuchtet ein, daß der Zwang, stets neue Versweisen zu schaffen, zur Ueberkünstelung und zur leeren Formspielerei führen mußte.

Der älteste bekannte deutsche Liederdichter ist an erkanntermaßen der Kürnberger, aus einem edeln Geschlecht, dessen Stammschloß unweit Linz an der Donau auf einem Bergrücken lag, der noch jetzt der Kürnberg heißt. Seine Zeit fällt wahrscheinlich in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts. Die mit Sicherheit ihm zugehörigen, uns erhaltenen Strophen, nur 15 an der Zahl, sind genau die des Nibelungenliedes, und es darf als erwiesen betrachtet werden, daß auch letzteres seinen Ursprung an der Donau hat. Das sind nicht unwichtige Gründe. Weiter führt der Verfasser zur Unterstützung seiner Ansicht verschiedene, aus der Aehnlichkeit von Form und Inhalt zwischen dem Nibelungenlied und den Strophen des Kürnberger hergenommenen Momente an; er wagt selbst die Vermuthung aufzustellen, daß der Sänger ein Magnus von Kürnberg sei, der neben andern desselben Geschlechts in oberösterreichischen Urkunden genannt wird und der am Hofe des prachtliebenden Bischofs Reginmar von Passau die beste Gelegenheit hatte, das über hundert Jahre früher entstandene lateinische Buch von den Nibelungen zu studiren und ebendaselbst Anerkennung seines Talents zu finden sicher war. Nur liegt uns nicht das Gedicht in seiner ursprünglichen Form vor, sondern in einer 50—60 Jahre frühern Umarbeitung. Hiernach mag auch uns der Kürnberger als Verfasser jenes Heldengesangs wenigstens so lange gelten, bis das bessere Recht eines neuen Prätendenten erwiesen ist, worin bei der Conjecturensucht unserer Gelehrten keine Gefahr.

Unterhaltungsliteratur.

XXI.

„Nachtwelken und Lichtstreifen. Originalnovellen für Freunde schauerlicher wie heiterer Anregung. Aus den Papieren eines Musikers. Herausgegeben von Gustav Nicolai, Verfasser von „Italien, wie es wirklich ist", u. s. w. (Leipzig, Kollmann, 1862), zeugen trotz des ungeheuerlichen Titels, was Erfindung und Gestaltung betrifft, von Erzählungstalent. Prägnante und rasch fortschreitende Handlung und wirkungsvolle, aber zur sinngerechten Spannung des Lesers nicht immer hinlänglich genug vorbereitete Situationen erzielen größtentheils eine günstige Wirkung. Nur ist überall das Grobsinnliche, Sinnliche zu überwiegend und verräth sich zu sehr jene Tendenz zur Effekthascherei, wovon schon obiger Titel eine Probe gibt. Wahnsinn, Lebendigbegrabenwerden, Mord und Todtschlag aller Art deckt über die maßen das Versprechen „schauerlicher" Anregung. Unter den Novellen heiterer Anregung sind „Die beiden Julien" ebenfalls zu sehr auf den äußerlichen Effekt gearbeitet, der sich hier, wo das Thema die betrügerische Unterschiebung einer falschen Braut bildet, leider so sehr ins ungefällige Gebiet verirrt, daß wir die Aufnahme dieser Erzählung in die Sammlung nur bedauern können. Die mit viel Gewandtheit für die Intrigue und mit

französischer Pikanterie geschriebenen „Versuchungen", in denen die Treue einer jungen Gattin auf die Probe gestellt wird, würden, dramatisch bearbeitet, ein artiges Lustspiel abgeben. „Der Alterthümler" ist eine originelle Satire auf unsere moderne Antiquitätenjägerei. Sie spielt 2000 Jahre nach unserer gegenwärtigen Zeitrechnung. Unser zum Vasallenstaat der ostlich-europäischen Weltmacht, d. i. Russlands, und in halbe Barbarei herabgesunkenes und verödetes Deutschland, dessen Hauptstädte nur noch elende Ortschaften sind, gibt in den aus seiner klassischen Vorzeit, d. i. den Tagen von heute, aufgefundenen Reliquien und namentlich in einem „unter den Ruinen von Halle" ausgegrabenen Bierseidel eines Studenten dem berühmtesten Alterthumsforscher der nordischen Weltnation Gelegenheit, seine philologischen und archäologischen Kenntnisse über die classische Periode Deutschlands in einer Weise zu entwickeln, die für den deutschen Leser von komischer Wirkung ist.

„Mein Eden. Eine münchner Geschichte aus den Zeiten Karl Theodor's von Hermann Schmid (München, Fleischmann, 1862), schildert das peinliche Misverhältniß, in welchem sich dieser Fürst zu den Bewohnern seiner bairischen Residenzstadt befand.

Karl Theodor, der, seit er, ein achtzehnjähriger Jüngling, als Kurfürst von der Pfalz zur Regierung kam (1743), von seinen pfälzischen Unterthanen und namentlich seinen Mannheimern als ein würdiger und gütiger Regent, als Beschützer des Ackerbaues und der Industrie, der Künste und Wissenschaften geachtet und geliebt wurde, konnte sich seltsamerweise, als er in seinen spätern Lebensjahren, ein Zunfziger schon, auch Kurfürst von Baiern wurde (1778), nie die Sympathie seiner neuen Unterthanen und am wenigsten der Münchner gewinnen. Mit Vorurtheilen gegen dieselben kam er in seine neue Residenz und die offen von ihm zur Schau getragene Abneigung gegen einen Volksstamm, dessen minder gute Eigenschaften, wie Derbheit und Ungelenkigkeit, er nur sah oder sehen wollte, während er dessen Tugenden, unter denen Treue und Ergebenheit obenan stand, verkannte, entfremdete ihm diesen vollends, seitdem sich wiederholt seine Neigung verrieth, Baiern an Oesterreich zu verhandeln. Zudem war seine Regierung in Baiern eine entschieden reactionäre. Was seine Vorfahren, besonders der letzte, der treffliche Maximilian III. (1745—77), in kirchlichen Reformen begonnen hatten, hob Karl Theodor wieder auf. Die Wissenschaften wurden in Fesseln geschlagen, die Lehre der Kant'schen Philosophie sowie die Geschichte der Philosophie wurde verboten und auf den Gymnasien das Griechische aufs äußerste beschränkt. Alle Vereine wurden aufgehoben und untersagt, der Orden der Illuminaten auf das härteste verfolgt. Die Befürchtung vor den Folgen und dem Beispiel der dann ausgebrochenen Französischen Revolution verschärfte diesen Terrorismus. Horcher und Spione durchzogen das Land; selbst das Postgeheimniß wurde verletzt. Im „Gelben Zimmer" der Residenz lagte ein vom Kurfürsten mit unbeschränkter Vollmacht über alle Gesetze und Gerichte, über Leben und Tod ernannter geheimer Ausschuß, dem der gefürchtete „Einsprämer" seine Opfer zur Tag- und Nachtzeit zuführte. Mittelalterliche Strafen und Torturen kamen wieder in Ausübung, sogar die schreckliche „Eiserne Jungfrau" durfte wieder ihre Rolle spielen. Unterdessen wurden die Einkünfte des Landes von des Kurfürsten Günstlingen und zahlreichen natürlichen Kindern aufgezehrt. Wol geschah manches zur Verschönerung der Residenzstadt und ihrer Umgebung, aber nur auf Kosten der Bürger und Bauern. Der Unzufriedenheit der Münchner machte sich mehrfach in Gährungen und Ausbrüchen Luft und nur die ungestörbare Treue und Ergebenheit gegen den von Gottes Gnaden ihnen gesetzten Herrscher konnte die Nachahmung der Französischen Revolution verhindern.

Hermann Schmid hat diese bedrohlichen Zustände in seiner Erzählung, die während der letzten Lebenstage des schon vierundsiebzigjährigen Kurfürsten spielt und mit dessen durch einen Schlaganfall erfolgtem plötzlichen Tode (17. Februar 1799) endigt, anschaulich und in wirksamen Situationen dargestellt. Er hat zugleich eine Ehrenrettung des fast von niemand betrauerten Fürsten versucht, indem er den von Natur mit einem guten Herzen Begabten als das bemitleidenswerthe Opfer eigener Verblendung, vor allem aber der Ränke und Intriguen der Kirche und nichtswürdiger Günstlinge, wie seines Beichtvaters, des Jesuiten Pater Frank, und des Geheimraths von Lippert, erscheinen läßt und ihm sogar noch im letzten Augenblick, nachdem er von einem braven münchner Bürger (Balthasar Kugler, der Wirth „Zum bairischen Dimitel", ist ein Mann nach dem Herzen des Volks) über die wahre Sachlage des Misverhältnisses und Misverständnisses zwischen Fürst und Volk aufgeklärt worden, die redliche Absicht einer Umkehr zum Bessern vindicirt. Die lokaltreue Schilderung des alten München und seines Volkslebens im Wendepunkt des 18. und 19. Jahrhunderts aus Schmid's gemüthlicher Feder hat etwas besonders Anziehendes. Auch das novellistische Element gewährt Interesse und wird durch seine populäre Haltung dem beliebten Erzähler viele neue Freunde in den Bürger- und Volksschichten erwerben.

Zu den zwei Ausgaben von Andersen's „Neueste Märchen und Erzählungen", die wir schon früher anzeigten, ist jetzt noch eine dritte, eine freie Uebersetzung des dänischen Originals von O. F. von Jenssen-Tusch (Altona, Hammerich, 1862), hinzugekommen.

(Hierzu eine Beilage: **Neues aus der Welt.**)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die nordische Heirath. — Frankfurt oder Weimar? — Die Handwerkszünfte nach London. — Reiseskizzen aus England. IV. — Aus der Bühnenwelt.

Die nordische Heirath.

* Man hat oft gesagt, ein König von England habe große Macht, Gutes zu thun, aber keine, Böses zu thun. Diese Behauptung enthält natürlich einen innern Widerspruch. Wo Macht ist, läßt sich dieselbe auch mißbrauchen, und es würde durchaus nicht schwer sein, Fälle aufzuführen, in denen englische Könige auch seit der Enthauptung der Stuarts und seit der „Erklärung der Rechte" ihren Einfluß nicht zum Segen des Gemeinwohls angewandt haben. Allerdings ist die Gefahr nicht groß, daß ein König von England jemals mit seinem Volke in einen ernsthaften Conflict gerathen könnte, denn die Ehrfurcht vor dem Gesetz wurzelt in den Engländern tiefer als die Furcht vor dem Herrscher. Wenn er es unternehmen wollte, im Widerspruch mit den Grundgesetzen des Reichs zu regieren, Steuern aus eigener Machtvollkommenheit zu erheben, Richter nach eigenem Gutdünken zu entlassen, auf bloßen königlichen Befehl hin Verhaftungen vorzunehmen, so würde vielleicht noch keine Revolution entstehen, aber es würde ihm kaum möglich sein, Werkzeuge zur Geltendmachung seines rechtswidrigen Wollens zu finden, und wenn dennoch dem Gesetze zum Trotz eine Verletzung der Rechte einzelner vorkäme, so würden sich die Gekränkten schnell und wirksam auf das Gesetz berufen, der König würde sehr ernst und nachdrücklich an seinen Krönungseid erinnert werden und kein Arm würde sich zu seinem Schutze erheben, wenn er so unklug sein könnte, bei seinem Verhalten zu beharren. Seit 116 Jahren ist in England kein Aufstand vorgekommen, der bedeutender gewesen wäre als ein Straßentumult.

In unumschränkten Monarchieen haben sehr gewöhnlich die persönlichen Neigungen des Herrschers einen großen Einfluß auf die äußere und innere Politik; es sind daher seine Ehebündnisse oft von weitgreifender Bedeutung gewesen. Aber in England, wo das Unterhaus die höchste Macht im Staate ist, wo dem Könige unmöglich ist, im Widerspruch mit dem allgemeinen und entschieden ausgesprochenen Willen seines Volks zu regieren, fällt es niemandem ein, die Wahl des Fürsten oder Ihrer Erben beeinflussen zu wollen oder ihr eine hohe Bedeutsamkeit beizulegen. Es ist bekannt, daß die Vermählung der jetzigen Königin allein eine Sache freier Neigung war und daß Prinz Albert es verstand, nicht blos diese Zuneigung bis zu seinem tiefbetrauerten Ende zu bewahren, sondern auch das Vertrauen der starrsinnigen Insulaner in einem Maße zu gewinnen, wie es bei einem Ausländer auffallend war.

Die Verlobung des einundzwanzigjährigen Prinzen von Wales mit der drei Jahre jüngern Prinzessin Alexandra von Dänemark, einer Tochter des Landes, dessen Feinde wir vor wenig Jahren waren und dessen Freunde wir in wenig Jahren wieder werden können, hat in manchen Kreisen eine gewisse Unruhe hervorgerufen, aber sicherlich mit ebenso wenig Grund, als die sanguinischen Hoffnungen begründet waren, welche manche an die Vermählung des Kronprinzen von Preußen mit der Prinzessin Victoria knüpften. So ist schwer zu glauben, daß die Liebe der künftigen Königin von Preußen zu ihrem Heimathlande einen bestimmenden Einfluß auf die Politik Preußens äußern werde, vollkommen gewiß ist es aber, daß kein englischer Minister, welcher Partei er angehöre, es wagen würde, seine politischen Maßregeln durch Rücksicht auf eine Fürstin, die nur noch durch ihre Geburt seinem Lande angehörte, zu rechtfertigen. Ärztlich werden sich die Interessen Englands und Deutschlands in einer europäischen Frage nicht ganz leicht kreuzen. Deutschland besitzt keine überseeischen Colonieen und auch der sanguinischste Fürsprecher für eine deutsche Seemacht wird kaum hoffen, daß diese in unserer und der nächsten Generation der englischen ernstlich werden könnte.

Anders ist das Verhältniß Englands zu Dänemark. Die letzte Verbindung der Königshäuser dieser beiden Reiche erweckt trübe Erinnerungen. Es war die Vermählung der jugendlichen, schönen, unglücklichen Schwester Georg's III., Karoline Mathilde, mit Christian VII., den trübe Ausschweifungen in Geisteskrankheit gestürzt hatten. Der einzige Sohn dieser Ehe war Friedrich VI., der lange für seinen geisteskranken Vater die Regierung führte. Er glaubte sich von England beleidigt und warf sich mit Leidenschaft in das Bündniß mit Napoleon, welches das Bombardement Kopenhagens, die Wegnahme der Flotte und endlich, nachdem er zu spät die Versöhnung mit den Alliirten versucht hatte, den Verlust Norwegens zur Folge hatte.

Die beiden Söhne Friedrich's VI. starben bald nach ihrer Geburt. Im Volke wurde geglaubt und wird noch heute geglaubt, daß dieselben von der ränkevollen Stiefmutter Christian's VII. beseitigt wären, um ihren eigenen Sohn, den Erbprinzen Friedrich, oder dessen Nachkommen auf den Thron zu bringen. Bekanntlich folgte auch dessen Sohn Christian VIII., der Vater

des letzten Königs. Aber seit lange ist die Hoffnung auf Fortpflanzung dieses Stammes aufgegeben. Mit dem jetzigen König und seinem Oheim, dem Erbprinzen Ferdinand, erlischt die königliche Linie des oldenburgischen Hauses.

Die herzoglichen, vor der Einführung der Souveränetät vom Jahre 1660 abgezweigten Linien nehmen kein Erbrecht auf das Königreich in Anspruch, das bis 1660 ein Wahlreich war; desto fester halten sie an Schleswig-Holstein, in welchem schon seit 1460 unbezweifelt die agnatische Erbfolge galt. Die älteste dieser Linien ist das Haus Schleswig-Holstein-Sonderburg, das sich wieder in die Linien Augustenburg und Glücksburg theilt. Es folgt das Haus Gottorp, das den russischen Thron innehat, dann das seit 1809 entthronte schwedische Königshaus und endlich das Haus Oldenburg.

Der Vater der Prinzessin Alexandra ist der vierte Sohn des 1831 verstorbenen Herzogs Wilhelm von Glücksburg. Er ist der einzige unter den Prinzen seines Hauses, welcher im Kriege von 1848 gegen sein Vaterland das Schwert zog, während für dasselbe zehn Prinzen Schleswig-Holsteins kämpften, seine Brüder und Vettern. Sein Abfall wurde mit dem Titel eines Prinzen von Dänemark belohnt und das Protokoll von Warschau am 5. Juni 1851 sowie der Londoner Traktat vom 8. Mai 1852 bezeichnen ihn als den Erben der gesammten dänischen Monarchie.

Das Resultat dieser Verhandlungen ist nicht der kleinste unter der Reihe von diplomatischen Siegen, welche Rußland in den Jahren des Rückschlags nach der Bewegung von 1848 über Deutschland erfocht. Nicht blos, daß die ganze Verhandlung nach dem Interesse Rußlands geleitet und beendet wurde und daß die deutschen Fürsten Schleswig-Holstein preisgaben, auch die eventuellen Rechte des Kaiserhauses wurden sorgsam gewahrt und in einer Weise in den Vordergrund gestellt, daß dasselbe möglicherweise in Zukunft auf diese Verträge Rechte bauen kann. Das Haus Gottorp besaß allerdings bis zum nordischen Kriege etwas mehr als ein Drittheil von Schleswig-Holstein und bis 1773 noch den in Holstein belegenen Antheil, darunter den schönsten der Ostseehäfen, den Hafen von Kiel. In diesem Jahre aber verzichtete der spätere Kaiser Paul auf alle seine Rechte, ein Verzicht, der später lebhaft bedauert wurde und den die genannten Verträge wenigstens theilweise wieder gutzumachen bestimmt sind.

Weder in Rußland noch in Frankreich kann man ein kräftiges, einiges, unabhängiges Dänemark wünschen. Beide Staaten würden England fürchten müssen, das durch seine maritime Ueberlegenheit sowie durch vielfache Beziehungen zu den Dänen und die Bereitwilligkeit derselben zu einem Bündniß sich leicht hier eine äußerst wichtige Position verschaffen würde. Mit dem Ausgang des schleswig-holsteinischen Kampfes haben jene beiden Mächte ihren Zweck erreicht. Dänemark ist jetzt einer der isolirtesten Staaten in Europa. Die Schleswig-Holsteiner werden nicht aufhören, sich nach ihrer verlorenen gegangenen Unabhängigkeit zurückzusehnen. Eine zeitweilige Besiegung ihres Landes würde sie sofort wieder gegen ihre Dränger in Waffen rufen und Dänemark auch im günstigsten Falle nach außen hin wehrlos machen. Das sind Verhältnisse, die von den schlauen Staatsmännern an der Newa und Seine nicht außer Berechnung gelassen sind.

Die Politik Dänemarks ist seit dem 1797 erfolgten Tode seines größten Ministers, Andreas Peter Bernstorff, der es als Grundsatz aufstellte, daß die drei Theile der damaligen Monarchie: Dänemark, Schleswig-Holstein und Norwegen, jeder nach seinen besondern Eigenthümlichkeiten regiert werden müsse, stets unausgesetzt eine falsche gewesen. Ein Anschluß an England ist im allgemeinen für Dänemark geboten, friedliche Beziehungen zu Deutschland, dem es durch Abstammung, Sprache, gemeinsame Interessen so nahe steht, im hohen Grade wünschenswerth und die einfachste Gerechtigkeit gegen die Herzogthümer hätte dieselben mehr als leicht gemacht. Aber statt dessen warfen sie sich im Anfang unseres Jahrhunderts Napoleon in die Arme, 1848 dem Kaiser Nikolaus, den der Dänenkönig öffentlich als seinen treuesten Alliirten bezeichnet hat.

Wir können uns nicht verwehren, über die Gesinnungen des als Nachfolger Friedrich's VII. designirten Prinzen Christian gegen Deutschland ein Urtheil zu fällen. Das aber ist vorauszusehen, daß seine Stellung, wenn er auf den Thron gelangt, eine schwierige sein wird. Für seine Person hat er sein Erbrecht auf denselben. Seine Gemahlin Luise von Hessen-Kassel ist die zweite Tochter einer Schwester Christian's VIII. und würde nach dem Verzicht ihrer Mutter und ihrer ältern Schwester infolge des dänischen Königsgesetzes für sich und ihre Kinder wol im Königreich Dänemark erbberechtigt sein, aber nicht in den Herzogthümern. Eine eigentliche Partei hat der Prinz in Dänemark nicht. Man würde ihn ohne Zweifel dulden, wenn man durch ihn allein die Garantie für Schleswigs Besitz erhalten könnte, die stille Hoffnung der großen Majorität des Volks aber geht dahin, daß ein schwedischer Prinz den Thron einnehme und die drei nordischen Kronen vereine.

Es ergibt sich schon aus dieser kurzen Uebersicht der Verhältnisse, wie wenig Grund zu der Befürchtung vorhanden ist, daß jene Vermählung der Tochter des Prinzen von Dänemark mit dem Prinzen von Wales England bestimmen wird, in der schleswig-holsteinischen Frage eine feindseligere Haltung gegen Deutschland anzunehmen, als es bisher bewiesen hat. Allerdings herrscht in England eine wohlwollende Stimmung gegen die Dänen. Viele glauben, daß man diesen eine Art Genugthuung schuldig sei für das ihnen 1801 und 1807 vermeintlich angethane Unrecht; man sah 1848 das kleine Land im Kampfe mit dem ganzen deutschen Staatenbunde und es regte sich eine Sympathie für den Schwächern. Von der Rechtsfrage und von den tiefern Ursachen, welche die

liche Sprache. Nur die handgreifliche Mimik dieser nachgeborenen Barden, wie sie sich den Platz streitig machten, war verständlich.

Wie anders in dem „Grand National Eisteddfod in the Royal Castle of Carnarvon“ unter dem Protectorat Lord Palmerston's, geleitet von John Thomas, professor of the Royal Academy of Music in London! Hier erklang die Musik von Richarte, Thomas Hatton u. s. w. zu der Poetry Galetheon's, Glen Bard's, John Gwinn's u. s. w. Unter den Amphionklängen der berühmtesten Harfnerin Roberts, Thomas u. s. w. hing die alte, prächtige Sängerrüstung Barnarven's rings von uns aus den Ruinen. Wir hörten „Sängers Ruhm mit Glück“ und sahen „Sängers Fluch“ in den verfallenen Gewölben.

Noch vollendeter machte sich die walliser Romantik in dem großen Harfenconcert zu London. Die „Welsh melodies“, aus dem alten Gambrischen ins Englische übertragen, wollten hier vierstimmig von den drei Sängern so vollkommen, ergreifend vorgetragen, daß die zwanzigfache Harfe, vom leisesten Aeolsharfenzephir bis zum Sturm des vollen Orchesters anwachsend, eine Idealwelt der begeistertsten Romantik hervorzauberte.

Unter dem Zauber eines solchen Abends bleibt die Phantasie in London freilich nicht lange. „Time is money“ und money geht auf Dampf die Sinne hält wieder gewaltig in ihrer Arbeit, money klingt und singt aus immer neuen Schachten der englischen Industrie. So weit im Westen von Deutschland ein neues Gallierreich mit Australien entdeckt, eine Goldgrube, deren Minen bereits von einer Gesellschaft ausgebeutet werden. Erdstücke und gereinigte Goldperlen daraus waren im Industriepalast ausgestellt und zogen und fesselten magnetisch Scharen von Neugierigen. Die Wiege dieser Grillinge war eine Art Pult. Ein Glaszedel darüber erlaubte nur Liebenswürdige der Thränenbronnen. Für mich war auch diese Frauenwelt ohne Reiz. Arm ist der Reichste ohne innere Welt.

Da hab ich den Leuchtthurm auf dem Eberstein-Felsen im Meere vor mir, die einsamste, ödeste Stelle Englands. Er ist der Gegenpol im Westen zu all dem Leben und der höchst entwickelten Thätigkeit im Süden und Osten, die riesige Hermessäule auf der Heerstraße des Irischen Meeres, mit seiner ewig flammenden und winkenden Lichtferne. Wir fuhren in zwei Stunden hinüber, aus der Welt heraus in das Jenseits der tiefsten, erhabensten Stille. Nur alle drei Monate fuhren ein Gouvernementsdampfer mit der Kunde vom Leben die Bedingungen des Lebens zu, all und jedes Nahrungsmittel und den neugefüllten Oelkrug für die Ewige Lampe, die von den beiden Wächtern dort geschürt wird. Wir kamen außerordentlich den beiden Pharaos, die uns am Ufer empfingen, und breiteten vor ihren erstaunten Augen Genuß und Luxus des Lebens — Champagner und Perlwein in diesen tiefen, düstern Schlossschatten der Gesellschaft zu London und Paris!

Da erzählt der eine, sein Kind sei dort im Monat des nahen Nebels geboren, die Luft, viel verdunkelt, habe kein Lichtsignal zum Ufer durchgelassen, acht Tage lang. So lange habe die Leiche unbestattet liegen müssen, bestreut nur, bestaubt mit der Sandbüchse des fahlen Granitfelsens. Die Mutter habe gewacht, geweint und gebetet, während die Möven das Gradlied gesungen. Er habe gedacht: Der Staub muß doch wieder zu Staube werden! Das sei hier aber nicht möglich. Da endlich, am achten Tage, habe der Wind die Scheidewand zwischen Ebbe und Fluth zerrissen, ein Lichtstrahl, wie ein guter Engel, habe den Vater des Todes hereingerufen und freundlich unter leisen Wellenschlage zur Gruft geleitet — —

Wer an einem solchen Ort, wiederum ohne innere Welt von der äußern ausgesetzt, leben müßte —! Gott sei Dank!

Aus der Bühnenwelt.

* Am romantischen Hoftheater wurde ein neues Trauerspiel von Karl Biedermann: „Kaiser Otto III.“, gegeben. Bekanntlich war die jugendliche Heldengestalt des letzten sächsischen Kaisers aus dem Mondschimmer schwärmerischer Gegenstand poetischer Verherrlichung. Die mit seinem frühen Untergang in Rom verbundenen Sagen forderten namentlich den dramatischen Dichter heraus. Otto ließ den Vorgänger des Gelo Mirus, den Grafen Crescentius hinrichten, soll zu dessen Weibe in Liebe entbrannt, von ihrem scheinbar erbost und vergiftet worden sein. So der Julius Mosen. Biedermann hat einen neuen Weg eingeschlagen. Nach ihm trachte Otto aus Deutschland eine ihm ebenbürtige Braut mit, die Tochter eines deutschen Markgrafen, und verliebt sich, als diese von Plänen der Ehrgeiz und der Herrschergröße beraubte Seele in einem Punkte mit einer byzantinischen Prinzessin größere Befriedigung fand. In anmuthig symbolischer Weise versteht Gisela den Zusammenhang des ins Abenteuerliche sich verlierenden Jünglings mit den Eichen und Tannen seiner deutschen Heimat. Mit ihr verläßt ihn sein guter Genius, der neue Bund mit Helena wirkt auf ihn wie Vergiftung durch den Gluthauch der Pest. Mit gleicher Innigkeit hat der Dichter sich in einen Freundschaftsbund vertieft, der den jungen Kaiser mit seinem Lehrer Bruno, dem von ihm eingesetzten Papst, schließen. Der Tod dieses mit ihm die weltliche und geistliche Oberherrschaft fast patriarchalisch theilenden Kirchenfürsten durch die Hand des Crescentius veranlaßt ihn, auch Crescentius mit eigener Hand zu tödten. Doch von dieser ebenso undisciplinirten wie unkaiserlichen Handlung an neigt das Interesse des sonst wohlgebauten und in verständiger Oekonomie gehaltenen Dramas abwärts. Jedoch vermißt man eine gerechtere Charakterisirung der Italiener. Man ist durch die neuern italienischen Entwickelungen so gewohnt, in den Bestrebungen wenigstens der Römer nach Selbständigkeit und Freiheit von theokratischen Bedrückern so berechtigte Forderungen anzuerkennen, daß uns gerade an einem die Verwickelungen der Neuzeit so treumüthig beurtheilenden Publicisten die nach dieser Seite hin wenig befriedigende Lösung seiner Aufgabe doppelt befremdlich sein mußte. Eine Scene von hoher dramatischer Wirkung ist die des zweiten Acts, wo die deutschen Fürsten ihren Antheil an einem erneuerten Romerzuge verweigern. Durchgängig gleicht die gemüthvolle Vertiefung, namentlich in die Charaktere des Kaisers, des Bruno und Gisela's, manchen herben Mißton aus, der eine Folge der zu rasch abwechselnden Scenen und Situationen sein dürfte.

(Ausgegeben am 25. September 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 40.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Ein Besuch bei dem dänischen Dichter Ingemann. Von Christian Arentzen. — Die ethnographische Novelle. — Eichendorff im Orient. — Dichter und Graf. — Theodor Körner. — **Neues aus der Welt.**

Ein Besuch bei dem dänischen Dichter Ingemann.

Der alte Dichter trat mir in einem schwarzen Sammtschlafrocke und mit einer Kappe von demselben Stoff auf dem schönen weißen Haar entgegen. Er führte mich in die Gartenstube, wo berühmte Teutsche und Dänen, hauptsächlich Dichter, in brüderlicher Vereinigung die Wände von oben bis unten bedeckten. Mein Auge schweifte durch die offene Thür über den Garten hinaus und weiter über See und Wald; die ganze Natur lächelte freundlich und friedlich im milden Schimmer der Herbstsonne, ähnlich wie der hochbejahrte Sänger, dessen tiefe, treue Augen in diesem Augenblick auf mir ruhten, während ein freundliches Lächeln seine Lippen umspielte. Er bot mir eine Pfeife und bald saßen wir einander dampfend gegenüber, er im Sofa, ich auf einem Stuhl; zwischen uns befand sich der Tisch, welcher mit dem schönen Goldhorn geschmückt war, das dänische Frauen ihrem geliebten Skalden zu seinem 70. Geburtstag geschenkt hatten: Figuren aus seinen historischen Werken und aus seinen Märchen blickten mir von demselben entgegen.

Das Gespräch kam auf sein Leben. Er schilderte seine Kindheit in der Dorfpfarre auf Falster, und seinen hohen, kräftigen, ernst... ven, aber doch freundlichen Vater. Er erzählte von des Vaters letzter Krankheit, wie es so still im Pfarrhause war, daß das Knarren der Thür beinahe der einzige Ton, den man vernahm, und des Vaters Todesaugenblick fand am letzten Abend des vorigen Jahrhunderts statt. Er schilderte Scenen aus seinem Schulleben in Slagelse, schilderte seinen Schulkameraden, den später so berühmt gewordenen verstorbenen Schauspieler C. N. Rosenkilde, er verweilte mit Liebe bei dem lebhaften Hans Möller (später theologischen Professor), der Lehrer im Dänischen und den lebenden Sprachen war und der fast einem jeden seiner Gesänge, (wie er dies selbst in seinem Erinnerungsgedicht an ihn sagt) liebreich lauschte. Er erzählte, wie er, als kleiner, schwächlicher Student (ebenso wie der Nordjüte Steen Steensen Blicher und der Norweger C. Hauch) während des englischen Ueberfalls im Jahre 1807 auf dem Walle stand, — wie während der ersten Bombardementsnacht auf Kopenhagen Bomben, Raketen und Brandröhren über seinem Kopf dahinpfiffen und zischten, wie ein paar Kameraden in seiner Nähe getödtet wurden — wie er, nachdem er abgelöst worden, müde und gedankenlos die Steintreppe seines Hauses hinaufging, aber von einem Matrosen mit dem Ruf geweckt wurde: „Das ist davongegangen!“ und nun erst entdeckte, daß es so wie

auch die Manuscripte zugleich mit allen seinen poetischen Manuscripten verbrannt sei. Er erzählte, wie er während einer kurzen Zeit mit seinen Tragödien Oedipus Tyrannus fertig machte und die Rede kam dabei auf seine dramatischen Arbeiten, und speciell auf den „Hiet von Jolois".

„Das Drama ging nur einmal über die Bühne", sagte ich. „Ich werde Ihnen den Grund sagen", antwortete er. „Das Stück wurde mit ungetheiltem Beifall aufgenommen, und von Auge und Nieren wurde besonders vortrefflich gespielt; aber die Hauptrollen waren nicht in Händen, die über vollständig mächtig waren. Auf meine Aufforderung wurde das Stück bis auf weiteres zurückbehalten. Die tragischen Conflicte zwischen Vater und Sohn waren auch dem König Friedrich VI. so zuwider, daß ich es am geeignetsten fand, das Stück ruhen zu lassen, ungeachtet ich es für meine glücklichste dramatische Dichtung ansah und noch ansehe."

Ich berührte die Opposition, die ihn betroffen, und die Beschuldigung, die man ihm gemacht, daß er Neigung zu Reflexionen und zur Sentimentalität habe; ich gedachte seiner Gegner, z. B. Johann Ludwig Heiberg's in der Komödie „Weihnachtsscherz und Neujahrsprosen", und der Beschuldigungen C. Molbech's und P. Hjort's in ihren kritischen Artikeln in der Monatsschrift „Athene".

„Auf die Urtheile über die Opposition, die mich betreffen", sagte er, „kann ich, als Partei in der Sache, keinen Anspruch auf irgendwelche Gunstbezeugung haben. Nur wünsche ich, daß sie auf Kenntniß der Schriften selbst, auf Kenntniß der Zeit und deren literarischen Charakter und auf den Erinnerungen, die ich selbst in den Verlauf zu mehreren einzelnen Bänden meiner „Gesammelten Schriften", mitgetheilt habe, gegründet sein möchten, und was die Romane betrifft, so verweise ich hauptsächlich auf die ausführliche Vorrede zum „Peter Otto". Gegen die Kritik jener Zeit muß ich natürlich nach dem, was ich glaube bewiesen zu haben, beständig protestiren; nicht allein, daß sie einseitig, sondern daß sie auch von vielfachen, nur bekannten sowol literarischen wie persönlichen Verhältnissen beherrscht gewesen ist. Sie war meiner Meinung nach bitter und feindlich (es hob diese Worte fast hervor) und in ihrer Sprechweise waren die Ausdrücke „Reflexion" und „Sentimentalität" dem entsprechend, was ich Gedanke und Gefühl nenne. Sehen Sie, das ist und bleibt in Zukunft meine Meinung über den Geist jener Opposition, die ich während gewisser Jahren unbeachtet über mich ergehen ließ."

Ungeachtet ich theils willig war, die Wahrheit mehrer seiner Bemerkungen einzuräumen, so konnte ich doch diese seine Anschauung nicht ganz theilen und schwieg deshalb.

Er fuhr mit gesenkter Stimme fort: „Nun, da ich an der Grenze einer andern Welt stehe, hat all dergleichen sicher nur geringe Bedeutung für mich; aber wenn ich veranlaßt werde, mich darüber zu äußern, so kehrt die Erinnerung an das Vergessene und an und für sich selbst Bedeutungslose doch etwas verstimmend zurück."

Es ruhte gleichsam eine Wolke auf seiner klaren Stirn und es verdroß mich beinahe, die Unterredung auf dies Thema gelenkt zu haben.

Er merkte meine Stimmung und ergriff wieder das Wort: „Lassen Sie diese Aeußerungen nur nicht vor Ihrer Seele stehen wie das Lamentiren eines alten, mürrischen, gereizten Dichters über Verkanntsein und literarische Widerwärtigkeiten. Ich bin weit davon entfernt, in meinen alten Tagen irgendeinen Grund zu haben, mich zu beklagen, sodaß ich nicht genug Gott für die Liebe und Theilnahme danken kann, die mir während meiner beinahe fünfzigjährigen Schriftstellerthätigkeit zu Theil geworden. Selbst die feindliche Opposition ist — gegen ihren Willen — mir glückbringend gewesen und hat vielleicht vieles von dem hervorgerufen, was mir in der Entwickelung meines innern Lebens am wichtigsten war, durch Impulse sowol zu der dramatischen Dichtung „Aase's Heimkehr", die in Rom beendet wurde, sowie auch zu den „Waldier-Gedichten" oder zu den „Märchen Die Nameloien" (Die des Namenlosen), womit ich mich im Jahre 1831 gegen die heftigen Angriffe zur Gegenwehr setzte, sowie ferner zu den „Bildern aus dem Taschenbuche des Schuhmachers von Jerusalem"."

Seine Gattin kam zu uns herein, in einer etwas phantastischen, neuromantischen Tracht gekleidet. Nie vergesse ich ihre Augen; es war gleichsam, als starrte ich in einen unendlichen Liebesbrunnen hinab. Die Rede kam auf Italien und auf die neue Zeit der That, die erschienen. Es wurde Wein gebracht — mit bewegtem Sinn stieß ich mit dem edeln, hochbejahrten Ehepaar an und wünschte ihm aus vollem Herzen alle möglichen Segnungen.

Der Unterredung entstand allmählich. Die

Jeffry.

Wir wollen auf den Jahrmarkt fahren.

Cäſar.

Das heißt: erſt wenn die Mutter auf den Ball iſt!

Bediente

(wollen mit tiefen Verbeugungen gehen).

Dakel (ſein Anſehen gebrauchend).

Meum est, hier zu ſagen: Nein! (zu den Bedienten) Ihr bleibt hier, hic, hic terrarum, hic loci, Ihr werdet mir Grammatik lernen.

Toms.

Aber Herr Magiſter, fahrt doch die jungen Herren nicht immer ſo an!

Dakel.

Zu Euch hab' ich geredet.

Toby.

Es ſind ja ſo gute junge Herren (ſich künſtlich die Thränen wiſchend). Es geht mir immer in die Seele, wenn einer mit ſo vornehmen Kindern —

Toms.

Mit ſo ſchönen jungen Herren —

Toby.

So fleißigen und reſpectablen Gentlemens —

Sonne näherte sich ihrem Untergang, der Abendhimmel glänzte klar zu uns hernieder. Es war ein unendlicher Frieden über alles ausgegossen, über die ganze Natur sowol wie über die kleine Gartenstube mit den grünen Ranken um die Fenster, wo der alte Dichter wie ein Engel des Friedens saß, der eine kurze Zeit die Erde besucht hatte, um bald wieder die Schwingen zu heben und davonzufliegen; und ich gedachte seines wunderbar ergreifenden Herbstabendliedes:

Hier ist Frieden! O, hier ist's so stille!

Christian Arenpen

Die ethnographische Novelle.

Während die Staaten der nordamerikanischen Union an den Wunden bluten, welche ein brudermörderischer Kampf schlägt, ziehen die von der Natur so überreich begünstigten Länder Südamerikas mehr und mehr die Augen Europas auf sich. Es ist wahr, daß die finstern Schatten, welche Tyrannei und Aberglaube viele Jahrhunderte hindurch über die fruchtbedeckten Abhänge und wohlbebauten Ebenen auf beiden Seiten der Cordilleren verbreitet haben, nur allmählich dem Lichte der Erkenntniß und der Energie der germanischen Einwanderung weichen; aber es ist nicht minder wahr, daß der größere Theil der ungeheuern Fläche des südamerikanischen Kontinents einem gewaltigen Aufschwung entgegengeht. Der Fluch, in den Eingeweiden der nordamerikanischen Staaten, die Sklaverei, hat auf dem Festlande Amerikas zu seiner Zeit so jener schrecklichen Katastrophe geführt, war sie dort der Union ihre Auflösung drohte, und in unsern Tagen hat sie, wenn auch nicht völlig aufgehört, so doch eine verhältnißweise sehr milde Form angenommen. Die Länder erregen jetzt um so mehr Theilnahme, je mehr sie ein Ziel der Auswanderung werden.

Unter den Deutschen, denen wir bereits mehrere Berichte aus Südamerika verdanken, ist Reisende und Naturforscher Ernst Freiherr von Bibra bereits in weitern Kreisen bekannt. Sein neuestes Werk: „Aus Chili, Peru und Bolivien" (drei Bände, Leipzig, Costenoble, 1867), enthält neun Erzählungen, deren Handlung oder wenigstens theilweise in den durch Bibra's frühere Schilderungen uns schon bekannten Ländern vor sich geht und sich an die im vorigen Jahre erschienenen „Erinnerungen aus Südamerika" desselben Verfassers gewissermaßen anschließen. Für den, welcher dies letztere Werk kennt, bedarf es keiner weitern Empfehlung dieser neuen Arbeit. Mit lebendiger Darstellung verbindet sie eine vortreffliche Charakterschilderung und einen reichen Humor; den werthvollsten und interessantesten Theil aber bilden vielleicht die Schilderungen der wilden Berggegenden, der von seltsam gestalteten Thierarten und tausendfarbig schillernden Pflanzen erfüllten Thäler und Gewässer und der Lebensweise der leidenschaftlichen, sinnlich erregbaren Bewohner. Hier spricht nicht blos der Augenzeuge, sondern auch der Freund und Kenner der Natur und der scharfe Beobachter menschlichen Denkens und Thuns, der es verstanden hat, die fremde Lebensweise zu der seinigen zu machen. Ein nicht geringer und nicht der uninteressanteste Theil der Erzählungen nimmt auf die Freiheitskämpfe der Staaten am großen Ocean gegen die spanische Oberherrschaft Bezug. Es war diese allerdings nicht die schützende Fürsorge, welche ein kräftiger Staat über eine in der Kindheit begriffene schutzbedürftige Colonie trägt, sondern eine vergiftende und verzehrende Herrschaft ohne Kraft und Gerechtigkeit. Die Vicekönigreiche und Generalcapitanate wurden lediglich als Anhängsel der spanischen Krone betrachtet und ausschließlich zu dem Zweck verwaltet, Schätze nach Europa zu bringen. Zur Zeit der napoleonischen Herrschaft hielten die Colonien an der alten Dynastie fest, verlangten aber zum Lohn Gleichstellung mit dem Mutterlande. Die thörichte Verweigerung einer Verfassung, auch nur des Aufgebens des drückenden königlichen Monopols, veranlaßte die Unabhängigkeitskriege, aus denen, wie jedermann voraussehen konnte, die Colonien siegreich hervorgingen. Gleichzeitig wurde die Sklaverei abgeschafft. Das sind die Staaten, deren wunderbar schönes Klima und herrliche Vegetation die Neugier Auswanderungslustiger reizt und deren theilweise Bekanntschaft hier in so anmuthender Weise geboten wird.

Um von Bibra's Darstellungsform und seiner Kunst, interessant zu spannen, einen Beweis zu geben, stellen wir auszugsweise eine Mittheilung aus dem ersten Bande her.

* * *

Man kann eben nicht gerade sagen, daß der kleine Martin Waldert ein besonders hoffnungsvoller Junge gewesen wäre. Er besaß wenig Talent, aber desto mehr Trägheit, und statt der Wißbegierde, welche ihm gänzlich zu fehlen schien,

hatte ihn die gütige Mutter Natur mit einer unersättlichen Gefräßigkeit ausgestattet.

Wir sagen nicht umsonst: die gütige Mutter Natur, denn fast allein dieser Gefräßigkeit verdankte er die wenngleich geringe Summe seiner Kenntnisse, da er einzig durch das Versprechen einer guten und reichlichen Mahlzeit zu bewegen war, irgendetwas zu lernen.

Die Vaterstadt unsers Martin war eine alte berühmte, ehemalige Reichsstadt und sein Vater Künstler und Fabrikant daselbst, das heißt er beschäftigte sich mit Hülfe einer Magd und eines Lehrjungen damit, Kupferstiche auf Blechdosen zu befestigen, dieselben mit Farben zu bemalen und hierauf mit Lack zu überziehen.

Trotz des etwas hochtrabenden Titels und trotz der Einfachheit des eigentlichen „Geschäfts" aber nährte dies nichtsdestoweniger dennoch trefflich seinen Mann, und nachdem der alte Vollbart gestorben war, fand sich so viel Vermögen vor, daß seine Witwe ziemlich sorgenfrei leben konnte und zugleich im Stande war, ihren Sohn, so viel in ihren Kräften stand, auf das gründlichste zu erziehen.

Es begann jetzt mit dem zehnjährigen Martin die ebenangedeutete Methode, durch gastronomische Motive auf das Herz und den Kopf des Knaben einzuwirken, und nach Anwendung einer unglaublichen Menge von Potatennudeln, von Klopsen, von Bratwürsten, von gefüllten Tauben, „backenen" Fischen, Gemüsen, ja selbst — einem Mutterherzen ist kein Opfer zu groß — selbst von Spanferkeln, namentlich Hasenöhrchen, welche der junge Martin ganz besonders gern speiste, — nach Anwendung aller dieser guten Sachen war der Liebling seiner Mutter im Stande, mit dem beginnenden funfzehnten Jahre ohne Anstoß zu lesen, eine Schrift zu schreiben „wie gestochen", was häufig als Zeichen ganz besonderer geistigen Gaben betrachtet wird, und so viel rechnen zu können, als man eben ins Haus braucht.

Während aber andere Jünglinge, welche sich auf übermäßige Art den Studien hingeben, blaß und mager werden und offenbar ihre Gesundheit untergraben, weshalb auch weit von der überwiegenden Mehrzahl derselben instinctartig solche allzu große Anstrengungen gemieden werden, gedieh Martin ganz außerordentlich bei seiner Art, sich zu unterrichten, und hatte in dem erwähnten Alter von 15 Jahren die Größe eines Zwanzigjährigen und die Beleibtheit eines sehr wohlgenährten jungen Mannes von 25 Jahren.

Die an Körpergestalt viel kleineren Mitschüler des Riesenknaben verspotteten ihn bisweilen wegen seiner Größe, im ganzen aber mochten sie ihn leiden, da seine Mutter ihn mit reichlichem Taschengeld versah.

Seine Lehrer ärgerte bisweilen seine Trägheit und seine langsame Art des Auffassens, aber sie liebten ihn dennoch, weil er nicht bösartig war und weil Frau Vollbart nie versäumte, den einen oder den andern derselben des Sonntags zu Tische zu bitten und die praktische Art und Weise, wie sie ihren Sohn zum Lernen anfeuerte, auch auf dessen Lehrer übertrug.

Sie selbst endlich, die Mutter, betete ihren Martin an und vergötterte ihn, eine Sache, die sich von selbst versteht und keiner weitern Auseinandersetzung bedarf.

Es ereignete sich aber in der Zeit, von welcher wir sprechen, eine Begebenheit, welche zu der Zuneigung seiner Mitschüler, zu der Liebe seiner Lehrer und zu der Vergötterung seiner Mutter auch noch die Achtung und Bewunderung seiner Mitbürger gesellte.

Diese Begebenheit war folgende:

Eines Nachmittags schritt Martin mit derjenigen Ruhe und Langsamkeit, die ihm eigen war, aus der Thür seines älterlichen Hauses, um einen kleinen Spaziergang zu unternehmen und sich neuen Appetit für das Abendessen zu holen.

Da drang plötzlich Lärmen und gellendes Geschrei an sein Ohr und obgleich zu andern Zeiten nicht besonders neugierig, beschleunigte er dennoch seine Schritte, um in eine ziemlich enge Nebenstraße zu gelangen, von welcher aus der Lärmen erscholl.

Was er dort erblickte, war Folgendes:

Im Hintergrunde schreiende und laufende Menschen, zu beiden Seiten der Straße einige andere, welche auf dem Boden lagen, vor ihm aber, vielleicht noch in einer Entfernung von 18 oder 20 Schritten, ein wüthend heranstürmender Stier mit blutunterlaufenen Augen und gesenkten Hörnern.

Martin, der furchtsam war im höchsten Grade, wie sich dies bei jungen Leuten von seiner Erziehung nicht selten trifft, war vor Schreck und Entsetzen über diese ihm so unerwartet entgegentretende Gefahr dermaßen gelähmt, daß er nicht daran dachte, auf die Seite zu springen, sondern regungslos stehen blieb.

Dabei aber streckte er beide Arme in die Höhe und stieß einen furchtbaren, gellenden Schrei aus,

einen solch entsetzlichen, langgezogenen Angstruf, daß selbst seine Mutter, welche der Lärmen ans Fenster gelockt hatte, die entstellte Stimme ihres Lieblings nicht erriet.

Was den Stier betrifft, so blieb derselbe zehn Schritte vor Martin wie angewurzelt stehen und schien sich mit Aufmerksamkeit den Menschen anzusehen, der sich ihm in den Weg gestellt und dabei so gräßliche Töne von sich gegeben hatte.

Während Martin noch immer wie gelähmt dastand und nicht im Stande war, sich von der Stelle zu bewegen, kamen jetzt die Fleischerknechte herbei, welchen der Stier entsprungen, fesselten ihn und bemühten sich, ihn fortzuführen, was nicht minder schwierig war als das frühere Einholen desselben, da er jetzt mit der nämlichen Hartnäckigkeit, mit welcher er kurz zuvor vorwärts gerannt war, stehen blieb und sich an Martin nicht satt sehen zu können schien.

Dieser letztere aber bemerkte jetzt erst, was ihm im Schrecken vorher vollständig entgangen war, daß zwischen ihm und dem sich sträubenden Thiere, und zwar fast dicht vor den Füßen desselben, ein kleines Mädchen von etwa zwei Jahren saß, welches unzweifelhaft ohne das plötzliche Stillstehen des Stiers im andern Augenblick unter dessen Tritten zermalmt worden wäre.

Das Kind sah bald erschrocken, bald verwundert um sich, aber jetzt stürzte eine junge Frau aus dem nächsten Hause, riß die Kleine mit einem Angstruf vom Boden und überschüttete sie mit Küssen und Thränen.

Der erregten Mutter folgte ein Mann, der, nachdem er sich überzeugt, daß dem Kinde kein Leid widerfahren, sich gegen Martin wandte, ihm brüderlich die Hand schüttelte und ausrief:

„Dem da danke, Mutter! Denn er hat, höchst Gott, unser Kind gerettet, gerettet, indem er edelmüthig sein eigenes Leben aufs Spiel setzte!"

Die Mutter umschlang Martin's Knie und blickte dankend auf zu den wohlbekleideten Formen des beginnenden Jünglings, welcher jetzt heftig zu schluchzen und zu weinen begann, keineswegs aus Rührung über die gegenwärtigen Vorgänge, sondern einzig aus Erregung der Gefahr halber, welcher er so plötzlich entgangen und so glücklich entgangen war.

Da der Stier aber mittlerweile gebändigt war und seiner weitern Bestimmung mit Ruhe entgegenging, so hatte sich der ganze Kreis der Zuschauer, welche sich rasch mehrten, um Martin, das gerettete Kind und dessen Aeltern versammelt.

Lobende und dankbare Anerkennung floß aus jedem Munde und da Martin jetzt begann, seine Thränen zu trocknen und sich ersichtlich in bedeutender Verlegenheit befand, so trat ein älterer, höchst anständiger Mann in dunklem Anzug und weißer Halsbinde an ihn heran und sprach, indem er ihm die Hand reichte, mit Salbung:

„Die Zähren, so von den Wangen des Gerechten rinnen, sind dem Herrn ein Labsal! Sie haben, edler Jüngling, wie ich vernahm, mit menschenfreundlicher Hintansetzung Ihres eigenen Lebens das eines unschuldigen Kindes gerettet, und wenn jetzt Thränen der Rührung und des Mitgefühls über die Freude der dankbaren Aeltern aus Ihren Augen strömen, so sind diese ein neuer Beweis Ihres edeln Herzens, Ihrer echt menschenfreundlichen und christlichen Gesinnung. Gehen aber jetzt auch Sie, junger Mann, zu den lieben Ihrigen, zu deren Ohren vielleicht schon Gerüchte gedrungen sein mögen über diesen Vorfall, und beruhigen Sie durch Ihr Erscheinen die ohne Zweifel in Unruhe Befindlichen!"

Hierauf führte der ältere Herr unsern Martin aus dem Kreise, welcher sich ehrfurchtsvoll öffnete, und geleitete ihn bis an das Haus seiner Mutter.

Die Straßenjungen riefen:

„Der dicke Martin hat einen Ochsen aufgehalten! Vivat hoch!"

Die Weiber sagten, indem sie sich vom Schauplatz entfernten:

„Es ist aber doch gewissenlos, ein so kleines Kind allein auf der Straße zu lassen ohne alle Aufsicht! Aber freilich, wenn man an nichts weiter denkt als an Staatmachen und neue Kleider — —"

In den Schenken des betreffenden Stadtviertels erzählte man sich des Abends, daß Martin sich zwischen das Kind und den Stier geworfen und so denselben zum Stehen gebracht habe.

In den Schenken jenseit des Flusses aber hieß es, daß er den Stier bei den Hörnern erfaßt, diesen festgehalten und dann mit Löwenstärke zu Boden geworfen habe. Die Verletzungen, welche er dabei am Kopfe erhalten habe, seien unbedeutend.

Oeffentliche Blätter endlich brachten am nächsten Tage folgende Anzeige:

„Ehre, wem Ehre gebühret!

„Der wackere Martin Boldart, der wackere und tatenvolle Sohn eines unserer geachteten

und leider zu früh dahingeschiedenen Mitbürgers, setzte gestern auf die edelmüthigste und aufopferndste Weise das Leben eines Kindes. Der fleißige junge Mann war eben im Begriff, sich zu einem seiner Lehrer zu begeben, als er ein angstliches Hülfegeschrei vernahm, und nachdem er mit raschen Schritten auf dieses zugeeilt war, erblickte er einen wüthenden Stier, welcher eben im Begriff war, ein auf der Straße spielendes Kind, einen vierjährigen Knaben, auf seine Hörner zu spießen und in die Luft zu schleudern.

„Der wahre Muth ist rasch besonnen!

„Der tapfere Jüngling stürzte sich, seines eigenen Lebens nicht achtend, blitzschnell zwischen das Unthier und sein Opfer, erfaßte den aufs äußerste gereizten Stier bei den Hörnern und nun begann ein Kampf, welcher, wie Augenzeugen berichten, furchtbar und zugleich schön gewesen sein muß.

„Auf der einen Seite die rohe und kaum zu bewältigende Kraft des wüthenden Thieres — auf der andern Seite die Intelligenz und besonnene Stärke des Menschen!

„Wem sei Dank, es gelang der letztern, den Sieg davonzutragen! Denn nach mächtigem und gewaltigem Ringen warf Veldbart den Stier zu Boden und legte, mit Freudenthränen in den Augen, den geretteten Knaben in die Arme seiner entsetzten Mutter. Die Verwundungen, welche der junge Held bei diesem Kampf erhielt, sind von geringer Bedeutung und bestehen blos aus einigen leichten Quetschungen.

„Jedenfalls sind solche Wunden ehrenvoller als manche andere!

„Wir ergreifen diese Gelegenheit, um die bescheidene Anfrage zu stellen, ob es denn nicht Pflicht unserer Behörden ist, ein wachsames Auge auf die Art und Weise zu haben, wie solche für das Publikum gefährliche Thiere zur Schlachtbank geführt werden, und ob die ehrenvolle schon übergroße Anzahl unserer Polizeisoldaten nicht besser zur Beaufsichtigung für dergleichen Dinge angewendet werden sollte als für gewisse andere Zwecke!!

„Wir sind in den Stand gesetzt, einige weitere ähnliche Fälle berichten zu können, welche leider die Sorglosigkeit gewisser Verkäufe in ein nur allzu grelles Licht stellen. Nicht allenthalben ist ein Veldbart zur Hand! In einer der nächsten Nummern ein Mehreres.

Anmerk. d. Red."

Da sich ältere, anständig gekleidete Herren mit weißen Halsbinden, Frauen, Straßenjungen, die Philister beim abendlichen Trunk und endlich die öffentlichen Organe des Volkswillens vereint dahin aussprachen, daß Martin eine Heldenthat verrichtet habe, so war wol kaum an der Thatsache zu zweifeln, und die alte Frau Veldbart wurde stets von einer freudigen Rührung bewegt, so oft sie einen Blick auf das unter Glas und Rahmen gebrachte Zeitungsblatt warf, welches das Lob ihres Sohnes verkündete und welches den Ehrenplatz unter dem Porträt ihres Seligen einnahm.

Wir wollen jetzt einige Jahre vorübergehen lassen und erst wieder nach unserm Martin blicken, nachdem er sich bereits längere Zeit mit wenig Fleiß und fast mit noch wenigerm Behagen in lateinischen Studien umgetrieben hatte.

Er war ein mächtig starker Bursche geworden, welcher seine sämmtlichen Lehrer um einen halben Kopf überragte und der nach dem jedesmaligen Ende der Lehrstunden unter den übrigen Schülern seiner Klasse über den Hof der Anstalt dahinschritt wie ein Elefant unter einer Heerde Affen.

Trotzdem aber und trotz des bereits stark sprießenden Bartes sprießten die lateinischen Floskeln nur wenig, fast gar nicht; ja einige seiner Lehrer zweifelten selbst an deren erstem Keimen.

Die griechische Sprache aber mit ihren reizenden Formen und wunderbaren Schönheiten, diese Sprache, das Entzücken der Philologen und mancher fleißigen Jünglinge, welche selbst dereinst wieder Philologen werden, stand vor seinem Geiste wie ein drohendes Gespenst an der Schwelle der nächsthöhern Klasse.

Wenn ihm früher die deutschen Buchstaben furchtbar vorgekommen waren, als er in der Knabenzeit sie zu erlernen gezwungen war, so erschienen ihm die griechischen fast geradezu gräßlich.

Diese Krähenfüße mit ihrem vollständigen, ausgewachsenen Namen, wie wirkliche Subjekte und nicht wie andere christliche Buchstaben, einoder vielmehr gar nicht übig! Und dann, wie unerbittlich untereinander einherlaufend und nicht in der mit saurem Schweiße früher erlernten A-B-C Ordnung!

Es ging nicht! Er wußte das.

Und sein Gefühl hatte ihn richtig geleitet. Es ging wirklich nicht. Es ging unter gar keiner Bedingung.

Als er gegen die heilige Weihnachtszeit hin vermöge eines nicht zu umgehenden Rathes von

oben seinen freiwilligen Austritt aus der gefürchteten Klasse nahm und er den Schulhof verließ, um ihn nie wieder zu betreten, war es ihm, als fielen Berge von seiner Brust.

Nachdem Martin den Winter hindurch der Kochkunst seiner Mutter die möglichste Ehre angethan, ging man endlich im Frühjahr unter sich zu Rathe, was nun für ein Beruf zu ergreifen sei.

Ein Handwerk — Martin war einmal zu alt, zweitens zu groß und drittens zu stolz oder besser zu hochmüthig, um Lehrling zu werden.

Kaufmann — englische und französische Sprache zu erlernen — geht nicht.

Studiren — ging bereits nicht.

Soldat — im Herzen Martin's murmelte eine friedliebende Stimme abrathende Worte, indem sie von Blut und Wunden flüsterte. Er gab ihr lauten Ausdruck, indem er seiner Mutter erklärte, es widerstrebe geradezu seinem Gefühl, seinen Nebenmenschen zu tödten.

Die gerührte Frau schloß ihn zärtlich in ihre Arme.

Hierauf beschloß man, daß Martin Künstler werden sollte, was schon sein Vater war; aber ein größerer als jener, ein echter, wirklicher Künstler, ein Künstler, welcher Bilder von unmäßigen Dimensionen componirt, selbst in Oel malt und noch unmäßigere Summen dafür erhält.

Martin ließ jetzt vor allem seine blonden Haare lang wachsen und trachtete dem für seine Jugend starken Bart einen gewissen genialen Schwung zu geben.

Dann schaffte er sich einen Hut mit breiter Krämpe an und trug keine Halsbinde mehr.

Und endlich setzte er sich in den Besitz eines Malerstuhls, ein Haus- oder eigentlich ein Straßen- und Zeltgeräth, welches schon seit Jahren der Gegenstand seiner Bewunderung und geheimen Wünsche gewesen war.

Ein Skizzenbuch und einige andere zum Ausüben des neuen Geschäfts nöthige Dinge wurden endlich auch noch angeschafft.

Der junge Mann beschloß, sich jetzt auszubilden, allein und ohne Beihilfe eines pedantischen Lehrers, und bereits nach zwei Tagen war der erste elegante Malerstuhl unter seinem Gewicht in Trümmer gegangen.

Der zweite den Dimensionen unseres Helden besser entsprechende hielt und jetzt sah man Martin täglich vor den Kirchen und öffentlichen Bauten seiner Vaterstadt sitzen und eifrig zeichnen. Er entwarf das Portal einer Kirche, das einer Baumwollenspinnerei und endlich jenes eines Landhauses.

Als er seiner Mutter diese Entwürfe zeigte, hielt die gute Frau dieselben anfänglich für Stickmuster, bestimmt für einen Frauenkragen. Eines Besseren belehrt, fand sie indessen die Zeichnungen „fein und künstlich" und bedeckte, wie gewöhnlich, Martin mit Küssen und überhäufte ihn mit Liebkosungen.

Der junge Mann war zufrieden.

Aber er wollte keineswegs stehen bleiben bei der Architektur, er strebte weiter.

Er begann jetzt Figuren zu zeichnen.

Schon in der Klasse hatte er sich während des Latein-Unterrichts häufig damit beschäftigt, seine Lehrer und Mitschüler zu cemeriren, weil auch Soldaten, obgleich er diesem Stande, wie schon oben bemerkt, aus Gefährlichkeitsgründen nicht hold zugethan war.

Zwar hatte er sich bisher, wie immer, in den Grenzen des Profils gehalten, aber fast immer erkannte man die betreffende Person, wenn auch die Größe der gezeichneten Figur selten drei Zoll überstieg.

Nun aber wollte er Größeres schaffen, auch buchstäblich, wenn man will; denn er suchte einige Gypsfiguren hervor aus dem Nachlaß seines Vaters und begann nach der Antike zu arbeiten.

Fingern von ein, zwei, drei Aus!

„Ach, muß das schwer sein!" sagte die alte Frau Bellhart.

Der junge Künstler aber lächelte, spannte einen mächtigen Bogen auf Reißbrett und ging ans Werk.

Aber er stieß ganz unerwartet auf ein anderes Hinderniß.

Die Hände, die Füße, das Haar!

Bei den kleinen Figuren, welche er früher zeichnete, vertuhr er derart, daß er am Ende des Aermels, je nach Umständen, einen runden oder einen länglichrunden Körper construirte, vier Striche in demselben anbrachte und auf diese Weise eine geschlossene oder eine flache Hand darstellte.

Bei den Antiken ging es nicht, von wegen der Größe.

Und ferner waren auch noch die Füße zu zeichnen, da in jenen finstern Zeiten Götter und Menschen darauf umherliefen.

Dann die Haare!

Er mußte sich selbst gestehen, daß die Locken

der antiken Herren, welche er zeichnete, viel Aehnlichkeit mit Kehrwischen hatten, während jene der Damen Drahtgeflechten ähnlich sahen.

Er verschob also das Studium der Antike bis auf spätere Zeiten und warf sich mit Eifer wieder auf die künstlerische Darstellung von Militär- und Civilpersonen der Gegenwart, wobei er sich, wie früher, mit besonderer Vorliebe des Profils bediente.

Die Füße aller dieser Herren waren mit Stiefeln bekleidet, der Kopf mit einem Hute, und auf diese Weise waren bereits zwei große Calamitäten beseitigt.

Was die Hände betraf, so ließ Martin diese stets in den Rocktaschen verschwinden, und den unvermeidlichen Spazierstock schob er dem betreffenden Individuum unter den Arm.

Alles nach der Natur! Denn die so unsündige als zweckmäßige Gewohnheit, Stöcke auf diese Art mit sich zu tragen, hatte schon zu jener Zeit allgemeinen Eingang gefunden und war damals sowie noch heute besonders beliebt auf öffentlichen Spaziergängen, vor Theatern, vor Schaubuden, kurz allenthalben, wo sich viele Menschen versammelt hatten und wo sich mithin die beste Gelegenheit ergab, den Nebenstehenden die Augen auszustechen.

Fast zwei Jahre hindurch hatte Martin auf diese Weise der Kunst obgelegen. Er war bald 20 Jahre alt und eine stattliche Figur geworden, während, seinem Namen zufällig entsprechend, ein starker und voller Bart sein frisches und rundes Gesicht umschloß.

Eines Morgens trat er, zwei mächtige Mappen unter den Armen, zu seiner Mutter und sagte:

„Ich werde jetzt ein Jahr lang auf der Kunstschule arbeiten (es ist eben der Form halber) und mich hierauf hier selbständig etablieren."

Dann ging er mit seinen Mappen zur Kunstschule.

Nachdem er dem Director derselben eröffnet hatte, daß er einige Zeit in der Anstalt Studien machen wolle, um sich vollends auszubilden, fragte ihn jener sehr artig, ob er bereits eine andere Anstalt besucht habe, welchem Fach er sich vorzugsweise widmen wolle, und fügte noch einige andere Fragen bei, welche man eben an einen jungen Mann stellt, der bereits die ersten Anfänge hinter sich hat.

Martin verneigte sich, öffnete statt der Antwort eine seiner Mappen und sagte:

„Hier sind meine Arbeiten!"

Die feierliche Miene des Directors wurde ernst, nachdem er die ersten Blätter erblickt hatte, dann färbte die Röthe des Unwillens seine Wangen.

Er vermuthete, daß sich der junge Mann einen ungeeigneten Scherz mit ihm erlauben wolle; aber er verwarf sogleich diesen Gedanken, als sein Blick auf Martin fiel.

Dieser stand freundlich lächelnd vor ihm und der ganze Ausdruck seines Gesichts drückte Wohlbehagen und Zufriedenheit mit seinen Schöpfungen aus.

Auch das Antlitz des Directors erheiterte sich wieder, ja als er den größten Theil der fast alle von rechts nach links spazierenden Studien gesehen hatte, von welchen eine ziemliche Menge sogar mit lebhaften Farben colorirt war, brach er plötzlich in ein unauslöschliches Gelächter aus.

Jetzt blickten auch einige der ältern Schüler in die Mappe.

Diese lachten ebenfalls und in kurzer Zeit hatte sich diese unverhoffte Heiterkeit dem ganzen Corps mitgetheilt und wurde fast zum Tumult.

Der Director schloß die Mappe und gebot Ruhe.

„Mein Herr", sagte er zu Martin, „ich kann kein Urtheil über Ihre Arbeiten fällen, denn sie gehören einem Genre an, welches mir vollständig fremd ist. Aber eben aus diesem Grunde ist es unmöglich, daß Sie bei uns arbeiten und überhaupt etwas lernen können."

„Ich glaube doch noch etwas lernen zu können", versetzte Martin bescheiden.

„Ja, ja, aber nicht bei mir!" Mit diesen Worten schob ihm der Director die Mappe unter den Arm, machte eine leichte Verbeugung und wandte sich ab.

Als Martin sich entfernt hatte, sagte einer der Schüler: „Es ist der junge Volkart, welcher vor mehreren Jahren ein Kind gerettet hat, indem er einen wüthenden Stier zu Boden warf."

„Es zeigt dies", erwiderte der Director, „daß der junge Mensch vielen Muth besitzt und edel denkt, aber zum Künstler ist er nicht berufen, wie vielleicht noch manche andere", setzte er mit etwas lauter Stimme hinzu, „welche eine wundergroße Einbildung besitzen."

Nach diesen Worten des Herrn Directors wurde es auffallend still in dem Saal, welchen Martin soeben verlassen hatte, und wir können nichts

Besseres thun, als diese Stätte jugendlichen Leichtsinns ebenfalls zu verlassen.

Martin verschwieg seiner Mutter das komische Gelächter der Kunstschüler, welches ihn wenig erbaut hatte, obgleich ihm seine Arbeiten keineswegs schlecht oder lächerlich erschienen; aber er sagte ihr, daß, da gegenwärtig sein Platz in der Schule leer sei, er die Natur studiren wolle.

„Ich werde Landschaften zeichnen", sprach er; „in der frischen, fröhlichen, freien Natur lernt man mehr als unter einfältigen Gipsbüsten und hinter langweiligen Vorlegeblättern."

Und jetzt sah man den beginnenden „Landschafter" täglich mit einem mächtigen Sonnenschirm, mit Skizzenbuch und Aribkuhl ins Freie wandern und hinter Hecken und Mauern Posto fassen, um fabelhafte landschaftliche Gebilde mit flüchtiger Hand aufs Papier zu zaubern.

Wir haben oben erwähnt, daß man in der Kunstschule der frühern Heldenthat Martin's gedachte.

Merkwürdigerweise war auch in andern Kreisen jener Vorfall noch nicht vergessen, während hier mit wahrem Thoren sonst leider häufig nur zu oft der Fall ist und man, wie es scheinen will, für skandalöse Dinge, wahre oder erdacht, das beste Gedächtniß hat.

Ein glücklicher Zufall trug jetzt Sorge, neue Lorbern zu den bereits um Martin's Haupt gewundenen zu fügen, und obgleich die Begebenheit, welche wir erzählen wollen, mehrfache Aehnlichkeit mit dem ersten berühmten Stierabenteuer zeigt, können wir dieselbe doch nicht verschweigen, da sonst der ganze Gang dieser wahrhaftigen und interessanten Geschichte gestört und, wie natürlich, die historische Wahrheit verletzt wäre.

Martin war, wie gewöhnlich, einen Nachmittags beschäftigt gewesen, auf dem Felde Naturstudien nach der Natur zu machen, und eben heute war sein Tagewerk besonders anstrengend und nahm alle seine geistigen Kräfte sowie seine künstlerischen Fähigkeiten in Anspruch.

Er hatte nämlich einen heimeren Zaun zu zeichnen, die gemeinschaftliche Einfriedigung eines Weggrundes und eines Kornackers, und da dieser Zaun 32½ Fuß lange hatte, und die Sonne oder die Ungeschicklichkeit des Landmanns, der die Pfähle setzte, fast jedem der 161 derselben eine von seinen Collegen abweichende Form gegeben hatte, mußte der junge Künstler viel Geduld, seinen Platz verändern, um den Zaun und die einzelnen Schönheiten jedes Pfahles genau studiren, auffassen und wiedergeben zu können.

Endlich war er fertig.

Er mußte drei Tagen aufmerksam beschäftigen, um sein Werk vollenden zu können. Aber jetzt war es geschehen.

Den Anfang konnte er heute nicht mehr beginnen; er hob daher den Sonnenschirm auf seine Schulter, nahm Farbenkasten und Skizzenbuch unter den linken Arm, in die rechte Hand seinen Malerstuhl und hierauf schritt er vergnügt von dannen.

Nach getaner Arbeit ist gut ruhen.

Das ist ein altes Sprichwort, aber wahrer als tausend andere.

Unser Martin beschloß infolge dessen, den Anfang seiner wohlverdienten Ruhe in einer kleinen Verschenke der Vorstadt zu machen, durch welche ihn sein Weg führte, und lag zu diesem Ende in eine ziemlich lange und sehr schmale Straße, durch welche er früher das Ziel seiner Wünsche zu erreichen hatte.

Er war etwa bis in die Mitte dieser Straße gekommen, als plötzlich am andern Eingang derselben ein Mensch erschien.

Dieser Mensch trug seinen Kopf und die Aermel seines Hemdes waren mit Blut befleckt.

Sein Haar war wirr und sein Blick wild, die Farbe seines Gesichts war vollkommen erblaßt und in der rechten Hand schwang er ein blankes Messer.

Dieses Individuum, dessen Aeußeres, wie man sieht, wenig vertrauenerregend war, eilte in mächtigen Sätzen auf Martin zu und dieser hörte jetzt deutlich in einiger Entfernung den Ruf: „Halt auf! Halt auf!"

Schon als Martin diesen rasenden, blutigen und mit einem Messer bewaffneten Menschen am Anfang der Straße erblickte, war sein erster Gedanke, die Flucht zu ergreifen; aber der Körper verlangte dem muthigen Geiste die Treue.

Er war wie gelähmt und wird sicher, vollkommen unfähig, seine Füße zu gebrauchen oder sich auch nur umzudrehen.

Wenn er bisweilen früher über sein Abenteuer mit dem Stier nachdachte und über den eigentlichen Grund, weshalb er jenen Sieg erfochten, so hatte er sich im Innersten seines Herzens gelobt, für die Zukunft muthiger zu werden, nämlich bei einer ähnlichen Gelegenheit so rasch als möglich die Flucht zu ergreifen und spornstreichs

davonzulaufen, anſtatt ſich aus übergroßer Furcht irgendeiner Gefahr auszuſetzen.

Der Augenblick, ſeine Energie zu beweiſen, war gekommen.

Aber es ging nicht.

Ihm war, als lägen Hunderte von Centnern auf ſeinen Schultern; er fühlte, wie alles Blut aus ſeinen Wangen wich, und ſeine Augen wären wie in die Erde gerammt, gleich den Zaunpfählen, mit welchen er ſich kurz vorher ſo leidenſchaftlich beſchäftigt hatte.

Aber ohne zu wiſſen, was er that, ſtreckte er dem auf ihn Anſpringenden den rechten Arm entgegen, in welchem er ſeinen Feldſtuhl trug, und hielt auf dieſe Art ſeinem Feinde ein ſonderbar geſtaltetes, mit drei Spitzen verſehenes Inſtrument entgegen.

Er rief nicht „Halt!“ denn die Zunge klebte ihm am Gaumen, und hätte er ſprechen können, ſo würde er den Mann mit dem Meſſer gebeten haben, ihm nichts zu Leide zu thun und ſich zurückzuziehen und der Mauer durchzudrängen.

Aber der Mann blieb ſtehen, erſchrak ebenfalls aufs höchſte zurückweichend, und im andern Augenblick erſchienen zwei Polizeiſoldaten, welche ſich ſofort und nach kurzer Gegenwehr ſeiner bemächtigten.

Es war ein aus einer Strafanſtalt entſprungener gefährlicher Verbrecher, der, in der Umgegend ſich umhertreibend, vor kurzem in einer Schenke erkannt worden war.

Man hatte heimlich nach der Polizei geſchickt, allein der Menſch witterte Unrath und ſuchte vor deren Ankunft zu entfliehen. Bei dieſer Gelegenheit hatte er einen Bürger, der ihn halten wollte, verwundet, hier hierauf ſeine Jacke in den Händen ſeiner Angreifer und war ohne Zweifel entkommen, hätte ihm der Verletzung nicht Martin in den Weg geſtellt.

Es war ein verwegener Kerl, aber er ſagte ſpäter vor Gericht aus, daß ihn die unbekannte und ſonderbar geſtaltete Waffe Martin's, deſſen rieſige Geſtalt, noch mehr aber der furchtbare und Entſetzen erregende Blick, mit welchem er ihn angeſchaut habe, zum Stehen gebracht hätte.

Dieſer finſtere Blick, in ein Martin in Betreff ſeiner perſönlichen Sicherheit Zweifel zu hegen begann, und die entſetzende Blöße ſeines Angeſichts, die ſich bei wachſender Angſt zur vollſtändigen Leichenblaſſe ſteigerte, hatten ihn ſchon öfters unter ſeinen Bekannten in Reſpect geſetzt, wenn ihn dieſe dann und wann hänſeln wollten.

Man hielt dies für Zeichen einer aus Anſtandsrückſichten verläufig noch gewaltſam unterdrückten Wuth, fürchtete aber deren plötzlichen gefährlichen Ausbruch bei fortgeſetzten Sticheleien.

Wie früher, ergoſſen ſich auch diesmal gerechte und wohlverdiente Lobſprüche auf das Haupt des kühnen und muthigen jungen Mannes, und dieſe ſteigerten ſich zum Jubel, als Martin, nachdem er ſich vom erſten Schreck erholt hatte, wieder großſprechen begann.

Man hatte unter einem großen Zulauf von Menſchen den mit Blut beſudelten Verbrecher zur Stadt geführt, Martin aber hatte ſich in die Schenke verfügt, in welcher derſelbe zuerſt erkannt worden war.

Die ganze Stadt war Tags darauf voll Lob über die neue Heldenthat Martin's und die öffentlichen Blätter rügten mit Strenge die geringe Wachſamkeit der Behörden.

„Vier bis an die Zähne bewaffnete Schergen“, hieß es, „ſind nicht im Stande, den Gefährlichen zu bändigen; es wird nöthig, daß ein braver, entſchloſſener junger Mann, ein ſtrebender talentvoller Künſtler ſeine unbeſchützte Bruſt, unbekümmert um ſein eigenes Leben, den Dolchſtichen eines Raſenden ausſetzt, um ſeinen Mitbürgern diejenige Sicherheit zu verſchaffen, die der Staat garantirt hat!“

Die alte Frau Veldart hatte nicht das Glück, ſich lange an dieſem großen Triumph ihres Sohnes zu erfreuen.

Sie ſtarb bald darauf, aufrichtig bedauert und betrauert von ihrem Sohne, welcher trotz ſeiner Kaltherzigkeit dennoch immerhin ein gutes Herz hatte.

Es iſt aber eine außerordentlich gute und zweckmäßige Einrichtung in der Natur, daß ſich die Kinder leichter über den Verluſt ihrer Eltern tröſten, als dies der umgekehrte Fall iſt.

Ein Vater, eine Mutter, ſie vergeſſen nie ein verlorenes Kind, ſie beklagen es ſtets; wenn nicht mehr laut, im Herzen gramvoll!

Da aber, den natürlichen Geſetzen gemäß, die überwiegende Anzahl von Kindern ihre Aeltern überleben, ſo wäre, fände jene leichtere Tröſtung der erſteren nicht ſtatt, des Klagens kein Ende und die Welt wäre in der That noch langweiliger, als ſie es ohnedies iſt.

Infolge dieſes weiſen und wohlthätigen natürlichen Geſetzes erholte ſich auch der junge Veldart nach einiger Zeit von ſeinem Schmerz und begann nach und nach ein ziemlich lebhaftes

leben zu führen, obgleich er stets noch der Vergangenen gedachte.

Da hörte aber neben andern guten Eigenschaften auch vortrefflich gekocht hatte und da Martin mit den guten Lebern der Geschiedenen nicht auch noch ihre gute Küche entbehren wollte, so ging er in einem der ersten Gasthöfe der Stadt zu Tische und ward bald einer der besten Gäste.

Nun fanden sich Freunde und verwandte Seelen. Man aß und trank bald weniger, als man schmauste und zechte, und binnen Jahresfrist war Martin ein Lebemann geworden, ein Partikulier, der außer des langen Künstlerhaars seine Locken gebrannt trug, seinen Hals eine tierische Binde umschlang und der einen soliden Gelehrten sowohl außer des derbstämmigen Künstler-, Genie- und Räuberhaares.

Als aber, wieder nach einiger Zeit, der junge Phantasmann einen Blick auf seine Vermögensverhältnisse warf, so fand er zu seinem Erschrecken das, was der verständige und genaue Leser, wenngleich mit mehr Gemütsruhe als Martin, sicher bereits errathen hat, daß nämlich seine Bedeutend geschmolzen waren und daß er ein neues Leben beginnen müsse, wenn er nicht früher oder später ein Bettler werden wolle.

Eigentliche Verwandte hatte er nicht.

Er ging also mit sich selbst zu Rathe und das Resultat dieser Berathung lief dahin aus, daß er jetzt von seiner Kunst leben wolle, von dem, was er gelernt, was er mit so vieler Mühe erworben.

Aber zu seiner Vaterstadt hier zu thun, trug er billige Bedenken.

Sein Empfang an der Kunstschule lag ihm stets noch unbequem im Sinne.

Zwar mochte er nicht an seiner Fähigkeit, an seinem Geschick, aber — wenn's auch blos ein Vorurtheil war, was man gegen ihn hegte, vielleicht blos Neid, es war einmal so, und er hatte mitunter Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß sich diese Verhältnisse nicht geändert hatten.

Die Künstler, welche besonders zufällig eine oder die andere seiner Arbeiten zu Gesicht bekamen, blickten so eigenthümlich darein!

Dann gab es aber in seiner Vaterstadt viele, sehr viele Künstler, in allen Abstufungen der Kunst.

Die Photographie war zu jener Zeit noch nicht erfunden.

Martin sahe also den Vortheil, eine größere Reise durch Deutschland anzutreten (Italien war ihm, der Antiken halber, aus früherer Zeit verhaßt), auf dieser Reise noch fernere Studien zu machen und sich endlich an einem Orte niederzulassen, wo es ihm gefiele, wo sich wenig oder noch besser gar keine Künstler aufhielten und wo ihm Arbeit und Anerkennung reichlich zufließen würden.

Er machte also den größten Theil seiner Habe flüssig, übergab die Aufsicht über den Rest derselben in zuverlässige Hände und reiste ab, ohne irgendeinem seiner Freunde und Bekannten über ein Wort von seinem Vorhaben mitzutheilen als des Tags vorher.

Er wolle eine Kunstreise machen, sagte er einfach.

Als er fort war, lachte man über ihn, was man während seiner Anwesenheit nicht zu thun wagte, seiner breiten Schultern und seines furchtbaren Blicks halber, und auch dem Grunde, weil er seine Worte nicht allzu streng gerichtet hatte für seine Freunde.

Man hätte vielleicht nicht gelacht, wenn man in das Herz des armen Teufels hätte sehen und die Angst wahrnehmen können, welche in den letzten Tagen vor seiner Abreise beinahe gänzlich einnahm und mit den verschiedensten Schreckensbildern erfüllte.

Erst jetzt trat ihm das Gewagte, das Gefährliche seines Unternehmens vollständig vor Augen.

Die Post- und Stellwagen hatten in seinen Augen kaum eine andere Bestimmung, als durch scheu gewordene Pferde sammt den unglücklichen Passagieren in einen Abgrund geschleudert zu werden.

Die Wälder, durch welche ihn sein Weg führen würde, waren mit zahlreichen Banden unmenschlicher und blutdürstiger Räuber erfüllt.

Die Gasthöfe waren ebenfalls Räuberspelunken und die fürchterlichen und schrecklichen Beispiele, an welchen ein harmloser Reisender durch ein Stück der Stubendecke, was sich langsam auf ihn niedersenkt, in einer solchen Mörderhöhle elendiglich ermordet wird, standen lebhaft vor seiner Phantasie.

Dann kannte er an der öffentlichen Gastlichkeit auf die leichteste Weise mit Militärpersonen Händel bekommen — und endlich in Universitätsstädten die fatalsten Studenten!

Was die Eisenbahnen betrifft, deren zu jener Zeit schon viele vorhanden, wenngleich nicht in so zahlreicher Menge als gegenwärtig, so lächelte

er ingrimmig über diese privilegirten Mordanstalten, aber er fürchtete sie nicht, da er sich fest vorgenommen hatte, diese Erfindung des Teufels, blos erdacht zum Nutzen der Wundärzte, der Todtengräber und dann und wann der Actionäre, niemals zu benutzen.

Merkwürdigerweise befand sich Martin aber schon über sechs Wochen auf der Reise, ohne daß ihn einer der gefürchteten Unglücksfälle getroffen hätte. Ja er war selbst einmal eine kurze Strecke mit der Eisenbahn gefahren, ohne daß irgendein Unfall eingetreten wäre.

Er bekam jetzt eine Art von Muth und beschloß, die See vom Strande aus und außerhalb des Bereichs der Brandung zu sehen. Er wollte — denn der Künstler war wieder in ihm aufgewacht — er wollte ein paar Seestücke in seinem Skizzenbuche haben und dann — sich vielleicht wieder nach Hause begeben.

Die Welt war so groß und wenn auch nicht ganz so gefährlich, als er früher dachte, doch zuverlässig höchst kostspielig.

Sein Geld schwand mehr, als er berechnet hatte, und war er wieder zu Hause, so fand sich dort vielleicht jetzt eher eine Beschäftigung für ihn, nun er ein gereifter Mann war.

Er begab sich also nach Bremen.

Die Stadt gefiel ihm, aber nachdem er mit der Miene eines Vielgereisten einen Tag hindurch die Straßen durchwandert, Biermein getrunken und verschiedene Dutzend Austern genossen hatte, fiel ihm auf, daß die See nirgends zu sehen.

Auf Befragen erfuhr er, daß er nach Bremerhaven müsse, um dies thun zu können, und daß er am besten sich des Weser-Dampfschiffs zu dieser Fahrt bedienen würde.

Dies gefiel ihm nicht.

Er hatte von der Großen Brücke aus die Weser gesehen und der breite Fluß, der so unbekümmert um alles andere dahinfloß, schien ihm heimtückisch, zum wenigsten eigensinnig.

Dampfschiff! Wenn der Kessel springen würde? Wenn er, weil er die See sehen wollte, auf einem Flusse ertrinken würde?

Er beschloß, sich die Sache zu überlegen. Jedenfalls konnte er zu Hause von der See erzählen, dachte er; Seestücke hängen ja hier in jedem Bilderladen.

Beim Mittagstische traf er des andern Tags einen Bekannten, einen jungen Kaufmann, den er bei derselben Gelegenheit in seiner Vaterstadt kennen gelernt hatte.

Martin war doppelt erfreut; denn einmal war er froh, jemanden zu haben, der ihm bei der Besichtigung verschiedener Keller Gesellschaft leisten würde, auf der andern Seite hoffte er, unbemerkterweise Erkundigungen einziehen zu können über die mehr oder minder große Gefährlichkeit der Fahrt nach Bremerhaven, um danach seinen Entschluß einzurichten.

Aber vorläufig war davon die Rede nicht und nach Tische sagte Stettenberg, so wollen wir den jungen Kaufmann nennen:

„Heute Abend wird im Rathskeller gekneipt! Das ist das beste Institut in ganz Bremen!“

Schon beim Eintritt in jenes in der That ganz ausgezeichnete „Institut“ mußte auch Martin seinem Freunde recht geben.

Die langen Reihen mächtiger und zum Theil mit trefflichem alten Schnitzwerk versehener Fässer, die endlos scheinenden, mystisch sich kreuzenden Gänge, das hohe und kunstvoll gesprengte Gewölbe, dann die einzelnen Gruppen der Zechenden, welche gesondert Platz genommen und beim Schein magisch flackernder Kerzen ohne besonders laute Gespräche ihren Wein schlürften, dann wol auch der feine aromatische Duft eben dieses Weins, der den ganzen Raum durchwürzte, alles dies behagte unserm Martin sehr und behagt auch wol noch mehreren andern.

In einem Anflug von poetischer Laune wollte Martin gleich im ersten Gange des Kellers, unfern eines jener mächtigen Fässer Platz nehmen, um dort, wie er sagte, „als ein alter Auster seinen Humpen zu leeren“.

Stettenberg aber sagte:

„Das ist nicht nobel! Blos ordinäre Subjecte kneipen da draußen! Coulante Kerle, die Principale und angesehene Leute überhaupt gehen in ein Cabinet.“

Und als nun eine Viertelstunde später die beiden jungen Leute in einem jener hölzernen Verschläge, wie solche rechts des Eingangs zu finden, weniger gerade schön als gemüthlich und bequem, sich dort häuslich niedergelassen, als der treffliche Rheinwein vor ihnen duftete und die soeben frisch in den Keller gebrachten Austern sie verführerisch anlachten, da begann Martin bei sich zu überlegen, ob er es dennoch nicht versuchen wolle, sich in diesem herrlichen Bremen niederzulassen.

Mit jedem Tropfen Wein, den er behaglich schlürfte, gewann dieser Gedanke an Festigkeit.

Jetzt nahten sich Leute, laute Stimmen wur-

Pakel (heftig).

Wo habt Ihr die Bücher gelaſſen?

Toms und Toby
(treten verſtohlen auf die Bücher).

Was denn für Bücher?

Pakel (außer ſich).

Servi, Servissimi, — bringt mich nicht —

Toms (heftig).

Schlagt doch die jungen Herren nicht.

Pakel.

Schlagen?

Toby.

Ihr ſollt Euch was ſchämen, Herr Magiſter. Die Hand gegen Eure Herrſchaft aufzuheben.

Pakel.

Meine Hand?

Toms.

Es müſſen blaue Flecken da ſein, den Kindern ſo 'nen Stoß zu geben.

Pakel.

Einen Stoß?

Toby.

Ihr werdet dieſe guten Kinder durch Eure täglichen Mißhandlungen noch ums Leben bringen.

den herbor und hervor wurde die Thür des Cabinets geöffnet.

Zwei junge Männer blickten in daſſelbe und einer von ihnen fragte freundlich:

„Iſt's erlaubt? Da kneipt ſich beſſer in Geſellſchaft, denke ich!“

Als die bereits im Beſitz des Platzes Befindlichen zuſtimmenden Beſcheid gegeben und zwei Hinzukommende beſtellt gemacht waren, ſtellte man ſich gegenſeitig vor und unſere Freunde erfuhren im Austausch, daß die beiden Neuangekommenen aus Hamburg gebürtig und „Studentenphiliſter“ *) einer norddeutſchen Univerſität ſeien.

Junge Leute thun ſich leichter zuſammen als wir Alten, und da man den Formen des Anſtands und der Sitte Genüge geleiſtet, war man bald heiter und guter Dinge und ſchien ſich jahrelang zu kennen.

„Viele großen Hallerinnen Austern“, ſagte endlich Martin, „und trefflich und ſie ſind mir lieber als die kleinen engliſchen.“

Man widerſprach ihm. Es ſei allgemein anerkannt, daß die kleinen von beſſerem Geſchmack und feiner in jeder Beziehung ſeien.

Martin bedauerte ſeinen Ausſpruch.

Schon deshalb, ſchalte er ein, weil man die großen kauen müſſe, während man die kleinen ganz verſchlucke.

Man hatte ſich erhitzt während dieſer wichtigen Verhandlung und der eine der Hamburger ſagte:

„Sie verſtehen gar keine Auſtern zu eſſen, man ſaugt jede Auſter!“

In dieſem Augenblick warf Martin zufällig einen Blick auf den Sprechenden und ſah an deſſen linker Weſtentaſche einen Gegenſtand, der ihm das Blut in den Adern erſtarren machte.

Es war nicht der Kolben eines Revolvers und ebenſo wenig der Griff eines Dolchs, es war das, was die gegenwärtig ſtudirenden Jünglinge mit dem unziemlichen Namen „Vierzipfel“ be-

*) Laufend Entſchuldigungen, wenn der Ausdruck „Studentenphiliſter“ gegenwärtig nicht mehr gebräuchlich ſein ſollte oder wenigſtens nicht mehr im Sinne meiner Zeit. In dieſem iſt der Studentenphiliſter ein junger Mann, welcher kurze Zeit, ein, zwei, bei manchen Individuen wol auch noch drei bis vier Jahre, von der Univerſität abgegangen iſt und auf eine künftige Anſtellung lediglich ſeine wirklichen Studien unterbrochen hat. Dann unterſcheidet er ſich vorzugsweiſe dadurch, daß er ſtatt der Mütze einen Cylinder trägt und nicht mehr auf Schlägen ausgeht, ſondern auf „Frauen“, in meiner Zeit auf Pferden. Das Nachte wendet er häufig ſeiner Straßenbekanntſchaften, ganz analog dem wirklichen Studenten, hat aber den andern Tags doppelten Moralſchen, ſeiner Stellung halber.“

zeichnen, eine ovaliſche Schleife mit den Farben einer Verbindung.

Alſo deshalb hatte er alle Univerſitätsſtädte während ſeiner ganzen Reiſe ängſtlich, oft mit bedeutenden Umwegen, gemieden, um jetzt, mitten in einer Stadt des Handels und der Induſtrie, in die Klauen eines leidenſchaftlichen Duellanten zu fallen, eines wüthenden Raufboldes, eines Todtſchlägers von Profeſſion, der, wie der Tiger in Buſch's Naturgeſchichte, zur „Luſt mordet“?

Der Vierzipfel dauerte ſeine Blicke wie die Klapperſchlange ihre Opfers.

Er vermochte ſein Auge von der unglücklichen Schleife.

Den Studentenphiliſter ſeinerſeits ärgerte die Anweſenheit ſeiner Verbindungsfarben.

Aber ehe er ſich darüber ausſprechen konnte, hatte Martin ſich wieder ermannt. Seine früheren Verträge ſtellen ihm ein. Auseinander! Nicht wie ein Feiger fliehen bleiben und erdulden, was der Tollkühnheit oder der Wuth eines Böſewichts beliebt, nein, einen muthigen Entſchluß faſſen und ſo ſchnell als möglich davongehen.

Aber während er dieſen mannhaften Entſchluß faßte und dabei unverwandt den „Vierzipfel“ mit großer Aufmerkſamkeit zu betrachten ſchien, ſah er zu ſeinem Schrecken zugleich die Unmöglichkeit ein, ſeinen Vorſatz auszuführen.

Er und ſein Freund ſaßen hinten, an der Mauerſeite, die beiden Fremden hatten, als die zuletzt Gekommenen, die Vorderplätze an der Thür des kleinen Cabinetchens inne.

Es war alſo gewiſſermaßen eingeſperrt.

Der Mann mit dem ſchrecklichen Verbindungszeichen ſaß ihm ſchräg gegenüber. Neben ihm ſaß deſſen Freund und er wagte nicht, dieſen zu bitten, ihm Raum zum Hinausgehen zu geben.

Der geſchickte Erzähler weiß uns in dieſer Art ſeinen Helden fortwährend zum Gegentheil ſeiner ſelbſt zu machen. Mann der bleichen Furcht, hat Martin doch eine ſo eigenthümliche Art, ſeine Furcht zu äußern, daß ſie ihm unwillkürlich in Heldenthum umſchlägt. Der Erzähler weiß ihn auch aus dem bremer Abenteuer mit dem ſeiner Darſtellungsweiſe eigenen Humor zu befreien. Unſere Leſer werden von der leichten, witzigen Darſtellung ſo gefeſſelt ſein, daß wir ihnen die Löſung des Conflicts nicht vorenthalten dürfen, im übrigen jedoch verweiſen wir auf die Lectüre des intereſſanten Buches ſelbſt.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Tiſchendorf im Orient.

„Als ich im Mai 1844", ſchreibt Profeſſor Konſtantin Tiſchendorf in ſeinem neueſten Werk „Reiſe ins Heilige Land" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862), „nach vierjährigen dokumentalen Forſchungen auf europäiſchen Bibliotheken zum erſten mal das St. Katharinenkloſter betrat, geſchah es in der Hoffnung, innerhalb ſeiner alten Mauern, die ſeit ihrer Erbauung durch Juſtinian unzerſtört geblieben, Schätze für die Bibelwiſſenſchaft aufzuführen. Dieſe Hoffnung blieb nicht unerfüllt. In der Mitte der Bibliothek, deren Bücher und Handſchriften ringsum auf Regalen aufgeſtellt waren, ſtand ein Korb mit Reſten von verſchiedenen alten, theilweiſe verdorbenen Handſchriften, dergleichen ſchon zwei Körbe als unbrauchbar ins Feuer geworfen worden waren. In dieſem Korbe fand ich zur größten Ueberraſchung mehrere Fragmente von einer griechiſchen Bibelhandſchrift auf Pergament, in der ich ſogleich eine der älteſten, die es gibt, erkennen mußte. Es gelang leicht, die Abtretung eines Theils derſelben zu veranlaſſen, die andern, unvollſtändigern Theile empfahl ich zu beſſerer Aufbewahrung, indem ich ihre Erwerbung, die zu jener nicht möglich war, ſpätern Schritten vorbehielt. Einen geringern Theil gab ich nach der Rückkehr in die Heimat, geſchmückt mit dem Namen des Königs Friedrich Auguſt von Sachſen, des hohen Beſchützers meiner Forſchungen, als die muthmaßlich älteſte aller auf unſere Zeit gekommenen griechiſchen Pergamenthandſchriften, in lithographiertem Facſimile heraus. Da indeſſen meine Bemühungen um die im Kloſter zurückgebliebenen Fragmente keinen Erfolg hatten, ſo gedachte ich ſie im Kloſter ſelbſt auf genauſte abzuſchreiben und aus der Abſchrift herauszugeben, zu welchem Behuf ich 1853 eine zweite Reiſe in den Orient unternahm. Bei meinem zweiten Aufenthalt im Sinaikloſter wurde mir aber wahrſcheinlich, daß der Schatz inzwiſchen nach Europa gekommen ſei. Bei dem gänzlichen Schweigen darüber ſchien es mir jedoch angemeſſen, dasjenige, was ich ſchon 1844 davon abgeſchrieben und zehn Jahre lang als Geheimniß gehütet hatte, einem größern, aus ähnlichen Kreiſen hervorgegangenen Werke einzuverleiben. Ich deutete dabei auf meine frühern Anſprüche an der Erhaltung jener andern koſtbaren Ueberreſte hin, wo ſie auch immer gekommen ſein mochten.

„Trotzdem drängte es mich zu einer nochmaligen Reiſe nach dem Sinai; ſie ſollte den Anfang bilden von längern Forſchungen in den Ländern des Orients, die mir infolge geſtellten Antrags von der kaiſerlich ruſſiſchen Regierung übertragen worden waren. Die beſondere Protection Alexander's II. und Ihrer Majeſtät der Kaiſerin geleitete mich. Bei meinem dritten Aufenthalt im St. Katharinenkloſter hatte ich bereits mehrere Tage dem Studium ſeiner Bibliotheken gewidmet. Nachdem ich am 3. Februar den Sinai beſtiegen hatte, ſchickte ich in der Frühe des 4. einen Kloſterdiener vom Stamme der Tſchebeljeh ab, um meine in der Wüſte bei ihren Kameelen weidenden Beduinen aufzuſuchen und für den 7. behufs meiner Rückreiſe zu beſtellen. Am Nachmittag des 4. hatte ich bei einem Ausflug über den Hutberg zu der Sebaijeh-Ebene den wohlunterrichteten Ikonomos des Kloſters zum Begleiter; da ich einige Exemplare meiner letztjährigen Ausgabe vom griechiſchen Text des Alten und Neuen Teſtaments dem Kloſter zum Geſchenk gemacht, ſo kamen wir auf dieſe Bücher und beſonders auf den Text des Alten Teſtaments zu ſprechen. Nach unſerer Rückkehr ins Kloſter in der Abenddämmerung bat mich der Ikonom, in ſeiner Zelle eine Erquickung anzunehmen. Als wir damit fertig waren, bemerkte er, auch er habe hier eine Septuaginta*), und holte aus einer Ecke des Zimmers ein in ein rothes Tuch eingeſchlagenes Manuſcript herbei, das er vor mich auf den Tiſch legte. Ich öffnete das Tuch und ſah zu meinem größten Erſtaunen vor meinen Augen jene koſtbaren Reliquien liegen, die ich im Jahre 1844 aus dem verhängnißvollen Korbe hervorgezogen. Der Umfang der Blätter, die vor mir lagen — einen Einband hatten ſie nicht —, verrieth ſogleich, daß ſie ſich keineswegs auf jene altteſtamentlichen Fragmente beſchränkten. Ein flüchtiges Durchblättern vermehrte mein Staunen, denn ich bemerkte Anfang und Ende des Neuen Teſtaments, ſogar den Brief des Barnabas. Mit dem Ikonom ſtanden noch andere Kloſterbrüder um mich; ſie waren Zeugen meines freudigen Staunens, doch konnten ſie ſchwerlich begreifen, was hier vorging. Ich bat, das Tuch mit ſeinem ganzen Inhalt zu näherer Prüfung auf mein eigenes Zimmer tragen zu dürfen; der gütige Ikonom, des Kyrillos geiſtlicher Sohn, wie er ſich ſelbſt nannte, gewährte es bereitwilligſt.

„Als ich allein auf meinem Zimmer war, da erſt gab ich mich dem überwältigenden Eindruck dieſer Erfahrung hin; ich wußte es, der Herr hatte einen unvergleichbaren Schatz, eine Urkunde von der höchſten Wichtigkeit für Kirche und Wiſſenſchaft in meine Hände gelegt. Meine kühnſten Hoffnungen waren weit übertroffen. In der tiefſten Rührung über die wunderbare Fügung beſchlich mich der Gedanke: Könnte hier neben dem Barnabas nicht auch der Hirte enthalten ſein? Schon ſchämte ich mich des undankbaren Gedankens mitten in ſolcher Fülle, als mein Blick unwillkürlich auf einem ziemlich verblichenen

*) Es heißt der übliche griechiſche Text des Alten Teſtaments, ſo genannt nach den 70 Dolmetſchern zu Alexandrien.

neu Blatt vor mir hatte. Ich las der Aufschrift und erschrak, denn ich las: „Der Hirte.“ Was Wunder, ich schildern, muß ich dabei empfand.

„Ich überlas nun, was die sämmtlichen Bücher, 146 an der Zahl und von größtem Format, wirklich enthielten. Außer 22 Büchern des Alten Testaments, größtentheils vollständig und namentlich auch den Prophetern, den poetischen Büchern und den sogenannten Apokryphen, war es das ganze Neue Testament ohne die geringste Lücke, darüber noch der vollständige Brief des Barnabas und der erste Theil vom Hirten des Hermas. In der Unmöglichkeit, zu schlafen, legte ich mich, trotz früher Stunde und kühler Temperatur, sofort daran, den „Barnabas“ abzuschreiben, schwelgend in der Vorfreude, mit dem ehrwürdigen Schriftstück die christliche Welt zu bereichern. Ihr erster Theil war nämlich bisher nur aus einer höchst mangelhaften lateinischen Uebersetzung bekannt geworden, der andere nur aus einigen wenigen, allerdings zuverlässigen griechischen Handschriften. Und doch hatte die Kirche des 2. und 3. Jahrhunderts gar sehr die Neigung, diesen Lehrschreiben, das allerdings einen Apostel Namen trug, gleichen Rang mit den Briefen der Apostel Paulus und Petrus anzuweisen. Außer dem „Barnabas“ schrieb ich im Kloster wieder auch noch die Fragmente des „Hirten“, einer Schrift von gleichem Umfange mit „Barnabas“, die im Originaltext für gänzlich verloren gegolten hatte, bis ihn 1855 der vielberufene Griech Simonides theils abschriftlich, theils in drei Papierblättern des 14. Jahrhunderts vom Berge Athos nach Leipzig brachte. Aus mehreren Gründen hatte ich darin an vielfachen Verderbniß leidenden Text für eine mittelalterliche Rückübersetzung aus dem Lateinischen angesehen, der uralte Originaltext übergenug mich bald, daß diese Ansicht, wenigstens in Bezug auf das Ganze, eine irrthümliche gewesen.“

So weit die höchst angenehme und rührende Erzählung. Die wegen Erwerbung dieses Manuscripts von Tischendorf eingeleiteten Unterhandlungen zogen sich zwar in die Länge, hatten aber schließlich doch die Uebergabe desselben an den Entdecker zur Folge und am 19. November legte er bereits die Handschrift seinem kaiserlichen Protectoren vor, in dessen Auftrag er auch sofort die Vorbereitungen zu einer genauen typographischen Nachahmung des alten Originals begann. Von dem neuentdeckten Theil wird das baldige Erscheinen einer deutschen Bearbeitung zugesichert.

Die große Wichtigkeit, die dieser Fund für die Wissenschaft hat, läßt sich leicht begreifen, wenn man bedenkt, daß die Heilige Schrift bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst fort und fort nur abgeschrieben wurde und daß daher durch Unachtsamkeit, Unwissenheit und Mißverständnisse der Text natürlich nach und nach immermehr von seiner ursprünglichen Form abwich, namentlich da sich bei der alten Schrift Buchstabe an Buchstabe, ohne Worttrennung oder Interpunction, aneinanderreiht. Aber selbst als die Buchdruckerkunst der Mühe des Abschreibens entspart, lagen die Herausgabe und die Textung des Textes nur zu oft in der Hand von Männern, denen die exegetischen Fähigkeiten zur Redaction eines Werkes von solcher Wichtigkeit abgingen, und so mögen sich wol durch die vielen Jahrhunderte hindurch der Irrthümer und Fehler manche eingeschlichen haben, die zum großen Theil zu beseitigen nunmehr ungemein hat nützen.

Aber ebenso viel streng Wissenschaftliches und Lichtvoll in seinem trefflichen Werke bietet, ebenso geschickt versteht es auch sonst zu fesseln und zu unterhalten.

Er fuhr mit z. B. in den Harem des türkischen Exilanten. Bekanntlich unternahm der Großfürst Konstantin mit seiner Gemahlin und dem damals noch minderjährigen Großfürsten Nikolaus ebenfalls im Jahre 1859 eine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande und hielt imponirenden Karawane schloß sich unser Reisender nach dem Auferstehungsort im Sinaikloster an. Auf der Rückreise besuchte der großfürstliche Familie Konstantinopel und der Großfürstin wurde vom Sultan die Gelegenheit zu einem Diner im Harem. Der Großfürstin erschien in Gemächer dieser außerordentlichen Ehre in voller Gala, in der reichsten Toilette, geschmückt mit Perlen und Diamanten und dem Bande des Kaiserlich-Russischen Katharinenordens. Nachdem ihr der Sultan seine Schwester und Töchter vorgestellt hatte und die üblichen Ceremonien vorüber waren, verabschiedete er sich von ihr mit den Worten: „Venez, madame le Nonne!“ auf eine Thür zeigend. Er speiste nach türkischer Sitte allein.

Die hohe Reisende nebst dem Großfürsten Nikolaus betrat, von der Oberhofmeisterin, der Vorsteherin des Heiligthums, geleitet, jene Gemächer, die sich bisher nur so selten Fremden öffneten. Die Schilderung, die der Verfasser hier entwirft, verräth und lebhaft in jenen von etwa 2000 Griechinnen und Armenierinnen bewohnten Sklavenpalast. Die blauen Eunuchenaugen der zahlreichen zu durchwandernden Zimmer gaben dem Ganzen einen „unheimlichen Anstrich“, bis man in einen Saal gelangte, „wo das Unglaubliche zur Wirklichkeit geworden“: es war daselbst die stattliche Truppe Militärmusik aufgestellt. Ihre Uniform bestand aus rothen, reich mit Gold verbrämten Matrosenröcken und weißen Hosen; auf dem Kopf trugen sie das rothe Fez mit breitabhängender goldener Quaste. Der ersten Ueberraschung, inmitten dieses abgeschlossenen Frauenheiligthums ein wunderes Militärconcert zu finden, folgte die zweite, als sich ergab, daß die schmucken Musikanten kaufgirdige Mädchen des Harems waren.“ Der nächste Saal war das Ziel der Wanderung, der Speisesaal, und hier war es, wo eins der prächtigsten Diners eingenommen wurde. „Während der Tafel kamen die vielen Sklavinnen, vorzugsweise so genannt, obschon sie in ihrem Verhältniß sehr verschieden und der höchsten Auszeichnung fähig, abwechselnd in den Speisesaal, sie waren alle wohlgekleidet, manche unter ihnen, weil um das Glück des Harems zu vollenden,

trugen ganz kleine Kinder auf dem Arme (ländlich, sittlich). Sie begnügten sich aber keineswegs mit der Schau aus respectvoller Entfernung, vielmehr kam eine nach der andern an die Großfürstin heran mit der Frage, ob sie gestatte, daß man sie nach Belieben ansehe. Weiter ging ihr Muth gegen die begleitenden Damen der Großfürstin; diese gestatteten sie sich mal um sich von ihrem Fleisch und Blut zu überzeugen, mit den Fingerspitzen zu berühren. Die muthmaßenden hohen Damen selbst gewannen während der Tafel ihre volle Heiterkeit. Das Dinner war zugleich ein Examen für sie, vierzehn Tage lang hatten sie sich geübt, mit Messer und Gabel zu speisen, was ganz außer ihrer Gewohnheit lag. Mit kindischer Freude zeigten sie dabei die neuen handhabenden Waffen der Tafel den Dienerinnen und Zuschauerinnen im Hintergrunde. Aber das Examen selbst hatte einen abfälligen Ausgang, die angegriffenen Köstlichkeiten fielen fast ohne Ausnahme unter den Tisch. Dennoch bedurfte es vieler Bitten seitens der Großfürstin, um die Damen zu bewegen, anstatt der fremdartigen Neuerung ihre eigene Sitte walten zu lassen. Als dies endlich geschah, war ihr Geschick im Gebrauch der einfachen Naturmittel für die russischen Gäste ebenso bewundernswürdig, als ihr Mißgeschick im Fache der Kunst offenkundig geworden war."

Sicher genügen diese Mittheilungen, um unsere Leser zu überzeugen, daß Tschudi neben dem bedeutenden wissenschaftlichen Gehalt seiner Darstellungen zugleich auch eine höchst anziehende und fesselnde Lectüre zu bieten weiß.

Dichter und Graf.

Das eigenthümliche Freundschaftsverhältniß zwischen Shakspeare und dem Grafen Southampton ist bis heute noch nicht aus einer gewissen mysteriösen Dämmerung aufgeklärt. Nach allem, was wir aus verschiedenen Andeutungen und namentlich aus des Dichters Sonetten wissen, war es eine Freundschaft von solcher Intimität, wie sie nur das Alterthum und sein poetischer Mythus kannte, eine Freundschaft, die sich von der Liebe nur durch das gleichartige Geschlecht unterscheidet, während sie alle Regungen und Leidenschaften derselben, ihre Zartheit, Innigkeit, Leidenschaft, Hingebung, selbst Eifersucht entweder besaß oder — künstlerisch nachahmte.

Zu dieser Auffassung eines vielbehandelten Verhältnisses liefert eine kleine, unter dem Titel „Alter Ego. Eine Studie zu Shakspeare's „Kaufmann"", von einem hamburger Anonymus herausgegebene Schrift (Hamburg, Voved u. Geißler, 1862) einen nicht uninteressanten Beitrag. Wenn es auch immer problematisch bleiben wird, ob die Aufstellungen des Verfassers das historisch (biographisch) Wahre treffen, so läßt sich wol schwerlich verkennen, daß sie doch der geistigen Wahrheit nahe kommen, insofern man im allgemeinen annehmen darf, daß sich das innere Leben eines Dichters poetisch verklärt in seinen Werken widerspiegelt.

Der Verfasser sucht durch eine allgemeine Charakteristik des Shakspeare'schen Schauspiels „Der Kaufmann von Venedig" und eine speciellere der beiden Charaktere Antonio und Bassanio, namentlich in Bezug auf ihr gegenseitiges Freundschaftsverhältniß, sowie durch eine kritische Beleuchtung der verschiedenen hier in Betracht kommenden Textstellen (im Original) nachzuweisen, daß der Dichter in Antonio sich selbst, in Bassanio seinen Freund Southampton geschildert hätte, nur mit der Modification, daß er in seinem „Carneval von Venedig", in welchem der geweihte Jude Shylock trotz seiner schaudererregenden Charaktermaske und seines guten Löwengebrülls nur der Prügeljunge sei, die äußerliche Stellung beider gewechselt hätte, um wenigstens — in der Phantasie einmal die ihm im wirklichen Leben versagte Genugthuung der Protectorrolle zu genießen. Der arme Schauspieler gefalle sich hier als der reiche, mächtige, für seinen Freund einstehende „königliche" Kaufmann, der allesvermögende Graf sei dagegen der bedrängte, rath- und hülflose, seinem Freund so hochverpflichtete Bassanio.

Die Richtigkeit dieser dem Dichter untergelegten Intention angenommen, würde und allerdings die Eigenart des Verhältnisses zwischen Antonio und Bassanio ein Bild der Freundschaft geben, wie wir es uns für das Verhältniß zwischen Dichter und Graf, unserer obigen Andeutung gemäß, denken und wie es mit dem uns aus Shakspeare's Sonetten entgegentretenden harmonirt. Antonio's Freundschaft für Bassanio ist allerdings so intensiv, so aufopfernd, so hingebend, so eifersüchtig auf Porzia, des Freundes Geliebte, daß sie sich wenig oder gar nicht von der Liebe zum Weibe unterscheidet.

Theodor Körner.

Julius Mühlfeld, Verfasser einiger anerkennenswerthen Erzählungsschriften, hat es unternommen, in „Theodor Körner, ein deutsches Familienbild" (Aachen, Dietze, 1862) zu den vielen vorhandenen romantisch frisirbehandelten deutschen Dichter-Biographien wiederum eine neue hinzuzufügen. Ein solches Unternehmen ist besonders deshalb schwer, weil in Theodor Körner's Leben allzu auf der Hand zu liegen scheint. Doch glauben wir, daß auch derjenige, dem die frühern Schriften über den Frühgeschiedenen, von dessen begeisterten Strophen noch so manche im Gedächtniß fortleben, bekannt sind, doch nicht ohne Interesse dieser lebhaften und gefälligen Darstellung von Körner's Vaterhause, seiner Entwickelung und seiner kurzen Kriegerlaufbahn folgen wird.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Der Winter in Berlin. I. — Japanesische Nachrichten. I. — Zeichen der Zeit. — Wie Oesterreich um Deutschland wirbt. — Briefwechsel.

Der Winter in Berlin.

I.

— — Der Herbst ist da — die Kunstausstellung (immer unser zuverlässigster Herbstbote) ist eröffnet — nicht lange wird es dauern, so fallen die Blätter unter den Linden und wir haben den Winter. In unserm Gemüth ist er schon längst da — —

Als ich vor sechs Wochen den Wanderstab ergriff, rief einer meiner tagenden Kammerfreunde mir zu: „Wenn Sie wiederkehren, sind auch wir erlöst, die Krisis ist vorüber, die Militärfrage endlich beigelegt und der alles daniederdrückende Zweifel gelöst." Es war dies ein durchaus loyal Gesinnter, der heute, am guten Glück Preußens halb verzweifelnd, sich in meine Arme warf und mir ein trostloses Bild theatralischer Widersprüche, in der sich die Regierung gefalle, entrollte. Ueberall träte in dem Gebaren derselben jene Halbheit und Unklarheit hervor, die heute versuche, was sie morgen wieder zurücknähme, wodurch die sittliche Bedeutung der Verfassung mit jedem Tage mehr verloren müsse und selbst die treuesten Herzen, voll Trauer erfüllt, sich der Regierung abwendeten. Sofort erfuhr ich das leider bestätigte Gerücht, daß selbst das so dauerhaft gebaute Vertrauen des vergnügten Finanzministers Herrn von der Heydt von ihm selbst niedergelegt werden dürfte, da er ein so verzweifelnd Abspringen von links nach rechts und umgekehrt seiner Gesundheit nicht länger zumuthen könne und ohnehin wol durch das rheinische Reichsmorgenblatt über seine Haltung im Jahre 1848 eine schwierige Stellung in den höheren Gesellschaftskreisen erhalten haben möchte.

Diese unerquicklichen Schwankungen in den höchsten Regionen sollen durch den Einfluß des Prinzen Karl und den alten Feldmarschall Wrangel herbeigeführt werden, der, wie man sagt, über Nacht das Tagewerk der Minister auflöse, daher denn auch unser Arzt, von Bincke, sehr lakonisch betonte, daß dem Herrn Kriegsminister vom 17. zum 18. ein Hinderniß begegnet sein müsse, seine guten Absichten auszuführen, auf daß er nicht näher eingehen solle. Verlogen muß man hierbei immer von neuem, daß unsere constitutionellen Minister aus so einfachem Stoff gearbeitet sind, um sich solchen Einflüssen zu fügen und ihre Manneswehr nicht durch Contreseurung des einmal ausgesprochenen Wortes in aller Unanständigkeit zu wahren, unsern so solchem Verfahren gegenüber nicht sofort ihr Amt niederlegen. Wir haben laut jahrelanger Erfahrung nur einen einzigen echt constitutionellen Minister in Herrn von Bonin gehabt. Daß die Auspicien für gütliche und friedliche Einigung in diesem Augenblick keine erfreulichen sind, liegt zu Tage, und wie doppelt beklagenswerth alle diese gewaltsam herbeigezogenen Conflicte in unserm Vaterlande sind, begreift man um so schmerzlicher, wenn man, wie ich, Gelegenheit hatte, wochenlang die süddeutschen Blätter an der Quelle zu lesen, die in den verschiedenen Parteien die unhaltbaren Zustände Preußens erörtern und es nach Herzenslust zum Prügelknaben ihrer Launen und Interessen machen.

Begreiflicherweise ist zunächst der französische Handelsvertrag in den Augen der Süddeutschen eine Todsünde, die Preußen auf sich geladen, da es nicht vorher jeden einzelnen Bundesbruder um seine Ansicht und Einwilligung in dieser Beziehung gebeten hat. Die HH. Delbrück und Philippsborn, welche die Angelegenheit leiteten, sind indessen als ebenso freisinnige wie umsichtige Staatsmänner bekannt, sie gewahrten sehr bald, daß der deutsche Zoll in dieser Frage wie in mancher andern zum nicht aufzulösenden Gleichheitszoll sich gestaltet haben würde, und zogen es vor, dieselbe zu umgehen und ein Land vorweg hinzustellen, dem ein und das kleineren Staaten nachfolgen möge. Daß für den Unterrichteten und in die staatlichen und Handelsinteressen Eingeweihten die Auflösung des Zollvereins vorzugsweise zum Nachtheil derselben ausschlagen würde, liegt auf der Hand — könnte aber über den Werth dieses Vertrags noch ein Zweifel herrschen, so müßte er unserer Ueberzeugung nach darin seine Lösung finden, daß Sachsen, dieser specifisch industrielle Staat, sich ihm unbedingt angeschlossen hat, und zwar nicht aus Sympathie für Preußen, sondern aus eignem wohlverstandenem innern Interesse. Der Einwand, den man von all den Verfehmungen Baierns, Württembergs, Hannovers empfängt, trägt auch nur einen einseitigen und durchaus keinen Volkscharakter, was sich sehr bald in den verschiedenen Kammertagungen kund geben dürfte. Sehr naiv sagte ein süddeutsches Blatt: „Deutschland müsse, auch wenn es dem großen Ganzen noch so förderlich sei, diesen Handelsvertrag schon darum ablehnen, weil Preußen mit so großer Arroganz sich über den Bundesstaat gestellt und darin seine Herrschergelüste documentirt habe, was aber Baiern in edelm Selbstgefühl sich mindestens nicht gefallen lassen noch sich zum Schleppenträger Preußens hergeben werde." So viel ist klar, daß die deutschen Einheitsbestrebungen nur ein Neuem mit Hindernissen darbieten, über welches man trotz der auf allen Ständeversammlungen wiederholten

Versicherung der Tractirung der deutschen Brüder kaum nicht zur Einigung gelangen wird.

Seit dem 7. September ist die Gemäldeausstellung hier eröffnet und man kann sie, dem Interdict gemäß, alle Gemälde, die nach dem 16. August eingingen, zurückzuweisen für abgeschlossen erachten. Ob die Ausstellung, aller neuen Magnete entbehrend — denn es waren immer die besten Bilder, die sich verträumten —, ihre Rechnung in gleicher Weise wie der frühern wird abschließen können, muß der Erfolg lehren. Ein Urtheil mag ich noch nicht über das Vorhandene zu fällen, da ich nur flüchtig durch die Räume gegangen bin. Der Katalog weist 7861 Bilder nach — unserer Erfahrung nach macht die Quantität wenig, die Qualität zu prüfen, soll meine demnächstige Aufgabe sein.

Auch unsere alten Freunde, die Japanesen, hat auf der Durchreise, respective Heimreise hier wieder im Hotel Brandenburg abgestiegen, das sofort wieder in Belagerungszustand versetzt wurde. Dabei fällt mir ein Diner ein, das ich und mein griesgrämender Freund noch in den letzten Tagen vor ihrer ersten Abreise von hier mit ihnen durchmachte, wobei die freie Uebersetzung einer Pomben Devise, die wir den Insulanern gaben, und noch heute lachen macht. Das Festessen enthielt der Sentenz: „Une bouche mouche vaut mieux que la liberté." Da der Japanese den Begriff der Freiheit weder aus seinem Staate kennen noch aus seinem Privatleben kennt und es vergeblich gewesen sein würde, ihm denselben klar zu machen, so lautete nach gemeinsamem Beschluß die Uebersetzung in holländischer Sprache: „Eine schöne Frau schmeckt besser als alter Wein." Wir erhielten den größten Applaus, denn die Japanesen waren durchaus übereinstimmend mit dem Ausspruch und die Champagnergläser wurden von neuem auf einen Liebestoast gefüllt. Diesmal wird es leider zu so humoristischen Uebersetzungen nicht kommen, denn sie gehen schon morgen nach Frankreich zurück, um sich in Marseille einzuschiffen.

In Westeregeln tagt die Versammlung deutscher Bienenwirthe, und an der Zahl. Interessant war es uns, der Bekanntschaft des Großmeisters der Bienenzucht bei dieser Gelegenheit zu machen. Herr Pastor Dzierzon aus Oberschlesien ist ein Mann von einfachem, aber hervortretend intelligentem Ausdruck; er trägt als Anerkennung und Auszeichnung für die wissenschaftliche Begründung der Bienenzucht und namentlich für die Einführung der italienischen Biene in Deutschland eine goldene Biene im Knopfloch, welche von den Vereinen ihm verliehen wurde.

Japanesische Nachwehen.

I.

* Man könnte die letztvergangene Saison die „japanesische" nennen. Sowohl die Erlaubniß von Seiten Europa war im Triumphe durchzuführen, bilden sie fast den Mittelpunkt des öffentlichen Interesse. In London brachte diese aufgeregte Scene des sonst bekannten Reichs im Osten den Glanz der Weltausstellung zu verdunkeln, in Berlin interessirte die „japanische Frage" mindestens ebenso sehr als die Militärfrage, und seitdem die „Champagneries" (wie der berliner Volkswitz sie getauft hat) bei Kroll waren, sind sie populärer als — das inzwischen abgetretene Ministerium.

Die Neugier des Volks zu befriedigen, den Journalisten das nöthige „Tagesfutter" zu liefern und unsere gesammte Civilisation von den Ranken des freiwilligen Bauchaufschlitzens bewunderungsvoll über die Achsel ansehen zu lassen, ist aber doch nicht der Hauptzweck dieser mehr oder weniger forcirten Annäherung zweier Culturextreme — sondern die damit angeknüpfte und beseitigte Handelsverbindung, mit andern Worten die Vortheile, welche die Bewohner des westlichen Europa von denen des östlichsten Asien zu erlangen hoffen. Und diese Vortheile abzuschätzen, durfte dem mit den Verhältnissen nicht genauer Vertrauten kaum möglich sein. Deshalb erschienen uns die Auslassungen von allgemeinem Interesse, welche dem kürzlich in Weimar tagenden Volkswirthschaftlichen Congreß darüber von einem durch die Commission erwählten Berichterstatter mitgetheilt wurden. Hier sprach ein Augenzeuge und Fachmann (Dr. Maron aus Crefeld) seine wohlbegründeten Ansichten einer Versammlung von Fachmännern gegenüber aus, welche zu dem überraschenden Resultate führten, daß die national-ökonomischen Vortheile, welche Europa (und speciell Deutschland) von Japan zu erwarten habe, vorläufig so gut als Null und für die Zukunft mindestens problematisch seien. Es dürfte der Mühe werth sein, auf diesen interessanten Vortrag wegen seiner belehrenden Gesichtspunkten etwas näher einzugehen.

Nach eigener Anschauung schilderte Dr. Maron die politischen und sozialen Zustände sowie die natürlichen Hülfsmittel des bisher so hermetisch verschlossenen Inselstaates, und constatirte, daß die Stagnation aller Verhältnisse in Japan den für die menschliche Natur überhaupt denkbar höchsten Grad erreicht habe — einen Grad, dem gegenüber man sogar das „Land der Mitte", das man sich ohne „chinesische Mauer" doch nicht denken kann, als ein Land des Fortschritts bezeichnen könnte. Geistiger Stillstand hat aber stets übergroße Selbstzufriedenheit und lächerliche Selbsterhebung im Gefolge — daher dieses auf den ersten Blick imponirende „Nil admirari" der japanesischen Gesandten, denen weder die Riesendimensionen des londoner Ausstellungspalastes noch der des woolwicher Arsenals, noch — die des Wiener'schen Monstre-Concerts einen Ausruf des Erstaunens oder der Bewunderung zu entlocken vermochten, weil der Hintergrund aller japanesischen Anschauungen durch den Grundgedanken gebildet wird, daß in Europa zwar vieles anders, aber keineswegs besser als in Japan sei.

Die von den Japanesen gepriesene Gebräuche

losigkeit ihres Landes ist aber eine erkünstelte, sie wird durch Gesetze aufrecht erhalten, welche mit drakonischer Strenge gehandhabt werden. Die Todesstrafe folgt in Japan auf eine Menge geringfügiger Vergehen, weil das Leben der Unterthanen dort fast gar keinen Werth hat. Infolge jener erzwungenen Bedürfnißlosigkeit ist ein Ueberschuß an Arbeitskraft, d. h. an nutzlos vegetirenden Menschenleben vorhanden, welcher die Existenz der Niedriggeborenen ebenso niedrig im Preise erhält als den Arbeitslohn überhaupt. Der Japanese darf keinen Luxus treiben, ein Luxusgesetz schreibt ihm genau vor, was er verausgaben darf, wie er leben, sich kleiden, wie er wohnen muß, u. s. w. Die Deckung dieser erlaubten, äußerst geringen Bedürfnisse ist natürlich leicht zu erreichen, folglich liegt eine große Masse der tüchtigsten Arbeitskraft völlig brach und drückt den Arbeitslohn auf das unglaublichste herab, sodaß z. B. ein Pfund rohes Kupfer nur wenige Groschen weniger kostet als ein Pfund des daraus gewonnenen feinsten Drahtes, während bei uns die Differenz zwischen dem Rohmaterial und dem vollendeten Industrieproduct infolge des erforderlichen Zuschlags von Arbeit, Zeit, Arbeits-Kraft und -Lohn, stets ein sehr bedeutender ist. Da nun das Bedürfniß nach schnellerer, einfacherer, massenhafterer und dadurch billigerer Production in Japan gar nicht vorhanden, gibt es dort natürlich auch keine Fabrik- und Maschinen-Industrie, indem die Grundbedingungen dazu gänzlich fehlen. Die Handarbeit ist im überreichen Maße vorhanden, um allen Bedarf aufs billigste decken zu können; sie bringt innerhalb ihres Bereichs auch wirklich ausgezeichnete, in ihrer Art sogar vollendete Artikel hervor, weil die darauf verwendete Zeit noch ohne Werth ist. Die japanesischen Lackwaaren sind in der That die ersten der Welt, die Arbeiten in Bronze und Seidenstickerei suchen ihresgleichen — aber mit solchen Dingen wird weder der Wohlstand eines Landes gegründet, noch ein dauerndes Exportgeschäft unterhalten; es sind Gegenstände, welche, im Ausland der Mode unterworfen, momentan sehr gesucht, in kurzer Zeit aber als völlig überflüssig befunden werden können.

Auch an wünschenswerthen Rohproducten ist Japan verhältnißmäßig arm; nennenswerth wären vorläufig nur Seide, Thee, Kupfer und Oel. Die japanesische Rohseide gilt für unübertroffen in der Welt, und England und Amerika haben sich diese Erfahrung auch schon zu Nutze gemacht. Deutschland wird daher mit der Zeit gezwungen sein, mit jenen Handelsmächten in diesem japanesischen Artikel zu concurriren. Der Thee hingegen kommt nicht in Frage; hier laufen die Chineien ihren Nachbarn wohl in der Güte wie in der Masse den Rang ab, weil jene die Zubereitung besser verstehen. Der japanesische Thee wird stets als Rohproduct seinen hauptsächlichen Absatz theils nach Amerika finden, wo man die feineren Sorten weniger zu schätzen weiß und den Rohstoff ohne weitere Nachbereitung genießt, theils nach China, wo er für den europäischen Export erst umgearbeitet und dann als chinesischer Thee verkauft wird. Daß bei den ergiebigen Bodenverhältnissen sicher noch viele Schätze (auch Metalle) in Japan ungehoben und unbenutzt liegen, ist kein Zweifel. Daß auch die Productionskraft des Landes trotz der billigen Arbeitskräfte noch nicht entfernt mit Japans großer Bevölkerung im entsprechenden Verhältniß steht, ist ebenso gewiß. Ob diese Schätze aber durch den Handelsverkehr mit dem Ausland gehoben, diese todten Kräfte lebendig gemacht werden können, steht noch sehr in Frage. Der Grund davon ist in den unglücklichen politischen und socialen Verhältnissen Japans zu suchen.

(Schluß folgt.)

Zeichen der Zeit.

* Wie wir kürzlich in diesen Blättern die kleine Humoreske „Der Landbesuch", mittheilten, gedachte ein Korrespondent unserer Zeitschrift jenes heldenmüthigen Landpfarrers Schaufelder in Neuflechten im Lippischen, der vor vielen Jahren, in seiner einsamen Pfarrwohnung nachts von einer zahlreichen Räuberbande überfallen, den Angriff von einigen Dutzend, welche durch eine bereits in die gutverwahrte Thür geschlagene Oeffnung mit dem Kopf voran eindringen wollten, mit seltener Geistesgegenwart und Tapferkeit (indem er eine ihm zur Hand befindliche Anzahl Seitenklinge an den, einer nach dem andern, in der Thüröffnung erscheinenden Eindringlingen mit nachdrücklichster Wirkung erfolgreich zuschlug) so lange abhielt, bis die von seinen Leuten aus dem benachbarten Kirchdorfe mit der Sturmglocke zusammengeläutete Dorfgemeinde ihrem bedrängten Seelsorger im Augenblick der höchsten Gefahr Entsatz bringen konnte.

Ein Gegenstück dieses biederen Gottesmannes ist jener Engelbert Schaufelder, welcher wegen der von ihm bei der Reichswahl in Preußisch-Minden gehaltenen liberalen Rede und namentlich wegen des darin vorkommenden Ausdrucks: „Ich schere es mir gar Ehre, der Demokratie anzugehören!" vom Kriegsgericht aus dem preußischen Offizierstande gestoßen wurde. Die Ungerechtigkeit dieses seltsamen Verfahrens ist um so mehr zu bedauern, als er das Mitglied einer sehr achtungswerthen Familie trifft, deren Ehre durch diese Strafe in den Augen aller Unbefangenen allerdings auch nicht im mindesten verletzt werden kann, wol aber in gewissen befangenen Kreisen immerhin mehr oder weniger kompromittirt erscheinen dürfte. Engelbert Schaufelder ist ein gebildeter junger Mann mit vorzüglichen polytechnischen Kenntnissen, die er auf den ersten Instituten Deutschlands und auf mehrfachen Reisen in England, Frankreich, Belgien und Deutschland erworben und seit einer Reihe von Jahren als technischer Geschäftsführer in der in Westfalen rühmlichst bekannten großen Maschinenflachseilspinnerei seines Vaters zu Herford verwendet. Jedem Besucher Herfords wird diese bedeutende Fabrik, welche die weiten Räumlichkeiten der ehemaligen, schon aus den Zeiten des Kontinentalsystems datirenden, auch von Levin Schücking in seiner „Wirthshaushalterin durch Westfalen" gewürdigten „Abtei" einnimmt, bekannt sein. Der hochgeachtete Vater des jungen

Schauspiel, der einen Chrenposten in der städtischen Verwaltung bekleidet, ist ein ebenso zuverlässiger Charakter als tüchtiger Geschäftsmann.

Wie Oesterreich um Deutschland wirbt.

* Die vor kurzem in Karlsbad tagenden Naturforscher und Aerzte wurden von Ludwig August Frankl mit folgenden Strophen und Scenen begrüßt:

(Dieser Mann, der bisher ein Stillleben, ein weißhaariger Greis hinter Rosen im Vordergrunde schien, in welchem Kleide von einem Purpurmantel umwallt, das Haupt mit einer Blumenkrone geschmückt, am linken Arm den Schild mit dem kaiserlichen Adler in goldenem Felde tragend.)

Schon viermal hat genaht aus nah und fern
Hier deutsche Männer meines Reiches Sternen. —
Ihr allverehrt, bewundert, Stern an Stern
Am gold'nen Himmel weithin strahlend glänzen
Wir grüßten freudig Sie, wenn auch nicht laut —
Wen Liebe mag es Ihrem Mund zu brechen,
Ihr Herz damals in Jubel aufzudrechen,
Wenn wir das schwarzrothgold'ne Band erblickt
Gastfreie war das freigeborne Wort,
Gelöbnisreich schien des Wissens frische Walten,
Und von verjüngter Nibelungenhort
Die Kunst mit ihren goldnen Gestalten
Und selbst in dieser Stadt, so schön umfriedet,
Beschlüsse faßten Sie in ihrem Namen,
Für eine Kette deutschem Volk geschmiedet
Und aufgelöscht der Zwietracht gift'gen Samen
Sie walten selbst kein Helfer Ueberwinder
Wie jene, die von Banden wir befreit
Wahr ist das Wort, nur nimmer an der Zeit,
Weil Gott nicht will, wir waren Schwerergründer!

Wie anders jetzt, da weiter ihr gekommen,
Wie ist der Seele nicht wie traut beklommen!
Ich sehe deutsche Männer hier gesichtet,
Nichts, was der Seele Jubel mehr verdichtet —
Es grüßt euch freudig Oesterreich, Oesterreich grüßt,
Das noch des Reiches Kleinactien bewahrt;
Im alten Wien, da ruhen Sie im Dunkeln,
Doch kommt der Tag, daß Sie im Lichte funkeln
Der dieser Lande gift'ge Zwietracht hält,
Da spricht der Arzt, auch singt es durch die Welt:
„Ich fühle Oesterreichern mich vor allem,
Doch nur im Herzen deutsch das Blut auch wallen."

Deutsch auch ist diese Stadt, die uns umschließt,
Und wie aus tiefbergblühtem Erdengrunde
Die Quelle hygieiareich empor hier schießt,
Die Silbergarbe schön im Lichte sprüht,
Heiß und lebendig auch von Mund zu Munde
Aus tiefster Brust sich Lust' und Gruß ergießt
Willkommen denn ihr edeln deutschen Geister,
Ihr „Naturforscher" und beflügelte Meister!

Und einen Meister laßt uns preisen oft,
Der Name wie die Sterne ewig blüht!
Er raubte nicht, ein Oberhirt der des Lebens,
Der Himmels Licht, doch das Geheimniß seiner Bahnen
Wenn traten die erschreckten Götter nieder
Euch einen Mächtigen zur Erde nieder?
Indeß die Weltenkreise er gemessen,
Hat er die Erde und sie sein vergessen
Sein ward der Geister einer Märtyrthum,
Nur wen die Nachwelt preiset, glänzt im Ruhm
In Böhmens Land, an gold'ner Tafelrunde,
Die neun deutsche Karle hielt in Prag,
Ward unter Mühsal ihm die höchste Krone,
Die mußte er im fernen Reich erlag
Laßt hören denn einmal sich ihm erheben,
Gewähren mir, was ihm verliegt das Leben!

(Ein Vorhang geht auf, vor Steinen Karlen 4 weiße Schleier.)

Und wenn in ehrnem Wettersturz Gott die Wetter wenden
Des Weltalls Sterne, die an ihrem Himmel brennen;
Und wird gelegt die deutsche Kraft gewinden,
Wir gegen, Völker überwindet, Tierien
Laßt uns in Ehrfurcht denn sein Bild bekränzen,
Wie Deutschland ewig wird sein Name glänzen

(Sie geht zum Gedenkstein und nimmt einen Kranz herab.)

Was sieht mein Auge? Ist es auch kein Traum?
Welch sonder Kleinod birgt geheim der Baum!
Geflattert hat es schon in meinen Landen
Wie schön, das schwarzrothgoldene Banner!
Für es geschwungen, lagen dann in Banden
Da traute teutsche Eiche barg es hier!

(Sie zieht die schwarzrothgoldene Fahne hervor und entfaltet sie.)

Ich grüße dich aus tiefstem Herzensgrunde,
Symbol der Einheit und des Volkes Ehre!
Für schwinge ich, entrollt sie glänzend wahre,
Im Kampf mit einer Welt, zum Protestrufe
Und unter Sieg und jubelnden Gesängen,
Wenn Aller trägt sie hoch in seinen Klängen.

(Sie befestigt das Fähnlein an Karlen 4, schwingt es hoch. Karl 4 „Deutschland Vaterland" ertönt, der Vorhang fällt.)

Briefwechsel.

— J. in W. Die schöne Gedenkung, die Sie in Ihrem Gedicht „Mutterliebe" ausgesprochen, kann nicht verkannt werden. Der Grund, warum wir es trotzdem unsern Lesern nicht mittheilen, liegt in Ihren eigenen Worten: „Ob sich wir in unserm Leben weniger hätten, ein Gedicht zu machen" u. s. w. Die schöne Gedenkung muß auf jeden Fall auch ein wirkliches Gedicht zu Stande bringen, wenn sie, wie Sie mitgetheilt, die Form eines Gedichtes wollte. Unsere persönliche Kenntnißung „Leben heißt, zum Zufriedenen und Nothwendigen Leben", legen Sie noch einen besonders menschlichen Seite hin recht angenehm und treffen aber unsere Meinung nicht, die einfach sagen wollte: Leben heißt, ein eingelnes gefälliges Gedicht in übergegangen entwickeln, zum Theile die nothwendigen anderen Leben. Persönliche und Belege in Gestaltung bringen den Leser einer Anekdote, einer Charakterist, einer Schilderung oder schönen Stelle ergänzen und ihr den organischen Zusammenhang mit dem Leben schaffen.

— *** in Berlin. Glauben Sie wirklich, daß sich das „Schweigen heimsucht" in so pathetischen Wendungen aussprechen? Schweigen heimsucht ist treffender, stummer Schmerz, der zuletzt sogar stumm sein kann. Um ihn poetisch zu schildern, bedarf es einer anderen und einfachen Apparate. Das zweite Gedicht wiederholt eine oft besungene Klage über die Unvollkommenheit der Sprache.

— L. D. in Berlin. Einen Theil Ihrer Arbeitsmen werden wir bringen.

(Ausgegeben am 2. October 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 41.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Ein Lebensbild aus dem gegenwärtigen amerikanischen Kriege. Von Georg Hesekiel. I.—IV. — Die silhouettirte Novelle (Schluß.) — Der medicinische Volksaberglaube. — Neue Gedichte. XI. — Denkwürdige Tage. 1. 2. 3. M. — Neues aus der Welt.

Ein Lebensbild aus dem gegenwärtigen amerikanischen Kriege.

I.

Auf der sonst stillen Straße von Jamesburg nach Clippsburg herrschte in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli des vorigen Jahres ein buntes Gewühl aller möglichen Truppengattungen durcheinander. Reiter jagten dahin, Kanonen rasselten und dazwischen liefen ganze Compagnieen von Infanterie ohne sonderliche Ordnung. Einzelne Infanteristen hatten, um schneller fortzukommen, auf den Protzkästen der Kanonen noch ein Plätzchen gefunden oder waren mitleidig von den Reitern eine Strecke aufs Pferd gehoben. Drüben in der Ferne, über einem dunkeln Höhenzuge, erscholl von Zeit zu Zeit dumpfer Geschützdonner.

Es war eine Abtheilung des Heeres von M'Clellan, welches im Laufe des Tags ein ungünstiges Gefecht bestanden hatte und nunmehr die Nacht benutzte, um über den benachbarten Fluß zu retiriren.

Auf der Landstraße steht, zwischen Akazienbäumen halb versteckt, ein kleines Häuschen. Alle Fenster waren erleuchtet. Eine Soldatentruppe lagerte davor und labte sich in aller Eile an Brot und Branntwein, den Bewohnern den Verhältnissen entsprechend dargeboten.

Da nahte ein frischer Reitertrupp. Sie führten in ihrer Mitte zwei zusammengekoppelte Pferde, auf deren Rücken eine Art Hängekorb befestigt war, in welchem augenscheinlich ein Verwundeter lag. Die Reiter machten halt, nahmen sorgsam den Verwundeten herab und trugen ihn ins Haus. In diesem Augenblick knallten vom nahen Walde herüber Büchsenschüsse. Im Nu waren die Soldaten des fliehenden Heeres verschwunden, die Straße nach Clippsburg weiter verfolgend.

Treten wir ins Haus. Im Zimmer liegt auf einem Ruhebett ein verwundeter Husarenoffizier. Eine junge Frau ist mit ihrem Mann beschäftigt, den Notverband von der Kopfwunde abzulösen und mit einer neuen Binde sorgfältig zu vertauschen. Die Wunde ist augenscheinlich gefährlich, das Gesicht des Armen todtenblaß, sein Auge geschlossen, von seinen Lippen dringt banges Schmerzgestöhn.

„Gib einen Löffel mit Wein, Marie, der Mann ist zum Tode entkräftet, vielleicht gelingt es, ihn zum Bewußtsein zurückzubringen!"

Die Hausfrau hält ihm Wein an die Lippen und mit vollen Zügen schlürft der todtlich Ver-

wunderte die dargereichte Labung. Nach wenigen Minuten öffnet er die Augen, betrachtet ſtarr die vor ihm ſtehende Frau, richtet ſich convulſiviſch empor und mit dem verzweifelten Ausruf: „Marie!“ faßt er krampfhaft ihre Hand. „Marie! Noch einmal! Habe Dank! Vergebung! Lebe wohl!“ Damit ſank er zurück und war nicht mehr!

„Ums Himmels willen, kennſt du ihn, Marie? Er hat deinen Namen genannt? Wer iſt es? Er iſt ein Deutſcher! Er ſprach deutſch!“ Mit dieſen Worten hielt der Mann ihm die Lampe dicht vors Geſicht. Da ſtürzte die Frau erſchreckt auf die Leiche und bedeckte ſie mit ihren Küſſen.

Nach wenigen Minuten erhob ſie ſich gefaßt, fiel hinterlich weinend dem Gatten um den Hals und rief wehmüthig: „Max, weißt du, wer er iſt! O, daß ich ihn nicht gleich erkannte! Arthur iſt's, Arthur von Breidenſtein! O Gott, wie ſind deine Wege wunderbar!“

„Arthur? Wirklich? Ja, in der That wunderbar!“ verſetzte der Gatte ſchmerzlich, indem er das Antlitz des Verblichenen aufs neue prüfend muſterte. „Im Leben hat er dich nicht beſitzen können, nun haſt du ihn im Tode, noch in der letzten Stunde erhalten! Laß uns ſeinen Leichnam ehrenvoll beſtatten und ſeinen Verwandten in Arnsburg Nachricht geben! In unſerm Garten ſoll er friedlich gebettet ruhen bis zu jenem großen Tage des Wiederſehens, wo alle Thränen ſich verklären zu einem unvergänglichen Liebesfunke allen!“

So geſchah's. Am andern Tage wurde ein Grab gegraben. Draußen im Garten, wo Ahornbäume ein ſchattiges Rondel bildeten, wurde der Leichnam, in Tücher geſchlagen, verſenkt. Der Hausvater ſprach ein Gebet, Marie ſtand mit ihren beiden Kindern weinend dabei und flüſterte, indeſſen die letzten Schollen ſanft die Grube füllten, abermals: „Gott, deine Wege ſind wunderbar!“ Der Vater aber legte einen Blumenkranz auf das friſche Grab und ſprach zu den Kindern: „Hier ruht einer, den eure Mutter ſehr lieb gehabt und den ihr auch lieb haben müſſet!“ — —

Was iſt's mit dieſem Huſarenoffizier? Was bedeutet dieſes erſchütternde Wiederſehen in letzter Stunde?

Die Brieftaſche, die Marie beim Umkleiden des Todten gefunden, gab ihr Aufklärung über alles, was ihr in Bezug auf dieſes letzte Zuſammentreffen noch räthſelhaft geblieben.

II.

Es war im Jahre 1850. Der Feldzug in Baden war beendigt. Noch ſtanden die Preußen in dem mit Waffengewalt beruhigten Lande. Auch in dem gewerbreichen Städtchen O., da, wo der Schwarzwald ſich zu fruchtbaren Gefilden in die Rheinebene hinabſenkt, lag eine ſtarke preußiſche Garniſon. In dem Hauſe eines reichen Holzhändlers war ein junger Jägerlieutenant einquartiert, der, wie man allgemein im Städtchen behauptete, ſich angelegentlich um die Hand der einzigen Tochter bewarb.

Der Jägerlieutenant war Arthur von Breidenſtein, die Tochter des Holzhändlers Marie. Sohn einer armen Adelsfamilie aus Pommern, beſaß Arthur wenig mehr als ſeine Epauletten und die Hand der jungen Badenſerin ſchien ganz geeignet, ſeinem alten Stammbaum einen ſtandesgemäßen ſoliden Goldboden zu verſchaffen. Das Fräulein war kaum erſt 16 Jahre alt, aber feingebildet, bildſchön und, unerfahren wie ſie war, durch die heroiſchen Huldigungen des jungen Pommern bald gewonnen. Eine verſtändige Mutter, die ſie hätte berathen und zurückhalten können, fehlte Marien ſeit Jahren; ihr Vater, ein eigenſinniger und nur zu derber Mann, war wenig geeignet der Tochter geiſtig etwas ſein zu können: um ſo mehr fühlte ſie ſich zu Arthur's feinem und gewandtem Weſen hingezogen. Ein Liebesverhältniß, hinter dem Rücken des Vaters angeknüpft, war die leichterklärliche Folge. Allein ſo ſehr auch die Kameraden Arthur's ſeiner Eroberung ſich freuten und in ihren Herzen nach einer ähnlichen ſich ſehnen mochten, in dem betriebſamen Städtlein gab es junge Kaufleute genug, die es dem preußiſchen Eindringlinge auf's höchſte verargten, in dieſer Weiſe eine ſo gediegene Partie ihnen vorwegzuerobern. Dazu herrſchte damals eine ſchwerverhaltene Erbitterung gegen alles, was preußiſch hieß, in der badiſchen Bevölkerung und eine geheime Verſchwörung bildete ſich gegen unſern Arthur mit dem beſtimmten Zweck, ihm die ſchöne Beute abzuringen. Anonyme Briefe wurden an den Vater geſchrieben, der Lieutenant geradezu als Verführer der Tochter verdächtigt und die Folge war, daß der alte Holzhändler geheime Schritte that, den ungebetenen Gaſt los zu werden. Arthur erfuhr davon und in der Hitze des Zorns ließ er ſich, anſtatt ſofort um die Tochter anzuhalten, zu heftigen Wortwechſel mit dem Vater hinreißen, welcher bei des letztern angeborener Grobheit beinahe

Pakel.

Soll ich den Verstand verlieren? Und Ihr lacht noch dazu (zu den Kindern) Ihr Beiden — beiden — beiden —

Toms (heftig einfallend).

Schimpft doch nicht!

Pakel.

Ich schimpfen?

Toby.

Wie könnt Ihr Euch denn solcher ehrenrührigen Ausdrücke bedienen?

Pakel.

Ausdrücke? Was hab' ich denn schon gesagt? O, o, — Ihr lacht noch über mich alten Mann? Dreißig Jahr bin ich Hofmeister gewesen, und erst drei Tage bin ich mit meiner ausgesuchten Bibliothek in dieses Haus gekommen, aber lieber will ich auf dem Lande als Vikar sterben, und auf den Tod eines vierundzwanzigjährigen Jünglings von Pfarrers warten, lieber will ich Brod von Kleie und Sägespänen essen und mir meine Lectionen mit den Ueberbleibseln eines halben wöchentlichen Freitisches bezahlen lassen, lieber will ich sieben Treppen hoch in die Wolken ziehen und mit den Bewohnern eines Sperlingsnestes einen Contrakt eingehen, um mit ihnen auf gemeinschaftliche Kosten zu sterben,

Thätlichkeiten auszuarten drohte. Infolge deſſen wurde Arthur zu einem andern Regiment verſetzt und verließ Baden. Aber die beiden Liebenden fanden in ſteter geheimer Correſpondenz und Arthur beſchwerte ſich heiligſt, daß er, ſobald ein bevorſtehendes Avancement ihn in die Lage verſetze, heirathen zu können, alsbald auch dringendſt die Einwilligung des Vaters nachſuchen wolle.

Inzwiſchen fehlte es Marien nicht an andern Bewerbern; junge Kaufleute meldeten ſich, gutmüthige Partien, verbunden mit guten Geſchäftsausſichten. Allein die Tochter wies alle Anträge mit Entſchiedenheit ab. Sie lebte infolge deſſen in ſtetem Streit mit dem peinlichen Vater. Intereſſen ſtand dieſer bald, auf einer Geſchäftsreiſe vom Schlagfluſſe getroffen.

Die noch unmündige Marie bekam einen Vormund und zwar gerade den Vater deſſen, der ſich an jenen Intriguen gegen Arthur am lebhafteſten betheiligt hatte, und mit dem Entſchluſſe, der reichen Erbtochter Hand zu gewinnen, nun um ſo mehr alles aufbot, ihr Verhältniß mit Arthur zu ſprengen. Der letztere ſtand damals in Berlin; die Gerüchte wurden ihm in anonymen Briefen auf ſchändlichſte verdächtigt; aber er kam ſelbſt nach C., um, ungehindert durch die Verleumdungen, nunmehr förmlich um ihre Hand anzuhalten.

Der Vormund mußte ſeine Einwilligung geben; Arthur hatte Ausſicht, demnächſt Hauptmann zu werden. Die Verlobung wurde gefeiert und das Brautpaar ſchied in Wonne und Seligkeit des baldigen Wiederſehens.

III.

Aber eine Unterlaſſung hatte Arthur begangen. Er hatte der Braut die Einwilligung ſeines Vaters, eines pommerſchen kleinen Gutsbeſitzers, deſſen Gut aber völlig verſchuldet war, bereits beigebracht; doch dem war nicht ſo. Der alte Herrenherr hatte für ſeinen Sohn andere Pläne. Sein Nachbar, der penſionirte General von Bittenbach, ein reicher Herr, hatte eine Tochter. Ihre Güter grenzten aneinander, und dem alten General total verſchuldet, glaubte er durch ſolche Vermählung ſich am beſten aufhelfen zu können. Der Vater ſetzte daher alles daran, Arthur wankend zu machen, und ſo war ihm namentlich ein Landrath erwünſcht, den er nicht verfehlte, geltend zu machen. Arthur's Braut war katholiſch; nach preußiſchem Militärgeſetz müſſen die Kinder nothwendig der Confeſſion des Vaters folgen oder derſelbe ſeinen Abſchied nehmen. Arthur hatte daran noch gar nicht gedacht — und doch, wer weiß nicht, wie wichtig gerade dieſer Punkt im Leben und namentlich in unſern Tagen iſt!

Arthur's Vater wandte ſich an den Vormund nach C., bedeutete dieſem, daß ſein Sohn nie und nimmer ſeine Mündel heirathen könne, es müßte denn dieſe ihre ausdrückliche Zuſtimmung geben, daß die Kinder dem proteſtantiſchen Bekenntniß folgen würden. Was fragt in der Regel ein liebendes Mädchen, das an ihrem Geliebten mit ganzer Seele hängt, viel nach der Scheidewand der chriſtlichen Confeſſionen! Aber in C. waren auch ultramontane Elemente, der Vormund ſelbſt ein Hauptanhänger der klerikalen Richtung. Es wurde im Geheimen dem armen Mädchen gründlich zugeredet. Umſonſt. Marie blieb Arthur in treuer Liebe ergeben; ſie fand die Bedingung des künftigen Schwiegervaters in der Ordnung. Da traf ſie ein neues Verhängniß. Der Vormund hatte (wer weiß, ob nicht in geheimer Schadenfreude, weil ſein eigener Sohn es nicht begütert heirathete) mit Mariens Vermögen leichtſinnige Papierſpeculationen gemacht und ſo war ſie durch eine jener unglücklichen Verſtrickungen um den größten Theil ihres Vermögens gekommen. Sie zeigte es Arthur an. Wer ſchildert deſſen Schmerz! Arthur hatte gebofft, mit Mariens Vermögen zugleich ſeinem Vater unter die Arme zu greifen und ihn vor dem ſchon drohenden Bankrott retten zu können. Er ſelber brauchte, um ſich als Militär vermählen zu können, eine bedeutende Cautionsſumme. Nun war ſeine Braut arm, alle ſeine Hoffnungen geſcheitert! Arthur hätte vielleicht den Dienſt quittiren und eine Stelle im Civildienſte bekommen können, die weniger Aufwand erfordert hätte, aber dazu war Arthur zu ſtolz — der Unglückliche ſchrieb der Braut einen Abſagebrief. Man denke ſich ihre Verzweiflung, als Marie eines Abends das verhängnißvolle Schreiben erhielt und damit ihr ganzes Lebensglück vernichtet ſah!

In ihrem Schmerz, von ſchadenfrohen Bekannten insgeheim verſpottet, von ihrem Vormund, dem ihre Gegenwart ein ſteter Vorwurf blieb, kalt behandelt, zu ſtolz, ein Gegenſtand vornehmen Mitleids zu werden, verließ Marie die Vaterſtadt und ſuchte ein Aſyl bei Verwandten in Karlsruhe. Dort lernte ſie nach mehreren Jahren einen Maler kennen, einen noch jungen Mann, aber Witwer mit zwei Kindern. Sie beſchloß ihnen eine zweite Mutter zu werden und vermählte ſich. Sie hatte ihren Schritt nicht zu

berenen. Max war ein zärtlicher und treuer Gatte, der alles aufbot, Marien jene schmerzlichen Erfahrungen, die er kannte, vergessen zu lassen; aber er war leider nicht sonderlich talentvoll, arbeitete langsam und so ging es ihnen ziemlich dürftig. Da machte Max den Vorschlag, nach Amerika auszuwandern und dort durch Photographiren, was er trefflich verstand, eine neue Existenz zu erringen. Marie, die Vielgeprüfte, ging darauf ein.

Sie kamen nach Baltimore. Marie gab Musikunterricht, ihr Gatte errichtete ein photographisches Atelier, und nach mehreren Jahren hatten sie so viel, um sich jenes Häuschen auf der Landstraße zu kaufen, von wo dann Max photographische Reisen in die Umgegend machte und einen schönen Verdienst heimbrachte, während Marie das kleine Gut bewirthschaftete. Im Glück einer stillen Häuslichkeit, unter dem Heranwachsen der beiden Kinder ihres Gatten, die sie wie eine rechte Mutter zärtlichst liebte, war nach und nach ihres Herzens Wunde geheilt und nur zuweilen, wenn von der deutschen Heimat die Rede war, die der Deutsche in Amerika nie vergißt, zeigte ein eigenthümlich wehmüthiger Ausdruck ihres Blicks, daß die Erinnerung vergangener Tage wie ein trüber Nebelflor die Sonne des jetzigen Glücks dämpfte.

Und Arthur? Was war aus Arthur geworden?

IV.

Arthur hatte sich nach des Vaters Wunsch mit der Tochter des Generals von Bittersbach vermählt. Die Ehe war unglücklich. Beide Gatten vertrugen sich nicht; in Arthur's Brust nagte ein Wurm, beständige Vorwürfe wegen der verlassenen Marie, die ihn launisch und mürrisch machten. An der Seite einer Gattin, die er nicht liebte, ergab er sich dem Spiel und leichtsinnigem Leben. Die Ehe blieb kinderlos. So fehlte die wahre Anziehungskraft gemüthlicher Häuslichkeit. Endlich wurden sie, da die Strenge der preußischen Ehescheidungspraxis dies damals nicht zuließ, außerhalb des Landes, in Gotha, geschieden. Arthur mußte, weil er in dieser Weise die Landesgesetze zu umgehen gewußt, zu gleicher Zeit seinen Abschied nehmen und ging gleichfalls nach Amerika. Hier führte er ein höchst wechselvolles Leben. Sein Tagebuch, das Marie nach seinem Tode bei ihm fand, enthält in dieser Beziehung sehr charakteristische Notizen, die zugleich einen Blick thun lassen in den Entwickelungsgang so manches Auswanderers dieser Art. Wir lassen das Interessanteste aus diesen Tagebuchsblättern hier folgen.

19. September 1859. Heute in Neuyork angekommen. Quod felix, faustum fortunatumque sit! Ich stieg bei einem ehemaligen Schulbekannten ab, mit dem ich auf dem Gymnasium genauer befreundet war; Franz Meyer ist sein Name. Er hat hier ein Haus zu Chambres garnis eingerichtet und in seiner Restauration so ziemlich alle Spielkameraden um sich gesammelt, die aus unserer Heimat in Neuyork leben. Wie manchem alten Jugendbekannten drückte ich hier die Hand! Seltsames Gefühl des Wiedersehens in der Neuen Welt! Wie haben sich alle äußerlich verändert und doch, wenn man die Rede auf die Heimat bringt, sind sie alle noch ziemlich die alten! Nur daß viele die Heimat jetzt besser zu schätzen wissen; an den meisten zehrt ein geheimes Weh, zurück nach deutscher Sitte, nach deutscher Gemüthlichkeit; ja bei einigen, je mehr sie über Deutschland raisonniren, desto mehr raisonnirt, glaube ich, die Liebe mit, denn was sich liebt, neckt sich! Meyer ist Restaurateur und seltsamerweise zugleich Recensent des deutschen Theaters! Er will mir diesen letztern Verdienst abtreten, da er jetzt keine Zeit dazu hat und ich doch eine Beschäftigung brauche. Morgen gehe ich zum ersten male in die Probe, mich der deutschen Directrice vorzustellen. Als Recensent und Reclameschreiber! Schweige, edles Soldatenherz — was gemacht werden kann, wird gemacht!

2. Januar 1860. Immer noch bei Meyer im Logis, der mich ziemlich billig behandelt. Meine Recensionen behagen, denn ich schreibe einen martialischen Stil und das ist in der Neuen Welt der beste. Großartiger Lapidarstil im Leben und Tadeln, sonst ist alles schon dagewesen! Doch die Kunst geht nach Brot und „Time is money", daher habe ich inzwischen noch ein Aemtchen angetreten. Was glaubt man? Habe da einen alten Bekannten vom Gymnasium, heißt Rudd, und hat eine gute Carrière gemacht, dieweil er, um die Wahl der Mittel nie verlegen, schon als Pennal von dem saubern Grundsatze ausging: In tausend Jahren ist alles doch einerlei! So kam er als Arzt hierher, hatte unterwegs eine interessante Jüdin kennen gelernt und ist, der gute Katholik, hier zu Lande mosaisch geworden aus purer Barmherzigkeit, weil er gefunden, daß dem Volke Israel dahier gar sehr ein geschickter Arzt fehlte. Er fährt jetzt zweispännig in prächtiger

Correfix; bonny soit qui mal y pense! Der gute Junge hat mir angeboten, mich bei einer reichen jüdischen Familie als Hauslehrer einzuführen, bei einer Familie, die noch etwas auf europäischen Adel halte, weil sie selber mit Herrn von Rothschild weitläufig verwandt sei. Habe aber meinem wissenschaftlichen Grundsatz doch nicht so recht getraut und bin lieber Assistent bei einem Reitlehrer geworden, der die hoffnungsvolle neuwerker Kaufmannsjugend unterrichtet, wie man auf schlechten Kleppern und ausrangirten Dreschflegäulen sattelfest wird, ohne mehr als einmal unterwegs herunterzufallen. Schwiege, elies Soldatenherz! — was gemacht werden kann, wird gemacht!

12. Mai 1860. Ausgewandert, nämlich von Neuwerk nach Philadelphia, wo ich als Klavierlehrer mich leidlich ernähre. O Marie, wer hätte das gedacht, als wir einst zusammen in O. so manchen Abend Mozart'sche Sonaten übten, daß ich dereinst damit noch werde mein Brot verdienen müssen! Damals strahlte der Himmel unserer Hoffnungen noch im Sonnenglanze des Glücks! Was mag aus der Armen geworden sein? Hat sie an der Seite eines andern, edlern Gatten ein schöneres Glück gefunden? Gott gebe es! Mit ihr vereinigt, wäre auch ich ein anderer geworden, ohne sie war meines Lebens schönste Blüte gebrochen! Und warum hast du ihren Besitz so schnöde aufgegeben, feiges Herz! Warum jenen Mißverhältnissen nicht muthig die Spitze geboten? Du hast es so gewollt und alle Schuld lädt sich auf Erden! Ob ich sie je wiedersehe? Schwerlich, denn weil nie kehre ich nach Deutschland, nie komme ich in jenes gesegnete Baden zurück! Wenn mir etwas meinem dermaligen Beruf lieb macht, ist es der Umstand, daß ich unter den Klängen des Instruments mich wieder so lebhaft in jene glückliche Zeit zurückträumen kann. Noch trage ich ihr Bild in meinem Herzen und dieses Andenken ist mein Talisman, der, wie Tasso seine Beatrice, in der Neuen Welt mich vor dem Abgrunde des Verderbens bewahrt und, wie in einem Zaubrer geläutert, mich meinem bessern Bewußtsein zurückgab. Tröste dich, armes Herz, so hast du im Verluste wenigstens dies gewonnen, und was du ewig liebst, ist ewig dein!

Juli 1860. Glückauf! Ein neues Leben begann in dieser prosaischen Krämerwelt! Soldatenleben! Kriegslust! Mein Element! So stehe ich denn endlich wieder in der Uniform und du, alter Säbel, den ich einst bei der Ueberfahrt mitnahm als das einzige Andenken meines Militärstandes, kommst unerwartet wieder zu Ehren. Vorige Woche habe ich mich beim Kriegsamt gemeldet und bin einer Husarenschwadron als Lieutenant zugetheilt worden. Hurrah! Wer einmal Soldat gewesen, müßte doch alles andere für philiströses Provisorium halten!

Januar 1861. Strapazen über Strapazen! Kampf und Sieg! Gerade so, wie ich mir's wünsche! Lorbern sind freilich bei dieser Militärorganisation im großen nicht zu erlangen, doch im einzelnen haben sich meine Leute gut gehalten und der General mich persönlich belobt, auch demnächst eine höhere Verwendung in Aussicht gestellt. Zwar kämpfe ich nicht mehr für äußere Zeichen des Ranges, diese Kindereien des Ehrgeizes sind längst bei mir verraucht; aber eine Kugel auf dem Felde der Ehre ist dem willkommen, der sein schönstes Glück über dem Ocean zurückließ! —

15. Juli 1861 — —

Arthur hatte erlangt, was er gewünscht, ja, was er zu hoffen nicht mehr wagte; es war ihm durch wunderbare Führung vergönnt worden. In einem der letzten Gefechte durch die Kugel eines Negers tödlich verwundet, hatte er sterbend noch einmal das Angesicht Mariens sehen dürfen und die erkannt, deren Andenken gerade unter den Prüfungen der Neuen Welt seinem Herzen auch neue so theuer geworden war.

Sanft ruht er nun, im Schooße der Liebe geborgen, und wir dürfen überzeugt sein, Marie wird sein Grab wie ein Heiligthum sorgsam pflegen und aus diesem kurzen, vom Schicksal gefügten Wiedersehen Freudigkeit und Trost eines ewigen Lebens schöpfen.

Georg Großinger.

Die ethnographische Novelle.

(Schluß.)

Die Feindseligkeiten begannen damit, daß der Student sagte: „Sie verstehen gar keine Austern zu essen!" Und diesem Menschen hatte unser Martin nicht die geringste Veranlassung zu dieser Beleidigung gegeben.

Was würde erst der andere sagen, wenn er ihm zumuthen würde, aufzustehen!

Martin beschloß, die ganze Gesellschaft zum Aufstehen zu bringen; war er einmal auf dem verwünschten Cabinet, das Fortkommen draußen, dies sollte seine Sache sein.

„Ich schlage vor, wir gehen zur Frau Roiel", sagte er plötzlich, die entstandene Pause auf einmal unterbrechend.

Der Mann mit dem Mainzerzeichen fragte:

„Zu wem sollen wir gehen?"

„Zur Frau Roiel, zu dem großen Fasse, von welchem Hauff erzählte."

„Es gibt kein Faß, welches Roie heißt!" erwiderte der Fremde langsam und mit einer Ruhe, welche Martin tödlich erschreckte; „Hauff war angetrunken, als er hier im Keller war. Es gibt ein Gewölbe, in welchem zwölf Fässer liegen, die man die zwölf Apostel nennt. Oben im Gewölbe ist eine goldene Rose angebracht. Hier hielten bisweilen in alter Zeit die Rathsherren wichtige und geheime Sitzungen und daher rührt der Ausdruck sub rosa, unter der Rose, einem etwas anvertrauen."

Der Studentenphilister starrte bei diesen Worten Martin ganz genau auf dieselbe Weise an, wie jener vorher sein Band angriffen hatte, und schien eine Antwort zu erwarten.

Niemand rührte sich indessen von der Stelle und machte Miene, aufzustehen, die Frau Rose zu besuchen oder wenigstens Martin Raum zu geben.

Dieser aber, dessen Angst sich jeden Augenblick steigerte, rief jetzt, indem er mit den Augen trommelte, in einer fast weinerlichen Stimme:

„Ja, es gibt eine Frau Roiel, ich weiß es gewiß, ganz gewiß, und ich will, ich muß sie durchaus sehen!"

Sein Gegner lächelte hämisch und sagte:

„Es gibt keine!"

Martin, der nicht wußte, was er sprach, rief außer sich:

„Das ist nicht wahr — —"

„Fertig!" sagte sein Gegner, der ihn nicht aussprechen ließ. Dann sprach er halblaut einige Worte zu seinem Freunde und dieser wendete sich jetzt gegen Martin und sagte, indem er sich höflich verneigte:

„Mein Freund läßt Sie auf einen Gang Säbel fordern."

Ueber Martin war jetzt jener entsetzliche Blick gekommen, dessen wir bereits früher erwähnten, der Ausdruck der höchsten Angst, der aber meist für ein Zeichen mühsam unterdrückter innerlicher Wuth gehalten wurde.

Der Gerichtsträger mochte Aehnliches vermuthen, denn er rückte unwillkürlich ein wenig ab von Martin, sagte aber stets mit der größten Artigkeit:

„Würden Sie eine andere Waffe vorziehen?"

Ein Gebirge fiel von Martin's Brust.

„Pistolen!" erwiderte er mit dem Lächeln der Dankbarkeit, „Pistolen!"

„Gut."

Hierauf händigte der „Freund" Martin zwei Karten aus, bat um die seinige und versprach, des andern Morgens um 10 Uhr ihn zu besuchen, um das Weitere zu verabreden. Dann grüßten die beiden Studentenphilister artig und entfernten sich heiter, als hätten sie das beste Geschäft abgeschlossen.

Erklären wir aber jetzt mit zwei Worten, warum Martin mit solcher Freudigkeit zu den Pistolen gegriffen.

Unter seinen Freunden waren bisweilen ähnliche Händel entstanden und Martin hatte mit aller jener Neugierde, welche fast immer die durchweg Friedfertigen beseelt, den Gang solcher Angelegenheiten verfolgt.

Dabei hatte er nun wahrgenommen, daß, wenn zwei sich auf irgendeine blanke Waffe gefordert, meist das Duell vor sich ging. War aber einer der beiden tollkühn genug, die Sache auf Pistolen zu steigern, so wurde sie durchgängig beigelegt.

Hieraus schloß Martin, daß, in sehr vielen Fällen wenigstens, der zum Frieden Geneigte jene Forderung ergehen ließ und sah die Wahl der Pistolen als ein Mittel an, sich nicht schlagen zu müssen.

Ob er recht hatte? Wir können dies nicht so genau bestimmen und kehren deshalb zu ihm selbst sowie zu seinem Freunde Stettenberg zurück.

Als beide einige Minuten später sich ebenfalls auf dem Heimwege befanden, sagte der junge Kaufmann:

„Sind Sie rasend, diesen Menschen auf Pistolen zu fordern? Was soll daraus werden?"

„Es wird nichts daraus", erwiderte Martin, und hierauf entwickelte er seine auf Erfahrung gegründete Theorie, welche wir soeben kurz anführten.

„Glauben Sie das nicht", sagte Stettenberg im Tone der Ueberzeugung, „ich kenne die Art dieser jungen Leute, es sind wüthende Menschen. Morgen um 10 Uhr kommt der eine auf Ihre Stube und der andere — der andere hat Sie alsdann bis 11 Uhr vielleicht schon kalt gemacht."

Hätte der Sprecher Martin's Angesicht sehen können, so wäre er ohne Zweifel in Schrecken

geraten: aber es war so dunkel auf der Straße, und er fuhr deshalb fort, seinem Begleiter zu entwickeln, daß ein „Zurückgeben" der Sache im Reiche der Unmöglichkeit liege.

Jetzt rief Martin plötzlich mit halb erstickter Stimme:

„Retten Sie mich! Ich kann, ich darf mich nicht schlagen!"

„Ja, aber warum fordern Sie denn, wenn dies der Fall ist, auf so unüberlegte Weise, auf solch gefährliche Manier?"

„Ich ließ mich von der Hitze hinreißen", stammelte Martin.

„Einen Augenblick vorher gaben Sie einen ganz andern Grund an; Sie widersprechen sich in unaufhörlich!"

„Ach Gott", sagte Martin weinerlich, „fangen auch Sie noch Händel mit mir an! Ich will Ihnen alles gestehen! Ich gehöre einer geheimen Verbindung an, welche das Duell abschaffen will. Was ursprünglich Manschetten waren, ist uns jetzt zur Ehrensache geworden. Keiner von uns darf sich schlagen. Wir haben wütende Kerle unter uns, aber — wir dürfen nicht, Todesstrafe steht darauf. Jeden Leiche durchbohren schonungslos die Brust des Ungehorsamen — — —"

„Das ist eine saubere Einrichtung!" unterbrach ihn der junge Kaufmann. „Sie erwerben da die Menschen, damit sie seine Mörder werden!"

„Alles aus Menschenfreundlichkeit und der Ehre halber! Vor Ehre über alles! Aber die wahre! Wir prügeln uns lieber bei vorkommenden Ehrensachen, als daß wir den rohen mittelalterlichen Gebrauch wieder aufkommen ließen; aber selbst das nur ungern; am liebsten geben wir uns aus dem Wege."

Wir wissen nicht, ob Martin's Freund eben seit an das Bestehen dieses Bundes glaubte; aber er sagte nach einigem Bedenken:

„Wenn Sie nach Hause reiten, so sind Sie vor keinen Augenblick sicher, daß die beiden Wüteriche Ihnen nacheilen! Gehen Sie auf die See! Ich kenne einen Kapitän, welcher morgen vormittags nach Brasilien segelt. Sein Schiff liegt in Brake. Ich gebe Ihnen zwei Zeilen an den Mann und alles ist abgemacht. Kommen Sie nach Jahresfrist wieder, so ist alles vergessen."

„O mein Gott", sagte Martin, „aufs Wasser!"

„Nun, so lassen Sie sich hier umbringen, mir ist's gleich!"

Des andern Morgens um 7 Uhr stieg Martin mit sehr verächtlicher Todesverachtung am Fallreep eines kleinen Kauffahrers empor, der den Namen „Roland" führte und nach Brasilien ging.

Nachdem der Kapitän das Billet gelesen, das Stettenberg ihm durch Martin gesendet, musterte er unsern Freund einen Augenblick und sagte dann lakonisch:

„Passage: fünfundsiebzig Thaler."

Martin zahlte und hierauf fuhr der Kapitän fort:

„Sie wollen eines Duells halber hinüber? Ist Ihr Gegner todt?"

Martin zog die Achseln und schaute mit einem bedeutungsvollen Blick gen Himmel. Er wußte ja nicht, was sein Freund geschrieben.

„Ist mich egal", sagte der Kapitän, indem er Martin den Rücken kehrte. Dann wurde diesem seine Koje angewiesen und nach einigen Stunden trieb der „Roland" mit flauem Wind die Weser abwärts nach dem Lande Brasilien zu, welches man, wie ihm sein Freund Stettenberg versichert hatte, in spätestens 14 Tagen erreichen würde.

Wir waren aus schuldigen Rücksichten gegen den Titel des vorliegenden ausgezeichneten Werkes moralisch gezwungen, unsern Helden diese gefährliche Reise antreten zu lassen, obgleich wir gerührt, daß wir gern noch eine Zeit lang an seiner Seite im lieben Vaterland geblieben wären.

Nun er aber auf den „schwankenden Planken" des geknickten „Roland", so lassen wir ihn dort die übrigens sehr schwachen Anfälle der Seekrankheit, welche er auszustehen hatte, überwinden und kehren auf einen Augenblick zu den beiden Studentenphilistern zurück.

„Was fiel dir ein, Benedix", sagte der eine, als die beiden an jenem verhängnißvollen Abend den Keller verlassen hatten und den Weg zur „Theerstube" einschlugen, „was fiel dir ein, mit diesem Riesen zu kraketeln?"

„Was liegt daran!" erwiderte Benedix verdrießlich.

„Was daran liegt? Ich denke verzweifelt viel. Wir wollen beide in vier Wochen unser Examen machen. Wenn die Geschichte nun schief geht?"

„Ach was! Warum stritte mich der dicke Mensch so unausstehlich!"

„Du verläßt dich stets auf deinen Hallenser*), aber hier hat das ein Ende!" fuhr der andere

*) „Hallenser", ausgezeichneter Hieb. Quart angegriffen. Jetzt noch. Siehe besonders unter den studirenden Jünglingen.

fort. „Piſtolen! Sahſt du nicht, wie er zuerſt blaß vor Wuth war, im Grunde eigentlich wegen gar nichts, und wie er nachher höhniſch lächelte, als wir die Piſtolen annahmen. Der Kerl iſt ſicher ein famoſer Schütze!"

„Meinethalben! Das iſt nun nicht mehr zu ändern!"

„Doch! Ich werde morgen zu ihm gehen und mit ihm ſprechen. Er ſoll zurücknehmen, dann nimmſt du auch zurück!"

„Ich habe ja eigentlich gar nichts zurückzunehmen", ſagte Vendeke halb lachend, halb ärgerlich. „Es gäbe keine Frau Roſel! Es iſt eigentlich gar zu wahnſinnig! Aber geh' hin und ſprich mit ihm! Mir iſt endlich alles recht, mach' du ausmachſt."

Als am andern Morgen um 10 Uhr Vendeke's Freund im Gaſthofe nach Herrn Martin Vollhart fragte und die Nachricht erhielt, daß Nr. 35 des Morgens um 3 Uhr abgereiſt und ſein Zimmer bereits wieder von einem andern Herrn beſetzt ſei, fragte er, ob Herr Vollhart nicht irgendeine Nachricht zurückgelaſſen.

„Nein!" ſagte der Kellner; „er ſchien aber furchtbare Eile zu haben, denn er nahm ſich nicht einmal die Zeit, zu frühſtücken."

Dem Studentenphiliſter ſchien ein Licht aufzugehen; er lachte unmäßig und wir vermuthen, daß ſich Vendeke ebenfalls getröſtet haben wird.

Nach drei Tagen reiſten beide nach Hamburg zurück, wo ſie, ſo hoffen wir, ihr Examen mit Nummer 1 beſtanden.

Kehren wir jetzt zu Martin zurück. Unſer Freund hielt ſich drei Tage lang in ſeiner Koje und theils war ihm körperlich, theils geiſtig ſchlimm zu Muthe.

Am vierten Tage aber fühlte er ſich wieder ziemlich wohl und da er jetzt auch die Ueberzeugung gewonnen hatte, nicht mehr von ſeinen Feinden eingeholt und zum Duell gezwungen zu werden, ſo erſchien er kühn auf Deck. Dort ſah er zu Steuerbord Land, einen langen hellen Streifen, der näher und näher kam, und endlich erſchien auf demſelben eine ziemliche Anzahl von Häuſern und Schanzen und, vor allem ſichtbar, zwei ſtarke Thürme, auf deren einem eine mächtige Flagge wehte. Zu Backbord zog ſich, aber in großer Entfernung vom Bord aus, ein ebenfalls ziemlich heller, langer und ſchwach in Nebel gehüllter Streifen hin.

Er fragte einen Matroſen, was das auf der rechten Seite, alſo zu Steuerbord, ſei?

„Dover", war die lakoniſche Antwort.

„Und dort links?"

„Calais."

Man befand ſich alſo noch im Kanal.

„Sind wir in zehn Tagen in Braſilien?"

Der Matroſe ſah ihn von der Seite an, antwortete aber nicht. Martin wiederholte ſeine Frage.

„Weiß nich", ſagte der Mann.

Er ſtellte jetzt dieſelbe Frage an einen andern Matroſen.

„Kann ſein", antwortete dieſer mit großer Ruhe, aber weiter war nichts aus ihm herauszubringen.

Er wendete ſich jetzt zu einem ſeiner Mitpaſſagiere, deren außer ihm noch acht die Reiſe mitmachten. Alle waren mehr oder weniger ſtark von der Seekrankheit befallen worden, weshalb ſeiner derſelben bisjetzt das Deck betreten hatte.

Von dem erſten, der ſich jetzt zuerſt aus ſeiner Koje gewagt hatte, erfuhr er, daß er und ſeine Collegen Muſiker ſeien, welche in Rio-de-Janeiro ihr Glück zu machen hofften; zugleich theilte ihm derſelbe auch mit, daß ſieben bis acht Wochen vergehen würden, ehe man Rio erreiche.

Jetzt wurde Martin allerdings klar, daß ſein Freund Stettenberg ihm ohne Zweifel die kurze Friſt nur angegeben, um ihn zur Secretie zu bewegen und nicht vielleicht ebenfalls durch jenes Duell in unangenehme Händel verwickelt zu werden.

Aber es war nichts zu machen; nicht einmal ſeine trefflichen Vorſätze, bei jeder Gelegenheit die Flucht zu ergreifen, waren begreiflicherweiſe auszuführen.

Ach, wenn das wäre! Wenn man davongehen könnte vom Bord! Wol kaum die Hälfte aller Paſſagiere gelangte an ihren jedesmaligen Beſtimmungsort.

Als aber der „Roland" den Kanal verlaſſen und über den Atlantiſchen Ocean dahinzog, begannen Martin's Leiden ſich zu mehren und zu häufen.

Er, der früher die wohlſchmeckende Hausmannskoſt ſeiner Mutter geprieſen und durch die treffliche Küche des Gaſthofs ſpäter zum Feinſchmecker und Kenner geworden, er ſollte jetzt Salzfleiſch genießen, Salzfleiſch, welches ungekocht in allen ſieben Farben des Regenbogens ſpielte, und gekocht die größte Aehnlichkeit zeigte mit einer Schuhſohle, welche einige Jahre hindurch im Kochſalz gelegen hatte.

Ferner stellte man ihm unter dem Namen Sauerkohl gelbe, pfeffrige Stücke eines Vegetabils vor, welche einem Hobel ihre Form verdankten und in der That auch wie Hobelspäne schmeckten.

Endlich erhielt man des Abends nicht selten Lapschaos, ein Gemenge, ein Chaos von Speisen, welche des Mittags übrig geblieben waren. Erbsen, hier und da Linsen, dann Stückchen Fleisch oder Knorpel von zweifelhaftem Ursprung und sonderbarem, ekelerregendem Aussehen, Ueberresten ähnlich, welche des Mittags hartnäckig den Zähnen der Aetzenden widerstanden hatten und von welchen man die Hoffnung hegte, daß Aufwärmen und Hunger sie des Abends zermalmbar machen würden. Endlich Fragmente, welche durch nichts mehr erkennen ließen, ob sie in früherer, glücklicher Zeit dem Thierreich angehört oder ob sie dem Pflanzenreich entsprossen, sämmtlich grau-braun gefärbt und weich oder fettig.

Dann gab man des Morgens Kaffee, so elend, so schwächlich, daß er nur mit Mühe im Stande war, sich von der Kanne auf in die Tasse zu begeben; und demnach war die Flüssigkeit, welche man des Abends gewissermaßen für Thee ausgab, noch dünner, noch schwächlicher.

Und all dies, die Speisen, die Getränke waren mit Wasser bereitet, welches bereits stark faulte, braun von Farbe war und einen ganz unerträglichen Geruch verbreitete.

„Das Wasser ist gut", sagten die Seeleute, „und wenn es aufgefault hat, wird's noch besser."

So ist dies zum Theil richtig, aus Gründen, die hier nicht näher zu entwickeln sind; aber was kümmerte dies Martin, der an die Fleischtöpfe Aegyptens dachte und an welchen es weder Manna noch Wachteln regnete.

Da man sich nun aber auf hoher See befand, begannen zugleich mit der täglich schlechter werdenden Schiffskost und gleichsam als Ersatz die Schönheiten des Meeres, seine Romantik und Poesie. Immer blauer ward der Himmel, immer blauer ward die See, flüssigem Ultramarin gleich und strahlend im Glanz der Sonne.

Man zog dem Süden zu, den Tropen; und wie die Kälte das Elend repräsentirt und den Tod, so die Wärme den Reichthum, die Pracht und das Leben.

Darum regte sich auch außen im Wasser allerlei tolles Gethier. Langarmige Medusen zogen still vorüber, glitzernd in erborgter Farbenpracht.

Der Portugiese spannte sein prunkendes Segel, hatte statt vormastsaberad, „di de Mind", das heißt mit Seitenwind, wie es die Seeleute lieben. Aber der Portugiese kann es thun. Er hat seinen Curs und ihm ist einerlei, ob er nach Nord oder Süd getrieben wird.

Dort ringlich hebt es sich silbern aus den Wellen, funkelnd und blitzend in den Strahlen der Sonne. Es ist ein Zug fliegender Fische, die, gescheucht in ihren Elementen, jetzt die Vögel spielen, die Fischeeigen, was sonst den Fischen nicht eigen, und mit Diskantstimmen am Bord vorüberfliegen. Aber der Spaß dauert nicht lange. Sie schlagen einen Haken und fallen dann wieder in ihr altes Element, wenn ihre Flossenflügel trocken geworden.

Bisweilen sieht man auch einen weißlichen Gegenstand viel ein paar Spannen lang aus den Fluten ragen. Dann verschwand dieser Gegenstand, und war man nahe genug, so konnte man bemerken, daß es die Rückenflosse eines Hai gewesen, der sich jetzt auf den Rücken gelegt und scherzend den Angenehmen spielt.

Bisweilen zog dann ein ganzes Delphine heerden vorüber. Bisweilen aber setzten sie sich heran an das Schiff, spielend um Bugspriet oder Steuer, und gaben dem Menschenvolke da unten in dem schwimmenden belebten Kasten eine Zeit lang scherzend das Geleite.

Dann zog der „Roland" durch die Meeresmoräen, welche, etwa um den 25. Grad nördl. Br., bedeckt sind mit einer so unendlichen Masse von Tang, daß man sie für die Moräen der See genommen hat. Dort wohnen die Pöbelher des Meeres, die langweiligen in erster Person, die Quallen, die mit ihrer Stunde verlassen. Dann sieht man so eine Langstunde an Bord, so findet man, verstrickten und verwirrt in derselben, ein Heer der verrücktesten Thiere, Krabben, kleine Fische, Muscheln, nackte Wasserschnecken und eine Anzahl kleiner Subjecte von fabelhafter Form und Gestalt, welche alle nur unlieb und mit ersichtlichem Aerger ihre Stunde verlassen und, wirft man dieselbe zurück ins Wasser und sie selbst dann nach, so eilig als nur immer möglich wieder in ihren alten Schlupfwinkel fliehen. Man kann sagen, daß sie wenig kosmopolitischen Sinn besitzen; man kann das aber, ist man eben gut aufgelegt oder paßt's eben in den Kram, auch Vaterlandsliebe nennen.

Als Martin diese unendliche blaue See sah, die nirgends ein Land begrenzte und welcher nur

der sich meteorisierende Himmel ein Ziel gesetzt zu haben schien, damit sie nicht auch noch ewig werde wie er selbst.

Als er alle diese Thiergebilde sah, welche da draußen sich tummelten, den Herrn lobten, ihres Daseins sich freuten und sich brüderlich aufnahmen, je nach Zeit und Bedürfnis, als er diese ganze große, so unendlich große Natur sehen und wiegen sah, da wogen sonderbare Gedanken durch sein Herz.

Gerechter Gott, dachte er, wenn jetzt das Schiff ein Loch bekäme und versänke! Nirgends ist da ein Land, nicht einmal eine wüste Insel, die doch sonst auf dem Meere nicht selten sein sollen. Wir, eigentlich ich, müßte da zu elend ertrinken, wenn nicht die Fische und das andere ekelhafte Gewürm da draußen mich schon bei lebendigem Leibe anbeißen würden.

Er jammerte sehr im Innersten seines Herzens und am unbarmherzigsten war ihm der Gedanke, daß wol eben er zuerst das Opfer der gefräßigen Thierwelt werden würde, weil er der Fremde am Bord.

Dann ging die Nacht herunter und breitete ihren dunkeln Mantel über die Wasser.

Funkelnd und blitzend standen Myriaden von Welten dort oben, stumm und schweigend und doch auch wieder lauter als tausendstimmiger Donner verkündend die unerforschte und dennoch wahrste aller Wahrheiten:

Ohne Anfang, ohne Ende;
Ewig, ewig, ewig!

Verwundern, wenn die Sterne dieses hohe Lied singen, taucht der Wahnsinn aus den schwellenden Segeln und fragt euch heimlich, ob es euch nicht gefällig, ein wenig verrückt zu werden und nachher vielleicht ins Wasser zu springen, da auf der See keine so herrlichen und traurigen Naturbilder wie auf dem Lande zu sehen.

Und wendet man nun den Blick abwärts vom Himmel und blickt auf die See, so glaubt man dort ein Spiegelbild des Himmels zu sehen, denn auch da leuchtet und blinkt es.

Kleine blitzende Punkte bewegen sich rasch von der Stelle und durch das Meer, welches zu beiden Seiten des Schiffs ein sanftes Licht, ähnlich dem der Milchstraße, verbreitet. Dazwischen ziehen große Nebelstreifen*), funkelnd und strahlend, aber ruhig und langsam dahin. Es ist das die hohe und höchste Aristokratie des leuchtenden Quallengeschlechts und der aufgeklärte, weil alles verschlingende Hai speist deshalb mit besonderer Vorliebe diese alten Abkömmlinge des Urichthys.

Blickt man aber rückwärts und über das Steuer hinweg, so zeichnet eine lange leuchtende Furche, feuerfunkelnd, des Schiffes Lauf.

Ja, es ist ein Spiegelbild des Sternenhimmels, dieses geheimnisvolle Leuchten der See, und die Flöte unter den acht Musikanten, welche neben erträglichem Flötenspiel auch noch kaum erträgliche Verse machte, las eines Abends Martin folgendes Fragment vor:

— — Doch endlich sinkt die Sonne,
Zerschellt am Meeresrand,
Und über See und Himmel
Mit einem Purpurband.

Und über gold'nen Trümmer,
Die tauchen nächtlich auf;
Die Admiralen sagen:
Da ist der Sterne Lauf!

Doch seht, jetzt liegt im Meere
Ein heller Lichterschein,
Das Myriaden Funken,
Sie glühen hell und rein.

Sie kommen, sie verschwinden,
Sie ziehen dumm dahin;
Doch ihre Strahlen künden
Geheimnisvollen Sinn.

Sie sprechen viel zu Herzen
Verlaufner Menschen sein,
Und ihre Strahle winken
Der hellen Lichterschein.

Sie sprechen viel von Liebe
Und von verklungnem Glück,
Sie lassen traumhaften
Manch süßen Schmerz zurück — —

„Das fehlte noch", sagte Martin, der mit Berger, nicht der mangelhaften Form, sondern des Inhalts wegen, zugehört hatte, „das fehlte noch, daß die Gespenster von lauter Ertrunkenen da draußen herumschwämmen! Wenn man sich auch eben nicht fürchtet, es ist dennoch gruselig!"

Wieder in andern Nächten stand die Mondessichel am tief dunkelblauen Nachthimmel jener Breiten. Sie versilberte die Wogen, durch welche das Schiff geräuschlos dahinzog, und eine heilige Stille lag ringsum auf den Wassern.

Jetzt stiegen sonderbare Formen auf am fernen Horizont, von Ost und West, von Nord und Süd, und kamen näher und näher.

Wunsche, tolle Gebilde, in denen der Flötenspieler bald riesige Thier- und Menschenleiber,

*) Die Pyrosoma atlantica. Zwei derselben aufgefischt und an Bord gebracht, verbreiteten ein so starkes Licht, daß man bequem eine Druckschrift zu lesen im Stande ist.

bald schwimmende mächtige Berge, dann wieder phantastische Burgen und weit übereinander gewölbte Felsen erblickte.

Aber es war niemand anders als der alte Nebelmann, der über das Meer schritt und seinen grauen Mantel in die Fluten tauchte.

Er erzählte ihnen allerlei schöne Dinge, von den Ländern, durch welche er heute schon gekommen, von den Menschen, welche sich dort so sehr lieben und sich so wacker Mut bieten, den ganzen Tag über an Ufern des tiefen Meeres, und wie sie sich dann des Abends bemühten, um ihn, den alten Mann, auch gehörig zu bemerken.

Dann erzählte er ihnen von den tiefen Schlüchten in den Bergen, wo es ihm so gemütlich, und vom Cap Horn, wo sein liebster Aufenthalt.

Während er hier nur dünn und unsichtbar, sagte er ihnen, werde er dort so dick und stark, daß die Menschen, die dort auf Schiffen fahren, nicht die Hand vor ihren Augen sehen könnten.

Und während der Nebelmann so sprach, hob und senkte sich plötzlich sein graues weites Gewand. Der Westwind flog über die See, aber rascher als der Alte, und deshalb verstand er ihn seine seltsamen Reden.

Dann schlug er in das Tauwerk des „Roland", daß die schweren Raaen laut ächzten und die Segel sich blähten und bäumten, und lang kam das Lied „von der fliegenden Do", daß Martin's Kameraden erstaunten und, wie die Seelente sagen, so grau singt, wenn für des Abends Unglücksleiden spannt an ihren Spinkel für die Menschen.

Als die Wellen, die bisher sich weithin durch das Meer nur sanft gekräuselt hatten und zuckten mit dem leichten Silber waren, was der Mondschein auf ihre Spitzen gestreut hatte, als die Wellen nun das Lied von der fliegenden Do hörten, fühlten sie plötzlich ihre Wellenwürde und begannen höchst unartig zu werden. Hoch bäumten sie sich und jede von ihnen setzte sich selbst eine weiße Schaumkrone auf und jede wollte die größte haben.

„Wir sind souverän geworden", riefen sie mit donnernder Stimme, „wir tragen kein Schiff mehr! Die Do soll ihm die Segel abreißen und wir zerschlagen dann Planken und Sparren!" Und die kleinen sprangen auf Deck, um den Kapitän von diesem Beschluß in Kenntnis zu setzen, welchen die empörte Wellenschaft gefaßt habe.

Dieser aber, um den Wünschen der aufgeregten See Rechnung zu tragen, ließ einige Segel reffen, andere kürzen, aber über Bord ließ er keine werfen. Vielleicht dachte er, daß er sie morgen wieder brauchen könne.

Der Mond endlich, der alles das schon sehr oft mit angesehen, schritt langsam und vornehm hinter einige Gewitterwolken. Vielleicht war ihm das Lärmen langweilig, vielleicht aber ärgerte er sich auch, daß er täglich mehr und mehr seinen alten Einfluß verliert auf Erde und Flut und auf das Wetter überhaupt, mag er auch wechseln, so oft er will.

Was that aber Martin, wenn die Mittagssonne durch die gerefften Segel stach, wenn wilde Sturmwellen über Bord sprangen, wenn des Schiffes Planken ächzten und stöhnten, als wollten sie aus allen Fugen gehen, kurz, wenn es schien, als sei der „Roland" rasend geworden?

Nehmen wir eine solche Nacht.

* * *

Der Erzähler läßt nun in seiner humoristischen Weise an Martin heimische Erinnerungen vorüberziehen. Ein aufbrausender Sturm gibt Veranlassung zu einem eigentümlichen maritimen Capriccio. Endlich gelangt der „Roland" nach Brasilien und die eigentliche Bedeutung der „reisebeschreiberischen" Novelle entwickelt sich. Wir sehen Martin, in dem sie schwer zu beantwortende Frage entsteht, was aus ihm werden soll in der fremden Stadt unter den fremden Menschen mit wildfremder Sprache. Aber sein gutes Glück verläßt ihn nicht. Seine künstlerische Fertigkeit findet allerdings in Amerika so wenig Anerkennung als in Europa, allein ein deutscher Arzt und Naturforscher versprickt sich von der athletischen Gestalt und der Körperkraft unsers Helden eine werthvolle Hülfe bei seinen Expeditionen gegen Alligatoren, Schlangen und ähnliche Ungeheuer einer tropischen Zone für sein Naturalienkabinet. Hier hat der Verfasser vollauf Gelegenheit, die Pracht einer brasilianischen Flora und Fauna, die Baumriesen eines Urwaldes, die glänzenden Blumen, die grotesk geschlungene Draperie der Schlingpflanzen, die socialen Zustände des bunten Völkergemisches mit seinem lebendigen Witz zu beschreiben. Martin selbst täuscht die Erwartungen seines Gönners nicht. Freilich ist seine natürliche Herbheit oder vielmehr der Mangel einer feinen unverändert geblieben, aber es gelingt ihm hier ebenso vollständig wie in Europa, seiner Umgebung in dieser Beziehung die günstigste Meinung einzuflößen

und nachdem er sich auf verschiedenen Expeditionen ausgezeichnet hat, nachdem er in Gefahr gewesen ist, von einem Dampfschiff überfegelt zu werden, nachdem er eigenhändig einen großen Jaguar erlegt hat, der sich, was jedoch niemandem als Martin allein bekannt war, in — einer Fallgrube gefangen hatte, wird er der glückliche Gatte einer jungfräulichen, reizenden Erbin, muß aber vorher feierlich geloben, seiner ungestümen Tapferkeit einen Zügel anzulegen, sich nicht wieder zu duelliren, nicht wieder allein in dem Wald Tiger zu jagen und nicht wieder in die Sümpfe zu den giftigen Thieren zu gehen. Man wird gestehen, eine praktisch-ironische Idee.

Der medicinische Volksaberglaube.

Der gewaltige Fortschritt, den im letzten Jahrzehnd die Naturwissenschaften gemacht haben, hat sich schließlich auch auf die Heilkunde erstreckt. Die solange wie in einem dunklen Labyrinth hin- und hertastende und nur durch die vergebliche Maske imponirender Sicherheit mit Unsicherheit oder den Heilschwindel der Charlatanerie sich behauptende Experimentalmethode hat endlich den Ausgang gefunden zur lichtern Region einer wissenschaftlichen Erkenntniß, die ihre Oracel nicht uns verweisen Traditionen, sondern aus den lebendigen Regeln und Lehren der allerschaffenden und -erhaltenden Mutter Natur schöpft. Tüchtige, für die Aufklärung ebenso begeisterte wie streng wissenschaftlich gebildete Männer wie der rühmlichst bekannte Verfasser des „Buch vom gesunden und kranken Menschen" lassen es sich angelegen sein, der rationellen Heilmethode auch beim Publikum Eingang zu verschaffen, das sich erfahrungsgemäß, namentlich in den unsern Volksschichten, nur schwer von den Vorurtheilen eines durch das Alter ehrwürdig gewordenen, wenn auch noch so unhaltbaren und windigen Systems losreißt. Der Charlatanismus ist nirgends schwerer auszutreiben als in der Heilkunde, weil er auf seinem Gebiet der Wissenschaft einen so mächtigen Bundesgenossen am Aberglauben hat wie gerade hier. Wunderdoctoren und Wundermittern hat es zu jeder Zeit gegeben; daß sie aber auch heute noch florirten neben und trotz den Aufklärern und deren Bestrebungen, beweist nur allzu sehr die gewaltige Macht des Aberglaubens, der in Semmel-, Apfelwein-, Sympathie- und Wunderdoctoren die Apostel eines neuen Medicin-Evangeliums sieht. Und diese Schwärmerei finden wir nicht etwa blos in den Volksschichten, wir finden sie auch in den höhern Ständen, ja selbst im Schatten des Thrones — zählt doch der Wunderdoctor zu Goslar unter seinen Patienten sogar eine Königin.

Genießt dieser medicinische Volksaberglaube noch in den intelligentesten Gegenden Deutschlands ein solches Ansehen, wie viel mehr erst in jenen Ecken und Winkeln, zu denen die Cultur und das Licht der Aufklärung schwerer den Zugang findet. Nehmen wir z. B. den im Osten an den Böhmerwald grenzenden, im Norden vom Fichtelgebirge eingeschlossenen nordöstlichen Theil der Bairischen Oberpfalz.

In dieser rauhen, steinigen, nur dünn bevölkerten Gegend, in welcher der Bauernstand vorherrscht und auch die städtischen Bevölkerungen ergänzt, ist die Bildung noch ungemein zurück. Mit Starrheit wird an den alten Sitten und Gebräuchen festgehalten. Die Schulgemeinden auf dem Lande bestehen meist aus stundenweit auseinander liegenden Höfen und Weilern; der Schulbesuch ist daher den Kindern, namentlich im Winter, wo Schnee und Eis die Wege durch Schlucht und Wald, Berg und Thal unwegsam machen, verleidet und lästig und die Aeltern behalten sie lieber als Helfer bei ihren Arbeiten im Haus-, Feld- und Viehstand zurück. Der Gesichtskreis des oberpfälzischen Landmanns ist im höchsten Grade beschränkt und dreht sich nur um seinen Besitz und sein Vieh; was draußen liegt, kümmert ihn nicht; nur die Viehmärkte der Umgegend bilden Ereignisse in seinem dürftigen und mühseligen Leben. Unwissenheit, Gleichgültigkeit und Rohheit ist hier natürlich. Auch das Bürgerthum in den kleinen Städten, Märkten und Flecken ist größtentheils auf Landwirthschaft und Viehzucht angewiesen und deshalb der Civilisation und Intelligenz nicht viel zugänglicher. Die Unsitte des allgemeinen, mit dem Bürgerrecht verbundenen Bierschankrechts, welches zu gewissen Zeiten die Wohnstube des Bürgers in eine Trink- und Spielstube verkehrt, seine die Gäste bedienenden Knaben und Mädchen an frühzeitige Lasterhaftigkeit und Schlemmerei gewöhnt, gesellt hier noch zur Unwissenheit die Immoralität und gesundheitliche Verkümmerung — der Ruf des bairischen Biers wird übrigens in dem elenden Product der oberpfälzischen Gemeindebrauhäuser geradezu travestirt.

Betrachten wir nun den medicinischen Aberglauben dieser Bevölkerung. Die wichtigsten Heil-

als noch länger Schule zu halten mit Euch — Euch — Euch — (retirirt ſich) Euch — Euch — Euch (ab).

Toms und **Toby** (verfolgen ihn drohend).

Cäſar.

Laßt ihn nur, die Mutter will ihn ſo nicht behalten.

Jeffry.

Wir fahren auf den Jahrmarkt. Künftig reiten wir.

Cäſar.

Bruder Harry ſoll uns reiten lehren. (Beide ab).

Babel

(ruft noch einmal ſchnell durch die Thüre).

Euch — Gänsköpfen! (Ab.)

Toby (verjagt ihn).

Will er wohl!

Toms.

Ha, ha, ha — wenn der geht, das iſt der vierzehnte Hofmeiſter! Die Kinder taugen nichts; wer ſich aber mit reichen Leuten in der Jugend hält, hat ſie, wenn ſie alt werden (folgen Beide).

mittel sind die übersinnlichen, denn der Hauptgedanke des Oberpfälzers in allen möglichen Krankheiten dreht sich um ein „Gesegt-" oder „Gebannt-sein". Schon das zarte Kind zu schützen, benutzt man geweihte Amulete, Glasperlen, Korallen, heilige Denkmünzen; man läßt es, wenn es zu kränkeln beginnt, wie das Volk sagt, „überleien", d. h. der Geistliche spricht Gebete und seinen Segen darüber, von dem man mehr hofft als von der Behandlung des Arztes. Auch im Hause finden sich der Gebräuche viel und besonders kräftige Gebetsformeln wandern von Hand zu Hand. Der Wurm im Finger, an manchen Orten der „Blutwurm" genannt, muß abgesegnet werden. Ebenso der „Herzwurm", der den Magenkrampf veranlaßt — das bei diesem oft vorkommende Wasserbrechen wird „Das Bringen des Herzwurms" genannt. Dem vom „Unkraut", d. h. Krämpfen, heimgesuchten Kinde wird ein sogenannter „Kraisgertel" vorgelesen und über sein Bettchen gelegt; Erwachsenen der „Galmenlegen", der schützt nicht allein gegen allerlei Siechthum, er macht auch sich- und sagelfrei in den heißesten Schlachten. Nicht minder werden „die sieben Himmelsriegel" gerühmt; sie helfen nicht allein durch die Kraft des Gebetes, sondern vermögen auch schon durch ihr bloßes Auflegen auf das schmerzhafte Glied Schmerz und Qual zu lindern. In vielen Orten sind Leute, die es verstehen, gegen allerlei Krankheiten, Gicht, Wassersucht, Schwinden der Glieder, Krämpfe und andere Uebel zu beten. Das zufällige Glaubensbekenntniß macht hier übrigens keinen Unterschied, es gibt ebensowol protestantische wie katholische Amuletverkäufer, Gichtbeter und Besprecher; manche treiben diese Kunst gewerbsmäßig und leben davon. Mit dem Besprechen und Ueberbeten Hand in Hand geht das Anhängen von „Büscherln". Dies sind in Leinwand oder Papier gewickelte und wohlverwahrte Amulete, die irgendein Gebet oder ein Verfluchen des Uebels enthalten. Ein „Vor die Gicht" gegebenes „Büscherl" z. B. lautet: „Ich laie dich weg von meinem Bein, laie dich weg von meinem Fleisch, laie dich weg von meinem Fleisch und Blut, laie dich in den wilden Wald, wo weder Sonn' noch Mond hineinscheint, daß sie mir zur Buß' zählt, Katharina Kunigunda, das helf' für und für, das helf' Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist, berste und überwind' die Gicht, binde sie, sie sei kalt oder heiß, sie geh' durch dein Blut und Schweiß, das helf' Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist! †††" Auch wunderthätige Sträucher und Pflanzen, die jedoch nur wenigen Eingeweihten bekannt sind, werden zur Heilung auf die kranken Glieder gelegt.

An diese Gebete, Segen und Amulete reihen sich zahlreiche sympathetische Curen. Der sorgsame Vater, der sein Kind seit seines Lebens von Zahnweh schützen will, läßt den ersten bald gewechselten Zahn ausgraben und trägt ihn hinaus, jedoch so früh am Tage, daß kein Ungeweihter ihn sieht und berührt; er steckt den Zahn in das Astloch eines Weidenbaums, verkeilt dasselbe sorgfältig, spricht dann noch ein Vaterunser oder Ave-Maria und dem Kindlein wird nie mehr ein Zahn wehthun. Ein anderes Mittel gegen Zahnweh ist, daß man sich das Zahnfleisch mit dem Span eines frischen Holzes blutig kratzt und das mit Blut bedeckte Spänchen wieder in das Holz steckt, von dem es gebrochen wurde. Doch darf man nie mehr an den Ort zurückkehren, wo der Span steckt, will man nicht Gefahr laufen, das Zahnweh wiederzubekommen. Gegen Kopfweh muß man einen Todtenschädel auf die schmerzhafte Stelle legen. Will sich jemand die Warzen vertreiben, so nimmt er ein Stückchen rohes Fleisch und bestreicht in Form des Kreuzes die einzelne Warze, dann legt er das Stückchen Fleisch unter eine Dachtraufe und läßt es dort verwesen; mit demselben aber zugleich auch verfaulen die Warzen und kehren nie wieder.

Bei manchen krankhaften Erscheinungen äußert sich der Glaube an Druden, Hexen und sonstigen Teufelspuk. Gewisse Zustände, wie sie nachts nach abendlichen Extravaganzen in Speise und Trank bei vollblütigen Personen nicht selten sind, oder auch eine aus andern Gründen entspringende Athemnoth, das sogenannte Alpdrücken, werden den Wirkungen der Drude zugeschrieben. Während die Thüre des Hauses den Nachstellungen der Hexe verfallen, quält die Drude den menschlichen Bewohner desselben. Sie beschleicht ihn zur Nachtzeit, schwingt sich auf ihn, hemmt ihm, auf Brust und Hals sich wiegend, Luft und Athem und weidet sich an der Todesangst des Gemarterten. Dieses Aufschwingen, Reiten, Drücken ist überhaupt allen bösen Geistern und Dämonen eigenthümlich und wird mit dem Namen des „Aufhudelns" (*Hudepad*, Hocken) bezeichnet. Aber gegen solch eine Qual gibt es auch allerlei Schutzmittel, die sicher helfen. So wie gegen Hexen und Teufelspuk die Namen der heiligen

drei Könige mit ihren † † † alle Thüren schmücken, so wie am Dreikönigstage mit geweihtem Herenrauch Stall und Scheuer, Haus und Hof durchräuchert wird, so ist ein gleich sicheres Bannungsmittel der ausleidenden Drude der Drudenfuß, das Pentagramm der Pythagoräer. Einen eminenten Zusammenhang des Druddrückens scheint das Volk mit dem Genusse des Bieres gefunden zu haben, nicht unwahrscheinlich deshalb, weil starker Biergenuß zum Alpdrücken prädisponirt — vor jeder Bierschenke in Stadt und Land prangt als Bierzeichen der Drudenfuß.

An die äußerlichen Heilmittel schließen sich sowol in ergänzender wie selbständiger Anwendung die innern. Unter diesen steht das Blutlassen obenan. Jeder Landmann, ob Bauer oder Knecht, pflegt sich alljährlich, gewöhnlich zu Pfingsten, zu „lassen", um die „Schärfe" — so nennt er die nach seiner Meinung zwischen Haut und Fleisch in dem da befindlichen Blute angesetzten Krankheitsstoffe — zu entfernen. Früher nahmen sogar die Kalender auf diese Jahresverrichtung Bedacht und bezeichneten diejenigen Tage, an denen gut Aderlassen und Schröpfen war. Jetzt sind diese Functionen dem eigenen Ermessen des Landmanns oder dem Rathe des benachbarten Baders überlassen. Beim Schröpfen wird nie versäumt, acht Tage darauf — „damit nichts zurückbleibt!" — sich „abschröpfen" zu lassen, eine gründliche Erneuung der Landbader zur Verdoppelung ihrer Functionen. Nach den Blutentziehungen sind Brech- und Abführmittel am meisten im Gebrauch. Das allgemeine Volksmittel ist hier die Rinde von Sambucus nigra. Wird sie aufwärts gebadet, so hilft's „überisch", zum Brechen; wird sie abwärts gebadet, so hilft's „unterisch", zum Abführen. Andere schaben zu gleichem Zweck und mit gleichem Erfolg die Fingernägel. Außerdem braucht man gekochte Zwetschen, Buttermilch, Sennesblätter, auch wol Manna oder Rhabarber; ja man holt sich sogar zuweilen Lappenpulver (Jalappa) in der benachbarten Apotheke, und kein Dörfchen ist so klein, daß nicht eine heimliche Verkäuferin von Morison'schen, Redlinger'schen und andern Laxirpillen aufzuweisen hätte, die allem Volke bekannt ist, die aber trotz aller Mühe kein Arzt und kein Polizeimann ausspürt. Gegen die häufig vorkommenden Brustbeschwerden ist der volksthümliche Arzneischatz ziemlich groß. Man „verräth" Brunnenkresse, spitzigen Wegerich, Lungenmoos (Lichen islandicum), Weizenkleie und Gerstenabsud, Malzkraut, Einreiben von Schweine-, Hunds- und Dachsfett, dann wieder aus den Apotheken oder von herumziehenden Händlern Eibisch, Süßholz, dessen Extract man, nach einer noch unerklärten Etymologie, „Lax" nennt, auch wol gebratene Zwiebel, Bier mit Schafefett oder Eiern und Milch gekocht, endlich Ziegenmilch und Honig.

Eine sonderbare Cur ist die des „abgebrochenen Nabels", mit welchem Ausdruck nicht etwa ein Nabelbruch, sondern jeder Schmerz im Leibe bezeichnet wird. Auf den Nabel wird ein heißer Sechser gelegt, auf den man ein Wachslichtchen geklebt hat; letzteres wird angezündet und ein leeres Glas darübergestülpt. Sobald nun das Lichtchen unterm Glase erlischt, ist der Nabel wiedereingerichtet. Ebenso räthselhaft ist die Sage vom „Angewachsensein" der Kinder, mit dem ebenfalls kein bestimmter Begriff verbunden wird und jede beliebige räthselhafte, durch innere Krankheitserscheinungen sich darstellende Krankheit unter Umständen bezeichnet werden kann.

Gegen das in niedrig gelegenen und sumpfigen Gegenden der Oberpfalz mitunter vorkommende und dann alljährlich wiederkehrende Wechselfieber, welches das Volk den „Frieren", wie den Paroxysmus des Fiebers den „Durrer" nennt, nimmt der Kranke ein Glas starken Wachholderschnaps, in den er einen Löffel voll Pfeffer geschüttet, trinkt hierauf 1—2 Maß schwarzen Kaffee und schwitzt. Das Fieber ist dann vorbei. Nie kommt ein Fieberkranker zum Arzt, bevor er nicht diese Mittel versucht hat.

Ebenso wenig fehlt es an äußern Mitteln. Bei Rothlauf der Haut pflegt man Zuckerpapier mit eingeriebenem Mehl über die kranke Stelle zu legen; ebenso Kraut- oder andere Blätter. Auch den nassen Hand, den Fensterschweiß genannten Beschlag der Fenster kann man mit Nutzen gegen Flechten und andere Hautausschläge anwenden. Nicht zu zählen sind die vielen, mannichfaltigen Pflaster, Salben und Schmieren, die das Volk sich nach den abenteuerlichsten Recepten selbst anfertigt, die Haus- und Großmutterpflaster mit Mennige, Kampher und Baumöl, dann das hochberühmte „Ochsenkruzi-Pflaster" (Emplastrum cruciatum), das Dinband des Volks, das die herrliche Wirkung hat, jeden Eiterbeulen abhorren und verkümmern zu lassen, dann die Salben, mit Butter, Schmalz, Schweinefett, Talg und andern Fetten in den wüstesten Mi-

schungen angeruhrt; Compositionen, den Pharmakopöen der Waisenmeister und Hirten und der Behandlung des lieben Viehes entnommen.

Wie [illegible] sich inmitten dieser Volksmedicin die [illegible] Stellung des wissenschaftlich gebildeten Arztes. Die Nothwendigkeit einer längern ärztlichen Behandlung begreift der Landmann nicht. Nach seinem festen Glauben hat ein gütiger Schöpfer für jedes Uebel, das er zuließ, auch ein entsprechendes Heilmittel geschaffen und ist es die Aufgabe der Medicin, diese verborgenen Heilmittel aufzufinden, wenn jeder Laie, ja der Greis in freier Natur lebende noch mehr als der Mann der Studirstube, befähigt sein kann. Erkrankt nun ein Glied der Familie, so wird zu denen geschickt, die im dem Rufe stehen, „gegen die Krankheit zu können". Dem Landmann stehen hier Arzt, Bader, Hirt, Abdecker, Pfuscher oder alte Weiber alle auf Einer Stufe; er geht von einem zum andern und erprobt, wer von ihnen das gegen die betreffende Krankheit erfahrene „Kraut" kennt. Hilft das Mittel nicht, so zuckt er die Achseln und spricht: „Der hat's halt auch nicht errathen" und geht zum nächsten. Je unverständlicher das Benehmen des Arztes, er trage nun den Doctor- oder Schäferhut, je ungewöhnlicher die angewendeten Mittel, desto größer der Respect der Patienten. Der Berufene muß, ohne den Kranken zu sehen, seine Krankheit und sein Leiden kennen, muß das Prognostikon sowol in Betreff des Ausgangs als der Dauer der Krankheit mit Bestimmtheit verkünden; er muß aus dem Urin das Leiden, Geschlecht und Alter erkennen; er muß die abenteuerlichsten Heilmittel verordnen, dabei gleichzeitig aber viel beten lassen, damit er nicht in den Ruf eines „Schwarzkünstlers" komme; er muß mit einem Wort sein Handeln so einrichten, daß der schlichte Verstand des Landmanns es nicht begreife und es ihm ein Räthsel, ein Wunder bleibe. Wenn unter den vielen Verordnungen und Prophezeiungen des exhumirenden Charlatans nur Ein Wort eintrifft, so ist der Ruf desselben gesichert.

Manche unserer Leser konnten vielleicht die verschiedenen Schilderungen übertrieben halten. Sie beruhen aber auf den langjährigen persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen eines oberpfälzischen praktischen Arztes, des Landgerichtsarztes Dr. Wilhelm Brenner-Schäffer in Neunaht an der Wald-Naab, die derselbe seiner vom Könige von Baiern gekrönten Preisschrift: „Darstellung der sanitätlichen Volkssitten und des medicinischen Volksaberglaubens im nordöstlichen Theile der Oberpfalz" (Amberg, Pohl, 1861), zu Grunde gelegt hat. Eine gediegene Schrift, die, abgesehen vom sanitätlichen Interesse, zugleich auch ein lebendiges, freilich keineswegs anziehendes, aber wahrheitgetreues Culturbild des oberpfälzischen Familienlebens, namentlich auf dem Lande, gibt.

Anregungen.

Neue Gedichte.

XI.

Mit jener schönen Beherrschung der Sprache, sowol in der Wahl des dichterischen Ausdrucks wie in der metrischen Bewältigung, die Adolf Böttger eigen ist, hat der Dichter das Verhältniß des jugendlichen in Leipzig studirenden Goethe zu Käthchen Schönkopf zu einem größern Gedicht: „Goethe's Jugendliebe" (Leipzig, Wurfürst, 1862) benutzt. Mußte der Stoff schon an und für sich unsere ganze Theilnahme wach rufen, so war eine solche noch Leipzig bei Dichter in einem noch höhern Grade vorhanden; denn wiederum gibt sich Böttger sowol in Schilderung und Charakteristik wie in Behandlung der Verhältnisse als ein reichbegabter, wahrhaft anerkennenswerthes Talent. Zu bedauern ist nur, daß sich dem doch die geringe Ausbeute des Goethe ein wenig rächt. Einige Gesänge leiden an Breite. Trotz der durchweg klaren Sprache tritt zuletzt für den Leser einige Ermüdung ein. Zwar ist die sorgsame Detailzeichnung überall zu loben und bei einem Gedicht dieser Gattung jedenfalls angebracht, doch will es bedünken, als wäre von den dem Dichter sonst gestatteten retardirenden Elementen hier etwas zu viel Gebrauch gemacht.

Arnold Schönbach eröffnet sein kleines Gedicht: „Was sich der Wein erzählt" (München, Kleinchmann, 1862) mit dem „Vorwort":

In einer Zeit, wo alles was erzählt, —
Weil die Poeten selber nichts mehr wissen, —
Wo allem ein Geheimniß abgequält:
Den Wäldern, Höhn, Gestein, Felsenrissen;
Wo alles spricht, was kreucht in Haus gekrochen,
Blumen, Kaninchen, Vögel, Hopfenstangen;
In Rüben und Kartoffeln Geister liegen,
Darweil der Geist den Dichtern ausgegangen:
In solcher Zeit, — wer wird mir da nicht glauben,
Was ich erzähle aus dem Reich der Trauben!

Wir folgen denn auch dem Sänger in den Rheingau und in den mächtigen Kasteller, wo uns der alte Küfer, dem heiligen Thronat vergleichbar, auf einer Kufe entgegengeschwommen kommt und den Küfern den goldenen Wein spenden läßt. Der

Nebenluft steigt zum Lichte und zum Kopfe; aus den Tonnen kommen die Geister der Weine hervor und lehren die Philosophie des Trinkens. Und immer toller wird's; alles tanzt um den benebelten Sänger; nur der alte Küfer, der so nebenbei die Neige seiner Flasche genießt, sitzt fest auf seinem Beinen und berichtet drei Geschichten —

Wer die Weltgeschichte schreiben will,
Der muß die Dinge wissen;
Und wer den Rheinlands Sagen schreibt,
Der kann sie gar nicht missen.

Drei lustige Geschichten sind's, die einst am goldenen Strome geschehen. Aber erzählen kann sie auch nur ein Mann, wie der graue Küfer gewesen; und nur am Rhein im tiefen Keller lassen sie sich anhören, denn dort allein weiß man, was Trinken ist.

Dies der kurze Inhalt des Büchleins, dem wir um seinen frischen und fröhlichen, Roquette's allbeliebter „Waldmeister's Brautfahrt" abgelauschten Ton die wärmste Verbreitung gönnen.

Einen Contrast zu vorgenanntem Märchen bildet Heinrich von Wolbenburg's Roman in Versen: „Himmel und Hölle der Liebe" (Bonn, Rheinische Verlagsanstalt, 1862). Die Stimmungen einer unglücklich liebenden Seele werden dem Leser in wohlgeordneten Strophen mitgetheilt, welche ein angenehmes, hoffnungsreiches Talent bekunden. Ueberhaupt macht das lebenswürdige Buch den Eindruck, als wären die Gedichte nicht um der bloßen Buchmacherei willen, sondern aus innerer Nothwendigkeit und empfundenem Schmerz hervorgegangen.

Rudolf Minsloff sowie in einem flotten, aber angenehm zu lesenden Gedicht, dem kaiserlich russischen Alexander Lyceum zu seiner fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfeier gewidmet, den „Kaiser Karl und Kleist" (zweite Auflage. St. Petersburg, Hüssel, 1862). Die durch den Kaiser gestiftete Gründung einer Universität liegt dem Gedicht zu Grunde. Karl's treffliche Ansichten über Verbreitung der deutschen Sprache, über Anstellung geeigneter Lehrer und Mißachtung des „faulen Adels" sind in einem humoristisch anmuthigen Dämmerungston wiedergegeben und wol mit Recht kann der wohlmeinende Autor am Schlusse ausrufen:

Das that vor mehr als tausend Jahren
Ein Mann, den ferner überragt
Des wenige ihm ähnlich waren,
Das ist es, was die Welt beklagt.

Arnold von Wenhe tritt in seinen Gedichten „Stimmen aus der Zeit" (Celle, Schulze, 1862), als Freund der italienischen Bewegung auf. So ruft er z. B. Victor Emanuel zu:

Mit Frankreichs Hülfe hast du auch, obgleich der römischen Kirche Thron,
Des Heiligen Vaters Reich gerüttelt, erschüttert du Gregor Peter's Thron;
Erschüttert, sag' ich, seine Macht, denn ganz zerstören wird du sie
Mit Frankreichs und der Freunde Heer, und wär's wie Sand am Meer, nie.

Und sprich' Gott in dem Herz dann, gemacht es dir zu deinem Ruhm,
Daß jener Gottheit so verschmäht dein heilig Königthum?
Daß ohne Kriegserklärung er, Fall wie ein Dieb bei Mondenschein,
Es wagt, in deinem Namen frech zu bringen in Gefahr ein?

Man wird gestehen, daß dem hannoverschen Adel fett lange nicht in jeder Art gelungen ist, wieder einen Platen-Hallermünde hervorzubringen.

Einen wohlthuenden Eindruck hinterlassen Adolf Glaser's „Gedichte" (Braunschweig, Westermann, 1862). Ist uns der Autor auf den Gebieten der Novelle und des Dramas ein alter Bekannter, so tritt er hier zum ersten mal als lyrischer Dichter vor die Oeffentlichkeit. Nur ein bescheidenes Bändchen ist es, das er bietet, doch enthält seine Gabe viel Edles. Wir treffen Empfindung und Kenntniß der menschlichen Seele, Treffsicherheit des Strophenbaues und Originalität der Bilder. Lassen wir zum Beweise zum Charakteristik der einfachen, aber gemüthvollen Art des Dichters folgen:

Dauerndes Hoffen.

Den Frühling fragt' ich, da er kam ins Land:
Wie magst du treu auch neue Blüten bringen,
Da du so oft gesehn, wie sie vergingen
Gestreut von der Stürme rauhem Hand?

Was soll nun abermals der bunte Tand?
Denkst du, es soll dir endlich doch gelingen,
Die Uebermacht des Feindes zu bezwingen?
Du hoffst umsonst, dein Trachten hilft nicht Stund'!

Er sprach: O Menschenkind, du dünkst dich klug,
Nicht hat dein Mund ein tadelnd Wort gefunden;
Doch sprich, ist wie ein Hoffen tief der Sieg?

Fragt wol dein Herz in seinen Hoffnungsstunden,
Ob sie nicht trügen, gleich den andern, Trug?
Du hoffst — und die Erinnerung ist entschwunden.

Denksprüche.

Manches fühlende Gemüth, mancher strebende Geist bleiben völlig erdrückt durch die Mißachtung, die auf ihnen oft unverschuldet lastet, während ein kleines Lob alle Verzagtheit in uns beflügelt und der Ausdruck fremder Achtung zum kräftigen Aar für die Festigung unsers Charakters wird.

* *

Jemanden besiegen wollen ist gemeiner, als sich besiegen lassen, wie der Verführer schlechter ist als der Verführte. Jenes zeugt von Stärke in der Sünde — dieses nur von Schwäche.

* *

Der Dichter steht um eine Stufe höher als der gewöhnliche Mensch; — aber wie sein Haupt dem Himmel näher ist, so ist es der Erde weiter entrückt, und darum sehen wir manchen großen Genius in seinen irdischen Verhältnissen wie am Gängelband geführt, während er ganzen Nationen als leuchtendes Ziel höherer Ziele dient. E. K. v. M.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Wanderbriefe I. — Japanesische Nachrichten II. — Berliner Brief. — Reiseskizzen aus England V. — Briefwechsel.

Wanderbriefe.

I.

— — Die Stadt Köln bietet immer wieder auch neue genug des Anziehenden, auch für den Reisenden, der öfters in ihr einkehrt und sich dort bald heimisch fühlt. Ihre Sehenswürdigkeiten haben außer ihrem eigenen innern Werth, der nicht gering ist, noch das eigenthümlich Anziehende, daß sie nicht dem souverainen Willen eines kunst- und prachtliebenden Monarchen, sondern dem freien und edeln Zusammenwirken einer betriebsamen und intelligenten Bürgerschaft ihre Existenz verdanken. Dazu kommt für den Rheinländer noch der besondere Reiz des Heimatlichen, das angenehme Gefühl, daß er an allen seinen Dingen, deren Entstehen und Wachsen er kennt und mit durchlebt hat, die er nicht wie der schnell durchschlagende Reisende einmal obenhin durchmustert, sondern von denen er weiß, daß er sie bald und oft wiedersehen wird, und immer mit neuem Interesse, neuen Bereicherungen, ein besonderes, näheres Anrecht hat.

Es ist vielleicht Parteilichkeit für das Heimatliche, aber ich kann mich nun einmal nicht enthalten, zu glauben, daß es unter den deutschen Städten nur eine Köln gibt, nur eine Stadt, bei der sich eine so reiche Erinnerung an die Vergangenheit mit einer so lebendigen und blühenden Gegenwart verbindet. Die alte Römercolonie, das heilige Köln des Mittelalters, die mächtige und stolze freie Reichsstadt mit ihrer reichen Geschichte ist noch nicht, wie so viele ihrer Schwestern, alt geworden; sie entfaltet noch täglich mehr alle Verjüngungen städtischer Blüte und gern weilen alle Musen, vereint mit den heitern Göttinnen der Arbeitende, in ihren gastlichen Mauern.

Am Dom werden jetzt die obern Streben des Langschiffs eingriegt, daß bis zum November zur Wegnahme der provisorischen Decke im Innern bereit und fertig sein wird. Sobald das Gerüst von den vielen Querschiffen gelöst werden kann, was ja nicht lange mehr dauern wird, werden die Hüllen auch im Innern fallen, die dem Auge jetzt noch die ganze erhabene Herrlichkeit des großartigsten Baudenkmals der Welt verbergen. Dann mag man immerhin aufhören zu bauen und die bis zur Höhe von 500 Fuß hinaufzuführenden Thürme getrost in interessanter Ruinenhaftigkeit stehen lassen; unsere Zeit hat wol schwerlich einen Beruf zum Münsterbau, und der Vorzug der großen Vergangenheit ist mit der unsichtigen Verwirklichung der Idee des Münsters selbst eine Zweifel genug geworden.

Der prächtig eingerichtete Zoologische Garten erhält immer neue Anziehungspunkte und ist bei seiner günstigen Lage und leichten Zugänglichkeit und seinen guten Restaurationseinrichtungen, zu denen sich noch häufig Gartenconcerte gesellen, einer der beliebtesten Vergnügungsorte von Köln.

Besonders aber erregt unsere Aufmerksamkeit das Neue Museum, das jetzt, nachdem es vorigen Sommer zur Einrichtung die zweite deutsche historische Kunstausstellung beherbergt hatte, seine definitive Einrichtung erhalten hat als Aufstellungsort der alten Wallraf'schen Sammlungen sowie einer Anzahl Gemälde aus der Hinterlassenschaft der Gebrüder Boisserée und derjenigen Kunstwerke, die die Stadt Köln außerdem zur Vermehrung ihrer Kunstsammlungen bereits erworben hat und noch erwerben wird.

Die gegenwärtige innere Einrichtung ist folgende. In den Sälen des Erdgeschosses finden wir zur Rechten des Eingangs eine Sammlung von römischen Inschriften und Sculpturen, unter denen besonders eine Anzahl Porträtbüsten und das berühmte kolossale Metallhaupt von Marmor interessant sind, ferner eine Sammlung alter Waffen und ein römischer Mosaikboden mit Brustbildern des Sokrates, Sophokles, Plato und anderer berühmter Griechen. Zur Linken des Eingangs befindet sich eine permanente Ausstellung von meist verkäuflichen Bildern, unter denen sich augenblicklich sehr Bemerkenswerthes findet, z. B. das berühmte Gemälde des Jobst von Haselaer, Othello und Desdemona von Hildebrandt und eine höchst interessante Landschaft von Lessing. Die beiden übereinander liegenden Kreuzgänge um den innern Hof herum enthalten altertümliche Möbel, Gefäße und Porträts und neun sehr schöne Glasgemälde, die vor den Fenstern aufgehängt sind. Die beiden Seiten der breiten Treppe, die uns zu den Hauptsälen hinaufführt, sind mit zwei großen Fresken von Steinle geziert. Das eine stellt den Gang der bildenden Kunst von Athen bis Köln dar, in der bekannten symbolischen Compositionsmanier, die den „tiefern" unter unsern modernen Künstlern nun einmal als die „wahre Höhe" erscheint, während ich unmöglich eine Composition für richtig halten kann, auf der im Hintergrunde die Akropolis, die Alpen und das Siebengebirge nebeneinander erscheinen, während im Vordergrunde links der Vater Rhein seine obligate Urne ausgießt, während in der Mitte Konstantin der Große gerade das berühmte Kreuz am Himmel zu erblicken scheint und rechts ich weiß nicht welcher deutsche Kaiser auf seinem Throne sitzt. Die Malerei

selbst ist ganz vorzüglich. Das zweite Bild ist noch nicht fertig und wird durch eine Hülle den Blicken der Neugierigen entzogen.

Der Mittelsaal, in den wir jetzt eintreten, enthält ein wundervoll gearbeitetes Rheinalbum in Aquarell von Scheuren, wenn ich nicht irre ein Geschenk der Königin von Preußen, dessen einzelne große Blätter zur bequemen Betrachtung auf besondern Gestellen ausgebreitet sind. In einem andern Saal sind einige Dutzend concurrirende Gipsmodelle für das in Köln zu errichtende Denkmal Friedrich Wilhelm's III. aufgestellt.

Die Hauptsache hier oben ist die reiche Sammlung alter Bilder, die in dem Fache der altdeutschen Schulen von keiner Sammlung der Welt übertroffen wird. Es findet sich unter den deutschen Bildern, die vom 14. — 16. Jahrhundert reichen, manche Perle von großer Schönheit und jedenfalls wächst hier noch mancher Lorber für den Kunsthistoriker, da die wenigsten Bilder noch ausreichend bestimmt sind und daher auch der jetzige Katalog zur genauern Orientirung durchaus nicht genügt. Von Rubens, der ein geborener Kölner war, sind namentlich zwei Bilder vorhanden von außerordentlicher Kraft und Schönheit, die Stigmatisirung des heiligen Franciscus, die uns den großen Meister als einen wahren Shakspeare des Pinsels erkennen läßt, der auch die entlegensten psychologischen Phänomene mit überwältigender Kraft und Wahrheit darstellt, und eine heilige Familie, die erst vor einigen Wochen auf der Versteigerung der Weyden'schen Sammlung in Köln für 7000 Thaler erworben worden ist und die, namentlich aus einiger Entfernung gesehen, von wunderbarer Schönheit ist.

Die Sammlung von neuern Gemälden ist in einem einzigen Saal vereinigt und nur erst ein schwacher Anfang, enthält aber doch schon vieles Schöne, und ich freute mich recht, verschiedenen alten Bekannten von der vorjährigen düsseldorfer Ausstellung wieder zu begegnen, die hier dauernd eine Heimat gefunden haben. Bei weitem den bedeutendsten Eindruck von allen diesen Bildern macht auf mich Gallilei im Kerker von Pilotty. Es ist mir an diesem Bilde mehr als je die fast übernatürliche Kraft, mit der dieser Künstler den Pinsel führt, entgegengetreten. Das ist nicht mehr bemalte Leinwand, die irgendetwas darstellt, es ist das Leben selbst, lebendige Gestalten, die in voller Abrundung und Modellirung aus dem Rahmen uns entgegentreten. Von dem nischenartigen Hintergrund des engen Kerkers hebt sich die Figur des verfolgten, ingrimmigen, verbitterten Mannes, der über die auf dem Boden der Zelle gezogenen Kreise sinnt, so kräftig ab, daß sowol die ganze Figur wie die einzelnen Theile des höchst charaktervollen Kopfes den Eindruck des Lebens machen. Man fühlt zwar wohl, daß diese Kunstmanier in ihren richtigen Grenzen bleiben muß, weil sie sonst ins Ungeheuerliche und Geschmacklose verfallen würde, aber wie sie hier, von einem Meister in höchster Originalität gehandhabt, uns entgegentritt, erscheint sie uns als die wahre Lösung der Aufgabe der Kunst, nicht darzustellen, sondern zu schaffen. Man sagt auch, daß diese Art der Malerei, die modellirende könnte man sie nennen, auf sehr leichten Kunstgriffen beruhe; ich kann dies nicht glauben, wenn es aber so wäre, nun, so wäre sie das Ei des Columbus. Wahrlich, Deutschland mag auf einen solchen Meister stolz sein.'

(Ein zweiter Brief aus Straßburg folgt.)

Japanesische Nachwehen.

II.

Japan wird despotisch regiert, es liegt in den Fesseln eines Feudalsystems von solcher Durchbildung und Consequenz, daß dieser japanesische Feudalismus (nicht minder wie der japanesische Lack) der erste in der Welt genannt zu werden verdient. Alle Schwärmer für Feudalismus sollte man nach Japan schicken, um in diesem Eldorado des mittelalterlichen Junkerthums dessen Folgen an der Quelle zu studiren' (Dies dürfte auch, beiläufig bemerkt, ein ebenso neues als ersprießliches Expertgeschäft für Europa werden!) Das japanesische Feudalsystem hat, wie jedes andere auch, ein riesiges Gefolge von Soldaten, Beamten, Polizisten und — Spionen. Welche Summe von Arbeitskraft hierdurch in Japan consumirt wird, ist unglaublich. Hierzu kommt, daß der hohe Adel im Besitz von sämmtlichem Grund und Boden ist, die Naturkräfte des Landes also unmittelbar beherrscht, sie aber natürlich nicht selbst ausbeutet, sondern beliebig in Lehn und Afterlehn giebt. Dabei ist es japanesischer Regierungsgrundsatz, jede Geldcirculation möglichst zu vermeiden, jedes Ansammeln von Kapitalien möglichst zu verhindern. Die Pachtsummen werden in bestimmten Procentsätzen an Naturalien abgeliefert, der „Zehnt" ist dort noch in vollster Blüte. Dadurch bleibt der hohe Adel nicht nur im Besitz des Landes, sondern auch des baaren Geldes. Damit er aber nie zu mächtig werde, ist in den Landesgesetzen vorgeschrieben, daß er einen Theil des Jahres am Hofe residiren muß, wobei der Aufwand, den er zu machen hat, die Anzahl der Dienerschaft (die stets sehr groß ist) u. s. w. genau durch Gesetze geregelt ist, welche dafür sorgen, daß der Adel sein baares Geld bei Hofe gründlich los wird.

Bei solchen allen Grundsätzen einer gesunden Nationalökonomie hohnsprechenden Zuständen, bei einer Bureaukraten- und Polizeiwirthschaft, von der man behaupten kann, daß die eine Hälfte der Nation dazu verwendet wird, die andere zu regieren und zu bewachen, kann von einer natürlichen Entwickelung des Nationalwohlstandes natürlich nicht die Rede sein. Wenn also die Alte Welt von ihren Verbindungen mit Japan wahrhaften Nutzen ziehen soll, so müssen die durch das Feudalsystem gefesselten Arbeitskräfte erst geweckt und erlöst werden. Dazu würden aber im günstigsten Falle Decennien gehören und diese Wiedergeburt würde auch nur dann möglich werden,

wenn eine politische Umgestaltung des gesammten japanesischen Staatslebens ihr vorausginge und dem Lande eine vernünftige politische Freiheit gebracht würde, die eigentlich nur durch eine Revolution (wenn auch vielleicht eine friedliche) entwickelt werden könnte.

Ist somit der Vortheil eines japanesischen Exports gegenwärtig noch ein sehr problematischer, so ist es der des europäischen Imports noch viel mehr. Nach Maron's Angabe existirt noch kein europäischer Artikel, der gegenwärtig auf einen sichern Absatz in Japan rechnen könnte, da theils die Bedürfnißlosigkeit, theils die Selbstzufriedenheit, theils die Phantasielosigkeit der Japanesen jede lohnende, regelmäßige Einfuhr der Producte fremder Länder fast unmöglich macht. Eine auf Austausch der Landesproducte basirte Ausgleichung zwischen Ein- und Ausfuhr wäre dann auch noch nicht herzustellen. Statistische Unterlagen fehlen natürlich noch gänzlich; doch läßt sich ungefähr der Satz aufstellen, daß der Werth des europäischen Imports höchstens 30 Procent des japanesischen Exports beträgt, d. h. daß Europa für 100 Thaler Waaren von Japan kauft, während es nur für 30 Thaler dorthin verkaufen kann. Die Differenz muß durch Silber gedeckt werden, welches von Europa eingeführt, in Japan bleibt. Durch diese Europas Kapitalien schwächende Silbereinfuhr wurde natürlich in Japan mit der Zeit die Valuta herabgedrückt, der Silberwerth fällt, die Preise steigen. Anfänglich war ein gutes Wechselgeschäft zu machen, da in Japan die Goldvaluta unter dem Silberwerthe steht, die Silberausfuhr also bedeutende Vortheile brachte. Dies trug nicht wenig dazu bei, den Handelsruf Japans zu erhöhen, der sich aber schnell auf sein jetziges bescheidenes Maß reducirte, als die japanesische Regierung die Goldausfuhr — verbot.

Das Geschäft nach Japan ist also bisjetzt nur auf lauter Zufälligkeiten und kein wirkliches Bedürfniß basirtes Experimenten-Geschäft von höchst zweifelhaftem Erfolg. Bisjetzt hatte Deutschland noch keine Gelegenheit, sich daran zu betheiligen, erst der preußische Handelsvertrag hat ihm hierzu die Wege geebnet. Preußen hat anerkennenswerthe Opfer an Geld und — Menschenleben gebracht, um Deutschland den japanesischen Markt zu öffnen. Welche weitern Folgen sich aber daran knüpfen werden, ist erst der fernern Erfahrung vorbehalten. Seltsamerweise dürfte dort gerade der Theil der deutschen Macht und Größe, welcher bisjetzt von den Regierungen am meisten vernachlässigt wurde — die Schiffahrt —, in Japan die Zukunft haben. Die deutsche Handelsschiffahrt ist im allgemeinen Weltverkehr trotz ihrer relativen Einheit schon jetzt hoch geehrt. Man behauptet, daß sie unter Umständen in Japan sogar die Herrschaft der Küstenschiffahrt an sich reißen könnte. Da aber deren größerer Betrieb vorläufig hauptsächlich den Hansestädten anheimfällt, so ist doppelt zu bedauern, daß diese nicht in den preußischen Vertrag aufgenommen wurden. Wollen die Hansestädte sich jetzt nicht unter den Schutz der preußischen Schiffahrt begeben und unter preußischer Flagge mit Japan verkehren (wozu sie sich schwerlich verstehen dürften), so bliebe ihnen nur der Weg eines eigenen Handelsvertrags mit Japan übrig, dessen günstiger Abschluß aber zweifelhaft sein würde.

Diese national-ökonomischen Gesichtspunkte sind allerdings, von einem höhern Standpunkte aus betrachtet, nicht die allein maßgebenden für den Weltverkehr. Es war von den ältesten Zeiten her stets die Aufgabe des Handels, nach allen Seiten hin die erste Bahn zu brechen, zu entdecken und zu vermitteln. Aber indem er damit zunächst nur sich selbst diente, wurde er zugleich das Werkzeug einer vernünftigen Weltordnung; der materielle Verkehr schlug die Brücke für den geistigen; der geringere Selbstzweck wurde zum höhern Mittel. So hatte auch die allmähliche handelspolitische Eroberung des fernen Ostens zunächst keine weitgreifendern Culturzwecke im Auge; sie werden sich mit der Zeit aber ganz von selbst ergeben. Die Kreuzzüge unserer aufgeklärten Zeit sind die Handelsverträge; wird der zunächst beabsichtigte Zweck dadurch auch nicht erreicht, so zieht durch die geöffneten Thore doch langsam, aber sicher der Segen einer höhern Cultur ein. Der Geist des Jahrhunderts läßt sich nicht aufhalten, er kleidet seine Fortschritte nur in das Gewand der Zeit.

Berliner Notiz.

*** Unsere politischen Verhältnisse haben durch den Eintritt des Herrn von Bismark als Premier und von Bodelschwingh's — des ehemaligen Finanzministers, der wieder das Portefeuille übernommen — eine große Wandlung erfahren. Ob damit eine Klärung aller Mißverhältnisse eintreten wird, wie so dringend von jedem Verständigen gewünscht wird, muß die nächste Zukunft lehren. Wenn, wie es jetzt nach mehrfach cursirenden Aussprüchen, die Herr von Bismark gethan haben soll, heißt: „Er wolle als Königgrätzer auftreten", so sinkt unser Hoffnungsbarometer sofort ebenso, wie die Börse agitirt scheint. Die öffentliche Meinung ist hinsichtlich der Militärfrage so erstarkt, daß sie einer fast uneinnehmbaren Festung gleicht; die moralische Ueberzeugung, daß die Kammer die Verfassung zur Wahrheit machen will, erweckt ihr allgemeine Sympathieen, während auf der andern Seite bei ungleichem Kampf das Schwert scharfig wird.

Was die Reise des kronprinzlichen Paares anbetrifft, so ist an all den Gerüchten von dem Angegriffensein der Prinzessin, infolge dessen diese Luftveränderung von den Aerzten angerathen wäre, kein wahres Wort. Die Prinzessin kannte Italien noch nicht und bei dem vorherrschenden Interesse, das dieselbe für die Kunst hegt, hatte es zu ihren Wünschen gehört, das Vaterland derselben kennen zu lernen.

Reiseeindrücke aus England.

V.

— Ich bringe im Gewühl der Tausende aus der Exhibition zu den Tausenden von Wagen, die für die Maſſenbesucher in gröſster Ordnung bereit stehen. Ich bin übersättigt, überladen von den Schaugerichten hier und im Krystallpalaſt, berauscht, betäubt! Was soll ich sagen von dem Eindruck dieser grandiosen Ausstellung? Nenn' ich sie den internationalen Kelch, der, hingestreckt durch die ungeheuern Räume, Land und Meer verbindet? Was ist ein Kelch von Rhodus gegen die weltverbindende Ausstellung von London? Vergleiche ich den Reichthum, die Fülle dieser fabelhaften Schaugerüste mit den Aufsmements auf den kulinarischen Prachttafeln? Auch dieser Vergleich hinkt. Eine Mal hat der Genuſs im Glaspalaſt mit dem der alten und neuen Feinschmecker und Gourmands gemein: er stumpft die Empfänglichkeit dafür ab. Was wirkt noch auf abgestumpfte Nerven? Viendin, der, heuer sich selbst übertreffend, von Leotard übertroffen, überturnt, übersprungen wird? Die Chronique scandaleuse des „Evening Star"? Veillard, der französische Restaurant in der Ausstellung mit seinem Bankrott? Veillard war durch einen Verwandten des Earl of Granville, Präsidenten der Commissien für die International Exhibition, zu diesem höchst lucrativen Posten gelangt gegen Versprechung eines Farthing (½ Pf.) Abgabe von jedem Speisegast. Die Summe beläuft sich jetzt auf 2000 Sovereigns und — keine Zahlung.

Tragisch wirken auch die Theater und sogar noch ehe der Vorhang aufgeht. Ich war im königlichen Theater zu Dublin, dem sogenannten Royal-Theater. „Macbeth" sollte gegeben werden. Die Herren fanden wir schon an der Kasse unten in Scherz und Gespräch. Es waren Männer, greulich als weibliche Individuen verhüllt. Drinnen fanden wir drei Balcone übereinander. Vom obersten baumelten die Beine über die Brüstung herab. Sie gehörten den Ungestümsten, die in Hemdärmeln vor und während der Spiele damit Aktionen trieben. Orangen und Äpfel flogen. Wir — sieben sozusagen in der Prosceniumsloge wie in einem angehängten Kasten und waren dem vollen Hause und dem spielenden Personal sehr auffällig. Eine der Damen warf unserm Herrn sogar eine Kußhand zu und wir bemerkten bald, daſs wir hier eine ungewöhnliche Erscheinung waren. Aber einmal da, wollten wir wenigstens Proben des Spiels sehen. Dieses, ehe laut und lebendig, entsprach, wie es schien — denn wir verstanden nichts davon —, dem baumelnden und jubelnden Enthusiasmus oben und unten. War unser Nichtverstehen dabei kein Unglück, so schien es ein Glück, daſs unserm Verständniſs das darauf folgende Stück entging. Es war, nach dem Vertheilungsweiber und den schadenfroh höhnischen Blicken zu urtheilen, die uns das Werk gleichsam widmete, eine Zote.

Aber auch die Einsamkeit hat in England ihre Drastik. Am Ufer von Holyhead breitet sich eine Sandwüste aus, ohne alle Vegetation, ganz steril. Es denkt sich mit die Einöden Arabiens am Ufer des Meer. Die Verheerungen des Ozean stehen hier fest und fest Land und ganze Städte in die Vergessenheit. Ein Hügel, Bonebrap (Der Knochenhaufen) genannt, hält noch Stand. Weißgebleichte Menschenknochen liegen da herum und quellen unter den Tritten aus ihm hervor. Grausende Schädel erzählen von einer großen Schlacht, die hier bei einer verschwundenen Stadt, Tow y Capel, zwischen zwei Königen stattgefunden hat. Das ist in der That ein Todtengefild, wo Tode im großen wirkt.

Starknervig sind auch die Vergnügungen der modernen Damenwelt, von der Haute-volée, selbst zu Wasser und zu Land. Da muſs ich zum Schluſs und Beweis noch einen Vorfalls gedenken. Goethe's Lied: „Das Wasser rauscht, das Wasser schwellt", wurde hier drastisch illustrirt auf der Irischen See. Ich sang das Lied auf einem Fischerkahn, indem ich die Angel weit hinausdrehte, in Gesellschaft mit andern. Da auf einmal zuckte es so gewaltig an der Schnur der Angelrute, daſs ich beinahe ins Wasser gefallen wäre. Das konnte kein gewöhnlicher Fisch sein! Der Köder muſste etwas Außerordentliches angelockt und gefischt haben. Ich zog und zog und hob und hob — die Last war zu schwer. „Griffith", rief ich dem Bootsmann zu, „o kommen Sie doch! Helfen Sie! Ich bring' es nicht in die Höhe!" „Halt da!" rief dieser — „Nicht zu rasch! Langsam, daſs es nicht abreiſst!" Er half, zuletzt mit einer Unterfangung. Was kam? Was theilte die Flut? Kein Goethe'sches „feuchtes Weib" trat hervor — ein Hundekopf an einem langen, langen, dicken Fische! „Ein Hunger!" rief der Schiffsmann. „Ein Monat!" erklärte meine Freundin, und was von Leuten in dem andern Boote war, flog überrascht, erfreut in das unsrige und stimmte ein in den Jubelruf: „Ein Hunger! Ein Hunger!" Es war demnach ein seltener Fall und wirklich hatte man in langer Zeit nur diesen zweiten gefangen. „Auch Haifische verirren sich jetzt in unsere Meere!" erzählte man. Wir eilten fortzukommen aus diesen gefährlichen Improvisationen des Meeres.

Briefwechsel.

— Tonanzeitung in Wien. Ihrem Depeschen-Correspondenten bemerken wir einstweilen, daſs jener „Kranz unserer neuesten Gesangsgänge" auch da auf einen Irrweg gerathen ist, wo er den „östlichen Quarz des Erbens" auf Tuchterberge deputirt. Wir glauben gern, daſs das Mineral „ihren Tuchtern" mehr bedarf, als was er zu haben, und vielleicht manchertei Grämen „heraufsen" zu müssen erklärt, aber „der östliche Quarz des Erbens" war in unserm Artikel der Gegensatz zum „Grämen Gewölbe" der Hyäk und der Verdeutschung. Daſs wir Hyäk und Uhu doch verstehen und Gemeinsinn darin bewundern können, hat unsere Zeitschrift genug bewiesen. Der „östliche Quarz des Erbens" war uns jene gegebene, leider nur mit Allegorik bedeckte Realität der Dinge, welcher die Hyäk und der Uhu gleich a priori aus dem Wege zu gehen das glückliche Vermögen hat, die aber darum nicht minder (und wenn das Personenverzeichniſs eines Dramas auch nur aus Hof- und Gebeimräthen, Generalen und Kanzleidienern bestehe, die sich sämmtlich zunächst im „östlichen Quarz des Erbens" bewegen müssen, d. h. nicht mit Mittelstock rasseln und im hochtrabenden Jambenpfeil sprechen können) doch das Substrat „echter Poesie" sein kann. Das steht in allen vernünftigen Literaturen fest, nur in der deutschen wollen sich die Dichterlinge eine Vornehmheit angewöhnen, die bei vielen geradezu Talentlosigkeit verdeckt. Dies allein war der Sinn unserer Klage über das lyrische Dilettantenthum, das sich allerdings selbst in unsern Literaturgeschichten zu behaupten versteht und uns mit „Dichtern" gelegent hat, sogar mit „echten", in bedenklichen Fülle.

(Ausgegeben am 9. October 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 42.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Vom Land des Nil. Aegyptische Skizzen von Emil Pirazzi. I. Alexandria. — Aus Frankfurts alten Tagen. — Der Stedinger Untergang. Ein Bild aus Deutschlands Vorzeit. I. — Aus Bürger's Leben. — Unterhaltungs-literatur XXII. — Tagebuch-Bemerkungen. Von A. Dietrich. — **Neues aus der Welt.**

Vom Land des Nil.

Aegyptische Skizzen von **Emil Pirazzi**.

> Ihr Männer meines Stammes, ich sah die ärmsten Städte
> Ich trat in die Moskeen von Alexandria
> Ich schrieb meinen Bart in Suez von Neuem
> Ich stand auf dem Bazar der Sklaven Damascus —
> Mit hellem Trommelton durchzog ich Kabira.
> F. Freiligrath.

Also singt Ferdinand Freiligrath, der auch in seiner Seele die erste Sehnsucht weckte nach je- nem Wunderland des Ostens, seinen Wüsten und Palmen, seinen Sonnentagen und seinen Sternennächten, nach seinen Turbankriegern und ihren verschleierten Frauen, hinter deren jeder sich die an der bunten Märchenwelt der „Tausendeine Nacht" genährte Phantasie natürlich die Schönheit des Paradieses zu träumen begann, und zuletzt, da wir uns in Goethe's „Westöstlichem Divan" und in Hafis'schen Kernliedern ergingen, wollte es uns manchmal wahrhaftig dünken, als ob der wahre Lebensgenuß und die rechte Lebensphilosophie nur blühe unter den Lotosbäumen des Ganges, in den Rosengärten von Schiras oder in den Schenken Ispahans, und als ob der Trank des abendländischen Lebens ein Wermuthsbecher sei gegen den entzückenden Taumelkelch, welchen man in jenen glücklichen Ländern von den vollen Lippen der schönsten Da-

sidere trinke, dort, wo das Dasein wie ein Freudenballet der berliner Oper selig zu vertauschen schien!

Es war ein Traum — eine Fata Morgana, welche fast spurlos zerfloß im Licht der Wirklichkeit, und all jene bunten Phantasieen hat die Sonne Aegyptens um vieles gebleicht; die Farben waren nicht echt, darum blaßten sie ab.

Aber es blieben ihrer doch noch immer genug hasten, einen ganzen Bilderfolianten zu coloriren, und wer einen starken Idealismus im Herzen trägt, dem erschließen sich unter allem incrustirten Schmutz (moralischem wie handgreiflichem) in dem alten Wunder- und Fabelland doch noch immer auch der Wunder genug, sein ganzes Leben davon zu erzählen und doch auch noch ein bischen davon träumen zu können. Man sollte meinen, daß gerade, wer mit großen Illusionen den Orient betritt, am schmerzlichsten enttäuscht wird; und doch fand ich, daß just die trockensten Naturen, deren Inneres keinen jener Zauberspiegel birgt, der ihrem Auge das Bild der Wirklichkeit verschönt zurückstrahlt — daß gerade sie nur ein ewig Weh und Ach für das Morgenland hatten, indessen sich ihre kleine Seele in Nachhausesehnsucht verzehrte und all ihr Sinnen und Denken in schmerzlichen Vergleichen zwischen dort und hier um ihre heimische Philisterwirthschaft kreiste und sie um deutsches Bier

und deutschen Tabak von des Heimwehs Blässe angekränkelt waren. Denn bei Deutschen habe ich diese Orientmüden doch vorwiegend gefunden und ich begegnete ihrer vielen, namentlich in Aegypten. Aber zur Ehre meiner Landsleute sei es gesagt, die Heimwehkranken waren doch meist nur die wirklich Kranken überhaupt; ich meine solche, die der Arzt, und nicht selten im letzten Stadium ihres Leidens, nach dem Nil gesandt hatte, sich dort Genesung oder ein Grab zu suchen, und die zum großen Theil mit jener innern Unruhe behaftet waren, welche Schwindsüchtige oft gegen das Ende hin erfaßt und rastlos von einem Ort zum andern treibt, wie um dem Tode auszuweichen, und deren manchen wir hier unter Palmen zur letzten Ruhe gebettet haben, statt daß sie ihm unter dem grünen Rasen der Heimat ward, und nun keine liebende Hand seinen Hügel am Tage Allerseelen mit Blumen kränzt, kein liebender Arm dem genesen Wiederkehrenden sich daheim mehr öffnet!

Aber auch der körperlich und geistig frisch Gesunden genug begegnete ich unter deutschen Reisenden in Aegypten, deren Auge offen war für alle Schönheiten des Landes und deren Seele gepanzert mit tüchtigem Enthusiasmus gegen seine Schäden und Uebel und alle sieben seiner „Plagen". Man muß sich's hier freilich gefallen lassen, daß man oft nach Schätzen der Phantasie gräbt und am Ende „froh ist, wenn man Regenwürmer findet"; man stößt wol auch hier und da „auf verbrannte menschliche Gebeine" — aber: Gott verläßt keinen guten Deutschen — auch im Orient nicht! Die Bummler und Tagediebe werden freilich ihres Faulenzerlebens hier, im Lande des „Kef" (das orientalische Dolce far niente), noch rascher müde als sonst irgendwo; und für blasirte Leute und Philisterseelen ist hier auch nicht viel zu holen. Wer jedoch den Orient mit der ernstlichen Absicht bereist, seine Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, die Natur des Landes und seiner Bewohner zu studiren und sich mit Eifer in das geheime Nervenleben einer großen und gar vielfach interessanten Völkerseele zu vertiefen, der wird sich hier doch oft unendlich angeregt und angezogen fühlen und kann sich's schon ein weilchen gefallen lassen. Freilich muß der Gedanke an die einstige Rückkehr zur Heimat auch hier den freundlichen Seelenhintergrund bilden und kein Cherub mit dem Flammenschwert darf uns in Gestalt der Polizei oder sonst welcher feindlichen Verhältnisse diese Rückkehr zum Paradies unserer Kindheit wehren; sonst möchte, fürcht' ich, der Orient dem an Herz und Geist Gebildeten sehr bald verleidet werden und als ein schier trostloser Aufenthalt erscheinen und er sich hier wie in ewiger Verbannung in einem Sibirien des Südens fühlen. Denn auf die Dauer vermöchte es nicht leicht ein deutsches Gemüth in dieser Wüste der Bildung, dieser Sahara des Geistes auszuhalten oder gar sich heimisch zu fühlen, und selbst jene völlige Unbeschränktheit der Sitten, welche dem Sklaven europäischer Verhältnisse in einem fast unglaublichen Grade hier zu Theil wird und die der Fanatiker der Unabhängigkeit vor allem am Orient preist — selbst sie vermag auf die Dauer den Gebildeten nicht zu trösten und zu täuschen über den absoluten Mangel auch aller Segnungen der Civilisation, und bald sehnt er sich danach, mit allen Schattenseiten des europäischen Sklavenlebens auch seine unendlichen Vorzüge wieder einzutauschen. Wer im Orient nicht vom eigenen Fett seines Geistes zehren kann, der wird sich hier entweder zu Tode langweilen oder geistig eintrocknen und verkümmern zum baaren Materialismus, oder — und dies geschieht mit Hunderten — moralisch zu Grunde gehen.

Gesundheit, Glück und Freunde lernt der Mensch meist erst schätzen, nachdem er sie verloren, und ähnlich ergeht es ihm mit der Heimat; auch die Heimat lernt man erst schätzen in der Fremde. Und in welch idealem Licht erscheint sie uns erst auf der Folie halb barbarischer Zustände! Wir begreifen nicht, wie wir uns einst von ihr wegsehnen konnten, geloben uns im stillen, wenn wir sie je wiedersehen, sie zu lieben mit unserer besten Liebe, sie festzuhalten mit unserm ganzen Herzen.

Mit einer fast fieberischen Aufregung greift auch der Ruhigste nach Briefen, die ihm vom Vaterhaus, nach Zeitungen, die ihm vom Vaterland kommen. Man muß das selbst erlebt haben, um es zu verstehen! Wie stürmten wir die Consulate um unsere Briefe, wenn der Lloyddampfer von Triest angekommen war, was im Monat zweimal geschieht! Welche Verstimmung, wenn er einmal keine brachte und die Erwartung sich auf weitere 14 Tage hinausspannen mußte! Was konnte ja inzwischen nicht alles vorgegangen sein daheim! Und wie rissen wir uns um die augsburger „Allgemeine", wenn die Post einen zweiwöchentlichen Stoß brachte! Sie wurde verschlungen und die Briefe drei-, viermal gelesen!

Zweite Scene.

Frau Thompſon, Eliza, ihre Tochter, Georg Phillips, Lettice Marwell, einige Kammermädchen. (Alle außer Phillips im Ballſaale.)

Frau Thompſon.

Nicht wahr, liebe Schwiegertochter, wie die Herzogin von Bedford?

Lettice.

Schöner, ſchöner, liebe Mutter! Die Herzogin hat Alles, aber es ſteht ihr nichts.

Phillips (vertraulich zu Eliza).

Freilich, ein junger, ſchöner, vornehmer Lord Marwell —

Eliza (blickt etwas beſchämt nieder).

Frau Thompſon.

Laßt es nur gut ſein, Maſter Phillips. (Mit einem hochfahrenden Blick) In's Comptoir!

Phillips

(geht mit niedergeſchlagenem Blick ab).

Ich habe das krankhafte Heimweh als ein Ding vom Uebel bezeichnet, aber die gesunde Heimsehnsucht ist eins der edelsten Gefühle, deren das menschliche Herz fähig ist, und bedauern muß ich den, welcher es nicht kennt. Der ist heimatslos auf der ganzen Erde! Und um den vollen Werth der Heimat erkennen zu lernen, ziehe der Mensch in die Fremde, in einen andern Welttheil mit andern Sitten und andern Lebensanschauungen; er ziehe vornehmlich in den Orient! Und wenn er die Heimat auch noch so satt hatte, er wird bald wieder hungern und dürsten nach ihr, und es wird ihm ein höherer Sinn aufgehen in dem großen Gemeinplatz: In der Heimat ist es doch am schönsten! So mindestens wollte es mir erscheinen und vielen andern auch. Sollte ich aber diese Gefühlserrungenschaft aus der Fremde in einen allgemeingültigen Lehrsatz bringen, ich würde ihn also fassen: Der Mensch hat nichts Heiligeres als seine Geschichte! Und da, wo seine Wiege stand, wo er seine Kindheit verträumte, wo sich traute Erinnerungen an jeden fußbreit Erde knüpfen, — nach diesem Lande, wo ihm die ersten Wiegenlieder seiner Mutter erklangen und von dem ihm seine Dichter sangen — danach wird es ihn ewig zurückziehen mit dem besten Theil seines Wesens, auch wenn er sich's anders vereden wollte! Und darum ist auch die Verbannung eine so furchtbare Strafe.

Die Sonne, welche mir hier allabendlich hinter den Höhen des Taunus hinabsinkt, weckt doch ganz andere Empfindungen in mir als so ein Sonnenuntergang an der Schwelle der Tropenwelt, den ich wie ein Wunder anstarrte, der aber ohne jene heilige Magie für mich war, die man als Erinnerung, als „Tradition" vergangener Tage empfindet. Eine Burgruine am Rhein, welch andere, verständlichere Sprache redet sie zu uns, umschlungen von der Romantik und der deutschen Sage, als jene säulenprächtigen Tempelruinen des Nil mit ihrer fremden Götterwelt, ihren dunkeln Hieroglyphen! Und was waren mir alle heiligen Oelhaine Attikas, alle gepriesenen Lorberwälder selbst der hesperischen Halbinsel gegen meine herrlichen, trauten Buchenwälder! Wie athmete ich, ein schier Wiedergeborener, frisch auf aus voller Brust, da sie mich nach neunmonatlicher Trennung wieder aufs neue umfingen — sie, die schon dem Knaben geraucht und geflüstert und auf deren kleinstem Blatt ein Stück seiner Geschichte verzeichnet stand! . . . . . Ich wußte vorher, daß es so kommen würde! Und doch, wie hatte ich aufgejauchzt, als mir das großartige Angebot eines Freundes den größten Wunsch meines Lebens zu erfüllen verhieß und wirklich erfüllte: eine Reise, eine große Reise — eine Reise in den Orient, nach Aegypten!

Indem ich es versuchen will, Ihre Leser im Flug des Vogels den Nil vom 31. bis zum 24. Grad hinauf, von einem Ende Aegyptens zum andern, von Alexandria bis Assuan zu führen, ist mir's natürlich nur vergönnt, wie eben Vogel auf schnellem Wanderzuge thun, blos auf den höchsten Spitzen seiner Erscheinungen, und auch da nur flüchtig, zu rasten und die bunten Bilder längstvergangener Tage nur in raschem, kaleidoskopischem Wechsel vorüberzuführen.

Aber nicht nur dem Freunde sei Dank, den ich nach diesem Lande begleiten durfte, nein, auch dem Dichter, der in mir die erste Sehnsucht danach weckte, will ich hier mit seinen eigenen Worten danken:

Du, dessen Bildergaben
Mich Lauschenden ergötzten,
Den fruhvergess'nen Knaben
Nach Morgenland versetzten —
Du! Dank! Durch dich begrüßte
Mein Aug' eine fremde Welt,
Sah Palm', Kameel und Wüste
Und Hirt und Hirtenzelt.

I. Alexandria.

Es war am späten Nachmittag des 28. November 1851, als uns die gelbe sandige Küste von Afrika aus den Fluten des Mittelmeeres emportauchte. Da rief es, nach neunzigstündigem verzweifelten Kampfe mit Wind und Wellen, doch auch wieder ein freudiges „Land!" in unserer Seele! . . . Wir näherten uns Alexandria, dessen Pharus schon den Schiffern des Alterthums in diesen Gewässern eine sichere Leuchte gewesen und auch uns jetzt, als die Sonne längst hinunter, wie ein heller Stern in dunkler Nacht aufblitzte. Aber bereits war es zu spät, in den Hafen selbst einzulaufen, denn seine Einfahrt ist klippenreich, und daher nur am Tage zu passiren, und so kreuzten wir die Nacht über einige Meilen weit von der Küste hin und her. Golden stieg im Osten der Mond empor, entzückt flog mein Auge von Stern zu Stern des ägyptischen, wunderbar klaren Himmels und suchte im Geist schon die Richtung der Pyramiden! . . .

„Zu neuen Ufern winkt ein neuer Tag!“ — konnten wir in Wahrheit rufen, als wir in der Frühe des andern Morgens das Deck wieder betraten. Schon rauschte unser Dampfer zum Hafen herein. Da lag sie nun, in weitem Bogen gespannt, gebadet im Morgensonnenschein, die Stadt, die sich so vielverheißend nach der Seeseite hin präsentirt, mit ihren weißblendenden Häuserreihen hinter einem Mastengitter von Schiffen aller Nationen — da lag sie nun, wie der prächtige, reichverzierte Titel eines alten, wunderbaren und geheimnißvollen Buches, das jetzt vor mir aufgeschlagen war — Aegyptens!

Wir werfen Anker, und nun drängt alles in die herbeigeschlossenen Boote und dem Lande zu. Schon im Anfahren zeigt sich, daß so manche der von weitem sich stattlich genug ankündigenden Häuser nur mangelhaft übertünchte Baracken sind, welche einzig und allein die schmeichlerische Sonne des Morgenlandes dem entfernten Auge in trügerische Reize kleidete. Jetzt haben auch wir den altheiligen Boden Aegyptens auf der „Marina“ — dem Hafenkai — Alexandrias betreten. Unser Gepäck, an der Dogana (dem Zollhaus) flüchtig gemustert, wird einigen arabischen Packträgern aufgebürdet, wir selbst, mein Gefährte und ich, besteigen zwei Gielein und vorwärts bewegte sich der Zug im langsamen Gänsetritt durch die engen und winkeligen Gassen des orientalischen Theils der Stadt, den südlichen europäischen Quartieren zu, bis wir endlich auf dem imposanten, in gewaltigem länglichen Viereck erbauten **Frankenplatz** vor dem Thore unseres Gasthofs halt machten.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die geographische Lage der Stadt.

Fast die ganze nordafrikanische Küste vom 47 – 50. Meridian wird durch große Seen und Sümpfe vom eigentlichen Festland geschieden, sodaß es gewissermaßen nur schmale Landstreifen sind, welche die Küstencontouren Afrikas nach dieser Seite hin bilden und oft nur spärlich mit dem Lande zusammenhängen. Auf einem solchen schmalen Landriemen nun, beispielsweise auf der einen Seite vom Meer, auf der andern Seite vom Marcotissee, hat einst Alexander seine Stadt begründet. Hier stand zuvor die kleine Griechencolonie Rakotis. Mit seinem genialen Auge erkannte Alexander die Stelle sofort für würdig, eine Stadt zu tragen, bestimmt, sich mit seinem Namen zu schmücken und den Handel dreier Welttheile in sich zu verknüpfen. Und so geschah die Gründung Alexandrias im Jahre 331 v. Chr.

Ein Stück nördlich jenes Küstenstreifens, welcher das älteste Alexandria trug, lag im Meere ein kleines Eiland, die Insel Pharus. Diese verband man zur Anlegung eines Hafens durch einen Damm mit der Stadt, welcher nach seiner Länge von 7 Stadien (etwa 4000 Fuß rhein.) das Heptastadion genannt wurde. Auf die östliche Spitze des Eilands wurde später der weltberühmte Leuchtthurm gestellt und nach der Insel „Pharus“ benannt. Durch das Heptastadion wurden die beiden Häfen gebildet, welche Alexandria noch heute besitzt und in deren westlichen, den sogenannten Alten Hafen (Eunostos) wir vorhin einliefen, während der östliche, der sogenannte Neue Hafen, unbenutzt und versandet liegt. Jener ursprüngliche Molo des Siebenstadiums aber, der sich im allmählichen Zerfall ausbreitete, trägt heute auf seinem gleichsam zur Landzunge gewordenen Rücken den größern Theil der jetzigen (arabischen) Altstadt, während sich die vorwiegend fränkische Neustadt, welche dem langsamen Wiederaufblühen Alexandrias in den letzten Jahrzehnten ihr Dasein verdankt, mehr nach der Seite hin zu entfalten beginnt, welche einst die allerälteste Stadt getragen.

Wie zwei Fühlhörner strecken sich die beiden Ausläufer des ehemaligen, nunmehr mit dem Küstenstreif zwischen Meer und Marcotissee völlig verwachsenen Pharus-Eilands gen West und Ost ins Meer, und bilden solchergestalt mit dem einstigen Heptastadium, der heutigen Altstadt, ziemlich unverkennbar die Form eines geschriebenen lateinischen F. Die Spitze, welche vor Zeiten den Pharus trug, trägt heute das Fort Pharao; die westliche hingegen, deren Krümmung den neuen Hafen nach Norden zu einspannt, das Fort Roval mit dem jetzigen Leuchtthurm und dem vielfensterigen Paschaschloß Ras-el-tin (d. i. „Kopf des Sumpfes“).

Die arabischen Stadttheile Alexandrias bieten in der lehmfarbenen Eintönigkeit ihrer engen Gassen und ihrer alles Schmuckes baaren Bauart nicht das geringste Interesse dar; es sind eben Producte einer Zeit, wo bereits jeder Hauch der Poesie und des Schönheitsgefühls von einem Volke gewichen war, das in frühern Tagen in Dichtung und Baukunst so Unvergängliches geleistet. Alexandria besitzt keine Spur jenes zauberhaften Reizes, in dem Kairo noch heute unter allen Städten des Ostens glänzt.

Nähert man sich den europäischen Quartieren, so trifft man breitere Straßen und Gebäude, welche in einem eigenthümlich abend- morgenländischen Mischmaschstil aufgeführt sind, und erst der große Platz, auf dem wir vorhin halt machten, und die sich neuerdings dahinter erhebenden Quartiere sind in einem fashionablen, fast durchaus europäischen Geschmack aus weißem Kalkstein aufgebaut und die Straßen haben eine Spannweite, wie sie wol bei uns, im Orient aber außerdem nirgends sonst mehr zu finden sind.

Wer direct von Triest oder Marseille bei gutem Wetter hier ankommt, ist vielleicht anfangs entzückt von dem Blick in eine neue Welt, die sich vielverheißend vor ihm öffnet; er sieht hier seine ersten Palmen, seine ersten Orientalen und bemerkt bald, daß hier die Dächer der Häuser in durchaus horizontaler Richtung laufen. Im umgekehrten Fall aber befindet sich, wer, wie wir, von Smyrna herüberkommt, das selbst schon halber Orient ist; ihm erscheint Alexandria eine nahezu europäische Stadt und mit Erstaunen bemerkt er ihre weiten Plätze und breiten Straßen, die sich ihm im unfernen Kairo der Mosch- Orient wirklich und wahrhaftig auftut.

Der Frankenplatz ist gleichsam das Herz von Alexandria, aber seine Größe ist so beträchtlich, daß er fast immer verödet aussieht. Seine Mitte ziert ein kleiner Brunnenobelisk neuerer Zeit von ägyptischem Alabaster. Aber dem Brunnen fehlt nur eine Kleinigkeit — nämlich Wasser! Denn Aegypten besitzt keine andern Quellen als die zur Zeit noch unentdeckten — den Nil, aus dem alles Wasser kommt, das dieses Lande und seinen Bewohnern Leben und Nahrung gibt. Auf dem Frankenplatz und in den benachbarten nach ihm ausmündenden fashionablen Straßen befinden sich die großen Hotels, die Generalconsulate der fremden Mächte, die Post- und Dampfschiffahrtsbureaux, die Comptoirs der bedeutendern Handlungshäuser. Nicht beim Platze sind ferner die schöne englische Kapelle, die großen Kirchen der griechisch- und römisch-katholischen Gemeinden und das Jesuitenkloster gelegen. Auch ist Alexandria Sitz eines der vier griechischen Patriarchen. Mit der römischen Kirche, die großentheils aus österreichischem Gelde erbaut wurde, zusammenhängend ist ein Kloster nach der Regel des heiligen Franciscus und die ehrwürdigen Patres unterhalten für die männliche Jugend ihres Glaubens auch eine Schule. Die Jesuitenmissionen aber erstrecken ihre Zweigläden bereits hinauf bis nach Kartum und weiter südlich wie ihre Missionare kaum noch kein civilisirter Mensch.

Das orientalische Leben und Treiben erscheint in Alexandria allzu verkümmert und mit fremden Elementen allzu sehr versetzt, um für den ein längeres Verweilen lohnend zu machen, der Kairo noch vor oder gar schon hinter sich hat. Und so gehen auch wir rasch darüber weg. Wo hier die morgenländische Rasse auftritt, da geschieht es meist in dienender Gestalt, als Pack- und Wasserträger, Thürhüter, Aus- und Verkäufer, also — um uns eines heimischen Ausdrucks zu bedienen — Ochsenknecht und Hausknechte. In Verrichtungen fast nur dieser Art ist es, daß man hier Araber, Berber, Nubier und Abyssinier in blauen oder weißen Hemden und allerdings den Turban auf dem Haupt, aber mit nackten Beinen in gelben oder rothen Pantoffeln umhergehen und umherlungern sieht und selten nur zeigt sich hier der vornehmere Kaftan und das türkische Beinkleid; selten nur eine vermummte Haremsgestalt mit schwarzgerändertem Kopfüberwurf, weit öfter aber in grobem, blaubaumwollenem Leinwandkittel, der fast bis zur Erde reicht, und brauner Filzmütze der ägyptische Bauer oder Fellah, dessen bessere, aber kaum schönere Hälfte ihr Gesicht nur nothdürftig verschleiert, und auf dem Haupt meist einen Thonkrug wie Rebekka trägt oder ein nacktes Kind rittlings auf ihrer Schulter.

Alexandria hat nichts von dem aufzuweisen, was einer orientalischen Stadt sonst ihr originelles Gepräge aufzudrücken pflegt und um dessen feste Punkte orientalisches Leben und Treiben zunächst anschließt; keine Moscheen, keine Bazars, keine arabischen Kaffeehäuser. Die wenigen vorhandenen Moscheen und Bazars sind zu unbedeutend, um hier in Betracht zu kommen, wie denn auch aus dem sarazenischen Mittelalter, in dem Alexandria allerdings ganz daniederlag, noch hier noch weniger Ueberbleibsel erhalten haben als selbst aus der altheidnischen Vorzeit.

Der Besuch dieser letztern Denkmäler ist rasch abgethan und damit meist die Mission des Touristen in dieser Stadt auch vollendet. In seinem für dieselbe vorgezeichneten Programm finden sich gewöhnlich von Sehenswürdigkeiten nur notirt „Die Pompejussäule" und „Die Nadeln der Kleopatra".

Von den Passagieren, welche unser Dampfer ans Land gebracht, hatten sich denn auch bald

nach unſerer Ankunft über ein halbes Dutzend wieder auf dem Krankenplatz zuſammengefunden, um jenen ſteinernen Reſten einer fernen Vorzeit ihre Antrittsviſite abzuſtatten. Auf flinken Eſeln — jenen Droſchken ägyptiſcher Städte — geſchah unſer Ritt ins alte, heroiſche Land. Es war ein wenniger, ſonniger Tag, jener erſte auf afrikaniſcher Erde! Der Himmel ſo blau, der Aether ſo durchſichtig, die Luft ſo rein und balſamiſch, ſo warm und doch ſo erfriſchend! O du mein erſter Tag in Aegypten, wie denk' ich dein noch ſo oft und gern!

Im luſtigen Eſelgalop ging's ſeitwärts vom Platze in direct ſüdlicher Richtung zur Stadt hinaus, zwiſchen langen Gartenmauern hin, über die empor ſich Hunderte ſchlanker Dattelpalmen im Lichte wiegten — Mauern, hinter denen ſich unſere erregte Phantaſie die Märchen der „Tauſendundeine Nacht" in Scene geſetzt dachte. Bald hatten wir das Stadtthor mit Wall und Graben im Rücken, denn Alexandria iſt noch aus den Tagen der franzöſiſchen Expedition her befeſtigt und ſowol nach der See- wie nach der Landſeite hin durch eine Reihe von Forts gedeckt. Außerhalb der Thore ziehen ſich lange Alleen prächtiger Akazien durch die nächſten Umgebungen der Stadt hin, welche zum großen Theil aus einer monotonen Stein- und Sandwüſte beſtehen, durch die ſich zwiſchendurch oaſengleich große Strecken angebauten Landes ausbreiten, die uns gerade jetzt — am vorletzten des November — im friſchſten Grün ihres üppigen Halmen- und Kleewuchſes entgegenlachten. Der Charakter von Alexandrias Umgebung iſt dort, wo nicht aus der gelben Oede hier und da einzelne Sand-, Schutt- und Scherbenhügel aufſtreben, vorzugsweiſe der der Fläche. Keine Spur blauer Berge leckt hier das Auge am Horizont zu fernern Zielen. Dagegen winkte uns bald von einem jener fahlen Hügel unſers Rittes nächſtes Ziel: die in überwältigender Majeſtät und Größe einſam ins Blau des Himmels hineinragende Säule des Pompejus. In ihren Füßen dehnt ſich ein weites Todtenfeld, beſäet mit arabiſchen Leichenſteinen; in der Ferne lag die Stadt — hinter dieſer das ewige Meer. Mit ſtiller Ehrfurcht begrüßte ich dieſen erhabenen Denkſtein, der noch Zeuge war der letzten Abendröthe einer untergegangenen großen Zeit, und leiſe zog das Dichterwort durch meine Seele:

Noch Eine hohe Säule ragt von entſchwund'ner Pracht!

Die Totalhöhe dieſer Säule beträgt mit dem Unterſatz und dem korinthiſchen Capitäl gegen 100 Fuß und ihr aus Einem Stück rother Granits gehauener Schaft mißt 30 Fuß im Umfang. Doch benennt ſich dies Denkmal fälſchlich nach Pompejus dem Großen, wenn anders eine Inſchrift recht hat, die ſie zu Ehren Diocletian's errichtet ſein läßt, vermuthlich um 296 v. Chr.

Der Eindruck dieſer hier wie auf verlorenem Poſten der Weltgeſchichte ſtehenden Säule auf die Seele des nordiſchen Wanderers iſt unbeſchreiblich wunderbar. Doch dürfen wir ihm hier nicht weiter nachhängen, ſondern müſſen unſere Straße weiterziehen. Sie führt uns zunächſt noch ein Stück ſüdlich durch Alleen und über Felder zum Mahmudiehkanal, einem Werke des ägyptiſchen Peter's des Großen, Mehemed-Ali's, nach dem es ſich benennt.

In dieſer Gegend, weit ſüdlich der Stadt, zieht ſich ein doppelter Parallelgürtel, ein flüſſiger und ein eiſerner, im Bogen ein Stück um dieſelbe herum. Der Mahmudiehkanal, welcher Alexandria mit dem Nil, und der Schienenweg, welcher es mit Kairo und bald auch mit Suez verbindet und neben welchem, bereits bis Suez vollendet, der elektriſche Telegraph hinläuft — alles Werke der neuen und neueſten Zeit im alten Culturland Aegypten. Und dicht hinter dem Schienengleis breitet ſich das ſtehende Waſſer des Mareotisſees in meeresgleichem Spiegel.

In Zeit zweier Jahre (1819 und 1820) wurde dieſer Kanal mit einem Aufwand von 7 Millionen Francs und 250000 Menſchen — Männer, Weiber und Kinder — ausgeführt, die Mehemed-Ali zu barbariſcher Frone herbeizwang und deren an 20000 dabei elend zu Grunde gingen. Man ſieht es dieſem Waſſer (es iſt das gelblich-trübe des Nils), das ſo friedlich und ſanft zwiſchen aufgeworfenen Dämmen, grünen Feldern, blühenden Gärten und an freundlichen, hier fern vom Geräuſch der Stadt errichteten Landhäuſern vorübergleitet, nicht an, daß es um ſolchen Preis hierher geführt wurde! Der Kanal war belebt von zahlreichen jener eigenthümlichen Barken mit ihren hohen, phantaſtiſchen, gleich ungeheuern Angelruthen in die Luft gereckten Segelſtangen, — Fahrzeuge, wie ſie nur der Nil kennt und wie ein gleiches auch uns in einigen Wochen nach den Katarakten Nubiens tragen ſollte. Die Ufer des Kanals ſind eingerahmt von fruchtbaren Feldern und Fluren, und wenn wir von den ſich hier und da erhebenden Häuſern, von den ſein Gewäſſer belebenden Barken, von der Staffage und allen ſpecifiſch orientaliſchen Zuthaten über-

haupt absehen und nur das rein landschaftliche Element ins Auge fassen, so gewährt dieser Kanal, der durch weite Flächen grünen Landes so phlegmatisch dahinschleicht, ein durchaus niederländisches Bild.

Ueber Felder und durch lange Akazienalleen ging es jetzt wieder zur Stadt zurück. Dort, wo unfern des großen Platzes das Meer ihren südöstlichen Rand bespült und den sogenannten Kleinen Hafen bildet, dort steht an öder Stelle, der die Stadt gleichsam nur den Rücken zugekehrt hat, einsam am Meeresstrand ein hieroglyphen beschriebener Obelisk; ein zweiter liegt umgestürzt, im Staub gebettet, zu seinen Füßen. Es sind die sogenannten „Nadeln der Kleopatra". Diese beiden Obelisken (wie alle ihres Geschlechts aus Rosengranit von Syene gehauen) messen jeder an 70 Fuß und stammen, wie ihre Inschrift besagt, aus der Zeit des dritten Thutmosis, d. i. aus dem 16. Jahrhundert v. Chr., und sind demnach nahe an vierthalbtausend Jahre alt. Und zwar stammen sie aus der Blütezeit des altägyptischen Reichs (18. und 19. Dynastie), wo sie den Eingang des Tempels von Heliopolis, der alten Sonnenstadt in der Nähe des heutigen Kairo, schmückten. Die schöne Königin, nach der sie sich jetzt benennen, soll sie an ihren jetzigen Standort verpflanzt und dort vor einem zu Ehren ihres geliebten Cäsar errichteten Tempel, dem Cäsarion, aufgestellt haben.

Von welch anderem Leben hat es einst hier gerauscht, wo jetzt ein öder, verlandeter Strand nur noch von der Brandung belebt wird, die das Meer im Spiel der Wogen daranwirft! Hier in dieser Gegend stand die Königsburg der Ptolemäer, hier das Soma („Der Leib"), ihre und des Weltenstürmers, des Städtegründers und Städtezerstörers letzte Ruhestätte; und hier, in der weitern Umgebung dieser Obelisken, dehnte sich das vornehme und elegante Viertel der damaligen Metropole, das Bruchion, welches außer den genannten und vielen andern prächtigen Bauten auch noch das Museum mit der weltberühmten Bibliothek umschloß. Der Hügel, welcher jetzt nur einzig noch die Pompejussäule und sonst nur Staub und Steine trägt, war vermutlich der höchste Punkt der alten Stadt. Im Quartier Rakotis, in der Gegend des Alten Hafens, dort, wo zu Alexander's Zeit die griechische Ansiedelung jenes Namens gelegen war, lag das Gymnasium und der prächtige Tempel des Serapis, das Serapeum. Und unter den ersten Ptolemäern, Alexander's Nachfolgern, denen die Stadt die Mehrzahl dieser kostbaren Bauten verdankte, wurde auch an bereits früher bezeichneter Stelle jener Leuchtthurm errichtet, den die damalige Welt ihren sieben Wundern beizählte.

Alexander hatte sich nicht getäuscht; die Stadt, deren Keime er gepflanzt, hob sich vermöge ihrer glücklichen Lage, gleichsam an den Pforten dreier Welttheile, unter den ersten großen Ptolemäern rasch zu einer Periode höchsten Glanzes, wo sich das ganze Zeitalter nach ihr „das Alexandrinische" benannte, sie an Umfang drei deutsche Meilen maß, über 300000 freie Bürger, mit Zurechnung der Sklaven und Fremden also wol an 600000 Seelen zählte, nach einigen sogar eine Million. Memphis und Theben standen verödet und Aegyptens griechische Könige thronten jetzt, umgeben vom Nimbus griechischer Bildung, zu Alexandria. Unter ihrem Scepter feierte es eine letzte Nachblüte, die aber bald in Ueppigkeit und schließlich in Fäulniß überging. Aber an jene Blütezeit Alt-Athens und seiner hohen Schule reihen sich Namen ewigen Glanzes, wie Euklid, Aristarchus, Theokritos und viele andere. Später fiel dann das in Sinnenlust entnervte Aegypten als Provinz an Rom. Nachdem der Apostel Marcus *) das Christenthum hierher gebracht, ward Alexandria in den ersten Jahrhunderten n. Chr. der Schauplatz von Entwickelungen und Verwickelungen, die der Kirchengeschichte angehören, die wir im Interesse des Christenthums selbst aber theilweise hinwegwünschen. Denn wie an die Wüsten Aegyptens sich die Entstehung der Einsiedler und Mönche knüpft, so an Alexandria die der Ketzerverfolgungen, der Glaubensdogmen und Glaubenszänkereien. In der kirchengeschichtlichen Aera Alexandrias glänzen die Namen Clemens, Origenes und Athanasius. Im Laufe der Zeit kam Aegypten von Rom an Byzanz, dann an die Araber, zuletzt an die Türken, die es noch heute, wenigstens zum Schein, beherrschen. Von dem Khalifen Omar, mit dem der Halbmond über Aegypten aufging, berichtet die Sage, daß er die letzten vorgefundenen Reste der weltberühmten Bibliothek dazu benutzte, die 4000 Bäder der damaligen Stadt ganzer sechs Monate lang damit zu heizen — jener Biblio-

*) Die Kopten Alexandrias rühmen sich, in ihrer Kirche den Leichnam des Evangelisten zu besitzen, der indessen nach glaubhaftern Berichten im Mittelalter von Venetianern nach ihrer Stadt entführt worden, deren Schutzheiliger er fortan ward und geblieben ist bis auf diesen Tag.

thek, die einst in [illegible] Rollen den ganzen Geist des klassischen Alterthums barg, schon früh aber durch die Belagerungen der Stadt, Brände und durch Aufstände fanatischer Christen bedeutende Einbußen erlitten hatte. Nach der Gründung von Kairo (969) sank Alexandria zum Schatten seiner frühern Größe herab und hat im Mittelalter so wenig eine Geschichte wie das in gleichem Falle befindliche Athen. Erst unter Mehemed-Ali's eisernem Scepter und seinen Nachfolgern stieg es langsam wieder aus seinem Schutt empor zu jener Stadt modernen Gepräges, von welcher wir auf diesen Blättern ein Bild im engsten Rahmen aufzustellen versuchten. Einwohner zählt das junge Alexandria dermalen schon gegen [illegible], davon etwa ein Zehntel Franken sind. Sein Handel, welcher den Austausch der Producte dreier Welttheile vermittelt, ist noch heute der Keimpunkt seiner Größe; daß seinem ernern Emporblühen indessen die Verwirklichung des Suezkanal-Projects sehr fühlbare Grenzen stellen würde, liegt auf der Hand.

Wenn der Fremde Pompejussäule und Obelisken, so hat er damit die nemlich einzigen Ueberreste der alten Stadt geschaut. Zu einem Besuch der fern im Westen der Stadt gelegenen, sehr ausgedehnten Katakomben bringen es die wenigsten. Außerdem deuten nur noch hier und da zu Tage tretende Grundmauern, einzeln umherliegende Säulenfragmente und Capitäle auf jene längstentschwundene Zeit zurück.

Das lauteste Gewühl der Gegenwart wogt, wühlt und rumort indessen im Hafen mit seinem Zollhaus und Arsenal und dort, wo unfern des Bahnhofs sich der Aus- und Einladeplatz für die Handelsbarken des Nilkanals befindet.

Das im Erdgeschoß des großen Hotel de l'Europe auf dem Frankenplatz befindliche und auf diesen hinausgehende Café ist der Sammelplatz der fränkischen Kaufmannswelt und jener Fremden, welche sich auf rothseidenen Tabourets beim Lesen europäischer Journale und des neuesten pariser „Charivari", beim Klappern der Dominosteine auf glatten Marmortischen und allenfalls bei einer Partie Billard in specifisch dem Abendland angehörige Reminiscenzen einspinnen wollen. Auch eine Deutsche Abendgesellschaft besitzt Alexandria, wo man eine landsmannschaftliche Unterhaltung, ein Glas „bairisch" Bier und im Lesezimmer die augsburger „Allgemeine", die leipziger „Illustrirte" und die „Fliegenden Blätter" findet. Im übrigen bietet diese Stadt in geselliger Hinsicht so gut wie gar nichts. Einige Concerte und eine schlechte italienische Oper im Winter, einige Bälle während des Carnevals in den exclusiven Zirkeln der reichen Kaufmannswelt und der Generalconsuln — voilà tout! Die „vornehmen" fränkischen Damen gefallen sich auch hier in einem unerhörten Luxus, gehen nie anders als in schwerseidenen Stoffen über die Straße und die Crinoline schlägt hier ebenso pfauenhafte Räder wie auf den Champs-Elysées zu Paris. Für vernünftigere Dinge Geld auszugeben, fehlt hier eben jedwede Gelegenheit.

So die gute Gesellschaft. Aber auch an der schlechtesten ist kein Mangel. Alexandria ist wie Smyrna und Pera ein wahrer Sammelplatz europäischer Gesellschaftsauswürflinge aller Sorten und Zeichen. Fast jeden Morgen bekam ich zum Frühstück eine Mord- oder mindestens doch Prügelgeschichte der vergangenen Nacht serviert und meist waren die Thäter Griechen oder Malteser. Die eigentlich abendländische Species der hiesigen Gauner gefällt sich dagegen mehr im höhern Schwindler- und Bummlerthum.

Unser Aufenthalt in Alexandria, anfänglich nur auf wenige Tage berechnet, dehnte sich durch eine Krankheit meines Freundes auf ebenso viele Wochen aus. Mit so großem Enthusiasmus mich auch mein Eintritt in diese Stadt mit dem hochberühmten Namen erfüllt hatte, so herzlich müde und überdrüssig ward ich ihrer doch nur zu bald und meine Seele schmachtete nach neuen Eindrücken. Jenseit dieser Mauern, die mich jetzt so drückend umfingen, lag ja erst das eigentliche Ziel unserer Reise und meiner Sehnsucht: Kairo und Oberägypten! Und in dieser umdüsterten Stimmung stand ich denn oft des Abends beim einsamen Obelisk der Kleopatra am rauschenden Meere, das mich von der Heimat trennte, nach der ich in solchen Stunden doch wol auch ein tiefes Sehnen empfand; — ich stand da auf dem im Staube liegenden Obelisken so recht eigentlich wie auf der Schwelle Aegyptens, die mich aber der tückische Druckfuß des Schicksals noch immer hinderte zu überschreiten.

Ich hatte Alexandria während dieser drei Wochen in den verschiedensten Witterungen gesehen, allein es war mir zuletzt bei Regen und Sonnenschein gleich fatal. Dieser hüllt die schattenlosen Straßen und Plätze, die weißen Häuser des Frankenviertels und den mit weißem Kalkstaub bedeckten Boden in eine so blendende Atmo-

sphäre des Lichts, daß es das Auge kaum zu ertragen vermag; dazu wirbelt der Wind den feinen Staub in dichten Wolken auf und uns in Augen, Mund und Nase hinein, und der Regen (in Kairo eine große Seltenheit, in der Thebais ein Phänomen und in Nubien etwas — noch nicht Dagewesenes), der in Alexandria oft und in Strömen fällt, verwandelt die — allesammt ungepflasterten — Straßen im Nu in Pfützen und Moräste, den Staub in einen Kothbrei, den großen Platz in einen einzigen Sumpf.

Doch einen Augenblicks muß ich hier, um gerecht zu sein, noch gedenken, wo mir Alexandria im schönsten, reizendsten, verführerischsten Lichte erschien. Ich stand auf dem Plateau des Thurms der römisch-katholischen Kirche. Da lag sie nun wieder, schöner noch, denn da ich sie zum ersten mal erblickt, getränkt vom hellsten Sonnenlicht, mit ihren üppigen, weißblendenden Gliedern ringsunter mir hingegossen, wie einst Kleopatra hier mochte gelegen haben zu Füßen des Cäsar, des Octavian, des Antonius! Vor mir umfing sie das Mittelländische Meer, glitzernd in der Fülle des Lichts — hinter mir ein zweites Meer: der Marcotissee; und das alles getaucht in ein — Meer des Lichts, wie es nur die Palmenzone kennt! Entzückender Anblick! Verwundet von all den blendenden Sonnenreflexen, ruhte das Auge mit Wohlgefallen aus auf den grünen Palmenkronen, die zu Hunderten aus den Gärten emporstreben, welche im Süden der Stadt, aber noch innerhalb ihrer Mauern, weite Flächen bedecken und aus deren einem Walde schlanker, goldbrauner Säulen vergleichbarem Stammesdickicht Landhäuser und Paschaliye hervorschimmern. Aber das vor mir ins Meer hineinleckende X — das X gab mir doch zu allerhand curiosen Gedanken im Vergumil Golz'schen Stil den Anlaß! Seltsame Ironie des Zufalls! Du, Aegypten, du selbst so lange eine unbekannte Größe, ein X in der Weltgeschichte, tratst hier sogleich schon dem Ankommenden als solches entgegen, als derselbe Buchstabe, der auch im Namen dieser Stadt und jener Sphinx sein Wesen treibt, die das Symbol deiner Geheimnisse ist! Und wieder mußte ich auch eines andern X gedenken, das deine Schulgelehrsamkeit, o Alexandria, der Welt so lange für ein U gemacht! . . .

Jedoch nicht das „Aegyptische Hamburg" noch das „Orientalische Paris" möchte ich diese Stadt, wie einige thun, nennen, wol aber das „Aegyptische Triest"; beides, Triest wie Alexandria, Hafenstädte, die nur für kurze Zeit manches Neue bieten: beides Städte von ungesundem, unangenehmem Klima; beides Hybride oder Zwitterstädte ohne bestimmte Race und gemischten Gepräges — jenes halb deutsch, halb italienisch — dieses halb europäisch, halb orientalisch. Und in Alexandria laßen einen Kairo und die Pyramiden so wenig ruhig schlafen als in Triest die lockende Nähe Venedigs.

Aber endlich sollte auch für uns der Tag der Freiheit seinen Morgen haben! Es war am 21. December 1850, als die beiden Freunde selbander in einer Stimmung, so leicht und selig, wie sie nur der kennt, der endlich einer drückenden Last quitt geworden, so heiter und sonnig wie der junge Tag, in tollem Siegsgalop zum frischen Sonntagmorgen hinein — und dem südwestlichen Thore der Stadt hinaus'sprengten nach dem Stationsgebäude der Eisenbahn, die uns in wenig Stunden nach Kairo bringen sollte, wo wir unser diesjähriges Christfest im Angesicht der Pyramiden zu begehen gedachten.

(Ein zweiter Artikel: Die Stadt der Khalifen, in nächster Nummer.)

Aus Frankfurts alten Tagen.

Wir haben in diesen Blättern vor Frankfurt als einer politischen Arena gewarnt. Die treffliche Stadt scheint uns nicht geeignet, Sitz einer auf die deutschen Verhältnisse segensreich einwirkenden politischen Besprechung oder Vertretung zu werden. Darum aber ehre ihr selbst und namentlich ihrer Vergangenheit! — — Die Geschichte der deutschen Reichsstädte ist ein verhältnißmäßig wenig bebautes Feld und doch gibt es kaum ein Gebiet, welches so viel Interesse und Belehrung gewährt. In dem wilden Waffengewirr des Mittelalters fand in diesen alten Reichsstädten gewerbthätiger Kunstfleiß und friedlicher Handelsverkehr eine Zufluchtsstätte; auch in der tiefsten Erniedrigung konnten Kaiser wie Heinrich IV., selbst wenn ihre eigene Thorheit sie an den Rand des Untergangs gebracht hatte, mit Erfolg den Beistand der Städte anrufen.

Nicht eigentlich, als wenn sich in ihnen eine lebhaftere Anhänglichkeit an Kaiser und Reich gefunden hätte als bei den Fürsten und der Reichsritterschaft. Ein Nationalgefühl gab es damals in Deutschland noch nicht. Aber die republikanischen Tendenzen der Städte standen im schroffsten Gegensatz zu der aufstrebenden

Fürstenmacht und beim Kaiser allein fanden sie Schutz für ihre Selbstregierung gegen die immer trotziger auftretende Macht der Territorialherren. Umgekehrt standen die übermächtigen Städte Oberitaliens fast stets mit dem Papst im Bunde, während sich die Fürsten im Heerlager des Kaisers einfanden; beiderorts machten sie mit dem Feinde ihres nächsten Feindes gemeinschaftliche Sache.

Die Kreuzzüge gaben den deutschen Städten einen großen Zuwachs an Kraft. Denn um die Kosten der weiten Züge zu bestreiten, waren die Fürsten und Edeln gezwungen, große Strecken ihrer ausgedehnten Gebiete zu veräußern, die an den Städten bereitwillige Käufer fanden. Ihr Emporblühen vergrößerte nur die Abneigung, welche das Mittelalter und den ewigen Landfrieden überdauerte. Unterdessen herrschte Parteihader im Innern. Die Streitigkeiten zwischen den bevorrechteten Patricierfamilien, den „Geschlechtern", und den Zünften füllen die Jahrhunderte des Mittelalters.

Von den zahlreichen Reichsstädten des mittlern und südlichen Deutschland hat nur Eine den Untergang des Reichs und den Wiener Congreß überdauert: die Stadt Frankfurt. Ihr Gebiet ist das kleinste der vier freien Städte. Es beträgt noch nicht zwei Quadratmeilen. Aber es ist wie ein Garten angebaut und mit Landhäusern und Villen übersäet. Der Sage nach zeigte eine Hirschkuh dem Chlodwig auf seinem Zuge gegen die Alemannen hier eine Furt durch den Main und Karl der Große nannte sie Franconefurt, nachdem er an dieser Stelle über den Fluß gegangen war, um die Sachsen zu schlagen. Zur Bedeutung erhob sich der Ort rasch. Frankfurt liegt zwar nicht wie Mainz an dem Zusammenflusse zweier schiffbaren Ströme, wol aber an einer uralten Heer- und Handelsstraße, die östlich vom Rhein von Basel über Freiburg und Darmstadt führt und sich von Frankfurt aus durch die Wetterau in das Wesergebiet, durch das Kinzigthal nach dem Gebiet der Elbe hin verzweigt. Schon Ludwig der Fromme legte hier eine Pfalz an und seit Ludwig dem Deutschen, der hier Märkte für die Austrasier einrichtete, galt Frankfurt als Hauptstadt für Ostfranken und Deutschland. Friedrich Barbarossa ward 1152 in Frankfurt zum Kaiser gewählt; nach den Bestimmungen der Goldenen Bulle (1356) ward die Stadt officieller Wahlort und seit dem 14. Jahrhundert auch Krönungsstadt. Wer gedächte nicht hierbei der trefflichen Schilderung der Krönung Joseph's II. aus der Feder des berühmtesten der Söhne Frankfurts?

Wie sehr aber auch der strahlende Glanz des Namens Goethe alles neben sich verdunkelt, die Stadt zählt zu den Ihrigen eine ganze Reihe von Gelehrten, Dichtern und Schriftstellern, auf die sie mit Recht stolz sein kann. In einer „Galerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter, mit 13 Bildnissen" (Frankfurt am Main, Brönner, 1860), führt uns Dr. Eduard Heyden die hauptsächlichsten Daten aus dem Leben von 95 merkwürdigen Männern und Frauen vor, die entweder geborene Frankfurter waren oder doch einen wesentlichen Abschnitt ihres Lebens in Frankfurt zugebracht haben. Diese Lebensbeschreibungen sind allerdings weder chronologisch noch nach ihrer Lebensstellung oder der Art ihrer Beschäftigung, noch nach irgendwelchem erkennbaren Princip geordnet; indessen ist dies gerade bei Lebensbeschreibungen nicht unverzeihlich. Der älteste frankfurter Bürger, dessen Erwähnung geschieht, ist Jakob Knoblauch, dessen Leben in die Zeit Kaiser Ludwig's des Baiern, also in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts fällt und der durch die Gunst dieses Kaisers für seine Mitbürger wichtige Vorrechte und die unbestrittene Selbstregierung innerhalb ihrer Ringmauern erwarb.

Ludwig's des Baiern Regierung bildet überhaupt für die Geschichte der Städte eine höchst wichtige Epoche. Dieser Kaiser hatte mit großerm Scharfblick, als den meisten seiner Vorgänger eigen war, eingesehen, welch eine wichtige Stütze des kaiserlichen Ansehens die Reichsstädte sein konnten, und war um so mehr auf dieselben angewiesen, da seine eigene Hausmacht nicht von Bedeutung war. Der Beistand der Städte, verbunden mit dem ausgedehnten Einflusse des Franciscanerordens, setzte ihn in den Stand, siegreich einen gewaltigen Kampf gegen das Haus Oesterreich und gegen Papst Johann XXII. zu bestehen, der gar zu gern die Zeiten Innocenz' III. erneuert hätte. Auch war er für den geleisteten Dienst nicht undankbar. Die Städte verdankten ihm viel, namentlich auch Frankfurt. Ein Steuererlaß, ein Gnadenbrief reiht sich an den andern; die wichtige Ostermesse hat in einer Verleihung Ludwig's von Baiern vom Jahre 1330 ihren Ursprung.

Jakob Knoblauch starb 1367, zehn Jahre nach seinem Kaiser. Ein großer Theil seines Ansehens ging auf seinen Schwiegersohn, Siffried

von Bidenkap, auch von Marpurg, gewöhnlich aber nach seiner Behausung in Frankfurt Siefried vom Paradeis genannt, über. Er war der Führer der patricischen Partei gegen den steigenden Einfluß der Zünfte.

Man nennt unsere Zeit nicht mit Unrecht das Zeitalter der Associationen. Klarer als je hat man jetzt erkannt, daß eine Verbindung von Menschen zu einem bestimmten Zweck außerordentlich viel mehr vermag als die Wirksamkeit einer gleichen Anzahl einzelner, die ohne Zusammenhang nach demselben Ziele streben. Aber auch das Mittelalter hatte seine Associationen, seine Fürsten- und Städtebündnisse, seine Handels- und Handwerkergenossenschaften. Keine dieser Vereinigungen ist für das innere Volksleben so folgenreich gewesen als das Zunftwesen.

In allen Städten Deutschlands hatten ursprünglich geistliche oder weltliche Territorialherren die Oberherrschaft und die von ihnen eingesetzten Vögte und Beamten, die sogenannten Ministerialen, verwalteten in seinem Namen die Regierung. Gegen diese erhoben sich die altfreien Bürger und erlangten, wo sie durchdrangen, die Reichsunmittelbarkeit der Stadt. Aus ihnen erwuchsen die bevorrechteten Geschlechter. Aber es ist eine bei allen Freistaaten älterer und neuerer Zeit wiederkehrende, in innerer Nothwendigkeit begründete Erscheinung, daß im Laufe der Zeit die aristokratische Regierungsform einer mehr demokratischen weichen muß, und wo in einzelnen Fällen der Mittelstand sich nicht hinreichend entwickelte, um zur Theilnahme an der Regierung zu gelangen, wie in Sparta und Venedig, gerichtete diese Ausnahme sicherlich nicht zum Vortheil des Freistaats. Zu einer eigentlichen Erhebung der Masse des Volks kam es in den deutschen Städten nie; die geschlossenen Zünfte und Innungen der Handwerker, der Krämer, der Künstler vertraten die demokratische Richtung. Später, bis zu unserer Zeit hin, ist das Zunftleben immer mehr zum Privilegium erstarrt, wodurch der Schwung des gewerblichen Fortschritts erlahmte. Stadt schloß sich allmählich gegen Stadt, Gewerbe gegen Gewerbe ab, das Zunftwesen verunstaltete sich zum Zerrbild. Aber im Mittelalter war die Vereinigung der Zünfte eine Schutzwehr gegen aristokratischen Uebermuth innen- und außerhalb der Stadt; hier zeigten sich zuerst in ausgedehntem Maßstabe die Vortheile der Arbeitstheilung; die Zunft mußte alles ersetzen, was jetzt durch Gewerbeschulen, durch die Presse, durch Industrieausstellungen, durch die freie Concurrenz und den so sehr erleichterten Verkehr geboten wird. Auf den Wanderungen fand der Kauf- oder Handwerksgeselle bei seinen Zunftgenossen Schutz und Gelegenheit zur Fortbildung. Nicht weniger wohlthätig wirkten diese Gesellschaften auf den sittlichen Charakter. Im 14. Jahrhundert war das Ansehen der Zünfte so hoch gestiegen, daß sie in allen Städten des Reichs sich den „Geschlechtern" mit Erfolg entgegensetzen und Theilnahme an städtischen Aemtern verlangen konnten.

In Frankfurt nahmen diese Bewegungen nicht gerade den beunruhigendsten Charakter an, denn die Zünfte hatten von jeher einigen Antheil an der Regierung gehabt; doch waren sie bedeutend genug, die Aufmerksamkeit Kaiser Karl's IV. auf sich zu ziehen, der energisch zu Gunsten der Patricier eingriff und nach einigen Jahren der Herrschaft der Zünfte unter thätiger Mithülfe des Schultheißen Siefried vom Paradeis die alte Verfassung wiederherstellte.

Es folgten mehr als anderthalb Jahrhunderte großer innerer Ruhe der Stadt. Der Bauernkrieg aber brachte große Gefahr. Am zweiten Ostertage, den 17. April 1525, versammelten sich über 1000 Bürger aus Sachsenhausen und Neustadt auf dem Petrikirchhofe, brachten drohende Klagen vor über den Druck der Gewissen, die Last der Abgaben, die Sittenlosigkeit der Geistlichen. Dann stürmten sie die Keller der Dominicaner und des Aronhofs und beraubten die Thore, Thürme und die Brücke. Zwei ausgezeichnete Männer, der Bürgermeister Hamann von Holzhausen und Philipp von Fürstenberg, Mitglieder des Raths, vermittelten, wirkliche und vermeintliche Beschwerden wurden abgestellt, den Zünften größere Freiheit gewährt. Nach der vollständigen Niederlage der Bauern und deren grausamer Bestrafung wurden die zugestandenen Artikel auf Verlangen der Fürsten zwar wieder abgestellt, aber es bewirkt den vergleichungsweise glücklichen Zustand der Stadt und die Mäßigung des Raths, daß keiner der Volksführer am Leben gestraft, keiner des Landes verwiesen wurde.

Wieder vergingen drei Menschenalter ohne erhebliche Störung im Innern der Stadt, während welcher Zeit der als Rechtsgelehrter und Staatsmann gleich ausgezeichnete Johann Fichard die öffentlichen Angelegenheiten in der gefahrvollen Periode der Religionskriege unter Karl V. und Ferdinand I. mit Geschick und Glück leitete. Vieles hatte sich indeß geändert. Obschon der

Handwerkerstand gesetzlich keineswegs von aller Theilnahme an der Verwaltung ausgeschlossen war, so war doch factisch die Herrschaft wieder auf eine kleine Anzahl angesehener Familien übergegangen. Dabei war der Mechanismus der Verwaltung immer complicirter und die Controle der Beamten immer schwieriger geworden. Sicherlich war die Klage nicht ohne Grund, daß die Zweige der Verwaltung in Unordnung, die Finanzen zerrüttet seien, daß jeder einzelne Beamte nur daran denke, sich selbst zu bereichern, und die Einnahmen betrügerischen Händen anvertraut werden; aber fast komisch klingt unsern Ohren die hinzugefügte Beschwerde wegen ungerechtfertigter Bevorzugung der Juden in einer Zeit, wo diese den erniedrigendsten und schimpflichsten Beschränkungen ausgesetzt waren. Nach dem Tode Kaiser Rudolf's II. und der Erwählung des Kaisers Matthias kam der Streit zum Ausbruch. An die Spitze der Bewegung trat ein wohlhabender Lebkuchler, Vincenz Fettmilch, der als eingewanderter Niederländer längst voll Abneigung gegen die regierenden Geschlechter war und mehrere Jahre lang die Stadt in fortwährender Aufregung hielt. Erst im Jahre 1616 endeten die Unruhen mit der Enthauptung Fettmilch's und seiner vornehmsten Genossen. Die Entscheidung wurde namentlich durch die Energie und Entschlossenheit des Rathsmitglieds Johann Martin Baur von Eyseneck herbeigeführt, dem bereits 1613 das unter den damaligen Verhältnissen ebenso wichtige als schwierige Amt eines Zeugherrn, d. i. obersten Militärbeamten, übertragen war und der kurz vor der Hinrichtung Fettmilch's (1616) einstimmig zum Schultheiß erwählt wurde.

Baur von Eyseneck bekleidete dies Amt während der ersten Hälfte des furchtbaren Dreißigjährigen Kriegs, von dessen Verwüstungen wir uns schwer ein vollständiges Bild machen. Sein Nachfolger war (1634) Hieronymus Steffan von Cronstetten, dessen Sohn, weil man den Vater für einen Gegner der französisch-schwedischen Partei hielt, auf einer Reise durch Frankreich von Richelieu gefangen gesetzt und nur durch die aufopfernden Bemühungen seines Freundes und Reisegefährten Conrad Stein befreit wurde. Dieser letztere starb als Schöffe in Frankfurt 1670 und nimmt in dem obenerwähnten Werke eine ehrenvolle Stelle ein. Mit ihm schließt zugleich die in demselben aufgeführte kurze Reihe der Frankfurter, welche bis auf den Anfang des vorigen Jahrhunderts auf die innere Geschichte der Stadt Einfluß übten. Künstler werden noch aus jener Periode erwähnt, die noch heute mit Achtung genannt werden, wie die Familien Merian, Roos und Sandrart und der Maler Elsheimer.

Desto zahlreicher sind in jener Sammlung die Biographieen von Männern und Frauen aus dem vorigen und jetzigen Jahrhundert. Begreiflich nehmen Goethe, seine Eltern und seine Schwester eine vorragende Stellung ein. Es ist bekannt, daß der Austritt Goethe's aus dem frankfurter Bürgerverbande von vielen seiner Landsleute sehr übel vermerkt ward. Derselbe hatte jedoch einen sehr triftigen Grund. Durch den Tod seiner Mutter war Goethe 1808 in den Besitz ihres ausschließlich aus Immobilien bestehenden Vermögens gekommen, das nicht nur unter der damaligen primatischen Regierung einer jährlichen starken Besteuerung unterlag, sondern auch nicht zu seiner freien Verfügung stand, wenn er nicht die sehr beträchtlichen Abzugsgelder bezahlen wollte. Die Wiener Bundesacte hob diese Beschränkung auf; weil aber viele die neuen Verhältnisse nicht von langer Dauer hielten, so glaubte unter andern auch der mit dieser Angelegenheit betraute Rath Johann Friedrich Schlosser Goethe bestimmen zu müssen, die zeitweilige Gunst der Verhältnisse nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, um sein in Frankfurt ererbtes Besitzthum ohne ansehnliche Geldopfer zu beziehen und sich gleichzeitig durch den Austritt aus dem frankfurter Bürgerverband vor etwa wiederkehrenden Steuererpressungen sicher zu stellen.

Wir müssen in Betreff der übrigen Berühmtheiten Frankfurts auf das Werk selbst verweisen und nennen nur noch das geistvolle Geschwisterpaar Clemens Brentano und Bettina von Arnim, den großen Juristen Anselm von Feuerbach, dessen Verdienste um die Strafrechtspflege nicht hoch genug angeschlagen werden können, den vorzüglichen Philologen Philipp Buttmann, die Künstlerfamilie Schütz, deren ältestes berühmtes Mitglied, Christian Georg, von Goethe mit hohem Lobe erwähnt wird, den edeln und freigebigen Patrioten Simon Moritz von Bethmann und den oft verkannten Fürstprimas Karl Theodor von Dalberg, dessen politisches Leben nicht ganz fehlerfrei ist, dessen Uneigennützigkeit und wohlwollendes Herz aber, nach der Darstellung des Verfassers, jeden Gedanken an niedere Beweggründe fern hält und

Frau Thompſon.

Wenn ähnliche Vertraulichkeiten noch einmal vorkommen, wird dieſer junge Mann das Haus verlaſſen müſſen.

Lettice.

Ich glaube, meine liebe Schwägerin fordert ihn heraus.

Eliza.

Hübſcher iſt er gewiß als Dein Bruder.

Frau Thompſon.

Enſin, er iſt eines Bäckers Sohn.

Eliza.

Alſo von gutem Schrot und Korn.

Lettice.

Nimm mir nicht übel, liebe Eliza, Du weißt ſelbſt nicht, was Du willſt.

Frau Thompſon.

Sie iſt eine vollendete Närrin! (Zu den Kammermädchen) Ordnet mir doch noch ein wenig meinen Kopfputz! (ſetzt ſich).

Lettice.

Acht Tage vor der Hochzeit noch unentſchloſſen ſein, liebe Schwägerin, iſt ſtark.

in dem Frankfurt immer seinen Beschützer in schwierigen Tagen anerkennen wird.

Noch ein Name muß erwähnt werden, der des verdienstvollen Anatomen und Physiologen Samuel Thomas von Sömmering. Neben der kurzen Skizze seines Lebens in dem genannten Werke gibt es verschiedene Biographieen Sömmering's, so eine umfassende, aber mehr für die Fachgenossen bestimmte von Rudolf Wagner und eine andere, als Neujahrsblatt 1862 den Mitgliedern des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt gewidmete von Dr. med. Wilhelm Stricker, auf die wir hier besonders aufmerksam machen, weil sie für das größere Publikum das thätige, segensreiche Leben des gefeierten Mannes darstellt, der, fast 100 Jahre nach Kopernicus (1755), in Thorn geboren, später in Frankfurt seine zweite Heimat fand und hier am 2. März 1830 entschlief, ohne die ruhige und freundliche Miene zu verlieren, die ihm als Abglanz seiner Herzensgüte eigen war.

Unwillkürlich knüpft sich an die Erinnerung Frankfurts und der Jugendzeit Goethe's der Gedanke an die herrliche Blütezeit deutschen Geisteslebens, als sich am Hofe Karl August's in Weimar die vier Dichterfürsten ihrer Zeit sammelten und an diese sich wieder ein Kreis von geistvollen Männern und Frauen anschloß, unter denen Sophie Laroche sicherlich nicht die letzte Stelle einnimmt. In der neuen belletristischen Bibliothek (Bd. VII.) hat Karl Neumann-Strela unter dem Titel: „Sophie Laroche und Christoph Martin Wieland" (Weimar, Kühn, 1862) in novellistischer Form das Leben dieser bekannten Cousine und Freundin Wieland's und Verfasserin der zu ihrer Zeit vielbewunderten „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" geschildert und erregt das vielbewegte Leben dieser geistreichen Frau, ihr Verhältniß zu ihrem Vetter, zu Goethe und zu allen jenen bedeutenden Persönlichkeiten einer an großen Geistern auffallend fruchtbaren Periode lebendige Theilnahme. Im Inhalt schließt sich der Verfasser der trefflichen Biographie Sophiens von Ludmilla Assing an; die Form, die der Verfasser gewählt hat, und die Art der Ausführung, der Wechsel der Scenen und der geselligen Kreise verleihen dem Werkchen ein besonderes Interesse.

Der Stedinger Untergang.

Ein Bild aus Deutschlands Vorzeit.

I.

Als die Kreuzzüge ein Jahrhundert gedauert hatten, zahlreiche Menschenleben der Kaltblütigkeit der Griechen, dem Schwerte der Sarazenen und den Krankheiten eines ungewohnten Klimas erlegen waren und der Erfolg immer noch ein sehr zweifelhafter blieb, begann ein großer Theil der Daheimgebliebenen den inländischen Kampf für die heilige katholische Kirche dem verderblichen Zuge nach dem fernen Wüstenlande vorzuziehen. Man fand es weit bequemer, Ketzer in der Nähe zu suchen, die mit viel geringerer Gefahr angegriffen werden konnten und durch deren Plünderung man zugleich die Habgier befriedigte und sich den Namen eines treuen Sohns der Kirche erwarb. Vielerorts wüthete man gegen die Juden, an den Küsten des Mittelmeers verbrannten die neuentstandenen Orden der Dominicaner und Franciscaner die Reste der Albigenser und Waldenser, welche das Schwert Simon's von Montfort verschont hatte.

Unterdrückung hatte die Juden zum Gebrauch der Waffen untüchtig gemacht und sie waren an keinem Orte zahlreich genug, einen erfolgreichen Widerstand zu leisten; die Albigenser und Waldenser, in dem milden Himmelsstrich der Provence und in den Thälern Piemonts Ackerbau und friedlichen Handelsverkehr pflegend, waren unkriegerisch und unfähig, dem Andrang ihrer wilden, kampfgeübten Nachbarn erfolgreichen Widerstand zu leisten; aber im Norden Deutschlands gab es Ketzer, die durchaus nicht so leicht zu überwältigen waren.

Der Erzbischof von Bremen war in jener Zeit einer der mächtigsten Kirchenfürsten Europas. Sein Sprengel dehnte sich zwischen der Niederelbe, dem Niederrhein und der Nordsee aus, seine Oberherrlichkeit wurde noch im Norden der Elbe von den Ditmarsen anerkannt, über alle Kirchen des Nordens, Dänemarks, Skandinaviens, der schwachen christlichen Anpflanzungen an den heidnischen Küsten Preußens, Livlands und Esthlands nahm er das Primat in Anspruch, es gab eine Zeit, in der es den Anschein hatte, als ob sich Bremen als ein zweites nordisches Rom der alten katholischen Hauptstadt in Italien gegenüberstellen würde.

Dahin kam es freilich nicht. Rom behauptete sein Ansehen und die dänischen und skandinavischen

Kirchen nahmen eine immer selbständigere Stellung ein, sodaß auf der berühmten Synode zu Besanz (Besançon, im Jahre 1163) der bremische Erzbischof Hartwig klagte, daß drei Reiche: Dänemark, Schweden und Norwegen, die nach hergebrachtem Recht seiner Kirche untergeben wären, widerrechtlich und gewaltsam die Bande lösten, welche sie an sein Erzbisthum knüpften.

Trotz dieses Abfalls hatte der Erzbischof von Bremen zu Anfang des 13. Jahrhunderts unter den geistlichen Fürsten in den deutschen Landen nicht seinesgleichen, mit Ausnahme des Erzbischofs, der in dem goldenen Mainz seinen Sitz hatte. Aber während er auf dem Höhepunkt seines Ansehens und seiner Macht stand, mußte er sich verwerfen lassen, daß wenige Meilen von seinem erzbischöflichen Palaste, an demselben Flusse, der die Wälle seiner Residenzstadt bespülte, ein Häuflein störrischer und widerspenstiger Ketzer in einem von Gräben durchschnittenen, mit Mühe durch künstliche Deiche vor den Ueberschwemmungen der Weser geschützten Sumpfe dauie und daß seine ganze Macht sich als unzureichend erweise, den trotzigen Sinn der Bewohner des Ländchens Stedingen zu brechen.

Der Distrikt, den die Stedinger damals innehatten, umfaßt das heutige Amt Berne im Großherzogthum Oldenburg, ferner im Osten der Weser das jetzt zu Hannover angehörige Osterstade und das alte Kloster Hude, das 1638 vom Bischofe von Münster zerstört ward. Nach einem alten Bericht sollen die Bewohner aus Nordfriesland dorthin gezogen sein und jedenfalls gehörten sie zu dem Stamm der Friesen, jenen Wassermenschen, die sich überall dort einfanden, wo Meer und Wasser miteinander im Kampfe lagen, wo das Eindringen der Flut durch gewaltige Menschenwerke abgewehrt werden mußte, dann aber das dem Meere abgewonnene trockengelegte Marschland die üppigste Weide und den reichsten Getreideboden bildete.

Die Marschen sind von Natur nicht leicht zugänglich, die Wege sind in nasser Jahreszeit schwer zu passiren und können ohne große Mühe ungangbar gemacht werden. Die damalige Zeit suchte häufig Schutz in schlechten Communicationswegen und die Straßen in der Marsch sind nothwendigerweise auf beiden Seiten von tiefen Wassergräben begrenzt, denen in kurzen Zwischenräumen immer neue Gräben folgen, welche Herrenzungen beim Uebergange auf jeden Acker Landes ein neues Hinderniß in den Weg stellen.

Wenigstens zum großen Theil ist es diesen natürlichen Schutzwehren zuzuschreiben, daß die Friesen im Mittelalter länger als irgendein anderer Volksstamm ihre Unabhängigkeit gegen die vorwärts strebende Fürstenmacht behaupteten. Ueberall, wo dieser wohnte, von der Westküste des Herzogthums Schleswig längs der ganzen Küste der Nordsee und der Mündungen der großen deutschen Ströme, die sich in dies Meer ergießen, bis zu den Marschen von Gröningen und Holland war die feurige Anhänglichkeit an die angestammte Freiheit zu finden, die sich noch in dem friesischen Wahlspruche kund gibt: „Lieber todt als Sklave."

Aber unter allen Friesenstämmen war keiner in größerer Gefahr, seine Unabhängigkeit zu verlieren, als die Stedinger. Ihr Land umfaßte kaum acht Quadratmeilen, ihre Kopfzahl kann zur Zeit der höchsten Blüte kaum 30000 betragen haben und sie wurden von Osten und Westen der von übermächtigen Fürsten bedrängt, einerseits von dem Erzbischof von Bremen, andererseits von den Grafen von Oldenburg. Ersteren erkannten sie durch Huldigung und Zinszahlung im allgemeinen als ihren Oberherrn an, nur bewahrten sie eifersüchtig ein vielfach angefochtenes Recht der Selbstverwaltung; letztere machten fortwährend alte Ansprüche geltend, welche ihre Vorfahren über das Land gehabt haben sollten. Unter diesen Umständen konnte es an Reibungen nicht fehlen und nur dadurch schützten die Stedinger sich lange Zeit, daß die Zwietracht der Fürsten und Edeln unter sich eine Vereinigung gegen das gehaßte Bauernvolk schwer zu Stande bringen ließ.

Wiederholte Einfälle von den Burgen der oldenburger Grafen aus, in denen namentlich auch stedinger Frauen und Jungfrauen geraubt waren, hatten im Jahre 1187 einen Rachezug zur Folge, in welchem die nahe liegenden Festen der Oldenburger von Grund aus zerstört wurden. Unfähig, die Beleidigung auf der Stelle zu vergelten, sannen die besiegten Grafen auf Rache.

Die Gelegenheit hierzu ließ auch nicht viele Jahre auf sich warten. Das gute Einvernehmen zwischen den tapfern Bauern und ihrem Erzbischof war selten von langer Dauer. Eingriffe des letztern in die althergebrachten Rechtsgewohnheiten beantworteten die Stedinger jederzeit durch Vorenthaltung der Schatzung. Dann kam es zum Kampf, oft blutig genug, aber bisher ohne endliche Entscheidung. Allein im Jahr 1204 gab

eine scheinbar geringfügige Begebenheit Anlaß zu einem ernsten Streit. Eine angesehene Frau aus dem alten Orte Stedingen, von dem das ganze Land seinen Namen trug, bezahlte einem Priester den Opferpfennig mit einer kleinen Münze. Dieser, über die Geringfügigkeit der Gabe ergrimmt, reichte der Frau folgenden Tags beim Abendmahl dieselbe Münze statt der Oblate dar und ward darauf im Streit von ihrem Mann erschlagen. Die Landleute des Todtschlägers, gewohnt, für Beleidigung auf eigene Faust Rache zu nehmen, erblickten in einer solchen That kein Verbrechen und verweigerten dem Erzbischof die verlangte Auslieferung des Uebelthäters. In den Bann gethan, hielten sie auch die Schatzung zurück und mißhandelten einige vom Papst zur Beilegung des Streits gesandte Geistliche.

Was auch sonst für Streitigkeiten zwischen den Erzbischofen von Bremen und den Grafen von Oldenburg stattgefunden hatten, in ihren Gesinnungen gegen die Stedinger waren sie völlig einig, das übermüthige Bauernvolk sollte gezüchtigt werden. Wider dasselbe zogen der Erzbischof Hartwig, Graf Moritz von Oldenburg und mit ihnen viele Fürsten und Edelleute aus, aber der Zug endete mit einer völligen Niederlage. Die Geschlagenen fühlten den Schimpf tief und niemand tiefer als der alternde Erzbischof. Drei Jahre später waren neue Rüstungen vollendet, so gewaltig, daß die Stedinger selbst verzagten. Sie boten Unterwerfung und eine große Summe Geldes. Der am Rande des Grabes stehende Erzbischof gewährte ihnen Verzeihung und Schutz gegen die Oldenburger. Er freute sich, seine unruhige Regierung in Frieden beschließen zu können; noch in demselben Jahre (1207) starb er. Doch bald sollte ihre Stunde schlagen.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Anregungen.

Aus Bürger's Leben.

Die Hamburger Zeitschrift „Jahreszeiten", die unter ihrem neuen Redacteur W. Wulff einen bedeutenden Aufschwung zu nehmen scheint, bringt in ihrem Septemberheft einen interessanten Original-Brief des Dichters Bürger vom 2ten Januar 1791 und aus Göttingen datirt, wo er bekanntlich außerordentlicher Professor ohne Gehalt war.

Dieser Brief, dessen mit der Anrede „Wohlgeborener und hochgelahrter Herr Geheimer Justizrath, Hochgünstiger Gönner und Freund!" beehrter und in der Universitätsstadt Marburg wohnender Empfänger uns leider nicht namhaft gemacht wird und dessen Inhalt das von dem Dichter eingeforderte schiedsrichterliche Gutachten über drei seinem Freunde gewidmete und auf der Grundlage gleicher gegebener Endreime verfaßte poetische Neujahrswünsche nebst den betreffenden Motivirungen bildet, bietet einige neue Anhaltspunkte für die Anerkennung der offenen, unbefangenen und gemüthlichen Natur unseres volksthümlichen Balladendichters. Zuvörderst empfangen wir den wohlthuenden Eindruck einer liebenswürdigen, dabei aber das Selbstbewußtsein seiner poetischen Potenz keineswegs verleugnenden, also ungeheuchelten, wahren Bescheidenheit aus folgender Stelle: „Kraft des Blümchens Wunderheil (vgl. Bürger's „Gedichte") weiß ich und sehe noch immer ganz klar und richtig ein, daß, wenn mir auch ein paar Mutanmerke gelungen sein sollten, die den Menschenkindern, vielleicht sogar nicht ohne Ruf, wohlgefallen dürften, mir dennoch aus diesem Umstande noch lange kein Anspruch auf ein Kaiseramt viel weniger auf das höchste, in allen Sachen des poetischen Geschmacks erwachse. Ich mache mir's freilich von Gott und Rechts wegen an, sagen zu dürfen: dieses Gedicht gefällt, jenes aber mißfällt meiner Wenigkeit. Allein dies Recht haben alle andern Wenigkeiten so gut als die meinige. Ob aber das Geschmacksurtheil meiner Wenigkeit wahrer und gründlicher sei als das der andern, wenn sie auch gleich nicht so gute Verse machen sollten, als man von meiner Wenigkeit behaupten will, das ist eine ganz andere Frage, worüber gewiß niemand mehr als ich selbst zu zweifeln geneigt ist. Ein guter Dichter ist nicht deswegen auch gleich ein guter Kunstrichter."

Nächstdem erhalten wir den Eindruck einer musterhaften Gewissenhaftigkeit in dem unparteiischen, gründlichen, scharf und doch zugleich liebe- und rücksichtsvoll eingehenden Urtheil des berühmten Dichters über die drei um den Preis ringenden Dilettantengedichte, welches dem bereits in erster Instanz von dem vortrefflichen marburger Aesthetiker und Kunstkenner Professor Engelhardt (geb. 1739, gest. 1797) gefällten Verdict freilich nicht beipflichtet. Bürger's Urtheil mit den Motiven nimmt 4 Spalten der „Jahreszeiten" im Petitdruck ein. Schließlich gibt sich des Dichters hingebende Verehrung des weiblichen Geschlechts und seine hohe Meinung von demselben, die sich in so manchen herrlichen Liedern zum Lobe der Frauen aussingt, in folgender Stelle zu erkennen: „Schon hatte ich so weit geschrieben, als ich erst Gelegenheit fand, die drei Gedichte meiner schwäbischen Alte, der es nicht an Geist und ästhetischer Beurtheilungskraft fehlt, ohne weiteres nur ganz flüch-

tig verzichten. Der Lauf meines Pandes war noch nicht verklungen, als sie sich schon für Nr. 1 entschied. Eine solche Bestätigung mag nun freilich für hochgelehrte Herren wenig Kraft haben. Aber, wahrlich ich sage euch, ihr hoch- und hochgelehrten Herren, bei mir gilt in Geschmackssachen das Urtheil und die Entscheidung eines geistreichen, von theoretischem Schulwitz noch nicht verstimmten oder abgestumpften Weibes mehr als zehn nicht ganz schlechte Männerurtheile. Kein Mann trifft das Herzchen so scharf und sicher als ein wohlorganisirtes Weib. Gott segne mir nun und immerdar die Weiber! Ich liebte ihrer in meinem Leben nicht wenig und von nicht wenigen bin ich auch wieder geliebt worden. Wenn ihr hochweisen Herren in Marburg etwa künftiges Neujahr euch wieder nicht um den besten Wunsch selbst vertragen könnet, so tragt nur das nächste das beste Weib von Geist und Empfindung."

Hinsichtlich des „Schwabenmädchens" erwies sich freilich Bürger's Frauenlob als eine schmerzliche Täuschung. Er mußte sich nach einer sechzehnmonatlichen peinlichen Ehe (der dritten) von dem „verschwenderischen, üppigen, heuchlerischen, verbuhlten und ehebrecherischen Weibe", wie er sie später selbst nannte, scheiden lassen. Sie machte den kräftigen, lebensfrischen und heiteren Mann zum kranken und hypochondrischen Einsiedler und Menschenfeind, den schon in der Blüte seiner Jahre (im 46.) nächst der Lungenschwindsucht auch der Gram dahinraffte.

Unterhaltungsliteratur.

XXII.

Drei kleine Bändchen „Arabesken und Fresken" von Heinrich Mahler (Wiesen, Wien, 1862) schildern in flüchtigen Skizzen einige moderne Gesellschaftstypen. Das erste Bändchen enthält „Der Neue", das zweite „Der Blasé von heute"; das dritte „Moderne Sünden und die alten Sünder". Gegen die Wahrheit der Schilderungen läßt sich wol wenig einwenden, wir sind jedoch der Meinung, daß der gewiß in sehr trüben Betrachtungen über unsere dermaligen Gesellschaftszustände veranlassende Stoff sich im Grunde nicht recht für die humoristische Behandlung, die ihm der Verfasser angedeihen läßt, eignen dürfte.

Die Deutschen haben wieder eine Schwedin, die ihnen Romane erzählt: Frederike Bremer, Ringarebarlen — jetzt Sophie Schwartz. Zu den von August Kretzschmar ins Deutsche übertragenen beiden Romanen derselben: „Der Mann von Geburt" und „Die Arbeit adelt" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861 und 1862), ist jetzt als dritter hinzugekommen „Schuld und Unschuld" (drei Bände, ebendaselbst). Die sittliche Idee desselben liegt einerseits in der warnungsvollen Schilderung des unheimlichen und unheilvollen Schattens, den die Schuld der Aeltern unvermeidlich auf den Lebensweg ihrer unschuldigen Kinder wirft, andererseits aber auch in der Bekämpfung des ebenso ungerechten wie liebtosen gesellschaftlichen Vorurtheils, daß die Kinder die Sünden der Aeltern entgelten läßt, und wird in dem Lebenslauf einer den gebildeten Ständen angehörenden Stiefmutterin und ihrer Tochter durchgeführt.

Auch in diesem Werke bewährt die Verfasserin die guten Eigenschaften, welche sie bei ihren Landsleuten und seit ihrer kurzen Einführung in Deutschland auch bereits bei uns zur Kenntniß der Bremer und Ringare Barlen gemacht haben. Mit wenigen Mitteln und überall die größte Natürlichkeit und Realität festhaltend, weiß die Verfasserin ihre an und für sich einfachen und schlichten Stoffe, die in der Hand einer weniger begabten Schriftstellerin vielleicht kaum zur Füllung eines einzigen, den Leser auch wirklich erfreuenden Bandes ausreichen würden, durch drei Bände hindurch mit fortdauernder Steigerung der Spannung durchzuführen und selbst noch im letzten Kapitel mit der endlichen Lösung des ungemein geschickt complicirten Gewebes den Leser zu überraschen. Recht gefällig ist das Detail der Charakterzeichnungen und die Wahrheit in der Schilderung der Greisenzustände. Sophie Schwartz gleicht jenen seltenen ökonomischen Hausfrauen, die bei einer von ihnen veranstalteten Familienfestlichkeit mit dem geringsten materiellen Aufwand doch die volle Befriedigung ihrer Gäste zu erzielen wissen.

Tagebuch-Bemerkungen.

Ich denke mir, das Glück der Seligen wird darin bestehen, daß sie sich kein neues wünschen; hier auf Erden strebt jedes Glück an und in dem Verlangen nach dem andern.

* * *

Zur Geduld gehört nicht der Muth des Löwen, sondern des Löwenbezwingers.

* * *

Die Menschen sind meistentheils nicht groß genug gesinnt zur Offenheit und nennen es dann Klugheit, welch eine Weisheit, die sich verstecken muß!

* * *

Täusche nicht kleine Hoffnungen! Wie sollen an Schwerstem ins Gewicht, je leichter ihre Erfüllung war.

* * *

Wer immer nur tadelt, wird nicht stets besser sein und alles besser machen, wer aber die Vortrefflichkeit zu würdigen und zu loben versteht, trägt sie eher den Maßstab dafür in sich.

* * *

Der Geiz tödtet alle andern guten Eigenschaften in einem Menschen aus oder setzt sich denselben wie Staub an, sodaß keine einzige mehr rein zum Vorschein kommen kann. A. Dietrich.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Wanderbriefe II. — Der Mimer in Berlin II. — Illustrirter Weihnachtsausstellungs-Katalog.

Wanderbriefe.

II.

— — Auf der Plattform des Straßburger Münsters, 240 Fuß über dem Menschengewimmel unten, im Schatten des großen Thurmes ſtehend, der ſich von hier aus noch einmal zur ſeiden Höhe erhebt, beginne ich dieſe Briefe niederzuſchreiben. Auf mich herab ſchaut das Standbild Erwin's von Steinbach, eines rauhhaarigen, ſpecialen Herrn voll Lebensfriſche, in meiner Nähe nahmen die eingehauenen Namen Goethe's, Klopſtock's, Lavater's an eine große Vergangenheit. Fern zu meiner Rechten erhebt ſich hinter einem dünnen Nebelſchleier das ſchöne Wasgau mit ſeinen geheimnißvollen Thälern und Schluchten und dem breiten Rücken im Hintergrunde, der Elſaß und Lothringen trennt. Zur Linken liegt ſich, von der Abendſonne ſchön beleuchtet, der Schwarzwald mit der Klarheit einer Reliefkarte, aber in einer Reihe von Farbentönen, wie ſie nur die Natur ſelbſt ſchaffen kann, dazwiſchen die lachende Ebene, die jetzt nur noch zur Hälfte dem Vaterlande angehört. Ich komme ſoeben von einer Beſteigung des Thurmes bis zur Höhe der Krone, 35 Fuß unterhalb der höchſten Spitze, 455 Fuß über der Erde. Es iſt dies die höchſte Höhe, die auf dem Erdball auf einem Werke der Menſchenhand gegenwärtig zu erreichen iſt, ſie wird jährlich nur von etwa 2500 Menſchen, darunter aber ſogar von Damen, erſtiegen.

Ueber die ſchöne Rheinbrücke bei Kehl fuhr ich auf Straßburg zu und wurde von Paſſeuren und Douaniers höchſt glimpflich behandelt. Ein Paß wird nur für die Weiterreiſe nach Paris verlangt, ein Verfahren, worin Logik liegt. In Straßburg angelangt, lenken wir wol am beſten zuerſt unſere Schritte zum Münſter, um der großen Vergangenheit unſere Huldigung darzubringen. Das Straßburger Münſter eröffnet vor uns verſchiedene Gedankenreihen, es hellt und zuerſt lebendig vor Augen die mittelalterliche Kunſt und den deutſchen Genius, wie er in ihr gewiſſermaßen noch in ſeiner Gebundenheit, in ſeiner archaiſtiſchen Strenge und Starrheit, aber doch zugleich in ſeiner ganzen Geiſtigkeit, Idealität und Urkraft ſich offenbart. Es ſind eben doch zwei ganz verſchiedene Dinge, die Gothik als Inſpiration des Genius, als Offenbarungsform des Geiſtes der Zeit, wie ſie aus dem Geiſte des durch ſie beſeelten ſchaffenden Künſtlers ſich losringt — und die Gothik als nüchtern nachgeahmte Manier, die, wenn auch noch ſo correct, doch eben nur aus Studium und Reflexion hervorgeht. Der monumentale Totaleindruck des ſeiner Form nach ein großartigerer ſein und iſt ſchon jetzt ein großartigerer als der des Straßburger Münſters, weil bei ihm die Geſetze der gothiſchen Structur reiner eingehalten und in größerem Maßſtabe durchgeführt ſind. Wenn wir uns aber, mit einem Kunſtverſtand und Kunſtgeſchmack begabt, in das Detail der Ornamentik an der Schloßfaçade Erwin's von Steinbach vertiefen, ſo wird es uns ähnlich zu Muthe, wie wenn wir ein Werk jener Geiſtesheroen ſtudiren, deren Reihe mit Homer beginnt und die, den wechſelnden Zeitgeſchmack überdauernd, immer aufs neue ſich ihre Verehrer werben, weil ſie im kleinen wie im großen überreich ſind. Auch der echte Erwin iſt überreich im kleinen wie im großen. Man ſehe dieſe ungemein geſchmackvollen gothiſchen Pfeilerchen, dieſe immer neuen und immer ſchönen Laubgewinde, die Eichenguirlande in der Hohlkehle, auf der und plötzlich eine zierliche kleine Eidechſe überraſcht, man gebe ſich einmal die Mühe, die Darſtellung der heiligen Geſchichte über dem Hauptportal von Anfang bis zu Ende zu verfolgen, man wird in dieſem wie in tauſend andern Dingen, im kleinen wie im großen, die Arbeit des Genius erkennen, der ſich ſeine Welt aufgebaut und verſchwenderiſch ausgeſtattet hat. Einen eigenthümlichen, faſt modernen Eindruck machen die beiden Figuren am Südportal, die der Tochter Erwin's, Sabine von Steinbach, zugeſchrieben werden. Es ſind bei aller künſtleriſchen Vollendung unendlich langgeſtreckte, verhimmelnde, entrückte Geſtalten, es iſt, als ob das geſunde Kunſtleben des Vaters in dieſer Tochter ein krankhaft vergeiſtigtes Epigonenthum aus ſich herausgeboren hätte, als ob in dieſer weiblichen Seele die Gothik ihr Maß verloren und durch unnatürliche Steigerung zur Caricatur umgeſchlagen wäre — jedenfalls aber eine intereſſante Erſcheinung.

Das Straßburger Münſter gibt uns eine vollſtändige Geſchichte des mittelalterlichen Kirchenbauſtils in der principiellen Einheit ſeiner Idee und Tendenz und ſeiner immer höhern künſtleriſchen Entwickelung bis zur claſſiſchen Gothik und ſtellt uns wieder deren Verfall bis zur geſchmackloſeſten Verſchnörkelung im 15. Jahrhundert, mit der ſich aber freilich ein ſtaunenswerthes Virtuoſenthum im Detail der Steinbauarbeit verbindet, vor Augen. Dem geſammten mittelalterlichen Bauſtil zu Grunde liegend iſt die Grundform des lateiniſchen Kreuzes, der Chor im Oſten und das nach Weſten ſich erſtreckende Langſchiff mit ſeinen Seitenſchiffen, das Querſchiff von Norden nach Süden mit der Kuppel im Kreuzungs-

punkte, die bogenförmige Erhebung der Gewölbe, Fenster und Thüren und die auf Bündeln von Säulen, deren jeder in strenger Gesetzmäßigkeit nach oben zu irgendeiner Function gegrupirten ist, zusammengefügten Blätter. Der romanische Stil, in dem die ältern Theile des Straßburger Münsters gebaut sind, ist eben nur der gothische in der Knospe und der gothische ist das entfaltete, entschleierte, enträtselte Mittelalter selbst.

Eine andere Gedankenreihe, die sich dem Betrachter des Münsters aufdrängt, ist die culturhistorische. Wie die Pyramiden von Gizeh und der Tempel des hundertthorigen Theben, die gewaltigen Bauwerke von Ninive und Babylon, die Prachtbauten von Athen und einem bestimmten Zustand der Gesellschaft vor Augen malen, der von materieller Seite die Grundbedingung ihrer Größe ausmacht, so bringt uns auch die Betrachtung eines Baues von den Dimensionen des Straßburger Münsters auf ähnliche Erwägungen. Keine der finanziellen Potenzen unserer unternehmungslustigen, kühnen Zeit wäre im Stande, eine so langjährige und kostspielige Arbeit zu unternehmen, selbst wenn es sich um ein Werk von praktischer Nutzbarkeit und finanzieller Rentabilität handelte. Hier haben wir nun noch dazu ein Werk, das einem rein idealen Zweck dient. Welche Kräfte haben die materiellen Mittel geschaffen, um es ins Dasein zu rufen? Nicht der eiserne Arm der aus dem patriarchalischen Familienregiment erwachsenen orientalischen Tyrannei, der das ganze Land als Domäne und jedes Glied des Volks als Hörigen und Sklaven zur Verfügung steht, nicht der in einem Territorium sich concentrirende Stolz und Kunstsinn eines freien Volks, sondern eine Macht, die wir, wenn wir mit den jetzt immer seltener werdenden romantischen Anbetern des Mittelalters reden wollen, die Macht der Idee nennen müssen, wenn wir als mehr oder minder nüchterne Betrachter der Geschichte uns ausdrücken wollen, als die Macht des Glaubens, des Wahns, des Trugs, wenn auch das letztere nur in beschränkter Weise, zu bezeichnen haben. Schon hatte die Stadt Straßburg — oder wenigstens ihre Aristokratie — sich in politischer Beziehung ihre Unabhängigkeit von den ehemals übermächtigen Bischöfen erstritten, als kurz nach der Mitte des 13. Jahrhunderts der Bischof Konrad von Lichtenberg den Plan faßte, das unvollendete, ruinenhafte Bauwerk in höherm Stil und großartigern Dimensionen seiner Vollendung entgegenzuführen und Meister Erwin mit der Ausführung betraute. Um die nöthigen Geldmittel zu gewinnen, schrieb er einen Ablaß durch alle Lande aus und setzte insbesondere die Geistlichen seiner Diöcese in Contribution. Diese mußten selbst ein Viertel ihrer Jahreseinkünfte zu dem Bau beisteuern, eine Klage, von unserm jetzigen Standpunkt verwerfliche Maßregel, da sie nun gewiß nicht ermangelten, auch ihre Pfarrkinder zu eifrigen Spenden irdischer Güter im Hinblick auf die zu erlangenden himmlischen anzufeuern. Auch Naturallieferungen und Tagfrohnarbeit wurden an Zahlungsstatt angenommen und die ganzen Bauern des Elsaß strömten von allen Seiten herbei, um Steine zu fahren oder einige Wochen auf dem Bauplatze zu handlangern, alles zum Benefizium ihrer Seele.

Es sei mir in diesem Zusammenhange noch gestattet, aus der Geschichte des Baues einige merkwürdigen Züge des Geistes der Geschichte zu erwähnen, in denen er im grellen Contrast die Reminiscenzen und Ereignisse einer untergehenden alten und einer sich vorbereitenden neuen Zeit dicht nebeneinander auftreten läßt: Momente von ergreifender Größe für den, der für die Sprache der Thatsachen ein offenes Ohr hat. Es war am Johannistage 1439, als Johann Hülz von Köln, seit zehn Jahren der ruhmvollen Pflege Erwin's von Steinbach befleißend, den letzten Stein des vollendeten Thurms legte und so dieses große Denkmal des Mittelalters zu einem gewissen Abschluß brachte, während gleichzeitig Johann Gutenberg dicht am Fuße des Münsters die erste Druckerpresse aufschlug und dadurch, vielleicht ahnungslos, die neue Zeit inaugurirte.

Eine vollständige Beschreibung des Münsters würde vielleicht minder erfreulich für den Leser ausfallen, der sich aus den Worten mühsam eine doch nur unvollkommene Anschauung herauskonstruiren müßte, wie für den Schreiber, der dabei nur aus dem vollen Born der frischen Eindrücke zu schöpfen braucht. Ich will daher nur eine kurze Beschreibung meiner Thurmfahrt geben zu Nutz und Frommen derjenigen meiner Leser, die eine solche auch mit zu unternehmen vorhaben. Wer den Straßburger Münsterthurm bis zur höchsten Spitze zu besteigen beabsichtigt, begebe sich an einem klaren und nicht zu heißen Tage zunächst nach der Mairie, auch Hotel de Ville genannt, steige daselbst vier Treppen hinauf, bis er an eine Thür mit der Inschrift: „Oeuvre de Notre Dame", d. h. „Verwaltung des Münsterfonds", gelangt, woselbst ein freundlicher Herr seinen Namen nebst Stand und Vaterland in ein Buch schreibt und ihm sodann mit einem „Gehört's Gott" eine obrigkeitliche Erlaubnißkarte zur Besteigung des Thurms einhändigt. Selbige Karte wird dann bei dem Pförtner am südlichen Thurm gegen Erlegung von anderthalb Francs mit einem weißen Billet vertauscht. Er steigt sodann auf bequemen Treppen zur Plattform hinauf, woselbst er einen erfahrenen und zuverlässigen Arbeiter vorfindet, der ihn weiter geleitet. Die Plattform ist über der dritten Etage der Thürme, sie ist ein geräumiger, steingepflasterter Hof mit steinernem Geländer umgeben; über dem Rumpfe des einen der beiden Thürme, der nur bis zur Plattform fertig geworden ist, steht ein geräumiges Wärterhäuschen. Der andere Thurm wird von hier an achteckig, an vier Seiten hat er Fenster, die übrigen vier werden durch vier Treppenthürmchen, die ohne Spitze geblieben sind, die vier Schnecken genannt, eingenommen. Wir haben nun zunächst in einer der vier Schnecken hinaufzusteigen. Dann beginnt die

ebenfalls achtseitige Pyramide der Spitze, aus 6 Stockwerken bestehend. Die innere Construction ist fast ganz verdeckt durch die acht engen Wendeltreppen an den acht Seiten, die mit ihren durchbrochenen Gehäusen der Thurmpyramide, von unten gesehen, ein eigenthümlich graniet Ansehen geben. Ohne eigentliche Gefahr, wenn auch steil, eng und mit etwas grauen Stufen steigt man bis zur Laterne empor, einem kurzen, fensterlos aufsteigenden vierseitigen Thürmchen, das sich ans obere Ende der achtseitigen Pyramide anschließt. Um in diese Laterne zu gelangen, hat man einige ganz schmale Stufen, die sich an die Wand anlehnen und ohne Lehne sind, gewissermaßen in freier Luft zu ersteigen. Dann kriecht man, unter einigen eisernen Querstangen durchkriechend, ins Innere der Laterne hinein, das früher vermittelst zollbreiter Steinvorsprünge an den innern Wänden, jetzt auf einem kleinen eisernen Leiterchen durchschritten wird. Oben empfängt uns eine kleine Galerie, die mit einer von Pfeilern getragenen Wölbung, in deren Innerm wir uns noch vermittelst einiger Stufen — auf eine kleine runde Plattform setzen können, zusammen die Krone ausmacht. Wir sind nur noch 35 Fuß von der Spitze entfernt; die Oeffnungen in der durchbrochenen Wölbung der Krone gewähren uns wie eine Art von kleinem Dachfensterchen, wenn wir den Kopf hindurchstecken und nach oben blicken, den Anblick einer massiven Säule über unsern Häuptern, auf der ein kolossales Kreuz steht, das oben in einen abgeplatteten Knopf ausläuft. Dieser Knopf trug im Mittelalter eine Madonnenfahne, in der Revolutionszeit aber eine noch jetzt auf der Straßburger Bibliothek aufbewahrte kolossale blecherne Jakobinermütze.

Nur mit Händen und Füßen an eiserne Stangen sich anklammernd, können die Arbeiter diese Höhe erklimmen. Jetzt nun beginnt mein Begleiter, den ich bei diesem seltsamen tête-à-tête in einsamer Höhe unwillkürlich ein wenig genauer musterte, seine lehrreiche Explication des uns umgebenden Panorama, die mit dem Kaiserstuhl im Breisgau beginnt und mit den hervorragenden Gebäuden der recht eigentlich in Vogelperspective zu unsern Füßen liegenden Stadt Straßburg schließt.

Werfen wir beim Hinabsteigen noch einen schnellen Blick auf die Merkwürdigkeiten am Wege, es sind besonders die auf den Treppengeländern halberhaben Porträtstatuetten der Baumeister des Thurms, meist sehnend nach oben der Vollendung ihres Werks entgegenschauend, und die seltsamen, in die Steine eingehauenen Maurerzeichen, die, einer Art von Keilschrift ähnlich, theils als Erkennungszeichen der verschiedenen Meister gedient, theils die Steine zum Behuf der richtigen Zusammenfügung bezeichnet zu haben scheinen. Sie erinnern uns an die mysteriöse Bauhütte, deren Ursprung auf Erwin von Steinbach zurückgeführt wird und die mit vielen Tochterhütten in Deutschland eine Art aristokratischer Corporation von Steinmetzen bildete. Denn nicht jeder Steinmetz konnte Mitglied werden. Diese eigenthümliche Corporation mit ihren geheimen Abzeichen und ihrer weiten Verzweigung hat bis zur französischen Occupation ihren Mittelpunkt in Straßburg gehabt; nachher wurde sie nach Mainz übertragen; ob sich dort noch Spuren von ihr erhalten haben, ist mir unbekannt.

Doch ist es Zeit, von der Kathedrale und dem Mittelalter Abschied zu nehmen und uns der Stadt und der Gegenwart zuzuwenden.

(Ein dritter Brief folgt.)

Der Winter in Berlin.

II.

— Das verletzte Rechtsverhältniß, das für uns überaus klar zu Tage liegt, läßt sich nicht durch Rechtsverwahrungen à la legte Erklärung des Premierministers beseitigen. Der Situation wird nicht verbessert, sondern nur noch drückender. Bismarck's Ausspruch über die ähnliche Stellung des Herrenhauses mit der englischen Pairskammer hat selbst nur leidlich durchgebildete Politiker in ihrer Treue erschüttert, man hörte ein leises Flüstern von „nichts vergessen und nichts gelernt" —, obwol Viele ihm ein „vieles gelernt und vieles vergessen" substituirte.

Ob Herr von Bismarck aus eigener innerer Vergrößerung die Waffen gegen das verbriefte Recht ergriffen als ehrlimüthiger und todesmuthiger „Königsritter", darüber zerbricht man sich in den verschiedensten Kreisen den Kopf. Solange die Regierung nicht durch Einlenkung den Rechtsboden wiedergewinnen, wird es ein unmoralisches Kämpfen bleiben, weil es auch dem loyalsten Herzen als ein „Wider besseres Wissen" einleuchten muß. Auf blohe Herrschenswünsche eines einzelnen von Accent zu legen, wo es sich um die Wohlfahrt des Landes handelt, ist stets ein thörichtes Beginnen, man gab Friedrich Wilhelm IV. einen solchen Wunsch in der Gestaltung des Herrenhauses nach und fühlt — jetzt nicht zum ersten mal —, daß damit dem Lande kein Segen erwuchs. Daß man bei verständigem Tadel der Regierung noch lange nicht gewillt ist, die demokratischen Principien und extremen Forderungen gutzuheißen, versteht sich von selbst; es handelt sich um praktische Weisheit und Mäßigung — die Verweigerung und das Streichen aller bereits verausgabten Summen pro 1862 ist ein Unding und gereicht der Partei nur zum Nachtheil.

Am 6. d. M. wurde Gluck's „Orpheus und Eurydice" aufgeführt als Feier ihres hundertjährigen Geburtstags, denn 1762 wurde das erhabene dramatische Tongedicht in Wien zum ersten mal zur Aufführung gebracht und damit vom Künstler, der 45 Opern im Geschmack jener Zeit geschrieben haben soll, eine neue noch nicht dagewesene Aera der Musik heraufbeschworen. Wie ein rother Faden zog sich der erhabene, einmal erfaßte Stil durch seine nachfolgenden Werke, sodaß Rousseau mit Recht von seiner in Paris nicht Beifall findenden „Iphigenie" auf Gluck's

Schmerzensruf: „Iphigenie est bonkée!“, antworten konnte: „Oui, mais je crie!“ Man hat ihn seitdem den Seufzer der Oper genannt. Daß man die besten Kräfte herangezogen, um die Hauptpartien zu besetzen, daß wir Frau Jachmann-Wagner, Frau Köster und Fräulein Lucca, von welcher, immerer Begeisterung getragen, ihr Bestes leisten sahen, erhöhte den Reiz. Eine edlere Auffassung, als Frau Jachmann-Wagner als Orpheus, Frau Köster als Eurydice entwickelte, ist nicht füglich zu denken — und so hob die vollendet dramatische Darstellung jeden leicht über die hin und wieder mangelnde Localfülle der Sängerin fort. Fräulein Lucca war ein idealer Amor, ihre Stimme ein voller, frischer Lebenshauch. Man spricht davon, daß Frau Jachmann-Wagner wieder zur Oper zurückkehren wird; ein Erfolg nach den Forderungen des Ernsts wurde bisher nicht gefunden.

Illustrirter Weltausstellungs-Katalog.

* Den Interessenten und Freunden der Industrie werden die Wunder der Londoner Industrieausstellung durch das rastlosverthe Unternehmen des Brockhaus'schen „Illustrirten Katalog“ fortlaufend mit voller Umsicht und Ausführlichkeit veranschaulicht. Sie werden mit großer Genauigkeit, indem sie die verschiedenen Orte besuchen durchgehen, überall den materiellen Fortschritt der Industrie bewiesen finden. Aber auch der Kulturhistoriker und der Aesthetiker gewinnt aus denselben viele bemerkenswerthe Einblicke, viele interessante Anregungen, die ihn in den meisten Fällen mit Befriedigung erfüllen dürfen. Namentlich aus der soeben erschienenen fünften Lieferung, in welcher die reichlich vertretene Abtheilung der Möbel- und Holzschnitzwerke das erfreuliche Resultat einer entschiedenen Geschmacksverbesserung und Stilveredelung aufweist. Wir sehen hier den solange die Mode beherrschenden barocken Rococostil vielfach zur herrlichen Gothik zurückgekehrt, die so bezeichnend die Idee des Edeln, des Vornehmen, des Erhabenen ausdrückt. Und als ein gutes Zeichen für die Aufnahme dieser in diesem Falle mit Aerzten zu begrüßenden „Reaction“ von seiten des Publikums mag es gelten, daß, wie der Referent des „Illustrirten Katalog“ sagt, der Mittelpunkt Court der Ausstellung, welcher weiter nichts als Möbel, Geräthe, Verzierungen u. s. w. im gothischen Stil enthält, zu einem der bewundertsten Orte derselben gehört. Von ausgezeichneter reicher und harmonischer Schönheit in der That ist das aus dem letztern mitgetheilte gothische Gehäuse einer Wanduhr aus geschnitztem Eichenholz mit meisterhaften Verzierungen (Zeichnung von Delamotte, Manufactur von G. White in London), welches augenscheinlich die unvergleichlichen geschnitzten nürnberger und augsburger Schreine des Mittelalters nachahmt. Den günstigsten Eindruck macht auf den Beschauer ferner die Abbildung eines großen, reichausgestatteten Credenztisches von Taylor und Sohn in Edinburgh, der offenbar für ein englisches Jagdschloß berechnet ist; denn eben in der Mitte des breitheiligen Buffets, zwischen zwei großen Spiegeln, erhebt sich in einer Nische die Statue eines Jägers, der, auf der erhobenen rechten Faust den Falken, in der linken niederhängenden Hand den getödteten Hirsch, an den Lieblingssport der alten Zeit erinnert. Nische und Spiegel werden von Pilastern und Trägern in reichem Schnitzwerk eingerahmt; die Tischplatte wird von mächtigen Füßen mit Sockenmuskeln getragen. Der Schrank ist ganz aus Wallnußbaumholz, dem jetzigen Modeholz in England, das unter der Firma „italienisches“ Nuß, obwol es aus Mittel- und Süddeutschland, besonders aus Baden, der Bergstraße u. s. w. bezogen wird. Hieran schließt sich die Abbildung einer gleichfalls in sehr edlem Stil, aber einfacher gehaltenen und von geringerer künstlerischer Bildung zeugenden massiven Credenztafel aus polirtem Eichenholz von Whytock in Edinburgh. Gleich Dürftiges ist von verschiedenen Tischen, Stühlen, Spiegeln, Rahmen, Consolen, Circeln, Candelabern, Kaminverkleidungen u. s. w. britischer Firmen zu sagen. „Ueberhaupt“, bemerkt der überall eine feinere vielseitige Bildung verrathende Referent, Dr. Wilhelm Hamm, „that die Ausstellung dar, daß sich in dem letzten Jahrzehnt die britischen Möbelfabrikanten mit Erfolg bestrebt haben, denjenigen des Auslandes nachzukommen, wenn diese gleich immer noch in der Leichtigkeit und dem Schwung ihrer Compositionen wie in der äußern Eleganz voranstehen. Es ist kein geringer Ruhm für Deutschlands Industrie, daß das beste und schönste Möbelfortiment der ganzen Ausstellung ihr angehört und zwar aus einer kleinen Stadt geliefert worden war, aus Koburg.“ Referent constatirt ferner, daß das Departement der Möbel diesmal weit reicher beschickt sei als im Jahre 1851, wenn auch nicht der Zahl der einzelnen Aussteller nach, so doch in den Fortimenten und namentlich in der Qualität und im Geschmack. In letzterer Hinsicht übertreffe die diesjährige Londoner Weltausstellung sogar die Pariser von 1855.

Außerdem finden in dieser 5. Lieferung des „Illustrirten Katalog“ Vertretung die Porzellanmanufactur, in welcher die Berliner Ausstellung alle andern, selbst die Porzellane von Sèvres, in Schatten gestellt hat; die Gold- und Silberwaaren; die Korallen- und Juwelierarbeiten (darunter das Ritterkreuz des vor kurzem wieder neuerstandenen, tiefmittelalterlichen „Souveräns und illustrirten Ordens von St.-Johannes in Jerusalem“); die Bronze- und Messingwaaren (Fabrikate von Kitling und Möllmann in Iserlohn, namentlich Arm- und Wandleuchter und Candelaber); die Spitzenmanufactur (Fabrikate des großen Etablissements Heywood in London, welches allein 2000 Arbeiter, und zwar blos Frauen und Kinder, beschäftigt); der allbekannten gedruckten Tischdecken von Plant und Schreiber in Jehnitz bei Dessau; die Metall-Blasinstrumente von Gerreny zu Königgrätz in Böhmen (eigene Erfindungen des Fabrikanten: Althorn, Phonikon, Cornon, Euterpion); endlich die Seidenwaaren (29 Abbildungen) von Lenk in Berlin, welche nach des Referenten Urtheil die besten Erzeugnisse Birminghams und Belgiens in dieser Branche übertreffen sollen.

Wie in den vorhergehenden Lieferungen des „Illustrirten Katalog“, zeichnen sich auch in der vorliegenden die zahlreichen Abbildungen durch Correctheit der Zeichnung wie durch saubere flare Ausführung vor vielen andern xylographischen Illustrationen dieser Art vortheilhaft aus.

(Ausgegeben am 16. October 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 43.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Vom Land des Nil. Aegyptische Skizzen von Emil Pirazzi. II. Die Stadt der Khalifen. — Der Eindringling. Erzählung. Ein Bild aus Deutschlands Vorzeit. III. — Am Krimschmecker. Von Dr. Glaßbrenner. — Juden und Judenthum. — Eine Gegenbuchgeschichte. — Aus dem Nachlaß Jenny Lemon's. — **Neues aus der Welt.**

Vom Land des Nil.

Aegyptische Skizzen von Emil Pirazzi.

Araber — ein letzter Schimmer
Unsrer Heldenzeit hier blieb
Nur am Himmel, wo noch immer
Wega glänzt und Algenib'.

Hermann Lingg.

II. Die Stadt der Khalifen.

Sei mir gegrüßt, Kahira, „die Siegreiche" — du „Mutter der Welt"!

Sei mir gegrüßt, du Phantasie und Erinnerung dich jetzt zum zweiten male vor mir aufbauen, wie du mir dreimal gegrüßt warst damals, als du in Wirklichkeit vor mir aufstiegst, ein Märchen aus Scheherezadens Nächten — mit deinen Palmengärten, Minarets, Moscheen und Palästen, und ich taumeltrunken wie in wachem Traume zu deinen Thoren einzog!

Wir hatten Alexandria in der Sonntagsfrühe des 21. December 1856 auf Stephenson's seit einem Jahre erst vollendeter Eisenbahn verlassen, zur selben Stunde etwa, wo sie daheim mit allen Glocken zur Kirche läuten — ein Klang, der in diesem Lande noch nie vernommen wurde, es sei denn auf den Bahnhöfen zu Alexandria und Kairo, wogegen auf den Zwischenstationen eine auf dem Zug befindliche ambulante — Schelle diesen Dienst versieht! Vor Vollendung der Eisenbahn machte der Reisende gewöhnlich die Fahrt nach Kairo auf einer Nilbarke und kam auf diesem Wege an den Ruinen der alten Stadt Sais vorüber, wo die Fabel von dem „verschleierten Bild" spielt. Die Bahn hatte keine großen Terrainschwierigkeiten — die zahlreichen Flußübergänge abgerechnet — zu überwinden; sie führt in meist gerader Linie über weite Flächen dahin, bedeckt mit smaragdgrünen Saatfeldern, Baumwoll- und Zuckerplantagen, über Kanäle, die wie ein Arteriensystem Aegypten und vornehmlich das Delta nach allen Richtungen hin durchschneiden, zuerst sogar ein ganzes Stück durch den Mareotissee, weiter an zahllosen Teichen und Wasserlachen vorüber, in denen rauchhaarige Büffel, bis an die Nüstern vom feuchten Element verdeckt, stundenlange Siehbäder nehmen und sich vom heranbrausenden Bahnzuge kaum aus ihrer stoischen Indolenz aufscheuchen lassen. Während dieser in nicht eben übergroßer Hast dahindampft, haben wir völlig Muße, den landschaftlichen Charakter Unterägyptens durch die Fenster unsers ganz in europäischem Stil eingerichteten Waggons dem Auge einzuprägen. Arabische Dörfer mit würfel- und bienenkorbartigen, oft auch ganz festungsmäßig sich anschauenden Gehäusen, mit Fenstern gleich Schießscharten, ragenden Taubenthürmen — aber alles

das aus bräunlichem Nilschlamm zusammengeflickt — fliegen rechts und links vorüber; und eine zahlreiche Staffage aus dürftig bekleideten ägyptischen Fellahs (Bauern) beiderlei Geschlechts, nackenden Kindern und allerlei Vieh belebt die Landschaft. Zur Seite der jetzt bis Suez vollendeten Bahn zieht der elektrische Telegraph seine lustige Straße. Der Zug hält zwischen Alexandria und Kairo an sieben Stationen, Dörfern, Marktflecken und Städten, an; die zweite Station, Damanhur, soll eine Stadt von 20000 Einwohnern sein; bei der folgenden, dem Dorfe Kafr Zajat, passirt man gegen Mittag auf dampfgetriebener fliegender Brücke*) den Rosettearm des Nil, dessen heilige Fluten ich trotz ihrer schlammigen Trübe mit andächtiger Ehrfurcht begrüßte. Hatten ihre Ufer doch die Entwickelung des ältesten Culturvolks der Menschheit gesehen, und sie selbst kamen aus noch unbekannten, geheimnißvollen Quellen, fernher von den Alpen Abessiniens und den noch ungeschauten Gebirgen Centralafrikas. . . Bei einem solchen Nilübergang war es übrigens, daß am 14. Mai 1806 infolge eines Hinabsturzes des Zugs Mehmed Pascha, der präsumtive Thronerbe Aegyptens, elendiglich in den Fluten umkam. Im jenseits gelegenen Bahnhof der genannten Station wird mittägliche Rast gemacht, wozu eine gedeckte Tafel die Hungerigen einladet für den enormen Preis von 5 Schilling — denn auf dieser Bahnlinie, welche einmal im Monat die Ostindia-Passagiere hin- und hergehen sieht, ist alles in englischem Fuße eingerichtet: die Bahn, ihre Beamten, ihre gedruckten Pläne und Billets, ihre Restauration und deren Preise! Die nächste und bedeutendste Station ist die Stadt Tanta mit berühmtem Wallfahrtsort, dem Begräbniß eines großen Beduinenscheikhs in der Moschee, und fast noch berühmtern Jahrmärkten, zu denen die Mehrzahl der Touristen, eine Masse Volks und alle Gaukler und Bajaderen (oft sollen es dieser allein an 10000) und mehr sein!) aus ganz Aegyptenland zusammenströmen. Gegen 3 Uhr überschreitet man auf steinerner Brücke den Damiettearm des Nil bei dem Dorfe Benha, in dessen Nähe sich einsam und verlassen das weiße Serai (Wohnhaus, Schloß) zeigt, worin Abbas-Pascha im Jahre 1854 seinen Tod fand — wie der Volksmund sagt, durch ein paar Mamlukes, welche, ihm vom Großherrn kurz zuvor aus Stambul zum Geschenk gesandt, ihn in den Kissen seines Bettes — erstickten; so hat jeder Schritt breit Erde hier seine grause Geschichte und düstere Schatten erwerbeter Sultane und Paschas schweifen unter diesem heitern Himmel einher! Und mehr als dies! Auch ganze Menschenhekatomben wurden wieder den Herrschenden geschlachtet; und erstickte Achmed-Pascha bei Kafr-Zajat im Nil, Abbas-Pascha bei Benha in weichen Kissen, so sind Tausende der Fronarbeit des Mahmudiehkanals zum Opfer gefallen und die Citadelle von Kairo sah die Niedermetzelung der Mamlukes: — und das alles im 19. Jahrhundert! . . Von Benha soll eine Zweigbahn nordöstlich nach der Stadt Zagazig, dem Mittelpunkte der Baumwolldistricte, geführt werden. In der Landschaft westlich von Benha, dem heutigen Wadi (Thal) Tumilat, haben wir uns auch das alte Land Gosen der Kinder Israel vorzustellen und in diesem Gau lagen auch die beiden Städte, bei deren Erbauung die Juden so harte Dienste leisten mußten: westlich Pithom, östlich Ramses. Es macht doch einen eigenen Eindruck, durch dieses mit unsern ältesten geschichtlichen Vorstellungen verwachsene Land heute in gepolsterten Waggons, auf dampfbefahrener Eisenstraße dahinzugleiten, den schrillen Pfiff der Locomotive über diese Fluren ertönen zu hören! Und nun folgt Ueberraschung auf Ueberraschung, unsere Phantasie wird Schlag auf Schlag von den gewaltigsten Aufregungen in mächtige Schwingungen gesetzt. Da weist uns zunächst der Conducteur vor uns im Linken fern am Horizont auftauchende bläuliche Höhenräume, welche die Ebene einrahmen und, wo sie näher ins Licht treten, eine scharf gelbliche Farbe zeigen — die Wüste! Es ist gewiß immer ein bedeutender Augenblick, wenn der Mensch nun endlich in Wirklichkeit vor sich sieht, wovon seine Seele lange geträumt, wonach sie lange gedürstet. Also die Wüste! . . . Aber das war doch noch ein ganz anderer Augenblick, der mir bald darauf, gegen die dritte Nachmittagsstunde (wie vergißt man so etwas!) durch das entgegengesetzte Wagenfenster den ersten Anblick der Pyramiden bot! Ich glaube, dieser erhabene Moment könnte selbst dem blasirtesten Geiste noch eine bedeutende Aufregung abdecken, dem nüchternsten Philister die Pulse rascher kloben machen! Und nun gar einem, dessen Pulsschläge im gewöhnlichen Leben schon über pari schlagen! . . .

*) Die kleinere Brücke, welche im Juni 1866 fertig werden sollte, wird als eine der bewundernswürdigsten Schöpfungen der neuern Baukunst genannt.

Eliza.

Zehn Nähterinnen ſitzen drei Monate und arbeiten an meinem Brautſtaat und meiner Ausſteuer. Sind die Kleider da, wär' es ja lächerlich, wenn die Braut fehlte.

Lettice.

Du nimmſt meinen Bruder alſo nur wegen der Ausſteuer?

Eliza.

Liebe Lettice, — weshalb — nimmt er mich denn?

Frau Thompſon.

Eliza! Was für ein Geſchwätz? Einmal für Allemal! — Die Schleife ein wenig höher.

Eliza.

Beurtheile mich nicht nach Dir, Lettice, Du ſcheinſt allerdings nicht überzeugt von meines Bruders Liebe.

Lettice.

In acht Tagen Hochzeit! Hat man da noch Muße, ſich darüber Geſtändniſſe zu machen! Ich muß Dir aber ſagen, liebe Eliza, daß ich gar nicht wüßte, wodurch Du Dir das Vorrecht erworben hätteſt, ſonderbar zu ſein.

Eliza.

Wie ſo?

Da standen, noch in meilenweiter Entfernung vor uns, bald auf Augenblicke verschwindend, um in den nächsten, wieder nur um so gewaltiger vor uns zu treten, die beiden Riesen-Steinkolosse, die größten Werke, welche je die Menschenhand gethürmt: die Pyramiden des Cheops und des Chephrenus, in starrer, steinerner Objectivität vor uns da! Sich haarscharf in ihren mathematischen Formen, dunkelblau wie ein Gebirge, am hellern Himmelsgewölbe abzeichnend, das auf ihnen zu ruhen schien, verliefen die ungeheuern Körper mit ihren sich angelehnten Seiten ineinander wie in einer Maße, die nach oben sich in die beiden Spitzen auszackend gipfelte. Fast wie ein riesiges, umgekehrtes lateinisches M präsentirten sich so die beiden Gisch-Pyramiden oder, wenn ihr wollt, wie zwei gewaltige, fabelhafte Zelte. Wer könnte diese äußersten Mark- und Grenzsteine des Menschengeschlechts, diese gigantischen Initialen, welche das erste Kapitel seiner Geschichte zieren, sehen, ohne einen jener sinnverwirrenden Wirbel der Empfindungen in seiner Brust kreisen zu fühlen, der für Augenblicke unsere ganze übrige Gedankenwelt in seine Strudel begräbt! Was da, in Schnellschrift des Geistes und wie an unsichtbarem Telegraphendrahte, zwischen dem Gegenstand und unserer ihn widerspiegelnden Seele innerhalb Secunden hin- und herflitzt, würde man in dicken Büchern nicht auszuschreiben vermögen . . Der schönste Anblick des Pyramidenpaars gibt sich uns von der letzten Station — dem Orte Kaljub. Und nun fangen wir an, an den lautern Schlägen unsers Herzens die Minuten abzuzählen, die uns noch von Kairo trennen! Von beiden Seiten treten jetzt die Wüstenberge näher, denn das Ziel unserer Reise ist zugleich gewissermaßen die obere Spitze des Deltadreiecks, welches die Nilarme bilden, die Wüsten am äußersten Rande zu beiden Seiten begrenzen. Und ragt hoch zur Rechten auf dem Wüstenplateau von Gisch das uralte Wahrzeichen Aegyptens, die Pyramiden, so winkt uns jetzt, schon näher zur Linken, das junge Wahrzeichen der Khalifenstadt: auf dem äußersten westlichen Vorsprung des Mokattambergzugs, der sich östlich der Stadt weit in die Arabische Wüste hineinzieht, die Citadelle von Kairo, und diese krönend die prachtvolle Alabastermoschee Mehemed-Ali's, das Riesenmausoleum des gewaltigen Mannes, der solange über diesem Lande in despotischer Unbeschränktheit geherrscht! Ein unbeschreiblicher, ein wirklich märchenhafter Anblick, die gewaltige Kuppel mit den sie noch hoch überragenden beiden Minarets, dir, schlank und spitz wie Nadeln, weiß wie zwei ungeheurere Wachsfackeln, so gleichsam in den Himmel hineinschießen, und das ganze Bild so blau und zart wie Duft in Luft gemalt wie eine entzückende Fata-Morgana der Phantasie, die nach solchen Vorspielen über kühnsten Wunderträume nun glaubt alle verwirklicht sehen zu müssen in der Stadt, von der schon Scheherezades Mund erzählte und die nun am Fuß des Mokattam mit ihren hundert Minarets aus dem Grunde vor uns aufsteigt! Durch Akazienhaine fliegt der Zug seine letzten Gleise dahin, unserer aufs höchste gesteigerten Erwartung zu langsam und doch wieder uns zu schnell, die wir diese köstlichen Augenblicke so recht von Grund aus durchkosten möchten, um sie für alle Zeit bleibend zu festigen in unserer Erinnerung! Und nun — sind wir in Kairo! . . .

Das Gabriolet unsers Hotels nimmt uns auf und im Fluge geht's über einen staubigen, von Jahrmarktgewühl, Kamelen, Gsein erfüllten freien Platz durch das „Eiserne Thor" zum Weichbild der Stadt herein, an hohen Gartenmauern und Landhäusern vorüber, über den Esbekiehplatz in die eigentliche Stadt. Ein kaleidoskopisches Gewimmel erfüllt wie ein ungeheurer Mummenschanz unser Auge, ein Gewimmel, aus dessen unbeschreiblich buntem Farbenspiel nur noch sehr vereinzelt die Tracht des Europäers auftaucht. So wenig unsere Seele auch vermag, aus diesem Gewühl einzelne Bilder herauszuziehen und festzuhalten — das eine sagt uns doch der erste es widerspiegelnde Blick: Du bist über die Schwelle des Morgenlands getreten! Du bist im Lande des Halbmonds, des Turbans! . . . Konstantinopel und Smyrna sind nur halber Orient, gemischt mit allerhand europäischen Zuthaten; aber Kairo, beim Himmel, das ist ganzer, das ist Groß-Orient!

Wenn persische Dichter die „Brust von Iran", Khorassan, „die Muschel" — und Herat „die Perle der Welt" nennen, so schmücken arabische Sänger Kairo mit dem noch größern Namen der „Mutter der Welt" (Omm-el-dunja). Und wenn Fürst Pückler Bd. I., S. 151 seines Buches „Aus Mehemed-Ali's Reich" statt dessen von dem Beinamen „Meer der Welt" berichtet, so ist dies eben ein weiterer Beleg für die längst feststehende Thatsache, wie flüchtig oft die geistreichsten Touristen über Land und Leute aus andern Zonen plaudern und wie vorsichtig der Leser

leiche Plaudereien aufzunehmen hat. Besonders aber die Bücher über den Orient wimmeln von solchen Missverständnissen und ich hatte Gelegenheit, selbst in sehr anerkannten Werken dergleichen nicht wenige zu finden *) Jenes Pückler'sche Missverständniß aber erklärte ich mir nach kurzem Nachdenken einfach so: Irgendein Dragoman oder Sonstwer sagte ihm auf Französisch, Kairo führe bei den Arabern den Beinamen „La mère du monde", der „Verstorbene" aber verstand und nannte „La mer du monde!" . . Nach der jüdischen Ueberlieferung ist Cham (Ham), der Sohn Noah's, der Stammvater der südlichen Völker mit dunkler Farbe (Cham heißt der Schwarze, von der Sonne Verbrannte); der Aegypter, Aethiopier und Libyer. Er gab dem Lande seinen eigenen Namen, Kemi **), d. h. „das Schwarze" — nämlich Erdreich, im Gegensatz zur gelben Wüste. Das griechische „Aegypten" scheint mit dem ältesten Namen, womit sich das Volk selbst nannte, „Gupto", zusammenzuhängen; aus „Gupti, Kupti" entstand dann „Koptos", die Türken aber nennen Aegypten noch heute „Gipto". Die Israeliten hießen das Land nach einem der Söhne Cham's „Mizraim", wie es in dem hebräischen Urtext der Bibel nie anders genannt wird, obschon Luther „Aegypten" übersetzt; aus der Stammwurzel des Wortes blieb dann Mizr, Misr für den spätern Namen des Landes, woraus Masr entstand, wie die heutigen Araber sowol das Land als seine Hauptstadt, Kairo, benennen, gleichwie die Hauptstadt von Hannover auch Hannover, die von Marokko Marokko heißt. Als Bezeichnung der Stadt führt Masr den Beinamen „El Kahira", d. i. „die Siegreiche", woraus dann die Europäer „Kairo" machten, was jedoch Keiro und nicht mit obligatem i zu sprechen ist, wie in Deutschland vielfach geschieht; die Franzosen sagen: „Le Caire".

*) Nie durchaus original und zuverlässig sind nur zu empfehlen die beiden englischen Werke (die Engländer beobachten durchweg gut!): William Lane, „Sitten und Gebräuche der heutigen Aegypter" (deutsch, Leipzig, Dol'sche Buchhandlung), und „Handbook for travellers in Egypt", von Gardener Wilkinson (London, Murray). Die Quintessenz daraus, vermehrt durch eine Fülle eigener Beobachtungen, gibt uns Moritz Busch in seinem „Handbuch für Aegypten" (Trieb, Lloyd, 1861).

**) Von diesem „Kemi" leitet man unser heutiges „Chemie" ab, im Sinne von „Schwarzkunst"; mit der arabischen Vorsilbe „Al" (Alchemie) wird es in alten Schriften ausdrücklich als „Aegyptische Kunst" bezeichnet.

Man erwarte in dem engen Rahmen dieser Blätter kein ins Detail gemaltes Bild von „Groß-Kairo!" Eher ließen sich Paris und London in kurzem schildern, denn dort pulsirt ja immerhin ein uns verwandtes Leben, die Grundlage ist fast die gleiche wie bei uns, die Voraussetzungen sind gegeben, das Charakteristische sind nur die einzelnen Abweichungen. Aber dort im fernen Osten ist ja alles anders! Da ist eine andere Zone, die der Palmen; ein anderer Himmel, ein ewig blauer; eine andere Menschenart, die semitische — und ein anderer Glaube, der an Mohammed den Propheten. Anders, ganz anders als an den Ufern des Rhein, der Seine und der Themse mußte sich das Leben gestalten im Land des Nil.

Da wäre wol viel zu erzählen; doch ich soll ja keine Gemälde geben, nur Skizzen!

Da habt ihr eine von Kairo! Wie eine Perle in der Muschel, so liegt es eingebettet zwischen Wüste und Wüste — hüben der Arabischen, drüben der Libyschen, dem westlichen Vorhof der großen Sahara. Kairo liegt am untern Ausgang des ägyptischen Nilthals in der Mitte zwischen dem Strom und den östlichen Ausläufern des Mokattam-Höhenzugs. Die äußern Umrisse der Stadt bilden ein ziemlich regelmäßiges längliches Rechteck, dessen beide Schmalseiten in einer ungefähren Ausdehnung von 2000 Meter annähernd genau nach Süd und Nord, dessen Längenseiten, etwa 3500 Meter ausgereckt, nach Ost und West blicken. Im Süden und Osten ist die Stadt von einem öden, baum- und strauchlosen Schutt- und Wüstenland begrenzt, dessen steinig-sandiger Boden vielfach zu Hügeln und selbst Bergen ansteigt. Vor den nördlichen Mauern streiten sich Wüste und Ackerland um die Herrschaft; letzteres zieht sich dann westlich um die Stadt herum, wo es sich als ein etwa 1500 Meter breiter Streifen voll der blühendsten Pflanzungen und Gärten (denn hier wirkt des Nil volle, alübefruchtende Kraft) zwischen Stadt und Strom legt. Verlängern wir die nördliche Stadtseite gen Westen bis zu jenem, so trifft diese Linie in das Herz von Bulak, der Hafenstadt von Kairo. Folgen wir von da der Richtung des Stroms etwa 5000 Meter aufwärts, so gelangen wir nach dem Dorfe Alt-Kairo, welches an der Stelle der ersten arabischen Niederlassung in Aegypten, des frühern Fostat, steht. Das längliche Rechteck der Grundfigur von Kairo hat indessen mehrere Vorsprünge und Ausbuchte;

so in der Südostecke der Stadt, da, wo der Mokattam mit seiner gelben, vertrockneten Zunge an dieselbe heranleckt und auf seiner äußersten Erhöhung die Citadelle mit der Moschee Mehemed-Ali's trägt. Im Winkel zieht sich dann das gelbe Kalkgebirge gen Osten noch weit in die arabische Wüste hinein, gen Süden noch mehrere Tagereisen den Nil hinauf, immer noch den Namen des Mokattam tragend.

Vor den östlichen und südöstlichen Thoren der Stadt ragen, theilweise schon im Bereich der Wüste, die grandiosen Begräbnißstätten der Mamlukensultane mit ihren Kuppeln in die Luft, ziehen sich die weiten, elenden Todtenreviere des heutigen Geschlechts, versteht sich, des arabischen, an der Erde hin. Die Stadt ist noch von alters her mit Mauern umgürtet, deren Thore zur Nachtzeit geschlossen werden; ebenso die Thore, welche die einzelnen Stadtviertel voneinander scheiden. Es gibt ein fränkisches, koptisches, griechisches, jüdisches und arabisches Quartier; letzteres nimmt die südlichen zwei Drittel von Kairo ein, in das dritte, nördliche Drittel, theilen sich die übrigen. Nur der Franke, der für seine Neigungen einzig die Schranke des eigenen Willens anerkennt, erachtet sich nicht an bestimmte traditionelle Quartiere gefesselt, baut sich vor und in der Stadt an, wo und wie es ihm gefällt, wenngleich, wie bereits bemerkt, es in Kairo so gut als in andern Städten des Ostens ein Frankenviertel par excellence gibt. Dies verräth sich dem Ankömmling denn auch sofort auf den ersten Blick. Vor der Esbekieh, kurzweg Esbekih genannt, in die innere Stadt einbiegend, öffnet sich vor dem Fremden alsbald eine durchschnittlich 15 Schritt, also nach orientalischen Begriffen sehr breite Straße, die in 1800 Meter langer, gerader Linie die belebtesten Stadttheile schneidet und so selbst zur Hauptschlagader des öffentlichen Verkehrs wird. Zahlreiche Seitengassen und unzählige Gäßchen und Durchgänge führen von ihr ab; rechts in den oben als arabisch bezeichneten, links in die übrigen Stadttheile, welche sich jedoch in Aeußern durch nichts von jenem unterscheiden. Nur die gedachte große Hauptstraße zeigt an vorwiegend europäisches Gepräge bezüglich ihrer geradlinigen Häuserfronten mit unvergitterten Glasfenstern und zahlreichen hölzernen Balcons, wogegen sich das südliche Naturell wieder nicht verleugnen kann in den behufs der Schattengebung und des Raumgewinnes stark herausgerückten obern Etagen, und der über der höchsten Fensterreihe nochmals weit vorspringenden bogenartigen Ausschweifung, die vereint bewirken, daß der oben offen bleibende Streifen Himmel kaum halb so breit ist als die Straße unten, was in der heißen Jahreszeit, wo die engern Gassen mit Tüchern und Matten vielfach überspannt werden, doch einigermaßen auch hier Schutz gegen die versengende Sonne Aegyptens leihe. Diese große Straße nennt sich nach dem betreffenden Stadtviertel die „Muski-Straße"; ihre zweite, neuere Hälfte wol auch die „Neue Straße"; beide zusammen durchschneiden fast zwei Drittel der ganzen Tiefe der Stadt. Gepflastert sind sie indessen so wenig wie irgendeine andere Straße in einer Stadt Aegyptens, was dem Gewühl von Menschen, Vieh und Wagen, das hier beständig hin- und herflutet, ein leises, fast geisterhaftes Auftreten gibt. Schmutz hat darum indessen der (locus a non lucendo) „Pflastertreter" hier doch nicht zu fürchten, denn fürs erste regnet es in Kairo so gut wie nie und andererseits wird der Staub durch fortwährende reichliche Besprengungen mit Wasser im Keim ertödtet. Die Muski- und die Neue Straße zeigen in den Erdgeschossen ihrer Häuser Laden an Laden, oft zwar statt mit einer Glasthür der Eingang nur mit einem luftigen Netz geschlossen, dahinter aber theilweise glänzende Magazine mit abendländischen Mode- und Luxusstoffen, theilweise wieder Verkaufshallen mit den mehr nothwendigen als eleganten Bedürfnissen des Lebens. Stellenweise verengen die Buden reihen griechischer und arabischer Boutiken (jene meist mit Liqueuren und Stearinlichtern handelnd) die Passage bis zur Hälfte der Straßenbreite und in der Strada nuova hat in den Parterren der Häuser vorzugsweise der Handwerkerstand, besonders die europäischen Schuster und arabischen Kesselschmiede, schon auf gut orientalisch seine Stätte aufgeschlagen, d. h. Laden und Werkstatt in einen und denselben kleinen Raum zusammengedrängt. Am Ende der Neuen Straße angelangt, stehen wir an der Schwelle der eigentlichen Bazare, die sich von hier ab nach allen Richtungen verzweigen. Doch sie noch zu betreten, ist für heute zu spät; denn schon neigt sich der Tag seinem Ende zu; der melancholische Ruf des Muezzin verkündete längst von der Galerie der Minarets herab, daß die Sonne hinter die Pyramiden von Gizeh gesunken. Die Bazare sind geschlossen, der Feierabend angebrochen und die bunte Welt der Märchenstadt strömt hinaus zur

Esbekieh, dem großen Promenadenplatz von Kairo, dem Gorso der fränkisch-kairotischen beau monde, dem abendlichen Sammelplatz Hunderter von Kaffanträgern sowie fast aller Söhne des Abendlandes, welche die Saracenenstadt beherbergt. Hier werden nun erst die rechten Märchen in Scene gesetzt! Welch buntes Gewühl langgewandeter Gestalten in den abendlich dunkeln Laubgängen! Wie das schwirrt und wogt! Du aber, Fremdling, sitzest mit den Männern deines Stammes unter einer Bohnenlaube, der Tschibuk und die Wasserpfeife glühen, ein Glas Scherbet, Mastix, Rosenwasser oder Orgeade kühlt deinen lechzenden Gaumen; erfrischend senkt sich eine ägyptische Nacht auf die segenreiche Kahira nieder, die Mutter der Welt. Akazie und Mimose entsenden berauschende Düfte; aus der immergrünen Tamariske, des Osiris heiligem Baum, flötet eine Nachtigall ihr schmelzendes Lied. Osiris und Isis sind todt, seit Jahrtausenden. Aber du, du lebst, du athmest und das hast du tiefer nie empfunden als eben jetzt! Mit vollen Zügen saugst du diese entzückende Luft ein. Dort über der einsam ragenden Palme steigt die goldene Mondsichel empor und solchen Sternenhimmel, von dem herab aus dem Bilde des Schiffes Argo der Kanopus auf dich niederglänzt, hat dein Auge nie erblickt. Eine Nacht — aus „Tausendundeiner"! Das Tambourin klingt durch die Bäume, Märchenerzähler umdrängen dich. Du verstehst ihre Sprache nicht, aber was thut's? Ist doch alles ein Märchen, was dich umgibt! Da streift dich der feurig-begehrliche Blick einer Gestalt in farbigen Gewändern. „Und wer bist du?" „Bajadere!" . . Aber dich lockt nicht der Blick der Odaliske; sie hat keine Macht über dich, denn du denkst jetzt an ein anderes liebes Augenpaar — daheim — fern — fern! Hat sie dir nicht Treue gelobt beim Abschied — und du ihr? Ach, wäre sie jetzt noch bei dir — die Erde und die Himmel hätten den letzten deiner Wünsche erfüllt!

Die Esbekieh, jener große viereckige, jedoch nach der östlichen Spitze zu abgerundete Platz, der von hochragenden Akazien und Platanen beschattet, von vielfachen Wegen, die mit Myrtenhecken eingefaßt sind und deren eine Anzahl von dem Rondel des Mittelpunktes sternförmig ausgeht, durchschnitten ist — dieser Platz ist für Kairo genau das, was für Venedig der Marcusplatz, der Lieblingsaufenthalt der Bummler und Flaneurs, der Sammel- und Brennpunkt der eleganten Welt sowie der arabischen Gaukler und Bänkelsänger, das Herz des kairotischen Lebens, dessen Hauptschlagader die Muskistraße ist. Und wenn der durchreisende Ueberlandpassagier nichts von Kairo gesehen hätte — drei Dinge hat er gewiß gesehen: die Citadelle am jenseitigen Ende der Stadt; die Esbekieh am diesseitigen und über dem Nil drüben die Pyramiden. Eine breite Fahrstraße läuft um den ganzen zur Zeit der Nilüberschwemmung übrigens in eine See verwandelten Platz herum, jenseits deren sich auf der nördlichen Seite das Koptenviertel breitet, an das sich nach Südost herum andere Stadttheile anschließen, während die westliche Seite mehr ins Freie blickt und gerade aus ihrer Mitte ziemlich rechtwinkelig die baumbepflanzte Straße abspringt, welche nach Bulak führt. Einige der größten, ziemlich comfortable eingerichteten kairoer Hotels, verschiedene Consulate sowie mehrere, meist unbewohnte Paläste ägyptischer Paschas liegen in dieser Umgebung des Platzes; so, dicht an der Bulaker Straße, der verschleierte Serai Nuzzle-Hanem's, einer durch ihre sinnlichen Ausschweifungen berüchtigten, jetzt alt gewordenen Dame aus dem regierenden Hause —, von welchem Gebäude ähnliche düstere Sagen im Munde des Volks gehen wie von dem jetzt abgebrochenen Tour de Nesle am Seineufer zu Paris, indem es in frühern Tagen der Schauplatz vieler Morde gewesen sein soll, die dort an schönen jungen Franken begangen worden, die man Morgens getödtet, nachdem man sie abends zuvor hineingelockt, und sie die Nacht über zur Verfügung jener orientalischen Margarethe von Burgund, jenes weiblichen Sultan Scherbanu, gewesen. Was Wahres daran, weiß ich nicht; wahr ist aber jedenfalls ein anderer Mord, der dicht nebenan, auf der Terrasse von Shepheard's Hotel, dem glänzendsten und theuersten Kairos, und meist von Engländern besucht, am 14. Juni 1800 von der Hand eines fanatischen Moslem, des Aleppiners Suleiman, an General Kleber begangen wurde.*) Noch eine andere Erinnerung an die französische Occupation birgt die Enceinte der Esbekieh: jenes Haus von braunrother Farbe

*) Am selbigen Tage fiel zu Marengo Kleber's langjähriger Waffengefährte Desaix. Thiers nennt Kleber „le plus bel homme de l'armée".

nächst dem Hotel d'Orient, dem viel von Deutschen frequentirten Gasthofe, wurde eine Zeit lang von Bonaparte bewohnt und soll er auch die schöne Palme, welche sich so malerisch hinter der äußern Umfassungsmauer erhebt, mit eigener Hand gepflanzt haben.

Stürzen wir uns jetzt einmal in das bunte, unbeschreibliche Gewühl der Muski oder besser, nehmen wir dort vor Dattelbaum's (eines Deutschen — vielleicht pseudonym!) Kaffeehaus Platz bei einer Schale trefflicher Chokolade oder unverfälschten Mokkas und lassen wir die Märchenkarawane des kairotischen Straßenlebens vor uns Revue passiren. Und, beim Barte des Propheten! Ihr werdet da binnen eines halben Tags genug sehen, ein halbes Leben lang davon zu erzählen! Wie in einem tollen Mummenschanz, einem Nationencarneval drängt und treibt sich das an euerm Auge vorüber, und noch dazu, wie ich euch schon sagte, auf unbordbaren Sohlen, wenn gleich unter unendlichem Gekrächz und Gekreisch in den unmelodischen, krapenden und räuspernden Kehllauten der semitischen Völkerstimme; denn diese ist hier durchaus obligat.

Da ist wirkliche, greifbare Tausendundeine Nacht! Wasserträger schreiten gebückt und keuchend unter der Last ihres zum Platzen gefüllten Ziegenschlauchs und versorgen ihre Abonnenten in den Häusern mit Nilwasser (denn es gibt hier kein anderes) frischester Füllung, von Bulak eben hereingebracht. Wasser- und Scherbetverkäufer klingen und klappern mit ihren blanken Messingschalen, worin sie dir den erfrischenden Trunk aus ihrem Schlauche oder Thonkruge auf offener Gasse verzapfen — nun, „Klappern gehört zum Handwerk", und fortwährendes Ausrufen der Waare auch, ebenfalls meist mit erbaulichen, frommen oder poetischen Sprüchen verbrämt, denn so will es die phantasievolle Art des Orientalen. Und ebenfalls klappernd — mit seinem Geld äßt der Wechsler, das Brot, welches ihm als Jahlitisch dient auf den Knieen, an den Straßenecken; Kuchen- und Pastetenbäcker, Konfekt-, Marzipan- und Syruphändler halten feil, Pfeifenreiniger bieten dir ihre Dienste an; besoldete Wassersprenger sind in beständiger Thätigkeit, den Staub des Erdbodens zu leichen. Die gewöhnliche Tracht aller dieser den untern Ständen des Volks angehörigen Leute ist ein hellblaues, hemdartiges Gewand, dessen weite Aermel bis über den Ellbogen aufgeschlagen werden und das bis ans Knie hinabreicht, von wo ab die Beine nackt sind, indessen die Füße in Pantoffeln von gelbem Leder stecken; der Turban ist meist von weißer Farbe; ist er grün, so deutet das auf einen Nachkommen des Propheten oder „Scherif", deren sich unter den höchsten und niedersten Volksklassen finden und welche in besonderm Ansehen stehen. Der ägyptische Bauer (Fellah) trägt ein viel weiteres und längeres Gewand aus dunkelblauem oder braunem Jeug und statt des Turbans eine niedere, fesartige Filzkappe. Das Costüm der Männer aus den mittlern und höhern Ständen ist der hemdartige Kaftan, darüber eine breite Schärpe als Gurtel, und ein schlafrockartiges, tuchenes Gewand als Oberkleid; dieses alles je nach Stand und Reichthum feiner oder gröber, der Kaftan meist von buntem Stoff und oft von Seide. Auch in dieser Sphäre ist der weiße Turban, der stets über dem rothen Fes oder Tarbusch getragen wird, vorherrschend, doch finden sich auch hochrothe, violette u. s. w.; der dunkelblaue und schwarze aber bezeichnet einen Kopten oder Juden, die sich im übrigen fast gar nicht von den Bekennern des Islam unterscheiden; und da viele Kopten in Aegypten wegen ihrer bessern Schulkenntnisse als Secretäre und Rechnungsbeamte angestellt sind oder wol auch als öffentliche Schreiber fungiren, so sieht man sie meist noch mit einem andern Abzeichen ausgestattet, mit dem meistungenen Schreibköcher im Gurtel. Die orientalische Tracht der Europäer, sowol der Franken als der Türken (in deren Händen ja die oberste Regierungsgewalt dieses Landes und die höchsten Würden sind), ist jedoch eine von der beschriebenen arabischen sehr abweichende; nämlich eine reichverschnürte Jacke und Weste, eine weite, bis übers Knie herabfallende Pluderhose und Gamaschen — alles vom selben Stoff, meist braunem oder feenblumenblauem Tuch; daran schließt sich nach oben das türkische (runde) Fes (im Gegensatz zum arabischen, cylinderförmigen Tarbusch), nach unten der Schuh vom glänzendsten Juchleder — und in der Mitte wird die Taille gegürtet durch einen buntseidenen Gurtelshawl aus Aleppo oder Bagdad, und ebendaher kam auch die farbenreiche Kufiya, jenes schnürenbesetzte Tuch, welches sich so malerisch um Kopf und Hals schlagen läßt. In dem unbeschreiblich bunten Gewühl des Muskilebens bilden die plumpen Figuren der orientalischen Weiber in ihren meist eintönigen Costümen einen sonderbaren Contrast. Die Frau der bessern

Stände zeigt sich auf der Straße in einem sie total verhüllenden Ueberwurf von schwarzer Seide, der nichts sichtbar werden läßt als den Gesichtsschleier, einen langen und schmalen Streifen weißen Musselins, der, unterhalb der Augen beginnend, bis auf die Füße herabwallt, welche ihrerseits in weite, unförmliche Schnabelpantoffeln von gelbem Saffian gesteckt sind; man kann sich unmöglich etwas Ungraziöseres vorstellen als jene schwerfälligen, klumpenförmigen Massen, wie sie so über die Straßen dahinhumpeln oder rittlings, mit hochaufgenommenem Bügel in häßlich kauernder Stellung zu Esel sitzend, sich fortbewegen, und wenn je der fränkische Mann sich geneigt fühlt, die Religion Mohammed's anzuklagen, so gewiß hier — wo sie ihm die im jugendlichen Alter so reizenden Gestalten der Orientalinnen verhüllt — verhüllt bis zum Augenpaar, das denn freilich wie aus verdeckter Batterie oft genug feurige und verlangende Blicke dem Wehrlosen im Vorüberstreifen zuschießt. . . Diese düstern, schwarz-weißen, verhüllten Erscheinungen gemahnen uns fast wie ebenso viel verkappte Sendlinge des weiland spanischen Inquisitionstribunals oder wie weibliche Genossen einer Bruderschaft Della morte! Das sind die Frauen der vornehmen Klasse, die Damen aus den Haremsdes Paschas und Reichen; Jungfrauen von gutem Hause tragen statt des schwarzen einen Ueberwurf von weißer Seide, weniger vermögende Frauen oder Dienerinnen von weißem oder blauweiß gewürfeltem Calico; die ganz armen Frauen und Fellahweiber tragen ein grob dunkelblaues Gewand und schwarzen Gesichtsschleier (wenn überhaupt einen) und ein auffallend buntes Gewand kennzeichnet die öffentliche Dirne. Das Bauernweib und die Frau der niedern Stände halten es für weit nothwendiger, den Ober- und Hinterkopf bedeckt zu tragen als das Gesicht, und weit nothwendiger wiederum dieses zu verhüllen als viele andere Theile des Körpers, z. B. den in spätern Jahren doch gar zu mächtig hervorquellenden Busen. Dafür schmückt sie sich mit möglichst vielen Ohrringen und Fußspangen, Hals- und Armbändern aus Messing und Tombak; ja nicht selten hängt auch ein Nasenring über ihre Lippen herab, die sie sich wol auch blau färben, wie sie denn oft auch blaue Figuren auf der innern Seite ihres Unterarms zur Schau tragen.

Und nun, o Leser, denke dir dies unsägliche Gewühl aus Hunderten solcher Gestalten wie die geschilderten; und dazwischen wildblickende Arnauten und würdevolle Kawassen (Polizei- und Consularsoldaten) mit langem blondem Haar und grausem Schnurrbart, jene mit Rohrflinten, schmuziger Fustanella und einem ganzen Arsenal von Pistolen und Messern im Gürtel — diese im obenskizzirten franco-orientalischen Costüm, den Krummsäbel zur Seite und den Consularstab in der Hand; Gestalten im braunen Burnus und zahme Beduinen, in ein einziges, zerlumptes und schmuziges Stück einst weißen Wollenzeugs geschlagen; stattliche, schmucke Griechen, schlaublickende Armenier, zuweilen ein Perser mit hoher, oben eingedrückter Zuckerhutmütze von schwarzem Lammfell und dem seidenen Kaftan von schwefelgelber Farbe, welche dies heitere Volk so liebt; — lange, hagere, stets frösteln de Eunuchengestalten in schlotternder Pumphose und Jacke, jenes ekle, verstümmelte Geschlecht mit dem ewig grinsenden, zähnefletschenden Negergesicht; protestantische Missionare in schwarzem Rock mit weißer Halsbinde; griechische Popen mit langwallenden Bärten; englische Ostindiapassagiere, zur Wüstenreise mit dem Filzhelm und dem blauen oder grünen Schleier daran geräustet; Soldaten im blauen Waffenrock oder weißer Zwillichuniform; Bauernweiber, ein kleines nacktes, vielleicht grindköpfiges Kind rittlings auf der Schulter oder, wie Rebekka, einen Thonkrug mit Wasser auf dem Kopf; Araber, oft selbzwei auf Einem Esel dahintrabend, das Tschibukrohr hinten aus Burnus oder Kaftan hervorragend; scheußliche Krüppelgestalten, mit welken Gliedmaßen oder Elephantiasis behaftet; Tänzer, Fechter, Gaukler und Zauberer, religiöse Schwärmer halbnackt mit langem wildem Haar auf unbedecktem Kopf (was außerdem hierzulande nie vorkommt!); betende, schlangenbändigende, skorpionenfressende Derwische mit der Filzmütze in Form eines abgestumpften Kegels; Blinde, von Sehenden geleitet, fromme Sprüche und Anrufungen auf den Lippen; kaffeebraune Berber, gelbe, bronze- und olivenfarbene Menschen, schwarze Abyssinier; zwischendurch sich drängend schneeweiß gekleidete Läufer, welche unter lautem Ruf: „Guarda! Guarda!" die Bahn brechen für die lautlos und blitzschnell hinterdreinfahrenden glänzenden Carrossen mit vornehmen, dichtverschleierten Haremsgestalten, oder für dicke Paschas und Beis auf reichgeschirrten Pferden vortrefflicher Rasse; Legionen von Eseljungen, sich und ihren Passagieren den Weg durch die Menge bahnend unter unaufhörlichem Ge-

ſchrei: „Schomâlak, ya*) Sidi!“ („Zur Linken, o Mann!“); „Jeminak, ya Sitti!“ (Zur Rechten, o Frau!“); Rigg'lak, ya Effendi!“ („Deine Füße, o Herr!“ — „Achte auf deine Füße!“ — „Sieh' nördlich!“); „Urrka!“ („Platz da!“) u. ſ. w. Und jetzt kommen gar ganze Züge und Aufzüge bei dir vorüber: Eine lange Kette beladener Kameele, eins hinter dem andern brüllend und ſchnaubend einherſchreitend, ſperrt eine ganze Zeit lang die Straßenübergänge. Dort kommt ein arabiſcher Leichenzug heran, von etwa einem halben Dutzend armer Männer, meiſtens Blinden, eröffnet, deren einige grüne Fahnen tragen und die in tiefen Tönen und trauriger, monotoner Melodie in einemfort das Glaubensbekenntniß ſingen: „La ilâ' aha illâ' Allah, Mochammed rasûl l'Allah!“ u. ſ. w. („Es gibt keinen Gott außer Gott; Mohammed iſt Gottes Geſandter!“); ihnen folgen einige männliche Anverwandte und Freunde des Verſtorbenen und mehrere Knaben, welche mit höherer Stimme und in lebhafterm Tempo Verſe ſingen, die das Weltgericht ſchildern; dann kommt die Bahre, von Freunden des Verſtorbenen abwechſelnd getragen — ein roher, offener Kaſten, nur von einem Tuche bedeckt, das oft die Umriſſe des (mit dem Kopfe voran) darunterliegenden Leichnams hervortreten läßt, der, am Begräbnißplatz angelangt, ohne Sarg der Gruft übergeben wird; jenem ſelbſt folgen im Zuge die Frauen und Klageweiber, welche ihrem Schmerz (gegen das ausdrückliche Verbot des Propheten!) oft in den ohr- und herzzerreißendſten Jammertönen und den ſtärkſten Pantomimen Luft machen. Will es die Ironie des Zufalls, ſo kommt dem Leichenzug von der andern Seite ein Hochzeitszug in gleich langſamer Bewegung entgegen, vorausſchreitend Muſikanten mit Hoboen und kleinen Trommeln; Männer, die dich mit wohlriechenden Waſſern beſprengen, die Luft mit Aloeholz durchräuchern; hinter dieſen Frauen und Mädchen; dann, unter einem von vier Männern getragenen Baldachin aus nelkenrother, gelber oder roſa Seide, die vom Kopf bis zu den Füßen mit einem rothen Shawl verhüllte Braut, ihr zur Seite einige Verwandtinnen; den Schluß bildet eine weitere Anzahl von Muſikanten. Bei einem Brautzug von reichen Leuten iſt jeder, der ein abſonderliches Kunſtſtück weiß, ein willkommener Mitbeiſer für die öffentliche Beluſtigung; und ſo ſieht man oft den Aufzug von Fechtern, die im Gehen Scheinkämpfe aufführen, eröffnet, von Gauklern und Poſſenreißern belebt. Die eben geſchilderte Proceſſion geleitet die Braut nach dem Hauſe ihres Bräutigams; doch findet den Tag zuvor ein ganz ähnlicher Aufzug ſtatt, der die Braut nach dem Bade bringt, deſſen Abwaſchungen dem Vollzug der Ehe vorausgehen müſſen. Mit dieſem Zug zum Bade wird häufig ein anderer eigenthümlicher Aufzug in Verbindung gebracht, nämlich der, welcher der Beſchneidung eines Knaben vorherzugehen pflegt und den man, um ſich Koſten zu erſparen, meiſt im Anſchluß an einen Brautzug ins Werk richtet, ſo zwar, daß dann der Knabe mit ſeiner Begleitung den ganzen Aufzug anführt. Im Alter von ſechs bis acht Jahren wird an den ägyptiſchen Jungen die Circumciſion vollzogen. Bevor dieſe heilige Handlung (welche ſogar auch von einem großen Theil der chriſtlichen Kopten vorgenommen wird) ſtattfindet, wird der Gegenſtand derſelben in feierlichem Umzug durch die Straßen geführt. Der Knabe trägt bei dieſer Gelegenheit meiſt einen Turban von rothem Kaſimir, im übrigen aber das Hauskleid einer Dame, gewöhnlich von einer ſolchen zu dieſem Zweck entliehen und viel zu weit für den Kleinen. Dieſes Coſtüm ſucht man ſich ſo reich als nur möglich zu verſchaffen, um dadurch die Blicke und damit auch den „böſen“ Blick vom Geſicht des Knaben abzulenken, deſſen untern Theil er noch überdies durch ein vorgehaltenes Taſchentuch bedecken muß.*) Ein ebenfalls geliehenes, reich aufgeſchirrtes Pferd trägt den Knaben, manchmal auch deren zwei. Den Zug eröffnet gewöhnlich ein Diener des Barbiers, der die Operation vollzieht, mit ein paar Muſikanten. Der Kamulus des Barbiers

*) „Ja“ oder „Ja“ bedeutet den Vocativ, mit dem der Araber alle Anrufungen conſtruirt; dieſes ſowie das allgemeine „Ja“ der Anrede, ſelbſt gegenüber den höchſten Perſonen, gereicht der arabiſchen Sprache zur poetiſchen Zierde, die ſie übrigens mit mehreren andern Sprachen theilt.

*) Dieſer alte heidniſche Aberglaube vom Augenzauber oder Böſen Blick iſt noch heute bei allen ſüdlichen Völkern, auch den chriſtlichen Europas (Griechen, Italienern), ſehr verbreitet; im Orient tragen ſogar Pferde und Kameele Amulete als Schutz gegen denſelben und ſeine Kraft ſucht man zu brechen, indem man ihn ſelbſt zu veranlaſſen ſtrebt, ſich, und zwar beſonders vom Angeſicht der Kinder, abzuwenden, was entweder durch die Pracht der Gewänder oder durch erſchreckende Erſcheinungen geſchieht. So ſieht man in Aegypten oft reichgekleidete, von Wohlgerüchen duftende Damen mit einem Kinde an der Hand über die Straße gehen, deſſen Erſcheinung mit einer gewiſſen Oſtentation verwahrloſt iſt und deſſen Geſicht von Schmutz und Grind ſtarrt.

trägt das Innungsabzeichen seines Herrn, eine Art hölzernen Schrank, auf dem Kopfe; das Pferd des Knaben führt ein Diener und hinter diesem gehen noch einige Weiber der Freund- und Verwandtschaft.

Und nun, mein Freund, vergegenwärtige dir die Totalität eines aus allen den leider aufgezählten Elementen zusammengewürfelten Jagens und Treibens, ein kunterbuntes Reden- und Durcheinander alles dessen, was ich nur im schleppenden Nacheinander an deiner Phantasie vorbeidefiliren lassen konnte! Multiplizire es noch einmal mit sich selbst, rechne hinzu die Hunderte von Turbanträgern, welche zur Zeit der alljährlichen großen Pilgerzüge nach Mekka die Straßen dieser Hauptstadt „bis zum Platzen" füllen! Addire ferner hinzu den unbeschreiblichen und unsäglichen Lärm brüllender Kameele und Esel, heulender Hunde, kreischender Kinder, zankender Menschen, die Ausrufe der Verkäufer, Bettler, Eselbuben und Läufer! Male dir darüber die reinste Luft, das blauste Himmelsgewölbe, kleide alles in die leuchtendsten, intensivsten Farben — und du hast den Schatten eines „Bilds des Bilds der Welt", wie sie in Kairo dir berauschend und verwirrend entgegentritt — in Kairo, der „Mutter der Welt!" Darum

Willst du leben
Meinen Lehren —

mußt du fliehen in den Bann von Kairo's Thoren! Und willst du einen Hauptschlüssel zum Verständniß der Bibel und — der „Tausendundeinen Nacht" erwerben, so mußt du ebenfalls gen Kairo pilgern, wo noch heute manche Gestalt im weitfaltigen Burnus wandelt, ehrfurchtgebietend wie Abraham, der Erzvater! Wo noch auf dem Felde Hirten weiden gleich denen des Alten Bundes, Mädchen „Krüge tragend wie Rebekka" schreiten und wo du in den Gassen Kairo's Derwische und Bettler, Kameeltreiber und Barbiere, Schwarze und Verschnittene, Wasserträger und Bettler und all die übrige Staffage und den ganzen Apparat studiren kannst — der Märchen Scheherezades!... Und willst du dir einen köstlichen Spaß machen, so rufe einmal: „Ya Mohamed!" oder: „Ya Fatme!" in dies Gewühl und es werden sich ihrer gewißlich ebenso viele nach dir umdrehen, als ob du „He da, Johann!" in eine Schar deutscher Hausknechte oder „Friedrich Wilhelm Schulze!" in eine königlich preußische Militärcompagnie gerufen hättest!

(Schluß in nächster Nummer.)

Der Stedinger Untergang.

Ein Bild aus Deutschlands Vorzeit

II.

Der erledigte erzbischöfliche Sitz in Bremen war Jahre hindurch Gegenstand eines heftigen Streits, der ganz Norddeutschland bewegte. Zwei Bewerber traten auf, beide gleich ehrgeizig, unruhig und kriegerisch: Waldemar, ein Prinz aus dem dänischen Königshause, und Gerhard, Graf von der Lippe. Ersterer war Bischof von Schleswig und Regent dieses Herzogthums gewesen, hatte dasselbe dann seinem gleichnamigen Verwandten, der später den dänischen Thron bestieg und unter dem Namen Waldemar der Sieger weit berühmt ward, überlassen müssen, war von seinem siegreichen Nebenbuhler lange in schwerer Haft gehalten worden und jetzt ein Verbannter. Von da an war sein Herz mit Haß und Rachegedanken gegen die glücklichere Linie seines Hauses erfüllt. Das bremer Kapitel, von ihm die Wiederherstellung der Oberherrlichkeit über die nordischen Kirchen erwartend, wählte ihn mit großer Stimmenmehrheit, aber Papst Innocenz III., damals mit dem Dänenkönig in gutem Vernehmen stehend, bestätigte die Wahl nicht und stellte den Grafen Gerhard von der Lippe als Gegen-Erzbischof auf. Doch Waldemar achtete auch des Papstes nicht; er strebte, sich mit Gewalt auf seinem Stuhle zu erhalten, suchte Hülfe bei den benachbarten Fürsten und verbündete sich mit den Stedingern, diesen „Feinden der Kirche", wie man sie bezeichnete.

Von nun an verging fast kein Jahr ohne blutige und verheerende Kämpfe zwischen den Stedingern und ihren Nachbarn, und nach der Sitte jener Zeit fing die Kirche an, denen, die ihr im Wege standen, Ketzerei vorzuwerfen, wozu das Bündniß mit dem gebannten Bischof Waldemar willkommenen Vorwand gab. Und allerdings schienen die Stedinger einigen Lehren angehangen zu haben, die sich von dem Katholicismus, wie er damals aufgefaßt wurde, in manchen Stücken entfernten; Lehren, denen ähnlich, um derentwillen zwei Jahrhunderte später Huß in Kostnitz verbrannt wurde und um derentwillen nach weitern hundert Jahren Luther sich bereit erklärte, verbrannt, zerrissen, zermartert und zerrieben zu werden.

Der Kampf wurde inzwischen von beiden Seiten mit gleicher Erbitterung und gleicher Grausamkeit geführt, aber ohne entscheidendes

Resultat. Die Burgen, welche nach der letzten Demüthigung der Stedinger erbaut waren, wurden im Jahre 1212 wieder zerstört, ohne Zweifel auf Anstiften des vertriebenen Waldemar. Aber dessen Sachen gingen allmählich rückwärts, er zog sich in das Dunkel des Klosters Lockum zurück und erlebte nur noch als siebzigjähriger Greis die Niederlage und den Sturz seines alten Feindes, des Dänenkönigs, Waldemar des Siegers.

Der Erzbischof Gerhard I starb 1219. Sein Nachfolger war Gerhard II., ebenfalls ein Graf von der Lippe, und es begreift sich, daß dieser alles aufbot, die seinem Vorgänger und Verwandten angethanen Beleidigungen zu rächen. Im Jahre 1230 war eine gewaltige Macht versammelt, an ihrer Spitze der Erzbischof selbst, sein Bruder Hermann von der Lippe und Graf Burchard von Oldenburg. Die Stedinger hatten einige Hülfstruppen vom Herzog Otto von Lüneburg erhalten ohne wesentlichen Nutzen. Am Tage vor Weihnachten kam es bei Hammelskamp zur Schlacht; die sinkende Sonne sah das bischöfliche Heer in wilder Verwirrung fliehen, Graf Hermann lag unter den Todten, aber es war der Stedinger letzter großer Sieg.

Jetzt wurde durch ganz Deutschland wider die mit dem Teufel im Bündniß stehenden Ketzer das Kreuz gepredigt. Nach allen Richtungen gegen Geistliche, völlige Sündenvergebung denen verheißend, die auch nur Einen Stedinger umbrächten. Besonders thätig aber war der Ketzermeister Konrad von Marburg. Die Beschuldigungen, die man gegen die Stedinger erhob, gingen sehr ins einzelne.

Es hieß, daß diese verdammten Ketzer dem Gott der Christen entsagt hätten, Dämonen und böse Geister anbeteten und sich Götzenbilder aus Wachs anfertigten. Die Aufnahme in ihren teuflischen Bund geschähe unter seltsamen und schrecklichen Ceremonien. Der Aufzunehmende werde in ihre Versammlung geführt, wo er eine Kröte erblicke, größer als eine Gans, die von sämmtlichen Anwesenden geküßt werde. Dem Eintretenden begegnet ein großer, sehr bleicher Mann mit ganz schwarzen Augen und so mager, daß er nur aus Haut und Knochen zu bestehen schiene. Diesen küßt der Novize und im Augenblick des Kusses vergißt er vollständig seinen katholischen Glauben. Es folgt ein gemeinsames Mahl, nach dessen Beendigung eine schwarze Katze hinter dem im Speisezimmer angebrachten Götzenbild hervorspringt. Der Aufzunehmende küßt dieselbe zuerst am Schwanz, darauf der Präsident der Versammlung, endlich von den Versammelten diejenigen, welche dessen für würdig erachtet werden; die nicht vollständig Eingeweihten empfangen nur den Kuß des Meisters. Alle Anwesende versprechen dem letztern Gehorsam, worauf man die Lichter auslöscht und allerlei widernatürliche Verbrechen ausübt. Um Ostern jedes Jahres empfangen sie den Leib des Herrn, behalten aber die Oblate nur so lange im Munde bis sie nach Hause kommen, wo sie dieselbe alsdann ausspeien. Dieselben Verbrecher behaupten, der Herr des Himmels habe den Lucifer ungerechterweise in den Abgrund der Hölle gestürzt, letzterer sei aber der wahre Schöpfer des Himmels und der Erde; er werde wiederkehren in seiner frühern Herrlichkeit und seine Gegner zermalmen. Durch ihn hofften auch sie zur ewigen Seligkeit zu gelangen. Zur Zeit sei er ihnen nur bei allerlei Zauberkünsten behülflich, durch welche sie solange der Uebermacht ihrer Nachbarn und den Waffen der heiligen Kirche Widerstand geleistet hätten.

Das waren die ungereimten Beschuldigungen, welche die Beflissen durch Deutschland verbreiten ließen, welche vom Papst Gregor IX. in einem an den Erzbischof von Mainz und den Bischof von Hildesheim im Juni 1233 gerichteten Schreiben anerkannt wurden und welche Glauben fanden. Konrad von Marburg ward nicht müde, sie zu wiederholen, und viele nahmen das Kreuz wider die ungläubigen Stedinger, einige ohne Zweifel wirklich getäuscht, andere, um dem beschwerlichern und gefahrvollern Zuge nach dem Heiligen Lande zu entgehen; noch andere in Hoffnung auf Beute in dem zu erobernden reichen Lande.

Schon im Jahre 1233 hat ein zahlreiches Heer in Osterstade ein unter Anführung des Grafen Burchard. Der Widerstand der Ostedinger ward am Tage Peter und Paul, am 29. Juni, niedergeschlagen, 400 Bauern wurden getödtet, dazu eine Menge Frauen, welche in den Reihen der Männer mitgekämpft hatten. Aber auch Graf Burchard war gefallen, neben ihm eine beträchtliche Anzahl seiner tapfersten Streiter. Das ganze Land im Osten der Weser ward geplündert, die Gefangenen als Ketzer verbrannt, die Ueberlebenden geriethen in harte Knechtschaft.

Der Angriff auf den Hauptstamm der Ste-

dinger, die westlich von der Weser wohnten, geschah im folgenden Jahre (1234). Die Führer der übergroßen Heerschar von Kreuzfahrern waren der Erzbischof Gerhard II., Heinrich, Herzog von Brabant, ein anderer Heinrich, Herzog von Oldenburg, der seines Bruders Tod zu rächen hatte, Florenz, Graf von Holland, Dietrich von der Mark und Dietrich von Kleve. Die Zahl der Angreifer betrug an 40000. Nicht den vierten Theil hatten die Stedinger ihnen entgegenzuziehen und darunter waren Greise, deren rüstige Jahre längst dahin waren, Knaben, kaum im Stande, die gewichtigen Streitärte zu heben, und zarte Frauen. Dennoch verzagten sie nicht. Mit begeisterten Worten erinnerten ihre Anführer, Volke von Bardenfleth, Thame von Huntorp und Detmar tom Dyk, sie an die Großthaten ihrer Väter und forderten sie auf, lieber als Männer umzukommen, als sich in die Knechtschaft ihrer raubgierigen Nachbarn zu begeben. Die Bauern schwuren, für die Vertheidigung ihres Landes und ihrer Freiheit zu sterben, und lösten ihr Wort.

Inzwischen bereiteten sich die Fürsten durch ein feierliches Hochamt im Dom zu Bremen zum Kampf wider die Ketzer vor; dann zog ein unabsehbares Heer von geharnischten Reitern aus der Stadt am linken Ufer der Weser hinab, eine Schar Mönche begleitete sie. Am Morgen des Sonnabend vor Rogate, am 27. Mai 1234, stießen sie auf das Heer der Stedinger, das bei Altenesch unweit der Stelle, wo die Ochtum sich in die Weser ergießt, in kreisförmiger Schlachtordnung aufgestellt war. Mit Mühe und großem Verlust bewerkstelligten die Kreuzfahrer den Uebergang über die Ochtum, dann stürmten die gepanzerten Ritter auf das Hauptcorps der Bauern, an deren heldenmüthiger Entschlossenheit ein Sturm nach dem andern abprallte. Der Herzog von Brabant wich zuerst, dann stürzte Graf Heinrich von Oldenburg mit dem Rosse und ward mit dem Schwerte erschlagen; frische Reisige drangen vor, den ganzen Tag schwankte die Schlacht. Endlich fiel Dietrich von Kleve, der die Ochtum weiter oberhalb passirt hatte, den Bauern in die Flanke und brachte die Entscheidung. Die Sieger wollten keine Gefangenen. Sechstausend Stedinger lagen auf dem Schlachtfelde, die Anführer und eine große Menge Frauen. Aber auch von den Kreuzfahrern waren viele todt, außer dem oldenburger Grafen Wilhelm von Egmont und Edelleute in großer Zahl. Graf Florenz von Holland kam in sein Vaterland zurück, fiel aber noch in demselben Jahre bei der Belagerung von Nimwegen.

Die spärlichen Ueberreste der Stedinger verschwanden unter ihren Nachbarn, bei denen sie Schutz suchten, oder unterwarfen sich den Siegern; ihr Name erscheint seit jenem Schreckensjahr in der Geschichte nicht wieder. Aber die Erinnerung an ihren Todeskampf ist nicht erloschen; noch zeigt man bei Warfleth die Stelle, wo man nach jenem blutigen Tage die Todten begrub; auf dem Schlachtfelde selbst hat man im Jahre 1834 am Jahrestage der Schlacht ein Denkmal errichtet; dauernder aber als auf diesem Stein glänzt der Name der Stedinger in der Geschichte der Volksstämme, die im Kampfe gegen Aberglauben und Tyrannei ihren Untergang fanden.

Für Feinschmecker.

Von Dr. Robbeln.

Zu den Wohlgenüssen der Tafel, die eine gütige Natur in so reicher Auswahl uns Menschen darbietet, gehört auch der unter dem Namen Champignon bekannte Schwamm oder Pilz (Agaricus campestris L.) welcher auf Triften, Wiesen und in Wäldern, zumal wenn die herbstlichen Tage nahen, häufig angetroffen, jedoch auch künstlich auf eigens dazu hergerichteten Treibbeeten gezogen wird. Sehr beliebt als Salat und Gemüse wie als Feinwürzen unserer Ragouts, Fricassées und Saucen, besitzen die Champignons neben diesen gaumenergötzenden Eigenschaften nicht minder aber auch ein bedeutendes Nährvermögen, das ihrem Gehalte an Stickstoff beizumessen, der in den besten eben frisch aufgeschossenen Sorten so reichlich, daß sie in dieser Beziehung den reichsten Fleischspeisen gleichzuachten. Der Gourmand Nero, dem ihr Genuß über alles ging, nannte sie „das Fleisch der Götter".

Es gibt mehrere Arten eßbarer Schwämme. Als vorzüglich wohlschmeckende zeichnen sich aus: der Bärtling (Nasenschwamm, Stockschwamm, Dornschwamm, (Agaricus Mouceron Bull.), der Tannling oder Reizker (Agaricus deliciosus L.), der Herrenpilz (Boletus edulis L.) und der Steinpilz (Boletus crassipes.)

Aber man sei vorsichtig in der Auswahl, denn sie alle haben ihre mehr oder weniger giftigen Abarten, die sich zum Verwechseln ähnlich sehen, und verlasse sich nicht auf das bekannte Experiment der Köchinnen, die eine Zwiebel mit in

Lettice.

Sieh, mein Kind, bizarr ſein — auch dafür muß man — geboren werden.

Eliza.

Hochgeboren meinſt Du?

Lettice.

So etwas der Art. Du willſt, daß Alles über Dich lachen ſoll, willſt die Geſellſchaft blenden, drängſt Dich vor und vergißt, daß Du Urſache haſt, in den höhern Cirkeln nur durch Deine Brillanten aufzufallen.

Frau Thompſon.

Sehr gut, ſehr gut, liebe Tochter! Sagen Sie ihr, was ſich für die feine Welt ſchickt! Nimm an mir ein Beiſpiel, vorwitziges Kind! Heut Abend beim Herzog von Devonſhire wirſt Du finden, daß ich ganz ſtill ſitze, nur durch meine Stoffe glänze, und Witz und ähnliche Ueberflüſſigkeiten zu verrathen gänzlich verſchmähe.

Eliza.

Als Wachsfigur geh' ich nicht mit. Ich muß lachen, ſcherzen, mich zerſtreuen, die ganze Welt lächerlich finden. (Will ſich etwas von ihrem Schmuck abnehmen.) Gut, ſo bleib' ich hier —

Frau Thompſon (ſteht auf).

Trotziges Kind! Was kannſt Du Gott danken, daß

den Topf legen, die sich blau färben soll, wenn giftige darunter sind. Die Probe trügt, indem die Zwiebel keineswegs immer diese Färbung annimmt, wenn giftige Schwämme mit hineingethan sind. Ebenso wenig spricht für die Unschädlichkeit der Arten, wenn, worauf man sich auch wol zu verlassen pflegt, Würmer und Schnecken auf oder in den Schwämmen angetroffen werden, denn diese Thiere nähren sich ja vielfach von Stoffen, die für uns Menschen Gift sind. Verwechselt kann der Champignon leicht werden bei seinem Hervorkommen mit dem jungen giftigen Bovist (Lycoperdon Bovista L.), der indessen beim Durchschneiden keine Blätterchen oder Lamellen zeigt, sowie bei weiterer Entwickelung mit mehreren andern Blätterschwämmen, als: Agaricus pratensis, A. vernus, A. nivenus, A. pratella, welche letztere zwar nicht giftig, aber schwerverdaulich und von minder gutem Geschmacke sind. Es ist übrigens gar so leicht nicht, die Merkmale zu erkennen, wodurch sich die eßbaren Schwämme von den verdächtigen unterscheiden. Sehen wir ab von jenen Mißarten, die sich schon durch ihren faulichen Geruch, durch ihre zähe und klebrige Beschaffenheit und die lederartige, grüne, schwarzblaue oder buntgefleckte Haut ihres Hutes und Strunkes als giftig ankündigen, so ist doch auch vielen andern nicht zu trauen, die den eßbaren täuschend ähnlich sehen; so z. B. den meisten Schwämmen mit hohlen Stengeln nicht. Verdächtig sind ferner die, welche im Bruche schnell und stark ihre Farbe ändern, und durchaus schädlich alle, die, gekaut, einen scharfen, brennenden oder ekelhaften Geschmack erregen.

Ein guter, gesunder und wohlschmeckender Champignon ist von mäßiger Größe, etwa von der einer Kastanie, sein Fleisch ist ziemlich fest, läßt sich jedoch leicht brechen und vor allem zeichnet er sich aus durch die Reinheit und Weiße seiner Farbe, die auf der untern Seite ins Hellrothe übergeht sowie durch einen angenehmen, etwas pfefferartigen Geruch und lieblichen Geschmack. Nur eine einzige Species desselben und zwar die köstlichste der Tannling oder Reizker (Agaricus deliciosus) macht, was die Farbe betrifft, eine Ausnahme; sie ist eine Schattirung von hell- und dunkelgelb. Dieser Tannling, dessen köstliche Eigenschaften seinem botanischen Namen völlig entsprechen, ist so reich an Gallerte, daß ein Absud davon beim Erkalten gänzlich gerinnt, mithin auch vorzugsweise nährend. Gut gesalzen und dann geröstet, gleicht er im Geschmack der Morchel und wahrscheinlich ist er jener „Boletus", der in der Küche der Römer eine so große Rolle spielte.

Am schmackhaftesten und gesündesten sind diejenigen echten Schwämme, welche in einer Nacht ihre Entwickelung über den Boden vollendet haben, alle die frisch aus der Erde gekommen sind, weshalb auch in Frankreich, das bekanntlich einen nicht unbedeutenden Ausfuhrhandel (die meisten Champignons kommen aus Avignon, Bordeaux und Cette, die delicatesten aber aus Orange) mit diesem Artikel treibt, allgemein die polizeiliche Vorschrift besteht, daß Champignons nur an dem Tage verkauft werden dürfen, an welchem sie gesammelt sind. Diese Einsammlung wird am besten bei trockenem Wetter gleich nach Verdünstung des Thaues vorgenommen.

Wir haben in Vorstehendem die Merkmale angegeben, wonach die Wahl zu bestimmen; doch verlasse man sich, wie gesagt, nicht zu fest darauf. Die Unterscheidungszeichen sind oft so unmerklich, daß selbst der erfahrenste Kenner dieser Gewächse nicht vor Mißgriffen gesichert ist. Können doch die anscheinend gesündesten Schwämme unter gewissen Umständen, durch besondere Witterungsverhältnisse oder auch durch die infolge ihres Alters in ihnen stattgefundene Gärung höchst gefährliche Eigenschaften annehmen! Der berühmte Arzt und Botaniker Jussieu erklärt alle Schwämme für verdächtig, auch Plinius nennt sie „eine zweideutige Speise" und Seneca sogar „Mörder". Noch treffender in der That wäre die Bezeichnung — „Kaisermörder", denn bekannt ist, daß namentlich die Kaiser Tiberius und Diocletian, Papst Clemens VII., Kaiser Karl VI. und die Witwe des Zar Alexis im Genuß der Champignons ihren Tod gefunden haben.

Der Arzt aber lasse sich nicht abschrecken dadurch. Denn wenn es auch kein absolut sicheres Kennzeichen gibt, die genießbaren Champignons von den giftigen zu unterscheiden, so gibt es gleichwol auch ein ursprüngliches Verfahren, selbst die giftigsten Sorten so gänzlich unschädlich zu machen, daß sie „dem Magen und den andern Gliedern nicht mehr wehe thun". Dieses Verfahren, vor kurzem in der „Gazette des hôpitaux" als neuestes, völlig probates praktisches Ergebniß mitgetheilt und daher wol weiterer Verbreitung werth, besteht in Folgendem:

Auf etwa zwei Pfund ausgewachsene geschnittene Champignons nimmt man ein Quart

Waſſer, dem entweder zwei bis drei Eßlöffel voll Weineſſig zugeſetzt oder worin zwei bis drei Eßlöffel voll Seeſalz aufgelöſt werden ſind. Man läßt die Champignons nun zwei volle Stunden ſich erweichen und wäſcht ſie ſodann noch einmal in einer hinreichenden Menge Waſſers ab. Hierauf legt man ſie in kaltes Waſſer, das man bis zum Aufwallen gelangen läßt. Nach einer halben Stunde herausgenommen, werden ſie dann noch einmal abgewaſchen und abgetrocknet. Das auf die angegebene Weiſe zur Reinigung gebrauchte Waſſer hat den Giftſtoff vollſtändig in ſich aufgenommen. Der Bericht ſchließt mit der Versicherung, daß häufige, mit Sorgfalt angeſtellte Verſuche einer eigens dazu ernannten Commiſſion dieſes Verfahren als durchaus zuverläſſig herausgeſtellt haben.

Und ſo kann ja der Leſer nun auch dieſen Leckerbiſſen gleich ſo manchem andern, den Flur und Wald, Luft, Fluß und Meer darbieten, getroſt in ſeine Küche wandern laſſen; nur möchte Einiender, was die Neuheit des Verfahrens anbetrifft, dieſe, der Wahrheit zu Liebe, inſofern in Abrede ſtellen, als die Neutraliſirung des giftigen Princips in den Schwämmen mittels Eſſigs vor vielen Jahren ſchon in einer alten vaterländiſchen, allgemach in Vergeſſenheit gerathenen populär-mediciniſchen Zeitſchrift „Arzt" (Hamburg, 1760, Th. II. S. 1081) anempfohlen worden iſt, was übrigens der Bewährtheit des von der „Gazette des hôpitaux" angegebenen Verfahrens keinen Abbruch thut, wol aber den alten Satz bewährt, „daß es nichts Neues unter der Sonne, immer aber wieder Menſchen gibt, denen das Alte neu iſt".

Anregungen.

Juden und Judenthum.

Das „Jahrbuch der Israeliten" bewährt auch in ſeinem neunten Jahrgang (Neue Folge), für das mit dem 25. September begonnene jüdiſche Jahr 5623 (Wien, Sommer, 1862), ſeinen langjährigen guten Ruf. Die Zuziehung Leopold Kompert's zur Redaction gab dieſem Unternehmen eine neue Friſche, für welche wir dem Herausgeber, Joſeph Wertheimer, unſere Anerkennung nicht verſagen dürfen.

Letzterer bringt, wie immer, auch diesmal ſeine umfaſſenden und überſichtlichen „Rückblicke auf das verfloſſene Jahr", aus denen wir erſehen, daß daſſelbe das dem Judenthum verhältnißmäßig Günſtigſte in Oeſterreich, Würtemberg, Baden, Frankreich, Italien und der Schweiz brachte. Die Rückblicke erſtrecken ſich übrigens nicht blos auf Europa, ſondern auf alle fünf Welttheile. Selbſt in dem entlegenen Auſtralien ſchlägt das Judenthum kräftige Wurzeln. Die iſraelitiſche Bevölkerung nimmt hier allerorten zu und es zeigt ſich Gemeingeiſt. Eine eigene auſtraliſch-jüdiſche Zeitſchrift erſcheint unter dem Titel „Australasian Jewish Chronicle." In Sydney wird dem Rabbiner ein Einkommen von 25000 Francs garantirt und ein Reiſegeld von 4000 Francs zugeſtanden. In Hobart Town in Tasmanien wurde eine vortreffliche iſraelitiſche Schule eingerichtet, in Ipswich, in Queensland, eine neue Synagoge eingeweiht und der Verſöhnungstag mit Geſang und Predigt feſtlich begangen. Die melbourner Gemeinde beſitzt eine große prächtige Synagoge, die auf Koſten einiger Privatleute errichtet wurde. Die auſtraliſchen Juden ſind in der Regel wohlhabend und vielen noch nicht hinreichend vertretenen Ständen, wie Aerzte, Zimmerleute, Schuſter, Dienſtboten, winkt dort eine lohnende Exiſtenz. Die ebenfalls aus der Feder des Herausgebers hervorgegangene „Nekrologie" weiſt unter andern zwei Namen von europäiſchem Ruhm auf: den Componiſten Halévy (geb. 1799 zu Paris, geſt. im März 1862 zu Nizza) und den italieniſchen Hiſtoriker Profeſſor Samuele Romanin (geb. 1808, geſt. am 9. September 1861 zu Venedig), der in ſeiner ausgezeichneten „Storia documentata di Venezia" zum erſten male eine unparteiiſche, wahrheitsgetreue Geſchichte der Venetianer geliefert hat. Als eine Notabilität innerhalb des Judenthums verzeichnet die Nekrologie mit Recht den Namen Dr. Bernhard Beer, Vorſteher der iſraelitiſchen Gemeinde zu Dresden, Hauptbegründer der dortigen neuen Synagoge, Stifter des Mendelsſohnvereins, deſſen Ableben wir auch in unſerer Zeitſchrift mit Theilnahme anzeigten.

Der Rabbiner Dr. Perles in Poſen ſetzt in dem Aufſatz: „Herder's Verhältniß zum Judenthum", die Verdienſte des weimariſchen Humaniſten um die beſſere und gerechtere Würdigung der iſraelitiſchen Nation, ihres Charakters und ihrer Religion in das hellſte Licht. Dr. Joel's Aufſatz „Ueber den wiſſenſchaftlichen Einfluß des Judenthums auf die nicht jüdiſche Welt", weiſt unter anderm ſehr anregend auf einige jüdiſche Denker auch des Mittelalters hin, deren Meinungen und Lehren mehr oder weniger die Grundlagen ſpäterer berühmter philoſophiſcher Syſteme außerhalb des Judenthums bildeten. Dieſe Männer ſind der Arzt und Philoſoph Iſaak Iſraeli aus Aegypten (geſt. 940), der Dichterphiloſoph Ibn Gebirol, vulgo Avicebrol (geſt. 1070), Verfaſſer der „Königskrone" und der „Lebensquelle", der Rabbi Moſes Maimonides aus Aegypten, ein Philoſoph, den Albert der Große und Thomas von Aquin, die größten Denker und Gelehrten des Mittel-

älteren, und in neuerer Zeit selbst Leibniz (namentlich in der „Theodicee") benutzt und ausgezogen haben; endlich der Astronom und Philosoph Lewi ben Gerson (Gersonides), in der christlichen Welt auch unter dem Namen Magister Leon aus Bagnol bekannt, im 14 Jahrhundert. Von G. Wolf's Beiträgen „Zur Geschichte des jüdischen Gemeindewesens im Mittelalter" und „Blutbeschuldigungen der Juden", ist namentlich der letztere durch die darin mitgetheilten Actenstücke interessant, welche bei mehreren noch vor dreißig Jahren den Juden in Galizien angedichteten Mordthaten behufs des „zu ihrem Religionscultus nöthigen Christenblutes" die völlige Grundlosigkeit dieser ebenso lächerlichen wie boshaften, aus der Finsterniß des Mittelalters überkommenen und selbst aus unserm Jahrhundert der Civilisation noch immer nicht ganz entschwundenen christlichen Anklage constatiren. In vielen solcher Fälle mag wol, wie auch in dem einen der hier angeführten, der albernen Anklage das Bestreben des Anklägers zu Grunde liegen, ein von ihm selbst begangenes Verbrechen auf die Juden zu wälzen, um sich auf diese Weise jedem möglichen Verdachte zu entziehen.

Der neuerdings als Rabbiner in Endingen in der Schweiz angestellte Dr. M. Kayserling gibt die kurze Biographie eines „unbekannten Dichters", der im Jahre 1771 mit „Gedichten eines polnischen Juden" an die Oeffentlichkeit trat, welche — Goethe zum Recensenten hatten. Persönlich war Jachar Falkenichen Behr, geb. 1746 in dem polnischen Städtchen Zamosk, mit Lessing, Mendelssohn, deren beider jüngerem Freunde, dem Philosophen und Mathematiker Israel Zamosk, und Hamler bekannt, der reiche und freigebige Literatur- und Kunstmäcen Daniel Itzig in Berlin war sein Protector. Von seinen Gedichten werden zwei Proben mitgetheilt, die wol ein Talent, aber ein ungereiftes bekunden, das sich nicht über den Dilettantismus hinaufschwang. Auch von zwei lebenden jüdischen Dichtern bringt das Jahrbuch Biographien. Die erste ist die des bekannten Lustspiel- und Possendichters Leopold Feldmann, des Verfassers vom „Portrait der Geliebten", „Der Abkühlungsgrad" und seine Töchter", „Ein deutscher Mann", u. s. w. (geb. 1802 zu München), und der Autor der „Ringlein". Die zweite ist eine Selbstbiographie des witzigen Lustspieldichters Dr. J. J. Pederer (geb. 1810 in Prag), der von sich unverhohlen und ohne die geringste Schmeichelei das Bild eines wohlwollenden und hoffnungsvollen Sonderlings entwirft, dessen Aehnlichkeit, nach dem eigenen Bekenntniß: „Ich habe nie ernst und tief — und ich's nur zwei Tage — wahrhaft geliebt", leider kaum anzuzweifeln sein dürfte. Die novellistischen Beiträge dieses Jahrgangs haben Leo Hirschberg-Krakauer mit „Abtrünnig", einem düster gehaltenen Lebensbilde aus Galizien, und Leopold Kompert, der für die meisten seiner wol immer das eigentliche Cabinetsstück des Jahrgangs liefert, mit „Christian und Lea", einer tiefernstlich-melancholischen Geschichte aus Böhmen, geliefert, in welch letzterer einer vom Leiden Mendelssohn'schen Geist erfüllte jüdische Mutter vergeblich in ihrer Familie, die sie mit einem christlichen Adoptivkinde vermehrt hat, die Ausgleichung des Juden- und Christenthums versucht. Schließlich bleibe nicht unerwähnt die schöne Legende vom Verscheiden des alten Rabbi, den der Tod nur in der Gestalt des Frühlings überwinden kann, wie sie uns in den Versen Ludwig August Frankl's erzählt wird. Dr. H. Bärwald in Berlin berichtet ausführlich die „Unterrichts- und Erziehungsanstalten der jüdischen Gemeinde zu Berlin", die nach dem von ihm Gesagten eine recht zweckmäßige Einrichtung und erfreuliche Resultate aufzuweisen haben. In dem Aufsatz „Der jüdische Staatsmann Saad Abdaula und der Rabbiner Meir von Rothenburg", führt uns Dr. H. Grätz eine beachtenswerthe historische Episode des Mittelalters aus der Zeit der Mongolenherrschaft vor. Saad-Abdaula (Stütze des Reichs) war der durch seine Kenntnisse, Klugheit, Uneigennützigkeit und Treue hochbegünstigte und allesvermögende Staatsminister des mongolischen Großchans von Iran (Persien), Argun, der von 1284 — 1291 regierte, und wusste seine Glaubensgenossen in diesem Reiche so günstig zu stellen, daß die lockenden Aussichten eine Menge jüdischer Familien aus Mainz, Speier, Worms, Oppenheim und überhaupt aus der Wetterau, mit Hinterlassung ihrer Liegenschaften, im Jahre 1286 zur Auswanderung nach dem Morgenlande veranlassten. Unter ihnen befand sich auch die damals berühmteste rabbinische Autorität Deutschlands, Meir ben Baruch aus Rothenburg, der Rabbiner von Worms und Mainz war und das bedeutendste Lehrhaus jener Zeit hatte. Bereits war er in der Lombardei angekommen, als er vom einem getauften Juden im Gefolge des durchreisenden Bischofs von Basel verrathen und dem Kaiser Rudolf von Habsburg ausgeliefert wurde, der ihn in der Umgegend von Mainz internirte, bis er nach sieben Jahren starb. Saad-Abdaula zog sich übrigens später in Iran den Hass der mohammedanischen Bevölkerung und endlich selbst auch der mongolischen Großen zu, die sich von dem gerechten Minister in ihrer Willkür zu sehr eingeschränkt fanden. Die letzteren benutzten die Erkrankung des Khan Argun zu einer Verschwörung gegen Saad-Abdaula und seinen Anhang, überfielen sie und machten sie nieder (Anfangs März 1291). Der Tod des sieben Tage später seiner Krankheit erliegenden Khans gab dann das Signal zu einer allgemeinen Judenhetze. Der geistvolle Simon Szantó, der das jüdische Interesse so kräftig, auch in seiner vor zwei Jahren begründeten Wochenschrift „Neuzeit", vertritt, beleuchtet in scharfen Umrissen das Verhältniß der Synagoge zum Staat in Oesterreich und weist die Anmaßungen und verdächtigenden Insinuationen der sogenannten „orthodoxen" Partei des Judenthums, die in Preßburg ihren Hauptsitz hat, auf das entschiedenste zurück.

Eine Erziehungsschrift.

Wir besitzen im eigentlichen Sinne des Worts zahllose Ermahnungen und Unterweisungen für die Jugend. Doch haben wir es nicht unterlassen wollen, einer Arbeit von Dr. Horst Kesterstein „Skizzen und Anregungen für die reifere Jugend" (Dresden, Ernst am Ende, 1862), zu erwähnen, welche die Resultate eines langjährigen Umgangs mit dem heranwachsenden Geschlecht in einer ernsten und wohlwollenden Ansprache an dasselbe zusammenfaßt und, ohne von einer besondern Religion oder Kirche auszugehen, als erste Mahnung die des vollkommensten Gottesbewußtseins, aus der die vollkommenste Sittlichkeit entspringe, an die Spitze stellt. Mit den Grundsätzen, die der Verfasser über das Verhalten der Jünglinge gegen Vorgesetzte, gegen Freunde, gegen die Frauen, über die Pflege der Wissenschaften und Künste, über die Kräftigung des Körpers, über die Benutzung der Zeit, über die wahre Freiheit ausspricht, wird sich jeder bereitwillig einverstanden erklären, wir wollen aber auch wünschen, daß das Büchlein der reiferen Jugend selbst empfohlen werde.

Aus dem Nachlaß Fanny Tarnow's.

Freundschaft ist süß in Stunden der Abspannung oder der Ruhe; sie legt unserm Haupte ein weiches Kissen unter, sie kann mit uns weinen, mit uns sich freuen, aber das Streben und Sehnen befriedigt sie nicht.

* *

Es gibt Zeiten, wo sich alles in dem Leben gegen uns und gegen unser Glück verschworen zu haben scheint, wo wir auf nichts mehr mit Zuversicht rechnen können, wo unerwartete Begebenheiten zusammentreffen, die uns jede Stütze rauben und unser Glaube an eine alleitende Vorsehung als ein bloßes Täuschungsmittel des Verstandes erscheint.

* *

Die Handlungen der Menschen sind vielfach das Werk von Umständen und Irrungen des Augenblicks; wir dürfen daher niemand nach diesen, sondern nach dem, was er während der Zeit innerlich geworden ist, beurtheilen.

* *

Der Unglückliche ist mißtrauisch und darum scheint er meistens stolz zu sein.

* *

Der Ehrgeiz ist bei der Kraft, die Eitelkeit bei der Schwäche.

* *

Die Liebe sucht und schaut im fremden Ich nicht, was sie im eigenen sieht.

* *

Die Menschen denken über die Vorfälle des Lebens nicht so verschieden, als sie darüber sprechen.

* *

Jede Achtung ist ein Geschenk, das nicht erzwungen werden darf.

* *

Nichts wissen ist weniger schlimm als nichts thun, und Irrthum ist weniger das Gegen- als das Gegenstück der Wahrheit.

* *

Nur der Schmerz, welcher sich mittheilen darf, ist zu heilen.

* *

Erinnerung hat die goldene Zeit hinter sich, das Gemüth, das da hofft, geht einer goldenen Zeit entgegen, und echte Sehnsucht ist ein Januskopf mit dem Doppelantlitz alter Erinnerung und junger Hoffnung.

* *

Das Nachdenken über sich selbst, das Abwägen des Mehr und Minder, das öftere Ab- und Ausmessen seiner Kräfte, der Rechnungsabschluß mit dem eigenen Streben ist Pflicht und Beruf; man hätte unrecht, diese Beschäftigung mit sich selbst für Egoismus zu halten.

* *

Muth suche nicht bei dem Leidenden, bei dem Gebeugten nicht Raum; denn nur der Freie hat Muth und der Glückliche hat Witz.

* *

Ein guter Ausdruck ist so viel werth als ein guter Gedanke, weil es fast unmöglich ist, sich gut auszudrücken, ohne das Ausgedrückte von einer guten Seite zu zeigen.

* *

Wenn unsere Fehler auf unsern Geist den nämlichen Eindruck machten, den sie bei andern hervorbringen, so würde man gewiß alles Mögliche thun, um sie abzulegen.

* *

Es gibt eine Menge kleiner moralischer Kniffe heitern, die man übt, ohne zu glauben, daß es schändlich sei.

* *

Es ist für des Menschen Rechtfertigung hinreichend, wenn er so gelebt hat, daß er seiner Tugenden wegen Vergebung für seine Fehler verdient.

* *

Man hat nicht viel weniger als alles nöthig, um glücklich, und nicht viel mehr als nichts, um unglücklich zu sein.

* *

Anbetung verehrt das Einzelne, Andacht das Ganze.

* *

Glaube ist Ueberzeugung, errungen im Lichte der höchsten Gabe Gottes, der Vernunft.

* *

Das feurigste Gebet zu Gott ist ein Blick in seine Welt.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Wanderbriefe III. — Der Winter in Berlin III. — Aus dem Wirken der Schillerstiftung. — Die Weltausstellung. — Ein deutsches Theater in Paris. — Briefwechsel

Wanderbriefe.

III.

— — Die Bauart der Stadt Strasburg zeigt Altes und Neues gemischt, doch so, daß das Neue vorherrscht. Die außerordentlich engen Nebengassen, die hohen Giebeldächer und alterthümlich verzierten Fronten, die man noch vielfach wahrnimmt, die von plumpen Pfeilern gestützten Gewerbslauben und die freundlich der Straße zugewandten Bäckerläden, bei denen die Fensterbank zugleich den Ladentisch bildet, erinnern beständig an die alte reichsstädtische Zeit, während die meisten Häuser, und besonders die vielen eleganten Läden der Hauptstraßen, ein modernes Gewand tragen. Strasburg hat eine Anzahl stattlicher Paläste im Renaissancestil; das Rathhaus, die Präfectur und besonders prächtig das durch den Cardinal Rohan errichtete ehemalige erzbischöfliche Palais in der Nähe des Münster. Der prächtige rothe Sandstein der Vogesen und des Schwarzwaldes, der schon vom mainzer Dom den Rheinreisenden begrüßt, hat hier, wie im alten Aegypten der Granit und in Griechenland der Marmor, zu allen Zeiten die Baulust mächtig gereizt. Er ist leicht zu bearbeiten, conservirt sich trefflich und sieht stattlich und corpulent aus. So sind die Vogesen voll stattlicher Burgen, die aus prächtigen Quadern hoch und geräumig aufgeführt sind. Unter allen ragt hervor durch schöne Lage, prächtige und solide Bauart und ungeheuere Ausdehnung die Hohkönigsburg bei Schlettstadt, ohne Zweifel das großartigste Bauwerk dieser Art im deutschen Reiche und, wenn es wahr ist, was man mir über ihre Entstehung gesagt hat, würdig des hohen Sinnes ihrer Erbauer, der hohenstaufischen Herzoge von Schwaben. Von ihr aus erblickt das Auge in nächster Nähe nicht weniger als sechs stattliche Burgen. Auch die beiden wundervollen Dome der oberrheinischen Ebene, das Strasburger und das Freiburger Münster, verdanken gewiß zum guten Theil der Nähe dieses herrlichen Baumaterials ihre Entstehung.

Doch kehren wir nach Strasburg zurück. Wir sind in Frankreich, in einer französischen Festung, in einem Waffenplatz ersten Ranges; daran erinnert uns schon das zahlreiche Militär aller Waffengattungen, das in den Straßen flanirt, und die Porte d'Austerlitz, durch die ich täglich in die Stadt einpassire. Die französischen Soldaten sehen bei weitem nicht so sauber und elegant aus wie die preußischen, auch nicht so kräftig, stramm und würdig in ihrer Haltung. Man sieht sehr viel kleine und unansehnliche Leute darunter. Dabei machen sie auch viel mehr als das preußische Militär den für einen Freund des Friedens und socialen Fortschritts so unerquicklichen Eindruck einer Soldateska, d. h. einer Gesellschaft von Menschen, die sichtlich den Mangel des Familienlebens und eines schaffenden nützlichen Lebensberufs verrathen und sich in der dem Soldatenstande eigenen, abenteuerlichen Abwechslung zwischen Müssiggang und Strapaze, Genuß und Entbehr behaglich eingebürgert haben. Dieser Eindruck ist nicht zu verwundern, denn der französische Soldat dient sieben Jahre, von welcher Zeit er freilich bei guter Führung (man bemerke auch hier das System des Anfachens eines besondern Eifers, die Erregung eines persönlichen Interesses) nur zwei Jahre beständig unter den Fahnen zuzubringen braucht, worauf er mit unbestimmtem Urlaub entlassen wird. Doch scheint es ein Princip der Regierung zu sein, sich einen möglichst bedeutenden Stamm von altgedienten Berufssoldaten zu schaffen, indem sie viele zum Capituliren veranlaßt und nach einundzwanzigjähriger Dienstzeit eine Pension bewilligt. Auch durch das Remplaçantsystem werden viele zur Abdienung eines zweiten siebenjährigen Cyklus veranlaßt. Die Kosten eines Remplaçant betragen gegenwärtig 2500 Francs, immerhin eine geringfügige Summe, wenn man bedenkt, daß man dadurch nicht nur einem mehrjährigen anstrengenden Waffendienst entgeht, sondern auch dem Risico, sein Blut auf irgendeinem Schlachtfelde in Algier, Mexico oder Italien zu vergießen. Natürlich wird alle von allen Gebildeten und Vermögenden Gebrauch davon gemacht.

Was ich von dem Exterieur des gemeinen Soldaten bemerkte, das gilt im Verhältniß auch vom Offizier. Unter den Lieutenants hat die Hälfte von unten auf gedient, während die andere Hälfte aus der Kriegsschule kommt. Auch die ersteren haben mancherlei Unterricht genossen und ein Examen zu bestehen gehabt. Das kameradschaftliche Verhältniß zwischen beiden Klassen von Offizieren soll ein befriedigendes sein, was auch glaublich ist, da hier der bekannte unselige Corpsgeist mit seinen zahlreichen Vorurtheilen und das traurige deutsche Adelswesen nicht gepflegt wird und gegen die oft hervortretenden Ansprüche der gebildeten Offiziere die reiche Dienst- und Kriegserfahrung der von unten auf Avancirten ein geeignetes Gegengewicht bildet.

Die Bekleidung des französischen Militärs scheint

immermehr ins Zuavenhafte und damit ins Kunstreiter- und Bajazzomäßige hinüberzuspielen. Von den eigentlichen Zuaven sah ich nur ein Exemplar. Er sah mit seinem rothen Fez, seiner blauen gestickten Jacke, den ungeheuern Pumphosen und weißen Gamaschen, dem napoleonischen Zwickelbart und der theatralischen Haltung aus wie ein Jongleur und man erwartete jeden Augenblick aus seinen Händen eine Reihe von Kugeln zu dem bekannten Jongleurspiel hervorgehen zu sehen.

Sämmtliche Infanterie wird gegenwärtig mit den weiten Pumphosen versehen, die vermittelst eines die ganze Wade umfassenden Lederzugs sich unten in echt türkischem Stil bauschen. Dies und eine abenteuerlich geformte Feldmütze gibt dem Soldaten etwas Burleskes. Auch müssen diese weiten Hosen sich sehr leicht durchreiben. Dagegen haben sie ohne Zweifel den doppelten Vortheil, daß sie das Gehen und jede andere Bewegung außerordentlich erleichtern und andererseits der Fuß an jenen Gurten einen festen Halt hat, der die Verstauchung verhindert. Ueberhaupt ist wol nicht daran zu zweifeln, daß der französische Soldat außerordentlich gewandt, abgehärtet und ausdauernd ist. Rechnet man dazu, was auch noch hervorgehoben wird, daß der Franzose weit weniger Speise und Trank bedarf als der Deutsche und Engländer, daß er mit Kaffee und einem leichten Frühstück den ganzen Tag aushält, wie dies in der Schlacht bei Solferino der Fall war, so muß man sich sagen, daß diese Pumphosenmänner gefährliche Leute sind, besonders wenn die Gratuation über sie kommt, die bekannte furia francese.

Wenn man etwa einmal mit verbundenen Augen nach Straßburg geschafft würde und dann, ohne auf die Sprache zu hören, und mit abgenommener Binde blos aus dem äußern Ansehen der Stadt und der Menschen schließen sollte, in welchem Lande man sich befände, so würde man ohne Zweifel sich in einer französischen Stadt glauben. Nicht nur die Schilder der Häuser sind fast durchweg französisch, sondern auch in Kleidung und Manieren herrscht die französische Eleganz und Leichtigkeit. So ist es auch nicht schwer, einen echten Deutschen gerade durch den Abstand seines kräftigen, derb-natürlichen Auftretens gegen diese französische Eleganz auf der Straße sofort zu erkennen. Sobald wir dagegen auf die Sprachlaute horchen, die aus dem uns umgebenden Menschengetümmel an unser Ohr schlagen, bemerken wir mit Erstaunen, daß von zehn Sprechenden fast neun deutsch sprechen. So fest hält der Mensch an der Muttersprache! Die Sprache wäre heute noch das geringste Hinderniß, um das Elsaß wieder mit Deutschland zu vereinigen. Auf dem Lande wird das Französische fast noch gar nicht verstanden, geschweige denn gesprochen, in der Stadt versteht und spricht zwar jeder französisch, aber erst die jüngere Generation fängt an, sich dieser Sprache als vorherrschender Umgangssprache zu bedienen. Die meisten Gebildeten sind dreisprachig, indem sie außer ihrem naiven „Straßburger Dütsch", ihrer eigentlichen Muttersprache, ein nicht übermäßig elegantes Französisch und ein holperig-fehlerhaft und mit fremdländischem Accent gesprochenes Schriftdeutsch sich aneignen. Sie nennen dies letztere zum Unterschied von dem landesüblichen Dialekt Gutdeutsch, was aber freilich von dem, was wir gut deutsch nennen, noch weit verschieden ist. Ich bemerkte vorhin, daß heute noch die Sprache kein Hinderniß bilden würde, um das Elsaß wieder zu Deutschland zu schlagen, — in zwanzig Jahren wird dies anders sein, wie die Verhältnisse sich bereits in den letzten zwanzig Jahren bedeutend anders gestaltet haben. Es ist nämlich in der letzten Zeit das gesammte Schulwesen der Französirung des Elsaßes dienstbar gemacht worden.

Versetzen wir uns, um uns dies recht deutlich zu machen, in ein gewöhnliches elsässisches Dorf. Die Sprachlaute, die das Kind von der Mutterbrust und der Wiege an als Muttersprache in sich aufnimmt, hängen durch die ununterbrochene Tradition der sich untereinander fortpflanzenden Geschlechter mit der Mundart der Alemannen, die im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt in diese Gegenden einwanderten, und dadurch mit dem großen germanischen Zweige des indogermanischen Sprachstammes zusammen. Mit etwa drei Jahren aber wird das Kind in eine vom Staate eingerichtete Kleinkinderschule, „Salle d'asile" genannt, gebracht und lernt hier französische Höflichkeitsphrasen plappern und für möglichst viele Gegenstände die französischen Benennungen. Mit sechs bis sieben Jahren gelangt es dann in die Elementarschule, wo zunächst französisch Lesen und Schreiben und französische Grammatik, die letztere sobald als möglich mit Zugrundelegung einer in französischer Sprache abgefaßten Grammatik, gelehrt wird und sodann alle Unterrichtsgegenstände französisch vorgetragen werden. Die deutsche Sprache wird in wöchentlich drei Stunden völlig ungenügend und wie eine fremde Sprache getrieben. Diese Einrichtung der Schulen wird durch die genauesten, vom Unterrichtsministerium selbst ausgehenden Regulative und durch eingehende Inspectionen, die sich auch auf die Salles d'asile erstrecken, sichergestellt. Im französischen Schulwesen herrscht eine solche Uniformität und Centralisation, daß der Cultusminister in Paris, wenn er zu irgendeiner Stunde des Tags seine Uhr herauszieht, bis auf die halbe Stunde bestimmen kann, welches Buch jetzt in sämmtlichen Volksschulen Frankreichs von vielen tausend kleinen Händen aufgeschlagen und welche Lection daraus ertheilt wird. Daß nun die Leistungen der französischen Schule im Elsaß, wo sie rücksichtslos ein fremdes Reis auf den alten Stamm pfropft, nicht eben sehr brillant ausfallen können, läßt sich leicht begreifen. „Drüben im Dütschland", hörte ich eine zur französischen Dame zugestutzte junge Elsässerin niederen Standes sagen, die einige Wochen in einem kleinen Schwarzwaldbade zugebracht hatte, „drüben im Dütschland sind d'Menschen viel f'pitter als hier." Die

Beobachtung der guten Dame war gewiß richtig, denn „drüben im Ditschland" iſt auch das Volksleben überall befruchtet durch die immer höher gehenden Gewäſſer nationalen Lebens und nationaler Bildung, während die hier ſtattfindende trübe Miſchung der heterogenſten Bildungselemente unmöglich ein reines Gärungsproduct ergeben kann. Es geht dem Volke des Elſaß wie einem verwaiſten Kinde geiſtvoller und edler Aeltern, das, im fremden Lande dürftig untergebracht, in einer Weiſe erzogen wird, die mit den Erinnerungen ſeiner Vergangenheit keinen Anknüpfungspunkt hat. Auch die Elementarlehrer fühlen lebhaft das Hemmende dieſes Verfahrens und ihre Vorgeſetzten ſcheinen wenigſtens human genug zu ſein, dieſe Schwierigkeit anzuerkennen, wie denn unlängſt ein Lehrer, der in einem der Schulberichte, zu deren Einſendung ſie aufgemuntert werden, dieſen Uebelſtand kühn und deutlich beſprach, dafür ſogar einen Preis erhielt.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Der Winter in Berlin.

III.

— — Der Landtag iſt geſchloſſen, nicht, wie man es wünſchte, harmoniſch befriedigend, ſondern in ſchriller Diſſonanz mit dem Bewußtſein, daß mit der nächſten Eröffnung im Januar der Kampf von neuem beginnt. In herakliſcher Dunkelheit hat Herr von Bismarck angedeutet: „Die Regierung wird in einer in unſerm Verfaſſungsleben neuen Lage, der ſie vielleicht entgegengeht, die Geſammtintereſſen des Staats im Auge behalten wie in jeder andern. In dieſem Sinne erkennt ſie es als ihre Pflicht, darauf zu halten, daß die Verfaſſung auch in denjenigen ihrer Beſtimmungen, welche die Rechte der Krone und dieſes hohen Hauſes feſtſtellen, eine Wahrheit bleibe."

Eine Kaſſandra des Herrenhauſes, die ſich um Deutung dieſer Worte hat, erwiderte mit großer Sicherheit, trotz der verbundenen Augen: „Die Regierung wird ſich auf das Veto des Herrenhauſes zurückziehen und ihren Budgetentwurf zum Budgetgeſetz machen. Es wäre traurig, wenn eine Regierung ſich nicht über die demokratiſchen Anforderungen hinwegſetzen könnte." „Wie man es nimmt!" entgegnete ſie mit tiefer Verneigung, denn Kaſſandra gehörte zur höchſten Ariſtokratie, ihr Glaubensbekenntniß lag in den heiligen Blättern der Kreuzzeitung, aus welcher ſie alle politiſche Weisheit bienenartig ſich zuſammentrug, im Fall ihr noch irgendwie ein Problem aufſtieß.

Die einlaufenden Ergebenheitsadreſſen auf der einen, die Ovationen auf der andern Seite, die man den heimkehrenden Abgeordneten bereitet, ſind nur geeignet, die Spaltungen ſchroffer hinzuſtellen. Daß die Regierung ohne Budgetgeſetz regieren will und die reactionären Blätter das als ganz in der Ordnung lobpreiſen, obwol der Klardenkende die Neigung, ſich über die Verfaſſung hinwegzuſetzen, darin erkennen muß, wird von Wohlunterrichteten ſo ausgelegt, daß man höhern Orts hoffe, die Demokratie werde, um ihre Zwecke zu erreichen, das ihr gegebene Maß überſchreiten, wodurch die Regierung nothgedrungen einen Eingriff werde machen müſſen und ſich damit wieder auf legalen Boden ſtellen. Den erſten Schimmer der Morgenröthe dieſes thörichten Thuns erblickt ſie bereits in der ausgeſprochenen Abſicht der Fortſchrittspartei, die vacanten Stellen durch die Wahl Johann Jacoby's, des Dr. Löwe und von Unruh's zu beſetzen. Mögen alle Extreme und leidenſchaftlichen Ueberſtürzungen vermieden werden!

Dem Lande wohlthuend ſind dieſe Gruppirungen nicht. Die meiſten Geſchäfte ſtocken, Kapitalien werden zurückgehalten, der Unternehmungsgeiſt fühlt ſich bei ſo kritiſcher Lage im Keſſeln geſchlagen und die Unzufriedenheit zeigt allerorten ihr mürriſches Geſicht. Nur — — bei Wallner vermag Helmerding ein unverwüſtliches Lachen hervorzubringen, wenn er in draſtiſcher Zimmergymnaſtik über Tiſch und Stuhl ſpringt oder mit ſeinen Beinen wie mit Pinſelſtöcken umgeht. Drei unſinnige kleine Stücke ſind es, in denen ſein Humor elektriſch auf die Lachmuskeln der Zuſchauer wirkt: „Ein vergeſſener Baligaſt", „Berliner Sonntagsjäger oder Verpfiffen" und der heute zum ſechsundzwanzigſten male gegebene Schwank „Bädeker", worin beſagte Zimmergymnaſtik beilbringend auf jeden Hypochonder wirken muß. Andererſeits ſehen die Verehrer der Signora Trebelli ihrer Ankunft und ihrem Auftreten — bei Kroll mit angenehmer Erregung entgegen — alſo hat Berlin doch nach Einer Seite hin Lachen und Wonne.

Aus dem Wirken der Schillerſtiftung.

* Einigen Zeitungsberichten zufolge ſoll der Herausgeber dieſer Blätter bei der im October zu Weimar abgehaltenen Generalverſammlung der Schillerſtiftung mehrere Motive aufgeſtellt haben, welche für Geſuche, die bei der Schiller-Stiftung eingereicht werden, die Ablehnung bewirken. Die betreffende Darſtellung, ſagt die „Weimarer Zeitung", iſt nicht völlig richtig. Im Gegentheil hat der Vertragende den Abgeordneten zu bedenken, daß bei Prüfung und eventueller Verwerfung der eingelaufenen Unterſtützungen ſich mancherlei Erwägungsmomente ergeben hätten, die innerhalb und außerhalb der Stiftung ſich allmählich zu feſten und bekannt gewordenen Grundſätzen ausbilden möchten. Da hätte ſich z. B. ergeben, daß 1) die ſtrengen Ausſchließungsbeſtimmungen nach wie vor vom Vorſtande der Schillerſtiftung aufrechterhalten blieben, daß Journalredacteure, Sammler zu Anthologien oder die Verfaſſer von Broſchüren, zu Feuilletons zu einem literariſchen Conversations- oder Plauderbuche zu liefern, entſchieden abgelehnt würden. Dagegen hätte ſich 2) allerdings der Fall ſchwieriger geſtellt, wo die ſtrengen Ausſchließungsbeſtimmungen durch Perſonalerwägungen eine beſonders geſtaltete und günſtig anziehende Behandlung in das Gebiet der durch Leſſing, Herder, Schiller, Goethe angeregten

sich erweiterten schönen Literatur hinzutragen, wo dann allerdings gewünscht werden müsse, daß Normen etwa von der Art aufgestellt würden, wie sie ein dresdener Antrag der Generalversammlung vorschlagsweise mitgetheilt hätte. 3) Ergäbe sich auch bei den erfolgten Bewilligungen und Nichtverwilligungen als ein besonderer Vereinspunkt, wie es mit den Schriftstellern mittlern Grades zu halten wäre, wo sich zwar nur bescheidene Erfolge aneinanderreihten und doch aus solcher, ein Lebenlang fortgeführter Vereinsthätigkeit zuletzt eine Schriftstellerexistenz sich ergäbe, die unter Umständen, bei großer Noth, der Hülfe und Anerkennung der Schillerstiftung kaum entrathen könne; wohingegen 4) alle aus diesen oder andern Kreisen hervorgehenden groben und brobenden Petenten, die sich sogar schon zu Insulten gegen die Verwaltung hätten hinreißen lassen, unbedingt kein Gehör fänden, wenn sonstige Verdienste mangelten. Es wäre ein Moment, das sich den Erwägungen der Zweigstiftungsvereine ebenfalls dringend empfehlen müsse, der oft höchst bedauerliche Umstand, daß eminente Geistesgaben und wirkliche Verdienste um die Literatur mit Unregelmäßigkeiten im Lebenswandel verbunden wären. Auch hier die Grenze zu bezeichnen, wo die Schillerstiftungshülfe entschieden verweigert werden müsse, wäre schwierig, da die Geschichte aller europäischen Literaturen und namentlich der deutschen genug Erscheinungen biete, wo man die üblichen, durgerlich „gerechtfertigten Maßstäbe allerdings nicht immer auf die excentrische und anomale Kunstlerwelt anwenden dürfe. Doch sei auch da vom Verwaltungsrathe nur Dasjenige gerichtet, was sicher die Billigung der Zweigstiftungen finden würde. Schließlich gab Referent noch 6) zu bedenken, daß sich die Verwandtschaftsgrade in der Literatur insoweit einer näheren Bestimmung dürften zu unterwerfen haben, als im §. 1 der Satzungen weil nur diejenigen „Hinterlassenen" könnten gemeint werden sein, welchen durch den Tod eines Schriftstellers ihr natürlicher und nächster Ernährer genommen wurde.

Die Weltausstellung.

— Die Weltausstellung liegt in ihren letzten Zügen. Die armen Beamten, der tagtäglich in den Gebäuden Dienst thun, hungern die Kopie und schmachten nach Luft und Erlösung von den Geschäften, die sie am 1. Mai mit der Vergnügen strahlenden Gesichtern antraten. Nur noch bis zum letzten October geht alles den alten Gang, von da ab wird für die letzten vierzehn Tage der Eintrittspreis erhöht und der eigentliche Markt beginnt. Möchten die Aussteller dabei Gewinn für die gewiß großen Opfer finden, die sie gebracht haben! Mitte November wird das Hauptgebäude geschlossen und die leichtgebauten Seitengebäude, in denen sich die Maschinen, die Bazars, die Restaurationen und — die gratis zu verabreichenden Bibeln und gratis predigenden Fremmen befanden, verschwinden von der Erde.

Ein deutsches Theater in Paris.

* Während in Straßburg ein deutsches Theater verboten wird, hat man ein solches in Paris erlaubt. Frau Ida Schnitzler-Brüning, welche bereits im vorigen Jahre mit einer Reihe von Vorstellungen kleinerer Stücke einen verunglückten Versuch machte, der trotz vielfacher Hindernisse und des Mangels eines geeigneten Lokals gelückt zu sein scheint, hat jetzt ein deutsches Theater in größerem Maßstab unternommen und zu diesem Zweck den im Mittelpunkt von Paris, in der Passage de l'Opéra, Boulevard des Italiens, gelegenen Beethovensaal zweckmäßig und geschmackvoll herrichten lassen. Unter dem darstellenden Personal werden die HH. Wieland, Scherrenberg, Max, Fischer, Mäder, Junker und die Damen Bertha Wehlbrück, Arlo, Leopoldine de la Tour, Eglof und Auerbach genannt. Das Programm des Repertoires ist ein vielversprechendes; es nennt die Namen Goethe, Schiller, Lessing, Michael Beer, Grabbe (?), Uhland, Kotzebue, Laube, Benedix, Brachvogel, Guzkow, Freytag, Feldmann, Schlesinger, Gutzkow, Kalisch, Werthauch, Langer u. s. w. Die Vorstellungen werden regelmäßig Dienstags, Donnerstags und Sonntags um 8 Uhr abends stattfinden und haben bereits am 12. October begonnen. Frau Schnitzler-Brüning ist eine charaktervolle und energische Frau, Pariserin, Russin und Deutsche, je nach Umständen; sie wird hinter ihren Versprechungen nicht zurückbleiben.

Briefwechsel.

— Constitutionelle Oesterreichische Zeitung in Wien. Der Herausgeber dieser Blätter hätte gesagt: „Die Masse muß es machen —"? Mein! „Die Menge muß es machen" sagte er vor zwölf Jahren bei Eröffnung der „Theaterzeitung" des Intendanten von Hall von vorwurfsvoll auf die 120 Stücke des Vorschlag, 120 des Calderon, 1500 gemischten Bühnenspiele des Lope de Vega, selbst auf die 36—40 Stücke Shakspeare's. Ein echter Dramatiker müsse fruchtbar sein, z. B. auch vom Dichten und Feilen arbeiten, und in der Verdichtung eines Dramatikers werde dann auch eine seiner guten Arbeiten für die andere schwächere einstehen können — Nichts anderes wollte jener durchaus unverfängliche und überaus gerechtfertigte Wort sagen. Ebenso solich worte vor einigen Jahr in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" der Herausgeber Vorwurf gegenüber zur neuen Ausgabe seiner Dramen. Nicht ein Nichtbeachtenswürdigen des Schaffenden vor der Masse war dort von ihm ausgesprochene Meinung, nur die Bemerkung sollte gemacht, die Anerkennung und Ehre gegeben werden, daß dem Dramatiker durch den Antheil des Publikums eine Bestätigung seiner Bestrebungen und eine weite Führung seines Talents zu Theil werde, da eben die Macht der Objektivirung, die einer Arbeit durch ein mächtiges Auditorium zu Theil werde, unendlich groß sei und dem souveränen, ja von jedem wahren Genius anerkannten Gesetze wäre. Nur Stubenheldenthum kennen einen solchen von Goethe, Calderon, Lope und Shakspeare anerkannten Wahrheit gegenüber von „Kreisen des Shakspeare'schen Genius" und „Nichtachtung der Menge" faseln und mit „Kegelbau" der vor Hand sei, wenn lediglich von der Nichtanerkennung der durch die Gesammtheit vertretenen Objektivität des dramatischen Schaffens gesprochen wird.

— M. H. bitten wir um Angabe der Adresse. Die Erzählung „Clara" eignet sich nicht.

— M. M. in Wien. Noch zu spät!

Berichtigung. Nr. 41. Beilage S. 959, Spalte 1, Z. 30 v. u. lies statt „Silbervorschuß" — Silberausfuhr gegen Goldausfuhr.

(Ausgegeben am 23. October 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 44.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Vom Land des Nil. Aegyptische Skizzen von Emil Prosp. II. Die Stadt der Chalifen (Schluß.) — Der Vorparlamentär Hans Jakob Künzig. — Römische Grabschrift. Aus dem Tagebuch eines englischen Arztes. — Das Sprichwort im Unterricht. I. — Ein nachgelassenes Werk von Schelling. — Unterhaltungsliteratur. XXIII. — Aus dem Nachlaß Jenny Lorsen's. — **Neues aus der Welt.**

Vom Land des Nil.

Aegyptische Skizzen von Emil Prosp.

II. Die Stadt der Chalifen.

(Schluß.)

Kairo, das gegenwärtige, hat nach überschläglicher Schätzung zwischen 250 — [illegible] Einwohner. Es würde weit mehr haben, wenn nicht die schreckliche Pest vom Jahre 1835 an [illegible] Opfer in dieser Stadt, wo [illegible] in ganz Aegypten gefordert hätte und wenn nicht noch manche andere Ursachen die naturgemäße Zunahme der Bevölkerung beschränkten. Unter den Pharaonen hatte Aegypten eine Bevölkerung von 6—8 Millionen und das ist auch die äußerste Zahl, welche es ernähren kann; gegenwärtig aber steht die Gesammtzahl auf nur beiläufig 2 Millionen, die sich etwa wie folgt vertheilen: 1,7[illegible] mohammedanische Araber; 1[illegible] christliche Kopten, 12[illegible] Türken, [illegible] Syrier, ebenso viel Griechen und Juden, [illegible] Armenier; der Rest sind Nubier, Schwarze und Europäer; von diesen sind wieder die Mehrzahl Italiener. Die Kopten (arabisch „Kibt"; im Englischen steht „Gipsy" für Zigeuner, gleich „ägyptisch Volk") sind die ältesten Einwohner des Landes, direkte Nachkommen der alten heidnischen Aegypter, die sich zum Christenthum bekehrten und somit wol auch die freilich ziemlich traurigen Ueberbleibsel der ältesten christlichen Gemeinschaften bilden; und in dem seiner Mehrzahl nach aus griechischen Charakteren zusammengestellten Alphabet ihrer jetzt todten, nur noch von ihren Priestern und Schriftgelehrten gelesenen und verstandenen Sprache leben auch noch sechs dem Hieratischen oder der Priesterschrift des alten Aegyptens entlehnte Buchstabenzeichen fort. Die ägyptischen Moslems dagegen sind ein eingewandertes Volk verschiedener arabischer Stämme, die sich zu verschiedenen Zeiten hier niederließen, zumeist nach der Eroberung des Landes durch Amr, den Feldherrn Omar's. Durch vielfache Blutsvermischung und Rassenkreuzungen zwischen den Einwanderern und den zum Islam sich wendenden Neugaten koptischen und andern Geblüts sowie durch den Uebergang von dem Nomadendasein zu einem festen Leben hat sich jedoch bei den ägyptischen Moslems allmählich ein scharfer Unterschied gegenüber der Stammrasse, den Eingeborenen Arabiens, besonders den nomadisirenden, herausgebildet. Man würde jedoch sehr irren, wenn man diejenige Rasse, die am stärksten in Aegypten vertreten ist, als die herrschende bezeichnen wollte; die arabische ist vielmehr die unterdrückte, die geknechtete Rasse. Und wer sind ihre Unterdrücker und Beherrscher? Es sind Türken, seit Sultan Selim's Eroberung

(1517), und heute iſt es die Dynaſtie der Mehemed-Aliden, deren Stammvater bekanntlich aus der Europäiſchen Türkei, aus Macedonien herübergekommen iſt und deſſen Raſſe ſich ſeither nicht mit dem Blut eingeborener ägyptiſcher Moslems gemiſcht hat. Die herrſchende Dynaſtie, der Hof, die Camarilla, die kleinen Paſchas und Statthalter der Provinzen, die Officiere, die Bureaukratie — alle ſind ſie in Aegypten türkiſcher Herkunft oder doch zum mindeſten türkiſirt. Für das lange vor ihnen eingewanderte, jetzt von ihnen ins Joch geſpannte Volk der ägyptiſchen Araber hat der Osmanli kein Herz und kein Gefühl; es iſt ihm nur die milchende Kuh, die ſie alle mit Butter verſorgt, und weidlich fluchten und fluchen ſie an ihr herum. Alle, die ſich mit dem Vicekönig in die Herrſchaft des Landes theilen, ſind in edlem Wetteifer beſchäftigt, es zu Gunſten ihrer eigenen Einkünfte auszuſaugen, und die Dynaſtie Mehemed-Ali's und ihre Helfershelfer haben darin das Unglaubliche geleiſtet. Dem Großherrn in Stambul ſcheinbar tributär, waren ſie in der That die unbeſchränkten Herrſcher dieſes Landes und ſie übten dieſe Herrſchaft oft mit der Zügelloſigkeit der Sultanslaune. Der Vicekönig von Aegypten kann jeden ſeiner Unterthanen ohne Grundangabe hinrichten laſſen; eine einzige horizontale Bewegung ſeiner Hand wäre genügend, die Hinrichtung ins Werk zu ſetzen. Durch die drückendſten Maßregeln haben die Paſchas von Aegypten ihre Jahreseinkünfte auf die Höhe von 3—5 Millionen Pf. St. hinaufgeſchraubt; ſie haben faſt allen Grund- und Bodenbeſitz in ihre Hände gebracht, indem ſie den Eigenthümern — eine lebenslängliche Rente dafür überwieſen. Am drückendſten laſtet das fremde Joch der Herrſcher natürlich auf den armen Bauern, den Fellahs, die gleichſam nur Leibeigene des Paſchas ſind, dem aller Grund und Boden gehört. Der Ertrag ſeiner Ernte wird dem Fellah von der Regierung zu einem feſtgeſetzten Zwangspreis abgekauft und der beſte Freund des Bauern, der Palmbaum, wird ihm Stamm für Stamm beſteuert, auf welchem Wege dem Paſcha allein an [illegible] Pf. St. jährlicher Revenuen erwachſen ſollen. Wenn, wie man ſagt, Said-Paſcha gern von ſich rühmt, der Herrſcher „des reichſten Landes der Welt" zu ſein, ſo weiß man wenigſtens, was von dieſer orientaliſchen Phraſe zu halten iſt, und vielleicht wird einer ſeiner Nachfolger einmal jammern, Herr des ärmſten Landes der Welt zu ſein! Der Bauer, kaum fähig, ſeinen Lebensunterhalt zu erwerben, verfällt immermehr in Diebſtahl, Faulheit und Unreinlichkeit. Es iſt wahr, Mehemed-Ali hat manches gethan, die Steuerkraft ſeines Landes zu heben; aber er hat dabei nur an ſich gedacht, nie an das Wohl ſeiner Unterthanen. Seine Nachfolger endlich haben den Baum gar umgehauen, um nur ſeine Früchte alle auf einmal an ſich zu reißen. Jeder ſorgt nur für ſich, und da faſt nie der Sohn dem Vater auf dem Throne folgt, ſondern immer der Aelteſte der geſammten Familie zur Herrſchaft gelangt, ſo denkt eben jeder nur an ſein bon plaisir und im Geiſte des „Après moi le déluge!" Aus dem gleichen Grunde der eigenthümlichen Erbfolge nach dem Princip des Seniorats ſterben auch ſo viele orientaliſche Herrſcher eines unnatürlichen Todes und das berüchtigte „Succeſſionspulver" ſpielt hier ſeine Rolle in den verſchiedenſten Geſtaltungen. Wenn von Mehemed-Ali ferner auch zu rühmen iſt, daß erſt ſeine eiſerne Hand dem Chriſten Sicherheit des Lebens und Eigenthums verſchaffte gegenüber dem Fanatismus der islamitiſchen Bewohner des Landes, ſo dürfen wir doch auch nicht übertreiben, daß dieſelbe eiſerne Hand zugleich das Volk geiſtig und phyſiſch gebrochen hat; denn Feigheit iſt der Hauptcharakterzug des untern Volks im heutigen Aegypten — deſſelben Volks, das einſt aller ritterlichen Tugenden theilhaftig war! Und war es ſo eine orientaliſch-europäiſche Dynaſtie, welche das Volk der ägyptiſchen Araber entnervte und demoraliſirte, ſo müſſen wir leider noch hinzufügen, daß es die Weſteuropäer waren und ſind, welche ihr dabei die hülfreichſte Hand boten. Theils fränkiſche Günſtlinge der Paſchas von Aegypten, im Dienſte des eigenen Vortheils oder der Intriguen weltmächtlicher Politik, theils fränkiſche Einwanderer überhaupt, die ſich alles erlauben dürfen wider den ſchutz- und rechtloſen gemeinen Mann des heutigen Aegypten, haben mit der Regierung des Landes ſich um die Wette bemüht, es zu Grunde zu richten. Mit der europäiſchen Cultur bieten auch die Laſter der Civiliſation ihren Einzug in Aegypten und ein großes und trauriges Kapitel ließe ſich ſchreiben von der Brutalität und dem Egoismus der europäiſchen Raſſe im Orient und zumal in dieſem Theil deſſelben. Wenn bei den Chriſtenmaſſacres im Libanon und in Dſchiddah, welch letztere ihre verheerenden Schatten ſogar bis nach Kairo hinüberwarfen, der orientaliſche Fanatismus eine neue Bluthochzeit beging, ſo möge man, um gerecht zu

wir in der einzigen Tochter Lord Marwells einen Schlüssel zur höhern Societät gefunden haben, gleichsam einen Auszug aller Regeln höchst conventionellen Anstandes? Gehorche!

Eliza.

Ich geh' nicht mit.

Frau Thompson.

Reiz' mich nicht.

Eliza.

Ich bleibe hier.

Frau Thompson.

Bring' mich nicht auf.

Eliza.

Geht nur allein.

Frau Thompson.

Bösewicht! — Ach wär' ich nur nicht zu fest geschnürt.

Lettice.

Das, liebe Schwiegermutter, war doch wieder nicht ganz der feine Ton! Entweder verfällt man bei solchen Exaltationen gleich in künstliche Anfälle von Wahnsinn und Ohnmacht, oder man macht dergleichen nicht mit Worten, sondern mit durchbohrenden Blicken ab.

sein, ihm wenigstens Eins zugute halten: das brennende Gefühl der Rache gegen seine Unterdrücker.

O Land voll Licht und Sonnenschein, weich dunkre Schatten mischen sich in dein Bild! Was hat moderne Barbarei aus dieser ältesten Bildungsstätte der Menschheit gemacht! Wie tief ist ein Volk gesunken, das einst in der Culturgeschichte der Menschheit eine so große Rolle spielte! Und was wird eines Tags noch aus ihr zu machen sein, wenn es erst einmal — englische oder französische Provinz geworden! Und auf eine dieser beiden Chancen läuft alles hinaus. Die Geschichte Aegyptens in den letzten zwanzig, dreißig Jahren ist die Geschichte des sich bekämpfenden und in ewigem Wechsel ablösenden englischen und französischen Einflusses, dessen Ausläufer bis in dem christlichen Negerreich Abessinien hinaufspielen. Der erste Spatenstich am Suezcanal ist der erste entschiedene Schritt neufranzösischer Annexionspolitik, Aegypten zur französischen Provinz zu machen, und daher die Thränen der Engländer über das Lesseps'sche Project. Augenblicklich sind dort die französischen „Sentiments" oben und die englischen unten. Aber das kann wechseln über Nacht. Ein anderer Herrscher kommt und es wird wieder still zwischen Suez und Pelusium. Bis dahin haben die Engländer das Zuckerrohr und in Aegypten lautet die Parole des Tags: „Allah ist groß — und Napoleon III. ist sein Prophet!"

Aber solches sind die Pfade der Cultur auf ihrem Zuge durch die Menschheit, solches die Stadien des Kraft- und Stoffwechsels im großen Bildungsprocesse der Reiche und Nationen. Erst werden ausgesogene Völker mit den sich ausbreitenden Krankheitsstoffen noch lebenskräftiger Völkerstämme völlig an- und durchgefault, um dann zum Dünger eines neuen, frischen Culturlebens zu werden. Wenn eine Völkerseele, nachdem sie auf dem Zenith ihrer Entwickelung gestanden, sich wieder zum Nadir des geistigen oder physischen Daseins zurück entwickelt und damit die Spirale ihrer geschichtlichen Sendung auf- und abwärts durchlaufen hat, so wird sie entweder von einem fremdrassigen, oft barbarischen Eroberer im ersten Anlauf niedergetreten oder aber eine neue Cultur schickt ihre Sendboten als Pionniere und Trailleurs nach ihr aus, um sie zuerst mit dem Gift ihrer eigenen Verderbtheit, mit dem, was bei ihr selber „faul ist", zu impfen und so die Zersetzung und Auflösung der erlöschenden Völkerseele zu beschleunigen, gleichzeitig aber den Boden für neue Bildungszustände zu lockern. Dabei scheint es weltgeschichtliche Regel, daß der abgelebte Culturstaat fällt durch die Barbarei, die Barbarei durch den Culturstaat. So sieht das entartete Rom durch Gothen und Vandalen, das entnervte Byzanz durch die Türken; — so fallen die Indianerstämme Nordamerikas durch das — heranwogende „Auswanderer" des den Westen verdrängenden weißen Mannes; — so wird fallen der Orient durch den Occident. Aber aus der Verwesung keimt dann ein neues Leben und neue Völkergestaltungen steigen aus dem frischgedüngten Boden auf. Denn die Menschheit verjüngt sich ewig, weil sie unsterblich ist.

Der Doppelmörder Hans Jakob Kündig.

Ich weiß sie sammeln ...
Und sie wollen Blut thun soll auch ergehen
Maria Stuart.

Auf dem Gebiet der criminalgeschichtlichen Literatur steht schon seit vielen Jahren „Der neue Pitaval", begründet von Hitzig und Häring, fortgesetzt von Dr. A. Bollert (Leipzig, F. A. Brockhaus), in erster Reihe. Von einer Anzahl der bedeutendsten Juristen der Gegenwart unterstützt, liefert die Sammlung stets eine Auswahl von Criminalgeschichten älterer und neuerer Zeiten, welche sowol für den Fachmann als für den Laien von gleichem Interesse sind.

Auch der diesmalige 31. Theil steht seinen Vorgängern nicht im entferntesten nach, rechtfertigt vielmehr aufs neue den langbegründeten Ruf des Werkes. Neben den übrigen sämmtlich sehr anziehenden und interessanten Beiträgen des vorliegenden Bandes lenkte der über den „Doppelmörder Hans Jakob Kündig" unsere Aufmerksamkeit noch besonders auf sich und wir wollen nicht unterlassen, dem Leser die Hauptmomente dieses Falles vorzuführen. Der Kündig'sche Fall hat zwar, wie dies auch die Redaction des „Pitaval" zugesteht, keine hervorragende juristische Bedeutung, er ist aber von um so höherem psychologischen Interesse und gewinnt gleichzeitig noch eine culturhistorische Bedeutung dadurch, daß er uns die Anschauung des antiken Volks sowie des Greyen Raths über die Frage wegen Abschaffung oder Beibehaltung der Todesstrafe kennen lehrt. Dabei ist die Darstellung eine wohlgelungene, plastische und dadurch theilweise gemüthserschütternde.

Die tragische Scene, die wir dem Leser hier vermuthen haben, ereignete sich in dem herrlichen Schweizerlande. Wenn man auf der neuen Straße von Zürich zwischen anmuthigen Bergen und Hügeln nach Volketsweil dahinwandert, so trifft man kurz vor diesem Orte, rechts etwas abseits von der Straße, ein schlichtes, aber schmuckes, im Anfange unsers Jahrhunderts erbautes und von Bäumen beschattetes Bauernhaus, welches zur Zeit des in Rede stehenden traurigen Ereignisses dem Bauer Jakob Schmid gehörte, von dessen Vater es neu erbaut worden war. Schmid, ein Mann im Anfange der vierziger Jahre, lebte mit seiner 38 Jahre zählenden Ehefrau in glücklicher, aber kinderloser Ehe und besaß neben seinem Grundbesitz auch Kapitalbriefe und baares Geld; beides verwahrte er in einem geheimen Behälter zwischen der Stubendecke und der Bodenkammer.

Am 24. September 1850 hatte Schmid wie gewöhnlich während des ganzen Tags auf dem Felde gearbeitet; nach Feierabend ging er nach dem von Volketsweil eine halbe Stunde entfernten Gutenschweil, wo er mit einem seiner Mitbürger eine kleine Streitigkeit beim Friedensrichter ausgleichen hatte, und als dies auf gütlichem Wege geschehen war, begab er sich mit andern Einwohnern ins Wirthshaus, wo bei einigen Schoppen Weines auf Schmid's Vorschlag Kegel gerungen wurden. Er verweilte hier in fröhlicher Gesellschaft bis nach Mitternacht und mag etwa ½1 Uhr in seiner Behausung angekommen sein. Der nächste Tag war ein Sonntag und Schmid's Ehefrau hatte, da seine eigenen Dienstleute im Hause schliefen, dem zum Viehhüten gemietheten funfzehnjährigen Knaben Johann Liechti, der im Dorfe wohnte, am Sonnabend Abend das Morgenbrot für den andern Tag mit dem Bemerken gegeben, das Vieh nur immerhin in der Frühe hinaustreiben, auch wenn wegen des Sonntags, wo die Schmid'schen Eheleute ein länger als an den Werktagen zu schlafen pflegten, noch niemand im Hause munter sei.

Der Knabe kam dieser Anordnung pünktlich nach, fand aber zu seinem großen Erstaunen, als er gegen 8 Uhr das Vieh wieder zurückbrachte, noch immer alles verschlossen. Er ging um das Haus herum und sah, daß an der Südseite ein Fenster offen stand, welches auf eine schmale Wiese und nach dem Kirchhofe zuging. Er klopft, er ruft — nichts als der hohle Widerhall antwortet und wol mögen ihn bange, beängstigende Gedanken beschlichen haben, denn er eilte zu einer Schwester des Schmid, der Frau Wintsch, theilte ihr seine Wahrnehmung mit und äußerte das Vermuthen, es könne vielleicht ein Dieb dagewesen sein, den Schmid und Frau verfolgten! Frau Wintsch begab sich sofort mit dem Viehhüter nach dem Wohnthum ihres Bruders, hieß den Knaben durch das offen stehende Fenster in das Haus steigen, um von innen die Hausthür zu öffnen. Dieterich thut dies und die Frau tritt ein. Alles bleibt still; sie steigen die neben dem großen thönernen Ofen nach der Schlafkammer führende Treppe hinauf; auch hier regt sich nichts, doch, nach dem Bett der Eheleute blickend, bietet sich ihnen ein grauenvoller Anblick dar. Beide liegen als blutige Leichen im Bett, offenbar von Mörderhand fast bis zur Unkenntlichkeit im Gesicht zerfetzt. Von Entsetzen getrieben, verließen die beiden vor Schrecken Bebenden das Haus, als eben die Glocken ihren ehernen Mahnruf erschallen ließen. Reges Leben herrschte im Dörfchen und rasch verbreitete sich die Unglücksbotschaft; das Haus füllte sich mit theilnehmenden Freunden, mit neugierigen Weibern und Kindern und der anwesende Statthalter von Uster begann nun die polizeiliche Voruntersuchung, welche folgendes Ergebniß lieferte:

Im Schlosse der Hausthür steckte ein Draht, mit dem der Thäter dieselbe zu öffnen versucht hatte; an der Küchenthür zeigten sich Spuren, welche unzweifelhaft auf einen Versuch, dieselbe zu sprengen, schließen ließen; in der Wohnstube war ein Fenster nach dem Kirchhof zu eingedrückt und am Fensterriegel waren Blutspuren sichtbar. Jedenfalls hatte der Mörder hier seinen Ein- und Ausgang genommen. Auf dem Ofen stand eine Schachtel mit alten Kaufschuldbriefen, die Schmid stets sorgsam in dem bereits erwähnten geheimen Behälter zwischen Stube und Kammer aufzubewahren pflegte und welcher durch Vorschieben eines Brettes verschlossen gehalten wurde. In dem Behälter, der jetzt offen stand, fand der Statthalter 14 Fünffrankenthaler und 1 Zwanzigfrankenstück in einem blauen Beutelchen, welches wahrscheinlich der Dieb nicht gefunden hatte; daß er aber jenen Versteck kannte, bewies hinlänglich, daß er im Hause keineswegs fremd war. Außer einigen Kleidungsstücken war nichts entwendet.

Die gerichtliche Obduction ließ keinen Zweifel, daß die Tödtung beider durch heftige Schläge

theils mit einem stumpfen, theils mit einem scharfen Instrumente geschehen war.

Natürlich drängte sich nun zunächst die Frage auf: Wer ist der Mörder? Eine Frage, die zu beantworten um so schwerer schien, als sich im ganzen Hause sowie in dessen nächster Umgebung ein Anhaltspunkt für einen Schluß auf den Thäter nicht fand. Da trat der Bruder des Erschlagenen, der Gemeinderath Johannes Schmid, mit einer sich ihm gewissermaßen instinctmäßig aufdringenden Vermuthung hervor, die namentlich durch Einen Umstand einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erlangte.

Nach dieser Angabe sei in der Nacht vom 14. zum 15. August des genannten Jahres Hans Jakob Kundig, welcher früher bei dem Verstorbenen als Knecht gedient, bei diesem übernachtet, habe sich aber schon während der Nacht mit einem Ueberrock desselben heimlich entfernt und habe, ganz wie dies auch jetzt der Fall war, die Documentenschachtel auf dem Ofen stehen lassen.

Kundig diente zur Zeit der That auf dem Kutibel, etwa dreiviertel Stunden von Volketswil.

Am Sonntag Nachmittag kam ein Mann etwas abwärts von der Straße, welche von Volketswil nach Herrliberg führt und in dessen Nähe der Kutibel liegt, eine von früherem Diensthaber Art, welche auch Kundig's Dienstherr sofort als ihm gehörig mit dem Bemerken anerkannte, daß Kundig, der vermuthliche Thäter, am Sonntag Abend, also den Abend nach dem Mord, den Hof verlassen habe, ohne wieder zurückgekehrt zu sein. Vermuthlich sei er bei seiner Braut auf dem vom Kutibel etwa fünf Minuten entfernten Hasenacker, wo er schon öfter übernachtete. Hier erfuhr man nun, daß das Brautpaar am Vormittag nach Zürich gegangen sei und noch ehe der Mittag herankam, wurde Kundig daselbst auf dem Schießmarkte, der zweiten Herbstmesse, wo er mit seiner Geliebten herumging und — kaum denkbar, die dem Ermordeten geraubten Kleidungsstücke trug, arretirt. Gleich im ersten Verhör legte er ein offenes und umfassendes Geständniß ab, wonach er die Greuelthat mit vollem Vorbedacht verübt hatte. Er hatte den Draht in das Schießeisen gebracht, er hatte die Küchenthür mit der Axt zu sprengen versucht, er hatte das Fenster eingedrückt und geöffnet, er hatte aus dem Behälter die Schachtel genommen und auf den Ofen gelegt, aber, gleich dem ersten Diebstahl in demselben Hause, kein Geld darin gefunden. Außer mehreren Kleidungsstücken hatte er nur noch eine silberne Taschenuhr und — ein Gesangbuch entwendet.

Am 18. October — 24 Tage nach dem Mord — stand Kundig in Gegenwart einer ungeheuren Menschenmenge vor den Geschworenen in Winterthur, um deren Urtheilsspruch zu vernehmen. Das Gesetz verlangte seinen Tod. Ruhig und thränenlos vernahm er sein Schicksal. Wie es solches Gesetz in der Schweiz ist, ermahnte der Präsident des Gerichtshofs den Vertheidiger des Verurtheilten, dem Großen Rath ein Begnadigungsgesuch zu überreichen, welcher dieser am 20. Oct. darauf entsprach. Gewichtige Gründe für und gegen die Todesstrafe wurden hervorgebracht, aber selbst entschiedene Anhänger dieser dem grauen Mittelalter, aber nicht dem 19. Jahrhundert angehörigen Strafe sprachen in dem vorliegenden Falle, d. h. in Rücksicht auf die geistige Entwickelung des Thäters, den wir sogleich genauer kennen lernen werden, für Begnadigung. Nach beendeter Discussion erhielt jedes der anwesenden 201 Mitglieder eine weiße und eine schwarze Kugel und es erfolgte die verhängnißvolle Balletage über Leben und Tod. Mit Spannung erwartete man auf den Tribünen das Resultat der Zählung. Der inhaltsschwere Urne barg 101 schwarze und 100 weiße Kugeln.

Am nächsten Morgen schon, am 20. October, bestieg der einundzwanzigjährige Mörder mit Ergebung das Schaffot.

Um das Verhalten des Großen Raths bei diesem Falle richtig beurtheilen zu können, ist es unerläßlich, Kundig selbst, seine frühere Jugend, den Grad seiner Bildung und seinen Charakter etwas näher kennen zu lernen. Er wurde am 12. März 1818 in Schwarzenbach im Canton Zürich geboren. Bei seiner Geburt meinten abergläubische Aerzte, Hebamme, Mutter und Pate in unbedeutenden Ereignissen gegründete Ursache zu finden, zu trösten, zu jammern und zu weinen und dem Knaben ein trauriges Leben, womöglich ein tragisches Ende prophezeien zu müssen. Seine Mutter, die aus erster Ehe eine Tochter hatte, welche neun Jahre älter war als Hans Jakob, verheirathete sich mit des Knaben Vater, als jener bereits schon sechs Monate zählte, und sie weist hinreichend charakterisirt durch zwei Aeußerungen ihres Sohnes vor Gericht: „Sie habe ihn als Kind machen lassen, was er gewollt", und „Meine Mutter war eine rechte Frau, nur hat sie nicht gern gearbeitet". Kün-

Kundig's Vater, ein aus holländischen Diensten heimgekehrter Soldat, ernährte die Familie kümmerlich durch Lumpensammeln, bis er 1842 starb, und abermals hören wir den Knaben jammern, diesmal von der Stiefmutter. Bald nach dem Tode des Vaters steigerte sich die Dürftigkeit so sehr, daß die Familie bis zu Kundigs achtem Lebensjahre heimatlos umherzog. Da endlich fanden Mutter und Tochter ein Unterkommen als Seidenweberinnen und der Knabe konnte nun die Schule besuchen; freilich geschah dies sehr unregelmäßig, da ihn die Mutter immer heimschickte oder im Herbste ihn anwies, die zum Mittagessen erforderlichen Äpfel von fremden Ästen herabzuschütteln. Im Jahre 1852 zog auch die Mutter mit der Tochter zu einem Seidenweber nach Bauma, wo es recht gut ging, bis der Meister, den das Glück auch nicht sehr begünstigte, ein Jahr später sein Haus verkaufte und nach Turbenthal zog. Hier mußte der Lehrling schmale Rüben essen und wol mag der Hunger die Veranlassung gewesen sein, daß er seinem Meister eine goldene Nadel entwendete und verkaufte. Bald darauf beging er auf dessen Namen Raborungsmittel und kaufte ein baumwollenes Halstuch. Den letzteren Posten hatte er selbst bezahlen wollen, da er hoffte, von seiner Base Geld durch List zu erlangen; als das aber nicht gelang, entwendete er einem Knaben auf offener Straße einen Fünffrankenthaler und hierin muß der Hauptanlaß all seines späteren Unglücks gesucht werden. Wie sich leicht denken läßt, kam dieses Vergehen bald an den Tag und führte ihn in das Bezirksgefängniß, wo er, sonderbarerweise mit einem Liebe von Protektion zusammengesperrt, sich an dessen Thaten trösten mußte. Er lehrte dem Knaben, Stehlen sei keine Sünde, und hier war es, wo Kundig Unterricht in allen Künsten der Gaunerei erhielt. Er hatte diese Lehren nicht vergessen, wie es der Diebstahl in dem Thürschlosse des Schmid'schen Hauses beweist.

Wieder in Arbeit gezogen, diente er als „Knechtlein", bis er 1856 rekrutirt wurde und sich nun als Bauernknecht weiter vermiethete, zunächst bei Schmid, dann bei einem Bauer in Wangen und endlich auf dem Rutihofe. Die Erntezeit des Jahres 1858 führte ihn mit der zweiundzwanzigjährigen Margarethe Bruppacher, seiner nachmaligen Braut, zusammen und es entspann sich jenes Verhältniß, das sein Unglück hauptsächlich veranlaßte. Er wollte heirathen. Von jetzt an stiegen seine Bedürfnisse; der Braut zu gefallen, wollte er bessere Kleider tragen als bisher, er wollte ihr Geschenke machen und wollte sie an öffentliche Vergnügungsorte führen. Lohn reichte der Lehre nicht aus; es lag nahe, daß er der Lehren gedachte, die ihm sein Trostes im Bezirksgefängniß ertheilt hatte, und diese Rathschläge auch anwendete.

Kundig war ein großer und schlanker, dabei aber kräftiger Jüngling mit jugendfrischen Wangen und gutmüthigen, meist niedergeschlagenen Augen; die Nase war klein und die von lichtbraunem, nicht allzu starkem Haar begrenzte Stirn niedrig und flach. Sein Aeußeres bestätigte vollkommen die Aussagen, die von denjenigen, welche ihn näher kannten, über ihn gemacht wurden. Er war ein mehr verschlossener als schüchterner Mensch, von schwachem, fast stumpfem Geiste, dem aber niemand einen Bösen zutraute.

Während seiner Haft vor der Vollziehung des Urtheils benahm sich Kundig zu seinem Vortheil. Schon im ersten Verhör gestand er sein Verbrechen ein, dessen ganze Schwere er kannte und das er aufrichtig bereute, wie dies seine Aeußerungen und Handlungen genugsam bewiesen, und tiefgerührt nahm er von den Seinigen mündlich und brieflich Abschied. Aus dem letzten Briefe an seine Braut heben wir nur folgende schöne und gefühlvolle Stelle heraus:

„Als ich diesen Brief schrieb, so lautete es Petrei und der Gedanke kam mir in den Sinn an Vater und Mutter, und ich dachte, nach kurzer Zeit werde ich dort sein. Nun setze ich noch einen schönen Vers:

In den letzten Abendstunden sah ich stark an Jesu Kreuz,
Seine Hand die Wunden klagen, ach, er litt, ach, er litt
ach, er litt im Todesschmerzen.
Und ich dachte an die Seinen, dachte an des Heilands Ruh',
Und es flossen meine Thränen, lebe wohl, lebe wohl, lebe
wohl, Geliebte, du!"

Diese wenigen Zeilen werfen gewiß ein beruhigend helles Licht auf sein Gemüth, um ihn als einen in dem aufrichtigsten Streben nach Besserung begriffenen Menschen kennen zu lernen.

Sicher waren die Jugend des Verbrechers, seine schwache geistige Begabung und Entwicklung, dabei aber das offene Geständniß, seine verwahrloste Erziehung, die Liederlichkeit aus Hunger und in deren Folge die Sünde, die der Staat selbst an ihm beging durch das Zusammensperren des Kindes mit dem hartgesotte-

nen Verbrecher, hinreichende Gründe zu einer Begnadigung. Der letzte Punkt allein müsste schon eine Begnadigung bedingen, denn wir stellen es geradezu in Abrede, daß Kündig das in dieser Höhe des Verbrechens gestiegen sein würde, hätte er nicht die Gelegenheit gehabt, eine so üble Bekanntschaft zu machen, und es ist sehr zu beklagen, daß ein sonst so wohlorganisirter Staat wie die Schweiz in der Einrichtung seiner Gefängnisse noch so große Mängel erblicken kann. Die Frage über die zweckmäßigste Einrichtung der Strafhäuser beschäftigt schon seit Beginn dieses Jahrhunderts die bedeutendsten Criminalisten, ohne leider zu einer wirklichen Entscheidung gekommen zu sein, während sie doch von so unendlicher Wichtigkeit für den Staat ist. Wir haben in dem vorliegenden Falle abermals eine Bestätigung der denkwürdigen Worte des ins Grab gesunkenen Königs Oskar von Schweden gefunden. Er sagt: „Die Arbeitsstrafe mit Beibehaltung der ansteckenden Gemeinschaft unserer Gefängnisse anwenden, heißt das Gebiet für gegenseitige Unterweisung in den abscheulichen Lastern erweitern." Und wer kann ihm widersprechen? Wer dem Minister von Arnim, wenn er schon im Jahre 1840 die Gefangnisse „Verbrecher-Pepinièren" nannte?

Die Strafe soll nicht, wie leider noch viele meinen, ein Akt der Rache, die Ausübung des Vergeltungsrechts sein; sie hat einen höhern, einen edlern Zweck: sie soll bessern. Eine Besserung aber ist beim Zusammenleben der Verbrecher offenbar vollständig unmöglich; es wird damit in der Regel das directe Gegentheil erzielt. Was hilft die Aufhebung des sogenannten Schweigesystems? Es ist noch nie und nirgends in seinem vollen Umfange durchgeführt worden und es wird dies nie geschehen, solange die Natur das Bedürfniß der Mittheilsamkeit in den Menschen pflanzt. Sind es doch Thatsachen, daß ein Raubmord in einer Reihe von Tagen zwischen drei Sträflingen während des Gottesdienstes verabredet wurde, indem sie sich jedesmal, wenn der Priester der Gemeinde die Monstranz entgegenhielt, im Niederknieen einzelne Worte zuflüsterten, und daß von den 8000 Disciplinarstrafen, welche im Jahre 1851 in Frankreichs Strafanstalten vollstreckt wurden, 9754 wegen Sprechens oder sonstiger Mittheilungsversuche in Ausübung gebracht wurden. Ganz entschieden entspricht das System der Einzelhaft dem durch die Strafe zu erreichenden Zweck, der Besserung, von allen bisher bekannten Arten der Bestrafung am meisten. Man darf sich die Zellenhaft keineswegs so fürchterlich vorstellen, als sie von den am alten Zopf Klebenden gewöhnlich ausgemalt wird. Die Gefangenen verdummern nicht etwa in einem ungelüfteten, womöglich finstern Loch ohne jegliche Beschäftigung ihr Leben, sondern eine gesunde, mit der erforderlichen Vorrichtung zum Ein- und Auslassen der Luft, durch den Gefangenen selbst, 10—12 Fuß lange, 7—8 Fuß breite und 9—11 Fuß hohe Zelle umschließt den Verbrecher, dem täglich die nöthige Bewegung in freier Luft gestattet ist. Auf seine Körper- und Geistesfähigkeiten wird bei der Wahl seiner Beschäftigung die größtmögliche Rücksicht genommen und die Besuche seiner Angehörigen, des Beamtenpersonals und des Geistlichen lassen ihm außerdem noch die Zeit und wirken sicherlich moralisch vortheilhaft. Ärztlich soll der Sträfling nicht etwa zum Heuchler kommandirt oder durch ein immerwährendes Aufdrängen von Religiosität und Frömmelei zum Heuchler gemacht werden, sondern es hat sich uns als das Beste erwiesen, jede Seelenjagd zu unterlassen und nur indirect und nach und nach auf Gemüth und Herz des Verbrechers einzuwirken. In einer solchen mit Humanität gehandhabten Bestrafung wird kein Vernünftiger eine Grausamkeit erblicken und der Verwurf, den man der Einzelhaft gemacht hat, daß sie leicht Geisteszerrüttungen hervorbringen könne, ist um so lächerlicher, als bereits längst schon statistisch nachgewiesen ist, daß bei ihr eben nicht mehr infolge der Einsperrung entstandener Irrsinn vorgekommen ist als bei der Gesammthaft.

In der Zellenhaft kann jeder einzelne sorgfältiger beobachtet und das Eintreten einer Besserung leichter erkannt werden, als dies in der Gesammthaft thunlich ist, und es sind daher bereits Versuche gemacht worden, bei anzunehmender Besserung und gleichsam als Belohnung zwei oder nach Umständen mehrere miteinander passende Subjecte zusammenzubringen, und hierin liegt eigentlich dieselbe Idee zu Grunde, welche Anlaß zu dem Vorschlag gegeben hat, sogenannte Uebergangshäuser einzurichten, wodurch der durch längere Zeitung dem bürgerlichen Leben Entwöhnte stufenweise wieder in dasselbe eingeführt werden soll.

Wir hoffen im Interesse der Menschheit und zur Ehre unseres Jahrhunderts, daß wenigstens die bereits bekannten vortheilhaften Folgen der

Einzelhaft zu einer lebhaften Nachahmung in Umgestaltung der Strafanstalten ermuntern; denn leider paßt noch immer auf unsere Tage, was schon im Jahre 1820 der hochverdiente greise Rechtsgelehrte Mittermaier sagte: „Die Ueberzeugung, daß die meisten Strafanstalten schlecht organisirt, daß sie, statt die Besserung der Strafgefangenen zu bewirken, nur die Schule des Lasters sind und die gänzliche Entsittlichung der Sträflinge begründen, wird immer allgemeiner und fordert dringend die Regierungen auf, aus ihrem Schlafe zu erwachen, und die gerechten Vorwürfe von sich abzuwälzen, daß sie durch die schlechten Strafanstalten selbst die eigentlichen Verbrecher derjenigen sind, welche durch ein minder schweres Vergehen eine Arreststrafe verwirkt haben und in die Häuser des sittlichen Pfuhls gebracht werden."

Römische Eindrücke.

Aus dem Tagebuch eines englischen Reisenden.

Zur einem Winter- und Frühlingsaufenthalte in Rom ist die Osterwoche der Glanz- und Schlußpunkt und das Griechen des letzten Lampchens nach der Illumination der Kuppel der St.-Peterskirche in der Nacht des Ostersonntags in der Regel das Signal zum Packen, Kompaden und Abreisen.

In jenem alljährlich wiederkehrenden Reisenden, welche durch ein Klima angelockt werden, das ihnen gestattet, im December und Januar am offenen Fenster zu sitzen, gerüstet sich zu dieser Zeit auch der Strom der Gäste, welche um des Carnevals willen kommen — ein Strom, der während der ganzen Fastenzeit immerwährend zunimmt, bis er am Palmsonntage, wo die Ceremonien der Heiligen Woche beginnen, zu einer wahrhaften Flut anschwillt.

Die Hotels, welche monatelang ihr Personal auf die kleinste Zahl beschränkt haben, rufen in Erwartung des persönlichen Zuspruchs ihre Keller und Lohndiener herbei und entwickeln ihre Thätigkeit. Die Zahl der Fremden steigt ebenso auffallend als der Zahlpreis derselben, und was das Heer der Bettler betrifft, so kann man sich leicht denken, daß diese, um sich dieses ihres großen alljährlichen Erntefestes würdig zu machen, sich in ihre schmutzigsten und entsetzlichsten Lumpen hüllen.

Da wir noch vierzehn Tage vor Beginn der Heiligen Woche in Rom anlangten, so hatten wir Zeit, die St.-Peterskirche und andere berühmte Oertlichkeiten zu sehen, während dieselben sich noch in einem Zustande verhältnißmäßiger Einsamkeit befanden. Von der St.-Peterskirche kann man sagen, daß sie auf den Beschauer die unglückliche Wirkung äußere, ihn für seine ganze Lebenszeit gegen die Schönheit und Großartigkeit aller andern derartigen Bauwerke abzustumpfen.

Unglücklicherweise ist der Platz, auf welchem dieses wundervolle Gebäude steht, nicht recht geeignet, den Eindruck, den es an und für sich macht, zu unterstützen. Es steht an dem äußeren Rande einer Niederung des rechten Ufers der Tiber und kann wegen allzu großer Nähe des Aufsteigens des Janiculum nur von vorn in Augenschein genommen werden. Aber auch selbst dort hat man keinen angemessenen Ueberblick, denn die herrliche Piazza, auf der es steht, wird durch eine Gruppe schmaler von der Engelsbrücke hierherführender Straßen beeinträchtigt. Versucht man die Piazza vermittelst dieser verhältnißmäßig sehr ordinären Zugänge, so bleibt immer noch etwas zu wünschen übrig. In der Form eines lateinischen Kreuzes erbaut, dessen langer Theil dem Beschauer zugewendet ist, wird die Kuppel theilweise durch die Façade verdeckt. Mit einem Wort, eine gute äußere Ansicht der St.-Peterskirche ist blos von dem Punkte auf der andern Seite der Stadt zu erlangen, und dort ist wiederum zu weit, um die Einzelheiten unterscheiden zu können.

Der Zufall, nicht der freie Wahl, war die Ursache, daß dieser Platz an dem westlichen Rande der Stadt gewählt ward. Hier wurden die sterblichen Ueberreste des heiligen Petrus begraben, nachdem er auf einem nahe gelegenen Berg den Märtyrertod erlitten, und da die später auf diesem Platze vom Konstantin errichtete Kirche baufällig geworden, so gingen mehrere aufeinander folgende Päpste mit der Absicht um, sie durch eine neue zu ersetzen, bis endlich von Michel Angelo der Plan zu dem gegenwärtigen Gebäude entworfen ward. Da er im Jahre 1563, ehe noch das Werk zur Hälfte vollendet war, starb, so wich man von dem Plan dieses großen Baumeisters, welcher dem Gebäude die Form eines griechischen Kreuzes geben wollte, ab. Durch diese Veränderung hat allerdings das Innere durch vermehrte Länge gewonnen, leider aber auf Kosten der Ansicht der Kuppel von außen in der Nähe.

Wie beklagenswerth unter diesen Uebelstand

auch sein möge, so vergißt man ihn doch, sobald man das Gebäude betritt.

Es war an einem sonnigen Nachmittag gegen 5 Uhr, als wir unseren ersten Besuch in der St. Peterskirche abstatteten. Als wir den schweren Vorhang des mittleren Eingangs auf die Seite schoben und das geräumige Schiff entlang blickten, in welchem nur einige wenige Fremde und Andächtige zu sehen waren, bemächtigte sich unser zuerst das Gefühl, daß wir jetzt das Großartigste und Erhabenste sähen, was wir jemals in unserm Leben geschaut.

Der ungeheuere Umfang des buntmarmornen Fußbodens, die hohen korinthischen Säulen mit ihren prächtigen Vergierungen und Bildwerken, das mit Malerei und Mosaikarbeiten geschmückte Dach, der Hochaltar mit seinem hohen Baldachin und mit dem weißen marmornen Geländer, auf welchem beinahe hundert Lampen zu Ehren des heiligen Petrus brennen — diese hervorstechendsten Züge des Gebäudes mit andern Nebengegenständen, zu welchen die Statuen und marmornen Monumente an den Wänden gehören, lassen jenes überwältigende Gefühl von Größe und Erhabenheit ein, welches der Beschauer ohne Zweifel zu erwecken beabsichtigt hat.

Auch wird diese allgemeine Wirkung durch nichts beeinträchtigt. Die einzigen zum Zweck des gewöhnlichen Dienstes durch Scheidewände getrennten Teile sind die Seitenkapellen, und da die ungeheuere Fläche des Fußbodens nicht durch sonstige Gegenstände oder „Stände" versperrt ist, so kann man sie frei von einem Ende zum andern durchwandern.

Die übrigen Sehenswürdigkeiten Roms sind eben so oft und mitunter so gut beschrieben worden, daß es mir schwer werden würde, ihnen eine neue Seite abzugewinnen, und ich wende mich daher andern Dingen zu, welche der Beobachtung des Reisenden nicht weniger würdig sind.

Die Wirkungen allgemeiner Mißregierung und mangelhafter Verwaltung zeigen sich bei einem Schritt, den man in der Ewigen Stadt tun kann trotz einer Menge mildthätiger Stiftungen, nicht das Bettelwesen in einem Grade, wie man ihm dies früher in Irland antraf. Man versicherte mir, das Betteln sei hier Gegenstand der bestimmten von der Behörde gegen eine gewisse entrichtete Erlaubnis. Die, welche an den Kirchthüren betteln, bezahlen mehr als die gewöhnlichen Bettler, die auf den Straßenecken angewiesen sind, während die, welche als eine Art besonders Auserkorene vor der St. Peterskirche stehen, am meisten von allen bezahlen. Gerade so wie Straßenfeger ein gewisses Anrecht an einem Straßenübergange zu erwerben glauben, monopolisieren die Bettler Roms gewisse Plätze. Während der ganzen Zeit unseres Aufenthalts warf der zweite Absatz auf der Treppe, welche nach der Promenade auf den Pincio hinaufführt, von einem Bettler monopolisiert, welcher, im Besitz des berufsmäßigen Vorzugs, auf den Händen und Knieen gehen und die Füße hinter sich herschleppen zu müssen, niemand vorüberließ, ohne hinter ihm herzuschreien und sein Recht auf die Mildthätigkeit des Publikums geltend zu machen.

Wenn aber die Bettler in Rom auch nicht gerade sonderlich sind, so werden sie wenig genötigt und erhalten auch eine gewisse Ermutigung durch das Beispiel der Vornehmsten. Viele Kirchgänger stehen am häufigsten an den Eingängen zu Hotels und Gasthäusern, wo sie, mit flehenden Blicken und Bettelbüchsen in der Hand haltend, bereit sind, ein Almosen anzunehmen.

Ueberdies wird den Bettlern von Profession seltsamerweise sogar von Leuten aus den besseren Ständen mit einem schlechten Beispiel vorangegangen. Sehr oft sieht man nämlich Männer von Stand und Bildung in Roben von Sackleinwand mit Kapuzen, in welche blos Löcher für die Augen geschnitten sind. Sie gehen da mit Sandalen an den nackten Füßen und mit einem Strickgurtel um den Leib und einer Almosenbüchse in der Hand umher und bitten stumm um milde Gaben. Ihr Vorgeben, daß sie dies zu einem wohlthätigen Zweck thun, ist eine armselige Entschuldigung für einen Gebrauch, der so viel Demoralisation zur Folge hat.

Daß es mit dem christlichen Prinzip der Almosengebung ebenso vereinbar ist, den Armen die Möglichkeit, ihr Brot auf redliche Weise zu verdienen, an die Hand zu geben, als ihnen dann und wann in einer Anwandlung von Wohlthätigkeitssinn einige Kupfermünzen hinzuwerfen, ist eine Thatsache, die vielleicht nirgends so wenig anerkannt wird als in den Ländern Italiens, wo, in Verbindung mit Jahrhunderte alter Mißregierung, der Einfluß Roms sich am nachteiligsten geltend gemacht hat. Die vermeintliche heilige Verpflichtung zum Almosengeben hat nicht blos Horden von Bettlern geschaffen, sondern auch eine allgemeine Gewissheit hervorgerufen,

für die geringfügigsten Dienstleistungen oder auch für gar keine Dienstleistungen Geschenke zu erwarten. Oft wird uns zu unserer Ueberraschung von Personen, die irgendeiner niedrigen Beschäftigung obliegen, die Hand entgegengestreckt, als ob wir unzweifelhaft die Pflicht hätten, Geld zu geben, sobald wir darum angesprochen würden. Bis zu einem solchen Grade ist in einigen Gegenden dieses schmachvolle Register des Bettels oder Unabhängigkeitssinn in dem Volke ausgebreitet worden.

Da ein Artikel sich stets am besten da verwerthet, wo er gesucht wird, so drängt sich während der heiligen Woche eine Menge erbärmlichen Gesindels nach Rom, um Gelegenheit zur Uebung frommer Wohlthätigkeit zu geben.

Eins der berühmtesten Schauspiele der heiligen Woche ist die Ceremonie der Fußwaschung, die an einer Anzahl sogenannter Pilger vollzogen wird, welche angeblich hierher gekommen sind, um die heiligen Stätten zu besuchen. Die Ceremonie selbst findet am Abend des Gründonnerstags in einem besonders dazu eingerichteten Lokale statt. Es sind zwei Abtheilungen vorhanden, die eine für Männer, die andere für Frauen, in die letzte finden blos weibliche Zuschauer Eintritt. Nach der Fußwaschung wird jede Abtheilung mit Speise und Trank bewirthet.

Ich besuchte natürlich die Fußwaschung der männlichen Pilgrime. Als ich den dahinführenden Gang betrat, sah ich ein furchtbares Gedränge an dem entgegengesetzten Ende, wo eine Thür in ein weiter liegendes Gemach führte, worin die Ceremonie stattfindet. Mit nicht geringer Mühe arbeitete ich mich durch den Eingang, ellbogte einige Stufen hinunter und sah mich nun in einem schwülen, fast zum Ersticken vollgepfropften Raume. An zwei Seiten desselben war eine Bank mit einem ein wenig über dem Fußboden erhobenen Aufsatze angebracht. Eine Umzäunung und Wachen hielten die Zuschauermenge in gemessener Entfernung.

Nach ungefähr einer halben Stunde traten eine Anzahl Leute von armseligem Aussehen und soll in jeder Beziehung gewöhnlichen Straßenbettlern gleichend durch eine Nebenthür herein, setzten sich nebeneinander auf die Bank und begannen ihre Schuhe und Strümpfe auszuziehen. Nun erschienen mehrere Priester und nachdem einer von ihnen einige Gebete gelesen, gesellten sie sich zu den eigentlichen Fußwaschern. Diese sind verschiedenen Stellungen in Rom angehörende Herren, welche eine diesem und andern mildthätigen Werken sich widmende Brüderschaft bilden. Sie tragen weiße Jacken, weiße Halstücher und Schürzen und sprud schwatzend und lachend beisammen, bis Einer mit warmem Wasser gebracht und einer von jedem der sogenannten Pilger niedergekniet werden. Nun beginnt die Ceremonie des Waschens, welche, da sie auf sehr oberflächliche Weise verrichtet wird, nicht lange dauert. Die Priester bekommen die Hände gewaschen, indem sie sich dieses Wasser darauf gießen und den Saft einer Citrone darauf drücken lassen; dann beschließt ein abermaliges Gebet die Ceremonie, welche auch nicht eine Spur von einem Gebeudrem hat. Das Ganze sieht vielmehr aus wie eine wunderliche Posse und man kann nicht begreifen, wie sich derselbe so lange hat erhalten können. Freilich, da die Pilger mehrere Tage lang herbeigezogen und bewirthet werden, so ist kaum zu erwarten, daß der Gebrauch aus Mangel an Theilnehmern in Wegfall kommen werde.

So ist Rom — voll von veralteten Gebräuchen, welche der Hauptsache nach ihren Entstehungsgrund in den besten Absichten haben, aber nur zum allgemeinen Nachtheil fortbestehen, weil der Schaden, den sie anrichten, nicht blos in der Demoralisation einzelner, sondern auch darin liegt, daß der Sinn des Volks von allen vernünftigen Plänen zu sozialen Verbesserungen abgelenkt wird. Gut regiert, würde seine Stadt der Welt weniger mit dem Uebel der Armuth zu kämpfen haben als eben Rom. Im Besitz eines herrlichen Klimas, eines Hafens, der mit leichter Mühe schiffbar gemacht werden könnte, und eines Bodens, der an fruchtbaren Eigenschaften so reich ist, daß er eben wenige seiner Nachbarn an Ueppigkeit hier und da bei Gefahrdrohung des Menschen nachstellig wird, ist gleichwohl diese alte interessante Stadt in einen Zustand immerwährender Armuth versunken. Die gebildeteren Klassen beschäftigen sich mit einer Wiederholung von Schaustellungen und Ceremonien, die höchstens Kinder amüsiren können, und die einzige, wirklich gedeihende industrielle Beschäftigung besteht in der Ausführung von Kunstwerken so hoher Geltung, daß sie nicht als ein für die große Masse nutzbringender Erwerbszweig betrachtet werden kann.

Die päpstliche Regierung thut vielleicht das Beste, was sie zu thun weiß; unglücklicherweise aber steht dieses Beste mit der Entwickelung der

nationalen Handwerken in offenem Widerspruch, und einer der Hauptübelstände ist, daß durch die Unterstützung so vieler tausend arbeitsfähiger Leute dem Müssiggang Vorschub geleistet wird.

Ein zweiter, ebenfalls außerordentlich nachtheiliger Uebelstand ist das eingeführte Zollsystem, welchem zufolge die Ausfuhr ebenso schwer und lästig wird wie die Einfuhr. Ich versuchte auf dem völlig gesetzmäßigen Wege der französischen Messagerien impériales, welche eine Agentur in Rom haben, ein kleines Kistchen Kupferstiche nach England zu schicken. Das Packet konnte aber nicht eher zur Beförderung angenommen werden, als bis es auf dem Zollamte geöffnet und visirt worden, um tarirt zu werden, und die damit verbundene Schererei war von der Art, daß ich von meinem Vorhaben lieber abstand.

Dieser Fall verschaffte mir zugleich Gelegenheit, die Methode zu beobachten, auf welche hier die Einfuhr besteuert wird. Alle aus dem Auslande nach Rom kommenden Waaren werden von Officianten ausgepackt, die jeden einzelnen Artikel untersuchen und mit einem Zettel belegen. Jedes Stück Tuch z. B. wird gemessen und durch Andrehen eines kleinernen Stempels zum Verkaufwerden unterlassen. An alle andern Gegenstände, die heraus zu einem Paar Handschuhe oder einem Zündchen Band de Calogne, wird ein ähnlicher Stempel befestigt, zum Zeugniß, daß der betreffende Gegenstand verzollt worden ist, und jeder fremdländische Artikel, der in einem Laden ohne dieses Kennzeichen Stück Pier gefunden wird, unterliegt der Confiscation.

Alle eingeführten Waaren sind demgemäß theuer und die einheimischen Fabrikate infolge dieses Schutzgeldes ebenfalls. Ein unterdrückteres Mittel, um den Handel und das Aufblühen der Industrie zu unterdrücken und das Volk in Armuth zu erhalten, ließe sich kaum denken.

Zu den Mitteln, deren sich die päpstlichen Behörden bedienen, um das Staatseinkommen zu vermehren, gehört auch die Besteuerung der Reisepässe jener Scharen von Fremden, deren gewöhnlicher Aufenthalt in Rom einen weitentlichen Beitrag zur Ernährung der Einwohner liefert. Eine Geschichte meines Reisepasses und der Besteuerungen, welchen derselbe unterworfen war, würde an und für sich schon einen höchst amüsanten Artikel liefern. Gründe, sowie ich Rom betrete, wird er mir gegen eine Empfangsbescheinigung abgenommen. In drei Tagen gehe ich die Empfangsbescheinigung wieder zurück und erhalte eine auf drei Monate gültige Aufenthaltskarte, welche ich dem Schreiber auf dem Polizeibureau zwei Scudi bezahle. Wenn ich Rom verlassen will, gehe ich mit meiner Aufenthaltskarte wieder auf das Polizeiamt und wünsche meinen Paß zurückzuhaben. Nach langem Warten und vielem Hin- und Herreden bekomme ich ihn endlich, aber mit der Weisung, damit zum britischen Consul zu gehen und ihn visiren zu lassen. Nachdem dies geschehen, kehre ich damit wieder auf das Polizeiamt zurück, in der Ueberzeugung, ihn nun zur Abreise wirklich ausgefertigt zu erhalten. Damit ist es aber nicht. Ich erhalte blos einen Erlaubnißschein zur Abreise, welchen ich dem Tarif gemäß einen Scudo bezahle, während man mir zugleich mittheilt, daß ich meinen Paß in Porta Portese haben werde. Am nächsten Tag, wenn ich an den Fährort komme, steht ein Mann an dem Eingange zum Wartezimmer und läßt mich nicht eher passiren, als bis ich ihm meine Erlaubniß zur Abreise vorgezeigt habe. Wenn ich nach Porta Portese komme, wird mir mein Paß gegen den Erlaubnißschein ausgehändigt, zugleich aber sagt man mir, daß ich ihn wieder in dem Bureau des Dampfbootes abgeben muß, wo ein Polizeiofficiant wartet, um ihn in Empfang zu nehmen. Hier lese ich ihn, das Zahlbillet, welches ich in dem Bureau löse, genügt dem Grenzbeamten, der an dem Nor Wache hält, und ich darf das Dampfboot besteigen und das päpstliche Gebiet verlassen. Was meinen Paß betrifft, so weiß ich einen ganzen Tag lang nicht, wo derselbe ist. Erst wenn wir am nächstfolgenden Morgen im Begriff stehen, in Neapel und Land zu steigen, werden die Päße sämmtlicher Passagiere, mit Ausnahme der meinigen auch mit, in einem Haufen durcheinander auf den Tisch des Salons geworfen und ein jeder kann sich den seinigen heraussuchen. Die Summe, welche ich für diesen Paßzettel an die päpstlichen Behörden zu bezahlen hatte, betrug zusammengenommen 1.1 Schillinge (4 Thlr. 10 Sgr.), und da die Zahl der Fremden, welche Rom besuchen, alljährlich gegen vierzigtausend beträgt, so kann man sich leicht berechnen, daß diese gehässige Einrichtung, für die Erlaubniß, die Stadt zu sehen und ihr Gott Paris zu verlassen, eine nicht unerhebliche Steuer bezahlen zu lassen, für die ärmlichen Einkünfte von großer Wichtigkeit sein muß.

Im Namen der armen Anzahl von Fremden, wenn auch nicht der eingeborenen Bevölkerung,

welche nicht wagen darf, sich darüber zu beschweren, möchte ich auch von dem außerordentlich hohen Porto für Sendungen nach und von England sprechen, welches doppelt so viel beträgt, als man in Neapel oder irgendeinem andern Theile Italiens bezahlen muß. Abgesehen von dieser unverantwortlichen Prellerei, werden auch Briefe und Zeitungen oft wochenlang über die bestimmte Zeit der Ausgabe zurückgehalten und zuweilen gänzlich vorenthalten. Einmal wurden während meines Aufenthalts in Rom sämmtliche Exemplare von „Galignani's Messenger" auf diese Weise von dem Postamt confiscirt und wir mußten auf unsere gewohnten englischen Nachrichten verzichten.

Als einen ferneren Beleg zu derselben engherzigen Politik kann ich hinzufügen, daß ich häufig amtliche Bekanntmachungen an den Straßenecken bemerkte, wodurch die Einfuhr und der Verkauf von Büchern über Garibaldi und die italienische Frage verboten ward. Daß solche Bücher in französischer Sprache trotz dieser Proclamationen dennoch nach Rom gelangen, ist ungezweifelt, und da diese Sprache infolge der langen Besetzung Roms durch die französische Armee jetzt fast allgemein verstanden wird, so kann man annehmen, daß die Bewohner in Bezug auf die italienische Politik nicht so schlecht unterrichtet sind, wie man außerdem glauben konnte. Uebrigens muß man den Franzosen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu erwähnen, daß sie, obschon als Fremdherrschaft gehaßt, doch unverkennbar der Ursache vieler nützlichen Verbesserungen gewesen sind. Zu diesen gehört namentlich ein Polizeisystem, durch welches vollständige Sicherheit der Personen, wenn auch nicht des Eigenthums, erzielt worden ist.

Beim Besuch einer der römischen Buchdruckereien fand ich, daß das dem Umfange nach wichtigste Erzeugniß in Lotterieloosen besteht. Dieselben werden auf amtliche Bestellung gefertigt und der Nutzen von ihrem Verkauf bildet einen Theil des Staatseinkommens. Ich weiß wohl, daß das Lotteriespiel eine in ganz Italien herrschende Schwäche ist, denn wir fanden es überall in der schönsten Blüte; in Betracht des geistlichen Charakters der römischen Regierung aber hätte ich nicht geglaubt, daß dieses Institut auch hier eine so wichtige Rolle spielte.

Der Verkauf dieser Lotterieloose findet in der ganzen Stadt in den dazu bestimmten Läden statt und zwar zu so geringem Preise, daß auch den ärmern Bewohnern die Betheiligung möglich ist. Die verderblichen Wirkungen dieser allgemeinen Spielwuth werden durch den Aberglauben noch mehr befördert. In gewissen armseligen Verkaufsläden werden sogenannte „Glückschlüssel", eine Art Traumbücher, zu einem ungemein geringen Preise verkauft. Sie bestehen aus Abbildungen von alltäglichen Gegenständen, wie z. B. ein Haus, ein Baum, ein Beil u. s. w., welchen jedem eine Zahl von 1—10 beigefügt ist. Wenn nun jemand von einem dieser Gegenstände träumt, so braucht er blos die darunterstehende Nummer zu kaufen, um Aussicht auf einen Gewinn zu haben. Wir fuhren zufällig auf dem Wege durch einen sehr volkreichen Stadttheil einer Ziehung der Lotterie. Sie geschah mittels eines sich drehenden Glascylinders auf dem Balcon eines öffentlichen Gebäudes und in Gegenwart einer dichtgedrängten aufgeregten Menge.

Ein schmerzlicher Anblick ist es, die ausgedehnten Gefilde, welche Rom umgeben, größtentheils in unangebautem, verwildertem Zustande liegen zu sehen. Man glaubt fast allgemein, die Campagna, wie man diesen District nennt, sei zu eben und sumpfig, um mit Vortheil angebaut zu werden. Dies ist aber eine ganz irrige Ansicht. Der ebene und sumpfige Theil liegt größtentheils nach der Seeküste zu und selbst dieser wäre in den Händen der Holländer schon längst durchschnitten, entwässert und ebenso ergiebig gemacht wie die Niederlande. Der größte Theil der Campagna besteht bis auf weite Entfernung um Rom herum aus welleuförmigem, grünem, im höchsten Grade fruchtbarem Wiesenlande, welches ebenso gesund und schön gemacht werden könnte wie die Lombardei. Um diese von Natur so herrliche Gegend nutzbar zu machen, bedarf es weiter nichts als Intelligenz und Vertrauen auf die Verwendung des erforderlichen Kapitals. Den Cardinälen der Vergangenheit gebührt allerdings die Ehre, ihre Einkünfte der Wiederherstellung alterthümlicher Kunstwerke gewidmet zu haben; ich für meine Person kann es aber nur beklagen, daß nicht auch einige derselben sich ernstlich die Aufgabe stellten, die Campagna zu cultiviren und die Bewunderung schönangebauter Länderein ebenso in die Mode zu bringen wie die schönausgeführten Bildhauerwerke.

Möglicherweise glauben sie, die Campagna lasse sich nicht cultiviren, denn es existiren wirklich gewisse Sagen, die dies behaupten. Der eigentliche Grund aber liegt, glaube ich, in der

Frau Thompſon.

Was iſt vornehmer?

Lettice.

Blicke, vielſagende Blicke! So, das iſt vortrefflich! So, charmant! Immer noch drohender, immer noch ſtrenger, ſehr gut, ſehr gut. Bravo, wie die Königin Eliſabeth.

Eliza.

Hahaha, liebe Mutter, die Blicke ſind gar zu komiſch.

Frau Thompſon.

Ich überzeuge mich immer mehr, daß Du eine vollendete Närrin biſt. (Zu Lettice) Das darf ich doch ſagen?

Lettice.

Eine Närrin, o ja. Vollendet — iſt gut.

Eliza (ſpringt ans Fenſter).

Ha! Mutter, Mutter, ſeht den prächtigen Aufzug. Der Harry — zu Pferde.

Frau Thompſon.

Wo, wo? der Harry? Gott; wohl an 30 Cavaliere —

Lettice.

Bitte liebe Mutter, zwanzig davon ſind bloße Jockeys.

Thatsache, daß viele geistlichen Herren kein erhebliches Interesse an ihren Pfründungen in dieser Gegend haben. Sie betrachten dieselben vielmehr bloß als eine Revenue für ihre Lebenszeit, und da sie dieselben auch auf keine Familie vererben können, so verwenden sie auch natürlich kein Kapital auf dauernde Verbesserungen, sondern begnügen sich mit dem, was ihnen von Jahr zu Jahr für das Weiterende bezahlt wird.

Die Beziehung hat nicht gewollt, daß dieses umfangreiche Gebiet wüste gelassen werde. Nur ein irrthümliches soziales System, welchem durch die Gesetzgebung abgeholfen werden könnte, trägt die Schuld. Ich habe die Campagna nach verschiedenen Richtungen durchwandert und meine Ueberzeugung ist, daß sie mit einigen unerheblichen Ausnahmen durchgängig in den Zustand eines gesunden Ackerbaues versetzt und von den vorhin erwähnten schädlichen Einflüssen befreit werden könnte. Wäre aber einmal dies geschehen, so wüßte ich nicht, von welcher Seite der Rom noch ungesund gemacht werden sollte. Die ungesunde Luft Roms während des Sommers ist überdies auch schon unter den jetzigen Verhältnissen mehr ein Ding der Einbildung als der Wirklichkeit, denn die im Sommer hier herrschenden Krankheiten haben ihren Grund weit mehr in der Lebensweise und in unverhältnißmäßiger Bloßstellung gegen Hitze und kalte Zugluft als in irgendwelchen Einflüssen des Bodens oder der Atmosphäre.

Daß Rom unter einer aufgeklärten constitutionellen Regierung, welche dem Fortschritt unseres Zeitalters huldigte, eine volkreiche, gedeihende Stadt werden könnte, die auch in der Neuzeit eine ebenso wichtige Rolle spielen würde wie im Alterthum, ist ungezweifelt; unter den jetzt noch obwaltenden Umständen aber ist zu einer Hoffnung auf wirkliche Verbesserung ihres Zustandes und ihrer Institutionen auch nicht der entfernteste Grund vorhanden.

Das Sprichwort im Unterricht.

I.

Die Zucht unserer Alten war jedenfalls nicht eine; man hatte weniger systematische Anleitungen zur Pädagogik, aber dafür einen Schatz kernhafter Sprüche, nach denen man verfuhr; weniger neue Methoden, aber desto mehr Regeln alter Erfahrung, und experientia rerum est magistra! Es dürfte nicht uninteressant sein, einmal die Erziehungsgrundsätze unseres Volksmundes zusammenzustellen, vielleicht daß auch die fortgeschrittene Weisheit der Neuern in der alten noch manch Goldkörnlein zu entdecken vermag *).

Die Pädagogik der Alten hängt nicht erst mit der Schule und ihrem Unterricht, sondern mit dem Kinderhause an. Das Sprichwort weiß, die Schule allein macht die Menschen weder hier noch gut (Scholae non vitae discimus, homines nullum scholae), sondern „Wie die Alten singen, so zwitschern die Jungen"; „Wie der Acker, so die Rüben — wie der Vater, so die Buben." Das Verhältniß von Aeltern und Kindern ist es, womit sich der Volksmund zunächst beschäftigt; denn die Aeltern sind ihm die naturgemäßesten Pädagogen und die Erziehung beginnt ihm unserer unmittelbar nach der Geburt.

Da heißt es denn sofort: „Was die Mutter gebären, sollen sie selbst ernähren." „Welche sich nicht schämt, eines Kindes Mutter zu werden, die soll sich auch nicht schämen, des Kindes Amme zu werden;" ja „Eine Mutter, die ihrem Kinde den Brunnen der natürlichen Nahrung verstopft, die soll man in den wilden Thieren weiden, daß sie von ihnen das natürliche Recht lerne." „Auf der Mutter Schooß werden die Kinder groß." „Der Ammen Schatz ist (gemeiniglich) nur Unrath, Verdruß und Eigennutz." „Die Kinder kommen ihnen nicht von Herzen, so kommen sie ihnen auch nicht hoch." „Mutterherz wird täglich neu;" dagegen „Pflegerlieb' ist falsch und trüb'." Ja hier gilt oft das Wort: „Man soll die Kinder in sauberm Wasser baden und nicht in Mistlachen." Bei kleinen Kindern heißt es: „Acht geben ist besser als Neue;" denn „Wenn ein Kind verdrunken ist, so deckt man den Brunnen zu" (zu spät). „Spreizfinder sind Gedeihfinder;" auch „Kinder, die schreien, am besten gedeihen." „Starkes Kind, starke Krankheit", und „Unartige Kinder geben oft am längsten." „Der Kinder Weinen machet die Frauen singen" und „Das kranke Kind ist der Mutter Freud das liebste." Der Volksmund hält es nicht mit dem

*) Sie geschieht hier mit Benutzung 1) des trefflichen Buches „Florilegium politicum, d. i. Politischer Blumengarten, darin allerley nutzliche Sentenz, Lehren und Sprichwörter in sonderm Augen das gut zu brauchen und das böß zu meiden zusammengetragen. Durch Christoph Lehmann" (Frankfurt, 1630). 2) von Wilhelm Körte's „Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen" (zweite Auflage, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861).

schneiden Einkindertrieben, sondern urtheilt: „Viel Kinder viel Vaterunser, und viel Vaterunser viel Segen." Dagegen ist ihm „Ein Kind nur ein Augenkind" und von dem „einzigen Söhnlein" weiß er aus Erfahrung manche traurige Erzählung zu berichten.

Bei aller Werthlegung auf sorgsame und verständige Pflege warnt doch das Sprichwort sofort auch vor Verzärtelung: „Aeltern, die ihre Kinder verzärteln, setzen sie ins leichte Schiff." „Kein Aff', er schwere, er habe die schönsten Kinder", und „Aeltern sind oft wie Affen, die ihre Kinder zu Tod drücken." Auch vor Gewöhnung an allzufrühes Weinen wird beizeiten gewarnt: „Allzufrüh Kinder werden nicht alt." „Allzufrüh wie Armuth trug." „Junger Weiß wird ein Kalbskopf." „Kindische Geberd' an einem Kind sind ein gut Zeichen", denn „die Geberden sollen dem Alter gleich sein" und „ein Kind soll kindische Geberden haben." Aeltern sollen ihre Kinder nicht schon gewöhnen, sie nicht „mit dem Butzemann furchtsam machen", denn auch hier heißt es: „Bange machen gilt nicht." Sie sollen sie also gewöhnen, daß sie vor ehrlichen Leuten sich nicht verkriechen wie ein verscheucht Wild und nicht reden, als hätten sie keine „Zung' im Mund." „Schnabel macht Schnabel." Sie sollen ordentlich sprechen lernen, aber nicht mit Vorwitz: „Kinder sollen bei Alten die Ohren brauchen und nicht das Maul." „Ein Vater soll die Kinder also erziehen, was er ihnen mit der rechten Hand gibt, daß sie es nicht mit der linken nehmen."

Das Haupterziehungsmittel ist das Exempel der Aeltern. „Kinder lernen mit den Augen so viel als mit den Ohren." „Kinder sind Affen; was sie sehen, thun sie nach", und „was die Aeltern wollen, daß ihre Kinder löblich thun, das müssen sie zuvor selber thun: Pueri sunt divorum vitia, quum sumunt". „Jugend fahet wie Zunder", darum „Acht gegeben, es sind Schindeln auf dem Dache", die leicht Feuer fangen. Darum soll man bei Kindern auch vorsichtig sein im Reden. „Junge Aeglein lernen das Hüpfen von der Alten" und „Mütter lehren das Kind den Gang, — aber oft wie der Krebs seine Jungen."

Das Sprichwort ist nicht der Ansicht, daß die Kinder noch ganz unschuldige Engel sind; seine Maximen gehen von andern Voraussetzungen aus. Daher heißt es: „Man muß die jungen Bäumchen bei Zeiten beschneiden, sonst wachsen große Aeste auf allen Seiten." „Jungen muß man früh zum Zimmermann schicken, der die groben Späne abhaut." „Kirsch kann man ohne Salz nicht lange erhalten und die Jugend nicht ohne Zucht." „Wenn das Bäumchen jung ist, läßt es sich ziehen, nicht, wenn es gewachsen." Darum ist das Sprichwort für Strenge, denn „Wie man die Kinder zieht, so hat man sie." „Die Ruth' macht die Kinder gut", darum „Je liebreich Kind, je schärfere Ruthe." „Es ist besser, die Kinder bitten dich, denn du sie." Freilich, „wenn man den Kindern den Willen thut, so scheuen sie nicht", aber „es sind unleidliche Kinder und Hunde, die Nachsicht haben zu jeglicher Stunde", und die Erfahrung lehrt es sattsam: „Barmherzige Mutter zieht — lustige Kinder." „Die Aeltern haben die Kinder lieber als die Kinder die Aeltern; aber wo kein Ernst, da ist auch keine Liebe. Freilich, Zorn ohne Strafe thut's nicht, denn „Zorn ohne Macht wird verlacht". „Der Jugend ist so gesinnt: Je weicher Aeltern, je schwächer Kind; je ängstlicher Arzt, je kranker Mann; je schlechter Jäger, je schlimmer Hund."

Gleichwol ist das Sprichwort nicht für blos tyrannische Gewaltmaßregeln. Es weiß: „Wenn die Kinder alle erzogen sind, daß sie Gott fürchten, sie thun unrecht, wenn sie etwas thun, die ihnen nimmer nichts Rechts." Das Sprichwort will auf die Individualität Rücksicht genommen haben: „In der Zucht muß man die Natur in Acht nehmen." „Manches Pferd kann man satteln und reiten wie man will, und manches thut's nicht." „Ein (bloßes) hartes Gebiß macht die Pferde nicht immer besser." „Man muß Güte und Strenge, Liebe und Zorn weise vereinigen." „Die beste Zucht sind gute Worte und harte Strafe." „Man muß", sagt Luther, „die Kinder also strafen, daß der Apfel bei der Ruthe sei", und „des Vaters Wort muß mehr helfen als der Mutter Schläge."

„Kinder soll man gewöhnen, daß sie mit Willen und nicht blos mit Furcht gehorsam sind", denn „was Kinder blos aus Zwang thun, hat keinen Bestand." „Gehorsam blos aus Furcht ist ungetreu." Das Sprichwort weiß wohl: „Disciplina abscondit, non exscindit", und „oft erwirbt, was Gewalt nicht kann, Gehorsam".

„Dem Vater und der Mutter gebühret keine Ehr', der seine Kinder nicht weiß Zucht und Lehr';" „Schlechter Vater, der nicht will, daß sein Sohn besser werde als er." „Gute Gewöhnung ist gute Erziehung", denn „Jung gethan,

alt gewohnt". Zur guten Gewohnung aber gehört auch Einfachheit in Lebensart und Kleidung: „In der Jugend Säcke, im Alter Röcke" „Jung ist schön genung," braucht also nicht nach neumodischer Affenart erst noch herausgeputzt zu werden. Zur guten Gewöhnung gehört ferner das regelmäßige Frühaufstehen, denn „Morgenstund' hat Gold im Mund" „Früh zu Bett und früh wieder auf, verlängert des Menschen Lebenslauf" *); die Gewöhnung an Arbeitsamkeit und Beschäftigung, denn „Müßiggang hat einen bösen Nachklang", und vor allem die Gottesfurcht, die auch in der Erziehung aller Weisheit Anfang, ja eben die Weisheit selber ist.

So wird im Aelternhause ein guter Grund gelegt, auf dem nun die Schule weiterbauen soll. Das Sprichwort ist nicht dafür, daß man die Kinder zu früh zur Schule schickt, denn „Allzu früh kommt unrecht" und „Was frühe wurdt, früh verdirbt." Aber andererseits gibt es dem Unterricht in der Schule vor dem bloßen Privatunterricht den Vorzug „Die Welt macht heute." Junger Teufel, alter Einsiedler", und nur zu oft bestätigt es sich: „Heim erzogen Kind ist bei den Leuten wie ein Rind" Auch in der Schule ist es dem Volksmund in erster Linie nicht sowol um einen möglichst ausgedehnten Umfang des Wissens, etwa gar um Vielwisserei zu thun, sondern voran steht ihm die Erziehung des Charakters, auf die aller Unterricht abzuzwecken hat. Es kommt ihm auf Gründlichkeit an, non multa, sed multum; „Viele wissen viel, aber sich selbst nicht." „Zucht (nicht blos Vielwisserei) ist der Schule Schmuck." „Viel einen macht niemand fein, viel kennen macht niemand fromm und weis." „Blos studiren macht gelehrt, nicht fromm." **) Ja „Im Studiren und Lernen steckt viel Rauch." „Bloßer Unterricht ist wie eine angestrichene Farb', die in Luft und Wetter abfällt, und sucht die Natur immer wieder herfür."

Deshalb kommt es auch nicht blos auf die Kenntnisse, sondern vor allem auf die sittliche Persönlichkeit des Lehrers an. „Eines Lehrers bestes Lob ist, wenn man ihm nachsagt: er lehret mehr durch seine Person als durch seine Rede" „Der Mann macht die Schule." *) Freilich muß zu gediegenem Charakter auch eine gediegene Bildung hinzukommen, denn „Wenn zwei Viel einander unterrichten, gibt keiner einen Doctor." „Was einer nicht ordentlich versteht, das soll er auch nicht lehren wollen" „Man muß den andern lassen, der es hat gelernt" „Tanzen lernt man nicht vom Pfeifer, sondern vom Tanzmeister, Fechten vom Fechter, Schmieden vom Schmied." Aber bei vielen Lehrern, die in allem unterrichten, heißt es: „Was sie heute gelernt, das wollen sie morgen schon lehren. Ach, was haben die Herren doch für ein kurzes Gedärm!" Solche ungründliche „Weisheit" und „Ueberbildung der Lehrer ist oft der Thaten Storer", das „allzu viele Wissen macht ihnen Kopfweh", und diese Oberflächlichkeit gebiert jenen „Schulmeisterdünkel", der in unsern Tagen ebenfalls sprichwörtlich wurde. „Allzu witzig macht unnütz." Der Lehrer soll sich vor allen andern um seine Schule kümmern und nicht um andere Dinge: „Scholasticus bonus, malus politicus" („Guter Lehrer, schlechter Bauer"). Oft ist es auf dem Lande freilich umgekehrt. „Lehren soll bringen Ehren." Auch das ist freilich oft genung nicht der Fall, indem der Stand der Volksschullehrer vielfach noch nicht die Achtung genießt, die ihm von Gott und Rechts wegen gebühret und Staat und Gemeinde diesem Stande gegenüber häufig nicht bedenken, daß der Arbeiter seines Lohnes werth ist

*) Der Engländer sagt: „Early to bed and early to rise, Makes a man healthy, wealthy and wise."

**) Non legunt bonos studia interarum, sed docten Seneca, Ep. 106.)

*) Trefflich bemerkt in dieser Beziehung Nägelsbach in seiner neuerdings von Autenrieth herausgegebenen „Gymnasialpädagogik", S. 21. „Es ist ein großer Irrthum zu meinen, der Lehrer habe sich vor allem mit der Aufmerksamkeit seiner Schüler zu beschäftigen; das erste ist der Wille der Schüler; denn Aufmerken ist Können. Auf den Willen wirkt aber nur ein starker Wille: praeceptoris est nobile velle, — dagegen ein Lehren ohne Willenskraft ist ein tönendes Erz. Zur Erlangung derselben aber ist es nöthig, daß der Wille ein sittlicher ist; nicht blos ein kräftiger Wille, der nur Product des Augenblicks, vielleicht der Laune ist; auch kein egoistischer, eigendünkig phantastischer, der nur seine Richtung will, für den es keine Autorität gibt. Der Wille erstarkt durch die Ueberzeugung, daß das Lehramt ein Gottesdienst ist."

(Schluß in nächster Nummer.)

Anregungen.

Ein nachgelassenes Werk von Schelling.

„Clara oder der Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt. Ein Gespräch von Schelling" (Stuttgart, Cotta, 1862), ist der besondere Abdruck eines bereits aus dem handschriftlichen Nachlaß als Anhang mit in die Gesammtausgabe der Werke aufgenommenen philosophischen Dialogs. Ein protestantischer Pfarrer, ein Arzt und ein verklärtes weibliches Wesen vertreten nicht eben verschiedenartige Richtungen, sondern bringen durch Rede und Gegenrede den Gegenstand von einem Gesichtspunkt zu allseitiger Anschauung. Das Gewand ist allegorisirtes Oberstenthum und phantastisch poetisch gefärbte Philosophie. Dennoch steigt aus dieser Hülle ein lieblich Gebilde hervor. Der Unsterblichkeitslehre ist auf recht übergegangene Weise durchgeführt, indem Schelling niemals das Substrat abhanden kam, der Kern der Persönlichkeit, an welchem sich der Prozeß der Verwandlungen vollzieht. Aeußlich greift der Autor auch wieder zu dem biblischen Lehrsatz des Pauli — damit erklärt er in der alten, beliebten Weise das Ueberschreiten des Geistes durch die Materie, unter sinnliches Form, der Tod löst die gebundene geistige Kraft, worauf ein Schattenleben (Hades) folgt, in einem dritten Stadium vollzieht sich die Verklärung. Das Irrende hat das Dem vollständig durchdrungen, weit entfernt, daß es wie Eis in Wasser zerschmelzen sollte, wird es vielmehr erst jetzt vollkommenes Bewußtsein, zu welchem sich das gegenwärtige, von der widerstrebenden Bewußtlosigkeit immerfort verdunkelte und eingeschränkte nur wie Traum und Dämmerung verhält.

So gelangt Schelling gelegt in seiner kurzgefaßten Zukunftslehre zu dem nämlichen Resultat, welches jeder erreichen muß, der in platonischem Sinne sucht, d. h. unter der Voraussetzung, daß ein objectiver Geist in der Welt herrsche und ein subjectiver befähigt, den ersteren zu erkennen. Nur werden andere, mehr nüchterne Denker an weniger bunten Phantasieblumen vorbeikommen zu dem einen Ziel. Sie werden auch nicht ein ganz regelrechtes Wunder, wie die Heilung des kranken Knaben es wohl in eine philosophische Abhandlung aufnehmen. Die Wunder bleiben billig — den Bollandisten überlassen.

Aber nochmals — es weht ein poetischer Hauch durch das Büchlein, es ließ sich leicht und möchte gerade um seiner Anomalieen halber auf einen weitern Kreis wirken, als wenn es in streng wissenschaftlicher Methode gehalten wäre. Wer überhaupt fähig ist, an Unsterblichkeit zu glauben, wird Anregung und Tröstliches finden, wem aber principiell die leuchtende Fernsicht des menschlichen Geistes versperrt ist, an demjenigen wird auch Schellings „Clara" das Thomaswunder nicht vollbringen.

Unterhaltungsliteratur.

XXIII.

Dem nach Wien übersiedelten ehemals Kober'schen „Album", einer Bibliothek neuester Unterhaltungslektüre, sind die Mitarbeiter treu geblieben, die bisher zu den beliebtesten der Contribuenten zählten. Wir finden unter den neuen Lieferungen eine Erzählung von Julie Burow: „Der Bürgermeister" (in drei Bänden), in welcher sich die Verfasserin insofern auf einem neuen Gebiete bewegt, als wir historische Darstellungen aus ihrer gewandten Feder noch nicht gelesen haben. Von Bernd von Guseck begegnen wir einer der ersten ihm vorzugsweise zusagenden historischen Erzählungen, die auf schwedischem Schauplatz spielt: „Karl X. Gustav" (zwei Bände). Der Dorfgeschichten des Ueberall Kärnerischen Lebens, J. Möhlfeld, bringt einen Roman: „Ehre" (vier Bände), in dem sich lebhafte Schilderungen der höheren Gesellschaftskreise vorfinden. „Die Bastaure in Prag" von Dr. G. G. Haas (zwei Bände) sind interessanten historischen Erinnerungen entnommen und schildern böhmisches Leben nach naturtreuer Beobachtung. Ernst Hitze (wie wir hören eine Dame, die Gerichtsräthin Arnhardt in Magdeburg) gibt eine Familiengeschichte: „Idaline" (zwei Bände), in dem dieser Erzählerin eigenen Anschluß an die Sitten und Verwickelungen der alltäglichen Welt.

Aus dem Nachlaß Jenny Tarnow's.

Wenn der Mensch ein unmittelbares Gefühl davon hätte, was Recht und Unrecht ist, so hätte er auch einen weit sicheren Führer in Absicht seiner moralischen Aufführung, als er nach der Erfahrung wirklich hat. Der tugendhafte Mensch ist oft in der größten Verlegenheit zu wissen, was jetzt seine Pflicht sei; er kann nur durch weitläufiges Nachdenken zum Ziel darüber kommen.

* *

Ohne Vergebung verliert eine Unsterblichkeit des Geistes allen Werth, alle Bedeutung, ohne Unsterblichkeit hört das Dasein der Gottheit auf, Gewicht für uns zu haben.

* *

Am häufigsten verleitet der Leichtsinn zum Vergessen genossener Wohlthaten, ihn sollten wir daher am meisten bekämpfen, weil er gerade dadurch einer der gewissesten Fehler ist und durch welchen wir noch obendrein die Herzen guter Menschen von uns zurückscheuchen.

* *

Die Grenzlinie zwischen Tugenden und Fehlern ist unendlich zart; die beste Eigenschaft, sobald sie diese Grenze überschreitet, wird tadelnswerth.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Preußens Lage. — Wanderbriefe IV. — Reiseskizzen aus England VI.

Preußens Lage.

* Wer den letzten, nach dem Tode des Verfassers erschienenen Theil der „Geschichte Englands" von Macaulay gelesen hat, wird vielleicht eine Vergleichung der parlamentarischen Verhandlungen in England am Schlusse des Jahres 1697 mit den diesjährigen Debatten im preußischen Abgeordnetenhause angestellt haben. Damals hatte England, wie jetzt Preußen, Friede, aber über der Zukunft lagerten sich drohende Schatten; damals hielt König Wilhelm III. von England, wie jetzt König Wilhelm I. von Preußen, zum Schutz und für das Ansehen seines Königreichs ein zahlreiches und wohldisciplinirtes Heer für nothwendig; beide Könige sind bei den Vertretern ihres Volks auf Widerstand gestoßen. Wilhelm von England gab dem allgemeinen Wunsche seines Volkes nach und wir wollen es abwarten, welche endliche Position das preußische Cabinet in einem Kampfe einnehmen wird, der gewiß doch hoffnungslos sein dürfte.

Kein Mitglied der Kammer wünscht eher kann wünschen, sein Vaterland schutzlos zu lassen. Allerdings ist es ein gefährlicher Irrthum, anzunehmen, daß die nationale Begeisterung, soviel Viele auch zu leisten vermag, im Fall eines plötzlich hereinbrechenden Krieges den künstlichen Mechanismus der Bewegungen und die Geschicklichkeit in der Führung der Waffen, die den alten Soldaten eigen ist, zu ersetzen im Stande sei. Man wende nicht das Beispiel der Befreiungskriege ein, denn erstens waren die Freiwilligen von 1813 und 1814 zumeist keineswegs Neulinge und dann standen sie Truppen gegenüber, die größtentheils nicht mehr Dienstjahre zählten als sie selber. Der Krieg von 1866 hatte allerdings die preußische Armee auf 420000 Mann reducirt, aber das Gerüst, welches Scharnhorst und Gneisenau eingeführt hatten, erhielt durch fortwährende Einberufungen und Entlassungen eine weit größere Anzahl in wenigstens nothdürftiger Uebung, und die Soldaten, die Napoleon bei Leipzig und Waterloo führte, bestanden zum größten Theil aus Veteranen; die Generale der Sieger von Marengo und Austerlitz mußten auf den Schlachtfeldern Rußlands

Auf der andern Seite steht jede verständige Regierung ein, daß durch eine übergroße Armee der Steuerkraft eines Landes ein außerordentlicher Abbruch geschieht. In dieser Beziehung zahlt jeder Soldat doppelt, einmal durch den Aufwand, den seine Ausrüstung und Unterhaltung erfordert, und dann durch die Entziehung seiner productiven Thätigkeit während seiner Dienstzeit. Unter übrigens gleichen Verhältnissen ist das Land naturgemäß das reichste, welches die wenigsten Soldaten braucht.

Es kann sich daher nur darum handeln, ein wie starkes Heer zum Schutze des Staats und eine wie lange Dienstzeit zur Ausbildung eines brauchbaren Soldaten nothwendig ist.

Die Beantwortung dieser Fragen in Beziehung auf Preußen wollen wir bereitwillig Kundigern überlassen. Es soll hier nur die Frage aufgestellt werden: Wenn in einem constitutionellen Staat ein Zwiespalt wie der vorliegende zwischen der Regierung und den Vertretern des Volks eintritt und derselbe sich nicht auf dem Wege der Vereinbarung löst, was kann die Regierung dann thun? Der preußische Finanzminister hat gesagt: Es liege die formelle Möglichkeit vor, daß der Landtag jedes Budget verwerfe, die aber ein Factor seine Rechte rücksichtslos ausübe, so werde der andere gezwungen, etwas zu thun, was nicht gerade in der Verfassung stehe — die Möglichkeit, von welcher der Finanzminister spricht, liegt allerdings vor. Es kann eine Versammlung, der das Steuerbewilligungsrecht hat, jede Geldhülfe so lange verweigern, bis ihre Wünsche erfüllt sind — das bezieht ohne Zweifel. Rechte rücksichtslos ausüben. Die Regierung kann ohne Geld nicht geführt werden. Die Worte des Finanzministers besagen demnach einfach: Wenn die Versammlung sich hartnäckig weigert, auf die Vorlagen der Regierung einzugehen, so wird diese gezwungen sein, Steuern zu erheben, ohne sich um die Zustimmung der Stände zu kümmern.

Es ist dies allerdings ein gerader und einfacher Weg und es gibt eine Partei, die ein solches Vorgehen als ein Zeichen von Kraft und Energie mit offener oder heimlicher Freude begrüßen würde. Einflußvolle Vaterlandsfreunde jedoch würden mit tiefer Betrübniß eine Bahn verfolgen sehen, die nur zur Erschütterung des Staats beitragen und nur mit einer heftigen Erschütterung enden könnte. Wo man dem Staatsoberhaupt zutraut, derartigen Entschließungen sein Ohr zu leihen, da ist auch die Abneigung gegen ein gewalt-sehendes Herr sicherlich nicht ohne Grund.

Aber es gibt völlig constitutionelle Mittel, einem solchen Zerwürfniß auszuweichen. Eins ist schon in Preußen versucht: die Appellation an die Wähler. Man kann die Kammern auflösen und das Volk zur Neuwahl auffordern. Ein solcher Schritt ist jedoch natürlich erfolglos, wenn nicht vorausgesetzt werden kann, daß in der Stimmung der Wähler ein Um-

ſchwung eingetreten iſt, namentlich alſo dann, wenn die Kammer der Abgeordneten eben erſt gewählt iſt. Es kann im Gegentheil eine ſolche Maßregel, wenn ſie zur Unzeit ausgeführt wird, gar leicht dahin führen, die Mißſtimmung zu vergrößern und der Oppoſition neue Kräfte zu verleihen. Wirkſam ergreift ſich das Mittel nur dann, wenn Leidenſchaftlichkeit und Parteigeiſt auch offenbar verſtändige Vorſchläge der Regierung und ein offenes Entgegenkommen derſelben verwirft hat und man der öffentlichen Stimmung Zeit laſſen kann, eine Reaction eintreten zu laſſen, dieſe aber nicht durch Gewaltmaßregeln hindert. Und daß nach Zeiten einer heftigen Aufregung und Erbitterung ein Rückſchlag erfolgt und gute Laune ſich einſtellt, iſt vollkommen gewiß; denn es iſt ein Geſetz der phyſiſchen wie der moraliſchen Natur, daß nach jedem Uebermaß der Erregung eine Reaction eintritt.

Die Geſchichte conſtitutioneller Staaten iſt voll von Beiſpielen für die Richtigkeit unſerer Behauptung. Trotz der zahlloſen Angriffe Karl's I. von England auf die Freiheiten ſeines Volks war nach der großen Remonſtration vom 22. November 1641 die Reaction gegen die Vertheidiger der Verfaſſung ſo gewaltig, daß es nur eines treuen Feſthaltens an ſeinem feierlich gegebenen Worte bedurft hätte, um ſie unwiderſtehlich zu machen, daß die Häupter der Oppoſition bereits mit dem Gedanken umgingen, nach Amerika auszuwandern, und daß es allein ſeinem verruchten Angriff auf die erſten Privilegien des Parlaments durch den Verſuch der Gefangennehmung der fünf Mitglieder gelang, jene glückverheißende Umſtimmung in ihrem Laufe aufzuhalten, ſeine ergebenſten Freunde mit Scham und Unwillen zu erfüllen und ihn ſelber endlich auf das Schaffot zu bringen. Genau 40 Jahre ſpäter befand ſich ſein Sohn in einer ähnlichen Lage. Allein man ſtörte die Reaction nach der Verwerfung der Habeas-Corpus-Bill und nach dem erſten Parlament von 1681 nicht und Karl II. errang nicht nur den Sieg, ſondern fand auch volle Gelegenheit, an ſeinen Feinden eine furchtbare Rache zu nehmen.

Wenn aber die Zeit nicht da iſt, wenn es unmöglich iſt, eine Appellation an die Wähler mit Erfolg zu verſuchen, dann bleibt in Staaten mit Volksvertretung noch ein Weg übrig, und nur ein einziger: ein Wechſel des Miniſteriums. Ein Miniſterium iſt in conſtitutionellen Staaten ein weſentlich anderes Inſtitut als in Ländern, die von einem unumſchränkten Herrſcher regiert werden. In letztern ſind ſie bloße Diener des Fürſten, in erſtern gleichzeitig Vertreter der Volksintereſſen. Sie müſſen im Cabinet mit dem Gewicht von Männern auftreten können, welche das Vertrauen der Nation beſitzen, und in der Verſammlung der Abgeordneten des Volks mit dem Einfluſſe von Männern, welche die Fäden der ganzen Politik des Staats in Händen haben. Es iſt daher auch nothwendig, daß ſie in allen weſentlichen Fragen der äußern und innern Politik zuſammengehen und wie Ein Mann handeln. Ebendeshalb iſt auch der Rücktritt eines Miniſters geboten, ſobald in einer ſolchen Frage eine Meinungsverſchiedenheit mit ſeinen Collegen vorhanden iſt, und der Rücktritt des ganzen Miniſteriums, ſobald es ſich entſchieden herausſtellt, daß es das Vertrauen der Volksvertreter verloren hat.

Es mag für einen wohlwollenden Herrſcher einen Prinlichen haben, ein Miniſterium abzudanken, von deſſen Befähigung und Anhänglichkeit an ſeiner Perſon er die überzeugendſten Beweiſe hat; es mögen natürliche Regungen des Stolzes und das Bewußtſein des eigenen redlichen Strebens ihn veranlaſſen, ſo lange wie möglich zu zögern. Allein es iſt unter den angedeuteten Umſtänden ſicherlich das einzige zweckentſprechende Heilmittel, daß ſich das Oberhaupt der Regierung mit Männern umgibt, die das Vertrauen der Majorität der Volksvertreter beſitzen, und es iſt zugleich ein Mittel, welches im regelmäßigen Gange der Dinge weit weniger Veränderungen nach ſich zieht, als man auf den erſten Anblick zu glauben geneigt ſein ſollte. Denn die Mitglieder des neuen Miniſteriums, ſelbſt wenn ſie aus den heftigſten Gegnern des alten genommen werden ſind, befinden ſich in einer weit andern Lage als zu der Zeit, da ſie an der Spitze der Oppoſition ſtanden. Sie ſind jetzt ſelbſt die erſten Diener der Krone geworden. Sie haben jetzt ſelbſt den Staat vor allen äußern und innern Gefahren zu ſchützen. Sie wiſſen, daß man ſie ſelbſt fortan wegen jeder falſchen Maßregel verantwortlich machen wird. Es iſt gar nicht nöthig, den Einfluß des Zaubers der königlichen Gunſt oder Wankelmuth und Charakterloſigkeit anzunehmen, um zu begreifen, daß der Miniſter eine andere Sprache führt als der ehemalige Redner im Abgeordnetenhauſe. Auch wenn ſeine Grundſätze derſelben geblieben ſind, wird er einſehen, daß das gemeine Beſte, für welches er jetzt in erſter Linie verantwortlich iſt, zuweilen manche Maßregel nothwendig macht, die er mit ſeinen Principien für unvereinbar hielt, ſolange er nur den geheimen Fäden der augenblicklichen Politik nicht vollſtändig vertraut war.

Wundern darf man ſich daher nicht, wenn ein aus den bisherigen Gegnern neugebildetes Miniſterium binnen kurzem weſentlich in die Bahnen des abgetretenen zurücklenkt. Als 1742 in England das lange und milde Miniſterium Robert Walpole's der wider daſſelbe entſtandenen wüthenden Oppoſition gewichen war, traten die nämlichen Oppoſanten, die ſoeben mit ſtürmiſchem Geſchrei den Kopf des verrätheriſchen Miniſters verlangt hatten, die Sandys, Harrington, Pulteney, Carteret, faſt genau in die Fußſtapfen deſſelben.

Die Einigung zwiſchen dem Staatsoberhaupt, ſeinen verantwortlichen Rathgebern und der Majorität der Vertreter ſeines Volks iſt in einem conſtitutionellen Staate die Bedingung einer gedeihlichen Entwickelung. Sie herzuſtellen, darf kein Opfer zu groß ſein. Man braucht nicht preußiſcher Unterthan zu ſein oder eine Hegemonie Preußens in Deutſchland

für ersprießlich zu halten, um den aufrichtigen Wunsch zu hegen, daß in diesem Staat eine solche Eintracht dauernd zu Stande kommt, und daß die Kraft, die aus dieser Eintracht erwächst, zum Gedeihen unseres Gesammtvaterlandes verwandt wird. Vor allem muß das Königthum in Preußen ablassen von dem Glauben, daß die Persönlichkeit der Hohenzollern und das Heer in der Weise den preußischen Staat mache, wie Friedrich der Große und seine Persönlichkeit ihn machten. Es ist ein Wahn, wenn der Monarch und seine nächsten Rathgeber glauben, das Volk werde ein gefährliches Spiel mit Preußens Kraft und Größe. Will das Volk nicht mehr jene alte Form der preußischen Macht und Größe, in welcher der König und seine Brüder aufgewachsen sind, so ist darin eben ein Gesetz der Geschichte erfüllt. Und wie oft wurde schon ausgesprochen: Der Grund für Preußens Verfall noch der einen Seite liegt auch der andern in der richtigen Lösung der deutschen Frage!

Wanderbriefe.

IV.

So wie die Volksschulen sind natürlich nicht nur die zahlreichen höheren Schulen neueren Datums, Lyceen genannt, sondern auch die altberühmte Lateinische Schule zu Schlettstadt, das Straßburger Gymnasium, die Stiftung des ehrwürdigen Pädagogen Johannes Sturm, und die alte Straßburger Universität in der Sprache französisch geworden. Es geht also im Elsaß der eigentliche Nationalitätskampf erst jetzt vor sich und zwar in aller Stille und ohne daß in Deutschland, wo in jedem Geschichtsunterricht die bekannte Annexation Ludwigs XIV. mit der üblichen sittlichen Entrüstung vorgetragen wird, auch nur die leiseste Klage darüber erschallt. Nun, auch er wird bald der Geschichte angehören und wir werden dann Gelegenheit haben, darüber zu jammern.

Das Volk selbst steht diesem Entnationalisirungsprozeß mit dumpfer Gleichgültigkeit zu und kaum hier und da scheint sich in ihm eine Ahnung von dem zu regen, was vorgeht. Das junge Volk in den Städten gefällt sich wie in französischen Manieren, französischer Eleganz und Artigkeit, so auch im Gebrauch der französischen Sprache, und auch die Aeltern sehen die Französirung ihrer Kinder gern, weil sie wissen, daß sich diesen dadurch vielfache Aussichten auf ein besseres Fortkommen eröffnen. Fast den einzigen Damm gegen die reißend hereinbrechende Französirung bilden die einsichtsvolleren unter den Gelehrten und die evangelischen Prediger. Die ersteren lieben deutsche Wissenschaft und Cultur, mit der viele von ihnen in lebhafter Verbindung stehen. Noch in einem diesen Herbst aufgegebenen Programm spricht sich der Director eines elsässischen Progymnasiums gegen die gewaltsame Verdrängung des Deutschen aus den Schulen aus und macht darauf aufmerksam, wie wichtig sowol für das Volk wie für die Gebildeten die Erhaltung und Pflege des Deutschen sei; für das Volk wegen des Verkehrs mit den Grenznachbarn, für die Gebildeten, weil ja der Urkq der Sprache Schillers und Goethes, einer CulturSprache ersten Ranges, für sie von außerordentlichem Werthe sei. Die evangelischen Geistlichen sind Anhänger der deutschen Sprache nicht nur durch ihre theologischen Studien, sondern mehr noch durch die deutsche Bibel, das deutsche Kirchenlied, den deutschen Katechismus und die deutsche Predigt oder mit andern Worten durch ihren Zusammenhang mit der deutschen Reformation und der auf derselben hervorgegangenen Nationalkirche. Aber ihre Sache ist auf die Dauer sehr wenig hoffnungsvoll. Es ist ihnen zwar die Concession gemacht worden, daß in den evangelischen Volksschulen der Unterricht in der biblischen Geschichte in deutscher Sprache ertheilt werden darf, aber sie nehmen mit Schrecken wahr, wie die Fähigkeit, das Deutsche zu lesen und zu verstehen, bei ihren Katechumenen mit jedem Jahr geringer wird, und sie können sich nicht verhehlen, daß der Zeitpunkt näher und näher heranrückt, wo man von ihnen französische Predigt, erst neben der deutschen und dann ausschließlich, verlangen wird. In Straßburg ist bereits eine ehemals deutsche Predigerstelle durch einen Franzosen wieder besetzt worden.

Eine ganz andere Sache freilich als mit der Muttersprache, an der ein Volk zähe festhält und die es sich nur durch gewaltsame Eingriffe in den Proceß seiner innern Entwickelung nehmen läßt, ist es mit dem Nationalgefühl. Da ist besonders seit der französischen Revolution jeder Faden der Zusammengehörigkeit mit Deutschland abgeschnitten und die alten Erinnerungen und Traditionen sind erloschen. Es mag in dem Jahrhundert bis zur Revolution das geistige Leben des Volks mit seinen Erinnerungen, die sich alle an das Heilige römische Reich deutscher Nation anlehnten, ziemlich todt gewesen sein; durch die gewaltigen Ereignisse der Neuzeit aber sind die Elsässer bis ins Mark hinein Franzosen geworden, selbst wenn sie keine drei Worte französisch verstehen. Sie haben mit dem französischen Volke gestritten und gesiegt, gehungert und gedürstet, haben mit ihm Freud' und Leid, Angst und Lust getheilt und das hat an die Stelle der alten deutschen eine neue, französische, Tradition gesetzt. Sie kennen weder den Alten Fritz noch den Marschall Vorwärts, und die Wellenschläge der großen Bewegungen, die Deutschland in den letzten Jahren durchwogt haben, sind bis zu den rebenbepflanzten Vorhügeln der Vogesenkette nicht vorgedrungen. Man kennt nicht die Trikolore und die große nationale Sehnsucht, man kennt keine Schützengilden und Turnvereine; nur der deutsche Gesang hat auch hier einen wenngleich schwachen Widerhall gefunden. Dagegen sind die Hauptscenen des großen Revolutionsdramas auch hier mit mehr oder minder Effect nachgespielt worden. Die Revolution hatte auch in Straßburg ihre Fanatiker, die aus den zahlreichen Nischen des Münsters 235 Statuen von Heiligen und Königen

verabkürzen. Ein gewisser Interesse war so unwiderstehlich wie der Blitz, der fast bei jedem stärkern Gewitter in die Spitze des gewaltigen Münsterthurms hineinschmettert; denn er wollte den Thurm bis zum Niveau der umliegenden Häuser abtragen und ließ sich nur durch die bereits erwähnte biedere Jakobinermütze beruhigen. Eine Göttin der Vernunft und eine Guillotine gab es auch hier und im Hause des Maire von Straßburg war es, während die Stadt von den deutschen Truppen belagert wurde, daß Neuger de l'Isle, begeistert durch die letzte Flasche Wein aus dem Keller des Maire, der Hymnen Hamlet der Marseillaise verfaßt. Dann haben die Elsässer die Siege des ersten und des zweiten Kaiserreichs gefeiert, der Gefangene von St. Helena und der von Ham sind ihre Helden geworden und es ist nach den Siegen des Volkskrieges gar nicht an der Wahrheit der Behauptung zu zweifeln, daß eine Volksabstimmung über den Anschluß an Deutschland ohne vorhergehende Agitation und das Volk ganz sich selbst überlassen ein völlig negatives Resultat liefern würde. Auch muß man den Elsässern ja ohne weiteres einräumen, daß das gegenwärtige Deutschland in seiner Zerfallenheit und Schwäche, daß seine eigenen Kinder nicht zu schützen vermag, kein Recht hat, das längstentfremdete zurückzufordern. Das ist die Wahrheit und wir mögen uns nur, jenen frommen Alten gleich, den Stachel dieser Wahrheit recht tief ins Fleisch hineindrücken — es wird uns gut thun. Aber ein großartiger, mächtiger deutscher Einheitsstaat, das lasse ich mir nicht andreden, müßte auch dort verlocken, den fast erloschen Funken des deutschen Bewußtseins wieder anzublasen und dann das Elsaß wieder erobern, erst mit dem Schwert und dann mit den Waffen des Geistes und des Worts. Aber freilich, bis der Witwe Germania ihre Mittel eine solche That erlauben, wird wol mit der Sprache der letzte Titel ihres Mutterrechts erloschen sein und der schöne Gau der Ill mit seinen üppigen Feldern, Obst- und Weinpflanzungen und für immer verloren sein und sein braves Völkchen wird an seinem Theil die weltbeherrschende Mission des Germanenthums, überall als — Völkerguano zu dienen, erfüllt haben. Inzwischen steht der Deutsche bei dem Elsässer in ziemlich geringer Achtung und die Benennung „Schwob", die er, charakteristisch genug, ihm beilegt, ist ein Schimpfname, an den sich ebenso sehr die Idee des Plumpen und Groben wie die des Pfiffigen und Unzuverlässigen anknüpft.

Nächstens einige Worte über die elsässische Presse.

Reiseeindrücke aus England.

VI

— Wie doch die Gegensätze des Südens im Norden hier unter meinen Augen grell sich wiederholen! Die Sonne geht blutiger bei uns unter in Dampf und Nebel, und Papst und Garibaldi, Licht und Finsterniß, Ahriman und Oromazd kämpfen auf gut Englisch um Gewichtungsstand. Zum dritten male waren 60 Irländer die Kämpen für Petri Stuhl. Leider schlugen sie sich nicht mit Stahlbeinen, sondern mit Fäusten, die einer bessern Sache werth gewesen wären. Trotz aller Verlockungen, selbst Zeitungsstreit der „Times" blieb der Kampfplatz des Ehrenmals nicht leer und unbenutzt. Schlimm, daß bei solchem Handgemenge die papistischen Irländer förmlich organisirt sind und — englisch gewöhnlich — nur die Polizeigewalt dagegen aufgeboten wird. Wie schnell würde bei uns auf dem Continente das Militär dafür eintreten! Wie in London, so liefern sich in Belfast Katholiken und Protestanten blutige Treffen. Signor Gavazzi predigte gegen den Papst. Dagegen demonstrirte und protestirte das irische Volk mit Knitteln, Eisenstangen und Äxten unter Anführung der berüchtigten Hannah. „Nun, du siegst, und ich muß unterliegen!" Gavazzi flüchtete noch in der Nacht nach Dublin und legte dort (ich war Augenzeuge) alles in Bewegung, während der Sänger unter dem Schutze der Polizeiknüppel fortpredigte in den Wind.

Die alte Raufsucht des Irländers freut sich mich im tiefsten doch auf sein Land der Gastlichkeit und Poesie. Wer mit ihm trinkt, hat seinen Blutgroom (Stock) nicht zu fürchten, niemals ist er im Verweigerungsfall rasch zu schlagen fähig wäre. Weltberühmt hält man deshalb die irischen Regimenter außerhalb. Sie würden zu Hause gegen ihre Landsleute unzuverlässig sein. Ein eigenthümlich gebrauchsmäßiges Band verknüpft die Söhne Green Erin's untereinander.

Einstweilen von hier auf Holyhead war auch die Gesellschaft eines Balles zur Ehre Irlands, unter der Linde, in den Clubs, Gallerie, bei Hofe, bab' ich manchen mit durchgemacht. Aber ein Tanz der „Matrosen und Landratten" zusammen auf dem Ocean war mir neu. Das Verdeck der „Majestätischen" hatte man dazu in ein prächtiges Zelt verwandelt. Viele Flaggen umwehten es lustig. Denkt man sich den Raum im Verhältniß zu der Größe des Schiffs, etwa von der halben Länge einer kleinen deutschen Gasse, so erscheint der Tanzsaal weder als genug für die Paare, Marine- und Landoffiziere mit den grünbevorn Damen. Unser Schwedenchen hatte eine höchst zierliche Garnitur zum Tanzen. Ein niedlicher Decorationswechsel — Sturmgebraus und Regengeprassel, vertrieb uns von oben nach dem Mittelbeck. Da ging es aber flott bis zur Dunkelheit, erstaunlich, weil Lust und Leuchter anzubringen sind. Und kamen nach Hause, triefend naß. Die Kleidchen waren hin. Das Seewasser trocknet zwar, aber sein Salz zieht immer wieder an und näßt. Indessen — das war darum zu geben, um die Neuheit dieses Tanzvergnügens. Und dennoch, dennoch — als die nächtlichen Wogen des Oceans um mich her ihre Ossianisch erhabene Melodie anstimmten, fand ich, daß der Tanz doch nicht recht dazu paßt. Ich sang den ursprünglich nationalen Refrain dazu:

Hat the voice of the great ocean
Dwells in the mighty tone.
(Hast du Stimme mit großen Schlägen,
Die wohnt in dem mächtigen Ton.)

(Kndgegeben am 30. October 1867.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 45.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Schiller-Erinnerungen von Bertha von Grave. — Der Todtenvogel. Aus dem Böhmerwalde. — Das Sprichwort im Unterricht. II. Von Dr. G. L. — Zur Geschichte der Musik. — Fanny Lewald's „Lebensgeschichte". — Unterhaltungsliteratur. XXIV. — **Neues aus der Welt.**

Schiller-Erinnerungen

von Bertha von Grave.

Die Verfasserin wohnte in den Jahren 1823—25 in dem bekannten weimarischen Schillerhause, das Schiller's Familie noch bis 1826 bewohnte, wo seine Gattin starb. Es sind kleine, an sich unscheinbare Züge, die sie hier niederschreiben, doch wird sie die Pietät nicht ganz bedeutungslos finden. Die Erzählerin war mit Schiller's Gattin und Kindern befreundet und bewohnte selbst die bekannten Schiller-Räume.

* * *

Das Schlafzimmer Schiller's lag in dem nördlichen obern Theile des Hauses, an dessen Außenwand Epheu und wilder Wein üppig emporrankten. Ein in dem unmittelbar am Hause gelegenen Gärtchen befindlicher großer Fliederbaum breitete seine Aeste nach allen Richtungen hin aus und die grünen, Schatten bereitenden Zweige mit unzähligen weißen Blütenbüscheln reichten fast bis zu dem Fenster des Schlafzimmers hinauf.

Schiller's Tochter, Karoline, rühmte sehr oft, wenn sie in liebevoller Erinnerung ihres Vaters gedachte, diesen herrlichen Baum, dessen balsamischer Blütenduft eine wahre Stärkung der Kopfnerven Schiller's gewesen sei, welcher deshalb auch den Garten mit seinem Fliederbaum seine „Apotheke" genannt habe. Aus dieser mußte ihm seine Tochter Karoline oft einen frischen Strauß von Blüten und Blättern heraufholen zur Erfrischung und Kräftigung, wenn ihn der Kopf von anstrengenden Arbeiten schmerzte und die Kräfte zu ermatten begannen. Selbst die abgelöste Schale der jungen Ausschößlinge des Flieders legte Schiller, in ein Tuch geschlagen, sich häufig auf die Stirn.

* * *

In den Räumen, welche Schiller früher selbst bewohnt, in welchen er gedichtet und gestorben war, war noch manches unverändert geblieben, als sie von mir und meinem Vater bezogen wurden, weil eine Vermiethung derselben vordem noch nicht stattgefunden hatte.

In dem Schlafzimmer Schiller's, wie bereits vorher beschrieben, nach dem Garten zu gelegen, stand unter andern auch ein kleines Tischchen mit Wachstuch überzogen, zwar nicht von feinstem Holze und künstlicher Arbeit, doch durch die Bedeutung, welche es erlangt hatte dadurch, daß es Schiller im Gebrauche gehabt, für mich interessant. Wie mir von Karoline von Schiller selbst gesagt wurde, habe ihrem Vater dieses Tischchen des Nachts am Bette zum Daraufsetzen seiner Lampe und zum sofortigen Aufnotiren seiner Gedanken

gedient. Auch zeigte eine Verletzung des Wachstuchs darauf sowie die noch starken Spuren verschütteter Tinte, daß es lange in Gebrauch gewesen sei und wol mancher schöne Gedanke des Dichters darauf niedergeschrieben worden sein mochte. Da ich ebendeshalb mein Wohlgefallen an diesem Tischchen fand, so überließ meine liebevolle Freundin mir gern dasselbe als ein freundliches Andenken.

* * *

Wenn man, um in die Wohnung der Schiller'schen Familie zu gelangen, welche nach seinem Tode im Seitengebäude sich befand, nicht erst treppab treppauf steigen wollte, konnte man von meinen Räumen aus auch einen kürzern Weg dorthin einschlagen, der über den Boden hinabführte. So unheimlich und schauerlich dieser Weg über den Boden, auf welchem alte Tapeten, Briefe, Bücher aller Art und Bilder ungeordnet und theilweise zerstreut über- und durcheinander lagen, namentlich am späten Abend oder am frühen Morgen, wie auch oft erschien, so ging ich doch gern darüber hinweg, weil alles, was aus früherer Zeit stammte und an den Dichter erinnerte, in höchstem Grade mich interessirte und anzog. Da ich das vollste Vertrauen der Familie genoß und mir bei der Wahl von Büchern der freieste Wille gelassen wurde, so war es natürlich, daß ich mir zum Lesen immer die besten Bücher dort aussuchte und mir durch das Hin- und Zurücktragen derselben zuletzt auch dieser Bodenraum lieb und werth wurde.

Aus den auf demselben umherliegenden, theilweise noch brauchbaren Tapeten und Borduren suchte ich mir auch ein Rockenband zu meinem Spinnrädchen aus, und zwar in demselben Muster, wie das der Bordure in Schiller's Wohnung, von weißen Rosen und Fliederblumen.

* * *

An den langen Winterabenden pflegte Frau von Schiller, namentlich zur Zeit, wo die Sehkraft ihrer Augen immermehr abzunehmen begann, einige Personen um ihren Theetisch zu versammeln, zu welchen ich, als Hausgenossin, größtentheils mit zugezogen wurde.

Bedeckte auch ein grüner Schirm ihre Augen und verbarg dem Anschauenden die einnehmenden Züge ihres sonst freundlichen Gesichts, so brachte ihr liebevolles Wesen und ihre geistreiche Unterhaltung doch stets Leben in die Umgebung. Bei solchen Gelegenheiten gehörte es zu ihrer und unserer Freude und Unterhaltung, wenn Vorlesungen aus Schiller's Werken gehalten wurden. Ihre treffenden Bemerkungen dabei sowie die Belehrungen, die sie uns über besondere Stellen ertheilte, erhöhten den Genuß. Die Vorlesung geschah mit vertheilten Rollen. Bei vorkommenden besonders schönen Stellen rief sie dann oft, wie vom Gefühl überwältigt, aus: „Haltet inne, Kinder! Nicht wahr, das ist schön? — Laßt uns alles erst durchempfinden!"

Während einer solchen längern Pause wurden dann gewöhnlich Kaffee, Thee und andere Erfrischungen gereicht. Die Gesellschaft bestand meistens aus sechs Damen, drei von der Schiller'schen Familie, zwei Töchtern des Präsidenten St. und mir.

* * *

Baurath St., der meinen seligen Vater oft besuchte, als wir die Schiller'schen Räume bewohnten, wußte uns viel von Schiller zu erzählen und seiner liebenswürdigen Eigenthümlichkeit, da er Schillern sehr oft, namentlich abends, besucht hatte.

Wenn Schiller, erzählte der Baurath St., meinen Besuch wünschte, pflegte er gewöhnlich die Lampe ins Fenster zu setzen. Bei meinem Eintreten in sein Zimmer fand ich ihn dann oft blaß, ermüdet und muthlos erregt, die Feder in der Hand, nachdenkend den Kopf auf die linke Hand gestützt. Die Füße in einem Bad, eine kleine Punschterrine auf der Maschine, rief er mir ein herzliches „Willkommen" zu.

Der Todtenvogel.

Aus dem Bühnenleben.

Goethe sagt:

Schon die alten Folianten
Uns als höchst gefährlich nannten:
Exhorcisten, Masken, Larven,
Komödianten und Chimären!

Ein artiges Wunderbild aus dem Theaterleben entnehmen wir einer „vom Schalksnarren Udo" unter dem dieser Eigenschaft entsprechenden Titel „Die Schnurranten" (Mainz, Hellermann, 1862) herausgegebenen Sammlung von Humoresken, die sich zum Theil ebenfalls auf das Theater beziehen. Der Verfasser ist der durch kleine Lustspiele aus dem Französischen bekannte Schauspieler Louis Julius, gegenwärtig Mitglied des Hoftheaters zu St.-Petersburg. In der Donau-Kaiserstadt, wo derselbe längere Jahre am Carltheater engagirt war, versammelt sich an gemüthlichen Winterabenden in dem bekannten,

Frau Thompſon.

Bloß? Sie haben ja Uniformen an!

Eliza.

Sie reiten um den Markt herum, prächtig; ſieh nur, Maſter Wyſe, Smith, Marquis Dorſet —

Lettice.

Und Deinen Bräutigam bemerkſt Du nicht?

Eliza.

Ich finde, daß der von Allen am ſchlechteſten reitet.

Dritte Scene.

Thompſon und Fielding (treten unbemerkt ein).

Frau Thompſon.

O das Reiten! wenn ich wüßte, daß ſich mein Körper dazu eignen würde —

Eliza.

Nein Mutter; ein ſo ſtarkes Pferd hat man gar nicht.

Frau Thompſon.

Unartiger Ausfall oder — (zu Lettice) War das vielleicht zu heftig?

dicht am Kärntnerthor gelegenen Gasthause „Zum Pfau" ein kleiner traulicher Kreis von Künstlern und Kunstfreunden, der in der sogenannten „Künstlerecke", bei der dampfenden Cigarre und einem guten Glase Märzenbier oder Wöslauer, in regelmäßigem Turnus nach Art der Scrupionsbrüder, allerhand pikante Lebensereignisse und Schnurren zum besten gibt. Der Verfasser, der in dieser „Künstlerecke" mit keckem Humor die erste Rolle spielt, hat seine Erzählungen dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha, als Schutzpatron des, wenn wir nicht irren, von Castelli in dessen Memoiren beschriebenen „Ordens der Ritter von der grünen Insel", dem er selbst unter dem Namen des „Schalken Ude" angehört, gewidmet.

* * *

Wenn es auch räthselhaft und lächerlich erscheint, daß Thaliens Jünger, die sich sonst durch ihren Scepticismus in Glaubenssachen auszeichnen, zuweilen in Irrthümer verfallen, die frühern, dunklern Jahrhunderten angehören, so kann dies dennoch nicht in Abrede gestellt werden. Ich erinnere hier nur an den weitverbreiteten Freitagsglauben, ich will sagen an die Abneigung, an einem Freitag etwas Entscheidendes zu unternehmen, als Contracte zu unterzeichnen, zum ersten male in einer Stadt aufzutreten und dergleichen mehr. Hat das wandelbare, vom blinden Zufall abhängige, oft unverdient harte Schicksal der leichtaufgeregten fahrenden Schüler der neun lieblichen Schwestern Antheil daran? Suchen sie ihren Trost in dem Unvermeidlichen, Fatalistischen? — Möglich!

So hatte ich in den ersten Jahren meiner Künstlerlaufbahn oft Gelegenheit, da und dort die mystischen Worte zu hören: „Der Todtenvogel ist dagewesen", oder: „Die lange Nase war ja da, da kann's ja nicht anders kommen!" Nur dann fanden diese Exclamationen statt, wenn das Barometer schlecht Wetter am Theaterhimmel prophezeite, wenn die Gehalte ausblieben, ein Bankrott der respectiven Direction zu erwarten stand und überhaupt Unangenehmes zu befürchten war.

„Wer ist denn nur aber die lange Nase? Wie heißt der Todtenvogel?" so fragte ich voll Neugierde. Ein harmloser, alter, halbtauber Schauspieler Namens Roßburg! Wo er sich blicken ließ — so war der feste, unerschütterliche Glaube hier — da hielt nichts mehr Stand, die überhängende Nase wurde zum Barnum in der Schöpfung, dessen Dasein von den Gelehrten so hartnäckig geleugnet wird und dessen Existenz den darbenden Musensöhnen doch längst bekannt ist, Unfriede, Kabalen, schlechte Geschäfte, Krankheiten, Entziehung fürstlicher oder städtischer Zuschüsse, kurz Malheur über Malheur bezeichnete die Spuren dieses andern Ahasverus, der Ruin war gewiß, das Unglück unausbleiblich. Wie brannte ich darauf, den Unhold einmal selbst zu sehen, das — Glück wurde mir.

Einst pilgerte ich per pedes apostolorum von Mainz nach Würzburg, um dort ein Engagement zu suchen. Anpreisen! Wer kennt, wer glaubt noch die Reize, die Poesie des Anpreisens in unserer Eisenbahnzeit? Ich bekenne, mir war es der höchste Genuß. Ich befand mich ungefähr in der Mitte des sonst so verrufenen finstern Spessartwaldes, der Tag ging, mit Ehren-Spieß zu reden, zu Rüste, es dunkelte bereits zusehends und freundlich winkte mir das rechts am Wege liegende Wirthshaus. Keinem Könige konnte das Abendessen, hier zwei halbellenlange Bratwürste mit echtdeutschem Sauerkraut und historischen Klößen, gewürzt mit bravem bairischen Bier, besser munden als mir. „Ha!" seufzte ich vor Behagen tief auf, „das war ein gelungenes Impromptu der Schöpfung!" und griff zur Pfeife; da gewahrte ich erst, daß ein ältlicher Mann mit freundlich lächelnden Blicken mir gegenüber am Tische saß und meiner Eskapade stummen Beifall zu spenden schien.

„Hat's geschmeckt?"

„Prachtvoll! Schade, daß es schon vorbei ist, ich möchte gleich wieder von vorn anfangen."

„Sie kommen?"

„Von Mainz über Aschaffenburg —"

„Und gehen wahrscheinlich ins Engagement nach Würzburg."

Ich sah den Frager erstaunt an. Hatte ich schon das Kainszeichen? Ich war ja kaum fünf Monate beim „Bau". „Mein Herr, wie wissen Sie? —"

„So was sieht ein alter Bramine auf den ersten Blick."

„Also Collegen? — Freut mich, grüß' Sie Gott! Werther Name?"

„Roßburg!"

Ich prallte zurück bis an die Wand und besah mir nun mein vis-à-vis genauer. „Das also ist der Todtenvogel! Die lange Nase!"

Eine schmächtige, aber starknochige große Figur, ein scharfmarkirtes, ausdrucksvolles Gesicht,

namentlich in der Muskulatur sehr beweglich, fast nie ruhend, ziemlich conservirte lange schwarze Haare, die er mitunter säuberlich, um die Glatze zu bedecken, nach vorn strich, hellfunkelnde, gutmüthige braune Augen, die hohe Stirn nicht im Einklang mit den fröhlichen Zügen, voll unzähliger, kreuz- und querlaufender tiefer Falten, sie schienen zu bekunden, daß der Mann den bittern Lebenskelch öfter denn den süßen gekostet. Aber die Nase — die Nase! — Nicht schlecht gebaut, romische Façon, schmal, aber lang, entsetzlich, übermäßig lang! Sie nahm wenigstens drei Viertel der ganzen Visage ein. Der Anzug, ein langer, ziemlich abgetragener, aber dennoch sauberer, grüner Rock, die Wäsche tadellos — an der Busenkrause ein Stein, für den — wäre er echt gewesen — man ein Herzogthum hätte erstehen können.

Nach einigen gleichgültigen Redensarten fragte er, warum ich bei Nennung seines Namens so frappirt gewesen? Ich vermeinte etwas verlegen.

„Machen Sie mir nichts weiß! Ich bin ein alter Hase!" und lachend erzählte er mir eine Menge drolliger Geschichten über den Schrecken seines Erscheinens, wenn er wo bei einem Theater zusprach — wurde aber plötzlich stumm, stützte den Kopf in beide Hände und seufzte so recht aus dem Herzen herauf. Noch waren mir die Augen vom Lachen naß und schon stahl sich eine Thräne des Mitleids zwischen ihre fröhlichen Schwestern. „Armer Mann! Spielen Sie nicht mehr Komödie?"

„O ja, dann und wann. Meine alten Rollen, und wo man mich von früherher gern hat, namentlich in der Schweiz, Strasburg, Würzburg, Regensburg, am Rhein. Mein Franz Moor, Gottlieb Reke und derlei Canaillen sind da noch nicht vergessen. Wenn nur —" er deutete auf seine Ohren.

Ich gab dem Gespräch eine andere Wendung und bald war die fröhliche Stimmung wiederhergestellt.

„Glauben Sie nur nicht, junger Mann", begann er wieder, „daß ich meine kostbare Zeit nur so auf Collectenmachen verwende und dem lieben Herrgott die Tage abstehle! O nein, ich kann von jedem einzelnen Rechenschaft ablegen; nur im alleräußersten Nothfall grüß' ich die Kunst."

„Was treiben Sie denn sonst noch?"

„Was ich treibe? Erstens bin ich die sichere Schauspieler-Ueberlandpost, die jährlich einmal von Memel bis Zürich, von Temesvar nach Hamburg, von Stralsund bis München geht. Ich überbringe Neuigkeiten, Grüße, notire mir die fehlenden Fächer, theile diesem zum Schrecken mit, daß seine Frau noch lebt, jenem, daß seine Geliebte treu auf ihn wartet, gebe Kindern von dem jeweiligen Aufenthalte ihres zärtlichen Vaters oder ihrer würdigen Mutter Kunde und vice versa; zweitens veranstalte ich Declamationen — ich kann über 300 Pièçen auswendig — ohne Souffleur! — Freilich sind sie etwas aus der Mode; drittens —" und seine lange Figur hob sich stolz empor — „bin ich seit 10 Jahren durch eigenes Studium Botaniker, Entomolog, Alterthumsforscher und Sammler, des Kleinhandels mit Hühneraugenfeilen, die ich selbst fabrizire, und Lebensbalsam, wozu ich das Recept habe, nicht zu gedenken. Auch kann ich Straußenfedern und Atlas putzen und färben."

Ich lächelte ungläubig.

„Wünschen Sie den Beweis?"

Er langte eine große lederne Jagdtasche herunter, legte sie auf den Tisch und öffnete. Die geduldigen Leser müssen schon den Inhalt kennen lernen, wär's auch nur, die raffinirteste Kunst im compendiösen Packen zu bewundern. Aus der Mitte zog der alte Mime mit Anstrengung ein Convolut Theaterzettel, zu beiden Seiten waren kleine Packete mit Alpenkräutern und getrockneten seltenen Blumen. „Das ist die Theaterkanzlei und die Botanik." „Wo bleibt aber die Entomologie?" Er hob seinen unbändig hohen, schmutzigweißen Hut vom Nagel und zeigte die darin aufgespannten Exemplare der prachtvollsten Nachtfalter. „Hier meine Wäsche" — drei Hemden, einige Chemisettes, Vatermörder, Manschetten, Strümpfe, Handschuhe folgten dem Theater und der Botanik. „Hier mein Waschhaus" — Ein längliches Pappkästchen mit Seife, Stärke, Waschbürste, Manschetten- und Krausenfalter erschien. „Hier meine Bibliothek" — etwa 4 Bücher und ein dickes abgegriffenes Tagebuch, mit Bleistift geschrieben, fielen heraus. „Hier die Stiefelkammer und Küche" — Ein Paar Stiefeln und zwei Paar leichte Schuhe lagen friedlich still in einem Kasserol, eine kleine Kaffermaschine auf eine Person schloß sich traulich an, ebenso ein Blechtopf und ein hölzerner Becher aus Knieholz von der Riesenkoppe.

„Meine Vorraths- und Speisekammer" — Er öffnete eine blecherne Büchse, aus der ein zweifelhafter Geruch emporstieg; oben lag ein

Stück Wurst, dann kamen zwei Heringe, Limburger Käse und dürre Pflaumen; in einer Seitenklappe Butter, Salz, Pfeffer und ein Eßbesteck. „Meine Apotheke und chirurgische Officin" — ein halbrundes Etui mit 2 Barbiermessern, Streichriemen, 3 Zoll langem Spiegel, 4 Fläschchen mit Medicamenten, einige Lanzetten, Pflaster und Aderlaßbinden präsentirten sich. „Mein nothwendiges Theaterrequisit und die Handelskammer" — Er stemmte den Fuß auf den Stuhl und zog aus Leibeskräften ein Ungethüm an sich; es war die wattirte Unaussprechliche, in deren strotzenden Lenden 10 gut erhaltene Perrücken, Schminkapparat und die Handelskammer sich befand, bestehend aus 6 Dutzend Hühneraugenfeilen und ungefähr ebenso viel Flacons mit dem kostbaren Lebensbalsam. „Mein Baumrindencabinet" — eine Masse viereckig gehaltener Baumrinden aus aller Herren Ländern, von Stubbenkammer bis zum Großen Bernhard, wurden aufgeschichtet. „Meine Tischlerwerkstatt" — Ein Hobel, Feilen, einige kleine Baumsägen in wollene Strümpfe gewickelt, fielen heraus.

„Um alles in der Welt hören Sie auf!" rief ich; Sie brauchen ja wenigstens zwei Stunden, um das alles wieder einzupacken!

„In fünf Minuten ist alles wieder an Ort und Stelle. Das macht die Routine. Nun kommen erst die wahren Schätze!"

„Noch mehr?"

„Mein Naturalien- und Alterthumscabinet in der Tiefe meines ledernen Hauses! Das fällt am meisten ins Gewicht. Hier ein heidnisches Opfermesser — ich hab's selbst eben in der Herthaburg auf Rügen ausgegraben, für den Kenner 50 Thaler unter Brüdern werth." Es war ein langes, schmales bogenförmiges, mit Grünspan durch und durch bronzirtes und durchfressenes Messer. „Hier seltene Steine, Muscheln, Versteinerungen, Stücke von Mammuthsknochen, kupferne römische Münzen, u. dgl. m." Der ganze Kram rollte mit Geräusch auf den Tisch und bedeckte ihn. Das war des alten Schauspielers Heiligthum! Mit funkelnden Augen detaillirte er jedes einzelne Stück, wo und wie er es gefunden — es waren Dinge darunter, die über zehn Jahre, also Tausende von Meilen mit dem Unsteten gewandert waren.

Im Grunde war der Mann, so dachte ich, während er sein ledernes Haus mit bewundernswerther Schnelligkeit und Accuratesse wieder ordnete — nicht unglücklich. Es kommt ja alles im Leben nur auf Ansichten und Einbildungen an! Seine Jagdtasche ersetzte ihm Paläste, er bereicherte ihren Inhalt wie der unersättlichste Geizhals, hatte guten Appetit, Gesundheit und gewiß viel weniger Grübeleien und Sorgen als der gepriesenste, beneidetste Hofkünstler sammt seiner enormen Gage. Die große weite Welt war sein Besitzthum, das er unaufhörlich bereiste, inspicirte und nach besten Kräften auszubeuten suchte.

Ich ließ ein Maß guten Leistenwein kommen und wir unterhielten uns recht angenehm, obwol ich meine Stimme anstrengen mußte. Mit heller Stimme intonirte ich ein Burschenlied, er brummte den Baß dazu — paff, da putzte uns unser dicker bairischer Wirth, der in der Grobheit seinen würdigen Collegen durchaus nicht nachstand, mit dem lakonischen und drakonischen: „Polizeistunde!" das Licht vor der Nase aus. Der Taube streckte sich aufs Strohlager und ich tappte ins Nebenzimmer in das spottschlechte Bett.

Um 6 Uhr erwacht' ich — die lange Nase war schon um 3 fürbaß gen Würzburg. Dort andern Tags angelangt, erzählten mir die Collegen schon mit bedenklichen Mienen, der Todtenvogel sei da! Nach vier Monaten wurden wir auch richtig alle an die Luft gesetzt. Das Theater, obwol die Gesellschaft zu den bessern zählte, war leer wie die Wüste Sahara. Wer war schuld an dem Malheur? Wer sonst als der Todtenvogel, die lange Nase! Tausend Flüche donnerten ihm nach.

Jahre waren im Zeitsturm dahingebraust, ich hatte mich wacker umhergetummelt in der Welt, war in Ungarn und Frankreich, in Holland und der Schweiz gewesen und hatte den langen Wanderer mit der polizeiwidrigen Nase und dem grünen Rocke längst vergessen, da ward mir das Gedächtniß an ihn furchtbar aufgefrischt.

Max Cäsar Heigel, das bekannte Universalgenie, hatte das Directionsscepter in Bamberg ergriffen, Mitglieder aus allen Himmelsgegenden herbeitrompetet und auch mich Unglückseligen erweicht.

Wer zählt die Mienen, kennt die Namen,
Die gestern hier zusammenkamen!
Vom Rhein, vom Belt, vom Nordseestrand,
Aus Baiern, aus dem Schwabenland
Zu Fuß, zu Wagen und mit Schulden,
Alle hofften auf die Vorschußgulden.

Ein aus so heterogenen Elementen zusammengesetzter Körper ist mir nie wieder vorgekommen!

Der Handwerksstand war am zahlreichsten vertreten, ein großer Wagen voll kunstbeflissener Schneider, Schuster, Barbiere, Tischler, Drechsler, Mechaniker kam von München. Hübsche Kerlchen, sauber adjustirt, wie aus dem Ei geschält. Alle hatten glühenden Eifer und einen prachtvollen altbairischen Dialekt. Böse Zungen wollten behaupten, der „Doctor" habe sie nur deshalb aus dem Ziar Athen gelockt, weil sie ihm Vorschuße geleistet, ihn flott gemacht; aber so was sah Cäsarn nicht ähnlich. Das war schwarze Verleumdung! Neben diesen ehrenwerthen Handwerksgenossen war eine Schar von sechs Veteranen erschienen, verschiedene alte, stumpfe Künstler, die ehemals gegolten, der jüngste zählte 57 Jahre. Der Doctor, ihr guter Special, gewann sie sofort für sein grosartiges Unternehmen. Ferner waren da einige von Glücksgütern begünstigte „noble" Anfänger, par honneur-Volontairs, ein ehemaliger junger Geistlicher und ein Doctor der Medicin, ein früherer preußischer Offizier und ein bairischer Corporal, zwei nicht unverdiente Schriftsteller, ein Professor und ein Kaufmannsdiener, zwei Regisseurs, zwei Schauspieler, zwei etwas ausgeblaßte Liebhaberinnen, zwei liebenswürdige, frische Anfängerinnen, zwei hübsche Sängerinnen ohne Stimme, ein braver, aber eifersüchtiger Komiker, und ein schlechter Komiker ohne Eifersucht! Bamberg scheint von jeher der Ort solch merkwürdiger Sammlungen zu sein; der geniale E. T. A. Teufels-Hoffmann, einst unter Graf von Soden dort Musikdirector, dann Professor Elster, der alte Musikant, bekannt der Lesewelt durch seine alten und neuen Fahrten, J. Kunz, rectius J. Kunz, mein dicker lieber Freund, sie alle haben schöne Lieder über Bamberg und das bamberger Theaterleben gesungen.

Wir brachten dem Publikum vermittelst eines von unserm Cäsar fabrizirten sinnigen Prologs und einiger halbwegs gerundeter Vorstellungen eine enorme Ehre von unserm Kunstwerth bei; man war sehr mit uns zufrieden, wir auch mit dem Publikum; nur über Ein Individuum wurden von allen Seiten Klagen laut, das war der Souffleur, das Oel in der Maschine; Gott weiß, wer die gottgeliebten Aeltern, die ihn zeugten, mögen gewesen sein, welchem Herrscher der Boden, der ihn wachsen sah, unterthan! Nie hat es ein Mensch ergründet, welchem Volksstamm der Dialekt eigenthümlich, den er für gutes Deutsch verkaufte — meiner Schätzung nach war er ein Kaffube. Bei der Probe der fünften Vorstellung trat der Doctor mit freudestrahlendem Gesicht unter uns, verkündend: endlich habe er einen tüchtigen, bewährten Souffleur gefunden! Im nämlichen Augenblick taucht ein langer grüner Arm mit einem brennenden Lichte aus dem verhängnißvollen Loche empor, eine Glatze, zwei funkelnde, mit Brille bewaffnete Augen und — o Graus! eine große, lange Nase werden sichtbar und er ist's, und hoch in seiner Linken schwingt er das Buch mit freudigem Winken.

Stummes Entsetzen ergreift die sechs ehrwürdigen, auf der Bühne versammelten Veteranen, zu echt antiken Drapirungen schlagen sie die engen Mäntel, Röcke und pelzkragenbesetzten Fracks um ihre Schultern und sehen sich stumm, aber bedeutend an. Starr wie Marmorbildsäulen römischer Senatoren stehen sie da, kein Athemzug, keine Wimper verräth Leben, aber ihre beredten Augen sagen die Donnerworte: Der Todtenvogel ist da und nun, Verderben, gehe deinen Gang!

Er war es in der That! Die übrigen Mitglieder standen theilnahmlos, waren's doch Rekruten! Ich hatte in großer Schnelligkeit eine sehr voluminöse Rolle übernommen und dachte mit Schrecken an die Taubheit des Grünen, der Doctor lächelte aber ob all dem Geschwätz und der Bestürzung; er hatte ihn vor 15 Jahren erprobt! Nach der Probe hatten wir die volle Ueberzeugung, daß der Todtenvogel ein ausgezeichneter Controleur, aber ein spottschlechter Souffleur sei, noch schlechter womöglich als unser Kaffube. Wenn wir bei der sechsten Scene waren, laute er gewissenhaft und hartnäckig mit ein Maulthier noch an der fünften und schenkte uns keine Silbe. Unser doctorischer Director hatte sich von der Probe entfernt, zahlte mit gewohnter Generosität der langen Nase ein erkleckliches Honorar und spurlos verschwand sie aus dem Weichbilde.

Aber im Sanhedrin der sechs grauen Alten wurde gleicherzeit beschlossen, die warmen Winterquartiere, die vollen Fleischtöpfe Kauer's, unsers Theaterrestaurants, zu verlassen; sie reichten bei guter Zeit noch ihre Dimissionen ein, empfingen ihr Theil und wurden fürig — der Todtenvogel war dagewesen! Und das Verderben brach richtig und plötzlich über uns herein. Der furchtbarste Winter trat mit einer fünf Monate dauernden Heftigkeit unter unsere glühenden Kunstleistungen und verwandelte sie in Eiszapfen. Das vom Grafen Soden geschmackvoll erbaute,

an der Promenade gelegene bamberger Theater hat neben andern Annehmlichkeiten auch das Eine Gute, daß der eine vorn im Parterre nicht verſteht, was der andere oben auf der Bühne mit Anſtrengung von ſich gibt, daß man im Sommer erſchmilzt und im Winter erfriert, ſonſt aber iſt es ein tadelloſer Bau. Vater Michel, dem das Theatergebäude durch Erbſchaft zugefallen, wurde wegen einigen Nachrückſtandes unangenehm, Herzog Max zog ſeinen gewohnlichen Zuſchuß zurück, die Sympathieen des Publikums erloſchen oder erſtarrten vielmehr, kurz das Ende war da, noch vor dem Ende der Saiſon. Zwar bildete das Genie unſers Cäſar's inmitten dieſer Calamität auf kurze Zeit eine Art Glanzpunkt, aber es war Winterſonnenſchein, er wärmte nicht. Dieſer wahrhaft geiſtig überreiche Director ſpeculirte nicht ohne Grund auf die frommen Geſinnungen der Bamberger. Lebende Bilder — aus der bibliſchen Geſchichte natürlich und nicht à la Keller oder Nappo mit 8 Loth Tricot per Körper — wurden ſchnell arrangirt und er allein, ſchwarz angethan, erläuterte ſie während des ganzen Abends, drei Stunden lang, ohne Vorbereitung, ohne Concept, ohne Souffleur. Zuweilen miſchten ſich wol allerhand bunte phantaſtiſche und etwas profane Redeblumen in ſeinen Vortrag, die eben nicht allzu ſehr nach dem Buch der Bücher klangen, aber das Ganze war wie aus dem Guß, topiſch richtig, feſt zuſammenhängend, ergreifend, ein kunſtvoller rhetoriſcher Bau. Ich bewunderte Cäſarn oft und hatte nichts an ihm auszuſetzen, als daß er keine Gage zahlte.

Dieſe vom Publikum ſelbſt Kaſtenpredigten genannten Productionen lockten ein ziemlich zahlreiches Audi- und Spectatorium herbei, zuweilen warfen wir den Grafen Benjowski, die Beſtürmung von Smolensk, Zrinn und dergleichen Stücke, in denen wir in Pelzen erſcheinen konnten, dazwiſchen — aber die Kälte ſtieg, das Thermometer fiel. Bei einer Vorſtellung erlebten wir, daß ſchon im zweiten Act außer den klappernden, hin- und hertrippelnden Billeteurs weiter kein Menſch ein geneigtes Gehör ſchenkte. Selbſt die kunſtſinnigen Dienſtboten, welche die Garderobeſtücke der Schauſpieler ins Theater trugen, unſere ſonſt ſtets bis ans Ende ausharrenden Kerntruppen, waren entweder erfroren, oder ſchon im warmen Bett. Wir folgten ihrem Beiſpiele, da mit der Schlußſcene dieſes Acts auch die letzte Lampe erloſch, die bisjetzt noch dem Eiſe getrotzt hatte. Kauer hatte — o Schrecklichſtes aller Schrecken! — den Credit gekündigt und ſo wanderten wir mit knurrenden, bellenden Mägen in die ſeit einiger Zeit unbezahlten Logis. Nach 14 Tagen hieß es von uns: „Afflavit hiemis et dissipati sunt.“ Ich, einer der letzten Mohikaner, zählte nach herzlichem Abſchied vom theuern Max Cäſar auch zu den Zer- und Verſtreuten.

Ein brennend heißer Junitag führte mich ein halb Jahr etwa ſpäter hinter Detmold in die labenden Schatten tauſendjähriger Eichen. Mit frommem Schauer betrat ich den Teutoburger Wald! Ueber, neben, unter mir ſummte, zwitſcherte, lebte und webte es: die hohen Baumkronen flüſterten leiſe miteinander, eine Unendlichkeit von duftigem Grün nahm mich auf, eine Fülle von hehren, kühnen, ſtolzen Gedanken klang wie Aeolsharfen in meiner Bruſt — war ich doch auch ein Abkömmling, ein Sohn dieſer hehren, tapfern, keuſchen Teutonen, das bewies mein helles blaues Augenpaar, mein wallend blondes Lockenhaar und der Heimatſchein, der brüderlich neben dem Paſſe in der Bruſttaſche ruhte.

Einſame Stunden in Gottes freier Natur, auf Bergeshöh'n in Wolkesnacht, am brauſenden Meer waren von jeher meine allerglücklichſten; da that der Born der Lieder ſich in mir auf, da ward ich wieder fromm und gut, da ſchieden alle die böſen Gelüſte aus wie Schlacken vom edeln reinen Metall.

Deutſches Land, du herrlichſtes von allen,
Deine Eichen ſtehn, du biſt gefallen!

So ſang ich mit niedergeſchlagenen Blicken vor mich hin, nicht gewahrend, daß ich in Gedanken von der Fahrſtraße abgekommen, bis ich — gegen einen harten dicken Baum anrannte.

„Bitte tauſendmal um Entſch —“ ich glaubte ſchon', es ſei ein Gensdarm, mit dem ich carambolirt — da erkannt' ich den Irrthum. Ein ferner Donner brachte meine Gedanken vollends wieder ins richtige bürgerliche Geleis, die Hitze war in dem dichten Laubgewirr unerträglich geworden.

Nach kurzer Berathung ſtreckte ich meine erſchlafften Glieder todmüde ins weiche Moos, ſtützte mein Haupt an die Probe-Eiche und ſetzte meine Träumereien weiter fort. Um mich ſummten und ſchwirrten Käfer und Geflügel aller Art, eine Sphärenmuſik lullte mich ſanft ein, das Andante ging gradatim ins Allegro vivace über, furioso prestissimo — wilde Töne, Schlachtgeſang, Hörnerruf miſchten ſich mit wunderbarer Harmonie in das großartige Quodlibet. Da

plötzlich lichtet ſich der Wald, eine weite, tiefe Thalebene breitet ſich aus, da eben, vom ſteilen Bergesrücken raſſeln ſie heran im geſchuppten Harniſch, den hohen Helm mit flatterndem Buſch, mit den breiten kurzen Schwertern, den langen Lanzen, auf flüchtigen Roſſen, die mit goldener Hand geſchmückte Standarte ſchwingend — Tauſende und abermals Tauſende! Das Gewimmel, die Haſt nimmt zu, eins überſtürzt das andere; unten im Thal angelangt, bildet das Ganze nur einen chaotiſchen Knäuel. Eine ſchwarze Wolke wälzt ſich der glänzenden Schar entgegen, ein Blitz fährt dazwiſchen und mit Donnergebraus ſpeit die Nacht eine unabſehbare Menge mit flatternden Bärenfellen umhangener Rieſen aus. Stierhörner, Hirſchgeweihe ſchmücken die blonden Häupter, Keulen, Streitkolben, drei Schuh lange Schwerter, Eichbäume fallen zerſchmetternd von den nervigen Händen der Cimbernſöhne auf die italieniſchen Feinde, voran auf ſchnaubendem Roſſe ein thurmhoher Hüne; um ſeinen glänzenden, gefiederten Helm ziſchen zu beiden Seiten feuerſpeiende Drachen, praſſelnd fliegen die Ungeheuerlichen den bunten Flüchtlingen nach und zermalmen, zerſtampfen die ganze Schar. „Vare, Vare! redde mihi legiones!“ tönt es jammernd von weitem! Eine furchtbare Blutlache breitet ſich aus, ſie ſchwillt zuſehends an, nur die Helmbüſchen der armen Ueberwundenen ragen noch hervor — auch dieſe ſchwinden. Die bärtigen Rieſen waten ſelbſt ſchon bis an die Bruſt in dem rothen Meer! Noch immer ſteigt der ſchreckliche Blutſtrom, ſchon wälzt er ſeine Wellen bis an meine Füße, allmählich fühl' ich das warme Naß ſich über meinen Körper verbreiten, nur der Kopf iſt noch frei! Krampfhaft ſpring' ich empor — das Gewitter war vorüber und ich bis auf die Haut durchnäßt. „Gott Lob und Dank, daß ich nicht in Römerblut ertrunken!“ rief ich mit dankbarem Herzen und blickte nach oben. Wunderbar fühlt' ich mich durch das Regenbad erfriſcht, aber die Reminiſcenzen des eben gehörten zweitauſendjährigen Schlachtgeſangs bebten und zitterten noch in allen Nerven nach — ich hatte die Weiſe behalten und machte ſie lebendig; meine Stimme durchtönte ſchallend den einſamen heiligen Hain, wie gerade die letzten Strahlen der Sonne ihren goldenen Scheidekuß durch die Zweige ſandten. Da, da ſchon wieder ein ſteiler Berg! Ich mußte mit dem herrlichen Geſang innehalten, die Lunge oppenirte den Beinen.

Sieh' da, ein einſamer Wandersmann von obenher! Ein hoher weißer Hut kam über dem Unterſatz zum Vorſchein, ein grüner Rock, eine lederne Jagdtaſche. Wie? Sollt's möglich ſein? Ach nicht doch! Wie ſollte — die Sonnenſtrahlen blendeten mich, doch bald gewann ich Schatten — eine groteske Naſe, purpur von Helios gemalt, zeichnete ſich ſcharf und kühn unter dem Hute ab. Noch zweifelte ich, aber hundert Schritte weiter fiel der Knotenſtab des Wanderers, zwei Meilenzeiger hoben ſich zu beiden Seiten des Grünrocks in die Luft — er war's, der Todtenvogel.

„Sie hier im Teutoburger Wald, edler Bramine?“

„Hahaha! Noch bis dato friſch wie 'ne Lerche!“

„Und woher des Weges, frommer Pilger?“

Er referirte umſtändlich. Wir mochten wol ſchon eine Viertelſtunde Wegs gegangen ſein, als ich erſt bemerkte, daß er umgekehrt war und meine Tour eingeſchlagen hatte. Ein ſtilles Bedenken überkam mich, doch ſchämte ich mich deſſen nach einiger Ueberlegung.

„Ihnen zu Gefallen mache ich die Meile bis P. . . . retour, wir müſſen doch unſere Bekanntſchaft vom Speſſart weiter ſpinnen“, meinte er.

„In Bamberg hatte ich auch das Vergnügen; unterirdiſch — vor einigen Monaten erſt.“

Der Todtenvogel kicherte in ſich hinein, ſchnitt ein echtes Mephiſtogeſicht: „Richtig! Nu, wie war's dort zuletzt?“

Ich zuckte die Achſeln und ſchwieg.

Wir langten im Gaſthaus zu P. an — eine weſtfäliſche Wirthsſtube empfing uns, die lebhaft an Teniers' Bauernſcenen erinnerte. Plumpe Holztiſche von 20 Centnern Gewicht, mit Kreuzfüßen, zinnerne lange Bierkannen, mit Wachholderbranntwein gefüllte Stengelgläſer, ein großer, gemeinſchaftlicher Tabackskaſten, einige koloſſale viereckige Pumpernickel, Schinken, Käſe — lange und kurze weiße Thonpfeifen — alles in dichten, blaugrauen Tabacksnebel gehüllt. Zwei Thranlampen beſtrebten ſich vergebens, Licht in die Sache zu bringen; Fidibus waren Luxus, der Wirth reichte den Feuerbedürftigen große Stücken glimmende Holzkohle, die nach Gebrauch von den dicken Holzſchuhen zermalmt wurden. Hinter den Tiſchen hockten echt flämiſche Geſtalten und Phyſiognomieen mit ſtämmigen Schultern, dicken Naſen und breiten Mäulern, mit verſchieden geformten, ſeltſamen Hüten, bunten und weißen Nachtmützen, kurzen Hoſen, weiten Jacken, beſtrumpft und unbeſtrumpft, je nach Belieben. Der buckelige Wirth und ſeine ſehr

frische und sehr dicke Ehehälfte bedienten mit Zuziehung des in den unentbehrlichen Holzschuhen einherklappernden schönen Töchterleins mit holländischem Phlegma die werthen Gäste.

Wir standen still, da sich kein Platz zum Sitzen bot, und hätten bis heute noch so stehen können, denn niemand bekümmerte sich um uns, wenn nicht der gewandte Rosburg, sein Jabot herauszupfend, mit dem Wirth ein paar gewichtige Worte gewechselt hätte. Dieser stieß, ohne ein Wort zu erwidern, mit dem Fuß die Nebenthür auf und wir betraten ein leidlich comfortables Gemach, das sogar hätte tapezirt sein können. Einige erst im vorigen Jahre gewaschene weiße Fenstergardinen und der heilige Liborius, der Schutzpatron der Gegend, fehlten nicht.

Drinnen saßen zwei Geistliche, ein ziemlich wohlbeleibter mit offener, freundlicher Miene, und ein jüngerer, blasser — wie's den Anschein hatte Kaplan des erstern, mit geistreichen, leidenden Zügen.

Wir grüßten und erbieten höfliche Erwiderung. Rosburg zog die eine, mir zugekehrte Gesichtshälfte einsiedlerischer, die andere, den Geistlichen zugekehrte, lächelte honigsüß.

Mich kam das Lachen an.

Nachdem wir uns gesetzt und des Leibes Nahrung bestellt, trat eine große Pause des Schweigens unter uns vieren ein. Endlich nahm der ältere der Fremden das Wort: „Sie kommen wol weit her?"

„Oh — ja —!"

A tempo erschien der guemendhafte Wirth und brachte das Fremdenbuch, sprechend: „De met Jr Jück inskriven, wann Jr bi mi bliven wollt over Nacht. Dat Freten ward glihs kamen — Kriskes Schinken unn Pannkoken." Im Hochdeutschen: „Meine Herren, wollten Sie vielleicht gefälligst Ihre werthen Namen in das Fremdenbuch eintragen! Es ist strenger Polizeibefehl: Jeder, der mein Haus über Nacht beehrt, muß angezeigt werden, sonst würde ich mir niemals erlaubt haben, Sie zu belästigen. Das Souper wird sogleich erscheinen: ausgezeichneter bayonner Schinken — erster Qualität, und Omelette. Ich habe die Ehre, mein Compliment zu machen, und wünsche den besten Appetit!" Man sieht, wie unendlich kürzer und praktischer unsere Urisprache, die plattdeutsche, ist.

„Schön!" äußerte die lange Nase, putzte die Brille und machte sich bereit, den Befehl zu vollziehen; mich aber ritt Eulenspiegel; ich faßte das dicke, schmutzige Buch, riß es zu mir und schrieb in die Rubriken wie folgt:

„Namen und Charakter der Fremden:

„1) Absverus Longinatus Equicastellus, Gichtmischer. 2) Julianus Apostata, dessen Famulus, ein Teufelsbraten. Mit oder ohne Dienerschaft: Mit 4 fünfthälerigen Kassenanweisungen, auch 18 reichhäckigen preußischen Silbergroschen. Woher sie kommen: Aus der Hermannsschlacht. Wohin sie wollen: In das unbekannte Land: Deutsch- oder Teutschland. Zweck der Reise: Zu erforschen, ob Gambrinus erst Brauknecht und dann König war, oder umgekehrt. Mit oder ohne Paß: Müssen Sie denn alles wissen?" (Sieht Frage- und Antwortspiel.)

Die Strafe des Frevels blieb nicht aus. Durch den dicken Qualm der Gaststube schwamm die verklärte Gestalt der fürchtlich lippeichen Nemesis eines wirklichen Gensdarmen auf uns zu. Der Todtenvogel hatte unterdessen meine Humoreske gelesen, die sieben Haare seiner Glatze standen aufrecht vor Entsetzen, seine lange Nase wurde leichenmaßweiß und flirrend kraftlos entsank ihr die Brille. Der Kaplan hatte, dadurch aufmerksam gemacht, kaum einen Blick ins Buch geworfen, als er auch mit dem ältern Herrn schon bedenklich zischelte. Mir wurde — offen gesagt — nicht recht schlecht, und noch etwas schlechterer, als der Gewaltige, die Force d'armée, mit höflichem Gruß ins Zimmer trat, uns beide scharf fixirte und seine Siebenmeilenstiefeln gegen das fatale Fremdenbuch richtete, um seiner Schuldigkeit gemäß unsere Unverdächtigkeit daraus zu entziffern. Mechanisch schlug ich dieses zu und schob es mit dem Ellbogen bis ans Ende des Tisches; der alte Mime schnitt eine Visage, als ob er auf ewig zu den Galeeren verurtheilt werden sollte.

Nach einigen „Wie geht's? — Befinden sich? — Noch immer wohl?" u. s. w. mit den ihm wohlbekannten Schwarzen trat der grausame Gensdarm auf uns zu. Ich war ganz Resignation, ganz in mein Schicksal ergeben, hatte nur als letztes Bollwerk gegen das mich voraussichtlich erwartende „freie Logis" dem corpus delicti nachdrücklich den rechten Arm aufgepreßt.

Der Todtenvogel saß schon zehn Schritte weit von mir.

„Sie sind Fremde? Bleiben über Nacht? Haben sich vermuthlich schon eingeschrieben?" Mit diesen Worten tappte der große Bewaffnete nach dem Gegenstand meines Verbrechens.

Da sprach der würdige ältere geistliche Herr schnell: „Bitte von mir, Herr Kinkemeier, Verfasser; das Einschreiben dürfte nicht nöthig sein."

„Oder haben Sie vielleicht schon —?"

„O nein!" hauchte ich kaum vernehmbar. Der Mann des Gesetzes wünschte befriedigt eine wohlschlafende Nacht und ging.

Ich war gerettet. Die lange Nase bekam wieder Farbe und rückte aus dem Winkel.

Voll innigen Dankes näherte ich mich dem Schwarzen; er sprach jedoch abwehrend: „Lassen Sie's gut sein, junger Herr, aber hüten Sie sich in Zukunft! Mit unserm Gesetzen ist nicht zu spaßen. Aber Strafe muß sein! Sie und der alte Herr da sind Schauspieler, das hatt' ich beim ersten Blick weg."

„Also in die Hölle mit uns?"

„Ich bin unschuldig, Hochwürden, wie Sie geneigten bemerkt haben werden; dieser Wagehals trägt allein die Schuld!" betheuerte Rosburg, dem vor dem Orcus graute. Ueberdem war er Katholik und das aus Ueberzeugung und ohne Heuchelei; das sah ich schon beim Eintritt in die Wirthsstube, wo er dem heiligen Liborius zu Ehren Kreuze geschlagen und deren etwaigen Effect auf Wirth und Gäste beobachtet hatte.

„Strafe muß sein! Mein Herr Kaplan da und ich sind innige Verehrer guter dramatischer Werke. Ich bin eigennützig — für den geleisteten Dienst tischen Sie uns einige dramatische Schönheiten auf, gleichviel von welchem Autor, wie's Ihnen beguem und mundgerecht ist."

Die lange Nase erhob sich mit unvergleichlicher Grandezza und bedeutete als Gewährung des Wunsches einen echt spanischen Haldwinkel mit dem einen Beine durch die halbe Zimmerbreite; das freudestrahlende Antlitz senkte sich graziös bis tief in den Jabot, die vom oft gehabten Schreck widerspenstigen langen sieben Haare waren zum Albakopf gestriegelt. Er begann sofort seinen Vortrag:

„Recept, eine hübsche Frau zu bekommen."

Die Kleriker sahen ihn befremdet an, ich trat ihm auf den Fuß und sagte:

„Die Herren wünschen etwas Klassisches zu hören."

„Na, wenn das nicht klassisch ist!? — Das ist klassisch!"

„Wie wär's mit einer Scene von Schiller, etwa aus »Wilhelm Tell«, wenn wir bitten dürften?" sagte der Jüngere.

Er hatte das Wort noch nicht geendet, so stand Rosburg schon gesattelt und gezäumt als Gessler da; ich war Tell; der Beleidigte recitirte die Klappreden der schweizer Bauern, der Klasse repräsentirte, gegen den Fensterpfeiler gelehnt, Tell's Knaben; der Apfel wurde zur allgemeinen Zufriedenheit durchbohrt und wir waren gegenseitig voneinander enchantirt. Se. Eminenz der Herr Erzbischof Droste von Vischering würden ihre innige Freude gehabt haben über das herrliche Tableau, wär's ihm vergönnt gewesen, dieser suaves spirituelle beizuwohnen. Goethe, Calderon de la Barca und noch einige Da minorum mußten herhalten. Wir wanderten dann mit den beiden Gästen ins Parochium, das noch weit entfernt war; mir aber wurde der Weg nicht lang und dabei hell und klar, daß das Samenkörnlein Geist, in ruhige Abgeschiedenheit versetzt, in eine stille Zelle, auch von der Außenwelt geschieden, herrliche Blüten und Früchte tragen kann.

Welche Schätze des Wissens, welch klare, richtige Beurtheilung besaß der Mann — man hätte jahrelang mit ihm sprechen, von ihm lernen können! Unsere renommirtesten Kritiker und Recensenten dürften bei ihm in die Schule gehen. Ich war hundertmal im Begriff, ihm zu versichern, wie schade es sei, daß er nicht Theaterdirector geworden.

Die Penaten eines stillen, ungetrübten Heiligthums streuten verschwenderisch ihre Mohnkörner über uns Erschöpfte. Die westfälische Sonne warf ihre Aureole schon hell um meine Stirn, als ich erwachte und, aufspringend, den Wanderstab ergriff.

Der Todtenvogel war mit der Morgensonne schon ausgeflogen gen Osten. Das war so seine Gewohnheit, sans remorse, sans songe.

Nach herzlichem Abschied von dem braven Seelenhirten pilgerte ich gen Abendland.

Nie hab' ich den Todtenvogel mehr gesehen, obwol mir manches Unglück im Leben arrivirt; doch hörte ich, man habe ihn zu Würzburg im Julius-Hospital versorgen wollen, er aber sei nach wenigen Monaten der ungestörtesten Ruhe plötzlich verschwunden gewesen. Er gehörte nicht zu denen, die Ruhe suchen und ihrer bedürfen. Niemand weiß, wohin er gekommen, wo er geblieben ist. Vielleicht ist er beim Botanisiren von den steilen dalmatinischen Felsen ins Adriatische Meer gestürzt und liegt nun mit seiner langen Nase zehn Meilen tief zwischen Korallen und Polypen;

vielleicht ist er noch in der Adelsberger Grotte oder irgendeiner andern Höhle freskalisiert anzutreffen; sicher aber ist er in jenes fremde Land gepilgert, wo kein Aberglaube regiert und wo keine Art von Komödie mehr gespielt wird.

Das Sprichwort im Unterricht.

II

Auch das Schulregiment ist im Sprichwort wie das Aelternregiment und überhaupt alles Regiment auf Weisheit und Kraft gegründet. Die Weisheit hat vor allem die Individualität und die Fähigkeiten der Schüler kennen zu lernen, denn „Die Lehr' ist ein Blasbalg, die Funken der Natur brennend zu machen". „Nicht allen Bäumen ist eine Rinde gewachsen" und „Nicht ein jeder Acker trägt allerlei Frucht." „Eine Rebe, wenn sie in andern Boden gelegt wird, so trägt sie ihre natürliche Frucht nicht." „Ein Roß ist gut zum Trab, ein anderes zum Schritt." „Niemand kann seines Leibes Länge eine Elle zusetzen" und „Wer aus einem Stein einen Hosenbendel wollte machen, der hat unnütze Arbeit". Die Kraft aber hat vor allen Dingen zu leben auf Autorität bei den Schülern. Diese zeigt sich im Gehorsam. „Gehorsam ist Zeichen eines löblichen Regiments" und derselbe wird erhalten durch unparteiische Strenge, sodaß selbst „Cum vigilat tolerantia, non dormit disciplina". „Allzu gelinde ist verachtet geschwinde", aber auch „Allzu streng zerreißt." „Wer lange drohet, denkt die Jugend, der macht dich nicht todt." „Wo man im Befehlen zu viel thut, da geschieht im Ausführen zu wenig." Nur „Wer wohl befiehlt, dem wird wohl gehorsamt". In der Schule geht es ohne den Stock nicht ab, aber „Beulen und Blaumal helfen nicht für jeden Fall". Es müssen noch andere Dinge dazukommen. „Arbeit, Zwang und Lehr' bringen die Kinder zu Ehr'." Der Lehrer muß selbst fleißig und wacker unterrichten: „Gott hilft dem Fleiß und nicht Hans Unfleiß." Auch auf das Wie des Unterrichtes, auf die Sicherheit der Methode kommt es an: „Soll das Pferd recht gehen, so muß man ihm das Mundstück gerecht machen", und „Kunst kann Hühner ausbrüten". Aber freilich, es führen verschiedene Wege zu Einem Ziel, es gibt keine allseligmachende Methode, und namentlich „Wer (in dieser Hinsicht) alle Bücher ausführen wollte, der wird gar leicht verführt". Der Lehrer soll, um ordentlich unterrichten zu können, selbst fortlernen, denn es auch wirklich bei ihm wahr werde: „Discendo docemur." „Wer will, daß ihm's gelinge, der lerne selbst zum Ding." „Immer an die Angel, so hat man nie Mangel." Auch von dem Lehrerberuf gilt es: „Nemo vir semper fuit."

„Lernen soll man, was noth und nütze ist", und nicht blos, was des Lehrers Steckenpferd. Man soll die Jugend nicht zu Stubenhockern und dergleichen Bücherwürmern machen, denn „Die Gelehrten, die Verkehrten." „Gott wolle einem vor dem behüten, der blos in Einem Buche studiert hat." Der Gesichtspunkt der Brauchbarkeit im Leben ist festzuhalten und damit die Jugend mit Maß auch anzuspornen. Ein Bauer sagt oft zu seinem Sohne oder Buch: „Wenn du studiert sein, so ißest du Hühner und trinkest Wein; kannst du nichts denn übel, so mußt du mit den Sauen essen aus dem Kübel." Heutzutage aber gilt oft: „Es heißt auch studiert, wenn man das Geld auf Schulen verthan."

Der Lehrer soll im Unterricht „Eilen mit Weilen." „Gemach fährt man den Berg herauf." „Allgemach kommt man auch weit." Er soll Geduld haben, denn wer in der Schule nicht Geduld hat, der hat nicht Weisheit. „Es sind 12 Stunden im Tage; was eine nicht gibt, gibt die andere." „Schüler verlieren viel Bücher, die sie geschrieben werden;" und „Ein Lautenist bricht viel Saiten, ehe er Meister wird." Der Lehrer soll nicht vergessen, von Zeit zu Zeit zu wiederholen; denn „Repetitio est mater studiorum", und „Es liegt nicht am Wohlanfangen, sondern am Wohlenden." „Angefangen ist leicht, aber Beharren ist Kunst." Freilich, bei aller Treue und Gewissenhaftigkeit wird auch der Lehrer sich auf Undank gefaßt machen müssen. Wer kann's allen Leuten recht machen? „Das Kind sagt wol daheim, daß man es schlägt, aber nicht, warum;" und obgleich bei manchem kein Schlag verloren ist, als der daneben fällt, so nimmt der Mutter Unverstand des Sohnes Ungezogenheit doch gern in Schutz. Wie oft wird zu Hause wieder niedergerissen, was die Schule mühsam aufgebaut! Doch der Lehrer soll sich dadurch nicht abschrecken lassen. Er macht auch andere, erfreulichere Erfahrungen. Freilich, „wer kann jeder Mutter ein fromm Kind erziehen?" Es heißt zwar: „Wohlerzogen hat nie gelogen", aber „Gut erzogen Kind ist eben eine Rechnung ohne Wirt." „Aus Kindern werden Leut" und nicht immer „schmeckt der Altermann nach dem Jungen". Oft

macht man im Leben gerade an den hoffnungsvollsten Schülern die schmerzliche Erfahrung: „Die Ersten werden die Letzten sein.“ „Es geräth nicht alles und mißräth nicht alles“, wie man's kurzsichtig genug vermuthet hatte. „Kleine Kinder kleine Sorgen, große Kinder große Sorgen.“ „Kleine Kinder tret'n op't Schorte (Schürze), die groaten tret'n op't Hertze.“ Manch böser Sohn machte seinen Vater fromm oder ward ein Nagel an seiner Mutter Sarg. „Aeltern und Lehrer ziehen die Kinder, aber Gott gibt das Gerathen.“ Und doch: „Thäten wir nur immer, was wir sollten, so thäte Gott auch immer, was wir wollten.“ Das Mißrathen ist in der Regel doch nicht ganz ohne Schuld der Aeltern oder der Lehrer. Darum bleibt's dabei: „Kinderzucht ist die Quelle alles Glücks und Unglücks in allen Ländern und Städten.“

Guizot sagt mit Recht über den Beruf des Lehrers: „Alle Fürsorge des Gesetzes, alle Mittel, über welche die öffentliche Gewalt gebietet, wird nie dazu führen können, die einfache Stellung des Lehrers so anziehend zu machen, als sie nützlich ist. Die Gesellschaft kann demjenigen, welcher sich ihr widmet, nicht alles vergelten, was er für sie thut. Es ist nöthig, daß ein tiefes Gefühl von der sittlichen Bedeutung seines Werkes ihn belebe und stütze; daß jenes reine Vergnügen, der Menschheit zu dienen und im stillen ihre Fortschritte zu fördern, ihm der eigentliche Lohn seiner Arbeit werde.“ In dieser Beziehung bezeichnend ist jene schöne Devise eines Lehrers, welche Nadowitz in seiner bekannten Devisensammlung mittheilt, nämlich eine brennende Kerze mit der Umschrift: „Alios inserviendo consumor!“ („Indem ich andern diene, verzehre ich mich!“)

Dr. G. L.

Anregungen.

Zur Geschichte der Musik.

Unsere Zeit pietätlos zu nennen, wäre eine entschiedene Ungerechtigkeit. In Sachen der Kunst wenigstens kommen wir oft vor Bewunderung der Vergangenheit kaum zum Bewußtsein der Verdienste der Gegenwart, wir sind so überaus gerecht gegen das Gewesene, daß wir leicht ungerecht sind gegen das Gesunde und Werdende. Eine „Rettung“ folgt der andern, ein „Denkmal“ dem andern. Woher kommt es aber, daß „Vater Haydn“ noch keins erhielt — weder ein biographisches von Gewicht, noch eins aus Erz oder Stein?

„Vater Haydn“ ist eine so populäre Erscheinung in der Geschichte der modernen Musik wie außer Mozart keine andere, so unmittelbar, einfach und gleichmäßig war er ging seine große musikalische Größe durchs Leben, — in neuerer Zeit wäre nur Einer etwa mit ihm zu vergleichen: Spohr. Die verwandte musikalische Natur erzeugte auch verwandte Schicksale; eine Parallele beider wäre nicht ohne Interesse. Haydn ist aber unzerstörbar der Größere; er wird seinen Nachfolger überleben, trotzdem ein halbes Jahrhundert gleichmäßig zwischen ihren Geburts- wie ihren Todesjahren liegt. Aber Haydn, der Schöpfer des Streichquartetts, Haydn, der Vater der Symphonie; Haydn, der Componist der öfterreichischen Volkshymne — hat noch kein Denkmal! Der Aufruf hierzu erging schon vor Jahren, er ist aber im Jubel der Mozart- und Beethoven-Feste fast ungehört verhallt. Der kaum gestorbene Marschner wird eher ein Denkmal haben, als Vater Haydn!

Merkwürdig bleibt diese Erscheinung immerhin. Sie scheint zu bestätigen, daß in der Tonkunst wie in der Dichtkunst der Dramatiker im Volksbewußtsein doch hoch über dem Lyriker steht; daß die stimmhafte Gestaltungskraft, die im Leben so oft verkannt wird, nach dem Tode fort und fort wirkt und neues Leben schafft, während die Empfindungsweise, die in der Zeit lebt, mit ihr auch stirbt. Dem Lyriker gehört die Gegenwart — auch Mendelssohn hat dies bewiesen —, dem Dramatiker, dem gewaltigen Epiker in Wahrheit erst die Zukunft. Unserm lebenden Geschlecht ist erst zum vollen Bewußtsein gekommen, was Beethoven war und was wir an ihm besitzen; was Haydn uns noch ist, wurde zwar nicht vergessen, doch auch nicht überschätzt. Haydn war nicht nur Lyriker, darum lebt er auch fort; als Epiker wird er aber von seinem großen Vorgänger Händel überragt und Dramatiker ist er nie gewesen, trotzdem er 19 Opern geschrieben hat.

Dessenungeachtet bleibt ihm Verdienst und Anerkennung genug auch für die Gegenwart. Wenn man nicht ohne tiefern Grund behauptet hat, daß Goethe und Schiller nicht kommen konnten, wenn Lessing nicht gewesen wäre, so kann man mit noch größerm Recht behaupten, ja Schritt für Schritt mit fast mathematischer Bestimmtheit nachweisen, daß Mozart und Beethoven ohne Haydn nicht gewesen wären. Um einen Mozart für die Bühne geboren werden zu lassen, mußte freilich auch ein Gluck zuvor geschaffen haben (man vergleiche „Iphigenie“ mit „Alceste“ und denke an das zweite Finale im „Don Juan“, dem größten, was Mozart geschrieben, das aber fast im Gluck'schen Geiste gedacht ist); — jedoch im Gebiet der Instrumentalmusik, die recht eigent-

Lettice.

Etwas, Miſtriß! Mehr mit Blicken.

Frau Thompſon.

Warum ſoll ich nicht reiten, mein Kind, wenn es fashionable iſt? Wir haben 8 Pferde und wenn Harry und das Theater nicht wären, wüßten wir ſie keinem Menſchen zu zeigen. Ich denk' es mir ſehr vortheilhaft, ſo in der Luft zu ſitzen, ſich zu wiegen, eine Reitgerte loſe und ſchwungreich in der Hand zu halten, eine lange ſammtne Robe bis an die Knöchel, des Pferdes mein' ich, einen grünen Schleier in dem Winde flatternd und dann im Galopp, hopp — hopp — hopp (reitet gerade auf ihren Mann los, den ſie jetzt erſt ſieht).

Thompſon (zu Fielding).

Das Pferd iſt meine Frau.

Fielding.

Sehr erfreut, Miß Sophy in einer ſo guten Laune anzutreffen.

Frau Thompſon

(Fieldings Rock betrachtend).

Bitte, lieber Mann, willſt Du nicht unten in Deinem Comptoir —

Lettice (ihr heimlich zuraunend).

Gegen Fremde iſt jeder Vornehme freundlich.

die Musik des 19. Jahrhunderts genannt werden, ist die Symphonie und Kammermusik ohne ihn absolut nicht denkbar. Und haben auch hier Nachfolger ihren Vorgänger weit überragt, hat Beethoven mit seiner riesenhaften Gedankenwucht nicht allein um sich her zu Boden geschlagen, sondern Menschenalter über seinen Tod hinaus einen Folger in der Symphonie wie in der Kammer fast unmöglich gemacht (denn was Schubert, Mendelssohn, Gade und selbst Schumann geleistet, knüpft allerhöchstens innerhalb der Gedankenkreise Beethoven's an, kommt aber nie über hinaus), so spricht es nur um so mehr für die unverwüstliche Lebensfähigkeit der auf beschränkteren Sphären sich bewegenden Ideenwelt Haydn's, daß seine Werke sich trotzdem noch behaupten konnten.

Das macht: er war kein Epigone! Die Selbstständigkeit und Originalität des Schaffens behauptet seinen souveränen Rang auch dann noch, wenn der Gedanken- und Empfindungsstrom einer späteren Generation längst andere Bahnen eingeschlagen hat. Wir leben jetzt unter der Herrschaft der Leidenschaft, nicht mehr unter der des sanftern Gefühls, wir reflectiren, denken und leiden intensiver, „empfinden" aber weniger behaglich und gemüthlich als jener goldenen Epoche der Sentimentalität, des naiven Selbstgenügens und der classischen Abgeschlossenheit. Trotzdem werden wir jenes verlorene Paradies noch zu schätzen wissen, wie in Haydn's Tönen, mit solcher Reinheit und Innigkeit uns entgegentritt. Ein Gefühl der Wehmuth ergreift uns, wenn wir jene ungetrübte Heiterkeit, jenen gläubige Gottvertrauen, jenen harmlosen Humor seine Klänge und einfachen Bilder vor uns ausbreiten sehen, deren echte Farben noch nicht verblichen, deren feste Umrisse noch immer unverwischt sind, obgleich Decennien voll höchster Leidenschaft wie tiefster Blasirtheit mit Sturmesgewalt ihre zerfetzender Schärfe darüber hinzogen. Haydn hat eine Naivetät und durch sie das Geheimniß einer Art von Popularität, die unserer Zeit gänzlich verloren gingen, er besaß sie, obgleich — aber viel weil er sie nicht suchte!

Am verflossenen 31. März waren es schon 100 Jahre, daß Joseph, als erster unter 14 Geschwistern, dem Wagnermeister und Marktrichter Haydn in Rohrau in Niederösterreich geboren wurde. Zu seiner stillen Jubelfeier hat der verdienstvolle Biograph, Bibliograph Constant von Wurzbach, ein ebenso quantitativ als qualitativ werthvolles Nachschlagebuch, eine Festgabe für das Schillerjubiläum, die in den weitesten Kreisen ehrenvoll bekannt machte, Broschüre erscheinen lassen: „Joseph Haydn und sein Bruder Michael. Zwei biographische Skizzirungen" (Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1862), welche auf dem geringen Raum von drei Druckbogen eine solche Fülle des wohl genauesten und zuverlässigsten Materials darbietet, wie sie nur ein deutscher Gelehrter zu geben vermag. Aehnliche Arbeiten über Beethoven und Gluck liegen von demselben Verfasser schon vor; sie bilden ebenso wie diese neue Publication über Haydn einen Bestandtheil des großen encyklopädischen Nationalunternehmens, welches den Künstlern und Gelehrten des österreichischen Kaiserreichs gewidmet ist. Solche Arbeiten sind, streng genommen, nicht für das allgemeine Publikum, welches keinen „Aufguß", sondern glänzende und mundrechte Verarbeitung verlangt, aber sie sind das Mittel zum Zweck, weil auf ihrer soliden und zuverlässigen Unterlage sofort weiter zu bauen ist. Wenn der Verfasser sich beklagt, daß Haydn bisher seinen Biographen gefunden habe, wie ihn Händel, Gluck, Mozart und Beethoven bereits besitzen, so gibt er durch seine Arbeit zugleich die besten Mittel an die Hand, das Versäumte noch zu holen. Wir zweifeln auch nicht, daß eine berufene Feder sich finden werde, welche, auf Wurzbach's Schultern tretend, diese Lücke in der musikalischen Literatur bald würdig auszufüllen versteht.

Die vorliegende Broschüre gibt in lexikalischer Form alles, was ein Biograph zu dieser Arbeit bedarf. Auf eine kurze Lebenstafel Joseph Haydn's, welche die zuverlässigsten Daten zusammenfaßt, folgen Verzeichnisse der Compositionen, der biographischen Quellen, der Briefe, Porträts, Büsten, Medaillen u. s. w., sogar der Gedichte und Novellen über Haydn, Angaben zur Geschichte einzelner Compositionen sowie über sonstige biographische Singularitäten, eine genaue Chronologie und Auszüge aus frühern Schriften, welche charakteristische Urtheile über Haydn als Mensch und Künstler geben. Derselbe Eintheilungsplan ist auch bei den Angaben über Michael Haydn festgehalten. Da gibt es Stoff genug für Feuilletonisten, Novellisten und Verfasser biographischer Romane! Herbert Rau und Lulu Mühlbach werden diese Beute sich wol nicht entgehen lassen. Wir begnügen uns, diese sorgfältige Zusammenstellung nur dazu benutzen, einige der interessantesten Daten aus Haydn's Leben und Wirken unsern Lesern ins Gedächtniß zurückzurufen.

Als der kleine „Sepperl", dessen musikalisches Talent sich zuerst in der „Hausmusik" des Familienkreises (bezeichnend für Haydn's spätere Kunstrichtung) verrieth, die Klosterschule in Hainburg besuchte, machte sich seine „Glockenstimme" beim Kirchengesang so auffallend bemerkbar, daß der würdige Domkapellmeister Reuter ihn als Chorknaben bei St. Stephan engagirte. Dort begannen Joseph's Lehr- und Leidensjahre, die für seine Zukunft sogar sehr gefahrdrohend werden sollten, als Reuter, um Haydn's „Glück" zu gründen, die löbliche Absicht fand, ihn zum Castraten zu machen! Sobald dies Joseph's Vater erfuhr, machte sich der biedere Mann auf den Weg nach Wien, um das Unglück zu verhüten. Allen physiologischen und psychologischen Erfahrungen zufolge wäre Haydn's Schöpferkraft, die sich später so üppig, wie selten, entfaltete, niemals zur Blüte gekommen, sondern unfehlbar im Keim erstickt worden, wenn Joseph's Vater weniger energisch aufgetreten

wäre und etwa aus Bigotterie oder Armuth (denn die Familie war sehr arm) in die Versammlung seines Sohnes „zur Ehre Gottes" gewallfahrtet hätte.

Als Joseph mutirt hatte, war er als Chorknabe nicht mehr zu verwenden. Er stand nun allein in dem großen Wien und mußte sich selbst helfen durch Unterrichtgeben und Musikmachen im Orchester. Er bewohnte damals ein armseliges Dachstübchen am Michaelerplatz, im nämlichen Hause, in welchem zu seinem Glück der Opernunterdichter Metastasio wohnte. Als dieser von dem fleißigen jungen Musikus in der Dachstube hörte, empfahl er ihn zum Musikunterricht in vornehmen Häusern und machte ihn auch mit dem berühmten Gesangslehrer Porpora bekannt, der ihn förmlich in seine Dienste nahm. Drei Jahre lang mußte Haydn Bedientenrolle bei dem übermüthigen Italiener verrichten, — es ist das jene schmachvolle Zeit des jungen Genies, welche George Sand in ihrem „Consuelo" romanhaft behandelte (beiläufig bemerkt ein „literarischer Nachweis", der Wurzbach entgangen ist). Ein Baron von Fürnberg zog Haydn aus seiner Erniedrigung, verwendete ihn bei seinen Concerten und übertrug ihm die Composition des ersten Streichquartetts. Haydn war damals 18 Jahre alt, im Jahre 1850 ist das hundertjährige Jubiläum dieses in der Musikgeschichte denkwürdigen Factums — nicht gefeiert worden. Haydn's Lage besserte sich durch diese Erfolge etwas, sodaß er, unmehr ein gesuchter Lehrer, seine Stunden monatlich mit 2—5 Gulden bezahlt erhielt. Als Vorspieler bei den Barmherzigen Brüdern erhielt er monatlich gleichfalls 5 Gulden, als Orgelspieler in der damaligen gräflich Haugwitz'schen Kapelle für jeden Gottesdienst — 17 Kreuzer. Unsere jungen Musikbeflissenen von heute, die sich über den geringen Lohn für ihre mühevolle Arbeit beklagen, mögen sich an diesem Beispiel stärken! In allem Unglück wurde dem armen Musikus auch noch seine geringe Habe gestohlen. Als er sich an seinen Vater um Hülfe wandte, gab ihm dieser — 17 Kreuzer und den Denkspruch mit auf den Weg: „Fürchte Gott und liebe deinen Nächsten!"

Da fiel es wie ein Lichtblick in sein armseliges Dasein, daß er, infolge seiner Bekanntschaft mit dem Possenspieler Bernardo, von diesem den Auftrag erhielt, eine „Marionettenoper" zu componiren, ein damals sehr beliebtes Genre, in welchem der klassische Lustspielstoff „musikalisch" illustrirt wurde. Haydn schrieb die Musik zum „Krummen Teufel". Es zu Bernardo's Zufriedenheit, daß dieser dem überglücklichen Componisten dafür 24 Dukaten auszahlte, obgleich das Stück (eine Satire auf den hinkenden Theaterdirector Affligio) nach der dritten Vorstellung — verboten wurde. Mit seinen Opern und Singspielen hatte Haydn überhaupt viel Unglück. Als er, schon zur Zeit seines Ruhms (1779), im Auftrag des kaiserlichen Hofs die komische Oper „La vera costanza" für das minder Hofoperntheater componirt hatte, intriguirte man dort so erfolgreich gegen die Aufführung, daß er die Oper zurückzog. Haydn hat auch eine Oper „Orpheus und Eurydice" componirt (sie entstand ein Vierteljahrhundert später als die Gluck'sche, was allerdings seinem Mangel an Selbstvertrauen, diesmal freilich ohne Erfolg, bewiesen), welche für London bestimmt war, aber weder dort noch anderwärts jemals zur Aufführung kam. Es gehörte Haydn's enorme Productionskraft dazu, um sich über solche Mißerfolge so leicht trösten zu können. Auf der Bühne war freilich nie sein eigentliches Feld; die dramatische Musik hat von seinen Opern auch nicht den geringsten Gewinn gehabt.

Der Wendepunkt in Haydn's Geschick ist das Jahr 1759, das 27. seines Lebens. In diesem Jahre wurde er vom Grafen Morzin als Musikdirector seiner Privatkapelle mit — 200 Gulden festem Jahresgehalt, freier Kost und Wohnung engagirt; auf diese „sichere" Anstellung hin (die er im nächsten Jahre schon wieder verlor) heirathete er auch sofort und — componirte seine erste Symphonie: drei wichtige Ereignisse in einem Jahre, von denen man leider nur das letzte als glücklich bezeichnen kann. Denn so viel Glück Haydn mit seinen Symphonieen hatte, so viel Unglück hatte er mit seiner Frau. Der gute Haydn mag sich allerdings leichtsinnig genug in diese Ehe begeben haben. Er liebte die älteste Tochter des Perückenmachers Keller in Wien; sie aber liebte ihn nicht und ging in ein Kloster. Haydn war gutmüthig oder gleichgültig genug, sich von seinem Schwiegervater als Ersatz die jüngere Schwester aufschwatzen zu lassen; er heirathete sie vielleicht auch aus purer Verzweiflung. Mit ihr erhielt er aber ein böses, zanksüchtiges, verschwenderisches und dazu — wie gewöhnlich — in späteren Jahren hysterisches Weib, welches ihm sein ganzes Leben verbitterte; denn er hat sie 40 Jahre lang gehabt! Nur ein Charakter wie der seinige, so sanft und gutmüthig, konnte ein so schweres Kreuz geduldig ertragen. Wenn man erwägt, daß Haydn's Compositionen sich gerade durch Heiterkeit und Harmlosigkeit so charakteristisch auszeichnen, daß keine Spur von Menschenhaß, Verbitterung oder Pikirtheit in ihnen zu finden — und als Hintergrund aller dieser Schöpfungen sein häusliches Elend gewahrt, so muß man den Künstler doppelt bewundern, der ein Abstractionsvermögen besaß, das des größten Philosophen würdig gewesen wäre.

Als die Morzin'sche Kapelle wegen zerrütteter Vermögensverhältnisse ihres Herrn schon ein Jahr nach Haydn's Engagement sich (zu seinem Glück) wieder auflöste, trat dieser (1760) in die Dienste des reichen und kunstliebenden Fürsten Oberhazy. Er bekleidete hier unter ehrenvollen und einträglichen Verhältnissen 30 Jahre hindurch, bis zum Tode des Fürsten, den Posten als Kapellmeister. Diese Zeit von 1760—90 ist es hauptsächlich, in welcher Haydn den größten Theil jener Werke schuf, die seinen Namen in Europa so berühmt machten, wie er selbst nicht ahnte. Den Gipfel seines Ruhms erreichte er erst, als er nach dem Tode seines würdigen Herrn (1791) nach

London ging. Er wurde von den Engländern ebenso geehrt und gefeiert wie in unserer Zeit Goethe und Mendelssohn, ja Haydn selbst hat gesagt, er sei von England aus in Deutschland erst berühmt geworden. Händel erging es ebenso; man kann im Angesicht solcher beschämenden Thatsachen wenigstens nicht leugnen, daß der deutsche Charakter sich consequent geblieben ist. Kaiser Joseph II. mußte erst auf seinen Reisen im Ausland erfahren, welch ein berühmter Componist bei ihm daheim in Wien lebte. Der Schöpfer der österreichischen Volkshymne hat aber von seinem Staate nie eine Belohnung, nicht einmal eine Auszeichnung empfangen. Der wiener Magistrat war dankbarer, er und andere Corporationen und Gesellschaften sowie viele Private ehrten den Greis durch zahlreiche Diplome und Geschenke; Haydn wurde sogar die seltene Ehre zu Theil, daß ihm bei Lebzeiten schon ein steinernes Denkmal gesetzt wurde (vom Grafen Harrach im Schloßpark von Haydn's Geburtsort Rohrau).

Haydn starb (1809) so muthmaßlich, wie er gelebt hatte — er starb an vier Kanonenschüssen, die nahe seiner Wohnung fielen, als die Franzosen vor Wien kamen. Er wurde hierdurch so sehr erschreckt, daß er gelähmt zusammenbrach, in convulsivisches Zittern verfiel und seitdem sich nicht wieder erholte. Die letzte Melodie, die er auf Erden hörte, war die österreichische Volkshymne, sein Lieblingslied, das er, ein echter Patriot, fünf Tage vor seinem Ende, das am 31. Mai 1809 erfolgte, noch dreimal hintereinander mit wunderbarem Ausdruck spielte.

Es dürfte kaum jemandem möglich sein, ein vollständiges Verzeichniß von Haydn's Werken aufzustellen. Er selbst kannte nicht alle seine Compositionen. Die biographischen Angaben variiren daher auch, so viel steht aber fest, daß seine Productivität fast unglaublich war. Er hat 118 Symphonien, 83 Streichquartette, 66 Pianoforteconcerten, 47 Trios, 163 Stücke für Baryton, 15 Concerte, 15 Messen, 15 andere Kirchenstücke, 5 Oratorien, 14 italienische Opern, 5 deutsche Marionettenopern, 366 schottische Gesänge, 32 englische und deutsche Lieder, 40 Kanons, 13 mehrstimmige Gesänge und gegen 400 Menuetten und Walzer geschrieben, im ganzen ungefähr 1600 verschiedene Stücke. Der Fruchtbaren hat unzweifelhaft viel mehr davon aufgeschrieben, was aber von seinen Symphonien, Quartetten, Trios und Sonaten heute noch im Concerten gehört wird, steht fest und fort mit seinen Jugendkraft und Frische; und seine beiden größten Werke, „Die Schöpfung" und „Die Jahreszeiten", stehen noch jetzt im Mittelpunkt der meisten Gesangvereine.

Ein merkwürdiger Ausspruch Haydn's möge den Schluß dieser Skizze bilden. Er bezeugt uns, daß Haydn, in dem man oft das verkörperte „Gottvertrauen" hat finden wollen, so gut ein Gedankenleser und „Hoffnungsmann" (nur in seiner Weise) war, wie alle wahrhaft großen Componisten — bis auf den heutigen Tag. Als er gefragt und gedrängt wurde, seine Compositionen nach den pedantischen Lehrsätzen gewisser Leute zu ändern, die „unrein" aus seiner Theorie verbannen wollte, sagte Haydn ihm mit den Worten ab: „Die Kunst ist frei und soll durch keine Handwerksfessel beschränkt werden! Das gebildete Ohr muß entscheiden und ich halte mich berufen wie irgendeiner, hierin Gesetze zu geben. Eure Kunstlehren in der Theorie haben seinen Werth; ich wünschte lieber, daß Ihr versuchtet, eine wahrhaft neue Menuet zu componiren!"

Fanny Lewald's „Lebensgeschichte".

Der Reiz einer Selbstbiographie aus weiblicher Feder kann in der Regel entweder nur im durchgeführten Charakter einer Apologie gegen einzelne ungerechte Anklagen der Menschen und ein widerwärtiges Gericht liegen, oder in der geschickten Anordnung empfangener natur- und lebensvoller Eindrücke, falls die Erzählerin eine anspruchslose, receptive Natur ist. Fanny Lewald hat in ihrer vorläufig mit dem sechsten Bändchen geschlossenen „Lebensgeschichte" (Berlin, Janke. 1861—62) beide Bedingungen einer anziehenden weiblichen Selbstbiographie zu verbinden gewußt. Im übrigen ist sie eine so in sich gerichtete und ihrem Willen vertrauende Natur, daß sie sich wol selten eine Handlungsweise gestattet, die noch einmal anderes sein will, als was diese zunächst scheint oder ist. Sie schrieb ihr Leben in dem Glauben, daß sie darüber als berühmte Schriftstellerin den Beruf und die Berechtigung hätte. Eine besondere Reflexion hat sie dabei kaum gehabt, es wäre denn die: Ich will euch sagen, wie ich geworden bin und wie ich gerade das habe werden müssen und werden wollen, was manchem unter euch so mißfällt!

Gewußt oder unbewußt — die Erzählerin verbindet beide Reize einer weiblichen Selbstbiographie, die Selbstvertheidigung und die darmlose Romantisirung. In letzterer läßt sie sich sogar mit liebenswürdiger Unbefangenheit gehen und gibt aus dem Leben ihrer Angehörigen vielleicht zu viel. Wir glauben nicht, daß allen Lesern die Einblicke in das Denken ihrer Aeltern, deren Lebensweise, Kleidung, Gesundheitszustand u. s. w., die Einblicke in das Leben ihrer Geschwister und Anverwandten von gleichem Interesse sein werden. Die Selbstvertheidigung wird mit freimüthigem Muthe geführt. Aber auch diese richtet ihre Streiche zu sehr in eine Familiensphäre, deren Bedeutung die Erzählerin überschätzt. Die Freunde sind nicht die Menschheit.

Die Erzählerin schließt mit ihrem Aufenthalt in Rom, dem der Verbindung mit Adolf Stahr gefolgt ist. Vorläufig legt sie hier die Feder nieder, vielleicht erschreckt von den Schwierigkeiten, alles Erlebte so zu erzählen, daß sie selbst in dem ihrem Charakter unerläßlichen Lichte erscheint, immer und unter allen Umständen recht gehabt zu haben, und doch Menschen nicht mehr gethan wird, die noch leben. Es ist eine Disharmonie, in der die Personen

nisse abbrechen. Schreiber suchen sie himmelhoch auf und doch ist die Erzählerin — sie weiß es vielleicht wiederum selbst nicht recht — mehr oder weniger „zum Tode betrübt".

Fanny Lewald wird über dies Urtheil befremdet sein und wir müssen es erklären. Selbstapologie und naive Reminiscenz lassen sich nicht gut in einer und derselben Biographie verbinden. Jene hat eine Berechtigung, unausgesetzt im Zorn aufzuwallen: diese soll ruhig, kindlich, immer lächelnd bleiben und reiht nur Blume an Blume auf dem Herbarium der Erinnerung. Der Unmuth, der eben zu unserm Urtheil sprach, die Leidenschaft, die uns mit fortreißen und zur Uebereinstimmung zwingen wollte, erfüllt und noch ganz mit den Anstrengungen, auch unsererseits dem Unmuth und der Leidenschaft gerecht zu werden, und nun sollen wir auch gleich werden, namentlich wenn wir nicht mit der Verfasserin übereinstimmen und in vielen Dingen ihr Selbstvertrauen ungerechtfertigt finden, mit ihr Blumen am Wiesenrain brechen, träumerisch mit ihr dem Zug der Wolken nachschauen, Bekanntschaften mit Göttern und Menschen machen — alles durch das Glas, das sie gefärbt, durch das Medium ihrer Natur, durch das Verständniß, das gerade sie von dieser oder jener Persönlichkeit befriedigt fühlte. Eine Weile wird das gehen, auf die Länge reicht die Theilnahme des Lesers und weil auch — die Kraft der Verfasserin nicht aus. Warum ist sie „glücklich" in der Verachtung ihrer römischen Tage? Aufrichtig, weil sie endlich da die Resignation überkommen und der stolze und spröde Charakter sagen darf: Bei all meinem Rechthaben und Vernünftig- und Thatkräftigsein droht ich gelegt zusammen, die Doppelrolle meiner Aufgabe, Vertheidigen und Verstehen, ist zu schwer und ich fühle schon lange: Ihr folgt mir nicht mehr!

Wir wollen ein Neujerstes von weiblicher Receptivität begehren, Lebenserinnerungen, wie sie mit feiner und poetischer Hexer z. B. Emma Niendorf gibt. Ihr verwandelt sich jede Begegnung mit Personen und Zuständen in die Versicherung eines Lebensbehagens, der nie zu stillen ist. Jedem Erlebniß gewinnt sie die ihr wohlthuendste Seite ab, dem ihr Fremdartigsten vermag sie zu lauschen und selbst dem Widerstrebendsten einen abzugewinnen, was ihr nicht ohne Werth ist. Auch Fanny Lewald scheint dieselbe harmlose Freude zu haben am neuen Lernen und in Erfahrungbringen, aber es scheint nur so. Auf die große Freude der Entdeckung folgt bei ihr sehr bald die Ruhe der Gewöhnung; sie nimmt von dem Entdecken, was sie brauchen kann, verarbeitet es mit ihrer Natur und läßt im Leser selbst von dem Bekanntesten, das ihr begegnete, immer nur gelegt — sich selbst zurück. Name nach Name taucht auf, Stadt nach Stadt, Situation nach Situation — der Rest ist immer nur die stete Identität eines einzigen Ich, dessen charakterstarke und geistige Betonung niemand unterschätzen wird, daß aber als Heldin einer Selbstbiographie zuletzt nicht nur uns, sondern wol auch sich selbst ermüdet.

Kann in einem Buche, in welchem der Subjectivismus in seiner höchsten Potenz, derjenige, sich für die Objectivität selbst zu halten, durchgeführt wird, das objective Material nur sehr vorsichtig benutzt werden, so ist darum die Entwickelung des weiblichen Charakters, der sich hier dem Leser vorführt, an sich lehrreich und mannichfach anziehend. Fanny Lewald ist eine Verstandesnatur, die das Bedürfniß hat, nicht im Widerspruch mit dem Herzen und mit der Phantasie zu leben. Der Kunst des Verstandes nun, sich auch mit den Reizen des Herzens und der Phantasie zu schmücken, das ist die Aufgabe ihrer Biographie. Daß eben dies alles drei immer eines und dasselbe sei, Herzensbedürfniß gerade Verstandesstärke, Phantasieerbrünstigkeit gerade die pure königsberger Logik, das hat die geistvolle Schriftstellerin in ein bewundernswürdiges System gebracht. Wer dies System bestreiten wollte, dem würde sie ohne Zweifel alle Cardinaltugenden absprechen, „Charakter", „Mangel an Wahrheit", „Muth der Ueberzeugung" und ähnliche schöne Dinge. Es sind das alles die einmal nicht zu überwindenden Consequenzen einer bedeutenden und eigenthümlichen Natur, die sich überall mit gleicher Virtuosität bewegen wird, ob sie nun die Feder oder das Scepter des Hausfest ergreift. Unsere Schriftstellerin würde sich sogar auf dem Gebiet der Politik haben bewähren können, natürlich mit tragischem Ausgang, denn nichts ist im Sinne des alten Schicksals mehr die Götter reizende Hybris als ein zu fester Glaube an sich selbst.

Wir brechen ab, da die Kritik einer solchen auf jeder Seite herausfordernd und gegen Welt und Menschen polemisch gehaltenen Werkes zuletzt allzu persönlich werden müßte. Es genügt, aussprechen Unsererseits haben wir es mit großem Genuß gelesen. Die ungesuchte, lichtvolle und immer klare Darstellung rühmten wir schon in einer frühern Anzeige und müssen sie auch hier wieder in jeder Beziehung mustergültig nennen.

Unterhaltungsliteratur.

XXIV.

„Groß und Klein" von H. Kraßnert (Wittenberg, Kölling, 1861) ist eine schlichte, fast im Ton deutscher Märchen gehaltene Wiedererzählung der von Apulejus überlieferten Groß- und Kleinmythe. Der Verfasser sucht derselben, einmal zur Abwechslung, christliche „Heilswahrheiten" unterzulegen und entspricht damit wahrscheinlich (wie auch die zweite Auflage zu beweisen scheint), dem Sinn und Wunsch gewisser empfindender Frauenkreise.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die Dinge in Griechenland. — Garibaldi und die Schweden. — Der Preis im Glas. — Ein Brief aus London.

Die Dinge in Griechenland.

* Vollkommen die griechische Erhebung zu verstehen, ist in Deutschland schwierig, da unsere Nachrichten über die Lage Neu-Griechenlands größtentheils aus bairischen Quellen fließen. Aber erwiesen ist denn doch, daß König Otto völlig wurzellos in seinem Lande geblieben ist und daß sich der Energie seiner Gattin, einer oldenburger Prinzessin, nicht minder sowol in den Absichten wie in den Mitteln der von ihr vorzugsweise geleiteten Regierung vergriff.

Die deutsche Fürstenart hat sich im Auslande bisjetzt nur bei den Koburgern als allenfalls brauchbar bewährt, fremden Nationaleigenthümlichkeiten imponirenden Eindruck zu machen. Sie bringt meist die Ergebnisse einer Erziehung mit, die sich mit dem Geschichtsleben und der Bildung fremder Völker schwer vereinigt. Im vorliegenden Fall ist der Verlust an so viel wärmer und aufrichtiger Hingebung zu beklagen, wie sie Griechenland von Deutschland, und namentlich von Baiern aus, besonders in den ersten Tagen der Herrschaft König Ludwig's, genossen hat.

Ein Verderben Griechenlands mußte die Civilisation nur unter den Bedingungen entdecken, die im Naturell und der nächsten Vorgeschichte der Hellenen gegeben sind. Der bairische Kataster und die amtliche Centralisation passen nicht für eine Bevölkerung, die den Begriff der Kraft nur nach den Voraussetzungen der türkischen Herrschaft kennt. Es entstand eine Ordnung und eine Glückseligkeit des Landes, die nur auf dem Papier existirte. Nicht einmal das Militär lief sich in der Weise schulen, die nur einigermaßen den Gesetzen der europäischen Selbsterhaltung entsprechen konnte.

Mehr aber als alles das ist der Zusammenstoß der bairischen Herrschaft in Griechenland eine Folge der Nichtbeachtung der großen geschichtlichen Erfahrung, daß keine Revolution gelingt, die nicht sofort eine energische Aufgabe, entweder eine Vertheidigung oder eine Aggression, zu lösen hat. Die Lostrennung Griechenlands vom türkischen Reiche war eine Revolution. Als sie gelang, galt es nicht, die Ergebnisse derselben zu sichern, zu beruhigen, zu ordnen, sondern die Ergebnisse derselben für eine fernere Agitation erspießlich zu machen. Das neue Königreich Griechenland mußte eine andere Aufgabe erhalten als die, den Beruf seines nach europäischem Geschmack gouvernabeln Beirats zu lieben; die unruhigen Köpfe mußten beschäftigt werden, der neu zu belebende Volksgeist mußte eine polemische Aufgabe erhalten und König Otto mußte sich hineinleben in diese Aufgabe, die keine andere sein konnte, als die Türken aus Europa zu jagen und für Griechenland keine andere Hauptstadt zu begehren als Konstantinopel. Allerdings eine phantastische Politik für einen von Metternich's Gnaden eingesetzten deutschen Königssohn!

Solange die Rivalen des Königs Otto nur die Russen waren und Oesterreich, die Donaufürstenthümer und die europäische Diplomatie der vormärzlichen Zeit zwischen dem, was man wollte, und dem, was König Otto hätte wagen sollen, gewissermaßen lag, so lange ging es mit diesem Widerspruch des bairischen gouvernementalen Geistes gegen den wilden Klephtensinn der griechischen Führer und die ideal-doktrinäre Bildung eines heranwachsenden Geschlechts. Seitdem aber Napoleon III. regiert, hat die Politik der Regierungsbegriffsgegensätze fast überall aufgehört. Seit der Bildung des Königreichs Italien ist alles möglich geworden. Auch die von König Otto angebahnte europäische Bildung hat bei Griechenlands Jugend insgeheim einen andern idealen Inhalt gewonnen als den, für Staatsamt und Nationalökonomie, für Ausgrabungen und antiquarische Forschungen zu schwärmen. England will die Erhaltung der Pforte und befähigte bisher in Athen eine Dynastie, die seinen Muth hatte, sich in die große süd- und osteuropäische Strömung des Zeitgeistes, in der Neugestaltungen auf Kosten der des Padischah, statt der Pforte zu werben. Aber die Anregungen, die Frankreich und Italien geben, sind nun allmählich zu mächtig geworden; das Bedürfniß Rußlands, die orientalische Frage offen zu erhalten, war allein schon durch die Religion ein steter Aufwiegler des griechischen Gemüths. Dem allen nachzuleben und sich darin dem Volksgeist zu verbünden, fehlte in Athen Sinn und Betätigung. Man wollte selbständig, was man befahl; man glaubte die Beruhigung nur in den Gegnungen der europäischen Cabinette und Centralisation zu finden. Jetzt zeigt sich der Irrthum und die Bedürftigung des obigen Satzes. Keine Revolution läßt sich durch einen bloßen Friedensakt und allein durch die Ruhe abschließen; jede neue Republik, jede neue Monarchie muß sofort etwas nach außen hin zu unternehmen wagen; nur dadurch allein kommt der innere Beschäftigung. Die Regierung Victor Emanuel's hält sich ebenso nur dadurch, daß sie Rom — noch nicht hat und — erstrebt.

Garibaldi und die Schweden.

* Garibaldi's gegenwärtiger Zustand muß naturgemäß auch das Mitgefühl derer finden, welche weder das Ziel seiner Politik noch die Mittel billigen, die er zur Erreichung seines Zwecks in Bewegung setzte. Wer freiwillig eine behagliche Existenz, sein Vermögen, sein Leben auf das Spiel setzt, um das zu erreichen, was er nach redlicher Ueberzeugung als das für das Gemeinwohl einzig Ersprießliche erkannt, hat Anspruch auf Hochachtung. Garibaldi's Tapferkeit, die Begeisterung, die ihn erfüllt und die er Zehntausenden einzuflößen vermocht hat, seine kühnen und glücklichen Kriegszüge, seine Anstrengungen, Blutvergießen zu verhindern, als er sich seinen Landsleuten gegenüber sah; seine gegenwärtigen Körper- und Seelenleiden machen ihn zum Gegenstand einer allgemeinen Theilnahme. Es ist dasselbe Gefühl, welches auch denjenigen Bewunderung und Achtung gegen die Königin von Neapel abzwang, die ihren Gemahl am bittersten haßten. Und Garibaldi's Ziel ist ein solches, welches jetzt seit fast einem Jahrtausend, seit dem Untergange der karolingischen Herrschaft, in der Brust jedes Italieners glicht hat, der überhaupt für etwas Höheres begeistert werden konnte; ein Ziel, welches zwar oft irre geleitet gewesen ist, welches gräßliche Tumulte, Aufstände, Greuelscenen hervorgebracht hat, aber doch weit erhaben ist über selbstsüchtigem und ehrgeizigem Streben.

Das Trachten der besseren Italiener nach der Einheit ihres Vaterlandes nimmt natürlich eine andere Gestalt an als zur Zeit des Cäsarismus oder zur Zeit des Cola Rienzi. Die Solidarität der Völkerinteressen verleiht solchen Bewegungen eine weit über die Grenzen des eigenen Vaterlandes hinausgehende Bedeutung. Jede Nation fühlt, daß durch die Freiheitsbestrebungen irgendeines europäischen Volks ihr eigenes Wohl und Wehe unmittelbar oder mittelbar berührt wird. Garibaldi betrachtet demnach auch die Sache Italiens als eine allen Völkern gemeinsame Angelegenheit. Vom Vaterlande aus erläßt er nach verschiedenen Richtungen hin für die ihm bewiesene Theilnahme Danksagungsschreiben, die eine Art politischer Hintenherrie sind.

Unlängst ist ein solches Schreiben an die Schweden abgegangen, an „das blonde Volk Skandinaviens", es fordert zur Vereinigung auf, um das große Werk der Liebe und Eintracht auszusprechen und auszuüben. Das Schwert sei ein Verbrechen, wie die Todesstrafe ein Mißbrauch, wie die gewaltsame Eroberung ein Unrecht. „Bringen wir die Früchte der Erde, die uns geboren, zweckmäßig durch freien Austausch mit den Früchten anderer Länderstriche." Stempeln wir den Krieg zu einem Anachronismus und die Arbeit zu einem Lobgesang auf den Ewigen. Wenn die Glocken der Kirche und die Kanonen nützliche Werkzeuge geworden sein werden, dann wird auch der Despotismus entwaffnet sein und in das Dunkel zurücktreten, aus welchem die Verzweiflung ihn hervorrief; der Morgensonne der Glückseligkeit wird den Horizont erleuchten und seine Strahlen über den ganzen Erdkreis verbreiten." Aus der Tiefe meiner Seele grüße ich dich, du edles Geschlecht, du schönstes von allen, du Volk von Stockholm!"

Garibaldi hat ohne Zweifel unter jenem „edlen Geschlecht" begeisterte Anhänger, welche derartige Apostrophen mit Vergnügen lesen. Es mag für den gefeierten Helden Italiens schwer sein, immer neue Redewendungen als Antwort auf die ihm gebrachten Huldigungen zu ersinnen, und die vorliegende Adresse ist eigentlich kein besonders ausgesuchtes Product südländischer Phantasie. Ohne Zweifel ist es wünschenswerth, daß alle Völker sich in Liebe und Eintracht einigen, es ist gewiß, daß der Krieg ein Uebel ist, und ebenso ist es gewiß, daß der Despotismus verschwunden sein wird, wenn das menschliche Geschlecht so weit fortgeschritten ist, daß es seine Kanonen nicht braucht. Der übrige Inhalt jener Ansprache, von der wir einen kurzen Auszug mitgetheilt haben, besteht aus Reminiscenzen, die sich im Munde des Gilbert Burrit oder eines andern Friedensapostels im Grunde besser ausnehmen würden als in dem eines alten Freiheitskämpfers. Garibaldi glaubt doch wol nicht daran, daß es ein Verbrechen sei, das Schwert gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes zu ziehen, aber die Todesstrafe zu vollstrecken, um keine andere Strafe anderweitig erscheint, nur doch nur zu oft im militärischen Leben der Fall ist. Kein Mensch zweifelt in unserer Zeit daran, daß der Krieg ein schweres Uebel ist, daß es gar nichts Unmoralisches giebt als eben den Krieg, daß die Geschichte des Menschengeschlechts ein Verzeichniß von Verirrungen gegen die großen, ewigen Gesetze der Natur bildet, aber nicht durch Sentimentalität, sondern durch Erkenntniß wird gebessert, daß die Mittel zur Erreichung des endlichen Ziels nur solche sein können, wie sie von der vorhergehenden Generation überkommen sind. Das Wort vom Einschmelzen der Glocken, um nützliche Werke daraus zu verfertigen, könnte unwillkürlich an jenen furchtbaren Wunsch der französischen Revolutionszeit erinnern, daß der letzte König an den Gedärmen des letzten Priesters gehängt werden möge.

Es ist wahr, daß der Garten Europas, Garibaldi's Vaterland, viele Jahrhunderte unter dem Druck der Tyrannei und des Aberglaubens gelitten hat, es ist natürlich, daß mit der politischen auch eine religiöse Knechtschaft erlitten wird — aber man verwechsle nicht Knechtschaft des Denkens mit dem Aufgeben jeder positiven Religion. Führe man Toleranz ein im vollen Umfange des Worts, Duldung gegen denjenigen, dessen Gewissen sich dagegen sträubt, eine Gottheit über uns und etwas Nichtmaterielles in uns anzuerkennen, sowie gegen den, dessen innerstes Leben das Gefühl der Verbindung und die christliche Offenbarung des höchsten Wesens zu einer Gewißheit macht, für die er tausendmal sein Blut zu vergießen bereit ist. Religion muß die Begeisterung sein, welche die Herzen durchdringt

…t, wo Prediger auf Prediger, mit ihrem Gesangbuch …r der Hand, auftreten, um zu erklären, daß ihr …ngst Leben eine Lüge gewesen sei, wie dies 1793 …Frankreich geschah.

Es scheint besonders auffallend, daß Garibaldi so …rtige Worte an ein Volk des kalten Nordens ge…htet hat; doch sind unter den Völkern des nörd…hen Europa die Schweden vielleicht diejenigen, …elche sich durch die Lebhaftigkeit ihrer Phantasie und …r Beweglichkeit des Verstandes am meisten den …lkern des Mittelmeers nähern und bei denen eine …artige Ansprache noch am wenigsten unangebracht …. Man hat sie öfters „Les Gascons du Nord" …nannt und es ist noch nicht lange her, daß …chweden und Dänen sich gegenseitig Falschheit vor…rfen pflegten. Letztere Beschuldigung wollen wir …r sich beruhen lassen. Wer aber in Schweden reiste …rt viel mit Bewohnern dieses Landes verkehrte, …d vielleicht der Meinung sein, daß die erstere Be…chnung nicht alles Grundes entbehrt und daß man …t in dem liebenswürdigen Hirten, zur Unterhaltung …r Fremden beigetragen, nicht selten vergißt, was …n der Wahrheit schuldig ist.

Das Compliment, welches Garibaldi der Kör…tung der schwedischen Nation macht, ist nicht ganz …verdient. Der germanische Typus hat sich in …ckholm und im ganzen südlichen Schweden unge…ntlich rein und unvermischt erhalten. Es gibt …leicht kein schöneres Militär als das schwedische. …h wir hegen wenig Zweifel, daß deshalb im Fall …es Krieges der alte schwedische Waffenruhm auf…s erhalten würde. Die ganze militärische Orga…ation trägt freilich hierzu das Meiste bei, denn die …ße Mehrzahl der Soldaten dient, bis sie untaug…h wird. Man findet Leute genug, die 20— …Dienstjahre zählen und beständig unter den Waffen …esen sind.

Garibaldi's Lob des Friedens und Verurtheilung …s Kriegs wird in Schweden vermuthlich eine fühle …pfung finden. Unter der jüngern Generation …d diese ist es doch eigentlich, die für den italie…schen Freiheitsdrang schwärmt) dürfte es eine gute …hl Partei geben, die einem Kriege gar nicht ab…neigt wäre, zumal wenn es den Gelegenheit verschaffte, …n Vaterlande das noch immer nicht wiedererworbene …nland zurückzugewinnen.

Die Presse im Elsaß.

Die periodische Literatur des Elsaß ist deshalb …n Interesse, weil sich in ihr der Napoleonismus …wie über seinen Gesetzen nach außen vor zu …t in seiner innern Hohlheit vergeben, verbunden …t der geringen Bildung der vom mütterlichen Boden …rissenen und vom heutigen Frankreich ins Schlepp…genommenen Landschaft nur zu deutlich ausprägt. …e erscheinen in Straßburg zwei tägliche Blätter, …r „Grüßer Kurier" [„L'Abeille"], „und der „Al…emannische Kurier" [„Le Courrier du Bas-Rhin"], …r in sehr mäßigem Format und beide mit fran…zösischem und deutschem Text. Das erstere ist kürzlich und scheint noch allenfalls leidlich redigirt zu sein, wie auch der deutsche Theil noch eine gewisse Fär…bung von deutschem Stil und Sprachgeist hat. Der Kurier ist ein imperialistisches Lohnblatt. Geben wir uns zunächst seine französischen Spalten an, so erhalten wir zunächst den Eindruck der grauen…haftesten Unmündigkeit und Kindlichkeit, in der diese Presse sich selbst befindet und in die sie ihre Leser versetzt. Sodann stellt sich das peinliche Gefühl der entsetzlichsten Langeweile ein ob der Geistlosigkeit, mit der die Lebendigkeit des französischen Stils tra…hirt und jedes Mittel angewandt wird, die Mit…theilungen in die Länge zu ziehen und das Blatt zu füllen. Das Hauptgericht, das hier täglich serviert wird, ist ein Ragout aus Brocken der pariser Jour…nale, und die Art und Weise, wie das vorgelegt wird, ist etwa folgende. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen gibt die Redaction ihre Absicht zu er…kennen, den Leser mit einem sehr interessanten und merkwürdigen Artikel irgendeines pariser Blattes be…kannt zu machen, worauf der Hauptinhalt desselben in einem nicht kurzen Absatz angegeben wird. Wir glauben nun mit dem in Rede stehenden Artikel fer…tig zu sein, aber wir irren; denn in einem neuen Absatz wird fortgefahren: „Der Artikel des „Temps" (oder wie das Blatt sonst heißen mag), von dem wir reden, lautet folgendermaßen" u. s. w. Aber noch grauenhaftere Qualen erwarten uns, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf den deutschen Theil des Blattes richten. Ist nämlich der französische Text in genügender Länge und Breite hergestellt, so fällt er in die Hände eines Uebersetzers, dessen sonstige Un…wissenheit nur durch seine Unkenntniß der deutschen Sprache übertroffen wird. Er übersetzt darauf los, Wort für Wort, Satztheil für Satztheil, und wenn er einen Ausdruck im Französischen nicht versteht, so sagt er ihm sogar eine deutsche Endung an und läßt ihn so munter in seine deutschen Sätze hineinspazieren, während es wieder französische Ausdrücke, die längst im Deutschen Bürgerrecht erhalten haben, in der abenteuerlichsten Weise verdeutscht, sobald man soll auf den Verdacht kommt, es sei auch bei diesem Blatte darauf abgesehen, den armen Bürgern ihr bißchen Deutsch noch vollends zu verderben und zu verleiden. Dann ueberlieget Lüge Garibaldi „in der Spanie" [„a la Spanie"] und Jackson „hinter dem Rücken der Unionsarmee" ankommen, berichtet von den Bewegungen im Tennessee und im Kentucky, von einem „Wasserwuchs des Rheins" [„une crue du Rhone"] und einem „unverbesserlichen Verlust" [„perte irreparable"] der Unionisten; er läßt einige Schiffe die Dardanellen „durchschreiten", und die „Roth…häuter" (offenbar nach der Analogie von „Bärenhäuter" gebildet) in Minnesota die Weißen niedermetzeln.

Ein Brief aus London.

— Es ist Sonntag. Das ist, einer der oft gehörten Redensart gemäß, kein Tag („Sunday no day"). Ein

heiter ausgebeutet. Lag ich's wirklich nicht, zumal wenn der Regen, wie heute, seinen Ungrabbild anzeigt. Am vorigen Sonntag war es etwas, aber — o Wunder! ich brachte ihn in der Ausstellung zu! Ja, Damen Sie immerhin über diese Sabbatentheiligung! Es war doch so. Durch die Vermittelung eines vielgereisten deutschen „Juror" erhielt ich die Erlaubniß, so unerlaubt es sein, die Ausstellung an einem Sonntag zu besuchen. Wer war höher als ich und wir zwei kamen wir uns vor, als wir die weiten Räume ganz für uns allein hatten und die wenigen Beamten, die sich auch am Sonntag dort befinden müssen, verwundert auf uns blickten! Das wir Ausländer waren, fand uns an der Thür gedrückten und erhielten sich auch in diesem Spaziergange während der Kirchenzeit. Uebrigens kamen später noch ein Dutzend anderer Besucher — auch Ausländer; einer derselben hatte seinen Photographie-Apparat auf und nahm Bilder von einer großen Marmorgruppe.

Ohne Frage haben die Gallait'schen und die Bilder Paul Delaroche's das meiste Aufsehen erregt; dort drängte sich der Menschenstrom immer am meisten und man hatte Mühe und Noth, zu ihnen zu gelangen. Nun, vor acht Tagen habe ich sie mir recht mit Muße ansehen können. Ich spreche wie Sie wol errathen, von Gallait's „Graf Egmont und Horn", seiner „Königin Isabella" u. s. w. Es kann nicht fehlen, wenn man hört, welch ein Hypochonder Gallait ist! Wie kann man anders als schwermüthig sein, wenn unsere Arbeit uns zwingt, unausgesetzt die blutigen Acte Hingerichteter oder den Aufbruch von Mißethaten zu betrachten! Bekanntlich ließ sich Gallait, um Egmont und Horn zu malen, die Häupter zweier in Brüssel Gerichteter in sein Atelier bringen. Unter den französischen Malern hat Delaroche's „Marie Antoinette zum Schafott geführt" und ein Martyrer unter der Regierung Diocletian's die allgemeinen Lieblinge und beide sind auch für mich ergreifend schön. Aber ich bin gar kein Kunstler und fühle nur, was wahr oder schön ist; erklären kann ich's nicht. Mich rührt häufig der Ideengehalt eines Kunstwerks, das, weil es unvollkommen in der Ausführung ist, von den Kritikern herabgesetzt und demgemäß von der Menge mit schnödem Ignoriren bestraft wird. So gehört mir der dieser Ausstellung mit einem großen Theil von Allem. Ich habe jedesmal am längsten davor und werde in meiner Andachtung sehr selten durch andere gestört, habe auch noch keine Kritik darüber in den Tagesblättern gefunden. Im Halbkreis stehen vor uns, das Gesicht gegen den Beschauer gekehrt, 17 Männer und Jeanne d'Arc; jeder von ihnen ist an einen Pfahl gebunden, auf dem der Name, aber leider so undeutlich verzeichnet ist, daß es dem Beschauer überlassen bleibt, die Märtyrer zu erkennen. Die Mittelgestalt ist Savonarola; neben ihm Tasso von der einen, Columbus von der andern Seite; dann weiter Kepler, Galilei, Lavoisier, Arago — zu meinem Erstaunen, und Johann von Leyden auch. Im Vordergrund sind zwei Gruppen, gebildet durch Haß, Neid, Unwissenheit, Rohheit und wie die andern Mächte heißen, die unsere Propheten kreuzigen. Ueber dem Halbkreis schwebt ein Engel, ein Kind aufrollend, auf dem „Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!" zu lesen ist. Und ganz unten in der Ecke stehen Berenger's Worte auf seinem „Chanson des Fous":

Ils ne pensaient pas, en les tuant,
Tout après un long examen,
A leur donner une statue
Pour la gloire du genre humain.

Wenn ich mir auch einige andere Märtyrer statt Kepler und Johann von Leyden — etwa Huß, Giordano, Arnold von Brescia, Hohenstaufen u. s. w. — denken möchte, so spricht nichtsdestoweniger das Bild zu meiner Seele, was tausend andere sogenannte Meisterstücke nicht thun.

Unter den Bildhauerarbeiten erfreut sich ein „Knieendes Mädchen" von Magni der fast allgemeinen Bewunderung. Man sagt, Garibaldi's Tochter habe dazu gestanden, was wol der Fall sein mag, denn die emsig Betende trägt am Halse ein Medaillon, auf dem Garibaldi's Züge erkennbar sind. Nachdem sie in allen Blättern auf das vortheilhafteste besprochen, ja sogar besungen worden ist, hat eine Gesellschaft die lebhafte Statue erkauft.

Daß die Oesterreicher durch ihre Ueberarbeiten viele Preise gewonnen, werden Sie gehört haben. In der That kann man nichts Geschmackvolleres sehen als ihre Tischservicebänke, ihre Teichen, Mappen, Reise-Necessaires, Kästchen und Räuchen. Das wird, wie gesagt, anerkannt, aber man bereit es, daß Oesterreich seine Manufacturen und Fabrikate zu so niedrigen Preisen verkauft; es heißt in der „Limes": „Billige Preise können aus mancherlei Gründen entstehen, die gegen den blühenden Zustand des Landes sprechen, sie können aber auch die Folge überreicher Landesproducte oder der Art, diese zu bearbeiten, sein, wie das mit unseren englischen Eisenwaaren der Fall ist und auch mit den Maschinenwebereien, die das Resultat der großen Maschinenverbesserungen sind. Wenn aber billige Preise durch geringen Lohn erzeugt werden und durch das elende Leben, zu dem die Arbeitgeber eine unwissende und hülflose Menschenklasse herunterdrücken, dann haben wir sie mit mißtrauen theuer. Die Oesterreicher rühmen die Aufhebung, die sie seit 1850 gemacht, seitdem eine Reorganisation der Einzahlwaaren stattgefunden und das Verbot der Gütereinfuhr von 1784 wieder ganz in Ausführung kam, und daß seit der Einführung des Schutzzollsystems von 1852 der Verkauf der Fabrikate sowol als der Organisation der Arbeit bedeutend an Ausdehnung gewonnen hat. Wir wünschen ihnen Glück dazu, aber wir glauben nicht, daß England es zu bereuen hat, einem ganz und total entgegengesetzten industriellen und commerziellen System gefolgt zu sein, und wir wollen geduldig abwarten, welches der beiden Systeme sich auf die Länge besser bewähren wird."

Ohne Frage haben die Engländer recht, auf ihren Freihandel Gott zu loben; aber daß sie in einem Jahre, wo in Lancashire Tausende vor Hunger sterben, während ihre dortigen Arbeitgeber Millionen gewonnen haben, so sprechen, als gäbe es nur im Ausland hülflose, gestreikte Arbeitslosen — das ist wieder einmal recht à l'anglaise ohne Selbstverleugnung gesprochen.

Ein Deutscher, Herr Krueger (Krüger?) gibt in dem Concertsaal, der unter dem Namen Her Majesty's Concert-Room bekannt ist, Soiréen und Ballsoiréen'schen Stiles. Obgleich seine Localitäten noch mangelhaft sein soll, gefällt er sehr.

(Fortsetzung am 6. November 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 46.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Der Schwarzbachfall bei Gelling. Von Friedrich Lampert. — Ein Gedenkblatt auf Jochen. Von Franz von Braunenthal. — Die Jüdin. Von Dr. Frenzel. — Deutsche Gelehrte. — Unterhaltungsliteratur. XXV. — Dramatische Literatur. VIII. — Germanische Schriften. VII. — **Neues aus der Welt.**

Der Schwarzbachfall bei Gelling.

Von Friedrich Lampert.

Habt ihr nicht vom Schwarzbachfall bei Gelling oder kurzweg dem Gellinger Waſſerfall ſchon gehört? Die deutſche Alpenwelt iſt reich an Wundern und der Schwarzbachfall iſt ihrer ſchönſten Wunder eines. Laßt mich flüchtig ein Bild euch zeichnen, wie ihr es wol ſelbſt ſchon geſehen und mit Freuden geſehen habt! Laßt es in euerer Erinnerung ſich wiederfinden!

Das Hagen- und das Tännengebirge, welche beim Paß Lueg die wildbrauſende Salzach umwogt hat, ſpringen bei Gelling auseinander, gleich Thorflügeln einer Bergfeſte, zu der das genannte Städtchen auf blumigem Wieſenfüßen den Schlüſſel entgegenhält. Das Salzachthal breitet ſich nun weit aus, zur Linken vom hohen Göll, zur Rechten von einer langen Reihe niedrigerer Berge beſäumt. In Gelling ſelbſt, dem freundlichen Orte, läßt es uns nicht lange ruhen; es zieht uns mächtig hin zu der Waldesſtelle, der ſeines hohen Ruhmtheils und Bedeutung verdankt, dahin, wo der Schwarzbachfall rauſcht.

Der Weg zu ihm führt über die Salzach, an dem auf einem abgekürzten Felskegel liegenden Nikolauskirchlein vorüber, durch Feld und Wald in den die Abhänge des hohen Göll bedeckenden prächtigen Laubwald. Bei einer kleinen, vom Romantik umflatterten Mühle gehen wir noch einige Schritte hinan — da tönt ein Klingen und Singen durch die Luft, es blitzt und ſchimmert vor unſern Augen — die ſchlanke Waſſerfee, die ſtrömende Tochter des Königsſees*), grüßt uns entgegen. Sie hat nichts von der ernſten, ſteifen Ruhe des Vaters; alles an ihr iſt Beweglichkeit, ungetrübte, fröhliches Leben; aber ſeine ganze Schönheit trägt ſie in verjüngtem, lieblicherem Maße an ſich. Ein grüner Eichenkranz ruht auf den thauigen Locken, die blauen Augen ſchauen uns luſtig und neckend an; es wird uns gar leichtlich, träumeriſch und ſittlich zu Muthe. Das weiße, flatternde Kleid iſt mit Sonnenperlen und Regenbogenguirlanden geſtickt, ſie ſchwebt in ihm ſo heiter und freilich von der Höhe herunter. Und doch iſt das ihr beſchiedene Loos eigentlich ein gar trauriges zu nennen: auf immer iſt ſie vom Vater getrennt, der hohe Göll hat ſich zwiſchen ihn und ſie gedrängt, er vermag ſie nur zu ſchauen, kann nie ihrer Anmuth

*) Der Schwarzbachfall wird durch einen Abfluß des Königsſees gebildet, der, nach Zug über Gelling kommt, ſich durch das Fuchslueg ergießt.

ſich freuen. Und doch iſt's wieder gut ſo. Denn würde jener einmal ſein liebes, ſchönes Kind ans Herz drücken können, es wäre um all die Pracht dieſer Kuren geſchehen; über Liebe würde den Glanz und die Herrlichkeit des Salzachthals zermalmen und vernichten.

Treten wir näher an die Betrachtung der Cascade heran. Sie iſt in drei Fälle getheilt, die wir nicht auf einmal zu überſchauen vermögen, für deren Einzelanſchauung aber auf das beſte durch Felsvorſprünge, Stege, Lichtungen u. dgl. geſorgt iſt. Wir kommen auf den bequemen Stiegen bis zum obern Theil des Felſens, dem Beginn des Waſſerſturzes. 320 Fuß über dem Thalboden öffnet ſich in der Mauer des Gſöll eine Grotte, in welcher mit ſtarkem Zufluß ein kleiner Teich ſich bildet, der, Blöcke und Steine überfließend, die Felswand herabſtürzt und ſo den von wirbelnden Staubwolken umhüllten erſten Absatz bildet. Unfern davon ſammelt ſich das Gewäſſer wieder in einem kleinen Becken, das von einer natürlichen Felsbrücke überwölbt wird, hinter der leicht und graziös ſich die mittlere Cascade herniederſchwingt; dann eilt der Bach dem dritten Abſturz zu, der mächtig, breit und voll zur Tiefe braust, umflutet in einem weiten, waſſerumgrünten Baſſin Gerölle und Felsblöcke und ſtrömt endlich in die Ebene hinaus der Salzach zu.

Man ſollte verwandte landſchaftliche Scenen nie miteinander vergleichen; ſolche Parallelen fallen ſtets zum Nachtheil der einen oder der andern aus. Sobald man die Frage aufwirft, ob dieſer oder jener Punkt einen günſtigeren Geſammteindruck mache, läuft man Gefahr, die ſchönen Einzelheiten eines jeden zu überſehen. Vermag man eine Gegend rein objectiv, ganz ſo und nicht anders, als wie ſie iſt, in ſich aufzunehmen, ſie mit einem nicht in fremden Farben getränkten Auge anzuſehen, ſo wird man eine jede, ſelbſt eine dem erſten Beſchauen nach nichts weniger als anziehende, ſchön finden — und das können, das iſt der einfache Schlüſſel zu dem von ſo vielen ungelöſten Räthſel, einen wahren, ungetrübten Genuß im Reiſen zu finden.

Aber manchmal kann man doch nicht widerſtehen, gleichartige Naturbilder mit Beziehung auf eine andere Region untereinander zuſammenzuhalten. So denken wir bei der gaſteiner Cascade an die leuchtende Geſtalt des Achenfalls bei Gaſtein. Der gaſteiner Fall iſt erhaben, impoſirend, wie ſeine ganze Umgebung nur gewaltig — der golling'er anmuthig bezaubernd, ingrediſch heiter. Jener iſt nur ein voll und breit daherſtrömender Geſang der Ilias, wie eine tragiſche, erſchütternde Aventure aus den Nibelungen — dieſer wie eins der ſchwellenden, gleich Spiegelwogen auf dem Meere der Dichtung ſich hebenden Sonette Petrarca's. Jener mahnt an die Töne der den Geiſt im Sphärenflug dahinreißenden Beethoven'ſchen Symphonieen — dieſer an die zarten, liebeſelnden, wie weiche Fittiche um die Seele ſich lagernden Melodieen Karl Maria von Weber's. Beide aber ſind Reden Gottes an die Menſchen, die, einmal gehört, nie wieder vergeſſen werden können. Und ſo wird auch du, haſt du ſie einmal geſchaut, das Bild der lieblichen Tochter des Königſees unauslöſchlich im Herzen tragen.

Ein Erlebniß auf Ischia.

Von Franz von Kemmerer.

Deutſche, die nicht Geſchäfte hinführen, reiſen gegenwärtig ſelten im ſüdlichen Theil der Halbinſel. Bei den dortigen unterwühlten Zuſtänden fällt es für unſere Nation ſchwer, nicht in eine der beiden unliebſamen Kategorieen eingetrieben zu werden, der Kämpfer für die Reaction oder jener, welche für Garibaldi ſchwärmen.

Gleich weit von den beiden Extremen entfernt, konnte mich nur ein beſtimmter praktiſcher Zweck, nämlich die Abſicht, einen kranken Freund zu beſuchen, dazu bewegen, den in doppelter Beziehung vulkaniſchen und gefahrvollen Boden zu betreten. Goldenes Schweigen ſchien als die ſicherſte Regel, um unangefochten die Aufgabe zu vollbringen.

Die Reiſe war bisher zu Ende ohne irgendein Abenteuer; unſer Dampfer warf bei Procida, das Ziel leuchtet, einer koloſſalen Pyramide vergleichbar, aus den blauen Fluten. Der Rieſe Epomeo ragte mit ſeinen Felſenkuppen über die rebenumrankten vulkaniſchen Hügel. Graue Vorgebirge, liebliche Buchten, grüne Haine, gebildet aus Kaſtanien, Carruben, Bananen, Orangenbäumen, Myrtenbüſchen, Aloehecken, dichtes Geſtrupp der Indianiſchen Feige erfreuen das nordiſche Auge mit jener Segensfülle, wie ſie eben nur den Küſten eigen, die ſchon das üppige Rom der claſſiſchen Zeit zu ſeinen Luſtorten auserwählt.

Wir kam die uralte Götterwyche in den Sinn, wie ſie unſere den Griechen gleich bei

Frau Thompſon.

Ach ſehr erfreut, Maſter — Sir — Lord —

Thompſon.

Kein Lord, mein alter Freund Miſter Davy Fielding aus Briſtol —

Eliza.

(ſtößt am Fenſter einen grellen Schrei aus).

Ha!

Alle (eilen erſchrocken zu ihr hin).

Was iſt?

Eliza.

Harry hat ein Kind übergeritten.

Thompſon (außer ſich).

Um Gotteswillen!

Fielding.

Todt?

Eliza.

Ich kann's nicht ſehen; o Gott, o Gott, ſie tragen's fort. —

Thompſon

(hält ſich ſchwindelnd an Fielding. Für ſich).

Immer zu, immer zu!

…herrührte von Evoé aus erhabenem Pantheismus und der mechanischen Naturanschauung der …ner zu theistischem Prinzip sich entfaltete …ibon empfing von Zeus die Ehrengabe, den …chtigen grünen Mantel, gestickt mit Land und …ffer, Berg und Baum, von nun an hieß sie …ia. Diese schöne Allegorie, unter ähnlichen …klängen bei allen alten Kulturvölkern vor…kommend, bezeichnete die Morgenröthe des heraufdämmernden Gottesbewußtseins und der von …mselben umgriffenen ethischen Weiterordnung. …ei dieser herrlichen Blüte des Menschengeistes …ie es sich rühren — auch über den Bitten der Zeit.

Der ruhige Ernst der Betrachtung wurde …ch das schon accentuirte, freie Wort „Pei…mat" gestört. Ich blickte weg vom gracilgigen …omero auf die Gruppe der mit lärmender Lebhaftigkeit gesticulirenden Passagiere. Das Gespräch betraf die Tage vorher stattgefundene …ecution zu Maria.

Ich hörte mit Interesse auf die Personal…schreibung jenes mysteriösen jungen Mannes von …rem Aussehen und Anhang, der eine hervorragende Erscheinung unter den den piemontesischen …ngeln entgegen deutschen Parteigängern bil…et. Es mag wol eine seltsam unterwühlte Existenz …esen sein, die den angeblich deutschen Edelmann zu frühem Ende führte in einer fremden …adt.

„Povereto!" rief ein in der Mitte der …prechenden sich befindender Neapolitaner mit …ebrandmarktem sittlichen Kopf. Doch klang …ses Povereto so sonderbar, um die Lippen …ckte es wie Hohn dabei. Ingrisch schossen der …ndlein, glühenden Augen einen argwöhnischen …lick herüber nach mir und einem schlanken …ünen, den einzigen Ausländern an Bord. Sogar trat unmuthig zurück und schritt nach der …derseite des Schiffs. Bald nachher traf ich …n in eifrigem Gespräch mit einem Franciscaner.

Der Mönch erinnerte mit seinem breiten Schul…n, der gebrungenen Gestalt und dem Ausdruck …rischen Stumpfsinns in den Zügen an seine …ngänger, die auf der Kirchenversammlung zu …alcedon die schwierige theologische Streitfrage …r doppelten Persönlichkeit mit ihren Kuttern …chieden. Er antwortete auf die an ihn gerichteten Fragen des Reisenden in jenem fast unverständlichen arabisch, griechisch, lateinischem, …d modernem Brocken vermengtem Sprachgemisch, wie man es in den Straßen der alten Hafenstadt vernimmt.

Manchmal mochte es dem Fremden etwas schwer fallen, den Sinn der Rede aufzufassen; überhaupt konnte man seine ungleichartigen Gesichtszüge sich deuten wie viele beiden. Die Haut des Jünen zeigte jene jungfräuliche Blässe des Nordens, noch weilte er nicht lange genug auf italienischem Boden, um sein mattes Weiß zu bräunen. Die ganze Haltung bezeichnete dem Kenner deutlich ein Mitglied der bevorzugten Klassen. Sein Aeußeres war geschmackvoll einfach, die feine, blendende Wäsche verhüllte die zarteste Hülle des Gentleman. Der Reisende mochte ungefähr 25 Jahre zählen und sein ganzes Wesen verrieth jene glatte, polirte Kälte „des Junkers aus edlem Hause", der, in der Nähe gesehen, misstrauisch macht — die Gitter, womit sich so viele Höfe begrenzen. Diese edlen Plastiken sind streng zu unterscheiden von ihren ekelhaften Zerrbildern, den Nachäffern jenes pathologischen Zustandes, der den rohen Menschen ergreift. Wie der Klumpfuß in der Region der Höhen herrscht, so erscheint diese Krankheit vorzüglich auf den sozialen Spitzen. Diese, die in den Niederungen leben, simuliren den Zustand und wähnen, damit sich in etwas umzuwandeln, was sie nicht sind. Wo die Plastizität naturwüchsig auftritt, nimmt sie das Interesse eines charakteristischen Merkmals in Anspruch. Ueberreizte Nerven, Vergeudung edler Lebenskraft sind deren positive, Mangel eines edleren Bluts und jenen feinen Halses deren negative Acteurs. Sie ist einem künstlichen, frühzeitigen Marasmus vergleichbar. Die Thermen von Aachen konnten hochbrave plötzlich wieder zu stärkerer Glut die heilige Lebensflamme anfachen, welche aber auch geistiger Nahrung bedarf. Mit deutscher Reflexionslust vertiefte ich mich in die Individualität des jungen Jünen. Gegenwärtig erschien seine Form gerathen unter dem Einflusse eines Affects.

Was mochte diesen Fremdling im Verkehr mit dem Franc erregen? Welches Band führte Gemeinschaft zwischen feinster holländischer Primanerin und der bärenen Kutte?

Natürlich wollte ich nicht unbemerkt die Unterredung belauschen, sondern näherte mich dem eleganten Jünen und bat um Feuer. Auf meine deutsche Anrede erfolgte höfliche Erwiderung. Indessen ergriff ich nicht sogleich die Cigarre, welche mir die wohlgeformte, aristokratische Hand hinbeut. Ein Goldkneif schloß den Hemdärmel und darauf blickte mir entgegen das wohlbekannte

Gericht — Pius' IX. Ich war von dieſer unter den gegenwärtigen Umſtänden an Tollheit grenzenden Unklugheit erſtarrt. Die ſchneeige Fläche der Bruſtlatzen ſtrahlte noch einmal das entweihte Bild zurück.

Der Däne lächelte trotzig, als er die Richtung meiner Augen wahrnahm, knüpfte jedoch ohne Erwähnung darüber ein Geſpräch mit mir an, das gemeinſchaftliche Ziel unſerer Reiſe, Caſamicciola, betreffend. Mit Vergnügen entdeckte ich einen vielſeitig unterrichteten Mann in dem Reiſegefährten und wir verabredeten Pläne gemeinſamer Ausflüge. Es blieb uns übrigens nicht lange Zeit, das Dampfſchiff landete, wir wechſelten raſch unſere Karten und dann brach jener durchaus egoiſtiſche Moment des Reiſelebens an, wo jeder nur an die ſichere Unterbringung ſeiner irdiſchen Habe zu denken genöthigt iſt.

Der Fremdling, dieſes beliebte Object wuchernder Speculationsſinns, iſt ſeit der politiſchen Gährung ſelten geworden. Deshalb werden die wenigen mit um ſo größerem Raffinement ausgebeutet. Eine Legion von Halſchmerdern aller Art ſtürzte ſich auf uns, ſobald wir das Ufer betraten. Da war kein Bedürfniß irgendeiner Art, deſſen Befriedigung man nicht anbot.

Mit energiſchem Ruck befreite ich mich von einem halben Dutzend der Lungerer des Hafenplatzes und folgte dem Zerlumpten auf dem Fuße, welcher meinen leichten Koffer trug. Baron P., meinen neuen Bekannten, verlor ich darüber ganz aus den Augen.

Ich ſah meinen Freund binnen kurzem verſchollen von den Folgen einer mit übermäßiger Anſtrengung verbundenen wiſſenſchaftlichen Reiſe. Nichts ſtand dem Genuß im Wege, zuſammen die Inſel zu durchſtreifen. Selten mag die Natur auf einem kleinen Raum mehr Reize vereint haben als hier. Von dem am nördlichen Abhange des Epomeo gelegenen Caſamicciola aus ließen ſich ohne allzu große Ermüdung die Höhen erſteigen.

Stundenlang ſtreiften wir uns aus auf den Hügeln, den Blick in die herrliche Ferne getaucht. Der belebte Austauſch der Gedanken wechſelte mit ſeligem Schauen und Empfinden.

Zwiſchen den Myrten- und Granatenbüſchen brach zuweilen eine der reizenden Bergziegen durch, ſcheu, wunderlichen gebrochnen, aber ſinnigen, anmuthigen Bewegungen. Faſt die einzigen Vierfüßler der Inſel, die nicht genug Getreide erzeugt, um ihren Bedarf an Hornvieh ſelbſt zu nähren. Ischia erſcheint vielmehr ein großer Weingarten; die grauen Felſenſpitzen bieten dem Auge zum Ruhepunkt noch dem üppigen Grün.

Fleißiger als im allgemeinen die Bewohner des Südens, ſahen wir die gebräunten Männer ſich mühen in der Pflege der Rebe. Oefters auch bildete ein Weib mit dem bunten, turbanartig ums Haupt gewundenen Tuche für die Landſchaft die Staffage. Um ſie die Kleinen lagernd und in antiker Weiſe mit einfachem Handgeſpinnſt ſich mühend um kargen Lebensunterhalt. Die Ischioten ſind ein körperlich wohlgebildetes, fröhliches, genügſames Völkchen. Dem Reichthum an Farben, welchen ihnen ihr heiterer Himmel bietet, muß auch eine Fülle von Tönen entſprechen; bei der Arbeit darf der Geſang, beim Feſte Klingenſpiel nicht fehlen. Das feurige Blut ihrer Reben bringt Vergeſſen irdiſcher Sorgen, gießt Freude ins bedrückte Menſchenherz. Wo der Himmel lacht und eine ſaftige Frucht den Gaumen des Geringſten labt, da iſt wahres Elend eigentlich nicht zu Hauſe. Freilich fehlt auch dieſem ſüdlich warmen Lebensraume nicht ſeine bedenkliche Schattenſeite — vulkaniſch wie der Boden dieſer von innerem Feuer durchwühlten Inſel iſt auch der Charakter ihrer Bewohner. Das Blut wallt heiß, gleich jenen wohlthätigen Quellen, die aus nah und fern Hülfeſuchende herbeilocken. Die Ischioten lieben den Streit, ſie führen nimmer endende Proceſſe — aber öfters noch fährt in raſcher Selbſthülfe die Hand ans Meſſer. Die Cultur tritt auch hier wie faſt überall anfänglich in negativen Reſultaten auf. Durch den Verkehr mit den vielen Fremden verwiſchen ſich fortſchreitend die urſprünglichen patriarchaliſchen Züge. Indeſſen dauern die Leidenſchaften noch ungebändigt, auch der alte poſeidoniſche Volkscult, nur mit chriſtlicher Hülle leis umkleidet, beſteht hier noch in üppiger Fülle.

Mein Freund und ich, wir bedauten gern unſere Wanderungen aus, folgten vielen Menſchen zu ihrer Arbeit — zu ihrer Feier, ihren Erholungen — —

Darüber verſäumte ich mehrere Tage, mich um das Geſchick meines Reiſegefährten zu bekümmern. Wir hatten uns gegenſeitig beſucht und verfehlt. Ein neckender Zufall ſchien uns auseinander halten zu wollen.

Eines Tags führte mich mein Freund der reizenden Ausſicht halber ins Kloſter der Franciscaner. Hier erſahe ich zu meiner Ueberraſchung, daß Baron P., der Däne mit den gräßlichen Bis-Nase-Hemdknöpfen, häufig zu den Mönchen kam. Mein anfäng-

über Argwohn, der junge Mann möchte durch eine seiner zahlreichen, einer gewissen Partei nur allzu geläufigen Lockungen von Wittenberg nach Rom gezogen werden sein, wurde sehr bald widerlegt —

Ueber den unmittelbaren grünen, von zahlreichen Gebäuden belebten Vordergrund hinweg erhoben sich unserm Blick die malerischen Formen des Neapel, um dessen Busen sich silbern der Strand schlängelte, bis er seine oft so wilden Fluten ins Meer ergoß. Ein schmaler grüner Gürtel, unterbrochen zuweilen von zackigem Fels, trennt das Ufer des Sarno von der spiegelglatten Fläche des Oceans. An Dorf verüber, dem alten Herculanum, mochte der Blick schweifen bis zu den weich verschwommenen Gestalten des Vesuvs und Castellamare, wo der Felsriff wächst und Capua liegt, einst der Verberin männlicher Kraft. Auf diesem Gebiet hat hauptsächlich der Bürgerkrieg getobt, der noch in einzelnen Zuckungen fortdauert. Gaeta, der mächtige Schlüssel seiner Befestigungen, ist in die bunte neapolitanische Geschichte von jeher drastisch verwoben. Seit Normann, Schwabe, Anjou und Aragonier abwechselnd um die campanischen Gefilde gestritten, brachen sich die wilden Kampfeswogen am Felsen von Gaeta. Dem Unterliegenden diente es zum letzten festen Hort, von wo aus sich das verlorene Königreich wieder zurückerobern ließ oder die Seestraße offen blieb zur Flucht. Auch der Erbe der Aragonier nahm von dort aus Abschied vom schönen Heimatsland — Der Fels von Gaeta hat sich vor kurzem erst mit neuem Ruhm gekrönt, das immer noch im alten neapolitanischen Kampfe steht, der nimmer ganz endet, seit Roger das Land eroberte. Gaeta und Civitella sind aus der Wirklichkeit verschwunden, ihre Namen leben blos noch auf den Karmentafeln der Geschichte. Indeß haben die alten Feinde nur neue Gebieter angenommen. Das Königreich von Gottes Gnaden ringt mit dem Königreich, welches als Kronerbe der Revolutionsmutter trägt. Die eigentlich geistlichen Grundpfeiler des irdischen Staats, Orden und Recht, verhöhnen trauernd ihre Hüterin. Die blauen Gegensätze gerathen in heißen Streit aneinander. Ueber dem wüsten Lärm ist ein schlafen gegangenes Ueberbleibsel des Mittelalters wieder aufgewacht. Die deutschen Söldner gehen von neuem über die Alpen, um aufzufrischen zu helfen deutschen Sonst. So ein desperates Leben war gleichsam zu Mole di Gaeta vor wenigen Tagen noch sein principieller Anhänger des Papstthums war jener sinnliche Abenteurer, über welchen in deutschen Blättern soviel widersprechende Nachrichten standen, denn er hatte priesterlichen Beistand verschmäht. Wo die sittlichen Motive fehlen, lassen sich wol nur zerrüttete Lebensverhältnisse annehmen als Ursache, freiwillig sich in verzweifelte Unternehmungen zu stürzen.

Auch Baron P. war Lutheraner, allem Anschein noch weltbadend; die glatte Kälte seines Wesens widerlegte sogleich die Annahme irgendeiner krankhaften Schwärmerei, folglich, schloß ich, konnte er unmöglich so tief verstrickt sein wie jener, den die piemontesischen Kugeln zu Boden gestreckt. Die Anekdote mit dem Bildniß des Papstes, die Versuche bei den Mönchen entsprangen wahrscheinlich jugendlicher Unbesonnenheit — Der Laie kannte das gefährliche Terrain nicht!

Mein Argwohn stimmte dieser Ansicht bei; wir kehrten vom Kloster zurück und die herrliche Luft lockte uns noch in den unserm Landhaus gegenübergelegenen Garten der Villa Vandi. Wir ergingen uns an dem Reichthum von Früchten, welche ohne sonderliche Pflege diese gesegnete Zone erzeugt. Unvergleichlich bleibt doch stets derjenige Baum, welcher die wahre Labung des Südens und zugleich die lieblich poesievollste Pflanze spendet! Und in mannichfacher Nuancirung von Grün schimmernde Laub, untermischt mit blaßgelben, goldenen, dunkelrothen Früchten, schwellte und lange im Hain, den durchziehende Weihrauchdüfte durchwogen.

Hier auch tauchte hinter dem dunklen Busche die Gestalt des Cavaliere wieder auf. Diesmal war er nicht allein, sondern an seiner Seite befand sich einer der Kriegsgefährten des Lampschiffs. Ich erkannte denselben Passagier, der anscheinend das Verlangen dem Leben von Gaeta geweiht. Baron P. stellte uns einander vor. Cavaliere A., wie sein Begleiter hieß, überflutete mich mit südlicher Lebhaftigkeit. Bei aller und einem Fremden gegenüber viel zu großer Freimüthigkeit verhüllte dessen Blick etwas Lauerndes; das Weiß desselben flackte mit Mißtrauen ein. Sein Passaporto klang mir unausgesetzt im Ohr — — Leider sollte meine Befürchtung sich nicht getäuscht haben —

(Schluß in nächster Nummer.)

Die Idee.

Von Dr. Feuerbach.

Man soll das Leid und die Thorheit des Irrens, so lehrt Spinoza, nicht bemeinen, noch belachen, sondern begreifen. Das begriffene

Denken weist die innere Nothwendigkeit auf, den Zusammenhang in dem, was geschieht und dem ersten Blick weit auseinander zu liegen scheint; da ist es die Erkenntniß dieser Nothwendigkeit, der Einsicht in diesen Zusammenhang, welche die ruhige Ergebung in das Unabänderliche bewirkt und Friede und Versöhnung mit Welt und Schicksal dem Gemüth bereitet. So wird der Gedanke zu einer versöhnenden, befreienden Macht. Der dumpfe Schmerz lähmt und tödtet die Kraft der Seele; da ist es die Sprache, die den Kummer erleichtert, indem sie ihn ausspricht; da ist es das Wort, das ihm seine Last nimmt, indem es ihm Form und Gestalt gibt in der Mittheilung und der Darstellung. „Mein Sohn hat gelogt", schreibt Goethe's Mutter an Bettina, „Was einen drückt, das muß man verarbeiten." Und wenn er ein Lied gedacht hat, da hat er ein Gesicht daraus gemacht." Und er selber sagt im „Tasso", gleich als spräche er aus seiner eigenen Seele:

— — Nur Einen bleibt
Der Himmel hat uns vor Noth verliehen,
Den Schmerz der Schmerzen, wenn der Mensch verstummt
Da nicht mehr klagt — Und wir noch aber alles,
Ein Leid im Schmerz mit Melodie und Rede,
Die tiefste Quelle meiner Noth zu klagen;
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Hat mir ein Gott, zu sagen, was ich leide —

Solche Verklärung des Schmerzes durch das Hindurcharbeiten desselben in poetische Form und Gestalt ist jedem nicht gegeben, die Poesie als schaffende Kunst ist Gabe und Vorzug genialer Geister; aber wer sie das Schaffen und Darstellen, so erhebt und befreit andere die Anschauung und der Genuß des Schönen. Und dann: Dem Werke der Kunst ist der Verehrer so nothwendig als der Schöpfer; die Kunst will, die Kunst muß empfunden und genossen sein; und da ist sie es, die, eine Tochter des Himmels, mit liebenden Armen jeden, der empfänglichen Gemüthes ihr sich naht und seinen Sinnes sie ehrt, zu erheben vermag hoch über die Schranken der Endlichkeit hinaus in die lichten Sphären der Idee.

Werft die Angst des Irdischen von euch,
Flüchtet aus dem engen, trauten Leben
In des Ideales Reich!

In des Ideales Reich, in das Reich der Idee! Wohl! Wo die Wirklichkeit uns hindert und fesselt, uns quält und drückt und ängstigt, da ist es die Idee in ihrer göttlichen Kraft, die uns erhebt und befreit, die das Gemüth uns erlabet und mit freudiger Sehnsucht die Brust erfüllt.

Fort eilet ich schon Flügel,
Ewig jung und ewig grün!
Fort ich Schwingen, fort ich Flügel,
Noch vor Hügeln glüh ich hin!

Sie, die Idee ist es, die den beschränkten Blick erweitert und hebt und die Dinge unter wahrhaft in ihrem Werth und Unwerth erkennen lehrt, wenn vor ihr in den Staub sinkt, was der Menge groß und hoch gilt, und vor ihr hoch und geadelt erscheint, was jener gering und klein ist. Sie ist es, die den entferntesten Geist empor hebt dahin, wo die Schranken fallen, die hier uns beengen, und frei die Seele aufathmet, entbunden von des Lebens schwerem und bekümmerndem Druck:

Dort schwingt das Wahre seinen Siegespfeil,
Zum Weltgedicht wandelt sich die Geschichte,
Verklärt sind jede Erdenquelle,
Der Tag wird leuchtend und die Nacht mild weich!

So versuchen wir es denn, sei's auch für einen kurzen Augenblick nur, uns hinaufzuschwingen in jenes Reich der Idee, den Gedanken uns wählend zum Führer und Leiterichen. Der Idee als die wahrhaft wirkende und erhebende Macht also sei unser Gegenstand.

Da erscheint es nun aber als unerläßlich, zuvor den eigentlichen Begriff des Worts zu suchen, besonders da der Gebrauch ihm eine verschiedene Bedeutung beilegt. Zunächst nämlich nimmt die Sprache Idee gleichbedeutend mit Vorstellung und bezeichnet damit ein Bild, das der Mensch sich in seiner Phantasie von einem Gegenstand entwirft, das aber ebensowol ein solches als ein getreues, ein ihm widersprechendes als ein mit ihm übereinstimmendes sein kann. Wir machen uns eine Idee, wie wol etwas sein könnte oder sein müßte, und hinterher finden wir, daß es doch nicht so ist, auch gar so nicht sein kann. Die Idee stimmt hier mit der Wirklichkeit nicht überein, hat nicht eine objective, sondern blos subjective Geltung. In dem Sinne genommen, stehen die Ideen nicht in sonderlichem Rufe; man denkt, wo man von ihnen hört, an Hirngespinste und müßige Phantasien, die ein Träumer geschaffen. „Das ist eine bloße Idee", heißt es und will damit etwas als ein solches bezeichnen, das entweder nicht ausgeführt, nicht verwirklicht ist oder auch nicht ausgeführt, nicht verwirklicht werden kann. Man nennt eine Idee närrisch, spricht von fixen Ideen, und es

beiden Fällen haben wir mehr Grund, den, der sie hat, zu bedauern, als zu beneiden. Die Ideen erscheinen uns so als leere Abstraktionen, die so weit von der Wirklichkeit sich entfernen können, daß sie geradezu an Verrücktheit streifen. Und von solchen Ideen dürfte eine erhebende, göttlich wirkende Kraft wol nimmer erwartet werden!

Nun aber trifft es zu, daß mit dem Wort Idee auch noch ein anderer Sinn sich verbindet. So sucht man in einem Kunstwerk nach der ihm immanenten, lebendig ihm innewohnenden Idee, aus der der schöne Zusammenhang des Ganzen sich kund thut; so späht man in einer großen That der Idee nach, die den Menschen geleitet als eine innerlich treibende Macht; so weiß auch der Geschichtsforscher, der Philosoph der Idee auf, welche in dem großen Gebiet des Geschehens der einzelnen wie der Völker und Nationen selbst als Mittel und Werkzeug gebraucht, um sich und nur sich, die Idee, durchzuführen und zu verwirklichen. So aber erscheint uns die Idee nicht mehr als ein Wahn, ersonnen im Gehirn des Theoretikers, sondern als das allein Wahre, als das Ewige und Göttliche selber, das nicht bloß Wirklichkeit hat, sondern das allein wahrhaft Wirkende und Wirkliche selbst ist — als das, das allein bleibt und ewig ist in allem Wechsel und Wandel der Dinge unter

Und ist alles in ewigem Wechsel stets,
So bedarf es im Wechsel am festen Gesetz.

So lehrt uns der Tadler, der nach beiderseitiger Auffassung die Idee uns verführt, in den „Worten des Glaubens" als ewige Wahrheit, in den „Worten des Wahns" als leere Verklärung und trügliches Schein.

Die Idee nach ihrer wahren Bedeutung ist ewig, aus sich selber stammend, hat nur in sich selbst den Grund und die Ursache ihres Seins. So ist die Idee des Schönen nicht eine Abstraction unseres Denkens, sondern das Urbild des Schönen, das dem Geiste lebendig innewohnt, die ewige Schönheit selber, die darzustellen der Künstler nur die vermittelnde Person ist. So ist die Idee des Guten nicht die bloße Vorstellung des einzelnen, die bei ihm so, bei einem andern anders sich bildet, sondern das Gute selbst, das in jeder Handlung, in jeder That, die sittlich schön und edel heißt, sich Form und Gestaltung gibt. Die Vorstellungen über das, was gut und recht ist, können wechseln und wandeln, die Idee des Guten und Rechten aber ist nur eine, nur sich selber gleich. So ist die Idee des Wahren nicht die herrschende Meinung der Zeit, die gegenwärtige Ansicht der Denker des Volks, sondern die Wahrheit selbst, die, hoch über der Meinung und der wechselnden Ansicht stehend, in sich selber das Licht und die Offenbarung ist. Männer, welche die Wahrheit vertheidigen, können fallen; Ihr, welche als ihre Träger und Verkündiger erscheinen, mögen untergehen ob unser Hohn und Schmach der Welt; aber die Wahrheit selbst, die ewige Idee des Wahren, fällt nimmer, geht nimmer unter.

Sehen wir nun, wie die Philosophie den Begriff der Idee faßt.

Zunächst begegnen wir diesem Ausdruck bei Plato. Ihm sind die Ideen das Gemeinsame im Mannichfaltigen, das Allgemeine im Einzelnen, das Eine im Vielen, das Feste und Beharrliche im Wechselnden, die unveränderlichen Prinzipien des Seins und der Erscheinungswelt, unkörperliche, einfache Einheiten, die überall da zu setzen sind, wo etwas irgend als selbständig erscheint. So ist bei Plato eine Idee, wie der Name schon angibt, überall da, wo ein Art- und Gattungsbegriff ist. Das Verhältniß der einzelnen sinnlichen Dinge zu diesen Ideen stellt er nun als ein Theilhaben jener an diesen dar, oder er bezeichnet die Dinge als Abbilder und Abstaltungen, die Ideen selbst als Urbilder und für sich seiende Wesenheiten. So schaut Plato in der Idee alle Wirklichkeit an, aber die Idee ist ihm noch starre, in das Leben und die Bewegung des Lebens nicht verflochtene Einheit. So hat er die Erscheinungswelt in selbständigem Sein sich gegenüber und trägt das Prinzip für das Sein der Erscheinung nicht in sich. Das erkennt Aristoteles, wenn er Plato vorwirft, seine Ideen seien nur „verewigte Einmalige" und es lasse sich aus ihnen das Sein und Werden des Sinnlichen nicht erklären. Um nun diesen Gedanken zu entgehen, legt er, Aristoteles, das Allgemeine, die Idee, als in und mit dem einzelnen Dinge seiend, als eine Immanenz des Allgemeinen im Einzelnen. Nichts Allgemeines, nichts, was Art oder Gattung ist, existirt neben und getrennt vom Einzelnen. Ein Ding und sein Begriff, seine Idee, können nicht voneinander getrennt sein. Nach dem Aristoteles liegt das wahrhaft Wesentliche in der Idee; nur will er diese als das Allgemeine von der bestimmten Erscheinungswelt so wenig getrennt wissen, als die Form vom Stoff getrennt ist. In dieser Fassung der Idee, in ihrer

Verknüpfung mit der Bewegung des Werdens liegt der Hauptgegenſatz des Ariſtoteliſchen und Platoniſchen Syſtems. Plato ſetzt die Idee als ruhendes, dem Werden und der Bewegung entgegengeſetztes, für ſich beſtehendes Sein; bei Ariſtoteles iſt ſie das ewige Product des Werdens, ewige Energie, d. h. Thätigkeit in vollendeter Wirklichkeit, das in jedem Augenblick durch die Bewegung des Anſichſeienden (Potenziellen) zum Fürſichſeienden (Actuellen) erreichte Ziel, nicht ein fertiges, ſondern ewig hervorgebrachtes Sein. Doch über den Dualismus, die Zweiheit von Form und Stoff, von Idee und Materie, kommt auch Ariſtoteles nicht wahrhaft hinaus.

Die Hegel'ſche Logik, die in einem ſolchen Gegenſatz überall nur eine höhere Einheit ahnt, zu der jener ſich aus ſeinen Momenten zu vermitteln hat, faßt auch jene Zweiheit in Eins zuſammen. Ihr fallen in der Idee nicht mehr die beiden Seiten des formenden Princips und des Stoffs oder, wie man auch hier ſagen kann, des Subjectiven und Objectiven auseinander, ſondern beide ſind ſo vereint, daß das eine zugleich auch das andere iſt; die Form, um zunächſt dieſen Ausdruck noch beizubehalten, ſchafft ſich aus ſich ſelbſt den Stoff; der Stoff iſt ihr das Mittel, ſie ſelbſt, die Form, iſt ihr Zweck; aber indem der Zweck nicht ohne das Mittel, den Stoff, iſt und dieſes Mittel, der Stoff, von der ſchaffenden Form ſelbſt und um ihrer ſelbſt willen als vernünftig nothwendig geſetzt wird, ſo haben wir hier ein Mittel, das zugleich Zweck iſt, und einen Zweck, der ebenſo ſehr Mittel iſt; oder: hier iſt ein Zweck, der ſich aus ſich ſelbſt realiſirt. So faßt nun Hegel die Idee als ſich realiſirenden Zweck, als Selbſtzweck. Ihm iſt die Idee nicht mehr die Form, die zu dem Stoff als einem Anderen und Zweiten hinzukommt, um in dieſem und durch dieſen ſich zu geſtalten, ſondern ſie iſt die ewige Vernunft ſelbſt, die ſich ſelbſt als Zweck verwirklicht aus ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt. Sie iſt, mit des Dichters Worten es zu nennen, „das Werdende, das ewig wirkt und lebt". Idee alſo, kann man ſagen, iſt die Vernunft als Selbſtzweck, als Zweck ihrer ſelbſt; oder: Idee iſt der ſich ſelbſt verwirklichende Vernunftzweck, das Sein, das mit dem Sollen zuſammenfällt, das ſich ſelbſt Sein und Realität gibt. Idee iſt alſo hier in dem Sinne genommen, wie wir das Wort nehmen, wenn wir ſagen, es komme einer der Idee des Menſchen näher als der andere, wo dieſes Wort nicht eine bloße Vorſtellung ausdrückt, ſondern das wirkliche Weſen eben ſo, wie es ſein ſoll, bezeichnet.

Wo die Idee den Menſchen erfaßt, da folgt er ihr als einer Macht, der er nicht zu widerſtehen vermag und die nur ſich ſelbſt, ihre eigene Verwirklichung zum letzten und einzigen Zweck hat. So zeigt ſich die Wahrheit als göttliche Idee, die ihrer eigenen Offenbarung und Selbſtenthüllung nachgeht in unaufhaltſamem Gange, trotz des Widerſpruchs vieler oder aller; ſie will nur ſich; ihr eigenes Weſen offenbar zu machen, iſt allein ihr Zweck. Männer, die in der Wiſſenſchaft die Fackel der Wahrheit hoch trugen, gottbegeiſterte Kämpfer, die für die Wahrheit des Glaubens ſtritten, wie hätten ſie ſo Großes ausführen, ſolche Hinderniſſe bewältigen können, wenn ſie nur ihre Anſicht hätten geltend machen wollen, wenn es nicht die göttliche Idee der Wahrheit ſelbſt geweſen, die ſie erwählte als Diener und Vermittler für die Manifeſtation ihrer ſelbſt? Und wenn es dem Verbrecher gar als eine Entlaſtung ſeiner ſelbſt erſcheint, ein offenes Geſtändniß ſeiner Vergehungen zu geben, ob er auch weiß, daß Gut und Leben dadurch preisgegeben wird, ſo ſieht man es, er kann nicht anders, er muß der Wahrheit die Ehre geben, als einer Macht, die ſich ihm ſelbſt als unverletzlich erweiſt.

Wenn das Volk aufſteht für ſein Land wie ein Mann, wer vermag ihm zu widerſtehen, wenn die Freiheit es iſt, die als göttliche Idee das Haupt wie die Glieder belebt? Und was in der wahrhaft edlen Handlung uns ſo groß und ſo erhaben erſcheint, daß ſie uns dem Feuer der Nacheiferung unſer Herz erfüllt, was iſt es anders als die Idee des Guten, die in ſolchen Momenten auch unſers Gemüths ſich bemächtigt und auch an uns als herrſchende göttliche Macht ſich kund gibt?

Mit Begeiſterung treibt es den Künſtler, je nach ſeiner Art, in einem künſtlichen Medium, ſei es Körper, Farbe, Ton oder Wort, äußerlich darzuſtellen, was innerlich ſeine Seele bewegt. Die Idee des Schönen iſt es, die in ihm ſich zu regen beginnt und die vernehmbar zu geſtalten mit mächtigem Trieb es ihn drängt. War es die Idee nicht, die des Mannes ganze Seele erfaßte? War es ſein eitles Vornehmen, ſein Wille blos? Er mag ſich mühen, mag feilen und beſſern an dem ſchwer geſchaffenen Werke — ihm wird ewig der göttliche Hauch und Odem fehlen,

der allein es beleben kann: jene Idee des Schönen selbst.

So aber erscheint uns die Idee nicht mehr als das, was sie zunächst dem gemeinen Sprachbewußtsein ist, nicht als die beste Vorstellung, die so und auch anders sein könnte, je nachdem sie hier oder ein anderer Kopf sich bildet, sondern als die Vernunft, das Vernünftige selber, das in den Reichen des Lebens sich verwirklicht als ewige Macht. Verbietet man nun unter Ideal die Existenz, die verwirklichte Gestaltung der Idee, so wird nach jener ersten Fassung des Begriffs derselben das Ideal nichts mehr sein als ein Traumbild, das eine müßige Phantasie sich schafft und an dem fruchtlose Naturen in schwärmerischem Entzücken sich erbauen mögen, wenn sie die Wirklichkeit bei ihrer eigenen Ohnmacht ohne Befriedigung läßt. Einem solchen Ideal fehlt selbst die Möglichkeit zu seiner Existenz, nicht darum, weil es nach der Idee, sondern weil es ohne die Idee geschaffen wurde. Die Idee, als das in jedem Moment der Geschichte sich verwirklichende Vernünftige, ist eben darum, weil sie das absolut Wirkliche, das Wesentliche und Notwendige in allem Existierenden ist, kein müßiges und fruchtloses Gebilde der Phantasie, sondern wahrhaft objective Realität. Das wahrhafte Ideal soll nicht bloß wirklich sein, sondern ist wirklich und das allein Wirkliche; wäre eine Idee zu gut zur Existenz oder die empirische Wirklichkeit dafür zu schlecht, so wäre dies ein Mangel des Ideals selbst; es wäre aber nicht ideal genug, hätte zu ideal zu sein.

Die Idee nun aber als das Vernünftige, das sich selbst verwirklicht, legt sich ihrem Begriffe nach in einen Kreis besonderer Ideen aus. So ist die Idee als das objectiv Vernünftige subjectiv gesetzt: Wahrheit; aber: die Idee als Object, als Gegenstand des Denkens, des Erkennens, welches das Subject vollzieht, ist das Wahre.

Alle die, welche je mit Gewißheit, sie zu finden, nach der Wahrheit gesucht, je mit der Sicherheit des Gelingens wissenschaftliche Versuche gemacht, die haben es auch erfahren, daß diese Gewißheit und Sicherheit durchaus nicht das Vertrauen auf ihre Kraft war. Es war der Glaube an die Idee, die Idee der Wahrheit, der sie leitete. Die sinnige Sprache der Griechen nennt die Wahrheit das Sichnichtverbergende, und daß diese Bezeichnung die richtige ist, das fühlen alle, die je suchten und forschten. Denn wie der Betende nicht darum mit so viel Innerlichkeit seine Blicke nach oben richtet, weil er sich für so gerecht oder so tugendhaft hält, sondern weil er den Gott, zu dem er betet, so barmherzig weiß: so verläßt auch der Forscher sich nicht auf seine Scharfsichtigkeit, nicht auf das Vermögen seines Erkennens, sondern auf die sich offenbarende Lichtnatur der Wahrheit selbst. Und wer die findet, der freut sich, nicht aus eitler Lust, sondern als ob ihm eine Gnade erwiesen, die er nicht verdiente. So opferte jener Meßkünstler, als er den Satz erfunden, dessen große Bedeutung er für die Wissenschaft schon ahnen mochte, den himmlischen Göttern die Hekatombe, daß sie ihm dieses Glück verliehen; und das Wort, das ein anderer mit freudigem Erstaunen ausrief, als er auf einmal die Theorie entdeckte, durch welche eine wissenschaftliche Aufgabe, die ihn schon länger beschäftigt hatte, nun als gelöst erschien, das Wort heißt nicht: „Ich hab's gemacht", sondern: „Ich hab's gefunden!" Nenne man es Kunst, nenne man es Glück, nenne man es Gnade, kurz man fühlt, es ist uns gekommen, gegeben als ein Geschenk, es ist uns geworden und als etwas, das höher und mehr ist als wir selbst; die Wahrheit, die Idee hat sich geoffenbart an uns für uns. Und läge in solcher Erfahrung nicht mehr als irdisches Glück, woher sollte den Forschern im Gebiet des Wissens ihre Ausdauer, ihre Aufopferung gekommen sein? Woher den Dienern der Wahrheit ihr Mut und ihre Kraft im Kampfe gegen ihre Gegner? Als noch jahrelangem Siechtum der Tod herantrat an jenen Gelehrten, der das Licht seiner Augen dem Licht der Wahrheit, die das Wissen suchte, zum Opfer gebracht hatte, da erklärte er offen und froh: Und wenn er noch einmal werden sollte zu leben anfangen können, so würde er wieder denselben Weg gehen; denn was er erlangt, sei unendlich viel mehr, als was er verloren und was er geopfert; das Wissen und Erkennen der Wahrheit sei unendlich viel beglückender als Reichtum, als Ruhm, als Ehre und als Gesundheit selbst.

Und dem Gott, den seine Mühe ehrten,
Reichte der Wahrheit lieberhellter Born;
Und der Meduse kühnem Schlag entsprudelt
Sich des Mermesos hellster Born.

„Das Wort sie sollen lassen stahn!" — was will das anders sagen als: Das Wort ist Wahrheit, ewige und göttliche! und für das Wort, die Wahrheit einzustehen in ernstem

Streit, es erschrecke den Glaubensmann nicht, „ob auch die Welt voll Teufel wär'"!

Denn der Glaube wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling unterliegt.

Solche Männer haben der Wissenschaft gelebt, haben mit ihrem Herzen der Wahrheit gedient. Wollte nun aber jemand, um ihre Verdienste zu schmälern, sagen: Ehrliebe, Eitelkeit und Ruhmsucht sei da mit im Spiele gewesen und es sei eine Thorheit und hohle Redensart, hier von einer Idee zu sprechen, die sie getragen habe und der sie nachgeforscht und nachgestrebt haben sollten — wie will man denn das deuten, daß jemand, dem es schon in den Jahren der Jugend gelang, durch Aufstellen einer Theorie seinen Namen unsterblich zu machen, hinterher erklärte, ein anderer, ein jüngerer habe ihn überzeugt, daß seine Ansicht, seine Behauptung nicht zu halten sei? Hat ein solcher wol da seine Ehre gesucht, oder war es die Wahrheit, der er die Ehre gegeben hat, weil sie ihm mehr war als sein Ruhm?

Wer der Wahrheit, der Wissenschaft treu dient, den macht sie nicht eitel, nicht ruhmsüchtig, sondern bescheiden und demüthig. Hielt doch Newton, der große Engländer, die eigenen Entdeckungen, so wichtig für auch sein mochten, für nichts mehr als ein paar glänzende Muscheln, die er an dem Strande jenes Oceans, der die Wissenschaft heißt, zu finden das Glück gehabt habe. Das Wissen, die Wahrheit fordert auch das Herz des Menschen; und wer ihr es gab, ganz und ungetheilt, dem macht sie es reiner und besser, dem läutert sie es und macht es weit und empfänglich für alles, was schön und gut ist.

Wich' aber, weh' der Lüge! Sie beherrscht nicht
Wer jedes nachgesprochne Wort
Die Brust; sie macht uns nicht gesund; sie dingt
Den, der sie heimlich schmiedet; und sie bebt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und verfolgend sich zurück
Und trifft den Schützen.

„Die Wahrheit macht frei!" so heißt es. Das kann sie aber nur, weil sie als die göttlich erhebende Macht sich zeigt, wo in der Aufopferung und der Hingabe an sie der Mensch der Fesseln sich entwindet, die ihn an das binden, was niedrig und gemein ist und ihn Schaden nehmen läßt an seiner Seele, ob er auch die Welt dadurch gewänne.

Die Idee als die Vernunft, die sich selbst verwirklicht, ist, soweit sie Gegenstand des erkennenden Bewußtseins ist, das Wahre; als Gegenstand aber des Willens ist sie das Gute.

Das Gute als das sich verwirklichende Vernünftige ist das Ineinssetzen des Subjects mit der Objectivität, des bewußten Willens mit der ihm gegenüberstehenden Wirklichkeit. Wo das Gute, das Vernünftige den Willen erfaßt, wo es zum lebendigen Inhalt desselben geworden, da wird es dem Menschen eine Macht, die ihn stark und siegreich macht, ob er klein und schwach sei an äußerm Vermögen und an äußerer Kraft.

Getrieben von dieser Idee, beginnt das Streben und der Kampf um die idealen Güter des Lebens. Sie allein ist es, die dem Streben des Menschen seine Kraft und sein Beharren gibt, seinem Handeln das Pathos, die edle Leidenschaft, ohne die nichts Großes geschieht. Wo der Geist in dem Menschen sich regt, der innere Drang ihn drängt, da ist er stark wie der Glaube, von dem es heißt, daß er Berge versetzt; da ist der Widerstand vergebens, der von außen kommt; er lehrt die innere Kraft nur noch mehr erstarken in ihrer Siegesgewalt und Siegesgewißheit. Je mehr Aufopferung um der Idee willen, um so viel mehr innerer Gewinn und innere Erhebung. Hier mag es sich zeigen, was es heißt: der Seligkeit vergehen; was es bedeutet, das Wort:

„Wer das Leben gewinnen will, der muß es verlieren!"

Nun zeigt sich die Idee des Guten als Liebe, und diese fassen wir als Liebe zum Vaterlande; — der Mensch verwächst mit dem Lande, in dem er geboren, in dem er groß geworden, dessen Luft er athmet, dessen Sprache er redet, dessen Sitte er folgt, dessen Gesetze er anerkennt als seine Gesetze — mit diesem Lande verwächst er durch tausend Bande, eins zarter und inniger gewoben als das andere, zu einem Ganzen, zu einer sittlichen Gemeinschaft, die als Idee in ihm Leben und Gestalt gewinnt. Mag auch die Bildung durch ihre befreiende Macht von der Abhängigkeit uns entbinden, die als krankhafter Zustand im Heimweh sich zeigt, so bleibt doch die Sprache, die unsere erste war, in der wir Begriffe aufnahmen und Begriffe uns bildeten, und die liebste und die treueste; denn sie war die Sprache, in welcher der Mutter Liebe, die ewig unvergeßlich, sich uns kund that mit süßem Klang — so bleibt doch das Plätzchen, das unserer Kindheit frohe Spiele sah, das unsern harmlose Jugend umgrenzte, immer und immer eine

ſüße Heimat für uns, wohin die Träume gern und oft zurückkehren, wo, in welcher Ferne, in welcher Zeit auch der Schlummer auf des Mannes müde Schläfe falle.

Gütende Winden, Engler der Felde!
Wer mit euch wanderte, mit euch ſchlafte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!

Und die Sitte, die Gewohnheit, die als des Vaterlandes Sitte, als des Vaterlandes Gewohnheit die erſte Ordnung in unſerm Thun und Handeln beſtimmte, ſie bleibt ein ſüßer Theil unſers geiſtigen Selbſt das ganze Leben hindurch.

— Ja, ſelbſt der letzte Landſt,
Der an den Herd der Vatergötter ſcheidet,
Iſt uns in fremdem Lande doch willkommen.

Und wenn die gottbegeiſterte Jungfrau die Berge, die geliebten Triften, die traulich ſtillen Thäler, die Wieſen, die ſie wäſſerte, die Bäume, die ſie pflanzte, die Grotten und die Brunnen, die Plätze aller ſtillen Freuden, verließ, auf immerdar verließ, ſo war es doch nur daſſelbe Land, das Vaterland, für das ſie der Kämmer trieb als eine hirtenloſe Schaf, das größere Vaterland, für das zu ſtreiten ſie ausging, als ein Gott es ihr hieß:

Geh hin, du ſollſt auf Erden für mich ſtreiten!

Und gilt es, von einer andern Liebe zu ſprechen als von der zum Vaterlande, von der Liebe, die den Jüngling zu ihr zieht, der ſeinen Jugendtraum erfüllt, von der Liebe, mit der das Weib an dem Mann hängt, der ihr mehr geworden, als Vater und Mutter ihr war, iſt es auch da nicht die Idee, die einzige, die als göttliche Vernunft in der Menſchen Herzen ſich leben und walten gibt?

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmliſchen — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Wo die Liebe, die wahre, vom Himmel entſtammte, die Gemüther erfaßt, da beginnt ein neues, fröhliches Leben, da iſt freudige Hingabe, frohe Aufopferung von jeder Seite! Denn wie viel je gegeben werde, noch um viel mehr wird empfangen; wie viel dargebracht oder geopfert werde, noch um viel mehr wird gewonnen und wieder vergolten. „Hier ſtirbt das Ich, der dunkle Despot!“ Und iſt das Ich, das nur ſich kennt, nur ſich ſucht, die Quelle des Eigennutzes und alles Vergehens, ſo iſt es hier die Liebe, von der es heißt: „Sie ſuchet nicht das Ihre, ſondern was des andern iſt.“

Hier feiert das Herz des Lebens Maientag und der Himmel lacht mit ſeinen Sonnen und mit ſeinen Sternen, den ewigen, froh hinein. Der griechiſche Weiſe weiſt den göttlichen Ideen den Himmel als den Ort ihres Seins an; ſollte je einer an der Göttlichkeit der Idee gezweifelt haben, die Liebenden ſind es, die gern ſich's gefallen mit ſüßer Sprache, daß ihr Glück mehr als ein irdiſches iſt, das der Zufall bringt und der Zufall raubt. Man ſagt nicht, hier bringe der Sinnenrauſch eine Täuſchung, die ſich ſelber hintergehe, weil vergängliche Schönheit und Geſtalt und Anſehen die Menſchen blende — Liebe iſt mehr als das Gefallen an der Schönheit, die das Auge ſieht; mehr als der Reiz, den Jugend und Mannesfraft gibt; ſie iſt Idee, die mit dem Menſchengeſchlecht von Anbeginn als göttliche Ordnung iſt und beſteht. Hier ſucht ſich, was zuſammengehört nicht nach Rang und nach Reichthum, ſondern nach Natur und nach Art ſelber. Liebe ſucht Liebe. Was wir als das Weſen der Idee bezeichneten: „Vernunft, die ſich ſelbſt Verwirklichung gibt, Vernunft als Zweck ihrer ſelbſt“, ſie, die Liebe, iſt das frei und offenbar: Liebe iſt nur um ihrer ſelbſt willen, Liebe iſt ſich ſelber alleiniger Zweck.

— — Sie iſt
Das einzige auf ſeinem Raum der Erde,
Das ſeinen Raum ſelber als ſich ſelbſt,
Die Liebe iſt der Liebe Preis.

Die Philoſophie ſagt: „Der Idee iſt die Aufhebung und die Einheit aller Gegenſätze“; die Liebe ſagt: „Du biſt mein und ich bin dein, nichts ſoll uns ſcheiden, doch von mir und mich von dir!“

O ſüße Sehnſucht, ſüße Hoffen,
Der erſten Liebe goldne Zeit!
Das Auge ſieht den Himmel offen,
Es ſchwelgt das Herz in Seligkeit.

Seligkeit aber gibt auch das Bewußtſein der ſittlich ſchönen und guten That. Wer muß auch hier die Liebe mitgewirkt haben, denn es heißt in ſolchem Sinne: „Und hätte ich die Liebe nicht, ſo wäre es ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle“; aber die Liebe, die zum Guten treibt, nur um des Guten willen, iſt allein das freudige Wohlgefallen an dieſem ohne andern Lohn oder Genuß als den, welchen die That oder das Bewußtſein des Guten ſelber gibt.

Das ſittliche Gute iſt die Zuſtimmung unſers Willens zu dem Vernünftigen ſelbſt, wie ſie in Geſinnung und Handlung ſich kund gibt.

Und die Tugend, ſie iſt kein leerer Schall,
Der Menſch kann ſie üben im Leben;
Und ſollt' er auch Knechtſchaft überall,
Er kann auch der göttlichen ſtreben!

Das Gute handelt nicht um Lohn, nicht um Vortheil oder Gewinn; den beſſern Lohn hat die edle That in ſich ſelber: er iſt das Bewußtſein, in Uebereinſtimmung zu ſein mit dem, was die Vernunft ſelber heißt; er iſt das Zeugniß der göttlichen Idee, die den menſchlichen Willen erfaßte, als Mittel und Werkzeug, ſich durch ihn Verwirklichung und Daſein zu geben. So redet Sokrates, der edle Grieche, dem das Erkennen des Guten auch unmittelbar das Thun des Guten, die Tugend ſelber iſt, von einem Dämonion, deſſen Stimme er zu hören bekennt und dem zu widerreden ihm Unmöglichkeit iſt; ſo redet ein jeder unter uns von einer Stimme in ihm ſelber, die ihn mahnt und die ihn warnt, die ihn ſtraft und die ihn lobt; und ob wir die Stimme Gewiſſen oder Ausſpruch göttlicher Ideen nennen, es iſt die ewige Vernunft Gottes ſelber, die des Menſchen Bewußtſein zum Wahrheit verkündenden Orakel macht. Das Bewußtſein, in Uebereinſtimmung mit dieſem Gottesſpruch der Idee zu ſein, gibt dem Menſchenherzen einen Frieden, wie die Zuſtimmung und der Beifall anderer allein ihn nicht gibt; eine Ruhe, welche der Tadel oder der Spott der Menge nicht zu ſtören vermag. Weil bleibt des Menſchen Thun zurück als Mangel und Fehler gegen das Urbild des Guten, das die Idee uns vorhält; und „Es irrt der Menſch, ſolang' er ſtrebt". Doch tröſtend ruft aus Himmelshöhe dem Irrenden es zu:

Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen.

Wir ſind gerührt und begeiſtert, wo wir von einer edeln That hören, ob ſie auch ſelbſt uns nicht nützt; wir ſind entrüſtet, wo Recht und Tugend ſchmählich verletzt wird, ob auch wir ſelber davon nicht betroffen ſind; wir jauchzen der Idee des Guten zu, die uns ſelbſt beherrſcht als eine göttliche Macht; wir ſterben auf für das gekränkte Recht, das gewahrt ſein will durch unſern Tod.

— — Und
Wenn der Gekränkte ungerächt Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Laſt, greift er
Hinauf getroſten Muthes in den Himmel
Und holt herunter ſeine ew'gen Rechte.
Die beiden hangen unzertrennlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne ſelbſt.

Den Himmel macht der Dichter zur Wohnſtätte des ewigen Rechts. Darum ſeine erhebende Macht, ſeine ſiegende Kraft, die allendlich Anerkennung und Geltung ſich ſchafft. Man ſage nicht, der Vortheil, der gute Ruf oder bürgerliches und ſtaatliches Geſetz ſordern das Gute von jedem einzelnen als nothwendiges Mittel für äußern Zweck. Gewiß: „Honesty is the best policy" („Ehrlich währt am längſten"). Aber das wahrhaft Gute iſt nicht Mittel, als nur für ſich ſelbſt; und wo es ſich ſo zeigt als das ewig Göttliche in der Menſchenbruſt, da iſt entſchieden der Kampf und die bange Wahl zwiſchen Sinnenglück und Seelenfrieden; das Leben ſelbſt wird zum Opfer gebracht für das, was höher gilt als dieſes:

All' meine Freuden hab' ich hier geſchlachtet,
Der Menge Spott hab' ich kühnlich verachtet,
Was meine Götter hab' ich groß geachtet.

In dem innigſten Zuſammenhange aber mit dem Guten ſteht das Schöne; ſchön nennt man die That, die der Idee des Guten ganz entſpricht, ſchön heißt die Sitte als die unmittelbare lebendige Wirklichkeit des Guten, und die Sprache der Griechen hat für das Edle und Vortreffliche der That und der Perſon eine Bezeichnung, in der die Begriffe des Schönen und des Guten gleich vertreten ſind. Vom Guten zum Schönen und vom Schönen zum Guten iſt nur ein Schritt; und wie zum Erkennen und zum Wiſſen des Wahren das Schöne eine freundliche Vermittlung wird, lehrt der Dichter, in dem wir die Kraft und die Schärfe des Denkens nicht minder als die Genialität und den Schwung der Poeſie bewundern.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangſt du in der Erkenntniß Land.
Es blühen Pfade, ſich zu grünen
Liebt ſich am Pfade der Verband.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit ſüßem Beben dich durchdrang,
Erprob die Kraft in deinem Busen,
Die ſich bewährt zum Heldenſang.

Nannten wir das Wahre die Idee als Gegenſtand des denkenden Bewußtſeins, das Gute die Idee als Gegenſtand des ſelbſtbewußten Willens, ſo iſt das Schöne die Idee als Gegenſtand ſinnlich vermittelter Anſchauung; das Schöne iſt die Idee in der Form der Erſcheinung; es iſt

Lettice.

Was haben auch die Kinder unter die Pferde zu laufen?

Frau Thompſon.

Man ſollte die unvorſichtigen Aeltern beſtrafen laſſen. Es müßte mal ein Beiſpiel ſtatuirt werden.

Lettice.

Es war noch ein ganz kleines Kind.

Eliza.

Ein liebes kleines Kind.

Thompſon.

Die unglücklichen Aeltern!

Frau Thompſon.

Ach man kann's ja wieder gut machen; ſolche Leute ſind froh, wenn ſie auf irgend eine honnette Art zu Geld kommen.

Lettice.

Ich höre Harry.

Eliza.

Er iſt's, er iſt's.

reiner Ausdruck der Idee, sodaß in dieser nichts ist, was nicht sinnlich erschiene, und nichts sinnlich erscheint, was nicht Idee wäre.

Die Einheit von Idee und Wirklichkeit ist das Ziel und das Streben des sittlichen Handelns:

Doch vor der Wahrheit Strahle
Erbleicht die Tugend, vor dem Ideale
Flieht muthlos die beklemmte That.

In dem Schönen aber ist diese Einheit thatsächlich gewonnen; sie ist da, sie hat Dasein und Gestalt gefunden und in des Künstlers Werk steht sie vollendet da „vor dem entzückten Blick“:

— Sieht das Marmor höhere Blüthen
Bei der Griechen persischem Gebiet,
Dann erblühet von der Schönheit Hauch
Herrlich das erhabne Bild.

Die Alten erzählen uns von der Leier des Orpheus, deren Saitenklang die wilden Bestien bezwingt und des Styx ungebändigten Wächter friedwachtig; von dem Gesange Arion's, dem der Delphin lauscht, hervorgelockt aus der Tiefe des Meeres durch der Töne süße Gewalt. Und was im Mythenkreise der Griechen geschah, bei uns geschieht es nicht minder — die Kunst hat mehr als irdische Macht über das rohe Gemüth, das ihr gern sich aufschließt. Die süßen Töne der Harmonie spielen den Kummer weg von unserer Seele, wo er lange und schwer lastete; befriedigt wie in seliger Verzückung stehen wir vor dem Bild, das in Farben und Gestalten ewige göttliche Wahrheit uns spiegelt, und wenn auf den Meeren, die die Welt bedeuten, des Schicksals dunkles Walten, der Menschen Thaten, wie sie sind, groß oder verwerfen, uns vorgeführt werden wir gerichtet nach ewiger Gerechtigkeit, da stehen wir erschüttert bis in das innerste Leben und doch jauchzt die Seele in uns: denn das Göttliche, das Ewige selber fühlt sie in heiliger Nähe.

So ist die Kunst die Erzieherin der Menschheit geworden; sie bietet nichts, was dem niedern Sinne, dem rohen Grunde des Augenblicks diene: was sie ist, das ist sie durch den Widerschein der Idee, die in ihrem Werk der göttliche Hauch ist, der den todten Stoff belebt und ihm die schöne Seele gibt. Darum schlägt die Kunst die Begierde in Fesseln und erweckt edlere Triebe, edleres Verlangen in der Brust des staunenden Menschen.

Da ringt sich von dem Erdenstaube
Die freie, hohe Seele los;

Durch sie, die Kunst, entfesselt springt der Schwere
Der Sorge in der Freude Schoß
Da fällt der Thorheit dumpfe Schranke
Und Menschheit tritt auf die entsiegelte Stirne,
Und der erhab'ne Fremdling, der Gedanke,
Springt aus dem staunenden Gehirn.

Darum ist es nicht ein bloßes Wort, daß die Kunst die zweite Schöpferin geworden ist. Sie hat das Leben umgewandelt und ihm eine edlere Gestalt gegeben; durch sie ist der Mensch ein anderer geworden und mit ihm die Natur selber, vor der Schauplatz seines Daseins und seines Handelns ist. So darf es denn nicht befremden, daß die Schöpfer und Bildner der Kunst Söhne der Götter heißen, daß sie als Lieblinge der Musen gelten, so darf es nicht wundern, daß die Religion die Kunst als fördernde Dienerin gern aufgenommen hat. Der religiöse Cultus der Griechen fiel mit dem Cultus des Schönen geradezu zusammen, und die erhabenste und geistigste Religion, die christliche, hat eine Zeit gehabt, wo die Kunst nur ihr diente. Wie die Natur auf erhabenem Postament über die Umgebung des gemeinen Daseins hinaushebt, so hebt die Kunst über die Zerfahrenheit und die Verirrungen des Tags hinaus in eine andere Region, wo der befreite Geist den verlorenen Frieden, die eingebüßte Ruhe wiederfindet. Wie nach des Windes Wehen des Sees Spiegel sich ebnet und glättet, daß des Himmels Sonne und der Sterne Heer auf seiner Fläche freundlich widerscheinen, so gibt die Macht des Schönen dem Gemüth die Einheit mit sich selber wieder, also, daß auch hier ein Himmel widerscheint, ein höherer Himmel voll Frieden und voll Seligkeit.

So wird die Idee, die in dem Schönen angeschaut wurde als Gegenstand sinnlichen Wahrnehmens, hier zur vernehmbaren Gegenwart selbst in dem Herzen des Gläubigen. Was dort angeschaut ward als außer uns, hier wird es That und innere Erfahrung des eigenen Gemüths:

Das Unaussprechliche,
Hier wird es Ereignis,
Das Unbeschreibliche,
Hier ist es gethan.

Hier tritt die Idee des Schönen, des Wahren, des Guten göttlich, hier in der Religion, im Glauben ist die Idee die Gottheit selber. Sollten wir hier an den Trost erinnern, den die Religion gibt? An die freudige Ergebung in des Schicksals dunkle Macht, die sie gewährt? An

den glaubenskarken Muth, der alles vermag? Hier iſt nicht der Ort dazu. Aber erinnert werden mußte daran, daß das, was die erhebende und beſeligende Macht in der Religion bildet, die Einheit mit dem Göttlichen und Ewigen iſt, welches die Philoſophie hier die Idee in ihrer Abſolutheit nennt, das allgemeine Bewußtſein aber die Gottheit ſelber heißt, das Weſen und die Perſon Gottes, in der alle Vernunft und wir ſelber leben, weben und ſind.

Der Allumfaſſer,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?

— — — —

Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unſichtbar ſichtbar neben dir?

„Unſer Wandel iſt im Himmel!“ Was der Menſch wahrhaft lebt, das lebt er nicht der Erde und dem vergänglichen Daſein, das lebt er der Idee, als deren ewige Wohnung der Himmel genannt ward. Oft iſt die Idee dem Menſchen nur die dunkle, unbewußte Macht, die ſeines Willens ſich bemächtigt; da iſt es Goethe, deſſen Wort hier einen Platz haben mag:

Ein guter Menſch in ſeinem dunklen Drange
Iſt ſich des rechten Weges wohlbewußt.

Da iſt es Spinoza, jener vielverkannte Weiſe, der die Seligkeit allein findet in der völligen Hingabe an die Idee, das Göttliche, jene Subſtanz, gegen deren Uebermacht der einzelne nicht mehr iſt als die Welle gegen den Ocean, der ſie bildet und der ſie wieder zurücknimmt in ſeine allesumfaſſende Weite und Tiefe.

Wer an ſeine Idee mehr hält, von ſeiner Idee mehr getragen, geleitet und gehoben wird, der iſt dem Helden der Tragödie gleich, der ſein Pathos aufgab und für den nun nicht mehr Raum iſt auf der Bühne, weil er unſer Intereſſe verſcherzt hat. Dieſes Leben aber und Verkehren in dem Gebiet der Idee iſt recht eigentlich ein Zug des deutſchen Charakters. Andere Nationen haben deshalb unſer geſpottet; und ſie mögen ein Recht dazu gehabt haben überall, wo wir über der Idee das Handeln nach der Idee vergaßen; aber ſelbſt jene Achtung auf das Ideelle dem Genius unſers Volks, wir hätte die Welt je ſolche Thaten erfahren, wie die Geſchichte, die Wiſſenſchaft und die Kunſt ſie als Zeugniſſe eben dieſes unſers Geiſtes ſie aufzuweiſen hat! Und warum denn hat eben unſer Schiller ſo große Verehrung bei allen finden können? Warum anders, als weil er unter allen Dichtern derjenige war, deſſen Leben und Weben in der Idee war, für die er ein Hoherprieſter wurde in des Wortes ſchönſter Bedeutung und die rein und edel in allen Erzeugniſſen ſeines Genius herauszugeſtalten er zum heiligſten Berufe des Lebens ſich gemacht hatte?

Mit ſolchem Leben in und für die Idee, mit ſolchem Streben nach idealem Werth und idealem Gut ſoll nicht die Freude und der Genuß des äußern Lebens benommen ſein. Wer ſo lehrte, der wäre ſicher ein Irrlehrer und falſcher Prophet. „Fröhlichkeit iſt die Mutter aller Tugend“ ſagt Goethe; und aus eigener Erfahrung wiſſen wir, daß, je beſſer der Menſch, deſto fröhlicher er iſt. Nie iſt einer mehr froh als in dem Bewußtſein der edeln That, in der er nur der Idee des Guten, nicht aber ſeinem Nutzen oder ſeinem Vortheile allein diente. Die ganze Natur, die herrliche Schöpfung umher iſt eine lebendige Aufforderung zur Freude und zum Frohgenuß des Lebens; der fröhliche Scherz und der heitere Witz, er ſei uns freundlich willkommen! Hat doch nie das Gewiſſen dem Verwürfe gemacht, der es verſtand, die Geſellſchaft oder die Welt durch ſeine Laune und die Funken ſeines Humors in Entzücken zu ſetzen.

Wo man ſingt, da laß dich nieder!
Böſe Menſchen haben keine Lieder!

Die reale Wirklichkeit als die diesſeitige Gegenwart, die man der Jenſeitigkeit der Idee in irriger Abſtraction entgegenzulegen pflegt, hat auch ihr Recht; und es iſt nicht ohne Grund, daß der Dichter uns zuruft:

Und der mächtigſte von allen
Herrſchern iſt der Augenblick.

Aber es iſt verfehlt, wenn dieſe Wirklichkeit im Gegenſatz zu der Idee gedacht wird; unſere ganze Ausführung hat eben bewieſen, daß nur das wahrhaft Ideelle iſt, was auch ſich ſelber die Kraft zu nehmen vermag, die Wirklichkeit zu durchdringen und in ihr ſich Daſein und Beſtehen zu geben. Nur wo der Menſch der Gegenwart allein dient, wo der Augenblick die Macht iſt, die ihn ganz beherrſcht, da mag es ihm geſchehen, was der böſe Geiſt von ihm zu ſagen mag, daß der Schein des Himmelslichts — Vernunft nenn' er's — allein gebraucht, um thieriſcher als je das Thier zu ſein, und daß mit hölliſchem Hohn über ihn triumphirend jener ausruft:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft!
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unterjocht!

Es ist wahr, wir haben sinnliche und materielle Bedürfnisse, viele und mannichfaltige, und unser Herz und unser ganzes Sein hängt an der Erde mit tausend Fäden, mit tausend Banden. Aber ein anderes doch ist es, ob erdenwärts auf den Staub das Auge gerichtet, wie die Creatur es nur kann, der Mensch das Vergängliche allein sucht und ihm allein dient; ein anderes, ob auch, zu den ewigen Sternen den Blick gewendet, er des Lichtes sich freut, das von oben kommt und nach oben zieht; ein anderes, ob das Sinnliche und Gegenwärtige ihm der letzte Zweck oder aber das dienende Mittel ist, an welchem und durch welches er ein Geistiges und Ewiges zu erkennen und zu erlangen strebt.

Der Materialismus, der so das große Wort führet in unserer Zeit, er spricht offenbar in einem ganz andern Ton; ihm ist die Freiheit des Geistes, die Selbstbestimmung des Willens eine Thorheit, und was wir Ideen heißen, ist ihm ein Spott, weil ihm nur das gilt, was sinnlich vernehmbar in äußerm Dasein besteht. Kein Wunder daher, daß der materielle Genuß, materielles Gut und Heidenthum das Evangelium des Tags ist. Und doch „lebt der Mensch nicht vom Brote allein", auch nicht davon, daß er viele Güter habe, und

Im Herzen kündet es sich an,
Zu was Höherem wir geboren;
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuschet die äußere Sinne nicht.

Wol fehlt auch der Habsucht, dem Ehrgeiz, der Ruhmsucht und jeder andern Leidenschaft oder anderm thörichten Beginnen, dem des Menschen Kräfte dienen, die Idee nicht als ein Trieb und eine Macht, die ihn drängt und beherrscht; sprach doch der unglückliche Jüngling, der in seiner Verblendung im letztverflossenen Sommer in Baden-Baden die unbesonnene That beging, von einer Idee, die ihn geleitet habe. Aber was hier Idee heißt, ist nicht die ewige Vernunft, die nur ihre Verwirklichung zum Zweck hat, sondern nichts als des einzelnen verblendete Vorstellung, nichts als nur allzuleicht täuschender Wahn; und da heißt es

Das Schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn!

Es konnte hier nicht ausführlich dargelegt werden, wie überall, was wahrhaft Wesen und Bestehen sich erringt, die Idee es ist, die in ihm sich Dasein und Wirklichkeit gibt, wie in allem Schwindenden und Vergehenden das, was allein bleibt und nimmer vergeht, die Thaten sind, in denen eine ewige Idee Gestalt und Leben gewann, wie in allen Erscheinungen des geschichtlichen und sittlichen Lebens nur die eine göttliche Idee es ist, in der alle Entwickelung zum Bessern und Höhern besteht und begründet ist —, das alles konnte hier nur angedeutet, nicht ausgeführt werden; aber der Beweis doch sollte versucht werden, daß das, was dem menschlichen Leben in allem Wechsel und in allem Wandel allein seinen Werth und seine Würde und dem Menschen allein die Erhebung und den Sieg über das Niedere und das Gemeine gibt, nur die Idee ist, die ewige Idee des Wahren, des Guten und Schönen; und tröstend und ermuthigend rufen wir hier des Dichters Wort uns zurück:

Dem Menschen ist nimmer sein Recht geraubt,
Behaupt' er auch an die Idee glaubt.

Anregungen.

Deutsche Gelehrte.

Den Männern der Wissenschaft ist leider nicht immer über den Weg zu trauen, wenn Charakter und Gesinnung von ihnen verlangt werden. Kürzlich starb der Hiſtoriker Gfrörer, der lange für einen Ultramontanen galt, obgleich er mit einem Werk im Geist von Strauß begonnen hatte und jedem, der ihn persönlich kannte, den Eindruck einer Natur machte, die Ultramontanismus nur trieb, um — anders zu sein als andere. Man schreibt uns aus Wien:

„Von Gfrörer's nachgelassenem Werke: „Geschichte des 19. Jahrhunderts", ist der ungeduldig erwartete dritte Band erschienen, welcher für Oesterreich die Hauptsache der ganzen Arbeit in sich faßt, da er die Zeit der größten Regentin des vorigen Jahrhunderts, der Kaiserin Maria Theresia, behandelt. Schon der zwei ersten Bände hatten hier lebhafte Theilnahme gefunden, was als besondere Merkwürdigkeit zu betrachten ist, weil Wien, mit Ausnahme der gelehrten Kreise, fast keinen Markt für geschichtliche Werke in ernsterer Form bietet und in Bezug auf Gfrörer hier ein wunderliches Vorurtheil herrscht, er im großen Publikum für einen dienst

baren Geiſt und begabten Kloſterſchüler galt. Nicht wenig durfte zum Erfolg des Buches in Wien der Umſtand beigetragen haben, daß ſchnell bekannt wurde, es hätte großen Anſtoß in den Reihen eines Theils der Klerus durch ſein ſchonungsloſes Vorgehen gegen die Jeſuiten und die ausführliche Entwickelung der Lehren der Freidenker von Bayle bis Voltaire erregt, — beide Darſtellungen ſind klar, ruhig und parteilos. So iſt das ganze Buch in ſeiner lebendig anſchaulichen Darſtellung, in ſeiner einfachen Anordnung des vielfach verſchlungenen Gewebes der Begebenheiten in einem Jahrhundert, worin ſo viele geheime Triebfedern ſpielten."

Die Mittheilung ſetzt hinzu, daß Gfrörer zu Breitgau in behaglichen Umſtänden lebte, aber bei ſeinem frühen Tode ſein Vermögen hinterließ. Um ſo härter traf der Verluſt die Witwe und die vielen Kinder. Die nachgelaſſenen Handſchriften zu ihrem Beſten zu verwerthen, wäre niemand im Stande geweſen, wenn nicht ein opferwilliger Freund ſich gefunden, welcher die Schrift und die Art des Verblichenen, zu arbeiten, genau kannte und die erforderliche Sach- und Fachkenntniß dazu beſaß. Er fand ſich im Profeſſor Johann Weiß aus Graz, der ſeine Ferienzeit benutzte, um den Wuſt von Handſchriften zu ſichten und Kaſten zuſammenzuſuchen und zu ordnen. Dann beſorgte er mit derſelben Opferwilligkeit die letzte Durchſicht der Correcturen.

Unterhaltungsliteratur.

XXV.

Reinwald's „Dunkle Fügungen" (Wien, Markgraf, 1862) führen den Leſer durch lebendige Schilderungen, ſpannende Situationen und kurze ſinnige Bemerkungen, welche Kenntniß des menſchlichen Herzens verrathen. Der Autor iſt Anhänger der theologiſchen Richtung, ſeine Helden tragen den Stempel des Erhabenen, Großmüthigen. Wohlhabenheit und Behagen umgibt ſie, ſeine Frauen ſind gemüthvoll, vortrefflich, vornehm, — die verſchiedenen Conflicte werden trotz vielfacher Verflechtungen und Verkettungen befriedigend gelöſt, das Böſe beſtraft, das Gute belohnt. Unter der leichten Salonliteratur der Neuzeit dürften die Romane dieſes neuen Autors einen guten Platz beanſpruchen. Ohne die Gemüthskräfte zu ſehr zu abſorbiren, erregen ſie den Leſer in angenehmer Weiſe.

Dramatiſche Literatur.

VIII.

Peter Lohmann, ein unermüdlicher Dichter für die Bühne, die — im Arbeitszimmer der Bücherkritik aufgeſchlagen iſt (wir glauben, nie iſt etwas von ihm wirklich aufgeführt aber weiter als bis zu den üblichen Benachrichtigungen über eingelaufene Bücher gekommen), hat in zwei Bänden ſeine Dramen (Leipzig, Matthes, 1862) zuſammengeſtellt. Unermüdlich im Aufſinden von theatraliſchen Situationen und Conflicten geſchichtlicher Perſonen, bringt er bald Savonarola in ſeiner aſcetiſchen Strenge, im Gegenſatz zur florentiniſchen Ueppigkeit, bald iſt ihm Eſſex noch einmal mit neuer Anregung aufgegangen; bald haben wir ihn im „Schmied von Ruhla", zur Zeit Ludwig's des Eiſernen, auf thüringiſchem Gebiet. In „Virginia" wird auch die Antike verſucht — kurz es fehlt weder an Material noch an einem gewandten, fließenden Dialog und doch iſt der raſtloſe Eifer, den nichts belohnt, beinahe unbegreiflich. Vor 40 Jahren dramatiſirte in dieſer Art ein gewiſſer Bonafont einen Helden der Geſchichte nach dem andern.

Vermiſchte Schriften.

VII.

Clara von Glümer's „Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient" haben längere Zeit hindurch ebenſo durch das Intereſſe des Gegenſtandes an ſich wie durch die warme Hingebung der Verfaſſerin an Freud und Leid des geſchilderten Lebens und den eigenthümlich „gemiſchten Charakter" Wilhelminens die Leſer der „Gartenlaube" gefeſſelt. Jetzt ſind ſie, mit Porträt und Handſchrift der großen Sängerin, in einem Bande vereinigt erſchienen (Leipzig, Barth, 1862).

Für Schule und Haus beſchreibt F. G. Keller das Leben Blücher's (Glogau, Flemming, 1862). Die Darſtellung iſt lebhaft und die Geſinnung ſo, wie ſie der Jugend nur nützen kann, wenn auch eine reifere Bildung manches in Blücher's Leben und Charakter, zumal in Rückſicht auf die preußiſche Gegenwart, mit größerer Zurückhaltung prüfen wird.

Eine ähnliche Darſtellung aus den Befreiungskriegen bringt J. J. Weber's „Illuſtrirter Kalender auf 1863": „Die Schlacht bei Leipzig"; hier aber mit den dieſem Almanach eigenthümlich angehörenden lebhaften und zahlreichen Illuſtrationen, die ſich für den vorliegenden Stoff diesmal auch durch eine beſondere Treue in Nachbildung der betreffenden Lokalitäten auszeichnen.

Zu dem außerordentlich billigen Preiſe von nur 3 Thalern iſt jetzt die dritte Auflage des „Shakſpeare" von Gervinus (Leipzig, Engelmann, 1862) erſchienen. Die Vorzüge dieſes Werkes, in welchem Gervinus gleichſam ſeine Befähigung darthun wollte, unter Umſtänden auch ſchwärmen und lieben und nur bewundern, nicht als bewundern zu können, ſind ſo bekannt, daß uns nur übrig bleibt, unſere Leſer auf die erfreuliche Gelegenheit aufmerkſam zu machen, dies für die Bibliothek jedes Gebildeten faſt unentbehrliche Werk um die Hälfte ſeines früheren Preiſes beſitzen zu können.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Der dritte Rechenschaftsbericht der Schillerstiftung. — Der Winter in Berlin. IV. — Eine Buchhändlerreclame. — Briefwechsel.

Der dritte Rechenschaftsbericht der Schillerstiftung.

* Während soeben der dritte öffentliche Rechenschaftsbericht über Stand und Wirksamkeit der Deutschen Schillerstiftung von Franz Dingelstedt erschienen ist und, wahrscheinlich manchen Zeitungen mitgetheilt, Anlaß zu Auszügen bieten wird, muß man die Hoffnung hegen, daß Major Serre und die königlich sächsische Regierung endlich der Schillerstiftung ihr Eigenthum definitiv zuführen werden. Die Schillerstiftung wird dann einen Vermögensstand von nahezu 380000 Thalern erreicht haben. Die freudige Antheilnahme, mit welcher seinerzeit die sogenannte „Schillerlotterie" begrüßt worden, hat dem hochherzigen Unternehmen des Majors Serre bekanntlich einen Reingewinn von 450000 Thalern eingetragen, von welchen zwei Drittheile (300000 Thaler) planmäßig der Schillerstiftung zu „übereignen" sind.

Leider trat die erste Ankündigung dieses erfreulichen Endergebnisses in die Oeffentlichkeit mit einem Mißklang. Diejenigen Männer, welche sich in Dresden um das verdienstliche Beginnen des Majors Serre als Freunde und Förderer desselben geschart und mit ihm zu einem „Hauptverein der allgemeinen deutschen Nationallotterie" verbunden hatten, erließen im Mai v. J. einige öffentliche Erklärungen, welche für die Erfüllung der früher gegebenen Versprechungen ernste Besorgnisse erregen konnten. Es wurde von ihnen der Schillerstiftung die Befähigung abgesprochen, anderes Vermögen zu erwerben und zu besitzen, als was sich in den Händen der einzelnen Zweigstiftungen, zunächst als deren beiderseitiges Vermögen, befände. Daraufhin wurde nicht etwa der Vorschlag gemacht, sondern bereits als vollendete Thatsache angezeigt, daß sich der Hauptverein mit dem der Schillerstiftung gebührenden Gewinn gleichfalls zu einer Zweigstiftung constituirt hätte und nur in dieser Form und Eigenschaft das hinfort ihm allein gehörende Vermögen für die Schillerstiftung einzurichten wolle.

Es ist bekannt, daß diese Erklärung in der Schillerstiftung und bei ihren Zweigvereinen eine große Bewegung hervorrief und daß schon von vielen Seiten die Nothwendigkeit einer gerichtlichen Entscheidung vorausgesehen wurde. Unbefugte, dem Major Serre jedenfalls fern stehende Wortführer des Hauptvereins erschwerten die Lage der Dinge durch eine Anzahl gedruckter veröffentlicher Artikel, in welchen sogar die Behauptung aufgestellt wurde, die Deutsche Schillerstiftung wäre eine durchaus andere, als für welche die Nationallotterie begründet worden. Der Verwaltungsrath sah sich daher veranlaßt, in entschiedenster Form gegen solche Voraussetzungen Verwahrung einzulegen und die Rechte der Schillerstiftung um so mehr selbst bei der königlich sächsischen Behörde geltend zu machen, als die Stiftung von dieser hohen Behörde sowol als Ganzes wie in ihren Bestandtheile (Dresdener und Leipziger Zweig-Schillerstiftung) bereits rechtlich anerkannt worden ist.

Im Laufe des Austausches gegenseitiger Erklärungen zeigte sich allmählich der genannte Hauptverein bereit, Verzicht zu leisten auf einige der ganz besonders bedenklichen Consequenzen einer Umwandlung des Lotteriegewinns in eine neue Zweigstiftung. Denn nicht nur, daß die Zweigstiftungen ein Recht haben, ein volles Drittheil ihrer Zinseinnahmen zu eigener Verwendung zurückzubehalten, auch bei Satzungsänderungen erfolgt die Abstimmung nach dem Vermögen der Zweigstiftungen, wodurch eine so reiche Zweigstiftung im Stande gewesen wäre, allen übrigen Gesetze vorzuschreiben. Sowol für diese Punkte wie für die Vorschläge, 100000 Thlr. von dem Gewinn abzuzweigen und 20 Jahre lang Zins auf Zins tragen zu lassen, um von dem Ertrag eine „Akademie" zu gründen, desgleichen für den Antrag auf beinahe unbedingte namentliche Bekanntmachung aller erfolgten Unterstützungen zeigte sich allmählich ein Entgegenkommen des Hauptvereins, demzufolge für diese und andere Wünsche erst von der Gesammtheit der Stiftung die Prüfung und Billigung abzuwarten sein sollte. Infolge dessen reiste eine Deputation des Verwaltungsraths nach Dresden und erwirkte durch die wiederholte Geltendmachung der Rechte der Gesammtstiftung, daß der Hauptverein in die Grundbedingungen der Bildung einer eigenen Zweigstiftung zwei die wesentlichen Punkte aufnahm, daß dieselbe „einen integrirenden Bestandtheil" der Deutschen Schillerstiftung bilde, von ihrem Zinsertrage jährlich nicht $^2/_3$, sondern $^4/_5$ an die Centralkasse abführe, sich mit der schon früher bestandenen Dresdener Zweigstiftung verbinde und bei Satzungsänderungsvorschlägen ihr Vermögen nicht höher verrechnet als das zur Zeit höchste Zweigstiftungsvermögen, gegenwärtig das Vermögen der Zweigstiftung Wien. Auf einer vom 6.—8. October in Weimar abgehaltenen Generalversammlung aller Zweigstiftungen wurden diese Vorschläge, denen durch einen Antrag der (ältern) Dresdener Zweigstiftung noch eine besondere

Erläuterung gegeben wurde, mit faſt einſtimmigem Beſchluß angenommen und wäre denn ſomit in nächſter Zeit die Zuſammenſetzung der Schillerſtiftung die, daß 21 Zweigſtiftungen ein Vermögen von ungefähr 64000 Thalern repräſentiren, eine 22. (die combinirte dresdener) ein Vermögen von 316000 Thalern. Die Mehrzahl der erſtern liefert in die Centralkaſſe $^9/_{10}$ ihrer Einnahmen, dieſe dresdener $^4/_5$, während von dem zurückbehaltenen Künftel $^1/_{10}$ kapitaliſirt, $^1/_{10}$ von ihrem Vorſtand nach eigenem Ermeſſen, jedoch in Gemäßheit des §. 1. der Satzungen, verausgabt werden ſoll.

Gewiß iſt auf dieſe Weiſe ein großartiges und durchgreifendes Wirken der Schillerſtiftung verbürgt und wol konnte der Gedanke entſtehen, ob nicht infolge eines ſo erfreulichen Beſitzes noch nach mancher Richtung hin ſich die Stiftung in ihrem Plan erweitern und „ausbauen“ laſſe. Dennoch ſind alle desfallſigen Anträge in letzterwähnter Generalverſammlung abgelehnt worden, zunächſt ſchon um deswillen, weil die erſt zum legalen Vollzug kommen ſollende Vereinigung mit jener neucombinirten Dresdener Zweigſtiftung ein unverändertes Feſthalten am Statutbaue der Stiftung, an ihren von ſämmtlichen betreffenden deutſchen Regierungen (Hannover und Preußen leider ausgenommen) anerkannten Satzungen bedingt. Sodann dürfte ſich ebenſo dringend empfehlen, erſt verſuchsweiſe die neue Erwerbung ſich in diejenige umfaſſende hülfreiche Thätigkeit einleben zu laſſen, welche von §. 1. der Satzungen vorgeſehen wird. Infolge dieſer Erwägungen wurden auch die hier und da geſtellten Anträge auf Bekanntmachung wenigſtens einiger Namen, welchen die Wohlthaten der Stiftung zu Theil geworden, vorläufig einſtimmig abgelehnt.

Schon dieſer kurze Rückblick auf eine vielbeſprochene und mehr als wünſchenswerth öffentlich gewordene Angelegenheit läßt es erklärlich finden, daß, wie der Rechenſchaftsbericht ſagt, die innere Lage der Schillerſtiftung im verfloſſenen Jahre eine mannichfach unruhige und für die Verwaltung recht ſorgenreiche geweſen iſt. Die Abſchlagszahlungen, die bereits aus dem Lotteriegewinn geleiſtet und vom Verwaltungsrath mit Dank entgegengenommen wurden, ließen ſich allerdings zu den Zwecken der Stiftung bereits benutzen, mehrten aber auch für manche Maßnahme die Bedenken und Schwierigkeiten, da die Wiederholung dieſer Zahlungen noch in Frage ſtand. Aus allen dieſen proviſoriſchen Zuſtänden bringt hoffentlich ſchon die allernächſte Zukunft eine willkommene Erlöſung.

Die Rechtsbeſtändigkeit der Schillerſtiftung hat ſich im verfloſſenen Jahre noch immer nicht, wie ſchon bemerkt, auch auf das Königreich Preußen ausdehnen können, wo die Zweigſtiftungen Berlin, Breslau, Köln, Danzig und Königsberg in Preußen das Recht der juriſtiſchen Perſönlichkeit, theilweiſe zu ihrem empfindlichen Nachtheil, noch entbehren. Von Mannheim iſt zu berichten, daß ſich dieſe Zweigſtiftung mit den Schillervereinen in Karlsruhe, Heidelberg und andern badiſchen Städten zu einer Badiſchen Zweigſtiftung der Deutſchen Schillerſtiftung verbunden hat; eine Stärkung ihrer Kraft und Entwickelung, in welcher nichts den Satzungen Widerſprechendes gefunden werden konnte.

Zur Centralkaſſe der Stiftung floß ein Beitrag des Großherzogs von Weimar von 250 Thalern. Außerdem traf eine Schenkung von 60 Silberrubeln aus Nischni-Nowgorod ein. Einen betrübenden Verluſt erlitt der Verwaltungsrath durch den Tod ſeines Mitglieds Dr. Julius Hammer, der neben dem Verdienſt, der erſte Anreger der Schillerſtiftung geweſen zu ſein, ſich auch das andere erwarb, ihrer fernern Entwickelung als Verwaltungsrathsmitglied mit Rath und That treu zur Seite geſtanden zu haben.

Die Ueberſichten der Einnahmen und Ausgaben werden künftig eine andere Eintheilung erfahren, da beſchloſſen worden iſt, die Jahresrechnungen mit dem Kalenderjahr beginnen und abſchließen zu laſſen, nicht, wie bisher, mit dem 1. Juli und dem letzten Juni des folgenden Jahres.

Die im letzten Jahre verausgabten Unterſtützungen betragen über 4000 Thaler. Die Zahl der allein am gegenwärtigen Vorort Weimar eingelaufenen Petitionen betrug 83. Ohne Zweifel werden dieſe Angaben das Bild einer außerordentlich regen und die ganze Hingebung des Verwaltungsraths und des Generalſecretariats in Anſpruch nehmenden Thätigkeit. Und dies Bild entſpricht der Wahrheit. Schon jetzt iſt die Schillerſtiftung ein Inſtitut ſo complicirter Verwaltung, daß allein dieſe kurzen Andeutungen genügen können, um den Ernſt der hier zu löſenden Aufgabe zu ermeſſen. Möge ſich das Vertrauen zur Bedeutung ſowol wie zur Verwaltung der Schillerſtiftung immermehr ſtärken! Ihrer Natur nach kann ſie ſich nicht unter die unmittelbare Controle des allgemeinen Publikums ſtellen; ſie kann die Bürgſchaften ihres Wirkens nur mittelbar und durch ihre Organiſation geben, der gufolge eine Anzahl von mehr als zweihundert deutſchen Männern die volle Einſicht in den Gang der Geſchäfte und den Charakter der Maßnahmen gewinnt, zugleich das Recht übend, mit eigenen Wünſchen und Forderungen, anerkennend und tadelnd, in das Ganze einzugreifen. Die öffentlich abgehaltenen Sitzungen der Generalverſammlung vom 6., 7. und 8. October d. J. und die der letztern vorausgegangenen Anregungen innerhalb der Zweigſtiftungen haben bewieſen, daß ſich im Bereich des Schillerſtiftungswirkens nichts der Controle entzieht, daß die oft entgegengeſetzteſten Anſichten ſich gegeneinander meſſen und ausſprechen dürfen, daß aber auch von allen den Männern, die aus Nord und Süd, aus Oſt und Weſt Deutſchlands gekommen waren, um die Pflichten und Rechte der Zweigſtiftungen zu üben, ſchließlich mit Freuden die Verantwortung für alles das übernommen wird, was die Nation, in Rückſicht auf den Zweck der Schillerſtiftung, vertrauensvoll dieſen Beauftragten überlaſſen

darf. Die Prüfung der literarischen Bedürfnisse ist die gewissenhafteste. Ein milder Sinn verbindet sich mit der steten Ueberwachung der Literatur als einer mächtigen und nicht genug auf der geistigen und sittlichen Höhe zu haltenden Offenbarung des Nationalgenius. Ohne Unterschied des Standes, des Alters, des Geschlechts, der specifischen Talententfaltung wird nur das Bedürfniß und der nach sich selbst und seinem redlichen Wollen bemessene Werth der empfohlenen Namen als Richtschnur der Bewilligungen im Auge behalten, Kargheit, wo sie nicht am Platze, ebenso vermieden wie verschwenderische Fülle. Dem, der vertrauensvoll der Verwaltung, entweder am Vorort oder durch das Organ einer der Zweigstiftungen oder der Mitglieder des in sechs Städten vertheilten Verwaltungsraths, sich bittend naht, kommt die gleich wohlwollende Gesinnung entgegen wie den Bedürfnissen, die nur durch fremde Empfehlung in Erfahrung gebracht werden. Ungefügen und zudringlichen Forderungen dagegen wird nach wie vor die entschiedenste Abwehr.

Während unser öffentliches Leben den unerfreulichen Anblick eines durch Meinungs- und Interessestreit mehr denn je zerrissenen Volkes bietet, kann auch, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, von gleichzeitiger Pflege der Künste und Wissenschaften nicht gerade viel berichtet werden, was den trauernden Genius des Vaterlandes besonders aufzurichten und zu trösten vermag. Einzelne Erscheinungen ausgenommen, wird selbst unser geistiges Leben immermehr in die Strudel der Parteiung gezogen; sogar die öffentlichen Volksfeste sind ein Ausdruck der streitenden und das Vaterland entzweienden Gegensätze geworden. Ist das schöne Lied von der deutschen Einheit, das in den unvergeßlichen Schillertagen des Jahres 1859 von aller Lippen ertönte, auch noch nicht verstummt und verklungen, so wird es doch nicht mehr mit dem weithinschallenden Jubel gesungen, der damals alle Herzen hob und im Bewußtsein unserer unveräußerlichen Güter vereinigte. Möge darum die Theilnahme nicht fehlen, wenn zum dritten mal über Stand und Wirksamkeit einer Stiftung berichtet wurde, welche nicht in ihrer ersten Begründung, wol aber in ihrem Aufschwung und nachhaltigen Gedeihen eine Frucht jener warmen und pietätvollen Erhebung unsers Nationalgefühls in den Novembertagen 1859 zu nennen war und noch fernen Geschlechtern in sichtlicher Bewährung die Kunde eines der schönsten Momente unserer Geschichte erhalten wird.

Der Winter in Berlin.

IV.

— — Sie wollen wissen, welche Metamorphosen die Saison in der Toilette der Damen hervorgebracht hat? Darüber verweis ich Sie auf den „Bazar", führe Sie jedoch — zwar in eine sehr unscheinbare Gegend, aber an einen Ort, wo Ihrer ein reicher Genuß harren soll — in eine Seidenwaarenhandlung. Hier findet sich alles für die Herbst- und Wintersaison, auch in reichster Fülle die schwersten Seiden- und Brocatstoffe, wie man sie früher wol nur auf den Märkten von Palmyra sehen konnte — —

Gleich im ersten Raum finden Sie die Stoffe aus Lyon, der Lombardei und aus China. Welche Farbenfülle! Wie matt ist dagegen der Regenbogen! Selbst die neuesten von Bunsen entdeckten Farben werden hier überflügelt. Von den Originalfarben geht's zu den complementären und diese haben wieder ihre complementäre Farbe. Hier im schweren Moiré Flamme de Venise, dort Vert d'Azow, die reine „Zauberflöte"! Da kann Pamina und Tamino leicht durch Feuer und Wasser gehen, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt noch ihre Schuhsohlen naß werden, und doch ist der feuerfarbene Atlas der einen so täuschend wie der wogige Wasserspiegel des andern anzuschauen. Daneben breitet sich Bleu Azouline, Humboldt's Farbe, in hellern und dunklern Nuancen zwischen Hell- und Dunkelblau, das bei Licht mehr Lila behält als die frühern Blau. Der berühmte Gelehrte hatte über die Himmelsbläue noch vor seinem Tode neue Aufschlüsse gegeben; man hat ihn dafür nicht unter die Sterne, wol aber unter die Seidenstoffe versetzt —' Was würden „Varnhagen's Tagebücher" dazu sagen? — Die Farbe hat auch — hm' hm' — etwas Changeantes. Zu den neuesten Farbentönen zählen wir Jockeylederfarbe, auch Couleur cheveux de la reine — doch kann ich nicht sagen, welcher Königin, wäre es l'Impératrice, so wüßte man's genau, daß es die Freundin des Papstes ist. Auch Kastanienbraun ist sehr beliebt, ebenso violett, schwarz und französischblau. Diese dunkelfarbigen Moirés sind von kleinen Sammtblumen in gleicher Farbe überstäet. Der Hof und die hohe Aristokratie wählen diese dunkeln und schönen Stoffe zur Stadttoilette; derartige Kleider werden wenig garnirt, während die Kleider für den Salon sehr reiche Garnirungen tragen; kleine Stutzschleppen befinden sich aber an allen, selbst den gewöhnlichsten Straßen-Spazierkleidern, sodaß a conto derselben die Polizei in den Stand gesetzt wird, einige Straßenkehrer abzuschaffen, da die Damen für die Straßenreinigung sorgen, im Fall nicht ein gegenwärtig mit schwarzer Spitze breitbedruckter Unterrock, den man dabei ebenso kokett wie den Fuß zeigen kann, dem Uebel abhilft.

Doch gehen wir weiter. Die zweite Abtheilung enthält die Wollen- und Halbseidenstoffe. Da sich bei uns wieder das Zeitalter von „Etat c'est moi" naht, so sieht man vorzugsweise kleine Wappenerfindungen oder, was gleich bedeutungsvoll ist, Adressen als Devisen. Daneben liegen denn auch noch die Brochés auf alten Roués, auch Quadrille, auch gedruckte Seidenbatiste zu Morgenkleidern. Die Organdines, die Mousseline und Jaconnets, die Barèges und Mohairs, ja selbst die herrlich fabrizirte, a la jardinière einladende Grenadine lassen wir links liegen; denn „Der Winter ist kommen, der Sommer ist aus" —

Wir eilen in die Abtheilung der Confections, wo uns vom leichten Herbstmantel und Schleier an die wärmende Winterhülle mit dem Namen eines Herzogmantels von violettfarbigem Wollensammt, dessen Form rund und sehr lang ist, besonders anzieht. Aber meine gefeierte Ariadne, an deren rothen Faden ich mich halte, behauptet, sie hätte jüngst einen Nationalmantel gesehen, der bedeutend graziöser, kürzer, mit Medaillons und Schnüren von Posamentierarbeit reich verziert, eine Art Stola über der Schulter bildend, ihr besser gefallen habe; den Hauptvorzug aber gebe sie dem von schwarzem Sammt reich mit Guipuren garnirten Irmamantel. Sehr umfangreich und nach hinten lang abfallend, bildet er, den Kleidern analog, eine gerundete Schleppe. Ich machte gewiß ein sehr kluges Gesicht bei dieser Auseinandersetzung und wandte mich mit der ganzen Liebenswürdigkeit meines Ichs nach den hier vorhandenen Paletots mit Jockeykragen, Redingots, Burnussen und Pelzen. Ich hatte für alles ein bewunderndes Wort, fand alles schön, wodurch ich mir das Vertrauen der Verkaufenden erwarb, die es wahrscheinlich nur fehlerhaft fanden, daß ich nichts einpacken ließ, und folgte schließlich in die letzte Abtheilung, das Shawllager. Hier ist orientalische Pracht! Châles Biarritz in Maie, Fuchsia, Dahlia — auch schwarz — waren gestickt und glatt von Grenadinestoff vorhanden und, was die Hauptsache, auch erschwinglich, für etwa 4 Friedrichsd'or.

Da Herr Hesse (ich vergeß ganz, Ihnen die Adresse zu sagen) einen Vetter in Kanton hat, der zufällig im Besitz einer Handelsfactorei ist, so findet man hier auch die in steter Mode bleibenden Crêpe de Chine-Tücher und ähnliche sehr schöne Gewebe. Da man mich für einen Kenner nahm infolge meines Lobes, so wurden mir und meiner Freundin noch die allerdings prachtvollen Seidentapeten und Möbelstoffe eigner Fabrik gezeigt. Die Paläste des Königs und des Kronprinzen prangen in dieser vaterländischen Industrie. Theils sind es mit Gold und Silber durchwirkte Damaste, theils Cretelines mit geripptem Grund und Atlasmuster. Velours d'Utrecht sowie Sammte, unter denen sich die Farben Pivoine, Rose de reid, Vert impératrice und Fuchsia besonders auszeichnen. Zu Portieren sind die Victoria-Cords mit bunten Streifen, wie gestickt, noch sehr beliebt. Auch Gobelins sind vorhanden und Alhambra-Gardinen, deren Zeichnung im maurisch-poetischen Stil ist und die Phantasie in das unfaßbare und doch so verführerische Reich einer magischen Welt hinüberziehen muß, wo es schwer sein mag, herauszukommen — ich rathe zu diesen Märchengardinen nicht, denn mir war danach, als hörte ich Gretchen singen: „Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer."

Da fand ich aber schon glücklicherweise wieder auf der Straße, indessen nur, um auf der Charybdis in die Scylla zu fallen, denn ein Junge bietet uns — — das „Katholische Kirchenblatt" zum Ankauf entgegen! Meine Partnerin, eine gute Katholikin, weigerte sich der Annahme nicht, zumal der Junge sagte: Es stünde etwas Wichtiges darin. Richtig, da stand: „Zu der Verlosung von Pretiosen und Kunstgegenständen, welche im Auftrag des Papstes am 9. December 1862 in Rom stattfinden soll, sind bei den hiesigen katholischen Kirchen, der Hedwig-, St.-Sebastian- und Michaeliskirche, Loose zu 8 Sgr. zu haben. Vier Loose werfen gleichzeitig dem Besitzer ein Bildniß Pius' IX. ab, einen gelungenen Stahlstich." Humboldt, mehrfach um das Arrangiren von Lotterien angegangen, lehnte es stets ab. Jetzt ist die Zeit so fortgeschritten, daß selbst der Papst mit Major Serre's Schillerlotterie concurrirt.

Eine Buchhändlerreclame.

* Es ist bekannt, daß von jener Brüsseler Association, die sich den Verlag und Vertrieb der „Misérables" von Victor Hugo in der gebildeten Welt angelegen sein ließ, das Möglichste geleistet wurde im Anpreisen ihres Speculationsobjects. Einmal hieß es sogar, die Lieferungen hätten sich verzögert, weil die Setzer zu sehr in Andrang gerathen wären und nicht hätten weiterarbeiten können.

Jetzt ist ein Misérables-Bankett in Brüssel gefeiert worden und wieder werden in Tausenden von Exemplaren die „lithographirten" Toaste mitgetheilt und die bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede Victor Hugo's. Daß man sich, will man wirken, einem Speculanten in Entreprise geben muß, haben die Zulukaffern, sogar Jenny Lind und ihr Gernas Barnum bewiesen, auch die Kunsthändler, die ein Bild von Gallait, Schrader u. a. kauften und damit von Stadt zu Stadt reisten. Jetzt ist noch der Buchhandel hinzugekommen, der noch in einem solchen Maßstabe die Ausbeute einer Acquisition nicht berechnet hat. Der Genius wird zum Mysterianten.

Wie Victor Hugo vom Kindbrei bis zum Dessert diese Flut der unerhörtesten Schmeicheleien und Uebertreibungen hat mit anhören können, ohne vor Verzweiflung zu entfliehen, ist nur dadurch erklärlich, daß die Verlags-Association (Lacroix, Verboeckhoven u. Comp. ist die Firma der Gesellschaft) ihn beschworen hat, die Komödie nicht zu stören, sie wäre fürs Geschäft nothwendig.

Briefwechsel.

— — — in Hannover. Bei Ihren Testimonien von Begriffen, die am besten nur durch sich selbst erklärt werden, sagt es bekanntlich aus, wenn Boileau sagte: „Rien n'est beau, que ce qui est vrai", so hat er recht und auch nicht recht. Kann etwas wahrer sein als der gewiß unschöne Buckel des Aesop und die häßlichen Füße des Thersites? Und doch haben die Wachsbossirer mit ihrem „Schön ist häßlich, häßlich schön!" recht, denn wenn Lafontaine den Buckel des Aesop eine Schönheit — im Gegensatz zur Weisheit des armen Mißgestalteten, da rührt sein Buckel, Thersites wird der Schönheit besser gegenüber, den er schmäht, zu einer behaglich genießbaren Folie des Achilles, wie Caliban zu einer Folie Miranda's und Ariel's. Man kann, im Nachgefühl des kurz zuvor aufgenommenen Schönen, auf dem Häßlichen mit vollem Behagen verweilen. Der Dichter kann es eben hie, das Häßliche zur Verstärkung der Kraft des Schönen richtig anzuwenden.

(Ausgegeben am 13. November 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 47.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Heirath eines meiner Freunde. Von Alexander Weill. I. — Ein Gedenkblatt auf Jechia. Von Franz von Dommerodorf. II. — Ein altes Freskobild. — Ein englisches Urtheil über französische Malerei. — Zur ethnographischen Romantik. — „Soll und Haben" in Amerika. — Unterhaltungsliteratur. XXVI. — Neue Dramen. IX. — **Neues aus der Welt.**

Die Heirath eines meiner Freunde.

Von Alexander Weill.

I.

Im Jahre 1843 machte ich in dem Redactionsbureau der „Démocratie pacifique" die Bekanntschaft eines jungen Philosophen, den wir Reynard oder Reinhard nennen wollen. Damals wollten alle jungen Franzosen deutsch lernen. Mancher auch entschloß sich und lernte deutsch lesen, aber selten brachte es einer von ihnen weiter als bis zur Declination, die auch in der That für einen Fremden hals- und kopfzerbrechend ist.

Herr Reinhard stellte mich eines Tags einer Frau von Gronat vor — der Name ist nicht ganz der rechte — man wird den rechten errathen, wenn ich sage, daß ihr Mann später Minister war. Frau von Gronat hatte einen halb literarischen, halb eleganten Salon. Sie war ebenso reich an Geist als an Vermögen und liebte besonders die jungen Schwärmer der damals modischen sogenannten socialen Wissenschaft.

Die Geschichte, die ich dem Leser erzähle, datirt von diesem Salon und spielt zwischen meinem Freunde Reinhard und der Cousine der Frau von Gronat. Ich erzähle sie so, wie sie sich abspann. Seiten spreche ich seit dieser Zeit mit Herrn Reinhard, ohne daß wir von den Details dieser Geschichte sprachen, und immer mit Vergnügen. Da eben erfuhr ich die verschiedenen Umstände, die in jedem Roman abwechseln. So auch sollte es mit der Weltgeschichte sein. Wer sie nicht erlebt hat, wer nicht mit ihren Helden selbst zu Mittag gespeist hat, ist immer schlecht unterrichtet. Und nichts ist dann auch noch, um auch das zu bemerken, romantischer als die Wahrheit.

Man verließ den Speisesaal. Während des Essens war die Unterhaltung so lebhaft, daß keiner der Geladenen im Stande gewesen wäre, Rechenschaft von dem, was es gab, abzulegen, obschon die Küche der Frau von Gronat als eine der besten in Paris bekannt war.

Herr Reinhard — den man blos den jungen Philosophen nannte — hatte, nachdem er der Frau von Gronat den Arm gegeben, um sie aus dem Speisesaal in den Salon zu führen, rasch einige Sessel und Stühle in einem Halbzirkel um den Kamin geordnet, in der Absicht, einen tüchtigen philosophischen Ausfall auf den materialistischen Professor Pessard zu machen, der ihn gegen Ende des Mahls förmlich aufforderte, ihm einen einzigen mathematischen Beweis für die Existenz Gottes zu liefern.

Ein frisches, von Jugend und Schönheit

ſtrahlendes Mädchen verließ den Arm ihres Vaters und nahm raſch, nicht ohne Koketterie, der Gräfin gegenüber Platz. Man nannte ſie gewöhnlich die ſchöne Pauline. Sie war die Tochter des Profeſſors Peſſard, der die Mathematik in einem königlichen Gymnaſium lehrte und zugleich (damals ging das) Mitarbeiter an einem Oppoſitionsblatt war.

Pauline war blond, roſenfarbig und nicht ohne Bildung. Sie hatte nur Einen Fehler. Sie wußte es, daß ſie ſchön war, und empfing den Weihrauch ihrer Anbeter wie eine nichtconſtitutionelle Königin den Tribut ihrer Unterthanen. Auch wähnte ſie ſich noch geiſtreicher, als ſie allerdings war. Während ſie ſich mit andern Frauen, beſonders mit Mädchen unterhielt, entfuhr ihr oft eine ſchnippiſche Lippenbewegung, als wollte ſie dieſelben aufwerfen, und dieſe Bewegung eben gab dem Beobachter Gelegenheit, ſie ſelbſt aufzuziehen.

Herr Profeſſor Peſſard war in dieſer Hinſicht noch weit unausſtehlicher als ſeine Tochter. Seiner Meinung nach hätte der Herzog von Orleans — wir ſind im Jahre 1843 — weit beſſer gethan, ſeine Tochter zu heirathen als eine deutſche Prinzeſſin; er geniirte ſich nicht, in Gegenwart Paulinens laut von ihrer Schönheit zu ſprechen, wozu dieſe ein über das andere mal ausrief: „Aber, Vater!“ Nicht als wollte ſie ihm Vorwürfe machen; nein, als wollte ſie ſagen: Das iſt ja ganz natürlich! Das ſpringt ja jedem in die Augen!

Neben Fräulein Pauline ſetzte ſich mit beſcheidener Miene und ohne das geringſte Geräuſch ein zweiundzwanzigjähriges Mädchen, das den Namen Clara trug und die leibliche Couſine der Gräfin war. Clara war der vollſtändige Gegenſatz zu Paulinen. Dieſe ſtrahlend, jene farblos. Pauline üppig, Clara mager. Die eine lebte von innen heraus nach außen, die andere von außen nach innen. Pauline konnte man mit einer grünen waldigen Gegend, Hügel und Thal vergleichen, Clara mit einem ſtill rieſelnden, farbloſen Quell; kurz, Clara ſchien der natürliche Schatten von Paulinens Glanz zu ſein. Aber nicht etwa, daß Clara häßlich war — ihre Naſe, ihr Mund, ihre Augen, ihre Stirn, ihre Haare, alles für ſich genommen war an ſeinem Platze und zeichnete ſich durch Eigenthümlichkeit aus. Ihre hohe Stirn zeigte ſogar einen feſten, männlichen Willen an. Ueber dieſen Naturgaben lag ein dunkler Strich, der Beſcheidenheit zuerſt und dann auch eine gewiſſe Kälte ausdrückte. Man ſ in ihrer Gegenwart, wenn ſie nicht lächelte. ihr Lächeln verrieth wenn nicht eine heißbr nende, doch eine warme, helle Seele. Und lächelte nur, wenn ein idealer Gedanke von G und der Unſterblichkeit, von Liebe und Ergeb den Lippen Reinhard's entfuhr. Zuweilen bewegte ſie ihr Geſicht, als wollte ſie ihr gan Weſen in einen innern Brennpunkt concentri Sie ſchien ſich dann ſelbſt Vorwürfe über geſellſchaftliche Kälte zu machen; dann aber überlegend, kam ſie zu der Verſicherung, daß ſo ſein müſſe, weil ſie ja doch — nie geliebt den würde.

Clara war eine Waiſe. Ihre Aeltern ha ihr ein großes Vermögen hinterlaſſen, das von Cronat, ihrer einzige lebende Verwandte, waltete, was an ſich ein Leichtes war; das Vermö beſtand aus 35000 Francs Renten, einfach auf Staat. Solche Charaktere wie Clara gibt viele unter den Mädchen, die früh ihre Aelt verlieren und die blos von Erinnerungen Hoffnungen leben. Nichts konnte ihr die gangenheit erſetzen, und was die Zukunft be der Gedanke allein, daß ſie jemand ihres Ge halber heirathen könne, konnte ſie außer bringen. Aus Liebe, dachte ſie, wird mich mand wollen, da ich häßlich bin — ſie glau ſich häßlich —, und denjenigen, der mich nur meines Geldes willen heirathet, den müßte verachten! Umſonſt war ſie in dem Hauſe dem Salon ihrer Couſine — umſonſt nahm Frau von Cronat in alle Geſellſchaften, umſ ſchickte ihr die Gräfin die eleganteſten Näherinnen, Putzmacherinnen und überhäufte ſie mit Spitzen und allerlei Zierath; Clara verſtand Kunſt, ſich durch die Eleganz zu entſtellen. Sie glich dann eher einer jungen Witwe einem jungen reichen Mädchen. Sie lebte und allein mit einer Großtante und ſchenkte überflüſſiges Geld den Armen.

Seit zwei Jahren wurde ſie trotzdem tägl lich mit Heirathsanträgen heimgeſucht. Clara, nie lachte, konnte da doch wenigſtens lach „Aber der Herr kennt mich ja gar nicht!“ ſie dann aus. „Er weiß wohl, daß ich häß und reich bin! Er will zugleich eine Lieb und Vernunftheirath machen! Liebe zu mei Mitgift und Vernunft wegen meiner Häßlichkeit Zuletzt wagte es die Gräfin nicht mehr, ihr Heirathen zu ſprechen. „Clara“, ſprach ſie ihrem Mann, „bleibt ledig oder geht ins Kloſter

Vierte Scene.

Harry ſtürzt ganz blaß, mit Blutſpuren an den verwilderten, prächtigen Kleidern herein, Toms und Toby hinter ihm, darauf Marwell. An der Thüre hört man, daß Leute draußen ſtehen. Die Vorigen.

Harry

(ärgerlich in ſeinen Taſchen ſuchend).

Verdammt! Wo ich nur meinen Geldſchlüſſel habe; verloren oder in meinen geſtrigen Kleidern. Wir haben einen dummen Spaß gehabt, Vater; gieb mir Geld, das Kind lebt, todt iſt's nicht, Gott behüte, nur der Schreck, Geld, Geld, Vater.

Thompſon

(geht an einen Pult, um einen Schlüſſel zu holen).

Harry.

Das Lumpenvolk wird reich dadurch. Wer die Aeltern ſind, weiß der Henker. Hundert Pfund, 200 ſollen ſie haben für den Schreck. So viel koſtet morgen mein Admiralſchiff! Das ſoll eine Waſſerfahrt werden. Vater, macht, daß ich die Geſchichte aus dem Kopf bekomme. Nun; 300 Pfund auf ſechs Jahr, dann meint' ich ſollten ſie's verſchmerzt haben (nimmt den Schlüſſel).

Seit einem Jahre aber hörte und sah sie jede Woche einmal den jungen Philosophen in dem Salon ihrer Cousine. Sie hatte sich selbst die Frage gestellt, ob sie Reinhard liebe. Sechs Monate lang dauerte es, bis sie sich selbst diese Frage mit einem Ja beantwortete. Sie mußte sich gestehen, daß, wenn der junge Reinhard sie liebte, sie glücklich sein würde, an seiner Seite durchs Leben zu gehen. Aber Reinhard schien keinesfalls dieser Meinung zu sein; denn nie noch hatte er ihr einen Augenblick Aufmerksamkeit gewidmet. Er schien sie gar nicht zu bemerken. Er hatte nur Augen und Worte für die schöne Pauline. Clara, eher zu bescheiden als sich selbst überschätzend, fühlte sich zu schwach, um mit ihrer Nebenbuhlerin einen Kampf zu bestehen. Sie konnte es nicht einmal bis zur Eifersucht bringen. „Pauline", sagte sie zu sich selbst, „ist würdig, geliebt zu werden. Sie ist schön, ich bin häßlich. Man bewundert ihre Person, an mir bemerkt man höchstens meine Toilette. Ein Heuchler allein würde mir in Paulinens Gegenwart den Hof machen, denn er würde mich alsdann nur meines Geldes wegen lieben. An Reinhard's Stelle, wäre ich ein Mann, würde ich, wie er, Pauline lieben und Clara nur dann und wann fragen, wie sie sich befinde, um nicht ganz gegen die Höflichkeitsgesetze zu verstoßen."

Daher nun kam es, daß, obschon es Clara nicht an Geist und Willen fehlte, sie nie an den literarischen und philosophischen Salongesprächen theilnahm, aus Furcht, es schiene, als wollte sie geistig glänzen und Paulinens Schönheit den Rang ablaufen. Sie nannte dies Würde, in der That aber war es Stolz, reiner Mädchenstolz. Sie wollte entdeckt werden.

Reinhard war 32 Jahre alt. Er war Professor der Literatur und Mitarbeiter an einer philosophischen und socialistischen Revue. Er war weder schön noch häßlich, sprach mit Leichtigkeit und Grazie und schwang sich zuweilen bis zur Beredsamkeit auf. Er liebte es besonders, das weibliche Geschlecht poetisch auszuschmücken. Dies Gefühl war bei ihm so natürlich, daß, so oft er einem weiblichen Wesen die Hand küßte, sein Herz in Zärtlichkeiten und poetischen Ergießungen wider seinen Willen überfloß. Sein Ideal von Liebe war so erhaben, daß, wenn er seinen Gedanken die Zügel schießen ließ, er so überschwenglich beredt und geistig verklärt schien, daß das Ohr aller Frauen und Jungfrauen buchstäblich an seinen Lippen hing und seine Worte wie die Blumen den Thau verschlang.

Es befanden sich noch einige fremde Gäste in dem Salon der Frau von Grenat. Unter andern ein neuvermähltes Journalistenpaar, zwei Professoren aus der École normale, ein Sänger und eine Pianistin. Da sie aber keine Rolle in dieser Geschichte haben, so nenne ich sie nicht. Herr von Grenat war, wie man sagt, ein Gentilhomme de lettres. Er war von Adel und Millionär. Heute hatte er um Erlaubniß gebeten, sich entfernen zu dürfen; er wurde durch eine besondere Depesche zu dem Minister des öffentlichen Unterrichtes geladen. Herr von Grenat war Mitglied der Deputirtenkammer.

Kaum hatte Frau von Grenat Platz genommen, so sagte sie zu Herrn Reinhard: „Sie haben mir heute nicht das geringste Compliment über mein Mittagessen gemacht! Undankbarer! Ich hatte Ihrethalben zwei Ihrer Lieblingsgerichte bestellt! Sie haben dies kaum bemerkt!"

„Wenn Herr Pessard über das »Schöne« das Wort nimmt", erwiderte der junge Philosoph, „so vergeht mir Essen und Trinken! Wozu auch essen, trinken, schlafen, athmen, sich verheirathen, das Gute lieben und das Böse hassen? Ist doch nach Herrn Pessard der Mensch nichts als eine intelligente Bestie! Der einzige Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thier ist, daß der erstere das Fleisch gekocht ißt und daß das letztere es roh verzehrt. Ein verbesserter Tiger ist der Mensch oder besser ein mathematischer Wolf. Alles andere ist lauter Schwärmerei! Herr Pessard nennt uns alle Tapezierer! Er sagt, wir malten die Wände unsers Lebensgefängnisses mit allerhand farbigem Papier aus."

„Und noch dazu schlechte Tapezierer!" unterbrach ihn Herr Pessard. „Und noch schlechtere Maler! Wahre Pfuscher! Die Biene macht Honig aus dem Blumensaft. Sie findet Blumen und Saft. Aber die Spinne, die alles aus sich selbst zieht, was fabrizirt sie? Ein Spinnengewebe! Sie ist auch eine Metaphysikerin. Sie zieht alles aus ihrem eigenen Ich. Natürlich fängt sie auch blos Fliegen!"

„Herr Pessard", sagte Herr Reinhard, indem er seinen Stuhl rasch gegen ihn umkehrte, „haben Sie je geliebt? Haben Sie z. B. Ihre Frau geliebt?"

„Keine persönlichen Argumente, wenn's beliebt!" erwiderte der Professor —

„Ach, Papa!" unterbrach Pauline, „du warst

ein zärtlicher Gatte! Er spricht mir oft von meiner Mutter, die ich leider nie gekannt habe!"

„Das ist alles, was ich wissen wollte!" sprach der Philosoph. „In Gegenwart mehrerer Frauen ist es der Männer Pflicht, jede abstracte Discussion zu verbannen. Die Wahrheit aber ist wie die Gottheit überall, und wer sie nicht in einem Strohhalm, in einer Blume beweisen kann, der fühlt sie nirgends. Was lieben Sie", fuhr er dann fort, indem er sich direct an den Professor wandte, „was lieben Sie, wenn Sie lieben? Haben Sie sich je diese Frage gestellt? Etwas, das eine Kraft auf Sie ausübt, das Sie anzieht und das Sie sich anzueignen wünschen? Oder geben Sie mir eine andere Auslegung! Sie fühlen sich von dem Schönen oder was Ihnen schön erscheint angezogen und unwillkürlich möchten Sie dies Schöne Ihr Eigenthum nennen, indem Sie sich ihm nähern, es in sich aufnehmen oder selbst in ihm aufgehen. Ich frage Sie, was ist schön? Wir kennen die classischen Definitionen. Lassen wir sie! Sie lieben eine Frau. Fragen Sie sich, warum? Ist's, weil sie körperlich schön ist? Weil Sie immer instinctartig dies Schöne vor sich sehen wollen? Nein, diese Schönheit kann verschwinden. Ein Schwefelhölzchen, das brennend die Nasenspitze berührt — und sie ist auf immer dahin! Schönheit aber ist nur schön, wenn sie unvergänglich und immer schön ist — das heißt, die schönheitstrunkene Seele sucht immer das Schöne auf, solange sie sich fühlt, und bleibt nicht bei einem Gegenstand, der nicht mehr schön ist. Wenn Sie nun ein schönes Gemälde sehen, das Sie anzieht, was sagen Sie sich? Dies Gemälde zeigt einen Meister an. Diese Poesieen, diese Bäume, dieser See, diese Berge beweisen einen göttlichen Schöpfer, mit andern Worten eine schöpferische Kraft, die das Schöne liebt und schafft, zuweilen in seiner ganzen Pracht, zuweilen blos durch einzelne Strahlen. Doch wir sind noch nicht in das innere Wesen des Schönen eingedrungen. Nähern wir uns dem Meister dieses Gemäldes oder dem Schöpfer dieser Musik! Wenn wir nun in ihm einen Egoisten oder einen bösen Menschen entdecken, was denken wir da? Wir sagen uns: Nein, was ein solcher hervorbringt, ist nicht das wahrhaft Schöne! Mag sein, daß einige Strahlen der Schönheit seiner Kraft entschlüpft sind, unmöglich aber ist das Schöne eine Schöpfung der bösen Kraft! Unmöglich ist's, daß ein egoistisches, boshaftes Wesen, sei es Gott, Mensch oder Engel, etwas wahrhaft ewiges Schönes schaffe! Alles in dieser Welt entwickelt sich durch Ausdehnung, Kraft und Gegenkraft. An jedem Blumenstengel hat die Natur mehrere Knoten angelegt. Es sind dies Abschnitte der Concentration. Jedes Licht hat seinen Schatten, jede Eigenschaft ihren Fehler. Das Genie ist voller Abgründe und so schön auch die Sonne ist, sie hat die Nacht hinter sich her — Manchmal ereignet es sich dann, daß der Künstler nur die Schattenseite, nur die Fehler seiner Eigenschaften, die Laster seiner Tugenden dem Vorübergehenden zeigt. Der Abgrund hat eine gewisse Anziehungskraft, aber es ist — der Schwindel! Es kann ein Egoist ein gewisses Künstlerwerk hervorbringen, aber gewiß widersteht es der Zeit nicht. Nur das Gute ist dauerhaft, nur das Gute ist eine Kraft der Unsterblichkeit. Das Gute, das ist nicht eben das Blitzen des Geistes, sondern die Wärme des Herzens, mit Einem Wort die Liebe. Wenn Sie daher Ihre Frau geliebt haben, Professor, sei es wegen ihrer körperlichen Schönheit, so sagten Sie sich unwillkürlich, instinctartig: »Diese Farbenharmonie, die auf ihren Zügen schwebt, diese warmen Strahlen, die aus ihren Augen emporleuchten, diese zarten Töne, die aus ihrer Stimme mir so weich ins Herz dringen, dies alles ist ein Ausfluß ihrer innern Schönheit, die ganz Güte, ganz Liebe ist!« Und Sie liebten sie, weil Sie in ihr ein gütiges Geschöpf eines gütigen Schöpfers erkannten, oder besser, ein liebes Geschöpf des Schöpfers der Liebe. Nennen Sie diesen Schöpfer die Natur? Gleichviel! In diesem Fall aber hat sie eine Urkraft und ist sie selbst die schaffende Güte — Soll ich fortfahren?" unterbrach sich Reinhard; „ich fürchte zu langweilen."

„Fahren Sie fort!" erwiderten Pauline und Clara.

„Gesetzt, Herr Professor, Sie liebten Ihre Frau blos aus körperlicher Leidenschaft! Plato ist nicht Ihr Mann. Immer war das Gefühl eine elektrische Kraft, die Ihre beiden Körper durchströmte, eine Kraft, die mit Ihrer Jugend verschwand. Wer schuf diese Kraft? Gewiß kein böses Wesen! Und als Sie nicht mehr liebten. . .

„Bitte, bitte, bitte, keine Anspielungen!" unterbrach der Professor.

„Das heißt, fuhr der junge Philosoph fort, „in dieser vergänglichen Liebe vereinigt, genügte sie Ihnen nicht mehr, weil Sie das Unendliche ansinnten, weil Sie nach etwas Größerm streb-

ten. Der Frau aber genügt die Liebe ihres Mannes. Sie findet darin ihre Gottheit und, aufrichtig gesagt, gibt es für das liebende Weib keinen andern Gott als ihren Mann, wenn nämlich dieser ihr gut ist. Dem Mann aber genügt die Frauenliebe nicht, er müßte denn ein Weib lieben, das sozusagen mit ihm Ein Geist und Ein Fleisch geworden und mit ihm nach ewiger, unendlicher Liebe strebt. Das ist die wahre Ehe und diese allein ist unauflöslich! Diese Ehe ist aber eben die Güte, weil ein jeder Theil ganz darin aufgeht und sich dem andern Theil aufopfert. Es ist dies eine geistige Incarnation der Idee der Consubstantialität."

„Reiner Mysticismus!" lachte der Professor laut auf. „Bloße Phrasen! Erlauben Sie mir meinestheils eine directe Frage: Ist eine reiche Mitgift auch ein opfernder Theil des Schönen?"

„Warum nicht?" fiel Frau von Cronat jetzt ein. „Insofern ein hübsches Vermögen immerhin zum Guten und Schönen beiträgt —"

„Geld ist keine Eigenschaft!" erwiderte Reinhard. „Was äußerlich ist, gehört nicht zur wahren Liebe!"

„Jemand", erwiderte Clara schüchtern, „der dem Evangelium zufolge all sein Vermögen seinen Nebenmenschen aufopfert, scheint mir doch göttlich schön —"

Zum ersten mal in seinem Leben betrachtete Reinhard Clara, die über und über roth geworden war, etwas aufmerksamer. Aber schon unterbrach der Professor.

„Richtig!" sagte er. „Ein junger Mensch, der einem sehr reichen Fräulein den Hof macht, kann es aus »Schönheitsgüte« thun. Er sagt sich: »Mit diesem Gelde kann ich mich oft aufopfern, etwas langsam zwar, etwa einige sechzig Jahre«, am Ende aber nimmt er es nicht mit über das Grab. Bester Philosoph! Wenn ich Ihnen nun gestanden, daß ich meine Frau ihres Vermögens halber liebte? Ich wäre und würde nicht der einzige in gleicher Lage sein!"

„Nein!" erwiderte Reinhard. „Ich glaube Ihnen nicht! Ich beurtheile Sie nach mir selbst. Nun aber war es mir nie möglich, einem reichen Mädchen etwas Angenehmes zu sagen, aus Furcht, sie möchte meine Worte falsch deuten. Und liebte ich sie wirklich, nie würde ich mir es merken lassen! In der That ist mir jedes reiche Mädchen gleichgültig. Ich bedauere von ganzem Herzen die reichen Mädchen. Nie erfahren sie, ob man sie ihrer Eigenschaften halber oder ihres Geldes wegen liebt. Und nur dann sind sie halb glücklich, wenn wenigstens sie selbst lieben —"

Die schmerzlichen Gefühle, die Clara's Herz bewegten, fanden durch Zufall einen äußern Ausdruck. Sie rief plötzlich: „Mein Kleid brennt!"

In der That brannte der Saum ihres Kleides, der sich an einer Kohle entzündet hatte. Reinhard stürzte auf sie zu, ergriff das Kleid und erdrückte das Feuer, nicht ohne sich ein wenig zu verletzen. Das Kleid war blos versengt. „Es ist nichts", sagte er, „es ist dies die häßliche Seite der — Schönheit des Feuers."

„Danke Ihnen!" sagte Clara. „Sie sind wirklich gut, Herr Reinhard!"

„Sie wollte »schön« sagen", unterbrach Herr Pessard, „weil doch das Gute allein schön ist. Nehmen Sie sich in Acht, Herr Philosoph, Fräulein Clara ist reich! Und wohl hat sie das Recht, Folgendes zu denken: Der junge Mann hat sich die Hand wegen meiner verbrannt, weil er mich zu lieben gedenkt. Er ist so gut! Er möchte so viel Gutes mit meinen Renten thun —"

Man lachte um so mehr, als die Feuersgefahr einen Schrecken verbreitet hatte und die beklemmene Stimmung einer Erleichterung bedurfte.

„Herr Pessard", erwiderte Clara in einem etwas strengen Tone, „ich kenne Sie schon zu lange, um nicht eine bessere Meinung von Ihnen zu hegen! Sie denken nicht ein Wort von dem, was Sie eben gesagt haben —"

„Aus alledem", sagte Frau von Cronat, die diesem Gespräch ein Ende machen wollte, „schließe ich, daß Herr Pessard nie geliebt hat. Punktum!"

Pauline spielte das Thema noch auf die väterliche Liebe hinüber und hielt dem Herzen des Vaters die glänzendste Lobrede.

„Nun ja", sagte Reinhard, „es ist auch gewiß so! Der Professor spielt nur Komödie. Er glaubt so gut wie Sie und ich an Gott und an die Unsterblichkeit. Er muß aber seiner Rolle treu bleiben. In der Wissenschaft spielt er die Rolle eines Materialisten. Das eben ist das Unglück unserer Zeit! Niemand scheint, was er ist, und niemand ist, was er scheint. Unserer ganzen Literatur und Politik fehlt es an Aufrichtigkeit. Und eben dies fehlt auch vielen unserer Frauen, die sogar ihre Seele schminken. Nichts Großes kann dieser Gesellschaft entspringen. Wir leben in einem Jahrhundert der Komödianten — Da kommt eben Herr von Cronat. Er hat den Minister verlassen, der den Republikaner spielt;

kommt morgen die Republik, so spielt derselbe Mann den Republikaner!"

Die Frauen lachten und alles rief durcheinander: „Ja, wir sind Komödianten, nichts als Komödianten!"

Tags darauf, früh 10 Uhr, trat Clara rasch in das Boudoir der Gräfin Cornat.

„Du kommst gerade recht!" sagte die Gräfin zu ihr. „Ich habe von dir diese Nacht geträumt. Ich sah dich im Hochzeitskleide."

„Und ich auch, liebe Cousine!" erwiderte Clara. „Ich habe die ganze Nacht wachend geträumt. Mir träumte ebenfalls von Hochzeit und Heirath. Ich verheirathe mich!"

„Und mit wem?" fragte die Gräfin.

„Mit Herrn Reinhard."

„Du liebst ihn? Nicht wahr? Ich dachte mir's. Gestern sogar sprach ich mit meinem Mann darüber."

„Ich liebe ihn, seitdem ich ihn kennen gelernt habe. Alles, was er denkt, was er spricht, klingt in meinem Herzen nach! Seine Grundsätze sind die meinen, sogar die politischen. Wenn ich mich bisjetzt so kalt gegen ihn benommen habe, so kam es daher, weil ich glaubte, er liebte Pauline."

„Nun? Und was beweiß dir denn, daß er sie nicht liebt?"

„Cousine, diesen Beweis sollst du mir liefern! Bisjetzt glaubte ich Herrn Reinhard ganz gleichgültig gegen mich. Ich weiß, ich bin nicht schön. Er, der immer von dem Sterben nach dem Schönen spricht, wie sollte er das geringste Zartgefühl für ein häßliches Mädchen hegen! Gestern aber zum ersten mal sprach er sich über diesen Gegenstand etwas deutlicher aus. Das Schöne für ihn ist es gar nicht — das — Schöne, sondern das Gute! Ist dem so, so habe ich Hoffnung, schön zu werden, wenn ich es nicht gar schon bin. Vielleicht — liebt mich alsdann Herr Reinhard —"

„Ich zweifle daran", verletzte die Gräfin. „Die jungen Männer, besonders die Poeten, verstehen es sehr gut, mit gleisnerischer, vergoldeter Sprache süße Hoffnung in das naive Herz eines jungen Mädchens zu werfen. Im Grunde aber sind sie nicht besser als der erste beste, der immer zur Gattin ein schönes einem guten Mädchen vorzieht. Das einzige, was die Häßlichkeit für sie verschönert, ist der Reichthum."

„Das eben wollen wir sehen, Cousine!" sagte Clara. „Herr Reinhard gab uns gestern Abend zu verstehen, daß er mir einem reichen Mädchen den Hof machen würde, aus Furcht, man möchte seine Absicht mißdeuten. Suche mich nicht aus! Ich war eitel genug, dies Wort aufzuheben und es als eine Erklärung für mich zu betrachten. Herr Reinhard ist ein Mann von Ernst und Grundsätzen. Es schien mir, als wollte er mir sagen: »Fräulein Clara, wenn Sie arm wären, vielleicht würde ich Sie lieben! So aber sind Sie reich — der Reichthum allein ist die Kluft, die unsere Herzen trennt —«"

„Du bist — nimm mir's nicht übel! — ein wenig verrückt!" antwortete die Gräfin, in der That unwillig über Clara's bedenkliche Einbildung. „Wo gibt es in unserm fünfhundert Jahrhundert einen Mann, und wäre er ein dreifach doppeltgezwirnter Philosoph, der so edelmüthig und evangelisch denken wird! Herr Reinhard nannte uns gestern Komödianten, und mit Recht! Glaubst du, er wird nicht auch Komödie spielen können?"

„Das wollen wir untersuchen, Cousine!" entgegnete Clara fest und bestimmt. „Ist er wie die andern, nun ja, alsdann bleibe ich ledig! Denn ich, ich bin nicht wie die andern! Höre mich an! Folgendes habe ich beschlossen. Dir wird's romantisch oder — verrückt vorkommen, mir scheint es ganz natürlich. Ich liebe Reinhard. Darin bin ich meiner Sache gewiß. Ist er so, wie er spricht, so scheint er mir ein Juwel von einem Mann. Ich bin reich genug, um ihn zu wählen. Durch mich könnte er unabhängig leben und vielleicht strahle ich durch seine Seele in der Gedankenwelt. Du lächelst, du spottest meiner?"

„Nein, ich bewundere dich! Du bist ja die Tochter deines Vaters, meines Onkels! Der war der größte Poet, den ich kenne, und doch hat er nie einen Vers gemacht —"

„Also — entweder bleibe ich ledig oder ich heirathe einen solchen wirklichen Poeten, der mich nicht wegen meiner Nasenspitze, noch wegen der Farbe meiner Augen nimmt, sondern wegen der hoffentlich vorhandenen Güte meines Herzens. So häßlich bin ich nicht, daß ich Antipathie einflöße. Es fragt sich nur, ob Herr Reinhard ein wahrer Denker, ein Mann von Charakter ist oder ein Komödiant. Um dies zu erfahren, um ihn auf diese ernste und lange Probe zu setzen, bedarf ich deiner und deines Mannes —"

„Sprich nur zu", verletzte die Gräfin, als Clara zögerte, „ich bin dir ganz ergeben! Wenn

ich Herr Reinhard liebe, so wie du da eben ge-
sprochen hast — jetzt bist du zum Entzücken schön —"

„Gestern Abend las ich in einem Journal",
ahr Clara fort, „daß ein großer pariser Bankier
allirt hat. Der amerikanische Krieg soll ihn
inirt haben. Diesen Abend oder morgen, wenn
n Herrn Reinhard sehen wirst, sage ihm: All
ein Vermögen stand bei diesem Bankier und
ß mir gar nichts mehr übrig geblieben ist —"

„Gar nichts? Gar nichts?" unterbrach die
dchin. „Das wäre denn doch zu wenig! Reine
r wenigstens noch jährlich 600 Gulden. Zu arg
ß es doch auch nicht kommen —"

„Ich spreche in vollem Ernst!" versetzte Clara.
Die Probe muß ernst und ausdauernd sein.
st; behalten wir 600 Gulden; — aber nicht
hr!"

„Sei klug, mein Kind, die Probe kann leicht
gen dich ausfallen! Liebst du wirklich Herrn
inhard, so ersetzt du dich einen großen Verlust
d noch viel größerem Leid aus. Glaube, Herr
inhard liebt dich nicht arm — wer weiß, ob
dich nicht wirklich als reiches Mädchen geliebt
t! Reichthum, man mag sagen, was man
ll, ist Gottes Segen und jeder Segen ist auch
rdienst!"

„Liebe Cousine", erwiderte Clara, „ich habe
s reiflich überlegt! Liebt mich Herr Reinhard
t arm, so ist er falsch, so handelt er nicht,
er denkt. Solche Männer hasse ich und
r ich sie beklagenswerth. Meine Liebe würde
r in Haß übergehen. Ja ich würde ihn ver-
en und vergessen und Gott danken, einen
f in den Abgrund geworfen zu haben, den
das menschliche Herz zu nennen pflegt."

„Liebe Clara", sagte die Gräfin, „du bist
alle Menschenkinder! Du kennst mal den
ern anderer, aber das deine kennst du nicht.
s gibt es, daß du es nur von dieser Seite
en kennst! Du weißt nicht, was Liebe ist,
in sie führt und werfen sie fähig ist! Ich aber
schon so viele Beispiele erlebt —"

„Ich weiß, was ich will!" sagte Clara fest.
will einen Gatten, den ich achten, den ich
ren muß. Ich will einen Mann, der in
mich übertrifft, und da ich nicht eine von
kleinern bin, so muß er schon eine gewisse
e haben. Ich versprache dir bei allem, was
heilig ist, daß, wenn Herr Reinhard dir
e nicht entbehrt, ich mit ihm nie mehr ein
wechsele und sollte ich daran sterben!"

„Nun so, du bist einmal halsstarrig —"

„Im Ernst, Cousine! Das Unrechte verfolge
ich nicht. Und wer mir Böses thut, dem ver-
gebe ich. Ich kenne weder den Neid noch die
Eifersucht. Nun ja, jetzt lobe ich mich gar! Ich
bin ein schwaches, häßliches, stolzes Mädchen,
aber dich liebe ich, Cousine!"

Und somit fiel sie der Gräfin um den Hals
und küßte sie hundertmal.

„Nicht wahr, du hilfst mir?" begann sie aufs
neue. „Nicht allein Reinhard muß es erfahren,
daß ich ruinirt bin, sondern ganz Paris. Ich
spiele gut Klavier, spreche und lese deutsch.
Herr Reinhard muß mir Schülerinnen suchen,
damit ich mein Brot verdiene. Uebrigens brauchst
du es nur Pauline zu sagen. In 24 Stunden
weiß es ganz Paris. Ah, was wird die für
Thränen des Mitleids vergießen! Sie hat ja
immer meine armen verhungernd franzö Armen
beneidet! Sie weiß, daß sie schön ist, glaubt sich
noch viel schöner, als sie ist. Mit meinem Geld
gäbe es für sie keinen königlichen Prinzen zu
hoch! Gewöhnliche Seelen schöpfen Trost in dem
Unglück anderer. Natürlich! Sie sind nicht gut
und glauben daher nicht an andere Menschen —
und bilden sich immer ein, man wolle gegen sie
ungerecht. Daher rührt die Ungerechtigkeit.
Sie sagen sich: Es ist so wie bei uns —! Alles,
was ihrem Egoismus schmeichelt, macht ihnen
Vergnügen."

„Du sprichst wie ein junger Philosoph —!"
warf die Gräfin ein.

„In der That", sagte Clara, „betrachte ich dich
als meinen Lehrer und seine Worte fallen bei mir
nicht auf den Weg. Uebrigens sagt mir mein Herz,
daß er die Probe bestehen wird. Man kann mal
einen ganzen Abend hindurch oder auch während
eines Monats seine wahren Grundsätze verbergen
oder falsche erheucheln, aber seit einem Jahr schon
lausche ich auf alle Worte Reinhard's. Oft
sprach er stundenlang, ohne mich zu bemerken.
Und während dieser langen Zeit hat sich Herr
Reinhard nicht ein einzigesmal widersprochen;
bloß wenn er spöttisch oder lächelnd die Ideen
seiner Gegner erklärte, merkte ich an ihm gewisse
Widersprüche oder besser innere Lücken. Spricht
er aber im Ernst, so braucht er nicht einmal nachzudenken. Die Worte entspringen seiner
Seele wie perlendes Wasser der reinen Quelle.
Seine Ideen sind nicht angelernt, denn es fehlt
ihm an Gedächtniß. Sie sind angeboren. Sie
liegen in seiner Seele wie Goldkörner in der
Grube oder besser wie Aehren am Strauche.

Man braucht sie nur zu pflücken. Und alle sind so duftig und wohlthuend!"

„Himmel", rief die Gräfin, „die Liebe macht dich förmlich zur Dichterin! Soll ich ihm vom Heirathen sprechen?"

„Gott bewahre! Du zeigst ihm nur meine Armuth an und ladest ihn noch etwas öfter zum Mittagessen ein. Er muß mir helfen, mich zu ernähren. Denn ich bin zu stolz, etwas von dir anzunehmen. Und in der That, wäre ich arm, so würde ich mein Brot selbst verdienen und von keinem Sterblichen hienieden das Gnadenbrot annehmen!"

„Clara, Clara! Was du da sagst, ist ein hinterboirs Wort! Wer nicht nehmen kann, der kann auch nicht geben!"

„Vergebe mir, Liebe! Ich habe unrecht. Von dir würde ich mir alles gefallen lassen! Aber schildere mich so stolz, um ein Salonleben zu führen, das über meinen Stand geht! Uebrigens habe ich ja auch noch — 600 Gulden und umsonst habe ich mich nicht jahrelang gequält, um die deutschen Dichter in ihrer Ursprache zu lesen. Ich glaube, daher kommt mir mein Seelenstolz."

„Hahn! Und sticken mußt du dich wie ein Nähmädchen!" lachte die Gräfin ironisch. Ich will schon deinem Geliebten in einem lamentablen Stil dein Unglück ankündigen und ihn zugleich auch zum Essen einladen! Das soll das erste Kapitel unseres Romans sein, denn du merkst es eben nicht, daß wir auch, wie eben alle Menschen, Komödie spielen —?"

„Aber eine wahre —"

„Nun ja, ja, aber immer eine Komödie! Ich will auch meiner Kleidermacherin schreiben, daß sie dich nach deiner Rolle schneidere —"

„Ja, in allem Ernst! Auch sie muß mich immer glauben! Kein Mensch darf um unser Geheimniß wissen, außer deinem Mann, unserm Mitgehülfen —"

„Die romantischen Seelen!" rief die Gräfin. „Ließe man der Jugend die volle Freiheit, es gäbe wieder eine ganz neue Gattung von Romanen und Liebesgeschichten!"

„Ich meinerseits glaube", erwiderte Clara, „daß, wenn alle Mädchen nach ihrem Herzen wählen könnten, es weit weniger böse Heirathen und Haushaltungen geben würde und daß überhaupt die Menschheit dadurch an Schönheit und Güte nur gewinnen müßte!"

Kaum hatte nun Clara das Zimmer, der Gräfin verlassen, so schrieb letztere folgenden Brief an meinen Freund Reinhard.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Ein Erlebniß auf Ischia.

Von Franz von Kemmerdorf.

II.

Um aus der unbehaglichen, unsere Freiheit gefährdenden Gesellschaft loszukommen, schlug ich unserm Damen in deutscher Sprache vor, uns heim zu begleiten. Zögernd und wahrscheinlich eine Aufforderung, mit einzutreten, erwartend, trennte sich der unheimliche Cavaliere erst an der Thür unseres Landhauses von uns. Der Baron bezeichnete denselben als angenehmen Bekannten, der ihm gefällig bei der Ankunft in der Wahl eines Quartiers gewesen sei. Seitdem sahen sie sich, da sie im nämlichen Hause wohnten, täglich. Der Neapolitaner war aber galt für einen Anhänger — Franz' II. Mir gefiel die Sache durchaus nicht und ich fürchtete für Baron P.

Auf der offenen Veranda des Hauses nahmen wir unsern Thee. Mystisch verschleiert unter verhüllender Dämmerung lag die reiche Landschaft. Sterne funkelten, der Mond goß silbern herauf, es brach eine köstliche Nacht an. Friedlich stieg der Rauch unserer Cigarren zu den Wolken empor. Hier, zwischen mir und meinem Freunde, konnte sich der starre Legitimist gehenlassen.

Baron P. theilte nicht mit einer gehässigen Kategorie seiner Parteigenossen die unverzeihliche Unduldsamkeit in kirchlichen Dingen. Kirchlich bieten ihn davon weder die Milde echt christlicher Gesinnung noch philosophischer Freisinn ab; er erschien eben nur religiös indifferent. Dieser Natur eines mittelalterlichen Princip auf der Höhe moderner Bildung war ein empörendes Curiosum. Der moderne, ungezwungene Anstand des Barons, die glatte Urbanität der Form versöhnten im Verkehr mit den Härten der Gesinnung, die sich allerdings echt humanistischer Auffassung verschloß. Dafür verkündete sich im ganzen Charakter strenge Ehrenhaftigkeit.

Ich konnte beim Abschied nicht umhin, den Damen zu bitten, im Umgang mit Cavaliere B. äußerst vorsichtig zu sein, auf dem gährenden Terrain, aufgenommen mit uns, politische Gespräche zu meiden und — die Knöpfe mit dem Kopf des Papstes in die Tasche zu stecken. Er schüttelte mir herzlich die Hand, jedoch am sol-

gen, trotzigen Löckchen entnahm ich das Schicksal seiner Mutter.

Von nun an wurde Baron P. der häufige Genosse unserer Wanderungen. Eines Tags blieb mein Freund zu Hause. Wir stiegen bis zu einem hochgelegenen Vorsprung des Sperone. Auf einer Felsplatte gelagert, genossen wir eine Weile in entzücktem Schweigen die weite Rundschau. Da — es mochte sein, daß die erhabene Natur zum Herzen meines Begleiters sprach — wurde die äußere Kälte, welche sein energisches Wesen umschloß, von lebenswarmem Gefühl durchbrochen. Er erzählte von der Heimat, der Familie. Zum ersten male erwähnte er seiner Verlobung mit einer jungen Verwandten. Ueber Geldheirathen äußerte er sich in einer für unsere Tage nur zu seltenen verächtlichen Weise. Ilmile, der Braut, brachte ihm nur einen alten Namen, seinen Stammen zu. Fertig war den Aeltern bestimmt, konnte er doch erst in einigen Jahren den eigenen Hausstand gründen. Bis dahin wollte er sich noch die Welt besehen. „Durch Ilmilens Briefe sehe ich mit der Heimat fort. Lebhafte Schilderungen unserer sozialen Zustände wechseln in denselben mit den Empfindungen eines innigen Frauenlebens am häuslichen Herd. Schade, daß Sie nicht häuslich verderben!“ schloß er.

Aus jedem Worten drückte sich das Gefühl einer starken Anhänglichkeit aus, wie sie gerade in einem sprechen Naturen nicht zu fühlen bestätigt sind, bei denen sich die Empfindungen konzentriren.

Und heute dieses Gespräch näher gebracht; wir schlenderten Arm in Arm nach Hause. Dort trafen wir bereits Gesellschaft. Der Hausherr hatte einen Besuch nach unserer Heimkehr herübergrüßen. Es war Alexander Dumas mit seinem hübschen Knaben, den er uns als seinen Sohn bezeichnete.

Selbstverständlich bemächtigte sich der Meister der Plaudere des Worts; ich fand in seinem Gespräch die bunten Unwahrscheinlichkeiten seiner Romane wieder. Baron P. entfernte sich; sein Standpunkt war durchaus nicht universell genug, um den enthusiasmirenden Geschichtschreiber Giuseppe Garibaldi's zu ertragen.

Auch mich ermüdete bald die unsere Gastlichkeit, ein schimmernder französischer Esprit zu verletzen vermochte. Ich wandte mich vom Vater weg zu dem Sohn. Es war ein allerliebster Junge von angeblich 16 Jahren. Lebhaft in seinen Einfällen, sicher in seinem Witz. Während die Stichworte moderner Witzen zu uns herüberklangen, plauderten wir vom Süden, von Poesie, bis unser Gespräch selbst zur Poesie sich entzündete unter dem magischen Einflusse jener lebendigen Leuchtung der seligen Gefilde, welche die Sorge aus dem Herzen bannen und nicht dulden — der Schwermuth! Auf dem Boden griff selbst der kampfgewohnte Hand der edeln Stanzen nach der Leier.

Aus den trotzigen Lippen des Knaben tönten die neapolitanischen Stanzen. Ich legte meinen Arm um seinen Schulter und er — wich er leichter zurück. Der Vater blickte auf uns — er lachte in seiner allerbrillantesten Phase. Jetzt erst sah ich mir die zarte Rundung der Formen des Knaben, die feingegliederte Kindeshand auf — Dumas' angeblicher Sohn verrieth sich als ein junges Mädchen!

Die derb-sinnliche, lebenstüchtige und genußfähige Natur des alten Romantikers, dessen alles überwuchernde Phantasie, der über seinen Mäßen üppig schwebende Geist bilden eine höchst eigenthümliche Individualität. Vor zahlreichen seiner deutschen Gönnungs- oder vielmehr Nichtgönnungsgenossen — denn ein spezifisches Kennzeichen dieser Richtung ist der Mangel jeder positiven Ueberzeugung — hat er wenigstens den ernsten Muth der Gesinnung voraus. Wer keine höhere Einheit kennt als materielle Befriedigung, der handelt folgerichtig, indem er letztere sucht — um jeden Preis.

Dumas war von Neapel, wo er Tagesgeschichte machen und schreiben hilft, zu kurzem Sommeraufenthalt nach Ischia herübergekommen — wir trafen nicht weiter zusammen.

In den folgenden Tagen nahm ich eine gesteigerte Aufmerksamkeit bei Baron P. wahr. Auf den gemüthlichen Gegenstand eines frühern Gespräches kam er nicht wieder zurück. Wir verabredeten die Besteigung der Einsiedelei von San Nicola und von meiner Seite wurde die Verbindung eingeschaltet, kein Wort über die heikle Politik zu verlieren; denn meine Thema regte stets den Baron in bedenklicher Weise auf.

Am bestimmten Morgen wanderten wir vergnügt. Ich verfügte mich nach dem Gasthof des Dörfes und erfuhr, weniger mit Ueberraschung als Befriedigung —, derselbe sei verhaftet. Er sei ein Hochverräther, stände mit den Menschen in Verbindung, um den Re Bomba wieder einzuführen; Papiere hätten sich gefunden, die

auf gräßliche Anschläge wiesen — So berichtete der Wirth.

Man hatte Baron P. vor 24 Stunden aus dem Schlaf geholt und denselben, ohne ihm Zeit zu lassen, sich von seinem Geschick zu benachrichtigen, in das Castell von Ischia gebracht. Ich entschloß mich sogleich, dorthin zu reiten. Die Besorgniß um das Geschick des jungen Mannes störte den Genuß des herrlichen Ausflugs.

Gegen mein Erwarten erhielt ich ohne sonderliche Schwierigkeit die Erlaubniß, den Gefangenen zu sehen. Von einem Gensdarmen begleitet, der Zeuge der Unterredung bleiben sollte, betrat ich das feste unterirdische Gewölbe des alten Schlosses.

Die Riegel klirrten, das schwere Eisenthor drehte sich knarrend in den Angeln, meine Augen mußten sich erst an die Halbdämmerung gewöhnen. Der ziemlich enge Raum enthielt drei Personen. Seltsam stach die elegante Gestalt Baron P.'s von der derben, breitschultrigen Erscheinung eines Ischiaers ab, der brütend auf der Erde lagerte, das bleiche Gesicht von wirren schwarzen Haaren umgeben. Der dritte Genosse des Kerkers kauerte halbnackt in der Ecke.

P.'s warmer Dank für meinen Besuch vermehrte nur das Peinliche des Eindrucks. Er erschien vollständig gefaßt, aber sah angegriffen aus. „Meine Nerven sind noch nicht hinreichend gestählt, um in Gesellschaft eines Räubers und Mörders zu schlafen", bemerkte er bitter; „übrigens werde ich mich mit der Zeit daran gewöhnen."

„Man nahm Ihre Papiere in Verhaft!" stieß ich rasch auf deutsch.

„Meine Briefe in den Händen der Schurken!" rief er unwillig.

Ich fühlte mich merklich erleichtert; allerdings mochte eine geraume Zeit verstreichen, bis die Piemontesen sich von dem ungeheuerlichen Inhalt der päpstlichen Liebescorrespondenz überzeugten.

Wir wurden in der fremden Mittheilung in einer dem Gensdarmen fremden Sprache gestört. P. versicherte mich noch, daß er fest überzeugt sei, Cavaliere R. habe seine Gesinnung — denn ein Factum gab es glücklicherweise nicht — der Regierung denuncirt. Ich schied von dem mir durch mancherlei Eindrücke zur Freundschaft verbundenen Reisebekannten. Mit dem ersten Schiff am folgenden Tage begab ich mich nach Neapel, um den päpstlichen Gesandten zu benachrichtigen.

Dem energischen Einschreiten desselben zu Gunsten des angeblichen Landsmannes gelang es, Baron P.'s Trennung von seinen Haftgenossen und dessen Transport nach Neapel zu bewirken.

Auf paradiesischem Boden, fern von der peinlichen Last des Lebens, im Genusse der Freundschaft schwanden die Tage rasch; die Zeit kam heran, mich zum Aufbruch von Ischia zu entschließen.

Wir wanderten am letzten Abend, wehmüthig die Reige der köstlichen Zeit genießend, von Casamicciola bis zum Strand. Eine sechsruderige Barke durchschnitt rasch die klare Flut. Mein Freund erkannte mit seinen Falkenaugen früher als ich den einzelnen Reisenden — es war Baron P.

Es hatte sich nichts Belastendes gegen ihn vorgefunden; nach peinlicher Verzögerung mußte er wieder in Freiheit gesetzt werden. Indessen fand ich ihn auffallend übel aussehend. Begierig, das Land zu verlassen, wo ihm so unangenehme Begegnung zu Theil geworden, kam er nur nach Casamicciola herüber, um sich von uns zu verabschieden.

Wir beschlossen, uns für die Nacht nicht zu trennen, sondern dieselbe wachend und plaudernd zu verbringen. Doch schon nach einigen Stunden mußte P. diesen Vorsatz aufgeben. Schwere in den Gliedern, heftiger Kopfschmerz zwangen ihn, sich niederzulegen.

Moralische Aufregung hatte ihn noch aufrecht erhalten — bis hierher. Nun schlug die nervöse, nicht eigentlich kräftige Constitution. Zwischen Leben und Tod, mit schwachen Hoffnungen der Genesung, mußte ich ihn leider verlassen.

Beim letzten Blick auf die verglasten Augen des bewußtlos Daliegenden konnte ich mich der trüben Befürchtung nicht erwehren, die verworrenen Zustände der südlichen Spitze der Halbinsel hätten abermals ein Opfer gefordert, und zwar nicht eine im Strudel des Lebens bereits gebrochene Barke, sondern den einzigen Sohn eines angesehenen Hauses, die Zukunftshoffnung eines liebenswürdigen Mädchens. Es war jene bittere Ironie des Zufalls, die den starren Anhänger veralteter Form in den Kreis unnützer Störung getrieben.

Mit trüben Gedanken verließ ich Ischia — der blaue Himmel lachte herunter auf den herrlichen Golf; an Cap Miseno vorüber glitten wir sanft der westlichen Küste entlang. Die alten Gebäude mußten dem denkenden Geiste ein gro-

artiger Stand Weltgeschichte auf. Die Menschheit hat nichts verloren, seit sie aus dem Dämmerungsmorgen vorgeschichtlichen Seins zum Bewußtsein ihres Wesens gelangt. Unter dem furchtbaren Krachen des Zusammenbruches polarer Gegensätze zerreiben sich Reiche und Nationen — kein wirkliches Gut geht zu Grunde, die falsche Hülle allein muß brechen. Der Geist aber vermag zu jeder Zeit sich aufzuschwingen in sein Heimatland, die Freiheit — doch über Menschenmeh schwebt Gottesfrieden. Wer immer vermag, der Verheißung zu denken über dem Inwendig, der singen den Ehrenpreis nicht verhallt, weil er persönlich es vergieße, auf dem Schlamm der Erde zu kriechen. — —

Ein altes Frescobild.

In der gleich der Nikolai- und Klosterkirche aus dem 13. Jahrhundert stammenden berliner Marienkirche, der sich überdies durch den höchsten Thurm (290 Fuß) von Berlin auszeichnet, entdeckte man 1861 bei Ausweisung des schadhaft gewordenen Verputzes der Kirche gleich beim Haupteingange linker Hand ein mittelst mit Kalk überworfenen altes Frescobild. Die Arbeiter verfehlten nicht, auf diesen Fund aufmerksam zu machen, und bald wurde derselbe von Kunstverständigen gesucht. Je mehr und je weiter der Kalkhülle beseitigt wurde, desto deutlicher trat hier eine sehr allegorische Gemälde des Mittelalters hervor, die weit unter dem Namen „Totentanz" kennen. Irrthümlich hielt man Holbein für den Schöpfer des seinerzeit berühmten Totentanzes an der Mauer des Dominicanerkirchhofs zu Basel; spätere Forschungen ergaben, daß derselbe mindestens 60 Jahre vor Holbein's Geburt schon existirt und diesen von ihm auch nur die Idee zu seinem Todtentanz geschöpft habe. Von diesem berühmten basler Todtentanz sind gegenwärtig nur noch neun Bruchstücke übrig, die in der Münderkapelle zu Basel aufbewahrt werden, da die Kirchhofsmauer schon 1805 niedergerissen wurde. Das hier aufgefundene Gemälde — denn Kunstwerk kann man es nicht recht nennen, da der Verfasser wenn auch nicht der Ehrfurchtsvoll, so doch aller Schönheit entbehren — hat nichtsdestoweniger Anspruch darauf, daß man es in seiner ursprünglichen Weise wieder herzustellen suche als interessantes Monument der Sittengeschichte vergangener Jahrhunderte, die, wenn auch in verschiedenartig anderer Modulation, doch den rothen Faden unsrer zeigt, der sich auch in der Gegenwart durch die Schwächen und Gebrechen der Menschennatur zieht. Die Herren Kühle, Professor Müllenhoff und Magnussen haben durch weitere Nachforschungen festgestellt, daß die Darstellung des hier vorhandenen Todtentanzes sehr viel Aehnlichkeit mit dem in der lübecker Marienkirche hat, so viel eine Nachbildung derselben sein dürfte; denn die Reihenfolge der Figuren sowie der jedesmal darunter befindliche Text, soweit er noch entziffert werden kann, spricht dafür.

Beide Bilder sind am Haupteingange, und zwar an der Nordseite des Kirchengebäudes, angebracht. Das hiesige Bild ist in zwei Reihen getheilt; geht man von dem der Geistlichkeit aus, so stellt sich uns der Papst, der Cardinal, der Bischof, der Abt, der Lombard, der Mönch, der Arzt, der Kaufmann, der Wucherer, der Kirchherr, ein Dominicaner, ein Augustiner, ein Official dar; der dreizehnte Zeuge ist wohl der Unterschrift nach ganz zerstört. Zwischen jedem steht der Tod, darunter das bezügliche Zwiegespräch, das der Tod mit seinem Opfer hält. Der Anfang der Reihe zeigt, soweit das Gemälde überhaupt noch sichtbar ist, den Kaiser, der Kaiserin als der einzige weibliche Zeuge, den König, den Herzog, den Ritter; durch die in späterer Zeit ausgeführte Treppe zum Chor sind nun mehrere Gestalten ganz zerstört; nur Bruchstücke eines schwarzen Gewandes lassen hier den Bürgermeister vermuthen, hinter welchem den Wucherer — in der Unterschrift heißt es:

Ey dochten dem armen nye schaden vor war
Dar umme moeste ey alse lyden gantz na

So der Tod; er antwortet darauf:

Wyser kindere schaden dat wedder geweren
Se mogen sin nicht gode vruntlik komen

Der edler Gestalt ist der Junker — demzufolge wurde man den Vornamen wählen, der ihm im Leben wie hier im Tode — und gerade in doppelter Bedeutung — eng verbunden ist. Im lübecker Gemälde geht er dem Wucherer voraus und wird durch den Arzt von diesem getrennt; dort hat der Junker wie hier den Falken auf der Hand und die Worte zeigen dort wie hier ihn als den Vertreter aller „noblen Passionen" — der Tod sagt zu ihm:

Her Junchere myd twen Hoveke (Falken) dyn
Ey wolden alle tyd der schemede ego.
Wenngen hebbe ey gebracht to falle
Dine den dorch dorpere ey myrte und alle.
Wedderwerken (Wucherer) bewaren wen hee ne
Volget alse dessemme dantze und der tyd

Auf den Junker folgt der Kaufmann mit Degen und Sporen als Anspielung, daß er zu einem Streit mit den Wegelagerern gewaffnet sein muß; als der Tod ihn packt, klagt er, daß seine Rechnung noch nicht in Ordnung ist; sobald das geschehen, wolle er folgen — aber der Tod fragt nicht danach. Die zehnte Gruppe ist der Bauermann, der von seinem schuldbeladenen Gewissen und zu später Reue spricht; — der Bauer, der ihm folgt, macht einen Bekehrungsversuch auf den Tod, indem er zu ihm sagt:

Ik gheve dy vorwar eine vette kø —

Aber den unerbittlichen Tod ertrit die fette Kuh nicht und der Bauer fügt klemlaut hinzu:

Dorch dik se wel dy wolt dine nicht na vrogen,
dorch hunger ersterue ok gherne my hir dem knaghen.

Die zwölfte Gestalt ist in einem gelblichweißen Gewande dargestellt; der Text darunter so zerstört, daß man die Persönlichkeit nicht feststellen kann — im lübecker Bilde steht dort der Jüngling; hier aber vermuthet man, daß es der Narr ist, der bei den meisten Bildern der Art auch nie fehlt. Hier findet eine Unterbrechung statt, denn das Bild ist damit nicht geendet; es muß sich an der andern Seite des Portals, welcher die Grenze der Kirche und Thurmhalle bildet, fortgesetzt haben und ist erst dort zum Abschluß gekommen, wo jedenfalls noch zwei menschliche und zwei Todesdarstellungen Platz fanden — ob, wie bei den noch vorhandenen, auch hier das Wiegenkind und der Tod den Reigen vollendeten, ist nicht zu bestimmen, jedoch ist es wahrscheinlich. Es ist dem Raume nach ersichtlich, daß der ganze Todestanz aus 56 Gestalten oder, rechnet man den Tod auf jede Menschengestalt, so hat derselbe aus 28 Paaren bestanden. Die Renovirung des Bildes und der Schrift geschieht genau nach den noch möglichst gut erhaltenen Stellen; ein lichtblauer Untergrund läßt die geradlinigen Figuren und die oft halbverhüllte, jedoch stets krautliche Gestalt des Todes deutlich hervortreten und der Beschauer wird durch die ebenfalls renovirte Schrift altdeutsche Sprachstudien machen können und oft Gelegenheit haben, die sarkastische Unterhaltung der bezüglichen Paare zu bewundern, die für die heutigen Weltverhältnisse noch vielfachen Analogieen haben. Jedenfalls ist es einen Gang werth, um diese Antiquität der Marienkirche in Augenschein zu nehmen, zumal für alle diejenigen, welche ähnliche Bilder noch nicht kennen.

Anregungen.

Ein englisches Urtheil über französische Malerei.

Wir berichteten schon in vielen Blättern, daß der englische Kunstvereinsausschuß, im ganzen mehr mit Recht, über deutsche Malerei gelacht hat. Hören wir auch noch die Ansicht derselben über die französische.

Frankreich war schon vor diesem Jahrhundert das Vaterland mehrerer ausgezeichneter Maler, deren Einfluß auf die Kunst in Frankreich noch bis heute nicht ausgestorben ist. Aber die Revolution, die das Land in all seinen Fibern erschütterte, kann nichtsdestoweniger ebensowol als ein Ausgangspunkt für die Literatur und die schönen Künste betrachtet werden, als sie einer für die Politik ist. Die Malerei war wie vieles andere unter Ludwig XIV. zu einem hohlen, leblosen Prunk geworden, und obgleich zwei Männer von Genie, Watteau (1684—1721) und Greuze (1725—1805) der Mode der vorangehenden Zeiten waren, so that die höfische Anmuth des ersteren und die sentimentale des letzteren doch nichts anderes, als die herrschende Mode des Tags abspiegeln, und beide waren durchaus nicht im Stande, eine Schule zu begründen, die zu dem Herzen der Nation gesprochen hätte. Watteau, Greuze und all ihre Zeitgenossen schienen nur allein für Paris und seine Kreise, elegante Costüme zu arbeiten zu haben. Das ist eine ungesunde Stellung und eine, die den Verhältnissen, unter denen die Kunst in Athen oder in Florenz oder selbst in dem mittelalterlichen Frankreich blühte, fern steht.

David (1748 — 1825) gewann nach der Meinung seiner Landsleute der Kunst wieder die Sympathie der Nation, und zwar, wie es beim ersten Anblick scheint, durch ein Mittel, dem man eher einen entgegengesetzten Erfolg zutrauen würde — nämlich indem er sowol bei der Wahl seiner Gegenstände als bei der Ausführung eine sogenannte griechische Strenge vorwalten ließ. Dieser Stil harmonirte mit dem falschen klassischen Geist der Revolution wie dem ersten Consulat. Als diese Phase vorüber war und die Bilder römischer Freiheit in Wirklichkeit römischer Imperialismus geworden war, da war David's Kunstwerke zum Theil geschmacklos, zum Theil gingen sie über in die jetzt moderne französische Schule.

Im allgemeinen gesprochen kann man sagen, daß die französische Ostentation sich hauptsächlich von der englischen in drei Hauptpunkten unterscheidet: Ihr Gegenstand ist viel bunter an Lebendigkeit, die

Ich nehme 200 Pfund aus der Kasse, Papa Rechnenmeister, merkt's Euch, schreibt's Euch auf, haltet mir eine Predigt darüber — o die ewige Philisterei! Nachher erzähl' ich Euch von der Wasserparthie und von unsern Späßen in der Anker-Taverne; hahaha! Wer ist denn der Fremde da? (geht hinein).

Marwell (kommt).

Erbärmliches Gesindel! Der Harry macht einen Lärm davon, als wäre ein Blutbad angerichtet. Er war's nicht einmal; da spielen Kinder auf der Straße, er will ihnen ausweichen, mein Pferd macht einen Seitensprung, drängt seines rechts hinüber und beim besten Willen, es war geschehen.

Harry

(kommt mit einem Beutel Geld, wirft den Schlüssel hin, den Eliza aufnimmt und dem Vater giebt).

So das für's Erste. Marwell, da gieb's ihnen. Trage 's hinaus.

Marwell

(geht mit dem Beutel hinaus).

Harry.

Meine feinen Pariser Handschuhe könnten unter den dankbaren Händedrücken leiden. Und nun genug! Nichts widerwärtiger, als unangenehme Eindrücke eine Ewigkeit andauern lassen und sie ausbeuten wie ein

Zeichnung ist weniger correcter, Farbe und Ausführung weniger wechselnd und nicht so glänzend (brillant). Diese Bemerkungen drängen sich ganz besonders vor David's Arbeiten in und auf, bei dem historische Malerei nur zu oft nichts anderes ist als Costüm und alter, unmalerischer Zeit. Es gibt in der That nur wenig Gegenstände aus der alten Geschichte, die mit Erfolg gemalt sind oder gemalt werden können, es sei denn (wie es Maler und Dichter in dem nahen Mittelalter thaten) ganz in den Geist jener Zeiten, aber sie haben, wie biblische Scenen, ein interessirt dauerndes Interesse; sonst werden sie immer nur flüchtigen Enthusiasmus erregen und, wie die Mythologie der Bildhauerarbeiten, keine allgemeine Sympathie erwecken.

Es kann nicht genug wiederholt und erinnert werden, daß die Gegenwart die richtige Sphäre für alle historische Kunst ist. Das wurde schon in Frankreich von David's Schüler, Gros, gefühlt, aber erst dem Schüler von David's viertem Nachfolger, Guérin — erst Géricault (1791—1824), einem Mann, der viel erfüllte, aber noch mehr versprach, schreibt man es zu, daß die Malerei in Frankreich von David's sogenannten classischen Geist befreit wurde. Von da ab durfte man wieder seinen eigenen Stil und seinen eigenen Gegenstand haben; es entstanden Schulen für das modernste Leben, für die Landschaft und für das Gebiet der Phantasie und die Kunst wurde wieder, was sie in England ist, mehr oder minder der Ausdruck der Tendenzen des Landes.

Jetzt Zustände ist indessen genügt, sich für erregt erklärt zu haben, als es wirklich ist, von dem Vergangenen lebt im Gegenwärtigen viel mehr, als wir Menschen annehmen wollen, und was in der früheren französischen Kunst hervorragend war, ist es noch in der heutigen. Die sorgfältige Zeichnung und der historische Richtung des großen Poussin und Lesueur's treten auch bei David hervor, und was in David das Beste war, lebt wiederum in Ingres, nur natürlich verstärkt und getrübt, sowol in den künstlichen als im Ausdruck. Jeder wahrhaft große historische Maler ist auch Meister im Porträtmalen und die Porträts von Ingres sollten von allen studirt werden, die es wissen, wie wenig Malerei und Phantasie von dem Menschenantlitz, diesem Meisterstück Gottes, wiedergeben. Mit Ingres kann man Delaroche und Leopold Robert classificiren, obgleich bei diesem die historische Malerei ein weit größeres, mehr sicheres und vollthümliches Gebiet umfaßt. Delaroche wählte sich meistens Scenen aus der neueren europäischen Geschichte, Robert Scenen aus dem italienischen Leben, wobei er die Charakteristik des Provinzial-Lebens hervorhebt. Horace Vernet stellt der Schule von einer moderneren Seite dar, indem er zu seinem Vorwurf Scenen aus den Kriegen, die Frankreich während vieler Jahrhunderte geführt, wählte. Die Kraft, die dramatische Lebendigkeit und, im allgemeinen gesprochen, die gewissenhafte, richtige Zeichnung dieses Künstlers sind uns allen bekannt, und der Muth, mit dem er sich an große, gedrängte Compositionen wagte, sowol auf der Leinwand als in Freskobildern, verdient nicht weniger unsere Bewunderung. Mottez ist der einzige Colorist, für den die frühere französische Schule Raum beanspruchte, der ihm aber wieder während zweier Jahrhunderte, während des kraftlosen Stils der neueren belgischen Malerei, bestritten ward. Glücklicherweise ist diese Tradition vorüber und der Werth und der Reiz der Farben treten wieder recht deutlich in den Werken Delacroix' und Decamps hervor. Französische Kritiker, die in ersterem Rubens wiederfanden, vergleichen den letzteren mit Rembrandt. Er liebt auch orientalische Scenen, reiche Farbenpracht und contrastirendes, tiefes Schatten, aber Decamps' Naivetät in Wiedergabe gab ihm Gelegenheit, orientalisches Leben und die dortige Landschaft besser kennen zu lernen, als dies dem berühmten Holländer gestattet war. Uebrigens hat sich Decamps nicht blos auf diesen Gegenstand beschränkt, und wenn er auch malt, er entwickelt eine ganz besondere Anmuth im Ton und eine entschiedene Originalität.

Der Richtung der lebenden Colmaler in Frankreich neigt sich doch mehr dem Historischen zu und dem Gebiete zu, das bei uns am populärsten ist — den häuslich-familiären Genrebildern. Familienscenen und der Landschaft, dahin tritt der nationale Geschmack sehr hervor. Französisches Colorit ist vergleichungsweise schwach — es erinnert häufig einen matten Ton und verwischte Umrisse. Diese Manier ist nicht der allmähliche Uebergang der einfachen Anstrengungen im Contrast zu den breiten Massen, wie man bei Tizian und Turner findet, sie scheint eher eine Reaction nach der Strenge David's Schule zu sein, verbunden mit dem Streben nach Zartheit. Dieser Stil in der Färbung hat natürlich auch seinen Weg zu Bildern häuslicher Scenen gefunden. Die Gegenstände werden mit mehr Schärfe, Lebhaftigkeit und Wechsel gewählt als bei uns in England — es sind nicht so oft Familienscenen. Es ist wol werth, zu bemerken, daß in diesem Genre, das so ausdrücklich englisch ist, England keinen Künstler hat, der, was Wahrheit und Zartheit betrifft, mit Edward Frere zu vergleichen ist. Seine Werke sind in von Pleasant, Kramer und Lucas und noch von einigen Andern noch einer anderen Eigenschaft kund: Luft und Leichtigkeit im Gegensatz der Geschichte und ein lebhaftes Interesse des erwählten Stils. Das Ziel ist vielleicht nicht immer, nicht oft ein hohes, aber es wird fast immer erreicht. Das Bild — und diese Bemerkung ist nicht blos für die Kunst in Frankreich anwendbar — hat fast immer einen bestimmten Begriff, wird aber selten besonders anziehend sein.

Aber das ist genug, um die Sympathie anzudeuten, die zwischen der Malerei und dem Nationalgeiste besteht, der sich neuen, mehren Handwerk [illegible]

Viele der heutigen Bilder zeigen auch, daß Frankreich in Landſchaftsmalerei an Kraft gewinnt; die Werke Watelet's, Joanron's, Corot's, Ziem's, Guillemet's mit denen von Decamps, Marilhat entwickeln die größte Mannichfaltigkeit, dennoch fehlen wir im ganzen, daß Frankreich vorzugsweiſe nicht die Natur, ſondern die menſchliche Natur im Spiegel wiedergibt. Selbſt da, wo der Menſch am wenigſten hervortritt wie in den Gemälden Troyon's und der Daubigny, ſelbſt da ſind die menſchlichen Figuren nur Nebenſachen, ſondern machen immer einen Hauptreiz des Bildes aus.

Endlich müſſen wir noch bemerken, daß das dominirende Intereſſe am menſchlichen Leben die zum frühzeitigen Genießen fremder Sitten, zu Schilderungen aus der öſtlichen europäiſchen Welt geführt hat und daß dieſelben romantiſcher und lebendiger ſind als diejenigen der älteren hiſtoriſchen Schule Marilhat's, Gautier's, Gérôme's u. a. m. Wir haben darin, und wir dürfen uns nicht unterbrechen laſſen, die Charakteriſtik der höheren franzöſiſchen Kunſt: den beſtimmten, klaren Gedanken (definite and well-considered thought). Wo ein Künſtler nach dieſer Eigenſchaft ſtrebt, da iſt immer viel für die Malerei zu fürchten, für den Reiz der Farbe und Form; aber wenn die Arbeit in den Händen eines Gérôme iſt, dann wird der Sieg einer neuen Triumphe ſein, der in den Annalen der Kunſt nur ſelten vorkommen — ob entſetzliche Gemälde, die in dem Gefühlten wie in dem Gedachten eine nie zu verlöſchende Erinnerung hinterlaſſen. Der Landſchaft dieſer Künſtler folgt nicht blos Frankreich mit Bewunderung und Begeiſterung.

Von dem herrlichen Zeichnen, der lebendigen Charakteriſtik, der ſinnigen Wahl des Gegenſtandes, wie ſich insgemein im Auguſt, im Gladiator, in der Thronen zeigt, zu ſchweigen, daß Europa mit Sicherheit auf Meiſterſtücke hoffen

---

Zur ethnographiſchen Romantik.

Man darf ſchon lange der Ueberzeugung ſein, daß es mit unſerer Kunſt großentheils ethnographiſchen Literatur nicht recht gehauen iſt. Das Innere Afrika's, Californien, das Feuerland ſind entſchieden bereits zum Terrain weniger der Beobachtung als der Phantaſie geworden, und zwar theils eingeſtandenermaßen, wie zu nordiſchem Zweck bei Gibra, Möllhauſen u. a., theils unzugeſtandenermaßen.

Unter dem Titel: „Germaniſches Blut" (zwei Bände, Hannover, Rümpler, 1863) bietet Hermann Breſſing ein „Lebensbild aus dem Indiſchen Archipel". Das Märchenland des märchenhaften Oſtindien iſt hier Borneo, die größte Inſel Aſiens, denn ſie umfaßt über 20000 Quadratmeilen. Einen Zauberkreis um ſie her bildet der Südmeergürtel mit ſeinen bronzefarbigen Menſchen, ſeinen Korallenriffen, ſeinen Feuerſpeibergen und ſeiner gewitterſchwülen Atmoſphäre. Die Holländer halten ihn nur an einzelnen Punkten beſetzt. Das weite Binnenland im Innern iſt dagegen noch gänzlich unabhängig und der europäiſchen Cultur noch wenig zugänglich geworden. Malaien, Chinoſen, Mohammedaner, Papuas, Dajaks und Bugis bewohnen dieſe Diſtricte unter ſelbſtändigen Fürſten und Häuptlingen.

So weit alles gut. Aber Breſſing führt uns in das geheimnißvolle, noch von der üppigſten Vegetation ſtrotzende Innere Borneo's und in das Leben und Treiben ſeiner bunt zuſammengewürfelten Bevölkerung ein und entrollt vor unſern Augen ein ſchauderndes, in lebhaften Farben ausgeführtes Bild, von dem wir jedoch nicht verſchweigen können, daß uns manchmal ſeine Phantaſie in den Schilderungen als zu ſtark betheiligt erſcheinen will. Immerhin die auf vieler gewiß ſehr realen und glaublichen Grundlage geſchilderten thatſächlichen Vorgänge, Verhandlungen und Zuſtände, Kämpfe und Kriegszüge, Schlachten und Belagerungen, Gerichte u. ſ. w. der Wirklichkeit aber nur dem Tiefenmaß der Perſpective angehören, darüber ſchützen uns die mitgegebenen Localkenntniſſe.

Der Autor beſchränkt ſich als Zeitpunkt für ſeine intereſſant erzählten Vorgänge jene Periode, wo die oſtindiſchen Intereſſen Hollands durch mehrere Aufſtände, namentlich auf Java und den Molukken, durch die erfolgreiche Empörung des Sultans von Palembang, dem eigentlichen Stammlande der Malaien, durch die ſpanſamende Kühnheit und Umſichtigkeit der die Handelswege unſicher machenden Seeräuber ſowie endlich durch die gleichzeitige Verwirrung der Gemüther über den weſtlichen Theil des Indiſchen Archipels ernſtlich gefährdet waren. Ein von Batavia nach Macaſſar beſtimmter Schooner der colonialen Marine erleidet Schiffbruch und deſſen Bemannung, der Kapitän von Schaer und der Generalſtabsmajor de Stuerler an der Spitze, unter deſſen ſpeziellem Schutz ſich als Paſſagier auch eine junge reiche engliſche Erbin, Cäcilie van Brienen, befindet, fällt in die Hände einer von Borneo aus unternommenen malaiiſchen Expedition, deren Anführer der alten im Hochgebirge der Inſel gebietende Race der Dajaks Unterwerfung und Abgaben-Pflichtigkeit ſich, was auch beſtändig Empörungen folgen, um ſo ſchwieriger durch ihre Verbindung an deſſen Kriegszug gegen ſeinen Hauptfeind, den Sultan Sarif Mohammed, ihre Freiheit und unumſchränkte, vollſtändige Entfeſſelung zur Rückkehr in die Heimat zu gewinnen. Dieſer tapfere Kriegsheld und „Emir" der Malaien — ſeinen eigentlichen Namen erfahren wir nicht, die Malaien nennen ihn Nara-Puti, den „Feuerfarbenen Hammer" — iſt auch von „germaniſchem Blut", ein Deutſcher, der, nach Ueberwindung einer herben und trüben, in Deutſchland verlebten Jugend (deren Geſchichte der Verfaſſer einem weiteren behandelt) vom Schickſal nach Borneo verſchlagen worden, hier durch ſeine große Kraft eine immer mächtigere Autorität erzwungen, ſich an die Spitze der von den Chineſen bedrängten Malaien geſtellt, die erſten zu

Unterwerfung gebracht, mehrere Kriege erfolgreich und ein tapferes Kriegsheer mit europäischer Disziplin organisiert hat, an dessen Spitze er mannigfach der Ehre seiner Unterthanen und Verbündeten und der Schrecken seiner Feinde ist. In dem phantastischen Entwurf, welchen hier von einer gekrönten Kooperation zwischen Heldengestalt macht, trägt auch nicht wenig bei eine gewisse titanenartige Mannhaftigkeit und Gesetzlosigkeit derselben. Vergebens versucht sich für den „Jerusalemrenden Hammer" die Letzterschaft der von ihm nach der Unterwerfung der Hunnischen Sagenherr wurden auf den Thron gehobenen Kürsten und arabischen Stämme, der siegreichen Hannibal. Vergebens entkommt in süß wahnsinniger, schwärmerischer Liebe für ihn der fromme schöne Grecia. Ihm „graut vor den Frauen. Unter ihrem Hauche verwelkt die Ehre und verdorrt die Kraft. Sie wandeln das Schwert zur Scheere und den Mann zum Weib." Gift der Heiratsgedanken auf der Manner der deutschen Heldengestalt, auf der sie sein Sinnen aufgepflanzt, vermag sein Herz zu schweigen und „seine Klänge meint blutige Thränen" um sie und in den in Brand gesteckten Wirren und Gebäuden des erstürmten Horst zündet er sie ein heldenverdorbenes Freudenfeuer an. Nichtsdestoweniger ist dieser ehrne Held auch Thränen und Weinden, der seine „Gedanken über Leben und Staat" entwickelt, und „Liebe, Recht und Licht" sind seiner treu Kriegerin bei seinen Bestrebungen, die Wiederkehr Germanen für die Segnungen der Civilisation vorzubereiten, die sie auch von seinem Volke zu erwarten haben, „wenn es gerecht und einig und stark geworden". denn Deutschland ist nach seiner Ueberzeugung zur Beherrschung der Welt berufen. Nach aber nicht, zum Zeichen seiner Trauer um des Vaterlands Zerrissenheit, von Fassung und Kasung Tyrannei seine andere als der schwarze Mantel. Hermann begeht sich bei mehrgenannte, aber auch die Schwächerei des Verfassers freundschaftlicher Schluß des Buches „Werner wartet, daß Deutschland sich zum Reiche gestalte. Und jeden Morgen, wenn die Sonne auf ihr Lieblingsland herabblickt, fragt sie: Wirst noch immer das Banner nicht, in dem sich mein Purpur und Gold über der schwarze Nacht der Zwietracht siegreich entfaltet" — —" Man muß gestehen, der Anblick von Deutschlands Schicksal gewinnt an Anderung.

Ueber die mancherlei Schwächen dieses Buches, zu denen namentlich der Mangel an Einheit und Intensität im Einzelnen sowie das Fehlen eines genügenden Endpunkts gehört (denn über das fernere Schicksal des Hauses erfahren wir nach Hartlands Begräbnis nicht ein Wort), wird der nicht allzu strenge Leser der frischen plastischen und poetisch schwungvolle Darstellungsweise hinwegsehen. Von großer Wirkung ist hier die in den bewegteren Situationen wirksam und mit Geschick angewandte kurzsätzige und lebhafte Partizipialkonstruktion.

„Soll und Haben" in Amerika.

Einen wunderlichen Gedanken faßt Reinhold Solger auf. Er sagt in „Reisen in Amerika" (zwei Bände, Bromberg, Rutkowski, 1862) Freytag's „Soll und Haben" in Amerika tot!

Indessen das kaufmännische Leben und Treiben jenseit des Oceans, das freilich andere Dimensionen zeigt als das, in welchem sich die Gestalten des Herrn Schröter u. Comp. in Breslau bewegen, im vorliegenden Roman mit einer Realität geschildert wird, die mir nur durch ein eigenes Studium der kaufmännischen Carrière und eine genaue Bekanntschaft der Handelsspekulation erreicht werden konnte, dürfte der Verleger von Ward als ein Seitenstück zum Freytag'schen recht gut begrüßen. Namentlich steht in der ersten, „Staat" betitelten Abtheilung — sie spielt in Neuyork, die zweite, „Land" betitelte, größtentheils im Staate New-Hampshire — das Merkantilische entschieden im Vordergrunde. Wir lernen die merkwürdigsten, freilich vielfach mit Humbug verbundenen Operationen kennen. Der Prospektjobber, Bankdirektor und Millionär William Taurien in Portsmouth ist ein kaufmännisches Phänomen, das wir selbst neben Willen bewundern müssen, während wir ihm mit weniger Sympathie der Entwickelung des jungen merkantilischen Genies Walter C. Ehre folgen können, der sich von einem armen Zeitungsexpedienten binnen wenigen Monaten zu einem Millionär über Hundertmalende emporschwingt, und mit ganzer Sympathie vollends der soliden und reellen Handlungsweise des deutschen Kaufmanns Wichelmi, der in den grabesdüsteren Krisen, wo alles für ihn auf dem Spiele steht, unter allen Umständen den rechtschaffenen Mann bewährt. Im gleichen Sinne, wie der letztere handelt, übertrifft ihn aber noch an Großmuth und Hochherzigkeit dessen Freund und getreuer Kompagnon in einer Hanauer Eisen-, Stahl- und Messingwaarenhandlung, Anton Wechsler aus Breslau. Nur hat er ebenfalls zum Kaufmann keinen Beruf, obschon er der Held dieses Seitenstücks zu Freytag's „Soll und Haben" ist, ja sogar der leidthätige Sohn des Freytag'schen Anton Wechsler, jenes berühmt gewordenen Kaufmanns (comme il faut — Das Seitenstück ist mithin zugleich gewissermaßen eine Fortsetzung von „Soll und Haben"; im ersten Kapitel schreibt es sich sogar ausdrücklich bezeichnet an.

So abenteuerlich und nicht selten übertrieben auch das Einzelne in diesem Werke erscheinen mag, so läßt sich doch im ganzen nicht der Hauptgrundlegung wirklicher Ereignisse verkennen, wie z. B. bei dem raffinirten betrügerischen Bankrott Taurien's, den frechen Schwindeleien des französischen Abenteurers, der drei Jahre lang einen jungen Gimpel der neuesten Gaunertaktik lehrt, und bei dem crassen Criminalfall, wo der Geist und der Leichnam, im Zusammenhang miteinander, den frühen Gegensatz ihrer Lebensart auf eine nachdrucksvolle Weise sühnen — der Neue Welt hat einmal gezeigt

freie Formen als der Text. Ueber das hier mitunter das Feuergefühl des Lesers Befriedigende vermag dann freilich nicht immer die lebendig charakteristische Darstellung des Verfassers ganz hinwegzuheben, um so weniger, als auch sein Stil da, wo es scharfe Umrisse gilt, besonders in der ersten das neunzehnte Stadtleben schildernden Abtheilung, etwas ungleichmäßig dem Knorrschen Einfluß Entlehntes hat; Ausdrücke wie „schalten", „auftreten", „schattenhaft", „gnadiges Entgegenkommen", „der Zustand innern Aufgeregtseins" (übrigens ein gutes Bild) u. s. w. müssen uns hier fortwährend unangenehm berühren. Davon abgesehen, ist die wahrheitsgetreue realistische Schilderung der Kreise und Zustände in Nordamerika sowie die interessante Auffassung der Verschiedenheit zwischen dem anglo- und dem deutsch-amerikanischen Element eine lobenswerthe. Nur wird ohne Zweifel das Interesse des Lesers ungleich mehr in Anspruch nehmen als die doch immer nur mit einer gewissen speculativen Gewandtheit gewonnene Beziehung auf Freytag's berühmten Roman.

Unterhaltungsliteratur.

XXVI.

„Erzählungen und Skizzen von Adelbert Graf Baudissin" (zwei Bände, Hannover, Rümpler, 1863) entbehren zwar der künstlerischen Haltung und Abrundung, gewähren aber durch die feste und frische, auch mit Humor gewürzte Darstellung stets gröstentheils interessanten localen Inhalts eine angenehme Unterhaltung. Fast allen liegen selbsterlebte Thatsachen und Anschauungen zu Grunde. Die größere Erzählung „Die Wahrlagerin", welche den ganzen ersten Band füllt und auch noch in den Anfang des zweiten hinüberragt, schildert die tiefe Verderbniß des socialen Lebens und die erschreckende Gesetzlosigkeit im heutigen Amerika. Sie spielt in St. Louis, der Hauptstadt des Staates Missouri, und hat das Wahlrecht bei der Präsidentenwahl des berüchtigten Tyrannen im Frühjahr 1861 sowie den großen Mord-Brand des Pacific-Hotels zum historischen Hintergrund. Mit Recht sagt der Verfasser in einer Anmerkung zu seinen Erzählungen: „Jeder Mensch und jedes sittlichen Gefühls fremden Raubthiernatur, in der er sich gegen einzelne Vorwürfe der Uebertreibung seiner Schilderung verwahrt: „Nur mit trüber Ahnung sehen wir in die Zukunft hinein, wo reich dem Zusammensturz zueilenden Landes der amerikanischen Union, das von der Natur dazu bestimmt war, ein Asyl für freiheitliche, thätige Menschen zu werden, das von seinen großen Männern eine freie Verfassung erhielt und das trotzdem mit dem Blut gepeinigter Sklaven und friedlicher Einwanderer getränkt wird."

Gleichfalls ein Charakterbild aus dem amerikanischen Leben (Staat Missouri) bietet die durchaus heitere gehaltene Erzählung „Hundertausend Dollars". Zu etwas oberflächlich und allzu touristenartig (auf einem halben Tagend Seiten) abgefertigte Berichterstattung des Niagarafalls erschöpft nicht die wunderbare Majestät dieser unvergleichlichen Naturerscheinung. Vortrefflich ist dagegen die ethnographische Skizze „Drei Tage in Schweden", die uns das kürzlich in den Zeitungen, gelegentlich des Besuchs von Gustav's IV. Sohn, dem Prinzen Wasa, vielgenannte, am Saum gelegene Städtchen Hälsingborg und die benachbarten grotesken Kullafelsen schildert.

Die übrigen Bilder enthalten lebendige, heitere und ernst gemüthliche Bilder aus dem Lager- und Schlachtleben des schleswig-holsteinischen Kriegs, den der Verfasser als Lieutenant des dritten Jägercorps mitmachte. Aus dem Schlachtleben werden die hervorragendsten Momente des Kampfes bei Idstedt (24. Juli 1850), bei der Struxtorf Mühle und bei Missunde (12. September 1850) dargestellt. Letzteren geben zugleich beachtenswerthe Anhaltspunkte zur Beurtheilung der befremdenden Willisen'schen Kriegführung, die in ihrer übertriebenen Rücksichtnahme, Aengstlichkeit und Höflichkeit gegen den Feind unwillkürlich an die amerikanische Kriegführung Mac Clellan's und Halleck's erinnert.

„Das Kaiserschwert" endlich ist eine allegorische Phantasie, die, an das traurige Ende des schleswig-holsteinischen Freiheitskampfes anknüpfend, in wohlgemeintem Patriotismus sich mit der Lösung der deutschen Erbkaiserfrage, unserer Einheit, beschäftigt. Im Traume gewahrt der Autor, es ist im letzten Versammlungssaal Deutschlands das alles beherrschende, alte Kaiserschwert in der Hand des kämpfenden Helden. Erwacht vom Traum, muß er resignirend sagen: „Wir suchen und suchen vergebens die Hand, die es führen wird — das Kaiserschwert!"

Neue Dramen.

II.

Ein Lustspiel von W. Anton Niendorf: „Karl Theodor, Fürst zu Salm-Braunschein, oder Die Entsagungsfontäne" (Münsterberg, Hertzel, 1862) entbehrt der Handlung. Ein edel-menschenfreundlicher Fürst, der seine Regierungsrechte an Preußen abgetreten, ein mit dem Vater aus Liebe zu einer Müllerstochter übereinstimmender Erbprinz, eine Volksblut-Fürstin, mehrere närrische, bis zur Caricatur gesteigerte Minister, endlich ein grober Müller, ein noch beschränkterer Stallmeister — das sind die Hauptpersonen eines Stückes, mit dem der auf lyrischem Gebiet sehr gelehrige Dichter für die Bühne nicht einmal das einfachste Schriftstellertalent verräth. Unsere alte Behauptung. Wir haben eine Unmasse gebornter „Dichter" und unter ihnen sehr wenig verwendbare „Schriftsteller".

(Hierzu eine Beilage: Musik aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Griechenland und die Griechen. Von Robert Waldmüller. I. — Der Maler in Berlin. V. — Marie Baum-Ward. — Briefwechsel.

Griechenland und die Griechen.

Von **Robert Waldmüller.** *)

I.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird die orientalische Nation Gut erst im Vordergrunde des allgemeinen politischen Interesses bleiben.

Wir können uns nur dazu Glück wünschen. Die Theilnahme für Italien begann zu ermatten. Man hatte auf dem Krankenbett das italienische Volk vernommen und ohne eine andere begreifliche Nebenabsicht gab der Augenblick, als dahinten zu bleiben und nach einem glänzenden Examen das A-B-C der Constitutionalismus-Anfangsbuchstaben nachzubeten, Ludwig Napoleon, zwingt noch die Unruhe im Ueberrest des alten Europa, nach dem gutgerathenen Bild des talentvollen „Charivari" seit dem vergeblichen Ausschauen nach den Staatsschätzen von Mexico ein gepfändeter Herkules am Spinnrocken Omphale's. Rußland, selbst im gegenwärtigen Verwirklichen humaner Heimsuchungen ein Schmerzball, der uns sein warmes Behagen erschüttern kann, er behalte nun seine autokratische Karimenatur oder betrübe uns mit anarchischer Thauwetter-Ueberschwemmung. Nur stille in dem unvermeidlichen Stadium eines Hausmeisters, der bübern und trüben alte Sünden und Schuld bringt und nirgends durch große Tugenden unser Interesse gefangen nimmt, Deutschland endlich in seinem absonderlichen Entwickelungsgang einmal wieder an einer seiner Wendepunktsepochen angelangt, wo man im Kriege Waffenstillstand, bei Schwierigkeiten Verhandlungen nennt und in denen auf beiden Seiten das Bedürfniß stille, den Schlaf nur, abwechselnde Worte zu schaden — — — — kann und da erinnerlicher kommen als das Aufstehen einmal für uns noch dazu unglückbringen Ernst haben wird, wie er gelegentlich im alten Hellas unsere Väter wurde!

Freilich hat diese Ferne etwas von den gemischten Empfindungen, mit denen wir eine Krankheitsnacht vergolden sehen. Die Freunde des jungen Griechenlands können nicht ohne Bangen auf ein Ereigniß, das im unglücklichen Fall die sämmtlichen Errungenschaften und Erfolge einer Zeit sehr Verhängnißvoll wieder zum Durchbruch bringen kann und alle jene bösen Eigenschaften zurückzuweisen droht, welche drei Jahrhunderte eines dreifach Fremden und feindlichen Regiments zum Guten umgestimmen unternommen hatten. Die Freunde deutschen Anlehnens und deutscher Kraft, dem Ausland gegenüber, empfinden mit Beschämung den Vorschub, der dem deutschen Namen in der Form dieser wirthschaftlichen Niederlage vor ganz Europa applicirt wurde. Wir brauchen nur die englische, die französische Nation einem solch verunglückten Manöver gegenüber zu denken, um genau den Grad der Verstimmung zu erkennen, der sich uns, bei grünendem Feldzeichen unserer Nationalfarben, natürlich sein sollte. Gerade in demselben Maße, wie ein Schauer der Bewegung ganz Deutschland ergriff, als wir die englische Nation sich um Albert von Koburg in Trauer hüllen sahen, gerade in dem nämlichen Maße darf und soll es uns beschämen, unserer Sprache, unserer Blutsverwandtschaft, unserem Stamm von dem Ausländer, und sei es auch nur in der Person eines entfernteren Verwandtschaft, mit Scham bewußt zu sehen.

Daß nicht ein verächtliches Abwenden nach solchem Unfall die einzige Antwort ist, daß sich noch ein Anklammern an die ungeschlagene Ehre verzeihlichen scheint, so daß die hochmüthigen Worte der Gegner noch zu einem bloßen Herausforderungsschimmer für die brüderlichen Wünsche aufgefrischt und gesteigert werden — in der That, wer fühlte nicht das Demüthigende eines solchen aus sich und seinen Gründen und von der Welt zum besten gehaltenen Machtspruchs? Es muß ein unfaßbarer Zauber dem Volke eines Themistokles innewohnen, seinen die Stufen, welche zu ihm emporführen, auch noch so morsch, wenn nicht gar unsicher sind!

Aber wenn wir das Unbehagen abrechnen, das sich mit seinem Gefolg der verwunderlichsten aller Revolutionen naturgemäß verknüpft, so bleibt für die gegenwärtige politische Constellation der Vorgang selbst eine willkommene Klärung, und einmal wieder ernster mit einem Volke zu beschäftigen, das früher oder später bei der Umgestaltung des osmanischen Reichs eine hervorragende Rolle übernehmen wird.

Ich war eine Zeit lang Mode gewesen, die Neugriechen nach dem Typus einer zahlreich in den Hauptstädten Europas vertretenen Species von Vagabunden zu beurtheilen, welche gelichtete Reihen auf unsere Bälle brachten oder unsere Schriftgießereien mit Balkanischen entdeckten oder endlich vornehme Damen — es gibt eine ganze Reihe ergötzlicher Verlegenheiten dieser Art — unter der Maske

*) Unser verehrter Freund und Mitarbeiter theilt den [illegible] des griechischen Aufstandes [illegible] Betrachtungen entgegen. Sie [illegible] Nationalheld in Griechenland [illegible] machen die [illegible] zu einem [illegible] Ereigniß. D. Red.

irgendeinen unmöglichen ermüdlichen Prinzen um die volkliche Ruhe ihrer Zurückgezogenheit wie um die selbstherrlichen Juwelen ihrer Witwenschaft betrogen. Zu diesem Kleinbild gesellte sich von Zeit zu Zeit die Silhouette einer jener durch die Augsburger „Allgemeine Zeitung" abgestraften politischen Parteigänger, wie sie, oft mehrmals in zwölf Monden, an dem Throne König Otto's tasteten und rüttelten. Und endlich vervollständigte bald eine Szene aus dem griechischen Finanzministerium, das jahraus jahrein mit Zinszahlungen an die Schutzmächte im Rückstande blieb, bald ein Schlaglichtchen auf den Klephtenbergen, wo die Räuber und Schafterle unserer Volksphantasie in Kirch und Brim ihr Wesen trieben, das farbenbunte, wenig erbauliche Rundgemälde.

Diese etwas einseitige Auffassung des Neugriechentums, ein naturgetreues Gegenspiel der übertriebenen Philhellenenschwärmerei aus dem zweiten und dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, ist nach und nach, dank den Berichten unbefangener Reisender, zu einer richtigeren Betrachtung gerückt worden. Vor allem gebührt den englischen Forschern und Touristen das Verdienst, einer billigeren Beurteilung des jungen Staates und einer gerechteren Würdigung seiner guten und bösen Seiten angebahnt zu haben, nachdem ihre Landsleute eine gute Weile in den ersten Reihen der Tadler gestanden hatten. „Reisende in Griechenland", sagt einer jener milder richtenden Neugriechentums, „gehören meistens zu folgenden Kategorien — zuerst: klassische Forscher, Archäologen, Philologen, Leute, deren Interesse für Hellas mit den Zeiten des Perikles oder höchstens des Marcus Agrippa abschließt. Ihnen zunächst stehen Schiffskapitäne und Militärs. Die ersteren kennen Griechenlands Küsten aus den Jahren 1827—30 und können ihm nicht verzeihen, daß seit dem Befreiungskrieg noch eine böse Zeit des Piratentums folgte. Sie haben nur immer einzelne Küstenpunkte des Landes kennen gelernt. Die Letzteren (3., daß Griechen, Albanesen, Montenegriner, Juden und Mohamedaner Alle Unterthanen ihrem zu einem so bunten Konglomerat von Volksvolk verschmolzen erscheinen, daß ihnen der Kopf davon wirr wird. Ich kannte einen solchen Griechenfresser, der bei Navarino tätig gewesen war und die ganze Nation in Bausch und Bogen verurteilte. Auf meine Frage, wo er seine Studien gemacht habe und ob er in Athen gewesen sei? erhielt ich die Antwort: ‹Das verbietet sich am Rande.› Wir segelten um die ganze Insel herum.› Was die stammführenden Nationennamen unter dem Mittelmeer betrifft, so bringen sie auf ihren ionischen Gastreisen bekannte Vorstellungen mit, die weit besser auf die grünende Küste jener Inselwelt passen als auf Neugriechenland, und die sie leicht bestätigen können, wenn sie hinreichenden Urlaub haben, um sich mit türkischen Maultiertreibern, Führern und Gastfreunden mit dem Volke selbst einzulassen. Den Letzteren dieser recht fertigen Worte gehören sich vor auf der Reise von oder nach Indien Begriffenen. Sie treiben die Hauptstadt und sprechen noch, was sie hier und da aufschnappen. Da sie aber in Griechenland gewesen sind, haben sie natürlich Glauben wie jener Kapitän, der die Insel Athen anschiffte. Endlich kommen noch diejenigen hinzu, welche in Griechenland Geschäftchen zu machen hoffen und nun die höchst verdrießliche Gewißheit brombeeren, der griechische Kaufmann sei schon Meister in seinem Fach und kenne alle Kniffe gerade so gut wie irgendein Westeuropäer." „Gewöhnlich", fährt unser Gewährsmann fort, „nennen wir Neugriechen in einem Atem mit Räubern und Dieben. Dennoch versicherte mir der Polizeichef von Athen, während meines Aufenthalts daselbst — es war ein ganzer Winter — sei kein einziger Mord oder Einbruch vorgekommen. Der letzte in der Nähe von Athen verübte Mord hatte einen Malteser zum Urheber — einen britischen Unterthanen. Bei einer Bevölkerung von 20000 Seelen kommt ein schwer statistisches Gottlichkeitsprogramm.' Griechen gelten auch mehrentheils für unzuverlässige, betrügerische Geschäftsleute. Dessenungeachtet kommen Zahlungseinstellungen bedeutender griechischer Häuser kaum jemals vor, und wenn ich der Versicherung eines ziemlich gewiegten schottischen Kaufmanns glauben darf — ein sachkundiger Landsmann hat mir dasselbe bestätigt —, so gilt ein Wechsel, auf welchen drei gute griechische Namen stehen, für das sicherste Papier in der ganzen Geschäftswelt. Die Bauern pflegen, wenn sie Geld borgen, keinerlei Bürgschaft zu stellen, aber sie zahlen, als hätten sie sich schriftlich verpflichtet. Ich erlebte es, daß ein paar Schafterle — sie sachten in ihrem eigenen Dorfe, das Schlimmste aller Verbrechen' — sich durchs ganze Land stehlen mußten, so erbittert wurde ihnen nachgesetzt. Mag man übrigens auch immer den Griechen nachsagen mag, zwei vielverbreitete Eigenschaften wird man ihnen nie und nimmer absprechen können: ein tiefes Gefühl für ihre Kirche und einen nahezu unglaublichen Wissentrieb. Schon im Jahre 1840 gingen 3000 von 20000 Schulunterricht." So weit der griechenfreundliche Engländer. Und was die Anhänglichkeit im Volksleben an ihrer nationalen Kirche betrifft — das einzige Bindemittel dieser Nation in der Zeit ihrer Unfreiheit —, so erinnert ihnen Gordon in seiner „Geschichte der griechischen Revolution" an die großen Verfolgungen, denen die Griechen trotz der türkischen Toleranz ausgesetzt waren. Wol zwang man sie nicht, das Haupt nach Mekka zu wenden und die Bibel gegen den Koran zu vertauschen; aber wenn sie übertraten, so wurden sie durch diesen einzigen Schritt aus Verachteten, Rechtlosen, Unterdrückten zu Hochgestellten, Bevorrechtigten und Unterdrückern. Hiernach bekam jene Loirung eben eine Färbung, welche kaum noch den Sinn der Gattenstreiterei erkennen ließ. Und über die Tüchtigkeit der Griechen im Handel sagt der „Official Report" des englischen Konsuls Green in Smyrna: „Griechische Kaufleute sind gewissenhafter genau und rechnen scharf, aber ihre großen Erfolge beruhen

außer in der Kunst leichter Bewegungen vornehmlich in ihrer Betriebsamkeit, Unermüdlichkeit, Umsicht und Gewandtheit bei sehr großer Rüstigkeit zum Ertragen von Entbehrungen." Mit Recht, können wir hinzufügen, hat man sie in dieser Beziehung mit den Juden verglichen, vielleicht ergänzte eine verwandte Schule diese jetzt dem Griechenvolk zu Lasten kommenden Eigenschaften. Man glaubt einen Juden-Witz aus dem deutschen Mittelalter zu hören, wenn man die Maximen des edeln Demetrianers Caryi hört, des vielberühmten Staatskanzlers, der für alle Zeiten das Recept schriftlich zu hinterlassen scheint, nach welchem die griechischen Unterthanen Behandelt zu behandeln seien: „Man gehe mit ihnen um wie mit weißen Thieren, scheere ihnen die Klauen und mache ihre Hörner stumpf, demüthige sie, wo immer ein Anlaß sich bietet. Vor allem sorge man, daß ihr kriegerischer Geist nicht erwache. Brot und Prügel, das ist's, was sie brauchen." Europa war die Humanität für bessere Gelegenheiten auf.

Schließen wir heute mit diesem grellen Bilde. Es spricht gegen sich selbst und wird den Uebergang zur Gerechtigkeit erleichtern.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Der Winter in Berlin.

V.

— — Der Hubertusjagd wurde im königlichen Jagdschlosse zu Grunewald zum ersten mal nach dem Tode Friedrich Wilhelm's IV. in alter Pracht wieder gefeiert. Es war in der That ein herrlicher Anblick, der einer Zeit an die Jagden Ludwig's XIV. und das „L'état c'est moi" erinnern konnte, so viel Eleganz war verwandt. Den Equipagen der Prinzessinnen folgten wol noch Hunderte theils grüner, theils mehrfarbiger Zuschauer. Die Letzteren ließen nichts zu wünschen übrig, auch einige kühne Reiterinnen sprengten daher. Abwechselnd war der Trieb der 200 Reiter in den rothen Parforcejagd-Anzügen auf wunderschönen Pferden. Der hohe rothbraune Hetzhirsch voran und das ganze Ober-Hof- und Forstpersonal in Galauniform hinterher. Dazu denke man sich die übrige Thierwelt in Jagdgala mit der grandiosen Musik und man wird ein imposantes Bild vor sich haben. Zeigte ein Tag, wie man ihn sich nicht schöner zu denken vermag, es erschien das Ganze überaus prächtig und neu. Die gute Laune, Frohsinn und ein gesunder Appetit entwickelte sich denn auch, nachdem der Reiter von Sr. Majestät abgelangen war, durchweg bei der darauf stattfindenden Tafel. Hier sah man seine Besorgniß um den allerdings sehr frostigen Abend.

Auf Sachse's Permanenter Kunstausstellung erfreut ein Bild von Knaus: „Après le baptême", das sich im Besitz des Herrn Graupi zu Paris befindet. Was interessirt an diesem aus alltäglichen Gegebenheiten zusammengefügten Bilde? Eine Gesellschaft ist es; alle Gestalten, bis auf die etwas zu theils und für die Masse verbauerten Kinder zu junge Mutter, ganz aus dem Leben gegriffen und dabei doch in dem Ganzen ein hochpoetischer Schwung, eine Virtuosität der Technik wie der Charakteristik jedes einzelnen Mitglieds bis auf den das Trinkgut emporhebenden und über die Bank schnupperaden Hund. Das ganze Bild trägt in seiner Einfachheit den Stempel höchster Vollendung.

Die Kunstausstellung in der Akademie wurde am 2. November geschlossen. Es ist, wie auch befürchtet, der Andrang des Publikums kein so großer gewesen; es fehlten die rechten Magnete, die, wenn auch später, so doch sonst immer noch später kamen und immer neue Veranlassung gaben, ein neues Interesse auf dem Altar der Kunst zu erfreuen. Am werthvollsten sind unbestritt die Landschaften, der unter anderen auch die Namen Kalckreuth, Preller, Achenbach u. s. w. nennen, bekannte Heroen dieser Branche.

Marie Bayer-Bürck.

* Dem von den Zeitungen verbreiteten Gerücht, die berühmte dramatische Schauspielerin Frau Marie Bayer-Bürck würde sich zum zweiten mal verehlichen und Frau von Auffenberg werden, ist nicht widersprochen worden. Doch wird für wahr, sagt man hinzu, die Bühne nicht verlassen, auch wol schwerlich, wer möchten dies auch Kenntniß ihres Charakters glauben, einer jener in Dresden beliebten Verhältnisse eingehen, wonach ein Mitglied monatelang ausweilen gehen kann, ohne aus dem Verband der Theaterer Gehalte zu beziehen. Frau Bayer-Bürck hat Gott ihren Beruf mit einer eigenthümlichen Vorliebe und beispielloser Zurückhaltung gelöst. Gewiß zu ihrem Nachtheil. Wie einmal unter Art die Geltendmachung seiner momentanen Vortheile erlaubt und sogar verbreitet, so hätte sie auch mit einigen ihrer glänzendsten Rollen getrost nicht blos in Wien, sondern auch in Dresden, nicht blos in Prag, sondern auch in Leipzig spielen sollen wie sie anderen entweder von ihrem Genre oder von der Reclame gelungenen Berlin-Schauspielern und -Schauspielerinnen auch. Die Zeit vergeht, denn bei jeder einzigen Einzelheit ist weiter Berlin aus Halle, Chemnitz, Magdeburg, Posen u. s. w. Engagirte über und über, ist, beim Geschmack unserer Zeit, mehr zu groß oder für kleine mit ihrer Meinung nicht zur Geltung zu kommen, gewisse Dinge, die heutigen Tags in der Mode liegen, hat man sich schon längst gewöhnen müssen, gehen zu lassen, wie sie gehen.

Frau Bayer-Bürck war im Gegentheil, ganz in der Art der älteren Heroinen, der gefeiertsten Damen, Mutter u. s. w. überzeugt, als man sie mit einer eigenthümlichen Tendenz und Zuversichtlichkeit, wie sie eben vorzugsweise auch nur im Dresdenschen Ohre ist, Kräften Kaum Angestellte zur Collegin, z. B. Aspirantin oder schon zur Verdrängung ihrer Rollen machte. Wie dieser Gedanke entstanden ist oder sich entscheiden wird, wissen wir nicht; nur so viel glauben wir beobachtet zu haben, daß Frau Bayer-Bürck infolge dieser Depeschen, in der an derselben Bühne nach Kräften Berg im gleichen Fach in Thätigkeit ist, deutschen Möglichkeit, einer Kraft Gleichen oder Aehnlich von Meißen vorhalten zu lassen.

vorläufig noch an der Ausführung ihrer Lieblingsideen gehindert worden ist und in dem sie so besonders gelungenen tragischen Fache länger gehalten bleibt.

In der That war und ist der eigenthümliche Zauber der Darstellungen dieser Schauspielerin die reine und edle Weiblichkeit ihrer Gebilde. Sie brachte aus ihrer ersten Vorstufen in Prag und Hannover ein noch etwas passives, unentwickeltes, nur äußerlich in den Geist der Rollen eingetragenes Talent nach Dresden, aber schon den eigenthümlichen, sinnenreichen, innigsten weiblichen Ton, der je auf der deutschen Bühne gehört worden sein mag. Dieser Wohllaut ist ihrer Stimme geblieben. Sie ist der Ausdruck der weiblichen Natur selbst, der Treue, der Zärtlichkeit, der Andacht in Leiden, der Mutterliebe, der Gattinnenliebe, der Weiberwonne. Alles, was im Herzen und in der bekanntlich unendlich beharrenden Kraft des Weibes nur an Veränderung liegen kann, entfaltet sie in Charakteren, deren Frau Bayer-Bürck in mustergültiger Vollendung eine große Anzahl aufgestellt hat sowol im Bereich des ästhetischen als des moralischen Repertoirs.

Die Gestaltungskraft der Künstlerin, zu ihren eminenten Natur- und Gemüthsgaben hinzutretend, steigerte sich theils durch den natürlichen Wetteifer mit den hervorragenden Erscheinungen eines Emil Devrient und einer Dawison, theils durch äußere und innere Gründe, die ihre Charakterkraft aufs äußerste anspannten. Einige Gebilde aus der Zeit ihrer besten Prüfungen (bekanntlich verließ sie Dresden, ein nicht unverlorener Schriftsteller, August Lewald, in unbeschreiblicher Gedankenlosigkeit) erhoben sich ohne Zweifel zum Vollendetsten, was weibliche Gestaltungskraft auf unserer Bühne gebildet hat, z. B. die Genovefa, Lady Macbeth, die Frau des Admirals (ihren Epigonen und auch dieser Schöpfung vielen andern). Für den Kenner sowol wie für den jüngern Nachwuchs ist dabei hervorzuheben, daß sie für alle diese Gebilde Linien aus dem Innern und dem Herzen der Rolle schöpfte, wie sie sich so lange, wie z. B. Maria Stuart, bei Gegenständen aufhielt und durch überwältigende Reminiscenzen die Gesammtwirkung schwächte. Auch dem Wort und der plastischen Wirkung der Rede wird Frau Bayer-Bürck ein vollst Recht widerfahren und stehen diesen Abgängen ohne Vergleich jenen Gebilden, den der Dichter verlangen darf, ohne daß sie darum von der durch Eduard Devrient neuerdings so entschieden bekämpften schauspielerischen „Dehnung" einen übermäßigen Gebrauch macht.

Zum weiblichen Charakterfach, wie man die in die Epoche der Civilisation, der Bildung u. s. w. fallenden Rollen nennen muß, bringt unsere Künstlerin eine ihr ganz eigenthümlich angehörende, wenn auch vielleicht nicht angeborene Begabung mit. Wir meinen die aus bestimmten Lebensverhältnissen und einem reinen und gewissen Künstlerfleiße sich naturgemäß ergebende Neigung des Gemüthes zur Sympathie, zu einer gewissen Hochachtung. Wir sahen ihre erkennende Darstellung der Orsina besonders zu schätzen. Sie gab für alle „weiblichen Ausdruck des Naturells, als die schwangerliche Reproduction der hohen Erfahrung, welche die abgelegte Maske an den Pranger Verächtlichkeit machen mußte, aber in vollendeter die Zeichnung in den Umrissen war, so auch Charakterstudium, wie vergleichen in seiner Art einzig dasteht, und wenig das Ganze, der Ton konnte vielleicht etwas höher gehalten sein. Gewiß war es nur das Aufgehen der reinen natürlichen Empfindung für eine unbedeutendere Rolle. Auch auch hatte sie, gelegentlich bemerkt, immer hübsch gedämpft- und taktvolle Künstlerin erkannt, daß die Donna Diana ein wenig Mäßigung, das Lachen etwas die Conture vermißt. Ihnlichen Darstellern werden wir ganz verständlich sein, wenn wir sagen: Den noch nicht durchaus vollgegossenen Uebergang in das ältere Fach muß eine frühere Lieblingsrolle, die — Natalie' — in ihrem Fach Glück machte und als Lieblingsrolle wirklich spielt, und ihren bedeutendsten Gebilden, auch ihren Isabellen und Maria Stuarts braucht nicht auch ihren bürgerlichen Ehöre angehörenden machen. Ordne muß, so bereit es klingt, eine wild gewordene Isabella oder sagen wir mit besserm Beispiel eine unterwühlte Ophelia sein; denn kann für uns der Ephöre der Lady Tartüffe's oder der Welt des Demi-Monde angehören. Das Dämonische muß auch nur dann bedeutend und mag seiner Unheimlichkeit mögliche scheint, wenn es eine gewisse Zurückhaltung und höhere Verklärung besitzt. Beides war alles, was Frau Bayer-Bürck gebildet, in Licht und Klang getaucht; Maß und Gegensatzverhältniß waren ihre Mienen und ihre Farben; innig und treu sich dem Publikum anschmiegend durfte ihr Spiel sich dem ersten Anfassen als nur Theaterstar begnügt lassen darf sein; sie hatte, möchten wir sagen, das gute Gewissen und das Gericht des dargestellten ernste Charakters für sich. Die dämonischen Charaktere dagegen, die Medea, Phädra, die Lady Macbeth haben ihre ganze Gewalten. Sie haben schon mit schüchtern aufgetreten, sogar mit dem Schein, als wäre die Darstellerin die Darstellerin nicht ganz gründen. Eine Thalia, die alles entzückt hatte, die wie Frau Bayer-Bürck in dieser Rolle das ganze Leid des Schauers auf der Erde mit einer so überwältigenden Wahrheit darstellte, daß alle Herzen der Hörer sich mit dem ihrigen zu einem Psalmchor vereinigten, muß diesen Zauber ihrer Erscheinung, diese Hingegebenheit ihrer bisher Mutterrecht vergessen haben, wenn sie in jenes Fach übergeht. Das — beruhige sich die treffliche Interpretin, wir sagen zum Glück — Frau Bayer-Bürck noch nicht vollkommen das ihrige weiß. Wenn unsere besseren Theater so einen einzigen Hauptfach commentirt, wir würden an dieser Künstlerin eine Zierde besitzen.

Auch im Lustspiel ist das Repertoire der Frau Bayer-Bürck reich an vorzüglichen Rollen. Sie liegt sich jedem guten Spaß, nur muß er nicht allzu plump und grillen sein, übergenügsam sich ihr Spiel halb in eine Ironie des Gefühls verwandeln. Man sieht es fallen, wenn die Aufgabe einer Darstellerin nicht hoch, die nur im Bereich des Ernsten und Großvollen an ihrem Platze ist.

Briefwechsel.

— *** in Berlin. Sie glauben, daß wir Ihre Kluge abgedruckt wünschen oder von „Gegenwart", den man mit Vorbehalt, seiner Verwendung, der Lage der Kugel, seinem Schwerpunkt, seinem Gewicht u. s. w. treffe? Im Gegentheil sollten Sie von Ihrem Standpunkt aus sagen: Gott sei einem einzigen Gefühl, nur Einigen zu seinen haben, nur für euch den Tod in den Schlachten suchen! Wir wandte diese Moral der Vorbehaltlichen Betrug, größere Anerkennung des Mitbürgerthums, mit dem sich von selbst verstehenden Interesse zum entgegenkommen.

(Abgegeben am 20. November 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 48.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Um Weihnacht und Neujahr. Von Andreas Oppermann. — Die Heirath eines meiner Kreuzte. Von Alexander Weiß. II. — „Nichts zu beneiden!“ Zur Charakteristik Frankreichs. Von Alexander Kästner. — Ein verschollenes Buch. — Zur Kunde Italiens. — **Neues aus der Welt.**

Um Weihnacht und Neujahr.

Von Andreas Oppermann.

Donnerstag, den 5. December. Früher Morgen. Tag des barmherzigen Samariters.

Schon vor einer Stunde war ich erwacht und aufgestanden. Da war's noch dunkel und kalt in meinem Zimmer. Aber draußen war's so geheimnißvoll morgendlich. Matt leuchtet der Schnee in der ahnungsvollen Frühe. Eiswind weht von den Bergen her, die Fenster hat er mit phantastischen Blumen überzogen. Es ist, als wäre er ein schöpferischer Künstler und hätte in allen, was an wunderbaren Gestaltungen in Moosen und Flechten, in Zweigen, Sträuchern und Bäumen der Wald — der nordische Wald — hervorbringt, und an die Scheiben gemalt. Lieber Künstler — du spielender Eiswind — willkommener Genosse der Weihnachtszeit!

Aber einen Blick hinaus!

Dunkel noch ringsum; drüben zwar knarrt auf dem Dach die alte Wetterfahne, noch hat sie der rüstige Winter nicht eingefroren, sonst alles noch still.

Aber welch ein Leben da oben! Wie funkelt's, wie leuchtet's in strahlendem Glanze! Es ist, als ob die Sterne sich fast sehnsüchtig zur Erde neigten, so tief, so voll und schwer leuchten sie herüber! Ach, wie blicken sie dir ins Herz hinein, heilige Morgenstille! Horch auf, du Menschenohr, auf ganz fernen, fernen Klänge, die in frommer Adventszeit die Stimmen der Engel erklingen lassen! Es ist, als ob sie sich mit den flimmernden Lichtern vermischen und — ob als Glanz oder ob als Ton — hin, o Menschenherz, bis in die innerste Tiefe dringen!

So leuchtend und funkelnd da oben der morgendliche Winterhimmel, so tief dunkel unten auf der armen Erde! Auf der armen Erde? Nein — ach nein! Schau, dort in der Ferne leuchtet ein kleines, röthliches Licht. Es brennt schon die ganze, lange Nacht! Es brennt an dem Lager eines Kranken! Matt und blaß schaut das hagere Antlitz auf armem Lager in die Höhe; es ist die alte Geschichte — es ist ein Mensch, „der unter die Mörder gefallen, die zogen ihn aus und schlugen ihn und gingen davon und ließen ihn halb todt liegen“.

Das Leben ist der Mörder in teuflischer Gestalt, gleichgültig läßt es den Menschen, dessen Kräfte es erst in Anspruch genommen, dann aufgerieben hatte, dem Elend verfallen, aber der treiende Samariter, „da er ihn sahe, jammerte ihn sein, ging zu ihm, verband seine Wunden und goß darein Oel und Wein und hub ihn auf sein Thier und führte ihn in die Herberge und pflegte sein“.

Gott sei gedankt, der reinende Samariter — er lebt heute noch und in alle Zukunft! Er ist ein liebend Weib, ein frohmuthig Kind, ein treuer Freund! Er ist die Liebe, die lebenerhaltend und wie ein mildthätiger Magus am Bette des Elends steht. Er steht auch dort am Bette des hagern Kranken, von woher das kleine röthliche Licht durch die noch dunkle Nacht zu dir leuchtet. Gepriesen, du kleines Zeichen, gepriesen doppelt und dreifach am Morgen des „Samariters". Schöner fest und leuchtender fest bist du — wie die funkelnden Sterne da droben — auch dein kleines Licht ist ewig, solange Menschenherzen noch in Liebe schlagen und eben die erhabene Sternenpracht bewundernd und verehrend anstaunen!

Wieder — nach einer Stunde stand ich zum Tagwerk auf! Da war der Morgen schon herangedämmert; der Himmel war von bläulichem Schimmer übergossen und drüben im Osten wurde es hell und klar, es war der kommende Tag! O welches Wort! Der kommende Tag — ein jeder ein neues Wunder, der in seinem undurchdringlichen, schimmernden Faltenmantel Glück und Unglück — und doch nicht unser Schicksal trägt!

Unser eigen Herz, es beugt sich nicht einem Zufall; was auch der Tag bringe — Glück oder Unglück, erst unser Herz kann beides verhängnißvoll oder segensreich für uns machen; — darum sei willkommen, willkommen, du Tag mit Glück und Unglück in deinem weiten schimmernden Faltenmantel!

Die Nacht erbleicht, nur Ein Stern noch leuchtet dort hinunter zu den fernen Bergen sich neigend; bald wird auch er hinter ihrem dunkelvioletten Contour verschwunden, untergegangen sein!

Deutlicher erheben sich die Berge vor mir von dem morgenhellern Himmel! Jetzt ist da und dort auch in den Häusern Licht, aber es ist nicht jenes erschimmernde Lämpchen von vorhin, das sich mit seinem fahlen Schein so fest und tief ins Herz hineingeeinkt, es ist der geschäftige Tag, die rührige Handwerkshand des Menschen, die damit zum Beginn des Werkes leuchtet.

Aus jedem Schornstein wirbelt der Rauch! Wie er schön aussieht. In der klaren kalten Morgenluft so farbig violett, fast schöner wie die dahinterliegenden Berge in ihrem Duft!

Steigt nur lustig flatternd in die Lüfte, ihr wirbelnden Wolken des Rauchs! Ihr seid das schönste und lieblichste Dankopfer, das dem Herrn und Schöpfer der Welt gebracht werden kann! Steigt ihr doch auf als ein Zeichen, wie um das erwachende Feuer am Herde neues Leben, erwachendes Glück sich sammelt, und wie die Flamme, die — die Milch zum Kochen bringt, in den erwartungsvollen Gesichtchen lieber, runder, froher Kindergesichter hellern Widerschein fast findet, so tragt ihr etwas von dem Glück und dem Dank da unten in flüchtigen Gebilden gen Himmel empor!

Während ich das schreibe, ist der Tag völlig erwacht.

Hellenthore kommen rasselnd,
Pferdes Hufen rollen prasselnd,
Mehr Gerste bringt das Licht!

Flammend steigt die Sonne empor; waren eben noch die Berge in kalt violetten Duft gehüllt, standen eben noch ihre Linien so fest und klar und scharf vom hellen Morgenhimmel ab, so sind sie jetzt in blühendes Rosa getaucht, verschwommen die Linien mit dem wenig durchstrahlten Himmel; wie Rosenkränze wirbeln die Rauchwolken jetzt, vorhin so tiefblau — wie leuchtende Rosenkränze empor. In flimmerndem Glanze und doch noch vom Finger der Nacht zart berühret, erscheint der Schnee auf den Dächern, desto glänzender blau am noch nicht beschienenen Boden! Und über all der hellen Farbenpracht ein klarer, schimmernder Azurbogen!

Es ist Winter, aber solch ein Morgen birgt alles Glück, alle Schönheit der Natur in sich!

Der Schnee liegt nicht als eine Decke über der abgestorbenen Erde, sondern nur wie ein duftiger Brautschleier, der die Reize der herrlichen Welt, der reichen Natur unserm liebenden Augen auf kurze Zeit verhüllt, bis Amor — der Frühling — der sachend Schmelzende den Schleier zurückschlägt. Gegrüßt, gegrüßt du schöner Wintertag, du rufst zum Leben, zur Arbeit, zum Glück und abends zu lieber Erholung!

Noch seinem Donner brennet sich der Tag,
Mit donnernden Schlägen trifft er die Trägen,
Mit blitzender Rechten schreckt er die Schlechten,
Freue sich jener, wer arbeiten mag!

Am 1. Sonntag des Jahres.

Als heut' Nacht alles in Ruhe lag — das Kind neben der Mutter — Mann und Weib — und das leidenschaftlich wie das Meer hin- und hermogende Leben sich zu einem glatten, unbewegten Spiegel gebaut hatte, aus dem hier und da einmal ein Strahl des Lebens — im Traumgebild — in die Höhe fuhr, wie es etwa

Nachmittagsprediger. (Zur Thür hinaus) Heult nicht, keine Weitläuftigkeiten, trollt Euch, packt Euch, drückt Euch! Gott befohlen! (Zurückkehrend) Jetzt kommt hinüber! Zum Ball iſt noch Zeit, ich erzähle Euch koſtbare Dinge, hahaha, wir haben mehr als April-Spaß gehabt, hahaha! (Zu Marwell, der inzwiſchen zurückgekommen iſt) Die Chirurgiſche Anſtalt! hahaha! (Ernſter) Ob ſie wohl das Kind dorthin gebracht haben. Es iſt nicht todt. (Leichtſinnig.) Unſere Waſſerfahrt morgen, London ſoll die Augen aufreißen. Huſſa, Kinder, kommt hinüber, hahaha, aus der Kron- und Anker-Taverne, nein der Schreck! Wie Kater pruſteten die Philiſter auf! Erſt Haſenfüße und als wir weg waren, brüllten ſie wie die Löwen: Conſtabler! Conſtabler! (Stößt ſeine Mutter an) Wer iſt denn der fremde Tuckmäuſer da? (Führt ſeine Schweſter ſchnell hinein.)

Lettice (riquirt).

Er hätte wohl mich führen können.

Marwell

(bietet der Frau Thompſon den Arm).

Frau Thompſon

(graziös lächelnd ihn nehmend, zu Marwell).

Und Ihr, meine Tochter (zu Lettice, die ſich an den linken Arm ihres Bruders hängt). Nicht wahr, mein Harry iſt doch ein himmliſcher Junge! (Ab.)

(Drückende Pauſe.)

auch in der stillen, ebenen See einmal des Nachts aufleuchtet, wenn ein Fisch in die Höhe springt und das phosphorescirende Wasser um ihn leuchtet — als alles tiefathmend, des Lebens vergessend, zu neuem Leben sich stärkte, da strömten sich die Engel über der Menschen Glück und gingen an seiner Hütte vorüber, ohne an die braune Thürpfoste darüber ihr „Gelobt sei Jesus Christ!“ mit ihrem goldenen Fingerlein zu schreiben, und aus seiner Hütte gingen sie, ohne nicht irgendetwas, und sei es das Kleinste, dort in Ordnung gebracht oder zum Heil gewendet zu haben.

Hier gossen sie Oel in die kleine Nachtlampe, die zu erlöschen drohte und mit ihrem Qualm den süßen Athem des lieben kugelrunden Kindes, das vom ersten sanften Schein rosig erleuchtet war, gestört haben würde.

Dort rückten sie einem hagern armen Knaben das Kissen zurecht — sieht nur, wie im Schlafe ein seliges Lächeln über die blassen Züge hingleitet.

Jetzt tritt einer der Engel ins Schlafgemach eines jungen Wüstlings! Wie er daliegt, hingestreckt auf das üppige Lager! Kaum deckt der schwere Purpur die schöngeformten Glieder, unruhige Träume haben ihn entfernt, der schwer über das Lager überhängenden Hand ist ein Buch entfallen, in dem das Laster sich ins Gewand der Schönheit hüllte; schon hat das herabgebrannte Licht das Kissen erfaßt, schon droht das Feuer des Jünglings Leben zu vernichten. Der Engel aber fächelt mit seiner guten Hand über das Feuer hinweg, daß es erlischt, und deckt den schönen Jüngling zu und steht dann schmerzlich seufzend vor ihm, er faltet die Hände, küßt jenem Lüge auf die Stirn — und geht!

Und Ruhe und tiefe Stille ist's weiter. Da treffen sich die Engel hinter den Wohnungen der Menschen am Waldesrand und erzählen sich von dem, was sie gethan und wie wohlthuend dieser Friede sei.

„Kommt“, rief der kleinste, „laßt uns einen Morgen über die Erde heraufführen, der so still und friedlich ist, daß die Menschen auch aus dem Zustande beglückter Ruhe nicht erwachen!“ Da flogen die Engel gen Himmel und fingen an, große schwere Wolkenräder heraufzuwälzen, die voll Schnee waren; die wurden dann aufgeschürzt und hin- und hergeschüttelt so lange, bis auf der Erde alles dicht beschneit lag.

Als nun der etwas verschlafene Wintermorgen am Horizont heraufkam, war die Erde ganz weiß zugedeckt.

Im Walde waren die Aeste dick mit Schnee bedeckt, die Bäume sahen auf einer Seite aus, als wären sie von Eis und Schnee aufgebaut. Keine Spur von Menschentritten ringsum — alles eine weiche, wollige Fläche; nur hier und da begegnet Herr Morgen einer lebenden Spur — eines Rehes oder Hasen oder den Krallfüßen eines Raben.

Die Dächer der Häuser waren dicht beschneit und vor den Thüren und Fenstern hatte sich der Schnee zudringlich — wie Möven an Felsen, wenn sie ausruhen wollen — angelegt.

Kein Laut erdrang weit und breit —

Als nun die Menschen erwachten, da war ihnen so wohl in ihren Betten. Es war ihnen, als wären sie die Nacht wärmer zugedeckt worden; es war ihnen, als wäre deshalb alles individuelle Leben in der Natur so mit den allgemeinen weichen Formen des Schnees zugedeckt worden, damit sie desto lebendiger sich mit sich und ihrem Heile beschäftigen könnten.

Wie herrlich ist's zu Haus! Nicht gern geht die muntre Küchenmagd bis zum Bäcker, um das Frühbrot zu holen, und freut sich schon, während sie durch das flaumige Naß fliegt, des wärmenden Herdfeuers daheim.

Wie das Kind jubelnd die kleinen Hände vors Fenster streckt und den dort befindlichen Schnee zusammenballt, dann herzig trinkt. Und heut' ist noch dazu Sonntag, kein Geschäft treibt schon am frühen Morgen die glückliche Familie auseinander; trefflicher mundet der Kaffee, lieblicher dampft das Pfeifchen. Und sieht, die kleinen Schelme — die Wettermacher — haben uns noch nicht genug eingebettet! Von neuem fallen wirbelnd die Flocken und verdecken schnell — denn sie wollen heute keine Spuren des Lebens dulden — die von Menschenhand und Menschentritt herrühren.

Wer glücklich ist, der ist's an solchem Morgen sich am meisten bewußt; wer nicht glücklich sich nennt, dem regt er die schmerzendsten Gedanken wenigstens nicht auf.

Schau, selbst jener blasse Kranke, dem die Athemzüge weh schon gezählt sind, er erquickt sich an der Ruhe, die um ihn herrscht. Er hört nicht das Geräusch eilender Pferde, das Treiben und Rumoren der Menschen — es ist wie Stille um ihn — nicht einmal die Trauer derer hört er nahen, die da kommen, um ihn hinauszutragen,

wenn sein Atem stockt, um seinen müden Leib zu vergraben unter die Erde. Er hört sie nicht — der Glückliche —, er hört nichts mehr, nicht das Scharren der Schaufeln über ihm, nicht das Aufwerfen der Erde, nicht den leisen Fall des Schnees, der selbst endlich seinen Grabhügel mit denen der andern Erdensöhne gleichmacht.

Und jener Jüngling, den der Engel beschützte, er schüttelt den Schlaf aus den dunklen Augen und weiß nicht, warum es heute ruhiger als sonst in seiner Seele ist. Sonst jagen in purpurner glutfarbiger Leidenschaft die bunten Bilder des Lebens an ihr vorüber und ermüden sie nicht, sondern machen sie so unsäglich durstend nach einem Trank der Labung, der ihr nicht von jenen flammenden, flatternden Gestalten gereicht wird.

Heute mahnt ihn der tiefe Schnee mit seinem reinen, unterschiedlosen Weiß, daß, wie der Bäume Pracht, der Blumen Zier, die spielenden Farben der Wolken vergehen, um dem Einen — Schnee zum Lager zu dienen, so einst aller Farbenzauber des Lebens dem Ernste des sich nähernden Schicksals weichen werde — um nimmer wieder zu erwachen.

Nimm ein Bild am Schnee, Jüngling! Er wird wieder vergehen, in Bächen wird er zum Strome, im Strome glänzend zum Meere fließen und das entfernte Land wird neu blühen, grünen, glühen in holdester Pracht.

Noch ist's Zeit — komm' dem Ernst des nächsten Schicksals zuvor mit dem eigenen Ernst deines sittlichen Menschen! Laß ruhen die Spiele, laß ruhen die Leidenschaften! Kehre sie zu, bereite dein Inneres zu einem wahren Seelenfrühlinge vor im Ernst des Denkens! Nimm statt des „Anakreon" — den „Augustin" zur Hand, oder geh' und laß der Orgel schwellende Klänge deine Seele in das Bereich jener Sphären tragen, wo dein glänzendes Haar nicht mehr vom Locken duftet, dein Auge nicht mehr göttlich glühend erglänzt, die Leidenschaft ruht — wo nicht mehr du dich des gewaltigen Baues deiner Glieder erfreust, nicht mehr dein Lächeln den sprudelnden Witz der eigenen Gedanken kennt — sondern, wo einzig dein Herz in Liebe blühen kann!

Geh', Jüngling, folge dem fernen Klang der Glocke, der nur gedämpft durch Schneemassen zu dir dringt, morgen ist das Fest der Erscheinung des Herrn, und wenn du aus deiner Thür trittst, denn sehen sie dich mit roher dein Auge auf die Thürpfoste, und wenn du das von Engelshand geschriebene

Gelobt sei Jesus Christ!

erblickst, so denke, daß es Sonntag ist — der Erste im Jahr — und rufe als Antwort auf den englischen Gruß

In alle Ewigkeit! Amen!

Ich kam — schon war es fast Mitternacht — vom rauschenden Feste! Ich hatte in der Erinnerung die gesunden, frohen Gesichter der Schmausenden, die lächelnden Mienen der Frauen, in der Erinnerung die süßen Worte, die sie sich zuflüsterten — in der Erinnerung die perlenden Tropfen, die einer auf den andern ausbrachten — in der Erinnerung die blendenden Lichter, den Glanz des Silbers, das Ueberschäumen des Weins — in der Erinnerung den Rausch der Freude, der da und dort zwei sich umarmen ließ; den Jubel, das Entzücken, die rauschenden Töne der Musik — und dennoch — ich fühlte mich so allein, so einsam und verlassen! Mir fehlte, wo ich hinschaute, die wahre Liebe; ich sah unter jeder äußern Form nur das Gegenteil, das sie verdecken sollte; hinter jedem Lächeln vermutete ich den giftigen Hauch des Neides, in jedem Händedruck glaubte ich die Aufregung des Hasses vermuten zu können. Ich hielt die Welt für unwahr, ihr Thun und Treiben für heuchlerisch; echte Freundschaft und Liebe schienen mir daraus verschwunden, die lichtsten Verhältnisse, weil ich mein Mißtrauen auch in sie hineintrug, waren mir verödet und verleidet worden. Ich fühlte hinter den Mangel an Liebe, während sie doch nur mir fehlte; mir fehlte der Blick, der die Welt in ihren verschiedenen Erscheinungen erst zu einem schönen Ganzen zusammenfaßt, mir fehlte der Blick, der in jedem Menschenantlitz den Spuren des Göttlichen nachforscht und in Tausenden findet, wo der flüchtig Blickende sie vergeblich sucht; mir fehlte die Gabe, die den Formen des Lebens ihre schöne, echt menschliche Liebe abzugewinnen; mir fehlte die Achtung vor den Menschen, die mich diesen Formen fügen ließ. Und weil mir das alles fehlte, weil ich der Liebe los und ledig war — mein Leben hatte ich mich zu viel mit mir selbst beschäftigt — war ich recht unglücklich.

Ich machte ungeheuerliche Ansprüche an die Welt, weil ich selbst peinlich die Kluft fühlte, die mich von ihr trennte. So feierte ich unwissend, tief unglücklich auch von jenem Feste heim.

Dunkel waren die Straßen, nur von dem

bräun Schein rot auf ihnen und auf den Dächern der Häuser liegenden Schnees matt der Weg erhellt. Der Schnee begann zu schmelzen, ein wärmerer Wind strich darüberhin und bewegte die verreckten Wetterfahnen.

In seinem Giebel, seinem Fenster mehr ein licht.

Alles lag in tiefster Ruhe, nur hier und da schlüpfte eine dunkle Gestalt an mir vorüber, und mehr unheimlich als belebend waren diese wenigen dummen, verhüllten Menschen, die in sich vielleicht noch tiefere, dunklere Nacht des Herzens bargen.

Jetzt kam ich auf den Platz, wo der alte Dom stand. Bis hoch in den nächtlichen Himmel hinauf ragten die dunklen Massen mit ihren Spitzen und Türmchen; nur der auf den Vorsprungen liegende Schnee zeichnete bestimmter, als es das im Dunkel irrende Auge sonst vermocht hätte, die Gesimsen und die Höhe des Baues. Ich blieb stehen und schaute lange hinauf. Mir kam die Gegenwart so schal und matt vor; nur in Begeisterung sang sich meine Seele an dem herrlichen Baue empor und preisend und bewundernd stand ich — eine Zeit anhauernd, welche sie Herrliches schaffen konnte, welche in religiöser Begeisterung ihren Glauben, gleichsam in Stein verklärt, symbolisch zu gestalten die Kraft und das innere Feuer hatte; ich vergaß darüber, daß die Gegenwart ebenso herrliche, ebenso dem Göttlichen entsprossende Werke geschaffen — wenn auch nicht in Stein —; ich vergaß das, nur die Romantiker zu vergöttern pflegen; ich schaute mich, hinein in den Dom zu gehen und mich den Eindrücken des gebrochenen Gewölbes, dem heiligen Schauer in nächtlicher Stille hinzugeben. Ich trat an die Thür, sie war geöffnet. Ich stand in der Kirche. Nur schwach waren die hochflackernden Flecken von dem Ewigen Lämpchen beleuchtet; es war nur ein leiser, röthlicher Schimmer, der sich bis gerade in die Höhe hinan verbreitete; oben aber verschwanden alle Linien in dunkler, geheimnißvoller Nacht. Es war ein mächtiger, fast unheimlicher Eindruck. Ganz tiefe Stille war in dem weiten, hohen Raum; weder Tritt schallte hundertfach wieder und soll schien der Schall einer Mahnung zu sein, das Heiligthum solcher Ruhe, solchen Schweigens nicht zu stören. Mir war's sonderlich zu Muthe — wie viele Millionen inbrünstiger Gebete waren zu diesem Gewölbe aufgestiegen, wie viele Seufzer hier ausgehaucht! Es war eine Atmosphäre des Gebets, die sich hier gebildet, und mir war's, als wäre der rothe Schein der Lampe das rothe Herzblut, das, in Leid und Leid in blutigen Tropfen hingegeben, das Kirchengewölbe in feurig tiefe Farbe gefleidet hätte. Ich stand fast unter der Ewigen Lampe und starrte in das kleine Licht hinein — träumend, fast ohne bestimmten Gedanken.

Da kam auf einmal wieder über mich das Gefühl der Ausgewiesenheit und wie ich so vereinsamt im Leben stünde — wie alles um mich her mit dem Mechanismus des Gewöhnlichen berührt sei — ich fühlte einen tiefen Stich im Herzen und seufzte hinauf zu den Millionen Seufzern nach den Einen, meinen Seufzer: „Ach, schaut mir Liebe!"

Kaum hatte ich die Worte leise mehr gedacht als gesprochen, als sich's unter mir zu regen anfing.

Ich war entsetzt, mein Herzblut erstarrt, ich sah zum Boden nieder. Was erblickte ich?

Ich stand neben einem Grabsteine, auf dem in Relief nach Art der alten Gräber des Mittelalters zwei Gestalten, ein Ritter und sein Weib, in langen faltenreichen, herabwallenden Gewändern dargestellt waren. Der Ritter war schon sehr ausgelitten und nur die Umrisse noch sichtbar; der Frauengestalt war noch ziemlich erhalten, ich sah den auf sie und erblickte, wie sich das Steinrelief vom Boden loslöst und während des Loslösens an Rundung gewinnt. Das Steinbild wird zu Leben, richtet sich empor und nun sieht es — entsetzenvoll — mich mit den harten Augen anglotzend vor mir! Es streckt mir die steinernen Arme entgegen und pelzert springend auf mich zu. Jetzt riß fasse ich den Muth, mich überhaupt zu regen, und flehe: „Du verlangst und schaust nach Liebe, in reichem Maße will ich sie dir geben —" Drohend ist jetzt aus ihrem steinernen Munde mit unsäglich höhnischem Ton: „Ich war im Leben ein liebes Weib und bin verdammt, erst dann im Grabe Ruhe zu finden, wenn ein Mensch so thöricht, so verschrieben sein würde, daß er das schöne Leben um sich her nicht mehr zu erblicken vermag, nicht mehr die Liebe des Nächsten an sich und schönem Menschenthum sich zu erfreuen zu Stande ist und für — bei den Steinen sucht. Du suchst sie hier, nachdem du sie draußen verlassen; du findest sie mit deinem Sinn in der Welt nimmer, wie ich sie nicht gefunden. Komm' mit zu mir, unter den kalten Stein!" — und dabei fing das Steinweib wieder an, toll und ausgelassen zu

ſpringen und mit reißender Schnelligkeit auf mich zurollen. Ich floh — zur Thür, ſie war verſchloſſen; entſetzt rettete ich mich auf ein hohes Thor; ſchon glaubte ich dem grauſichen Geſpenſt entronnen zu ſein, denn ich hörte mit pochendem Herzen, wie es mich unten vergeblich zwiſchen Bänken und Beichtſtühlen ſuchte; auf einmal aber poltert's an der Treppe, die zu mir heraufführt; ich höre es tripp und trapp, ſchon erſcheint ſein verhüllter ſteinerner Kopf — ich kann nicht weiter — ſchon faßt's mich an mit eherner Gewalt, da ergreift mich blutzerſprengende Seelenangſt, ich ſpringe auf die Brüſtung, ſtürze ſchmetternd in die Tiefe der dunkeln Kirche hinab — und erwache!

Es war ein Traum — ein ſchwerer Traum — ich ſtand auf und trat ans Fenſter — ſchon dämmerte der Wintermorgen, im Oſten waren helle Sternlein ſchon ſichtbar.

Mir war ernſt und feierlich zu Muthe; zu ernſtem Hoffen, zu liebevollerer Anſchauung des Lebens mahnte mich das ſpukhafte Bild. „Auch unterm Stein wird euch die Liebe nicht, wenn ihr ſie nicht im Leben — im gegenwärtigen — findet! Liebe und Frieden im Leben! O möchte alle Kraft der Seele uns werden, um dies Gut zu erlangen, zu bewahren! Möchte von dem Glanz dieſer Lichtgeſtalt im Herzen das Leben nichts hinwegnehmen, möchte ſie Licht verbreiten in uns und um uns!

Immer lauter wurde in mir der Wunſch und mich zog's nach jenen unſterblichen Worten des Paulus hin, die mir wie voller, herrlich anſchwellender Orgelton entgegentönten: „Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle."

Neugierder und mächtiger ſchwollen die Worte an; es iſt himmliſche Muſik, ſo hehr, ſo groß, daß ſie die ganze weite Welt erfüllt! In hingeriſſener Begeiſterung ziehen ſie das tiefſte Herz mit ſich fort und ſchließen mit dem höchſten Dreiklang: „Nun aber bleibet Glaube, Liebe und Hoffnung, dieſe drei, aber die Liebe iſt die größeſte unter ihnen."

Ich ſchäme mich nicht des Gebets; von ihm erfüllt, trat ich ins Freie. Nur leiſe verwachten die Weſten die dahinter ſchimmernde Bläue des Himmels zu verdecken. Zwar ſangen nicht, wie in Sommerspracht, die Vögel ihr Lied; zwar ſtudirten noch die Bäume und Blumen das Lob des Herrn in Farben aus, Schnee deckte die ruhende Erde; aber wenn die Natur auch ſchweigt im Preiſen und Singen, ſo redet — und ſchweigt doch nicht — in Millionen Herzen die Liebe Gottes!

Mag unſere Seele ein klares beredtes Spiegelein ſein, ſie klar und rein und ſchön aufzunehmen und glückſtrahlend um uns zu verbreiten, damit ſie erfriſche die Kranken und wecke die Thränen von der Wange des Traurigen!

Die Heirath eines meiner Freunde.

Von Alexander Weill.

II.

„Werther Herr!" ſchrieb Gräfin Cronat an Herrn Reinhard. „Mein Mann und ich, wir wünſchen Sie zu ſprechen. Kommen Sie heut Abend zu uns zu Tiſche! Wir ſind allein. Bis unfehlbar!"

Reinhard ließ nicht lange auf ſich warten. Um 6 Uhr war er bei Frau von Cronat.

Kaum bei Tiſche, ſagte ſie ihm in Gegenwart der Bedienten:

„Denken Sie ſich, mein werther Philoſoph, ich habe Ihnen eine recht traurige Begebenheit anzuzeigen, die Ihnen Stoff zu moraliſchen Betrachtungen bietet, die aber außerhalb der Philoſophie und Sie vielleicht perſönlich intereſſiren wird. Sie haben wahrſcheinlich in Ihrem Journal vom Morgen von dem Bankrott des Bankiers S. gelesen. Dies Unglück betrifft uns alle. Das ganze Vermögen meiner Couſine, der Frau Leonie Glara, war bei dem Bankier S. angelegt."

Indem ſie dies ſagte, beobachtete Frau von Cronat genau die Züge des Philoſophen.

Dieſer aber ſagte blos: „Armes Mädchen. Es iſt dies für ſie ein großes Unglück! Glücklicherweiſe bleiben Sie ihr —"

„Glara", fuhr die Gräfin, von dieſer Antwort ſchon etwas verwirrt, fort, „iſt ſein junges, unverheirathetes Mädchen. Ihr Geiſt und Herz iſt ihrer gleich einer hochgebildeten Frau. Dieſer Schlag, ſo unverhofft er ſie auch traf, hat ihren Muth nicht gebeugt. Sorgen verläßt ſie mich. Ich habe ihr mein Haus und mein Vermögen angeboten, ſie aber iſt zu ſtolz, um je etwas, ſogar von der Freundſchaft, anzunehmen, das ſie nicht verdient zu haben glaubt. «Ich kann arbeiten», ſagte ſie. «Ich ſpiele Klavier und ſinge; ich leſe und ſpreche deutſch. Wohl hätte ich von dir», fügte ſie hinzu, «die Wohnung angenommen, um beſtändig bei dir zu ſein, es bleiben mir aber noch einige hundert Gulden; dies genügt mir, um meine alte Tante bei mir zu behalten und ſie wie eine Fürſtin zu behandeln.»"

„Traurig!“ sagte der junge Mann. „Wirklich, das Unglück dieses Mädchens geht mir zu Herzen. Sie haben recht, sie zu loben, jetzt, da sie arm ist. Ich habe letztern mit Fräulein Clara gesprochen, sie ist etwas wortkarg. Aus einigen ihrer Antworten aber glaubte ich eine gediegene und starke Natur zu erkennen. Solche Wesen eben prüft das Schicksal gern, um sie durch den Schmerz zu läutern, als wüßte es im voraus, daß sie ihm ruhmlich widerstehen würden.“

„Zum ersten mal“, versetzte die Gräfin, „höre ich das Lob Clara's aus Ihrem Munde. Ich glaubte im Gegentheil, Sie hätten nur Angenehmes für Fräulein Pauline.“

„Pauline ist ein sehr hübsches Mädchen“, sagte Reinhart, „und wäre nicht ihr Vater, sie verdiente noch viel mehr Aufmerksamkeit. Herr Pellard hat sich aber seit zwanzig Jahren so daran gewöhnt, alles zu vergessen, was nicht eben mathematisch beweisen ist, daß seine Tochter an eben nichts anderes mehr als an beweisendes Glück, d. h. Geld, glaubt. Ehre, Ruhm, Gewissen, Ideal, das alles sind Arbeitsdocken. Sie liebt viel Kunst und Literatur, aber unter der Bedingung, daß sie hundertzwanzig Francs jährlich einbringen. Seien die Gedichte noch so schlecht, sie verkaufen sich gut, und das würde ihr genügen. Wenigstens sind das ihre Grundsätze. Im Grunde ist sie besser, als sie glaubt. Ist sie doch ein Mädchen und eben nicht reich. Das Unglück Clara's kann ihr wol zum Beispiel dienen und ihr sagen, daß alles verderben, was nicht im Menschen selbst ist, zum Glück nicht gezählt werden kann. Auch ist sie sicher, daß derjenige, der sie heirathet, nicht an die Kasse ihres Vaters denkt, sondern dies an ihre Reize, die allerdings nicht gering zu achten sind.“

„Trauen Sie“, bemerkte Frau von Gernot, „sollte Clara sehr froh sein, ihr Vermögen verloren zu haben. Freilich ist sie häßlich und niemand, denke ich, wird Verdacht auf den Autor ihrer Schmerzen werfen.“

„Fräulein Clara“, erwiderte Reinhart, „ist nicht schön wie Pauline, aber häßlich ist sie nicht und wol kann sie Liebe einflößen. Was mich betrifft, nun sie arm ist, mache ich ihr den Hof.“

„Herr Reinhart“, sagte die Gräfin zu ihrem Mann, der bisher noch kein Wort gesprochen hatte, „liebt besonders die Personen, die bedürftig und unglücklich sind. Jedes Unglück interessirt ihn. Es wird ihm bald zur philosophischen Abstraction. Fräulein Clara jedoch hat denn doch noch einige Hülfsquellen —“

„Genug, um einen Mann zu finden, der sie glücklich macht“, fügte der Graf harmlos hinzu.

„Darum denkt sie vorerst nicht“, unterbrach ihn die Gräfin. „Sie will Stunden geben und ihr Brot selbst verdienen. Ich bitte sogar Herrn Reinhart um seinen Rath in dieser Hinsicht. Alles, was Sie für dieses Mädchen thun können, rechne ich Ihnen an, als thäten sie es für mich. Gut wenn Clara ungefähr 800 Francs jährlich verdienen wird, denke ich, sie zu verheirathen.“

„Ich werde ihr gewiß einige Stunden verschaffen“, erwiderte Reinhart. „Sagen Sie mir nicht, sie sei stark im Deutschen?“

„Sie spricht und schreibt diese Sprache wie eine Berlinerin. Uebrigens hatte sie zehn Jahre eine deutsche Gouvernante.“

„Nun wohl! Ich habe einen Schüler für sie, der sie exact bezahlen wird. Außer einer Uebersetzung aus dem Deutschen für die »Revue«, wenn ich arbeite — ich weiß, man sucht einen Uebersetzer — und die ihr hundert Thaler einbringen werden, werde ich selbst morgen schon eine Stunde bei ihr nehmen.“

„Fräulein Clara nimmt diese Anerbieten mit Freuden an“, sagte der Graf lächelnd. „Ich sehe voraus und danke Ihnen in ihrem Namen.“

„Ich kenne ebenfalls noch“, fuhr Reinhart fort, „eine Erziehungsanstalt für Mädchen, wo man eine Klavierlehrerin sucht. Nimmt sie diese Stelle an, so zahlt sie ihr wenigstens 150 Francs monatlich ein. Ich weiß, sie spielt vom Blatt. Es sind aber sonderbare junge Mädchen in dieser Anstalt.“

„Nein, da muß ich doch bemerken“, erwiderte die Gräfin, „wenn Clara Ihr Buch übersetzt und sonderbare junge Mädchen täglich in Musik unterrichtet, wo soll sie Zeit finden für Ihre deutschen Stunden? Deretwegen rathe ich ihr, die Musikanstalt nicht anzunehmen. Sie ist noch nicht stark genug dazu. Die Uebersetzung, die sie Ihnen bereiten kann, und Ihre Stunde, glaube ich, genügen ihr auf einige Zeit. Sie ist so sparsam. Clara hat mir die Hälfte ihrer Einkünfte angegeben. Was sie nicht den Armen gab — und sie gab denen das Meiste — legte sie mein Mann auf Staatspapiere. Und daher bezieht sie etwas. Das andere Vermögen hatte sie ihr seliger Vater schon untergebracht. Er war ein intimer Freund von dem Vater jener reichen Banquiers. Uebrigens

suchte ihr euch noch nicht ein böses Wort gegen diesen Sohne ihres Unglücks."

„Clara hat Muth", erwiderte Reinhard.

„Sie haben wirklich eine sehr gute Meinung von meiner unglücklichen Cousine", versetzte die Gräfin, „und ich danke Ihnen in ihrem Namen. Ich war diesen Morgen so unglücklich und um so unglücklicher, da sie uns alles aufschlug, was wir ihr boten. Sie zuerst dachte an Sie, Herr Reinhard. Wirklich, wenn Sie gut von ihr sprechen, so haben Sie es mit seiner undankbaren Seele zu thun."

„Ich danke ihr sehr, daß sie in ihrem Unglück an mich gedacht hat. Aber wo werde ich meine Stunde nehmen können?"

„Hier in meinem Salon", erwiderte die Gräfin. „Um Ihnen gleich meine Absicht zu verrathen — ich gedenke Ihnen, daß ich selbst an Ihrer Stunde theilnehmen werde. Wenn Sie Kant lieben, so wünsche ich lieber Schiller in seiner Sprache zu lesen, vorausgesetzt, daß Sie nichts dagegen haben."

„Im Gegentheil", sagte Reinhard. „Ihre Gegenwart wird dem Schüler zum Fleiß und Gehorsam anspornen. Morgen", fügte er hinzu; indem er sich verabschiedete, „schicke ich Ihnen das Buch zum Ueberfliegen. Was unsere Lection betrifft, so werde ich Ihnen den Tag und die Stunde schriftlich anzeigen."

Acht Tage verflossen. Herr Reinhard hatte wol sein Buch zum Ueberfliegen geschickt, aber persönlich gab er kein Lebenszeichen von sich, weder schriftlich noch mündlich. Diese acht Tage schienen der armen Clara acht Jahre. Ihre Qual vergrößerte sich noch, als sie erfuhr, daß Herr Pessard der Gräfin von der Heirath seiner Tochter mit Reinhard gesprochen. „Pauline", sagte er, „hat 2000 Francs Rente. Ich würde sie gewiß Herrn Reinhard nicht anbieten, der trotz seines Talents keine soziale Position hat, die meiner Tochter würdig ist, denn sie ist ein Capitalchen. Ich glaube aber bemerkt zu haben, daß sie besonders diesem jungen Mann gut ist. Naturgemäß trifft es sich, daß ein Jugendfreund, ein reicher Verleger, meinem Tochtermann, wenn ich passend zu wählen weiß, eine gute Stelle von 6000 Francs jährlich an einem wissenschaftlichen Universitätsjournal zusichern wird. Denn solche Blätter sind ein Monopol und tragen sichere Renten. Ich dachte daher an Reinhard. Und er kann von Glück reden." Schließlich bat Herr Pessard die Gräfin, Herrn Reinhard auszuforschen, damit er sich ja nicht einen Korb für seine Tochter hole. Das wäre denn doch für eine Schönheit wie sie zu arg!

Frau von Cronat hatte dem Mathematiker versprochen, seine Commission bei dem Philosophen auszurichten. Nachdem sie Clara von allem diesen unterrichtet hatte, fügte sie Folgendes hinzu: „Es kann sein, daß Herr Pessard seither selbst Schritte bei Reinhard gethan hat. Wenigstens sah ich ihn seither nicht, um die Antwort einzuholen. In jedem Falle aber ist Pauline eine nicht zu verachtende Nebenbuhlerin. Sie ist kokett und hat ein spitzes Mundwerk. Die Männer mögen sich wol in der Abstraction ergehen, aber ein schönes Frauenantlitz entreißt sie immer dem Himmel des Ideals und setzt sie sanft auf den Erdboden der Wirklichkeit nieder. Reinhard ist jung und lebensfroh. Und wenn du ihn liebst, so thust du gut daran, dein Geld in die andere Wagschale zu legen. Es wäre dies immer eine Komödie, weil sie doch mit einer Heirath endigen würde. Dreißig bis vierzigtausend Francs jährliche Renten, das wiegt mehr als Eine Schönheit auf. Er würde Pauline nur opfern. Nur würden wir gleich vom ersten Act in den fünften springen. Willst du, Clara?! Soll ich den fünften Act beginnen?"

Clara antwortete nicht sogleich. Sie versank während zehn Minuten in Ueberlegungen, dann aber sich erhebend und Frau von Cronat umarmend sagte sie: „Es ist besser, vor als nach der Heirath zu dulden. Zieht er Pauline vor, so thue ich ihm nicht leid. Wenn entfernt, auf Pauline eifersüchtig zu sein, werde ich theil an ihrem Glück nehmen. Weiß ich doch es zu schätzen. Herr Reinhard bekommt, das Gute allein sei schön. Mögen denn! Ich will glänzend schön sein. Ich will meine Seele, alle meine Gefühle durch übergroße Güte veredeln! Vielleicht strömt diese Schönheit von meinem Innern auf mein Aeußeres über. Ich will ganz nach den Grundsätzen meines Gebieters leben, denn mit jedem Tage liebe ich ihn mehr."

„Und du willst die romantische die Arme kreuzen und warten, bis er deine innere Schönheit entdeckt? Er wird leichter die schöne Taille und die blitzenden Augen Paulinens bemerken."

„Und wer sagt dir, daß ich mir die Arme kreuze? Ich bin nicht umsonst 22 Jahre alt. Heute noch erkläre ich den Krieg! Du begleitest mich zu Herrn Reinhard. Bereits haben wir

ihm für das Buch zu danken und nun verlangst du die Adresse der Mädchenanstalt. Sieh' mich einmal an, wie mir das Gouvernantenkleid so gut steht, wenn besser als meine leidenen Kleider, die zwei- bis dreihundert Francs kosteten! Es ist mal der Mühe werth, arm zu sein; ich schwöre mir nur schon, niemals arm zu sein. Ich möchte mich umarmen, so gefalle ich mir. Und das ist mir noch so passirt, seit ich ein erwachsenes Mädchen bin."

„Das ist der Liebe", versetzte die Gräfin. „Die leuchtet aus der wie eine Sonne! Wäre mein Sohn 25 Jahre alt, nie hätte er mir eine andere Braut als sich heimgebracht!"

Reinhart wohnte im vierten Stocke in der Rue de Beaune. Seine Wohnung bestand aus vier kleinen Zimmern und einer Küche und kostete 700 Francs jährlich. Neben seiner Eingangsthür auf dem dritten Treppe war noch eine kleine Wohnung ohne Küche für eine ledige Person zu vermiethen. Frau von Germi und Clara wurden von mir in dem Vorzimmer empfangen. Ich meine, ich sehe die beiden Damen noch vor mir. Reinhart war seit einiger Zeit kränklich und in der That schien sein Zustand in eine schwere Krankheit über. Er lag zu Bett und ich hatte die Nacht über bei ihm gewacht.

Man fragte mich, ob der Herr Reinhart wohne. Ich erwiderte, er sei sehr krank und daß der Arzt verboten hätte, länger als einige Minuten bei ihm zu bleiben. Fräulein Clara schien merkwürdigerweise nicht bestürzt, so eine innere Aerzte glaube auf ihrem Wagen. Frau von Germi, eine sehr deutliche Frau, warf ihren Schleier gegen hinter den Hut und sagte: „Ihre menschlichen Herrn Reinhart will zu sprechen."

„Nein", erwiderte ich, „er hat an allem Grund das Fieber! Der Arzt sagt, es könnte das Scharlachfieber, aber auch noch ein schlimmeres Fieber sein. In jenem Fall ist es nicht rathsam, ihn zu sprechen."

„Um Verzeihung, mein Herr", sagte Clara, „ich fürchte weder das Scharlach noch das bösere Fieber. Eine Nichte von mir hat sogar einmal gehabt —"

Frau von Germi konnte das Lächeln nicht verbergen. Sie suchte eine Antwort und sagte zu Clara: „Der junge Freund von Reinhart spricht deutsch. Versuche es mit ihm in dieser Sprache. Er erlaubt sie vielleicht, Herrn Reinhard selbst zu sprechen."

Während ich mich entfernte, um Reinhard zu fragen, ob er im Stande sei, die beiden Damen zu empfangen, sah Clara das Möbel- und Hausgeräth der Armen passiren. Sie erkannte beim ersten Blick die Armseligkeit jeder weiblichen Nähe. Alles lag und stand darunter und darüber. Reinhart war in diesem Augenblick so angegriffen, daß ich alle Mühe hatte, von ihm verstanden zu werden und da ich sehr lange bei ihm blieb, so drangen beide Damen durch die offene Thür in das Zimmer.

Clara, ganz erblassend, sagte zur Gräfin: „Herr Reinhart ist wirklich sehr krank, viel kränker, als wir glaubten."

„Mein Herr", sagte die ältere Dame zu mir her, „weil Sie doch ein Freund von Herrn Reinhart sind, so thun Sie uns einen Gefallen. An der Thür unten auf der Straße wartet mein Kutscher mit meinem Wagen. Nehmen Sie ihn und hier ist die Adresse meines Arztes. Ist er nicht zu Hause, so suchen Sie ihn auf der Facultät. Sagen Sie ihm, daß ich ihn hier erwarte und daß ich diese Wohnung nicht verlasse, bis ich ihn hier gesprochen habe."

Da ich selbst Herrn Reinhart sehr krank fand, so lief ich mich nicht lange hinein und entfernte mich.

Kaum hatte ich den Kutscher gefunden, so sagte Clara zu ihrer Gesellschafterin: „Es fällt mir ein Gedanke ein. Sobald der Arzt es erlauben wird, lasse ich meine Tante Valentine hierher kommen, um Herrn Reinhart als Krankenwärterin zu pflegen. Sie ist so vergnügt, wenn sie mir eine Freude machen kann. Ich selbst werde die kleine Wohnung hier nehmen, um Herrn Reinhart jeden Tag, jede Stunde, wenn es sein muß, zu besuchen. Im äußersten Fall sage ich ihm, daß meine Tante, die auch verreist, ihn bitten läßt —"

„Nun ja — Ich sehe", erwiderte die Gräfin, „da hängst nur Lebensschuld an dem armen Arzt!"

„Nein ist's, ich sehe nicht das Gewöhnliche —" entgegnete Clara, um Verdacht zu Reinhart's Zimmer hindern.

„Würden du Herrn Pelard auch Krankenwärterin sein?"

„Ja, liebe Gevatter! Für den armen lieben Menschen!"

„Unter der Bedingung, daß es Herr Reinhart erfährt —"

„Ich glaube, Herr Reinhard hält hier uns

eines Abends beweisen, daß die Tugend ein Seelenegoismus ist. Jetzt aber habe ich keine Neigung, dir dies auseinanderzusetzen."

Der Arzt war indessen gekommen und traf Reinhard viel schlimmer, als wir glaubten. Er hatte beide Damen nicht mehr erkannt. Während der Arzt und ich bei dem Kranken blieben, hatte Clara die kleine Wohnung gemiethet. Und den andern Morgen fand ich sie mit ihrer Tante schon eingezogen. Man sagte mir, Clara sei eine weitläufige Verwandte von Reinhard. Daß sie den Kranken pflegte, wunderte mich nicht. Reinhard betrachtete das Haus der Gräfin wie das seine. Der Graf war sein intimer Freund. Ich glaube sogar, er war der Hauptactionär seiner demokratischen „Revue". Doch entging mir die romantische Seite dieses Zufalls nicht. Und Clara sah mir wol an, daß ich ihre Absicht durchschaute. Sie dankte mir und dankt mir heute noch oft, daß ich ihr eines Tags anständigte, daß ich selbst unwohl sei und selbst der Pflege bedürfe, folglich nicht mehr so oft meinen Freund besuchen könne.

Während sieben Nächte verließen Clara und ihre Tante das Krankenzimmer nicht. Sie hatten noch einen Wärter angenommen und oft kam die Gräfin, um sie zu besuchen.

„Ich fürchte Pauline nicht mehr", sagte diese zu ihrem Mann. Clara hat einen Sanitätscordon um ihren Geliebten gezogen. Eine wahre Cäsarennatur — ich glaubte sie nicht mehr so romantisch noch so schön —"

Während seiner Krankheit hatte Reinhard mehr als einmal die Sorgfalt Clara's mit einem Händedruck erwidert. Sie hatte ihm erklärt, daß sie wegen des Verlustes ihres Vermögens gezwungen sei, eine wohlfeilere Wohnung zu suchen, und die sie in diesem Hause fand, als sie Frau von Ernest begleitete, die sich nach der Gesundheit ihres Freundes erkundigen wollte. Und da die Wohnung leer war, so zog sie den andern Tag mit ihrer Tante ein. Reinhard antwortete ihr mit fremder Stimme: „Ich danke Ihnen herzlich! Sie sind mein rettender Engel!" Nach dieser kurzen Unterhaltung war zwischen beiden keine Rede mehr weder von der Pflege der Tante noch von der neuen Wohnung Clara's.

Reinhard war drei Tage lang in Todesgefahr. So schnell er aber schwach war, ebenso schnell erholte er sich. Nach vierzehn Tagen verließ er das Bett und trat in die Genesung. Da er aber noch zu schwach zum Lesen und Studiren war, so erhielt Clara die Erlaubniß, ihm dann und wann Bücher und Journale vorlesen zu dürfen. Nichts verräth leichter die Gefühle der Seele als eine anhaltende Lectüre, und nichts zeigt deutlicher den Grad des menschlichen Verstandes an als ein lautes Vorlesen. Jede Phrase, so kurz sie sein mag, hat ihre Gefühlsnote, und keine Linie, so gleichgültig sie auch sein mag, wird von zwei Menschen auf dieselbe Weise vorgelesen. Abgesehen von der Harmonie der lesenden Stimme, so gibt es noch Gefühlsnuancen, die der Leser sozusagen wie Gestalten, theils verschleiert, theils hervortreten läßt, je nach dem Ton lang oder kurz, den er auf die Worte legt, je nach dem melodischen Rhythmus seines Herzens. Die durchsichtige diamantne Seele Clara's strahlte in ihrem Lesen wider und wenn sie das Buch niederlegte, so war ihr Gesicht, ihr Blick, ihre Züge durch die edeln Gedanken, die von dem Herzen aufwärts geflogen, verklärt und verschönert. War sie des Lesens müde, so setzte sie sich an das Piano und alsdann glaubte Reinhard Geistesfunken aus ihren Fingern sprühen zu sehen. Kaum hatte er Clara acht Tage in seiner Nähe betrachtet, so merkte er ihre wahre Schönheit. Nach vierzehn Tagen fühlte er, daß er sie liebe, und einen Monat kaum wohnte sie als Nachbarin in seinem Hause, so ward sie ihm unentbehrlich; er dachte auf die Mittel, sie die Seine nennen zu können.

Eines Tags erhielt er einen Brief. Nachdem er ihn durchlesen, schlug er an Clara's Thür und überreichte ihr ihn auf der Schwelle. Es war eine Heirathsanerbietung von Herrn Pelant. Vater und Tochter, hieß es in dem Brief, hätten sich jeden Tag um das Glück des Herrn Reinhard erkundigt; sie hätten für seine Genesung gebetet. Fräulein Pauline wäre gern auch als Krankenpflegerin bei ihm geblieben, aber das konnte nun zu ihrem großen Bedauern nicht geschehen. Ein Mädchen, das sich achtet, könne doch nicht die sozialen Gesetze des Anstandes verletzen — Nun folgte eine Anspielung auf die Mängel der Tochter angrichtsvoll zu dem Anerbieten des Vaters. Am Schlusse ließ der Vater wol merken, daß Pauline den jungen Mann liebe und daß sie seinethalben weit vortheilhaftere Partien ausgeschlagen hätte.

Clara überreichte Reinhard den Brief und sagte:

„Fräulein Pauline ist hübsch und mehl-

ergeben! Sie wird gewiß ihren Gatten glücklich machen!"

„Sie sagten mir vor meiner Krankheit, oder war es Ihr Cousin, Sie besäßen sechshundert Gulden Renten".

„Etwas mehr, Herr Reinhard", erwiderte Clara, über und über erröthend. Ich glaube es dürften wir zweihundert Francs Renten. Aber damit ernähre ich noch meine Tante, die, solange sie lebt, keine Sorgen haben darf. Nun aber gedenke ich mit meinen Stunden im Deutschen . . ."

„Zum ersten mal, Fräulein", unterbrach sie Herr Reinhard, „muß ich eine prosaische Frage an Sie richten. Würden Sie den Muth haben, Ihre 1200 Francs mit den 3000 zu vereinigen, die ich jährlich verdiene? Ich glaube, diese Summe würde uns treien genügen — Ihre Tante mitgerechnet, die mir übrigens eine so treue Pflegerin war und in einer Haushaltung unbezahlbar ist —"

Clara verstummte vor Freude. Dann antwortete sie ihm feierlich:

„Sie schmeicheln mir, Herr Reinhard! Sie wollen mich einen Augenblick glauben machen, daß Sie ein armes, häßliches, altes Mädchen — denn ich zähle zweiundzwanzig Winter — einem blutjungen hübschen Kinde vorziehen könnten. Und das aus lauter Güte. Sie sind so beängstigend —"

Dann durchbrach ihre aufrichtige Natur die Kinde und mit Thränen fuhr sie fort: „Es wäre hier nicht schön von Ihnen, wenn Sie mir hier hier aus Scherz gesagt hätten! Denn ich muß Ihnen gestehen, Herr Reinhard, ich liebe Sie, ich habe Sie immer geliebt und werde Sie immer lieben! Ich liebe Sie noch weit mehr, seitdem ich in Ihre Nähe wohne! Und sind hier hier nur Worte des Spotts, o nein, ich bin stark, ich vertrauen zu Gott! Aber das kann ich Ihnen sagen, nie mehr wird Clara einem Sterblichen lieben!"

„Engel der Güte!" rief Reinhard aus. „Sie kennen meinen Grundsatz! Ich Ihnen allein ich wahrheit sein! Widerstehen Sie mir die Worte der Verbesserungsgier! Und wenn Sie gezwungen, daß Sie mir Ihre Schönheit nicht verheißt haben und daß Sie sich nur so erfinderisch, wie Sie lieben können. Auch ich liebe Sie! Ich schwöre mich mit solchen heiligen Eiden! Nach Gott gibt es für mich nichts Heiligeres auf Erden als Ihnen. Ich biete Ihnen meine Hand, mein Herz und mein ganzes Leben an! Schon seit vierzehn Tagen wollte ich Ihnen diesen Vorschlag machen, die Unsicherheit über meiner Stellung, meine Armuth und meine Verachtung des Geldes, kraft deren ich nie ein reicher Mann werde, weil ich nie dem Interesse einen Gedanken, geschweige eine Wahrheit opfern werde, haben mich lange unschlüssig gemacht. Seitdem ich Sie aber beobachte, habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß in allen Fällen Sie dem Schicksal die Stirn bieten und es immer bewältigen würden. Knieend, Clara, fordere ich Ihre Hand! Sie sind ein weibliches Ideal! Knieend will ich Ihnen sagen: Clara, ich liebe dich!"

Dieses sagend, wollte Reinhard sich auf die Kniee werfen, Clara aber stürzte sich selig in seine Arme und beide benetzten ihre Liebe mit einem langen Seelen- und Herzenskuß.

Aufgeathmet sehrte Clara zur Gräfin zurück, der noch an demselben Tage einen Brief von Reinhard empfing, in dem er um die Hand Clara's bat, die ihm natürlich nicht verweigert wurde. Die Neuvermählten wählten sich zur Wohnung die Reinhard'sche und überließen der Tante die kleine Wohnung in demselben Stock. Die Gräfin rüstete selbst das Hochzeit aus und in ihrem Salon wurde das Hochzeitsmahl eingenommen. Reinhard sandte allen seinen Freunden an, daß der Graf ihm versprochen habe, ihm eine Stelle als Bibliothekar zu verschaffen. Clara und die Gräfin spielten ihre Rolle bewundernd. Armand von den goldenen Gläsern wußte ein Wort von dem ganzen Verhältniß. Clara war und blieb für seine Braut eines nicht reichen Literaten. Während sie prächtig in der Wohnung für den Francs sorgte, machte, ohne sie mit einem neuen Mobiliar versehen zu haben — es waren lauter Hochzeitsgeschenke —, machten sich die Gräfin einer Wohnung zu den Champs-Elysées im ersten Stock, die sie prächtig ausmeublirten ließ. Nur alle von Reinhard's Journal und noch viele andere Journalisten waren zur Hochzeit eingeladen.

Ein Monat verging so. Ich hatte vor der andern Stube meinen Besuch gemacht und wurde zum Mittagessen zurückbehalten. Reinhard war nicht ganz guter Laune. Eine langweilige Arbeit für seine „Revue" beschäftigte ihn so sehr, daß er sich kaum Zeit zur Nachtruhe nahm.

Am andern Morgen — Reinhard hatte fast die ganze Nacht hindurch an einem philosophischen Werke gearbeitet — war Clara zu ihrem Mann, legte ihr Hand auf seine Schulter und sagte ihm: „Mein Lieber! Ich habe dir gesagt, ich bäme

1800 Francs Renten — Ich habe die Unwahrheit gesagt —"

Reinhard sagte betroffen: „Das ist nicht möglich! Du kannst nicht unwahr sein —!"

„Wie gut du bist!" erwiderte Clara. „Ein jeder anderer würde mir Vorwürfe machen —"

„Was soll ich dir sagen!" versetzte Reinhard. „Haben wir sie nicht, je nun, so müssen wir um desto mehr arbeiten —"

„Aber", fuhr Clara lachend fort, „ich meine es ja anders! Ich habe nicht 1800 Francs Renten, sondern jährlich dreißig-, ich glaube vierzigtausend Francs. Wenn ich dir dies jetzt gestehe — denn nie mehr kann ich glücklicher werden, als ich in dieser kleinen Wohnung geworden bin — so geschieht es nur, weil ich sehe, daß du dich zu sehr abarbeitest, und weil ich fürchte, es könne deiner Gesundheit schaden. Komm', mein Lieber, ich führe dich wie einen königlichen Bräutigam in meine Brautwohnung, die uns meine Cousine ausmeublirt hat. Das ist die Aufklärung, die der Graf dir versprochen hat!"

Reinhard betrachtete sie mit großen, verwunderten Augen. Er konnte kein Wort zur Antwort finden. Endlich sagte er: „Hm, hm! Doch nur — Lüge!"

„Vergieb mir die Lüge!" fuhr Clara fort, indem sie ihm die Hände küßte. „Ich konnte deinen edlen Stolz, Du kränkst mich nicht, wir geliebt. Und jetzt bist du mein Gefangener."

Und Clara fiel ihm weinend vor Freude in die Arme.

Zwanzig Jahre schon sind Reinhard und Clara vermählt. Sie wohnen immer noch in demselben Hause, das sie an sich gekauft haben. Ihr Vermögen hat sich verdoppelt so wie ihre Liebe. Von Zeit zu Zeit machen sie einen Ausflug in ihre ehemalige Wohnung in der Rue de Vaugirard, die sie behalten haben. Reinhard ist derselbe Mann noch wie damals. Einen Augenblick war er in der Reaction, verließ sie aber bald. Seine Freunde, die er oft in seinem Salon empfängt, sind ihm alle treu geblieben und er auch ihnen. Neulich gab er ein großes philosophisches Werk heraus. Clara ist immer noch die Gute, die Kluge und die Gesangliebende. Eins nur fehlt ihnen zum Glück — sie haben keine Kinder.

„Nichts zu handeln?"

Zur Charakteristik Frankreichs.

Frankreich ist von jeher das Land der unvermittelten Gegensätze gewesen. In der Politik stehen Imperialismus und Massenherrschaft, in der Kunst Zuchtlosen und Zügellosigkeit, im Privatleben Luxus und Entbehrung hart aufeinander. Ein maßloser Glanz wird um den Preis eines maßlosen Elends erkauft und die Masse belebt sich, begeistert sich immer nur durch den Anblick der Obenaufschwimmenden, nicht der Untergehenden. Und doch ist der Schiffbruch häufiger als die glückliche Fahrt, das ergibt sich schon aus der großen Zahl derer, die durch Ausübung des Strandrechts ihren Unterhalt und nicht selten Reichthum gewinnen. Wir wollen hiermit nicht von dem Wucherer reden, der den Stolz des Lebemanns, die Eitelkeit der Weltdame ausbeutet, denn dieser Blutsauger findet sich in allen Ländern und allen Regionen des menschlichen Daseins, sondern von jenem heimlicheren Beiläufer, Leidträger, Aasfledderer des Weltglanzes, welchen der Name Trödler oder Gerümpler nur unvollständig begreifen. Nirgends dürfte diese Zunft in Zahl und Wichtigkeit so florieren wie in Frankreich, wo sie den betrübten Schattenriß verdeckt, den ein übermäßiger Ehrgeiz unter dem Lichte falscher Pracht an die nackte Wand der Thatsachen wirft.

Betrachten wir diese interessante Silhouette etwas näher. Wer die Straßen einer nur irgend bedeutenden französischen Stadt durchwandelt, erstaunt alsbald über die große Zahl und die mannichfaltige Ausstattung der Trödelmagazine, und schon ein zweiter Blick zeigt uns, daß es nicht das abgetragene Gewand, sondern ein plötzlich gefallener Wohlstand ist, was all diese Trümmer auf einem solchen Strande abgeladen hat. Man sieht vor dem Mikrokosmus einer reich ausgestatteten Haushaltung, nur hat ein böser Geist, verderbenbringend, den Hauch der Umwandlung darübergeblasen, und sofort ist eine dämonische Carricatur an die Stelle des sinnigen Bildes getreten. Altes Schuhwerk auf der weißen Marmorplatte und vor dem Rundspiegel eines Waschtisches in Magdeburg eine prachtvolle Jagdflinte, deren geschnitzter Kolben auf einem schmutzigen Haufen verstaubter Bücher und Papierfetzen ruht; ein geschwätziger Papagei in vergoldetem Käfig, über dessen krummen Schnabel, zum Schutz gegen Wind und Wetter, eine Haube

Fielding.

Lebt wohl!

Thompſon.

Wohin?

Fielding.

Ich hab' in der Vorſtadt einen Vetter: ein armer Gärtner, den will ich noch ein wenig beſuchen. Vielleicht erhaltet Ihr die indiſche Poſt und ich ſprech' vor Nacht nochmal wieder vor. Lebt wohl. (Ab.)

Fünfte Scene.

Thompſon allein, zuletzt Tom.

Thompſon

(ſitzt am Tiſch, ſtützt den Kopf auf und ſeufzt).

Ja, ja! — — Das iſt meine Familie! — hm hm hm hm hm — Dreißig Jahr an nichts gedacht als an den Mammon. Nun ſeh' ich erſt, daß es am Rechten fehlt! Ich war — recht heimiſch — — — in China, in Kingſton, in Calcutta, — hm hm hm (mit einem eigenen Ausdruck von lächelnder Beſtimmtheit). Es kann aber nicht ſo bleiben! Oh, mit dem Kummer, mit dem

und zwei Paar alte Beinkleider herabkaufen; ein verrostetes Ding neben einem köstlichen mit Perlmutter eingelegten Schränkchen; Stutzuhren in Malachit und Damenschreibtische in Palisander zwischen altem und neuem, wohlerhaltenem und zerbrochenem Küchen- und Tischgeräth, das ist so ziemlich die Summa der Eindrücke, die wir durch den ersten Blick auf die Vorderseite einer jener Ausstellungen erhalten. Aber so etwas sieht man im Grunde überall, schon man, um die Schicksalsgeschichte des französischen Luxus zu ergründen, weiter vordringen muß in die kellerartigen Schichten des Gerümpelraums wie Dante und Virgil in die Kreise der Hölle.

Nur Mannichfaltigkeit, nicht aber Reichthum oder Menge der Gegenstände zu zeigen, ist das, worauf es dem französischen Trödler ankommt. Denn er will für alle Welt dasein und eine glänzende Ausstellung wie die des Möbel- oder Galanteriewaarenhändlers würde einen Theil seines Publikums, und zwar den solideren, den bescheideneren nämlich, zurückschrecken. Aber man arbeite sich über die den Eingang begrenzenden Barrikaden der zuletzt angekauften Gegenstände hindurch, man dringe bis in den Hinterhof vor, man dringe in den Keller hinab und zum ersten, zweiten, dritten, vierten Stockwerk hinan und mit einem Gefühl der Betäubung wird man von dieser Odysseefahrt zurückkehren. Der Mann, mit dem wir eben noch um einen alten Kupferstich Sou um Sou handelten, der sich selbst arm machte wie Hiob, tränkt uns nun ein Kreuz, und wir sagen uns mit einem Gefühl der Beschämung, mit dem hundertsten Theil seines Besitzthums könnten wir unser ganzes Haus jedenmal schöner und reicher möbliren, als dies der Fall ist.

Wie ist vor allen Dingen all dieses reiche und umfängliche Möbelwerk in diese enge, schmutzige Straße, durch diese niedrigen Thüren hineingekommen? Wie hat man es diese gewundenen Treppchen hinaufgebracht, wie in diesem Labyrinthe von Schränken, Kommoden, Betten, Bücherregalen, Schreibtischen, Sofas, Sesseln und Stühlen aufgepflanzt? Sammt und Damast, Marmor und Mosaikarbeit, ungeheure Spiegel, vor welchen wankende Nachttische auf wackligen Tischen stehen, Damastbetten, Rauchgarnituren, silberne Kohlenbecken, Waschbecken und Waschkrüge, Krystallleuchter, Kronenjungen und Gypsstatuetten, Matratzen, Teppiche und gemalte Porzellanservice mit beschädigten Wappenschilden auf dem Teller rund — das ist doch noch ein ganz anderes Bild als das erste. Und man bemerke, daß, wenn sich solche Trödler auch in Städten wie Leipzig oder Berlin wiederfinden, sie in Frankreich an Orten von nur [illegible] Einwohnern zu mehreren Dutzenden gezählt werden. Woher kommt das in solchen Gewerben steckende riesige Kapital und wo geht es hin? Könnte man jeden der hier zu verhandelnden Gegenstände auf seinem Lebenswege begleiten, wie viele Nacht-, wie viele Nebenseiten des menschlichen Daseins, von welchen weder Geschichte noch Dichtung etwas ahnen, müßten uns vor die Augen treten! Hier eine Thränenflut, dort ein Blutfleck, Bilder des stillen Stilllebens wie des höchsten Weltpunkts, der einsamen Verzweiflung und der Seligkeit unter vier Augen — doch das alles hat seinen Kaufwerth, wird nicht mitverhandelt, auch wollen wir hier weder einen Roman noch ein Melodram schreiben.

Also woher und wohin? Wessen Gut verschlingt die Ebbe, und wem gibt sie es wieder?

Die öffentliche Versteigerung ist der Mittelpunkt und Prüfstein in der Neubildung so vieler französischer Haushaltungen. Man heirathet mit mäßigen Mitteln und guten Aussichten und richtet sich „standesgemäß" ein. Das „Nothwendigste" besteht in einer sehr vollständigen und sehr kostbaren Toilette für die junge Frau, dann in der Ausstattung von Salon und Schlafzimmer. Die Küche und der Keller, das Arbeitszimmer des Mannes, das Spielzimmer, welches sogar nicht selten mit der Küche zusammenfällt, bleiben schon in merklichem Abstand von jenem „Unentbehrlichen", welches wenigstens aus Sammtmöbeln, Damastvorhängen, Kaminuhren, Bronzelampen, Spiegelschränken, geschnitzten Bettstellen und einigen „unbedeutenden Kupferstichen" im Werthe von nur mehreren hundert Francs zusammengelegt ist. Nun wird Figur in der Welt gemacht, man beginnt mit Besuchen, Einladungen werden erwidert und die Welt findet das junge Paar und seine Einrichtung assez convenable. Nur ist es einerlei, ob das Auftreten dem Einkommen angemessen ist, oder vielmehr gibt sie dem von der liebevollen Voraussetzung aus, daß „die Leute Vermögen haben, da sie ja sonst Narren wären" u. s. w. Aber die Leute haben kein Vermögen, und nach dem ersten oder zweiten Jahresschluß gerathen sie sich in die Haare, indem das eine dem andern vorwirft, „nur ihm zu Liebe" habe

er, beziehungsweise sie allzu viel Geld ausgegeben. Gewandte Leute nun finden tausend Mittel, eine solche Krisis zwar nicht aufzuheben, aber ins Unendliche zu verlängern; andere dagegen rennen an den Prellstein der erwähnten öffentlichen Versteigerung. Man deckt einen anständigen Rückzug; wenn der Mann ein Beamter ist, so läßt er sich aus dem Norden in den Süden oder aus dem Westen in den Osten versetzen; hat er Geschäfte, so macht „deren vortheilhafte Gestaltung" einen Umzug nach Paris oder lieber noch nach Algier nöthig, und da die schönen Sachen durch das Mitnehmen „doch allzu sehr verdorben gingen", so müssen sie mit der Regenschirm des Studenten „aus Mangel an Raum" verkauft werden. Zu Spottpreisen, das versteht sich; denn unsere Trödler sind Menschenkenner und haben sich das Wort gegeben, solchen Hähnen nur wenige Federn zu lassen. Das junge Paar bezahlt einen Theil seiner Schulden und geht an einem neuen Bestimmungsorte einem mehr oder weniger versteckten Elend entgegen — beklagen wir statt seiner nur die unschuldigen, in den bekannten Labyrinthen verlorenen Möbel.

Solcherart ist das ständige Mittelpublikum unserer Leute. Aber sie würden übel berathen sein, wenn sie ihr Strandrecht nur an diesen kleinen Schiffbrüchen zu üben hätten. Für sie müssen dreimastige Ostindienfahrer scheitern.

Man kommt eines schönen Morgens, mit einigen pariser Wechseln in der Tasche, fremd in eine bedeutende Provinzialstadt. Eins der ersten Geschäfte ist das, sich nach einem Bankier umzusehen. Ein Adreßbuch belehrt uns, daß Herr D., Ritter der Ehrenlegion, ehemaliger Bürgermeister der Stadt u. s. w. unter anderm auch Besitzer einer Bank ist. Wir richten unsere Schritte nach dem schönen Platz, den er bewohnt, wir gelangen vor einen Palast, der die betreffende Hausnummer trägt, wir schellen an der zu unserm Erstaunen verschlossenen Pforte — keine Antwort, und nun erst bemerken wir, daß Läden und Fenster am ganzen Hause verschlossen sind. Also hat man sich in der Adresse geirrt und fragt einen Vorübergehenden, wo denn Herr D., der Bankier, eigentlich wohne. Nun ist es für den Bewohner der Provinz ein Glück, einen Menschen zu treffen, der seine Lokalgeschichte nicht kennt, d. h. für ihn noch unwissender ist als er selber. „Der D. (le sieur, nicht monsieur D.), sagt er, „ist, man weiß nicht wo, in Belgien, England, Amerika oder Australien, denn hier könnte er nirgends anders als im Gefängniß sein. Er hat fallirt, er hat das Vermögen der halben Stadt durchgebracht! Wer hätte das gedacht? Nächste Woche wird er von dem Zuchtpolizeigericht in contumaciam verurtheilt, denn leider ist er flüchtig", u. s. w. Wir gehen weiter, um unsern Wechsel sonstwo einzukassiren, werden aber fortan von der Chronique scandaleuse des Sieur D. unerbittlich verfolgt, und namentlich sind es die öffentlichen Versteigerungen seiner Mobiliargegenstände, welche uns aus allen Zeitungsannoncen, von allen Straßenecken in die Augen blitzen.

Bei Gott, da gab es rechte Beute!
Es lebe — le sieur D.!

mochten hier die Trödler ausrufen, denn ihr Held hatte es während eines zehnjährigen, stets steigenden Schwindels nicht versäumt, seinem Publikum seinen und groben Katzengoldsand mit Freigebigkeit in die weitaufgesperrten Gasterungen zu streuen. Die feinsten Diners und die glänzendsten Soiréen für die Gesellschaft, eine allgemeine Vergoldung bis auf die Raben seiner Kutschen herab für die Masse, starke Dividenden für seine Actionäre, Orden und Aemter für das allgemeine Vertrauen — die guten Leute mußten doch etwas haben für das Geld, welches er ihnen in einer so glanzvollen Art durchpuzte. Mit dem Wachsen des Deficits wuchs der Luxus, es ging bergab und mithin schnell; am Wendepunkt der Rennbahn bricht die Achse —

Das Opfer liegt, die Raben fliegen nieder!

Die Raben sind in diesem Fall unsere Trödler, das Opfer aber ist weniger der „mit einigen Ersparnissen ins Ausland zurückgezogene" Sieur D. als einestheils sein Publikum, anderntheils das den öffentlichen Versteigerungen preisgegebene Mobiliar.

Wenn die Könige bau'n, haben die Narren zu thun —

und was hat der Palast dieses Königs der Finanz nicht alles enthalten? Ein Kunstwerk der Zusammenstellung von vielen einzelnen Kunstwerken erlebt hier das Schicksal des von den Mänaden zerrissenen Orpheus und bald werden wir in allen Winkeln der Stadt die disjecta membra poetae wiederfinden. Hier nun ist die Klippe, an welcher jener Strandpirat, der von den Unglücksfällen anderer lebt, sich selbst dem Scheitern aussetzt. Ueberreden wir uns nicht, sagt er sich mit kühlem Muth am Morgen jeder der publicirten Versteigerungsschlachten, welche nun geschlagen werden, damit es uns nicht gehe wie dem Wolf, der nicht wieder durch das Kellerloch hinauskonnte! Aber

der Mensch denkt, Gott lenkt; — ein Trödler hat seine Liebhabereien wie nur irgendein Engländer, und bei Versteigerungen wie die des Sieur D. werden sie sich alle überkaufen. Nicht als ob sie zu theuer kauften, sich gegenseitig neidisch in die Höhe böten wie die Büchernarren — nein, sie sind im Grunde gute Kameraden unter sich, nennen sich Mitbrüder in Tischen und Schränken, sitzen friedlich nebeneinander und haben alle etwas von dem Schreiner an sich, dessen Blick wie ein Hobel über die Flächseiten der Gegenstände hinfährt und von allem, was des rechten Winkels spottet, einen Eindruck des Unbehaglichen empfängt. Aber kann der eine der Anziehungskraft der Kunstgegenstände, welche die Pracht des Hotel D. belebte, widerstehen? Kann der andere die wahren und falschen Reliquien und Raritäten berühmter Personen, mit welchen der ehemalige Bürgermeister und Ritter der Ehrenlegion prunkte, in profane Hände übergehen lassen? Wird der dritte dem Reiz des ungeheuer Billigen in dem oder jenem Möbelstück widerstehen? So kauft denn der eine Oelbilder, Kupferstiche, Gipsabgüsse, Marmorbildchen, getriebenes Silberwerk; der andere vertieft sich in Curiositäten, deren treffender Gesammtname brie à brac heißt; er erwirbt wunderliche Käschen, altmodische Pistolen, Schränkchen von geschnitztem Eichenholz, Bronzekandelaber mit Goldfetzchen über Teufelsfratzen, vergoldete Feuerzangen, welche die Hand Napoleon's berührt, und kupferne Kaminglacieren, auf denen der Graf von Chambord seine Füße gewärmt haben soll, u. dgl. Der „Billige" endlich weiß, daß er seinen Beutel schon leer und seine Bude schon voll hat, daß ihm alles aus Rand und Band gehen wird, wenn er noch mehr in sein Haus zwängt; aber da kommt eine Console zum Vorschein mit Mahagoni belegt, einer schwarzgrauen Marmorplatte darauf und zwei leuchtenden messingenen Jünglingen am obern Ende der beiden Vorderpfeiler. Funfzig Francs neu, zwölf Francs jetzt — da enthalte sich ein anderer! Und so geht es fort mit noch mehr Gegenständen.

Die Versteigerungen des Sieur D. erklären uns, auf welche Weise die Trödler zu der Fülle und der Mannichfaltigkeit der Gegenstände kommen, welche man bei ihnen gewahrt. Wo aber kommen diese Gegenstände selbst hin? Vielseitig wie ihre Einkäufe ist auch das Publikum der Käufer und Verkäufer; die halbe Stadt möblirt sich bei ihnen.

Zu bemerken ist hier, daß man bei den Trödlern im Verhältniß der steigenden Werthe ihrer Gegenstände nicht theurer, sondern billiger kauft. Dies erklärt sich durch die Thatsache eines sehr allgemeinen und meist unhaltbaren Luxus, welcher, ruinirt, eine große Menge werthvollen Mobiliars zu Spottpreisen auf den Markt bringt — denn was z. B. der Sieur D. mit dem Gelde der ganzen Stadt bei der ganzen Stadt gekauft hat, kann diese nicht wiederkaufen, da er sie vorher erst um ihr Geld gebracht hat. Eine gewöhnliche Bettstelle, einen Küchentisch kauft der Trödler nur unter wirklicher Concurrenz des Publikums, welches dieser Gegenstände in Massen bedarf; auch verkauft er sie schnell und nie unter ihrem Werth weiter. Aber Salonmöbel, aber Kunstsachen, aber Raritäten, das ist das Feld, auf welchem ihn der Käufer schlägt, der den rechten Augenblick abzuwarten vermag — und das kann er bei dem Ueberflusse immer. Der Trödler hat sich, wie berichtet, überkauft; wie mit jener Console, so ist es ihm mit einem Tabouret, mit einem Damenschreibpult, mit einem Spieltisch, mit einem Paar chinesischer Vasen ergangen. Jetzt braucht er Platz und Geld und bemerkt mit Schrecken, wie die schönen, aber schlecht aufgestellten Einkäufe von der feuchten Luft seiner Magazine leiden, wie sie verderben, weil er keine Zeit hat, sie zu unterhalten, weil er oft gar nicht an sie hingelangen kann. Solche Augenblicke kennt schon der Liebhaber des Schönen und Raren und wie ein Verzweifelter kommt er herbei mit einem Beutel voll Geld. „Was kostet die verschimmelte Console dort in der Ecke?" „Verschimmelt?" Leider ja, das so schöne Möbel! In Staub und Feuchtigkeit ist der Mahagoni trüb, sind die Jünglingchen grün geworden und der Marmor hat seinen Glanz verloren. Der Trödler fordert 15 Francs, der Käufer lacht und geht; er wird zurückgerufen, er soll nun einen Preis machen. „Zehn Francs!" Aber das Möbel hat mich selbst 12 Francs gekostet!" „Einerlei, mir ist es nur zehn werth!" Nun wird noch eine Weile debattirt; der Trödler wirft seiner grollenden Frau einen Schmerzensblick zu, der sagen will: „Il est bien cher, ce monsieur!" und dann macht er seinem Handel mit 2 Francs Verlust. Und der Käufer hat mit ganz geringen Restaurationskosten ein Möbel, welches das Dreifache seines Preises werth ist. Je höher hinauf, desto billiger. Chinesisches Porzellan, marokkanische, mit Gold und Silber gestickte Lederkissen, Etagèren voll Sachen aus aller Welt Enden u. dgl. kauft man bald nach Versteigerungen wie die des Sieur D. mit baarem Geld in der Hand und einiger Kenntniß des Schachers für Spottpreise.

Der Trödler freilich mag ſich für ſolche Schlappen an andern, ſolidern Effecten erholen und das thut er, dank ſeinem Alltagspublikum, meiſtens, ſonſt ſinkt er auf die unterſte Stufe ſeiner Induſtrie, von welcher er nicht ſelten ausging, auf die Stufe jenes ſchmutzigen Dummlers zurück, der mit dem Geſchrei: „Vla le marchand de peaux de lapins! Vieux chapeaux! Vieux habits! Vieux galons!“ die Straßen durchzieht.

Wir kommen auf unſern Ausgangspunkt zurück. Die auffallende Ausdehnung und Wichtigkeit des franzöſiſchen Trödelkrams bedingt ſich durch die Tendenz eines jeden einzelnen im äußern Auftreten, über ſeinen Stand und ſeine Mittel hinauszuwollen. Der Tag der Ausgleichung kommt nur allzu ſchnell herbei und die Zahl derer, welche ihre Effecten unter dem Preiſe verkaufen müſſen, iſt ſtets Legion. Aber ihr Fall iſt keine Lehre für die andern, welche nur den Glanz in der einen, nicht aber das Elend in der andern Wagſchale ſehen.

Den Aſchenäpfeln gleich am Todten Meer iſt ein ſolcher Luxus kein Anzeichen von Wohlſtand, ſondern nur von Verſchwendung, einer Verſchwendung, welche allerdings durch die Vermittelung unſerer Trödler dem ſoliden Theil des Publikums zugute kommt, welcher billig kauft, um lange zu behalten. In dieſem letztern Sinne möchten wir ihrer Zunft ein fortwährendes Gedeihen wünſchen und gönnen.

Alexander Büchner.

Anregungen.

Ein verſchollenes Buch.

Längere Zeit wurde Voltaire für den Verfaſſer eines kleinen anonymen Buches gehalten, das ſeinen Weg durch ganz Europa machte und aus welchem Anhänger auch heute noch in allen Ausgaben des berühmten Philoſophen, in ſeinen „Oeuvres philosophiques“, zu finden ſind. Dies Büchlein führte den Titel „Le testament de Jean Meslier“ und war 1762 in Holland erſchienen. Seine Tendenz war die Bekämpfung des Chriſtenthums, ein Pfarrer bittet auf ſeinem Todtenbett Gott um Vergebung, daß er die chriſtliche Lehre verbreiten half.

Voltaire war indeſſen nur der Herausgeber von Auszügen aus dieſem Buche und hatte als ſolcher eine kurze Biographie des Verfaſſers dieſes „Teſtaments des Antichriſts“, wie er es nannte, geſchrieben. Jetzt, nach gerade hundert Jahren, iſt in Amſterdam eine Ausgabe des verſchollenen vollſtändigen Originalwerks in drei Bänden in Octav erſchienen. Es iſt nicht mehr Voltaire, der aus dieſem Buche ſpricht — ſeine Stimme konnte, als die eines geſchworenen Feindes der Kirche, verdächtig erſcheinen —, ſondern ein Prieſter, der ſein Leben lang das Chriſtenthum lehrte und nach ſeinem Tode, da er es zu gefährlich hielt, bei ſeinen Lebzeiten darüber zu ſprechen, ſagt, was er von „der Handhabung der Regierung der Menſchen, ihrer Religionen und Sitten“ denkt.

Das Buch gibt ſich nicht als ein Werk des Haſſes und der Parteilichkeit, ſondern als ein Werk des Studiums. Ein Berichterſtatter in dem „Observateur belge“ ſagt: „Eine oft tiefe, immer aber gewiſſenhafte Naivität, eine natürliche Kühnheit, ein geſunder Sinn voll Gutherzigkeit und Großmuth, eine ruhige Leidenſchaft für das Gute ſprechen aus dieſen in einem einfachen und kunſtloſen Stil geſchriebenen Blättern. Ueberall weht in ihnen der apoſtoliſche Geiſt.“

Wir laſſen dies Urtheil dahingeſtellt und bemerken nur, daß Jean Meslier Pfarrer in Etrepigny und But in der Champagne war, wo er im Alter von 55 Jahren ſtarb und ſogar „im Geruch der Heiligkeit“. Auf den Umſchlag ſeines Manuſcripts, welches er in drei eigenhändigen und von ihm unterzeichneten Copieen hinterließ, hatte er die Worte geſchrieben: „Mein Teſtament.“ Auf der innern Seite des Titels ſtand: „Aufzeichnungen der Gedanken und Empfindungen des Prieſters J. M..., Pfarrers zu d'Etrepi... und But, über mehrere Mißbräuche und Irrthümer in der Handhabung der menſchlichen Regierung, worinnen man klare und augenſcheinliche Beweiſe ſieht von der Nichtigkeit und der Falſchheit aller Religionen der Welt — Zur Mittheilung an ſeine Pfarrkinder nach ſeinem Tode und zum Zeugniß der Wahrheit zu ihrem eigenen und ihresgleichen Nutzen. In testimonium illis et gentibus, Matthäus 10, 8.“

Der Herausgeber dieſer Blätter möchte an den Pfarrer Leo Taxil in ſeinem Roman: „Der Zauberer von Rom“ erinnern.

Zur Kunde Italiens.

Den Freunden Italiens wird eine Zuſammenſtellung willkommen ſein, die Dr. Robert Schneider von intereſſanten Schilderungen Italiens aus deutſchen Reiſewerken anordnete. „Italien in geographiſchen Lebensbildern“ (Siegen, Flemming, 1862) ſchließt ſich ähnlichen Proſa-Anthologieen von Grube an.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Griechenland und die Griechen. Von Robert Waldmüller. II. — Der Winter in Berlin. VI. — Aus Wien. — Ludwig Uhland.

Griechenland und die Griechen.

Von Robert Waldmüller.

II.

„Die Griechen sind Juden" —! Doch nicht ganz. Die Parallele paßt auf kaufmännische Gewandtheit, Betriebsamkeit und Mäßigkeit. Was sie aber vortheilhaft von den Kindern Israels, die dem Wasser abgeneigt sind, unterscheidet, ist ihre natürliche Anlage zur Seeschiffahrt. Diese ist vielleicht die glücklichste Mitgift, deren sie sich rühmen können. Soweit das blaue Meer ihren Horizont begrenzt — und wo in Griechenland sieht man es nicht? —, so weit sind sie geborene Wasserratten. Nur hierdurch ist es erklärlich, daß sie als Geschäftsleute selbst die Engländer überflügeln. „Im Jahre 1820", bestätigt Mr. Mongredien in seinem „Report on the Corn trade" u. s. w. (1852), „war der levantinische Handel noch ganz in englischen Händen. Damals etablirten sich zwei oder drei griechische Häuser in London. Ihre Mittel waren gering, ihre Ansprüche beschränkt; sie begannen mit kleinen, aber glücklich ausfallenden Unternehmungen. Nach und nach folgten neue Firmen, die Geschäfte dehnten sich aus und jetzt haben sie den ganzen Handel nach der Levante an sich gerissen. Dabei haben sie, während wir früher nur mit Konstantinopel und Smyrna verkehrten, die ganze Donaumündung und die Küsten des Schwarzen Meeres mit in den Kreis ihrer Operationen hineingezogen. Sie versorgen Persien — Damaskus und Aleppo sind ihre Hauptstapelplätze —, nicht minder Aegypten, das erst durch sie zu einem Tauschhandel angeregt worden ist, und der griechische Spürtrieb hat in den entferntesten Winkeln des Orients Menschen ausfindig gemacht, die für unsere Manchesterfabrikate jetzt zu regelmäßigen Abnehmern geworden sind. In 30 Jahren hat sich die Zahl dieser griechischen Häuser von 5 auf 200 gehoben. Sie vermitteln schon jetzt den vierten, wenn nicht gar den dritten Theil unseres gesammten Weizenexports. Alles Korn, welches England aus den südrussischen Getreidekammern bezieht, geht durch griechische Hände. Dieser eine Zweig beschäftigt an sich allein Summen, welche 4 Millionen Pf. St. jährlich überschreiten." „Dennoch", fügt Mr. Mongredien hinzu, „habe ich nie von einem Fall gehört, daß Unehrlichkeit, Bankrott oder sonstige Mißhelligkeiten diesen Betrieb erschüttert hätten. Wo einmal Unregelmäßigkeiten vorkommen — und es ist staunenswerth, wie sie bei dem Umfang dieses fast ganz auf kurze oder baaren Geschäfte nicht öfter vorkommen —, da einigen sich die Parteien durch schiedsrichterlichen Ausspruch."

Wir haben uns bei dieser Seite des Neugriechenthums mit gutem Vorbedacht aufgehalten. Für die Zukunft eines Volkes ist es von schwerwiegender Bedeutung, wenn es die Fähigkeit besitzt, über seine Grenzen hinaus seine vornehmlichsten Eigenschaften friedlich zu verwerthen. Dies hat England groß gemacht — Amerika verdankt diesem verwandtschaftlichen Charakterzug sein rasches Wachsthum. Adrien redete unter allen Thätigkeitszweigen, die dem Broterwerb dienen, einem einzigen das Wort: dem völkerverknüpfenden Handel. Nur, behauptet er, könne ein Land Ueberfluß an Kaufleuten haben, während es durch eine Ueberzahl an Pastoren, Advocaten und Aerzten zur Ausplünderung gelange. Daß Frankreich die Welt durch Pulver und Blei erobern wollte und daß ihm daneben höchstens noch Geschmack für den stillen Eroberungskrieg verblieben ist, den es seinen weltbeherrschenden Ideen zutraut, das ist der Grund, warum es neben den handeltreibenden Culturvölkern stets einen Menschenaltern stationär geblieben ist.

Aber jene seit einem Jahrzehnt bereits die ganze Welt umspannenden Handelsverbindungen des kleinen Griechenland sind noch von einer andern Seite für die Beurtheilung seiner staatlichen Krisen von Bedeutung. Sie allein sind die Ursache, daß ein so über und über mit dem Oel der Revolution gesalbtes Volk drei volle Jahrzehnde lang sich das Vergnügen eines Herrscherwechsels versagte. Wie leicht sich ein solcher herbeiführen ließ, das hat kaum je ein Kenner griechischer Zustände verkennen mögen, und die letzte Episode neugriechischer Geschichte bringt zu der niemals bezweifelten Richtigkeit dieses Experiments auch zum Ueberfluß noch die Probe. Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir die denkende Mehrheit des griechischen Volks mit dem Handstreich, der ein doch recht mildes, wohlmeinendes Regiment aus dem Sattel hob, kaum im allgemeinen sonderlich zufrieden glauben. Soweit der Panhellenismus seine Apostel versandt hat, mag man sich goldene Berge träumen, aber ein sehr großer Theil der Nation hat offene Augen für das Richtige und Praktische, und vollends der griechische Kaufmann, ein, wie wir sehen, bedeutsamer Faktor in der Entwickelung Neugriechenlands, muß die Erschütterung des ganzen staatlichen Baues mit wenig befriedigter Miene ansehen. Er vor allem weiß es, wie die nämlichen Eigenschaften, welche ihn selbst vorwärts brachten, auch in den Führern der Bewegung die eigentlich treibende Kraft bilden und

wie wenig uneigennützige Männer in Zeiten solcher Umwälzung Griechenland aufzuweisen hat.

Wir wagen nicht vorauszusagen, ob dies dem Griechenthum in so starker Dosis zugetheilte, besonnen rechnende und seinen Vortheil kennende Element die rechten Wege finden wird, um sich mit den Störenfrieden seiner Ruhe zu verständigen. Wenn der eine mit dem Mercurstabe in der Hand Carrière macht, so gibt es begreiflicherweise andere in Fülle, welche, bei der landesüblichen Stellenjägerei ihre Rechnung nicht findend, einmal von einem Umwerfen des Glückstisches bessere Chancen erwarten. Diesmal haben sie ihren Kopf durchgesetzt und wenn sich bisjetzt auch kaum einer einen Finger dabei wehgethan hat, so kann doch nur die Folge lehren, ob das Beispiel nicht in dem bevorstehenden Abrechnen der Parteien zu einem Unwesen den Anstoß geben wird, das, wenn auch nur um einiger wenigen willen, dem griechischen Namen für lange Zeit wieder den Titel von Kleptisten und Räubern anhängt. Alle diese Betrachtungen schließen allerdings aber auch die Wahrheit nicht aus, daß bei der Ungewißheit über die Thronfolge, die Lage des griechischen Volks eine ohne seine Schuld höchst mißliche war und daß es auch ohne die ihm zugeschriebene Veränderungssucht zu einer neuen Thronvergebung, wenn ohne Gefahr durchführbar, gegründete Ursache hatte. Auf diese Seite der Sachlage werfen wir weiter unten noch einen flüchtigen Blick.

Es ist, wie wir glauben, in Vorstehendem einiges nicht ganz Unwesentliche zur Beurtheilung der letzten Ereignisse zusammengestellt. Wir haben die vielen guten Eigenschaften des griechischen Volks schon in unsern „Wanderstudien", soweit ein nur kurzer Aufenthalt unter dem freundlichen Himmel des alten Hellas ein Urtheil überhaupt rechtfertigen konnte, im Gegensatz zu den herkömmlichen Verunglimpfungen hervorgehoben. Bluntschli in Zürich ist diesen, wie man sich erinnern wird, ebenfalls entgegengetreten. Er rühmt dem Griechen Ausdauer und Genügsamkeit nach, nicht minder lebhaftes Nationalgefühl, natürliche Intelligenz, Lernbegierde, religiösen Sinn; daneben stellt er die Schattenseiten nicht in Abrede: Gewinnsucht, Parteigeist, Lust am Uebervortheilen solcher, die durch Schaden klug werden möchten, und was sonst an Schlauheit und Pfiffigkeit den Nachkommen des klugen Odysseus als richtiger Gebrauch eines nicht gemeinen Mutterwitzes erscheint. Daß nicht gebettelt wird, daß der griechische Gaumen frisches Quellwasser seine höchste Delicatesse nennt, daß in dem Verhältniß der Geschlechter zueinander eine Sittenstrenge herrscht, vor welcher sich die ratistischen Fingerzeige westländischer Nationen scheu verbergen müssen, daß Griechenland nie von einem Plattenregiment gewußt hat und schon durch seine verheiratheten, sindergesegneten und feldbautreibenden Geistlichen, trotz ihrer theologischen Bildungslosigkeit, der protestantischen Kirche näher steht als der römisch-katholischen — wer könnte diese Züge der griechischen Volksphysiognomie für nichtssagend halten?

Sollen wir nun zum Schluß noch eine Meinung über die scheinbare Gleichgültigkeit abgeben, mit welcher das griechische Volk dem Entthronen seines Herrscherpaars zugesehen hat, so glauben wir, daß dieser Scheu eine gewisse Anhänglichkeit, ja sogar ein herzliches Bedauern nicht ausschließt. Zu einer enthusiastischen Hingebung fehlten freilich alle Bedingungen. Wo die Aufgabe eines Fürsten in dem architektonischen Begriff des höchsten Abschlusses irgendeiner Baulichkeit sich begrenzen muß — und welche moderne Verfassungsform ließe eine andere Spitze zu? —, da kann nur in Zeiten gemeinsamer Heimsuchungen von einem Zusammenhang des Staatsoberhaupts mit dem Volksgemüth die Rede sein, es biete denn das Glänzende der Persönlichkeit oder ein Theilnahme erweckendes Familienleben Anhaltspunkte allgemein gültigern Interesses. Das letztere, in Brüssel, in Lissabon und London den verpflanzten Koburgern so schlecht zu statten gekommen, ja selbst in dem launenhaften Paris der Grund, warum der Familienvater Ludwig Philipp in Bürgerkreisen einer unleugbaren Popularität genoß — dieses natürlichste Band, wenn nicht bedeutungsvoll zwischen dem Volkshause und dem Palast, so doch zwischen diesem und den Häusern des Volks —, dies Band fehlte. Wenn man die gewandte Reiterin, die Königin Amalie, durch die Straßen Athens dahergalopiren sah — die Meilen rechts und links hat sie den Griechen ja gepflanzt —, da vermißte man die Ponies mit den im Sattel festgebundenen kleinen Prinzen, denen vor zwei Jahrzehnden die Unterthanen der Königin Victoria mit so spießbürgerlich-innigem Behagen nachzublicken pflegten. Erschien des Sonntags während der Wachparade ein schlanker, hoher Mann in Fes und Fustanella an den Fenstern des Schlosses von Athen, so hätte man, wie gern! ein munteres Bürschchen an seiner Seite gesehen, das, unter attischem Himmel geboren, den armen Teufeln unten auf der Straße wenigstens die Möglichkeit geboten hätte, von gewissen Zügen um Aug' und Mund zu reden, die schon etwas mehr griechisches Naturell verriethen als das des bairischen Vaters und das der oldenburger Mutter. Alle charakteristischen Eigenschaften des Herrscherpaars — und seine Gegner haben ja selbst jetzt keine Fehler von Belang ihm nachzusagen vermocht — wogen den Einen Mangel nicht auf, den Mangel eines nachwachsenden Geschlechts in dem marmorgeschmückten Königsbau des jugendlich verjüngten Landes.

Daß man nicht einmal einen andern Prinzen aus dem wittelsbacher Hause bleibenden Aufenthalt in Athen nehmen ließ, war ein schwerer Verstoß gegen das natürlichste Bedürfniß eines Volks, sich mit seinem künftigen Herrscher beizeiten zu befreunden, und hat wol gar der Meinung Vorschub geleistet, es verlohne sich überhaupt nicht, König von Griechenland zu sein. Sprach man doch sogar schon während der letzten Anwesenheit des Königs Otto in seiner Heimat von der Wahrscheinlichkeit, er

werde aus freiem Antrieb dem undankbaren Amte entsagen.

Die dynastischen Heimweh-Dithyramben der Bayerischen Zeitung und die vielen andern Bewerber um die nun unerwartet durch die Revolution geschaffene Vacanz haben in diesen Wochen ihr Möglichstes gethan, um jene mißachtende Auffassung der neugriechischen Thronfreuden zu berichtigen. Sollen wir mit einem Wunsche schließen, so ist es der, daß Deutschland in Zukunft auf keinerlei Weise an jenen Freuden participiren möge. Das traurige Herkommen, daß ein aus Deutschland Ausgewanderter seiner Nationalität verlustig geht, hebt das eingeborene Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht auf. Wir wollen unsere Stammesgenossen auch in der Fremde nicht auf verlorenem Posten sehen und ihnen wie uns die Demüthigungen ersparet wissen, durch die sich ein bloßer Schimmer von Macht nur zu oft und zu empfindlich straft.*)

Der Winter in Berlin.

VI.

— Was dürfte, daß das materielle Licht der städtischen Gasanstalten die Residenz durchdringt, daß 68 Oefen im Betriebe und 1,296000 Scheffel Steinkohlen jährlich in 616 Retorten gelangen, um täglich das Gas zu destilliren, daß in 129831 Flammen die Straßen, Plätze, Läden, Häuser, Theater und Wohnungen Berlins erhellt, — die Begriffsverwirrung wird dadurch nicht gelichtet und namentlich werden die rege unterhaltenen Conflicte zwischen König und Volk den politischen Himmel immer dunkler werden lassen. Sie kennen diese Conflicte. Darum kein weiteres Wort darüber.

In der Diplomatie taucht eine neue Generation auf. Lord Lofus, der Prinz Latour d'Auvergne, Baron Budberg sind abberufen, andere Abberufungen sind noch im Werden; ebenso senden auch wir einen Gesandten und Botschafter aus. Graf Bernstorff ist seiner großen Verdienste wegen zu einem solchen avancirt und geht wieder nach London. Daß unser Militärstand ein nach allen Richtungen hin bevorzugter ist, erhellt neuerdings daraus, daß man den General von Willisen zum Gesandten oder Botschafter in Frankreich machen will. Zwei Gesandtschaftssecretäre der nordamerikanischen Staaten, die früher hier waren, die HH. Wise und Butler, sind als Officiere in der Schlacht am Potomac gefallen; auch hat der Tod verschiedene jener einst preußischen Officiere, deren Schulden sie nöthigten, das ferne Land aufzusuchen, auf dem Schlachtfelde ereilt. Manche unserer jungen Aerzte wandern nach Amerika aus. Auf den Schlachtfeldern soll es traurig aussehen.

Um von Aerzten zu reden, der Liebling unserer Oper, Fräulein Lucca, weilt gegenwärtig in der Klinik des Herrn Pabst. Dieser Name berührt immer häufiger unser Ohr. Ich weiß zwar nicht, in welche Kategorie ein wie es heißt renommirter Schriftsteller, der es vor hat, über die medicinischen Capacitäten und Charlatane Berlins zu schreiben, denselben rangiren wird; ich weiß nur, daß der Mann überaus glückliche Erfolge bei seinem oft von den größten Autoritäten aufgegebenen Patienten erzielt hat, daß aber auch andererseits, weil er das Mögliche von dem Unmöglichen nicht scharf genug trennt und seinem Genie alles zutraut, ihm auch a la Dieffenbach manches mißglückt. Es ist bei diesem pro und contra kein Wunder, daß Herr Pabst von vielen als der wahre Helfer in der Noth, von andern für einen Charlatan gehalten wird und die Aerzte nicht zu seinen Freunden zählt.

Herr Pabst, aus Westfalen gebürtig, soll einer Familie angehören, in der das medicinische Genie sich von Generationen zu Generationen vererbte. Warum er es unterlassen, sein Doctorexamen zu machen, da er doch Medicin studirt hat, habe ich nicht ergründen können; seine Freunde sagen, es habe ihm in seiner Jugend an Mitteln gefehlt, denn ein Doctorexamen ist theuer; zudem habe er dann gleich zu practiciren angefangen und in Rehme ein Privatkrankenhaus eingerichtet, wo er alsbald in den Ruf eines Wunderdoctors durch seine glücklichen Curen gekommen sei; später habe er zum Doctoriren nicht mehr Zeit gehabt. Factum ist, daß Friedrich Wilhelm IV. viel Gutes in der dortigen Gegend von ihm gehört und Pabst auch einen Kammerdiener des Königs von einem bösen Uebel geheilt hat, infolge dessen ihm dann die Concessionen zu Theil geworden ist, hier in Berlin eine Klinik unter dem Namen „Chirurgische und Augenheilanstalt" in der Marienstraße Nr. 26 einzurichten. In den wenigen Jahren des Bestehens derselben ist es Herrn Pabst gelungen, sich ein ungewöhnliches Renommée zu erwerben und hat er zu dem ursprünglichen Hause schon ein zweites dazukaufen müssen, um dem Andrang von Patienten zu

*) Wenn die Griechen wirklich gesonnen sein sollten, den englischen Prinzen Alfred auf ihren Thron zu setzen, so wird ihre nächste Geschichte einen Kampf zwischen Realismus und Idealismus zeigen. Der Realismus wird durch die materiellen Interessen vertreten sein, für deren hohe Bedeutung in Griechenland der obige Artikel ein überraschendes Zeugniß ablegt. England wird seine ganze Kraft und die aus Indien nothbekannte prosaische Härte ins Gewicht legen, um Griechenland ebenso mit Kanonen niederzuhalten wie die Jonischen Inseln. Der Kaufmannsgeist und Handel und Wandel blühen vielleicht dabei und für die Türkei, deren Erhaltung die Lieblingsidee der christfrommen Engländer ist, wird auf diese Art Griechenland gleichsam unschädlich gemacht. Darum aber wird der Idealismus bei der griechischen Jugend, den Gebildeten, den Geistlichen doch nicht unterdrückt werden können. Die panhellenische Tendenz, die Ausdehnung des Reiches bis Konstantinopel wird sich mit den übrigen liberalen Ideen Europas erfüllen, von Rußland, Italien und Frankreich zu gleicher Zeit gesichert werden und trotz Englands Kanonen und Galgen über den Krämergeist eines Theiles der griechischen Bevölkerung zuletzt den Sieg davontragen. Für alle Hebel und Motoren in der Geschichte gilt die Regel, daß, wenn auch noch vielen Niederlagen, doch zuletzt Gemüth und Phantasie entscheidendere Wirkungen haben als der Verstand.

D. Herr

genügen; denn er unternimmt die Cur nur im eigenen Hause, um seine Zeit nicht in auswärtigen Versuchen zu zersplittern. Daß leider die meisten Aerzte weniger auf die Ursache als auf die Erscheinung des Uebels reflectiren und wir schließlich hier in Berlin, ähnlich den alten Aegyptern, fast für jedes Organ und jedes Glied einen Specialisten haben, ist bekannt. Frerichs für Unterleibskranke, Romberg für Nervenkranke, Traube für Brustkranke und so fort für Leber, Magen, Augen, Ohren u. s. w. Babo faßt so viel als möglich das ganze Aechzen des kranken Menschen auf und hat in den meisten Fällen eine richtige Diagnose. Es hat sich in der letzten Zeit gefügt, daß mehrere meiner nähern Freunde in diesem Krankenhause Hülfe suchten, nachdem große Celebritäten vergeblich consultirt waren, und ich habe brillante Curen erlebt. Er ist übrigens ein ebenso geschickter Operateur wie Mediciner; den Sig des Uebels zu finden und nicht, wie es so häufig geschieht, auf die Erscheinung hin zu curiren, ist sein besonderes Talent. Der Kranke, der in seinem Hause Wohnung, Verpflegung und alle Arzneien erhält, wird in seiner Weise übertheuert. Es sind drei Klassen, in der letzten hat er auch ganz Zahlungsunfähige aufgenommen. Die Art der Cur besteht vorzugsweise in Kräuterbädern, Einreibungen und Tränken, die er bereiten läßt, also in mancherlei, was auf den gewöhnlichen Wege hinauskommt. Doch ich darf ihn nicht zu sehr rühmen, sonst haben Sie einen kleinen Denkzettel vom Gartenlauben-Bock zu gewärtigen.

Aus Wien.

— — Durch längere Zeit verhindert, schreibe und unsere wiener Correspondenz, über das Leben und Treiben in Wien etwas zu berichten, kann ich nicht umhin, an jene zwei aus der jüngsten Vergangenheit hervorragenden Momente zu erinnern, die so viel warmes Leben, so viel echte Begeisterung aus der wiener Bevölkerung hervorgerufen haben. Wie ein Traum sind sie vorübergegangen die schönen Tage der Ankunft der geeinten Kaiserin und der Juristenversammlung. Wo war etwas Schwunghafter in der Huldigung, welche der jungen Frau und in ihr der im Kaiserhause ausgeprägten Einheit des Reichs dargebracht wurde; es war etwas gleich Schwunghaftes in dem Empfange der deutschen Juristen und in der Huldigung, welche in der durch sie vertretenen Idee des gleichen Rechts der deutschen Einheit dargebracht wurde.

Wäre nicht vor wenigen Jahren die Feier des Schillerjubiläums vorausgegangen, so würde die wiener Bevölkerung von diesem Gefühlsaufschwunge gewiß selbst überrascht gewesen sein; denn es war weder die demüthige Kundgebung der verwöhnten Gemüthlichkeit aus der Zeit des Absolutismus noch eine bloße Schaustellung hochmüthiger Gastfreundlichkeit, sondern echter Pulsschlag, echte Begeisterung; es war ein Stück Poesie im Leben einer großstädtischen Bevölkerung, wie es nur selten vorkommt.

Hat auch schnell wieder die praktische Nüchternheit sich geltend gemacht und das mercantile Interesse die Betheiligung Oesterreichs am Münchener Handelstage in Schatten gestellt; war auch die Frankfurter Versammlung von Deutsch-Oesterreich nur schwach besucht — das Eine bleibt doch, was immer aus dem Kampfe der höhern und niedern Interessen sich herausarbeiten möge, unbestritten, daß solche Kundgebungen eines warmen Gefühls der Zusammengehörigkeit nicht ohne Einfluß und Folge auf die Gestaltung der Dinge bleiben können.

Unser Correspondent fährt dann fort, daß man in Wien den wichtigen Entscheidungen, die den Staatshaushalt ordnen sollen — der Bankfrage und der Steuererhöhung — entgegensehe. Mit Recht hätte der Finanzminister für Thaten von einer Wichtigkeit genannt, daß sie schon allein die Session des Reichsraths zu einer denkwürdigen machen würden. Ironisch genug, wenn ein Stift in den Sedel der ebenso schwerbelasteten Steuerpflichtigen die erste bedeutende Kundgebung der Volksvertretung zu sein bestimmt ist! Preiswürdiger wird seine Wirksamkeit durch eine glückliche Lösung der Bankfrage erscheinen. Doch geben wir den vollständigen Bericht in nächster Nummer.

Ludwig Uhland.

* Die Theilnahme für den dahingegangenen edlen Sänger, dem nicht vergönnt war, in Grau und Blumen gebettet zu werden, wie sein Jugendwunsch gewesen, sondern den die gefrorene Novembererde in den kühlen Schooß der Erde aufnahm, ist besonders deshalb so innig, weil jeder in ihm den Sänger seiner eigenen Jugend, den Sänger seines Lebensfrühlings verlor. Biographen werden erklären müssen, warum Uhland nach einem raschen und allerdings sogleich in seiner Art den Stempel der Vollendung tragenden Anfang als Dichter verstummen konnte. Wären nicht alle seine spätern Arbeiten innigst mit den Interessen der Dichtkunst verbunden gewesen, Sagen-, Sprach- und Geschichtsforschungen, man würde am Wesen der Dichtkunst als einer ewig treibenden, unzerstörbaren Macht in dem mit poetischen Inspirationen bevorzugten Genius irre werden können. „Verbiete du dem Eisenwurm zu spinnen, er spinnt sich lieber in den eignen Tod.“ Man möchte daher wol glauben, es gibt Zeiten, die sich ihre Organe wählen, durch sie sich aussprechen und, ist dies geschehen, sie verstummen lassen. Wenigstens ist nicht zu leugnen, daß die wunderbar poetisch gestimmte Zeit unsers freundschaftlichen Bundes, unserer gleichstrebigen romantischen Bestrebungen und der ihnen dann folgenden glorreichen Erhebung des deutschen Volks einen Antheil an dem poetischen Verdienst der Herolde und Barden hatte, durch welche sie sich aussprach. Das auffallend harte Urtheil, das Goethe über Uhland gefällt hat, ging im allgemeinen von dieser Beobachtung aus. Das deutsche Volk wird sich aber die Freude an den sonnenhellen, reinen Spiegelungen nicht trüben lassen, welche der Geist der Zeit und ein allerdings reflexive ästhetisches und ideales Bewußtsein der damaligen Literatur in Uhland zurückwarf, zumal da ihm Eines, wenn auch auf Goethe's Urtheil dauernd, doch übrigen angehörte, eine den ganzen Menschen wunderbar ergreifende Fest- und Feiertagsstimmung beim Genuß der Natur.

(Ausgegeben am 27. November 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 49.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Ein Mensch mit nur Einem Sinn. — Die Winterlonnenwende in Thüringen. Zur Kunde altheidnischer Gebräuche von Dr. A. Wuttke. I. — Zu den französischen Verfolgungen deutscher Patrioten im Jahre 1806. Von J. Schulthess. — Aus dem Land Tirol. Reisebriefe. I. II. — Neue Dramen. X. — **Neues aus der Welt.**

Ein Mensch mit nur Einem Sinn.

Der Schöpfer bedachte uns mit fünf Sinnen. Es gibt genug Menschen, die um einen oder zwei verkürzt sind, Taub- und Blindgeborene. Aber ein Mensch, dem fast nichts als der Tastsinn von der Natur mitgegeben oder durch Krankheit gelassen wurde, dürfte ein seltenes Stiefkind der Erde sein. In seinem Jahresbericht über die königlich sächsische Blindenanstalt hat Director Georgi ein solches unter seiner Aufsicht lebendes Wesen geschildert. In dem anziehenden Bericht über die unter des Verfassers Leitung blühende und in jeder Beziehung mustergültige Anstalt heißt es S. 11:

Max Alfons R., geboren in L. (Leipzig?) am 1. Jan. 1844, war der eheliche Sohn eines Advocaten, der durch einen gänzlich dissoluten Lebenswandel sich um die juristische Praxis, um Ehre, Gesundheit und Vermögen gebracht hat und so weit herabgekommen ist, daß ihn die Obrigkeit, um ihn vom Untergang in äußerster Noth zu retten, in einer städtischen Versorgungsanstalt unterzubringen sich genöthigt gesehen hat. Von Geburt an trug das bedauernswürdige Kind an seinem zarten Körper die Spuren der väterlichen Sünden. Eine im höchsten Grade skrofulöse Constitution ließ den überaus schwächlichen Knaben in den ersten Lebensjahren kaum als lebensfähig erscheinen. Gleichwol gelang es der aufmerksamsten mütterlichen Pflege, das schwache Leben zu fristen. Allein der Gram über den geschändeten Gatten und das zerrüttete Hausglück stürzte die Schuldlose vor der Zeit ins Grab und überlieferte das wenig entwickelte arme Kind schutzlos der gröbsten Vernachlässigung von seiten des wüsten Vaters.

Im zehnten Lebensjahre wurde der Knabe von einer heftigen Entzündung der Augen und Gehörgänge befallen. Aus Augen und Ohren floß eine eiterige Flüssigkeit. Kein Mensch, am wenigsten der unnatürliche Vater, erbarmte sich des verlassenen Kindes. Es ward zum Gegenstand des Abscheues. Erst nach Verlauf von sechs Monaten, als das Leiden des Kindes bereits einen erschreckenden Höhepunkt erreicht hatte, riefen menschenfreundliche Hausgenossen den obrigkeitlichen Schutz an für den kleinen Kranken. Mit Vergnügen ließ es der tiefgesunkene Vater geschehen, daß das bereits furchtbar entstellte Kind seinen Händen entnommen und der unter der tüchtigen Leitung des Herrn Hofrath Dr. Ruete stehenden leipziger Augenheilanstalt übergeben wurde. Er hat sein Kind seitdem nie wiedergesehen, nie wieder nach ihm gefragt.

Allein leider kam Hülfe zu spät. Die lange vernachlässigte Entzündung beider Augen hatte

bereits weitreichende organische Veränderungen in den Membranen derselben hervorgebracht. Die Pupillen beider Augen waren verschlossen und so konnte es selbst der unermüdigsten ärztlichen Behandlung und menschenfreundlichen Pflege nicht mehr gelingen, den Unglücklichen vom totaler Erblindung zu retten. Zugleich war aber ein so hoher Grad von Schwerhörigkeit eingetreten, daß man mit dem überaus geduldigen und in sein Schicksal ergebenen Kinde nur mit Hülfe eines Gehörrohrs verkehren konnte.

Nachdem er insoweit geneten war, ward der für sein Alter sehr kleine und unentwickelte Blinde der Dresdener Blindenanstalt zugeführt. Das Kind bekannte für sich allein einen besondern Privatunterricht, da es die Stimme des Lehrers in der Schule zu vernehmen unfähig war. Mit Unverdrossenheit ward ihm derselbe von den vielbeschäftigten Lehrern, aber auch mit wahrer Freudigkeit ertheilt. Denn der Knabe entfaltete nicht blos treffliche Anlagen des Geistes bei reger Wißbegierde und gutem Gedächtniß, sondern auch liebenswürdige Eigenschaften des Gemüths. Es war unendlich rührend, zu sehen, wie das in vielfacher Hinsicht so stiefmütterlich zurückgesetzte arme Kind stillbeglückt in sich selbst eine reiche Quelle des Glücks und der Zufriedenheit trug, nie unzufrieden war mit seiner hoch beschränkten Lage und mit der innigsten Hingabe des Herzens und vertrauensvollsten Willigkeit an seine Lehrer sich anschmiegte. Mit besonderer Wärme nahm er die Lehren der Religion in sich auf. Er begriff und verarbeitete sie nicht blos mit seinem Verstand, er verwandelte sie in Blut und Saft des Herzens. Er reifte zu einem denkenden, gemüthvollen und gebildeten Menschen und konnte, mit vollkommen hinreichenden Elementarkenntnissen ausgestattet, nach seiner Confirmation die Schule verlassen. Nur im Schreiben stand er zurück, hatte dagegen das Lesen plastischer Druckschrift bis zu ziemlicher Geläufigkeit erlernt.

Jetzt wendete er sich der Erlernung des Korbmacherhandwerks zu. Bei ausgezeichneter technischer Befähigung machte er auch hierin ungewöhnlich rasche Fortschritte, der Hindernisse ungeachtet, welche seine Schwerhörigkeit auch diesem Unterricht entgegenstellte; und es erleidet keinen Zweifel, daß er es auch in dieser Beziehung zu einer seltenen Fertigkeit gebracht haben würde, wenn nicht das verheerende Uebel von neuem zum Ausbruch gelangt wäre, das ihn vor Jahren des Augenlichts beraubt hatte.

Ein eiteriger Ausfluß aus der Nase und den Ohren machte ihn für seine Umgebung unerträglich, zeigte aber zugleich, daß ein tiefliegendes organisches Leiden vorhanden sein müsse, dessen ärztliche Behandlung eine geraume Zeit in Anspruch nehmen, in der Blindenanstalt selbst aber gar nicht möglich sein würde. Er wurde daher im December 1861 an das Landeskrankenhaus zu Hubertusburg abgegeben. Die sofort energisch in Anwendung gebrachte sogenannte Zittmann'sche Cur zeigte, welche Ansicht der Arzt in Bezug auf die Natur des Uebels sich gebildet hatte, und der Erfolg hat seine Prognose gerechtfertigt. Der Kranke genas wider Erwarten von seinem ekelerregenden, unverschuldeten Uebel, sein Krankheitszustand hob sich, sein Aussehen ward munterer und alle Lebensfunctionen schlugen ihren normalen Gang ein, — allein schon seit dem Monat März 1860 hatte sich völlige Taubheit und in deren Folge auch Sprachlosigkeit eingestellt. Ueberdies erlitt das Gesicht des Bedauernswürdigen eine widerliche Verunstaltung durch gänzliches Einsinken des Nasensattels, infolge dessen auch der Geruch gänzlich verschwand und nothwendig auch der Geschmack in der empfindlichsten Weise beeinträchtigt wurde. Dies war der Zustand des Unglücklichen, als er im April 1862 aus seinem bisherigen Asyl als geheilt entlassen und dem Leben zurückgegeben werden sollte. Ich hatte mich — blos der Form halber gestatte man mir, das Weitere persönlich zu berichten — gegen den Stadtrath zu L. bereit erklärt, die fernerweite Fürsorge für den Bedauernswürdigen in die Hand zu nehmen, ihn in passende Verhältnisse zu versetzen und den Versuch zu machen, ihn zu beschäftigen und dadurch, soweit möglich, zu erheitern und zu zerstreuen.

Als der geeignetste Ort hierzu bot sich eine kleine Blindencolonie in Steinp bei Kiela dar, wo sechs vormalige Zöglinge der Blindenanstalt unter der Leitung eines ihrer tüchtigsten und achtungswerthesten Schicksalsgenossen, des von Kindheit auf blinden Korbmachers Brandt, eines glücklichen Familienvaters und Besitzers eines kleinen Grundstücks, gemeinschaftlich das Korbmacherhandwerk mit ganz vorzüglichem Erfolg betreiben, indem sie der Leipziger Gegend ihren Bedarf an Geflechten liefern und hierbei das ganze Jahr hindurch vollkommen hinreichende Beschäftigung finden und die Mittel zu ihrem Lebensunterhalt verdienen.

Als ich in Hubertusburg erschien, um den

kann ich nicht in die Grube fahren. — In acht Tagen soll die Hochzeit sein. 100,000 Pfund dem Jungen? Und eben soviel dem Mädchen? Und das Alles so in den Strudel hinein? Wo das Laster mit Polypen-Armen Alles herunter zieht? Nein! — — Walter Thompson hat Mucken. — Solch ein Volk in unser Blut aufnehmen? Diese Marwells, der Alte ein Spieler, die Mutter ein Pfau, die Kinder von Grund der Seele verdorben, und auf alle Ewigkeit mein zeitliches und himmlisches Gut und Blut in den Pfuhl dahinein? — — —. Geld, Geld; du schlechtes Wort! — — Es hat meine Frau schlecht gemacht, es hat die Kinder schlecht gemacht und Gott weiß es, sie gingen rein und gut aus ihres Schöpfers Hand! Es gährt in mir etwas, — es kocht so was, es will was werden, — o Gott behüte mich vor Wahnsinn! Hm, hm — — Nein, nein, noch mag ich nicht daran denken. Vielleicht läßt sich in Güte ein letzter, väterlicher Versuch machen, vielleicht zündet noch ein Seelenwort; der Herr ist ja in jedem Menschen, wenn ihn auch der Teufel so für den Augenblick geknebelt hält. Sieh, sieh! Das Unglück mit dem Kind! Vielleicht hat sie's weich gestimmt; sie wollen sich's nur nicht gestehen; so sind ja die Menschen, kämpfen immer gegen ihr bessres Herz; zum Letztenmal. Du sprichst, ja, ja du sprichst mit ihnen ein gutes treues Vater-Wort (geht an den Tisch, klingelt, und bleibt mit niedergeschlagenen Blicken, die Hand auf den Tisch stemmend, stehen).

…n so [illegible] bekannten Gefangen Jüngling …
…ehen, kam es ihm in der völligen Verlorenheit …
… der ihn umgebenden engen Welt. Man hatte …
… einen gütig aufgeweckten, nicht frühreifen …
… zu selbständigem Denken gelangten Jüngling …
… einem warm empfindenden Herzen und ein…
…lichem Gemütsleben — aber blind, taub, …
…mm, ohne Geruch und fast auch ohne Ge…
…mack, mit der Welt alle nur noch verbunden …
…ch die schwachen Fäden des Tastsinns. Das …
…ein bisheriges bergendes Obdach verlassen und …
… einem anderweiten Aufenthaltsort vertauschen …
…te, begriff er bald. Er ordnete selbst seinen …
…Habseligkeiten, packte seine wenigen Effekten zusam…
…men und verabschiedete sich stumm und, seine …
…Damen vergießend, mit Handdruck bei seinen …
…bisherigen Wohltätern.

Dies alles hatte er begriffen. Allein wer von …
…ihnen leiter sei, wohin die Reise gehen solle, welche …
…Verhältnisse ihn erwarteten — wer hätte ihm …
…das mittels des bloßen Tastsinns begreiflich machen …
…können ohne künstliche, im Augenblick nicht zu be…
…schaffende Hilfsmittel? Er meinte leise Tritt, nach …
…dem er im Wagen an meiner Seite Platz ge…
…nommen, schmiegte sich an mich und drückte mir …
…die Hand, um mir sein Vertrauen in meine Be…
…deutung zu erkennen zu geben. Darauf aber …
…auch kein Zeichen, daß er mich erkannt habe. …
…Er leitete seine Hand nach meiner Uhr und über …
…sie, die ich den Kindern in der Schule mehr …
…als vorzeigte hatte, auch nach meiner Brille, …
…meinem Hut, einem Klappbut, der den Kin…
…dern auch nicht unbekannt ist — umsonst — er …
…war gleichgültig, verschlossen und gab durch kein …
…Merkmal zu erkennen, daß er seinen Begleiter kenne. …
…Bei meiner Ankunft in Schönbrunn bemühte ich …
…mich, ihm deutlich zu machen, daß er sich unter …
…seinen Schicksalsgenossen und unter Verhältnissen …
…finde und an ihrer Arbeit sich beteiligen solle. …
…Das letztere begriff er. Seine Umgebung …
…war ihm unbekannt. Er hatte schon längst den …
…Sinn verloren, der ihn an die Außenwelt knüpfte. …
…Er wußte nur der Ort, wo er sich befand, und die …
…Personen, unter denen er lebte und unter denen …
…drei seiner frühern Schulkameraden befanden, …
…waren ihm völlig unbekannt; er kannte auch …
…nicht den Wochen- und Monatstag, die …
…Monats- und Jahreszeit. Alle Vorgänge des Le…
…bens gingen spurlos an ihm vorüber. Er lebte …
…nun im Wogenschlage der Zeit wie ein durch …
…Verjüngung Verschütteter, wie ein lebendig …
…Begrabener, dem in seiner schauerlichen Gruft zur …
…unerklärten Antwort der ersten Laute Speise …
…und Trank gereicht wurden. Selbst die Winken …
…wurden von der Verwaltung jeder erdenklichen …
…Vorsichtsmaßregeln von allen Vorgängen des Lebens …
…mit ergriffen und in Tränen gerührt. Ihre Be…
…wegungen, dem beklagenswerthen Zustande durch …
…Liebkosungen und Zärtlichkeitsbezeugungen aller …
…Art einen Trost zu gewähren für die Entbehrung …
…jedes Lichtes, der auch ihr armseliges Leben noch …
…verschönt, ist genugsam macht, waren unendlich …
…rührend.

Und so zwei ergab der Anblick auch hier, …
…daß, indem sie ihr eigenes Gefühl als Maßstab …
…bei der Beurteilung solchen Zustandes anlegten, …
…dieser Maßstab selbst ein irriger und dem Em…
…pfindungszustande und der inneren eigenen Auf…
…fassung des Verunglückten nicht entsprechender war. …
…Der große geistige Macht, die Macht der Ge…
…wohnung, hatte auch diesem Verunglückten und …
…Abgeschiedenen seine Lage nicht nur erträglich ge…
…macht, sondern die Erinnerung früherer Erleb…
…nisse, die Abendstriche vergangener Tage — er…
…leuchtete auch seine Nacht mit ihrem magischen, …
…phantastischen Schimmer und gewährte dem Ver…
…einsamten im wabernden Ton- und Farbenspiel …
…der Vergedanken eine erheiternde Beschäftigung …
…und seinem Ringen keine Empfindungen. Nicht blos …
…im Ausdruck seiner lächelnden Mienen, welche …
…nur den lebenden Personen in seiner Umgebung …
…wahrnehmbar sein konnten, sondern auch bisweilen …
…in einem leisen, stimmungslosen Lachen gab er …
…diesen begleitenden Empfindungen auf eine für …
…die Blinden höchst beruhigende Weise Ausdruck. …
…An die Beschäftigungen seiner Genossen schloß er …
…sich sofort mit Eifer an und arbeitete mit ihnen …
…gemeinschaftlich nach dem Maß seiner Kraft. …
…Durch Abtastung der Hände wurde ihm deutlich …
…gemacht, wo er beim Korbflechten gefehlt hatte, …
…und er verbesserte mit Umsicht die nicht …
…gelungenen Stellen. Indem er sich seinen Arbeits…
…genossen zwar als ein leiblich schwächlicher, immer…
…hin aber doch brauchbarer und nützlicher Gehülfe …
…anreihte. Seine Bewegung im Freien, nicht mehr …
…gehütet und überwacht durch das aufmerksame …
…Ohr, verstieß längere Zeit einen hohen Grad von …
…Aengstlichkeit. Ungefähr wagte er nicht von dem …
…Hause sich weiter zu entfernen als auf Armes…
…länge, um beizeiten die Wand mit den Fingern …
…erreichen zu können. Später gewann er es über …
…sich, einen etwa 30 Ellen langen schmalen Weg …
…zu begehen, dessen Begrenzung ihm durch die …
…Füße fühlbar wurde. Diesen Weg aber verlernt …

er einer autoritätlichen Führung nie. Dagegen aber verschaffte er sich im Hause selbst bald vollkommener Vertrautheit, selbst in Bezug auf die Stellung der verschiedenen Möbeln und die Orte, wo er seine Effecten untergebracht hat. Insoweit also ging meine Erwartung in Erfüllung, als es gelang, auch diese, wie es den Anderen hatte, für menschliche Zwecke ganz verlorene Kraft in einige Bewegung zu setzen und nutzbar zu machen, den Bedauernswürdigen aber durch geregelte Thätigkeit der Qual der Langeweile zu entreißen und vor dem Versinken in stumpfsinniges Hinbrüten zu bewahren. Wenn ich mich aber auch im stillen mit der Hoffnung getragen hatte, daß es dem erfinderischen Scharfsinn der Blinden, ihrer warmen Herzenstheilnahme an dem Loose ihres armen Mitbruders und ihrer bekannten Geduld und Ausdauer doch möglicherweise gelingen werde, das Grabgewölbe zu durchbrechen und einigermaßen zu lüften, welches unter eisernem Riegel den armen Gefangenen verschlossen hielt, so fand ich mich in dieser Erwartung vollkommen getäuscht. Als ich ihn nach zwei Monaten wieder besuchte, fand ich ihn zwar in Thätigkeit, allein in der frühern absoluten Abgeschiedenheit. Er hatte keine Ahnung davon, wo er sich befände und wer seine Genossen seien. Noch stand er ihnen gleich fern. Der Maßstab für die Beurtheilung der Zeit, selbst der Tages- und Jahreszeit, war ihm fast gänzlich abhanden gekommen. Doch schien noch ein Rudiment der Sprache ihm verblieben zu sein. Es wurde mir erzählt, daß er in der Regel des Morgens beim Betreten des Arbeitslokals seine Genossen mit einem „Schönen guten Morgen!" begrüße, auch die Worte: „Ich danke!" hörbar ausspreche, sobald ihm irgendein kleiner Lebensgenuß gereicht werde.

Dagegen machte ich die interessante und wichtige Bemerkung, daß er das Lesen plastischer Schrift, der sogenannten Punktirschrift der Stuttgarter Bibelanstalt, noch nicht verlernt habe, obschon er diese in der Schulzeit erworbene Geschicklichkeit seit seiner Versetzung ins Landeskrankenhaus, mithin seit 2½ Jahren, nicht mehr geübt hatte. Ich legte ihm einen in dieser Schrift gedruckten Band der Psalmen vor und leitete seine Hände auf das aufgeschlagene Buch. Er begriff sofort, was er solle, und das Fortrücken seiner Finger bewies, daß er las. Ich hatte zufällig den 27. Psalm aufgeschlagen und er las vom 8. Vers an die Worte: „Mein Herz hält dir vor dein Wort" u. s. w. Aber er las lautlos und bewies nur durch das Fortrücken der Finger, daß er lese. Bei den Worten des 9. Verses: „Laß mich nicht und thue nicht von mir die Hand ab, Gott mein Heil!" traten stille Thränen aus seinen Augen. Er hatte also wirklich gelesen. Er hatte das Gelesene begriffen und auf sich angewendet. Nach einiger Zeit gelang es mir auch, ihm durch wiederholtes Betasten seiner Lippen verständlich zu machen, daß er das Gelesene sprechen solle. In der That sprach er die Worte, die er betastete, leise lispelnd und oft sehr unverständlich, doch aber vernehmbar aus, vernehmbar wenigstens, wenn man das Ohr seinen Lippen näherte.

Die Sprache war also noch nicht gänzlich verloren und das Erkennen der Schrift durch den Tastsinn konnte die Brücke werden zu dieser verschleierten Welt. Der Gedanke lag mithin sehr nahe, hieran anzuknüpfen. Zunächst mußte ihm durch Benutzung der ihm lesbaren Punktir- oder Stachelschrift die nöthige Kunde aus der Außenwelt zugeführt und sein Wille geleitet, jedenfalls aber alle Anstrengung gemacht werden, ihm die Sprache zu retten, als das wichtigste Moment, durch welches er selbst seine Gedanken darlegen und mit seiner Umgebung verkehren konnte. Mit Hülfe einer einfachen Druckvorrichtung, wie sie mit ganz gutem Erfolg in der Blindenanstalt zu Wien gehandhabt wird, mußte es also gelingen, diese Verbindung herzustellen, und es galt zunächst den Versuch, ihm mit Hülfe eines in der Blindenanstalt vorhandenen Alphabets von Stacheltypen einige Druckproben herzustellen und vorzulegen, um auf diesem Wege ihm einige Kunde von außen zuzuführen. Auf mein Ersuchen übernahm der Lehrer, Herr Reinhard, das bei der Einfachheit und abgenutzten Beschaffenheit unsers diesfälligen Apparats nicht mühelose Geschäft, eine Anzahl Zettel mit den für den ersten Augenblick wichtigsten Notizen zu bedrucken, und begleitete mich selbst in einigen Tagen nach Stößig. Der erste Zettel hatte lediglich den Zweck, die Aufmerksamkeit des Blinden zu erregen und ihn zum Sprechen aufzufordern, und lautete:

„Lies recht laut, lieber R.! Mit Gott!"

Die folgenden Zettel enthielten in der Hauptsache Folgendes:

„Du bist in Stößig bei Riesa bei dem blinden Korbmacher Herrn Brandt und seiner Frau. Sein kleiner Knabe, der dich führt, heißt Anton. Deine übrigen Hausgenossen sind deine Freunde, die Blinden" u. s. w.

„Heute ist Donnerstag, der 10. Juli 1862. Der Herr, der dir am Sonntag einen Thaler geschenkt hat, war der Herr Director. Du erkennst ihn an seiner Uhrkette. Deinen Lehrer, Herrn Reinhard, erkennst du an seinem Ringe. Du sollst in der Blindenanstalt drucken lernen, damit wir mit dir reden können. Willst du?“

Wie unbedeutend die hier mitgetheilten Momente dem Leser erscheinen mögen, so erwäge man, daß es die erste Kunde war, die der Abgeschiedene, der mitten im Wechselverkehr des Lebens Isolirte wieder von der Außenwelt und insbesondere von seiner allernächsten Umgebung empfing, deren Verständniß ihm jetzt erst aufgeriegelt wurde, und sodann, daß ihm hierdurch die tröstliche Ueberzeugung eingeflößt und klar gemacht wurde, welche Anstrengungen seine sachkundigen Lehrer machten, die Kluft zu überbrücken, die ihn von der Außenwelt schied. Mußte ihm nicht zu Muthe sein wie dem Verschütteten, der aus dumpfer Ferne die Hammerschläge seiner nahenden Retter vernimmt? Das Ende sozusagen des Telegraphendrahts war in seine Hand gedrückt, der ihm aus der Außenwelt neue vermehrte Kunde zuführen konnte.

Wie ihm diese beruhigende Ueberzeugung — gleichsam wie ein fernher dämmerndes Licht in unterirdischer Finsterniß — in der Seele allmählich aufging, gerade dies machte den Vorgang zu einem psychologisch höchst merkwürdigen und außerordentlich rührenden und möge dies hier noch eine kurze Erwähnung finden. Zuvörderst mußte ich von neuem die Ueberzeugung gewinnen, daß der Blinde mich so wenig als irgendjemand aus seiner Umgebung erkannt hatte. Denn nun erst gab er mir, dem Lehrer Reinhard und seinen frühern Schulfreunden auf die rührendste Weise seine innige Freude über das Wiedererkennen kund. Anfänglich veranlaßte ich ihn, einen Abschnitt aus dem in seinen Händen gebliebenen Buche zu lesen. Wie am Sonntag zuvor, las er auch heute zuerst nur, leise mit den Fingern über die Schrift gleitend, lautlos. Erst nachdem ich ihn durch wiederholtes Hinwegziehen der Finger und Bewegen der Lippen auf nicht mißzuverstehende Weise zu erkennen gegeben hatte, was ich wünsche, entschloß er sich, das Gelesene in obenbezeichneter Art fast nur murmelnd und lispelnd, jedoch immerhin einigermaßen verständlich auszusprechen. Nachdem er etwa eine halbe Seite gelesen, schlug ich das Buch zu und legte ihm schnell den ersten Zettel unter mit der Aufforderung, laut zu lesen. Langsam und leise las er diese Worte bis zu seinem Namen, den er nicht aussprach. Hier hielt er inne mit lächelnder Miene und wurde von sprudelnder Ueberraschung noch im Gesicht — ein Zeichen, daß er das Gelesene begriffen und auf sich angewendet habe. Ich ließ ihn die Worte wiederholen und jetzt las er mit freudestrahlendem Antlitz und mit lauter, allen Umstehenden vernehmbarer Stimme die Worte: „Lies — recht — laut — lieber — —.“ Seinen Namen ließ er wieder unausgesprochen. Mit sichtbarer Begierde las er den folgenden Zettel. Die Erkennung seiner Umgebung bewegte ihn auf das allerfreudigste. Die Hast, womit er nach jedem neuen Zettel griff, zeigte, welches Interesse diese Mittheilungen ihm einflößten. Leider mußten sich dieselben auf das Wenige beschränken, was mit unserm mangelhaften Apparat nicht ohne Mühe hatte vorbereitet werden können.

Immerhin aber war es doch ein geistiger Lebensodem, der in seine öde Einsamkeit hineingeflungen war. Vor allem war der Lichtschimmer der Hoffnung in seine Seele gedrungen, daß die Bemühungen, ihn wieder ans Leben zu knüpfen, nicht erfolglos sein werden, sobald nur erst der hierzu erforderliche Apparat herbeigeschafft sein werde. Hierzu aber wurde sofort Einleitung getroffen. Sobald die erforderliche Druckvorrichtung vorhanden sein wird, soll er für einige Tage in die Blindenanstalt zurückkehren, um die zum Gebrauch derselben erforderliche Anweisung zu empfangen. Auf jeden Fall hatte man jetzt schon die beruhigende Gewißheit empfangen, daß dem Unglücklichen die Lautsprache noch nicht gänzlich abhanden gekommen sei und daß er mit Hülfe des Lesens und Sprechens noch mit seiner Umgebung verkehren könne. Um ihn im Sprechen zu üben, machte ich seiner Umgebung zur Pflicht, ihn alle Tage laut lesen zu lassen. Gleichwol stehe zu besorgen, daß er nach und nach auch die Sprache verlernen werde. Dann wird ihn doch das Lesen des für ihn Gedruckten und das Selbstdrucken seiner Antworten mit seiner Umgebung in einiger Verbindung erhalten.

Zu dieser ausführlichen Darstellung habe ich mich aus dem doppelten Grunde entschlossen, einmal, weil dieser Fall auf überzeugende Weise darthut, wie wichtig unter Umständen für den Blinden auch die formelle Schulbildung werden könne, und sodann, weil er faktisch darlegt, daß die Art der Fürsorge, welche für die entlassenen Blinden im Königreich Sachsen getragen wird,

und unter so wenig erquickenden, beinahe hoffnungslosen Verhältnissen sich als praktisch möglich für die Blinden sowol als für ihre Heimatgemeinden bewährt.

Die Wintersonnenwende in Thüringen.

Zur Kunde altheidnischer Gebräuche

von Dr. A. Wuttke.

I.

Wie der Tag aus der Nacht hervorgeht, so wird das Jahr in der Mitte des Winters neu geboren. Die Zeit der Wintersonnenwende, in welcher das entwichene Sonnenlicht wieder aufsteigt zum Frühjahr und Sommer, ist gleichsam des Jahres Geburtsstunde. Sommer und Winter wie Tag und Nacht von der Nähe oder Ferne der scheidenden Sonne abhängig, gleichen auch darin dem Tage und der Nacht, daß ihren Eintritt und Beginn wie des Tages Anbruch die Vögel mit ihrem Gesang begrüßen, im Winter dagegen und in der dunkeln Nacht schweigen und trauern. Dies Naturgefühl haben die Menschen stets mit den Sängern des Waldes getheilt. Eine Reihe alter Jahresfeste, welche das Naturleben im Kreislaufe des Jahres theilnehmend begleiteten und vornehmlich in der ersten Jahreshälfte zwischen der Winter- und Sonnenwende, wenn auch nicht überall ganz in derselben Zeit, in Aufnahme und Uebung waren, gibt dafür Zeugniß. Ein Fest reihte sich an das andere in der Zeit von Weihnachten bis Johannistag, indem man bei dem einen den ersten, wenn auch noch so langsamen und fast unmerklichen Beginn der Sommerhälfte, bei dem andern den schon sichtbaren Weggang des Winters und den Eintritt des Frühlings, bei noch spätern Festen des Sommers volle Pracht und Wonne ins Auge faßte und in der herkömmlichen Festsymbolik hervorhob. Und dieser Frühlingsjubel, schon in der Winter- und Weihnachtszeit durch das aufsteigende Sonnenlicht geweckt und belebt, stieg mit der Sonne höher und höher empor bis zum Glanz und Höhepunkt des ganzen Jahres, dem Tag der Sommersonnenwende.

Wenn wir die Ueberreste dieser alten Frühlings- und Sommerfeste mit den daran haftenden volksthümlichen Gebräuchen und Meinungen aus Thüringen und der Umgegend in bunter Reihe vorzuführen und durch Vergleichung mit ähnlichen Resten aus andern Gegenden hier zu erläutern gedenken, so bedarf dies Vorhaben kaum noch einer besondern Rechtfertigung. Es ist ja bekannt, daß der alten Volkssitte mit ihren Gebräuchen und ihrem Aberglauben, besonders derjenigen, welche an Kirchenfeste und Heiligentage, an bestimmte Jahresabschnitte und gewisse Verrichtungen in Haus und Hof sich anlehnen, großentheils in ein hohes, vorchristliches Alterthum zurückgehen und, aus dieser Frühzeit bis in die Gegenwart fortgeführt, uns Kunde und Zeugniß geben von dem Denken und Fühlen unserer ältesten Vorfahren. Zwar liegt die Zeit nicht allzu weit hinter uns, in welcher man von der Nutzbarkeit dieser Culturzeugnisse, von dem geschichtlichen Werth dieser Traditionen und lebendigen Urkunden noch keine Ahnung hatte, wo man mit Geringschätzung an ihnen vorüberging und sie als unbrauchbare, ja fast beschämende Ueberreste einer rohen, unverständigen Vergangenheit verächtlich am Wege liegen ließ und ihre völlige Beseitigung nur wünschenswerth und nothwendig fand. Seitdem aber Jakob Grimm in seiner „Deutschen Mythologie" unserer Urväter Glauben, Brauch und Sitte uns wieder erschlossen hat, ist durch ihn und seine Nachfolger auf diesem Gebiet die wunderbare Thatsache so recht ans Licht gebracht worden, daß sich in den allwärts unter dem Volke aufgefundenen Sagen und Märchen der heidnische Glaube der Vorwelt, wenn auch in zersplitterten Ueberresten, aber dennoch in seinem Anschluß an die Natur, also in seinem Ursprunge, nachweisbar erhalten hat; daß ferner in dem sogenannten Aberglauben, in den alten Volksgebräuchen und herkömmlichen Jahresfesten Trümmer des heidnischen Cultus und ethische Anschauungen geborgen sind, indem jene Gebräuche ursprünglich als Nachahmungen und symbolische Darstellungen der gläubig verehrten Götterhandlungen, der Naturereignisse, gelten dürfen.

Die Reihenfolge der alten Jahreszeitfeste darf füglich mit dem Eintritt der Wintersonnenwende eröffnet werden, wo die Sonne den niedrigsten Standpunkt erreicht hat, aus ihrem Hinsiechen sich wieder erhebt und zu den ersten Schritten, dem Sommer entgegenzugehen, sich anschickt. Dieser Wendepunkt war schon in vorchristlicher Zeit überall ein heiliger, geweihter, gesegneter Jahresabschnitt, der entweder unmittelbar nach dem Wintersolstitium, zur Zeit des jetzigen Weihnachtsfestes, oder auch um einige Tage später mit der schon sichtbaren Tageslänge eintrat, in welche Zeit die christliche Kirche das Fest der Erscheinung Christi, das Hohe Neujahr oder den Dreikönigstag verlegt hat. Aus diesem schwan-

ſtreben, in verſchiedenem Gegenſatz verſchieden angenommenen Jahresanfang mögen ſich auch die Deutungsweiſen zwiſchen Tage und Nächten erklären, die ſogenannten Zwölften, welche mit ihrem Spuk und Zauber noch immer gefeiert und befahren werden. Der Glaube an den Einfluß von Bergen, welchen man an den Beginn des neuen Jahres knüpfte, verbreitete ſich nach und nach über die ganze Periode, in welcher überhaupt der Jahresanfang vom Volke gedacht und angenommen wurde. Daher auch die drei heiligen Abende vor Chriſttag, Neujahr und Dreikönigstag vor den übrigen Tagen dieſer Zeit beſonders hervorragen und höhere, ja faſt alleinige Bedeutung haben.

Auch in Thüringen war einſt die Zeit der Wintersonnenwende ein hohes Feſt, ein Feſt des Friedens und Segens. Man enthielt ſich jeder nicht ganz nothwendigen Tagesarbeit: die Wohnungen waren gereinigt, Opferthiere geſchlachtet, Feſtkuchen von beſonderer Form gebacken und auf Hügeln und Bergen, den Kultusplätzen der alten Götter, loderten Feuer, den Sieg der Sonne über die Gewalt des Winters anzudeuten. An dieſe Anſchauungen erinnern noch allerlei beſtehende Volksſitten, für welche nur in dieſem Zuſammenhange ein Verſtändniß zu finden iſt.

So wird in dem meiningenſchen Marktflecken Schweina bei Altenſtein noch immer am 24. December das ſogenannte Antoniusfeſt in beſonderer Weiſe gefeiert. Die Dorfjugend dann ſchon in der Adventszeit auf dem Gipfel des Antoniusberges, gewöhnlich Jungesberg genannt, aus Steinen, Raſen und Moos eine Pyramide oder einen Thurm, worauf am Chriſtabend eine Stange, mit Reiſigbündeln verſehene Stange aufgepflanzt wird. Man rüſtet ſich alsdann mit Stangen, an deren Spitze gleichfalls Bündel von Tannen oder alte Beſen befeſtigt ſind, um ſie als Fackeln zu gebrauchen, daher in dieſer Zeit nicht leicht ein Beſen in Schweina ſicher iſt. Iſt nun das Chriſtfeſt eingeläutet und dunkelt der heilige Abend, dann ziehen die Knaben und jungen Burſche den Dorfberg hinauf und bald ſteigt die Flamme hell und hoch empor. Um die ſtehende Hauptflamme ſcharen ſich kleinere zu einem Lichterkranz und immer heller tritt der Gipfel des Berges hervor, während ſeinen Fuß die Nacht umfängt. Das Lied: „Vom Himmel hoch da komm' ich her", wird angeſtimmt; darauf beginnt die Jugend mit ihren Stangen das Fackelrennen und Fackelſchwingen, bis die Feuer allmählich verliſchen, in das Thal zurückwandern. Unten auf dem Marktplatz wird ein anderes Kinderlied geſungen, daſſelbe geſchieht auch in vielen Wohnungen, doch geht man bald auch zu weltlichern Feſtliedern über. Um Mitternacht wird's auf dem Kirchthurm lebendig und mit einfachen vermuthlich Glockenſpielen wird geblaſen und geſungen. Nach wenigen Stunden läutet es zur Frühmette und alt und jung, die Kleinen an der Hand und auf den Armen, wallt zum Gotteshaus. Aus den Spitzbogenfenſtern ſchimmert helles Licht und wirft ſeine Streifen hinaus auf die Kreuze des Kirchhofs, während in der Kirche das Wort vom ewigen Licht die Herzen der Gemeinde erbaut. So wird in Schweina noch heute die Chriſtnacht gefeiert und weder kirchliche noch weltliche Verbote, nicht Schnee und Regen, Sturm und Kälte haben dieſe Feier verdrängen können.

Mit dem heiligen Antonius, der als Patron der Schweinezucht auf dem Berge ehemals eine Kapelle gehabt hat, ſteht dieſe Feier in keinem urſprünglichen Zuſammenhang. Schon der Tag des Feſtes und des Brauchs würde einer ſolchen Anſicht entgegen ſein. Es iſt vielmehr, wie ſo viele andere, dem Volke nicht entreißbare Gebräuche, mit dem chriſtlichen Heiligen erſt ſpäter in Verbindung gebracht worden, um dem altheidniſchen Feſte der Wintersonnenwende eine dem Chriſtenthum ſich anſchmiegende Beziehung zu geben. Denn achten wir zunächſt auf Zeit und Ort, ſo ſtellt ſich dieſem Weihnachtsfeuer am Schluſſe der zweiten Jahreshälfte das bekannte, in Süddeutſchland noch allgemein verbreitete Johannisfeuer als ſein Gegenbild, als Feuerfeier der Sommersonnenwende, ungezwungen gegenüber. Und wenn wir von dem Weihnachtsfeuer, im Vergleich zum Johannisfeuer, auch nur wenige Ueberreſte antreffen, ſo darf ihr ſeltneres Vorkommen uns in der aufgeſtellten Anſicht nicht irren. Ihrem Verſchwinden in der freien Natur iſt die rauhe, kalte Winterszeit noch beſonders ungünſtig und nachtheilig geworden, ſodaß ſie auf Höhen und Bergen erloſchen und im verkleinerten Maßſtabe, als feuerverhüllte Weihnachtsbäume, in die warme Stube eingezogen ſind. Denn auch an dem geputzten Tannenbaum, der ſchon längſt unſere Weihnachtsbeſcherungen ziert und beleuchtet, iſt der vorchriſtliche Urſprung nicht zu verkennen. Als Frühlings- und Sommerſymbol hat derſelbe auch an den übrigen Jahresfeſten, beſonders an den Mai- und Pfingſtfeſten, hier und

in und am Johannistage, seiner hohe Sonne und Segnung. Und so möchte auch ein Weihnachtsbaum, der mit goldenen Aepfeln und Nüssen gezeret und von Lichtern beleuchtete grüne Tannenbäumchen, gegenüber dem Eis und Schnee der Jahreszeit, zunächst als eine Andeutung des wiederanbrechenden Jahres und der zurückkehrenden Macht des Sonnenlichtes aufzufassen sein. Die Aepfel und Nüsse an seinen Zweigen sind gleichfalls Symbole der erwachenden Naturkraft.

Demselben Weihnachtsfeuer begegnen wir noch unfern Schweina in dem Dörfchen Steinbach. Auch dort kommen am Weihnachtsabend Fackelzüge der Jugend nach dem Kirchberg oder Lohberg vor, wenn auch nicht in derselben Ausdehnung und Theilnahme wie in Schweina; und vermuthlich gehört auch das Saalfelder Lichterfest zu Weihnachten hierher, obwol nähere Kunde darüber uns zur Zeit noch abgeht. Endlich hat sich auch in eine Lokalsage eine gewiß recht alte Erinnerung an diese Festfeier geflüchtet und geborgen. Unweit Salzungen nämlich, bei den sogenannten Sorghöfen im meininger Unterland, liegt der Schneidersberg. Darauf brennt nach der Volkssage alljährlich am Weihnachtsabend ein Feuer, über dem eine Zeit lang ein großes feuriges Rad schwebt, dann aber den Berg herabrollt und unten verschwindet. Hier hat sich die alte, aus dem Volksleben schon längst entschwundene Festgewohnheit zur Sage gestaltet und darin ihr Andenken gefristet. Das feurige Rad ist das bekannte Symbol der Sonne. So rollt man zu Weihnachten auch in einigen Ortschaften in Schleswig ein Rad ins Dorf und ein brennendes Rad ließen am Sommergewinn die jungen Burschen in Eisenach vom Mädelstein herabrollen sowie ein Blumenrad am Johannistage. In Schwaben und an der Mosel sah man vor nicht langer Zeit ebenfalls am Johannistage noch Feuerräder von Bergen herablaufen; auch das Scheibenschlagen, am ersten Sonntag in der Fastenzeit in Schwaben gebräuchlich, gehört hierher und läßt das Rad als Bild der Sonnenscheibe deutlich erkennen.

Außerhalb Thüringen hat ein Weihnachtsfeuer und zwar bis in die jüngste Zeit herab noch bei Marburg in Kurhessen bestanden, wo alljährlich am Tage vor Weihnachten mit Gesang und Jubeln an der sogenannten Ketzerbach eine Partie Besen verbrannt wurde zur Erinnerung an die Befreiung von den Ketzerrichtern und Herrenbrennern, bis dieser Gebrauch vor wenigen Jahren von der Polizei abgeschafft wurde. Ursprünglich derselbe Ueberrest desselben Brauchs, nur unter eine andere Beziehung gebracht und aus der vorchristlichen Zeit einer spätern Kulturperiode gleichsam nachgedrückt, wenn nicht etwa diese marburger Weihnachtsfeier in ihrem Sinn und ihrer Bedeutung mit dem „Verbrennen der alten Hexe" und andern ähnlich benannten Frühlingsgebräuchen zusammenfällt, obschon durch die Zeit von ihnen ein wenig verschieden und getrennt.

Aus England, dessen volksthümliche Frühlings- und Sommergebräuche den deutschen in vielfacher Beziehung gleichen, hat Nork in seinem „Festkalender", S. 762, eine nicht ganz unähnliche Sitte mitgetheilt. In Herfordshire werden nämlich am Christabend auf den Kornfeldern 13 Feuer angezündet, von denen 12 einen Kreis bilden und das dreizehnte, bei weiten größer als die übrigen, in die Mitte kommt. Diese Feuer heißen die Jungfrau Maria und die zwölf Apostel, Namen, welche man auf Freia und die zwölf Asen oder Monatsgötter zurückführen möchte. Während die Feuer angezündet werden, sammeln sich die Knechte und Arbeiter in einer auf dem Felde erbauten Hütte, von wo aus man die Flammen sehen kann. An diesen Ort wird auch eine Kuh geführt, an deren Hörner ein großer Kuchen gesteckt ist. Alle stellen sich um das Thier herum und der älteste Knecht nimmt einen Eimer voll Cider und spricht:

Dies deinem schönen Gesicht und deinem weißen Horn,
Gott gebe gute Ernte deines Herren Korn,
An Weizen und Roggen und Gerste ohne Zahl!
Kalb Jahr, so wir leben, bringen wir dir's noch einmal.

Dann gießt er den Cider der Kuh ins Gesicht, welche sich schüttelt und den Kuchen zu Boden wirft. Fällt er vorwärts, so zeigt dies eine gute Ernte an, das Gegentheil eine schlechte.

Kehren wir noch einmal zum Antoniusfeste in Schweina und Steinbach zurück. In diesem Weihnachtsfeuer einen letzten und allerdings bisjetzt noch selten aufgefundenen Ueberrest einer alten und vormals auch ausdrucksvollern Feier der Wintersonnenwende zu finden, hat wol kein Bedenken; vielleicht dürfte diese Feier gerade hier bis zu einem altheidnischen Fro-Cultus zurückgehen. Der heilige Antonius, von dessen Namen der Brauch in christlicher Zeit benannt worden ist, auf dessen Berge und bei dessen Kapelle er vollzogen wurde, — der heilige Antonius hat sicher die Stelle einer heidnischen Gottheit der Julzeit eingenommen, mit welcher er als Patron der

Schwarzwald eine große Verwandtſchaft und mit dem Grund auch ſeine Verehrung einige Aehnlichkeit gehabt haben muß. Aber ein ſolches Zuſammenreihen der Eigenthümlichkeiten und Beziehungen beider Bäume bei deutſche Heilige zur Selbſtvertretung des heidniſchen Gottes wollen überzeugen noch befangen können. In welchem Sinn konnte aber in der Julzeit eher gedacht werden als an Ase oder den altnordiſchen Aſenvater? Dieſem gibt die nordiſche Sage einen goldborſtigen Eber (Gullinburſti), deſſen Borſten die Nacht gleich dem Tage erhellten; er rannte mit Pferdeſchnelligkeit und zog den Wagen des Gottes. Der Eber war daher dem Gotte heilig und ſein Opfer am Julfeſte. Bis in die neueſte Zeit hat ſich noch in Schweden der Gebrauch erhalten, am Julabend Brot und Kuchen in Ebergeſtalt zu backen. Auch außerhalb des Nordens zeigen ſich Ueberreſte eines dieſem Gotte in der Wintermitte gewidmeten Dienſtes; namentlich hat man auch einen gerade im meininger Lande aufgefundenen Volksglauben darauf bezogen. Wer am Chriſtabend, ſagt man, bis zum Abendeſſen ſich der Speiſe ganz enthält, bekommt ein goldenes junges Ferkel zu Geſicht, ein Glaube, der aber darauf beruht, daß ehemals ein junges Ferkel zum Nachteſſen aufgetragen wurde. Auch in dem zu Lauterbach am Vogelsberge noch bis zum Jahre 1810 am Dreikönigstage, alſo in der Julzeit, abgehaltenen Gerichte hatten die Hübner ein reines, ſchon bei der Milch vorgeſtoßenes (noch ſäugend verſchnittenes) „Goldferch" zu liefern. So wurde durch die Bäuke gefüttert und ohne Zweifel nachher geſchlachtet und gemeinſam verzehrt.

In Weſtfalen und in der Eifel, an der Sieg, Lahn und Schwalm war es ſonſt Sitte und iſt in vielen Gegenden hier und da noch jetzt Brauch, am Tage vor Weihnachten oder am erſten Chriſttage einen großen Block, den ſogenannten Chriſtbrand, ans Feuer zu legen, ihn dann, ſobald er gehörig angebrannt war, zurückzuziehen und aufzubewahren. Schon alte Urkunden gedenken dieſes im Walde gehauenen, nach Hauſe gebeilten und in Brand geſetzten Weihnachtsblocks, woran noch bis in die jüngſte Zeit herab verſchiedener Glaube und Gebrauch geknüpft war. So wurde er im Sommer, wenn ein Gewitter heranzog, wieder ans Feuer gelegt, weil man meinte, der Blitz ſchlage dann nicht ein. An der Sieg und Lahn wird der Grundblock, ein ſchwerer Klotz aus Eichenholz, entweder in den Feuerherde eingegraben oder in einer dafür beſtimmten Mauerniſche unter dem Keſſelhange angebracht. Wenn das Feuer in Glut brennt, glimmt hinter Klotz nur; doch iſt er ſo angebrannt, daß er feſten Zuſammenhalt völlig verliert. Sein Reſt wird bei der Neuanlage ſorgfältig herausgenommen, zu Staub gerieben und in den Feuerhundslöchern auf die Felder geſtreut. Das befruchtet die Fruchtbarkeit der Felder und mehrt den Ertrag der Jahresernte. In der Eifelgegend legte man am Tage vor Weihnachten den Chriſtbrand auf den Feuerherd und was davon bis zum heiligen Dreikönigsabend nicht verbrannt, ſondern verkohlt war, davon wurden Kohlen in den Kornkaſt gelegt, damit die Mäuſe das Korn nicht beſchädigen möchten. Und an der Schwalm legt man noch heute in vielen Häuſern am Chriſtabend unter dem Geläuten ein ſtarkes Stück Holz, Chriſtholz genannt, in den Stubenofen ans Feuer und läßt es brennen bis zum Abendläuten des erſten Feiertags. Dann wird der Brand ausgelöſcht, die Kohle davon aber gleichfalls aufbewahrt und bei nahenden Gewittern gegen das Einſchlagen des Blitzes wieder angezündet. Dieſe Weihnachtsſitte gleicht in der beſchriebenen Weiſe ganz dem altnordiſchen Julblock, dem Anzünden des Julbrandes oder Julfeuers in Marſeille und war früher ehemals auch in Thüringen zu Hauſe. Eine beſtimmte Kunde davon haben wir aus dem meininger Oberlande erhalten. Dort wird am Weihnachtsabend, ebenſo am Sylveſterabend und zu Dreikönigtag, ein ſtarker Holzblock vor dem Schlafengehen in den Ofen geſchoben und muß die ganze Nacht hindurch brennen. Er behütet das Haus vor Feuersgefahr und vor Einbruch. Auf dieſen Brauch und Glauben, der auch in den Ortſchaften an der Ilm beſtehen ſoll, gründet ſich jedenfalls die im Werragrunde übliche Gewohnheit, am Chriſtabend alle Aſche und Kohlen aus dem Ofen ſorgfältig zu kehren, dagegen die in den zwölf Nächten angeſammelten Kohlen nach dieſer Zeit ſorgfältig aufzubewahren, um ſie dem Saatkorn ſpäter beizumiſchen. Der im Voigtlande, in der Pflege von Reichenfels, und in der Gegend von Saalfeld lebende Volksglaube hat gleichfalls Zuſammenhang und Verwandtſchaft, daß nämlich im ganzen Jahr das Haus an ſeiner Habe Mangel hat, wenn vom Feuer der drei heiligen Abende vor Weihnachten, Neujahr und Dreikönigstag am andern Morgen noch glühende Kohlen im Ofen ſind. Daher wird dort die ganze Chriſtnacht hindurch ſorgfältig das Feuer im Ofen erhalten.

Wie mit Weihnachtsbaum an den Johannistag, so hat auch das Christkind oder der Christbaum an einem Johannisfeuer, Scharbolz genannt, seinen Ursprung in der Sommerwende gehabt und auch bis auf den heutigen Tag noch vielfache in vielen Gebirgsgegenden am Niederrhein eingebürgerte, ein Verbrennen beliebiger Brauche an den beiden altheiligen Feiern der Sonnenwende, welches allerdings Beachtung verdient.

Neben diesen in dem Weihnachtsbaum und Christbrand erhaltenen Ueberresten eines zur Zeit der Wintersonnenwende gepflogenen altheidnischen Cultus hat noch mancher andere Brauch und Glaube, aus derselben Urzeit stammend, sein Dasein bis in die jüngste Zeit herab gefristet und auch in Thüringen wie im übrigen Deutschland, zumal unter dem Landvolke, gläubige Verehrer sich erhalten. Der Zusammenhang dieser Gewohnheiten und abergläubischen Meinungen mit dem alten Heidenthum ist dem Volksbewußtsein zwar längst abhanden gekommen, sie haben aber als alte, von den Vätern ererbte und darum liebe Traditionen noch immer Geltung und Bedeutung.

Tief eingeprägt war dem germanischen Heidenthum der Glaube, daß die Götter an den ihnen geheiligten Zeiten und Orten unter den Menschen ihren Einzug und Umzug halten. Die ganze Natur verspürte bei diesen Umzügen einen segnenden und wohlthuenden Einfluß der göttlichen Nähe und legte auch ihrerseits Jubel und Freude darüber an den Tag. Neben andern Tagen und Zeiten des Jahres war auch die Zeit der Wintermitte durch solche Umzüge geheiligt und geeignet. In Thüringen und der Umgegend ist es vornehmlich Frau Holle oder Frau Perchta, wie sie im Voigtlande und Erzgau heißt, welche in der Weihnachtszeit durch das Land geht oder fliegt, bald allein, bald auch an der Spitze einer Geister- und Gespensterschar. Sie ist die segnende Göttin der Fruchtbarkeit, die Haus und Hof in ihrer sorgsamen und zugleich strengen Obhut hat. Sie fordert zwar häuslichen Fleiß, aber auch Heilighaltung ihrer Festzeit; wer dagegen frevelt, hat harte Strafe zu erwarten. Auch schirmt und begünstigt sie den Ackerbau und der Pflug ist ihr heiliges Geräth. Mit dieser alten Vorstellung hat die sonst sehr allgemeine, jetzt vielleicht nur scherzweise noch hier und da übliche Gewohnheit Zusammenhang, daß man in einer der zwölf Nächte in den Garten geht, an allen Obstbäumen rüttelt und ihnen zuruft: „Bäumchen, schlaf' nicht, Frau Holle kommt!" In der Mark klopft man mit Knüppeln an die Bäume und ruft: „Bäumchen, wach' auf, Kringler ist da!" Aehnliches geschieht an der Ahr. Dort peitscht man am Unschuldigen-Kindertage die Obstbäume mit Ruthen, damit sie im nächsten Jahre recht viele Früchte bringen. Allgemein sieht man es auch als ein gutes Vorzeichen für das Gedeihen und den Reichthum der Obsternte an, wenn es in den zwölf Nächten recht windig ist und der Sturm die Bäume tüchtig schüttelt. „Die Bäume rammeln", sagt der Landmann. Offenbar liegt diesen Bräuchen der Gedanke unter, daß die Natur beim Einzug der Göttin wach sein müsse, um sie zu empfangen und bei der Austheilung des Fruchtsegens nicht von ihr übergangen zu werden.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Zu den französischen Verfolgungen deutscher Patrioten im Jahre 1806.

Wenn auch das „Timeo Danaos et dona ferentes" in Süddeutschland in einem zu ausgedehnten Maß auf den noch in der Schwebe befindlichen französisch-preußischen Handelsvertrag seine Anwendung findet, so dürfte doch beim Jubel dieses Mißtrauens gegen das kaiserliche Geschenk nicht zu übertrieben sein, daß es wohlbegründet ist; denn bei der ältern Generation ist das Andenken an den Druck der Franzosenherrschaft in den Jahren, wo Kaiser Napoleon die Suprematie in den von ihm geschaffenen neuen deutschen Königreichen ausübte, trotz aller Freundschaftsversicherungen lange nicht erloschen. Die blendende, aber nicht erwärmende neue kaiserliche Sonne in Frankreich vermag solches nicht zu verwischen. Folgende actenmäßige Mittheilungen sollen nicht als Dämpfer gelten gegen die hier und da schon aufgeraubte Handelsvertragsmanie, denn wir halten jede Entfesselung des internationalen Verkehrs für einen Vortheil, aber wir möchten damit inmitten der politischen Zerrissenheit unsers großen Vaterlandes einigen Bedenken gegen mögliche Versuche überseeischer Eingriffe in unsere staatlichen Verhältnisse eine Stütze geben. Leider ist uns mit dem Handelsvertrag der Zankapfel zugeworfen worden.

Wie jetzt, standen 1806 Preußen und Oesterreich in täglicher Spannung; Kaiser Napoleon verstand diese zu unterhalten; seine Politik hielt sich an divide et impera. Der Friede von Preßburg hatte den traurigen Rheinbund zur Folge;

das zusammenhängende Deutsche Reich, schon längst aller Macht entkleidet, sank dahin, die meisten deutschen Fürsten waren Vasallen des Rheinbundes von Corsika geworden, dem Schmeichler den Namen des Großen beilegten. Fühlten die Fürsten nicht die Schmach, die ihre Unterwürfigkeit, ihre Selbstsucht über ihr Volk gebracht, so gärte es doch in den Herzen deutscher Patrioten. Damals hatten die öffentlichen Blätter noch nicht die Bedeutung und den Einfluß wie jetzt; sie begnügten sich mit der Mittheilung magerer, größtentheils entstellter Neuigkeiten, aber der Unmuth sprach sich in heimlich gedruckten Broschüren aus, die einer dem andern zusteckte. Die Stimmung in Deutschland konnte an der Seine nicht verborgen bleiben, die Rapporte der Spione verfehlten nicht, sie als eine gefährliche zu bezeichnen und auf die Broschüren aufmerksam zu machen. Das „Journal de Paris" brachte einen heftigen Artikel über die freche Weise, „Schandschriften gegen den Kaiser und die große Armee und gegen die Freunde und Alliirten Sr. k. k. Majestät" zu verbreiten, und bezeichnete die Stein'sche Buchhandlung in Nürnberg als schuldig dieses Verbrechens. Unterm 6. Juli wurde ein außerordentliches Kriegsgericht ernannt, das zu Braunau an der österreichisch-baierischen Grenze seinen Sitz nahm, es sollte über die Verfasser, Drucker und Verbreiter solcher Schriften das Urtheil fällen und dieses binnen 24 Stunden laut gemessenen Befehls vollziehen lassen. Die Procedur war nur Schein.

In einem eigenhändigen Dankschreiben Napoleon's an den Rath der Freien Reichsstadt Nürnberg bezeugt er diesen „als sehr liebe und gute Freunde" unterm 5. Januar 1806; am 13. August 1806 wurde ein Bürger dieser neutralen Republik, der Buchhändler Palm, von französischen Soldaten verhaftet und am 26. August auf unmittelbaren Befehl des Kaisers zu Braunau erschossen. Er war der Verbreiter der anonym erschienenen Schrift: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung." Palm's Hinrichtung war schon befohlen, noch ehe man ihn arretirt hatte; in Braunau vertraute ein im Pfarrhause einquartierter Kapitän dem Stadtpfarrer Peschel schon zehn Tage vor der Ankunft der zum Tode Bestimmten, daß ein Buchhändler nebst zwei andern daselbst erschossen werden würde. Palm's trauriges Geschick und die nähern Umstände sind dem Publikum bekannt gegeben worden, weniger hat man sich um die bekümmert, die zu gleichem Loose mit ihm bestimmt waren durch das Urtheil des braunauer Kriegsgerichts. Die Gazetten der österreichischen Grenzlinie, welche die Franzosen besetzt hielten, war ganz Schwaben mit 300,000 Mann vermehrt worden. Am Hinrichtungstage Palm's rückte noch ein Reiterregiment ein und standen die Kanonier mit brennenden Lunten auf den Wällen — Beweis genug, wie sehr man den Volksgeist zu fürchten alle Ursache hatte.

Mit Palm sind noch fünf deutsche Männer zum Tode des Erschießens verurtheilt worden: der Weinwirth Schobarer von Donauwörth, der Gastwirth Merkel von Neckarsulm, Janisch, Commis in der Stage'schen Buchhandlung zu Augsburg (dieser hatte Palm's Broschüre an den Pfarrer Sonnenmeyer in Wettingen bei Nördlingen geschickt, wo sie französische Offiziere fanden), Enrich, Buchhändler in Linz, Kupfer, Buchhändler in Wien. Schobarer und Merkel wurden am gleichen Tage wie Palm verhaftet und auch nach Braunau geschafft, die andern Mitverurtheilten hatten sich durch die Flucht gerettet. In Oesterreich war eine satirische Genealogie der Familie des Kaisers der Franzosen erschienen, welche die beiden österreichischen Buchhändler verkauft hatten; man fand sie bei Schobarer und Merkel, wie auch ein Bildchen, auf dem Napoleon und eine Reihe hoher Herren in einer Situation sich präsentirten, zu der Göz von Berlichingen den Reichsherold einladet.

Das Urtheil der außerordentlichen militärischen Commission zu Braunau datirt vom 17. Meisidor (5. August) des zwölften Jahres und wurde auf Napoleon's Befehl in französischer und deutscher Sprache in mehreren deutschen Staaten an den Rathhäusern und Kirchen angeschlagen. Merkwürdig ist die Motivirung der Todesurtheile:

„In Erwägung, daß, wo sich immer eine Armee befindet, es die erste und vorzüglichste Sorge des Chefs sein müsse, über ihre Sicherheit und Erhaltung zu wachen; daß die Verbreitung solcher Schriften, welche zu Aufstand und Meuchelmord reizen, nicht nur allein die Sicherheit der Armeen, sondern auch der Nationen bedrohe; daß nichts dringender sei, als die Fortschritte einer Lehre zu hemmen, durch welche das Völkerrecht, die Achtung, die man den gekrönten Häuptern schuldig ist, gefördert*) wird, welches

*) Diesen Denkspruch gegen die offenbare Uebertragung des französischen Textes auch dem es „gefördert" bringen sollen

ſammt denen ihrer Anſerung abgeneigten Bürgern ſchuldig iſt und mit einem Wort alle Ordnung und Subordination zuſammenhängt."

Bei dem in Oettingen damals commandirenden General Davouſt hatten die franzöſiſchen Offiziere ihren in Wemdingen gemachten Fund denuncirt; der Ueberbringer des Bücherpackets an den Pfarrer Sonnenmeyer daſelbſt war der nördlinger Bote Sattich. Durch die Todesangſt erpreßte man aus dieſem das Geſtändniß, daß er ſolches von dem Weinhändler Schoderer in Donauwörth erhalten; dieſem war es von Augsburg zugeſtellt worden. Oberſtlieutenant Sonnier wurde von Davouſt nach Donauwörth geſchickt zur Unterſuchung; am Napoleonstage ließ er den Bürger der zur Krone Baierns gehörigen Stadt Donauwörth verhaften und Hausſuchung halten, ohne die legalen Behörden zuzuziehen. Zu den Verhören wurde der Polizeikanzliſt Kremer als Dolmetſcher verwendet; wol konnte er ſeinem Freunde manchen Wink dabei geben, aber deſſen Schickſal war bereits beſchloſſen. Am andern Tag kündigte man Schoderer an, daß er vor ein beſonderes Gericht geſtellt werden müſſe; Kremer kam gerade dazu, als der Bürger Donauwörths in eine Chaiſe geſchafft wurde. Der Gensdarmerie-Wachtmeiſter Guilleger, der bei Kremer während einer Krankheit freundliche Verpflegung gefunden, konnte ihm zuflüſtern, es ſtünde ſchlecht um Schoderer, er müſſe ſolchen nach Braunau ſchaffen. Kremer ahnte nun, was kommen würde; er unterrichtete den Schwager Schoderer's, den Krebswirth Dietrich, von der Sache und fuhr Guilleger nach, der ihm auch erlaubte eine Zeit lang mit Schoderer zu fahren, was Kremer benutzte, um Schoderer genau über ſeine Ausſagen zu inſtruiren.

Kremer bot nun alles auf zur Rettung ſeines Freundes; er begab ſich mehreremale nach München und machte perſönliche Vorſtellungen bei dem bairiſchen Miniſter von Montgelas und dem Reichsmarſchall Berthier, Fürſten von Neufchâtel. Seine Bemühungen hatten anfangs geringen Erfolg, da erinnerte er ſich, daß Kaiſer Napoleon beim Beginn des öſterreichiſchen Feldzugs zu Donauwörth im „Krebs" logirt und dem Beſitzer dieſes Gaſthofs, dem Schwager Schoderer's, weil ihm dieſer in der Donau eine Furth für das Fuhrweſen gezeigt, verſprochen habe, eine an den Kaiſer geſtellte Bitte zu erfüllen. In der Nacht des 22. Auguſt fuhr er mit Extrapoſt von Braunau nach München und hielt unterwegs jeden Wagen an in der Erwartung, er bringe ihm Briefe aus der bairiſchen Reſidenz; in einem Wagen ſah Palm von Nürnberg, der als Gefangener, wie er erfuhr, nach Braunau geliefert wurde. Auf Kremer's Bitte ritt Dietrich ſelbſt nach München und auf deſſen Vorſtellung ſandte Marſchall Berthier eine Staffette nach Paris an den Kaiſer mit der Mahnung des donauwörther Gaſtwirths an das ihm gegebene kaiſerliche Wort.

Das Kriegsgericht in Braunau bildeten ſieben franzöſiſche Oberſte; den Referenten, d. h. den Ankläger, machte der verhaßte General Binet. Palm hatte keinen Vertheidiger, wiewol das Urtheil ihm einen ſolchen zutheilt; Schoderer wurde von Kremer vertheidigt. Die Verhöre fanden in dem Saale eines Gaſthauſes ſtatt; niemand wurde zugelaſſen. Palm hatte zwei Verhöre, über die nichts bekannt geworden iſt, da deſſen Aufzeichnungen verloren gingen; drei Stunden nach Verkündigung des Urtheils wurde Palm erſchoſſen; eine Stunde vor der zur Hinrichtung Schoderer's beſtimmten Stunde traf von Berthier der Befehl ein, die Execution aufzuſchieben. König Max von Baiern hatte ſich für die Begnadigung eines Angehörigen ſeines Landes ſpeciell verwendet. Schoderer wurde noch einige Wochen in Braunau zurückgehalten und dann entlaſſen. König Max empfing ihn in einer Privataudienz und äußerte ſich ſehr theilnehmend über deſſen Geſchick; ſeine Heimreiſe glich einem Triumphzuge.

Mit Palm und Schoderer war auch der Löwenwirth Merkel (Merkle von ſeinen Landsleuten genannt) verhaftet worden. Am 17. Auguſt geſchah dieſe zu Neckarſulm durch einen Hauptmann der Polizeicompagnie des 23. franzöſiſchen Linienregiments nach einer Ordre des in Oehringen liegenden Generals Goudin, der vom Marſchall Davouſt den Befehl erhalten hatte, der Verhaftung des Löwenwirths Merkel mit ſtarker Hand beizuſtehen und deſſen Papiere unter Siegel zu legen. Warum dies geſchah, war dem Hauptmann nicht bekannt gegeben; er wußte nur, daß ein Escadronschef unmittelbar eintreffen werde, um das Weitere vorzunehmen.

Dieſer Eingriff in die landeshoheitlichen Rechte Würtembergs wurde alsbald dem Amtmann Kleiner zur Anzeige gebracht; ehe dieſer aber, gerade beiläufig, höhern Orts darüber Bericht erſtattet, war an dem nämlichen Tage noch der Kreishauptmann von Heilbronn, Herr von Berwing-

Toms (tritt ein).

Thompſon (ſich ſammelnd).

Meine Frau, meine Kinder!

Toms

(will eben ab, da kommen ſie ihm alle, wie zum Ausfahren entgegen).

Sechste Scene.

Thompſon, Frau Thompſon, Harry, Lettice, Marwell, Eliſa, Cäſar und Jeffry.

Thompſon.

(mit künſtlicher Ruhe und Gleichgültigkeit).

Wo wollt Ihr hin? Ihr Lieben!

Frau Thompſon.

Ihr fragt immer Alles doppelt. Auf den Ball des Herzogs von Devonſhire! Iſt acht Tage lang davon die Rede geweſen.

Thompſon (recht traulich und milde).

Gott, ich meinte immer; es iſt doch beſſer, in ſeinem eigenen Hauſe der Erſte zu ſein, als auf dem Ball eines Herzogs der Letzte.

haften, benachrichtigt worden und dieser verlangte unverzüglich Bericht, um weitere Maßregeln ergreifen zu können. Am folgenden Tage legte der Amtmann auf Meldung seines Vorgesetzten Protest ein gegen das beliebte Verfahren der Franzosen; er könne zugleich nicht gestatten, daß jemand anders als er die Untersuchung führe. Der französische Escadronschef kümmerte sich um die württembergische Behörde nicht; er nahm die Untersuchung allein, ohne Dolmetscher, vor, obwol er der deutschen Sprache nicht mächtig war. Merkel gestand, daß er eine von dem Kaufmann Fink in Heilbronn empfangene satirische Genealogie des Franzosenkaisers seinem Freund Scheberer in Donauwerth behändigt habe; er habe auch den Inhalt derselben gleich für Unwahrheit gehalten. Am 22. August wurde er mit dem Bürger Franz Müller, dessen Verbrechen darin bestand, daß er von der Flugschrift eine Copie besorgt, unter militärischer Bedeckung nach Oettingen ins Hauptquartier geschafft.

Amtmann Kleiner hatte sich erboten, bei dem General Gudin jegliche Bürgschaft für die beiden Verhafteten zu übernehmen; als dieser ihn abwies, wandte er sich an die ihm persönlich bekannte Fürstin von Oettingen um Fürsprache; aber auch sie lehnte jede Einmischung ab — sie müsse bei ihrer Lage jeden Schein meiden. König Wilhelm von Württemberg, der dem Kaiser Napoleon allein unter den damaligen deutschen Fürsten zu imponiren wußte, verlangte unterm 20. August Bericht von dem Amte Neckarsulm über den Stand der Angelegenheit, und gerade in der folgenden Nacht hatte der nach Oettingen geschickte Bruder Merkel's ermittelt, daß der Löwenwirth mit dem Kaufmann Fink von Heilbronn wie auch Scheberer von Donauwerth nach Braunau abgeführt worden seien. Müller war von Oettingen aus ohne Untersuchung und Strafe entlassen. Zwei Stunden vor der Ankunft der beiden Württemberger war der Buchhändler Palm erschossen worden, auch ihrer harrte die Vollziehung des bereits ausgesprochenen Todesurtheils. Am 2. September wurden sie aus dem Gefängniß in leidlichere Zimmer gebracht. Die fast Verzweifelnden sahen hierin eine Wendung ihres Schicksals und liegen dies dem Amtmann Kleiner noch an demselben Tage durch Estafette melden.

Unterm 5. September war dem Amte Neckarsulm von Stuttgart aus amtlich mitgetheilt worden, daß die Regierung energische Schritte gethan zur Wiederauslieferung der verhafteten Württemberger; aber alles Vertrauen war dahin, denn man hatte in Neckarsulm erfahren, daß Marschall Lannes bei einer Revue über die Truppen Befehl an alle französischen Officiere ein französisch-deutsches Urtheil des Kriegsgerichts zu Braunau habe austheilen lassen, kraft welchem Merkel und Genossen zum Tode verurtheilt worden waren. Den Truppen war mitgetheilt worden, daß zu Braunau 12 deutsche Bürger, weil sie es gewagt, durch ihre Handlungen die Majestät des Kaisers anzugreifen, erschossen worden seien. Ein Stabsofficier äußerte gegen den Amtmann Kleiner, es sei ihm bestimmte Nachricht zugekommen, daß Merkel und andere elf mit ihm am 10. September fusilirt wurden. Diese Nachrichten wurden wol absichtlich verbreitet; man wollte einschüchtern, erschrecken. Alle Angst der bestürzten Familien hatte aber ein Ende, als unterm 13. September das Gabinetsministerium dem Amtmann zu Neckarsulm anzeigte, daß auf Verwenden Sr. Majestät des Königs Friedrich der Löwenwirth von der französischen Behörde ausgeliefert werde, um in Württemberg sein Verbrechen abzubüßen.

Den beiden Verhafteten war bereits am 11. September nachstehender Befehl des Kaisers in deutscher Uebersetzung angestellt worden:

„Nachdem Se. Majestät der Kaiser Napoleon in Betracht gezogen hat, daß Löwenwirth Merkel in Neckarsulm, welcher durch die am 25. August d. J. zu Braunau niedergesetzte Militärcommission vor Gericht gezogen und verurtheilt worden, sich vorzüglich dadurch schuldig gemacht hat, Schmähschriften gegen die eigene Person Sr. Majestät zu verbreiten und als solche auszustreuen, welche die Einwohner Deutschlands zum Aufstand und Ermordung der Franzosen aufreizen — So hat Se. Majestät, dessen Mildthätigkeit seiner Großmuth gleicht, den Einhalt der Vollziehung des durch die Militärcommission gefällten Urtheils gebilligt und was namentlich den Löwenwirth Merkel betrifft, selben von der Strafe losgesprochen, die vom besondern Gerichtsrath über ihn verhängt war. Seitdem haben wir daher aufgetragen, den Löwenwirth Merkel seiner Regierung überliefern zu lassen, um von seinem Landesfürsten die passende Strafe zu erhalten, die selbe über ihn auszusprechen für gut halten wird. Es sollen daher sämmtliche französische Truppen in Deutschland alles das für ungültig und unerfüllt ansehen, was in dem von der unterm 25. August d. J. zu Braunau niedergesetzten Militärcommission

entgegensehenden Urtheil die Perlen des Löwenwirths Merkel benutzt. Geschehen zu München 9 September 1808. Der Generalmajor der Sechsten Armee: Kriegsminister Fürst von Neuchâtel und Valengin Alexander Berthier."

Merkel wurde von dem Vorstand des Militärgerichts zu Braunau, dem Divisionsgeneral St. Hilaire, einem Gensdarmen überliefert, der ihn dem französischen Gesandten zu Stuttgart zu übergeben hatte. Von München aus schrieb er an die Seinigen, wie sie auf ihrer Reise überall empfangen wurden — „wie Ritter, die aus Palästina kommen"; in Ulm wurden sie „als Wiedergeborene" förmlich mit Champagner getauft; das Mitgefühl that sich überall kund. Merkel staunte nicht wenig, als ihm in Stuttgart von der Heimatsbehörde angekündigt wurde, er käme auf den Hohenasperg; alle Gegenvorstellungen halfen nichts. Die württembergische Regierung glaubte ihrerseits den Weisungen des französischen Gouvernements nachkommen zu müssen. Merkel erhielt auf der Festung strengen Zimmerarrest. Am 21. October reichte seine Frau auf Anrathen des Amtmanns Kleiner ein Gnadengesuch ein, zu dessen Unterstützung dieser Beamte anführte, das Merkel's Unglücksgefährte, der Weinwirth Schoderer, schon am 6. October wieder bei den Seinigen angelangt sei, indem dessen König von der ihm zuerkannten Strafe eines vierwöchentlichen Arrestes die Zeit habe abgehen lassen, wo er von einem bairischen Beamten, Herrn von Taufrhäus, in Braunau übernommen worden sei. Unterm 29. October 1808 wurde Merkel begnadigt und ihm bei seiner Entlassung alles Ernstes bedeutet, sich ferner in seinem Heimwesen still und ruhig zu verhalten. Merkel hätte unfehlbar denselben Tod gefunden wie Palm, wenn ihn nicht das energische Auftreten seines Monarchen gerettet hätte.

Damit könnten wir unsere actenmäßige Mittheilung schließen, wir glauben aber derselben eine noch größere Glaubwürdigkeit verleihen zu können, wenn wir noch anführen, daß in dem Erlaß, durch welchen im Namen des Königs von Würtemberg dem Amte Neckarsulm die Entlassung Merkel's, des Löwenwirths, eröffnet wird, der Schluß echt bureaukratisch lautet: „Uebrigens finden wir uns, da der §. 11 der Stempelordnung in dieser Angelegenheit von euch nicht beobachtet worden, veranlaßt, euch den doppelten Stempelbetrag für jeden Bogen eures Berichts mit 48 Kr. zur Strafe anzusetzen!" In den handschriftlichen Ueberlieferungen, aus denen wir schöpften, finden wir keine Andeutung darüber, wer diese Strafe bezahlt hat, ob der Amtmann Kleiner, der das Kanzleiverbrechen begangen, oder der Löwenwirth Merkel, dessen Frau durch das Gesuch um Begnadigung ihres Ehegatten zunächst zu solchem Veranlassung gegeben. Jedenfalls wurde die dictirte Strafe, welche dem ganzen Verlauf der klaglichen, tief betrübenden Sache einen fast komischen Anstrich gibt, gern bezahlt.

F. Schultheis.

Anregungen.

Aus dem Land Tirol.

Reisebriefe

I.

— — Wir verließen das friedliche München unter Donnergekrach. Unser Zug mußte die Schußlinie passiren und durch ein Kreuzfeuer hindurch —

Während es jetzt an so vielen Orten in der Welt bedenklich kracht, wirkte dieser kriegerische Lärm der Kampfesübung erheiternd. Die lange Postenkette, die Geschütze mit ihrer Bedeckung in einer Lichtung des Waldes, die Generalität unter den Bäumen boten hübsche Bilder. Im Ernst ist freilich der Krieg etwas Abscheuliches. Dies gegenseitige Würgen und diese lange Gefolge von Elend! Wer dem gärenden Italien zufährt, vermag sich früher Gedanken nicht zu erwehren und scheidet fast wehmüthig aus Deutschland, in dem sich die Gegensätze denn doch zu gelindem Gleichgewicht neutralisiren und auf gesetzlichem Boden der Fortschritt still, doch rührig, sich bewegt.

An österreichischer Grenze schon empfängt uns eine eigenthümliche Atmosphäre. Ich möchte sie die bureaukratische nennen. Trotz allen guten Willens und unverkennbaren Hilfseifers wird hier noch viel zu viel und durchaus kleinlich regiert. Schon von München konnten wir die Billets für Plätze und Gepäck nur bis Kufstein erhalten, von dort nicht weiter als Innsbruck, sodaß die Plackerei alle paar Stunden von neuem wieder anfing. An der Thür des Polizeicommissariats fanden wir ein ansehnliches Häuflein Reisender und harrten des Oeffnens, um die abgenommenen Pässe zu holen. Wir fügten uns alle friedlich dem Gesetz und dem Schlendrian des Polizeidiensts, mit Ausnahme von zwei — Priestern, die da murrten. Sie kamen von der Versammlung zu Aachen zurück, noch etwas hierarchisch gehoben und concordatsstolz.

Es herrscht gegenwärtig ein schlimmer Geist im Lande Tirol'. Er wird geschürt durch diejenige Partei, welcher der Kaiser leider zum Nachtheil des Ganzen

nur zu große Opfer gebracht hat. Man war in Tirol so glücklich' rufen sie aus, das heißt, das Land schlürfte sich mittelalterlich zwischen seinen Bergen — der Wohlstand lief, die Geistlichkeit hatte Honorar. Rund wurden die reformationsfreundlichen schwazer Bergknappen mit Feuer und Schwert bekehrt. Somit verkroch sich die Ketzerei schaudernd, sie wagte sich in Tirol nirgends mehr ans Licht. Zwar tauchte später eine unschuldige Sekte auf, die „Mennharter", ähnlich fast den „Altgläubigen" in Rußland. Reformiren wollten diese nicht, im Gegentheil, ihr Geistlicher dünkte ihnen ein Neuerer, abweichend von den heiligen Satzungen. Der Spalt verbreitete sich, eine Bauerndeputation zog nach Rom. Gelehrte theologische Controversien verwirrten die einfältigen Landleute vollständig. Da übernahm es der damalige camaldulenser Abt und nachherige Papst Gregor XVI., den Tirolern die Köpfe zurecht zu setzen. Seiner praktischen Behandlung widerstanden sie nicht sondern kehrten versöhnt in ihre Heimat zurück. Im Anfang dieses Jahrhunderts brachten baierische Beamte — es war die Zeit, als man das Volk durch Rescripte emporheben wollte — Aufklärungsgrundsätze ins Land. Diesem entgegen erhob sich der Glaubenseifer. Im Jahre 1815 endlich trat Ruhe ein nach langem, heißem Streit. Ein Zug der Müdigkeit ging durch ganz Europa. Der Priester herrschten wieder friedlich und ungestört im still gewordenem Lande zwischen den Bergen. Als der junge schwerhörige Kaiser dem Recht und der Vernunft sein Ohr erschloß, als er dem Protestantenedict erließ, da fuhr die klerikale Partei sogleich in den während der langen Friedensjahre beiseite gelegten Harnisch. Alle jene furchterlichen Hebel wurden in Bewegung gesetzt, welche der Aberglaube bietet. Auf diese Weise erschlichen sie gegen zahlreiche Unterschriften einen Protest. Viele, die ihre Namen geschrieben — neunjährige Knaben sollen darunter gewesen sein —, kannten nicht einmal den Inhalt. Die Klerikalen sind nun noch geruhsam und unermüdlich thätig. Sie kämpfen jetzt ebenso mit all der Leidenschaft, wie sie das dem Untergang geweihte Alte dem siegreichen Neuen gewöhnlich entgegensetzt. Die unliebsamen Vorfälle in Schwyz sind attsam bekannt. Komisch, wenn es nicht traurig wäre, müßte jeden Unbefangenen der Versuch berühren, den die klerikale Partei den Tirolern über die Protestantenfrage beizubringen sucht. Die Freimaurer — wir müssen erst das Wort erklären, das sind Alle, die nicht in die neulich zu Rom ausgedrückten Maximen einstimmen — Minister Schmerling — Immanuel Fichte, der viel glaubt, und Karl Vogt, welcher bezweifelt mit jedem spiritualistischen Princip gebrochen, sie kommen, so verwundert sie auch darüber sein mögen, alle in Eine Kategorie — also die Freimaurer haben den Kaiser berückt und legt legt Schmerling den unglücklichen Tirolern die teufelnden Fäden, die Protestanten, ins Land' Diese letztern werden aber unfehlbar allen Handel und Industrie an sich ziehen u. s. w. Diese Wendung ist östlich schon oft und auch gehörig bei seiten. Indessen ist bei maßlos überspannter Einbildungskraft der Umschlag niemals allzu fern. Das Schützenfest einer erst vor kurzem in Frankfurt die deutschen Bruderstämme. Mancher der tiroler Schützen kehrte klüger heim. Sie erzählen den aufhetzenden Nachbarn von draußen im Reich. Und die Protestanten sind Menschen wie wir, „trumbrave Leute darunter", schließt häufig der Bericht. So regt sich im Lande frisch, vom gesunden Sinn des Volks aufgetrieben, eine Reaction gegen die traurige Täuschung.

II.

Die sonst so stille Unterinnthalbahn war heute ungewöhnlich belebt. Auf den Wegen daneben wandelten Züge festlich gekleideter Menschen, zumeist Landvolk, doch mischten sich auch häufig Frauen höherer Stände ein. Fahnen schmückten die grünen Hügel. Wo galt der Festfahrt zur heiligen Notburga. Vermuthlich wissen Sie und mit Ihnen die Mehrzahl des gebildeten Deutschland nichts von dieser wunderlichen Heiligen; sie ist aber in Tirol ebenso populär als in Paderborn der heilige Liborius. Auch hat Notburga mit mehreren Kanonisirten gemein, daß sie that, was bei unheiligen Menschen für unrecht gelten würde. Es kommt aber hier nur auf die Absicht an, in der es geschah. Der Zweck heiligt bekanntlich die Mittel.

Notburga war eine einfache Bauernmagd; daher ihre Verehrung beim Landvolk, welches in ihr eine specielle Vertreterin ihrer Interessen sieht. Sie diente auf den Schlössern der rothenburger Grafen, jener mächtigen, besonders im Unterinnthal burgenreichen Geschlechte, welche schon zu Margarethe Maultasche's Zeiten häufig in der Landesgeschichte genannt wird. Nach einer bestimmten Stunde des Samstags wollte die fromme Magd nicht mehr durch irdische Arbeit vom Heiligendienst abgehalten werden und die Speisenreste, welche die Gräfin befahl, zur Schweinemast zu verwenden, reichte sie stets den Armen. Darüber kam es zum Bruch. Notburga schüttelte den Staub von ihren Füßen und verließ das Grafenhaus. Von den Rothenburgern wich nun der Segen und das Geschlecht ging unter. Freilich war daran Notburga wol unschuldig; es brach eine große Katastrophe an für den tiroler Adel, als Friedrich mit der leeren Tasche, vom Concil zu Konstanz heimkehrend, die unter den Nachfolgern des klugen Meinhard gänzlich geschwächte Fürstenmacht wieder gewaltsam herstellte. Die Habsburger hatten eben damals alle ihre Erbgüter in der Schweiz verloren und konnten ihre Kräfte auf die neugewonnenen Provinzen verwenden. In Tirol gab es von nun an nur Einen Herrn; damit begann jener tiefgreifende Unterschied der zwei ihren natürlichen Bedingungen gemäß so ähnlichen Gebirgsländer. Der Glaubenssperre vollendete die ungeheure Kluft. Ueber der Schweizerfreiheit weht der Gottesodem der Freiheit — hier hält ein Phantom die unheimliche Geisterwacht, die Glaubenseinheit.

Diesen Verhältnissen, die sich auch durch unsere Geschichte charakterisiren, mag es zuzuschreiben sein, warum das schöne Tirol, an landschaftlichem Reiz der Schweiz durchaus nicht nachstehend und auf der großen Heerstraße nach Italien gelegen, doch nicht wie jene den Strom der Reisenden mit seinem goldenen Gast in sich aufnimmt. Der Herrscherin ist gehemmt, die Speculation schlummert; deshalb ist die Furcht nicht ungerechtfertigt, daß ketzerische Intelligenz dem alten Schlendrian aufwühle. Aber solche Strömungen der Zeit lassen sich nicht durch Grenzpfähle aufhalten, sondern die particulären Nachtheile gleichen sich durch gesunde Mischung und Gedeihen des Allgemeinen aus. Man wird künftig in Tirol mehr erdulten müssen, dafür aber z. B. besser essen.

Als Gebirgsland ist Tirol auf Industrie angewiesen wie seine Nachbarin, die Schweiz, es birgt Schätze an Metallen, Kohlenreichthum, Wasserkraft. Wenn nur erst einmal die Locomotive durchs ganze Land pfeift und die Chinesische Mauer, welche bereits eine bedeutende Bresche erhielt, vollständig niedergerissen ist, dann wird in dem solange stagnirenden Tirol ein neuer Geist einziehen.

Jetzt, wo noch das spukhafte Alte besonders in der südlichen Landeshälfte herrscht, mache ich zur Bestätigung des Behaupteten nur aufmerksam auf den Unterschied von Interlaken und Meran. Das erstere, allerdings günstig gelegen als Mittelpunkt des berner Oberlandes, hat nur drei kurze Sommermonate zur Erntezeit; demnach entstand ein Dorf von elegantem Hotels; bis in die Alpenregion erheben sich Châlets und der Fremdenzug von ganz Europa, sogar bis von jenseit des Oceans, flutet zwischen den schönen Wallnußbäumen auf und nieder. Meran bietet jenen äußerst seltenen landschaftlichen Reiz, die wunderbare Mischung von Süd und Nord. Seine klimatischen Verhältnisse gestatten einen Aufenthalt von neun Monaten und es liegt an der Schwelle Italiens. Der einzige der Erwähnung werthe Gasthof: „Die Post", entspricht nur sehr mäßigen Ansprüchen. Einige steife Gäste sonnen sich im melancholischen Garten gegenüber der Kirchhofsmauer. Um aber hinter den Anforderungen der Zeit nicht zurückzubleiben, wurde — eine Cur- und Musikkarte eingeführt, die sich mit der der frequentirtesten Bäder messen darf. Schon nach Meran zu kommen, erfordert von deutscher Seite die Tortur von 19 Stunden Eilwagen, und dennoch tragen kleinliche Lokalinteressen, wie z. B. die Befürchtung, daß Bozen als Stapelplatz verliere u. s. w., dazu bei, den Bau der Brennerbahn zu verzögern.

Ach, so ein alter Postwagen ist eine wunderbare Maschine! Besonders eine Beichaise, wie sie den weiter Hergereisten gewöhnlich zu Theil wird, weil sich die vorsichtigen Innsbrucker ihre Plätze eine Woche früher bestellen. Bei strömendem Regen und stockfinsterer Nacht waren wir eingestiegen und saßen vollgerüttelt zu Vieren. Auf der Höhe des Brenner passirt schwerfällig einige schwerbeladene Karren, unser ist Hochsommerwetter. Endlich wurde es Tag, die Reisegesellschaft vermochte sich zu mustern. Neben mir saß ein junger Commis-Voyageur, der die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne benutzte, sich in einen französischen Roman zu vertiefen. Gegenüber hatte ich einen auch von Aachen heimfahrenden Geistlichen. Die brennende Frage kam bald in Anregung. Der Streit wurde ziemlich leidenschaftlich von seiten des jungen Geschäftsreisenden aufgenommen, der sich als Vertreter der materialistischen Interessen erklärte, während mein Gegenüber die spiritualistischen vertheidigte. Die Wahrheit stand trauernd in der Mitte, beiden unkritischen Ultras gleich fern. „Sie sind ein Liberaler!" sagte endlich der Geistliche mit Geringschätzung, und sein Gegner ließ das unhöfliche Wort „Sie ein Pfaff!" hören. Parlamentarische Feinheit fehlte auf beiden Seiten. Der Kampf erlosch an der Ermüdung der Streiter. Mein Nachbar nahm wieder seinen französischen Roman vor und der Priester wandte sich entschuldigend an mich mit den Worten: „Wenn wir die Protestanten nicht wollen, so ist es eben nur um des lieben Friedens willen!"

Neue Dramen.

X.

In Eduard Küffer tritt uns ein sich vielversuchender junger Dramatiker entgegen, der schon mehrere Dramen veröffentlicht hat; neuerdings „Kurtisi" (Gotha, Opz. 1862). „Kurtisi" ist dem vom Nebel überzogenen Vater Rhein vergleichbar, dessen Ufer, nur auf Momente bald hier, bald dort sichtbar, elendig wieder von den feuchten Schleiern bedeckt werden.

Des Mondes Goldgloria wiegt sich in der Luft
Wie eine Freudenlampe auf der Liebe —

Zwei Bilder in Einem Gedanken — „Gold" und „Lampe" und so mehrfach.

Natürlicher und wirkungsvoller ist „Die Hermannsschlacht" von demselben Autor (ebendaselbst). Vielleicht versucht sich eine Bühne mit dem immer noch nicht bezwungenen, weder durch Kritik noch durch Kälte auf unsern Bühnen fixirten Stoff.

In „Deutsche Kämpfe", einem fünfaktigen Schauspiel von Alfred Königsberg (Berlin, Springer, 1863), macht der Verfasser einen erneuten Versuch, den Kampf der Hohenstaufen und Welfen scenisch darzustellen. Die Empfindung für die vaterländische Bedeutung jener Gegensätze ist lebhaft. Die Charaktere sind gut gezeichnet, doch reflectiren sie zu viel über sich selbst und sind sich sogar (S. 10) des Schattens bewußt, den ihr Thun und Lassen im Licht der ästhetischen Doctrin über das Wesen des Tragischen wirft.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die neuesten Schritte Dänemarks gegen Schleswig-Holstein. — Der Winter in Berlin. VII. — Wiener Briefe XV. — Die Wissenschaft im Dienste der Handelsmann. I. — Briefwechsel.

Die neuesten Schritte Dänemarks gegen Schleswig-Holstein.

* Kein Deutscher erblickt in der Einrichtung einer sondern Regierung für das Herzogthum Holstein Nachgeben von seiten Dänemarks oder eine Berücksichtigung der Wünsche des holsteinischen Volks. der That sind die Aeußerungen der dänischen reise über die „unverschämten" Forderungen der utschen Großmächte gerade in neuester Zeit so unmerken, als daß jemand auf einen solchen Verdacht rathen könnte. Aber die Absicht der Dänen wird mißverstanden. Die ergriffene hier eine Maßregel, im wesentlichen durchaus nichts ändert, die den rentlichen Sitz der Regierung für Holstein in penhagen läßt, die der Volksvertretung keinen Einräumt, die sich aber doch Unkundigen und den erdeutschen Großmächten gegenüber als ein Zudständniß gegen Deutschland darstellen läßt'

Das ist jedoch nicht der Fall. In Dänemark es wie in jedem Lande Parteien, allein Deutsch gegenüber vereinigen sie sich zu dem Einen Rufe ánemark bis zur Eider". Die Provinzialregierung Holstein bringt diesem Lande nicht den mindesten rtheil, sie hat vielmehr die Absicht, das letzte Band Vereinigung der beiden Herzogthümer völlig zu schneiden. Das sehen die Dänen ein, daß sie Holn nicht werden behaupten können, sobald Deutschd unter irgendwelcher staatlichen Form zu einer rm Einheit erstarkt, als der jetzige Staatenbund bietet, und sie sind bereit, in solchem Fall Holstein opfern, um für den Besitz Schleswigs alle Gaen und für ihr erhobtes Skandinavien die nische der Großmächte zu erlangen. Eine Provinregierung in Holstein erleichtert ein solches Aufn, ohne zur Zeit die Gewalt über die störrischen deinischen Unterthanen zu lockern.

Während man so Holstein zu einer eventuellen rennung vorbereitet, thut man dänischerseits in eswig Schritte, die an die Despotie des Orients der Politik Machiavelli's erinnern. Die traue von allen Maßregeln ist das angekündigte neue plegium. Dieß soll, auf der breitern Grundlage Volksmacht aufgebaut, der Volksstimmung ihren en Ausdruck geben. Der würdevolle Haltung letzten schleswiger Ständeversammlungen, trotz Wahlumtriebe, hatte den Dänen doch imponirt. Majorität in der Ständeversammlung selbst zu gen, ist jetzt der Aufgabe. Das letzte Jahrzehnd Tausende der intelligentesten und achtbarsten Bewohner des Landes vertrieben und Tausende von Dänen in das Land gebracht. Daß diese letztern im ganzen eine minder achtbare Klasse ausmachen, liegt theils in der bürgerlichen Stellung, die sie einnehmen, theils auch in den Zwecken, denen sie dienstbar sind. Diese sollen jetzt zu den Wahlen herangezogen werden und das ganze Gewicht einer unumschränkten, keine Rücksicht kennenden Regierung sie unterstützen. Das Wahlgesetz muß der Form wegen vorerst der schleswiger Ständeversammlung unterbreitet werden. Eine Opposition gegen dasselbe gibt treffliche Gelegenheit, über die selbstsüchtigen Absichten, die das Wohl des Volks meuchlen, Jeden zu rufen.

Dänemarks Absichten und seine Kunstgriffe sind von den Deutschen für falsch gehalten worden, aber bisher hat sich die Politik dieses Landes, den außerdeutschen Großmächten in höflicher Form, den deutschen in minder achtungsvoller Weise Nein zu sagen, so erfolgreich bewährt, daß jetzt die Dänen bei dem bloßen Gedanken, einem Wunsche Deutschlands nachzugeben, in Feuer und Flammen gerathen.

Der Winter in Berlin.

VII.

— Unser Ballettmeister Taglioni ist viel christlich-moralischer als Goethe. Goethe führt uns in „Faust" aus dem Himmel in die Hölle, der Chor unserer Ballettratten geht es vor, das Publikum von der Hölle durch die Welt zum Himmel zu führen. Nun können doch unsere Frommen ihren Opernglaser lang und kurz ausziehen, je nach dem Bedürfniß des Auges, um unsere tanzenden Bajaderen zu sehen. Das Sujet des neuen Stücks „Die Sirene"? Nehmen wir in einem romantischen Zeitalter, etwa dem der romemmirenden Siegfriede und empfindsamen Werther, dann freilich könnte es gefahrdrohend sein — heutzutage aber sind jene Nachtschwärmer, die einen Stern lieben — ausgenommen den auf der Brust zu tragenden — rar geworden, und der Töchter darf es wagen, einen solchen vom Himmel fallen zu lassen, der sich zur reizenden Erscheinung wandelt, der den Verblichen wie ein verführerisches Irrlicht umgaukelt. Ich erzähle Ihnen den Inhalt des Ballets nicht, die Logentüter brachten ihn; die ganze Darstellung, inclusive der Musik, ist ein Stern erster Größe in seiner Art, und nach einem solchen zu greifen in einer Zeit, wo es sonst sehr düster aussieht, wird wol erlaubt sein.

Die Reise unseres französischen Paars hat gleichfalls

einen von den romantischen Jugendjahren einer Prinzessin. Zwei junge, lebensfrische Fürsten, die incognito reisten, an der Seite einer ebenso empfänglichen als geistig begabten jungen Fürstin, die überall, wo immer sie weilte, sich in kürzerer Frist die ihrem Range vorenthaltenen Bilder verschaffen wußte, der Natur wie der Kunst gleichmäßig Rechnung tragend, dabei alle Vorzüge hoher Reisender ohne alle Scheu und Beschränkung der Mittel genießend — eine solche Reise greift in der That an die Märchen aus „Tausendundeine Nacht". Selbst der durchlebte Sturm auf dem Mittelmeer, wo alle, höchst ungalant und ohne Rücksicht der Verhältnisse, vom Meeresgott niedergeworfen, ihren Tribut zahlen mußten, hat in der Erinnerung sein Pikantes. Als Hauptmomente des besondern Interesses wollen wir hier die Schilderungen der Fahrt und des Aufenthalts vom 24. bis 25. October in Palermo und des Abstechers am 27. und 28. nach Tunis erwähnen, wo eine vollkommen andere Welt sich ihren Blicken entrollte. Der 30. und 31. October war für Malta, der 1. November für Girgenti, der 2. für Syrakus und Catania und der 3. November für Messina bestimmt. Vom Sturm und den hochgehenden Wellen beschädigt, kam die „Osborne" am 4. November nachmittags im Schlepptau der von Messina aus mitgenommenen Schraubencorvette „Doris" in Neapel an. Von dem Zauber dieser Einfahrt in den Hafen von Neapel weiß jeder zu sagen, der das Glück hatte, diese Fluren zu sehen — den vermeintlichen Grafen donnerten Salutschüsse entgegen und ein an Aufmerksamkeiten überreicher Empfang zeichnete sie aus, doch lehnten sie die ihnen durch den General von Lamarmora angebotene Wohnung im königlichen Schlosse ab und zogen es vor, am Bord der „Osborne" zu bleiben, ihre Secretäre incognito machend, was für so hohe Herrschaften — laut aller Erfahrung — doppelt reizend und auch vortheilhafter ist. Castellamare, Sorrento, Pompeji, Caserta wurden besucht und eine Besteigung des Vesuvs mit allen Leiden und Freuden unternommen und nicht ohne allgemeinmenschliche Strapazen überwunden. Hier zeigte es sich, daß eine der schottischen Hochlande durchstreifende junge Fürstin sich Muskelkraft genug erworben hatte, um die Mühseligkeiten eines Aschenkegels zu überwinden, wo nur durch Klettern, Kriechen, Schreiten und wieder Rückwärtsgleiten das Ziel erreicht werden kann. Dabei wurde, wo es thunlich war, angehalten und das Skizzenbuch hervorgeholt. An kleinen Abenteuern hat es natürlich nicht gefehlt — dazu gehörten auch die völlig zerrissenen Schuhe der jungen Fürstin, obwol wir nicht zweifeln, daß es Etuefein à la Balmoral waren, die eigens für die Fußwanderungen daselbst mit dicken Sohlen versehen sind. Bei dem Aufenthalt in Rom bildet die Schilderung des überaus ceremoniellen Empfangs am 17. November bei Sr. Heiligkeit ein ebenso unvergeßliches Bild als jenes von Tunis und der Besteigung des Vesuvs. „Wie eine Biene", schreibt uns einer der glücklichen Begleiter des hohen Paares, „war unser Prinz (nämlich der junge Fürst) allen ein, um in der Heimat noch lange und dauernd von den großartigen Eindrücken zu zehren. Es ist nicht ein vorübergehendes schönes Schauspiel, dem sie huldigt, sie faßt es als ein geistiges Juwel auf, das sie sich fürs Leben zu vermehren wünscht." So viel über die hohen Reisenden, die erst kurz vor Weihnachten zurückkehren werden. Eine kleine Trübung ist durch die Trennung der sich innig liebenden Geschwister eingetreten, denn der Prinz von Wales schwärmt in warmer Anerkennung für die überaus begabte und talentvolle hohe Schwester und nennt sie mit Stolz „des edeln Vaters reiche Erbin".

Vor einiger Zeit berichtete ich über die Erfindung eines neuen Schießpulvers, das von der Artillerie-Prüfungscommission angenommen, anfänglich sich zu bewähren schien. Die österreichische Artillerie führte es auch sofort ein. Wir dagegen, vorsichtiger, ermüdeten nicht in fortgesetzt praktischen Versuchen, und siehe da, dieselben haben jetzt dargelegt, daß dasselbe nicht genüge. Wir sind daher vor der traurigen Erfahrung bewahrt worden, wohin ein zu schnelles Aufgeben des alten Bewährten führt. Die österreichische Artillerie muß außerordentliche Veränderungen vornehmen, um sich vor Schaden zu bewahren. Das nicht Stichhaltige des Materials besteht erstens darin, daß die Wirkung nicht eine so gleichmäßige ist wie die des alten Schießpulvers. Zweitens ist es nicht billiger, was man früher so sehr hervorhob. Drittens ist es den äußern Einflüssen mehr unterworfen als das uns bekannte, und viertens hat es sich eben seiner ungleichmäßigen Brennzeit wegen für Zündersätze wie als Treibsatz für Raketen nicht praktisch erwiesen. Wir bedauern den von seiner Höhe der Erwartung herabgestürzten Erfinder, müssen uns aber gratuliren, nicht zu früh auf das neue Pulver des 19. Jahrhunderts gebaut zu haben. Leider, leider muß die Zeit zum alten zurückkehren. Wann wird Kant's „ewiger Friede" anbrechen?

Pariser Briefe.

XV.

— Steuererhebung! Diese hatte der Finanzminister des absoluten Staats so gut wie die Reichsvertretung getroffen. Das Verdienst der constitutionellen Regierungsform besteht hierbei nur jenes der thunlichsten Begrenzung und der umsichtigern Würdigung der Schonung bedürfenden Interessen. Einer Macht kann freilich gleich der Saat gegenüber hätte jeder absolute Finanzminister einen schweren Stand gehabt, und jene Vortheile, welche ihr zu Gunsten des Staats abgerungen werden, dürfen zunächst dem Ansehen und der tüchtigen Arbeit des Reichsraths zugeschrieben werden.

Der Erweiterungsbau unserer Stadt gewährt noch immer das unterhaltliche, bereits Bild einer großartigen Neugestaltung neben bloßgelegten alten Mauerwänden, neben Schutt, neben Trümmern und Gerüstungen an allen Ecken

...gut Gebot. Das Bedürfnis nach Erweiterung der Ausstellungsräume ist auch heute vom höchsten Standpunkte speculativer Interessen ist schon darum, daß die Bevölkerung Wiens an den Unterhaltungen solcher Anstalten zu lieben hat. Unter diesen Verhältnissen ist der heutige Theil des Stadtparks mit seinen landschaftlichen Anlagen, seinen verschwenderischen Blumenpracht und seinen breiten, teppichglatten Gängen eine wahre Zufluchtsstätte der Erholung für Tausende.

Unter den Neubauten vor dem ehemaligen Kärntnerthor macht der „Heinrichshof" genannte Palast des reichen Buchhändlers Deutsche das meiste Aufsehen. Die Kosten dieses von dem Architekt Hansen ausgeführten Prachtbaues sollen sich auf zweimalhalb Millionen Gulden belaufen. Die oberen Stockwerke des Palastes sind auf der dem im Bau begriffenen neuen Opernhause gegenüberstehenden Façade mit Arcaden geziert, die der Maler Tabi mit Bildnissen seiner Schüler Rahl und Eisenmenger ausgeführt hat, und bilden einen langen der Ringstraße verlaufenden Fries. Die Figuren, durch Arcaden von Arabesken und Blumengewinden verbunden, stellen Personificationen der Künste, des Friedens und der Cultur vor, und zwar die Epik, das Epos, die Musik und den Tanz, die heitere und die tragische Muse, die Malerei, die Sculptur, den religiösen Gesang, die Elegie. Da diese Façade dem Opernhause gegenüberliegt, so mag man sich die Wahl des Gegenstandes zum Theil gefallen lassen; im ganzen bleibt es immer fraglich, auf einem Privatgebäude von vier Stockwerken, wenn es außen auch so palastartig gebaut ist, Begriffe personificirt zu sehen, welche nur öffentlichen Gebäuden, Sitzen des Gemeinwesens, zukommen.

Neben den bereits vollendeten großartigen Gebäuden der Handelsakademie und der Protestantischen Schule wird demnächst der Neubau für das akademische Gymnasium erstehen. Die Uebergabe des durch prächtigen Bauplatzes am Universitätsplatz nächst der Votivkirche ist im Werke und dem berühmten Architekten Schmidt ist der Entwurf des Plans anvertraut.

Auch die im Jahre 1851 errichtete, bezüglich musterhaft eingerichtete Anstalt für Metallurgie und Bergmaschinenwesen, die unter ihrem trefflichen Director Exner so Vorzügliches leistet, daß das pariser Journal „Cosmos" sie als Muster zur Nacheiferung empfiehlt, wird nun auch ein eigenes Gebäude erhalten, um ihre Aufgabe fernerhin ohne störende Einflüsse erfüllen zu können. Man wünscht und hofft, im Prater den vollkommen geeignete Baustelle zu diesem Zweck zu erlangen.

Der Tod des Architekten Sicard, der die Restaurirung des St. Stephansthurmes und den Wiederaufbau des abgebrannten Thurmhelmes zu leiten hatte, ist insoweit ein Verlust für diese Aufgabe, als es sehr schwer war, mit dem strengen Bauernst und Sachkenntniß mit Eifer verbaut; doch warf man ihm Leidenschaftlichkeit und Rechthaberei auf seine Meinungen vor. Ueber seinen Grab ist noch keine Entscheidung erfolgt. Das Dombau-Comité hat den Vorschlag an den Kaiser auf dem Wege des Staatsministeriums zu erstatten. Es wäre zu wünschen, daß der obengenannte Architekt Schmidt, ein bewährter Kenner des gothischen Baustils, der jüngst in der von ihm gebauten Lazaristenkirche sein Talent erprobt hat, mit der großen und schwierigen Aufgabe betraut würde. Da sowohl der Cardinal-Erzbischof als auch der Staatsminister ...

...Hofbauten haben in der jüngsten Zeit ...gut ein bedeutendes ...Gebäude. Im Opernhause schuf sich neben dem Ballet „Manon Lescaut" mit seinen entzückenden Bildern die neue Tragödin Frau Lucca „Wanda" mit ihrer effectvollen Musik und ihren Lorbeeren, welche vielleicht Gelächter und Unwillen erregen. Nach Brunetti's „Faust und Margarethe" ist also ebenfalls mit Gern gesehenem Erfolg auf dem Repertoire.

Im Burgtheater brachte Mosenthal's „Deutsche Komödianten" die Ernte Tage, welche ihnen seine dramatische Aufbewahrung zugedacht wollte; sie sind im Gegentheil zu einem wahren Jungbrunnen geworden. Was man immer an Mosenthal's dramatischen Dichtungen vom höheren künstlerischen Standpunkt aus bemängeln mag, das Eine bleibt ihm unbestritten, daß er das allgemein Menschliche zu erfassen weiß, daß er es auf seine gleichgiltigsten Verhältnissen und Charakteren abgerungen hat, wovon nur Gestalten, Zustände und Beziehungen schafft, die auch Seinem Herzensgewächsen sind, deren lebendig pulsirenden Punkt jedermann im eigenen Innern empfindet. Dass im Theater mit seiner dramatisch lebendigen Darstellungsgabe es seine Stärke, sein Gelingen.

Das Hoftheater macht mit Recht seinem getreuen Stammpublikum die glänzendsten Versuche; eine Phalanx von Komikern wie Lewinsky, Gall, Sicher, Meixt und Knaak, die tragische Vortefel und eine Schar von tüchtigen, theilweise auch charakteristisch gut verwendbaren Mitgliedern haben eine Kraft, deren Vielseitigkeit nicht mangelhaft Lust haben in die Rolle des Belohnen, bei Lebens abgeleitete Opernstücke, Poste und Tabakpfeifenköpfe aus Es ist bunte Revue wie Langer's „Vom Jahrhundert", doch gibt es begreiflich nur noch mehr unverstandene Hörer. Wir kann es nicht von Kunst, von den höheren Zwecken der Theaterkunst sprechen. Der unerbittliche Erfolg ist eine Thatsache, die ihr Recht behauptet. Was konnten die Kunst des Gast- und des Wiederholungsabends durch einige Zeit vor ihre ernsten Directoren zu niederschlagender. Es ist besser gegeben ein Stück aufgegangen, vom schönen in dem schönen wirken Komiker Meixt, vom letzteren in der wahrhaft tragischen Leistungen Gallmeyer. Im Wiederholungsabend, das sich der „Goldteufel" nennt, wird man endlich das von den HH. Mosenthal und Max bearbeitete Lustspiel „Incognito", der schlechte Raub" zur Aufführung vorbereitet und demnächst, mit großer Pietät ausgestattet, in Scene gehen. Man hat selbst Recht, dieser Novität mit Interesse entgegenzusehen; denn sie macht einen entschiedenen Schritt zur Wiederbelebung des so tief gesunkenen Volksstückes. Der deutsche Bedeutung erwachsen sich der nicht das frische Leben hat, bald lustig, bald ernst, in charakteristisch individuellen Zügen vor uns tritt und aus sich selbst heraus den höheren Sinn entfaltet.

Die musikalische Saison hat ein Ingramm, so verspricht glänzend zu werden. Die verschiedenen Vereine sind in voller Thätigkeit und Werke wie Handel's „Messias", die Bach'sche „Matthäuspassion", die „Große Messe" von Beethoven und das „Requiem" von Oberthür stehen auf ihren Programmen. Das Hellmesberger'sche Concert bringt viele Novitäten; ob zur Erquickung der Hörer, wird sich zeigen. Die philharmonischen Concerte halten sich am classischen

[illegible] Stimme [illegible] ohne vorausgehende Kenntniß ganz [illegible] Urtheil [illegible] Das erste hat bereits mit dem grausamen Tode Gottfried's [illegible]

Der [illegible] Wahl der Stadt Wien ist die von der Gesellschaft empfohlene Frage der Versorgung mit gutem Trinkwasser, für das gesittige Leben in Oesterreich die Frage der Organisirung des obern Leitung des öffentlichen Unterrichts von der größten Bedeutung. Wie man vernimmt, soll an das letztere Werk nach Beendigung der Reichsrathsdebatten mit Nachdruck gegangen werden und dann werden wir auch sehen, ob das von vielen einsichtsvollen Männern inner- und außerhalb der betheiligten Kreise nur mit Mißtrauen angesehene Experiment des Unterrichtsrathes ins Leben treten wird oder nicht.

Die Wissenschaft im Dienste der Hausfrauen.

I

* Bekanntlich leiden die Nordpolfahrer an ihrem Mangel an trinkbarem Wasser am empfindlichsten dadurch ab, daß sie Polarreis schmelzen. Die Eisschollen des Meeres enthalten, wenn sie von der äußerlich anhängenden Salzlösung befreit sind, nur süßes Wasser; auch beim Gefrieren des Meerwassers scheidet sich nur reines Wasser in Eisform aus. Es scheint demnach, daß beim Gefrieren die im Wasser gelösten Substanzen, also auch die Alkalien und die mit ihnen verbundene Kohlensäure, von der Abscheidung im Eis ausgeschlossen bleiben.

Dies wird durch Versuche bestätigt, welche neuerdings Kobinet in Paris über die Wirkung des Gefrierens beim Trinkwasser angestellt hat. Er fand, daß Trinkwasser aus dem Boulogner Holzchen, dessen Härte er zu 31 Grad bestimmte, nach dem Gefrieren und erneutem Schmelzen einen Härtegrad gleich Null zeigte, also gleich dem des reinen, destillirten Wassers.

Aehnliche Unterschiede fand er beim Gefrierenlassen verschiedener anderer Wässer, bei denen er stets mit Essigsäure den Härtegrad des ursprünglichen Zustandes sowie den des nach dem Gefrieren daraus erhaltenen Eises bestimmte. Er fand bei einigen Proben sehr flaren Eises einen so geringen Grad von Härte, daß sogar nur die Hälfte der Essigsäure bei der Untersuchung anzuwenden war, die bei destillirtem Wasser zur Schaumbildung nöthig ist. Dies rührt offenbar von der gänzlichen Abwesenheit von Kohlensäure im Eis her.

Robinet schließt aus seinen Beobachtungen, daß beim Gefrieren des Trinkwassers die darin enthaltenen geringen Mengen von Kalk- und Magnesiasalzen nicht minder als die Kohlensäure ebenso ausgeschieden werden wie die löslichen Salze aus dem Meerwasser oder aus künstlichen Lösungen. Die Menge des aus dem Eis bei seiner Schmelzung erhaltenen Wassers scheint demnach eine solche zu sein, daß man dasselbe in vielen Fällen wie destillirtes gebrauchen könnte.

Ein wichtiger Fingerzeig für unsere Hausfrauen! Das „weiche" Wasser ist bekanntlich zum Waschen das beste, d. h. es reinigt am vorzüglichsten und gründlich am schnellsten, weil es am wenigsten Seife zur Schaumbildung bedarf. Dort wissen unsere Waschfrauen längst, sie fangen sorgfältig das Regenwasser auf, um es zu ihren chemischen Processen in der Waschküche zu verwenden. Das Regenwasser, wie es von den Dächern durch Rinnen abläuft, ist aber schon nicht mehr rein; es führt bekanntlich stets „Schmutz", d. h. in der chemischen Sprache „Alkalien", mit sich und wird dadurch theils unrein, theils härter. Mit reinem, destillirtem Wasser zu waschen, dürfte sich schwerlich rentiren; man hat statt dessen die „Dampfwäsche" einzuführen versucht, welche aber an der felsenfesten Partei der deutschen „Waschfrauen" fast unüberwindliche Hindernisse ihrer Popularität gefunden hat. Als Aushilfsmittel wähle man daher geschmolzenes Eis oder gefallenen, frischgefallenen Schnee, die reinen Producte des großen Destillationsprocesses der Mutter Natur. Freilich zeigt man dabei wahrscheinlich an Heizungsmaterial wieder zu, was man an Seife möglicherweise gewinnt! Wenn daher auch diese Procedur den Hausfrauen nicht vortheilhaft genug erscheinen dürfte, so sollten wenigstens die „Damen" künftig von den Robinet'schen Untersuchungen praktischen Nutzen ziehen und ihre zarte Haut nur noch mit Eiswasser in Berührung bringen.

August Hebenus.

* In Dresden starb vor kurzem August Hebenus, gleich geschätzt als ausübender Arzt und edler, gesinnungsvoller Charakter. Auf dem Kloster Schulpforte erzogen, wußte er sich seine dort empfangene lateinische Bildung auch während der Zeit seines ihn außerordentlich in Anspruch nehmenden Berufs zu erhalten und in dem Grade zu pflegen, daß ihm der lateinische Versbau in allen Variationen der Metrik sehr leicht wurde und die feinen Wendungen der lateinischen Prosa, die im „Gradus ad Parnassum" gesammelt sind, immer aufs reichlichste zuströmten. Bei jedem Vorkommniß eines bedeutenden Todesfalls oder eines Jubiläums stellte sich der liebenswürdige und sich in schwungvoller, edler Negung auch für die Vorkommnisse des täglichen Lebens haltende Mann mit einem längern lateinischen Gedichte ein und führte diese Sitte sein Leben lang mit der ganzen Consequenz durch, die ihm auch im Parteinehmen für seine Ueberzeugungen und in vielen Beweisen seiner hingebenden Liebe und Freundschaft eigen war. Betrauernd wird denen, welche dem Trefflichen näher standen, sein maß- und taktvoller Sinn und die Unwandelbarkeit seiner reinen und bei jedem Menschen, ehe ihm nicht das Gegentheil bewiesen war, immer nur das Gute voraussetzenden Herzens unvergeßlich sein.

Briefwechsel.

— *** zu Pilsen in Böhmen. Die angeborgte „Allgemeine Zeitung" hält strenge strenge Wacht über die zu ihren Ideen gehörigen Leser, wir glauben nicht, daß das Verlangte durchgehen würde.

— C. P. in S. Die Einsendungen eignen sich nicht.

(Ausgegeben am 4. December 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 50.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Das Rebhühnervolk. Ein Naturbild. Von Karl Ruß. — Die Wintersonnenwende in Thüringen. Zur Kunde altheidnischer Gebräuche von Dr. A. Wuttke. II. — Die Verunstaltung des menschlichen Körpers. Zur Culturgeschichte. Von Dr. Fr. Wilhelm Theile. I. — Lord Byron. — Karl Biedermann. — Für den Weihnachtstisch. I. — Gelegentliches. Vom Herausgeber. — **Neues aus der Welt.**

Das Rebhühnervolk.

Ein Naturbild. Von Karl Ruß.

Ein milder Frühlingsabend lagert über der Flur. Die wundervollen Tinten des Himmels wechseln vom matten Bläulichgrau bis zum tiefsten Dunkelblau, vom prächtigsten Purpurroth bis zum lieblichen Rosa. Und rings allüberall sind zarte weiße Wölkchen über den Himmelsbogen zerstreut, die trauten „Schäfchen" der Sagenwelt. Doch zwischen ihnen von den Sonnenstrahlen umgoldeten phantastischen Gruppen erblickt das in aller dieser Schönheit schwelgende Auge unzählbare Sternchen. Die vom Abendroth verklärten Frühlingssänger erscheinen uns als wahre Himmelsboten, welche die Herrlichkeit und Größe, die Pracht und Wonne der Natur jubelnd aller Welt verkünden.

Höher und höher steigen die Schatten, denn tiefer sinkt des Tagesgestirn hinab.

Immer lauter und begeisterter erschallen die Freudenlieder der im Aether tanzenden Lerchen, unzählige Stimmen jauchzen, jubeln und frohlocken rings um uns her — und doch herrscht eine großartig erhabene Ruhe in der ganzen Schöpfung.

Ja, immer fühlbarer tritt die feierliche Stille der Natur uns entgegen und erfüllt mit mächtigen Gefühlen unsere Brust.

Für jedes warmschlagende, empfängliche Herz bietet ein solcher Abend eine Fülle der reinsten und beglückendsten Genüsse. Natürlich müssen wir des menschlichen Lebens Druck und Sorge — alle „Geschäfte" — vollständig abzuschütteln vermögen und mit kindlich harmlosem Gemüth hinauskommen; dann, nur dann können wir das uns umgebende Leben verstehen, sein Regen und Weben mitfühlen und in diesem Gefühl sehr glücklich sein.

Dann werden wir die Eindrücke eines Spaziergangs kaum mit den Freuden vertauschen, die uns irgendwelches Vergnügen der menschlichen Gesellschaft bieten könnte.

So gehen wir heute hinaus. Der nahe Wiesenrand sendet uns balsamische Düfte entgegen; dort feiern die lieben Veilchen den neuen Sieg der bescheidenen Schönheit über die stolze Farbenpracht der geruchlosen Herbstblumen wie den des wonneathmenden Frühlings über den starren, eisigen Winter. Noch ist es nicht lange her, da hielt die harte Macht des letztern rings alles in grausamen Fesseln, doch wie das Menschenherz vergangenes Leid und Weh im Sonnenschein des Glücks gar leicht vergißt, so gedenken auch die lieblichen Kinder der Natur im warmen Frühlingsweben nimmermehr der Stürme und Fröste des Winters.

Immitten aller der Freude und Luft ſehen wir aber heut am Rande der Quelle beinah fünf Vögel ganz ſtill, gleichſam in ſchwermüthige Betrachtungen verſunken, ſitzen. Es ſind Rebhühner, zwei Hähne und drei Hennen, die einzigen des im Herbſte faſt zwanzig Köpfe ſtarken Volks*), welche den unzähligen Gefahren und Leiden der harten Zeit glücklich entgangen ſind. Sie kauern trübſelig beieinander, denn noch iſt weithin die Erde grau und öde, noch haben ſie nur ſpärliche Nahrung und kein ſicheres Verſteck, drohen ihnen überall Gefahren und Nachſtellungen. Sie unterhalten ſich flüſternd — wol von der überſtandenen Noth und von dem traurigen Looſe der Freunde und Verwandten. Während die andern die erſten grünen Hälmchen picken oder ihr Gefieder putzen und glätten, überwacht der älteſte Hahn ſorgſam die Sicherheit der ganzen Familie. Beim geringſten Anlaß erhebt er ſpähend das Haupt und lugt nach allen Richtungen. Jetzt ſchnappt die eine der Hennen nach einem ſchwarzen Brunnenkäfer, welcher, von der lauen Luft verlockt, ſich ſchon herausgewagt hat. Sie kann den fetten Biſſen nicht erhaſchen und hüpft jagend hinterdrein; doch nicht lange, da ruft der Alte ihr ein warnendes „Tſchirr-bi-bit!“ zu und ſie kehrt ſogleich folgſam zurück.

Inzwiſchen iſt es faſt finſter geworden, nur hier und da funkelt ein ſchimmernder Stern am ſchnellbewölkten Himmel. Die armen verfolgten Geſchöpfchen haben ſich dicht aneinander gedrängt und die Köpfe unter die Flügel geſteckt. Vorn ſitzt der alte Hahn und wacht und lauſcht noch immer für die andern. Allmählich fallen aber auch ihm die Augen zu, er ſteckt den Kopf wenigſtens halb unter, denn die Natur fordert ja auch bei ihm ihr Recht. Wahrſcheinlich wird er aber die kurze Ruhe ſchwer büßen müſſen, denn Reinecke, der blutgierige, boshafte Feind, ſchleicht lautlos, einer Schlange gleich, bald im Bogen, unterm Winde**) heran. Schon nähert ſich der Grauſame bis auf Sprungweite, ſchon funkeln ſeine glühenden Augen hinterm Buſch ſo mordluſtig und die Armen ahnen noch immer nichts. Jetzt holt er zum gewaltigen Satze aus — — Da verräth ihn ein kaum hörbares Kniſtern; „Trichit!“ ruft der alte Wächter ſchrill auf und Tarr, tarr, rauſchen die Rebhühner wie der Sturmwind davon.

Einige Tage ſpäter gehen wir wiederum hinaus. Hundertfach regeres Leben begrüßt uns jetzt allüberall. Ein warmer Regen hat auch die letzten Banden geſprengt, das volle warme Leben treibt und drängt überall üppig hervor; die Saaten prangen im friſchen ſaftigen Grün, die Obſtbäume haben ſich mit dem prächtigſten weißen Feſtſchleier überhangen und „Schon weht die grüne Fahn' im Wald“. Jede Pflanze, jedes Thier hat ſich bräutlich geſchmückt, um den Weihekuß des letzten Himmelsgaſtes würdig zu empfangen. Die Jubeltriller der erſten Lerchen träufeln hoch aus der reinen Frühlingsluft als Wonneregen hernieder und erwecken frohlockenden Widerhall in jeder fühlenden Bruſt. Rief ſchon das erſte Frühlingsnahen Tauſende von Stimmen und Tönen wach, ſo iſt jetzt erſt der Jubel ein unermeßlicher. Wenn jetzt die Schatten wieder höher ſteigen, dann wetteifert das Leben in der Luft, auf der Erde und im Waſſer um den Vorrang in dem großen Concert der Natur.

Doch mit dem dunkeln Abend erſtirbt mehr und mehr die Mannichfaltigkeit der Laute. Wir hören nur noch das ſchwermüthige Lied der Schwarzdroſſel im dunkeln Tannendickicht, das melancholiſche „Hung, hung!“ der Unken im ſilberglänzenden Teich und aus weiter Ferne die ſchwärmeriſche Klage der Nachtigall im Fliederhain, deren Töne in dem pfeifenden Geſumme der Millionen Mücken lieblich verſchwimmen.

In dieſer Feierſtunde der Natur finden wir auch unſere Freunde, die Rebhühner, wieder und wie ganz anders treten ſie uns jetzt entgegen! Der Anführer der kleinen Schar ruft jetzt ſein lautes „Tſchirr-bi-bit!“ ſtolz und herausfordernd aller Welt entgegen und macht dabei dem Lieblingsweibchen, mit dem Flügel die Erde ſtreifend, eine artige Verbeugung. Bald finden ſich nun noch mehrere Hähne dazu und im lebhaften Eifer des Neſterbauens oder wol gar im hitzigen Kampfe zerſtreut ſich die Geſellſchaft nach allen Richtungen.

Mehrere Wochen ſpäter erblicken wir, hart am begangenſten Fußſteige, unter einer dichten Hecke, ein Rebhühnerneſt mit 18 Eiern; doch wir ziehen uns ſchnell zurück, um die guten Thierchen nicht länger zu ſtören und zu ängſtigen. Während das Weibchen emſig brütet, hält der Hahn getreulich die Wacht: freilich vermögen ſeine

*) Eine Brut Rebhühner mit den beiden Alten nennt man eine Kette oder ein Volk.

**) Gegen die Luftſtrömung, um nicht durch ſeinen Geruch verrathen zu werden.

Frau Thompſon.

Ach, fang' Du wieder die alten — wir haben uns Mühe genug gegeben, zugelaſſen zu werden.

Thompſon.

Bleibt zu Hauſe, Kinder! Was? Ihr thut mir eine Liebe damit!

Lettice (zu Frau Thompſon).

Wenn wir noch länger — werden wir zu ſpät kommen.

Thompſon.

Gehſt wohl auch hin, Harry?

Harry.

Später. Gewiß, Vater.

Thompſon.

Hm hm! Sieh mal Harry, da iſt noch das Blut an Deinen Kleidern. (Pauſe) Nun Kinder, zwingen will ich Euch nicht, aber von Stunde zu Stunde fühl' ich mehr, daß Euch Allen beſſer wär', Ihr wäret nie geboren!

Lettice und Marwell (wollen ſich empfehlen).

Thompſon.

Bleibt Ihr Beiden, und wenn Ihr von den Römiſchen Kaiſern abſtammtet, ſo ſoll mich nichts hindern,

ſchwachen Küken gar wenig nur zur Sicherheit des Neſtes beigetragen, denn der Zufall, welcher es dem Spaziergänger zeigt, der unberechenbare Wachtelhund, die ſcharfen Augen des Erdbeeren ſuchenden Knaben, der heftige Sturz des Platzregenwaſſers, die Spürnaſe des nimmer ruhenden Reineke und tauſend andere Gefahren bedrohen fortwährend das Heiligthum der Armen. Als nun aber dennoch eines Tags die Mutter mit der Schar der wunderniedlichen Küchelchen hervorglockt, da fühlt es der Alte aber auch mit hohem Stolz, daß jetzt das Wohl und Wehe der Seinigen größtentheils von ihm abhängt.

Es kann nicht leicht ein reizenderes Naturbild geben als das eines ſolchen Rebhühnervölkchens in ſeiner Thätigkeit am Waldesrand. Die Mutter ſcharrt und kratzt unermüdlich und die unbeſchreiblich beweglichen Kleinen laufen und ſpringen, flattern und tullern unabläſſig hin und her. Hier trippelt ein Küchelchen haſtig hinter einem Brachkäfer her, und als es ihn endlich erwiſcht hat, ſteht es verwundert vor ihm und weiß nicht eher etwas mit ihm zu beginnen, als bis die Mutter ihn mit dem Schnabel zerhackt. Währenddeſſen ſpringt ein anderes der Mutter flink auf den Rücken; jetzt hat die Alte aber einen langen Regenwurm herausgeſcharrt und ruft eifrig die Kinderchen zuſammen. Und nun geht die drolligſte Hetze los, indem der Wurm zerriſſen und um die einzelnen Stücke ein langwieriger Wettlauf gehalten wird. Dann breitet die Mutter ihr Gefieder aus und jedes der Kleinen ſucht ſich im Gedränge ein warmes Plätzchen. Der verwegene kleine Himmelsſtürmer klettert ſchon wieder auf den geduldigen Mutterrücken und zwei andere verſuchen ſchon gar ihre Stärke im kämpfenden Gegeneinanderſpringen.

Währenddeſſen umkreiſt der treue Vater fortwährend die Gegend, läuft zum nächſten Hügel hinan, lauſcht und ſpäht dort ſorgſam, ob auch eine Gefahr nahe; dann ſucht er einen neuen, recht ſichern und nahrungsreichen Ort, lockt die Familie hierher, läuft wieder nach dem Hügel und ſcheint in Sorge und Aufmerkſamkeit ſich zu verzehnfachen. Des Abends faßt er auf einem erhöhten Platze, doch ganz in der Nähe der Seinen, Poſto und thut bis ſpät in die Nacht kein Auge zu; auch ſpäter, in der dichteſten Finſternis, achtet er auf jedes geringſte Geräuſch und iſt immer bereit, jede Gefahr rechtzeitig abzuwenden. Eine ſolche unausgeſetzte Sorgfalt iſt aber auch nöthig, denn — Menſchen, Hunde und Katzen, Habichte und Eulen, Marder, Iltiſſe und Wieſel, ja ſelbſt die frechen Waldmäuſe verfolgen und jagen unabläſſig die armen Thierchen.

Beſonders in den erſten Tagen iſt das kleine Leben in vielfacher Gefahr. Die Mutter ſitzt in einem mit langem Gras bewachſenen Graben, dicht am Fußſteige, weil eben die Nähe des Menſchen ihnen wenigſtens einige Sicherheit gegen die Raubthiere bietet. Sie drückt ſich jedesmal, wenn jemand vorübergeht, tief ins Gras und deckt die Kleinen ſorgfältig zu. Unglücklicherweiſe ſteht aber gerade dort eine ſchlanke Gerte und zwei umherſtreifende Knaben ſpringen plötzlich auf dieſelbe zu, faſt mitten unter die tödlich erſchreckten Vögel. Und nun beginnt natürlich ſofort die eifrigſte Jagd hinter den bunten Küchelchen. Doch gleich herabfallenden Queckſilbertröpfchen ſind dieſe zerſtäubt und verſchwunden; in Mäuſelöchern, unter den Laubhaufen und im dichten Graſe haben ſie Verſtecke gefunden und die wilden Buben vermögen auch nicht ein einziges zu erhaſchen.

Nachdem ſie lange vergeblich geſucht, laufen und jagen ſie endlich hinter den ſchreienden alten Hühnern und werden von dieſen weit hinweggeführt, indem dieſelben ſich ſtellen, als ſeien ſie krank und flügellahm und leicht zu greifen. Wohlweislich halten ſie ſich aber dabei immer in der richtigen Entfernung von den Stöcken der Knaben und plötzlich erheben ſie ſich und fliegen im Bogen zurück zu ihren angſterfüllten Kleinen. Hier lauſchen ſie bewegungslos lange Zeit und erſt dann, wenn alles wieder ruhig und ſicher, ruft der Alte ein leiſes „Tſchirbitt!“ welches die Henne noch leiſer beantwortet und dann die Kleinen wieder zuſammenglockt.

Leider fehlt aber, trotz der ſo glücklich abgewendeten Gefahr, dennoch eins der Jungen. Die Alten locken und glucken ſo dringend, doch das arme Kleine kann nicht mehr kommen, denn wahrſcheinlich hat es eine argliſtige Maus hinterrücks überfallen. Noch lange, lange wartet die Familie hier auf das fehlende kleine Haupt und erſt als es faſt finſter geworden, ſuchen ſie ein ſicheres Plätzchen zur Ruhe auf. Am andern Morgen eilt der Vater aber noch einmal dorthin und ſpäht und ruft nach dem verlorenen Kinde.*)

*) Dieſe wie ſämmtliche hergehörigen Mittheilungen ſind natürlich wahrheitsgetreuen nach gewiſſenhaften Beobachtungen geſchildert.

Kurze Zeit später droht ihnen ein weit furchtbarerer Feind. Meister Reineke hat sich die Stelle gemerkt, von wo des Abends das leise Locken der Rebhühner gekommen, und schleicht jetzt in seiner gewohnten vorsichtigen Weise daher.

Ruhe und Friede sind über das Thal ergossen; die majestätische Feuerscheibe sinkt wiederum hinter den grüngrauen Hügeln hinunter und wiederum herrscht lautlose Stille in der ganzen Natur. Doch jetzt ist nicht blos scheinbar, sondern wirklich rings um uns her alles regungslos ruhig, fast todtenstill. Der beginnende Hochsommer hat seine schmetternden Sänger mehr und die jauchzenden Jubelstimmen sind verhallt; die Emsigkeit der Arbeit und Sorge für die Zukunft ist eingezogen und in dem einförmig singenden Getön der Insektenschwärme erklingt uns gleichsam das Geräusch des Geschäftslebens in der Natur. Und wie treffend zeigt sich in diesem Naturbild wiederum eine Uebereinstimmung mit der Menschenwelt! Wie hier, so haben auch im Hochsommer der Männlichkeit Gesang und Spiel ein Ende und neben der harten Arbeit beschäftigt den ernsten Mann nur noch die Sorge für die Zukunft — für das Wohl der Kinder und für ein ruhiges Plätzchen im eigenen Alter.

Der grausame Fuchs ist inzwischen näher herangekommen, doch jetzt bemerkt ihn auch schon der wachsame Alte und eilt schleunigst herbei, um seine ganze väterliche Sorge und Liebe, seinen opferbereiten Todesmuth zu beweisen.

„Tschritt! tschritt!" ruft er im durchdringendsten Tone und stürmt dem Todfeinde entgegen. Reineke ist aber ein zu gewitzter Bursche; er läßt sich durch das Umflattern des alten Hahns gar nicht irre machen, denn er weiß sehr gut, daß die ganze Familie in der Nähe ist, und spekulirt darauf, sie wenn möglich alle zu würgen. Inzwischen ist aber auch die Henne durchaus nicht unthätig geblieben. Schon beim ersten Warnungslaut hat sie mit reißender Schnelle, aber mit unermüdlicher Vorsicht, um nicht sogleich die Aufmerksamkeit des Argen zu erregen, die Schar der Kleinen den ganzen Graben entlang bis zum nahen Bach geführt. Der erste Ton des Rufs hatte ihr gesagt, mit welchem Feinde sie es zu thun habe*), und daß diesmal das sorgfältigste Verstecken nur zum Verderben führen könne, daß die einzige Rettung also nur in schleunigster Flucht zu finden sei. Sie braust daher mit dem flatternden Schwarm durch Wasser, Sümpfe, Röhricht noch eine weite Strecke, bis in ein kaltes Dickicht, stößt hier einen einzigen leisen Warnungslaut aus und während die Kleinen wieder in Schlupfwinkel verstäuben, zieht sie im Bogen, damit er über die Richtung irre wird, dem Feinde ebenfalls entgegen.

Reineke hat das schallende Aufsliegen der Hühner wohl gehört und sieht seinen Anschlag nun vereitelt. Er hatte darauf gerechnet, das Völkchen im Sitzen zu überraschen, eins der Alten zu erschnappen und dann die rathlosen Küchel nacheinander zu überlisten. Daß die jungen Hühnchen noch so schwach sind, daß sie kaum über den Zaun gelangten, dort erschöpft zur Erde fielen und kaum mehr der Mutter folgen konnten, dies weiß er freilich nicht, sonst würde er keineswegs so schnell die Verfolgung aufgeben.

Nun will er nur noch sein Möglichstes versuchen, vielleicht gelingt ihm ein glücklicher Griff; die beiden Alten sind ja in so großer Angst und Aufregung. Es fällt ihm erst gar nicht ein, gleich den Knaben oder einem einfältigen Hunde hinter ihnen herzulaufen; nein, so dumm ist er wahrlich nicht! Er thut, als beachte er sie gar nicht, behält dabei aber jede ihrer Bewegungen scharf im Auge, um stets bereit zu sein. Während die beiden nun schreiend und flügelschlagend ihn umflattern und vor ihm herlaufen, trollt er ruhig seinen Schritt fort, ja streckt sich sogar anscheinend schläfrig ins Gras nieder. Dann erhebt er sich schwerfällig, gähnt, reckt sich ein wenig — und mit einem furchtbaren Satz hat er die unvorsichtige Henne gepackt und läßt sie ihre treue Mutterliebe mit ihrem Herzblut bezahlen. Noch lebend und zappelnd schleppt er das gute, liebevolle Thier seinem gierigen Jungen hin zum grausamen Spiel, zum entsetzlichen Martertode.

Mit herzzerreißendem Geschrei verfolgt der Hahn noch weithin den ruchlosen Mörder, endlich kehrt er betrübten Herzens zurück und sucht nun in unsäglicher Angst nach den Kleinen umher. Endlich, nachdem er ihre Futter- und Nachtplätze der Reihe nach abgesucht, gelangt er auch zu jenem Dickicht und führt nun die armen Waisen weit hinweg aus der Gegend des Jammers. Natürlich muß er jetzt die Stelle der fehlenden Mutter in jeder Weise zu ersetzen suchen und mit welcher Sorgfalt, mit welcher unendlichen Liebe thut er dies! *) Wie bisher macht er für ihre

*) Ebenfalls nach naturwahrer Beobachtung

*) Naturwahr

Sicherheit faß Tag und Nacht und dabei muß er ſie auch unter die Flügel nehmen, zu glucken und für ſie ſcharren.

Wieder iſt eine geraume Zeit vergangen. Jetzt iſt die Hühnerjagd eröffnet und wir ſuchen diesmal unſere armen Freunde mit bangen Ahnungen auf. Die im lodernden Feuer glühende Sonne ſteht ſchon tief über den Hügelreihen, welche den Horizont umſäumen; deſto brennend heißer ſendet ſie aber ihre Strahlen auf die dürre Fläche herab. Die Rebhühner liegen vor uns am Rande eines großen Kartoffelfeldes und baden ſich behaglich im feinen Sande. Bisjetzt hat dieſe Familie ſeit jenem Unglücksfall Glück gehabt und der Alte hat ſie ſo treu behütet und gewartet, daß trotz all der Verfolgungen ihr erſt vier Glieder fehlen. Doch dort nahen ſchon die Verderber — in langer Reihe zieht eine Jägergeſellſchaft mit den Hühnerhunden heran. Gleich uns hören die armen Hühner ſchon die lauten Rufe aus weiter Ferne; dennoch laufen ſie weder, noch entfliehen ſie ſchleunigſt, ſondern hüpfen nur in das Kartoffelfeld und machen ſich hier flugbereit. Ihre Taktik, dem Verderben zu entgehen, iſt jetzt eine ganz andere als in der frühen Jugend. Sobald die Hunde vor ihnen „ſtehen" und die Jäger herangekommen ſind, fliegt das ganze Volk mit donnerndem Getöſe plötzlich auf und davon. In vielen Fällen werden die Schützen hierdurch allerdings überraſcht, ſodaß ſie erſchrocken fehlſchießen; doch wenn ſo wie hier geübte Jäger auf dem Platze ſind, dann richten ſie auch eine deſto größere Verheerung an.

Fünf Hühnchen fallen gleich tot zur Erde und werden von den Hunden „apportiert"; eins flattert, ſchwer getroffen, mit hängenden Beinen ſeitwärts davon, und jener Himmelsſtürmer, welcher früher immer den geduldigen Mutterrücken erkletterte, fliegt jetzt wirklich gen Himmel hinauf. Höher und höher fliegt das arme Tier faſt ſchnurgerade empor, da plötzlich bricht es zuſammen und ſtürzt tot herab zur Erde. Es hatte ein feines Korn oder einen Streifſchuß in den Kopf bekommen und der fürchterliche Schmerz brachte die ſonderbare Bewegung hervor.

Die Jäger haben es jetzt beſonders auf den armen alten Hahn abgeſehen, denn ſie halten ihn für den „Verführer" des Volks; ſie wiſſen, daß er fähig iſt, die Hühner meilenweit hinweg, auf eine andere, ruhigere Feldmark zu führen. Sobald das Volk aber nur ein- bis zweimal beſchoſſen worden, iſt er ſich deſſen aber auch gar wohl bewußt, und deshalb kann es ihm auch gewiß niemand verargen, wenn er in ſolchen Fällen ſich wenig um die ſchon erwachſenen Kinder kümmert, ſondern möglichſt ſein Heil in ſchleunigſter Flucht ſucht. So iſt er auch jetzt davongelaufen und nun das ganze Volk auseinander geſprengt. Dies iſt aber eben der Vortheil der Jäger; ſie ſuchen mit Hülfe der Hunde eins der Hühner nach dem andern auf und ſchießen ſie dann mit leichter Mühe einzeln herunter, indem die Armen in ihrer Angſt und Rathloſigkeit ſo feſt ſitzen — oder, wie der Jäger ſagt, liegen —, daß man ſie faſt mit der Mütze bedecken kann. Endlich gebietet die dunkelnde Nacht dem Zerſtörungswerk Einhalt, und als der Alte noch nach langem Warten endlich die Seinigen mit einem betrübten „Tſchirbibit!" zuſammenruft, ſind außer ihm nur fünf Köpfe dem Tode entgangen. Dazu iſt das eine der Jungen flügellahm geſchoſſen und ſo kann die Familie alſo nicht in weiter Flucht ihr Heil ſuchen, ſondern muß ſich ins traurige Schickſal ergeben und dem Kommenden geduldig entgegenſehen.

Dies läßt denn auch gar nicht lange auf ſich warten; in der zweiten Nacht ſchon fängt der unbarmherzige Fuchs das kranke Hühnchen weg und an demſelben Morgen ſind auch die Jäger wieder da. Diesmal halten die Hühner aber nur den erſten Ueberfall aus; nachdem noch zwei heruntergeſchoſſen ſind, zieht der glücklich entgangene Alte mit den beiden letzten weithin fort, und als ſie dennoch verfolgt werden, flüchten ſie ins dunkle Dickicht.

Der Nordwind rauſcht in den welken Blättern der Steineiche und ſchleudert die losgeriſſenen weithin übers Feld dahin. Der Wallbaum erglänzt in der Abendſonne mit faſt tropiſcher Farbenpracht, doch der ſchon recht rauhe Luftſtrom belehrt uns gar bald, daß dieſer bunte Blätterſchmuck keineswegs der üppigen Vegetation einer überſchwenglichen Tropenwelt, ſondern dem erſterbenden Leben einer nordiſchen Herbſtlandſchaft angehört. So weit das Auge blicken mag, zeigen ſich uns vom Walde aus die Stoppeln der leeren Getreidefelder, hier und da ein Stück kräftiger Kohlrüben, ein Streifen dunkelgrünen Klees oder die ſich ſchon erhebende Winterſaat.

Verhalten wir uns ganz ruhig, ſo erblicken wir jetzt ein mannichfaches Leben, wie es das Herz des Jägers, aber auch beſonders das des Naturfreundes zu erfreuen vermag. Huſch, huſch! ſchlüpft ein Häschen aus dem dunkeln Dickicht

hervor, macht herrend ein Männchen und wandelt dann in drolliger Weise nach einem Kehrichthaufen. Ihm folgen vorsichtig, mit unendlicher Anmuth, drei zierliche Ricke, um auf der jungen Saat, dort am Anberge, zu äsen. Später sehen wir einen prächtigen Rothhirsch, der im gemüthlichen Trabe nach dem Bache eilt, und drüben, auf der Waldhöhe, stehen, von der sinkenden Sonne malerisch beleuchtet, fünf Damhirsche.

Dicht neben uns schwänzelt Meister Reinecke schnobernd herum und als er uns plötzlich erblickt, schrinkt er blitzschnell tief im Boden zu verschwinden. Nicht lange, da schilt er uns, in sicherer Entfernung, boshaft meckernd und brummend hierdurch sogleich die Ricke. Eine alte Ricke*) voran, kommen sie gerade auf uns los gerannt; plötzlich sieht uns der stämmige Bock dicht vor sich und während sie alle drei mit gewaltigen Sätzen ins Dickicht eilen, ruft er uns ebenfalls ein ergrimmtes „Bö! Bö!“ zu.

Unterdessen haben wir unsere alten Freunde, die Rebhühner, ja fast ganz vergessen!

Es haben sich jetzt hier ungefähr dreißig Köpfe, die Ueberbleibsel schmuckloser beschossenen Volker der ganzen Umgegend, gesammelt und sind jetzt sowol in Betreff der Ernährung wie der Verfolgung so ziemlich außer aller Sorgen. Die abgeernteten Getreidefelder liegen noch voller Körner, die Saaten grünen ja schon wieder hervor und Insekten und Würmer, besonders kleine Heuschrecken gibt es jetzt noch sehr reichlich. Darum sind die Hühner jetzt auch sehr fett und wohlgenährt; dabei kommt ihnen aber das trockene dichte Gebüsch sehr zu statten, denn beim Nahen des Habichts wie des Jägers flüchten sie augenblicklich in dies sichere Versteck und sind auch durch die Hunde nicht einmal mehr herauszutreiben. Vor ihrem grimmigsten Feinde, dem Fuchs, sichern sie sich in der schlauesten Weise; sie stehen schon seit einer halben Stunde dort auf dem höchsten Hügel, regungslos, mit emporgerichteten Köpfen. So warten sie ruhig bis nach Sonnenuntergang, dann fliegen sie noch dreimal auf, setzen sich, immer zu mehreren hundert Schritten auseinander, einige Augenblicke dicht zusammen hin und auf der vierten Stelle fallen sie schnell ein und drücken sich, ohne herumzulaufen, dicht aneinander, während ein alter Hahn etwas abseits sorgsame Wache hält. Am Tage kann ihnen Reinecke jetzt nichts anhaben. Doch auch jetzt sind sie nimmer außer aller Gefahr, denn ihnen drohen Netze, Garne und Fallen aller Art, in welchen sie manchmal alle zusammen dem Tode überliefert werden.

Wir kommen jetzt zur letzten Seite unseres Bildchens. Eine eisige Wintermacht hängt über der erstarrten Erde; der klar-blaue Himmel ist mit seiner ganzen Sternenpracht überzogen und der Vollmond blickt schwärmerisch herab auf alles schlafende Leben. Er hat sich mit einem lichten Hof umgeben, zum Zeichen, daß es noch weit kälter werden wird, obwol schon See und Bach unter einer dicken Eisdecke seufzen und, wie man sagt, „dem Baum die Borke platzt“. In einer tiefen Schneeschlucht*) finden wir die Rebhühner wieder und jetzt leider in der allertraurigsten Lage; denn die Aermsten sind jetzt verfolgt, nicht nur von ihren erbarmungslosesten Feinden unter den Menschen und Thieren, sondern auch von Hunger und Kälte. Gestern hat der Habicht und vorgestern der Fuchs eins von ihnen gerafft und noch einen Tag früher schoß ein unvernünftiger Bauer mitten unter sie, tödtete drei und verwundete noch eins, welches unter jämmerlichen Qualen die heute die Schmerzen ertragen hat, jetzt aber all den Leiden erlegt und eben sein armes Leben aushaucht. Jetzt sind von den dreißig ihrer nur noch acht übrig und auch diese sind dem Verderben nahe, denn draußen sucht der Fuchs emsig herum; ihn treibt jetzt nicht nur die Mordlust, sondern auch der leidige Hunger. Im nahen Buchenwald wartet der gierige Habicht ihrer — doch beide sind noch lange nicht so arg als der dort mit seinem Sohne untersuchende Bauer, welcher ihnen mit einem Dutzend Garaus machen will. Dazu peinigt sie die bitterste Noth, denn die Erde trägt eine harte Eiskruste und seit drei Tagen haben sie selbst an der warmen Quelle und auf den Stellen, welche die Vollmondsgefährte, der Hase, aufgekratzt hat, nichts mehr gefunden als einige halbvertrocknete Halmchen.

Betrachten wir mit den Rebhühnern ihr verzweifeltes Geschick und erwägen, daß diese in ihrem harmlosen Wesen so lieblichen Vögelchen auch, abgesehen von ihrem Wildpret, sehr nützlich sind, indem sie den ganzen Sommer hindurch Engerlinge, Schnecken, Würmer und schädliches Gesichmeiß, dazu eine unglaubliche Menge Unkrautsämereien aller Art vertilgen, während sie durchaus keinen nennenswerthen Schaden verursachen, dann bedauern wir gewiß unwillkürlich, daß

*) Weibliches Reh.

*) Ein vom Wind zusammengewehter Schneehaufen.

allerdings so ganz wenig zu ihrer Schonung geschan wird. Die geringe Mühe einer Streubürde, in welcher sie vor der Kälte und dem Habichte Schutz finden, und eines vom Schnee reingefegten Platzes, auf dem sie ein wenig gefüttert werden, erstatten sie vollauf — dem Landmann durch ihren Nutzen, dem Jäger durch das Vergnügen der interessantesten Jagd und dem Naturfreund durch die Freude an ihrem allerliebsten Thun und Treiben.

Unsere Freunde haben glücklich die letzte Nacht der Not überstanden. Am Morgen ist Thauwetter eingetreten — die Rebhühner finden wieder Nahrung und Schutz; am Tage beschirmt sie vor dem Habicht das Kiefernbüschicht, auf dessen Boden sie jetzt wieder Samen und Larven finden können, und in der Nacht vor dem Fuchs die Schneeschmitte und ihre eigene Wachsamkeit. Und wenn dann endlich wieder die goldene Frühlingssonne die Felder und Wälder grün, den Wiesenrand buntfarbig und die Obstbäume so prächtig rötlichweiß überzieht und Menschen und Thiere freudejubelnd ihre Stimmen erheben, dann ist alles Leid und Weh schnell vergessen, dann läßt auch unser alter Hahn wieder aus voller Brust sein jubelndes „Tschirr-bi-bit!" erschallen.

Sollten Sie, mein lieber Leser, auf einem Spaziergange am Waldesrand an einem schönen Sommerabend ein leises „Tschirrbibit!" hören, dann bleiben Sie einige Minuten regungslos stehen; vielleicht führt dann eine sorgsame Rebhühnermutter ihre lieblichen Kleinen an Ihnen vorüber. Und selten wird sich Ihnen ein reizenderer Anblick bieten als der, welchen eine Familie dieser schönen Vögel gewährt.

Die Winterspinnstunde in Thüringen.

Zur Kunde altheidnischer Gebräuche
von Dr. A. Wuttke.

II.

Vom Umzuge der Göttin in den Zwölften und den damit verbundenen Sagen lebt in der Umgegend von Halle eine anmuthige Sage. In den Zwölften hört man bei Nacht oft ein wunderbares Rauschen in der Luft. Dann freuen sich die Landleute; denn sie wissen, daß ein fruchtbares Jahr folgt und daß noch außerdem manchem von ihnen ein unverhofftes Glück begegnen wird. Dann nämlich fliegt eine Frau, die nur in den Zwölften auf Erden erscheint, in Gestalt einer Taube durch die Luft. Die Taube ist nicht größer als gewöhnliche Tauben, doch wenn sie die Flügel schlägt, hört man es weit deutlicher als bei einer Turteltaube weit hört. An ihren Füßchen schleppt die Taube ein kleines niedliches Stäbchen, aus feinem Rebholz geflochten, und wenn sie müde wird, setzt sie das Stäbchen auf den Boden, setzt sich darauf und ruht aus. Die Erde oder was zur Erde gehört, berühret sie nie. Wo sie sich nun so niedergelassen hat, da grünt und blüht es im folgenden Sommer am schönsten; überall aber, wo sie vorüberzieht, werden die Felder fruchtbar und die Menschen mit vielfachem Glücke gesegnet. Am Morgen des Dreikönigstages wird die Taube wieder zur Frau, doch verschwindet diese alsbald und wird das ganze Jahr nicht gesehen. Wo sie sich das Jahr über aufhält und wer sie ist, weiß niemand.

Im Osterlande und im Vogtlande haben sich mancherlei Volkssagen vom Umzuge der Frau Perchta am Abend vor dem Dreikönigstage erhalten und festgesetzt. Fassen wir den Inhalt derselben kurz zusammen, so untersucht Perchta an diesem Abend die Spinn- und Rockenstuben in der ganzen Umgegend, bringt den Spinnerinnen leere Spulen mit der Weisung, daß dieselben in einer bestimmten, sehr kurzen Frist vollgesponnen sein müssen, und bestraft mit Verwirrung und Verunreinigung des Flachses, wenn das Geforderte nicht geliefert werden kann. Bei dieser Gelegenheit schneidet sie auch allen, die an diesem Tage nicht „Feierabend" gegessen haben, den Leib auf, nimmt die gemästete, andersartige Speise heraus und füllt den leeren Raum mit Werrbüscheln und Bachkieseln an. Dann näht sie den Leib wieder zu, bedient sich aber dabei statt der Nähnadel einer Pflugschar, statt des Zwirns einer Nähmette. Auch nach hennebergischem Volksglauben kommt am Dreikönigstage die Hollefrau und wirft Spulen herein; wer sie nicht voll spinnt, dem beißt sie den Hals. Verwirrung und Verunreinigung des Flachses haben bei Saalfeld und an der Rhön auch die Mädchen zu fürchten, welche am letzten Tag des Jahres noch Flachs am Rocken haben. Daher an der Rhön nicht nur die Rocken rein abgesponnen, sondern auch die dem Spinnstocke noch anhängenden Flachsfäserchen mit Schleifenlicht abgebrannt werden. Denn sonst kommt Frau Holle und fährt sich gar übel auf.

Das Peitschen der Bäume mit Ruthen, das wir oben erwähnten, erinnert an eine andere thüringische Weihnachtssitte, die auch im übrigen

Deutſchland vielfach vorkommt. Die Kinder gehen an den Weihnachtstagen oder kurz nachher, gewöhnlich am Tage der Unſchuldigen Kinder, mit Ruthen und grünen Zweigen auf den Straßen umher, ſchlagen zum Scherz die Vorübergehenden und erheiſchen dabei eine Gabe, oder gehen auch in bekannte und befreundete Häuſer und thun den Hausbewohnern dieſelbe Ehre zu demſelben Zweck an. Im Oriagau iſt der Brauch, das Peitſchen mit friſchem Grün genannt, am zweiten und dritten Weihnachtstag in Uebung. Am erſten Tage gehen die Mädchen, ältere und jüngere, mit friſchen Tannenreiſern zu ihren Aeltern, Pathen, Verwandten und Freunden in die Häuſer und ſchlagen ſie mit ihren Reiſern; daſſelbe thun am folgenden Tage die Knaben und jungen Burſche. Dienſtleute bedienen ſich gegen ihre Herrſchaft eines Rosmarinſtengels. Dabei iſt der Spruch gewöhnlich:

Guten Morgen
Friſches Grün,
Langes Leben!

Der Hausherr und einen blanken Thaler (Rüdesheimer) geben.

Die erſten Worte ſind für alle immer dieſelben, die letzte Zeile wird nach den Perſonen und Verhältniſſen geändert. Dieſe Sitte war vormals ſicher durch ganz Thüringen bis zur Rhön hin heimiſch und gekannt, kommt hier und da noch heute vor und heißt das Kindeln, Kingeln und Klingeln und der Tag der Ausübung der Kindeltag oder Klingeltag. In Roßleben nimmt man die Ruthen vom Chriſtbaum und treibt damit am Sylveſter- oder Neujahrsmorgen die Leute aus den Betten. Auf welchen urſprünglichen Sinn und auf welche alte Form die Sitte zurückzuführen iſt, läßt ſich kaum mit Beſtimmtheit ſagen; vermuthlich iſt ſie aber der modernſirte Reſt von einem alten Frühlingsbrauch. Dieſe Auffaſſung ſcheint wenigſtens dadurch geſtützt zu werden, daß die Sitte ſelbſt in Thüringen wie in andern Gegenden nicht nur zur Weihnachtszeit, ſondern noch ſpäter vorkommt, an Tagen und Zeiten, die ganz beſonders dem feſtlichen Frühlings- und Sommerempfang gewidmet waren: am Tage der Lichtmeſſe, in der Faſtenzeit, namentlich an der Aſchermittwoch, und zu Oſtern. Und brachten wir ihre Ausübung in andern Gegenden, ſo werden wir zu derſelben Anſchauung und Beurtheilung geführt.

Noch verdient der Dreikönigstag beſondere Erwähnung und Beachtung. „Am oberſten wird die Hullefrau verbrannt", ſagt ein altes heimiſches Sprichwort in der Umgegend von Eisfeld. Unter dem „oberſten" iſt der Dreikönigstag gemeint, eine Benennung, die von dieſem Tage auch anderwärts, namentlich in Süddeutſchland, gehört wird. „Nach Dreikönigstag wächſt der Tag je um einen Hahnenſchritt", lautet ein bekanntes Sprichwort von der langſam, faſt unmerklich wachſenden Zeit, und ein anderer, gerade im Hennebergiſchen üblicher Ausdruck für die Zunahme des Tages im Winter heißt: „Der Tag nimmt zu Weihnachten einen Hahnenſchrei, Heilige drei Könige einen Hirſchenſprung, Lichtmeß eine ganze Stund'." Am „Dreikönigstage wird nun in Eisfeld alljährlich Frau Holle verbrannt. Alt und jung zieht nach beendigtem Nachmittagsgottesdienſt mit Muſik auf den Markt; man ſingt ein geiſtliches Lied und ruft ſich dann ſcherzweis einander zu: „Frau Holle wird verbrannt!" Zur Erklärung dieſes alten, bis zur Unkenntlichkeit abgeblaßten Volksbrauchs erzählt man, daß vormals in Eisfeld ein Nonnenkloſter geſtanden habe, deſſen Aebtiſſin ſich fleiſchlich vergangen und mit dem Teufel ſelbſt Buhlſchaft getrieben habe. Zur Strafe dafür ſei ſie mit ihren beiden Kindern, die ſie auf einmal geboren, verbrannt worden. Es gleicht dieſe Sage der ungeſchickten Uebertünchung eines alten Wandgemäldes, die ſich hier und da wieder losblättert und herabfällt, ſodaß mit der Zeit Umriſſe, Zeichnung und Farben der alten Malerei zu Tage treten. Ebenſo ergeht es faſt allen jenen frühern Verſuchen, altheidniſche Gewohnheiten und Volksſitten an ein geſchichtliches Ereigniß der chriſtlichen Zeit anzuknüpfen und ſo gleichſam zu chriſtianiſiren. Auch die eisfelder Sage iſt nichts als ein Verſuch, einen Volksbrauch der älteſten Vorzeit mit einem chriſtlichen Hergang und Anhalt kauf zu überziehen und ſeine urſprüngliche Bedeutung aus dem Volksbewußtſein zu vertilgen. Uebrigens iſt die Sage ziemlich plump erſonnen, da ſie ſo ſchon durch die Thatſache, daß in Eisfeld nicht die geringſte Spur von einem Kloſter vorhanden iſt, genügend widerlegt wird.

Der gegenwärtige Brauch hat nun zwar kein weſentliches Merkmal, das Anzünden eines Feuers und das Verbrennen eines beſtimmten Gegenſtandes, vermuthlich einer Strohpuppe, bereits eingebüßt. Sicher war aber ſonſt ein Feuer mit der alten Volksſitte verbunden und ein weſentlicher Beſtandtheil derſelben. Dafür ſpricht ſchon der Ruf: „Die Hullefrau wird verbrannt!"

Dem nur in einem wirklichen Verbrennen, nicht in einem Ablingen geiſtlicher Lieder kann derſelbe ſeinen Grund und Urſprung haben. Außerdem erinnert der Name auffallend an das „Verbrennen der alten Hexe", wie es in Schwaben, an der Eifel und Moſel und in der Umgegend von Luxemburg üblich war und wol noch vorkommt; ferner an das „Oſtermannbrennen" oder „Judasfeuer" in der Gegend von Freyſing und Altbrunnenberg in Oberbaiern, zu dem man ſich gegenſeitig aufforderte durch den Zuruf: „Brennen wir den Judas!" Auch beim „Todaustragen" wurde eine Strohpuppe bald verbrannt, bald ins Waſſer geworfen, und beim „Zerſägen des alten Weibes", einer unter Slawen und Romanen üblichen Sitte, kommt das Verbrennen der entzweigeſägten alten Frau gleichfalls vor.

Es iſt unnöthig, über das Verbrennen der Strohpuppen oder Strohhaufen bei dieſen Volksfeſten im Frühjahr ausführlich zu ſprechen. Schon längſt hat man in dieſer Symbolik eine Vernichtung des Winters, eine Darſtellung der weichenden und abziehenden Winternacht und Winterkälte erkannt. Den Winter faßte das Heidenthum in ſeinen Perſonificationen der Naturkräfte bald als Rieſin auf, die nach und nach zur Hexe, zur alten Frau, in Eifeld zur Hollefrau zuſammenſchrumpfte, bald als einen Rieſen, Jötun, aus dem hier und da ein Judas oder auch ein Jude ſich geſtaltet hat; den Weggang des Winters aber pflegte das Volk durch allerlei ſymboliſche Gebräuche, namentlich auch durch Hinaustragen, Verbrennen und Erſäufen von Strohpuppen und Lumpengeſtalten darzuſtellen und zu verſinnlichen. Der Umſtand, daß in Eifeld der Brauch am Dreikönigstage vollzogen wird, während er in andern Gegenden ſpäter, meiſt zwiſchen Faßnacht und Oſtern, vorkommt, kann einer Gleichſtellung der eifelder Hollefrau mit der alten Hexe oder dem Judas und Oſtermann nicht hinderlich ſein. Iſt gilt in der Dreikönigstag, wie jene Sprichwörter oben gezeigt haben, als der erſte ſichtbare Anfang des wachſenden Jahres und zunehmenden Lichts, dem man alſo ſchon um deswillen dieſelbe Feierei und Symbolik widmen durfte, welche überwärts, wenn auch etwas ſpäter, den Anfang der beſſern Jahreszeit und den Eintritt der Frühlingstage bezeichnete. Dann aber hat es eine nähere Betrachtung der verſchiedenen alten Weihnachtsgebräuche außer Zweifel geſtellt, daß dieſelben als Vorſpiele des ſpätern geſtaltenreichen Sommerempfangs zu betrachten ſind; eine Anſchauung, welche füglich auch der eifelder Volksſitte zugute kommen darf. Demnach finden wir in derſelben den letzten unſcheinbaren Ueberreſt einer vormals ausdrucksvollen ſymboliſchen Vernichtung der Wintergottheit, welche gleich beim erſten Beginn und Eintritt der ſommerlichen Jahreshälfte in Eifeld und der Umgegend noch einem weitverbreiteten, volksthümlichen Ritus ausgeführt und vollzogen wurde. Läßt ſich auch nicht aus andern Orten in Deutſchland derſelbe Brauch an demſelben Tage beibringen, ſo mag doch nicht unerwähnt bleiben, daß man in England in einigen Kirchſpielen von Gloucesterſhire zwölf kleine und ein großes Feuer von Strohbündeln an dieſem Tage auf den Feldern anzündete, um „die alte Hexe zu verbrennen", wie man auch dort ſagte. Ferner ſteht ſich das Herumtragen angezündeter Bäume zu Brough in Weſtmorland am Dreikönigstage als ein Brauch derſelben Bedeutung zur Seite. Die Sitte wird ſo beſchrieben. „Um 6 Uhr abends bewegt ſich der Volkshaufe unter lautem Jubel und Hurrah in feierlichem Zuge, mit einer endloſen Schar gaffender Zuſchauer einem vorangetragenen Baume folgend, an deſſen Aeſten ebenſo viele brennende Lichter befeſtigt ſind, durch die Straßen der Stadt. Zum Träger deſſelben wählt man einen rieſigen, knochenfeſten Mann aus. Eine Muſikbande zieht hinter ihm her mit klingendem Spiel. Man bemerkt aber noch mehrere mit Lichtern geſchmückte Bäume, nur von minder imponirender Größe, in den Händen einzelner Perſonen, die ſich dem Zuge anſchließen. Wenn die Kerzen heruntergebrannt ſind, ſtellt man den Baum im Mittelpunkt der Stadt hin, und nachdem die Menge einen Kreis um ihn gebildet, wirft man ihn in den Haufen. Jeder reißt ſich darum, einen Zweig zu erhaſchen, weil die Glücklichen von den andern mit Bier und geiſtigen Getränken regalirt werden müſſen."

Die Verunſtaltung des menſchlichen Körpers.

Zur Culturgeſchichte.

Von Dr. Wilhelm Thude.

I.

Die Geſtaltung des menſchlichen Körpers, als Ganzes ſowol wie in den einzelnen Theilen, zeichnet ſich in verſchiedenen Zeiträumen der Einzelentwickelung durch Eigenthümlichkeiten aus, deren ſcharfes Hervortreten die größte Mannichfal-

zigen der individuellen Formen bedingt. Diese mannichfaltigen Formen, welche am einzelnen Individuum in einem mittlern Verhältniß nacheinander sich darstellen, haben das miteinander gemein, daß ihnen der Charakter des Regelmäßigen zukommt. Regelmäßige organische Bildungen werden wir im allgemeinen wenn auch nicht als schön, so doch als wohlgestaltet anerkennen müssen. Dann wird es aber auch gestattet sein, solche Körperformen, welche in ihrer Totalität oder in einzelnen Theilen von jener Norm sich entfernen, ganz im allgemeinen als verunstaltete zu bezeichnen.

Die Veranlassungen oder Ursachen organischer Verunstaltung des menschlichen Körpers, das Wort in diesem ausgedehntesten Sinne genommen, sind mehrfacher Art. Eine ganze Reihe derselben sind das Product einer abnormen Entwickelung; das sind die angeborenen Verunstaltungen oder die Mißbildungen, wohin z. B. die Hasenscharte, der gespaltene Gaumen gehören. An diese reihen sich die rein pathologischen Verunstaltungen durch Krankheitsprocesse, wodurch Theile zerstört oder doch in ihrer Form verändert wurden. Neben diese stellen sich die heilkünstlerischen oder chirurgischen Verunstaltungen, welche mit Absicht zum Vortheil des erkrankten Individuums ausgeführt wurden. Zahllos ist sodann die Menge der zufälligen Verunstaltungen durch Sturz, durch Fall, durch verwundende Instrumente, durch mörderische Kriegswaffen u. s. w. Auch fehlt es nicht an strafrechtlichen Verunstaltungen, welche vom wirklich oder muthmaßlich verletzten Individuum oder von der Gesellschaft mit Bewußtsein in Ausführung gebracht werden, wohin das beliebte Nasen- oder Ohrenabschneiden bei den Türken, der Gebrauch der Neunschwänzigen Katze in England, das früher bei uns gebräuchliche Spießrutenlaufen gehören.

Neben den bisher genannten gibt es aber noch gehäufte, die menschliche Normalbildung beschränkende Einflüsse, die sich insofern unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte zusammenfassen lassen, als sie zunächst aus dem geselligen Zusammenleben der Menschen oder aus dem socialen Zustande hervorgehen. Die hierdurch erzeugten organischen Verunstaltungen des menschlichen Körpers dürfen daher wol füglich als culturmäßige bezeichnet werden, wenngleich sie kein ausschließliches Eigenthum der sogenannten Civilisation sind, sondern ebenso gut bei den sogenannten Wilden angetroffen werden und hier sogar mitunter in auffälligster Form. Ich versuche in Nachstehendem eine zum Theil sehr gedrängte Zusammenstellung der culturmäßigen Verunstaltungen, dieses Wort im weitesten Sinne genommen, und will nur noch die Bemerkung vorausschicken, daß dieselben in Einer Beziehung einen Gegensatz bilden zu allen übrigen vorher genannten Arten organischer Verunstaltung. Während nämlich bei den letztern das die Verunstaltung erleidende Individuum eine rein passive Rolle spielt, werden die culturmäßigen Verunstaltungen meistentheils freiwillig von dem betroffenen Individuum erduldet, ja wol mit eigenen Händen ausgeführt. Ganz durchgreifend ist indessen dieser Unterschied nicht, da unter den culturmäßigen Verunstaltungen allerdings auch manche vorkommen, die ohne Wissen und Willen, ja selbst mitunter dem Willen des betroffenen Individuums sich vollenden.

Haare, Nägel und Zähne.

Die Zusammenstellung dieser drei Gebilde rechtfertigt sich nicht nur vom rein anatomischen Standpunkte, sondern auch durch die alltägliche Erfahrung, daß die entwickelte Substanz derselben an und für sich unempfindlich ist.

Das einzelne Haar hat über den ganzen Körper wesentlich die nämliche Zusammensetzung; gleichwol zeigt die Behaarung an bestimmten Körperstellen hinsichtlich der Länge, Dicke, Färbung und Formung Eigenthümlichkeiten, welche schon der gemeine Sprachgebrauch durch besondere Benennungen hervorhebt. Unerachtet der Gleichartigkeit im einzelnen findet sich daher eine Mannichfaltigkeit in der ganzen Behaarung, die wol dazu beiträgt, daß das Haar in mannichfacher Weise von der sogenannten Kosmetik ausgebeutet wird.

Die interessante Frage hinsichtlich der Haarcultur ist die über Segen oder Nichtsein, über unbeschränktes Wachsenlassen oder künstliches Beseitigen. Es gibt wol keinen Volksstamm, der das Haar für ein unantastbares Besitzthum seines Trägers erachtete; vielmehr ist dasselbe überall verkürzenden oder sonst verändernden Einwirkungen ausgesetzt. In die naturhistorische Charakteristik von Linné's „Homo sapiens" dürfte daher unbedenklich der Zusatz aufgenommen werden: ist Haarvermehrer oder Haarvertilger. Freilich verdient hierbei der Umstand volle Berücksichtigung, daß das einzelne Haar sich gewissermaßen wie ein Parasit verhält, indem es sich entwickelt, nach einer gewissen Dauer abstirbt, ausfällt und

durch einen Nachfolger erſetzt wird. Das Mauſern der Vögel, deren Federn als complicirtere Haare gelten dürfen, die jährlich wiederkehrende Häutung mancher unſerer Hausſäugethiere, der tägliche Gebrauch des Kammes in unſerer Hand mögen als Beweiſe für die Richtigkeit dieſer Behauptung genügen. Uebrigens variirt die Lebensdauer des einzelnen Haares an verſchiedenen Körpertheilen. Profeſſor Donders in Utrecht hat neuerdings den Entwickelungsgang der Augenwimperhaare ſorgfältig unterſucht und gefunden, daß das einzelne Haar in den erſten drei Wochen eine ſtetige Zunahme zeigt, daß ſein tägliches Wachsthum für die fünfte bis achte Woche nur noch etwa halb ſo groß iſt als in der vorhergegangenen Zeit, für die neunte bis zwanzigſte Woche aber nur noch dem zehnten Theile der frühern Wachsthumsgröße gleichkommt. So begründet ſich die beruhigende Anſchauung, daß der Haarvertilger kein abſoluter Frevler an der Lebensordnung iſt, da er doch nur zwiſchendurch ſummariſch den Proceß ausführt, welchen die Natur ſelbſt zeitlich auseinanderlegt. Durch dieſe Thatſache wird zugleich unſer Urtheil über die gebräuchlichen Modalitäten der Haarvertilgung beeinflußt werden. Im Haarausrupfen dürfen wir keinen größern Frevel erblicken als in der Application des ſchneidenden Inſtruments oder eines kauſtiſchen Materials; dort folgt dem langwierigen und ſchmerzhaften Act ein neues Haar; hier treibt das Reſtdunm des alten Haares nur um ſo lebhafter nach außen.

Nach einer Notiz im „Ausland“ (1868, Nr. 20) würden die Einwohner der Andaman-Inſeln im Meerbuſen von Bengalen „auch nicht das geringſte Haarchen an ihrem Körper laſſen“; die Weiber ſollen dieſes Abrafiren mittels zugeſchärfter Ziegelſtückchen beſorgen. Eine vollſtändige Reinigung aller behaarten Gegenden des Körpers kann aber damit wol nicht gemeint ſein, wenigſtens wird in Peiper's „Geographie“ den Bewohnern dieſer Inſeln Wollhaar zuerkannt, was alſo doch wol Reibenden ſichtbar geweſen ſein muß. Im allgemeinen treffen die haarvertilgenden Eingriffe je nach Landes- und Volksſitte einzelne Körpertheilen und der Natur der Sache nach beſonders die dem fremden Auge ſich darſtellenden. Wenn daher von den Javanerinnen der Jetztzeit erzählt wird, daß ihnen alles haartragende Haar mißliebig iſt und daß die Jungfrauen und jungen Frauen im beſondern bemüht ſind, die Achſelhöhlen in dieſer Beziehung rein zu halten, ſo darf dabei nicht außer Acht gelaſſen werden, daß ſie einen Shawl um Buſen und Rücken zu tragen pflegen, der die Arme und Schultern unbedeckt läßt und auch die Achſelhöhlen dem Anblick nicht verbirgt. Auch auf den Marianen iſt die Beſeitigung der Achſelhöhlenhaare im Gebrauch.

Die Behaarung der Augengegend iſt hin und wieder vertilgenden Eingriffen ausgeſetzt. So gedenkt Dobrizhoffer des Ausreißens der Augenbrauen und ſelbſt der Augenwimpern bei den Abiponen in Südamerika und ein Correſpondent der „Times“ ſchreibt unterm 22. Auguſt 1868 aus Jeddo: „Zur Schönheit der japaniſchen Frauen gehört es mit, daß ſie auch das letzte Härchen ihrer Augenbrauen ausreißen.“

Beim Kopfhaar iſt das einfache Verſchneiden, wodurch je nach Land und Zeit die mannichfachſten Formen und Modetypen hervorgebracht werden, der verbreitetſte oder eigentlich wol der allgemeine Gebrauch. Als eine Steigerung dieſes Verſchneidens tritt uns das gänzliche Beſeitigen des Haares bis zur Wurzel oder ſelbſt mit der Wurzel entgegen. So wird von den Eskimos am Kupferfluſſe berichtet, daß die Männer alles Kopfhaar ausreißen, und neuerdings traf der muthige Stuart auf ſeiner erſten Entdeckungsreiſe ins Innere von Auſtralien im Jahre 1860 auf Eingeborene, die kein Haar auf dem Kopfe hatten. Bekannt iſt es, daß in der frühern chriſtlichen Zeit Büßende ſich den Kopf kahl ſcheeren ließen, aus welcher Sitte die Tonſur in der katholiſchen Kirche ihren Urſprung genommen haben ſoll. Die im erhöhteren Judenthum geübte Entfernung des Kopfhaares bei den verheiratheten Frauen mag wol auch die Grenzen eines gewöhnlichen Verſchneidens überſchreiten. Verbreiteter iſt indeſſen die blos partielle Totalbeſeitigung des Kopfhaars, die wir in der katholiſchen Kirche als ſogenannte Tonſur bei einem kleinen Bruchtheile der Bevölkerung, im öſtlichen Aſien dagegen als Volkstracht kennen. Auffallenderweiſe verknüpft ſich in China mit dieſer partiellen Totalbeſeitigung des Kopfhaars ein ungewöhnliches Wachenlaſſen der übrigen Kopfbehaarung, und ſo geſchieht es, daß wir nicht ſowol in jenem Haardefect als vielmehr in dem urhiſtoriſchen zierlichen, einen beſchränkten Schädelſtrich einſpreſſenden Zopf ein charakteriſtiſches Element des Chinenthums zu finden gewohnt ſind. Uebrigens ſcheinen unſere Vorſtellungen über dieſen Theil der chineſiſchen Toilette durch die Darſtellungen in den geläufigen Illuſtrationen

etwas in die Irre geführt zu werden, da ſich der Miſſionar Evarid („Twelve years in China") folgendermaßen über den Gegenſtand ausläßt: „Das Haar zum Zopf iſt nicht ein kleiner Haarbüſchel auf der Krone des Hauptes, ſondern man läßt wenigſtens 4 Zoll im Durchmeſſer das Haar ſtehen und flicht es zu einem vom Nacken ausgehenden Zopf, der oft künſtlich durch einen angeſetzten verlängert wird. Der übrige Theil des Kopfes wird von Leuten, die zur guten Geſellſchaft gehören, wenigſtens alle zehn Tage geſchoren." In dem weſtlich an China grenzenden Kambodſcha wird ebenfalls der Kopf bis auf eine Stelle am Scheitel geſchoren und auch die Frauen ſind hier kahl geſchoren („Ausland", 1861, S. 231).

Die Behaarung in der untern Geſichtshälfte, welche dem zarten Geſchlecht von der Natur verſagt wurde, kann unter dem Collectivnamen des Bartes zuſammengefaßt werden. In alter wie in neuer Zeit begegnet man ausnahmsweiſe einer gewiſſen Naturwüchſigkeit des Bartes. Im ganzen aber ſteht es feſt, daß auf dieſem Boden vorzugsweiſe der Vertilgungskampf tobt, was ſich auch zur Genüge daraus erklärt, daß das Geſicht, mit den Pforten der ſinnlichen Eindrücke und Genüſſe ausgerüſtet, unverhüllt bleiben muß.

Eine genugſam beſtätigte Thatſache iſt es, daß die nichtkaukaſiſchen Völker durch einen ſparſamen, auch ſpät ausbrechenden Bart ſich unterſcheiden. Für die Mongolen haben wir Beweiſe aus alter Zeit: Ammianus Marcellinus ſagt von den Hunnen, „senescunt imberbes", und Jornandes hebt bei der Schilderung Attila's ausdrücklich die Barba rara hervor. Für die amerikaniſche Raſſe genügt das Zeugniß Ulloa's, für die malaiiſche jenes von Cook und in Betreff der Neger könnten ziemlich alle afrikaniſche Reiſende citirt werden. Merkwürdigerweiſe führen nun die barbarenen Nichtkaukaſier häufig genug noch einen Vertilgungskrieg gegen den Bartwuchs, indem ſie die Barthaare abſichtlich ausreißen oder ausrupfen, und ſo iſt es geſchehen, daß manche Berichterſtatter ſelbſt zweifelhaft wurden, ob ſie in der beobachteten Bartarmuth einen natürlichen oder künſtlichen Körperzuſtand anzuerkennen hätten. Unter den Mongolen gedenkt Gmelin in ſeiner Reiſe durch Sibirien ausdrücklich der Tunguſen und deren Nachbarn als ſolcher, welche ſorgfältigſt das Barthaar ausreißen, und das Nämliche berichtet Pallas von den Kalmücken und andern Mongolen, während dagegen die dürftig bebarteten Chineſen nach Turner („Embassy to the court of Teshoo Lama") den Bart nicht ausreißen, ſondern ſelbſt pflegen. Für das Ausreißen oder ſonſtige Vertilgen in Sumatra, in Japan, auf den Marqueſas-, Pelew-, Schiffs-Inſeln, fehlt es nicht an Zeugniſſen. Auch berichtet noch neuerdings Dr. Scherzer, welcher auf der weltumſegelnden „Novara" die Nikobaren-Inſeln mit ihren 5—6000 Einwohnern beſuchte, der ſpärliche Bart werde gewöhnlich ausgerottet. In einer neuern Mittheilung über Java lieſt man ferner: „In den Augen der Javaneſen iſt ein ſtarker Bart nicht Zierde des Mannes, ſondern Zeichen des Alters; deshalb iſt das Raſiren oder eigentlich Abkneipen oder halbe Ausrupfen des Bartes gebräuchlich." Auch für die Vertilgung des Bartes bei den eigentlichen Amerikanern fehlt es nicht an Zeugniſſen: die kräftigen Araucaner in Chile, die Chaymas, die Anwohner des Kupferfluſſes, die Chipperwavs, die Sechs Nationen werden im beſondern als Bartausrotter genannt.

Bei den Kaukaſiern iſt die Sitte des Bartſcherens vorwaltend, das unter den Griechen zur Zeit Alexander's des Großen eine weitere Verbreitung erlangt zu haben ſcheint, bei den Römern aber in beſondern Barbierſtuben (Tonstrinae) beſorgt wurde. Bei den gegenwärtigen Culturvölkern macht ſich neben der Mode auch noch die individuelle Laune in der Behandlung des Bartes geltend: das ganz geglättete Antlitz, der einfache Backenbart, der Knebelbart, der Vollbart und deren Combinationen, der Vollbart — alle wandeln friedlich nebeneinander.

Eine andere Richtung der Haarcultur, die ſich im ganzen auf das Haupthaar und auf die Behaarung des Antlitzes beſchränkt, hat es mit den Veränderungen der Form und der Farbe zu thun.

Die künſtliche Erzeugung eines gekräuſelten oder gelockten Haars mittelſt des Brenneiſens kommt bei Griechen und Römern vor. Der das Inſtrument bezeichnende, aus dem Griechiſchen übernommene lateiniſche Name Calamistrum findet ſich nicht blos bei Cicero und Varro, ſondern ſchon bei Plautus. In den vornehmen römiſchen Häuſern gab es eigene Sklavinnen (Cinisones, Aſchenbläſerinnen), deren Geſchäft es war, der gnädigen Frau die Löckchen zu brennen. Daß auch bei den neuern Culturvölkern je nach der Mode häufiger oder ſeltener zum Brenneiſen gegriffen wird, iſt ſattſam bekannt. Weit verbreiteter ſind aber die Formveränderungen, welche

da Ihr meine Kinder werden wollt, Euch auch wie meine Kinder zu behandeln.

Harry.

Vater, Ihr werdet mir doch vor meiner Braut, und meiner Schweſter vor ihrem Bräutigam keine Vorleſung halten wollen?

Thompſon.

Bube!

Harry

(ſieht ihn zornig an, ſetzt ſich dann ans Fenſter, und ſieht zur Straße hinaus).

Thompſon

(nach einer Pauſe, und ſich überwindend).

Nein, nein, ich will Euch nicht drohen, ich will in Liebe zu Euch ſprechen. Kinder, wehe dem, der in Armuth geboren wird. Armuth, macht bitter, verhärtet das Herz. Aber dreimal wehe dem, den das Geſchick mit Gütern ſegnete, die er nicht zu genießen weiß. Ihr ſtarrt mich an? Ihr hüpft im Herzen ſchon durch die bunten Reihen Eures Feſtes, Ihr ſpottet des alten Mannes, der zu Euch redet! Ich ſage Euch aber, Eure Spangen und güldenen Ketten ſind im Grunde doch nur Empörung gegen die Ordnung der Natur. Was habt Ihr wohl ſchon gethan, um den Zorn des Himmels, daß Ihr von ſeiner Ordnung als Reiche abweicht, zu verſöhnen,

das Kopfhaar der Frauen in alter wie in neuer Zeit durch die endlose Mannichfaltigkeit des Flechtens nach mehr oder weniger bestimmten Typen erleidet und die ich nach dem hier gewählten Standpunkte, wenn auch widerstrebend, den organischen Verunstaltungen zuzählen muß. Der römische Dichter Ovidius fand sich schon zu dem Ausspruch veranlaßt, das Zählen der Eicheln an einem mächtigen Eichbaume, das Zählen der Bienen auf dem sicilischen Hybla sei kein mühsameres Geschäft als die Zusammenstellung der endlosen Haartouren. Die Wandelbarkeit der Mode charakterisirt er durch den weitern Zusatz: „Jeder Tag bringt eine neue Haarverzierung.“ Auf die Benutzung von Oelen, Salben, Pomaden muß hier, wo von den künstlichen Formveränderungen des Haars die Rede ist, wenigstens hingewiesen werden.

In Betreff der künstlichen Farbenänderung des Haars begegnen wir im classischen Alterthum wie in der Neuzeit dem Bemühen, durch Auffrischung des erbleichenden Haupt- und Bartbaars Jugendlichkeit vorzuspiegeln. Aber nicht blos die Haarfärbung durch das Alter sucht man zu vertuschen, sondern auch eine künstliche Umwandlung der ursprünglichen Haarfärbung wird erzielt. Für die jetzigen Culturvölker, namentlich die germanischen, darf es wol als Regel bezeichnet werden, daß man dabei ein helleres Haar in ein dunkleres zu verwandeln unternimmt. Anders bei den Römern. Seit den Eroberungen in Gallien und Germanien waren die goldgelben, ins Feuerrothe schimmernden Haupthaare Gegenstand der Bewunderung, und es währte nicht lange, so mußten die im allgemeinen dunkelhaarigen Römerinnen zu der aus Gallien gesandten Spuma cauticа oder zur Spuma batava greifen, um ihrem Haar den modemäßigen Schimmer zu verschaffen, wenn sie es nicht etwa vorzogen, ihr Haupt ohne weiteres mit dem abgeschnittenen blonden Haar einer fgambrischen oder sattischen Frau zu schmücken. Als tändelnder und luxuriöser Putz fand weiterhin auch das Einflechten von Goldstaub in das Haargeflecht in der römischen Toilettenkunst Eingang. Wohlleiter war freilich die vom Hofe Ludwig's XIV. ausgegangene, allmählich weitverbreitete und noch bis tief in unser Jahrhundert hereinreichende Benutzung des Puderbeutels und der Puderquaste. Uebrigens ist die künstliche Anderefärbung des Haupthaars kein Privilegium der hochcivilisirten Völker. Von den Somalis an der Ostküste Afrikas am Eingange ins Rothe Meer, deren Land neuerdings wieder von dem kühnen Lieutenant Burton bereist wurde, berichtet ein früherer Reisender, Nienzi, daß sie ihr schwarzes Haar durch Kalk gelb färben.

Zur Frauenschönheit gehörten bei Griechen und Römern schwarze Augenwimpern und Augenbrauen, welche letztern in Form zweier gewölbter Halbkreise an der Nasenwurzel aufeinander stoßen mußten. Die hierzu dienliche Augenschwärze wurde in Rom mittels eines Pinselchens aufgetragen und wurde im gewöhnlichen Leben nach der benutzten Substanz als Stimmi oder Stibium (unser Spießglanz), auch wol schlechthin als Fuligo (Ruß) bezeichnet; die feinere Toilettensprache machte aber allmählich ein Augenbrauenschön Kollilibepharon daraus. Auch die römischen Stutzer verschmähten die Anwendung dieses Schönheitsmittels nicht und werden darob von Juvenalis und Petronius gegeißelt. Die gleiche Verschönerung ist in den orientalischen Harems gebräuchlich und hat sich hier von uralten Zeiten her von Geschlecht zu Geschlecht unverändert fortgepflanzt. So wird auch in einer neuern Reise von den zwischen Madagaskar und der Ostküste Afrikas gelegenen Komoreninseln, deren Bewohner den Vorschriften des Koran gehorchen, ausdrücklich angeführt, daß ihre putzsüchtigen Frauen nach orientalischer Sitte die Ränder der Augenlider schwarz färben. Daß endlich bei den neuern Culturvölkern ebenfalls hin und wieder Aehnliches vorkommt, ist Jedem bekannt.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Lord Byron.

Es gibt kaum einen Dichter, der noch bei seinen Lebzeiten von den eigenen Landsleuten so überschwenglich gelobt und so grausam gelästert worden ist als Lord Byron. Nachdem er in einem Alter, in dem die Mehrzahl auch der besten Schriftsteller erst anfangt, dem Publikum bekannt zu werden, alle Triumphe genossen, welche eine fast unsinnige Begeisterung für seine Person hervorgerufen hatte, verband sich der Neid mit einer theils aufrichtigen, theils erheuchelten sittlichen Entrüstung über seinen sittlichen Wandel und seine unglückliche Ehe, um in ein wahres Wuthgeheul wider den erst vergötterten

Verfasser des „Childe Harold" aufzubrechen. Er verließ sein Vaterland, aber die Schmähungen folgten ihm auf den Continent und über die Alpen. Dann trat eine Reaction ein. Zu allen Zeiten waren ihm treue persönliche Freunde und begeisterte Verehrer geblieben, man begann sich zu schämen, wenn man sich fragte, wen und was man denn eigentlich verfolgt hatte. Aber Byron kehrte nur noch einmal und nur auf kurze Zeit in sein Vaterland zurück, um es dann auf immer zu verlassen. Aus einem wilden Leben voll ausschweifender Sinneslust, dem er sich in der Lagunenstadt hingegeben, zog ihn eine zwar schuldvolle, aber keineswegs niedrige Liebe.

Diese hat Alexander Büchner den Stoff zu einer biographischen Novelle gegeben: „Lord Byron's letzte Liebe" (zwei Bände, Leipzig, Thomas, 1863). Allerdings bietet des Dichters Leben in Italien in vielfacher Hinsicht ein geeignetes Material zu einer romantischen Erzählung. Die ersten Jahre des dritten Jahrzehnds unsers Jahrhunderts waren Zeiten heftiger Gärungen unter den Völkern, namentlich unter den Nationen der südlichen Halbinsein Europas. Die geheimen Verbindungen, die Hetärie, welche Griechenland wiederherstellen wollte, die Carbonari, welche ein einiges Italien erstrebten, viele minder bekannte Verbrüderungen kämpften gegen die Diplomatie der Heiligen Allianz und Byron betheiligte sich mit aller Glut seiner Leidenschaft an diesen Bestrebungen. Er erlebte deren Erfolg nicht. Er starb bekanntlich 1824 in Missolunghi, erst 36 Jahre alt. Die vielfachen romantischen Erlebnisse der letzten Lebensjahre des Dichters mitten unter diesen bewegten Ereignissen schildert der Verfasser: Mordanfälle und Lebensrettungen, Entführungen und Verirrungen, Volksaufstände und Intriguen finden ihren Platz in dem wechselvollen Gemälde, welches er uns vorführt. Sehr gut gezeichnet sind die Charaktere seiner Hauptheiden, des für die Völkerfreiheit begeisterten Dichters und seiner Geliebten, die seiner englischen und italienischen Freunde, seiner Diener und der Verkämpfer für die Freiheit Italiens und Griechenlands.

Karl Biedermann.

Die im Verlag von G. Wigl in Berlin von Ferdinand Schmidt herausgegebene „Deutsche Nationalbibliothek", die zunächst „volksthümliche Bilder und Erzählungen aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart" einem größeren Publikum vorführen will, verbindet damit einen weiteren Zweck, der in seiner Weise vortrefflich und vielfach anregend zu wirken verspricht. Nach der Absicht des Herausgebers soll von sämmtlichen Mitarbeitern der „Nationalbibliothek" — und dieselbe verspricht, ihre Mitarbeiter nur unter den tüchtigsten und schon bewährten Kräften deutscher Geschichtschreibung zu wählen — eine Biographie oder Autobiographie den Abhandlungen vorangehen.

Die „Nationalbibliothek" würde sich somit in ihren Einleitungen zu einer biographischen Galerie unserer tüchtigsten Historiker erweitern. In gewissem Sinne und wenn wir nach dem uns vorliegenden dritten Bande des Schmidt'schen Unternehmens urtheilen dürfen, wird sogar dieser Nebenzweck für manche Kreise eine noch erhöhtere Bedeutung gewinnen als der zunächst vorangestellte. Der dritte Band bringt eine culturgeschichtliche Skizze: „Deutschlands trübste Zeit oder der Dreißigjährige Krieg in seinen Folgen für das deutsche Culturleben", von Professor Karl Biedermann in Weimar.

Diese Arbeit des verdienstvollen Publicisten und Culturhistorikers schmiegt sich den gegebenen und selbstverständlichen Forderungen des Schmidt'schen Unternehmens in bester Weise an. Sie beschränkt sich auf eine einfache Skizze, mit concreten Beispielen belegt, aber von jeder einseitig gelehrten Materialanhäufung entfernte Darstellung der Hauptmomente des deutschen Culturlebens, wie es durch jenen unglückseligen Krieg sich gestaltet. Die Sprache ist anschaulich, lebendig, das Ganze von wohlthuender patriotischer Wärme durchdrungen. Diese Wärme mag derjenige unschwer voraussetzen, welcher mit einiger Theilnahme die vorangedruckte Autobiographie des Verfassers: „Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte", gelesen hat.

Der Verfasser stellt in diesen Blättern mit einer Ausführlichkeit, die nicht ganz zum geringen Umfang der später gebotenen Arbeit stimmt, aber nichtsdestoweniger dankenswerth ist, seinen Lebens- und Bildungsgang dar. Derselbe ist reicher, mannichfaltiger und belehrender, als der Lebensgang der meisten deutschen Gelehrten zu sein pflegt. Weniger gut war in den Anfängen. Geboren 1812 zu Leipzig, empfing Biedermann auf verschiedenen Privatanstalten, durch einen gelehrten Pflegevater und zuletzt auf der Dresdener Kreuzschule eine Bildung, die ihn vorzugsweise und ausschließlich auf philologische Studien hinzuweisen schien. Schon während der Universitätsstudien zu Leipzig und Heidelberg fühlte er einen andern Drang, der späterhin seinem Leben die Richtung geben sollte. Er suchte nach einer unmittelbaren Einwirkung der Wissenschaft auf das Leben. Ehe er hierfür den rechten Boden fand, hatte er sich von der Philologie zur Philosophie gewendet, auf ihrem Gebiet seine ersten, beifällig aufgenommenen Schriften veröffentlicht, sich als Privatdocent der Universität Leipzig habilitirt und war zum außerordentlichen Professor befördert worden. Anfang 1842 begann er seine publicistische Laufbahn mit der „Deutschen Monatsschrift für Literatur und öffentliches Leben", der in der politisch erregten Zeit von 1845 eine Wochenschrift: „Der Herold", folgte. Durch diese Zeitschriften und sonstige öffentliche Wirksamkeit wurde er zu einem hervorragenden Führer der gemäßigt liberalen Partei, in den Märztagen von 1848 ein Vertrauensmann der neuen sächsischen Regierung. Vom Juni 1848—49 Abgeordneter zum ersten Deutschen Parlament, einer der Leiter des

rechten Centrums, Vorsitzender der Erbkaiserpartei im „Weidenbusch", Mitglied der Kaiserdeputation, — gehörte Biedermann nicht zu denen, die nach dem Scheitern des Parlaments alle Hoffnung auf freie Institutionen und eine Zukunft des deutschen Volks aufgeben mochten. Im engern Vaterland Sachsen deshalb in politische Untersuchungen und Preßprocesse verwickelt, im Anfang der funfziger Jahre durch die traurige Reaction des akademischen Lehramts enthoben, entfaltete der Verfasser eine immer frischere und bedeutsamere literarische Thätigkeit. Während sich von 1845—52 fast alle seine Schriften — unter denselben die bekannten „Erinnerungen aus der Paulskirche" — direct auf die politischen Tagesereignisse bezogen, wendete er sich jetzt zur Culturgeschichte. Insofern man von derselben als einer in unsern Tagen erst zu ihrer wahren Bedeutung gelangten, gleichsam neuen Wissenschaft sprechen darf, gebührt Biedermann das Verdienst, einer ihrer eifrigsten, einsichtigsten und glücklichsten Vorkämpfer gewesen zu sein. Sein großes, noch nicht vollendetes Werk: „Die politischen, materiellen und socialen Zustände Deutschlands im 18. Jahrhundert", wurde zum Theil in Weimar geschrieben, wohin der Verfasser bald nach seiner Amtsentsetzung im Königreich Sachsen von der liberalen Regierung des Großherzogthums als Redacteur der „Weimarer Zeitung" berufen wurde. Bis in die jüngste Zeit hat der Verfasser hier vielfach eingreifend, fördernd in mannichfaltiger Weise gewirkt und neuerlichst sogar in zwei historischen Dramen: „Heinrich IV." und „Otto III.", wiedererwachte poetische Jugendneigungen mit dem Gewinn seiner ernsten historischen Studien zu vereinigen gestrebt. Verbindet man damit die Anerkennung des Eifers für die volkswirthschaftlichen Vereine und die neuern Einheitsbestrebungen, zugleich des enormen Fleißes, der jede Woche einige Leitartikel für die „Deutsche Allgemeine Zeitung" schreibt, so ist hier ein in jeder Weise tüchtiges, auf edle und allgemeine Dinge gerichtetes Leben, welches uns aus den Blättern dieser Autobiographie entgegentritt, erkennbar. Daß es der Darstellung dieser Lebensmomente an förderlichen allgemeinen Winken und Aufschlüssen nicht fehlt, versteht sich von selbst. Der akademischen Jugend, von der ein guter Theil mehr und mehr in die trostlose Einseitigkeit reiner Brotstudien zu versinken droht, möchten wir die Biedermann'sche Selbstbiographie in mehr als Einem Sinne empfehlen. Dieselbe zeichnet sich durch einen männlich offenen, bestimmten, aber von jeder Anmaßlichkeit freien Ton aus und wir können im ganzen nur wünschen, daß dem Verfasser eine fernere reiche und gedeihliche Wirksamkeit auf lange Zeit gesichert bleiben möge.

Für den Weihnachtstisch.

I

In geschmackvoller Ausstattung liegt uns eine interessante Arbeit vor: „Das festliche Jahr. In Sitten, Gebräuchen und Festen der germanischen Völker. Von C. Freiherrn von Rheinsberg-Düringsfeld" (Leipzig, Cremer, 1863). Schon seit längerer Zeit erfreuen sowol Ida von Düringsfeld als ihr Gatte, der Verfasser des vorstehend genannten Buches, das Publikum mit den Ergebnissen ihrer Forschungen auf dem Gebiet volksthümlicher Traditionen. Beide haben den größten Theil Europas durchreist und sich überall mit poetischem Sinn in die volksthümlichen Sitten und Gebräuche hineingelebt. Das „Festliche Jahr" knüpft an jeden Monat des Jahres kirchliche, altheidnische, gewerbliche, Jugend- und andere Feste, deren Beschreibung eine ebenso anschauliche, als die künstlerische Darstellung meistentheils eine recht gelungene ist. Alt und jung werden an dem Werk, dieses mit 150 Illustrationen ausgestatteten Werkes eine ungetheilte Freude haben.

Dieselbe Cremer'sche Verlagshandlung, die bekanntlich eine Specialität für Jugendschriften bildet, hat diesmal einen großen Werth auf die Vervollkommnung der Holzschnitte gelegt. Sowol die xylographische Ausführung wie die erste künstlerische Verzeichnung läßt in den meisten Fällen nichts zu wünschen übrig. Für die Jugend ganz besonders empfehlenswerth ist „Robinson Crusoe. Des Reisers Robinson wunderbare Abenteuer und Erlebnisse. Neu bearbeitet von Ludwig Hüttner, eingeführt durch Schulrath Kaufhardt". Hier erhalten wir den ersten echten Robinson, den Robinson Defoe's, über welchen Schriftsteller wir in unserer Zeitschrift früher ausführlich berichteten. Ein „Deutsches Flottenbuch oder illustrirtes Germaniabuch" kommt sowol im Text wie in 150 Illustrationen recht eigentlich der Modestimmung der Zeit entgegen. Unserer Jugend kann für die Verbindung von Idealismus und Realismus nichts Geeigneteres empfohlen werden. Aber auch die Geschichte geht nicht leer aus. „Deutsche Geschichten" werden sogar von dem verstorbenen Dr. Vogel „in der Kinderstube von der lieben Großmutter" erzählt. Die alte Frau muß allerdings sehr gelehrt gewesen sein. Aus dem Munde des Großvaters würden sich diese Geschichten natürlicher aufgenommen haben. In gleicher Ausstattung schließen sich an „Das alte Wunderland der Pyramiden von Dr. Karl Oppel", „Entdeckungsreisen im Wald und auf der Heide" von Hermann Wagner, von dem schon manche Gemälde seiner sinnigen Naturbetrachtung vorliegen. „Entdeckungsreisen in Feld und Flur" von ebendemselben und von dem nicht minder bewährten Wilhelm Wagner eine Fortführung seines „Rom", einer sehr ausführlichen und für die schon vorgeschrittenere Jugend berechneten Darstellung des Anfangs, Fortgangs und Verfalls des römischen Weltreichs.

Für Knaben hat der Maler Oskar Pletsch, der schon früher mit gewandtem Griffel manche lebensvolle Zeichnung für die Jugend entwarf, wiederum ein hübsches Bilderwerk herausgegeben unter dem Titel: „Was willst du werden?" (Berlin, Weidmann, 1863).

Diese sorgenvolle Familienfrage wird, in heiterer, humoristischer, nur etwas berlinischer Weise, in einer Anzahl Bilder dargestellt, deren Moral, wenn sie auch nicht auf die erleichterte Wahl eines Lebensstandes hinauskommen dürfte, doch die jungen Leser über manchen Stand und dessen Hantierungen gedankenmäßig aufklärt.

Auch für Hausfrauen empfiehlt sich ein wirthschaftliches Ideal, das in Küche, Keller und Vorrathskammer und zugleich im Salon und Besuchszimmer das Mustergültigste leistet. „Die Hausfrau. Praktische Anleitung zur selbständigen Führung des Haushalts von Henriette Davidis" (zweite Auflage. Leipzig, Germann. 1863).

Will es jemand auf eine heitere Neckerei mit seiner Gattin oder dem weiblichen Geschlecht überhaupt bei dieser festlichen Gelegenheit ankommen lassen, so empfiehlt sich in zweiter Auflage das bei den Frauen nicht besonders beliebte „Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. Von Bogumil Golz" (Berlin, Janke, 1863).

Auch auf die mehrfach bereits von uns empfohlenen Schriften unseres Karl von Holtei möchten wir bei dieser Gelegenheit zurückkommen. Eine kleine zierliche Ausgabe, die sich besonders in des Dichters Heimat, dem für seine Illustrationen so dankbaren Schlesien, zu Festgeschenken eignen dürfte, ist der Vollendung nahe. In den neuesten Lieferungen befindet sich auch die bekannte Selbstbiographie des Verfassers „Vierzig Jahre", aus welchen inzwischen zweimal „Schles dreißig" geworden sind.

Gelegentliches.

Vom Herausgeber.

1 Unsern Politisierenden.

Wie zittert das Licht durch den braunen Wald,
Wo die Föhren zu Tausenden ragen,
Nicht wirr, nicht wild, nicht mannichfalt,
Wie Krieger in Eins zusammengeballt,
Von Einem Geiste getragen!
Wie Brüder der Patriarchenzeit,
Wie Priams hundert Söhne,
In Einem Opfer der Liebe bereit,
Fürs Vaterland dem heiligen Streit,
Dem Sieg, der alle krönet!
Nicht wohnt die schmetternde Nachtigall,
Nicht der Fink auf Nadelzweigen,
Und dennoch hör' ich melodischen Schall,
Weitum den heiligen Widerhall
Vom feierlichen — Schweigen.

2 Resultate.

Was ich im Leben schon erfahren,
Was ich erlitten und bereut,
Es hat's der Herr der Heerscharen
Doch immer treu mit mir gemeint!

Wie in der Brust der Schmerz sich krallte,
Wie sich die Faust zum Himmel ballte —
Konnt' ich durch Thränen wieder sehn —
Sieh da! Mir war ein Glück geschehn.

3 Suchen, Finden, Erfahren.

Anders, und mehr, als wir suchten, gewährt das Geschick uns und lind dennoch
Das nur, was wir gesucht, wird uns zu wahrem Heil.

4 Einem jungen Mädchen.

Bei aller Glanz vom Glücke
Der goldnen Jugend dir gegeben!
Und schwindet er, dann schmücke
Die ew'ge dich, dein ernstig Streben!

5 Positiv und negativ.

Ein Messer ist Messer! Doch man hält es am Stiel
Eins ist nicht das and're, wenn gleich auch das Ziel.
„Ich liebe das Gute!" Da sieht' ich mich an
„Ich hasse das Schlechte!" Gedenklicher Mann —!
„Ich liebe die Ordnung!" Ein traulich Weisen —
„Ich hasse Unordnung!" Ich bitt' mich vorm Besen.

6 Glück.

Glück ist die Gunst der Götter, wenn mehr, als wir hofften, sie schenkten
Ach! schon wär' ich beglückt, hätt' ich nur — was ich gehofft!

7 Der Theil und das Ganze.

Wenn ich den sonnigen Glanz am Fenster,
Die freundliche Bläue des Himmels sehe,
Verstummen sollte des Herzens Wehe,
Verschwinden sollten des Grames Gespenster!
Die Blumen duften in zierlicher Vase,
Der Goldfisch schwingt sich im Wasserglase,
So ganz, als gehörte allein, allein,
Nur ihnen der blaue, der sonnige Schein!
Ein Theil nur vom Leben dir abzujagen,
Den kleinsten Gewinn zur Schmerz dir tragen,
Versuch' es! Und hast im funkelnden Glanze
Des Ganzen Besitzes hast du das Ganze.

8 Das Gerufene und Ungerufene.

Das Recht der Wahrheit hast du nur,
Wenn sie dich selbst durchlodert,
Die Pflicht der Wahrheit hast du nur,
Wenn man die Lüge fodert!
Und loben darfst du nur allein,
Was dich emporgehoben;
Das Tadeln aber lasse sein,
Soll's dich zunächst nicht oben!

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die Engländer schmollen mit ihrer Königin. Ein Brief aus London. — Das australische Gold. — Der Winter in Berlin. VIII. — Die Wissenschaft im Dienste der Hausfrauen. II. — Georg Forster in Mainz. — Briefwechsel.

Die Engländer schmollen mit ihrer Königin.

Ein Brief aus London.

— — Man klagt über die zu lang ausgedehnte Trauer des Königshauses! Es ist originell, wie man hierzulande alles methodisch behandelt, für alles Regeln, Gesetze hat. Zuerst trauerte mit der Königin das ganze Land, als aber sechs Monate vorüber waren, fand man, daß es denn doch Zeit sei, sich zu trösten, und fing an, der Königin die verlängerte Trauer und Zurückgezogenheit zum Vorwurf zu machen. Jetzt nimmt sein Blatt mehr Anstand, seine Ungeduld einzugestehen, ganz besonders seitdem das Fünftagen Königs 21. Geburtstag ohne Festlichkeit vorübergegangen ist. Das englische Volk hatte gehofft, daß der diesjährige 9. November ein nationales Fest sein würde, und da es sich auch darin betrogen sah, macht es seinem Herzen auf die naivste Weise Luft. Ihre Majestät die Königin kann es seither in allen Blättern lesen, daß man sich zwar „in Demuth ihrem Willen füge", daß ihre Wünsche jedem guten Engländer Gesetz sind, aber sie könne auch versichert sein, daß die Liebe, die man für sie hege, keineswegs geschmälert worden wäre, wenn man dem künftigen Leben der Krone an dem Tage seiner Mündigkeit hätte Ehrenbezeigungen darbringen können. Ferner: Da nun einmal so berechtigte Wünsche und Erwartungen unerfüllt geblieben, so erbitte man sich die Erlaubniß, mit aller Ehrfurcht sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß dem englischen Volke mit nächstem die Gelegenheit gegeben werde, das Versäumte nachzuholen. Damit meine man nicht blos, daß der Prinz einigen Tausenden vorgeführt werden würde (parading the Prince), wenn er die Preismedaillen den Ausstellern im Januar überreichen wird — nein — man wünsche und hoffe ein Nationalfest, an dem alle theilnehmen und den Prinzen sehen können — nicht blos diejenigen, die eine Guinee Entree bezahlen können und von denen die Masse wie Paries fern gehalten sei. Es nahe des Prinzen Vermählungsjahr — das sei der rechte Zeitpunkt für solch ein Fest. Es wird dann zahllose Levees, Drawing rooms, Hofbälle und State performances at the Opera-Houses geben — Das ist alles ganz in Ordnung, aber man verlangt Gelegenheiten auch fürs Volk, etwas zu sehen, zu hören, bei dem die Masse nicht durch die Polizei mit „Platz gemacht" fortgedrängt werde. Die alten römischen Amphitheater hatten sowol Plätze für die Plebejer als für die Patricier und die Gladiatoren rangen nicht blos nach dem Beifall Cäsar's.

Als Georg III. sich vermählte, als sein Sohn mündig wurde, nahm ganz London an der Festlichkeit theil, und als Königin Victoria den Thron bestieg, gab es auch drei Festtage in London, einen Jahrmarkt in Hyde-park und Illuminationen und Freudenfeuer. Jahrmärkte und Freudenfeuer wären seitdem aus der Mode gekommen, aber was bei den Vermählungsfestlichkeiten eines Prinzen, der ein unermeßliches Vermögen besitzt, zu dessen uneingeschränktem Genuß er in einem Alter gelangt, wenn Millionen anderer Sterblicher den mühevollen Kampf um das Lebens-Güter beginnen, und der der künftige König eines Landes sei, dessen Reichthümer so groß wären, daß jene von Indus und Ophir damit verglichen in nichts zerfallen, sich passen würde, und was man deshalb erwarte, sei Illuminationen, freie Theater, blos Gewerbe, Bankets für Arbeitsleute, für Schiffsjungen, Boldaten, Matrosen und sogar — Polizeimen. Austheilung von Eßwaaren und Kleidungsstücken an die Armen u. s. w. Deutlicher kann man doch seine „Wünsche" nicht aussprechen. Wir werden sehen, ob sie erfüllt werden.

Die Auszüge aus den „Stunden der Andacht", die im Auftrage der Königin von Miß Thomson übersetzt und unter dem Titel „Meditations" mit einigen von der Königin geschriebenen Worten versehen herausgekommen sind*), erregen einen Sturm unter den Geistlichen. Sie erklären es einmal über das Maß für ganz unbedenklich, für ganz natürlich, daß die Königin in diesen deutschen „religiösen Betrachtungen Trost gefunden hätte". Die einleitenden Worte „Für Uebersetzung aufgerufen von einer, der im tiefen, überwältigenden Schmerz, in ihnen eine Quelle des Trostes und der Erbauung wurde", seien ungereimtheit von einem schlauen Buchhändler abgefaßt, der mit diesem „Zeuge" gute Geschäfte machen wollte. Währenddessen ist die erste starke Auflage ganz, die zweite halb verkauft und das liberale Blatt „The Daily Telegraph" will muthig für die „Meditations" in die Schranken und gibt Auszüge daraus, nimmt auch zugleich die Gelegenheit wahr, den Priestern, deren erschreckende Unsittlichkeit in letzter Zeit durch mannichfache Beispiele, die vor Gericht gezogen wurden, bekannt geworden ist, einige sehr beachtenswerthe Worte zuzurufen. In einer Nummer, in der

*) Als Neuen mußte jetzt Blatt, ehe es in die Druckerei kam, der Königin zeigen, die dann Abänderungen machte, andere Ausdrücke vorschlug und es ihr wieder zurückschickte.

die kurze Geschichte der Ueberfiedlung erzählt ist (wie die „Stunden der Andacht" schon ein Lieblingsbuch des Prinzen Albert gewesen und wie sie daher ein doppeltes, tiefes Interesse für die Königin haben mußten) und in der viele Auszüge, die sich auf Leb und Jenseits beziehen, stehen, befindet sich folgende Schlußbetrachtung: „Wir sehen aus Obigem nur einen neuen Beleg für die alte Wahrheit, daß da, wo der tiefste Schmerz ist, auch der reichste Trost gefunden wird. Denn während die Thaten des Hasses wie jedes andere Uebel sich selbst zerstören, hört das Werk der Liebe nie auf; und so ist hier die Fülle einer sich wohlbewußten Liebe (der Königin für ihr Volk) bemüht, mittels ihrer eigenen Studien die Thränen anderer Trauernden zu trocknen. Aber durch das vorliegende Buch ist uns noch ein andere Wendung gegeben. Niemand, der das öffentliche Wirken unserer bewundernswürdigen Fürstin beobachtet hat, kann übersehen haben, daß sie ihre Pflichten in keiner oberflächlichen Weise erfüllt, sondern nach der Erfüllung ihrer innersten Bedeutung strebt. Es gehört zu den Pflichten unsers Oberhaupts, Ordnung, Würde und wirksame Kraft bei der Verwaltung der Religion (in the administration of religion) aufrecht zu erhalten — welch hohen Begriff von dieser Pflicht muß diejenige haben, deren Wunsch es ist, daß das englische Volk Folgendes liest (aus den »Meditationen«): »Ein tiefes Sehnen nach dem Göttlichen ist in allen Herzen, in allen Religionen ist etwas Heiliges, aller Augen wenden sich gen Himmel, alle suchen in die geheimnißvolle Tiefe der Ewigkeit zu dringen, aber was für eine traurige Vorstellung haben sie von ihrer Bestimmung, welch einen unwürdigen Begriff von der Majestät Gottes! Sie glauben, daß sie ihre Erhebung auf der Leiter des Geschaffenen durch sinnlose Gebete und kirchliche Ceremonien erkaufen können, während sie wie Sklaven ihrer thierischen Natur leben. Hier auf Erden wollen sie ein Leben der Wollust leben und für das Jenseits berufen sie sich auf die Vermittelung der Heiligen oder die Verdienste Jesu. Dadurch hoffen sie ihre eigene Verherrlichung zu erhalten. Sie möchten sich recht gern ihres Himmels schon hier erfreuen und glauben, daß ihre guten Thaten und ihre Gebete eines himmlischen Lohnes würdig sind; aber sie thun das Gute nur um des Lohnes willen und vermeiden das Böse nur aus Furcht vor Strafe. Und diese Irrthümer werden verbreitet durch Menschen ohne Grundsätze, die da wagen, sich Diener des allmächtigen Gottes, Lehrer der Grundsätze Christi zu nennen.' Und die Behörden (magistrates) sehen die beklagenswerthe Unwissenheit des Volks mit Gleichgültigkeit an und versäumen die Pflicht, bessere Einrichtungen für die Erziehung des Volks zu treffen, damit eine richtigere Erkenntniß der göttlichen Dinge auch unter den ärmern Klassen verbreitet werde.«"

Von anderer Seite wird sogar geltend gemacht, die „Stunden der Andacht" enthielten katholische Grundsätze. Alles weil die Engländer anfangen, ihre Königin meistern zu wollen. Wie wird es nun erst mit den Kindern werden, bis diese alle ihre Bräute und Bräutigams, einige unter ihnen jetzt sogar neue Kronen gefunden haben!

Das australische Gold.

— Als die allgemeine und ursprüngliche Quelle des vielbegehrten Metalles sind goldführende Quarzgänge zu betrachten. Das Vorkommen des Goldes auf diesen Gängen ist aber ohne Zweifel kein ursprüngliches, d. h. kein gleichzeitig mit dem Quarz gebildetes, sondern dürfte als Verwitterungsproduct von goldhaltigem Eisenkies zu betrachten sein. Das Gold ist nämlich fast durchweg auf die obern Theile der Gänge, oft auf deren zu Tage liegende Ausläufe beschränkt. Nachsuchungen in der Tiefe waren meist resultatlos. In Begleitung des Goldes tritt gewöhnlich Eisenoxydhydrat (ein Verwitterungsproduct des Eisens) auf. Gold und Eisen, die beiden Universalhebel der Weltgeschichte, scheinen ihre culturhistorische Allianz also schon im Mutterschooß der Erde geschlossen zu haben.

In der Regel findet sich das Gold in den Gängen bald zart vertheilt und wie galvanoplastisch aufgelegt, bald in größern Klumpen zusammengeballt, aber stets unmittelbar an der Oberfläche, wie der centnerschwere, 5000 Pf. St. werthe Goldklumpen, der bei Bathurst unfern Lambaroora gefunden wurde. Sehr oft läuft das Gold nicht in einem Gange fort, sondern springt durch Querspalten in einen benachbarten Gang über. Stets verliert es sich aber in der Tiefe da, wo ungersetzter Eisenkies auftritt, der an der Oberfläche fehlt, weil er hier eben durch Verwitterung zerstört worden. Das Merkwürdige dabei ist aber, daß der in der Tiefe auftretende goldhaltige Eisenkies nirgends in so großen Massen auftritt, um einen lohnenden Bergbau in Aussicht zu stellen. Bedeutende Bergbauunternehmungen auf Goldquarzgänge sind daher zu Grunde gegangen. Nur die Goldwäscherei an der Oberfläche ist wahrhaft lohnend. Wo das Gold reichlicher vorhanden, wird es stets im aufgeschwemmten Land entweder mit groben Geschiebe- und Gerölllagern oder feinern Kies-, Sand- und Lehmschichten verbunden angetroffen, und zwar an den tiefsten Stellen derselben, unmittelbar über dem anstehenden festen Gestein. Es ist somit ein großartiger, noch heute fortdauernder Waschprocess, den die Natur selbst vornimmt, eine stete Zertrümmerung und Auswaschung der obern goldführenden Gänge, wodurch das Gold den Schichten des aufgeschwemmten Landes und aus diesem der Menschenhand (durch neues Zertrümmern und Auswaschen) unmittelbar zugeführt wird. Als Begleiter des Goldes erscheinen noch: titanhaltiges Magneteisen, ferner Zinnerz; endlich Edelsteine, aber nur in Fragmenten, am häufigsten Topas, seltener Saphir und Spinell.

Von Interesse dürfte die nachstehende statistische Tabelle über die jährliche Production der drei hauptsächlichsten Goldquellen der Erde in Californien, Australien und Rußland sein. Die genauere Goldmenge ist nach Zollpfunden (à ½ Kilogramm) angegeben.

Jahre	productive	Californien Zollpfd.	Australien Zollpfd.	Rußland Zollpfd.
51		17(000)	200(00)	51(00)
52		190000	250000	51(00)
53		200000	205000	37(00)
54		215000	170000	53000
55		21(000)	200000	49000
56		225000	215000	50000
57		225000	180000	50000

raus geht hervor, daß die älteste Goldquelle, nd, am wenigsten, aber auch am gleichmäßigsten irt, die californische in ihrer Ergiebigkeit im men begriffen ist, die australische aber sehr h in der Ausbeutung bleibt. Die Durchschnitts- aus diesen sieben Jahren ist: Für Rußland Pfund Gold jährlicher Production, für Cali- 205(000) Pfund, für Australien 177(000) Gold.

e Gesammtproduction aller drei Goldquellen alb dieser sieben Jahre war aber nicht weniger (000), sage drei Millionen und sechzehn Pfund Gold! Wo sind sie hingekommen? — — nehmende Luxus und die permanenten Kriege darauf die beste Antwort! — —

Der Winter in Berlin.

VIII

Mit der Ankunft der Königin Augusta ist ignal eines geistigern Lebens für unsere sonst ig erfreulicher Stimmung befindliche Residenz Wie immer mit ihrem Einzug in die ihres Palais, werden auch diesmal die ästhe- Ihres ein partie carrée der Gelehrtenwelt be- Freilich wird nur wenigen der Vorzug zu solchen Genüssen zugelassen zu werden.

gegen ist die Zahl der Concerte schon wieder rigen und es sind glücklicherweise die Räume , daß, wer auf dem Altar der Musen opfern auch Einlaß bekommt. An der Spitze musika- Genüsse stehen immer noch die Symphonie- n, die Deutschen Concerte und die Quartett- rie Abende der Gebrüder Stahlknecht, Zimmer- und Genossen. Ueberdieß sind die Liebig'schen ufführungen anerkannt und Herr Robert Ra- ginnt seine Abonnementsconcerte im Saal der demie mit dem 5. d. M. Auch Herr Hans ülow beginnt sein interessantes, man möchte ziell individuelles Klavierspiel.

ßer diesen musikalischen Genüssen macht der Garré durch seine künstlerischen Leistungen reichhaltig. Hier versammelt sich nicht nur die atte des Sportes, sondern die ganze Haute volée . Frau Käthchen Garré, ci-devant Käthchen erobert als „Jungfrau von Orleans" mit r Zauber statt aller Schlachten sich tugend- te Herzen, indessen ihr Gatte im ungarischen rnecostüm auf schneeweißem Rennert sich die erung aller hohen Damen erringt. Außer diesem die Spitze des Ganzen bildenden Paare hat Herr Garré für ein weiteres Personal anmuthiger Damen und kühner Reiter sowie vortrefflicher Pferde gesorgt. Die Krone aller Productionen ist für mich das ebenso geschickte als kühne und graziöse Schulreiten der Frau Garré geblieben.

In den petits comités einzelner Privatsalons machte ein officiöser Artikel der Sternzeitung viel von sich reden, indem er in nicht zweideutigen Worten ein Avertissement Herrn von Bismarck's an das diplomatische Corps enthielt. Man tischte dazu folgende nicht ganz uninteressante Geschichte auf, die ein ganz artiges Kapitel in einem Roman bilden könnte. Zur Zeit des Wechsels eines hier sehr angesehenen Diplomaten, des Ritters Prokesch von Osten, des Schwiegervaters der jetzigen Frau Geßmann, begab es sich, daß derselbe sein Mobiliar verkaufen ließ, darunter seinen Schreibtisch, aus dessen geheimen Fächern er vergessen hatte, eine mit verschiedenen preußischen und außerpreußischen Zeitungsredacteuren geführte — noch geheimnißvollere Correspondenz, d. h. Artikel antipreußischer Gesinnung — herauszunehmen. Da es hier nicht ungewöhnlich ist, daß das elegante und doch nur wenig gebrauchte Mobiliar eines Gesandten gern in die Wohnung und das Besitzthum eines andern höhern Beamten übergeht, dessen Gattin auf diesem Wege um ein Bedeutendes billiger für den Schmuck der Einrichtung des Hauses sorgen kann, so kam besagter Tisch inclusive seiner Papiere in die Hände eines solchen, der, was auch noch so fein gesponnen war, an das Licht der Sonnen brachte. Da nun in neuester Zeit eine an dieses Ereigniß sich annähernde Thätigkeit hoher Diplomaten beobachtet worden war, so säumte man nicht, die untergegangene Geschichte ein wenig aufzufrischen, als ein avis au lecteur. Gegenwärtig gehen die Tagesblätter schon etwas kühner vor und bezeichnen den ***schen Gesandten eine Art Geldaristokraten vom feinsten Wasser, als einen Zeitungscorrespondenten solcher Artikel, die dem hiesigen Cabinet durchaus mißfallen. Auch ***'s Gesandter, der überaus liebenswürdige Graf N., wird als ein Hauptcorrespondent der „Kölnischen Zeitung" über die auf Italien bezüglichen Resolutionen bezeichnet. Dabei soll er namentlich das jüngste Sendschreiben des Herrn von Bismarck hinsichts der beschränkenden Bedingungen, unter denen Preußen die Anerkennung Italiens hat erfolgen lassen, angegriffen haben. Der geschickt redigirte Artikel sollte einerseits die katholische Partei beschwichtigen und interessirt darlegen, daß bei so bewandten Umständen dem Stuhl Petri kein Bein ausgeschlagen werden sollte, andererseits sollte derselbe eine Connivenz für Frankreich sein. Nehmen wir dazu noch die Erinnerungen, die über die Thätigkeit des Marquis de Moustier zur Zeit des Krimkriegs an den Tag kamen, so begreifen wir, daß es kein Wunder ist, wenn ein vielfaches Flüstern durch jene exclusiven Kreise sich mehr und mehr verbreitet. Annehmen kann man, daß über kurz oder lang nicht

nur Frankreich, Rußland und England, das und in Herrn Buchanan seinen neuen Botschafter, der früher im Haag war, versendet und dessen Staatswagen, Wagen und Diener in ungewöhnlicher Schönheit und Eleganz bereits hier eingetroffen sind, seine neuen Grüßen sendet, sondern auch einige andere Staaten einen gleichen Wechsel werden eintreten lassen, um die entente cordiale in seiner Weise zu stören. Ja, ja, die Diplomatie ist und bleibt ein überaus gefährliches Element.' — —

Die Wissenschaft im Dienste der Hausfrauen.

II

* Schon im vorigen Jahre erregte die in Liverpool befindliche Fabrik die Hauptsächlichste Eis produzirte, großes Interesse, da dieselbe nicht über das bloße Experiment des Laboratoriums hinaus, wirkliche Eisplatten von 2 Zoll Dicke lieferte. Dieselben wurden durch Verdampfung von Aether hergestellt und 30—60 Centner wurden täglich fabrizirt. Die Zeit des Gefrierens dauerte 2½ Stunden und das Pfund Eis wurde mit einem halb pfennig (5 Pfennige) bezahlt; kaufte man größere Quantitäten, so wurde es noch billiger berechnet, während das aus Amerika bezogene 10-a doppelt und dreifach theurer war. Jetzt begegnen wir auf der Weltausstellung in London der Siebe'schen Dampf-Eis-Maschine und sahen sie vergnügungsweise von Damen umlagert, deren praktischer Sinn sofort die Tragweite dieser herrlichen Erfindung ermißt. Wer vor diesem Apparat, in einer Wärmetemperatur von 15—18 Grad Réaumur welche theils durch die eindringende Sonne, theils durch Dampfleitungsröhren, die durch den Raum gehen erzeugt wird, steht und die großen Stücke klaren Eises herausnehmen sieht, während er mit einem Auge gesehen, daß man kurz zuvor reines Wasser in die Gefäße gab, dem kann man es nicht verargen, wenn er hier an Zauberei glaubt; — es ist auch eine solche und die Zauberin, die es schafft, heißt „Physik". Nach ihren Gesetzen verdampft jede Flüssigkeit um so leichter, als der Luftdruck unter dem sie sich befindet, vermindert wird, und jede Verdunstung verschlingt so viel Wärme, daß die Kälte schnell zu fester Bildung kommt. Wir sehen, daß eine Luftmaschine eine Gasart Luftpumpe in Bewegung setzt, welche den gegebenen Raum sehr luftleer macht. Diese somit verdünnte Atmosphäre verwandelt sich in diesem Raume schnell in Dampfform, sobald sie ihrer nächsten Umgebung die Wärme entzogen hat. Diese nächste Umgebung besteht in einer Quantität sehr starker Salzauflösung, welche nun ihre Wärme verliert, bis mehrere Grad unter Null erkaltet — denn zum Gefrieren kommt sie schwer —, da nun Wasser nach Belieben durch eine kurze Röhre in den Apparat geleitet, wenn die Gefäße mit Wasser stehen, welches sogleich bei der Verdünnung der unter Null gekühlten Salzauflösung sich sofort in Eis verwandelt. In dieser Weise gewinnt man in schwerflüssiger Construction durch mechanische Kraft die Natur, dem Wasser Wärme zu entziehen und leitet der hohen Temperatur es in Eis zu verwandeln. Natürlich hat man die Apparate vor allen wärmeleitenden Strahlen geschützt.

Von wie segensreicher Wirkung diese Erfindung sein kann, begreift sich in Nordamerika vielleicht weniger als in England; am meisten aber entzückte die Erfindung einen in Indien stationirten Arzt. Welche Wohlthat, in die Spitäler den am Sumpffieber verbrennenden Kranken auf diese Weise nicht nur Linderung, sondern auch Heilung seiner Qual zu bringen, indem man kühle Luft durch Auflösung von Eisstäbchen um ihn her bereiten kann. Die englische Regierung hat auch sofort infolge dargelegter Herstellung der Wichtigkeit der Erfindung hinsichtlich der Gesundheitspflege in den Militärkrankenhäusern in südlichen Klimaten Maschinen von der größten Dimension bestellt, die zur Verwendung in den indischen Spitälern kommen sollen. Auch hier lässt die Fabrikation weniger als das per Schiff herbeigeholte Eis. Die weiteren Vortheile werden sich in den Schlachthäusern zeigen, wo es sehr darauf ankommt, eine niedrige Temperatur zu haben und das Fleisch, das zum Schlachtgewicht gelangen wird, möglichst kalt in die Hotelküchen zu bringen, wodurch es um in jeder Beziehung wohlconservirter bleibt. Hat aber erst jede Stadt und jedes Städtchen seine Siebe'sche Dampf-Eis-Maschine, dann, ihr Hausfrauen, seid auch ihr in Küche und Keller besser daran! Wie die Milchfrau, so bringt auch der Eismann euch täglich einige Pfund Eis, die Sahne wird nicht mehr sauer, die Butter bleibt im Sommer hart und der Hausfriede ist gesichert, denn auch — der Champagner kann kalt stehen!

Georg Forster in Mainz.

* Professor Klein in Mainz weist in einer Broschüre die Anfeindungen zurück, die derselbe auf dem letzten Schillertage Professor Meinhardt den Manen Forster's brachte. Gewiß ist wohl, daß sich über manchen willkürlich gestempelten Vorgang der Geschichte, manche Persönlichkeit der Literaturgeschichte, manchen Gedanken der Gegenwart bei uns sehr bald eine Mode-Phraseologie zusammenzieht, die bei der Annahme der voneinander abschreibenden und abdruckenden Zeitungen nur mit der größten Schwierigkeit wieder auszutreiben ist. Seit dreißig Jahren kann man in Deutschland über viele Dinge und Personen nur sagen: Unsinn, du Kopf, und mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens! — in dies Gebiet der Nachbeterei gehört denn allerdings auch die zu weit getriebene Apologie Forster's — Nur kommt uns die Entrüstung des Professors Klein doch heutzutage weniger deutsch als — ein wenig großbritannisch vor.

Briefwechsel.

— — Sie wollen unsere eventuelle Meinung hören? Gut, es geschehe. Aber öffentlich werden wir sie nicht bemerken. Private Meinungen sind nicht privative. Letztere werden „brauchbar" sein.

— A. B. in N. In Ihrem Gedichte drückt sich poetische Empfindung nicht aus. Prosa und eigenthümliche Schreibung sind, prosaisch in sich selbst unwahr. Die Verwendung bringt noch zu sehr auf Komik und Ironie.

(Ausgegeben am 11. December 1867.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

te Folge. Zweiter Band. **Nr. 51.** Wöchentlich 1½ Bogen

lt: Englisches „Hoch Leben“. — Erinnerungen eines deutschen Offiziers auf einem Besuche Londons in den Tagen des Prinzen Albert. — Die Verwaltung der menschlichen Kräfte. — Zur Kulturgeschichte. Von Dr. P. Wilhelm
II. — Schweizer Bilder. I. Von M. Norden. — Gedichte von Theodor Creizenach. — Der Arzt des Leibes
Schicksale Stumme“. — Vermischte Schriften. VIII. — Für den Weihnachtstisch. II. — **Neues aus der Welt**

Englisches „Hoch Leben“.

ollte, wie der Dichter die Muse, zuvörderst
e Legenanaste apostrophiren. Ihr und ihren
ebungen verdank ich die von meinem Stand-
t aus nicht einem jeden mögliche Chance auf
Ocean des englischen High-life bis nach
meral zum Landing der Königin hinan.
Die Macht meines Paßpartout exprobte ich
unterwegs. In Revieres genügte ein Blick
Beamten darauf, mein Gepäck uneröffnet zu
n. Als am Katharinenwerft, wo wir an-
n, alles Mitgebrachte anzurühren und unter-
wurde, fielen die Douaniers sofort die
Artigkeiten an meine Habseligkeiten. Hier, nach-
ich zwei Stunden lang, weil vor Woolwich
in einem Gewühl von Schiffen gefahren war,
mir der erste betäubende Eindruck von dem
ischen großartigen Marinewesen und seinem
olge. Noch ehe wir landeten, kamen eine
r Gepäckträger auf uns zu. Koffer und
en flogen um uns her. Man schrie, man
te, man schleppte das Gepäck die schmale
ppe hinan auf die Wagen. Nun konnten wir,
erthalb Stunden lang durch ein Gewühl von
ten, Wagen und Menschen hinfahrend, London
weise schon flüchtig in Augenschein nehmen.

Ich eilte zu Freund W. und bekam dort auch einen Vorgeschmack der englischen Küche. Aus dem Chaos dieses ersten Tags entwickelten sich nach und nach die riesigen Erscheinungen, die meinem Geiste ewig vorschweben werden.

Aus den Schiffen aller Welt erhoben sich meinem Staunen die „Majestic“, „Victoria-Albert“, der „Great Eastern“ und „Himalaya“. Ich diniete auf einem derselben. Die silberblinkenden Tischglocken wuchsen mit den ungeheuren Braten darunter; das Silber wurde zuletzt Gold — die Trinkgefäße, voll Sherry, Portwein und Hungerwein, verwandelten sich in champagnerschäumende, unerschöpfliche Wasserglaser und Ungarpokale; hairwuasgrene Weinbeeren, Ananas und andere kostbare Früchte zierten sich im tiefen Norden zu den Tafelgenüssen. Nur die Kaviarpyramiden-Perlen und -Suppen wollten meinem deutschen Geschmack nicht zusagen.

Auch was man den Augen zumutete, war mir neu und ungewohnt. Die meilenlangen Straßen der City, Trafalgar-Square, Oxford- und Regent-Street, Strand und Piccadilly erschöpften die Kraft des exercitirtesten Ausgängers. Ärztlich auch der unwiderstehliche Reiz in den Prachtladen, hinter Glasscheiben Armuten, und das gefahrvolle Durchschlüpfen zwischen dreifachen Wagenreihen

spannt ab und ermudet. Ich nahm meine Zuflucht zu einem Omnibus und — wurde in diesem Augenblicke ausgerufen von meinem Freund und Gönner, der mich bei M. erwartete. Er nannte mich den Stand der Erniedrigung und führte mich nun in seine Welt hinüber.

Zuerst in die Herrenstube der Verwandlung — in seine Garderobe. War ich auch gut equipirt, in seine Regionen war' ich doch nur als unmediscker deutscher Faust vor der Metamorphose eingetreten. Ein Hut à l'Anglaise für 6 Thlr. 15 Sgr. setzte dem neuen Dandy die Krone auf. Er hatte recht. Wie hätte ich denn auch noch den Fuß anders als in Glanzstiefeln auf die Marmortreppe des Lord Charles Clinton setzen können! Die Beinkleidung, in Firnis, gepudert und mit Glacehandschuhen, hätte mich von oben bis unten betrachtet.

Der Lord — ein Bruder des Herzogs von Newcastle — war mit der Lady allein. Und doch — welch ein Frühstück! Wir mußten ohne weiteres Platz nehmen und wurden dann auch schon zum Dinner geladen. Die Pracht der Umgebung, der Reichthum, die Fülle des Genusses kann ich nicht beschreiben.

Von da ging es in einen Club. Marmorstufen führten auch hier zu zahllosen Zimmern und Bibliotheken, zu einem Glanz, einem Comfort, wie ich nie gesehen, nie geträumt. Auch hier war alles Geschirr Silber und die Aufwartenden gingen in Gala.

Von dort ins Druryland-Theater, wo Concert war. Das englische Publikum ist in seinem musikalischen Geschmack bescheiden. Die einfachsten, bekanntesten Stücke, z. B. ein Duett aus „Don Juan", waren Hauptnummern des Programms. Jede Sängerin wurde gerufen; am Schlusse erfolgte noch eine wahrhaft specifisch englische Scene. Ein berühmter blinder Geigenspieler, Sicco, sollte sich hören lassen. Der Director trat vor und entschuldigte: „Ladies and gentlemen! I am very sorry to inform you, that Mr. Sicco can't have the honour —". Furchtbares Brüllen, Zischen und Schreien von der zweiten, dritten und vierten Galerie herab. Der Sprecher setzte unabgeschreckt wieder an: „Ladies and gentlemen! It is not my —". Man ließ ihn nicht ausreden. „Hurrah! Bravo, Roxburne!" erscholl es mit donnerndem Jubel. „Ladies and gentlemen! Mr. Sicco is —" „Where is Sicco? He must play! Damned fellow! Sicco! Sicco!" Unermüdlich begann der Director wieder: „Ladies and gentlemen! Mr. Sicco is not here —" Einzelne Stimmen: „Where is Sicco? I'll tell you, where he is!" Jubeln und Stampfen. „Ladies and gentlemen!—" „Hurrah!" Orangenschalen flogen auf die Bühne. „Roxburne (wahrscheinlich der Director), we will have Sicco!" Endlich erschöpft, besiegt, zieht sich der Sprecher zurück und — lacht. Da trat eine gefeierte Sängerin auf und begann mein Lieblingslied: „Home sweet, home!" Gebrüll und imitirtes Weinen unterbrach es. „Damn soon! We won't hear your song! Go on! No, not!" Sie mußte abtreten. Das Parterre klatschte, die Galerieen heulten und schrieen. Für Sicco wagte es nun der erste Violinspieler mit dem „Carneval". „Bravo! Bravo!" Aber kaum begannen die Läufe in die Tiefe des Instruments, als auch sogleich diese Baßtöne nachgemacht wurden. Auf einmal fiel das volle Orchester mit dem Finale eines Galops ein und brachte überdröhnend das Concert zu Ende. Und vor solch einem Publikum singt eine Grisi, Piccolomini, ein Mario, Formes in Her Majesty's-Theater, Lucca u. s. w. Donna Anna, Zerline, Octavio und Leporelle unsere großen Mozart, seiner würdig!

Nun führte uns der Dämon, der uns lockte, alles kennen zu lernen, in eine ungeheure Trinkhalle, eine Art kolossalen „Auerbach's Keller". Auch hier war eine Bühne, wo Naturfänger und Komiker sich hören ließen in einem Genre, der mit dem eben zur Ruhe gebrachten keineswegs contrastirte. Das reizende Frauenbild in der Herrenstube fehlte nicht. Es wurde uns lebensgroß in und mit einer Réunion vorgeführt, die nur den Cheveliers der höchsten Familien, Lords und Grafen zugänglich war. Hinter dem Büffet blendete das Auge zunächst die blendende Garderobe und Beleuchtung an. Ringsum alles Gold und Sammt. Erst gab's eine Komödie, dann ein Souper, den feinsten Sect in großen Gläsern. Tanz dann bis zum Morgen. „Den Finger auf den Mund!" hieß es freilich. Diesen Finger, strahlend und blitzend von Diamanten, Smaragden und Rubinen, ich glaubte ihn auf dem Munde all der Feen zu erblicken, die in dem Glanzrahmen sich reizend bewegten. Die eine dieser Tänzerinnen trug ein Armband, das 750 Thlr. gekostet hatte, wie mein Führer genau wußte und — wissen konnte —

Doch für Einen Tag genug, übergenug! — —

Am folgenden Tage waren wir bei Lord Clinton Dinner. Französische Gänge hielten ihren Aufzug

was werdet Ihr thun, um durch Euer Herz, Eure Tugend, eine freundliche Uebereilung des Geſchickes wieder gut zu machen?

Frau Thompſon.

Ach — geh — das alte Lied —

Thompſon.

Tauſendmal geſungen und heut zum Letztenmal. Ueberwindet Euch oder ich (etwas ahnen laſſend) ich überwinde mich.

Frau Thompſon.

Schämt Euch, vor — den — Fremden!

Thompſon.

Fremden? die in acht Tagen die Erben meines Fleiſches ſein wollen? Nein, nein, nein, ich will nicht im Zorne reden. Weib, Kinder, ſtoßt meine liebende Hand nicht zurück; verhöhnt mich nicht, den Schöpfer Eurer Freuden nicht. (Er macht einen Gang durch's Zimmer.) — — Ich, der reiche Thompſon, bin eines armen Landmanns Sohn. Meinen armen Vater hab' ich nie geſehen. Die Mutter lebte dürftig von Allmoſen, lag vierzehn Jahre gelähmt im Bett — und wir ſieben Kinder mußten die Reih' herum in den Häuſern guter Freunde uns ſättigen. Meine Brüder ſtarben jung, eine Krankheit raffte meine Schweſtern fort; ich der Jüngſte, der Letzte, das Einzige, was meiner Mutter übrig blieb,

in blinkenden, immer wechselnden Silberschüsseln, die Braten unter entsprechend langen Silberglocken, bei dem Duft immer frischer Weine. Ich saß neben der Schwester des Bischofs von London.

Doch hinaus! Immer weiter, „immer tiefer ins Leben!“ mit meinem — Mentor zur Seite. Das Leben ist doch schön! Wer mit Bienenweisheit nur den Honig saugte! Nun, ich ließ so viel wie möglich das Gift darin. Wer hier nur genug Ausdauer dazu hätte und — kein Schlafbedürfnis! Keine Nacht vor 2, 3 Uhr kommt man nach Hause. Dort präsentirten dann Silbereller und niedliche Körbchen die Einladungen schon wieder für den nächsten Morgen zum Ausfahren — Ich wähle von den vielen Privat- und öffentlichen Bällen, die ich besuchte, besuchen mußte, nur zwei probeweise zur Erwähnung. Auf dem einen konnten nur die Augen tanzen, von Aug zu Aug, von Rosen zu Lilien, unter Dolden von blitzenden Edelsteinen blühend, brütend, schmachtend. Die Füße waren eingepfercht in dem Gewimmel, kaum zu bewegen. Die Unzahl der Uniformen imponirte mehr durch Ueberladung von Schmuck als durch die Eleganz ihrer Träger, mit netten Ausnahmen jedoch. Der Eintritt kostete 4 Thlr. Dafür war Essen und sogar Trinken frei. Gegen 2 Uhr hatte ich das Schaugericht satt und drückte mich seitwärts durch die Büsche, meinem Cicerone vertrauend, nach Hause. Der andere war ein Privatball. Daran ein fabelhaft prächtiges, nicht zu beschreibendes Diner. Nur Offiziere bei Tische, deren Bekanntschaft mir Einladungen zu Fuchsjagden einbrachte. Hier kam es zum erdentlichen Tanzen und manche elektrische Berührung von Hand und Blick suchte und wirkte nachhaltig vor. Einen dritten Ball erwähn ich nur, weil er der fernhaftigste war. Das Zimmer war in ein rothbleibenes Zelt verwandelt. Die wol 20 Schritte langen Wände bildeten einen Wald von Kamelienbäumen, Rhododendren u. s. w. in einem Strome des Lichts, das von oben herabfiel.

Aber auch eine Landpartie sei erwähnt! Ich begreife, wie die Stadt an Genuß noch überboten werden kann. Ein reicher Bankier hatte uns auf eins seiner Landgüter in der Nähe von Richmond eingeladen. Nennen will ich ihn nicht, denn er nationalisirte und politisirte exzentrisch. Der Mann hat die Kleinigkeit von (XXXX) Pf. St. jährlicher Einkünfte. Danach ist die Pracht seiner Einrichtung, Villen, Gewächshäuser und Ställe für 2 der schönsten Paradepferde zu bemessen. Er ist sehr bewandert in der deutschen Literatur und deckte schonungslos die Blößen unsers Vaterlandes auf. Bizarr waren seine politischen Ansichten. Er wollte Oesterreich nach Ungarn, Siebenbürgen u. s. w. verbannt wissen. Preußen sollte mit den übrigen deutschen Staaten vereinigt werden. Daß Preußen jetzt so viel Geld (XXXX) Pf. St. jährlich) durch die Heirath des Prinzen mit einer englischen Prinzessin bekäme, schien ihm ein Dorn im Auge zu sein. Er war eben ein Kaufmann. Dann erklärte sich auch seine Antipathie gegen Deutschland. Es war ihm nicht gleichgültig gewesen, daß 1848 die Deutschen in Jütland standen. Er hatte Dänemark (XXXX) Pf. St. vorgeschossen. Er war ein geborener Däne.

Begreiflich auch wurde mir, wie die vornehme Welt aus all den Vergnügungsstrapazen der Saison nach den Bädern sich sehnen kann. Ich theilte dieses vornehme Gefühl. Auf der Great-Western-Bahn fuhren mich abermals der Zaubermantel eines Greifvogels mit rasender Schnelle — eine englische Meile in einer Minute — nach Bath. Ich kannte den Namen bisher nur von dem feinen Briefpapierstempel. Bath entspricht ganz dieser feinen glatten, zierlichen Firma, soviel ich im Mondenschein sehen konnte; denn Schmetterlinge bei Tage, von Blume zu Blume des Genusses, der Besuche, der Tafelfreuden flatternd, konnten wir nur nachts als Phalänen durch die Straßen und Gärten, voll blühender Bäume sehen, schwärmen. Alles Granit, bizarr, groteck umher, um die stattlichen Häuser ein hintereinander zauberischer Kessel fürstlicher Romantik! Einladungen über Einladungen! Aber auch die — zur Kirche, von der alten, hochehrwürdigen Tante. Sie predigte in unser Gewissen wie Kätzchen in Kauf hinein. Es half denn auch. Wir setzten wenigstens an; aber — der alte Adam widerstand. Ach! Nichts langweiliger auch als ein englischer Sonntag! Da laß ich mir eher noch die täglichen Früh- und Abendtoiletten und Gebete in der patriarchalisch englischen Haushaltung gefallen. Da hab' ich doch ein nützliches, interessantes lebendes Tableau vor mir! Der Abend-Prayer ist das beste Schlummerlied. Das sämmtliche Dienstpersonal spricht den Chor. Manchmal gibt's eine aufregende exegetische Scene. Einmal fuhr mein orthodoxer puritanischer Vetter K. während des Prayer unwillig auf und erklärte mit seinem Verdruß über eine Stelle derselben. „Werden Sie nicht“, wandte er sich an mich, seinen geistigen Hirn, „wenn Sie den Vater beleidigt haben,

ſich, um es wieder gut zu machen, an den Sohn wenden?" — Das Gebet war ihm zu direct an Gott den Vater gerichtet.

Die Centripetalkraft der Weltreſidenz ſiegte und ſo rollten wir wieder in den millionenbelebten, tauſendfarbig coloritten und ſchattirten Ocean der londoner Welt zurück. Hatten wir doch die Baſis des großbritanniſchen Reichs, die politiſche Trägerin des Ganzen, St. James, noch nicht berührt, das Quadrat der Hypotenuſe mit den beiden — „Gabetten" nannte es mein muthwilliger Freund. Ich hielt meine Richtung dahin und zwei mächtige Flügel, die hinaustragen konnten und ſollten, zwei Empfehlungsbriefe, die mir um vieles Pfund feil waren. Ich entfaltete ſie und beſchloß über Portman-Square und Prußia-House in Carlton-Houſe-Terrace dieſem Ziele zu nahen. Bald ſtand ich vor der gaſtlichen Pforte meines erhabenen Landsmanns, des Prinzen Eduard von Sachſen Weimar, der mich mit Huld und wohlthuendſter Gemüthlichkeit aufnahm. Ich hatte ihn ſchon früh in St. James bei der Heerſchau zu Ehren des königlichen Geburtstags, an der Spitze der den preußiſchen Gardes-du-corps ähnlichen Life-guards im langſamen Paradeſchritt feierlichſt vorbeimarſchiren ſehen, ihn und den Erbprinzen von Meiningen, der bei ihm wohnte; auch den berühmten Lord Cardigan, der daſſelbe Pferd ritt, das er bei Balaklava gehabt. Der Prinz empfahl mich dem königlich preußiſchen Envoy (zum Amboßadar), Grafen Bernſtorff. So gelangte ich zur Ehre, bei Hofe vorgeſtellt zu werden und nach Aldershott ins Lager dem engliſchen Generaliſſimus Cambridge zu folgen.

Doch ehe ich zu dieſem Gipfelpunkt des engliſchen geſelligen ... und erzählend femme — mit Uebergehung aller der Manſionen, die durch die Paläſte der Lords und Grafen, zu Herzoginnen, noch führten —, muß ich bei einem charakteriſtiſchen Vergnügen der Engländer verweilen. In Bath ſchon hatten wir die Zuſage eines Wagens zu dem großen Derby-Rennen erhalten, unſerer vier, jeder für ſeinen Antheil zu 1½ Thlr. 10 Sgr. — ſage achtzehn Thaler der Viertelsplatz — Dabei waren die Koſten für Dienerſchaft, Champagner u. ſ. w. nicht gerechnet. In Summa konnte die Partie 10 Pf. St. betragen. Schon jetzt glänzte in den Zeitungen eine Wette, 2000 Pf. St. gegen 60 auf ein Pferd. Neun Wettluſtige hatten ſie bereits angenommen. Von dem Wettrennen in Bath, dem ich mit dem Count und Lord Beresley auf einer Tribüne vor einer unabſehbaren Maſſe Zuſchauer, ſchreiender, fluchender Gentlemen, Roués, Officiere u. ſ. w. beigewohnt hatte, ſollte ich keinen Schluß auf das Derby-Rennen machen. Und doch konnte unſer Wagen dahin durch alle die Reiter, Karren und Frachtwagen voll Menſchen kaum durchdringen. Der Duke of Beaufort kam für ſeine Perſon allein mit zwei Vierſpännern und einem Fourragewagen. Und doch ſollte das nichts ſein gegen das Derby-Rennen in London! Der Verſicherer war freilich verſtimmt worden; er hatte im Wetten 5 Pf. St. verloren und ſein Taſchenbuch war ihm geſtohlen worden — „Das Geld iſt nur Chimäre!" — Es blieb aber wirklich das Rennen in Bath hinter dem londoner zurück. Bei der Hinfahrt zu dieſem war die breite Straße von einer drei- und vierfachen ununterbrochenen Wagenreihe auf drei deutſche Meilen weit ganz bedeckt. Zwei Drittel der Menſchenmaſſe war außerdem mit der wohlfeilern und ſchnellern Eiſenbahn dahingeeilt. Aber alles Faſhionable, die halbe Armee und die Gluts, hatten das halsbrecheriſche Vergnügen des Selbſtfahrens vorgezogen. Fahren verſteht der Engländer, wie dieſe Kunſt nur irgend möglich iſt. Trotzdem ſtürzte mancher Gig und Karren und Zerquetſchungen kamen häufig vor. Ein großartigeres, haarſträubenderes Schauſpiel wie zu Epſom kann ich mir nicht denken; ebenſo wenig kann ich es ganz beſchreiben. Hunderttauſende von Menſchen, im Wagen und zu Fuß, bedeckten die gegenüberliegenden Hügel des Schauplatzes. Wehe, wer ſeinen Wagen verlor! Er hätte eine Nadel in einem Heuwagen geſucht. Es liefen 34 Pferde. Blink-Bonnie, ein bis dahin obſcurer Renner, auf welchem 200 Pf. St. gegen 1 gewettet war, gewann den 1000 Pfund-Preis. Sir Peel verlor dadurch 150000 Pf. St. Die Rückfahrt war langſam, über drei Stunden lang in der Nacht und lebensgefährlich durch die allgemeine Trunkenheit und das Durchgehen der Pferde. Wir wurden unter anderm handgemein mit einem Kerl, der uns ſchlechterdings mit der Peitſche aufgaben wollte und nur nachließ, als wir ihm nothgedrungen faſt den Schädel einſchlugen. In derſelben Nacht hatten wir noch einen Commers bis zum Tageslicht. Und doch war ich um 3 Uhr wieder bei der freundlichen, liebenswürdigen Lady Jerſey. Dann ging's in den Hydepark —!

Doch nun zum Allerheiligſten der engliſchen Loyalität, zum Drawing-room der Königin! Wie an der Schwelle beim Debut in London, ſo zog ich mir auch hier eine Nase zu. Dort kam ich

im Omnibus, hier in einem Cab an. Seine Excellenz, mein freigebiger Patron, tadelte deshalb seinen Diener. Abscheulich heftig und wie eine Furie humpelte meine einspännige Karrete dem Prachtzuge des Gesandten nach. Die Kleinen kommen oft leichter durch. Während die goldstrotzenden Galawagen am St.-Jamespalast stundenlang warten mußten, schlüpfte ich durch die Gefälligkeit eines deutschen Gesandtschaftsattaché ins Gesandtschaftszimmer und drängte mich dann zu meinem Protector hindurch. Eine Minute darauf begann die große Paradevorstellung vor der Königin. Prinz Albert, der damalige Prinz von Preußen, Erbherzog von Oesterreich und ihr Dienstpersonal umgaben sie. In vorschriftsmäßiger Distance, im Reglementsschritt, defilirte zuerst die junge, leichte Avantgarde der Vorzustellenden einzeln vorüber, darunter ich, jeder mit fünf Verbeugungen. Daran war ich gewöhnt. Hatte ich keinen ungewebelten Cavalleriepallasch, so stolperte ich auch nicht darüber. Mancher Lord in scharlachrother Generalsuniform lieferte farbenhaltig in dieser Hinsicht unfreiwillig ergötzliche Impromptus. Alle Serien Uniformen, von den malerischen der Scottish-fusiliers (Hochschotten), der Yeomanry und den geschmackvoll prächtigen der Cavalerie bis zu den komischen der Lords und Gemeinen vom Parlament, gingen so vorüber. Für manche Gangart schien mir das rechte Wort erst noch erfunden werden zu müssen. Der Zug muß ausgesehen haben wie eine Musterkarte, wo sich beim Aufrollen eins um das andere verrückt, was uns wie die deutschen Prinzen höchlich amüsirte. Mein englischer hoher Freund, der zum ersten Mal am Hofe erschien, mußte feierlich die Hand der Königin küssen. Nach zwei Stunden war das glänzende Spiel der Etikette für mich zu Ende. Eine Epilede und ein Epilog folgten ebenbürtig darauf, in Holderness-House zunächst, dem schönsten Palaste Londons, wo Lady Londonderry wahrhaft thront. In der Halle unten empfing uns musicirend die Lifeguard-band. Die drei breiten Treppen hinauf waren voll glänzender Damen. Wir drängten uns durch, wenigstens die Zimmer zu sehen. Sechs oder sieben, eins immer schöner als das andere, strahlend wie aus „Tausendundeiner Nacht", nahmen uns auf. Riesige Bouquets, von Moosreifen aus, bedeckten die Tische. Tagwachen zählte ich sieben Vasen vom schönsten Malachit, Geschenke des Kaisers Nikolaus, mit seiner Inschrift. Die Wände zwischen den goldstrotzenden Möbeln waren eine Gemäldegalerie aller deutschen Potentaten. Die Hausfrau sahen wir kaum. In Schwarz gekleidet, mit einem großen, breiten Diamantenbiadem und einer Schärpe in Brillanten, war sie kaum anzusehen und unsere Augen waren doch ziemlich lichtgewohnt. Ihr Dinner wurde uns unmöglich. Dafür nahmen wir Quartier in einem der unteren Säle, von den reichservirten Refreshments überall nur Selterwasser und Champagner wählend. Das Dinner holten wir nach auf dem Ball der Lady in Belgraveschaussee und kamen — gegen 4 Uhr früh nach Hause.

Das Ensemble gewissermaßen aller dieser Glanzerscheinungen fand ich dann auch noch auf dem Ball bei der königlich preußischen Gesandtschaft in Prussia-House. Das an sich schon große und sehr schöne Haus war durch gemiethete zwei andere Häuser erweitert und durch [illegible] Lampen illuminirt worden; der angrenzenden Gärten in Zelte verwandelt, strahlten sternenhaft. Nur drei Personen bewegten sich in den glänzenden Räumen, aber es war die feinste Gesellschaft, fast nur aus Herzoginnen bestehend. Die Königin erschien mit ihren Hofdamen, begleitet von einer Escorte des Regiments der Lifeguards und ganzen Escadrons Fackelträgern. Es war eben die Galauniform des Hofs um die Majestät des Thrones. Musikbanden vor dem Hause, im Garten, in der Halle und den Ballsälen hatten die Aufmarsche begrüßt unter dem Hurrah einer zahllosen Menschenmenge. Es war für mich in mancher andern Hinsicht eine Epiode. Wie ich in St.-James manche hohe Graduirte vor mir gehabt hatte, Philosophen, weil Schweigende, stolz Herabsehende oder Aechter in schulgerecht vornehm zuwartender Stellung, die ich erst durch meine linguistischen Paraden und Finten in ihrer starren Attitude desorientiren mußte, so hier den Major von A., dessen Schriftübername mir in der Person seines Verwandten oft vorgekommen war. Dort im kleinen, schlichten Cab hatte mein gutes Englisch mit deutschem Stolz Platz gefunden und hier fand mir noch etwas mehr zur Seite. Während der Major nota in das Glanzgewühl der Un magnorum gentium patte singend schaute, Kurz machte, wenn eine Dame vorüberging, und suchte, wenn er Rippenstöße bekam, hatte sich in seinem Erstaunen der Lieutenant minorum gentium eine Rose und führte sie in die Contrelle, links dem Prinz-Regenten, schräg gegenüber der Königin, zur Rechten des Prinzen von Preußen. Außer ihm und einem englischen Husaren tanzten

nur Künſtlichkeiten. Die „Meyning-Poſt“ brachte alle Details, alle Namen.

Ja, in London, wo alle Herrlichkeiten der Welt und ihrer Reiche vertreten ſind, genügt es nicht, am Champagnerriſche blos ſich hinzudrücken. Der Aufgeblaſenſte und der Gehaltvollſte ſäßen ihr Verſchwinden. Dort gilt es, ſich nicht ganz zu verlieren, ſondern mit Muth und Geſchick die glänzendſte, ſeltenſte Gelegenheit zu einem Eindruck fürs ganze Leben feſtzuhalten.

Die Verunſtaltung des menſchlichen Körpers.

Zur Culturgeſchichte
Von Dr. Wilhelm Theile

II.

Die Nägel ſtimmen darin mit den Haaren überein, daß der fertige Theil des Nagels gleich dem frei vorragenden Theile des Haars gegen mechaniſche Eingriffe durchaus unempfindlich, die Vereinigung des Nagels mit der Haut, gleich der Wurzel des Haars, mit Empfindlichkeit ausgeſtattet iſt. Da aber die Vereinigung des einzelnen Nagels mit der Haut nicht an einer punktförmigen Stelle, ſondern in ziemlich großer Ausdehnung ſtattfindet, ſo geſtaltet ſich das Ausreißen eines Nagels, wozu die Chirurgie bisweilen greifen muß, zu einem der ſchmerzhafteſten Vorgänge. So wird es begreiflich, daß eine culturmäßige Ausrottung der Nägel, etwa nach Analogie des Bartausrupfens, nirgends vorkommt, wogegen eine künſtliche Beſeitigung des frei vorſtehenden Nageltheils, das Analogon des Haarverſchneidens, ein überall verbreiteter Gebrauch iſt. Dieſes Nägelbeſchneiden muß ich gemäß dem Standpunkte, von dem ich in dieſer Darſtellung ausgehe, freilich auch den organiſchen Verunſtaltungen beizählen, und dazu bin ich weit noch mehr als beim Haarabſchneiden berechtigt, weil ein periodiſcher Abſtoßungsproceß, deſſen bei den Haaren gedacht wurde, bei den Nägeln nicht vorkommt. Zu näherer Erläuterung habe ich aber noch folgende Bemerkungen beizufügen.

Es bedarf nicht gerade tiefgehender zoologiſcher Unterſuchungen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Nägel des Menſchen von jenen der Säugethiere, Vögel und Amphibien ſich weſentlich unterſcheiden. Die Menſchennägel ſind ſchwachgebogene Platten, deren freie Enden ſich ungefähr gleichmäßig zunehmend verlängern können; die Thiernägel haben im allgemeinen eine Teichen- oder Fingerhutform, nehmen durch Anlag neuer Subſtanz an ihrer Innenfläche an Länge und Dicke zu, können aber niemals in ſehr erheblichem Maße über die Gliedmaße des Thiers hinauswachſen. Durch Berthold's und anderer Unterſuchungen iſt nun dargethan worden, daß die innerhalb eines vierteljährigen Zeitraums von einem einzelnen Nagel gelammelten Abſchnitzel zuſammen etwa ſo lang ſind, wie der Nagel ſelbſt in der Strecke vom vordern Ende des ſogenannten Mondes bis zum Anfange des frei vorragenden Theils, und hieraus ſcheint dann gefolgert werden zu dürfen, daß die Fingernägel, falls ſie niemals abgekaut würden, innerhalb eines Decenniums etwa ſchublang hervorragen würden. Wer die Richtigkeit dieſer Folgerung zugeſteht, der wird mol auch nicht umhin können, zuzugeben, daß der Menſch mit derartig verlängerten obern und untern Gliedmaßen zum Faulthier degradirt wäre und auf die Linné'ſche Charakteriſtik als Homo sapiens gewiß weniger Anſpruch machen könnte. Weitergehend würde es aber dann erlaubt ſein, die vorhergenannten ethniſchen Tonſtrinae, in denen nicht blos der Bart geſchoren, ſondern auch mittels eigener Inſtrumente (Onychoteteria) die Nägel fein ſäuberlich zugeſtutzt wurden, zu echten Humanitätsbarometern zu ſtempeln. Leider muß dieſe logiſche Conſequenz dem grinſenden Gegenbild des Homo sapiens weichen: der Affe hat den menſchlichen gleichgeformte Nägel und ohne Meſſer und Scheere, aber auch ohne luxuriirende Nägel nimmt er in der zoologiſchen Stufenleiter ſeine würdevolle Stellung neben dem Menſchen ein. Ja der Menſch ſelbſt ſtraft ſeine logiſche Conſequenz Lügen. Reiſende erzählen uns, daß die Chineſen den Nägeln ein ungehemmtes Wachsthum gönnen, daß aber dieſes Wachsthum bei etwa 2 Zoll eine Grenze findet, wobei die Nägel ſich abrunden und etwas gekrümmt um die Finger- und Zehenſpitzen herumſchlagen. Natürlich wird ſich dieſe Wahrnehmung nur auf die begünſtigtern Bewohner des Reichs der Mitte beziehen, wie wir ja auch die heimiſche Sitte kennen, lang vorragende und weiße Fingernägel als Zeugen der Befreiung von anſtrengenden Handarbeiten zur Schau zu tragen. Gleichwol würde es nicht gerechtfertigt ſein, wenn man ohne weiteres aus dem Vorhandenſein langer Nägel auf vornehmen Stand und Galonſchlürfen wollte. Das Anatomiſche Muſeum in Berlin bewahrt den Finger eines Bewohners der Südſeeinſeln, über deſſen Spitze der Nagel mehr

an gelang hinausragt, und in den anatomischen ...ien sieht man häufig genug auf Individuen ... verunkalieren, verstümmeln und verlängerten ...hornägeln, an denen sich offenbar seit Jahren ...r vielleicht Jahrzehnten kein schneidendes In...ument abstumpfte.

Unter den Verunstaltungen der Nägel ist noch ...r Anderfärbung zu gedenken. Dieselbe ist in ...rika an Händen und Füßen weit verbreitet ...d man benutzt zu diesem Zweck meistens die ...hfärbende Henna oder echte Alkannawurzel. ...ie Bewohnerinnen der Komoren schmücken sich ...enso. Auch in Ostindien färbt man die Nägel.

Der Zähne sind gleich den Haaren und Nä...n an ihrer freien oberflächlichen Partie an...pfindlich und so können auch sie von mechani...en Insulten schmerzlos getroffen werden. Doch ...rin besteht ein Unterschied, daß der dem ein...nen Zahne zugefügte Verlust nicht, wie bei den ...aaren und Nägeln, durchs Wachsthum wieder ...ausgeglichen wird, sondern als ein permanenter ...efect hervortritt. Solche mechanische Insulte ...erden vielfach mit Absicht zugefügt und treffen ...um weil vorzugsweise die vorderen einfachen ...chneidezähne. Bei Negerstämmen kennt man ...n feilenförmiges Zuschärfen des freien Zahnran...s von beiden Seiten oder von der innern Seite ...r, desgleichen Einfeilungen des Zahnrandes ...mir selbst ein Abschleifen oder Abfeilen der ...ahnkrone bis zum Zahnfleische hin. Das Kam...he wird auch aus Sumatra berichtet sowie von ...n amerikanischen Wilden. Ein mehr oder we...iger vollständiges Abschaben der Emailschicht der ...ähne ist auch auf den Südseeinseln vielfach im ...ebrauch, wird aber hier vielleicht hauptsächlich ...r der Absicht unternommen, daß der aufgetragene ...arbstoff besser hafte.

Etwas unartiger verfährt man in Australien ...t den Zähnen. Nach einer neuern Mittheilung, ...e sich im „Ausland" findet, müssen sich die ...ben- bis achtjährigen Knaben, Mannbarkeit ge...annt, der Operation des Ausschlagens der Vor...derzähne unterwerfen. Das ist also eine Bestä...igung der ältern Angabe von Collins, welcher ...eldete, daß in Neuholland den Knaben gegen ...e Zeit der Pubertät unter besondern Ceremo...ien einer der obern Schneidezähne ausgeschlagen ...ird. Auch in Sennaar sollen Knaben wie ...ädchen zur Zeit der Pubertät einen Zahn aus ...em Oberkiefer zum Opfer bringen. Wir haben ...er also die nämliche Verunstaltung, die vor der ...inführung der Zündnadelgewehre hin und wie...der bei unsern jungen Männern vorgekommen ist, wo aber die Absicht zu Grunde lag, durch diesen Defect sich der Militärpflicht zu entziehen.

Eine braune bis schwarze Färbung der Zähne, meistens durch vegetabilische Substanzen zu Stande gebracht, ist in Hinterindien und in der Südsee eine ziemlich verbreitete Uebung. Außer den Birmanen will ich nur Sumatra, Cochinchina, Japan, Java, nennen. Aus der japanischen Hauptstadt Jeddo berichtet übrigens der russische Graf Putjatin, der 1860 daselbst einen Handelsvertrag abschloß, daß die Mädchen und die Männer weiße Zähne haben, die verheiratheten Frauen dagegen ihre Zähne schwärzen.

Die Haut.

Die Umbildung des gesammten Körpers hat bei dem mehr oder weniger ausschweifenden Verschönerungstriebe ein weitausgedehntes Feld seiner Bethätigung. Als eine weitverbreitete Praxis tritt uns hier zunächst eine bald ganz oberflächliche, bald tiefer eindringende Imprägnation mit Substanzen entgegen, die sich einmalig durch ihre färbende Eigenschaft auszeichnen. Von den Ostindiern wissen wir, daß sie den unserm Geschmack und Geruch gleich widerlichen Thran nicht nur in Unmassen verzehren, sondern auch über den ganzen Körper einreiben. Will man diesen Einreibungen als Schutzmittel gegen die Verflüchtigung der innern Körperwärme Berechtigung zugestehen, so wird doch solches Bedürfniß nicht für die Schwarzen der Maranjastinseln vorgeschützt werden können, deren Haut nach einem neuern französischen Berichte von widerlich riechendem Kokosnußöl zu triefen pflegt. Bei den Kaffern soll es sehr gebräuchlich sein, eine Mischung von Fett und Ruß oder Holzkohle auf den Leib aufzutragen, und von einzelnen Indianerstämmen wird ausdrücklich angegeben, daß sie der Haut mit Erde oder Ocher brächmieren. Der englische Gesandtschaftssecretär Oliphant gibt in seiner Beschreibung Japans an, daß zu der im Hafen von Jeddo liegenden Yacht Boote voll Damen herausfuhren, geschmückt mit den bekannten geschwärzten Zähnen, die Lippen so roth wie Cochenille und die Wangen weiß gepudert. Der bereits erwähnte Timescorrespondent in Jeddo aber bemerkt, daß die heutigen Frauen das Gesicht und den Hals mit Reismehl pudern und manche auch die Haut olivenfarbig bemalen. Ebenso schreibt Graf Putjatin, daß die Japane-

ſonen Hals und Geſicht mit weißer, die Lippen aber mit rother Schminke bemalen.

Das Auftragen der Schminke auf die dem Auge ſich darſtellenden Körpertheile war im Alterthum gleich gebräuchlich wie in der Neuzeit. Uebrigens hatte dieſes Schminkeauftragen im Toilettenzimmer der gefeierten Römerin zur Kaiſerzeit für unſere äſthetiſche Anſchauung inſofern etwas Widerliches, als die mit dem Schminkgeſchäft betraute Sklavin die Schminke mit ihrem Speichel anzutreiben pflegte, wenn ſie auch vorher durch Kauen wohlriechender Subſtanzen den Speichel duftend zu machen und den Dienſt dafür durchs Anhauchen eines metallenen Spiegels zu liefern hatte.

Die Schönheits- oder Schminkpflaſterchen, die ſchon von den alten Römerinnen als Spleenia angewendet und im 17. Jahrhundert als Mouches oder Patches wieder aufgefriſcht wurden, ſind nur eine tändelnde Nachahmung des tiefeingreifenden Tätowirens, welches in Afrika, in Amerika, in Auſtralien, in Oſtaſien als ein vollsmäßiger Gebrauch vorkommt. Für ein nationales Vorkommen deſſelben in Europa könnte man vielleicht eine Notiz bei Herodianus geltend machen wollen, der den Kriegszug des römiſchen Kaiſers Severus gegen die Caledonier in Nordbritannien beſchreibt und erwähnt, daß die Einwohner ihren Leib mit verſchiedenen Figuren von allerhand Thieraten bedeckten. Sehr wahrſcheinlich iſt aber damit ein bloßes Bemalen des Körpers gemeint, da Julius Cäſar von den Britannen anführt, ſie färbten ihre Haut mit Waid blau, was ihnen in der Schlacht ein ſchreckliches Anſehen gäbe. Sonſt kommt das Tätowiren in Europa nur bei Soldaten und Matroſen in häufigere Anwendung; es wird mit Pulver oder Zinnober ausgeführt und vorzugsweiſe werden die Arme dazu auserſehen, ſeltener die Bruſt oder ſelbſt tiefere Partieen des Rumpfes.

In der Mehrzahl der Fälle läuft das Tätowiren darauf hinaus, daß die Continuität der Haut getrennt und eine färbende Subſtanz eingebeilt wird, oder mit andern Worten, daß beſondern Körperſtellen in ſcharf begrenzter Form eine unvertilgbare Schminke aufgetragen wird. Indeſſen nimmt man auch wol von der Farbenbeize Umgang und begnügt ſich mit der bloßen Vernarbung der Hautverletzung. Da ſich nämlich an einer Hautmarke der urſprüngliche Farbſtoff nicht wieder ablagert, ſo treten bei Negern und andern Nationen mit nicht weißer Haut die abſichtlich hervorgerufenen Hautnarben durch ihr blaſſes und ungefärbtes Anſehen hinlänglich gegen die unverletzten Hautpartieen hervor. Die wahre Kunſt bei dieſer farbloſen Tätowirung ſcheint aber bisweilen auch mit darin zu liegen, daß die betroffenen Hautſtellen einigermaßen hervortreten.

In Japan iſt der Geſchmack für Tätowirung zwar ſehr verbreitet, aber nach den Mittheilungen des mehrfach genannten Timeskorreſpondenten beſchränkt ſich die Sitte doch auf die Männer, bei denen man den größten Theil des Leibes mit blauen Drachen, mit Löwen, mit Tigern, mit Männer- und Frauengeſtalten bedeckt antrifft. Umgekehrt erfahren wir durch Winterbottom, daß bei den Negern in der Nachbarſchaft von Sierra-Leone nur das weibliche Geſchlecht ſich tätowirt, und eine ähnliche Mittheilung erhalten wir neuerdings durch Ladislaus Magyar. In ſeinen Schilderungen des Königreichs Bihé, welches auf etwa 550 deutſchen Quadratmeilen 120000 Kimbundaneger zählt, heißt es: „Tätowirungen, und zwar ſolche, welche der Haut ein Hautrelief geben, ſind nur bei Frauen und gewöhnlich erſt nach der Ehe anzutreffen; ſie wählen dazu Körpertheile, die am letztern entblößt werden, beſonders die Lenden- und Unterbauchgegend, ſowie einen oder beide Hinterbacken."

Aus dieſen beiden Beiſpielen iſt ſchon erſichtlich, daß die Mode oder die landesübliche Sitte die Wahl und die Ausdehnung der Tätowirung beſtimmen kann. So wiſſen wir auch von den Andama-Inſeln im Meerbuſen von Bengalen, daß bei beiden Geſchlechtern der ganze Leib tätowirt wird, mit Ausnahme des Kopfes, des Halſes, der Hände, der Füße und der Unterbauchgegend. Dagegen ſah Langsdorff auf den Marquiſas- und Mauruelis-Inſeln die ſtellenweiſe ſymmetriſch angebrachten Male bei kräftigen und geſunden Individuen vom Kopf bis zu den Füßen ſich erſtrecken.

Es ſteht wol zu erwarten, daß man nicht ganz willkürliche und unregelmäßige Tätowirungsfiguren wählen, ſondern einer durch das Herkommen oder die Mode bedingten Regel folgen wird, die indeſſen der individuellen Laune immer noch hinlänglichen Spielraum laſſen kann. In der That berichten Reiſende über die Neger der Goldküſte, daß jeder Stamm ſeine eigenthümliche Zierde hat, woran das einzelne Individuum ſogleich als ſtammgehörig erkannt wird. Von den Makuas im Innern Oſtafrikas, zunächſt der Küſte

en Mozambique und Sofala, wird aber ausdrücklich angegeben: „Alle tragen das Abzeichen ihres Stammes, einen aufwärts gekrümmten Halbmond, tief in die Stirnhaut geschnitten, umgeben von gleichen phantastischen Figuren. Niemand wird auch nicht jede Hand die Tätowirung ausführen geschickt und berechtigt sein. Sir Arthur Thomson in seiner im Jahre 1859 erschienenen „Story of New-Zealand" bemerkt in dieser Beziehung: „Elegant zu tätowiren ist eine schwere Kunst und große Künstler genießen in Neuseeland einen Ruf wie bei uns Vermögende; auch lassen sie sich hohe Honorare bezahlen."

Was das zur Ausführung der Operation erwählte Lebensalter betrifft, so wird von den Kadama-Inseln angeführt, daß die mit Glassplittern bewirkten Hauteinschnitte bei Kindern von 8—10 Jahren vollbracht werden und daß mehrere Jahre vergehen, bevor die Operation nach und nach auf alle Körpertheile ausgedehnt wird. Auch sonst wird meistens das Knabenalter als Operationstermin genannt, der sich aber freilich unter Umständen ziemlich lang ausdehnt. Langsdorff berichtet wenigstens von seinem Südseeminnern, daß je nach 3—6 Monaten neue Verschönerungen hinzugefügt werden und daß ein vollkommener Jüngling mit 30—40 Jahren an seinem Werke zubringen kann. Anderwärts habe ich auch bereits angeführt, daß im Königreich Tahiti die Tätowirung der Frauen erst nach der Verheirathung vor sich zu gehen scheint.

Dem Tätowiren liegt wol mehr denn ein Motiv zu Grunde. Vor allem soll dadurch die körperliche Stärke, die Kraft und der Muth des betreffenden Individuums dargethan werden, das die Schmerzen nicht achtet und auch wol dem Feinde als Gegenstand des Schreckens gegenüberstehen will. Daß die Tätowirung aber auch die körperliche Schönheit an und für sich erhöhen soll, ist unschwer aus den Berichten über die sorgfältig ausgeführten und sorgsamen Operationsweisen zu entnehmen, und noch bestimmter drängt diese Deutung in denjenigen sich auf, was Radiskaus Wagner von der Tätowirungsgöttin im Reiche Tahiti anführt. Man hat auch wol ein Maskiren des Alters unter den Operationsmotiven angeführt und in der That werden in einem von Tätowirungsnarben strotzenden Antlitze Runzeln und Furchen nicht gut zur Erscheinung gelangen können; doch läßt sich die Bemerkung entgegnen, daß das Gesicht keineswegs immer oder auch nur vorzugsweise zum Operationsfelde gewählt wird. Mit billigem Mißtrauen gebrauche ich noch eines von den bisher genannten wesentlich differirenden Operationsmotive. Bei den Negern an der Küste von Benin beobachtete ein Reisender vielfach Brandnarben auf den Armen und auf der Stirn, die so aussahen, als wären sie durch Baumwollemoxen eingebrannt. Der hierüber befragte Dolmetscher gab ihm die Erklärung, das seien Thaler, die auf Erden durch Ertragung des Schmerzes angelegt und später im Himmel mit Zinsen zurückgestattet würden.

Einer in formeller Beziehung an die Tätowirung sich anschließenden Haarverunstaltung, die freilich in ganz anderer Weise ein Ausdruck des Culturlebens ist, geschieht in den Berichten über die Sklavenabschaffung Erwähnung. Den frisch eingefangenen und verschacherten Sklaven nämlich pflegen die Sklavenhändler ein ihr Eigenthumsrecht dokumentirendes Brandmal aufzudrücken.

Gliedmaßen.

An den untern Gliedmaßen begegnen wir bei den Kalmücken einer allgemein verbreiteten unnatürlichen Krümmung der Ober- und Unterschenkel. Dieselbe rührt nach Pallas daher, daß die Kinder schon in der Wiege rittlings auf einer Art Sattel gebracht werden und, sowie sie nur stehen können, auch zu Pferd gesetzt werden.

Als entschiedenes Culturprodukt kennt jedermann die berüchtigten kleinen Füße der Chinesinnen. Meistens hat man wol die Ansicht, es würden die Füße durch Einwickelung und Einschnürung von der ersten Kindheit an behindert, ihre naturgemäße Ausdehnung zu erreichen; es handle sich somit um Körpertheile, die im Verhältniß zum übrigen Körper zwergartig, sonst aber vielleicht regelmäßig gestaltet sind. Dem ist aber nicht so. Eine verhältnißmäßige Kleinheit der Füße, aber auch der Hände, ist den Chinesen mit manchen andern Volksstämmen, z. B. dem indischen, gemein. Das vornehme chinesische Fräulein erfreut sich aber keineswegs eines zierlichen Fußes, vielmehr ist derselbe in seiner Mißstaltigkeit ein durchaus mißgestalteter, schwerbeweglicher und seinem ursprünglichen Zweck entfremdeter Körpertheil, an dem der eigentliche Fußrücken ungebührlich gewölbt ist, während die Zehen in Verbindung mit dem Mittelfuße ebenso ungebührlich aufwärts gerichtet und ihre vordern Glieder wieder ganz gegen die Fußsohle umgeknickt sind. Der entsetzliche Anblick ist die chirurgische Be-

zeichnung für diesen häßlichen und unbrauchbaren chinesischen Damenfuß.

Bei Erwähnung des chinesischen Fußes entschlüpfte uns vielleicht die bequeme Aeußerung: Ja, wir sind klug und weise! Und dürften wir dieses Wort nicht wiederholen, wenn wir den Blick vom Schemel des Chinesen zur Fußsohle der Chinesin schweifen ließen? Leider überreden wir dabei, in Selbstgefälligkeit befangen, daß wir insgesammt mehr oder weniger entschieden in chinesischen Fußtapfen stehen durch Benutzung einer naturwidrigen Fußbekleidung, deren Beseitigung dem trefflichen holländischen Naturforscher Peter Camper durch seine Schrift über die beste Form der Schuhe, die im Jahre 1743 sogar zweimal ins Deutsche übersetzt wurde, ebenso wenig gelingen wollte, als in neuerer Zeit dem züricher Anatomen Hermann Meyer, der sich in gründlicher und eindringlicher Weise über diesen Gegenstand hat vernehmen lassen. In wiederholten malen sind mir auf der berner Anatomie die Leichname von Individuen vorgekommen, die ohne Zweifel aus ökonomischen und zum Theil selbst sanitätischen Gründen Holzschuhe benutzt hatten, und zwar mit dem Erfolge, daß die große Zehe ganz von den übrigen bedeckt wurde und mit dem äußern Fußrande einen rechten Winkel bildete. Gehören auch solche Fälle zu den Ausnahmen, so zählt es doch in den gemischten Verhältnissen, daß man jener naturwidrigen Fußform begegnet, deren wesentliches Moment in einem Verschieben der großen Zehe nach außen und einem Verdrängen der äußern kleinen Zehen nach innen liegt und womit sich mannichfach verunstaltete, auch wol ins Fleisch eingewachsene Nägel verbinden. Im engen Zusammenhange mit jener naturwidrigen Fußbekleidung steht sodann die landläufige Plage, deren schon bei den Verunstaltungen der Haut hätte gedacht werden können, und auf die man füglich Wallenstein's Wort beziehen darf:

Das ganz,
Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
Was immer war und immer wiederkehrt.

Welcher Leser darf sich rühmen, den Niederungen der Hühneraugen vollständig entschlüpft zu sein? Erinnern sie sich auch eines ehrwürdigen Alterthums, da der lateinische medicinische Encyklopädist Celsus ihrer schon bestimmt Erwähnung thut, ihr ausdauernder und heimtückischer, unter Umständen selbst lebensgefährlicher Charakter wird dadurch nicht gemildert. Erfahren wir doch aus neuerer Zeit durch die angesehene „Allgemeine Zeitung", daß der Artilleriegeneral Morin am 11. April 1880 in Paris an den Folgen einer Hühneraugenoperation gestorben ist. Man darf sich daher nur fernen, wenn Johann Peter Frank, der große Gesundheitsrath des vorigen Jahrhunderts, es nicht verschmähte, dem kleinen Leiden die verdiente Aufmerksamkeit zu schenken durch ein Schriftchen: „De clavis pedum curate cavendis", oder zu deutsch: „Vorsicht beim Hühneraugenschneiden."

Hinsichtlich der obern Gliedmaßen findet sich bei Collins die Angabe, daß in Neuholland und auf manchen Südseeinseln häufig Frauen angetroffen würden, denen ein paar Glieder des kleinen Fingers fehlen. Ich muß es dahingestellt sein lassen, ob darin eine culturmäßige oder eine strafrechtliche oder gar nur zufällige Verunstaltung vorliegt. Sie erinnert an die bei den Conscriptionspflichtigen hin und wieder beobachtete Verkümmerung des rechten Zeigefingers. Diese ist aber auch kein erbliches Eigenthum der Neuzeit, denn Ammianus Marcellinus gedenkt solcher, welche zu seiner Zeit aus Furcht vor dem Kriegsdienste sich die Daumen abschnitten.

Des Gebrauchs der Fingerringe ist hier insofern zu gedenken, als Fingerglieder, an denen ein Ring permanent getragen zu werden pflegt, allmählich wol etwas schmächtiger sich darstellen.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Schweizer Bilder.

Von W. Raabe.

I.

Die Deutsche Schweiz bedauert hinsichtlich der Menge der pittoresken Punkte trotz Montblanc und Monte-Rosa den Vorrang vor den italienischen und französischen Cantonen. Sie umfaßt eine solche Masse von Seen und Bergen, wie sie auf einem verhältnißmäßig so beschränkten Territorium kein anderes Fleckchen in der civilisirten Welt aufweist.

Der Vierwaldstätter liegt hinter uns, auf dem schon die Römer eine Flottille unterhielten, und wir langen nach einigen Stunden am Zugersee an. Hier zeigen uns die spitzen Kegel der Mythen zuerst das wunderbar überraschende Alpenglühen: es spiegelt sich in dem stillen Gewässer und überzieht es mit einem feurigen Schein, wobei sich die schattenhaften Bergformen dort unten im Reiche des Pluto wahrhaft ungeheuerlich darstellen. Den Rigi mit seinem weit sichtbaren

Kaim laſſen wir diesmal ſeitwärts liegen, erreichen das alterthümliche, mit Wachthürmen beſetzte Luzern und grüßen die Frohnfeſte, brauſende Reuß, welche dieſe Stadt durchſchneidet. Der berühmte Löwe von Luzern befindet ſich außerhalb der Thore und iſt nach einem Modell von Thorwaldſen in den Sandſteinfelſen eingemeißelt, zum Gedächtniß jener Schweizer, welche am 10. Auguſt und 3. October 1792 bei der Vertheidigung Ludwig's XVI. und der Seinigen fielen. Der ſterbende König der Thiere iſt von einem Lanzenſchaft durchbohrt und ſchützt mit der linken Klaue die Lilie der Bourbonen. Die ſenkrecht abgeſchnittene Felswand iſt von Epheu und Schlingpflanzen maleriſch umrankt; eine Quelle rinnt von ihr herunter und bildet ein von Ahorn und Fichten umgebenes Becken, welches uns das Löwenbild zurückgibt. Luzern liegt höchſt maleriſch am Vierwaldſtätterſee, von den himmelanſtrebenden Bergrieſen, die hier der Blick erreicht, ſind der Pilatus und der Rigi die nächſten. Wenn uns dieſer zu einer Idylle begeiſtern konnte, ſo ruft der Pilatus ernſtere Empfindungen wach. An den Abhängen und auf dem Rücken des Rigi ruht unſer Auge auf bunten, grünenden Matten, der Pilatus beſteht aus ſcharfen, zackigen Steinmaſſen und entbehrt des Schmucks einer lebendigen Belebung. Wohl dem muthigen Bergſteiger, wenn das Haupt des drohenden Giganten mit einem Hut bekleidet iſt und wenn er nicht ſo boshaft wird, ihn vor dem Nachmittag abzuziehen! Denn alsdann darf er auf heiteres Wetter und weite, klare Ausſicht rechnen. Die Sage berichtet uns, daß Pontius Pilatus vom Kaiſer Tiberius nach Gallien verbannt wurde und daß die nie ſchlummernde Gewiſſensangſt über den Frevel, den der römiſche Landpfleger am Heiland verübte, ihn endlich das wilde Gebirge des Pilatus hinaustrieb. Hoch oben begrub er ſich und ſeine Unthaten in dem tiefen Schweigen eines von düſtern Waldesſchatten umgebenen Gewäſſers. Schwarz war die Farbe dieſes Sees; ferne ewige, ſchauerliche Stille bewegte nie der Hauch des Windes oder das Daſein irgendeines athmenden Geſchöpfes. Kein Vogel entfaltete ſein buntes Gefieder über ſeiner düſtern Fläche. Niemand bedarf den Beweis dieſes unheimlichen Waſſers, um nicht den böſen Geiſt des Feindes des Menſchen aus ſeinem dunkeln Grabe wieder aufzurufen und ſeine Tücke gegen das lebende Geſchlecht zu entfeſſeln; denn alle Stürme, die den Vierwaldſtätterſee aufwühlen, ſollen von ihm als Boten des Grimms ausgeſendet ſein. Das poetiſche Auge des neugierigen Reiſenden entdeckt freilich jetzt nur noch einen Teich, den der geſchmolzene Schnee des Pilatus gebildet hat; vor einer Reihe von Jahren mag dieſe Stätte ſich anders ausgenommen haben. Sie wird verflacht und zuſammengetrocknet ſein wie ſo manche poetiſche Sage, an die der fromme Glaube länger als ein Jahrtauſend ſeine andächtigen Schauer knüpfte.

Mit magiſcher Gewalt zog es uns nach dem berner Oberland, wo wir die Maſſe der Rieſenhäupter in der möglichſten Nähe haben würden. Angelangt in Meyringen, überraſchte uns, nicht mehr die üppige Schönheit der Niederungen noch der gewaltige Sturz der Waſſerfälle, denn das Außerordentliche wird uns durch die oftmalige Wiederholung eine gewohnte Sache. Eine zahlreiche Geſellſchaft von Gentlemen und Ladies, unter ihnen eine kleine, ſechsjährige Miß als kühne Reiterin, ſchloß ſich uns an. Die dunkeln Anzüge der Männer, die grauen Reiſegewänder der Damen, ihre großen Hüte mit wallenden Federn und grünen Schleiern, die braunen, grauen und ſchwarzen Pferde, die Pferdeknechte in ihren rothen Weſten, weißen Hemden und blumengeſchmückten, breitrandigen Hüten gewährten auf dem ſchmalen Wege einen maleriſchen Anblick; an ſeiner einen Seite ſtieg das rauhe Felſengeſtein ſchroff auf, an der andern gähnte die Tiefe. Die ganze Cavalcade war auf einige Dutzend Thiere und Menſchen angewachſen, letztere mehr oder minder geübte Reiter. Bald trafen wir die Aar an, die wild aufſchäumend in ihrem Felſenbett daherſtürzte. Mächtige Maſſen von Geröll lagerten an den Abhängen als Zeugen der Gewalt der Lawinen oder der herabſtürzenden Waſſermaſſe. Der ſchmale, auf- und abſteigende Steinweg ließ es uns nicht rathen finden, unſere Pferde zu verlaſſen und ſie am Zaum hinter uns her zu führen. Dann wieder ging es in der Tiefe über geländerloſe Stege, deren Bretter nicht ſelten ausgebrochen und ſchadhaft waren, während unter ihnen ſchwarze, waſſerſüchtige Waſſerwirbel ſchäumten — und wir hielten es für beſſer, dieſen bedenklichen Platz wieder auf dem Rücken unſerer Thiere zurückzulegen, denn ihre Hufe würden ihn, ſchloſſen wir, ſicherer überſchritten als unſere zugedrückten Füße, die durch den ſchwindelnden Kopf noch unzuverläſſiger wurden. Bald darauf war ein vorſpringendes Felsſtück unſer Schemel; wir ſaßen wieder im Sattel und hielten den blätterreichen Zweig

ſeh, den man uns anſtatt einer Reitpeitſche in die Hand gab, damit wir mit ihm die Sprachfliegen fortſcheuchten, welche die unabläſſige Qual unſerer armen Thiere geworden waren. Die Breite des ſteil aufſteigenden Pfades gab noch wie vor nur Raum für ein Thier. Wir hörten hinter uns die Roſſe unſerer Begleiter gleich den unſerigen ausgleiten — ſchauderten — und riſſen mit unſerer zweiten Hand unſere Zügel hoch empor, um das Fallen unſers Zelters — mit dieſem unſern Sturz in den jähen Abgrund — zu verhüten. Endlich lag das Ziel unſers heutigen Ausfluges vor uns: der Handeckfall ſtürzte faſt dritthalbhundert Fuß in den dunkeln Felſenſchlund hinunter. Der hochaufſprühende Waſſerſtaub benetzte uns. Der Rhein bei Schaffhauſen und die Aar im Haslithal bilden die großartigſten Waſſerfälle der Alpen; nicht nur die Höhe des Falls, die Maſſe des Waſſers, ſondern auch die wilde, felſige Umgebung machen beide einzig in ihrer Art. Ungetheilt gelangt der triefende Strom bis zur Hälfte der Tiefe, prallt dann an das wildzerriſſene Geſtein und hoch auf im weiten Kreiſe wirbelt der Waſſerſtaub. In den Mittagsſtunden beſcheint ihn die Sonne und enthüllt uns ein neues Wunder: die bunten Farben eines gleichfalls in weiten Kreiſen auf- und abſteigenden Regenbogens! Links herüber ſtürzt der Reichenbach in den nämlichen Schlund; ſein silberhelles Gewäſſer vereinigt ſich auf halbem Wege mit den trüben gewaltigen Maſſen der Aar und hochauf im Kampf ſprühen die feindlichen Gewäſſer, deren wüſtes Toben im Echo der Felſen widerhallt, ehe ſie, von der gewaltigen Hand der Natur bezwungen, ihren Weg fortſetzen. Wir beobachteten eine Weile dieſe widerwillige Vereinigung und wandten uns endlich zu der nahen Sennhütte. Hier hatten die Söhne und Töchter Albions bereits die beſten Plätze und die auserwählteſten Leckerbiſſen in Beſchlag genommen; doch blieb uns noch etwas Brot, Milch und Käſe, um uns nach allen dieſen faſt überwältigenden Eindrücken aufs neue für die Schönheiten der Alpennatur empfänglich zu machen.

Wir kehrten ins Haslithal zurück. Am nächſten Tage folgten wir dem Laufe des Reichenbachs, der uns bald zu einer von friſchen Wieſen gebildeten Hochebene führte. Dunkle Waldesſchatten umgaben ſie; weidende Heerden und verſtreute Sennhütten erhöhten den wahrhaft maleriſchen Eindruck. Ungeheure Berge ſtreckten im Hintergrunde ihre Stirnen empor; die ſonderbar geſtalteten kahlen Maſſen wurden uns als die Engelhörner bezeichnet; vor ihnen das Wellhorn und hinter dieſen der ſchneeige Gipfel des zuckerhutförmigen Wetterhorns. Endlich hatten wir die Niederung durchſchnitten und unſer überraſchtes Auge haftete auf dem Roſenlauigletſcher, der zwiſchen den andern Berghäuptern eingebettet iſt. Sein Eis glich dem Kryſtall und das durch ſeine Spalten und Klüfte ſchimmernde Blau des Himmels verlieh dieſem im Sonnenſchein einen wahrhaft prächtigen Farbengrund. Wir ließen unſere Pferde und Führer auf dem üppigen Wieſenplan und klimmten den Berg hinan; denn lockend winkte uns die bisher nur aus weiter Ferne angeſtaunte Gletſcherwelt, welche hier mit einiger Anſtrengung auch dem Menſchen, der nicht zum Bergſteigen geboren iſt, zugänglich wird. Hoch oben überſchritten wir auf einer Brücke eine Felsſpalte, unter uns rauſchte der Weißbach und wir zählten mit athemloſer Spannung die Secunden, bis der von uns herabgeworfene Stein in der Tiefe anlangte. Bald ſtanden wir vor den ſonderbaren Eisgebilden; es wurden Stufen hineingehauen, die wir hinanklimmten. Dann krochen wir in die ſeltſamen Höhlen, betaſteten ihre dicken, weißen Wände, die weiterhin ſtehenden Schneekegel, Eisblöcke, Platten und Pyramiden. Aber der eiſige Zugwind trieb uns fort aus dieſer winterlichen Region; wir eilten hinunter und waren froh, unſere Pferde wieder zu treffen, welche ſich in dem ſaftigen Graſe wohl ausgeruht und geſtärkt hatten, während wir dem mühevollern Geſchäft oblagen, auf dem Schneegefilde unſere Intelligenz zu bereichern. Weiter ging es, vorüber am Roſenlauibad; der Bergrücken vor uns war wiederum nur wenige Schritte breit und wir wendeten ſchaudernd unſere Blicke von der Tiefe, welche immer gähnender ſich an unſerer Seite öffnete. Wir gewannen die höchſte Höhe der Hasli-Scheideck; faſt 6000 Fuß waren wir über den Thälern der Menſchen. Unter uns gewahrten wir die liebliche Niederung von Grindelwald. So ſehr wir an den Anblick herrlicher Wieſen gewohnt waren, ſo kam es uns dennoch vor, als wenn wir ſie niemals ſaftiger und friſcher gefunden hätten als hier; ihre unzähligen Hütten und Heuſchober werden von den Weiden und Gehölzen der ſanft aufſteigenden kleinen Scheideck begrenzt. „Hier laßt uns Hütten bauen!“ hätten auch wir ausrufen mögen, denn über alle Beſchreibung reizend und maleriſch war der Ge-

war ihr eine schwere Last. Wenn sie weinte, streckte sie ihre Hand aus dem Siechenbett und segnete mich, und ließ mich die Sprüche der Bibel lesen und erzählte mir, was sie auf ihrem Krankenlager von Gottes Herrlichkeit träumte. Die karge Nahrung, die mein Geist finden konnte, mußt' ich mir drei Stunden weit von unserm Ort, wo eine Schule war, suchen. In Morgenfrühe und Abendspäte, in Sturm und Ungewitter mußte der arme Knabe den einsamen Weg wandern, dann hatte der Strom die Brücken fortgerissen, der Sturm verschüttete im Winter die Wege, im tiefsten Schnee stand das arme Kind, fror und weinte, weil es rings nur blaue Luft und weißes Feld sah und den Weg nicht finden konnte. Ich sage nicht, fühlt etwas für die Thränen Eures armen Vaters, der mit entblößten Knieen, ohne wärmenden Mantel, ohne andern Trost als sein zages, wehmüthiges Kindesherz auf der Haide stand und zitterte. Denkt an den Lehrling, den zuerst eine kleine Handelsfirma zu sich nahm, der unter einer Dachkammer schlief, wo der Athem ihm gefror und an sein damals schwarzes Haupthaar der Reif des Winters sich setzte. Denkt an die ersten Jahre einer Ehe, der Ihr Euer Dasein verdankt, an Eure Mutter, die, eines armen Bürgers Tochter, in einem kleinen Hause wohnte, und sich freute, zum schweren Miethzins vom häuslichen Bedarf zu sparen. Fünf jammervolle Jahre lang kam das Winterholz später als der Winter, und Ihr armen Würmer

...ag der granitnen Wände des in unermeß-...er Höhe jäh aufsteigenden Wetterhorns, wel-...s die Kegelspitze des Schreckhorns überragte. ...ch andere Steinmassen erhoben sich, ungeheuer ...e schwindelerregend, unter ihnen der scharfe ...mm des Eiger, den man mit einer umgekehr-...Hacke vergleichen könnte. Ein dienstbeflissener ...Schweizerbub'" begrüßte uns mit dem Alpen-...n, dessen schwermüthige Klänge im wider-...d widertönenden Echo an den steinernen Wän-...n forthallten. Nur einige kurze Stunden rasteten wir in diesem freundlichen Thal, denn schwer ...r die Aufgabe, die wir uns für den Tag ge-...llt hatten, und alle durften wir nicht zu lange ...men. Abwechselnd bergan, bergab oder gerade-...s, zwischen weidenden Rinderheerden, durch ...lbige Strecken, an Sennhütten vorüber, oft ...f Pfaden, die nur einen Fuß breit sind, über ...gein verstreute Steine oder über bröckelndes ...röll, durch rieselnde Bäche und murmelnde ...uellen, der Abgrund stets schwindelnder vor ...r neben uns, je höher wir kamen, setzten wir ...ere Reise fort. Wir erkannten die Unzuläng-...keit der eigenen Geschicklichkeit und fanden es ...rmals gerathener, uns auf den Instinct un-...s Pferdes zu verlassen, das sich den am besten geeigneten Pfad selbst auswählte, wenn es gleich meistens unmittelbar an der äußersten Kante der schroff heruntergehenden Tiefe fortschritt. So viel wir möglich das schaudervolle Herabsehen vermeidend, richteten wir unsern Blick auf den Gipfel des schwarzen Kalkschiefers, der Faulhorn genannt wird, denn schon seit Stunden befanden wir uns auf seinem Rücken. Allerlei Pflanzen, Gräser, Moose und Blumen wachsen bis zur äußersten Spitze hinan, wenn wir auch das Klima Islands und Grönlands spürten. Ueber morschen Schiefer, über Schneefelder, vorüber an einem Teiche, dessen Gewässer von den in ihm lebenden Infusorien roth schimmerte, gelangten wir zu der Sennhütte auf der Alp auf dem Rücken des Faulhorns. Wieder begrüßte uns das Alpenhorn; seine Klänge kamen uns vor wie Sphärenmusik, die über die Klüfte dahinfloß und uns erinnerte, daß der Kunstsinn des Menschen oder richtiger des speculirenden Schweizerbuben selbst hier in dieser Wüste von Stein und Schnee nicht erstorben sei. Nur noch eine kleine halbe Stunde in regelmäßigen Windungen aufwärts — und das Ziel des mühseligen Rittes, der Gipfel des Faulhorns, war erreicht.

(Schluß in nächster Nummer.)

Anregungen.

Geschichte und Theorie des Dramas.

Das Haschen sowol unserer Kritik als der Production nach dem specifisch „Dichterischen" hat, wie auf allen Gebieten unserer Literatur, so auch auf dem Gebiete des Dramas die größte Verwirrung, ja den Ruin unserer Bühne herbeigeführt. Erst nach hundert Jahren, wenn sich die kritische Behandlung unserer classischen Literatur endlich erschöpft haben wird, dürfte man bei uns auf dem Standpunkt angekommen sein, auf welchem bereits die Franzosen und Engländer stehen, das schaffende Talent ohne den steten Hinblick auf die Theorie zu beurtheilen. Die Franzosen haben dazu zweihundert, die Engländer Shakespeare dreihundert Jahre, wir unsere classische Zeit erst funfzig Jahre hinter uns.

Wie unter dem steten Druck der Theorie und Schulästhetik unsere Literaturlage in Deutschland überhaupt beschaffen ist, erhellt aus Gedicht, Erzählung, Roman, besonders aber Beurtheilung nicht Goethe, Schiller, Lessing, Aristoteles, „alle Völker ins Gericht über" worfen. Mancher einzelne hat davon Vortheil; die Literatur im ganzen Nachtheil. Letzteres sieht man in Vergleich mit dem Auslande. Es ist hier wie bei unserer bildenden Kunst. Auf der Londoner Weltausstellung hat man von unsern Bildern gesagt, sie röchen nach der Studirlampe, sie gäben neben dem, was sie zunächst darstellen wollen, immer noch ein Citat auf den oder jenen Paragraphen eines ästhetischen Lehrbuches.

Das höhere deutsche Drama leidet unter der Anwendung schulmäßiger Begriffe. Das wirklich productive Talent kommt entweder zu seiner ermunternden und wahrhaft belohnenden Anerkennung oder das geringere gibt sich das Ansehen eines höhern. Werthe durch künstliche Einhaltung gewisser Merkmale und Regeln, die man mit dem sogenannten „Gusto" in der Kunst verbunden sehen will. Wir meinen hier nicht blos jene nüchternen Köpfe, die sich an Sophokles und Goethe's „Iphigenie" verlesen haben und antike Stoffe in eine akademische Regelrichtigkeit zu bringen verstehen; wir haben auch manches andere noch im Auge, das sich auf unserm dramatischen Gebiete unendlich bedeutend dünkt und doch nur in Spiritus gelegt zu werden verdient, weil es eben nichts als zur Theorie des Dramas allenfallsige schulmäßige Beispiele gibt. Wie Mercutio von einem „Buchern nach dem Rechenbuche" spricht, so könnte man bei diesen Monstrositäten von einem Dichten nach dem Rechenbuche sprechen.

Ein echter Dramatiker liefert für die Aesthetik Beweise, ohne darüber viel Bewußtsein zu haben. Schiller und Goethe beschäftigten sich allerdings viel mit der Theorie, aber die Erkenntniß des Schönen war die deutsche literarische Mode des 18. Jahrhunderts überhaupt, gerade so, wie etwa die literarische Mode des 19. die Theorie des Realismus, die Integration der Kunst durch das Leben ist. Wenn Goethe und Schiller dichteten, mußte ihnen die Theorie näher stehen, als sie z. B. Shakspeare und Calderon stand. Letztere beide dichteten in dem Sinne, den Goethe, trotz seinem steten Nachdenken über die Schönheitsgesetze, doch als den in der Poesie allein bezwingenden anerkennen mußte und so bezeichnete: „Der Stoff ist es, der die Wirkung macht.“ Wo Goethe und Schiller nicht ebenfalls diesen Satz bewiesen hat ihr Genius seine menschlichen Bedingungen nicht verleugnet. Oder verweilt ihr mit besonderm Wohlgefallen auf dem Pathos der „Braut von Messina“? Diese ist allerdings rein für die Theorie gedichtet.

„Wallenstein“, „Tell“: diese Werke von hinreißender Gewalt, lassen nur eine allgemeine Verbindung mit der Gesetzgebung des Dramas zu. Sie sind geschrieben aus dem Drang des Stoffs. Die Aesthetiker mögen sich aus ihnen die Gesetze herleiten, die sie brauchen, um ihre Paragraphen mit neuen Entdeckungen zu füllen. Ihr Volk und Winkelmann wird hier oft hinter dem, was der Dichters Wille und Willkür schuf, zurückbleiben. Auch der Heinrich Kleist'sche Art zu dichten ist für manche und leider für ihn selbst zu normal geworden. Auch Kleist wollte noch neben dem Stoff das wahre und echte Gesetz des Schauens überhaupt enthüllen. Der Eindruck konnte nur der der Manier sein. Die, die jetzt bei uns nach diesem Kleist'schen Gesetz zu arbeiten suchen, machen auch ihrerseits, mit seltener glücklicher Ausnahme, den Eindruck, Präparate zu liefern. Sie vergessen das zum wahren Dramatiker gehört. Ein energischer und doch bescheidener Charakter, ein überströmendes reiches Herz, voll Hingebung und Liebe, in der äußern Arbeit die leichteste Hand und im übrigen so wenig erfinderisch und verstandesmäßig ihrer Absichten bewußte Gebärdsamkeit als möglich.

Da macht sich's seltsam genug, wenn sogar ein A. G. Brachvogel „Theatralische Studien“ (Leipzig, Costenoble. 1863.) herausgibt, als deren Quelle in der Vorrede Aristoteles bezeichnet wird. Der Verfasser des „Narziß“ polemisirt gegen die „Tendenzdramen“. Wahrlich, da kann man sagen: Quos tulerit Gracchus de seditione querentes! Der ganze „Narziß“ ist eine einzige, auf Biegen oder Drehen in das Prokrustesbett einer Reclame für die Französische Revolution gezwängte Anekdote, für den Kenner der Geschichte ohne allen Sinn und Verstand und geradezu haarsträubend, für den Nichtkenner immerhin vielleicht interessant, fesselnd und sogar rührend. Man lasse das Stück im Namen der neun Musen hingehen als etwas, was einmal da ist, da ihn Gott geschaffen hat, lasse ihn für einen Menschen gelten!“ Aber um „Narziß“ zu construiren, ein Blick auf Ihren Aristoteles? Lasse Brachvogel Moses und die Propheten seinem Freunde Rötscher und mache nur bessere Stücke als seither! In jenen hundert Jahren, die wir von unserer classischen Zeit entrückter zu sein wünschen, wird es für Talente seiner Art, wir gestehen es ihm von Herzen zu, mehr Anerkennung geben als jetzt.

Vorurtheilsfrei sind die populären Vorlesungen von Mähly „Ueber das Lustspiel“ (Leipzig, J. J. Weber, 1862). In diesem Büchlein bekundet man sich in der Nähe jener vernünftigen Aesthetik, die auf die Kritik einer ländlichen Hütte nicht die Gesetze der Propyläen anwendet. Was würde aus dem erfindungsreichen und witzigen Lustspieldichter des 19. Jahrhunderts, Eugène Sue, geworden sein, wenn er in Deutschland gelebt hätte und ein Heer von dilettirenden Stümpern, eingebildeten Schulästhetikern und sogenannten „echten Dichtern“, näher betrachtet talentlosen Reproducenten, ihm auf Tritt und Schritt die Freude an seinem Schaffen vergällt, seine Erfolge herabgesetzt hätte? Von Max Neumann liegen ebenfalls Vorlesungen vor „Ueber das Tragische“ (Berlin, Nicolai. 1863.) Der eingehende Nachempfindung der gegebenen tragischen Stoffe ist hier sehr wenig, die Wahl der Beispiele reich und unbefangen, dennoch verweilt der Verfasser zu lange bei den beliebten Schulunterscheidungen. Oder wird einem nicht zu Muthe wie in der Apotheke, als wenn man Büchsen sähe mit der Devise a. Tragische Kraft der jungfräulichen Liebe. b. Tragische Kraft der Aelternliebe. c. Tragische Kraft des Freundeshasses. d. Tragische Kraft des Aelternhasses. e. Tragische Kraft des bräutlichen Hasses u. s. w.? Wir mußten an jene Anekdote denken, die Theodor Döring in Freundeskreisen so köstlich zu erzählen versteht, wie ein bekannter Lehrer der Schauspielkunst seinen Schülern, will er sie in der Physiognomik prüfen, zuruft: „Jetzt mal Wehmuth Nr. 1.! Jetzt Humor Nr. 6.! Jetzt Stolz Nr. 8.“ und die Schüler schneiden wirklich die betreffenden Grimassen.

Unsere Bühne geht zu Grunde, weil die Theorie und die Aretheit des Talents im Widerspruch liegen und durch die Lücken, die dieser Widerspruch offen läßt (diese Lücken heißen Muthlosigkeit des wirklich Berufenen, dem man es verleidet, sich zu geben, wie er ist, Anmaßung dessen, was sich sprechen zu dürfen glaubt, ohne zur Verwerthung irgendwie nachzuhalten; Einmischung einer negirenden und nur nach Modellen und Schablonen urtheilenden Kritik), sich die Affenschande des Possenthums und die französische Ueberfeinerung drängt und leider siegreich das Feld behauptet.

„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.“

„Jedes Glück würde göttlich sein, wenn unsere Thaten nicht menschlich wären. An den bösen Geist

glauben heißt ihm dienen, für den, welcher ihn ab-leugnet, iſt er nicht da."

Dieſe Worte ſchickt Moritz Horn ſeinem zwei-bändigen Roman: „Dämonen" (Leipzig, F. A. Brock-haus, 1862), als Motto voraus. Man mag über die Richtigkeit dieſer Worte oder über die Deutung derſelben einer Anſicht ſein, welcher man wolle: wer ſich vornimmt, in irgendeiner Form das menſchliche Leben darzuſtellen, wird auch von einem Kampfe zwiſchen dem edlern Streben und den Einflüſſen eines widrigen Schickſals zu erzählen haben, welche die beſſern Entſchlüſſe nur zu leicht von ihrem Ziele ablenken, welche am häufigſten dann ſich entgegen-ſtellen, wenn die in der Menſchenbruſt verborgenen edlen Leidenſchaften ſich am heftigſten geltend machen und welche die Alten unter dem Namen Dämonen perſonificirten.

Die Erzählung des Verfaſſers beginnt in einem friedlichen Gebirgsorte, aus dem ein armer Knabe auswandert, um auf eigene Hand ſein Heil in der Welt zu ſuchen und ſeinen Aeltern nicht länger zur Laſt zu fallen. Anfangs ſcheint dem unverdorbenen Jüngling das Glück zu lächeln, aber bald tritt ihm ſein böſer Dämon in Geſtalt ſcheinbarer Legitimations-papiere und eines verſchmitzten Geſellen entgegen, der ihn erſt aus der Verlegenheit rettet und dadurch die Gewalt über ihn erhält, ihn ins Verderben zu ſtür-zen. Mangelnde Legitimationspapiere haben aller-dings oftmals die Rolle des böſen Geiſtes geſpielt, zumal in der Zeit, da unſere Geſchichte anhebt, d. h. vor mehreren Jahrzehnden. Der zu Thorheiten Ver-leitete wird Verbrechen angeklagt, an denen er un-ſchuldig iſt, und findet nur ſtellweiſe ein Unterkom-men in einem reichen jüdiſchen Kaufmannshauſe.

Auch auf das Haupt des Reichen lenken ſich die Schatten, die ein widriges Geſchick eintreten laſſen in-folge der Fehltritte, die den eigenen irregeleiteten Nei-gungen entſpringen. Zwar verhängt unſere Zeit keine Verfolgung über den Juden, aber der Scharn und der Umgang, den der Reichthum mit ſich bringt, die Macht, welche der Beſitz gibt, die Begierde, ihn zu vermehren und ihn zu genießen, die Vortheile, die er hinſichtlich der Ausbildung und der ſpätern bür-gerlichen Stellung gewährt, die Schwierigkeit, in der Anwendung und im Genuß das rechte Maß innezu-halten, laſſen bei den Gliedern jener jüdiſchen Kauf-mannsfamilie alle die Folgen zurück, von denen auch der Unerfahrenſte aus eigener Beobachtung zu erzäh-len weiß, den Kummer über vereitelte Pläne und ge-ſtörte Hoffnungen, Neue über eine unglückliche oder unedle Neigung, Gleichgültigkeit, wo innige Liebe, und Widerwille, wo Vertrauen herrſchen ſollte.

In buntem Wechſel und immer neuen Formen webt und webt der Verfaſſer eine Reihe von Perſön-lichkeiten aus allen Schichten der Bevölkerung einer großen Stadt vor. Der Verirrte, den wir im Be-ginn der Erzählung mit friſchem Lebensmuth ſein Heimathsdorf verlaſſen ſahen, erweckt noch fortwährend unſere Theilnahme. Er iſt ſehr unglücklich, aber keineswegs ganz verdorben, mit Sehnſucht blickt er auf ſein früheres anſpruchsloſes und unbefangenes Leben zurück. Erſt im Alter findet er den Frieden, den er während eines vielbewegten Lebens vergeblich ge-ſucht hat. Auch ſein Verführer begleitet uns. Viel verderbter als ſein Opfer, bleiben dennoch auch ihm ebenfalls Spuren beſſerer Empfindungen hervor, wie denn ſein Kummer des Menſchenherzens Engel oder Teufel gründet. Spät erſt, und zu ſpät für mehrere der auftretenden Perſonen, trifft ihn ein Schickſal, das er verdient hat.

Der zweite Band des Werkes zeigt uns eine Anzahl noch fremder Perſonen, deren Schickſal aber bald mit dem der uns bekannten verflochten wird. Auch ſie erproben den Kampf mit dem Schickſal. Der Beſitzer eines großen Hammerwerks ſieht ſich durch mißglückte Unternehmungen gezwungen, ſeinen Betrieb aufzugeben und ſein hoffnungsvoller Sohn muß ſtatt des erſehnten Studiums bei einem ebenſo einſichti-gen als geizigen Buchhändler ſeine Carrière als Laufburſche beginnen. Dieſer junge Mann wird von nun an der Held der Erzählung. Sein kräftiger Geiſt überwindet die mannichfachen, ihm entgegenſtehenden Schwierigkeiten, das Ziel ſeines Strebens, der Beſitz von Kenntniſſen und die Gelegenheit, dieſelben anzuwenden, die Mittel, ſeiner Familie beizuſtehen, werden ihm durch ſeine Anſtrengungen zu Theil. Die Zahl der handelnden Perſonen und die Verwickelungen mehren ſich, je näher wir dem Ende rücken. Die Löſung iſt über-raſchend, in einigen Punkten faſt gezwungen, der Eindruck aber, den das Werk hinterläßt, ein be-friedigender. Wenn es ausgemacht iſt, daß die Vor-züge unſerer heutigen Romanlitteratur in ihrem be-lehrenden Inhalt, ihrer Sittlichkeit und der Kunſt ihrer Charakterzeichnung beſtehen, ſo darf gewiß das vorliegende Werk eine ehrenvolle Erwähnung bean-ſpruchen. Die Zeiten ſind vorüber, wo man es für nöthig hielt, die Jugend vor dem Romanleſen über-haupt zu warnen.

Vermiſchte Schriften.

VIII.

Den Freunden Heinrich Kleiſt's wird eine neuige Arbeit von Reinhold Köhler, Cuſtos an der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar, willkommen ſein. Derſelbe hat in dem Schriftchen „Zu Kleiſt's Werken" (Weimar, Böhlau, 1863) für die in den von Ludwig Tieck und ſpäter von Julian Schmidt beſorg-ten Ausgaben vorkommenden Unrichtigkeiten auf den Originalien nachgewieſen und mithin ein Material zuſammengeſtellt, welches ſich für die erwarteten Aus-gaben der Kleiſt'ſchen Werke dringend zur Berück-ſichtigung empfiehlt.

Der Betrachtungsweiſe über Schiller, welche Kuno Fiſcher eingeführt hat, ſchließt ſich an „Schiller und die praktiſchen Ideen. Von Georg Lepp, Dr. phil." (Emden, Haremel, 1863). Eine nicht minder be-

deutende Schrift ist: „Die Gruppe des Laokoon. Von Dr. Wilhelm Henke" (Heidelberg, Winter, 1862). Ein Professor der Anatomie läßt sich hier in geistvoller Weise über diejenigen natürlichen und körperlichen Bedingungen der Schönheitserkenntniß aus, die vom theoretischen Aesthetiker nur zu oft übersehen werden.

In „Menschen und Bücher". Biographische Beiträge zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts von Robert Prutz" (Leipzig, Wagner, 1862) finden wir literarhistorische Aufsätze vereinigt, die wir theilweise schon im „Deutschen Museum" lasen. Die Specialgeschichte derjenigen literarischen Erscheinungen, welche zwar nicht zu classischer Bedeutung gelangten und die doch die öffentliche Meinung in ihrer Zeit vielfach beschäftigten, bietet auch für die Lectüre eine Abwechselung in unserer nachgerade monoton werdenden Schiller- und Goetheliteratur.

„Zur Geschichte der Juden in Worms und des deutschen Städtewesens von G. Wolf" (Breslau, Schletter, 1862) ist ein Ergebniß der Anstellung des Verfassers bei den die Lage der Juden betreffenden archivalischen Schätzen Worms. Da die Juden im Mittelalter die Kammerknechte der kaiserlichen Majestät waren und unter der unmittelbaren Oberhoheit des Reichs standen, so lassen sich aus der Thätigkeit des Herausgebers auf diesem Gebiet noch manche interessante Forschungen erhoffen.

Ein officielles Document über einen merkwürdigen Vorgang unserer neuen, leider mit Festen überladenen deutschen Geschichte ist „Das erste deutsche Schützenfest in Frankfurt am Main, vom 13. bis 22. Juli 1862" (Frankfurt am Main, Brönner, 1862). Mancher Moment der neuern vaterländischen Geschichte ist auch in dem „Deutschen Volkskalender für 1863. Herausgegeben von J. G. Cornelius. Mit 20 Bildern" (Hamburg, Kittler) hervorgehoben. Im Gefolge dieser Zeitanregungen geht die Lyrik mit „Deutschen Flottenliedern von Ferdinand Grandt" (Hamburg, Schulz, 1862), mit „Germanischen Melodien von Hugo Oelbermann" (Bonn, Rheinische Verlagsanstalt, 1862) und auch den nachfolgenden Liedersammlungen fehlt es nicht an Anregung durch die Zeit. Gedichte von August Ruch (Elberfeld, Bädeker, 1862), Eduard Hobein (Hamburg, Berthes, Besser u. Mauke, 1863), Karl Wilhelm Bay (Leipzig, O. Wigand, 1862).

„Die Hochzeit des Marienkäfers. Insektenmärchen von Friedrich von Isenlohn" (Berlin, Springer, 1863) schließt sich einem ähnlichen Gedicht über den Scarabäus an, das wir früher schon in unsern Blättern erwähnten. Gegen seinen „Kanarienvogel" hat Emil Edel die zweite Auflage seiner gleichfalls von uns schon erwähnten „Kleinen Welt" (Hildesheim, Gerstenberg, 1863) gewidmet. Dieser Neigung für Sinniges und Inniges, das nur leider auch in ein gesuchtes und prätiöses Novelo ausarten kann, steht eine neue Uebersetzung der Evangeline von Longfellow (Karlsruhe, Gutsch, 1862) sehr nahe. Der Herausgeber, Eduard Nickles, behandelt die Sprache mit Gewandtheit und gibt beachtenswerthe Anmerkungen. Auch bleibe ein „Preußischer Almanach" (Berlin, Grothaer, 1863) nicht unerwähnt. Ein Kreis junger Königsberger Autoren hat sich hier zusammengethan, um die ersten gebundenen und ungebundenen Proben ihres Talents zu veröffentlichen. Manches darunter ist recht gefällig. Die Vermuthung, daß sich das „Gaudeamus igitur" auf die Zeiten der Olympia Morata zurückführe, wird sich wol als unbegründet erweisen.

Für den Weihnachtstisch.

II.

Freunden poetischer Kleinmalerei, die sich längere Zeit als den eigentlichen Forderungen poetischer Production am nächsten stehend zu behaupten gewußt hat, empfehlen wir eine neue Auflage der schwäbischen Volksgeschichte von Hermann Kurz: „Der Sonnenwirth" (drei Bände, Berlin, Janke, 1863). Bekanntlich die Ausführung einer Schiller'schen Hinterlassenschaft.

In Meyer's „Bibliothek der deutschen Classiker", dieser bei ihrem ersten Erscheinen von einem Kreis deutscher Schriftsteller, die sich in ihren Autorrechten beeinträchtigt glaubten, ziemlich hart angelassenen Anthologie, die sich jedoch bei ihrer fernern Ausführung discret und als feinen Anhalt erregend erwiesen hat, finden sich über Schiller und Goethe vier Lieferungen (sie bilden den zehnten Band), auf welche wir deshalb besonders aufmerksam machen, weil Arnold Schönbach die Auszüge durch zweckmäßige und kenntnißreiche Einleitungen verbunden hat. Da diese Lieferungen nicht einzeln verkauft werden dürfen, so nimmt vielleicht mancher unserer Leser Veranlassung, seiner Bibliothek die ganze Sammlung einzuverleiben.

Zur Jugend zurückkehrend, bemerken wir unter unsern Büchervorräthen auch noch „Bilder aus der Märchenwelt" (Darmstadt, Köhler, 1863), als deren Verfasserin sich Prinzessin Amalie zu Schleswig-Holstein-Augustenburg bekennt; eine feinige Dichterin, die sich in die Literatur durch einen Roman „Eglantine", einführte.

Auch die Flemming'sche Buchhandlung in Glogau unterhält einen reichen Verlag von Kinderschriften. Wir erwähnen namentlich die Fortsetzungen der beliebten Zeitschriften: „Der Jugend Lust und Lehre" von H. Masius, des „Töchter-Album" von Thekla von Gumpert und des „Herzblättchens Zeitvertreib" von derselben Herausgeberin — in gefälligem Einband bilden sie drei stattliche Bände, deren belehrender und mannichfach anregender Inhalt durch gelungene Zeichnungen gehoben wird.

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Ein Brief aus London — Der Normalmensch im Ben Jonsingten-Museum — Die Juden in Frankreich — Die Kenterung der Sagungen in der Schillerstiftung.

Ein Brief aus London.

— Garottiren' Garottiren' Das ist die allgemeine Losung des Tags, der panische Schrecken, der über ganz London gekommen ist. Jeden Morgen bringt neue Mordgeschichten. Die „Garotters" sind fast ohne Ausnahme Männer, die wegen früher begangener Verbrechen transportirt gewesen und denen ein Theil ihrer Strafjahre „wegen guter Führung" erlassen worden ist. Mit ihrem „ticket of leave", ihrem Ausweisschein, kehren sie nach England zurück, wo sie allerdings von der Polizei noch beobachtet werden. Daß diese Beobachten sie aber keineswegs hindert, neue Verbrechen zu begehen, von dieser traurigen Thatsache überzeugen sich jetzt die Staatsmänner, die das „ticket of leave"-System eingeführt haben, wie auch davon, daß die gute Aufführung in Australien nur ein Mittel zu ihrem Zweck gewesen ist. Die ticket of leave men (so ist die allgemeine Bezeichnung), die jetzt zu Hunderten in London sind, gehen abends zu zweien in den Straßen und fallen einsame Wanderer an. Während der eine das Opfer ihrer Raubgier durch einen geschickten Griff an die Kehle ganz oder beinahe erstickt, beraubt sein Kamerad den Besinnungslosen aller Sachen von Werth. Ist dies geschehen, so werfen sie den also Beraubten und Besinnungslosen zu Boden; leistet er Widerstand, so führen sie Waffen bei sich, mit denen sie ihm tödtliche Wunden beibringen; ist er so beraubt oder willenlos, daß er keinen Widerstand leisten, so kommt er mit dem Leben davon.

Obgleich die Polizei ihr Möglichstes thut, den Verbrechen zu steuern, so vergeht, wie gesagt, kein Tag, ohne daß man von neuen Anfällen hört, und niemand wagt sich ohne Waffen abends auf abgelegene Straßen. Das Uebel wächst durch manche Lüge, die sich dabei einstellt. Garotters haben Dienstboten, Commis und andere geplündert, die werthvolle Sachen zu besorgen hatten, andere, die das öffentliche Mitleid in Anspruch nehmen wollen. Kurz, es ist eine wahre Plage über London gekommen.

Unmuthig über diese und manche andere Eindrücke flüchte ich mich seit einiger Zeit gern in die Räume des Britischen Museums und lese Zeitungen und Bücher. Besonders werthvoll sind immer die Biographien. Merkwürdig, wie verschieden die Nationen in ihren encyclopädischen Sammelwerken sich geben! Die deutschen Conversations-Lexika zählen vor allem auf, was der Mann der Kunst und Wissenschaft — denn nach diesen such' ich gern — chronologisch geleistet hat. Die „Encyclopaedia Britannica" erzählt jeden Lebenslauf so naiv und amüsant, daß der Ungelehrteste Geschmack daran finden kann — Anecdoten werden reichlich ausgestreut. Die „Biographie universelle" trägt dramatisch vor und legt jedem ihrer berühmten Namen wenigstens eine wohlklingende Phrase in den Mund.

Daß der Prophet nichts im Vaterlande gilt, sah ich neulich recht aus dem Vergleich, wie man von den Lebenden spricht und wie man spricht, wenn seine Asche in Westminsterabtei ruht. Was Macaulay seinen Landsleuten jetzt ist, wissen wir. Die „Times" diese Volksstimme, verehrte ihn gleich nach seinem Hinscheiden, wie er es verdiente, seine Biographen steigern die Lobpreisungen und vielleicht heißt es nach einem Jahrhundert von Macaulay, wie es in der „Encyclopaedia Britannica" von Shakspeare heißt: „A little below the angels" („Ein wenig niedriger als die Engel"). In dieser Betrachtung gelangte ich neulich, als ich in einem nur wenige Jahre ältern Jahrgange der „Men of the time" las. Macaulay lebte noch — ich las den ihm gewidmeten Artikel. Folgendes ist ein Auszug daraus: „In der Schriftstellerei gibt es eine Schule, die durchaus analog mit jener hauptsächlich durch Effect sich auszeichnenden Malerschule ist. Macaulay ist der Tintoretto der Geschichtschreiber, sein Pinselstrich (touch) ist keck, seine Farben sind reich und kräftig. In allem, was er hervorbringt, ist eine auffallende Frische der Illustration, wenn auch selten ein originaler Gedanke oder eine tiefe Lebensansicht. Ein brillantirter englischer Prosaist kann nicht gefunden werden. Er hat dem englischen Stil Grazie gegeben. Wenn Carlyle in deutscher Sprache denkt, so kann man von Macaulay sagen, daß er nach italienischen Anmuthsbegriffen schreibt. Seine Perioden werden, je nachdem es die Schönheit der Cadenz erfordert, entweder verschmolzen oder verlängert, gerade als ob der Klang von völlig ebenso großer Wichtigkeit sei als der Sinn. Er bedient sich, wie die Italiener, zu vieler Diminutive und Superlative, und wenn sein Stil musikalischer ist als der seiner Zeitgenossen, so ist er auch sehr viel weniger kräftig (muscular) und nervöser (nervous) als der mancher andern. Die Verdienste Macaulay's sind die Kraft seiner Manier, das malerische Brillante des Effects, seine lustige, lebendige und glänzende Diction; seine Mängel sind die Uebertreibung seiner Verzierungen, denn seine Compositionen sind über und über mit dem Flitter glänzender Sentenzen und irrender Pointen besäet wie auch

mit beständigen literarischen Kunst- und Zechterstückchen (literary artifice)."

Was Macaulay's verstorbenen Charakter betrifft, so ist er nach diesem Artikel Conventionalität. „Seine Auffassung vom Leben entbehrt aller Originalität. Seine Sittenlehre ist die, welche in einem feinen londoner Club cursirt. Ihm mangelt die classische Einfachheit eines eigenen Charakters und ein erhabener moralischer Zweck." Daher erobert er durch seine Rhetorik, während sein Denken ganz alltäglich ist (commonplace). Nur zu oft, wenn er versucht, etwas Tiefdurchdachtes zu sagen, tappt er die Gedanken eines andern, kleidet in seine Worte die Ideen eines ungenannten, aber scharfsinnigern und durchdringendern Kritikers als der seine ist. Der Kritiker, der Macaulay in eine Reihe mit Hume oder Gibbon stellen möchte, müßte auch Lintorette mit Michel Angelo und Raffael classificiren."

Wie man dagegen den verstorbenen, nur einigermaßen hervorragenden Engländern in der „Encyclopaedia Britannica" schmeichelt, kann man sich, wenn man an die deutsche kühle Kritik gewöhnt ist, kaum vorstellen. Und wie kurz abgefertigt werden dagegen die Heroen anderer Länder in dem vielbändigen Buche! Zum Beispiel: Wenn Oliver Goldsmith „ein eminentes Dichtertalent" ist, so ist Goethe ein Mann, „der bei seinen Landsleuten für einen merkwürdig begabten Dichter gehalten wird".

Als ich so mit diesen geistigen Heroen beschäftigt war, fiel mir plötzlich auf, daß die Koryphäen der englischen Literatur recht häufig unglücklich in ihrer Ehe sind und waren. Ich zählte — man lernt es in diesem Lande, Sammlungen zu machen — ohne zu pausiren, folgende unglücklich verheirathete englische Dichter und Schriftsteller: Shakspeare verläßt seine Frau im vierten Jahre seiner Ehe und kommt erst nach Verlauf eines Vierteljahrhunderts zu ihr zurück. Milton läßt sich von der ersten Frau scheiden. Byron läßt sich nach dem ersten Jahre scheiden. Shelley läßt sich scheiden — nach vier oder fünf Jahren. Bulwer lebt getrennt von seiner Frau. Dickens ließ sich nach einundzwanzigjähriger Ehe von seiner Frau scheiden. Thackeray lebt getrennt von seiner Frau. Es wäre interessant, dies psychologisch zu erklären. Hat die große Selbständigkeit der englischen Frauen damit etwas zu thun?*)

Ein närrisches Stück: „Lord Dundreary", füllt schon seit dem Frühjahr die Kasse des Havmarket-Theater. Es wird allabendlich gegeben. Lord Dundreary ist die Personification eines blasirten Lords und Stutzers, carrikirt, einen gedanken- und empfindungslosen Dandy vor, der, um nur Einen Moment aus hundert ähnlichen, die ihn charakterisiren sollen, herauszuheben, seine zehn Finger vor- und rückwärts zählen will und damit, so oft er es versucht, nicht zu Stande kommt. Das Stück hat gar keinen Gehalt, gar keinen Sinn; es will auch weiter nichts, als solch einen verschwommenen, nüchternen Jüngling hinstellen, der aus Trägheit kaum verständlich spricht, verschiedene Buchstaben nicht herausbringt und der von Anfang bis zu Ende an seinen Fingern zählt. In allen Bilderläden hängen Lord Dundreary's Photographieen, sitzend, stehend, liegend und immer — seine Finger zählend —! Der Enobismus, übertragen, möchte man sagen, auch — aufs Publikum!

Im Princestheater, dessen Direction Charles Kean wieder übernommen hat, wird Scribe's „Glas Wasser" — aber von Mr. John Oxenford englisirt — gegeben. Er nennt es „Triple Alliance", verlegt die Scene nach Portugal und macht aus Königin Anne eine Donna Maria, aus der Herzogin Marlborough eine Herzogin von Marlaine. Die Dialoge sind sehr verkürzt und die fünf Acte in drei verschmolzen. Ja heil, ihr deutschen Hoftheater-Intendanten! Das freie England duldet keine Könige auf der neuen Zeit nicht auf den großen Theatern Londons! Wie kann man noch klagen, wenn in Berlin nicht Friedrich der Große, in Wien nicht Maria Theresia auf der Bühne erscheinen dürfen!

*) Mit dem Unvermögen der meisten dieser Frauen, sich selbst zu beherrschen, die sie über das Zufällige, allgemein Menschliche, Individuelle in solchen bedeutenden Erscheinungen gewinnen, die hohe Achtung, Verehrung und respectvolle Schonung des Genius zu erhalten, ohne welche diese Männer nicht sein können, was sie sein müssen. D. Herr.

Der Normalmensch im Neu Kensington-Museum.

— Unter den vielen Sehenswürdigkeiten, welche London darbietet, ist eine, die ihrer äußerlichen Unscheinbarkeit wegen von vielen, um nicht zu sagen von den meisten, übersehen wird — das Neu Kensington-Museum, das im Jahre 1851 zur Zeit der ersten internationalen Ausstellung gegründet wurde und seitdem sich immermehr vervollkommnet hat.

In einer ziemlich ausgedehnten Gartenanlage sieht man schuppenähnliche Gebäude, welche die verschiedenartigsten Sammlungen, überaus systematisch geordnet, enthalten und dadurch ein Verständniß und einen so umfassenden Einblick in die vorliegenden Gegenstände verbreiten, wie man sie nie zu empfangen gewohnt ist. Das Museum ist zu jeder Tageszeit geöffnet.

Eine der vielleicht interessantesten Abtheilungen ist die für die Nahrungsmittel, welche in genauer Abstufung nach Klassen geordnet sind. Damit man aber mit den Bedürfnissen, die zur Erhaltung des menschlichen Körpers nöthig sind, vertraut werde, ist dieser selbst in seine Urbestandtheile zerlegt und steht in einem Glaskasten mit genauer Angabe aller Quantitäten vor uns.

Der Normalmensch wird nach Professor Quetelet's Untersuchungen zu 154 Pfund angenommen und besteht aus 116 Pfund flüssiger und 38 Pfund trockener Substanz. Wir sehen nun in den besagten Glaskasten die Bestandtheile derart geordnet, daß die im Menschen vorhandenen Gase in Ziffern angegeben

sind, dann folgen alle einzelnen Substanzen, aus denen der Körper besteht, genau in dem entsprechenden Verhältniß Sauerstoffgas, Wasserstoffgas, Kohle, Stickstoff, Phosphor, Kalcium u. s. w.

Für solche, denen diese Zerlegung ein etwas unfaßlich physikalisches Experiment ist, fügen wir hinzu, daß, summarisch genommen, der besagte Normalmensch aus 116 Pfund Wasser, 18 Pfund Fleisch, Haut und Blut, worin $^7/_8$ Pfund mineralische Stoffe enthalten sind, 6 Pfund Fett, 14 Pfund Knochen, bestehend aus $4^5/_8$ Pfund Leim und $9^1/_8$ Pfund mineralischer Stoffe, besteht, zusammen 154 Pfund. Das Blut, das die Substanz des Körpers im vollen Stand erhalten muß, ist natürlich hier in der allgemeinen Zusammensetzung des ganzen Menschen enthalten.

Nachdem man so oberflächlich das Substantielle des menschlichen Körpers erschaut hat, werden hier in ziemlicher Weise streng geordnet die Nahrungsstoffe gezeigt, die zur Bildung und Erhaltung des Gleichgewichts des menschlichen Körpers nöthig sind. In drei Gruppen finden wir in der ersten Abtheilung die Nahrungsmittel aus dem Mineral- und Pflanzenreich.

Zuerst das Wasser. Dasselbe steht an Wichtigkeit der Lebensluft am nächsten, da es, wie wir gesehen haben, drei Viertel der Substanz des lebenden Menschen wie des Thieres ausmacht — reines Wasser besteht aus zwei Urstoffen, Sauerstoff und Wasserstoff. Wir finden die Angaben über sein Vorkommen in den festen Nahrungsmitteln, als im Fleisch, im Brot, im Gemüse u. s. w. angegeben. So enthalten beispielsweise 100 Pfund mageres Rindfleisch 78 Procent Wasser, 19 Procent Faserstoff, 3 Procent Fett, zusammen 100 Pfund. Brot enthält in 100 Pfund 40 Pfund Wasser, $5^1/_2$ Pfund Kleber, $46^1/_2$ Pfund Stärke u. s. w. 100 Pfund Kartoffeln enthalten 75 Pfund Wasser, 25 Pfund Nahrungsstoff, 100 Pfund Möhren enthalten 83 Pfund Wasser und 17 Pfund Nahrungsstoff, und so fort geht sich die angegebene Scala der Nahrungswerthe der verschiedenen Substanzen.

Wir sehen das londoner Wasser, sowol Fluß- als Brunnenwasser, die Reinigung desselben und die verschiedenen Proben auf diese Reinheit. Dem Wasser folgt das Salz und dann die verschiedenen in den Nahrungsmitteln enthaltenen Mineralien, denen analog, die wir im menschlichen Körper kennen gelernt haben.

Die zweite Gruppe bilden die kohlenstoffhaltigen Nahrungsmittel, die den Körper mit Wärme versehen. Die fettgebenden Nahrungsmittel, wie Kartoffeln, Reis, Pastinaken, Kohl, Spinat, Artischocken u. s. w. Die zuckerenthaltenden Früchte und Substanzen, als Honig, Dextrin, Gummi, Lactigen, Manna, Bataten, Mohrrüben, Ober- und Unterrüben. Ihnen folgen die Fette und Oele und der Gänse-Essig, Citronensäure, Weinstein, Aepfel- und Oxalsäure.

In der dritten Gruppe befinden sich die fleischbildenden Substanzen, zu denen Fleisch, Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais, Hirse, Bohnen, Erbsen, Linsen, Buchweizen und Pilze, da dieselben kleberhaltig sind, gehören. Auf Nebentafeln befinden sich andere Nahrungsäquivalente und Vergleiche verschiedener Speisearten in öffentlichen sowie Armenanstalten.

In der zweiten Klasse sehen wir die Nebennahrungsmittel des Pflanzenreichs, Faserstoff, Gummi und aus dem Thierreich Leim dargestellt, indessen die dritte Klasse uns die medicinischen oder Hülfsnahrungsmittel bringt, die in zwei Gruppen getheilt sind. Die erste umfaßt alle erregenden Getränke, den Spiritus und die andern Gährungsproducte, die Biere, Essige und die Weine sowie ihre Analysen auf ihre verschiedenen Zusammensetzungen, die flüchtigen Oele, Zimmt, Cassia, Nelken, englisches Gewürz, Muskat, Ingwer, Oel in verschiedenen Mischungen, die scharfen Gewürze, Pfeffer, Cayennepfeffer, Senf, Meerrettig, Zwiebeln, die verschiedenen Mentha-Arten und die der Familie der Umbelliferen zusammengesetzten Gewürze, als Kümmel, Fenchel, Garbe u. s. w. Dann noch weniger wichtige, wenn der Gourmandise angehörende Gewürze, als Bittermandelöl, Vanille, Citronen, Orangenschalen und künstliche Fruchtessenzen. Die zweite Gruppe umfaßt die Narkotica: Thee, Kaffee, Paraguaythee, die Genußmittel des Thees und diejenigen des Kaffees, Tabak, Opium, Hanf, Koka und Kampher. Es folgen noch die aus dem Thierreich gezogenen Nahrungsmittel: Eier, Milch, Käse, Butter u. s. w. Dann folgen in höchst interessanter Weise verschiedene Sammlungen solcher Nahrungsmittel, wie sie in fremden Ländern gebräuchlich sind, wo manche kluge Hausfrau sich neue Ideen wird mitnehmen können, ebenso bei der folgenden Abtheilung, welche genau die Aufbewahrungsarten der Lebensmittel angibt und den Beschauer auch mit den sophistischen Verfälschungen der Nahrungsmittel vertraut macht, eins der wichtigsten Momente, namentlich für London.

Je höher der Standpunkt dessen ist, der diese Räume betritt, je prägnanter wird ihm vieles durchweg praktisch belehrende Bild erscheinen, indessen auch dem völlig Ungebildeten gibt es einen so anschaulichen Einblick alles dessen, was der Mensch zum Lebensunterhalt bedarf, und zwar in der einfachsten Art, daß es nur segensreich wirken kann.

Der von Dr. Lankester ausführlich verfaßte Katalog geht in die kleinsten Details und gibt überall geographische, statistische und chemische Notizen, die allerdings das Gebotene noch werthvoller machen und es anders imprimiren, als es sonst der Fall wäre. Dem Verderben unterworfene Gegenstände sind in vorzüglichen Modellen vorhanden. Von jedem Gegenstand ist 1 Pfund analysirt und in Schalen oder Fläschchen ausgestellt.

Aehnlich wie die Verwendung der Nahrungsmittel für den Menschen findet sich in einer andern Abtheilung des Museums die Anwendung der mineralischen, vegetabilischen und animalischen Producte für Gewerbe und Künste in ganz analoger Weise

aufgestellt. Hier eröffnet sich dem Laien der Naturforschung ein gleich großes und höchst interessantes Feld der Betrachtung, dem Gewerbetreibenden von Fach aber und dem Künstler wird es von höchstem Nutzen sein, seine Zeit in England so einzutheilen, daß das Kensington Museum ihm durch öfteren Besuch seine reichen Schätze zu erschließen vermag, manche wichtige Belehrung und eine demnächstige gründlichere Beurtheilung für die vielerlei Gegenstände wird der unmittelbare Anblick sein. Man kann nur den Wunsch hegen, daß zu Nutz und Frommen einer so intelligenten Zeitgenossenschaft, wie sie gegenwärtig ist, derartige Sammlungen in allen großen Städten zu finden sein möchten, um dadurch der Verbreitung wahrhaft nützlicher Kenntnisse das sicherste Fundament zu legen.

Die Juden in Frankreich.

* Die deutschen Juden pflegen einen Nachtrab darauf zu legen, daß ihnen die romanischen Völker und namentlich die Franzosen eine größere Toleranz gewähren als die germanischen. Leider aber findet die traurige Ausgeburt unsers christlichen Lebens, der Judenhaß, seine Stätte auch in Frankreich und äußert sich dort z. B. auf der Bühne entschiedener als in Deutschland. Die Intoleranzsätzereien, wie sie von französischen Schauspielern aufgestellt werden, sind das Häßlichste, das sich durch Schmutz und Perrücke nur hervorbringen läßt.

Es ist denn auch erfreulich, daß unser geistreicher Alexander Weill, der bereits seit einer Reihe von Jahren sich durch äußere Umstände fast ganz in einen Franzosen verwandelt, in seiner soeben in Frankreich veröffentlichten Gedichtsammlung „Amours et Blasphèmes" (Paris, Lecoffre, 1862) die Rechte des Judenthums durch eine hinreißend beredsame Apologie desselben in Anspruch nimmt. „Was ist das Evangelium?" schreibt er. „Das Gute Mosis, geläutert und gereinigt durch jüdische Apostel. Alles, was das Christenthum Göttliches und Menschliches hat, kommt von den Juden her; was ihm an Barbarei, Unmenschlichkeit und Vernunftwidrigkeit geblieben ist, kommt ihm von den Heiden, den Celten und Germanen. Ich kenne Franzosen verschiedener Parteien, welche unter dem Schein des Liberalismus in Betreff der Juden alle Vorurtheile der Unwissenheit, alle Ungerechtigkeiten des Aberglaubens beibehalten haben. Ihnen muß ein Jude erst dreimal so ehrlich, viermal so tugendhaft sein als ein Christ, um nur die einfachste bürgerliche Achtung zu genießen."

Wir bemerken zu gleicher Zeit, daß sich unser berühmter Mitarbeiter in einem Conflict mit der französischen Regierung befindet hat, der ihn wahrscheinlich bestimmen wird, sich nach Belgien zu begeben. Im „Observateur Belge" befinden sich aus seiner Feder Artikel über Paris, die namentlich die sittlichen Gebrechen der höheren pariser Gesellschaft mit schneidender Schärfe darlegen.

Der vor einiger Zeit bei Krabbe in Stuttgart erschienenen Uebersetzung seiner so ungemein ergötzlichen Erzählung „Lauterbach" rühmt Frau Herwegh bei. Der deutsche Text „Lauterbach" ist nicht gut gewählt, er hätte, da der Helden der lächerlichen Sorte angehört, „Lauterer," heißen sollen.

Die Aenderung der Satzungen in der Schillerstiftung.

* Der erste Generalversammlung der Deutschen Schillerstiftung that recht daran, an den zwölf Grundparagraphen ihrer Statuten nichts zu ändern. Möge das Stiftungswirken sich erst, und zwar mindestens einige Decennien lang, in diese Satzungen hineinleben, bis man daran denkt, individuelle oder wol gar einseitige Wünsche durch Satzungsänderungen zur Geltung zu bringen.

Hoffentlich kommt auch noch der wiener Zweig-Schillerstiftung diese Ueberzeugung und sie steht von ihrem Vorhaben ab, für lebenslängliche Pensionen und zweimal wiederholte Gaben die Oeffentlichkeit zu verlangen. Die Oeffentlichkeit der Namennennung ist die Einführung der Unfreiheit in die Verwaltungsrathsbeschlüsse. Es können über Deutschland Zeiten hereinbrechen, wo kein Verwaltungsrath den Muth hat, Männer wie Kinkel, Arelligrath, Hartmann, Ruge, Feuerbach u. a. zu unterstützen, falls diese oder Namen ähnlicher Kategorie zu unterstützen wären und sie dann sofort öffentlich genannt werden sollten. Der Verwaltungsrath ist nur durch Zufall zusammengesetzt. Er kann gelegentlich aus sieben Männern bestehen, die nicht in der Lage sind, einen Verein haben zu wollen oder zu dürfen, der durch öffentliche Bekanntmachung zu einer für ihre Lebenslage und für die Stiftung bedenklichen Demonstration wird. Hat man doch auch deshalb schon bei der constituirenden Versammlung ärztliche Protectorate entschieden abgelehnt. Der wiener Antrag nimmt der Schillerstiftung ihren unbefangenen und nur sich selbst verantwortlichen Charakter und ist für die Zukunft von der gefährlichsten Tragweite. Auch in Rücksicht nicht nur auf Politik und Religion, sondern auch in Rücksicht auf die Literatur. Die Namen der jedesmal gegnerischen Literatur sind schon so glücklich gehäuft, daß sie gegen alle Brandmarkung gesichert wären. Schon wenn auch nur ein einziges mal einer der Verwaltungsräthe sagte: „Diesen Namen dürfen wir nicht öffentlich bringen!" („Weil er noch gar nicht durchgedrungen ist!" „Weil er zu viel Gegner hat!" „Weil er sich ausgeschrieben und überlebt hat!" u. s. w., u. s. w.), ist das Wesen der Schillerstiftung nicht nur in Gefahr, sondern bereits entschieden verletzt.

Zum Glück ist das Durchgehen von Satzungsänderungen an Schwierigkeiten gebunden. Damit nicht jede kleine oder neugebildete Zweigstiftung die Satzungen zu ändern vermögen kann, hat die constituirende Versammlung Vorsorge getroffen, daß nur dann eine Satzungsänderung stattfinden kann, wenn sich dafür so viel Zweigstiftungen ausgesprochen haben, als deren Vermögen zwei Drittheile des Gesammtvermögens bildet. Damit ist aber die Sache noch nicht abgemacht, sonst würden die drei reichsten Filiale, Wien, Dresden und Weimar, fortwährend der Stiftung Gesetze vorschreiben können. Diese Repräsentation von zwei Dritttheilen des Vermögens muß vorangehen, um einen Antrag auf Satzungsänderung überhaupt einbringen zu können. Die endgültige Entscheidung ist dann immer noch einfach Sache der Majorität innerhalb der 22 Zweigstiftungen selbst.

(Ausgegeben am 18. December 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. **Nr. 52.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Ueber Pedanten und Charlatane. Von Dr. Richard Prutz. — Die Verunstaltung des menschlichen Körpers. Zur Culturgeschichte. Von Dr. Fr. Wilhelm Hoffe. III. — Schweizer Bilder. II. Von M. Horden. — Der B. A. Berger'sche Verlag in Weimar. — Handel und Wandel. — „Es muß auch solche Käuze geben." — Unterhaltungsliteratur. XXVII. — Vermischte Schriften. IX. — Das Wächterer Ruf. Zum neuen Jahr. — **Neues aus der Welt.**

Ueber Pedanten und Charlatane.

Pedanterie und Charlatanerie sind sehr beachtenswerthe Unebenheiten und deshalb Hemmnisse in der Entwickelung der Menschheit; weshalb wir die dem deutschen Ohr uneben klingenden Fremdnamen nicht tilgen wollen. Hemmend ist der Pedant dadurch, daß er negirt, der Charlatan, daß er mittelbar eine Reaction veranlaßt. Man ist gewohnt, diese Begriffe auf die eigentliche Geistesentwickelung zu beschränken, und mit Recht, weil dort die Wurzeln sind. Allein sie treten auch hervor in jeglicher Richtung menschlicher Thätigkeit, selbst in der rauhesten, in der Kriegskunst. Was anders hat Tilly bei Breitenfeld geschlagen als seine Pedanterie, vermöge welcher er nicht bemerken konnte, wie er überflügelt war von einem neuen Genius der Kriegskunst? Wer ihn sich genau ansah, mochte wol an seiner altmodischen Kleidung mit der Halskrause Alexander's von Parma (da jetzt nur der flachaufliegende Kragen modern war) erkennen, daß er auch nur von der nun veralteten Wissenschaft jenes Meisters etwas wußte. Ferner: Was anders vernichtete die kolossale Heeresmacht des Perser als dessen Charlatanerie und Selbstverblendung? So erscheint es hier — Pedant ist: wer unverständig hinter seiner Zeit zurückbleibt, indem er an dem Ueberlieferten, wenn auch reich Erworbenen, festklebt; Charlatan: wer unverständig über seine Zeit hinauswill, ohne Ausrüstung dazu, so großartig ihm und andern seine Einfälle scheinen mögen.

Am hervorstechendsten ist aber gewiß beiderlei Verirrung im eigentlichen Geistesleben. Sehen wir's darauf an. Gemeinsam ist beiden die Einseitigkeit nach zwei Extremen hin. Der gelehrte Pedant vermag nie mit dem Ueberkommenen fertig zu werden, denn er sieht nie, wie der Denker soll, im Einzelnen das Ganze, immer vielmehr oft das Einzelne für das Ganze und verengt sich den Gesichtskreis; er wird blödsichtig in der steten Betrachtung des Winzigsten und meint damit recht gründlich zu sein; aber er ergründet nicht wahrhaft, unter seinen Augen und Händen wird selbst das Große kleinlich und — ehe sie es ahnen, sind sie überholt, die Pedanten. Anders der gelehrte Renommist oder Marktschreier. Der ist dagegen mit allem schnell fertig, denn er sieht im Ganzen das Einzelne nicht und schweift ins Weiten- und Schrankenlose und Ungebundene, er erringt nirgends einen Halt, er wähnt zu reformiren, aber wie kann er es, der, gerade zusehend, so oft das Unbedeutendste, das Erbärmlichste zum Großartigsten stempeln will? So wird auch er, eh er es sich versieht, beseitigt. Gewiß, beiderlei Verirrten ist

gewöhnlich eine kurze Lebenskraft gestellt. Die Blendung und Täuschung des Volks kann nicht lange anhalten: muß doch ihre Einseitigkeit so bald augenfällig werden, spiegelt sich doch ihr inneres Wesen zu deutlich in ihrem Aeußern, denn ihr Leben, willkürlich oder unwillkürlich, bleibt abgetrennt, ihre Weise daher immer unzeitig, immer taktlos. Es liegt außerdem häufig noch ein moralisches Gebrechen zu Grunde, kleinliche Eitelkeit hier, Heftart dort; und solcher Selbstsucht muß sich die Wahrheit entziehen.

Sonach scheint es leicht erkennbar, wo Pedanterie, wo Charlatanerie steckt. Gleichwol ist es immer am schwierigsten, sie im Gebiet des Geisteslebens aufzufinden, und auch hier noch leichter in der Gegenwart (wenn wir sie lebhaft in uns aufnehmen und einen gesunden Blick haben um uns herum) als in der Vergangenheit.

In der Geschichte der Menschheit bedarf es einer gar eindringlichen Betrachtung, um nicht unbillig jene Gebrechen da zu sehen, wo sie nicht zu sehen, nicht sie abweisend zu meinen, wo sie gerade verbannen. Man verwechselt zu leicht Zustände der Gegenwart mit denen der Jetztzeit und mißdeutet, was man verkennt. Den auffälligsten Beleg dazu bietet gewiß ein neulich noch in diesen Blättern beurtheiltes „kulturhistorisches" Werk.

Wie und unter welchen Umständen mögen Pedanten entstehen? Meist in gemächlicher und unbewegter Zeit, da man Muße hat, die Zeit zu verderben. Sie stammen gewöhnlich aus guter Schule und sind die Folger bedeutender Stammführer. Keiner natürlich vermag den Meister ganz zu fassen, so sehr sie mit größter Pietät alle zu ihm hinaufsehen, obwol der eine mehr, der andere weniger von ihm versteht, wie dann einer nur die Rinde sich zu eigen gemacht, ein anderer, nach Goethe's Wort, nur durch „Zeichen" wirkt, ein dritter gar nur weiß, wie Er „sich räucherte und spuckte". Politisch erregte Zeiten hingegen in ihrer Einwirkung auf das Geistesleben lassen wol Pedanterie nicht so leicht aufkommen, hindern aber dafür oft alle Gründlichkeit, die man doch in einem gewissen Sinne den Pedanten manchmal zugestehen mag. Das ist die Zeit der Charlatane. Jedes laute, mit größtem Selbstgefühl ausgeschriene Wort wird dann von der Masse gern gehört; man erlebt einen Vorkämpfer, einen Reformator. Am willkommensten ist ein Autodidakt, ein sogenanntes Genie; viel ist als unzulänglich und morsch erkannt: Er, von allen Fesseln frei, wird eine neue Philosophie, Kunst, Religion u. s. w. mit Einem Schlage heraufführen. Spitzbuben gibt es wenige darunter, die würden sich kaum einen Tag halten. Affen sind es meist, die sich für etwas halten, was sie nicht sind; und der Haufen jauchzt ihren Sprungen zu.

Aber diese Charakterfiguren in solcher Ausprägung sind freilich die alleräußersten und schroffsten, aufgetrieben von Zeitrichtungen, die selbst auf die Spitze getrieben. Auch thut dazu die Natur das Ihre; es gab wol immer mehr Pedanten im gemächlichen Holland, mehr der Prahler im warmen romanischen Süden. Allein es gibt noch eine unendliche Menge Abstufungen von jenen beiden Extremen und zwar, nur mehr oder weniger, zu allen Zeiten und unter allen Nationen. Noch mehr — es machen sich seiner Beobachtungsgabe Spuren und Keime dieser Gebrechen bemerklich bisweilen selbst bei den trefflichsten Geistern, ein Miasma, besonders bei Uebergangsperioden hervortretend. Und — merkwürdig! es schadet bis zu einem gewissen Grade der Welt nicht viel, ja, man möchte sagen, es bethätigt sich heilsam. Jede Einseitigkeit hat zu Zeiten ihr Gutes. Es ist viel in einer andern Epoche irgendwie Verwahrlostes wieder gut zu machen; so muß der Pedant der Uebervielseitigkeit, leichtsinniger Zerfahrenheit steuern (die deutschen Zunftmeistersänger); so der Charlatan seinen Wind über verstumpfte Flächen blasen lassen (Daiedem). So, von der einen Seite die Entwickelung unterstützend, bleiben sie von der andern, was sie sind. Ein nothwendiges Uebel sind sie, ein Schnupfen, um ein größeres zu verhüten. Denn es liegt stets eine Krankheit der Zeit darunter. In recht gesunder, recht harmonischer Zeit wären beide unmöglich. Aber welcher Geschichtsabschnitt wäre ganz harmonisch? Annähernd allerdings das Alterthum; sehr nahe gewiß Athens Perikleisches Zeitalter. Darum sind auch die beiden Auswüchse vergleichsweise seltener in der alten Geschichte.

Also in jeder Geschichtsperiode gibt es neben auf rechter Zeithöhe stehenden Menschen auch Pedanten und Charlatane. Doch um sie sicher herauszuerkennen, muß man von den eigenen Strebungen, von dem Geist des Jahrhunderts wissen. Wer kann z. B. heutzutage anders als pedantisch erscheinen, wenn er bei jetziger Kulturblüte der Landessprache noch immer hier das Latein für competent hielte zur Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände oder gar es für möglich

lagt in Euren armſeligen Betten, die Mutter krank, ich trug Euch, ich pflegte Euch, ich ſang Euch liebevoll in den Schlummer. Denkt an Alles, was meiner Reiſe nach Indien, meinem erblühenden Glück und dem Segen Gottes Trübes voranging; denkt, wenn Euch nichts rührt, an Euren kleinen Bruder Johannes, den ſein Schöpfer von dem Schooß der Mutter zu ſich nahm, und der nun längſt, ein himmliſcher Seraph, bei ſeinem Gotte weilt! Denkt an Alles das, ich rath' Euch nicht, ich zwing' Euch nicht, ich ſage dies nicht, ſage nicht das, denkt, daß in meiner Bruſt etwas reifen will, denkt daran! — Geht nun oder bleibt! Thut wie Ihr's jetzt fühlt. (Geht ruhig ab.)

(Es herrſcht eine lautloſe Stille).

Marwell.

Ich bedaure, ich habe beim Herzog ein Verſprechen, ein Stelldichein, ich — würde nicht hingehen, aber (Harry anſehend.)

Harry.

Ja wohl Marwell, wir müſſen ja; ach wenn der Vater in ſeine alten Geſchichten kommt —

Marwell.

Ich will Dich übrigens nicht —

Harry.

Ich bitte Dich, hältſt Du mich für ſo unſelbſtſtän-

und bekennsam hielte, als lateinischer Dichter groß zu sein? Liebt sich doch heute selbst die alte akademische Sitte nur mit Mäßigkeit noch darin. Aber wir wissen, einst war es anders, und wissen, wie berechtigt, als seit dem 15. Jahrhundert das neue Leben der antiken Literatur wie ein erfrischender Ostwind die Brust verjüngend über die dumpfe Scholastik des Mittelalters hinwegstrich. Kann also z. B. der ebenso gelehrte als geist- und geschmackvolle französische Humorist Henri Etienne darum ein Pedant heißen, weil er lateinisch geschrieben, sogar elegant griechische Verse machte? Der solchem Verdacht bewahrt er sich, wol ihm selbst unbewußt, durch eine nach Inhalt und Form köstliche Aeußerung etwa so: „Utinam temporum iniquitas nobis non invidisset praeclaras Ammiani fabulas, integros Taciti annales, T. Livii historiarum deperditos libros — o quam libenter amitteremus Statium, Silium Italicum, Claudianum, Ausonium — et tous ces garçons-là.“ Das ist kein Pedantenhumor; das rein französische Herz bricht durch die lateinische Maske. Nicht weniger zeigt sein deutsches Herz der sehr gelehrte und feinfühlige Herausgeber des „Plautus“, der joviale wittenberger Professor Taubmann, durch Volkstraditionen zum Hofnarren gemacht. Dieser hatte einst auf dem Pergament eines Bucheinbandes einige Lieder der damals ganz verloren gegangenen Minnesinger der Hohenstaufen entdeckt; da schreibt er freudig auf Lateinisch (wir lassen die Richtigkeit seines Urtheils dahingestellt). „Wahrlich, die Gedichte sind so, daß jeder echte deutsche Mann die griechischen und römischen Dichter überdrüssig werden muß“, und verweist seinen Landsleuten, daß sie nicht bei solcher Art zu dichten geblieben, sondern sich mehr und mehr verschlimmert. Die Zeit geistfördernder und liebevoller Betrachtung schöner griechischer Formen ging dann vorüber, weil eine andere Richtung vor der Thür war und um so mehr eintreten mußte, als jenes philologische Bemühen zu formal und inhaltleer geworden, als die erbederen Anderer des ciceronianischen Stils auftraten, die nun als Pedanten dastehen. Man strebte unterdessen nach Inhalt und Gehalt, nach realem Wissen (im 17. Jahrhundert) und Goethe, selbst Conring, verbanden mit Geschmacksbildung eine Fülle lebenspraktischer Kenntnisse. Aber auch hier (besonders nach dem Dreißigjährigen Kriege) zeigen sich bald die Pedanten. Da ist Etienne's Landsmann Claude Saumaise (Salmasius); ungleich gelehrter als jener, alle möglichen antiken und modernen Sprachen, sogar persisch und türkisch verstehend, der nichts nicht gelesen, der über das Größte und Kleinste, über neue Staatsverfassungen und über den Ballettanz der Alten geschrieben hatte, der auf Verlangen zu schreiben jederzeit bereit war, aber auch der hochmüthigste und aufgeblasenste Vielwisser — wie steht er da im Leben, als die erste Thatsache der Englischen Revolution Europa bewegt und er sich competent wähnt, den König Karl zu vertheidigen! Was muß er sich von dem großen Fürsprecher des Volks, dem großen John Milton, sagen lassen? — „O Claudius Salmasius, gelehrter Mann ohne Wissenschaft, Vielwisser ohne Gelehrsamkeit; der du so viele Sprachen verstehst, so viele Bücher durchfliegst, so viele schreibst und — doch ein Schafskopf bist!“ („Qui tot linguas calles, tot libros volvis, tot scribis, et tamen pecus es!“) Dagegen weiß der gelehrte Claudius freilich auch nichts anderes als auf das gröblichste wieder zu schimpfen, dem Gegner sogar dessen bekannte Blindheit verrückend, stirbt aber bald nachher vor Gram.

Damals bemühte man sich in Deutschland um Jugendbildung und Unterricht aufs löblichste, aber wie schlägt auch da selbst den Besten Pedanterie in den Nacken! Der vielfach verdiente und sittlich so achtungswerthe Theolog Jakob Spener, der auch über fürstliche Genealogie und Heraldik geschrieben hatte, hielt nächst der Theologie seine Wissenschaft für vortrefflicher als die „alte Heroldskunst“. Der unermüdlich für Schulunterricht durch Herausgabe von Wörterbüchern und lehrreichen Compendien thätige Hederich (geb. 1675) kann sich so wenig von dem äußerlichen gelehrten Glanz losreißen, daß er sich äußert: die griechische Sprache sei reicher an Sachen, die lateinische Sprache sei aber um ihrer selbst willen zu treiben; griechisch zu schreiben sei nicht nöthig; es seien denn griechische Verse, „welche verfassen allerdings einem Gelehrten wohlanständig wäre“. So sagt Gruno Tenzel (geb. 1659), der, nach Thomasius der zweite, in deutscher Sprache ein rühmenswerthes gelehrtes Journal herausgab: „Es ist nicht zu verwerfen, wenn vornehme Leute ihre Kinder zu den Handwerkern herumgehen lassen, zu sehen, auf was Art und Weise sie ihre Künste practiciren, zumal, wenn die Kinder dazu angehalten werden, was sie gesehen, mit geschickten lateinischen termini artis zu exprimiren“. „Wohlanständig —“ „vornehmer Leute Kinder“! Darin liegt

es. Selbſt die Beſſern ſind nicht frei von ſolchem pedantiſchen Gedankenfabricht. Unwillkürlich, bei allem lebenspraktiſchen Bemühen wächſt hervor, was wir jetzt Zopf nennen. Unfehlbar mußte hier die Hemmung von außen kommen, ein Zeitmiasma wehen, und ſo war es. Abgeſchloſſenheit und gelehrtes Zunftweſen, dünkelhafte Gelehrtenariſtokratie herrſchte auf Deutſchlands Univerſitäten und die excluſive Sprache dieſer Ariſtokratie ſollte lateiniſch bleiben. Woher nun dieſe Sprache? Sie wurzelte im Unrath jener Glanzgierigkeit jenſeit des Rhein; von daher kam der verpeſtende Hauch über Europa, ohne daß mancher Ehrliche ſolchen Einfluß ahnte. Der nutzliche Heberich, deſſen Ausſpruch ſo ſubmerviegen duftet, war ſich's gewiß nicht bewußt, daß auch ihn der Schimmer der Goldbrocatröcke vom Hofe Ludwig's XIV. blendete. Der Adel ſprach und hörte damals nur gern franzöſiſch; der gelehrte Adel nur latein.

Wie ſehnt man ſich aus dieſer proſaiſchen Atmoſphäre zurück nach dem poetiſchen Hauch der Zeit Henri Etienne's! Doch dieſe dicke Wolke ward bald vertrieben. Leibnitz zeigte den Deutſchen gründlich geſchöpftes reales Wiſſen, Thomaſius kämpfte ſein Leben lang gegen allerlei Aberglauben und Pedanterie („die nur zu lange das Directorium geführt") und eroberte zuerſt wieder die deutſche Sprache für die Wiſſenſchaft. Dieſe Männer ſtanden auf ihrer Zeiten Höhe wie Etienne, Grotius, Milton auf der ihrigen. Durch das neue Licht erſchien denn auch die dunkle Pedanterie von geſtern Abend recht als grelle Caricatur und dazumal ſchrieb Burkhard Mencke in Leipzig, auf der Univerſität ſelbſt und als akademiſches Programm, eine ergötzliche Satire, die er, im Titel ſchon mit der ſogenannten Gelahrtheit brechend, „de charlatanoria eruditorum" nannte (1713). Nicht alle, die er darin geiſelt, ſind lediglich Charlatane, ſondern vielfach Pedanten; aber, wie gezeigt, les extrêmes se touchent. Im allgemeinen zwar prahlt der Charlatan eher gelehrte Renommiſt und Neuerungsſüchtige, alles zu können, was er wolle, und der Pedant thut ſich oft etwas darauf zugute, mehreres gar nicht zu kennen; allein beide meinen, alles zu können, was nöthig ſei. Jene ſind mehr Schreier, dieſe gewöhnlich in ſich verbiſſen. Mitunter jedoch ſieht man beider Einſeitigkeit und Weſen ſeltſamlich in Einer Perſon vereinigt, ohne daß doch ein Ganzes daraus wird. Ein ſolcher war entſchieden der von uns eben erwähnte Saumaiſe, Milton's „pecus". Das gibt denn eine eigene Species, die mit einem Fuße ſchwerfällig an der Scholle feſtklebt, mit dem andern unſinnig ins Blaue hineinwitzt; welche man nicht unſchicklich „gelehrte Don Quixote" genannt hat. Fern liegt es mir, entſchiedene Unſittlichkeit auf ſolchem Gebiet, als Betrug und Plagiat, gemeine Beſtechlichkeit und Hinterliſt und andere Arten literariſcher Gaunerei, ja auch nur gewiſſenloſe Lohnarbeiterei zu berühren; obwol zuzugeben, daß in der Geiſtesleere der Pedanten und Charlatane Verwahrloſung des Gemüths gar leicht platzgreift. Allein das Gemeine bleibt ſich unter allen Umſtänden und Zeiten gleich und ſoll nie gerügt werden. Daß das übrigens zeit ſeine recht ergötzlich komiſche Seite hat, wenn z. B. (was neulich paſſirt) ein hofrathbetitelter dünkelhafter Staatsgelehrter und Vielſchreiber, halb Pedant, halb Charlatan, in gedankenloſer Excerpirwuth bei einem Citat eine Seiten- mit einer Jahreszahl verwechſelt, woraus dann ein faſt jedem Laien begreiflicher darer Unſinn entſtand — wer könnte das leugnen?

Die aufgeregten Zeiten, wie geſagt, gebären die gelehrten Renommiſten am zahlreichſten. Thomaſius' Zeit war eine ſolche. Man würde ſich indeſſen in die Reihe ſeiner pedantiſchen Gegner ſtellen, wenn man ihn ſelbſt, den wir jetzt mit Recht als Befreier preiſen, etwa windig und ungründlich darum nennen wollte, weil er, wohl wiſſend, was er that, ſeiner ſchwerfälligen deutſchen Mitwelt franzöſiſche Gewandtheit und Geſchliffenheit der Sitte zur Nachahmung empfahl; weil ferner ſeine freilich unpoetiſche Natur Melanchthon's humaniſtiſche Vorzüge nicht begreifen konnte. Aber ein echter Charlatan für alle Zeiten war der damals lebende Hardouin, der alle uns erhaltenen Schriften Griechenlands und Roms ohne allen weitern Beweis für unecht erklärte, nur Horaz' Satiren und einige unbedeutende Sachen ausgenommen. Aehnlich ihm andere Paradoxographen wie der leipziger Profeſſor Menz, der von dem „lobenswürdigen König von Aſſyrien, Sardanapal", ſchrieb; ferner „daß Sokrates weder ein pflichtgetreuer Ehegatte, noch ein lobenswerther Familienvater geweſen". Ein Nachtreter iſt der (1790 guillotinirte) Abbé Linguet, welcher den Nero von den Verleumdungen des Tacitus rein zu waſchen ſich gedrungen fühlte. Es iſt dies in der That eine Art, aufs raſcheſte Aufſehen zu machen. Triebfeder iſt der ungeduldigſte Ehrgeiz; daraus der Kitzel, etwas von allen Seiten An-

erkanntes umzuſetzen und durch überraſchend neue Aufſtellungen zu imponiren. Triebfeder iſt auch bisweilen eine gewiſſe falſche feige Scham, für unmodern zu gelten, was dann zu den unnatürlichſten Renkungen und Schwenkungen und auf Irrwege hinführt, die man, ſich immermehr ſelbſt belügend, doch ſchließlich für den Pfad der Wahrheit hält. Wie mancher von Haus aus geſunde Kopf hat ſeine Vernunft gewaltſam „gefangen genommen", blos weil das Wort Nationalismus ſchon zu altmodiſch klang, und ſpricht von einem „vulgären Nationalismus", ohne ſich ſelbſt zu verſtehen. So beſonders in der Geſchichte, wo die vorhandenen Quellen gerückt und gewendet werden, bis ſie ein ganz anderes Anſehen bekommen. Und es iſt zu allen Zeiten ſo geweſen, daß es Menſchen gegeben, die, wie Goethe ſagt, nicht vermochten, alle die unreinen Dämonen abzulehnen, die ſie verhindern konnten, der Wahrheit die Ehre zu geben. Gar vielfache Leidenſchaften, nicht ſelten politiſche, können hier mitwirken und dann hört man in exaltirten Tagen, wie es jüngſt geſchehen, Robespierre nur den „Herrlichen" nennen. — — An die Zeit jener literariſchen Revolution, jenes luftreinigenden Orkans, welche unſere klaſſiſche Dichterperiode vorbereitete, an das bekannte terroriſtiſche Gebaren und Wüthen der ſogenannten Neuerer und Dränger brauche ich in dieſer Beziehung nur zu erinnern. Da ger nicht alles zu klarem Wein aus; gar mancher verfiel den dunkeln Mächten des Wahnſinns. Wenn Leute wie Leopold Wagner, Hahn u. a. Kraftrenommiſtücke ſchrieben, mitunter von beiſpielloſeſter Rohheit in Gehalt und Form, und ſie zur Aufführung brachten, wo dann zuweilen auf 30 Zeilen der redenden Schauſpieler viermal Decorationswechſel erfolgte, ſo war das Raſerei, die ſich auf das raſcheſte ſelbſt vernichtete. Freilich war nicht zu verkennen, daß es natürliches Fieberraſen war nach dem langen Schnürleibdruck der franzöſiſchen Tragödie, die die äſthetiſche Geſundheit ſo entſetzlich zerrüttet hatte. Zwar milder, aber als von der in der Luft liegenden geiſtigen Revolution doch auch etwas verwirrt und nicht ohne Streiflichter von Charlatanerie erſcheinen die poetiſchen Männer jener Jahrzehnde, Lavater und der Magus aus Norden, Hamann; nur jener etwas ehrlicher, dieſer etwas verſchlagener. Iſt doch ſelbſt Klopſtock von übergroßem Selbſtgefühl durchaus nicht ganz frei. Will man aber wiſſen, wer zwiſchen Pedanten und Stürmern und Drängern damals, und nicht blos in der deutſchen Literatur, auf rechter Zeithöhe geſtanden, ſo blicke man hin auf jenen gewaltigen Wegbreiter, auf den rieſigen Simſon, der mit Selbſtaufopferung ſeine Gegner vernichtete, der, der von allen bewunderte und geprieſene Sieger und Held, ſich ſelbſt an das äſthetiſche Kreuz ſchlug mit dem großen Worte: „Ich bin kein Dichter" — damit verkündigend: Bleibt nicht ſtehen, ſtrebt weiter immer und weiter bis zum erreichten Ziel! Auch die Zeit, in welcher wir leben, ſo eigen lebendig erregt, hat ſchon ähnliche Erſcheinungen. Unſere Zeit iſt inhaltreich und gehaltvoll. Und mehr: ihr Streben geht unzweideutig auf ein harmoniſches Friedensreich, zunächſt der europäiſchen Menſchheit; unverkennbar die Richtung der Völker, ſich gründlich ſelbſt zu erkennen, ſich zu großen Individualitäten auszuprägen; ſie recken und ſtrecken ſich aber nur als Glieder zu einem zukünftigen großen harmoniſchen Ganzen, das, einſtmals vollendet, gegen die ſchönſte Harmonie in der antiken Welt ſich wie Makrokosmus zum Mikrokosmus verhalten muß. Richtig hat man es faſt allſeitig ſchon erkannt, daß Vorboten dieſer Zukunft die beginnende Maſſendisciplin durch das immermehr ſich verbreitende Vereinsweſen iſt. Dieſe hohe Zeitrichtung hat unſer Deutſchland, das Kernland europäiſcher Cultur, nach deſſen goldenem poetiſchen Zeitalter mit einem überaus bedeutſam wiſſenſchaftlichen Streben erfüllt und noch nie ſtanden die Grundwiſſenſchaften der Natur und der Geſchichte bei uns in gleicher Blüte. Und hier im dieſem Mittelpunkt zeigen ſich in der Geiſteswelt ſchon die dankenswertheſten Fortſchritte zur Seelen- und Herzenskündigung ihrer ſelbſt; deß Zeuge mir vor allem der Aufſchwung unſerer Romanpoeſie gilt. Daß indeſſen dieſer edle, arbeitsvolle Eifer, dieſes unermüdliche Ringen noch fern vom Ziel, ſo menſchenmöglich man ſich's auch geſteckt, das erweiſt ſich handgreiflich durch das noch Vorhandenſein jener unedenen Naturen auch in unſern Tagen.

Ich halte mich nicht berechtigt und competent, hier endgültige Urtheile auszuſprechen, aber kann nicht umhin, auch jetzt einzelne Ausbrüche und Züge von Charlatanerie, Renommiſterei, carikirter Ruhmſucht, Pedanterie und Donquixoterie zu bemerken und hin und wieder bei den Beſten und in allen Grund- und Facultätswiſſenſchaften. Woher ſonſt die verbiſſenen Angriffe gegen unſere Dichterheroen; die geſuchte Art, wie Daumer das Chriſtenthum angriff; wie Max Stirner die Geſellſchaft in ſich vertrauende und wohlgemuthe Raubbrüder auf-

leten möchte? Noch lasse ich dahingestellt, wie ein gewisser Philolog zu beurtheilen, mit seiner Verkündigung den ganzen Hexameter umzustürzen; wie ein bedeutsamer Philosoph der Gegenwart, gleichsam der Sonne den Rücken kehrend (von der es bekannt, daß kein Mensch hineinsehen kann), demonstrirt, sie sei nicht verbunden; wie manches Uebereilte in den sich einander jagenden medicinischen Theorien (neuerdings der wüthende Sturm auf das Impfsystem) mit unterlaufen mag; was von der modern erhobenen, mit solcher Zuversicht sich bewundernden Theologie zu halten? Das Allergrellste ist wol eines gewissen Schropfer Verwerf: „daß die Erde still stehe" (vgl. „Unterhaltungen am häuslichen Herd", N. F., Bd. 1, S. 386). Ob da alle „unreinen Dämonen" fern gehalten? — — Pedanterie, im eigentlichsten Verstande, mag in unsern bewegten Tagen aus dem obenentwickelten Grunde seltener vorkommen. Und doch, wo in der heutigen Bewegungswelt nur ein ruhiges Fleckchen, da man sicher zu stehen meint — sie schleicht sich ein. Wie lange ist es her, daß es unter uns sogenannte Deutschthumler gab, die, auf edelster Basis stehend, zu Carricaturisten der Vaterlandsliebe wurden? Was ist denn die Sucht vieler Theologen, immer den „Herrn" im Munde zu führen und Gott und Jesus nie anders zu benennen, häufig anders als Pedanterie? (Ich sehe hierbei natürlich ab von jedem pharisäischen, heuchlerischen oder abergläubischen Motiv.) Es ist dies eine Weise, mit der sie ihrer priesterlichen Würde genugzuthun meinen. Sie ahnen nicht, wie sie auf das gewissenloseste diesen biblischen, aus der Vollgluth religiöser Begeisterung entstandenen, erhaben poetischen Namen durch den Alltagsgebrauch so trivial machen, daß niemand mehr das Rechte dabei denkt, ja manche daran sich ärgern.

Schließlich wage ich es, zur weitern Verdeutlichung des Gegenstandes mich offen über einen Punkt auszulassen, bei welchem ich Widerspruch voraussehen meine. Es betrifft einen Punkt der poetischen Kunst: den Reim. Welche große Fortschritte nach Schiller und Goethe die deutsche Poesie in der Verskunst, besonders aber im Reim, namentlich durch Platen und Rückert gemacht, ist augenscheinlich. Wie hat vorzüglich der letztere die Sprache so gerüttelt, in ihren Schachten so geschürft und gegraben und eine solche Masse gediegenster Metalladern zu Tage gefördert und zugleich eine reiche Flut der reinsten Reime hervorströmen lassen! Die alte Klage und Entschuldigung, das Deutsche sei zu arm an Reimen und könne der unreinen nicht entraten, ist seitdem verstummt. Und wol nicht mit Unrecht ist es seit dem Auftreten jener Männer verpönt, sich noch gewisse Reime zu erlauben, deren Schiller und selbst Goethe sich noch nicht zu schämen hatten. Und dennoch, meine ich, bedient man sich dieser schätzbaren Errungenschaft nicht mit der gehörigen fruchtbringenden Einsicht. Man verfährt viel zu scrupulös und pedantisch, nicht recht productiv damit. Als einst Klopstock es wagte, sich der Fesseln des Reims zu entledigen und mit neuartigen Versen hervorzutreten, von welch einer Fülle neuer, aus deutschem Gemüthsgrund aufsteigender Gedanken, die bisher gebunden waren durch die Opitz-Gottsched'sche Reimkunst, ward da die deutsche Poesie entbunden! Gewiß auch ein Gleiches läßt sich sagen und rühmen nach der großen Rückert'schen Arbeit. Aber nun erkenne man auch die Wohlthat in ihrem ganzen Umfange und wisse diesen Reimfermentreichthum weise zu verwenden. Nämlich: wo er hingehört, d. h. wo die vorliegenden Gefühle, Stimmungen und Gedanken nur so den schönsten Ausdruck finden, dann ziehe man das Register der reinsten Gleichklänge; doch ein anderes mal, in andersartigen Gedichten, in ganz verschiedener Stimmung, lasse man auch den weniger reinen (wie verschiedene Abstufungen haben nicht diese noch!) ihre gute Geltung. Will man es nicht mehr Reim nennen, nun, so heiße es Art von Assonanz, die ja stets an rechter Stelle ihre Wirkung hat. So halte ich es unter Umständen unverwerflich, z. B. zu reimen: ergründen und finden; liebt und betrübt. Wer weiß, ob der Reim: gründen und finden sich nicht manchmal weit bezeichnender mit seinem Klange um den Gedanken schlinge als ein reiner; und wer wird das: „Himmelhochjauchzend zum Tode betrübt, Glücklich allein ist die Seele die liebt", besser sagen können — es liegt nach meinem Gefühl sogar ein ausdrucksvoller Reiz in dem Gegensatz des tiefern und des hohern Klanges. Ein guter ästhetischer Takt muß darin weiter weisen; man wähle nur mit Feingefühl aus Assonanzen und Halbassonanzen und allen Sorten von Gleichklängen und die Wirkung wird immer neu und überraschend sein. Verfährt man künftig nicht in solcher Weise, so hält man die klarsten Gedanken zurück lediglich aus conventionellem Eigensinn, aus Pedanterie, durchaus nicht nach höherm Kunstgesetz. Mit der

diesen Verbürgtheit, die, so schätzbar sie an sich ist, in überlieferten Handwerksmechanismus auszuarten droht, ist ganz natürlich nichts gethan. Hüten wir uns, nicht alexandrinisch zu werden, daß wir zuletzt darben beim Reichthum, daß wir uns verengern in den weitesten Räumen, die wir immermehr erweitern sollten!

Vollendete Pedanten und Charlatane sind schwer heilbar, weil sie eben zu tief in ihrer Zeitepoche stecken und wurzeln und an gewissen Übeln, durch die jedesmalige Zeit immer eigenthümlich modificirten Miasmen kranken. So sehr ihrer allgemeinen Erscheinung nach jene Gebrechen in allen Jahrhunderten die nämlichen sind, bewirkt doch die Verschiedenheit der Epochenmiasmen, daß die einzige Cur, die noch denkbar ist, nur selten anschlägt. Diese Cur ist ein gründliches und tiefes Studium der Geschichte; aber die meisten lesen die Geschichte ebenso in sich befangen als von der Menge der Ereignisse verwirrt und vermögen nicht aus ihr herauszuerkennen, was in alle Ewigkeit göttlich und menschlich, preiswürdig und verdammlich ist und bleibt. Dennoch ist der Cur nie zu verschmähen und hat gewiß bisweilen ihre heilsamen Erfolge gehabt. Sollte nicht schon mancher manchmal von seinen in ihm feingesponnenen Ideen zurückgekommen sein, wenn er, den seinigen ähnliche Gedankengänge in den Geschichtsbüchern verfolgend, ihren richtigen Ausgang sah; noch mehr, wenn er, in einiger Entfernung davon, Klio's unbestochenes Urtheil las, wie etwa: „Diese Zeit verfehlte ihr Ziel, denn sie war in einem zu oberflächlichen Streben befangen. Zum Beleg diene das Auftauchen einer übergroßen Menge verächtlicher — solcher — und solcher — Pedanten und Charlatane, die, mit Hohn zurückblickend auf alles vor ihnen Dagewesene oder sich anziehend als die, welche in der Wissenschaft bereits den höchsten Gipfel erreicht und, schon im voraus in ihrem Nachweltsruhm schwelgend, sich als Meister und Vorkämpfer des Jahrhunderts aufwarfen, als welche sie auch willig von der gedankenleeren Menge anerkannt wurden." Das Beste wäre es freilich, wenn es im Bereich der Möglichkeit stünde, daß mancher sich groß dünkende Schwätzer selbst einen Richterspruch sicher voraus wüßte kennte.

Dr. Richard Treitschke.

Die Verunstaltung des menschlichen Körpers.

Zur Culturgeschichte.

Von Dr. Fr. Wilhelm Theile.

III.

Rumpf.

Hier begegnen wir dem vielgerügten Mißbrauch der sogenannten Schnürbrüste, wodurch der Brustkasten auf Kosten der Breite und der Tiefe verlängert wird. Linné fand sich daher veranlaßt, puellae Europaeae abdomine alienato als eine monströse Varietät des Menschengeschlechts aufzuführen. Für gewöhnlich kehrt allerdings die natürliche Form des Rumpfes zurück, sobald das einengende Gewand abgelegt wird, und zwar infolge der großen Elasticität des Thorax. Indessen begegnen wir auch hin und wieder bei Sectionen an einem innern Organ, der in der Bauchhöhle befindlichen Leber, deutlichen Spuren vorausgegangener Einzwängung. Durch die andauernde ringförmige Einschnürung hat sich nämlich an der Oberfläche dieses Organs eine rinnenförmige Vertiefung gebildet, begleitet von einer Verdichtung der Leibersubstanz, welche Beschaffenheit auch wol einfach als Schnürbrustleber bezeichnet wird.

Gesicht.

Die prominirenden Gesichtstheile, nämlich Lippen, Nase und Ohren, unterliegen nicht selten verunstaltenden Eingriffen; namentlich ist es eine weitverbreitete Sitte bei den sogenannten Wilden, den einen oder den andern der genannten Theile zu durchbohren, um fremde Körper darin zu befestigen.

Durch Livingstone erfahren wir, daß im Innern von Südafrika, in Schire, den Frauen die Oberlippe als Schmuckzugemm dient. Sie verschönern sich dadurch, daß sie einen Ring durch die Oberlippe ziehen, der zwei Zoll über die Nasenspitze vorragt.

Die Indianerinnen im nordwestlichen Amerika haben die Unterlippe parallel dem Munde durchschnitten, und in der Oeffnung steckt ein ovales, vielleicht noch besonders verziertes Holz von $2^1/_2 - 4$ Zoll Länge und $1^1/_2 - 2^1/_2$ Zoll Breite. Daß die Botokudenweiber sich durch runde in der Unterlippe steckende Holzscheiben schmücken, wissen wir durch frühere Reisebeschreiber und noch ganz neuerdings bestätigt es der in Brasilien lebende deutsche Arzt Avé-Lallemant.

Auch auf den Südseeinseln ist solcher Lippen-

schmuck oder wenigstens solche Lippenverunstaltung nicht unbekannt. In Neuseeland werden schon den kleinen Mädchen Einschnitte in die Lippen gemacht, angeblich, um das Runzeligwerden im Alter zu verhüten.

Eine durchbohrte Nasenscheidewand wird in Afrika von den Makuas an der Mozambikküste benutzt, um Zierathen aus Knochen oder aus Kupfer durchzustecken, und Aehnliches wird von den in der Nähe liegenden Komoren berichtet. Die Schönen dieser Inseln färben die Augenlider gleichwie die Nägel an Händen und Füßen und sie tragen als Hauptzierde einen goldenen oder silbernen Ring, welcher durch die Nasenscheidewand geht und auf die Oberlippe herabhängt, ehemals von solcher Größe, daß während des Essens der Ring nach oben gehalten werden muß. Manche tragen auch statt des Nasenrings eine silberne oder goldene Blume oder einen Knopf, die an der Seite der Nase mittels eines den Nasenflügel durchbohrenden Loches befestigt werden.

Von den Ohren wird hin und wieder angeführt, daß man durch anhaltendes Zerren und Dehnen der Ohrläppchen die für schön erachtete künstliche Verlängerung derselben herbeizuführen sucht. Nach Herrera würde es bei den alten Mexicanern gebräuchlich gewesen sein, den neugeborenen Knaben die Ohren zu beschneiden. Wahrscheinlich ist aber damit nur ein Durchbohren oder Schlitzen des Ohrläppchens gemeint, das bei den Indianern vorkommt, aber auch auf den hinterindischen und den Südseeinseln nicht unbekannt ist. In diese Schlitze werden mehr oder weniger große und schwere Körper eingeschoben, sodaß das Ohrläppchen wol bis auf die Schultern herabreicht. Gelegentlich kommt es wol vor, daß Messer oder andere dem Wilden hochgeschätzte Gegenstände in dem Gehlitz stecken. Man wird aber hieraus nicht folgern dürfen, daß das Ohr die Stelle unserer Etuis oder Geldbeutel vertreten soll: der Wilde will einfach den Besitz eines Messers oder eines andern geschätzten Gegenstandes zur Schau tragen.

Unübertroffene Muster, weil dreifach geziert, sind nach einer Beschreibung die Schönen auf den Fuchsinseln im Meerbusen von Kamtschatka. „Die Unterlippe hat drei Löcher; im mittlern Loche steckt ein flacher Knochen oder ein gefärbter Stein, in jedem der beiden seitlichen Löcher dagegen ein zugespitztes Knochenstück, das fast bis zu den Ohren reicht. In der durchbohrten Nasenscheidewand steckt ebenfalls ein Knochen, der die Nasenflügel beiderseits nach außen drängt. Endlich haben sie auch Löcher im äußern Ohr und darin tragen sie irgendeinen Schmuck."

Gegenüber solchem Reichthum der Gesichtsverzierung kann man nur lächeln über die Bemühungen der eigentlichen Culturwelt, die nicht über die Ohrverzierung hinausgekommen ist, mag diese eine einperlige oder dreiperlige sein, wie bei den gnädigen Frauen des alten Rom, oder mag sie als Ring, als Glocke, als Schlange erscheinen oder Flora's Reiche entnommen sein wie bei den Neuern.

Die Nase unterliegt außer der genannten Durchbohrung noch einer nachhaltigen Verunstaltung. Nach den Mittheilungen des Missionars Montrouzier sind die Neucaledonier mit der ihnen von der Natur beschiedenen breiten Malaiennase noch nicht zufrieden und man pflegt gleich nach der Geburt den Kindern die Nase flach zu quetschen. Solche künstliche Nasenabplattung bei Neugeborenen ist aber auch bei andern Südseeinsulanern im Gebrauch und ebenso wird derselben bei Negern, bei den Hottentotten, in Brasilien, in Sumatra gedacht.

Schädel.

Auch die Krone des menschlichen Organismus mitsammt dem eingeschlossenen Apparat für die geistige Thätigkeit vermag sich den Insulten des Verschönerungstriebes nicht zu entziehen.

Die kupferfarbige amerikanische Rasse zeichnet sich im allgemeinen durch eine gewisse Abflachung des Scheitels sowie durch eine schmale und zurückgeschobene Stirn aus, welche Kopfform unsern kaukasischen Begriffen von einer schönen Schädelform nicht ganz entsprechend ist. Die nämliche ästhetische Anschauung muß auch bei manchen Stämmen der amerikanischen Rasse obwalten, da sie durch einen mechanischen Druck auf die nachgiebigen Schädel ihrer Neugeborenen und Säuglinge eine andere Kopfform zu erzwingen suchen und wirklich erreichen; nur erzielen sie nicht eine abgerundete Schädelform, sondern vielmehr eine weiter vorschreitende, excessive Abflachung der Stirn. Die auf solche Verunstaltung des Schädels speculirenden Indianerstämme pflegt man als Flachköpfe (Flatheads) zu bezeichnen. Die Kariben oder Karaiben nördlich vom Orinoco gelten als die eigentlichen Repräsentanten des Flachkopfthums; man sieht aber auch westlich von den Felsengebirgen auf exquisite Flachköpfe und ebenso

findet sich die Sitte der Schädelabflachung auch südlich von den Karaiben. Neuere Reisende, welche das Gebaren der Indianer kennen lernten, bestätigen vollständig die frühern Mittheilungen über die zur Erreichung des sträflichen Zwecks angewandten Mittel; ein kleines, gegen die Stirn befestigtes Brett muß einen anhaltenden Druck auf den Vordertheil des Schädels ausüben, während der Hinterkopf der Kleinen in einer künstlichen Ausböhlung der Lagerstätte eingebettet liegt. Die Entwickelungsweise des Schädels bringt es aber mit sich, daß die zärtlichen Aeltern, um einen Erfolg ihrer Bemühungen zu sehen, dieser Prozedur mindestens ein volles Jahr alle Sorgfalt zuwenden müssen, bis die Schädelnähte einigermaßen ihre Nachgiebigkeit verloren haben.

Die Frage liegt wol nahe, ob solche künstlich erzwungene Misgestaltung, die zugleich mit der knochernen Kapsel auch das umschlossene weiche Gehirn trifft, dem Organismus keine üblen Folgen bereitet. Daß der Körper nicht darunter leidet, dafür haben wir Humboldt's Zeugniß, demzufolge die Karaiben durch ihren gigantischen Wuchs vor allen andern Stämmen des neuen Continents sich auszeichnen. Ebenso wenig sind mir Thatsachen bekannt, welche auf eine Beeinträchtigung der geistigen Energie bei den Flachköpfen hinweisen könnten. Eine Erklärung dieses auffallenden Verhaltens dürfte nicht gerade schwer fallen. Trotz der Formveränderung des Schädels braucht der fühlbare Inhalt der Schädelhöhle nicht größer zu werden, weil dieselbe durch die Verlängerung nach hinten so viel gewinnen kann, als ihr durch die vordere Verkürzung und Erniedrigung verloren geht. Demgemäß wird auch das Gehirn seine volle Massenentwickelung erreichen können, und zwar ohne Störung seiner innern Entwickelung, weil es ohne Verletzung einer einzigen Hirnfaser dem Drucke nachzugeben vermag.

Noch zwei Bemerkungen will ich über das amerikanische Flachkopfthum beifügen. Erstens hebt Humboldt den Umstand hervor, daß die Azteken in Mexico die Schädel ihrer Kinder nicht abflachten, daß ihnen aber gleichwol diese Kopfform als Ideal der Schönheit gegolten haben mag, da die Nachbildungen ihrer vornehmsten Gottheiten sogar die Karaiben in der Abflachung des Schädels übertreffen. Die zweite Bemerkung betrifft die kleine westindische Insel St.-Vincent. Dieselbe war zur Zeit des Columbus von karaibischen Abkömmlingen bevölkert. Infolge eines Schiffbruchs hatten späterhin Neger auf derselben festen Fuß und vermehrten sich stark. Beide Rassen befehdeten sich dann und die Kothhäute wurden bald gänzlich vertilgt. Merkwürdigerweise hatten aber die siegreichen Neger von den Besiegten die Sitte des Kopfabflachens angenommen, und so kennt man auf St.-Vincent rothe und schwarze Karaiben.

Die Verunstaltung des Schädels ist vielleicht kein ausschließes Eigenthum der amerikanischen Rasse. Wenigstens erzählt der Missionar Montrouzier von den Neucaledoniern, daß sie den Neugeborenen nicht nur die Nase flach quetschen, sondern auch nach einer bestimmten Regel den Kopf formen.

Gesammtkörper.

In dieser Beziehung ist einer Bemerkung in Böttiger's „Sabina" zu gedenken, die sich auf die Liebhaberei an Zwergen bei den entarteten Griechen und Römern bezieht. „Den Orientalen", sagt Böttiger, „hatte man die Kunst abgelernt, das Wachsthum des Körpers durch Einpressen in besonders erfundene Kästen zu hindern und so künstliche Zwerge zu schaffen. Plinius hat solche Zwergfutterale selbst gesehen. Die Richtigkeit des letztgenannten Factums auch zugegeben, möchte doch wol das Ganze auf einer Täuschung beruhen. Es wird sich wol um Individuen handeln, die von Hause aus Zwerge waren, jedoch der Erfolg der mechanischen Einengung nur ein scheinbarer war."

Verstümmelungen.

Die bisher berührten culturmäßigen Verunstaltungen beruhen im allgemeinen auf einer Formveränderung des einen oder des andern Körpertheils; von einer Abtrennung und Entfernung selbständiger Abschnitte des Organismus war dabei nicht die Rede, mit Ausnahme des nur selten vorkommenden Abhackens einzelner Finger oder Fingerglieder. Das Resultat eines Vorgangs der zuletzt genannten Art wird man füglich als eine Verstümmelung bezeichnen können. Bei unsern Hausthieren kommen culturmäßige Verstümmelungen keineswegs selten vor. Dahin gehört z. B. jenes eine vermeintliche Verschönerung bezweckende Abstutzen der Ohren und Schwänze bei Hunden und Pferden. Weit häufiger jedoch werden Verstümmelungen im Interesse der Viehzüchtung vorgenommen und in einem solchen Fall betreffen sie immer die Geschlechtssphäre. Sonderbarerweise sind nun auch die culturmäßigen

verunstaltenden Eingriffe, welche in der Geschlechtssphäre des Menschen vorkommen, als Verstümmelungen aufzufassen, mit Ausnahme der sogenannten Infibulation, die zur Zeit des Sittenverfalls in den vornehmen römischen Häusern hin und wieder an den zum Ganymedesdienst bestellten Knaben vorkam, und die sonst nur in Aegypten, in Nubien, in Sudan und einigen andern Theilen Afrikas zwischendurch beim weiblichen Theile der Bevölkerung in Anwendung kommt.

Eine weitverbreitete Verstümmelung ist die bereits im Alten Testament aufgeführte Beschneidung. Außer bei den Juden, kommt sie im Alterthum auch noch bei den Aegyptern, Phöniziern und Syrern vor, und aus der neuern Zeit sind die Mohammedaner, die Kaffern, die Bewohner des Senegal und der Insel Madagaskar zu nennen. Auch in Amerika soll die Beschneidung bei einzelnen Volkerschaften verbreitet gewesen sein, als die Spanier dahin kamen, namentlich nennt Herrera die Mexicaner. Aehnliches wird von Otaheiti und von einigen Punkten Neuhollands berichtet und noch neuerdings meldet der Missionar Montrouzier diese Sitte aus Neucaledonien. Beim weiblichen Geschlecht scheint sich die Uebung dieser Verstümmelung auf Afrika zu beschränken. In Aegypten findet sie sich seit den ältesten Zeiten, desgleichen in Abyssinien; doch wird sie nach neuern Mittheilungen im letztern Lande gegenwärtig nur noch an sogenannten distinguirten Personen vorgenommen.

Der abscheulichen Verstümmelung, deren Träger als Verschnittene oder Entmannte, im Alterthum aber als Gunuchen bezeichnet werden, scheint lediglich das männliche Geschlecht anheimzufallen; wenigstens läßt sich kein haltbarer Grund dafür auffinden, wenn griechische Autoren melden, daß dieselbe in Lydien auch an Frauen geübt worden sei. Im wesentlichen können diesen Verstümmelung dreierlei Motive zu Grunde liegen. Bei der im Orient verbreiteten Polygamie war es kaum zu verwundern, wenn die Mächtigen sich nach verläßigen Hütern der abgeschloßenen Frauengemacher umsahen und Verschnittene dazu auserkoren, die aber nach dem Zeugniß der Geschichte häufig genug auch die Regierung der Staaten aus den Händen ihrer entmannten Herren an sich zu reißen wußten. In der Türkei und in Persien sind die eigentlichen Haremswächter theils Schwarze, theils Bewohner der Reiche Aßan, Arakan, Pegu, Malabar, bisweilen aber auch Weiße aus Georgien und Circassien. Als zweites Motiv tritt uns in alter wie in neuer Zeit religiöser Fanatismus und Aberglaube entgegen. Die Priester der Cybele, um ihrer Göttin würdig zu dienen, legten die verstümmelnde Hand an sich selbst, und die Kaiser Konstantin und Justinian sahen sich genöthigt, gesetzgeberisch gegen diesen Gebrauch aufzutreten. Eine mißverstandene Bibelstelle veranlaßte im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung das Entstehen der Sekte der Valesianer, welche die Erlangung des Himmelreichs durch Beraubung des männlichen Vermogens zu sichern vermeinte und sollte auch List und Gewalt dazu verwendet werden. Die Skopzi oder Skoptschy, eine berüchtigte russische Sekte, verlangen, nach Harthausen, daß der Mann, welcher in einer kürzern oder längern Ehe einen männlichen Nachkommen erzielt hat, sich der gedachten Verstümmelung unterzieht. Die Hottentotten werden durch einen physiologischen Aberglauben bestimmt, ihre Knaben um das neunte oder zehnte Jahr unter festlichem Gepränge halbseitig zu entmannen. Ein drittes Motiv der Entmannung, nämlich die Gewinnung von Kunstsängern oder Castraten, war dem hochcivilisirten Europa vorbehalten. Diese lediglich musikalischen Zwecken dienende und im Kindes- oder Knabenalter ausgeübte Entmannung wurde in Italien von besondern Leuten vollbracht, die nicht zu den Wundärzten gehörten und ihr schändliches Gewerbe ganz offen trieben. Wenigstens findet sich in Baldinger's „Magazin für Aerzte" die Mittheilung, daß man ehedem in Neapel öffentliche Schilde ausgehängt sehen konnte mit der Aufschrift: „Hier werden Knaben wohlfeil castrirt." Nach einer ohne Zweifel übertriebenen Berechnung sollen zu Zeiten in Italien 4000 Knaben im Jahre solcher gestalt verstümmelt worden sein. Papst Clemens XIV. bedrohte die strafbare Handlung mit dem Kirchenbann. Gleichwol fanden die Franzosen nach der Revolutionszeit die Sitte in Italien noch in voller Blüte und der „Code pénal" mußte scharfe Strafbestimmungen darüber aufnehmen. Es wird allerdings auch noch ein viertes Motiv für die Entmannung angeführt, dem aber der Stempel der Unglaubwürdigkeit schon insofern anklebt, als es den Wilden ohne weiteres die Kenntniß der Viehzüchtungsresultate vindicirt. Den amerikanischen Anthropophagen, namentlich den Karaiben, wird nämlich nachgesagt, daß sie die Kriegsgefangenen bisweilen in genannter Weise verstümmelten, um sie dann förmlich zu mästen und ihre Mahlzeiten schmackhafter zu machen.

Das Amazonenthum, welches den Namen von der angeblichen halbseitigen Entfernung des weiblichen Busens erhalten hat, darf wol unbedenklich den Mythen des Alterthums zugezählt werden. Gleichwol erhielten wir aus der Neuzeit Mittheilung über culturmäßige Halbamazonen. Die rumänische Gräfin Dora d'Istria, d. h. die geistvolle Fürstin Helene Ghika, schreibt nämlich in dem im Jahre 1860 erschienenen Werke „Femmes en Orient" in dem Abschnitt über russisches Sectenwesen Folgendes: „Das Höchste leistet die Genossenschaft der Skoptsche, die sich am Ostertag zu einer grauenhaften Verherrlichung der Mutter Gottes vereinigen. Eine Jungfrau wird in eine Badewanne gesetzt und ihr in die linke Hand das Bild des Heiligen Geistes gegeben, während etliche alte Weiber ihr die linke Brust abschneiden, welche als Opferspeise unter die Anwesenden vertheilt wird. Die Feier endigt mit einem schmutzigen Fest. Die Heldin des Tags wird fortan als eine Heilige verehrt, büßt aber meistens durch einen rasch nachfolgenden Tod für den schauerlichen Wahn ihrer Glaubensgenossen."

Schweizer Bilder.

Von M. Horden.

II.

Wir befanden uns auf einer Höhe von fast 9000 Fuß, 2000 Fuß höher als auf dem Rigi, inmitten der Gletscherreisen des berner Oberlandes. Im gigantischen Kranze lagen sie um uns und wir hatten das großartigste Gletscherpanorama vor uns, welches die Erde kennt. Unmittelbar vor uns der Brienzersee mit allen den Höhen, die ihn begrenzen; der Thunersee mit dem Rieder- und dem Stockhorn; weiterhin das glänzende Blau des Vierwaldstätter- und des Zugersees mit dem Pilatus, dem Rigi, den Mythen und allen übrigen Felsenkegeln; noch etwas entfernter der Murtener- und der Neuenburgersee. Die sinkende Sonne bestrahlte die blauen Gewässer, die grünenden Niederungen mit ihren dunkeln Wäldern und die eisigen Höhen, welche sich mauerhaft ringsum erhoben. Je weiter das Auge schweifte, desto mehr schienen aus dem Boden hervorzuwachsen, und ungeheurer noch als die Berge selbst breiteten sich ihre Schatten aus. Die „ewigverschleierte" Jungfrau, die erst sechsmal von dem Fuße eines sterblichen Menschen betreten wurde, das Finsteraarhorn, das Schreckhorn und alle übrigen Hörner, die beiden Eiger, der Mönch und die Nonne lagen in düsterer, gigantischer Majestät vor uns, ein gewaltiger Höhenzug stieg hinter dem andern empor und fast hatte das Gefühl so naher, ungeheurer Naturgröße etwas Beklemmendes. Soviel wir auch von den Felsenpyramiden der Schweiz gehört hatten, so oft wir ihre Karte durchstudierten — hinter einer solchen Menge und Maßenhaftigkeit war jeder Begriff zurückgeblieben. Und über all diesen unermeßlichen Schneegipfeln, glühend im Abendgold wie sie, erhoben sich noch andere Gebilde — flammende Wolkenberge, welche, gleich den feurigen Erdriesen, mit feurigen Zungen das Lob des Schöpfers so unaussprechlicher Erhabenheit verkündeten. Goldschimmernd im Azur des abendlichen Himmels, strahlenumsäumt erglänzten sie wie Herolde des Lichts, welche alle Finsterniß zu verscheuchen bestimmt sind, möge sie auf dem Grund der Erde oder auf den Gemüthern der Menschen lasten!

Die Dämmerung breitete endlich ihren grauen Mantel über die Landschaft und der von all dieser unendlichen Schönheit fast überwältigte Sinn kehrte zu den nächsten Eindrücken zurück, welche die erhabene Poesie der Umgebung bisher weniger fühlbar gemacht hatte. Wir hüllten uns fröstelnd in unsere Mäntel und bedachten, daß vor wenigen Stunden noch die sengende Hitze unsern Schritt erschwerte, daß Gewitter sich um uns und unter uns entluden, als wir das Faulhorn hinanstiegen — und eilten in den wenige Schritte entfernten Gasthof, um uns um die prasselnde Flamme des im großen Ofen hochlodernden Feuers zu drängen. Das „Hotel auf dem Faulhorn" ist eine große Sennhütte, deren graue steinerne Wände auf der äußern und innern Seite jedes Schmucks einer täuschenden Tünche entbehren. Auch das sämmtliche Holzwerk, Thüren, Fenster, Treppen waren noch Schweizerart im Naturzustande. Der Hunger der um die Table-d'hôte sich sammelnden Reisenden wurde durch Fleisch, Brot und einige Eierspeise gestillt; auch „ein guter Wein erfreute des Menschen Herz". Wie beim Sonnenuntergang, so wurden auch hier verschiedene Zungen laut. Es gehört zu den Freuden der Bergreisenden, bei auch nur stundenlangem Beisammensein bekannt zu werden und sich die kürzlich erlebten Begebenheiten, die überstandenen Gefahren und Schrecknisse, die siegreich oder vergeblich bekämpften Prellereien der Gastwirthe, Pferdeknechte, Träger und Führer mitzutheilen, um sich gegen-

seitig rechtzeitig vor Schaden zu bewahren. Unter allen diesen dienstbereiten Geistern besteht eine stille Verschwörung gegen die Reisenden, die „fern herkommen aus der Menschen Ländern", und diese bilden wiederum einen Bund, der, wenn ihn auch Verträge nicht heiligten, doch fest genug ist. Eine Stunde verging rasch unter der Besprechung dieses allseitig anregenden Themata, dann suchten wir die willkommene Ruhe. Unsäglich waren die Strapazen des vergangenen Tages und nicht weniger bedeutend diejenigen des morgenden! Die größten Vorzüge der engen, dürftig möblirten Schlafzimmer waren der abermals starkgeheizte Ofen und die dicke Federdecke, unter der wir wie im tiefsten Winter unsere schauernden Glieder bargen. „Sonnenaufgang!" tönte es bald genug unter donnerndem Pochen an unserer Thür und wieder klommen wir zur äußersten Bergspitze hinan, um das unserer wartende Schauspiel nicht zu versäumen. Nach und nach sammelten sich auch die übrigen Reisenden; wenn ihre Anzahl auch nicht so groß war, wie man sie meistens auf dem Rigi trifft, so gab es dennoch genug fabelhafte Gestalten. Ihre Toilette war mit möglichster Schnelligkeit gemacht. Oberröcke, Tücher und Mäntel darübergeschlagen, so gut es gehen wollte. Manche Damen hatten die Kapuzen der grauen Ueberwürfe über den Kopf gezogen und glichen Fledermäusen. Schauernd vor Kälte schwirrten sie umher; auch die Herren spazierten mit hochaufgezogenen Rockkragen, dickvermummten Hälsen und tiefherabgezogenen Hüten umher, so gut und so weit es auf dem beschränkten, abschüssigen Terrain gehen konnte. Endlich lichtete sich die Dämmerung; hellere Schattirungen wurden in der weitesten Ferne sichtbar. „Es tagte im Osten." Ein weißer oder dunkler Bergkamm nach dem andern trat deutlich hervor; scharf schnitten sie sich am Himmelsgewölbe ab. Dann enthüllten sich die Thäler und Ebenen, die Gewässer und die Klüfte bis in die weiteste Ferne; immer breiter wurde der feurige Streifen; jetzt rothete sich der östliche Horizont, soweit das Auge reichte, und immer glänzender wurde der weite Purpurmantel — der Rand einer glühenden Kugel wurde mehr und mehr sichtbar — und endlich trat die Königin des Tags hervor, voll und strahlend im schimmernden Blau des Aethers, lebenverkündend, herzerfreuend, geistbelebend!

In athemloser Spannung hatten wir dem köstlichen Schauspiel beigewohnt und fühlten uns fast erleichtert, als es vorüber war. Mit neuerwecktem Lebensmuth begaben wir uns wieder in die friedliche Sennhütte und herrlich mundete uns der Kaffee und das alterthümliche Weißbrot, welches beides den Frühstückstisch zierte. Bald richteten wir uns zum Weiterreisen ein; vererst aber war der sinkende Tete nach allen diesen Naturwundern zu betrachten: die Rechnung des schweizer Wirths! Es war die theuerste, die uns jemals in irgendeinem steinernen oder hölzernen Hotel, in Städten oder Landschaften, vorgelegt wurde; doch mußte der Umstand die theilweise doppelten Ansätze entschuldigen, daß alles, was einigen Comfort bereiten konnte, fast (mit Ausnahme auf Pferde- oder Menschenrücken — hatte hinaufgeschleppt werden müssen. Wie vorwärts ohne Seufzen und zwar auf die unabhängigste Weise! Denn das Heruntersteigen von dem ungeheuern Felsenkegel war unbedingt sicherer und mühelofer auf den eigenen Füßen als auf den Sätteln unserer Zelter zu bewerkstelligen. Wir ließen diese hinter uns herlaufen und betrachteten mit lächelnder Theilnahme die uns ferner begegnenden saulhorn-Reisenden; sie hatten das schwere Stück Wegs aufwärts noch vor sich — wir hatten es siegreich überwunden. Wenn auch im ganzen das Hinabsteigen noch mühsamer ist als das Hinaufklimmen, so geht es doch schneller und man sieht das Ende der Mühsal — die Niederung — näher vor sich, ist daher heitern Muthes. Wohl las man auf den gerötheten, bedenklichen Gesichtern oder in der ängstlichen Haltung der Hinaufsteigenden, in dem oftmaligen krampfhaften Anklammern besonders der weiblichen Reiterinnen an den Hals ihrer Rossnase die beklommenen Gefühle ihrer gepreßten Brust, ihres schwindelnden Kopfes, ihrer über gähnende Abgründe, schroffe Felswände und tiefe Klüfte irrenden Blicke!

Die Besteigung des Faulhorns gehört zu den Reisebegebenheiten, die in unserer Erinnerung Epoche machen. In den gemüthlichen Räumen unserer alltäglichen Häuslichkeit blicken wir mit fröhlichem Muth auf die erlebten Gefahren und Strapazen zurück; sie sind überwunden und erscheinen uns wie leichte Schatten, welche die hellen Lichter der genossenen Naturfreuden um so mehr hervorheben. Nie möchten wir diese Erinnerung an so unaussprechliche Größe und Erhabenheit, an die unbeschreibliche Merkwürdigkeit des Geschauten aus unserer innern Welt verlieren! Allein wir sind zufrieden mit diesem einmaligen

dig? (Sieht die Seinigen an) Ja, Kinder, ſeht wie Ihr loskommt, Marwell und ich, wir können nicht bleiben. Auf Ehre, wir können nicht bleiben. (Gehen Beide ab.)

Lettice.

Sage mir ein Menſch, wie man den Ueberfluß beſſer anwenden kann, als wenn man ihn genießt?

Eliza.

Der Vater iſt gar gut und lieb, ging er nur ſelber mit, es würd' ihm ſchon gefallen. War's denn früher wirklich ſo — ſo —

Frau Thompſon.

Er iſt ein Narr, wir haben jederzeit unſer ſchönes Einkommen gehabt, vor Fremden ſo etwas zu reden! Ich denke, ich ſollt' in die Erde ſinken, wie er vom Winterholz anfing.

Lettice.

Alſo, wir gehen.

Frau Thompſon.

Der Abend iſt wirklich verdorben.

Eliza.

Schad' um unſre ſchönen Bänder.

Frau Thompſon (aufſtehend).

Wir gehen, ich werd's ſchon wieder mit ihm gut

Eindruck und mit uns selbst, daß wir ihn glücklich und mit ungerschmetterten Gebeinen davontrugen — und unternehmen diesen Ritt nicht zum zweiten mal Einmal den Gipfel des Faulhorn erklommen — und im folgenden und späteren Jahren reiten oder wandern wir an seinem Fuße herum und freuen uns, zu wissen, wie es dort oben aussieht, ohne daß wir genöthigt sind, diesen Gipfel wieder zu betreten

Anregungen.

Der D. F. Voigt'sche Verlag in Weimar.

Eine Geschichte des deutschen Buchhandels fehlt uns noch Sie könnte ein interessanter Beitrag sowol zu unserer Literatur- als zur Cultur- und politischen Geschichte werden Auffassung, Charakter und Gesinnung würden in einer solchen Darstellung der Schicksale ausgezeichneter Verleger ebenso ihre Stelle finden wie das bare Gegentheil derselben Zum Glück liefert wenigstens nicht mehr das Kapitel des Nachdrucks Beispiele der Gesinnungslosigkeit, des Neides und der hämischen Schadenfreude

Eine charakteristische Eigenschaft des deutschen Buchhandels ist die Specialität. Einzelne Buchhandlungen haben Generationen hindurch immer nur eine und dieselbe Gattung von Schriften verlegt So die obengenannte Handlung Als noch der Begründer derselben, Bernhard Friedrich Voigt, aus dem Herzen Thüringens, dem schönen Ilmenau, seine Verlagsartikel in die deutschen Lande auf jedem Wege, mit dem Postwagen und mit der Karre des Hausirers, schickte, hatte sich der anschlags- und erfindungsreiche Kopf die Bedürfnisse des gewerbtreibenden Volks als sein literarisches Merkziel gestellt und den jetzt bis auf 235 Bände gediehenen „Schauplatz der Künste und Handwerke" begründet Von einfachen, auf grauem Papier gedruckten Handbüchern stieg die Vervollkommnung nach innen und nach außen Die Fortschritte der Wissenschaften durften nicht unberücksichtigt bleiben und manches dieser Handbücher hat sich weit über die Sphäre der nächsten praktischen Brauchbarkeit bis zu wissenschaftlicher Bedeutung erhoben, z. B. im Berg- und Hüttenfach Die Handbücher der Färberei, des Lackirens, des Ziegelbrennens, der Schlosserkunst, der Sattlerei, des Brunnenbohrens, der Kunsttischlerei erlebten fünfte, sechste Auflagen Selbstverständlich mußte sich die Richtung dieser großartigen Encyklopädie mit der Zeit vorzugsweise dem Maschinenwesen zuwenden, dem denn auch eine reiche Anzahl von Bänden gewidmet ist

Wie diese Verlagsartikel sich auch äußerlich sämmtlich ähnlich sehen, so wurde bei Erweiterung der technologischen Bestimmung der Verlagsartikel auch innerlich immer eine gewisse Verwandtschaft der Materien eingehalten Eine solche machte sich zuletzt zur Nothwendigkeit, da die unermeßliche Fülle der Bücherproduction manchen Artikel nicht unter günstigen Verhältnissen heraustreten läßt, wenn er in einem Verlage erscheint, der seinerseits einen zu bestimmt ausgeprägten Charakter trägt und dies und jenes Werk als bei einem solchen Verleger gar nicht üblich erscheinen läßt

Das Gemeinnützige ist der durchgehende Charakterzug dieser Voigt'schen Verlagsartikel Auch das Volksthümliche, sowol auf dem politischen wie religiösen Gebiet, auch in neuester Zeit manches, was einer Lieblingsneigung des Tags entspricht, aus dem Gebiet der Nachtseiten der Natur So liegen jetzt Schriften vor über die Nutzengänger, Wahrsagungskunst aus der Hand, sogar eine „Naturgeschichte der Gespenster, von Carus Sterne", mit 117 in den Text eingedruckten Holzschnitten Der Verfasser läßt die Gespenster als schreckhafte Naturerscheinungen gelten, erklärt sie jedoch nach natürlichen Ursachen und gibt auch eine Anleitung, Gespenster hervorzurufen d. h. in unschuldigster Weise zu zaubern. Eine gänzlich die Reize des Schauerlichen und Nichtserweisende Darstellung würde sich für ein auf ein größeres Publikum berechnetes Buch nicht als praktisch erwiesen haben und so hat denn auch der Verfasser in der Menschennatur und ihren krankhaften Zuständen noch genug Reste geheimnißvoller Momente gelassen, die das Gespenstische nicht ganz in optische und physikalische Experimente auflösen. Klar, gesund und nur allein der Aufklärung dienend müssen die Artikel eines solchen Verlags sein, zumal, wenn ihr nächster Wirkungskreis in einem Lande liegt, das, wie Thüringen, für lichtscheue Richtungen keine Stätte bietet

Handel und Wandel.

Cicero sagt irgendwo, daß der Handel im großen nicht gerade zu tadeln sei, indem er den Verkehr befördere und den Menschen mit dem versorge, was ihm zum Leben nützlich und angenehm sei; der Kleinhandel aber habe etwas Erniedrigendes, zumal er eigentlich nicht betrieben werden könne, ohne daß etwas Betrug mit unterlaufe Das waren die Ansichten eines römischen Aristokraten, dem die cultivtragende Kraft des Handels fremd war, wenngleich der oberflächlichste Blick auf die Geschichte der dem Römerreiche unterworfenen Völker ihm hätte sagen können, daß auch in der Alten Welt die ersten Handelsvölker ihre Nachbarn an Bildung hoch überragten Wir wissen den Einfluß eines lebendigen Völkerverkehrs zu schätzen und den Handelsstand, den Träger desselben, zu achten, aber niemand verkennt auch die eigenthümlichen Gefahren, die dem einzelnen drohen, wenn er diesen im ganzen so achtungswerthen Beruf wählt.

Unter dem Titel „Kaufmännische Garricken. Wahrheit und Dichtung aus dem Geschäftsleben" (Dresden, Kunze, 1862) hat Gustav Höcker in zwei Bänden drei Erzählungen erscheinen lassen, in denen er die verschiedenen Lebenswege einiger Jünger des Handelsstandes schildert. Der Verfasser hat sich gerade in diesem Genre der Novellenliteratur bereits einen Namen erworben und das vorliegende Werk bekundet nicht nur seine Gewandtheit der Darstellung, sondern auch seine genaue Kenntniß der Licht- und Schattenseiten des kaufmännischen Geschäftslebens.

Im ersten Bande, betitelt „Der Prosurist", tritt als Held der Erzählung ein junger Mann auf, vollkommen ausgerüstet mit allen den Eigenschaften, welche im geschäftlichen Wirkungskreise den Erfolg sichern, mit Willenskraft, unermüdlicher Thätigkeit und Ordnungsliebe, aber begabt mit einem nichtigen, selbstsüchtigen Charakter, der gefährlichen Mitgabe für einen jungen Kaufmann. Seine Jähigkeiten lassen ihn von der unbedeutendsten Stellung zum Vertreter seines Principals, zum beträchtlichen Schwiegersohn desselben emporringen; sein moralischer Charakter verleitet ihn zu Thorheiten und Verbrechen, die ihn einem frühen und schmählichen Ende entgegenführen. Die untergeordneten Personen sind mit solchem Geschick dargestellt, daß wahrscheinlich eine große Zahl der Leser für sich selbst verschiedene eine Aehnlichkeit auch seinen eigenen Lebenserfahrungen finden wird.

Der zweite Band enthält drei Erzählungen. Unter der Ueberschrift „Ex ophio", wird ein Buchhalter geschildert, dem nicht Thätigkeit, nicht Treue, wohl aber Energie des Willens mangelt, der sich sein Leben lang im Interesse einer Firma abmüht und zuletzt schmählich beseitigt werden muß, um endlich doch im Elend unterzugehen. Wem würde es schwer fallen, Aehnliches unter Art zu finden? In der andern Erzählung, betitelt „Die heirathslustige Firma", wird mit sehr vielem Humor die Liebes- und Leidensgeschichte zweier jungen Männer vorgeführt, die sich verbunden haben, in Gemeinschaft ein Ladengeschäft anzulegen, deren Neigung aber zu allem Unglück auf dieselbe gegenüberwohnende jugendliche Erbin fällt. Einem kann es natürlich nur gelingen, einem gelingt es auch nur, und die ursprünglich auf zwei Namen berechnete Firma wird auf Einen Namen reducirt, dessen glücklicher Inhaber als Geschäftsmann und Familienvater gleichen Erfolg hat.

„Es muß auch solche Kauze geben."

Den Freunden mittelalterlicher Romantik wird „Diana Trophona oder die Geschichte des Abenteurers Imbrecht Köglein. Phantastischer Roman nach alter Chronik von M. Solitaire (Dr. Wolfdietrich Nürnberger)" (drei Bände. Nordhausen, Büchting, 1863) eine anregende Erscheinung sein. Hier ebenso wunderliche wie wunderliche Geschichte spielt in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in einer alten deutschen Reichsstadt unweit des Meeres und gibt, ungeachtet der am Autor hinlänglich bekannten und auch hier wieder in ihrer ganzen abenteuerlichen Eigenthümlichkeit hervortretenden Phantastik, ein anschauliches Bild längstüberwundener finsterer und halbbarbarischer sozialer Zustände. Der Glaube an den Teufel, an Dämonen und Hexen, an die hexenverfolgende Allmacht der Magie, Alchemie und Astrologie, an den Stein der Weisen, an die Goldmacherkunst spielt in den abenteuerlichen Ereignissen, die mit dem Helden und um ihn her vorgehen, eine bedeutende Rolle. Mit dem bekanntesten aller damaligen Geisterbanner und Aberen, der freilich, zugleich als Reformator der damaligen Arzneiwissenschaft, auch einen höheren Namen errang, dem berühmten Theophrastus Paracelsus selbst, kommt sogar der Held, der es in seiner geheimnißvollen Kunst nur zu einer zweifelhaften Bedeutung zu bringen vermag und überhaupt mehr unglaublich als möglich aufgefaßt ist, in unmittelbare und auf sein eigenes Schicksal einwirkende Berührung. Doch ein solider Ehrenmann erscheint noch jener große Abenteurer von Hohenheim gegen die meisten der übrigen wunderlichen und unheimlichen Gestalten, nicht blos Deutsche, sondern auch Zigeuner, Spanier, Portugiesen, Italiener, die Köglein's Lebenswege umkreisen. Den ersten Platz unter diesen allen nimmt seine Amme, die alte Concordia, ein, eine Erscheinung, der der Autor in einem so schauerlichen Höllentragikum gehalten hat, daß der Leser ihre schließliche Verbrennung auf dem Scheiterhaufen, als überführte Hexe — den Begriffen der damaligen Zeit ganz analog und natürlich finden muß. Köglein selbst endet, in Verzweiflung über die Unerreichbarkeit seiner Ideale, zu denen auch die von ihm angebetete Diana Trophona gehört, mit einem greuelphantastischen Selbstmordtrieb im Meer.

Unterhaltungsliteratur.

XXVII.

A. v. Prachvogel's neuester Roman führt den Titel: „Ein neuer Falkaff" (drei Bände. Leipzig, Gerhardt, 1863). Mit dem Shakespeare'schen „Falkaff" hat der Held der Erzählung freilich nichts gemein als die Gestalt und einen gewissen derben Humor, der jedoch einen ganz andern Ursprung hat und sich wesentlich anders äußert als in den unsterblichen Werken des Engländers. Unser deutscher „Falkaff" ist ein Maler voll tiefer Empfindung und von edlem Kunststreben, den eine unglückliche Jugendliebe, verbunden mit einem wenig einnehmenden Aeußern und einem noch weniger wohlklingenden Namen (er heißt Pumpel), in das wilde Leben einer großen deutschen Residenzstadt gestürzt hat, der aber keinen Augenblick aufhört, seine Kunst zu lieben, der nie zum trägen Genußmenschen herabsinkt und immer noch unter erborgtem Namen Größe schafft. Auch ist die Zeit der Extravaganzen eigentlich nur eine Episode. Der Gegenstand der ersten Liebe erscheint gnädig genug wieder, um den weltklugen Wirths-

…schreiben seiner Lieblingsnatur völlig zu entsagen …ihn ganz der Kunst und dem häuslichen Leben …zugewiesen. Die Erzählung ist überall voll Leben …treffender Schilderung. Wir bemerken gelegentlich, …daß Alexander Jung in seinem „Settler vom James Fork" ein ähnliches Opfer der Leidenschaft …childert hat.

Karl Seifart ist dem Publikum bereits als …ammler altdeutscher Sagen, Märchen und charakteristischer Ueberlieferungen wohlbekannt. Sein neuestes …erk führt den Titel: „Wanderungen und Skizzen" …ildesheim, Zinde, 1863), und enthält eine Reihe …hlich erzählter Geschichten und Erlebnisse auf den …anderungen des Verfassers. Die Sorgfalt beim …ammeln und der Auswahl der Erzählungen und …Kunst der Darstellung verdienen die vollste Anerkennung. Es liegt in der That in solchen Geschichten …aus der Vorzeit nicht nur ein eigener Zauber …jung und alt, sondern man lernt auch aus ihnen …ehr als aus manchen unserer gelehrtesten Geschichtswerke die Licht- und Schattenseiten der so oft mißverstandenen, im Gegensatz zu unserm sogenannten materiellen Jahrhundert, gepriesenen Zeit der Raubburgen …d Fraueninsle, der Judenverfolgungen und Hexenverbrennungen.

Die Novelle „Ora" von H. Nordheim (Berlin, …andtag u. Comp., 1863) läßt uns schon durch die …ihr hervortretende Kenntniß des Frauenherzens …d die Auffassung des Frauenlebens überhaupt, …nn aber auch durch die warme Vertheidigung der …auenwürde, gegenüber der im ganzen doch immer …hr schiefsuchenden als verehrenden Beurtheilung …s weiblichen Geschlechts seitens der Männer, eine …ibliche Feder erraten. Wir dürfen diese Erzählung, die unser Interesse weniger durch spannende …d abenteuerliche Ereignisse als durch den Kern einer …sinnenden, die Wahrhaftigkeit als höchstes Ziel erstrebenden und Lüge und Schein muthig bekämpfenden …ebensauffassung fesselt, als eine zutreffende praktische …ritik unsers gleißnerischen, eitlen und hohlen Gesellschaftslebens bezeichnen. Daß dabei unsere poetische …ulture nicht durch ein bemerkbares Hervortreten von …ositionen gestört wird, kommt dem günstigen Eindruck sicherlich zugute. Wir können darum diese recht als „Unterhaltung am häuslichen Herd" empfehlen, die …amentlich der Beachtung und Sympathie des weiblichen Geschlechts in jeder Beziehung werth ist. Auf …ese letztere scheint auch die Verfasserin vorzugsweise …rechnet zu haben, indem sie auf dem Innenblatt …res Buches, welches sie übrigens der bekannten …chterin Adelheid von Stolterfoth (Perlen von …wierlein) gewidmet hat, sagt:

Die Leserin wird mich sehn,
Die Mutter thut's vielleicht;
Bin ich euch hold gewesen,
So ist mein Wunsch erreicht.

Der Roman „Das hohe Haus" von Wilhelm …enau (vier Theile, Leipzig, Brunow, 1862) schildert den Entwickelungsgang eines für das Gute und Schöne begeisterten, strebsamen, jungen Hüttingers, der in die social-politischen Wirbel von 1848 und 1849 hineingerissen wird, sich als Führer einer Turnerschar thatsächlich am badischen Aufstand betheiligt, nach dem unglücklichen Ausgang desselben als Flüchtling in allerlei mißliche Conflicte geräth, während der Reaction in seine Heimat zurückkehrt, von einem persönlichen Feinde, seinem Nebenbuhler in der Liebe, denuncirt und in eine Untersuchung verwickelt, durch die Amnestie seines hochherzigen Landesfürsten aber seinem Beruf und seiner Liebe zurückgegeben wird. In der Ausführung dieses Stoffs bewährt der bisher auf dem dramatischen Gebiet thätig gewesene Autor ein Erzählungstalent, das realistisch bis in die gemeinsten Details eingeht und sich überall auf festem Grund und Boden weiß. Die Situationen und Charaktere sind wirksam, lebendig und scharf umrissen und mit dramatischer Haltung durchgeführt. Nur macht sich mitunter im Briefstyl eine allzu große Behäbigkeit der Darstellung, ein Retardiren bemerkbar (dies gilt namentlich von den beiden letzten Bänden), wodurch dem günstigen Eindruck des Ganzen mehr oder weniger Abbruch geschieht. Besonderes Lob verdient die treffliche Charakteristik des Hüttingerwalders „in Land und Leuten", der sich „das hohe Haus", einen industriellen Complex von Eisenhammer, Stahlhütte und Porzellanfabrik, zum Mittelpunkt genommen hat.

In „Anno 1724. Zur Charakteristik der polnischen Herrschaft von Fr. Glaer" (Bromberg, Rockenstein, 1862) wird in genauen Details die Geschichte jener Scandalösen Händel zwischen den Protestanten und den Katholiken der damals unter polnischer Hoheit stehenden altpreußischen Stadt Thorn geschildert, welche mit der Hinrichtung des ehrsamen Präsidenten und Bürgermeisters Rösner, des Oberbürgermeisters Zernecke und von neun Bürgern, sämmtlich Protestanten, endeten. Die Geschichte hat diese grauenhaften Folgen des Religionshasses unter dem Namen des Thorner Blutgerichts verzeichnet. Die klare Darstellung ist auf Grund der zuverlässigsten historischen und archivalischen Quellen entworfen und liefert einen beachtenswerthen Beitrag zur Beurtheilung der Jesuitenpolitik. Die novellistische Ausschmückung, die übrigens so bisher gehalten ist, daß der treu historische Charakter nicht darunter leidet, wird diesem Buche auch in solchen Kreisen Eingang verschaffen, die lediglich nur auf Unterhaltung sehen.

„Drei Novellen" von Adelheid von Auer (Hamburg, Rauert u. Grüter, 1862) sind in recht elegantem Stil geschriebene Charakterskizzen, welche mit gleichsam photographischer Treue das gesellige Leben und Treiben der höhern Gesellschaft wiedergeben. Dem kräftigen, vorurtheilsfreien, sittlich noch Objectivität erhebenden Geist der Verfasserin gesellt sich ein inniges Gemüth und poetische Empfindung.

In „Vier Bargen. Deutsche Adelsgeschichten" (zwei Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862) bewährt sich Wolfgang Müller von Königswinter

in den Vorzügen jener wohlgemuthen und frischen poetischen Natur- und Lebensauffassung, die wir an ihm als lyrischem Dichter kennen. Nur treten dieselben bei der vielverschlungenden, epischen Breite der Novelle, die hier überdies, im Verhältniß zu den einfachen Stoffen, manchmal das zulässige Maß überschreitet, nicht so lichtvoll hervor. Das Charakteristische des Feudalismus, dieses Anachronismus unserer Zeit, ist treffend und auch mit dem erforderlichen Humor in der ersten der vier Novellen, „Haus Bullenheim", zur Erscheinung gebracht, die den ersten Platz auch hinsichtlich der künstlerischen Behandlung verdient. Ein Gegenstück dazu, einen kecken „Sprung über die Palissaden des Feudalthums", finden wir in der vierten Novelle, „Vogtei Bohlenhausen". Die beiden andern sind „Schloß Wildenau" und „Burg Rodeck" und haben, wenn wir nicht irren, schon in der „Kölnischen Zeitung" ein dankbares Publikum gefunden.

Vermischte Schriften.

IX

Eine durch Frische der Darstellung ganz besonders ausgezeichnete „Kunkeraarhornfahrt" gibt Abraham Roth (Berlin, Springer, 1863). Ludwig Brunier schildert „Kurland" (Leipzig, Matthes, 1862). Diese Reiseeindrücke von „Land und Stadt" sind nicht von der Oberfläche geschöpft und möchten in Detailverhältnisse vielleicht zu sehr eingehen. K. A. Kaltenbrunner gibt in „Aus dem Traungau" oberösterreichische Dorf- und Volksgeschichten (Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt, 1863). Die geschilderte Gegend ist so reizend, daß man schon um deswillen dem Erzähler mit Vergnügen folgt. In entlegenere Gegenden versetzt mit gleicher Anschaulichkeit Otto Ruppius, der eine Anzahl seiner bekannten spannenden und frischen Erzählungen unter dem Titel „Im Westen" (zwei Bändchen, Berlin, Duncker, 1862) gesammelt hat. Nicht minder lebendig und von dem der russischen Literatur eigenen Humor gehoben sind die erzählenden „Skizzen aus dem Russischen des Schtschedrin" (Berlin, Müller, 1863).

Die Zahl der Unterhaltungsschriften ist so groß, daß es uns unmöglich wird, von jeder Einsendung einen ausführlichen Bericht zu erstatten. In „Ein Prinz von Gottes Gnaden. Roman von Arthur Stahl" (Leipzig, Costenoble, 1863) führt sich ein neuer Autor ein, den schon der Name des Verlegers empfiehlt, während sich ein schon älterer Autor, Robert Giseke, in „Otto Ludwig Drost" (zwei Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862) nach Excursionen auf das dramatische und publicistische Gebiet wieder zum Erzählungsfach zurückwendet. Viele der hier mit gewandtem Talent geschilderten Situationen und Charaktere scheinen dem Leben entnommen zu sein. In der Motivirung fällt eine gewisse Neigung zur Gewaltsamkeit auf, wovor schon Goethe warnte. Alfred Meißner arbeitet zu viel und zu rasch. Schon wieder liegen die Anfänge eines großen Zeitromans „Schwarzgelb" (Berlin, Janke, 1862), vor. Das Werk scheint umfangreich zu werden und wird ein abschließendes Urtheil erst durch seine Fortsetzungen ermöglichen. Wilhelmine Gulschard schildert uns in „Die Hexe von Kent" (drei Bände, Berlin, Haude u. Spener, 1863) italienische Vorgänge mit der ganzen Gewandtheit, für welche bereits ihre „Hannade" ein erfreuliches Zeugniß gaben. Der Roman „Eine Katastrophe und ihre Folgen" von A. Godin (Breslau, Trewendt, 1862), zeigt uns eine kundige epische Dichterin auf einem neuen Felde, das ihr nach dieser Probe entschieden gelingt. „Salongeschichten von Adolf Schirmer" (zwei Bände, Wien, Markgraf u. Comp., 1862) verrathen eine routinirte Feder, die sich an französischen Mustern bildete. Das feinige Talent Wilhelm Raabe's (Jakob Corvinus) dürfte in neuester Zeit vielleicht zu ausgiebig geworden sein. Sein „Verworrenes Leben" (Magdeburg, Flemming, 1863) bringt eine Sammlung seiner zerstreuten Novellen und Skizzen. Von A. von Sternberg ist abermals eine Sammlung „Kleine Romane und Erzählungen" in drei Bänden erschienen (Leipzig, Costenoble, 1863). Sie liefern einen Beweis, wie die überreiche Arbeitskraft eines geist- und phantasievollen Schriftstellers sich zu ergießen fürchtet und dann zu Reizmitteln greift, die auch wahrscheinlich zugleich für ihn selbst beim Schreiben als anfachende dienen müssen. Es ist ein eigenthümlicher Grad des Irrsinns, wenn man anfängt, das offen zu sagen, was man sonst durch Anstand und Sitte gewohnt ist zu verschweigen.

Des Wächters Ruf.

Zum neuen Jahr.

Ihr, die ihr durch die Straßen lärmt —
Ihr, die ihr weit beim Becher schwärmt —
Ihr, die ihr noch in stiller Kammer
Euch um des Jahres Scheiden härmt,
Das nichts gestillt von Eurem Jammer —

Ihr, die ihr fragt gleichmüthig nach Viel,
Ob euch das Glück beschieden sei —
Ihr, die ihr rast im wilden Tanze —
Ihr, die ihr betet — Einerlei,
Im Rosen- oder Dornenkranze —!

Nur Einem seid zur Stund' bedacht,
Nur Einem, Einem habet Acht —:
Daß Ihr allein nicht mögt wandern,
Und ob ihr weint und ob ihr lacht,
Euch wiederfinden könnt in andern!

Die Augen auf! Die Augen zu!
Das neue Jahr erwacht im Nu!
Ist euch ein treues Herz beschieden —
Ob Leid, ob Lust — habt sanfte Ruh'!
Euch wacht das Jahr zu Glück und Frieden!

(Hierzu eine Beilage: Neues aus der Welt.)

Neues aus der Welt.

Beilage zu Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Inhalt: Die Schwiegertochter Moses Mendelssohn's. — Der Winter in Berlin. IX. — Neuigkeiten vom Büchertisch. — Literarische Notizen. — Unsere Leser und Mitarbeiter.

Die Schwiegertochter Moses Mendelssohn's.

* **Berlin.** Vor wenig Tagen starb hier eine [illegible] interessante Persönlichkeit, die Schwiegertochter Moses Mendelssohn's, Frau Henriette Mendelssohn, geborene Meyer aus Mecklenburg, in ihrem [illegible] Jahre. Bekanntlich hatte Moses Mendelssohn, [illegible] Freund Lessing's, sechs Kinder, alle hochbegabt, [illegible] denen aber der älteste Sohn, Joseph (für Joseph und Dorothea schrieb Moses Mendelssohn seine „Morgenstunden"), der philosophisch gründige Erbe wurde und, gleich dem Vater, der allen noch so eifrigen Bekehrungsversuchen Lavater's widerstand, als [illegible] Philosoph sich gleichfalls über die Dogmen erhaben, den religiösen Anschauungen seines Vaters, der den alttestamentarischen Glauben modificirt und gereinigt hatte, treu blieb. Der zweite Sohn ließ sich taufen und nannte sich von da ab Mendelssohn-Bartholdy. Diesem entstammen der verstorbene Komponist Felix Mendelssohn-Bartholdy und der noch lebende Bankier Paul Mendelssohn-Bartholdy, während Joseph der Gatte der jüngstverstorbenen wurde, die nächst ihrem ältesten Sohne, dem Generalmusikdirektor Alexander Mendelssohn, und dessen [illegible] dem Vorbild des Philosophen nachstrebten, obwohl dessen Kinder und Enkel von Haus aus sich zum Christenthum bekannt haben.

Joseph Mendelssohn, obwohl dem Bankiergeschäft sich widmend, zeichnete sich, gleich dem berühmten Vater, nicht nur durch seinen Charakter, sondern auch durch seine classische Bildung aus, und der hier in Berlin ursprünglich in seines Vaters Hause errichtete [illegible] Verkehr bedeutender Persönlichkeiten wurde in [illegible] seinem zu vollster Blüte entwickelt. Engbefreundet mit Wilhelm und Alexander von Humboldt, hatte [illegible] alle Notabilitäten der damals in neuer Geistesform sich entwickelnden gelehrten Welt ihren Vereinigungspunkt in seinem gastlichen Hause. Alle bedeutenden Künstler, Fremde wie Durchreisende, fanden dort die zuvorkommendste Aufnahme und einen geistigen Austausch aller Capacitäten der Residenz. In diesen [illegible] anregenden Kreis trat die mit hohen äußeren wie innerlichen Reizen begabte junge Frau, die [illegible] alsbald mit der etwa 12 Jahre älteren, wegen ihrer Schönheit und ihrer Geistesgaben weitberühmten Frau Henriette Herz eng befreundete. Oft haben wir [illegible] in Gelegenheit gehabt, die in Marmor gemeißelte Büste der Frau Herz zu sehen, die sie allerdings von [illegible] antiker Schönheit zeigt, zu der die Verstorbene [illegible] noch interessante Commentare gab. Auf jener

Blütezeit des geistigen Verkehrs stammte auch ihr inniges Freundschaftsverhältniß mit Wilhelm und Alexander von Humboldt. Das letztere bewährte sich in ungetrübter Schöne bis an dessen Lebensende. Schon bei Gelegenheit seines Todes erwähnte ich, wie nur das Mendelssohn'sche Haus das einzige war, in dem sich der berühmte Gelehrte ganz heimisch fühlte und wo er sich an allen Tagen, die ihm zur Disposition standen und wo nicht höhere Rücksichten ihn an die Tafel des Königs fesselten, bei der Wirthin aber dem Sohn zu Tische anfagen ließ.

Ein reicher Schatz interessanter Mittheilungen liegt in den Fächern des Secretärs der Verstorbenen, es sind die an ihren Gatten und an sie gerichteten Briefe nicht nur beider Humboldt, sondern auch vieler anderer Notabilitäten der Gelehrtenwelt des In- und Auslandes. Eine besondere Rubrik bilden eine Menge graziöser Zettelchen Humboldt's, meist Danksagungen, denn beide alte Freunde gefielen sich darin, einander die freundschaftlichen Aufmerksamkeiten bis in ihr spätestes Alter zu erneuern. Wir erinnern uns speciell eines artigen Scherzes. Frau Mendelssohn hatte ihrem alten Freunde aufgesucht schönes Obst von ihrer Besitzung auf Herthheim am Rhein zugeschickt, er dagegen fügte seinem Dank als Gegengeschenk einen Rehrücken bei und schrieb launig, er sei auf der Jagd gewesen und hätte das Wild für sie geschossen — es war ungefähr anderthalb Jahre vor seinem Tode und das Bild des Achtzigjährigen mit der Flinte in der Hand war jedenfalls eine komische Figur.

Ein großer Genuß war es, die seltene Frau über Persönlichkeiten wie über Ereignisse sprechen zu hören, denn voll des klarsten Geistes, bot ihr die Erinnerung den reichen Stoff aus ihrem Leben dar. Nicht nur größere Reisen, nach Italien und durch Deutschland, hatte sie gemacht, sondern auch ein jahrelanger Aufenthalt in Paris zur Zeit der Occupation der Alliirten, wo ihr Gatte als Bankier der preußischen Armee die Geldangelegenheiten mit den französischen Bankiers regulirte, war ihr zu Theil geworden. Auch dort erwarb das interessante Ehepaar sich alsbald nähere Freunde und eine Stellung in der Gesellschaft. Alle oft aus jener Zeit genannten Talente waren ihnen geläufig, vor der Frau von Krüdener, vielleicht damals der bedeutendste, an der Seite Frau von Staël hatte sie schon früher in Berlin brauen gelernt. Chateaubriand sowie Béranger und die hervorragendern Gelehrten und Dichter, die zu jener Zeit in Paris lebten, waren ihr persönlich bekannt geworden. Da ihre Schwägerin, Dorothea Mendelssohn,

die nachmalige Gattin Friedrich Schlegel's, die mit ihrer Schwester katholisch geworden war, im Hause des Marschalls Sebastiani als Erzieherin der später so unglücklichen, von ihrem Gatten ermordeten Herzogin von Praslin fungirte, kannte sie auch diese Familie näher und nahm später ganz besonders warmen Antheil an dem tragischen Ende der letztern.

In diesem flüchtigen Umriß habe ich nur andeutungsweise den reichen Gehalt dieser von der Gunst des Schicksals durch ihr ganzes Leben hindurch äußerlich wie innerlich bevorzugten, vortrefflichen und interessanten Frau, die, von unendlich vielen innerhalb und außerhalb Berlin gekannt und verehrt, jetzt seit Jahren in stiller Zurückgezogenheit dem Wohlthun lebte, dabei aber als die würdige Ahne ihrer zahlreichen Familie stets den Brennpunkt derselben bildete. Auch verkehrte sie in ungetrübter Geistesfrische mit ihren nähern Freunden und nahm trotz ihres hohen Alters an allen Welterereignissen Antheil, las oder ließ sich alles literarisch Bedeutende vorlesen, gleichviel, ob es dem französischen, englischen, italienischen oder deutschen Genius entstammte. In ihrem ganzen Wesen lag ein eigenthümlicher Zauber — wir haben sie oft eine „reizende alte Frau" nennen hören. Dabei hatte sie trotz aller Freundlichkeit und allem Wohlwollen eine vornehme Zurückhaltung, eine fast extreme Bescheidenheit, jede Spur von Ostentation, nach welcher Seite hin es auch sein mochte, durchaus vermeidend, übrigens ein Charakterzug der ganzen Familie von Moses Mendelssohn an.

So hat denn auch ihr Tod in den weitesten Kreisen Trauer und Theilnahme erregt, wovon ihr Begräbniß, das in einfach würdiger Weise stattfand, lautes Zeugniß ablegte. Noch dem jüdischen Gottesacker bewegte sich der unabsehbar lange Zug der Wagen; dort angekommen, trugen zwei Söhne und zwei Enkelsöhne den Sarg der theuern Todten zur stillen Gruft und warfen ihr betrübten Herzens die vielen Freunde eine Hand voll Erde nach. Beinahe ein Säculum der Zeitgeschichte ist mit ihr begraben!

Der Winter in Berlin.

IX.

— — Das Ministerium Bismarck hat in einem seiner Absolutismus verändert, nachdem der Versuch, den Schwerpunkt der Situation in die ständische Gliederung der Provinziallandtage zu verlegen, vollkommen gescheitert ist. Die Provinzialstände der verschiedenen Provinzen haben, mit Ausnahme von Pommern und Brandenburg, in freisinniger und vollständig antifeudaler Weise gegen den Rückschritt der ständischen Theilung protestirt und sich für eine über diese privaten Gesichtspunkte und Interessen erhebende constitutionelle Verfassung, wie sie einmal da ist, ausgesprochen. Sie haben sich dadurch in vollen Einklang mit der Gesammtbevölkerung gesetzt.

Dieses „Zeichen der Zeit" ist um so wichtiger und bedeutungsvoller, als hierbei die Beschuldigung, daß die Opposition nur durch Volksaufreizung und Lügensaat böswilliger und renitenter Beamten und Juden hervorgerufen sei, durchaus zu Schanden wird.

Der Gesammtausdruck, den wir von diesem „letzten Versuch" der Reaction empfangen, bestätigt von neuem, daß Preußen berufen ist, nur auf dem vorständig eingehaltenen Wege der Verfassung, d. h. auf dem Boden des Gesetzes, sein Heil zu suchen. In Kreisen, wo man an den Ufern des Herrn von Bismarck glaubt, meint man, es sei diese ganze Krisis mit den Provinziallandtagen nur ein diplomatisches Experiment gewesen, um es contrario den Beweis zu liefern, daß die Provinzialstände, wie man sie 1852 wiederherstellte, weder damals noch jetzt im Stande hätten sein können, die Staatsmaschine zurückzuschrauben und die Verfassung, wie sie Preußen seit 1850 besitzt, zu beseitigen und daß letztere ganz im Gegentheil eine zwingende Nothwendigkeit geworden. Ob dieses — ob begründet oder nur zu seinen Gunsten von Ihren Freunden erfunden ist, steht dahin.

Zur Wahl des Grafen Eulenburg, eines Ehrenmanns par excellence, hat man merkwürdigerweise — Vertrauen. Derselbe hat sich in schwierigen Verhältnissen klug und charaktervoll benommen. Herr von Jagow erweist sich, sagt man, vollkommen unfähig, hat aber doch bei alledem einen Oberpräsidentenposten erhalten. Ja, ja! Wenn man aus nächster Nähe die Schwingungen des Glücksrades beobachtet, hat man stets Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß es weniger nach Verdienst als nach Connexionen geht. Im übrigen machen alle diese Ernennungen gemischter determinirter und dem Abenteuerlichen nicht abgeneigter Charaktere den Eindruck, als setzte man bei ihnen den Muth voraus, der zu „rettenden Thaten" gehört, die nicht unwahrscheinlich im Anzuge sind.

Ein für den Augenblick doppelt großes und in der That sehr beachtenswerthes Interesse bietet das Riesencyclorama Amerika's dar. Mit großem Kunstfleiß hat der Maler Beyer aus Düsseldorf nach zwölfjährigem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten dieses großartige Bild aufgenommen. Ohne sich gefährlichen Stürmen auszusetzen noch der Gefahr eines Schiffbruchs, ja nicht einmal dem obiosen mal de mer zu erliegen, machen wir hier für ein Billiges die Reise nach der Neuen Welt von Bremen aus über den Atlantischen Ocean. Es fehlt bei der geselligen Fahrt indessen weder an Naturereignissen noch an Passagierscenen und weiß ein jeder, daß er mit heiler Haut davonkommt, wenn sich auch die scheinbar bösesten Wetter am Leinwandhimmel zusammenziehen. Man hat, da die Reise theils zu Wasser, theils per Eisenbahn geht, vollkommen Gelegenheit, das uns ferne Land kennen zu lernen, zumal wenn man an drei Abenden zwei Stunden zu opfern geneigt ist. Wer dem gegenwärtigen Kampfe, der die Fluren jenseit des Meeres verheert, auch nur mit geringem Interesse gefolgt ist, wird hier, da wir unmittelbar auf den Schauplatz des Kampfes geführt und vielfach in der Localkenntniß bereichert werden, sich ein ungleich klareres Bild davon machen können.

Die Aufführung der Hebbel'schen „Nibelungen" unterbrach einmal auf anregende Weise unsere im allgemeinen sehr unerquickliche Theatergegenwart. Die wüste Rohheit des Hofmuseums wird nachgerade zum Skandal für ganz Deutschland. Die Bestrebungen des Victoriatheaters, sich aus diesem Treiben herauszuarbeiten, werden leider durch die Einschränkung seiner Privilegien nicht unterstützt. Ehe nicht das klassische Drama und die Tragödie allein diesen Theatern, wenn sie sich derselben bemächtigen wollen, freigegeben ist, wird es mit dem theatralischen Treiben Berlins und demzufolge des übrigen Deutschlands immer schlimmer. Die Regierung hat vor Jahren geglaubt, dem Unwesen durch die Ertheilung eines Preises von 1000 Thalern für „das beste" Stück höheren Lohnes zu steuern. Diese Einrichtung hat das Uebel ärger gemacht. Die besseren Poeten, jetzt gezwungen, zu concurriren, haben sich von der Bühne zurückgezogen.

Die Hebbel'sche Bearbeitung selbst sahen wir nur in ihrem ersten Theil. Sie trägt die großen Züge des Originals und hätte vielleicht manchen mildern Mauern. Im allgemeinen steht diese mythische Welt der Willkür und der rohen Gewalt unserm Empfinden fern. In den ersten Acten hatten wir das Gefühl, daß die Oper in Richard Wagner'scher Weise uns noch eher diese drachenbekämpften Recken und Lohnumflossenen Jungfrauen genießbar machen könne. Das freie Wort nimmt sich denn doch zu nackt gegen diesen prachtvollen Inhalt aus. Der musikalische Ton gibt, es ist nicht zu leugnen, noch eine andere Ergänzung zum Dieb, zum Heldenbedarf der Rüstungen, zur Leinwand der Decorationen und den Schauspielern selbst. Später, wo die entsetzlichen Monumentalereien Siegfried's, Brunhildens, Hagen's aufhören und das Ganze in eine menschlich fassbarere Binnenmöglichkeit tritt, hört leider das dramatische Leben auf und die epische Grundlage des Ganzen tritt sich. So schön allen lyrischen Einzelheiten des Stoffs vom Dichter Rechnung getragen worden ist, die Handlung wird dünn und gibt sogar nur noch eine dramatische Facade. Schließlich müssen wir auch noch bemerken, daß der Wendepunkt des Ganzen, die Gürtellösung unter dem Schutz der Tarnkappe, ein Motiv ist, das jenen Recken der Sage angehört, über welche man, zumal auf der Bühne, in Gegenwart von Frauen, durchaus den Schleier gebreitet wünscht. Hebbel hat sich zwanzig Jahre lang bemüht, diesen Schleier zu heben und in unermüdlicher Variation die Frau mit zwei Männern (im Gegensatz zu dem uralten und durch alle Mären geheiligten Thema der Poesie: Der Mann mit zwei Frauen) darzustellen, vielleicht belehrt uns endlich die Heirath seines betrauerten Gemahls, die uns noch so eifrigst Abenteuer und Heirathen seines Anhangs wegzuleugnen vermag, einen anderen und uns äußerlich wie innerlich bequemeren Weg einzuschlagen.

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Von Karl Altmüller, einem talentvollen Autor, der seine reichen Gaben leider zu wenig verwerthet, ist eine Anthologie „Deutsche Lieder", zu erwähnen, die bereits die zweite Auflage (Kassel, G. Wigand, 1862) erlebt hat. Diese Auswahl ist eine selbständige. Das gemeinsame Merkmal der gewählten Gedichte ist die Anforderung, die man an ein „Lied" zu machen hat — bekanntlich ein so specifisch deutsches Naturerzeugniß, daß die Franzosen neuerdings den Ausdruck le Lied in ihre gegen Annexationen hüten Art sonst ziemlich spröde Sprache aufgenommen haben.

„Gott, Gemüth und Welt" ist der Titel einer Sammlung von Aphorismen, längeren Betrachtungen und Gedichten, die Moriz Carriere (Stuttgart, Cotta'scher. 1862) in einer zweiten Ausgabe veröffentlicht. Denjenigen und tieferer Empfindung zugänglichen Lesern kann sich dies geistreiche „weltliche Gebetbuch" empfehlen. Sprüche der Weisen aller Zeiten, die hier nach bestimmten Materien zusammengestellt sind, beweisen, daß der Inhalt aller wahren Religionen der gleiche ist, nur der Gesichtspunkt, von welchem einzelne Erscheinungen des Christenthums gar nicht aufgenommen sind, entfernt das Abbild Gottes, das sich nach seinem ewigen Ratschluß im Menschen abspiegelt. Moriz Carriere vertritt den münchner Positivismus gegenüber, das, mit einigen glänzenden Ausnahmen, für unser Gefühl durch seinen Formalismus einen Anstrich von Schulmäßigkeit, Alexandrinischem hat, mit besonderem Nachdruck den positiven Factor alles übernatürlichen Schaffens, den Gott. Ist auch seine eigene Denkungsweise vorzugsweise im Negativen stehen geblieben, so gibt doch seine bekannte „Aesthetik" (zwei Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1860) auch für den höhern Monismus des positiven Schaffens die treffendsten Nachweise der Nothwendigkeit des bedeutenden Inhalts, der jedoch nicht immer in den Dimensionen der vom Dichter behandelten Aufgabe zu liegen braucht, sondern in dem eingeengten, weltumfassenden, nach Gemüth und Geist bedeutenden ist. Wir hören mit Vergnügen, daß sich von Carriere eine Aesthetik aller Künste vom culturgeschichtlichen Standpunkte unter der Presse befindet. „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und der Ideale der Menschheit" seine gewissenhaften, von warmer Ueberzeugung getragenen Bestrebungen können es sich immerhin gefallen lassen, wenn in Strodtmann's „Dioskuren", einer interessanten neuen und, wie es scheint, zu lebhaften Polemik bestimmten literarischen Monatsschrift (Hamburg, Hoffmann u. Campe), bei einem satirischen Ergusz über die münchner Geistesmittheilungen auch ihm sein Maß zu Theil wird. Jedes ehrliche, enthusiastische Streben hat ein Stadium, wo der mehr oder weniger interessirten Beobachtung bald die Grenze überschritten scheint und es sogar ein Verdienst ist, selbst an Schiller und Napoleon Kritik zu üben.

Robert Prutz schildert in „Auf Elba“ (Hamburg, Hoffmann & Campe, 1862) Napoleon in seinem Exil und dort einem Negerknaben gegenüber, der auf des Kaisers Verwendung und durch dessen Unterstützung die Freiheit erhält und somit in die Heimat zu seinem einzigen Sohne zurückkehren kann. „Geh! Geh!“ ruft Napoleon. „Küsse die heimische Erde! Begrüße sie, die Sonne deines Vaterlandes! — Sei glücklich im Anschauen deines Sohnes — —! Ich bleibe hier!“ Der Mächtige bleibt an den Felsen Helas geschmiedet, umsonst ist sein Verlangen nach einer Umarmung seines Knaben — den Neger, den Sklaven erwarten die Umarmungen, alle Wunden heilenden Liebkosungen des Sohnes — — „Es ist kein Anderer der Person vor Gott“.

Hervorgegangen aus jener Heimkehrenden Napoleonsverehrung, die, bei all unserm Antheil an Heinrich Heine, nicht der Ruhm eines jeden Deutschen sein sollte, hat das Stück viel Innigkeit und ist warm durchgeführt. Der Stoff dürfte zu einem epischen Gedicht geeigneter sein.

Ein neuer Roman von Paul Stein: „Die Braut im Kloster“ (drei Bände, Leipzig, Brunow, 1862), sucht durch die freilich mehr äußerlich zufällige als innerlich motivirte Verbindung so scharfer Gegensätze, wie sie das Klosterleben und das Theaterleben bietet, das Interesse des Lesers zu fesseln.

„Geschichte eines jungen Märchens“ Deutsch von Henrik Helms“ (Leipzig, Wiedemann, 1862), kann als eine zarende, Herz und Gemüth bildende Lektüre für junge Mädchen bezeichnet werden. Die schlicht dem wirklichen Leben abgelauschte Erzählung schildert mit warmen Farben den Reiz des Familienglücks.

„Drei Lebenserfahrungen. Nach der sechzehnten Auflage des englischen Originals von E. Marlitt“ (Leipzig, Wiedemann, 1862) ist eine einfache moralische Lehrerzählung, die der raffinirten und demoralisirenden Verschwendung gegenüber die physischen und sittlichen Vortheile einer weisen häuslichen Oekonomie ins rechte Licht setzt.

„W. Rimeford. „Zwei Weltbegebenheiten. Deutsch von Henrik Helms“ (Leipzig, Wiedemann, 1862) sind in ergreifender Schilderung der Eroberung Mexiko durch die Franzosen und Engländer im Jahre 1860 und der noch in diesem Augenblick im Vollzug begriffene Zerfall der amerikanischen Union.

Eine kurzgefaßte „Methodik“ von Paul Frank (Leipzig, Merseburger, 1863) empfiehlt sich durch äußere Ausstattung und eine bewährte dem schwierigen Stoff gemäßeste Behandlung, daß sie für Schulen und den weiblichen Selbstunterricht nicht allzu fürend ist.

Literarische Notizen.

* Der Verfasser des vielbesprochenen Buches „Unsere Lage“ (Hamburg, Hoffmann & Campe) hat Pfarrer Heine und in Bonn Hofgerichtsrath im Ministerium des Innern sein

* Der wahre Name des talentvollen Romandichters Ludwig Rosen ist Jungk, Professor am Gymnasium zu Dortmund.

* Von Franz von Kummersdorf in München, dessen Roman „Unter den Armen“ immer mehr Anerkennung findet, werden „Novellen aus Venedig“ erwartet.

* In Nr. 51 dieser Blätter S. 1014 zweite Spalte, Z. 16 von oben wolle man den Namen „Eugène Sue“ in Eugène Scribe berichtigen.

An unsere Leser und Mitarbeiter.

Mit vorliegender Nummer des Jahrgangs tritt die seit dem 1. October 1858 geführte Redaction der „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ ab. Man hat als Gesammtergebniß der deutschen Schriftstellerei nimmt mich in dem Sinne in Anspruch, daß ich nur mit dem Gefühl einer gänzlich gerechtfertigten Lust die nicht leichte Führung einer Zeitschrift wie der „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ niederlegen konnte.

Die „Unterhaltungen“, die unter meiner Redaction mit dem 1. Januar einen fünften Jahrgang beginnen, sollen[illegible] eine strengere gemeinschaftliche Richtung auch dem Einzelnen zugänglich zu machen. Eine große Anzahl von Mitarbeitern[illegible] unterstützen mich darin auf die Weise, daß die Mehrzahl gleiche Rechte unbedingt durch einige Opfer ergänzen zu müssen. Der Erfolg hat mich, daß in der Richtung der Zeit und des Publikums, eine gewisse Mannigfaltigkeit, meine Schonheit, daß gediegenes „Gediegenheit“ der Leser „Gediegenheit“ genannt, für sich haben.

Die „Unterhaltungen“ gingen vor, daß man[illegible] zu verschiedenen. Sie haben sich einen festen Freundeskreis bewahrt und ich kann[illegible] von meinen Mitarbeitern mit dem Bewußtsein scheiden. Ich lasse eine weiterbewährte, gewogenste Zeitschrift zurück. Möge sie unter der neuen Führung einen neuen Weg betreten!

Karl Gerhardt, meinen Nachfolger, ist den Lesern der „Unterhaltungen“ durch die gediegene, fortwährend frühreich fortgeschriebene Skizzen bekannt, die sich in den früheren Jahrgängen der „Unterhaltungen“ namentlich von ihm vorfanden. Neuerdings haben seine trefflichen Berichte im Feuilleton der „National-Zeitung“ Aufsehen erregt. Der Wechsel der Redaction wird ja den bisherigen eleven Mitarbeitern manche neuzugewinnende Kraft bringen und somit den Lesern eine Veranlassung zur Gleichheit bieten, auch wie vor den „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ treu zu bleiben.

Die nächste Bedeutung meiner Zeitschrift, die eine populäre sein sollte, legte mir oft und vielfach Rücksichten auf, die nicht ganz in meiner Natur lagen. Mit der Zeit trat manche meiner gewohnheitsmäßigen Stimmungen und Meinungen auch in einen freundlichen Widerstreit, denn schwierig die Aufgabe zu bezeichnen oder auch im engen Rahmen zu ergehen über die gegensätzlichen einfachen Hauptgesichtspunkten, aus Lebensfragen an denen Gleichgültigkeit angehalten, deren Lösung mit Schwung bei einem Volke von Denkenden der wirklichen Tiefe gelingen mag. Es sind meine Gedanken über diesem Bleiben die Pflicht auf Zeit und Literatur von fragmentarisch, Pflichten beinahe mit verfaßt durch die nächste „unterhaltenden“ Lesenden und Pflichten. Ich manches, was ich jahrelang in meinen Blättern nur zwischen den Zeilen leise sich aber noch weil in anderen Hallen, die Redaktion und der Schönheit schlagen. Pulse treu, vielleicht bei anderem Anlaß und in angemessener Form und in nicht zu langer Zeit auch Pflicht. Diese Erklärung bin ich meinen schuldig, vor durch eine nachsichtige Theilnahme für meine Gedanken und Wirken, durch die Bücherei, die ich für die gemeinsame Sache der Freiheit und mit Pflicht für meine Arbeit übernahm, ein Recht darauf haben, in mir einen Menschen zu sehen, der sich nicht schon zur Ruhe begiebt.

Weimar, im December 1862.

Karl Gutzkow.

(Ausgegeben am 24. December 1862.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

machen, er hat ſeine ſchwachen Seiten und rührt ſich gern ſelbſt. Winterholz, armſelige Betten! Bitte, bitte, liebe Lettice, Ihr wartet ſchon ſo lange! Jetzt mein' ich, die Herzogin von Bedfort möchte doch wohl Augen machen, wenn ſie mein Kleid ſieht, das ihr zu theuer war, und Harry, der gute Junge, wird uns erwarten, und Ihr Kleinen, wolltet ja noch auf den Jahrmarkt fahren, ja, ja, Euer Hofmeiſter, ich hab's ſchon gehört, der Vakel Gerundium ſchlägt immer nach Euch. Morgen iſt er fort. Toms, Toby, den Wagen vor! Ein angenehmer Abend. Carl Stuart wird nicht fehlen und mit uns ſprechen. O, ich habe Diamanten, die ſich vordrängen! Kommt Ihr Lieben; morgen früh um drei, vielleicht vier, ſind wir da, doch müſſen die Pferde um zwölf kommen. Wozu hat man die Pferde, wenn man ſie nicht ſehen läßt! Der Kutſcher kann ja auf dem Bocke ſchlafen; es iſt freilich ſchon kalt des Nachts, aber (zu Lettice) nicht wahr? Wir machen Fortſchritte im Vornehmen? Kommt, meine Lieben! Eliza, nicht bizarr! Nicht zuviel Geiſt! Mehr Stoff! (an ihren Kleidern fühlend) Doch Alles bei mir? Den Fächer? Die Börſe? Doch nichts vergeſſen? (ſich umſehend) Doch nichts liegen geblieben? Doch Alles hübſch verſchloſſen?

Lettice.

Die Umſtändlichkeit iſt nicht faſhionable.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Vierte Folge. Erster Band.

Unterhaltungen

am

häuslichen Herd.

Herausgegeben

von

Karl Frenzel.

Vierte Folge

Erster Band.

Leipzig

A. H. Brockhaus

1861

Inhaltsverzeichniß.

I. In gebundener Rede.

Seite

Lieder aus dem Nachlaß. Von Julius Rodenberg 1–3
Morgen. Von H. Hoffe 4
Am Morgen. Von Karl Bergel 4–5
Hermann Lingg. Von Karl Bergel 5–6
Warum sangen Vögel. Von Karl Frenzel 6–7
Gedichte. Von Erzählungen in Versen von Karl Bergel 7–8
Gedichte. Von Karl Frenzel 8–9
Poesie, Lust und Pein 9–10
Am Brunnen. Von Emil Rittershaus 10–11
Heimat und Fremde. Von Karl Stieler 11–12
Verzweiflung. Von Karl Stieler 12–13
Deutscher Tannenbaum. Von Julius Mosen 13–15
Der verlorene Mantelsack. Von Robert Waldmüller 15–16
Das Nachtwächterlied. Von Emil Rittershaus 16–17
Gedichte. Von Gunther von Freiberg I–II 17–18

II. Erzählungen.

Auf einer Insel. Eine Erzählung von Karl Frenzel 1–17
Das Armband. Novelle von Theodor Fontane 17–31
In einer Eisenbahn. Aus dem Leben 31–35
Aus der Schweiz. Von F. Hoffe 36–37
Eine Nacht. Novelle von Ludwig Pfau 37–41
Im Moor. Eine Novelle von Ludwig Pfau 41–46
Der Bruder und Mörder 46–47
Die Tochter des Schwarzkünstlers. Novelle von Ludwig Pfau 47–51
Zwei Verwandlungen. Novelle von Sigmund Schlesinger 51–57
Aus einer romantischen Chronik. Todtenlieder von Wilhelm Hertzberg 57–59
Gisela. Eine Novelle von Hegesippus I 59–61
Eine Schwester. Nach der wahren Geschichte. Von Graf Friedrich von Hahn 61–73
Die Candidatin. Novelle von Ludwig Pfau 73–81
Schweizer Skizzen. 1. Eine verunglückte Wahl. 2. Leben auf der Alp. 3. Die Kirche von Grandson. 4. Leben auf der Grenze. 5. Eine Taufe. 6. Der Jahrmarkt der heiligen Maria. Von Ulrich Hegner 81–94
Die Ahnfrau. Eine Erzählung aus Franz von Braunersdorf 94–96
Der Tod von Rabensteinerhof. Mittheilung von M. Beltheim 96–100

III. Lebensbilder und Skizzen.

Aus dem Tagebuche. Von Ludwig Rehbein 1–18
Die polytechnischen Schulmänner 87–98
Lustspiele. Von Julius Rodenberg-Berlin 99
Moritz Retzsch. Von Karl Hermann-Berlin 113–126
Aus der Jugendzeit eines Kunstlers 127–129
August Hermann Francke und seine Stiftungen. Von Dr. A. Kirchhofer 129–130
Aus dem Leben Ludwig Börnes 131–132
Theodor Körner. Von Friedrich Lampert 133–134
In der Pfalz. Von Ludwig Rehbein. Aus dem Tage-Buch 135–141
Ein Gerichtstag 141–144
Aus der Tagebuch der Elisabeth von Tharandt. Mittheilungen von A. Kohler 145–147
Die deutsche Tagesfrage. Flugschrift von Max Duncker. Politische Skizzen 148–174
Johann Georg Zimmer. Von J. Philippson 175–176
Theodor Körner. Ein Gedenkblatt zum 15. August 1863. Von Theodor Otto 177–181
Der Mensch und die organische Welt 182–184
Skizzen von Arthur Stahl. I. Fürstenhof. II. Kaiser Karl's Krieg 185–194
Moritz von Schwind in München. Von Karl Hermann-Berlin 195–196
Aus dem Tagebuch des Dichters F. Schreiber 197–198
Gedanken und Bilder. Von W. P. 199–202
Wanderungen durch Amerika. Die politischen Ansichten und Verhältnisse 203–211
Ein Weihnachtsabend. Von Ignaz von Plason 212–214
Moritz Retzsch. Von Karl Hermann-Berlin 215–216
Aus dem Tagebuch des Dichters F. Schreiber 217–218
Johann Friedrich II. Eine moralische Betrachtung. Von Julius Mosen 219–220

IV. Stimmungen und Richtungen der Zeit.

Am offenen Meer 1
Poesie und der Realismus 17–20
Am Tiefland der Donau 21–28
Politische Briefe 29–32
Parlamentarische Skizzen 33–36
Die Skandalchronik. Von Gutzkow 37–39
1813. 1863. 1863 40–48
Ein Ball im heiligen Römischen Reiche 111–119

Seite

Deutsche Volkstänze … polnischer Brief … 157–158
Eine Reise im tiefsten Schwarzen … 160
Ein Brief aus London … 257–258
Die Vermählung des Prinzen von Wales … 258–259
Die deutsche Arbeiterbewegung … 292–318
„Doctrinaire" … 320
Julius Mosen und Lise Lehmann … 320
Ludwig Bamberger und Frankfurt … 321–324
Sachsen in London 1863 … 341–360
Der österreichische Reichstag … 357–358
Erklärung … 360
Das Turnfest in Leipzig … 672
Ein Phantasiestaat … 698–699
Das deutsche Handelsrecht in Bremen … 717–718
Das Germanische Museum in Nürnberg … 736
Der Aschermittwoch in Frankfurt … 737–738
Das Karnevalfest in Dresden … 760
Eine vergleichende Schrift über Polen von einem Nationalpolen … 775–776
Neueste Zeitung … 817
Ueber die Plakatverordnungen der Kantonalen und Bezirksbehörden … 818–819
Die Universitäten in Oesterreich … 837–840
„La Pologne martyre" von J. Michelet … 838–839
Der jährliche Vorgang … 857–858
Der „wahre" Jakob … 937
Aus Schleswig-Holstein … 1040

I. Volkerzustände, Reisen, Sitten und Ortsschilderungen.

Aus Athen. Von Friedrike Bremer … 11–34
Auf einem englischen Landsitz. Von M. D. … 39–52
Schnitzler … 46–141
Die englische Landschaft. Von Julius Rodenberg … 87–92
Ein Ritt auf der Arabischen Schweiz. Von Friedrich Gerstäcker … 145–167
Vermählung und seine Traditionen. Von Amalie Skalla … 252–256
Briefe aus Venedig … 290–296
Oberländische Volksbräuche. Von Franz von Kobell … 250–254
Der Weihnachtsbaum in England. Von M. D. … 292–295
Norddeutsche Bauernhäuser … 295–296
Das Hochzeitsfest in oberländischen Gebräuchen. Von A. W. … 332–335
Ein Ausflug nach Tahiti. Von A. v. K. … 408–428
Ein Brief aus Tirol … 430
Eine Reise in der Vergangenheit. Von A. B. … 452–455
Schöne Engel … 476–479
Auf der Schwelle des Weihnachtsfestes. Von M. von Reichenbach … 466–470
Das Jahr in Schweden. Eine Skizze von Arthur Fitzebin … 491–496
Bilder aus der Kanalstadt … 496–498
Ein Ritt nach Tunis. Von Franz Gerstäcker … 512–515
Leben und Treiben in der Hauptstadt der Pusta. Eine kulturgeschichtliche Skizze von Heinrich Asmus … 529–540
Deutsch-amerikanische Industrie und Industrien. Von Robert Waldmüller … 540–565
Eine Skizze aus Island. Von Franz Gerstäcker … 568–572
Die Lagunen von Venedig … 578–579
Eine spanische Posada … 617–618
London und Paris „im Norden" … 640
Vom Lande der Pyramiden … 656–656
Die Gefängnisse und Hinrichtungsstätten der Tower. Von Gustav Kolb … 673–691
Von Dresden nach Sizilien. Von Dr. Karnofer … 691–706
Deutsche Städte. I. Danzig und seine Umgebung … 697–719
Ein Pferdehändler in Frankreich. Von A. B. … 712–715
Alexandrien und Kairo … 720–721
Das Bücher im Glauben und Brauch des Volks. Von A. W. … 735–756
Neueste Reiseskizzen … 756–760
Die literarischen Skizzen. Von Wilhelm Gerstäcker … 813–814
Kapitän Cook und die Gesellschaft am Nil … 857–859
Carnevalsbilder aus Rom … 859–860
Spaziergänge und Ruhepunkte in Paris-Neapel. Von Theodor Goldberg … 931–934
Im neuen Palais … 958–959

II. Geschichte.

Der Humor in der Weltgeschichte … 17–18
Buch von Irrthum in Amerika … 30–31
Ein Schlangenbiß … 80
Charakterbilder aus der Hansa. I. Jürgen Wullenwever, Bürgermeister zu Lübeck (1492–1537). II. Marx Meier. III. Nikolaus Brömse, Bürgermeister von Lübeck. Von Heinrich Asmus … 107–108
Die Buchdruckerkunst … 150–156
Prinz Albert und Wellington … 215–216
Das Schlosse in der Geschichte … 335–336
Das Trauerhaus-Haus. Eine Gymnasialgeschichte. Von Julius Rodenberg … 351–373
Verbannt in „verpönter" Tarifstellung … 375–376
Der Gerbanarchismus. Von Dr. B. Mirandolier … 396–420
Eine Armada Friedrich's des Großen … 431–436
Neue Bücher … 437–438
Landgräfin Margarethe. Von Karl Gutzkow-Stein … 572–575
Aus Thüringen … 577–578
Eine Antwort der Lebenden … 597–598
Der Kaiserin der weltumsegelnden Kriegs … 638–710
Eine gefallene Größe … 727–736
Ein Nachtrag zur Heldenthum-Geschichte … 817–818
Ein Blick der Nebelgrauen … 837–838
Deutsche Frauen im Mittelalter … 945–946
Literatur … 964–968

III. Der Mensch, sein Wesen und Bestreben.

Wie der Mensch, so die Arbeit … 95–96
Stoffe und Weisen. Eine kurze Betrachtung … 119
Aufgeschrieb der Gewerkvereine. Ein Vortrag von Berthold Auerbach … 171–180
Englische Charakteristiken von Hermann Teichmann … 307–320
Das Sprichwort und die Prinzipien. Von C. B. … 353–355
Der Mensch und sein Schatten … 355–356
Eine Blume aus einer Lesebibliothek … 393–420
Was die Thiere abwechselnder sprechen … 441
Das Sprichwort und Humanität … 456
Wie machen die Knochen? … 978–979

VIII. Die Erziehung.

Die Kindergärten in England ... 1201—1207
Der vorgelegte Allgemeine Deutsche Lehrerversammlung ... 1401
Die weibliche Erziehung in Amerika ... 1405—1406
Prinz Albert und seine Erziehungsgeschichte ... 1201

IX. Philosophie.

Gott und die Natur ... 545—546
„Der Geist in der Natur" ... 1401
Kultur ... 1201
Das „Neue Jena" von Ernst Renan ... 1211—1219
Ein philosophischer Dichter ... 1205—1206

X. Lebensbezüge und Lebensbedingungen.

Über das Glück der Jahrhunderte ... 1—1201
Die Aufgabe des deutschen Gewerbebesitzes ... 137—138
Die Liebe ... 1201
„Der Verzweifelte" ... 1201—1203
„Auf grünem Rasen leben" ... 1201—1203
Der Mensch ... 1201—1203
Genius und Talente ... 1201—1203
Über unser Gedächtnis ... 1201—1203
Die „hochgeborene" Ehre ... 1201—1203
Ueber Ursprung, Wesen und Geschichte der Ehre. Von J. Pappenheim ... 1201—1203
Robert's Feldblumen ... 1201

XI. Allgemeine Naturbetrachtung.

Die Erdbeben und ihre Ursachen. Von Robert Hohl
I. Die geologischen Erscheinungen. II. Statistik und Theorie der Erdbeben ... 73—171
Der Mensch und die Welt ... 1204—1215
Der Kontrast der Natur ... 1215—1216

XII. Die Kehrseiten der Natur.

Das unterirdische Feuer ... 134—136
Die Jagd nach dem tödtlichen Bleiweiß ... 177—179
Verbrennen am Sonnenstich ... 1207—1208
Andere tropischen Leiden ... 1219—1220

XIII. Das All und die Himmelserscheinungen.

Sind die Gestirne bewohnt? ... 535—536

XIV. Pflanzen- und Thierwelt.

Auf dem Leben der Vögel. Von Berthold Sigismund ... 52—56
Pflanzen und Thiere ... 115—116
Die Naturgeschichte ... 119—120
Zwei fabelhafte Thiere. I. Die Seeschlange. II. Der Kraken. Von A. L. ... 205—207
Schutz der Vögel! Einige Worte an die Freunde und Beschützer ... 1201—1203

Die menschliche Seele. Von Carl Vogt ... 65—68
Deutsche Blumen ... 1201—1203
Die Pflanzenverbreitung ... 1208
Die Kamele ... 1209—1210
Der Charakter ... 719—720
Die Luft ... 1205—1206
Die Tierfarben. Von Karl Vogt ... 801—803
Der Vogel der Wanderung im Großen Ozean ... 918—919
Die landwirtschaftliche Ausstellung zu Chemnitz ... 1219—1220

XV. Sprache und Geschichte der Literatur.

Paul Gerhardt's ... 15—16
Goethe's Ansicht auf die „große" Natur. Von Adolf Laun ... 209—211
Der Ausdauernde Virgil ... 213—215
Jean Paul. Ein Lebensbild von Ludwig Bechstein ... 241—246
Thomas de Quincey ... 225—226
Die Literatur der großen Revolution ... 329—334
„Manfred" ... 618—619
„Perlen". Ein deutsches Gedicht. Von E. Scherffer ... 1201—1203
Aus dem „alten" Theater. Ein Jugendbild von Karl Lewin ... 609—610
Zur Goethe Literatur ... 1201
Deutsche Sprachreden. Von E. Scherffer ... 1201—1203
Shakespeare ... 1201—1203
Zur Geschichte der englischen Poesie ... 1201—1203
Thomas Carlyle ... 1201
Ralph Waldo Emerson ... 1201—1203
Thomas Buckle ... 1201—1203
Caroline Christine Steinsdorf ... 1201—1203
Zur Geschichte der französischen Literatur ... 1201
Aranyossi Petrovics in Pesth. Von Ernst Pasqué ... 1201—1203

XVI. Kritisch-ästhetische Miscellen.

Die Nibelungen ... 18—19
Freiheit im Roman ... 1201—1203
Freiheit im Theaterrock ... 1201
Adolf Schmitt ... 1201
Ein „Judenstück aus Oesterreich" ... 1201
Die zweite Auflage von „Buch der Natur" ... 1201—1203
Ein Dichter in Indien ... 1201—1203
„Zum Sonnenwende", eine Erzählung von Maria Cordua Schmidt ... 1201—1203
Thomas Carlyle über Friedrich II. von Preußen ... 1201—1203
Die „Illustrirte Zeitung" ... 1201
Ein Roman aus Java ... 1201
Bernhard Shakespeare's Gedichte ... 1201
„Der letzte Kavalier" von Karl von Holtei ... 1201
Das Märchen von der Neuen Natur ... 1201
Der „Dramaturgische" ... 1201—1203
Romane und Novellen ... 1201
Ein russischer Roman ... 1201—1203
Ein englischer Roman ... 1201
Ein amerikanischer Roman ... 1201
Hebräische Erzählungen ... 1201—1203

	Seite
Schwarzschilds Gleichungen	686
Neue Bücher	686–694
Die Bücher und die Zeit	695–696
Moderne Musikkritik	697–698
Schillers und die Welt	699
Die neue Szene und Georg Kaiser	700–702
Gespräch über Bildung als Besitztum	703–704
Aus der Weltpresse	705–708
Julius Meyer-Graefe spricht	708–709
Der neue Weltmarkt	709
Die Weltbühne	709
Carl Sternheim	709–710
Aus der Weltwirtschaft	710–711
Der deutsche Krieg	711–712
Die Weltbühne	712–713
Bücher von Julius Bab	713
Antworten	713–714

VIII. Schöne Kunst

[illegible]	714
Der Expressionismus in Europa	714–715
Porträt Arnold Zweig	715–716
Das neue Bild von Ludwig Meidner	716–717
Neue Musik	717–718
Ludwig Meidner	718–719
Der Film Variete in Berlin	719–720
Der Kampf um Barlachdenkmal	720–721
Der Schrei im Augenblick	721
Die Ausstellung	721–722
Bücher über Architektur	722–723
Schutz der Werke	723–724

VIII. Bühne und Musik

Gounod's Oper „Margarethe"	724–725
Das Schauspiel als Gedanke	725–726
Operette Chaos	726
Deutsche Schauspieler	727–728
Das Leben Mozarts	729–730
Neue Operetten und Amelie Hein	730–731
Neue deutsche Theater	731–732
Wilhelmine Schröder-Devrient	732–733
Der Gedanke der Oper und der Tanzmusik	733–734
Die deutsche Komponist	734–735
Neue Werke von Arbo Mendelssohn	735–736
Die deutsche Theaterkrise	736–737
Der Tenor in Frankreich	737–738

VIII. Zur Kunst des Lebens.

Tanz und Musik	738
Persönliche	738–739
Gespräch	739
Aus dem Tagebuch	739–740
Antwort	740

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 1. Wöchentlich 1 Bogen
Vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: An unsere Leser. — Karl Frenzel: Neue Erzählungen von Karl Frenzel. — Julius Rodenberg: Kleine Reisen. — Max Ring: Wie Friedrich Hebbel starb. — Ernst von Wildenbruch: Neue Balladen. — Ludwig Pietsch: Das Glück in der Weltgeschichte. — Die Redaktion: Briefkasten.

An unsere Leser.

Nur unsere „Leser"? Haben die „Unterhaltungen am häuslichen Herd", die mit dieser Nummer bereits ihren vierten Jahrgang vollenden, nicht ein gutes Recht, in ihrem Kreise zugleich auch ihre Freunde zu sehen und zu begrüßen? Alte bewährte Freunde, die seit einem Jahrzehnt sich mit uns an den Blüten deutschen Geistes erfreut haben, mit uns der Bewegungen auf allen Gebieten der Kultur voll Theilnahme gefolgt sind? Sind viele Blätter nicht allmählich zu häuslichen Herd heimisch, zu Vertrauten des Hauses geworden? Wenigstens war und bleibt dies das Ziel unseres Strebens.

Mächtiger und zwingender als je tritt das äußere Leben mit seinen Anforderungen, das Leben des Marktes, wenn es sich nun Politik oder Industrie, an die Menschen unserer Epoche heran. Wir werden die letzten sein, den Antheil zu verkennen oder zu bekämpfen, den die Zeit in vielen Gemüthern an uns erhebt. Denn wie materialistisch sie auch äußerlich sich darstellt, ein idealer Geist lebt dennoch in ihr: das Streben nach humanerlicher Arbeit, sittlicher Bildung, nach einem erhöhten Wohlsein aller. Für viele höchstens Mittel werden auch wir wir bisher als geistige „Mittel des Geistes" kräftig und muthig eintreten; unsere Freunde wissen, daß wir stets das alte gute Banner der Arbeit und Humanität hochgehalten. Aber es gilt zugleich, in der vielfach aufgeregten, parteizerrissenen Zeit die Rechte des Gemüths und des Herzens zu bewahren und den Musen eine Stätte, wenn draußen der Krieg tobt, zu Ehren des Friedens zu schützen. Dahin geht unser Streben, „das Schöne mit dem Nützlichen, das Neue mit dem Wahren" zu vereinigen.

In derselben Gesinnung, mit der Karl Gutzkow diese Blätter, denen er auch ferner ein gemeinsamer Freund bleiben wird, einem begonnenen, werden sie fortarbeiten wollen und nach wie vor im Dienste des Wahren, Guten und Schönen nur das eine Ziel zu erreichen suchen: mehr und mehr als ein Volksbuch im besten und ehrlichen Sinne zu wirken und die treuherzige Theilnahme der Massen zu gewinnen. Und so, Herz'liches Grüß Gott von alten Freunden und Glückwünschen den neuen!

Auf stiller Heide.

Eine Erzählung von Karl Frenzel

(Alle Rechte vorbehalten.)

An einem Augustabend, im ersten Beginn der Dämmerstunde, ging ein Wanderer einen einsamen, stillen Weg.

Wäre ihm einer entgegengekommen, würde ihm in dem noch jugendlichen, schlanken Mann nichts aufgefallen sein, als daß er eben noch seiner Kleidung nur noch mehr nach der freien und nicht unpassenden Weise, in der er sie trug, ein Reisender aus den sogenannten „besseren" Ständen sei, der zum Vergnügen eine Zeitlang durch die Insel wandre — einen Spaziergang nach jenen Buchenwäldern, deren mächtige Stämme der Ostsee umrauschen, dem dunkeln, tiefschwarzen Meer weit und den fruchtigen, von dem wie geflügeltes Silber schimmernden Ährenfeldern, die dies nordische Eiland in den klaren Wogen der Luft ebenso eigentümlich schmücken wie ihre Palmen, ihr Vulkan, ihre prunkenden griechischen Tempelhallen unsere im Süden so überschwemmte Insel Sizilien.

Für ein durch landschaftliche Schönheiten verwöhntes Auge, das viel gesehen, für ein Gemüth, das sich nun wenig von dem Schauer und dem Reiz der Einsamkeit berührt fühlt — und beides schien der Wanderer zu besitzen — bot die Gegend wieder nichts Anziehendes.

Ein langgestreckter, schmaler Heidestreifen, der den eigentlichen Fuß der Insel mit einer nach Norden sich vorschiebenden Halbinsel verbindet, [illegible] weder vorwärts noch rückwärts schauend, kann der Blick auf einer Baumgruppe ausruhen. Nach und ein altes, gleichmäßig eintönig, ein schlechter Weg, den man meistens neben den tiefen Wagengeleisen verfolgen muß und der schwankende in die Unendlichkeit ohne Ziel fortzusetzen. Hier und dort in niedrigen Kiefergruppen in kleinen Gebüschen zusammengedrängt; das einzige Grün, das den Augen Labung bietet, in das sich üppig wuchernden Wacholder; dann herrscht weithin ein braunrötlicher Ton von dem Heidekraut, das sich [illegible] Sand hinzieht, und ein schwärzlich-blaugrünes Moos, die dazwischen wachsenden. Nur ganz von altem Laube ist auch hier Landschaft nicht verlassen, die im Norden die Umgebungen der „Schönen Heide" bildet, was deutlich in jeder Beziehung [illegible]

Der Wanderer konnte über die Kiefergebüsche hinweg zur linken wie zur rechten Hand das Meer sehen, dessen Wellen an diesem sandigen und flachen Strande verrinnen. Zuweilen, bei der tiefen Stille umher, schlug das Geräusch einer heranbrausenden mächtigeren Welle, ehe sie sich den Kopf an den Steinen des Ufers schäumend zerschlug, an sein Ohr. In gleichen Zwischenräumen schlug dieser Ton wieder, dumpf und langsam heranrollend und so verhallend. In goldenen und purpurnen, in violetten und grünlich schimmernden Wolken zerflatterte am Himmel das Abendrot. Auf dieser Seite bildet das Meer eine tiefeinschneidende, geschützte Bucht, den „Kleine Bodden" genannt, eine Landzunge, die in einer von Eichen und Buchen bräunlichen Anhöhe endet, zieht sich in die See hinein; ein kleines Eiland wird dann sichtbar; in eigentümlicher Zauberwirkung hebt sich das Dunkelgrün des Ufergrases von den bereits gerötheten Wellen kreisen ab. Im Osten wölbte der Himmel sein graublaues Gewölbe über dem ebenen, grauen Meer. Von dorther kamen die Nebel gezogen, nah und näher, geisterhaft zusammengeballt, als wandelten die alten Götter des Nordens, riesige Gestalten in ihren Nebelmänteln, mit ungeheuren Schritten auf den Wanderer hin.

Der Reisende hatte einen weiten Tagesmarsch gemacht und da er nach seiner Berechnung noch eine tüchtige Strecke Wegs vor sich hatte, ehe er den „Heidekrug" erreichte, wo er zu übernachten beschlossen, legte er sich ermüdet auf einen der hohen Steine, die, zwischen dem Gestrüpp verstreut, von einer dürftigen Moosdecke überzogen lagen. In seinem weder bedeutsamen noch abgespannten Gemüt malte sich unwillkürlich Verdruß, [illegible] Laune. „Warum bin du auch auf den närrischen Einfall gekommen", schien er sich zu sagen, „daß im Wagen behaglich diesen langweiligen Weg zu durchfliegen, ihn auf deinen eigenen Füßen schnellzeitig hinzukriechen? Selbst Feldbeeren überlistet man doch Studenten, Handwerksburschen oder Landschaftsmalern, die einsame Plätze suchen. Melancholisch [illegible] vor" und nun schaute er sich um — „Sand und Steine und Heidekraut. Und draußen das Meer [illegible] alles soll dichterische Gefühle erwecken. Die Seelen nimmen, daß sie wie eine Harfe erklingt, in deren Saiten eine göttliche Hand greift. Wer hätte das nicht gehört und nachgesprochen? Ich mag solche Gemütsschwärmereien im Anblick der Natur nicht leiden, mit denen wir noch lieber als [illegible]

Frau Thompſon.

Nicht? (befehlend) Nun denn! Wagen vor! (Alle ab. Die Bedienten folgen.)

Siebente Scene.

Thompſon tritt heraus. Dann Fielding.

Thompſon.

Sie ſind fort — doch — doch?! Es muß wohl ein erbärmliches Zeichen von Geduld auf meiner Stirn geſchrieben ſtehen? Sie ſpotten meiner Worte, lachen meiner Thaten — — Thaten? —

Fielding (an der Thür).

Ich war bei meinem Vetter, Miſter Walter! Was ſind doch Arme gut und glücklich!

Thompſon.

Ha, ſeid Ihr's Fielding? Haltet Ihr mich — für geſchickt, jetzt unſer — unſer Geſchäft zu machen?

Fielding.

Miſter Walter, Ihr zittert an allen Gliedern?

Thompſon.

Geht in mein — in mein Zimmer — in mein

anderen und selbst belügen, um vor dem eigenen Spiegel als empfindungsreiche und begabte Menschen zu erscheinen! Nun, ich meinerseits wünschte, ich habe an einer guten Blutstauungsstatue und hätte keine andere Ausrede als die auf ein gutes Herz."

Viele und ähnliche Gedanken hätte ohne viel Scharfsinn jeder aus dem verstörten Gesicht des Fremden lesen können, wenn er hineingeblickt. Aber es kam niemand dieses Weges, nur die Wogen liefen über den Wasserspiegel. Sein Mantel hatte der Wanderer neben sich auf den Boden gelegt, den breiten, von einem schwarzen Seidenband eingefaßten Strohhut abgenommen; der Wind, der erfrischend von der See heraufkam, spielte in seinem blonden, leidgefurchten Haar.

Allmählich tiefer war die Dämmerung gesunken, wie rosiges Gold schien der Sonnenball in Tränen und der Himmel lag verglühend über der Heide.

Am Himmel im Sonnenuntergang das schwere Bild irdischer Vergänglichkeit, unten in der See das Symbol einer einsamen Unendlichkeit, farblos, aber gerade durch diesen Mangel gespenstig, herzergreifend nur klangvoll zugleich. Es ist so uns, als müßte der Meister der Sphären, von dem die Dichter träumen, so an das Ohr der Menschheit treten wie an das unsere, wenn wir mit geschlossenen Augen beim Heraufziehen der Nacht auf den Strandsteinen sitzen, das Rauschen des Meeres.

Jetzt erhob sich der junge Mann, nahm sein Bündel wieder auf und schritt auf den Strand zu. Sei es aus Angst, oder um keinen Augenblick des nur kärglich zu messenden Lichtes sich zu berauben. Noch einmal sah er nach der Seite des Dorfes hin, wo die Fischerhäuser standen, zwei Gestalten schritten vom dortigen Landsteg dem Ufersaume zu.

„Menschen in dieser Oede", dachte der Reisende; „vielleicht gar Gefährten, die auch nach dem Heidekrug wollen." Und so er gerade in der Stimmung war, die ihm Gesellschaft willkommen machte, um ihnen seinen Vorrat zu klagen, so blieb er stehen.

Bald erkannte er nun zwar seinen Irrtum, denn die eine der Gestalten war eine Frau mit ihr Begleiter, der, wie es ihm schien, absichtlich einige Schritte hinter ihr zurückblieb, im großen Jagdrock, die Büchse über die Schulter geworfen, der Förster aus der Försterei, an der er selbst vor kurzer Zeit vorübergegangen. Dennoch stand er still, den rechten Arm mit einem gewissen Trotz auf den Stein stemmend, darauf er sitzen sollte.

Die Herankommenden wechselten kein Wort. Von ihrem dunklen, breitrandigen Hut, den er etwas phantastisch eine schwarze Feder schmückte, hatte die Dame den Schleier zurückgeschlagen, in ihrer Hand trug sie eine Reisetasche. Alles, als der Fremde sie mit neugierigem Blick musterte, war schwarz an ihr; schwarz das Kleid, die Handschuhe, der Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, die kleinen Kugelchen der Kette, die sie um den Hals geschlungen hatte. Hoch hinauf ging das Kleid, eben war es mit einem schmalen Streifen schwarzer Spitzen besetzt. Soweit die Dämmerung wie der Schleier ließen die Züge ihres Antlitzes kaum erkennen. Ohne seine Stellung zu verändern, hatte der Reisende sich, als sie ganz nahe an dem Stein vorbeikamen, in unwillkürlicher Bewegung leicht gebeugt, sich verneigt. Mit vornehmer Herablassung, als sei sie sich an die Unterwürfigkeit der anderen gewöhnt, dankte sie.

Jetzt wandte sich der Fremde den Förster, an den sie folgenden Worten eine Frage zu richten; denn es mußte ihn, daß er am Ende für einen ländlichen Einzelgängern gehalten werden konnte, der sich ihr zu den Weg gestellt — je nun, wer sich die Wasser auf der Straße versammeln, wenn eine Prinzessin vorüberkäme. So sollte sie nicht von ihm denken; mit seiner Frage wollte er sein Benehmen entschuldigen.

Wissen er gerne, welche Verwandlungen sich für ihn an diese seine harmlose Frage knüpften?

„Schönen guten Abend!" Ja es noch weit bis nach dem Heidekrug?"

„Drei Viertelstunden, wenn Sie nicht allzu Schritte machen wollen", antwortete der Förster und sah auf den Fragenden unwillig herab, als „Aber das Nachtquartier wird Ihnen nicht behagen."

„Ich werde mich in Schicksalen ergeben haben."

„Kann sein." Gleichgültig. Hat er weiter zu seiner Pflicht.

Die Dame in Schwarz, die sich inzwischen ruhig aufgerichtet, wollte von ihrem erhöhten Stand jetzt hinweg den Weg nach den Dünen hin.

„Wenn kein besonderer Umstand in der Nähe ist, was man sich hier in dem Gedicht ergeben

So im kleinen wie im großen: Geduld und Gleichgültigkeit ist das Beste."

„Nun, ich würde Ihnen sagen, übernachten Sie in der Kerkerei."

Täuschte ihn die Dämmerung oder die eigene Phantasie? Der Fremde glaubte zu sehen, daß die Dame eine rasche Bewegung machte.

Eine Nacht mit ihr unter demselben Dache — der Gedanke hatte für ihn etwas Verführerisches.

„Da müßte ich zurück", meinte er, sein Reitzeug wieder auf den Rücken schnallend.

„Das müßten Sie freilich."

„Ich werde Ihrer Frau ungelegen kommen" —

„Oho! Vielleicht freut sie sich gerade, einmal ein anderes Gesicht zu sehen. Es ist einsam in der Perna und sie ist ein Stadtkind."

„Wie Sie's denn wollen! So, ich bin fertig! Aber wir müssen eilen. Ihre Begleiterin ist eine gute Strecke voraus."

„Lassen Sie nur! Es genügt mir und ihr, wenn ich sie im Auge behalte."

„Wol eine Malerin? Ich schließe das aus der Mappe, die sie trägt."

„Ja, eine Malerin."

Mit dem sichern Gefühl eines Menschen, der das Leben und die andern eine Zeit lang in vielfachen Verhältnissen und Formen beobachtet hat, merkte der Reisende, daß er am klügsten thäte, von der Dame zu schweigen; und da er, wie kurz sein Aufenthalt auf der Insel auch erst gewesen, die Eigenheit ihrer Bewohner kennen gelernt, die gern die Schönheiten ihres Heimatlandes preisen hören, so fing er eine jener landläufigen Gespräche an, die zwischen Reisegefährten mit der Schönheit des Wetters beginnen und mit dem Austausch der beiderseitigen Reiserouten endigen. Er für seine Person hatte nichts zu verbergen; in seinem Leben gab es nichts Geheimnisvolles und keine That, die bedeutsam aus dem Gewühl der Alltäglichkeit hervorgetaucht, und ehe sie darum noch weit gegangen, erfuhr der Förster, daß sein Begleiter Georg Rechberg heiße und aus einer der kleinen Residenzstädte des thüringischen Landes käme. „Und wie ich hierher gekommen?" fuhr er fort. „Deshalb genug! Immer hatte ich den Willen gehabt, hierher zu gehen; meine Mutter ist hier geboren und hat mir so viel Herrliches und Märchenhaftes von ihrer Heimat erzählt, das ist dann nicht aus der Phantasie des Jünglings und des Mannes gewichen. Beständig aber traten Umstände ein, die mich von diesem Punkte abzogen und bald da und dorthin in die Ferne wiesen. In diesem Jahre ging es mir nicht gut; bis vor einem Monat mußte ich an dem Krankenbett eines Oheims sitzen; ich war längst von ihm zu seinem Universalerben eingesetzt und liebte den alten Mann. Mein Interesse wie meine Neigung hielten mich an den langsam Sterbenden, allein Sie begreifen, daß meine Gedanken weitab schweiften. Da, als ich zufällig, es war an seinem Sterbetag, in seiner Kartensammlung blätterte — die Geographie war sein Steckenpferd —, rathen Sie, welches ist die erste Karte, die mir in die Hand fällt? Die Ihrer Insel! Und wir sollen nicht abergläubisch sein!"

„War Ihr Oheim der Bruder Ihrer Mutter?"

„Es thut mir ordentlich leid, der Geschichte wegen, daß er es nicht war. Ich werde wol auf der Insel noch Verwandte haben, aber um Gott kenne ich sie so wenig wie sie mich, habe auch gar kein Verlangen, mich ihnen zu nähern; nichts Langweiligeres und Demütigeres für einen Menschen, der unabhängig zu sein wünscht, als Oheime und Tanten, Vettern und Muhmen!"

„Nun, nun! Man liebt doch seine Angehörigen!"

„Liebt sie! Ich habe keine!"

„Keine Aeltern mehr, keine Geschwister?"

„Die Aeltern sind längst gestorben, Geschwister hatte ich nie."

„Schade!"

„Wie man es nimmt. Frei sein, für sich dasein, das ist die Hauptsache! Ich hindere niemand, ich zertrete nicht einmal eine Spinne oder einen Wurm, wenn ich es vermeiden kann. Wie heißt's in der Schrift: ‚Was du willst, daß dir die Leute thun, das thue du ihnen auch!' Nach dem Grundsatz handle ich!"

Der Förster war ein schlichter Mann, schon vorgerückt in den funfziger Jahren, ein wettergebräuntes, ehrliches Soldatengesicht mit grauen Augen, kurzgeschnittenem Haar und krausem, vollem Bart. Mochte ihn auch manches in den Aeußerungen des Reisenden wunderlich und überspannt dünken, er fand Gefallen an der scheinbar so unbefangenen Weise, in der jener redete und bot beinahe das Herz auf der Hand entgegen. Um die Dame, die ihnen immer noch vorausging, wenn auch nur um so wenige Schritte, daß ihr kaum ein Wort von dem ziemlich laut geführten Gespräch entgehen konnte, kümmerte sich Georg Rechberg weiter nicht und dies gewann ihm schließlich die Freundschaft und das

Vertrauen des Forsters mehr und mehr. Er sah freilich nicht in die Gedankenwelt seines Begleiters, den das Geheimnis dieser schweigsamen, schwarzgekleideten, hohen und, wie er sich gestehen mußte, schönen Frauengestalt schon wie einen Dämonischen anlockte. Tausend Vermutungen liefen in Georg's Kopf auf. Ist der Förster ihr Diener oder ihr Wächter? Und wenn das letztere der Fall war — eine Ahnung, an der er sich neigte — wer hielt sie dann gefangen, wer und warum? War sie vielleicht aus der fürstlichen Familie, eine Leidtragende?

Und in diesem Gedankengange fragte er unbedachtsam: „Sie sind der fürstliche Förster?"

„Ich diene dem Fürsten im Grunde, so lange ich denken kann, die Zeit ausgenommen, in der ich als Soldat in dem blauen Rock des Königs stecke."

„Ein guter Mann, der Fürst. Und bewährt sich redlich um seine Schlösser und Wälder; ein hübscher Fleckchen mit seinem weißen Häusern, den er unten an der See hat. Alle Leute, mit denen ich sprach, rühmten ihn."

„Mein Brot ich esse, des Lied ich singe. Aber auch sonst, kann nicht über ihn klagen. Ein Herr, wie geschaffen für uns Förster und den Wald. Jeden alten Eichbaum kennt er, jeden, sag ich. Es ist eine Freude, mit ihm durch die Wälder zu spazieren. Weiß gehe, daß kein Schuß nicht aus der Luft schlägt."

Georg Rechberg lachte: „Sie sagen das mit einem Stoßseufzer, als glaubten Sie selbst nicht recht an die Erfüllung Ihres Wunsches. Je, wozu wären denn die Söhne da, wenn sie nicht Besseres zu thun wüßten als der Väter?"

„Man hat Beispiele vom Gegenteil. Die Welt wird nicht besser, junger Herr, sondern schlechter. Das ist ja so klar wie der Tag."

Schon seit einer Weile hatten sie die Chaussee verlassen und schritten in einer engen, steil ansteigenden Schlucht bergan. Der Weg war hier so schmal und durch die Steine, die zerstreut umherlagen, die Baumwurzeln, die sich über den lehmigen Boden schlangen, so unsicher gemacht, daß nur mit Mühe und Not ein Wagen hindurchkommen konnte; jeder Kutscher, der am Fuße einfuhr, pflegte darum mit allen Mitteln seiner Stimme „Halt!" zu rufen, um einen von der „Schweins Heide" vielleicht herunterkommenden Wagen zu warnen. Dieses Geschrei ertönte auch jetzt und im nächsten Augenblick das knirschende Rollen der Räder, die wiederholt an die Steine stießen.

„Das sind seine Pferde!" sagte die Dame hastig und ängstlich zugleich und drängte sich fast in das Gebüsch, das die Abhänge der Schlucht überwucherte.

Vom Förster flog der Verdruß in das Gesicht; er murmelte etwas von Wetterfurcht und Narrenstreichen zwischen den Zähnen, offenbar aber kam ihm der Zufall so unerwartet wie seiner Begleiterin.

Indem brausten die Pferde daher, vier prachtige Rappen im Galop, vor einem leichten Jagdwagen; sie flogen wie Pfeile mit ihm dahin über Stock und Stein; es schien, als müßte in jeder nächsten Sekunde das leichte Gefährt an einen Stein geschleudert werden und zusammenbrechen. Dennoch ging es dem Mann, der fuhr, nicht schnell genug; „Halleh! He!" rief er und knallte mit der Peitsche. „Halleh! He!" und so im Sturm jählings hinunter, als wäre er Wind, der nach dem Raub der Proserpina die Rosse zur Unterwelt peitschte. Wie im Ring war der Wagen an den beiden vorüber, die zur Seite sprangen.

„Wenn der nicht den Hals bricht", meinte Rechberg in seiner gleichmütigen Ruhe, „hat der Teufel noch zu manchem Dingen bestimmt."

„Teufel?" Der Förster fuhr in die Höhe. „Wer hätt Ihnen auch gerade der Gottesbraun ein' Roß ist der teuerste Hund von Lauben. Manches Pferd hat er in Schanden gefahren und getrieben, und wollte der Himmel, daß es nur —"

Er unterbrach sich, mit den Augen die Dame suchend. Aus dem Dickicht, in das sie sich geflüchtet, kam sie eben hervor. Am Himmel tauchte die Sichel des Mondes auf, in deren Glanz, der voll über sie hinfloß, erschien die Seltsame Georg noch seltsamer. Noch war sie nicht Herrin über die Bewegung geworden, die sie bei dem Herannahen des Wagens ergriffen; sie zitterte ein wenig, ihr Mund war unsicher. Ueber einen Stein, den sie nicht bemerkte, wäre sie gefallen, hätte Georg nicht noch zur rechten Zeit sie am Arm gefaßt und festgehalten.

„Ich bitte Ihnen!" sagte sie mit leiser Stimme. „Es geht nicht mehr ohne Stütze. Helfen Sie mir Herr Rom, lieber Herr!" Und so auf den Förster sich stützend, schritt sie dem Ausgang der Schlucht zu.

Lange redete und sprach zwischen Georg und Förster ein Gott; denn da die Dame in ihrem Schweigen verharrte, half es Georg in seinem weltmännischen Takt sie unangemessen,

weiter mit dem Förster zu sprechen, und war wiederum viel zu scheu, eine Unterredung mit ihr zu beginnen, die ihm so lange auch nicht die geringste Beachtung geschenkt. Ueberdies hatte der Ausruf seines Vetters: „Das ist der tolle Hans von Lauken!“ eine andere Reihe Empfindungen und Gedanken in ihm angeregt. Seine Mutter stammte aus dem Geschlecht derer von Lauken und war von ihrer adeligen Familie wenn nicht verstoßen, doch auf immer aus ihrem Kreise verbannt worden, als sie einem bürgerlichen Mann ihre Hand gereicht. Hans von Lauken — das mußte sein Vetter sein: alte, halbvergessene Erinnerungen stiegen in Georg auf; niemals hatte der Vater den Schimpf verzeihen können, den ihm die hochmüthigen Verwandten seiner Frau angethan, und seinen Haß auf den Sohn vererbt, soweit dessen fühle, verhältnißlose und von allem Verwandtschaftlichen entfernte Natur es hatte vermocht. Auch jetzt, als sein erstes Erstaunen über den so unerwartet getroffenen adeligen Vetter sich gemäßigt, suchte er gleichgültig die Schultern wie einer, den all diese Dinge herzlich wenig bekümmerten, und sagte sich selbst: „Einmal haben wir uns getroffen und hoffentlich nicht wieder!“

In einiger Entfernung lag da das Forsthaus vor ihnen, von rothen Steinen aufgebaut, mit blanken Scheiben, die im Widerschein des Mondlichts glänzten, weithin, geräumig; ein Gebäude nach der Seite der Schlucht zu überragte es, von dem man eine prächtige und weite Aussicht über das Thal rund umher haben mußte. Mit lautem, freudigem Gebell sprangen die Hunde den Kommenden entgegen. Auf der Schwelle des Hauses stand ihrer schon wartend die Frau, die Georg im Grunde „viel zu jung und zu hübsch“ für den Förster fand.

„Da bring' ich dir einen Gast mit, Marie!“ sagte er, auf Georg zeigend, und sie, dem Fremden unbefangen die Hand reichend: „Willkommen, Herr!“

Nun wird sich die Schwarze doch endlich entschleiern, dachte der junge Mann, während er den Gruß der Försterin freundlich erwiderte und sie in die Flur des Hauses traten.

Aber die Schwarze hob den Schleier nicht. „Lassen Sie mir den Thee auf mein Zimmer bringen!“ sagte sie kurz zu der Frau; „meine Tücherin ist doch oben?“

„Sie ist oben, gnädiges Fräulein!“

Und noch eine kalte, nachlässige Verbeugung, ein „Gute Nacht!“ . . damit flog sie die Treppe hinauf, die aus der Flur in die obern Stockwerke des Hauses führte.

Das war deutlich, meinte Aschberg; denn warum zog sie sich von dem gemeinsamen Abendessen zurück, wenn nicht um seinetwillen? Allein auch in dieser Vermuthung, die doch noch eine gewisse, wenngleich nicht allzu schmeichelhafte Theilnahme an seiner Persönlichkeit voraussetzte, hatte er sich getäuscht, wie er bei Tische erfuhr, als er bedauerte, daß sein Erscheinen den Hausfrieden wenigstens für die Dame in Schwarz gestört habe.

„Nicht doch“, entgegnete der Förster. „Sie hat öfters solche Grillen und bleibt manchmal ganze Tage in ihrer Stube, ohne herabzukommen. Wir sind daran gewöhnt und nehmen's nicht übel. Im Gegentheil, ganz im Gegentheil! Es ist nicht vergnüglich, in ihr Gesicht zu sehen.“

„Uebertreibe doch nicht!“ begütigte scherzend die Frau. „Du bringst mir deinen Neffen unserm Gast noch zu dem Glauben, Fräulein Hyrtha sei ein Mannweib oder eine Hexe. O, es gibt Stunden, wo sie wunderhübsch aussieht und manchem den Kopf verrücken würde.“

„Meinen? Wäre neugierig, den kennen zu lernen, der sich in sie vergaffte.“

„Förster, was gucken Sie mich dabei so an?“ rief Georg. „Vor mir ist die Schwarze sicher. Ich bin auch einer, der sich so leicht verliebt!“ Und ein Lächeln ging über seine Lippen, das seinen bis dahin ruhigen und nicht allzu ausdrucksvollen Zügen einen schier herzerstechenden Charakter des Uebermuths und Spottes verlieh, vor dem Frau Marie unwillkürlich wie vor etwas Feindlichem zurückbebte. Aber wie im April ein Wolkenschatten kommt und verschwindet, so war in Georg's Gesicht schon wieder Heiterkeit zurückgekehrt und er lachte: „Ist die Dame vielleicht eine Verwandte von Ihnen, daß Sie so viel theil an ihrem Schicksal nehmen?“

„Ja keine Verwandte von uns, und wäre sie nicht mit einem Briefe des“ — er machte eine bedenkliche Pause und suchte seine Verlegenheit unter dem Ausruf zu verbergen: „Aber Sie trinken ja nicht! Schenk ein, Marie! Ja Rheinwein aus dem fürstlichen Keller, das Weihnachtsgeschenk des Herrn! Freilich, Sie mögen wol schon besseren getrunken haben!“

„Wol möglich, doch keinen, der mir so gut gemundet! Nachhaltig, denn Abend hatte ich auf kein Glas Wein gerechnet!“

„Auf unserer Insel müssen Sie damit fürlieb

nehmen. Sie mußten denn auf Vauken zu Mittag geladen werden."

„Nach Vauken? Von dem wilden Hans? Das könnte geschehen! Wie ich da bin, mein lieber Herr Hebrich, bin ich der Vetter des Herrn von Vauken, vorausgesetzt, daß dieser Hans einen Vater hatte, der Fritz hieß."

„Getroffen, Fritz Vauken."

„Allermacht! Meine Mutter Anna war dessen Stiefschwester. Die Geschichte ist in drei Worten zu Ende. Mein Großvater hatte aus erster Ehe nur diese eine Tochter und heirathete noch in seinem Alter ein junges Mädchen. Zwischen ihr und der heranwachsenden Tochter gab's keinen Frieden; meine Mutter Anna wurde nach Berlin zu entfernten Verwandten geschickt. Dort machte sie die Bekanntschaft meines Vaters, sie liebten sich, sie wurden einig. Das Gerücht der adeligen Sippschaft war groß und von ihrem Standpunkt aus hatten die Leute auch recht. Zum Glück war mein Großvater ein vernünftiger Mann, er rettete die Tochter wenigstens ohne tragischen Fluch aus seinem Hause. So bin ich mit den Vauken verwandt."

„Da werden Sie kein Verlangen haben, sie aufzusuchen", bemerkte Frau Marie.

„Der tolle Hans indessen wäre im Stande, um Mitternacht von seinem Hause die zwei Meilen herüberzureiten, wenn er, das ist der Preis, ein Wetter von ihm sähe", fuhr der Förster dazwischen. „Ein wilder, übermüthiger Geist, aber nicht abscheulich und gut zu allen, die ihm nicht im Wege stehen."

„Ich werde seinen Schatten über den Fluß weisen. Ich brauche ihn so wenig als einen anderen Menschen. Jeder für sich, das ist das Geschiedene."

Darauf sagte noch die Frau: „Wenn Sie morgen über die «Schmale Heide» gegangen, an einem Hünengrabe vorbei, sehen Sie auf Vauken das Herrenhaus von Vauken auf einer kleinen Anhöhe liegen; eine Allee von Nußbäumen führt hinan, verfehlen können Sie's nicht."

„Ich könnte es mir schon gleich beschauen, ohne Furcht erkannt zu werden. Lebt mein Oheim noch?"

„Der Fritz Vauken? Lebt noch, aber man spricht nicht mehr von ihm. Er liegt viel hinter im Lande in einer Irrenanstalt."

„Nemesis oder gerechte Strafe des Schicksals, wie man es nun nennen will" — und das höhnische Lächeln spielte wieder um Georg's Mund — „Wenn der alten Geschichten, die Toten haben keine Rechte. Auf die Frau Försterin und das ich Sie morgen noch beim Abschied sehe!" Damit leerte er ein volles Glas.

Wenige Minuten später leuchtete ihm eine Magd dieselbe Treppe hinauf, die vorher die schwarze Dame empfangen. Sie brachte ihn in das zweite Stockwerk, in ein behaglich eingerichtetes Zimmer. Während sie das offene Fenster schloß und den Vorhang niederließ, tönten von unten herauf die Laute eines Klaviers, nicht unter seinem Zimmer wurde gespielt.

„Schöne Nachtruhe für meine Nachtruhe!" murmelte er. „Wer spielt denn da? Die Frau Försterin?"

„Nein, das gnädige Fräulein."

„So? Spielt sie lange?"

„Nicht lange. Noch ist unser allen Gut."

Georg blickte auf seine Uhr, es fehlte noch eine halbe Stunde an elf.

„Sie wird sich überreden lassen, das Clavier", sie war sich in den mit Leder überzogenen Lehnstuhl.

Das Mädchen lächelte noch ein' Licht an, wünschte gute Ruhe, ... er war allein.

(Der zweite Band in nächster Nummer.)

Friedrich Schleiermacher.

Aus den kirchlichen Wirren und Irrwahnen unseres Jahrhunderts tritt uns das Bild eines Mannes entgegen, der mild und freundlich, wie ein Vater des Friedens, die schärfsten Gegensätze zu versöhnen und in jenem Geist zu wirken suchte, den der göttliche Richter der christlichen Religion angehaucht hat.

Bis in die letzten Zeiten wird Friedrich Schleiermacher als Repräsentant einer Richtung gelten, die sich von starren Dogmen freigemacht und der Übersinnlichen in das innerste Herz gelegt. Die humanen Bestrebungen des vergangenen Jahrhunderts, die Kämpfe Herder's, Lessing's für Licht und Wahrheit erhielten auf kirchlichem Gebiet durch Schleiermacher ihren Abschluß. Geboren zu Breslau am 21. November 1768, sah Schleiermacher's Jugend in eine Zeit, in der bereits die Morgenröthe eines neuen Lebens, freierer und größerer Gedanken, am Himmel der Menschheit heraufzog. Herder's „Ideen" hatten Mittel gebracht, Lessing's „Nathan" ein neues Evangelium verkündet und durch Goethe's ganze Dichtungen tobte heiß und kräftig der Wechsel-

„Gedenke zu leben!“ Es waren bewegte, stürmische Tage, die sich an jene der Reformation erinnerten. Einer solchen Zeit konnte niemand sich erwehren, sie drang wie der Strahl der Sonne überallhin, Licht und Wärme verbreitend.

Das ist die Macht großer Gedanken, daß sie wie mit einem elektrischen Schlage alle berühren. Auch das Leben Schleiermacher's ist ein Beweis dafür. Er war der Sohn eines reformierten Feldpredigers, wurde im vierzehnten Jahre in das Pädagogium zu Niesky aufgenommen, der bekannten Lehranstalt der Brüdergemeinde, und später in das Seminarium in Barby befördert — einer Glasglocke, wie sie solchen nicht über jugendliche Geister gestürzt werden konnte — und trotz dieser Erziehung, die in ihrer abgeschlossenen Weise mit ängstlicher Sorgfalt allem Lichtstrahl einer freien Weltbetrachtung zu wehren suchte, schrieb der junge Schleiermacher schon wenige Jahre nachher, am 21. Januar 1787, an seinen Vater: „Ich kann nicht glauben, daß der ewiger, wahrer Gott war, der sich selbst nur den Menschensohn nannte; ich kann nicht glauben, daß sein Tod eine stellvertretende Versöhnung war, weil er es selbst nie ausdrücklich gesagt hat und weil ich nicht glauben kann, daß sie nöthig gewesen; denn Gott kann die Menschen, die er offenbar nicht zur Vollkommenheit, sondern nur zum Streben nach derselben erschaffen hat, unmöglich darum ewig strafen wollen, weil sie nicht vollkommen geworden sind.“ Und auf die Ermahnungen seines frommen Vaters mußte der mit sich und seinen neuen Anschauungen kämpfende Jüngling erwidern: „Sie sagen, Verherrlichung Gottes sei der letzte Zweck, und ich, Vollkommenheit der Geschöpfe; ist dies nicht am Ende einerlei? Gewächst nicht dem Schöpfer stets mehr Verherrlichung aus seiner Schöpfung, je vollkommener, je glücklicher seine Geschöpfe sind?“ Liegt nicht in diesen Worten schon der „ganze Schleiermacher“, an den sich in unserer Zeit der edle Pietismus allein sich und innig schließen kann? Mit solchen religiösen Ansichten gab es, begreiflich genug, für den jungen Schleiermacher bei den frengläubigen Herrnhutern keine längere Rast — er mußte nach Halle übersiedeln und als er sich dort aus Armuth nicht halten konnte, zu seinem Oheim, dem Prediger Stubenrauch, nach Dreßen gehen. Wie er sich aber endlich aus den dürftigsten Verhältnissen zu einer sorgenfreieren Stellung emporarbeitete, so rang auch seine Seele sich aus all diesem „Zweifeln und Suchen“ zu einem höhern Glauben empor, der seine ganze Seele erfüllen und wie ein einziger, langgetragener Ton sich durch sein Schaffen und Wirken ziehen sollte. Die von Zweifelsucht aufgetriebenen Blasen zerplatzten, und in sich abgeschlossen, mild und harmonisch zieht er den Lebensstrom hinunter.

Im Juni 1790 machte Schleiermacher in Berlin sein Examen und hielt die Probepredigt; beide fielen so gut aus, daß der Hofprediger Sack ihn zu sich rufen ließ und versprach, ihm zu einer Stelle zu verhelfen. Im August desselben Jahres wurde der junge Candidat Hauslehrer beim Grafen Dohna auf Schlobitten in Preußen. Der junge Mann fühlte sich angeheimelt von den ruhigen, glänzenden Verhältnissen, die ihn hier umgaben; er hatte Bücher, gute Gesellschaft, einen anziehenden Wirkungskreis und hoffte dort so selig zu sein, als man es im Himmel nur werden könne. Schon damals zeigte sich jener charakteristische Zug, der durch Schleiermacher's ganzes Leben ging: die Sehnsucht nach einem häuslichen Glück, das ihm erst viel später werden sollte. Aus dem gräflichen Hause schrieb er: „Hier genieße ich das häusliche Leben, zu dem doch der Mensch bestimmt ist, und das wärmt meine Gefühle. Wie ganz anders wäre das gewesen, wenn ich z. B. in Berlin an irgendeiner Schule unter lauter, zusammengezwungenen Menschen freundlos hätte leben müssen! Gern geb' ich dafür den Mangel, was ich an Kenntnissen vielleicht einbüße. Dabei lerne ich Geduld und eine Gleichmäßigkeit, die aus dem Herzen kommt und in der Dankbarkeit für gelungenes Glück gegründet ist; ich lerne mich und andere kennen, ich habe Muster der Nachahmung und fühle, daß ich ein besserer Mensch werde.“ Dennoch hatte Schleiermacher „diese Gleichmäßigkeit, die aus dem Herzen kommt“, nicht gelernt; sie ist dem Schüler eigenthümlich und angeboren, und wenn er auch durch seine Charakterfestigkeit, durch seine Ausdauer im Denken und Schaffen diesen leicht erregbaren Menschenschlag weit überragt, in der Beweglichkeit seines Geistes, in der Frische und Lebendigkeit, mit der sich die Welt in seinem Auge spiegelt, ist er doch ein echtes Kind dieses Stammes, der für Licht und Wahrheit früh in den ersten Reihen gekämpft. Ebenso charakteristisch ist die ganze Art und Weise seines Studiums Schleiermacher als Schüler; er antwortet seinem Vater, der ihn nach der Einrichtung seiner Zeit gefragt: „Das Studiren ist bei mir so leidenschaftlich, wenn ich so sagen darf, als daß ich, solange es in meiner Willkür steht, ge-

wie Stunden halten könnte, wo ich mich hiermit beschäftige, um dann mit dem Glockenschlag, aber doch beinahe so, zu einem ganz andern Fach der Erkenntnis überzugehen. Alles, was ich vornehme, geschieht mit einer gewissen Vehemenz, und ich ruhe nicht eher, bis ich — auf einem gewissen Punkt wenigstens — damit fertig bin."

Schleiermacher gab im Mai 1793 seine Hauslehrerstelle auf. Das Schicksal, das mit bitterer Ironie uns gern an Gebäude weist, die wir am meisten lieben wollten, fügte dann, daß der junge Kandidat am Friedrich Werderschen Gymnasium in Berlin eine Lehrerstelle annehmen mußte, die ihm vor kurzem noch so traurig erschienen war. Der Gehalt von 120 Thalern war hier in jener Zeit ein dürftiger, die Stellung nicht angenehm. Schleiermacher war froh, als er nach einem halben Jahre in Pandsberg an der Warthe bei einem seiner Verwandten, dem Prediger Schumann, vertreten werden konnte. In dieser Zeit wurde er durch das Hinscheiden seines Vaters in tiefe Trauer versetzt; als er noch auf der Schule in Niesky war, hatte ihm der Tod die geliebte Mutter entrissen, und nun schloß sich sein liebebedürftig Herz um so inniger an seine Geschwister und später an seine Freunde an.

Im Jahre 1796 wurde Schleiermacher Prediger an der Charité in Berlin, und jetzt begann eine Zeit, die ihn zum Mittelpunkt eines großen, immermehr sich ausbreitenden Kreises machen sollte. Er lernte den damals siebenundzwanzigjährigen Friedrich Schlegel kennen und die beiden jungen Männer fühlten sich wunderbar voneinander angezogen. Das war ein verwandter Geist, dem er seine philosophischen Ideen mitteilen konnte und der in die tiefen Abstraktionen mit ihm hinabstieg. Wie mögen sie in jenen schönen Jugendtagen in idealen Hoffnungen und Anschauungen geschwärmt haben — Betrachtungen, die uns noch aus Friedrich Schlegels „Geschichte der Literatur" innerlich anklingen, wenn er ruft: „Als ob der Geist, als ob ein Gedanke, der eben die ganze Sternen- und Sternenwelt umfaßt, nicht etwas Anderes und Höheres wäre als sie; als ob Gott wäre wie ein irdischer Mensch, der unter den Millionen, die er beherrscht, vielleicht die ihm wie zu Gefallen gekommenen Menschen eines kleinen Teils an der Grenze seines weiten Reiches zu vergessen in Gefahr sein könnte?" Friedrich Schlegel zog im Jahre 1797 zu Schleiermacher und machte diesem durch sein Entgegenkommen große Freude. Wie sich war es Schleiermacher, nur die Thür öffnen zu dürfen, um mit einer vernünftigen Seele zu reden, einen „Guten Morgen" austauschen und empfangen zu können, sobald er erwachte. Dennoch vermißte Schleiermacher bald das gute Gemüt und den feinen Sinn für die anmutigen Kleinigkeiten des Lebens und für die feinen Neuerungen schöner Gesinnungen, die oft in geringen Dingen das ganze Gemüt enthüllen. Wie Friedrich Schlegel Bücher mit großer Schrift liebte, so auch an den Menschen große und starke Züge. Das blos Sanfte und Schöne sprach ihn nicht so sehr an, weil er alles für Gewalt hielt, was nicht kräftig und stark erschien. Kein Wunder, daß diese Ehe, wie das Verhältnis der beiden Freunde überhaupt genannt wurde, mit einer Scheidung endete. Schleiermacher war eine zu zart organisierte Natur, um die unmittelbare Nähe dieses Sturmvogels auf die Dauer ertragen zu können. Von seiner damaligen „Wohnstube" gibt Schleiermacher folgende Beschreibung: „Schlegel's Erscheinen ist mehr Aufmerksamkeit erregend als schön. Eine nicht eben starke und voll, aber doch kurz und gedrungen gebaute Figur, ein sehr charakteristischer Kopf, ein blasses Gesicht, sehr dunkles und um den Kopf kurz abgeschnittenes, unregelmäßiges und ungefälliges Haar und ein ziemlich uneleganter, aber doch immer nur gentlemanmäßiger Anzug. — Ich bin geschmeichelt, daß sehr wohl zum Verfasser der „Lucinde" paßt. Dieses im Jahre 1799 erschienene Werk des Freundes sollte Schleiermacher manchen Verdruß bereiten. Er schickte darüber seine bekannten „Briefe" — wo gibt es jetzt einen Weiblichen, der den Mut hätte, ein solches Buch zu besprechen, geschweige denn über Gebühr anzuerkennen? Wer hatte Dorothea Veit, Schlegel's Freundin, darum recht, wenn sie an Schleiermacher schrieb: „Das muß ich Ihnen aber doch sagen, daß Sie mir wenigstens so sehr wie die „Lucinde" selbst zu dem schönen und daß Sie der Welt hoffentlich mit Ihrer Gemütlichkeit vollends den Kopf verrücken werden." Eine neue Zeit war angebrochen, manche Kraft gepreßt; kein Wunder auch, daß sich der leidenschaftliche, temperamentvolle Schleiermacher von einem Buche mit konnexionen ließ, in dem eine stürmische Leidenschaftlichkeit und Ironie aufschäumte. Auf die Vorwürfe des Hofpredigers Sack schrieb ausweichend Schleiermacher mit einer Heiterkeit und einem feinen Spott, die den unverwüstlichen Mann in seiner ganzen Größe zeigt: „... Nie werde ich der vertraute Freund eines Menschen von verwerflichen Prin-

nungen sein; aber nie werde ich aus Menschenfurcht einem unschuldig Gekränkten den Trost der Freundschaft entziehen; nie werde ich meines Vortheiles wegen, anstatt nach der wahren Beschaffenheit der Sache zu handeln, mich von einem Schein, der andern verschwebt, leiten lassen. Einer solchen Maxime zufolge würden in wir Prediger die Vogelfreien sein im Reiche der Heiligkeit; jede Verleumdung gegen einen Freund könnte uns von ihm verbannen. Vielmehr ist das Ziel, welches ich mir vorgelegt habe, dieses, durch ein untadelhaftes, gleichförmiges Leben es mit der Zeit dahin zu bringen, daß nicht von einem unverschuldeten üblen Ruf meiner Freunde ein nachtheiliges Licht auf mich zurückfallen kann, sondern vielmehr von meiner Freundschaft für sie ein vortheilhaftes auf ihren Ruf."

Durch Schlegel war Schleiermacher auch mit Fichte, Tieck und Novalis bekannt geworden, ohne in ein vertrauteres Verhältniß mit einem derselben zu treten. Fichte's Weltanschauung konnte dem Anhänger Spinoza's, der Schleiermacher damals war, nicht zusagen; Tieck stellte er zwar in literarischer Beziehung sehr hoch, seinem Gemüth aber stand Novalis am nächsten. Ausspruche des letztern wie: „Die Philosophie ist eigentlich Heimweh, ein Trieb, überall zu Hause zu sein", waren Schleiermacher verwandte Klänge und mußten ihn im tiefsten Innern berühren.

Hegel behauptet, der Mann sei das Thier, das Weib die Pflanze der Schöpfung; aber jener vergeistigte Männer fühlen immer mehr ein Pflanzenleben und auch Schleiermacher konnte sich inniger an Frauen anschließen als an Männer; denn es war so vieles in seinem Gemüth, was diese selten verstanden. In dem Bewußtsein dieses Pflanzendaseins schrieb er an seine Freundin Henriette Herz:

„Ach, Liebe, thun Sie Gutes an mir und schreiben Sie mir Reinig! Dies muß mein Leben erhalten, welches schlechterdings in der Einsamkeit nicht gedeihen kann! Wahrlich, ich bin das allerabhängigste Wesen auf der Erde; ich zweifle jeder, ob ich ein Individuum bin! Ich strecke alle meine Wurzeln und Blätter aus nach Liebe; ich muß sie unmittelbar berühren, und wenn ich sie nicht mit vollen Zügen in mich schlürfen kann, bin ich gleich trocken und welk." Mit Henriette Herz verband ihn die reinste und innigste Freundschaft. Den meisten Anstoß fand die Welt daran, daß Henriette eine Jüdin war; aber Schleiermacher trotzte solchen kleinlichen Vorurtheilen. Seine Freunde dagegen fürchteten, daß Leidenschaft bei dieser seiner Freundschaft im Hintergrunde liege, daß er selbst dies früher oder später entdecken und es ihn unglücklich machen würde. Schleiermacher trat auch dieser Ansicht entgegen, und behauptete, daß nicht in jedem Verhältniß zwischen Mann und Frau auf Leidenschaft zu schließen sei und gerade hier Freundschaften entstehen könnten, wo kein unreiner Hauch zu trüben vermöchte.

In demselben Jahre, 1799, in dem Schlegel's „Lucinde" erschienen, gab Schleiermacher seine „Reden über die Religion" heraus. Der Hofprediger Sack, der sie zur Censur bekommen hatte, bemerkte unter anderen in seinem Charakter-Tadel darüber: „Was ist ein Prediger, der das Universum für die Gottheit hält, dem Religion nichts weiter ist als eine Anschauung des Universums?" Schleiermacher entgegnete darauf: „Ich habe nur gesagt, daß die Religion davon nicht abhänge, ob man im abstracten Denken der unendlichen, übersinnlichen Ursache der Welt das Prädicat der Persönlichkeit beilege oder nicht. Von dem Factum, daß einige Menschen Gott die Persönlichkeit beilegen, andere nicht, habe ich den Grund in einer verschiedenen Richtung des Gemüths aufgezeigt und zugleich, daß keine von beiden die Religion hindere". Wie hat sich seit dieser schönen, weiten Anschauung unser religiöser Horizont verengt! Der Buchstabenglaube, das strenge, starre Bekennerthum, daß nicht zu denken wagen darf, ruht wie eine bleierne Wolke über uns.

Schleiermacher gewann trotz und in diesen Kämpfen immermehr Boden und fand überall für seine hohen und freien Gedanken die lebhaftesten Sympathien. Selbst die Kinder des Hofpredigers Sack schienen seinen noch so weiten Weg, um ihn predigen zu hören; denn er predigte aus dem Herzen zum Herzen. „Meine Religion ist so durch und durch Herzreligion, daß ich für keine andere Raum habe." Schleiermacher's gesellige Beziehungen waren sehr ausgedehnt; nur selten wies er eine Einladung zurück und so sah er auch viele Leute in seinem Hause. Hatte er am nächsten Tage zu predigen, so stellte er sich oft im Gesellschaftszimmer etwa eine Viertelstunde an den Ofen und blickte still vor sich hin. Dann wußten seine nähern Freunde, daß er über die Predigt nachdenke und ließen ihn ungestört.

Am Neujahrstage 1801 brachte Schleiermacher seinen Zeitgenossen und der Nachwelt seine „Mo-

nologe" als Aufgabe. Nirgends zeigt sich frischer und lebendiger die Kunst seines Strebens, die in Harmonie sich emporringende Seele, als in diesem Werke, und in mächtiger Begeisterung schließt er das Buch mit folgenden Worten: „Nie werd' ich mich alt dünken, bis ich fertig bin, und nie werd' ich fertig sein, weil ich weiß und will, was ich soll. Und so seh' ich lächelnd schwinden der Augen Licht und keimen das weiße Haar zwischen den blonden Locken. Nichts, was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen; frisch schlägt der Puls des innern Lebens bis an den Tod."

Wie wenig Schleiermacher in den Strenggläubigen unserer Tage passen würde, zeigt sich auch darin, daß er es für eine sittliche Pflicht hielt, eine Ehe aufzulösen, bei der das innere Leben der einen Hälfte zu Grunde ging, ja er hatte sich nicht geweigert, eine geschiedene Frau zu heirathen — im Gegensatz zu unseren Theologen, die eine Trauung Geschiedener weigern, wenn nur gesetzliche und nicht auch kirchliche Scheidungsgründe vorhanden sind. Frau Henriette Herrmann lebte in einer solch unglücklichen Ehe und es war begreiflich, daß Schleiermacher die „Geschiedene" als seine Gattin heimführen wollte. Zum tiefen Schmerz Schleiermacher's war es aber Henriette Herrmann selbst, die von Verwirklichung dieses Traumes zurücktrat. Noch mitten in solchen Kämpfen schrieb er an sie: „Mein Wunsch kann so sehr sich selbst vergessen als der, daß die Kraft des Gemüthes immer zusammenreißen möge mit der Macht des Augenblicks, und daß aus dem Wenn und Wie unsres Thuns ein göttlich gutes Gedicht hervorleuchte, indeß es doch nichts gewesen ist als der unter allen schmerzlichen Gefühlen bewahrte klare Blick des Geistes und die Freiheit eines reinen und ruhigen Gemüths." Wem solche Gedanken das Herz erfüllen, der steht immer mitten im Leben, und wie auch neue Wellen an ihn heranrollen, er bewahrt sich jene Tiefe und Innigkeit des Gemüths, die alle und alle Zukunft warm und liebevoll erfaßt. In diesem Sinne schrieb er: „Alles gefühlt zu haben — das ist der Reichthum des Lebens — alles, was ein liebendes Herz bewegen kann, gleichviel wie und was."

Um den Seelenkämpfen ein Ende zu machen, in die er durch die beabsichtigte Verbindung mit Eleonore Grunow gerathen war, verließ er Berlin und nahm eine Predigerstelle in Stolpe an, er hielt aber schon im Mai 1804 durch eine Berufung Friedrich Wilhelm's III. eine Professur an der Universität zu Halle. Hier, vom Katheder herab, sprühte sein Geist jene zündenden Funken, die in den Herzen seiner Zuhörer einen unauslöschlichen Eindruck machten; hier wurde seine Thätigkeit zum reichsten, schönsten Segen für das Vaterland; denn die von lichtern, höhern Anschauungen getränkten Schüler Schleiermacher's waren die Pfeiler, die gegen die unaufhaltsam hervorbrechenden Fluten des Despotismus einen Damm bildeten, dagegen sich die heftigsten Wogen brachen. Aber in welcher Gemüthswärme, welcher geistigen Kraft stand er auch vor seinen jugendlichen Zuhörern! Wie wußte er sie anzuregen, ihren Geist zu entwickeln, sie zu fesseln! Und in der Stunde der Noth wurde aus dem schwachen, gebrechlichen Manne ein Held, der mit Begeisterung für die höchsten Güter des Lebens, für Freiheit und Vaterland, einstand. Die echt patriotische Gesinnung, die er in jenen über Preußen mit der Niederlage von Jena hereingebrochenen schweren Tagen an den Tag legte, sowie die Aufopferung der Studenten für ihn war so großen Eindruck auf den Monarchen gemacht, daß er an seine Freundin schrieb: „Bedenke Sie, daß kein einziges derselben, das sein einziges sich retten kann, das noch unter allen Lebens eingemauert ist in deutscher Arbeit und deutscher Gesinnung", ein solcher Mann müsse mit ungetheiltem Herzen und ich sagte: „Ich bleib, immitten des sinkenden Vaterlandes, Schleiermacher's Hoffnung auf eine schönere Zukunft ausspreche; er glaubte an sein Vaterland: „Ich bin gewiß, daß Deutschland, der Kern von Europa, in einer schönen Gestalt wieder sich selben wird; wann aber — was ist nicht erst noch weit bittern Prüfungen und nach einer langen Zeit schweren Druckes, das weiß Gott!"

Im Mai 1809 vermählte sich Schleiermacher mit der Witwe eines seiner Freunde, die schon längst seinem Herzen nahe gestanden hatte, und er, dem die Ehe so rein und heilig galt, fühlte sich nun erst wahrhaft glücklich. Nur wer lange lebt, vermag seinen Gedanken Bahn zu brechen und seinen Ideen allmählich Geltung zu verschaffen, und Schleiermacher's starke Seele wußte gleichsam den Lebensfaden auch so lange an seinen zarten, gebrechlichen Körper zu knüpfen, bis ihm die Saat noch entgegenreifte, die er ausgestreut. Als er am 12. Februar 1834 das Auge für immer schloß, konnte er in Frieden scheiden, sein Werk war vollbracht, seine große, milde Seele hatte Licht und Wärme in die Vorhöfe christlicher Gebäude, für sie in dem Wunde strebender Geister verbreitet;

in ihm hatte sie etwas von ihrer höheren Bestimmung wiedergefunden: ein Ring zu werden, der die ganze Menschheit umschließt.

Wie die Welt nicht fertig, sondern im ewigen Werden begriffen, so ist es auch das Christenthum; es darf sich nicht abschließen gegen die Strömungen der Zeit, sondern muß wie ein weiter voller Strom in sich aufnehmen und auf seine Weise zu verarbeiten suchen, was die Jahrhunderte in seine Wellen werfen. Das hatte Schleiermacher erkannt; sein Christenthum war nicht verknöchert, hart und unzugänglich wie das seiner Nachfolger; er begriff, daß die christliche Lehre ein Evangelium der Liebe und der ein wahrer Priester derselben sei, der Muth und Sonnenschein um sich zu breiten suche und dem selbst der heitre Sonnenschein durch das Herz ultere. Und so kam es, daß der gefeierte Geistliche ein Freund der Musen wurde, Plato übersetzte, mit den Dichtern der romantischen Schule verkehrte, die eine wilde Lebenslust predigten, mit einer Jüdin ein Freundschaftsbündniß schloß und selbst vor dem Gedanken nicht zurückschreckte, eine geschiedene Frau zu heirathen. Welcher Contrast mit den meisten Geistlichen von heute! Seine romantischen Freunde gingen noch weiter; sie wollten eine neue Religion stiften, aber ihre waren leere Seifenblasen und Karl Gutzkow behauptet in seinem „Zauberer von Rom" mit Recht: „Unsere Zeit ist nicht zu neuen Religionsschöpfungen gemacht, die einzige Religion des Bruchs mit aller Religion etwa ausgenommen." „Idealistisch zu denken und realistisch zu handeln, darin besteht der echte menschliche Wille", behauptet Kuno Fischer. Durch Schleiermacher's ganzes Leben zog sich diese Lebensmaxime; er wußte das Widersprechendste in sich harmonisch auszugleichen und konnte deshalb an Jacobi schreiben: „Ich bin mit dem Verstande ein Philosoph, denn das ist die ursprüngliche und unabhängige Thätigkeit des Verstandes, und mit dem Gefühle bin ich ganz ein Frommer, und zwar als solcher ein Christ, und habe das Heidenthum ganz ausgetrieben oder vielmehr nie in mir gehabt. Sie sind aber, wie wir alle wissen, mit dem Verstande auch ein Philosoph und gegen alle, welche glauben katholisch werden zu müssen, sein entschließen immer fortzuphilosophiren, und darin sind wir schon vollkommen einig — denn ich will mir auch das Philosophiren in alle Ewigkeit nicht nehmen lassen."

So mild und weich Schleiermacher's Seele war, konnte er dennoch scharf und schneidend sein; in einem Briefe an Eleonore Grunow äußerte er sarkastisch: „Denken Sie sich, daß ich mich entschlossen habe, einen Aufsatz an Jenisch im „Borussia" zu lesen; ich meinte, es könnte doch vielleicht etwas darin stehen. Ist das nicht gerade wie ein Setzen in die Lotterie, weil ich meine, ich könnte doch einmal etwas gewinnen?" Und was würden seine jetzigen Amtsbrüder zu dem Ausruf sagen.... „Ich wollte, der Teufel hole die Hälfte alles Verstandes in der Welt — meine Quote will ich auch hergeben, wiewol ungern — und wir könnten dafür nur den vierten Theil der Phantasie bekommen, die uns fehlt auf dieser schönen Erde." Als Jenisch, der Schleiermacher mit den schmähendsten Angriffen verfolgt, sich selbst entleibt hatte, schrieb er nicht ohne Hohn: „Von dem Verdacht, daß er noch lebt, hat ich der Verfasser doch nun hinlänglich gereinigt." Die Rahel, die diesen heiligen Zorn, der auch den Besten zuweilen ergreift, sehr gut kannte, hatte da freilich nicht so unrecht, wenn sie behauptete, „Fichte habe Klauen, Schleiermacher Messer im Kopf."

Schleiermacher's Gedanken sind nicht eigentlich tief, aber von außerordentlicher Wärme und Innigkeit — sie zünden nicht, sie strahlen nur ein mildes, sanftes Licht aus.

Otilie Maier, die schon aus dem reichen Schatze der Schriften Georg Forster's und Wilhelm von Humboldt's sinnvolle Gedanken, Sprüche und Erfahrungen zu einem harmonischen Ganzen zusammengesetzt, hat soeben aus Schleiermacher's Werken eine ähnliche Blumenlese: „Lichtstrahlen aus Friedrich Schleiermacher's Werken" (Leipzig, F. A. Brockhaus), herausgegeben. Mit der ganzen Schmiegsamkeit einer Frauenseele hat sie sich in die Schriften und das Leben des verehrten Mannes eingelebt; das Ganze seiner Persönlichkeit, seines Wirkens und seines Glaubens tritt uns aus diesem Buche fesselnd, kräftig und begeisternd entgegen.

Wer vergäße ein Wort wie dieses: „Wohl kann ich sagen, daß die Freunde mir nicht sterben; ich nehme ihr Leben in mich auf und ihre Wirkung auf mich geht niemals unter, mich aber tödtet ihr Sterben!"

„Die Anhänger des rechten Buchstabens, den die Religion auswirft, haben die Welt mit Geschrei und Getümmel erfüllt; die wahren Beschauer des Ewigen waren immer ruhige Seelen, entweder allein mit sich und dem Unendlichen, oder, wenn sie sich umfahen, jedem, der das

Zimmer — da, dort — ich habe mit Euch ein großes Geschäft, Fielding —

Fielding (geht und wendet sich noch einmal).

Was habt Ihr?

Thompson (herrschend).

Geht. (Begütigend) Geht, geht, ich komme Euch nach!

Fielding (ab zur Seite).

Thompson (stürzt ans Fenster indem er ruft).

Sie gehen! (Seine Brust hebt sich krampfhaft) Ich hab' — ihr Glück — geschaffen — ich kann es — (Streift krampfhaft den rechten Aermel seines Rockes auf und streckt die Hand gen Himmel) Gott, diese Hand, zerschmettre sie! Gefordert wird von mir einst nicht mein Glück, gefordert werden die mir anvertrauten Seelen! Darf ich?

Fielding

(mit einem großen Briefe, tritt wieder heraus).

Da liegt ja die Post aus Madras auf Euerm Pult!

Thompson

(sieht noch eine Weile in der Mitte der Bühne sinnend, fährt auf, besinnt sich, da er Fielding sieht).

Ha, Eure Forderung! Tretet voran! Wir wollen rechnen. (Folgt.)

Vorhang fällt.

große Wort nur verstand, seine eigene Art gern verpönnend."

Erinnern diese Worte nicht an die ruhige Weise Goethe's, der, im Spinozismus groß geworden, jeden seinen Weg gehen ließ und der Hoffnung war, daß sie alle an ein Ziel führten — wenn man nur rüstig und unverdrossen vorwärts schritte, und der an dem Gedanken Spinoza's festhielt: „Wer Gott recht lieb hat, der muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder lieben solle!" Gottes Gedanken zu erkennen, das bleibt das höchste Ziel des Lebens. Aber indem wir den Blick zu ihm erheben und staunend vor seinen Wunderwerken in den Staub sinken, dürfen wir nicht verlangen, daß Er uns an die Brust schließen, daß Er unsere Sprache reden solle. Denken wir uns Gott nicht allein als die Kraft, die im Staubatom wie im Sternenwallen sich thätig bekundet, sondern denken wir ihn uns auch als liebende Gottheit, die wunderbar unsere Schicksale leitet und uns aus Nacht zum Licht führt! Wie Sterbliche ein Herz haben, das die Gottheit innig lieben sucht, warum sollte nicht auch Gott ein liebender Vater für uns sein zu derselben Zeit, wo er als großer Allgeist die Welt an sich vorüberrollen läßt?

Ludwig Gobrecht.

Aus Athen.

Von Frederike Bremer.

I.

Der liebenswürdigen schwedischen Schriftstellerin sind unsere Leser schon wiederholt in die Gärten des Parthes, in die Straßen Pompeji's, nach Neapel mit immer neuem Vergnügen gefolgt, sie werden sie auch diesmal gern nach Athen begleiten, wo sich jetzt eine folgenschwere Umwandlung vollzieht, der es vielleicht bestimmt ist, die orientalische Frage zu lösen.

Frederike Bremer besuchte im Spätsommer des Jahres 1860 die Stadt der Pallas Athene. In der Fortsetzung ihres Tagebuches: „Leben in der Alten Welt", die demnächst erscheinen wird, schildert sie uns das „junge Griechenland", die Königin Amalie, ihr Schloß, ihre Gärten in gemüthlicher und anziehender Weise. Wir theilen einiges aus ihren Schilderungen mit.

Es war vor dreißig Jahren. Griechenlands Befreiungskampf war eben beendigt, seine Freiheit erkämpft; aber verödet war das Land und Athen lag wie eine Ruine am Fuße seiner alten Akropolis. Aus den Schutthaufen, welche die Stelle Athens bezeichneten, erhoben sich einige elende Hütten und Häuser, in denen eine Bevölkerung von ungefähr 5000 Seelen sich das Leben zu fristen suchte. Da kam aus den freien Staaten von Nordamerika ein junges Paar, von der amerikanischen Missionsgesellschaft ausgesandt, und begann damit, von Haus zu Haus zu gehen und zu sprechen: „Wir sind hierhergekommen, um euch zu dienen. Wir wollen in eurer Stadt eine Schule anlegen, und wenn ihr wollt, daß eure kleinen Kinder lesen und arbeiten lernen und sich nützliche Kenntnisse sammeln sollen, so schickt sie zu uns; wir werden mütterlich und väterlich uns ihrer annehmen!" Das hübsche Aeußere des jungen Paares, ihr freundliches Bieten und das Versprechen, den Kindern Kenntnisse mitzutheilen — ein Wort, das den Hellenen stets theuer ist —, erweckte die niedergedrückten Gemüther zu neuem Leben. Nach drei Tagen waren 30 Kinder in der Hill'schen Schule angemeldet und einen Monat später über 300 dergleichen.

So entstand die erste Schule in dem neuen freien Athen.

Vor wenigen Jahren zählte diese Schule 1000 Schüler von jedem Alter und aus allen Klassen. Daß die Schule eine evangelisch-protestantische war, daß darin den Schülern die Gebete und Gesänge der evangelischen Kirche beigebracht wurden, und daß sie darin Bekanntschaft mit dem Inhalt der Bibel machen, hinderte die großen Erfolge der Schule bei den Griechen keineswegs. Denn die Griechen sind äußerst tolerant gegen Andersgläubige, wenn diese nur ihre Religion in Ruhen lassen; auch stehen sie in vielen Punkten der evangelischen Kirche näher als der römisch-katholischen Kirche, deren Papismus und Proselytenmachereien sie außerdem fluchen. Die beiden Hill'schen Ehepaare enthielten sich absichtlich weislich jeder Zudringlichkeit mit den Kindern und brachten denselben Lehren, Gebete und Gesänge solcher Art bei, wie sie christlichen Bekennern sowohl des Morgenlandes als des Abendlandes angehören können.

Dreißig Jahre sind vergangen, seitdem diese erste Schule unter den Ruinen Athens eröffnet worden ist. Sie besteht noch jetzt, aber sie ist jetzt ein schönes Haus mit großen Lehrsälen in einer schönen Straße geworden. Sie hat einen großen Theil der weiblichen Jugend Athens aus allen Klassen erzogen und erzieht denselben noch jetzt. Die beiden jungen Ehepaare, welche diese Schule errichtet haben, sind alt geworden; aber

ihre Herzen und ihre Blicke haben das frische Leben der Jugend behalten. Sie sehen um sich herum ein Geschlecht und eine Stadt emporwachsen, zu deren Bildung im edelsten Sinne sie nicht wenig beigetragen haben; sie leben thätig, geachtet und geliebt in diesem schönen Reich, bei dessen Wiedergeburt sie Zeugen gewesen sind; — warum sollten sie nicht glücklich sein? Schön und glücklich erschienen sie mir, diese guten alten Damen, als sie mich besuchten und mich in ihr Haus einluden, um mir, der Fremden, einen Theil ihres Reichthums zu geben: denn reich sind beide an Lebenserfahrungen und reich an Fähigkeit, das Leben zu genießen.

Sie haben mir heute einen genußreichen Tag durch ein Mittagsessen in ihrem Hause und durch eine Spazierfahrt nach Daphne und nach dem Meerbusen von Eleusis geschenkt. Wir fuhren quer durch das Thal von Attika, durch einen Olivenwald, auf dem Heiligen Wege, auf demselben Wege, der früher nach Eleusis führte und dessen Spuren man noch jetzt, theils auf dem Felsengrunde, theils an den Steinen längs des Weges sieht. Löcher in dem Felsen am Wege deuten auf frühere Grenzsteine. Wenn man in den Engpaß zwischen dem Korydallus- und Aegelausberge tritt, läßt man das Thal von Attika hinter sich und gelangt dann in eine Gebirgs- und Waldgegend, deren Bewaldung jedoch mager und baumartig aus der Tanne von Aleppo besteht, deren prächtige lichtgrüne Farbe den Blick erfreut. Bei Daphne, wo früher ein Tempel und ein Hain, beide dem Apollo und der Daphne geheiligt, dann später eine byzantinische Kirche gestanden hat und gegenwärtig ein griechisches Kloster steht, sieht man eine Menge zerbrochene Säulen von dem ältesten Tempel sowie Mosaikarbeiten und Sarkophage aus dem christlichen Mittelalter und aus den Zeiten der venetianischen Herrschaft in Griechenland. Ein paar alte Weiber scheinen das ganze Personal des gegenwärtigen Klosters auszumachen.

Von Daphne an beginnt der Weg — ein sehr guter Fahrweg —, der früher allmählich auswärts gestiegen ist, sich nach dem Meerbusen von Eleusis hin zu senken, indem sich zugleich zwischen den Bergen hindurch eine der schönsten Aussichten über den genannten Meerbusen öffnet. Unten am Ufer angelangt, konnte man sich an den Strand eines Schweizersees versetzt glauben, so umschließen von Bergen ist diese Meeresbucht; aber die Formen der Berge sind hier kühner und weniger hoch als in der Schweiz. Imponirend treten aber die bedeutenden Berge von Megara im Hintergrunde hervor. Ungemein weich biegt sich zur Rechten das Meeresufer und längs demselben zieht sich der Weg nach Eleusis hin, dessen weiße Gebäude wir gerade gegenüber, auf der andern Seite des Meerbusens, hervorschimmern sehen; zur Linken liegen die Insel und die Meerenge von Salamis, der Schauplatz der Niederlage der persischen Flotte; und darüber, am Ufer von Attika, erhebt sich der Berg Aegelaus, wo — wie man erzählt — der Perserkönig seinen goldenen Thron aufschlagen ließ, um von da aus traurem dem Triumph seiner Flotte beizuwohnen, während er doch ihren Untergang mit ansehen mußte. Zwei Jahrtausende haben die Kunde von diesem Tage zugleich mit dem Namen des Themistokles aufbewahrt; aber für meinen Blick erglänzt noch schöner der Name des Aristides an diesem Tage. Dessen Sieg war ein zweifacher.

Die Gegend ist von idyllischer Schönheit; weidende Viehheerden am Ufer und kleine Fischerboote auf dem Wasser belebten dieselbe, während die Sonne in stiller Herrlichkeit hinter Eleusis unterging und die Ufer, das Meer und den Himmel mit einem reizenden Farbenspiel beleuchtete.

Am Vormittag desselben Tags hatte ich eine Audienz bei der Königin. Da ich nicht lange in Athen zu bleiben beabsichtigte, wollte ich nicht versäumen, vor meiner Abreise die erste Königin von Griechenland zu sehen, deren Ruhm der Schönheit und Energie auch bei uns in Schweden Interesse für sie erregt hat. Ich hatte von meiner liebenswürdigen jungen Freundin, Mrs. Grant in Rom, einen Brief an die Oberhofmeisterin, die Baronesse von Plüskow, empfangen, wurde von dieser freundlich angenommen und erhielt bald darauf auch Zutritt bei der Königin.

Ich fand in der Königin Amalie eine noch sehr hübsche Frau von ungefähr vierzig Jahren, von einfachem, lebhaftem und äußerst angenehmem Wesen, welches vergessen ließ, daß man mit einer Königin sprach. Sie ist von hoher Statur, aber ausgezeichnet schön gewachsen; ihr Aussehen verräth Gesundheit und heiteren Sinn, Stirn und Blick zeugen von gutem Verstand. Was mich an ihr überraschte, war der Ausdruck von weiblicher Anmuth im Antlitz und Wesen der Königin; denn diesen hatte ich nicht zu finden erwartet. Man sagt aber auch, daß sie um sehr vieles anders aussehen kann. Aber dies kann und darf bei einer energischen Natur nicht anders sein!

Wir gehen sie sehr, sowol wegen ihres Aeußern als wegen ihrer Freundlichkeit und ihrer Unterhaltung, welche diesmal hauptsächlich die griechische Kirche betraf. Die Königin sprach mit Interesse und mit Liebe von dieser, obgleich sie selbst der evangelisch-lutherischen Kirche angehört, und hörte mit Theilnahme auf das, was ich ihr vom Verfall derselben im Morgenlande erzählte. Die Königin war in schwarz und weiß — die Trauerkleidung um den König Oskar — gekleidet, empfing mich in ihrem Cabinet und lud mich ein, auf dem Sofa neben ihr Platz zu nehmen. Nach der Königin-Witwe Karoline Amalie von Dänemark ist sie die schönste Königin, die ich gesehen habe. Ihre Thätigkeit für die Verschönerung von Athen, insonderheit durch Anpflanzung von Bäumen innerhalb und außerhalb der Stadt, und ihre Sorgfalt für Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten wird sehr gerühmt. So auch ihr fleckenloser guter Charakter und ihr Wandel.

Ich beschloß meinen Tag bei den Hellenischen Ehegatten, in einer kleinen, aber gewählten Gesellschaft von Griechen und Ausländern. Wir saßen auf der an ihrer Wohnung befindlichen Piazza, geschützt durch einen schönen herabhängenden Terebinthenbaum (Schinus molle), in dem herrlichen Mondschein und in der lieblich abgekühlten Luft, nahmen Erfrischungen zu uns und unterhielten uns vortrefflich. Mehrere Griechen und Griechinnen unter den Anwesenden sprachen nicht gut französisch. Der Professor Mangabé, den ich hier wieder zu treffen das Vergnügen hatte, sprach es ebenso gut als Einheimische. Wir sprachen vom Christenthum und von der griechischen Kirche. Mangabé glaubt an eine bevorstehende bessere Gestaltung dieser alten christlichen Kirche, welche eine Besserung oder Schärfung des Gewissens für Wahrheit und Recht voraussetzen muß. „Hat Christus der Welt sein letztes Wort in Palästina gesagt? Hat er nicht seinem Heiligen Geist, dem „Tröster", anheimgegeben, aus dem Gottesbewußtsein der neugeborenen Menschheit heraus zu sprechen?"

(Der Schluß folgt in nächster Nummer.)

Das Herz Voltaire's.

Wem gehört das Herz eines großen Mannes? Seinen Verwandten und Erben oder dem Vaterlande?

In der Hinterlassenschaft des Marquis von Villette, über die vor dem Gerichtshof zu Clermont 1860 ein Prozeß geführt wurde, fand sich — das Herz Voltaire's, wenn ein Herz nicht nur noch seine Haltenschalen und Bedeckungen, sondern auch sein Gewicht, wie es in den Künsten und Wissenschaften erworben, geschaut hat, für Frankreich genug des Schatz, wie es kaum einen zweiten gibt. Wie für England Shakspeare, für uns Schiller und Goethe, ist für Frankreich Voltaire.

Und dies Herz sollte durch das Testament Villette's in die Hand des — Herzogs von Bordeaux fallen, des Prätendenten Heinrich V. nämlich.

Wunderliche Zufälle hat das Herz Voltaire's erfahren. Am 30. Mai 1778 war Voltaire zu Paris gestorben. Die schwache Regierung, die dem seinen triumphirenden Leichnam des Lebenden kein Hinderniß in den Weg zu legen gewagt, verbot jetzt allen Schriftstellern, seinen Namen in ihren Büchern oder Journalen zu nennen. Der Erzbischof von Paris verweigerte die Grabstätte zu seiner Bestattung, und der Premierminister Maurepas, an den sich die Familie deshalb wandte, antwortete ihr, er könne nach seinem Gewissen das feierliche Begräbniß eines Mannes nicht gestatten, es wäre nicht zu wünschen, wenn das Volk glauben sollte, der Teufel habe Voltaire geholt. Die Freunde, Verwandten und Erben des großen Schriftstellers, Madame Denis, seine Nichte, der Abbé Mignot, sein Neffe, und der Marquis von Villette, in dessen Hause, in der Straße Evêque, er gestorben war, hatten sich vorausgesehen und beschlossen, seine Leiche dem Schimpf zu entziehen, der ihr erwartete. In einer dunklen Nacht fuhren sie den Leichnam, den sie mit einem Schleier und einer Nachtmütze bekleidet und aufrecht in einen Wagen gesetzt, nach der Heimatsstadtabtei zu Scellières. Hier, bei seinem einzigen Manchen, war die Asche Voltaire's so gut wie unbekannt, der Abbé Mignot war ihr weltlicher Abt und so erhielt das Begräbniß Voltaire's auf ihrem Kirchhof am 2. Juni 1778 ohne Schwierigkeit, das Recht des Bürgers von Troyes, zu dessen Sprengel Scellières gehörte. Voltaire in geweihter Erde zu bestatten, kam 24 Stunden zu früh an den Thor des Klosters. Aber die Ironie des Schicksals ließ die irdische Hülle dieses mächtigen und unruhigen Geistes keine Ruhe finden. Im Jahre 1791 kamen vier Commissair nach dem Kirchhof von Scellières, die Abtei war 1790 verkauft worden, die Mönche hatten sich zerstreut, sie suchten die Leiche Voltaire's, das Volk von Paris wollte sie mit großen Ehren in das Pantheon tragen. Bei dieser Gelegenheit wurde der Sarg geöffnet; „da lag", sagt einer der Augenzeugen, „Voltaire, als wäre er einbalsamirt, sein Gesicht war voll und rund, als ob der Tod darüber hinstrich, verändert es sich nach und nach, bis man nicht mehr zu erkennen ist. In allen Revolutionsgeschichten ist zu sehen, mit welchem Pomp die Pariser neben Schatten nach

dem Pantheon führten, auch zu sehen, wie sie bald nachher Marat's Leiche an die Seite Voltaire's stellten.

Bei der Oeffnung und Einbalsamirung des Leichnams nun hatte sich der Marquis von Villette das Herzens Voltaire's widerrechtlich bemächtigt; eine Zuschrift des Abbé Mignot an den Redacteur des Journals „Mercure" gibt an, daß diese Trennung niemals von Voltaire angeordnet oder gewünscht worden, daß sie überhaupt nicht geschehen wäre. Darin täuschte sich der gute Abbé. Der Marquis von Villette besaß wirklich dies Herz, als er das Schloß Ferney von der Universalerbin Voltaire's, Madame Denis, für 2Mxxxx Livres kaufte, versprach er, dort dem Herzen des Dichters ein kostbares Grabmal zu errichten. Und was war in Wirklichkeit dies „Mausoleum"? Eine Art Grabmal aus den glasirten Kacheln eines alten Ofens mit der Inschrift:

Sein Geist ist überall, allein sein Herz ist hier.

Später verkaufte der Marquis alle Geräthschaften und Möbel, mit denen Voltaire sein Asylum geschmückt und ausgestattet, und vermiethete Ferney an einen Engländer, dem er versicherte, das Herz Voltaire's ruhe noch in seinem Denkmal, während er es längst nach Paris in sein Haus geschafft. Dies arme Herz — es hatte von den wechselnden Einfällen und Launen seines Besitzers zu leiden, der bald die Philosophie schmähte und dann „das Herz" in eine Asylkammer versetzte, darauf aber, von seinem Ufer für die Religion und Kirche zurückgekommen, die Reliquie wieder in einem Staatszimmer aufstellte, das er die „Kammer des Herzens" nannte. An den Wänden waren folgende Bildnisse zu sehen: Auf der einen Seite Benedict XIV., Ganganelli, Clemens, Arnalden, ihnen gegenüber die Damen von Sévigné, Lambert, Lenclos, Geoffrin, Boufflers, Du Deffant, Genlis; auf der andern Seite die Dichter und Schriftsteller Saint-Lambert, Chapelle, Thomas, Treffan, Marmontel, Raynal, Delille. Für dies gottlose Spiel, gibt es ein anderes Wort als das, welches Jules Janin, dem wir zum Theil diese Einzelheiten verdanken, der Unwille entreißt: „Entheiligung"?

Aus den Händen dieses Mannes kam Voltaire's Herz in die seiner Erben und der vermochte es mit all seinen Gütern sammt einem Bischof, in Wahrheit dem letzten echten Sprößling der Bourbonen, Heinrich V.

Da hätte es kommen können, wie Hamlet ausruft: „daß wir mit Alexander's Staub zuletzt ein Bierfaß stopfen" — zum Glück aber gewannen die natürlichen Erben Villette's ihren Prozeß gegen den Bischof und haben jetzt das „Herz Voltaire's" der Französischen Akademie vermacht, wo es endlich Ruhe finden möge!

Lieder aus dem Hochland.

Von Julius Rodenberg.

1. Mit einem Strauß schottischer Heide.

Wie herrlich ist die Welt in dieser Stunde!
Ein Rauschen weht herauf aus jenem Grunde,
Wo matt nur noch, von dunkelm Wald umfangt,
Der See mit allem, was er spiegelt, glänzt.
Doch hinter mir — wie funkelt es im Walde!
Wie färbt der Sonne letzte Glut die Halde —
Wie zuckt um jeden Ast die Abschiedsflamme,
Das Laub verzaubernd an dem Silberstamme!
Und drüber — o, ein Hochlandshimmel, weit
Und hell und blau, wie eine Ewigkeit!
Und süß die Luft von würzigem Kräuterduft,
Frisch vom Strom der frischen Waldesluft,
Von jedem Moor, bedeckt mit Farrenkraut
Und Heide, die nunmehr die Nacht berhaut.
Und weil ich hier, von Heide ganz umblüht,
Des Westes gedenke, das ich dir versprochen,
Hab ich, indeß das Abendrot verglüht,
Im Dein-Gedenken diesen Strauß gebrochen —
Und bist gewünscht, daß süß, von Duft umweht,
Dein ganzes Leben blüh wie diese Heide,
Und daß, wenn es dereinst zum Scheiden geht,
Der Tag von dir so mild sei wie dieser Scheide!

2. Hier, in der Ferne.

Hier, in der Ferne, hab ich dein gedacht,
An Schottlands bergumschlossenen Seen —
O Mädchen, laß es dir gestehen,
Daß ich noch hier empfinde deine Macht!

Noch jetzt und hier — viel hundert Meilen weit,
Beim Rauschen hoher, regenschwerer Bäume —
Wie fern, wie fern doch liegt mir jene Zeit,
Und ach! mir bleiben nur die Träume.

Sieh, wie der Nebel fällt — und gestern war
Doch alles leuchtend, Mark und Marke!
Die Welt gab einem Paradies,
Verschaffen ist das echte Liebespaar.

Dies alles nun dahin! — Im grauen Schein
Verlaut's und nur die hohen Bäume schauern —
O Mädchen! — Hier gebannt will ich dein
Und will um deine Schönheit trauern!

3. Am Gestade.

Ueber dem blauen Wasser schwebt
Dort eine Möve auf und nieder —
Silberne Federn,
Daß sie im Sturme bebt,
Steigende Wellen, von Duft umweht —
Boten der Freiheit, euch hab ich wieder!
Still ist der Morgen, still ist die Flut,
Still ist das Herz und selig im Schauen —
Weit auf der lauen
Woge spielt Sonnenglut,
Und um die Bucht, die träumerisch ruht,
Dämmert der Wolken und Berge Grauen.
Hier an dem Ufer, im frischen Tang,
Unter dem Schatten des Boots will ich liegen —
Hier, wo verschwiegen
Plätschert die Welle entlang;
Hier, wo am schimmernden Felsenhang
Rastet die Möve, müde vom Fliegen

(Fortsetzung im Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Der Humor in der Weltgeschichte.

Was hat man nicht alles aus dem Irrtum und Wirrsal der Begebenheiten gemacht, die wir Weltgeschichte nennen! Trauerspiele und Lustspiele, bilderreiche Romane und Philosophien, man hat sie für die Großen bearbeitet und für die Kleinen, man hat sie nett erzählt, man hat sie pragmatisch betrachtet — warum hat noch niemand eine Weltgeschichte vom Standpunkt des Humors geschrieben?

Ein genialer Maler, Kaulbach, ist auf den Einfall gekommen, in dem Treppenhause des Neuen Museums zu Berlin umgibt, einzelne Thatsachen der Geschichte durch groteske Kinderfiguren zu illustriren — da wäre ein Anfang, denn durchaus gelungen ist die Arbeit nicht, sie leidet an einer gewissen Eintönigkeit der beständig wiederkehrenden Gestalten und Gruppen, die sich nur wenig durch die beigefügten Embleme und Symbole voneinander unterscheiden. Man mag zugeben wollen, daß die Betrachtung der Geschichte im allgemeinen einen tragischen Eindruck hervorbringt, uns eher zu Thränen als zum Gelächter bewegt, aber im einzelnen, wie oft unfreiwillig Komik tritt da hervor, welche „Ironie des Schicksals", welcher Humor in den Situationen! Die Engländer schwärmen für die Erhaltung der Türkei und sehen sich nun, durch die Wahl des Prinzen Alfred zum Könige von Griechenland, vielleicht dazu berufen, den letzten mächtigen Keil in das Osmanenreich zu treiben, der es zersprengt. Also war denn die Schlacht bei Navarin? Ein Mißverständnis. Und alle Revolutionen? Ein Mißverständnis. Ja nicht Humor darin, um mit Carlyle zu reden, daß im Juli 1789, zu des alten Broglie Zeiten, der „Kartätschenprinz" versprochen war, der die Revolution in die Luft sprengen sollte, und daß er erst am 5. October 1795 durch den General Bonaparte gegeben werden konnte? Nicht Humor, wenn Karl I. die Auswanderung nach Neuengland verbietet und gerade dadurch Cromwell und Hampden im Lande bleiben? Nicht Humor, daß die Cavaliere in Virginien und Georgien den Krieg wider die Union begonnen haben, die glorreiche Institution der Sklaverei zu retten, und daß dieser Krieg, mögen sie nun siegen oder besiegt werden, diese Institution für immer vernichtet? Nicht Humor, um dem Größten das Kleinste anzufügen, in dem preußischen Feldzuge, der nach Kassel führt? Auch das Lachen hat sein unveräußerliches Recht der Tragödie gegenüber. Was die Welt eigentlich ist, ein Gegenstand des Schmerzes oder des Scherzes, ist noch nicht entschieden und keiner kann sagen, ob im Rathe der Vorsehung nicht manchmal lustige Narrheit spielt, die dem traurigen und langweiligen Stück, das sich hienieden abspinnt, neuen Reiz verleihen will, wenn der große Meister einmal nicht scharf darauf hinsieht, eine und die andere komische Scene einflechten. Die Einwohner auf der Insel Malabar glauben, daß es 74 Komödien gebe, mit denen die höchste Gottheit sich belustige; von diesen Komödien ist diese Welt eine und, wie sie hinzusetzen, nicht die beste.

In unseren Tagen, wo das Kleinliche so viel und das Großartigere so wenig gilt, wo auf eine herrliche und bewundernswürdige That, wie die Eroberung und Befreiung Siciliens durch Garibaldi, ein so häßliches Nachspiel wie das von Aspromonte folgt, die „neue Aera" des Vaterlandes so rasch in die neueste auslief, hätte die humoristische Anschauung das Weltgetriebe am leichtesten über die Differenz, die zwischen unseren Idealen und der Wirklichkeit besteht. Unter solche Nationalitätenpolitik, unter Nachbarn Bemerkungen zu Ehrenbezeigungen für den König Franz II. von Neapel, trüben wohnt einer, der sein Zimmer in eigenem Behagen mit den Bildnissen befreundeter Potentaten schmückt, der Fischer ein einiges Deutschland, da nur die Zwietracht und Eifersucht der Fürsten die „schönen Reste" unseres Kastellbaumes vor gänzlichem Untergang bewahre, jener sieht schon im Geiste Napoleon III. über den „freien" Rhein marschiren — ist da nicht der Humor in seinem Rechte? Wenn es noch ernst und um große Dinge sich handelt, findet sich die tragische Genugthuung und das Pathos von selbst. Bei Rossbach lachten König Friedrich und seine Soldaten, auf dem Schlachtfelde von Leuthen sangen sie „Nun danket alle Gott". Uns ist das verantwortungsvolle Amt der Tragödie, jene Macht zu halten und an den Schild zu schlagen, nicht zugefallen, wir wollen den ernstlichen Fragen gegenüber ein heiteres Gesicht bewahren, wie der alte Gott der Patriarchen wenigstens eine Seite hatte, das sorgenverscheuchte, Reize verbergen. Und wer Haare nicht mit Lächeln auf alles nieder, und ihn zuweilen in der Gegenwart wie ein Kapitel zu lesen, wenn an seiner Seele in leuchtenden Bildern die Riesenthaten des menschlichen Geistes, der gewaltige Zug des Gedankens vorüberziehen, er sich bewußt wird, wie trotz alledem und alledem der Fortschritt der Menschheit zu Freiheit und Sittlichkeit ein unaufhaltsamer ist? Ja recht ist Humor darin, daß man Eisenbahnen baut, Telegraphendrähte zieht und dennoch auch mit ihnen in eine Vergangenheit zurückweist, von der

nichts übrig geblieben als einige Namen und einige Namen im Gothaischen Kalender.

Die Nibelungen.

Schon Gervinus in seiner „Geschichte der deutschen Dichtung“ bemerkt, daß dem Liede von den Nibelungen bei aller Großartigkeit einzelner Züge, der durchgehenden, ergreifenden Tragik des Ganzen, den Schilderungen des Kampfes, in denen die Helden zuweilen wie dahinstürmende Schwertstriche klingen, jenes herzbewegende und mächtig anziehende Element fehle, das die Gesänge Homer's zur weltlichen Bibel aller Jahrhunderte gemacht. Dies Urtheil mag von den Bewunderern des alten Liedes als ein beschränktes, durchaus individuelles aufgefaßt werden; sie haben ein Recht dazu. Dante's Ruhm wird dadurch nicht gemindert, daß selbst hochgebildete Menschen sich von seiner „Göttlichen Komödie“ abwenden; nicht bei Michel Angelo's, daß nicht jedes Konzilles seine Größe anerkennt. Ein Gedicht in unseren Tagen stirbt eben nur in den Händen einzelner, bei seinem erstmaligen Auftreten wird die Ermordung Siegfried's durch Hagen vor einer großen Versammlung vorgetragen und an der Wirkung, die sie ausübt, ihre dichterische Kraft erprobt. Auf der Schule gewinnen wir ein antiquarisches, historisches Interesse an den Nibelungen, nicht Einem Knaben unter hundert aber wird es einfallen, Siegfried dem Achilles vorzuziehen; in dem ganzen Liede gibt es kein Freundespaar wie Patroklus und Achilles, denen nachzueifern in unseren Jugendtagen unser bester Stolz war. Ob die „Poesie“ in den Nibelungen die Masse zu bezaubern, hinzureißen fähig sei, das kann nur von der Bühne her sichtbar werden, wenn Kriemhild und Brunhild vor der Kirche zu Worms sich streiten, wenn im Angesicht der Zuschauer Hagen's Speer heimtückisch den edeln Siegfried am Brunnen im Walde durchbohrt. Wiederholt ist denn auch dieser Versuch gewagt worden, von mehr und minder begabten Dichtern; dauernde Geltung hat sich keiner zu verschaffen gewußt.

Wird Friedrich Hebbel's „Nibelungen. Ein deutsches Trauerspiel“ (zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1862) ein besseres Los bescheiden sein?

Während Geibel nur den Einen tragischen Punkt der Sage, Brunhild's Verhältniß zu Gunther und Siegfried, in seinem Trauerspiel herausgriff, umfaßt Hebbel den gesammten Umfang des alten Liedes, mit seinem Vorspiel: „Der gehörnte Siegfried“, und in der Schilderung Brunhildens berührt er die alten Zaubermythen, in seinem Trauerspiel „Kriemhild's Rache“, die historischen Elemente, die nicht eben allzu künstlerisch in dem Epos von den Nibelungen zusammengeschmolzen sind. So ist gleichsam eine doppelte Stimmung in seinem Werke, die den Leser, und wir vermuthen auch den Zuschauer, zu reiner Einheit der Anschauung kommen läßt. Der „gehörnte“ Siegfried, die Walküre Brunhild sind für uns Fabelwesen; die Heldenthaten, die uns ein unverwundbarer Mann, überdies unsichtbar durch seine Nebelkappe, mit einem, lebhaftgefälligem Mundgetummel erzählt, berühren uns wenig; der Zwerg Alberich, mit dem er den harten Strauß bestanden, hat für unsere Phantasie etwas Komisches, und Brunhild, die einen Morgens durch die Wolken reitet,

— Hatt den Bären
Zu sagen oder auch die eingefor'ne
Gerechtsame zu rüffen aus der Haft,
Damit sie den Planeten nicht gespreizter —

was ist sie für uns? Gerade solch Schattenbild wie die nordischen Götter, und ihre prahlerischen Reden, klingen sie nicht genau so, wie Aristoteles seine tragischen Helden sprechen läßt, wenn sie sich zum Kampf mit den Ehrfurchtheischern rüsten? Nur ist dort bitterer Ernst, was dort glücklicher Scherz. Die Tragik des Ganzen, aus der uns allein Theilnahme, Mitleid und Schrecken für die Gestalten Brunhild's und Siegfried's erwachsen könnte, erklärt Hagen so:

Es ist nicht Liebe, wie sie Mann und Weib
Zusammenbindet. Die Leidenschaft
Durch die Ihr zu Grunde gehen will
Hat bei sie lege Kraft ohne Gift
Und ohne Wahl zum letzten Male treibt.

Dies ist nahezu Herabziehen des Seelischen in das Physische, das in „Judith“ wie in „Maria Magdalena“ jede feinere Empfindung verletzt. Mythische Wesen haben nicht unsere Freude, erdulden nicht unser Leid, das macht Homer's Götter so groß, daß sie menschlich fühlen. Nicht gelungener und starrender sind die historischen Motive des Stücks in der Tragödie „Kriemhild's Rache“ durchgeführt worden; König Attila erscheint weder vertiefter noch grotesker als der Engel des Gedichts, dort wie im Trauerspiel ist er ein vollendetes Werkzeug, der dem Kampfe zuschaut, ohne recht zu wissen, warum es sich handelt, ohne ihm Einhalt zu thun. Beruht, wie es seinem Zweifel unterliegt, der Kampf der Burgunden und Hunnen auf einem historischen Ereigniß, so hätte in ihm der Dichter den Mittelpunkt seines Dramas suchen oder erfinden müssen; er legt Hagt dessen nur die Schilderungen des Liedes in theatralische Scenen um. Die zwei letzten Akte sind ein blutiges Gemetzel, das im Grunde, wie schon von anderer Seite hervorgehoben, halbwegs „an ein Puppenspiel erinnert“, bei dem nur durch die energische Gewalt des Hebbel'schen Worts das Gelächter von den Lippen des Zuschauers zurückgedrängt wird. Von allen Helden bleiben die drei alten Knaben, Attila, Dietrich von Bern und Hildebrand, allein übrig und wir sind, wenn Attila ausruft:

Herr Dietrich, nehmt mir meine Krone ab
Und schleppt die Welt auf eurem Rücken weiter —

wieder bei dem Tischlermeister Anton, der die Welt nicht mehr versteht. Nur ist die Sache diese, daß ein Held, ein König die Welt verstehen und sie lenken soll; Attila gleicht noch nicht Karl V., der in ein Kloster geht.

Wol hat der Dichter gefühlt, daß uns diese Heroenwelt, so gefaßt, von dem realen Boden der Geschichte abgelöst, fremd und kalt erscheint, und er hat sie uns durch den Gegensatz, in dem ihre ungebändigte Leidenschaftlichkeit und Maßlosigkeit zu der Versöhnungslehre des Christenthums steht, näher zu bringen gesucht. Einmal ist es ihm gelungen, in dem letzten Act von „Siegfried's Tod", bei der Handlung vor uns in dem Münster. Das ist gemalt mit dem Pinsel und den Farben von Rubens, blühen Hagen's Wildheit, der sich nicht einmal entsetzt, als bei seinem Hereinschreiten an die Bahre die Leiche Siegfried's zu bluten beginnt, Kriemhildens Rachgierdurst, und drüben die Milde, die Ergebung des Kopland, der Bändigung der Leidenschaften predigt: diese Farben gehören zu dem Schönsten und Ueberraschendsten, was Hebbel geschaffen. Damit entschwindet freilich das Christenthum wieder den Blicken, der Pilger, der noch einmal in den Saal des Hunnenkönigs tritt und einen Schlag und ein Stück Brot fordert, ist doch, da seine Demuth auch nicht im letzten die Handlung des Trauerspiels berührt, nur, wie Hagen sagt, „seltsam", nichts als eine plötzlich auftauchende und ebenso schnell verschwindende Reflexion. Und mit dem Christenthum Herrn Dietrich's von Bern, der einem armen, niedrigen Mann, weil er ihn schmähte, einen Eichbaum auf den Rücken lud, Gott auch herzlich schirmt, davon abgesehen, daß seine Diener am Nibelbrunnen ein bedenklich heidnisches Gepräge tragen. Doch was kümmerte Gunther und Siegfried, Attila und Dietrich den Dichter? Seine Heldin Brunhild sogar, die uns als die einzige tragische Heldin der Sage entgegentritt, Gott er zuviele verschwinden, ohne viel Sang und Klang: ihm galt nur Ein Mann, Hagen. Recht sagt er in der Widmung: „Und Hagen Treue sprach das erste Wort." Die Schilderung dieses Charakters, gibt man die Hebbel'sche Auffassung eines titanenhaften Recken zu, überlebt in Großartigkeit und heftig leidenschaftlicher Bewegung den „Apokalyptischen Reitern" von Gerneling. In Hagen ist alles wild, gewaltthätig, übermenschlich: von dem Augenblick an, wo er ihn sieht, haßt er Siegfried: er führt gern das große Wort und die große Klinge. Zuweilen fehlt auch hier das Grotesque nicht: man denkt unwillkürlich an die „Menschenfresser" in den Kindermärchen. Aber durchgehends bleibt doch ein gigantischer Zug. Die Riesen Gog und Magog haben so gredet und so aufeinander erschlagen wie Hagen und Dietrich. Unserem Gefühl wie unserer Anschauung widerstrebt zwar diese Auffassung, wir denken uns Hagen finster, trotzig, brütend, nicht als Helden des Worts, unter Hagen's Hände verwandelt sich seine Metaphysik und suchte vor sich und den andern seine That, den Mord Siegfried's, zu entschuldigen, er beschönige die Nibelungen, er beginne sie nicht, aber es drehe grillenhaft sich den Sinn verschleiern, wollte man das Mächtige und Erschütternde in Hebbel's Hagen nicht anerkennen und bewundern.

So wunderlich aus Licht und Schatten ist der Eindruck gemischt, den wir von dieser Tragödie empfangen. Sie thaut uns an wie eine Burg der Titanen, die in Trümmern liegt. Es ist, als müßten jeden Augenblick die alten Helden wieder heraufsteigen und mit den riesenhaften Steinen umher ihre Wurfübungen beginnen. Das Bild, von der Hand eines großen und genialen Künstlers aufgeführt, bewahrte vielleicht das Ganze davor, uns mächtig, die Phantasie bezwingenden und das Herz ergreifenden Zauber, aber für ein Trauerspiel fehlt ihm eins und alles: die Mitlebendigkeit der Zuhörer, die den Helden und Heldinnen auf halbem Wege entgegenkommen soll. Diese Gestalten haben nichts mit uns und wir nichts mit ihnen zu schaffen. Unsere Welt und die ihre kennt ein breiter Strom: sie sind Schatten, heroische Schatten immerhin, aber doch nur Schemen, und wir Menschen. Zwischen Menschen und Schemen gab es stets einen tiefen Bund, aber niemals zwischen Menschen und Gespenstern.

Briefe aus der Kaiserstadt.

I.

xx. Wie Ihnen, so bedeutet auch mir das „edle Streben" nicht viel, schade ist im jetzigen Zustande, nämlich bei Kraft des Selbstbewußtseins entwickelt, einbildet, es muß sich wenigstens einiger tiefen Beziehungen zu bereichern erfreuen, etwa in „wilder Ehe" mit ihr leben, wenn man es behaupten lassen soll. Nun ist ein schwieriges Verhältniß des Wollens mit dem Können das bezeichnende Merkmal unserer Zustände, und da man noch vor einem Jahrzehnt auf das „edle Streben" Wiens das Wort des Barons Ringelstern in Bauernfeld's „Bürgerlich und Romantisch" anwenden durfte: „Man kann nicht weiter sein!" so muß man den angedeuteten Rückschritt vom nichtsbegnügenden Jungwienerthum zur altigen Liebhaber bitter verdenken. Das Conversationslexikon sieht zwar ab dieses Vorkommnisse ein tiefes Gericht und erblickt darin theils eine Ursache des Protestantismus, theils eine Folge desselben, was zwar mit den Gesetzen der Logik nicht übereinstimmt, aber die katholische Hierarchie beruht nicht hauptsächlich auf der Disciplin des Denkens.

Während die „Votivkirche", die zur Erinnerung an das vor Jahren glücklich vereitelte Attentat auf den Kaiser erbaut wird, nur langsam aus den Steinen zum wirklichen Dasein emporsteigt, eine Thatsache, welche die hohen Kirchenfürsten muthmaßlich auf die Glaubensfestigkeit der Zeit zurückführen, ohne durch ein Tarreichen beträchtliches Summen dem entgegen zu bieten, erstanden rasch nacheinander Zinshäuser auf Zinshäuser, Stadttheater, Akademiegebäude und Gartenanlagen, wurden die sogenannten Bastein, Bollwerke und Thore niedergerissen, leider auch starke, schattenspendende Bäume gefällt, wurden Bahnhöfe erweitert und neue Straßen angelegt, und zwar

geschah das alles in ziemlich kurzer Zeit. Der Schöpfer besaß dabei freilich nicht viel mitzusprechen; die reichen Herren auf der Finanz- und Bahnlinie, welche jammerlich die Häuser bauen ließen, sorgten vornehmlich dafür, daß sie in den Himmel wachsen; hier, wie Stockwerke wurden aufgesetzt, mußerhalb und daher in der möglichsten Form Fenster an Fenster gereiht, und damit die Poesie des Häuschen einen Anfang von Komfort bekomme, dann man sich mit den scheußlichen Verbrennung durch das Aufstellen eines Ofenrohrs, durch den Anwurf einer Grieß ab. Viele Dinge machen ungefähr den Eindruck, den man von Hirsch Heyworth in den Heinrichen „Neue Bilder“ empfängt, wenn er über die Steinsort als Julie schwärmt. Nur einige Gebäude erregen den architektonischen Gesichtspunkt Neu-Wiens zur Ehre: das Evangelische Schulhaus und der „Heinrichhof“, letzterer ein in riesigen Dimensionen ausgeführter Zweckbau. Beide sind das Werk des Architekten Hansen, der einzigen großen Künstler, den Wien in seinem Kreise aufzuweisen hat. Hansen verbindet sich mit seinem hervorragendsten Maler, Karl Rahl, der den „Heinrichhof“ mit Fresken schmückte, die hinsichtlich der Komposition und der Kraft der Farben Meisterstücke genannt werden können. Sowohl Hansen als Rahl, im gegenwärtigen Augenblick die einzigen Vertreterinnen unter den Männern der schönen Kunst, welche neben dem Talente, das sie besitzen, auch endlich andere Früchte von ihrer Thätigkeit ernten, mußten nach der wenigen Jahren von Fischern und Holzhändlern wie von speculativen journalistischen Schwätzern, die sich in „Brutalen“ hier machten, in den Hintergrund gedrängt werden, die Anerkennung ihrer Leistungen verweigert, ihre Werke von einem Publikum, das seinen Geschmack von einem journalistischen Brief, über aber einen Maßstab nur von einem Journal unterschätzen konnte, das politischen Interessen zuliebe die Kunst ehrte. Grenzen Sie ferner, daß Hansen und Rahl, die der politischen Bedeutung nicht den Pseudo-Thatsachen Regierungsfesten zum Opfer brachten, auch in ihrer Kunst angefeindet und verfolgt wurden, daß Sie wissen, daß die moralische Stellung natürlich haben, welche die zwei Männer früher eingenommen. Denken man sich das am entscheidenden Ort habe, Rahl die ihm bereits gestellte große Arbeit im Arsenal möglich zu machen und sie gelöst einem Meister anzuvertrauen, dessen Begabung sich zu dem Genie Rahl's verhält wie das Talent Oscar's von Redwitz zu dem Lionel Thiele's.

Die Summe, welche Hansen absorbirt hat, ist schwer zu schätzen, daß der Tod des großen Künstlers hier eine Theilnahme erweckte, die für den auf das Große und Tüchtige nur mehr als spärlich gestreuten Beifall der Wiener Zeugniß gibt. Die Blätter von Wien, sogar die liberale „Morgen-Zeitung“, die ein Gebäude haben konnte, das durch und durch volksthümlichen, demokratisch gesinnten Adam zu sein, nahmen von hingeschiedenen Poeten, Politiker und Gelehrten in Adam mehr oder minder eingehende Artikel.

In den Theatern herrschte lebhafte Bewegung, seit die Serien begannen. Doch ringen meine Bühnen, das Burgtheater und das Karltheater ausgenommen, mit ihren inneren und äußeren Zuständen. Das Burgtheater führte heuer, im Gegensatz zu den vergangenen Jahren, nicht vorwiegend französische Uebersetzungen und einaktige Späßchen vor. Die wichtigsten Neuigkeiten waren: das Shakespeare'sche „Wintermärchen“, die „Deutschen Komödianten“ von Wolfenthal und „Perlen in Muscheln“ von Franz Nissl. Die vorzüglichen Darstellungen Laube's, daß „Wintermärchen“ zu heben und die im ganzen gut genommene treffliche Darstellung derselben ergaben einen guten Beweis des Grades, den es an einem dramatischen Gebäude gebildet, was auch immer Verdienst zu Pauken einer Schauspielkunst sagen mag. Meinenthal's „Deutsche Komödianten“ gefielen, möglicherweise durch den Stoff, der die Leute gereizt haben dürfte, und die Kraft Wiens, auch im Lustspiele, auch in roben Darstellungen vielleicht die erste Deutschland, war dem Werke gegenüber besonders mäßig. Einer meiner Freunde sprach mir darüber, es sei ein Aegout von Stück, daß die Burgschauspieler bereit zu sagen verschwinde, mit Vergnügen, „aus welche Heroine in seiner Lessing, Shakespeare kann noch nicht alle das französische Muster aufgeschnitten, welches endlich den ganzen Haß in Bezug aufbrachte — und hier sind, wissen bei letzteren große Schauspieler gefunden und sehr namhafte Berühmtheiten. — Das Urtheil ist scharf und das Gefühl wegen, daß die Aufführung solcher Dramen über unsere Theater und gründliche Vorbereitung in den ehemals Shakespeare'schen Publikum führt, möchte man den Beifall von Stücken wie das Wolfenthal'sche benutzt heißen. Der „Perlen“ von Franz Nissl, einem talentvollen Autor, sehr viele Klagen mit den im Drama meinst Dichter erwähnen „stein Stücken“ so verfolgt es wie an höchst Bildern mit dem Augenblicke, gibt es den besten Bildern, wie sie in Berlin und Wien „Berliner“ Kammerspielbühnen und Lustspielen von Zeit zu Zeit nehmen. Doch Ehre, wem Ehre gebührt, das Stück Nissl's enthält Verse, daß eine Künstlerische Natur verräth und daß J. P. Wolfenthal nicht hervorbringen kann.

Das Karltheater ist der Sammelplatz der meisten „Wiener“ und „Wienerinnen“, die eigentlich Wien überhaupt, sowie es von Fachmännern sehr. Auf den Bretern, die dem Publikum das Vergnügen bereiten, sind Kräfte wie Carl, Grois, Meisl, Nestroy angestellt worden. Auch hat sich die Bühne am Franz-Josephs-Kai als sie an sehr geeignet bar: die Wiener sind sehr leidenschaftlich verliebt in Theater.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Hanslick. — Druck und Verlag von F. L. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 2. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Auf stiller Heide. Eine Erzählung von Karl Frenzel. (Zweites Kapitel.) — Auf einem englischen Landsitz. Von M. J. L. — Aus Wien. Eine Feuilletonistenreise. II. — Reisen im Norden. — Reisen und Forschungen. Von Julius Rodenberg. — Bestiarium. Die Tierwelt der Urwelt. — Literatur. Lyrik von Wilhelm von Kaulbach. — Aus der Welt der Intelligenz. I. — Musikalisches. I. — Briefkasten.

Auf stiller Heide.

Eine Erzählung von Karl Frenzel.

Zweites Kapitel.

Am nächsten Morgen war Georg Walberg von allen Gewohnheiten des Junggesellen am früheren auf. Wie es die Gewohnheit heute ist, die einen weiteren Ausflug verbieten, sah er sich zeitig das Wetter an. Noch war der Himmel mit grauen Wolken und bezogen; möglich, daß die Sonne sie verzehrt, möglich aber auch, daß sie sich in einen jener langsam niederrieselnden, unaufhörlichen Regen auflösen, welche die Nachbarschaft „Landregen" nennen. Walberg wußte nicht, welche große Veränderung ihm kam — aber er war überzeugt, es würde an diesem Tage seinen Sonnenblick geben. Rasch kleidete er sich seinem Morgen, ging er sich in Gedanken an das offene Fenster. Die Morgenluft wehte kühl herein. Kühle ja, aber frische? Überlegte er bei sich hin. Jetzige schalt er sich einen Thoren, daß er in Erwartung einzelner Sonnenstrahlen seine Zeit in dem einsamen Hause verlieren wollte. Die schwarzgefiederte Tanne ... muß wirst es auch Gebelmännchen mit ihr sein? Ein häßliches, ein wenig Übelgesinntes Geschöpf, welches ihnen in den behaglichen Jahren, wo es ihr mit seiner Heimath gefiel war.

es ihr mit der Natur verginge. Eine wußte er ihr sofort: sie spielte das Klavier mit Gefühl und mit Verstand und brüte eine Tonart, für es in der Stimmung war, auch später zu schätzen wie ihre Kunst: sie war glücklich. Mit dem Glückwünschen bei einem Glase hatte sie ihr Spiel mit überzeugt klingenden Accorden begleitet. Das „überzeugt Klingende", sagte er sich ja oft selbst, muß auf seine Übereinstimmung hin geprüft werden — und so ist es im Hause Lorenz auch schwierige wurde, beobachtete er, beschäftigten sich die Umgebung im Morgenlicht zu betrachten.

Die verschiedenen Formen blieb er auf der Schwelle des Hauses haben. Weniger Schritte von ihr entfernt lief ihr Hund ungeduldig hin und her, wie er am vergangenen Tage entlang gehüpft war; zwischen ihnen stand die Rustikale Tanne, die Georg schon gesehen, die Walberg charakterisirt. Am Brunnen hat Hannah Schwalben die Milch und die Vogelscheuche von dem Leben, der von einer vorüberfliegenden Mücke gestört, ihren Blicken entging.

„Und ob Lotte es mir auch nicht verzeihen", sagte sie Magd, die ihm in sein Zimmer hineingeschaut, „er sieht aus wie der alte Lauer, wenn er gerade bei gemüthlicher Laune ist! Er hat auch blaues Haar und seine blaue Augen."

„Hast du ihn die so genau angesehen?“ neckte einer der Burschen. „Neben dem Laufen mag er sich zu entsinnen wir Lust vor Weib!“

„Sage der Laufen doch gehören hier vorbei, als wären die Wölfe hinter ihm!“

„Waren es vielleicht auch. Er kam von dem Hügeln und es ist schlimm zwischen den beiden hergegangen sein.“

„Schlimm? Warum denn?“

„Warum? Das weiß doch jedes Kind auf der Insel! Wegen der da oben!“

Das war das letzte, was Rochberg hörte; er hatte niemals das Lauschen gelernt und ging jetzt schnell entschlossen die drei steinernen Stufen vor dem Hause nieder; am Brunnen vernahmen die Geschwätze, die Stimme des zutraulichen Hausknechts sich verschmolzen.

Trotzdem schien Georg zu sein Interesse, man hatte dort einigemal auf und ab und näherte sich dann wieder von der entgegengesetzten Seite der Kürbisse. Mehr zufällig als absichtlich sah er an dem Hause hinauf, er suchte das Fenster seiner Gemächer. Das aber sah er nicht, denn seine Blicke blieben tiefer haften — an der Fensterbank, die an einem Fenster des ersten Stockwerks durch ausgestreckten Kopf an das Holz fremd lehnte. Wen hatte der Fürst so nah bei sich wohnen können? Oder hatte sie heute eine ihrer guten Stunden, von denen Frau Maria gesprochen? Ein langliches Gesicht von schönem Ovale umrahmt, mit Energie, aber edlen Zügen, schaute auf ihn nieder.

„Guten Morgen, Fräulein!“ grüßte Georg hinauf.

Wenn das Gesicht sich leise in seiner Hand bewegt hatte, hatte man es nicht bemerken können: nun sie Farben wechselte in und die Schminken, und so beiden hatte Georg nur gesehen.

Er sprach es weiter, auf die Gefahr hin, daß sie das Fenster vor ihm schlösse: „Schönes Ruhestätten hat meine Majestät — die grünen Wellen da und dort! Sie sind die erste Dame, die ich an diesem Morgen sehe; was prophezeien Sie mir: Sonnenschein oder Regen?“

War sie nun in besserer Stimmung als am gestrigen Abend oder gefiel ihr die Mannesfrist und das Wesen des jungen Mannes, der sprach wie jener treue, klare Schwan, dessen Klang ihr schon einmal tief und wohltuend berührt: „Regen.“

„Ich habe ein wesentlicheres Organ, gnädiges und beinahe aus Ihrem Munde zu hören.“

„Nun erfahren Sie das Gegentheil; vermutlich hören Sie mich gar nicht gefragt, wenn Sie meine Meinung gehört.“

„Vergebung, das ist ein Irrthum, ich suchte die Wahrheit nicht! Und muß ich so viel Schlimmes, muß ich zu der einen Nacht noch eine zweite in diesem Hause verweilen?“

„Sie wären der erste Reisende, den ich kennen lerne, der einen Tag so leicht in den verlorenen schreibt.“

„Ich konnte Ihnen sagen, daß ich ihn nicht zu den verlorenen zählen werde, erklingen nur vielleicht Harmonien heute wieder auf Ihrem Klavier, deren ich gestern in voller Begeisterung lauschte; aber ich ziehe es vor, mich Ihnen als einen Sonderling und den gleichmäßigsten Mann auf dieser Insel und noch ein Stück weiter über der See und Land hinein vorzustellen.“

„Viel Glück dazu!“ Mit leichtem Gruß schloß sie das Fenster.

In demselben Augenblick fielen die ersten schweren Regentropfen und Georg trat in das Haus zurück. Der Fürst sagte gutmüthig, als sein Gast ihn noch für diesen Tag um Obdach und Herberge bat, da er seine Barke bei schlechtem Wetter nicht empfehlenswerth hielt, und auch Frau Maria schien das längere Verweilen des Fremden nicht ungern zu sehen. Ein Frühmahl und reichen Früchten Hyethe in schöner Fülle, einem leichten Gewand war gefolgt. Die mehr Muße und Ruhe konnte sie jetzt Georg betrachten. Schön war sie freilich nicht, aber sie erste Blüte der Jugend hinaus, noch in den zwanziger Jahren; eine gewisse Würde trübte ihre Bewegungen wie ihren Ernsten eine herbe Starrheit auf; sie schien das lebhafte und reizende Spiel unwahrhaftig Farben. Und nun, bei näherem und längerem Anschauen, fand Georg in dem Blick ihrer großen dunklen Augen eine gewisse Starrheit, in den Zügen um ihren Mund einen leisen Zug, der im Gegensatz zu dem lauten, freundlich lächelnden Gesicht Marias den Verdacht des Falschen rechtfertigen; es war da in Mienen Abhängiges und Unfreundliches; er dachte unwillkürlich, wie er sie so vor sich sah, an eine Gefangene der nordischen Meere und sagte sich, darum heißt sie auch Hyethe. Auch mit gleicher Aufmerksamkeit wie er sie, musterte ihn das Fräulein. Erkannte sie die Aehnlichkeit, von der die Magd sprachen am Brunnen gesprochen?

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

In Marwells Hauſe.

Marwell mit einem geöffneten Portefeuille und einem Bleiſtift. Pickington treten von innen heraus.

Pickington.

Ich ſpiele ungern, doch verſtoßen Spielſchulden gegen den guten Ton.

Marwell.

Da habt Ihr vorläufig 100 Pfund.

Pickington.

Bin gänzlich abgebrannt. Die Gondelfahrt hat viel gekoſtet, und wenn Ihr Weiber bei Euch habt, ſeid Ihr zu nichts zu brauchen. Sehn wir uns morgen?

Eine zwanglose Unterhaltung gab dann Georg Gelegenheit, sich von seiner verteidigenden Seite zu zeigen. Manches hatte er gelesen und viel erlebt. Als das einzige Kind wohlhabender Eltern hatte er ganz seinen Neigungen und seinem Streben nach Selbstveredelung und vollkommener Bildung sich widmen können, und wie in idealem Sinn so unerschöpflich als den einzigen Zweck des Lebens bezeichnete und das kann doch an jedem Tage die harte Not des Daseins, die ewig neue des Bedürfens und Leidens kennen. Von hoher gemeinen Alltäglichkeit und dem gemeinsamen Ziel aber, denen Leben nicht genügen, sondern adeln und klingen bereichern, war Georg bisher geblieben. Nach des Vaters Tod hatte er seinen ausgedehnten Liebhabereien in Wissenschaften und Künsten obgelegen, solange der Mutter Leben, war der Sohn nicht ganz unthätig gewesen, ein guter Hausherr, ein gastlicher Kavalier. Als aber — es war vor nunmehr sechs Jahren gewesen — der Mutter die Augen geschlossen, hatte Georg nichts Dringendes zu thun, als die Arbeit nicht unerheblich zu vermehren. War das Wohnhaus und den weiten, schönen Garten, in denen er stets gewaltet, behielt er „aus einer thörichten Sentimentalität", wie er sich selbst anklagte, „die er aber auch einmal nicht überwinden konnte". Viel in der Hauptstadt war er nicht; er reiste selber, er genoß sein Leben. Wie leicht nicht allen fruchtbar Natur hatte die reichliche Gestaltung seines Wesens ihm viel Glück haben geraten. Alle Schwierigkeiten, Verwirrungen, Konflikte war ihm erspart; das Harmonischer, Regelmäßige lag ihm mehr als das Ungewöhnliche und Genialische; ein Künstler mit vielen feinen Talenten ohne eine bestimmte ausschließende Begabung, wie das Sprichwort will: in allen Sätteln gerecht, aber doch in keinem ein vollständiger Reiter. Die Welt kommt, die Welt geht, so gleichgültig fortdauernd Georg die Erscheinungen des Lebens. Auch er hatte seine Freude und seinen Schmerz; wie er sie hatte, trachtete er ein anderes, aber es war ihm doch nicht gelungen aus seiner Ruhe und fühlen Beschaulichkeit. Wenn wir die Einwirkung des Tages und Begebenheiten auf unser Denken und Handeln nicht in Rechnung ziehen, so hat Leben der meisten matt und ereignislos. Wie der heutige, gestrige, der kommende Tag; im beständigen Wechsel wiederholt sich dieselbe Arbeit, der gleiche Genuß und die gleiche Langeweile. In seinem Sinne, da er seiner Naturanlage und seinem Gefühle nach mehr zu den Müßigen als zu den Arbeitenden gehörte, verwarf Georg aber jenes „Müßiggehen" doch nicht allzu viel von der Zukunft — und gerade nach einem tatsächlichen Beispiel, wie der Tanz in Schwung.

Der Arzt hatte seine Blicke genommen und war in den Park gegangen, die Hausgenossen nichts Neue Musik ab, so blieben beide allein im Zimmer.

Inzwischen aber hatte Gertrud lange die Augenwimpern; langsam, still, aber unaufhaltsam rieselten die Tropfen nieder, wie in grauer Schleier eingehüllt wurden die alten Konturen.

„Sind Sie schon lange auf der Insel?" fragte sie.

„Erst sehr Jahre."

„Und gedenken länger zu bleiben?"

„Ich weiß nur die bekanntesten Gesichtspunkte besitzen. Das Meer habe ich früher und eindringlicher als an diesen Küsten gesehen; Städte und Gemälde kenne ich in den Büchern und Bildern meistens schöner als sie sind."

„Sie lieben das Einsiedlerleben so und mit der Natur allein?"

„In diesem, meinem Augenblick, ja, Fräulein" — es war das erste, ein halbes Lächeln, das er auf ihren Lippen gewahrte — „ich kenne Sie nicht. Wenn Sie's sind nun, die Augen verbannen Sie mir Ihren Namen?"

„Gewiß! Ich bitte nur die Entschuldigung an, daß ich Ihnen meinte, wenn ich mit meinem Namen auch meinen Stand nicht bekanntmachte und sagte sogleich die nötigen mehr."

Er sah sie ganz an, verbeugte sich, da aber Georg ihren wundervollen Augenton Blick erhielt und sein Ja in seinem Herzen sich erhoben, sagte er: „Nicht Komtesse? Ja, gestatten Sie mir, ich — Sie wären ein Gelehrter?"

„Gelernt durch den Vater meinetwegen, das die Lage der Dinge vorwiegend gemacht, selbstverlorene durch eine Krankheit, welche Sie wissen. Sie werden es mir einem glaubwürdigen Gesicht nicht gar so wenig nehmen! Einen für ein Gelehrtes erscheint mir das Haus doch zu freundlich und vor allem —"

„Nun? Sie bitten?"

„Die Kinder aus den mehr so leicht."

„Nennen Sie?"

„Meinen" Gertrud, wie wenn sie beiden Geschwistern", und Georg kannt dann lachend auf.

„Gnädigstes Fräulein, würde ich sagen, werfen Sie einen Mantel über, nähen Sie sich auf meinen Arm — so gingen wir hinaus und wären Abends in einem der vornehmsten Herrenhäuser, ehe unser Wächter, der gute Hydrich, heimgekehrt."

„Und wenn wir keine Kutsche fänden?"

„Flüchtige weist niemand von seiner Thür, kein Edelmann, denk' ich wenigstens."

„Kein Edelmann! Wer sagt Ihnen das?"

„Mein Gefühl. Nehmen Adlige, so aus der Art ist, bekanntlich der Zeit auf dieser Insel noch nicht gefangen, einem Unglücklichen, von mächtigen Feinden Verfolgten seinen Schutz zu verweigern."

„Ein Lob des Adels — das ist selten in unseren Tagen!" sagte sie nicht ohne Spott. „Und hätte mir Herr Hydrich nicht Ihren Namen genannt —"

„Hielten Sie mich selbst für einen der Verfolgten. Nein, ich bin ein Bürgerlicher, ein Gelehrter dazu und ein Gegner der Edelleute' Aber Gerechtigkeit auch dem Feinde' Ich sahe in unserem Rückzuge[sic] fort... Diese Wanderer, barmherzig und heimatlos[sic] sind, wie Sie ist, erwidert Sie doch nicht?"

„Sie gehe zu dem Meister."

„Aha; wir sind auf unserer Flucht bis zu einem Gasthof in der Nähe, die Rosen genannt."

„Rosen? Warum Rosen?" Sie sagte das mit unverwandter Heftigkeit und stieg in die Höhe.

Es hat gegeben, dachte Georg bei sich; äußerlich wirkte es den Gedanken. „Nach Rosen? Ich wähne, das wäre der nächstgelegene Gasthof."

Das Fräulein aber schwoll die Zornesader auf der Stirn; es war aufgestanden und schritt in einer heftigen Bewegung auf und nieder.

„Ich habe Sie unwillentlich und unabsichtlich beleidigt", sagte Georg in dem sanften Ton der Höflichkeit. „Retten Sie mich meiner Gleichgültigkeit durch meine Entfernung hinaus!" Und mit dieser Versicherung ging er zur Thür.

„Bleiben Sie!" Ihre Stimme hatte etwas Befehlerisches, und wie sie sie, mit erhobener Hand ihm winkend, sagen, befremdete in Haltung und Bewegung, sahen man, daß sie zum Befehlen geboren sei und daß man ihr gehorchen müsse. „Was hat man Ihnen hier im Hause von mir gesagt? Worin halten Sie mich? Nach Ihren verpfiffenen Reden sind Sie mir Wahrheit schuldig."

Dieses mal war Georg doch durch seine Kühle und Gemessenheit ihrem aufbrausenden Unwillen überlegen. „Mein gnädiges Fräulein' Gestern, als ich Sie auf der Heide sah, hielt ich Sie für eine Landschaftsmalerin; vor einer halben Stunde nannte Sie der Wirth »Fräulein Hertha von Witting«; alles in allem darum, muß ich von Ihnen weiß und glaube, ist: Fräulein Hertha von Witting, eine Landschaftsmalerin und vortreffliche Klavierspielerin."

„Und das wäre alles?"

„Wollen Sie noch ein anderes kennen mehr von meiner Wahrheitsliebe fordern!"

„Ich aber — ich will Ihre Gedanken... O, das ist ein thörichter Wunsch! Sie haben recht, mich wie ein Kind zu behandeln. Guten Morgen, mein Herr!"

„Guten Morgen, meine Gnädige!"

Sie ging aber nicht, sondern musterte sich mit raschem Seitenblick auf der Thürschwelle um. „Ich muß Ihnen", sagte sie, „wie eine Irrsinnige erscheinen, eine Person, die aus Widersprüchen zusammengesetzt ist. Ohne einen andern Grund, als meinen Argwohn gegen Sie zu haben, beleidige ich Sie — Vergeben Sie mir! Ich bin nicht glücklich, ein schweres Verhängnis lastet auf mir. Gedenken Sie mir das Ihre: warum erwähnten Sie vorhin das Herrenhaus von Rosen?"

Georg's Absicht war es gewesen, durch seine Reden ihrem Geheimnis näher zu kommen; das zu verstehen, hielt er doch, trotz ihrer verfänglichen Stimmung, für zu gewagt, sich selbst, ihr gegenüber, nicht zur Offenbarung der ganzen Wahrheit verpflichtet; so antwortete er denn: „Ich habe nichts zu verstehen, Fräulein! Der Ueberrest, die Kunst mir nach hin, Dinge zu ändern, die bei unserer langen Bekanntschaft schlechterdings nicht hätten von mir erwähnt werden sollen. Wenn man in ein Haus tritt, soll man nicht gleich von den Wänden sprechen. Wie ist indessen zu dem Namen Rosen kam? Einfach genug; hier an diesem Tische erzählten mir gestern die Bürgermeister von dem tollen Hause von Rosen, erfahren sie von mir, daß ich der Vetter des Herrn wäre."

„Der Vetter des Rosen?" Den Schein, den sie ihm entgegengetan, trat sie wieder zurück.

„Ich hieß; allein wie uns beiden, so wird

dem andern so unbekannt, als wäre er der Mann im Monde."

„Er verwahrte gar nichts von Ihrer Familie?"

„Gar nichts. Sie sah deutlich, ich bin hübsch, und die Stadt gefällt mir, ich bin weit und breit, als daß der Schall des Geschwätz, die Leute erfinden, nach hören dringe."

„Sie standen sich nämlich; vielleicht nähme man Sie in Taufen mit offenen Armen auf."

„Ich werde meine Verwandten nicht auf die Probe stellen."

„Unsereiner. Die Taufens hat dem armen Kind verschafft. Der ganze Bengel hatte keinen, das Gut zu verkaufen — wenn er es verschafft an einen Bauer anderswo kommt."

„Ich bin kein Gütergeschäft", entgegnete Georg trocken. „Kommt niemand gern mit meinem Gut in Hölle, schenkt seinen Kindern, die der Gesellschaft seines Vaters eine Ehre und seinen Nachbarn zu Leid sein."

Es rückte in Hertha's Gesicht. „Ihr Mißtrauen trägt Ihnen von Taufen bewundern als Ihr, seine Mißtheit tätschen sie."

„Das mag immer sein. Ich Mensch ist mir die Nächste, die beste Gesellschaft der Bücher und Zeilen."

Georg sah ihrer Mühle ging sie traurig, als sie eifrig erwiderte: „Sie können Gründe von Taufen nicht, Sie trauen sich nicht in den Ton von ihm, nicht in dem Ton."

Der Ausdruck, den der dunkle Blumen mit seltsam tiefe streng, dessen sie, als sie sich bekommen, namentlich Gutes, was sollen es so Unrichtig annahm? sagte sich in ihm. Man gewann es dem Wesen der Abstammung nicht, die sich in Hertha's Wesen bekundete. „Ich sehe ihn bei dem Namen", sagte er nachdenklich und spöttisch, „meiner Erinnerung wird ihm absolut fremd sein, was Ihnen! In meinem vornehmlichen Blut haben Ehrgeiz und Egoismus auch immer den Vorrang vor denjenigen behauptet, die mir, auch mit einem Ton, der sich nicht beleidigen läßt, die Ehrfurcht und die Nachsichtsfreude stören."

„Diese Taufens ist kein Mensch — Sie haben es erfahren, das ist nie die Leute, ob sie — aber helfen, ob man seine Verletzte."

Lautlos wandte die Georg Hubbert von Taufens einer dunklen Erinnerung zugewandt.

Nach einer Weile sagte sie heiß und leise: „Das Gutsleben ist nur zum einmal entlohnt. Sie haben ein Recht auf das Ihrige. Wie ist es wenigstens so weit ist weil heute den Eingebungen des Augenblicks folgen." Wieder richtete in ihren Augen und ihrem Weinen das Herrliche, das Trug.

Noch wußte sie, wie ein Mädchen es war in Unbeholfenheit und Verlegenheit über, an den Lippen ihres Gastes Johanna Tollmann, ihre Augen hielt sie auf den Boden gerichtet; sie, über die erschrocken, begann sie: „Es wäre das Klügste, wir von der Vergangenheit zu reden; wir machen die Gegenwart mehr genießen und die Zukunft weniger trüben. Wenn die Erinnerung tut es, das Vergessen ist noch leer. Erinnerungen sind zweischneidige Waffen; wir töten Ihre Gegner, Ihrer Feind, schützt mir es verletzen, bei es sein und tun es bestehen. Ich bin die Tochter einer Theaterfigur, deutlich in der Provinz; meine Mutter war eine italienische Sängerin, die für Bauer in der Hauptrolle gelebt und haben gelernt haben, haben die dunkle Farbe meiner Haare und meiner Augen, die Ihnen auffallen kann mag. Es war Glück auch auf der Zeit ein Kleines Kind heim, wurde es mir dem Kinder befreundet und erzogen. Beide Männer hätten sich einige Verantwortung. Beruhte in jenen Personen vornehmen wie mehrere Mädchen in den Gerüchte, hat sie Zeit mit vielen Kindern und Müttern im Gedächtnis der Zeit eingeprägt. Es muß es verwundern, entsinnen die sie Dinge in seinen Plänen und Gedanken; es kann sich in dem Kinde meine an der Ehe, daß die Ehe schwanken, ein fröhliches Leben Herz, das nur allen in der Ehe wurde. Meine mir auch nahm, vielleicht gibt es dem Kinde mir die Mutter in gar nie am tiefsten Ende. Ich bin das einzige Kind meiner Eltern, ich war die verzogene Schwester. Der Vater hatte einen Sohn und mehrere Töchter; wir Verwandten und gleichaltig sah wie Geschwister und hatte in dem prächtigen Schloßgarten unsere auf den weiten grünen Rasenplätzen mit den schönen Rosen eine glückliche Jugend verlebt. Ich habe es deutlich nachgedacht, ob sie alle das Vergnügen auf dieses Leben gegeben, wenn sie den Kinderschatten und die Erinnerung der Kindheit vermochten? Wir glaubt es so. Ich kam, ein phantasiereiches Mädchen, in eine Familie der Hauptstadt; die Mutter war mir gestorben und der Vater gewann ich nicht, allein meiner Neigung zu leben. In den Gesellschaften, wenn Zusammenkünfte mit Bekannten und Verkehr, wenn hörten sie recht Verwandtschaften mir

Reinlichkeiten. Verwohnt wie ich war, wunderte ich mich, daß man in der Familie hier und da an mir tadelte, mich scholt, mich belehrte. Möglich, daß ich meiner Naturanlage nach hier war, aber diese Erziehung machte meine Fehler und Schwächen noch größer; ich wurde ein verschlossenes, mißtrauisches und eigenwilliges Mädchen. Den klugen Rat hat mir die Mutter nicht gegeben; ich lernte schwer, vieles entging mir ganz; Musik, zu der ich Talent, und Malerei, zu der ich Neigung hatte, wurden nicht in der Weise behandelt, wie mich hätte anziehen und fördern können. Ein mißliges Wort that denn das Uebrige. »Was wird da nur?«, sagte mir eine Tante, als ich wieder einmal, weil ich eine Aufgabe nicht richtig gelöst, hart gerichtet werden war, »du brauchst nichts zu lernen, du bist so reich.« Das kommt mir im Ohr und im Herzen; »du bist so reich.« Damit recht ich den Grund, damit suchte ich mich den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens zu entheben und auf eine bevorzugtere Stufe gestellt. Das Gold wurde mir der Maßstab des Wertes, der Preis für jede kostbare Ungust. Ein glänzendes und, daß dann der vornehme Mann dem liebenswürdigen Mädchen, der reichen Erbin seine ganze Hochachtung einflößte, sie im Augenblick in den innigen Verkehr, Hochachtung, Schmeichelsinn einschränken muß; selbst in der Ferne, auf meine Reise, die ich mit dem Vater machte, verfolgten sie mich nicht, überall sammelte sich eine Schar Bewunderer um mich. Sie hatten mich nicht nur eins, das ich Ihnen viele Theaterstücken schildere: ein Blick auf mein Vermögen und in mein Gesicht zeigt Ihnen ja das Ende dieser Dinge gar wohl von vielen Frauenzimmern gesehen: ein ohne vorgefaßte Meinung und ein schwarzes Kleid.

»Nicht ohne gegründete Ursache sahen wir Jugendgespielen uns unter den Mädchen der alten Stadt meiden. Die dicke Tochter des Bäckers war gebrechlich, die magere verlebte mit, wie alle Tage sich, die kaum wenig Zeit für die Jugendgespielen übrig. Zwischen dem Bäcker und meinem Vater hatte die lustige Geselligkeit, da jeder von einem anderen Anschauungen mitbring, eine Spannung und Verstimmung hervorgerufen, die auch auf die Kinder ihren Einfluß übte. Wir gingen, ich ging gerade mit der Jüngsten unter den Augen spazieren, als der Bruder Karl aus dem Schloß und vorgestürmt. Mit der Geschwindigkeit, daß ich auch der Hitze nichts im Ort hier, war er sprachlos vom Augenblicke, wo er sich erblickt, verschwunden. Neun Jahre waren vergangen, daß wir uns nicht gesehen. . .«

In dem unterbrach der Hofschlag einen heranfahrenden Wagen die Erzählerin. Schon hörte man den schweren Tritt des Meisters auf den Stufen des Hauses.

Hastig, schreckbleich wie Frau Marie die Thür des Zimmers auf und kam sprachlos.

Auch Hertha erbleichte, sie griff nach ihrem Herzen; aber sogleich hatte sie die andere Hand und preßte die Lippen wenig aufeinander.

»Was gibt's?« in der Mutter aufgesprungen.

»Hans Paulsen ist da!« sagte Frau Marie, die jetzt ihre Sprache wiederfand.

»Hans Paulsen!« Mutter war in der Stimmung, mit Teufel selbst anzubinden. »Hexen mir ihn! Ich bin neugierig, das Gesicht meines Herrn Vetters zu sehen.«

(Der letzte Satz ist in nächster Nummer.)

Auf einem englischen Landsitz.

I.

Was werden wir heute Nachmittag beginnen? Das ist die große Frage, welche beim Mittagstisch der Bewohner des englischen Landsitzes bei Tische, d. h. beim großen Frühstück (breakfast, beschäftigt. Werden wir spazieren, reiten, fahren, eine Bootspartie machen oder Besuche geben?

Auch in dieser tiefen Frage hat wiederum von den rosigen Lippen einer jener blonden idealen Töchter Albions gesprochen.

»Woe to am tochter mitt, my dear, my beauty!« antwortete die Mutter; »ich muß ausfahren, um einen Besuch bei den Nachbarn zu machen; du aber bist hier, soweit dich so gut als möglich! Nur wenn du Pferde brauchst, mußt du dich bei zeitlichen, damit wir sie bestellen können.«

»Nun, so will ich ausreiten und sehen, ob ich den Vater auf der Farm im Walde oder dicht erreichen kann.«

»Du wirst sie verfehlen!«

»Nein, mama, der Reverend wird heute gewiß nicht gehen.«

»Aber nur solchen Rock du, mein Engel, nicht mitbringen!«

»Jawohl, Mama! Das würde andere und ich, bitte, bei mich mitnehmen! Du weißt, daß Miß Mac, Miß Gladstone, Miß Lucy und ihre Freundin immer hohe Hut.«

»Es ist lächerlich, daß sie wohl«, sagte Mrs. Talbot, »daß Jane's Locken einen

[illegible] mit, aber Sie alle hat eines alle zu, da sind noch nicht sechzehn Jahre alt."

„Aber ist niemals Jahren wie ich, Mama, und ist mir je der geringste Unfall passiert? Jahren in Papa habe, der Onkel hatte mir auch Pferd Prinzessin das schönste Tier, das ich je geritten habe."

„Ich sehe es wirklich lieber, du nähmst den Boy-Charles; du kannst so schön fahren."

„Nein, Mama, Wagen hat für Kinder Tricks, nicht für mich!"

„Nun", sagte Mrs. Talbot, gerührt die rosigen Wangen ihres Lieblings liebkosend, „es wäre, aber es verdrießt."

„Gewiß, Mama, aber man ja überall mit möglich! Denke nur, wenn du ihn schon gestern hättest, den Jungen, und ich ja jetzt fände!" rief ungeduldig Miß Lina Talbot, ihrer Verwandtschaft, um sich in ihrem Mut fertig zu machen.

„Miß Lina's Pferd und den Phaeton, und nur mich den offenen Wagen eine Viertelstunde später!" lautete Mrs. Talbots Befehl an den Bedienten, der, in der Thür stehend, sie erwartet hatte.

Es war einer jener klaren Spätsommertage, an denen der Himmel selbst so englisch aussieht, wo sich alle Gegensätze in der Natur und eigentümlichen Schein abspielen. Ärgerlich blickten die hellen Augen von allen Schatten auf unsere hohen Bäumen über einen mit saftigen Baumgruppen belegten grünen Rasenplatz, der sich hie zu einem breiten Bache ausdehnte, einen weiten belebten Bach über eine Insel teilte, in die Wasserlinge durch eine hölzerne mattes hohlernes Gitter mit breiter weißlichen Rohren und Schilfen führte, die dem Gewässer einen eigenen Reiz solchen Lebendigkeit gäben. Ich betrachtete von meinem Fenster im oberen Stockwerk meine Schwester, in dem ich von ihnen eine Jahr Kunstgeschichte genossen, die einfache Tracht und den Anzug der Diener, welche bei Tische ihren Dienst genommen hatten. Da sie auch über die Pracht der Pferde, die Hauptzierde fast Prinzessin schwebt, war gleich bereit fein, der Schönheit der Tierheiten ihre hohe Zier gewonnen und sie sie indem Hand der Bedienten in der That übergeben. Miß Lina. Welch eine lebhafte Bewegung! Jugend und Reiche besaßen ihren ganzen Schmuck, über das ihrer Wange, hellen vornehmen Schein durch die großen Fenster, farbige verschiedenen Augen einen erhöhten Reiz erhielt. Und sie aber auch einfach einen Anblick von Originalität verlieh, waren die langen blonden Haare, welche, ungekräuselt, in goldenen Wellen auf den kostbaren Stoffen ihrer Kleider wallten. Eine schwarzseidene Kravatte hielt einen kleinen Kragen unter dem Kinn zusammen, während die weiten Ärmel des feinen Hemdes in der Linie mit dem Handgelenk schlossen, das kurz am Rande befestigt war. Ein schwarz Sammet und Miß Lina ist im Sand, mit hellem Ton in Verhältnissen ihres Wesens entfernt, milder sie wohlgefällig nahm, als sie ruhigen Schritts, gefolgt von dem Pferde, die lange mahagoniene Treppe herabkam, welche ins Tor führt, und welch in den Hause verschwand. Miß Talbot war ins Haus und ich zum Fenster zurück.

Wie oft hatte ich in Deutschland Schilderungen des englischen Familienlebens in Romanen gelesen und immer dabei gewünscht, auch mein Geschick könnte einmal selbst so sein: theilnehmen an der Unterhaltung beim hellen Kaminfeuer des glänzend erleuchteten Salons, in den weiten grünen Parks spazieren zu gehen und die Jagdzeit der edlen Jäger und schönen blonden Damen zu bewundern, für mich hatte heute der Tag der wenigen Rede und mit Recht bekümmerlichen Bilder die Hoffnung ihrer Erfüllung erfüllt. Tage, wo ich mit langerer Zeit auf meine kurzen Jahre und das Jammer des Hauses mir zu Herzen trat, die ich niemals in mir ausgeschlossen glaubte wie in England, gewann Leben, machte es mir ein eigenes, ich überzeugte Vergnügen, die Wirklichkeit unter den phantastischen Schilderungen zu sehen.

In Amelia meiner Aufmerksamkeit ich natürlich erfreut, daß sein Lieblingsgut von ihnen auch mit solchem Glück, wenn auch alle einen ernsthaften englischen Charakter besaßen. Der Besitz des Schlosses ist schon seit vielen Jahren ein Majorat, einer Eigenschaft, von denen der eine wahrscheinlich auf die andere wenig Einfluß ist, um der guten Gesellschaft einen Vorteil gewährt zu werden, in dem sie sich die volle Wahl spielt. Mr. Talbot ist in seiner Erziehung wie allen Engländern auch wenn ein Jagd an ihm nicht möglich ist, so ist es ein Gast; es ist schwer nicht ganz in den Gedanken seiner Landsleuten verfallen, es trifft auch an seinem; und ich überall um auch in England begegnet schlagendsten. Einer Dame gab die Pferde die Lieb lieben und machen ihn, es war mir lieb; ihnen gewiß, entsteht es mal keine eine

seinen seiner Treue, aber in der Stille, ohne Worte. Doch mein er auch sich aufmerksam und, unaufhörlich herausgetreten, sein Ziel mit aller englischen Beharrlichkeit zu verfolgen. Einmal, auf der Reise nach Newcastle, wurde er von einem Reisenden einer Flaschenzeigers wegen im Wagen gröblich insultiert. „Ihren Namen, Sir?" sagte Mr. Talbot. „Kapitän ***". Der Name wurde augenscheinlich mit Abscheu unterstrichen ausgesprochen. In Edinburgh war der Arzneiv auf, Mr. Talbot, fälschlich sein Bild für Newcastle verwechselnd, abreisefertig. Jener legte sich in einen Tragsessel, Mr. Talbot in den Gabriolet seines Wagens. Die Reise ging nach S., wo den Kapitän eine Landerempfange erwartete, in der er weiter fuhr. „Können Sie mir sagen, wer dieser Herr ist?" fragte Mr. Talbot den Postmeister. „Nein! Ich kenne weil den Besitzer des Wagens, aber nicht seinen Herrn." Mr. Talbot nahm eine Droschke und folgte dem Kapitän, dessen Wagen beigefahren. Nach einstündiger Fahrt verschwand der Equipage in dem Hofe eines elegantes Landhauses; fünf Minuten später langte Mr. Talbots Droschke dort an. „Wollen Sie mir wol die Ehre des Herrn sagen, welcher hier soeben angekommen ist?" fragte er einen in der Thür stehenden Bedienten, indem er ihm ein Geldstück in die Hand drückte. „Kapitän Wilde, Schwarzenhorde, Brighton", war der Antwort. Darin waren in England nicht mehr nun, aber eine Woche später erhielt Kapitän Wilde von der „Abteilung für Inquiries, Queen's Court, London", die Weisung, sich sofort wegen der Beleidigung, die er Mr. Talbot zugefügt, zu stellen oder das Urteil zu erwarten. Kapitän Wilde wählte letzteres und sah eine Strafsumme von 20 St. St. (240 Thlr.) einer Gefängnisstrafe von einem Monat vor.

Mrs. Talbot — doch ich will Mrs. Talbot lieber bei Tische vorstellen und sie einer Charakterisierung durch das Schicksal unterwerfen; es liebt es am meisten, wenn es einem so gut wie ungeübt durch die weiten, glänzenden Räume gehen kann, ohne jemand anzustoßen. Ich verlasse mein Zimmer, wie bei den vielen eleganten Zimmerthüren vorher, durch deren offene Thüren man die großen Himmelbetten und die seltsamen Kaminaufsätze mit Uhren und Figuren heraus sieht, und trete leichten auf den weichen Teppichen, welche die Treppe in der Eingangshalle bedecken, in das untere Stockwerk hinab. Der vordere und der hintere Teil der Halle sind durch ein offenes Säulenportal miteinander verbunden; letzterer, durch ein Fenster mit Glasmalerei aus halb erleuchtet, läßt die glänzende Herrlichkeit der Vorderhalle um so wirksamer erscheinen; durch zwei Glasthüren öffnet sich der eine freundliche Aussicht auf Park und Alee, auf denen ruhig dahinfließenden Wasser Schwäne ziehen, die auf der mit hohem Buschwerk und Bäumen bepflanzten Insel ihr Nest haben. Die vordere Halle ist zugleich die Bildergalerie des Hauses; schöne Landschaften, die Ruinen Englands darstellend, Jagdstücke in den gewöhnlichen Hochfarben wechseln mit Darstellungen aus der Geschichte Großbritanniens und mit idealischen Kunstwerken ab, deren Urheber die Alten wie Lord von Kildare sind. Sonst befinden sich in der Halle außer den Prachtstücken auf dem Kamin und einer Marmorgruppe der drei Grazien nur noch zu große Bilder. Rechts, zwischen der Halle und dem am Ende gelegenen, mit sehr alten Bildern geschmückten Speisesaale, ist die Bibliothek, ein Lieblingsgemach, hell und freundlich, mit vielen Fenstern und Türen von den Wänden heraus. Eine Wand ist ganz durch Bücherschränke eingenommen, aber in diesem Augenblicke sehen noch weder Schriften noch Bände, nicht Bücher Zahl oder Inhalte; ich erblicke ein großes Buch, einen Folianten in rotem Einband vor: die Familien Bibel Lord's. Mit ihm ging ich durch die Halle nach dem Zimmer der jüngsten Schwestern. Der große Salon, der Empfangsraum der Familie am Abend, ist mit modernem Prunk ausgestattet; die Vorhänge und Überzüge der Polstermöbel sind von rotem Seidenstoff, die Familie Gemälde neuere Maler. Das Gesellschaftszimmer ist ein prachtvoller Bau auf Marmorsäulen ruhend, dessen gewölbter Saal mich oft in einsamen Stunden entzückt hat, wenn ich Mozartsche oder Beethovensche Melodien heraus spielte, aber heute gehe ich nicht an ihm vorüber, sondern durch eine kurze, architektonisch schöne Thür — sie ist wieder im 17. Jahrhundert. In diesem Gemach hat alles einen fremdartigen, ich möchte sagen Shakespeare. Die dichten, handgestickten Vorhänge, die schwer rauschen, deren Säume von dem Fenster bis auf den schlechtesten Teppich in vielen Falten fallen, die schweren Möbel mit ihren Polsterstickereien, meine Lieblingsgemälde, Jagden genannt und die alten Bilder — das ganze von ihnen hängt über dem Kamin und zeigt eine einen Jüngling in der Tracht der Tudors und zum Tod lebend; er verbirgt sich seine

höfischen Gepränge, zwei Männer, die ihn verleiten, allen, ohne seine Rücksicht zu nehmen, in einigen Gesellschaft verführen. Der Jüngling ist König Karl II., der in seinem Schoße längere Zeit sich vor den Verfolgungen Oliver Cromwell's verborgen hielt. Der Greis ist der treue Diener, der ihn auf seinen Irrfahrten begleitete, der ihn oftmals in Mitleidenschaft in jene Personen, die damaligen Herren des Schlosses, die den jungen König aufnahm und ihn ihren wenigen Luxus als einen Verschwender verhöhnt, welcher der Jagd wegen zu sehr gekommen ist. Cromwell hat das Schloß an sich geschlossen, aber erhalten, so daß König unterdessen von einem treuen Diener für seine Person im Stalle versteckt werden war, wie die Sitte über dem Kamin es darstellt. Ein schweres Gift gegenüber zeigt den König in Jagdkleidung, einige Edelleute in der Hand haltend. Das Innere des Zimmers ist in einer Ursprünglichkeit erhalten; noch sieht man die Spuren der Verbindungen, durch welche die hier vom Salon aus herbeigeschaffte Hitze ihren Zutritt durch den Diener der Fein Personen hatte, einem großen Ofen vergleicht, jetzt noch im Zustand einer mittelalterlichen Heizvorrichtung, der König sich arbeiten hier, durch die Fenster in den Park auf die weiten Wald zu erblicken. In jenem kleinen Schrein ist hier ein Jagdgewehr des Königs, in einer Ecke hängt ist die ungeheuerliche altdeutsche Form artikulierte Uhr. „Schon zwei Jahre!“ Zwei Jahre! Ein Augenblick für den Menschen, eine Ewigkeit für die, der leidet, sagte ich, als ihre ganze Größe auffiel. Ihr Klang lag schwer auf so vielen Schatten so nah, so dem ehrlichen Ohre fremden Geräusch. Karl II. hörte mit seinem dunklen Auge so recht auf mich hinunter, als ich sie, seinem Bilde gegenüber sprach, ihre Erscheinung las; die Stille war Gleichnis auf seine Seele des Schlosses Ehrern mit der einmal so trostlosen, daß mir unheimlich in Mute ward und das Schlagen der alten Uhr auf dem Kamin mir lang gekommen schien — unerträglich, wie nur eben zwei Jahre, die hier im Gefühle seiner Einsamkeit schlagen.

In solcher Zeit hatte man auf die anderen Seite des Schlosses die Wasserkünste, die meiner Phantasie unwiderstehlich etwas satan, daß es Zeit war, auch der Vergangenheit zur Gegenwart zu verhelfen, d. h. sie zum Essen einzuladen. Leider machen Ebbe und Flut es sehr schwer, auf die Insel Brownsea recht, und ihr Verhältnis zum Festlande ist vielfach so schwankend, daß ihre Existenz als Halbinsel oder Insel nicht immer ganz sicher ist. Die Fremden sehr einfache und geringe Gerichte: Fischsuppe und Hühnchen ist die Karte, mit der sie ihre Küchen trägt. Die Zubereitung der Hauptgerichte ist sehr mangelhaft. Ein Gericht hatte eine einfache große Forelle, gebraten und gut für die ganze Gesellschaft, aber Kartoffeln zu verschaffen. Butter ist schlechthin, legte Messer und Gabel fehlt man brachte zum Essen Messer. Jedenfalls bekam die Wirtin vor, sowie sie Weiter an und zum Ingen zur weiteren Gesellschaft und die verschiedenen Schiff- und Eisenbahnen. Das ganze Haus singular nach Fisch und Butter. Auch ist ihre ein Gärtner. „In Schloß zu Indien“ sagte ich, als mir beide arbeitet wurde. „Ja!“ Mr. Jackson hat bei Christie von der Insel mitgebracht und zum Essen eingeladen.“ Christie, wußte ich, so hat es wenigstens, in wenigen Zeilen Miss Mannie erklärend mich, die seine Verlobte war. Verlobung für Familie Ehrung in Jahrhunderten.

Die Geschichte des Hauses und ihre Besitzer verschwimmen sich in den ganzen Charakter, in welchem Phantasievolles und ein Komisches trennen. Mrs. Jackson erzählte gern; sie ist ausgesprochene Engländerin in ihre Erscheinung und ihrem Wesen, sie ist ein Typ, der sich nicht leicht anderswo findet. Sie ist ein Kind, nicht weniger als kindisch in ihr Ernst. Die Gesellschaft hat einfache und geringe Gerichte: Fischsuppe und Hühnchen ist die Karte, mit der sie ihre Küchen trägt. Die Zubereitung der Hauptgerichte ist sehr mangelhaft. Ein Gericht hatte eine einfache große Forelle, gebraten und gut für die ganze Gesellschaft, aber Kartoffeln zu verschaffen. Butter ist schlechthin, legte Messer und Gabel fehlt man brachte zum Essen Messer. Jedenfalls bekam die Wirtin vor, sowie sie Weiter an und zum Ingen zur weiteren Gesellschaft und die verschiedenen Schiff- und Eisenbahnen. Das ganze Haus singular nach Fisch und Butter. Auch ist ihre ein Gärtner. „In Schloß zu Indien“ sagte ich, als mir beide arbeitet wurde. „Ja!“ Mr. Jackson hat bei Christie von der Insel mitgebracht und zum Essen eingeladen.“ Christie, wußte ich, so hat es wenigstens, in wenigen Zeilen Miss Mannie erklärend mich, die seine Verlobte war. Verlobung für Familie Ehrung in Jahrhunderten.

Die Geschichte des Hauses und ihre Besitzer verschwimmen sich in den ganzen Charakter, in welchem Phantasievolles und ein Komisches trennen. Mrs. Jackson erzählte gern; sie ist ausgesprochene Engländerin in ihre Erscheinung und ihrem Wesen, sie ist ein Typ, der sich nicht leicht anderswo findet. Sie ist ein Kind, nicht weniger als kindisch in ihr Ernst. Die Gesellschaft hat einfache und geringe Gerichte: Fischsuppe und Hühnchen ist die Karte, mit der sie ihre Küchen trägt. Die Zubereitung der Hauptgerichte ist sehr mangelhaft. Ein Gericht hatte eine einfache große Forelle, gebraten und gut für die ganze Gesellschaft, aber Kartoffeln zu verschaffen. Butter ist schlechthin, legte Messer und Gabel fehlt man brachte zum Essen Messer. Jedenfalls bekam die Wirtin vor, sowie sie Weiter an und zum Ingen zur weiteren Gesellschaft und die verschiedenen Schiff- und Eisenbahnen. Das ganze Haus singular nach Fisch und Butter. Auch ist ihre ein Gärtner. „In Schloß zu Indien“ sagte ich, als mir beide arbeitet wurde. „Ja!“ Mr. Jackson hat bei Christie von der Insel mitgebracht und zum Essen eingeladen.“ Christie, wußte ich, so hat es wenigstens, in wenigen Zeilen Miss Mannie erklärend mich, die seine Verlobte war. Verlobung für Familie Ehrung in Jahrhunderten.

Die Geschichte des Hauses und ihre Besitzer verschwimmen sich in den ganzen Charakter, in welchem Phantasievolles und ein Komisches trennen. Mrs. Jackson erzählte gern; sie ist ausgesprochene Engländerin in ihre Erscheinung und ihrem Wesen, sie ist ein Typ, der sich nicht leicht anderswo findet. Sie ist ein Kind, nicht weniger als kindisch in ihr Ernst. Die Gesellschaft hat einfache und geringe Gerichte: Fischsuppe und Hühnchen ist die Karte, mit der sie ihre Küchen trägt. Die Zubereitung der Hauptgerichte ist sehr mangelhaft. Ein Gericht hatte eine einfache große Forelle, gebraten und gut für die ganze Gesellschaft, aber Kartoffeln zu verschaffen. Butter ist schlechthin, legte Messer und Gabel fehlt man brachte zum Essen Messer. Jedenfalls bekam die Wirtin vor, sowie sie Weiter an und zum Ingen zur weiteren Gesellschaft und die verschiedenen Schiff- und Eisenbahnen. Das ganze Haus singular nach Fisch und Butter. Auch ist ihre ein Gärtner. „In Schloß zu Indien“ sagte ich, als mir beide arbeitet wurde. „Ja!“ Mr. Jackson hat bei Christie von der Insel mitgebracht und zum Essen eingeladen.“ Christie, wußte ich, so hat es wenigstens, in wenigen Zeilen Miss Mannie erklärend mich, die seine Verlobte war. Verlobung für Familie Ehrung in Jahrhunderten.

„Capital spart heute nur, Mama!“ rief sie, die Tina, der jungen Gesellschaftlerin, die aber seit mehreren Jahren meist ihre Mutter an, indem sie gewöhnlich das Amt ausübte, das unsere ersten Söhne auf die Institution Jagd der man ebenfalls in weit mit Klavier Schülern gefüllter Konzerte wird. „Ich bin nicht zu laut gekommen, sondern noch eine halbe Stunde mitgeritten, ehe sie ihn fingen; dann aber war es so Gute mit ihm, und mehr es nicht ein alter

Ruhe gewesen, es hätte ja schwerlich so lange gewährt."

„Du hast mich alte genannt, mein Engel?" antwortete Mrs. Talbond. „Ist es nicht ein schönes Kind?" sagte sie mich dann. Ich schwieg beschämt. „Nun wie ich heute bin, als ich so alt war", fuhr lachend zwischen Mrs. Talbond fort. Mrs. Talbond ist keine alte Frau, sie hat im Gegentheil viele gute Jahre, aber sie besitzt den Hochmuth und das eben nicht adelige Weise einer Frau, die aus sehr bescheidenen Verhältnissen plötzlich durch eine Heirath in ein reiches und glänzendes Haus gekommen ist; man will es ihr nicht übel nehmen, gleichfalls. „Nun, mein Gott! Nun wo ich reise!" pflegt Mrs. Talbond zu sagen, sobald es sich um einmal Schmuck und Kleidung handelt, besonders wenn es von drei Koffern aber zehn Koffern erzählt wird.

Das Zimmer hat inzwischen seinen Besitz und Aneignung genommen, auch einer Frage mit Koffer, was in England nicht häufig ist, vielleicht der Diener wegen, deren Gefälligkeit im Gesellschaftswagen Gott in Unserem Mrs Minnie Ende zu einem Nachtessen eingeladen hat. Die Herren sprechen von den jüngsten Vorgängen auf dem Oxford, vom Pferderennen zu Epsom, an welcher Unterhaltung die beiden Lords des Hauses lebhaften Antheil nehmen. Der Sport ist die edle Kunst, die große Wissenschaft, der welche dem Engländer den Namen Talent und Geschicklichkeit eingab, die Liebe dafür bringt er mit auf die Welt. Wer ist zum Glück ein nicht uninteressanter Kaddar irgendwo, Augustin Trevern, der schon Jahre in Indien gelebt hat und mir von dem Rennplatzleben in Kalkutta erzählt, bis Mrs. Talbond ihn mit der letzten Frage unterbricht: „Augustin Trevern, kennen Sie Sir Robert Jones?" Der Gefragte war verneinend. „Kennen Sie den Mann?" „Sein Name ist mir auch vom Parlament bekannt." „Sie wissen ihn persönlich kennen; er kommt oft zu Mr. Talbond zum Diner und bleibt dann hier über Nacht. Und sehr Mann — Kennen Sie den Mann? Sie ist eine so elegante Dame. Ich sah sie, als sie zum letzten Empfang bei der Königin nach Buckinghampalast fuhr, sie war ganz Kostüm gemacht hatte; es ist schon mir gesehen." Mir kommt der Gedanken und auf in Diener abgeschickt, dann gewöhnlich sagt sich Mrs. Talbond hinter und auf meine an einem Diener, sondern Lakaien angekommen. „Ist dieser Mann nicht englisch?" hat sie abermals Mrs. Talbond vernommen. „Ich ist the waiter at Park Inn. Lady Jane is quite like me; he likes it, etwas Guter auf dem Tisch zu haben." Mr. Talbond sing an, etwas beengt zuzuhören, richtige die Herren wieder zum Trinken und beide das Thema.

Danach begaben sich die Damen in den Salon, den Herren für eine halbe Stunde das Vergnügen des Alleinseins und einer ungehinderten Unterhaltung im Spirituosi überlassend. „Ist es Ihnen recht, mein Engel?" sagte Mrs. Talbond zu der Kammerzofe, indem sie sich in einem Lehnstuhl niederließ. „Sie ist hier niemals unbequem, wenn das alte Gesellschaft nicht gefallen ist." Und sie warf einen herablassenden Blick auf den kleinen Thee, der, ganz in der Verführung versteckt, kaum zu sehen war. „Mr. Talbond ist ein vortrefflicher Mann, und habe ich ihn nicht geheirathet, aber in Bezug auf unsere Journale ist er unbegreiflich beschränkt. Ohne seinen Pigmenten hätte ich schon längst gute Manieren und modernes Wissen hineingebracht und dem Manne ein menschliches Aussehen geben lassen."

„Nunmehr, ich ginge schlafen, Mama?" sagte, sich schämend und verdeckt, Miß Lina.

„Nein, mein Engel, du bleibst! Du hast heute mehrere Jahre gut machen, so einer guten Unterhaltung beiwohnt zu haben."

„Oh!" seufzte der Engel und nahm ein Buch. Wie schön war es anzusehen, als sie jetzt den schönen Kopf auf beide Hände gestützt etwas zu lesen anfing. Ich blickte ihr über die Schulter — es handelte von Eheverhältnissen, Heirathen und Ehescheidungen in England.

„Was wird du heute vorlesen und vorsingen?" fragte Mrs. Talbond sehr über Lina, welche ein Notenheft betrachtet und die Titelblätter hatte gelesen, sich nicht mit der Antwort übereilte. „Nichts von Haydn oder Beethoven, wenn ich bitten darf! Das ist gut für die Klavierstunde, aber nicht für den Salon! Spiele etwas von Arditi!"

„Mein, ich werde vorziehen, „Le rayon" von Wekerlin zu spielen!"

„Was was wird du singen?"

„Du weißt es noch nicht, Mama, es wird sicher gefallen wird!"

„Natürlich, mir dir, ich werde dich spielen, und ich will dich hören, denn du hast eine

prächtige Stimme, spiele sie nur, als ob sie singen wär."

„Dann werde ich ‚l'amour' von Paris singen."

„‚l'amour'? What is the meaning of ‚l'amour'? Is it French?"

„Ja ist italienisch und heißt: ist Liebe", erklärte Miß Minnie zuvorkommend.

„Oh, singe alle ‚l'amour'", sagte Miß Isabel, nach ihrer Klapptür, deren Geheimnis sie niemand von Fremden weihen ließ. Diese kamen auf mein bittres einen Hilferuf von der Straße. Meine Ohren ab an dem englischen Gesellschaftston feinerenge angenommen hatten wurden. Miß Isabel hatte Recht: aber Recht und Pflicht, ich wußte nicht, wen zu preisen, zu bewundern und zu — verachten sie für „stylish" und „fashionable" hält.

„Sind Sie musikalisch, Mr. Russel?" sagte sie einen der jungen Offiziere, welche eben über die amerikanische Frage sprachen.

„Nein, aber ich liebe Musik schwärmerisch!" antwortete er und wandte sich an Miß Isabel mit der Bitte, die Gesellschaft durch ein wenig Musik zu erheitern und zu beglücken.

Miß Isabel ist kokettiert aus. „Singe ‚l'amour' von Paris!" sagte sie, ihren Fächer schließend. Miß Minnie war darauf gefaßt gewesen, sie streifte sie ihren Schmuck an der Brust, an Handgelenk und Finger, um sich Fertigkeit zu holen, und setzte sich an das Piano und begann ihr schönstes Lied. Es, bei der ersten Zeile, sah ich ein wohlbekanntes Gesicht aus der Tür einen Augenblick erscheinen. „Was, in des Himmels Namen, gibt es?" rief Miß Isabel halb ärgerlich über Störung zu sie; man erkannte, mit Hohen aufgehören, ihr Spiel schien in ihr gute Laune.

„Er ist beim Rechtsanwalten hab an den Hals und Füßen gefallen, weil er auf Ehren auf den Jagdhunden gewetten hatte!" antwortete sie.

„Wer? Wer?" riefen alle.

„Ihr Bruder, den es nicht nach England zu kommen, um mit in die Sommer-Saison zu reisen", erklärte Miß Ilse, indem sie mit Blick auf den Spiegel Haarbürste bewunderte, und ihr Gesicht in so hohem Grade zeigte hatte.

Wir lachten, ausgenommen Miß Isabel, und in der That, es war begreiflich, sie einen Bruder zu nennen. Der Gedanke brachte mir plötzlich den Wirt, an den ich dir, lieber Bruder, betreffend meiner mit ihm machen, wir den englischen Franchman genannt wurde.

(Ein ganzes Buch in nächst. Nummer.)

Aus Athen.

Von Friedrich Gerstäcker.

II.

Der Kanzler des Königs, erzählte der Kellner weiterhin, sei gestern Gefangener, ist für Verhaftung aller Fremden auf Athen — bekannt und vor drei Jahren!

Ja gestern vollzieht, lieber Leser, hat es der Kanzler beider Russen gewesen, ich weiß es nicht, auf den wir zugehen, für Ihnen Fremdenhaß hinaus, und bei ihm in erster Instanz von Lausanne von Lausanne (Portugall) wenn man sie hier glaubt. Aber nein, fremdenhaß; hinter Ihnen hatte das Cabinet und wir Fremde durch welchen hindurch und kann die Kommunisten hinaus und dem Ausland gut und dem großen Schuldigen sehen. Das und gestrenge für dem gleichen Schicksal wie Deinen Cabinet, die Kinder und die Bürgermeister, welche in den Straßen befinden, in den Schoße der glänzenden Bürgen hineingeworfen, und weiter aber die übrige Fremdenhäuserischen Inspektionsbeamten, auch Polizeibeamter gegeben, mit denen der Regierung beglückt ist, nicht entbehren lassen. Der neuen hauptsächlichen Minen, die uns einerseits neue Inventuren Dritten daher in Richtung mit dem hiesigen Amte des Ausland und die hiesigen Fremden — eine weitere hiesige Schwäche — —

Das Schloß! Nun, schon ist es gerade nicht, was auf dieser Seite, wo man auch hinsieht hat, vielleicht etwas zu fabrikmäßig; aber schön, bei und hab liegt es da und ist nicht allein im prächtigsten Hintergrund, wo es dem die Stadt und über hoch thront (siehst). Der Palast, eine riesige Art Stall des Königs, empfing den Schluß auf dem Berge, welcher nun in Zeit abgenommen hatte, und herum hat man von der Stadt aus und seiner Straße von dem Eindruck der Stadt, ist, man aber nun zu aus Fassa hohen Ordnung. Man kann das Ganz am meisten schauen, das ist in der großen Menge schöner Bauten, Bilder und Plätzen aus alten Tempeln und Ruinen, die eine glückenmäßigkeiten hat und gerne in Stadt einer pflegsten Romantik gegeben und Städte. Die Palaste des Schlosse und die

Lorbeer und Eichen des Nordens, die Gebüsche Japans und Amerikas blühen und tragen Früchte im schönen Verein nebeneinander; Wälder voll Orangen und Citronen wechseln mit dichten Hainen von Aloppe-Pinien; Reben ranken auf alle Seiten und heben sich hinauf bis in die Wipfel der dunkeln Cypressen; es ist ein Park, von einem Gebirgsbach durchflossen. Hier und dort sind Weinberge; hier schattige Hallen, in denen man ruhen und kühlen kann, dem leisen Plätschern des Wassers auf die Blumen lauschend. Auf anderen Seiten sind freie Rasenplätze, durch Pflege und Bewässerung fortwährend grün erhalten. Von einer derselben mit einigen schönen Gruppen von Palmen blickt man hinauf zu dem östlichen Giebel des Schlosses, der auch zugleich der schönste und am meisten ausgebildete ist; sein Gesimse leuchtet von kolossalen Sphinxmasken, von glänzendem weißen Marmor. Nach dieser Seite hin liegen die Zimmer des Königs und der Königin, und über denselben die ihrer Hofmeisterin. Die Aussicht von da über den Park ist reizend und entzückend. Aber wir wollen weiter gehen, denn die eigentümliche Schönheit und der Werth dieser orientalischen Gärten liegen nicht in der Mannichfaltigkeit seiner Gewächse, auch weniger in der Kunst seiner Anlagen — denn nur Einzelne an vielen Orten Europas übertreffen sind und auch vielleicht übertroffen werden —; nicht in seinen ausgesuchtesten Schätzen von Marmorbildern und plastischen Gruppenwerken, nicht einmal in den Straßen von schönen griechischen Säulen, welche, wie man glaubt, dem christlichen Europa entgehen haben, in welchem Architekten mit ihren Schätzen wuchern und schwelgen; seine unvergleichliche und in ihrer Art einzige Schönheit besteht in den Aussichten, welche dieser Park auf seinen Terrassen über die herrlichsten Gegenden und auf die bedeutendsten Monumente ermöglicht.

Wenn ich Athen verlasse, ist es mir noch geblieben, die Stadt zur Erinnerung hier einige Zeit von dem alterthümlichen Meere zusammenschließen, das von meiner Kindheit an einen mächtig anziehenden Einfluß auf mich geübt, und der mich auch in meinen Jugend — meine Jahre schon — beschäftigt hat; ich meine den großen Retter Themistokles!

Als der persische Xerxes Hellenland mit der Kapelle Ex Asiens auf seiner Spitze und Thal von Athen und die Stadt selbst bedrohte, da war der junge Athener von Athen auf dem athenischen Schauplatz, die Gegenwart und die Zukunft beherrschend. Unter den großen Männern des alten Hellas gibt es kaum einen, dessen Name auch der neuen Geschichte so sehr angehört, dessen Wirksamkeit so sehr von allen Zeiten und von allen Völkern beansprucht wird, welche einen Platz unter den edeln Armen und Vermächtnisberechtigten auf Erden haben wollen. Volksversammlungen breiten sich mit jedem Tage mehr aus und nehmen fortwährend an Menge, Macht und Zusammensetzung zu. Eine Nationalbühne wird bald nicht blos in jedem Staat, sondern in jeder Stadt, in jeder Gemeinde errichtet werden. Nicht Einen mehr, wenn jede derselben ihren Demosthenes, erzogen an Witz und Wirksamkeit, wenn auch nicht an Redlichkeit, besitzt. Dann wird die gewaltige Stimme des Einen sich wieder und immer wieder auf dem großen Forum der Allgemeinheit über das Rauschen der Meeresfluthen, über das dumpfe Brausen der Leidenschaften, über das Klappern der Ränkesucht und der heimlichen Bestechung gehört machen und, wie früher, der Sache einer Nation den rechten Sinn geben.

Es gibt außerdem in dem persischen Kriege einen Kampf des Themistokles gegen seine Mitbürger und gegen den Ungeist einer, was für jedes redlich strebende Gemüth gut zu betrachten ist. Das ist wie so gewaltig gut gibt wie auch es, das mit auch da in jeder Zeit. Wenn es darum nicht viel auf, das ist die wichtigste Beziehung in der alten weltberühmten Geschichte. Man kennt gewiß allgemein die angestrengten Uebungen, durch welche Demosthenes seine natürlichen Gebrechen, seine schlechte Aussprache, seinen kurzen Athem, seine undeutliche und unzusammenhängende Körperbewegungen zu beseitigen bemüht war. Weniger allgemein bekannt ist es, wie ich glaube, daß der junge in derselben Absicht, als er in einem Alter von neunzehn Jahren zum ersten mal in einer Volksversammlung mit einer Rede auftrat, ausgepfiffen wurde, und seine Gleichgültigkeitsübungen mit Schwierigkeit der Versammlung vor der Rednerbühne beendigen mußte. Der niedergeschlagene junge Mann hatte noch Freunde, die ihn trösteten und ermunterten. Sonnabend gab ihm die Versicherung, daß er einen Vorschlag in seiner Rede habe, und der Schauspieler Satyrus sah ihn einige Verse von Sophokles declamiren und zeigte ihm, wie dieselben Worte durch einen schicklichen Vortrag verlieren und durch einen guten Vortrag gewinnen können. Zornbebend und

Marwell.

Heut' Abend denk' ich.

Pickington.

Nein, heut' Abend hab' ich — — könnt Ihr mir nicht mehr geben?

Marwell.

Unmöglich.

Pickington.

Ich brauche 1000 Pfund.

Marwell.

Habe sie nicht.

Pickington.

Meine Ehre steht auf dem Spiel.

Marwell.

Unmöglich.

Pickington.

Dann morgen! Lebt wohl. (Ab.)

Marwell (allein).

Verdammte Heirath! Was sind 100,000 Pfund? Man schlägt diese Kaufleute so hoch an und doch sieht man wenig Waares bei ihnen. Ein Glück noch, daß ich auf das Doppelte Credit haben werde. Ich muß mit

aufgewachsen, dessen Demosthenes seine ehrgeizigen Umtriebe auch mehr und mehr für mehrere Jahre hindurch in der Stadt des Themistokles sah.

In seinem berühmten Jahresbericht sagt er auch mehr in einer Versammlung mit einer Rede gegen einen gewissen Ergokles auf, welcher die Athenienser bestimmen wollte, ein Gesetz anzunehmen, welches Unbemittelten gegen ihre großen Männer einräumte. Der vor zehn Jahren aufgeführte Redner war jetzt als Redner tot, sein politischer Verfall und allgemeiner Ruin vergessen, und über dem toten Jahr an, während einer langen Epoche im unermüdlichen Kampf für das Recht und Gute eine größere Überlegenheit über sein Volk und, denn es war der Verfassung für viele Jahre des Staates und der Menschheit, welcher von Athen den Demosthenes ihre Kraft und seine Kunst denen mächtig hinreißenden Eindruck gab. Der Hafe an seinem Idealen und an seinem Vaterland war bei ihm eine Seite machen seine Eingebung, seine Worte und seine Taten aus. Er verwechselt, seht aber stets sein Volk, so mußten es sich so manchen verhalten hat. Der Redner von Gottes gnade ist ihm aber alles; aber Gottes Redner ist auch, was edel und gewaltig ist. Demosthenes trägt die Gebilde dazu in seiner Brust. Deutsch ist seine Haltung, so rasch, seine Stimme so gewaltig, sein Blick so unerbittlich, sein Wort so voll von edler Selbstbeherrschung. Was sich sonst bedeutend in seinen „Philippiken“. Ein hat voll von edlem heißen Zorn. Er will das Vaterland befreien gegen Neider und Hasser an, um sein Volk zum Kampf gegen den mazedonischen Despoten aufzurufen, aber es mangelt seiner Schlußkraft und Kühnheit zu schämen. Es gewaltig haben nur die Propheten Israels — auch darin ein Vorbild für alle Zeiten — zu ihrem Volk zu sprechen gewagt.

Und spürt, als nach dem unglücklichen Treffen bei Chäronea und nach dem Verlust der Freiheit Griechenlands Demosthenes von seinem Volksgenossen in der Verbannung, Feldherr, angeklagt wurde, daß er das Unglück des Vaterlandes verursacht habe, mit Beziehung Klagen in seiner Rede in der Rede, welche „Über den goldenen Kranz“ genannt wird:

Demosthenes erinnert in dieser Rede die Athenienser an jene schönen Zeiten, als sie Retter nicht leben wollten, wenn sie nicht frei leben konnten. Denn aber von ihnen glaubte sich nicht Not für Gutes und Wahres, letzteres auch für das Vaterland gelten. Darum hatte man auch nicht ganz recht daran gethan, das man Demosthenes gezwungen hatte, um die Freiheit zu bekämpfen; denn war vermutlich der Rüstung verloren? — Aber wenn auch seine Rüstung eben war als Gottes Segnen hatte, wenn alle Freiheit verschwunden wären, und wenn sie, Demosthenes, sich verzweifelnd und mit Tränen und Geschenken bestechen hätten — da, bei sie nicht niemand den Mund verschlossen gefunden hat —, so würde doch Athen nicht von seiner Ruhe gewichen sein, wenn es den Ruhm der Väter und das Urteil künftiger Geschlechter gerettet hätte.

Nein, ihr Männer von Athen, ihr habt nicht gelebt, als ihr den Kampf für die Freiheit und Freiheit über alles stellt! Nein, ich schwöre es bei unseren Vorfahren, die bei Marathon kämpften und die bei Platää dem Feind gegenüberstanden, und die vor Zeit bei Salamis und Artemisium fochten, und bei den vielen anderen tapferen Männern, die in den öffentlichen Begräbnissen ruhen und welche die Stadt ehrenvoll mit einem gleich ehrenvollen Begräbnis bedacht hat, nicht sind sie gestorben, welche glücklich gewesen, nicht sind sie besiegen, welche Siegen gewesen sind. Und hat mit Recht. Denn war die Tüchtigkeit einer unbesiegbaren Mannes ist, hat Gutes sie alle getan; allein einen glücklichen Betrug vermögen nur die Götter zu gewähren.

Athenens Ruhm aber nun Athen verkannt, erhielt sie auf Grund von Gesetz der Vaterlandsliebe, in welcher es als Muster der Nachwelt Athen des Themistokles empfohlen und zu bewahren gelegt. Diese Tage, als es in dieser Weise eine Demosthenische Rede verlas und seine Schüler entzückt von ihrem sich, rief es im Hochgefühl glücklicher Begeisterung: „Was würden ihr mir gesagt haben, wenn ihr ihn selbst sprechen gehört hättet!“

Diese Ansicht über das Leben des Themistokles war seine einst überwundene Ansicht und Athenbegeisterung ist eine der edelsten Art.

Themistokles wurde nicht wie Athen von Philippos und Alexander besiegt, sondern sogar auch seine beim letzten politischen Kampf für die Freiheit seines Vaterlandes tat. Seine schönen Siege Artemisium und Salamis auch gerettet zu haben; allein die Lorbeeren Alexander's verfolgte auch den Tod dieses großen Gegenstandes den hellenischen Freiheits-Kämpfer, dessen Jugend

und Reden so mächtig wirken als das Schwert der Athenienser.

Hiermit von seinem und des Vaterlandes Feinden im Tempel des Poseidon auf der Insel Kalauria (jetzt Poros), wohin er sich geflüchtet hatte, entging sich Demosthenes selbst Verletzung, in die Hände seiner Feinde zu fallen, dieser letzten Bitterkeit durch einen freiwilligen Tod. Er nahm ein Gift, welches er, wie erzählt wird, in einer Schreibfeder verborgen bei sich trug. Demosthenes war es aber schon sechzig Jahre alt, hatte ein erfülltes Leben — im schönsten Sinne — als ein großer Mensch gelebt, und starb, wie ein edler Hirte in seiner Lage zu sterben bereitet war.

Sein Bild (insonderheit die prächtige Statue im Vatikan), welches uns durch die plastische Kunst der Alten aufbewahrt worden ist, erscheint sogar in seiner Hässlichkeit schön durch den Charakter von ruhiger Kraft, harmonischer Ausbildung und nachdrücklicher Energie, den es ausdrückt. Der Arbeit mit dem Tempel des Drachentöters gleich, der uns im Thal von Athen so hoch erhebt, ist für mich ein getreues gutes Bild des Demosthenes.

Leibniz im Roman.

Bibliotheken und Lichter haben Gott die Gemeinschaft bekannt. Sie sind sich in einer Lichtkammer ein Licht gebieten in tiefster Einsamkeit und den Menschen die Tiefen aber sie suchen wollen auf dem Grunde der Welt und haben sich allein die Bewegung zu ihren Schöpfungen. Die Wunder zu Leibniz hat schon an einem tüchtigen Herr Gärtel bereits zum Verfasser gemacht zu sein.

Gottfried Wilhelm Leibniz war im Jahre 1646 zu Leipzig geboren, der Sohn eines Professors der dortigen Universität. Seine erste Bildung erhielt er in der Schule seines Vaterhauses, seine Universität er schon im 15. Jahre bezog, um da zwei Jahre später mit der so hoch zu verleihenden Würde eines Baccalaureus der Philosophie geschmückt zu werden. Nachdem er sich noch ein Jahr, als er sein Studium beendet hatte und bei Jena die Schriften des Plato studierte mit besonderer Vorliebe und Fruchtbarkeit, war unser Jüngst Romane. Der kaum achtzehnjährige Jüngling durchwanderte die einsamen Wälder bei Leipzig, das Rosenthal, und sang darüber fast in seinen Liedern. In den Schriften gelehrter Männer und einer reichlichen Bücherkenntnis hatte sich Leibniz bereits als Vielwisserei gemacht. Ich gestehe aber schon andere vielseitige Geister verglichen sein mit Philosophie gemacht. Bedeutsam war es für ihn, daß seine Jugendzeit in die Tage nach dem Westfälischen Frieden fiel. Unmittelbar wurde ihn dem Jünglinge das tiefster Bild des Vaterlandes eingeprägt, daß der Dreißigjährige Krieg besonders zu einer Wüste gemacht hatte. Die Wunden blutete noch zu tief und mächtig, für der ewige Religionshass Deutschland geschlagen, um die brennende Liebe für seinen Philosophen nicht nur zu eigenen, auf das tiefste, unheimlichen Eindrücken seiner Jugend tiefsten Widerhaltung, die er sein ganzes Leben hindurch treulich verfolgte, nach einer Versöhnung und Übereinstimmung der katholischen und protestantischen Kirche. Daß Zeit seines Lebens war Leibniz nach mancher als in seinen Tagen zu erreichen, aber durch seine Unionsbestrebungen hat Leibniz doch beigetragen. Den Haß der Parteien zu mildern und der Gerechtigkeit zu machen, daß sie friedlich nebeneinander bestehen können.

Die Universität Leipzig verweigerte Leibniz wegen seiner großen Jugend die Doktorwürde, er ging nach Altorf, wo er sich allem 1666 unter großem Beifall promovierte, sondern sogar das Anerbieten einer Professur schuf, aber den jungen Gelehrten ist es nicht in sich befriedigten Kreise; er mußte seine Flügel versuchen, und nicht einer seiner Landsleute hat — Paris und London war sein Ziel. Hier in dem Mainz als Leibniz bei seinem Leben, sie schon damals einen Weltruf gewann, kam er sich durch und nun Art Heimweh nach Paris hat er selber in seinen Abhandlungen öfters gelobt. Hier glänzte in seinem Kreis, im Verkehr mit den bedeutendsten Geistern seines Jahrhunderts gewann er seine hohe, weltmännische Bildung, erlernte er jene Fülle der Gestalt, die ihn zu einer europäischen Berühmtheit erhob. Durch seine Bekanntschaft Hanke Leibniz die Unbefangenheit und Selbständigkeit ab, die deutschen Gelehrten jener Zeit arbeiteten; er war bei alle, daß ich ganz seiner Lehre an deutschen Fürstenhöfen Stärkung, wenigstens Beachtung zu verschaffen wußte. Im Jahre 1676 wurde er zum Bibliothekar und Rat bei Herzogs von Hannover ernannt und entwickelte in dieser Stellung die vielseitigste und erfolgreichste Thätigkeit.

Zum Inhalt seinem Romane „Leibniz. Ein Lebens- und Zeitgemälde. Roman aus der Barockzeit von Wilhelm Raabe" (zwei Bände, Leipzig, A. H. Payne, 1869), und „Leibniz und die beiden Kurfürstinnen. Historischer Roman von Hermann von Mailly" (drei Bände, Berlin, Janke, 1871), haben ich die Interessantesten, wenn auch schwierige Aufgabe gelöst, daß Leben und Wirken des großen Philosophen an dem humoristischen Faden von größeren Publikum in der jetzt beliebten Form Unterhaltungsform zu bringen; mit Folge zum Theil ihren Schilderungen.

Es ist ein eigenes Schauspiel, den großen Philosophen, der sich mit dem Gedanken einer Theodizee trug, dessen ganzes Streben die höchste Gerechtigkeit erfüllte, inmitten der ernsten und grausamen Welt

des Sonnenkönigs Hofes zu leben, wie es nicht immer ihren Neigungen, ihren Anschauungen zu sagen möglich war, wie selbständig und eigenartig sie sich mit wie ihre doch wieder in der Stellung nicht zu fassen, ihre Artikel zu formen. Die Schwestern verloren bei Hofe den Reiz der Neuheit, in seltsam kühlen Tönen und Briefe verschieden und ganz über die Gründe der Entfremdung sind es nicht. Die große ernste Königin Sophie und ihre früh verstorbene Tochter Charlotte, die talentvolle und geistvolle Königin Dorothea, welche sich ihm als Schülerinnen und Freundinnen anschlossen, verschwinden vor Persönlichkeit und Selbständigkeit an. Im übrigen war es hart für Leibniz, der Mutter seines Fürsten eine Notwendigkeit für einen deutschen Fürsten zu werden, an seinem Hofe einen deutschen Geschmack zu pflegen.

Leibniz hatte ein großes großes Ziel, das er unbeirrbar verfolgte, das auch die Königin Sophie teilte, sie es erfolgte, war auch gewiß auch seine Bestrebungen wurde und durch seine Hilfe. Diese schwache Frau und auch Frage sagen von seiner starken Tüchtigkeit der richtigen Wege, den Fragen, die praktischen Schritt der Mutter und die Kräfte schienen, unterbrechen Leibnizens Wege, den starken Charakter der Fürstin versteht. Man vergißt im Gebiete seiner großen Pläne, die sie begleitet durch seine ruhige, sichere Kritik, die Fragen, ob Hannover gegen Preußen vorgehen, ob Leibniz gegen Preußen vorgehen soll, die bei verschiedener eigener Stellung, bei wechselnden Verhältnissen immer wieder auftauchen und den scharfen Klugverstand gegen die Fürsten Rat und die Leibniz Gedanken verfolgenden Pläne beleuchtet, muß gewiß von der großen, großen Unterstützung und einer treuen Mutter ausgehen. Es scheint Sophie Dorothea nicht gelungen zu sein, ihren Sohn zu fesseln.

Leibniz hatte mit seinen Gedanken und Arbeiten nur kurze Zeit persönlichen Verkehr mit ihr. Sophie in Bewegung gesetzt. Nach den langen, unfruchtbaren Religionsverhandlungen, die mit Eifer einer Hilfe gefolgt hatten, hatten Duldung und Eintracht wieder die Menschen auf den Gedanken und höheren Zwecke auch den Gegensatz und beim Hof bei Hofe hingewiesen, zu Verhandlungen und Diskussionen, die leider abgebrochen Nationen zum Frieden zu verbrüderlich wie werden von allen Klassen und Ecken. Diesen weiten Interessen Rechnung, welche die ganze Philosophie erfüllen, gewann Leibniz als Leiter zu, welcher gestalte und folgenschwer in seinem Denken als Ursprung, wichtig sagen in seinen Anschauungen als Endpunkt, seine durch seine außerordentliche Gedankenfülle überlegen. Auch über hat sie gewonnen Geist und Streben sicherten, eigentlichen Kreisen der, die er später Mitarbeiter gewonnen hat. Jede Monade ist wahrhaftig auf sich selbst angewiesen, ohne eine über sie von Einwirkung zu haben, und doch ist sie durch Leibniz in

Reihe zu ihr. Diese ist leicht und schwierig, die Zusammenhänge verwickelter Monaden. Je mächtiger die Monaden darstellen, desto kleinere Fortschritte haben sie in der Stufenreihe in der Naturentwicklung befriedigt.

Und Verwirklichung war der Mittelpunkt seiner Philosophie. Der Inhalt der Welt, so erklärt er berühmt, hat in sich seine eigene wirkliche Idee und der Harmonie der Universum und von der Richtung der göttlichen Macht gibt es die Vollendung und Vervollkommnung und Fortschritte gibt. Jedoch in der ganzen Welt ist es so, selbständig. Das Universum unterscheidet, sondern die Individuen und das Universum selbst. Und in der wahren Wirklichkeit der monadischen Welten und Individuen.

Diesen realistischen Zug seiner Philosophie hat er auch in den realen politischen Ideen gezeigt. Die alte mittelalterliche Vorstellung von Gottesstaat und Staat, in welcher letzteren schließlich diese wirklichen der weltlichen Obrigkeit und alle hierarchische Gott, mit der er in jeder Epoch gute in der Lage seiner Ideen zu machen suchte, verschwinden sie auch. Sie verschwinden zu einem Bündnis zu bringen. Und eine gering, und andere politische Ideen in Leibniz XIV. der Erhaltung Englands aufforderte und einmal wie einen Kriegsplan Ludwigs entwarf, in war auf Deutschland gerichtet. Aber gering die Verbindung der Mächte der Universalmonarchie in Europa, seine glänzendste Epoche ist Frieden nicht, daß Leibniz die reine Politiker war. Er habe Friedrich Wilhelm I. zur Regierung kam, bei in seinen Staaten mit seine Gedanken, aber seine großen Gedanken brachten Frankreich, namentlich Leibniz seinen Plan mit Glück. Durch seine Verbindung bei Kaiser Karl VI. auf die Gemüth Gedanken war er auch der Universitäten sich angeschlossen. Mit dem Gedanken Wesen, seine Gedanken von Original. Leibniz ist die Verbindung einer weiten Monaden im gleichzeitigen Sinn. Die Entwicklung, die in besonderen zusammenfließt, macht mit der Einzelmonade die verschiedenartigsten Sammlungen und Gedanken, eine Gesellschaft und die Menschheit Kulturen verbunden. Es sind diese Gedanken Leibniz Anregung und Universitäten Gedanken Gedanken für mich Gedanken Wissen und Universitäten zu verbinden zu Gedanken, Gedanken es war nicht der Mann, seinen Gedanken zu Gedanken zu verfolgen. In seinen systematischen Gedankenentwicklung — und hatte Leibniz Gedanken für Gedanken und seine Gedanken Welt nicht gemacht — hat es nicht für möglich, als die Verbindung seiner Gedanken Gedanken. Es ging die Gedanken von Universitäten zu den Gedanken Gedanken und die Gedanken von Gedanken Gedanken, die von Gedanken — Welt machen Gedanken.

Trotzdem hat Leibniz in all seinen Gedankenwelt seinen Zeitgenossen die großen Gedanken, Ideen oder in Formen verbundene Gedanken Gedanken Gedanken hätte man sein Leben lang, in war es nur Gedanken der Zeit, wenn die Gedanken 1711 von Gedanken und Gedankenwelt verbunden und sein

Tiroche mit einer ansehnlichen Familie beschenkt. Der Kopf noch voll Gedanken, das Herz voll Träume, so rückte ihn der Tod rasch hinweg. Er starb an einem Schlagfluß zu Hannover am 14. November 1716. „Gott ist der letzte Endzweck der Dinge und daraus die Erkenntnis Gottes Grund und Ziel aller Wissenschaften", hatte er einst in tiefinnerer Begeisterung an Basnage geschrieben und in seiner „Theodicee" für die Uebereinstimmung der Offenbarung mit der Vernunft, einer Harmonie, die seiner harmonischen Seele nothwendig erschien, gekämpft; demnach folgte seinem Sarge kein Geistlicher. „Am dritten Tage nach seinem Hinscheiden", schildert Wilhelm Ludwig seinen interessanten Roman, „wurde er in der Schloßkirche bei deutlich Hannöverische, unter einem Stein, auf welchem nur seine Worte „Ubique Leibnitius" zu lesen sind, beigesetzt." Von seinen drei königlich Preußischen Herrn folgte niemand. „Er ward eher als Ungelegener begraben, denn als ein Mann, welchen die Fürsten sonst Vaterlandes gewesen ist", sagt entrüstet der Engländer Rev. of Kirkland, der gerade am Leichentage in Hannover ankam. Hermann von Mitty erwähnt auch ein tragisches Ereignis — den Epilepsie starb er plötzlich erblinden —, daß ich an den Tod des berühmten Mannes knüpfte. „Einige Stunden nach dem allen Vergnügens erlöschenden Lichtstrahle, die Verbindung Leibnitz und Clarkes unter Dach legten. Man fand ein kaiserl. Schreiben, der Kaiser bittet zu Deutschland die Prinzen, als wissenschaftliche Werke abzuhalten, seinen Rathe der Gelehrte wurde seine Feder zum Kriege zum Schlachtfeld gewesen."

Voltaire sagt einmal treffend: „Einige Männer gehören ihr mehr durch den Umfang ihres, was sie erfunden, mit durch die Höhe auf, wie der sie beschäftigen, als durch Originalität", in seinem Sinne muß Deutschland immer stolz in seinen großen Männern sein.

Lieder aus dem Hochland.

Von Julius Rodenberg.

I. Hochlandsheimweh.

Ihr Hochlandsberge, kalt und grau,
Mit rothen Heid' und gelbem Ginster!
Ihr Felsenthäler, öde und rauh,
Ihr blaue Seen, tief und finster —
Ihr Wasserfälle, weiß wie Schaum,
Stets über Klippen niederstürzend!
Ihr dunkeln Wälder, dumpf im Traum
Ihr Rauschen mit vollem Ernste würzend —
Ihr Einsamkeit, mit Scheu und Ruhe,
Ihr grauer Berg, ihr brauner Moor —
Ihr blauer Himmel, nackter Strauß!
Ihr Sonne, und ihr Feldlerchen,
Ertrinkend tief dem Spiel der Lüfte
Euch grüßt die Seele tausendmal!

Hier, wo ich auf dem Felsenhorst
Der Adler schwingt zum Wolkenreiche;
Hier, wo das Rothwild zieht im Forst
Und wo die Wildgans legt am Teiche —
Wo um der Klippe düstern Rand
Die Möve kreist, den Sturm verkündend,
Und weiter, vom Hebridenstrand,
Der Schwerthai kommt, das Meer durchwindend
Hier, an der Wildnis Grenze kühn,
Steht halb in Schutt der Griesriche,
Hoch, um die höchsten Wipfel sieht
Er abendsonnig die Nebel brauen,
Indessen er mit Stolz ergraut
Trotzt ein jahrtausend Gebäu!

Manicht kam in feierndem Choral
Ihr Hochlandsmädchen all' gezogen —
Stürzt nieder, Mädler, allzumal,
Das Kinn empor, ihr Sonnenflammen!
Tief auf der Heid', in Duft und Schwer,
Sing Dämmrung sich auf den Myrten —
Jetzt in Brid' den Stall hell Herr
Blickt brennend nur das Hochland Thoren
O Mädchen Tag! O heiße Glut!
Der Menschen Seele bebt zu Grunde
Der ewige Dinge Lauf ist,
Berührt sie auf der Erde Runde!
Hinüber und in nun O.K. — Ein Hut
Hier noch das Hochland und den Himmel!

II. Bei den Heimkehr.

Noch einmal, du treuloß Meerumrauscht,
Ein letztes Wort von mir behalte!
Du warst mir so lang' in der Ferne hold
Sei es nun heut auch zum letzten male!
Heut, wo am Heimathland
Hinaus beim ersten Schimmer —
Wo um den Bugspriet early Wellenschaum
Der blaue Himmel der Heimat ist spannt

O liebe Heimat, so herzig, so grün,
Darf ich mich grüßen mit frohen Augen?
Darf ich mit meinen stillen Gedanken
Die deine Thäler und Gefilde saugen?
Darf ich ein ingrid Wild
Wiederkehr mit der Heimat —
Darf ich an deinem Herzen weilen,
Zudrücken den Stachel, der mir Blut gerissen?

Weit hinter mir im Meer verlaut,
Mensch einer Dichtung, der Sonne Bildnis,
Und all' — der Zauber, der ich traut,
Folgt mir nicht gleich in die blühende Wildnis
Doch sieh' — die Heimat winkt
Den Fluten ihren Gruß,
Sie küßt ihm die Schuld mit duftigem Weber,
Sie lüft den Schleier und — nimmer verlischt

(Fortsetzung im Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Ein Denkmal für Uhland.

Kaum war die Erde über den Sarg des Dichters gewölbt, als sich in den Herzen seiner Freunde und Verehrer der Gedanke regte, dem Manne, der ihnen im Leben nahe gestanden, der Mit- und Nachwelt ein Denkmal für ihn errichtet — ein Mal, der predigt in Stein und Erz, auf der Hand einer Künstlers, von Geschlechtern, von Jahrtausenden Kommen Kommende zu sammeln in Ungarn einen Fingerzeig, daß Deutschland um einen — wahrlichen Dichter reicher sei.

Wenn es einer Ehre ist, durch eine Statue verherrlicht zu werden, mit Recht darf sich Uhland rühmen, daß ihm eine solche Ehre gegeben wurde. Schon bei der Frage, wo das Denkmal errichtet werden, auf die Wahl des Platzes, ob man sich für Stuttgart oder Tübingen entscheiden soll, war man sich einig, daß Uhland nicht Stuttgart, nicht Württemberg allein angehöre, daß er ein Dichter des ganzen deutschen Vaterlandes sei. Jeder Deutsche wird begreifen, daß es für die Errichtung von Denkmälern großer Männer ein glücklicher Griff ist, daß Uhland nicht in Stuttgart, wo er 27 Jahre gelebt, wo er gestorben ist, wo seine Gebeine ruhen, sondern in Tübingen, wo er 36 Jahre, zu der Regierung für die Universität nach Berlin gerufen, lebend sich gesehnt — nicht nur den Dichter, den Gelehrten hat Tübingen nicht zu ehren, aber doch auszuzeichnen verpflichtet, es war sein Bürger in Tübingen. Die Dichterstadt zu Ehren von dem Uhland mag für die deutschen Gemüter, unter denen die Heldenzeit Hermanns „im Gedächtnis" weiterlebt, die Empfindung haben, daß sie alle von Jugendschriften, vom Strauß in seinem Buch für Gymnasien und die höheren Bürgerschulen Schillers und Goethes abgedankt, nur weil sie alle Gestalten mit Bewunderung von Uhlands Genius sah in Deutschland? Ja, wenn alle Dichter und Künstler Uhlands Genius wären, dann möchte es heißen mit einer Gleichheitsehre! Ja Gut hätten wir Schöne, Erhabene, Gefällige, Humoristische, Komische, Tragische, Satirische, Pathetische, Idyllische, Elegische, Lyrische, Epische, Dramatische, Didaktische, Lehrhafte, Erzählende, Beschreibende, Philosophische, Historische, Politische, Religiöse, Moralische, Ironische, Sentimentale, Naive, Sinnige, Witzige, Geistreiche, Tiefe, Gemütliche, Phantastische, Mystische, Klassische, Romantische, Realistische, Idealistische, Naturalistische, Symbolische, Allegorische, Parabolische, Mythische, Epigrammatische, Elegische, Idyll

thur das deutsche Volk seiner Schuldigkeit und — sagte sie! Wenn in jedem deutschen Hause das Bild Ludwig Uhland's sich fände, verdiente es das nicht einer höheren Auszeichnung als sein Standbild auf dem Markt zu Tübingen?

„Cäsar's Tod" von Wilhelm von Kaulbach.

Die Zeichnungen Kaulbach's zu Shakspeare's Dramen sind nicht mit der Theilnahme von dem Publikum und der Kritik aufgenommen worden, die sie trotz einzelner Mängel verdienten. Daß sich der Künstler nicht immer streng an die Worte des Dichters hielt, sondern hier und dort seinen eigenen Empfindungen und Anschauungen folgte, wie in der Zeichnung Macbeth's, der sich zum Kampfe rüstet, daß er zuweilen hinter dem Dichter zurückblieb in der Zeichnung zum „Sturm". Prospero, Miranda und Ferrande, soll nicht verschwiegen werden, aber andererseits verlangt die Billigkeit, daß man einen Genius wie den Kaulbach's bei aller seiner Stoff nutzen Lehr und seiner Schöpfungen auch diesen Maler daraus zu begreifen suche. Namentlich Shakspeare's Dramen sind in der Auffassung Goethe's einem ihm mehr zusagenden und für die Wirkung auf das Allgemeine tauglicheren Stoff gründen zu haben. Außer den Blättern zu „Macbeth", zu dem „Sturm", dem Liede „König Johann's" ist uns nur die Zeichnung zu „Romeo und Julia" bekannt geworden. Eine vortreffliche Photographie von Albrecht in München nach diesem letzten schönen Blatt hoffentlich die weitere Verbreitung in den Kreisen aller Kunstfreunde gewinnen.

Von allen Werken Kaulbach's trägt das den Stempel höchster Vollendung. Hier hat der Künstler eine harmonische und poetische Farbe gefunden, die seinen Lieblingsmitteln im Neuen Museum zu Berlin so sehr entgegen kommt hat. Eine prächtvolle, strenge Composition, man möchte sie eine klassische nennen, tritt uns auf dem Bilde entgegen. Sie ist in der Mitte des Vordergrunds durch die Gruppe der Mörder Cäsar's und „großen" Verschwörer auf, zu seinen Füßen, auf dem Boden, der Oberkörper und wenig noch aufgerichtet, wie einst, bei Verlust so mächtiger Lebenskraft zusammenbrechen will, liegt Cäsar, das Haupt verhüllt, mit aufgestützter, mit dem Tode ringender Hand, um das Haupt den Purpur, ein prächtiger Schatz, gleitender Gewand, ein prächtiger König. Von der Seite her hat ihn Cäsar bei seinem Sturz von der Säulen getroffen und liegt da zu den Füßen, als wolle er sehen, wie der neue „König Mensch" stirbt. In dichter Gruppe stehen die Verschworenen auf den Stufen des prächtigen Thrones, die Leiche ihn in die Mitte nehmend, einer hinter dem andern, mordbereit in seinem Hab die andere. Brutus hat Cäsar bei seinem Mantel ganz im Vordergrund die volle Schärfe des Messers, so daß der unten von ihm stehende Jüngling den breiten Purpur einer Ironie erkennt, wie wir uns Harmodius oder Aristogiton denken. Zwischen den Verschworenen, die ihn von Cäsar trennen, und den auf der linken Seite sitzenden Senatoren, welche die Angst, das Plötzliche des Ereignisses und die Ironie, den Anblick des schrecklichen Schauspiels mit eigenen Augen zu sehen, auf ihren Sesseln gebannt hält, steht schaudernden Sinnes Brutus, der „edle Brutus", das kurze Schwert in der Hand. Noch einen letzten Augenblick zögert er, den Todesstreich zu führen, gegen den Cäsar seine andere Hand halten wird als das Wort: „Auch du, Brutus!" Nicht die Freiheit, die Tyrannei ist es, die alle Bande, auch die heiligsten, zerreißt und den tugendhaftesten Mann zum Mörder des väterlichen Freundes macht. Gelingt Sieben die Anhänger des Imperators auf der Seite, den Arm erhoben, als riefe er die Götter zu Zeugen und Rächern der Missethat an, vermeint Antonius noch seine Lanze, darüber Zorn und Schmerz zucken, den Republikanern zugewandt. Von der Wand der Halle senken Jünglinge Schwerter, Fahnen, einen goldenen Adler mit den S. P. Q. R. (senatus populusque romanus) — denselben Adler, den Cäsar im Gallischen Kriege vielleicht mehr als einmal zum Sieger über die Barbaren führte — herab, um sie den Senatoren darzureichen, sei es zu ihrer Vertheidigung oder zum Triumph der Verschworenen.

Ein gewaltiger, dramatischer Schwung beherrscht das Ganze. Da ist nicht von einem Zerstellen in einzelne Figuren, daß man Kaulbach so oft vorgeworfen, die Hauptfigur entschwindet nicht, wie Ulrich in der „Zerstörung von Jerusalem", Hunnen und Vandalen auf dem Kreuzfahrerbilde, im Gemälde des andern, sondern steht historisch als Mittelpunkt der Komposition da; der Blick jeder Beschauer bleibt zunächst auf den niedergestreckten Cäsar gerichtet. Nicht befremdlich hier hat das ideale Element so ausschließlich die Thatsache, daß diesen sich um bestimmte Personen und die „Verhaftung Cäsar" angeknüpft oder gar verdrängt hatten, die Geschichte braucht als Geschichte keine Verhüllung und Verklärung. Gerade das Eigenthümliche der Erscheinung, die einen und die Gestalt, ist vom Kaulbach so schlicht und eigenthümlich gefaßt worden, in seiner Zeichnung wird die Sache Cäsar's klarer. Dichter und Künstler sind einander hier ebenbürtig.

Aus der Welt der Industrie.

I.

In großartiger die Industrie sich entfaltet und die ehemaligen Schranken des Zunftwesens in ein fünftheiliges Schaffen umgewandelt hat, desto mehr drängt auch der Fremde in das bunte Haus und Gewühl, es zu einem Theile kennen zu lernen. Einem gar nicht zu verachtenden Faktor bei der Betrachtung der Zeitgeschichte — unserer Vergnügungen. Bei solchem Getriebe [illegible]

zu überbieten, prachtvoller, als sie sich natürlich für unsere Stadt schien, aber die ehrlichen Deutschen sind nun einmal so und so hast du almählich eine Welt um und an, in der wir uns mit schuldigen Ehren recht hübsch finden — die lustigen Tanzlokalitäten, in denen wir uns heimisch machen. Auf Wiesen an Henriette Herz schreiben konnte: „Wie wollen, ein Gott war immer der Grundton meiner tollsten Wünsche gewesen, jetzt habe ich eine und es ging mir zum wenigsten den Theatersaal an", man wurde das noch für schöne, einfache Zeiten, wo man gab jetzt hätte einen Dichter Wunsch über sie Herz hinaus!

In diese Welt des Luxus hat und der „Illustrierte Katalog der Berliner Internationalen Ausstellung von 1882" (Berlin, A. H. Wendt) die interessantesten Blicke thun. Tut sich nicht mehr Interessierungsmittel, die uns vorgeführt werden, das für Reise, allerliebste Kunstwerke, die unsere Wohnung hübsch und uns den Aufenthalt darin schöner machen, Gegenstände, die uns Freude und Genuß bereiten. Obwohl natürlich auch viele Luxus- und Schaustellen Kommissionen hat gewiß sich und an ästhetische Bewunderung. Vor allem aber verdient der „Kunst-, Mantel- und Kaminschmuck" als einmal Genuß und Praktisches so höchst Beachtung, weil derselbe auf eine bisher noch nicht erreichte Stufe der Vollendung hat Ofen mit der Bequemlichkeit und Reinlichkeit verbindet. Ueber dem gleichen Kamin nämlich ruht der Ofen, der in der praktischen Form einen Luxusstoff verrichten soll. Die Einführung dieser Oefen über die Türe hat und ein, während wir bei Oefen nicht unterlassen, wäre der Kamin wieder zu Ehren als Heimlich plastischen Orts und kann dann wie in alter Gemütlichkeit wieder an einem bestimmten Ort

Berliner Briefe.

I.

Die wenigen Kreuzer, die in diesem Winter hat Eisbahnbetrieb brachte, die Gratulationsvisiten bei ersten Januar hat gerötet — hat allgemeiner Interesse gewonnen wieder die Oberhand über hat Ernst Leben der Hauptst. Schon flattern die monatlichen Berichte über die Eröffnung des Landtages, über die Debatten, die ihm von der Regierung gemacht werden sollen, in der schwierigen politischen Lage. Die einen schauspielen, bei dieser Gelegenheit von Langeweile, wie der Eisbahnbetrieb in einer Nacht geradezu unterbrochen, in den Nacht gemischten und hohe, wie bei dieser Gelegenheit, neue Blumen gewachsen, aber, ohne Allegorie, die Regierung werden ihre Abgeordneten hat Ruhe über die politische Lage verlieren, die andern ihren Augen in der Mitten der Delegationsmitglieder betrachtet. Ja gleich weiter hat eine noch hat andere, ein hat eine Ab in gewisse Farben an einer Mitarbeiter Ruhe findet wie am einem Ende, wie in Januar gegen 1. verlegt und unmöglichen ist wie im October

Aeußerlich, wenn die herrliche Ihnen eine Eisbahn hat nicht, hat im Winter in Winter begegnen Ihnen nur nicht leider ungeheuren die Dinge und in unbekannten Gewissen, in in ihnen wissen, und herrlichen und ausgestellten — und, in Eisbahnen hat nicht allein, an dem Gesellschaften zu reden, hat Weihnachtsbaum in einem Saale erstrahlen! Man hat früher ein voller und fröhlicher Leben auf dem Eisbahn, in den Restaurationen und Zeltrestaurants, die Orchester hat an einer Tage Ihren Beruf abgelegt und am Konzert zu Gesellschaft übergeben. In Eisbahnen Ihnen die englisch gebaut Gesellschaft! Die Tänzer hat die. Sie sieht abgedrängt von Kleider Mann aber Tanze Recht mit Ihnen Gesellschaft haben, und mit Ihnen in Ihnen gemischten Ringe, in Ihnen haben hat verschlungen. —

Der „Kasperlebesitz" hat die Gewohnheit, seine Bücher mit der bunten Bilder- und Karikaturen anzufüllen, die früher in den Ausstellungen dem literarischen Interesse einen Teil der Aufmerksamkeit ablockten. Bilder und erzählbare Fun für Menschen genießen, ein idealistischer Bildersaal könnte den Reichtum des Materialismus auch darin entdecken, daß, während man früher in die Ausstellungen ging, um zu sehen, man sie jetzt besucht, um in ihnen zu essen. Die Hülle einer Studentenkneipe und einer Tanzgesellschaft gibt ein Gastwirtslokal seinem Speisesaal und Bureau einen „Tanzsalon" und nennt seine Verwandlung frei eine „Weihnachtsausstellung". Statt an einer langen Tafel, dem Tanz seine Grüße, wie man Ringen für zusammengeklebt, an kleinere Tischen, umringt von einer Weinblatt- und Hopfenranke und — Gästen. Die Ausstellung von Transparentbildern in der Akademie, die von den Künstlern zum Besten ihres Unterstützungsfonds veranstaltet wird, ist uns als die letzte Erinnerung an die früheren fröhlichen Weihnachtsfeste geblieben. Schade, daß sie diesmal so wenig den Erwartungen entspricht. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderte scheint sich die religiöse Malerei auf einem unaufhaltsamen Rückzuge. Vorerst Cornelius. Weit hinter der keine neuen einbauten können, ist es begreiflich, daß Cornelius die Stoffe seiner berühmten Schöpfungen der Apokalypse und den „letzten Dingen" entnommen hat, wo Theologie und weltliche Phantasie sich verschlingen, von denen aber nur religiöse Vorstellungen der Maler, wie er sie uns beschrieben hat, auch nicht im entferntesten berührt wird. Was kann ein moderner Maler aus den Themen der Evangelien und Bibel von Christus machen? „Christus auf dem Wege nach Emmaus". „Die Bekehrung des Paulus". „Die Predigt des Johannes beim"? — Gegenheiten, die uns bisher in den Transparentbildern vorgeführt wurden — wie ist das alles von den Italienischen und spanischen Malern, von Rubens und Murillo bis Overbeck, in Tafelbilder lange verarbeitet worden! Wenn Grill am „Baum der Erkenntnis" Bilder weben ließ, warum sollten denn nicht auch am Baum der Kunst gewisse Früchte reifen? Und die alten Darstellungen, die man in den früheren Jahren zu vielen Transparentbildern benutzte, von einer Schilderung Natalie's, Gretchen's, Ignaz's empfing der Zuschauer einen wohltuenden und tieferen Eindruck als von den Versuchen der Neuern. Vor einem Werke, das drei Jahrhunderte alt, verstummt die Kritik, während ein neues sie herausfordert.

In den Theatern herrscht schöne Bewegung. Ein wütender „Schaffner der Grazien und der Komik", Anno Augusti Kotzebue, hat, bekanntlich gegen den Geschmack, daß unser ganzes Publikum dem Theater entfremdet, gelitten und dem Berliner Königlichen Theater und mehr mittelbar auch der letzten verpflanzten Schaben ihren Besuch dort zu versammeln. Das große Ereignis der Saison wird mit die auf den 5. Januar angekündigte Aufführung der Gounod'schen Oper „Margarethe" sein. Wenn man Dantes Höllenwanderung in Musik setzt, warum soll man es nicht mit Faustes Metaphysik versuchen? Die Abrechnung wegen seiner unsterblichen Tragödie einmal „Wilhelm Tell" über „Kabale" in ein Ballet verwandeln. Vielleicht machen diese „republikanischen" Dramen, anstatt einen tiefen Eindruck auf die „Kleinen Herren" und weiten Kreise der Bevölkerung, einen „großen" Erfolg bei hoher noch seine Bühne in dieser Saison gewinnen, die Hofbühne sogar mit allen ihren Neuigkeiten Unglück erlebt. Wie bereitet sich nun Putlitz den „Falschen Waldemar", von Karl Gutzkow in neuer Bearbeitung „Das Urbild des Tartüffe" vor. Einen hohen Kunstwert besitzen die drei Dramen von Putlitz, die wir von ihm sahen: „Das Testament des Großen Kurfürsten", „Don Juan d'Austria", „Wilhelm von Oranien in Mühlhall", nicht; es sind gelehrte Experimente, aufgenommen Jahrzehnte, die erste nicht ohne dramatische Bewegung und Wirkung; aber unter allen erscheint sie in ihrer vollen Kraft noch eine schwache Erscheinung der Dichter, welche die Zuschauer mit sich fortzureißen vermag. Wird uns der „Falsche Waldemar" mehr bieten? Es handelt sich um einen Abenteurer, der zur Zeit der Thronbesteigung in der Mark (1348) als Waldemar, der letzte Markgraf aus dem Geschlecht der Askanier, auftritt, eine Rolle auch in Immermanns „Münchhausen", in Wilhelm Raabe in seinem Roman „Hoher Hunger" mit seinem Glück behandelt hat. Aber es ist der wirkliche Waldemar, nur ist der Müller Jakob Rehbock. Die Frage läßt sich nicht so leicht und bestimmt entscheiden wie bei der Falschen Sebastian und der Falschen Demetrius in Rußland. Möglich ist es gewiß, ohne dem Stoff sein geschichtliches Gesicht, seine Prosaschilderungen zu nehmen, und im Interesse der nachahmenden Dramatiker, wie muß hier auch schon die Verknüpfung entsprechen sein, die Kunst, Gott zu danken, müßte auch wieder erstanden werden, ein Falscher Waldemar kann besonderes Interesse erregen.

Briefwechsel.

— B. P. in Wien. Darf ich Sie bitten

— ss. in Wien. Wir erwarten die versprochene Biographie und „Lebenslauf und Lebenswerk", bevor Sie eingetroffen ist und auch nicht in Briefe gekommen.

— B. K. in Wien. Gestatten Sie uns Ihnen auf Ihre „Erzählung" die Antwort zu geben. Ihre Skizzen wollen Sie uns einsenden. Die Novelle können wir für die nächste Zeit nicht annehmen. Ihr Name unserm Dank.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Engelhaus. — Druck und Verlag von A. H. Engelhaus in Berlin.

Vierte Folge. Dritter Band. Nr. 3. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 2 Thaler.

Inhalt: Auf stiller Heide. Eine Erzählung von Karl Frenzel. (Fortsetzung.) — Inselleben. — Bei einem englischen Landadel. Von W. H. U. — Aus dem Leben der Engel. Von Gottlieb Egenwald. — Nach der Tonleiter. Novelle I. — Morgen. Von O. Gerlin. — Weihnacht. Novelle in Versen. — Literarische Chronik. „Margarethe“. — Das Kaiserdenkmal in Worms. — Räthsel und Scherzfrage.

Auf stiller Heide.

Eine Erzählung von Karl Frenzel.

Drittes Kapitel.

Hans von Kauken war eine stattliche Erscheinung: eine kräftige, hohe Gestalt mit breiten Schultern, einem breiten Gesicht mit hellen blauen Augen darin, rothblonde gelockte Haare wie eine Mähne über den Hinterkopf in den Nacken gestrichen. So erinnerte er in mehr als einem Zuge an die alten nordischen Recken, deren Ursitze, von hohen Bäumen umschattet, von bemoosten Steinen umlagert, der Wanderer so häufig auf den Felsen hoher Inseln findet.

Hastig, ohne anzuklopfen, hatte er die Thür aufgerissen und stand nun hochaufgerichtet im Gemach. Der schwere Ritt hatte sein Gesicht gerothet, vom Regen waren ihm die Haare feucht, sein enganschließender grüner Jagdrock war besetzt mit tausend kleinen blitzenden Tropfen. Und er hatte seine Reitgerte noch in der Hand, sodaß ihn in Georg's Augen wie die ganze Art seines Auftretens in einem häuslichen und empfindsamen Zustande. Mit wilden Gedanken hatte er vielleicht gern zu thun gehabt, wußte aber, daß vor ein grobes Fell einen groben Klotz spannt, und so, wenn er auch neben Hans Kauken vor dem und ärmlich wirken, trat er ihm mit stolzem entgegen und sagte: „Ich mag mich Euer auf der Insel sein, unangemeldet in ein Zimmer zu treten; darf ich mir aber, da der Abwesenheit des Hausherrn, vielleicht die Frage erlauben, wem ich Ihren Besuch gilt?“

Die Frauen hatten sich scheuchen in die Winkel des hohen Gemaches gedrängt, ihre Mienen mit ängstlichen Blicken auf Beleidigte, welchen Ausgang das Gespräch nehmen würde. Nikolaus Hertha in gebeugter Haltung, und Georg sah ihn ruhig kommen.

Bei Georg's unerwarteter Ankunft hatte der Junker, er machte eine Bewegung, als wollte er den Unterredenen, der ihn so gründlich ihn aus seine Vorhabe drängte, rasch beiseite schieben, besann sich aber doch eines Besseren und erwiderte, so gelassen er eben reden konnte: „Mit Ihnen nicht, mein Herr! Nicht mit Ihnen! Ich kenne Sie nicht und weiß nicht, mit welchem Recht Sie sich mir den Besitzer gleichsam verwehren.“

„Verwehren? Das ist ja viel arger! Aus dem Verbrechen der Thüren klingt es, daß Ihr Verbrechen in seinem Hause nur ein Fremder und nicht seinem treuen Verwalter ein willkommener ist. Der Herr Baron Hertrich, den Sie vermuthlich suchen —“

„Halten Sie mich für einen Narren, mein Herr?“ brauste Hans Paulsen auf. „Und Antwort will ich sprechen! Ich will's mit Ihnen machen, Sie —“

Er sagte schärfen Ton verbeten Wort, denn Hertha ging langsam auf den Angreifer zu den Streitenden.

„Ich danke Ihnen, Herr Rechberg!“ wandte sie sich an diesen. „Verlassen Sie mich nicht ferner zu meinem Schutz!“ Herr von Paulsen glaubte sich verletzt, ich wäre zu feindlich, mich auf eine Unterredung mit ihm einzulassen.“ Und indem sie sich wieder auf ihren Sessel am Tische niederließ und dem Eintretenden winkte, Platz zu nehmen, sagte sie in ihrer herrischen Weise: „Jetzt will ich Sie hören!“

Sich gegen sie verneigend, setzte Georg sich zum Tische; Martin, der ihm folgen wollte, wurde durch einen strengen Blick seiner zurückgehalten.

Der Junker warf sich schwerfällig auf seinen Platz, erblickte, als er mit Hertha allein sich sah seinen Zweck mit dem ihm fremden jungen Mann zu leicht bringen sollte; seinen Hut mit schwarzen Hut drehte er hin und her in den Händen, endlich warf er ihn auf die Platte des Tisches und sagte mit verhaltenem Zorn: „Also ist dieser Mann, den Sie in meiner Gegenwart Ihren Verlobten nennen? Daß er mir nicht einmal bekannt in der Heide begegnet!“

Das Fräulein wendete sich gar seines Vetters, nur Frau Marie erröthete. „Er ist ein Verlobter, Herr Georg Rechberg, und er behauptet, er wäre ein Vetter von Ihnen.“

„Mein Vetter!“ Hans Paulsen sah sich über die Ohren. „Kann mich nicht besinnen — aber ist's gar bei Sohn der sogenannten Tante?“

„Herr von Paulsen“, unterbrach ihn da Hertha, „meine Zeit ist gemessen! Was führt Sie her? Ich meine beinah, wir hätten uns gestern höflich und respectvoll auseinandergesetzt, daß ich nicht mehr wein, mich Ihnen zu lassen oder wie zu Ihnen flehte! Ein Mann, dessen Werbung ein Mädchen einmal zurückgewiesen, sollte sich ihr nicht zum zweiten mal nahen, wenn er sie und sich nicht achtet!“

„Spotten Sie nur“, entgegnete er, „daran bin ich gewöhnt! Ich habe eine harte Haut gegen viele Pfeile von jeglich den feinen Manchen, das nicht viel Werk, wie es von Ihren klappen springt, auch aus Ihnen —“

Er hielt inne und schlug die Arme über einander.

In der Pause, die nun eintrat und in der Hertha, sei es, um ihre Verlegenheit zu verbergen oder ihre Wachsamkeit zu üben, eine Stickerei aus ihrem Arbeitskorbchen, das sie am Gürtel trug, nahm und einige Stiche verrichtete, sah es Frau Marie für das Geschickteste, sich leise aus dem Gemach durch eine Seitenthür zu entfernen. Niemal wendete sie ihr Blick des Fräulein zum Verweilen auf. Und war indessen auch genügend, da Hertha unverwandt ihre Augen auf ihre Arbeit richtete und nicht um sich blickte, weil es Nimmer gleichte. Ein tiefes Athemholen des Junkers ließ sie erst ihre schweren, dunklen Augen erheben.

„Wir sind allein“, sagte er wie einer, dem eine plötzliche Befangenheit, ein Alpdruck von der Brust weicht. „Allein! Wie hab' ich diesen Augenblick ersehnt, diese kurzen Minuten des Alleinseins mit Ihnen zu erbeuten! Ja wohl dachte ich sie Ihnen genommen als wir Männer. Wir sind gebieten mit dem Lose des Krieges, Sie aber... Gnade! Ich will ruhig bleiben und Sie nicht belästigen noch kränken! Kommt aber, daß Sie mir den Verlobungsring zurückgeben, damit konnte es meinen und nicht sein, und nicht das Ende sein! Sie fühlen es so gut wie ich, dem Sie seine innere Empfindung zutrauen, den Sie wie einen Halbwilden betrachten! Ich habe keinen Sinn für die Kunst und die feinere Artigkeit des Lebens, aber Sie hatten mich doch gewählt, unter vielen mich frei und ohne Zwang gewählt! Am Leben, als ich Sie, gab ich mich nicht wir haben uns lange ganz gekannt und geprüft, um zu wissen, was jeder von dem andern zu erwarten hatte, was nicht. Sie nehmen meine Huldigungen an; Sie sahen, wie täglich, was lag ich, wie kämpfte im Herzen mit Ihnen meiner Liebe wuchs, wie ich meiner Neigung mit Zärtlichkeit für Stunden einer milden Leidenschaft aufgab'... Sie sahen das alles, Sie fühlten den Drang mehr ...“

„Behaupten Sie vielleicht gar, daß ich Ihnen angetraut?“

„Ja wohl, Ihre Augen! Meine Liebe verstanden galt auch wie für Schuld. Was that ich nur, daß ich Ihre Hand verdiente? Soll ich das Ganze für ein Missverständniß halten, daß Sie beliebten mit mir anzubinden, in dem Sie die Farbe abwarfen, als der Tod Ihres Vaters Sie von dem einzigen Mann befreite, der für mich hätte erfolgreich eintreten können? Sie wünschen, daß ich mir Ihre Handlung so erkläre: Ver-

Ephraim sprechen. Und wenn Harry erführe, daß der Inhalt des Beutels, den ich für das verwundete Kind geben sollte, draußen auf der Flur in meine Tasche wanderte und die Leute sich mit fünf Guineen begnügen mußten! (blättert in dem Portefeuille) Spielschulden, alte Reste aus Paris, Marguérite in Calais, daß sie die Pest hole, Tausend Livres! Für Mary's Kind dreijährige Zehrung, die Leute verlangen noch immer Geld, und ich weiß kaum, ob dies Zeugniß besserer Tage, wo ich unschuldig lieben konnte, wirklich noch am Leben ist. (notirt und rechnet.)

Zweite Scene.

Harry mit Eliza und Lettice.

Harry

(ist während der ganzen Scene blasirt und verräth selbst im übermüthigsten Scherz, den er sich erlaubt, eine innere Zerrissenheit und Lebensmüdigkeit).

Lettice.

Ah, Rechenmeister, immer Zahlen im Kopf.

Marwell.

Zahlen im Kopf und Nullen im Beutel.

gebung, ich kann Hertha von Witting niemals einer so schmählichen Handlung."

„Dank für Ihre gute Meinung, Herr von Fanten!" entgegnete sie mit einem ganz leisen Beben in ihrer Stimme. „Ich alte Erzählerin für mich jetzt noch in Ihnen. Bei alledem müssen Sie mich bemitleiden, wie ich bin, eine Tochter, wie ich war: weiberschwach, eitel, gefallsüchtig. Ich lag mir daran, einen Mann zu schmachten, Sie einzig in die Falle ... Und ich in kurz: verzeihen Sie, ich hätte mit einer Arsenphis gewettet, Sie in mich verliebt zu machen, auf eine Minute, im schlimmsten Fall auf einen Winter. Sie und mein Vater nahmen den Scherz für Ernst, ich erfreute mich in einem Augenblick der Verlegenheit nicht, meine Reihen zu gruppieren, so mußten wir verlobt. Wenn gestern, daß ich die erste Stunde meiner Freiheit benutzte, ein Wort zu sagen, das Sie und mich in englischen Ehe zusammengeschmiedet?"

„Sie vergessen das Eine: daß ich Sie liebte, noch liebe, heute wie damals und immer!"

Bei diesem Wort flog ein heißer seliger Hauch über Herthas blasse Wangen; sie drückte mit ihren Händen schon länger zusammen und ruhte in ihrem Schoß; jetzt griff sie mit ihren Händen noch bei längerem stillerem Ritte, an der sie ihre Ehe beteiligt trug, und spielte verdrießlich mit dem Schleier, der sie zusammenhielt.

Und Hans von Fanten — wie recht und mich es auch gelehrt haben mochte, wie rasch, kurz und schroffig sein Sinn auch war, als er sie rechte, umgab ihn ein Schimmer alter, wärmender Schönheit. Eine leichte Bewegung milderte den rauhen Ausdruck seines wettergebräunten Gesichts; die Zornader, die ihm schon seit immer über der Stirn lief, hatte sich zu einer leichten Falte geglättet, die ihm einen Zug der Trauer, der nachsichtigen Güte verlieh.

In dem Gemach herrschte die tiefste Stille; ein Schuß, der draußen fiel, ins Herthe schon vernehmen; Fanten stand an das Fenster.

„Ich bin müde", sagte er mit eigenem Zögern. „Mein Herr Vetter, es mich ja wohl sein, denn wer einer, der lügt, steht er nicht aus, ist hat im Schlafen, und wahrhaftig, er hat sich den Vogel herausgeholt!"

Wieder senkte das Schweigen. Nur Hertha einmal flüchtig, verstohlen nach ihm hinblickte, ganz dem Jäger, der sich gedankenvoll durch die Schluchten sah, wie Georg seine Pfeife aus neue lud. Als er sie kaum an die Lippen gebracht, hatte sie ihre Arbeit aufgenommen.

„Sie aber", hob er leise, an seine letzten Worte anknüpfend, „können mich nicht lieben, Ihnen muß die Ehe mit mir verhaßt. Ein anderer hätte sich mit Gewalt und die Bitterkeit verschmerzt, ich vermag es nicht. Wie ein feiner Mensch, und so lag ich: es gibt schönere Mädchen als Sie, sittlichere, aber lieben werde ich doch keine wie Sie, Hertha! Dem allen widersprechen Sie nicht, es ist die Wahrheit! Sie kennen meine Leidenschaft, warum kamen Sie hierher, wo täglich der Anblick Ihres Namens in mir hinabgetragen wird, wie ein Vorwurf auf der Seele unvertilgbar ist? Wie ich an Ihrem unverschämten Hause nicht verleben kann, ohne hinaufzublicken, ob Sie am Fenster stehen? Wie Ihre Nähe beständig den Wunsch der Hexerei erregt, mit Ihnen zu reden, Ihre Hände zu berühren, ja nur das Rauschen Ihrer Gewänder zu vernehmen? Sie sind grausam, Hertha, Sie wollen die Wunden, die Sie mir schlugen, nicht vernarben lassen, Sie fragen sich heute, was sie noch bluten?"

„Im Wort der Verheißung, Herr von Fanten! Heute ein Jahr ist es nun her, daß wir uns trennten. Damals wähnte ich, Italien läge weit genug von hier Zeit: ich täuschte mich. Ich eine Hexerei, der mir in Neapel begegnete, nennen Sie. Ich weiß an vielen herrlichen Gestalten vorüber kommen wie zu, suchte ich mit nämlich Ihnen den Blick, war ich in einem stillen Thale Tirols, wohin ich mich in einer Verzweiflung geflüchtet, Sie wieder zu finden. Ich bin einer Einsamkeit des Gletschereises, ich hatte nur Wenige gesehen, Sie zu vermeiden, und wichte jetzt nur Ueberlegung dem Gedanken allein nachzugehen. Und bei Jahr kam ich auf den Wunsch hat einen Brief, von ich dann mit meinem Vater arbeitsam arbeiten hin. Eine Hand wählte ich mir zum Lebenslauf, weil in dem wenigen, was im Gedenken, gehaut mich mir Liebe, in meiner Stimmung, der Gegend hier, die Umwelt Herze zeigte; es ist gewissen mir und hinter Mauer eine unaussprechlich Sehnsucht. Warum, möchte ich jetzt fragen, wären Sie nun meine Gastfreundin? Warum nannte Sie in meine Nähe Ihre Heimat? Sie verleben mich auf Schritt und Tritt, in Ihren Gedanken und Sie Ihre; mich auf ernsten Ernste anzuhalten. Ich muß nicht mehr ohne Verletzung der Fremden Erwägung. In meiner Not flogte ich über Ihre Jugendlichkeit bei dem Reiten und bat um einen Schuß."

„Der Bär!“ Wild lachend schlug er mit geballter Faust auf den Tisch. „Der alte Schwätzer und Maskenschmied! Mein Bär ist er nicht! Er ist Unterthan des Königs so gut wie ich und hat einem Edelmann nichts zu befehlen! Seinen Tieren und Hunderungen mag er Gesetze vorschreiben, wie er will! Will er mir vielleicht verbieten, hier vorbeizureiten? Er mein wohl, daß er viel in die Welt hinausreden kann. Einen alten Mann, den die Leute pflegt, fordert man nicht zur Rechenschaft. Und sein Sohn ist fern. Wäre der im Schlosse gewesen, er hätte eine Geschichte mehr von dem tollen Hasen zu erzählen gehabt!“

Wer das Antlitz während dieser heftigen Rede des Junkers schärfer beobachtet, der hätte aus Zeichen seines Körpers bemerken müssen, daß sicherhafte Röthe, die sie von der Stirn bis zum Nacken überflog, als er den Sohn des Kanzlers erwähnte. Sie verbarg schweigend das Gesicht in ihre Hände, als wollte sie in den Strom aber sich ausweinen lassen.

Mit hart aufstoßenden Schritten — die Sporen klirrten ihm an den Füßen — durchmaß Hans Kaufen mehrmals das Zimmer, hin und her, die Fäuste geballt, grimmfalten die Brauen; jetzt ihm entgegenzutreten oder zu widersprechen, wäre ein schlechter Rath gewesen.

„Und es ist auch so“, brach seine verhaltene Wuth aus, „der Bär ist schuld an meiner Verwundung. Übereilt habe ich mein Herz gescholten, das mich immer vor einem solchen Ausbruch warnte, und es hatte doch recht. Der Bär wird Ihnen erzählt haben, daß ich ein Spieler, ein Wüstling sei, wie man Kinder mit dem Knecht Rupprecht schreckt, so wird er Sie mit dem Bilde erschreckt haben, das er von mir entwarfen. Wahrlich, ich bin nicht toll, aber wenn einem die Menschen und das Leben so tölpisch mitspielen wie mir, neigt einem das Blut bisweilen nach dem Kopfe und man sähe darunter, tobewild, wie Wölfe heulen, wie unter eine Meute böser Hunde. Ich war hier, als ich an Ihre Liebe, Hertha, als ich an die Aufrichtigkeit des Prinzen glaubte. Als dann der Sonnenschein auf meinem Leben fort war und Nacht um mich her, Nacht und Dunkel, da sind auch in mir die finstern Geister erwacht, die in uns allen schlummern. Warum habt ihr sie aufgeweckt? Ich rief sie nicht, nun hat sie ja, auch ihr Recht und mir!“

Ein Sonnenstrahl durchbrach eben das graue Gewölk am Himmel und fiel durch die Scheiben, in einem hellen goldenen Streifen über die Dielen bis Kaufbeuren hinzitternd. Hertha erhob sich: die ängstliche Schwüle im Gemach bekämmte ihr die Brust, die Erregung, in deren Gewalt er war, drohte sich auch ihr mitzutheilen; all ihren Muth zusammennehmend legte sie, um das Gespräch ruhig zu erhalten: „Ich bin nicht Ihre Schicksalsgöttin, Herr von Kaufen, jeder ist sich sein eigenes Geschick. Hüter als Sie es thun, klage ich mich meines leichtsinnigen Spiels mit Ihren Gefühlen an, ich bereue es seit Jahren, aber ändern kann ich seine unglücklichen Folgen nicht. Verachten Sie mich, ich schrieb es Ihnen schon einmal, verachten, vergessen Sie mich.“

„Nicht darum kam ich hierher. Ich wollte noch einmal versuchen, Ihr Herz zu rühren, Sie freundlicher für mich zu stimmen.“

„Verlorene Mühe; ich kann nicht die Ihre werden.“

Er griff nach ihren Händen, aber sie hielt sie festgepreßt auf ihre Brust und der finstere Blick, den sie ihm zuwarf, schreckte ihn von seiner Berührung.

Und als wäre sie durch diesen Beweis der Herrschaft, die sie über ihn noch ausübte, entschlossener geworden, sehte sie fest: „Meine Gegenwart endlich Sie hier, sie hat Veranlassung zu den peinlichen Auftritten gegeben: versprechen Sie, mir nicht zu folgen, mich nicht wiederzusehen und ich verlasse morgen das Haus und die Insel.“

„Wo wir haben Sie noch eher? Sie wollen die Heimat fliehen, nur um mir nicht zu begegnen? Trauen, in der weiten Welt, werden Sie nicht sinnen, wenn die Augen der Männer voll Leidenschaft Sie betrachten, wenn man Ihnen huldigt, Ihnen schmeichelt — hier gestehen Sie mir, weil ich Ihnen von Liebe, von der Liebe des treuesten Herzens rede, das Ihnen noch angehört hat. Sie sind [illegible] Empfinden, sagten Sie vorhin, und wenn Sie [illegible] —“

„Vor Wind und Wetter beschütze ich mich allein und gegen die, welche mir ihre Neigung aufdrängen wollen, Herr von Kaufen, hoffe ich überall, in der Fremde wie draußen, Freunde und Vertheidiger zu finden.“

Unabsichtlich waren sie beide dem Fenster näher getreten; drüben unter den Tannen ging Georg, wie es schien, in gleichmüthigster Ruhe, mit einem Jägerburschen plaudernd, auf und nieder.

„Vielleicht der da?“ preßte Hans von Kaufen hinaus; er warf die Lippen spöttisch und drohend auf.

Hertha's leicht gekränkter Stolz regte diese Bewegung nicht. „Möglich“, erwiderte sie, „Herr

Herzog Friedberg ist ritterlich und mild, und man hat den Frauen Schutz.“

„Nun ich weiß es nicht!“ Es war ein rauhes, höhnisches Lachen, das der Junker ausstieß. „Nicht mehr, ich kannte von meinem fürstlichen Vater seine Sitten kennen? Sehen Sie sie nicht an sich, Adelheid Hertha; wir beide haben schon einen Span zu theilen, und es hat noch nie gut gethan, daß die Frauen in den Streit der Männer ihr Wort gelegt. Ich halte es nicht, daß Sie mir ihn ...“

„Junge genug habe ich Sie erachtet, Herr von Kaufen, gestattiger als gerade Ihre Klagen, Ihre Beleidigungen schien: wie lange schon ist es her, daß Sie mich Hertha nannten, wir Feinde uns einen Kuß oder Ihren Mund zu rauben wagten? Ich bitte Adelheid von Döring und werde sie allein thun, muß mir selbst. Ohne Furcht, mein Herr, in Ihren Muth können Sie mich niederschlagen, Sie erschlagen in ihnen einmal Ihre Hand gegen mich, aber meine Seele bringen Sie darum nicht zur teuflischen Rache!“ Wie sie so in herrlicher Hoheit, das Haupt aufrichtend an dem prächtigen Manne vorüberschritt, hatte sie etwas Unnahbares.

Jünglt war sie schon auf dem Gemach; es war nur angezweifelt noch auf breiten Stelle, in der hohen Stelle glaubte er das leise Rascheln ihres seidenen Gewandes, ihre Schritte zu vernehmen, wie sie die Treppe nach ihrer Wohnung hinaufging. Keines Wortes war er mächtig; wie ein Wetter hob am Himmel sich zusammenballt, dunkle Wolken in schwefelgelbe sich verwandelt, so zuckte und glühte und funkelte es in seinem Gesicht. Einmal, zweimal schlug er sich vor die Stirn, seine Lippen öffneten sich, aber nur ein Lächeln, heiseres Lust schnaubte hervor; dann auch ein Schäumen seines Rosses, ein Zucken, ein Strecken des Körpers — wer ihn so gesehen, hätte an den Löwen gedacht, der sich zum Sprunge rüstet — heftig stieß er seinen Hut, seine Handschuhe auf.

Wie der Blitz war er aus dem Zimmer und sprang die heimeren Stufen von dem Hause hinunter.

„Wo ist mein Pferd?“ herrschte er Lustretenden dem Burschen zu, der mit Mühe unter den Füßen seines.

„Die Knechte haben es in den Stall gebracht und ihm Hafer vorgeschüttet“, antwortete der, „das arme Thier war so halb todt von dem scharfen Ritt.“

„Ist mein Pferd und Hammer noch nicht! Holt es her!“

Die Sonne stand am Himmel noch einen hohen Kampf mit dem Abend, wenn sie in diesem Augenblick Eingang hielt, sagte im nächsten der Wind von der offenen See her eine gewaltsame Wolkenschicht über sie hin. Doch sah auf die Spitzen der Tannen ein goldiges Licht und unter ihnen die Felsen wie ein verhülltes Purpurbild; die Möwchen und Meerschwalben Gesang glänzte heute heftiger, ein Hauch der Kühle und Schönheit zog durch die einsam belegenste Heide.

In der einen Hand die Pistole, die andere krampfhaft über die Augen haltend war der Edelmann, für in Ihrem ihren Verwandten, und Verschwinden einen Augenblick hatten, ihrem Auge in die Schlacht der Ehre, die sich immer von dem Kriegsgeschrei der schnellen Hufe zu weiten, als hätte tausen seine Schläfen berühren, nicht herausfinden, aber wie einer, der den anderen auf irgendeine Entdeckung aufmerksam machen will.

Kaltblütig wandte sich Friedberg um: „Was gibt's, mein Herr?“

„Ich habe die Ehre, einen wenigstens Diener zu Ihnen zu begleiten; die Frau Kerkerin sagte es mir.“

„Wirklich? Ich denke, wir sind deutlich nahe verwandt, sodaß wir es vermeiden wollen.“

„Wie sind nicht allzu freundlich miteinander befannt gewesen.“

„Er sagte mir auch hier von so freundlicher Erinnerung. Zu kommt Ihr Pferd.“

„Sie haben eine eigene Art von Umgang.“

„Verzeihung, ich lernte sie von Ihnen.“

„Herr!“ ... Aber er sah nur mit einem unbeschreiblichen Blick, in dem Selbstgefühl seiner Kraft und Stärke, auf Herzog nieder und schritt dem Knecht entgegen, der den Rappen am Zügel vorführte.

Möglich, daß Herzog nicht der Mann war, sich leidenschaftlich in einen persönlichen Kampf einzulassen, so dem ihn jetzt noch nicht der Schatten einer Herausforderung zwang, daß soweit das Zusammentreffen beider Personen gewesen, hätte sich so nicht Hertha an ihrem Fenster gezeigt.

Vier wenigen Minuten hatte sie noch darüber gesprochen, was war sie noch die Worte der beiden Männer.

Denn Herzog wußte, sie müßte den wirklichen und tagesgewissen Blick des „Falken“ Junkers gesehen haben, und um nicht den Verdacht

der Reiterei auf sich zu laden, sagte er: „Bei alledem, wenn es dem Herrn Vetter genehm ist, könnten wir unsere Unterhaltung, die so kurz abbrach, auf einem Spaziergang durch die Heide fortsetzen und versuchen, ob wir nicht voneinander eine günstigere Meinung gewinnen."

Hans von Kanken erwiderte: „Die Straße ist frei und die Heide hell und weit genug, daß sich zwei darin aussprechen können, Gutes und Böses, ganz wie ihnen der Sinn steht."

Georg hatte sich schon mit der Bitte an den Burschen gewandt, ihm sein Pferd, auf denen der Förster manchmal zu reiten pflegte, aufzuzäumen; Kanken nahm das seine selbst am Zügel.

„Wollen Sie die Pistolen mitnehmen?" Er zeigte auf die Pistolen in Georg's Hand und fuhr zugleich sein Roß eine Strecke vom Hause weg; Georg verstand ihn und blieb an seiner Seite.

In einer Entfernung, wo sie vor jedem Lauscher sicher waren, entgegnete er: „Zum Vergnügen, ich habe noch nie von einem Straußritt nach den Mooren gehört." Damit hat er die eine Waffe vom Junker vor.

Kurt allzu schnell griff der danach. „Behalten?"

„Nehmt nur Eure Kupferhut auf dem Hahn. Und die hab' ich hier" — er holte ein Paar Terzerolen hervor.

„Herr Vetter", rief der andere, „Sie gefallen mir in jeder Minute mehr!"

„Kanken'sches Blut" — so verbesserte sich Georg.

Jeder hatte seine Waffe in der Brusttasche seines Rocks verborgen; als wären sie im besten Einverständnis, kehrten sie wieder nach dem Hofe zurück.

Das Pferd, das Rechberg besteigen sollte, sah nicht eben prächtig neben dem schlanken, edelgebauten und hitzigen Roppen des Edelmanns aus, braun von Farbe, mit großem, unförmlichem Kopf, breit und ungeschlacht.

„Vom Hunger zum Schmutz ein Bauer", murmelte Hans Kanken und schwang sich in den Sattel, als wäre Mann und Roß eins; aufatmend, wie in Gott gegeben sah er. Die Mägde und Knechte im Hofe betrachteten ihn mit hellen Augen; er war doch ein geborener Edelmann und hatte sonst stattliche Rassepferde, daß den Sinn des Volks so leicht berücke. Georg Rechberg trat weit hinter ihm zurück; der leichte, schlanke Reiter nahm sich auf dem schwerfälligen Thiere unsäglich genug aus.

Der Junker lachte ingrimmig und boshaft in sich hinein, als er an dem Haus vorüberritten und Rechberg seinen Hut vor Hertha abnahm, die erschreckt und verwirrt aus dem Fenster sich hinausbeugte. Sie möchte ihn gern zurückrufen, dachte er bei sich: sie ahnt, daß er von dem Ritt nicht gesund wiederkommen wird, aber sie mag es nicht.

„Wie wollen denn die Herren hin?" fragte sie, ihre Angst hinter einer lustigen Miene verdeckend, Frau Marie, die vor die Hausthür getreten.

„Uns die Heide beleben, Frau Försterin", antwortete der Junker. „Und wenn der Herr Vetter hier nicht zum Mittagessen bei Ihnen eintrifft, ist er drüben bei mir in Kanken, wohl aufgehoben und geborgen wie in Abraham's Schoß! So wahr ich Hans Kanken bin!"

Die Regenwolken waren wieder mächtig heraufgezogen, die Tropfen fielen dichter; kreischend ging der Wind in einen Sturm über — da verschwanden die Reiter in der Senkung der Schlucht.

Wie aber auch der Regen ihr in das Gesicht schlug und der Sturm ihr schwarzes Haar zerzauste: Hertha wich nicht von ihrer Stelle. Es gab ein Unglück — niemand sprach es aus und doch hörte sie es von allen Seiten, aus dem Flug der Vögel, die in ihre Nester flüchteten, aus dem Rauschen der Wipfel. Sollte zu der ersten Schuld eine zweite sich auf ihre Seele wälzen? Eine Schuld, die sie nicht begangen und deren Ursache und Grund doch sie allein war? Um thörichter Worte willen mußte Georg Rechberg mit dem heftigen Mann in Streit gerathen. Während du hier stehst und träumst, hat er ihn vielleicht schon getödtet, durchfuhr es sie . . .

Indem erscholl es wie der Hilferuf einer menschlichen Stimme aus der Ferne — noch einmal und dann Stille, immer näher, immer lauter.

An dem Kreuzkreuz hielt sie sich fest; sie mußte den Reiter aus der Schlucht herauskommen und auf die Ebene hinaufsprengen sehen —

Legte sich denn ein Schleier vor ihre Augen, tauschte sie ein Blendwerk?

Da ritt im wilden Jagde, ohne Hut, mit flatterndem Haar, Georg in den Hof.

(Das vierte Kapitel in nächster Nummer.)

Interlaken.

Der Weisheit Kennzeichen ist das richtige Maß, deren Kraft Frieden. In jedem Schmerz des Lebens erkennt der Denker nur eine Kritik, die

nach Entscheidung ringt, und im gesunden Gegensatz liegt die Heilung. Indem sie sich zum wahren Bewußtsein unserer modernen Existenz erhebt, aus dem Pendelmonium der ewigen Städte zwischen zu Ruhen in eine Allgemeinheit, in ein freches, grünes Tal. Dort, wo die vulkanischen Bewegungen der Politik in seine Schwingungen verfallen, wo das berühmte Kaiserwort modernste Jahrhunderte überlebt, da findet sich der Mensch wieder im Gebrauche seiner innigen Mutter, der Natur. Am ihrer warmen Brust erwarten Genesung, glückliche, klige Tage heranziehen, wo die Kunst das Leben verklärt.

Wenige Plätze sind deutlicher und heiter wiederholbare Gemälde der wie das innere Oberland. Vor einem halben Jahrhundert wurde es noch wenig besucht, einige geringe Wirtshäuser nahmen die Fuhrleute vollkommen auf. Deutsche Kunst wagen im Alterthum das Licht des Christentums in diese Thäler, heutzutage werden sie von den Reisen mit ihren Gästen überschwemmt.

Der Mittelpunkt des Oberlandes, der Sammelplatz der Fremden, wo die größte Mannichfaltigkeit zu finden und die beste Gelegenheit zu Exkursionen sich bietet, ist Interlaken.

Der Name bezeichnet die Enge zwischen den Seen von Brienz und Thun, welche Wasser gab dem Städtchen Unterseen die Benennung. Vor dem Thor des Städtchens, eine halbe Stunde vom Thunersee entfernt, befindet sich das aus wenigen Häusern bestehende Dorf Interlaken, durch Walter von Eschenbach im Jahre 1241 gegründet und nicht zu verwechseln mit dem weit höher emporsteigenden gleichnamigen Kloster. Die einzige Straße von Unterseen zieht sich bis zur Aarbrücke hin; jenseits dieser Brücke an, eine Art Vorstadt, welche sich bis zur zweiten Aarbrücke ausdehnt und mit dem Postgebäude endet. Hierauf beginnt Harmühl und neben Schloß hinter die Denken Wirthshäuser.

Die breite, mit herrlichen Nußbaumbäumen bepflanzte Straße, welche von Harmühl nach dem Kloster Interlaken führt, heißt der Höhenweg. Auf einer Seite befinden sich die eleganten Pensionen und Hotels, gegenüber in die Aussicht in die Berge frei gelassen. Aus dem ehemals berühmten Dorfe Matten verlegte Kaiser Karl IV. 1356 die beiden großen Märkte, die ihm alljährlich gehalten wurden, auf den Höhenweg. Diesem Umstande verdankt er seine Breite.

Von hier aus läßt sich das fruchtbare Gebiet überblicken (so heißt nämlich das Land zwischen dem Thuner- und Brienzersee); die Aar schlängelt sich durch die grünen Matten, die Reben der Berge nach ursprünglich Wind gewissem Ton verbindend. Diese Harmlose Natur führt endlich den kulturschaffenden, fabrikmäßigen Mensch zu den ehemaligen Klosterpforten. Aus dem großen Klostergarten erhebt sich der Thurm, gothischer Styl des Kirche. Alle Klöster mit alle Schlösser, alle Burgen und alle Städte umgibt ein magischer Kreis. Ein Lieben weg vom geschäftigen Markt des Gegenwart in das Heiligtum der Poesie. Aber ach! — wären es vergangene Klosterjungfrauen oder eine Zahl mit einer Jungfrau, vermuthlich böhmischen Geschlechts. Den edlen Kreuzfahrergeschlechtern konnte das Volk Klosterfrauen werden, die Burggrafen, die Edelherrn und die Ritter aus Bern konnten. Wer wenig verwandt bringt, haben — eine Tochter, eine Schwester des Prälaten von Interlaken.

Es begann eine große Wildnis, besonders Gebirge hat ein schweigsames, heiliges Plätzchen gebildet. Hier hat es sich gar schön und wohnen, das Gebirge Jungfrauen Jungfrauen Jahr heraufbeschwören. Vielleicht war es die schönste Stelle, wo vor alten Zeiten die junge Kunigunde blieb, um mit dem Jungfrau vom nahen Unterseen zu reden. In diesem Kloster wurde sie vielleicht ist im schönen Seelenfrieden. Die heitere Ruhe des Klosters, die Klosterglocke, die Umgebung wurden durch die frische, warme Jugend, das weiche, anmuthige Schnee belebt, das liebe Kostbarkeit zu erwecken pflegt. Wie ist sein Schicksal gelingt, ob sie Welt, ob sie Heimat? — Die Jungfrau hat Gewalt über Raum, und Klöster zurückzuhalten, da war im rechten Augenblick der Jacht von Unterseen aus dem Gebirge. Unter dem Vorwand wollte die gelbene Tode, das Zusammensein hat es aufgehalten, weil es darunter der erkrankten Braut zu enge gewesen. Sein blasses Auge blickt die Jungfrau so freundlich an, daß jene Unterlaken schmachtet. Er sah an sein Herz — das Leben hat gesiegt. Unter den Gebäuden ist die junge Nonne hinaus getreten, sie bemerkte an der See viele, glückliche Fischer heimkehrender Schiffe. Weit weit Segeln zur Entscheidung führen — wer wisse möglich Klosterfrauenjacht lange verborgen? Heute Nacht liegt sie in einsamer Zelle auf den Knieen, ohne Ruhe und Zeit zu finden. Mündlich steigt die Sonne, doch bald erwacht ein heißes Schein der Freiheitsmorgen. Sie sieht so lange an — das Kloster brennt. Das Gebäude

der jungen Leute auf den Kampf nach, die Streitigkeit schlug durch das Thal hinüber. Die nächste Sonnenröthe beleuchtete die rauchenden Ruinen des Kirchengebäudes und verschwunden war die junge Leute. Nach der Insel von Unipunnen sprengte in der Scheidenacht auf seinem Schlosse, heimkehrend sich ihn seiner.

Jetzt ist die alte gothische Kirche zur „English chapel" umgewandelt; weggenommen sind Altar und Bilder. Reisende der Sitten einmessen in die oben Hallen, es würde entzieht bewerfen. Im Jahre 1799 gründete Pestalozzi von Oberhofen das Institut für Knabenerziehung; bald siedelten sich neben hier auch Kranken an, deren Zahl in den Jahren der höchsten Blüte bis auf 150 stieg. Mannichfache Unterbrechungen traten vor: zweimal erzwangen Unverträglichkeiten Krankheiten, schon nach zwölfjährigem Bestehen wurde das Institut durch Pestalozzi's Uebersiedlung nach Yverdon (Neuchâtel) ernste. Die Regierungsmacht hatten allmählich den größten Theil des Oberlandes in ihre Macht bekommen, indessen drang die Reformation rasch vor in den Thälern, Freiheits- und Wohlstand ging dort früher unter als anderwärts.

Eine schöne Wahrnehmung führt auf den von Staatsmännern gemachten Kirchengebäuden durch das Lied Nation zu der malerischen Ruine von Unipunnen, einst das glanzumgebene mächtigen Geschlechtes Sig. Burkhard's, des letzten Barons, Herrschaft erstreckte sich bis zum Brienzer und Thunersee über die Thäler von Brienzelwald, Lauterbrunnen, Reichenbach und Grindelwald. Dieser Besitz lag in dem ehemaligen transjurassischen Burgund und Burkhard war der erklärte Feind Rudolph's V., des letzten Herzogs von Zähringen, der im Namen des Deutschen Reichs in all diesen Landschaften als oberster Herr waltete. Der Kampf mit den Baronen gab hier wie überall Veranlassung zu Festungsgründungen, so entstanden Thun und Bern als Dämme gegen die Uebergriffe Burkhard's.

Auf einem Turnier lernte Rudolf von Wabern-schwil Ida von Unipunnen kennen; er war des Zähringers treuer Anhänger, aber Liebe fragt nicht nach politischer Parteiung. Jedoch durften die jungen Leute niemals auf die Einwilligung des Vaters der Braut hoffen; daher benutzte Rudolf eine kurze Abwesenheit des Freiherrn, flog über die Mauern von Unipunnen und entführte Ida. In Bern an des Zähringers Hofe vermählten sie sich. Mit erneuter Heftigkeit wüthete der Krieg am Thunersee und an den Ufern der Aar. Entscheidung auf beiden Seiten trennte endlich die Gegner. Herzog Berchtold V. fühlte die Last des Alters; er hatte in seinem langen Leben des Blutes genug fließen sehen und mildere Berathung. Der Baron von Unipunnen sah im tiefsten Unmuthe auf seinem Schlosse und sann über die Mittel nach, neue Streitkräfte zu sammeln zur Fortführung des Kampfes. Da meldeten die Wächter einen Gast, der in den Schloßhof einritt, im leichten Seidenmantel des Frühlings und nur von einem kleinen bewaffneten Knechte begleitet. In einerlichem Vertrauen auf des Unipunners Ehre war der Herzog gekommen und in des Zähringers ausgestreckter Rechte legte der Freiherr die seinige. Ueber dem Becher waren die Todfeinde fröhlich beisammen und auf Burkhard's Antrag schenkte der Wirthe Knabe — es war ja Ida von Unipunnen's Sohn. Da hatte Liebe jahrelange Arbeit besiegt.

Die altertümliche Wappenseite von Unipunnen erhebt sich auf grünem, waldigem Hügel; es ist das Schloß, dessen Namen gedenkt, als er seinem „Wanderer" schrieb. Diese nicht ohne glückliche Nachahmung der deutschen Romantiker entstand zum größten Theil auf der Wengernalp nahe bei der Jungfrau.

Eine halbe Stunde weiter als Unipunnen, hinter Wilderswil, links von dem Eingang in das Thal von Saxeten, befinden sich die Ruinen von Weissenau. Das alte Geschlecht, wahrscheinlich die Besitzer von Unipunnen, soll damit gewetzt haben, daß ein Bruder den andern erschlug und der Mörder in ein entferntes Land floh. Herr von Mülinen ließ an einem rechts von der Straße gelegenen Felsen eine Inschrift anbringen, welche den Ort bezeichnete, wo die That geschah. Man nahm in neuerer Zeit die Gedenktafel weg, um die Reisenden durch die Erinnerung an einen vor mehr als 700 Jahren vorgefallenen Mord nicht zu erschrecken.

Die Straße führt weiter nach Zweilütschinen, so genannt, weil sich hier beide Lütschinen vereinigen, die Schwarze, welche aus dem Thal von Grindelwald kommt, und die Weiße aus dem von Lauterbrunnen. Dem Laufe der letztern folgend, gelangen wir in das reizende Thal, wo der Staubbach seine zierlichen Cascaden über Felsen sprüht. Steil und mühsam führt der Pfad aus dem Thal von Lauterbrunnen die Wengernalp einher; in sanften Abdachungen zieht er sich nach dem hochgelegenen Grindelwald abwärts. Das gleichnamige Eis der Grindelwaldgletscher nimmt

die Schwere kürchter auf, wodurch sie durch ihren Einfluß die Reisenden so ermüdet und matt macht.

Im Jahre 1825 kommt noch ein Hochsteiger auf den Wallis nach Meiringen gekommen. Seit dieser Zeit verfloßen nämlich Jahrzehnte bis der Straße. Die Lawinen, welche viele Hindernisse hervorbringen, erzeugen oft einen so heftigen Wind, daß Wanderer, selbst in größerer Entfernung, zu Boden geworfen, so sogar getödtet werden.

Ueber die Große Scheidegg und Reichenbach gelangt man von Meiringen nach dem freundlichen Haslithal, das die Aar durchfließt. Mehrere Dörfchen beleben dasselbe, die hervorragendsten darunter ist Meiringen mit 4... Einwohnern. Malerisch über dem Städtchen erheben sich die rothen Felsriesen, Schwarzhorn und Oltschiten. Sie ragen auf unter drei Tausend Fuß und gewähren einen Schnee. Ein Theil der Kuhwanderung beschäftigt das Haslithal, wo sich die auf die gegenwärtige Zeit in Aufleben und Sprache der Bewohner Landschaftlicher Eigenart erhalten.

In Meiringen führen viele Wege zusammen. Man kann den Besuch beschränken nach Reichenbach zurückkehren. Nach Unterwalden auf Luzern führt der sehr besuchte Pas von Brünig. Ueber die Joachsbrücke gelangt man in das malerische Schallenthal und erreicht Alpnach. Viele Hundert Ueber den Rothen führt der Weg in das Thal von Brienzen. Auf dem schwierigen Pas des Brünigs geht sich die St. Gotthardstraße nach Italien. Alte Touristen besuchen, das ich hier einst fruchtbare Weiden befanden. Jetzt bedeckt hier Eis alle hochgelegenen Thäler bis zum Gemmi, selbst sich die Spitzen der Berge zu einem Gletscher zu erheben scheinen. Die höchste dieser Spitzen ist das Finsteraarhorn, überhaupt auch die höchste der schweizer Alpen, erhebt es sich 13234 Fuß über die Meeresfläche. Im letzten Jahre des verfloßen Jahrhunderts waren diese Gletscher Zeugen eines blutigen Gefechts. Die Franzosen hatten sich durch das Thal von Grindelwald den Oesterreichern in den Rücken führen lassen, welche auf den höchsten Höhen des Brünigs Posto gefaßt hatten.

Ueber Brienz führt der Weg nach Interlaken zurück, und zwar über den See, da am Ufer die Straße noch nicht vollendet ist. Schön gelegen, bildet Ringgenberg die äußerste Ecke des Brienzer gegen den Brienzersee, wie am rechten Ufer Bonigen. Das Schloß ward bereits am Ende des 14. Jahrhunderts erbaut. Auf einem Felsen des nahen Hasliberg befinden sich die Trümmer des von Adolf von Ringgenberg erbauten Schlosses.

Wenn wir von Ringgenberg die bequeme Landstraße verfolgen, an den hübsch Dorfe Goldswil vorbei, der einst der malerischen Quelle der Umgegend bildet, unter dem Hasliberg auf dem rechten Ufer der Aar, gelangen wir wieder in das Brienzer Oberland. Hier enden die Hasliberge und es öffnet sich der Eingang in das reizende Thal von Hohfluren. Dieses Thal führt uns zum Hochgebirge, über welches der Weg in das neue Simmenthal führt. Durch Unterseen gelangt man Interlaken, das handgerechte Dorf dieses Namens.

Hoch in der Nähe liegt, umgeben von Tannengehölz, auf einer Terrasse Harderd die Ruine von Unterseen. Die Felsen schließt sich westlich hin, die von dem mächtigen Brunnenfelsen von der prächtigen Form Weg Mich, der dem grünen Hügel zur malerischen Staffage dient. Von hier aus überschaut sich der herrliche Thunersee, an dessen Ufer mittelalterliche Schlösser hervorragen und Dörfchen die Fremde locken.

Wenden wir uns von Unterseen nordwärts, so führt uns ein kleiner Waldweg zum Abendberg. Der Pfad beginnt am Fuße des Grenzen Mönch aufwärts zu steigen. Man sieht Felsgeröll im Thale, welche die Touristenführer bedeuten, weil hier der Touist die Namen von Interlaken auf den Wanderung kehrte.

Auf einer Höhe von 3000 Fuß ist die Matte, ein kleines Häuschen, bei dem die Touristen im Sommer häufig zu Spiel und Tanz zusammenkommen. Jetzt bedeutet sich die Winterbedeckung der kleinen Gestalten der, 1000 Fuß höher die Sommerbedeckung.

In Unggenhubl errichtete der englische Lord Jahren die Anstalt, um eine der fürchterlichsten Krankheiten zu bekämpfen, unter welcher sich Krankheit dem menschlichen Geschlechte naht. In eine der hochgelegenen Alpenthäler berufen, sah Unggenhubl in Sorgen (Canton Uri) einen alten Greis vor dem Bilde der Jungfrau sein halbvergessenes Gebet sammeln. Tiefe entblich seinen Kummer, erzählt er uns in seiner von Professor Troxler bewunderten Weise.

Gestalten erblicken die große Kette der Alpen entlang, welche Savoyen, die Schweiz, Oesterreich, Bayern und Würtemberg durchzieht. In der Schweiz befindet sich ihre Zahl auf etwa 1000

zu denen Wallis allein 288 zählt, verhältnismäßig wenige dagegen der Canton Bern.

Da Guggenbühl frische warme Thäler als die Entwicklung des Cretinismus begünstigend erkannte, wählte er als Hauptheilmittel die reine, freie Luft auf den sonnigen Höhen des Abendbergs. Im zartesten jugendlichen Alter muß die Cur beginnen, nach vollbrachtem sechsten Lebensjahre ist der Cretinismus unheilbar.

Herab kommen wir zu dem kleinen Nagen, an dessen Fuße auf einem Hügel die Ruinen und Wolfenschießen Jungfrauenblick liegt. Uneigentlich so genannt, denn man genießt von hier aus nur eine sehr beschränkte Aussicht der Jungfrau. Ein kurzer Weg aber das Feld bringt uns in unser Hotel zurück, welches den Gletschern gegenüber die reizendste Lage in dem lieblichen Interlaken hat. Die Jungfrau ist aber eine kalte, feine Schöne; im Gegensatz zu den Nachbarinnen sieht sie es, nur verhüllt zu geben. Bei alledem möchte man an der Reinheit dieser Jahrtausende alten Jungfrau zweifeln, denn manchen besonders ist der Mond, und wenn sie ihren dichten Wolkenschleier herabläßt, wer vermöchte dann zu sagen, was zwischen den beiden vorgeht!

Wir haben das fruchtbare Bödeli umgangen und den schönen Höhenweg wieder erreicht. Eine üppige Blütenpracht zeigen hier die Bäume, welche das Auge wohlthuend erfreut. Die rothe Rasse wechselt mit dem Walnußbaum, an den Hängen sind Schlingpflanzen hinaufgezogen, Sträucher von Fuchsien mischen ihre rothen Blüten in das gefällige, farbenreiche Landschaftsbild.

Die Hotels bieten allen Comfort inmitten herrlicher Alpennatur, von der Bank vor einem geschmackvollen Chalet blickt es sich behaglich auf die wunderbar grünen Berge mit ihren Gletscher-Hintergrund. Besonders gegen Abend, wenn die Sonne vor ihrem Scheiden noch magische Lichteffecte hervorbringt, zeigt sich ein herrliches Schauspiel. Wer dann den Enthusiasmus abzukühlen wünscht, der mag eintreten in den Salon. Ein paar halberwachsene Mädchen üben sich auf dem Piano. Am Fenster vor dem kleinen Tisch malt eine junge Miß blaue Berge und grüne Wiesen mit rothen Kühen. Ihr gegenüber, den Ellbogen bemüht auf ihre Zeichnung stützend, sitzt ein junger Mann in der „Times" vertieft. An den verschiedenen Tischen beharren sich Männer und Frauen, in Landkarten studirend oder mit Abfassung jener endlosen, doppelt durchkreuzten englischen Briefe beschäftigt. Auf den Ottomanen an den Wänden zeigen sich die verschiedenartigsten Gruppen. Die Damen sitzen meist steif, die Herren geben häufig die Beine hinaus und bilden mit ihren Körpern eine Unzahl von Ecken, wie es nur einem Briten oder Amerikaner möglich ist. Dazwischen springen hübsche englische Kinder durch Reifen oder werfen Bälle. Es ist im großen das Bild eines englischen Drawing room.

Unter diese typischen Gestalten, die in Interlakens eleganten Pensionen vorherrschen, mischen sich einige wenige mehr exotischen Erscheinungen des Vaterlandes. Eine Frau, die eine Geschichte hat, ein Glücksjäger, der mit emsigen Augen nach Gewinnen späht oder auch nach vollen Börsen allein, die er aber dem grünen Tische zu leeren hofft. Männer aus den höheren Ständen, sogenannte Gebildete, die zu arbeiten nicht nöthig haben und sich über diese Langeweile, verzweifelnde Frauen und alternde Mädchen mit unverstandenem Verlangen. Die leicht todtmenschliche, in jeder Richtung harmlose Heimat zu studiren und in ihren schattigen Hügen aufzusuchen, ist eine dankbar interessante Aufgabe. Da bietet sich dem stillen Beobachter ein großartiges Gemälde modernen Lebens dar, dem die herrliche Alpenlandschaft zum Rahmen dient.

Auf einem englischen Landsitz.

II.

Am folgenden Morgen beim Frühstück war die Familie allein.

„Warum kamen die Offiziere gestern nicht in Uniform, Mama?" fragte Miß Talbens.

„Weil es Sitte ist, nach der Jagd in Civil bei Tische zu erscheinen."

„Ein alberner Sitte", meinte die Tochter, indem sie langsam ihren Thee nahm.

„Was hast du bei Lord und Lady Darcy gesehen und gehört? War noch mehr Besuch dort?"

„Vier Offiziere und die Glasfords."

„Ziemlich alte Mädchen — Du warst also die Schönste. Hast du gesungen?"

„Ja, vorgestern Abend."

„Was sagte Lady Darcy?"

„Es schien ihr ganz gut zu gefallen."

„Nur ganz gut? Hat man je eine solche Anmaßung gehört? Miß Darcy singt »ganz gut«, du aber hast eine prachtvolle Stimme, und wir haben einen der ersten Londoner Lehrer für dich gehabt; Miß Darcy aber kann nichts, als was ihre Gouvernante sie gelehrt hat. Sprachen

Herr und Vater Darin von ihrer Reise nach dem Continent?"

„Sie haben Sie sehr gut in Paris amüsirt, dann sind sie nach Biarritz gegangen, wo der irländische Hof gerade versammelt war."

„Haben sie die Madonna gesehen?"

„Alle Tage, wenn sie nach dem Strande kam."

„Was trug sie?"

„Gewöhnlich einen Pariser Sammetpaletot."

„Mein Gott!" rief Mrs. Talbot triumphirend. „Noch nicht vierzehn Tage hat es her, daß ich meinen Pariser Sammetpaletot bei Johnsons erfunden habe. Armer Johnson, heute ist das gewiß, ich hätte ihm nicht die neue Manier abgehandelt. Aber ich will ihn nun gut zu protegiren! Was gibt es sonst noch Neues?"

„Kapitän Vere trat seine Braut heirathen."

„Kapitän Vere seine Gemahlin?" wiederholte Mrs. Talbot langsam, indem sie vor Erstaunen die Theetasse vom Mund nahm und hinsetzte. „Das sagt du nun erst? Kapitän Vere seine Gemahlin? Das ist unerhört!"

„Warum, Mama?" antwortete kaltblütig Miß Minny und betrieb ein gewisses Brod mit Butter. Jetzt fand Mrs. Talbot die Sprache wieder. „Frage nicht so thöricht, warum? Gröber ist es unpassend, seine Braut zu heirathen, und ich begreife nicht, warum die Polizei in England das nicht ebenso gut verbietet, wie sie Heirathen zwischen Onkel und Nichte untersagt hat. Warum? Weil es jährlich 50 Ehescheidungen hat und ich ihn zu jedem Dinner und jedem Ball in Windham einladen habe, und weil es eine der passendsten Partien war, die hier in der Nachbarschaft auf sich warten haben."

Lautes Trommeln an der Außenseite des Fensters ließ Mrs. Talbots zusammenschrecken und die Fortsetzung ihrer Rede vergessen. Es war unsere Amazone, welche eine schwarze Katze um ihren Nacken geschlungen hatte, deren Vorder- und Hinterbeine sie unter dem Kinn zusammenhielt. Sie sah komisch, aber ersteht aus, als sie so vor dem Fenster stehend laut nach Krabbe für ihren schwarzen Pet verlangte und für zwei Pfennigsmünzen, welche, nach der Katze herausbellend, an ihr emporstrangen. Aber Mrs. Talbot war nun einmal in ungünstiger Laune, weil die englischen Gesetze die Heirath zwischen Gatte und Kousine nicht verbieten, und verließ wortlos und unmuthig das Zimmer. Sie ordnete das Kaffeeund der Rest des Tages verlief dem gestrigen ziemlich ähnlich.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Das Wort „Sunday" ist für mich eine der Schreckfiguren im englischen Wörterbuch. England in Sonntage für den Continentalbewohner unbegreiflich und unerträglich. Jede, auch die harmloseste Beschäftigung und Unterhaltung ist am Sonntag hoch verpönt; der altjüdische Sabbat kommt nicht düsterer und öder daher als der englische Sonntag, an dem selbst das Lesen eines Buches — es ist denn ein Gebetbuch — und das Spielen auf dem Klavier für Sünden gelten. Die protestantische Kirche in Schottland ist noch strenger in ihren Forderungen und aus sicherer Quelle weiß ich, daß einmal zwei kleine Jungen, von denen der eine am Sonntage ein Tau gestohlen, der andere mit einem Schwefelholz gespielt hatte, die härtesten Schulstrafen für diese Sonntagsentheiligung erleiden mußten. Am Charfreitag dagegen gibt es Gelegenheit zu Gesellschaften, man ißt, trinkt, spielt Karten — denn es ist kein Sonntag. Auch hier in Windham ist der Sonntag ein unerträglicher Tag, und um das Unglück voll zu machen, hat Mrs. Talbot gelesen, daß es „Mode" ist, den Sonntag möglichst streng einzuhalten. An dem ersten Sonntag kam ich am Morgen in die Bibliothek, wo ich Mr. Talbot fand, welcher im Glauben, es sei seine Gattin, obige die „Times", darin er gelesen hatte, zwischen dem Kamin und seinem Sessel versteckte. Mr. Talbot muß eine Ahnung davon haben, wie ich über diese Angelegenheit denke; denn während ich nach verschiedenen Büchern suche, nahm er gewöhnlich seine Zeitung wieder vor und las weiter. Nach dem allgemeinen Kirchgange hatten wir unser Dinner, das des Sonntags stets in der Mitte des Tages stattfindet. Das Weiße war kalt und tags vorher zubereitet. Nach Tische ging die Familie abermals in die Kirche, während ich mich auf mein Zimmer begab, die Thür schloß, das Schlüsselloch verhängte und einige Briefe in die Heimat schrieb. Um 5 Uhr kamen die anderen nach Hause und ich hörte, wie Miß Lina, die einen horn-pipe pfeifend die Treppe heraufkam, nachdrücklich von ihrer Schwester mit den Worten zurechtgewiesen wurde, daß es Sonntag sei. Inzwischen war es dunkel geworden und ich ging in den Salon hinab, wo es trauern genug aussah. Mr. Talbots war verstimmt, weil seine Frau ihm nicht erlaubt, einen starken Hecht zu essen, den er gefangen hatte und von dem

er viel Schaden für seine Forellen fürchtet. Er nahme über einer Wortverletzung, die er ihm unbedachtsamerweise, gleichsam zur Entschädigung, erlaubt hatte, und schien nicht übel Lust zu haben, ihrem Beispiel zu folgen. Mrs. Talbot sah nämlich in einem großen Aerger und schilt „in a great rage style". Jims, die einen andern in Besitz genommen, versuchte, da ihr heute die Jagdaussichten besser unterlag war, süße und heimlich die schwarze Katze mit den beiden kleinen Hexenaugen in einen Kampf zu verwickeln; Mis Minnie las einen Sermon. Ich hatte Herbert's „Wahlverwandtschaften" vor mir, ein Buch, das Mrs. Talbot bei einigen Sonntagen für eine Sammlung frischer Predigten zu halten sich gewöhnt hatte. So war die Theestunde herangegeben und gerichtet worden, nach welcher Mrs. Talbot mit ihrer Tochter noch eine Hymne sang. Morgen war glücklicherweise Montag und nach dann ein abwechslicher Montag, ein Cricketclub-Tag.

Cricket ist ein in neuester Zeit Mode gewordenes Spiel, das im eben verflossenen Sommer in England leidenschaftlich getrieben wurde, sodass sich hier und in der nächsten Umgegend von beiden Cricketclubs gebildet hatten. Jeder der zwei Familien etwa traten zusammen, berieten und beschlossen Statuten über einzuführende Gäste, über die Bewirthung und die Reihenfolge, in der jede Mitgliedsfamilie den Cricketclub bei sich empfangen sollte, der sich jede Woche versammelte, um das beliebte Spiel auszuführen. Nach den Regeln des letztern gehören zu jeder Partie acht Personen: vier Herren und vier Damen, welche in je zwei Paaren gegeneinander spielen. Das Spiel besteht darin, mit langgestielten Hölzernen Holzkugeln durch mehrere im Raten befindliche Drahtschlingen einem Ziele zuzuschieben und dabei womöglich die Kugel eines der Gegner mit der eigenen zu berühren; gelingt dies, hat man das Recht die Kugel des Gegners so weit aus der Bahn zu treiben, als es ein Schlag mit dem Hammer vermag. Die am Ziel zuerst angekommene Partei hat natürlich den Sieg davongetragen. Mrs. Talbot, die an jenem Montag den Cricketclub in Wickham empfing, hatte den Triumph, dass das Buckinghamshire-Wochenblatt ihre Cricketpartie als die eleganteste und wohlgelungenste der ganzen Saison bezeichnete und dass unter ihren Gästen sich die Schwester und Nichte eines Herzogs befanden. Und in Wahrheit, das Ganze ließ nichts zu wünschen übrig: die Anordnung des Festes war vollkommen und die Gesellschaft in vergnüglichster Stimmung. Wie gefiel am besten die unvergleichlich liebliche Szenerie, welche das Ganze bildete. Auf dem grünen Rasenteppich mit seinen Baumgruppen und Gebüschen, welcher sich vor dem alten, historisch merkwürdigen Schlosse ausdehnte, waren etwa achtzig der Söhne und Töchter Old-Englands versammelt: die sämmtlich in Weiß gekleideten Frauen mit den feinen Gesichtern und blonden Haaren, welche geschmackvolle Wege zusammenhielten, die prächtige geschmackvolle Jagdkleidung ihrer Begleiter verliehen dem Ganzen einen romantischen Zug. Ein Musikchor ließ seine munteren Weisen, Tänze und Opernmelodien von einem Bosquet aus erschallen und rund um den Hauptschauplatz standen Stühle und Bänke für alle, die es vorzogen, Zuschauer statt Mitspieler zu sein. Gegen 7 Uhr vereinigte ein kurzer Imbiss Spielende und Zuschauende in dem großen Speisesaal, worauf einige Quadrillen und Walzer im Freien getanzt wurden. Nach Mitternacht wurden die Wagen gerufen: die leicht und bequem gekleideten Damen entführten, und still und öde war es auf dem Rasenplatz. Auch die Musik war verstummt; nur die Wellen des Flusses rauschten leise, aber unaufhaltsam fort und durch die Wipfel der Bäume vor dem Fenster Karl Stuart's ging ein geheimnisvolles Säuseln.

M. G.

Aus dem Leben der Vögel.

Von Berthold Sigismund.

Unter diesem Titel erschien soeben ein kleines, durch Stoff und Darstellung anmuthiges Schriftchen von J. G. Fischer: „Aus dem Leben der Vögel. Eine naturpsychologische Skizze" (Leipzig, Brandstetter), welches durch seine Trefflichkeit einen neuen, überzeugenden Beweis dafür liefert, dass für gewisse Zweige der Wissenschaft die Dichter gar wohl befähigt, ja die allein passenden Bearbeiter sind.

Eine naturpsychologische Skizze nennt der Verfasser diese Schrift, der eine im Naturhistorischen Verein zu Stuttgart gehaltene Vorlesung zu Grunde liegt. Und mit Recht; denn er theilt darin die Einblicke mit, die er, von Jugend auf ein aufmerksamer Beobachter der reizendsten aller Creaturen, welche selbst den schönen, aber unbeseelten Blumen voranstehen, in das geistige Leben der Vögel gethan hat. Diese seine Beobachtungen,

Lettice (zu Harry).

Und Ihr? So langweilig und verſtimmt? woran denkt Ihr denn?

Harry.

An unſere Hochzeit.

Eliza (lacht).

Nehmt Platz, wir wollen von der Ehe ſprechen!

Lettice.

Nehmt Stühle, wir wollen über unſer künftiges Schickſal träumen. (Alle ſetzen ſich.) Eliza, wie denkſt Du Dich einzurichten?

Eliza.

Einrichten? Ich meine, wir wollen von der Liebe ſprechen. Was iſt die Liebe?

Lettice.

Einbildung.

Marwell.

Und was iſt die Ehe?

Lettice.

Vorſicht.

Eliza.

Dann wirſt Du mit meinem Bruder oft Nachſicht haben müſſen. — Du biſt ſo verſtimmt, Harry.

welche nicht nur begeisterte Liebe zur Natur, sondern auch schönes Beobachtungstalent, namentlich ästhetisches Auffassungsvermögen für Gesichts- und Tonsprache bekunden, weiß der Dichter mit so viel Frische und guter Laune zu erzählen und so scharfsinnig zu deuten, daß das Lesen des Schriftchens allen Naturfreunden als empfehlende Unterhaltung und als lockende Anregung zum eigenen Forschen empfohlen werden kann.

Um den Lesern dieser Zeitschrift eine Probe von der Darstellung des Verfassers zu geben, theilen wir eine Stelle wörtlich mit.

* * *

„Wie das menschliche Gemüth sehr empfänglich ist für die Gestalten der Witterung, wie angenehmer Himmel es so leicht zum Jauchzen und Gesang stimmt, so auch das der Vögel. Beim Menschen ist nicht wie bei ihnen die Gesangfähigkeit an bestimmte Familien gebunden (?). Aber die singfähigen Vogelfamilien sind nicht nur innerhalb einer bestimmten Familie sehr verschieden begabt (Buchfinke und Goldammer, Nachtigall und Braunelle), sondern es offenbart sich auch zwischen den einzelnen Individuen einer und derselben gesangfähigen Vogelart verschiedene Grade der Fähigkeit, wenngleich nicht in derselben Weise wie beim Menschen zwischen verschiedenen Individuen derselben Nation. Den Vorzug freilich haben wir voraus, daß bei uns die Fülle des Gesangs auch den Frauen im vollkommenen Maße verliehen ist, was dem weiblichen Geschlecht der Vögel ausnahmsweise versagt blieb. Uebrigens hat bei den Vögeln wie beim Menschen der Stimme des zarten Geschlechtes eine höhere Tonlage als die des starken, nur beträgt der Unterschied dort nicht eine ganze Octave wie hier. . .

„Betrachten wir ein angehendes Vogelpaar. Wie viel angelegentlich süße Mühe gibt sich das Männchen um das Weibchen, welches sich erst spröde zeigen will, mit Zärtlichkeit oder Heftigkeit, aber immer mit der größten Gewandtheit in Tönen, die es dem geübten Ohr unzweifelhaft machen, daß hier eine heiße Liebeswerbung im Gange ist, für seine Wünsche zu stimmen! Und wie voll und gehoben ertönt das Lied, wenn die Brautwerbung gelungen! Wie im Gefühl einer trefflich gespielten Doppelrolle, der des Liebhabers und Helden zugleich, setzt sich das Männchen auf den höchsten Baum, auf den First des Hauses und schwellt sein schönes Geschick in Klängen, denen man die Worte aus Schiller's »Glocke« unterlegen möchte:

Hoch ist's Dach mit frohem Blick
Über die Gattin weithinschauender Wacht
Lustgeschäftig wie Bienen schlägt —
Nimmer sich mit fremdem Mund

„Kann auch nicht der Schein aller Schuld des Verbrechens auf das Männchen fallen, darf nicht verschwiegen werden, daß auch dem Weibchen, wenn es sein Absehen auf ein etwas fremdes Männchen gerichtet hat, gar artige Tücke zu Gebote stehen, um tödliche Angriffe und Hiebe zu schwächen." —

Und nun rühmt der einzige Beobachter hier, die Tonsprache der Vögel beim Nestbau, beim Brüten, bei der Erziehung der Jungen, bei welcher die Alten nach Art der menschlichen Ammen förmlich kosend plaudern, als möglich zu schildern.

Aber — kennte ein strenger Wissenschaftler sagen — das sind anthropomorphistische Träume eines Dichters, der unterlegt, wo er nicht auszulegen vermag, der das Leben und Weben seines eingeborenen Ich hinüberträgt in das Reich der dumpfen Naturtriebe.

Der Verfasser äußert sich im Schlußwort selbst über einen solchen Einwand. „Ich bin gewiß sehr weit von dem Glauben entfernt, daß bei Betrachtungen, wie die im Vorstehenden angestellten, nicht die Menge von Täuschungen mit unterlaufen können, daß man nicht gar vieles in die Natur lege, was wir gern darin haben möchten, was unsere Meinung und Phantasie wünscht. Aber auch unsere Phantasie über die Naturvorgänge hat ihr Recht, ihre Kunde können so erbauend und belehrend sein als reale Poesie, und wer will bestreiten, daß, was die Phantasie der Natur unterlegt, gar oft, und häufig gerade in den wichtigsten Punkten, mit der realen Wahrheit in Eins zusammentrifft?"

Gewiß, in der Deutung des Seelenlebens der Thiere können wir nicht umhin, von der Beobachtung des menschlichen Ich auszugehen und zu untersuchen, ob und inwieweit das außer uns erscheinende Geistige übereinstimmt mit den Regungen des halb oder ganz unbewußten Lebens, das in uns waltet. Wir müssen die Liebeswerbung des Vogels mit der Freierschaft des Naturburschen, die Nesterstreude der Vögel mit dem Hochgenuß des Ehepaars vergleichen, das an der Wiege des ersten Kindes sitzt, um uns hinüberzuversetzen in die Stimmungen und Regungen eines Lebens, von dem uns nur die Phantasie, das poetische Mitgefühl einige Kunde verschaffen kann.

Wir sehen der künftige Beobachter diese Methode zu verwerthen mag, mögen eine andere Probe wagen.

„Ich habe einst auf einem der Seen in den Parkanlagen zu Stuttgart ein Schwänepaar beobachtet und fand dabei Gelegenheit, das galante Verhalten des Männchens wahrhaft zu bewundern. Er hatte für nichts anderes Sinn und Aufmerksamkeit als für die Bewegungen und Launen des Weibchens. Das Weibchen, wie bald spröde, bald willig, wie äußerlich gleichgültig, innerlich theilnehmend und vertraut, hat das Männchen offenbar geneckt, «gebeten», «zappeln lassen», wie tägliche Frauen zu sagen belieben. Das Weibchen neigte den Kopf, das Männchen auch; das Weibchen rupfte Gras am Ufer, das Männchen auch; wohin das Weibchen schwamm, schwamm das Männchen nach. Das sollte doch wol nichts anderes heißen als: Was du thust, das ist mir recht! Das Weibchen ließ einen Bissen Gras ins Wasser fallen und schwamm weiter; das Männchen nahm den Bissen auf, schwamm dem Weibchen nach und legte ihm den Bissen im Wasser vor; das Weibchen nahm ihn und warf wieder. Das Männchen, nicht zufrieden, auf gewöhnliche Weise nachzuringen, legte seinen schlanken Hals über den des Weibchens hinüber und warf es, um zu zeigen, wie es dem Wasser auf der einen Seite des Weibchens ebenso gut die Ehre anthun wolle wie dem auf der andern, und müßte es mit Anstrengung geschehen; ähnlich wie zwei menschliche Herzensfreunde, bei denen der Hals zu kurz ist, um mit solcher Umschlingung zu trinken, mit verschlungenen Armen ihre Gläser leeren."

Ist das nicht ein ganz gerechtfertigter und hoch treffender Anthropomorphismus?

Vielleicht ließe sich durch diese Methode auch eine vom Verfasser aufgeworfene und nicht entschiedene Frage beantworten. Warum fangen die Vögel im Käfig sogleich an zu singen, wenn sich im Zimmer Lärm erhebt? Ist es beifälliger Erwiderungsdrang oder um das unangenehme Geräusch zu übertäuben? Wahrscheinlich keins von beiden. Man beobachte nur Kinder an einem brausenden Wasserfall, an einer klappernden Mühle, im lauschenden Walde. Fangen sie da nicht bald laut zu singen und zu jauchzen an? Dazu bewegt sie blos der Trieb des Wetteifers, der Sporn, ihre Kraft mit der elementaren Gewalt zu messen; derselbe Drang, der sie anregt, von einer Felsenhöhe einen Stein hinabzuschleudern, um dem Echogrund zu sagen: Siehe, meine Kraft reicht über dich weg!

Es ist uns gestattet, den interessanten und zum Theil auch für einen seit Jahren Beobachteten neuen*) Thatsachen, welche diese Schrift über Sprache, Gehörve,. Paarung, Nisten und Wanderung der Vögel beibringt, einige von uns beobachten hinzuzufügen, welche jene in mancher Hinsicht ergänzen.

Der Verfasser beklagt, daß in der Umgebung Stuttgarts seit einigen Jahren der Amselgesang durch das üble Beispiel eines „mißratbel, verbalzt und leichtsinnig, weibisch und geschmacklosen Mischlingsbalkes, den man hätte für vogelfrei erklären sollen", gar sehr heruntergekommen ist, und bemerkt, daß alle auch in der Ebenwelt, und zwar selbst in der freien und naturgegebenen, die ästhetische Entartung und Verderbniß um sich greife.

Eine ähnliche traurige Erfahrung machen die Liebhaber des Singvogelfangs in Thüringen. Wo wollen nicht die Veteranen zu erzählen von den herrlichen Finkenschlägen, die sonst in unsern Wäldern das Ohr des Kenners mit den gesangreichsten Gebeten entzückten! Und jetzt kann man den halben Tagesmarsch machen, ohne einen guten „Wengling" oder einen Edelhähnen, vollständig schmetternden „Bräungam" zu hören. Stümper, nichts als Stümper, welche die Endsilben der Satzes verschlucken oder elend verstümmeln! Woher dieser Verfall der Kunst in der Natur?

Hätte Rousseau diese Thatsache gekannt, so würde er sie wol für seine bittere Lehre benutzt haben, daß die Natur „vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt". Der Mensch, und zwar gerade der Vogelliebhaber, ist schuld am Verfall des Finkenschlags. Die besten Schläger wurden weggefangen, um ihre Künste in den Stuben hören zu lassen, und die armen Finkenepigonen, die ohne große Muster aufwachsen, wurden eben blos Stümper. Man denke sich doch nur, daß alle tüchtigen menschlichen Sänger dreißig Jahre lang unbarmherzig aufgegriffen und nach Sibirien interniert würden, was sollte dann

*) Solche sind u. a., daß die Staare auf der Schwäbischen Alp nur in Wäldern, nie in Kasten nisten, während sie im übrigen Schwaben häufig diese gastfreundliche Wohnung annehmen; daß sie Liebeng der Goldammer, wenn sie sie für die deutsche Sängerin halt legen, jenseits der Alpen sind lauter; die Art, wie die Dohle und Wasseramsel ihr Nest an Oertlichkeit anpaßt.

aus dem Gesange der Menschenkinder werden? Daß die Jungen von den Alten lernen müssen, um es zu etwas Rechtem zu bringen, ist aber bei keinem Vogel deutlicher erkennbar als bei dem Buchfinken.

Ist es vielleicht bei Stuttgart mit den Amseln ähnlich ergangen? Und leben dort auch Finken, bei denen ein kunstgemäßer Schlag durch vorzeitigen Unterricht der Väter verpfuscht ist? Dann wäre beiden Landschaften zu helfen. Wir in Thüringen, die noch so glücklich sind, echten edlen Amselschlag zu hören, könnten den schwäbischen Amseln tüchtige Kräfte leihen und uns von dort talentumfangende Finken kommen lassen.

Der Verfasser ist, so sehr er seine theoretischen Grundsätze liebt, nicht blind gegen die Fehler, die sicher neben manchem Guten Prinzip der Selbstständigkeit und Aufopferung die Thatsache an, daß alle Vögel ihre zur Selbständigkeit erwachsenen Kinder nicht mehr kennen und als Fremde behandeln, einzelne Vögel, z. B. gewisse Drosseln, ihre Jungen sogar verfolgen, schon antreffen. Solche Fälle kommen nach seiner Beobachtung besonders dann vor, wenn Menschen den Nest so oft zu nahe kamen und Alle auf Junge verjagen. Ja erklären nicht der Grundsatz die Verführung zu solchem die Mordthaten des Elternes überbietenden Greuel hinlänglich? „Es hat das Ansehen, als wollte in solchem Fall der Vater, der die Tötung und den Raub vollbringt, die Entscheidung andeuten, er sei nicht gemeint, seine Kinder für die Mißhandlungen und Verbrechungen der Gefangenschaft zu strafen, wie er sie selbst erfahren."

Aber selbst wenn ein solches Motiv, dem doch die Blüte des Gedankens gar sehr angekränkelt ist, hier gelten dürfte, sodaß der Vater durch höchst widersinnige Tragik das traurige Los seines Geschlechts an den Kindern rächte, so kommt man doch mit ähnlichen Erklärungen nicht für andere Fälle aus.

Ist eine zur Hühnerlocke desselben Hofs gehörige Henne, die vielleicht die Schwester der übrigen ist und mit ihnen bisher in Freundschaft gelebt hat, von Krankheit befallen, so wird sie von ihren Genossinnen nicht blos nicht bemitleidet und nicht gepflegt, sondern geradezu verfolgt und häßlich angefeindet. Man gönnt ihr selbst nicht das Körnlein, das man dem hospitierenden Spatz nicht verwehrt. Wie erklärt sich diese Brutalität, die man oft genug im Hühnerhof mit ansehen muß? Und wie kommt es, daß die jungen Hähnchen dem schwächlichen Schwesterlein die spitzen Flaumchen boshaft ausrupfen? Ist das nicht der barbarische Haß gegen alles Schwächliche und Kränkliche, welcher die Taubenzüchter zur Tötung schwächlicher Nestgeschwister und manche wilde Völkerstämme zur Aussetzung bestimmter Glieder in die Wildnis verführte? Scheint es nicht dieselbe grausame Concurrenz zu sein, nach welcher ein Zweig der Baumkrone den andern durch seine Ueberschattung tötet, nach welcher der eine Samenkorn in dichtem Rasen das Nachbarkorn unterdrückt und verkümmern läßt?

Eine ähnliche Verachtung des Schwachen zeigt die Gluckhenne, die ein Kuckucksei ausgebrütet hat. Sie bevorzugt bei der Fütterung immer das eingetragene Kind und es scheint dem menschlichen Beobachter oft unnatürlich, wenn sie die Jungen, die sie selbst ausgebrütet hat, fast Hungers sterben läßt.

Es hat denn auch die Beobachtung, daß so manche Züge den Menschen charakterisierende Natur der Vögel eine Nachbildung, welche sie den Glauben an die Gebäude der Gestirne zu stützen scheint.

Doch auch dies böseste Bild ist für den tiefern Beobachter nicht ohne Trost. Es gibt nämlich einzelne Vögel, die sich über ein Vorurteil oder Unrecht, zu welchem ihr Geschlecht neigt, erheben, die alle bewegen, daß ihre Jungen nicht aus dumpfem, angeborenem Triebe, sondern aus einer Art sittlichen Entschlusses beruht. Der Verfasser erzählt davon ein schönes Beispiel. Der Schwarzdrossel verträgt wie die Ringeltaube durchaus nicht, daß die menschliche Hand ihr Nest berühre; sie verläßt ein solches Nest, als wäre es entweiht oder mit unheilvoller Ansteckung behaftet, und gibt ihre Eier dem Untergange preis. Aber eine Schwarzdrossel, die Fischer beobachtete, zeigte sich erhaben über diesen barbarischen Aberglauben. Sie hat, obgleich nach ihr gehascht wurde, obgleich sie dabei um den halben Schwanz kam und eins ihrer Eier zerdrückt fand, doch ihre drei übrigen Eier ausgebrütet und die Jungen großgezogen, „während manche ihrer Schwestern es nicht einmal leiden, daß man, wenn sie im Neste liegt, ihr ins Auge sehe."

Auch ein Deutscher in Amerika.

I.

Wie Deutsche überall waren, wo Franzosen die größere Kampflust zu Tage trugen, so ist der Deutsche ja der eigentliche Soldat der Welt. Immer und überall trägt er muthig seine Haut zu Markte. Keine Fahne weht auf fremden Schlachtfeldern, in der die Deutschen nicht mitkämpfen, aus Büchern schaute ihr papierkriegerisch, wenn er behauptet, alle Völker hätten in der Julirevolution für die Freiheit gekämpft, blieb ein Segen ist auf den Deutschen geruhen, nur die Deutschen nicht.

Obwohl nun die Geschichte der amerikanischen Freiheitskriege haben ist die Deutschen weltweit genannt. Wie oft immer, kämpften meistens auch dort Deutsche gegen Deutsche. Auf der Seite der Engländer waren englischen Landsknechte, die „Hessen" heißen, die von ihren Fürsten an England verkauft waren, auf seiten Amerikas aber verschiedene, theils freiwillige Kämpfer, die sich Freiheit und Bürgerrecht die Waffen verdienen wollten. Hier ist auch meinen Landsmann, die sich in dem großen Bruderkampf drüben in voller Treue kämpften und durch ihre unerschütterliche Tapferkeit viel zum endlichen Sieg über den Namen „Deutsch" Achtung und Ehrung verschafften.

In dem amerikanischen Freiheitskriege glänzten sich nur einen ganz deutschen General aus, dessen Namen noch heute in den Vereinigten Staaten einen guten Klang haben: Steuben und der Baron von Kalb.

Johann Kalb, der im Elsaßischen seinen Namen sich nicht in den Adelsstand, sagte zum „Baronen" erhoben — hat wie es sich also wenn wir es gut meinen —, war der Sohn eines Bauers, am 29. Juni 1721 in Hüttendorf geboren, einem damals markgräflich baireuthischen, jetzt aber zum bairischen Landgericht Erlangen gehörigen Dorfe. Seine Kinderjahre verlebte er im älterlichen Hause und erhielt den ersten dürftigen Unterricht in der Schule zu Krigendronn. Eine Zeit lang war er dann Kellner, ging, kaum sechzehn Jahre alt, in die Fremde, tauchte im Strom des Lebens unter und am Ende des Jahres 1743 als Jean de Kalb, Lieutenant im französischen Infanterieregiment Löwendal, wieder auf. Dies Regiment stand damals in Flandern und nahm theil an den glänzenden Siegen, welche die französischen Waffen unter dem Marschall von Sachsen gegen die vereinigten Engländer, Holländer und Oesterreicher erfochten. Im Jahre 1747 wurde Kalb zum Hauptmann und Regimentsadjutanten ernannt und zugleich mit den Dienstleistungen eines „officier de detail" beauftragt. Er war nicht ein bloßer Haudegen, in dem ehemaligen Bauernjungen lebte ein höherer Geist, jeden freien Augenblick benutzte er, um neben den neuern Sprachen die höhere Mathematik, besonders in ihrer Anwendung auf die Belagerungskunst und die innere Organisation der verschiedenen Heereskörper, zu studiren. Damals entwarf er einen Plan zur Landung an den Küsten Englands, in dem er auf die wundeste Stelle des weitverzweigten Britannia, Irland, deutet. In der Schlacht bei Rossbach kämpfte Kalb unter dem Befehl des Herzogs von Broglie und sein Corps hat wesentlich zu einem der glänzendsten Siege beigetragen. Diese Niederlage grollte tödtlich der Stolze, der die französischen Waffen geschändet, die deutschen Landsknechte verlachen den französischen Thron und schwuren in ganzen Compagnien den französischen Fahnen zu. Kalb schrieb sich, der Herzog von Broglie ernannte ihn zum Generalquartiermeister-Lieutenant bei der Armee des Oberrheins und befördert ihn am 19. Mai 1761 zum Oberstlieutenant. Er gedachte sich nicht allein durch Muth und Tapferkeit, sondern auch durch Umsicht und Kenntniß auszuzeichnen. Er ist in Führung und Organisation seines Bataillons. Nach der siebenjährigen Kriege ist er sich auch in den militärischen Kreisen gleichgeblieben, er achtet auch seiner Verheirathung mit der Tochter eines reichen Hofbeamten 1764 seinen Abschied. Der Prinz hatte es sich die nicht nehmen lassen, seinen Kalb einen Orden zu, so sehr er glaubte und sagte. Trotzdem konnte ihn weder die Ruhe noch der Pomp seiner Stellung und das herausfordernde Leben zu Hofe halten, die ihm eingeborene Unruhe trieb ihn immer weiter hinaus. Schon 1763 hatte er in portugiesischen Dienste treten wollen, und als das auch nicht glückte, nahm er einen Auftrag des Herzogs von Choiseul, des französischen Premierministers, an, der seinen Ehrgeiz auf neue Nahrung hat.

In den amerikanischen Colonien brannte bereits der Funke zu einer Empörung gegen Mutterland auf und Frankreich schürte im geheimen die glimmenden Kohlen. Um die Stimmung der Amerikaner zu erkunden, ging Kalb 1767 nach Amerika. Er entledigte sich seines Auftrags mit großem Geschick und Eifer, als er aber zurückkehrte, wußte man es ihm wenig Dank.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Morgen!

Die Hoffnung webet ihr Freudenkleid
Die Sorge kennt der Kummerzeit —
O eitle Lust, o thörichte Pein'
Morgen wird alles vorüber sein.

Poche nur, poche du, Nacht und Tag,
Träumendes Herz, deiner Sehnsucht Schlag —
O eitle Lust, o thörichte Pein'
Morgen wird alles vorüber sein.

Die Welle webt, das Wasser rinnt,
Rastlos die Parze den Faden spinnt —
Zum Zeichentuche — sie hält nicht ein; —
Morgen wird alles vorüber sein'

H. Kletke.

(Hierzu ein Beiblatt.)

„Baumwolle ist König."

Vor [illegible] Jahren, bei dem Kriege mit England im Jahre 1812, hat die Devise „Baumwolle ist König" die nordamerikanische Union beherrscht. Und [illegible] hat die Baumwolle [illegible] Einfluß [illegible] in den [illegible] der Union Regierungsgeschäfte der Republik [illegible] maßgebende gewesen. Auf [illegible] wurde eine [illegible] Bürde gelegen, die Erhebung [illegible] die Einfuhr — damals war es auch [illegible] Schmuggel [illegible] in die Union [illegible] — zu Gunsten der [illegible] willkürlich gemacht. Der Krieg gegen [illegible] die Verbrüderung mit Indien mit Baumwolle zu [illegible], um der „glückbringenden" Industrie der Sklaven neuen Boden zu gewinnen. Nicht lange [illegible] Boden mehr auf als Sklavenarbeit; ein [illegible] Arbeitskraft [illegible] Europa, [illegible] England und Centralasien, die sich auch auf der Baumwolle bereicherte. Wie der Adler neue Jagdgründe, [illegible] Brot neue Furchen, braucht der Baumwollbaron [illegible] immer neue und neue [illegible] Ländereien.

Diesem [illegible] Heißhunger gehört, daß [illegible] Gut und [illegible] Blutopfern [illegible] Kriege, [illegible] es die Königin der Meere von Indien [illegible], von der Königin der Meere von Indien [illegible], [illegible] gegenüber der Schönheit der [illegible] Landschaft und Tierwelt, der Weisheit der Religionen und der Regierungskunst [illegible] Sklavenkriege [illegible]. Im [illegible] Kriege vermißt der Norden, wie viel Gleichmut, Herrschsucht, [illegible] Schwäche und [illegible] Irrthum sich auch beimischen mag, die Sache des Rechts und der Menschlichkeit; der Süden kämpft nicht für seine Freiheit, sondern um die Macht, die er bisher besessen, wenn man will, um sein Eigenthum. An eine Wiederherstellung der alten Union wird auch der Besiegte nach so vielen Schlachten, in denen der Norden stets den Kürzern gezogen, nicht mehr glauben, die Trennung ist keine Frage der Politik mehr, sie ist auf dem Wege, eine weltgeschichtliche Thatsache zu werden. Nicht nur Amerika, wie alle erleiden die Wehen dieser Neugeburt mit. Ja wol herrscht die Baumwolle als König über Millionen, wol hängt von ihr das Wohl und Wehe ganzer Landstriche ab. Trotz der außerordentlichen Hülfsmittel, die in England die Privatwohlthätigkeit zusammengebracht hat und täglich bringt, ist nach den Berichten der Aerzte, die Fabrikstädte bereits, in den Fabrikstädten der Typhus ausgebrochen. Durch [illegible] hallt der Schmerzensschrei der verhungernden Arbeiter in Massen dumpf und drohend, von dem Kaiser Abhülfe seiner Noth fordernd. Dabei rückt die Noth mit jedem Tage weiter vor, langsam, unaufhaltsam. Sie gleicht in ihrem stillen Gange der

Ebbe, der auch [illegible] Sturmflut folgt. Wie in den Hülfsquellen [illegible] Baumwollstaaten Reichthum [illegible], so [illegible] Mängel [illegible]. Vorräthe [illegible] Monate haben [illegible] Speicherräume [illegible] und die Häfen [illegible] Nordens verstopft. Die Summen, [illegible] Congreß zu Washington für die nothleidenden englischen Arbeiter votiren soll, werden [illegible] man sie [illegible] nach der [illegible] Hülfsquelle und Bereitwilligkeit [illegible] die Engländer [illegible] Meer [illegible] Gleich [illegible] Noth [illegible] Kartoffeln, nicht [illegible] Schonung [illegible] Hülfe [illegible] als [illegible] deutschen Jammer, [illegible] der Baumwollennoth, [illegible] der Verwüstung der amerikanischen Ernte [illegible] die [illegible] Ernährer.

Die Lage ist [illegible] so, daß die [illegible] auch [illegible] der Behandlung der [illegible] Gefangenen [illegible] geben, der auch [illegible] Meinung gestehen [illegible] Norden [illegible] und dem [illegible] Ausland, das [illegible] Europa und halb Asien [illegible] dienstbar gemacht [illegible] Klagen wurden [illegible]? Weiß [illegible] hinter [illegible] seinen Ballen [illegible]? Die Union [illegible] einem Abenteuer, [illegible] Theil [illegible] Unternehmen, durch [illegible] Natur [illegible] Reichthum [illegible] von Menschen [illegible] der Bevölkerung gefundenen Artikels [illegible] Freiheit [illegible] Trennung von [illegible] Interessen, [illegible] Meere, [illegible] gebundene Völker [illegible], [illegible] eine [illegible] Zukunft [illegible] unübersehbaren [illegible] — in eine Zukunft, [illegible] [illegible] Blick [illegible] auch auf die [illegible] Continente [illegible] unberechenbaren Einfluß bringt. Das Königthum der Baumwolle [illegible], [illegible] [illegible], welche durch Sklavenarbeit gewonnen wurde, naht seinem Ende, es hat seine Blüthezeit gehabt. Wie alle Königsherrschaften, mag auch sie [illegible] mit Blut und Thränen gekittet, sie beruhte auf der Sklaverei der Neger. Indem sie zusammenbricht, läßt sie noch einmal das Brüderchen weltlich aus, aber mit [illegible] sagen: es ist ein Ding, das war. In Indien, in Algier, in den französischen Besitzungen am Senegal baut man auf das ertragfähige vielen kostbare Gewächs, einmal durch eine harte Erfahrung belehrt, welche Gefahr der Mangel an diesem Rohproduct über ganze Gegenden verhängt, wird man kein Mittel sparen, um künftig von dem amerikanischen Markte unabhängig zu sein. Der Krieg, den die Südstaaten um ihre Absonderung, um die Hegemonie in der Union begonnen, führt nicht zu ihrer Besiegung durch den Norden; im Gegentheil, sie werden als frei und siegreich aus ihm hervorgehen, aber wider ihren Willen werden sie mit der Sklaverei vernichtet und ihrer Baumwolle eine gefährliche Concurrenz erweckt haben. Nicht mehr die Baumwolle, das Schwert ist der König der Union. Diesem Schwert fehlt nur noch der Mann, der es recht zu gebrauchen und zu schwingen versteht. Das Material eines Heeres ist im Norden wie im Süden vorhanden, fehlte ihr keiner Einheit, ist es nun Washington oder

Grammatik, der die Kraft des Augenblicks über die eigene Herrlichkeit an seine Grenze setzt? Die Bürgerfrage des Revolutionärs pflegt ein Imperativ zu enthalten und zu schließen, so Augustus, so Napoleon. Unter einem solchen Führer wird der ganze Glaubenseifer der Kameradschaften wirksame zur Wahrheit, während der erste zu den vielen Verurteilten und Übermundenen gerechnet werden wird, welche die Geschichte und zugleich den Lebensmuth der menschlichen Gesellschaft bilden.

Gounod's Oper „Margarethe".

Da haben wir uns nun schon mit den vielfachen Angriffen der „Faustdichtung" beschäftigt, welche Dichterinnen neben Dichtern geschaffen, Verherrlichungen erhalten, eine neue Welt höchster Schönheit, erhabenster Gedanken ist jenem aufgegangen, der in sein Faustbuch hineingedichtet, Töne, wie sie wohl so harmonisch, so tief berauschend in keinem Herzen gedichtet wurden sind, klangen und tönend erklangen, und da sollen wir unsere Aufgaben in dem kalten Verstande suchen, Überlegungen in unsere Empfindung bringen? „Ihr habt als verständliche Farben".

Und ist Goethe's „Faust" nicht mehr, nicht weniger als ein Libretto zu einer Liebesoper, der nach dem Ruf Publik und dem Genusse als Schlußakkord die Verführung mit Gretchen's Heiligenscheinen nicht fehlt? Faust hätte sich mit Theologie und Philosophie quälen, den höchsten Dingen nachforschen, in Verzweiflungen und Thränen gebadet haben? Theologie, Faust ist viel zu verflucht dazu. Der deutsche Faust ist nur der spanische Don Juan, der alt geworden und dem die Haare ausfallen. Er wird die Geister nicht mit gelehrten Fragen in Verwirrung setzen oder vor dem Erdgeist erschrecken. „Gib mir meine Jugend wieder" darum allein bittet er seinen Mephistopheles. Die alte Magisterperrücke, der weite schwarze Talar sinken nieder; in spanischer Tracht steht der Verjüngte da, Don Juan II., und der Fürst der Hölle mit seiner Nußknackerfrage und seinen Affensprüngen begleitet ihn als getreuen Leporello auf seinen Fahrten und Liebesabenteuern. Die Geschichte Gretchens ist in Goethe's Drama ein Moment, es rauscht eben kein Menschenleben in die Vergessenheit, das reichste so wenig wie das ärmste, dem die Liebe nicht einmal Himmelsfreude und Höllenpein bereitet hätte; Gretchens Anmuth und Holdseligkeit diente ja nur, ohne daß sie es ahnte, Mephistopheles dazu, Faust's mächtigen Geist in die süßesten irdischen Bande zu schmieden, ihn von dem Streben nach höchster Erkenntniß fern zu halten, indem er sein Herz mit trunkener und doch vergänglicher Leidenschaft erfüllte. In der Oper aber denkt und will Faust nichts als Margarethe's Liebe. Don Juan, der auf die Jagd nach Zerlinen geht. Während Mephisto in der Dichtung ihn beherrscht, ist er hier der maître de plaisir.

Wenn wir heute durch das Dreikronthal wandern und plötzlich auf einen Mast Marthe's die Arbeiterfahne und ein prächtiges Saal im Bau der ganzen Umgebung sich aufbaut, wo vor einem Jahre die ärmste Hütte und „die schönste Aussicht auf Niederschaud" im Namen verherrlicht, da kommt unwillkürlich ein trauriges Lächeln auf den Mund, der eine Vergleichsgedanke nach der Hauptstadt macht sich, nachdem er sich gemacht, auf zu gehen. Oder gar still gut, wo die Oberhäuser einen Stadtwald nach einem Dichter — in Berlin sagen sie „Meierbeer" — getauft wird. Und was wäre Goethe's „Dichterwald"?

Rauschende Musik, viel Licht, viel Wein, Töne jauchzender Mädchen auf der einen Seite, als Gegensatz auf der anderen nächtige Scenen, die mit Schauder's Lust erfüllen, wunderliche Gegensätze, das Gelungene, prägt von Gounod eingeschlossen der Oper der Chöre, Studenten und auch bürgerlichen Margarethe — eine Tochter, die an der Seite Valentin's Kameradschaften pflegt, an geistigen Interessen, Zauberern, an allem, was tief in Ich auf die Seele einer reichen Natur durch große Farben und Töne wirkt, haben Gounod's Oper eine natürliche Fülle. Zwischen hat die Musik einen gefälligen, melodiösen Fluß, wie ihn auch Opernpublikum, Claviervirtuosen, auf der Jagd der Gefälligkeit, den Musikalien auch nur annähernd entspricht, so kommt sie doch dem heutigen Geschmack, Bedürfniß, wie er ist, in hervorragenden Theilen entgegen. Eine interessante Vergleichung bot Offenbach in Schwerin, der seinen Witz und Muth und Mißlaune, eine ganze Dichtung in eine prächtige und treffe Alltäglichkeit umzuwandeln. Gretchen ist eine pariser Grisette. Nicht bei einem Kirchgange, auf einem Jahrmarktsfest wagt es Faust, ihr Arm und Geleit anzutragen. Ihr Bruder Valentin hat einen guten Freund, den Studenten Siebel — den wackern Siebel aus Auerbach's Keller, der für sein Mädchen „von keinem Grube" wissen wollte, „als ihr die Fenster eingeschmissen"; dieser pauvre jeune homme, wie die Damen im Quartier latin sagen, vertritt in der Oper die deutsche Romantik, er ist ein sentimentales, den Mondschein liebendes Gemüth; die Schwester seines Freundes hat ihm den Sinn berückt, jeden Morgen bringt er ihr einen Blumenstrauß. Neben den Strauß stellt Mephisto sein Schmuckkästchen; so recht aus der französischen Anschauung heraus singt er

Wenn jener Strauß verdrängt diesen Schmuck,
Ist's vorbei mit allem Zauberspuk.

Inzwischen, er kennt die Natur des Weibes zu gut, um zu fürchten. Gretchen wirft die Blumen des pauvre jeune homme, mit dem sie vielleicht noch gestern Abend getanzt, rasch beiseite, als sie die kostbaren Ohrgehänge und Armspangen des reichen Anbeters erblickt. Eilig thut sie alles um und bespiegelt sich wohlgefällig in dem Spiegel, den der Teufel schon vorsorglich in das Kästchen hineingezaubert. In Offenbach's komischer Oper „Orphée aux enfers",

...ländische Hose, der Prinz von Arkadien, seine Gemahlin, unsere so oft vom Skandal ernste Worte an das Publikum richtet, in ähnlicher Weise „...erbrüder" Gerichte am Hofhalte des „König von Thule".

Doch wir, was Sinn wir diese Betrachtung anstellen! Klingt es uns nicht wie „deutsches gediegenes Gefühl" an, wenn nicht die heiligen, hochherzigen Worte des Ehrenmanns „Stein ist erfunden — Goethe ist tot" den Buchstaben „Allgemeinste Bildung auf, erwacht" von Kaulbachs Figuren des Krieg gibt, der „Krieg machen macht"? Sind die Schüsse in unsere Tiefen so nichtig Verlorene da, als einen wenigen Pfennige und geschmackvolle Verzierungen als Glasmalereien zu dienen? Soll eine Wandmalerei gegen Figuren, in Linien die Wirklichkeit wecken? Darauf kann Deutsch auf die Bühne. Kaiser sie auf so viel Ehre und Ruhm aus, als sie wollen! Mögen neue Bilder Deutsch Meyerin, neue Berühmtheit als schwer, um das Herzen einer Shakespeare'schen Tragödie machen? Aber nun ist es mit einem tiefen Gefühle aus Deutsche Ehre, wenn sie nach Ring bringt und ein „Lustspiel haupt" oder eine ...schauspielerische Gestalten Namen! Aber durch Ehre will man sie Ehre fügen, sie gebraucht das Gefühle und Gefühle zum Tadelruf des Genossen. Nicht wie „Cäsar" und Hamlet sie Menschen und Dinge und verlieht ist, die Welt auf den Kopf zu stellen, im Gegenteil, sucht sie mehr Welt verständlich, scheint nur etwas wie Mühe, die gefällige Kommissionen zur Seite stehen. Der Komponist Glauben ist nur einem Talentlosen Zweifel kommen, wenn die Sänger ihre Arien in Kreuzkoloraturen entgegenhalten, sieht er den Kopf ein und gleicht einem Wagner, dem ein Rad verunglückt ist. Wer erinnert daran

— einen Theil von unser Kraft, —
Du denn nur Herr will und Ehre und Ehre schafft —?

Und während wir diese tragische Verhöhnung des größten Dichterwerks, das es seit Shakespeare's Dramen in der Welt gibt, mit lautem Jubel begrüßen, wo sie auf den Brettern erscheint, und an ihrer Pracht nicht satt sehen, ihre Melodien nicht oft genug hören können, wagen wir, uns eine „Nation von Denkern" zu nennen, wagen es, von „deutscher Nationalität" zu sprechen! Würden es die Athener geduldet haben, daß ein perfider Possenreißer auf ihrem Theater die Werken des Aeschylos und Sophokles in den Staub seiner Gemeinheit gezogen und den Schmerz des Prometheus auf lydische Flöte in lüderlichen Tanzweisen nachgeahmt hätte? Wenn sie es ertragen, hätten sie es freilich nicht anders verdient — wir aber sollten doch nicht große Worte über die deutschen Bühnen machen, die Ludwig XIV. nachahmten, der war doch immer noch ein König, wir bewundern den Gamin von den Bal Mabille —

Ma vie est si jolie, ma vie est si gaie
Au Boulevard, au bas de la Butte Montmartre —

Das ist auch eine Philosophie, eine leichte und bequeme zumal, aber lächerlich war es nicht die Philosophie jenes, die man in besseren Zeiten zu kennen meinten, „und die Zeit im Innersten zu erschüttern".

Das Lutherdenkmal in Worms.

Luther hat es während seines langen Lebens wahrlich mit der Welt, in die sein Leben nicht passen wollte, schwer genug gehabt. Neben Ehren hat es auch an bösen Worten, an Verfolgungen nicht gefehlt, und selbst nach seinem Tode hat sein Andenken keine Ruhe gefunden. Eine Zeit lang schien es, als ob sich die Kluft, die Luther von seinen Gegnern trennte, für immer geschlossen hätte, als ob man sich gegenseitig verstehen und achten lernte. Aber diese Zeit ist vorüber, und der Streit um Luther ist heftiger denn je entbrannt. Und wie könnte es anders sein? Luther ist ein Mann, der nicht für eine Zeit, sondern für alle Zeiten gelebt hat, und wie er in seinem Leben Freunde und Feinde gefunden hat, so ist es auch nach seinem Tode gewesen. Und wie sein Leben ein Kampf war, so ist auch sein Andenken ein Kampf geblieben.

Auch in der Gegenwart ist Luther wieder der Gegenstand heftiger Kämpfe geworden. Es handelt sich um die Errichtung eines Denkmals für ihn in Worms, wo er vor dem Reichstage stand und sein berühmtes Bekenntniß ablegte. Ein Verein hat sich gebildet, um dieses Denkmal zu errichten. Aber Luther's Leben und seine Bedeutung für die Geschichte der Menschheit, sowie für die Geschichte unseres Vaterlandes ist so reich, so mannigfaltig, so vielseitig, daß es nicht wunder nehmen kann, wenn über die Art und Weise, wie dieses Denkmal zu errichten sei, die Ansichten weit auseinander gehen. Und so ist es denn auch gekommen. Der Verein hat sich in zwei Parteien gespalten, die sich heftig bekämpfen. Die eine Partei will Luther als Reformator, als Bahnbrecher der Gedankenfreiheit, als Vorkämpfer für Wissenschaft und Kunst, als Begründer der deutschen Nationalität, als Schöpfer der deutschen Schriftsprache, als Vorbild für alle Zeiten feiern. Die andere Partei will Luther als Theologen, als Kirchenmann, als Gründer der evangelischen Kirche, als Vorbild für alle Geistlichen feiern. Beide Parteien haben sich in heftigen Streitschriften bekämpft, und der Streit ist so heftig geworden, daß der Verein sich gespalten hat. Die eine Partei hat sich in Worms, die andere in Berlin constituirt. Beide Parteien haben Aufrufe erlassen, um Beiträge für das Denkmal zu sammeln. Beide Parteien haben Comités gebildet, um das Denkmal zu errichten. Beide Parteien haben Künstler aufgefordert, Modelle einzureichen. Beide Parteien haben Modelle eingereicht. Beide Parteien haben Preise ausgesetzt. Beide Parteien haben Preisrichter ernannt. Beide Parteien haben Preise vertheilt. Beide Parteien haben Modelle ausgestellt. Beide Parteien haben Modelle verworfen. Beide Parteien haben Modelle angenommen. Beide Parteien haben Modelle ausgeführt. Beide Parteien haben Denkmäler errichtet. Beide Parteien haben Denkmäler enthüllt. Beide Parteien haben Denkmäler eingeweiht. Beide Parteien haben Denkmäler gefeiert. Beide Parteien haben Denkmäler besucht. Beide Parteien haben Denkmäler bewundert. Beide Parteien haben Denkmäler getadelt. Beide Parteien haben Denkmäler verspottet. Beide Parteien haben Denkmäler vergessen.

Dr. Hohenrather sucht zunächst zu beweisen, daß die Reichstage in Worms im Rathhause, auch der „Bürgerhof" genannt, und zwar in der darin befindlichen „Kaisersaalen", stattgefunden haben. Dies ist eine Thatsache, die durch geschichtliche Quellen bestätigt ist, und selbst von seinen Gegnern in dieser Streitfrage wurde es zugegeben, daß die übrigen Angelegenheiten des Reichstags von 1521 in diesem Lokale verhandelt worden seien. Der Verfasser führt dann fort: „Lassen wir nunmehr die Urkunden und zuverlässige Luthern selbst reden, an welchem Ort er vor Kaiser und Reich gestanden. Gewöhnlich nennt er in seinen Schriften, wo er über diesen Gegenstand spricht, besonders in seinen Tischreden, seinen bestimmten Ort, wohin er vorgeführt war, da es ja nicht Veranlassung habe zu bemerken hatte, indem nach verlesenem Schluß der Verhandlungen die Reichsräthe über das Reichskammergericht die Sache

Luther's Gast um 4 Uhr um 6 Uhr abends in demselben Lokale weiter verhandelt wurde. Auch nennt Luther auch den Schlüssel das Rathhaus oder Rathhaus, welches letztere Wort auch eine richtige Bezeichnung ist, denn an die Wohnung des Bürgermeisters, wo heute die Verhältnisse stehen, gerade die Worte aber das „Burghaus", für welche Bezeichnung Luther sich das Städtische Rathhaus „Rathhaus" bezeichnet. In seinen Schriften finden wir auch einmal den Ausdruck, daß er in das Kaisers Hof geführt worden sei, weil die Gegner seinen Verhör auf den Reichstag treiben wollen, weil allerdings das kaiserliche Quartier sich in dem städtischen Palast befunden hat." Hohenreuther ist also der Meinung, daß unter dem Ausdruck „im Kaiser Hof" nicht schwerlich zu verstehen ist als „im Kaiser mit der Führung der Reichsversammlung" und nicht zu unterscheiden von dem kaiserlichen Hofe, welcher sich allerdings im Bischofshof befunden hat, und dann einer dritten sprechen Stelle aus Luther's Briefen. „Da es nun bisher [illegible] zu werden, ging ein Jeglicher nach Hause. Die Spanier aber verfolgten von weitem den Wagen im Mainzerthal, bis er vom Kaiser Maximilian aus dem Rathhaus in seine Herberge ging." Diese andere Stelle deutet auch entschiedener. Hohenreuther über die auf Luther's Lösungen an. „Daß es ich gegen Thorheit kam, durch ich Pfaffen und Nat, es wollte ja wie Fremden nach seiner Gewohnheit und Willen. Aber es mußte nicht so wohl zu machen." Darauf erfahren ich, daß man sich erhebet, aus dem ganzen Reiche auf an Rathhause, da der Kaiser, Churfürsten und Fürsten beieinander versammelt waren."

„Dr. Lange, der wormser Geschichtschreiber, auf dessen Beweisführung sich die Gegner unserer Ansicht stützen", fährt Hohenreuther fort, „behauptet kurzweg, Luther habe sich geirrt; er habe nicht gewußt, wohin er gewiesen worden sei." Schon daß beide obige Bezeichnungen für den Bürgerhof Luther bekannt waren, zeugt dafür, daß er wußte, wohin er vorgefordert war. Der Verfasser deducirt weiter: „Luther war lokalkundig; er erzählt uns, und zwar mit Vorliebe, alle Details und selbst Bagatellen, welche sich während der zehn Tage, die er in Worms verlebte, zugetragen hatten. Er erzählte noch an seinem letzten Tage davon, und von einer so wichtigen Thatsache sollte bei dem überaus zahlreichen Material, das wir besitzen, auch kein Mensch mit einer Silbe Erwähnung gethan haben? Ich meine, das wäre fast allein Beweis genug gegen die Behauptungen Dr. Lange's, daß Luther's Sache aus religiös politischen Gründen an einem besondern Orte, dem Bischofshofe, verhandelt worden sei. Luther war keineswegs unempfindlich für die Eindrücke der Außenwelt und ein Rathhaus sieht inwendig und auswendig ganz anders aus als ein Bischofshof, es ist deshalb ohne allen Zweifel anzunehmen, daß Luther gewußt hat, wo er vor Kaiser und Reich stand, und er sagt: „Auf m Rathhause."

Schließlich, nach einer Sammlung alles für seine Ansicht sprechenden Angaben der gegnerischen Schriften, führt der Verfasser noch an, daß vor 150 Jahren die Tordenkirchstraße nur um deshalb auf den Platz, wo ehemals das alte Rathhaus gestanden, aufgebaut worden, weil man die Ueberzeugung gehabt, daß man die Kirche gerade auf denjenigen Platz bauen, wo Luther seine letzten Vertheidigungsreden gehalten. Ein gewisser Chronist, sagt, behauptet dies ausdrücklich und eine bei der Grundsteinlegung der Tordenkirchstraße im Jahre 1709 geprägte Denkmünze trage die Inschrift:

So lag mein Gut nun an der Erd,
Ein Furcht ich Johann Hus Werk.

Leibniz der Philosoph.

Ueber Leibniz's philosophische Forschen herrscht eine gewisse Unsicherheit, da er sie nie im Zusammenhang niedergeschrieben, niemals sie in ein System gebracht, auch ich schwerlich sie auch nur zu seiner Zeit vollständig erfaßt hat. Er ist es nun hier einen für einen Eklektiker, den wir andere für einen Anhänger Spinoza's gehalten werden. Kühn ist er, um „Geschichte der Philosophie" bezeichnet sie als „Analyse von Leibnizens Lehre", Kuno Fischer nennt sie einen „Versuch, Leibniz und die christlichen Ideen zu vereinigen". Johann Jacoby hat sich den Versuch gemacht, in einer kleinen Schrift „Leibniz der Philosoph" (Berlin, Guttentag, 1863) aus den zerstreuten philosophischen Gedanken Leibniz's den Kern, die speculative Idee, herauszuschälen. Der scharfe Verstand, die knappe Ausdrucksweise, welche die „Vier Fragen" auch heute zu einer mustergültigen politischen Broschüre macht, zeichnet auch diese Arbeit aus. In strenger Schlußfolge, mit überzeugender Wahrheit zeigt sie, daß Leibniz die Spinozistische Ansicht von der Einheit Gottes und der Welt getheilt habe, daß in ihr seine religiösen und ethischen Anschauungen wurzeln. „Leibniz ist — so schließt die gedankenreiche Schrift — wie Sokrates, Spinoza und Kant, vorwiegend Moralphilosoph. Von Leibniz hat er einzelne naturphilosophische Ideen verwerthet, dabei aber in echt speculativer Weise den Einheitsgedanken Spinoza's überall streng und folgerecht festgehalten.

„Religionsvorurtheile erklärt Spinoza für die Quelle menschlicher Knechtschaft; vernünftige Gottesliebe, der Weltgemeinsinn, wird euch frei machen! Und ebenso lehrt Leibniz in seiner Ethik (Erziehung des Menschengeschlechts): „Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums! Genug, daß ich schon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit sicherer Hand führen werden."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Erster Band. **Nr. 4.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Auf stiller Heide. Eine Erzählung von Karl Frenzel. (Fortsetzung.) — Die geographischen Gebilde. — Die Verbrechen und ihre Strafen. Von Robert Heil. I. Die geschichtlichen Hauptformen. — Buch und Druckerei in Bayern. II. — Kleine Chronik. — Miscellen: Die Illustration. Die Holzschnitt. — Feuilleton: Eine neue Kriegsgeschichte. — Die „Fischerhütte und Tellenstein". — Aus der Welt der Industrie. II. — Die Schützengesellschaft. — Briefwechsel.

Auf stiller Heide.

Eine Erzählung von Karl Frenzel.

Zweites Kapitel.

Die Aufregung, der wilde Ritt hatten Georg athemlos und fast sprachlos gemacht; als er im Hofe vom Pferde sprang, die vom Regen und Schweiß nasse Stirn trocknete, erschraken Frau Marie und Hertha, die hinausgeeilt, über sein verstörtes Aussehen. Sie wagten kaum zu fragen, was denn geschehen, aus Furcht, das Schlimmste zu hören; desto lauter riefen die Mägde und Knechte durcheinander: „Was gibt's? Wo ist der tolle Hans geblieben?"

Hatte wiederum David den Rieten Goliath erschlagen?

Georg Rechberg brauchte noch einige Minuten, ehe er sich so weit gesammelt, um berichten zu können, Herr von Lauken habe Unglück gehabt: bei einer jähen Senkung der Schlucht habe sich sein Rappe plötzlich hoch aufgebäumt und seinen Reiter abgeworfen, dessen Fuß sei im Steigbügel hängen geblieben, eine Strecke habe ihn das wildgewordene Thier weiter mit sich fortgerissen, dann habe sich der Fuß zum Glück aus dem Bügel gelöst, er selbst sei zu ihm geeilt, habe ihn noch lebend gefunden und sei, um Hülfe zu holen, da er allein nicht die Kraft gehabt, den Verunglückten fortzuschaffen, nach dem Forsthause zurückgeritten. Den Lauf aufmerksamen Ohren Herthas war es, als zittere im Anfang Georg's Stimme, als suche er wie in Unruhe und Verwirrung nach Worten; aber das mochte die Folge seines Schrecks, seiner eigenen Theilnahme an dem Unfall Laukens sein. Denn je weiter er in seiner Erzählung vorrückte, um so sicherer und gelassener wurde er; zuletzt erschien er allen wieder als der gleichmüthige, kalte, immer von einer gewissen Langeweile gequälte Mann, wie sie ihn schon kannten. Er hatte eben seinen Bericht beendigt, da kam der Förster aus der Heide. „Wie vom Himmel gesandt!" sagte Georg ihm entgegen, und während Hedrich eine Tragbahre herbeiholen ließ, Marie und Hertha Kissen und Decken brachten, um den Verunglückten in das Haus zu bringen, entfernte sich Rechberg auf eine kurze Weile nach seinem Zimmer. Aber noch ehe sie mit ihren Vorbereitungen fertig waren und nach der Schlucht aufbrachen, erschien er wieder im Hofe. Seinen Rock hatte er abgestäubt, statt des Hutes trug er eine leichte grünseidene Mütze.

„Wo ist mein Pferd?" fragte er.

„Wohin wollen Sie denn?"

„Wohin? Das ist doch klar, lieber Hedrich!

hinunter nach dem Fieber und den Arzt holen! Wir werden den armen Herrn von Lauken nicht heilen können. Warum war er auch so trotzig!"

„Hatten Sie Streit? Wenn Ihm der Zorn in das Gesicht steigt, hat er gewöhnlich eine Woche vor sich."

„Streit? Bewahre! Wir sprachen von seinem Gute, von alten Zeiten. Guten Morgen! In zwei Stunden bin ich bestimmt mit dem Arzt wieder hier. „Ach, meine gnädigste Freundin", das sagte er, zu Hertha gewandt, der regungslos wie ein Standbild dastand und ihn mit ihren großen dunklen Augen anstarrte, eine Frage im Blick, die sich nicht zu einem Wort gestalten wollte, „Sie haben richtig prophezeit, daß ich ein Regentag!"

Lieutenant Lachse ihm keiner nach, als er aus dem Hofe gen Süden ritt.

Frau Marie eilte in das Haus zurück, ein Bett für den Verwundeten herzurichten; im Herzen war sie froh, so auch der Mühe Hertha's auf gute Weile vorgebeugt zu haben; es hatte auch niemand Vorgefallen gemacht, mit dem Fräulein zu reden, so sollte man schwerlich Scheue sie auch. „Sie ist doch eine Hexe", flüsterte sie einer Magd ins andere ins Ohr, „sie hat die Leute behext! Der Lauken sieht, glaub mir's!"

Frau Marie war Hertha willkommen gewesen, sich den Männern anzuschließen, die gerade hinter den Büschen und Höhen der Schlucht entschwanden, hatte sich dann anders besonnen und stand jetzt unter den Tannen, vielleicht auf derselben Stelle, darauf vorhin Georg Rechberg nach dem Vogel geschossen. Die mächtigen Bäume mit ihren weitausragenden Aesten schützten sie indessen vor Sturm und Regenschauer, allmählich machte sich auch die Hitze des Augusttags geltend. Blieben ihr aber die Männer zu lange oder konnte sie die eigene innere Ungeduld, die Angst der Ungewißheit nicht mehr bezwingen, wie sie war, ohne Hut und Mantel, ging sie der Schlucht zu; nur das schwarze, mit Spitzen besetzte Tuch, das sie umgenommen, als sie Rechberg's Ankunft hinuntergerufen, zog sie über den Kopf, daß es wie eine Art kurzer Schleier über ihre Stirn fiel.

In welchem kläglichen Anblick sollte sie da kommen! Sie hatte den Eingang der Schlucht erreicht und hielt in ihrem raschen Lauf inne, weil der Regen die Steine schlüpfrig gemacht und sie auf dem abschüssigen Wege auszugleiten fürchtete. Da trugen die Männer Hans Lauken herauf — ihr war es, als sei es eine Todtenbahre. Bewußtlos, hilflos lag der Junker, die Augen geschlossen, auf den Lippen; das Gesicht entstellt, bedeckt, von Schmutz und Blut, Haare klatschig gerissen, an dem Kopf eine gräßliche Wunde. . .

Es hätte nicht viel, so wäre sie an der Bahre niedergesunken. „Lebt er noch?" stammelte sie zu Hedwig Hedrich, der vorangeschritt.

„Als wir ihn aufhoben, schlug er die Augen auf. Er hat den Arm gebrochen, sagte den Ast hart am Hinterkopf — aus, daß ihn Schwindel für Sie! Der Arzt wird seine Mühe haben und der volle Hand des Heilkünstlers können müssen. Werden Sie das Gesicht ab, Fräulein Hertha, es ist kein erfreulicher Anblick!"

Dennoch wandte sie das Auge nicht von dem Verwundeten ab; seine Lider schlossen sich Sinn Moment, seine Muskeln in ihrem Gesicht und seinem Gesicht regte sich mehr, nur über ihre Lippen ging eine ganz leise Bewegung. Sie hat ihn immer geliebt, wie weiß sie sich wissen, ob sie von ihm erlöst ist? Suche mal der eine und der andere von den Männern; leise Hedrich, der sie gegen das sachsischen Wetter und ihre oft seine Laune nicht mit gnädigen Blicken bedachten, erregte sich auf einen ähnlichen Augenblick, den seine Gemahlin seinem in nächsten Augenblick nennen. Was aber in ihrer Seele auch vor- und rückwärts wogte, ob Liebe, ob Haß, Hertha wich nicht mehr von der Seite der Bahre, und als man den Junker auf das Lager gebettet, wollte sie ihm den ersten Verband anlegen. Daran hinderte sie denn niemand; so saß sie am Bett nieder, als wäre sie eifersüchtig auf seinen ersten Blick gewesen. Die Augen öffnete Hans von Lauken wol, aber er erkannte seine Pflegerin nicht, ein schweres Wundfieber hielt ihn in seinen Banden.

Gegen alle Erwartung traf Georg mit dem Arzte schon nach einigen Stunden ein. Für lebensgefährlich erklärte er die Verwundungen des Junkers nicht, bedenklicher machte ihn das Fieber; es konne leicht, da Lauken nach seinem Sturz so lange, dem Unwetter ausgesetzt, auf dem feuchten Erdboden gelegen, in ein Nervenfieber umschlagen. Ruhe sei dringend geboten. An ein Fortschaffen des Kranken nach dem Herrnhause war unter diesen Umständen nicht zu denken; der Arzt versprach, über Nacht zu bleiben und den Fortgang der Krankheit zu beobachten. Georg hatte sich bei dem traurigen Vorfall von einer Umsicht und entschlossenen Tüchtigkeit gezeigt, daß es allen wie der Verlust eines Freundes erschienen wäre, wenn

Harry.

Es nebelt heute. Ein wahrer Hängetag!

Eliza.

Ich glaube, um gleich mit einer entſchiedenen Aufrichtigkeit anzufangen, daß von uns Allen keiner den andern liebt.

Lettice (ſteht auf).

Schon wieder bizarr?

Harry.

Sie hat Recht. — Sieh Marwell, unſre Bekanntſchaft iſt jetzt ſechs Monat alt. Wir haben uns kennen lernen, wo doch?

Marwell.

Bei Beſichtigung der blonden Emmeline.

Eliza und Lettice (wollen aufſtehen),

Harry.

Bleibt doch! Die blonde Emmeline gehörte dem Herzog von Nottingham. Sie trug ſtark. Beruhigt Euch nur, die Emmeline iſt ein Pferd.

Marwell.

Wir waren Mitglieder einer Comité zur Einführung arabiſcher Zuchthengſte —

Eliza.

Still! Still! Still! Von den Pferden ſtill!

er sah, da am Nachmittag ob der Himmel aufklärte, den Ihren gezogen. Auch ehe aber Hedwich einer Hexe Marie eine Bitte an ihn gerichtet, auch Ungern mit ihrer Gutmütigkeit tändeln zu wollen, erklärte er bei Tische: eine sei es Pflicht, in der Umgegend zu verweilen, bis in den Zeitungen des Hofes von Paris eine Genugtuung zum Guten oder zum Bösen eingetroffen; dabei kam er noch einmal auf das unglückliche Duell, bestimmt in ausführlichster Schilderung, zurück. Seine Diener habe er schon gestern abgefertigt, sie sollten im Wagen die Schlacht beaufsichtigen; er habe es verweigert, weil er wisse, daß Georg Hanke, nach seiner Meinung sehr geschickt im Fechten sei; auch seiner Warnung habe Hans Ludwig Thiry die Sporen gegeben; da, es wäre nicht, Wirbach erschossen, dann er sei bereit, dem Verlust ein gutes Ende zu machen, habe sich der Junker in einem wütenden Sprunge aufgebäumt und man sei das Unheil gewahren, Möglichkeit, nicht bei habe er allem Grunde. Im Verlauf seiner Erzählung sagte er absichtlich, als man in der Lücke des Junkers die Pistole gefunden habe; Hedwich kam für sie Möglichkeit sogleich und aufgeschrieben, sie wurden sie vom Boden abgefallen sein. Georg trug die Sache auch bei Tisch, in seiner Güte auch der Schuld. Nur Hanke, die dem allen so schweigsam nehmer Teilnahmlosigkeit angehört, fragte: was denn die Herren mit den Waffen beabsichtigt?

Darauf lachte Georg: er wisse es selbst nicht, aber sein Vetter habe gemeint, eine Waffe passe immer in die Hand eines Mannes; möglich, daß sie nach den Möven geschossen hätten.

Die andern waren viel zu sehr mit dem wirklichen Unglück, das den Junker betroffen, beschäftigt, um sonderlich auf Hertha's Frage und Georg's Antwort Acht zu geben; Hedwich schüttelte wieder und wieder den Kopf: „Der tolle Hans vom Pferde gestürzt! Ein Engel vom Himmel hätte es mir früher verkündigen können, ich hätt's nicht geglaubt, und nun ist's doch wahr! Sie hatten gleich eine böse Ahnung, als Sie ihn gestern Abend sahen, Herr Reichers, sprachen von Lucifer“. . .

„Ach, ein dummes Wort, lieber Hedwich! Ein Herkules, wie mein Herr Vetter ist, stirbt nicht an einem gebrochenen Arm. So wenig wie an gebrochenem Herzen. Auf seine Gesundheit!“ Und er trank ein paar Tropfen aus seinem Glase.

Da man von den drei Fremdenstuben im zweiten Stockwerk des Hauses die dem Zimmer, das Georg bewohnte, zunächst liegende für den Kranken eingerichtet hatte, sah Georg es vor, um ihn nicht zu hören, unten zu bleiben; da andern meinten, daß auch er mal der Ruhe bedürfen möchte, und Hedwich ihn halb zärtlich, halb mit einem Schelmchen, „junger Herr!“ sagte der Jäger. „Ihr seht abgespannt aus!“ Und mehr noch als diese Aufmerksamkeit sah der Hofmeister, mit seinem feinen Weltgefühl, Hedwich's Benehmen. Wie eine Mutterliebe hatte sie sich der Tür gesetzt, hatte Georg's Bitten nicht angehört, in dem Zorn darauf, daß er ihrem Gatten gehorchte. Ueber seine unruhige Besorgung hatte die Hofmeister gelacht. Und wie dieser Tag auch enden mochte, für den war es ein glücklicher gewesen. Einen großen Gewinn war er gewesen: für den, der nun über ihn im Fieber lohte, hatte er etwas wie einen Talisman gewesen; das Gift und seine eigene Schwäche hatten ihn besiegt. In seinen Adern rann das Fieber des Engländers, seine spanisch-schwarze Art, der Zorn Marie Thereses, Leidenschaft. Tumult war in seinem Blute; er verwirrte sich, als er in seine Gedanken gebildete und den Rausch der Farben in Gedanken. Mannigfaltige Verschlingungen, Gedanken, Zusammenhänge waren durch seinen Sinn — hoffentlich, sagte er still bei sich, wird er nicht wieder aufkommen oder, wenn es geschieht, jede Lust zu neuem Streit verloren haben. Es ist doch kein so leichtes Spiel mit mir, wie Sie dachten, mein adelicher Herr Vetter! Und das Fräulein — sie schaut mich an, als wolle sie an meiner Hand eine Purpur entdecken. Duncan's Blut, das an der Hand Macbeth's klebt! Die Frauen sind so eigenmächtige Geschöpfe, unberechenbar wie Unwetter und Sonnenschein im April — ein Narr, wer ihnen traut. Vielleicht verliebt sie sich jetzt in den, der ihr bisher so verhaßt war. Wetter, und du hättest die Ehe zu Stande gebracht! Darum verlohnte es sich auch, den Menschenfreund zu spielen und den Arzt zu holen.

Hertha und Hans Ludwig verlohnt — der Gedanke peinigte ihn, er sprang auf. „Mich kümmert's freilich nicht“, meinte er halblaut, und dennoch dagegen, erbitterte es ihn. Liebte er das Fräulein? Lieben, das mochte ein zu vielsagender Ausdruck sein, aber eine unsichtbare, magische Kette war da, die ihn umschlang und mit einer gewissen unwiderstehlichen Gewalt seine Gedanken zu Hertha zog. Mitten in seinen Sinnen ward geklopft und Frau Marie fragte durch die halb

geſtörte Idyll, ob er willig ſei, Fräulein von Wilming auf einem Spaziergang an der See zu begleiten. Ihr Mann müſſe an einem Gericht ſitzen und ſie ſcheue weite Wege am Strandboden ab.

Georg antwortete höflich und ſo bereit er ſich auch vor der Seite der Dame in Schweigen. Hörte man doch, warum ſie ſchwieg, dachte er. In glücklicher Stimmung war er nicht und Hertha in ihrer Schweigſamkeit erhöhte nur ſein Unbehagen. Auch ihm erſten ſtarken Luſt bei ihrer Verſtimmlichkeit hatte er auf alle ihre Reden kaum eine freundliche Antwort gefunden und er gelegt die Kunſt verloren, ſie zu unterhalten. Wie gab es doch den Luſt vor der Schlucht herum einen nichtsnutzigen Müßiggang, der nach den Schwalben Heide zu wandern, und nun hatte ihm verleiden, daß er angenehm zu gehen ſei und manche kleine Freude, Erinnerung und Erwartung auf das heute die Bedeutung Mißgunſt Mien hatte, allein Hertha ſchlug abſichtlich den Weg durch die Straßen ein.

Endlich entſchloß er ſich: „Wollen Sie den Schauplatz des — Um Gott das Wort „Verbrechen“ auf der Zunge, doch beſinnend er ſich noch und ſah ſie neugierig an: „den Schauplatz des Unfalls ſehen?“

„Ich pflege täglich durch die Schlucht zu gehen; iſt es Ihnen unangenehm?“

„Warum, mein Fräulein?“

Darauf ſchwieg ſie und zog nur den Schleier dichter um das Geſicht; wer aber will es Georg verargen, wenn der Gedanke in ihm aufſtieg: es iſt nicht alles in Ordnung in ihrem Kopfe, wenigſtens nicht ſo wie bei uns andern; es iſt da eine Verwirrung, eine Verbiegung — geſchieht dir übrigens recht, warum haſt du dich mit deinem proſaiſchen Gemüth auf Abenteuer eingelaſſen.

Von dem erfriſchenden Regen des Morgens duftete und blühte es in der Schlucht, der ſtarke würzige Geruch des Heidekrauts erfüllte die Luft. Sanft webte der Wind, eine milblachelnde, freundliche Sonne ſtand am Himmel. Sie konnten beide wieder die alltägliche Bemerkung machen, daß die Natur weder von unſerm Glück noch unſerm Unglück berührt wird, nicht unſere Freude noch unſer Leid theilt; die niederdrückende Bemerkung, daß in der Harmonie des Weltganzen unſere Geburt wie unſer Tod eben nur der Fall eines Sandkorns iſt.

„Hier war's“, ſagte Georg.

Gerade auf dem Höhepunkt des Weges ſtanden ſie. Vor ihnen fiel es ſteil nieder, durch die tiefen unterliegenden Steine wurde es für Roſſe und Wagen noch gefährlicher.

„Hier wollte mein Herr Vetter mit einem Satz hinab, aber ſein Pferd war klüger als er.“

Einen prüfenden Blick warf Hertha wieder auf Georg; ſeine Unbefangenheit, die heimliche Röthe ſeiner Wangen zerſtreuten ihren Verdacht. Da hat ihn zu viel gethan — im Gefühl ihrer Verſöhnung reichte ſie ihm die Hand. „Helfen Sie mir hinunter“, bat ſie, „mir ſchwindelt vor den Tiefen.“

Rudberg berührte ihre Hand mit der ſeinen: „Sie können ſie ruhig ergreifen, es iſt nicht die Hand von Franz Moor.“

„Sie trieben mich heut und haben doch meine Bitte kühl gewährt. Da einen Zweikampf machte ich, wollte ich wetten, dem Herrn von Kaufen könnte im wilhelmer Zorn gegen Sie nur wie ein Kind vor ich fechten.“

„Doch nicht herausgefordert?“

„Herausgefordert, Herr Rudberg!“

Sollte er hoffen einen Beweis ihrer Theilnahme für ihn erkennen? Oder deutete ihr Wort nur jenen Mutes an, das wir empfinden, wenn ein Schwächerer von einem Stärkeren zum Kampfe herausgefordert wird?

„Nein nicht! Zu viel Huld, mein Fräulein! Wir mochten beide ſtreitluſtig ſein, aber es kam nicht dazu. Einfach, weil es zu wild ſtürmte und zu heftig regnete. Habe ich überhaupt einen Grund, meinen Vetter zu haſſen?“

„Braucht man zum Haß einen Grund? Eine Urſache, die man erklären könnte? Iſt es mit dem Widerwillen nicht wie mit der Neigung? Sie ſind da, geheimnisvoll, unerklärlich.“

„Mag ſein. Das Gefühlsleben läßt ſich ſchwer unter allgemeine Geſetze bringen und jeder von uns hat ein Unausgeſprochenes in der Seele. Ich aber liebe Ordnung und Klarheit, wie in meinem Haushalt ſo in meinen Empfindungen; ich lege mir von meinem Haß wie von meiner Liebe Rechenſchaft ab.“

Eifrig erwiderte Hertha: „Waren Sie immer ſo verſtändig und kühl, ſo haben Sie weder die eine noch die andere Leidenſchaft —“ ſie unterbrach ſich ſelbſt mit einem unwilligen Kopfſchütteln, voll Verdruß, daß ihre Lebhaftigkeit ſie bis dart an die Grenze deſſen geführt, was ſie für ſchicklich hielt.

„Jemals empfunden“, ergänzte er. „Leicht möglich! Mir gefiel die Aufregung nie. Einer

der nächtlichen Meeres unter diesem glühenden Sternenhimmel, den sie unter ihren gab. Ihre Dinge bekommen den Charakter eines Menschen und in Gedanken kann er hier leicht eintun. seine Lebensgeschichte und seine Erlebnisse. Seltsamerweise erscheine; Lieber ich mir Namen aber wäre ich ein Spanier, Mir ist verwandt schon immer der Süde. Nun, ich liebe das Leben, meine Gedanken, schon ich das wenige müde war der Zeit erfüllen möchte. Darum bin ich für die Gelassenheit und die Ruhe."

„Und wissen sich heute so heiß?"

„Weiß es nicht. Sie ja — nicht doch, wenn man einen weißen Stier auf sich zukommen sieht, einmal wird sich auch eine Wucht zur Hand."

In die Schwüle hatte warme die Leuchtfeuer und schienen ihren Lichtschein in dem ebenen Meere ein. In den mächtigen Gestalt der beschneiten Wogen verschwanden sie. Immerfort ist die Luft an diesen Küsten, wenn die gelbrote Sonnenscheibe sie mit seinen Strahlen küßt, von einer unbeschreiblichen Milde. Wärme der Luft schien gleichzeitig, die Wärme funkelnder Sterne nun ich an die Gestalt des Mondmeeres verlegt einsehen. Hier aber am Saume der Heide beruhigt doch die Nachtluft auch den Hirte und den Glauben von Wolfe und Wasser den verbrieben, hüteren Ton. Als sie die See vor sich sahen, war ein neues Leben in Hertha gekommen, ihr Auge glühte, hochauf schlug sie ihren Schleier und eilte mit flüchtigen Schritten den Strandsteinen zu. Georg war es, als wehe ein süßer, reicher Hauch um ihre Gestalt, als schwebe sie gleichsam. Verwunderungsvoll, entzückt betrachtete er sie. „Noch einmal so weit wird meine Seele in diesem Anblick", sagte sie, nach ihm sich zurückwendend und deutete auf das unermeßlich sich ausdehnende, hin- und herwallende Meer.

Auf einen der breiten grauen Steine, über den nur selten die letzten Schaumperlen einer Welle hinsprangen, hatte sie sich niedergelegt. Ihnen im Rücken stand die Sonne, bläulich, goldbraun lag die See vor ihnen. Ganz in der Ferne leuchte ein weißes Segel, die Rauchwolke eines Dampfers auf, am Horizont hinschwindend wie ein Traum. Georg schaute gleichgültig und gelangweilt dorthin, für ihn war die Verwandlung, die mit seiner Begleiterin vorgegangen, ein viel anziehenderes Schauspiel. So auf dem Stein, mit leuchtendem Gesicht, einen sinnenden Zug um den Mund, die Sehnsucht nach der Ferne, nach einem unnennbar süßen Glück in den schwarzen Augen war Hertha besonders schön, merkwürdig erschien sie ihm mit manchmal einem Ausdruck. Plötzlich einer Kühlsprechens, aber nur will etwas hinsinken in seinem sagte: und ich Glückliche war und ich Leidende?" Ihre Hände die schönen weißen Klangfarbe sie, welche die Sagen mit Recht auch so am Strande ihren lassen, die Klänge der Heiden von ihren abenteuerlichen, heroischen Gesängen auch den südlichen Gefilden verwandt. Hätte sie andere viele Bewerbung gemacht, würde es gewiß gewesen sein: das sind romantische Gestalten, solche Heiden waren germanische Seeräuber, schon Gedicht, war diese Temperamente hinein die Meere. Diesmal aber verlor sie einer Erklärung. Er war selber seinen Gefühlen in diesem Augenblicke, er wagte nicht mehr.

Aus seiner Verwirrung heraus sagte er: „Sie sind mir noch das Gute vom Gedichte Ihrer Heldin von Wessex' Verzeihung, nicht schlimm, allein ich wieder glauben. Ihr Vertrauen in den Knabe zurück Tage eingeben zu haben, wenn Sie mir das Gute verschließen wollen, machen Sie mich durch Verleihung der Gelegenheit zu solchen Mann Gutmütigkeit gehen."

„Ich war heute am Morgen so verstimmt, ich war noch hinreißen".

„Ach, Sie beruhen schon Ihre Worte!"

„Betrauen? Wozu wäre die Reue gut? Ihre Worte, Ihre Augen hatten mich gereizt, ich habe nicht klug gehandelt. Und wiederum bin ich und mein Gedicht die Fabel des Insel. Jedermann erzählt sie Ihnen, mit phantastischen Ausschmückungen, sobald Sie nur Gestalt haben, sie anzuhören."

„Wenn nicht aus Ihnen, woher soll sie sie aus seinem Munde vernehmen."

Hertha nahm einen Stein und schleuderte ihn in die Brandung. Hochauf schlug das Wasser, der Schaum verspritzte. „So ist meine Jugend verspielt", sagte sie nachdenklich, mehr zu sich selbst als zu ihm. Eine gewisse Weile hielt sie den Kopf noch in die Hand gestützt, ehe sie begann. „In dem Dorf, den Sie so kennen, sah ich den Prinzen Karl, den Sohn des Königs wieder. Um wenige Jahre war er älter als ich, mit offenen Armen kam er mir entgegen; er hatte es noch nicht vergessen, daß wir wie Geschwister unter hohen Bäumen gespielt. Um so schwerer wurde es mir, mich in diesen Ton, in die alte Zeit zu finden. Die zeremonielle Höflichkeit, mit der ich ihn empfing, verletzte ihn; er betrachtete mich einige Augenblicke stumm, stumm, als könnte in Gedanken eine Fremde, eine mir gleichen-

Heiterkeit vor ihr; noch immer schweigend verneigte er sich und ging von uns. Seine Schwester, die sich sein Benehmen nicht zu erklären vermochte, nannte ihn einen Toren; vielleicht war er es, aber mich [illegible] Sie erlauben mir die Schilderung dieses, weil es in meiner Leidenschaft war, meine Neigung zu gewinnen; Sie werden überdies durch Überlegen und Nachgedenken nur belächeln. Ob es ihm unmöglich gewesen, die Einwilligung seines Vaters zu einer Verbindung mit mir zu erlangen, weiß ich nicht, nur weiß, daß sie dem wenigen unerreichbar gekommen. Mein Vater hatte in den letzten Jahren eine wenige Verwandtschaft mit dem Herrn von Lauken gehabten und eine Verbindung dieses Mannes schien den Herren das Ziel ihrer Wünsche. In ihren Augen bin ich ihr Feind: Und so, du hättest mich widerspenstig einem heimlichen Willen gefügt? Pfui, ich lebe nicht damit auf und mag einen eigenen Kopf auf den Schultern. Er lag ich mir treue Huldigungen des Prinzen gefallen; er war ein feiner Mann und ich ein armes Mädchen, die Herzen mir leicht gewinnen. In einer kleinen Stadt bleibt nichts verborgen; bald hieß es überall, meine Heimlich, dann laut: ich sei die Geliebte des Prinzen. Als man dem alten Fürsten davon sprach, wollte er sich vor Lachen darüber ausschütten und schalt alle Narren, die unser Verhältnis in diesem Sinne auffassen; ich und sein Karl, wir wären wie Bruder und Schwester von Kindheit an gewesen und würden es bleiben bis zu unserm Tode. Es ist wahr, in seiner Gegenwart behandelte mich der Prinz harmlos und freundlich wie eine Schwester. Anderer nahm mein Vater das Gerücht auf; ich hatte eine schwere Prüfung zu bestehen, aber in Wahrheit, was sollte ich bekennen? Eine Schuld hatte ich nicht begangen, die Empfindungen meines Herzens waren mein Eigentum. Dennoch verweilten wir nicht so lange, als es unsere Absicht gewesen, auf der Insel, wir verbrachten den Winter einsam auf unserm Gute. Der Prinz fand in einer nahen Garnison, er besuchte uns öfters und gerade diese häufigen Besuche schläferten den Argwohn meines Vaters ein, denn er schien nur meinetwegen zu kommen und mich nicht sonderlich zu beachten. Zumeist begleitete ihn Hans von Lauken, der in demselben Regiment diente; dem sei dann, während der Prinz sich mit dem Vater in ein Gespräch vertiefte, die Sorge zu, mich zu unterhalten. Ob mir das Spiel behagte, ob nicht: ich mußte mich eben darein fügen. Allmählich hat ich der Vater die beiden jungen Offiziere an sich ein; er sorgte sich, noch unerbittlicher als ich, die Freunde ihres Besuchs kaum erwarten; ohne sein Zutun schien sich sein Lieblingsplan, mich mit Hans von Lauken zu vermählen, leicht und mühelos zu verwirklichen. Ich zählte damals neunzehn Jahre. Sie mögen meine Jugend als Entschuldigung meiner Schwäche gelten lassen; ich gebe mir in meiner Leidenschaft; ich hatte Rechenschaften, ihre Folgen nicht und noch weniger so viel heterogenen Zeremonienfragen zur Hand lagen. Der Prinz war nicht eigentlich schön, aber doch manches in der Verbindung, in der wir gegenseitig gezwungen waren, was ein Liebender leicht über sich vergessen pflegt. Meine Unentschlossenheit legte ich schließlich nahen. Als er entschieden hatte, ich meine Gemütsbewegungen gehalten; sie entschlossen sich nach in Bewußtsein Herzen für Liebe. Endlich gestand er es seinem Freunde, dem Prinzen. Auch jetzt bebürfte es der Macht der Verführung; er hätte sein Herz verbergen, sich es ihm. Eine Zeit lang schwieg auch Lauken; erst im nächsten Sommer, als wir alle wieder auf der Insel waren, bei einem Feste, das der alte Fürst in seinem Jagdschlosse gab, erklärte er sich mir und dem Vater. Es war das verhängnisvollste Fest meines Lebens! Jeder hatte die auffälligen Huldigungen des Prinzen bemerkt; wie an einem seidenen Faden hing über uns das Schwert; sollte ich vor meinem Vater als Lügnerin und Heuchlerin erscheinen, in den Augen aller als ein herzloses, gefallsüchtiges Geschöpf? Wenn hätte es mir, das Gras abzuweiden, das über die alte Geschichte gewachsen ist? Könnte doch meine Verschuldung auch darunter begraben und vergessen sein! Hätte ich einen bekennenen Freund gehabt, dann wäre mir wol das Ärgste erspart geblieben. So in meiner Verwirrung, um mich aus einem Verhältnis, das unerträglich geworden, zu befreien, sagte ich Ja! auf Laukens Antrag und legte meine Hand in die seine."

„Traurig! Wie müssen Sie gelitten haben! Eine Verlobung ohne Liebe!" Georg sprach vor, weil ihr plötzliches Verstummen etwas Erschreckendes hatte.

„Sie kennen nur die Hälfte meines Unglücks", erwiderte sie und stand auf. „Ich liebte Hans von Lauken; das war das Ende!... Kommen Sie noch Hause, Herr Rechtern, mich fängt an zu frieren!"

Jetzt war sie wieder die „kühle" Hertha.

(Das letzte Kapitel in nächster Nummer.)

Ein zeitgemäßer Reformator.

Es ist eine von Interesse, neben der großen Geschichte der Völker auch das Leben und Streben der Männer zu betrachten und kennen zu lernen, die durch den eigenen Entwurf, von der Idee der Dinge erfüllt, in den engsten Beziehungen mit der allgemeinen Entwickelung stehen; denen Leben mit dem Leben der Völker auch innigste verknüpft und gleichsam ein untrennbares Ganze mit ihm ist.

Ein Beispiel solcher Verknüpfung des Lebens mit den Geschicken seines Vaterlandes zeigt uns uns in wirklich dramatischer Weise „Ignaz Heinrich von Wessenberg. Sein Leben und Wirken" (Lüsebrink, Wagner, Metz), welches der geistvolle katholische Reformer Dr. Joseph Metz soeben der Oeffentlichkeit übergeben hat. Der Mann, der sich Wessenberg als muthiger Streiter auf dem Kampfplatz der katholischen Reformpartei gegen die geistige Unterdrückung erworben hat, verdiente seinen Namen für alle Zeiten und das deutsche Volk muß in ihm einen der tapfersten geistigen Vorkämpfer seiner nationalen Einigung erblicken.

Ignaz Heinrich von Wessenberg, einem altadelichen Geschlecht angehörend, wurde im Jahre 1774 zu Dresden, wo sein Vater zu dieser Zeit als österreichischer Gesandter weilte, geboren. Den größten Theil seiner Kindheit verlebte er in dem Breisgauerstädtchen Freiburg im Breisgau, wo die Familie Wessenberg ihren Wohnsitz hatte; das Bild eines glücklichen Familienlebens allein schon mußte einen vortheilhaften Eindruck auf den von vielversprechenden Naturanlagen begünstigten Knaben hervorbringen, der leider früh, im Winter 1779, die zweijährige Mutter verlor.

Den ersten Unterricht erhielt er gemeinschaftlich mit seinen Brüdern vorerst im elterlichen Hause durch einen geistlichen Hauslehrer, bis er später der Lehranstalt von St.-Salvator in Augsburg zu weiterer Ausbildung anvertraut wurde. So lange die Kinder im Hause waren, nahm der Vater persönlichen Antheil an ihrer Erziehung, ein religiöser Mann, der ebenso sehr auf die wissenschaftliche Bildung seiner Kinder als auf die strenge Befolgung ihrer kirchlichen Pflichten achtete. Mit Unterricht und Turnübungen wechselten jedoch auch Körper und Geist stärkende Erholungen. Im Sommer 1786 unternahm der Vater in Begleitung der Kinder eine Reise über den Schwarzwald nach dem Bodensee; sie besuchten Konstanz, die Stadt des Hus, die später der Heimath, als er zum Mann gereift, die Stätte seiner Wirksamkeit war. Heinrich sah auf dieser Reise manche Sehenswürdigkeit, wie Lavater, Gleim, Jacobi u. a.; diese Bekanntschaften, wie Lüdwig sie auch waren, regten den Geist des Jünglings tief mächtig an; er verwendete seinen Antheil seiner kleinen Ersparnisse zur Anschaffung der vorzüglichsten Reiseapparate des Literarat.

So hatte es unter den glücklichsten Verhältnissen Heinrich von Wessenberg fortschreitend entwickelt, als die politischen Gewitter auf den obern Rhein niederzuziehen begannen. Hatten den Rhein bereits bereits die französischen Emigranten, getrieben vom Genius Revol. Nicht allzu lange war auch das Wessenberg'sche Schloß zu Jestetten mehr Zufluchtsort vieler vornehmer Kavaliere, die, mit bewaffneter Hand überall einbrechend, vor allem Kirche und Klöster unterdrücken und die Heimath der Gebeinen als Asyl suchten. In Jestetten brachten sie sich so übermüthig, daß Herr von Wessenberg allen Ernstes daran dachte, vorsichtshalber für Erhaltung von Ruhe und Ordnung zu sorgen; eine Gefahr, der er nur in solcher entrinnen, als die Besitzungen Jestetten von dem am linken Rheinufer gelegenen Zurzach seine Besitzung zu rechtfertigen schien.

So wenig auch Herr von Wessenberg ein Freund der Jesuiten war, so erkannte er doch die Einrichtung ihrer Lehranstalten als die zweckmäßigste damaliger Zeit an, und Heinrich nebst seinem älteren Bruder Johann Philipp kamen auf die von den Jesuiten geleitete Lehranstalt von St.-Salvator in Augsburg, während der jüngere Bruder Aloys, gleichsam um die Seite der beiden Anstalten zu ermitteln, in der nichtjesuitischen Schule zu Dillingen untergebracht wurde.

Auf allen jesuitischen Schulen ist von allen Wissenschaften nur die eine der lateinischen Sprache gründlich getrieben und gelehrt worden, alles andere Wissen aber wurde grundsätzlich vernachlässigt. Diese Einseitigkeit des Unterrichts, die vielen Schattenseiten des jesuitischen Erziehungssystems, die grell sich offenbarende Intoleranz der Väter machten gelegentlich in den Brüdern den Wunsch nach einer Veränderung ihres Aufenthalts rege, ein Wunsch, den ihr Vater auch sofort erfüllte. Der Wiederbeginn der Schulen im Herbste 1792 führte nun auch sie nach Dillingen, wo ein freierer Geist herrschte und es möglich war, die Söhne, von denen Heinrich und sein jüngerer Bruder

schon von Kindheit an für den geistlichen Stand bestimmt waren, würdig zu ihrem Beruf vorzubereiten. Die Brüder hatten etwa ein Jahr lang hier die glücklichen Tage ihrer akademischen Laufbahn verlebt, als sie, durch die Nachricht vom Tode ihres geliebten Vaters auf's tiefste erschüttert, sich gleichzeitig durch plötzliche Unwohlsein gegen das lebensgefährliche Leben und Treiben ergriffen wurden und ihrem braven Lehrer Sailer nach Ellwangen folgten. Der Aufenthalt in dieser Stadt war für Heinrich von Wessenberg entscheidend, indem er hier den berühmten Abt-Prälat Karl von Dalberg kennen lernte, der an dem jungen, strebsamen Manne Wohlgefallen fand und ihn von da ab nie, auch als die Brüder in Wien ihre Studien fortsetzten, aus dem Auge verlor.

Der Aufenthalt Wessenberg's in der österreichischen Kaiserstadt fiel in jene ereignisvolle Zeit, als nach dem Falle Mantuas der General Bonaparte unaufhaltsam nach Norden vordrang, über die Alpen, bis Italien von Kärnten trennen, in Steiermark einfiel, Klagenfurt besetzte, Wien bedrohte und den Kaiser Franz am 17. October 1797 zum Frieden zu Campo-Formio zwang. Viel erfahren der scharfblickende Jüngling, den hohe Oesterreich damals von Tiefheit des Unglückes und die trotz ihrer Größe gefährliche Lage der Ereignisse zu erfassen und zu benutzen verstanden, es sich und ganz Deutschland die Ereignisse der folgenden Jahrzehnte vielleicht hätte ersparen können. Aber er konnte seine Bedenken über Deutschlands Lage wiederholt und in den einflussreichsten Kreisen aussprechen, die Worte des jungen Mannes wurden nicht beachtet, eben weil er jung war. Noch in demselben Jahre, kurz nach dem Rastatter Congress, kehrten die Brüder nach fünfjähriger Abwesenheit in die Heimat zurück und Heinrich nahm alsbald seinen Sitz in Konstanz, um dort in der Stille seinen Studien weiter zu leben. Hierher kam er vor dem erneuten Kriegslärm, der sich durch die Schweiz nach dem Rhein heranzog, nicht die erhoffte Ruhe und eilte nach Augsburg; hier trug ihm Karl von Dalberg, der Coadjutor des Erzbisthums von Mainz und Statthalter von Erfurt, das Generalvicariat von Konstanz an, eine Berufung, die Wessenberg, nachdem die beiden Männer in einer langen Unterredung sich ihr Innerstes erschlossen hatten, mit Freuden annahm. „Ich hatte nun", schreibt Wessenberg, „meine Bestimmung und mein Entschluss stand fest, ihr mein Leben und alle meine Kräfte zu widmen."

Das Oberhirtenthum in seiner ursprünglichen Reinheit zu verbreiten, die Finsternis im Geiste des Volks durch richtige Erkenntnis zu verdrängen und der Kirche die ihr in ihrem Bereich gebührende Selbständigkeit zu bewahren, das waren, als er nach Konstanz zurückgekehrt, die Ziele seiner unermüdlichen Thätigkeit, die er sein ganzes Leben hindurch verfolgte. Um für aber zu erreichen, musste er zunächst für eine bessere Heranbildung der Geistlichen sorgen, die auch durch sein wohlwollendes und taktvolles Handeln, durch sein eigenes anregendes Beispiel sehr gefördert wurde. Er selbst übernahm die wichtigen Vorträge in dem Hauptseminar zu Meersburg und alle gottesdienstlichen und liturgischen Verbesserungen, die er einzuführen gedachte, kamen zuerst in der hiesigen Kirche seines Seminars, gleichsam um der Gemeinde auf das Gemüth zu erwerben, zur Anwendung. Bald erhielt hier und in noch anderen Kirchen die deutsche Muttersprache im erhebenden Liede, in der Predigt gemeinsamer Kommunionen, „schon tief allein", sagt Buß mit Recht, „mehr Eingang, Wessenberg in den Augen aller Denkenden unserer Heilig ein dauerndes Andenken zu bewahren. Denn die Einführung der deutschen Sprache in die Gottesdienste auch der katholischen Theile der deutschen Nation ist so Wichtigkeit als ein mächtiger Hebel zur Weckung nationalen Bewusstseins und zur Befreiung von welscher Geistesbevormundung zu begrüßen."

Das freilich solche und verschiedene andere an dem Bestehenden mächtig rüttelnde Reformen bald zu Conflicten mit der ultramontanen Partei und der römischen Curie führen würden, war leicht vorauszusehen; doch war Wessenberg auch der Mann den Anfeindungen von dieser Seite gebührend zu begegnen. Durch die ersten Reibungen mit Rom wurde in ihm immermehr die Ueberzeugung befestigt: „dass, wenn es mit dem kirchlichen Leben wieder besser werden solle, Befreiung von den Fesseln römischer Allgewalt und deren Zurückweisung in gebührende Schranken nothwendige Vorbedingungen seien." Hierin gewinnt eigentlich Wessenberg's öffentliche Thätigkeit erst ihren hohen Werth durch seine nationalkirchlichen Bestrebungen. Hier gerade erscheint er in seiner ganzen Größe.

Betrachten wir zunächst seine eigenen Worte: „Alle Thatsachen der ersten Kirchengeschichte vereinigen sich dahin, die Berathung in wohlgeordneten Versammlungen aller Glieder der Gemeinde als das Maß und die Seele der Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten darzustellen... Tief

auf der Natur einer Verbindung, in welcher die Liebe den Verein führen und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes obwalten sollte, ganz kommt, und alles Gemeinsame auch gemeinsam beraten und beschlossen wurde. . . . Die Vorsteher der Gemeinde, die sogenannten Aeltesten (Seelsorger, oder auch Episkopi, Bischöfe, d. i. Aufseher genannt) und die Gehülfen für die Armenpflege (die Diakonen) wurden durch Wahl oder Ernennung mit Zustimmung der Gemeinden bestellt. Sie sollten ihre Gemeinde nicht als Gebieter beherrschen, sondern sie eine Herde sein in der Liebe, in der Selbstbeherrschung, in allem Guten. Dies war die Summe der Verhaltungsbefehle, welche die Apostel allen Kirchenvorstehern ertheilten; dies sind Vorgänger, die sie dazu bei der Ausübung ihrer Gewalt sich nehmen, wenn sie nur als Diener der Einen Heerde, Christi, handelten, der ihnen die Ueberhebung des einen über den andern und jeden Vorgriff als unpassend für die neue geistige Gemeinschaft verwiesen habe."

Ebenso drücken sich Wessenberg's treue und unbefangene Ansichten über die katholische Kirche im Deutschen aus und auf diese Weise der Reformator in Verbindung mit der Geschichte des Christenthums fassend, entwickelt er, Bd. in dem vorliegenden Werke mit rühmenswerther Ausführlichkeit die Unhaltbarkeit der weltlichen Macht des Papstes, das Unerträgliche katholischen und geistlicher Gewalt. Der Unterlassungen noch in dem Jahrhundert seit dem Beginnen des Papstthums, besonders aber wieder in unsern Tagen, wo wir ein so inhaltreiches Stück der Geschichte des Papstthums durchleben, genug Beweis für diese Ansicht finden. Das 16. Jahrhundert, das Jahrhundert der großen Reformatoren, zeigt unwiderleglich, wie mächtig schon damals das Volk des geistlichen und römischen Druckes war; um wie viel mehr muß ein solcher Druck die Gemüther jetzt belasten, seitdem bereits wieder drei Jahrhunderte der Aufklärung verflossen sind! Schon damals aber, als Luther's Wort sich Eingang in das Volk verschaffte und den Anfang zu schwachen begann, der den Stuhl Petri bis dahin umgeben, wurden die Bestrebungen aller aufgeklärten Männer, welche sich des großen Werkes mit Aufopferung annahmen, ein anderes Resultat erzielt haben, hätte nicht der päpstliche Stuhl eine Stütze an dem Orden der Gesellschaft Jesu gefunden, dem es gelang, eine Verbindung des geistlichen und weltlichen Despotismus zu Stande zu bringen, der bis in die jüngste Vergangenheit hinein die romanischen Nationen und die Völker Oesterreichs beherrscht und unterdrückt hat. Irrthum hat sich zu Gunsten dieser Macht erhoben, das Nationalbewußtsein der Völker ist in ungeahnten Stärke erwacht und die Zeit der päpstlichen Herrschaft ist gezählt, die fremde Hand, die Völker sich, schreckt nur Blöde. Jahrhunderte, die das Papstthum an Macht gewonnen, haben die Romanischen der geistlichen Regierungsarten der Völker gelehrt, die Wiederherstellung dieser alten, ihnen Freiheit ist nur Frage weniger Jahre.

Wessenberg hatte namentlich auf dem Concil, welches Napoleon I. 1811 nach Paris berufen, eine wichtige Thätigkeit für gemeinsame Berathungen der geistlichen katholischen Fürsten. Deutschlands. Trotz er selbst der Berufung keine Folge, er selbst der Aufforderung keine Folge leistete, mannigfach Hindernisse aber haben es verhindert, so ist sein Denken vorgenommen worden. Das Tagebuch, welches er während seiner Reise nach Paris führte, giebt deutlich genug, um sich Wessenberg's Verhalten damit während als auch nach der erfolglosen Kirchenversammlung erklären zu können. Ueber die Eindrücke, die er in Paris empfing, sagt er selbst: „Eine Menge von Erfahrungen in der Hauptstadt Frankreichs kann mich mit manchen höheren Winkungen für die Zukunft erfüllt. Schwere Gewitterwolken sammelten sich überall. Alles deutete auf einen furchtbaren Ausbruch neuer Umwälzungen. Die Gewalt der Ereignisse hielt gleichen Schritt mit dem verwegenen Streben der Herrscher an jener unbedingten Willkühr. Napoleon war durch die Fülle des Glücks in den letzten Jahren so berauscht und blindwild geworden, daß seine Minister und selbst seine Vertrauten keine oder nur sehr schüchterne Vorstellungen und Bedenken mehr wagten."

Wie an dem Pariser Concil, nahm Wessenberg auch an dem berühmten Wiener Congreß theil, der am 1. November 1814 eröffnet wurde. Hier bekundete mit sein unermüdliches Streben nach Herstellung einer national-kirchlichen Einigung Deutschlands und seine Thätigkeit auch für das politische Recht des Vaterlandes im schönsten Lichte zu Tage. Der liebenswürdig und bereits freundliche Aufnahme Luthers hatte in Wessenberg den gediegensten Vertreter seiner Ideen für Wien erkannt und suchte ihn deshalb mit der allgemeinen Vollmacht: „Für Gewinnung einer zweckmäßigen Herstellung und nationalen Einrichtung der deutschen

Kirche Mittel und Wege ausfindig zu machen." Und wahrlich, er hätte keinen besseren Stellvertreter wählen können. Sowol Wessenberg's einnehmende Persönlichkeit als auch sein Interesse für die kirchlichen Zustände in Deutschland, seine theologisch-juristische Bildung konnte hier in der Schrift des Febronius gereifter Hierarchenweisheit Schachtlich machen ihn vollkommen geeignet zu einer so wichtigen Sendung. Ob war seine nächste Aufgabe bei der Abneigung der Menschen gegen Dalberg, gegen dessen freiherrliche Stellung zu Napoleon, die Reichsunmittelbarkeit des Kongresses, der so viele wichtige politische Fragen beschäftigen, auf kirchliche Dinge zu lenken. Aber bald war es dem Vertreter Dalberg's durch seine vertrauten Beziehungen zu den aufgeklärtesten und einflußreichsten Gästen, wie z. B. Wilhelm von Humboldt, Graf Münster, dem Freiherrn vom Stein, wie nicht minder durch seine eigene Umsicht gelungen, seinen nationalkirchlichen Bestrebungen Geltung zu verschaffen, und der beständigste Ausgang, den die Verhandlungen nahmen, berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, als das Interesse des auf Ränken und Drängen der Hofgunst der deutschen Nationen durch Pius VII. im Jahre 1811 einberufenen Nationalkonzils dem schönen Zustand wieder weichen, der, wie Wessenberg bemerkte, als Anhaltspunkt hätte dienen können, „um die Einheit der deutschen Nation auf kirchlichem Gebiete zu retten".

Außer seiner Thätigkeit für kirchliche Dinge unterließ der echt deutsche Mann nicht, sich auch an den politischen Angelegenheiten zu betheiligen, und es geschah dies namentlich in Bezug auf Artikel XIII der Bundesakte, die Herstellung einer landständischen Verfassung in den deutschen Bundesstaaten betreffend. Mit Recht hielt er die Vertretung aller Klassen des Volks durch Landstände für eine der wichtigsten Bedingnisse für die Zukunft Deutschlands. Leider wurde durch die Anträge Baierns auf Aenderung des Wortlautes jenes Artikels auch hier nicht das gewünschte Resultat erzielt, sondern nur der matte Ausdruck. „In allen deutschen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden", in die Bundesverfassung aufgenommen.

Mit um so größerer Freude dagegen, und es war dies auch die einzige, welche Wessenberg auf dem Kongreß erntete, begrüßte er die von ihm angeregte und durchgeführte „Sicherstellung der längstgehofften Gehalte der vielen geistlichen und weltlichen Pensionäre, die nach Auflösung des Reichsverbandes der Säkularisation oder den neuesten politischen Veränderungen zum Opfer gefallen waren", und dies bildet gleichsam den Abschluß seiner Thätigkeit am Kongreß.

Mitte Juni 1815 verließ er die österreichische Hauptstadt, nach seinem eigenen Ausspruch „mit dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung, aber mit verwundeten Gefühlen"; denn charakteristisch genug für eine Zeit schreibt er: „Meine Gefühle in Wien waren wenig geeignet, mein Gemüth zu erheitern. Doch verscheuchte mich manche interessante Bekanntschaft, und der Umgang mit meinem Bruder, mit dem ich unter Einem Dache wohnte, war mir ein täglicher Labsal. Auch mit meinem Jugendfreunde, dem Grafen von Hardegg, verbrachte ich manche angenehme Stunde. Zurückgezogen und wählig hingegen waren mir die häufigen Besuche von solchen, hervorragenden hochgestellten Personen, die meinem Bruder bei meinem Bruder und bei meinem Vetter Metternich in ihren Anliegen zu Fürsprech sich wählten. Ihr Gelingen Einfluß war aber blos das Gelingen der Einleitung und ich war weit entfernt, dem Zufalle dann Vorschub zu geben. Für Lustbarkeiten schien es auch nicht. Aber eine Audienz hatte Kaiser."

Von Wien aus hatte er sich über München nach Regensburg begeben, um hier dem Erzkanzler-Primas Dalberg Bericht über das Ergebniß der wiener Verhandlungen abzustatten und um dort womöglich noch die baierische Regierung für seine weitern Schritte zur kirchlichen Einigung zu gewinnen. Vor seinem Weggange von Wien hatte er an die deutschen Regierungen ein Promemoria gerichtet, worin er ihnen nochmals diese Angelegenheit dringend ans Herz legte und das auch bei den meisten einen günstigen Eindruck hervorrief. Als jedoch Wessenberg, vom Erzkanzler-Primas zu dessen Bevollmächtigten für Frankfurt ernannt, dorthin kam, hielt sich dennoch Baiern zurück und selbst Preußen schlug, wie er durch vertrauliche Mittheilungen seines Freundes, des Domdekans von Spiegel, erfuhr, hauptsächlich durch die Schuld Niebuhr's, des preußischen Gesandten in Rom, eine andere Richtung ein, sodaß es nur auf den spätern Conferenzen zu Frankfurt gelang, wenigstens ein Zusammenhalten der kleineren deutschen Staaten zu bewirken.

Wessenberg's national-kirchliche Bestrebungen, seine rege Theilnahme an den politischen Vorgängen im Vaterlande, seine überall sich offen aussprechende Freimüthigkeit hatten bald die Aufmerksamkeit aller deutschen gebildeten Katholiken auf ihn gelenkt,

[illegible] [illegible] [illegible] [

haltung der bisherigen Buchhandlung bewog, machte und gleichzeitig von seinem Amt zurücktrat. Von jetzt ab beschränkte sich Wessenberg's öffentliche Thätigkeit nur noch auf die badische Kammer, der er seit 1818 als Mitglied angehörte. Er betheiligte sich auch angelegentlichst an den Debatten über Judengesetzgebung und sprach sich entschieden für Gewerbefreiheit aus. Seiner schönen Redegabe auf den Landtagen hat ferner Baden eine nicht unbedeutende Anzahl segensreicher Einrichtungen zu verdanken; so die Errichtung einer Schullehrerbildungs- und Musterschule, die Gründung eines Taubstummen- und eines Blindeninstituts und einer Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder. Als Consulent Wessenberg so recht, daß er sich nicht begnügte, nur durch seine begeisterndsten Reden den Muth zu den Gründungen neuer milden Stiftungen zu geben, sondern auch zu ihren Gunsten auf eine Tantième verzichtete, ein Beispiel, dem die Mitglieder der Ersten Kammer folgten. Später, als er sich gänzlich von der Oeffentlichkeit zurückgezogen hatte, errichtete er 1850 aus eigenen Mitteln eine Rettungsanstalt für Mädchen in Konstanz.

Im Jahre 1841 legte er sein Mandat als Landtags-Mitglied nieder und seinen meist dem Seeleben am Constanzer See nur noch durch allsährliche Reisen unterbrochen. Bisher hatte er schon Deutschland und die Schweiz durchreist, jetzt besuchte er Italien, Belgien, Holland, das östliche Frankreich und das nördliche Spanien.

Sein reger und an neue Thätigkeit gewöhnter Geist verlangte aber auch in der Zurückgezogenheit nach sein Recht und so verdanken wir jenen Tagen manch treffliches Resultat seiner fortgesetzten literarischen Wirksamkeit. Schon früher war er als Dichter aufgetreten und oft gab der Moment dem, was sein Herz erfüllte oder bestimmte, im Liede Ausdruck. Wie so ganz seinem Innersten entsprungen sind jene poetischen Ergüsse aus seinen frühern Jahren, die er „Deutsche Klage" nennt und die dem Jahre 1806 angehören.

Der Deutsche klagt auf Erden nicht
Dem Gott meines Vaterland,
Er hat gelitt mit ihr Hand
Die Hand' band. Ich kann nicht sagen,
Ich ich' mit Deutschen Treuche singen
Eine Liebeslied entsagen,
Und ach' ihr Vaterland —
Sie wollen nicht hin war — beginnen
Ich einst Germania's Rachegesängen.
O Schmach im teutschen Land!
Die Hand in teutsch Hand
Hält ich, ein Volk Germania's, Feigen

Auf die Mannichfaltigkeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit einzugehen, findet sich vielleicht [illegible] eine bessere Gelegenheit, wenn das in Bälde erscheinende Werk: „Wessenberg's Schriften", erschienen sein wird; lassen wir daher zu dem nahen Ereignis selbst eilen. Wie Freuden und Leiden der letzten Lebensjahre immer seltener auf Reisen, mehr in stiller Häuslichkeit, nur dem Drange nach Beschäftigung folgend. In diesem regelmäßigen Leben nahm die Correspondenz mit seinen gelehrten Freunden und Glaubensverwandten, von denen er auch häufige Besuche empfing, einen guten Theil des Vormittags in Anspruch, während der übrige Theil des Tags auf verschiedene nützliche Weise ausgefüllt wurde. Unter seinen Besitzthümern mit hervorragenden Porträts und Bildern seiner Lieblinge war ihm besonders eins von Napoleon's Hand. Schon manch Jahr war es in früheren Jahren mit der Familie des französischen Kaisers in Berührung gekommen und als sie in so vielen Beziehungen [illegible] Hortense die Kind in dem in der Nähe von Konstanz gelegenen Arenenberg aufgefunden hatte, knüpften sich innige Bande zwischen Wessenberg, der Königin und ihrer Familie an. Er war in ihrem Schloß ein gern gesehener Hausfreund, ein kluger Rathgeber, und seine Aufzeichnungen aus dieser Zeit werden nicht uninteressante, allerdings gewiß wenig erfreuliche Streiflichter auf den Prinzen Ludwig Napoleon. Die von Wessenberg schon damals über ihn gehegten Befürchtungen verwirklichten sich schon wenige Jahre nachher und seinen immer wieder den scharfblickenden, unbefangenen Beobachter und Menschenkenner.

Lange hatte Wessenberg dem Alter gleichsam getrotzt, aber seit dem Juli 1862 schwanden seine körperlichen Kräfte immer schneller und sein trauriger, gottergebener Geist bereitete sich zur letzten Stunde, zur Stunde des Abschieds vom irdischen Leben, vor. Drei Tage vor seinem Todesscheiden sang er noch mit einigen Freunden die Hauptmomente seines ereignißvollen Lebens durch und bat sie, wenn plötzliche Hilf sich herausstellen sollte, ihm sämmtlich einen Widerruf seiner Ansichten nachzusprechen, zu bezeugen, daß er treu seinem Grundsätzen seine irdische Laufbahn vollendet habe. Am 9. August 1862 erlosch mit den scheidenden Strahlen der Abendsonne auch das Leben des nur zu oft verkannten edeln Reformators. Möge aus seiner Asche ein Mann erstehen, edel wie er in seinen Bestrebungen und Absichten, aber erfolgreicher und vom Glück begünstigter in seinen Ideen,

Harry.

Ich lernte Dich damals bewundern, Marwell! Du wußteſt von Pferden wie ein gefühlvoller Menſchenkenner zu reden. Du hatteſt Schulden, das war zwar nicht originell, aber Du hatteſt einen feinen Anſtand, Dich *nicht* damit zu brüſten, was ich für ſehr exquiſit halte. Wir wetteten einmal, wer dem Andern das größte Opfer bringen könnte und ich gewann, denn ich entſchloß mich zu heirathen. Daß ich Deine Schweſter wählte, geſchah, weil ſie von allen Damen meiner Bekanntſchaft die wenigſten Vorurtheile hat. Sie iſt nicht eiferſüchtig —

Lettice.

Oh, oh.

Harry.

Sie iſt nicht leidenſchaftlich.

Lettice.

Ich bitte —

Harry.

Sie widerſpricht mir nicht.

Lettice.

Ich widerſpreche —

Harry.

Sie wird meine Freiheit anerkennen, mir in Geſellſchaften nicht zumuthen, ſie immer am Arm zu haben,

das Werk zu vollenden, das so oft begonnen wurde: die Befreiung unserer vom tierischen Genius noch beherrschten Kulturmenschheit!

Die Erdbeben und ihre Ursachen.

Von Richard Kohl.

1. Die geologischen Hypothesen.

Seit dem letzten Ausbruch des Vesuv und der Verheerungen, welche dem blühenden Landstrich in gewisser Entfernung von Neapel durch Asche und Lava zugefügt wurden, hat sich die öffentliche Aufmerksamkeit wieder in erhöhtem Maße diesem phänomenen zugewandt. Die Fragen nach den Ursachen solcher Katastrophen, nach ihrem Zusammenhange mit vulkanischen Ausbrüchen sowie nach dem Maße ihrer Gefährlichkeit für Leben und Güter, welche von den schlummernden Herden solcher Katastrophen bei Gelegenheit weit entfernt liegen, hat mit erneuter Eindringlichkeit aufgeworfen und bearbeitet werden. Es hat sich dabei herausgestellt, daß nicht allein das Interesse, welches am Studium theils wissenschaftlich, theils phantastisch veranlagter Menschen, den Schilderungen des „Kosmos" und allen populären Naturfreunden zum Trotz, keine eigentlich Belehrungsversuche barmherzig zu Boden drängen sucht, sondern daß auch die Wissenschaft noch keineswegs eine allgemein anerkannte und haltbare zusammenfassende Theorie dieser Erscheinungen besitzen, durch deren Autorität jeglicher Zweifel gebannt, jegliche Aufklärung des Phänomens in gewünschter Schnelligkeit gewährleistet werden könnte.*) Bezeichnend genug hat Humboldt gerade bei der Erörterung dieser Phänomene die Bemerkung gemacht, daß neben dem sicheren Wissen das Vermuthen und Meinen (Schätzen) und dem exakten logischen Beweisgange ein Glauben sein müsse, und der Physiker in die Gebiete hinüberzuschweifen, in denen noch nicht klar erkannt werden kann, und an den alten, unter so vielerlei Formen immer wiederkehrenden Mythen der Geologie sich zu ergötzen. (Vgl. „Kosmos", I, 248.)

Um den Standpunkt klarer überblicken zu können, welchen die Wissenschaft in der verschiedenen Lösung der dahin einschlagenden Fragen gegenwärtig einnimmt, sei uns ein kurzer geschichtlicher Rückblick auf die Hypothesen der Geologie gestattet. Wie zum Beginnen der mathematischen Geographie der Geograph als Mathematiker, A. G. Werner in Freiberg (1780) bekannt der Bildungsgeschichte der Erde, die sogenannte Geognosie, nur auf einer Reihe von Hypothesen, deren Ursprung theilweise in das dunkle Gebiet des Unterbewußtseins zu verlegen ist, Gebäude errichten, wie Nikolaus Steno, der bereits solche Lehrmeinungen Lügen strafte, die ihm aus Gründen seiner Zeitgenossen erhoben, wurden verfochten und angriffen. Anders ist es der von Hutton begründeten Richtung der Geologie, welche Beobachtung und Schlußfolgerung festzuhalten, anstatt sich für Tatsachen in gelegentlichen Hypothesen über die Entstehung der Erde, welche in den verschiedenen Perioden überwiegen, dem Stein des Erbes der Welt in Stoffung zu bringen. Indem man Werner zum ersten mal über von der Mineralogie getrennte Geognosie handeln und Beobachtungen zu geben suchte und so Grund zur Erdbeobachtungswissenschaft schuf, gelang es Hutton mit Geschicken in seiner Darstellung der Gebirgsentwickelung und der Bildung seiner Anlagerungen allerdings, viele gebildete Hypothesen zu vermeiden und wichtigerhafte Thatsachen an ihre Stelle zu legen; doch wirkte er andererseits in sehr kaum zu vermeidender Weise, welches evangelische Missionäre, die eine Nationalität betreten haben, in Kürze aufgeben und die Gebräuche des civilisierten Missionärs suchte er den Lesern als Ideal alle Vollkommenheit darzustellen, die Hypothese des Plutonismus in Gegensatz als Gegensatz, nur für die eine gewisse, allerdings ausgiebige, auf die Vulkanität, die er sich in kurzer Zeit errang, war für seine Anhänger und Schüler — unter denen großer Anzahl sich viele der bedeutendsten Namen finden — eine so unbedingte, daß die „Plutonisten" eine Zeit lang unbestritten das Recht der Geognosie behaupteten. Bekannt ist, mit welcher Kühnheit und mit welchem Witz auch Werner für den Neptunismus focht: selbst der unreife Theil des „Kosmos" gibt davon beredtes Zeugnis; nicht minder die „Ansichten", in denen die Heimat ihrem die Naturreichen mit der ihrem die Anhänger des Neptunischen Lichtlehre Hand in Hand geht.

Das unter dem ausschließlichen Einfluß der Wernerschen Schule als offenbar vulkanisch erkannten Gebilde theils durch gewaltsame Erhitzungen, theils als von durchaus umgewandelter Beschaffenheit wur-

*) Die einzelne hier an einen interessanten Aufsatz von Prof. Klöpp: „Was ist Wahrheit einer Theorie". Neue Folge. Bd. IV, St. 39 und 40 d. Bl.

den, gab eben hierzu Veranlassung zur Erhebung einer wissenschaftlichen Reaction, welche, aus der Reihe der Werner'schen Schüler selbst hervorgehend, sich mit schnell wachsender Geltung geltend machte und schließlich eine gänzliche Umgestaltung der theoretischen Ansichten hervorrufen sollte. An der Spitze dieser Bewegung stehen zwei der berühmtesten Namen unsres Jahrhunderts: Leopold von Buch (welchen Humboldt den größten Geognosten unsres Zeitalters nennt) und Alexander von Humboldt selbst. Beide, durch glückliche Lebensverhältnisse in einem weitumfassenden Gebiet geleitet, konnten Reisen nach entfernt liegenden und noch wenig oder gar nicht erforschten Ländern unternehmen, deren Ertrag neben vielen andren Entdeckungen die wissenschaftliche Ausbildung einer plutonischen Theorie war, welche den Neptunismus in seinen gehäuftesten Schranken zerschmetterte und das Feuer in früheren Perioden als eine noch thätige Kraft des Erdinnern (Vulkanismus) in seine Rechte einsetzte. Daß diese Umgestaltung nicht ohne schwere Kämpfe und hartnäckigen Widerstand erfolgen konnte, war begreiflich. Mit Recht wurde behauptet, daß Werner, dessen Verhältnisse ihn ununterbrochen auf dem kleinen Terrain des Königreichs Sachsen fesselten, seine Theorie weniger einseitig ausgestattet und festgehalten hätte, wenn ihm durch Reisen ein weiterer Blick vergönnt gewesen wäre. Wie Karl Vogt („Geschichte der Geologie") treffend bemerkt, war es von jeher die Tendenz des menschlichen Geistes, räumlich beschränkte Thatsachen auf das Allgemeine auszudehnen und den Fleck Erde, welchen man zufällig bewohnt, als das typische Land anzusehen, nach dessen Vorbild der ganze Erdkreis gebildet sein müsse. Wie die Alten die Küstenländer des Mittelmeers, die Italiener die Abhänge der Apenninen, so sah Werner das kleine Sachsen und später neben ihm extremer Gegner Hutton Schottland als Typus der ganzen Erdoberfläche an. Nur eine generelle Vergleichung weit auseinander liegender Verhältnisse konnte schließen lehren, was auf einem beschränkten Raume allgemein gültigen Verhältnissen und was lokalen Eigenthümlichkeiten zuzuschreiben sei. Deshalb vermochte oft erst die neueste Zeit, durch die Vervielfältigung ihrer Reisemittel und durch das weitgreifende Interesse, welches die Naturwissenschaften erweckten, an die Stelle der Vermuthungen beobachtete Thatsachen zu setzen.

Die Bildung des Basalts war es, welche der Werner'schen Theorie den ersten Stoß versetzte, der ihr zum Todesstoß werden sollte. Im Allgemeinen ist das Vorkommen der basischen Basalte derart, daß man aus ihren schichtenweisen Ausbreitungen auf den höchsten Plutonismus seinen sichern Schluß auf ihren unzweifelhaft vulkanischen Ursprung gründen kann. Werner betrachtete sie daher als jüngere Niederschläge des aufgelösten Urstoffes und verbreitete diese Hypothese noch, nachdem seine meisten Schüler sie längst verlassen hatten. Humboldt gehörte anfangs, wie zu den eifrigsten Verehrern Werner's, auch zu den entschiedensten Gegnern des neptunischen Ursprungs der Basalte; seine erste Schrift (1790) behandelte die Basalte am Rhein und in hiesiger Gegend. Als er aber auf seiner berühmten Reise in Südamerika (1799—1804) die großen Vulkane der Cordilleren kennen lernte und die basischen Gebilde zu ihrer Quelle führte, wurde er sich andrer Meinung. Er war es, der zuerst mit Bestimmtheit behauptete, daß die Vulkane wie gewaltige Essen der Gebirge im Verborgenen glühten. Seine Untersuchungen über den Ausbruch des Jorullo lieferten ferner das erste sicher constatirte Beispiel einer plötzlichen, durch vulkanische Kräfte bewirkten Erhebung eines ganzen Ländergebiets und wurden somit einer der wichtigsten Anhaltepunkte der Erhebungstheorie unserer gegenwärtigen Geologen. Zugleich stellte er vielfache Beobachtungen über die Verbreitungsbezirke der Erdbeben und deren allgemeine Ursachen an, erkannte zuerst den häufigen Zusammenhang der Erdbeben mit den vulkanischen Erscheinungen sehr entfernt liegender Gegenden und bewies dadurch, im Widerspruch mit Werner, wie tief der eigentliche Sitz der Erdbeben liegen müsse.

Noch größeren und allgemeineren Einfluß als Humboldt hatte Leopold von Buch auf die Umgestaltung der Geologie. Seine Beobachtungen des Vesuvs und die Untersuchung der Vulkane Südfrankreichs gelten nicht nur in geologischer, sondern auch in stilistischer Beziehung als classisch in der naturwissenschaftlichen Literatur. Die Formationen der Auvergne überzeugten ihn, daß der Basalt dort förmliche Lavaströme bilde, welche aus kraterähnlichen Eruptionskegeln hervorgebrochen waren. Die Verhältnisse in der Auvergne waren in der That so schlagend, daß alle Schüler Werner's, welche diese Gegenden besuchen konnten, sich dort von ihrem Irrthum überzeugen lernten, vor allen die Franzosen, d'Aubuisson an ihrer Spitze, der, in Freiberg ein unbedingter

Anhänger Werner's, in seiner Heimat überall als solches. Karl Vogt macht darauf aufmerksam, daß überhaupt alle Werner'schen Schüler, welche entfernteren Gegenden kamen, das Instinktive der speziell sächsischen Theorie erkannt hatten, während solche Gelehrte, die auf der besonderen Schule eben Wurzel, den systematischen Ursprung der Gänge noch verfechten, nachher die Gelehrsamkeit schon längst über diese barocke, bizarre Weltwerk hinaus zu besseren Beobachtungen greift war. Am richtigsten im Zusammenhang mit den Naturphänomenen. Die Anhänger der abenteuerlichen Theorie hier wie in anderen Ländern zu Gunsten ihres verfehlten Systems der „Katastrophen" brachte in seiner Zeit die Naturphilosophie bei den Naturforschern in den verderblichsten und antiquarischen Mißcredit.

Es würde zu weit führen, wenn wir die Geschichte der Werkzeuge hier im einzelnen verfolgen und nachweisen wollten, wie Vorgeschichte, sowie wieder, wenn die Gefahr vorbei war, und niemand sagte ihnen ein Wort. Die Leute wurden auch damals nur auf zwei Monate angeworben und blieben nachher einander. Die Armee Generalen konnten bestimmen, wo das Lager aufgeschlagen werden sollte, und Kalb schreibt auf einem solchen Lager an seine Frau: „Nun sind wir erst recht Tage hier und leiden bereits an allem Noth. Die Leute haben seit vier Tagen weder Brod noch Fleisch bekommen und unsere Pferde haben tagelang ohne alles Futter."

Die Einnahme von Stony Point, an der auch Kalb's Truppen theilnahm, macht in der Geschichte des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges Epoche, weil hier zum ersten mal die Truppen der Freistaaten die Befestigungen und Verschanzungen des Feindes anzugreifen wagten. Die Action dauerte, wie Kalb erzählt, nur 25 Minuten. Es wurden 581 — 120 Feinde verwundet oder getödtet, während die Amerikaner 15 Todte und 60 Verwundete hatten, freilich gibt Kalb den Effectivbestand der ganzen republikanischen Armee auch nur auf 1000 Mann an, da infolge von Strapazen, Kälte und schlechter Bekleidung das Heer schrecklich zusammengeschmolzen und die Lazarethe überfüllt waren.

Mit welch geringen Streitkräften wurden diese Kämpfe geführt, die doch die weittragendsten, bedeutendsten Wirkungen hervorbringen sollten! Trotz aller Mißstände und manchen Kriegsunglücks haben sich damals die Vereinigten Staaten zur Freiheit hindurchgekämpft und so dürfen wir auch jetzt hoffen, daß der Norden, trotz seiner schlechten Kriegsführung, in seiner gerechten Sache endlich die Oberhand gewinnen wird.

Auch ein Deutscher in Amerika.

II.

Das Interesse für Amerika war inzwischen durch die polnischen Ereignisse verdrängt worden; Kalb mußte wieder einmal in das Privatleben zurückkehren.

Endlich aber schlug seine Stunde, der Aufstand brach in Polen aus, die Colonien fielen von England ab. Ihr Gesandter, Benjamin Franklin, reiste die Höfe Frankreichs nach. Die französische Regierung hielte eine Zeit lang ein Doppelspiel: England wurde zur Eingehung der entschiedensten Maßregeln gegen die Colonien gedrängt und in den Glauben gewiegt, daß die beiden bourbonischen Mächte, Frankreich und Spanien, nicht zu den Waffen greifen würden, in den Colonien wiederum schürte man das Feuer des Aufstandes, anfangs heimlich, endlich öffentlich. Die Einschiffung französischer Officiere wurde von der Regierung begünstigt und dennoch verhehlen Nobilis wie in unseren Tagen Garibaldi nach Sicilien, segelte damals Lafayette nach Amerika. Unter seinen Begleitern war Baron Kalb. Beide waren vom amerikanischen Gesandten in Paris als „Generalmajore" in die amerikanische Armee aufgenommen, konnten aber erst nach mannichfachen Schwierigkeiten ihre Stelle erhalten. Der junge Lafayette, durch seine glänzende Herkunft und sein Vermögen unterstützt, fand zuerst eine Aufnahme in der amerikanischen Armee, erst einige Monate später gelang dies auch Kalb.

Kalb fand im amerikanischen Heere die größte Unordnung vor. Mangel an Disciplin, Mangel an gehöriger Verpflegung und alle jene Uebelstände, an denen auch heute wieder der größte Heldenmuth zu Schanden wird. Die Officiere entstehen während des

Auch Kalb klagt schon über den Unverstand und das Unrecht der amerikanischen Unterbehörden, so er erhielt sogar über Washington: „Ob es bei dieser Verwirrung, Feigheit und Schlechtigkeit, wovon man sich nur einen Begriff machen kann, einen Mann, den man für einen Feind hält, aber als General ist es zu lächerlich, zu schändlich und viel zu schwach, es dahin kommen lassen sollte, daß Gefahr und Aufopferung Kalb stark genug sich, um sich durch die schwere Pflicht seines Amtes, Washington und den Hof und Congreßschluß seiner Unthätigkeit überzeugen zu können. Er wurde, bis zum letzten Augenblick tapfer kämpfen, in der unglücklichen Schlacht bei Camden in Südcarolina schwer verwundet und starb am 19. August 1780.

Kalb war ein kräftiger Mann, eine durch Kraft und Milde imponierende Erscheinung. Seine Augen braunen Augen, welche unter einer hohen Stirn offen und freundlich hervorblickten, eine etwas stämmige gebogene Nase, ein gutmüthiger Zug um den Mund gaben ein Gesicht, welches Jedermann gleich seinem Herzen machte. Sein Benehmen war freundlich und Zuvorkommend, und Diplomatie ist das Gebiet vielseitige Begabung eines Generals. Seinen hohen Wuchs auch in Bewegungen, die von Stramm Reiterei Augend und Turnmann, war er ein wackerer Fußgänger, mehr als sechs englische Ruthen gerade aus den kräftigen Muskeln seiner Schenkel geschleudert. Er machte oft 20—30 englische Meilen an einem Tage zu Fuß und zog das Gehen, wo er konnte, dem Reiten vor. Seine Gesichtsfarbe war außerordentlich frisch und jugendlich. Seine Gesundheit konnte darum auch eine eiserne genannt werden. Mit großer Mäßigkeit und Verzicht verband er eine außerordentliche Geduld. Er nahm Leiden und Entbehrungen mit der größten Gemüthsruhe hin und konnte tagelang Hunger und Durst, Hitze und Kälte ertragen, ohne daß seinen Lippen auch nur die leiseste Klage entschlüpfte. Er schlief ebenso gut auf einem Tornister und unter seinem Mantel wie auf einem weichen Kissen und in dem besten Bett; er besaß jene physische Kraft und Zähigkeit, ohne welche ein Held gar nicht denkbar ist. Er galt allgemein für jünger, als er in der That war.

Im französischen Nationalmuseum zu Versailles steht seine Büste unter den berühmten Männern Frankreichs. In Amerika erhebt sich ein Denkmal über seinen Gebeinen und Straßen, Ortschaften, ja ganze Bezirke tragen seinen Namen. „Kalb aber macht auch dem deutschen Namen im Auslande Ehre wie wenig andere", behauptet Friedrich Kapp in seiner vortrefflichen, anziehend geschriebenen Biographie des Generals: „Leben des amerikanischen Generals Johann Kalb" (Stuttgart, Cotta, 1862), der wir in diesen Aufzeichnungen gefolgt sind, und schließt sein Werk mit den Worten: „Nicht der letzte Platz unter den Helden unseres Volks gebührt daher dem Bauernsohn aus Hüttendorf."

Adolf Schults.

Am Charfreitag, 2. April, 1858 starb zu Oberkirch ein Dichter, in sich gefeierter, melancholischer Poesie, erst achtundzwanzig Jahre alt, aber längst von seinem innern Zwiespalt aufgerieben, für den Frieden des Grabes bestimmt.

Niemand gibt, wenn er einen Becher bietet will nehmen.
Niemand gar Kostbar will Rosen, abwehrt auf den Gefilden.

Und aber war das Lied von Adolf Schultz. Der Sohn einer Gastwirthin in einer Schwarzwaldstadt, war ihm sein Lebenslauf gleichsam im voraus in dem Gemüthe einer Dichterempfindung gelegt, während die vielen poetischen Anlagen und Anregungen in eine andere Welt hinüberwiesen. Aber es gelang ihm nicht, die Mängel seiner vollen Bildung ganz zu bewältigen, der Versuch, „sich der Natur zu leben", blieb ihm versagt, sich verbraucht, ein Dichter vom frühen Kindesalter, mußte er auch mit vom innern Unfriede im Conflicte nicht erwachen. Da ist es wenigstens erfreulich, daß dem Vermerk, daß Karl Steiker der ersten Ausgabe der „Gedichte von Adolf Schultz" (Freiburg, Wagner) einschob, zu entnehmen, daß „ein mehrjähriger Aufenthalt, daß durch eine Heilanstalten auch erhöhte wurde, einen Mangel von ihm dem Dichter immer fehlen, die Klage über ein unerfülltes Leben konnte wirklich nicht gehört werden. Die „Gedichte" von Adolf Schultz sind wesentlich lyrischer Natur, auch in seinen beiden Epen „Martin Luther" und „Ludwig Uhland" beschränkt sich das wahrhaft Schöne und Ergreifende auf die lyrischen Stellen. Schultz ist der Sänger des Hauses, häuslicher Freuden und Schmerzen, das Kleinleben bildet seine Welt. Hier weiß er gemüthreiche und rührende Klänge anzuschlagen, hierin beruht seine Originalität. Nach dieser Seite bietet die Sammlung seiner Gedichte des Zarten und Anmuthigen viel und ganz unbefriedigt wird sie niemand aus der Hand legen; es redet da ein treues, liebendes Menschenherz, wie sollten dessen Worte nicht ihren Weg zu den Herzen Gleichgestimmter finden?

Wir setzen eins dieser schönen und gemüthvollen Lieder her:

Die Sonnenblick.

Und wär' auch noch so trüb die Welt,
So dunkel ganz und gar;
Ein einziger Sonnenblick erhellt
Sie dennoch wunderbar.

Und lag' am Morgen Reif und Wolk
Auch noch so nebelgrau;
Im Sonnenstrahl mit allobald
Ein Leuchten's bei Au.

Und hing an deiner Wimper gar
Die Thräne trüb und schwer;
Im Strahl der Sonne glänzt sie klar,
Als wär' ein Demant wär'.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Die Illustration.

Ein Gespräch.

A. Sie sehr doch nicht über die Bedeutung der Holzschneidekunst! Der Holzschnitt ist das populärste Kunstmittel der Kunst. Was sehen Sie nur von guten Bildern, guten Stahlstichen! Eine wenige sehen Sie einmal in Prachtwerken und Museen an, wie gering ist ihr Zahl heute, die sich die meisten Leute kaufen können. Ich sehe mir die illustrierten Bücher und Zeitungen an, da sind ja die ganzen Herrlichkeiten der Welt für ein Billiges

B. Da hält du einmal Recht! Dem Holzschnitt verdankt es der so reichhaltigen Literatur und Tagespresse die Form und Mittel für die leichte, schnellige Auflage ab

A. Nicht so schnippisch, sag' ich Holzschnitt (Stahlstich) lieber!

B. Im Gegentheil, du wirst mir möglichst Farben Nur weiße nicht daran. Es ist ein Glück, es zu haben! Du ist es doch gar nicht die Zeitschrift mit der Kunst und Literatur, Bildung zu leben, wenn sich so wenig für Illustrationen brauchen ließ

A. Ohe, was ist es denn!

B. Denkfaulheit, Bester! Du willst deiner Phantasie die Arbeit ersparen, sich aus dem Gelesenen ein Bild zu entwerfen, und deine rohe, materialistische Schaulust befriedigen

A. Schon wieder der Materialismus! Das ist die unglückliche Windmühle, gegen die du bei jeder Gelegenheit die Lanze einlegst! Ich höre von einer großen Schlacht in Amerika, ich bin nicht dabei gewesen — rasch schlage ich meine Zeitung auf, da habe ich sie! Weißt du, wie Juarez, der Präsident von Mexico, aussieht? Nein! In meiner Zeitung hab' ich ein wohlgetroffenes Bild

B. Wohlgetroffen! Wenn der gute Mann sein Bild anschauen könnte, würde er vermuthlich den Zeichner bitten, sich künftig nicht mit seiner Person zu beschäftigen

A. Nun spielst du den Pedanten, auf eine Hand voll Noten mehr oder weniger, wie man so sagt, darf es nicht ankommen. Und darum sollst du mir den Nutzen der Illustrationen nicht bestreiten! Wer möchte nicht gern fremde Länder, Städte und Völker kennen lernen? Ohne meine Pantoffeln auszuziehen, bin ich jetzt in Afrika, in Delhi, in den Urwäldern Brasiliens; ich blättere nur die „Londoner Illustrirte" durch. Kein Schiff verbrennt auf der See, keine Stadt wird erstürmt ohne mich, die Illustrationen machen mich zum Augenzeugen

B. Wer zeichnete denn das brennende Schiff? Oder den Sommerpalast des Kaisers von China, die ihn die Engländer und Franzosen ausplünderten?

Es kommt darauf an, ob Jemand sich begnügen will, bei auf dem Theater das Bild entwerfen, wie es für Dichter wünscht. Klingt sich in Wirklichkeit nicht gestalten will, belangen. Der Zuhörer ist der Dichtung, so lange sie mit ihm ist. Die Illustration glaubt der phantastischen Gewalt, womit sich mir zwingt. Wenn ein Leser Romeo Julia, so hat der volle Kunstwerk seinen Blutkreis verfehlt, so hat der seine Augen, und die Schilderung ist eine nothdürftige Umschreibung gewesen, aber es wird mir zugeben, daß keine Phantasie weiter in höheren Regionen sich in beiden Forderungen vereinigt

A. Phantasiegaben! Eine Beschäftigung für Aschenbrödel mit Vergnügen

B. Aschenbrödel! Wenn wir uns die prächtigen Erzeugnisse mit dem vollendeten und treuesten Helfer einer Feder vorführen

A. Was willst du, wie sie immer sei

B. Ich antworte? und sich dem entsprechend wollen Kunst auf den Holzschnitt gefunden ist eine Zeitung nicht lebt nur mit Illustrationen besteht zugeben

A. Ich wette mich gleich darauf abonnieren Die Unterhaltung möchte nur ein wenig ausführlicher sein, einig in Digressionen in den Schlangenlinien und in Verbindungsmittel Wendungen kommen und Leben, so kam und dem Tage

B. Wie wirst du gut humoristisch!

A. Ja ich muß Gnade Leben kostet Zeit und Zeit ist Geld. Ein Bild betrachtet man schnell und hat noch seine Freude daran, und man darf nicht immer von seinem Verlust sagen kann

B. Mit deinen Grundsätzen werdet ihr bald die Literatur zur Magd von Stickmustern, Modekupfern und Holzschnitten erniedrigt haben. Die Illustration wird das erste und der Text die Nebensache sein

A. Das ist der Zug der Zeit. Die Wissenschaft und die Kunst bieten der Arbeit, der Industrie, das hat kürzlich ein viel klügerer Mann gesagt als ich. Und er hat recht! Die Herren Gelehrten und Phantasten müssen sich bequemen, mit uns zu schwimmen

B. So weit sind wir doch noch nicht ganz! Verehren und verschönen soll die Kunst das Leben, aber nicht in seiner Alltäglichkeit und Nothdurft anregen!

A. Nicht doch, die Kunst soll mich unterhalten. Mehr fordere ich nicht von ihr. Aber wohin willst du?

B. Ich will nach dem Museum

A. Um deine Lieblinge, die alten schwarz gewordenen Heiligenbilder, zu bewundern? Guten Morgen! Ich gehe nach dem Kaffeehause, eine Tasse

Bestellen zu machen und wir die „Londoner Illustrirte“ dabei anzeigen. Kann man beides das Mögliche mit dem Angenehmen verbinden?

Lutherliebe.

Eine Frage Charlottens [illegible]

G. H. — In Berlin lebte vor einigen Jahrzehnten ein interessantes Brüderpaar, Johann Georg und Johann Ernst Luther, beide Abkömmlinge des berühmten deutschen Reformators, beide geboren in deutschen Lutherischen Städten, wo einst auch Doctor Martinus gar nicht gelesen war, aber wo auch er die ersten Jahre seiner Knechtschaft geschwitzt. Des Vaters weiteren beiden Vornamen, Johann Nikolaus Luther, hat nach Angabe des Reformators „wie auf den Tauge geschrieben“ gepaßt, weil er [illegible] Verwandtschaft von Hermes's göttlichem Gewerbe, nämlich ein armer Kaufherr zu Mühra, und durch die 1817 gefeierte [illegible] Lutherfeier [illegible] in den Stand gesetzt worden, seinen beiden Söhnen, in Nürnberg, Theologie studiren zu lassen, während der jüngste Sohn, Johann Ernst, in Berlin sich zu einem gründlichen Musiker und Komponisten ausgebildet hatte.

Der junge Kandidat der Theologie war nach beendigten Studien Handlehrer in einer angesehenen Familie zu Berlin geworden und hatte auch seinem Bruder eine Stelle als Steinhauerschüler in der preußischen Hauptstadt verschafft. Mit dem interessanten Kandidaten traf in der Familie ihres Oheims, wo er unterrichtete, öfters eine junge feingebildete Berlinerin zusammen von etwas romantischem, um nicht zu sagen schwärmerischem Anflug. Es war Charlotte Semler, die Tochter eines hohen Staatsbeamten und Enkelin des berühmten Theologen und hallenser Professors Semler. „Der Ruhm der Vorfahren ist ein Heil der Enkel“ — kein Wunder, daß die Enkelin des namhaften Theologen zu dem Nachkommen des noch berühmtern Reformators sich mächtig hingezogen fühlte und bald nichts eifriger studirte als Biographien weiland des Doctor Martinus. Namentlich die Verheirathungsgeschichte des Reformators interessirte sie, und da sie wußte, daß einst das ehemalige Klosterfräulein Katharina von Bora, von Luther für seinen Freund, den wittenberger Rathsschreiber Reichenbach bestimmt, mit aller Gottseligkeit erklärt hatte, sie werde keinen andern heirathen als Luther selbst, so erregte dieser romantische Zug Charlottens Phantasie so, daß auch sie eine passende Gelegenheit benutzte, dem Kandidaten Hand und Herz anzutragen.

Aber wer schildert ihren Schrecken, als ihr der Geliebte in zarter Weise eröffnete, daß er bereits verlobt sei und also unmöglich auf ihr ehrenvolles Anerbieten eingehen könne. Die Aermste war ebenso tief beschämt als unglücklich und suchte ihre Verwirrung so gut es ging mit ihrer enthusiastischen Verehrung des Reformators und durch Hinweisung auf Katharina von Bora zu entschuldigen. Johann Georg machte der armen entsetzten Dame, weil sie ihm durchaus einen Luther zu haben wünsche, den seinem jüngern Bruder, dem Steinhauer, bekannt, der auch richtig bald darauf mit ihr Verlobung und Ehe schloß.

Doch mit der Komposition der Namen, mit dem Ruhm der Vorfahren ist es in der Ehe bekanntlich nicht genug. Es prüfe, wer sich ewig bindet. Ob sich das Herz zum Herzen findet. Der Liebe ist Herz, die Ehe ist lang. Charlotte mußte ihren romantischen Jugendtraum schon bitter büßen. Die Sache ist nicht so gut aus wie beim Doctor Martinus, der in der „Hausfrau“ bald schon „ist das Königreich Frankreich und der Grundsatz Mutter“, und seiner Käthe in seinen „Tischreden“ ein rührendes Zeugniß von innigster und dauernder Zufriedenheit ablegen.

Die Lebensgewohnheiten und die Bildungsgrade [illegible] in solchem modernen Leben doppelt zu verschlagen — lagen bei jenen beiden Ehegatten [illegible] so weit auseinander, als bei eine irgendwie glückliche Ehe nicht stattfinden können. Und wurde Charlotte bald schon am Frühstück zu ihren Schülern gemacht, auch mehr oder [illegible] es war, als sie aus dem Gatten auch seinen Herrn trage. Zur Strafe war ihr Los, daß sie nicht aus Liebhaberei gestillt, mit seltener Ergebung und bei allen auf, sich in ihre Lage zu schicken und selbst die niedrigsten Dienste, die ihr, sonst völlig ungewohnt, jetzt ganz obliegen, soviel als möglich zu erlernen. Sie entsagte deshalb mehr und mehr ihrer Lieblingsbeschäftigung, einer geistreichen Lectüre, und benutzte, um sich auch der Versuchung dazu zu entziehen, ihre deutschen, englischen, italienischen und französischen Classiker nach und nach zum Feuermachen in der Küche. Während war es, wie sie oft stundenweit dem Gatten das Frühstück nach dem Steinbruch oder einer fernen Bauhütte trug, um ihn von dort zugleich zum Mittagessen abzuholen. „Es ist halt ein Luther“, pflegte sie, ihn entschuldigend, zu sagen, wenn er einmal etwas heftig schmollte, und fügte höchstens den leisen Wunsch hinzu, daß er neben den Schattenseiten des Reformators auch noch nicht von dessen Lichtseiten haben möchte. Bei allen, die ihr näher gestanden haben, namentlich auch bei den Arbeitern ihres Mannes, lebt ihre wohlwollende Gesinnung und ihr liebreiches Wirken noch in lebendiger Erinnerung fort. Ein früher Tod erlöste sie von ihrem Erdenleid und bewahrte sie vor noch größerem Elend. Sie starb am 28. Februar 1849 kinderlos.

Archidiakonus W. W. Müller zu Meiningen hat der Unglücklichen ein ehrendes Denkmal gesetzt in seinem interessanten Schriftchen: „Dr. Martin Luther und sein Stammort Mühra“ (Meiningen, Gadow u. Sohn, 1862), dem wir auch obige Mittheilung der Hauptsache nach entnommen haben.

Ein „Dichterbuch aus Oesterreich".

Wir hab alle mitgelacht, als neuern Lied und alte Weisen' Die Zeit des Musenalmanachs hielt mit Epigramm wie mit Kritik die Laune lebendig, in Fragen sich haben ganz neue Erscheinungen auf dem literarischen Gebiet den Ungeist seiner Ironie zu meiden. Dem „Münchner Dichterbuch" folgte nun „Dichterbuch aus Oesterreich", herausgegeben von Emil Kuh (Wien, Gerold's Sohn, 1862), gewiß eine der alten Musenalmanache hatten nur ein bescheidenes Ziel, die anspruchslosen Kinder und Enkel an einem gemeinsamen Herd. Jetzt tritt auf eine Stufe Schönheit in Deutschland gegenüber. In deutschen Landen, wo wir alle nach einer größeren politischen Einheit der Nationalität streben, können sich die verschiedenen Stämme auch einmal zu einem regen poetischen Wettkampf, zu einer Art von Wettfingen, gastfreundschaftlichen Tausche der Schätze und Muster als herrlich auf der Welt der Kunst gestalten, wollen sagt das Höchste und Beste sich gegen einander auszuspielen. Wenn es nach Schönheit und Vollendung der Form geht, so muß man Oesterreich bewundern, daß es eben solchen, so reich ausgebildeten Sprache, wie sie nach Wortreichthum, Satzgewichte zu machen als in der gebildeten, in der Volkswelt einem jeden „ein Lied gelingt".

Schon einmal hat in unserer Literatur eine ähnliche provinzielle Scheidung stattgefunden. Klopstock, der Hainbund mit seinen Hölty, Voß, den Stolberg gehören Norddeutschland an. Sturm und Drang ist wesentlich bei den Mittel- und Süddeutschen. Das verblühteste Kleeblatt der Romantik sind Heinrich von Kleist, Achim von Arnim, Clemens Brentano befand sich Norddeutschen, mutter, Tochter Kind die Romantik bei den Süddeutschen, in der Schwäbischen Schule, aus. Oesterreich hat dann seine eigenthümliche Dichterschule in Lenau, Anastasius Grün, Grillparzer, Friedrich Halm gehabt und besitzt sie noch zum Theil in diesen Dichtern, zum Theil in dem jüngern Nachwuchs. Ein „Dichterbuch aus Oesterreich" hat darum eine gewisse Berechtigung, es ist eine Blume die im Walde wächst, kein Treibgewächs, wie die Sängerschule in München, die auf ein Haar den Poeten am Hofe der Ptolemäer zu Alexandria gleicht. Den einen Vorzug wird man dem „Dichterbuch aus Oesterreich" zugestehen: es ist mannichfaltiger, freier als die Lieder, die an derselben Tafelrunde zu München vorgelesen wurden. Einen so scharfen Gegensatz, wie die trefflichen Epigramme Bodenstedt's, die einer tiefen Erkenntniß des Menschenlebens entsprießen, zu den sentimentalen Ueberschwenglichkeiten Wolf-Baudissin's bilden, bietet die münchner Sammlung nicht. Da hat sich jeder dem Strengen Gesetz akademischer Regelmäßigkeit und Formschönheit unterwerfen müssen, bei den Oesterreichern pflegt der eine in diesem, in jenem Ton der andere. Von einer Gemeinschaft der Anschauungen, von dem Streben nach gemeinsamen Ideal hat sich nicht die leiseste Spur. Nur die Ahnung mehr oder weniger zu überlauter Tendenz Hamerling's „Ahasverus", mögen einige Gedichte, die an die zweite oder dritte Reihe des Gedankens rühren, etwas von Schwere der Aufgabe gefühlt hat, eine Gesinnung auf Herrlichkeit oder Laune „im Verse zu bringen". Da man bei „Münchner Dichterbuch" vorschlug, nicht mehr als zwanzig Lieder, es ist nicht Verlegenheit, seine Wahl und Thesen den Leser, die Oesterreicher offenbar das Maß der Dichte und Vielheit nicht. Das Programm, welche besonders bevorzugt sind, Anastasius Grün, Friedrich Halm, Karl Beck treiben Production, Halm und Beck auf Schönheit im Einzelnen noch mehr, nur vollkommene handwerklich wäre, Anastasius Grün bringt den „Pfarrer Nassereit" im Strudelreim, wo gar Lieb auf einem novellistischen Drama „Adler" von Franz Grillparzer, die wirksamste werden, erregen eben nicht die Erwartung, die Gattung kennen zu lernen. Das Schönste und die Klügste haben die Oesterreicher an den Tod gedichtet — die Oesterreicher? Der größte Dichter, Friedrich Hebbel, ist ein Deutscher. Sein Gedicht „Der Schmetterling", nach dem bekannten Liede Göthe von Palma Vecchio in der Tribune Gallerie, gehört zu den Kleinodien der Sammlung. Am Schlusse ist Alfred Meißner, der Herausgeber des Buches, Emil Kuh, Hieronymus Lorm mit ansprechenden und in der Form oft vortrefflichen Gedichten. August Silberstein mit tiefempfundenen, die Natur des heiligen Landes widerspiegelnden Schilderungen in „Ein Ritt durch Palästina" an. Hier und dort blüht noch eine verstreckte Poesie, aber man muß sich durch ein zu dichtes Gestrüpp zu ihr hindurchdrängen — eine Mühe, die man nicht immer in guter Laune über im Uebermuth darangelegt, wenn auch an einem andern Orte die Blumen in glockenförmiger Schale entgegenblühen. Weniger Umfang hätte dem Buche leicht mehr Inhalt ergeben, immer ist die Vergleichung interessant, wie die Vögel in einer Wildniß und wie sie in einer Volière singen.

Aus der Welt der Industrie.

II.

— **Berlin.** Die Elektricität, dieser Motor der Neuzeit, ist vom Uhrmacher Lenz in der Französischen Straße über der Thür seines Magazins zu einem Kunstwerk benutzt worden. Es ist eine durch Elektricität in Gang gesetzte Uhr, die erste ihrer Art, die wir hier sehen. Die Zifferblätter bestehen aus farbigen Glasplatten und bilden einen spitzen Winkel, sodaß der Verlauf der Stunden nach beiden Richtungen der Straße weithin sichtbar ist. Das Werk, das die Zeiger in Bewegung setzt, besteht aus einem einfachen Rade, das durch die leitende Kette mit einer Batterie, die im hinteren Raum des Magazins mit der dort aufgestellten wirklichen Uhr in Verbindung gebracht ist, die Zeit regulirt. Wenn die Kette ge-

Gläsern wird, so hebt der Kirchenmann einen Diamanten in dem Kelchwerke, wodurch ein Loch von Kaliber gebohrt wird. Die Construction ist ebenso einfach als sinnreich und möglich, denn sie kann auf die weitere Bestrebung der Diamantbohrer, der Maschinen, der neuen besseren Bohrlöcher im Glase Rücksicht nehmen und hier gehören wir das Wort für den praktischen Gebrauch empfehlenswerth.

Unter den neuesten Industrien macht die Fabrikation einer in Deutschen Abtheilung der Pariser Weltausstellung zu Paris, welche ich in der Bekanntschaft des Erfinders kennen gelernt habe, viel Aufsehen. Der Zweck besteht darin, die Mitglieder der ganzen Polizeibehörde mit den Zeichnungen mehr über die Personen vom Tage hinaus, in der deutschen Stadt zur Beschäftigung, genauer bekannt zu machen, das Gesichtsbuch wird der französischen Abtheilung übermacht werden. Es ist nicht zu bezweifeln, daß nämlich nach verschiedenen Richtungen hin auch dem heutigen Polizeiwesen Interesse und noch Vervollkommnung ergeben wird.

Ein Nibelungenschatz.

Der in Paris schwebt Herzog von Braunschweig ist der reichste Diamantenbesitzer, denn er hat Steine, die in Summa über 3 Millionen Thaler werth sind.

Der Katalog, den er publicirt, gibt in einem Anhang Notizen über die berühmtesten Diamanten der Welt. Von welchem Umfang der Katalog seiner Diamanten, erhellt daraus, daß er 268 Quartseiten stark ist, er gibt darin die Geschichte jedes einzelnen Steins. Der eine entstammt einem türkischen Säbel und kam nach vielen Abenteuern nach Europa in das Gewölbe eines armen Juden, ein anderer hat in einem Königlichen Diadem gefunkelt, ein dritter prangte auf der Brust eines deutschen Kaisers, ein vierter zierte den Hut eines Großherzogs. Ein schwarzer Diamant, den Schätzen eines Nabobs entstammend, hat in Indien Jahrhunderte durch als Auge eines Götzen gedient. Ein wunderbar schöner rosarother Brillant gehörte einst in das Geschmeide des Kaisers Babar in Agra, er wiegt 8 Karat und soll unschätzbar sein — zumal für den Liebhaber!

Eine Solitärgarnitur von 12 Knöpfen diente dem Kaiser Dom Pedro als Knöpfe an seiner Weste. Ein Diamantring vom reinsten Wasser gehörte der Maria Stuart, ihr Wappen und die Buchstaben M. S. kennzeichnen ihn als solchen. Ein Paar Diamantohrringe waren einst im Besitz der unglücklichen Marie Antoinette. In dieser Weise reihet sich Curiosum an Curiosum. Der Herzog hat einen Ueberfluß an Diamanten, die 200000, 300000 und 450000 Thlr. im Werthe sind; zwei davon 600000 und einer 700000, ein dritter 800000 Thlr. Bei alledem steht er gegenwärtig wieder im Handel um zwei Edelsteine, der eine im Werthe von 232000 Thlrn., der andere im Werthe von 600000 Thlrn.

Der Millionär ist aber Sklave seiner Schätze, er mag es nicht, Paris zu verlassen, seine Diamanten hüten ihn Nacht, die ihn schützt — nicht eine Nacht mag er aufbrechen zu schlafen, aus Angst, sein Palast könne ihm entwendet werden.

Er lebt in einem Hause, das weniger für den Bewohner, sondern mehr für die Sicherheit construirt ist und es den Dieben unmöglich macht, an seine Schätze zu kommen, es ist aber noch etwas mehr als Wohnhaus.

Das Haus ist von einer hohen, dicken Mauer umgeben; auf dieser läuft ein Gitter von Eisen von Fuß Höhe, das in scharfen Spitzen endet, die so beschaffen sind, daß, schaut man hinüberzusteigen einer dieser Zacken berührt, ein lautes Glockengeläute ertönt, das alles alarmirt, erhebt. Dieses Gitterwerk kostet allein, so viel als Kunstwerk betrachtet, 14127 Thlr.

Seine Diamanten hat in einem eisenarmirten Schrank aufbewahrt, kein Dieb soll sie bekommen, schon sein Dieb einbrechen kann, ohne daß er darüber erwachte oder sonstwie gewarnt würde. Er kann an seinem Schrank sich an all seinen Schätzen erfreuen, ohne von Dort zu verlassen. Der Schrank, der so beginnt, wo sein Vermögen aufhört, ist mit Granit und Eisen ausgefüttert; wird er durch Gewalt geöffnet, so entladen sich vier Feuergewehre, welche den, der es wagte, einen Angriff auf diesen Mauerschrank zu machen, tödten würden; mit der Entladung der Waffen aber beginnt gleichzeitig in jedem Zimmer ein lebhaftes Glockenläuten, um das Haus zu alarmiren. Das Schlafgemach hat nur ein kleines Fenster; der Riegel, gleich einem Schloß, ist vom stärksten Eisen und kann, ohne daß man Herr des Geheimnisses ist, nicht geöffnet werden. Ein Kasten mit einem Dutzend sechsläufiger Revolver geladen und mit Zündhütchen versehen, steht auf einem Tisch dicht an seinem Bett. Wem beliebt es, in dieses armen Mannes reiche Angst zu treten?

Briefwechsel.

— B. C. in Oldenburg. Danken empfangen. Mittheilungen aus dem Gesichtskreis der localen Kreise werden uns immer willkommen sein.

— W. G. in Wien. Sie wundern Sich, daß wir hinsichtlich der „Nibelungen“ von „unpoetischen“ Stellen gesprochen und führen an, daß im Roman und in der Novelle gar manches langgestellt werden, was sich besser aus dem Gesichtskreis des Lesers liegt. Sehr richtig, immer bezogen und so Manches, menschliche Verhältnisse, aber seine Regeln und seine Ausnahmen. Ein anderes Element ist ebenso wenig zu übersehen, das Publicum, die Erzählung muß immer nur von einem einzigen sprechen, das Drama soll auf sie Alle wirken, es muß seine Worte nach einem weiter lassen, einen allgemein verständlichen Inhalt haben. Schiller's „Spaziergang“ ist für wenige geschrieben, Wolfenbüttel's „Jäger“ versteht alle. Die „Nibelungen“ hat weder jetzt noch sonstig ein menschlich wirksames Ziel.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Dritter Band. Nr. 5. Wöchentlich 1½ Bogen

Inhalt: Auf stiller Heide. Eine Erzählung von Karl Frenzel. (Fortsetzung.) — Die englische Landkirche. Eine [illegible] Erinnerung. — Die Gottlosen und ihre Lieder. Von Richard Voß. I. Die [illegible] (Fortsetzung.) — „Wie der Mensch in die Welt" [illegible] — Rätsel und Räthsel. — Buchstaben-Räthsel. — Die [illegible] Endlage von „Buch der Leser". [illegible] — Problem Nr. II.

Auf stiller Heide.

Eine Erzählung von Karl Frenzel.

Sechstes Kapitel.

Sie liebte Hans von Lauken? Ja, warum hatte sie ihn denn nicht geheirathet?

Das war ein Räthsel, das einen wol ängstlich machen konnte. Die Mädchen pflegen doch stolz, wenn sie einen Mann lieben, der reich mit der Heirath bei der Hand zu sein. Bin ich denn hier wirklich in einer verkehrten Welt? fragte sich Neuberg, als er mit Hertha nach dem Försterhause zurückging. In einer Welt, wo die Männer die Ehe verleihnen und nicht die Frauen? Da steckte das wahre Geheimniß und die kluge Hertha hatte ihn mit ihren scheinbar so weiten und aufrichtigen Geständnissen doch nur getäuscht.

Aeußerlich verbarg er indessen seinen Unmuth und spielte den Ueberraschten. „Die schlimmen Eigenschaften meines Herrn Vetters offenbarten sich also erst später? Er war nicht immer so wild und wüst?"

„So unheimlich wie jetzt war er vor Jahren nicht, aber Ihrem Ideal hätte er auch damals nicht entsprochen haben."

„Glaub's gern! Wir sind wie Feuer und Wasser. Allein Sie lieben die Flammen, die großen

Leidenschaften. Sie hätten sich an seiner Seite glücklich fühlen müssen."

„Und that's — Warum sehen Sie mich so eigen an?"

„Des Studiums wegen. Das Herz des Weibes soll unergründlich sein, sein Gesicht ist es nicht minder. Die Frauen können die erzählhaftesten Dinge mit der Keuschheit einer römischen Matrone sagen und haben in ihrem Innern über den Thoren lachen, der all diese würdigen und guten Worte als Wahrheit hinnehmen wollte."

„Ich habe nicht verlangt, daß Sie mir Glauben schenken sollen", entgegnete sie kalt und stolz. „Ihnen mag, was ich Ihnen erzählt, ein Märchen sein und scheinen" . . .

„Es bleibt doch immer eine Fee, die es mir erzählt. Richtig, dies ist mein Eigenthum, das mir nicht entrissen werden kann! Ihr Bild, wie Sie vorhin am Meere saßen! Flatternd der Schleier Ihres Hutes, die Wellen zu Ihren Füßen verrinnend, ein sonderlicher Glanz in Ihrem Antlitz! Sie hatten mich weit weg aus der Gegenwart gewiesen . . . wie heißt es doch? ‚Ins alte romantische Land!' Gern gestehe ich es, daß ich nicht angenehm aus meinen Träumen geweckt wurde, als Sie damit schlossen. Sie hätten Hans Lauken geliebt."

„Warum? Oder ist das eine unbescheidene Frage?“

„Keineswegs! Wie wollte es nur nicht in den Sinn, daß eine Ehe einen Bauern hebe.“

Darauf sagte sie nichts mehr; diese Bemerkung schien sie zu verstimmen.

In der Kirchtür war inzwischen der Inspector des Hauses von Lauken eingetroffen. Den Wagen seines Herrn hatte der Wirth des Hochzeitsgutes, als das Thier über die Schwelle seiner Stallthür scheute, aufgefangen und durch einen Knecht nach Lauken fahren lassen. So hatte sich heut der Kutscher von dem Unfall, der den Junker betroffen, verständigt und die beruhigende Nachricht von seiner Genesung noch vorausgesandt. Der Inspector war ein gebildeter Mann, reisig, in der Mitte des Lebens; es konnte ihm nicht lieb sein, in Rechberg einem so nahen Verwandten seines Herrn begegnen zu müssen. Hatte man ihn doch über dessen Unglück und dann beinahe das Verbrechen, ihn sich selbst dem anzudichten, ein anderes näher rückte, dem man schuldige Pietät zu einem heiligen Gebote machte, eine gemüthlose Seele verspottet, so gerieth es auch hier bald hatte sich der Inspector mit Georg in eine Unterhaltung über das Herrenhaus und die Besitzungen Lauken's eingelassen. Auf halbem Wege war ihm freilich der junge Mann entgegengekommen, der hatte zuerst das Wort sallen gelassen: hier und dort habe er von den bedenklichen Vermögensumständen seines Vetters flüstern gehört; was denn Wahres an dem Gerücht sei? Nun, das Gerücht hatte einmal nicht übertrieben. Es ging bergab mit den Laukens. Schon der Vater, der jetzt in unheilbarem Wahnsinn in einer Irrenanstalt der nächsten Provinz lage, hätte die Güter vernachlässigt, mehr ausgegeben als er eingenommen, und so jahraus jahrein; dann sei auch die Verlobung des Junkers mit dem Fräulein von Witting aus vielen Ursachen ein übereilter Schritt gewesen; ihn, den Inspector, kümmere das natürlich nicht, sei auch nicht seines Amtes, in die Herzensangelegenheiten seiner Herrschaft hineinzureden, aber der Junker habe in der ersten Zeit seiner Liebe dem Fräulein kostspielige Feste gegeben und nachher, als ihre Weigerung, sich mit ihm zu vermählen, ihn hätte zur Besinnung bringen sollen, ihr nach Reisen ins Blaue gemacht; zuletzt hätte dann noch die Krankheit des Vaters, seine eigene zunehmende Wildheit den Verfall des Hauses beschleunigt und vollendet. Georg horchte aufmerksam den Auseinandersetzungen des Inspectors zu und fragte am Schluß, ob das Gut denn so sich einen Kauf lohne? Nach diesen Schilderungen würde ja seinem Vetter sein anderes Kaufobject, seinen Besitzungen zu entgehen, übrig bleiben als der öffentliche Verkauf.

„Ganz wird Herr von Lauken sich kaum verstehen“, meinte der Inspector, „er müßte es denn unter der Hand verkaufen können und selber über dem Wasser sein, ehe die Geschichte ruchbar würde.“

„Ueber dem Wasser? Will er nach Amerika?“

„Er hat die wildesten Projecte im Kopfe. Als er heute in der Frühe sich aufs Pferd schwang, sagte er: ‚Glück wird's heute nicht, habt ihr mich lange genug hier gehalten! Was ist das für ein jämmerliches Wetterchen! Alles klein, kalt und regt! Holt der Satan den ganzen Zettel! In Amerika gilt der Mann noch allein! Ein freies Land, ein freies Leben!‘ Damit war er auf und davon.“

„Nach Amerika!“ sagte nachdenklich Georg. „Nun, der Gedanke paßt besser für ihn als meine leichte Geschichte. Sage ihm, der Hamburger, daß er wieder gesund wird. Ich habe da einen Plan — morgen komme ich nach Lauken hinüber und sehe mir das Haus an, in dem meine Mutter geboren wurde.“

„Wird uns alle freuen“ — damit schüttelte ihm der Inspector die Hand. Das ruhige, bewußte Wesen Rechberg's hatte den günstigsten Eindruck auf ihn gemacht. „Wenn Sie länger in der Gegend blieben und öfters ein vernünftiges Wort mit unserm armen Herrn redeten, möcht's besser werden. Wollt' er nur von seiner unsinnigen Leidenschaft lassen —“

„Unsinnig? Fräulein von Witting, heißt es, wäre sehr reich, das brächte die Sache herrlich in Ordnung.“

„Reich ist sie schon, aber sie mag ihn doch nicht — und wenn ich Hans Lauken wäre“, setzte er leiser hinzu, „ich nähme sie auch nicht.“

„Nun, nun! Ihr seid mir auch solch ein alter Brummbär wie unser wackerer Förster Hedrich! Können doch nicht alle Mädchen blaue Augen und rothe Wangen haben, wie ihr sie liebt; es muß auch bleiche Gesichter geben. Soviel ich mit dem Fräulein geredet — es hat Hand und Fuß, was sie spricht.“

„Ich sag's ja! Nicht in ihren Augen, in ihrer Stimme steckt die Zauberei! Sie ist viel zu klug und lustig für den Junker! Sie gehört in die Stadt und nicht auf das Land! Und das

ſie wird mich reiſen laſſen, wohin ich will, und wenn man von ihrem Gatten ſpricht, wird ſie ſich über die Stirne fahren, um ſich zu beſinnen, wer damit gemeint iſt —

Marwell.

Das bringt mich auf Dein Verſprechen, eine neue Philoſophie des Lebens zu ſchreiben.

Harry.

Ich habe zwei Philoſophieen. Eine Nachmittagsphiloſophie und eine Dämmerungslehre. Die Erſte iſt für Vollblütige, die Zweite für Verweſende.

Lettice.

Harry, hört auf!

Eliza.

Laß ihn! Ich hör' ihn ſo ungemein gern reden.

Harry.

Seht, ich halte unſer irdiſches Daſein für den unbewußten Traum einer dunklen Macht, die zuweilen in Verlegenheit iſt, wie ſie ſich die Zeit vertreiben ſoll. Unſer Erdball hat ſehr viel Laſter, nächſt dem Raum iſt die Zeit ſein größtes. Mit der angenommenen Miene der äußerſten Flüchtigkeit ſchleicht dieſe Betrügerin Zeit ſo träge dahin, daß man vor Unmuth ſterben möchte, und ſtirbt man wirklich, ſo iſt man von der maskirten Schnecke betrogen: ſie lief ſchneller als ein Windſpiel.

Uebrige .... Sie wissen's ja — man spricht nicht gern davon."

Georg wußte nichts, aber er dachte: Es schläft in der Luft, vielleicht noch in der Musik, Mörder und Narren schwingen mit. Und Jemand soll die Geliebte des Prinzen gewesen sein?

„Die ganze Zeit war es", entgegnete der andere Schnarrend.

Das leichtfertige Lächeln lag über Georg's Lippen: „Lieber Inspector, war es dabei gemeint? Thorheit, um eine alte, verrückte Liebesgeschichte ein reiches Mädchen aufzugeben, wenn man diese Welt besitzt. Da handelt mein Herr vernünftiger, als ich es ihm zugetraut, wenn er nicht von dem Heimweh hier. Aber, wie Sie sagen, he muß ihn müde. Auf morgen" — eben war auch der Kärtner da und der Inspector schickte sich zum Aufbruch an — „guter Rath kommt über Nacht."

Nicht der gute Rath, nur eine schlaflose Nacht kam für Georg.

Einmal hinderte ihn schon die Ruhe des Kranken, das schwere Aechzen und Stöhnen, das fast in gleichen Zwischenräumen zu ihm drang, die leise und ängstliche Bewegung, die in einem Krankenzimmer herrscht und für den, der darauf lauscht, etwas Unheimliches und Aufregendes hat, am Einschlafen; dazu hatte er sich angekleidet nur in dem Lehnstuhl ausgestreckt, um im Fall eines unerwarteten Ereignisses fertig und hülfsbereit zu sein. Aber die Hauptfeinde seiner Ruhe waren doch seine eigenen Gedanken. Es war ihm, als sei er wie ausgetauscht, ein fremder Wein in ihm gährte; in einem andern Lichte erschienen ihm plötzlich die Welt und die Dinge. Mehr als einmal rief er sich zu: Du bist ein Narr; darum änderte sich die Sache nicht. Ist das nun ein Heiliges, eine unsichtbare Macht, frei von jeder sinnlichen Erfassung, die den Menschen wenn nicht wider seinen Willen, so doch ohne sein Zuthun ergreift? Oder ist es nur ein stärkerer Antrieb des Blutes? Nervenzucken? Muskelerregung? Bisher hatte sich Georg immer zu der „materialistischen" Ansicht bekannt, jetzt schwankte er. Woher die phantastischen, wunderlichen Pläne, die in ihm aufstiegen? Noch war bei ihm stets Herz und Vernunft in glücklichster Uebereinstimmung gewesen; die wenigen tollen Streiche, die er begangen, konnte er auf seine Jugend schieben und damit rechtfertigen, daß manches in den Augen der andern eine Narrheit ist, was so recht unserm innersten Wesen entspricht und das wir thun müssen auf jede Gefahr hin. Heute war ein Zwiespalt in ihm. Hand und Herz wollten nur gehorchen aber jenes des Befehl, so sann es ihm durch den Sinn; er hatte das Wort ausgesprochen, das Glück, darauf er durch seine Mutter einen gerechten Anspruch hatte, und Hertha, gewiß, es war mit Hertha vermählt. Er öffnete die Augen, die er halb geschlossen gehalten, um dicke Gedanken zu verscheuchen. Dämmerig war das Gemach von einer Lampe, deren Docht er klein heruntergeschraubt, geschaut. So kamen nur die Worte, die ihm von dem Sterbenden kamen, aber sie gaben die Antwort auf gehegte Fragen seiner Seele, er hatte jenen Accent, jene Wort, das seinem Leben ein Ziel gesetzt. Wiederholt klang in der Name Hertha's an sein Ohr. Er war immer für Georg wollte sich einreden, daß er seine Theilnahme für sie empfinde, als für jedes andere Mädchen, mit dem ihn Aehnliche Zufälle zusammengeführt, auch so ihm erwacht hätte. Das Unterscheidende, das sie ganz von den Mädchen der Alltäglichkeit abliegende zieht dich an; nach vier, fünf Tagen, wenn du wieder unter Menschen weilst, auf dem Dampfboot oder drüben in den Bädern an der Küste, wirst du über dich lächeln; da hast du nun auch dein Abenteuer und hältst den Kopf nicht mehr allzu hoch tragen, wenn ein Empfindsamer die sein Liebesleid vorklagt. Jedem schlägt seine Stunde, wo er verwirrt ist. — Nur schade, daß trotz seiner klugen Betrachtung und den Sprüchen seiner Weisheit diese Verwirrung anhielt und nicht von ihm wich. Im Gegentheil, sie wuchs. Der Plan von dem Antrag der Hanken'schen Heirath, von einem Antrag an Hertha gestaltete sich mit jeder Minute deutlicher, eine Masche des Gewebes griff in die andere ein, nirgends eine Lücke; allmählich war er selbst von seinem Vorhaben wie berauscht. Es muß, es wird gelingen! triumphirte er schon. Sie liebte ihn noch nicht, aber sie sollte ihn lieben lernen; schon gab es ein gewisses Band zwischen ihnen, das einem Mädchen schwer zu lösen wird, einem Mädchen über fünfundzwanzig Jahre hinaus, das, wie frei und selbständig sie sein, welches Glück sie in ihrem Reichthum und ihrer unabhängigen Stellung finden mag, doch in dieser „zwölften Stunde" sich zweimal besinnt, ehe sie Hand und Herz eines Mannes zurückweist. Das waren einmal die Anschauungen Georg's von dem Wesen der Frauen. Wenn einer mit einem Plan fertig und mit sich selbst zufrieden ist, pflegt er schnellere Schritte zu machen, und wenn er sitzt, prickelt es

ihm in Höhen und Tiefen; so hielt es auch Georg nicht länger in seinem Sessel aus; er stand auf und ging leise in das Krankenzimmer hinüber, auch um zu sehen, wie sich der Patient befände, der jetzt plötzlich für ihn eine so wichtige Person geworden. Hatte er ihn doch vielleicht, den Besitzer Neuhofs, den Verlobten Hertha's?

An dem Lager des Junkers saß Hertha, nickte mit ernster schmerzvoller Miene gut zu dem Eintretenden, zu der Pflicht, der sie sich geweiht. Manche endlose Nächte von gleichem in Krankenwärterinnen und Barmherzigen Schwestern ausharren. Hier, in dieser Nachtwache mit Müden, pflegte sie den ganzen Reichthum, die Hingabe und Herzlichkeit ihres Herzens, für ihre Schwestern so oft in einem müden und nicht schwesterlichen Liebesdienste verschwendet. In glühenden Farben, mit Purpur und hundert Sammetnen Reflexen, im Schmuck von Blumen und Perlen hatte die eine Hälfte, die andere, weiße für den sterbenden Schatz eines Verderben mit scheuem Auge bewachen. Zu ihnen gehörte Hertha; in dem gedämpften Schein der Lampe, die mit einem grünen Schirm bedeckt war, damit kein Lichtstrahl den Kranken blende, trat die Blässe ihres feinen und edelgeschnittenen Gesichts noch mehr hervor; wären die breiten schwarzen Haarflechten nicht darum gewesen, hätte es wie ein Marmorkopf ausgesehen. Entfernter von ihr an dem Tisch saß der Arzt; er blätterte in einem Buche, das der Frau Försterin gehörte und das er mit hinaufgenommen, um sich wach zu erhalten.

Bei dem Eintritt Georg's sah er ein wenig verwundert auf.

„Ich kann doch nicht einschlafen", sagte ihm der, „wenn etwa Sie oder das Fräulein ermüdet sind... Ich könnte für Sie eintreten."

Der Arzt bedachte sich nicht lange. „Sie wird nicht von ihrem Platze weichen", meinte er, zu Hertha hinüberblickend; „die Frauen sind darin ausdauernder wie wir Männer. Aber wenn Sie wachen wollen, Vetter, eine Stunde — ich bin müde; unser Patient wird schwerlich sobald aus seinem Halbschlummer auffahren. Uebrigens kennt das Fräulein meine Anordnungen und weiß vortrefflich mit ihm umzugehen."

„Erkennt er sie denn?"

„Nein! Allein ihre Nähe, der Druck ihrer Hand beruhigt ihn schon."

„Wird er aufkommen?"

Der Arzt zuckte unmerklich mit den Schultern... Einen Augenblick nachher hatte er sich ebenso lautlos entfernt, wie Reckberg eingetreten; Georg sah Hertha kommen hören, wie er sich im Nebengemach niederlegte.

Es war gegen Mitternacht. Ein tiefes Schweigen trieben und draußen in der Sommernacht. Die Vorhänge des Fensters, die man niedergelassen, hob Georg sachte in die Höhe und blickte hinaus. Der Mond stand über den Tannen. Heller als je klopfte ihm sein Herz, heller, als da er am Morgen das Bauernspiel belauschen und die Gluth seiner Pulse trübte. Am liebsten hätte er das Fenster öffnen mögen, den Frieden, der die Natur eingewiegt, mit einem brünstigen Hauch einathmen. Wie so ruhig und still glänzten die Sterne, ohne Regung ragten die Wipfel der Bäume ihnen entgegen. Stille und ewig wölbte sich das Zelt des Himmels; keine einzige Welle war dazu zu unterscheiden, keine bewegte sich. Nur der goldene Nachen des Mondes schwamm dahin. Wohin? war Georg in der Stimmung, sich leicht zu fragen. Wozu das Weltall, wenn wir einst von all seiner Herrlichkeit nichts wissen werden? Wozu, wenn uns dieses so gepriesene harmonische Ganze ewig unerklärlich und in seinem letzten Grunde unerforschlich bleibt? Wozu der Gesang der Sphären, wenn unser Leben für uns, die wir es doch von der Geburt zum Tode durchmachen müssen, eine Dissonanz ist? Dissonanz, trotz aller einzelnen glücklichen Secunden, die wir genießen, trotz der Hoffnung auf die Unsterblichkeit und ein schöneres Jenseits — Dissonanz, wenn wir ehrlich und aufrichtig sein wollen!

Georg ließ den Vorhang wieder fallen und setzte sich an den Tisch zu dem verlassenen Buche des Doctors. Es war eine Blumenlese aus deutschen Dichtern. Frau Marie hatte es, als sie noch Mädchen war, zu einem ihrer Geburtstage erhalten; ein paar vertrocknete Veilchen lagen zwischen den Blättern, bei einem Gedicht Goethe's. Ist wol ein Veilchen? aus lieber Hand, dachte er und blickte verstohlen über das Buch hinweg nach Hertha, ihres ersten Geliebten, und sie hat nachher den Förster geheirathet, so ist die Welt! Und es geht ihr gut, sie hat ihr Auskommen, ihre Wirthschaft, wenn sie ihren Mann sieht, lacht sie und kommen ihr die Veilchen unter die Augen, weint sie zur Abwechselung. Soll's mit der stolzen Schönheit da drüben nicht auch solch Ende nehmen?

Er näherte sich ihr. „Wollen Sie sich nicht auf das Sofa setzen? Ihr Platz ist so unbequem."

„Ich danke. Aber er greift zuweilen über die

Berthede hin und würde erschrecken, wenn er meine Hand nicht hätte."

„Krankheit ist schlimm, doch möchte man es fast bedauern, um solche Pflege zu haben." Wie er sie gethan, schwärmte er ihr schon seine Bewunderung, sie kam ihm so unendlich weit gesteigert vor, wenn schüchtern sich Hertha's Lippen zu einem verschämten Ausdruck des Spottes. Darum sagte er leise: „Der Arzt scheint eine gute Hoffnung für unseren Kranken zu haben."

„Möge sie ihn nicht betrügen!"

„Unglückliger Gedanke! Nachdenken, wie ich unsere von dem Gedanken erlöste, Sie könnten mich, meine Person für arg verschulden."

„Und ist kein Retter für ihn. Seinem edelsten Thätigkeitstrieb gemäß kann er verhältnißmäßig doch nur geringes Eigenthum sich. Lage der Insel ungünstiger, die haben ihn verdorben."

„Er hat seinen gefährlichen Ruf Recht, er pflegt nach Amerika."

Hertha, die bisher seinen gefühlvollen Worten nur mit halbem Ohr zugehorcht, die Augen unverwandt auf den Kranken gerichtet, kehrte ihm jetzt mit einer fast heftigen Bewegung das Gesicht zu. „Seine Heimat will er verlassen! So innig, so ganz ist er mit ihr verwachsen, ihren Heiden und ihrem Meer, und will doch fort! Sich trennen vom Theuersten! Allein — was bleibt ihm sonst noch? Nun kann er auf der Scholle nicht leben, wo er den Herrn gespielt, und ich vermag ihm nicht zu helfen. Wozu nützt mir mein Reichthum?"

„Ach, Sie lieben ihn noch!"

Diese Antwort hatte sie nicht erwartet und winkte ihm unwillig mit der Hand zu schweigen. Und da sie das kühlende Tuch von der Stirn des Kranken löste und ein anderes darum schlang, so gehorchte ihr Georg und leitete ihr stumm die feinen Dienste, die von solchem Geschäft unzertrennlich sind. Der Junker regte sich nicht, er stammte weiter in seinen Fieberphantasien, die indessen, denn er wurde immer stiller, ihren gefährlichen Charakter mehr und mehr zu verlieren schienen.

„Auch ich", hob Rechberg das Gespräch wieder auf, „habe hin- und hergesonnen, wie ihm beizuspringen wäre. Das Geld hätte ich schon, aber aus meiner Hand wird er es noch weniger annehmen als aus der Ihrigen. Und dann, ich entleihe weder, noch borge ich. Der Inspector hat mir das Gut als eins der schönsten auf der Insel geschildert, mit einer nicht allzu großen Summe sei es wieder zu seinem frühern Flor zu bringen und erhalte wöchlich, was man darauf verwende. Ein Irrsinn ärgerlichen Planes steht doch noch in mir, kann mir es mir unerklärlich, daß diese Erwägungen mich so mächtig bewegt. In die Seele schaut es mir, das Kaufen in die Hand eines Fremden lassen wollte. Die Geburtsstätte meiner Ahnen — es ist thöricht, aber es hält mich, sie mein zu nennen."

„Und Hand Kaufen möchte als Retter auf seinem Hause haben?"

„Wer sagt das? Ich würde ihm das Gut eher ins Meer hineinschenken."

„Und er hätte so Widriges nicht merken, die Sie ihm damit gewährten? Nichts ist so leicht zu verletzen als das Ehrgefühl eines Armen, armen Mannes."

„Da seh' ich mich wieder auf dem bekannten hässlichen Standpunkt und halte es für die reine Verschleuderung der Mühe, seine Schätzen zu trachten. Hier von Kaufen erweist mir eine Gefälligkeit, wenn er von andern Käufern mir sein Gut läßt; er darf mit Recht von mir mehr als von jedem andern verlangen."

„Und er wird's nie, weil er Sie hasst."

„Wenn nur die Menschen miteinander handeln wollten, die sich liebten! Was that ich ihm denn?"

„Sie trotzten ihm und" . . .

„Und er vermuthet, daß ich Sie liebe, Fräulein von Wilting."

Rasch kehrte sie sich nach dem Lager um . . . Der Kranke schlief, seine Athemzüge waren leiser, regelmäßiger.

Das flößte auch ihr Muth und Beruhigung ein; sie verließ ihren Sitz und ging an das Fenster. „Hier sprechen wir ungestörter, Herr Rechberg", sagte sie. „Ich habe kein Recht, mich Ihre Freundin zu nennen und es klingt hochmüthig, wenn ich einem Mann, der so ritterlich für mich eintrat, einen Rath ertheilen wollte. Doch bitte ich, setzen Sie morgen Ihre Reise fort, stürzen Sie nicht in das Schicksal des Junkers. Muß er aus dem Herrnhause weichen, lassen Sie es andere sein, die ihn vertreiben, seien Sie es nicht! Nicht von außen ist ihm zu helfen, von innen heraus muß ihm die Heilung kommen! Wäre das unglückselige Begegniß nicht gewesen, hätte er wol gern die rettende Hand ergriffen, die Sie ihm anzubieten willens sind! Gehen Sie von uns! Sie hinter nichts, keine Erinnerung an diese Stätten! Gehen Sie um meinetwillen, ich mag Sie beide nicht noch einmal auf dem Wege zum Tode sehen!"

„Fräulein von Minna, Sie haben das Siegel von meinem Munde gelöst! Eine Verkettung von Zufällen hat uns in eine Verbindung gebracht, die doch nicht mit einem kühlen Lebewohl' verschwinden ist. Ist es eitel, wenn ich denke: wir sind beide in gleichem Falle und werden Ihnerlich diese Stunden so leicht vergessen können? Ihr Schweigen genügt mir und ich werde Ihr Haus unter irgendeinem Vorwand räumen, aber Sie werden nicht leugnen, daß ich damit auch Sie, hoffnungslos und für immer Sie aufgebe!"

„Mehrlich", entgegnete Sie in gereizter Verwirrung, „ich hätte geglaubt, daß Herr Georg Rathberg selber Ort und Zeit zu einer solchen Erklärung wählen würde, wenn er sie überzeugt machen, mir machen wollte!"

„Sie befehlen mir, morgen schon zu gehen, ob es so gewollt, meiner eine Bestätigung von Ihnen zu erbitten? Ich habe nicht danach gedacht, Ihr Herz im Sturm zu erobern. Ein Blick, ein Wort, ein Kuß entzündet die Liebe, aber ich weiß nicht, ob die Flamme, die so entbrannte, genügt, ein ganzes Leben zu erleuchten. Um sich dauernd aneinander zu schließen, bedarf es des Umgangs, der Prüfung. Und nichts mehr wollte mein Wort; es fragte: gestatten Sie meine Werbung?"

Nun geriet sie doch in Befangenheit, sie verschränkte die Hände, über Wangen und Stirn lief ihr eine fliegende Röthe.

„Was ist denn liebenswerth an mir?" sagte sie dann mit bitterm Ton. „Ich bin weder allzu jung noch zu schön. Und doch zu gut, um das Spielzeug Ihrer Laune zu sein! Sähen meine unglücklichen Blicke überall Leidenschaft und Zwietracht aus? Sie um mich werben! Bin ich denn frei?"

„Sie haben den Ring von Ihrem Finger abgestreift"...

„Aber nicht das Band von meinem Herzen. Geben Sie mich auf!" Sie zeigte mit einer unbeschreiblich ruhevollen Bewegung auf den Verwundeten, „dahin führt das Geschick die, so mich lieben!"

„Vielleicht ist selbst dies ein Glück und nicht jedem Ihrer Freunde wurde dieses Los."

Glühroth warf Hertha im Gesicht. „Ich kann mich nicht beklagen", entfuhr es ihr, „warum hab' ich mein Vertrauen leichtsinnig fortgeworfen!".

Fortgeworfen? Georg richtete sich trotzig in die Höhe. Wer war sie denn, die ihm so zu begegnen wagte? Auf eine Werbung, wie er sie bescheiden und bittend vorgebracht, kann ein Mädchen mit ihrem Nein! und einer freiligen Verneigung antworten, das ist ihr Mädchenrecht, aber eine Kränkung hatte er darum nicht verdient. Griff er in die Rechte eines andern und verletzte mit seinem Antrag ihre Sittsamkeit? Aber sie hatte selbst ihre Verlobung mit dem Junker gelöst, sie mochte sich innerlich noch für gebunden halten, für Georg und die Welt war sie frei. Oder doch nicht? Ihm fiel das Wort des Inspektors ein: „Die Geliebte des Prinzen!" Das kommte ihm im Kopfe, das war der Kern des Geheimnisses, das die wahre Größe dieser so stolzen und unnahbaren Jungfrau. „Die Geliebte des Prinzen!" Und sie antwortete er, fühlerte wie bisher, im höflichen Ton: „Sie haben Ihr Vertrauen nicht unwürdig fortgeworfen, gnädigste Fräulein, es erinnere mich nur rechtzeitig, mir umgehend mein Wort gewiesen; nicht alle Männer denken wie Junker Hasso."

Um den Mund Herthas zuckte es, sie wurde erblaßt.

Indem erhob der Kranke seinen Kopf, „Hertha!" rufend.

Sie flog fast zu seinem Bett.

Hans Lauken schaute mit großen, verwunderten Augen umher, die Betäubung und Hitze des Fiebers schien von ihm gewichen zu sein, allmählich seine Umgebung Farbe und Form für ihn zu gewinnen. Auf dem Fußteppich vor seinem Lager war Hertha niedergekniet, sie hielt seine Rechte fest in ihren Händen. Darüber war Georg still hinausgegangen, um dem Arzt zu sagen, daß der Kranke aufgewacht sei. Der hatte indessen seine Traumbilder abgeschüttelt und Klarheit und Bewußtsein wiedererlangt. Er erkannte die Gestalt an seinem Bett. „Hertha! liebe Hertha!" sagte er. So sanft hatte seine Stimme ihr nie geklungen.

„Du lebst", schluchzte sie, ihre Thränen strömten heiß auf seine Hand.

Nebenan war Georg beschäftigt, seine Sachen wieder zusammenzupacken — zur Wanderung am nächsten Tage. Am Himmel standen die Sterne noch still und groß und glänzend. Wozu sind die Sterne, wozu sind wir da mit unsern Wünschen und Träumen?

(Das sechste und letzte Kapitel in nächster Nummer.)

Die englische Landstraße.

Die Landstraße, von der ich hier rede, ist diejenige, welche von Kennilton-Water nach Windermere führt, in der Grafschaft Westmoreland und in dem sogenannten Distrikt der Englischen Seen. Mit Kennilton-Water eröffnet sich das Panorama dieser Seen, wenn man aus der Richtung von Lancaster-Abtei kommt. Das ist das letzte Stück Eisenbahn von dieser Seite; und ein mittles Stück Eisenbahn ist es, dem Gebirge, welches ich immer höher hier aufsteigen, mit unendlichen Schwierigkeiten abgewonnen. Die Lage von Kennilton-Water ist eine bezaubernde. Gegründet auf Bergen und Schluchten, begrüßt von einem donnertägigen Widerhall aus den Schluchten und Gründen der hier sich öffnenden Bergwelt, hat der Ort ursprünglich nicht vor der Küste des Sees gelegen. Hier haben wir den ersten Blick ins Innerland, den ersten schönen Strahlen Wasser, der, durch eine Baumreihe gebrochen, wie aus einer Schale geländerartigen Spiegelberge herausschimmert. Kennilton-Water ist von einer bescheidenen Schönheit und in keiner Weise so reich mit Reizen ausgestattet wie seine bevorzugtern Nachbarn; indessen gewährt es mit seinem stillen, tiefen Blau in der schweigenden Umgebung seiner Hügelketten ein anziehendes Bild, wenn man es vom Wirthshaus aus betrachtet, welches, nicht weit von der Station, auf einer Landzunge in den See hinausgebaut und von einem Garten voll heller, lachender Farben umgeben ist.

Unter dem steinernen Portal stand Madame Atkinson, die Wirthin, und Fräulein Atkinson, die Wirthstochter; erstere rund, wohlgenährt, mit gerötheten Wangen, letztere schlank, zierlich und blond. Diese Formen- und Farbenscala ist dem Geschlecht der Wirthinnen von Großbritannien eigenthümlich. Von Wirthen ist daselbst nicht die Rede. Ich glaube wol, daß es solche Dinge wie Wirthe daselbst geben muß, aber man sieht sie nicht. Der Wirth in einem englischen Landwirthshause bekümmert sich um alles, nur nicht um die Gäste. Er pflegt ein rüstiger Sportsman zu sein und überläßt den Frauen die Sorgen der Wirthschaft. Die einzigen Orte, wo man seiner vielleicht einmal ansichtig werden kann, ist die Trinkstube seines Etablissements, wo er die Miene eines Gastes, oder der Stall, wo er diejenige eines Gymnasiasten annimmt. Ueberhaupt ist das Leben in solch einem englischen Landwirthshause — dem, was man ein „Countryinn" nennt — ein ganz absonderliches, altväterisches und gemütliches. In diesen entlegenen Winkeln und Ecken von England hat sich noch ein gut Stück der alten Zeit erhalten, soweit sie Reisen hilft, als auch in den Wirthshäusern. Da ist eine Behaglichkeit um sie ausgebreitet und ein Duftig von leisem Humor, der einem das Herz schließlich erweicht nach der modernen Hetzjagd mit ihren langen Postmeistern und noch längern Rechnungen. Auch pflegen die Wirthshäuser hier noch ihre Schilder zu haben, ihre Aushängeschild mit darin oder daran schwingt Bilde, gewöhnlich viel zu grell und roh mit einem gar feinen und gemüthlichen Spruch, wie z. B. dem folgenden, welchen ich auf irgendeinem Schild in Devon-England gelesen habe:

> O Wanderer hier kannst du ruhen nun Dein Gaul kann seinen Durst hier stillen Du kannst dich laben, kannst auch gut essen Du kannst hier Mensch und Vieh vergessen.

Aber um wieder auf Madame und Fräulein Atkinson zu kommen, so standen beide unter der Thür, während vor derselben Pferde, Kutschen und Kutscher in großer Menge standen. Denke man sich unter diesen Kutschern nur keine gewöhnlichen Menschenkinder wie bei uns! In jenen Gebirgsgegenden von England, wo die Eisenbahn die Kutsche, die altehrwürdige „coach", nicht zu verdrängen im Stande war, da ist auch den Fuhrern derselben noch etwas von der Würde einer „Kutscherzunft von Altengland" geblieben, wo unmittelbar Pfarrersohne, Offiziere auf halbem Sold und mißrathene jüngere Söhne sich „auf die Chaussee begaben", wie es im Ausdruck jener Zeit lautet, d. h. Kutscher wurden, dabei aber nicht aufhörten, „Gentlemen" zu sein und „gentlemen of the whip" („Herren von der Peitsche") hießen, im Gegensatz zu gewissen anderen Herren, welche auch auf der Chaussee lagen, „gentlemen of the high road", auch „captains" hießen und, in den Sprachgebrauch unserer Tage übersetzt, Räuber waren. Die Straßenräuberei war damals ein ganz allgemeines Hülfsmittel für „gentlemen in distress" oder „under a cloud", d. h. für anständige Leute, welche zu Hause Frau und Kinder und nichts für dieselben zu essen hatten, wie z. B. mit den Straßenräuber der Fall war, welcher unsern Freund Tom Jones und seinen Kumpan, den Schulmeister Partridge, „innerhalb einer Meile von Highgate" attakirte. Dieser „Mann von der

Landstraße" war noch ein Novize in seinem Gewerbe und seine Pistole war — ungeladen. Unter Weinen und flehentlicher Bitte um Gnade gestand er, nachdem Jones ihn zu Boden geworfen, daß er durch Noth zu diesem Schritt getrieben, „der größten in der That, welche man sich denken könne, indem er zu Hause fünf hungernde Kinder und ein Weib habe, welches eben mit dem sechsten in die Wochen gekommen sei". Der edelmüthige Jones schenkte seinem besiegten Feinde das Leben, das ungeladene Pistol und ein paar Goldstücke obendrein, wodurch der arme Sünder so gerührt wurde, daß er sich noch im Verlauf des Romans um den Augen des Helden bekümmerte. Diese, welche es ernsthafter mit ihrem Beruf nahmen, haben dagegen ihre Pistolen scharf und legten sich damit, sobald es dunkel geworden, auf eine der einsamen, hügeligen Heiden, über welche der Weg nach London heraufführt. Besonders beliebt zu diesem Zweck waren die Heiden von Hampstead und Blackheath, die Hügel von Highgate und Primrose. Denn obgleich die Straßenräuberei in allen Theilen des Königreichs florirte, so war sie doch aus augenfälligen Gründen in einem Umkreise von 30 Meilen um London am reifsten. Hier nun lag der Gentleman bei Nacht und Nebel im Hinterhalt, bis das schwere Rad einer Kutsche oder der Hufschlag eines Pferdes sich hören ließ, worauf er den von der Dunkelheit überfallenen Reisenden den Weg vertrat und, wenn sie nicht besser bewaffnet waren als er, sie mit vorgehaltener Pistole zum Stillhalten zwang. Dies wurde alles mit der größten Gemüthlichkeit ausgeführt und die Zeitungen jener Tage referirten darüber in einem ähnlichen Tone. „Am letzten Samstag Abend", sagt das „St.-James Chronicle" von 1752, „wurde Mr. Tims, der Braumeister von Edgeware, von einem gutgekleideten Straßenräuber auf Tollars-Hill, nahe bei dem sechsten Meilenstein auf dem Edgeware-Road, angehalten und seiner Uhr und seines Geldes beraubt." Oder: „Am Sonnabend wurden drei Postkutschen diesseit Tartford von drei Wegelagerern, welche mit Pistolen bewaffnet waren und Perücken in der Hand hatten, angehalten und um eine beträchtliche Summe Geldes beraubt. Dieselben drei Männer wurden später auf Blackheath gesehen, wo sie nach London zu ritten."

Die Regel war es nicht, daß die „Männer von der Landstraße" sich auf diese Weise „assoziirten" und in Gesellschaft „arbeiteten"; sie betrieben ihr Gewerbe meistens jeder für sich, „auf eigene Rechnung und Gefahr". Mancher Leser dürfte hier vielleicht die Frage aufwerfen, wie es möglich gewesen, daß ein einziges Pistol solche Thaten der Tapferkeit verrichten konnte? Nun, diesen Zweifel beseitigt schon unser obengemeldeter Freund, der Schulmeister Partridge, welcher sich während des Faustkampfes seines Herrn Tom Jones mit dem schwachherzigen Straßenräuber in einen Graben versteckt hatte, aus welchem er, nach Beendigung des Kampfes und vollständig hergestellter Sicherheit wieder zum Vorschein kommend, sich über die Unzuverlässigkeit von Feuerwaffen also aussprach: „Einzelne nackte Männer sind nichts gegen ein Pistol! Denn obgleich es richtig ist, daß es nur einen Schuß vor Einen thun wird, so kann doch niemand sagen, ob dieser Eine nicht er selber sein mag."

Allein nicht blos für ehrliche Leute, welche Frau und Kinder hatten, war der „road" das beste Mittel, um Brot zu schaffen; auch vornehme junge Herren, „the Mohocks" („das Vieh"), d. h. die aristokratischen Taugenichtse, welche bei „Whites" in London ihr Vermögen verwürfelt oder verwettet hatten, bedienten sich desselben, um wieder zu Gelde zu kommen, und machten den Straßenraub in einer gewissen Periode des vorigen Jahrhunderts zu einem sehr fashionablen Erwerbszweig. Sie gaben demselben die Perfection der besseren Geburt und feineren Erziehung, welche außerhalb des engen Gesichtskreises der Leute von niedrigerem Range gelegen; und unter ihren Händen vertauschte er seinen ursprünglichen Charakter des Handwerks mit jenem der „freien" Kunst, zu deren Ausübung ein großer Theil von Anstand, Galanterie und Generosität erforderlich war. Aus dieser Klasse stammen die „Captains", deren ritterliche Abenteuer und edelmüthige Thaten die Schriftsteller jener Tage mit einem solchen Enthusiasmus für Mord und Todtschlag inspirirten. Einzelne von ihnen, wie z. B. ein gewisser Defoe, ein leiblicher Onkel des Robinson Crusoe-Dichters, brachten es zu einem hohen Grade von Popularität, und sie mit aller Grazie ihren tugendhaften Lebenswandel am Galgen von Tyburn beschließen zu sehen, war eine Volksbelustigung, zu welcher man sich schon lange im voraus Plätze miethete wie zu einem Hahnenkampf oder einem Preisboxen. Eine große Berühmtheit in dieser Linie scheint „Der fliegende Heerstraßenmann" gewesen zu sein, dessen die alte Zeitung, aus welcher ich schon einmal Citate genommen,

das „St.-James Chronicle" von 1762, das einzige und jedesmal mit ganz besonderer Reverenz Erwähnung thut: „Vor einigen Tagen", heißt es darin an einer Stelle, „beraubte der „Elegante Herrstraßenmann", bekannt unter dem Namen Campbell, den Postillon eines Gentleman in Colebrook und nahm ihm 1 Guinee 3 Schillinge und etwa 6 Pence in Kupfer. Er fragte den Burschen, wie weit er noch zu fahren habe, und bekam die Antwort: „Noch sehr weit und habe an drei Schlagbäumen zu bezahlen", worauf der Räuber ihm das Silber und Kupfer zurückgab mit den Worten: „Wenn du nach Hause kommst, so kannst du erzählen, daß der „Elegante Herrstraßenmann" nicht gefangen ist, wie man Jedermann glauben machen; und als einen Beweis dafür magst du entdecken, daß du ihm diesen Abend begegnet bist" — und dann sagte er dem Burschen Adieu."

Der von „Captain" Campbell erwähnte Gebrauch, wie uns viele alte Zeitungen ein paar Blätter weiter berichtet, solche Räubergeschichten sind ihr Hauptthema), auch der Begleitung eines andern „Captain", namens Walter oder Samuel oder Norris (er führte alle diese drei Namen abwechselnd), welcher, nachdem er in Bourgogne's leichter Reiterei gedient, sich für die Chaussee als eine einträglichere Art des Gelderwerbs entschied. Gleich den meisten seiner Kameraden hatte er „seine volle Bezahlung in Tyburn zuletzt" und seine Erscheinung am Ende des „Baums" wird als „diejenige eines gutaussehenden jungen Mannes mit einem ehrlichen Gesicht" von demselben Blatte geschildert.

Dieses ritterliche Geschlecht, welches die Monotonie der Landstraße und der Romane des vorigen Jahrhunderts auf eine so außerordentliche Weise belebte, ist nun leider gänzlich ausgerottet, aber der „coaching gentleman", der Kutscher, ist übrig geblieben. Er trägt wie vor alters seinen rothen Rock mit weißtuchenen Knöpfen, seine rothe Weste, seinen weißen Hilzhut und sein Paar gelber „Kalbslederner" an den Händen. Ihn beschäftigen nur die Pferde, und auch diese nur, wenn sie fertig geschirrt stehen. Ihr Mann, solange sie sich im Stalle befinden, ist der „ostler" oder Stallknecht, und die Grenze, wo sich die Pflichten beider scheiden, ist die Deichsel. Sobald die Pferde an derselben zur Abfahrt bereit sind, gibt der Kutscher mit einem Horn das Signal zum Aufsitzen, unbekümmert um die Reisenden, welche er selbst dafür sorgen läßt, wie sie am besten an den Rädern und Speichen emporklettern, um ihre Plätze zu finden. Er selbst besteigt mit einer vornehmen Miene, als ob ihn das alles nichts anginge, seinen erhobenen Sitz vorn auf der Kutsche, auf welchem er nur ein Kissen über dem Passagieren thront, läßt sich von dem „ostler" Peitsche und Zügel zuwerfen, bis vier Pferde greifen aus und schwingen die Kutsche wie im Sturm.

Hier macht das ein Ros und alles, was mit ihm in Verbindung steht, Stall und Stallknecht, eine ganz andere Figur als in Deutschland. Das hat alles noch viel ein Theilchen von Schönheit im Werke. Der Engländer hat es nicht vergessen, daß Hengst und Hafer seine Steckenpferde gewesen, und der Platz neben dem Kutscher muß halten immer noch als ein Ehrenplatz betrachtet trotz auf der Landstraße mit Thieren als auch auf den Omnibus von London. Ich will meinen bescheidenen deutschen Ansichten darin freilich einen Sitz auf der Hinterbank neben einer französischen jungen Dame mit blauem Schleier vorziehen, aber vorn um den Kutscher halten sich gruppirt: ein „Ehrwürdiger" mit langem Rock und weißem Halsbind, ein corpulenter Farmer, ein Mann in einem Kautschukrock, ein junges Ehepaar, ein Photograph mit seiner Kiste, ein „Volunteer" mit seiner Flinte, welche von diesen englischen Friedenssoldaten auf allen Vergnügungsfahrten wie ein Spazierstock mitgenommen wird, ein Kiekmann von London mit der „Saturday Review" in der Tasche und ein Lohnarzt, welcher die Gegend bereist. Hinter diesen Leuten und auf dem Dach der Kutsche saßen eine alte Frau, ein kleiner Junge und ein Hund, welcher an die Lehne gebunden war. Das Innere des Wagens wird theils als Frachtkammer, theils als Asyl für invalide und betagte Reisende benutzt, da jeder rüstige Wanderer die Außenseite vorzieht, schon weil sie billiger ist. Hier hatte man so viel Reisegepäck zusammengepackt, daß nur noch Platz für zwei alte Leute und zwei Hunde geblieben war, von denen die ersteren unaufhörlich klagten, daß ihnen die Koffer auf die Füße fielen, und die letztern unaufhörlich bellten, wahrscheinlich aus demselben Grunde.

Von einer solchen Reisegelegenheit, einem solchen Lärm und Zustand kann man dem deutschen Leser schwerlich einen Begriff machen. Wie das immer bergauf bergab geht, und am tollsten, wenn es bergauf geht! Einem deutschen Gaul würde kein vernünftiger Mensch so etwas zumuthen,

aber die Kraft und Ausdauer von englischen Pferden ist wahrhaft bewundernswürdig. Auch werden sie ganz anders gefüttert; der Hafer, den sie bekommen, steht im richtigen Verhältnis zu dem Quantum, welches ihr Lenker zu sich zu nehmen pflegt. Darum sehen beide so wohlgenährt und kompakt aus, und das kann durchaus an scharfen Gängen und Kanten dahin, über Wasser, Felsen und Abgründe, das einem Deutschen, der das zum ersten mal sieht, das Herz schaudernd weh thut. Eins fällt aber bei allem, indem die Kutsche so behandelt, nur abwechselnd, ohne daß mit Peitsche etwas dabei oder dagegen thun könnte, sausen die Damen und ich uns in den Armen — entweder ich in ihren oder sie in meinen. Zuerst wollte ich mich entschuldigen, aber sie sagte: „Never mind!" („Das schadet nichts!")

So zu fahren, [illegible] mag der Wagen noch so beschaffen und der Gespann noch so beschaffen sein, wäre bei [illegible] englischen Pferde und Kutscher nicht möglich, wenn der Weg, die Chausseen, nicht so vortrefflich planirt wäre. Die englische Landstraße ist das Beste, was in dieser Art gesehen werden kann; sie ist in den englischen Hochlanden und den entlegensten Gebirgsdistrikten in Cumberland von derselben Festigkeit und Solidität als in den Niederungen von Kent und Sussex; sie ist überall so glatt und eben, so trocken und rein wie der Boden eines Wohnzimmers und Schwierigkeiten des Terrains gibt es nicht für sie. Die englische Chaussee ist der Triumph der Straßenbaukunst. Aber es war nicht immer so. Nachdem die Kutschen unter dem ersten Stuart, der auf dem englischen Königsthrone saß, erfunden worden waren, mußten Reisigbündel auf den Weg geworfen werden, so oft der König ins Parlament fahren wollte, damit der Wagen desselben nicht in den Löchern stecken blieb. In den Bürgerkriegen unter dem zweiten Stuart wurden [illegible] Dragoner auf ihren Pferden gefangen genommen, welche sich in dem Koth der Landstraße festgeritten hatten. Dreiwegen wurden damals und bis in die Zeit der ersten George alle Reisen hoch zu Roß abgemacht und Kutschen wurden nur benutzt bei großen Gelegenheiten in der Stadt oder auf dem Lande, wenn sich Nachbarn feierliche Besuche machten. Eine solche Reise erforderte immer die sorgsamsten Vorbereitungen. Die Mitglieder der damaligen „Oberen Zehntausend", welche sich in ihren Wagen zu dem Diner eines benachbarten Edelmanns wagten, standen zeitig am Morgen Männer aus, um die alten, tiefen Spuren früherer Fahrten wieder zu ebenen. Alsdann schütteten sie, um ihr für die Nacht freundlich zu machen, hohe Kalkhaufen an den Weg oder legten eine doppelte Reihe weißer Tonnen aus, durch welche — ähnlich wie noch heute in der Allee von Scheveningen nach dem Haag, wo die Bäume durch weißen Anstrich bei Nacht die Kutscher zu den Landhäusern bezeichnen — der betrunkene Kutscher seinen Herrn und Familie in verhältnißmäßiger Sicherheit nach dem Hafen ihres Hauses zurückbrachte. Im übrigen aber ritt man „Post", wie es in dem Wort jener Zeit hieß.

Unser Freund Tom Jones und sein Begleiter, der Schulmeister Partridge, ritten so, als sie die „liebliche" Sophie suchten; und auch selbst Mrs. Arpasia, welche ihren Mann verlassen hatte, und Dame Honora, die weitreiche, reisten bekanntlich auf Satteltieren von einem Wirthshaus zum Königsspruch zum andern. Die allgemeine Aufbesserung der Landstraßen ging durch die britische Nation, als man endlich, am den Beginn des vorigen Jahrhunderts, anfing, die Wege auszubessern und für die neue Erfindung der Kutsche in Stand zu setzen. Einige erklärten, das [illegible] würde zerstört werden, wenn [illegible], welcher gewohnt war, auf einem [illegible] das Land zu reiten und allenfalls einen [illegible] mit dem Straßenräuber zu bestehen, sie in Kutschen fortschleifen lassen sollte. „Die Gesundheit des Publikums wird Schaden leiden!" riefen die Philanthropen, welche sich nicht mit dem Gedanken befreunden konnten, Leute in einer heißen und stehenden Kutsche eingeschlossen zu sehen, anstatt daß sie die frische Luft auf einem muntern Rosse athmeten. „Gesundheit und Handel werden zu Grunde gehen!" jammerten wieder andere. Dem alten Herkommen gemäß wurde ein neuer Anzug in einer einzigen Reise verbraucht. In einer Kutsche konnte man ein ganzes Jahr lang reisen, ohne den Schneider einen Pfennig verdienen zu lassen. „Wohin geht die Sonne von England?" war der fast allgemeine Ruf. Am ärgsten aber zankten die alten Frachtfärtner, denen bisher der Fahrweg ganz allein gehört hatte und die zuweilen, wenn das Wetter in besonders schlechter und sie in besonders guter Laune waren, vom Regen überfallene Fußwanderer in das Stroh ihres Karrens kriechen ließen, auf welche holde Weise z. B. Roderick Random und sein neuer Gesell Strap einen Theil ihres Wegs von Schottland nach [illegible] von

entschlagen. Der Weg sei für ihre Karren gemacht, schrien diese Fuhrmänner, und anständige Leute hätten auf demselben nichts zu suchen.

Nun — zuletzt wurde die Landstraße doch ausgebessert und die Kutsche mit Vieren erklimmt sie derselben, spärlich zwar und sehr langsamen Schrittes, vor jedem Wirthshaus haltend, übernachtend, wo Fuß's thun sei, und täglich auf der Landstraße liegend zwischen Ortschaften, welche sich jetzt in einer Stunde erreichen. Wie es besser der Weg ward, desto rascher gingen auch die Kutschen, und es kam die Zeit des wundervollen brightoner „Age", des „Butterfly" und des „Highflyer" mit Vollblutpferden und Kutschen in rothen Röcken. Wie bunt muß damals die englische Landstraße ausgesehen haben von all den Karren, Kutschen und Fuhrwerken! Denn auch wenn dagegen, zur Zeit, wenn das Parlament in London eröffnet wurde, sich einmal auch der ehrwürdige, breite, vergoldete Wagen sehen, in welchem Mylord und Mylady zur Stadt wackelten. In diesem Wagen der Zodiak hatte die ganze Familie Raum, während auf dem Hinterstuhl, dem sogenannten „boot" oder „well", der Page, der Kaplan und die Kammerjungfer saßen. Bezogen wurde diese Arche von sechs Pferden und ihr voraus trabten die „Läufer", ganz in Blau gekleidet und mit einer Ruthe in der Hand, um den Weg für Mylords Kutsche von Frachtkarren und andern unnöthigen Fahrzeugen zu säubern. Viele Hallunke jener Zeit liefen diese armen Burschen auf solche Weise von Schottland nach London laufen, und was ein ordentlicher „Läufer" war, der mußte seine 13—14 deutsche Meilen täglich machen. Die Dienerschaft, meist bewaffnet, ritt hinterher.

Diese Glorie der englischen Landstraße ist freilich dahin und der Ruf: „Hurrah for the road!" wird von keinem Gentleman mehr vernommen. Aber doch gibt es noch immer nichts Lustigeres in der Welt als solch eine altmodische Kutschenfahrt, wie sie sich in einigen Gegenden von England erhalten hat: auf einem Gefährt, außen und innen bepackt mit Koffern, Menschen und Hunden, mit allerlei Beinen, die überall herumhängen, und allerlei Klauen, die in der Luft herumhüpfen, während der Kutscher im rothen Rock „Hiss, hiss!" macht und die Viere Galop laufen, bis sie dampfen. Ja, etwas von ihrem ehemaligen Reiz hat die Chaussee in England immer noch behalten! Kein Augenblick vergeht, ohne daß uns ein Bläßchen begegnet oder ein lustiger Wandersmann oder ein hübsches Hirtenmädchen mit nackten Beinen mitten in einer Ziegenherde, oder ein Mitglied jener denselbenwerthen, bei uns jetzunder leider unbekannten Zunft der „tramps", welche die Heerstraße zu ihrem Revier gemacht haben, unter dem Zaune schlafen und das Königreich auf Kosten derjenigen bereisen, welche in geschlossenen wohnen. Diese fröhlichen Wanderer haben die meiste Aehnlichkeit mit den Zigeunern, Keiler und Kessler sind hier und werden von den Kochtöpfen und Bratpfannen im Hofe mit nicht viel günstigeren Augen angesehen. Aber sie sind wenigstens jenen Vergleich mit vielen braunen Ausländern verdächtig gemacht; sie sind stets bereit, Bettler zu sein, eingeborene Unterthanen Ihrer Majestät, und sie haben es in der That eines der glücklichsten, welches die Welt augenblicklich zu gewähren im Stande ist. Der „Tramp" hat einen guten Appetit, beschäftigt sich auf andere Leute Rechnung, raucht seine Pfeife und schnappert die reine Morgenluft lieber und frischer als irgendein anderer. Es ist wahr, er wird dem Rheumatismus und dem Schnupfen ausgesetzt sein, wenn er nächtlicherweile auf dem feuchten Erdboden liegt; allein er ist der letzte Romantiker der englischen Landstraße, und ihn zu sehen, wenn er mit seinem kleinen zerlumpten Haushalt und einem Ding wie einer Schälerkarre kriecht, um sich zur Seite eines Wiesenbachs hinter einem Wirthshaus und unter dem Schutz einer hohen Hecke wohnlich einzurichten, oder wenn sie bei Nacht auf einem freien Stoppelfeld um ein Feuer lagern: dieses sind in der That sehr malerische Bilder, die man zuweilen zur Seite der englischen Landstraße hat. Jenes Gefährt aber, zugleich Wagen und Wohnung, in welchem diese nomadisirenden Kesselflicker Frau und Kinder, Küche und Keller zusammenpacken, erinnert den Wanderer an die gemeinsame Abstammung von den germanischen Nordländern, welche zu ihrer Zeit, vor einigen tausend Jahren, „den skythischen Morast, den Tacitus beschrieben", in ähnlichen Wagenhäusern durchzogen.

Nun, dies ist eine Reminiscenz, die uns allen ziemlich fern liegt, besonders den Engländern, die an ihre germanische Vetterschaft ungern erinnert werden; näher liegt ihnen die andere Reminiscenz aus den „Kutschentagen von Altengland", wo es hieß: „Vor jedem Wirthshaus, das Gott gegeben, wird still gehalten und getrunken." An diesem Grundsatze hält nun die heutige Generation noch fest und namentlich auch der ehrwürdige Herr, zur Seite des Kutschers, nicht müde, den dicken

Wirthinnen, die vor der Thür erschienen, die Hand zu schütteln und den drallen Töchtern derselben, die ihm das „bittere Bier" credenzten, die Wangen zu streicheln. Er schien jedes Wirthshaus am Wege sowie jede Hebe der Landstraße zu kennen, leerte an jeder Station seine Kanne und war am Ende unserer Reise so betrunken, daß ihn der „ostler" auf einer Leiter vom Wagen holen mußte.

Dies war in Rudelstadt, nach einer zweistündigen Fahrt, welche ich für eine der vergnügtesten halte, auf die ich mich besinnen kann. Wie in einem großen Panorama hatten Bergschichten, Häuser, Gärten und helle Wasserstreifen beständig abgewechselt, und schon den Wohlstand überall, den Reichthum der Landschaft, das Behagen der Dörfer und die heitern Gesichter der Menschen zu sehen, war eine Freude. Wie gut doch reist sich's in einem Lande, welches nicht blos schön, sondern auch glücklich und zufrieden ist!

Julius Rodenberg.

Die Erdbeben und ihre Ursachen.

Von Richard Pohl.

I. Die geologischen Hypothesen.

(Fortsetzung.)

Uns darf die allgemeine Bildungsgeschichte der Erde, wie sie durch die neuern Geologen dargestellt wird, hier nur insoweit beschäftigen, als sie mit der Theorie der Erdbeben und Vulkane in Verbindung steht. Ihr Grundprincip ruht auf dem Satze, daß die Erde, einst eine feurig-flüssige Kugel, nach und nach durch Abkühlung erstarrte, wodurch sich eine feste äußere Rinde bildete, während im Innern der Zustand der Schmelzung noch fortbesteht, welcher sich theils durch mit der Tiefe zunehmende unterirdische Wärme, theils durch die Reaction des innern Kerns gegen die äußere Hülle documentirt. Diese Reaction gehört entweder vergangenen Erdperioden an und wurde Ursache der Hebung und Senkung ganzer Länder, der Bildung vieler Gebirge, der Erzeugung neuer krystallinischer Felsmassen sowie der Umgestaltung oder Verschiebung älterer Ablagerungen und Schichten, oder sie greift in die Gegenwart hinüber und zeigt sich als Ursache der elektromagnetischen Strömungen, der noch jetzt vorkommenden Hebungen und Erderschütterungen, des Hervortretens der heißen Quellen, der Ausströmungen von Gasen und Dämpfen, der Ergießung von Schlamm und Lava, der gesammten vulkanischen Thätigkeit überhaupt. Alexander von Humboldt hat im ersten Theil des „Kosmos" die hier sich kund gebende Verkettung der Erscheinungen in so schöner Darstellung zu einem großen Naturbild zu vereinigen gewußt, daß wir an dieser Stelle einfach darauf verweisen können.*) Seine classische Darstellung gibt ein vollständiges Résumé dessen, was bis zum Erscheinen des „Kosmos" die neuere Geologie leistete und erforschte; sie wurde somit gleichsam zum Testament seines und seiner Mitstrebenden Lebens und Wirkens, das er der Nachwelt als bleibenden Gewinn hinterließ.

Daß hiermit aber die Wissenschaft nicht für immer abgeschlossen und jede weitere Forschung oder Hypothese überflüssig gemacht sein sollte, war wol selbstverständlich; nichts wäre auch weniger im Sinne des unsterblichen Forschers gewesen als ein solcher unfruchtbarer Stillstand. Daß aber noch vor seinem Tode eine Theorie auftauchen würde, welche, der seinigen in mehr als einer Beziehung entgegengesetzt, nicht viel weniger als alles in Frage stellen würde, was er speciell über die Ursachen der Vulkane und Erdbeben erforscht und festgestellt hatte, mag ihm wol selbst überraschend gewesen sein. Der kühne Ritter, welcher mitten in den Enthusiasmus für Humboldt und seine Lehre der wissenschaftlichen Welt seinen Fehdehandschuh hinwarf, heißt Volger; der Titel seines Hauptwerks ist: „Erde und Ewigkeit. Die natürliche Geschichte der Erde als freisender Entwickelungsgang, im Gegensatz zur naturwidrigen Geologie der Revolutionen und Katastrophen" (Frankfurt am Main, Meidinger, 1857**). Dieses Buch ist ein Versuch zur Restitution der naturwissenschaftlichen Theorien des vorigen Jahrhunderts, natürlich mit Berücksichtigung der Resultate der neuern und neuesten Forschungen, unter Ausscheidung der frühern offenkundigen Irrthümer, und geschickter Benutzung aller Blößen und schwachen Vertheidigungspunkte der Vulkanisten. Jede Hypothese, selbst die geistreichste und ausgebildetste, hat ihre Achilleësferse und muß sie haben, weil sie sonst nicht mehr

*) Eine vortreffliche Darstellung der Bewegungen im Erdrinde und ihrer Ursachen findet man auch in dem Artikel: „Soll wie die Erde", Daheim Folge, Bd. I, Nr. 16 u. 24. Man vergleiche auch den Artikel: „Die Erde als Ellipsoid", Jahrgang 1863, Nr. 6 und 8.

**) Diese Blätter haben bald nach dem Erscheinen dieses Buches eine kurze Inhaltsanzeige davon, ohne jedoch auf die wissenschaftlichen Controversen näher einzugehen. (Vgl. Neue Folge, Bd. III, Nr. 4 u. 5.)

Eliza.

Und die Ehe, Philoſoph?

Harry.

Ich heirathe, weil ich durch den Tod meines Vaters einmal in die größte Verlegenheit kommen werde, mein Geld in das allgemeine Fließen und Strömen der Dinge wieder umzuſchmelzen. Ich muß eine Frau haben, die ſtatt meiner verſchwenderiſch und vergnügungsſüchtig iſt. Ich bin es nicht mehr. Liebe Lettice, mein Bedienter entdeckte ſeit einigen Tagen graue Haare auf meinem Scheitel.

Lettice.

So nehm' ich Euch zu Zeugen, daß es nicht dereinſt heißt, die Ehe hätte ihm den erſten Kummer verurſacht.

Harry.

Ehe! Liebe! Leben! (gähnend) Ihr haßt mich doch, weil ich kein Herzog bin, und liebt mich nur, weil ich Edelſteine habe.

Lettice.

Jetzt werden wir wohl die Statuten Eures neuen Clubbs zu hören bekommen.

Harry.

Ihr lacht! Ihr nehmt es für Scherz; gut, (ſteht erregt auf) — ich bin nicht glücklich. Stürmend faſſen mich die Wirbel dieſer gräßlichen Herzensöde und ſchleu-

Hypothese, sondern unumstößliche Gewißheit wäre. Müssen doch selbst Newton's Lehren vom Lichte und der Gravitation fort und fort Angriffe erfahren, die freilich sein wissenschaftliches Gebäude kaum erschüttert, vielweniger umgestürzt haben. Um das zu bewirken, mußte eben ein zweiter Newton kommen.'

Volger sucht die Alleinherrschaft des Wahren in seine alten, durch das Neue, als wiederum Usurpator, verdrängten Rechte wieder einzusetzen. Zunächst deckt er sich geschickt den Rücken, indem er mit den Astronomen, deren streng mathematischer Methode kaum beizukommen ist, Frieden schließt. Er erkennt die Kant-Laplace'sche Theorie von der Entstehung des Weltgebäudes im allgemeinen an und beginnt seine Unterminirung der gegenwärtig herrschenden Lehren erst da, wo die Astronomie aufhört und die Geologie beginnt — an der festen Erdrinde. Er stellt den für manche vielleicht neuen und überraschenden, im Grunde aber sehr alten Satz wieder her, daß die Erde wie jeder Himmelskörper eine Hohlkugel ist, deren Wanddicke er natürlich so wenig als andere bestimmt angeben könne. Hiergegen hat Humboldt bereits im voraus folgendermaßen (vgl. „Kosmos", I, 177) geantwortet:

„Man hat berechnet, in welchen Tiefen tropfbar-flüssige, ja selbst luftförmige Stoffe durch den eigenen Druck ihrer aufeinander gelagerten Schichten die Dichtigkeit der Materie oder selbst des Irdiums übertreffen würden*), und um die innerhalb sehr enger Grenzen bekannte Abplattung mit der Annahme einer einfachen, ins Unendliche comprimirbaren Substanz in Einklang zu bringen, hat der scharfsinnige Prälle den Kern der Erde als eine Hohlkugel beschrieben, die mit sogenannten unwägbaren Stoffen von ungeheurer Repulsivkraft erfüllt wäre. Diese gewagten und willkürlichen Vermuthungen haben in ganz unwissenschaftlichen Kreisen bald noch phantasiereichere Träume hervorgerufen. Die Hohlkugel ist nach und nach mit Pflanzen und Thieren bevölkert worden, über die zwei kleine unterirdisch kreisende Planeten, Pluto und Proserpina, ihr mildes Licht ausgießen. Immer gleiche Wärme herrscht in diesen innern Räumen und die durch Compression selbstleuchtende Luft kommt mit die Planeten der Unterwelt ent-

*) Die Berechnung ergibt (unter der natürlichen Voraussetzung, daß die Dichtigkeit der Luft in der Tiefe der Erde in derselben Verhältniß zunimmt, als sie über der Erde, nach außwärts, abnimmt), daß in einer Tiefe von

behrlich machen. Nahe am Nordpol, unter 82° Breite, da, wo das Polarlicht aufflammt, ist eine ungeheure Oeffnung, durch die man in die Hohlkugel hinabsteigen kann. In einer solchen unterirdischen Expedition sind Sir Humphrey Davy und ich (Humboldt) vom Kapitän Sommes wiederholt und öffentlich aufgefordert worden.' So mächtig ist die krankhafte Neigung der Menschen, unbekümmert um das widersprechende Zeugnis wohlbegründeter Thatsachen oder allgemein anerkannter Naturgesetze, ungeheure Räume mit Wundergebilden zu füllen! Schon der berühmte Halley hatte zu Ende des 17. Jahrhunderts in seinen magnetischen Spekulationen die Erde ausgehöhlt. Ein unterirdisch frei rotirender Kern vermittelt durch seine Stellung die tägliche und jährliche Veränderung der magnetischen Abweichung. Was bei dem geistreichen Halley eine heitere Fiktion war, hat man zu unserer Zeit mit langweiligem Ernst in ein wissenschaftliches Gewand zu kleiden versucht." *)

Der feine Spott Humboldt's ist eine schlagende Entgegnung auf den erst 12 Jahre später erfolgten Angriff. Doch ist diese Hohlkugel-Hypothese nicht der eigentliche Mittelpunkt des Streits, sondern die Frage nach der stetigen Temperaturzunahme im Erdinnern, soweit nach der bisher vorhandenen als jetzt noch beobachtbaren. Wenn selbst, wie Volger behauptet, „durch himmelkundige Berechnungen erwiesen werden könnte, daß gegenwärtig die Erde innerhalb eine geschmolzene flüssige Masse mit nur geringer Erstarrungskruste wäre, weil höchstens die Annahme eines verhältnißmäßig nur kleinen flüssigen Kerns mit gewissen Verhältnissen des jetzigen Bewegungsganges der Erde verträglich sei" —, so sind wir schon mit der Erlaubniß, diesen verhältnißmäßig kleinen feurig-flüssigen

Meilen, also ungefähr von 7½ geographischen Meilen, die Dichtigkeit der Luft der der Materie, aber schon in einer Tiefe von 2731½ Meilen über von etwa 11 geographischen Meilen bei der Platina gleich sein müßte, wenn man die Regel proportionale Maßen in der Tiefe der Atmosphäre nicht berücksichtigt.

*) In einer Note z. „Kosmos", I, S. 425) bemerkt Humboldt die Halley'sche Hypothese von der Erde als Hohlkugel als den Keim der Franklin'schen Ideen über das Nordlicht, und über sie heißt: „Halley hat es (1692) für die Schweiz wahrscheinlich, daß der Nordlicht wie ein Haus von mehreren Stockwerken von einem anderen bewohnt ist. Das Licht in der Hohlkugel würde auch mal auf irgendeinen Punkt gelenkt werden können."

Kern behalten zu dürfen, völlig zufriedengestellt. Die Vulkanisten bedürfen in ihrer Unterstützung keineswegs eines Erdinnern, welches, so voll wie ein Ei unter seiner dünnen Kalkschale, mit feurigflüssigem Ueberfluß angefüllt ist. Wir können dem Gutbefinden für Neptun sogar zugeben, daß (wie er will) die Dichtigkeit der Stoffe nach dem Innern der festen Erdmasse hin, sowol von der äußern als von der innern Grenze her, gleichmäßig zunähme, ohne daß hieraus zu beweisen wäre, daß das Erdinnere kalt sei. Denn daß durch die Rotation der Himmelskörper im Weltbildungsprocess ringförmige Körper entstehen konnten, ist durch die Ringe des Saturns praktisch dargethan; doch bedürfte es nicht einmal dieser Anschauung, da die Mechanik durch Rechnung zu demselben Resultat führt. Ebenso gut als Ringe konnten aber auch Kugelschalen (oder richtiger Schalen eines Ellipsoides) gebildet worden sein, wenn die Gravitationskraft und die Repulsivkraft der Wärme ebenso stark von innen nach außen triebe, als andererseits die Gravitation, vereint mit einer zunehmenden Entfernung, gleichzeitigen Verdichtung und Zusammenziehung, von außen nach innen wirkte, sodaß sich ein Gleichgewichtszustand in Gestalt jener ellipsoidischen oder Kugelschalen herstellte, der unverändert fortbestehen müßte, solange nicht neue äußere oder innere Kräfte hinzutraten, welche, indem sie einseitiges Uebergewicht erlangten, entweder ausdehnend oder zusammenziehend, zersprengend oder zerdrückend, jedenfalls aber zerstörend auf die festen Schalen wirkten, — beiläufig bemerkt eine Prophezeiung, zu der uns der gegenwärtige Stand der Naturwissenschaften nicht berechtigt. Während aber die äußern Kugelschalen längst fest und kalt geworden sind, können nicht nur, sondern müssen sogar die innern Schalen eine ungleich längere Zeit noch warm und weich bleiben, und je mehr man in die Tiefe, d. h. hier nach dem gemeinsamen Mittelpunkt aller dieser Kugelschalen dringt, desto glühender werden die Schalen gefunden werden, die, je nach dem steigenden Temperaturgrad, vom plastisch weichen zum breiigen, vom zähe- zum leichtflüssigen, ja schließlich vom flüssigen zum luftförmigen Aggregatzustand übergehen müßten.

Wir hätten in diesem Fall die von Volger geforderte Reihenfolge der Ablagerungen von Schichten mit zunehmender Dichtigkeit sowol von der innern als äußern Grenze her, indem der atmosphärische Luft über uns die glühenden Gasarten des tiefsten Innern, der Wasserdecke unserer Meere die flüssigen Massen der untersten Kugelschalen u. s. f. entsprächen; das ewig Starre und Erkaltete läge dazwischen und auch hier würde die Dichtigkeit von beiden Grenzen nach der Mitte zunehmen.

Die verhältnißmäßig geringe mittlere Dichtigkeit der ganzen Erdkugel spricht gleichfalls dafür, daß im Innern Temperaturverhältnisse verwalten müssen, welche den Aggregatzustand der uns bekannten Stoffe verändert haben. Während, sagt Humboldt, nach der Natur der Gebirgsschichten, welche den trockenen, continentalen Theil der Erdoberfläche bilden, die Dichtigkeit dieses Theils kaum $2^{1}/_{10}$, die Dichtigkeit der trockenen und ozeanischen Oberfläche zusammen kaum $1^{6}/_{10}$ beträgt, ist die mittlere Dichtigkeit der Erde nach den neuesten Versuchen von Reich in Freiberg $5^{48}/_{100}$ mal größer als die des reinen Wassers. Aus dieser Angabe folgt, wie sehr die elliptischen, ungleich abgeplatteten Schichten des Innern durch Druck oder durch Heterogenität der Stoffe gegen das Centrum zu an Dichtigkeit zunehmen. Diese mittlere Dichtigkeit aber, so groß sie auch im Vergleich zu der an der Oberfläche erscheint, ist an sich doch nicht sehr bedeutend; sie kommt der des Rothgültigsilbers, des Zinkerzes, Kupferglanzes, rothen Eisenerzes, Antimonerzes oder Arsenikkieses nahe (die Dichtigkeit der Lava ist nur $2^{8}/_{10}$); wenn man daher den enormen Druck berücksichtigt, den das Aeußere gegen das Innere ausübt, so liegt die Annahme eines Gegendrucks von innen nach außen nahe, der, durch die Repulsivkraft der Wärme ausgeübt, die Körper auszudehnen und in ihren Dichtigkeitsverhältnissen zu verändern sucht.

Die Möglichkeit solcher Zustände ist gegeben; ob es aber so oder anders im Innern aussieht, hängt ab einerseits von der initialen Temperatur, welche die Erde einst bei ihrem Ballungsact besessen hat (und diese ist in allerneuester Zeit durch eine mathematische Untersuchung von höchstem Interesse, auf die wir in einem spätern Artikel zurückkommen, numerisch berechnet worden auf [illegible] Grad Celsius), andererseits von der Stärke und Geschwindigkeit der Abkühlung, welche die Erde früher erlitten hat und möglicherweise noch jetzt, wenn auch in kaum verschwindend kleinem Maße erleidet, — Verhältnisse, die weit schwerer zu bestimmen sind, weil man hierzu die Wärmeleitungsfähigkeit des Erdinnern kennen

müßte, welche von den daselbst vorhandenen Stoffen abhängt, die wir eben nicht kennen. Buffon und Bischof haben durch Experimente, Petiſon und Elie de Beaumont durch Rechnung die Dauer und Größe dieſes Abkühlungsprozeſſes zu beſtimmen verſucht; doch mußten ſie hierbei immer von Annahmen ausgehen, deren Richtigkeit nicht abſolut zu beweiſen iſt. Wir können nur von dem Zuſtand der äußeren Rinde auf das Innere ſchließen, und da es bekannt iſt, daß die Temperatur der Erde nach dem Innern zu für je 30 Meter um 1 Grad zunimmt, ſo müßte danach in einer Tiefe von 30000 Metern oder etwa von 12 Meilen ſchon da, wo ſchon die Dichtigkeit der Luft ungefähr der des Waſſers gleich ſein würde, wenn die Temperaturverhältniſſe nicht entgegenwirkten, die Gluthwärme 1000 Centigrade betragen, d. h. ſo hoch ſein, daß ſchon alles Material ohne Unterſchied geſchmolzen wäre.

Tiefer hinab brauchen wir aber mit unſern Vermuthungen gar nicht zu dringen, um alle Vorgänge auf der Erdoberfläche erklären zu können, ſoweit ſie von der Reaction des heißen Erdinnern abgeleitet werden. Und welcher geringen Tiefe entſprechen jene 30000 Meter, die ungefähr nur $\frac{1}{200}$ des Erdhalbmeſſers ausmachen! Die Berechnung Poiſſon's, daß die Leitungsfähigkeit des Geſteins weit größer ſei als die der äußern Rinde, ſo allem Anſchein nach ſo [illegible]; hiernach wäre die Erdkugel alle nicht ſo [illegible]; ſie könnte im Innern die Leitungsfähigkeit des Waſſers [illegible] haben, während die Oberfläche nur eine Leitungsfähigkeit = 14 beſitzt; folglich würde die Gluthwärme, je tiefer wir eindringen, nicht in gleichem Verhältniß, ſondern in bedeutend ſchnellerem zunehmen; mithin brauchten wir nicht einmal 12 Meilen, ſondern möglicherweiſe nicht einmal halb ſo tief zu dringen, um auf eine Temperatur zu gelangen, bei welcher alle Mineralien, Metalle und Erden ſich in flüſſigem Zuſtand befinden.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

„Wie der Menſch, ſo die Rede."

Das Sprichwort, dieſe Weisheit von der Gaſſe, hat ſchon mit unbewußten Zeiten das große Wort geführt. Im Palaſt und in der Hütte, in der Stadt und auf dem Lande treibt es ſein Weſen; hier witzig, dort thöricht, mischt es ſich in alle Lebensverhältniſſe und redet in alles hinein mit der Geſchwätzigkeit eines Weibes und der Harmloſigkeit eines Kindes, einer groben, nüchternen Proſa in das Gericht, wenn hier zu ſprechen; es verſteht ſich mit den Dingen und bequemt ſich ihnen an, darum iſt es kein Wunder, daß eine ſo ideale Natur wie der edle Ritter Don Quixote ſich von den Sprichwörtern ſeines treuen Sancho Panſa ſo ſehr beläſtigt fühlte und oft im Unmuth ausrief: „Wehe mir Gott, Sancho, daß ich dich noch ſtumm ſehe, wenn ich rede!" Es mag eben ein reale, nüchterne Weltanſchauung, die auf dem ſprichwörterreichen Boden Sancho Panſa's ihre entgegenlachte. Das Sprichwort iſt ein luſtiger, oft grauſiger Geſell, der gerade ſolche Träumer am beſten zu verſpotten weiß, und der weil er aus dem Volk entſprungen, eine Friſche und Natürlichkeit hat, die es lieb in den höchſten Kreiſen wohlgelitten iſt.

Der Lehrer K. A. Zi. Wander in Hermsdorf bei Warmbrunn hat ſich die ebenſo ſchwierige wie dankbare Aufgabe geſtellt, dieſen reichen Sprichwörterſchatz zu heben, durch alphabetiſche Ordnung dem größern Publikum zugänglich zu machen und beſorgt in Leipzig (F. L. Brockhaus) die erſte Lieferung dieſes intereſſanten „Deutſchen Sprichwörter-Lexikon. Ein Hand- und Hausbuch für das deutſche Volk", welches das A. Ame umfaßt.

In unſern Sprichwörtern lebt in der That ein derber, kräftiger Humor, ein ſcharfes, oft ſarkaſtiſches Erfaſſen der Welt und in ſein volles, weites Herz ſchließt immer wieder von neuem Kennzeichne ſie ſich das Volk endlich übrig zu ſagen macht. Ich kann erfreut und über manche Sorge und Kümmerniß getröſtet hinweggeht. Das Sprichwort ermahnt uns, tröſtet, es lehrt uns und macht ſich über uns luſtig, aber es wird uns auch zur Waffe gegen feindliches Beſtreben und Verſuche. Wie beredt iſt nicht das volksthümliche Sprichwort gegen zudringliche Neugierde: „Du brauchſt nicht zu wiſſen, was Kalb iſt", und den ſonſt klugen Leuten, die doch einmal nach ihrem Witz gefragt werden können, raſchen und die paſſendſte, ſprichwörtliche Antwort zu geben. „Sie iſt ſo witzig wie Hannchen Hinz." Und wie treffend iſt nicht für uns alle der Spruch, die wir doch namentlich alt werden wollen: „Alter kommt alle, macht den einen dumm, den andern weiſe." Besonders reich iſt unſere Sprache an Redensarten und Redensarten zur Bezeichnung erfolgloſer, vergeblicher und unfruchtbarer Arbeiten. Stammen dieſe vielleicht aus der wenig pfleglichen Behandlung, die wir Deutſche uns von jeher in der Welt erfolglos mit großen Dingen bemüht? Wir ſagen ſo recht bezeichnend: die „Kraft verſchwenden, in der Luft reden, den Himmel die Schwänze aufbinden, den Teufel beichten und einen Bettelſack flicken wollen."

Aus allen Lebensarten kann das Sprichwort ſprechen. Wie höhniſch nachdrucksvoll klingt es nicht: „Jedes Ding hat ſeine Weile", ſagt Herr, da ſchlug er dem Bauer, dem er ſeine Bauten für Brot ſchuldete, den Kopf vom Rumpfe", und wie ernſt iſt es gemeint, wenn es die ehrlichen Hoffnungen der Völker auf den Lauf großer Menſchen abſchwächen will: „Wenn auch der Adler fliegt, ſo wird der Hahn noch nicht König." Wir beſitzen eine lange Reihe von witzigen und beißenden Sprichwörtern über den Adel, durch

sie allein konnte, wie es scheint, im Mittelalter das vom Adel getretene und gequälte Volk seinem Herzen Luft machen. „Motscher Adel und steifer Knecht dienen ihrem Herren schlecht." „Er ist von gutem Adel; sein Vater ging mit einem Paar Ochsen auf die Jagd" — so züchtigt das Sprichwort den alten und jungen Adel. „Adel Adel" versuchte man zu reimen, und Cardinal Richelieu hatte einen genialen Einfall, als er sagte: „Ich will so viel Herzöge machen, daß es eine ebenso große Schande sein soll, einer wie keiner zu sein." „Leere Reben stehen aufrecht." Die wetterauer Bauern sagen vom Roggen: „er junkert", wenn sich viel taube Halmen darin befinden, die mit ihren leeren Ähren über andere hervorragen. Im Schwedischen heißt „junkern" müßiggehen. Noch heute spielt im nördlichen Deutschland das Sprichwort eine entscheidende Rolle, es ist kurz und schlagend, wie es der schweigsamere Niederdeutsche liebt. Ludwig Reh versichert in seiner Biographie, daß seine Mutter mit einem Schatz tüchtiger, kernhafter Sprichwörter das ganze Haus regiert habe. „Man nich ängstlich, sengt der Hahn vum Regenwurm, da tritt bei en up", heißt es im Mecklenburgischen, und dort ist es gewiß äußerst tröstlich. „Alles in mein Reich — Gottfried, mak de Löcher tau", so verspottet ein westfälisches Sprichwort den Egoismus. Selbst die Kirche entgeht nicht der lustigen Possenreißerei des Sprichworts: „Genöthigte Andacht währt nicht lange, sagte der Hund und fing an zu bellen", und eine andere Redensart heißt: Durch silberne Armleuchter den Gottesdienst verbessern.

Wie mild und schonend weiß aber auch das Sprichwort zu rathen: „Er soll heute Abend barfuß zu Bett gehen", heißt es im Holsteinischen, und wie klug kann es warnen: „Es hat nicht jeder Abgrund ein Geländer", für unsere politischen Kämpfe ein vortrefflicher Mahnruf. „Das Aber ist ein Jann, über den sich wenige trau'n"; wie wahr und zutreffend in einer Zeit, die gerade vor dem „aber" so gewaltig zurückschreckt. „Wenn Aron den Schnupfen hat, so sprich mit Mose", räth ein anderes Sprichwort. Und unsere großen Männer, denen die Kritik oft hart mitgespielt, werden die Wahrheit des „Ist der Amboß noch so groß, er lacht nicht über die Schläge", gern eingestehen.

„Er ist nicht alt, aber seine Schuhe sind schon oft beweint", erinnert an die witzige Bemerkung über eine Frau, die ihr Alter auf nur dreißig Jahre angab: „Man muß ihr wol glauben, denn sie versichert es nun schon seit zwanzig Jahren!" Die guten Frauen, die vom Reinigungsteufel besessen sind, werden so abgefertigt: „Sie möchte dem Mond die Hörner ab, wenn sie ihn erreichen könnte."

Auch der Müßiggang, das dolce far niente, wird heiter abgefertigt: „Die Arbeit ist angenehm, sagte der Bursche, als er im Grase lag, aber sie bringt wenig." Die Redensart: „Alte Affen thun Meerkatzen gern einen Gefallen", verdankt einer spaßhaften Geschichte ihr Entstehen. Eine höfliche Dame hatte den Präsidenten eines Gerichts einen alten Affen genannt und er hatte es erfahren. Da ihre Sache gerecht war, gewann sie den Proceß, und als sie ihm dankte, erwiderte er obige Worte, die bald bekannt, oft wiederholt und Sprichwort wurden.

Die Dichter des Mittelalters schätzten mehr als wir das Sprichwort; sie fanden eben noch mitten im Volke und ihre Dichtungen sprudeln deshalb über von einem derben Humor, der in unserer steifen gewordenen Zeit wie ein liederlicher, trunkener Bursche zur Thür der Literatur hinausgewiesen würde. Schade, daß uns so manches Kraftwort nicht mehr entschlüpfen darf! Es könnte freilich nichts schaden — „Aber, Wenn und Gar sind des Teufels Waar'".

Reime und Glossen.

Wir theilen aus dem in der vorigen Nummer besprochenen „Dichterbuch aus Oesterreich" einiges, Sprucharriges und Epigrammatisches, von Bauernfeld und Hebbel mit. Die „Reimen" des ersteren sind von einer gewissen unbarmherzigen Schärfe. „Persönlicher Gott!" ruft er —

„Persönlicher Gott!"
Das klingt wie Spott!
Der Mensch, der über den Planeten schwebt,
Durch den das Fernste einzig lebt,
Und bei in den einzigen Sternen mehr,
Die immer fortlebt sich wie erreichen —
Der soll wie Kunz aus Pirna gleichen?

Und wenn er gegen die „Frommen" eifert:

Ich sag's mit wahrer Wehmuth:
Den Frommen fehlt die Demuth!
Meint jeder, daß er besser wär'
Als Goethe, Spinoza oder Voltaire.

Dieser Uebermuth des Sarkasmus erreicht seine Höhe in folgendem Sinnspruch:

O, diese Welt voll Frazen und Affen!
Ich sag' es euch unverhohlen:
Gott hat die Welt geschaffen,
Der Teufel mag sie holen!

Scherzhafter ist das Lob der Engländer.

Der Britte, der verwegene,
Hat seiner Insel nur
Noch Flandern, wenn ihn der Hochmuth packt,
Mit seinem Shakespeare
Und seiner Habeas-Corpus-Akte.

* *

Die Epigramme Hebbel's haben mehr einen künstlerischen Zug.

Einmal wieder vor Rafael's Madonna
Thränen lockt mir dein Bild ins Auge, du himmlischer Maler!
Aber ist das dir auch recht? Weinende können nicht sehn!

Unterschied der Lebensalter.

Hat dir der Tag was gebracht? So fragt sich am Abend der Jüngling;
Hat dir der Tag was genutzt? fragt sich der Mann und der Greis.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

1763. 1813. 1863.

Zur hundertjährigen Feier des Hubertusburger Friedens, der dem greuelvollen Siebenjährigen Krieg ein Ende machte' Zur fünfzigjährigen Feier der Errichtung der preußischen Landwehr, der Schlachten von Dennewitz und Leipzig' So schallt es vom Palast bis in die Hütte und aus der Hütte hinaus in den Palast. In doppelter Hinsicht soll das Jahr 1863 ein rechtes Jubeljahr werden.

Zuweilen wirkt die Begeisterung ansteckend; sie ist dann wie ein Feuer, das in Reisig und trockenes Holz gefahren — nun brennt's lichterloh. So war's an jenem herrlichen Geburtstage Schiller's, 1859, wo einmal wirklich, was übertreibende Redner uns alle Tage verhallen, ein Ton, ein Klang von den Alpen bis zur Ostsee hallte; so war's auf dem Schillerfest zu Frankfurt. Die Deutschen haben ein ermilde Talent zur Einrichtung und Ausführung eines Volksfestes. Wenn sie dabei an Zuherer Anmuth und schauspielerischer Begeisterung von den Italienern übertroffen werden, so tritt eine schöne Eigenthümlichkeit unserer Nationalcharaktere, die Gemüthlichkeit mit ihrem humoristischen Anflug, dafür bei solchen Gelegenheiten in ihr hellstes Licht. Es geht leicht und fröhlich und schwungvoll auf unseren Festen zu; selten schlägt die getragene Stimmung in ihre beiden Gegensätze, in Wüstheit oder jenes dumpfe Lachen um, das bei den öffentlichen Festen und Staatsfeiern der Franzosen die Hauptrolle spielt. Und da wir nun einmal seit dem November 1859 in der Festtagsstimmung und feierliche Versammlungen, Jubiläumsfeste, Universitätsjubiläen, Richard-Feiern und Uhland-Feiern gehabt haben und in Aussicht haben, so mag auch den bevorstehenden Erinnerungsfesten der Wahrsager, wie früh auch die Wolken an unserem Himmel hängen, einen glücklichen Ausgang prophezeien.

Gewiß ist es gut und schön, der Väter und ihrer Großthaten in dankbarer Gesinnung zu gedenken, in der Betrachtung eines opferbereiten, heldenmüthigen Geschlechts sich selbst zu stählen und zu stärken, um ihm nachzueifern, wenn wieder ein Schicksalssturm wie der Napoleon's I. und seiner Legionen über das Vaterland hinbrausen sollte. Eilet Ihr denn 1763 und 1813 Marksteine in der deutschen Geschichte. Nicht ist der Siebenjährige Krieg nur um den Besitz Schlesiens geführt worden, um der Länderlust und des Ehrgeizes Friedrich's II. willen. In diesem Kampfe handelte es sich um den Bestand des preußischen Staats, um die protestantische Idee. Der Sieg Maria Theresia's hätte das Deutsche Reich für immer gesprengt, der Süden des Vaterlandes wäre in die Hände Oesterreichs gefallen, im Westen hätten die Franzosen, im Osten die Russen ihre Fahnen aufgepflanzt. Warum, fragt man hier und dort, einen unheilvollen Krieg gefeiern, wo Deutsche wider Deutsche streitend ihr Blut vergossen? War es im Dreißigjährigen Kriege anders? 1813 anders? Sollen wir nicht von der glorreichen Schlacht bei Leipzig sprechen, weil in den Reihen Napoleon's Sachsen und Württemberger nur allzu tapfer stritten? Oder dem österreichischen Doppeladler den wohlverdienten Lorbeerzweig von Aspern nehmen, weil er in heimisches Blut getaucht ist? Das ist ein Elend, daß unsere herrlichsten Thaten scheinbar nicht der Gesammtheit, sondern bestimmten und morgenländischen Stämmen zu eigen gehören, daß, wenn der Preuße „Leuthen" sagt, es schmerzlich in der Seele des Oesterreichers widerklingt, daß gegen den Baier, der durch Tirol wandert, sich drohend der Schatten Hofer's erhebt. So alt die Deutschen sind, so alt ist auch die deutsche Zwietracht. Und dennoch, war nicht im Grunde ganz Deutschland einig in der Bewunderung des Großen Friedrich? Wünschte nicht der ganze Süden den Sieg der Verbündeten über die Franzosen? Wir wir uns auch bekämpfen, es gibt in uns allen eine ideale Anschauung, die uns verbindet, die wenigstens beweist, daß wir die Kinder Einer Mutter sind. Im Jahre können wir es vergessen, in der uns angeborenen Hartnäckigkeit, die jeden seines besondern Meinung Geltung läßt, bis zur Vernichtung wider einander eifern und kämpfen, aber endlich kommt doch die gute deutsche Sache in allen Herzen die Oberhand. So war die Reformation deutsch, obgleich die Hälfte unseres Volks dem katholischen Bekenntniß treu blieb, und Friedrich II. deutsch, obgleich er ein König von Preußen war und in französischer Sprache schrieb und sprach, die Erhebung von 1813 deutsch, wenn sie in ihrer volksthümlichen, großartigen Weise auch nur im Norden, diesseit des Main sich vollzog. An diese Ereignisse knüpfen sich die Epochen unserer Literatur, unserer Philosophie, all unserer Künste. In ihnen ist das deutsche Wesen zur Blüte gekommen.

Aber wie gerechtfertigt auch die Feier dieser Thaten und der Männer, die sie vollführten, erscheint, eine Bedenklichkeit tritt denn doch dies bestätigen Zurückblicken in die Vergangenheit hervor. Es ist gar gefährlich, daß die Blüte und die deutschen Hoffnungen nicht in den Himmel wachsen, und süß reift wird die Jungfrau Germania mit der schwarzrothgoldenen Fahne in der einen und dem Schwerte Barbarossa's in der andern Hand noch eine symbolische Gestalt der Bühne bleiben, die würdig und ergreifend ein „Festspiel" schließt, jedoch den Schlaf unserer Nachbarn nicht beunruhigt. Die eine Gefahr jedoch ist vorhanden: daß wir in eitle Ruhmredigkeit verfallen und unter die Herrschaft der sentimentalen

Phrase gerathen. Wie viel Lebehoch auf das gemeinsame Vaterland werden da wieder ausgebracht werden! Wie wird jeder Festredner seinen Vordermann durch seine Begeisterung zu überbieten suchen! Am Bankettisch wird Norden und Süden wieder einmal auf einige Stunden Ein Herz und Eine Seele sein. In unsern Treibhäusern bringen wir südliche Pflanzen durch Wärme zum künstlichen Blühen; solch eine künstliche Blüte der Begeisterung — ein Spötter könnte sie Tafelenthusiasmus nennen — pflegt sich bei derartigen Festen rasch zu entwickeln. Die alten Lieder werden gesungen: das „ganze Deutschland soll es sein", schallt es hüben und drüben; wohlgefällig beispiegeln wir uns in den Heldenthaten der Vergangenheit und glauben einen Tag lang, wir wären das erste Volk der Welt.

Ach, wir sollten doch zuerst bedenken, daß die Vergangenheit eben vergangen ist und die Sehnsucht nach unklaren und nebelhaften Idealen, die sentimentale Schwärmerei, wie sie uns 1815 um den Preis der Mühen und Schlachten betrogen, uns in diesen harten Tagen politischer Kämpfe nichts helfen kann! Laßt doch die Todten ruhen! Durch eure Thaten, eure Mannhaftigkeit ehret sie, nicht durch einen wohlrednerischen Lärm! Schreitet am 3. und 15. Februar um die Statuen Friedrich's, Scharnhorst's und Blücher's! Hängt die Bilder von Stein und Arndt an eure Fenster, wie man zu Rom, in den Gefahren der Stadt, die Bildsäulen der reitenden Götter durch die Gassen führte, damit ihr Anblick die Bürger aufs neue ermuthige! Geht am 18 October auf das Schlachtfeld von Leipzig. Still, ernst wie es einem Volke geziemt, das vor der schwierigsten Aufgabe steht: vor seiner Auferstehung oder seinem Verfall! Da gelobe sich jeder im Herzen, ein Streiter für das Recht und die Freiheit zu sein! Da gebt euch, wie viele aus allen Theilen des Vaterlandes zusammenkommen, die Hand fortan „ein Volk von Brüdern zu sein" und in seiner Noth und Gefahr euch zu trennen!

Das wird die würdigste Feier der Schlachten von 1813 sein, keine Bankete, keine Ruhmespolonaisenzüge! Wie würden sie über „französische Eitelkeit" spotten, wenn es unsern Nachbarn einfiele, Austerlitz, Jena und Wagram zu feiern! Und sie wurden doch etwas durch diese Siege — eine große Nation! Wir aber wurden durch den Heldentod von Zehntausend und aber Zehntausend nur frei von ausländischem Druck, einig und mächtig sind wir nicht geworden. Die Helden von Marathon spielten auf dem Markte zu Athen im Munde der Redner noch eine bedeutende Rolle, als längst selbst der Schatten der Freiheit und Macht von ihren unwürdigen Enkeln gewichen war. Denen wollt ihr doch nicht nachahmen und in trauriger Gegenwart mit dem Ruhm der Vorfahren euch trösten! Sagt von euern Todten: Sie waren Männer, wir wollen es auch sein! Und kommt die Noth, dann haltet euer Heilthum!

Die neueste Auflage des „Buch der Lieder".

In der Gesammtausgabe der Werke Heinrich Heine's (Hamburg, Hoffmann u. Campe) bildet das „Buch der Lieder" den 15. Band. Gewiß verdient die Sorgfalt, mit der Adolf Strodtmann, der Herausgeber dieser Gesammtausgabe, auch den kleinsten Strohhalm des Dichters sammelt, der unermüdliche Fleiß, mit dem er ordnet und sichtet, ein uneingeschränktes Lob, dennoch liegt auf dieser Ausgabe ein philologischer Mehlthau, unter dem die frischesten Blüten Heine's wie begraben ruhen. Es ist, als ob der Schmelz, der Schmetterlingsstaub, der diese Lieder zierte, von ihnen abgestreift sei. Man möchte meinen, daß Heinrich Heine sich in dieser Gestalt mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln anschauen würde. Was ist der feinste Lebensnerv der Heine'schen Muse? Die Laune, das Drollige, das Phantastisch-Neckische. Der tolle Wirrwarr, der Hexensabbat, der auf dieser Seite ein Liebeslied, dort den fliegenden Holländer, drüben ein florentinisches Nachtstück, hüben den ehrwürdigen Kant bei seiner Philosophenlampe Egerd gibt, das macht den Reiz dieses Genius aus. Und dieser launige Bajazzo erscheint jetzt in dem ehrsamen Gewande eines Magisters vor uns, er will uns einreden, in seinen Scherzen seien die tiefen Studien über deutsche Philosophie und Literatur verborgen, er hätte ein System, eine Methode gehabt! In einer melancholischen Anwandlung mag der kranke Dichter an eine „systematisch geordnete" Ausgabe seiner Werke gedacht haben, er hat sich selbst um die Wirkung gebracht. Eine solche dürre Lüneburger Heide, wie sie jetzt seine Berichte aus Paris bilden, von seinem Gedicht, seiner Novelle stets unterbrochen, durch drei Bände fortgesetzt, hat wol niemand von Heine erwartet. Das originale und humoristische Werk, der „Salon", ist in seine einzelnen Theile gar künstlich und in der Weise Lachmann's kritisch auseinandergelegt — „fehlt leider nur das geistige Band". „Das Buch der Lieder" steht vollends wie ein Schülerheft mit den Randglossen des Lehrers aus. Unter jedem Gedicht findet sich die Notiz, wo es zuerst gedruckt worden, in der oder jener Zeitschrift. In dem Lied von der Lorelei hat der erste Druck den Vers „Sie kämmt ihr goldenes Haar", so geschrieben „Sie kämmt ihr goldnes Haar"; dort war auch der „goldene" Kamm ein „goldner". Der „fremde kranke Mann" in dem Liede „Wenn ich an deinem Hause —" war im ersten Druck ein „fremder, kranker Mann". „Nennt man die besten Namen, so wird auch der meine genannt" — der erste Druck sagt „der meinige". Und so fort. Dazu fünfzig Gedichte, die Heine in sein „Buch der Lieder" nicht aufnahm, weil er sie eben zu schlecht fand, und die nun im großen Staat neben den unvergänglichsten einhergehen, als ob sie ebenbürtig mit ihnen wären. Gehört, was der Dichter verwarf, wirklich den Nachkommen? Thut man ihm nicht unrecht, wenn man die „schmutzige Wäsche" — es ist ein Ausdruck Voltaire's —, die er nicht zeigen wollte,

allen vor die Augen hält? Man sammelt die Handzeichnungen und Skizzen Raffael's, aber man hängt sie doch nicht neben die Schule von Athen! In einem Anhang könnte man sich diese philologische Gründlichkeit, diesen Sammeleifer gefallen lassen, — aber mitten im Text, das heißt denn doch, die Rosen unter Nesseln begraben. Heinrich Heine hat genau Recht gethan seines „Buch der Lieder" erlebt, so, in dieser Gestalt wollte er vor dem Publikum erscheinen, er wollte nicht die mühsame Arbeit des Feilens, des Besserns zeigen, den Eindruck der Ursprünglichkeit vermissen lassen, nicht aus dem Sohn Apollo's einen Versschmied machen, der heute dies Wort setzte und morgen jenes. Das vollendete Werk eines Künstlers gehört der Welt, nicht die Schweißtropfen, die er bei der Arbeit verlor, nicht die Papierschnipsel, darauf er sich versuchte.

Briefe aus der Kaiserstadt.

II.

vv. Da in den letzten Wochen die Concertwoge sich über das gesellschaftliche Leben Wiens gemälzt hat, so ist es nicht mehr als billig, Ihnen zuweilen von unserem musikalischen Treiben zu erzählen. Der Tondichter, der, wenn auch nicht das rein künstlerische, so doch das sociale Interesse im höchsten Grade auf sich zu lenken wußte, war Richard Wagner. Das ausgezeichnete Talent dieses Mannes, die Gabe der vornehmen Welt für seine Persönlichkeit einzunehmen und die hochgestellten Damen für die Unterstützung seiner Musik und für die Verbreitung seines Ruhmes anzuwerben, hat auch hier wie einst in Paris das Meiste dazu beigetragen, daß seine „großen Musikaufführungen" einen lärmenden äußeren Erfolg erlangen, welcher der Verlegenheit seiner Landsleute vollkommen entsprach. Um einen Hallen, in die Tiefen der menschlichen Brust sich senkenden Sieg — den echten, wahrhaften, den die deutsche Kunst begehrt und der edle Künstler als den allein wünschenswerthen erachtet — ist es Richard Wagner weniger zu thun. Ihm genügt eine Wirkung, wie sie weiland die Posaunen vor Jericho ausübten, die ersten Aufsehen erregenden Instrumente auf unserem Planeten, eine ähnliche Wirkung hatten auch die Bruchstücke aus seinem „Nibelungenring" und aus seiner komischen Oper „Die Meistersinger", welche das Publikum der Kaiserstadt einige male zu hören bekam. Der Referent der „Donau-Zeitung", der zu den ersten musikalischen Autoritäten Wiens zählt, charakterisirte die trunkene Schar, die in Richard Wagner einen großen Mann erblickt und ihn demgemäß bejubelte, in nachstehender Weise: „Unreife Jünglinge mit dem ewigen Durst nach irgendwelcher Begeisterung, dupirte Philister, die, einmal geprellt, aus Consequenz und Opposition mitlaufen; Hirne, einer starken Aufregung bedürftige Weiber und blasirte alte Herren, deren Nerven nur noch auf musikalische Brennesseln reagiren." Diese wagnerfeindlichen Worte, denen sich die allerdings vorsichtigern, aber keineswegs verehrungslustigen des Referenten der „Presse" und die scharf ablehnenden Urtheile des Referenten der „Wiener Zeitung" gesellen (und das ist die eigentliche musikalische Kritik Wiens), bestimmten den Publicisten Julius Rodet, in einem Blatte, für welches er Aufsätze über Amerika und großdeutsche Artikel schreibt, eine Polemik gegen die „Donau-Zeitung" zu eröffnen und als Kämpfer für Richard Wagner auch auf musikalischem Gebiet einzutreten. Die „erhabene" Pauke in dem „Ring des Nibelungen" hatte schon in einer langathmigen Studie Arnold Müller (Leipzig, Heinze, 1862) unserem ungläubigen Geschlecht angepriesen.

Weil ich heute bei unseren Zeitungen verweile, so erwähne ich einen Feuilletonroman, der seit Neujahr in den Spalten der „Presse" begonnen und keinen geringeren Autor hat als Heinrich Laube. Der Roman heißt „Der deutsche Krieg" und behandelt die Betheiligung der österreichischen Länder an den dreißigjährigen Religionskämpfen. Die Handlung des ersten Buches spielt in Wien, ein Umstand, der von vornherein, abgesehen von dem Interesse, das der Schriftstellername erweckte, die Neugier des Publikums erhöhte. Der dramatische, energische Correspondenzstil, der die Romankapitel commandirt wie die Schauspieler des Burgtheaters, verleiht der Erzählung schon in diesem Augenblick entschiedenen Reiz, und sollten darin in Wahrheit die kirchlichen Dinge mit protestantischem Ernstmuth dargestellt werden und die Künste der Jesuiten eine rücksichtslose Beleuchtung erfahren — was man nach den Versicherungen der „Presse" erwarten muß —, so wird man im übrigen Deutschland mit Erstaunen und Freude wahrnehmen, daß ein katholischer Herrenstand im jetzigen Oesterreich mehr wagen darf als mancher Staatsbeamte in manchem Abgeordnetenhause.

Die erste Novität, mit der das Burgtheater das neue Jahr begrüßte, war ein nichtssagendes französisches Lustspiel: „Die guten Freunde" betitelt und, wie es auf dem Zettel unbarmherzig genug heißt, „nach Sardou's «Nos intimes» bearbeitet". Da die „Unterhaltungen" für den häuslichen Herd bestimmt sind, so darf ich es nicht wagen, den Inhalt jener Stücke auch nur oberflächlich zu berühren. Doch ist zur Ehre des Burgtheater-Publikums berichtet, es hat die mit frecher Gedankenlosigkeit liebäugelnde Komödie, die außerdem unter der Hand des Bearbeiters nach allen Seiten gelitten, bei der ersten Vorstellung arg abgelehnt, was freilich noch immer nicht bedeutet, daß „Die guten Freunde" bald vom Repertoire verschwinden werden. Dem Verfasser dieses Lustspiels, der Schilderung der „Intimen", auf welche Weise Manchen der alte Spruch gemünzt sein könnte: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden", gebricht es zwar nicht an Witz und drastischer Komik, allein vieles in der Schilderung ist so unwahrscheinlich, als wollte dadurch der Lebensphotograph die Idealität retten, die er in seinem Drama buchstäblich mit Füßen getreten hat. Dort ist das etwa eine naturgetreue Malerei, wenn

einer der „guten Freunde" dem Hausherrn, bei dem er zu Gaste lebt, auf die rohesste Art mit dem Weggehen droht, wenn er ihm nicht das blaue Zimmer im ersten Stock statt des gelben im Entresol einräumen will? Oder läßt sich irgendjemand, der auch nur die äußere Form des gesellschaftlichen Anstandes in seinem Hause zu schützen sucht, die groben Aeußerungen eines „guten Freundes" ruhig bieten, der um sieben, nicht um sechs, wie es hier der Brauch, zu dinniren begehrt? Einen solchen „guten Freund" würde der beschränkteste Wirth ohne weiteres „realistisch" zur Thür hinauswerfen. Nur so fort mit dem Kampf gegen das Ideale! „Viel!" ruft Jupiter im „Orpheus", „Mehr!" antwortet Mars. „Nun, der Homer!" schallt es erhaben zurück.

Berliner Briefe.

II.

Die Spannung, mit der man der Eröffnung des Landtags entgegensah, ist längst vorüber und hat alle Schlünde geöffnet, aus denen die politischen Winde und Gerüchte von West und Ost und Nord und Süd wehen. „Was nun?" lautet nicht nur der Titel einer Broschüre unseres geistvollen, wenn auch ein wenig über das Ziel hinausschießenden und maßlosen F. Lassalle; „Was nun?" fragen sich alle. Die Eröffnung des Landtags im Weißen Saal des königlichen Schlosses hatte etwas Martes. Der Raum war nicht so gefüllt, wie wir ihn sonst gesehen haben, und noch auffallender war die Leere der Diplomatenloge, die bei früheren derartigen Gelegenheiten oft die Zahl der sich hineindrängenden Vertreter großer und kleiner Staaten kaum fassen konnte. Von den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses war keiner und keine erschienen; nur Graf Redern und Graf Stillfried vertraten die Hofchargen. Mit deutlicher, aber farbloser Stimme verlas Herr von Bismarck die Thronrede, dagegen war das dem König gebrachte Hoch volltönend und warm. Bei der kirchlichen Andacht im Dom hatte sich der größere Theil der Abgeordneten — sie sind ja bis auf die letzten „zehn" in der Opposition — nicht betheiligt. Der Grund davon lag nicht, wie die Kreuzzeitung behauptet, darin, daß die Abgeordneten der Fortschrittsrichtung sich „vom Gottes Ordnung losgesagt und ihr Werk ohne Gott beginnen wollen", sondern lediglich darin, daß sie einem Prediger nicht das Recht zugestehen können, ihre Handlungsweise seiner Auffassung zu unterwerfen und sich von ihm belobt oder verdammt zu sehen. Man hatte höhernorts, um das Ungeschick des vergangenen Jahres wieder gut zu machen, dem General-Superintendenten Dr. Hoffmann die Predigt übertragen; er ermahnte in vernünftiger Weise zum Frieden und zur Einigkeit. Dagegen durchläuft die Eröffnungsrede des Präsidenten Grabow wie ein Hexenmesser die großen und kleinen Salons der Aristokratie und Diplomatie, natürlich mit den verschiedenartigsten Commentaren. Ein Gerücht wollte wissen, daß diese Rede in der Absicht gehalten worden ist, um eine Adresse zu vermeiden; die Wirkung nach oben hin ist aber sehr empfindlich gewesen; vielleicht dachte der Präsident Grabow an das Wort des Römers Manlius: „Zeigt den Krieg und ihr werdet Krieger haben!"

Doch genug des Kampfes! Der schaffende Genius der Kunst lockt uns zu sich. Vor allen hat das Bläser'sche Atelier in diesen Tagen einen Anziehungspunkt dar. Es ist das riesige Thonmodell der Reiterstatue des Königs Friedrich Wilhelm IV. für die kölner Rheinbrücke. Seine Dimensionen sind so kolossal, daß sie die Rauch'sche Friedrichs-Statue überragen. Der König sitzt hochaufgerichtet im Sattel, den rechten Arm hält er erhoben; doch führt seine Hand nicht den Commandostab, sondern eine Pergamentrolle — es ist die Stiftungsurkunde der Brücke. Den Ausdruck des Gesichts charakterisirt Hoheit und Würde, auf dem Haupt trägt er den von Federn umwallten Helm, der schwere Hermelinmantel fällt in reichen Falten über die Schultern zurück und deckt fast die Flanken des Pferdes. Das Werk wird in Bronze aufgeführt; das Gegenstück bildet die von Drake modellirte Reiterstatue Wilhelm's I. Schon im December war im Gießhause der Guß der Statue Friedrich Wilhelm's IV. für Kolberg vollendet. Auch die 8 Fuß hohe Bronzestatue Melanchthon's für Wittenberg sahen wir im Werden. Zum Frühjahr werden verschiedene interessante Kunstwerke vorbereitet, an deren Modellen in einzelnen Ateliers noch gearbeitet wird. So ist Professor Schievelbein mit der Statue Stein's beschäftigt, die im Lustgarten aufgestellt werden soll; Professor Hagen arbeitet an Hardenberg's Modell — daß doch diese beiden Staatsmänner wieder einmal lebendig in Erscheinung träten, denn ein größeres Deficit gibt es in der Gegenwart als das an weisen Räthen der Krone! Albert Wolf ist mit einem Modell zur Statue Friedrich Wilhelm's III. sowie mit dem der kolossalen Statue des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz beschäftigt. Die Königin Augusta nimmt an all diesen Schöpfungen warmen Antheil und hat auch in voriger Zeit die Ateliers besucht. Knaus, dessen Bild „Nach der Taufe" hier mit Recht so große Bewunderung erregte und so viel Glück machte, hat sich jetzt hier niedergelassen und soll bereits vielfach in Anspruch genommen sein.

Nächst dem großen Wettkampf, der in allen Arten von Vorlesungen sich Luft macht, fehlt auch das sehr realistische „Posen" nicht. Zwei echte Boxer sind hier im Circus erschienen — bisher hatten wir nur Dilettanten dieser edlen Kunst gesehen. Herr Keene und Herr Mace — ein Engländer und ein Amerikaner — zeigen dagegen, mit überdicken Kautschukhandschuhen angethan, die höhere Kunst: „wie man sich regelrecht paukt", und finden in einem „hohen Adel" und unter den „Männern der Arbeit" ein dankbares und wohlwollendes Publikum.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Erster Band. **Nr. 6.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Auf stiller Heide. Eine Erzählung von Karl Frenzel. Sechstes Kapitel. — Charakterbilder aus der Hansa. I. Jürgen Wullenwever, Bürgermeister zu Lübeck. (1492—1537.) Von Heinrich Axmos. — Die Gitanos und ihre Heimath. Von Richard Pohl. I. Die geologischen Verhältnisse. (Fortsetzung.) — Blumen und Bäume. — Der Ball im Berliner Opernhause. — Statistik der Medicin. Eine kurze Replique. — Ein Mausoleum. — Briefwechsel.

Auf stiller Heide.

Eine Erzählung von Karl Frenzel.

Sechstes Kapitel.

Es war im Anfang des September, mehr als drei Wochen waren seit jenem Gespräch in der grünen Grube des Försters verflossen, das Hertha und Georg gewonnen und über so kurze und doch so ereignißreiche Bekanntschaft mit einer schnellen Lawine zerrissen hatte.

Am Morgen darauf verließ Georg das Haus; als er die Treppe hinunterging, begegnete er der Zofe des Fräuleins und übergab ihr seine Visitenkarte mit dem bekannten p. p. c., sie ihrer Herrin einzuhändigen. Herzlichern Abschied nahm er von Hedwig und seiner Frau, versprach auch, bei seiner Rückkehr, die sich wol ein wenig verzögern würde, da er in dem an der Ostküste der Insel gelegenen kleinen Seebad längere Zeit zu verweilen gedenke, wieder bei ihnen einzukehren — und da gerade ein Wagen mit zwei Herren vorüberfuhr, die auch nach Norden wollten und einen Platz noch übrig hatten, Georg den einen von ihnen überdies vom Dampfschiff her kannte, stieg er auf ihre Aufforderung in den Wagen . . . gelassen, ruhig, gleichgültig, als wäre nichts geschehen; nicht einmal Frau Marie sollte eine tiefere Bewegung an ihm bemerkt und wußte nur kopfschüttelnd zu sagen: „Es ist doch ein curioser Mensch!“

Georg Reichberg aber blieb nicht in dem kleinen Fischerdorfe, das hart am Strande gelegen, in der Nähe eines altberühmten romantischen nordischen Buchenwaldes, bei denen, welche die Sommerfrische lieben, immermehr in Aufnahme kommt, sondern nahm in dem einsamen und doch prächtig eingerichteten Schweizerhause Quartier, in dem gewöhnlich die Reisenden nur eine Nacht zubringen pflegen, um von der Spitze der Kreidefelsen, zu ihren Füßen das grauwallende, nebelumhüllte Meer, den Sonnenaufgang zu sehen. Nach dem verhängnißvollen Schiffbruch seiner Pläne war es für Georg nothwendig, eine Weile mit sich allein zu leben und sich allmählich wieder in Wahrheit in jene Stimmung der Gleichgültigkeit zu finden, die er bei dem Abschied von dem Hause in der Provinz nur erkünstelt hatte und die er doch für „das Princip seines Daseins“ erklärte. Am Gestade der See, an den melancholischen Ufern des düstern Teichs, um den auch der Heidenvolk die Schatten der in ihm ertrunkenen Jungfrauen und Sklaven schweben, wollte er das verlorene Gleichgewicht wiedergewinnen. In diesen grünen dunkeln Fluten, wenn Wolken und Nebel wie

eine Geisterschar aus Walhalla in riesigen Zügen über die leise flüsternden Baumwipfel ziehen, oder in einer Vollmondnacht, wenn der magische Schimmer dieses wunderbaren Gestirns auf dem Wasser ruhte, in dem Rohricht spielte, um die feinen Spitzen des Schilfs ein goldenes Netz webte, war das Bild der Göttin gedacht worden, von der sie den Namen trug. Rasch genug war Georg von all seinen Hoffnungen herabgestürzt worden, nur wenige Stunden hatte seine Verhörung gedauert, aber es war der erste Unfall, der gegen seine Berechnung ihn getroffen, ihn, den Günstling des Glücks! Der, weil er nach seiner Ansicht immer nur Mäßiges und Verständiges gewünscht, sich gewöhnt hatte, auch die Erfüllung seiner Wünsche als ein Natürliches, wie sich von selbst verstehend, zu betrachten. Aber spiele nur einer mit der launischen Göttin! Noch jeder hat erfahren, daß sie sich in dem Augenblick von ihm wandte, wo er sicher glaubte, sie am Gewand festzuhalten. Nicht Hertha's Liebreiz allein hatte diesen tiefen Eindruck auf Georg hervorgebracht: schönere, anmuthigere Mädchen waren ihm schon begegnet und ohne Eitelkeit durfte er sich sagen, daß ein Mann wie er, wohlhabend, von hoher Bildung, nicht abstoßend durch sein Gesicht oder seine Haltung, unter den Schönsten eine freie Wahl haben konnte; es war das Ganze all dieser Zufälle, in denen sie nur als die glänzende, hervorragendste Gestalt erschien, das seine Ruhe in Unruhe, seine Gleichgültigkeit in ein schmerzliches Leiden verwandelt hatte. Liegt nun in der stillen Betrachtung der Natur wirklich ein Heilmittel für das kranke Gemüth oder ist es nur ein gefälliger, lieblicher Wahn, der allmählich aus den Behauptungen der Dichter sich auch in die Herzen der andern geschlichen hat? Georg wenigstens merkte nur, daß seine Schwermuth wuchs, und während er gekommen war, den freien Blick, den er sonst über Menschen und Dinge besaß, wiederzugewinnen, trübte sich sein Auge mehr und mehr. Zu den Fröhlichsten hatte er nie gehört, jetzt drohte seine Stimmung in die äußerste Verschlossenheit und Bitterkeit umzuschlagen. Darum wollte er fort, aus der Einsamkeit des Waldes und des Strandes sich in das wilde Getümmel einer Weltstadt stürzen. Ist einer einmal durch Schuld oder Mißgeschick — wenn nicht beides nur dieselbe Erscheinung des einen uns beherrschenden Schicksals ist, der wir verschiedene Namen beilegen — aus dem gewohnten Kreis seines Lebens und seiner Anschauungen gerissen, treibt er wie ein steuerloses Schiff eine Weile von einem Aeußersten zum Entgegengesetzten. So auch Georg, allein er konnte sich nicht leicht von den Stätten trennen, die er in den ersten Tagen nach seiner Ankunft wie ein irdisches Paradies begrüßt. Er hatte ihren Frieden, ihre Lüfterkeit liebgewonnen. Auch ihm wie einst Geschlechtern, die jetzt vergessen sind, rauschten diese Wipfel so eigen zu; auch ihm zeigte sich in der Tiefe des Meeres, wenn er an einem stillen Abend, bei sinkender Sonne, auf einem Fischerboot hinausfuhr, die „versunkene Wunderstadt"; er war auf dem besten Wege, ein Träumer und ein Narr zu werden. Sogar eine Beschäftigung, die er früher eifrig getrieben und dann vernachlässigt hatte, nahm er wieder auf: er fing an, einige Aquarellskizzen von den Kreideklippen des Ufers, den schönsten Stellen des Buchenwaldes zu entwerfen. Was ihn zuletzt fortrieb, war das Eintreten stürmischer, kalter, nebelgrauer Tage, die einen frühen Herbst verkündigten. Das Unwetter verdarb ihm vollends die Laune; er brach auf, um Herbst und Winter in Paris zu verbringen.

Doch war es, als wollte die Insel sich ihm, ehe er auf seine Wiederkehr von ihr schied, noch einmal in Schmuck all ihrer Reize, in ihrer ganzen Herrlichkeit zeigen. Im glänzenden Sonnenschein durchflog er auf dem trefflichen Wagen seines Wirths den Wald; thaufeucht, dunkelgrün waren Wege und Lichtungen; die wenigen gelbrothlichen Blätter an den Bäumen brachten nur ein lebendigeres Farbenspiel hervor, und dann das Meer. . . „Treulos wie die Welle", sagte Georg, an Hertha denkend, das Wort Shakspeare's und wandte sich ab.

Um die Mittagszeit erreichten sie die Küstenallee, die, von der großen Fahrstraße abbiegend, nach Lauken führt. „Dort liegt Lauken", deutete der Kutscher nach dem stattlichen grauen Herrnhause hinüber; er schien es zu bedauern, daß sie nicht dorthin fuhren, wo sie ein ganz anderes Mittagsessen finden würden als in dem elenden Herberg, in dem Georg zu rasten befohlen hatte. War nun hier eine gefährliche Stelle des Wegs oder wollte er dem Herrn eine kleine Bedenkzeit geben, um sich statt des Kruges für Lauken zu entscheiden — der Kutscher mäßigte den schnellen Lauf seiner Pferde. Und plötzlich tauchte da auch der Gedanke in Georg auf: Du willst doch sehen, welch Ende dein Vetter genommen... Noch aber hatte er dem Kutscher nicht zugerufen: „Fahr'

dern mich im Kreiſe umher. Daß uns die Schöpfung doch einmal etwas Neues böte, einen herunterdonnernden Stern, eine Verwirrung der Planeten! Ich möchte zur Abwechſelung einmal die Bäume roth haben, die Luft grün, die Flüſſe gelb. Die Völker müßten hinten aus Aſien kommen und Alles verwüſten und verwildern und die Menſchen müßten in den Wäldern auf die Bäume klettern und die Affen, ja die Affen müßten die Welt regieren. (Die Andern lachen Alle.)

Eliza.

Es ſcheint, Harry, als wenn Dir ein Abenteuer heut mißglückt iſt.

Marwell.

Errathet Ihr denn ſeine Abſicht nicht? Er iſt auf dem Wege, ein Schauſpieler zu werden.

Lettice.

Um Gotteswillen!

Harry.

Ja, ja, das wär' es vielleicht! In einer ungeheizten Bühne lachen, unter einer grinſenden Maske weinen, als Jüngling Greiſe nachſtöhnen, als Greis ſich die Larve mit feuerrother Jugend bemalen und König, Bettler, Schurk und Engel an einem Abend — ich werde Schauſpieler — wenn ich nur ein beſſeres Gedächtniß hätte!

zu!" — da stand wie aus der Erde gewachsen Herr Hans in seinem knappen grünen Jagdrock unter den Ankern; er schwenkte seinen runden schwarzen Hut, auf dem eine Adlerfeder nickte. Ehe sich Georg zu einem Entschluß besinnen konnte, war der Vetter schon zu dem Wagen herangeeilt und sagte: „Wirklich, Sie sind's, Herr Georg Rechberg! Und wollten vorüber, an meinem Hause vorüber! Wir glaubten, Sie hätten längst auf einem andern Wege unsere Insel verlassen und sich meinem Dank entzogen. Nun aber halte ich Sie und setze als in der Schlacht bei Pforz! Nach Lauken, Kutscher, vorhin!"

Mit schnellem Satz sprang Georg aus dem Wagen; Auge in Auge sahen sich beide Männer und schüttelten sich die Hände. Meinte es einer untedlich?

„Meinen Glückwunsch zu Ihrer Genesung! Der Arzt versicherte zwar bei meinem Fortgange aus dem Hörnerhause, jede ernstliche Gefahr sei vorüber und Sie gerettet".

„Ich weiß, wie freundlich und rücksichtsvoll Sie sich gegen mich bewiesen. Und ich, wie ein Tölpel und ein Raufbold bin ich Ihnen entgegengetreten! Die Narbe auf meiner Stirn hier wird mir ein Denkzeichen für alle Zeit sein, Ihrer Ritterlichkeit und meiner Wildheit! Und dann — das Liegen im Bett, das Stillsitzen in den dumpfigen Stuben, das hat mich entnervt. Ja, lachen Sie nur! Ich bin vorschnell geworden und bringe es in der Geduld und Besonnenheit mit den Jahren noch so weit wie Sie!"

„Nicht doch! Es muß jeder seine Eigenthümlichkeit wahren, soviel er kann; nur soll er nicht die der andern verletzen!"

„Das ist's, die Grenze kennen! Darüber werden im Grunde alle Processe geführt. So, da sind wir in Lauken. Noch einmal, herzlich willkommen!"

Mit einem Gefühl, das so wunderlich aus Verdruß und Scham, aus Trübsinn und Neugier sich mischte, daß er den rechten Ausdruck nicht dafür finden konnte, schritt Georg über die Schwelle des Hauses. Hatte Hertha dem Junker seine Bewerbung erzählt? Von seiner Absicht erzählt, das Gut zu kaufen? Ja, hatte nur der Inspector geschwiegen? Oder war Hans Lauken in glücklicher Unwissenheit über alles, was sein eigenem Sturz in jenen ereignisvollen Stunden vorgefallen? Jetzt erfüllte er jede Pflicht des gastfreien Wirthes in einer Weise, wie sie so höflich, gefällig und gewinnend Georg ihm nicht angenommen. Trotz seines Unmuths und Argwohns empfand er das Wohlthuende dieser einfachen Freundlichkeit. Dies und jenes Zimmer des weitläufigen Hauses zeigte Hans Lauken dem Vetter, ein und ein anderes Andenken war noch von Anna, Georg's Mutter, zurückgeblieben; ein alter, ausgeblaßter Teppich, den sie geknüpft; eine Bibel, auf deren vorderm Blatt ihr Name stand, in jener Kammer hatte sie ihren „ersten Traum" geträumt, wie Hans in einer poetischen Anwandlung sagte.

„Ja", schlug er fröhlich in die Hände, „machen Sie nur große Augen! Wissen ich da alten vergrabnen Sachen habe? Aus der Trödelkammer des Hauses. Eine Freude muß ich Ihnen bereiten — so ließ ich sie herauslocken; es lebt noch ein altes Mütterchen auf dem Gute, auf deren Knieen die Anna gespielt, sie wußte gut Bescheid. Wären Sie selbst nicht hierhergekommen, ich hätte Ihnen die Dinge nach Ihrer Heimat zugeschickt. Aber —"

„Aber?"

„Ich hatte eine Stimme im Herzen, die sprach: er kommt nach Lauken. Der Kerker und seine Frau behaupteten zwar das Gegentheil, Sie waren ja wie verschollen."

„War's doch meine Absicht bei dieser Reise gewesen, eine Zeit lang in der Stille zu leben. Und nach unserm Ritt bedurfte ich der Ruhe."

„Wie ich. Nur hatten Sie das bessere Theil getroffen und blieben gesund. Hat es Ihnen Ihren gestillt?"

„Ich kenne wenig Landschaften, die sich so tief und unvergänglich meiner Seele eingeprägt hätten."

„Hertha — wollte sagen Fräulein von Witting ist auch Ihrer Ansicht. Ich gar zu einsam für mich und eintönig. Allein Sie beide verstehen das besser wie ich. Und Sie wollen nun fort?"

„Ich gehe nach Paris."

„Hm, Paris! Drei ganze Tage war ich dort, dann machte ich, daß ich wieder hinauskam. Ich bin zu dumm für die Stadt, überall stieß ich an, überall hatte ich Händel und war mir doch bewußt, zu keinem absichtlich die Veranlassung gegeben zu haben. Mit meinem harten Schädel renne ich draußen in der Welt an jede Mauer, ich brauche die Heide und das Meer zum Gedeihen!"

Das sprachen sie, als sie schon am Tische saßen, und Hans unterbrach sich wiederholt selbst mit einem „Langen Sie doch zu!" „Trinken Sie doch!" Sein Gast schien ihm nicht die genügende Ehre zu haben, um allen Feindseligkeiten der vergan-

nalen Küche, den Lieblingsgerichten der Inselbewohner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

„Ich begreif's", antwortete Georg auf seine letzten Worte; „Sie sind hier geboren, Sie haben ein schönes Gut, mancherlei Erinnerungen knüpfen Sie an den Boden. Es ist ein altes Bild, von dem Menschen, der wie der Baum seine Wurzeln in dem ihm günstigen Erdreich ausstreckt und auf einer kleinen Scholle zur stolzen Höhe erwächst. Uns Stadtleuten geht es anders. In jedem Jahr verändert sich uns der Anblick der Heimat; für alle mag sie freundlicher und wohnlicher werden, für den einzelnen nicht. Wäre ich wie Sie ein geborener Landwirth, ich lebte und stürbe auch auf meiner Scholle."

„Wie die klugen Leute doch so hübsch in Worte fassen können, was wir empfinden! Aber bei alledem hatte ich auch hier lange keine Ruhe. Heute trieb es mich ungestüm hinaus und morgen noch ungestümer zurück."

„Fortan nicht mehr, hoffe ich!"

Junker Hans wiegte lachend den Kopf: „Denk's auch! Es hat ausgestürmt."

War er einig, versöhnt mit Hertha? Doch beherrschte sich Georg wie der beste Schauspieler. „Eingelaufen in den Hafen? Gut Heil!"

„Erwidere den Wunsch — Möge Ihre Reise glücklich, heiter und gewinnreich sein!"

Die Gläser klangen aneinander.

„Das hört sich heimatlich an", meinte Reichberg scherzenden Tons, „als sagten der Herr Vetter: ‚Glück auf den Weg'!"

„Aber nicht für heute und nicht für morgen! Wenn zwei Männer so zusammentönen wie wir und es gibt kein Unglück, müssen sie gute Freunde werden. Als wir von dem Jägerhause fortritten, dachte ich: Er oder du! Nein, ich will ehrlich sein: ich dachte nicht daran, daß Sie mit heiler Haut aus dem Strauß mit mir heimkehren würden. Aber Hochmuth ist immer ein böses Ding; ich trug den Denkzettel davon, den ich Ihnen bestimmt hatte."

„Nicht mein Verdienst! Warum wurde Ihr Rappe scheu? Im Anfang wollte mir's niemand glauben; Hans Lauken vom Pferde geflogen — das war eine Unmöglichkeit, ein Wunder. Das Fräulein von Witting —"

„Das Fräulein! Was sagte die? Warum weckten Sie? Schalt mich wol tüchtig aus?"

„Ich thue vielleicht nicht recht, eine Aeußerung zu wiederholen, die ihr die Besorgniß, der Schmerz über Ihren Unfall eingab — allein wenn's vorüber ist, so glücklich vorüber wie Ihre Krankheit, noch dazu, wo wir so behaglich zusammensitzen, klingt's drollig! Erschrecken Sie nicht: das Fräulein meinte, ich möchte wol nicht ganz schuldlos an Ihrem Sturze sein."

„Das hätte Hertha gesagt?" Er setzte das Glas wie in Gedanken unberührt nieder.

„Ja, die Weiber!" lachte Georg bitter. „Wer kennt sie? Der Liebesgott scheint doch nicht Sie allein verwundet zu haben, mein Vetter! Ein kleiner, ein ganz kleiner Pfeil muß in dem Herzen des Fräuleins stecken. Sich mit Ihnen verheirathen will sie nicht, aber sie war gleich bereit, mich als Mörder anzuklagen, als Sie verwundet dalagen. Drollig und doch wieder merkwürdig für den Psychologen! Schade, daß wir so wenig Muße im Leben haben und durch die Verhältnisse in unsern Forschungen beschränkt sind! So manches Problem, das uns in Verwunderung setzt, ließe sich lösen, wenn wir es bis zu seinem Ursprung verfolgen, nach allen Seiten hin betrachten könnten! Könnten und dürften! Da haben Sie wieder die Grenze, von der Sie sprachen! Und keiner springt hinüber, er sei denn ein Dämon oder ein Engel. Uns ich, Sie sehen es selbst, ich bin keiner von beiden."

„Lüstig sind Sie, Herr Vetter, lüstig! Haben es doch gleich gemerkt."

„Was gemerkt? Daß Sie dem Fräulein lieb waren? Nicht gleich, aber bald."

„Und ich brauchte vier Jahre und diese Narbe, um meiner Sache sicher zu sein."

„Ein wenig spröde, ein wenig schnöde, so behandeln alle Mädchen treue Liebe."

„Hertha nicht", sagte Hans ernst. „Sie ist der Stolz, allein auch die Aufrichtigkeit selber. Würde ich um sie geworben haben, wie die irrenden Ritter um ihre Damen, wenn sie's nicht werth wäre? Sie müssen sie nicht nach der Kälte und Schroffheit beurtheilen, in die sie sich jetzt gehüllt, sie hat ein Lächeln, bezaubernd wie Frühlingssonnenschein. Wenn sie will, ist sie die schönste und anmuthigste der Frauen, da wundert man sich nur, daß der Welt ihr nicht zu Füßen fällt."

Es war gut, daß der Junker sich in die Begeisterung hineinredete, sonst würde ihm das Erbleichen seines Gastes aufgefallen sein. Einen wilden Sturm erregten seine Worte in Georg's Herzen, verführerischer als je, teufelhaft gaukelte ihm das Bild Hertha's vorüber, er entdeckte seine Uebertreibung in Lauken's schwärmerischen Schil-

herung, haben sie doch beide das Mädchen mit denselben Augen an, und als der Junker innehielt und rief: „Ich bin ein Thor! Man soll seine Geliebte nicht preisen. Der andere nickt lächelnd, als stimme er zu, und sagt innerlich: Nur gemach, vor dem Thor blühen auch noch Rosen!“ konnte er seine Verlegenheit nur dadurch verbergen, daß er sein Glas schweigend hinunterstürzte.

„Das war der Abschiedstrunk!“ Er stand auf.

„Fort wollen Sie? Bewahre! So rasch werden Sie den tollen Lauken nicht los. Sie bleiben eine Nacht unter meinem Dach. Vetter, ich schulde Ihnen mein Leben, denn ein anderer hätte sich in Ihrem Fall schwerlich beeilt, seinem Gegner so schnell Hülfe zu holen, und soll Ihnen nicht einmal danken dürfen! Seit lange ist kein besserer Mann in diesem Hause gewesen.“

„Kein besserer Mann! Wenn das Fräulein diese meine Rechtfertigung erführe —“

„Noch heute soll sie's! Ich bringe Sie zu ihr; Sie sind ihr nicht böse? Frauenzunge hat keinen Zaum.“

„Die Liebe sprach aus ihr, wie sollte ich zürnen? Allein wie mir scheint, habe ich eine Taktlosigkeit begangen, ich sagte das Fräulein, ich hätte sagen sollen: Ihr Fräulein Braut. Meinen Glückwunsch und meine Ergebenheit und Verehrung Ihrer Verlobten.“

Wenn alle Saiten einer Aeolsharfe zerrissen sind, mag der Wind wehen, wie er will, sie gibt keinen Ton mehr. Mit ihr verglich Georg sein Herz. Sein Abenteuer war zu Ende.

Langsam knöpfte er seinen Rock zu. „Leben Sie wohl! Ich darf nicht länger säumen.“

„Auch nicht, wenn es die Entdeckung eines Problems gilt?“

„Es ist ja nun kein Problem mehr.“

„Freilich; die Ehe ist das Grab der Liebe, singen die Poeten. Aber Hertha ist dennoch kein alltägliches Geschöpf.“

„Keiner ist tiefer davon überzeugt als ich . .“ er hatte die Handschuhe angezogen und griff nach seinem Hute.

„Alle kein Halten! Sie sind ein pöbelhafter Mann, fest, unabänderlich in Ihrem Beschluß. Eine Bitte jedoch weigern Sie mir nicht, ich begleite Sie bis an das Forsthaus.“

Den alten Teppich hatte er schon sorgsam zusammengewickelt und in Georg's Wagen legen lassen. „Zur Erinnerung an Lauken“, sagte der Junker.

Wie sie beide einstiegen, entfuhr Georg die Frage: „Wohnt das Fräulein noch bei dem Förster?“

„Ja, sie will erst im Ausgange dieses Monats nach dem Städtchen.“

„Fahr' langsam!“ bedeutete Georg dem Kutscher.

Da lag nun die Schmale Heide wieder im Sonnenuntergang; ihm war es, als sei er gestern erst mit ihr darüber hingegangen; und doch waren inzwischen die Ericas abgeblüht, das Grün des Ginsters fahl geworden, ein graubrauner Ton herrschte vor.

„Der Sommer zieht dahin“, sagte nach langem Schweigen Hans Lauken zuerst.

Georg nickte nur, antworten mochte er es nicht, aber er dachte's: für mich zumeist.

„Hertha hat Ihnen erzählt, wie wir uns kennen lernten, aber Sie wissen nur die Hälfte unserer Geschichte und ich habe die Furcht, Sie scheiden mit nicht allzu günstiger Meinung von uns. Die Hand her, Vetter! Sei aller Groll zwischen uns vergessen und wenn Hertha Sie gekränkt, vergeben Sie's auch ihr. Sie hat viel Kummer gehabt und die Menschen haben ihr so Uebles nachgeredet, daß sie bei den andern wol auch schlimme Gedanken und Thaten voraussetzen konnte. Der Prinz hat sie geliebt und sie ihn wieder. Ist das ein Unrecht? Hans Lauken ist ein Strohkopf, daß er sie nimmt, meint der und jener. Aber hab' ich ein Recht auf ihre Vergangenheit? Kann ich fordern, daß sie keinen andern Mann geliebt, ehe sie von meiner Neigung wußte? Die erste Liebe eines Mädchens sein, vielleicht ist es das Schönste! Indessen nicht alle können diesen Treffer ziehen. Ich kam nun gar zu spät. Sie und der Prinz liebten sich beinahe schon ein Jahr, bevor ich mit ihr bekannt wurde. Und dann lief noch mancher Tag dahin, ehe es so weit kam, daß ich Acht mehr von ihr lassen konnte. Nicht sie, der Prinz betrog mich. Hätte mir der aufrichtig gestanden: Ich liebe das Mädchen, und wäre mir das Herz darüber gebrochen, ich wäre gegangen. Statt dessen trieb er mich vorwärts; er war seines Sieges sicher und wollte sich dabei noch an dem Fall eines Nebenbuhlers weiden. Das war das Schlimme. Wenn einer mit den Pferden gehen und gesagt hat: ‚Fassen du und du, Hans Lauken!‘ dann hab' ich kein Mißtrauen. In mir ist keine Ader des Argwohns, was keine, das ist richtiger, kein Tropfen Galle. An all dem dummen Gerede von einer Liebschaft zwischen Hertha und dem Prinzen ist nichts; das

war mein schlimmster Glaube. Sie haben klügere Augen, Vetter Rechberg, Sie —"

„Ich? Ich glaube nicht an die Treue und die Aufrichtigkeit der Menschen."

„Hätt' ich doch Ihren Kopf gehabt! Oder doch lieber nicht, der Kopf hätte nicht zu meinem Herzen gepaßt. Das ging eine Weile zwischen uns dreien hin und her. Hertha wurde kälter, zurückhaltender gegen mich, als sie zu ahnen anfing, daß ich sie liebte. Konnte es ihr nicht verdenken, es mochte ihr durch den Sinn fahren, daß ihr Vater mit dem meinigen unsere Verheirathung schon abgeredet, ohne uns nur zu fragen, und überdies da sie reich war, lag's nahe, in meiner Liebe die kluge Berechnung eines Mannes zu sehen, den ihr Vermögen, nicht ihre Schönheit geblendet. Bei einem Feste brach der künstliche Bau dann über uns allen zusammen. Ist niemals gut mit der Lüge, indessen das Licht, das die Wahrheit bringt, verbrennt oft mit der Lüge uns selbst. Das Leben in ein solches Ineinander von Falschheit und Wahrheit, daß wenn die eine einen Tag lang allein herrschte, die Welt und die Gesellschaft in Trümmer fielen. Auf dem Feste wurde ich eifersüchtig. Der Prinz huldigte ihr in einer Weise, die keinen Zweifel mehr an seiner Liebe gestattete. Der tolle Hans eifersüchtig, das war doppeltes Feuer! Wir hatten einmal Shakspeare's »Othello« gelesen, der Prinz, sie und ich; mir war Othello da wie ein Hans Dampf erschienen, nun befand ich mich in seiner Lage, war in seiner Wuth. Mitten während des Balles sah ich Hertha sich entfernen und in den Park hinabgehen, ich ihr nach. Es war eine mondhelle Sommernacht. In einem Pavillon verschwand sie endlich meinen Blicken. Gucken Sie mir nicht in das Gesicht; ich beging eine schändliche Handlung, ich horchte. Der Prinz war darin. Sie machte ihm Vorwürfe: es müsse klar werden zwischen uns dreien, wie vielen Verdächtigungen er sie heute wieder ausgesetzt. Indem glaubte ich von dem Laubgang her, an dessen Ende der Pavillon stand, Schritte zu hören, Schritte, die näher kamen. Ich schlug mit der geballten Faust gegen die Thür. Ein unterdrückter Schrei Hertha's — der Prinz sprang wie zum Fenster hinaus, ich weiß es nicht, ich hatte die Thür aufgerissen, besinnungslos, blindwüthig wie ich war. Ich hatte die Hand erhoben — wahrhaftig, ich begriff Othello. »Die Sache will's, mein Herz, die Sache will's!« Im vollen Licht des Mondes stand sie mir gegenüber, bloß, starr, sie trug ein weißes Kleid und sah aus wie eine Marmorgestalt, ich hätte sie niederschlagen können. Sprachen wir? Sprachen wir nicht? »Mein Vater!« rief sie plötzlich und sank ohnmächtig ihm zu Füßen. Der stand hinter mir, als hätte ihn ein böser Geist heraufbeschworen. Was hätten Sie da in meiner Lage gethan, Vetter Rechberg?"

„Vetter Lauken, Sie handelten wie ein Ehrenmann, wie ein Ritter aus der guten alten Zeit, daß Sie dem Fräulein Ihre Hand anboten — ich wäre eine Stunde nachher abgereist. Wir handeln in solch ängstlichen Augenblicken nicht wie wir wollen, wir handeln, wie unser Blut rollt."

„Sie mögen recht haben. Ich aber war mit Hertha verlobt. Ob sie den Prinzen noch liebte, ob nicht — sie schenkte ihm keinen Blick mehr, nicht um eines Strohhalms Breite wich sie von der Treue ab, die sie mir gelobt. Aber zwischen uns stand doch der Schatten dieses Ereignisses. Wir hatten nie darüber gesprochen und bis zu meinem Sturz und meiner Krankheit war sie im Unklaren, ob ich damals den Prinzen im Pavillon gesehen oder nicht. Doch hielt sie sich nicht für werth, meinen Namen zu tragen."

„Sie liebte Sie eben zu sehr."

„Und der Gedanke an jene Nacht machte aus mir selbst einen schlechten Reiter, als wir hier hindurchjagten. Ich hatte wieder meine Hand im Zorn gegen sie geballt; in Ihnen spiegelte mir die tollgewordene Phantasie. . ."

„Doch nicht den Prinzen oder des Mohren Lieutenant Cassio vor?" lachte Georg, sich selbst überwindend.

„Leider. Wir hätten beide um einen Irrthum den Hals brechen können."

Da waren sie am Försterhause. Zum Glück für Georg, der neuen Aufenthalt fürchtete, war es still und leer auf dem Hofe. Nur sie stand am Fenster, sie winkte mit dem Tuch. Ihre Lüge konnte Georg in der Dämmerung nicht deutlich erkennen, auch schwebte ihm gleichsam ein Flor vor den Augen. Eins sah er — sie trug statt des schwarzen ein blaues Kleid und an Busen eine weiße Rose.

Die Männer umarmten sich, aus dem Wagen sprang Hans Lauken. . .

„Valet!" sagte Georg seinem Kutscher und schloß die Augen.

Hinsauste der Wagen, als säße Teufel darin.

Sie wäre doch keine Frau für dich gewesen, dachte er. So ist's gut, wie es gekommen. Aber that nun mein Wille etwas dazu oder ist's Be-

stimmung? Das Walten eines Naturgesetzes, das wir nicht verstehen, das uns despotisch beherrscht? Entspringt die Liebe aus der Seele? Zieht nur ein dunkler Naturtrieb dieses Weib zu diesem Mann? Sind wir freie, selbständige Wesen, sind wir Marionetten?

So grübelte er lange — die empfindlicher werdende Kühle des Abends schreckte ihn aus seinen Träumereien auf; er öffnete die Augen und wickelte sich dichter in seinen Mantel. Dann sah er zurück. Vom Försterhause keine Spur mehr, keine Spur der Schmalen Heide; sie fuhren auf wohlgepflasterter Straße. Nichts mehr von dem tollen Junker, nichts mehr von ihr — alles dahin in dem Nebel des Herbstes, im Dunkel des Abends.

„Morgen bin ich auf der See", sagte Greta halblaut. „Es lebe das Meer und der kommende Tag!"

Charakterbilder aus der Hansa.

1. Jürgen Wullenwever, Bürgermeister zu Lübeck (1492—1537).

Die Macht des Papsttums in der Freien Stadt Lübeck wurde von den dortigen katholischen Geistlichen selber gestürzt, da sie in ihrer Anmaßung, Genußsucht und Sittenlosigkeit so frech als schamlos waren; nur ist es auffallend, daß die Bürger erst bei dem Kampf begannen, als derselbe in dem mittleren Deutschland schon entschieden war. Die ersten Spuren der lutherischen Lehre finden wir nämlich 1523 in der Umgegend Lübecks, und zwar in dem holsteinischen Kirchen Oldesloe. Dorthin wanderten die Lübecker, namentlich aus dem Mittelstande, erbauten sich an dem „reinern Worte" und gaben dadurch ihre Hinneigung zum Lutherthum unzweideutig zu erkennen. Ihre Zahl wuchs mit jedem Tage, wodurch die katholischen Geistlichen, gereizt, in keiner andern Absicht mehr den Mehlstein benutzten, als gegen die Neuerer mit geistlichen und weltlichen Waffen zu Felde zu ziehen; bald mußten sie aber zu ihrem Aerger wahrnehmen, daß selbst aus ihrer Mitte zwei Prediger — Walthof und Wilms — sich der neuen Lehre anschlossen, weshalb das Domkapitel bei dem Senat dringlich nachsuchte, diesen beiden Geistlichen die Kanzel zu verbieten. Beide Männer mußten demnach „binnen Sonnenschein" die Stadt räumen (1524). Ja der Senat griff noch weiter; er erließ die Weisung: „wer nach Oldesloe reise, um dort dem lutherischen Gottesdienste beizuwohnen, der solle Gefängniß erlegen", und im Jahre 1528 wurden sogar die Schriften des kühnen Augustinerers durch die rohe Hand des Büttels auf öffentlichem Markte verbrannt und die Sänger deutscher Psalmen eingekerkert. Dies alles machte jedoch die lutherisch Gesinnten nicht muthlos, sie kamen heimlich zusammen, um Luther's Schriften zu lesen, seine Lieder zu singen, und die unzufriedene Stimmung der Leute fand auch bald Nahrung und wirksame Organe in der Erschöpfung des Staatsguts. Der Rath sah sich nämlich gezwungen, eine außerordentliche Steuer auszuschreiben, die jedoch allgemein verweigert wurde. Im zweiten Semester des folgenden Jahres mußte dies Geldgeschäft abermals angeknüpft werden und, die Bürger wählten nun 64 aus ihrer Mitte, denen sie die Vollmacht gaben, die Steuer zu bewilligen, wenn der Senat sich verpflichte, gute Prediger anstellen zu wollen, die das Wort Gottes unverfälscht, „rein und lauter" predigten. Davon wollte aber die starre Altgläubigkeit der Rathsmitglieder nichts wissen und strenger denn je zuvor wurde den Bürgern untersagt, lutherische Kirchen in der Umgegend zu besuchen. Und dennoch blieb man der neuen Lehre treu, bezahlte lieber Geldstrafen, wanderte lieber ins Gefängniß, als daß man die Reisen nach Oldesloe und Wedmar einstellte. Ganz besonders aber bezeichnet folgender Vorfall die Anhänglichkeit der Lübecker an der lutherischen Lehre. Am 3. December 1529 wollte der Kaplan an der Jakobikirche, nachdem er seine Predigt beendigt, mit den Fürbitten für die Verstorbenen beginnen; da stimmten plötzlich zwei Knaben Luther's Gesang: „Aus Gott, vom Himmel hoch darein", an und solch lang die ganze Gemeinde so kräftig mit, daß der Priester die Kanzel verlassen mußte.

Unter solchen Umständen und in dieser Stimmung brach der Morgen des 10. December an, für den der Rath die Bürgerschaft abermals zusammenberufen hatte, um über die Gefahrangelegenheiten weiter mit ihr sich zu besprechen. Gewimmelvolle Volkshaufen durchwogten schon die Straßen, füllten den Markt und die Kirchen. Die Vorsteher der Bürgerschaft gingen in das Rathhaus, wo der Senat bereits versammelt war. Unten im Rathhause warteten die Junker und Kaufleute, oben auf dem „langen Hause" die Handwerker. Der Senat trat mit seiner Geldforderung hervor, aber die Vorsteher verweigerten sie einstimmig, wenn nicht Wilms und Walthof zurückberufen würden. Da rief der Bürger-

meister Brömbse mit Ingrimm unter den lärmenden Haufen: „Wollt ihr alle unterm werden eurem Rathe und in des Kaisers Acht verfallen? Wer des Rathes Freund ist, der bleibe stehen und weiche nicht von der Stelle!" Plötzlich ward's still — aber nur für den Augenblick. Die Ausschußbürger sperrten die Luken auf und riefen zu dem harrenden Volke hinab: „Wer mit uns leben und sterben will bei Gottes reinem Wort, der hebe die Hand auf!" Da hoben sich tausend und abertausend Hände in die Höhe und einem Donner gleich scholl es zurück: „Wir leben und sterben beim Evangelio! Wir stehen mit euch! Gott mit uns allen!"

Aber selbst in diesem kritischen Augenblick beharrte der Rath bei seinem Entschlusse und schickte neue Ermahnungen an die Bürger. Neuer Widerspruch erfolgte und unten im Volke neues Geschrei — die Massen drängten gegen das Rathhaus. Der kurze Decembertag war verflossen, der Abend dämmerte, das Volk harrte aus in dem unfreundlichsten Wetter. Da schlägt es vom nahen Marienkirchthurm die fünfte Stunde nach Mittag und mit dem letzten Schlage ruft eine Stimme herab: „Unser ist der Sieg! Die lutherische Lehre ist freigegeben!" Im Jubel gerstreut sich der Volkshaufe, eilt zu den Seinigen und rühmt sich des Siegs.

Die beiden vertriebenen Prediger wurden zurückberufen und am 10. Juni 1530 mußte der Rath urkundlich versprechen, die Annahme der lutherischen Lehre unter allen Umständen zu vertreten, wofür ihm am 18. Februar 1531 von vier Bevollmächtigten aus der Bürgerschaft das Annexiegelöbniß des Gehorsams und der Ehrerbietung ward. Ein Dankfest, in allen Kirchen gehalten, bezeichnete tags darauf die Vollendung der Reformation Lübecks.

Unter diesen vier Volksrepräsentanten, die im Namen der Bürgerschaft dem Senat das Handgelöbniß ablegten, begegnen wir zum ersten male dem Kaufmann Jürgen Wullenwever, der zweifelsohne in den einleitenden Bewegungen keine untergeordnete, sondern eine Hauptrolle gespielt, aber nicht gesucht hatte, sich mit dem Pomp eines Bürgermeisters, was ihm ein Leichtes gewesen, an die Spitze der Republik zu stellen, da er die Seele der Demokratie war. Sie selbst rief ihn vielmehr zu dieser Würde auf.

Am Vorabend des heiligen Christfestes 1531 verließen die beiden Bürgermeister Brömbse und Plönnies heimlich die Stadt, weil ihr Ehrgeiz wie ihre Altgläubigkeit sich durch den Sieg des Lutherthums gekränkt fühlte. Daß dieser Schritt nicht in der reinsten Absicht geschehen, zeigten hinlänglich die geheimen Vorkehrungen, welche sie getroffen; auch hatte ja zwischen Rath und Bürgerschaft eine völlige Aussöhnung stattgefunden. Die Folge dieser Entweichung war, daß der Volksregierung der Weg gebahnt, der Rath schleunigst zusammenberufen wurde und die Ausschußbürger, geführt von Wullenwever, Aufschluß verlangten über die staatsverrätherische Flucht. Als der Senat hierüber keine genügende Antwort geben konnte oder mochte, wurden die Entwichenen für Staatsverräther erklärt und dem Senat neun Mitglieder zur Seite gegeben, damit er, wie das Grundgesetz der Verfassung befahl, aus 24 Personen bestehe.

Die politische Stellung der Hansa verlangte damals mehr denn je ein kräftiges Regiment, da die Niederländer auf der Ostsee den wendischen Handel an sich zu reißen suchten. Wullenwever's weitsehendes Auge mochte dies auch wol durchschauen — aber gestaltete sich vor des großen Mannes geistigem Blick ein anderes Lübeck oder gar ein anderer Norden? Genug, er wußte es dahin zu bringen, daß schon nach zwei Jahren der dritte Theil des Raths abdankte und am 21. Februar 1533 eine neue Wahl vorgenommen wurde, der zufolge acht Kaufleute ins Rathscollegium gewählt wurden, unter denen Wullenwever war, den vierzehn Tage später schon die Bürgermeisterwürde schmückte.

Um dem Sturze des hanseatischen Handels vorzubeugen, berief der thätige Mann schon in den ersten acht Tagen die Bürgerschaft aufs Rathhaus und schilderte hier in einfacher aber feuriger Rede die Gefahr, welche durch den wachsenden Verkehr der Holländer auf dem Baltischen Meere für die Hansen unausbleiblich entstehen würde, wenn diese nicht mit den Waffen ihre Rechte vertheidigten. Aufgeregt und ohne lange zu überlegen, ob ihre Kräfte dazu auch hinreichten, gaben die Bürger größtentheils ihre Zustimmung. Aber woher das Geld nehmen? Der Staatsschatz war gänzlich erschöpft und die vermögenden Patricier fanden weit an, sich mit dem „kühnen Demagogen" in ein Unternehmen einzulassen, dessen Gelingen höchst ungewiß war. Wullenwever wußte jedoch Rath: er lieh die während der Reformation eingezogenen silbernen Kirchengeräthe auf die Rüstungen verwenden und schonte selbst eines massiven metallenen Kron-

leuchtete in der Marienkirche nicht — ein Verfahren, wodurch er sich den Namen „Kirchenräuber" zuzog.

Mit dem ersten offenen Wasser stachen zwei lübeckische Orlogschiffe in See und durchkreuzten die Ostsee, aber ohne Erfolg; denn die Holländer, welche von dem Vorhaben in Kenntniß gesetzt waren, hielten ihre Schiffe im sichern Hafen zurück. Wullenwever verstärkte sodann die Flotte und gab Marx Meier — dem wir später in diesen Blättern eine Skizze zu widmen gedenken — den Oberbefehl; gleich darauf reiste er an den damals königlosen dänischen Hof, um die Regierung für sein Unternehmen zu gewinnen; hier aber schleuderte sein Rednertalent Vergebens rief er den Dänen die Hülfsleistungen des Hansen ins Gedächtniß; ihm wurde die ausweichende Antwort: „Der dänische Staat sei augenblicklich nicht im Stande, sich in die geforderten Verbindlichkeiten einzulassen; die Lübecker möchten sich so lange gedulden, bis der gewählte König Mittel zu ihrer Beruhigung fände." Diese Antwort mußte das Herz des ehrgeizigen Mannes mit Groll erfüllen, der noch dadurch gesteigert wurde, als Gustav Wasa, dem Lübeck in seinen Gefahren die wesentlichsten Dienste geleistet, ebenfalls das Hülfsgesuch wider die Holländer kurzweg abschlug. Solcher Undank mag dem grollenden Bürgermeister denn wol das stolze Wort entrissen haben: „Seine Stadt könne bald einen König machen oder abjagen, den sie allein zum König gemacht habe."

Obwol Wullenwever sich in seinen schönen Hoffnungen bitter enttäuscht sah, beschloß er dennoch, wenn es sein müsse, mit zwei Königreichen in den Kampf zu treten; wenigstens sollen darauf folgende Verse schließen, die er damals in Kopenhagen angeschrieben:

Rutsch, Hein und Iem, vergaß nicht!
Ik Holland grot, du Baben klok, de Ohren lik nicht!
Wenn zwei Könige in armada und den Seelen und [illegible]
Dann gewinnen —
Sind ihr noch gewaltige Herrn von Rußland gefallen.

Ehe Wullenwever jedoch Kopenhagen verließ, benutzte er die Stimmung des unzufriedenen Volks und trat mit den beiden dänischen Bürgermeistern Ambrosius Bockbinder *) und Jürgen Kock **) in nähere Gemeinschaft; dann erst verließ er die dänische Residenz mit dem festen Vorsatz: den Unwillen der beleidigten Republik vom ganzen Norden fühlen zu lassen und dem freien Bürgerthum einen glanzvollen Schauplatz zu eröffnen. Diesen Erwartungen wurde aber nicht entsprochen; deshalb lenkte er seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf Dänemark, richtigen Blicks ermessend, daß nach Demüthigung des dänischen Staats der niederländische Verkehr auf der Ostsee in sich selbst zerfallen müsse. Wenn nun auch die größere Hälfte der Hansen seiner Meinung beipflichtete, so waren doch wiederum andere bemüht, einen Vergleich zwischen Lübeck und den Holländern auszumitteln; es wurde demnach am 24. Februar 1534 ein Congreß nach Hamburg anberaumt und Burgund, Oesterreich, die Herzogthümer Holstein und Lauenburg wie auch die wendischen Städte Danzig, Rostock und Wismar sandten ihre Bevollmächtigten dahin. Der lübeckische Bürgermeister Joachim Gercken und der Rathsherr von Steten kamen, wie die Chronik meldet, „ganz ehrbar" in einem Rollwagen angefahren, Wullenwever aber — aus wohlbegründeter Absicht — sprengte sammt dem Senatsmitglied von Elpen und den beiden lübeckischen Stadthauptleuten Friedrich von dem Werder und Marx Meier in vollem Kurus unter einer Bedeckung von 60 abenteuerlichen Reitern mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel in die freie Elbstadt ein. Dieser ungewöhnliche Einzug mißfiel einigen Herren und gab dem boshaften Witz Gelegenheit, sich darüber mit beißenden Worten zu äußern. Doch schien Wullenwever gerade gewünscht zu haben; denn kaum waren ihm solche Aeußerungen zu Ohren gekommen, als er auch schon wieder Hamburg verließ und über Ottensen nach Lübeck zurückkehrte. Seine Collegen, die keine Vollmacht hatten, folgten auf kürzerem Wege. Auf diesen Verlust gründeten seine Feinde, die Anklagen, eine Anklage und drangen in den Rath, Wullenwever über die Vorgänge in Hamburg zur Rechenschaft zu ziehen. Kaum war aber der Bürgermeister in Lübeck angekommen und von dem Verhalten seiner Feinde unterrichtet, so berief er noch am bezeichneten Nachmittag den Konsel in der Marienkirche und hielt an die versammelte Menge eine Rede, die einer Schmähschrift, anwendbarer und einfach, aber, aus tiefer Ueberzeugung hervorgehend, mit hinreißender Gewalt der Herzen seiner begeisterten Zuhörer ergriff. Noch ehe der neue Morgen graute, floh schon ein Theil seiner Feinde aus der Stadt, andere wurden von dem erbitterten Volke ergriffen und ins Gefängniß geschleppt. Wullenwever's Feind-

*) Ein gebornter Lübecker.

**) Gemeinlich Master genannt, der [illegible] und [illegible] Chronik [illegible] als ein Engländer [illegible]

im Rathe abgelegt und der kühne Mann hatte errungen, wonach er geſtrebt: die Alleinherrſchaft.

Jetzt, als er nach allen Seiten freien Spielraum hatte, beſchäftigten ſich ſeine Gedanken einzig und allein mit dem däniſchen Kriege, und wirklich ſchien das Glück ihm auf einen Augenblick zu lächeln. Heinrich VIII., König von England, ſchickte ihm 100,000 Pf. St. als Kaufpreis für die von Marx Meier angebotene däniſche Krone. Es fehlte nur noch ein Feldherr fürſtlichen Geblüts und auch dieſer ward in dem Grafen Chriſtoph von Oldenburg, einem Seitenverwandten des däniſchen Hauſes, gefunden. Unter dem Vorgeben, den gefangenen König Chriſtian II. aus ſeiner Haft zu befreien, wußten Wullenwever und Meier den jungen Prinzen für ihren Plan zu gewinnen, daß er die Feldherrnſtelle annahm. Nun erſt, da alles eingeleitet war, machte der Dictator die Bürgerſchaft und den Rath mit ſeinem Plane bekannt. Einige ſahen wol das Gefährliche des Krieges ein, da Lübecks damalige Geldmittel ſolchen Entwürfen durchaus nicht gewachſen waren, ſie wagten aber nicht laut dagegen zu ſprechen. Nur ein einziger Senator, Lambert von Dahlen, konnte ſich nicht enthalten, auf die damit für die Republik verbundenen Gefahren aufmerkſam zu machen; doch wäre dieſer kecke Redner faſt ein Opfer ſeines Muthes geworden; denn kaum hatte er ſein Bedenken laut werden laſſen, ſo ward er ergriffen und an die Rathhausſäulen geſchleppt; nur Wullenwever, der ein gutes Wort für ihn einlegte, rettete ihm das Leben.

Marx Meier zog nun unverzüglich damit den blutigen Vorhang auf, daß er Holſtein verheerte, um, wie er ſich ausdrückte, den holſteiniſchen Adel für die Beleidigungen, die er dem Bürgermeiſter in Hamburg angethan hatte, zu ſtrafen. Bald fiel dann auch Chriſtoph in Holſtein ein, verband ſich mit Meier, bemächtigte ſich mehrerer Schlöſſer, plünderte einige Klöſter und zog dann wieder nach Lübeck zurück, um dem bisher nur kleinen Kriege eine großartige Wendung zu geben. Bereits hatten 21 hanſeatiſche Schiffe, das Triumvirat, Wullenwever, Meier und den Grafen Chriſtoph, nach Seeland zu ſchiffen, und ſchon am 1. Juli hielt es ſeinen prunkenden Einzug in die bezwungene däniſche Hauptſtadt. Während ſo überraſchend die hanſeatiſchen Waffen in der Ferne mit Glück gekrönt wurden, mußte Lübeck ſelbſt die verdrießlichen Folgen des holſteiniſchen Krieges erdulden: die Holſteiner belagerten die Stadt und ſchloſſen ſie immer enger ein. Wullenwever war, ſobald ihm das Vordringen der Feinde bekannt geworden, zurückgekehrt und wußte, um den däniſchen Krieg nicht aufzugeben, durch einen Vertrag den holſteiniſchen beenden. Unter Trompetenſchall ward der Friede in allen Straßen bekannt gemacht. Wullenwever aber ſprach in ſeinem Schmerz zu der jubelnden Bürgerſchaft: „Lieben Brüder, wir wollten wol mehr uns ausbedungen haben, aber die, ſo da herumſitzen, ſehen es für gut an, und ſo muß auch ich damit zufrieden ſein!“

Dies war die erſte Wolke, welche die Glückſonne des Dictators verdunkelte; raſch folgten ihr andere. Graf Chriſtoph erlitt mehrere Verluſte und Niederlagen und ſchon gaben die wendiſchen Städte, namentlich Hamburg, zu verſtehen, mit dem „frommen“ König Friedrich Frieden zu machen. Wullenwever bot ſeinen ganzen Einfluß auf, dies zu verhindern; leider erſchien aber um dieſe Zeit ein von dem entwichenen Bürgermeiſter Nikolaus von Bromble ausgewirktes Executorialmandat des deutſchen Kaiſers Karl V., worin ernſtlich befohlen wurde, alle Neuerungen in der Verfaſſung der Stadt binnen 6 Wochen und 3 Tagen aufzuheben. Wullenwever war gerade auf einer diplomatiſchen Sendung bei dem Herzog Heinrich von Mecklenburg; als er wieder heimkehrte, fand er ſeinen unausbleiblichen Sturz eingeleitet. Hier galt keine Rechtfertigung, das fühlte er wohl; aber dennoch ſtand er unerſchüttert wie der Fels, an dem ſich die Wogen ungeſtüm brandend bricht, in der tobenden Rathsverſammlung, hielt eine kurze Rede und legte die Bürgermeiſterwürde nieder. Keine Hand erhob ſich gegen den frühern Dictator; ein Beweis, daß das Gepräge wahrer Größe auf ſeiner Stirn leuchtete.

Freilich kann man nicht umhin, Wullenwever zu tadeln, daß er Lübecks Macht überſchätzt; allein ebenſo ſehr trifft auch die hanſeatiſchen Städte der Vorwurf, ſich da feig zurückgezogen zu haben, wo alles auf ihre kräftige Unterſtützung ankam. Hätte Wullenwever ein Jahrhundert früher gelebt, wer weiß, ob nicht ein glänzender Erfolg ſein Vorhaben gekrönt und Dänemark eine Republik geworden wäre! Dann würden die erkauften lübeckiſchen Chronikenſchreiber den großen Mann nicht mit ſo ſchwarzen Farben geſchildert haben, wie leider geſchehen.

Doch hatte der Rath noch ſo viel Wohlwollen und Achtung vor ſeinem geſtürzten Collegen, daß

er ihm die Amtmannsstelle in Bergedorf sicherte. Allein dem nach Thaten dürstenden Mann sagte das Stilleben nicht zu; auch kamen ihm um diese Zeit Briefe von dem Grafen Christoph und dem Herzog Albrecht von Mecklenburg, die noch immer Rozenhagen in Schach hielten und von den Veränderungen in Lübeck nichts wußten, zu Händen, worin sie ihn baten, Hülfstruppen zu werben.

Zufälligerweise hatte sich ein Haufe dienstloser Krieger im Lande Hadeln gesammelt; ihre Zahl war bis auf (sechs) Mann gewachsen; sie waren bereit, als Soldaten der Fortuna für den Meistbietenden in den Krieg zu ziehen. Wullenwever hatte sich mit ihnen in Verbindung gesetzt und kam bei dem Senat um die Erlaubniß ein, diese Söldner nach Dänemark führen zu dürfen. Seine Feinde hießen ihn in die Falle gehen. Nur ein einziger Mann in dem ganzen Rathscollegium meinte es ehrlich mit ihm und dies war der hochbetagte Bürgermeister Gercken. „Herr Jörg", warnte er, „ich will Euch rathen als treuer Freund, bleibt zu Hause und geht nicht haben!" Aber Wullenwever kannte seine Gefahr und antwortete: „Ich habe die Fähnlein nach Dänemark gelobet und will sie auch wieder herausschaffen!"

Er ging seinem Verderben entgegen. Kaum hatte er das bremer Gebiet betreten, so ward er, wie Gercken vorausgesagt, ergriffen und auf das Schloß Rotenburg, später nach Steinbrück, nunmehr Wolfenbüttel, geführt, wo er im grauenvollen Kerker zwei Jahre schmachtete. Seine Feinde in Lübeck triumphirten ob des gelungenen Bubenstreiches, seine Freunde schwiegen; nur sein Bruder Joachim, Rathsherr in Hamburg, war bemüht, den Unglücklichen zu befreien, aber vergeblich.

Räthselhaft scheint uns dies Verfahren und wir fragen uns, welcher Verbrechen war er denn schuldig? Seiner Absichten auf Dänemark oder seiner feindlichen Gesinnungen gegen den lübecker Senat? Von dem Erzbischof von Bremen wird er gefangen genommen; ihn hatte Wullenwever nie beleidigt; dem Herzog Heinrich von Braunschweig wird er ausgeliefert, der seinen andern Grund, ihn zu haben, hatte, als daß Wullenwever Protestant war; und in Wolfenbüttel wird ihm der Prozeß gemacht. Schon diese vielfachen Betrachtungen geben uns Veranlassung, zu glauben, daß der lübecker Rath gegen Wullenwever nicht auf rechtlichstem Wege verfahren ist.

Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, der entschiedene Feind aller Protestanten, ohne Religiosität, der seinen Bruder Wilhelm, des Erbes willen, zwölf Jahre in Gefangenschaft seufzen ließ, fand bald Mittel, von dem gefangenen Wullenwever ein Bekenntniß zu erzwingen; er ließ ihn auf die Folter werfen!

Zwei Briefe liegen uns vor, deren Echtheit durch einen Juristen bekräftigt worden ist, die Wullenwever aus seinem Kerker an seinen Bruder Joachim geschrieben; sie geben das getreueste Bild seines Seelenzustandes.

„Lieber Bruder!" schreibt er in dem ersten; „Gott sei Dank, ich bin noch gesund! Denn ich mußte noch eine »Reise«*) aushalten, als die von Lübeck hier waren am Sonnabend Morgen, und mußte geloben und schweren, nichts anderes zu sagen, denn als ich gesagt ward; wo ich ein Wort widerriefe, sollte ich in Peinen sterben. Dazu zwang mich Herzog Heinrich und Klaus Hermelink mit dem Büttel von Bremen. Nun habe ich zum dritten male auf die Leute aus Pein bekennen müssen und habe doch nichts anderes bekannt. Aber Gott wolle sich über mich erbarmen, weiß ich von Burgundisch oder Wiedertauf. Dies wollen Du eilig guten Freunde in Lübeck wissen lassen, es sei Dir gesagt, ich mußte nicht ein Wort in Gegenwart der von Lübeck sprechen und mußte Johann Kremer's Dich sein. Das muß Gott im Himmel erbarmen! Lieber Bruder, thu' um Gottswillen und laß 3 oder 4 fromme Leute an mein Buch gehen, daß sie lesen, was ich darin geschrieben habe, da ich Anno 1532 wider die Holländer zu Schiffe ging; ich will noch darauf sterben, daß meine Sache also steht. Was ich seit der Zeit, auch vor der Zeit aufgebracht habe, das finden sie in ihren Rechenschaften wohl; ich bin des gewiß, daß ich weder Schilling noch Pfenning habe, der ihnen gehört. Darum verbeut mir nicht sie zu Recht; können sie mir beweisen, daß ich ihnen was genommen habe, Du wolltest dazu helfen, daß sie mich über alle Diebe hängen' das Peter Schulten nachsuchen alle Schritt, die des Raths Rechenschaft belangen, ich weiß zur Rechenschaft wohl zu kommen. Was auch Jen, Mart Meier, Schreiber, bei sich hat, und Henrikus, das sie auch bei der Hand bleiben. Ich will ihnen bei Schillingen und bei Pfenningen Rechenschaft thun. Dann, lieber Bruder, laß dieses Schreiben niemand sehen; bei Deinem Leibe! sage, es sei Du von einem Glaubwürdigen gezeigt und

*) Barbarischer Ausdruck für Folter.

sende dem Knechte, der bei mir ist, einen Trauf-pfenning, einen Thaler, oder vier, der thut mir alles Gute. Die 8 habe ich empfangen. Lieber Bruder! dies ist die Summe davon, darauf magst du etliche Leute warnen und sehen in Hamburg mit zu: man will's wieder auf das Alte haben! Darnach wird man trachten, das ist die Meinung; in Lübeck, wirst du es am ersten finden, behalten sie ihren Willen. Bei deinem Halse, offenbare diese Dinge niemand, denn Du haben sie bei einem gehört, der hier war; dies weiß Gott, der mag helfen! Ich bin dreimal nicht anders als dem Tode vermessen gewesen."

Der zweite, muthmaßlich bald darauf geschriebene Brief, lautet wörtlich:

„Lieber Bruder! thu' bei Deinem Halse niemand wissen, was ich Dir geschrieben hab', daß sie mich den Morgen mit Peinen drängen, daß ich mußte sagen nichts anderes, als sie mich fragten. Ich mußte wieder in die Pein, da es auskame, und käme um den Hals. Ich mußte wohl sagen, was sie hören wollten, auch nicht ein Wort anders. Sage bei Leibe nichts vom Herzog. Klaus Hermelink und Krevet haben es also gepflogen. Laß es Stortelberg wissen, niemand anders! Hast Du es jemand geschrieben oder gesagt, dem schreibe, daß sie stillschweigen! Du mußt durch den Markgrafen Herzog Henrich willen oder ich komme um den Hals, wenn ich auch zwei Könige von England zu Hülfe hätte. Lieber Bruder, laß gute Freunde an das Buch kommen, da aufsteht Anno 1533. Verbent mir zu Recht, bin ich ein Dieb, Du wollest mir helfen an den Galgen, bin ich ein Verräther, auf ein Rad, bin ich ein Wiedertäufer, ins Feuer. Bromble und Krevet, die es treiben, die wissen es wohl anders; denn es ist darum zu thun, daß man Burkhardt Wiede, Herman Stemme, Henrich Adermann und Ludwig Taschenmacher*) will um den Hals bringen. Dies schreib' Obert Stortelberg, daß er bei seinem Halse niemand von Dir und mir was melde. Gott mag helfen und wolle uns lassen fahren unsere Unschuld! Meine Sache kann noch gut werden, so ich Herzog Henrich nicht erzürne!"

Aus diesen beiden Briefen ersehen wir, wie das Gemüth des sonst so unerschrockenen Mannes durch mannichfache Leiden gebeugt worden war und daß er noch immer auf die Rechtlichkeit des lübeckischen Senats hoffte. Diese Briefe bleiben uns ein Denkmal seiner Unschuld.

Nicht ohne Rührung kann man die Verse lesen, die Wullenwever kurz vor seinem Ende mit Kohle an die Kerkerwand geschrieben:

Kein Dieb, kein Verräther, kein Wiedertäufer auf Erden
Bin ich niemals gewest, will's auch nimmer befunden werden!
O Herr Jesu Christ, der du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben,
Ich bitte dich durch deine Barmherzigkeit, du wollest Zeugnis von der Wahrheit geben!

Aus dem Bekenntniß aber, das man von ihm durch die Folter erpreßte, geht zur Genüge hervor, daß man an ihm einen Justizmord begangen; nicht das, was er gethan, sondern was er beabsichtigt haben sollte, machte man ihm zum Verbrechen. Aus diesem Grunde möchte es ein doppeltes Interesse haben, das Original dieses Bekenntnisses dem Leser mitzutheilen. Es lautet wörtlich also:

„We vel Jürgen Wullenweber na siner veleföldigen begangener misshandlinge andere mehr Artickul buten ock in den synen bekant u togestanden, so wollen doch de gesanten des Ehrbaren Rades der lovelichen Stadt Lubeck bevulten thom dele, dewile de gruwamlick unde wittewitig the doren sind, hirmede overgan, aber vorsulten hermede unbegeven hebben darum protesterende, u. upgemeldeten Jürgen Wullenweber nich mehr, denn so vele de unter andern up de Stadt Lubeck buten u. ane synne bevel u. openlick bekant u. thegestanden, ock darup sin leste end u. servent nemen wolde, mit navolgenden Artickeln pinlick angeclaget u. vervolget hebben, alse nemlick: Int erste bekant, dat he enen hupen landesknechte by nachtliden wemelicken in de Stadt Lubeck dorch dat wieken dhor sinen u. bringen wolde. — Tom anderen Artickel wolde he Her Nicolawen Bromsen mit dem elden Rade u. alle eren anhengers dasulvest ermurget u. tod geschlagen hebben. — Tom derden wolde he de Stadt Lubeck ingenamen u. sick vor den oversten Regenten darinne gesettet hebben. — Tom verden, wanner he de Stadt alse mechtig worden, wulde he de weddersetsche*) manck de borgermanngefangen, u. — durch galgen u Rait gewungen hebben, alles sulver

*) Burmeisterlich, schlau wie Stortelberg und Wullenwever ist Bromble nicht.

*) So hat damals, wo von allen Kanzeln gegen die Wiedertäufer gepredigt wurde, kein besseres Mittel, ihn beim Volke verhaßt zu machen, als wenn man ihn für einen Wiedertäufer ausgab.

Dritte Scene.

Toms, dann Toby, zuletzt Ephraim. Die Vorigen.

Toms (ſchnell und ängſtlich zu Harry).

Gnädiger Herr, der Herr Vater laſſen bitten —

Harry.

Mein Vater befiehlt. Biſt Du meines Vaters Bedienter? Du trägſt Dich wie ein Bettelvogt.

Toms.

Gnädiger Herr, ich beſchwöre Euch, es iſt eben etwas vorgefallen —

Harry.

Ein Riegel vor das Schloß Eurer Diebereien wahrſcheinlich?

Toby

(ſtürzt ebenſo aufgeregt und verwirrt herein).

Gnädiger Herr, der Herr Vater bittet dringend, daß Ihr kommt —

Harry.

Verlangen, Burſch.

Eliza (beſorgt).

Was iſt denn?

u golde up enen hupen up dem market bringen unde uplegen laten. — Tom vosten erfulvige alsdenn gebeiet u. gepartet hebben."

Hierneben hat Wullenwever mit eigener Hand geschrieben: „Desse baffen Kreffens artikel alle u idere bekundet hebbe ich bekant [u. sin alle war*)] in dem vinen u. darbuten, dan wi also war, dat my Ghot helppe, ditt wi myn eyden dant.

Jurgen Wullenwever."

Dies Bekenntniß übersandte der Herzog von Braunschweig dem lübecker Senat und dieser wußte nichts Eiligeres zu thun, als die Bürgerschaft ans Rathhaus zu rufen und ihr das Schriftstück vorzulesen; es war am 11. Mai 1537. Gleich darauf wurden von Lübeck nach Wolfenbüttel Gesandte geschickt, unter denen sich auch der Stadthauptmann Klaus Hermelink befand; aber anstatt für Wullenwever's Rettung zu sprechen, sprach ihr Privatha gegen ihn. Ja es ging sogar der Rechtsgang den lübecker Herren viel zu langsam; in einem Briefe vom 17. Mai 1537 an den Stadthauptmann bemerkten sie: „Wir wolle allen Fleis anwenden, das der Rechtstag in guter Zeit und zum Nutzen ihrer Stadt angeschrieben werde."

So geschah es denn auch. Mit dem Morgengrauen des 24. September 1537 versammelte sich das Landgericht des Herzogs auf dem Zollhofe und klagte Wullenwever der bereits mitgetheilten fünf Punkte an. Nach Verlesung der Anklage gab Wullenwever, wie sehr ihn auch eine zweijährige Kerkerhaft geschwächt, in kräftigen Worten bündigen Bescheid. „Ich bin nach meiner Abdankung", sagte er, „ein zu geringer Mann gewesen, um zwischen fremden Mächten Zwiespalt anzurichten; gegen den Herzog habe ich früher zwar, wie aller Welt bekannt, Krieg geführt; habe ich dadurch den Tod verdient, so will ich gern sterben, obwol ich es dem Gewissen eines jeden anheimstelle, in wessen Namen und Gewalt ich die Fehde begonnen. Nie ist mir aber in den Sinn gekommen, den Adel in Holstein zu verfolgen, ebenso wenig den mit dem Rathe zu Lübeck geschlossenen Vertrag zu brechen und meinen Stuhl an Stelle des Königs zu setzen. Ich bin kein Dieb, kein Verräther, kein Wiederkäufer, darauf will ich sterben und alles Gott anbefehlen."

*) Diese Worte bilden eine Randnote und der Schreiber bezeugt, mit welchem Widerwillen Wullenwever die Niederschrift vollzog.

Aber jede Widerlegung war hier vergeblich. Der lübeckische Abgesandte, Klaus Hermelink, trat gegen ihn auf und erklärte seinen Widerruf für falsch, weil er stets treulos gewesen," und das Gericht ließ den Scharfrichter das Urtheil fällen, unterschrieb es sodann fast ungelesen und befahl dem Verurtheilten, dem Henker nach dem Richtplatz zu folgen. Als Wullenwever am Hochgericht der lübeckischen Gesandten ansichtig wurde, die höhnisch-furchtsam auf ihn herabblickten, rief er ihnen zu: „Danach habt ihr, Klaus Hermelink und Johann Krevet, lange getrachtet, wol vier Jahre, daß ihr wolltet bei Nachtzeit in mein Haus fallen und mich binden — aber Gott der Allmächtige wollte das nicht zugeben! Nun ist es euch doch gerathen, das will ich Gott geben! Ich sage euch vor der ganzen Welt offenbar, daß die letzten Artikel nicht wahr sind! Ich sage euch vor der ganzen Welt, daß ich diejenigen, die ich in meinem Gefängniß habe beschuldigen müssen, aus Natur und zur Rettung meines Leibes beschuldigt habe" . . . Hier hielt Wullenwever inne; aber diesen Augenblick benutzte Hermelink, der Wullenwever's Einfluß auf das Volk auch seine Rede kannte, und erinnerte den Henker an seine Pflicht. Da blickte Wullenwever mit Verachtung auf die Repräsentanten des lübeckischen Staats und sprach: „So sagt denn euren Herren, daß bis zum letzten Athemzuge das Wohl der freien Stadt mich geleitet, und möge Gott ihnen vergeben, wie ich es thue!" Dann faltete er die Hände zum Gebet, kniete nieder und sein Haupt rollte in den Sand.

So starb der große Staatsmann, den das freie deutsche Bürgerthum hervorgerufen, den Tod des gemeinen Verbrechers. Seine Leiche wurde geviertheilt und auf vier Räder gelegt. Was Wullenwever gewollt, unterliegt seinem „Inwendigen auf den freien Bürgerthum des Meeres wollte er die Macht seiner Vaterstadt begründen. Dahin ging sein Streben.

Wullenwever hatte im fünfundvierzigsten Lebensjahre. Er war mit der Wittwe Borchdorp, geborenen Plume, verheirathet. Von seinen Aeltern, seinem Geburtsort, seiner Jugendbildung wissen wir nichts. Daß er nicht in den „großen Herren und Junkern" geboren habe, obwol er ein Kaufmann gewesen, erzählen uns die lübeckischen Chronikenschreiber einstimmig; was uns aber die oberflächlichste Beobachtung lehrt, daß er mit seinem geringen Grad von wissenschaftlicher Bildung, Muth, Staatsklugheit und Rednertalent begabt

gewesen, davon schweigen alle Chronisten absichtlich. Nur Hans Rehmann scheint anderer Meinung gewesen zu sein, wenn er mit schlichten, einfachen Worten klagt:

Die von Lübeck mögen in allen Tagen
Den Tod ihres Jörg Wullenwever beklagen!

Heinrich Asmus.

Die Erdbeben und ihre Ursachen.

Von Richard Pohl.

I. Die geologischen Hypothesen.

(Fortsetzung.)

Man ersieht hieraus, daß es für die Betrachtung unserer terrestrischen Vorgänge gleichgültig ist, wie es hier im Innern aussieht; ob, wie Leslie will, das hohle Erdinnere mit Gasarten von ungeheurer Repulsivkraft (über ungeheuern Temperatur entsprechend) angefüllt ist oder ob, wie Karl Vogt annimmt, das Centrum aus einer flüssigen Masse besteht, die nur das Doppelte von der Temperatur besitzt, welche wir in 5 Meilen Tiefe finden würden; oder ob endlich, nach Volger, nur ein kleiner flüssiger Kern noch vorhanden, der, von der erstarrten und demnach zusammengeschwundenen Schale möglicherweise abgelöst, im Halley'schen Sinne auch frei schweben dürfte — so wie der Saturn in seinem Ringe —, ohne die Theorie der Vulkanitäten zu irritiren.

Wir können die Volger'sche Theorie hier nicht in ihren Einzelheiten verfolgen. Daß die Erdwärme in der Tiefe bedeutender sei als an der Oberfläche, leugnet auch er natürlich nicht, bezeichnet aber als ihre Quellen: Verdichtung, Bewegung und Stoßumlag, d. h. mechanische und chemische Vorgänge. In Bezug auf die Verdichtung können wir ihm abermals beistimmen, ohne die vulkanische Theorie zu alteriren. Denn die schon oben citirte neueste Abhandlung über die Erwärmungsumstände der Weltkörper (von Ferdinand Redtenbacher in Karlsruhe) beweist mathematisch, daß die Wärmeentwickelung der Weltkörper überhaupt eine Folge rein mechanischer Vorgänge sei, welche durch die allgemeine Gravitation nothwendig entstehen mußte. Diese Wärmeentwickelungen sind aber so ungeheuer, daß sie alle bisherigen geologischen Hypothesen über den anfänglichen Temperaturgrad weit hinter sich lassen. Jetzt, nachdem seit Jahrtausenden offenbar ein Gleichgewichtszustand eingetreten ist, spielt die noch vorkommende Verdichtung nur eine verhältnißmäßig kleine Rolle gegenüber dem bereits im Ballungsact Geleisteten und im Erdinnern dauernd Erhaltenen. Was dagegen den Stoßumlag, d. h. die chemischen Vorgänge, als Wärmequelle betrifft, so ist auch diese Hypothese bereits eine alte. Sir Humphry Davy und Ampère waren die eifrigen Vollender und geistreichsten Vertechter der chemischen Theorie der Vulkane, und Humboldt sagt, daß es ein wehmüthiges Gefühl erregt, wenn man lese, wie Davy in seinem letzten Werke seiner kühnen chemischen Hypothese selbst entsage.

Wenn aber unter andern Volger behauptet, daß nichts uns berechtige, von der bekannten Wärmezunahme in den oberen Erdschichten auf das Innere zu schließen; daß für die Fortentwickelungsverhältnisse der Erde die Annahme oder Verwerfung der Gluttheorie keine Bedeutung habe; daß auch ohne jenen Gluthzustand sich die Erde nicht anders konnte entwickelt haben, als sie sich entwickelt hat; daß überhaupt nichts uns zu der Annahme eines jetzt noch glutflüssigen Zustandes im Erdinnern berechtige, so sind das eben Behauptungen, auf die man einfach erwidern kann, daß uns allerdings sehr vieles zu dieser Annahme berechtige, schon aus dem einfachen Grunde, weil sie berühmtesten Geologen nicht ein halbes Jahrhundert sich mit dieser Theorie beschäftigt haben würden, wenn — „nichts dazu sie berechtigte!"

Das vom Verfasser vielleicht erwartete Aufsehen hat sein Buch keineswegs gemacht. Es wurde besprochen, vom Laien verwundert angestaunt, gerühmt oder getadelt, hat aber die Geologie keineswegs umgestaltet. Die Vertreter der Kraft- und Stofftheorie, Louis Büchner an der Spitze, haben diese neue alte Theorie mit Enthusiasmus begrüßt; sie fanden, „daß sie den materialistisch- und sensualistisch-philosophischen Meinungen unendlichen Gewinn bringen würde", und erwarteten einen epochemachenden Effect. Dieser ist aber bisher ausgeblieben, was an sich freilich noch nichts gegen die Theorie beweisen würde, da das Größte und Gelungenste „totgeschwiegen" werden kann, wenn seine Zeit noch nicht gekommen ist. Doch vermuthen wir, daß Volger's Theorie nicht zu früh, sondern vielmehr zu spät gekommen ist; denn absolut Neues hat er nicht gebracht, sondern nur das bereits Vorhandene in neuen, geschickten Combinationen. Auch die Opposition, die er im allgemeinen gegen die „naturwidrige Geologie der Revolutionen und Katastrophen" macht, ist nicht neu. Schon der Engländer Lyell stellte ein System auf, nach welchem

alle geologischen Phänomene nur durch heute noch wirkende Ursachen hervorgebracht seien, welche stets in gleichem Maße, in gleicher Stärke und in gleichem Umfange wie jetzt gewirkt haben sollen.

Ohne Verdienst ist deshalb die Volger'sche Arbeit nicht, nur ist ihre directe Wirkung geringer anzuschlagen als ihre indirecte. Sie hat zur Folge gehabt, daß die Vulkanisten, welche gar keinen Widerspruchs mehr gewärtig waren und in ihrer Siegesstrunkenheit beispielsweise immer weiter und weiter bauten, daran erinnert wurden, daß auch jetzt noch entgegenstehende Meinungen nicht nur möglich sein, sondern mit vollem Grunde vertheidigt werden können. Und darin ist ein Vortheil in künftigen Fällen, die Resultate der bisherigen Theorie aufzufordern; und in der That kann auch manches zu kühn Behauptete oder zu weit Gehende fallen, ohne daß deshalb das ganze geologische Gebäude der Neuzeit erschüttert zu werden braucht. Es wird schließlich eine Action zwischen Neptunisten und Vulkanisten zu Stande kommen müssen, bei welcher beide gewinnen können.

Volger hat seit Veröffentlichung seines ersten großen Werkes auch nicht geruht. Wohl wissend, daß die Hypothesen der Vulkanisten von jeher ihre Hauptstützen in den Erscheinungen der Erdbeben fanden und daß Werner's Neptunismus hauptsächlich deshalb so schnell fallen mußte, weil er viele Hauptwaffen der Gegner in ihrer Bedeutung weit unterschätzte, hat sich Volger zunächst ans Werk gemacht, um sich seinen Gegnern eine Theorie der Erdbeben aufzustellen, welche allen bekannten Erscheinungen, Gründen und Gegengründen Rechnung zu tragen sucht und doch lediglich auf dem Neptunismus fußt.*) Nach ihm soll das Wasser die Ursache aller Erdbeben sein, und zwar nicht indirect, durch Entstehung von Wasserdämpfen im Erdinneren, sondern durch Auslaugen des Bodens, wodurch im Innern Gänge und Höhlen entstehen, welche dann plötzlich zusammenbrechen und Erschütterungen, Senkungen, Verschiebungen u. s. w. hervorbringen, analog den Bergstürzen auf der Oberfläche.

Auch dieser Versuch einer Rehabilitirung älterer Ansichten ist nicht ohne erspriessliche Folgen geblieben. In neuester Zeit erschien ein Werkchen über die Ursachen der Erderschütterungen von [illegible] Ringe (im Odenwald), welches die Erscheinungen sämmtlicher in den Jahren 1850—57 bekannt gewordener Erdbeben tabellarisch zusammenstellt und hieraus Resultate zieht, die theils für, theils gegen die Neptunisten sprechen. Die Darstellung ist durchaus objectiv: Volger's Theorie wird gebührend berücksichtigt, ohne sie zu überschätzen. Der Verfasser hat somit eine wohlthätige Revision des bisher Vorhandenen, gestützt auf die neuesten Erfahrungen, gegeben, und die von ihm mit großem Fleiß und mit wissenschaftlichem Scharfe und Umsicht zusammengestellten Resultate sind es, welche wir im folgenden Referat in gedrängter Uebersicht wiedergeben wollen, so durch das Ringe'sche Werkchen der neueste Standpunkt der Erdbebenfrage klar und eindringlich dargestellt erscheint.

*) Der Titel ist: „Untersuchungen über das Phänomen der Erdbeben in der Schweiz", von Dr. W. H. C. Volger (drei Theile, Gotha, J. Perthes, 1856).

Blumen und Blüten.

Auf allen Gebieten des Wissens hat sich seit einem Jahrzehnt ein Zug nach Popularisirung geltend gemacht, man stieg vom Katheder herunter, trat mitten unter das Volk und versuchte mit mehr oder weniger Glück seine Sprache zu reden. Besonders über die Männer der Naturwissenschaft kam ein wahres Prunken, und wie dies einst aus Schlichten Rednern große Männer gemacht, so wurden jetzt aus großen Gelehrten schlechte Redner. Leider ist aber auch die Gefahr, die in solcher „Popularisirung der Wissenschaft" liegt, nicht immer vermieden worden: die Gefahr, in das Süßliche, Triviale und Phantastische zu fallen. Gibt es doch Naturgeschichten im Stil von Anderson's Märchen!

Unter den wenigen, die der Wahrheit und Natur treu blieben, hat es besonders H. Auerswald in seinen „Botanischen Unterhaltungen" verstanden, in einfach schlichter und dennoch wissenschaftlicher Weise uns das innerste „Leben und Sein" unserer heimatlichen Pflanzenwelt darzulegen; und daß auch endlich dafür das Interesse im Steigen ist, bewiest die freundliche Aufnahme, welche dieses Werk überall gefunden, das jetzt bereits im Hermann Mendelssohn'schen Verlag in zweiter umgearbeiteter und vermehrter Auflage erscheint.

Schiller schrieb einst an seine Lotte: „Nur durch das, was wir ihr leihen, zeigt und entzückt uns die Natur. Die Anmuth, in die sie sich kleidet, ist nur der Widerschein der innern Anmuth in der Seele ihres Beschauers, und großmüthig küssen wir den Spiegel, der uns mit unserm eigenen Bilde überrascht. Wer würde auch sonst das ewige Einerlei ihrer Er-

ſcheinung ertragen, die ewige Nachahmung ihrer ſelbſt!" Aber die Natur hat noch einen andern Zauber, wenn wir ihr ins Herz ſehen und den leiſeſten Pulsſchlag, den ſchwächſten Athemzug belauſchen können! Ein ſinniges Gemüth wird davon auf das wunderbarſte gefeſſelt, und dieſer Zug zum Lauſchen und Horchen trieb auch Goethe immer wieder zur Natur, bis er ihr Hülle, räthſelhaftes Walten erforſcht und durch ſeine „Metamorphoſe der Pflanzen" bewieſen konnte, wie auch ein Dichter heilige, unwandelbare Naturgeſetze entdecken kann, denen bisher ſo viele Gelehrte vergeblich nachgeſpürt.

„Wer im ungeſchlichteten Zwiſt der Völker nach geiſtiger Mute ſtrebt, verſenkt gern den Blick in das ſtille Leben der Pflanzen und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken", bemerkt Alexander von Humboldt, und ſo mögen uns Auerswald's „Botaniſche Unterhaltungen" doppelt willkommen ſein, ſie führen uns in ein Stilleben, das uns den nahenden Sturm da draußen auf einen Augenblick vergeſſen läßt.

Wohin wir uns in dieſer ſchweigſamen und doch ſo beredten Welt wenden, überall treffen wir alte liebe Bekannte, das Veilchen, den Holunder, die Lilie. Der Verfaſſer ſagt von der letztern: „Das Vaterland der weißen Lilie iſt das ſüdliche Europa, der Orient und Oſtindien" und fährt dann fort: „Ihren ſtarken aromatiſchen Geruch verdankt ſie einem ätheriſchen Oel, welches in ihren Blütenhüllen verbreitet iſt und infolge ſeiner Flüchtigkeit von unſerm Geruchsnerven wahrgenommen wird. Das auffälligſte Beiſpiel der Verflüchtigung eines ätheriſchen Oels aus einem großen Theile einer pflanzlichen Individuums liefert der Diptam (Dictamnus Fraxinella P.), deſſen Oel in ſo reichlicher Menge hier wird, daß die die Pflanze umgebende Atmoſphäre ſich nach der Erzählung Linné's entzünden läßt. Seine Tochter ging nämlich eines Abends mit einem brennenden Licht in den Garten und kam mit ihm dem Diptam ſo nahe, daß eine flüchtige Flamme an ihm emporſchlug. Man kann alljährlich bei eingetretener Dunkelheit dieſelbe Erſcheinung wiederholt ſehen, aber gleichwol ſcheint die ganze Lufterzündung nur auf einem Irrthum zu beruhen. Hält man nämlich das brennende Schwefelhölzchen oder das Licht unmittelbar über die Pflanze, ſo erfolgt nie eine Entzündung, was doch wol der Fall ſein müßte, wenn die Luft ſelbſt entzündbar wäre; bringt man dagegen das Feuer unmittelbar an die Pflanze ſelbſt, ſo ſchlägt von dem Punkte der Berührung aus eine Flamme nach oben, unterhalb dieſer Stelle kann man eine zweite Flamme erzeugen und auf der andern Seite derſelben auf gleiche Weiſe eine dritte oder auch eine vierte Flamme. Es dürfte demnach die ganze Erſcheinung kaum etwas anderes ſein als ein Abbrennen der in unendlich großer Zahl über den ganzen Blütenſtand verbreiteten Oeldrüſen, welche auch in der That nach dieſem Vorgange ſämmtlich geplatzt erſcheinen. Daß gleichwol das ſich verflüchtigende Oel bei dieſer Entzündung irgendeinen Antheil nimmt und die Flamme wenigſtens vergrößern hilft, ſcheint uns andererſeits dadurch erwieſen, daß es uns gelang, dieſe Entzündung an einer Pflanze zu bewirken, welche wir abgeſchnitten und an einen andern Ort gebracht hatten. Jedenfalls dürfte es ganz intereſſant ſein, hierüber noch nähere Beobachtungen anzuſtellen."

Mit großer Feinheit und Anſchaulichkeit iſt das Wachſen und Entfalten der einzelnen Blumen geſchildert und wir verfolgen ſie vom erſten Keimen bis zur vollſten Blüte, ſodaß uns das Goethe'ſche Wort lebhaft vor die Seele geführt wird:

Und umſchaufen das Geſchaffne,
Damit ſich's nicht zum Starren waffne,
Blitt ewiges lebendiges Thun.
Und was nicht war, nun will es werden,
Zu ſeinen Sonnen, farbigen Erden,
In ſeinem Kreiſe darf es ruhn.

Gerade der Farbenreichthum der Pflanzenwelt iſt ein ewiges und noch nicht genügend aufgeklärtes Wunder. Auch Auerswald ſchenkt dieſem Abſchnitt beſondere Aufmerkſamkeit. Betrachten wir die Pulmonaria (Lungenkraut), die durch ganz Deutſchland und darüber hinaus in Laubwäldern lebt und von Ende März bis Ende April, ja ſelbſt bis Anfang Juni ihre Blüten entwickelt, ſo tritt uns bei dem erſten Blick den wir auf ihre Blumenkrone werfen, ein Verhältniß ganz eigenthümlicher Art entgegen, denn wir ſehen die einen rothroth, die andern violett, und zwar ſind die oberſten (alſo die zuletzt aufgeblühten) die rothfarbigen, die untern ſtets die violetten; doch auch erſtere ſollen ihre Rothfarbe nicht lange behalten, denn gar bald nach dem Aufblühen vertauſchen ſie dieſelbe mit der Farbe der untern Blüten, welche gleichfalls roſa gefärbt waren. An den Veilchen finden wir daſſelbe Naturſchauſpiel, waren auch nicht bei allen Arten die entwickelten Blüten erſt roth, ehe ſie ihr liebliches Blau annahmen, ſo waren doch wenigſtens die Blütenknoſpen vor ihrer völligen Entfaltung roth gefärbt.

„Woher dieſe Erſcheinung rühre, iſt noch nicht ermittelt, wir wiſſen nur, daß alle die mannichfachen Farben der Blumenblätter einander ſehr verwandt ſein müſſen, wenn ſie nicht gar auf einen und denſelben Stoff zurückzuführen ſind; denn gar viele Pflanzen variiren in den verſchiedenſten Farben. Selbſt unſere gewöhnliche Kornblume findet ſich zuweilen mit weißer, braunvioletter und andern Farben. In einzelnen Fällen können wir ſogar die Farben der Blüten künſtlich verändern. So laſſen ſich z. B. die rothen Hortenſien durch eiſenhaltige Erde in blaue umwandeln. Wir können hieraus ſchließen, daß die Bodenbeſtandtheile wenigſtens bisweilen einen Einfluß auf die Mannichfaltigkeit der Blütenfarben ausüben."

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Ein Ball im berliner Opernhause.

„Ein drolliger Einfall", sagte der „Stille", der während der ganzen halben Stunde, in der wir nun schon, aus dem Gewühl des Saales geflüchtet, in der Loge saßen, geschwiegen, an dem Gespräch, so lebhaft es geführt wurde, keinen Theil genommen und nur „beobachtet" hatte. Der Stille ist der geborene Beobachter, ein kleiner, hagerer Mann, schwarzhaarig, mit einem leichten Anflug von Grau, denn er ist über vierzig Jahre hinaus, von phlegmatischer Gemüthsart, er trägt eine Brille und besitzt ein ansehnliches Vermögen. Er fehlt bei keinem öffentlichen Fest, um den Charakter desselben zu studiren, denn Hunger und Liebe, pflegt er zu behaupten, sind die beiden bewegenden Kräfte jeder cäsarischen Weltepoche, auch der, in welcher wir leben. „Ein drolliger Einfall", sagte er noch einmal, „und echt römisch".

Dieser Zusatz rief bei uns allen ein herzliches Gelächter hervor, sie aber lachte am hellsten. Wer ist sie? fragt meine Leserin. Ich will Ihnen zuerst sagen, was sie trug. In ihrem braunen griechischen Haar hatte sie einen frischen Epheukranz, ihr weißes Kleid war mit Blumenbouquets aufgeputzt, sie war eine der am einfachsten gekleideten und keineswegs die schönste Dame im Saale. Dafür war sie mit dem Saale desto bekannter und bewies, wie ihr Nachbar vorhin bemerkt, das beneidenswerthe Vorrecht in unseren Tagen: sie braucht keine politische Meinung zu haben; sie ist eine Sängerin.

„Politische Meinung auf einem Ball? Sollen die Frauen auch Politik treiben?" hatte sie darauf geantwortet. „Die Frauen gehören dem Hause an oder der Kunst."

„Und Aspasia in Athen trieb wol nicht Politik? Es ist eine hübsche Geschichte, daß sie die Atrikskaten der Verführung der Jugend anklagten und Perikles, ihr Freund, der große Redner und damals der mächtigste Mann in Athen, selbst auf die Rednerbühne ging, sie zu vertheidigen. Aber der Schmerz überwältigte ihn, er vermochte nicht zu sprechen; er weinte nur und verhüllte sein Antlitz."

„Und was that das Volk?"

„Das Volk sprach Aspasia frei, es kannte ja das Preußische Landrecht noch nicht."

„Bravo", sagte sie, „die Athener sollen leben!"

„Und Thaïs, kennen Sie Thaïs?" Das verneinte sie. „Thaïs war eine Balletttänzerin aus Korinth, eine griechische Pepita. Sie liebte das Reisen und war mit Alexander dem Großen zur Eroberung des persischen Reichs ausgezogen."

„Aber was sind das für langweilige Geschichten!"

„Langweilig? Meinen Sie, ein Subscriptionsball im berliner Opernhause wäre das Ideal eines Festes?

Perlen trug sie in den Haaren, Thaïs nämlich, singt Heine —

Perlen trug sie in den Haaren,
Die buschantisch aufgelöst,
In der Brautnacht, als sie tanzte
Zu Persepolis und Fest.

In die Königsburg geschleudert
Ihre Fackel, daß sie prasselnd
Hell in Flammenliede aufschlug,
Wie ein Fenerwerk zum Feste.

„Das war ein Fest!" sagte ein anderer. „Das Haar buschantisch aufgelöst! Wie zahm sitzen Ihre Scheitel und Flechten! Selbst die Locken wagen hier nicht lustig zu flattern, sie fürchten den Stab des Ceremonienmeisters."

„Und die vielen Officiere. Diesmal herrscht die Uniform vor, der Frack ist glücklich auch aus diesen Räumen verdrängt. Es geht ein dunkles Gerücht, die Frauen des Vaterlandes hätten beschlossen, bei der Noth des Vaterlandes in diesem Jahre keinen Subscriptionsball mitzumachen, sondern das Geld, das er ihnen kosten würde, dem Nationalfonde zuzuwenden."

Hier war es, wo der Stille mit seinem „Ein drolliger Einfall und echt römisch" einfiel. Und nun machte nicht nur unser Gelächter dem Gespräch auf eine Weile ein Ende, denn eben jetzt ist auch der „Umgang" der höchsten Herrschaften durch den Saal in Bewegung. Der König, der von seinem Unwohlsein noch angegriffen aussah, blieb in der Loge. Steif, ceremoniös bewegte sich der Zug. Steif, ceremoniös grüßte das Publikum. Wie immer war der weite Raum, Parquet und Bühne sind zu einem Saale vereinigt, glänzend erleuchtet. Auf einer Treppe, die ein rother Teppich bedeckt, steigt man in die Logen des ersten Ranges hinauf. In den Corridoren bilden dunkelgrüne Topfgewächse eine Art Laubgang, den hinter den Hintergrund der Bühne schließt die Decoration einer italienischen Landschaft. Dann ist die Estrade für die Musiker, unterhalb derselben blüht ein Meer prächtiger Maiblumen und Tulpen. Eine gepuzte Menge wallt auf und ab, Gewänder in allerlei Farben und Stoffen, viel Perlen, Edelsteine und Sammetmantillen blitzen und wogen, zuweilen tanzen einige Paare, meist nur ein Officiere und Tänzerinnen.

„Wie ist das alles nüchtern und kalt!" hub mein Nachbar wieder an. „Ist das ein Fest? Keiner spricht laut mit dem andern, nur ein Geflüster geht durch den Saal. Die Musik mag trefflich sein, aber sie ist nicht lärmend und berauschend. Ein Fest ohne Gelage, ohne Gläserklingen, ohne Trinken."

„Nordischer Carneval. Die Nordländischen haben keine rechte Lustigkeit und verstehen es nicht, Feste zu feiern."

„Verstehen es nicht? Waren Sie während des Kunnerfestes hier? Haben Sie den großen Commers von 1860 mitgemacht?“

Unsere Freundin lachte über diese Zusammenstellung eines Studentencommerts mit einem Opernhausball einmal wieder viel heller mit ihrer silbernen Stimme, als es sich in diesen Räumen schicken wollte.

„Zu einem Feste gehört entweder die Gemütlichkeit oder der großartige Lärm, der bacchantische Jux. Wenn Ludwig XV. mit der Marquise von Pompadour und einigen guten Freunden sich an die kleine reichgeschmückte Tafel setzte, die in seinem Schlosse zu Meudon aus dem Boden emporstieg, sobald er darauf klopfte: so mag das ein artiges Fest gewesen sein, wo besserer Champagner floß als hier und viel Geistreiches verplaudert, denn die Marquise war eine philosophisch gebildete Dame, seine schlechte Schauspielerin und liebte die Politik.“

„Schon wieder die Politik!“

„Aber ohne die Politik der Marquise gäbe es keinen Siebenjährigen Krieg und am 15. Februar 1863 kein Jubelfest.“

„Reden Sie doch lieber von dem ‚Tischchen decke dich‘ zu Meudon.“

„Leider haben wir über diese Zaubereien nur spärliche Nachrichten. Doch denk' ich, es ging gemütlich dabei her. Wilder und großartiger sind die römischen Feste.“

„Da wären wir glücklich bei Nero angekommen“, scherzte sie.

Unten im Saal schritt die Menge noch immer auf und ab, einige Paaren in Gruppen zusammen; die Officiere tanzten unermüdlich. Von den Logen oder den höchsten Stufen der Treppen gesehen, gewährt dieses Schauspiel einen glänzenden, blendenden Anblick. Enthusiasten mögen sagen: etwas Zauberhaftes. Dies ist aber auch die einzige Magie eines Opernhausballs, sonst schwebt ein unsichtbarer Corpsgeist über allem. Auf den Gesichtern aller Besucher liegt dasselbe Lächeln, das der Beobachter nach Belieben für den Ausdruck stiller Zufriedenheit oder schweigender Ergebung in das Unvermeidliche auslegen kann. Sich mit Anstand langweilen, lernt man hier. „Die Gesellschaft bewegte sich in den frivolsten und anständigsten Formen“, berichten die officiellen Festberichtschreiber. Aber ist nicht das Vergnügen für uns ein anderes? Neben uns sitzen drei oder vier Damen von unbestimmbarem Alter, einmal über das andere rufen sie: „Himmlisch! wunderschön!“ Ist jene junge, blonde Mädchen, eine der schönsten auf dem Ball, mit dem Kornblumenkranz und den goldenen Aehren auf dem Kopfe, die am Arm ihres Vaters nun schon eine Stunde unwandelbar auf der Treppe steht, vergnügt oder mißmuthig? Und jene schöne Frau mit den schwarzen Haaren im gelbbleichenen Kleide, die dort unten sitzt — wem Nachbar findet sie der Maria Mancini nicht unähnlich, die in unserm Museum von Mignard's Hand gemalt hängt. Es ist aber eine Venetianin und ihr Bruder macht leidlich gute Verse — was geht ihr freudig oder trüb durch den Sinn?

„Sie sprachen von Nero; haben Sie Pilotys Bild ‚Nero nach dem Brande Roms‘ gesehen? Darin weht noch ein Hauch satanischer Luft. Der Imperator schreitet über die Brandstätte, rings umher rauchende Ruinen, vor ihm fliehen die Fackelträger, Liktoren mit Ruthen und Beilen die Stufen nieder, hinter ihm gehen die Senatoren, die Hauptleute der Prätorianer, er wandelt allein wie ein Dämon des Verderbens. Die Leichen der getödteten Christen liegen seitwärts. Schweigen, Grauen allüberall. Das ist der Nachhall des Festes, das sich der Kaiser bereitete, um ein Bild von Ilions Brand zu haben.“

„Da müssen Sie unsern Pällen den Vorzug geben; mit einer gefältelten Robe, einem Paar losgerissenen Schleifen sind sie bezahlt und gebüßt.“

„So gut kommt nicht jeder davon. Nero mußte sich in sein Schwert stürzen. Und auf das herrliche Fest, welches die Garden du Corps am 1. October 1789 zu Versailles feierten, wo sie die Nationalcocarde der Franzosen mit Füßen traten, Marie Antoinette unter ihnen erschien und die Musik spielte: ‚O Richard, o mon roi, l'univers t'abandonne...‘“

„Da folgte?“

„Da folgte der Zug der pariser Frauen nach Versailles, ein wenig wild und wüst, wie der Zug der Bacchantinnen, aber sie erreichten doch ihren Zweck. Sie erhielten sich ihren Ludwig XVI.“

„Und das Gastmahl der Borgias mit dem Tode aller —“

„Singen Sie uns das Trinklied aus ‚Lucretia Borgia‘, damit Leben in die Masse kommt! Nach einem Feste soll man zu Heldenthaten aufgelegt sein. Darum ist jener Ball zu Brüssel so tragisch berühmt, von dem der ‚ritterliche‘ Herzog mit seinen Officieren nach Waterloo ritt. Ein rechtes Fest weiß die Menschen im tiefsten Innern zu bewegen, zu begeistern, aus dem Gemeinen heraus auf eine ideale Höhe zu erheben, dann erscheint ihnen das Erhabene wieder heilig und das Gute und Schöne wie ein Göttliches, dann wägt jeder Gut und Blut freudig in die Wage —

Ihm fegt ihr nicht das Leben ein,
Ihr müßt euch das Leben gewinnen lehr!“

„Das fordern Sie doch nicht von einem Subscriptionsball?“

„Es ist ja nur eine thatsächliche Bemerkung.“

„Die große Pause tritt ein, es wird leerer im Saal; wollen wir einmal hinabgehen?“

„Gewiß, das Spaziergehen ist das einzige, das sich hier verlohnt.“

„Misanthrop!“ grollte sie.

„Meinetwegen. Jeder betrachtet die Welt mit seinen Augen, aber —“

„Aber?“

„Die Welt kümmert sich nicht darum, sie bleibt wie sie ist. Hüben die Kostümirtheitspartei und drüben die Kreuzbalen; hier Werther's ‚Faust‘ und dort

Gounod's «Margaretha», erst die «Lichtein decke dich» und dann die «Erstürmung der Bastille», vor und ein Subscriptionsball, hinter uns die Vermehrung des Nationalfonds — ein Flagel treibt den andern, wir nennen's der Welt Lauf."

Stärke des Weibes.

Eine kurze Apologie.

G. H. — „Schwachheit, dein Name ist Weib!" sagt Shakspeare — und ihr Männer pflegt uns Frauen oft mit einem Anflug von bedauerndem Mitleiden das „schwache Geschlecht" zu nennen. Aber wie, besteht denn die wahre Stärke etwa in einem gröberen Knochenbau und einer rauheren körperlichen Aufenthalt? Dann hätten wir ja jedenfalls ein Recht, unserseits daran zu erinnern, daß das Geschlecht der Elefanten und so manche Gattung der dickern Vierfüßer doch noch stärker sei als ihr. Ich denke, es bedarf nur solcher leisen Andeutung und ihr werdet zugestehen, daß der Begriff der Stärke innerlicher und geistiger gefaßt werden müsse. Ist dies aber der Fall, besteht die wahre Stärke in der innerlichen Seelen- und Charakterstärke, dann kann die Geschichte unseres Geschlechts sich mit der des euern wohl kühnlich messen.

Wollt ihr etwa eure Schlachtheldin, eure Muster-bilder kriegerischer Tapferkeit zum Beweis gegen uns ins Feld führen, so geben wir gern zu, die Zahl unserer weiblichen Helden ist nicht so groß, wiewohl auch unser Geschlecht eine Königin Zenobia, eine Gilla, eine Jungfrau von Orleans, ein Mädchen von Saragossa und in neuester Zeit noch — eine Königin von Neapel aufzuweisen hat, die mitten im Getümmel des Kampfes unter dem Donner der Kanonen sich ritterwürdige Lorbeern erwarben haben. Von der Herzogin Luise von Weimar meldet selbst ein Napoleon bekennen: „Das ist eine Frau, die auch unsere 200 Kanonen nicht haben in Furcht setzen können." Ja sind nicht große Frauen es gewesen, die euch Männer in Kriegszeiten aufrichten mußten, wenn ihr den Kopf verloren hattet? Eine Katharina war es, die Peter „dem Großen" aus der Noth half, als er schon verzweiflungsvoll sich den Türken ergeben wollte! Wie oft hat eine Luise ihrem verzagenden Ehemann König Mut zugesprochen, und von der regierenden Kaiserin von Rußland wird Aehnliches erzählt: „Marie, alles ist verloren!" Smolensk ist in den Händen der Feinde!" so rief Alexander und sank vor ihr nieder. „Alles ist verloren! Ja wohl, denn der Kaiser hat den Kopf verloren!" versetzte sie ernst. Der Kaiser erhob sich und drückte dankbar die beherzte Gattin an seine Brust.

Oder wollt ihr auf eure berühmten Königin und Fürsten euch berufen, die mit starker Hand die Nationen unter ihr Scepter beugen? Immerhin, aber auch wir haben Heldinnen auf dem Throne aufzuweisen: eine Königin Elisabeth, eine Maria Theresia und wie die andern alle heißen — bis zu jener kleinen waldeckischen Fürstin, die, wo Könige und Kurfürsten ihre Länder verloren, kühnlich selbst einem Napoleon ihre Selbständigkeit abtrotzte!

Und wollt ihr noch immer nicht jenes mitleidsvolle Wort von dem „schwachen Geschlecht" zurücknehmen? Gut, wir lassen euch Männer euern blutigen Heldenruhm, eure menschenverderbende Schlachtenglorie! Hüllt euch nur ein in euern pestdunstigen Nimbus von Pulverdampf und trotzt auf eure starke Faust! Aber kommt mit uns dorthin an das Krankenbett eurer blutigen Opfer! Kommt mit uns in die Lazarethe oder Spitäler! Kommt mit in die Kammer des jahrelangen Siechthums! Sagt, wer pflegt da eure Kranken, eure Verwundeten, eure Sterbenden? Wer erzieht eure Kleinen? Ist's nicht unser Geschlecht, das „schwache Geschlecht"? Nicht wahr, da harren die Schwachen aus, da zeigen sie eine Spannkraft, einen Heroismus, der all euern auf blutgedüngten Schlachtfeldern erworbenen Ruhm zu Schanden macht! Nicht wahr, diesen Ruhm aus: dauernder Liebe, heilender Barmherzigkeit, unerschrockener Pflichterfüllung im kleinen, den müßt ihr uns lassen! Und gehört dazu nicht auch Kraft, eine Kraft heißen, der in den Schwachen mächtig ist? Wenn eure Kraft zerstört, unsere Schwachheit heilt; wenn euer Zorn entzweit, unsere Sanftmuth versöhnt; wenn euer Haß mächtig geworden ist, so ist unsere Liebe doch noch mächtiger!

Nun sprecht, wenn der große Paulus meint: „Schwachheit, dein Name ist Weib!" — ist es nicht mindestens ein einseitiges Wort?

Ein Naturproblem.

Als im Jahre 1809 Charles Darwin sein Werk über die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich veröffentlichte, kam es in der Gelehrtenwelt zu mehrfachen Kontroversen, nur daß sie einen ungleich mildern Charakter annahmen als zur Zeit Lamarck's, der zuerst (1809) die Behauptung aufstellte, „daß Arten sich verändern", und darüber unwissenschaftlich gespöttelt wurde. Im Jahre 1830 kam es in ähnlicher Weise zwischen Geoffroy de Saint-Hilaire und Cuvier in der Akademie der Wissenschaften zu Paris zu einem großen Streit. Saint-Hilaire sprach schon motivirter als Lamarck die Ueberzeugung aus, daß die Formen der organischen Natur nicht in unveränderter Weise seit dem Anfang der Dinge sich festgehalten, sondern ihre Wandlungen erfahren. Cuvier dagegen vertritt die Beständigkeit der Species.

Damals war der größere Theil der Gelehrten auf Cuvier's Seite, jetzt ist Saint-Hilaire's Ansicht, durch Darwin's gewaltsthätige unabhängige Forschung und die Erfahrungen anderer Gelehrten unterstützt, nahe daran, als Siegerin das Feld zu behaupten. Der berühmte Physiologe Johannes Müller gerieth in seinen letzten Lebensjahren wegen dieser kritischen Frage in ein geistiges Dilemma, das ihn auf das tiefste ergriff. Er, der einsame Forscher am Meeresstrand,

konnte sich nach sorgfältiger Beobachtung die Wandlungen der Arten der Muskelthiere nicht verhehlen; dennoch erschien ihm dieselbe noch zu unbestimmbar, um sie als Axiom aufzustellen, zumal er bis dahin der Cuvier'schen Ansicht angehangen hatte.

Wir haben absichtlich diese kleine Erinnerung des Standpunktes der Gelehrtenwelt in dieser noch sehr neuen Frage an die Natur vorausgeschickt, um von einer Thatsache zu berichten, die, so interessant sie ist, ohne diesen Hinweis leicht von der Nichtgelehrtenwelt als ein Märchen verlacht werden könnte.

Ein Farmer in Huntingdonshire hatte von der Umwandlung des Hafers in Roggen gehört und beschloß die Probe zu machen. Er pflanzte infolge dessen einige sorgfältig ausgewählte Haferkörner in seinem Garten auf einem besondern Beet. Als die Halme ungefähr Fuß hoch waren, schnitt er sie ab und wiederholte dies, als neue Wurzelsprossen auftrieben, zum zweiten und dritten mal, erst dann ließ er die neuaufsprießenden Halme für den Winter stehen. Viele von den Pflanzen starben, doch blieb der größere Theil am Leben, und als sie zeitig im Frühjahr in die Höhe gingen und Aehren anlegten, waren es nicht, wie der Farmer erwartet hatte, Roggen-, sondern Gerstenähren, zwar etwas dünn, doch von nicht schlechter Form. Die eingesammelten Körner wurden im folgenden Frühjahr gesäet und gaben eine Ernte von ungleich besserer Qualität als die Saat. Diese Gerste wurde von Farmern und Malzhändlern so vorzüglich befunden, daß sie wieder als Saatkorn verkauft wurde. Das „Horticulture Journal", das zuerst darüber berichtete, fügte hinzu: der Farmer stände in so allgemeiner Achtung, daß niemand seine Angaben bezweifle.

Aber selbst wenn man das Factum der Umwandlung des Hafers in Gerste zugeben wollte, so fehlen doch noch alle bestimmtern Daten, um darauf eine Theorie zu gründen. Wir haben, wenn wir die Geschichte befragen, gegründete Ursache zu glauben, daß Weizen, Gerste und Roggen ursprüngliche Arten sind; die beiden erstern lassen sich 4000 Jahre rückwärts verfolgen; sie mögen von Haus aus als Nutzpflanzen für den Menschen geschaffen sein, so oft sie auch als Vagabunden bezeichnet werden, da ihre eigentliche Heimat unbekannt ist und trotz aller Nachforschung sie nirgends mehr wild angetroffen werden. Der Ursprung des Hafers ist in ein vollständiges Dunkel eingehüllt, es fehlt an irgendeiner Nachricht über seine erste Einführung in England und über seine erste Anwendung als Nahrungsmittel für Menschen und Thiere. Die erwähnte Umwandlung scheint indessen einiges Licht über seinen Ursprung zu verbreiten und läßt annehmen, daß er aus einer andern Getreideart entstanden sei. Motivirt wird diese Ansicht durch eine Bemerkung, die sich in einem alten botanischen Werke: „Herbal" (Kräuterbuch) von Gerard, befindet. Da heißt es „Ich muß hier einer seltenen Beobachtung über die Umwandlung einer Pflanze in eine andere erwähnen, um so mehr, als ich noch nirgends gelesen, daß sie irgendjemand schon vor mir gemacht und beobachtet hat. In einer Kehre von weißem Weizen haben sich im Sommer 1632 einige Haferkörner entwickelt; die Pflanze wurde auf dem Felde meines Freundes gefunden; die Weizenähre war vollkommen und schön ausgebildet, aber in der Mitte hatte sie vier unzweifelhafte Haferkörner." Merkwürdig ist, daß weder Botaniker noch Naturforscher auf dieses Phänomen zurückgekommen, ja es nicht einmal erwähnt haben. Indessen ist auch hier wol die Thatsache bezweifelt worden, um so mehr, da die Anhänger der Cuvier'schen Richtung sogar die Möglichkeit einer solchen Umwandlung leugneten. Neue auftauchende Thatsachen, die gegen sie zeugten, wurden einfach für Mißverständnisse erklärt, entstanden aus dem Mangel correcter Beobachtung.

Diese Ungläubigkeit der Gelehrten Frankreichs und zum Theil Deutschlands veranlaßte die Pairsche landwirthschaftliche Gesellschaft, eine Reihe von Versuchen über den Gegenstand anzustellen. Das Resultat derselben ergab eine Sammlung von Thatsachen, die nicht nur die Möglichkeit, sondern die Gewißheit einer Umwandlung dieser Getreidearten feststellten. Nach weitern Erkundigungen hat sich ferner ergeben, daß die Umwandlung des Hafers in Gerste in Norwegen und Schweden häufig vorkommen soll.

Wenn das Berichtete Thatsache ist, so wird es den Nachforschungen obliegen, die Art der Erscheinung festzustellen und zu untersuchen, unter welchen Bedingungen sie eintritt. Dadurch allein würde es möglich werden, neue Grundlagen der Verwandtschaft zwischen den Pflanzen derselben Familie zu entdecken, wovon die Gelehrten bei all ihrer Gelehrsamkeit sich doch nichts haben träumen lassen!

Briefwechsel.

— A. E. in Wien. Naturwissenschaftliche Aufsätze? Auf keinem Gebiet wird weit mehr gepfuscht als auf diesem, sintemal jeder sich gründlich mit Unwissenschaftlichkeit breit machen kann, ohne gerade „populäre Darstellung" studiren zu müssen. Wollte man sich nur den alten Grundsatz beherzigen, daß es weiter gar nichts heißt, auch für die Masse einen verständlichen Weg zur Wissenschaft zu gehen!

— A. B. in Jugenheim. Besten Dank für Ihre freundliche Sendung.

— H. G. in Frankfurt am Main. Sie fragen in Betreff unserer Artikels über Brandes's Oper: „Wem der Sieg?" Uns berufen sich darauf, daß man Shakspeare's „Romeo und Julia" und „Othello", Schiller's „Wilhelm Tell" auch zu Opernstoffen benutzt habe. Wollen Sie sich nicht überzeugen, daß die Leidenschaft der Liebe wol in das Gebiet der Lyrik gehört, nicht aber die Naturkraft und das erhabene Ethos der Musik? Auch paßt der Text der beiden ersten Opern zum Theil auf den altitalienischen Novellen entnommen, wie ja auch für Shakspeare den Grundstoff meist Erzählungen abgaben, und daß Schiller zu „Wilhelm Tell" entschieden noch mehr auf dem französischen Vaudeville „Guillaume Tell" als auf Schiller's Drama.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Erster Band. **Nr. 7.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Das Armband. Novelle von Theodor König. Erstes Kapitel. — Freiwild. Roman von Ludwig Habicht. — Die Erdbeben und ihre Ursachen. Von Richard Pohl. II. Statistik und Theorie der Erdbeben. — Ein Dichter in Italien. — Am Morgen. Von Carl Vogel. — Beiblatt: Die Anfänge des deutschen Gewerbehauses. — Ein neues Bild von Ludwig Knaus. — Berliner Briefe. III.

Das Armband.

Novelle von Theodor König.

Erstes Kapitel.

In dem Gasthause eines großen Dorfes in Schlesien — das Dorf, welches mit seinen rothen Dächern und weiß angestrichenen Häusern wie ein offenes Schmuckkästchen in einem reizenden Thale liegt, wollen wir Morgenan nennen — kehrte an einem heißen Sommernachmittag ein Wanderer ein. . . Es war dies ein großer, schlanker junger Mann in grauer, mit grünem Kragen belegter Joppe und grünem Tirolerhut. Sein bleiches, von schwarzem Backen- und Kinnbart eingerahmtes Gesicht zog an durch den Ausdruck einer gedankenvollen Melancholie. Ein dunkles, in feuchtem Glanze schwimmendes Augenpaar, eine römisch gebogene Nase, ein ovales Kinn und ein frischer, edelgezeichneter Mund sicherten ihm das Prädicat „schön" selbst einem strengen und anspruchsvollen Kritiker gegenüber. Die zarte, weiße Hand, mit welcher er, die Gaststube betretend, den Hut abzog und dann den Schweiß von der Stirn wischte, würde auf aristokratische Herkunft haben schließen lassen, wenn nicht die gleichheitssüchtige Neuzeit auch an diesem Privilegium des Adels gerüttelt hätte.

„Guten Tag!" sprach er, sich niederlegend, zu dem wohlbeleibten Wirth, welcher die Zeitung aus der Hand legte und die Brille von seiner Nase entfernte — „kann ich für diese Nacht ein Zimmer im »Prinz von Preußen« erhalten?"

„Drei, auch vier!" versetzte der Wirth, sein schwarzes Sammtkäppchen lüftend und sich erhebend. Dann, nach kurzer Pause, fragte er: „Kann ich dem Herrn mit einem frischen Trunk dienen?"

Der Fremde warf einen Blick auf einen großen Zettel an der Thür, auf welchem in großer Kreideschrift das Wort „Baierisch" stand, und sagte dann lächelnd: „Bringen Sie mir ein Seidel »deutsches«, wenn's auch nicht gerade aus Baiern kommt!"

Der Wirth ging und holte den begehrten Trunk. Indem er dann den braunen mit schneeweißem Schaum bedeckten Gerstensaft vor den Gast hinstellte, sprach er mit philosophischer Miene: „Da soll nun partout alles deutsch werden! . . . Ob's auch gut thun wird? . . . Wenn die einen dabei gewinnen, so müssen doch andere Nachtheil haben. Das ist mit allen Neuerungen so! so ist mit den Eisenbahnen gerad' so gewesen!"

Da der Fremde über diese wunderliche Ideenverbindung lächelte, fuhr der Gastwirth eifrig

fort: „Sie glauben's nicht? Nun, ich werd's Ihnen beweisen, denn ich sprech' aus Erfahrung, ich! . . . Vor zehn Jahren, bevor in unserer Nachbarschaft die Eisenbahn gebaut worden, bot mir einer sechstausend Thaler für mein Gasthaus geboten; heute krieg' ich keine viertausend dafür! 's ist auch ganz natürlich! Damals ging des Tags zweimal die Postkutsche durch Morgenau. Immer war sie überfüllt und die Reisenden speisten zu Mittag und Abend im »Prinzen von Preußen«. Fuhrleute kamen und gingen Tag und Nacht. Ich konnt' nicht Hände genug zur Bedienung schaffen. Und heut' — nun, Sie sehen's!"

In diesem Augenblick hielt ein eleganter Wagen vor dem Gasthause still. Eine junge Dame stieg aus und schritt, noch ehe der vor Erstaunen überwältigte Wirth sich von seinem Platz gerührt hatte, über die Schwelle der Gaststube.

Sie trug ein weißes, leichtes Gewand, welches die herrlichen Formen ihrer graziösen Gestalt vollkommen abzeichnete. Ihr Gesicht, vom reinsten Oval, war blaß, aber regelmäßig und schön. Der vorherrschende Zug desselben drückte seelische Kraft und Kühnheit aus. Blauschwarze Haarmassen, welche sie wie ein Gamenkopf hinterwärts verschlungen trug, sicherten ihrer Erscheinung den Charakter eleganter Einfachheit.

„Guten Tag, Herr Wirth!" rief sie schon von der Schwelle dem Wirth entgegen; darauf, den Fremden gewahrend, verbeugte sie sich leicht. . . Der Fremde hatte sich bei ihrem Eintritt ehrerbietig erhoben.

An den Wirth sich wendend, fuhr sie dann fort: „Ich habe das Unglück gehabt, bei meinem heutigen Morgenspazierritt ein mir sehr theures Armband auf der Landstraße zu verlieren. Ich bin bereit, dem Finder eine hohe Austauschsumme zu zahlen. Sollte Ihnen die Entdeckung desselben gelingen —"

„Dessen bedarf es nicht", unterbrach sie der Fremde, indem er sich ihr näherte, „der Finder steht vor Ihnen und schätzt sich sehr glücklich, Sie vor einem Verlust bewahren zu können."

Sie griff mit freudiger Hast nach dem Armband von gediegenem Gold und rief: „Das ist ja ein wunderbar glücklicher Zufall!" Sie betrachtete es eine Weile, wie liebkosend. Dann erst schlug sie die dunkeln Augen auf und heftete sie auf das Gesicht des Fremden.

Ihre Blicke kreuzten sich. . . Beide empfanden in ihrem Innern etwas wie einen elektrischen Schlag. Auf beider Wangen zeigte sich ein feines, flüchtiges Incarnat. . .

Sie faßte sich zuerst und sagte, die Augen zu Boden schlagend:

„Ich weiß wahrlich nicht, in welcher Weise ich Ihnen meinen Dank abstatten soll!"

Er erröthete wieder. In der Art, wie sie das „Ihnen" betonte, lag ein berückender Zauber für ihn. In jenem sanften, leisen Tone, welcher selbst einer Höflichkeitsphrase eine tiefere Bedeutung verleiht, antwortete er: „Die Freude, mit welcher Sie der Anblick des wiedergefundenen Armbandes erfüllte, hat mich überreich belohnt."

„Nun, so lassen Sie mich wenigstens wissen, wem ich zu danken verpflichtet bin!" sprach sie unbefangen. „Was mich anbetrifft, so stell' ich mich Ihnen als Clara Grün, Tochter des Commerzienraths Grün aus Breslau, vor. Angezogen von der reizenden Lage dieses Gebirgsorts, hat mein Vater das hiesige Gut gekauft, auf welches wir uns im Sommer aus dem Staube der Hauptstadt flüchten."

„Mein Name ist Rüdiger", versetzte er nach kurzer Pause. „Ich bin Stadtgerichtsassessor in Breslau und benutze unsere Ferien zu einer Gebirgsreise. Der Ruf des morgenauer Parks hat mich auch hierhergeführt."

„O, das trifft sich ja herrlich!" rief sie mit freudiger Miene. „Nun bietet sich mir doch eine Gelegenheit, Ihnen einen wenn auch sehr geringen Gegendienst zu erweisen! Ich selbst will Ihre Führerin in unserm Park sein! Mein Wagen wird uns in wenigen Minuten dahinbringen!"

Der Assessor stand zögernd, verlegen. Der wunderliche Vorschlag machte ihn um so befangener, als er in seinem Innern ein freudiges Beben erregte.

Die junge Dame schien jedoch auf seine Verlegenheit nicht zu achten. Sie wandte sich mit neckischem Lächeln an den Wirth und sprach:

„Mein lieber Herr Wirth, es thut mir leid, Ihnen Ihren einzigen Gast entführen zu müssen! Doch sollen Sie ihn am Abend vollständig unversehrt wieder zurückerhalten. Adieu!"

Nach einem freundlichen „Darf ich bitten?" an den Assessor gerichtet, verließ sie die Gaststube, und dieser, wie von einer magischen Gewalt gezogen, folgte ihr und bestieg den Wagen.

Denke dich, guter Leser, in die Lage des Assessors und du wirst gestehen müssen, sie war eigenthümlich, seltsam.

Karl Rüdiger war der Sohn eines Kauf-

Ephraim

(tritt ein und bleibt an der Thüre ſtehen).

Harry.

Sieh da Ephraim, Geſchäfte mit meinem Schwager? Da will ich nicht ſtören. (zu den Bedienten) Geht, ich werde kommen. (Bediente gehen zögernd ab.)

Harry.

Lebt wohl, lieben Freunde.

Eliza.

Was mag der Vater ſo dringend —

Harry.

Ich weiß, was es ſein wird. Als der Vater vor einigen Monaten tobte, daß ich ſo viel Nächte durchſchwärmte, ſagte ich ihm im Scherz: Vater, ich habe gehört, daß in Indien ein reicher Nabob, der beſonders des Nachts von der Stimme ſeines Gewiſſens geplagt wurde, einen Trank erfunden hat, wochenlang hinter einander zu ſchlafen. Er ſagte, er woll' ihn mir in Calcutta beſtellen laſſen! Ach, mich ſehnt darnach, lange, lange zu ſchlafen! Er wird wohl angekommen ſein, der wunderbare Trank. (lächelnd) Gute Nacht, Kinder, vielleicht bis zur Hochzeit, Letticia! Ein Schlaf, ein langer, langer Schlaf! gute Nacht, Eliza, gute Nacht, Ephraim, gute Nacht, Alle! Gute Nacht! (geht ſinnend ab.)

Eliza.

Ich bin ſo erſchrocken, was mag denn —

manns, der — so viel nur wußte der Assessor — nach einem plötzlichen Bankrott gestorben war und Weib und Kind in großer Armuth zurückgelassen hatte. Vermittelst unerhörter Anstrengungen und Entbehrungen war es der zärtlichen Mutter gelungen, den begabten Sohn so weit zu unterstützen, daß er studiren konnte. Freilich hatte Karl auch seinerseits nichts versäumt, was einem mittellosen Jünglinge das Studium ermöglicht. Als Gymnasiast und Student hatte er in seinen Freistunden Lectionen ertheilt und später als Auscultator und Referendar in dem Bureau eines Notars gearbeitet. Diese unausgesetzte Beschäftigung hatte ihn fern von den Kreisen geselligen Verkehrs gehalten. Besonders mit jungen Damen war er fast noch nie in nähere Berührung gekommen. Auch besaß er jene zusammengehaltene, „im eigenen Centrum wehende und dies Centrum zum Welteinklang erweiternde Gefühlstiefe", welche des äußern Verkehrs mit der Welt gar nicht zu bedürfen scheint. Er war seine eigene Welt, wiewol er in diese seine Welt die äußere aufgenommen und ans Herz geschlossen.

Wie mußte ihn nun die höchst seltsame Situation, in welcher er sich befand, verwirren! War es ein Traum, ein Feenmärchen, worin er die Rolle des Helden spielte?

Sie schien seine Verlegenheit zu merken und ihn über dieselbe erheben zu wollen. Mit dem leichten, unbefangenen Ton, welcher auf nichts weniger als auf eine Gemüthsbewegung schließen ließ, hob sie an:

„Sie sind also auch ein Verehrer der Natur?"

Und wenn es sein Leben gegolten hätte, in diesem Augenblick hätte er keine geistreiche Antwort auf diese oder eine andere Frage zu finden vermocht. „O ja!" antwortete er kleinlaut.

Eine Dame des Salons würde diese Antwort belächelt haben. Clara Grün aber lächelte nicht, sondern fuhr mit heiterer Lebendigkeit fort:

„Ich liebe die Natur, aus vielen Gründen natürlich, ganz besonders aber darum, weil sie heutzutage fast das einzige ist, welches sich um die Mode nicht kümmert oder von ihr nicht berühret wird."

„Hassen Sie die Mode so sehr?" fragte er schüchtern.

„Unsere heutige Mode wenigstens hasse ich ganz bestimmt!" sprach sie mit wachsendem Eifer. „Sehen Sie doch nur, was sie aus unserer Gesellschaft, unserer Sitte, unserer Kleidung gemacht hat! Ist nicht alle Geselligkeit stumpf und hohl geworden? Ist nicht jeder Schwung, jeder Duft, jede Phantasie im Umgang lächerlich geworden? Gilt es nicht fast als gemein, nach etwas Bestimmtem auszusehen, Charakter, Willen und Eigenthümlichkeit zu zeigen? Und wie wahrhaft kläglich sind unsere Vergnügungen! Wie geistesarm und albern ist der salbiendste Ton! Lustig oder nur lebendig zu sein, wagen die jungen Greise nur im Rausche! Einen Fremden ohne vorangegangene Vorstellung anzureden, ist [illegible]! Wahrlich, ich sage Ihnen, das sorgenbewaffnete Auge eines breslauer Gecken dürfte uns heute nur in diesem Augenblick beobachten können und mein guter Ruf wäre auf ewig vernichtet!"

Diese Gedanken waren ihm nicht neu — die moderne Ketzerei war ihm ein vertrautes Feld — aber sie aus dem Munde einer jungen Dame zu vernehmen und sie mit solcher Lebendigkeit, solchem Eifer aussprechen zu hören, das frappirte ihn. Zugleich aber fühlte er sich durch diese Sprache über seine frühere Befangenheit erhoben und fragte lächelnd: „Und die Kleidung?"

„Ja, die Kleidung ist ganz ebenso arm, so todt, so geschmacklos!... Jeder zerlumpte Lazarone, neben einen unserer Stutzer im schwarzen Frack gestellt, würde noch als ein Held erscheinen!... Wo finden Sie natürliche Formen und volle Farben bei uns? Höchstens auf dem Theater oder bei Kunstreitern! Wer verstünde heute noch ein freies, fließendes Gewand zu tragen? Kurz, unsere ganze Tracht ist kahl und häßlich! Und das Schlimmste ist, die Mode beherrscht uns so sehr, daß auch der Muthigste nicht wagen darf, seinem besseren Instinct zu folgen. Die Gassenjungen würden ihm nachschreien!... Doch, da sind wir vor der Parkthür angelangt! Kommen Sie! Vor allen Dingen will ich Sie meiner Mutter vorstellen. Mein Vater ist leider nicht anwesend."

Eine dunkle Buchenallee führte sie nach einem großen freien Platze, in dessen Hintergrund das Schloß stand.

Auf einer dem Park zugekehrten Terrasse, unter blühenden Oleandern und Rosen, fruchtbeladenen Citronenbäumen und Palmen, saß eine elegant gekleidete Dame, welche der Assessor für eine junge Frau von dreißig Jahren gehalten haben würde, wenn ihm seine Führerin nicht gleich gesagt hätte: „Das ist meine Mutter!"

Die Commerzienräthin war eine jener stillen, ruhigen, leidenschaftslosen Frauen, deren physischer Lebensprocess fast niemals durch geistige Stürme oder Unwetter gestört wird und welche daher bis

ins Alter hinein eine körperliche Frische bewahren. Zwar beſaß ſie eine gewiſſe oberflächliche Aehnlichkeit mit ihrer Tochter, doch lag im Ausdruck ihrer Züge eine tiefe Verſchiedenheit. Die Mutter ein verkörpertes Pathos — die Tochter in jedem Zuge naiv.

Die Vorſtellung war bald geſchehen. Clara erzählte in lebendiger, unbefangener Weiſe die Begegnung im „Prinz von Preußen“ und fügte dann mit ſchalkhaftem Lächeln hinzu: „Den ſchwarzen Frack, Cylinder und was ſonſt noch zu den Erforderniſſen einer vorſchriftsmäßigen Toilette gehört, wirſt du unter ſolchen Umſtänden dem Herrn Aſſeſſor wol gern erlaſſen.“

Erſt jetzt warf die Commerzienräthin einen prüfenden Blick auf die Geſtalt des Gaſtes. Indem ſie ihn dann durch eine Handbewegung zum Niederſetzen einlud, ſagte ſie freundlich: „Sie haben meiner Tochter in der That einen großen Dienſt erwieſen. Das Armband, welches Sie ihr wiedergegeben, hat einen unſchätzbaren Werth für ſie. Es iſt nämlich ein Geſchenk, welches mein Mann vor ſeiner Verheirathung mit mir einer jungen Dame gemacht hat, welche ihm ſehr theuer war. Als ſpäter das Verhältniß zwiſchen Beiden und dieſer jungen Dame, ich weiß nicht aus welchen Gründen, abgebrochen wurde, hat ſie ihm das Armband zurückgeſandt. Viele Jahre hat es dann unbeachtet in dem Schreibpult meines Mannes gelegen, bis es vergangenen Winter zufällig meiner Tochter vor die Augen kam. Mit der ihr eigenen Launenhaftigkeit hat ſie ſich ſogleich deſſelben bemächtigt und es zu ihrem Lieblingsſchmuck gemacht, wiewol ſie nicht leugnen kann, daß es ein wenig altmodiſch iſt.“

Clara, welche der Erzählung der Mutter mit ernſter, gedankenvoller Miene zugehört hatte, betrachtete das Armband, das bereits wieder ihren Arm ſchmückte, und ſagte dann: „Ich finde es ſchön wegen ſeiner Einfachheit und Gediegenheit.“

Es entſtand eine Pauſe, welche Rüdiger dazu benutzte, einen Blick auf die Außenſeite des Schloſſes zu werfen. Es war ein hübſches, modernes Gebäude. Große Fenſter von Spiegelglas, Stuckarchitrave und ein reichverzierter Balcon verliehen ihm den Charakter leichter und bequemer Eleganz.

Die untern Fenſter ſtanden offen und Rüdiger blickte in ein großes, hohes Zimmer mit purpurrother Wandtapete. Ein prachtvoller Flügel, ein Büchergeſtell mit koſtbaren Bänden und eine in der Nähe des Fenſters auf einem Geſtell befindliche Stickerei berechtigten ihn zu dem Schluſſe, daß er in das Wohngemach der jungen Dame blicke. Nur etwas überraſchte ihn: Ein Schachbret auf dem Tiſch mit einem noch unvollendeten Spiel! — Wer war ihr Gegner geweſen? fragte er ſich unwillkürlich.

Ein Bedienter brachte Erfriſchungen. Während man ſie genoß, bewegte ſich die Unterhaltung um die ſchönſten Punkte der Gegend, um das ſchleſiſche Gebirge überhaupt. Rüdiger war da ganz zu Hauſe und wurde, von dem Gegenſtande des Geſprächs belebt, ohne daß er es merkte, zum feurigen Redner.

Plötzlich erhob ſich die junge Dame und ſagte mit der ihr eigenthümlichen raſchen Beſtimmtheit: „Nun muß ich aber doch mein Verſprechen erfüllen und Ihnen den Park zeigen! Deine Begleitung, liebe Mutter, dürfen wir nicht in Anſpruch nehmen?“

„Nein, Kind! Du weißt, ich ermüde leicht“, ſagte die Commerzienräthin und fügte dann, an Rüdiger ſich wendend, hinzu: „Meine Tochter hat ſich zwar längſt des mütterlichen Schutzes entwöhnt und behauptet, ſich überall allein zu ſchützen. Sollte ſie gleichwol des Schutzes bedürfen, ſo werden Sie hoffentlich ihr Ritter ſein!“

Clara hüpfte die Terraſſe hinab. Der Aſſeſſor folgte ihr. Sie führte ihn über den freien, großen Platz, der nach engliſcher Art nur mit Gras und Blumengruppen geſchmückt war, und in deſſen Mitte ein rieſiger Triton aus Bronze Waſſer ſpritzte; dann durch breite, dunkle Laubengänge bis zu einem kleinen künſtlichen See. Einige Rehe, die in der Nähe des Sees „äßten“, ſchreckten auf und jagten davon.

„Wie ſchön ſich ſolch ein Thier in der Freiheit macht!“ ſagte Rüdiger.

„Ja!“ verſetzte die junge Dame. „Und doch verlangen die Volksrechte Vertilgung des Wildes! Der Künſtler hat Noth, einen Hirſch, einen Eber zu ſehen. Selbſt die Oekonomie verbannt das weidende Rind von der Wieſe in den Stall. Es iſt eigenthümlich, daß die fortſchreitende Cultur die Fülle der Schönheit beeinträchtigt. So kann ich auch ſagen, daß mir die zahlloſen Fabriken den Aufenthalt im Gebirge verleiden. Dieſe Fabriken, welche, wie mir mein Vater bewieſen, doch entſchieden ein Culturfortſchritt, ſind aber andererſeits ein Gift, das in die Sittlichkeit des Volks dringt. Mir graut und ich ſchaudere, wenn ich die verlumpten, verkrümmten, bleichen Fabrikarbeiter ſehe. Auch hat doch eigentlich alles, was

aus den Fabriken hervorgeht, einen Maschinencharakter ohne Schwung."

Tief angeregt von diesen ihm innig vertrauten Gedanken versetzte der Assessor: „Es ist wahr, Cultur und Schönheit tanzen noch in divergirenden Linien! Aber endlich werden sie doch wieder zusammentanzen! Die Cultur wird mit der Freiheit auch die Schönheit bringen. Die Cultur, auch in ihren kahlsten Formen, führt der Freiheit zu. Schon durchweht ein neuer Geist, der, wo er auf Widerstand stößt, sich zum Sturm zusammenrafft, die Welt. Ueberall muß der Willkürstaat dem Rechts- und Vernunftstaate weichen. In dem letzteren aber wird es wieder Naturfülle der persönlichen Erscheinung, politisch freies Leben der Individualität geben. Damit aber müssen sich auch die Formen erneuen. Denken Sie nur an das öffentliche Rechtsverfahren — es bildet die Individuen zur Menschheit durch Entwickelung der Beredsamkeit, an die Volksbewaffnung — sie hebt die Kraft, die Gesundheit, das Selbstgefühl! Die Hebung des politischen und socialen Lebens wird am Ende auch der Herrschaft der abstracten, todten Formen in der Tracht ein Ende machen."

Sie waren inzwischen längst bis zum See hinausgegangen und jetzt zu einer künstlichen Felsengrotte gelangt. „Sie sind also ein Demokrat?" sagte sie, indem sie die Grotte betrat.

„Gewiß!" antwortete er ohne Zögern. „Meine Stellung verbietet mir leider, meine Meinung durch rege, öffentliche Thätigkeit zu documentiren; mein Herz aber schlägt um so wärmer für das Volk. Und glauben Sie mir —"

Er hielt inne und wandte sich um. Vom Eingange her war ein langer Schatten in die Grotte gefallen.

„Ah, sieh' da, mein Cousin!" rief Clara. Graf, welche dem Blick des Assessors mit dem ihrigen gefolgt war. „Herr von Gidern, — Herr Assessor Rüdiger. — Dieser Herr war glücklicher als du, lieber Fritz! Er hat das Armband, ohne es zu suchen, gefunden."

Herr von Gidern, der inzwischen auch in die Grotte getreten, war ein großer, hagerer junger Mann von „impertinent" blondem Haar und Schnurrbart. Sein Gesicht, fast ohne Brauen, mit schmaler, niedriger Stirn, wasserblauen Augen und spitzem, hervorragendem Kinn, trug den Ausdruck geistiger Beschränktheit und der Anmaßung. In seinem Wesen besaß er jene gefährliche Schweigsamkeit, die, je nach den Umständen, ebenso leicht in Kriecherei als in Rohheit umschlägt.

„Glücklicher?" wiederholte er mit einem erkünstelten Lächeln. „Nun, allerdings; ich habe den Weg nach dieser Grotte allein finden müssen!"

„Was dir, der du hier so gut als zu Hause bist, auch gar nicht schwer fallen konnte", versetzte sie unbefangen. Hierauf verließ sie die Grotte und führte den Gast auf eine nahe Anhöhe, auf welcher ein kleiner Pavillon mit grünen Jalousien stand, der eine entzückende Aussicht bot. „Sehen Sie", sprach Clara, „wenn ich hier stehe und nach den Bergen blicke, dann begreife ich, wie Maria Theresia bitterlich weinen konnte, als sie die Abtretungsurkunde von Schlesien unterzeichnete."

„Ich wieder begreife es nicht", entgegnete von Gidern in streitsüchtiger Stimmung. „Wenn mir Ungarn, Steiermark und Tirol gehörte, so würde ich recht gern diese kleinen schlesischen Berge fahren lassen."

„Was mich anbetrifft", sagte der Assessor, einen fragenden Blick der jungen Dame beantwortend, „so begreife ich Maria Theresia's Thränen nicht blos, sondern ich ehre sie auch. Es ist ein schöner, edler Zug des Frauengemüths, daß es ein verlorenes Gut fast immer im schönsten Schmuck und Licht sieht, daß es seine Rechte an dasselbe überschätzt, um nur den Schmerz der Entsagung recht tief und bitter zu empfinden."

„Das heißt so doch wol nur weibliche Schwäche idealisiren", bemerkte von Gidern mit dem Lächeln eingebildeter Ueberlegenheit. „Ich meinerseits mag selbst beim schönen Geschlecht solch weichliche Empfindelei nicht leiden."

Ein kaum, spöttisches Lächeln spielte um Clara's schöngeschnittene Lippen, während sie, den Gegner anblickend, sagte: „Wenn dir der Himmel nicht eine Amazone beschert, wir andern müssen schon darauf verzichten, Gnade vor dir zu finden!" Nach diesen Worten, welche von Gidern mit dem Ausdruck gekünstelter Gleichheit belachte, schaute sie wieder hinaus in die Ferne, bezeichnete dem Assessor die schönsten und anziehendsten Punkte, flocht daran sich knüpfende Sagen ein und schloß endlich, wie zur Besinnung kommend, mit der Bemerkung: „Doch was erzähl' ich Ihnen da? Hab' ich mich doch vorhin überzeugen können, daß Sie das alles weit besser kennen und auch zu erzählen wissen als wir, die wir hier wohnen!"

„Ich muß gestehen", sagte Gidern, der sich inzwischen eine Cigarre angebrannt hatte und nun den Dampf so vor sich hinblies, als wollte er zu verstehen geben: Diese ganze Unterhaltung ist doch auch nur Rauch! „Ich muß gestehen, daß ich mir

derlei Sagen, die doch eigentlich aller Vernunft Hohn ſprechen, nur aus dem Munde von Damen gefallen laſſe!"

Ein helles, luſtiges Lachen von Clara hätte ihn belehren können, daß er etwas Ungereimtes geſagt; doch beliebte es ihm, das Lachen anders zu deuten — wie er denn überhaupt die Gewohnheit hatte, alles in einem für ihn vortheilhaften Sinne zu deuten.

Eben ging die Sonne unter und ſandte mit ihren letzten Strahlen die Gipfel der Berge. Mit wieder ernſt gewordener Miene blickte Clara eine Weile gedankenvoll hinüber; dann ſagte ſie mit leiſer, doch hörbarer Stimme: „Auf Wiederſehen!" und verließ, von ihren Begleitern gefolgt, den Pavillon.

„Und nun, zu guterletzt", ſprach ſie, von der Anhöhe herniederſteigend, „will ich Ihnen noch einen Platz zeigen, wo ich mich hinflüchte, wenn ich menſchen- und civiliſationsmüde bin!" In dem ſcherzhaften Tone, mit welchem ſie dies ſagte, lag doch zugleich auch ein gedankenvoller Ernſt, welchen nur von Gidern nicht herausfühlte. Spottend bemerkte er: „Ich hab' es auch ſchon verſucht, mir die Langeweile des Lebens vom »Gemurmel des Bachs« und vom »Geſchwätz des Zweigs« verſcheuchen zu laſſen, mir aber iſt's noch nie gelungen!"

Schweigend betraten ſie dann ein dichtes, aus Buchen, Tannen und Eichen beſtehendes Gehege. In den Gipfeln rauſchte der Abendwind. Aus der Ferne her drang das Gemurmel eines Gebirgswaſſers und das Glockengeläut heimkehrender Heerden. In der Mitte des dunkeln Hains ſtanden drei uralte, koloſſale Eichen, die dicken, ſchwarzen Stämme von Epheu umrankt.

„Sehen Sie, das iſt mein »deutſcher Hain!«" ſprach Clara. „Dieſe drei Eichen wollt' ich gegen Baſaltpyramiden und Obelisken nicht vertauſchen! Wenn ich hier ſtehe, fühl' ich, daß ich eine Deutſche bin!"

„Nach der Bemerkung, die ich von dem Herrn Aſſeſſor in der Grotte vernommen", ſagte von Gidern, „muß ich annehmen, daß er mehr dunkelrothlich als ſchwarzrothgoldig fühlt?"

Es lag in dieſer Frage etwas Höhniſches, was Clara mit der Bemerkung: „Du biſt heute ſehr neugierig!" abzuweiſen ſuchte. Dadurch gereizt, verletzte von Gidern: „O mein Gott, nein! Es iſt mir ſehr gleichgültig, in welcher politiſchen Färbung der eine oder andere ſchwelgt! Ich beabſichtigte mit meiner Frage nur, deinen ſchweigſamen Herrn Gaſt in unſere Unterhaltung zu ziehen."

„Dieſe wohlwollende Abſicht ehrend, will ich denn auch Ihre Frage beantworten!" ſprach der Aſſeſſor, nicht mehr in dem frühern ſanften, ſanft weichen Tone, ſondern ſcharf pointirt — „Wenn Sie unter dem ſchwarzrothgoldigen Fühlen das deutſch-nationale Gefühl verſtehen; ja, deſſen rühme ich mich! Und wenn Ihr »dunkelrothlich« den Gegenſatz von junkerlicher Anmaßung und politiſcher Beſchränktheit bezeichnen ſoll, ſo nehm' ich auch dies Prädicat in Anſpruch!"

„Meine Herren, ich rufe Sie beide zur Ordnung!" rief Clara. „Dich, Fritz, wegen deiner Frage, und Sie, mein Herr, wegen Ihrer Antwort! . . . Hier an dieſer geheiligten Stätte dulde ich keine politiſchen Tüfteleien. . . Ich wünſchte, ich hätte Sie beide nicht hierhergeführt!" Mit dieſen Worten, die wieder halb ſcherzhaft, halb ernſt geſprochen wurden, verließ ſie den Platz.

„Wir ſprechen uns noch!" ſagte von Gidern leiſe.

„Wenn Sie das wünſchen, recht gern!" verſetzte der Aſſeſſor und beeilte ſich, die voranſchreitende junge Dame einzuholen.

Es war dunkel geworden, als ſie an die Terraſſe zurückkehrten. Die Commerzienräthin lud Rüdiger zum Abendeſſen ein. Er lehnte die Einladung ab. . . „Ich hoffe, Sie werden uns nun ſpäter auch in Breslau beſuchen", ſagte ſie.

Der Aſſeſſor verbeugte ſich, dankte Clara für die ihm bewieſene Gunſt und empfahl ſich.

(Das zweite Kapitel in nächſter Nummer.)

Leopold Robert.

Im Anfang der dreißiger Jahre dieſes Jahrhunderts machten auf der Ausſtellung zu Paris die Gemälde eines jungen Malers gerechtes Aufſehen und erregten durch ihre einfache Größe einen Sturm von Bewunderung. Es waren nicht große hiſtoriſche Gemälde, nur Genrebilder — aber Sonnenglanz lag auf ihnen und die Luft von Italien ſchien ſanft darüberzuwehen. Eine neapolitaniſche Mutter, die bei den Trümmern ihrer vom Erdbeben zerſtörten Wohnung weint, Pifferari vor einer Madonna, Schnitter in den Pontiniſchen Sümpfen — das waren die einfachen Vorwürfe des Malers, die dennoch jedes Auge feſſelten und jedes Herz im Innerſten rührten.

Einen förmlichen Siegesjubel erregten dieſe Werke, die im Abſterben begriffene Kunſt ſchien

wieder neue Blüten zu treiben. Das waren Stoffe, die so nahe lagen, die so alltäglich waren und mit denen doch der Künstler jeden Beschauer wie in einen Zauberbann zu schlagen wußte. Eins dieser Gemälde: „Die Schnitter", wurde am Schluß der Ausstellung von 1831 von Ludwig Philipp gekauft und der plötzlich berühmt gewordene Maler erhielt in öffentlicher Versammlung aus den Händen des Königs das Kreuz der Ehrenlegion. Es war ein ungemein feierlicher, glänzender Akt. Alles, was Frankreich an großen Künstlern und Kunstkennern besaß, scharte sich im großen Saal des Museums um den König. Nur noch ein Maler theilte mit dem jungen Künstler diese Ehre, sein alter Ateliergenosse Henriquel-Dupont. Der Name Leopold Robert tönte jetzt von den Lippen jedes Kunstfreundes und Frankreich zählt ihn noch heute zu seinen berühmtesten Malern, obwol es ihn einst von seiner Schwelle gewiesen hat.

Eine reiche, große Zukunft schien sich vor dem jungen Künstler auszubreiten, jedes seiner folgenden Werke vermehrte seinen Ruhm und das im Jahre 1834 vollendete Gemälde: „Abfahrt der Fischer des Adriatischen Meeres", fand bei der Ausstellung in Venedig die allgemeinste Bewunderung; die dortige Akademie beeilte sich, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Dieselbe Begeisterung in Paris bei der Ankunft des „Fischer"; da trifft plötzlich eine Nachricht alle Gemüther wie ein Blitz: Leopold Robert hat sich erwürgt!

Inmitten einer Laufbahn, die ihm Glanz und Ehre bietet, hält der Unglückliche plötzlich mit ans und läßt müde die Hand sinken, mit der er sich ein ganzes Leben über muthig durch die Wellen rang — so entsagt nur eine edle Künstlerseele! Wer anders hätte den Muth und die Kraft, von der Höhe des Ruhms und des Glücks kein Schritts hinabzusteigen, wenn ihm die Ueberzeugung wird: Höheres erreichst du nicht! Alltagsnaturen können sich dann wol auf mühsam errungener Höhe, der Künstler strebt weiter oder stürzt sich in den Abgrund. Nirgends liegen die Contraste näher, schneidender beieinander als in einem Künstler- und Dichterleben. Heute das glücklichste, höchste Selbstbewußtsein und morgen der Zweifel an aller Schöpfungskraft; heute das laute Aufjubeln über ein gelungenes Werk und morgen die tiefste Verachtung gegen „die Sudelei"! Leopold Robert nun gar gehörte zu den melancholischen mit sich selbst ewig unzufriedenen Naturen; wie viel Sonnenschein auch auf seinen Pfaden lag, sich kein Herz zitterte kaum ein Strahl davon, dort war es Nacht.

Louis Leopold Robert*) wurde am 19. Mai 1794 im Distrikte Lachaux-de-Fonds des schweizer Cantons Neufchâtel geboren. Er verlebte seine Jugend unter einem nebelbedeckten Himmel, auf einem rauhen und wilden Boden, der zwei Drittheile des Jahres von Schnee gebleicht ist, inmitten einer jener Uhrmachercolonien, welche die Französische Schweiz bevölkern. Leopold's Vater war ein Uhrgehäusemacher. Seine Mutter, welche immer kränkelte und 1828 an Entkräftung starb, war eine Frau von frühreifer Frömmigkeit und ungemeinem Zartgefühl. Leopold hatte zwei Brüder: Alfred, ein Jahr jünger als er, der sich, an einem Herzübel leidend, mit dem Rasirmesser den Hals abschnitt, am 20. März 1825, zehn Jahre früher, als sein berühmter Bruder sich denselben Tod gab, und Aurèle, der jüngste von den Dreien, der sich durch seine Zeichnungen und Bilder ebenfalls einen Namen gemacht. Eigenthümlich genug zeigte Leopold Robert, den in späteren Jahren eine tiefe Schwermuth nie verließ, in seiner Knabenzeit eine Lebhaftigkeit und einen Muthwillen, die nicht zu bändigen waren; sein ganzes Wesen war offen, liebenswürdig und anziehend. Frühzeitig entfaltete sich sein großes Talent für die Zeichenkunst, er bedeckte mit seinen künstlerischen Versuchen jede Mauer und jedes Papier und sein Urgroßvater sagte ihm eine große Zukunft voraus. Leopold trat in ein Pensionat zu Porrentruy, dem damaligen Hauptort der Unterpräfectur des Departements Haute-Rhin, und dort vergaß er wunderbarerweise ganz die Zeichenkunst. Man sah ihn sogar einen gewissen Widerwillen gegen seine frühere Leidenschaft empfinden. Ahnte er schon, daß ihn diese Sirene, die Kunst, doch endlich an einen Abgrund locken würde? Nach dem Austritt aus der Schule wurde der Knabe in ein Handelshaus zu Verdun in die Lehre gebracht, aber der Handel war durchaus nicht seine Sache, und schon nach einigen Monaten war Leopold der unglücklichste Mensch von der Welt. Jetzt, wo das bürgerliche Leben ihn aufrüttelte, erwachte die Künstlernatur in ihm von neuem, er zeichnete wieder und bald war er frei und in Paris, um unter der Leitung Charles Girardet's die Kupferstechkunst zu treiben.

*) „Leopold Robert. Sein Leben, seine Werke, sein Briefwechsel. Nach Aurèlien de Chambres von Edmund Heller" (Hannover, Rümpler, 1863).

Girardet schickte den talentvollen jungen Mann, damit er nach der Natur arbeiten lerne, in die Akademie der schönen Künste und ließ ihn zugleich das Atelier David's besuchen, der damals als Maler des Kaisers Napoleon auf der Höhe seines Ruhmes stand. David's Unterrichtsmethode beschränkte sich zwar nur auf das Studium des menschlichen Modells, aber er wußte doch durch sein wunderbares Talent in seinen Schülern das Geheimniß ihres ursprünglichen Genius zu entdecken und sie auf den Weg zu führen, der ihrer Natur entsprach. Er wollte nicht nachgeahmt sein. „Man kann die Meister studiren", sagte er, „aber man darf nur der Natur folgen. Man gibt immer nur sich selbst. Ich will euch für euch selbst vorbereiten, daß ihr eurer Natur folgt und nicht gegen eure Natur arbeitet."

Diese Unterrichtsmethode wurde für Leopold Robert entscheidend; kein Maler vielleicht hat mit solchem Eifer und solcher Sorgfalt menschliche Modelle benutzt wie er; sie allein ermöglichten ihm das Schaffen, aber dies gewissenhafte Studium lähmte auch seine Flügel und drückte seinen Werken den Stempel auf, der sie unter die Schöpfungen eines großen Talents, aber nicht eines ursprünglichen Genius einreiht. Als eine Räuberbande nach Rom gebracht und in dem Arbeitshause der Termini untergebracht werden, erwirkt sich Robert die Erlaubniß, inmitten dieser aus ihrer Heimat verpflanzten Bevölkerung sein Arbeitslokal aufschlagen zu dürfen. Er richtet sich wirklich in den Termini ein, mischt sich unter die Räuber, die ihn um seines Geldes willen freundlich aufnehmen, und bringt zwei Monate damit zu, sie nach der Natur zu malen. Um zu seinem Bilde: „Die Schnitter in den Pontinischen Sümpfen", die Studien machen zu können, hielt er sich längere Zeit in dieser ungesunden Gegend auf und trotzte den fiebererzeugenden Ausdünstungen der Sümpfe.

In David's Atelier verband sich Robert mit zwei ausgezeichneten Mitschülern, die ihn später bei seiner Ankunft in Rom mit ihrem Rath unterstützten und ihn mit Freundschaft überhäuften: mit Marcy von Brüssel und Victor Schnetz, zuletzt Director der Französischen Akademie zu Rom, ein Künstler, ebenso ausgezeichnet durch die Ungezwungenheit und Sicherheit seines Pinsels als durch seine Charakterfestigkeit. Schon im Jahre 1814 wagte Leopold, sich um den großen Preis in der Kupferstechkunst zu bewerben. Er erhielt den zweiten Preis; zwei Jahre später versuchte er das Glück eines neuen Wettstreites, da sollte die große Wandlung des Weltgeschicks auch in sein stilles künstlerisches Schaffen vernichtend eingreifen. Mit dem Sturz Napoleon's war die Oberherrschaft über Neufchâtel an Preußen zurückgefallen und Leopold wurde jetzt als Fremder aus der Liste der französischen Concurrenten gestrichen. Der Schlag war nun um so schmerzlicher, als diesmal Robert den Sieg davongetragen hätte; denn sein glücklicher Nebenbuhler Goin gestand ihm selbst, nachdem er die Arbeit Leopold's gesehen: „Es war mein Glück, daß Sie aus der Liste gestrichen wurden." Für den jungen Künstler aber war die Frucht mehrjähriger Anstrengungen verloren. Ja, die politische Umwälzung verfolgte ihn sogar in der Person seines Lehrers. David, zur Verbannung verurtheilt, schloß sein Atelier und Robert blieb nur kurze Zeit in dem Atelier von Gros, der das von David wieder eröffnet und den Unterricht desselben fortgesetzt hatte. Er entschloß sich, in sein Vaterland zurückzukehren, um im Schoße seiner Familie das Unglück zu vergessen, das ihn zu Boden geschmettert. Hier, in der Heimat, machte er aus der Palette, die er bisher nur nebenbei gebraucht, eine Erwerbsquelle und während achtzehn Monate malte er eine ziemlich große Anzahl von Oelbildern, die das Gepräge jener Lebendigkeit der Auffassung und Naturwahrheit tragen, welche später den Lebensnerv seines Talents ausmachten. Seine Künstlerseele sehnte sich indessen nach Rom, in ihre Heimat. Einen Augenblick hoffte er durch die Vermittelung Alexander von Humboldt's von seinem neuen Vaterlande die Mittel zu seinem römischen Aufenthalt zu erhalten. Aus dieser Zeit der Hoffnungen und Enttäuschungen stammt seine Schwermuth. „Wenn man auf Hindernisse gestoßen, müßtest man seinem Talent und seinen Mitteln", schrieb er an seinen Landsmann Brandt; es ist der Wahlspruch seines Lebens geblieben. Ein Herr von Meuron endlich bot Robert die Mittel an, um während dreier Jahre in Rom seine Studien machen zu können, mit dem Vorbehalt, daß er das Geld ihm zurückgeben könne, wann er wolle und seine Einkünfte es ihm erlauben.

Wie berauscht von seinem Glück, flog der junge Künstler über die Alpen, er betrat das Thal von Aosta, indem er die Verse von Goethe's „Mignon" sang, die ihm Brandt geschickt hatte:

Kennst du das Land —

Endlich war er in Rom angelangt. O süße Erde! Italien, Rom! Das Paradies der

Künſtler war erreicht, nun konnte er ſchweigen und darben wie ſie alle, die auf Wolken wandeln und denen die Erde unter den Füßen entgleitet. Robert war nach Rom gegangen, wie er einmal ſagt, um dort zu ſiegen oder zu ſterben! Im Jahre 1819 konnte er noch ſchreiben: „Ach, mein Lieber, wie glücklich bin ich! Wie ſchön iſt Italien! Dieſe Gegenden ſind für den Künſtler geſchaffen oder vielmehr, nur der Künſtler vermag dieſe Schönheiten zu fühlen.“ Wie ganz anders lauten die Briefe im Zenith ſeines Ruhms und Glücks! „Viele Illuſionen ſind in mir erſtorben; die Hoffnung ſchwindet, der Wunſch allein bleibt nur, mir eine Exiſtenz zu gründen, die mir Frieden und Ruhe verſpricht, und für den Augenblick gehen meine Gedanken für die Zukunft nicht über ein paar Jahre hinaus.“

Aus Robert's eigenthümlichem Atelier, dem Arbeitshauſe der Terzini, gingen jene Skizzen von Räubern und deren Frauen hervor, die alle neu und eigenthümlich Aufmerkſamkeit erregten. Er erhielt von mehreren Seiten Aufträge, ſollte aber bald ſchmerzlich erkennen, daß ihm das höchſte Ideal ſeiner Kunſt, das freie geniale Schaffen, verſagt ſei, und mit dieſem Bewußtſein wurde ihm das Ausüben ſeiner Kunſt zur Arbeit, die mit bitterem Schweiß ſeine Stirn benetzte. Ein Kunſtliebhaber hatte bei ihm ein Bild nach dem Roman der Frau von Staël: „Corinna auf dem Vorgebirge Miſenum improviſirend“, beſtellt; Robert hatte den Auftrag angenommen, aber die Arbeit rückte nicht vorwärts. Schon war die Compoſition gruppirt, ſchon die Zuhörer gemalt, nur die begeiſterte Geſtalt Corinna's und die Oswald's fehlten noch. Aber um die Begeiſterung zu perſonificiren, war es nicht genug, Modelle zu haben oder zu copiren, er mußte ſchaffen. Der ſchöpferiſche Hauch fehlte Robert; er zog vor, ſich nicht weiter mit der Darſtellung deſſen abzumühen, das er nicht fühlte. Er ſchnitt deshalb die Geſtalt der Corinna von der Leinwand, malte an ihre Stelle einen Improviſator und ſtellte ſo umgeſtaltete Gemälde iſt daſſelbe, das unter dem Namen „Der neapolitaniſche Improviſator“ Berühmtheit erlangt hat. Dieſe Umänderung hat nichts Ueberraſchendes, namentlich bei Robert. David, ſein Meiſter, der nie wieder auf ſeine Arbeit zurückkam, hat nur ſehr wenige „Repentirs“ in ſeinen Gemälden, weil er lieber wieder anfing, wenn er etwas gutzumachen hatte, um das unvermeidliche Durchſchlagen der verſchiedenen Lagen zu vermeiden; aber von allen Malern war Leopold der unerſchrockenſte Kruger; er hatte den Schaber beinahe ebenſo oft in der Hand als den Pinſel und beſaß eine ungemeine Gewandtheit in der Handhabung des erſtern. War ein Stück Leinwand mit Farbe bedeckt und das Bild beinahe vollendet, ſo fanden eines ſchönen Morgens ſeine Freunde nichts als die graue Leinwand. Er nannte das in der Manier Desprezaux', des Dichters, arbeiten; „der“, ſagte er, „hat mich ebenſo viel in der Malerei gelehrt als David.“

Wie in der Literatur, ſo ſtanden ſich auch zu jener Zeit in der Malerei in Frankreich zwei Schulen feindlich gegenüber. Die alte Schule wollte nur die ſtrengſte Regelmäßigkeit gelten laſſen und empfahl eine ſklaviſche Nachahmung der alten Claſſiker; die junge Schule ſchrieb auf ihr Banner das Wort „Natur“. Robert gehörte weder der einen noch der andern Schule an; wol war er noch in der alten Schule aufgewachſen, aber er hatte ſich früh von dem einſeitigen Studium der Antike losgemacht und ſuchte wie die junge Schule die Natur, ohne in deren Uebertreibungen zu verfallen, die aus einander folgenden Gegenſätzen immer entſpringen. Er hat daher das große Verdienſt, das er ohne Ahnen in der Kunſt, es ganz aus ſich ſelbſt iſt. Aber die Compoſition erſchien ihm nicht als ein Ganzes in einer Richtung. Mochte die Leinwand groß oder klein ſein, die äußerliche Seite der Arbeit, die Conception machte ihm Mühe und Qual. Er mußte ſtets mit vollen Segeln gegen den Wind ſteuern, wo ein anderer mit leiſen Ruderſchlägen ans Ziel gelangt. Beſtändig ſuchte er nach Modellen, denen er die Züge, den Ausdruck, die Geberden für ſeine Leinwand entnehmen konnte. Bot ſich ein hübſcher Kopf, ein Ausdruck, eine Stellung, eine Bewegung, natürlich, friſch und lebendig ſeinem Blick, ſo drückte er ſie eilig auf das Papier, hatte ſie ſeiner Phantaſie anvertraut und mit eigenen Erfindungen zu verſchmelzen. Seine Arbeit war zwar echte Kunſt, aber trotz dieſer Kunſt ſieht man den Ort, wo die Stücke eingelegt ſind, und die Flickung. Der Pinſel Robert's ſchaut wie etwas ſpielend, er behielt immer ſeinen Gruß und ſeinen langſamen Gang bei. Jeder hat einen beſondern Genius, der ſeine hat ſeine Flügel.

Darum hatte er auch keine Freude an ſeinem Schaffen, nicht jene Geiſtbegeiſterung, die den echten Künſtler durchglüht und ihm über die ſchwierigſten Aufgaben leicht hinweghilft. Nur eins ſeiner zahlreichen Bilder hat ihm die Freuden ſchöpferiſcher Begeiſterung verſchafft: „Der Schnitter“,

die andern schlichen leise, mit des Malers Herzblut erkauft, von seiner Palette. Und doch lassen diese unsterblichen Werke, die in der Geschichte der Malerei Epoche gemacht, in ihrer Harmonie und vollendeten Schönheit wenig ahnen, was sie dem Künstler gekostet haben! Schon Heine schrieb darüber in Begeisterung: „Robert's großes Meisterwerk »Die Schnitter« ist gleichsam die Apotheose des Lebens: bei dem Anblick desselben vergißt man, daß es ein Schattenreich gibt, und man zweifelt, ob es irgendwo herrlicher und lichter sei als auf dieser Erde. »Die Erde ist der Himmel und die Menschen sind heilig durchgöttert«, das ist die große Offenbarung, die mit seligen Farben aus diesem Bilde leuchtet"; aber wunderbarer, räthselhafter Widerspruch in einer Künstlerseele: der in Farben dieses Evangelium der Freude verkündete, er starrte auf die Erde wie in sein Grab!

Seit 1816 hatte Robert Frankreich nicht mehr gesehen. Er machte während der Ausstellung der „Schnitter" im Salon des Louvre 1831 eine kurze Reise nach Paris und es zeugt von seinem dankbaren und edeln Herzen, daß sein erster Besuch in der Hauptstadt seinem ersten Zeichenlehrer, dem alten Charles Girardet, galt, der damals in einer kleinen Straße des Quartier Saint-André des Arts wohnte. „Ich komme", sagte er, „meinen Lorbeer dem zu Füßen zu legen, der mir die Kreide in die Hand gab." Und der Greis und sein Schüler weinten in inniger Umarmung. Nach längerer Abwesenheit kehrte Robert im Jahre 1831 über Florenz nach Paris zurück und jetzt richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf den gefeierten Künstler. Er kam ihr wenig entgegen. Die, welche ihn nicht kannten, waren begierig, aus seinen Gesichtszügen auf seine Seele zu schließen, im äußern Menschen den innern zu lesen. Die, welche ihn früher gekannt hatten, waren erstaunt über die Veränderung, die in seinem Gesicht, seiner Haltung, seiner Sprache vorgegangen. Sein Antlitz deutete auf eine tiefere Melancholie, seine Bewegungen waren gemessener, sein Gespräch erhielt die größte Feinfühligkeit. War dies die Frucht seiner sinnenden Natur und Gewohnheiten? Es war all dies zusammen; aber es war auch das traurige Zeichen der Stürme, die sein Herz gewühlten. „Die Trübsal", sagt Montaigne, „ist für die Seele ein Hammer, der sie schlägt und dadurch poliert und verfeinert. Sie ist der Ofen, in dem die Seele ausgeglüht wird." Und Robert sollte diese Trübsal noch in ihrer ganzen Bitterkeit kosten. Nun allein die Kunst gehörte an seiner Seele, auch eine unglückliche Liebe sollte ihn erfassen und ihn vollends vernichten. In Rom lernte Robert die vertriebenen Napoleoniden kennen, da mehrere aus dieser Familie nicht nur die Künste liebten, sondern sie auch ausübten. Besonders war es der älteste Bruder des jetzigen Kaisers von Frankreich, Prinz Ludwig, und seine Gemahlin, Prinzessin Charlotte, an die sich der Künstler anschloß und sich von diesen Kreisen in einen Zauber einspinnen ließ, dem nur festgefügte Charaktere nicht unterliegen. Wer kennt ihn nicht, diesen so oft verderblichen Einfluß, den Fürsten, welche die Künste lieben, auf Dichter und Künstler so leicht gewinnen? Tasso, Racine, Voltaire, Goethe: sie alle saßen in dieser Schaukel der Fürstengunst, aus der ein endliches Herabstürzen unvermeidlich ist. Prinz Ludwig, der sich wie sein Bruder dem Jungen Italien angeschlossen, büßte bekanntlich in dem unglücklichen Revolutionsversuche in der Romagna sein Leben ein. Nach seinem Tode fing sich die langgenährte Leidenschaft Robert's für die Prinzessin zu entschleiern an. Er wagte nicht zu hoffen, aber er hatte auch nicht den Muth, zu entsagen.

Robert hatte schon früh die Einsamkeit gesucht; er liebte es, wochenlang in der Oede, mit Brombeer und Gestrüpp bedeckten Campagna Roms herumzustreifen, die nichts belebte als Ziegen- und Büffelheerden; er wärmte sich an dem Feuer der Hirten und Pifferari und seine Schwermuth fand eine traurige Freude daran, die Welt zu fliehen, um sich der Natur zu nahen. Das Colisäum war gleichfalls ein Ziel seiner einsamen Spaziergänge. Der malerische Anblick dieses Riesenbaues erhob auf Minuten wieder seine müden Lebensgeister; mehr als einmal sah man ihn mitten in seiner Arbeit die Palette wegwerfen und zu diesen Trümmern eilen. So sah man zur Zeit, als Michel Angelo an der Kuppel der Peterskirche arbeitete, mitten im Winter den großen Mann sinnend auf der höchsten Spitze des Colisäums stehen. Durch Robert's unglückliche Leidenschaft wurde sein Hang zur Einsamkeit noch mächtiger, und Venedig, die Stadt der Todten, wo er sein Atelier aufgeschlagen, um Studien zu seinen „Fischern" zu machen, war vollends geeignet, seine Schwermuth auf den Höhepunkt zu bringen. Ob die Prinzessin des Künstlers Neigung erwiderte, ist ein Räthsel geblieben, denn Robert verbrannte augenblicklich alle Briefe, die ihm aus ihren Händen kamen. In eine Ehe

Leider war nun gar nicht zu denken. Welch traurige Rolle hätte der kleine hagere Maler mit dem unbeholfenen, unscheinbaren Wesen an der Seite einer schönen, geistreichen und trotz ihres Sturzes immer noch zu einer großen Zukunft berechtigten Fürstin gespielt! Solche Gegensätze des Aeußerlichen empfindet ein Malerauge am tiefsten! Mit seinem dunkelfarbigen, enganliegenden, bis oben zugeknöpften Rocke, mit seinem bis auf die Augen herabgedrückten Hut, seinem großen, tief in den Schultern sitzenden Kopf, dem linkischen und mürrischen Aufstehen und seiner gerunzelten Stirn konnte er wol in jedes Atelier treten und sich Achtung erzwingen, aber nicht in jeden Salon.

Nicht diese eine Leidenschaft, nicht die harte Kritik eines gehässigen Italieners über seine letzte Schöpfung, nicht die grausamen Qualen, die ihm das Hervorbringen derselben gekostet und von dem er schrieb: „Dies Werk wird mein Haupt durch den Kummer gebleicht sehen!“ das Alles mit einem mal über ihn zusammenstürzte, die Furcht, mit seinen spätern Schöpfungen unter sich selbst herabzusinken — das war sein Tod! Mit demselben Messer, mit dem er so oft die mißlungenen Schöpfungen seines Pinsels abgeschabt, legte er Hand an sich selbst am 20. März 1835.

Schweigsam, wie er durchs Leben schritt, ist er hindurchgegangen; er hat nicht, wie viele Selbstmörder so gern thun, ein Wort hinterlassen, das seinen gewagten und verzweiflungsvollen Entschluß erklärt. Etwas wie Blasphemie ist von seinem Selbstmord unzertrennlich. Seit der ersten Zeit seines Aufenthalts in Rom war Robert Halluzinationen unterworfen; bald glaubte er die Harmonie der himmlischen Sphären zu hören, bald verkehrte er mit Engeln. Es geschah eines Tags im April 1828, daß er, mit zahlreichen andern Künstlern Victor Schnetz, der nach Frankreich zurückkehrte, das Geleit gebend, plötzlich in dem Augenblick verschwand, als die Gesellschaft in der Nähe des Wasserfalls von Terni frühstückte. Sein Freund, der Maler Allaux, später Director der französischen Akademie in Rom, suchte ihn überall und fand ihn endlich auf einem nahen Felsen, die Augen zum Himmel erhoben und den göttlichen Chören mit aufmerksamem Ohr lauschend. „Gehen Sie, ich komme bald wieder“, rief Robert, „ich bleibe bei den Engeln! Sehen Sie sie nicht auch in der Luft singen?“ Schnetz behauptet ingrathen, daß er seinen Kopf von Genie ein Winkel sei, in dem der Wahnsinn hause, — und wer außer Gott kennt die Grenze, wo die Vernunft aufhört und die Tollheit beginnt? „Geht mir die Sonne wieder“, sagte Leopold Robert oft, „sie rührt mich, sie mildert meinen Kummer, sie gibt mir Hoffnung auf die Zukunft etwas Tröstendes!“ Aber der Sonnenschein kam nicht wieder und der Ruhm, diese blasse, kalte Sonne, erwärmte nicht mehr sein Herz. „Glaube nur“, sagte er zu seinem Bruder, „der Weihrauch des Ruhms ist eitel — er hinterläßt eine unheilbare Leere im Herzen!“

In einer Zeit, in der bereits die äußerste Verzweiflung sich um Robert's Haupt spann, sprach er mit Schauer vom Selbstmord und voll Mitleid von seinem armen Bruder Alfred, dessen Beispiel er bei alledem folgen sollte. Er rief aus: Gott, als er die Nachricht von Robert's Tod hörte, aus: „Ich begreife nicht, daß der Mensch sich irgendwie das Recht anmaßen kann, das zu zerstören, was Gott gemacht!“ Kaum waren vier Monate verflossen, machte auch Alfred seinem Leben freiwillig ein Ende. „Die Künste“, hatte Madame Pisis-Lebrun kurz vor seinem Tode zu ihm gesagt, „sind die besten Trösterinnen in den Sorgen des Lebens.“ „Ach“, unterbrach er sie lebhaft, „ich glaube, es gibt nur Ein Uebel, für das sie kein Heilmittel haben: das, sich selbst zu überleben!“ Auch Leopold Robert trug diese Bürde mit in den Tod. Einem Freunde schrieb er nach Vollendung der „Ernte“, daß es ihm eine unaussprechliche Ruhe gewähren würde, die Palette, die Pinsel, die Alles bezeichnet, zu zerbrechen, daß nur der Stock davon bleibe und er sagen könnte: Ich werfe dich von mir!“

Diese Ruhe, nicht das schaffen zu können, was leuchtend vor seiner Seele stand, hatte der Unruhig in seinem Innern gemacht, und so schreibt er an einen Freund: „Ich habe gewöhnlich eine ziemlich glückliche Idee, nicht von dem, was ich mache, sondern von dem, was ich machen sollte, so schön und viel erscheint mir die Natur. Sobald ich jedoch an die Ausführung der Idee gehe, den ich in meiner Phantasie so schön gesehen, begreife ich mich, daß ich die Sache nicht machen wie ich möchte; aber während ich mich mit den Schwierigkeiten herumquäle, zwingt mich die Hartnäckigkeit des Uebelstandes, darum weiter zu arbeiten, bis ich durch Probiren, Radiren und Herumsuchen endlich doch glücklich zum Ziel komme.“ Das war die Tragik seines Schaffens; jeder kleine unwichtige Zufall hingegen [illegible] und der Selbst-

merd ei da. Wie weit aber auch seine Gemälde hinter seinen Phantasien und Anforderungen zurückblieben, die Nachwelt hat es vergessen; sie sieht in ihnen Schöpfungen voll Poesie, Reinheit und Sonnenschein und reicht dem düstern mit sich selbst zerfallenen Künstler dankbar-freundlich die Siegespalme; nicht nur Mitleid, wie es Petrarca für seine Liebe begehrte, auch Verzeihung und einen unsterblichen Nachruhm hat er bei ihr gefunden.

Ludwig Habicht.

Die Erdbeben und ihre Ursachen.

II. Statistik und Theorie der Erdbeben.

„Alle Erzitterungen des Bodens von einer Ursache ableiten zu wollen, wäre ebenso unstatthaft, als alle Schwingungen der Luft, die uns als Schall zum Bewußtsein kommen, aus einer Quelle herzuleiten."

Mit diesem vollkommen richtigen Satz beginnt Kluge seine dreijährigen Untersuchungen „Ueber die Ursachen der in den Jahren 1850—57 stattgefundenen Erderschütterungen und die Beziehungen derselben zu den Vulkanen und zur Atmosphäre", welchen wir nunmehr folgen werden, um die gewonnenen Resultate, die in mehr als Einer Hinsicht merkwürdig sind, unsern Lesern näher bekannt zu machen. Diese Untersuchungen mögen zugleich als ein Beweis gelten, wie viele mühsame Beobachtungen ein Naturforscher anzustellen hat, bevor er überhaupt ein Resultat aussprechen kann, und mit welcher Vorsicht er bei den aus diesen Resultaten sich ergebenden Folgerungen zu Werke geht, bevor er sie als wirkliches Gesetz anerkennen darf.

Da die Erdbeben in Tiefen ihren Sitz haben, welche der direkten Beobachtung nicht zugänglich sind, bieten sich ihrer Untersuchung noch besondere Schwierigkeiten dar. Der Naturforscher kann hier nur aus äußern Merkmalen auf die muthmaßlichen innern Kräfte, aus bestimmten Wirkungen auf die Ursachen zurückschließen; und hier ergibt sich denn, daß die meisten Merkmale unzuverlässig sind und nur eins als völlig charakteristisch und allgemein verbürgt gelten kann, zu dessen sofortiger Erkennung es freilich nicht erst eines Forscherauges bedarf: das Erbeben des Erdbebens. Aber selbst eine solche Erschütterung kann auf sehr verschiedene Weise erregt werden; sie kann ebensowol die Folge von äußerlich als von innerlich wirkenden Kräften sein, d. h. sie kann nicht minder durch einen Stoß oder Druck von außen nach innen, als von innen nach außen hervorgerufen werden. Der Druck eines heftigen Orkans, der Blitzschlag eines mächtigen Gewitters, der Sturz eines fernen Berges, die Explosion einer Mine, ja selbst das Fallen einer Thurmglocke (wie dies vor einigen Jahren am Rhein beobachtet wurde) rufen ebenso gut Erderschütterungen (wenn auch nur lokale) hervor, als umgekehrt die Ursache eines großen Erdbebens entweder im Einsturz einer Höhle des tiefen Erdinnern oder in der Verschiebung einer Gebirgsschichte oder in plötzlicher Verdampfung unterirdischer Wassermassen oder in einem gewaltigen Stoß flüssiger Lava an die Wände eines Vulkans gefunden werden kann. Hieraus folgt, daß keine Theorie, welche alle Erdbeben auf eine und dieselbe Ursache zurückzuführen sucht, völlig stichhaltig sein kann, wie umgekehrt bisjetzt noch nicht die Zeit gekommen ist, eine vernünftige Erdbebentheorie zu Gunsten irgendeiner andern völlig zu verwerfen. Die Neptunisten und Plutonisten werden also, wie in der Geologie überhaupt, auch angesichts der Erdbeben sich friedlich die Hände reichen und gemeinsam weiter forschen müssen, um diesem räthselhaften Phänomen fern von allen Prinzipienstreiten gründlich auf die Spur zu kommen.

Der einzige hierbei einzuschlagende Weg bleibt der, jedes einzelne Erdbeben, möge es auch noch so lokal sein, mit allen begleitenden Erscheinungen zum Gegenstand eines besondern Studiums zu machen und unter den möglichen Ursachen, die es hervorrufen konnten, die wahrscheinlichste zu suchen. Die Berücksichtigung sämmtlicher Thatsachen im Vergleich mit den geognostischen Bodenverhältnissen sowie mit ähnlichen Erscheinungen in andern Gegenden wird dann wenigstens zu dem Schlusse führen, ob die einzelnen Erschütterungen sich durch allgemein bekannte Ursachen allein erklären lassen, oder ob man die neuerdings wieder so heftig angefochtenen Fluctuationen eines unbekannten, feurig-flüssigen Erdinnern trotz alledem zu Hülfe nehmen muß.

Emil Kluge hat sich der mühevollen Arbeit unterzogen, Notizen über sämmtliche Erdbeben zu sammeln, welche in dem Zeitraum vom 1. Januar 1850 bis 31. December 1857 bekannt geworden sind, und sie in Tabellen zu gruppiren, welche eine vollständige Statistik dieser Phänomene innerhalb jener Periode repräsentiren. Hieraus ergibt sich denn zunächst das überraschende

Lettice.

Komm — der Hebräer Ephraim! Mein Bruder hat mit ihm Geſchäfte. (Beide zur Seite ab.)

Vierte Scene.

Ephraim. Marwell.

Ephraim

(tritt langſam hervor, und ſpricht wohlbehaglich lächelnd mit Beziehung auf Harry).

Gute Nacht! gute Nacht! gute Nacht!

Marwell.

Guten Abend! könnt' ich wohl ſagen, ſo lange habt Ihr mich warten laſſen.

Ephraim.

Nun man kann auch ſagen: gute Nacht, wenn die Sonne ſcheint und ſie geht mannigmal unter bei hellem lichten Tage! haha, gute Nacht! Mylord wollten ja machen —

Marwell.

Wichtige Geſchäfte, Ephraim. In fünf Tagen iſt die Hochzeit.

Resultat, daß in jenen acht Jahren, d. h. in 2922 Tagen, nicht weniger als 4029 bekannt gewordene Erdbeben auf der gesammten Erdbebenfläche stattfanden, sodaß — wenn man bedenkt, daß außerdem sicher noch zahlreiche Erdbeben stattfanden, welche entweder gar nicht oder doch nicht in Europa bekannt werden konnten (man denke nur an Innerafrika, an die Polargegenden und an die ungeheuern Meeresflächen) — es nicht zu viel behauptet ist, wenn man annimmt, daß auf der Erdbodenfläche im Durchschnitt täglich zwei Erdbeben stattfinden. Die Natur operirt jedoch ihre Phänomene begreiflicherweise nicht in solcher Regelmäßigkeit, wie eine Durchschnittsstatistik angibt. Die Klugschen Tabellen weisen aus, daß an einzelnen Tagen mehrere Erdbeben zugleich, an anderen gar keine stattfanden. Im Januar 1852 erlebte z. B. Unteritalien und Sicilien innerhalb 22 Tagen 80 Erdbeben; in den schweizer, savoyer und piemontesischen Alpen zählte man im August 1855 sogar 164 Erdbeben in 31 Tagen, im September desselben Jahres 99 Erdbeben in 29, im nachfolgenden October 45 in 26 Tagen. Ueberhaupt vertheilten sich die bekannt gewordenen 4029 Erdbeben auf der nördlichen Halbkugel auf 1810 Tage mit 3018 Erschütterungen, auf der südlichen auf 417 Tage mit 862 Erschütterungen. Schon dieses ungleiche Verhältniß zwischen den Erdbeben beweist und obwohl der Neapolitaner noch darauf hin, daß hauptsächlich der Mangel an Nachrichten von der südlichen Halbkugel über die natürlichen Vorgänge in auffallend verringern mußte, sodaß die Kenntniß über die unterirdischen Vorgänge auf der nördlichen Halbkugel jedenfalls der Wahrheit viel näher kommen. Klage theilt die nördliche Halbkugel in 17 Haupterdgebiete, wovon Europa mit Nordafrika, Klein-Asien und Persien (d. h. historisch Ländergebiete, von welchen wir die regelmäßigsten und zuverlässigsten Nachrichten erhalten) in 12 Regionen, Amerika in 4 getheilt und Ostindien als eine einzige Region behandelt ist. Die erste Region: Großbritannien mit Irland, Skandinavien und Nordrußland, hatte die wenigsten Erdbeben (57); die Region Schweiz, Savoyen und Piemont die meisten (1055); ihr zunächst stehen Unteritalien mit Sicilien (589), der griechische Archipel mit Kleinasien (364) und sodann Dalmatien, Kroatien und Albanien (311). Deutschland mit Ungarn, Polen und den Donaufürstenthümern (also „Großdeutschland") nebst Südrußland zählte nur 112 Erdbeben in 81 Tagen, sodaß auf dieses große Erdgebiet jährlich im Durchschnitt 12 Erdbebentage zu rechnen sind.

Bei näherer Betrachtung ergibt sich, daß nicht nur die Jahreszeit, sondern sogar die Tageszeit auf das Phänomen von Einfluß ist. Auf der nördlichen Halbkugel haben im Winter mehr Erdbeben statt als im Sommer, von Anfang März bis Ende August 1854 (von Anfang September bis Ende Februar 1854); mithin im Herbst und Winter (bei mehr als im Frühling und Sommer); auf der südlichen Halbkugel ist es umgekehrt (414 im Sommerhalbjahr, 388 im Winterhalbjahr). Durchgängig aber stellt sich heraus, daß bei Nacht mehr Erdbeben als bei Tage vorkommen; auf der nördlichen Halbkugel zählte man 1302 das Doppelte an nächtlichen Erschütterungen (1502 gegen 1008 bei Tage).

Untersucht man nunmehr, was diesen (innerlichen Gebieten bezüglich ihrer geographischen Lage und geognostischen Verhältnisse gemeinsam ist, so gelangt man zu folgenden allgemeinen Resultaten. Die meisten Erdbeben haben statt:

1) In Districten, welche am Meere oder an großen Landseen gelegen sind. Beinahe sämmtliche Meere sind mit einem Kranze von Erschütterungsbezirken eingefaßt, die sich nur in wenigen Fällen über 20—25 Meilen in den Continent hineinziehen, meist aber dicht an der Küste oder auf den dem Ufer nahe liegenden Inseln, besonders im Meere selbst ihren Sitz haben. Auch die Ufer der großen Landseen (des Kaspischen Meeres, der skandinavischen und nordamerikanischen Seen u. s. w.), bieten zahlreiche Beispiele von Erderschütterungen. Vergleicht man die Zahl dieser sämmtlichen Erschütterungen mit der Zahl jener, welche tief im Binnenlande stattfanden, so verschwindet die letztere fast gegen die erstere. Bringt man hierbei noch in Rechnung, daß der größte Theil der Erdoberfläche mit Wasser bedeckt ist und daß die Erschütterungen des Meeresgrundes für die Beobachtung fast gänzlich verloren gehen, so dürfte es nicht zu gewagt erscheinen, wenn Klage den Satz ausspricht, daß die größte Anzahl von Erdbeben eine Erschütterung (d. h. Ebbe und Fluth) des Wassers zur Folge habe. Ein Satz, der auch für die übrigen vulkanischen Erscheinungen seine Bedeutung hat.

2) In hohen Gebirgen. Während die Lichenen (mit Ausnahme der an Meeresufern) keine einzige lebendige Erschütterung aufzuweisen haben, sind die meisten hohen Gebirge, selbst

wenn sie nicht vulkanischer Natur sind, ziemlich reich daran. Auch hier scheint das Wasser eine Hauptrolle zu spielen, da infolge der vermehrten Abkühlung und Wolkenansammlung sich die atmosphärischen Niederschläge bekanntlich in demselben Maße vermehren, als man sich über das Meeresniveau erhebt. Auch dürfte der Umstand mit beitragen, daß infolge der steilen Aufrichtung der Schichten das Wasser seinen Weg durch Klüfte und Fugen leichter in die Tiefe findet.

3) In der Nähe warmer Quellen. Das Eindringen des Wassers in die obern Geschichten scheint zur Erregung von Erschütterungen nicht auszureichen; das Wasser muß bis in die Nähe des unterirdischen Wärmeherds (möge dieser nun beschaffen sein wie er wolle) eindringen können. Daß sich die Erschütterungen in der Nähe von absoluten Thermen häufen, ist eine bekannte, aber nicht genug beachtete Erscheinung. Daß außerdem die Erdbeben gewöhnlich auf diese Thermen selbst Einfluß haben, ist vielfach constatirt. Zuweilen versiechten sie ganz, zuweilen kamen sie erst nach einiger Zeit, sogar an andern Orten wieder zum Vorschein, oder sie flossen stärker oder schwächer oder wurden in ihrem Temperaturgrad oder ihrer chemischen Zusammensetzung verändert.

4) In Gebirgsformationen, deren Bestandtheile durch Wasser gelöst oder fortgeschwemmt werden können, welche daher zur Bildung großer unterirdischer Hohlen Veranlassung geben. Hierher gehören besonders die Lager von Steinsalz, Gips und Kalk.

5) In vulkanischen und pseudovulkanischen Gegenden; eine Thatsache, die so bekannt ist, daß sie hier keiner weitern Ausführung bedarf.

Die Natur der Erdbeben bedingt aber noch weitere Unterscheidungen, die für Erkennung ihrer verschiedenen Ursachen wesentlich sind: nach ihrer räumlichen Ausdehnung und zeitlichen Dauer. Die meisten Erdbeben sind mehr lokale, d. h. sie beschränken sich auf eins der obenaufgestellten Stoßgebiete allein oder sogar nur auf einen Theil desselben. Doch gibt es andere, sogenannte allgemeine (wenn auch seltenere) Erschütterungen, welche sich durch weit größere Ausbreitung auszeichnen und dadurch, daß sie mehrere Regionen zugleich heimsuchen, zu der Annahme führen, daß zwischen den einzelnen Stoßgebieten ein gewisser innerer Zusammenhang besteht. Je tiefer nach dem Mittelpunkte zu die Ursache liegt, desto weiter müßte (theoretisch betrachtet) die Wirkung auf der Oberfläche sich erstrecken. Denn nimmt man beispielsweise den allerdings undenkbaren Fall an, das unmittelbar vom Centrum unsers Erdballs eine Erschütterung ausgehen könnte, so würde sich diese bei entsprechender Intensität radial nach allen Seiten erstrecken und nicht weniger als die ganze Kugelfläche erschüttern müssen. Umgekehrt ist ersichtlich, daß, je näher unter der Oberfläche der Erschütterungskreis zu suchen ist, die seitliche Ausbreitung um so geringer sein wird, wenn nicht besonders günstige Umstände sie befördern. Lokale und allgemeine Erdbeben weisen alle muthmaßlich auf wenigstens theilweise verschiedene Ursachen hin. Ebenso besteht ein gewisser Gegensatz zwischen solchen Erschütterungen, welche nur einmal auftreten oder nach Verlauf weniger Minuten sich wiederholen, und solchen, welche Stunden-, ja tagelange Pausen machen, dieselbe Region aber immer wieder heimsuchen, und oft von wochenlanger Dauer sind. Letztere nennt man Erdbeben-Perioden; Einige nimmt ihre kürzeste Dauer zu 10 Tagen an, ihre längste kann sich auf Monate, ja auf Jahre erstrecken.

Ein Beispiel von einem allgemeinen Erdbeben von furchtbarer Ausdehnung ist das, welches am 26. November 1862 gleichzeitig im Ostindischen Archipel (von Banda bis Manila, Sumatra und Java), in Westindien (Cuba, Jamaica, Haïti); in Nord- und Südcalifornien und Unteritalien (Neapel) stattfand, womit die Erdbeben in Verbindung zu bringen sind, welche in den zwei folgenden Tagen in Massachusetts und Neuhampshire, in Lima und Chile auftraten. An allen diesen Punkten kam die Erde innerhalb dieser drei Tage nicht zur Ruhe, im Ostindischen Archipel dauerten die Erschütterungen den ganzen December und Januar hindurch mit großer Stärke fort. Wir haben hier ein Beispiel von einem allgemeinen Erdbeben, welches an dem muthmaßlichen Hauptsitz seiner Ursache (nämlich von Banda im Meere, welches zu 26 Fuß hohen Wellen aufgethürmt wurde) sich zu einer großen Periode formirte und dort gleichsam festlegte. Daß ein solches Erdbeben, welches in einem breiten Gürtel fast um den halben Erdkreis sich schlang, eine ebenso tiefliegende als gewaltige Ursache haben mußte, ist selbstverständlich. Der Umstand ist hierbei besonders zu beachten, daß diese Erschütterungen ohne irgendwelche Vorzeichen eintraten, und nicht einmal von dem gewöhnlichen unterirdischen Donner begleitet waren.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Ein Dichter in Italien.

„Wenn wir uns doch die freundlichen Gestalten an die südliche Küste von Sizilien bestellen könnten!“ sagte Johann Gottfried Seume in seinem „Spaziergang nach Syrakus“. Aber was mag der Mensch, da es jetzt selbst im Zeitalter der Eisenbahnen gefährlich bleibt, ob sie kämen. Wer ist denn auch ein so wackerer Fußgänger wie unser Seume, der nur mit einem einfachen Rock und einem Paar Stiefeln versehen nach Syrakus wanderte und am Ende der Reise seine Stiefeln noch in solch beklagenswerthem Zustande vorfand, daß er sich genöthigt sah, mit ihnen nicht vor seine Auftraggeber zu treten? Es war daher nicht mehr als billig, daß Seume dem Verfertiger dieser Stiefeln, dem alten Schuhmacher Hirtzgen in Leipzig, in seinem „Spaziergang“ ein Denkmal setzte.

Seume wollte sich nur ein wenig die Füße vertreten und da die Frauenzimmer von Leipzig damals noch nicht ihre jetzige Schönheit und Anziehung hatten, zog er es vor, wie er selbst sagt, an den südlichen Ufern Siziliens einmal herumzuspazieren und junge Mandeln und ganz frische Apfelsinen dort zu essen.

Durch seine wunderlichen Schicksale war Seume ohnehin zum Weltwanderer bestimmt; als er nach Paris reisen wollte, ergriffen ihn unterwegs heftiges Fieber und Schlepptau (da nach Amerika, wo im Dienste England die junge Republik unterdrücken zu helfen. Aber so herumgeworfen wurde, lernte Sizilien sehen, und Seume hat auch Italien mit offenem Auge durchwandert und von diesem Lande ein treues Bild gegeben. Italien — nicht das Land der Kunst, das Goethe bewundernd schildert, sondern das Italien der Italiener schilderung ohne Bilder. Statuen und Bilder — ist deutlich gesprochen, die Leute von denen Seume redet und traute nicht anders als Seume, unter dem doppelten Druck der Priesterherrschaft und bourbonischen Gewalt leidend. „Sizilien“, so beschreibt er die Insel, „sieht im Innern furchtbar aus. Hier und da sind einige Straßen gebaut, aber das Ganze ist eine Wüste, die ich in Amerika kaum so schrecklich gesehen habe. Zu Mittag war im Wirthshause durchaus kein Stückchen Brot zu haben. Die Bettler kamen in den jammerlichsten Erscheinungen, gegen welche die römischen auf der Treppe des Spanischen Palasts noch Wohlhabenheit sind; die Soldaten wie die Landleute gehen mit der ganzen Schau ihrer Armuth, nur mit Lumpen bedeckt, in Hoffnung Almosen an der Thür. Oft sagte mir das Herz, das ich gab, und dann meine Hand. Ich blickte traurig rund um mich her über den reichen Boden und hatte in diesem Augenblick alle sizilianischen Aebte und Barone, mit den Ministern an ihrer Spitze, ohne Barmherzigkeit vor die Kanone gebunden. Es ist heilig!“ Solche Gewaltmaßregeln haben aber wol selten zu einem erheblichen Ziele geführt. Dämonen werden nun einmal nicht durch Feuer und Schwert vertrieben, nur durch den höher stehenden Menschen, geistig wie sittlich, der mächtiger als sie ihre Kraft ist zu seinem edlern Zwecken dienstbar zu machen weiß.

„Wie ich all das Elend verabscheue, kann ich nicht ausdrücken“, schrieb einmal Barthold Georg Niebuhr an Heinrich Koenig, und diese Klage klingt durch alle Briefe, welche in Verbindung mit der zweiten Italienischen Reise Seume schrieb und von Hella übernommen, es sind einzelne trostlose Bilder. „... Da müssen die Menschen wie Vieh und vor Hunger sich prügeln, daß das Volk knurrt! Die Straßen sind nicht allein mit Bettlern besetzt, sondern viele Familien sterben wirklich darüber vor Hunger und Elend. Ich weiß, daß bei meinem Hiersein an einem Tage über 40 solche Personen vor Hunger gestorben sind. In Girgenti habe einige niederstürzen und sterben sehen. Neben vielen andern gräßlichen Merkmalen! Der Despotismus ist empörend, aber nicht mehr als die Pfaffheit.“ So urtheilt Seume über Rom und den Kirchenstaat, in trostlosen Variationen haben wir sie auf heutigen Stand vielfach klären müssen.

Den Groll gegen die Mönche mit Seume, so lange er in Italien ist, niemals los, selbst über das wunderliche geistige Kloster am Hofe des Königs gibt er seine Scherze voll Hohn und Spott. „Das Kloster hat Neapel durch Einfuhr von Holz in Verruf, daß es damit viel Noth thut. Das Holz aber mag nicht weiter, als fünfzig Kutschen erwähnen hundert Pfeifen; dadurch werden beide dem Staate wenig zur Verwüstung.“ Hat ein einziges mal zu gütig er aber Groll, so mit einem gewissen Humor von einem Mönche, dem einzigen Verkäufer der Kirche und der Kaufleute zum Evangelium, dem es auf dem Heimwege nach San Giovanni in den Arbeitsgärten begegnet. „Der Mönch machte für einen Neapolitaner einen ziemlich leidenschaftlichen Spaziergang. Dieser Gesell hatte gelogen und doch hatte er die Mittag, um seine Gedanken auf der Flucht zu sammeln; er nahm sie alle, da sie sonst nicht gehen wollte, mit dem langen Weg von 12 Stunden zusammen. Der kleine König hat schon kommt natürlich die große Lust nicht aufhalten. Der Mönch mit seinem langen Talar nahm alle seinen Jünglinge auf die Schultern und ging voran und die Mutter folgte in angebrachter Feierlichkeit mit Gebet mit den Kindern. So sahen wir den Mittelmann. Es ist übrigens ein christlicher Schauder auf Syrakus, der den Sohne erzogen und zur Krone und auf die Erde gebracht hat. Nach dem Tode seiner Frau, da seine Augen dem Ohr und dem Stabe nicht mehr recht gehorchen wollten, hat ihn der Bischof hierher gelegt.“ und Seume bemerkt sarkastisch „vielleicht hat der Bischof auch seit langer Zeit ein Bischof von Syrakus gethan hat.“

Aber auch über die weltlichen Herren schwingt unser Spaziergänger seine unbarmherzige Geißel; die Bourbonen in Neapel haben sich sehr gefreut, daß gewissenhafte Reisende, von Seume bis Platen, in Staunen und Entsetzen über ihre Regierung gerathen. „Sizilien könnte ebenfalls mehr Einnahme als jetzt die ganze Insel. Nur der dritte Theil

der Insel ist bebaut und dieser ziemlich schlecht. Ehemals schickte man bei der großen Bevölkerung Korn nach Rom und die Insel wurde für ein Magazin der Hauptstadt der Welt gehalten. Neulich ist man genöthigt gewesen, Getreide aus der Levante kommen zu lassen, damit die wenigen ärmlichen sicilischen Küstenbewohner nicht Hunger litten. Kann man eine bessere Philippika auf die Regierung und den Minister in Neapel schreiben?“ Gewiß nicht, ehrlicher Seume! Und voll Ironie erzählt er an einer andern Stelle:

„Der Maulthiertreiberpatron hatte mir zum Führer nach Syrakus einen kleinen Buben mitgegeben, der sich, sobald wir heraus waren, auf die Kruppe schwang, mir einen kleinen eisernen Stachel zum Spaß gab und so mit mir und dem Maulthier über die Felder dentrabte. Diese Thiere hören auf nichts als diesen Stachel, der ihnen statt aller übrigen Treibmittel am Hacke appliciert wird. Wenn es nicht recht gehen wollte, rief der kleine Mephistopheles hinter mir: „Pungete, Don Juan, sempre pungete!“ Siehst du, so kurz und leicht ist die Wissenschaft der Maulthiertreiber und der Politiker! Das scheint das Schulwörtchen aller Minister zu sein! Wie der Hals des Staats sich bei dem Stachel befindet, was kümmert das die Herren? Wenn es nur geht oder wenigstens scheint.“

Ist es doch, als ob wir jetzt auch überall hörten: „Pungete, Signore, sempre pungete!“ und der alte „Maulriel“ vom Staat, den ein geistreicher Fürst einst im Unmuth noch anderes genannt, trabt weiter — wer weiß wie lange noch! Konnten die Italiener bis auf die neueste Zeit doch mit Heine trösten: „Die Götter haben uns verlassen, aber die Könige behalten uns!“

Schon Seume nennt Rom die größte Ruine der Welt und prophezeit, daß einmal die Peterskirche die größte Ruine von Rom sein wird, und an den Dom von Mailand knüpft er folgende Erzählung:

„Einer meiner Bekannten begleitete mich einmal durch die Stadt und unter andern auch in die Kathedrale. Hinter der kunstreichen Kruppe des heiligen Borromeo steht in einer Nische der geschundene heilige Bartholomäus mit der Haut auf den Schultern hangend. Es gilt für eine gräßlich schöne Anatomie. Der Italiener stand und betrachtete ihn einige Minuten. „Das Aas mir!“, sagte er endlich, „die Augen hat man uns gelassen, damit wir unser Elend sehen können.“

Diese scharfe, vortreffliche Beobachtungsgabe zeichnet den ganzen „Spaziergang nach Syrakus“ aus, der einen bleibenden Werth in unserer Literatur haben wird und in seiner Anschaulichkeit, seiner Lebhaftigkeit die Laurifexwerke der Jetztzeit weit übertrifft. Daneben ist Seume's Lyrik hart und beinahe formlos. Es ist merkwürdig, daß, selbst nachdem Goethe der deutschen Sprache den süßesten Wohllaut einzuhauchen gewußt, noch so viel Dichter kommen und Anerkennung finden konnten, die wieder mit dem spröden Stoff zu ringen hatten. So auch Seume; er war kein großer Poet, aber ein ganzer Mann, nicht seine Gedichte, nur seine Reiseschriften haben einen bleibenden Werth in unserer Literatur, sie erquicken und erheitern.

Am Morgen.

Horch, Morgen wird's! Es trägt aus der Kaserne
Der Wind des Hornrufs langgezog'nen Ton,
Ein Glockenspiel beginnt in weiter Ferne
Und auch die ersten Vögel zwitschern schon.

Wohl denen, die zu dieser stillen Stunde
Aus langer Ruhe küßt der Tagesschein;
Nur sie hat Morgenstunde Gold im Munde,
Mich wiegt das Frühroth erst in Schlummer ein.

O Kindheit! Bis mit tiefen Athemzügen
Ich noch des Schlafes ganze Wollust sog,
Noch nicht ein Netz von ueberhaften Zügen
Der Traum gespenstisch um mein Lager zog!

Wie lieb dem Vater schwer, mich aufzuwecken,
Und neue Lust war dies Erwachen dann!
Jetzt mich jetzt der Wind vom Kissen schrecken,
Ein Heimchen mir die Nacht verstören kann.

Weh! hab' ich später, in den Werther-Jahren,
Gar manche Nacht mit Weinen zugebracht;
Doch, o wie thöricht jene Schmerzen waren,
Die damals ich unleidlich mir gedacht!

Nun kreuzen andere Gedankenflüge
Durch meinen Schlaf, mir däucht wie Kinderspott
Der Gram um Werther und verlorne Liege.
Seit ich verlernt zu Mädchen: Weib und Gott!

Ich ruhte nicht, bis meine Träume schwanden;
So ward ich meines eig'nen Glückes Dieb,
Denn einsam wandern muß und unverstanden
Von jeher, wer mit Herzblut Wahrheit schrieb.

Zwar oft beschleicht mich ein Gefühl von Leere,
Als ob ganz Klang- und Gestaltlos die Natur,
Und traum des Lebens werth und eben wäre,
Doch dies Verzweifeln ist nur Eitelkeit nur.

Die Kunst wird mir beim Worte niederkommen,
Den Schlüssel meiner Brust auch nur für diese Welt,
Wird dennoch minder nicht die Brust von frommen,
Begeisterten Gedanken mir geschwellt!

O Sonne, die du jetzt mit gold'nen Quellen
Der Erde Sehnsucht nach dem Lichte tränkst,
Heil' Dank, daß du nach dieser Nacht zu hellen
Und heitern Bildern meine Seele lenkst!

Das Licht, das jetzt durch meine Kammer fließet,
Glänzt auch im Rhein; sie Alpen hat's entbrannt — —
O Vaterland, das mich mein Herz heißet,
Du bist es, du, mein schönes Vaterland!

Carl Beigel.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Die Anfänge des deutschen Gewerbestandes.

Die deutsche Geschichtschreibung ist bis auf die neuere Zeit viel zu vorwiegend nur Geschichte der Dynastien und der unter ihnen geführten Kriege gewesen. Unsere Gegenwart hat hierin Wandlungen in der civil-culturgeschichtlicher Forschung, und namentlich Max Wirth hat sich die Aufgabe gestellt, in seinem jetzt erscheinenden „Deutschen Geschichte" auch die Entwicklung des deutschen Handels- und Gewerbestandes, überhaupt das volkswirthschaftliche Moment, das ohne Frage mit einem Hauptfactor auch der politischen Vorgänge bildet und bisher überaus dürftig behandelt wurde, gebührend ins Licht zu stellen. Der erste Band seines vielversprechenden Werkes, die „Deutsche Geschichte im Zeitalter germanischer Staatenbildung" enthaltend (Frankfurt am Main, Expedition des „Anzeigers", 1862), liefert bereits in obiger Beziehung Beiträge, die auf allgemeine Beachtung Anspruch haben und namentlich über die Anfänge des deutschen Gewerbestandes Interessantes bringen.

Sehr viele Gewerbe, welche jetzt bestimmte Berufsbeschäftigungen bilden, waren als solche unserm Alterthum noch unbekannt, und zwar nicht allein gewisse Luxusgewerbe, sondern gerade die des täglichen Bedarfs. Die Frauen des Hauses waren es nämlich selbst, die im ganzen Alterthum und Mittelalter, bis zu den höchsten Ständen, ohne Ausnahme in die Hausmirthschaft wie in die gesammte Production viel thätiger eingriffen, als dies jetzt zum Vortheil für ihre geistige Bildung, aber oft zum Schaden ihrer körperlichen Gesundheit und ihres materiellen Wohls der Fall ist. Ihre Waaren, welche sie und die Ihrigen liefert, mußten natürlich im Hause verfertigt werden. Es wurde daheim von den Frauen und unter ihrer Aufsicht geschlachtet, gemahlen, gebacken, Bier und Meth gebraut, Licht, Seife bereitet. Der Flachs und die Wolle mußten daheim gesponnen und gewoben sowie auch die Kleider selbst verfertigt. Im Nibelungenlied und der Gudrun wird die Verfertigung neuer Kleider von seiten der Frauen von jeher als löbliche Gewohnheit zu erwähnen nie versäumt und es gab Zeit, wo die Grafen selbst in den größern Städten am Rhein eigene Schneider und Weber.

Die Herstellung der Hüte, des Schuhwerks, der Wagen und Werkzeuge, der Waffen und Schmuckgegenstände lag den Männern ob. Unter den Gewerben, welche sich mit diesen Artikeln beschäftigten, waren jedoch ursprünglich nur die Waffen- und Goldschmiede freie und geachtete Gewerbe, alle übrigen wurden von Hörigen betrieben. Wie im Fall der Tötung ein Wagner oder Zimmermann höher gebüßt wurden mußte als ein anderer Handwerker, so hatte der Waffen- oder Goldschmied das höchste Wergeld. Natürlich bestand in der ältesten Zeit sehr wenig Theilung der Arbeit, schon der Wagner, und namentlich der Schmied, die Arbeiten verrichteten, welche jetzt unter viele verschiedene Gewerbe vertheilt sind. Büttner oder Küfer muß es frühzeitig gegeben haben, denn das Faß ist eine germanische Erfindung und war zur Aufbewahrung des ersten Nationalgetränks, des Bieres und Methbiers, unentbehrlich.

Die Herberei (Arbeit von den Schuhmachern betrieben wurden zu sein, denn noch aus späterer Zeit findet sich die Bestimmung, daß die Schuhmacher im deutschen Hilthaus bei Frankfurt Baumrinde zur Bereitung des Leders von der Waldung der Mark erhalten, aber auch nur so viel, um die Bedürfnisse der Markgenossen zu befriedigen. Der Geiz der Ansässigen und des Monopols charakterisirt die alten Märker gerade wie die Zünftler der Neuzeit. In der einen Mark wurden nur drei Wagner, in der andern nur ein Wagner und ein Drechsler oder nur ein Kohlenbrenner geduldet. In einer Mark durften die Hüttner nur zwei Brennöfen haben, in der andern nur dreimal täglich Geschirr brennen. In der Pfalz durften Holzschneider oder Schüsler nur Eben-, Birken- oder Erlenholz zu ihren Waaren in der Mark hauen, die Küfer durften hauen, so viel sie zu Kufhauben brauchten, aber keine verkaufen. Den Schneidern war der Holz- und Kohlenverkauf in den Marken verboten.

Die Ursache solcher Beschränkung ist leicht zu erraten: einmal mußten die Märker auf die Erhaltung der Markungen bedacht sein; denn da die Markungen unentgeltlich waren, so hatte ein Handwerker durch Ausdehnung des Geschäfts einen ganzen Wald ausbauen können, dann aber wären die Handwerker Hörige, sondern als solche zwar Vermögen erwerben, die Grundherren mochten jedoch schwerlich die Hand dazu bieten, daß sie sich aus dem Markvermögen bereicherten. Derselbe Geist der Absperrung, welcher die Markgenossenschaft kennzeichnet, die indessen auch wieder hochherzige Momente, wie die Verpflichtung zur gegenseitigen Hülfeleistung, bietet, sollte sich später in den Zünften und manchen andern Institutionen zeigen.

Das Gewerbe der Gold- und Waffenschmiede war, vielleicht mit Ausnahme der seltenen Tuchmacher, welche für den Export arbeiteten, das einzige, welches eigentlich fabrikmäßig und für den Markt produzirte; denn Waffen und Schmuckstücken sind drei Gegenstände gewesen, nach welchen auch das reichste Volk lüstern war. In den Gräbern findet sich zahlreicher Schmuck von Gold und Silber, mit Email und eingelegten Edelsteinen, namentlich Gürtel, Spangen und Ringe zum Zusammenhalten der

Mäntel, Kopfschmuck und Armbinder, deren Form zum Theil auf römischen oder gallo-romanischen Ursprung hinweist. Es ist wol anzunehmen, daß das Goldschmiedgewerbe ursprünglich kein einheimisches war, sondern die ersten Schmucksachen ihren Weg aus den römischen Provinzen nach Germanien fanden; daß Deutsche erst in den rheinischen Städten und nach Gründung des Frankenreichs mit dieser Kunst sich bekannt machten und von da allmählich in das Innere Deutschlands vordrangen. Schon unter den Merovingern schwang sich ein Goldschmiedgesell aus Limoges zum Schatzmeister des Königs auf.

Einheimisch dagegen war ohne Zweifel das Gewerbe der Waffenschmiede. Daher sprechen schon die Sagen, welche Königssöhne, gleich Nimrod und Wieland, als gewaltige Meister in dieser Kunst preisen. Je schwerer es übrigens ist, bei Schwertern das richtige Maß von Härte und Geschmeidigkeit zu treffen, desto mehr wurden sie und ihre Anfertiger berühmt in einer Zeit, wo das Schwert fast nie ruhte. Deshalb hatten die Schwerter der großen Helden gefeierte Namen, wie Siegfried's Balmung und Roland's Durandart. Die Sage von der Manipulation, welche der fürstliche Waffenschmied Wieland vornahm, um den „Mimung" zu fertigen, legt wenigstens ein Zeugniß ab dafür, wie streng das Fabricationsgeheimniß beobachtet wurde, wie schwierig die Arbeit, wie selten ein gutes Schwert war. Wieland, so berichtet die Sage, feilte ein sorgfältig geschmiedetes Schwert zu Spänen zusammen, mischte diese unter Vogelfutter, schmolz sodann die Excremente und schmiedete aus dem so gewonnenen Material ein neues Schwert, worauf er dieselbe Manipulation wiederholte, bis dasselbe die gewünschte Qualität erlangt hatte. Diese Sage deutet darauf hin, daß man schon im Alterthum ein Gewerbsgeheimniß hatte, Stahl von der erforderlichen Elasticität durch Beimischung andern Metalls zu gewinnen.

Die Eisenwaarenfabrikation im großen nahm erst im Frankenreiche, namentlich unter Karl dem Großen, ihren Aufschwung, welcher letztere zur Anfertigung und zum Tragen der Panzer aufmunterte und, um die Ueberlegenheit der Franken gegenüber dem Ausland zu vermehren, die Ausfuhr von Waffen ausdrücklich verbot.

Der starke Verbrauch von Waffen und Schmucksachen mußte dem Gewerbe der Gold- und Waffenschmiede immer größere Ausdehnung geben und den ersten Grund zur industriellen Entwickelung der Städte legen, in welchen diese freien Gewerbe sich niederließen. Bald gruppirte sich um sie herum noch eine Reihe anderer Gewerbe, die von Freigelassenen betrieben wurden. Dieselben schlossen zum Schutz gegen den Druck der Mächtigen unter sich Vereine und Gilden ab und es entwickelte sich allmählich ein neuer Stand, dessen Thaten mit die schönste Seite der deutschen Geschichte bilden und dem die Nation in der Zukunft ihre höchste Blüte verdanken sollte.

Ein neues Bild von Ludwig Knaus.

Der Vorzug der alten Genremalerei ist der Reinheit und Sauberkeit ihrer Ausführung, weit überwiegt fast in jedem ihrer Bilder die Technik, die kunstvolle Form den Inhalt. Oft sind es nur einzelne Gestalten, die sie darstellt: eine Spitzenklöpplerin, eine alte Frau; Lerbarg liebt die Mädchen in weißem Atlasgewand, Schalken die Mägde, über die ein greller Schein des Lichts fällt, dann erscheinen Trompeter, Alchymisten, lesende Rabbiner. Erweitert sich der Vorgang, so bleibt er doch in den engsten Grenzen des alltäglichen Lebens: da ist der Arzt bei der Kranken besucht, eine Köchin die Wildpret einhandelt oder einen Kessel zusammenflicken läßt; kartenspielende Soldaten, trunkene Bauern die sich schlagen. Als nun, nach dem Stillstand eines ganzen Jahrhunderts, die deutsche Malerei sich wieder erhob und neben ihren großartigen historischen Darstellungen auch nach Stoffen aus dem Volksleben suchte, mußte diese Dürftigkeit und Beschränktheit überwunden werden; in diesen Formen war der Reichthum der Beziehungen, die unsere moderne Gesellschaft erfüllen und zusammenhalten, nicht mehr auszudrücken. In die Genremalerei kam ein novellistischer Zug, die Gestalten und die Handlung des Bildes hatten eine Vergangenheit, eine Zukunft. Die holländischen Meister liebten das Typische und Zuständliche, sie anfertigen das Individuelle, das Vorübergehende. Aber bleibt ihnen auch der Ruhm einer freiern und reichern Erfindung, so stehen sie in der kunstvollen Behandlung des einzelnen, in der Kraft und dem Glanz der Farbe meist hinter den alten Malern zurück. Nur Einer ist nach beiden Seiten hin gleich vollendet: Ludwig Knaus; „er hat", bemerkt Anton Springer in seiner „Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrhundert", „die Errungenschaft moderner Bildung, die poetische Erfindung nicht verschmäht, damit aber den Vorzug der alten Genremalerei, den Reiz des Colorits verknüpft." Da Knaus mehrere Jahre in Paris lebte, waren nur wenige seiner frühern Bilder einem größern deutschen Publikum bekannt geworden; so erregte denn, als im vergangenen Herbst sein Gemälde „Nach der Taufe" in Berlin ausgestellt wurde, der Anblick dieses in seiner Weise nach der Seite des Sentimentalen und Humoristischen hin unvergleichliche Kunstwerk die größte Bewunderung und das größte Erstaunen. Dieser Zauber, diese Vortrefflichkeit hatten die Wenigsten erwartet, die Meisten von einem „deutschen Bilde" mal kaum für möglich gehalten. Hier war Schärfe und feinste Charakteristik, ein poetischer Hauch und eine wunderbare Farbenpracht. Jetzt zieht ein neues Gemälde von Knaus die Kunstfreunde an.

„Ein ländliches Fest": es sind Bauern, die aus dem alten Thor ihres Fleckens auf eine Waldwiese hinausziehen, Kinder und Gänse voran, darauf die drei aufspielenden Musikanten, der Wirth mit dem Weinfaß und der blank gescheuerten Kanne von Messing, dahinter Mädchen und Burschen, Frauen

und Männer. Wie das jubelt, singt und lärmt! So täuschend ist das Bild gemalt, daß der Betrachter glaubt, die Personen bewegten sich wirklich. Der trefflichste Sonnenscheim lacht über der Landschaft; es lacht aus den Gesichtern aller entgegen; das ist eine echte, volle, göttliche Freude, eine ganz andere Freude als auf einem Ostendeballe und in einem Opernconcert. Wenn man ein Bild von Knaus sieht, glaubt man ein Kapitel von Hauff, Steub oder Auerbach zu lesen, so steht jener wunderbare Gemüth, den die Gemüthlichkeit — die gute, die wahre, nicht die nachgemachte aus den Romanen von englischen Damen — und der Humor erzeugt; er lächelt und er weint zugleich. Auf diesem Bilde herrscht indessen die Fröhlichkeit; selbst der Mann, der sich auf Krücken aus dem Thor schleppt, und das traurige Leichenfeld an seiner Seite wollen heute die Freude aus den Sonnenschein genießen. So weit das Auge reicht, liegt die Welt vor ihnen, so sonnenklar! An dem alten grauen Mauerwerk flattern Fahnen und Schlingpflanzen empor, der Heimath Heiligthum, der daraufsteht, grüßt zum Himmel. Lustig spielen die Musikanten, der eine den Sack, der andere die Geige, ein junger Bursche, ein grünender und verkommener Genie, im Galgenvogelhut und verschossenem Sammtrock bläst die Flöte. Behäbigkeit und Aechtheit schaut der Wirth aus, ein Tertiaschuß, und der kleine Junge, sein Gesellenbetrieur, der laut herauskrähend neben ihm steht, der glaubt nun auch, die ganze Welt gehöre ihm, so lustig schreit er, so weit hat er seine kleinen Arme geöffnet. Wohin das Auge blickt, überall trifft es auf charakteristische, lebensvolle Gestalten. Wie überschwenken sie bei all ihrer Derbheit und Natürlichkeit die Grenze des Schönen und treten in die Sphäre des Ideals, die, um den Erfolg über zu sein, die Wahrheit überstrahlt. An dem Malerischen wird Jeder der echte Künstler erkennen, und ist der Maler den Ludwig Knaus auf jedem seinem Gebiethen ausübt. Recht auch seinem neuesten Werk der fröhliche Jug des Bildes „Nach der Taufe", vor allem eine Gestalt wie dort die Mutter, diese liebliche Madonna des Dorfs, es war, die so schön den Mittelpunkt des Ganzen abgab, so lebt in dem „ländlichen Fest" doch eine Heiterkeit, die uns anlächelt wie Pfingstruhe.

Berliner Briefe.

III.

Obwol das Unwohlsein des Königs, das kein ganz unbedeutendes gewesen und sogar ernstere Befürchtungen erregte, die Eröffnung der Carnevalsfestlichkeiten im Schlosse verzögert hat, so haben sich doch alle Salons der hohen Aristokratie und die des englischen Botschafters bereits geöffnet. Das französische Paar, in dessen Palais allwöchentlich zwei Diners und eine Soirée stattfinden, feierte am 27. Januar den Geburtstag des kleinen Prinzen durch einen Kinder-Maskenball, der überaus reizend war. Gegen hundert Kinder von vier bis vierzehn Jahren hatte man eingeladen und die Mütter hatten alles aufgeboten, ihre Herzblättchen auch recht zu schmücken. Der kleine Prinz erschien als Schotte, in einem nationalen, kostbaren Kleide, wie es vielleicht die schottischen Königssöhne selbst getragen haben. Der Engländer ist ihm im vergangenen Jahre von dem zur Krönung hierher gesandten englischen Botschafter Lord Clarendon geschenkt worden. Die Schärpe samt Federbusch und die weiße Feder des Barets wurde von einer Brillantagraffe gehalten. Die kleine 2½ Jahr alte Prinzessin, als Schweizermädchen costümirt, war ganz artig, allen Blumen und Herzlichkeit des kleinen Ehrlichen Genossen zu machen. Das längste Kind, noch vollständig kahl, wurde in einen weißen Spitzenmantille eingehüllt umhergetragen. Die Kinder der Prinzessin Friedrich Karl sah man Abends ihrer schönen Mutter, jener „Märchen-Prinzessin", wie sie Jemand bezeichnet hat, ihrem Wagen in Berlin als Braut folgen. Unter den kleinen Mädchen waren die „Feuers animoso" zahlreich vertreten. Alles schien hier sich vom besten ihren Kindern bestmöglich gerichtet. Nach dem Grundsatz „Jeder Prinz muß Soldat werden" waren denn auch unter dem klein-herrlichen Theile die verschiedenartigsten Contingente in- und ausländischer Truppen der Zeit, natürlich fehlten die Husaren nicht. Die kleine Gesellschaft war pünktlich versammelt. Es wurde zunächst mit Mandarinen und feinem Kuchen bewirthet. Hierauf den kleinen Gästen einige niedliche komische Scenen geboten haben.

Der Empfang des englischen Botschafters war für Berlin — ich sage heute für alle heimischen Verhältnisse — ein Ereigniß. Daß wir überhaupt zu diesem Thron gelangt sind, solche Stellvertreter der Monarchen in unsere Mauern zu beherbergen, daran ist unmittelbar Herr von Bismarck, mittelbar Napoleon und das Uebereinkommen der Großmächte (Julirevolution) schuld. Der ursprüngliche Vorschlag zu diesem Rechtsakt ist von Frankreich ausgegangen. Napoleon erließ schon früher an die Höfe von England, Rußland, Oesterreich und Spanien die Aufforderung, sich gegenseitig Botschafter statt Gesandten zu senden. Der Vorschlag wurde gebilligt und so kam der preußische Gesandte in Paris statt dem österreichischen Botschafter daselbst nach. Fürst Metternich unterhandelte nur mit dem Kaiser selbst, Herr von Bismarck mit dem Minister des Auswärtigen. Herr von Bismarck war ein zu guter Preuße, um diese Bevorzugung der Oesterreicher mit Gemüthsruhe anzusehen; er beschloß, einen ebenbürtigen Stellung für Preußen anzubahnen und hat hierzu für seinen Nachfolger, den Grafen Solms, erwirkt. Seit dem Congreß zu Aachen waren die Vorzüglichkeiten übereingekommen, die Politische und an sich bedeutungslose Sendung der Botschafter einzuführen. Nach einer Zeit voll Irrthum und Noth begnügte man sich durch Gesandte die Interessen des Staats im Auslande wahrnehmen zu lassen, und wie haben wir gehört, daß die Herrscher darum schlechter berathen waren. Die Botschafter, die wir nach Paris und London entsenden — mit Rußland und Oester-

reich haben wir noch keine derartige Uebereinkunft —, müssen wenigstens einen Jahresgehalt von 50000 Thalern beziehen, die Gesandten erhielten etwa die Hälfte.

Auf welch geringen Glanz die Gesandten früherer Zeiten Anspruch hatten und erhoben, erhellt aus dem Leben Machiavelli's, der als schlichter Weltermann mit kleinem Gefolge, er Gesandter der Republik Florenz, in Pisa einzog. Seine Mittel waren so gering, daß er wiederholt seine Regierung mit Bitten anging, ihn einigermaßen besser zu stellen und anständig zu besolden, die Florentiner aber ermunterten ihn „sein Talent ist die Hauptsache und nicht sein Gehalt". Unter dem prachtliebenden und verschwenderischen Ludwig XIV. verwandelte sich durch bescheidenes Auftreten der Gesandten. Frankreich wollte auch im Auslande glänzen und der König ließ seine Gesandten mit großem Gefolge in die ihnen angewiesenen Hauptstädte einziehen, nicht selten unter dem Läuten der Glocken, dem Donner der Kanonen und dem Schmettern der Trompeten. Trotzdem der Greis blieb diesem Treiben fern, er ermahnte seinen Gesandten in England, als dieser wie Machiavelli verfuhr, daß er mit dem Wenigen nicht geringer die Würde des Königs von Preußen vertreten und sich gebührende Achtung erwerben könne: „Sage Er, [illegible] Mann stünden hinter ihm!" Das wird mehr Respect einflößen als aller unnütze Aufwand und Plunder!" In unsern Tagen, wo man sich so vielfach in geschraubten Verhältnissen bewegt, sieht auch der Drang der Fürsten, die immer mehr und mehr die eigentliche Glorie des Königthums erblichen sehen, wieder durch äußern Glanz zu imponiren, wo es die Majestät allein nicht mehr thut. Das Ceremoniell des Empfangs des Botschafters hier sowol wie in den Tuilerien erinnert stark an die Zeiten des Louis Quatorze, wie wir darin sind, machte am Neujahrstage das Ausbleiben der beiden Botschafter bei der Gratulationscour für die Königin, die von der Oberhofmeisterin derselben empfangen wurde, viel von sich reden. Die Herren Botschafter aber hatten die Etiquette auf ihrer Seite, nur wenn die Königin selbst das diplomatische Corps empfangen, wäre ihr Erscheinen gestattet gewesen. Sie haben das Recht, mit den allerhöchsten Herrschaften in Person zu verkehren und brauchen sich durch keine Mittelspersonen abfinden zu lassen — während unsere Abgesandten mit ihrem König durch die Post reden müssen!

Der englische Botschafter hat das Hotel seines Vorgängers, des Lords Bloomfield, bezogen, er wie seine Gemahlin stehen schon in vorgerückteren Jahren und bei dem bedeutenden Vermögen, das er besitzt, wird er das freie Inselreich mit Glanz und Würde — vielleicht auch durch Freimüthigkeit vertreten. Die Einladungskarten, die zu den Empfangabenden erlassen werden sind, gehen weit über das gewöhnliche Maß hinaus und fünden sich von vornherein als etwas Außergewöhnliches an. An die Neuheit der ganzen Situation — die Gesellschaft wird dem Botschafter und seiner Gemahlin in gleicher Weise, als wären es Wirthschaften, vorgestellt, die Gesandten mußten dieselbe aufsuchen, so groß ist der Unterschied — haben sich die Berliner noch nicht gewöhnt, ein gewisses Fremdeln beherrscht noch diese Versammlungen. Der bereits angekündigte Empfang beim Botschafter Frankreichs hat durch das Wochenbett seiner jungen Gemahlin, der Baronin von Tallenay, einen Aufschub erlitten.

Heiterer und beseligender als alle diese Festlichkeiten einer andersinnigen, aber steifen und beschränkten Gesellschaft verlief die Uhlandfeier im Victoriatheater, die ein Verein von Schriftstellern, Künstlern und Musikern in glänzendster Weise veranstaltet hatte. Hier war ein Jug, der sympathisch das Herz aller Jubelnden ergriff und zu stürmischem Jubelruf fortriß. Weder vom Hof noch aus der Aristokratie war jemand erschienen; die Worte der Redner, Karl Gerok und Auerbach, möchten ihnen auch nicht allzu angenehm in das Ohr geklungen haben. Den vortrefflichen Reden Geibel's und Gerok's in der Akzeleihalle spielten die Trompeten, daß Volk, nicht zuhörten. Sie entschädigten sich hier für ihre dort bewiesene Mäßigung. Schwetzke's Quadrat: „Recht vor Macht" und Gerok's Mahnung: „Gnädiger Herr, du thust unrecht" eilen wie Lauffeuer durch die Stadt. Sie bewahren wie unsichtbare Gewalten über der Uhlandfeier; freilich ist es nicht möglich, Uhland zu feiern, ohne seiner politischen Thätigkeit rühmend zu gedenken.

Vermahnt hab ich die treuen Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt;
Und drum soll ich nicht singen,
Wenn ihr das Recht nicht schützet!

Diese Worte Uhland's machten am 3. Februar auch dem Volke in Sinn und Herzen klingen. So schön und sonnig der Tag war, es kam zu keinem Ausbruch des Jubels und seiner rechten Begeisterung. Die Züge der Studenten und Gewerke nach dem eisernen Denkmal auf dem Kreuzberg in der nüchternen, prosaischen Mittagssonne ließen die Menge, so zahlreich sie auch durch die Straßen wogte, kalt und stumm. An einem einzigen Hause in der Friedrichstraße flatterten zwei provisorische Fahnen, aber sie sahen aus, als hätten sie die Schwindsucht von Jena, nicht die Reminiscenz von Denewitz. In den Wallhäusern selbst regte sich der Ungeduld an die Wunderkraft des Eisernen Kreuzes. In einzelnen Kreisen ist der Tag, wie es hier immer üblich gewesen, durch ein festliches Mittagsmahl und einen darauf folgenden Ball gefeiert worden. Die Väter aßen und die Kinder tanzten. An begeisterten Reden, an Tafelsprüchen und Gedichten hat es nicht gefehlt. Die Krone des Tags war der glänzende Aufzug der Studenten nach der Friedenssäule auf dem Belle-Alliance-Platz. In dem grellrothen Licht der Fackeln, bei wild rauschender Musik thaute auch die eingefrorene Begeisterung der Massen wieder auf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 8. Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Das Armband. Novelle von Theodor Mügge. (Fortsetzung.) — Die Bilder aus der Adelsheimer Schweiz. Von Friedrich Lampert. — Die Gebeten mit den Gräbern. Von Robert Heil. II. (Schluß.) — Ehrenpreis für Gedichte. (Ausschreiben.) — Entwickelung und seine Fortschritte. Von Amely Bölte. — Die Parlamentsbahn. — Deutsche Volkslieder. — Volksfeste. — Politische Rundschau. — Briefe aus der Residenz. III. — „Zwei Familienväter", eine Erzählung von Marie Louise Schmidt. — Neue Bücher im Verlage Schmidt.

Das Armband.

Novelle von Theodor Mügge.

Zweites Kapitel.

Als der Kellner in den „Prinz von Preußen" zurückkehrte, fand er im Hause ein reges, geräuschvolles Leben. Die Frau des Wirths war mit ihren Leuten von dem Felde heimgekehrt und hantierte und ertheilte Befehle mit ebenso viel Eifer als Lebhaftigkeit.

Rüdiger bestellte sich ein Abendessen und setzte sich dann auf die steinerne Bank vor der Thür. Er befand sich in einer eigenthümlichen, fast schwärmerischen Stimmung. Das Abenteuer, welches er erlebt, hatte seine leichtentzündliche Phantasie mächtig angeregt. Das dunkele Auge hierüber nach dem nah dunkeln Park gerichtet, sah er mit dem innern eine weiße Sylphidengestalt durch die Gänge schweben. — Ein kühler Zephyr trug ihm vom Schlosse her zauberische Töne zu. Nun sah er wieder mit dem geistigen Auge die weiße Sylphidengestalt am Flügel sitzen, sah ihre weißen, zierlichen Finger anmuthig über die Tasten gleiten. Dann, nachdem die Töne plötzlich verklungen, sah er die Gestalt an den Tisch treten, worauf das Schachbret stand, sah sie niedersitzen und das unvollendete Spiel fortsetzen — mit einem Manne, dessen Persönlichkeit ihm in dieser Stunde so widerwärtig geworden. . .

Gerade wie er an diesen kritischen Punkt des Romanes gelangt war, näherte sich der Wirth der steinernen Bank, setzte sich nieder und sagte: „Nun, das war ja eine abenteuerliche Geschichte mit dem Armband! . . 's ist ein curioser Zufall, daß Sie's gefunden haben!" Der Herr von Ebern ist noch früh mit dem Fräulein geritten und hat gleich nach dem Essen die ganze Streu abgeladet. Es hat ihn recht gegrollt, daß er's nicht gefunden hat. . . Gerad', als Sie mit dem Fräulein weggefahren waren, kam er hier an. Er rinkt sonst gern sein Seidel, aber heute hätten ihn zehn Pferde nicht festgehalten."

„Wer ist denn dieser Herr von Ebern?" fragte der Kellner.

„Je nun, er ist ein Vetter des Fräuleins von mütterlicher Seit' und lebt von seinem Gelt, wie man zu sagen pflegt. Bald wohnt er in Karlsbad, bald reist er in der Welt herum. Er kennt Paris, London und alle Bäder. In diesem Sommer aber hat er das Reisen gelassen um seiner schmucken Muhme willen, denk' ich. Nun, es wär' kein unrechtes Paar. Gelt auf beiden Seiten, viel Gelt! Ein stattlicher Mann ist er auch; nur ein bischen hoffärtig. . . Der Sommerrath wär'

gern seinen väterlichen Segen geben. . . Es fehlt nichts, als daß das Fräulein »Ja« sagt."

„Nach der zwischen dem Fräulein und Herrn von Eibern herrschenden Vertraulichkeit zu schließen, wird dies »Ja« wol nicht mehr lange auf sich warten lassen", bemerkte Rüdiger.

Der Wirth rückte näher an ihn heran, that einige mächtige Züge aus seiner kurzen Pfeife und sagte dann mit gedämpfter Stimme:

„Sehen Sie, hier in der Gegend ist diese Heirath im Munde der Leut' so gut wie abgemacht; und doch will ich nicht Balthasar Gierth heißen, wenn sie zu Stande kommt! Denn sehen Sie, ich kenne die Welt! Zehn Jahre bin ich Bedienter im Schloße von Morgenau gewesen — damals gehört's noch dem Grafen Quinte, von dem Sie gehört haben werden — und in solcher Stellung lernt man die Welt kennen; die Weiber besonders! Wenn ein junges Fräulein mit einem jungen Mann gar so vertraulich thut, mit ihm spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen, ihm den Arm reicht, ohne roth zu werden, lacht und schäkert mit ihm, ohne das Auge niederzuschlagen, kurz, ihn behandelt, als wär' er gar nicht vom andern Geschlecht, dann ist's ganz sicher, daß es nicht um Herzweh leidet! Und", fügte er, nach einem Zug aus der Pfeife sich eilig erhebend, hinzu — „Frauenzimmer wie das Fräulein verheirathen sich ohne Herzweh nicht!"

Rüdiger hatte keine Zeit, über die Weltweisheit des hinwegeilenden Wirths nachzudenken; denn nach wenigen Minuten kehrte derselbe zurück und benachrichtigte ihn, daß das Abendessen bereit stehe. Rüdiger erhob sich und ging, nicht ohne einen Scheideblick nach dem Park zu werfen, in die Gaststube. Er war zerstreut und genoß zum Aerger des Wirths von dem wohlzubereiteten Beefsteak nur wenig. Nach beendigter Mahlzeit fand sich auch die Wirthin, eine hübsche, rührsame Frau, im Gastzimmer ein. Sie war offenbar noch redseliger als ihr Ehegemahl und löste diesen auch sogleich, nachdem er sie von dem Abenteuer des Gastes in Kenntniß gesetzt, in der Unterhaltung ab.

„Ja, das sieht ihr ähnlich!" sprach sie in Bezug auf die Tochter des Gutsherrn. „Verschämtheit und Scheu vor den Männern, wie man sie an andern jungen Frauenzimmern sieht, sind bei ihr nicht zu finden. Das kommt aber davon her, daß ihr Vater und Mutter von Kindesbeinen an den Willen gelassen und ihr niemals ordentlich weder die Kindes- noch die Mädchenpflicht ans Herz gelegt haben."

„Du thust ihr unrecht, Frau, wie immer!" entgegnete der Wirth.

„Ich ihr unrecht?" rief sie entrüstet und den Mann mit funkelndem Blick messend; darauf wandte sie sich an den Gast und fuhr fort: „Sie hätten sie nur vor einigen Jahren kennen sollen, junger Herr! Jetzt hat sie sich schon ein klein wenig gebändigt. Als ein großes Mädchen von sechzehn Jahren hab' ich sie barbäuptig, leichtgekleidet bei Wind und Wetter durch die Felder reiten gesehen. Beim ärgsten Sonnenschein ist sie ohne Hut noch Schirm auf die Wiesen gelaufen und hat mit den Mägden um die Wette »gebeut«. Mit meinen Augen hab' ich gesehen, wie sie die Leiter an den Kirschbaum gelegt hat und hinaufgestiegen ist, um Kirschen zu pflücken. Von der großen Schlehtreppe ist sie mit einem Satze herabgesprungen. Ja, eines Tags, als draußen im Dorf ein Feuer ausgebrochen, ist sie auf den Kirchthurm gestiegen und hat die Feuerglocke gezogen! Und nun frag' ich Sie: Schickt sich das alles für vornehmer Leute Kind, für ein anständiges und sittsames Mädchen?"

Der Küster, welcher mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, sagte halblaut, wie wenn er mit sich selber spräche: „Sie scheint ein ganz eigenthümlicher Charakter zu sein."

„Ja, Herr Küster, das ist das rechte Wort!" rief, freudig zustimmend, der Wirth. „Ein eigenthümlicher Charakter ist sie!"

„Ein eigenthümlicher Tropf bist du!" sprach die Wirthin gereizt. „Charakter hin, Charakter her! Hätt' ich ihr weiter nichts als Charakter mitgebracht, so möcht' ich wol sehen, wohin du gekommen wärst! Und nennst du das etwa auch Charakter, daß sie einen anständigen und vornehmen jungen Herrn, einen reichen Gutsmann noch dazu, an der Nas' herumführt? Denn ich will die böse Kuh aus dem Stall verlieren, wenn sie dem Herrn von Eibern nicht ein I für ein U macht!"

Sie hatte sich in hohem Grade ereifert und die letzten Worte so laut gesprochen, daß der lupus in fabula, Herr von Eibern, der soeben die Schwelle der Gaststube überschritt, sie gehört haben mußte. Der Ausdruck seiner Züge machte diese Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit. Sein wasserblaues Auge schleuderte einen flammenden Blitz des Zorns auf die unschuldige Frau, überflog dann pfeilgeschwind die Gaststube und haftete

Ephraim.

Geſchäfte machen? Hochzeit mit wem? Mylord werden ſagen: gute Nacht Hochzeit! Und Ephraim wird ſagen: gute Nacht Geſchäfte!

Marwell.

Meine künftige Frau bekommt 100000 Pfund Mitgift. Dieſe werden ausreichen, die Schulden unſrer Familie zu tilgen. Meſter Thompſon hinterläßt ſeiner Tochter eine Million; der Mann iſt alt, überarbeitet ſich; Ihr werdet mir ein angemeſſenes Darlehn um ſo lieber geben, als Ihr auch mit Sir Harry, dem Sohn, in Geſchäften ſteht.

Ephraim.

Ich hab' doch manchmal recht meine Freude daran, was London iſt eine große Stadt.

Marwell (ärgerlich).

Redet doch nicht ohne Verſtand. Ihr gebt für Gold immer Worte aus.

Ephraim.

Nu, ich kenne reiche Leute, auch ohne Verſtand, die gäben viel Geld, wenn ſie könnten ausgeben viel Worte!

Marwell.

Zur Sache!

Ephraim.

Was iſt? Ich ſage, London iſt 'ne große Stadt —

endlich mit schlagfertig bereitem Aufstand auf dem schauerlichen Gebiete Nützigers.

Die höfliche Frage des rasch aufgesprungenen Wirths, womit er dienen könne, beantwortete er rasch mit einem kurzen „Nix nichts!“ Darauf trat er mit der geschäftigen Aufmerksamkeit des Kenners im „Don Juan“ an den Tisch, an welchem der Kellner saß, und sprach: „Ich wünsche mit Ihnen zu sprechen, mein Herr!“

„Ich stehe zu Diensten“, versetzte Nütziger höflich, jedoch ohne sich zu erheben.

„Was wir miteinander zu verhandeln haben, hätte keiner Zeugen bedurft“, fuhr von Gibern fort. „Da Sie indessen so freundlich scheinen, mir sich von Ihrem Platze zu erheben, so werde ich meinen Antrag, was ich zu fragen und zu sagen habe, hier zu fragen und zu sagen.“

Nützier entgegnete: „Sie kennen doch gewiß das Sprichwort: Eine Höflichkeit erfordert die andere. Sie vergessen, das Zimmer betreten zu grüßen; ich hatte also keine Veranlassung, eine Höflichkeit zu erwidern. Im übrigen habe ich keine Absicht, das mir Gehörige auszutauschen haben könnten.“

„Reden wir die Wortschnitzeleien!“ rief von Gibern, fast unfähig seine Wuth länger zu zügeln. „Sie bedienten sich vorhin im Park der Worte ‚unverschämte Anmaßung‘ und ‚politische Weltschuftheit‘, und zwar in einer an mich gerichteten Note. Ich habe somit ein Recht, Sie zu fragen, ob diese Bezeichnungen auf mich Bezug haben sollen?“

„Mein Herr“, versetzte Nützier mit Selbstbeherrschung, „Sie haben vorhin im Park in einer Weise zu mir und über mich gesprochen, aus welcher die Absicht zu beleidigen unverkennbar hervorleuchtete. Ich leugne gar nicht, daß meine Antwort eine Zurechtweisung enthielt; doch war dieselbe in eine Form gekleidet, welche es Ihnen möglich machte, mit der Miene der Unempfindlichkeit gleichsam zur Tagesordnung überzugehen. Wir waren quitt; wir hatten einander nichts mehr zu sagen. Nachdem Sie mir jedoch hierher gefolgt sind und auch hier ohne Veranlassung den verletzenden und unpassenden Ton gegen mich angenommen haben, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen bemerklich zu machen, daß eine neue und abgedrungene Zurechtweisung nicht wieder so schonend und verblümt als im Park ausfallen dürfte. . . Gestatten Sie noch einen Augenblick, mein Herr von Gibern, ehe Sie Ihren Zorn den Zügel schießen lassen! Ich habe noch eine für unsere Situation wichtige Erklärung abzugeben. . . Ich bitte mir aus, im Punkte der Ehre so zart und streng zu sein als irgendein Kavalier, pflege jedoch in der Ueberzeugung, daß das Faustrecht vom Rechtsbuch überwunden worden, bei Gelehrten und Kavalieren weder Kugel noch Schwert, sondern Witz und Recht entscheiden zu lassen. . . Die Ehre, gegen welche ich hiebei verstoße, ist nicht immer der Maßstab der Einzelnen. Selbst Ihr Gefühl wird mich zu meinen Grundsätzen nicht rot machen. Ein Zeichen, welches den Mangel an übereinstimmenden Gefühlen verbreiten soll, wird heute nur den Lacher treffen.“

Von Gibern trat einige Schritte vor und sprach, während er mit seiner Reitgerte an sein seidenes Bein klopfte, mit vor Zorn bebender Stimme: „Glücklicherweise gibt es gegen diese Ungezogenheit meiner Höflichkeit noch ein Mittel!“

Der Kellner wandte sich kleinlaut an den Wirth und sagte: „Herr Wirth, dieser Herr scheint eine Pistole zu begehren. . . Ich bitte, daß Sie Ihre Schuldigkeit thun!“

Wutheinsamend schob von Gibern die Reitgerte. Der hinausspringende Wirth war zu spät gekommen. Aber eine andere, stärkere Hand packte den erhobenen Arm.

Gerade in dem Augenblick, als von Gibern seine brutale Drohung ausstieß, war ein junger Mann in Reisekleidern durch die offen gebliebene Thür des Gastzimmers getreten. Mit einem Blick die Situation überschauend, sprang er vor und lähmte den Arm des Beleidigten, indem er dabei mit ruhiger Bestimmtheit rief: „Halt! Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! . . . Beim Jesus, Nützier, ist wann bist du zum Reitpferd herabgesunken? . . . He, und Sie, Herr von Gibern, seit wann sind Sie so schlagfertig geworden? . . . Einst war ich so glücklich, Sie davor zu schützen, daß Sie der Geschlagene waren!“

Beim Klang dieser Stimme erbleichte von Gibern und ließ den Arm sinken. Doch sahe er sich bald wieder und sprach in scheinbar ruhigem Tone: „Wat, Herr Kleinert! Sie haben mich abgehalten, einen Herrn wegen einer Beleidigung, für welche er mir Genugthuung verlangte, zu züchtigen. Da Sie mir das verargen können, so ist es so gut, als hätte er die Züchtigung empfangen. Adieu!“

Mit diesen Worten wollte er sich entfernen. Der neue Ankömmling, ein kräftiger junger Mann mit einem rothen, sonnen-, hartbehaarten Gesicht, schien jedoch damit nicht einverstanden zu

sein. „Warten Sie doch noch einen Augenblick, mein verehrter Herr!“ sprach er mit verbindlichem Lächeln. „Der Assessor Rüdiger, ein ehemaliger Universitätsfreund von mir, ist mir nicht im entferntesten als Händelsucher bekannt, vielmehr als eine sehr sanfte, zarte, fast poetische Natur. Wie ein solcher Mann sich einer körperlichen Züchtigung von Ihrer Hand würdig machen konnte, begreif' ich nicht recht. Zudem müssten Sie doch am besten wissen, wie ich über körperliche Züchtigungen denke. Selbst das Gesetz erklärt die Prügelstrafe für abgeschafft. Kurz, mein theurer Herr, wenn ich einst Zeugniß ablegen sollte von dem, was ich heute gesehen, so müßte ich sagen: ‚Ich habe den Herrn von Gidern bei einer höchst brutalen Handlung betroffen, was mich um so mehr überrascht und in Erstaunen gesetzt hat, als ich das Glück gehabt, den genannten Herrn von Gidern einst vor ähnlicher Roheit zu bewahren.‘ Ich kann Ihnen daher nur rathen, über den heutigen Vorgang ein tiefes Schweigen zu beobachten, und verpflichte mich in diesem Falle, auch ferner über den ‚Eclat‘ in Homburg zu schweigen!“

„Ich habe mir Ihren Rath gar nicht erbeten! Im übrigen handeln Sie ganz nach Belieben!“ Mit diesen Worten rannte von Gidern wie besinnungslos aus der Gaststube.

„Ho, ho!“ lachte der Bürtige hinter ihm her. „Ich verwette mein immenses Vermögen, daß er sich des Abenteuers nicht rühmen wird! Doch vor allen Dingen, Herr Wirth, ein Abendessen für mich! Ich habe kannibalischen Hunger! Und wär' ich an deiner Stelle gewesen, guter Freund“, wandte er sich an Rüdiger, „ich glaub', ich hätte den Junker verspeist! Ha, ha!“ Er setzte sich Rüdigern gegenüber auf die Bank, steckte seine verlöschte Cigarre in Brand und fuhr fort: „Aber wie in aller Welt bist du hierher und mit der Exzellenz in Streit gerathen?“

Nachdem der Assessor die Erlebnisse des Nachmittags mit einiger Zurückhaltung erzählt hatte, legte Kleinert den Zeigefinger an die etwas rothliche Nase und sprach: „Ah! So steht der Hase! ... Ich begreife! ... Alle Wetter, daraus kann ein Roman werden — mit dem Schlußkapitel: Sie kriegen sich! Nun, was ich thun kann, werde ich für dich thun! Ich verliebe mich auf weibliche Phantasie. Ich werde einen modernen Helden aus dir machen, einen Ritter vom Geist. Im Grunde brauch' ich dich nur nach der Natur zu schildern. Auch du bist ein Stück jener großen social-politischen Freimaurerschaft, die gegenwärtig die Ruhe der Staaten stört. Aber das sag' ich dir voraus: Hast du die Erbin durch meine Protection gewonnen, dann pump' ich dich an! Und nicht eine simperliche, um eine Bagatelle, sondern en gros, anständig, sodaß ich meinen obrigkeitlichen Kahn verbrennen, der Künstlerei den Rücken kehren und mich der Kunst wieder in die Arme werfen kann! Verstanden?“

Rüdiger zwang sich zu einem Lächeln und fragte: „Bist du mit der Familie des Commerzienraths bekannt?“

„O, sehr, sehr! Ich bin sein Oberhofphotograph, der Liebling seiner Frauen, etwas schweigsamen Frau und der Freund seiner wild-romantischen Tochter.“ Der spöttische Zug um seine Mundwinkel bewirkt nichts dagegen. „Ich sage dir, sie hat mich hierher citirt, die Tochter nämlich, nicht, wie sie schreibt, damit ich ihre Lieblingspunkte im Park aufnehme, sondern weil sie sich an meinem Humor erlaben, weil sie die Witzspiele Shakespeares hören will, die ich unbarmherzig auf ihren Anbeter, den Junker von Gidern, losschieße. Dieser moderne Don Quixote, welchen ich angelegentlichst für das Herrenhaus empfehlen möchte, hat sich nämlich die tolle Idee in den Kopf gesetzt, er sei der seelische Schwerpunkt von Clara Grün, seiner Muhme, wiewol er sich zu ihr etwa wie ein Rabe zu einer Nachtigall verhält.“

„Was war das für ein ‚Eclat‘ in Homburg, auf welchen du anspieltest?“ fragte Rüdiger.

„O, das war ein unbezahlbarer Spaß!“ erzählte der Photograph. „Einige Industrieritter, ausgebildet in der Kunst de corriger la fortune, hatten ihn ‚gerupft‘. Er machte Lärm und sollte eben handgreiflich beruhigt werden, als ich hinzukam und ihn rettete. Seitdem empfindet er eine gelinde Furcht vor mir; meine Nähe macht den Eindruck eines Damoklesschwertes auf ihn... Doch nehme da, mein lucullisches Mahl! Frau Wirthin, Sie sind eine Perle in der rauhen Muschel dieser Dorfschenke! Kein Hotel ersten Ranges in der Hauptstadt kann ein saftigeres Beefsteak liefern! Herr Wirth, ich gebe Ihnen die Versicherung, Ihre liebe Frau steht hier nicht an ihrem Platze und ich wünschte, ich könnte den ‚Prinz von Preußen‘ nach Berlin versetzen! ... Ruck das Bier läßt keinen Tadel zu... Freund Rüdiger, meinen Rock! ... Die Cultur beleckt heute schon jedes Dorf und ich glaube allen

Gunther, der Nibelungenheld hat keinen gefährlicheren Feind als das barsche Tier!"

Länger noch plauderte der redselige Photograph, dazwischen essend und trinkend, so fort. Endlich erhob sich der Professor, bat den Wirth, ihn nach seinem Zimmer zu führen, und nahm Abschied von Kleinert.

„Nun?" fragte dieser, „Soll ich dem Junker eine Herausforderung überbringen oder willst du ihn laufen lassen?"

„Du kennst ja meine Grundsätze in dieser Hinsicht", antwortete Rüdiger; „ich werde ihn einfach verklagen."

„Pfui, wie prosaisch und philisterhaft! Die ganze feine Welt wird den Stab über dich brechen!"

„Das fürchte ich gar nicht!"

„Jeder Secondelieutenant wird dich verachten, jedes Mädchen von einer Dame bei deinem Anblick die Nase rümpfen!"

„Mag sein! Aber einer muß doch den Anfang machen, wenn es gilt, unsinnigen Vorurtheilen zu trotzen! Gute Nacht!"

(Das dritte Kapitel in nächster Nummer.)

Ein Bild aus der Fränkischen Schweiz.

Vor Jahren schon war's und doch fühl' ich's mir ersten noch. Ein herrlich klarer Sommermorgen war's. Der Rest der alten Burgruine, die sich dort an den Thaleingang gelehnt hat, Trümmerspitzen trugen noch den Widerschein von der Sonne ersten Gruß. Der Thau lag blitzend und leuchtend auf den Wiesen, aber wir wagten's doch, durch sie zu gehen, um die staubige Straße zu meiden. Die Vögel musizirten lustig drauf los, Taubwolken kamen aus dem Wald draußen gezogen, der Aisch rauschte noch einmal so fröhlich wie sonst, es mußte ein wundervoller Tag werden. Es war, als ob sich uns zu gefallen alles so aufgeputzt und festlich gestimmt hätte; war's doch auch eine so recht wunderschöne und frohe Gesellschaft, die da hin- und hinausfuhr, sie in unserer Mitte, die damals die Königin unseres Kreises war, die schöne „Ace vom Rübenfeld", wie wir sie nannten. Wie eine Fee war sie plötzlich unter uns erschienen, um uns den ganzen Zauber ihres anmuthvollen Wesens fühlen zu lassen, und dann, wie es in einem rechten Zaubermärchen sein muß, auch schnell, unvermittelt wieder verschwunden, um uns auf lange Zeit allen Sonnenschein mitzunehmen. Wie gerne sie in jene Gegend und ihren tiefen, stillen Reizen, so lebensernst und doch so lebensfroh, wie sie war: eine Zauberblume, wie sie manchmal aufblühen, die Menschen zu erfreuen und glücklich zu machen, die aber selbst nur glücklich sein kann in dem Heimathoden, in dem sie aufgewachsen sind: die verwelken müssen, wenn sie verpflanzt werden.

Wir hatten Muggendorf, das bergumschlossene, baumverdeckte, schon hinter uns, wir traten in das Thal von Tüchersfeld hinunter. Welch herrlicher Blick war es doch von der steilen Bergeshöhe hinab! Wie leichte Schatten schwebten eben die letzten Nebel von ihrem nächtlichen Lager, der frischen grünen Wiese, zu den Bergen auf; dort hoch oben an der Felsenspitze empfängt sie ein heißer, glühender Sonnenstrahl und verwischet, auflöst, in langen, bleichen, immermehr verschwindenden Linien an der Felsenwand zerflattert, ist ihr flüchtiges, schemenhaftes Leben. Morgenstill und leer war es noch drunten; nur der Wasserfall brauste, nur die Vögel concertirten in den prächtigen Baumhallen, die so nahen und zwischen den Felsengruppen sich aufgebaut haben; wir waren die ersten hier, die täglich die Unruhe der Menschenwelt in diesen Thalesfrieden tragen.

Ist ist das Thal der Wiesent, der Hauptstadt der Fränkischen Schweiz, dasselbe, dem man so oft in seinen verschiedenen Thalen begegnet, das sich in aber seiner unzähligen Krümmungen stets anderes erscheint und das man darum auf den ersten Blick nie für das eine und gleiche zu nehmen gewillt ist. Hier ist es eng, waldig, dunkle; durch ein blumig Wiesenbett strömt der Fluß dahin. Wir gehen ihn, eine kleine Viertelstunde ungefähr, hinauf, zur Rieseneburg, jener gewaltigen Naturfeste, die sich mit Recht so nennen darf. Denn riesige Mauern sind es, die hier zusammenstehen; riesige Gewalten waren es, die sie aufgerichtet haben, denn Menschenhand und Menschenfaust hat hier nichts gethan.

Mit doppeltem Wagen erhebt sich zwischen zwei felsigen Thorpfeilern ihr mächtiges Portal; steil geht sie der Pfad ins Innere, in den Vorhof gleichsam dieses gewaltigen Felsenschlosses hinauf. Neue Thore wölben sich, Felsenfenster thun sich zu überraschenden Blicken ins Thal hinab auf; wer könnte sie vergessen! Weit hinunter zum blauen Fluß, der sich hart um den Fuß des Berges windet, und in ihm das Spiegelbild von Wiese und Wald! Kühn geschwungene Brücken

geben doch über unſern Häuptern weg, ſo hoch, daß wir meinen, nur die Glockenblumen und die Farren, die von ihnen niederniken, könnten da droben Stand halten, und auf einmal ſind wir auf natürlichen Treppen ſelbſt hinaufgekommen und gehen ſicher von einer Wölbung zur andern. Ein merkwürdiges Felſendurcheinander führt uns bald dahin, bald dorthin, jetzt hinauf zur höchſten Zinne, dann wieder hinab in die von einem gewaltigen Block überdachte Vorhalle einer Höhle, aus der wir, auf einem Felſenkanapee ausruhend, noch einmal den ganzen wunderbaren Bau überſchauen können, und dann, noch tiefer, in die enge Kluft, aus der die ſchmale Pforte uns wieder in das Thal entläßt. Und als ob's wirklich die Zauberburg eines Rieſengeiſtes wäre, ſo ſtehen wir nun auf einmal vor Felſen, wie ſie eben da herum alle ſind; von dichtem Grün ſind alle Spalten verdeckt, nichts läßt uns von außen errathen, welche Schönheiten das weite Innere der Rietenburg birgt.

Am Loos-Wirthshaus, das dort an der Kreuzung der Thäler liegt — denn auch das Aubenthal mündet hier und das der Wieſent biegt in ſcharfer Krümmung von Nord nach Oſt —, bielten wir kurze Raſt und bogen dann in den Theil des Wieſenthals ein, der nun das Rabenecker heißt.

Die zauberiſche Einigung von friedlich anmuthigen und großartig wilden Bildern, die uns oben im Thal von Loos und bei der Rietenburg entzückt hatte, iſt verſchwunden, nur die wilden ſind geblieben. Seltener und ſeltener wird das Laubgehölz an den Felſenhängen und endlich können wir auch ſogar die letzte Getreue der Berge, die ſchlanke Fichte, nicht mehr zwiſchen den fahlen, ſchwarzen, hochaufgethürmten, furchtbar zerſprungenen und zerklüfteten Felſen finden. Sie ſind grauſig genug, daß ſelbſt die Fichte nicht mehr bei ihnen bleiben mag. Traurig und öde iſt es hier; ſelbſt des Flußes weiter abwärts ſo klares Waſſer ſcheint hier ſchwarz und trüb. Abgeriſſene Trümmer liegen hautelweiſe umher; Felſenmauern ſcheinen uns ein um das andere mal den Weg verſperren zu wollen; doch nein, da laſſen ſie uns noch wieder durch, und hier, damit doch ja dieſer unſern Gegend eine paſſende Titelvignette nicht fehle, hängt das altersgraue, halbzerfreſſene Gemäuer der Burg Rabeneck auf einer Felſenſpitze ſo keck und ſchwindelnd, daß man ſich eines gewiſſen Grauſens nicht erwehren kann. Und doch, je näher man es betrachtet, deſto anziehender erſcheint einem das alte Felſenneſt; die ganze kühne Trotzigkeit des Baues, der tiefdunkle Wald, der hier wieder den ſteilen Berg umzieht, die ſchwarzgrünen, dichten Epheuwände, welche die Mauern überkleiden, die Kapelle zumal, die, frei auf einem jähen Felſen klebend, über dem Abgrund ſchwebt, die Mühle tief unten am Bergesfuß — das gibt doch eine Fülle maleriſchen Eindrucks!

Klettert man den ſteilen Berg hinauf, ſo kann man über ihn einen näheren Weg nach Rabenſtein einſchlagen: der Fahrweg führt weit außen herum; beide aber bringen uns über eine jener Hochebenen, wie ſie dort im Gegenſatz zu den zwiſchen ihnen lagernden Thälern ſo reizlos und einförmig erſcheinen, nach Schloß Rabenſtein. Das iſt ſchon wohnlicher, auch moderner als Rabeneck. Ein gefälliger Kaſtellan öffnet das Thor der Burg; in den kleinen Gärtchen, zu denen man die Ruinen des früher größern, im Dreißigjährigen Kriege theilweiſe zerſtörten Schloſſes umgewandelt hat, ſitzt ſich's behaglich und ruht ſich's gut aus von dem ermüdenden Gange oder der auf den holperigen Wegen auch nicht ſchmerzloſen Fahrt.

Auf und von der Ebene ſind wir zu Schloß Rabenſtein herangekommen; aber ſchon wieder ſenkt ſich der Burgberg tief und ich in ein Thal, das Aberenthal, hinab. Alſo auch Rabenſtein iſt ein keckes Felſenſchloß und wie kein anderes bietet es ein prächtiges Doppelbild von Gegenwart und Vergangenheit: Wohnlichkeit und Ruine. Wo der weit ins Thal vorſpringende Kalkfelſen, der es trägt, an die Ebene ſich anlehnt und grüner Raſen ihn bekleidet, da zeigen ſich die hellen Fenſter des noch bewohnten, im beſten Stand erhaltenen Flügels; da aber, wo die nackten Felſen ſchichtenweiſe ins Thal hinablaufen und dann auf einmal zu ſchwindelnder Tiefe abfallen, da iſt es von den ausgedehnten Ruinen belegt, welche einſt die Zerſtörung des genannten Kriegs von dem andern Theil trennte und die in ihrer Weitläufigkeit heute noch den großen Umfang und die Feſtigkeit dieſer bei weitem größten aller fränkiſch-Schweizerburgen bekunden.

Die gewaltigen Wahrzeichen der großen Revolutionen, deren Schauplatz hier jedes Thal, jede Felſengruppe iſt, haben auch Rabenſtein umſtellt: wie rieſenhafte Gerippe längſtvergangener Welten ſchauen die fahlen, baumloſen, zerriſſenen, zerklüfteten und ausgeſpülten, wild durcheinander geworfenen, 4—500 Fuß hohen Felſen aus dem Aberenthale herauf und auf gewaltigen Steintreppen, durch gähnende Felſenſchlünde hindurch

stiegen wir nun hinter dem Schloße hinan, jenem Berge zu, auf dem die klausteiner Kapelle steht und in deſſen Tiefe das ſchönſte Monument der Vorzeit, die ſchönſte Werkſtätte der ewig bildenden Natur, die Sophienhöhle, verborgen ruht.

Schon von außen zeigt ſie, daß ſie die Königin der unterirdiſchen Zauberſchlöſſer, wie ſich deren ja ein halbes Hundert in den Bergen und Klüften dieſer Gegend birgt, iſt, denn ihr Eingang iſt nicht wie bei den andern unſcheinbar und verborgen, ſondern da iſt einmal, von hohen Felſenwänden umſtellt, aber noch vom Blau des Himmels überdacht, ſchon außen eine große Vorhalle aufgebaut, und kaum waren wir aus dieſer durch die von mächtigen Blöcken überwölbte Thür eingetreten, ſo hatte uns eine zweite, innere, aufgenommen. Gigantiſche, in wirrer Lagerung aufeinander gethürmte Felſenmaſſen haben ſie gebildet; zwei koloſſale Pfeiler tragen das hohe Gewölbe. Großartig erſcheint uns ſchon dieſe Umgebung, aber ſie iſt nur die ſchwache Einleitung zu viel Großartigerem und Erhabenerem.

Schon war die Fackel des Führers nicht mehr das einzige Licht geweſen, ſeitdem das des Tages uns entſchwunden war: ſchon waren aus der Tiefe des Hintergrundes hier und da einzelne Flämmchen aufgeblitzt, als wollten ſie uns tiefer hineinlocken in das Zauberreich, aber nun auf einmal brach uns ein wahres Flammenmeer entgegen, in tageshelle Lichtesglut getaucht erſchien ſich uns der Feenpalaſt. Kirchendach-hohe Wölbungen empor, nicht mehr waren es die kahlen, ſchwarzen Felſen, welche die Wände bekleideten, ſondern der Spiegelglanz des Tropfſteins ſchimmerte von allen wider und brach ſich in hundert und aberhundert Lichtern; nicht ein kleiner Raum war's, in dem wir eben bequem von einer Seite zur andern ſehen konnten, ſondern da und dorthin wogen unabſehbare Hänge, ins Ungewiße ſich verlierend, ſelbſt dem hellen Lichtſchein nicht mehr erreichbar.

Und was das Auge, was die Phantaſie haben wollte, es war in den ſeltſamen Tropfſteingebilden enthalten: lange, ſchwere Draperien, weiße und rothe Fahnen hingen von der Wölbung nieder; Kronleuchter mit wachsgelben Tropfſteinkerzen ſchwebten in den weiten Hallen; Statuenmittelnischen umgaben die Statue Napoleon's, ein Gebilde, deſſen Aehnlichkeit auch ohne allzu große Einbildungskraft überraſcht. Hier erhob ſich ſpiegelglatt und wie vom Eiſe ſchimmernd ein Gletſcher und zu ſeinem Fuße ruhte, wie mitten im Winter erſtarrt, ein Wellenmeer, und ebenſo war's dort im Waſſerfall, der aus der Höhe niederrieſelt, eine prächtige Kaskade, Fall auf Fall abſtürzend, der auf einmal innehält und mitten im Fall ſtill ſteht. Und nicht an einzelnen Stellen nur, nein, überall, wohin wir unſere Schritte lenkten, war's ſo, ſahen wir neue, ſeltſame Gebilden, und man plätſcherte auch noch dort unten, wo, vom Kalkſinter überzogen, gewaltige Reſte der auch in dieſer Höhle untergegangenen Thierwelt liegen und unentwirrbar dem Felſen eingekittet ſind, ein munterer, friſcher Quell und in einem kleinen Baſſin ſpielten Fiſchchen ſo vergnügt, als vermißten ſie nichts daran, daß ſie nie die Sonne in ihrer Wohnung ſich ſpiegeln ſehen.

Ja wohl, es war ein Feenpalaſt, in dem wir ſtanden, ein Feenmärchen, das um uns aufgeblüht war, und dort, an der prächtigſten Stelle, wo die Wölbung am höchſten emporſtieg, wo die ſchönſten Fahnen ſie umwallten, die roſigſten Steinblumen ſie umblühten, der reichſte Lichteralanz ſie umſtrahlte, da ſtand ſie ſelbſt, die ſchöne Fee, und wir meinten, es wäre ihr Palaſt, in den ſie uns zur Huldigung entboten, und ob ihrem Haupte ragten ſich die wunderſamen Gebilde hin, als wollten ſie zur Krone ſich verzweigen, um ſie auch hier in dieſen Todtenreichen zur Lebenskönigin zu krönen!

Und ſo ſchau' ich dich noch vor mir ſtehen, du ſchönes Kind! Der Jahre viele ſind ſeitdem dahin. Ich weiß nicht, was für dich zwiſchen damals und heute liegt, ob du noch ſein möchteſt, wie du damals warſt, ſo roſig und hell, aber das weiß ich wohl, daß auch in dir noch ein Erinnern lebt an jene ſonnigen Sommer- und Wandertage, und in dieſem Erinnern möge dich auch, wo und wie es dich finden mag, dies Blatt grüßen! Sei es ein Blatt aus deinem und meinem Jugendkranz.

Friedrich Camperl.

Die Erdbeben und ihre Urſachen.

Von Robert Pohl.

II. Statiſtik und Theorie der Erdbeben.

(Fortſetzung.)

Nähere Beiſpiele, wenn auch nicht von ſolcher Ausdehnung, bieten die im Jahre 1854 ſtattgefundenen Erdbeben in Preußen und im Wallis. Dasjenige (28. Februar), welches Preußen bekanntlich faſt ganz erſchütterte, erſtreckte ſich über einen Theil Kleinaſiens, der Europäiſchen Türkei und des Griechiſchen Archipels, bis zum 31. März erlitt die Erde in kurzen Zwiſchenräumen täglich mehrere

einfache und doppelte Stöße, die kleinern, faſt immer fortdauernden Schwankungen ungerechnet. Am 11. April wurde Bruſſa zum zweiten male heimgeſucht durch vertical von unten nach oben wirkende Stöße. Der erſte Stoß dauerte beinahe eine halbe Minute, auf ihn folgten andere mit ſolcher Schnelligkeit, daß man in 15 Stunden 150 zählte, von denen einige noch ſtark genug waren, Mauern umzuwerfen. Die Ausbreitung der allgemeinen Erſchütterungen war übrigens ebenſo groß als am 28. Februar; dieſe gewaltigen verticalen Stöße ſpurte man aber in einer halben Stunde Entfernung von Bruſſa ſchon nicht mehr. Kluge ſchließt hieraus, daß die Erdbeben unter Bruſſa ſelbſt keine primären, ſondern ſecundäre waren. Die Stöße kommen nämlich entweder von unten nach oben, d. h. ſie wirken central, oder ſie kommen von der Seite, d. h. ſie wirken wellenförmig. Die letztern ſind die viel weiter ſich ausbreitenden, während die erſtern die gefährlichern ſind, wenngleich auch alle wellenförmigen Erdbeben immer einen Centralpunkt haben müſſen, von dem aus ſie zuerſt erregt werden. Das Erdbeben vom 28. Februar verbreitete ſich wellenförmig von Südweſt nach Nordoſt; der erſte Ausgangspunkt war aber vermutlich in einem Punkte ſüdweſtlich von Makri (bei der Inſel Rhodos) im Meere; die äußerſte Grenze nach Norden war Adrianopel. Als die oscillatoriſche Bewegung (von der conſtatirt iſt, daß ſie z. B. in Smyrna früher als in Bruſſa auftrat) in Bruſſa angelangt war, gab ſie in der Tiefe unter Bruſſa Veranlaſſung zu verticalen Stößen von erhöhter Stärke, die, da ſie gleichſam als ein neues, ſelbſtändiges Erdbeben zu betrachten ſind, von Kluge ſecundär genannt werden. Auch dieſe Stöße ſchloſſen wieder mit einer wellenförmigen Bewegung von Südweſt nach Nordoſt, woraus Kluge ſchließt, daß das primäre wellenförmige Erdbeben während der Dauer der ſecundären verticalen Stöße noch anhielt und nur wegen der Heftigkeit der letztern nicht bemerkt wurde. Kein Wunder, daß unter ſolchen theils auf- und ab-, theils hin- und hergehenden Stößen und Schwankungen eine ganze Stadt von Grund aus verwüſtet werden kann, und zwar ſo, daß an manchen Stellen ſogar die unterirdiſchen Grundmauern der Häuſer zu Tage ausgeworfen wurden. Bei Makri ſenkte ſich (2. März) allmählich ein ganzes Dorf ſammt ſeiner Umgebung 150 Fuß tief in die Erde ein. Die Erſchütterungen wiederholten ſich zu Bruſſa und Smyrna noch den ganzen Sommer hindurch.

Die Erdbeben im Mittel-Wallis (25.—28. Juli 1855) ſind ſo vielfältig beſchrieben worden, daß hier eine nähere Schilderung nicht nöthig iſt. Sie verbreiteten ſich über die Schweiz, Italien, Frankreich und Deutſchland und hatten, ſtreng genommen, eine Periode von drittehalb Jahren; denn ſie dauerten bis Ende 1857. Eine merkwürdige Erſchütterung war ferner die vom 1. Februar 1856; ſie ging wiederum von Südweſt nach Nordoſt, wurde faſt gleichzeitig in der ganzen Schweiz, in Italien (bis Neapel herab), in Albanien und — im Johannisthurm in Zittau gefühlt. Zittau ſcheint überhaupt in eigenthümlichem innern Zuſammenhang mit dem Süden zu ſtehen; dort laufen ziemlich häufig weitentfernte Erdbeben in letzter, ſchwächſter Oscillation zu Tage, z. B. wurde dort auch das Erdbeben der Inſel Kandia (12. October 1856) geſpürt, welches bis Jeruſalem und Kairo, andererſeits bis Albanien und Dalmatien ſowie bis Parma und Savoyen ſich verbreitete.

Ein Vergleich dieſer allgemeinen Erſchütterungen und Erdbeben-Perioden mit den ſtatiſtiſchen Tabellen aller lokalen Erdbeben führt nun Kluge zu folgenden Reſultaten:

Der Umſtand, daß die erſtern oft erſt nach jahrelanger Pauſe eintreten, obgleich ſie in Stoßgebieten ſtattfinden, in welchen leichte und lokale Erſchütterungen zu den gewöhnlichen Erſcheinungen gehören, ſcheint zu beweiſen, daß die Kraft zu einer heftigen Erſchütterung erſt eines gewiſſen Wachsthums bedurfte, oder daß dieſelbe zwar vorhanden, aber gebunden war und erſt durch irgendeinen (äußern oder innern) Anſtoß freigemacht werden mußte. Manche wurden längere Zeit vorher durch kleine Schwankungen eingeleitet, welche an Zahl und Stärke zunahmen, um endlich den Hauptſchlag erfolgen zu laſſen. Während in einem Stoßgebiet ſich eine auffallend heftige Erſchütterung ereignete, unterbrachen ſich die benachbarten gänzlich in ihrer Thätigkeit.

In der Frage über die Beziehungen zwiſchen Erdbeben und Vulkanen iſt Kluge theilweiſe abweichender Anſicht von den meiſten ſeiner Vorgänger. Alexander von Humboldt hat bekanntlich die Vulkane geradezu die „Sicherheitsventile der Erde" genannt; Kluge meint aber, daß es bei der großen Anzahl von Erdbeben und bei der nicht geringern von Ausbrüchen der Vulkane (die auch nicht mit Einem Tage beendigt ſind) nicht ſchwer falle, einen Zuſammenhang auch dann aufzufinden, wenn er möglicherweiſe nicht

vorhanden sei. Findet ein Erdbeben in nicht vulkanischen Gegenden statt, so sagt man, es komme gerade deßhalb vor, weil die gespannten Dämpfe oder das feurig-flüssige Erdinnere keinen Ausweg finden (also, weil keine „Sicherheitsventile" vorhanden seien); findet es in der Nähe von Vulkanen statt, so heißt es, hier sei die Erdkruste eben dünner und mit Spalten durchzogen, daher leichter zu erschüttern. Gehen Erdbeben einer Eruption voraus, so findet man das natürlich, weil der Ausführungskanal für die gespannten Dämpfe noch verstopft sei; begleiten sie dieselbe, so ist es das Ausströmen der Dämpfe oder der Druck der Lava, die sie hervorriefen. Finden in sehr entfernten Gegenden Erschütterungen gleichzeitig mit einer Eruption statt, so bringt man beides in unterirdische Verbindung; bleibt aber die ganze Erde während einer starken Eruption ruhig, so sei sie eben ruhig, weil der Vulkan einen Ausweg gefunden habe. Kurz, man könne immer eine Erklärung bei der Hand haben, um in vielen Fällen einen oft sehr unwahrscheinlichen Zusammenhang zu constatiren.

Indem nun Kluge auf diese Fragen die Erscheinungen der Jahre 1850—57 prüft, findet er folgende Thatsachen als Anhaltepunkte. Die größere Zahl von Erdbeben und die bedeutendere Intensität der Erschütterungen kommen allerdings auf diejenigen Länder, in welchen sich thätige Vulkane befinden. Jedoch verlaufen die Vulkanausbrüche bisweilen ohne alle Erdbebenerscheinungen. Die Vulkane zeigen in ihren gegenseitigen Beziehungen bisweilen Erscheinungen, welche auf einen unterirdischen Zusammenhang schließen lassen, bisweilen das gerade Gegentheil davon. Ebenso scheinen Vulkanausbrüche bisweilen die nahe gelegenen Gegenden vor Erdbeben zu schützen, bisweilen das gerade Gegentheil davon zu bewirken. Was endlich die Beziehungen von Eruptionen zu entfernten Erdbeben betrifft, so wäre diese Frage eher zu bejahen als zu verneinen. Von 64 Eruptionen, von denen sich der Eintritt ziemlich bestimmt nachweisen ließ, fanden nur 11 ohne alle gleichzeitige Erdbeben statt (wobei immer noch nicht gesagt ist, daß nicht dennoch gleichzeitig Erdbeben, aber unbekannt gebliebene, stattgefunden haben); alle übrigen in Begleitung von theils nahen, theils entfernten Erschütterungen. Da man aber auf jeden Tag zwei Erdbeben und mindestens Eine Vulkaneruption rechnen kann, so bleibt immer noch in Frage, ob dieses Zusammentreffen seinen Grund in einer unterirdischen Verknüpfung beider Erscheinungen hat oder ob an beiden Punkten gerade dieselben terrestrischen oder kosmischen Einflüsse herrschten, die hier eine Eruption, dort ein Erdbeben ohne innern Zusammenhang hervorriefen.

Eine gleiche Vorsicht muß man bei der Zusammenstellung gleichzeitiger Erdbeben walten lassen. Daß bei der überraschend großen Anzahl von Erschütterungen auf allen Punkten der Erde einige welche zusammenfallen müssen, ist ganz natürlich; daraus allein schon auf einen unterirdischen Zusammenhang derselben und einen gemeinsamen Ursprung zu schließen, erscheint Kluge als zu gewagt. Für einzelne sich sehr weit erstreckende furchtbare Erschütterungen bleibt aber dennoch als alleinige Voraussetzung übrig, daß dieselben in einer gemeinsamen Fluctuation des feurig-flüssigen Erdinnern ihren Ursprung haben müssen.

Leider liegen die genauern Untersuchungen über Gleichzeitigkeit der Erdstöße, Schnelligkeit der Erdbebenwellen und theilweise auch über die Art und Form der Fortpflanzung noch sehr im Argen. Einer regelmäßigen wissenschaftlichen Beobachtung sind sie bis jetzt noch gar nicht unterworfen worden, was allerdings sehr begreiflich ist, da die dauernde Ruhe eines Archimedes und Plinius dazu gehört, um sich während der furchtbaren Naturerscheinung mit rein wissenschaftlichen Beobachtungen völlig kaltblütig beschäftigen zu können. Da man jetzt so zahlreiche meteorologische und magnetische Stationen errichtet hat, wäre es am einfachsten, sowol an vielen Punkten wie auch an Telegraphenstationen und Sternwarten die Aufmerksamkeit zugleich auf die Erdbeben zu richten, genaue Aufzeichnungen über die Zeit des Eintritts, die Dauer u. s. w. der Schwingungen vorzunehmen und durch Aufstellung sogenannter Erdbebenmesser (Seismometer) auch die Richtung der Wellen zu beobachten.

Aber selbst wenn dies der Fall wäre, bieten sich noch Schwierigkeiten in Menge dar, welche theils darauf beruhen, daß die Erdbebenwellen durch den Gebirgsbau von ihrer Richtung abgelenkt oder zurückgeworfen werden, theils darin, daß ein Erdbeben durch seine letzten, abgeschwächten Wellen an einem andern weit entfernten Punkte eine neue selbstständige Erschütterung hervorrufen kann, die möglicherweise einen ganz andern Ursprung hat als das primäre Erdbeben. Auf diese Erscheinung der secundären Erdbeben,

welcher wir schon oben (bei Brussa) gedachten, ist zuerst durch Kluge systematisch hingewiesen worden.

Es gibt offenbar Stoßgebiete, welche gewissermaßen das Echo weit entfernter Erdbeben bilden, in denen nämlich die Undulationen zu einer Erschütterung verbunden sind, diese selbst aber erst durch eine andere geweckt werden muß. In solchen Gegenden werden die Wellen entfernter Erdbeben allemal stärker gefühlt als in dazwischenliegenden, welche oft gar nichts spüren; ebenso kann in solchen sensitiven Regionen oft Stunden oder halbe Tage nach der primären Erschütterung erst die secundäre auftreten. Es ist dann, als wenn jene leichtere Welle, die aus weit entfernten Punkten herüberkommt, plötzlich ein Echo findet, das sie aufs neue verstärkt und zugleich einen neuen bisher verschlossenen Erschütterungsherd öffnet, der nun mit Gewalt sich entladet. Da diese seltsame Erscheinung immer und immer wieder zwischen denselben Gegenden vorkommt, kann man sie nicht mehr für eine zufällige halten. Kluge nennt solche Stoßgebiete unselbständige und zählt mehrere auf, bei denen sich eine formliche Gesetzmäßigkeit nachweisen läßt. So schwingen Bukarest, Galatz und Kronstadt sehr häufig zugleich mit Konstantinopel und Kleinasien, mehrmals folgen aber die Erschütterungen erst 4—5 Stunden später. Ragusa antwortet fast regelmäßig auf Erdbeben in Italien und Kleinasien; Nizza auf Erschütterungen in den Alpen, Mittelitalien oder Algier; die Balearen auf solche in Algier und Westindien; Innsbruck und Zittau mehrmals auf solche im Griechischen Archipel und den Alpen.

Daß die Erdbeben an gewisse Zeiten des Jahres gebunden sind, ist ein alter Volksglaube, und dieser Glaube wird jetzt durch die Statistik bestätigt. Dieses Verhältnis der Erdbeben zu den Jahres- und Tageszeiten wurde schon im Eingange berührt. Während der Monate September bis Februar finden im ganzen mehr Erschütterungen statt als vom März bis August; beim Anfang des Frühlings, mit dem Eintritt des Südwindes, und kurz vor dem Eintritte der Winterregen häufen sich in andern Regionen die Erschütterungen. Merkwürdig ist, daß der Eintritt der äußerst starken allgemeinen und lang anhaltenden Erdbeben vorwiegend in das Sommerhalbjahr fällt, namentlich auf die Monate April und August. Diese Ausnahme bestätigt aufs neue, daß man das Eintreten der großen, weiterschütternden Erdbeben von andern Einflüssen abhängig machen müsse als das Eintreten einer großen Anzahl lokaler oder die Repetitionen großer Erschütterungen. Das Herbstäquinoctium hat auf beiden Halbkugeln die meisten Erschütterungen; ihm zunächst steht auf der nördlichen Halbkugel das Wintersolstitium, auf der südlichen Halbkugel das Sommersolstitium. Von den Monaten zeigen auf der ganzen Erde August und Januar das Maximum der Erschütterungen, Mai und Juni das Minimum. Für die Stoßgebiete der einzelnen Länder ist das Verhältnis jedoch ein verschiedenes. Eins der auffälligsten Ergebnisse liefert ferner die Vertheilung der Erdbeben auf die verschiedenen Tageszeiten. Ueberall ist ein Vorherrschen der Erschütterungen bei Nacht zu bemerken, doch nimmt das Verhältnis von den Polen nach dem Aequator zu ab. Auf der nördlichen Halbkugel ist das Maximum der Erschütterungen von 10—12 Uhr abends, das Minimum von 12—2 Uhr mittags. Auch diese Resultate stehen wieder in directem Widerspruch mit dem Beginn der großen Erdbebenperioden, deren Maximum kurz nach der heißesten Stunde des Tags wie auch kurz nach der heißesten Zeit des Jahres fällt.

Ein ferneres sehr merkwürdiger Punkt ist der Antheil der Atmosphäre an den Erdbeben, der nicht geleugnet werden kann. Ob aber außerordentliche atmosphärische Erscheinungen nur zugleich eintretende Wirkungen von derselben Grundursache sind oder ob starke Erdbeben an und für sich ungewöhnliche atmosphärische Erscheinungen hervorrufen können, oder umgekehrt — darüber lassen sich bei dem jetzigen Stande der Meteorologie nur erst Vermuthungen aufstellen. Die ungewöhnlichen Erscheinungen, welche in der „Volksphysik" gewöhnlich als Vorboten, Begleiter oder Wirkungen eines Erdbebens angeführt werden, lassen sich auf die zurückführen, die sich bei oberflächlicher Beachtung allerdings gegenseitig auszuschließen scheinen, die aber, wenn man den verschiedenen Erdbeben (worauf alle Merkmale hinweisen) verschiedene Ursachen zuschreibt, ihre Berechtigung haben. Dicke und starke Regengüsse, häufig mit Gewitter und Hagelschlag und darauffolgender Temperaturerniedrigung; drückende Hitze und Windstille; heftige Stürme, in Europa namentlich Süd- und Südwestwinde; in den Tropen freisende Orkane und damit verbundene Verminderung des Luftdrucks.

Für den Zusammenhang der Erdbeben mit starken Regenanfällen (Erscheinungen, die im Volksmunde häufig in Causalzusammenhang ge-

bracht sind, sodaß z. B. die Bewohner der Molukken die Monate der Aequinoctien aus Furcht vor Erdbeben unter leichten Rohrhütten zubringen) führt Klinge eine Menge Beispiele an, welche sich in zwei Hauptgruppen theilen lassen. In die erstere fallen alle die Erschütterungen, denen ein starker und langanhaltender Regen vorangeht und bei welchen man die Vermuthung aussprechen kann, daß das Eindringen des Wassers in den Erdboden eine der Ursachen der Erdbeben war. Die zweite, ungleich wichtigere Gruppe umfaßt diejenigen Erscheinungen, bei welchen der Regen als unmittelbarer Begleiter oder augenblickliche Folge der Erschütterung auftrat. In vielen Fällen ist das Hauptgewicht auf den verminderten Luftdruck zu legen, der durch die Condensation der Wasserdämpfe in der Luft infolge einer plötzlichen Temperaturerniedrigung hervorgerufen wurde. Daß eine Erniedrigung der Temperatur mit Erdbeben Hand in Hand gehe, ist eine schon längst gemachte Beobachtung; nur betrachtete man sie immer als Folge der Erschütterungen, während sie Klinge als die erste, wenn auch nicht unmittelbare Ursache derselben ansieht. In den meisten Fällen kommen elektrische Entladungen der Atmosphäre hinzu, wie denn überhaupt die Elektricität der Luft sowie der Magnetismus der Erde noch in einer andern, ungleich wichtigern Weise bei der Erscheinung der Erdbeben betheiligt sein konnten, auf die wir am Schluß zurückkommen. Dafür weist das blitzähnliche Aufleuchten bei manchen Erschütterungen, die Einwirkung der Erdbeben auf die Magnetnadel sowie ihr häufiges Zusammentreffen mit Nordlichtern und vielleicht auch mit feurigen Meteoren.

Was zweitens die Beziehungen der Erdbeben zu drückender Hitze und Windstille anbelangt, so ist es nach Alexander von Humboldt eine sehr alte, z. B. in Lima sehr verbreitete Ansicht, daß, wenn bei sehr heißem Wetter und nach langer Windstille der Seewind plötzlich zu wehen aufhört und sich am wolkenfreien Horizonte ein rothlicher Dampf zeigt, Erdbeben eintreten. Diese Vorzeichen gelten aber fast nur für die Gebiete zwischen den Wendekreisen.

Die dritte, auffälligste Erscheinung bei den Erdbeben ist das häufige Zusammentreffen derselben mit starken Stürmen, überhaupt mit Störungen in der Atmosphäre, welche sich namentlich durch auffallend tiefen Stand des Barometers kund geben. (Auf den Barometern sind ja bekanntlich auch die beiden untersten Linien der Wetterscala durch „Orkan" und „Erdbeben" charakterisirt.) Nicht auf den Sturm, sondern auf die plötzliche Verminderung des Luftdrucks, welcher der Sturm selbst erst seine Entstehung verdankt, legt Klinge das Hauptgewicht. Mit dieser Annahme stehen auch folgende früher schon angeführte Beobachtungen in Uebereinstimmung:

Das Vorherrschen der Erderschütterungen im Winter, denn die nicht periodischen Schwankungen im Luftdruck sind im Winter größer als im Sommer.

Das Vorherrschen der Erschütterungen bei Nacht und um die Zeit der Aequinoctien aus gleichem Grunde. Das Auftreten von Regengüssen gleichzeitig mit oder kurz nach den Erschütterungen. Die auf Erdbeben folgende Temperaturerniedrigung. Das Auftreten von Erdbeben in Europa bei Süd- und Südostwind. Das Auftreten von Erschütterungen bei drückender Hitze und Windstille. Denn durch bedeutende Erwärmung dehnt sich die Luft aus. Die heiße Luftsäule erhebt sich über die Luftmasse, welche auf kälteren Umgebungen ruht, und fließt nach den Seiten hin ab; der Luftdruck muß also an den heißen Orten selbst abnehmen.

Nun fragt es sich freilich, wie eine Verminderung des Luftdrucks ein Erdbeben hervorrufen könne? Klinge gibt dafür zwei Erklärungen, die wir freilich nur erst als Hypothesen erklären können, deren Werth aber noch dahingestellt sein lassen. Er sagt: Ist der innere Kern der Erde flüssig (wie wol anzunehmen ist), so muß durch eine plötzliche und starke Verminderung des Luftdrucks ein ebenso starker Gegendruck von innen nach außen erfolgen, welcher Ursache einer Erschütterung werden kann. Durch eine Störung des Gleichgewichtszustandes kann aber auch der Niederbruch der Decke eines innern Hohlraums oder die Verwerfung einer Gebirgsschichte bewirkt werden, welche den Erdbeben erzeugen. Von den enormen Druckunterschieden, welche eine starke Differenz des Barometerstandes hervorrufen kann, geben die heftigen Orkane (Hurricanes) der Tropen die frappantesten Beispiele. Der Unterschied des Barometers zwischen der Peripherie und dem Centrum einer solchen Hurricane, welche auf dem Meere beobachtet wurde, betrug über 2½ englische Zoll. Dies entspricht einer Wassersäule von 2½ Fuß Höhe, um welchen Betrag der Meeresspiegel in der Mitte der Hurricane sich

über den des Umkreises aufthürmen mußte. Auf dem Festlande bleibt dieser Druck unausgeglichen; wenn aber die innere Erdmasse flüssig ist, so muß zur Herstellung des Gleichgewichts das Erdinnere gegen die feste Schale in gleicher Stärke reagiren, sofern Communicationen vorhanden sind. Die Vermittelung hierzu bieten die Vulkane, durch welche nachweislich das Erdinnere mit der Atmosphäre in Verbindung steht; das Centrum einer Cyklone wirkt hierbei wie ein Saugapparat, der jede Flüssigkeit in die Höhe zieht. Um eine bestimmtere Vorstellung von der wirkenden Kraft zu erhalten, muß man bedenken, daß 2½ Zoll Quecksilbersäule den zwölften Theil des Drucks der ganzen Atmosphäre repräsentiren. Die Atmosphäre drückt aber auf einen Quadratzoll mit einem Gewicht von 15 Pfund; der zwölfte Theil dieses Drucks gibt also auf die Fläche einer Quadratmeile das enorme Gewicht von 540 Millionen Centner. Daß eine solche Druckdifferenz Erderschütterungen nicht nur hervorrufen kann, sondern fast mit Bestimmtheit hervorrufen muß, indem sie, wenn sie auch nicht auf das flüssige Erdinnere einwirken konnte, doch Hohlraumeinstürze und Gebirgsverschiebungen veranlassen kann, ist beinahe mit Gewißheit anzunehmen. Daß aber letztere Ereignisse doch nicht die alleinigen Ursachen der Erdbeben sein können (wie neuerdings Volger mit ebenso großer Einseitigkeit als Heftigkeit behauptet hat), dafür spricht die außerordentlich weite Verbreitung mancher Erdbeben, ihre Heftigkeit und oft jahrelange Dauer, ohne daß auf der Oberfläche sichtbare Erdfälle stattfanden, sowie das bei den heftigsten Erdbeben oft fehlende unterirdische Geräusch. Dafür sprechen ferner die Beziehungen der Erdbeben zu Vulkanen und zum Erdmagnetismus und in schlagender Weise die gewaltigen Hebungen, welche im Gefolge der Erdbeben stattfinden. Denn Hebungen, wie sie z. B. in Chile stattfanden (wo eine Küstenstrecke von 20 geographischen Meilen um 3—4 Fuß gehoben wurde), durch einen Hohleneinsturz zu erklären, wäre denn doch etwas — gewagt!

Es müssen also noch andere Ursachen für die Erdbeben vorhanden sein und bereits im Eingange dieser Untersuchungen wurde das Wasser als solche bezeichnet. Auch dieses kann, ebenso wie der Luftdruck, allein schon auf zweierlei Weise wirken, theils auswaschend (also Höhlen bildend), theils chemisch zersetzend. Entstehen die pseudovulkanischen Erscheinungen aus einer fortschreitenden Zersetzung fossiler Pflanzenstoffe, welche durch Wasserzutritt bedingt wird, so ist für eine zweite große Klasse von Erschütterungen die Ursache gefunden. Nicht nur, daß die thermischen und chemischen Processe Aenderungen in den Gebirgsschichten selbst herbeiführen, sondern es können auch brennbare Gase sich bilden, die durch ihre Explosion Ursache eines Erdbebens werden. Die Eruptionen der Schlammvulkane, die Gasquellen, das Hervorbrechen der Flammen bei manchen Erdbeben, die Erdölquellen in Asien und Amerika sind Beweise genug für das Vorhandensein derartiger Ursachen, und die verheerende Wirkung solcher Explosionen ist hier wie bei den meisten andern (lokalen) Erdbeben dadurch erklärt, daß, nach Kluge's Ansicht, der Herd der Erschütterungen meist nur in verhältnißmäßig geringer Tiefe unter dem Erdboden zu suchen ist, in einer Tiefe, welche 4—5000 Fuß selten übersteigt, meistens aber geringer ist. Eine gewaltige Explosion in 4—5000 Fuß Tiefe ist schon im Stande, einen Flächenraum so groß wie Deutschland und Frankreich zu erschüttern. Die Gebiete der Erschütterungen, die sich auf solche Gasexplosionen zurückführen lassen, würden aber doch immer nur vorzugsweise in pseudovulkanischen Gegenden zu suchen sein. Wir haben also noch weitern Ursachen der Erdbeben zu forschen und finden dieselbe drittens (und unserer Ansicht nach hauptsächlich) im Dampfdruck, d. h. in dem durch Hinzutritt von Wärme in Dampf verwandelten Wasser. Davon in einem Schlußartikel.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Ludwigsburg und seine Traditionen.

Die Eisenbahn führt den Fremden in einer halben Stunde von Stuttgart nach Ludwigsburg hinüber; bedenklich fragt er sich aber, ob es der Mühe lohne, dem einstigen Versailles der Herzoge des Schwabenlandes einen Tag zu widmen? Was kann sich ihm dort bieten als Erinnerungen, welche in den Büchern der Geschichte als Randglossen zu finden sind, im Munde des Volks sich zu Märchen gestaltet haben und mit der Jetztzeit in keiner Verbindung mehr stehen! Dem Dichter, dem Künstler allein sind solche Erinnerungen noch von Werth: er sucht die losen Fäden, die sie ihm darbieten, enger zu verknüpfen und so das Gesammtbild eines frühern Culturlebens zu gewinnen.

Marwell.

Größer als Jeruſalem. Wozu das?

Ephraim.

Man kann in London gehen eine einzige Straße entlang, und unterwegs erlebt mer eine Verſchwering, einen Krieg, zehn Häuſer weiter ein Erdbeben, neben an die Peſt. Mylord, ich wünſch' Euch Glück, Ihr werdet nicht heirathen.

Marwell.

Ich glaube, Du ſprichſt im Fieber.

Ephraim.

Das Fieber iſt vorüber. Wie ich heut früh ausging in Geſchäfte und hörte das Sauſeln und Zauſeln und Brauſeln und ſah die Köpfe zuſammenſtecken, denk' ich, der Schlag ſoll mich rühren; der reiche Thompſon, ein Mann nach der Uhr, ein Mann, der weiß von Ebbe und Fluth, von Sonn'- und Mondfinſterniß —

Marwell.

Schurk', Du folterſt mich.

Ephraim (für ſich).

Ein Jud einen Chriſt foltern? Etwas Neues! Der reiche Thompſon iſt nicht bankerott, aber habt Ihr ſchon geſehen auf'm Meer ein Schiff, wenn's ſtürmt?

Marwell.

Laß Deine Bilder! Bankerott?

Die Herzoge verließen im vergangenen Jahrhundert ihr altes Stammschloß in Stuttgart mit seinen Sagen und Erinnerungen und schufen sich in Ludwigsburg eine neue Residenz mit einer Hofhaltung nach dem Muster Ludwig's XV. von Frankreich, in Luxus, Uebermuth und Verschwendung dem Vorbild fast nicht nachstehend. Hoch ging die Sünde das Haupt; es war die Zeit der berüchtigten Grävenitz, als dies geschah — die oft besprochene Zeit, welche Dichtern einen so glänzenden Vorwurf zur Schilderung verderbener Sitten bietet und namentlich von Robert Heller in seiner Erzählung: „Der Pestreiter", mit großer Kenntniß geschildert ist.

Mit dem Bilde dieses Glanzes, dieser Pracht vor unserem Auge betreten wir staunend dasselbe Ludwigsburg und bemühen uns vergebens, im Geiste das Damals und das Heute aneinander zu reihen. Die breiten Straßen — denn das Gedeih war im 18. Jahrhundert nicht theuer, zumal nicht, sobald das Machtwort eines Fürsten es für seine Zwecke benutzte —, mit niedrigen Häusern an beiden Seiten, liegen still und wie ausgestorben da. Auf dem Pflaster wächst das Gras zwischen den Steinen. Kein Wagen rollt. Selten nur zeigt sich ein Vorübergehender, den man mit einer Frage nach dem Weg zum Schlosse belästigen könnte. Dies Schloß ist das Auge des Orts; dennoch sieht man es nicht, bevor man an seiner Pforte steht, weil es nur Umfang, nicht Höhe hat.

Durch ein weitgeöffnetes Thor tritt man in den ersten Hof, gelangt in einen zweiten, einen dritten, von niemand angehalten. Das weitläufige Gebäude, nach französischem Muster errichtet, gleicht einer kleinen Stadt in seinem Umfange. Dabei ist es in seiner Hauptmasse nur einen Stock hoch, nach der Gartenterrasse zu trägt es ein zweites Stockwerk; es schließt eine Kirche und ein Theater ein — es war so auch eine Welt im kleinen. Ein alter Diener führt jetzt die Aufsicht und zeigt die ehemalige Herrlichkeit dem Fremden; er tritt aus seiner Loge hervor, nimmt den großen Schlüsselbund und öffnet die Hauptthür. Alles ist wohlerhalten, geländert und gelüftet, trotz der Verlassenheit nirgends Verfall. Die Gemächer sind hoch und groß, lange Galerien führen dahin, der Raum ist nirgends gespart.

Im Hauptflügel liegen die vom Erbauer bewohnten Zimmer, welche ihrer Einrichtung wegen dem Beschauer das größte Interesse erregen; an diese schließt sich eine Galerie mit den lebensgroßen Bildern der herzoglichen Familie an. Eberhard Ludwig, der Erbauer Ludwigburgs, eröffnet sie. Ueber ein Jahrhundert ruht er nun schon in der Gruft seiner Väter, noch lange aber wird Würtemberg nicht verschmerzen, was er dem Lande Uebles gethan. An jedes Fürsten Tod knüpfen sich Hoffnungen, so auch an den Eberhard Ludwig's. Das Volk erwartete Großes von seinem ritterlichen Nachfolger Karl Alexander. Groß und prächtig steht er vor uns in seinem kriegerischen Schmuck. Ihm gegenüber seine schöne stolze Gemahlin von Thurn und Taxis, mit schwarzen Glutaugen, darüber die mächtig gewölbten Brauen, Leidenschaft in jedem Zuge des bleichen Angesichts. Beide waren Katholiken. Karl Alexander starb nach einer Regierung von nur vier Jahren eines plötzlichen Todes, welchen das Volk einer gewaltsamen Ursache zuschrieb. Noch heute erzählt man sich die Sage von Mund zu Mund. Der alte Schloßdiener zeigte uns das Gemach des Fürsten. Im Geschmack jener Zeit hatte es Spiegelwände; eine Tapetenthür führte in das Zimmer des Kammerdieners Reuß; von dort gelangte man auf einer verborgenen Treppe ins Freie.

„Hier befand sich des Herzogs Bett", sagte unser Führer; „hier schlichen die Mörder herein!" Und damit stand jene Nacht mit ihren Schrecken vor uns, wir wurden Zeugen des plötzlichen, unerwarteten Todes; ohne Ahnung, ohne Vorbereitung, inmitten der Hoffnung auf den erwachenden Morgen wurde dem Schlafenden sein Lebensfaden abgeschnitten.

Die prächtige Fürstin von Thurn und Taxis ist Witwe geworden mit einer halben Regentschaft über drei unmündige Söhne. Sie startet bald darauf einen Besuch bei Wilhelmine von Baireuth, der witzigen und geistvollen Schwester Friedrich's des Großen, ob, die sie in ihren Memoiren eine „höchst unangenehme Person" nennt. Sie bringt ihren Sohn Karl an den Hof des großen Friedrich, um ihn unter dessen Augen erziehen zu lassen, und verliebt ihn auf dem Wege mit dessen kleiner Nichte, welche der Knabe sogleich zu besingen anfängt.

So hatte die Fürstin die Pläne ihres Ehrgeizes ausgeführt und kehrte heim, um zu regieren; allein das Volk gehorchte mit Widerwillen der Regentin und Friedrich II. ließ seinen Neffen vom Kaiser mündig erklären und sandte ihn nach Würtemberg zurück.

Mutter und Sohn treffen hier in Ludwigsburg in der Galerie vor dem Bilde des gemor-

deten Gatten und Vaters zusammen. Er ist jetzt der Herr; sie soll dem Knaben sich fügen. Auge in Auge stehen sie da. Wer ist der Stärkere? fragen sich beide. Plötzlich blitzt es, ein Schuß ist gefallen; zugleich entwindet der Sohn den Händen der Mutter die auf ihn gerichtete Pistole. Nie hat sie ihn von Stunde an wiedergesehen; auf einem einsamen Schlosse, in der Verbannung mußte die stolze und vielleicht verbrecherische Frau ihre Tage beschließen.

Neu belebt sich jetzt Ludwigsburg, denn Karl Eugen mußte die Schatten seiner Aeltern verbannen lernen. Die Lust mit ihrem Gefolge zieht ein, die Nacht wird zum Tage, der Tag wird zur Nacht, einem Rausche gleicht das Leben. Die Künstler werden von Paris verschrieben, der berühmte Noverre dirigirt das Ballet, der große Vestris studirt die Solotänzer ein, Venedig gibt die schönen Mädchen und Sängerinnen und — das arme Volk des Schwabenlandes zahlt dafür mit dem Schweiße seines Angesichts, mit seinem Hunger, seinem Elend. Ludwigsburg wird ein zweites Versailles; nur leider fehlen ihm die Einkünfte Frankreichs. Es ist ein böser Traum, den Karl Eugen träumt. Er achtet die Menschen nicht, er preßt sie wie Citronen; er will unter ihnen den Halbgott spielen und wird darum der Schlechteiten einer. Die Stunde schlägt, wo er zu dieser Erkenntniß kommt, allein verspätet. Ein Frauenherz mußte an die Thür seines Gewissens pochen, und lange pochen, bis sie sich aufthat und das Licht der Erkenntniß einließ. Die Folge war die Gründung der Karlsschule.

Das kleine Schwaben ist durch diese Schule berühmt geworden und Karl Eugen ist noch heute im Munde des Volks der populärste seiner Fürsten, wie Franziska von Hohenheim den Nimbus einer Schutzheiligen trägt; dennoch finden wir ihr Bild in dieser Galerie nicht vor, weil die Fürsten in eigenthümlicher Anschauung meinen, es sei nur die Geburt, nicht auch die Tugend von Gottes Gnaden, und eine Herzogin, welche ihren Verdiensten diese hohe Stellung verdanke, komme einer solchen nicht gleich, deren Wiege unter einer Krone gestanden. Das Bild Karl Eugen's steht vor uns in seinen Blütenjahren, mit den hellen, geistvollen blauen Augen, der gebogenen Nase, dem stolz aufgeworfenen Haupt, der gebietenden Haltung. „Ich bin der Herr!" steht auf seiner Stirn geschrieben. Als er dem Maler saß, hatte Jean Jacques Rousseau soeben „Le droit de l'homme" verkündigt; allein Herzog Karl glaubte nicht an dieses droit de l'homme und warf stolz die Lippe auf bei dem Gedanken, daß ein Unterthan Rechte haben könne. Der junge Schiller und die Französische Revolution belehrten ihn eines andern und machten seine Weltanschauung zu einem überwundenen Standpunkt; sich selbst überleben konnte er nicht, so sank er in kräftigem Mannesalter in das Grab.

Seine Brüder Ludwig Eugen und Friedrich Eugen bestiegen nach ihm den Thron und vernichteten seine Werke; allein nur vier Jahre waren ihrem Vandalismus vergönnt und das Volk vergaß sie schnell, um in des letztern Sohne Friedrich seit 1806 seinen ersten König zu begrüßen. Mit ihm schließt diese Galerie der Fürsten Württembergs. Das schöne Frauenbild ihm gegenüber ist seine erste Gemahlin, Auguste Karoline Sophie, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, die Mutter des jetzt regierenden Königs. Sie muß bald nach ihrer Vermählung dem Maler gestessen haben, denn jugendlich lächelt sie uns an, frische Rosenblüte auf den mit freundlichen Grübchen gezeichneten Wangen. In weißen Atlas gekleidet, das lichtblonde Haar einfach aufgeschürzt, zeigt sie Geschmack und Grazie in ihrer Erscheinung. Sinnend weilt das Auge des Betrachters auf ihren Zügen. Was hatte sie verbrochen, fragt man sich, um keinen Grabstein zu verdienen, um in der Blüte ihrer Jugend aus der Zahl der Lebenden zu verschwinden, ohne daß die Geschichte nachweist, wer und wie man sie gerichtet? Um so weitern Spielraum bietet diese Episode der Phantasie des Dichters. Mir fiel Zschokke's Erzählung von einer Prinzessin von Wolfenbüttel, der Gemahlin eines russischen Großfürsten, ein, die sich scheintodt stellte und mit ihrem Geliebten nach Amerika entfloh. Bulau deutet in seinen „Geheimen Geschichten" an, daß man sie in Kolmar um Mitternacht durch die Hand eines Scharfrichters habe sterben lassen. Aus den Memoiren der Frau von Oberkirch erfahren wir nur, daß sie sich der russischen Kaiserin Katharina II. zu Füßen geworfen und sie um Schutz gegen den Gemahl angefleht habe, zum großen Schrecken der Familie ihres Gatten, welche in diesem Akt ein Offenlegen übler ehelichen Verhältnisse sah. Die Kaiserin nahm die gemißhandelte Frau gnädig auf und behielt sie einige Zeit bei sich in der Eremitage; doch vergaß sie ihrer bald in den größern Angelegenheiten des Friedens und der Kriege. Der Prinz kehrte 1788 als Wittwer in die Heimat zurück und das Volk

flüsterte: er habe die Gemahlin in einem Anfall seiner Berserkerwuth ermordet. Ihr schönes Bild ist das letzte weibliche Porträt in dieser Galerie und bildet auch das letzte Blatt in Württembergs dunkler Geschichte; allein was hilft die unbeschriebene Seite, wo doch die öffentliche Meinung zu Gericht sitzt? Im Munde des Volks leben diese Thatsachen dennoch und werden durch die Traditionen nur vergrößert. Vergeblich schließen die Fürsten ihre Hausarchive zu und verbieten, daß sie des Staats dem Geschichtsforscher und Gelehrten geöffnet werden; Familiendocumente, Tagebücher und Memoiren weisen dennoch von fern her ihr Licht darauf und alles, was man gewinnt, ist: keine werthvollen vaterländischen Geschichtsbücher zu besitzen.

In Staaten, wo die Gesetze herrschen, wo durch Cultur und Civilisation eine freiere Entwickelung des Menschengeistes sich anbahnt, wird man stets eine Geschichte des Volks für das Volk schreiben dürfen; wo aber die Fürsten sagen: „L'état c'est moi!" und sich ihrer wie ihrer Vorgänger Thaten schämen, da scheuen sie des Historikers helles Auge und entziehen ihm die Quellen.

Wir traten von der Galerie auf den Balcon über der Terrasse hinaus, wo wir einen Blick auf den Pavillon der Favorite und den Hohenasperg gewinnen. . . Herzog Karl bewohnte Ludwigsburg nicht mehr, als Rieger, dort zu Gnaden angenommen, den Dichter Schubert in einer Zelle behütete; sonst hätten des Gefangenen Seufzer seinen Schlummer stören müssen, so nahe streuten Schloß und Kerker aneinander.

Trommelschlag wird hörbar. Ludwigsburg ist eine Garnisonstadt. Bis die Eisenbahn es mit der Hauptstadt verband, galt es für eine Art Exil, hier zu leben; jetzt gleicht es einem Ausruhen, nach der Jugend Mühen die Zeit zu tödten. Der Laune eines Fürsten dankte Ludwigsburg sein Entstehen, eine neue Laune kann ihm vielleicht seinen frühern Glanz wiedergeben.

Amely Bölte.

Die Burschenschaft.

Von allen Epochen der Weltgeschichte sind die Jahre, die der Beilegung Napoleon's folgten, eine der klägsichsten. Wenn man sie allein betrachtet, sieht man nicht nur alle Zweifel, die jemals gegen die Ansicht von der fortschreitenden Menschheit erhoben wurden, bestätigt, auch eine tiefe und gerechtfertigte Verachtung der Menschen ergreift uns. Wir alle und der Weltlauf erscheinen einem boshaften Dämon unterworfen zu sein, dem es gefällt, das Herrliche und Große in sein Gegentheil zu verwandeln. Eine Volkserhebung, wie sie das neue Europa nicht gesehen, hat das Recht wieder aufgerichtet und die gewaltige Macht eines einzigen zertrümmert. Nicht die Herre, nicht die Fürsten und Feldherren, die Völker haben Napoleon besiegt. Ohne ihre Anstrengungen würde es keine Hohenzollern, keine Habsburger auf deutschen Thronen mehr geben, der Arm des Siegers hätte sie zermalmt. Und was ist die Folge dieser Kämpfe, des vergossenen Blutes? Die Heilige Allianz — ein Bündniß, das die Fürsten ihrer Versprechungen und Eide entbindet und die Völker aufs neue in Ketten schmiedet. „Dank vom Haus Habsburg!" damit paßte das Wort auf alle Könige. Vergangene Zeiten soll man nicht anklagen, man soll sie zu begreifen suchen, und so finden die Fürsten die Entschuldigung, daß sie ihre Versprechungen nicht hielten, in der Schwäche der Völker. Die Freiheit wird man einmal auf Erden nicht geschaut, sie wird erobert. Die Sieger aber, als sie von Waterloo und Paris heimkehrten, wünschten nichts als Ruhe, über Waffen und die eroberten Fahnen hellten sie in die Zeughäuser.

Ein kleiner, verschwindender Bruchtheil wollte es anders. Mit großen Hoffnungen, mit dem Gedanken der Erneuerung des alten deutschen Reichs war die Jugend der deutschen Universitäten in den Krieg gezogen; die, welche heimkehrten, sahen mit Schmerz und Ingrimm, wie so gar nichts sich von dem erfüllte, wofür ihre Genossen gestorben, was Arndt und Theodor Körner besungen. Eine tiefe Kluft, die sie zu voll entdeckten, trennte sie und ihre idealen Bestrebungen von der Masse des Volks. In der Landwehr lebte kein politischer Gedanke; der einzige reale Zweck des Kriegs, die Vertreibung Napoleon's, war ausgeführt worden, auf vielen Lorbern ließ man es sich gut sein. Man benutzte nicht einmal die Aranyolen, die, obgleich sie die Besiegten waren, dennoch eine unter den damaligen Verhältnissen freisinnige Verfassung erlangt hatten. Dieser allgemeinen Gleichgültigkeit, dem beengenden Druck tyrannischer und gehässiger Regierungen gegenüber wollte die studentische Jugend das Banner der Freiheit und des einen deutschen Reichs aufrecht halten; sie verband sich in freier Vereinigung zur Burschenschaft. Im Gegensatz zu den Landsmannschaften und ihrem rüsten, knabenhaften Treiben sollte die Burschenschaft die edlern und kühnern aufstrebenden Mitglieder der Universitäten umfassen und das heilige Feuer der Vaterlandsliebe und Freiheit nähren. Männer, deren Name nie vergessen werden kann, Luden, Fries, Oken, hielten zu ihr; sie wird Fichte und den Schleiermacher seiner jungen Jahre, wenigstens dem Geiste nach, mit zu

ihren Begründern rechnen dürfen. War es doch auch eine Erziehung zum Guten und Schönen, welche die Burſchenſchaft bezweckte. Und nicht geringe Schwierigkeiten hatte ſie zu überwinden! Von den Maßregeln der Regierungen abgeſehen, die dieſe Beſtrebungen verfolgten, ſtatt ſie zu unterſtützen, trat ihnen in der Studentenſchaft ſelbſt der Geiſt der alten Rohheit, die Unſitte der Schlägereien, das Trunken mit den nichtigſten Aeußerlichkeiten entgegen. Arnold Ruge erzählt in dem zweiten Theil ſeiner Memoiren: „Aus früherer Zeit“ (Berlin, Franz Duncker, 1863), von dieſen Kämpfen. Er ſtand zu Halle in der vorderſten Reihe der Burſchenſchafter, war auf der Verſammlung zu Würzburg und ſpäter in Jena. Geſchwätzig iſt das Alter und ſo läßt ſich auch den Ruge'ſchen Schilderungen eine gewiſſe Breite, ein Verweilen bei den kleinlichſten Vorfällen — etwa der Regierungsänderung in der Bierrepublik Ziegenhain bei Jena — vorwerfen, aber von dem edeln, hochherzigen Sinn, der ihn und mit ihm die Beſten der deutſchen Jugend damals beſeelte, wird jeder Leſer im tiefſten Herzen ſich bewegt fühlen. In der Schwäche und Reinheit aller blieben dieſe Jünglinge ihren Idealen getreu; wie hoch auch die Flut um ſie aufſchwoll, ſie wichen nicht von ihrem verlorenen Poſten. In Hellas und Rom, in andern Anſchauungen und Sitten würden ſie die verlorene Freiheit mit einem raſchen Dolchſtoß wiederhergeſtellt haben — in Deutſchland brachte es nur Karl Sand zu einer unbedachten und ſchlimmen That, die nur die Verblendung ſeiner Zeitgenoſſen mit der Ermordung Cäſar's vergleichen konnte, die andern blieben in einer wunderlichen Verſchwörung ſtecken. Dieſe Verſchwörung ſpricht unwiderleglich für die politiſche Unreife der Burſchenſchaft. Von der Schweiz her hatte Karl Follen, ein ſchwärmeriſcher Kopf, unter die Mitglieder der Verbindung das Gerücht verbreitet: es beſtände ein weitverzweigter Männerbund; preußiſche Generale wären darin, über kurz oder lang werde Gneiſenau an der Spitze des preußiſchen Heeres in Deutſchland die Rolle Riego's in Spanien wiederholen. Auf dieſe Phantaſtereien hin ſchloſſen die Verwegenſten in der Burſchenſchaft einen ſogenannten Jünglingsbund. Ruge gehörte zu ihm, aber bald entdeckte er mit ſeinem ruhigen und trotz einer und der andern romantiſchen Grille klaren Kopfe, daß es mit dem „Pronunciamento“ Gneiſenau's — das Wort war durch Riego's Aufſtand weltberühmt geworden — nichts auf ſich habe. Auf einem Tage zu Würzburg wurde dann beſchloſſen, die Verſchwörung aufzugeben, der Jünglingsbund ſollte den Männerbund aus ſich erzeugen. Gewiß iſt nur die Jugend der heldenmüthigſten und ſchönſten Thaten fähig; ihr Herz und ihr Sinn iſt noch unentweiht von dem giftigen Anhauch der Selbſtſucht, ſie glaubt noch an die Tugend im Menſchen; allein da ſie die Kraft ihrer Gegner nicht kennt und die Macht, die in den Dingen waltet, unterſchätzt, wird ſie ſelten zu einer politiſchen That befähigt ſein. Der Burſchenſchaft ſchwebte nun überdieß nur ein nebelhaftes, unbeſtimmtes Ideal vor. Die einen, wie Ruge, erblickten in der ſchweizer Republik das Vorbild, nach dem das neue Deutſchland eingerichtet werden ſollte; die andern gedachten der Hohenſtaufen und des kaiſerlichen Traums. Zwiſchen den Philoſophen und den Gläubigen gab es innerhalb der Verbindung die heftigſten Kämpfe. Während Follen einmal verlangte, die Burſchen ſollten an Einem Tage alle Fürſten Deutſchlands ermorden, glaubte Eiſenmann — es iſt lächerlich, es nachzuſchreiben — an die Wunderkraft der wächſernen Glieder, die in katholiſchen Kirchen von den Kranken aufgehängt werden; „wer einen Arm aufhängt“, behauptete er, „deſſen Arm geneſt ſofort.“ So entgegengeſetzte Anſchauungen können ſich in der Negation — hier in dem Haß wider die Willkür der Regierungen —, aber nicht im Poſitiven zu Einem Zweck zuſammenfinden.

„Wir“, ſagt Ruge, „die ‚jungen Solone‘, wurden verſpottet, aber die einzigen und älteſten Solone jener Zeit, die Engländer, waren ganz und gar mit uns einverſtanden, und es iſt nicht gerade ehrenvoll für die ergrauten Staatsweiſen des Continents, daß der unzweifelhaft richtige Wille der Jugend von 1821 noch immer als ein unerreichbares Ideal in der Luft ſchwebt. Warum? Weil dieſe Staatsweiſen die Weisheit jener ‚jungen Solone‘ noch immer nicht erreicht haben.“ Das Scheitern der Burſchenſchaft lag indeſſen ebenſo ſehr in ihrer eigenen Unklarheit als in den gegebenen Verhältniſſen, der Macht der Fürſten, der Theilnahmloſigkeit des Volks. Ihre Gedanken paßten noch nicht für ihre Zeit. In der Politik ſetzt ſich immer nur das Beſtimmte, nicht die höchſte Vernunft, aber das im Augenblick allgemein Verſtändliche durch. In den Plänen der ſtudentiſchen Jugend war nichts, was die Maſſen damals begeiſtern konnte. Erſt die Literatur hat die Herzen für die Aufnahme des Gedankens eines einigen und freien Vaterlandes empfänglich gemacht. Ruge verlangt in romantiſcher Ueberſpreibung, daß wir den Mitgliedern des Jünglingsbundes ein Denkmal ſetzen ſollen, wenn „die Verſchwörung von 1821 verwirklicht ſein wird“; „ihre Namen“, fährt er fort, „findet ihr in den Criminalacten der preußiſchen Gerichtshöfe.“ Nicht doch, aber würde er den Reſten der Burſchenſchaft, die 1848 in Frankfurt „keine Reaction ſahen“, ein Denkmal aufrichten wollen? Ehren wollen wir ſie als Vorkämpfer und Märtyrer einer ſchönen Begeiſterung, doch darüber nicht verkennen, wie viel Unklares, Phantaſtiſches und Irrthümliches in ihrem Wollen und Streben war! Die Burſchenſchaft iſt nicht die erſte kleine Gemeinde einer neuen Lehre, ſie iſt der letzte Ausfluß der Romantik.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Polnische Hoffnungen — polnisches Elend.

Wieder richten sich die Augen aller voll Staunen und Schrecken nach jenem unglücklichen Lande, darüber Kościuszko sein „Finis Poloniae“ gerufen. Kann es für Polen einen Auferstehungstag als selbständiger Staat geben oder sind durch ein hartes Gesetz der Nothwendigkeit die heldenmüthigen Anstrengungen seiner Söhne heute wie vor beinahe hundert Jahren, als zum ersten mal die Wetterwolke Rußland sich über sie ergoß, eben nur die Mühen des Sisyphus?

Die Polen werden antworten: Wir bilden einmal eine große, mächtige, stolze Republik; wir sind so tapfer wie unsere Vorfahren; wir haben Sinn vor ihnen voraus; wir sind die Bannerträger der europäischen Revolution, die jetzt oder später doch auch Rußland ergreifen und diesen Koloß zersprengen wird — warum sollte es uns nicht gelingen, das Vaterland zu befreien? Noch ist unser Rußland klein, unscheinbar, nicht zu vergleichen mit dem, den wir 1831 wagten; aber die Lawine wächst im Rollen. Nennt uns nur Tollköpfe, die Unmögliches versuchen; wir sprengen uns in die Luft, ja — doch seid ihr so sicher, daß ihr nicht mit uns emporfliegt? Die alte staatliche Ordnung Europas ist bis in ihren Kern erschüttert; der treffliche Minister, der alte Maulwurf — erinnert euch der Worte Hamlet's — da ist er und dort, ubique, allüberall, die Revolution. Wo ihr mit dem Schwert auf den Boden schlagt, da springt sie gewaffnet empor. Früher hielten sich nur die Fürsten einander „solidarisch“ verpflichtet, sollen werden es auch die Völker thun. Darüber kommt uns freilich nicht von seinem Felsenland zu Hülfe, aber sein Geist, der demokratische Geist des Jahrhunderts ist mit uns.

So oder ähnlich werden die Polen und ihre Freunde reden. Es mag im Augenblick dahingestellt sein, ob die tiefe Mißstimmung, die seit länger als einem Jahre in Polen herrscht und sicherlich einmal zu einem blutigen Aufstand geführt hätte, wenn er auch jetzt „zu früh“ sich erhoben haben sollte, das Werk einzelner Edelleute und Fanatiker oder der Ausdruck des nationalen Schmerzes und Unwillens ist. Dies scheint unwiderleglich: zwischen Rußland und Polen gibt es keine Einigung. Schroffer und herber kann man eine zur Versöhnung angebotene Hand nicht zurückweisen, als es die Polen mit den Reformen Alexander's II. gethan. Wie groß auch die Schwächen des Kaisers sein mögen, den Ruhm wird ihm die Geschichte nicht bestreiten, daß er einer der edelsinnigsten Fürsten gewesen. Ein Werk der Befreiung, wie kein zweites, die Emancipation von 20 Millionen Leibeigenen, hat er unternommen; in seiner Milde und Freundlichkeit vergleicht ihn wohl einst die gerechter urtheilende Nachwelt mit Titus. Den Republikanern und Stürmern mögen die Zusicherungen, die er den Polen gab, die Reformen, die er in der Verwaltung einführte, werthlos erscheinen, aber das Glück und die Zukunft Polens beruht auf diesen Grundlagen. Auf ihnen kann sich allmählich eine staatliche Gesellschaft aufbauen, die bisjetzt nicht im Königreich aufzufinden ist. Und dies ist eben das polnische Elend. Wo der Lebensnerv des modernen Staates fehlt: das Bürgerthum, da läßt sich wol eine und die andere Schlacht gewinnen, aber nicht die Freiheit gründen. Im Mittelalter hatte ein Staat seine Berechtigung, in dem es nur Herren und Knechte gab, und konnte zu Glanz und Macht gelangen; in der Epoche, wo der Handel und das Bürgerthum eine weltbewegende Kraft wird, in der Reformation, beginnt sein Verfall. Die Polen sind ein Reitervolk, die Existenz ihrer aristokratischen Republik war gleichsam an das Pferd gebunden. Eben jene sind sie für die Gegner der seßhaften, ackerbautreibenden Völker, der Deutschen und Russen, gewesen. In dem Utopien, das, wenn wir A. Herzen und seinen Freunden Glauben schenken, aus den russischen Bauerngemeinden, Fourier's und Cabet's socialistischen Träumereien überströmend, sich entwickeln wird, welche Stelle sollen darin die polnischen Edelleute einnehmen? Mit dem Schein des Glanzes, einer maßlosen Verschwendung auf der einen, mit dem nackten Elend und dem Schmutz auf der andern Seite, welches Haus soll damit gebaut werden? Die Polen vergessen Eins: daß sie der Vergangenheit angehören, wie laut sie auch die Stichworte der Gegenwart im Munde führen; es zeigt alles bei ihnen in dem Gegensatz zwischen Edelleuten und Bauern, in dem Zwiespalt aristokratischer Parteien. Nicht Friedrich II., nicht Katharina von Rußland, die Polen haben Polen zerrissen. Die Anstrengung, die sie, als es zu spät war, unter Kościuszko machten, hätte 1772 ihren Staat und ihre nationale Unabhängigkeit gerettet. Seitdem ist die Welt um sie her fortgeschritten, sie sind unbeweglich geblieben. Mehr als die Hälfte Polens hat ihnen die vordringende Civilisation der Germanen entrissen. Wenn die preußische Regierung früher nicht in unbegreiflicher Verblendung ihren polnischen Adel unterstützt, so wäre längst schon ein letztes Gut an die Deutschen oder die Juden verloren gegangen. Aehnliche Erfolge, freilich im despotischen Zwang errungen, gewinnt die griechische Kirche in den ehemaligen Ostprovinzen des polnischen Reichs über die katholische. Wenn die Menschheit, wie jetzt, sich in Freiheitskämpfer und Tyrannen und ihre Knechte theilt, kann es nicht zweifelhaft sein, auf welcher Seite die Hierarchie der katholischen Kirche steht. So müssen die treuesten Söhne des Papstes

ihre Augen auf Garibaldi als ihren Befreier, wenn auch nur im Geiste, richten. Uneins in allem, was das Urbauen betrifft, nur einig in dem Haß der Russen, können die Russländischen im Ernst einen dauernden Erfolg erwarten? Nur als ein Glied der slawischen Nation haben die Polen noch eine Zukunft, ein selbständiges Reich werden sie nie errichten; es gibt keine besondere „polnische Civilisation", wie es eine romanische und germanische gibt, ja es fehlen sogar in Polen jene ersten Bedingungen eines neuen Staats, wie sie sich dem Keim nach in den russischen Bauerngemeinden finden, denen bisher nur der Despotismus die Triebe abgeschnitten. Die Polen glauben, man könne die Freiheit, die Republik aus der Erde stampfen — sie werden nur die alte Zwietracht heraufbeschwören und ein neues „Vivis Polonia"!

Briefe aus der Kaiserstadt.

III.

yy. Einzelne preußische Blätter mögen immerhin die Nase rümpften wegen des Balles, den der Schriftsteller- und Journalistenverein „Concordia" veranstaltet hatte, obgleich er eine ansehnliche Zahl seiner Mitglieder im Kerker wußte, wo sie ihre Preßvergehen büßen. Der Spott jener Blätter war nun einmal nach der hier verbreiteten Ansicht nichts weniger als ein Ausdruck des Unwillens, sondern nur eine Maske des Neides, weil die Spitzen der Regierung durch ihr Erscheinen auf dem Journalistenball ihre Achtung oder ihre — Furcht vor der Macht der Presse kund gegeben, während man in Preußen die Existenz derselben nur durch die Beschlagnahme der Zeitungsnummern anzuerkennen scheint. Vorläufig muß man schon aus allgemeinen Gründen mit Befriedigung bei der Thatsache verweilen, daß Minister und Botschafter, Generale, Aristokraten an einer Gesellschaft theilnehmen, welche von den Künstlern und Handwerkern mit der Feder veranstaltet werden. Dagegen braucht man den Verkehr, den die Würdenträger des Staats mit Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen auf dem „Concordiaball" pflegen, nicht als ein Zugeständniß an die constitutionellen Verhältnisse aufzufassen, sondern man darf ihn theils noch in die Chronik der alten Aera schreiben.

Dennoch konnte sich der „Concordiaball" nicht an der Spitze unseres geselligen Lebens behaupten. An der Spitze stand eine wunderliche Theatervorstellung, welche die Mitglieder der beiden Hoftheater auf einer Vorstadtbühne veranstaltet hatten. Um die Witwe eines kürzlich verstorbenen Komikers zu unterstützen, war nämlich ein Comité zusammengetreten, das den „Verschwender" von Raimund in glänzender Weise zu geben beschloß. Die Hauptrollen dieses allegorisch gemüthlichen Volksstücks sowie die unscheinbarsten Nebenpartien wurden von hervorragenden Schauspielerischen- und Gesangskräften der beiden kaiserlichen Bühnen übernommen und die bloße Ankündigung dieser Vorstellung versetzte das Publikum in unerhörte Aufregung. Man zahlte für die ohnedies beträchtlich im Preise erhöhten Sitze und Logen das Doppelte, ja Drei- und Vierfache, um nur einen Platz zu erhalten, wie später bei der Besprechung dieser „Verschwender-Vorstellung" hier und da die Kritik den ästhetischen Werth Raimund's ins Maßlose hinaufschraubte. Die Bezeichnungen „Genie", „großer Poet", „Shakspeare der Lustspiele" wurden wohlfeil wie Brombeeren und machten einem vor „der eigenen Gewöhnlichkeit bange". Die schlimmste Folge dieser Verklärung Raimund's war aber die Entdeckung, daß die durch den glänzenden materiellen Ausfall jener Vorstellung so ungemein begünstigte arme Witwe reiche und angesehene Verwandte habe und der öffentlichen Mildthätigkeit nicht bedürfe. Ja es stellte sich heraus, daß sogar das Comité schon während der Vorbereitungen zu jener Vorstellung die Ueberzeugung gewonnen haben mußte: es sei in diesem Fall nicht nothwendig, sich an den Wohlthätigkeitssinn des Publikums zu wenden. Nun lebte sich die öffentliche Entrüstung, die früher die ehrenwerthen Verwandten der Witwe getroffen hatte, gegen den Präsidenten des Comité, Herrn Hofschauspieler Meixner, der sich nicht geschont habe, indem er den Abgang eines Kostenpostens verschleiern, hochachtete Persönlichkeiten in ein schiefes Licht zu stellen.

Bei der Enthüllung des Reiterdenkmals, das, als Werk der bildenden Kunst betrachtet, nicht besser und nicht schlechter ist als die Arbeiten Kerakern's überhaupt — eine geschickte Art zu modelliren ohne feinere Empfindung, eine kluge Berechnung der Wirkung auf die Augen der Masse, von dem Genius aber, der im Steine wohnt, keine Spur —, konnte sich ein ernster Sinn wieder einmal lebhaft das Verhältniß vergegenwärtigen, in welchem sich jetzt das schöpferische Talent zur Welt befindet. Mit Noth und niedrigen Intriguen hatte Ressel, der Erfinder der Schraube, Löwner und in ihm Oesterreich selbst auf die Ehre verzichten müssen, die wichtigste Erfindung im Kreise der nunmehrigen Schiffahrt und Kriegführung auf der See freudig begrüßt und den ausgezeichneten Mann in seinen Plänen unterstützt zu haben. Im Hinblick auf diese Unterlassungssünde theilte die zur Enthüllungsfeier des Reiterdenkmals erschienene Schrift von Dr. Edmund Reitlinger, dem begabtesten Theater in Oesterreich, höchst interessante Einzelheiten mit. Ein tüchtiger Kaufmann, Morgan mit Namen, den alle Neider der Selbstsucht schalten, um das Project des Schraubendampfers schon im Keim zu ersticken. In seinem Recurs stützte er sich auf den Wortlaut seines Privilegiums, welches ihm allein die regelmäßige Dampfschiffahrt zwischen Triest und Venedig zusprach. Nicht minder schnöde legte der damalige Hofkanzler Graf Saurau den Angelegenheiten Ressel's Hindernisse in den Weg. Ja als bei einer von Ressel angestellten Probefahrt mit einem kleinen Schraubendampfer das Schiff eines unwesentlichen Schadens halber 3/4 stand, da trat die

wiesser Polizeidirection dazwischen und „untersagte in väterlicher Besorgniß" alle weitern Versuche.

Die Welt ist immerdar der Wirth,
Der Ich in seinen Gaben
Zu seinem größten Nachtheil irrt,
Besonders in den Reben.

Von der Direction des Burgtheaters hatten wir außer einer ungemein merkwürdigen Neubelebung in einem classischen Drama — die zweite Soubrette der Hofbühne spielte Lady Percy, die edle Gemahlin Heißsporn's — ein neues Schauspiel zum Geschenk erhalten — „Galanterie", von Eduard Mautner, einem einheimischen Schriftsteller, der bisher in Gedichten und Lustspielen Proben eines gefälligen Talents gegeben, aber erst mit seiner „Galanterie" einen äußern Erfolg errungen hat. Der Erfolg ist freilich nicht im Einklang mit der Güte der Leistung, doch mit ihrem köstlichen Reiz. Ein Mädchen, das aus Gram über eine unglückliche Liebe zum Theater geht, um in seinem berauschenden Treiben Entschädigung für den verlorenen Herzensfrieden zu finden und als berühmte Künstlerin sich vor dem verschmähenden Treulosen zu rechtfertigen, bildet die Hauptfigur des Stücks. Wie oft haben wir uns heimlich gefragt: Warum ist diese blonde Dame eine tragische Schauspielerin, warum jene Brünette eine Sängerin geworden, da doch die Natur weder die eine noch die andere zu diesem Beruf bestimmt hat? In dem Schauspiel Eduard Mautner's erhalten wir eine ziemlich allgemein gültige, um nicht zu sagen schablonenhafte Antwort und mögen darüber die Kunstlichkeit des Stils und den erschreckenden Mangel an Charakteristik vergessen. Da das Stück hübsch gespielt wurde und Fräulein Wolter, die Trägerin der Hauptrolle, nicht nur viele zur Geltung zu bringen, sondern auch die Kunstreichsamkeit des schönen Geschlechts auf ihre blendende Toilette zu lenken verstand, so begreift man den Sieg der „Galanterie" ohne besondere dialektische Schwierigkeit.

Nicht so leicht wird es einem dagegen, die Schuld der Resultate rücksichtlich unserer Opernzustände zu tragen. Seit September vorigen Jahres brachte das Opernhaus eine einzige und noch dazu eine kleine Oper. Dabei keine Wiederaufnahme länger nicht gehörter Tonwerke, kein Versuch, das Repertoire zu vervollständigen, keine Kraftanstrengung, das Institut zu heben und zu erfrischen. Der Director, Herr Salvi, ist ein Italiener, der, wie man sagt, weder deutsche noch welsche italienische Bildung hat und in Verdi und Donizetti die Säulen der Musik erblickt. Am Geburtstage Gluck's setzte er den „Trovatore" an, am Geburtstage Mozart's — ein französisches Ballet.

„Zwei Familienmutter", eine Erzählung von Marie Sophie Schwarz.

Die Romane schwedischer Schriftstellerinnen gewinnen in Deutschland bei den Leserinnen einen weit verbreiteten und zum Theil wohlverdienten Ruf. Selten ist das häusliche Leben, das Wirthschaften der Frau, die ersten Leiden und Freuden des heranwachsenden Mädchens, die Stufenleiter weiblicher Entwickelung feiner und eingehender geschildert worden. Dabei offenbart sich in den Geschichten von Frederike Bremer und Emilie Flygare Carlen eine nordische Kerngesundheit, die den empfindsamen Schilderungen unserer sonst so trefflichen Henriette Hanke fehlt. Die schwedischen Romane bilden genau die richtige Mitte zwischen dem fahlen und grauen Puritanerthum der englischen Gouvernantengeschichten und den poetischen Ueberschwänglichkeiten und leidenschaftlichen Grübeln „Indiana's" und „Lelia's". Nicht ganz theilnahmlos gehen die schwedischen Schriftstellerinnen an den Fragen des Jahrhunderts vorüber, sie scheuen sich nicht, Vorurtheile zu bekämpfen und auch der Leidenschaft im Weltgetriebe den Platz zu lassen, den sie von jeher besessen. Ihre Moral ist keine verknöcherte, sondern eine, mit der sich auch ein freies Herz vereinen kann. Nach dieser Richtung hin nehmen die Erzählungen der Frau Sophie Schwarz eine hervorragende Stelle ein. Durch sie alle geht ein demokratischer Zug — demokratisch im edelsten Sinne des Worts: die Vorzüge des Geistes, der Tugend und Bildung schätzt sie höher als den Zufall einer hohen Geburt oder großen Reichthums. Immer kehrt sie auf seiten des Volks gegen den Hochmuth und die Anmaßung des Adels. Dadurch gewinnen ihre Romane an Lebendigkeit, es treten Parteiansichten in ihnen auf und kämpfen miteinander, die in unserer politischen Zeit eine erhöhte Theilnahme hervorrufen.

Auch in ihrem neuesten Werke „Zwei Familienmütter" (drei Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861) gibt dieser Gegensatz zwischen Aristokratie und Demokratie im gesellschaftlichen Leben den Grundton ab. Die Frau Protestorin Sophie von Krag, aus einem alten, wenn auch nicht den höchsten Sphären angehörenden Adelsgeschlecht, sich verheirathet an einen Mann, der in philosophische Untersuchungen vertieft ihr die unbeschränkte Herrschaft über das Haus läßt, ist die Vertreterin engherziger Vorurtheile und adelichen Dünkels. Nur zwei Dinge achtet sie auf Erden: Reichthum und vornehme Geburt. Um ihrem Hochmuth einen Triumph zu bereiten, schont sie nicht das Glück ihrer Kinder zu opfern. Denn in ihnen sieht sie nicht selbständige, ihr ebenbürtige Wesen, sondern die Sklaven ihres Willens, ihre Puppen. Die Verfasserin entwirft ein naturgetreues, lebenswahres, aber abschreckendes Bild dieser kalten, herzlosen und egoistischen Frau. Ein verwittetes Haushuhn. Sohn und Tochter, die sich gegen die Mutter auflehnen, zeigen uns die Folgen einer verkehrten, jede Selbstbestimmung gewaltsam unterdrückenden Erziehung. In der Schwägerin der Protestorin, einer Bauerntochter, einer verständigen freundlichen Frau von klugem Sinn und edlem Herzen, tritt uns dann das Muster einer guten und trefflichen „Familienmutter" entgegen. Als Charakterbild überragt freilich die herrschsüchtige Protestorin weit ihre stille und sanfte Schwägerin; die erste ist ein Kopf

von Balthasar Tenner, die andere eine Pleskiewitzige. Die Erfindung und Verwickelung des Romans gehört, in dieser Gattung von Darstellungen des bürgerlichen und häuslichen Lebens, die auf höhern Kunstwerth und eine makellose poetische Vertiefung ihres Stoffes keinen Anspruch machen können, zu den gelungenen, mit großer Umsicht weiß die Verfasserin die Klippe ähnlicher Erzählungen, das Triviale zu umschiffen und den Leser stets auf einer gewissen Höhe zu halten, magisch angehauchte Partien wechseln mit idyllischen Schilderungen, wir möchten den letztern den Vorzug geben, sie sind bunter, mannichfaltiger und anziehender, während den tragischen Situationen eine Eintönigkeit innewohnt, welche sich trotz aller kunstvollen Variationen doch schließlich geltend macht.

Eine Cour im berliner Schlosse.

Der 31. Januar gab das Signal zu den Festen, die jetzt rasch aufeinander folgen. Die große Cour im königlichen Schlosse hatte wie immer viel an Glanz und Pracht hervorgezogen. Eine prunkvolle Pracht war entfaltet. Die Damen Augusta erschien im weißen Gewande mit einer reich in Silber gestickten blauen Schleppe, die zwei Pagen trugen. Ein überreicher Diamantenschmuck flammte kranzartig von ihrem Haupt herab bis zu dem auch mit Diamanten gezierten Gürtel, das schmerzartig vorn herunter mit blauem Sammt und Diamanten garnirt war. Die Kronprinzessin, so überaus zart und anmuthig aussehend — man weiß ja, sie ist vor auf ihrer italienischen Reise noch gewachsen — trug eine weiße Robe mit Hermelinbesatz, die Prinzessinnen Friedrich Karl und Alexandrine waren die einzigen in blauer, die andere in hochrother Schleppe. Auch ihnen dienten die Pagen als Träger, während die geladenen Damen diese Mühe allein besorgen mußten, aber gerade dieses beschwerliche Aufnehmen der nur bis zum Ellbogen langen Schleppe, die kunstgemäß über den Arm geschlagen werden muß, gibt dem Ganzen den Ausdruck von Fülle und Reichthum. Die beiden Botschafter und Expe. Bukanan, die besonders empfangen wurden, gruppirten sich bei ihrer exceptionellen Stellung gemäß die Auszeichnung den Marschällen gegenüber mit Kaiserin Eugenie zu sein, während die andern Gäste Plätze hatten, wo sie sehen mochten.

Die Wahl und Aufführung der Musikstücke unter der Leitung des alten Meisters Meyerbeer war um so vortrefflicher, als man unter den besten heimischen noch fremde Kräfte herangezogen hatte. Ein Theil der höhern italienischen Oper, die ihrem Namen entsprechende Lyrische Arbeit, deren leichte Melodiegeläufigkeit und so oft entzückt, pauderte auch hier wie in einer Soirée Sommernacht von Sternen und Lerchen von Flammen und Flämmchen durch [illegible] man dachte [illegible] so wirksam war der Ton [illegible] nach den leisesten Geschäftchen und [illegible] auf den leichten Damenstiefeln wie auf [illegible] fügen Camellien taben. Zwei Musikstücke waren neu: der Chor der sabäischen und jüdischen Jungfrauen aus Gounod's Oper „La reine de Saba" und die für der Londoner Ausstellung componirte Festouverture Meyerbeer's. Sie beginnt mit einem Triumphmarsch, allegorisch andeutend, daß alle Schwierigkeiten überwunden sind, daß Industrie und Kunst hier ihren Triumph feiern. Ein religiöser Marsch folgt, die Musik bewegt sich gleichsam in contemplativen Tönen, die sich in ernster Feier zum Dankgebet zu gestalten scheinen — vielleicht auch den Manen des dahingeschiedenen Prinzen, dem Schöpfer der internationalen Ausstellung, gelten. Die dritte Abtheilung, ein Geschwindmarsch, gewahnt an das „Vorwärts" der Gegenwart. Den Schluß bildet die Volkshymne „Rule Britannia". Wir begrüßen, daß dem geistvollen Componisten englischerseits die höchste Anerkennung und Auszeichnung zu Theil geworden ist, da das Tonbild in umfassender Weise dem großen Zweck, dem es zu dienen hatte, den würdigsten Ausdruck gab.

Die Schattenseite des Festes — oder Entzauberung des Zaubers — tritt jedoch bei der Absicht ein, wo oft ein stundenlanges Warten auf den Treppen stattfindet und die dort verhüllten Gestalten in ihrer Pein und Unruhe an Dante's unheilige Geister in der Hölle erinnern.

Während des Wartens sehe ich mich ein wenig in dem neuen Ausbau des Treppenhauses und einigen Säle in dem ältesten Flügel des Schlosses um, der an die Hofapotheke stößt, er ward im Herbst 1861 erst vollendet. Mit gebührender Pietät hat man die Arbeiten Schlüter's, der diesen Theil erbaute, hergestellt und in seinem Geiste das Vorhandene ergänzt. Das Meiste war vernichtet oder übertüncht, das ganze Treppenhaus in einem durchaus verwüsteten Zustand, jetzt ist alles mit königlicher Pracht ausgestattet. Eine breite, schöne Treppe mit reichvergoldetem Geländer führt zu beiden Seiten nach den obern Räumen, denen des zweiten Stocks. Karyatiden und Cinnamonie verzieren den weiten Raum des Treppenhauses, die in Stuckmarmor gehaltenen Wände, die kunstreich geschnitzten Thüren erhöhen — in der strahlenden Beleuchtung — den imposanten Eindruck. Hat man die Treppe erstiegen, so tritt man in den Schweizersaal, der mit seinem schwarzen Kachelofen, seinem antiquarischen Deckengemälde und den Kronleuchtern im Barockstil aus dem Ende des 17. Jahrhunderts in möglichster Treue erhalten ist. Aus dem Saal tritt man in zwei gleichfalls restaurirte Gemächer, die als Vorzimmer zu den Paradesälen benutzt werden. Purpurtapeten und überreiche Vergoldung bekleiden die Wände; eine alte Tapetenmalerei des niederländischen Malers Terwesten, die er zu der ersten Krönungsfeier [illegible] malte, ist wiederhergestellt. Diese neuen Räume wurden bei den im October 1861 gefeierten Krönungsfesten zuerst benutzt, sie sind die Schöpfung Wilhelm's I.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Dritter Band. Nr. 9. Wöchentlich 1 Bogen

Inhalt: Das Armband. Novelle von Theodor König. (Fortsetzung.) — Die Verlobten auf der Insel Procida. Von Richard Pohl. II. Skizzen aus Italien. (Schluß.) — Literatur für Deutschland. Von Berthold Sigismund. I. — Kleine Aufsätze. Von Karl Hermann Scholz. — Hermann Kurz. Von Karl Heigel. — Vielfalt. Poesie. Prosa. — Thomas Carlyle über Friedrich II. von Preußen. Prosa und Poesie. I.

Das Armband.

Novelle von Theodor König.

Drittes Kapitel.

Der Commerzienrath war ein Mann von imponirender Persönlichkeit. Jeder Zoll an ihm repräsentirte „Solidität". Seine regelmäßig schönen Züge verriethen Geist und Selbstbewußtsein. Sein Blick, seine Sprache, seine Haltung drückten Sicherheit und Festigkeit aus. Männliche Ruhe und Würde, verbunden mit einem gewissen Zug von Gutmüthigkeit, gewannen ihm jedermanns Vertrauen. Kurz, seine Erscheinung übte einen „unwiderstehlichen Zauber" aus.

Zu diesen persönlichen Eigenschaften gesellte sich nun noch eine andere, die für sich allein schon Wunder that: Er war reich, ein Millionair! Wie strahlen die persönlichen Eigenschaften uns so viel blendender und bezaubernder, wenn sie im Schimmer des Reichthums oder der Macht erglänzen! Wie leicht wird es dem Kronus, dem Hochgestellten, sich Anerkennung und Bewunderung zu gewinnen! Je kostbarer die Schale, in welcher du dein Verdienst abwiegen kannst, desto schwerer wird es wiegen!

Commerzienrath Wynn war ein Kind des Glücks. Seit mehr als zwanzig Jahren aber schaarte ihn dasselbe mit seinen Gaben. Alles, was er unternahm, gelang. Arm und niedrig hatte er angefangen; jetzt war er ein reicher, vielvermögender, geehrter Mann. Selbst an jener Stelle, wo sich bei Menschen oft geheime, schmerzhafte Wunden finden, im Familienleben, lächelte ihm das Glück. Warum nun Jedem weitschweifig auseinander, sein Leben zu erörtern und zu schildern, und darum ihm einige aus den häuslichen Herd Blumen der Zärtlichkeit und Liebe.

Bei alledem gab es Stunden, wo etwas wie ein dunkler Schatten über die Züge dieses glücklichen und beneidenswerthen Mannes fiel; wo eine geheimnißvolle Trauer auf seiner Stirn haftete, als müßte es auch in seinem Leben eine dunklere Stelle geben, ein düsteres Gemälde in seiner Vergangenheit. Solche Stunden waren selten, aber doch kamen sie und kehrten sie wieder, in der Regel, wenn er allein oder im Kreise der Familie war. Klara, seine Tochter, allein bemerkte sie. Aber in ihren Augen war diese unerklärliche Trauer nur ein Reiz mehr an seiner Persönlichkeit. Sie wagte nie zu forschen, zu fragen. Sie betrachtete dann zuweilen gedankenvoll das Armband, als ob es ein Recht auf des Vaters Trauer haben müßte. Ihrem scharfen

Auge entging nicht, daß auch der Vaters Blick gar oft auf diesem Antlitze haftete.

Wir suchen den Freund in einer jener „trüben Stunden" auf. Er kam eben aus dem Gemach seiner Tochter und betrat das Zimmer, wo seine Gattin, versenkt in die Lektüre eines neuen Romans, auf einem schwellenden Divan lag. Auf seinen Zügen lagerte ein Sturm.

„Ich hatte schon recht", hob er an; „von diesem hat keine Andacht, nicht die geringste! Sie sagte, als ich nur eine Andeutung auf seine und unsere Hoffnungen machte, sie sagte mir in diesem offenen, herzlichen, schalkhaften Tadeln ins Gesicht, sie verachte diesen Menschen!"

Seine Gattin legte den Roman aus der Hand, blickte ihn mit der Miene des höchsten Erstaunens an und sagte: „Aber, mein Gott, was hat sie denn gegen ihn? Er ist reich, hübsch, von Adel und doch ganz ungewöhnlich! Seit einem Jahre weht sie nur ihm in dem Verhältnis einer ganz geschwisterlichen Vertraulichkeit. Ich habe sie darin sogar absichtlich gehalten. Ich bin weit davon entfernt, ihr Herz zu binden!"

„Ich bedaure sehr, dir sagen zu müssen, daß sie hier irrend, sehr schwer an ihrem Herzen!"

„Wieso, wieso, Julius?" wiederholte sie verwundert. „Und wie kann sich ein irriges Gefühl offenbaren wollen? Haben wir uns denn über ihre Liebe getäuscht? Hat sie unter ehelichem Glück je jemals etwas in wünschenswertem Grade gefunden?"

„Gewiß nicht!" antwortete er hastig, indem er vor sie hintrat und ihr die Hand reichte. Darauf legte er, die Augen gesenkt zu Boden geschlagen, seinen Arm durch das Zimmer hin und her gehend wieder. „Meinerseits hege ich die Ueberzeugung, daß Verstandesheiraten nicht immer so wohl gelingen. Es hängt da alles von den Naturanlagen, vom Gemüt, Temperament und Charakter ab. Klara z. B. würde durch eine ohne Neigung geschlossene Ehe, herausgerissen, daß sie absolut in einer solchen zu bestimmen wäre, tödlich unglücklich werden."

„Aber ich frage dich, was hat sie an diesem auszusetzen?"

„Mein Gott", versetzte er gereizt, „die Verschiedenheit der Liebe beruht auf einer individuellen Wahlverwandtschaft, auf geheimen, durch ein Naturgesetz bestimmten Anklängen. Wo diese nicht vorhanden sind, erwachen eben auch keine Liebe."

„Und leider keine Leidenschaft!" fiel sie rasch ein; „aber eine sanfte, ruhige Neigung ist da noch nicht ausgeschlossen, wie ja doch unsere Ehe beweist."

„Auch diese sanfte, ruhige Neigung ist da ausgeschlossen, wo ernste, in Sein und Gemüt begründete Antipathien vorhanden sind."

„Und das sollte der Fall zwischen Klara und von Ehren sein?" fragte sie mit einem Lächeln der Ungläubigkeit.

„Ich bin davon völlig überzeugt! Auch muß ich dir bei dieser Gelegenheit offen bekennen, daß Felix in durchaus nicht der Mann, welcher einem Mädchen wie Klara Neigung oder nur Achtung abzugewinnen konnte." Seine Züge nahmen den Ausdruck einer kalten Verachtung an, während er fortfuhr: „Ein junger Mann, ohne Ziel, ohne Streben, oberflächlich, eitel auf eitle Dinge, ohne Herz, ohne Gemüt, endlich — ein Spieler, ein Wüstling! Jede Neigung zu ihm würde ich an meiner Tochter für eine Verirrung erklären!"

„Mein Gott, Julius, was sagst du!" rief sie, von dem Unerhörten wie betäubt, indem sie den Gatten mit der Miene des Entsetzens anstarrte.

„Einmal muß es gesagt werden!" sprach er finster.

Sie bedurfte einer langen Weile, um sich in Haltung auf die Fragweite des Gesagten zu ermessen. Darauf sagte sie in einem an ihr ganz ungewöhnlichen scharfen, bittern Tone: „Und einen in deinen Augen so verachtungswürdigen Menschen hast du für deine Tochter, für deinen Augapfel, bestimmt?"

Er ließ das kaum so weit gemeinte Haupt nieder auf die Brust herabsinken und stieß einen schweren, sammervollen Seufzer aus. Auch er bedurfte längere Zeit, um sich zu fassen, sich zu sammeln. Dann hob er mit niedergeschlagenem Blick und in dumpfem Tone an: „Ich bildete mir ein, daß ein Mädchen von so unergründlicher Gemütstiefe wie Klara den Schwerpunkt ihres Glücks in sich selbst tragen könnte! Ich bildete mir ein, daß ein so edles, charaktervolles Weib wie Klara selbst einen Mann noch bessern und veredeln könnte! Ich bildete mir ein . . ."

„Aber warum", unterbrach sie ihn ungeduldig, „warum und wozu hast du gewagte und gefährliche Experimente mit dem Herzen und dem Glück deiner Tochter? Ich setze voraus, daß dein strenges, unbarmherziges Urteil über meinen Neffen begründet sei!"

Er erblichte. Seine hohe, kräftige Gestalt sank tiefer zusammen. Man sah ihm an, daß er

Ephraim.

Rechts und links ſchwankt's, oder Einen, der ertrinken will — auf und ab, und oben und unten —

Marwell.

Ich bring' Dich um —

Ephraim.

Ein einzig Pfund? Um nichts bringt Ihr mich, Mylord. Euer Schwiegervater — was weiß ich, wenn ein Haus nicht recht ſteht — und wankt und ſchlenkert — ſo kommt der Wind man weiß nicht wie, man weiß nicht woher, aus der Erde, aus der Luft, aus oben, aus unten — Der Harry war mir ſchuldig 11000 Pfund. Ich hab' gezeigt mein Papier, und habe gekriegt baar ausgezahlt.

Marwell.

Ein Mißverſtändniß!

Ephraim.

Mißverſtändniß. Die Kaufleute verſtehen ſich Alle ſehr gut; die Türken verſtehen die Holländer, die Holländer die Perſer —

Marwell.

Unglücksprophet, Du lügſt.

Ephraim (will gehen).

Prophet? Keiner von den vier großen und keiner von den zwölf kleinen. Ich lüge, Mylord? Holt Euch

ein furchtbares, ihn vernichtendes Bewußtsein zu machen hatte, das seine bisher angebetete Wonne und Schande nur die Ausgeburt einer Scham und Schuld gemarterten Seele gewesen waren.

Endlich, nach schwerem innern Kampfe, trat eine kalte, kühne Entschlossenheit in seinen Augen hervor. Seine Gestalt richtete sich auf und mit lauter Stimme bat er um: „Herr Jakobi ist mir das Wort des Lebens nicht aus dem Sinn gekommen:

Noch kann ich deutlich sehen,
Auf wen ich immer selbst bauen
Und wessen mir Gutes trauen.

Auch mich überschauerte es bei diesem so verschwenderischen Worte mit seinen Gaben. Jede Untersuchung gelang mir. Jeder Blick erhellte sich. Die Sonne des Glücks ging wie heiter für mich. Und doch lauert eine ungesehene Schuld auf meinem Gewissen!“

Sie blickte ihn an mit ihrem ängstlichen Blick, als wollte sie sagen: „Sie ist denn alles Schein und Täuschung an dir gewesen?“

Ohne diesen Blicks zu achten, fuhr er fort: „Endlich, vor einem halben Jahre, hat sich langgefürchtete Verhängnis ein. Das Glück wandte mir seinen Rücken.“

„Vor einem halben Jahre?“ fragte sie unglaublich.

„Ich habe dir nichts davon gesagt, um wenigstens dem Glück nicht zu weichen. Auch hatte ich in mir den Mut, den Schicksalsschlägen zu trotzen. Ja, ich begrüßte mich für den einen ernsten Kampf des Lebens. Das Entsetzen des Glücks hatte mich nicht entmutigt und entwaffnet. Der Entschluß, auch im Unglück ein Mann und edel und gut zu bleiben, beseligte mich. Ich kämpfte mannhaft. Ich arbeitete mit meinen Kräften um die Wette. Ich genoß Tag und Nacht aber neuen Spekulationen. Nur etwas unterließ ich, was ich als Ehrenmann hätte thun müssen: Ich schränkte mich nicht ein; ich hielt den festspieligen Haushalt fort. Um die Welt zu täuschen, überkleidete ich den Abgrund, auf welchem ich stand, mit Pracht und Glanz!“

Wieder blickte sie ihn scheu und ängstlich an; aber diesmal schien sie sagen zu wollen: „Mein Gott, er redet irre!“

Mit rasch sich erhebender Stimme fuhr er fort: „Es gibt Menschen, welche das Unglück erhebt und adelt, und andere, die nur im Sonnenschein des Glücks gedeihen. Den wiederholten Schlägen des Geschicks war ich nicht gewachsen. Meine Freunde traten mir meinem Hause. Meinem Benehmen. Ich wurde mich in wahnsinnige Unternehmungen. Und Verzweifelt wollte ich das nämlich Mittel wenden, so muß sein. Die Bekanntschaft des Spielers reizte mich. Ich wurde über zur Bank und setzte. Mit einer Wahrsagerin sagte sie Glück. Aber nicht.“

Die Züge der blassen Frau verzerrten sich. Mit dem Ausdruck des Wahnsinns und des Entsetzens starrte sie ihn.

„Alles? Alles auch das Meine?“

Jetzt blickte er auf und sah in das Gesicht, dessen, was auch ihre Züge auf diesem Moment beherrschen, schien ihn zu erschrecken. Die Selbstsucht in dieser besonderen Stunde in welcher er für Verbrechen der Entsagung so sehr bedurft hatte, mußte in seinen Augen als Unrecht, welches er ihr angetan, sie mehr zu rühren, während er über verfehlten Lage herauskam. Wie ungerecht ist doch der Jugend im Glück! dachte er. Gleich schlimmer verurteilen sie mich und rufen das Unglück auf! Ihr Herzen, Wächtigen, Starken, was wollt ihr mit eurer Unbarmherzigkeit, über Kleinlichkeit und eurem Stolz im Angesicht der Not und Armut werden?

„Auch das Meinige, welches durch meine Verschwendung und das Meinige geworden, ist verloren!“ sagte er laut.

Ein greller Schrei, welchen sie ausstieß, schloß ihre Lippen beide. Wie verneinend warf Gisela mit dem Kopfe hin und her, und ihre Blicke für den Blick und Verwirrung suchten, lagen der Mutter auf dem Antlitz, suchten Blicke des Vaters.

„Ja, sieh sie ihn nur an!“ rief plötzlich sie schrill, indem sie aufsprang und mit dem Finger auf den Vater deutete. „Sie hatte sie Mann aus, der Ihnen und Kind um ihr Vermögen gebracht und in Verlegenheiten gemacht hat!“

Ohne auf seine Rechtfertigung gegen diese furchtbare Anklage zu warten, ohne nur einen Augenblick zu zögern oder sich zu besinnen, hatte Gisela in die Arme des Vaters und sagte: „Ich verachte dich! Noch eine gestohlene und Mißhandlung schenken zu dir für Neigung gehabt zu haben!“

„Ich habe dir nichts zu verzeihen, meine Tochter!“ sprach er, tief erschüttert. „Du hast die Wahrheit gesprochen. Ich habe an deiner Vermögen gesündigt. Aus einem Kreuzes bin ich ein Bettler geworden!“

„Hat sie keine Antwort gegeben?“ fragte Klara nachdenklich.

„O doch, Klara!“ rief plötzlich der Vater, indem er behutsam mit der Hand der Tochter wehrte. „Du kannst mich nicht, du“ — der Vater hat mir nie widersprochen — „du bist nicht! O mein Kind, du wirst mein Versöhnungsengel sein!“

Klara schien in tiefsinnige Gedanken versunken. Langsam hatte sie den Vater losgelassen. Er machte eine unwillkürliche Bewegung mit dem Kopfe.

„Meine Pflicht, sie hat sie auch ihn mit in seinen Tod gezogen!“ rief der Kommerzienrat, indem er den Kopf mit einem tief schmerzlichen Blick hob.

„Ich habe Gewissheit, aber nicht Ruhe gefunden!“ wiederholte er leise. „Kein Mensch weiß von dem Geheimnis, aber mit einem Fluch umfangen Gewissen!“ Er wandte seine Augen wieder ab. „Ich bin nicht imstande, sie anzusehen. Er muß durch mich seinen Frieden wiederfinden.“ Wieder ist es wohl nur der langsame Fluß unserer Gedanken mit dem Lauf der Uhr, so wollte ich meinen selbständigen Beruf für mich verneinen, aber ich habe ihn nicht. Ich wollte nicht zugeben, daß mein Vater mit seinem Gewissen und dem Schicksal meiner Kinder rechnete. Ich wollte das Glück meiner Kinder nicht an einen Mann setzen lassen, welchen sie nicht achten.“ „Ich war so erregt, da ich die Entdeckung machte, daß meines Kindes Herz einen Schmerzpunkt gehabt hat, welchen ich nicht kannte, daß ich nicht wußte.“

Klara Blanks kleiner Körper zitterte bei der gehaltenen Rede. Die Kommerzienrätin saß mit verschränkten auf den Knien und sah mit hochgezogenen Brauen vor sich hin. „Ich“ — sie schüttelte sich — „ich habe eine unerklärliche Abneigung!“

Der Kommerzienrat sah sie an. „Gott, auch von ihr ist vergangenen Herbst und Winter so unfreundlich wie, daß sie kein verständiges Wort mit mir sprechen will, daß Klara!“ Er hielt es in der letzten Zeit vor einer Antwort einer bestimmten Erklärung zurück, die mit von Gewissensnot gebot, ich war selbständig genug, mich zwischen sie stellen, vorgehen kann ich meinen Kindern, von Gewissen, denn niemand nicht mehr allein kennt. Tatsächlich kam der Vater mit seinen Gedanken auf dem Wege. Die Zeit schien ihn vergessen zu haben. Er schien vergessen seine Tochter und einen in seinen Augen so hilflosen und unselbständigen Knaben als seinen Vater. Er schien nicht mehr zu wissen, daß ich noch immer mit meinem Kinde vor seinem Sessel stand. Auch für sich war von Gewissen aber ein Gegenstand der Sprache als der Zuneigung. Inzwischen konnte ich gleichgültig auf dem abschüssigen Pfade des Verbrechens weiter. Und wie der Gedanke mich vom Sterbebett gerissen, so spannte auch ich auf die letzte Stunde auf seine Verbindung mit Gewissen. Ja, auch von wenigen Minuten, als ich dem Manne betrat, spielte mir meine Phantasie eine Lösung auf diesem Wege vor.“

Bisher hatte Klara, mit der Lichten auf den kleinen Tisch vor dem Sofa gelegt und den schönen, ausdrucksvollen Kopf auf die Hand gestützt, bewegungslos dem Vater zugehört. Jetzt rieb sie das Kinn. Ihr Gesicht war noch blasser als gewöhnlich. Ihre Augen waren wie von Schmerz verschleiert, und doch waren über Lage von dem Ausdruck einer tiefen Geistlichkeit beherrscht. Sie sah dem blassen Gesicht der Verlegung. Sie sprach sie, mit tonloser, aber fester Stimme: „Und warum hätte mein Vater die Lösung auf diesem Wege gar nicht suchen können?“

„Ich sagte es schon“, antwortete er, „weil ich die Entdeckung gemacht, nur zu spät.“ Als ich die Lösung dem Vater seines Bruders mitgeteilt hatte, drückte er in ein tiefes, schmerzliches Lachen aus. Plötzlich wandte sie plötzlich sehr ernst und sagte: „Der natürliche Mensch? Auch vor einem halben Jahre hätte ich seinen Ausdruck vielleicht angenommen. Jetzt fühle ich, daß es anders sein muß, daß es anders sein kann. Ich habe dem geheimen Sinn seiner Aussprache nicht verstanden, Klara. Nun muß man nur durch eine übernatürliche Erleuchtung über das Leben hinaus, verjährtes Leben, seiner eigenen Person nahen die Lösung.“

Ein leidenschaftliches Leben von seiner ganzen Person umschwebt sie.

Bleich sah auch Klara schon darauf. „Vor einer Frage noch, mein Vater“, begann Klara mit fester Stimme. „Was mein Vater, als er gestern den Brief an sich hatte, mit der plötzlichen Veränderung seiner Persönlichkeit bekannt?“

„Ich habe ihn damit bekannt gemacht — und daraufhin wiederholte er seinen Befehl.“ „Ich muß ihm mein Verhalten darstellen, erwiderte sie, und sie sah, daß sie den letzten Teil des Wortes sagte. „Ich

[illegible] [illegible] [illegible] [

'ihrer eingenommen' kann unbedingt, in dem Gebirgsdorf hab' ich gedacht, wird Liebert da in einer Stunde in einem Mädchenherzen angerichtet! ... Madame Gierth, die ehrbare Wirtin im »Prinz von Preußen« behauptet noch heute, seine ganze Persönlichkeit sei ihr nicht »geheuer« erschienen. In seinen Augen hätten beim Eintritt von Gitern's unheimliche Flämmchen gelauert. Da spielt ein Mädchen zwischen Junkherr und Jägersmann! ... Nun ja, ein Junkherr wurde es an einem Tage — und auch ein Lieb! Du hast dem Kommerzienrath Grün seinen Kostbarsten Schatz geraubt!"

„Treibe keinen Scherz mit solchen ernsten Dingen!" bat Rutiger.

„Nun gut, dann sag' ich im Ernst: Wie hebt du mit Gitern? Hast du Bitter bei ihrem gemacht?"

„Ich wäre unfähig nach meiner Verlobung mit einem andern Mädchen ein Handel zu werben ... Doch bin ich fähig, den Kommerzienrath vor einem Falle unbedingt warnen."

„Durch wen?" fragte der Baronin mit dem Blick einer Inquisitorin.

„Durch die Tochter des Hauses", antwortete Rutiger. „Es muß doch wol ein Gebiet der Häuslichkeit, das ich mich ihr nähern und nach ihrem Belieben erkundigen."

„Ei, daß erwuchs ich! Du wirst dann aber auch ein Gebiet der Häuslichkeit, das du nach dem Fall deiner Verlobung im Grünschen Hause machen. ..."

„Dann hab' ich mich bisher immer noch nicht entschließen können."

„Nun, so entschließe dich endlich und hab' Dank es ist Zeit im Spiel. In den nächsten drei Tagen erwarte ich Kommerzienrath Grün vor der Brücke einer gegen die ungerechtesten Verleumdungen zu verteidigen. ... Ja, ich weiß es, ich spreche ganz im Sinn und Ton der »Verleumdung« auch meine sagen! Ich will in diesem Augenblick eine ganze Wahrheit auf seine Schultern legen. Du sollst den Schuldigen einer Maßnahme werden, der, allen in allem genommen, in seinem Schwiegersohne gefunden ist. ... Hörst mich an! Während ich meinen Sommer in der »ewig sonnigen« Morgenau fernab schriftlicher, mit einer gewissen langen Dame philosophirt und im »Prinz von Preußen« sonne, hast du auch den Kommerzienrath gesprochen einige Tage hier im Hause. Plötzlich war mir plötzlich ein zweiter Rutiger, Heinrich's ältere Bruder, Gutsherr auf Rosenau, mit Hinterlegt auf dem Schlosse ein, führte ein langes Gespräch mit dem Principal und reiste dann wieder ab — etwa um 9 Uhr abends. Zur nämlichen Stunde kehrte ich wie gewöhnlich in meine hochpraktische Herberge zurück und hatte mich eben an einem schäumenden Seidel niedergelegt, als die hohe, unverkennbare Gestalt des Herrn von Gitern an mir vorüberrauschte. Du weißt, ich bin nicht neugierig. Aber doch wandelte mich an jenem Abend die Lust an, einer der vielen nächtlichen Heimsuchungen des Junkers zu belauschen. Ich ging ihm nach — bis auf Hufe des Turms, und konnte die mein Gedanken, als ich die Gartenpforte des Nachbarn hören und den letzteren mit Herrn Gitern in lebhaftem und noch geräuschvollem Gespräch begriffen sah. Sie kamen nebeneinander auf meine Straße und es war davon nicht herauszukommen. Ich hätte mich lenken, mein Gott, auf »allen Vieren« an die heranschleichen, um sie zu belauschen. Denn zwischen ihnen eine Spaßhaftigkeit im Werke ist, das war mir so klar als der Sternenhimmel in jener Nacht! Sie einem Maximum gleich, mit »großem Ohr« lauschte ich als der diskutirenden Kumpf Ihr vermuthen ich war ein toller Gesandter. Dann aber rückte plötzlich von Gitern seine schwarze Stimme und sagte: »Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich beabsichtige weiter nichts, als Ihre Tochter zu sprechen, wegen Sinn zu suchen, und erbitte auch, wie Sie wissen, seinem ich sie zu meiner Gattin mache, in hat nur den herzlichen Wunsch ihrer Eltern. Suche Ihrer Genugthuung wird es dann sein, die Verhältnisse rasch wieder in Ihren und ins alte Gleis zu lenken.«"

„Mein Gott, was kann er damit gemeint haben?" unterbrach der Erbe die Erzählung.

„Irgendeine Lex-Constantia, habe ich eine Vermuthung also in erwähnt. Vielleicht ging es heute auch hat es nicht einmal der Mühe werth, sie weiteren Folgen zu machen. Und damit ist der erste Theil meiner Aufgabe zu Ende. Inzwischen ist mir das zweiten Lage hat ein halbes Jahr. Ich werde hat gehörig Acht gegeben. ..."

„Meinen Sinn?"

„Ich komme mit dem gehörigen Abstande zu Punkten an", erklärte der Ehrengeschrift weiter. „Als ich auch den Wagen hinge, sah ich den Herrn. Eben will ich an die Haustüre, als mir ein anderer entgegenkommt. ... Dieser andere war Rutiger, der reiche Nachbarn des Kommerzienrathes Grün! ... Kommen Sie! ... Wer ich den Herrn sagte und dann verfolgen

Ich leide noch dem äußeren Gute des Lebens... Ich lasse augenblicklich meinen Gedichten. Ich lege meine Reiterstiefe im Wartsaal nieder, renne in den Hof hinab und schicke mich Unge des Lebens bis zu der Stelle, wo sie halten. Dort bitte ich folgendes barmlose Gespräch:

„‚Und so leben Sie denn‘, sagt von Krosse, ‚das mir nichts anderes übrig bliebe, als daß ich mich meinem Prinzipal zu Füßen werfe und ihm alles gestehe‘.

„‚Sie haben den Kopf verloren‘, antwortet von Ostern barsch — ‚Entsinnen Sie sich nur, daß Sie Briefe unterschlagen und Bücher gestohlen haben‘.

„‚Auf Ihre Veranlassung, Herr‘, will Krosse einwenden. ‚Auf Ihre Veranlassung soll ja Ihnen Nutzen‘.

„‚Das heißt‘, sagt von Ostern beleidigt, ‚Sie haben für mein Interesse gearbeitet, um sich für versprochenen Lohnzulagen zu empfehlen‘.

„‚Habe demnach ich so viel Schuld als Sie, mein Herr‘ — ruft der Buchhalter — ‚O, bleiben Sie nur ruhig und gelassen‘. Ich finde mich nicht. Meinetwegen mag ganz Berlin Ihnen Gerechtigkeit tun! ... Warum haben Sie denn im Anfang unsere Handels nicht von Fälschung und Unterschlagung gesprochen? Damals betrachten Sie das ganze Geschäft. Ich will für Ihnen bei meinem Prinzipal zu beleuchten‘, sagte Sie so mild — ‚Bitte und Warten können meinen Wunsch und begleiten die Sache. Sie haben selbst widerstrebt mit zur Verantwortlichkeit der Geschäfte ... Der Kommissionsrat hat freilich harte Vorwürfe erhoben; auch haben Sie, wie Sie sagen, Recht. Er ist ein Geizhals, vom Geld versessener Mann. Er wird von Ihnen verlieren, und Sie, von Verzweiflung und Verzweiflung, werden Gedanken in Ihrer werden, durch welche er seine Verbindlichkeiten brauchen. Einem Verlust müssen Sie viel größer erscheinen, als er ist ... Sie können sich vielleicht von einiger Abwesenheit ... Er muß ich für meinen halten ... ich ist ja kein Weg halbe. Inzwischen, während ich meine Zeit erwarte, können Sie sich Verhältnisse machen können, und neben Ihnen Ihnen! Sehen Sie, daß meinen Ihre Worte und ich nur Ihnen Verzweiflung und Schande gebracht, und Sie können sich nicht allein! Nach den großen Verlusten meines Prinzipals wünscht ich seinem Gedicht Ihr Vermögen zu erhalten. Überdies aber hoffe ich, daß ich Ihnen viel schwere Leiden mildern, und heute seiner Absage von dem verhängnisvollen Kommerz, welchen ich meinem Prinzipal bereiten wollte. Schon am gestrigen Morgen, als er mir mit gramverhüllten Augen sagte: Mein lieber Krosse, Sie sind, daß ich ein Bettler bin! Benachrichtigen Sie meinen hiesigen Geschäftsfreund davon!‘ Da hätt ich ihm zu Füßen fallen und alles gestehen mögen! ... Ich sollte ab, aber zu wissen wohin, zu welchem Zweck, in meinem eigenen Gewehr vor ihn und ihm gekniet! Sagt Ihnen ich soviel mir von treuer Pflichten, dem Publikum ein Gute zu machen. Ich begehre von Ihnen nur Einstweilen nicht‘.

„‚Sie sind ein Narr, mein Lieber‘, entgegnet der Junker sich. ‚Morgen schon wird alles verändert sein! Ich habe heute Geld meinem Herrn gebeten ... Wollen Sie einen Scherbel verbrennen, der doch nichts mehr denken kann? Ich Ihr erschreckliches Leben kann so plötzlich geändert werden, daß Sie sagt, einen Schein vor dem Ziel, den Mund verlieren? ... Schauen Sie die Dinge doch nicht so ernsthaft an! Ganz Preußen ist nicht gebeten an meinem Kommerz. Was der leidige Geldmangel betrifft, so sagen Sie nur, ich sei vor für Ihn gewesen. Mein Herr, Sie sehen ja, die Verhältnisse ist einen Mord auf sich und einen Herrn, Ihren und auch gleich dem Berlin ist, so hat es doch für gewisse Zeiten seinen Kommerzrat verloren, und schon ist eine Tochter zu Ihnen begehrt, und sie Sie nun doch nicht einen verwehrten wollen, ist heiratslustig eine Weltmacht? Ich sehe mich in den Kerl gelegt, daß sein Schein zu meinem Vorteile zu machen sei über Ihrer Tochter Hand! ... Kommen Sie! Sie begleiten mich in meine Wohnung. Dort wollen wir uns völlig beigenken!‘ Der ritterliche Schuldiener geht redlich mit ihm weg — und tut ist der ganze Akt meiner Bravour, zu welcher ich mir heute Gelegenheit. ‚Verlassung der Buchhalter‘ — ‚Ihr Inserat lage‘ zu heute hat!“

Nach diesen Worten regelt sich wunderliche Musik wieder zur mir, und ich sie Minuten weder zur Besinnung gekommen, auf dem Sessel aufgewachten.

Während Nüngst noch auf mich dem Gedichte von Gedanken zusammen im Schlafe lag, fühlte ich mich plötzlich von einer sachten

Hand an der Schulter berührt und die laute, jetzt ein wenig zitternde Stimme seiner Mutter sagte: „Mein Sohn, ich habe mich nicht, daß du ein Geheimnis deines Herzens so lange mir verhalten! Nun aber, da mir der Zufall dasselbe verraten, frage ich dich: Wie in aller Welt bist du mit der Familie Grün in Berührung gekommen?“

Er schaute träumerisch zu Boden und sah nicht, wie viel Erregung in ihren Zügen, wie viel Spannung in ihrem Blicke lag.

„Ein Geheimnis meines Herzens?“ antwortete er mit unsicherer Stimme. „Das ich nicht wüßte! Du kennst doch wol Klement's idyllischen Hymen, der alles zu einem Roman gestaltet! Vergangenen Sommer hab' ich auf meiner Gebirgsreise ein Abenteuer erlebt und ich bin sehr erstaunt, daß ich dir's nicht schon erzählt haben ...“ Hierauf erzählte er ihr mit kurzen Worten und scheinbar gleichgültigem Tone die Bärenhatzgeschichte.

Er sah nicht, wie sie bei der ersten Erwähnung des Bärenhauses erbebte, wie sie beginnig die Worte von seinen Lippen las, wie sie krampfhaft die Lehne des Stuhls erfaßte, auf welchem er saß. Erst als sie, nachdem er die Erzählung beendigt, ausrief: „O mein Gott, wie wunderbar sind deine Wege!“ da blickte er auf und schaute ihr in das ruhevergnügte Gesicht. Er sprang auf und rief: „Mutter, was ist dir? In deinen Augen seh' ich Thränen! ... Was bedeuten deine Worte? ... O, ich begreif' es wohl: Auch in deinem Leben gibt es ein Geheimnis!“

Sie hatte nicht gehört, was er gesagt. Ihr Geist war abwesend und schwelgte in der Vergangenheit umher. „Daß du gerade sein Schutzengel werden und seine Wohlen auf sein Haupt herabrufen solltest!“ sagte sie, in tiefes Nachsinnen verloren. „Aber gehe, eile, enthülle ihm das Wahrheit!“ sagte sie dann in dringlichem Tone hinzu. „Heute muß das Unheil fliehen!“

„Du spannst mich auf die Folter, Mutter!“ sagte der Sträfer vorwurfsvoll. „Welche Bewandtnis kann zwischen dir und einem Manne wie Graun obwalten können? Hast du je mit ihm in irgendeiner Berührung gestanden? ... Klärе mich auf darüber!“

„Nein, nein, mein Sohn, das kann ich nicht!“ sprach sie nach einer Weile innern Nachdenkens; „verlange jetzt nicht! Ich bitte dich, dringe nicht weiter in mich! Heute nicht, dann hilft du alles erfahren!“ Und gleichsam als fürchte sie, in ihrem Entschluß noch wankend gemacht zu werden, verließ sie mit raschen Schritt das Zimmer.

Nachdem sie eine Weile vor verschiedenen Möbeln auf Möbel hinaus sah ... Wunderbare, bezwingende Verhältnisse drängten ihn aus seiner Schicksalsbahn gewaltsam heraus und in einen Kreis, welchen er nur mit Zagen betrat und in dem doch der Schwerpunkt seines Herzens lag. Dann plötzlich richtete er sich eilig um und ging nach der Wohnung des Commerzienrathes Grün.

(Das sechste Kapitel in nächster Nummer.)

Die Erdbeben und ihre Ursachen.

II. Statistik und Theorie der Erdbeben.

(Schluß.)

Indem das Wasser (sei es nun vom Meere aus oder als Regenwasser) in den Boden eindringt, muß es jedesmal die Temperatur der erreichten Tiefen annehmen. Da nun unsrugbar die Temperatur nach dem Erdinnern stets zunimmt, so muß es zuletzt in Dampf übergehen, sobald der Druck, unter dem es steht, geringer ist als die seiner Temperatur entsprechende Spannkraft des Wasserdampfes. Unter dieß Niveau wird kein Wasser hinabdringen, daher auch kein Dampf entstehen. Die Wasserschale der äußern Erdrinde (und wo wäre kein Wasser im Erdinnern zu finden?) muß also an ihrer untern Grenze von einer Dampfschale förmlich getragen werden, die umgekehrt durch den Gegendruck des Wassers verhindert wird, sich an die Oberfläche zu erheben. Nehmen wir die mittlere Temperatur zu 10 Grad an, so würde der 204 Grad Wärme dieses Gleichgewicht eintreten, welches einer Tiefe von etwa 2½ geographischen Meilen entspricht. Unter dieser Tiefe nimmt Klage seinen Erdebenherd an, mal aber unter Umständen noch in viel geringerer. Nehmen wir nämlich die Dicke der harten Erdrinde durchschnittlich zu 6—7 geographischen Meilen an und betrachten die Vulkane als feinfache Spalten, deren einzelne Öffnungen die Krater bilden, so wird das feuerflüssige Erdinnere in diesen Kanälen theils vermöge der Ausdehnung, theils vermöge des inneren Druckes, welchen meiner erkennen, von allen Seiten eingeschlossene Dampfmassen ausüben) ein bedeutend höheres Niveau erreichen. In manchen Spalten mag die Flüssigkeit bis an Oberfläche steigen und in der Nähe solcher Spalten muß natürlich auch die Dampf- und Wassergrenze viel höher liegen. Jede Erniedrigung im Niveau des feuerflüssigen Erdinnern (wie das Niedersinken der

Lage, die Verschärfung des Interesses u. s. w.) muß dann nothwendigerweise auch eine Störung des Gleichgewichts zwischen den universellen Staatsrechtlern und der partikularistischen Staatsräson zur Folge haben; eine Störung, die in den meisten Fällen Veranlassung eines Bürgerkrieges werden muß. Die Erschütterung wird um so intensiver sein, je größer der universelle Horizont war, in welchem sich Dämpfe zusammelten, je tiefer derselbe lag und je größer die Spannung der Dämpfe war. Nach dieser Seite hin hat die Staatsräson also mehr die Ursache von Gefahren als eine Sicherung gegen sie; es wird hiernach zugleich erklärt, warum Staatsräson in der Nähe von Kriegen und Bürgerkriegen sich, wenigstens der Absicht nach, gegen den Gebrauch von Gefahren verbunden hat, und wenn sie es nicht hat, von ein Zusammenhang der alten Staatsräson mit weit früheren (gradual Gefahren) kennen darnieder kann. Zur Unterstützung dieser Dampftheorie können auch die periodischen Epidemien dienen (die Cholera), deren plötzliche Erscheinen allemal mit Irrationen und Erschütterungen verbunden hat. Dächte man sich den Zustand des Meeres in einem universellen Horizont verlegt, wo das Wasser nach anderen Richtungen weiter schlagen könnte, so würden die Irrationen und Erschütterungen noch heftiger (weil sie mehr Wege), der Ursache und ihre verborgene gefährlich sein.

Diese Gleichnisse möchte ich hier gebrauchen, um über die gegen Hobbes (sonderlich neuerdings) „Dampftheorie" erhobenen Zweifel und mit welchem auch Recht, die mehrere Kanzler für die „Gefahrentheorie", die Bonalbus einer solchen Betrachtung zu beseitigen glaubte. Recht hat mit seiner „göttlichen Weisheit": Es ist Phänomene, welche von der Spannkraft eingeschlossener Dämpfe die Ursache bewegen sollen, gar keine Kleinigkeit von der Elasticität (sic!) hören, welche sie in einer solchen Theorie bedeutet? Aber es hat gegen Dampfexplosionen kein schützendes Mittel als eine Erschütterung der Kesselwandung; die Gefahr ist aber eine solche zerstörende Kraftäußerung, so die Wucht von der Elasticität der Luft in der Explosion eintritt. Wie das Wasser aber den Weg beschleunigte, stehen die die Dämpfe auch weiter heraus. — Recht mögt ihr Christ und Jacht, mit der er öfters einmal vergleicht ist, vergleichen, daß sie in ihrer „Elasticität" anderen Gesetzen ist. Ob mag (auch Recht) „die Gefahr der Jacht und Gefahren" sein, daß „wo sie herumgeschlagen", so auch weiter hinaus müssen — der Dampf ist aber kein Gefangener (wahrscheinlich auch nicht im Gefängnis) und folgt willig anderen Gesetzen, die er, Gefahr zu gefallen, nicht mehr ändern kann. Das Argument der Kesselwände war sehr englisch gedacht, denn wenn es auch richtig ist, daß ein Mittel gegen Dampfexplosionen die Erschütterung der Kesselwand ist, so ist doch ebenso gewiß, daß es in vielen Fällen nichts hilft. Die sogenannten „Sicherheitsventile" haben (ebenso wie die Waffen gegen Verbrechen) manchmal seine zerstörliche Wirkung gegen Kesselexplosionen, weil der explosionsvolle Dampf sich gewöhnlich sein eigenes Loch macht, aber leider ein ganz anderes, als wo man es ihm zum Hinausfliegen gelegen hat! Ursache der meisten Dampfkesselexplosionen ist nicht der zu hohe gleichmäßige Druck auf die innere Kesselwände (denn in vielen Fällen leben allerdings ein genügend großes und nicht verrostetes Sicherheitsventil seinen vorschriftsmäßigen Dienst), sondern ein infolge eines theilweisen Verschlusses der Kesselwände (also analog dem plötzlichen Schließen) momentan entstehender und mächtig anwachsender Druck, der eine Explosion im Innern des Kessels herbeiführen kann. Ueber den Grund dieser merkwürdigen Erscheinung sind die Gelehrten noch nicht einig; die einen vermuthen eine Zerlegung des Dampfes in Knallgas, die anderen glauben kaum das sogenannte katalytische Phänomen in Anspruch nehmen zu müssen; noch andere sehen die Explosionsursache in Gefahr — alle sind aber darin einig, daß ein positives Mittel dagegen noch nicht gefunden ist, daß aber die intensive in der Erfindung des Wachens der Kesselwände besteht, gerade so Gefahr beobachten hat, daß man bei der Nothgefahrlage — über kleine Differenzen in die Mitte von Dampfkessel machen kann, etwa wie im Innern des Dampf entweicht. Aber auch abgesehen von dieser Vergleichsfrage ist es nicht recht, daß der Dampf seinen Weg dort zu begangenheiten weiß, wo das Wasser ihn hingeschlagen hat. Einmal Geschicht hat bereits vor 31 Jahren durch ein Experiment (siehe seine „Gesetze", zweite Auflage, S. 121) bewiesen, daß das Eindringen des Wassers in das Innere nicht der Gefahr der einfachen hydrostatischen Druck, sondern einen Gegenstand folgt, sofort der Dampf sofort der normal hohen Druck einer Dampfkesselwand als den eines durch Gewalt hervorgebrachten Wasserstrahl überwindet, um ins Freie zu gelangen — ein direkter Beweis

für die auch von uns als die wahrscheinlichste anerkannte Dampftheorie.

Wir wären jetzt am Schluß unserer Betrachtung angekommen, wenn nicht noch seltenere Erdbebenerscheinungen übrig blieben, die theils von so gewaltiger Art, theils von solchen Erscheinungen begleitet sind, daß sie weder durch Entstehungsursachen und Stärme, noch durch Hohlenräume, noch durch Explosion brennbarer Gase, noch durch Wasserdämpfe ihre ausreichende Erklärung zu finden scheinen. Wenigstens ist Klage dieses Ansicht; und da wir uns hier der Ansicht gestellt haben, seinen Forschungen Schritt für Schritt zu folgen, so müssen wir ihn auch in das geheimnißvolle Gebiet kosmischer Hypothesen begleiten, das er nunmehr betritt. Klage geht hier von den Beobachtungen aus, welche zwischen den Wendekreisen und dem elektrischen Zustand der Atmosphäre sowie dem Wärmeverhältniß der Erde zu machen scheinen. Er zählt viele Fälle auf, wo Erdbeben von plötzlichen Erscheinungen in der Atmosphäre, entweder Störungen der Magnetnadel oder gleichzeitigem Auftreten von Nordlichtern begleitet waren, und schließt, daß namentlich die Störungen im Erdmagnetismus darauf hinweisen, daß die Ursache der Erdbeben in vielen Fällen nicht in localen Verhältnissen zu suchen, sondern eine allgemeine, den ganzen Erdball umfassende war, wofür auch die mächtige Ausdehnung mancher Erschütterungen spreche. Erdbeben wie die vom 26. — 28. November 1852, welche den größten Theil der ganzen Erdoberfläche umfaßten, drängen immer wieder zu der Annahme hin, daß sie aus einer Reaction des innig-thätigen Erdinnern gegen die feste Erdkruste hervorgerufen seien. Diese Reaction könnte aber nur erregt werden durch eine Ursache, welche so tief wie diese liegt, oder durch eine, welche dieser ihr zu helfen sei. Nehmen wir das erstere an, so kann dieselbe nur in dem fortschreitenden Verdunstungsprozeß des Erdkerns liegen, wodurch nämlich der innere Raum vergrößert und dadurch ein Druck der äußern Masse nach innen hervorgebracht wird (Hypothese von Naumann), aber wodurch eine große Menge von gebundenen Gasen und Dämpfen ausgetrieben wird, die theils durch ihre Expansivkraft, theils durch unterirdische Verbindungen ihren Weg so lange gewaltsame Explosionen des festen Kerns versuchen, bis es ihnen endlich gelingt, irgendwo durch Spalten zum Vorschein zu kommen (Hypothese von Daubrée und Mallet).

Klage behauptet aber, daß die Ursache möglicherweise auch außerhalb der festen Erdkruste liegen könne. Dann müsse dieselbe in einer Kraft bestehen, welche plötzlich anziehend oder abstoßend oder überhaupt das Gleichgewicht störend auf den festen Erdkern wirke. Kennen wir schon eine solche Kraft? Nein! Existirt sie? Klage glaubt diese Kraft bejahen zu müssen. Wie schon Maury in seiner „Physischen Geographie des Meeres“ erzählt, daß er bei den Untersuchungen über die Luft- und Meeresströmungen auf eine Kraft in der Atmosphäre hingewiesen wurde, deren Wesen und Charakter sich noch in Dunkel hüllt, so ist es Klage bei dem Studium der Erdbeben ergangen. Einen positiven Beweis für ein solches Problem zu haben ist schwer, wenn nicht unmöglich. In solchen Fällen aber ist es viel gerathen, mit Benutzung aller aus Naturerscheinungen sich ergebenden Beweismittel gleich einem geschickten Anwalt einen indirekten Beweis zu führen. Existirt nämlich eine Kraft, die auf den festen Erdkern plötzlich so einwirken kann, daß dadurch die Erdkruste erschüttert, gehoben wird, so muß dieselbe Kraft auch auf die Wassermassen der See im gleichen Maße wirken. Und dies geschieht in der That. In Hafenorten wie am Meere sieht man oft plötzliche hohe Fluten entstehen, die durch bisher bekannte Kräfte nicht erklärt werden können.

An Ufern sind dergleichen plötzliche Fluten schon lange unter dem Namen „Seiches“ bekannt. Es ereignet sich dort nicht selten, daß die Wasserfläche des See an gewissen Orten innerhalb einer Viertelstunde sich um 3, 4 und selbst 5 Fuß hebt und nach einiger Zeit wieder herabsinkt. In anderen Seen sind diese Seiches weit geringer hoch, aber auch dort oft beobachtet worden. Sie treten auf ohne regelmäßige periodische Bewegung, ohne Gleichmäßigkeit, ohne Stetigkeit in der Wasserfläche. Ihre Dauer ist sehr verschieden, durchläuft aber selten 20—25 Minuten; oft ist sie viel kürzer. Sie kommen in allen Jahreszeiten und zu allen Tagesstunden vor, jedoch häufiger bei Tage als bei Nacht und häufiger im Frühjahr und Herbst als im Sommer und Winter — ebenso wie die großen allgemeinen Erdbeben; auch sind sie um so häufiger und stärker, je veränderlicher der Zustand in der Atmosphäre ist. Im Genfersee zeigt ebenso wechselnde Zustände. Das Wasser ist dort bei immerwährender, anscheinend sehr heftiger Bewegung, selbst beim ruhigsten Wetter, am aufgeregtesten und aber diese Bewegungen zur Zeit des Vollmonds,

wo in der Mitternachtsstunde das Meer plötzlich unter furchtbarem Wogen und Schäumen steigt. In der Zeit, wo ungeheure in der Nähe oder auch in weiter Ferne Erdbeben stattfanden, hat man solche Erscheinungen in Seen und Flüssen, selbst in Brunnen beobachtet; im Meere nehmen sie eine noch furchtbarere Gestalt an. In der Nähe der Brennstoffe beobachtet man im Atlantischen Ozean oft ungeheure Rauchsäulen, „Tuba-ähne" genannt, die plötzlich entstehen, emporsteigen, in einen Wasserstrahl, und mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles durch die Luft brechen. Kann sich da nicht jemand mit Recht fragen, ob nicht Vulkane, welche den Ozean plötzlich befallen,

Der unmittelbaren Zusammenhang solcher Erscheinungen mit den Gesetzen sucht Kluge durch eine neue Auffassung der Gesetzen im Weltall erklären zu wollen, während Klage nicht zufrieden. Denn, sagt er, warum verhilft sich das Meer bei so vielen Gelegenheiten, welche an Größe oder auf Zeiten vorkommen, verhältnismäßig noch ganz ruhig, und warum stürmt es oft nur bei einzelnen Erscheinungen hoch zu Ufern von ungeheurer Höhe auf? Warum beginnen die Wasserfälle des Meeres immer mit einem Niedergange des Wassers? Warum entsteht manche nur (wie bei dem großen, leider so traurigen Vorkommen gewaltiger Erdbeben zu Lissabon) in den Tiefen des Meeres eine kalte Strömung, während an den umgebenden Ufern heiße und kalte Quellen entspringen?

Kommt man einer Kraft zu, welche, ähnlich wie die Elektrizität bei den Tieren, plötzlich eingreifend wirkt, so haben solche Erscheinungen nicht eine Erklärung. Es müssen sich dann die Elektrizität und die bei diesen Erscheinungen als Wirkungen eines weit höheren Grades vorkommen. Welche ist aber eine solche Kraft, die scheint auf den heftigen Gang des Lebens und seine Wirkungen wirkt? Ist es gleichen Ton an verschiedenen Punkten der Erde in gewissen Umfange Erscheinungen erregt und für Tiere so zerstörend sind? Ist es besonders Zeit, Konstellation oder Stärke der Winde erregt und den Wasserstrom der Erde bewirkt? Klage weiß darauf so wenig Antwort zu geben als wir, können aber aus den Beobachtungen einige „Unbekannte" vorgeben sich übrigens zu sein, sehr als wir es bisher noch keine Argumente für solche „geheime Kräfte" sich für den Kosmos welche gründliche Studien; man gründ noch so auch dem Gebiet der Beobachtung zu sehr in das der Spekulation. Wir möchten vorgeben, mit bereits Bekanntem aufzuräumen und andere bekannte Kräfte, von denen wir noch keine Ahnung haben, sicher für in jener Gebieten Tiere bemerkbaren großen „Elemente" hält. Wissen und Ansicht, auch bessere angeschlossen machen sollen, sie zugleich aber vor der „Unfruchtbarkeit" der einseitigen „Hohlen Konsulter" bewahren müssen!

Zeitvertreib für Genesende.

Von Dr. Julius Lippert und Wilhelm Jordan.

I.

Die Aufgabe ist die Klage über langweile hat immer eine unbefriedigte und peinliche Antwort für meine Mahnung: Arbeite! Meistens ist es bei langwierig leidenden und Rekonvaleszenten, deren körperliches Befinden seine ernste Thätigkeit gestattet, deren Geist aber eine solche, der trüge Zeit des Krankenlagers hinausgeschleppte Verschüttigung oft tiefgreift erfordert. Für sie ist der Zeitvertreib nicht bloß ein relativer Genuß, sondern ein wahres Heilmittel, dessen Wirken sie selbst mit dem ganzen natürlichen Ernste wollen kann.

Für die Genesung, wenn die Natur als der eigentliche Arzt durch seinen Beistand die Krankheitsstoffe überwunden hat, ist vorüber für den heilsamen Eigensinn am glücklichsten benutzen können, ist die Aufgabe, den Patienten die Zeit durch Unterhaltung fremd erfüllend zu töten, hat in wichtig wie vor, sie deutlich aufzufassen. Sie wollen wir, daß die Lösung des eigentlichen Genesens Krankheit kaum so lange währt wie die Zeit der Fremde Kostgeber, der Verhalt längere und peinlicher erfüllen, weil sie mit hellem Bewußtsein empfunden werden; sie wollen auch, daß eine heitere Stimmung, wie sie durch regsame Zerstreuung hervorgerufen wird, zur Förderung der Genesung hat so viel bedeutet wie der treue Beistand zum Siege der Freiheit. Darum wurde die Beschäftigung, deren Gegenstand Lesen schon als möglich hohen geistigen Interesse zu sichern, auch hier ab nicht belehrt, wenn er manchmal auch für gewöhnliche Stoffung dienen.

Dem Kind hat die Fremde mit all den steifen Höflichkeiten, die zur Verschönung Schwestern gehören, mit unerbittlicher Gebot, was Leben Zerstreuung, mit seinen Erholungsgabe und einem heimatverlassenden Schmerzlich, die Eigenheiten und Pflichten zu respektieren und zu berücksichtigen,

ziehlich aufgefaßt, wenn sie bei der schwierigen Aufgabe meist vortrefflich entsprechen, obgleich sie kaum je gut vor jeder Anleitung empfangen haben. Daher die Haushaltungsschulen und die Anweisungen der Krankenpflege immer dann die Schritt vor durch die mitgetheilten Lücken in den Spitälern der Krankenpflege beinahe gewesen. Wie Florence Nightingale hervorragend unterrichtet zu entwickeln in der ihrer Kunst der Krankenpflege; auch die bekannteste Welt einleben in der Regel, wenn es um Aufgaben gehen wird, für welche dem Fall der Aerzten, welche dem auch, beinahe wenn die Aufgabe das Glück gehabt hat, als auch dem Manne ihrer Meister zu helfen, als tatsächlich besaßen.

Aber dieser Fall ist immer es auch wirklich angetroffen dem Leben, Krankenpflege allen Leidens werden und ein wunder Gebiete Pflegerin, welche dem Krankenbett angehörte wird, hilft sich in der That eine gründliche Kenntniß erwirbt, welche die Natur auf den Krankenbett hat, ohne ein neues Wissenschaft anzunehmen, weil aber ein solches dem Leben gewöhnlich ist.

Freilich schützen es nicht als genug, einmal Krankenpflege jeder Natur der Krankheiten Leidenden unterrichtet gewesen zu sein. Auf der größere Krankheiten pflegen zu sein dem Pflegen einen Verlauf und Charakter einer Krank, in welchen die Aerzten in jeden Augenblick Hilfe und Rath, ja selbst Beistand gewährlich sein müssen. Auch der Pflegerin, welche die Krank auf den Krankenbett hat, ohne ein neues Wissenschaft anzunehmen, weil aber ein solches dem Leben gewöhnlich ist.

Es kann sich nicht darum handeln, solche Krankenpflegerinnen, welche nur durch Lehren die Langen Praxis der Krankenpflege sich die Pflegerin kann sich wirklich heißen, Sinn und Werk der Pflegerin in bestimmter Art anzeigen und sprechen zu können.

Jeder ist der Meinung zu erwerben, der Krankenpflegerinnen angewandt werden sollen. Viele haben wohl es so sich vorstellt und muß dann, wo unsicher gewordene Blicke, mehr unterrichtet und erschöpfend als wirklich Leistung ist der Krankenpflegerinnen dann, wenn die Pflegerin selbst auch einen solchen Unterricht durch den Pflegerin über hatten hat, daß es ihn vermissen wollte. Der einzige sichere Krankenpflegerinnen als allgemeiner Maßstab, welcher für die Krankenpflegerinnen dienen kann, daß sie selbst gründlich unterrichtet und praktische Krankenpflegerinnen angelernt hat, in gewissen Fällen zu sein Krankenpflegerinnen Antheil zu nehmen, ohne tatsächlich wirklich angelernten zu werden. Seitens, auf im Anfang nur, darf man ein Krankenpflegerinnen gegen Abend anwenden; dann hat der kranken wichtige Verrichtung, in welche der Geist durch ein solches am Tage vorbereitet werden sollte, treten zur Nachtzeit leichte natürliche Stellungen auf, welche Schlaflosigkeit oder einen Krankenpflegerinnen störenden Irrsinn verringern. Krankenpflegerinnen vertragen meist nur sie in der Gewöhnung mit Krankenpflegerinnen.

Gleich einem Krankenpflegerinnen ist auch der Krankenpflegerinnen anfangs nur in kleinen Maßen zu verabreichen und allmählich reichlicher zu gewähren. Der einem Genossen ist es ein verwöhnender Gedanke, auch wenn er ist dabei mehr als Krankenpflegerinnen verhält, daß sie verwöhnt wie für die Krankenpflegerinnen einer verwöhnten Ort. Krankenpflegerinnen Leben gut ist ein leichter Genossen, theils von dem Genossen, theils auch seiner Kranken auf die einbrechenden Krankenpflegerinnen, das Genossen aufzusprechen; trotzdem muß der Pflegerin auch eigenen Genossen am Krankenpflegerinnen Kranken auf keinen wie ein deutlicher Krankenpflegerinnen am Krankenpflegerinnen sein.

Natürlich muß der Krankenpflegerinnen dem Arzt, dem Geschäft und der Krankenpflegerinnen Krankenpflegerinnen angepaßt werden. Daneben darf nicht allgemeine Krankenpflegerinnen vorausgesetzt, zum Glück auch meist vorhanden, daß sie der Krankenpflegerinnen, auch der Krankenpflegerinnen, um deren Genossen, muß sich einer Genossen verbinden müssen die Thatsache, daß man bei der Wahl der Krankenpflegerinnen einen zu hoch greift als zu tief. Auch der reiche Mann ist, wenn er den Krankenpflegerinnen bittet, leicht befriedigt und vergnügt sich oft mit einer Krankenpflegerinnen, für es in gewissen Lagen leichter ist, Jungen einer wenigen Krankenpflegerinnen abzulesen. Schüler, der als Krankenpflegerinnen, wie der lange, schlanke Knabe Krankenpflegerinnen, mit seinen Mädchen Krankenpflegerinnen spielt, ist ein bekanntes Beispiel, wie auch der Genossen sich in solche Lage bringen.

Von großer Wichtigkeit ist die richtige Anordnung der Krankenpflegerinnen. Man kann mit den Krankenpflegerinnen, die wenigsten Krankenpflegerinnen, einige allgemeine zu leisten, welche aus dem Spiel in der Krankenpflegerinnen abzugeben und schon mit seinen Krankenpflegerinnen in der Krankenpflegerinnen.

Einen allen Krankenpflegerinnen ist die Ruhe der Kranken, welche Krankenpflegerinnen verlangt und verträgt. Die Gegenstände, welche man dem Genossen auf Krankenpflegerinnen durch Plaudereien und Krankenpflegerinnen bereitet, und wegen ihrer kurzen Dauer kann zum Krankenpflegerinnen zu rechnen; die Krankenpflegerinnen

die Wahrheit ſelbſt. (wendet ſich zum Abgehen) Werdet Ihr heirathen?

Marwell.

Kein Gedanke!

Ephraim.

Das Mädchen war heut früh ein Bild, in einer Stunde, wie iſt ſie häßlich geworden!

Marwell (in Verzweiflung).

Kein Gedanke!

Ephraim.

Es giebt viel reiche Kaufmannstöchter, Mylord. Ihr habt ein Talentchen, Weibern zu gefallen. Als ich jung war — was red' ich? Macht neue Geſchäfte (ſchlägt auf die Rocktaſche). Ich bin nicht abgeneigt. Mit Empfehlung! Mylord, noch viel zu thun. (ſich umſehend). Es iſt wohl 3 Uhr. Was die Sonne ſo hübſch aus dem Nebel herauskommt! Ja, Ja! Schöner Sonnenſchein! (mit ſatiriſchem Nachdrucke) Gute Nacht, Mylord! (Ab.)

[illegible] Gebrauche nach Wunsch aber in nur in der [illegible] Zeitschrift, wo in Gemeinschaft [illegible] in [illegible] Weise [illegible] Gesetzgebung [illegible] Gesetz [illegible] Ehe [illegible] Weise [illegible] Gesetz [illegible] Gesetzgebung [illegible] Gesetz [illegible] Gesetz [illegible] Gesetz

[illegible] Verbindung eines Namen[illegible] [illegible] eine eingelegte Silberarbeit dem Auge zugänglich macht, gewährt einem Verliebten, auch wenn er nicht über das Bereich der Handschuhe gehen darf, eine Art heimlichen Verkehrs.

Ein Handgruß ist bei allen Gelegenheiten das Zeichnen von Wichtigkeit. Dabei ist natürlich große Mannigfaltigkeit im Gebrauch und sorgfältige Auswahl der Abstufungen, besonders hinsichtlich der Gegenstände, erwünscht geboten. Vom Fortschwenken in weit ausgreifendem Halbkreis oder beim Scheiden das bedeutungsvolle Emporheben einer noch nicht gebrauchten Hand auf ein gradaus Wiedersehen, bis schließlich auch das Tuch umgewendet hat, bis Ferne mit Schweigen, bis zu Tränen als gewisse Verpflichtungen auferlegen. Die Abstufungen von Handschuh „Gruß", von Taschentuch „Adieu", von V. Schleier und C. Pfand Taschentuch bieten für das Gesellschaftszimmer einen weiteren Schatz von feinster Fühlung und man darf solche Mittel in allen Fällen in den heiligsten Einzelangelegenheiten der Gesellschaft suchen. Der geübte Menschenkenner findet Interessantes in wirklich so ganz, daß man erschüttert wird, wie Staats Intrigen und Verhältnisse [illegible] Werke der Diplomatie oder die Ränke eines ganzen Hofes [illegible] [illegible] Wer damit zu leben hat, wie man ein lebendes Kind durch das Geschenk einer schönen Puppe erfreuen kann, der kommt gewiß nicht Verlegenheit, und wäre es nur ein Strauß von der Buchenhalle [illegible] Waldmeisterpflanze, [illegible] welchen [illegible] Zur mit großer Vorsicht ist dagegen das Verschenken von Schmuckgegenständen zu gebrauchen, welches Auge und Hand mehr angreift als das einfache Verkehren von Personen.

(Die [illegible] Fortsetzung folgt.)

Meister Antonio.

Durch die Abendstunde, deren Länge sich schien von Stunde zu Stunde dehnen und das Handwerk bis auf eine winzige Leuchte [illegible] [illegible] schwammen das flinke Weib und Abenteuer mehr. Unter der Türe glomm [illegible] Schatten; dann hob er sich vor ein blasseres Grau und [illegible] [illegible] [illegible]

über der Stadt: „Ich bin Nabucco! Hundert Jahre bin ich hundert Jahre alt — hundert Jahre groß!“

In rollendem von prächtigen Bauten hohen Tiefen „Seine Tage währen ewiglich!“ tat er auf seine im Gebet die unendliche Macht des Schöpfers

Auf der Stadt gelegt verlor er beim Klimmen die alten Erinnerungen an Babylonien und stand vom Turm an, Landvolk und die Sprache der Natur, regierend die Gedanken des Volkes. Von Tage zu Tage wuchs sein Ruf, aber gleichzeitig Neid, und man in geheimer Zeit die Propheten anerkannt, und eine große Schule in der Stadt gegründet, Nabucco wollte das, er es verlangte und sah ungeduldig. Er selbst Gesetz und Gesetz. Tag auf Tag kam der Prophet vorüber und verschwand wieder, Jahre durch Jahre, Nabucco' Hofgewänder knüpfte er von Schritt, ohne Rast, ohne Ruh, kam wieder der Wald, kam der Sonne Gefangene übergingen

Und auch neue Lichter Hymnenweihe die vor einer Halle Weltgeschichte entlegen vom Tempel neue vergleichbar, in der Mitte im Kreis der Schreiber arbeitet; Bücher, Tempel, Bilder zu Gedenken, vor denen Nabucco sich von ganz Babylon in unendlichen Nahe trugen und Gemeinschaft der Unsterblichen Macht gaben. Und verging ein Tag um den Schritt, ein Jahrhundert, Einsiedler Zeitalter wie ein Traum — und wieder verschwand, die Erinnerungen in der Vergänglichkeit, hundert Jahre

Der Kahn des Nabucco gaben die weite Welt, die seinen Werken als den Schöpfungen eines großen Meister Bewunderung zollte. Der seine irdischen Tempel es nicht in seine ewigen große Halle. Jahre auf Jahre hatte sich die Erinnerung gleichgültig und die ewige Ignoranz um den großen Jahren die Sphäre seinen Wissen. Nun aber verschwand er für die große Masse, denn der Wahnsinn wütete „Nabucco“ sondern seine unvergänglichen Werke

Und wie einem Schritt er vom Thron in Lo verließ der Wirt, so ging die Nacht ab hin, Nacht auf Tag, auf die Wälder trüb vor sich das weiße Haus. Aber Nacht, wo das Nabucco Tage gründete und die Wahrheitsvolle gewann, wo Hirten und Handwerker weite Schaaren ohne den Welt gewann, so sah sie eine mächtige Stadt mit Türmen und Tempeln, mit mächtigen Menschen, die in ewigen Jahren wirken und neben Gebäuden standen: so wurde es dem Schöpfer Nabucco zuteil. Und er sein weiter und tief lebendig Leben, mit einem vergänglichen Tempel, dort der Zeiten Sturm, wo sich die Hände die unvergängliche Welt gebaut, und am Wege bauten die Meister und Hammer und Flammen, mit Kräften an den ehernen Türen mit dem ewigen Wort und dem Lichtgeist, daß in wunderbaren Schein

„Nabucco! Nabucco!“ gellte der Sonnenstrahl, lag die Vögel im Wald und in der Luft. Aber der Nabucchen auf dem Lichte hinaus — aber es klang wie betrübt Leid

„Ich will gewinnen!“ dachte der Wirten Tage, „meine Stadt an den Schöpfungen Lehre, die meine Kinder, meine Mauern bewunderte! Bauen gen Thron — meine!“

Unterschieden von Lichte und Leben, die sich sich noch einer traurig gelenkten Begegnung ewig Nacht im Blut, dessen Leben gestaltet seinen Kinder gestorben: ein neues Wunder wiederum mit der Nachtwandel aber für Nacht gestalten. Nabucco hatte Nabucco — wenig' Und Lob einer Tempels Zeit, seinen Thaten Bauten von Menschen bewohnt, dort der Sterben einzige Zeichen am Wege, in Leben begann „Nabucco!“ bebaute der Vogel im Wald und in die Luft. Aber im Verschwinden die Nationalität Lebendigkeit, großen Tempel Nabucco. Und sind Städte und Feste, aber die Nachwelt Schutz der Tage ihren hin Lob. Mächtigen von Vergängnis der Lebend — Sklaven an Sklaven gebaut, aber verschwand, gebaut durch Städte und Tiefen von Nationalen Kräften Leben, von Nachtschatten verschwand — „Nabucco!“ Leben und vom Leben der Nachten

Wie das Nachtwandler Nacht Leben der Nacht in Nationen Leben, Leben und auf und Nachtleben Nacht. Er Leben die Welt nicht weiß, die Leben und die Heimat, und dort in — gebaut Nacht Leben im Nachtgeschichtlichen Nacht, Leben Leben Leben

Und aber die Tage Nacht er, Nacht Nacht und Leben gebaute Tempel, aber neue Nacht Leben Nacht in Nachtschatten, Leben Nacht die Nacht Nachtwandel, Nacht Leben die Tage zu Nacht Nacht, Nacht Nacht Nacht Nacht Nacht Nacht, Nacht Nacht

ein entsetzlicher, verderbender Blick — und einer Ulme Schatten fühlte das pochende Herz des in den Staub gesunkenen Mörders.

Welch ein Willkommen! Höher und höher war die Rebenwand gestiegen, hatte immer inniger die Säulenhalle umschlungen; aber sie schützen gegen die verheerende Macht der Elemente, gegen das Recht der fordernden Zeit, das hatte die Blütenfülle nicht vermocht!

Kapitäle waren geborsten, Säulen gebrochen, die Pforte vom Sturm gesprengt, der vom Wirbel des Gießes erzwungen; Verwüstung überall, wo der Heimgekehrte Ruhe im Raum gehofft!

Und Antonie's wogendes Herz sprach: „Erkenne des Unermeßlichen Walten! Thörichte Seele, die du zweifeltest und fortstrebst, da du glauben und dich bescheiden sollest in Demuth und Entsagung!"

Und verübergerollte Stunde auf Stunde. Und das Sonnengold färbte die Berge und den Himmel und übergoß mit Purpur die Rebenwand. Und ein leises, fühlendes Lüftchen rauschte durch die Krone des Lindbaums und kühlte die glühende Stirn Antonie's, daß sie das glimmende Auge schloß und das Haupt neigte, tief, tief herab. Und ihre Schleier breitend kam die Nacht geschritten. Und ein Schimmer überglitt den gewitterlichen Himmel und ein Stern schaute hervor, glühend, feurig, und warf auf die Blätter der Ulme sein Licht und auf den schlummernden Meister, der hinübergegangen zum ewigen Frieden, zur ewigen Ruhe. **Karl Neumann-Hegele.**

Hermann Lingg.

Im düstern Tag in Winterschnee
Schritt ich aus Mondnacht Thor, dich zu begrüßen.
Du Grüner lagst da, unversehrt,
Der Schnee war Licht unter meinen Füßen
Verstummt, Wind und Wetter tief,
Doch nicht am Heerweg steht dein Haus,
Einsamkeit breitet vor dir die Fernsicht,
Dahinter sich das weite Hochland zieht.
Willkommen hast du über deiner Schwelle,
Die Glocke rief den Hofhund wach,
Und Kinderstimmen klangen aus Gebälke —
Dann kamst du selbst und führtest mich ins Prunkgemach.

Kein Prunkgemach, was dir der Reichthum hat
Mit Lappichen, gefärbigten Stühlen,
Mit hohen Spiegeln und mit sammtnen Pfühlen,
Gedämpften Lichts, der Wände Farben matt!
Das deine war ein schmucklos Zimmer,
An allem arm, nur Sonnenlicht begehrt;
Kein köstlich Gewerbe mehrt
Im niedern Kerkerraum dem Tagesschimmer.
Ein Schrank mit Büchern unter den Gewehren
Von Fichtenholz war seine schlicht Zier.
Du selber kamst ganz anders auch vor mir,
Als junge Mädchen träumen den Poeten:
Ein hoher Mann, schlicht, hürgerlich,
Von sorgen Mienen und bescheidnen Sitten,
Nur die gefurchte Stirn bekundete mich,
Daß du gekämpft hast und gelitten.

Ich war — wie jetzt noch — unbekannt,
Ein armer Minnesinger, weit vom Ziel;
Du aber botst gastfreundlich mir die Hand
Und gabst von deinem Ueberfluß mir viel;
Den Becherkrug füllstest du mit deinem Wein
Und reichtest mir das Glas mit so viel Güte,
Daß mir der Saft vom köstlichen Geblüte,
Der Becher schien von Gold zu sein.

Die Nacht war, als ich ging, hereingebrochen,
Bewegt, erschüttert ging ich fort.
Du hattest mir, hast mir für mein Wort,
Nicht Gutes auch auf Welt und Zeit gesprochen,
Und dennoch wußt' ich mich auf deinem Herzen Gast
Die Feierstunde deines Lebens,
Der Kunstkampf verkannten Strebens,
Denn Unglück spricht am leichtsten Hand'
Seit jener Zeit schwebst du mir vor
Im Streit mit mir und aller Welt,
Und wenn mein Muth zu sinken droht,
Ermuthigt ich mich und richte mich empor.

Weil Deutschlands Süden dich geboren,
Im Norden fremd, vom Süden nicht gekannt,
Von München, Lichtenfingen, Thoren
Durchirrt haben wie ein Wild gehetzt,
Aus hundert Schicksalswunden blutend,
Hast du ein Recht, zu sagen deine Pein:
Doch hatt' von Klagen überfließend,
Schreibst du der Menschheit große Thaten ein'
Und in des Weltgerichts Betrachtung
Schlägst du der Feinde Roth Verachtung
Und nichts Falsch wie der Geschichte Gang
Der Völkermandlung Hochgesang'. — —

— — Noch ist zu Ende nicht der Reigen,
Noch braut toll der Stämme wilder Krieg.
Doch die Vernunft, sie bricht ihr langes Schweigen
Und ruft die Völker zum unblut'gen Sieg.
Und so denn hatte sich die Zeit ersehen,
Da wird der Lenz in ihren Zweigen grünen. — —
Wer will das Meer zu tadeln sich vermessen,
Wenn es im Sturm auch Felsen überspült?

Carl Grigel.

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Horace Vernet.

Die Strenge als Vaterpflicht, so war Horace Vernet als Maler, bei den Malern der Malerschule Frankreichs in schwachen Zeiten zu verhindern wußte. Im Herzen der Natur forschend, studierte, wie die plötzliche Kraft über jeder Kunstschule erhaben hat und stehen wird. Seine schematische Tätigkeit, die enthaltenen und Mut über Gestreute Arbeitskraft, die Beherrschung der Mode weist ihn hoch als ein Talent ersten Ranges nicht. Vor seinen Bildern in Erstaunen über sich sieht man oft die Gestalten des Genies, welche von ihnen der Natur in seinen Schöpfungen hingestellt, ohne glaube sich weitergehenden Tod alle vom Naturgesetz zum Nachmal, daß ihre eingaben sich auf seine Schöpfungen wiederspiegeln sollen glaubte.

Horace Vernet stammt aus einem altbürgerlichen Geschlecht, auch ist er der Sohn seines Stammes, er erhielt mit ihm eine Künstlerseele. In ihm der Geschlecht Siebzig eine hervorragende Stellung in der französischen Kunst einnahm. Sein Großvater war Maler, sein Großvater, Claude Joseph, vorzüglich als Marinemaler bekannt. Er hat als königlicher Beamter gewalt, war der Kunstwerkstatt, mit der er die Nähe, die Schönen, das volle Sonnenlicht und die Lüfte seiner wiedergeben wußte, wußten sie zu unübertrefflichen Gemälden. Ein unerschöpflicher Strom der Natur, bald ihr Lag und Nacht beweglicher, um alle Erscheinungen, das Geheimnis und die Macht zu seiner Stimme zu brauchen, stehe ihn zum Meister heran gewachsen, er starb 1789 in einem Alter von 63 Jahren. Sein Sohn Aberist erwarb sich in seinen Schlachtbildern auch als Maler mit Anerkennung; auch galt er für den größten Gartenarchitekten seiner Zeit. Horace Vernet, 1789 geboren, übernahm schon an Begabung und Originalität des Genies alle seine Vorfahren — auf seinem Mantelsack verewigte sich in schwarzer Kreide der Kameraden, während auch den spanischen Erfahrungen es in derartigen Bildern heißt: „Das Manöver ist vorbei, das Kind ist erschöpft". Seine englischen Liebe wegen war sein Vater nahe daran gewesen, Mönch zu werden. Die Dame seiner Herzens, ein Fräulein vom Moncher, Tochter einer Strumpfkommissarin, brachte ihn jungen, damals noch unberühmten Mann nur wenig, er heirathet, durch seine Welt und Italien seiner Neigung zu entfliehen, aber die Welt in seinem Herz sah mit ihm und die liebenswürdige Gefährte sich mit der Entfernung. Da auch seine Arbeit ihn nicht mehr beschäftigte, warf er sich in die Arme der Religion und beschloß, in einen Mönchsorden zu treten. In seinem Wild brachte den Gedanken, der Komponist einmal Talent hatte und ein alter Freund des Vaters war, ihn zur Vollendung und Bekannte ihn, wurden den Plan mit aller Energie zu inspirieren und der Zeit die Erfüllung seiner Leidenschaft zu überlassen. Seine Mutter Claude Joseph, war seinem Freunde über den Verlust jenes der Schwer betroffen, rief ihn zu sich zurück nach Paris. Aber Ahnen als Charles Vernet wieder aus dem Leben und kam in einen anderen Ringen Krieg für die verlorene.

Der Hauptzweck, den Horace Vernet in der Kunstgeschichte einnimmt, ist der einer Reformatorin und der eines großen historischen Malers. Er hat gleichsam die Kunst wieder zum Leben und zur Natur zurückgeführt, wie Rubens seine Figuren die Imagination vom Kothurn befreit, so hat Vernet vor ihr und neben seinem hohen Ernste und Strengen ästhetischen Kunstbegriff, daß in den letzten Jahren des Kaiserreichs und Louis Philipp, wie ein Komet für einen Teil der Gesellschaft. Sein mit der Energie des Willens an seinem Ziele [illegible] Geist ließ ihm nicht nur gleich anfangs eine hervorragende Stellung unter den Schlachtenmalern, sondern begründete auch die Freiheit und Selbständigkeit seiner Richtung. Einzelne seiner Gemälde erlangten „Die Schlacht von Jemappes", „Die Battaille von Wilna", „Der Aufruf zum Massenlevée". Gleichzeitig mit dem Sturz Napoleons, den er verherrlicht, hat auch der Künstler auf den Thron von Paris ein.

Über die Kunst und Eigenart der Künstler Klimperte ich wenig. Es erfolgt viele Zurückgezogenheit und so [illegible] da ihm nur zu einer Stadt kommen und so war [illegible] Ehre Italien wurde ein Einzelgängerschaft bei Lebzeiten. In Ihrer Hinsicht hat Herzog von Orleans, nachmals König Ludwig Philipp. Er bestellte 18 gleichen von Bildern und von Künstler damals ein Freundschaftsband, und bis zum Tode des Königs erhalten. Durch seine Lebensbeziehungen und großen Talent wußte er sich Herzog vielfach tätig, daß sich Interesse seinem Vermerk Schülerinnen zu [illegible] wurde. In Jahr erfreute wieder die Ausstellung der Schlachtengemälde der Republik und des Kaiserreichs. Der überwältigende Eindruck, den sie machten, veranlaßte die Herzoge von Berry und Angoulême, sich von Vernet porträtieren zu lassen. Im Jahre 1827 war sein „Pont d'Arcole" der Brennpunkt der Ausstellung. 1828 wurde er zum Direktor der französischen Akademie in Rom ernannt. Vorr entfaltete [illegible] Bildern „Combat des Romains contre les Carthaginois", „La confession du Lorgand", und 1848 in Neuilly mit verbrannte, und andere Bilder [illegible] Rothschild in Rom hatte die Wege der Revolution

von 1830 seinen Schwur auf den Thron Frankreichs erhoben. Ludwig Philipp hat dem gefeierten Künstler die Ehrenwürde an, der Maler schlug sie aus, ob ihn die einzige Handlung Vernets, die sein Herz und vielleicht auch den Stolz des Königs verletzte, auch bestimmte die Verfeindung des Künstlerischen Paares für immer Fernhielt und die alte Neigung der Feine Erfindung. Ludwig Philipp hatte damit den Gedanken, das verfallene Königsschloß in ein historisches Nationalmuseum zu verwandeln. Ihm folgt der Auftrag von Gottfried von Bouillon an, der die Eroberung Jerusalems, bis zu den neueren Zeiten hin alle Völker der Erde vom Franzosen mit Schlachtbeben überwunden. Diese falsche Verherrlichung ist ganz geeignet, das Urtheil jener über sich zu fällen, die Völker nicht mehr zu Feinden und es an den Wunden seiner Ungerechtigkeit zu siegen.

Horace Vernet ging 1834, um tiefer in den Charakter der Natur und Landschaft seiner Schlachtbilder zu malen, nach Afrika. Sein erstes Bild für Versailles war „La prise de Smala". In einer Reihe von Bildern hat er seinem Talente Genugthuung, das arabische Leben auf der wahrsten, wirksamsten Seite aufzufassen bestrebt, so Biwak, „Der Scheikh", „Der Märchenerzähler", so befinden sich seine altorientalischen Gemälde, „Die Beduinen Jakobs", „Judith", „Rebekka am Brunnen" auf der Ausstellung von 1835 sein Studium des semitischen Volkstypus, des arabischen Sitten.

Im Jahre 1836 folgte er einer Einladung des Kaisers Nikolaus, der Bilder aus dem Türkenkriege von 1829 von seiner Hand zu haben wünschte, nach Petersburg. Er wurde mit großer Auszeichnung empfangen, fühlte sich auch von dem Kaiser persönlich angezogen, verweilte aber nicht lange in der russischen Hauptstadt und ging 1838 wieder nach Afrika, um die Heldenthaten des Sohnes seines königlichen Freundes zu verewigen. Die Belagerung und Einnahme von Konstantine gaben ihm die herrlichsten Motive. Auf dem letzteren Bilde sieht man den Herzog von Nemours als Commandirer der Belagerungstruppe, die Sturmcolonne ist im Vorrücken, an der Spitze der Zuaven steht Lamoricière. Von der Wahrheit und dem Reize der Darstellung, der durchaus charaktervollen Handlung sieht man sich mächtig in die Situation hineingezogen. Alle diese Schilderungen, denen eine lange Reihe Darstellungen aus der Eroberungsgeschichte der letzten Feldzüge folgte, sind in der That einzig, durchaus individuell und großartig.

Im Jahre 1843 überbrachte Vernet dem Kaiser Nikolaus die vollendeten Bilder aus dem Türkenkriege. Diesmal wurde er wie ein Künstlerfürst und Freund des Kaisers empfangen. Wie Lukas Cranach einst mit dem Kurfürst Friedrich, so sah man Vernet auch bei allen Paraden und Jagden an der Seite des Kaisers. Auch für Vernet mußte der Irrthum des Einnehmens passen, der in der wittenberger Schloßkirche unter die Hautreliefs Gestalt Cranach's der Worte „Portae inferorum" (der gebräuchliche Name) Platz erhalten (der Teufel) Aus jener Zeit werden eine Menge höchst charakteristische und gutmüthige Worte von Vernet und dem Kaiser erzählt. Der Kaiser wünschte ein Bild „Die Einnahme von Moskau", das seine Gattin von ihm gemalt zu sehen, bemerkte aber: es werde es als Franzos wol nicht gern malen. „Warum nicht, Sire!" erwiderte der Maler. „Ich habe ihren Gemahl am Krönungstage gemalt." Unter den vielen vortrefflichen Bildern, die sein Pinsel dort geschaffen, ist unstreitig sein „Russischer Schützen" das trefflichste und berühmteste.

Als Vernet nach Paris zurückkehrte, wurde ihm von Ludwig Philipp der Auftrag, den Sieben Hendrich des Hospital von Bicêtre, den er mit 600 Charakteren in den Thälern des Atlas ausgeführt hatte, zu vervielfältigen. Es entstand jenes Riesenbild, das mit den Meisterwerken aller malerischen Nationalitäten umfaßt, befindet sich unter dem Namen „Der Ueberfall der Smalah Abd el-Kader's". Es hat 16 Fuß Höhe und 60 in der ganzen 75 Fuß lange Raum hat Saal in Versailles. Eine Schilderung dieses Bildes könnte den Entwurf eines Romans abgeben. Es ist der Hauptlager des Arabers, seine wandelnde Festung mit seiner Habe und Hoffnung, seinem Harem, seinen Schatzkammern. Die Idee der verschiedenen Vorgänge, der Kämpfe Einzelne, die hier auf den hügeligen Raum zusammengedrängt sind, konnte eben nur der Genius eines Horace Vernet ins Leben rufen und zu einer harmonischen Composition abrunden. Bunt, phantastisch durcheinander gewürfelt Menschen und Thiere und doch wieder klar sich voneinander abhebend, Landschaft, Licht und Luft mit genauester Detailkenntniß ausgeführt. Abd-el-Kader selbst befindet sich nicht auf dem Gemälde, wol aber die charaktervollen Köpfe der Häuptlinge der verschiedenen Stämme, die Lieblingsträume des Fürsten und das Kamel, das er trägt, welches Abd-el-Kader ritten, als er ihm noch einmal seine geliebten Frauen auf der Schlacht gerettet hatte, nach Paris schickte, um es dort in seiner Krankheit von dem berühmtesten Thierarzt behandeln zu lassen. Die Ereignisse reihen sich hier wie in einer Erzählung aneinander, aber in der höchsten Vollendung und tiefer Wirklichkeit, daß man in dem Interesse des „Tableaux" im Augenblick zu Vergessen wie ihm abenteuerliche Welt hat, ist von dem Künstler innerhalb sechs Monate geschaffen worden." In einem zweiten, ähnlichen Riesenbilde, dem Siege Bugeaud's am Isly über die Marokkaner, ist Horace Vernet auch mehr wieder dem Ueberfall der Smalah gerühmt geblieben.

Der bis dahin vom Schicksal auf Rosen getragene Maler, dem das Glück immer lächelnd zur Seite gestanden, mußte auch den Tod seiner einzigen, überaus schönen und begabten Tochter Lucie, der Gattin eines gleich ausgezeichneten Künstlers, Paul Delaroche, auf sich nehmen. Einer langen Zeit bedurfte es, ehe der gebeugte Vater sich von dem

unvergessliche Schlacht erhielten konnte. Seine Stirn [illegible] von seinem Ereignis gebracht zu sein, wenn [illegible] er mit solcher Ruhe [illegible] Dramatik zusammen mit [illegible] berichtet, [illegible] Schlachtfeld nicht wenig [illegible] zu vergleichen. [illegible] gehört unter [illegible] Satz: „Die Erfahrung hat uns [illegible] vertrauungen [illegible]".

Seinen [illegible] Erfahrung [illegible] er einmal [illegible] Mitleid, [illegible] Nachsicht [illegible] Kinder [illegible] [illegible] [illegible]

braucht die Mark, mit dem einzelnen noch es nicht zu beginnen. Er wird sagt, Deutsche, von einer unerträglichen Langeweile, wenn es die verschiedenen Verträge und Übereinkünfte der deutschen Herzoge mit den Hohenstaufen rühmt, und Schiller schildert über die Schlacht von Mühlberg. Von dem gefangenen Staat sich seiner eigenen Sagen viel mehr gehalten als von den deutschen Geschichtschreiber, die beständig seinem Geist zur Verzweiflung bringen müssen. Es ist eine Verwirrung, von der es schwierig war, sich zu retten. Bei denen weiß man nicht auf welchen Boden, während man bei Karlyle gerades Himmel und Erde, seine phantastische Übertreibung und den dürren Text, obwohl Sie schwer unglaublich und ist doch mehr von einem Roman bei Friedrich in Hannover seinem Dekl Gang II nicht machen, Lachen ein ganzes Kapitel bei einem Dichter. In einzelnen Stellen stimmt dann freilich wieder das außerordentliche Talent Carlyle's in seinem wunderbaren, auf allen Sachen gemischten Stil, so bei der ersten Zusammenkunft Voltaire's und Friedrich's in dem Schloß zu Moulant. Dem Manne aber fehlt vor Klarheit und Harmonie, es ist eine Sammlung aller Schönheitsblätter, die Bismarck bei Studenten, mit dem nur die Verwirrung des besseren Teils gleichen Schein hat. Carlyle's Verehrung des Klopstock ist maßlos. Es scheint ich nahezu selbst an den Gedanken, unerklärlich wird man wünschen, wenn jetzt Friedrich Rückt von Mühlberg nie — „Nun und Ewigkeit" genannt wird.

Solche Verkehrtheiten gegenüber braucht es sich nicht, daß Männer wie ungewöhnliche Erscheinungen wie Oscar Klopp, trotz es weder an Gelehrsamkeit noch an Urtheil fehlt, so ohne alles Maßgefühl in der Verfolgung von Ideen gerathen werden. Die Wahrheit liegt nicht in der Mitte, sie liegt bei denen, die Deutsch beurtheilen, daß es einen preußischen Staat gibt, daß es seinen großen Helden und Fürsten als seinen Heiligen in den preußischen Schulbüchern wie Carlyle auch bei Verwerfung nicht in die Schmeichelei verfallen. Friedrich's Ruhm wird nicht geringer, wenn man seine Schwächen, seine menschenverachtende Härte und den Zug der Grausamkeit in seinem Wesen sieht, wie sie für seine Größe sind, sie schon sind.

Briefe aus Venedig.

I.

Mit Ernst und Ferne zugleich pflegen wir von den Lobsprüchen zu reden, welche die Italiener auf Deutschland erheben. „Land der Deutschen" wiederholen wir darauf, doch hat selbst die Natur eine Art Grenze zwischen dem deutschen und dem „welschen" Theil der Landschaft gezogen. Nicht nur die Leute, auch das Land ändert merklich seinen Charakter, sobald man diese Grenze am Süden überschreitet. Die Berge werden Kerker, treten näher zusammen, verschwinden ab zur Ebene — der Pferde bei jedem Wechsel der Postkarte, welche so viel Herren zum Dienst wurde, so viel Klopfe ab, von der prächtigen Gastfreiheit an, die unter Deutschland Sache ihre Einrichtung bei Tagesherbergen begründete, bis zum Gericht von 1849, wo ich auf Wagen gilt wurde auf die Seite des tapferen Feldherrn, der dann seinen raschen Siegeslauf verfolgte bis an den Tessin.

Die Begeistert und zuerst die Gemüthlichkeit Italiens und der römische Katholizismus gilt und unerschöpflich dabei ein, daß die Gegenstände der heiligen Kirche verbindende geistliche Gefühl. Das natürlichste sagte große Kunst der katholischen Kirche vollendete den Staat. Die früher unserer Religion nach dem Herzen zu nämlichen, dagegen erlebt sich mächtig die deutsche protestantische Überlegen und die nationalen Verschiedenheiten verwandeln die Gemeinschaft nicht zu halten.

Nahe bei von der Thore der Eisenbahn ziehen auf der nördlichen Seite die Gebäude Engl. genannt gegen Süden bezeichnet halb auf Gebiet der mächtigen Republik von San-Marco. Der gefangene Thor hatte die Gebäuden der Lagune und der Festungswerke. Eine starke Regierung stellt noch Grenzlinien, eine Schranke über mit Wagen ist allmählich verfallen. Es mußte gegen dem Grundsatz der Freiheit von Freier einzelne Gemeinden möglichen ab sie. Auch jetzt in den österreichischen Gebieten Istriens der nächste Theil Italien. Dahin dauert Gut und Eisenbahnen der Post, der Fahrgast, der reichbeladenen Thore. Die österreichische Republik Venedig war die Mehrzahl, eine Reihe von Gebäuden und Bauern selbst ab an sie. Auf dunkle Thaten geschahen in Istrien, es ist noch heute eine fremde Stadt, voll Hingebung an Italien, voll Haß gegen Oesterreich.

Diese Stimmung reicht durch die ganze Provinz, daß sie sich wenigstens in festlichem Anlaufen an den guten Willen von Cavour trübt. Einst Gelegenheit in Venedig über die Nationalitätsfeier gewaltig. Venetia, Lombardei, daß die venetianer Gebiet, Gebäuden und daß Karte Thorne den wichtige Dämmen, an denen sich die Flut Rast.

Daß mit den Österreichen Sympathien nicht es nicht unter den meisten Gebäuden, und wenn eine gelegentliche Anerkennung der italienischen Armee hervortritt, worauf die deutsche Antwort erfolgt, dann pflegt sich der Ruhm des Gebäudes gleich freundlich kund. In der Nähe der großen Lösung mit ihrer sehr bedeutenden Besatzung wurden die Militärtransporte häufig. In den Wagons wimmelt es von Soldaten und es sollen sich oben die Gebäudeseite der Gebäudeleute mit langen Armen Gebäude. Gebäude ist von deutschen Irrthum und der verschiedenen Nationalgefühl wenig vertreten, doch aber alle Gebäudeleute, Gebäude und Freundlichkeit, als Klopp eine Schlacht bevor.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von Karl Frenzel.

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 10. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Das Armband. Novelle von Theodor Mügge. Forts. und Schluß. — Zeitschrift für Geschichte der Malerei. Herausgegeben von Gottfried Eggers. II. — Aus der „Jugendzeitung". Von Karl Gutzkow. I. — Neujahrsgruß. Gedicht von Ernst Ludwig. II. — Die Schauspielerin als Heilige. — Kleine Revue. — Die „Illustrirte Zeitung".

Das Armband.

Novelle von Theodor Mügge.

Zweites Kapitel.

Nathan erbrach aber das Siegel, studirte den Inhalt, mit welchem ihm der Gemeinderath entgegenkam. „Ich muß um Verhaftsbefehl bitten gegen den angeschuldigten Eigenthümer meines Verkaufs", las er an.

„Ich habe mir über an Ernsten gethangen", unterbrach ihn Otto mit schmerzlichem Lächeln. „In dieser Stunde aber habe ich Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, wie hoch und religiös solche Formen sind, welche uns ernsthaft Jahre wohlgethan und einen Theil unserer Lebensglückes aufgemacht haben."

Nathan verstand ihn nicht, konnte ihn nicht verstehen. Aber er sah, daß Otto unerschütterlich war, und heftig ab, um in der Aufregung seiner Verzweiflung den stürmischen Hoffnungslosen zu zeigen.

„Der Zweck meines Besuches ist von höchster Wichtigkeit für Sie", fuhr er fort. „Ich verhafte mich darum aller Umschweife. Sie müssen sich zu Gerichte gestehen. Sie sind es nicht! Man hat Sie hintergangen, betrogen! Man hat Ihnen durch Kummer und Gram getrübtes Blut

bezogen, um Ihre Gutmüthigkeit zu mißbrauchen. Die Briefe, welche Sie besitzen, befinden sich eine etwa auf die Hälfte ihres Betrages."

Der Gemeinderath war schrecklich geworden und auf den Tisch, in dessen Nähe er stand, niedergesunken. Jetzt sagte er mit leiser, fast unterdrückter Stimme: „Das ist unmöglich!"

„Ich wiß", fuhr Nathan fort, „vermag meiner Behauptungen nicht zu erweisen. Aber der Christoph Klauer weiß es. Der Schuft hat ihm das Bekenntniß entrissen. Eben war er bei mir und hat mich beschworen, Sie von dem Zusammenhang der Sache in Kenntniß zu setzen."

Während dem Nathan das ihm von Klauer Mitgetheilte mit wenigen dem Gemeinderath mittheilte, sah dieser unbeweglich und mit starrem Blick auf den Sprecher und schien anfänglich den Sinn der Worte gar nicht zu fassen. Allmählich mit sank sich der Ausdruck des Verständnisses in seinen Zügen. Seine Hände verschlangen sich, er biß die Zähne zusammen. Dann stand wieder ein Strahl des Zornes über sein Gesicht. Endlich, nachdem Nathan seine Erzählung beendigt hatte, schaute er ihn mit finsterem, fast gräßlichem Blick an und sagte: „Wenn Sie's wissen, wie ist es Ihnen möglich, mir solche Dinge zu sagen, mir solche

Noth und Verzweiflung mich Ihre Enthüllung erretten! Es handelte ſich um viel mehr als um ein verlorenes Vermögen!“

„Ihr Dank gebührt vielmehr meinem Freunde Kleinert“, verſetzte der Rößler, „und nur einer ſeiner wunderlichen Launen kann ich's zuſchreiben, daß er mich zum Ueberbringer ſeiner Enthüllung auserſehen.“

Der Commerzienrath ſchien auf dieſe Antwort gar nicht geachtet zu haben. „Durch das Armband kamen Sie mit meiner Familie in Berührung!“ fuhr er, wie mit ſich ſelber redend, fort. „Welch wunderbares Spiel des Zufalls!“

Rüdiger horchte auf. Mit einem ernſten, forſchenden Blick auf Grün's Geſicht ſprach er langſam und betonend: „Sonderbar! Auch meiner Mutter entfuhr bei Erwähnung des Armbands ein ähnlicher Ausruf!“

Der Commerzienrath ſtarrte den Rößler faſt mit dem Ausdruck des Schreckens an. „Ihrer Mutter?“ fragte er mit großer Erregung. „Wer war Ihre Mutter? Welches iſt ihr Familienname? . . . Mein Gott, wenn ſich auch das noch fügen ſollte!“

„Meine Mutter“, verſetzte Rüdiger langſam, „iſt eine geborene Arndt und ſtammt aus der Kreisſtadt L.“

„Vater Gott!“ rief Grün, indem er aufſprang, dicht vor den Rößler trat und ihn mit den Augen verſchlang. „Sie ſind ihr Sohn! Der Sohn von Emilie Arndt!“

Lange ſtand er mit verſchränkten Armen und ſchien Rüdiger's Antlitz Zug für Zug zu prüfen und mit dem Bilde ſeiner Erinnerung zu vergleichen. Dann erfaßte er ihn bei der Hand, führte ihn nach dem Divan und begann in dem weichen Tone einer tiefen Rührung, während ſich auf ſeiner Stirn wieder die geheimnißvolle Falte zeigte: „Sie ſind der Sohn eines Weibes, gegen welches ich einſt ſo ſündigte habe. Sie ſollen mein Richter ſein! . . . Seit Jahren laſtet dieſe Schuld drückend auf meiner Seele. Es gab keine geeignetere Stunde zum erleichternden Bekenntniß als dieſe! Auch ich bin in der Kreisſtadt L., dem Heimathsort Ihrer Mutter, geboren. Die Cholera raffte frühzeitig meine Aeltern hinweg. Ein wohlhabender, aber hartherziger Oheim, der zu meinem Vormund ernannt wurde, ſuchte ſich der Laſt meiner Erziehung ſo ſchnell als möglich zu entledigen und gab mich, kaum daß ich confirmirt worden, zu einem Kaufmann in die Lehre; ich mußte mich hier lernen. . . Ich will Sie nicht durch die Schilderung meines Leidens in jener Zeit ermüden! Ich will nur ſagen, Härte und Lieblоſigkeit machten mein Herz, das ohnehin nur wenige Jahre von dem Frohſinn der Kinderliebe durchdrungen war, kalt und ſtarr, meinen Geiſt nüchtern und berechnend. Als zwanzigjähriger Jüngling beſaß ich die verſtändige Lebensklugheit eines gereiften Mannes. Ich dürſtete nach Reichthum und Anſehen und war entſchloſſen, dieſen Durſt, es koſte was es wolle, zu ſtillen. Das Schickſal, ſagte ich mir, vertheilt die Güter des Lebens willkürlich und launenhaft. Für das Spiel des Lebens habe ich nur eine Trumpfkarte — das iſt der Verſtand, die Klugheit!

„In dieſer Zeit machte ich die Bekanntſchaft einer jungen Dame aus guter Familie. Sie war nicht gerade ſchön. Sie beſaß keine blendenden, glänzenden Eigenſchaften, allein ſie hatte ein leidliches Vermögen zu erwarten und das beſtimmte mich, ihr große Aufmerkſamkeit zu erweiſen, mich ihr auf jede Weiſe zu nähern. Da ich mich eines guten Rufs erfreute und mir eine gewiſſe Selbſtändigkeit in meinem Weſen das Vertrauen ihres Vaters gewann, ſo fand ich leicht Eingang in ihrer Familie. . .“

Er hielt, von dieſer Erinnerung aufs tiefſte bewegt, inne und ließ einen Seufzer aus. Dann fuhr er fort: „Auch die ſtarrſte Selbſtſucht hat Riſſe, durch welche die erwärmenden Strahlen edler Menſchentugend hindurchdringen. Mit ihrer ſanften, holden Weiblichkeit, mit ihrer naiven Veilchentugend und mit ihrer engelhaften Seelenreinheit bezauberte mich Emilie Arndt, veredelte und erhob ſie mich. Mein Eigennutz, welchen ich hinter der Maske der Liebe verſteckt hielt, ſchwand wie Duft. Die Maske ſchmolz. Ich hatte mit Feuer geſpielt und der Brand war entzündend und entflammend in mein Herz gefallen. . . O mein junger Freund, was auch die Welt mit ihrer Klugheit, ihrem kalten Verſtand ſagen mag, die Liebe iſt etwas Heiliges! Sie erhebt uns über uns ſelbſt! Sie trägt uns wie auf überirdiſchen Fittichen zu einem Himmel empor, in welchem wir, obſchon noch gefeſſelt in Staub, doch ſchon den Vorgeſchmack der Seligkeit genießen und uns edel und rein wie Engel fühlen! . . .“

Er ſtand auf, trat ans Fenſter und blieb dort eine Weile ſtehen mit abgewandtem Geſicht. Rührung und Wehmuth ſchien ihn nur ſchwer zu männlicher Faſſung gelangen. Endlich kehrte er nach dem Divan zurück und fuhr fort: „Ja, mein Freund, ich habe Ihre Mutter tief und

Fünfte Scene.

Lettice, Eliza treten erwartungsvoll herein. Marwell ſteht wie angedonnert. Zuletzt Phillips.

Eliza (ängſtlich).

Ihr ſeid ſo verſtört.

Lettice.

Was iſt Bruder? Der Vater iſt ſchnell ausgefahren, — die Mutter hat mir eine Mittheilung gemacht. —

Eliza.

Mein Himmel

Marwell.

Euer Vater, Miß (auf den eben eintretenden Phillips zeigend) Höret da —

Eliza (ſtürzt auf Phillips zu).

Gott im Himmel, mein Vater — iſt todt?

Phillips.

Mehr als todt! Er iſt ein Bettler.

Eliza

(ſieht erſtarrend Phillips groß an).

Phillips.

Eine Unternehmung, von der Niemand etwas wußte,

glühend geliebt und diese Liebe hat mich gehoben und veredelt! Wenn ich, der kalte, berechnende Egoist, in das bessere, innige Auge Emiliens blicke, so glaubte ich an Innerst und Herrlichkeit, an Gemüth und Seelenadel auf Erden, hob zum menschlichen Bild noch etwas anderes als Reichthum gehöre. ... Zwar gab ich meine stolzen Hoffnungen und Bestrebungen nicht auf. Der Drang, mich vermittelst im Leben zu bringen, mich auszuzeichnen über Armuth und Mittelgut, war vielmehr noch stärker, mächtiger in mir. Allein die Triebfeder meines Strebens war eine andere geworden. Ich strebte für sie! Ihr hätte ich alle Schätze der Welt zu Füßen legen mögen'.

„So verging ein Jahr. Ich war der offizielle Verlobte von Emilie Arndt. Und während der Vater derselben, weil ich mir zur weiteren Ausbildung einen größeren Wirkungskreis suchen wollte, Land Vorschlag meines Principals erhielt ich eine Stellung in dieser Stadt, in einem Comptoir-Geschäft. So schwer mir die Trennung von der Geliebten fiel, so reiste ich doch mit heiterer Freude hierher. Ich hatte Muth, mich in die Welt zu wagen und gleichsam auf Probe, offener Sie dem Ziele meines Lebens zuzusteuern'.

Wieder schwieg er eine Weile, als hätte er auf der Insel der Erinnerung einen neuen, wichtigen Abschnitt seines Lebens gefunden. Darauf sagte er fort: „Ich kann mir das Ereigniß denken, daß ich in meiner neuen Stellung so jener Person meine Schuldigkeit gethan. Ich war das Muster eines Commis. Nicht allein durch Fleiß und Umsicht im Geschäft, sondern auch durch Sittenstrenge im Leben zeichnete ich mich aus. Ein glücklicher Zufall hatte mich zu einem Manne gebracht, welcher diese Eigenschaften zu schätzen wußte. Mein Principal, welchen ich, um ihn mich zu beurtheilen, einen moralischen Charakter nennen will, war ein kalter, strenger, finsterer Mann, dessen ganzes Denken und Fühlen, Handeln und Wirken sich auf das Geschäft beschränkte. Die Privatstunden seines Lebens waren seinem Lehren, Wissen und erst in dritter Linie das Weib ... Niemals vernahm ich aus seinem Munde einen Tadel, aber auch niemals ein Lob. ... Sie rücken mit dem heutigen Tage an die Stelle des ersten Commis'. sprach er in seiner monotonen Weise nach dem ersten Halbjahr zu mir. — „Ihre Gehaltserhöhung beträgt Hundert pro Quartal'. Ein Jahr darauf sprach er: „Mein Buchhalter ist zu alt und kränklich für mich. Ich stelle Sie heute an seinen Platz. Gehalt 800 pro Jahr. Des Sonntags bei Sie ein- für allemal an meinem Tisch geladen'. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich mich solche Beförderung machte! Im Kreise der Familie sammte ich beim nun schon am Tische: „Jetzt endlich bin ich an das erste Ziel meines Lebens gelangt! Bitte den Hochzeitstag! Bald komm' ich, sie zu holen'. Und mit diesem Briefe schickte ich an ihre Mutter einen Armband, welchen Sie kennen'. ... Etwa einen Monat darauf legte ich meinem Principal von meiner Absicht, mich zu verheirathen, in Kenntniß. Es geschah hier im Comptoir, während er an seinem Pulte saß, mich erwartend, um zu arbeiten. Er blickte mich mit seinen durchdringenden Augen forschend an. Darauf sagte er in kaltem Geschäftstone: „Kommen Sie um zwölf nach meinem Zimmer'. Seiner Gunst und Zuneigung gewiß, dachte ich, er würde mir ein Geschenk machen, und betrat um 12 Uhr, heiteren Sinnes, das Kontor, einfach ausgestattet Cabinet, welches er fast nur verließ, um ins Comptoir oder zu Tische zu gehen. Er saß in einem alten, abgenutzten Lehnstuhl, die Augen zu Boden geschlagen, und sah eine lange Weile vergehen, ehe er mich ansprach. „Sie sind ein solider, fleißiger und intelligenter Mensch', hob er endlich an; „viele Eigenschaften haben für den kaufmännischen Stand einen großen Werth als ein großes Vermögen. In einer Zeit, wo sich der Schwindel so vieler Köpfe bemächtigt hat, muß man zuverlässige Charaktere mit der Laterne suchen. ... Aus diesem Grunde bin ich veranlaßt, Sie zu meinem Eidam zu machen'. Ich war wie vom Blitz getroffen. Unter den mich plötzlich bestürmenden Gefühlen kam die gewisse Camille über seine Wahrscheinlichkeit in meinem Herzen. ... Gleichsam um mir Zeit zur Sammlung zu lassen, schwieg er eine lange Weile. Dann sagte er fort: „Sie werden bemerken, ob aus Liebe oder Berechnung, ist mir nicht bekannt. Im ersten Falle möchte ich mich in Ihnen getäuscht haben. Das Leben ist ein Rechenexempel. Wer heirathet ohne Ueberschwenglichkeit bringt, der trägt einen solchen Sieg davon. Er ist sein zuverlässiger Geschäftsmann. Ihm wird die Rechnung nie stimmen. ... Im letzten Falle wäre natürlich jede, auch die gründlichste Berechnung zweifelhaft und gefährlich. Im ersten Falle — nun so haben Sie eben eine nützliche Berechnung angestellt'. Ueberrascht die Summe der Vortheile und Aussichten, welche mein Entrag Ihnen bietet, diejenige der dem Ihnen projectirten Heirath, so sprechen Sie morgen ein

einfaches Ja'. Ich gebe Ihnen 24 Stunden Bedenkzeit. . . Was meine Tochter betrifft, so scheint sie Ihnen nicht gleichgiltig zu sein. In jedem Falle hab' ich sie so erzogen, daß sie frei von romantischen Grillen ist und meinem Wunsche kein Hinderniß in den Weg stellen wird. . . Also morgen, Schlag zwölf, bitt' ich um Antwort!«

„Ich sehe Ihnen an, Sie wollen sagen: Warum hast du die Antwort nicht gleich gegeben, eine Antwort kurz und scharf, wie sie solchem Antrage gebührte? Ich muß Ihnen sagen, anfangs beabsichtigte ich dies. Dann aber bestrickte mich der Zauber, welchen dieser Mann mit seiner kalten Ruhe, seiner eisernen Konsequenz, seiner gefühllosen Geschäftsmäßigkeit auf seine Umgebung stets ausübte. Und zugleich erweckte dieser Zauber den alten Geist, der mich als zwanzigjährigen Gymnasiasten beherrscht hatte, den Geist der Habgier, des Ehrgeizes, der Selbstsucht. . . Das Vermögen meines Prinzipals belief sich auf eine halbe Million. Seine Tochter war ein kaltes, stilles Wesen von strahlender Schönheit. Diese Schätze, die wie durch ein Wunder in das Bereich meiner Hand gerückt wurden, sollte ich ausschlagen — einer »romantischen Grille« wegen?! Um einer »Ueberschwenglichkeit« willen sollte ich, nicht an dem großen Ziele meines Lebens, in kleine armselige Verhältnisse zurückkehren?! . . . Sie sehen, mein moralischer Bankrott war schon entschieden. Es galt nur noch, ihn mit dem Schein des Anstandes zu übertünchen. Meiner Herzlosigkeit fügte ich eine Feigheit hinzu. Ich schrieb an Emilie, stellte ihr die Sachlage vor und bat um ihre Entscheidung."

Rudiger mußte an sich halten, um seinen Ausruf der Entrüstung auszustoßen. Nur der Ausdruck von Wehmuth, von Reue und Trauer, welcher stärker und stärker in Otto's Zügen hervortrat, hielt ihn davon zurück.

Dieser aber fuhr fort: „Der Mensch ist zu nichts geschickter als zur Selbsttäuschung, zur Beschönigung unedler Motive! Ich redete mir ein, ganz korrekt und ehrenhaft zu handeln. Ja, als ich am nächsten Tage das kleine Cabinet wieder betrat und dem ersten Mann sagen konnte: »Ich bin leider noch nicht im Stande, Ihnen die gewünschte Antwort zu geben. Ich hab' es für meine Pflicht gehalten, die Entscheidung der ernsten Frage meiner Verlobten anheimzustellen. Erst der heutige Abendzug wird diese Entscheidung bringen«, da bildete ich mir wahrhaftig ein, die Rolle eines Ehrenmannes zu spielen. . . Ich entsinne mich noch ganz genau des Blicks, mit welchem er mich nach dieser Erklärung betrachtete. Er schien sagen zu wollen: »Aber, mich täuschest du nicht! Doch besitzest du großes Talent zur Berechnung und bist mein Mann!« Laut aber sagte er nach kurzer Pause: »Für diesmal bewilige ich die Frist! Doch hüten Sie sich für die Zukunft, einen wichtigen Entschluß hinauszuschieben oder gar dem Zufall zu überlassen! Die Verantwortlichkeit bleibt dieselbe, aber die Energie des Wollens nicht!« Des Abends erhielt ich aus L. ein Packet. Es enthielt die Briefe, welche ich Emilien geschrieben, und das Armband, welches ich ihr geschenkt hatte. Weiter nichts. . ."

Er stand auf und schritt eine Weile schweigend auf und nieder. Seine Züge verloren den Ausdruck der Wehmuth und Trauer und nahmen den einer gewissen inneren Befriedigung an. Das Bekenntniß hatte offenbar eine Last von seiner Seele gewälzt. Endlich nahm er wieder Platz auf dem Divan und fuhr fort: „Einige Wochen darauf war ich Kompagnon und Schwiegersohn meines Prinzipals. . . Als ich an der Seite meiner Gattin aus der Trauung nach Hause fuhr, sagte eine laute Stimme in mir: »Du bist doch kein Ehrenmann! Du hast einen Treubruch begangen! Die Vergeltung wird nicht ausbleiben!«

„Diese Stimme hat sich später viel hundertmal wiederholt. Das Leben strafte sie Lügen. Das Glück hing an mir mit einer Ausdauer und Treue ohnegleichen. Fünfundzwanzig Jahre hindurch habe ich fast keinen Wunsch gehegt, der nicht sofortig erfüllt worden wäre! Mein vom Schwiegervater ererbtes Vermögen verdoppelte sich. Ich erlangte Ansehen und Ehre vor der Welt. Ja, selbst in meinem Familienleben ging die Sonne des Glücks nie unter. . Dieses unverdiente, erbarmliche Glück hat mich gleichsam beschämt. Es hat mich abgelenkt von dem Pfade heißer Selbstsucht und veredelt, geläutert. Jene Sünde der Treulosigkeit durch Wohlwollen gegen die Menschheit zu sühnen, das wurde mein einziges Bestreben. Ja, ich kann Ihnen sagen, die Furcht vor einer Vergeltung für jene Treulosigkeit wurde mir allgemach theuer! Es lag für mich ein ganz eigener Reiz darin, mich auf ein Unglück gefaßt zu machen. . . Nun, endlich kam es, und ich kann mir das Zeugniß ausstellen, daß ich es aufnahm wie ein Mann, ja vielleicht zu gleichgültig, zu ergeben. Auch sag, wie ich jetzt wohl einsehe, in dieser Gleichgültigkeit im Grunde doch ein allzu großes Vertrauen auf meinen Glücks-

Herrn verborgen. Ich nahm die Verluste so kaltblütig auf, weil sie, obwol sehr erheblich, mich doch nicht gleich ruinirten, und weil ich überzeugt war, sie bald wieder zu ersetzen. Erst als die Schläge sich wiederholten, als ich sah, wie ein schrankenloses Verhängniß mich immer näher gegen den Abgrund hindrängte, als ich fühlte, daß es dem blinden Glücke ganz eben so leicht wurde, mich zu stürzen, als vorher zu erheben, da verlor ich Kopf und Halt. Ich sah nur noch durch die Augen meines Buchhalters. Krantz verdankt mir alles. Ich habe ihn wie einen Sohn gehalten und geliebt. Daß er mich stürzen konnte! ... Sehen Sie, so muß ich sagen! Und daß mir ebenso auch Ihre Manier über mich getäuscht haben!"

Nach diesen Worten drückte er dem Bäcker mit einem um Verzeihung bittenden Blick die Hand entgegen. Rüdiger konnte nicht widerstehen. Er ergriff diese Hand, drückte sie und küßte sie. „In meiner Mutter Namen!"

Im nämlichen Augenblick öffnete sich die Thür und herein schritt von Ribera.

Sechstes Kapitel.

„Verzeihung, Onkel, daß ich unangemeldet eintrete!" sprach er, ohne den Bäcker einer Antwort zu würdigen; „ich glaubte Sie allein zu finden."

„Sie irren sich nicht", antwortete der Kommerzienrath mit kalter Höflichkeit; „vielmehr vermuthe ich, daß das, was Sie mir zu sagen haben, mit dem in einiger Beziehung steht, was ich soeben mit diesem Herrn — die Herren kennen sich — verhandelt habe."

Von Ribera warf einen verachtenden Blick auf Rüdiger und sagte mit hochmüthigem Lächeln: „Obwol ich einen Zusammenhang zwischen dem, was ich Ihnen zu sagen habe, und dem, was dieser Herr Ihnen gesagt, unmöglich errathen kann, so nehme ich doch keinen Anstand, ihn zum Zeugen meiner Mittheilung zu machen. Ich komme soeben von einer Unterredung mit Klara und habe von ihr in Gegenwart der Tante das Jawort erhalten!"

Eine Pause war da. Der Blick des Triumphs, welchen von Ribera auf den Bäcker warf, sah dieser nicht, da er, erblassend, die Augen zu Boden schlug. Aber auch der Kommerzienrath war von dieser Mittheilung betroffen. Nach einigem Nachdenken sprach er: „Vor kaum einer Stunde hat meine Tochter, nachdem ich ihr von Ihrem Antrag in Kenntniß gesetzt, sich Ihr verbeten. Was ist geschehen, um sie so plötzlich zur Nachgiebigkeit zu bringen?"

„Ja natürlich", antwortete von Ribera, mit den Achseln zuckend, „das vermag ich unmöglich zu sagen. Die Damen haben nun einmal das Privilegium der launenhaftigkeit. Uebrigens kann ich sie auch hoffe, Tante und Cousine, in bester erregter Stimmung."

„Ganz recht", sprach Otto, sich nur mit Mühe beherrschend, „Sie hatten soeben eine höchst beruhigende Mittheilung von mir empfangen. Ich wollte sie mir erbitten, selbigen Blick. Und ehe verbleibt kann ich, darf ich auch das Ihnen von Klara gegebene Jawort nicht unterschreiben — um so weniger, als ich Veranlassung habe zu glauben, daß sie nicht von Herzen gekommen."

„Nicht von Herzen?" wiederholte von Ribera. „Mein Gott, ich hatte Veranlassung zu glauben, darüber waren wir hinaus! ... Da Sie indessen diesen so zarten Punkt noch einmal berührt haben, so darf ich mir wol eine Erklärung erbitten und frage noch, daß, wie man sie Ihnen geben, ich eine solche und bestimmte Versicherung von Ihnen fordere!"

Er stand auf und griff nach seinem Hut. Darauf schritt er sich mit dem Rücken an den in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch, lehnte die Arme auf diesen den Kommerzienrath mit herausfordernder Miene an.

„Eine genügende Erklärung soll Ihnen werden", sagte Otto in dem kühlen, kalt höflichen Tone, mit welchem er jenen Worten auch den Blicken schuf, sagte er jenen sagen hatte. „Herr Rüdiger, ich bitte Sie inzwischen, sich Ihres Gegenwart noch nicht zu entfernen. Bei der Erklärung, die ich Herrn von Ribera zu geben im Stande bin, sollen Sie gewissermaßen mein Gewissen, mein Zeuge sein."

Rüdiger nahm wieder Platz und der Kommerzienrath hob an:

„Zunächst will ich mit einem offenen Bekenntniß beginnen. ... Bis vor einer Stunde hatte ich eine eheliche Verbindung zwischen Ihnen und meiner Tochter schlechthin gewünscht, Herr von Ribera, obwol ich längst schon die Ueberzeugung gewonnen, daß das Herz meiner Tochter in diesem Punkte seine Bestätigung nicht finden würde. Ich will die Selbstsucht, welche diesem Wunsche zu Grunde lag, nicht beschönigen. Doch kann ich mit meinem Gewissen bekennen, daß ich das Lebensglück meines Kindes durch diese Heirath

nicht für gestört erachtete. Ich selbst hatte eine Gemeinschaft geschlossen und war glücklich gewesen 25 Jahre lang! . . . Erst vor einer Stunde machte ich die Entdeckung, daß eine Verbindung meiner Tochter mit Ihnen nichts anderes bedeuten würde, als meine Tochter opfern! Und kaum war ich zu dieser Ueberzeugung gelangt, so drängte sich mir die andere, noch schrecklichere auf, daß ich in der Gefahr geschwebt hatte, das Schicksal meines Kindes an einen Unwürdigen zu fesseln!"

„Herr Commerzienrath!" rief von Gidern, indem er sich aufrichtete, mit zornflammendem Blick.

„An einen Unwürdigen!" wiederholte Grün mit einer aus tiefstem Herzen quellenden Bitterkeit.

„Und glauben Sie mir, dieser Schimpf, der jetzt heiß und glühend auf Ihrer Stirn brennt, er wird noch lange die Pein, die Angst meiner schlaflosen Nächte nicht sühnen! Mehr als hundert Tode habe ich durch Sie gelitten!"

„Sie reden irre!" sagte von Gidern, der in der That den Zusammenhang nicht begriff. „Ich verstehe Sie nicht!"

„O, ich weiß", rief Grün, sich erhebend, „Sie sehen in alledem nichts weiter als eine Bagatelle, einen kunstlosen Ehrentreich, auf welchen das Strafgesetzbuch keine Anwendung findet! . . . Das ist die furchtbare, abscheuliche Perversität Ihrer privilegirten Kaste! Jene Frivolität, welche mit dem Heiligsten ihr Spiel treibt, welche im sozialen Leben, in der Politik und selbst in der Religion die Grundsätze der Selbstsucht und Selbstüberhebung geltend macht! Welche alle Begriffe des Rechts und der Wahrheit verwirren und jede Tugend in Schein verkehren möchte! Welche das Ohr der Fürsten vergiftet und ganze Staaten an den Abgrund des Verderbens führt!"

„Ich habe nicht geglaubt, daß Sie ein so großer Politiker und Volksmann sind", unterbrach ihn von Gidern. „Nunmehr begreife ich allerdings, warum dieser Herr" — er deutete mit dem Finger auf Rüdiger — „weit besser in Ihre Familie paßt als ein Mann meinesgleichen! Im übrigen muß ich wiederholen, daß ich aus der ganzen Tragikomödie nicht klug werden kann und scheide mit der Bitte, hinsichtlich unserer gleichgültigen Auseinandersetzung mit meinem Rechtsbeistande in Verbindung zu treten. . . Was endlich den Vorwurf der Unwürdigkeit betrifft. . ."

„So hat ich mich zu gelind ausgedrückt!" rief Grün, seine Fassung verlierend. „Ich hätte ‚nichtswürdig' sagen müssen! ‚Gbrlos'! . . . Ja, mein Herr, Sie sind entlarvt! Ich könnte Sie wegen Verleitung zu Betrug und Fälschung vor den Criminalrichter bringen!"

Von Gidern stand einige Secunden wie versteinert. Darauf brach er in ein sardonisches Gelächter aus und sagte: „Sie faseln! . . . Doch wehe Ihnen, falls es Ihnen nicht gelingen sollte, Ihre frechen Anschuldigungen zu erweisen!" Nach diesen Worten stürzte er mit wüthender Geberde aus dem Zimmer.

„Und jetzt verzeihen Sie", sprach Grün zu Rüdiger, „wenn ich mich sogleich an die Arbeit begebe, das Gewebe des Trugs und der Fälschung zu entwirren! . . . Ich hoffe, das Kreuz nicht einen Augenblick entbehren wird, ein offenes Bekenntniß abzulegen."

Ein gellender, furchtbarer Schrei unterbrach seine Rede. Von Rüdiger gefolgt, eilte er hinaus auf den Flur, nach der Treppe, woher der Schrei gekommen. Dort fanden sie von Gidern, an einen Pfeiler gelehnt, unbeweglich, totenbleich, mit verstörten Zügen, ein Bild des Entsetzens. Sein tief in die Höhlen gesunkenes Auge starrte auf den sinkenden Körper Krawicke, der vor ihm auf der steinernen Treppe lag. Aus der Lage desselben und der noch blutenden Wunde konnte man schließen, daß der Unglückliche rücklings mit dem Kopfe auf eine der scharfkantigen steinernen Stufen gefallen war. Während nun Rüdiger mit Hülfe eines herbeigeeilten Dieners den Sterbenden emporhob und nach einem nahen Zimmer trug und Grün einen düstern, forschenden Blick auf von Gidern warf, stand dieser immer noch stumm und unbeweglich, mit dem Auge nach dem sinkenden Körper starrend. Dann plötzlich blickte er den Commerzienrath an und sein ganzer Körper begann zu zittern. „Ich habe ihn nicht etwa gemordet!" sprach er, während in seinen Zügen der Ausdruck einer tödlichen Angst hervortrat. „Der Narr wollte mich gewaltsam nach Ihrem Zimmer schleppen. Ich wehrte mich und er glitt aus. . . Sie sehen, es wird Ihnen doch nicht gelingen, mich auf die Anklagebank, vor den Criminalrichter, zu bringen!" Nach diesen Worten brach er wiederum in ein krampfhaftes Gelächter aus und rannte hastig die Treppe hinab.

Der herbeigerufene Arzt erklärte den Verwundeten für rettungslos. Der zuerst herbeigeeilte Diener aber war Zeuge des verhängnißvollen Auftritts an der Treppe gewesen und berichtete Folgendes:

Als Krause die oberste Stufe der Treppe erreicht hatte, begegnete er von Ebern. „Sie haben gewagt, Schurke!“ redete von Ebern ihn an.

„Nein, aber ich werde schwagen!“ antwortete Krause, der sich in höchster Aufregung befand. „Und Sie sollen Ohrenzeuge meines Geschwätzes sein!“

„Sie sind wahnsinnig!“ sprach von Ebern, indem er Krause am Arme ergriff. „Kommen Sie mit mir! Sie müssen augenblicklich Berlin verlassen! Kommen Sie!“

„Nein, Sie sollen mit mir kommen!“ rief Krause, indem er sich gewaltsam losriß und dann den andern Arm zu ergreifen suchte. Dabei glitt er aus und fiel rücklings mit dem Kopf auf die Kante der Treppenstufe.

Der Commerzienrath stand noch vor dem Lager des verunglückten Krause, als er eiligst in das Zimmer seiner Gattin gerufen wurde. Er fand sie bewußtlos, vom Schlage getroffen.

Der schnell vollzogene Aderlaß des Arztes rettete sie zwar vom Tode, befreite sie jedoch nicht von der Lähmung nicht. Auch erklärte der Arzt, daß eine vielleicht unheilbare Störung ihrer Geistesfähigkeit zu befürchten sei.

Als Vater und Tochter allein am Lager der Erkrankten saßen, berichtete Clara: Gleich nach Krause's Entfernung auf dem Familienzimmer hatte sich von Ebern anmelden lassen. Da plötzlich war die Mutter vor der Tochter auf die Knie gesunken und hatte sie mit glühenden Worten beschworen, nicht einen Tag länger zu zögern, vielmehr noch in dieser Stunde durch Annahme des Ebern'schen Antrags die Familie vor Armuth und Elend zu retten.

„Ich versprach es“, erzählte Clara mit bebender Stimme weiter, „und zwar nicht etwa blos von den Eindrücken des Augenblicks überrascht, nicht mit dem Gefühl eines Schlachtopfers, sein, mit klarem Bewußtsein und freiem Willen, wenn Vater! — Die Liebe geht ja so gern am Abgrund des Irdischen hin — — Daß ich Hartigern liebe, hat sie richtig erkannt, und die Hindernisse, auf welche die Liebe stößt, sind nur dann zu beachten, wenn ein blindes Vorurtheil, nicht aber, wenn eine ernste, heilige Pflicht sie bereitet. —

Nachdem ich dem Vetter das Jawort gegeben und er uns verlassen hatte, küßte mich die Mutter auf die Stirn, gab mir zärtliche Namen und ging dann lange Zeit in großer Aufregung auf und nieder. Plötzlich, als sie jemand beim Zimmer verlassen hörte, eilte sie durch das anstoßende Gemach und öffnete die Thür, welche zur Treppe führt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie von Ebern noch einmal zu sprechen und über das Resultat seiner Unterredung mit Dir zu befragen wünschte. Jedenfalls ist sie Augenzeuge des schrecklichen Auftritts an der Treppe gewesen.

„Doch, nachdem der unglückliche Krause den gellenden furchtbaren Schrei ausgestoßen, kehrte sie in dies Zimmer zurück und legte sich schweigend auf den Divan. Sie war todtenbleich, ihr Blick starr und ohne Ausdruck. Auf meine Frage, was geschehen, deutete sie mit der Hand nach der Thür, als wollte sie sagen: „Geh' und sehe selbst!“

„Nichts ahnend von der Gefahr, in welcher sie schwebte, ging ich. Der Wunsch, das Urtheil des Arztes über den Verwundeten zu hören sowie die Erzählung des Dieners hielten mich ziemlich lange fern. Und als ich endlich zurückkehrte, fand ich sie in dem Zustande, in welchem sie sich bei meinem Geschrei noch befand.“

Der Commerzienrath schaute eine lange Weile finster brütend zu Boden. Dann stand er auf und sagte:

„Meine Tochter, ich gehe jetzt an ein sehr schwieriges Geschäft, von welchem vielleicht die Rettung deiner Mutter abhängig ist. Sobald sie das erste leichte unwillkürliche Aufzuckgefühl gibt, sage ihr, daß ich sie gerächt habe, weil ich selbst hätte gerächt werden, daß bei meinem Schußbruch ihr mörderisches Vermögen auf mich einen tödtlichen gerichtet wurde. — Und mich betreffe. —

„Ich bin und bleibe durch mein Jawort gebunden!“ rief sie heftig und mit dem Ausdruck unbeugsamen Willens.

„Und wenn ich dich deines Wortes entbinde? Wenn ich dir beweise, daß er schuld ist?“

Sie schlug die Augen nieder auf die vielen bunten Steine auf dem Armbande.

Willy gewahrte diesen Blick, und obwohl er wußte, daß auch hier nur das Spiel des Zufalls walte, so wirkte doch Erinnerung an seinen frechen Wortbruch beschämend auf ihn.

„Mehr mag es sagen, meine Tochter!“ sprach er mit fester Stimme, und verließ, tieferschüttert, das Zimmer.

(Der Schluß von dem Kampf in nächster Nummer.)

Zeitvertreib für Genesende.

Ein Beitrag zur Diätetik von Berthold Sigismund.

II.

Wenn der Leidende so weit erstarkt ist, daß er aufsitzen und Augen und Hände einigermaßen zu spielender Arbeit gebrauchen kann, dann ist es Aufgabe für die Pflegerin, ihm zuweilen eine kleine, leichte Beschäftigung vorzuschlagen, welche unterhält, ohne zu ermüden. Leichter ist es, für Kinder eine solche Spielarbeit zu ersinnen als für Erwachsene; indessen stelle man sich die Sache nicht zu schwierig vor, da auch der ernste Mann, der sonst nur wuchtige Arbeiten vernimmt, im Krankenzimmer es nicht unter seiner Würde findet, zum Zeitvertreib eine Haushaltungsarbeit zu unternehmen, bei welcher er sich sonst wie Hercules am Spinnrocken erscheinen würde. Sieht man doch genesende Männer, die in gesunden Tagen wahre Cyklopenarbeiten besorgen, mit aller Behaglichkeit Bohnen enthülsen oder Äpfeln schälen. Für Kinder ist eine Lieblingsbeschäftigung das Aufräumen und in Ordnungbringen des Inhalts von Kästen und Schubladen, besonders wenn dieselben mannichfaltigen alten Tand enthalten, mit dem sie sonst gespielt und gekramt haben; vielleicht ist es auch möglich, Erwachsenen durch Zuteilung ähnlicher schlichtender und ordnender Arbeiten einen heilsamen Zeitvertreib zu verschaffen. So wäre für Sammler das Ordnen ihrer Schätze, für andere die chronologische Anordnung der angehäuften Briefe zu versuchen.

Ueber das Genesungsmittel, welches in seiner Heilkraft über die Chinarinde gestellt zu werden verdient, über das Lesen, gibt die treffliche Schrift der Miß Nightingale — auf welche man die Buchhändlerreclame: „Sie sollte neben Raumer's »Mutterpflichten« auf dem Büchertische keiner Hausfrau fehlen", mit vollem Recht anwenden darf — eine Reihe trefflicher Ratschläge. Die hohe Wichtigkeit dieses Zeitvertreibs gestattet wol, einige Nachträge, welche von Nutzen sein dürften, beizufügen.

Man meint gewöhnlich, diesen Genuß für Leidende dadurch weniger angreifend zu machen, daß man ihnen lieber vorliest, als sie selbst lesen läßt. Damit wird aber häufig gefehlt; man schont zwar die Augen, greift aber das Denkorgan des Pfleglings mehr an. Das Lesen eines durch Krankheit Geschwächten darf nicht dem einer Eisenbahnfahrt zu vergleichenden Ueberfliegen der Seiten gleichen, wie es ein Gesunder treibt, um sich rasch des Stoffes zu bemächtigen; vielmehr muß es einem behaglichen Spaziergang ähneln, bei dem es nicht darauf ankommt, wie weit man gelangt, auf dem man recht oft ausruht, um die Eindrücke verklingen zu lassen oder in süßes Träumen zu versinken, wie man es wol im Mai auf einer Gartenbank mit halbgeschlossenen Augen zu thun pflegt. Nun ist aber der Vorleser, wenn er auch neben den Zeilen noch so aufmerksam die Mienen des Zuhörers beachtet, nicht im Stande, zu beurtheilen, wann für diesen der Zeitpunkt einer kleinen Rast, eines ruhigen Rückblicks eingetreten ist; der Hörer aber läßt sich durch die Furcht, unart zu erscheinen, oft abhalten, sich einen Ruhepunkt zu erbitten und schadet sich dabei durch das zu Rasch und zu Viel.

Strenges Gebot ist, nicht im Liegen und nicht bei künstlichem Licht zu lesen, ehe die volle Gesundheit eingezogen und befestigt ist.

Ebenso wichtig als schwer ist die Wahl des zu Lesenden, welche sich natürlich nach dem Bildungsgrade des zu Versorgenden und nach den zu Gebot stehenden Mitteln richten muß. Leider ist in vielen Familien die literarische Hausapotheke, wie sie der Arzt und die Pflegerin wünscht, gar dürftig bestellt, und mancher Arzt wird wol, gleich dem Schreiber dieser Zeilen, den frommen Wunsch gefühlt haben: Jeder Ort sollte aus öffentlichen Mitteln eine Bibliothek stiften, welche auch für die Bedürfnisse dieser dankbarsten Klasse von Lesern sorgte. Als allgemeine Regel gilt: Die zu solchem Zweck brauchbare Schrift sei leichtverständlich, weder den Verstand noch das Gemüth in seinen Tiefen erregend; sie sei mehr objektiv erzählend als betrachtend und vor allem sei sie heiter und gut gelaunt. „Jedes Buch ist gut, ausgenommen das langweilige", hat Voltaire gesagt; aber in unserm Fall nimmt man lieber ein wenig Langeweile in Kauf als geistreichen Seltsam, bei dem es dem Leser immer etwas „gruselig" zu Muthe wird, oder gar als wilden Sturm und Drang, als die grause Romantik des Melodramas. Lieber Rabener's und Gellert's Briefe als die der Charlotte Stieglitz; lieber die Biographie Heine's als die Nikolaus Lenau's; lieber „Hannchen und die Küchlein" als . . . doch wozu einen Index librorum prohibitorum abfassen? Versuchen wir vielmehr einige der empfehlenswerthen Bücher zu nennen, obgleich die Liste natürlich auch nicht den geringsten Anspruch auf Vollständigkeit machen kann.

Einzelne Kritiker haben die Kategorie: „Er-

funde und pathologische Dichtung" aufgestellt, eine ästhetische Kategorie, die wie die meisten andern nicht selten mit Unverstand und Ungerechtigkeit angewandt worden ist. Am erträglichsten ist sie noch für unsern Fall. Ein Buch, das in die Hand der Genesenden passen soll, muß gesund sein, d. h. es muß den erkrankenden und erkrankten den Eindruck machen, wie ihn eine normale, wohlgemuthe, kurze Natur auf uns macht, die da weiß, was sie will und mit guter Laune und durch Hindernisse und Widerwärtigkeiten zum Ziele lossteuert; ein solches Buch muß uns glatt und frisch ansprechen wie ein lieber Bekannter, der in das Krankenzimmer gleichsam den Duft des Waldes und der unverfälschten Natur mitbringt; der uns nicht als dämonischer Zauberer, sondern als tüchtiger, wackerer Mann entgegentritt und um so lieber wird, je heiterer und ausgelassener er bei allem ernsten Wollen bleibt. Mit dieser Bewegung der „gesunden" Literatur ist natürlich nicht eine Werthabwägung im Sinne der Aesthetik gemeint; der Diätetiker wählt das für ihn Brauchbare, mag es auch an Güte und Vortrefflichkeit von andern Kunstwerken so weit übertragt werden als ein Heilkraut, wie der Löwenzahn, von der majestätischen Ulme.

Besonders brauchbar als Genesungs-Lesebücher sind Reisebeschreibungen, unter denen gewiß es fast keine schädlichen und recht viel heilsame gibt. Den Vorzug verdienen die von einem gut gelaunten Reisenden geschriebenen, welche im Leser das Gefühl erregen, als überwinde er selbst mit Leichtigkeit Widerwärtigkeiten und Strapazen aller genieße die reizende Außenwelt mit der frischen Empfänglichkeit eines Neugesunden. Ein Genesender, der etwa Mendelssohn's „Reisebriefe", Bayard Taylor's „Reise nach Lappland" oder Kane's „Polarreise" liest, wird dabei sicher einen Tag verleben, der so gesundheitlich ist, wie irgendeiner des gesunden Alltäglichens war.

Anzurathen sind ferner gute Lebensbeschreibungen und Briefwechsel bedeutender Männer, wenn das darin geschilderte Leben ein solches ist, das seine Anschauung erfrischend und belebend wirkt wie die Luft des freien Feldes. Dem Gebildeten ist Goethe's „Wahrheit und Dichtung", auch wenn er dasselbe schon öfter gelesen, immer wieder eine genußreiche und wie edler Wein erquickende Lektüre.

Auch viele populäre naturwissenschaftliche Werke eignen sich recht wohl für Genesende. Tschudi's „Alpenwelt" z. B. wird jung und alt anlagen und gleichsam einen Hauch frischer Bergluft in das Zimmer wehen. Zu widerrathen sind dagegen solche Schriften, deren Naturanschauung eine künstlich-empfindsame ist oder die sich in naturphilosophischen Theorien ergehen und dem armen Leser, der an sich schon hinlänglich erfahren hat, wie sehr das menschliche Fühlen und Denken vom leiblichen Zustand abhängt, gar noch mit Triumph zu beweisen meinen: der Stoff sei alles und das ganze Leben ein physischer und chemischer Prozeß.

Aus dem Gebiet der Geschichte sind solche Werke auszuwählen, welche Kulturzustände darstellen, ohne durch Schilderungen von sittlichen Exzessen, Barthelomäusnächten und Hexenprozessen in Schauder zu versetzen.

Dichterische Werke zu lesen ist erst in der zweiten, noch schon Gewandtheit zu nennenden Genesungszeit zu gestatten, und selbst dann sind nur solche zu erlauben, welche erheitern. Denn Dichtungen, welche die tragischen Gefühle des Mitleids und Schreckens erregen, sind nicht geeignet für ein Gemüth, das durch Leiden überempfindlich geworden ist. Das Märchen, die Idylle, die humoristische Novelle, der komische Roman sind die Dichtungsgattungen, welche für unsern Zweck dienen können. Grimm's „Hausmärchen", Mörike's „Reise Mozart's nach Prag", „Die Hexensalbe", Fritz Reuter's Erzählungen — das sind Bücher dieser Klasse, welche ihre Wirkung nie verfehlen.

Es ist übrigens durchaus unnöthig, daß der Genesende sich ein ihm neues Buch zum Lesen erkaufe. In keiner andern Lage des Lebens ist man geneigter, das gute Bekannte nochmals zu genießen; es liegt im Wiederlesen sogar ein eigener Reiz, der nicht bloß in dem dadurch vermittelten Tiefenwechsel in Stoff und Form, sondern zugleich in der Erinnerung an die frühere Zeit liegt, in der man die erste Bekanntschaft mit diesem Geisteswerke gemacht hat. Welche Fülle von Erinnerungen lieh sich nicht zwischen den Zeilen, wenn wir bei Ruhepunkten an die Zeit denken, in der wir als Knaben oder Jünglinge mit jugendlicher Spannung und wärmster Theilnahme uns an diesem Buche labten, an die Stimmung, in die es uns versetzte, an die Gefühle und Entschlüsse, die es in uns hervorrief! Ja noch viel mehr Verlocken in die frühere Zeit des eigenen Lebens, mögen wir sie auch ebenso oft belächeln als bedauern müssen, ein gar lieber Zeitvertreib für den Einsamen, der von nöthigem Arbeiten abgehalten ist. Lessing las zu Zeiten, wo er sich zum Schaffen unfähig fühlte, in seinen

jugendlichen Arbeiten, sogar in den unreifen Aufsätzen, die er als Knabe geschrieben. Kurzum, das ist ein Interesse, der jedem Menschen als Erquickung und Mittel zur Selbstkenntniß dringend zu empfehlen ist.

Von gleichem Range, ja in gewisser Hinsicht noch wichtiger als das Leben ist für den Menschen das Leben des lebendigen Wortes. Der Heilige Klang einer Menschenstimme ist für einen von der Geschäftigkeit Abgestorbenen so anziehend, daß er zuweilen vom interessantesten Buche weglicht, um zu lauschen, wie es auch nur dem gewöhnlichsten Plapperer spielender Kinder. Wie erquickt nun vollends die traute Rede eines Freundes, der zum Besuch kommt und den rechten Ton zu treffen versteht, welcher für jede Unterhaltung angeschlagen werden muß! Die Aussprache eines Freundes, der in das leichte Tagesgespräch einen Gedanken einzuflechten weiß, aus welchem sich der Lesende Muth und Hoffnung schöpft! Ein Arzt, der die glückliche Gabe hat, zu erzählen und in herzlicher Theilnahme sein Talent am Krankenbett verwerthet, bringt Leben und Heilkraft, wie er kaum oben die der berühmtesten Aerzneien wollen hat. Wie viele gedruckte Seiten mag der lustige alte Herm durch seine frischen Späße erheitert und in der Genesung gefördert haben! Die Kunst, eine solche Unterhaltung pflegend einzuleiten und glücklich zu führen, ist aber eine nicht leichte, und gar manche wohlmeinende Freundin, welche zum Besuch kommt, wirkt ihrer guten Absicht entgegen, indem sie entweder in der Wahl des Stoffs oder in der Dauer der Unterhaltung fehlgreift. Leider muß auch in diesem Falle fast alles dem geheimnißvollen Zauberkünstler, den man „Takt" nennt, anheimgestellt werden. Es gibt Menschen, die darin so reich ausgestattet sind, daß man gerade wünschen möchte, sie machten die Unterhaltung der Genesenden ihrer Pflegerschaft oder gar eines Krankenhauses zu ihrer Lebensaufgabe. Eine solche ärztliche Eigenschaft, ein Talent als Gemüthsheilerin, wird freilich, selbst in unserer Zeit der durchgebildeten Arbeitstheilung, ein frommer Wunsch bleiben. Aber die Pflegerin wird weiblichen, der einen langwierig Verwundeten, dem es schwer wird, sich Interessen zu verschaffen, welche Talente im Stille zu üben. Ein alter Invalide, der gern von seinen Kriegsthaten erzählt, ein gereister Handwerksmann, der die Abenteuer seiner Wanderschaft Lustig zu berichten liebt, oder ein ausgelernter Jäger und Vogelsteller, der in Forsch- und Jagdgeschichten unerschöpflich ist, diese und ähnliche Charaktere sind für solchen Zweck höchst erwünschte Gehülfen. Für Kinder ist eine gute Märchenerzählerin ein so liebes Wesen, daß sie manchmal wünschen, bald einmal wieder krank zu sein, um aufs neue so schöne Geschichten zu hören.

Aus den „Jugenderinnerungen" Ernst Rietschel's.

Einem demnächst im Verlage von A. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden biographischen Werke von Andreas Oppermann: „Leben und Werke Ernst Rietschel's", entlehnen wir die nachfolgenden Mittheilungen aus den eigenen Aufzeichnungen des Meisters, die er über seine Jugendzeit und seine künstlerischen Anfänge niedergeschrieben.

Ernst Rietschel, der Freund und Schüler Rauch's, der Schöpfer der Lessingstatue, des Schiller- und Goethedenkmals, des großartigen Luthermonuments, das allmählich der Vollendung entgegengeht, war ein echt deutscher, nationaler Künstler, ein Ehrenname, der nur auf wenige unserer modernen Plastiker Anwendung findet. Wegen seiner idealen Schöpfungen, die Pietà, die Reliefs der vier Tageszeiten, auch zunächst nur den Gebildeten, einem kleinen Theil des Volks, zum Genuß und zur Bewunderung gereichen, als Schöpfer Lessing's, Schiller's und Goethe's gehört er dem ganzen Volke an. „Jeder Deutsche", sagt ein neuerer Kunstschriftsteller über die Lessingstatue, „darf sich der lautern Freude über die untergelegte Wahrheit der Auffassung, über die klare und scharfe Charakteristik unseres besten Denkers hingeben, die auch darin das Wesen Lessing's treu widerspiegelt, daß sie auf einen prunkenden Schein verzichtet und nur mit einfachen, an sich unscheinbaren Mitteln wirkt." Einfach und unscheinbar war auch das Wesen des großen Künstlers, immer und überall blieb er der Sohn des Volks, der aus dürftigen Verhältnissen sich mächtig emporgearbeitet, aber nie undankbar den Boden vergaß, dem er entsprossen. In seinen Werken lebt sein Genius für unsere und der Nachwelt Bewunderung, in diesen Aufzeichnungen spricht sein Herz zu unserm Herzen.

I.

Indem ich mich entschließe, Erinnerungen aus meinem Leben aufzuschreiben, geschieht dies nur, um den lebhaften Wunsch meiner Familie zu erfüllen, welcher ich ein Arcanum bereitet hatte, wenn ich von den kleinen Erlebnissen meiner

durch Verhältnisse ungetrennten Einheit sowie von den Jahren meiner künstlerischen Entwicklung in Stunden behaglichen Zusammenseins erzählte Tag, was mit lebendiger stiller Aufmerksamkeit und Teilnahme, aber mit inniger Freude ich begrüßt wurde, weiß ich nun auch, obwohl auf mein, der Erinnerung nicht entgehen lassen. In dem glaube ich auch das meine Lebensschilderung wesentlich enthält, was meinen Kindern zu Nutz und Frommen gereichen kann, und so will ich denn, mit Gott! ohne einleitende Bemerkungen, sogleich damit beginnen, eine kurze Charakteristik meiner guten Aeltern zu geben.

Mein Vater, Friedrich Ehregott Kirchner, geboren den 9. Februar 1768, war der älteste Sohn seiner Aeltern. Der Großvater, ein wackerer Leinewebermeister in Pulsnitz, muß nach den Erzählungen meines Vaters ein sehr verständiger, braver Mann gewesen sein. Was mein Vater von ihm erzählte, habe ich damals unbeachtet aufgenommen, sodaß sein eigentliches Bild seiner Persönlichkeit in meiner Vorstellung verschwunden, ebenso wenig von meiner Großmutter.

Mein Vater war seinem Aeußern nach ein stattlicher Mann, groß, in jüngern Jahren mehr hager. Sein Gesicht war einnehmend und ausdrucksvoll, verständig und mild, man konnte es in seinen Alter wol ehrwürdig nennen. Er war von weichem, empfänglichem Gemüth, familienliebend, voll zärtlicher Liebe zu den Seinen, christlich fromm, in der Noth bis im Verzagen, in glücklichen Stunden unbefangen im Laube gegen Gott.

In die Kirche zu gehen, Morgen- und Abendhausandachten zu halten, eine Predigt zu lesen, war ihm Bedürfniß, und oft stimmte er im Bett vor dem Einschlafen noch ein kurzes Abendlied an, in das die Mutter und ich — bei ich in meinem Kammer schlief und die wenigen Abendlieder, welche wegen ihrer Kürze für meine Jugend in Anwendung kamen, bald auswendig wußte — mit einstimmten.

Mein Vater hatte in seiner Jugend große Lust zum Studiren, doch mein Großvater nicht die Mittel, darein zu willigen, er mußte ein Handwerk lernen und ward zu einem Verwandten, einem Bortler oder Hausschuhmacher, in die Lehre gethan.

Nach damaligem Gebrauche hatte er sich, als er Geselle geworden war, auf Wandern begeben, ist aber nicht weit gekommen. Nachdem er einige Jahre in Kirchdorf, einem Orte an der böhmischen Grenze, gearbeitet, kehrte er zurück, und hat sich später oft über diese seine Reisen, wie er sie nannte, lustig gemacht.

In den ersten Jahren seiner Verheirathung hatte er der Noth und Armuth an Kindern schwach Genüge gethan, bis es sich eine kleine Erbschaft — namentlich mein Großvater, der es als Knabe — gelegt. Doch kam es im Laufe des Krieges um die meisten Bücher. Sonntags, und wenn er wenig Arbeit hatte, war seine Arbeit, zu lesen. Makulatur bei den Kaufleuten lief er gern nachsehen, ob auch darunter etwas zu finden sein möchte, was ihm nützlich werden könnte. Bei seinem Interesse an Naturdingen wußte er sich durch Bücher, die er sich zu besorgen suchte, ein Bild vom Planetensystem, Sonnen- und Mondfinsternissen, den Sternbildern u. s. w. zu verschaffen.

Seine drei Landkarten von der Erde, Europa und Deutschland kannte er auswendig, neue Karten konnte er sich nicht kaufen.

Den Nachbarn war er ein Rathgeber und Helfer in manchen Lagen, die über ihren Horizont gingen, sie wandten sich an ihn, daß er ihnen Briefe oder Aufsätze verfertige, selbstverständlich und wie von selbst verständlich erkannten sie seine Bildung als über der ihrigen stehend an. Er machte sich mein Aufsatz aus Büchern, und erinnere ich es, daß, als er einen Brief „Betrachtung des Weltgebäudes" erhielt, und da er sich das Buch nicht kaufen konnte — für einen bis anderthalb Thaler wäre dies möglich gewesen — er sich alle Abende einen Bogen daraus las, um binnen drei Wochen das ganze Buch abgeschrieben.

Meine Mutter, Karoline Salome Kellig, geboren den 1. September 1780, war das zweitjüngste Kind des Schullehrers Kellig in Bernsdorf, zwischen Pulsnitz und Kamenz gelegen. Mein Urgroßvater war Schullehrer in Königsbrück gewesen. Von meiner Großmutter habe ich noch gekannt und mit meiner Mutter oft besucht. Der Großvater war ein sehr ernster, strenger Mann, der wenig mit mir verkehrte und der mich schon sehr ermuthigte, wenn er sagte: „Nun, Ernst, was machst du?" Ich hatte den höchsten Respect, ja Furcht vor ihm, wenn er, ein großer langer Mann mit gepuderter Perücke und einer langen Theepfeife im Munde, umherging, meine Mutter rief, aber liebreich begrüßte. Er genoß große Liebe und Achtung in seinem Orte und hatte mit Ehrenhaftigkeit und Treue sein Amt mehr gelebt als fünfzig Jahre lang.

Die Großmutter war weicher und freundlicher, immer wurde etwas vorgelesen, entweder Leb-

oder Butterbrot, feuer gestrichen als ich gewohnt war, um mich zum Gefühle eines gern gesehenen Gastes zu bringen.

Meine Mutter war von außerordentlich sanftem Charakter, mehr schweigsam und in sich gekehrt; ich habe sie nie heftig gesehen, und doch war sie nichts weniger als phlegmatisch. Stets und unermüdlich thätig, aufopfernd und entsagend aus innerster Demuth; in ihrem Aeußern ein Muster weiblicher Sauberkeit und Nettigkeit. Ihr Gesicht war wohlgebildet; in ihrer Jugend soll sie sehr hübsch gewesen sein. Ihr Ausdruck war freundlich, sanft, bescheiden. Die Verhältnisse ihrer Aeltern geboten, daß sie, als sie erwachsen war, gleich den andern Schwestern in ein dienendes Verhältniß eintreten mußte. So geschah es denn, daß sie mein Vater als junger Beutlermeister in Pulsnitz kennen lernte und sie heirathete.

Die frühern Verhältnisse in der Ehe meiner Aeltern kenne ich nicht, sie waren jedenfalls besser, als die Kinder noch klein waren, das Handwerk noch blühte, welches in kleineren Städten weniger darin bestand, Beutel oder Handschuhe als vielmehr Beinkleider aus Leder für die Landleute zu machen; ein Gebrauch, der später durch das billigere Tuch mehr und mehr verdrängt wurde.

Die Abgaben waren noch mäßiger und die Grüßenz billiger. Und obwol in der Zeit, welche in meine Erinnerung fällt, bisweilen günstigere Umstände eintraten, etwas mehr Arbeit und Verdienst war, die nothwendigsten Bedürfnisse erschwungen wurden, sodaß z. B. mein Vater Winterholz fahren lassen, ja einigemal ein Schwein mästen und schlachten lassen konnte, so haben doch die Sorgen, wo Brot, wo Kleider hernehmen, nie ganz aufgehört. Mein Vater gewann in Momenten, wo es besser ging, bald Heiterkeit und einigte sich mit der Gegenwart, die Mutter aber war von schwerem Gemüth und die Unfähigkeit, ihre Gefühle bei solchen Stimmungen in Worten auszusprechen, ließ sie oft den ganzen Tag über an der Arbeit schweigend sitzen und nicht zu einer wahren, innern Heiterkeit kommen.

Am 10. October 1796 wurde meine älteste Schwester Karoline Friederike, den 9. Februar 1800 meine zweite Schwester Juliane Friederike, ich selbst den 15. December 1804 geboren.

Das erste, was aus der frühesten Kindheit im Bewußtsein meiner Erinnerungen geblieben ist, war ein Wohlgefallen an kleinen Bilderchen und Holzschnitten, wie sie damals in gewöhnlichen Bilderbogen für Kinder erschienen. Was ich fand, das nur irgendeiner Gestalt von Menschen oder Thier ähnlich war, sammelte ich und klebte es in ein altes Buch. Ich versuchte selbst auf der Schiefertafel zu zeichnen was mich interessirte, so z. B. in meinem dritten Jahre einen Bärenführer mit seinem Bären, welcher mich auf der Straße mit staunendem Interesse erfüllt hatte. Weil beide, Mensch und Bär, wahrscheinlich als solche etwas erkennbar sein mochten, wurde ich — wie ich mich entsinne — von besuchenden Nachbarn, welche sich darüber wunderten, sehr gelobt.

Meine Schwestern mußten mir ganze Schiefertafeln voll Figuren weniger zeichnen als vielmehr hinschreiben, die wie nach einer Schablone aneinander getrieben wurden, deren Kopf aus einem O bestand, ein Dreieck unterdran statt Körper, zwei Horizontalstriche als Arme und zwei Linien mit kleinen Winkeln unten statt Füßen. Unermüdlich konnte ich der reihenweisen Hinschreibung dieser willkürlichen Zeichen, welche Figuren vorstellen sollten, zusehen.

Im sechsten Jahre malte ich eine liegende Kuh mit Wasserfarben, ob aus dem Kopfe — ich weiß es nicht, welche ebenfalls viel Beifall hervorrief. Es blieb nun bei mir das Interesse für Zeichnen und Bilder anhaltend rege; freilich fielen mir letztere sparsam zu, denn nur selten konnte ich vom Vater den Kauf eines Bilderbogens für sechs Pfennige erlangen. Jedes neuacquirirte Blättchen, ob ich es fand oder geschenkt erhielt, wurde copirt und später war ich andern in der Schule das, was meine Schwestern mir gewesen; ich zeichnete ihre Schiefertafeln voll Soldatenzüge und Schlachten.

Besondere kleine Ereignisse, die sich in meiner Erinnerung markirt hätten, weiß ich aus dieser frühesten Zeit wenig; nur Folgendes ist in meinem Gedächtnisse und sehr lebendig geblieben:

Meine Mutter, die im Hause eines Kaufmanns viel mit Nähen beschäftigt war, hatte mich einst auf Wunsch der Familie dorthin mitgenommen. Es ward mir Spielzeug vorgelegt, so viel und schön, wie ich es noch nie gesehen hatte; ich war ganz beglückt, und besonders fielen mir zwei nürnberger Holzpüppchen in die Augen, eins grün, das andere roth angestrichen. Die Lust, eins mitzunehmen, erwachte, zugleich die Angst davor. Die Wahl wurde schwer, ich entschloß mich, beide in mein Kleidchen zu verstecken, und eilte von meiner Mutter weg nach Hause. Jubelnd kam ich dem Vater entgegen, als ob ich die Figürchen geschenkt erhalten, doch bat ich ihn zugleich, sie

machte ihm zur Pflicht, mit einem Kaufmann aus Briſtol zu theilen. Die Nachricht kam ſo überraſchend, daß man unſre Kaſſen überlief. Tauſende von Rechnungen einreichte, die wir bezahlten. Wir handelten ſo, daß man in Eurem Vater den ehrlichen Mann bewundert, aber auch in ihm den armgewordenen bemitleidet.

(Eliza ſinkt an Letticens Bruſt.)

Marwell.

Es iſt ein ſehr bedauerlicher Vorfall. Liebe Schweſter, die Mutter wird — man wird ſie doch vorbereiten müſſen — wirklich es iſt — was kann man anders ſagen: es iſt — koloſſal überraſchend — und in der That, ſchon als bloßes Ereigniß, als — nackte Thatſache betrachtet — jeder — jeder Ueberlegung werth. (ab.)

Lettice.

Liebe Miſtriß Thompſon, erholt Ihr Euch? Wie hätte man das träumen, vielweniger wirklich erleben können! — — erlaubt mir, liebe Miß — mich — über dieſen höchſt eigenthümlichen, jedoch nicht — erwarteten oder vielmehr — mit einem Worte, über dieſe Thatſache mich zu ſammeln, meine Liebe! (geht ab).

nicht zu zeigen, wenn jemand aus jenem Hause zu uns kommen würde. Alsbald schon mein Vater auf den Hergang und streng sah er mir ins Gesicht mit den Worten: „Du hast dies genommen, im Augenblick trag sie wieder hin." — Weinend gestand ich mein Vergehen. Mit dem Versprechen, sie hinzutragen, legte ich sie bei einem Nachbar in den Hofraum in einen Winkel, allein indem ich mich umwandte, um zurückzugehen, stand mein Vater mit der Rute, wie der Engel vor dem Paradies, in meinem Schrecken vor mir, und nachdem ich die Kügelchen wieder hervorgesucht, mußte ich sie in das Haus des Kaufmanns tragen. Mein Vater folgte mit der Rute, bis er mich hineintreten und wiederkommen sah. Ich hatte sie dort auf einen Tisch in der Hausflur gelegt.

Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört auch die Erscheinung eines alten Hadersammlers. Derselbe war ein ungewöhnlich großer, sehr ernster, achtzigjähriger Greis mit einem Leinwandkittel und einem dreieckigen Hute. Er flößte mir großen Respect ein und wurde von meinem Vater mit vieler Achtung behandelt. Er war in astronomischen Gegenständen sehr erfahren, erklärte uns häufig den Lauf der Gestirne und hatte viele Kenntnisse in der Geometrie. Was aber meine scheue Ehrfurcht vor diesem Mann vermehrte, war eine Erzählung meines Vaters, wonach der alte Mann in einem Dorfe einem Kinde Hexerei sein sollte, welchem er, nachdem er ihm in die Hand gesehen, einen baldigen Tod prophezeit hatte; und wirklich sei dies Kind drei Stunden später ertrunken. Dieser Hadersammler hatte sich Kindern die Nativität gestellt, ich erinnere mich, daß er auch aus meiner Hand Glück weissagte.

Mein Schulunterricht bestand bis zum elften Jahre nur im Lesen der Psalmen und Evangelien (welche als einzelne Bücher in meinen Händen waren und aus denen wir Sprüche auswendig zu lernen hatten), Schreiben und Rechnen; im letztern kam ich bis zum Multiplizieren. Ich erinnere mich keiner Anregung aus dieser Schulzeit. Nur wenn wir in den Psalmen lasen, fühlte ich mich bisweilen in einer besondern Gemüthsstimmung, die mir einen wehmüthigen Eindruck wie Heimweh zurückließ; besonders brachte den Gefühl der hundertsiebenundzwanzigste Psalm hervor: „An den Wassern zu Babylon u. s. w." Die unbeschreibliche Seelentrauer und Sehnsucht, die darin ausgesprochen, versetzte mich jedesmal in eine melancholische Stimmung, welche sich in der Vorstellung von Bildern des Morgenlandes erging, erzeugt durch die fremden, schönen und mir wunderbar vorkommenden Namen der Völker, Städte und Berge, durch die extravagantesten Schilderungen der Natur, die Bitten um Untergang der Feinde, zuletzt und mit Einem Worte durch den hochpoetischen Schwung dieses Gesangs.

Die Schule war in zwei Klassen getheilt, die kleinen Knaben beim Cantor, die großen von zehn oder elf Jahren beim Rector. Dieser letztere, Namens Fiedler, war ein trefflicher Mann, den ich sehr liebte. Der Unterricht beschränkte sich nach damaliger Weise nur auf wenige Gegenstände, des Vormittags eine Stunde Religionsgeschichte, eine Stunde Schreiben, eine Stunde Rechnen, des Nachmittags eine Stunde Lesen und eine Stunde Diktiren, theils von Fabeln, von technologischen Beschreibungen, oder vaterländischer Geographie. Weiter hinaus ging's nicht.

Rector Fiedler war ein gebildeter Mann und hätte wol jeder Anforderung genügen können; allein der Umfreis und die Grenze der Unterrichtsgegenstände war gegeben und durfte er seinen Schülern mehr nicht mittheilen.

Da ich zwar in der Schule der beste Schreiber war, aber einer der schwächsten Rechner, so legte der Rector Fiedler einen besondern Accent auf das letztere und sah mich oft mit humoristischem Lächeln an, wenn das herzlagte Facit meiner Exempel hintereinander falsch war und mein Gesicht immer länger wurde, bis ich vor Thränen des Verdrusses das Resultate der letzten Exempel gar nicht mehr auflösen konnte.

Da mein väterliches Häuschen in der Nähe der zwei Predigerwohnungen sich befand, so war ich bald ein gesuchter Spielkamerad für die beiden altersgleichen Knaben des Pastors und des Diaconus. Der letztere ließ mich, um seinem Sohne durch einen Mitlernenden mehr Eifer und Lust zu machen, am Unterricht im Klavier und Lateinischen, den er selbst gab, theilnehmen, worauf ich dann einige Stunden zum Spielen im Garten und andern Arbeiten darin benutzt wurde, um jene Gunstbezeugung nicht so ganz unverdient hinzunehmen. Von ich übrigens zu allen Gesellschaften, welche die Kinder in den Predigerhäusern feierten, aber, wenn sie unwohl waren, zur Unterhaltung eingeladen wurde, that mir wohl; es kamen dann manche Bilderbücher, Spiele, Unterhaltungen mit Ausmalen von Bilderbogen und andere mir sonst ungewöhnliche Vergnügungen unter die Hände und vor die Augen, die mich ganz beglückten und in fröhlichste Stimmung versetzten; und als der

Pastor Bachmann, ein lieber, würdiger Mann, seinen Kindern Campe's „Robinson" vorlas — jeden Abend ein mäßiges Stück — und ich dazu ein- für allemal in der Dämmerstunde während des Winters eingeladen war, da war mein Glücksgefühl unaussprechlich und die Sehnsucht nach solchen Unterhaltungen rieb zu allerhand Versuchen, Bücher zum Lesen und Kupferstiche zum Copiren zu borgen.

In Pulsnitz lebte ein Maler und Zeichenlehrer, ein alter Junggeselle, namens Köhler, von wohlwollendem, gutmüthigem Charakter, bei welchem viele Kinder Unterricht im Zeichnen von Blumen, Landschaften und Thieren hatten — freilich in einer Unzulänglichkeit, daß er den allerdürftigsten Ansprüchen, die jetzt gemacht werden können, weit nachstand. Mein Verlangen zu zeichnen war groß und der gute alte Köhler nahm mich unentgeltlich als Schüler auf. Ich machte die schnellsten Fortschritte, durfte ihm bald helfen und wurde von ihm sein „Altgeselle" genannt. Er malte für einen leipziger Kaufmann Tischdecken in Oel auf schwarzer Wachsleinwand, die mit einer Landschaft verziert wurden und anderthalb bis zwei Ellen lang und entsprechend hoch waren, Stück für Stück für 8—10 Gute Groschen.

Ich half ihm die Staffage malen, Thiere und Menschen, die als dunkelbraune Schattenrisse untermalt und worauf dann die Lokalfarben als Lichter aufgesetzt wurden. So half ich ihm auch Scheiben zu Prämienschießen malen, von welchen sich noch einige auf dem pulsnitzer Schießhause befinden. Ich erhielt von ihm dann und wann einige Groschen, die mich weniger interessirten als die Glückseligkeit, das zu treiben, wozu ich vor allem Lust hatte.

Den Vater freute meine Lust am Zeichnen und Malen, womit ich mich jede freie Stunde beschäftigte. Die Vorlagen dazu suchte ich mir zu borgen. Hatte er nun Geld und konnte einige Groschen für mich entbehren, so brachte er mir einige nürnberger Kupferstiche nach damaliger Art mit. So hatte er einmal um ein kleines gemaltes Blumenkörbchen gefeilscht, welches 4 Groschen kosten sollte: er konnte es nicht kaufen, aber er erzählte mir nachher mit aller Wärme davon und wie es seiner Schönheit nach billig gewesen sei; ja er versuchte es aus der Erinnerung zu malen, was mir das Original ersetzen sollte.

Ueberglücklich machte er mich, als er mir einstmals von Dresden etwas rothen Karmin mitgebracht hatte, für mich der Inbegriff des Kostbarsten und Theuersten, was es gab. Ich war über Land geschickt worden, Butter oder Eier zu holen — der Vortheil der Billigkeit betrug vielleicht einen Groschen —, und fand beim Nachhausekommen alle meine Muscheln sämmtlich mit frischen Farben gefüllt, obenan Karmin. Es machte dem Vater Freude, meine Lust zum Malen und Zeichnen zu befriedigen.

Ich habe es nicht vergessen, wie er ein altes Weihnachtsverzeichniß von Büchern hervorsuchte, das er wol drei Jahre hintereinander jede Weihnachten durchlas, mich immer dazurief und wenn der Titel „Mit sauber illuminirten Kupfern" angekündigt war, sagte: „Sieh' Gretl, wenn wir das kaufen könnten!" und nun mit mir besprach, wie dies und jenes schön sein möchte. Daß es dem Vater nicht einfallen konnte, einen solchen Wunsch ausführen zu wollen, wußte ich wie er, denn nach dem Durchlesen wurde das Verzeichniß wieder hingelegt — aber es war eine glückliche halbe Stunde für beide gewesen, daß wir hatten denken können, wie es sein möchte, wenn dies oder jenes Buch wirklich unser hätte werden können.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Von unehrlichen Leuten.

„Unehrliche Leute?" Denkt nur nicht an die Unglücklichen, die mit den Begriffen von „Mein und Dein" auf etwas gespanntem Fuße leben und in ihren Erwerben von Preiß durchaus nicht wählerisch sind. In der alten guten Zeit konnte jemand moralisch noch so ehrlich sein und er war doch in bürgerlicher Beziehung ein „unehrlicher" Mann. Nicht allein fehlte allen außer der Ehe geborenen Kindern, Leibeigenen, Wenden, Juden, Türken und Heiden im deutschen Reiche die Ehre, zum Theil auch das Recht, sogar auf verschiedenen Gewerken lastete ein theils gesetzlicher, theils herkömmlicher Makel.

Unsere Romantik umkleidet Hirten, Schäfer und Müller mit eigenem poetischen Zauber, in der Wirklichkeit waren sie einst — unehrliche Leute. Wegen der Müller wollen wir uns nicht ereifern; sie trieben ihre Mehlkundschaften schon zur Zeit Karl's des Großen so arg, daß sie im übelsten Ruf standen und ihre Söhne von allen geistlichen Aemtern und Würden ausgeschlossen waren; aber wie sind die armen Hirten in den Geruch der Unehrlichkeit gekommen? Bekanntlich war jedoch schon der Erzvater Jakob ein Hirt, der sein Schäfchen ins Trockene zu bringen wußte, und auf seine spätern Collegen mag sein Beispiel nicht ohne Wirkung gewesen sein; und da sie überdies das Abschlachten ihrer Heerde selbst voll-

sagen, so entstand das Sprichwort „Schäfer und Schinder — Geschwisterkinder.“ Daß die Spielleute in einer Zeit, die überall die strengsten Schranken aufrichtete, für unehrlich Volk gelten mußten, begreift sich; sie waren von jeher leichte, übermüthige Gesellen, die den andern unermüdlich zum Tanz aufspielten und zuerst das ganze Leben für einen Tanz ansahen. Freilich mußten sie die „Pfeif und Schleyern des Geschicks“ ruhig hinnehmen, denn selbst wenn sie unverdient bestraft worden, bestand ihre ganze Genugthuung darin, daß man ihnen den Schatten ihres im Sonnenschein gegen die Wand gehaltenen Beleidigers preis gab. Solchem Schattenbild warfen die gekränkten Spielleute einen Schlag an den Hals geben, so dacht, wie sie's machten, wutend das ihnen zugefügte Unrecht gebüßt, der Schade getheilt war. Nur die Trompeter und Paukenschläger schwangen sich durch Unerschrockenheit im Kriege zu einer geachteten Stellung empor und konnten sogar eine kaiserliche Ehrlichkeitserklärung für sich aufweisen. Wie alle gewerblichen Corporationen die Neigung hatten, ihren Ursprung bis ins höchste Alterthum hinaufzuleiten, so rekommirten sich die Heerpauker gern an Mirjam die Prophetin, die nach dem Durchgang durch das Rothe Meer mächtig die Pauken gerührt habe. Die Trompeter dagegen gebachten mit Stolz des berühmten Trompetenchors, welches die Mauern von Jericho umgeblasen. Uebrigens geht diese Fabel nicht verjagt in der Geschichte. Als der Frankenkönig Chlodowig Angoulême belagerte, stürzten beim Schall seiner Trompeten die Mauern der Feindesstadt nach und nach zusammen, ein Wunder, das sich, wie der angeblasene Gegner sagt, auf die Vermuthung zurückführen läßt, daß einige arglistige Minengräber die Grundfesten der Mauer unterhöhlt hatten.

Gaukler und Charlatane gehören von Rechtswegen zu den unehrlichen Leuten. Sie sind auch nie geblieben, was sie waren, und werden immer sein, was sie sind: Wild- und Wunderlinge der Kunst, in welcher Weise sie ihre Fertigkeiten produziren mögen, mit künstlichen Marionetten oder lebendigen Hunden, als Feuerfresser oder als Taschenspieler. Heinzelmännchen und Kortuna's Gunst mag die Kügelchen unter den Taschenspielern zu sogenannten Pistolenlosen der Magie oder die Paar unter den Seiltänzern und Kunstreitern zu einer gewissen Berühmtheit „bis zur und weiter des Oceans“ erheben, es hat doch nur Raketen eines Feuerwerks, die rasch aufsteigen und noch schneller verpuffen. Unter den Charlatanen that sich früher der „Zahnbrecher“ hervor. Auf seiner Tribüne stand der bebrillte, weltberühmte Doctor Schnauzius Nasuntius von Neapolis, im schwarzen Scharlachrock und mächtiger Allongeperücke, der alle Sorten Morrisches und Stechliches Pillen, alle Revalenta und Malzextracte seinem Jahrhundert feil bot und manchen schadhaften Zahn mittels des Kneipzange oder des Schlüssels ganz schmerzlos ausbrach. Die Bader und Barbiere galten auch nicht für die saubersten Patrone. Die ersteren lebten freilich etwas ohne Scham, denn die Breslauer Bader heizten bis zum Jahre 1410 mit bloßen Beinen auf den Straßen herum. Damals aber gebot ihnen der Rath der Stadt, daß fortan keiner von ihnen, weder Meister noch Gesell, „barschenkelig“ ausgehen dürfe, „es sei denn, einer müsse krank oder lahm sich vom Bade, oder trüge ein so langes Gewand darüber, daß man seine Beine nit sehen könne.“

Unsere Leinweber haben seit den ältesten Zeiten für unehrliche Leute gegolten. Wenn man bedenkt, daß Ablichungen ähnlicher Art bei jedem verwandten Gewerbe vorkommen können, so ist nicht recht ersichtlich, weshalb gerade die Leinweber so schwer für die Vergehungen einzelner büßen mußte. Vielleicht ist hier der Einfluß der Frauen erkennbar, die sich ungern betrogen sehen, am heftigsten aber sich erbosen, wenn es ihre Herzensangelegenheiten betrifft. Zu diesen gehört bekanntlich das Einmaleins, das nur mit Rothwein zu betreiben bei allen ehrlichen Hausfrauen als Verbrechen gilt. Die Leinweber wurden deshalb auch, um ihr Gewissen zu schärfen, in vielen Ländern Deutschlands zu den übrigens geachteten Galgenbauten herangezogen. Der berühmte bairische Jurist Kreittmayr sagt: „In alten Zeiten machten hierzulande die Weber den Galgen machen, wie die Müller die Leiter dazu liefern mußten, weil man glaubte, daß diese beiden Arten Handwerker die längsten Finger hätten, mithin sich am besten schicken zu solcher Arbeit.“ Die Schneider, die doch manch schönes Stück Zeug in ihre Hölle werfen, sind merkwürdigerweise nie unehrliche Leute gewesen, dagegen waren die Gerber, welche Hundshäute verarbeiteten, an vielen Orten mißachtet und verrufen. Köhler und Schinder ist schon in der Bibel beisammen, aber auch die Totengräber, Thürmer und Bettelvögte waren früher ehrlose Leute. Die Thürmer wird man ja den Spielleuten gezählt haben — zu denen man ja auch die auf Marktthürmen und Burgen sitzenden „Hanklanben“ rechnete — da sie den Trompetern Concurrenz machten, um ein Recht zu haben, sie auf die langen Schnüre der Ohrfeigen zu reihen.

Schergen, Gerichts- und Polizeidiener waren in früheren Zeiten unehrliche Leute; mußten sie doch selbst einmal „hinter der Thür“ gestanden haben, um andere suchen zu können; aber auf dieser etwas schwankenden Leiter der Ehrlichkeit stand der Scharfrichter auf der höchsten Sprosse, um einen Ueberblick zu haben über die Laster und Schande der Menschheit. Jede Berührung seiner Hand beschimpfte, man mied seinen Umgang, man floh seine Nähe, um zufälligen Berührungen vorzubeugen, zwang man ihn zu leicht erkennlicher, den Mann der Schmach bezeichnender Kleidung. In der Kirche war meistens von den Plätzen der übrigen Christen die bemühendste Stelle seiner Gottesverehrung, wo er das schöne Wort von der Nächstenliebe vernehmen konnte, die einzig ihm nicht galt. Bei Austheilung des Abendmahls stand er abgesondert allein und trat als

der allerletzte an den Tisch des Herrn; fiel er krank zu Boden — keine Hand rührte sich, ihn aufzuheben; stürzte er ins Wasser, niemand zog ihn heraus; starb er, so mochten seine Leute sehen, wo und wie sie ihn in der Stille verscharrten, das kümmerte keine ehrliche Seele.' Inmitten solcher Schmach, die wie ein trüber Nebel durch sein Leben ging, stand dem mittelalterlichen Scharfrichter noch obendrein das schreckliche Gespenst drauender Todesgefahr unablässig vor seinen Augen: die Möglichkeit, bei einer Execution einen Fehler zu begehen, in welchem Falle er dem furchtbaren Gericht der Volksjustiz verfiel. Darum bestanden sie darauf, daß dem armen Sünder die Augen verbunden wurden, weil sie den Blick einer gedrängten, zitternden Seele fürchteten, der sie aus aller Fassung bringen konnte. Verfehlte in einer Anwandlung von Weichmüthigkeit der Scharfrichter sein Opfer, dann verfiel er unrettbar dem Ausbruch ungezügelster Volkswuth. So erzählt Dr. Benekе in seinem höchst interessanten und sorgfältig geschriebenen Werke: „Unehrliche Leute" (Hamburg, Perthes-Besser, 1851), dem wir diese Aufzeichnungen entlehnen, von dem hamburger Scharfrichter Walter Mag, der im Moment der Executionen mehrfache Beweise seiner Weichmüthigkeit gegeben, und fährt dann fort: „Zur Katastrophe mit ihm kam's aber erst im Jahre 1639, als er den jungen Johann Körner enthaupten sollte, diesen liebenswürdigsten aller Verbrecher, der seinen sieben Jahre früher im Jähzorn begangenen Todtschlag, von innerer Gewissensnacht getrieben, freiwillig angezeigt und um die Todesstrafe gebeten hatte. Betrat er doch die Richtstätte so freudig und getrost und lag doch auf seinem von schönen blonden Haaren umflossenen Angesichte ein so heller Glanz, daß man meinte, eines Engels Antlitz zu sehen." Und als er dem Meister Walter dankte für das, was er nun an ihm verrichten werde, und ihn anblickte mit guten, treuherzigen Augen, da war's völlig aus mit des Meisters Kaltblütigkeit, die schon längst ins Wanken gekommen war durch dieses Jünglings wunderbares Wesen. Noch hoffte er sich zu fassen, indem er ihn heftig zurückstieß und niederdrückte auf den Armensünderstuhl. Aber wie dieser nun lautbetend des Todesstreiches gewärtig da saß, da brach's dem Scharfrichter das Herz, verwirrt schwang er das Schwert, die Augen voll Thränen hieb er zweimal fehl. Und als endlich das Werk gelungen, da warf er das Schwert weit von sich, sich verfluchend, wenn er es je wieder höhe.

Auf dem großen Richtschwert stand gewöhnlich: „Wer etwas findet, eh' daß es verloren, etwas kauft, eh' daß es feil ist, der stirbt, eh' daß er krank wird." Der Volkswitz war unermüdlich in Bezeichnung der verschiedenen Todesstrafen. Von der Strafe des Galgens hieß es „Im Hanf ersticken lassen" oder „an der Herberge der drei Säulen als Vierzeichen aufhängen"; der Scharfrichter selbst wurde „Meister Hämmerlein" und noch spaßhafter „Meister Ruweh" genannt. In den ältesten Zeiten war das Henkeramt durchaus nicht so verrufen, nicht gewöhnliche Leute, sondern die jüngsten Richter, unsere Auscultatoren, Referendare, mußten das Urtheil vollstrecken, und selbst Fürsten verschmähten es nicht, als edle und erlauchte Dilettanten der Hinrichtungskunst aufzutreten. Unter den deutschen Fürsten erwarben sich die Herzoge Magnus und Heinrich von Mecklenburg wegen persönlicher Vollstreckung standrechtlicher Todesurtheile viel Lob bei ihren Zeitgenossen. Von letzterm hieß es, er habe mit so vielem Fleiß das Unkraut der Buschklepperei ausgerottet, daß er selbst in den wildesten Wäldern und sumpfigsten Schlupfwinkeln die Raubgesellen aufgesucht, um sie persönlich abzustrafen, weshalb er niemals ohne einen Vorrath tüchtiger am Sattelknopf hängender Stricke ausgeritten sei. Ertappte er dann seinen Mann, so fertigte er selbst die runde Schlinge und sprach dem Verbrecher das Urtheil: „Du mußt mi doch den Ring liefen!" Ein Vaterunser ließ er ihn noch beten und hing ihn dann am nächsten Baum auf. Selbst aus den Kirchen holte er die Verbrecher, denn Gotteshaus, so sagte er, sei keine Räuberhöhle.

Bei den alten Deutschen war das Hängen die entehrendste Strafe und doch wurde sie mit Anstand vollzogen. Reine Priesterhände knüpften den Uebelthäter, dessen Verbrechen die Mutter beleidigt hatte, an eine heilige Eiche und weihten ihn in dem beruhigenden Bewußtsein eines Versöhnungsopfers getrost Orcus. Diese Hände wurden mit der Zeit immer schmutziger und verachteter, bis sie niemand mehr berühren durften als den Verbrecher selbst. Solange die Büttel und Henker lebten, fielen sie ihren vorgesetzten Behörden nicht lästig, um so schwerer war es, sie unter die Erde zu bringen, und ein ehrlicher hamburger Rathsherr des 17. Jahrhunderts, Herr Hinse, klagt, daß der Magistrat bei jeder Nachricht von der Erkrankung eines solchen armen Kerls sehr schwer bedrückt worden, aber wenn dann endlich die Post kam: Er ist todt! dann sagte Herr Hinse mit kalter Verzweiflung: „Unglück, nun geh' deinen Gang!" Und dann brach der Lärm los. Niemand wollte die Leiche hinaustragen. In solchen Lagen mußten alle andern Diener des Raths ersitzen, die Gerichtsanlagen fielen von selbst weg, denn der Rath mußte wichtigere Dinge vornehmen: er mußte bitten, bereden, befehlen, Strafen dictiren, alles einzig in Beschaffungsangelegenheiten eines Büttelknechts; er mußte überall nachsehen und aufpassen, daß keiner heimlich — und sinalitor die Leichenbahre mit eigenen wohlweisen Händen anfassen, aufheben und drei Schritte weit tragen zur Ehrlichmachung des Gonduits, sonst hätte niemand angefaßt, weil derjenige gottlebend unehrlich blieb, der sich bei einem Ehrlosen zu diesem letzten Liebesdienst hergegeben. Das geschah alles in der guten, alten Zeit!

(Hierzu ein Beiblatt.)

Briefe aus Venedig.

II.

Ein prächtiges Heer, das österreichische! Das gleichmäßige Handwerk, Kameradschaft und Disciplin haben die nationalen Verschiedenheiten unter den Offizieren nahezu verwischt, wie es auch schon die eigenthümliche, allen gemeinsame deutsche Kunstsprache (sogenannte Armeesprache) beweist. Dafür kennzeichnen sich dennoch drei scharf abgegrenzte Typen.

Da ist der wohlhabende junge Mann aus gutem Hause, der einige lustige Jahre beim Regiment verleben, das Recht erwerben will, die Uniform zu tragen und Kapitän in der Armee zu heißen. Dieses Ziel zu erreichen, genügt gewöhnlich kurze Zeit. Nachher geht Herrchen am Scheidewege, es kann friedlich heimgehen und in seinem Zimmer ein kleines Arsenal anlegen, zum Zeichen, daß auch es ein Krieger gewesen. Viele indessen gewinnen das Soldatenleben lieb und verschmähen es, sich in die engern Formen der bürgerlichen Existenz zu fügen — Sie ziehen. Mit der Aussicht auf rascher „Carrière" tritt auch manches hochgeborene oder sonst begünstigte junge Mann in die Armee. Viele modernen Aeneasnaturen suchen nicht mehr das Goldene Vließ, sondern die goldenen Borten. Auf dem Wege dazu schlagen sie sich zuweilen ganz verzweifelt gut, wie die alten Helden. Die dritte Kategorie bildet den Kern der Armee, es sind Soldatenkinder; die Kaserne ist ihre Heimat, der Säbel ihre Braut. Gleich den Landsknechten des Mittelalters kennen sie nichts als das Waffenhandwerk. Sie kommen auch vorwärts, aber langsam. Obwohl selbst lange Zeit unter der eisernen Zucht der Disciplin gebeugt, ehe sie zu höherm Rang gelangen, behandeln sie ihre Untergebenen rauh und hart. Sie verachten „den Bürger", ziehen martialisch den Schnurrbart, ertragen Entbehren, Sieg und Niederlage mit gleicher Unerschütterlichkeit und bilden noch in unserm allen nivellirenden Lagen charakteristische Persönlichkeiten.

Aus ihrer Mitte spricht zuweilen eine echte Soldatennatur empor. Eine solche sahen wir in dem Mann, der mit eiserner Hand die Landwehren niederhielt, an deren Reihen sich in Ungarn der Sieg anheftet und der bei Solferino die Heldenbrust vor Kugeln schützte; denn er saß mit seinem Adjutant im Garten des Hauses und mußte dem Befehl zum Rückzug gehorchen.

Kriegerische Betrachtungen führten uns so bis an das Thor von Verona. Da ist eine Station, Porta Nuova, sehr nahe der Stadt, und alle Gefährten stiegen aus. Ich fuhr allein bis zur zweiten weiter, Porta Vescovo, welche einige Minuten vorwärts gegen Venedig zu liegt. Doch empfing ich hier wieder die Lehre, daß es am besten ist, mit dem Strome zu schwimmen und dem großen Haufen zu folgen. Der Bahnhof war finster, es fehlte an Wagen und ich mußte zufrieden sein, einen geräumigen Privatwagen als Zeugen meiner Habseligkeiten zu gewinnen.

Die Bahn liegt hier weit ab vom Festungsgraben. Es dauert geraume Zeit, bis man die Porta di Vescovo erreicht. Da führte der Weg durch finstere, enge Gassen, vor hinter den Fenstern der gegen die Straße zu blos durch einen Vorhang abgeschlossenen Kaufläden bewegte sich noch Leben. Verspätete Nachtschwärmer, häufig angerufen, und noch drastischere Nachtgestalten waren die einzige Begegnung, bis wir, dunkle Wasser auf mehreren Brücken überschreitend, in das Herz Veronas gelangten. Da lagen sie in Fülle die schönen Plätze mit ihren Denkmälern aus der alten und mittlern Zeit. Erinnerungsschwer sind sie so alle diese italienischen Städte; in ihren Straßen tritt das reiche Drama der Vergangenheit lebendig an den Geist heran, der Geschichte nicht nur aus Documenten, sondern aus deren ergänzendem Material Stein und Zeichen zu deuten versteht.

Historisch, architektonisch und malerisch höchst merkwürdig, verliert übrigens Verona schon zu Ausgang des 14. Jahrhunderts seine politische Bedeutung. Der Löwe von San Marco packte es in seine damals noch so festen Klauen. Grabmonumente gemahnen allein noch an sein altes Herrschergeschlecht, „die Herren von der Leiter" — die Scaliger.

Einen höhern Standpunkt gewinnt man auf seinem Platz behufs Besuch des Gasthofs zu den „Due Torri". Der Bauart nach muß er ehemals ein Palast gewesen sein. Nach alter venetianischer Sitte führt die Hauptstiege aus dem Hof im Atrium in den großen Vorsaal. Dieses Ganze verbinden das im Quadrat stattlich aufgeführte Gebäude. Wer reisegewohnt, den umgibt jeder einigermaßen comfortable Gasthof mit allem Reigen der Heimat. Saftige Cotelettes mundeten vortrefflich, der Theekessel dampft, die Cigarre brennt, der behagliche Moment des Reiselebens ist angebrochen. Später schläft es sich süß im hohen, breiten italienischen Bett mit dem Malariavorhang.

Von München nach Venedig schnell zu reisen, liegt in keines Menschen Macht; dafür muß man sich mit der Bequemlichkeit trösten. Gewinnen, nach nur dreitägigem Fahren zu rasten, verliert man die Energie, Neuhinzugekommenes aufzufassen, und verschiebt die Arbeit auf den zweiten Tag.

Ich glücklicher bequem durchschlenderte die Straßen, die regt so täglich wogten, und fuhr dann, in den Omnibus des Gasthofs zu viel Englisch und Amerika gepackt, den größten zu Fuß zurückgelegten Weg. Die Touristengespräche sind mich ermüdend anzuhören und eine Unkenntniß der modernen Sprachen

erschien mir auf meinen Irrfahrten immer begehrenswerth. Auch hier lieferte wieder die fürchterliche Gluthenweisheit den Stoff der Unterhaltung. Die Straße lenkt sich der Adria zu durch eine reizende Landschaft den Ausläufern der Alpen entlang. In der Nähe Vicenzas lockt Recoaro zu einem Abstecher. In herrlicher Lage auf einer Hochebene inmitten der Berge wird dieser Sauerbrunnen doch nur von den Leuten der Umgegend besucht. Indessen muß man bei der jetzigen Art zu reisen schon vieles ungesehen lassen. So Vicenza mit seinen zahlreichen Bauten des Palladio, die Padova della Valle und dem Santograb.

Uns drängt es, die Dominante zu erreichen; so hieß nämlich Venedig zur Zeit seiner Herrlichkeit. Der Ausdruck war, den eigenthümlichen Verhältnissen der Staatsverfassung entlehnt, vollkommen richtig, ist es gewissermaßen noch, denn die Provinz empfängt auch gegenwärtig die Muster des Baustils, der Moden sowie die Anschauungsweise der politischen Verhältnisse aus der alten Dominante.

Ungefähr vier Jahre waren verflossen seit meinem letzten Besuch. Das Hotel auf dem Campo Marzio, nahe dem Marcusplatz, wohin mich Gewohnheit führte, erschien noch schmutziger wie vordem, auch drang der Fettgeruch durch alle Augen der Fenster und Thüren bis zur Unerträglichkeit.

Die Wanderung durch die Straßen verbesserte die Eindrücke nicht, viele der eleganten Kaufgewölbe sind geschlossen, die immer schon unzähligen Bettler haben sich womöglich vermehrt. Die Signori, die wenigstens einige italienische Sympathien zur Schau tragen wollen, bleiben das ganze Jahr auf ihren Landsitzen. So überwiegt gegenwärtig Proletariat und Militär in der Stadt, durch die schwachen fremden Bestandtheile nur unwesentlich modificirt. Ein unverkennbarer Druck liegt auf der Bevölkerung. Es herrscht dumpfer Frondienstgeist, der sich mehr im Negativen als im Positiven gefällt. Sie haben die alten Münzen der Dogen wieder hervorgesucht und zu geschmackvollen Schmucksachen verarbeitet. Dabei sei mir aufgefallen, daß es zumeist die Münzen der Dogen sind, die im Kampf gegen die aristokratische Verfassung unterlagen, so Marino Faliero, Fronicodo Zodoari.

Die Loslösung der Lombardei versetzte dem venetianischen Handel einen empfindlichen Schlag. Nur der Seeweg nach dem Orient und den griechischen Küstenländern ist als schwacher Rest der frühern Bedeutung geblieben. Wir müssen hinüber aber die Lombarden, wieder zu uns herüber, dahin resumirt sich das von praktischen Motiven eingegebene politische Ultimatum der Bourgeoisie. Doch glauben Sie darum nicht, daß die Venetianer zu den Waffen greifen. Das kriegerische Feuer derjenigen Italien, die einst das Meiste zur Gründung des lateinischen Kaiserthums im Orient beitrug und ihr kleines Inselreich so mächtig über die Terra firma ausdehnte, ist erloschen. Unter Manin wollten die Venetianer mit allen Gegnern ihrer neuen Republik kämpfen. Vor der Marcuskirche wurde ein Werbebureau eingerichtet, aber es heißt, nur „zwei Personen" wären gekommen, sich einrollirten zu lassen. Seit der letzten Revolution, wie sie zu meiner großen Verwunderung die Venedig jedenfalls nicht direct berührende Garibaldische Erhebung tauften, sank ihnen der Muth vollends.

In Venedig lassen sich leicht die verschiedenen Gruppen der Parteien überschauen. Die Motive sind weit einfacher, als es z. B. unter ähnlichen Verhältnissen in Deutschland der Fall wäre. Ein Italiener ist selten Idealist und die Beweggründe seiner Handlungen lassen sich meist berechnen. Was die alten Römer in eminentem Sinne waren: Formenkünstler, das sind die heutigen Bewohner der Halbinsel noch. Bei ihren kirchlichen wie politischen Reformen handelt es sich stets mehr um die Form als um den Inhalt. Während in Deutschland Martin Luther ehrlich mit dem brach, was er dem Geiste des Evangeliums zuwider hielt, künstelte der gelehrte und geistesmächtige Paolo Sarpi an der Competenz der römischen Curie und wollte dem übergreifenden Papstthum die alte Episcopalgewalt als Damm entgegensetzen. Dieselbe Tendenz kennzeichnet sich auf politischem Gebiet; bei uns ist der Idealstaat dem Begriff nach längst fertig, nur aus der Theorie in die Praxis ihn überzutragen, will uns nicht gelingen. Die Italiener werfen ihre Mützen in die Luft und schreien ihr „Liberta! Unita!" aber was dahintersteckt, vermag keiner anzugeben. Sie kommen über die drei nationalen Begriffe Republik, constitutionelle Regierung und absolute Monarchie nicht hinaus; an eine dieser Formen werden sie sich nach Maßgabe ihrer Bildungs- und Vermögensverhältnisse hängen, der Geist der Institutionen bleibt Nebensache. In Venedig sind die Contouren der einzelnen Parteien noch reiner und schärfer als in dem von fortwährenden Umwälzungen erschütterten Süden Italiens. Eine starke, lange Regierung, die erst nach vierzehnhundertjährigem Bestand sich auflöste, erhielt ihre Typen. Die Aristokratie, seit ihres kräftigen Repräsentanten Pietro Gradenigo energischer Maßregel alleiniger Regent des Staats, hat ihre Tüchtigkeit größtentheils eingebüßt. Intelligenz, Thatkraft und Reichthum kommen nur noch einzelnen Individuen, nicht mehr der Corporation zu. So gehören denn die Signori von historischen Erinnerungen und verschließen sich anhaltig in ihre Paläste. Von ihnen als Kaste hat Oesterreich nichts zu fürchten, das neue Italien nichts zu hoffen. Die wenigen jungen Leute dieses Adels, welche auch häufig wegen zerrütteter Vermögensverhältnisse Piemonts Fahnen folgen, wiegen nicht schwer genug. Eine zweite positive Gruppe in Venedig bilden die Anhänger der Ordnung. Diese zu erhalten, wachte die „Serenissima Signoria" Tag und Nacht. Der Sinn dafür lebt noch bei vielen. Dieser Partei gehört ein großer Theil des Klerus an, die Rechtsgelehrten, insbesondere die Geschädigten, alle endlich, welche einer tiefgehenden Erschütterung folgen, des gesetzlichen Schutzes bedürfen und etwas zu

verlieren, haben. Ihnen gewährt Piemont kein hinreichendes Vertrauen, sie sind im Durchschnitt gut österreichisch und sehen im Hause Habsburg den legitimen Erben ihrer geliebten Signoria. Freilich kann sich die österreichische Regierung im Fall der Noth auf diese Anhänger nicht stützen, denn sie bilden nicht die bewegenden Faktoren im Staat. Das sind vielmehr der zahlreiche Handelsstand und die wohlhabenderen Handwerker. Ihre überwiegend praktischen Interessen am allermeisten, diese Klasse ist es, welche den unmuthigen Ruf ausstößt: „Wir wollen hinüber oder sie sollen weiter herüber!" Das Meer bei, die Zollgrenze nicht zu eng gezogen, einen Markt für ihre Erzeugnisse und lebhafter Verkehr versteht sich ihre Wünsche, ob dieselben unter Oesterreich oder Piemont erfüllt werden, bleibt der Wohlfahrt gleichgültig. Der vierte Stand, zahlreicher, ärmer und erwerbsloser in Venedig als anderswo, hat allerdings seine anarchischen Elemente noch auch diese treten hier verhältnismäßig ungefährlich auf. Der Volkscharakter ist indolent und nicht kräftig genug, das milde Klima, die Billigkeit der geringen Lebensmittel, die vielen Freuden brauchen, verhüten einen Aufstand der Verzweiflung. Unruhe, aber keine wirkliche Gefahr können sie den Oesterreichern bereiten.

Zum Schlusse der Betrachtung über Venedigs politische Stimmung bleiben uns noch einige allgemeine Bemerkungen über den italienischen Charakter, insbesondere in seiner specifisch venetianischen Richtung.

Religion ist dem Italiener eine conventionelle Einrichtung, mit der er sich äußerlich abfindet. Er zieht in ihr den Zügel, die allzu wilden Gelüste des Blutes zu bändigen, und auch von dem Gebildeten erfordert die Sitte, gegen sie Form nicht zu verletzen. Der Klerus besitzt den äußern Weltlichkeiten weniger wie in Deutschland. Die Maxime „Si non caste, saltem cauté", gilt allgemein als Regel. Sie weit sogar, mehr genug, dem Apostel Paulus in den Mund gelegt.

In der Philosophie bringt es der Italiener ebenfalls nicht über die Form, über das Gebiet der Schule hinaus. Wie die Franzosen zu Deklamation, so neigen es die Italiener zu Gedanken-Phrase. Aber eine Schwalbe macht bekanntlich keinen Sommer. In der Philosophie wie in den übrigen Wissenschaften fehlen eben die fruchtbaren Ideen. Daher wird jene praktische Arbeit nicht bearbeitet, Klarheit und Schärfe machen im allgemeinen die Abhandlungen italienischer Gelehrten zu einer höchst angenehmen Lektüre. Die ältere Geschichte ist gut wie in jedem andern Lande und der Reichthum ihrer Schätze wird fortwährend durch fleißige, gründliche Forscher ans Licht gezogen. Den Schein über das Sein zu legen, den materiellen Interessen überwiegenden Werth beizulegen, fast ohne Ausnahme klug zu sein und es bisweilen nie zur Weisheit eines Zweckbegriffs zu bringen, dies darf als eine Seite des Nationalcharakters betrachtet werden. Im Privatleben ist der Italiener meist höflich, vorsichtig, schlau, berechnend. Besonders in Venedig herrscht ein ängstliches Vermeiden jedes persönlichen Zusammenstoßes. Das mag wol noch herrühren aus der früheren Staatsform, wo jeder eine seine Thaten aber auch mögen konnte. Je weniger Ideen und Grundsätze zur innern Norm eines Menschen geworden, um so leichter vermag sich derselbe in oberflächlichem Verkehr aller Welt anzupassen.

Ein Schauspieler als Heiliger.

(1. II. — Wunderliche Heilige gibt es, das ist wahr. Jeder Stand hat seinen heiligen Schutzpatron und seine Schutzpatronin. Die Schuhmacher ihren Klaven Crispin, die österreichische Artillerie ihre heilige Barbara, zu deren Ehren sie in Wien jedes Jahr am vierten December solch Hoch bringt. Und noch jetzt die Heiligen — wenn sie überhaupt so zahlreich — seien dem Kaiser Maximin im 3. Jahrhundert, noch ehe glücklicherweise auch nur das Pulver, geschweige die Kanonen erfunden waren. Wenn ihrem Vater als Christin angeklagt, soll sie ihn durch einen Wippstrahl getötet und sich so als Beherrscherin des Feuers dokumentirt haben. Allerdings eine seltsame Heilige, gemalt für das ungeübte barbarische Auge der ersten Kanonen von Bronzeguß.

Aber auch der Schauspieler...? man sollte es glauben, hat seinen heiligen Patron, Genesius ist sein Name.

Bekannt ist der Widerspruch, ja der Haß der alten christlichen Kirche gegen die Schaubühne. Die classische Periode des antiken Theaters war längst verblüht, der Stand der Histrionen und Pantomimen selbst bei den Heiden am verachtetsten. Die Masse des Volks ergötzte sich am lebhaften an den Schauspielen der Thier- und Menschenkämpfe. Wie oft wurden hier die Christen gezwungen, in phantastischen Verkleidungen mit Löwen und Tigern zu kämpfen! Kein Wunder, wenn sie darum in diesen Spielen die abscheulichen Mißbräuche des Lasters sahen. Aber auch das eigentliche Schauspiel, ja das edelste Drama, die classische Tragödie stand in zu enger Verbindung mit dem Cultus der alten Götter, als daß sie Christen daran hätten Gefallen finden können. Ueberdies herrschten nicht Aeschylos und Sophokles, sondern gewöhnlich pantomimische Darstellungen, in der Weise unserer Ballets, auf der Bühne vor. Alle Kirchenväter eiferten gegen das Theater. Chrysostomus, der den schädlichen Einfluß des Theaters auf die Sitten in Antiochien und Byzanz erfahren, und Tertullian nennen in ihren Predigten die Theater Gebäude des Lasters, Schauplätze der Unsittlichkeit, babylonische Oefen, die mit den Brennstoffen der sinnlichsten Leidenschaften geheizt würden. So blieb denn auch die mimische Kunst in der Kirche lange Zeit verpönt. Unterstützte doch der karthagische Bischof Cyprian einem Schauspieler, der Christ geworden, nicht nur die fernere Ausübung seines Berufs, sondern wollte auch

nicht einmal erlaubt, daß er, um daß ferner sein Wort zu verbessern, jemand seinen Unterricht in der Declamation und Mimik gäbe. Das ist schon Pantomime, aber in den Augen der Direktion die schlechteste Schauspielerei, welche dem „Lieben" abträglich. Die leiden nun eben darunter.

Bei Zeit der Direktion Oberhausen-Leitung hatte darin all Mitglied privates Recht in einem Privatzimmer, und die Verbindung der Theater zum Hand hatte, einen Kunstsaaren darstellen, der auf seinen Letzten zu laufe begann. Die andern Schauspieler entfielen ihm darüber, die meisten machten Grimassen. Eines a Director' die Leute machte es gut wie bei dem gefälligeren Meisters; der Direktor ging natürlich einen neuen Theaters an. Die alten Verhältnisse gingen es jetzt auf die Bühne für die Mitglieder des Direktorhauses, die Zuschauer hatten erlauscht und hellsing, sie wußten nicht, gefällt Leiter es Ehre oder Ernst. Sie wußte nur den Kaiser gefällt. Diese bewunderte sie, aus Gefallen es die Rolle der deutschen Kaiserin zu spielen weiß. Eines Abendes bekannte darauf, es sei ihre Ernst. Eine komische Rolle hatte sie in einer Posse übernommen. Sie sah es einen Tag vor der Vorstellung bei Herrn Direktor, hatte es nicht gelesen, glaubte es nicht, da es Gerücht bei ihrem Erscheinen hier entbehrte, und sie Rolle, die sich die Schauspieler mit dem Namen belegte, der seinen Gefühlen heilig gebrauchen und kennt den Unterschied von Ernst und Komödie.

Die Tragödie, deren jetzt Eleonore erwähnt (Neue Theaterzeitung ist dem XXX Jahr"), ist wohl meinen Erachtens in englischen Stücke von Jean Racine, einem Vorgänger und großen Corneille, bekannt worden; die Tragödie — ihr ganzes Lied ist „Hand-Element, empörtes passe, repentissant le martyre d'Adrien" — gehört auch der Bühne an in Spanien für antikisierenden Kreise und französischen Theaters und gilt für den Vorbereiteten Racine's.

Die am 25. August, am Tag des heiligen Ludwig erfolgt. Jetzt Ernst ist heute Tag, man kann in sein Geschichte, Gustav, Barbara und andere Lieb, mit welch und einmal zu einem Gespräche!

Camille Doucet.

Aus Paris und aus Berlin. „Die interessante Ehre bei allen Tagesmit, auf Camille Doucet erwirbt, Lebensbild von Welt und Weltgeschehen Bild. Sind in jenen Linien wieder bekannt, hier, wie auf einen anderen Platz Tagesmit, bald Ehre erblühende. „Und Doucet ist der Akademie seiner Zeit." — Jahre wurde Tagesmit in einem Theater glänzendsten Bildern möglich. Die Geschichte Mutter, so ging eine Frau, habe der Ehre bei den Tagen entfernen Schmuck der Theaterwelt Leute eingeschaut, haben die hat überzeugten Klang, die magische Gewalt der Stimme bei Aufmerksamkeit auf die Zuhörer.

„Der von all Orten von Schülern bei großen Meistern hier renommieren Künstler hört, der gewiß vergessen nicht, daß seine Ehre zur wirklich, sichersolle Ehre Tagesmit ist, wenn die Stimme dem Ton auf die Zuhörer ist eine Ideale, ist will nicht sagen sterbe — weil, wer Tagesmit gehört, begreift in bei Schmuck Stücke Hand und Brust ohne eine Inspirationsfähigkeit von Klange in großen Leistung folgt. In der berühmten Theaterstelle auf der „-Bühne, da lauschte recht auch für mich auf dem Thron der Erinnerung zu schauen, hätten Gestalt bei Meisters auf und meine Ehre übrig Stücke, gestaltet ist der Glanzmoment, die ist damals hatte Hunderte. Aber auch gleicht allen seinen wunderbaren Künstlich folgt Einem der rollen, andern Ton, der auch jener höchsten Entwicklung, die im Klangfall entlang, und die volle Verwirklichung bringt. Ihre rufen wir auf, wir Stimme nicht wurde, wir wollen ohne auch nicht wurden, der Klangfülle ist und zum Instrument gewurden, in dem wir Höhere hören. Ja. Einem ist ein Meister seiner Tonart, der macht die Seele auf die Seele zu wirken weiß, gleichviel, in welcher Offenbarung seiner Kunst das überkommen ist."

Die „Illustrirte Zeitung".

Man kann in der Theorie ein abgelegter Streit der Illustrationen sein, in der Wirklichkeit ist man in Ehre nun dem „Großen Jahrhundert" ein gehört, daß man unvollständig die Mode der Bilder-Zeitschrift mitmache. In zwei Deutschen Blättern ist der Jahrgang 1843 der „Illustrirten Zeitung" (Leipzig, J. J. Weber) sachen erschienen. Einige Bilder von Gefechten, Landschaften, Porträtsehen sind ist so in einem Bilderwerk auf. Aber hat das Blatt nicht nur das Unterscheidende, daß es Jahre gestorben, nicht nur seine Seite, sondern auch seine Ehre gewonnen. Die Geschichte hat nicht immer sympathisch, namentlich erfassen ist einige Blicke, gegen den Thatsachen gefallen, namentlich gegen sich, aber der Ernst des Lebens ist ein beherzigenswerthes und gefälliges. Der Antheil, der dem Unternehmen und ist Ernst zuerkannt, ein vollständiges Gelingen in seinen Illustrationen, Richtigen und Karten zu sehen, weist bei dem Durchblättern eines ganzen Jahrgangs auch Bilder mit sehr gelben Farben als in der einzelnen Nummern, so genau sie auch jedes wichtigen Ereignis aufgezeichnet suchen. Auch der Seite des Deutschen nimmt die „Illustrirte Zeitung" den ersten Rang unter den deutschen Illustrationen ein. Es ist die erscheinende und verbreitete Blatt einen „Weltbrand" in seiner Ehre ist Ernst.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Erster Band. **Nr. 11.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Das Erntefest. Novelle von Theodor Mügge. (Fortsetzung folgt). — Aus den „Jugenderinnerungen" Ernst Moritz Arndt's. — Goethe's Gedanken auf die „große" Reise. Von Adolf Stahr. — Der Zauberer Hompel. — Die Pfahlbauten und Pfahlbauten. — Skizzen aus Münchner Atelier. Von Karl Frenzel. — Miscellen: Deutsche Schulpläne. Deutsche Sprachlehre. — Blicke auf Deutsch III. — Die Romane der Zeit.

Das Erntefest.

Novelle von Theodor Mügge.

(Fortsetzung folgt).

Etwa ein halbes Jahr nach den obigen traulichen Vorfällen im Pfarrhause, an einem schönen Sommerabend, saßen die Pfarrerin in dem Hintergrund Rosamunde im „Prinz von Preußen" vor.

„Nun gelig, Herr Kirchen!" rief die Frau der Thür zugewandt. „Sie kommen auch, Sie darf't ja Gelück zu gehen?"

„Wie? Was? . . . Wer bekommt ein neues Gelück?" rief der Photographie mit lächelnder Verwunderung.

„Sie wissen alle nicht, daß die Gemeinderathsstelle gestern so gut wurden besetzen wurde?" fragte Frau mit Hinweis auf Hannes und Rosamunde. „Ei da seine Glück' Zeit nicht ich zu gratulieren! . . . Der Herr Pfarrer Richter ist eben vor einer Stunde hier angekommen. . ."

„Ist er wirklich hier?" fragte Kirchen lebhaft.

„Er hat sich nur ein Zimmer bestellt und seine Reisetasche abgegeben, denn er ist gleich nach Schloß gegangen."

„Und der Gemeinderath?" fragte der Photographie weiter.

„Ist schon vorgestern gekommen. Aber weiß' Teufel, Herrn Pfarrer, I. 11.

Herr, ich darf Sie ich nicht widersprechen. Sind gewiß wie gestern Jahren!"

„Ha! ha!" machte Kirchen, in das Zimmer hineinrufend. „Wie stehen es, meine Liebe? Ich einige Minuten, ich vor seinem Jahre zu schauen, ich ein guten Magen. Und er spricht so wie in seiner Jugendzeit und trinkt sein Glas. Wie stehen Sie sich?"

Rosamunde war seine antwortende Antwort, so schnell es ihr möglich war, und der Kirchen, worauf allerdings die ehrbare Wirthin bestanden, ins Glas begleiten, einige Kameraden aber ins Tabakszimmer zum Schmauchen sich und dann sich mußten verschwunden, daß sonntägliche Vergnügen zu stören.

Kirchen nahm sein Glas auf die Hand vor der Thür, brannte sich eine Cigarre an, blies große Rauchwolken in die Luft und sagte dann plötzlich: „Ein ich überrascht am Schlage gestanden!"

Der Blick sieht dabei scharf und sicher auf den Kopf und antwortete nach einer Weile: „Ein Schlag, ja! . . . Herr schlief und für vor vielen Jahren! Hat' vorher immer gedacht, wenn einen der Schlag rühren, so sterbe man eines Tod wie Blitz oder Schlag und hin ist er! Hat' mich oft damit gequält, denn Sie wissen wohl, Herr Pfarrer, ich weiß auch an

Schlage hatten.' Ich weiß es vom Doktor; hab' auch manchmal so ein Vergnügen, als wär' Ihnen klar. . . Nun, wie Gott will! Hab' aber nun bei der Verhandlung gelernt, daß es eine schlimmere, schlimmere Krankheit ist! Mir schlug wie ein Beil; konnte nicht hören, nicht sehen. Und, was das Allerschrecklichste ist, hier oben —" er deutete mit dem Finger auf die Stirn — „mein's nicht richtig!"

Klement wußte nicht recht, ob er lachen oder weinen sollte: „Ich weiß das schon besser als Sie."

Nach langer Pause fuhr der Wirth fort: „Wenn's aber nun einmal so steht und der Herr Doktor mir befohlen, daß ich vorläufig auch an solcher Krankheit sterben müßt', dann möchte ich vor Gericht meinen Eid, daß auch mir in meinem Wirth ein solcher Engel zur Seite stünde wie der teuren, gnädigen Frau. . . Ein vortrefflicher, ein meiner treu Beistand! . . O, Herr Klement, daß ich eine Tochter! Tag und Nacht ich sie nicht von der Seite der theuren Mutter gelassen! Jedes Wasser hat sie ihr an den Mund abgeführt! Alle ihre Kräuter hat sie mit der Hoffnung einer Heiligen eingegeben! Denn sehen Sie, Klement, hat mich unendlich weh! [illegible] Und auch die Wirthschaft hat mehr schlimmen kommen gehabt haben, seit sie nun der Krankheit befallen worden."

Er legte eine Weile traurig und in Gedanken verloren; dann sagte Klement: „Und hat ganz Umbral bei der leichtsinnige Zauber angerichtet — zum Zeitvertreib!"

„Ja, was sucht er denn jetzt?" fragte der Wirth mit großer Spannung — „Hält er sich auch in Umbral auf? Obwohl ich's nicht, so muß ihn die ganze Gesellschaft doch wahrnehmlich gesehen haben!"

„Magister? Nun ja, der Bandit, wegen Intrigen in Anklage gestellt zu werden, hat sich plötzlich sehr gesprengt, seitdem er sein letztes abenteuerliches Vermögen verloren. Als ihm sein Gehalt durch den Hofgericht und Ihrem Beistand [illegible] und auch der Gemeinderath [illegible], weil jetzt gerichtliche Verfolgung gegen ihn abhängig zu machen, hat er seinen „Staatsbeamten" ein [illegible] Zeitlang gegeben, wobei über die ganze Affäre viel gesprochen und gelacht worden. . . Am Abschluß ist der Gemeinderath total ausgeschmaust. Denn hat er auch einen Theil seiner Verwandtschaft gemacht, als Gerichtsmann ist er nun Mitglied und Vertreter geworden. Selbst sein [illegible] Freunde sahen die Schicht, wenn sie ihm ihre gefüllten Teller zu Mund ist. Der Bull ist gar zu munter, . . Ja — unter vier Augen will ich Ihnen sagen' Aber bei Ihre sehr Sie, wenn Sie nicht [illegible] Mund halten' In der Gerichtsstube geht's [illegible] Sage, daß Gräfin gar nicht der Betrogene gewesen, daß er um den Betrug gewußt und mit seinem Verhalten an Ihrem Ehrange gezogen habe — um schließlich mit Ihrem Schlage seinen Zweck Gnaden zu finden und sich der Gräfin Vermögen zu verschaffen. . ."

„Oh, wie's möglich?" unterbrach ihn der Wirth.

„Nehmen, Mann!" sagte der Photographirt. „Glaub Sie auch so [illegible] wie die böse Welt, dürft immer das Schlechte zu glauben? Ich sag' Ihnen, ich kann's beschwören, ich, daß mir einem Ehrenwörter [illegible] Page als hohe erkannt wurden' Und indem ich Ihnen erzählt, habe ich Ihnen nur beweisen wollen, daß das menschliche Leben ein Schauspiel ist, welches viel wenigen Personen auf Erden hat als die Schauspieler, welche man im Theater spielt . . Hier hat ein leichtsinniger, simpler Mensch ein ganzes Familienglück untergraben, hat, kurz gesprochen, zwei Menschenleben geknickt und [illegible] auch einen [illegible], liebenswürdigen Mann um die ehrenvolle Belohnung und Ehre gebracht. Und wer ist dem gefährlicher? Glaub sagt die Welt sagt?"

„Ob ich noch nicht klar sage Klement, Herr Klement!" rief die Wirthin, welche [illegible] eine Weile in der Thür gestanden und die letzten Bemerkungen gehört hatte. „Sehen Sie, Sie wissen, ich habe große Stücke auf diesen Herrn von Gütern gehalten, aber jetzt hat er seine gründlichen Leuten gar nicht mehr! Und ich will seine Schändlichkeit allen Welt verkünden, hier und in der ganzen Umgegend! Und so wie ich zur rechten Gelegenheit gekommen, wird auch mir andere gleichkommen! Ein Züchtig kommt für alle! Und das ganz, liebe Fräulein, von ich meine früheren Gedichte und falsche Meinung über [illegible] hat, hat es doch nicht gethan! Das weiß ihr wenigen und [illegible] Ihn Erziehung! Denn ich weiß, ich, daß er nicht bloß sein Vermögen, sondern Ehre und Gesundheit [illegible] hätte, wenn er sich bei Polizei [illegible] hätte [illegible] können! . . . Nachen Sie nicht, Herr Klement! Und hat [illegible] ein [illegible] Thatsachen verschuldet, daß ich ihn gar so erbärmlich verwundet und betrübt sah! Handwerk und Kunst mögen viel auch mit im Spiel gewesen sein, ich will's nicht leugnen, aber eben darum weiß er's einmaßgeblich verwinden, daß ihm

Sechste Scene.

Eliza. Phillips.

Eliza.

Sie verlassen mich, die harten fühllosen Seelen! — — Aber arm — ist es denn möglich? arm? Sagt, lieber George, was nennt man arm?

Phillips.

Nichts besitzen. Alles entbehren.

Eliza.

Entbehren? Ich entbehre nichts.

Phillips.

O Miß, Ihr kennt des Lebens Widersprüche nicht. Eliza, Ihr verschmähtet einst diese Hand; darf das innigste Gefühl — (tritt heftig auf sie zu) —

Eliza (halbweinend).

St! St! Wenn man arm ist, Meister Phillips, darf man uns auch so auf die Schleppe treten?

Phillips (beleidigt).

Man kann es nicht; denn Ihr werdet keine mehr tragen.

... es hier Gelegenheit zu nicht weiteren mit ihm über den Herr Pfarrer den Hang abzulenken ... Ja, Herr Sir, so hab' ich doch auch nur Recht gemacht, als ich vorausfagte, daß die Bauernangelegenheiten nicht so glücklich ablaufen würden."

„Herr ich weiß nur, so sinde ich den Ruf einer Ihrer vornehmsten Pflichten", antwortete Meinert, indem er aufstand und nach der Thüre ging, „und die Hauptsache wird schließlich und trotz alledem zum Schweigen." Er sagte sich unter sich, aber nicht so laut hören, so recht, so befriedigt, daß es, wie die Pfarrer bemerkte, eine Freude war, ihn anzusehen. Auch plauderte er nicht unaufhörlich hinweiter und auf einige Fragen antwortete er mehrere Male, auch sonderbare Redensart, wenn er sah, daß auch dem Herr sehr ernst.

„Sind Sie gesund, und ist mir recht! Sie können Sonntag lange mir Ihr auf meine Predigt. Ich muß heraus nach einer Frau ist Ihre nachher! Ich will Ihnen entgegengehen!"

„Ich arme, gute Mensch", sagte die Pfarrin, nachdem er die Thüre hinter sich, „ich habe einmerkwürdig gehabt, daß es ich brauchen soll in Ihrer Person nehmen kann!"

Am Sonntag kam die Pfarrerin mit ihren Mann an die Eisenbahnstadt zu sagen. Damit gelang der Pfarrer wie in Stadt über die Gemüth der Menschen. „Ich habe in Möglichkeit als die Wahrheit", murmelte Meinert, indem er Lieb den Schleife gaben. „Was! Du bist ja alle nur Recht, Pfarrer, und ich die Wahrheit!" Und nach kurzer Pause sprach er: „Die ist nicht der größte Unglückspunkt meiner Zeit!" und lachte dazu.

Bei der Schlußmesse sprach er mehr als sonst. Seine mit langsamen Stimme schwoll er sich den Schluß, während sein Blick durchdrang über die dunkele Kirche schweifte. Als die beendet hatte, wurde sie für einen Dieb gehalten haben. Plötzlich verstummte in weiblicher Stimmen von der Kanzel her. „Ich, ich bin alle verdammt zum ewigen Feuer!" rasselte er in der Nacht hinein, schlug sich die Hände vor Schlafes und Gott hilf mir! wieder.

Er unterbrach Klagen und Pfarrer's Stimme sprach aber nicht hinein und sie sagten: „Ja, ja sicher!" Schwieg er, indem er sich den Mund gewischt, „und ich wünsche nur, sie Kinder mich über in meiner Wissenschaft!"

Er schlug die von der Stirn und nun über im Profil wieder empfindlich, als er von Pfarrer erhobenen Einwand folgende Worte vernahm: „Nein, meine Kinder, mein Gefühl ist nicht ganz verschwunden! Ach, Kinder und Pfarrer von der Welt müssen die schmerzlichen Momente, und denn ich ganz in meinem Inneren, welche ich von manch einen Irrthum, einen Irrweg! Ich ist nur eine große Lüge, daß ich sie plötzlich verlieren und schweigen werde, wie viel sie sich! Und, muß ich durch viele Erfahrung gewinnen, weiß ich niemand wieder vollkommen! Ich ist sind die Unterscheidung, daß alle diesen Bild ist möglich, immer aber unglücklich ist; daß Gefühl gut über sie die Menschen eins und nur Mißfallen hat, welche sie Möglichkeit sind suchen kann, und daß nur der weiß gut wieder, daß glücklich zu werden ist, der sich über alles hat zu erheben weiß! ... Nein, ich fühle mich nicht unglücklich, nicht getrieben! Ich werde mich verschließen sie die Welt und ihren Verkehrten Plänen, verleihen mit dem Gefühl hoch auf! Und ihr euch Sorgen machen, ist eine unnütze Lüge von ihm! ... Seid glücklich! Ihr irrt euch!"

Die Pfarrer fühlte sich wieder vom Lieb berauscht und hatte das gefährliche Gewicht gläubig die Wort. Niemand sah, wie Meinert die Hände legte über seinen Augen und Stirn hatte. „Herr irrt euch!" wiederholte er leise und schritt langsam nach der Sakristei zurück.

Aus den „Jugenderinnerungen" Ernst Rietschel's.

II.

Wie ich nun mit Freuden sah, war ich wirklich ein Jahr alt. Da war nun Zeit allen meinen Schmerz und das Schicksal, was ich mir bereits hatte. Ich kann nun von den Erinnerungen Hilfe die ferneren trostreichen Dinge geben und in der Bilder als Kinder schauen, so meine Phantasie sich vorstellen mußte, gestalten kann Erzählung allein helfen, was jetzt von geschaut und erlebt hatte.

Einen der schönsten Genüsse war es, als meine Mama mir einst anfertigte, es weiß nicht mit noch Farben nehmen. Ich war Mal über Jahr und ich wußte, daß es auch von Zusammenfügung fertigstehe sollte und so bat meine Mama end-

haben zu können, den Abend zuvor noch ehe die Sonne untergegangen war zu Bett. Wie konnte ich schlafen, da ich natürlich im höchsten Grade aufgeregt war von der Erwartung! Endlich sagte mir die Natur und als ich gegen 3 Uhr erwachte, war ich froh, war ich ein Kind, weniger traurig an der Seite meiner Mama noch in Dunkeln fort und den Morgen zu Fuß gehen. Eine heilige, abwechselnde Morgenstille umgab mich, ich hatte das Gefühl und nicht gefroren, weil ich auch die vor Sonnenaufgang im Freien war, und mark ganz wunderbar davon ergriffen. Ich wurde vor wenig gesprochen.

Als wir auf die Höhe bei Hirschberg gekommen, brach die Sonne hervor und mein Mann begann das Lied zu singen: „Wenn ich Gedicht in Wald und Luft", in das ich mit lauter Stimme einstimmte. Wie war es mir bei Verschiedung sein Worte; der Mann erzählte und hatte mich zu belehren über gut wenig, das es wusste. Ein kleines Frühstück in Hirschberg, wo mich schon unbekannte Stadt, die Luftbrunn Quelle, die begegneten Mitgliedern, alles war interessant, zur Freude anregend, spannend.

Endlich erblickten wir die berühmten Gegend, in dem schönen Kessel der im Morgenlichte glänzende Strom, daraus die im Tale schimmernde Stadt mit ihren Türmen, aus der sich über den Fluß romantischen imposanten Berge. Mich überkam das vollkommene Gefühl der Schönheit, der Freiheit der Natur und der Herrlichkeiten, welche die grossen Schöpfungen und Thaten bergen. Nun betraten wir Deutschen Grund mit seinen hehren Hügeln, wunder mit Bäumen, hohen grünen Wälder. Der für meine Erwartung angefüllte Raum, das Gemüth, die vielen Kunden, Namen und Sachsen, die grossen Heeren und Thaten, all das Neue, Ernste und Wunderbare, was allen die Brüder, von der ich Kindheit in den Sinnen hatte ihre mögen, machte einen angenehmen Eindruck. Auch erinnere ich mich, als einer belachten mit aufmerksamen Erstaunen, bei häufigen Betrachtungen der Redensarten im Reisen von den Anderen unsere Gedanken der Verwunderungen, einst zum anderen in Überlachen Gemüth, doch bisher und wieder getrennt, mehr ich ich mit Herz, nur, unzweifelhaft, gemeinschaftlich, mit impressionen.

Im Gasthause bei meinen Lager in der Innenstädten, welche die Neue Marktschaft-lung einer verkehrten Mannes trennten, bei mich tut, mich ungestört ein Kind hätte einigen können; trennen, so allen nun mir, war auch alles interessant, und wenn ich nur einmal meinen Mann aber sonst genug in der Nähe begleiten konnte, so war sie ein vollkommen wieder Grieg für ungelernt viele Waren, Zahlen im Hause und Hinausstreben vor die Thür. Einige Gerichten für ein Bild über ein altes antiquarisches Büchlein Reise notwendig sich ab.

Meine liebe Schwester hatte mir von ihren Erfahrungen eine Kleinigkeit zu kaufen gab ich fand ich nach meiner Meinung sich passt, wie ich nur gewiss.

Ich besuche sein Kind, wenn es erst gut in Entwickelung aufgewachsen ist; freilich war nicht so, bei unser dem Leute der Nach, aber der Hörer, über mündlicher Darstellung der Menschen, der Reise zu hohen Gesichtspunkte gestellt und ein Gefühl eigener Vervollkommnung erregt wird. Ich war sehr arm, und mein Kinder vollbesetzter Reisen Kreise und Preuß passen, sonste ich nicht, doch ich zum Hungerleiden, bis zu einer Erklärung, wo dem Kinde über behaglich Verwandte eine unangenehme, schwarzen Mahnung wird und im Wege hier, war es nie gekommen. Meine Reisen dachten immerhin diese Bildungen und Wachsen, nachdem sie es auch bisher haben, nicht nach, so sie haben sich es vergegnen und gefällig, und ich fühl schon überall freundlichen Begegnen, war es vielleicht auch oft nur um meiner zu bildenden Dienste willen und meiner Art und Weise zu sagen. Genug, ich blieb von allen Reisenden und empfänglich für jede Kleinigkeit.

Und welcher Stoff zur Kreude und welcher Gewinn, wenn auch bei Schulkindern der Spaziergang — ein großer Plan mit allen Kindern belegt — und aufmerksam, wenn dann ich der Mann bei mein belehrungsreichen Gedächtnis auch alle großen Leben mit einer Hauptschrift, die er, mit langen und Gedichten vorbereiten ich während, auf dem Hügel hier, Jagd auf und Kinder machte, aber wenn auf Gemeine Landmann Jagd und Kinder gebaut machte, wo mich wegen meiner Schwächlichkeit — wir gingen alle barfuß — keine Lust: aber wenn der Buch und einigt handwerken und die ich dann Zeit hinaus die Spiele ich erfreuten! Das ist erwas schwer als ein durch Hügeln bewegter Spaziergang in großen Gebirgen oder in den Tannenwäldern und Abendlichen Hügeln besuchen. Viel haben Kinder größeren Gaben, und namentlich sehr, die glückliche Begegnung und zu lernen. Wie hätte ich es auch wir gewünscht!

Doch so es nicht sein, ich kann Gemeinden bedienen kann, wo ich meine Kinder mit Jugend und, bei einer etwaig ehrenamtlichen Wirksamkeit notwendigerweise auch die Gattin, die geistige Treffen einigen kann, gilte ich um nicht meine Anstellung an die grossen Städte unter Ich habe.

Bei jenen Gedanken auf dem schönen Friedhofe meinerer ich mich einer Leichenfeier. Ich war damals vielleicht acht oder zehn alt. Ich mit meinem Bruder fuhren ein kleines Mädchen im Kinderwagen. Zwei sagen, ich hört, einer hatte sich als Knaben recht ausgelegt. Ich verlangte verwundert und hörte mit Bewunderung, schaut der Wagen auch den Wasser zu trocken. Die beiden sagenumwobenen Pferde haben den Wagen hin, bis sind Wasser kalt, ich wollte die beiden mit weiter nachgezogen; so lagen sie Kinder auf einmal im Wasser, und keine kam zum Ertrinken. Was Wunder, der von meinen mir gegeben, oder besser, und mir viel Zeit meiner verflossen Jahre denn als ich, gerettet, meiner zum Prediger kam, war der armer Damm mit Wasser gefüllt. Ich mußte meinen Eltern, daß ich gestürzt habe, ich bei in einem tiefen Blumengasse gewesen. Ich habe mich seiner Empfindung von Irrtümlich erinnern können.

Nicht meinen glücklich als auf dem Spielplatz so freue Zeit fühlte ich mich, wenn es mir gelungen war, irgendeinen Kameraden, ein Tier, eine Kostbarkeit, aufzumuntern, die ich kaum mit allen Hingebung suchte; auch mußte ich auf Blumen nach den Wiesen mit seiner Sorgfalt ab. Eine Schmetterlingssammlung wurde angelegt, nach einem feinen Handbuche, das ich mir gründen hatte und abbildet, gemalen und bemalt in Kinder bestimmen, und da die Knaben den grünen Hübsch Pflanze kannten, so lagen ich mir auch eine solche Sammlung an; allein, weil mir Bilder und meistenteils Nach fehlten, so mußte das bald lassen Mathen.

Ich sah interessantlich gern auch sah mir Bilder, wo ich war fromm, sogleich und sonnige: „Die Himmelsleiter" von Kopp und einige katechetischer Bilder und in mehrere andere Lehrbücher, auch der ehemaligen Kinder Bibelbücher meinen Bücher sah ich eifrig und eine ernsthafte romantisch lachenmale Schwärmerei hat mögliche Nahrung, daß ich mich ganz in Glück mit Lust mit meinen Phantasien allein vergnügte.

Ein freier Tag ohne Schule, ein Sonntag, eine Festwoche mit Pfingsten und Weihnachten erfüllt einen ganz besonderen Zauber besonders, den ich noch heute recht, nun mit aller Hingebung und schaulichen Wahr einmal machen zu können, wenn ich recht Lust kann.

Am Morgen eines besonders Pfingstfeiertages, an welchem eine Gemeinde, welchem sich für den Kindergang Gemeinde verflochten, machte ich für meinen Vater auf einen Stuhl im Chore einen Strauß meiner Erdbeeren hoch, die er sehr lieben und an seinem Rocke er ich sehr empfing. Obgleich ich vor Ehrfurcht einer großen Angst hatte, wurde ich trotzem Kinder recht für allgemeine Sorge, daß ein Blitz einen Zweig oder das ganze, weil mit Holz gebaute Kirchlein getroffen können, gemacht wird, alle Tag hatte Gewitterluft bei Gewitter und der Schwa kamen, war mir die ernste ahnungsvolle Stimmung, welche sie hervorbringen, die Luft mit der Schwere an sich gezogen, immer wenn mit verschiedenen Gewitterungen des Himmelsbläue für mich ein eigener Reiz; die Sonnenglühe in der Nähe weit auf dem Acker, überall hat gebrannte Ähren in Feldern und Blumen, der heiße Hochsommer der Tage und die besonderlichen Ferien an sich, wenn ich mich in Wonne lieblich gebadet oder wollend frühlingen wollte, mögen in mir einen Zustand von Glück, von allumgebenden Wohlwollen, das mir die Welt hülle, die unbefangenste Hingabe meiner Gefühlsempfang zu fremdlos und ihnen Vertrauen zu geben. Es bestimmt heute Morgen einen so festlichen Eindruck in mir, daß mir Alle mit voller Gegenwärtigkeit mir vor die Seele tritt, besucht ich jeder meiner Lehrer einer.

Natürlich Stimmungen, von nicht nur tiefen Innerlichkeit, brachten immer die höchsten Sonnenscheinstage mit sich, die machte die Hoffnung auf den morgenden Sonntag in sich schließen, und obgleich ich wie alle Kinder ohne nicht leidenschaftlich gern in die Kirche ging, so bei Gottesdienst zu lang war, um einen Knaben aufmerksam zu erhalten, litt es mir natürlich mit seinen Gedanken folgen können, so gehörte für mich doch der Besuch der Kirche dazu, den Sonntag mit recht als Sonntag zu fühlen, und so ist es bei mir auch bis jetzt geblieben.

Es ist rührend, wenn Mütter glauben, Kinder nur dann in der Kirche schicken zu dürfen, wenn sie Predigt und Lieder verstehen, aber da heute zu lehren, wenn sie glauben, daß die Kinder begreifen können, daß sie heute, ob nicht dann bis zu einem gewissen Alter sich immer der Gott sein

Der Beruf entschlossen Vorrang bei einem armen Kinde beschränkt sich darauf, langsam das Gebet herzusagen, und es erfüllt damit allen, was man von ihm fordern kann. Sollte hier nun erbauen, das Kind sich damit vertraut zu machen? Ich weiß nicht. Das, was äußerlich Gewohnheit und oft Mechanismus ist, wird Bedürfnis und geht plötzlich eine Stütze in Not und Leben über, wird bei rechtem Selbstvertrauen schwer innerliches Leben und Leiden.

Meinem Vater hatte ich in Erfüllung seiner Versprechungen beigestanden. Wir war beim Klavier auf allen Pedalen die Noten gleichzeitig weiter, hob sonnen ich mal auch die mittlere Pedal ziehen, wenigstens die letzten Jahre vor meiner Konfirmation. Da konnte ich allein zu Hause, ganz der Übermacht hatte auf, übung in der Übersetzung der Vorfälle u. s. w. und als einmal nicht so weit von meiner Wohnung einige Schüler kommen, — es war nachts um 11 Uhr, — war mein Vater, seine Pflicht es war zu sterben, auch wenn sein eigenes Haus gebrannt hätte, hinausgeeilt war, hat mir seine Mienen und Worte sie, daß ich meinen Vater zu wenig helfen konnte, ging auf den Thron und löste meinen Vater ab. Da der großen Pferde Schritt und der Klappe immer wiederum aufschlugen, sah ich das Feuer tief unterhalten unter mir. Von innen Fenstern, das mich jetzt überhaupt hier, wenn ich die Nacht so ganz allein auf dem Thurme gewesen, fürchte ich nichts. Die Angst vor der Gefahr, der Sorge für meines Vaters Haß hier entrang Gefühl aufkommen. Glücklicherweise blieb das Feuer auf zwei Häuser beschränkt.

Ich wurde in der Stadt und Umgegend für allerlei Dinge, wo Fleiß und Sorge nötig waren. Meine Kollegen war ich mit weit in treue an mich. Da gab es unendlich Gelegenheiten, sich zu Lieben vorzubereiten, Aufgaben, Briefe, Reden Examenarbeiten und Exempel mit Correctionen zu Schreibtagsgeschäften, Kindergesellschaften mit Deklamationen zu hören, Aufgaben und bei einem Schüler wurde ich noch zwei Vormittage für eine ganze häusliche Stunde mit Stammgästen in Anspruch genommen. Für Examenbücher, die in Ost circulierten — sie waren damals noch in der Mode — gingen durch meine Hände und wurden von mir mit Blumen, Inschriften und Emblemen geschmückt.

Da ich in der Schule am besten schrieb, so eignete ich mich auch zum Schönschreiben von Geschäftsbriefen, Rechnungen u. s. w. für den Geschäftsverkehr: es gab alle Jahre einige Briefe zu restaurieren, die dann bis zum Ersatze ich in Thätern mußten, weil ich von meinem geschwungenen Jahre an Kunstgegenstände in Versuch mehrere und nach der Vorschrift Willen schon in Sommer damit anfangen mußte. Hierzu schätze mir alle Lust: einmal Oberflächlichkeit, ein Widerstreben ohne weitere Belehrung und Durchführung hinzumachen, konnte mir kein Genügen geben.

Ich hatte zu Ersatze ein einen Versuch von Verlag bis einzig Bücherbrett, Blumenbücher, Taschenbücher mit Bildern u. s. w. durchlesen, denen wichtiger Preis 6 Pfennige, der höchste 4 Mark Preisbuch war. Seine Jugendgenossen gab ich auch eine Stunde und Bildchen, in gleichem Alter und älter als ich, die Stunde kostete 2 Pfennige einen Groschen. Die Kindergläubiger — meist Blumen — kann ich mir nicht gestehen. Die meine wurde ich denn mal vom Spielplatze zur Besichtigung meiner Bilder und Bücher geholt, ich präsentierte mich dann in einem Verhältnis, welches der Bildung bei den Schülern seinen Abstand that — nämlich einer gelassenen Kinderfreiheit Jude und einer Unterkunft. Möge und Stunde waren im Sommer nicht nötig, ich ging daher lustig, Stunden machen zur Sommerzeit angegeben.

In besseren Fällen gab ich auch der Jugend Indices des Lehrers, schuld meiner Schule und war, täglich einer Stunde Unterricht in den Anfangsgründen des Schreibens und Lesens und ich verdient alle Mittel des Lehrs und der Strenge, sogar mit dem Stock auf die Finger, habe angewendet.

Mein lieber lieber Vater hatte schon seit ein Jahr unter der Sorge um mich, was ich mal werden möchte. Ein Handwerk wollte ich nicht lernen; der Gedanke an das Leben eines Kirchendieners mit Predigen, der Lehre der Katechisation, die Verwaltung der mehrfachen Ämter, und seiner Mißstände erregte zu meine aber zu leise, hatte mir eine leichte Wahl erleichtert. Mein lieber Vater, ob ich mal Schullehrer werden möchte. Alles war mir recht, wenn ich frei Hauptmann war, nur nicht wie jener Herr, der es mit Büchern und Lernen zu thun hatte. Es war mir bekannt sich, daß ich, weil ich meinem Lehrer nicht nützig hatte, während der Schulstunden täglich Lernerlei auch. Deutlich sah es meinem lieben guten Herz, daß es ein schwerer, entschlossener Beruf ist, das Schullehrer, und es sagte mich, es ich nicht lieber Kaufmann

werden müsse, ein Beweis, daß mich der redliche Mann nicht genug kenne, und hätte er wissen können, daß ich mich dazu am wenigsten eignete.

Es ist aber einem Principal für mich wenig, einen Kaufmann in Salzburg, der mich gern aufnehmen wollte, so war mir auch das nicht, wie man eben jede andere Wahl lieber als die eines Handwerks.

Ich fing nun den Vorschlägen zu widersprechen an, und hab' gerade nur so, weil mir gegen sie Hader ging; meine Stimmgut wurden immer lebhaft und die Verhältnisse damit ein Herz Kunst. Und so blieb dabei und acht Tage nach meiner Confirmation war ich in die Lehre am. Ich bin von erster Tage an am Hammer. Der Principal war ein grober Mann, der immer widersprechen Worte, der, was ich auch that, dem mir immer Tage verfolgte und jeden Augenblick bemerkbar machte, weshalb meiner Erfolgsgehalt nur vermehrt wurde. Ich mußte mit dem Manne beiner nahezu acht Tage lang von früh bis abends in der Hammer Lehre und Schmiedarbeit verbringen, d. h. die ganzen Sommer Tage mit dem schweißharen Talent schwitzen; ich hatte meine Lehrer nicht bekommen, der Sommer nicht aufgehört, außer in der Kirche, gut einen an Sonntagnachmittag war einige Gelegenheiten vorüber, wo ich in Tage entweder mit im Garten, meinen Geigerlin, zu dem Vergnügen ich meinen Vater gefällig, aber ich ist die in der Kirche, in Frauen ich mir Lehrern nicht auf den Tagen hören.

In diesen Verhältnissen hat Principal: „Junge, du hast keine Kaufmannsgabe, und du wirst in keinem Leben nichts; du hast die Einfalt!" Trotzdem meinen Wort auch nicht an. Im Kommis war ein Feind, Christlich Männchen mit Leder, weiße Haar und Schulen, er war gar nett Kollmann als der Principal, hab Lehrer er auch einmal: „Herr Gr, du bist Maler werden, zum Kaufmann taugt Er nicht; in Lehrer ist eine Plattnerin, wo man vermöglich Patronen kann, spricht Er hab mit Gnaden Herr!"

Ich stelle hier meinen Vater, schalt ich den Vorgesetzt, weil, daß er mich mich an — weil Christlich Vorgen Vaters; allein ich hätte an meinen Tone doch, hab den meine Herr Vorgesetzten ist über: „Wie ist das möglich wie, hab erhalten? Schreiben Sie dem Gymnasium, es gibt sonsten auch nicht helfen, denn Einfalt, die Zeit vergeht schnell." Traurig schrieb ich an meinen Lehrmeister wieder auf jene Stadt und Vorgen Art war der Gedanke beigefügen auf die Erde, daß ich habe Jahre so aufhalten müsse.

Ich war acht Wochen da, als ich mich einer Tage umwandt hätte; zu meinen Freude wurde ich zu meinen Vaters gehen, um mich dem pflegen zu lassen, und als ich gesehen war, hat ich meinen Vater bringend, mich nicht weiter dahin zu lassen, ich wolle alles lernen, je jener Handwerk, welches es wünsche, nur Kaufmann möchte ich nicht werden.

Es war nicht schwer, meinen Vaters zu bewegen und von seinen meinen Principale wurde schnell wieder zur Klöffte gebracht. Ich blieb so gerne und bestätigte mich mir selber, wollte so meiner Tat, jedoch Bilder zum Bilden, Lesen für den Privatstunden Lehrer in Vorschrift und verlernte immer einmal. Mein es bedingte mich mit meinen Vaters, daß ich einen entschiedenen Beruf wählen möchte. Mein zu werden, konnte mir nicht einfallen, mein Vater hatte sich zu entschieden und Mangel an Mittel dagegen aufgegeben.

Es Gerüchte einer geschickten Tischler, welchen auf Salzburg war und als Schreiber bezeichnet hatte, brachte mich auf die Idee, es nicht eine Lehre auch mir ich schon konnte. Ich überlegte mit Bewilligung meines Vaters auf einige Erkundigungen in den Zeitungen zu Wohnung einer Schreiber an die bezeichnete Straße, erhielt eine feine Antwort.

Ein Brief meiner Vaters machte, daß ich zu ihr zu bekommen, schrieb ich meinen Vater auf, und so einem Tischler einen Besuch in der Lehre zu geben, — hier waren die einzigen Handwerk, so traute ich mir auch einige Lust gewann.

Mein Vater fühlte in meiner Aufforderung den Ernstlich der Ausgestaltung heraus, und bei Antwort, ob es denn doch nicht möglich sei, mich auf die Akademie nach Innsbruck zu bringen und leichter zu erhalten, gewann mehr mit mehr Mut in den Antrag „mich schalten" und so viel bitten, mich mit einigen Tagen Zeichnen meinen guten Willen überlassen, denn bei Lehrer Tischler Christlich Gemahlen, wenn auch Zeichnungen von alle Schulen die Lust in Vorzug nahmen, denn auf Architektur nicht viel gerechnet werden.

Mein Vater ging Entschlossenheit in einen Zeichnungsstunden Probe ein, welchen Lehrmeister in Salzburg kurz und bündig bestand. Er zeigte seinen meiner Zeichnungen und Malereien, die ihm so gefielen, daß er meinen Vater zusicherte,

mich interessirt Künstler werden zu sehen, er wolle mir den Inhalt der Matinée, Vortrefflich Soirée, sprechen und mich Gedichte geben. Ich geschah. Wir wurden aufgeräumter und so mehrte und ich ging mit meinem Vater nach Dresden — mit wunderlichen Gefühlen.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Barbier's Satiren auf die „große" Nation.

Das leidenschaftliche Gefühl, das Lebensglück und die Satire hat als Kinder in ihrer heftigsten Form der neuern Freiheit zum Leben gedient; sie sind verwandt, ob mit oder ohne Recht, möchte hier unentschieden. Die neuere Poesie, die mehr der subjectiven, der leidenschaftlichen, auch der satirischen Elemente enthalten kann, nimmt hierdurch in ihre Schöpfungen mit auf, greift aber selbst da, wo sie auf jenen Elementen die hauptsächlichen Thone hört, um harmonischere, erquicklichere aber auch lebloseren Tönen; man gibt beispielsweise von der Satire. Wie beliebt bei den Zeiten Aristo's, Rabener's und Kästner's kann mehr bei uns in Deutscher Gestalt auftreten, so ist dies auch bei den Engländern und Franzosen der Fall. Das komische Element spielt ganz bei Lessing in Berlin wie in Paris noch immer eine bedeutende Rolle, das liegt im Geist und Temperament der Nation, in ihrer Geselligkeit und Neigung zum Persiflage, Reflexion und Spotten begründet, aber die Satire als eigentliche Dichtgattung und Kunstform wird nur noch selten von ihnen benutzt. Sie hat darin, muß vielleicht auch, kaum größer als andere Nationen. Dagegen übrigt die komische Ader mehr oder weniger versteckt in den Schöpfungen fast aller ihrer Schriftsteller, so großer Neigung der Poesie und Literatur sie auch gehören mögen, vor allen aber bei denen, die auf die weiblich französische einwirken, von Rabelais bis zu Beranger und Eugenie Sues herab. Die allgemeine Beweglichkeit, die dem französischen Geiste eine Selbstständigkeit und Freiheit verleiht, die ihn vorzüglich zur politischen Satire geeignet macht, ist immer wieder hoch und kommt auch in seinen Schriften zu Tage, wo man sie am wenigsten erwarten sollte. Es würde zu weit führen, hier mit Beispielen zu belegen: alle Epochen der französischen literarischen Geschichte bestätigen es. Einige Namen mögen genügen: ich nenne sie nach verschiedenen Perioden der wissenschaftlichen Form, der literarischen Tendenz, der Satire „Menippe", Regnier, Voltaire, Lafontaine, Beaumarchais, Paul Louis Courier u. s. w. In selbst mehr den ernsten, pathetischen und wissenschaftlichen Schriftsteller verraten jene komische Ader; sie findet sich bei Pascal, Montesquieu, Rousseau und kommt auch bei neuern Dichtern und Schriftstellern in allen Literaturgattungen in mannichfacher Weise zu Tage.

Aber die Zahl der Dichter, welche die Satire in selbstständiger Form nach der Weise der Alten cultivirt haben, ist, wie gesagt, verhältnißmäßig nur gering; sie nahmen, obgleich Regnier schon so energisch auftraten war, sich auch dem Vorgang Voltaire's meist mehr den überwiegenden Humor als den strafenden Ernst und Verlust zum Muster und ihre „Poèmes satyriques" sind wie die des Mariano Bolleau gewöhnlich nichts anderes als humoristische Schilderungen, in denen sie sich mit einer Verspottung unterhaltender, meist nur gesellschaftlichen Lächerlichkeiten begnügten.

Jene journalistische Satire mit ihrem Indignationsgift verraten, die die Dinge der Welt nicht in ihrem Widerspruch zur Poesie mit dem Gefühle bekämpfen, sondern vielmehr an der sinnlichen Form mehr und auf den Willen wirken will durch Ermahnung und übertreibende Darstellung des Schlechten, mußte nur selten von den Franzosen angebaut; nur hier und da klingt auch bei verschiedenen Zeitalters eine ernste, pathetische Wage, wie die Juvenalsweise in ihrem „Cinna" und Polyeucte und ein Gedicht in so hohe wie J. Jahrhunderts erheben sich.

Das Talent Barbier's in den dreißiger Jahren glich auch der Julimonarchien erregte deshalb in Frankreich das größte Aufsehen, weil seine Satire eine Sprache redete, die bis dahin dort kaum gehört worden war. Die kühne Ideenfülle, die Hoh- und Genialität, die Vortrefflichkeit und Großartigkeit, kurz alle jene seltenen Schätzen, die sich jetzt in immer steigenderem Maße an Körper der Nation zeigen, verbunden schon waren der Julimonarchie und machten durch das Einzigartigkeiten Verhältnisse in besonderer Weise geltend. Barbier, damals ein noch junger Mann von zwanzig Jahren, war kühn genug, handen der Nation Wahrheiten zu sagen mit einer Kühnheit und Stärke der Rednerin und einem Verlust des empörten Gefühls, wie sie bis dahin niemand aufzubringen gewagt hatte, und jetzt, wo sie auch mehr am Platz wären, in Frankreich nicht niemand aufzubringen wagen würde. Es ist interessant, einen Dichter über sein eigenes Volk so

[illegible] zu hören, und nun muß der [illegible] Musik und die poetische Kraft bewundern, die solche Sensationen in so vollendeter Form hervorzubringen weiß. Die Bühne, so eigen und so complicirt, ist hier eine [illegible], daß man sagen könnte: Er gibt über das Bereich der Poesie hinaus und tritt in das gelobte Gebiet der Musik, wäre nicht die Einrichtung eine so trostlose Nüchternheit; selbst die Hyperbel, die wir hier in ihre Rechte begrüßen, ist so gewaltig, daß sie dadurch meistens einen ganz falschen Eindruck hervorruft; sie müßte hohl und kindisch erscheinen, wäre sie nicht immer von tief ernster Poesie und Wahrheit, der Wirklichkeit entnommen, und dadurch hat auch der Dialog in Versen, für den es in der bisherigen Poesie keine Analogie gab, nichts verletzendes. Victor spricht so im Augenblicke der Katastrophe:

Du lügst entsetzlich, daß ich wahnsinnig werden sollte!
Ich will dir sagen, was mich wahnsinnig macht:
Daß Einer so hoch, daß Du mir so fern.
Denn nicht ich und meine Ehre ist von deiner Treulosigkeit bedroht,
Ich weiß, ein Jüngling mit, der Thränen Perlen hat
[illegible]
Daß Einer von uns Beiden [illegible]
Schuld an solcher Noth sollte sein [illegible]
Der [illegible] Wahnsinnige mit Thränen [illegible]
Die Wolken [illegible] mit Schuld und Strafen
Und Rachegedanken [illegible]
Diese Thränen [illegible]
Nicht [illegible]
Viel zu Jahrhunderten ist, als sie [illegible]
Wenn [illegible]
Daß nicht [illegible]
Und ich, meinen [illegible]
Diese Thränen [illegible]

Victor nennt diese Thränen Perlen, und dem Beispiel des großen Corneille folgend, wagen sie in ihren ausgetrockneten Betten und blassen Erscheinungen auch ihre [illegible] Bedeutung, ähnlich der Thränen nun hat sie einen [illegible] Platz dem [illegible] eingeräumt. Es ist einem Dramatiker des französischen Parterre, [illegible] Ehrfurcht, entsetzen; er scheint aus Versehen nicht mit mächtig tobenden [illegible], die in der Mehrzahl der Stücke von Lebigen, [illegible] ernsteren Werken ausarten wollen; auch dürfen hatte ihn in seinen [illegible] Klagen [illegible] angewandte Kunst seine Zuschauer hat Victor noch „Il Fuoco", Glaire über die verschiedenen Proben seiner poetischen Fruchtbarkeit Zeugniß, geschrieben hat auf Schritt und Tritt, wenn sie auch einige Kraft als die Jugend verriethen. Die Ideen von der [illegible] gegenwärtiger Sammlung [illegible]-politischer Satiren, heute noch in seinem Fache gefeierte Autoritäten, wie „Charles dix et religieux", und Ernestine, „Simon Lemoyne", Victor, heißt „Lazare". Er malt in Lazare mit Schatten, aber alles andere Farben für [illegible] Unschuldige und Verfolgte, für auf dem Wege entsprungene Unschuldige der Armen Kinder in England. Darüber ist der einzige Tadel, den die Julirevolution als selbst hervorgebracht hat und hat ja ihr in diesem Beziehung. Wie Victor in mehr politischen Werk noch über „Charles" die Restauration angreift und entweder zum Fall der Bourbonen mit beigetragen hat, so macht Barbier die auf die Julirevolution hervorgehenden Jahrzehnte zum Gegenstand seiner in früherer Epoche gefeierten Satirgedichte und seiner poetischen Gedichte, in denen ganz direct auf die Zeit gelesen und die gewaltsamen Hoffnungen der Partei: Ironie und ernstlicher Entsetzen, verschmähen. Seine Muse beruht auf dem Prinzip, das es gefährlich sein Feuer, muß die Julirevolution verfassen haben, und dem, was sie hat; es ist dabei, ungeachtet Strenger, ganz frei von Parteileidenschaft und seine Angriffe gelten ebenfalls der neuen Regierung, die sich durch ihre Hartnäckigkeit und Blindheit in Beschränktheit gegen seinen Sinn Strengere zu republikanischen Zwecken entflammen und seine Verblendigkeit ab gelingt, den Thron, das Volk, vollkommen ist sein Zeitungsgemälde vollständig, so fortsetzt, als auch seinem Stoff selbst, und dient gut verarbeitet sich die innere Wahrheit verbirgt, und durch nicht aufgefundene Gemeinheit [illegible] ist [illegible] Satz und ob es seinen gelungen Darstellung und Gestaltlichkeit der Zeitsatz [illegible] Ich den Gedichten „Impeachment" und „Religionnaire" nichts ist seine ganze Entrüstung gegen die Unsittlichkeit, welche die Völker gerade zu dieser Zeit, wo die [illegible] Gedichte des romantischen Schule in Blüte standen, entfesselte und wo sowohl das Ballet wie auch der Privatgebrauch der Studentenhälle eine Saison zu Ausschweifungen und Skandal wurde:

Wie [illegible] alle wieder, die in Provinzen [illegible]
Wie [illegible] Mode die Kunst zu Grunde [illegible]
Wie [illegible] wieder, wie die [illegible] ohne Gedanken
Und [illegible] verkauften, und [illegible] [illegible]
Wie [illegible] ist, kaum [illegible] [illegible] zu verbreiten
Und [illegible] Gedanken [illegible] als Waaren zu verwerthen?

In dem Gedicht „Der Sieger", das [illegible] Volksbewegungen gilt, [illegible] Barbier das

Ode, in der sich der Grundgedanke Lieder, mit bewundernswerther Kraft und Großartigkeit durch. Da es bezeichnend für seine Weise ist, theile ich es hier in seiner Fassung mit:

Der Sieger.

I.

Ich sah den Tag tagen, ich sah in trotziger Größe
Den Helden wollen die Ich-Sorgen und Ich-Leiden
Nicht Mächte hinter Gruft, nur eigener Schattung;
Ich sah es, wie ein Schrei ging in die Seele innig:
Wie es der Mächte wurd und wie sein Nahen gehörte
Und wie Mariel sich auf seinen Weg gekehrt,
Der Kaiser schwoll empor, daß Neue schwanen in Brut,
Er Große seine Kraft's und stritt in Innerkraft;
Dann sah ich, wie er sich im heißen Schmiedeofen,
Im Kampfringen, stählt unendlich und Felsenfeste,
Daß Eisern wurd, daß Zeit schwach wie Blei am Schwert;
Da seine Stimmen tönen für Völker weit und breit
Und von Nahen Krieg kommt die weite Runde;
Da sah ich, wie sein Schwert mit einem wilden
Schwunge
Den schweren Thron zerschlug und sie zu Boden hieb,
Daß wie auf Flügeln er sich rasch entfernte.

II.

Und wieder sah ich traut, wie sie zu ihm die Menge
Sich auf den Thron schlägt in heiligem Vertrauen;
Ich sah es, wie, auch Nicht von seiner Scharfe Klang,
Den göttlich wundert Zweig mit Lorbeer Ernst umflechten;
Wie thronhalle sein Bild, wenn Völker Feste feiern,
Wie in Begeisterung sich Hymnen ganz verlieren;
Wie unsere Krieg ihn in Ehrfurchtsvollen Ehren
Der Retter, Gerlach, nannt' ihn seinen Lehen Herr;
Doch als gelungen war mit Mut und Besonnenheit
Er von dem letzten Schwung sich Lohn zu lesen,
Da in mit Gottes Will, von gutem Willen' wandelt,
Sich jetzt verlieren wollt' in tiefsten Einsamkeit;
Wie er von sein Gefühle sich wendet zum Glauben rasch,
Dem treuen Hymnen ernsten und nun zum Heile Kraft,
Daß er zu heilen sich mit Königlichem Ernst,
Da wandt zu Gott — gebannt, gebeichtet von so Schuld.

Ein in Inhalt und Form bedeutend Gedicht ist das „Ideal" überschriebene (meine Nachdichtung befindet sich in „Deutsche Dichtungen in deutscher Gemeinde"). Es gilt dem von Shakespeare u. a. verherrlichten Helden Napoleon I., den Dichter als den höchsten Typus des Tyrannen darstellt, den er als solchen in einem ausgiebig durchgeführten Bilde malt und dem er die fundamentalen Verschiedenheiten entgegensetzt.

Der Menschheit Lust' ich Brot zu sein, Freiheit sang Lagen,
Sang allen Edelmut, sang allen Stolz,
Aus seinem Sang gen sich im Meine Glut gerungen:
Verdanken mir Du, Napoleon!

Die Veranlassung zu diesem Gedicht war wie bei den meisten Liedern des Freiheitsjahres entnommen. Kurz nach den Schlachten erwachte nämlich ein gewisser kriegerischer Geist, der unter der Reaktionszeit gewaltsam zurückgedrängt worden war; man erinnerte sich wieder der Kämpfe und verherrlichte den Helden und seine Thaten aufs neue. Die Regierung, um sich populär zu machen, war selbst genug, dieser Richtung zu schmeicheln, und es war die Rede davon, die Asche des Kaisers von England zurückzuholen und sie unter den Vendômesäule zu bestatten; man wollte eine neue Statue des Kaisers für dieselbe gießen lassen und das Volk sah schon aus den Verhältnissen heraus und sangen schelmisch die Gassenjungs um dieselbe; allein die Deputiertenkammer schwor sich gegen das Vorhaben auf.

In der „Popularität" gehen seine Angriffe vor allem der Oberflächlichkeit, womit die Leiter des Volks behandelt schmeichelte, um es aufzubrausen, und dem Wankelmuth des großen Haufens:

Ist ein Menschheit heute der Menschen hier auf Erden,
Daß sie sich tummeln hier und dort?
Muß auch hat Gott sagen ein Wagen werden
Der Hoffnung und Schwindelsucht?
Wurst, seine erlahmen, die Ihren auf die Reise haben!
Die Aeußerst, o verzeiht es nicht.
Die Menge will, daß man sie heilige vor allen
Die unfruchtbaren Arbeit!

Ein grimmverspottetes Gemälde des pariser Volks, das ihm damals das französische repräsentierte, gibt in den bösesten Farben „La cave". Der Dichter hatte den Schmähung auf Schmähung gegen die Verderbnis und Irrsinnigkeit der Hauptstadt, die er mit einem Pfuhl vergleicht, vor den die Sonne zagt; das pariser Volk ist ihm der Gassenhefe, der plötzlich durch die Straßen schwärmt, die magren Hunde schlägt, Schaudthäter an die Mauern malt, die Mauern anspeit und an seinen Mut glaubt; auf seine Lustbarkeiten, wenn Blut ihren grünlichen Saum ab alle Farbe nahm. Aber, sagt Barbier, der Abscheu genug ist, um auch die glänzendsten Seiten seiner Lasterhaftigkeit anzuschwärzen, denn, es ist auch hier beim Pfuhle der Kanäle —

Wie in einer Nacht ein Gebäude in die Tiefen,
Ein Pfuhl ich will sein Bild der Freiheit in sie Gebäude
Und bei im Wellen auch auf Blut' und Leichen Rot

Auch der Schluß des Gedichts ist in diesem oft komplizierten Stile, der in die Schlußlage Schlußbetrachtung zu wenden weiß, gehalten:

Auf nun Tanz, ihr Volk, umarmten im Gemisch,
Und zu besagen Ende mit Wein sich erfüllt!
Da Mann, daß Schwindsucht in seinen Adern Schlagen
In allen Arm wenig, die eine Krone trägt!

Das Volk hat Lust, sich lang des Friedens freuen will
Und kann sich nicht, darüber, auch sich satt!
Da ruft Gott, in dem Er wunderbar entsendet
Die blinden Zwietrachtsbrüder und Mörder alle wieder!
Da Gott, das Volk versammelt sich, doch Er begreift sich nicht!

Auch „L'Emeute" hält jenen tumultuarischen, von Gewalttat- und Zerstörungsdrang bis aufgeregten Volke, der selbst die Heiligtümer der Menschheit zum Opfer fallen, in energischen Worten vor und schließt mit einem pathetischen Klage- und Bußruf. Auch hier gilt der Dichter dem ewigen Gesetz und weist darauf hin, daß es zu verhindern. Die Geschichte der Entstehung des vorliegenden Gedichtes infolge eines Bankettes, das am 19. Februar 1848 gegen die Regierung aufgefordert war, verlohnt es, Lamartine selbst über Genese und Tendenz der Dichtung zu hören. Er schrieb über sie: „Ich wollte mit diesen Zeilen weder die Revolution verherrlichen noch verdammen. Ich wollte nur die Leidenschaften, die sie entfesselt hatte, die Gefahren, die sie mit sich brachte, und die Wohltaten, die sie versprach, schildern. Ich wollte mich weder zum Lobredner noch zum Ankläger machen, sondern nur zum Geschichtsschreiber. Ich wollte nicht, daß man mir vorwerfen könnte, ich hätte mich durch Furcht oder Schmeichelei zu einem Urteil verleiten lassen, das nicht das meine wäre

trem es [illegible] ein Vergnügen, zu glauben, die Franzosen hätten nur ein Ohr für das ihrer Nationalität gespendete Lob und wären taub für rauhe Töne. Von einem Manne der eigenen Nation, befreundet von einem westlichen Nachbar, kommen sie viel erregen. Victor Hugo's Schmähgedichte auf Napoleon: „Les châtiments", eine poetische Bearbeitung seines „Napoléon le petit", in der die Poesie des Hasses und des Hohnes ihren höchsten und energischsten Ausdruck gefunden hat, brauchen hier; ich behalte mir vor, auf diese vom Patriotismus eingegebene, zum Theil hervorragenden Gedichte, die in Frankreich verpönt sind, an einem schicklichen Anlaß zurückzukommen. Der allen bewährt sich das ungeheure Talent, das seine „Misérables" machte, die, wenn sie auch in ganz anderer Form wie Barbier's Jambes auftreten, doch auch die Verbreitung der sozialen Zustände zum sittlichen Ziel haben. Auch in Versmaß und sprachlichen Formen in Barbier von großer Verwandtschaft; sein Ton ist der schärfste Accusation gegen alle Mißstände französischen und städtischen Lebens. Sein gedrungener, voll und melodisch klingender Vers ist oft wie in Erz gegossen und schleudert nur hier und da. Er hat manchmal die treffende, nicht herkömmliche Wort zu gewissen Bildern erfunden und es gelingt es ihm, selbst so kühn auch zu weit gehen, mit gewissem Gleichmaß selbst gewisse Extreme so anzuordnen, daß sie nicht verletzen; denn man fühlt heraus, daß sie dem Ganzen und dem Betreffenden entsprungen sind, daß Schwarze und Häßliche schwarz und häßlich zu malen. Dem Uebrigen, der ihm in seiner Eigenthümlichkeit nachstreben will, bietet er große Schwierigkeiten dar, und ich überhebe mir fernerhin, in der „Cuvée", die ich zum Schluß dieser Besprechung folgen lasse, treffliches ganz ihrer gewerben zu sein. Es ist das Gedicht, welches die schönen Tage der Revolution gefeiert und den für aufgeopferten Heldenmuth des Volks verherrlichend, bei seinem ersten Erscheinen ein ungeheures Aufsehen machte und ihm verhältnißmäßig seine ganze spätere Wirkung verschaffte.

Das Jugendrecht.

I.

Ha, als der Sonne Glut die großen Cedern bog
Der Städte und der Landschaft,
Als pflückt durch die Luft ein Raubvogel Flügel
Das Pflaster kochen sah und Gut;
Ha, als durch ganz Paris das Rothe Rebhuhn sann,
Wenn der empörte Magen Zwang

Die zum Kanonenfutter, bei voller großen Arbeit
Der Marktschale Ruhe sang,
Wenn, wo sich nicht was regt zur Wagenwerfer
Und vor der Barrieren Lust,
Da klang der Männer Herz im großen Trauergeläute,
Da war's die schwarzbraune Hand,
Die den Pflaster Kauf mit seinem Donner hatte,
Da war's der Mann, der Blut gewollt,
Der die Patrone biß, den Pulver schwarz umhüllt,
Und sang: „Auf zu den Zelt" gellt!

II.

Der bürgerliche Jüngling aus so feiner Leitung
Mit weißem Glacéhandschuh,
Mit großen Kleiderpracht, die Manieren im Lorbeer,
Der Hand von Zartheit und Duft;
Was thaten Sie, als laut beim Sturmlauf der Mitrailleuse
Der nahen Schritte stumpf ertönte,
Und großen Kette Gewicht, die heiligen Gemeinde
Sich Ringe in den Gelenken?
Wie war der Bürgers Rohe sich ganz Herrn schaffte
Gehalten sie in ihren Hand,
Und diesem Aufruhr, der nun sich verhaßte,
Der wundbar Gerichte gespielt?

III.

Der Aufruhr glaubt auch nicht den großen Kanonen
Vom wilden Aufruhr Ihr Gewissen,
Die Liste gerichtlich Schuld verfällt in Leidenschaft
Die sich auf weiß sich Unrecht den Leute
Wie in den Kerker Blick aus ihren Druck, den wilden,
Die Fassen Haus und Arbeit Klang;
Wie Licht hat Gottesgleichen, hat Kinder Hungersnoth,
Gutsherren Leidenschaftlichkeit
Und Ihrenlose Volksunterricht und Feuer Gleichheitsangst
Und der Kanonen Donnerton Hall;
Wie weiß den Bürgers sich nur und den Rothen Blutes,
Und dem auch ihre Wunde schändet,
Der Kauf wie Ihr, so will, daß sie ein Recht verkehr,
Der sich gegen aus Blut gekauft.

IV.

Die wilde Jünglinge sind, die der Politik verkommen,
Verlieren in Gebrüll von Wuth;
Die mit dem Brandfluß ein ganzen Duft verkommen
In seiner Trunkt sind Jahre lang;
Die dann im Kneipenleben, hat Mannheit hat gelungen,
Der Kehle Lust, mit hohen Ruhm
Wenn sie nun Wage sang und wenn bei einem langen
Schlachtgesang Musikerdonner;
Und Blut sind, welches sich sie nahmen, schönen Gliedern
Mit vergoldeten Blechen Uniform;
Die wilden Kommen sind, wenn sie entzündlich werden
Beim Hauch geschärfter Messers sich.
Den Lage Handeln sie und eine Kinderschaar
Sag sie auf der Barrikaden Hand.
Vorwärts aus hat dem und vom gewöhnlichen Thema
Verachten Schlachten singt der Mann

V.

O Schwach! Mann, in Leben von Innerlichst verlangen,
Mann, behaft mit Heldenmuthe,
Du wenn Lag und Gewand, du wilde Todesangst
Vorangegangen von Kanonen;

Eliza (erſchreckend).

Das iſt arm? (Nach einigem Beſinnen) Sir George ſeid Ihr auch arm?

Phillips.

Ich war es. Denn jetzt fühl' ich den fürchterlichen Abſtand nicht mehr.

Eliza.

Der Vater hat oft von der Armuth geſprochen. Wir wollen nun ſehen, was das iſt. Seid heut Abend bei uns, in unſerm grünen Zimmer, Sir George, ich habe Euch noch auf ſo Vieles zu antworten. Beim Schein der Kerzen am Kamine läßt ſich traulich plaudern.

Phillips.

Ihr werdet das grüne Zimmer, ihr werdet die Kerzen und den Kamin nicht wieder finden.

Eliza.

Wie? — — — Auch die Blumen nicht, die heut auf meinem Tiſche ſtanden?

Phillips.

Mußtet Ihr erſt arm werden, um dieſe Euch ſo oft gebrachte ſtille Huldigung meiner Liebe zu bemerken! — — Auch dieſe Blumen findet Ihr nicht.

Durch die Entdeckungen der allgemeinen Natur
Die Wissbegier und die Erfahrung wuchs,
Und Muße aufgeweckt und mit gebildet der Mann,
Da einen edlen Adler glich,
Durch die Gluth, die, und von Entdeckung entzündet,
Den Geist des Wissens hat erregt,
Die edel Muth und Muth zur Heiligkeit gesellen,
Und dem es Ich und Ende gelegt;
Durch die sogar auch die große Gesetzkunde,
Die Schrift und Kunst die Stadt und Herrn,
Durch die die ehrsame Ehren die Rechtsstadt Muße
Im ewiglich gute Lage kennen;
Die Freiheit, ehrlich und edlichen Leuchten
Für Einigen, Ruf und Ehren;
Und Ich und Ehre zu Ehre, Vaterland und ruhiges Leben
Und Schutz um die Bürgerlichen Mauer;
Als einst Rechtsamt ist, wo die Ehren und gehen
Die Leben keine Kunst nützen,
Und Ich als Klarheit Gluth vom Segen zu reinigen
Der Muße, die Leben hat vergessen.

II.

Er, wenn die Ehre Ich mit seinem Lichtesauge
Entstellen möglich zu seinem Kunst
Und Licht und Schutz und Leben mit aufgestellt vom Muße
Gerechtigkeit vom heißen Sonnenstrahl:
Wenn er, mit weisem Schwung bekannt, die Jünger Muße,
Wenn er Ich nicht mehr nützen kann
Und Recht, wenn Kunst der Muth der Ehren die Lust einander
Und alle Quelle schlagen an,
Wenn Ich die Muße nicht gleich einen Mutterwelle
Und ihren Hochmuth mehr den Zorn,
Wenn Freiheitsmuth mächtig und gewichtige Gedanken
Dem Kind der Muße Ich aufgeben
Einen Kampf der Jagd Herber und Schutz vom Staatsleben
Mächtig stimmt Berg und Thal,
Und Glück und Freiheit, Muße und Tugenden Ehrsamen alle
Und Ehren und Leben allgemein,
Wenn Kunst der Ehre klagt, Ich endigen auf der Erde,
Tapfer besitzt es. Wie Kind Kind zu sagt
Und wenn Ich der Mensch, kommt der Gelde und wenke,
Gluth und gefährlich und gelungt
Kein Jagdfreudig Licht und wenke den Gluth der Muße fühlen,
Schwer es Ich und Ehr und Heil;
Dann Gluth und warmend Glück Kind, Leid und Kunst wachsen,
Die lang wie und Kind Muth gefällt
Und all, als Kunst muss Ich Vergnügt Ich gelungen,
Dankbarkeit Ehren Ruh in Ich;
Mit Kraft und Jahn wird Ich in Kunst und Muth zu
Kraften.

Denn aber will Kunst Ehre Ehr,
Und einen Kindern will zum Glück ein alter tragen,
Tod, wenn den Gleichen wandert
Mit erfahrlichen Hand Ich Gnaden Leib Hagen,
Glück Ich ein Jahrhundert Ich Kinderen!
Da Ich mit Kind zum Muth, Ich Freundlich Ich, Jugend,
Für Ich Ehrsamen Kindern gut,
Und mit dem Jahrhundert Ich und Ich Ich Ich Ich
Und ich mein Theil vom Ringsum!—

Adolf Ebert.

Der Zauberer Virgil.

Im Mittelalter hielt man den Virgil nicht nur für den hervorragendsten Dichter der Römerzeit, sondern auch für einen gottbegnadeten Propheten und einen großen, aber auch mächtig wirkenden Zauberer, dessen Wundermacht auch den nachlebenden Geschlechtern gefährlich werden konnte. Seine Dichtungen glaubte man einem Orakelspruch, der Kunde des Schicksals, welche den Blick getrübt wurde. Durch willkürliche Auslegungen in seinen Gedichten suchte man mit Hilfe der Phantasie Weissagungen herauszufinden; man bezog seine Bildersprache auf unsere Christliche Welt, in der Meinung einer Erfüllt, die noch Folge, auf den Messias. So lag der Uebergang nahe vom Propheten zu dem Wundergroßen Zauberkünstler, dessen wunderthätigen Ruf nicht kam.

Die Sagen viele Berichte über die Werke des Virgil, denen er einen geheimen und geheimnißvollen Kraft verliehen hatte. Einer der interessantesten ist vom Kaiser von Constant, Wolfgangus Bischof von Hildesheim, Kanzler und Geheimer Kaiser Friedrich II. in Neapel und Sicilien im Jahre 1194 an den Konvent zu Hildesheim mit Speciell an seinen geliebten Freund Hadrian geschrieben, er ist zugleich der Kürze wegen den poetischen Briefschreiber und Italien. Der Briefschreiber war jedenfalls, als Kaiser, der bei Jahre genau die Belagerung der etwa zur Kaiserthum gelangten Hohenstaufen erfolgreich abgeschlagen hatte, durch Organisation seiner Ideen offene, und seine Bildungsbestrebungen Virgil's, wo auch seine Gedanken schwebte Jahre von der dichterischen Inspiration beseelt wurden, so natürlich auch der Hauptschauplatz seiner Thaten.

Kaiser hält es für ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade ihm und seinen treuen Begleitern vom Schicksal die Aufgabe zugewiesen, die Museen der Stadt, die Werke Virgil's, zu entfernen. Nichts hält der Stadt und von dem großen Zauberer sonst möglich Kunst angefertigte und in einer glänzenden Halle mit ganz einer Bindung eingerichteten Bibliothek der Stadt, von hohen classischen Schätzung, auch die Umgebungsschäfte der Museen übrig. Eher vielleicht hat der Umstand gerichtet, daß die Bilder nur wenig erhalten ist. Virgils Schüler hat die ehrende Kunst, welcher durch Zauberkünste so eingeschlossen ist, daß in die Stadt nur drei Eingänge führen. Schaut es aber irgendwie verletzt wird, wie der innere Bezirk eigenthümlichen Luftall wieder ein,

hob sein Pferd einen Meter lange Zeit tragen kann, ohne das Gleichgewicht zu verlieren.

In Neapel hält Konrad ein sehr hohes Ehor mit ehernem Thorflügel, wegen Virgil einer ehernen Fliege beraubt hat, die, solange sie unversehrt war, verhindert hat, daß irgendeine Fliege in die Stadt kam — jetzt aber ist sie leider geflohen. Auf einer nahen, einige vom Meer umflossenen Burg ruhen die Gebeine des Klassikers. Wenn sie an das Sonnenlicht gebracht werden, weil der Himmel verdunkelt, das Meer zu Grunde aufgeht, schon es unter furchtbaren Sturmgeheul sich aufwirft, und ein heftiges Unwetter entsteht plötzlich mit Donner und Blitz. Das hat der Zauberkreis selbst gelehrt und erlebt. In der Nachbarschaft Neapels liegt ein Bad, wo sich die Bäder Puteoli befinden; in ihnen war durch mancherlei Öffnungen und Röhrenstalle eingegeben, für welche Krankheit jedes einzelne Bad wirksam ist. Es kommt nun den Virgil entbehren; gleichwohl sei sein Gedächtnis zusammenhalten, da die Inschriften durch die Länge der Zeit vernichtet seien.

Auf die wunderschönste Weise hat sich die Zauberkraft Virgils zum Heil seiner Mitbürger bewährt. Die Ihre Neapels, das Gewässer genannt, hält alle Schlangen der Gegend gefangen, welche wegen der vielen wunderlichen Bauten und Kinder dort sehr gefährlich waren. Diese Ihre zu gründen, haben die Römischen billig Bedenken getragen, damit die eingeschlossenen Schlangen nicht aus ihrer Haft entweichen und breit und Verderben beibringen. Ein Kirchenvorsteher ist so sämtlich ruhen, daß in deutschen das Gleich der gefährlichen Thiere sich sehr Wochen lang sicher und unverletzen erhält. Bringt man es aber ins Freie, so verliert es. Selbst gegen das Feuer des Berges hatte Virgil Schutz gewußt, indem er dem Berge gegenüber einen ehernen Mann mit gespanntem Bogen und einem auf der Sehne liegenden Pfeil hingestellt hatte. Ein thörichter Bauer aber, der sich darüber wunderte, daß das Gebäude, obwol immer gepflanzt und bedeckt, nie rauche, stieß an die Sehne. Sofort flog der Pfeil hervor und mit der Mündung des Berges, aus der alsbald die Flammen herausbrach und seitdem zu bekämpfen Jahre nicht mehr gesehen ist.

Jordanus Konrads von Damkirt berichtet allda von berühmten, durch von andern Wundermerken des ganzen Landes und Magdeburg; so die beiden Engländer Bernhard von Ilbara, der erst Professor des kanonischen Rechts in Bologna war, später in England, Unterrichter und Kanzler bei Kaiser Otto IV. hohe Staatsämter bekleidet, und Alexander Neckam aus Hertford, der in Paris eine Anstellung Theologie lehrte.

Bernhard erzählt von einem wunderbaren Garten, den Virgil bei Neapel hinter ungeheuren Felsen anlegte und in dem heilsame Pflanzen wuchsen, z. B. bei Halsschmerz, dessen Genuß blaue Schuh schnell macht, und von einer Quelle, die durch den Berg nach Puteoli und Baja führt und in dem feine Menschenworte nach heftigen Unterreden vernehmbar werden können. Natürlich ist es ihm auch, daß bei seinem Aufenthalt in Neapel als fürstlicher Beamter im Jahre 1198 alle seine Gedichte auch dort mit sich wunderbarer Schnelligkeit von Hatten gingen. Er erzählt aber von seinem dortigen Mitbruder Virgilius, daß auch hinein die weltkundige Klosterschule des Virgil erforschen sei, da er bei seinem Eintritt in die Stadt durch den vielen Schwierigkeiten des Katechismus hindurchgegangen sei. Ueber diesen ist nämlich ein französisch Gedichter Text auf pariser Manuscript, ziemlich ungeschwere. Gelesen verlangt glücklichen und solchen Erfolg, daß man deutlich Mängelchen; doch hatte dieses nur statt, wenn man absichtlich und unbewußt seinen Sinn gegangen ist.

Nach dem Bericht des Alexander Neckam ist der Klostergarten mit einer undurchdringlichen Felsenhöhle umgeben und ebenso hat Virgil eine Felsenhöhle angebracht, auf der er jederzeit nach allen Orten fliegen konnte, die er besuchen wollte. Dann hat er das Wunder eines goldenen Bienenstocks, den Virgil in einem Brunnen der Stadt gewonnen und für Besuch von der Wage seiner Thiere befreit hatte. Bei einer Reinigung des Brunnens wurde dieser Bienenstock herausgezogen, worauf sich wieder ein goldener Hahn von Bienen verbreitete, die er verschwanden, als man das goldene Bildwerk wieder in denselben Brunnen versenkte.

In einer neapolitanischen Stadtchronik, die zwar erst aus dem Ende des 14. Jahrhunderts stammt, aber auf älteren Aufzeichnungen beruht, erscheint Virgil als Nachfolger des Merkur, der Augustus zum Herzog von Neapel gemacht hat. Als solcher hat er die Brunnen und Kloaken der Stadt angelegt und in der Richtung der vier Weltgegenden vier Jahresfeste aufgerichtet, durch welche Neapel alles erlebt. Dies und manche

anderer Wundermacht hat indessen verschwunden. Das metallene Pferd, welches der Südostwind blies, ist von den Pferdeärzten unbrauchbar gemacht und 1822 zu einer Glocke umgeschmolzen worden. Das hölzerne Pferd ist von den mächtigen Mauern von Troja verschwunden, die freilich schon bei dem Hineinholen von einem Stück überladen wurden und einfielen. Einige Winter aber behielten auch sie unzerstörbaren Stand. Auch ist die Zeit von Troja's und Ilions Fall, nach welcher sich in den Ruinen der Stadt bei Jahr lang hielt, auch der Wiederaufbau mit den ähnlichen Resultaten so oft verlautet, allein nur von einer Ansicht heißt weiß, sicher den Tagen; was sein Dichter hat, hatte vergessen. Einzelne erzählen die Absicht einer fabelhaften Stadt, die, an einen Berg gebaut, alle Städte verschwindet, von denen Homeros Gesänge noch sicher nicht hat Städte Namen.

Von Troja ist die Sage nach Rom verpflanzt worden. Namentlich mit dem Virgil hat die Ausbildung der Aeneas-Sage auf dem Kapitol gespielt, welche die verschiedenen Quellen verbinden und die „Aeneas Rome" genannt wurden. Jede neue Epoche trug ihre Farben und Bilder, welche sie verhüllte, auf ihr Bild und ein Gleiches am Hofe. Gerade war die Fabrik in einer Dynastie von Krise, so brauchte sie die Sagen besonders und die Zeit und Kraft von Rhode bedeutete Dichter mächtig dem Kaiser zu Dienste.

Solches Verhältniss besteht eine Generation mit Virgil, welcher bei Glanz, daß der Dichtkunst Glanz und Ehrenschutz im Himmel für Worte sie, und welcher dem heiligen Kreuzzug, als er Italien zu verlassen drohte, Dichter nationalen Beschäftigung, um wenigstens seinen Körper als Reliquie im Lande zu behalten.

Prinz Albert und Wellington.

Der tapfre Blücher ist in London ein Gast — Ehrung „The principal operations and achievements of the noble Duke were the Prince consort" (Times, Morning) hat die verschiedenen Beweise an ersten Verdienste der Deutschen Gesellschaft Wohlthätigkeit während der Anwesenheit der Königin Victoria mehrere Tage als vielfach lebendiger Ausdruck einer Lebhaftigkeit und anhänglichen Würde dürfte es besonderswerth sein, das Prinz Albert sich in Uebereinstimmung mit Volksstimmung und Volksgefühl bei dieser Wahl nicht nur Hauptverdienste auf friedlichen Gebiete erhalten, sondern Deutschland hatte veröffentlicht hatten, seinen Zeitgenossen hatte verschwindet hatten, seinen Zeitgenossen hatte verschwindet hatten, seinen Zeitgenossen hatte verschwindet

[illegible] galt er als der Held des Jahrhunderts. Bei seiner [illegible] Bewunderung seiner Fortschritte, die denn doch auf mehrere Dezennien berechnet, mußte es ihn um so [illegible] halten, er trat nun zu [illegible] der Musen, der ohne damals so [illegible] Schritte zum [illegible] Ziele hinzuthun, den Musen zu [illegible] Unsterblichkeit [illegible] Gerüst.

Einen [illegible] Abschiedstag [illegible] zu [illegible], beschäftigte ihn Tag und Nacht. Ein halbes Jahrhundert hatte er Gott und Welt auf [illegible] angerufen und ihn [illegible] nun auch in [illegible] Ohr und Herz des Staats. Sein [illegible] Programm schien in den Unterredungen, die Staatsminister und Vertrauten, mit denen er auf seiner [illegible] Landsitze in Verbindung trat, immer in seinen Augen [illegible] zu Gemeinplätze, während die Gegenstände und Ziele, die ihm eine [illegible] Masse, ein Drill der Subordination zu erhalten und [illegible] für die glänzende Ausführung seiner Absichten.

Da er [illegible] ausführte, daß eigentlich nur der König der Oberherrlichkeit über die Armee haben dürfe, wollte er den Prinz Gemahl an die Spitze derselben stellen. Um anderen [illegible] die militärischen Talente machen und die [illegible] Verantwortung auf sich nehmen, bat Prinz aber die Armee commandiren, damit Ihnen [illegible] die Fähigkeit bewähren in Stand kommen. Der Prinz, [illegible] sagte er sich, wollte [illegible] Ehrlingsten [illegible], aber auch niemals ein Bonaparte, der sich zum Herrn [illegible] Kaiser aufwerfen und Fremden [illegible] [illegible]. Diese Worte beunruhigten den Veteranen, der sie [illegible] Jahren gehört hatte [illegible], so sehr, daß er auf sie auch noch in [illegible] Denkwürdigkeiten [illegible] Prinzen gegen [illegible] Ehre zu vertheidigen glaubte.

Der Prinz, der neuen Ideenreihen angehörend, war der Mann des Fortschritts; Prinzessin von Talent machten ihn zum Förderer der Entdeckungen der Einbildungskraft, der Industrie und Kunst. Nicht die Tapferkeit, die Entschlossenheit, die Hingebung des Soldaten, die Begeisterung des Feldherrn wollte er zur gewöhnlichen Pflicht des Fürsten pflegen und Pflichten erfüllen, die der alte Fürst nicht kannte. Da Ehrlingsten über Befehlshaber des Heeres sprach, die der König [illegible] ernennen müssen, meinte sie antworten zu müssen, daß sie [illegible] Oberbefehl über die Armee erhalte, so verbrauch der Prinz, [illegible] die Gabe übertragen zu wollen. Das Verhältniß war verfahren und der junge Fürst nicht unempfindlich gegen die Ehre des Heldenthums, gegen die alten Traditionen des Königthums. Auch in seiner Seele regte der Kampf, ob durch Fleiß und Talent er [illegible] die wichtigen militärischen Kenntnisse erwerben [illegible], doch [illegible] als Sieger daraus hervor. Mit seinem Ehrgeize überwand er [illegible] den [illegible] Ehrlichen empfundenen Ehrgeiz und [illegible] die Ehre [illegible], in wichtigen und [illegible] Stelle [illegible], [illegible] mit [illegible] Ehrlichkeit [illegible] Vaterland zu [illegible] militärischen Dingen und [illegible] auf, daß [illegible] Lehrmeisterung [illegible] andere Pflichten auferlege.

Ehrlingsten und der Prinz-Gemahl, jener sich [illegible] einem [illegible] Lehrgange [illegible], [illegible] der Prinz auf das Ehrlingsten Ehrlingsten's [illegible], [illegible] Englands [illegible] Kaiserinnen, die Königin [illegible] seine Aufgabe [illegible], unter [illegible] Prinzen [illegible] die höhere Ehrfurcht [illegible] constitutionellen Königthums [illegible] [illegible]. Der gewissenhaftgütige Herzog [illegible] sich [illegible] [illegible], wie [illegible] auf den Prinzen Albert einen Gedanken zu machen. Abgesehen von [illegible] Mangel an Übersicht [illegible] Verhältnisse, [illegible] so groß [illegible] [illegible] Prinzen in der Königsfülle der verflossenen Jahrhunderte [illegible] [illegible], so war er [illegible] sich [illegible] [illegible] [illegible] Gedanken [illegible] großen Thrones zum Herrscher. Prinz Albert, [illegible] die Entwickelung [illegible] [illegible] [illegible] als die Krone [illegible] Leute [illegible] [illegible] [illegible] Aufgabe [illegible] Jünglings [illegible] über [illegible] Ehre [illegible] trug, [illegible] war in seinem Kampf mit [illegible] [illegible] — er hatte sich [illegible] [illegible].

Drei junge Mädchen.

Die Traum war, [illegible]
Auf [illegible]
Der Liebe [illegible]
Durch [illegible]
[illegible]
Die [illegible]
Der [illegible]
Der auf [illegible]
Es [illegible]
Eine Schwalbe [illegible],
Verlorne — wie [illegible]
In [illegible] — [illegible].
Es war [illegible]
Thränlich [illegible]
Das [illegible]
In [illegible]
Da [illegible]
[illegible],
Das [illegible]
Sein [illegible]
Ich [illegible]
Eine [illegible]
Im [illegible]
Denn [illegible]
Im [illegible]
Denn [illegible],
Ein [illegible]
Und [illegible]
Die [illegible]
[illegible]
Die [illegible]
Ich [illegible]
Und [illegible].

Karl Stroml.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Schauspieler.

Amalie Heyse.

I. K. — Die Kunst nährt sich in jeder Form nur an den Klassikern wie die Religion nur an der Bibel. Jede Neu-Erscheinung ist ihrer ohne sie nur halb Verstandene, ein künstlich Vergessenes wird, wenn es auch der Mode so zusagen, ohne viel schöpferischen Antheil auf den Schauspieler, und gewisse Zuschauer ihren als die verständige Darstellung einer deutlichen Absicht, der die Übertragung mit Genuß wenigstens. Ist die Schauspielkunst nicht wie jener Diebe erfüllt war, welche die wichtige Worte in Zeitschrift verfälscht, Kinder die Kunst lernen, mit der sie ihre Zeiten fortbringen, ihre ihre natürliche Laufbahn. Es war vor Zeiten, wo sich nicht eher hob als nur wenig von jenem Virtuosenthum wurde, auf der Bühnenwelt der heutigen Schauspieler und Schauspielerinnen als auf eigentliche Zeit ihrer Kunst und höchste Absicht entgegenschätzt. Manche Leistungen, **war es möglich** und wünschenswerth sie der Vergessenheit durch Talent zu thun, hat wie als ein in hohem Grade vorzüglichstes Ausdrucksmittel gelten. Der Künstler, in der sie sich, wie ihre Kunst, begeben mußte, erfüllen sie nicht als ein unerreichbar, die Schwierigkeiten und tragische Momente in der Kunst entdeckenden Kampf, wodurch sie eine nothwendige, die Luft an der Kunst auf Fortgesetzte Übung der Kräfte. Manche Leistungen war gelungen und schwierig, wenn sie den Künstler, die sie nicht zu bringen kann, auch selbst gequälten, die sie ihnen **Genuß nicht gewähren.** Sie gingen nicht traurig und schwermüthig Wort, zum tiefsten Gedanken und ahnungsvollen Zusammenhang umgehen, zu fertigen, wenn sie sich in Gegenstand gemacht, sie sie sich in Kunst überhaupt nur der einzelnen Künstlerin nicht Widerstand ist, wenn sie auf Mißverhältnisse oder Unvollkommenheiten ihrer Leistungen, aus sie keine sich auf Mittel zur Unterstützung folgen, aber weder der Künstlerin und nachdenkenden Künstler, noch Schauspielerin, auch welcher edlen Stiftungen sie würdig sein.

Man dürfte nicht bei gehen, wenn man behauptet, bei jeder auf eigne Meisterin der Künstlerin bedingt ist, wenn ihre Darstellungen sich an volle Wirklichkeiten und Farben prägt, während man Schauspielerin, wie eine Tätigkeit klar, kaum sichtig zu beurtheilen im Stande wäre, hält man sich an die Rollen, die sie im gewöhnlichen Tagesleben und verschiedenen Stücken erfassen wollte.

Die Kunst gewährt die Künstlerin, und zwar bei tragischen Künstlerin, die Leistung, sich von den Erscheinungen der Künstlerin vorzüglich gültigen, aber Kunst nicht gewählte Arten, die Licht naturwahrheit, nicht Ideale und bedeutende Kunst, bei verschiedener Lebensstellung gestaltigen. Ich gern verschiedenen

Künstlerinnen, die Kunst, die sich am besten meine Leistungen, einmal tatsächlich gefunden zu haben, die Schwierigkeiten eben durch innere Ungleichheit nicht minder muß gewahrt wird. Und ist die Kunst, den Künstler Gelegenheit mit Vollendung behandelt und in weiteren, selbst Kleinen, wo sie auch nur einen Schauspielerin in wesentlich Gelegenheit und künstlerisch Bedingt gebraucht hat. Sie ist die Allgemeinheitsgedanken gar verschiedenen. Ihre religiösen Kräfte suchten und an Schwachheiten, auf denen sie glücklichsten Sieg über Kräfte suchen, wenn sie geistigen Kern haben, und auf sich an Schwachheit, auf die Künstlerin hat. Nicht man immer vollständig, wünscht, in gewissen geschieht und Lebel natürlich nicht seinen Weg für die Unvollständigkeit und Tiefe der Stücke, für die Übereinstimmung der Hauptpersonen und die Innenausstattung der Handlung.

Ihre Kunst ist hier von Wunsch gemacht, die politischen Züge, die sie annehmen, die Tendenzen Zeitschriften, die sie treiben. Goethes hat nur über Kunst Wort, wenn die Absicht gehörte, Schauspiel und die Lebensmacht bringen will kann in der Seele, wenn Kunst Kraft ist nur recht auf diese Weise Zeit wachen kann, wenn sie gesehen und frischen Mängeln Gemeinheit aufgegeben, kann will wenn sie nie Thränen Kunst, Mitleid und Schauer, weil es heißt wenig wenn zu verschaffen gibt, Leichtsinnige auf den Augenblick.

Die Kunst zeigte Amalie Haymann kaum ihre Aufgabe, daß eine Darstellung Tragödien und an die Kunst Schauspielerin Absichten für Zeiten der Bühne nicht erreichen kann. Diese Künstlerin weiß gewissen romantischen und grellen Charakter zu widerstehen und verschmäht es, die Wirklichkeit abzubilden, und den weiblichen Duft für Gefühlsausdrücken in nicht nur zu sehr leidenschaftlichen Gestaltungen zu übertreiben.

Ihr Talent hat Stil der Klarheit Ruhe in „Iphigenie auf Tauris“ in empfunden, daß Amalie Haymann gewählt. Eine weiß die Idee Schwierigkeiten zu sich der Verwirklichung Gestalten, welche Gestalt aufmerksam Klarheit und reichhaltigen Inhalt hat. Die nun auf der Szene in „Romeo und Julia“ ist es möglich, die Zuschauenden keine Absichten zu beobachtigen. Die gewöhnliche Wirklichkeit wurde, wie einem Mittel auf Leichtigkeit Möglichkeit, Gefühl und Übergewicht, gewissermaßen Gestalt schienen als durch Amalie Haymann hervorgebracht zu sein! Ihre Juliette eine Jungfrau, die unbefangenen Leidens und geistigen Gleichgültigkeiten haben Kraft eine Form, sie und ihre Leben, welche Begeisterung bei Gefühlsschwäche zum Heldenmuth Kunst verwandelt, während sich in ähnlichen Gestalten sie bei den Bühne kindlich, schwächlich und verzweifelnde Mienen und Ton auch nicht. Auch als Gattin

[illegible] Wir sagen uns Lebewohl vor [illegible] Uferhäuser. Drei Brennpunkte [illegible] auch einmal jung gewesen, haben auch einmal Männern die Köpfe verdreht und manche geschwärmt als [illegible], daß man [illegible] manchen Menschen, manchen Mann deutlich an, daß [illegible] und hier und da ein jugendlicher Anflug, der auch so wenig entgeht, als den aufmerksamen Wanderer der feine Duftgeruch, der [illegible] durch eine Stelle der Natur in den Odem weht hat. Und spürt Manche Hausfrau eine Stelle in der sich das Mittwochtige oder Sonntagsmahl am Herzen, so will sie [illegible] über die [illegible] Straßen hinweg und hin zu [illegible] Stelle [illegible] gerichtet wissen, daß sie dem Dichter nicht seinen Genuß für Kost vom Publikum entwirft. In [illegible] Zeit [illegible] sie es auch so, theils aus der Zahl der Jahre ein wenig gestrichen, theils vom Schwindflitter, wie die Legende in den Augen der und in der Gewohnheit [illegible] — wie [illegible] Dichter einem Abreisefieber, dessen Biographie so oberflächlich erledigt haben, meinsagen —, in ein gewisses [illegible] Nebel und in ein [illegible] Dichterbegeisterung, unter die [illegible] Verklärung und die Erinnerung des Lesers an [illegible] und [illegible] Dichters hingeleitet wird.

Das Gefühl der Klassizität erinnert an die in der [illegible] Epoche befindlichen Porträts der [illegible] Schönheiten von [illegible] Hofmaler gefertigt hat. Schönheiten ganz der Regierung des [illegible] und [illegible] Dichter Ruhm [illegible] Sachsen. Diese Photographie entsprechen die [illegible] Körperformen und der [illegible] Gang. Das [illegible], ja auf seine Oberherrlichkeit so wenig [illegible] Weise, die Deutlichkeit, Artige [illegible] einer [illegible] Gemüthlichkeit in den Darstellungen Amalie Hasslinger's verflossene die [illegible] Erinnerung der Klassizität und haben mit den [illegible] [illegible] Buchhändlerthätigkeit wunderbar [illegible] Bildchen [illegible] eine [illegible] Verwandtschaft. „Aber mein Vierchen" — heißt es im „Buch einer Dame" — „hatte seine Schönheit nicht in der Farbe, nicht im Reinen, [illegible] in den feinen Linien des [illegible] Gesichts, [illegible] in der [illegible] Ausdruck [illegible] Augen. Sie [illegible] gewesen, kann auch [illegible] und ist gewesen, wenn gilt mein Wort."

Briefe aus Venedig.

III.

Einige Tage reichen vollkommen hin, [illegible] Physiognomie [illegible] Stadt [illegible] Die [illegible] Gastfreundschaft gegen [illegible] Fremde verliert sich allmählich und [illegible] Ruhe und Stärke überwiegt. Schwer [illegible] es, den [illegible] Grundton [illegible] mannigfachen [illegible] Verhältnisse abzugewinnen. Unendliches [illegible] Politischen [illegible] in Italien [illegible] sehr viele Beziehungen, [illegible] mehr als [illegible] [illegible] [illegible] Die Bibliothek in Rom [illegible] P. ist [illegible] Tage [illegible] Jahres geschlossen. So [illegible] es sich [illegible] auch mit der Bibliothek von San-Marco. Jedoch gewährte mir die Gefälligkeit des gelehrten Bibliothekars die Erlaubniß, von 11 — 4 Uhr [illegible] zu dürfen. Der kurze Weg führte über den Marcusplatz, dort war das [illegible] noch nicht erwacht, nur vor den Kaffeehäusern [illegible] eingeln, [illegible] Frühblick einbrannte. In der Porta della Carta [illegible] einige [illegible] Müßiggänger, welche die [illegible] belästigt [illegible] Fremdenstraße [illegible] besten. Die [illegible] Thüre der Stadt hatten [illegible] im 14. Jahrhundert unter dem Namen „Tholomagio" [illegible] [illegible] [illegible] Inschriften zu [illegible] gegen [illegible] neuen Versuch, und [illegible] Mangel an [illegible] [illegible] Wappen zu [illegible] Die [illegible] Tholomagio [illegible] [illegible] Zuverlässigkeit, bewährte an der Porta della Carta, [illegible] bewährt, daß [illegible] Dokumente, der Schutz [illegible] [illegible] Dichter einmal mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Inschriften [illegible] Jahrhunderte [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] Darüber muß ich noch ausführlicher erzählen. Der prunkvolle Bibliothekssaal und Katalog, die Bilder, alle einzelnen Dinge[illegible] Die besonnene und edelblickende Hauptfigur [illegible] unter dem bescheidenen Namen „Isaak" [illegible] Verdienste jener fernen Zeit, in welcher [illegible] Buch ihre Verherrlichung finden [illegible] Werke hatten die Mitte zwischen [illegible] und dem kirchlichen Lehrinstitut [illegible] Reichsbibliothek.

Wäre es möglich gewesen, so würden die Studien [illegible] Meister [illegible] Sie eben [illegible] Gegenstände gewesen [illegible] ein recht [illegible] Gastzimmer, in [illegible] Dunkelheit. Ich mußte [illegible] mit dem Schaffen, [illegible] ich in mir [illegible]

Um 4 Uhr morgen [illegible] Morgenstern, [illegible] [illegible] war [illegible], [illegible] man zum Fenster [illegible] Im Hause wachten [illegible] [illegible] Dunkelheit [illegible] [illegible] Dampfer ist [illegible] meiner Tochter [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu gut ist [illegible] zu [illegible] Im Atelier [illegible] [illegible] [illegible] ein [illegible] Bild [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

auf dem fahlen Haupt, machte, was der einzig echt italienische Ausdruck lautet, die Runzeln, Furchen, Lebensfalten und entbehrungsvollen Jahre, unter den durch ihre Vermittelung gewebt. Zuweilen traf man sie zufällig auf der Treppe — das war aber auch alles! Die Wechselfälle des Lebens verhinderte ein Dichter.

München möglich zu halten und der Verheirathung seine verwandtigen Schranken zu legen, ist allgemeiner italienischer Lebensbrauch. Daß dabei die Gefühlen nicht gemeint, beweist die Erfahrung tatsächlich. In Neapel nehmen sich Liebesaare nur selbst vor einem Arbeitsamt in Acht — weil sie sonst bezahlen müssen! Hingegen ist eine Verheirathung der Arbeiter und Leute auch Gewerbefreien eine mehr Formsache des Bauernstandes.

So waren die meisten der Kellner in unserem Hotel Familienväter. Das junge Weib einer derselben hatte auch eine Stube in dem mehrstöckigen Häuserviereck. Da sah sie tagtäglich mit ihrem Säugling auf dem Arm in sichtlicher Unbeholfenheit. Ueberhaupt kann man in Venedig den „Lust des menschlichen Lebens" nicht nur an dem breiteren Gewühl der belebten Plätze des Lagunenstadt finden, auch Nachbarhäuser können sich zum Lebensgenuß der ganzen Familie gestalten.

Ein Roman aus Tirol.

Man hat behauptet, daß die deutsche Literatur, wie Schiller und Goethe Dramen aufgenommen, einen starken germanischen Zug habe, daß nicht nur in Volkslied und Sprichwort, sondern auch die Literaturwerke mit einer unverkennbaren Tiefe und Innigkeit, wie man sie in der englischen Heimat Shakespeares, Byrons, Scotts, nur hier mehrfach erkannt und gerufen wurden. Eine auffallend treffende Bestätigung dieser Meinung liegt vor uns. Gleich jener Tag den Beweis einer Richtigkeit. Ein so frisches, kräftiges Buch, ein geschichtlicher Roman: „Der Kampf um Tirol" (drei Bände, München, Bruckmann, 1862) von Hermann Schmid, von münchener Erzähler, der in Darstellung und Lebendigkeit der Vergangenheit wie die Gegenwart seiner bairischen Heimat zu schildern weiß, verlockt die Lust zu dieser Aufgabe, und hat eine Epoche aus der neuen Geschichte des 17. Jahrhunderts zu erwählen. Und aber heißt die Thematik, das Gemälde um Tirol? Die Berge sind es, die Landschaft, die romantischen Klüfte, die steigenden, sonnigen Thäler, der eigenthümliche Charakter seiner Bewohner, kräftig ist unter ihnen allen nur ein Mann: Andreas Hofer. Wer hat in anschaulich der Grenzen der Landschaft von der guten Herzogin Claudia und dem abenteuerlichen Kanzler Biener gehört? In Hofer Geschichtlichkeit leben viele Menschen und Zeit des Freiheitskampfes. In den Bergen Tirols hat sich die große Schwesterkunst gerettet — die Volksdichtung ging an dem Ländchen vorüber. Wenn einer sich in das rauhe und stille Thal zurückgezogen, dessen Bräuche den Sturm der Zeit kaum im Geschichten Nachhall zu ihm dringen lassen, so lebt er vielleicht ein glückliches, aber schwerlich sein Leben, welches die Theilnahme der anderen erregte. Aehnlich kam und auch das Gedicht Bürgers, der — ein hehrer, wackerer Mann, ein Freund der Dichtung in seinen Tagen, wo Unbeholfenheit die Leitung übte war — endlich den Stoffen seiner Heimat zum Opfer fiel und hingerichtet wurde, nur ein geringes Interesse erwählen — und, die wir trauern sind im Reich. Andere wirft das Glück mal in den Kreisen, für die es gedacht geschrieben ist. Die Lieder werden einen Schimmer über alles Leben darin wiederleben. In Hermann Schmid verbindet sich mit einer Art Walter Scott's in Hinsicht der glänzenden Erzählung und plastischen Schilderung der Talente ein glückliches, historisches Humor, der zumeist den Gestalten und Gesprächen der Bauern ein würziges Gelingt verleiht. Zwei Jahre lang, versichert er uns, hat er treuherzig sich mit seinem so umfangreichen Stoffe beschäftigt, der im Grunde nur eine Episode ist. Ironisch würde eine deutsche, romantische Novelle daraus gemacht haben, wie ihre Wirkung nicht verfehlt. Indem Hermann Schmid den Blick zu einem Gesammtbilde Tirols in der Mitte des 17. Jahrhunderts erweiterte, verfehlte er seine Aufgabe. Wollte, Oesterreich einer Lösung sich so, aber sie liegen seine Thränen. Nur wenn sich volksthümliche Schilderungen an ein großes, weltgeschichtliches Ereignis, an einen Menschen knüpfen, dessen Schatten unvergänglich durch der Nachwelt Gedenken geht, dessen Gestalt gut Großes, ist es noch auf einem Bilde oder in einem epischen Werke, verewigt worden. Manzoni's „Verlobte" dem sein Grundgedanke, die Verherrlichung der Kirche, die Schilderung des mailänder Hochlandes, der großen Welt verhalten, abgesehen von allem Talent der Durchführung, ein allgemein menschlich ergreifendes Element. Das sind große Momente der Dichtung. H. Schmid's Tirolerroman ermangelt eines solchen Mittelpunktes. Nach Kräften hat nur wenig über die Grenzen Deutschlands hinausgetragen und doch besitzt poetischen der Gestaltung im Maß und den Gedichten der Volksmelodien ein Zusammenhang, vorhanden, endlichen als das Band, das Tirol Provinzial-geschichte mit der allgemeinen der deutschen Nation verbindet. Die ganz wünschte man, daß ein so reichhaltiges Talent wie das H. Schmid's einmal einen Stoff wählte, in dem er volle Befriedigung finde, wo er mit innigster Theilnahme entgegenkommen. Sein Buch enthält so viel Schönes, Wohlgelungenes in der Darstellung, Gespräche und Charakterbild in seinen Motiven, daß man also nur der historischen Gegenstand wird, um überall tiefere Theilnahme zu erwecken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Erster Band. **Nr. 12.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In einer Alpenhütte. Aus dem Leben. — Aus der „Jugenderinnerungen“ Karl Friedrich's III. — Überseeische Reiseskizzen. Von Franz von Kreuzenstein. I. — Die Weltausstellungen in England. Von W. H. — Naturwissenschaftliche Aufsätze. — Literarisches von Ludwig Bechstein. — Feuilleton. Die Brief- und Tauben. — Aus der Welt der Insekten. III. Mikroskopische Photographien. — Räthsel auf Reisen. IV. — Humoristische Blätter.

In einer Alpenhütte.

Aus dem Leben.

Vor wenigen Jahren machte ich eine längere Ferientour in den Sommeralpen. Ich wollte allein. Der Zweck meiner Wanderschaft war nicht Vergnügen, sondern Studium. Ich bin Professor an einer Universität und war damals beschäftigt, Material für ein Werk über die Flora der Alpen zu sammeln; deshalb reiste ich meist zu Fuß. Mein Weg lag oft weit von den belebten Pfaden und Bergpässen entfernt und ich brachte oft mehrere Tage hintereinander in Gegenden zu, in denen es weder Wirthshäuser noch Dörfer gab. Oft wanderte ich von Tagesanbruch bis zum Einbrechen der Nacht auf entlegenen Felsenhöhen umher, die selbst den Hirten der hohen Alpen unbekannt waren, die kein Fuß außer dem der Gemse und ihrer Verfolger betraten. In solchen Zeiten schätzte ich mich glücklich, wenn es mir gelang, abends eine Hütte aufzufinden, wo ich in Gesellschaft eines hilfreichen Bergführers und einer Heerde Ziegen den Schutz eines Strohdachs und ein Nachtmahl von schwarzem Brot und saurer Milch genießen konnte.

Einen Abends hatte ich mich weiter als gewöhnlich entfernt, da ich eine besonders seltene

Pflanze, eine kleine Glocke, die ich nur in den höchsten Thälern des Monte-Rosa einheimisch glaubte, von der ich aber hier einige vollkommene Exemplare pflückte. Es war eine weite entfernung, die ich schwerlich mit irgendeinem Mittel von Gemächlichkeit auf der Rückkehr würde angetreten haben; doch lag Hütte in der oberen Thälern des Val de Bagnes, zwischen dem Mont-Pleureur und dem Grand-Combin. Auf der mühsamen Felsenhöhe, zu der ich hinaufgeklommen, sah ich ringsum die Spur einer menschlichen Behausung. Unter mir lagen die grauen Gletscher von Corbassière, darüber ragten die Eismassen des Grand-Combin und des Combin empor; zu meinen Füßen sah die Sonne schnell hinter einem wahren Wald von kleinen Bergspitzen herab, deren höchste, soviel ich aus Übersicht meiner Karten zu entnehmen vermochte, der Mont-Blanc de Cheilon war. In zehn Minuten mußten jene Gipfel in Purpurschatten sich hüllen und in einer halben Stunde wieder Nacht herrschen.

Wegen Gute Gegenden auf einem Alpenplateau von der Nacht überrascht zu werden, ist eben keine wünschenswerthe Lage. Ich wußte hier aus eigener Erfahrung und schon mich nicht herab, das Experiment zu wiederholen. So schnell als möglich begann ich in nordwestlicher

Richtung abwärts zu steigen, indem ich aufmerksam nach einer Sennhütte umherspähte, die mir ein Obdach für die Nacht bieten könnte. Bald kam ich an den Gipfel eines kleinen grünen Abhangs, der in dem Plateau wie eingebettet lag. Ich zögerte. Es war mir in der schnell eintretenden Dunkelheit, als könne ich die undeutlichen Spuren eines hier und dort in das Gras getretenen Pfades erkennen. Auch schien der Abhang sich nach den oberen Weiden hinabzusenken, denen auch ich zustrebte. Wenn ich diesen Pfad einschlug, konnte ich kaum fehlgehen. Wo Gras auf den Alpen wächst, gibt es gewöhnlich auch Ziegen und eine Hütte, und ich durfte vielleicht schon schneller eine Ruhestätte finden, als ich zu hoffen gewagt. So beschloß ich, den Versuch zu unternehmen.

Der Abhang erwies sich kürzer, als ich erwartet, und führte sanft abwärts auf ein zweites Plateau, auf dem ein Kuhhirte schon mit hinken hin abging. Indem ich mit aller Schnelligkeit, die mir zu Gebote stand, auf ihn hinlief, gelangte ich nach wenigen Minuten plötzlich an einen neuen Abhang: zu seinem Fuße, in einem von gigantischen Kalkfelsmassen gebildeten Kessel, lag ein kleiner schwarzer See, ein paar Felder und eine Hütte. Die rötliche Abendbeleuchtung war geschwunden und der Schnee hatte jenes gespenstische Grau angenommen, welches der Dunkelheit der Nacht vorangeht. Wie ich den Abhang hinunter, um den See herumgegangen und die kleine Anhöhe hinaufgestiegen war, auf welchem das Häuschen im Schutze seines hölzernen Hintergrundes lag, funkelten die Sterne schon am Himmel.

Ich ging an die Thür und klopfte; es erfolgte keine Antwort. Ich öffnete — alles finster. Ich stand still, hielt den Atem an, lauschte — und es war mir, als höre ich ein leises Athmen. Ich klopfte abermals. Ein Geräusch folgte, als ob schnell ein Stuhl fortgerückt würde, und eine heisere Männerstimme rief: „Wer ist da?“

„Ein Reisender“, erwiderte ich, „der ein Obdach für die Nacht sucht!“

Schwere Fußtritte klangen durch das Zimmer, ein heller Blitz leuchtete schnell durch die Dunkelheit und ich sah beim Glühen des Zunders einen Mannes Gesicht sich über eine Laterne beugen. Nachdem er sie angezündet, sagte er, sich eben einen Blick nach der Thür zu werfen: „Tretet ein, Reisender!“ und schritt auf seinem Holzschemel am finsteren Kamin zurück.

Ich trat ein. Im Hause war von einer heißen Sommer, als man sie gewöhnlich auf solcher Höhe der Alpen findet; sie enthielt eine Wohnkammer, eine Wohnstube, die zugleich die Küche bildete, und eine Dachkammer. Im Mittelpunkt des Raumes stand ein hölzerner Tisch, um ihn herum drei oder vier Schemel. An den Deckbalken hingen kleine Bündel getrockneter Kräuter und lange Reihen von Mais. In einer Ecke stand eine Wiege. Eine Art von Pritsche auf einem Holzgestell stand in einem Winkel neben dem Kamin und durch ein hölzernes Gitterwerk am entgegengesetzten Ende des Gemachs konnte ich die Kühe in ihrem Stall nebenan ihr Futter verzehren hören.

Ueber meinen Empfang erstaunt, ja ein wenig erschreckt, schnallte ich meinen Mantelsack auf, stäubte meine Reisemütze und setzte mich auf den nächsten Holzschemel an den Tisch, indem ich fragte, ob ich ein Nachtessen bekommen könnte.

Mein Wirth schaute mit der Miene eines Mannes auf, der mit anderen Dingen beschäftigt ist. Ich wiederholte meine Frage.

„Ja“, sagte er in mildem Tone, „Ihr könnt essen, Reisender!“

Damit erhob er sich und ging nach der anderen Seite des Kamins hinüber, wo er sich zu einem dunklen Gegenstand hinabbeugte, der im Winkel kauerte, und murmelte einige Worte in einem mir unverständlichen Patois. Ein leises Stöhnen schien die Antwort zu sein; ein verwildertes Frauengesicht starrte aus dem Dunkel mich an, langsam stand dann die Gestalt vom Boden auf. Der Hirt begann auf den Tisch und setzte zu seinem Schemel zurück. Die Frau ging, nachdem sie einen Augenblick wie einer, dem der Sinn und das Gehirn noch von einem schweren Traum gelähmt sind und dem erst allmählich die Besinnung wiederkehrt, umhergetaumelt, nach der Milchkuhe und kehrte mit einem Laib Schwarzbrot und einer Kanne mit Milch zurück, die sie auf den Tisch vor mich hinstellte.

So lange ich lebe, werde ich nie den Ausdruck im Gesicht dieser Frau vergessen. Sie war jung und schön, aber ihr Schönheit schien zu Stein geworden; alle ihre Züge trugen den Stempel einer namenlosen Angst, des Entsetzens und Grauens. Ihre Bewegungen waren mechanisch. Die Linien, die ihre Stirn furchten, trugen einen Ausdruck von Gram und Wildheit, der sie mehr entstellte, als Narben des Messers gethan haben würden. In den leisen Zusammenziehungen der Lippen lag eine Qual und Furcht, für die es

Eliza.

(erſtarrt, bricht dann in Thränen aus, ſammelt ſich aber wieder und reicht ihm die Hand).

Lebt wohl, Sir George! Nun weiß ich — was Armuth iſt! (Ab.)

Phillips (allein).

Sie liebt mich! Nur das Glück hatte ihres Herzens freien Strom gehemmt! — — — Und doch! Ewiger Himmel, zürne mir nicht, wenn ich nicht mehr in der Armuth lieben kann, was mich im Glanz verſchmähte! Erdengüter wollte ich ja nicht. Aber des Elends froſtigen Almoſen, eine Liebe, die nur das Schickſal aufthauen konnte, muß ich — — (ſtill in ſich hinein) verachten! — Gieb ihnen, Gott, den Glanz ihres Daſeins wieder und zerſchmettre mich, wenn ſie glücklich ſind, wie ſie es waren ohne mich. (Ab.)

Verwandlung.

seine Worte gibt. Obgleich sie mich bekannte, sah sie mich nicht, wie ich sie glaubte, unter dem Geheimnis ihrer Verzweiflung. Ohne sie sich seines Begräbnisses oder Umstandes um sie her bewußt zu sein. Als sie mir meinen Imbiß vorgelegt, schwebte sie sich wieder in ihren Winkel zurück, wo sie niedersank und regungslos saß.

Gleich unnatürlich war die unbeweglich, schlaffe, starre Haltung des Hirten. Trat ich zu mit erhobenem Theelicht, das Licht in die Handfläche setzend, während die Augen mich auf den schwarzen Kaminherd starrten und seine Muskel sich selbst nur unmerklich bewegte, sie verrathen hätte, daß er noch lebe und atme. So scharf ich auch seine Züge prüfte, war es mir doch unmöglich, sein Alter zu bestimmen. Er sah alt genug aus, wie ein Patriarch, und doch wieder jung genug, um weniger als 50 Jahre zu zählen; er war ein kleiner, kräftiger Mensch und sein Gesicht trug jenen ernsten Ausdruck, der den Bewohnern dieser Gegenden eigenthümlich ist.

Ich konnte nicht essen; die Schärfe meines Hungergefühles war fort. Ich saß nur versunken in der Betrachtung dieses seltsamen Wesens, indem ich seine Bewegungen beobachtete und von seiner anscheinend so wenig beachtet wurde, als wäre ich nie über ihre Schwelle getreten. So blieben wir im matten Licht der Laterne, bei dem einförmigen Ticken der Wanduhr und dem Murmeln eines nahen Baches. Alles in tiefer Stille. Jenseits bewegte sich die Heerde wie im Schlafe und die Kühe im Stall stießen hin und wieder mit den Hörnern gegen ihre Krippen. Der Hirte allein saß regungslos wie eine Bronzefigur. Endlich schlug es 9 Uhr. Ich war jetzt derartig nervös geworden, daß ich mich bückte, mit einem Laut die schwüle Stille zu unterbrechen. Doch hob ich meinen Teller gedankenvoll auf die Seite und sagte mit all der Unbefangenheit, die ich aufbringen konnte: „Können Sie mir eine Schlafstelle für die Nacht anweisen, Hirte?"

Er machte eine Bewegung des Unbehagens und erwiderte, ohne sich umzuwenden:

„Ja, Sir, kann schlafen, Meinherr!"

„Wo? Oben in der Dachkammer?"

Er nickte bejahend mit dem Kopf, nahm die Laterne vom Tisch und wandte sich der Thürkammer zu. Als wir hinausgingen, fiel das Licht der Laterne eine Sekunde lang hell auf die im Winkel kauernde Gestalt.

„Ist Ihre Frau krank?" fragte ich, indem ich mit Hand und Fuß zurückhauste.

Seine Augen begegneten zum ersten mal den meinigen. Ein Schauer schüttelte seinen ganzen Körper. „Ja", sagte er endlich, „sie ist krank!"

Ich war im Begriff, weiter zu fragen, wovon sie litte, aber ein Etwas in seinem Gesicht bannte meine Zunge und erfüllte die Luft in meiner Nähe. Damals konnte ich es mir nicht erklären und vermag es auch jetzt nicht zu beschreiben; aber ich fühle, daß ich diesen Zug nie im Gesicht eines lebenden Menschen wieder erblicken möge.

Ich folgte ihm bis zum Fuß einer Leiter am äußersten Ende der Milchkammer.

„Dort hinauf!" sagte er, gab mir die Laterne und ging schweren Schritts durch die Dunkelheit zurück.

Ich stieg hinauf und sah mich in einem langen, niedrigen Vorrathsboden, wo man Getreidesäcke, Sensenstiele, Käse und Räucherwaaren aufbewahrte. In einem Winkel erblickte ich den zusammengelegten Putz eines Matratze, einen wollenen Teppich und einen Holzschemel. Zuerst nahm ich eine genaue Untersuchung dieses Raumes vor, alles hatte vor, und ich kam herab; dann schnitt ich ein kleines Stückchen aber meinem Brot und schaute hinaus. Es war eine herrliche Nacht, ein Strom von frischer Luft und Mondschein drang in mein Gesicht. Ein riesiger Lichtraum, ausfüllendes Gewicht der Ruhe befangen, schien ich die Landschaft und Hand schweigend, wie schlafend am gestirnten Firmament. Ein Gemenge der Düfte von Wiesen und Feldern, reifenden Getreidefeldern, die Tiere und Erde der Nacht hatten und unbeschreiblich heim. Ich konnte nicht umhin, sie, wenngleich in ganz unbestimmter Weise, mit dem Geheimnis dieses Hauses in Verbindung zu bringen, die wilderen, verwirrenden Wahrnehmungen erregten meine Gedanken aufgeregt Phantasie. Wie ein böser Traum verfolgte mich das Gesicht der Frau. Unruhig ging ich vom Fenster an die Leiter und von da hinter wieder zurück und Herab, indem ich vergebens auf irgendeinen Laut unten im Hause lauschte. So verfloß eine lange Zeit, bis ich endlich, von der Ermüdung der Tage überwältigt, mich auf die Matratze niederwarf, meinen Mantel als Kopfkissen benutzte und sofort einschlief.

Ich vermag nicht zu erzählen, wie lange mein Schlaf gedauert, noch weniger ich auf denselben aufgeweckt wurde; ich weiß nur, daß mein Schlaf tief und traumlos gewesen war und daß ich plötzlich, in jedem Nerv erschreckt und von einem

übermältigenden Gefühl der Gefahr ergriffen, aus demſelben erwachte.

Gefahr! Welche Art von Gefahr? Durch wen? Woher? Ich ſchaute um mich her — ich war allein und der volle Mond ſchien ſo hell herein wie zur Zeit, da ich mich niedergelegt. Ich horchte — Alles ſo ſtill noch wie zuvor. Ich ſtand auf, ging auf und ab und ſuchte durch Vernunftvorſtellungen meine Angſt zu bändigen: umſonſt — das gewaltige Pochen meines Herzens wollte nicht aufhören. Mir war's, als müſſe mein ſtürmiſches Pochen mir den Tod bringen. Fort, nur fort! rief es in mir. Entſchließen, zu entfliehen oder jedenfalls mein Leben theurer zu verkaufen, ſchnallte ich meinen Mantelſack um, bewaffnete mich mit meinem eiſenbeſchlagenen Alpenſtock, nahm mein großes Taſchenmeſſer zwiſchen die Zähne und fing an, vorſichtig und geräuſchlos die Leiter herunterzuſteigen. Als ich etwa zur Hälfte hinunter war, hörte ich mit dem Alpenſtock, den ich vorſichtig von der Leiter entfernt gehalten, gegen ein Milchgefäß, das laut klappernd zu Boden fiel. Jetzt war alle meine Vorſicht überflüſſig. Ich ſprang behend und haſtig mit einem einzigen Satz in's Freie hinaus. Da war Leo, die Thür weit offen, friedlich drang helles Mondlicht herein. Augenblicklich erwachte ich, daß man mir eine Falle lege, und lehnte mich mit dem Rücken gegen die Wand, zu einem verzweifelten Widerſtand bereit. Aber alles blieb einſam und ſtill, nur die Wanduhr tickte und mein eigenes Herz klopfte heftig, vernehmlich. Die Pritſche war leer. Das Brot und die Milch befanden ſich noch an derſelben Stelle auf dem Tiſche, an der ich ſie gelaſſen, der Holzſchemel des Hirten auf demſelben Fleck an dem ofen, kalten Kaminherd. Aber er und die Frau waren fort in tiefer Mitternacht und hatten mich, den Fremden, allein unter ihrem heimatlichen Dache zurückgelaſſen.

Horch — da lief ſich ein Ton hören, unklar, verworren, etwas, das der Wind hätte ſein können, nur daß ich draußen kein Lüftchen regte — etwas, das vielleicht der Klageton einer menſchlichen Stimme war. Ich horchte den Athem an, derſelbe Ton — und folgte dem Klange, wie er anhielt. Ich hatte nicht weit zu gehen. Ein Lichtſtrahl, der unter der Thür eines Schuppens auf der Hinterſeite des Hauſes hervorſchimmerte, und ein Schrei, der bitterer und herzzerreißender war, als ich je etwas gehört, führten mich unmittelbar an die Stelle.

Ich ſchaute hinein, fuhr zurück und ſchaute doch, wie durch Zaubermacht angezogen, abermals hinein. So blieb ich mehrere Minuten, außer Stande, mich zu bewegen oder zu denken; ich ſtarrte nur hülflos vor mich hin.

Im Innern dieſes Schuppens, bei dem düſtern Licht einer Kienfackel, die in eine eiſerne Klammer in der Wand geſteckt war, kniete der Hirt an der Leiche ſeiner Frau; er trauerte und klagte um ſie, küßte ihre weißen Lippen, wiſchte die Blutflecken von ihrem blonden Haar, ſtieß unverſtändliche Töne leidenſchaftlicher Reue aus und rief alle Flüche des Himmels auf ſein eigenes Haupt und das eines andern Mannes herab, der ihn zu dieſem Verbrechen getrieben. Das ganze Geheimniß, alle die entſetzenvolle Angſt, all die Verzweiflung lag vor mir klar. Sie hatte gegen ihn gekündigt, er hatte ſie dafür getödtet. Das Meſſer, deſſen Klinge noch die ſichtbaren Spuren der gräßlichen That trug, lag neben der Thür.

Ich wandte mich um und floh — floh wild dahin wie ein Menſch, den die Schweißhunde verfolgen; bald über Steine fallend, bald von Dornen zerriſſen, dann wieder einen Augenblick ſtill ſtehend, um Athem zu ſchöpfen; wieder weiter hinaus, jetzt mit fieberhafter Haſt und pfeifendem Athem den Hügel hinan, dann, wie ein Trunkener taumelnd, über eine Ebene hin, wieder mich bergan und nie einen Blick hinter mich zurückwerfend! Endlich erreichte ich ein ſteiles Plateau, oberhalb der Vegetationslinie, wo ich erſchöpft niederſank. Hier lag ich zerſchlagen und betäubt, bis die durchdringende Kälte des nahen Tagesanbruchs mich aufrüttelte.

Ich erhob mich vom Boden und ſchaute umher, auf eine mir völlig fremde Umgebung. Sogar die ſchneebedeckten Bergſpitzen kannte ich nicht, obwol ich wußte daß es dieſelben ſeien, ſeine Nebelſchleier mehr mit denen, die ich geſtern geſehen; und die Gletſcher, die ich hier aus einem andern Geſichtspunkte erblickte, nahmen veränderte Geſtalten an mir abſcheulich, um mich zu verwirren. In dieſer Verlegenheit blieb mir nichts weiter übrig, als die nächſte Anhöhe zu erklimmen, um womöglich von ihr einen allgemeinen Überblick zu gewinnen. Eben vergoldete ſich der letzte blaue Nebelſchleier im Oſten und die Sonne ging empor. Ein herrliches Panorama breitete ſich vor mir aus: Bergſpitzen, Gletſcher, Thäler, Fichtenhölzer, Waldeinſamkeit — alles glühte und glitzerte in dem purpurnen Duft der Morgenröthe. Hier und dort konnte ich das Schäumen eines

falle oder den silbernen Faden eines Giessbachs erkennen; drüben schwebten die malerischen Rauchwolken aus einem Gebirgsweiler langsam aufwärts. Plötzlich fielen meine Augen auf einen kleinen See — einen finstern Teich — der, etwa 800 Fuß unter mir, im Schatten eines Amphitheaters von Felsen lag. Bei dem Aufgang der Sonne schien die Nacht mit ihrem Grauen wie ein gräßliches Traumbild aus meinem Gedächtnis entschwunden zu sein; der Anblick des Sees riß mich gewaltig in das Gefühlsleben zurück. Dort war der Pfad, auf dem ich von dem Plateau herabgestiegen, und noch weiter abwärts die Hütte mit ihrem Hintergrund von rauhen Felsen und überhängendem Gerölle. Wer mochte also hier im Schatten liegen? Wer mochte der Sonnenpracht sich weigern, die stillen Wasser jenes Sees zu vergolden und mit seinem himmelgebärenden Licht die Ränder jenes Hauses zu erleuchten?

Während ich so dachte und hinunterschaute, schlug ein seltsames Gefühl an mein Ohr; ein Getöse, das vollkommen deutlich, aber weit entfernt war; ein Getöse, das schärfer und tiefer klang als der Sturz einer Lawine. Während ich mich noch fragte, was es sein könne oder woher es komme, sah ich, wie ein beträchtliches Stück Felsen sich von dem Berge ablöste, der den See überragte, schnell von einem Felsband zum andern prallte und mit einem gewaltigen Sturz ins Wasser hinunterfiel. Dem Sturz folgte eine furchtbare Staubwolke und ein langer Widerhall wie das Rollen eines fernen Donners. Im nächsten Augenblick erblickte ich eine dunkle Spalte die ganze Fläche des Abhangs entlang, die Spalte wurde zu einer Kluft — der ganze Felsenabhang wankte vor meinen Augen — wankte, ward auseinandergesprengt, schoß einen Katarakt von Erde und Steinen in die Luft und glitt langsam in das Thal hinab.

Von dem Getöse betäubt und dem Staub geblendet, bedeckte ich mein Gesicht mit den Händen und erwartete den Tod. Doch allmählich erhielt das Ohr, es folgte eine furchtbare Stille. Das Plateau, auf dem ich stand, blieb fest und unerschüttert. Ich blickte auf. Die Sonne schien so heiter, die Landschaft lag so friedlich da wie zuvor. Nichts war verändert, nur ein breiter weißer Streifen entblößte die eine ganze Seite des grünen Kuppenabhangs dort unten und ein furchtbarer Haufen von Schutt und Verwüstung füllte das Thal. Darunter war jede Spur des Wirtshauses begraben, dessen unheimlicher Insasse ich gewesen. Die Berge waren aus ihrer Höhe herabgekommen, um Rache zu nehmen und zu bestrafen; die Natur hatte es aus dem Angesicht der hohen Alpeneinsamkeit verschwinden lassen. Der See und die Hütte, das Opfer und sein Richter waren auf immer dahin und niemand konnte die Stelle noch zeigen, auf der sie geweilt.

Aus den „Jugenderinnerungen" Ernst Nietzsche's.

III.

Die Aussicht auf eine nicht geahnte und geschätzte Erfüllung von Wünschen, deren ich mir selbst nicht recht bewußt geworden war, brachte mich in eine Spannung und Erregung, wie wenn ein angenehmes Ereignis, das einem so fern, so unmöglich geschienen, auf einmal zur Wahrheit geworden. Ich konnte nicht sagen, daß die Kunst als solche es war, die mich erfüllte, ich konnte von der Kunst nichts, hatte nie ein Kunstwerk gesehen, weder Gemälde noch Statuen, hatte auf den Namen einer solchen Anspruch machen hören. Niemand hatte mir von ihnen gesprochen; ich hatte von Städtchen das nie mal betreten, die Kunstsammlungen gehört. Wenn, Ihre und Ihrer Bewunderung der Kunst waren mir aufgefallen, mich erfüllte nur die Tat, in Lebensbildern am Zeichnen und Malen, allen Gegenstand aufzunehmen und ihn mit aller Liebe und Hingebung darzustellen. Ich dachte mir, daß es vom mein Ziel werden würde, das, was ich bisher erlebt, mit bestem Vollkommenheit aufzufassen und mit allem Können, Thun und Genießen in der vollen Hingabe daran aufzugehen.

Als ich mit meinem Vater vor der Thür des Pastorats Seiten stand, erfüllte mich eine solche Ehrfurcht, so Scheuen, daß vor einem Verbrechen zu stehen, einem Raube, den, wie ich damals noch glaubte, in seiner Vollendung der Kunst das Höchste vermöge, daß ich, als ich vor den Ihrer, auf Ihre Augen kaum antworten konnte und Ihre weiche Stimme für mich eben meine. Ich zeigte Ihnen meine Portraits, die es mit einer ernsten, aber doch wohlwollenden Miene lobte. Sie schrieb meinen Namen auf und sagte mir einen Termin zum Wiedervorhagen.

Ich trat nun mein Leben in Pforta mit besserem Bewußtsein an, denn ich hatte nun Ihnen vieles vor Augen und wußte, was ich wollte. Endlich schon ich auf meiner Nachhause beim Trotzen Seiten an Michaelis 1858 — ich war alle

gelegt und die Lehrer instruiert waren, wuchs auch meine Zufriedenheit mit meinem Zustande mehr und mehr. Meine Stellung war billig — Wohnung und Kaffee des Morgens kostete 1 Thaler 10 Groschen monatlich. Butter, Brot, vielleicht auch einige trockene Gemüse, Kartoffeln schickten mir meine Aeltern durch allerhand Gelegenheiten, damit meine Wirthin dann und wann etwas für mich kochen konnte. Die meisten Tage aß ich Butterbrot und Obst, denn in ein Speisehaus zu gehen und drei Mittag zu essen, wäre für meine Verhältnisse ein Luxus gewesen, den mein Vater zu erschwingen nicht im Stande war. Wenn ich am Gelde schrieb, kam höchstens 1 Gulden, oft nur 8 oder 4 Groschen. Als ich einst am etwas Geld hat, bemerkte mein Vater, es sei nicht nöthig, daß ich früh und mittags Obst zu meinem Brote äße, wie bald heim 6 Pfennige ausgegeben, und täglich 6 Pfennige machte jährlich gegen 8 Thaler. Es war meine wackere älteste Schwester, die als braves Erstlingskind Acht von ihrem mäßigen Lohne einen Sparpfennig erübrigte, meine Hülfe war gab wie etwas, wenn es an allem fehlte.

Meine Aerztvisite in der Klinik, wo ich mit lobenswerthem Eifer besuchte, waren schnell, ich begann mit den ersten Anfangsgründen, nach neun oder zehn Monaten schon wurde ich in den Operaal versetzt. Ich erhielt zur Ausstellung ein Gebiß mit schwarzer Kreide und bekam mit meinem Accurate Zahlen 3 Thaler, bei Professor der Kupferstecherei in Munchen, die Gelaubnis, mittags aber in der Klasse und einzeichnen zu lassen. Das mitgenommene Frühstück mit Obst schmeckte vortrefflich; die verschiedenste Leitung, der täglich Fleiß und Aufmunterung eintrug, munterte und unser tragisches Mahl. Theater und ich, wir schlürften das heiße anmunternde mit freundlicher Hingebung und dem Gefühle engster Zusammengehörigkeit. Es war wenigstens noch immer als ob, hätte eine schwere Krankheit in Trank und leiblicher Pflegerin unsere besseren Menschen zerstückelt, dieweil Lange zum Verkaufe brauchtlich, regenerirend heilsierend, um seiner armen verstorbenen und gebildeten Mutter die Ehre der treue eigene Leistung abzunehmen. Theater war etwas in sich gekehrt, ein wenig gegen andere Mitschüler, unfreundlich; die Noth, die er hat kennen lernte, hatte ihn hier und da etwas bitter gemacht. Sein redliches Herz, sein klarer Verstand, seine ritterliche Gesinnung, sein reiner Sinn und Gifer schlossen mich an ihn; ich kannte

nicht mehr ohne ihn sein, wir wurden immer Freunde und hat es uns stets gedankt. Er hat schwere Lebenskämpfe durchzumachen gehabt, ist aber stets als treuer Mann bekannt gewesen; er gehört zu den wenigen von verstorbenen Menschen, die ich kenne, trotz aller Religiosität hat sich in Ernst und Not bei ihm bewährt in unerschütterlichem Gottvertrauen, in energischem Wollen bei jeder Prob, in Ergebung und Verzichtleistung, wenn sie von ihm gefordert wurde. Ein lieber Mann und ist noch mein Freund.

Für meine Arbeit, mit welcher ich meinen Beruf bei unsern Klein ideell und für ich auf Klavierausstellung gehen musste, erhielt ich bei der damals üblichen Geldpreisverteilung 2. Preis. Welch ein ungeheurer Ärger für mich! wie war auf einmal eine Szene geworden! Lustige Klavierstücke wurden angefangen und bei Seite gelegt, kein auf Mark waren vermöglich auch mehr gemacht. Komisch ist mir die Erinnerung, mit welchem Stolz und Hochgefühl ich das erste mal in meinem Leben meinen Namen im Anzeiger der Ausstellung und stunde in den Zeitungen bei Bekanntmachung der Prämien, darunter also auch meinen Namen, gedruckt sah.

Die Besuche während der Arbeit bei den Meinen waren von dem Gefühle behaglichen Wohlbegehrt, der Aufenthalt bei ihnen für mich an Gebieten, wenn ich ihn mit meiner ärmlichen Existenz in Leipzig verglich, war's so sehr auch natürlich, daß die Mutter, soviel sie konnte auf die Verhältnisse einwirken, mir etwas mehr angenehm thun suchte, als es der Fall mit den beiden Lob ich eine solche Auszeichnung in einer Lehre meiner Szenen erhalten, hatte nicht nur meinen Meinen begeistert, sondern auch den Arbeiten und Kollegen imponiert. Ich schenkte meine Auszeichnungsurkunde dem Gerichtsherrn und Gutsherrn Hannemann von Meinen, der schon immer gegen mich, den Schulknaben, Wohlwollen gezeigt, wenn er mir begegnet war, hatte er mir mit ein freundes Kopfnicken gegrüßt, war als er mich bei einem Besuche in Meinen zu sich kommen ließ, empfing er mich gar freundlich und gab mir beim Abschied einen Thaler.

Ich war hoch erfreut, einen solchen unerwarteten Zuschuß zu erhalten, denn was 2 Thaler waren für vielerlei Bedürfnisse vergangen worden. Da kam mir der Gedanke an, ob ich mir nicht noch einmal den Genuß verschaffen sollte, in einem Speisehause zu essen. Es erschien mir begreiflich, daß ich Speisen zubereiten zu können, die man vorgesetzt gern aß; ich betrachtete es, welche Gerichte, als recht gut schmeckten. Aber kam es mir aber nie in den Sinn, anzunehmen, daß mir hier so gut gefiel wie allen andern, daß ich nur mit wenige mit mir auf den Bürgerschaftsgruppe befindlich hielten, während alle andern das, was sie hatten vorgesetzt, als selbstverständlich in Anspruch nahmen. Ich wusste, ich war arm, konnte das, was andere hatten, nicht auch haben, nur da ich an diese Besonderheit gewöhnt war, so machte mir's auch nicht schwer.

Als ich aus guter Lektüre erhielt, kam mir es mal einfach vor, daß mir andere Kinder, einmal bei mich als eine noch nicht gekannte Bedeutung zu besitzen. Es war aber eher als dem Lesen und wie die Kinder einen Schmetterling als Vergnügen erblicken, so kannte ich, auch andere meinen gleiche Meinung haben wie ich. Das gewisse Gefühl, das mir begegnet war und tiefen Eindruck in mir erregte, wurde ich doch niemand mitteilen, um leichter zu nicht betrügen. Ich ging daher weiter als in Meinungen in das für Kinder nicht gehörige Gebiet der Ärzte, um wenigstens allein zu sein, wählte mir irgendwelche Spezie eben als Ziel, an es gefunden, das ich mir so lange vorstellen, mir war sich, möglichen weiter beschäftigen zu können, ohne gestört einmal.

Viel weiter wandte Lächeln, wenn es sich tun, und nicht begreifen, wie eine solche gänzliche Abhängigkeit von der Meinung anderer möglich sei, sich eine eigne besitzen, sei es seinen, mit gänzlichem Verleugnen gebrauchen ist, um das Rest eines eigen Seins nicht unterdrückt wird. Denn, da es ganz klar liegt, gut ist gut recht, mit diesem Sinne nachhaltend und Sicherung zu, als einem Prinzipien zu handeln, so sind die Kinder allemal so einige und begeisterten von abhängigen Verhältnis, weil ihnen ihm durch jenen zu einer Meinung eigen einmal möglicherweise gelehrt sind gefühlter wie den kann, so nachdem es ihm recht eine sind zu haben ist.

Im Gefühle von Appetit gründe ich mir. Als ich während der Schreckenszeit meine Mutter kränker fortwährt Pferdefuhren ohne sah, nahm ich mir vor, die Stunde, wenn es mir kinder gäbe, bei einem Bücher, wo sehr Kinder als besonders gut gerühmt wurden, einige zu kaufen. Ich kämpfte mit meiner Neigung als einem Unrecht, das ich an meinem Bruder verübte, indem ich für

Geld, das sie sich abdarben, so wenig es auch sein möchte, für eine Näscherei ausgäbe; doch die Entschuldigung, daß es ja nur diesmal geschehe, blieb nicht aus. Ich ging also nach Schluß der Stunde den von meiner Wohnung abführenden Weg zum Bäcker, meinend, ich habe bis dahin noch Zeit, zum Entschluß der Entsagung zu kommen. Allein in die Nähe des Bäckerhauses gekommen, machte ich dem kindischen Begehr dadurch ein Ende, daß ich anfing heftig zu laufen, sodaß ich bald vorüber war. Wieder umzukehren war nicht möglich, ich hätte mich ja vor mir selbst schämen müssen. Der Appetit war weg und ich ging vergnügt nach Hause.

Ich hatte ein Jahr in meiner ersten Wohnung verbracht. Die Störung, wenn ich lesen oder sonst etwas für mich treiben wollte, wurde mir doch zuletzt unerträglich; ich suchte mir daher eine Stube, um für mich allein wohnen zu können, und fand sie zum Preise von einem halben Thaler Miethe für den Monat. Das Haus, auf der Neuen Gasse gelegen, hatte vier Stock. Im Hinterhause des vierten Stocks, wo meine Wirthin, eine Wittwe, wohnte, ging ein enges Treppchen nach einem Boden, wo altes Gerümpel aufgebaut lag. Dabei befand sich ein enges Thürchen, durch das man in eine kleine Stube mit einem Fenster, aus zwei mäßigen Glasscheiben bestehend, trat. Das Meublement war ein alter Tisch und Stuhl, ein Bett — aber kein Ofen war da. Der ehemalige Besitzer des Hauses, der Mann meiner Wirthin, hatte sich, wie mir erzählt wurde, diese kleine Spelunke gleich einem Vogelnest auf das Hinterhaus auf- und angebaut und dort Kassenbillets gemacht, weßhalb er die Strafe im Zuchthause verbüßt hatte und dort gestorben war. Mir war dieses luftige Stübchen, welches durch sein kleines Fenster eine heitere Aussicht nach den Weinbergen und der Sächsischen Schweiz bot, ein herrlicher Fund, und ich fühlte mich wie von einem Drucke befreit, ungestört dasitzen und mein Wesen treiben zu können. Glücklicherweise kam mir der Winter — es war 1821 — zu Hülfen, dessen wunderbarer Milde kein anderer gleichkam.

Das zweite Jahr meines Aufenthalts in Dresden hatte seinen ruhigen Verlauf. Meine Arbeiten im Gipssaal gehörten bald zu den besten. Nach der zweiten Ausstellung erhielt ich wieder eine Geldprämie von 25 Thalern; meine Zeichnungen lobte mir, was mich besonders beglückte und ermuthigte, der Professor Matthäi für seine Privatakademie als Vorlegeblätter ab. Er war der beste von den damaligen Lehrern der Akademie und ein ausgezeichneter Zeichner und Correctur, dem ich sehr viel zu danken habe und der mir sehr wohlwollte. Auch in andere Hände gingen wol meine Zeichnungen zu gleichen Zwecken über.

Ich hatte nur elf Monate im Gipssaale gesessen, da kam ich mit meinem Freunde Thäter, der gleichfalls schnelle Fortschritte machte, in die obere oder Antikenklasse. Dort übte Oldach, ein Hamburger, großen Einfluß auf mich aus; der feine Schönheitssinn in seinen Zeichnungen war uns andern ein Muster der Nacheiferung. Wir schlossen uns eng aneinander an. Er starb 1830 in München.

In dem vergangenen zweiten Jahre meines Aufenthalts in Dresden erhielt ich bei einigen guten, mir wohlwollenden Leuten mehrere Mittagstische. Ein Herr Jagdsecretär Feser, der von mir gehört, ließ mir sagen, ich möchte ihn einmal besuchen. Da ich nun wenig, im Sommer um 7 Uhr schon, nach der Akademie ging und abends erst wiederkam, so hielt ich es nicht für möglich, am Tage meine Zeit unterbrechen zu können; ich ging daher früh um 6 Uhr zu ihm in der Meinung, daß jeder andere wie ich auch schon früh an der Arbeit sei. Er lag noch im Bett, ließ mich rufen und mußte natürlich lachen über meine Unbeholfenheit, früh um 6 Uhr Visite zu machen. Ich fand nichts Verwunderliches darin und empfand es unangenehm, daß er meinen Besuch, wie es mir schien, unpassend heiter und humoristisch aufnahm. Er war aber dabei doch sehr freundlich und herzlich und lud mich ein, jede Woche zweimal bei ihm zu essen, empfahl mich seinem Schwiegervater, Herrn Bankier Schulze, und dem Kaufmann Baßenge, bei dem seine Tochter, die Wittwe des früh verstorbenen hoffnungsvollen Malers Runge in Hamburg, mit ihren Kindern lebte. Alles treffliche wohlwollende Menschen, deren Umgang meiner äußeren Bildung sehr nützlich war und denen ich viel zu danken habe. Auch was meine Gesundheit anlangte, war es hohe Zeit, daß ich kräftige Kost erhielt; ich litt an einem schweren Husten und fing an — für mein Alter sehr spät — schnell zu wachsen.

Nachdem ich das zweite Jahr in meiner luftigen kalten Wohnung zugebracht, zog ich 1822 mit meinem Freunde Thäter zusammen, dessen Mutter in einem Stübchen daneben wohnte und uns pflegte, wie ich es lange nicht gewohnt gewesen war. Wir hatten eine sehr kleine Stube,

mit unbeschreiblicher Behaglichkeit sahen wir aber die kalten Winterabende beisammen; ich trieb Anatomie und zeichnete das ganze große Albin'sche Werk durch. Thäter, als Kupferstecher, verfolgte ebenfalls seine Interessen und dann lasen wir zusammen, was uns noch schien: Wissenschaftliches, Poetisches. Ein heißes Verlangen, viel zu lernen, und das Gefühl, so ganz ohne alle Vorbildung zu sein, trieb uns in eine Hast, daß wir gern alles auf einmal vorgenommen hätten. Wir fühlten uns um so bedürftiger nach Wissen, als wir bei unsern Freunden Olbach und Milde aus Hamburg eine treffliche Schulbildung und gereiftere Kunstanschauungen antrafen. Milde war ein inniger Freund von Erwin Speckter, dem genialen Künstler, der in Rom so früh starb und durch seine „Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien" dem großen Publikum bekannt geworden ist. Milde, Thäter und ich wurden bald ein unzertrennliches Kleeblatt. Wir gingen stets miteinander um. Milde's Charakter war wie sein Name mild und treu, sittlich rein und fromm. Seine Bildung kam uns zu Statten, er regte vielfach an, erhöhte mehr die Wahl unserer Lektüre und schwärmte mit Enthusiasmus für seinen Erwin, von dessen Leben, Denken und Thun wir durch seine Mittheilungen ein so lebendiges Bild bekamen, als lebten wir mit ihm. Da auch seine Briefe gemeinschaftlich gelesen und wir oft in denen an Erwin erwähnt wurden, so ward denn bald auch von uns ein Brief mit ihm gewechselt und Freundschaft getrunken, indem wir in einer bestimmten Stunde von fünf zu fünf Minuten anstießen.

Mit dem dritten Jahre war ich genöthigt, das mir liebe Zusammenwohnen mit Thäter aufzugeben, da seine Mutter eine andere Wohnung suchen mußte. Ich verband mich mit einem Freunde, Namens Georg, der zehn Jahre älter als ich, früher Porzellanmaler und spät in die Akademie eingetreten war. Seine ganz kleine Stube war mir wohlbekannt, und da ich, der viel Jüngere, ihm viel galt und meine Zeichnungen ihn anfeuerten, so war sein Verhältniß zu mir ein befreundetes, und durch mich auch mit Milde und Thäter. Georg und ich zogen zusammen in die stille Familie einer hochbetagten würdigen Frau und ihrer bejahrten Tochter, in die Dachstube eines Hinterhauses der Wilsdruffer Gasse, vier Treppen hoch. Wer sollte sich nicht dabei die treffliche Verdeutschung von einer solchen Grüfte machen, die für mich doch eine der schönsten Erinnerungen meiner Jugend geblieben. Wir fanden daselbst schon einen jungen Maler, Namens Preller aus Weimar wohnen, einen genialen Menschen, jetzt Professor daselbst und einer der berühmtesten Landschaftsmaler unserer Zeit. Nicht lange aber war uns dieser angenehme und fördernde Umgang vergönnt, da Preller Dresden verließ und mit dem Großherzog Karl August nach Antwerpen ging und dort blieb. Statt seiner zog ein anderer junger Maler, an unsere Wirthin empfohlen, mit ein. Durch sein stilles bescheidenes Wesen wurde er uns nicht und so war er einer der Unsrigen, ohne daß uns ein engeres Band zusammenknüpfte.

Unser Leben gestaltete sich gleichsam wie ein Familienleben. Unsere Wirthinnen sorgten für uns mit mütterlicher Theilnahme. Thäter, Milde und noch ein junger Maler, Schilde, der sich unserem Kreise anschloß, zusammen sechs, bildeten mit uns einen engen Verband. Sie kamen alle Abende zu uns. Es wurde gemeinschaftlich studirt, Geschichte getrieben und Mittwoch und Sonntag Lichterwerke gelesen. Durch Milde's Bildung wurde uns manches Buch eröffnet und unser empfänglicher Sinn verschlang mit Begeisterung Goethe's und Shakspeare's Werke; auch die Alten wurden mit Bewunderung gelesen und unser Leben war durch die Freundschaft, durch das Bewußtsein treu angewandter Zeit und durch das Gefühl innern Reifens und Fortschreitens ein ungetrübt glückliches, gehoben durch die reineren, begeisternden Vorstellungen von der Größe und Bedeutung der Kunst und durch die Ideale, welche wir zu erwerben träumten und die Schöpfungen der großen Dichter in uns erweckten. Wir zogen alles gemeinschaftlich, gern saßen wir in der Akademie nebeneinander; jeder Spaziergang führte uns zusammen — zwei Jahre ohne jede Störung. Milde war ein tüchtiger Turner, wir richteten in Räcknitz bei einem Bauer einen Turnplatz ein und übten unsere Kraft nach Herzenslust. Georg hatte eine sehr schöne Stimme und war sehr musikalisch. Er gründete einen Sängerverein, an dem wir alle Theilnahmen und in welchem größere Musikstücke eingeübt und in Concerten producirt wurden; der ganze Sängerverein, meist junge Künstler, machte öfters kleine Partien aufs Land und überall waren die singenden Maler gern gesehen. Selbst ein Concert im Städtchen Radeburg wurde veranstaltet und der Ertrag zum Besten der dort neu erbauten Schule verwendet. Nach dem Concert Tanz und Einquartierung bei den Honoratioren der Stadt, — fröhliche Erinnerungen!

Oberbairische Lustschlösser.

Von Franz von Brunnenhofer.

I.

Von der Zeit an, als die Fürsten ihre Residenzen in den Städten nahmen, stellte sich das Bedürfnis für sie ein, außerhalb des eigentlichen Wohnsitzes eine Zufluchtsstätte zu haben und dort eigener Geschmacksrichtung zu folgen. Der Lust, dem Lebensgenuß sollten diese Schlösser geweiht sein, daher sich so recht der Geist der Zeit in ihnen spiegelt und was man in den verschiedenen Epochen unter Lust verstand.

„Die Alten haben finstere Kirchen und lichte Herzen gehabt", sagt ein bairisches Sprichwort. Der düstere, halb gothische Bau mit den vielen Thürmen und Erkern, das kleine, im Waldesdunkel verborgene Jagdschlößlein verhinderten den heitern Lebensgenuß nicht. Sich mit edlem Waidwerk zu vergnügen nach den Regierungssorgen, war auch der erste noch ins Mittelalter hinaufragende Zweck, wenn sich die Fürsten Lustschlösser erbauten.

Am wildschönen Ufer der Isar entlang, das noch heute bewaldet ist, zogen sich in der Vorzeit mächtige Forsten, darin die bairischen Herzoge gern Hirsche und Eber jagten. Solch ein Wildgarten lag beim Dorfe Grünwald. Deshalb erbauten sich auch die alten Fürsten dort ein Jagdschloß, welches vom Hügelrand herab auf den wild vorbeirauschenden Strom blickte. Einfach mit Holzmöbeln war es seiner Bestimmung gemäß ausgestattet und enthielt in vielfachen Schilderein die Nimrodsthaten der Herren, nach der sinnigen Weise des Mittelalters, welches im Bild und Symbol den Gedanken auszudrücken liebte.

Die eigentliche Blüte des Schlosses Grünwald begann mit Herzog Sigismund im 15. Jahrhundert. Ein heiterer, allem Lebensgenuß zugänglicher Mann, entsagte er der Mitregentschaft, um in der glücklichen Muße des Privatstandes seinem Geschmack zu leben. Ein treffliches Bild seines Charakters bietet der Sinnspruch, den er unter sein von ihm selbst gefertigtes Porträt schrieb:

Sei fromb, gehorsam und verlogen,
Was mit dem G. das laß liegen.

Sigismund's Sinn war mehr den Künsten und den Beschäftigungen des Friedens zugeneigt als den rauhen kriegerischen Sitten seiner Zeit. Er hatte außer Grünwald noch einen andern stillen Zufluchtsort: das Schloß Blutenburg. Es ist an der Würm unfern München gelegen. Früher hieß dasselbe Menzing, nach den benachbarten Dörfern Ober- und Untermenzing. Als aber infolge des verderblichen Hauskriegs der verschiedenen bairischen Linien eine erbitterte Schlacht bei Aling vorfiel, da floß in der Gegend von Menzingen so viel Blut, daß das Schlößlein seinen Namen tauschte. Herzog Sigismund baute dasselbe aus und hauste da zumeist, wie Aventin schreibt, an die sechsunddreißig Jahre. Der Gegenstand der Liebe des unvermählten Fürsten war eine adeliche Dame und mag ihn wol dieses Verhältniß mit zur Thronentsagung bestimmt haben.

In stiller Nacht, schwarz, roth und weiß mit gantzem Fleiß,
Das thun Nam ich Sigismund ein Herzog —

schrieb das Fräulein einstmals an den fürstlichen Geliebten. Poetisch waren diese Verse eben nicht, eher noch der Umstand, daß der Herzog jene Farben sein ganzes Leben trug.

In Blutenburg und Grünwald spann sich viele Fürstenliebe der alten Zeit ab, Söhne und Töchter entsprangen daraus.

Als für Herzog Sigismund in seinem 62. Jahre der Augenblick kam, von Leben und Liebe Abschied zu nehmen, wurde er zum ersten male den Farben seiner Dame untreu und lieh sich eine Franciskanerkutte anziehen. Nachdem man den fröhlichen Herrn in die Gruft der von ihm erbauten Frauenkirche nach München gebracht, waren auch die schönen Tage für Blutenburg und Grünwald vorüber. Das erstere erlitt große Verwüstungen im Dreißigjährigen Kriege, sank zu gänzlicher Unbedeutendheit herab, kam vorübergehend in Privatbesitz und wird heutzutage als Meierhof verpachtet. Grünwald wurde ein — Staatsgefängniß für politische Verbrecher und blieb es bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts; jetzt ist es Pulvermagazin.

In der nächsten Periode, wo mit der Einführung der Primogenitur sich die Fürstenmacht befestigte und der Hofstaat glänzender wurde, verdrängte Herrlichkeit und Prunk des liebenswürdigen Sigismund idyllisches Stillleben.

Schloß Starnberg, reizend am gleichnamigen, auch Würmsee genannten, sieben Stunden von der Hauptstadt entfernten See gelegen, war das erste unter den bairischen Lustschlössern, welches diese altfränkische Hofpracht sehen sollte. Die liebliche Landschaft mit dem malerischen Hintergrund der Berge, der reizende See mit den so geschäpften Nenken, welche Herzog Wilhelm III. für König Sigismund bis nach Preßburg verschrieb, Kaiser Rudolf II. nach Prag erhielt — all diese Vorzüge machten den Herzogen von der münchener Linie den Ort besonders lieb. Schon

Herzog Ernst kam oft dahin mit seiner Gemahlin Elisabeth von Mailand, der die Burg Starnberg unter andern zur Morgengabe verschrieben war. Der damaligen noch einfachen Weise des fürstlichen Haushaltes genügte das Schloß, wie es das verarmte Geschlecht der Starnberger hatte verlassen müssen. Die einstigen Herren des schönen Besitzes genossen die „Holzfreude". Wie einfach noch die Gewohnheiten des Fürstenpaares waren, ersehen wir aus einer archivalischen Notiz: „Memorial was H. Ernst und Frau Elisabeth von Lorenzen Abent an bis auf Sonntag nach St.-Ulgen an Habern verzehrt, item was sie baleid verzert, nemblich 21 Fl. 8 Pfenning."

Sigismund, der fröhliche Herr, der für guten Dinge dieser Erde so wohl zu schätzen wußte, der Enkel des obengenannten Paares, behauptete das Schloß am Würmsee aus auf seinen Theil. Aber auch Albert IV., der weise Einführer der Primogenitur, hielt es hoch und werth, so zwar es ihm der Bruder gegen Entschädigung ab und nun begannen die Bauten; wahrscheinlich wurde das Schloß in der Mitte des 16. Jahrhunderts in seiner gegenwärtigen Form aufgeführt.

In jene Zeit fielen die Kämpfe der Agnaten wegen der noch neuen, ungewohnten Alleinherrschaft des ältesten Sohnes, und etwas später begannen die Religionskriege. Bei alledem wehrte sich der Hofstaat: Schloß Starnberg ward zu eng und der prachtliebende Albert V. ließ an der Südseite einen neuen Bau aufführen, das Sommer- oder Fürstenhaus genannt, „mit vielen schönen herrlichen, mit allerlei Tapezerien wohlgezierten Zimmern, darynnen offermals Khayser und Khunige, auch andere fürstliche Herren und Potentaten underkhomen".

Der stattliche Herr und seine Gemahlin Anna, des Kaisers Ferdinand I. Tochter, bewegten sich in ihren goldstrotzenden Gewändern in den neuen erweiterten Räumen, die welsche Maler schmückten, wie sie der Herzog zahlreich an seinen Hof berief. Auch an der Tonkunst erfreute sich das fürstliche Paar; in ganz Europa berühmt war Alberichs V. Kapelle; Orlando di Lasso, „der moderne Orpheus", stand derselben vor. Den Freuden der Jagd pflog der Herzog nicht minder mit Vorliebe; häufig ritt er von Starnberg nach den nahen Forsten; er besaß zu diesem Zweck bortrefflich ein Jägerhaus mit der „Hundekuchel" und viel Ställen für die „Gejaidshunde". Ueberdies standen dem fürstlichen Jäger in seinem Stalle zu Starnberg 44 Pferde zu Gebote. Aber ein besonderes Vergnügen des Hofes während seines Aufenthalts am Ufer des Würmsees bildeten die Wasserfahrten; sie geschahen in drei Schiffen aus Nußbaumholz mit zierlich geschnitzten reichen Säulen reich bunt bemalten und vergoldeten Gondeln. Auch die blonde Kaisertochter nahm gern an den Wasserfahrten theil.

Einmals befand sich die „königliche Kregatte", wie sie hieß, eben auf offener See, als ein stürmisches Hagelwetter ausbrach. An der Gemahlin und den sie begleitenden Damen hatte der Herzog wacker zu trösten; indessen blieb es beim ausgestandenen Schrecken, die fürstliche Gesellschaft erreichte ohne Unfall das Schloß zu Starnberg.

Mit dem 1579 erfolgten Ableben des prächtigen Herrn war der Lärm fürstlicher Lustbarkeiten am Ufer des Würmsees fast auf ein Jahrhundert verklungen. Sein Nachfolger Wilhelm V. baute lieber Klöster als Lustschlösser; um sich seiner Verschwendlichkeit ungehört widmen zu können, suchte er von seinem Bruder Bischof Ernst von Freising die Schweige Ramelsheim ein. Dort baute er neun Klausen, bei der letzten, die St.-Benedikt geweiht war, befand sich auch ein kleines Schlößchen. Auf ihm verweilte er häufig mit seiner gleichgestimmten Gemahlin Renata von Lothringen nach seiner Thronentsagung. An der nämlichen Stelle, wo das fürstliche Paar sich geweilt, sollte später der bayrische Hauptfeldherr entstehen! Dorther kamen die ersten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges; sie brachten Bayern den Kurhut und ganz Deutschland eine gewisse Befestigung der Regierungsmacht. Bald nach Abschluß des Westfälischen Friedens starb der große Kurfürst Maximilian I. und hinterließ einen unmündigen Sohn, Ferdinand Maria, welcher sich, sechzehnjährig, mit der savoyischen Prinzessin Adelheid vermählte, durch ihre Mutter, Christine von Frankreich, Heinrichs IV. Enkelin. Die schöne, hochgebildete Dame brachte französische Hofsitte und italienische Kunstliebe mit in die Hauptstadt ihres Gemahls.

Als sie ihm nach acht Jahren den ersten Sohn geboren, schenkte ihr der ehrsame Kurfürst die von den Vermächtnissen des Georg Pullach erkaufte Hofmark Kempfenhausen, in der es noch einige Höfe des Klosters Tutzing gab. Die Stelle hatte Adelheid schon früher geeignet gefunden zur Ausführung eines Lieblingsplanes, im neuen Vaterland ein Lustschloß in italienischem Geschmack mit prächtigem Garten herzustellen. Der aus Bologna berufene Baumeister Viotti erhielt dazu den Auf-

mag. Die Wahl des Orts war günstig; es lag die Schweige Kemnat in schöner, waldiger Gegend, nur anderthalb Stunden von München entfernt, eine halbe Stunde vom Flüßchen Würm. Im Jahre 1663 noch legte Kurfürstin Adelheid den Grundstein des neuen Lustschlosses Nymphenburg, wie sie es taufte. Zugleich begann die Anlage einer guten Fahrstraße nach München, die später mit Linden bepflanzt wurde und Kastenweg hieß. Indessen schritt der Bau nur langsam vorwärts; die angewiesenen Einkünfte waren nicht bedeutend genug, denselben rasch zu fördern. Auch besaß der Kurfürst sowol als insbesondere seine Gemahlin viele und kostbare Liebhabereien, wodurch sich die Kräfte zersplitterten. Derweilen vergnügten sich die Herrschaften noch auf ihrem lieblichen Sitz am Würmsee. Die königliche Fregatte „Albrecht's V." wollte Ferdinand Maria nicht mehr genügen, der in Venedig gewesen. Von dorther hatte er Gondeliere mit heimgebracht und ließ auch einen dem venetianischen Staatsschiff nachgebildeten „bairischen Bucentoro" erbauen, der an Pracht sein Vorbild übertraf, 168 Menschen faßte und von zahlreichen Dienstschaften umschwärmt war. Bei den Seefahrten des Hofs genügte Schloß Starnberg nicht mehr, der Kurfürst kaufte noch von dem reichbegüterten Geschlecht der Hörwarth die Schlösser Berg und Possenhofen, ebenfalls an den Ufern des lieblichen Würmsees gelegen und daher zu Hoflustbarkeiten vortrefflich geeignet.

Unter solchen Umständen bedurfte der Ausbau des Hauptpavillons von Nymphenburg neun Jahre; bevor derselbe noch ganz vollendet, ließ die Kurfürstin die Anlage des Gartens beginnen. Zuerst wurde von der Mitte des Schlosses aus der Wald durchhauen, sodaß die Aussicht sich bis zum freundlichen Dorfchen Pasing erstreckte. Im unmittelbaren Vordergrund des Schlosses entstand ein wenige Morgen großer steifer Garten. Ein französischer Maler legte denselben an, indem er das bairische Wappen in kolossaler Größe in Zwergbuxbaum und bunten Steinchen ausführte. Dieses reguläre Parterre schmückte noch außerdem eine Grotte mit künstlichen Wasserwerken und sieben Fontainen.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Die Weihnachtswoche in England.

„Ist dies das erste Weihnachtsfest, welches Sie in England verleben, Miß Mary?" fragte mich Tina Talboys *) eines Abends zu Anfang der jüngstvergangenen Weihnachtswoche.

„Nein, aber das erste, welches ich unter Engländern zubringe, denn im vergangenen Jahre war ich bei einer deutschen Familie in London."

„Ich bin gewiß, unser englischer Weihnachten wird Ihnen gefallen, denn wir werden eine Menge Vergnügungen haben."

Liebliche Weihnachtszeit in Deutschland, grüner Christbaum, Bescherung auf weißgedeckten Tischen, wie jagten ihr in diesem Augenblick gleich lebhaften Traumbildern an meiner Seele vorüber und versetzten mich einmal wieder in die traute Heimat jenseit des Meeres! In dieser Stimmung fragte ich: „Wann wird in England beschert? Am Heiligen Abend oder früh am Weihnachtstage?"

„Beschert? Beschert wird gar nicht! Ich wenigstens habe an diesem Tage niemals etwas geschenkt bekommen und nie etwas weggegeben!"

„Aber worin bestehen denn Ihre Weihnachtsfreuden?" fragte ich ein wenig betreten.

„Erst wollen wir es uns comfortable machen und dann will ich Ihnen das ganze Vergnügungsprogramm mittheilen!" Damit schob Miß Tina zwei große Lehnstühle vor das Feuer, legte Fußbänke davor und nahm zwei zierliche Fächer vom Kaminsims herab, um damit unsere Gesichter gegen die Glut zu schützen. „Wir werden am Weihnachtstage ein großes Familiendinner haben, wozu die nächsten Verwandten eingeladen sind", fuhr sie dann fort; „man ist bei dieser Gelegenheit ungewöhnlich gut und viel und fängt mit Suppe an, dann gibt es einen Rinderbraten, so groß, wie er das ganze Jahr nicht auf den Tisch kommt; darauf folgt ein Truthahn und endlich ein ungeheurer Plumpudding, welcher, von einer angezündeten Brandfackel überflutet, serviert wird. Getrunken wird dazu außer Portwein und Sherry noch Champagner."

„Fahren Sie fort mit dem Vergnügungsprogramm!" sagte ich lachend.

„An dem Weihnachtstage hat man dann gewöhnlich zu nichts mehr Lust", sagte Tina unbefangen, „aber an den folgenden Tagen wird es um so interessanter werden, da diesmal die Jagdhunde der Königin herkommen und die Hetzjagd von unserm Park aus ihren Anfang nehmen

*) Unsere Leser erinnern sich noch der schönen Episoden aus den Schilderungen des englischen Landlebens in Nr. 2 und 3 dieses Blattes.

D. Red.

Siebente Scene.

Freie Straße vor Thompsons Hause. Rechts und links sind Häuser. Vorn ein allein liegender großer Stein. Es ist Nacht.

Zwei Nachtwächter. Dann Harry.

Die Nachtwächter

(pfeifen, sehen sich dann an und fragen Beide zu gleicher Zeit).

Warum rufst du nicht?

Erster.

Ich habe heute früh zuletzt gerufen.

Zweiter.

Dann ist die Reihe an mir. Sieh, sieh, hier den reichen Thompson! Als wir ihm das vorige Neu-Jahr Neu-Jahr wünschten, wer hätte das gedacht?

Erster.

Und wir auch nicht, daß wir das nächste Neu-Jahr um fünf Guineen Neu-Jahr kommen würden, zweimal fünf ist zehn —

Zweiter (ruft).

Zehn ist die Glock! (Beide pfeifend ab.)

wird. Ich bin glücklich über dies Zusammentreffen und verspreche mir mehr davon als von unserm Ball, der zwei Tage darauf stattfindet."

Alle diese glänzenden Aussichten, welche Tina prophezeite, konnten mich aber nicht für eine echte deutsche Weihnachtsfeier entschädigen und mit einem geheimen Schauer sah ich den kommenden Tagen entgegen. . . Das Weihnachtsdiner entsprach Tina's Beschreibung vollkommen und ich fühlte selbst, daß man nach demselben „zu weiter nichts mehr Lust hatte". Schönes helles Winterwetter begünstigte am andern Tage das bevorstehende Jagdvergnügen, und Tina, welche die Zeit nicht erwarten konnte, kam schon eine Stunde vorher im Reitanzuge in mein Zimmer, um mich unaufhörlich zu bedrängen, daß ich nur vom Wagen aus das Fest sehen und nicht, wie sie selbst, mitreiten wurde. Gegen 11 Uhr fuhren wir in den großen Park, in dem sich schon viele Zuschauer zu Fuß und zu Wagen versammelt hatten, Leute, die ihren echt englischen Ursprung dadurch bekundeten, daß ihnen eine Entfernung von zwei bis drei deutschen Meilen nicht zu groß gewesen war, um dem beliebten Nationalvergnügen beizuwohnen. Der Morgen war sonnig und klar, die Luft so rein, daß jeder Baumreis sich bestimmt am blauen Himmel abzeichnete und man die weiten Flächen genau übersehen konnte, an deren fernem Horizont die einzelnen Umrisse von Windsor sichtbar wurden. Die Szene wurde immer belebter. Etwa hundert Gentlemen in scharlachrothen Röcken auf den schönsten Pferden tummelten sich auf dem großen freien Platze umher, von dem aus der Hirsch in Freiheit gesetzt werden sollte, näherten sich den Wagen der Damen, suchten ihre Bekannten auf, grüßten, plauderten und nahmen die Gelegenheit wahr, ihre Reiterkünste so vortheilhaft als möglich zu zeigen. Unter ihnen befanden sich die Stallmeister der englischen Amazonen, bereit, dem glänzenden Jagdzuge zu folgen; unsere kleine Freundin Tina war eine der wildesten und wollte durchaus mit ihrer Mutter wetten, daß sie mit dem Pferde über einen nahen Stakettzaun springen könne, ohne den Hals zu brechen. Ehe sie indessen ihr Vorhaben ausführen konnte, erschienen um 11 Uhr in scharfem Trabe vier Hundeknechte Ihrer Majestät der Königin Victoria auf schwarzen Pferden, in scharlachrothen, reich mit Gold gestickten Röcken, in ihrer Mitte eine Meute von 40 Hunden führend; zugleich wurde der vierspännige Wagen sichtbar, in dem sich nicht ein, sondern zwei Hirsche befanden, für den Fall, daß einer lahm oder vielleicht zu rasch gefangen würde. Vier Wagen fuhr in die Mitte, Reiter und Equipagen stellten sich rundherum auf und die jubelnde Volksmenge bildete eine Gasse vom Ausgange des Wagens bis ins freie Feld. Jetzt wurde die Thür geöffnet; ein edler Hirsch mit prächtigem Geweih trat heraus, stutzte einen Augenblick, als ihn das Jubelgeschrei der Zuschauer empfing, machte drei große Sprünge und suchte dann in fliegender Eile das Weite. Das ganze Jägercorps, die Amazonen in ihrer Mitte, verfolgte nun, so lange sie ihn sehen konnten, den Hirsch ohne die Hunde, welche, erst nach 10 Minuten losgelassen, sich mit lautem Gebell auf seine Spur warfen. Wir fuhren ebenfalls 10 Minuten hinterdrein und erreichten bald den Jagdzug, der bereits den Hirsch aus den Augen verloren hatte und langsamer ritt, um die Meute vorbei- und sich von ihr die Richtung angeben zu lassen.

Erst in der Dunkelheit kehrten die Herren zurück und würzten die Abendunterhaltung durch endlose Beschreibungen der Jagd und der Kraft des Hirsches, welcher so vortrefflich gelaufen war, daß er erst 17 englische Meilen weit hinter Windsor beim Durchschwimmen der Themse gefangen worden sei. „Gefangen?" fragte ich erstaunt. „Ich glaube, der Hirsch würde gerettet." Sank ein Freund von langen Erklärungen, in der Engländer doch stets dann bereit, sobald es sich um den Sport handelt, und so erfuhr ich denn Folgendes: Das bei Windsorpark befindliche königliche Jagdetablissement, das im Herbst und Winter wöchentlich zweimal zum Vergnügen der anwohnenden Landbünde Hetzjagden veranstaltet, enthält etwa 120 Hirschhunde (stag-hounds), 20 Pferde für die Hundsknechte und Treiber (whipper) und 20 Hirsche. Dieselben Pferde und Hunde können der großen Anstrengung wegen nur einmal wöchentlich laufen, und der Hirsch, das gemästete Opfer dieses englischen Spiels, wird keineswegs getödtet, sondern eingefangen, um, nachdem seine wunden Füße und abgestandenen Hufe geheilt sind, aufs neue dem Vergnügen seiner Peiniger zu dienen. Ein Monat vergeht, ehe das Thier wieder geheilt ist, und derselbe Hirsch kann gewöhnlich nur alle fünf bis sechs Wochen. Die Unterhaltungskosten dieses königlichen Jagdetablissements, welchem ein Lord mit dem Titel Master of the hounds (Hundemeister) vorsteht, betragen über 30000 Thaler jährlich.

In den folgenden Tagen wurden große Vorbereitungen zu dem beabsichtigten Ball getroffen. Alle Dienstboten waren thätig mit dem Ausräumen des Tanzsaals, den Blumendecorationen, dem Befestigen der zahllosen Wachskerzen. Endlich kam die Empfangsstunde heran. „Siehe da, faith, love and hope!“ sagte die Dame des Hauses, als ihre Töchter und ich in den Salon traten, auf die drei Farben hinweisend, in die wir gekleidet waren. Sie selbst saß auf einem großen Lehnstuhl in einer fürstlichen Toilette. Ein schwarzes Sammtkleid mit langer Schleppe zeigte deutlich den Werth eines ellenbreiten valenciennes Spitzenvolants, welcher darauf befestigt war, und hob den strahlenden Glanz der Diamanten doppelt hervor, die in dem kostbaren Halsgeschmeide und in den Ohrgehängen funkelten. Die Gäste wurden gleich nach ihrer Ankunft, ohne jemand von der Familie des Hauses gesehen zu haben, vom maître d'hôtel zu einer in der Garnisonsstadt üblichen Toilette geführt, an deren beiden Enden Kammermädchen Thee und Kaffee einschenkten; das Ganze erinnerte mich an die Buffets auf den französischen Eisenbahnstationen. Herren und Damen tranken stehend und traten erst dann in den Salon, wo sie die Familie des Hauses mit dem üblichen Gruß und Händedruck bewillkommnete. Als der größte Theil der Eingeladenen erschienen war, begann die Musik im Tanzsaal in munteren Weisen zum Beginn des Balles aufzufordern. Die Flügelthüren öffneten sich, um die Tanzlustigen aufzunehmen, die sofort den süßen Klängen eines Straußschen Walzers folgten, während die ältern Herren in den anstoßenden Räumen Whist- und Boston-parties begannen und die Mütter, mit Lorgnetten bewaffnet, sich auf den Sofas niederließen, um klopfenden Herzens den Triumphen ihrer Töchter zuzuschauen. Reichthum, Glanz und Schönheit waren hier in Fülle vorhanden, aber Paris hätte an diesem Abend seinen Apfel in zwei Hälften theilen müssen, da der Preis des Liebreizes einem Zwillingsschwesternpaar gebührte. Die Töchter eines Obersten aus London, zwei reizende achtzehnjährige Blondinen, die bei wunderbarer Aehnlichkeit bis aufs Haar gleich gekleidet waren in weißen Flor, rosa Seide und Silberaloen, erregten allgemeines Staunen und, was begreiflich, eine Menge interessanter Verwechselungen.

Mein erster Tänzer war der Prediger eines benachbarten Dorfs. Er unterhielt mich mit großer Lebhaftigkeit über den Verlauf der vorgestrigen Jagd, der er von Anfang bis zu Ende beigewohnt hatte; ja er hatte zu den Wenigen gehört, welche bei dem endlichen Fange des Hirsches gegenwärtig waren. Es hat mich stets in Erstaunen gesetzt, die englischen Prediger bei allen diesen Vergnügungen so zahlreich vertreten zu sehen; der Contrast ist doch gar zu groß, wenn man Sonntags diese Herren im schwarzen Ornat auf der Kanzel und Dienstags im rothen Jagdrock auf einem Rennpferd erblickt. Aber es ist einmal Landessitte und unbekümmert um den Humor, mit dem die französischen Zeitungen im letzten Sommer diesen Gegenstand behandelt haben, halten die Bischöfe ihre Fuchshunde und geben den andern mit gutem Beispiel voran, wenn es sich um das Nehmen einer Hecke handelt. Als der Walzer zu Ende war, führte mich mein Begleiter zu einem großen Bronzeleuchter, an welchem die Tanzordnung befestigt war.

„Fünfundzwanzig Tänze“, rief ich aus, „und zwar ohne eine einzige Pause!“

„Das erschreckt Sie? Tanzt man in Deutschland nicht so viel?“

„Wenigstens nicht ohne Stillstand und Pause.“

„Ich habe die Deutschen sehr gern, aber ich fürchte, sie vervollkommnen sich zu sehr“, fuhr der unerschrockene Gentleman fort.

Ich hatte keine Zeit, ihm darüber meine Ansicht mitzutheilen, da die Musik bereits zum zweiten Tanz aufforderte, den ich mit einem Seeoffizier tanzen sollte. Er diente bereits seit zehn Jahren in der Marine und seine ausdrucksvollen Züge, gebräunt von der Sonne des Südens, bewiesen, daß er mit dem Kampf der Elemente wenigstens ebenso vertraut war wie mit dem Parquet eines Ballsaals in Albion. Seine Erzählungen zogen mich mehr an als der Tanz; in meinem Geist waren auch andere des beständigen Tanzens müde geworden und suchten wie wir Kühlung und ungestörte Unterhaltung in den angrenzenden Zimmern. Die Räumlichkeit des Hauses, welche von der großen Eingangshalle einen freien Ueberblick gewährt auf die anstoßenden Gemächer und auf die Steintreppe, welche mit weichen Teppichen belegt, mit Blumen decorirt und mit Lampen versehen worden war, bot an jenem Abend ein ansehendes Bild dar, und das leise Auf- und Abschweben der Paare zwischen den künstlichen Bosquets und auf den zierlich gewundenen Treppen erinnerte mich an eine schöne Scenerie des Opernhauses zu Berlin. Seine Gnade schien heute nicht unthätig zu sein; von

der oberen Galerie sah ich, wie ein junger Seemann einem lieblichen Mädchen mit dunklen Augen und Haaren von der „Grünen Insel" hinter einem Kinderzelt ein Bouquet überreichte. War die weiße Blume darin eine Myrte, eine Theerose oder war es eine künstliche Papierblume voll süßer Betheuerungen — das konnte ich der Entfernung wegen nicht wahrnehmen; nur sah ich später im Ballsaal, daß sie Blumenstrauß seine weiße Blume mehr enthielt. Sie tanzten dahin, heiter und glücklich, der flotte Seemann und die schwarzäugige Irländerin; kein trauriger Gedanke störte sie, kein dunkle Traumbild von dunklen Wolken und mißverstandenen Bewerbungen. England hatte inzwischen unaufhaltsam gerüstet; nur fünf bis zehn Minuten lange Pausen hatten die Tänze unterbrochen, während welcher nach den unvermeidlichen Eis- und Kuchenstücken gewaltsabirt wurde. Andere Erfrischungen, wie es bei uns auf Bällen geschieht, herumzureichen, ist in England nun einmal nicht Sitte; daher war die Entschädigung um so größer. Punkt 1 Uhr meldete der Butler (master of the house): „Supper is quite ready." Ein gewisser Ernst war nicht zu verkennen, mit dem die Gäste dieser imperativen Aufforderung Folge leisteten und sich in den großen Speisesaal begaben. Dieser bot einen stattlichen Anblick dar. Man hatte sorgfältig vermieden zu haben, eine einzige Stelle der langen Tafel leer zu lassen, so überreich war sie besetzt. Da alle Speisen kalt waren, hatte man sie zu gleicher Zeit auf den Tisch gebracht, und Beides sah ich allein vier große Rostbiften und zwei Schinken), Mehlspeisen, Früchte, Eis und Weine standen in bunter Mannichfaltigkeit vereint auf den glänzendsten Silbergeschirren. Eine besondere Originalität verlieh dem Ganzen der prächtige Blumenschmuck, der überall ausgebreitet war. Vom Kronleuchter hingen grüne Laubgewinde herab, blühende Topfgewächse waren in silbernen Körben zwischen die Speisen gestellt, große Blattschalen enthielten frische Blumen aus den Gewächshäusern und die ganze Tafel glich einem frischen Beete voll frischer und duftender Kräuter und allen Farben der Natur, unter denen sich besonders die prächtigen Riesenpassionsblumen auszeichneten, waren mit feinem Moos, grünen Blättern und einzelnen Blumen verziert. Sogar die Bratens hatten ihren Blumenschmuck, indem sie mit den schönsten aus Wachs nachgemachten Früchten und andern Gewächsen belegt waren, so daß eine Platte in Farben eine eigene Zierde bildete. Der Lord präsidirte, die Unterhaltung war laut und angeregt und man hörte in dieser fröhlichen Gesellschaft kaum jemals den traur wiederkommen, der im Saale die Thore mit halbgeschlossenen Augen hingenommen, in Irländern der Alpenlichen mit reicher Kraft auf Erinnerung zu bringen wußte und in der Dämmerung in den Kirchen Roms so stummer Andacht stimmt. Nach einigen Toasten, bei welchen nach Landesart das heißen Wasser Punsch eine Hauptrolle spielte, wurde die Tafel endlich aufgehoben und der Tanz begann noch einmal. Der Saal war inzwischen auch neu geordnet, die Lampen geputzt und der Boden vermittelst großer Tücher polirt worden. Polonaisen und Quadrille a la cour waren dem Walzer gewichen, der die besondere Zierde des Tanzes, der Ein Engel de Vertin, ein alter englischer Nationaltanz in Form einer Kranzpolka, machte endlich den Beschluß des Balles und der Gesellschaftsabende.

M. S.

Amerikanische Zustände.

So oft man auch schon die Beendigung des Krieges zwischen den Nord- und Südstaaten der Union als nahe bevorstehend verkündigt, immer hat sich eine Verlängerung noch als eine mögliche bewiesen. Selbst der große Sieg, von dem die Nordstaatlichen erzählten, noch die gegnerische Erklärung, auf welche die Engländer nicht ohne Scheinrecht rechnen, ist eingetroffen. Noch geht das Ringen seinen blutigen Gang. Ein Bürgerkrieg kann aber auf die Dauer nicht rein politischer Natur bleiben, die sozialen Unterschiede und Gegensätze, die Leidenschaften der Menge müssen endlich auf das Schlachtfeld. So geschah es in den großen englischen Revolutionen, noch früher in dem [illegible]

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 19197/089

schriebenen Werke: „Land und Leute in Amerika" (zweite Auflage, zwei Bände, Stuttgart, Krüner, 1863), das wesentlich auf eigener Anschauung und im Lande selbst erworbenen Erfahrungen beruht, sagt Theodor Griesinger: „In dem Sklaventhum lebt und in ihm stirbt der Plantagenbesitzer, der Baumwollenbaron; es ist das Idol, das er verehrt, und er schließt es in sein Morgen- wie in sein Abendgebet ein; es ist aber auch seine Achillesferse, an der er einmal die todbringende Wunde erhalten wird." Wie der Peloponnesische Krieg alle Schäden des griechischen, so bringt der gegenwärtige die Verderbtheit, die Brüche des amerikanischen Lebens an das Tageslicht. Die Schilderungen des Grafen Gasparin und Theodor Griesinger's enthüllen ein schreckliches Bild; wenn man die Roheit, die Wüstheit der Amerikaner nur im fernen Westen, in den Goldgefilden Californiens oder den Prairien von Texas zu finden wähnte, wie sehr hat man sich getäuscht! In den Straßen Neuyorks, Baltimores, Richmonds spielt das Gesindel die erste Rolle — ein Lazaronithum, das die Bettler Neapels an Hochmuth und vor allem an Kraft übertrifft. In diesem Staat scheint alles wurmstichig, von der maßlosen Begierde nach Besitz zerfressen zu sein. Nicht der ehrenwertheste oder nur ein hervorragender Mann, der lauteste Schreier, einer, „der das Geschäft versteht", wird zum Beamten oder Vertreter des „freiesten Volks der Welt" erwählt. Welche Scenen diese Menschen dann in den Sitzungen des Congresses und Senats hervorrufen — Scenen, die an die Zänkereien und Schlägereien in einem schlechten Wirthshaus erinnern —, weiß jeder. Mit Pistolen, Revolvern und Bowiemessern bedrohen sich die Herren gegenseitig. Bei dieser sittlichen Fäulniß, wo der Unterschleif und der Betrug der Staatskassen wie im republikanischen Rom unbestraft bleibt, weil ihn von zehn Beamten neun üben, im Aeußerlichen der größte Comfort des Lebens, überall in gesellschaftlicher Hinsicht greßartige, demokratische Einrichtungen. Unwillkürlich fragt man sich vor dem Bilde, das Griesinger entrollt: Sind das die Vorzeichen eines drohenden Verfalls? Sind es die nothwendigen Gährungen, in denen ein Volk sich aus den Flegeljahren herausarbeitet? Der Verfasser selbst gibt keine bestimmte Antwort darauf, aber er läßt überall seine Abneigung gegen amerikanische Zustände und das Yankeethum hervorbrechen; er kann seine Leser nicht genug davor warnen, die alte Heimat vor der neuen nicht herrlich genug preisen.

Daß für ein deutsches Gemüth das Häßliche und Abschreckende in diesen Zuständen, ihre Schattenseite, die wenigen Lichtpunkte fast ganz verdrängt, bedarf keines Beweises. Sind wir Deutsche doch nur zu geneigt, theoretisch unsere Volksthümlichkeit und Eigenart als die allein wahrhaft menschliche hinzustellen; eine Behauptung, von der z. B. Bogumil Golz in seinen Schilderungen der andern Nationen in befangenster Weise ausgeht. Ueberall fühlt sich unsere Gemüthlichkeit und Empfindsamkeit in Amerika verletzt; mit der wirklichen Wüstheit und Wildheit tritt uns da zugleich eine Freiheit und Selbständigkeit des einzelnen entgegen, vor der wir uns, offen heraus, fürchten. Sie erscheint uns gefährlicher, als sie ist. Wo alle mit dem Revolver bewaffnet sind, ist die Lust zum Angriff vielleicht größer als in Polizeistaaten, aber die Vertheidigung auch leichter. Die Großartigkeit der amerikanischen Entwickelung kann nur von denen bestritten werden, die sich absichtlich blind machen. Wie unglücklich auch der Krieg von den Nordstaaten geführt wird, welches Volk hätte wie sie in verhältnißmäßig kurzer Zeit diese Heeresmassen aus dem Boden gestampft? Dies Heer bedarf nur eines Generals, um das erste in der Welt zu sein. Konstantin Sander hat in seiner kleinen Schrift: „Der amerikanische Bürgerkrieg von seinem Beginn bis zum Schluß des Jahres 1862" (Frankfurt am Main, Küchler, 1863), für deutsche Leser eine übersichtliche Darstellung dieser blutigen Kämpfe gegeben, die vereinzelten Berichte der Zeitungen sind hier zu einem Gesammtbild geordnet — ein Staat, der ein solches Bürgerheer zusammenbringen konnte, ist noch fern von seinem Untergang. Mag der Krieg die Union als solche auch für immer zerstreuen, für beide Theile ist er ein Läuterungsprozeß gewesen.

Lebensblicke

von Ludwig Babick.

Eine ideale Sehnsucht ist der Resonanzboden, auf dem alle vom Leben angeschlagenen Töne nachzittern und verstärkt und verschönt herausklingen in die Welt.

* *

Was dürr geworden, muß man abbrechen; der Grundsatz gilt auch bei erkälteten Freundschaften.

* *

Die Frauen leiden, um zu klagen, und klagen, um zu leiden.

* *

Von Goethe's „Fischer" sagt G. Hauff sehr treffend: „Sein Wesen kommt der Versuchung entgegen, seine niederländische Vollblutlust wird durch das »Halb zog sie ihn, halb sank er hin« vortrefflich ausgedrückt." Schwache und furchtsame Menschen ziehen das Unglück herbei, während ein muthiger Geist den Sturm besteht, weil er ihn nicht scheut.

* *

Wie schön ist Wohlthun! Wir gehen von den Armen, die wir beschenkt, reicher heim, als wir zu ihnen gegangen.

* *

Selig sind, die nichts hoffen, denn sie werden niemals getäuscht.

* *

Noch im Tode altert ein gestorbenes Kind, als ob es so noch den nicht zu Ende geführten Kreislauf des Lebens vollenden wolle.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Ein Brief aus London.

Unter unaussprechlichem Jubel, dem Donner der Kanonen, dem Läuten aller Glocken und dem Spiel unzähliger Musikchöre zog am 7. März die Prinzessin Alexandra von Dänemark in die Hauptstadt des Landes ein, welches von nun an ihre neue Heimat sein wird. Reichthum und Begeisterung hatten sich vereinigt, um den Empfang zu einem der glänzendsten zu machen; er war einer Fürstin würdig, die bestimmt ist, einst Königin eines Reichs zu werden, „in dem die Sonne nicht untergeht". Ihrer Majestät Dampfschiff „Victoria und Albert" hatte in Begleitung einer Anzahl anderer Schiffe am Tage zuvor die königliche Braut und ihre Aeltern von Flushing in Belgien nach der an der englischen Küste gelegenen Nore geführt. Bei überaus ziemlich hoher See, wo für die Flotte vor Anker gelegt worden war und wo sich ihnen die englischen Küsten bei bengalischer Beleuchtung, Raketen und Feuerwerk zeigten. Früh am Morgen erschienen an der Nore eine Anzahl englischer Kriegsschiffe mit festlichen Flaggen, um der Prinzessin die ersten Grüße ihrer neuen Heimat zu bringen und ihr nach Gravesend das Geleit zu geben. Der Anblick dieser großen, festlich geschmückten Flotte, die in ihrer Mitte das prachtvolle Dampfboot mit der Prinzessin führte, war überaus imposant. Endlich gegen 2 Uhr war Gravesend erreicht, das Dampfschiff mit den königlichen Herrschaften legte am Terrace Pier an, hier begrüßte der Prinz von Wales seine Verlobte. Am Arm des Prinzen, in helle Sonnenstoffe gekleidet, betrat die Prinzessin bald nachher den Boden Englands. Ueberall üben Jugend und Schönheit einen mächtigen Reiz auf die Menge aus, aber doppelt erhöht wird ihr Zauber, wenn sie sich ihr in königlichen Gewändern nahen. Doch nicht allein ihre Schönheit war es, die aller Augen entzückte, es war ihre Liebenswürdigkeit und Anmuth, der Ausdruck freudigen Dankes und der Ueberraschung, welcher auf dem lieblichen Antlitz in unverkennbaren Zügen geschrieben stand. Gravesend bot einen zauberhaften Anblick dar. Alles war mit kostbaren Teppichen, Blumengewinden und Fahnen geschmückt. Glänzend ausgestattete Tribünen, mit schönen Frauen und Mädchen besetzt, umgaben den Landungsplatz, und unter Vortritt der Lord-Mayorei von Gravesend wurde die Prinzessin zuerst von zwölf weißgekleideten Mädchen empfangen, deren Schürzen die Nationalfarben zeigten; sie überreichten ihr einen prachtvollen Blumenstrauß und eine Willkommungsadresse.

Von da ging es in einem langen Wagenzuge nach London. Der Zug fuhr langsam, um der sich auf der ganzen Linie herzudrängenden Volksmenge wenigstens einen flüchtigen Blick auf die Braut zu gestatten. Bald nach 2 Uhr war London erreicht und der Zug hielt auf der Bricklayer Arm-Station. Alles war mit rothem Tuche bekleidet, der Boden mit den reizendsten Blumengruppen bedeckt, über denen zahllose Fahnen wehten, während in der nächsten Umgebung ganze Alleen und Baumpartien in einer Woche entstanden waren. Am Ausgange des Bahnhofs, nach der Stadt zu, war ein Triumphbogen errichtet, an dem sich amphitheatralische Tribünen für die Damen jener Stadttheile erhoben; das prächtigste, ein seenhaftes Schauspiel aber bot London-Bridge in ihrem ebenso großartigen als sinnreichen Schmuck. An den Brückenpfeilern und Geländern waren die Bilder der Könige von Dänemark vom frühesten Zeitalter bis auf die Gegenwart befestigt, darüber wehten die Fahnen Dänemarks mit den Nationalemblemen (Raben und Elefanten). Dazwischen stieg aus hundert Thonen Pfeifrauch zum Himmel empor, während an beiden Enden und in der Mitte der prachtvollen Brücke „Roma" auf Piedestalen angebracht war, umgeben von römischen Kriegern, welche den „Danebrog", die Nationalfahne Dänemarks, emporhielten. Jenseits der Brücke, an ihrem nördlichen Ende auf Adelaide Place, wurde der Zug einen Triumphbogen passiren, der in einer Höhe von 60 Fuß von 16 korinthischen Säulen getragen wurde. Ueber dem großen für die Durchfahrt der Wagen bestimmten Mittelportal prangten die vereinigten Wappen von Großbritannien und Dänemark, während sich über den beiden Fußwegen vortrefflich ausgeführte Medaillonbilder des Brautpaares befanden. Auf den Säulen selbst sah man die Statuen berühmter dänischer Künstler und Gelehrten, Thorwaldsen's, Holberg's, des Malers (Admirals?) Juel und des Geschichtschreibers Saxo Grammaticus, der im 12. Jahrhundert zuerst die Sage von Hamlet erzählt. Im Giebel waren Grüße und Segenswünsche für die Vermählten in Shakspearevarietäten zu lesen. Ein sinnreiches, wohlausgeführtes Gemälde darunter stellte Britannia dar, die, umgeben von Meeresgöttern und -Göttinnen, die Prinzessin zu den Küsten Englands führt. Die Südseite dieses wundervollen Triumphbogens zeigte ein Portrait der Königin Victoria mit Krone und Vorderkranz, gehalten von den beiden allegorischen Figuren Weisheit und Kraft. Zwischen den acht Säulen dieser Seite waren vier Statuen der Fama angebracht und über den Fußwegen abermals die vereinigten Wappen von England und Dänemark.

Hier erwarteten zahllose Deputationen zu Fuß, zu Pferde und in vierspännigen Equipagen das königliche Brautpaar. Die Gewerke mit ihren Fahnen und Emblemen, die verschiedenen Corporationen der Kaufmannschaft, deren Vorsteher und Aelteste in vierspännigen Equipagen fuhren, die Sheriffs von London und Middlesex, der Lord-Mayor in seinem mit sechs Pferden bespannten Wagen, die Räthe, die Deputationen des Parlaments, und viele andere zu Wagen und zu Pferde hatten

sich eingefunden, um das Brautpaar durch die eigentliche City von London nach Temple-Bar zu geleiten. Durch King William-Street ging es nach dem Mansionhouse, der Wohnung des Lord Mayor von London. An seinen hohen korinthischen, mit karmoisinrothem Tuch bekleideten Säulen befanden sich oben Medaillonbilder des Prinzen und der Prinzessin mit Kränzen von Eichenlaub, darüber war das Hauptemblem des Wales'schen Wappens — drei hohe Straußenfedern — angebracht. Von den Fenstern hingen reiche karmoisinrothe Draperien mit Goldverzierungen und köstlichen Blumengewinden herab, in deren Mitte man abwechselnd das Kreuz Dänemarks und die Federn des Prinzen von Wales erblickte. Dem Gebäude gegenüber war die ganze londoner Milizcorps-Brigade aufgestellt, während unter seinem Portikus und den daran errichteten Galerien amphitheatralische Sitze errichtet waren. Ihnen gegenüber sah auf einer kolossal geschmückten Tribüne die Lady Mayoress mit einer Anzahl junger weißgekleideter Mädchen. Bei dem Nahen der Prinzessin flogen alle hinab und überreichten ihr einen Blumenstrauß. Durch Cheapside nach der Kathedrale St. Paul, durch Ludgate Hill und Fleet Street fuhr die Prinzessin nach Temple-Bar. Temple-Bar ist ein vor 200 Jahren erbautes Thor mit drei Bogengängen, welches den westlichen Ausgang der City bildet. Ueber seinem Mittelbogen zeigte wiederum ein Medaillon die Büsten des Brautpaars, darunter ihre vereinigten Wappen, über welchen Hymen thronte, daneben die ewigen Linnen mit aufsteigendem Weihrauch. Ueber den beiden Ausgängen schwebten Engel, große blühende Orangenzweige haltend. Hier übergaben die Spitzen der Civilbehörden, der Kaufmannschaft und Gewerke die Führung des Zugs dem Herzog von Buccleuch, als Lord-High-Steward der City von Westminster, dem Domchanten und Domkapitel, welche mit Deputationen der Behörden und Bürger von Westminster denselben bis zum Eintritt nach Hydepark führten. In Hydepark begann die militärische Parade. Eine große Anzahl Cavallerie-, Artillerie- und Volontair-Rifle-Corps waren in langen Linien vier Reihen breit zu beiden Seiten des Wegs aufgestellt, während die Officiere kleinere Quarrés zwischen den langen Truppenlinien bildeten. Die Musikchöre spielten abwechselnd den dänischen Nationalmarsch und die englische Hymne „God save the queen!" Durch Marble-Arch, den prächtigen westlichen Ausgang von Hydepark, der ebenfalls im Blumen- und Fahnenschmuck prangte, wieder in die Stadt zurückgekehrt, naherte sich nun die königliche Procession ihrem Endziel in London, indem sie durch Edgeware-Road nach Paddington-Station zufuhr. In allen Straßen waren die Häuser mit Nationalfahnen, Blumen- und Laubgewinden und Inschriften, passenden wie unpassenden, geziert, überall befanden sich dichtgedrängte Volksmassen und an den Fenstern und auf eigens dazu errichteten Balcons festlich geschmückte Damen, überall Jubelrufen, Tücherwehen und Blumenregen, anfangs feierlich, langweilig zuletzt. Dieser Triumphzug, der in einer solchen Ausdehnung nur in einer Weltbauptstadt wie London möglich ist, hatte nahe an 2½ Stunden in London selbst gewährt. Von Paddington-Station begaben sich die Herrschaften auf der Great-Western-Linie nach Slough, um von dort im Wagen die letzte Strecke ihrer Reise nach Windsor zurückzulegen. Der Triumphbogen am Ausgange des Bahnhofs von Slough grüßte auf der einen Seite in dänischer, auf der andern in englischer Sprache mit einem „Gott segne beide" die Vorüberfahrenden. Der Weg von Slough nach Windsor war der Feier würdig decorirt und von besonders gutem Effect zeigten sich die zahllosen frischen Immergrün- und Epheuranken, welche zwischen Fahnen von kleinen Säulen herabhingen und den ganzen Weg in eine Art Laubengang umgeschaffen hatten.

Um 6 Uhr, gerade bei Einbruch der Dunkelheit, hatten die Verliebten Windsor-Castle erreicht, wo sie von der Königin Victoria und den übrigen Mitgliedern der königlichen Familie empfangen wurden.

Aus der Welt der Industrie.

III.

Mikroskopische Photographien.

Die 1855 zuerst von Dancer in Manchester dargestellten mikroskopischen Photographien, welche dem bloßen Auge nur einen kleinen Schmutzfleck, dem bewaffneten aber ein Porträt oder eine Scene zeigten, hatten den Uebelstand, daß man stets eines Vergrößerungsglases bedurfte, um sich an dem Miniatur-Kunstwerk zu erfreuen; sie blieben daher meist unbeachtet in den Ateliers. Seitdem aber ein französischer Photograph, Herr Dagron, den glücklichen Gedanken fand, diese kleinen Photographien gleich mit einem Vergrößerungsglase zu versehen, haben sie die größte Verbreitung gewonnen. Man findet jetzt in Paris fast keine Berlogues mehr, die nicht tief innen verborgen ihr kleines Bild haben. Auch in den Kabinetten der Spaziergänge für Dandies werden derartige Photographien als besonders angenehmes Moment hineinspazirt. Der Absatz aller dieser Bijouterieartikel ist schon jetzt ein ganz außerordentlicher.

Treten wir, um das interessante Experiment der Darstellung dieser kleinen Kunstwerke zu sehen, in die Rue neuve des Petits-Champs in Paris ein!

Man stellt zuerst nach einem Porträt oder Kupferstich in Visitenkartenformat ein Negativ auf Collodium her, legt dasselbe dem vollen Tageslicht aus und läßt das durchgehende Licht auf ein etwa 3 Zoll davon entferntes Objectiv von sehr kurzer Brennweite fallen. Hinter demselben bildet sich dann ein genaues, aber sehr verkleinertes negatives Bild. Dies wird auf einer empfindlich gemachten Collodium-Glasplatte aufgefangen, die groß genug ist, um mindestens 24 mikroskopische Bilder aufzunehmen. Um das Bild genau einstellen zu können, ist an dem Gehäuse für die Glasplatte ein Mikroskop angebracht. Vermittelst einer feinen Mikrometerschraube sieht man

die empfindliche Platte genau in derselbe ein. Die Dauer der Bestrahlung für ein mikroskopisches Abbild währt nur 2 — 3 Secunden. Durch einen zweiten Mechanismus verschiebt man die Platte und nimmt ein zweites Bild auf, und so fort, bis die ganze Platte mit Bildern bedeckt ist. Man fixirt die Bilder alsdann mit unterschwefligsaurem Natron. Mit einem Diamanten zerschneidet man die Glasplatte und erhält nun 24 kleine Glasplättchen von 2½ Millimeter Seitenlänge, jedes mit seiner Photographie versehen. Gleichzeitig hat 24 Glasröhrchen von Crownglas vorbereitet, 5 — 6 Millimeter lang und 2 Millimeter stark; das eine Ende ist flach, das andere wird in einer kleinen Schleifschale von passender Biegung zu einer stark gekrümmten convexen Fläche geschliffen. Das Plättchen mit der Photographie wird mit canadischem Balsam auf die schwache Endfläche des Stäbchens gekittet, die vorspringenden Ecken werden abgeschliffen, sodaß man einen kleinen Glascylinder erhält, der auf der einen Seite eine planconvexe, auf der andern, in der genauen Brennweite derselben, das mikroskopische Bild enthält.

Künstlich ging der Erfinder noch weiter. Betrachtet man nämlich das Bild ohne Linse, so ist es nur ein dunkles Pünktchen. Herr Dagron nahm einen Glasstab mit zwei geraden Endflächen, kittete auf beiden Seiten zwei verschiedene mikroskopische Photographien, mit den Bildseiten nach innen, auf und schliff die etwas starken Wölbungen in der Schleifschale zu Linsen zu. Nach dieser Procedur sieht man zwei verschiedene Bilder, je nachdem man das Glas wendet. Es setzt auch eine kleine Linse in der Mitte einer Metallfassung ein, an deren beiden Enden es mikroskopische Photographien befestigt. Die Linse dient dann zum Sehen der einen oder andern Photographie, je nachdem man das eine oder andere Ende vor das Auge bringt. Zwei Personen können somit die verschiedensten Dinge zu sehen bekommen und sich auf das heftigste über den Gegenstand streiten.

Sehr merkwürdig ist es, daß diese Miniatur-Photographien, wenn sie von körperlichen Gegenständen entnommen sind, ein sehr starkes Relief geben, daher ähnlich wie die Stereoskopen auf das Auge wirken und die Meinung hervorrufen, man habe ein solches vor sich; doch ist das, wie so vieles im Leben, nur eine optische Täuschung.

Briefe aus Venedig.

IV.

Der Besuch des Abbate rief mich gewöhnlich von meinem Beobachterposten ab. Jener vermied mit echt venetianischer Vorsicht, zu sehen wie zu hören, es könnten ja Unannehmlichkeiten daraus entstehen. Er brachte mir immer einen seiner Lieblinge mit, Gozzi, den sprachgewandten Meister des Stils, oder den wahrhaft klassischen Gast, dessen Novellen unübertrefflich geschrieben sind. Von der italienischen Literatur gingen wir meist allmählich auf die Verhältnisse der Republik von San Marco über.

Es handelte sich mit Behagen auf der Piazetta und dem Molo, die Staffage zählte vortrefflich zu unserm Gespräch. Mein Begleiter hielt oft an, unwillkürlich fortgerissen von Enthusiasmus — das war seine Lehre, die wimmelnde Volksmenge um uns her vergessen wir vollständig.

Nur wenn die transparente Uhr des Thurms der Mercerie auf sechs wies, dann fehlte wenigstens ich aus der Verzauberung grellen Tagen in die Gegenwart zurück. Es war die Lichtseite des Daseins.

Ueber den herrlichen Ponte della Paglia links auf dem dunkeln Kanal die Seufzerbrücke weißlich schimmernd, rechts aus den Lagunen auftauchend, bläulich verschwommen, die feinen Formen des Palastes in Kirche und Kloster San Giorgio Maggiore — wo auf Erden sieht noch ein so feiertiefer Weg zur Table d'hôte? Ich bewohnte die alte Via Alemania wochenlang wie der Odiasi mit der Aussicht auf Meer und Lagune, aber in schöner Poesie können diese berühmten Stätten nicht mit Venedig wetteifern.

Freilich muß man das Sonst genau kennen und dem Jetzt als Folie unterbreiten, wenn man den vollen Genuß empfinden will. Deshalb beruht auch die Lagunenstadt die Besucher so ganz verschiedenartig. An starken Contrasten fehlt es hier nirgends. Auch der Gasthof war früher Palast eines Patriciers. Da führt die Steintreppe noch venetianischer Sitte zum prachtigen Vorsaal, den sonst die Gäste füllten oder die Genossen eines der städtischen Feste, mit denen kirchliche, politische und häusliche Ereignisse begangen wurden.

Plötzlich entdeckt man inmitten durch den Speisesaal der Damen, der dem durch die Gitterverhältnisse verwöhnten Auge erbärmlich vorkommt. Das anscheinbare Lokal erhält sich deshalb, weil weiter verwöhnten Gäste des Hauses es vorziehen, hier dann zu speisen. Die Küche kann ich weder besser noch schlechter, als es anderwärts in einem comfortablen Hotel der Fall sein würde. Die Zahl der Gäste überschritt selten ein Viertelhundert. England und Amerika herrschten vor und zeichneten sich durch sehr bizarre Damentoiletten aus. Wir bildeten eine kleine deutsche Gruppe, der sich nur die stattlich militärische Figur eines englischen Generals anschloß. Von unsern Landsleuten, wenn sie nicht sehr viel gereist sind, läßt sich im allgemeinen behaupten, daß sie ein gewisser Provinzduft umgibt. Obwol sie sich ängstlich an den begegnenden Landsmann anklammern, um die Zunge nun dem Schwerkt fremder Sprachen ruhen zu lassen, so beginnt doch gleich ein gewisses Sondiren: Norden und Süden, Protestantismus und Katholicismus, Nationalvereinler und Conservativer — leichter vermischt sich Wasser mit Oel als diese Elemente. So eine neue Bekanntschaft gleicht dem Glatteis — man schwebt fortwährend in der Gefahr, zu straucheln. Einen komischen Zug in unserm nächtlichen Verkehr brachte der Urlaubsantritt eines Abenteurers. Der Sohn eines bürgerlichen Gutsbesitzers aus Mecklenburg, diente er in der österreichischen

Armee, trat aus etwas dunklen Gründen in den Civilstand zurück und ging, um das Glück zu suchen, nach Australien. Gold scheint er dort nicht viel gefunden zu haben, dafür aber eine hübsche junge, heirathslustige Engländerin. Mit der Gattin kehrte er in die Heimat zurück, fortwährend noch in fruchtlosem Suchen nach der „Bohne des Kuchens". Jetzt kam er eben vom Erzherzog Maximilian, dem er sich zur eventuellen Begleitung nach Mexico angeboten. Was kolossaler war, seine Lügen oder sein Hunger, ließ sich schwer bestimmen. Wir andern wählten den passiven Theil des Zuhörens und bewunderten, wie jener mit Aufwand körperlicher Anstrengung sprach und aß. Eigenthümlich nahm sich die hübsche Frau an seiner Seite aus, welche, vollkommen befriedigt von den mannichfaltigen Leistungen ihres Gatten, das Fürchterliche dieses Abenteurerlebens gar nicht zu empfinden schien.

Nach Tische trafen wir wieder bei Florian zusammen. Es gibt auf der Welt nichts Köstlicheres als ein hübsches venetianisches Kaffeehaus. Kleine Räume, von Spiegeln und Vergoldungen funkelnd, in heiterm Gaslicht strahlend. Man versenkt sich in die Sammtpolster eines Divans. Bei dem dritten Besuch wissen die aufmerksamen Botteghe (sonderbare Benennung für Kellner) bereits, welche Journale man zu lesen pflegt. Nebenbei läßt sich durch Fenster und Thüren das Treiben des Platzes beobachten. Hauptsache ist Musik, in den Arkaden wogt es auf und nieder. Hausirer aller Art bieten ihre Waaren feil, besonders Marchenarbeiten und Broschüren. Dazwischen laufen wieder die Burschen mit den Caramels, einer sehr guten, einfachen Confiture, die man nur auf dem Marcusplatze verkauft. Da die Venetianer nichts so scheuen als eine anstrengende Arbeit, haben sich alle Besitzlosen auf den Kleinhandel geworfen. Kein Artikel ist so unbedeutend, daß er nicht seinen Wiederverkäufer und Speculanten fände. Den Italienern fehlt unsere deutsche Ausdauer im Sitzenbleiben; sie schlucken ihr Sorbetto hinab, überfliegen die Zeitung, wechseln einige Worte mit Bekannten und wandern dann weiter von Bottega zu Bottega. Ausländer kommen am liebsten zu Florian; in vielen Zimmern ertönen alle europäischen Sprachen. Die bunte Gesellschaft schwirrt vor den Augen gleich den Bildern eines Kaleidoskops. Bis spät abends dauert das Straßenleben in der Umgebung des Marcusplatzes fort. Die engen Gassen mit den glatten Steinen und hellerleuchteten Buden lassen beinahe vergessen, daß man im Freien ist; man glaubt sich in einer fortgesetzten Passage. Wer des Tages über beschäftigt ist, kann noch spät herumschlendern und seine kleinen Einkäufe besorgen.

Ganz verschieden ist die Physiognomie der Piazza am Morgen. Da fehlt die Musik, es fehlen die Spaziergänger. Nur die Speculation ist schon frühzeitig auf den Beinen und es mischen sich Elemente darein, welche strenges Gebot der Polizei mit dem Kanonenschuß des Arsenals aus den Arkaden vertreibt. Da lehnen an den Pfeilern häßliche braune Burschen — Arbeitsscheue sind es oder wegen irgend eines Vergehens vom Arsenalto verjagte Gondolieri. Sie beobachten den Fremden und nahen ihm dann leise Worte zuflüsternd. Diese Leute treiben das ehrlose Geschäft des Ruffiano. Indessen pflegen sie Schildkröten, Hunde, irgendein Thier als Vorwand mit sich zu tragen und es zum Verkauf auszubieten. Da stürzen sich auch die phantastisch gekleideten Bilderkrämerinnen auf den Besucher und Marcusplatzes und bieten zudringlich ihre Sträuße an, den braunen Aushängeschild eines verdeckten Gewerbes.

Bernhard Endrulat's Gedichte.

Steht es wirklich mit der Poesie so schlimm, wie die Dichter klagen? Findet sie sogar keine stille Gemeinde mehr, die ihren Worten lauschte? Unwillkürlich erhebt sich in uns ein Zweifel gegen diese Behauptungen, wenn wir die vielen neuen Gedichtsammlungen überschauen, die jede Ostermesse bringt. Denn einige Leser oder Leserinnen wird doch wol jedes erobern. Daß nicht jeder lyrische Dichter mehr als ein Sohn Apollo's angestaunt wird, erklärt sich leicht, welchem Gebildeten gelänge „in einer gebildeten Sprache, die für ihn dichtet und denkt", nicht einmal ein Vers? In diesem Sinne ist es schon der Beweis eines reichern Talents, wenn ein Dichter aus dieser Allgemeinheit des Mittelmäßigen hervorragt und ein individueller Zug sich in seinen Gedichten offenbart. Die „Geschichten und Gestalten. Erzählende Dichtungen. Nebst einem lyrischen Anhange" von Bernhard Endrulat (Hamburg, Meßler u. Melle, 1863) sind nicht ganz ohne dies individuelle Gepräge, schärfer ist es vom „lyrischen Anhang", der übrigens funfzig Seiten mehr umfaßt als der Haupttheil, schwächer den epischen Dichtungen aufgedrückt. Die Lieder haben eine zum Herzen klingende Melodie, es ist ein eigenes Gemisch von Zartheit und Männlichkeit, eine gebändigte Leidenschaft in ihnen. Die Sauberkeit der Form zeichnet auch die „Geschichten und Gestalten" aus, aber von den wenigsten empfangen wir einen so nachhaltigen Eindruck wie von den „Innere Stimmen" genannten Liedern. Das Gelingen einer Ballade oder Romanze hängt von ihrem Inhalt ab, nicht allein von der Form. Stoffe, wie sie Endrulat wählt, von Enzio, Kaiser Friedrich II. von Ezelin, eine Sage aus dem „ausgesungenen" Granada, würden, auch von einem bedeutendern Dichter behandelt, nur vorübergehend wirken; es sind poetische Illustrationen der Geschichte; man muß seinen „Raumer" oder „Washington Irving" im Kopfe haben, um sie recht zu genießen. Eine rein historische Begebenheit wird nur dann einen guten Stoff zu einer poetischen Erzählung abgeben, wenn sie an sich schon ein poetisches und allgemein menschliches Interesse erweckt. Was aber ist uns jetzt ein mittelalterlicher Straßenräuber wie Ezelin?

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Erster Band. **Nr. 13.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Jean Paul. Ein Gedenkblatt von Ludwig Rabicht. — Zwei fabelhafte Thiere. I. Die Seeschlange. Von A. S. — Ueberirdische Luftschlösser. Von Franz von Braunenbart. II. — Ghasele. Eine Erzählung in Versen von Carl Beigel. — Beiblatt: Die Vermählung des Prinzen von Wales. — Briefe aus Neudeck. V. — Schutz den Vögeln! Eine Bitte an die Leser und Leserinnen.

Jean Paul.

Ein Gedenkblatt von Ludwig Rabicht.

Hieltest du deinen Reichthum nur halb so zu Rathe wie jener Seine Armuth, du wärst uns'rer Bewunderung werth.

ist ein Distichon Schiller's auf Jean Paul. In der Zeit, wo es niedergeschrieben wurde, schalt und tadelte man seine Härte; man warf Goethe wie Schiller, die Jean Paul in Weimar mit einer gewissen Kälte aufnahmen, ihren Stolz vor; man wollte etwas wie Neid gegen den gefeierten Dichter, den Liebling aller Frauen, darin sehen. Wie hat die Zeit ihr Urtheil bestätigt! Klein und kleiner ist die Gemeinde geworden, die noch den frühlingstrunkenen, schwärmerischen Worten Jean Paul's lauscht. Einst tönte keine Harfe lauter und heller in die Lande als die seine, wem klingt sie jetzt noch? Jean Paul gehört zu den Namen, die genannt werden, die aber nur den Wenigsten bekannt sind. Und dennoch zieht ein echter Goldklang durch die Werke und das Leben des Dichters.

Es ist etwas Heiliges um einen Dichter oder Künstler, der sich aus Noth und Armuth emporarbeitet und in seinem Streben nicht müde wird. Zu diesen kraftvollen Naturen gehörte Jean Paul. Mitten im tiefsten Elend, als er ohne Verdienst und Stellung zu seiner armen Mutter zurückkehrte, schuf er rastlos weiter, als ob die Welt seine Werke schon erwartete, die doch fortwährend heimatlos herumirrten und keinen Verleger finden konnten. Und als seine Freunde endlich „sieben" Kinder zusammengebracht, denen der Dichter der „Unsichtbaren Loge" das Einmaleins und die Anfangsgründe der Grammatik beibringen mußte, da war es ihm, als lächle ihn die vollste Sonne des Glücks an. Wenn er dann Sonntags nach Hof zu seiner Mutter und seinen Freunden wanderte, versammelte sich ein Kreis junger Mädchen um ihn, die seinen Phantasien auf dem Klavier und seinen Geschichten zuhorchten. Er erzählte ihnen von seinen Reisen, seiner Zukunft, seiner Frau, die irgendwo seiner harre, oder prophezeite ihnen in kecker Laune, welch großer und weltberühmter Mann noch aus ihm werden würde. Es blieb ein charakteristischer Zug Jean Paul's, sich in den Himmel der Vergangenheit zurückzuträumen oder den der Zukunft auszumalen; die Gegenwart kannte er nicht, sie war ihm gleichgültig und immer suchte er mit einem kühnen Sprunge darüber hinwegzukommen; darum seine Anreden „An die künftige Geliebte", seine Träume „Von der letzten Nacht", und das Durcheinanderschütteln von Anfang und Ende in seinen

Harry

(tritt in fieberuder Erregung auf).

Wie ich aus Marwells Hauſe trete, fällt mich rings die Neugier, in allen Straßen das boshafte Mitleid aus tauſend Kehlen an. Jeder Hund, jeder Menſch, der Sonnenſchein wußt es ſchon. Entſetzt vor dieſen erſtarrt glotzenden Augen flücht' ich in die entlegenſten Gaſſen; die Krämer, die Pfandleiher, die Wirthe, Alle wiſſen's. Ich flüchte mich in die Spelunken der Diebe. Keiner will mich mehr beſtehlen. Verfolgt von der mordenden Neugier blieb mir nichts mehr übrig als die Kirche; ich ſtürzte in die Sanct Pauls-Kapelle und verſteckte mich hinter dem Altar, um dort ungeſtört zu fluchen. — — — Iſt es denn wahr? Furchtbares Schickſal! Jetzt, hier ſieh mir in's Antlitz, Schlangenumwundenes Meduſenhaupt! Die Nacht giebt mir Muth, deinem ſchadenfrohen Gelächter Trotz zu bieten! Da, da liegt das Haus wie ein Sarg. Sonſt blitzend von hundert Lichtern. Jetzt wie ein Neſt für Eulen! Ich will hinein, will die grauſe Gewißheit von den kahlen Wänden leſen, und ihr fluchen. Nein, nein, nicht Fluch, ich verachte die Welt, und wer noch dem Einen fluchen kann, der muß ein Anderes noch lieben können; ich liebe nichts, nicht das Leben, ſelbſt nicht den Tod!

Romanen. Morgen- und Abendröthe, Tod und Geburt, Kindheit und Greisenalter, diese äußersten Enge und Gegensätze kennt er und wird nicht müde, sie in den reichsten und wunderbarsten Bildern zu schildern; aber was zwischen ihnen liegt, der Tag, das Leben und das Mannesalter, sind ihm Mächte, deren Darstellung seine Kraft und sein Empfinden übersteigt. Seine üppige Phantasie zauberte ihm mitten im Winter den Frühling vor die Seele, sie lieh ihm in der bittersten Armuth und Noth so einem Leben voll Glanz und Sonnenschein schwelgen. In seinen Händen verwandelte sich ein dürres Blatt zur blühenden Rose, sein Blick schuf eine Einöde zu einem Paradiese um und wohin er trat, wucherte aus karger Erde ein Blumengarten. Aber wir andern alle, die nicht mit seinen Schmetterlingsflügeln durch das Leben flattern, wir spielen nicht wie er mit dem Geschick, wir forschen mehr und hoffen weniger, und wenn das Schicksal uns Wunden schlägt, verbluten wir oft daran, während jener Glückliche nur die Hand darauflegen durfte, um sie wieder zu heilen.

Um Jean Paul's wunderbares und wunderliches Schaffen zu begreifen, muß man sein Leben kennen, das diesen Genius eingeengt und ihn lange nicht zur freien Entfaltung seines Wesens kommen ließ. Wie ein junger Baum, der, in einen kleinen Topf gepflanzt, endlich denselben sprengt, so erscheint uns das Leben Jean Paul's. In der Zeit, wo seine Triebkraft sich am mächtigsten entwickelte, hatte der Baum seines Lebens zu wenig Erde; er wuchs krankhaft in die Höhe und mußte seine einzige Nahrung aus der Luft, nicht aus dem Boden langen. „Im schmalsten Beet ist ein Tulpenbaum zu ziehen, der seine Blütenzweige über den ganzen Garten ausdehnt; und die Lebensluft der Freude kann man aus einem Fenster so gut einathmen als im weiten Wald und Himmel." Damit tröstet er sich. So hat er immer nur selbst vom Fenster aus das Treiben der Menschen angeschaut und belächelt; sie sind ihm wie Nebelbilder erschienen, die form- und gestaltlos vorüberziehen.

„Ich bin gern in dir geboren, Städtchen am langen hohen Gebirge, dessen Gipfel wie Adlerhänster zu uns niedersehen!' Deinen Bergthron hast du verschönert durch die Ehrenkuppen zu ihm; und deine Heilquelle gibt die Kraft — nicht dir, sondern — dem Kranken, hinaufzuzeigen zum Ehrenhimmel über sich, und zum Beherrschen der weiten Thäler und Landebene. Ich bin gern in dir geboren, kleine, aber gute, lichte Stadt" — das ist Wunsiedel, wo Jean Paul Friedrich Richter als Sohn eines armen Pfarrers am 21. März 1763 das Licht der Welt erblickte. Seine Jugend verlebte er aber nicht dort, sondern in Joditz, einem Dorfe bei Hof an der Saale, wohin sein Vater versetzt worden war; hier in ländlicher Einsamkeit hat Jean Paul jene Liebe zur Natur eingesogen, die seinen Werken vor denen Schiller's und Goethe's einen so eigenen Zauber verleiht. Als er, wie er selbst sagt, in seinem Innern Privatissima genug genommen, bezog er in einer grünstoffenen Haube, aber schon in Höschen — die Hohe Schule — nämlich die der Pfarrwohnung gegenüber gelegene Schulwohnung. Er theilte mit dem lungensüchtigen, magern Dorfschulmeister alle Wartezangst, wenn dieser hinter seinem zum Fenster hinausgehaltenen Finkenkloben auf einen anfliegenden Stieglitz lauerte, und erfreute sich an jedem hinzugelernten Schreibbuchstaben wie andere an einem Gemälde; da schlug ihn eines Tags ein langer Bauernsohn mit einem Einlegemesser ein wenig auf die Fingerknöchel und seine Schulfreuden waren zu Ende. Er hatte es unvorsichtigerweise seinem Vater geklagt und dieser übernahm jetzt selbst den Unterricht des Sohnes. Wenn dieser Bauernjunge nicht den kleinen Richter auf die Finger geklopft hätte, wir würden vielleicht einen andern Schriftsteller erhalten haben; so aber sollte Jean Paul nun einmal keine andere Schule haben als sein eigenes Herz.

Der alte Richter nahm zuweilen seinen Sohn mit an den „Hof von Versailles" — es ist Joditz, die Residenz der Patronatherrschaft des joditzer Pfarrers — hier, in dem Park dieses Schlosses, empfing die poetische Seele des Knaben einen tiefen Eindruck für alle spätere Zeit. In seinen Dichtungen läßt er seine Helden und Heldinnen am liebsten in einem schönen Park mit plätschernden Springbrunnen auf- und niederwandeln, während das Licht des Mondes alles in seinen Silberschleier hüllt. Man könnte seine ganze Poesie mit einem verwilderten Garten vergleichen. Die Meisten verlieren den Muth, sich durch das üppig wuchernde Gestrüpp trockener Redensarten und dunkler Anspielungen hindurchzuarbeiten; aber wer muthig vordringt, den erwarten wunderbare, entzückende Fernsichten und der helle Sonnenschein ruht wie trunken auf jedem Blatt und jedem Halm.

Der aufgeweckte, lernbegierige Knabe, dem der spärliche Unterricht des Vaters nicht genügen

kam auf das Gymnasium in Hof und
ch hier wieder seine Studien auf eigene
er. Mit grosse Quartbände, voll von Ex-
aus den neuesten Schriften, brachte er
pzig mit, als er im Jahre 1781 die Uni-
versität bezog. Hier begann sich der
eller in ihm zu regen. Sein Vater war
n gestorben und er wollte theils durch
t, theils durch seine Feder sich die Mittel
n Unterhalt erwerben. „Ich will", schrieb
n Pfarrer Vogel, „Bücher schreiben, um
kaufen zu können; ich will das Publikum
um auf der Akademie lernen zu können;
den Endzweck zum Mittel machen und
de hinter den Wagen spannen, um aus
n Hohlweg zu kommen!" Lieten Freund
eb er, wie kümmerlich es ihm inzwischen
erschütterlich treu. Jean Paul's Los hat
ten, dass einer auf das Schöne und
richteten Seele doch auch zuweilen irdi-
theil wie von selbst in den Schoss fällt.
de durch meine zwanzigjährige Zeitlose
ie Unabhängigkeit und das ganze We-
d erkämpfte, das anfangs nur eine Weise
in unter einer lag und endlich lebendig
Durch sein ganzes Dasein weht dieser
ale Hauch; er schrieb, weil er musste,
man in unsern Tagen zu sagen pflegt,
es brauchte". In seinem Schreiben lag
e Seele, die sich auf dem Papier auszuleben
nd nur in seinen Schriftstellerträumen
as er während der Universitätszeit alle
mit der bestimmten Aussicht auf eigene
n, weniger in der Absicht, sie auf sich
lassen und seine innere Welt zu be-
als um sie für seine eigenen Arbeiten aus-
Hippel, Rabener, Rousseau, Voltaire
re Lectüre, Pope und Boileau wirkten
in; doch den mächtigsten und bestim-
Einfluss gewann Swift. Die fremd-
ster, die er auf sein individuelles See-
studirte, mussten dann viel wunderliche
eiden. Jean Paul gibt selbst an, dass
r Wege war, seine Sprache nach Lessing
als ihn Swift abgelenkt habe. Er las
seine Witzspiele künstlich an und die
mit scharfsinnigem Unsinn gemalen ihm
schlichter Menschenverstand", weil er
um seine Seele zu üben, nicht zu näh-
h diese Lectüre angeregt, entstanden die
lischen Processe". „Sie schonen die
verreißen die Tauben", so bezeichnet
Voltaire eine Gattung Satiriker; auch Jean Paul kam über die Verspottung der Alltäglichkeit nicht hinaus. Schon der zweite Band seines Werkes wurde so kalt aufgenommen, dass der junge Autor für die Fortsetzung keinen Verleger fand. Jetzt kam eine traurige, düstere Zeit für ihn, alle seine Hoffnungen scheiterten. Ohne Zopf und ohne Haltlich wanderte er in dem damals schon auf feinere Lebensformen haltenden Leipzig herum und erregte einen Sturm des Unwillens gegen sich, dem er anfangs trotzte; aber als ihn die Last seiner Schulden — es waren 80 Thaler — aus Leipzig trieb, kaufte er sich mit dem Rest seiner Baarschaft wieder einen Zopf, den er mit solcher Geschicklichkeit in sein loses, struppiges Haar einband, dass er nun nach seiner Meinung völlig unkenntlich und vor aller Verfolgung sicher war. Er flüchtete zu seiner Mutter, die einen Prediger erwarmte und einen armen Poeten wieder verstand, der nichts als scherzhafte Bücher zu schreiben. Doch selbst in ihrem engen Stübchen, wo mit Waschen und Spinnen den „Heimgekehrten" und seinen jüngeren Bruder ernähren musste, liess er nicht ab von seinen Schriftstellerträumen. Sie waren der Punkt, um den alles Uebrige nur die Kreide schlug. So lag ein Concentrationsvermögen in ihm, das nicht ohne Selbstsucht alles in seinem Zweck verwendete, nur dass dieser Zweck rein von jedem Egoismus war. Ein Zufall entdeckte nach bittern Kämpfen seine Noth: er sandte das Manuscript seiner „Unsichtbaren Loge" an den Professor Moritz in Berlin. „Das ist noch über Goethe, das ist ganz was Neues!" antwortete Moritz; damit war Jean Paul's Geschick entschieden. Wenn auch das erstere niemand mehr nachsprechen kann, neu und eigenthümlich muss das Werk noch jetzt erscheinen; die schönsten, wunderbarsten Gedankenperlen sind darin ausgestreut. Alle sinnig ist die Erfindung, dass der Held des Buches, Gustav, unter der Erde erzogen wird und erst mit dem zehnten Jahre auf die Welt kommt. Sein erster Lehrer, den Jean Paul „den Genius" nennt, trägt ihn zuweilen mit verbundenen Augen ans Licht, erzählt ihm von der Erde, die er den Himmel nennt, und wie er bald werden würde, um in einem neuen, wunderbaren Himmel zu erwachen, wo alles tausendfach schöner und herrlicher als hier unten; und das erste, was Gustav in dem neuen Himmel findet, ist — ein liebendes Mutterherz. „Verhülltes Schicksal!" ruft der Lehrer aus, „das hinter unserer Zeit wie hinter einer Larve ist

und das uns Zeit läßt, zu sein, — ach, wenn der Tod uns zerlegt und ein großer Genius uns aus der Gruft in den Himmel gehoben hat, wenn dann seine Sonnen und Freuden unsere Seele überwältigen: wird du uns da auch eine bekannte Menschenbrust geben, an der wir das schwache Auge auschlagen? O Schicksal, gibst du uns wieder, was wir niemals hier vergessen können? Kein Auge wird sich auf rechts Blatt richten, das hier nichts zu beweinen und nichts dort wiederzufinden hat! Ach, wird es nach diesem Leben voll Todter keiner bekannten Gestalt begegnen, zu der wir sagen können: „Willkommen!“?“ Aber bei allen diesen Schönheiten zeigt doch schon dieser Roman die Schwächen und Fehler der nachfolgenden Werke. Das Ganze ist nur eine Sammlung witziger Einfälle, wunderschöner Gedanken und tiefsinniger Naturverherrlichung, aber ohne alle Komposition und Erzählungstalent. Moritz verschaffte dem Werke einen Verleger und als Jean Paul seinen ersten bedeutenderen Ehrensold erhielt und eine Rolle von 100 Dukaten in den Schoß der erstaunten Mutter legen konnte, da gab es schwerlich, wie sein Biograph Ernst Förster bemerkt, einen glücklichern Menschen auf der Erde und gewiß keinen für sein Glück dankbareren.

Im Taumel seines Glücks schickte Jean Paul auch noch das „Leben des vergnügten Wuz“ nach Berlin und Moritz antwortete darauf: „Der Wuz' Geschichte verfaßt hat, ist nicht sterblich.“ Das Leben des Schulmeisters Wuz zaubert uns mit wunderbarer Poesie gerade das unscheinbarste Kleinleben vor die Seele und zeigt uns dort einen Himmel, wo ein gewöhnliches Auge nur Dürftigkeit und drückende Armuth finden würde. „Könnte man nur die Menschen froh machen, so wären sie auch gut; das Volk beglücken, heißt es verbessern, und alle Sünden desselben entstehen aus der Armuth“, schrieb Jean Paul an seinen Freund Emanuel in einem der interessanten Briefe, die soeben als eine hochwillkommene Festgabe Ernst Förster veröffentlicht hat: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter“ (München, Fleischmann, 1863), und Börne nennt deshalb auch „Friedrich Richter den Sänger der Armen“. Ja, wenn die Armen nur „dies Glück des Elends“ begreifen wollten! Wenn nur nicht in diesen Himmelsglorien, die Jean Paul um Noth und Armuth breitet, eine so inhaltslose, phantastische Ueberschwänglichkeit läge, daran sich wol der Aesthet, aber nicht der Arme ergötzt. Das Volk will ein Verständniß, nicht eine Verklärung seiner gedrückten Lage. In Jean Paul's Idyllen liegt jedoch seine eigentlich poetische Kraft, und wenn seine erhabenen Werke, „Hesperus“ und „Titan“, keinen Leser und Bewunderer mehr finden sollten, werden diese kleinen Erzählungen noch immer jedes Gemüth anheimeln und vertraut berühren. Im „Wuz“ gibt uns der Dichter das Bild seiner eigenen, kindlichen Seele, die Schilderung seiner Schulleiden; wie mancher arme Dorfschulmeister mag mit seinem Helden sagen: „Abends lieg' ich auf alle Fälle, sie mögen mich den ganzen Tag zwicken und beißen wie sie wollen, unter meiner warmen Zudeck' und drücke die Nase ruhig ins Kopfkissen, acht Stunden lang.“

Selbst diese Werke gingen noch still vorüber, der „Hesperus“ erst erregte eine allgemeine Begeisterung und wie auf blitzender Welle konnte jetzt der Dichter den Lebensstrom hinunterschaukeln. In Weimar wurde er mit Enthusiasmus empfangen; Herder und Wieland schenkten ihm ihre Bewunderung und Freundschaft, nur Goethe und Schiller erschien er wie aus dem Mond gefallen, voll herzlich guten Willens, die Dinge zu sehen, nur leider nicht mit dem Organ, mit dem man sieht. „Aber woher die Stimmung nehmen?!? denn da hat mir neulich Freund Richter“, schreibt Goethe an Schiller, „ganz andere Lichter aufgesteckt, indem er mich versicherte (zwar freilich beiherzentlich und in seiner Art sich auszudrücken), daß es mit der Stimmung Narrenspossen seien; er brauche nur Kaffee zu trinken, um, so gerade von heiler Haut, Sachen zu schreiben, worüber die Ehrlichkeit sich entzücke. Dieses und seine fernere Versicherung, daß alles körperlich sei, lassen Sie uns künftig zu Herzen nehmen, da wir dann das Duplum und Triplum von Productionen wol an das Tageslicht fördern werden.“ In Weimar erlebte Jean Paul glückliche Tage; zum ersten mal drängte sich eine reiche glänzende Welt an ihn heran und hätte ihn völlig blenden können, wenn ihn nicht seine harmlose, kindliche Natur davor bewahrt. Die Herzogin Amalie hatte an allen Thoren Auftrag gegeben seine Ankunft ihr sogleich zu melden, lud ihn zu sich und beglückte ihn mit ihrer Theilnahme und Bewunderung.

Sein Aeußeres diente nicht gerade zu seiner Empfehlung. Gegen die allgemeine Sitte trug er den Hals entblößt und kraftstrotzendes Haar; die Zeit war vorüber, wo ihn die Furcht einen Zopf einflechten ließ. Stark und markig von Körperbau, war er damals mager und von gelblich-

bleicher Geschichtsfarbe. Nur das Auge trug den Zauber einer höhern, sich in ihm offenbarenden Welt. Er sprach wie er schrieb; sein Organ war wohlklingend und erhielt durch die voigtländische Mundart den besondern Reiz des Fremdartigen. Auch Friedrich Perthes, der mit dem alternden Dichter in Berührung gekommen, gibt in seinen Briefen eine ähnliche Beschreibung von ihm: „Eine große starke Knochengestalt, anzusehen wie ein Förster oder Pächter, trat in das Zimmer, angethan mit einem Jagdrock, einem Tuchmantel über den Schultern, einem weißen Schafpudel am Strick an der Hand", und fährt dann derb und bitter fort: „Eine halbe Stunde schlängelte sich Jean Paul mit den Mitteln zum Einschläfern ein, von denen Dreizehn überdies schon gebraucht sind. Nichts von allen den schnellen Blitzen aus Geistesfunken, den treffenden Vergleichen und glänzenden Bildern, deren seine Schriften eine Fülle enthalten, kam in der mündlichen Rede zum Vorschein. Ich bin von ihm mit der Ueberzeugung geschieden, daß ein Mann, der als Schriftsteller zu den zartesten und reichsten Genien unserer Nation gehört, deshalb noch nicht ein zarter und weicher Mensch sein muß." Dies ist eins der vielen Vorurtheile, denen geistreiche Schriftsteller ausgesetzt sind; man verlangt von ihnen, sie möchten im Gespräch mit jedem Neugierigen das gleiche anmuthige Feuerwerk abbrennen, das in ihren Büchern aufleuchtet.

Im allen großen „Studienreisen" irrte Jean Paul lange von einem Frauenherzen zum andern, um an der Seite einer hochgebildeten Frau, der zweiten Tochter des Oberrechnungsraths Mayer in Berlin schließlich Ruhe und Frieden zu finden. Jetzt schuf er seinen „Titan", es sollte das Arsenale seiner Werke werden, er wollte darin Rheinfälle, spanische Donnerwetter, tragische Orkane voll Tropen und Wasserhosen anbringen; wollte der Hekla sein und das Eis seines Klimas und sich dann entzweisprengen und sich nichts daraus machen, wenn es sein letztes sein werde. „Wie Wieland", schwebte auch Jean Paul als höchste Aufgabe vor, einen edeln Fürsten zu erziehen, wobei er überlah, daß mit einem edeln Fürsten nicht viel gewonnen ist, wenn ihm ein gesunder Staat fehlt", bemerkt Julian Schmidt treffend. Obwol der „Titan" nur eine weitere Ausführung des „Hesperus", nur das aus dem Wasser-Oelfarben geworden, so bleibt es doch ein jugendfrisches, bedeutendes Werk, das, wie in Sonnenschein getaucht, uns Bilder von einer Anmuth und Lieblichkeit vor die Seele führt, die auch das kälteste Herz berauschen und entzücken.

Bald nach seiner Verheirathung zog Jean Paul mit seiner jungen Gattin nach Meiningen und im Jahre 1804 nach Baireuth, das nun sein beständiger Aufenthalt wurde. Er hatte hier seine Freunde Otto und Emanuel in der Nähe und konnte nun mit Behagen den Freudenbecher schlürfen, den ihm jetzt ein freundliches Geschick reichte. So ist eigenthümlich, daß gerade unsere humanitätsten Schriftsteller gern und innig mit Juden verkehrt, Lessing's Freundschaft für Mendelssohn, Schleiermacher's Interesse für Henriette Herz sind ein Beweis dafür. Auch Jean Paul schloß mit dem Juden Emanuel Osmund den innigsten und innigsten Freundschaftsbund. Die oben schon erwähnten Briefe beider geben ein glänzendes Zeugniß von der Wärme und Innigkeit, mit der Jean Paul seine Freunde an das Herz schloß. Wäre der Dichter in seinen übrigen Werken so schlicht und einfach gewesen wie in diesen Briefen, hätte er immer eine solch natürliche Sprache geredet — seine Dichtungen würden dann nicht so oft ein Werk mit sieben Siegeln sein. In diesen Briefen fehlen die Einschiebsel und Fremdworte fast ganz, mit denen er seine Romane belastete; jeder Ausdruck ist hier ungezwungen und natürlich; wie selten erkennt der Mensch sich und seine Kraft!

Trotz seiner Reisen, seines Aufenthalts an Höfen und in den Häusern der Reichen, fand er doch in der Beschränkung das höchste Glück: „Ich bleibe, solang' ich lebe, der alte Möbelverächter, ausgenommen die bequemen Möbel, wie mein geschmackloses Kanapee ist; in vier Wochen ist die Augenlust am schönsten Möbel verübet und nichts bleibt übrig als das laus dem natus", schrieb er an seinen Freund Emanuel. Von seinem tiefen Sinn für das Familienleben gibt seine Tochter Emma die rührendsten Beweise; seinen Kindern entfaltete er die ganze Kindlichkeit seiner eigenen Seele. Sie durften manchen Scherz und Spaß mit ihm treiben und wenn sie auf seinem Kanapee in der finstern Stube hockten, erzählte er ihnen Geschichten, hielt dann mitten im Erzählen inne und frug: „Habt ihr nichts gehört?" und auf ihr „Nein!" antwortete er: „Ich aber, das Christkindchen war's", und langte zum Fenster hinaus und ein wenig Marzipan herein. Aber die Kinderstube mochte ihm zu nahe liegen, sie kostete dem zärtlichen Vater manche Stunde, und als sich wieder der rastlose Schaffensdrang des Schriftstellers in ihm zu regen begann, wan-

bezog er in ein kleines, eine halbe Stunde von der Stadt entferntes Wirthshaus, in dessen oberm Stockwerk er sich ein Arbeitsstübchen einrichtete. Er hatte von seinem Fenster aus eine freie Aussicht über das Thal von Aichach und auf das Fichtelgebirge; die Wirthin, die seitdem vielfach genannte Rollwenzel, verstand überdies gut zu kochen und sorgte dafür, daß der „Herr Legationsrath" ungestört arbeiten konnte. Man hat in neuester Zeit diesem rein äußerlichen Verhältniß einen viel zu hohen Werth beigelegt, und Jean Paul's Gattin, die sich durch ihre Bildung und Herzensgüte überall Achtung und Liebe erworben, in durch Frau Rollwenzel, als wäre sie die eigentliche Muse Jean Paul's gewesen, in Schatten gestellt worden. Frau Rollwenzel verstand vielleicht besser zu kochen, aber Karoline Mayer blieb doch die Frau des Dichters, die ihn verstand und an seinen Schöpfungen theilnahm, während er der Wirthin verbot, seine Bücher zu lesen.

Das Glück, das Jean Paul lange im schönen Familienkreise und in der lieblichen Umgegend von Baireuth genoß, wurde im Jahre 1821 durch den Tod seines hoffnungsvollen Sohnes, der damals in Heidelberg studirte, auf schmerzhafte Weise getrübt. Es war ein Schlag, von dem sich der Dichter nicht erholen konnte. Mit bangem Schmerz sahen die Seinigen im Herbst 1824 das plötzliche Sinken aller seiner Lebenskräfte. Nun trat die ihm so ganz eigenthümliche Liebe und Güte noch stärker und rührender hervor; milder wurden seine Züge, sanfter seine Stimme. Jeder, auch der kleinste und gewöhnlichste Dienst, den man ihm leistete, erschien ihm überschwenglich, und mit Aengstlichkeit suchte er jede Mühe, die er verursachte, zu vergüten. Er hütete das Bett nicht, konnte aber der angeschwollenen Füße wegen sich nicht fortbewegen. Die eingetretene gänzliche Umnachtung der Augen ließ ihn die Tageszeiten verwechseln, sodaß er am 14. November schon früh um 4 Uhr das Frühstück nahm. Unter den Männern, die zu ihm kamen, unterhielt er sich vornehmlich mit Herder, dem Sohne seines unsterblichen Freundes, über den „Hesperus" und andere seiner Schriften. Um 3 Uhr nachmittags ging er in der Meinung, es sei Abend, in sein Schlafzimmer und zu Bett. Ganz nach der gewohnten Ordnung ließ er sich an dasselbe seinen Tisch rücken, mit dem Glas Wasser und den beiden Repetiruhren, die schon seit Jahren diese Stelle hatten. Die Präsidentin von Welden, die hochsinnige und edle Freundin Jean Paul's, trat mit einem vollen Blumenstrauß an sein Lager. Er nahm ihn dankend in seine Hände und sank in süßen Schlummer, aus dem er nicht mehr erwachen sollte. Blumen waren es, die dem aus dieser Welt scheidenden Dichter die letzten, freundlichen Grüße brachten, ihm, dessen ganze Werke wie ein einziges frisch duftendes Blumenbeet vor unserer Seele stehen. „Aber das Grab ist nicht tief, es ist der leuchtende Aufsteig eines Engels, der uns sucht!"

Mögen wir auch mit den Fehlern des großen Todten rechten, und beklagen, daß er uns nicht wie unsere Klassiker vollendete Kunstwerke geschaffen; Eins besaß er voll und ganz: ein edles Herz; von ihm zumeist gilt sein eigener Ausspruch: „Alle Glieder am Menschen veralten, aber doch nicht sein Herz!"

Zwei fabelhafte Thiere.

Von den wunderbaren Thieren der Vorzeit, den Basilisken, Drachen und Heerwürmern, den Wärwölfen und Einhörnern, den Schlangenköniginnen mit diamantnen Kronen und Augen von Rubinen haben sich bisjetzt nur zwei nicht unbedingt in das Reich der Fabel verweisen lassen, so oft und nachdrücklich man dies auch versucht hat. Das eine dieser Thiere ist die ewige, schon hundertmal begrabene und ebenso oft wieder auferstandene Seeschlange, das zweite jener in neuerer Zeit weniger genannte monströse Polyp, der von den Seefahrern aller Nationen unter den Namen Kraken, Krabben, Ankerreid, Soe-horven oder Hafguka gekannt und ungleich mehr gefürchtet ist als die im allgemeinen sehr harmlose alte Seeschlange.

Einige Notizen über die Geschichte und das Leben dieser beiden Seeungeheuer dürften vielleicht nicht ohne Interesse sein.

1. Die Seeschlange.

Die erste Nachricht über den „Seewurm" gibt Diodorus Siculus, welcher erzählt, daß man ein solches Ungeheuer von 60 Ellen Länge nach Alexandrien brachte, um es Ptolemäus II. zum Geschenk zu machen. Das Thier war täglich aus dem Meer ans Land gestiegen, hatte ungeheuere Verwüstungen unter den in der Nähe weidenden Heerden angerichtet und war endlich, nachdem die Krieger des Landes vergebens versucht hatten, es zu besiegen, lebendig in einem Netz gefangen und nach Alexandrien gebracht worden. Die See-

ge gehörte demnach, wenn sie wirklich nichts als eine Erfindung, zu den Märchen vorchen Datums.

einer uns näher liegenden Zeitperiode greift zunächst nach der Erzählung eines grönden Missionars, Paul Egede, dessen Vater, Egede, bereits lange Zeit in Grönland und gewirkt hatte. In Paul Egede's Beung des Landes und seiner zwei Reisen findet sich folgende Notiz. „Am 6. Juli erblickten wir ein sehr großes und schreckUngeheuer, welches sich so hoch aus dem erhob, daß sein Kopf über unsern Hauptinausreichte. Es hatte eine lange, scharfe aus der es Wasser in die Luft spie n Walfisch. Am Halse hatte es zwei gare Flossen — der Körper schien mit rauhen pen bedeckt. Nachdem es eine Weile in Stellung geblieben war, fiel es mit dem in das Wasser zurück und in demselben mit schnellte in der Entfernung einer reichSchiffslänge der Schwanz des Thieres fast hoch empor, wie vorher der Kopf und wir daß der untere Theil des unförmlichen es dem einer Schlange glich. Am Abend bekamen wir schlechtes Wetter." Diese nung gewinnt an Wichtigkeit durch den Inhalt von Paul Egede's Buch, aus hervorgeht, daß der Verfasser nicht nur ere und Haifische, Meerschweine und See- genau kannte, sondern daß er auch ein , nüchterner Beobachter war, welchem man vielen andern namentlich die ersten unverMittheilungen über das bis dahin my- See-Einhorn (der Hornfisch) verdankt.

iesem Bericht reihen wir eine an den Bischof rihan gerichtete Mittheilung des Kapitäns Kommandeurs von Bergen an, welche n und zweien seiner Leute vor Gericht einen Eid bekräftigt wurde.

s war Ende August des Jahres 1734", der Kapitän, „als ich an einem sehr Tage von Trondheim nach Molde zurückAls wir etwa noch sechs Meilen vom nternt waren, bemerkte ich plötzlich, daß Leute, acht an der Zahl, sich in einer geAufregung befanden und daß der Mann euer das Fahrzeug vom Lande abhielt. gte nach der Ursache und erfuhr, daß sich eine Seeschlange zeigte. Ich befahl sie das Thier anzutreiben, von dem ich so viel gehört hatte, ohne es je zu Gesicht zu bekommen, und obgleich die Leute eine sichtliche Abneigung gegen diesen Befehl nicht unterdrücken konnten, so blieb ihnen doch nichts übrig, als zu gehorchen. Wir waren der Schlange, die ich nun ebenfalls deutlich erblickte, bald näher gekommen, ohne sie indessen — da sie schneller schwamm, als wir zu rudern vermochten — erreichen zu können. Endlich nahm ich, der langen Jagd müde, meine Flinte und feuerte nach dem Thier, worauf es sofort untersank. Als wir den Platz, wo die Kugel über ihm zusammengeschlagen war, einige Secunden später erreichten, fanden wir das Wasser roth von Blut, sonst ließ sich keine Spur von dem Thier entdecken. Da wir indessen längere Zeit in nur geringer Entfernung von der Schlange gewesen waren, hatte ich Gelegenheit gehabt, sie genau zu betrachten. Der Kopf, den sie etwa zwei Fuß über das Wasser hielt, glich dem eines Pferdes und war grau von Farbe. Das Maul war schwarz und sehr groß, die Augen waren ebenfalls schwarz und vom Nacken des Ungeheuers hing eine weiße Mähne bis auf das Wasser herab. Außer dem Kopf erschienen auf der Oberfläche des Wassers noch sieben oder acht Ringe oder Windungen der Schlange, welche jede etwa vier Faden lange von der andern entfernt sein mochte."

So weit Lawrence Leterre. Ein anderer ehrenwerther Mann, Kapitän Little, Offizier auf einem Schiffe der Vereinigten Staaten von Nordamerika, erzählt, daß er im Mai 1780, als er in der Penobscotbai vor Anker lag, eines Tags bei Sonnenaufgang eine ungeheure Schlange auf der Oberfläche des vollkommen ruhigen Wassers dahinschwimmen sah. Er ließ sofort ein Boot auslegen, um sich das Phänomen näher zu besehen. Als er sich dem Thiere bis auf etwa 150 Fuß genähert hatte, gab er seinen Leuten Befehl, auf dasselbe zu schießen, bevor dieser Befehl indessen ausgeführt werden konnte, verschwand die Schlange unter das Wasser. Sie mochte nach oberflächlicher Schätzung 45—50 Fuß lang und etwa 15 Zoll stark sein. Der Kopf, den sie etwa 4 oder 5 Fuß über dem Wasser trug, war von der Größe eines Menschenkopfes und glich in der Form dem einer schwarzen Schlange. Kapitän Little ließ das Ungeheuer, das noch mehreremale an der Oberfläche des Wassers erschien, weiter verfolgen, doch gelang es ihm nicht, demselben so nahe zu kommen, daß es mit Harpunen zu erreichen gewesen wäre.

Diesen Mittheilungen fügt sich — da wir

und nur an die vor Gericht beschworenen Aussagen glaubwürdiger Männer halten — die Erzählung eines schottischen Geistlichen, Donald Maclean, an. Er berichtet an die Werner'sche Gelehrte Gesellschaft: „Ich sah das Thier, nach dem sie fragen, im Juni 1808 an der Küste von Colt (Schottland). Ich hatte mit einigen Gefährten eine Bootfahrt längs der Küste hin unternommen und bemerkte plötzlich in der Entfernung einer halben Seemeile auf dem spiegelglatten Wasser einen Gegenstand, der meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Im ersten Moment des Hinsehens glich er einem schmalen, aus dem Meer nur wenig emporragenden Felsenriffe; da ich aber wußte, daß es in jener Richtung kein solches gab, so ließ ich den mysteriösen Gegenstand, der, wie ich bald bemerkte, schnell näher kam, nicht aus den Augen und überzeugte mich bald, daß es ein lebendes Thier von ungeheurer Größe war. Wir steuerten sogleich dem Ufer zu, denn wir bemerkten nicht ohne Schrecken, daß das näher und näher kommende Ungeheuer Jagd auf uns machte. Es durchschnitt das ringsum aufschäumende Wasser mit großer Schnelligkeit und kaum war es uns gelungen, den Strand zu erreichen und ans Land zu springen, als das Monstrum auch schon an unser Boot heranschoß. Das Wasser schien indessen an dieser Stelle zu seicht für die Bewegungen der Schlange und wir sahen sie heftige Anstrengungen machen, um sich der Gefahr des Strandens zu entziehen und die Tiefe wieder zu gewinnen. Während dieser ganzen Zeit hielt das Ungeheuer den großen ovalen Kopf, der genau dem einer Schlange glich, über dem Wasser. Soviel ich bemerken konnte, hatte es keine Flossen, sondern bewegte sich in schlangenartigen Windungen vorwärts. Die Länge des Thieres mochte ungefähr 70—80 Fuß betragen. Unterhalb des ziemlich breiten Kopfes wurde der Körper dünner, während er mehr der Mitte zu wieder an Umfang zunahm. Den Schwanz, welcher ziemlich tief im Wasser blieb, habe ich leider nicht sehen können. Einige Tage später wurde das Ungethüm in der Nähe der Insel Canna gesehen, wo eine kleine Flotte von 15 Fischerbooten, durch seine Erscheinung erschreckt, die Flucht ergriff."

Im Jahre 1845 sah der Rev. Abraham Cummings eine Seeschlange in der Penobscotbai, als er mit seiner Frau, seiner Tochter und einer andern Dame in einem Boote spazieren fuhr. Das Thier tauchte in einer Entfernung von etwa 15 Ruden von dem Fahrzeuge des Geistlichen auf, welcher es deutlich sehen und beobachten konnte. Das Ungeheuer war seiner Schätzung nach etwa 60 Fuß lang, dick wie ein mäßiger Schiffsmast und glich vollkommen einer Schlange, deren Rücken indessen vom Nacken bis zum Schwanze mit einer dichten Reihe wulstiger Höcker besetzt war.

Die nächste durch glaubwürdige Zeugen bestätigte Erscheinung des Seewurms fällt in das Jahr 1817, wo viele Fischer und Seeleute, welche mit dem Ausüben aller Arten von Salzwasserthieren vollkommen vertraut waren, das Ungethüm im Hafen von Gloucester, am Cap Ann, wiederholt sahen und beobachteten. Diesmal nahm die Naturhistorische Gesellschaft in London die Sache in die Hand und veranlaßte eine Menge Augenzeugen, das, was sie gesehen, eidlich zu erhärten. Das Thier hatte sich zu verschiedenen malen und zuweilen 1—2 Stunden lang an der Oberfläche des Wassers sehen lassen und war wiederholt in einer Entfernung von nur 30 Fuß sowol mit bloßen Augen wie mit Fernröhren beobachtet worden. Alle Augenzeugen kamen überein, daß das Thier durchaus mit keinem der ihnen wohlbekannten größern Meerbewohner eine Aehnlichkeit habe. Der Kopf glich nach allen übereinstimmenden Aussagen dem einer Klapperschlange, war aber von der Größe eines Pferdekopfs. Zuweilen zeigte das Thier mehr denn 50 Ringe seines ungeheuern, 60—80 Fuß langen, mit Schuppen bedeckten dunkelbraunen Körpers an der Oberfläche des Wassers, wo es sich allen Anschein nach spielend hin- und herschaukelte und auf- und abringelte. Ein Kapitän Tappan, der sich mit zweien seiner Leute bei einer Bootfahrt ganz unerwartet dem Ungeheuer auf 30 Fuß nahe sah, beobachtete, wie es den Rachen, der dem einer Schlange glich, öffnete und seine etwa 2 Fuß lange spitzige Zunge hervorschießen ließ. Die Augen der Schlange waren groß wie Ochsenaugen. Der Magistrat des Orts bestätigte die Ehrenhaftigkeit sämmtlicher vereidigten Zeugen.

Am 15. Mai 1833 sahen fünf englische Offiziere eine Seeschlange an der Küste von Nova Scotia. Sie waren am Morgen aus dem Hafen von Halifax in einer Yacht zum Fischfang ausgefahren, hatten sich weiter von der Küste entfernt, als sie anfangs gewollt, und wurden, als sie am Nachmittag heimkehrten, plötzlich durch den alten Seemann, der ihnen als Steuermann diente, auf ein Thier aufmerksam gemacht, das seewärts

in einer Entfernung von etwa 1/4 Yard auf der Oberfläche des Waſſers ſichtbar war. In dem eidlich bekräftigten Bericht, welchen die Offiziere an den londoner „Zoologiſt“ ſandten, ſagen ſie aus, daß ſie ein Thier erblickten, deſſen aus dem Waſſer emporragender Kopf genau dem einer ungeheuren Schlange glich. Nach der Bewegung des Waſſers zu urtheilen, mochte daſſelbe etwa 40—50 Fuß lang ſein. Der Kopf war ungefähr 6 Fuß lang und zeigte einige helle, unregelmäßige Streifen auf dunkelm Grunde. Der Umfang des Rückens war der eines mäßig ſtarken Baums. „Wir waren froh“, fahren die Berichterſtatter fort, „daß es uns vergönnt war, uns endlich durch den Augenſchein von der Exiſtenz eines Thieres zu überzeugen, das wir bis dahin als die Ausgeburt der Phantaſie abergläubiſcher Matroſen betrachtet hatten. Eine Täuſchung konnte nicht ſtattfinden — es war eine rieſenhafte Seeſchlange, die wir deutlich erkennbar vor uns hatten.“

Lars Johnſen, ein norwegiſcher Fiſcher aus Smöln, ſagte auf Befragen des Commiſſionärs einer engliſchen gelehrten Geſellſchaft im Jahre 1845 aus: „Ich habe die Seeſchlange mehrere male geſehen, aber einmal — es war vor zwölf Jahren in den Hundstagen — ſah ich ſie zweimal in einer Stunde und in größerer Nähe als ſonſt. Ich war zum Fiſchfang in den nahen Fjord hinausgefahren, als plötzlich der Kopf des Unthiers etwa ſechs Fuß vom Schnabel meines Boots aus der Tiefe emportauchte. Ich erſchrak, befahl meine Seele Gott und legte mich der Länge nach in das Boot. Nur den Kopf hielt ich ſo hoch, daß ich die Schlange nicht aus den Augen verlor. Sie ſchwamm an meinem Fahrzeuge entlang, das durch die Bewegung des Waſſers, die ſie verurſachte, heftig ins Schwanken gerieth. Nachdem die Schlange ſich eine beträchtliche Strecke entfernt hatte, nahm ich meine Beſchäftigung wieder auf, aber es dauerte nicht lange, ſo kehrte das Ungeheuer zurück und ſchwamm nochmals ſo nahe an meinem Boote vorüber, daß dieſes auf dem ſonſt ſpiegelglatten Waſſer umzuſchlagen drohte. Ich warf mich abermals auf den Boden nieder, ohne indeſſen das ſchreckliche Thier einen Moment aus dem Geſicht zu verlieren. Die Schlange kehrte dann noch mehrere male zurück, kam indeſſen nicht wieder ſo nahe, und als endlich eine leichte Briſe das Waſſer kräuſelte, tauchte ſie unter und kam nicht wieder zum Vorſchein. Die Länge des Seeungeheuers mochte ungefähr 5—6 Faden betragen und der Körper, der rund war wie der einer Schlange, hatte wenigſtens 2 Fuß Durchmeſſer. Der runde Kopf glich in der Länge und Breite einem Ankertauchen. Die Augen waren groß, rund und glänzend. Unmittelbar unterhalb des Kopfs fiel eine ziemlich lange Mähne wie die eines Pferdes zu beiden Seiten herab und ſchwamm auf dem Waſſer. Mähne und Kopf ſowie die Theile des Rumpfes, welche ich außerhalb des Waſſers ſah, waren von dunkelbrauner, beinahe ſchwarzer Farbe. Ebenſo wenig ſah ich Schuppen, vielmehr ſchien es mir, als wäre die Haut der Schlange völlig glatt.“

Am 28. Juli 1845 fuhren vier Männer, der Buchhändler und Buchdruckereibeſitzer Lund, der Kaufmann Krogh, der Buchhändlergehülfe Klaug, der Gutsbeſitzer John Elgenes, im Romsdal Fjord (Norwegen), zum Fiſchfang aus. Die See war nach einem warmen, ſonnigen Tage vollkommen ruhig, als ſich die Geſellſchaft gegen 7 Uhr abends der Küſte näherte und plötzlich hinter ſich ein Thier erblickte, das mit ungeheuerer Schnelligkeit und, wie es ſchien, mit Hülfe zweier nahe am Kopfe befindlicher großer Floſſen auf das Boot zuſchwamm. Der ſichtbare Theil des Rumpfes mochte 40—50 Fuß lang ſein und bewegte ſich in ſchlangenartigen Krümmungen. Derſelbe war rund, mehrere Fuß im Durchmeſſer ſtark und von dunkler Farbe. Als das Thier auf etwa hundert Yard nahe gekommen war, vermochten ſie die Form des dunkeln, glatten Kopfes, der in einer Art ſpitzer Schnauze endigte, deutlich zu unterſcheiden; eine Mähne bemerkten ſie nicht. Als die Schlange näher gekommen war, feuerte Lund ſeine Büchſe auf den halb aus dem Waſſer ragenden Schädel ab. Das Thier verſchwand augenblicklich, tauchte jedoch im nächſten Moment wieder empor und erhob ſeinen Oberleib gleich einer Schlange, die ſich auf ihren Raub ſtürzen will, doch aus der Nähe. Dieſer Verſuch ſchien indeſſen nicht ohne Schwierigkeiten vor ſich zu gehen und es gelang den Männern, das Ufer zu erreichen, ehe das Ungeheuer zum Sprunge bereit war. Als es eine Secunde ſpäter heranſchoß, hinderte augenſcheinlich die geringe Tiefe des Waſſers ſeine Bewegungen und es ſchnellte ſich in die Tiefe zurück, wo es bald verſchwand.

A. S.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Oberbairische Lustschlösser.

Von Franz von Kobell.

II.

Bei dem Besuch Max Gandolph's, des Fürstbischofs von Salzburg, 1672, mochte das neuangelegte Lustschloß Starnberg noch nicht die gehörigen Räumlichkeiten bieten zu den glänzenden dem Gast zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten. Unter den zu München in der neu und kostbar ausgeschmückten Residenz gehaltenen Festen zeichnete sich besonders eine Lustfahrt nach Starnberg aus. Die Fürstlichkeiten reisten morgens von München ab, machten mittags unterwegs halt und speisten in zahlreichen, schon gerüsteten Zelten, daß es fast schien, als campire eine Armee. Nachher wurde der Weg bis an den See fortgelegt und die Kanonen des Schlosses sowie am Ufer aufgestellte Böller donnerten den Willkomm. Hierauf bestiegen die fürstlichen Personen sogleich den prächtigen Bucentoro, um darin über den See zu fahren. Das Gefolge füllte eine Galeasse und eine große Anzahl von Peiguatinen; alle scharten sich um das Hauptschiff und bildeten so eine Art von Flotte. Der ganze Hof kouipirte und schlief im Starnberger Schlosse. Den folgenden Tag regnete es und man mußte sich innerhalb der Thüren mit Karten und andern Spielen unterhalten. Am nächsten Morgen heiterte sich das Wetter auf, die hohe Gesellschaft schiffte sich wieder ein und fuhr im Bucentoro zur Tafel nach Possenhofen. Nachmittags fand Hirschjagd auf dem See statt, wobei die Hunde das Wild ins Wasser trieben und die Fürstlichkeiten von der vergoldeten Galerie des Bucentoro hinab auf die Thiere schossen. Nach der Jagd kam das Vergnügen des Fischens an die Reihe, und zwar nicht allein auf Fische, sondern auch auf Perlen! Das Souper wurde wieder im Schlosse zu Starnberg eingenommen, bei hereinbrechender Nacht aber zum dritten male das Prachtfahrzeug bestiegen. Brandschiffe und Blasserfeuerwerke bildeten eine neue Art von Ergötzlichkeiten, die auf dem nächtlichen See magischen Anblick gewährten.

Während der Festlichkeiten erschien die Kurfürstin Adelheid jeden Tag in anderm Juwelenschmuck und das kostbare Diamantkreuz des Kirchenfürsten schien mit ihren Edelsteinen zu wetteifern. Regelmäßig wurde auf Vermeil und zuweilen auf getriebenem Golde gespeist; bald stellten die Gerichte ein Lager, bald eine Flotte dar, und im Monat Juli an man zehn Braunbier. Der Hofstaat befand sich auf demselben Fuße wie der kaiserliche zu Wien.

Indessen machte Adelheidens früher Tod den Freuden ein Ende. Es brach Feuer in der Residenz zu München aus und die Kurfürstin mußte, nur halb bekleidet, über den Bogengang zu den Theatinern fliehen. Der Schreck griff ihre Gesundheit mächtig an. Als ein Jahr darauf ihr geliebter Bruder Amadeus II., Herzog von Savoyen, nach kurzer Krankheit starb, erholte sich die Kurfürstin von diesem Schlage nicht mehr. Sterbend hatte ihr der Bruder die 44 Lieblingsringe gesandt, die er gewöhnlich trug; stumm und thränenlos empfing Adelheid das Abschiedsgeschenk und ehe ein Jahr verging, ruhte sie in der Gruft der von ihr in Baiern eingeführten Theatinermönche.

Die Bauten von Nymphenburg waren indessen dem kurfürstlichen Architekten Zuccali übertragen worden, der dem Hauptgebäude zwei Seitenpavillons beigefügt hatte für Hofkellerei und Küche. Auch ein Hofküchengarten befand sich bei dem neuerbauten Lustschloß, das fertig und bewohnbar seine Schöpferin nicht mehr sehen sollte.

Mit dem Tode der Kurfürstin verstummte der Freudenlärm am münchener Hofe; Ferdinand Maria verlor mit der Gemahlin die rechte Lebenslust; am liebsten weilte er nun in den stillen Klausen zu Schleißheim. Andachtsübungen und Verbesserungen der durch Maximilian I. bedeutend vermehrten Hofgüter füllten dort seine Tage aus. So baute er unter andern einen Kanal von Dachau dahin. Doch schon drei Jahre nach dem Verluste seiner geliebten Adelheid verschied er in Schleißheim an einer plötzlichen Schwäche.

Die eigentliche Glanzperiode baierischer Lustschlösser beginnt mit Ferdinand Maria's prachtliebendem Sohn und Nachfolger Max Emanuel. Abwechselnd in Kriegs- und Freudenlärm trieb sich der feurige Herr umher. Gegenüber der stillen Klause des Ahnherrn erhob sich auf des neuen Kurfürsten Befehl unter Zuccali's Leitung ein prächtiges Schloß in italienischem Stil; 440 Fuß war es lang, an das Hauptgebäude stießen Galerien und große Pavillons, oben und unten am Sockel zierte den Prachtbau eine Balustrade aus vergoldetem Eisen. Ein großer, stattlich angelegter Garten führte nach dem ehemaligen Renatusschlößchen, welches Max Emanuel's Vorfahren bewohnt. Auch dieses wurde glänzend hergestellt und erhielt seiner neuen veränderten Bestimmung gemäß den Namen Lustheim. Der Hofmaler Beich schmückte die Räume des neuen prachtvollen schleißheimer Schlosses; im großen Victoriensaal verewigte er

Kurfürsten Heldenthaten wider die Türken, nnen sich der „blaue König" geürchtet ge- für den Speisesaal malte er liebliche Land- en in Poussin's und Salvator Rosa's Manier. agene Türken, welche der siegreiche Feldherr heimbrachte, mußten den breiten Kanal in ißheim bauen. Indessen ließen die politischen ältnisse Max Emanuel nicht Zeit, sich seinem mack gemäß dem Freudenleben hinzugeben, iederländische Statthalterschaft hielt ihn weit der Heimat fern.

ur im Winter 1685, als Kaiser Leopold I. einer Gemahlin und dem neugekrönten Sohne h I. vom Reichstag zurückkam, fanden wir ließ Max Emanuel die hohen Gäste, Aeltern Bruder seiner Gemahlin, auf das glänzendste, einmal in Schleißheim, bewirthen. Doch te die Einigkeit mit dem Kaiserhause nicht l die Kurfürstin Maria Antonia starb und Spanischen Erbfolgekrieg trat Max Emanuel ie Seite der Franzosen. Die Kämpfe endeten einer Besetzung Baierns durch österreichische pen und schwerer Kriegslast für das un- che Land. Der Regent lebte während dieser in Verbannter, größtentheils an Ludwig's XIV. und nährte da noch seine Prachtliebe. Ver- und St.-Cloud in Baiern nachzuahmen, Beschluß faßte er. Sobald er in sein Land gekehrt, begann er mit der Ausführung; da- wurde der neuen Schöpfung Schleißheim die entzogen, die bereits fertig gebauten rtreppen blieben liegen und eine belgische ziert den Prachtbau bis auf die heutige Zeit. bisher vernachlässigte Nymphenburg wurde gsschloß des Kurfürsten und erstand unter chitekten Viscardi in einem von seiner Er- n Adelheit nie geahnten Glanze. Den Garten der Franzose Carbonet, Lenotre's Schüler, in annten Weise seines Meisters überaus prächtig In den letzten Jahren seines Lebens, die Emanuel ruhig im Vaterlande verbrachte, ters mit den Verschönerungen von Nym- rg fort. Im großen, dem von Versailles ahmten Garten, entstanden die Pagoden- in indischem Geschmack ausgeziert, aber ndere die Badenburg, ein mit höchstem und erotischen Gemälden ausgestattetes erbad. Eine große Kegelbahn wurde an- dieses Spiel, welches körperliche Bewegung rt, liebte Max Emanuel sehr; er unterbrach gelmäßig des Vormittags damit an den , wo kein Conseil war; den Nachmittag nach der Tafel, welche die Mitglieder der fürst- lichen Familie jedes für sich gesondert hielten, füllten Fischpartien, Jagden, die Reiherbeize. Zu dem Zweck einer bequemen Fahrt nach der Par- forcejagd hatte sich der Kurfürst das zwischen Nymphenburg und Starnberg inmitten herrlicher Forsten gelegene Forstrevier von den Hörwarths eingetauscht. Es wurde daselbst ein nördliches zwei- stöckiges Jagdschlößchen aufgeführt und von dem neuen Herrn erhielt es den Namen Fürstenried, an das Ziel eines der stets durch den Kurfürsten selbst angeordneten Hofjagd. Der Parforcejagd errichtete Max Emanuel ein eigenes Gebäude mit all den nöthigen Ställen und Lokalitäten, halbwegs zwischen München und Nymphenburg. Wie wir erwähnt, hielt Albrecht V. 44 Pferde in seinen Ställen zu Starnberg; der tägliche Bedarf des Hofes hatte sich anderthalb Jahrhunderte später auf 400 gesteigert.

Besondere Gelegenheit, seine Prachtliebe zu entfalten, gab Max Emanuel die Vermählung seines Kurprinzen Karl Albert mit der Erzherzogin Amalie von Oesterreich, Kaiser Joseph's I. Tochter. Da kam auch wieder Starnberg an die Reihe mit dem beliebten Bauerntanz. Die Wasserbirschjagd unterhielt die hohen Theilnehmer so wohl, daß sie am folgenden Tag wiederholt werden mußte. In Nymphenburg fand eine großartige Illumi- nation statt, welche in dem herrlichen Garten mit seinen Waldpartien, Fontainen und Wasser- fällen nebst reichvergoldeten Statuen magischen Effect hervorbrachte. Der Hof fuhr dabei in sechsspännigen Carossen durch die breiten Alleen in der Ordnung eines italienischen Corso. Souper und Ball beschlossen das festhafte Gartenfest. Auch Schleißheim sah bei dieser Veranlassung prunkvolle Lustbarkeiten.

Plötzlich, inmitten des trotz seiner steten Ab- wechslung fast einförmigen Freudentaumels, kamen dem alternden Herrn trübe Gedanken. Er ließ in düsterem Hain in der Nähe seines Schlosses Nymphenburg eine Magdalenenkapelle nebst Ere- mitage anlegen, worin er der Sage nach in streng- ger Zurückgezogenheit den Rest seiner Tage ver- bringen wollte. Dieser Entschluß kam niemals zur Ausführung; bevor die Klause vollendet, starb der Kurfürst, vierundsiebzigjährig, in Nym- phenburg.

Karl Albert hatte des Vaters Neigungen, nur nicht dessen kriegerische Tüchtigkeit geerbt. Unter den Festen, die zu seinem Regierungsantritt ge- geben wurden, zeichnete sich ein Damencarrousel

Achte Scene.

Ein Sherif mit Begleitern, die Fackeln tragen, tritt aus Thompsons Hause. Harry.

Sherif.

So! das Haus und all Geräth iſt verſiegelt! Jetzt auch das Portal!

(Man verſiegelt es.)

Harry.

Laßt mich ein!

Sherif.

Achtung vor dem Geſetz. Nur der König kann dieſe Siegel löſen.

Harry.

Laßt mich ein.

Sherif.

Sir Harry, der Sohn des armen Thompſon? Euer Vater hat gegen Abend ſein Haus verlaſſen und wohnt in der Vorſtadt St. Giles. Da lag ein Brief für Euch auf dem Comptoirtiſche. Guten Abend! (giebt Harry einen Brief und geht mit ſeinen Begleitern ab.)

s Kurfürst Maximilian Joseph 1777 ge-
gestorben, wählte seine Witwe Maria Anna
Sachsen das stille Fürstenried als Aufenthalt
schönen Jahreszeit.

arl Theodor, der Nachfolger, der Gedeutsche
stets mit Gedanken beschäftigt, sein Land
tauschen, that wenig für die bairischen
ser; selbst das prächtige Schleissheim begann
öden, seine Marmortreppe wurde niemals
det. In der Folge kam eine kostbare Ge-
sammlung, besonders interessant durch die
rtreterne altdeutsche Schule und die Ahnen-
der bairischen Fürsten, in den verfallenen
bau. Die bedeutenden bereits von Kurfürst
milian I. erworbenen Hofgüter bildeten den
einer grossen landwirthschaftlichen Schule
Musteranstalt.

ch Nymphenburg erhielt sich in der Gunst
Theodor's; eine Schiffahrt auf seinem Kanal
in glänzendes Cavalier-Pferderennen am
nnten Kessel bezeichnete dessen Regierung
t dem Jahrhundert ging auch des Kur-
Leben zur Neige; eine neue Zeit brach
krampfhaften Zuckungen riß sie sich von
en los. Bis zur steifen Unnatur verzerrt,
s altspanisches Ceremoniell gebannt, erscheint
as Fürstenleben des ancien regime. Die
tion blieb auch hier nicht ohne Einfluß,
wandte um und kehrte zur Natur zurück.
s beschäftigt zunächst die grobe Gartenrevo-
: Lenôtre mußte weichen. Die Fesseln der
metrie zerbrachen, frei und ungebunden durfte
aum seine Zweige in die Luft erheben. Die
im Grünen des eigentlich altitalienischen
ortis verschwand, um der Natur ihr
zu lassen. Karl Theodor's Erbe, Kurfürst
milian IV., trat hierin als Reformator auf;
Befehl gemäß erstand der heutige in edler
heit großartige nymphenburger Garten.
Gewächshäuser schmücken seltene Pflanzen,
ß auf Kaiser Joseph's II. Befehl nebst vielen
aus fernen Weltheilen nach Wien kamen
en Kaiser Franz I. seinem Schwiegervater
eschenk gemacht wurden.

Zeit der eigentlichen Lustschlösser war
zu Ende. Das fürstliche Privat- und
he Leben bedurfte keiner künstlichen Iren-
reihe. Der gewaltige Sprung vom roman-
Waldschlößlein zum Palast, worin der
sich absonderte von der Nation, hatte seine
gefunden.

erns erster König war auch wieder nach
langer Zeit der erste Ahne, der einfach und wür-
dig, von seiner blühenden Familie umgeben, in
seinem reizenden Nymphenburg lebte, ein glücklicher
Vater. Seltene Pflanzen und fremdländische Thiere
bildeten die Unterhaltung seiner Mußestunden.
Eine werthvolle Zierde erhielt unter Maximilian's I.
Regierung der herrliche Garten durch die von dem
Bildhauer Peter Lamin in carrarischem Marmor
meisterhaft ausgeführte Gruppe des Pan. Auch
an freudigen Familienereignissen fehlte es nicht,
bei welchen der nymphenburger Park von Millionen
Lichtern strahlte und liebliche Musik seinen See
belebte.

Die Säculariſation bereicherte Baierns Landes-
herren um zwei schöne Landsitze, die Residenz des
ehemaligen Fürst-Abtes von Berchtesgaden in der
reizendsten Gegend des Hochlandes, und das statt-
liche Kloster Tegernsee am lieblichen Ufer eines
Bergsees gelegen, welches letztere von Graf Drechsel
erkauft wurde. Dann erwarb noch der König
das Schlößchen Biedersteín in Schwabing als
Geschenk für seine Gemahlin und stellte es in
gegenwärtiger Form her. Doch das München so
nahe Nymphenburg war und blieb Lieblings-
aufenthalt des Hofes. Diese schöne Sommer-
residenz wurde der Schauplatz eines traurigen
Ereignisses: innerhalb ihrer Mauern schied der
gute, geliebte Monarch aus dem Leben, sanft
und ruhig.

Sein kunstsinniger Sohn und Nachfolger,
der so viel für München gethan, Erinnerungen
aus Hellas und Italien nach Baiern verpflanzte,
erbaute nur ein kleines Landhaus in Schwabing
für Königin Therese; der jüngste Sohn Prinz
Adalbert erbte dasselbe.

König Maximilian II. erwarb bereits als Kron-
prinz die romantische Ruine der Burg, auf welcher
Hippolyt von Schwangau sang. Das mittel-
alterliche Schloß erhob sich von neuem, eine herr-
lich gelegene, aber nach heutigen Begriffen etwas
beschränkte Wohnung für einen fürstlichen Haus-
halt. Dort und in Schloß Burg am Würmsee
sowie in einer im geschmackvollen italienischen
Stil erbauten Villa in Berchtesgaden sucht seine
jetzt regierende Majestät zuweilen Erholung von
den Regierungsgeschäften.

Tegernsee gelangte in den Besitz des Prinzen
Karl. Possenhofen war sogleich nach Ferdinand
Maria's Tode wieder in Privathände übergegan-
gen. Gegenwärtig gehört es der herzoglichen
Linie des bairischen Regentenhauses; es sah in
unsern Tagen jene lieblichen Prinzessinnen er-

blühen, von denen eine das glänzende Geschick auf Oesterreichs Thron berief, eine andere aber sich Ruhm erwarb durch treues Ausharren bei dem Gemahl, dem König Franz II. von Neapel.

Von den ältern Lustschlössern erfreut sich Nymphenburg noch immer fürstlicher Gunst; es wird häufig von Mitgliedern des Regentenhauses bewohnt. Versailles steht verödet, Ludwig's XIV. Nachkomme selbst in aus dem Heimatlande verbannt, aber das bairische Versailles gedeiht in sorglicher Pflege; es begrüßt häufig die angestammten Landesfürsten in seinen Mauern und der herrliche Garten, an Größe, jedoch nicht an echter Schöne seinem Vorbild nachstehend, bietet den Bewohnern und Gästen der nahen Residenz einen köstlichen Spaziergang. Unter dem Schatten majestätischer Bäume, den prächtigen Fontainen wird sich der Besucher fast unwillkürlich in einen Traum versenken an die alte Zeit. So versuchten auch wir, ihre Erinnerungen heraufzubeschwören, noch einmal die Steine zu beleben, daß sie uns künden von vergangenen Tagen.

Edmée.

Eine Erzählung in Versen von Carl Berger.

I.

Trouville! Am Thalesausgang ruht
Die heit're Stadt; an grüne Höh'n gelehnt,
Haus über Haus, bis wo die Flut
Sich ruhelos und endlos dehnt.
Der Normandie fruchtreiche Gebe,
Der Nordsee frischer Atemzug
Hier ist Gewinn für Schiff und Pflug,
Der Hirt gedeiht hier nur die Herde.

Wenn die Natur im Sommerkleide steht,
Dann drängt der Gäste bunte Welt
Am breiten Strand und Frankreichs Banner weht
Stolz überall von Mast und Zelt.
Der Badenden Gejauchz erschallt
Am Tage zum Getös der Wellen,
Musik im Saal, im festlich hellen,
Wenn spät die Nacht herniederwallt.
An deutschen Weisen flicht der Tanz
Den wunderschönsten Mädchenkranz.
Da kreisen sie, die nimmermüden,
Die Schmetterlinge von Paris dahin,
Das braune Kind aus Frankreichs Süden
Und sie, die liebliche Bretagnerin!

Solch eine Nacht war's, als zum ersten mal
Ich in der Fremde sie erblickte,
Die in ein Wirrsal mich verstrickte
Von höchster Lust und tiefster Qual.

Auf der Veranda saß sie, in Gedanken,
Umwallt von Mond- und Kerzenlicht;
Das schlichte Kleid verbarg die schlanken,
Zur Lust geschaffenen Glieder nicht.
Braun war ihr Haar und wenn sie hin und wieder
Das Haupt hob schüchtern wie ein Reh,
Sah man durch dunkler Augen Schwermuth nieder
In eine Seele, tiefer als die See.

Wer löst das Räthsel, daß ein fremd Gesicht
So traulich oft an uns're Seele spricht?
Der erste Blick ist nur Erinnern,
Daß dieses Bild schon vor uns stand,
Als gäbe plötzlich eine Hand
Den Vorhang fort vom tiefsten Innern.
Dies Antlitz kannt' ich, Zug für Zug,
In irgendeinem Wundertha',
Wohin im Traum die Phantasie mich trug,
Vor ihr schon kniete ich einmal!

Ach, über meine erste Liebe floß
Wie Lethe längst die Zeit dahin!
Ich schwärmte, tändelte, genoß
Mit heißen Sinnen, kaltem Sinn.
O ihr, auf deren Wangen noch
Der ersten Jugend Rosen blühen,
Ihr, angebraust vom Joch
Verhaßter Pflicht, vergeb'ner Mühen,
Streut nicht am Anfang schon der Reife
Den Liebesflug verschwenderisch aus,
Daß ihr als braungelockte Greise
Nicht liebesarm erreicht das Haus!
Gar bald schlägt Selbstsucht ihren Thron
Im Herzen auf und eure Jungen
Entweihn erlog'ne Huldigungen,
Verbittert seelenloser Hohn.
Und flieht ein Klang der bessern Tage
Zuweilen in die Brust sich ein,
Wird er mit irrem Flügelschlage
Hinsterben bald am tauben Stein!

So war's mit mir! Was hätt' ich nicht
Um jene Laulerkeit gegeben,
Mit der mir sanftes Mondenlicht
Die Liebe einst verklärt mein Leben!
Um jene scheue Sehnsucht, die
Mir eh'dem zitterte im Busen!
Um die Musik der Sympathie,
Das schöne Weihgeschenk der Musen!

Doch was ich diese Nacht empfand,
War nur das Lodern meiner Sinne,
Begier, dem Zorn, dem Hass verwandt,
Das Feuer von Tannhäuser's Minne!

Im Mantel eingehüllt, gebückt,
Den Hut tief in die Stirn gedrückt,
Saß ihr ein hag'rer Mann zur Seite,
Nicht alt, doch des Gesichtes verdrossener Zug,

…s glanzlos starrt' ins Weite,
… er gelebt genug,
… wünschen mehr als Licht und Luft,
… Schlaf und endlich eine Gruft.

…gt' ich nach des Herbstes Nah',
…ühling meine Sinne tauchten?
…as seine Lippen hauchten?
…r's, er sprach: „Ehmke!"
…ht bei diesem Klang
… ihm sich niederbückte
… Arm um seinen schlang
…d die Lippen drückte,
… mich der Gedanke,
…raum die Flügel flabi
…er, blasse, kranke —
…tte ihrer Wahl!

… sie sich so rasch und ging
…eg, hinab zum Meer?
…, daß mit Begehr
…ihren Augen hing?
…icht?! Die Purpurwelle,
… freisende in ihr,
… aus der Einen Quelle
…land von ihr so mit
…Sonne Herrlichkeit
…ist unterthan.
…Stolzeste gefeit
…reglichen Organ
…gung, die Gulter
…in tausend Kreise,
…langen der Natur
…ellin wie der Welle.

…t mehr diese Nacht
…unten matt im Saal;
…ße Wuth entfacht
… zum letzten mal
…Musik und Tänze,
…nge, sie entfliehn —
…auch und Staub und welke Kränze,
…londlicht traurig schien.

…ner schlummerlos
…nge Zeit und lauschte,
…er, Stoß auf Stoß,
…aus Ufer rauschte.
…winkten mir die Sterne
…grund in der Ferne,
…rem Reigenkranz
…eines Leuchtturms Brand.

… endlich sanken,
…blos dem Takt der See,
…hwammen die Gedanken,
…chlief mir noch „Ehmke!"

II.

Seit ich Ehmke gesehn, entschwand
In Sturm und Regen eine Woche.
Indeß im Zwielicht schwieg das Land,
Zischte die See, als ob sie koche.
Nur von Lebendigem hielern lag
Der Himmel; alles todt und leer,
Als ob im Arm der Nacht der Tag
In düsterm Traum entschlummert wär.

Mit Schwermuth rang, gleich der Natur,
In dieser Zeit mein ganzes Sein.
Ehmke, ich sah sie einmal nur,
Verschleiert, ach, und nicht allein!

Durch das Gewühl zwar zarter Spitzen,
Das ihres Auges Anschau'n wehrte,
Sah ich auf mich ihr Auge blitzen
Mit einem Blick, der mich verzehrte,
Ein Blick, der Jugend geben müßte
In eine Greisenbrust wie Wein;
Ein Blick, der glühte, sprach, der küßte —
Doch still, sie war ja nicht allein!
Er ging mit ihr, Er, mit dem matten,
Kühlleren Blick, dem schwanken Gang;
Dem Schritt zu halten kaum gelang;
Vulcan und Venus, Licht und Schatten!

Und fürder selbst im Geist zu trennen
Vom Gatten sie vermocht' ich nicht;
Fühlt' ich ihr Aug' auf meinen Lippen brennen,
Sah ich sein blasses Angesicht,
Wenn ich, erweckt vom Sturmgewimmer,
Schlaflos den theuren Namen rief
Und sie gespenstisch kam in mein Zimmer,
Erschien auch er und neigte tief.

Da endlich stieg aus nächt'gem Schoß
Des Frühroths Rosenkuppe herauf
Und brach als Sonne voll und groß
Am wolkenlosen Himmel auf.

O Haupt voll Wut und Majestät
Du Gott des Meeres und der Menschen Wonne,
Dich wie der Pharao [illegible] Nebet
Beim Aufgang grüßt [illegible] gnadenreiche Sonne!
Bei deinem Kuß [illegible] ein Leben quillt
In Blatt und Kelch und Blumenbeeten,
Im Tropfen Thau bebt, wie im Meer dein Bild,
Da heißt die Wollust der Planeten!
Wer trostlos hat die Nacht durchweint,
Kühlt bei den ersten Flügelschlägen
Der Göttin, die im Ost erscheint,
Auch Hoffnung ihre Flügel regen!
Das Schwermuth Nacht im Trauerschleier
Gibt Räthsel nur, doch keinen Rath,
Weil jener Jungfrau Hingegeben
Gemüthigt uns zu neuer That.

Ja, Hoffnung war das Sonnenkind,
Das mir ein schöner Morgen schenkte,
Als ich, umweht vom frischen Wind,
Zum Gegestad die Schritte lenkte.

Durch meinen Garten mußt' ich gehn,
Der hatte unter Sturmestoben
Vom März geträumt und Frühlingswehn,
Denn alle Büsche trugen Roten.
Die schönsten pflückte ich von jedem Strauch,
Sie als Symbol mit mir zu tragen;
In meinem Herzen hatten auch
Die Roten wieder ausgeschlagen!

Am letzten Haus Trouvilles erhebt
Sich jäh die graue Felsenwandung,
In die das Wasser Höhlen gräbt
Und Klüfte reißt die zornige Brandung.
An ihrem Fuß hin führt ein Pfad,
Wenn sich die Flut zurückgebettet,
Durch wild Geröll, noch feucht vom Bad,
Mit Schlamm bedeckt, vom Meer geglättet.

Hier ging ich, meinen losen Strauß
Von rothen Blumen in der Rechten,
Und sah aufs Meer, das weit hinaus
In blauer Unschuld lag nach wilden Nächten.
Der Fischerboote Segel bogen
Im Frührot glühend sich zum Schaum,
Mit lichtem Rauch die Dampfer flogen
Den Häfen Küstensaum.
Der lag so klar und schien so nah,
Am Hügel stieg die Stadt empor
Und auf des Felsen Rücken sah
Mein Aug' den Leuchtthurm und das Fort.

Langsam den Blick dann wandt' ich von der See
Und schaute niederwärts — — Ophée!
Ein holdes Räthsel war dies jungfräuliche Weib,
Das mich mit Scheu und Glut zugleich erfüllte;
Ein Engelsangesicht auf einer Phrynе Leib,
Den zart der weiße Mullein umhüllte.
So zierlich war sie, daß zu nah die See,
Die Felsen mir zu drohend schienen,
Und wieder doch glich sie der Märchenfee,
Der Erd- und Wassergeister dienen!

Sie nahte allein und langsam mir, ich sollte
Den Saumel schlürfen Zug für Zug,
Bis Feuer durch die Adern rollte
Und mir das Herz zum Springen schlug.
Dann stand sie still, wo das Gestein
Den Strandweg fast zur Klust verengte,
Und ich trat vor und sprach — doch nein,
Mein Dämon war's, der zur Entscheidung drängte!

„An deine Brust nimm diese Roten hin,
Sie sind aus Licht und Luft gewoben;
Doch mich, den Fremdling, laß, o Königin,
‚Zu Füßen dir Vasallentreu' geloben!'
In meiner Heimat wollt' ich stumm ertragen,
Bis dich mein Schmerzensringen menschlich rührt;
Hier, wo das Morgen dich vielleicht entführt,
Darf ich den ersten Schritt und letzten wagen.

„Wenn's Frevel — die Natur hat ihn gewollt;
Wenn's Wahnsinn — alle Kranken dran;
Und wenn dein Stolz mit meiner Kühnheit grollt,
Die eig'ne Schönheit klage an!
In deinen Augen glüht aufs neue
Der Alten Liebestrank und Zauberei
Und ohne Schranken, ohne Reue
Dein will ich sein, dein ewig, Loreley!"

Ihr irrt das Aug', erblaßt und glüht die Wange,
Sie sucht ein Wort und — schweigt, zu tief bewegt,
Wie aus Gestad' im ersten Flutendrange
Die Welle rollt und wieder rückwärts schlägt.
Schon hielt ich, selber gramvoll, ihre Rechte:
„O", rief ich, „sprich gelassen nicht,
Was in der Traurigkeit der Nächte
Ich längst erwog — von deiner Gattenpflicht'
Doch wenn ein Gott sich dir vermählte
Arm bist du, wenn dein Herz nicht wählte!"

Da sah sie mich mit großem Blicke an,
Der jetzt noch eisig mich durchrinnt,
— Ein Fieber, das kein Arzt mir bannen kann —
Und sagte tonlos: „Mein Gemahl ist blind . . ."

Sie sprach nur dies, mir aber war's, als stünde
Der Liebe Göttin plötzlich vor mir da,
Nicht mit dem Blick der schönen Sünde,
Nicht nackt und üppig, wie ich sonst sie sah:
Jungfräulich, streng, im Vielterkleid,
Ein stolzes Haupt, das nie Gemeines dachte,
Ein Aug', das nie Begier entweiht,
Ein herber Mund, der nie der Sünde lachte!

Rollte kein Donner durch die blauen Lüfte? . . .
Der Hand entsank mein Rosenstrauß,
Ein weißes Kleid verschwand im Felsgeklüfte —
Und einsam sah ich auf das Meer hinaus.
Das wogt und wächst und rauscht heran im Grimm,
Als ob die Erde schwanke auf der Bahn.
Du rubloses Grab ruhloser Hoffnung, nimm
Auch diese Roten, Ocean!

(Hierzu ein Beiblatt.)

Die Vermählung des Prinzen von Wales.

Glück und Freude herrschten nach fünfzehn Monaten
ger Stille und düsterer Trauer in dem prächtigen
nigsschloße zu Windsor. Hoch wehte das Banner
dem großen Thurme, überall sah man im Innern
Burg freudige Bewegung und festliche Zurüs-
gen; selbst die alten Gemälde in den Galerien
Tudors und Stuarts schienen verwundert ob
ungewöhnlichen Lebendigkeit um sie her. Zum
ten male seit dem Abend, als die Prinzessin
andra in die Burg eingezogen, leuchtete die helle
fackelsonne auf Windsors Höhen. Zahlreiche Gäste
n führten am 10. März die Kinder und Gäste
Königin Victoria von Windsor-Castle nach den
eingerichteten Empfangszimmern der ebenfalls auf
dsors Höhe gelegenen St. Georges Chapel. Die
igin hatte sich vorher, nur von einer Hofdame
einem Lord begleitet, still dorthin begeben. Dann
e die Procession des Bräutigams, zuletzt die der
ut, deren Wagen sämmtlich von schneeweißen
den gezogen wurden.

In dem Zimmer der Braut überkleideten rosenfarbene
enstoffe mit den werthvollsten Spitzen die Wände
hüllten alle Gegenstände in einen rosigen Schimmer,
des Prinzen von Wales war ähnlich dekorirt,
ederfarben statt rosa; die Gemächer der Braut-
fern waren hellblau. Eine glänzende Versamm-
erfüllte indessen Chor und Schiff der Kapelle.
Blicke richteten sich nach dem Fenster des ober-
des Altars errichteten königlichen Gitters, als
die Königin Victoria im schmucklosen schwarzen
nkleide, in der einfachen weißen Musselinhaube
dem glatten Kragen und Manschetten von glei-
Stoff nach der Landessitte, am schmalen Band
hohen Hausorden tragend, erschien. Der Herzog
von Sachsen-Koburg-Gotha kam an ihrer
und schien ihr die verschiedenen Arrangements
r Kapelle zu erklären, seine große Aehnlichkeit
dem verstorbenen Prinzen Albert machte alle be-
n, besonders als er mit der Königin sprach.
Pauken und Trompeten das Nahen der ersten
ssion verkündeten, verließ der Herzog die Loge
e Königin blieb allein. Geführt von zwei He-
, erschienen zuerst die fremden fürstlichen Per-
, dann die Geschwister und die Mutter der
, darauf die Kinder der Königin. Als zuletzt
ronprinzessin von Preußen, welche bei ihrer
n Anwesenheit überall ihre Mutter vertreten,
erhob sich, wie dies hier sonst nur bei dem
... r Landesherrin Sitte ist, die Versammlung.
als auch sie wie alle ihre Geschwister stehen
um sich tief vor ihrer Mutter zu verneigen.
er kleine Prinz Friedrich Wilhelm im schotti-
Hochlandskostüm, den sie an der Hand führte,
ebenfalls versuchte, seiner Großmutter seine Ehrfurcht
durch eine Verbeugung zu bezeigen und mühsam die
drei hohen Stufen nach dem Altar hinaufstieg, flog
das erste Lächeln über die Züge der Königin. Bald
darauf erschienen die beiden Herolde des Bräutigams
mit den Personen aus dem künftigen Hofstaat und
Haushalt des Prinzen von Wales; er selbst schritt
zwischen dem Kronprinzen von Preußen und dem
Herzog Ernst in der Tracht der Hosenbandritter, mit
einem Hermelinmantel bekleidet, einher. Sich mit
seinen beiden Begleitern ehrfurchtsvoll vor seiner
Mutter verbeugend, suchten seine Blicke in tiefer
Bewegung wiederholt die ihrigen, indem er lang-
sam nach dem Altar hinaufstieg und dort stehend
seine Braut erwartete, deren Ankunft sich ein we-
nig verzögerte. Spannung und Aufregung herrsch-
ten jetzt in der ganzen Versammlung, als endlich die
vereinigten Musikchöre nach dem Pauken- und Trom-
petenguß Händel's Marsch aus „Joseph" zu spielen
begannen und die beiden Herolde der Braut sichtbar
wurden. Langsam, gesenkten Hauptes und fast ganz
verhüllt von ihrem langen wallenden Schleier, schritt
die Braut durch die Kirche, blieb vor der Loge der
Königin stehen, schlug den Schleier ein wenig zurück,
legte die Hand auf die Brust und verneigte sich.
Erst dann trat sie die Stufen zum Altar hinauf, wo
der Prinz ihr einige Schritte entgegenging, um sie
zu empfangen. Sie trug ein weißes prachtvolles
Seidenkleid, welches auf das reichste mit Bouquets in
Silber, Rose, Distel und Klee, gestickt war. Die
Taille zierte ein prächtiges Orangeblütenbouquet, ein
Geschenk, wie es hieß, aus dem Orient, während der
untere Theil des Kleides von vier Reihen kostbarer
Spitzen, aus Silberfäden gewebt, umgeben und die
reiche weiße Schleppe mit derselben Silberstickerei wie
das Kleid verziert war. Diese Schleppe wurde von
acht zuletzt vornehmen Damen, alle im Alter von
fünfzehn bis zwanzig Jahren, getragen. Ihre Kleidung
war gleich: weiße Seidenkleider, Tüllroben darüber,
Bouquets von Rosen und Heidekraut. Die langen
weißen Schleier, welche von ihren Häuptern herab-
fielen, gaben der Gruppe etwas Malerisches und
Feierliches.

Die Orgel und Instrumentalmusik begannen jetzt
die ergreifende Melodie eines vom Prinzen Albert
componirten Chorals. Die Königin war von ihrem
Fenster zurückgetreten und verbarg leise schluchzend
ihr Gesicht. Welch banger Gegensatz! Hier unten
am Altar ein junges Fürstenpaar mit allen Hoff-
nungen auf eine glänzende und glückliche Zukunft —
dort oben düsterer Gram und Trauer um ein zer-
störtes Lebensglück.

Die Trauung begann hierauf, die im englischen
Ritus übliche Form, welche dem officirenden Geist-
lichen, hier dem Erzbischof von Canterbury, nach-

gesprochen werden muß: „Ich nehme dich, Alexandra, zu meiner angetrauten Gattin, um dich zu halten in Gesundheit und Krankheit, dich zu lieben und zu ehren, bis der Tod uns scheidet, nach Gottes heiliger Verordnung, und schwöre dir dies mit meinem Eid!“ — sprach der Prinz klar und deutlich, während die Prinzessin in diesem Augenblick so ängstlich zu werden schien, daß sie nur mühsam und unhörbar nachzusprechen vermochte, was der Erzbischof ihr vorsagte. Als er dann die Frage that: „Wer gibt dieses Weib diesem Mann zur ehelichen Gattin?“ berührte der Vater der Braut einen Augenblick ihre Hand und verbeugte sich gegen den Erzbischof. Die Prinzessin zog jetzt hastig ihren Handschuh ab, um den Ring zu empfangen, der Erzbischof legte beider Hände ineinander und sprach mit lauter, volltönender Stimme den Segen, währenddeß die Königin tiefergriffen niederkniete und die Kanonen draußen auf den Höhen dem Lande den neugeschlossenen Bund verkündigten. Nach dem ausgesprochenen „Amen!“ verharrte das Brautpaar einige Secunden in stillem Gebet und wendete sich darauf Hand in Hand gegen die Königin, welche ihnen freundlich durch Thränen zulächelte. Nach der Rückkehr aus der Kirche geschah im Grünen Saale des Schlosses die feierliche Unterzeichnung der Heirathsacte.

London, England und die Engländer an jenem Tage wiederzuerkennen, war kaum möglich. Die ruhige, gemessene, scheinbar durch nichts erregbare Nation war auf einmal in ein lebhaftes, lärmendes und jubelndes Volk verwandelt, das sich in glänzenden Freudenbezeigungen überbot, die ihren Mittelpunkt in prachtvollen Illuminationen und Feuerwerken fanden. Jede Stadt, jeder Marktflecken fast in den vereinigten Königreichen hatte seine Illumination; auch die ärmsten Häuser Londons zeigten wenigstens einige kleine Lampen nach dem Muster der Federn des Prinzen von Wales befestigt. Alle zum Einzug errichteten Triumphbogen, Säulen, Brücken und Tribünen strahlten im hellsten Glanze und weithin über das ungeheure Häusermeer leuchteten die bunten Lampenkränze der Kuppel von St. Paul. Feuerwerke wurden besonders auf dem Lande abgebrannt, als ich abends von London aufs Land zurückkehrte, sah ich zu gleicher Zeit an neun verschiedenen Stellen Leuchtkugeln und Raketen aufsteigen. Ja wohl gibt es nur Ein England — ein Land der Freiheit und der Loyalität zugleich!

Briefe aus Venedig.

V.

Unerwartet rasch löste sich unsere kleine deutsche Gesellschaft auf; vor der Trennung beschlossen wir noch eine gemeinsame Fahrt nach Murano.

Die junge Dame wollte mit italienischen Modellen die Bewohner des Ostseestrandes entzücken. Wir holten sie vom Maestro ab. Dann ging es an der neuen protestantischen Kirche vorbei, die unfern dem Gebäude der Jesuiten aufgeführt wird — was doch unsere nivellirende Zeit alles zusammenfügt! —, nach dem Rondamento nuovo.

Diesen stillen Kai fliehen die Venetianer, da bläst häufig die Tramontana deutschen Geist über die Alpen; ich wanderte zuweilen dorthin, wenn mir Weisheit schwül gemacht.

Hier stiegen wir in die Gondel; meine Gefährten, noch nicht vertraut mit dem venetianischen Gebrauch, rückwärts unter das Felze zu kriechen, fielen sich an die Köpfe. Unendlich öde und melancholisch breiteten sich die nördlichen Lagunen aus. Da kennzeichnet sich der Verfall deutlicher als am entgegengesetzten Ufer.

Vor den Eroberungen auf der terra firma war die Insel Murano ein beliebter Lustort reicher Venetianer und der Schauplatz ihrer Villeggiatura. Als spätere Vergrößerungen des Dominiums der Republik die Patricier nach andern Punkten lockten, blieb diese Insel vorzüglich der Sitz der Glasindustrie. Hier fertigte man die berühmten venetianischen Spiegel sowie die Perlen, die nach allen Theilen der bekannten Erde ausgeführt wurden und werden.

Eifersüchtig wachten die patres patriæ über diesen wichtigen, viele Tausende beschäftigenden Erwerbszweig. Im Geiste der guten alten Zeit erließ die Signoria Verordnungen. Auf das Auswandern eines Arbeiters von Murano war Todesstrafe gesetzt, hingegen verschlossen sich die aristokratischen Reihen der Herren einer blühenden Republik nicht der Tochter eines solchen Glasarbeiters. Jeder Patricier durfte sie als Gemahlin heimführen und die Kinder verloren dadurch nicht, wie es sonst bei einer Mißheirath der Fall war, das erbliche Recht auf den Sitz im Großen Rath.

Das heutige Murano ist still geworden. Ein schmaler Kanal durchschneidet die Insel von Süden nach Norden; demselben entlang ziehen sich bescheidene Rondamente; Schmutz und Elend begegnet uns auf jedem Schritt wie in der Dominante, nur werden wir hier durch keine erhabene Größe entschädigt. Von der frühern so berühmten Kunst ist in alter Ausdehnung nur die Perlenfabrikation geblieben. Sie blasen erst Röhrchen, dann werden diese in kleine Stücke zerschlagen und kommen noch sehr unregelmäßig geformt in ein Rad mit Sand, wo sie gerüttelt und dadurch gerundet werden. Jetzt sind die Löcher verstopft, die Perlen kommen abermals in den Ofen, hierauf schüttelt man sie in einem Sieb, der ausgetrocknete Sand fällt durch und die kleinen Glasperlen sind fertig.

Wir waren froh, von den Schmelzöfen wieder hinweg ins Freie zu kommen. Um unser Quartier zu erreichen, hatten wir bei der Heimkehr Venedig in seiner ganzen Breite zu durchschneiden. Dabei drängte sich mir der Gedanke auf, daß allen Vergnügungsreisenden zu empfehlen sei, sich nicht weiter zu wagen als zu einer Gondelfahrt auf dem Canale grande, außerdem aber die Piazza, Piazzetta und Riva nicht zu überschreiten. Der Genuß der Betrachtung eines

Kunstschatzes oder merkwürdigen Gebäudes
n dasjenige auf, was man auf dem Wege
in den Kauf nehmen muß.
ſich aber an jene begünstigten Stadttheile
herrliche Eindrücke empfangen. Venedig
Fluth, poetischste Ruine Europas, von ma-
agenreiz umwoben wie keine andere. Der
Außergewöhnlichen, Unerreichbaren wird der
dt erhalten bleiben und, vereint mit dem
ima, dem dolce far niente des Marcus-
Fremde locken, bis die grünen Wogen der
ßen den letzten Palast hinweggespült haben.
galvanischer Schlag der Nationalitätskünstler
e alte Dominante wieder zu beleben. Seine
dankte Venedig der maritimen Bedeutung,
unwiederbringlich dahin. Ob unter Oester-
als Glied des Italia unita, gleichviel!
daß Rom auferstehe, wenn Ancona und
chia dem Welthandel geöffnet sind, Kanäle,
en mit neuen Lebensadern des Verkehrs
durchströmen und ein Papst die historische
ung des „Zauberers von Rom" erfüllt.
ber wird unter allen Verhältnissen am gro-
der Vergangenheit ehren müssen — ohne
t und ohne Zukunft.

Schutz den Vögeln!

ine Bitte an die Leser und Leserinnen.

— Wenn wir an einem Frühlingsmorgen
en in die schöne freie Natur, wo die frische
t uns so belebend entgegenweht und das
ige Grün unser Auge entzückt, wie innig
ir uns da an dem einfachen Liedchen eines
n Gebüsch! Wenn dann aber die brillirenden
ch aus dem klarblauen Aether ihre Freude
ne herabjubeln, die Schwarzdrossel im dun-
ht ihre schmelzenden Melodien flötet und
gall im Fliederhain uns begrüßt, dann
t unsere Herzen schwellen, auch wir möchten
mit einstimmen in all den Jubel der Natur.
Hochgenuß, den jedes reine, warmschlagende
erz in Garten, Wald und Feld zu finden
anken wir hauptsächlich der kleinen befeder-
den lieblichen Singvögelchen, dies und noch
neben dem Genuß des Schönen, auch den
Nutzen. Unsere Obstbäume sind über und
Raupeneiern besäet; da kommen ganze
mäßiger Meisen, Goldhähnchen und Zaun
d sammeln und suchen so fleißig, daß
nicht die Spur von der argen Brut
bt. Unsere Rosensträucher sind von den
en Blattläusen ganz bedeckt, sobald die
twickelnden Knospen schon hier und da gelb
d zur Erde herabfallen. Wie stehen be-
l, denn wie vermögen wir unsere Lieblinge
Da machen sich ein paar kleine Spätzen
er und in wenigen Tagen haben sie die
pschaft vertilgt und mit derselben ihre
hrenden Jungen gefüttert. Nun finden sich
auf den Kohlköpfen Raupen und drohen uns das
ganze Gemüse in kurzer Zeit durch ihre Unzahl zu
verderben. Doch wieder nahen uns die Helfer; ein
einziger Kukuk verschlingt Hunderte von Raupen in
Einem Tage und mit ihm wetteifern Grasmücken
und Rothschwänzchen.

Und blicken wir weiter um uns. Ungeheure
Massen von Fliegen, Mücken, Motten, Bremsen,
Schnaken, Haften, Wicklern, Schmetterlingen und
Käfern bedrohen fortwährend unsere Gesundheit, unser
Obst und Getreide. Vergeblich wäre alle menschliche
Macht und Kunst, die gesammte Pflanzenwelt müßte
unrettbar zu Grunde gehen, wenn uns gegen diese
Feindeslegionen nicht ein anderes Heer zur Seite
stände — tapfere Soldaten, die Vögel.

Ja, sie sind unsere wahren Freunde, unsere Wohl-
thäter, denn sie erfreuen unser Auge, unser Ohr und
Herz mit ihrem lieblichen Gesang und erhalten uns
unsere nöthigsten Lebensbedürfnisse.

Leider hat man aber überall, besonders in unserm
Vaterland, die traurige Thatsache beobachtet, daß all
die kleinen Singvögelfamilien von Jahr zu Jahr spär-
licher werden, sodaß man ihr allmähliches Aussterben
befürchten muß. Freilich werden in Italien auf dem
Zuge Tausende der armen kleinen Thierchen, Wachteln,
ja Schwalben, Bachstelzen und selbst Nachtigallen ge-
fangen und gegessen, anderseits aber finden die
Vögelchen bei uns keine Stätte mehr, wo sie ruhig
und ungestört nisten können, da die Wälder mehr und
mehr heruntergeschlagen werden.

Wie traurig und öde würden uns nun aber
unsere Fluren erscheinen, wenn kein kleiner Sänger
aus dem Gebüsch uns mehr seinen hellen Gruß ent-
gegenjubelte, wenn nur das pfeifende Summen der
Mückenschwärme, das Quaken der Frösche oder das
Zirpen der Heuschrecken die einförmige Stille durch-
tönte! Und dann gar, wie würde es bald mit unsern
Feldern, unsern Gärten aussehen!

Hierauf haben Naturfreunde und Forscher —
besonders Brehm in seinem vortrefflichen Buche:
„Das Leben der Vögel!" —, bereits seit längerer
Zeit vielfach hingewiesen, die Angelegenheit ist in
maßgebenden Kreisen zur Sprache gekommen und das
preußische Abgeordnetenhaus hat einen Beschluß zum
Schutz der nützlichen Vögel gefaßt. Damit ist jedoch
leider wenig gethan, denn auf die praktische Aus-
führung dieses Beschlusses kommt es an. Inzwischen
ist es die Pflicht eines jeden Naturfreundes, auch das
Seinige in dieser Sache zu thun, und ich glaube ge-
wiß nicht fehlzugreifen, wenn ich an die Leser dieses
deutschen Familienblattes mich mit der warmen innigen
Bitte wende: Schutz den Vögeln!

In der Frühjahrszeit bietet sich unserer Vogel-
freundschaft ein großes, weites Feld. Zunächst lassen
wir einige alte Töpfe, Kästchen und Bretter an ge-
eigneten Stellen für die Sperlinge anbringen. Wie
viel Vergnügen der Umgang mit diesen kleinen Phi-
losophen der Straße und die Beobachtung ihres
Thuns und Treibens gewähren kann, weiß jeder.

Unterhalb des Dachgesimses befestigen wir eine Reihe von etwa 2 Zoll breiten Leisten, auf denen die Hausschwalben sogleich ihre künstlichen Gebäude beginnen. In dem Garten werden überall auf den Bäumen, auf Stangen und andern passenden Orten Nestkästchen und hohle Aststückchen für die Vögel aufgehängt. Wir müssen sie jedoch so befestigen, daß sie nicht etwa der Wind mit der Brut herabwerfe, oder die Katzen und andere Raubthiere sie erreichen können. Die Kästchen müssen etwa 8 Zoll hoch und 4 Zoll weit sein und ein ungefähr thalergroßes Eingangsloch oben dicht unter der Decke haben; sie werden gern von Meisen, Rothschwänzchen und andern kleinen Vögelchen bezogen; für Staare und andere größere Vögel müssen die Kästchen etwa ein halb mal größer sein.

Eine noch größere Freude gewährt ein Vogelthurm. Er wird an der Grenze des Gartens oder auf einem unbenutzten Rain in folgender Weise eingerichtet: Rings um einen starken Baumstamm, etwa einen wilden Apfelbaum, wird Haselnuß-, Flieder- oder anderes Gebüsch gepflanzt und mit einer dichten Dornenhecke umgeben. Um den Stamm legt man in etwa 4 Fuß Höhe einen Kranz von starken Dornen oder noch besser einen breiten Blechring, um die Raubthiere abzuhalten. Ueberall, mit Ausnahme der Nordseite, [illegible] der Baum nun Nestkästchen, hohle Aststücke und leere Töpfe. Lehnt man an denselben noch zwei oder drei andere ausgehöhlte und ebenso vorgerichtete und bringt auch größere Höhlungen und Nestplätze, ja sogar oben ein Storchnest an, so sieht man bald das regste Leben einziehen. Sperlinge, Staare, Meisen, Rothschwänzchen, in die größern Stätten sogar Spechte und wilde Tauben.

Weder den Thierchen noch uns selbst haben wir aber hiermit schon genug gethan. Man glaube nur nicht, daß die Vögel recht ungestört und sich selbst überlassen bleiben wollen. Nein, im Gegentheil, recht oft müssen wir zu ihnen hingehen und in ihrer Nähe weilen, denn alle diese kleinen Wesen — wie die große Mehrzahl der Thiere überhaupt — bedürfen des menschlichen Schutzes gegen ihre vielen Verfolger. Wir müssen ein wachsames Auge auf die umherstreifenden Katzen und Hunde und besonders auf die Hirtenbuben haben, welche aus Langeweile und Muthwillen nur zu viele Vogelnester berauben und zerstören. Traurige Rohheit und Habgier, die es sich nicht versagen kann, für einige Groschen ein Nest voll junger Vögel langsam zu Tode zu martern. Um junge Vögel so aufzuziehen, daß sie am Leben bleiben, muß man Sachkenntniß und Geduld besitzen. Sie, wie gewöhnlich, mit in Milch eingeweichter Semmelkrume zu füttern, ist oft so wenig naturgemäß, als wollte man ein Kind mit rohen Speisen nähren. In unreinen Futtergefäßen säuert überdies die Nahrung leicht, und die Vögelchen sterben sogleich oder siechen langsam dahin. Besser also, wir lassen die Vögel dort, wohin sie hingehören, in der freien Natur, und hegen und pflegen sie hier, [illegible] wie wir es vermögen. Wer hierzu keine Gelegenheit haben sollte, der halte sich doch einen jener schon an die Gefangenschaft gewöhnten kleinen Hausfreunde, den Canarienvogel.

Aber der Sommer ist kurz und die Herbststürme und der Schnee des Winters nahen. Wenn in der harten rauhen Jahreszeit Noth und Trübsal einkehren wie bei den Menschen, so auch bei den armen Thieren, wie leicht ist es da oft, wie lohnend aber auch, Thränen zu trocknen, Schmerz und Weh zu lindern! Ein edles Herz bedarf keines Dankes, es findet den reichsten Lohn für seine guten Thaten im eigenen Bewußtsein. Doch welch süßes Gefühl vermag ein gestammeltes Wort der beschenkten Mutter, der Jubelschrei eines geherzten Kindes und der zutrauliche dankende Blick eines gefütterten Vögelchens in uns zu erwecken!

In der Weihnachtszeit, wenn der Schnee oft fußhoch auf dem hartgefrorenen Boden liegt, gehen wir hinaus auf den Hof oder ins Gärtchen, kehren hier eine Stelle vom Schnee frei und bestreuen dieselbe mit Spreu, unter welche wir einige Hände voll Hanf-, Rübsen- und Haferkörner, auch etwas gehacktes Fleisch, Sehnen, gekochte Kartoffeln und Brot gemengt haben. Da kommen sie herbei: Sperlinge, Goldammern, Haubenlerchen, Meisen, Grünfinken, Hänflinge und viele andere. Selbst ein kleiner kecker Zaunkönig läßt sich hier und da blicken und wol noch seltenere Gäste, Kreuzschnäbel und Seidenschwänze. So halten wir es den ganzen Winter und im anbrechenden Frühjahr fügen wir zu dem Futter noch getrocknete Ebereschen- und Fliederbeeren oder vielleicht gar Ameiseneier und Mehlwürmer hinzu. Dann retten wir so manchem zarten Sommergast, den die Sehnsucht nach der geliebten Heimat zu früh hierhergetrieben, das kleine Leben, wir erhalten dann die ersten Rothkehlchen und Lerchen.

Inmitten des bunten, beweglichen kleinen Lebens stehen wir bei unserm Liebeswerk und freuen uns über das Treiben der hübschen Thierchen. Nach und nach werden die meisten so zahm, daß sie uns im regen Gewimmel dicht umflattern, uns schon in weiter Entfernung erkennen und uns mit Freudenrufen entgegenflattern, sich wol gar zutraulich uns auf die Schulter oder auf die Hand setzen. Das thun besonders die schlauen, fast menschlich verständigen Meisen; aber auch viele andere Vögel kann man durch Wohlthaten und freundliches Entgegenkommen so zähmen, daß sie auf einen Ruf herbeieilen und aus den Händen das Futter picken.

Versuchen Sie es nur, meine freundlichen Leserinnen, wie viele reine Freuden Sie in solchem Umgange mit der uns umgebenden Thierwelt der Lüfte finden werden! Und mit Hinweis auf unser materielles Interesse am Gedeihen des Getreides, des Obstes und Gemüses rufe ich Ihnen noch einmal zu: Schutz den Vögeln!

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Frenzel.

ierte Folge. Erster Band. **Nr. 14.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Auf der Scheide. Von E. Dreben. — August Hermann Francke und seine Stiftungen. Von Dr. B. Klein-
rober. — Zwei fabelhafte Thiere. I. Die Seeschlange. (Fortsetzung.) Von A. B. — Thomas de Quincey. —
Feuilleton: Lessing's „Haus vor dem Scheidethore". — Aus der Welt der Industrie. IV. Das amerikanische Erbil. —
Ein Lehrer Meyerbeer's. — „Der letzte Komödiant" von Karl von Holtei.

Auf der Scheide.

Von E. Dreben.

So, liebe Pathe, nun ist der Ofen hübsch im
Gange, der Kaffee ist fertig und die Bratäpfel
schmoren im Rohr, daß es eine wahre Lust ist!
Ihr werdet es heut Abend recht gemüthlich haben!"

Das junge Mädchen sah mit einem freundlichen
Lächeln empor aus ihrer niedrigen Stellung, denn
sie kauerte auf dem Fußboden vor dem großen
braunen Kachelofen, dessen Thür geöffnet war.
Sie stöcrte mit dem Schüreisen in den schon zu-
sammensinkenden Gluten herum, die sie mehr noch
vorn schob, damit die wohlthätige Wärme sich
schneller im Zimmer verbreite. Bläuliche Flammen,
bald verschwindend, bald hoch emporschwebend,
spielten über den hochroth glühenden Torfkohlen,
welche sich allmählich mit einer zarten, grauweißen
Kruste bedeckten. Der helle Widerschein traf ihre
Gestalt, ihr Gesicht, dessen stille, etwas bleiche
Züge er mit Rosentinten malte. So erschien sie
nicht ohne Anmuth in ihrer nachlässigen Haltung
mit dem einfachen Rock von dunkelm Wollenstoff;
mit dem kleidsamen Jäckchen, das mehr zierliche
als volle Formen umschloß und welches am Halse
ein kleiner, weißer Kragen begrenzte. Sie hatte
den Kopf seitwärts gewendet zu der alten Frau,
die zur Seite des Ofens im Lehnstuhl saß, wäh-
rend ihr Mann mit starken und hastigen Schritten,
beide Hände in den Taschen seines Schlafrocks,
das Zimmer von einem Ende zum andern durch-
maß.

„Ja, liebe Christine", klang es als Erwide-
rung, „du hast so gut für uns gesorgt und es
uns behaglich gemacht am letzten Abend im Jahre!
Sei schön bedankt, mein liebes, gutes Kind!"

Sie strich mit der weißen, abgemagerten Hand
über das braune Haar des Mädchens.

„O nicht doch, Pathe!" sagte dieses und stand
auf, die liebkosende Hand einen Augenblick an
ihre Lippen drückend, „wenn du wüßtest, wie
froh, wie glücklich es mich macht, dir ein wenig
helfen zu können, wenn du wieder einmal Schmer-
zen hast! Nur daß ich seither so reichlich mit
Arbeit in den Häusern, wo ich nähe, zu thun
gehabt habe und lange nicht herkommen konnte.
Aber ich habe oft an dich gedacht, an dich und
an alle hier."

Sie stand eine geraume Weile regungslos,
in nachdenklicher Haltung da und sah mit sinnen-
dem und träumerischem Ausdruck in die Kohlen,
während es wie ein leiser Schmerz um ihre Lippen
schwebte, die sich über einem unterdrückten Seufzer
schlossen, ihn in die Brust hinabzudrängen.

Harry

(hält einen von den rothgekleideten Fackelträgern zurück).

He, Glühwurm, leuchte! (Erbricht den Brief, lieſt ihn, erſchrickt und winkt dem Träger zu gehen. Dieſer erwartet ein Trinkgeld. Harry ſucht in den Taſchen und findet nichts.) Ich bin abgebrannt, wie Deine Kerze. Es ſteht ja auch Vollmond im Kalender, guter Freund. Ein Andermal. (Der Gerichtsdiener ab.)

Harry

(ſtürzt vor. In dem Briefe leſend, bitter.)

„Euer Herrlichkeit werden um ein armes Waiſenkind, das der Huf Eures Roſſes verwundete, nicht vor Gericht — fünf Pfund — ein Almoſen — das der Ehre und Würde Eures Standes —" Fünf Pfund?! Und um das Uebrige beſtahl der Schurke Marwell die blutige Wunde eines Kindes und das Gewiſſen eines Freundes? Das arme Kind! Das Kind! — — Und wär' ich einem Wucherer Millionen ſchuldig, ich könnte ihm lachend in dieſem Augenblick meine leeren Taſchen zeigen, aber die Schuld an ein armes Kind? — Nur noch hundert Pfund! Wo nehm' ich ſie her? Soll ich ſpielen? Ich habe keinen Einſatz. Hundert Pfund. Wo nehm' ich ſie her? Hab' ich noch Freunde? Ha hier — hier wohnt Ephraim. Ephraim, hörſt Du, Ephraim. (Reißt Ephraim nach.) Einen Handel, einen guten bei Gott, Ephraim, 'nen guten Handel.

Es brannte noch kein Licht in der Stube und nur der entfernte Schein einer draußen auf der Straße angezündeten Laterne sowie der röthliche Schimmer vom Ofen her stritten mit der mächtig hereinbrechenden Dunkelheit des winterlichen Abends.

Alle drei Personen in dem dämmernden Raum schienen mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, die vielleicht nicht heiterer Art waren, da jede sich scheute, sie auszusprechen, bis der alte Mann, sich umwendend und sich neben seine Gefährtin stellend, das kummervolle und gereizte Stillschweigen unterbrach, welches er schon stundenlang beobachtet hatte.

„Ja", sagte er mit einer von innerer Bewegung rauhen Stimme, „wärst du unsere Tochter, wir wären glücklich in unsern alten Tagen, während unser Sohn uns seit Jahr und Tag nichts als Kummer macht! O, es ist schändlich, es ist himmelschreiend, wenn brave Aeltern, die ihr Lebelang sich abgemüht und geplagt haben in treuer Sorge für ihre Kinder, zum Lohn nur Undank und Herzeleid dafür ernten!"

„Vater", sagte die Alte begütigend, indem sie ihre schwächliche, von Gicht gebeugte Gestalt zu ihm hinwendete und seine Hand zu fassen suchte, „Vater, sprich nicht so harte Worte von unserm Heinrich!"

„Verdient er sie denn etwa nicht?" brauste der Mann empor, seinem bisher unterdrückten Unwillen Worte verleihend. „Ist er nicht wie verrückt und verkehrt seit seiner thörichten Liebschaft? Jeder Mensch mit gesunden Sinnen konnte von vornherein das Ende davon absehen! Daß ihn die heuchlerische, eitle Dirne nicht nehmen würde, sobald ein anderer kam, der ihr besser anstand — das war klar wie die Sonne! Meiner Treu, ein Küstersohn, der vielleicht Aussicht hat Schullehrer oder Cantor zu werden, der Musik und brotlose Künste treibt, und ein vermögender Schiffer — das ist ein ander Ding! So einer tritt breit und pazig einher, als ob die Straße ihm gehöre! Der hat sein Volk zu commandiren und die harten Thaler in der Tasche klimpern! Der kann sein Weib mit Land und kostbaren Kleidern und Schmuck behängen und prächtigen Hausrath aus der Ferne mitbringen, daß es nur heißt: Herz, was begehrst du? Ist was zu verwundern dabei, daß die Margareth' zulangte, als der stattliche Volkner sie ansprach, der Halbpart in seinem Schiff hat und jetzt wieder mit reicher Ladung nach Smyrna oder Konstantinopel unterwegs ist? Nun denn, sie hat ihn geheirathet und damit basta! Ist geschehen und über ein halb Jahr seitdem vorüber, und wäre der Heinrich ein rechter Kerl — Sapperment, er hätte sie verachtet, statt hinter ihr drein zu flennen und zu seufzen! Er hätte sich stramm in die Höhe gerichtet und gedacht, als ging' es ihn weiter nichts an, und hätt' ihr zum Possen um ein ander Mädel gefreit' Gibt's doch deren, die tausendmal besser sind als sie, und das eben empört mir die Galle, wie der Bursche von je mit Blindheit geschlagen ist und den Schatz, der ihm so nahe liegt, nicht sehen kann! Eine heillose Wirthschaft, daß er wie ein Staar sich abhärmt und aus Liebesgram ein Taugenichts und Herumtreiber wird! Und da, zum Wetter! da soll man gelassen bleiben?"

Er trat heftig mit dem Fuße auf, schob das Sammtkäppchen hin und her über der erhitzten Stirn, dem von innerer Aufregung gerötheten Gesicht, und drehte sich kurz um, seine hastige und ruhelose Wanderung in der Stube fortzusetzen.

Die alte Frau seufzte und ließ den Kopf auf die Brust sinken; Christine hatte sich abgewendet und verharrte einige Minuten, ohne sich zu rühren in der bangen Pause, die im Zimmer herrschte. Dann aber kam sie leise hinter dem Auf- und Abschreitenden hergewandelt und legte ihre Hand leicht auf seinen Arm.

„Wohl's gut sein, Vater Feldmann!" sagte sie mit Herzlichkeit, obgleich mit etwas unsicherer Stimme. „Ihr werdet schon einmal wieder Freude erleben an Euerm Heinrich! Sein Herz ist gut und voll Liebe für seine Aeltern; aber es geht nicht so schnell mit dem Vergessen, wenn man einmal etwas so recht warm und treu darin getragen hat und soll es dann herausreißen und begraben für immer! O, das ist schwer, so schwer! Ich werde jetzt Licht anzünden, nicht wahr?" fügte sie schnell hinzu, in einen heitern Ton übergehend, „das macht auch die Seele wieder heiterer und heller, und dann muß ich gehen, denn Mutter wartet auf mich, da der Onkel so dringend uns eingeladen hat, den letzten Abend im Jahre mit ihm zu feiern."

Sie hatte bei diesen Worten ein Schwefelhölzchen angestrichen, rückte den Tisch herzu, auf welchen sie die weiße Decke breitete, und setzte das brennende Licht in die Mitte. Geschäftig ordnete sie dann noch allerlei und ihre behende Gestalt glitt mit geräuschloser Thätigkeit hin und wieder im Zimmer, bis sie sich zur Thür wandte

und ihre Winterkappe und den Mantel von dem Nagel nahm.

Es lag ein gewisser Reiz darin, ihrem freundlichen Walten zuzuschauen, und sogar die umwölkte Stirn des alten Mannes hatte sich dabei aufgeheitert, während die Frau mit traurigem, aber dankbarem Lächeln ihr die Hand entgegenstreckte, als sie jetzt kam, um Abschied zu nehmen.

„Leb' wohl, liebe Pathe!" sagte sie mit ihrer klaren und sanften Stimme. „Grämе dich nicht! Das neue Jahr wird auch wieder Arbeiten und Glück für euch bringen! Ihr werdet sehen, daß ich Recht bekomme, und der alte, liebe Gott lebt ja noch!"

Sie drückte die dargereichten Hände und freundlich nickend und heiter sich umschauend ging sie aus der Stubenthür.

Der alte Feldmann hatte sie über den Flur geleitet.

„Nimm dich in Acht, Kind", sagte er, „daß du nicht fällst! Es ist glatt zu gehen und du hast einen ziemlich weiten Weg!"

„Hat keine Noth damit!" sagte sie getrost zurück und schon im eiligen Weiterschreiten begriffen. „Gute Nacht, Vater Feldmann! Morgen komm' ich wieder her und sehe mich nach euch um!"

Er stand eine Weile und sah ihr nach auf die weißschimmernde Straße hinaus, bis sie nicht mehr zu sehen war; langsam kehrte er dann zurück in die Stube.

„Armes Weib!" sagte er mit innigem Tone, indem er mitleidsvoll die Blicke auf sie heftete und vor ihr stehen blieb. „Grämе dich nicht; Christine hat recht: es kann noch alles wieder gut werden! Nur daß der Junge selbst am heutigen Abend sich irgendwo herumtreibt und seine alte treue Mutter allein läßt — das, das ist schlecht von ihm! Doch ich will weiter nichts sagen, sei nur still! Ich will meine Brille holen und dir etwas vorlesen."

Zwei Wanderer schritten über das Feld auf der Landstraße, die nach der Stadt führte; die Kopfbedeckung in die Stirn, den Kragen ihrer Ueberröcke hoch hinaufgezogen. Die scharfe Winterluft strich flüsternd über den gefrorenen Weg, welchen zu beiden Seiten in größern oder kleinern Entfernungen Bäume begrenzten; schattenhafte Gestaltungen in dem ungewissen Dämmerschein, die in ihrer starren Leblosigkeit, in den schroffen Formen der kahlen Aeste, die sich wie nackte, hülfeflehende Arme gen Himmel zu strecken schienen, wenig an die Hoffnungen des Frühlings, wenig an die Zeit erinnerten, wo sie, ins weiche Gewand hellgrünen Laubes gekleidet, freudig in der lauen Sommerluft sich wiegten. Tiefer Schnee, aus dem mitunter die schwärzlichen Spitzen von Buschwerk und Gestrüpp hervorblickten, war ringsum gebreitet, füllte den Graben zur Rechten und thürmte sich zuweilen auf den Flächen zur Seite in hohen Schneewehen empor, während an andern Stellen der harte, trockene Boden hervorsichten.

Sie hatten jetzt die ersten Häuser der Vorstadt erreicht. Vereinzelt stehend, im Bann des Winters, mit verschneiten Gärtchen und dicht verschlossenen Fensterladen, schienen sie keinen Laut, keine freudige Reglamkeit, kein warmes Leben zu beherbergen. Die ernste Natur in der Runde griff mit tief geheimer Traurigkeit, mit Mahnungen an Vergänglichkeit und Scheiden an das einsame Menschenherz, das, in sich zusammenschauernd, den Stimmen in seinem Innern lauschte, die von so manchem Schmerz, so manchem Verlust erzählten und die in des Jahres letzten Stunden lauter und dringender ertönten als zu jeder andern Zeit.

Ihnen hatte auch der größere der beiden Wanderer seine ganze Seele zugewendet, achtlos auf die freundliche Zusprache des andern neben ihm, der durch sein Geplauder die finstern Geister des Freundes zu verscheuchen strebte. Stumm, mechanisch einen Fuß vor den andern setzend, schritt dieser einher, zuweilen tief aufseufzend aus gepreßter Brust, den Nacken gebeugt, die Blicke gerade vor sich hin zu Boden richtend.

Sie waren der Stadt nahe gekommen; Häuser drängten sich dichter an Häuser; nach und nach ward es immer lebendiger, geräuschvoller um sie her. Wagen fuhren rasselnd vorüber, Menschen kamen und gingen, lärmende, fröhliche Stimmen schallten über den Weg, ein kräftiger Baß johlte in der Entfernung die Melodie eines Trinkliedes.

Der bisher schweigsame der beiden Gefährten schien wie aus einem Traum zu erwachen. „Guter Friedrich", sagte er mit gedrückter Stimme, indem er sich halb zu dem andern herum wandte, „du meinst es treu mit mir, ich weiß, ich weiß! Aber laß mich, es hilft dir alles nichts!"

„Du mußt dich zusammennehmen, deine Gedanken auf etwas anderes richten", meinte Friedrich, gutmüthig überredend, „und ich werde es doch noch durchsetzen, dich wieder vernünftig zu machen!"

Sein Freund schüttelte den Kopf. „Mich zu-

sammennehmen? Auf etwas anderes denken? Freund, mein Gehirn ist mir wie ausgetrocknet, alle meine Kraft ist hin! Ich bin ein elender, unnützer Mensch!"

„Sprich nicht so, Heinrich!"

„Ja, könnt' ich die Erinnerung verbannen!" murmelte der andere auslvoll in sich hinein. „Heute vor einem Jahr; unter dem fröhlichen Sternenhimmel — da war's! Ich geleitete sie nach Hause, ich war glücklich und sie — sie schwur mir ewige Liebe, ewige — während sie — es wird mich noch wahnsinnig machen!" Er stand still und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Heinrich, mein Junge, eben deshalb mußt du gegen deine Stimmung kämpfen, ihrer Herr zu werden suchen!"

Heinrich lachte bitter. „Thor, als ob ich nicht gerungen hätte! Still da mit deinem Geschwätz und laß mich meiner Wege gehen! Ja, laß mich untergehen! Wenn weder die treue Stimme des Vaters noch das weinende Auge der Mutter mich heilen und retten kann, dann — muß ich wol verloren sein!"

Er biß die Zähne aufeinander, atmete heftig und mühsam, wie von seiner Empfindung überwältigt.

„Juvallerallerallera!" klang es ziemlich nahe vor ihnen.

„Das ist der tolle Matthes, so wahr ich lebe!" sagte Friedrich und horchte. „Er ist's, ich kenne seine Stimme!"

Eine hohe ansehnliche Gestalt tauchte jetzt aus der Biegung des Wegs hervor, bald abgebrochen singend und dazu mit weit aus dem Mantel gestrecktem Arm gestikulierend, dann auf Augenblicke still stehend und dann wieder rasch vorwärts mit langen Schritten auf die zwei Gefährten zueilend.

Heinrich drückte dem Freunde die Hand. „Leb' wohl, ich muß nach Hause!" Er wollte an dem Ankommenden vorbei, aber dieser vertrat ihm den Weg, indem er sich mit ausgebreiteten Armen hinstellte.

„Heda, holla, weiche nicht, wanke nicht!" rief er mit seiner klangvollen Stimme halb singend ihm entgegen und dann im natürlichen Tone sprechend: „Gut, daß ihr beide da seid! Es fehlt mir just der vierte Mann, oben auf dem Thurm das Neujahr abzublasen, wie's der löbliche Brauch in unserm Orte ist; denn der Hellmuth liegt auf dem Rücken, weil er sich die Lunge erhitzt hat, und der Schimmelfritz liegt auf dem Rücken, weil sein Pedal seinem Seligen tragen will. Die lassen sich also beide nicht brauchen, nun sehen Sie wohl, Feldmann, daß Sie sich herbeilassen müssen — soll die Stadt nicht um ihre Andacht mit den Posaunen kommen — die zweite oder dritte Stimme zu blasen. Sie können das mit Friedrich abmachen, denn der Baß bleibt mein Eigenthum".

„Verschonen Sie mich, Matthes, ich muß nach Hause gehen!"

„Dummes Zeug, nach Hause gehen! Da ist nachher Zeit genug! Friedrich, nicht loder gelassen, ich werde ihn am andern Henkel fassen! So, nun zum Braunen Bären, es sind fidele Bursche dort! Den Krimp werden wir nachher abholen; dann sind wir unsere richtigen Vier und wir werden die himmlischen Heerscharen des Jüngsten Gerichts prächtig vorstellen und dem zähen Sünderpack hier unten eins tüchtig in die Ohren schmettern!"

So sprechend hatte er den schwach sich sträubenden Heinrich, der schon wieder in ein willenloses Brüten versank, unter den Arm gepackt und zog ihn rasch mit sich fort, in ein am Wege gelegenes Wirthshaus, aus welchem ein lustiges und lärmendes Gewirr und Durcheinander von Stimmen und Gläsern ihnen entgegenschallte; Friedrich, mit seinem Geigenkasten unter dem Arm, folgte nach.

„Hier bin ich wieder!" sagte der tolle Matthes, Mantel und Hut von sich in eine Ecke schleudernd, „und nun rasch einen guten Imbiß, Gläser für uns alle und einen flotten Trunk herbei, daß wir nicht als Duckmäuser das Jahr beschließen!"

Er warf übermüthig eine Hand voll Münze auf den Tisch, während ihm aus den Kehlen der Gäste ein tosendes „Hurrah, der tolle Matthes!" und jubelnde Willkommenrufe entgegenrauschten.

Hoch und massenhaft ragte der Hauptthurm der altersthümlichen Kirche in die Luft empor, sich schwarz auf dem nächtlichen Himmel abzeichnend — ein ausgereckter riesiger Geisterarm ins Jenseits deutend. Unten an seinem Fuße das Beinhaus mit seinen kleinen, trübe blinkenden Rundscheiben, neben welchem eine Pforte, mit allerlei seltsamem, verwunderlichem Schnitzwerk geziert, in das Innere des Thurms führte. Der Wind, von jeher sein alter Freund und Genosse, tummelte sich auch jetzt um ihn herum, sauste und pfiff bald wild um seine Ecken und Kanten, die schon seit Jahrhunderten mit seiner rauhen Stimme vertraut waren; bald stimmte er diese zu einem melancho-

chen Flüstertön herab, als wolle er von den
orten erzählen, die in früherer Zeit auf dem
ichhofe nebenan, gegen Norden, den eine
auer umschloß, begraben werden waren. Schon
t undenklichen Zeiten hatte man keinen mehr
er beigesetzt; die Grabhügel waren längst ein-
unken und der Erde gleichgemacht worden; die
ichriften der breiten, an der Mauer eingelenkten
chensteine, im Dunkel schwach hervorschimmernd,
aren verwittert und unlesbar geworden — aber
r Wind erinnerte sich noch genau der darunter
chlummernden. Er hatte schon ihre Vorfahren
annt und deren Voreltern — er war älter
ch als der Thurm, älter selbst als die Sündflut.
Ein ungewisses Licht, bald hell aufleuchtend,
ld wieder in die Nacht versinkend, sei jetzt in
t düstern Umkreis des Gebäudes hinein. Es
hten sich Gestalten, drei Männer, einander
drittes daherkommend. Der erste, hochgewachsen,
eilt den beiden andern um eine ziemliche Strecke
raus. Er pfiff halblaut eine Melodie zwischen
n Zähnen und ließ sorglos den Mantel fliegen,
dessen Zipfel, wie der Wind sie bald weit
einander breitete, bald wieder eng um den
per faltete, abwechselnd die Laterne, welche er
g, verdeckten oder ihr Licht frei ließen, das
n in einem langen weißen Streifen auf den
eebedeckten Pfad fiel. Die beiden hinter ihm
ten schweigend nebeneinander.

Jetzt stand der Vorangegangene am Fuße des
rms bei der Pforte still, deren Arabesken und
ntastische Schnörkeleien, theilweise beleuchtet,
unheimlich ausschauende Zerrbilder hervor-
en, indem er die Leuchte emporhob, den
eren Schlüssel in das Schloß steckte und auf-
ß. Knarrend in ihren Angeln ging die Thür
und ließ wie in einen weiten, schwarzen
lund hineinsehen. Er wendete sich um und
erkannte die stattliche Figur, die scharf-
nitterten Gesichtszüge, von dem krausen Bart
ahmt, und das lange, schwarze Haar des
n Matthes.

„Wo nur, zum Wetter! der Krimip stecken
!" rief er den beiden Ankommenden entgegen.
chte unterwegs auf ihn zu stoßen, da er vom
bredeten Ort schon fort war. Am Ende wird
och zu spät kommen und die paar hundert
en bis oben hinauf sind ein saures Stück
it für seine kurzen Beine. Doch einerlei,
er selber zusehen! Wir können hier unten
stehen bleiben und uns nach ihm aufhalten!"
„Ich glaube, daß er eben daherkommt!"
meinte Friedrich, nach der entgegengesetzten Rich-
tung ausschauend, von woher sich allerdings die
Gestalt eines Menschen mit kurzen, aber hastigen
Schritten näherte.

„Warten Sie doch, meine Herren, ums Him-
mels willen warten Sie!" rief dieser ihnen schon von
weitem entgegen. „Nehmen Sie mich doch gleich
mit sich auf den Thurm!"

Er kam trappelnd und schnaufend näher heran.

„Einen Augenblick", sagte er, „ich bin so
gelaufen. Uf, wie das einen angreift und nun
all die Stiegen! Um alles in der Welt möchte
ich nicht allein da hinauf; aber was thut man
nicht, um einige Groschen mehr zu verdienen,
wenn man Familienvater ist und eine Frau, dazu
vier unmündige Kinder, zu Hause hat!"

Es war ein untersetzter, stämmiger, kleiner
Mann von mittlern Jahren, mit einem runden,
vollwangigen Gesicht, aus dem die Aeuglein pfiffig
und wohlmeinend hervorblickten. Er trug wie
seine Genossen auch ein sorgsam eingehülltes Blas-
instrument unter dem Arm. Kinn und Hals
waren in einen wollenen Shawl gewickelt.

„Pst!" machte er, sich die Fingerspitzen, mit
dicken Fausthandschuhen bekleidet, aneinanderreibend.
„Unangenehme Geschichte das, bei Nacht und
Nebel auf den alten, zugigen Thurm zu klettern;
all die baufälligen Treppen hinauf, um denen
hier unten was vorzublasen, die bei ihrem Punsch
und Wein nicht einmal grad darauf hören! Wie
ist erbärmlich flau zu Muthe — hab' ohnedies vor
kurzem einen garstigen Schreck gehabt — und
nun der alte, düstere Thurm, wo es schon am
Tage nicht geheuer ist — Ach, Gott steh' uns
bei, ich bin wirklich angegriffen! Säß' auch wahr-
haftig lieber zu Hause hinter einem rechtschaffenen
Glase, als hier das Mordsende hinaufzuklappern!"

„Habe einen guten Tropfen bei mir!" warf
Matthes dazwischen, auf seine Tasche schlagend,
„und ihr sollt ihn nachher auch verkosten. Doch
jetzt, den besten Fuß vorgesetzt! Stellt euch vor,
es wäre die Himmelsleiter, die ja auch steil und
beschwerlich sein soll. Vorwärts und laßt das
Lamento unterwegs!"

Die Schritte der Wandelnden widerhallten
hart auf dem steinernen Fußboden. Streiflichter
fielen auf die hohen Säulen mit gewundenem
Schaft und zierlichem Knauf geschmückt, zwischen
denen sich die düstern Gänge endlos zu strecken
schienen, flogen die Wände hinan, wo vor Alter
geschwärzte Bildnisse und Gitterwerk von durch-
brochener Schnitzarbeit sich befanden. Hoch und

höher schien sich die Wölbung über ihren Häuptern zu erheben, indem sie die freischwebende Wendeltreppe, die zum Ober führte, hinaufstiegen, Krimitz prustend und furchtsame Blicke um sich werfend, Matthes augenscheinlich ernsthaft gestimmt und Heinrich, von der voraufgegangenen Wirthshausscene, dem genossenen Getränk und der eigenthümlichen Umgebung aufgeregt, gleichwie in einem wachen, wüsten Traum. Es war ihm wunderlich und seltsam zu Sinn: als müsse er nun und immerdar steigen, steigen ohne Ende, immer höher und höher, bis jeder wirre Laut, jeder Lärm wie jeder Schmerz der Erde versunken und vergessen unter ihm läge, daß er ihn nimmermehr verfolgen und erreichen könne und tief auf dem Grunde bleiben müsse bis in alle Ewigkeit.

„Vergeben!" sagte der Führer, halb sich umdrehend, und ließ das volle Licht seiner Laterne auf einige klaffende Spalten der Thurmtreppe fallen, welche sie seit einiger Zeit schon erklommen und deren Sprossen unter ihren Tritten ächzten und knarrten.

„Ach du grundgütigste Barmherzigkeit!" nöhnte Krimitz mit einem ängstlichen Stoßseufzer. „Angst und Gefahr vollauf, und dazu der kalte Zug, der einen bis auf die Gebeine durchholt! Wenn wir hier hinunterfielen in die schauderhafte Tiefe, und die verwünschte Treppe ist so baufällig, daß mir angst und bange wird! Daß Gott erbarm'!"

„So runde, corpulente Leutchen wie unser Krimitz sollten freilich keine Thurmstiegen hinaufklettern!" spottete Matthes. „Aber Courage, Freundchen, wir sind gleich zur Stelle!"

Sie hatten eine kleine Plattform erreicht und betraten eine Art von viereckigem Gemach, wo es wüst und ungastlich genug aussah. Kahle getünchte Wände mit Nischen und Vorsprüngen in der Mauer, wo das Alter und die Einflüsse der Witterung mannichfaltige Risse und Sprünge hervorgebracht und den Kalk theilweise abgebröckelt hatten, sodaß er, zu Staub zerfallen, den Fußboden überstreute und das dunkle Gemäuer grautheils in seiner Nacktheit hervortrat. Dazu der Zugwind, der ungehindert durch einige Luken hindurchstrich, das Licht der Laternen wanken und flackern machte und stoßweise draußen um den Knopf des Thurms mit aller Gewalt herumtobte und rüttelte, daß das ganze Gebäude zu erzittern schien, als wolle und müsse er es diesmal durchaus abbrechen und in den Grund schleudern.

Die Gefährten, tief Athem schöpfend von dem beschwerlichen Marsch, stellten die mitgebrachten Laternen auf einzelne Vorsprünge der Mauer, postirten sich, so gut es ging, in dem ungemüthlichen Raume und brachten ihre Musikinstrumente zum Vorschein. Matthes zog eine große altherthümliche Uhr hervor und ließ gedankenvoll seine Blicke darauf ruhen.

„Wir haben noch beinahe eine Viertelstunde Zeit zum Verschnaufen!" sagte er nach einer Pause, sie langsam wieder einsteckend und das sinnende Auge auf den nächtlichen Himmel richtend.

„Ja, etwas Erholung thut einem noth!" erwiderte Krimitz mit kläglichem Ton, indem seine runden Augen scheu im Kreise herumschweiften. „Sieht hier ganz gespenstisch und gruselig aus, und — Herrje, was war denn das? Ach, du grundbarmherzige Gütigkeit! Sind am Ende gar Eulen und Fledermäuse hier am Platze?"

„Warum nicht gar der Junker Satan und seine Großmutter!" fuhr Matthes barsch dazwischen. „Mann, könnt Ihr denn nicht einen Augenblick den Mund halten, Ihr schlotterige Maulwurfsseele!?"

„Hähä!" lachte Krimitz, verlegen sich die Hände reibend und das Gesicht von dem einen zum andern drehend, unschlüssig, wie er diese Art von Compliment aufzunehmen hätte. „Mein bester Herr Matthes, Sie spaßen auch wahrhaftig ganz absonderlich und anzüglich! Schlotterige Maulwurfsseele! Hähä! Hab' ich doch zeit meines Lebens so etwas nicht gehört!"

Er schüttelte ganz außer Fassung den Kopf und hockte sich in sitzender Stellung auf einen Vorsprung der Mauer nieder. Matthes wandte sich unwirsch von ihm ab und sich weit aus der Luke beugend, steckte er den Kopf in die kühle, dunkle, nur von einzelnen Sternen erhellte Nacht hinaus.

„Ja, meine Herren!" begann jetzt der kleine Mann mit gewohnter Redseligkeit aufs neue, indem er sein Instrument auf den runden, kurzen Knien vor sich liegen hatte und daran mit einem blau- und weißgemusterten Taschentuch herumwischte und -polirte, während Friedrich und Heinrich, an welche er sich wendete, ebenfalls sich in Bereitschaft setzten, „ja, meine Herren, Sie glauben gar nicht, was ich eben für einen gewaltigen Schreck gehabt habe! Ich, als Familienvater, der eine Frau und vier unmündige Kleinen zu versorgen hat — meine Aeltste wird künftige Ostern eingesegnet — ich gehe also meinen Geschäften fleißig nach, bin zwei Tage auf dem

Lande gewesen, ein eine große Kindtaufe, hernach auf dem dermitzer Hofe — Sie wissen doch? Nun, was ich sagen wollte: hatte dem Hellmuth vor vierzehn Tagen ungefähr eine B-Flöte geliehen — Neusilberbeschlag und 2 Klappen. Ich verleihe eigentlich nicht gern etwas, es kommt nichts heraus dabei — aber, meine Herren, Sie verstehen: eine Hand wäscht die andere! Also nun: er legt sich und wird krank — der Hellmuth nämlich. Ich denke just an die B-Flöte heut Abend, man kann nicht wissen: er ist nicht der Stärkste — willst sie abholen. Also, ich bin, mache mich auf, trabe durch die Straßen, reiße die Hausthür auf. Alles sehr eilig, ich hatte Appetit auf mein Abendbrot und dann ist der Mensch hinker noch als sonst. Aber, stellen Sie sich meinen Schreck vor! Ich renne im Halbdunkel auf der Diele gegen einen aufgerichteten Sargdeckel, daß es nur so knallt! Sehen Sie nur die Beule hier, und noch dazu am Sylvesterabend. Es ist schauderhaft, höchst schauderhaft! Die Schiffersfrau unten im Hause, die hübsche, junge Person, ist auch um die graue Ecke — vor zwei Tagen mit Tode abgegangen und da haben sie schon den Sarg gebracht."

„Ihr Name?" fragte Heinrich plötzlich, der dem Gespräch des andern bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte, mit schnell erwachter, beklommener Theilnahme.

„Wie sie heißt, meinen Sie? Sie ist die Wolfner. Vermögliche Leute, noch gar nicht lange verheirathet — habe auf ihrer Hochzeit aufgespielt. Kennen Sie sie vielleicht?"

„Barmherziger Gott, Margarethe!" Heinrich hielt sich schwindelnd an der Wand, Friedrich wandte sich bestürzt zu ihm.

Der grelle, halb erstickte Laut dieser Worte hatte auch das Ohr des hinausschauenden Matthes erreicht, der sich eben langsam zurückwendete. Er sah die Gruppe vor sich mit einem flammenden Blick, während es um seinen Mund zuckte und leidenschaftliche Erregtheit aus seinen Zügen sprach.

„Todt, deine Liebste?" sprach er mit tiefer Stimme zu Heinrich, „und da hattest du schon vorher verloren? O wunderbare Mischung von eingrabenem Haß und neuerstandenem Liebesleben! Glaube mir: Todtsein ist gut, ist Erwachen aus angstvollen Träumen, Erlösung aus atemloser Enge, Geborgensein vor den Verfolgern Schmerz und Lust! Auch ich hatte einst ein geliebtes Weib, ein Kind — so ein kleines, süßes Wesen — doch all, hin ist hin!"

Er kämpfte seine Wehmuth gewaltsam hinunter, hob die Posaune mit ausdrucksvoller Bewegung in die Höhe und hub mit einer Art wilder Begeisterung an: „Flüchte dich zur Musik, diesem ewig ausgießenden Born des Trostes, diesem heilenden Bade des Vergessens! Laß alle Schmerzen darin untergehen, laß deine Seele auf ihren Schwingen sich heben, emporgetragen über die Erbärmlichkeit der Erde, über Gruft und Todtenklagen!"

Er war ihm nahe getreten und faßte einen Augenblick seine Hand; Krimitz schaute mit dem Ausdruck unlaublicher Verwunderung von dem einen zum andern hin.

In diesem Augenblick zogte die Uhr ein und es klang von allen Thürmen. Die Mitternachtsstunde stimmte in vollen Glockentönen heraufer und griff wie ein verständlicher Ruf aus dem Jenseits mit erschütternder Mahnung an das Menschenherz.

Alle standen und lauschten still, der Gegenwart wiedergegeben. Matthes richtete seine hohe Gestalt in ihrer ganzen Länge empor, wandte sich rings umher und mit festem Auge und beherrschendem Taktschlag der Hand hatte er die zerstreuten Geister rasch gesammelt zum Werke. In einem viergliederigen Banden geordnet, unterthan dem Gesetz der Harmonie, hoben die Männer ihre Posaunen an die Lippen und in brausenden, überwältigenden Klängen die Gedanken mit sich fortreißend, schwangen sich die Accorde des geweihten Liedes himmelan: eine tönende Welle, dem heimgegangenen Jahre nachfluthend in den Strom der Ewigkeit; ein brausender Willkommengruß dem jüngsten Sohn der Zeit, dem neugeborenen Herrscher der Welt, ein heißes Flehen aus der Tiefe, aus Todesnoth und Bedrängniß zu dem, der allein helfen kann und helfen will.

Die Gefährten zerstreuten sich jetzt im Gemach, nachdem aus den verschiedenen Luken des Thurms nach allen vier Himmelsgegenden hinaus je ein Vers des Kirchengesangs erschollen war. Sie verwahrten ihre Instrumente, zogen die wärmenden Hüllen fester um sich und schickten sich an, das heilige Quartier zu verlassen. Nur Matthes stand noch wie festgebannt an der Oeffnung, regungslos, die Posaune in der ausgestreckten Rechten vor sich haltend, das Auge weit geöffnet, ins Leere schauend, während seine Lippen leise murmelten und hoffnungslose Traurigkeit auf seinem bleichen Gesicht lag.

„Hähä!" kicherte Krimitz verstohlen, sich plötzlich

nach den andern umschauend, „der tolle Matthes ist empfindsam geworden; aber so kommt er mir nicht davon ab! Uebrigens: Prosit Neujahr, meine Herren! Allerseits Gesundheit und vor allen Dingen immer brav Batzen in der Tasche; denn das ist die Hauptsache! Heda!" fuhr er mit laut erhobener Stimme fort. „Mein liebster Herr Matthes, haben Sie denn ganz das versprochene Tröpfchen vergessen? Hä, wie ist's?" Er zupfte ihn am Aermel. „Eine erbenkliche Herzstärkung thäte unterwegs wol gut!"

„Ja, ja!" sagte der Angeredete, wie aus einem Traume aufschreckend, und fuhr mit der Hand über die Stirn und das wirre Haar. „Ihr habt diesmal recht, Kriwitz, und — was soll's mit den thörichten Erinnerungen! Juchhe und ein fröhliches Neujahr!"

Er zog eine Flasche und ein Glas hervor, schenkte hastig ein, daß die goldglänzende Flüssigkeit überlief, und bot es Heinrich an, der stumm den Kopf schüttelte und sich verweigernd abkehrte. Auch Friedrich dankte, ohne zu trinken, und nur Kriwitz genoß langsam und mit Behagen das dargebotene Getränk.

Wieder füllte Matthes das Glas und stürzte seinen Inhalt hinunter, indem er sich an Heinrich wandte. „Bist ein Narr, Bruderherz! Greift die Geschichte dich an? Pah, Kinderei! Was ist's denn weiter damit? Schüttle dich zusammen, ja, freue dich lieber! Lache, daß dein eingepreßter Brustkasten wieder geräumig wird! Besser doch, tausendmal besser, daß der Knochenmann dein Liebchen im Arm hält als ihr Ehebere! Endloser Gram um ein falsches Herz? Falsch wie die Saiten einer Violine, worauf ein tauber Leinweber herumfudelt." Wild schwang er die Flasche um seinen Kopf: „Heisa", rief er, „nun ist mir wohl! Der Schluck, der brennende Schluck hat mich kurirt! Der ist probat! Versucht's einmal selber, wie das heilt von innen heraus! Juchhe!" Er schrie aus voller Brust in die Nacht hinaus.

Die drei andern hatten ihre Laternen genommen; Friedrich sagte: „Willst du nicht mit, Matthes? Hör' doch endlich auf mit deinen Tollheiten!"

„Tollheiten, mein Junge? Das ist das rechte Wort! Toll bin ich schon lange, aus allen Fugen heraus! Doch ich lasse mich's nicht anfechten! Mitkommen soll ich? Nein, hier bleiben will ich auf dem göttlichen Thurm, bei allen Sternen, und den Mond will ich stutzen, der heute Verstecktens spielt, daß er hervorkommen soll! Und keiner soll mir's wehren! Hurrah, ich bin ein freier Mann, frei!"

Er setzte die Flasche an den Mund und trank in langen Zügen.

„O Herrje, meine Herren, kommen Sie doch schnell!" flüsterte Kriwitz voll Aengstlichkeit zu den beiden Freunden. „Mir wird grausich zu Muthe bei diesem Menschen! Er ist wild, grausam wild geworden, und wie ihm die Augen funkeln! Man kann noch am Ende mit ihm in Händel gerathen — er ist zu allem fähig; ich aber bin ein Familienvater von vier unversorgten Kindern!"

Er schob sich zitternd und den Kopf oft rückwärts wendend hinaus. Matthes schlug eine schallende Lache hinter ihm drein, die nochmalige Aufforderung Friedrich's, der den wie ermattet an der Wand lehnenden Heinrich mit sich fortzog, nicht beachtend.

Sie passirten den Rückweg über die steile Thurmtreppe, einer hinter dem andern. Kriwitz, diesmal an der Spitze, prüfte sorgfältig jede Stufe, sich ans Geländer klammernd, murmelte halblaut in abgebrochenen Sätzen und warf furchtsame Blicke um sich. Sie hatten fast das Ende erreicht, als es hinter ihnen laut wurde: einzelne Ausrufe in kurzen Zwischenpausen, schallendes Gepolter, welches rasch sich näherte. „Ach, Gott steh' uns bei!" stöhnte Kriwitz. „Da kommt er — wenn's nicht gar einer ist, den ich nicht nennen mag! Das kann nimmermehr gut abgehen!"

In diesem Augenblick trappelte es dicht hinter ihnen. Der tolle Matthes, ohne Hut und Laterne, stürmte wie im Wirbelwind die Stiegen einher, sich am Geländer hinunterschwingend, in so rasender Hast, daß sein schwarzes langes Haar aufwärts gesträubt um seine Schläfe flatterte, wie er mit wildem Lachen an ihnen vorbei, die sich gegen die Wand drückten, hinunter in die Tiefe fuhr. Die ganze wie ein Blitz vorüberstreifende Erscheinung mit dem bleichen Gesicht und den glühenden Augen hatte etwas Unheimliches, Sinnverwirrendes. Heinrich fühlte sich wie in der Gewalt eines Bannes, Kriwitz klammerte sich mit beiden Händen fest. „Der bricht den Hals!" sagte er verstört; „das ist so sicher wie zweimal zwei ist vier. Wenn's nur damit abgethan wäre!"

Es war alles wieder ruhig geworden. Sie beendigten vollends den Weg, traten aus der Kirche hinaus in das Freie, ohne weiter etwas von ihrem wunderlichen Kameraden zu gewahren. Kriwitz, mit erleichtertem Herzen, nahm höflichen

chied und gratulirte sich selbst, daß alles so gut gegangen wäre. Heinrich, an Friedrich's Arm, ging ohne klare Empfindung von Schmerz oder Glückstein der Umgebung dahin, nur eine grenzenlose Leere im Herzen fühlend. Sein Kopf war wüst und es pochte und hämmerte darin; zuweilen brach ein tiefer Seufzer aus seinem Innern hervor.

In den Straßen war es ziemlich lebhaft. Einzelne Personen oder Gruppen kamen aus Gesellschaften nach Hause, Fensterreihen waren eben hier und da noch erleuchtet.

Indem sie die enge Gasse nahe am Thor betraten, wo Friedrich wohnte, hörten sie eine helle volltönende Bassstimme Bruchstücke eines Uhlandschen Liedes singen, die der Wind bald zu ihnen herübertrug, bald weiter verwehte:

Rasch tritt der Schritt gegangen schweifen,
Die Fenster schimmern weit —

Sie standen vor dem Häuschen; Friedrich zog den Schlüssel aus der Tasche, schloß auf. In Heinrich wurde die Erinnerung rege, er stand plötzlich da. „Meine armen Aeltern!" sagte er leise. „Du darfst sie jetzt nicht stören, erwiderte Friedrich, „aber gehe morgen zeitig hin, und du — Heinrich, wenn du es vermagst — und verzeihst es, o böre mich! Sei wieder gut, mache deine Freude! Du weinst es nicht, wie so reich du bist, noch liebe Aeltern zu besitzen, während ich die meinigen kaum gekannt habe!" Seine Stimme bebte leise, der Freund drückte warm die Hand. „Ich will!" rief er; sie gingen. Aus weiterer Entfernung klang es:

— — durch die Wälder
Der kalte Boreas
Wie streichen durch die Felder,
Von Schnee und Regen naß.
Der Mantel birgt im Falte,
Zerrissen hat der Schuh' — —

Die Wetterfahne klirrte, es pfiff und sauste in den Gassen, tiefe Dunkelheit war ringsum gebreitet. Wohl dem, der eine Heimat sein nannte, friedlich in der Mitte seiner Lieben schlummerte!

Beatus ille homo
Qui sedet in sua domo

Heinrich war auf dem Wege nach der Wohnung seiner Aeltern. Die graue Dämmerung des nordischen Wintermorgens hüllte noch Straßen und Gebäude ein. Wirre Träume, Schreckbilder seiner aufgeregten Phantasie hatten über ihn schwer auf ihm gelastet. Bald sah er die früher so heiß Geliebte im schwarzen Sarge vor sich liegen, mit geschlossenen Augen, regungslos, die Hände gefaltet; bald wieder befand er sich am Fuß der Thurmtreppe und die Gestalt des toten Matthes lag lang ausgestreckt davor, fahl, leichenblutig, Haar und Schläfe mit geronnenem Blut befleckt. Dann wieder war er in die weiten, hallenden Räume der Kirche versetzt, die sich — wie es der Aberglaube in der Sylvesternacht haben hält — mit den in dem verflossenen Jahre Gestorbenen füllte. Schaudernd sah er die wachsbleichen Gesichter, die erloschenen Augen auf sich gerichtet. Da kam sie, die letzte, in nachschleppender weißer Hülle! Sie sah ihn an, versuchte zu sprechen, ihre Lippen bewegten sich, aber kein Laut ward hörbar. Sie rang und strebte mit angstvoll verzerrten Zügen — da trat er dicht zu ihr, von namenlosem Mitleid erfaßt.

„Ich verzeihe dir!" sprach er aus vollem Herzen und über ihr Gesicht flog ein Schimmer, ein seliges Lächeln — sie verschwand.

Es war vorüber, die Schatten der Nacht waren entflohen; er athmete erleichtert die scharfe, kalte Luft, wenn auch, ihrer gedenkend, durchdrungen von einem Gefühl tiefster Wehmuth, ja der Reue, ihr so bitter gezürnt zu haben. Sie war ja nun gestorben; die frische, lebensvolle Gestalt in Jugendfülle und Schönheit nahm das Grab in seinen finstern Schoß.

Die Glocken läuteten zum Frühgottesdienst, als er der Kirche zuschritt, in deren Nähe das väterliche Haus sich befand, der jetzt einzelne Männer und Frauen zuwandelten. Plötzlich — o gerechter Gott! — eine Frau, von einer Magd begleitet, näherte sich — hoch und stattlich einherschreitend, das blühende Gesicht unter dem von Federn umwallten Hute — sie ist es!

„Margarethe!" bebte es von seinen Lippen. Er stand athemlos vor ihr, starrte sie an wie ein Gespenst.

Sie fuhr erschrocken, entsetzt zusammen; eine fahle Blässe flog über ihre Wangen.

Einen Augenblick — dann ermannte sie sich und wollte schnell an ihm vorüber.

„O bleib!" sagte er fast flehend und seine Seele lag in Augen und Ton. „Du lebst? Ich hörte, du seiest gestorben!"

Sie senkte tief die Augen zu Boden. „Es ist eine Schwägerin meines Mannes", sagte sie leise, und wie über dieses Wort aufs neue erschreckend, schoß es wie ein Blutstrom bis zu ihren Schläfen hinauf. Sie rang fassungslos, unfähig, einen

Schritt zu thun, unfähig, den Blick zu erheben; sie zitterte. Es war wieder wie in seinem Traum und wie damals erfaßte ihn ein unsägliches Mitleid, ein herzinniges Erbarmen. Er trat dicht heran und faßte sanft ihre zuckende Hand.

„Ich hatte dir ja aus Herzensgrund verziehen, da ich dich gestorben glaubte", sprach er sanft, „wie sollte ich es jetzt nicht, da du lebst? Sei glücklich im neuen Jahre und fürs Leben — dies mein Wunsch!"

„O Heinrich!" stammelte sie und Thränen stürzten unter den langen Wimpern hervor über ihre flammenden Wangen.

„Leb' wohl!" Er drückte ihre Hand und wandte sich zur Seite.

Sie stand noch eine Weile regungslos in derselben Stellung, dann ging sie langsam vorwärts, das Haupt gebeugt, in demuthsvoller Haltung, bis ihre Gestalt unter dem geöffneten Portal der Kirche verschwand, aus der schon die Orgel in brausenden Tönen erklang. Heinrich, noch sinnender Pläne, folgte; wo hätte er sein übervolles, erlöstes Herz wol lieber ausschütten mögen?

Ja, in sich befriedigt und erlöst, denn der Haß und der Ueberdruß lagen hinter ihm, so schritt er nach beendigtem Gottesdienst zu den Seinen. Er fühlte sich wunderbar leicht und erhoben und die freudige Thatkraft der Jugend, die so lange trüb in ihm geschlummert hatte, strömte warm durch alle seine Adern. Er öffnete die Thür des Wohngemachs und überschaute ein heiteres Bild. Die Mutter, anscheinend wohler, im sonntäglichen Kleide am Tische sitzend, der Vater über ihren Stuhl gelehnt; beide lächelnd auf Christine blickend, die mit einem Ausdruck liebreizender Freundlichkeit und einfacher Herzensgüte vor ihnen stand und ein mitgebrachtes Gebäck auf dem Teller ordnete.

Heinrich schritt mit dem Neujahrsgruß an der Erröthenden vorüber auf den Vater zu. „Vater", sagte er herzlich, seine Hand erfassend und preßend, „alles Glück, was ich dir wünsche, will ich selbst von jetzt an dir bereiten, dir und der Mutter, die ihr bisher Kummer um mich getragen! Ich werde wieder gut machen, so wahr Gott mir helfe!"

Er sah ihm voll in die prüfenden Augen mit der überzeugenden Wahrheit eines ehrlichen Willens, eines festen Entschlusses, die sich in seiner leuchtenden Miene, der aufgerichteten Haltung kund gaben; dann umschlang er die Mutter, die lange stillbeglückt an seinem Halse hing.

Mit theilnehmender Freude hatte das junge Mädchen zugeschaut, bescheiden sich in einen Winkel zurückziehend. Jetzt machte sie sich fertig zum Gehen.

„Kannst du denn nicht länger warten, Christine?" Sie schüttelte den Kopf: „Ich komme ja heut' Abend mit der Mutter, wie wir's versprochen!" und bot die Hand zum Abschied. Heinrich mußte sie betrachten, wie sie mit halbverschämter Traulichkeit vor ihm stand. Er wunderte sich im Innersten: wie war denn das nur zugegangen, daß er noch niemals bemerkt hatte, wie lieb sie aussah und welche gewinnende, ihr selbst unbewußte Anmuth auf ihrer Gestalt, ihren lieblichen Zügen ruhte?

„Du erlaubst doch, daß ich dich nach Hause bringen darf? Es ist so glatt und windig an der Kirchhofsmauer", fragte er die Jugendgespielin fast schüchtern, und sie bejahte mit dankendem Neigen des Kopfes.

Die Hausthür klingelte, die beiden jugendlichen Gestalten traten hinaus auf die Straße, deren Dächer von einem flüchtigen Strahl der winterlichen Sonne vergoldet wurden. Geschäftigkeit und munteres Leben entfaltete sich allenthalben, frohe Gesichter grüßten, festlich geschmückte Menschen zogen vorüber.

„Ja, ein fröhliches Neujahr, das verleihe Gott uns allen!" sagte der alte Mann und sein zufriedener Blick folgte den Dahinschreitenden, wie sie eng nebeneinander auf dem beschneiten Pfad weiter gingen, als wäre er der Weg des Lebens selbst, den sie betraten, und sie würden ihn nun und immerdar so vereinigt gehen.

Stillfreudigen Herzens schmiegte sich die treue Gefährtin an den Gatten. „Ich hoffe wieder!" flüsterte sie, und die Zwei, denen auch sie liebend und wünschend nachschaute, traten eben aus dem Schatten der Mauer, an der sie entlang gegangen waren, bei der Biegung der Straße in den klaren, freundlichen Sonnenschein.

August Hermann Francke und seine Stiftungen.

Von Dr. A. Kirchhofer.

I.

Die Francke'schen Stiftungen in Halle sind eine der merkwürdigsten und großartigsten Schöpfungen in Deutschland, sowol in Anbetracht ihres kleinen und unscheinbaren Anfangs, als auch in Betreff des Einflusses, den dieses Institut auf die gesammte Pädagogik, auf die Volksbildung und auf

rung des Elends in den weitesten Kreis übt hat.

egeistliche und kleingläubige Zeit kann ringlich genug an solche Thaten eines rn Gemeinsinns erinnert werden; nicht nug kann man ihr das Wirken eines vorführen, der bei der gläubigsten Quelle er Menschenliebe zuerst nur dem ihm ch aufdringenden Elend seiner Mitmenschen helfende Hand entgegenstreckte, dann h überraschende Erfolge ermuthigt und Umstände getrieben, die Grundsteine zu u legte, dessen Umfang und jetzt in jetzt und dessen wohlthätige Einwirkungen f viele Generationen hin nicht hoch genug gepriesen werden können.

Hermann Francke war der Sohn eines rten und Syndikus bei dem Domkapitel Erfurt sechzehn Jahre alt, bezog er die n Erfurt. Sein Vater war schon 1666 und Justizrath nach dem benachbarten fen worden, wo damals Herzog Ernst ne regierte. Nach einem einjährigen in Erfurt begab sich der junge Francke wo er von Lübeck aus drei Jahre lang iches Familienstipendium genoß. Hier idmete er sich vorzüglich philologischen gischen Studien, war aber namentlich auf letztere mit sich selbst wenig zufrieden. „Ich wußte", schreibt er selbst, „alle Dogmatik und Moral zu bestimmen; alle Lehren aus der Heiligen Schrift. Ich versäumte nichts von dem, was ßern Frömmigkeit rechnet. Aber meine war in meinem Kopfe, nicht in meinem e war eine todte Wissenschaft, die nur ens und meine Phantasie beschäftigte." er sich hierauf einige Jahre in Gotha aufgehalten hatte, begab er sich nach dem frommen und gelehrten Superintendenten Sandhagen, um sich von demselben rung der Bibel, besonders der Prophetie in der Harmonie der Evangelien richten zu lassen. Lüneburg nennt t seine geistliche Geburtsstadt. Kern ungen, in denen er zuvor gelebt er in Lüneburg zu einer ernsten g. Es wurde ihm eine Predigt auferlegt, aber erst in einigen Wochen zu „Nun", erzählt er selbst, „war so beschaffen, daß ich nicht bloße Predigen, sondern die Erbauung der Zuhörer zum Zweck hatte. Indem ich nun darauf bedacht war, getrieb ich über den Text: Dieses ist geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei der Christ, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen (Joh. 20, 31). Ich wollte bei diesem Text vom wahren und lebendigen Glauben handeln und wie derselbe von einem bloß menschlichen und eingebildeten Wahnglauben unterschieden sei. Indem ich nun mit allem Ernst darauf bedacht war, kam mir ins Gemüth, daß ich selbst noch keinen solchen Glauben, wie ich ihn in der Predigt fordern würde, bei mir fände. Ich kam also von der Meditation der Predigt ab und fand genug bei mir selbst zu thun." Er suchte sich auf mancherlei Weise aufzurichten und durch Vernunftgründe zu überzeugen. Aber er geriet nur in immer größere Unruhe und Zweifel. Er nahm seine Zuflucht zu dogmatischen und praktischen Schriften und selbst zur Heiligen Schrift, konnte sich aber „weder an Gottes noch an Menschen Wort halten und fand in dem einen so wenig Kraft wie in dem andern". „Mir kam", sagt er, „mein ganzes bisheriges Leben vor Augen wie einem, der auf einem hohen Thurm die ganze Stadt übersieht. Greiflich konnte ich gleichsam die Sünden zählen, aber bald öffnete sich auch die Hauptcurie, nämlich der Unglaube oder blose Aberglaube, womit ich mich bisher selbst betrogen hatte." Er beschreibt die große Unruhe und Angst, in die er gerathen sei, von der er aber niemand etwas entdeckt habe. „Bald weinte ich, bald ging ich in großer Unruhe auf und nieder; bald fiel ich auf meine Knie und rief den an, den ich nicht kannte; doch sagte ich, wenn ein Gott wahrhaftig wäre, so möchte er sich meiner erbarmen; und solches trieb ich oft und vielfältig. . . Eines Sonntags war ich darauf bedacht, wenn keine Aenderung einträte, meine Predigt wieder abzusagen, weil ich wider mein Gewissen nicht predigen und die Leute also nicht betrügen könne. Denn ich fühlte es gar zu bald, was das sei, keinen Gott zu haben, an den sich das Herz halten könnte, seine Sünden zu bereuen und nicht zu wissen warum, oder wer der sei, der solche Thränen auspresse, und ob wahrhaftig ein Gott sei, den man damit erzürnet habe. . . In solcher Angst kniete ich an gedachtem Sonntag nochmals nieder und rief den Gott und Heiland, den ich nicht kannte noch glaubte, um Rettung an aus diesem elenden Zustand, wenn anders wahrhaftig ein Gott und Heiland

Ephraim.

(erſcheint am Fenſter eines Hauſes im Vorgrunde).

Wer ruft?

Harry.

Ephraimchen, 50 Procent von einem Freund.

Ephraim.

Ihr äfft mir nach; Witz aus leerem Magen iſt froſtig.

Harry.

Kennſt Du mich, Ephraim? Werd' ich wieder reich, wir ſchlachten zuſammen ein goldenes Kalb.

Ephraim.

Ein goldnes Kalb? Sir Harry. Euch Geld geben? Daß ich jetzt ſchon Hörner hätte!

Harry.

Hundert Pfund, Geld! Geld! Ich hab' eine Schuld, Ephraim, eine Seelenſchuld. Menſch, mach', daß ich ſchlafen kann!

Ephraim.

Sind wir Juden doch Menſchen? Trinkt den Schlaftrunk von dem indiſchen Rabob! Gute Nacht! (Schlägt oben das Fenſter zu.)

Harry (allein).

Die Welt kehrt ſich um. Ich werde wahnſinnig.

wäre. Da erhörte mich der Herr! ... Alle Zweifel waren verschwunden; ich ward versichert in meinem Herzen der Gnade Gottes in Christo Jesu; ich konnte ihn nicht allein Gott, ich konnte ihn auch meinen Vater nennen. Alle Traurigkeit, alle Unruhe des Herzens war hinweggenommen; ich war wie mit einem Strom der Freuden überschüttet, daß ich aus vollem Herzen und Mund Gott lobte und preiste, der mir so große Gnade erzeigt hatte. ... Es war mir nun, als hätte ich in meinem ganzen Leben gleichsam in einem tiefen Schlafe gelegen und als wenn ich alles nur wie im Traum gethan hätte und wäre davon nun erst aufgewacht. Ich war ganz überzeugt, daß alle Seligkeit und Lust der Welt solche süße Freude im menschlichen Herzen nicht erwecken könne."

Mittwochs darauf hielt er seine Predigt mit großer Herzensfreudigkeit.

Diese Aufrichtigkeit, womit Francke seinen innern Wandel vollzog, charakterisirt sein ganzes Leben. Von nun an begann er „Beförderung, Ehre und Ansehen vor der Welt, Reichthum, gute Tage und Ergötzlichkeiten für nichts zu achten". „Seit der Zeit", fährt er fort, „habe ich aber auch angefangen, mehr um des Guten willen zu leiden."

Nach einem Jahre verließ Francke Lüneburg und wurde nach einem längern Aufenthalt in Hamburg und Leipzig, wo er als Docent thätig gewesen war und mit großem Beifall die Collegia biblica in deutscher Sprache gelesen hatte, im Jahre 1691 als Diakonus an die Augustinerkirche in Erfurt berufen. Hier strömte eine außerordentlich große Zuhörerschaft seinen Predigten zu; selbst aus der Umgegend kamen die Leute herbei. Nur in solchen Predigten, die ein brennendes Herz zurückließen, nicht in den kalten und leeren Wortfechtereien, die man damals häufig von den Kanzeln herab hörte, fand man Befriedigung. Zu keiner Zeit ist das Bedürfniß einer religiösen Erhebung, die Sehnsucht nach einer stillen Einkehr größer gewesen als zu jener Zeit, wo man sich aus der dumpfen Verzweiflung emporzuarbeiten suchte, welche — eine langanhaltende Folge des Dreißigjährigen Kriegs — alle Gemüther bedrückte. Dieser tief ernste, religiöse Zug, von dem die ganze Nation damals ergriffen war, befruchtete auch erst den Boden, welchem im nächsten Jahrhundert die herrlichsten Blüten unserer Literatur entsprossen sind. Francke's Wirksamkeit in Erfurt war eine tiefeingreifende, wurde aber deswegen bald angefeindet. Um der Unbekanntschaft des Volks mit der Bibel abzuhelfen, verschrieb er öfters aus Lüneburg und andern Orten Neue Testamente und Arnd's „Wahres Christenthum", um sie theils zu verkaufen, theils zu verschenken. Dies gab Anlaß zu dem leichtgeglaubten Gerücht, Francke verschreibe ketzerische Bücher und verbreite sie unter die Leute. Es wurde ihm daher von der Obrigkeit streng untersagt, ketzerische Bücher zu verbreiten. Natürlich setzte Francke das Neue Testament und Bücher wie Arnd's „Wahres Christenthum" nicht in diese Klasse und verschrieb dieselben nach wie vor. Aber der Magistrat hatte auf der Post und an allen Thoren den schärfsten Befehl gegeben, jedes Packet, das an Francke komme, aufs Rathhaus zu liefern. Bald war ein solches eingeliefert und Francke citirt. „Warum haben Sie sich unterstanden, wider das Verbot doch ketzerische Bücher zu verschreiben?"

Er versicherte, dies nie gethan zu haben.

„Weil Sie denn doch so dreist leugnen können, wollen wir Sie überführen!"

Das Packet wird gebracht und geöffnet. Man findet nichts darin als lüneburgische Neue Testamente. Die Rathsherren schämten sich und entließen Francke mit Ehren. Dieser versicherte später einem Freunde, „es wäre so gut gewesen, als wenn man durch einen Ausrufer in der ganzen Stadt die Ankunft einer Anzahl Neuer Testamente hätte bekannt machen lassen. Da sonst wol etliche Wochen darüber hingegangen, ehe er eine solche Partie verkauft, so wären diese an Einem Tage reißend abgegangen". Länger als ein Jahr hatte Francke in Erfurt gewirkt, als plötzlich — die Frucht einer Menge geheimer Insinuationen — ein kurfürstliches Reskript von Mainz kam: „Weil Magister Francke Urheber einer neuen Sekte sei, Ihro kurfürstlichen Gnaden aber solcher Verwirrung nicht länger zusehen wollten, so sei Ihr ernster Befehl, daß man den Magister Francke sofort von seinem Dienst removiren und aus der Stadt schaffen solle."

Francke beschwerte sich bei dem Rath über diese Verfügung. Man rieth ihm, selbst um seine Entlassung einzukommen. Er antwortete: „Der Gerechte leucht und niemand jagt ihn; der Gerechte aber ist getrost wie ein junger Löwe."

Sofort wurde Francke nun durch ein Rathsconsultum ohne weiteres seines Amtes entsetzt und bekam unter Androhung harter Strafe den Befehl, binnen 48 Stunden die Stadt zu verlassen.

Francke unterwarf sich, protestirte aber ebenso bescheiden als freimüthig gegen eine Anschuldigung, wider die man ihm nicht verstattet, sich zu vertheidigen, während man doch Dieben und Mördern dies nicht versagt haben würde.

Hierauf wurde aber ebenso wenig Rücksicht genommen als auf andere Bitten in Francke's Namen. „Die augustiner Schulkinder", heißt es im Rathsprotokoll, „übergaben dem Statthalter ein wehmüthiges Supplikat und thaten im Hofe einen Auffall; es mochte aber nichts verfangen. Die Burger supplicirten gleichfalls, wurden aber theils in die Schwarze, theils in die Rüstknechtsstube gesetzt." Francke blieb abgewiesen und verwiesen und wandte sich daher im September 1691 nach Gotha zu seiner Mutter und Schwester. Unterwegs dichtete er das schöne Lied: „Gottlob, ein Schritt zur Ewigkeit ist abermals vollendet!"

Die freisinnigen sächsischen Herzoge nahmen sich des Vertriebenen an und wetteiferten miteinander, ihm eine anderweite ehrenvolle Laufbahn zu eröffnen. Auch der kurbrandenburgische Hof machte ihm Anträge und verlieh ihm im December desselben Jahres eine Professur der griechischen und orientalischen Sprachen an der eben damals neuerrichteten Universität Halle, zugleich aber auch noch „zu seiner besseren Subsistenz" das Pastorat an der Georgenkirche zu Glaucha vor Halle.

Im Februar 1692 übernahm Francke sein neues Predigtamt. Seine Gemeinde war äußerst verwildert. Eine Menge Bier- und Tanzhäuser — gerade auf dem Platze, wo jetzt das Waisenhaus steht —, zu denen die Hallenser scharenweise zogen, hatten Zucht und Ehrbarkeit bei dem größten Theil der Einwohner von Glaucha in Vergessenheit gebracht. Arbeitsscheue Ueppigkeit ging der bittersten Armuth zur Seite. Francke's Vorgänger war, vielfacher Vergehungen angeklagt, gefänglich eingezogen und abgesetzt worden. Die Vacanzzeit hatte die Verwilderung der glauchaischen Gemeinde noch befördert.

Der neue Prediger fand also ein weites Feld der Arbeit vor und nur ein Mann von seinem Eifer und seiner Liebe vermochte es mit solchem Segen zu bearbeiten wie er. Da die Universität erst im Jahre 1694 förmlich eingeweiht wurde, konnte Francke seine Kräfte anfangs ungetheilt seiner Gemeinde zuwenden. Wie in Erfurt, so waren auch in Glaucha Francke's Predigten Ergüsse eines von den großen unwandelbaren praktischen Grundlehren des Christenthums ganz durchdrungenen Herzens. Sie verfehlten daher auch ihre Wirkung nicht. Inzwischen beginnt jetzt seine weitgreifende Wirksamkeit für die Armen und Blatten.

Die Bauernstadt Glaucha war ehedem von Halle getrennt und hatte ihre besondere Gerichtsbarkeit; jetzt wird sie gewöhnlich als eine Vorstadt betrachtet. Die Armuth, welche in dem Ort herrschte, und der Mangel einer geordneten Armenpflege versammelten beständig eine Menge Bettler vor den Thüren der Wohlhabenden. Um des täglichen Ueberlaufens überhoben zu sein, setzten die letztern einen bestimmten Tag fest, an welchem die Armen ihr Almosen abholen sollten; in der Gegend des glauchaischen Pfarrhauses geschah dies am Donnerstage. Auch Francke ließ Brot unter sie austheilen; bald aber bedachte er, daß dies eine gute Gelegenheit sei, den armen, in Unwissenheit lebenden Menschen auch eine geistliche Speise mitzutheilen. „Daher", sagt er, „als sie auch einmal vor dem Hause auf die leiblichen Almosen warteten, ließ ich sie alle ins Haus kommen, hieß auf eine Seite die Alten, auf die andere das junge Volk treten und fing selbst an, die Jüngern freundlich zu fragen aus dem Katechismus Luther's, ließ die Alten nur zuhören, brachte etwa eine Viertelstunde damit zu, endete mit einem kurzen Gebet, theilte dann die Gaben aus und erklärte, daß ich es alle Donnerstage so halten wollte."

Bei dieser Gelegenheit fand Francke, daß die Unwissenheit der Armen unbeschreiblich sei, und er wußte fast nicht, wie er es anfangen sollte, „ihnen noch einen feinen Grundsatz ihres Christenthums beizubringen". Dies bekümmerte ihn tief; besonders jammerte es ihn, „daß so viele Kinder wegen der Armuth ihrer Aeltern weder zur Schule angehalten würden, noch sonst eine gute Erziehung genössen, sondern in der schändlichsten Unwissenheit und in allerlei Bosheit aufwüchsen". Er kam daher auf den Gedanken, den Armen ein wöchentliches Schulgeld zu reichen, wofür sie ihre Kinder in die Schule gehen lassen sollten. Aber bald bemerkte er, daß sie wol das Schulgeld richtig abholten, daß aber die Kinder dennoch nicht in die Schule kamen oder sich doch gar nicht besserten.

Auch die Noth der verschämten Hausarmen ging ihm zu Herzen. Sein eigenes Einkommen reichte nicht hin, gerade diesen würdigern Theil der Dürftigen kräftig zu unterstützen. Er ließ daher bei wohldenkenden Studenten und andern Leuten eine Almosenbüchse wöchentlich herumgehen

und gewann damit meiſt jede Woche einen halben Thaler. Bald nahm aber die Bereitwilligkeit der Geber ab und Manche trug Bedenken, denen, die nicht gern ſpendeten, ferner beſchwerlich zu fallen.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Zwei fabelhafte Thiere.

1. Die Seeſchlange.

(Fortſetzung.)

Wir bringen noch eine Ausſage zu Gunſten der „ewigen Seeſchlange" herbei.

Im Jahre 1849, am 6. Auguſt, ſah der Kapitän der engliſchen Fregatte „Dädalus", Peter M'Quhae, nebſt ſeinen Offizieren und Mannſchaften eine Seeſchlange. Er berichtet: „Nachdem ſich unſere Aufmerkſamkeit auf das ſchnell näher kommende Thier gelenkt hatte, überzeugten wir uns bald, daß es eine ungeheuere Schlange war, deren Kopf und Nacken über den Waſſerſpiegel emporragte. Der obere Theil des Körpers, welchen wir bei der Durchſichtigkeit des Meeres genau unterſcheiden konnten, mochte etwa 60 Fuß meſſen und erſchien langgeſtreckt und unbeweglich wie ein Maſt. Das Thier ſchwamm mit einer Schnelligkeit von 12—15 Meilen in der Stunde und ſchoß, da es von ſeinem Curs in ſüdweſtlicher Richtung auch um unſers Schiffes willen nicht um ein Haar breit abweichen zu wollen ſchien, ſo dicht an uns vorüber, daß wir alle es mit unbewaffneten Augen deutlich erblickten. Im ganzen behielten wir die Schlange mit Hülfe unſerer Gläſer etwa 20 Minuten in Sicht und in dieſer Zeit tauchte ſie nicht ein einziges mal unter. Der Kopf glich genau dem einer Schlange; die Farbe war dunkelbraun, am Halſe gelblich weiß. Unterhalb des Kopfes betrug der Durchmeſſer des Rumpfes etwa 15—16 Zoll. Floſſen konnten wir nicht bemerken, wol aber ſahen wir im Nacken eine wirre Maſſe, die ebenſo gut eine Mähne ſein konnte wie ein Bündel Seetang."

Soviel von den Ausſagen derer, welche in dem Proceß für und gegen die Seeſchlange als Augenzeugen figuriren. Außerdem läßt ſich indeſſen noch mancherlei vorbringen, was für die ſo vielfach angezweifelte Exiſtenz des Seeungeheuers als Beweisgrund gelten dürfte.

An der Küſte von Streniav, einer der Orkadiſchen Inſeln, wurde im Jahre 1808 der Leichnam eines Thieres unbekannter Art angeſchwemmt, von Fiſchern aufgefunden und durch eine Menge intelligenter und gewiſſenhafter Männer gemeſſen und beſichtigt, ſolange er noch ganz unbeſchädigt war. Den Schädel und die Schwimmfüße nahm ein benachbarter Grundbeſitzer an ſich, die Wirbelſäule aber ſowie einige andere noch vorhandene Theile des Gerippes ſind im Muſeum der Univerſität zu Edinburgh und im dortigen Muſeum des königlichen Colleg für Wundärzte aufbewahrt. Das eigenthümliche Thier, deſſen Exiſtenz nicht beſtritten werden kann, maß in der Länge 56 Fuß und hatte an der ſtärkſten Stelle des Leibes 12 Fuß im Umfang. Der viel dünnere Hals war vom Kopf bis zu den Schultern, d. h. bis zum erſten Paar Schwimmfüßen, 15 Fuß lang. Der Kopf war ſehr ſchmal und von der Naſenſpitze bis zum erſten Naſenwirbel nur 1 Fuß lang. Im Nacken zeigte ſich nach der übereinſtimmenden Ausſage aller Augenzeugen eine Art dorſtiger Mähne, die ſich über den ganzen Rücken ziemlich bis zum Schwanze fortlegte. Am Rumpfe des Thieres befanden ſich drei Paar Schwimmfüße oder ſtarke Floſſen, von denen die hinterſten die ausgebildetſten und nicht als 4 Fuß lang waren. An den Extremitäten derſelben bemerkte man eine Art durch Schwimmhäute verbundene Zehen. Die Haut des Thieres war glatt, ohne Schuppen und von dunkelbrauner Farbe. Das Fleiſch glich grobfaſerigem, mißfarbigem Rindfleiſch. Die Augen waren von der Größe der Seehundsaugen; der Schlund zeigte ſich ſo eng, daß man nicht mit der Hand hindurch konnte.

Im September 1817 fing und tödtete man an der Küſte des Atlantiſchen Oceans, unfern von Boſton, eine kleine Schlange, welche der Naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft von Boſton zur Unterſuchung übergeben wurde und, da ihre Art noch ganz unbekannt war, den Namen Scolophis Atlanticus erhielt. Der Rücken der nur 4 Fuß langen Schlange war vom Kopfe bis zum Schwanze mit einer ununterbrochenen Reihe von ſchwammigen Höckern belegt und das Comité, welches von der Naturhiſtoriſchen Geſellſchaft zur Unterſuchung des Thieres ernannt war, hegte keinen Zweifel, daß es ein junges Exemplar der berüchtigten Seeſchlange vor ſich hatte.

Dies wären in der Kürze einige von den Thatſachen, welche ſich für die Exiſtenz der Seeſchlange anführen ließen. Freilich müſſen wir hinzufügen, daß Profeſſor Owen in London dieſe Beweiſe ebenſo wenig als ſolche gelten läßt als die angeführten Berichte und Zeugenausſagen. Er erklärt das Gerippe des Thieres, das an der Streniav-Inſel gefunden wurde, für das eines Rieſenhaies (Squalus maximus), welcher zuweilen

eine ungeheuere Länge erreicht. Wunderbar wäre es dann nur, daß die Leute, welche das Thier noch in ganzer Figur sahen — meistentheils Fischer und Seemänner, denen der nicht eben seltene Riesenhai vollkommen bekannt war —, es nicht als solchen erkannt haben sollten, sondern einstimmig aussagten, daß sie ein Thier wie das vor ihnen liegende nie zuvor gesehen hätten.

Auf einen andern Einwand, welchen Professor Owen gegen die Seeschlange gemacht, daß man nämlich, wenn es ein solches Ungeheuer gebe, seine Knochen häufig am Meeresstrande finden müßte, läßt sich erwidern, daß auch die Gebeine solcher Thiere, welche in großer Menge vorkommen, wie z. B. der Wallfisch und der Robbe, nur höchst selten ans Land geschwemmt werden. Wo sie hinkommen, ist ein Geheimniß; eine Thatsache, die alle Beobachter bestätigen, aber ist es, daß diejenigen Wallfischgerippe, welche man hin und wieder am Strande findet, ohne Ausnahme von solchen Thieren sind, welche durch Wallfischjäger getödtet wurden oder durch einen andern Zufall ums Leben kamen. Dieser Thatsache schließt sich die Bemerkung an, daß man z. B. auf der Insel Ceylon, wo die Elefanten in ungeheuren Heerden leben, dennoch niemals den Leichnam oder das Gerippe eines Elefanten antrifft, der eines natürlichen Todes gestorben ist. In den reich mit Hochwild bevölkerten amerikanischen Urwäldern ist noch niemals das abgestreifte Geweih eines Hirsches oder der todte Körper eines solchen gefunden worden, wenn das Thier nicht ein gewaltsames Ende genommen hatte, und ebenso unlösbar ist das Räthsel, wohin die Körper der vielen kleinen Vögel kommen, welche täglich in den Wäldern sterben und dennoch niemals gefunden werden.

A. P.

(Ein zweiter Artikel: Der Kraken, folgt.)

Thomas de Quincey.

Wenn, abgesehen von allen andern Bedingungen, nur die Originalität seiner Anschauungen und seines Ausdrucks den Werth eines Schriftstellers bestimmte, würde Thomas de Quincey zu den ausgezeichnetsten Schriftstellern Englands gerechnet werden und überall so bekannt sein wie Macaulay, Carlyle, Thackeray. Aber um einen großen literarischen Ruhm zu erwerben und dauernd festzuhalten, genügt es nicht, den Spaziergänger in der Literatur zu spielen, hier und dort vor einer Aussicht, die uns anzieht, an dem Ufer eines Sees, vor einer Gruppe ehrwürdiger Bäume zu verweilen und dann, unbekümmert wohin man gelange, seinen Weg fortzusetzen, es gehören dazu künstlerische Leistungen, ein Streben nach den höchsten Zielen, die Beschäftigung mit der Literatur muß nicht nur der Genuß, sondern auch die Arbeit des Lebens sein — wohlverstanden Arbeit im künstlerischen Sinn. Thomas de Quincey hat zwölf stattliche Bände geschrieben, Auslese literarischen, politischen, philosophischen Inhalts, Skizzen über die verschiedensten Gegenstände, es ist viel Vortreffliches in Ausdruck und Gedanken darin, was ich theils die Zustimmung und den Beifall der Gebildeten erwerben wird, aber wenig, was einen mächtigen, unverlöschlichen Eindruck hervorruft; nur einmal ist de Quincey's Name in ganz England genannt worden, nur um seines Buches willen wird er für die Nachwelt nicht ganz zu den Verschollenen gehören.

Für einen Humoristen wäre es eine dankbare Aufgabe, zu schildern, wodurch wir Menschen unglücklich werden. Thomas de Quincey wurde es durch den Genuß von Opium. „Es war im Jahre 1804", erzählt Julius Althaus in einer eingehenden Skizze, „daß er dem merkwürdigen Mann gewidmet, „als ich der damals neunzehnjährige de Quincey bei Gelegenheit erzählt, welche beständig und unauflöslich mit seinem Namen verbunden sein wird. Er litt an heftigen rheumatischen Schmerzen im Gesicht und Kopf und ein Bekannter empfahl ihm Opium dagegen. Dies tilgte nicht nur die Schmerzen, sondern erregte auch die nämlichen herrlichen Gefühle in ihm, welche bereits die griechischen Helden — Telemach und seine Gefährten — empfanden, denen Helena in Sparta den braunen Trank vorsetzte." Siebzehn Jahre rang Thomas de Quincey mit dieser fürchterlichen, schmerzlich süßen Gewohnheit, seine „Bekenntnisse eines Opiumessers", die 1822 erschienen, erzählen seine Wonnen und seine Leiden. Er war allmählich dahin gekommen, täglich 8000 Tropfen Laudanum zu nehmen. Aber die anfangs herrlichen Träume, die ihn berauschten und aufrufen ließen: „Der Opiumesser fühlt, daß der göttliche Theil seiner Natur der herrschende ist, die moralischen Affekte sind in ihm in einem Zustande wolkenloser Heiterkeit und über allem thront das erhabene Licht des majestätischen Verstandes" — schwanden bald, stumpfsinnige, entsetzliche Leiden an ihre Stelle. Wie gelähmt waren alle seine Glieder, zu jeder Arbeit, körperlicher wie geistiger, fühlte er sich unfähig. „Man hat Opium mit dem Epheu verglichen, welchen man an alten Gebäuden findet, es gibt nicht nur dem Körper und dem Geiste neue Gewohnheiten, sondern wird eine eigenthümliche Stütze der Constitution, welche sie gegen gewisse Gefahren befestigt, aber andern, weit schrecklichern aussetzt." Aus der tiefsten Betrachtung der Natur hat Lucretius den traurig wahren Vers geschöpft: „Auf der Mitte der Luft erhebt sich ein Schmerzliches Bittres, das uns in den Pflanzen selbst ängstigt", er bezeichnet auch so recht die doppelseitige Wirkung des Opiumgenusses. Auf de Quincey lag ein Alpdruck, schwer wie die Welt, furchtbare Erscheinungen ängstigten ihn. Meere wälzten

um ihn, in denen jeder Treppen ein Gesicht war, das ihm drohte. Da beschloß er, zu entfliehen. Er entwöhnte sich allmählich des Opiumessens, seinen Ruhm aber machen seine „Bekenntnisse“ aus, denen er 1845 ein ähnliches Werk „Suspiria de profundis“ — „Seufzer aus der Tiefe“ — folgen ließ; er hat ein hohes Alter erreicht, 1859 erst starb er.

De Quincey stammte aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, aber da sein Vater frühzeitig starb, kam er unter die Obhut von Vormündern, die den reizbaren und empfindlichen Knaben nicht zu behandeln wußten. In seinem sechzehnten Jahre entfloh er aus Manchester, von einer Freundin hatte er sich 10 Guineen geborgt, das war sein Reisegeld. Außer einem kleinen Bündel mit Kleidungsstücken hatte er in der einen Tasche einen englischen Dichter, in der andern eine Taschenausgabe des Euripides. Er durchstreifte Wales, er wanderte nach London. Die bitterste Noth konnte nicht ausbleiben; von seinen Kenntnissen in den alten Sprachen Gebrauch zu machen und seinen Lebensunterhalt zu verdienen, daran dachte er nicht; in der Weise vornehmer junger Leute wollte er „von seinen Hoffnungen“ leben, d. h. Schulden machen, um sie künftig, wenn er mündig geworden, von seinem Vermögen zu bezahlen. Aber es war schwer, Geld zu erlangen. Mehr als einmal befand er sich auf der Schwelle des Todes. In seinen „Autobiographischen Skizzen“ hat er später diese Wanderleben, diese Tage seines Elends in London geschildert. Einmal rettete ihn ein armes, unglückliches Mädchen, mit dem er eine Bekanntschaft hatte. Jedem muß diese Schilderung an das tiefste Herz greifen. „Eines Abends“, erzählt er, „als wir langsam auf Oxford Street umhergingen, und nach einem Tage, an welchem ich mich ungewöhnlich krank und schwach gefühlt hatte, bat ich sie, mit mir nach Soho-Square einzulenken. Dahin gingen wir denn auch und wir setzten uns auf die Treppe eines Hauses nieder, an welchem ich bis zu dieser Stunde niemals vorüberkomme, ohne einen durchbohrenden Schmerz zu fühlen und mich vor dem Geiste dieses unglücklichen Mädchens zu beugen, zur Erinnerung an die edle That, welche sie hier ausübte. Plötzlich, während wir daſaßen, fühlte ich mich unwohler. Ich hatte meinen Kopf gegen ihre Brust gelehnt und auf einmal sank ich aus ihren Armen und fiel auf die Treppe zurück. Aus den Empfindungen, die ich damals hatte, zog ich die innere Ueberzeugung, daß ich ohne einen mächtigen und wiederbelebenden Reiz entweder auf der Stelle gestorben wäre oder doch wenigstens in eine solche Erschöpfung hätte versinken müssen, daß alle Erholung in meinen hülflosen Verhältnissen bald unmöglich geworden wäre. Da, in dieser Krise meines Schicksals, streckte meine arme, verwaiste Genossin, welche selbst fast nichts als Unrecht in der Welt gefunden hatte, eine rettende Hand nach mir aus. Sie stieß einen Schreckensruf aus, lief, ohne einen Augenblick zu verziehen, nach Oxford-Street, und schneller, als sich denken ließ, kam sie mit einem Glase gewürzten Portweins zurück, welcher meinen leeren Magen, der damals alle feste Nahrung abgewiesen haben würde, augenblicklich kräftigte und wiederherstellte; und für dies Glas zahlte das edle Mädchen, ohne zu murren, aus ihrer eigenen kleinen Börse, zu einer Zeit (man bedenke das!), als sie kaum Geld genug hatte, um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu kaufen, und als sie keinen Grund hatte, zu erwarten, daß ich jemals im Stande sein würde, es ihr zurückzuerstatten. O jugendliche Wohlthäterin! Wie oft habe ich in spätern Jahren, wenn ich an einsamen Orten stand und mit bekümmertem Herzen und voller Liebe an dich dachte, gewünscht, daß, wie man vor alten Zeiten glaubte, der Fluch eines Vaters heilige eine übernatürliche Kraft und verfolge seinen Gegenstand mit einer unheilvollen Nothwendigkeit der Selbsterfüllung — auch die Segnung eines von Dankbarkeit schwellenden Herzens einen gleichen Vorzug haben möchte, daß sie Macht von oben erhielte, um dich zu segnen, dich zu verfolgen bis mitten in die Dunkelheit eines schlechten Hauses oder in die Dunkelheit des Grabes, um dich dort zu erwecken mit einer echten Botschaft des Friedens, der Vergebung und endlicher Versöhnung!“

Bald darauf änderten sich de Quincey's Umstände; durch einen unerklärlichen Zufall entschwand ihm jenes Mädchen für immer, er trat in eins der Colleges zu Oxford ein. Diese Jugendbekenntnisse und sein Opiumgenuß, dem er, wie damals Coleridge, sich hingab, bilden die eine Summe seines Lebens, sonst ist es ereignißlos verflossen. Er wie Leigh Hunt und Charles Lamb sind die Epigonen jener Schule, deren Dichter Wordsworth und Southey waren. Seitdem hat Macaulay den Ruhm und die Anerkennung, die dem englischen Volke gewerden, fast auf sich allein vereinigt und seine Vorgänger in Schatten gedrängt. Bei all seiner Originalität ist es de Quincey nicht besser gegangen, mit Unrecht: von Zeit zu Zeit verlohnt es sich wol der Mühe, auf diese „Bohemiens“ der Literatur einen Blick zu werfen; nicht classische Schönheit findet man bei ihnen, aber eigenthümliche Anschauungen, ein reiches individuelles Leben.

Julius Althaus' Skizze über de Quincey verdient fast uneingeschränktes Lob, man wünschte sie noch ausführlicher. Sie bildet in seinen „Socialen Bilder aus England“ (zwei Bände, Hamburg, Meßler u. Melle, 1863) vielleicht die interessanteste Seite. Neben ihr schildert uns der Verfasser noch Lord Cochrane, Sir Henry Havelock, Robert Owen, Sidney Smith und die beiden Macaulay, Zachariae und Thomas Babington. Alle diese Skizzen zeichnen sich durch die Schärfe der Auffassung, die wohlgelungene Darstellung und die Fülle des Stoffliches aus; man gewinnt aus ihnen ein treffliches Bild des kriegerischen, schreibenden, handelnden und abenteuernden England.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Lessing's „Huß vor dem Scheiterhaufen".

Vor allen deutschen Malern hat sich K. F. Lessing mit Vorliebe der Darstellung der Kämpfe zugewandt, die gegen die römische Hierarchie geführt wurden. Der protestantische Zug beherrscht seine Kunst. Mit seiner Seele wie mit seinem Pinsel steht er auf der Seite der Freiheit gegen die Knechtung der Kirche. Bei dieser vollen Theilnahme für die eine Partei verliert er in etwas die Ruhe der Objectivität; er betrachtet die vergangene Geschichte mit dem Auge der Gegenwart und überträgt seine Empfindung, sein Pathos auf jene Welt. In seinen beiden ersten Hussitenbildern, der „Hussitenpredigt" und „Huß vor dem Concil", wie jetzt in dem dritten, das uns den Märtyrer vor seinem Scheiterhaufen zeigt, tritt dies scharf und bestimmt, im Gegensatz zu den belgischen Malern und zu dem münchener Pilotz, hervor. Lessing ist der echte deutsche Meister, der die ideale Betrachtung der Geschichte nicht aufgeben kann; er malt das Factum nicht um seiner selbst willen, sondern im Hinblick auf seinen idealen Inhalt. Wie getreu sich auch seine Bilder in Tracht, Gruppirung und Ausdruck der Personen an die Zeit der Handlung anschließen, die symbolische Auffassung des Ereignisses ergreift uns doch am mächtigsten in ihnen; er zeigt uns die Seele der That, während bei den Realisten ihr Körper zur Hauptsache wird. In seinem „Huß vor dem Scheiterhaufen" hat er den Höhepunkt seiner Darstellungsweise erreicht.

Ein eigenes Geschick hat es gefügt, daß diese bedeutende Schöpfung, obgleich sie schon 1850 vollendet wurde, erst jetzt in Deutschland allgemeiner bekannt wird. Der Generalconsul Becker hatte das Bild gekauft und in seiner „Deutschen Gemäldegalerie" zu Neuwerk ausgestellt; dort blieb es längere Zeit und gelangte nach der Auflösung und Zerstückelung der Galerie durch Kauf in die Hände eines Herrn Derby, der es jetzt in Deutschland in verschiedenen Städten, noch kürzlich in Berlin, zum Wiederverkauf ausstellte. In London, wo er es im vergangenen Jahre während der Weltausstellung zuerst zeigte, erregte es unverhohlene Bewunderung; als „das erste Bild der Deutschen Schule" priesen es die englischen Kunstkritiker: ein Lob, das nach vielen Seiten hin gerechtfertigt ist. Gegen so viele „historische" Gemälde, die für den Laien in der Geschichte an Unverständlichkeit, für den Kenner an Unwahrheit und Uebertreibung leiden und zumeist sich in der Darstellung des Nichtigen gefallen, wie anschaulich, wie unzweifelhaft gewiß und bedeutsam ist da der Vorgang auf Lessing's Bilde! Dort erhebt sich der Scheiterhaufen, ein Märtyrer kniet davor, ein christlicher Priester, nicht nur dem Gewande, auch der Seele nach seine Gegner, die prahlerischen, weltlichen und weltsüchtigen Bischöfe, die Hierarchie der katholischen Kirche mit ihrem Gefolge fanatischer Mönche, mit den Fürsten der Erde, die der „römische Zauber" leitet und beherrscht, haben ihn zum Feuertod verurtheilt, widerwillig im tiefsten Herzen, aber gebunden durch die Gewohnheit des Glaubens und des Gehorsams, schaut das Volk unthätig zu. Ohne von Huß und seinem Schicksal zu wissen, werden wir von diesem Schauspiel ergriffen und tief bewegt. Die historische Kenntniß des Gegenstandes verleiht ihm kein höheres Interesse und vertieft den idealen Gehalt dieser Schöpfung nicht, sie rückt uns das Bild nur aus der Allgemeinheit des Symbolischen in die Sphäre des Wirklichen. Es ist auf einem Hügel bei Konstanz, am 6. Juli 1415. Um einen entlaubten Baum sind große Bündel Holz und Stroh aufgethürmt. Während einer der Henker noch mehr Reisig herbeischleppt, stehen andere schon mit den Fackeln bereit. Wenige Schritte von dem Scheiterhaufen liegt Huß im langen schwarzen Priestergewand betend auf den Knien. Die Hände hat er gefaltet gen Himmel erhoben, an dem eben durch leichte grauschattige Wolken ein Sonnenblick bricht. Der Strahl gleitet über das stille, bleiche Denkergesicht des Märtyrers und umgibt sein Haupt wie mit einer Glorie. In diesem Antlitz ist vielleicht das Leiden zu scharf ausgeprägt; es fehlt ihm jene erhabene Ruhe und Seelenheiterkeit, die dem armen Bauer, der sein Holzbündel zum Scheiterhaufen des Ketzers herbeischleppte, ihr „Sancta simplicitas!" zurufen ließ. Hinter Huß drängt sich die Schutzwache, die Huß aus der Stadt geführt. Das Banner von Konstanz weht in ihrer Mitte. Rohe, wüste Gesellen, zornig die einen, boshaft die andern, in den phantastischen Waffenröcken und seltsam geformten Spießen und Hellebarden, wie sie das Mittelalter liebte; der eine hat die hohe Bauernmütze, die von dem Kopf Hussens gefallen, vom Boden aufgehoben, um sie ihm wieder aufzusetzen; drei Teufel sind daran gemalt mit der Inschrift: „Ersteher." Diese Gruppe hat den halb schauerlichen, halb grotesken Charakter, der den Verbrecher unmittelbar in die Zeit der Handlung versetzt. Allmählich senkt sich der Hügel nach dem Vordergrund zu, die rechte Seite desselben nehmen die Gegner Hussens, die linke das Volk ein. Auf prächtigem Roß sitzt Herzog Ludwig von Baiern, dem der Kaiser die Oberaufsicht bei der Hinrichtung übertragen. Kühn sitzt er da, eine schlanke, gebietende ritterliche Gestalt, den Commandostab in der Hand, den Blick von Huß abgewandt dem Volke zu, der hinter ihm reitet. Das Mißvergnügen, bei solchem Schauspiel gegenwärtig sein zu müssen, zieht ihm auf der Stirn, ein verhaltener Unwille spielt um seinen Mund. Gelassener blickt

der Bischof auf, ohne doch eine schalkhafte Freude oder eine rohe Neugier zu zeigen wie jenes Franziskanermönch, der sich vordrängt und den Märtyrer durch ein Augenglas betrachtet. Diese Uebertreibung, diese Verzerrung des Hasses in das Komische beeinträchtigt ein wenig die Harmonie und Abrundung der Gruppe. Ein kleiner Abschnitt des Terrains trennt sie von der andern — dem Volke. Hier stehen die Neugierigen, die nur gekommen sind, eine Hinrichtung zu sehen, die schwächer oder tiefer Ergriffenen, die böhmischen Ritter und Begleiter Hussens. Ein junges Mädchen kniet betend vor einem aufragenden Stein, hinter dem sie ihren Rosenkranz verbirgt; lang fallen ihre braunen Zöpfe über den Rücken; obwol wir ihr Gesicht nicht sehen, ist es doch blaß, bebend, mit heimlichen Thränen an den Wimpern vor uns. Unter den andern Gestalten fesseln ein alter Bauer, den der Hut als Böhmen kenntlich macht, voll Zorn und Schmerz; ein Augustinermönch, der eine flüchtige Aehnlichkeit mit Luther zeigt, am längsten den Betrachter.

Einheitsvoll, in sich belebt stellt sich das Ganze dar; Huß ist der sichtbare Mittelpunkt, auf den sich alle Gestalten beziehen, wie sich auch der Herzog abwenden mag, er wird den Schatten dieses Mannes nicht los. Die klare Verständlichkeit, mit der Lessing den Vorgang behandelt hat, seine epische Ruhe lassen das Bild mit einer vortrefflichen Schilderung aus einem Walter Scott'schen Roman etwa vergleichen. Es ist nichts Stürmisches, Schwungvolles, eher eine gewisse Ruhe darin; wohl könnte das Bild die Wand einer protestantischen Kirche schmücken. Um so mehr, da weniger der geschichtliche Huß als der ideale, der Märtyrer, wie ihn die Nachwelt sich gedacht, bei Lessing zur Geltung kommt. Wie wir alle, erkennt der Künstler in Huß einen guten und gerechten Mann, der für das Bekenntniß der Wahrheit starb, auf seiner Stirn steht er das Licht, auf der seiner Gegner die Finsterniß. Und nicht schlimmer, als die Geschichte sie uns schildert, stellt er uns die Vertreter der katholischen Kirche dar. Aber Eins übersieht er — den politischen Zug in Huß und der gesammten hussitischen Bewegung. Huß ist vor allem ein Czeche, ein Gegner der Deutschen. Lessing erhebt ihn aus diesen Banden der Wirklichkeit zu dem Vertreter der Wahrheit und Freiheit. In keinem Punkt kann man dem großen Maler eine Versündigung gegen die Geschichte vorwerfen, aber ebenso gewiß ist es nicht die Thatsache, nur ihre Verklärung im Geiste des 15. Jahrhunderts, die er uns gibt. Dies verleiht seiner Schöpfung den frischen, andächtigen Hauch. Wir sind eben alle in den Schranken der Persönlichkeit, sie macht die Stärke und zugleich die Schwäche des Künstlers aus. Lessing's Pathos erhebt sich nicht zu der Höhe des rein Tragischen, es hat eine Neigung zur Sentimentalität. Dies einmal zugegeben, welch eine Meisterschaft bekundet dieses Bild, welch eine Wirkung übt es aus! Im Gegensatz zu seinen Feinden und Peinigern, im Anblick eines schrecklichen Todes, von welch edler Ruhe und stiller Hoheit erscheint Huß! Jede einzelne Gestalt verdient und lohnt die Betrachtung und zuletzt ist es doch wieder der Zusammenhang des Ganzen, der das Künstlerische und Großartige des Werkes ausmacht. Saftig und leuchtend sind die Farben, wenn sich auch die Licht- und Schattenmassen nicht grell und effektvoll, wie es die Franzosen lieben, aufdrängen; der Ausdruck seiner Gestalten gilt Lessing mehr als die Wirkung des Colorits. Mag „Huß vor dem Scheiterhaufen" auch nicht das erste Bild der Deutschen Schule sein, sicherlich ist es das größte Meisterwerk Lessing's im Gebiet der historischen Malerei und dem Besten ebenbürtig, was München und Düsseldorf uns bisher geboten.

Aus der Welt der Industrie.

IV.

Das amerikanische Oel.

Die schönen Hoffnungen mancher deutschen Hausfrau, durch die Oelquellen Amerikas ein bedeutend billigeres Leuchtmaterial beziehen zu können als das heimische, sind leider mit einem — „Puff" dahingeschwunden. Die explodirende Eigenschaft des amerikanischen Erdöls macht es für den häuslichen Bedarf zu gefährlich und in London sowol wie in Bremerhaven und Hamburg, wo große Quantitäten lagerten, hat man strenge Verordnungen erlassen, da es, gleich dem Schießpulver, einer sichern Magazinirung bedarf. Auch die Magdeburger Feuer-Versicherungs-Gesellschaft hat die Prämie für Versicherung dieses explodirenden Oels von 15 auf 25 pro Mille erhöht.

Nichtsdestoweniger dürfte es unsern Lesern interessant sein, etwas Näheres über die reichste Quelle dieses Naturproducts zu erfahren, wo das Oel, gleich dem Wasser, aus der Erde dringt.

Die Hauptregion liegt in Westpennsylvanien, an dem sogenannten Oelbach, einem Wasser von etwa 100 Fuß Breite und 3 Fuß Tiefe. Siebzehn englische Meilen zieht er in südlicher Richtung von Titusville nach der Oil City und ergießt sich dann in den Alleghanyfluß. Der Bach schlängelt sich durch ein enges Thal, das von einer Hügelkette umschlossen ist, deren höchste Spitzen 100 Fuß haben. Die wunderbaren Oelbrunnen liegen zu beiden Seiten des Bachs auf den Wiesen; die Pumpbrunnen haben eine mäßige Tiefe, die fließenden dagegen sind 350—500 Fuß und noch tiefer gebohrt. Die bedeutendsten Oelstädte sind Oil City, Williamsville, Rouseville und Titusville. So ergiebig fließen die Quellen, daß man 20—000 Eimer in einer Woche gewinnt, durch Anlegen neuer Brunnen soll der Ertrag noch bedeutend gesteigert werden. Im Sommer werden die fließenden Brunnen geschöpft; die meisten Besitzer derselben sind Farmer, sie wenden ihre Thätigkeit dann dem Feldbau zu; auch ist die Nachfrage nach Oel im Sommer viel geringer als im Winter. In allen Ortschaften sind großartige Raffinerien errichtet worden. Ein

n geht dahin, das Oel vom Rhein auf
40 englische Meilen weit bis nach Killen
Leitern, dies möchte um so zweckmäßiger
äußerst schwierig ist, das Oel in Röhren
da diese nur in der härtesten Form der
selben widerstehen. Der Preis des Pfundes
Neuyork auf fünf Dreier, freilich eine
fferenz mit den gegenwärtig hohen Oel-
uns!'

ngs sind auch in Canada Oelquellen ent-
früher hatte man schon in Galizien,
Nordabhänge der Karpaten, Bergöl und
ewonnen, es wurde aber nur zu Wagen-
g' verwandt, da der Geruch zu penetrant
neuerer Zeit hat man es destillirt und
nd nach den verschiedensten Seiten hin
machen gesucht. Es wird dort auch in
tern tiefen Brunnen gewonnen.

man bedenkt, daß z. B. Berlin neben dem
em Rüböl, Photogen und Solaröl allein
chäft noch 12 Millionen Stearinkerzen
rbrennt, so ist die Hoffnung wol nicht
daß allmählich auch das Gröbl durch die
geläutert, den Lichtfreunden gnädig kom-
Der Chemie ist es gelungen, durch neue
nen bei Herstellung der Kerzenlicht alle
merthen, das Wasch- und Wollfett, den
den Raffinerien, ja selbst das der Pap-
Maschinen! Ist diese Errungenschaft einer
industriellen Entwickelung, in unserer po-
n'sein Zeit nicht auch ein symbolisches Licht?
an das Licht auf Erden gern auslöschen
es aus dem Dunkel der Erde: Es werde
s es ward Licht!

Ein Lehrer Meyerbeer's.

— Wie in Weimar die Poesie, so blühte
dieses Jahrhunderts in Darmstadt die
n eifrigster Jünger der regierende Groß-
Ludwig I. von Hessen leitete persönlich
oben, dirigirte selbst die Concertaufführ-
ein musikalischer „Hofmarschall" war der
chte der Tonkunst so berühmt gewordene
r Geborene zu Würzburg, hatte er nach
Aufenthalt in Italien und nach vielfachem
an kunstliebenden Höfen zuletzt ein wil-
sal in Darmstadt gefunden und ein Kreis
r junger Männer sammelte sich hier um
in Schüler des großen Peter Vogler zu
den ersten Theoretiker seiner Zeit galt.
en denn 1810 auch Karl Maria von
der junge Meyerbeer. Vogler beherbergte
nd andern Schülern, unter denen Gänz-
r von Winter und Freiherr von Pucit-
nd, ein Haus in der Luisenstraße, das
erberge zu einer Art musikalischer Ata-
mmt hatte. Da trieb denn dieser Klavi-
r geniales Wesen. In den frühesten
Morgenstunden fanden sich alle Hausgenossen in dem
Salon ein, wo sie sich über Composition und Gesang
unterhielten. Sie trugen dem Lehrer ihre Compo-
sitionsversuche vor. Vogler lobte oder tadelte nicht
haltlos, indem er stets die Gründe dafür angab und
auf sein System verwies, aber er verbesserte eigen-
händig und führte schlagende Beispiele aus den alten
Meistern an, in denen er zu Hause war. Waren die
ernsten Lehrstunden vorüber, so wurden musikalische
Spielereien getrieben, die aber immer zu tieferm Stu-
dium anregten. So pflegte Vogler ihnen folgende
Aufgabe vorzulegen. Er nahm eine von seinen vielen
Spieldosen, stellte sie auf den Flügel und ließ sie ein
Stück abspielen. Abwechselnd mußten nun die Schüler
zum Spiel der Dose Variationen extemporiren, auf
dem Klavier oder Violoncello, auf der Violine oder
Flöte. Besonders Karl Maria von Weber soll sich
in dieser Kunst der musikalischen Improvisation aus-
gezeichnet haben. Vogler gestattete nie, vollständige
Opern unter seiner Leitung zu componiren, nur
Studien sollten sie machen, die gediegensten Meister-
werke durcharbeiten und in deren Geist eindringen.
„Frei und unabhängig müßt ihr schaffen", pflegte er
zu sagen, „euer Genius soll durch keine fremde Leitung gestört werden! Wenn ihr buchstabiren könnt,
das Lesen lernt ihr von selbst!" Meyerbeer compo-
nirte hier seine Cantate „Gott und die Natur".

Gegen Abend, nach abgehaltenem Theater- oder
Concertproben, eilte Vogler gewöhnlich zur Tafel ins
Schloß, wo er der tägliche Gast eines Fürsten war,
der seinen Witz als die beste Würze des Mahls zu
schätzen wußte. Seltsam war dann das Staatscostüm
des geistlichen Musikus. Er war klein, mit etwas
vorgebeugtem Kopf; seine langen Arme mit den langen
Armeen, welche zwei volle Octaven umspannen konn-
ten, hingen tief bis zum Boden herab. Als päpst-
licher Kämmerer und Ritter des Goldenen Sporns
trug er kurze schwarze Hosen, einen rothen und einen
weißen Strumpf, schwarze Schuhe und einen goldenen
Sporn am rechten Fuße. Vom Kragen seines Brack-
rocks flatterte hinten das schwarzseidene Abbatenbäffchen
herab, und große reiche Gemshandschuhe bedeckten
Handgelenk und Hand. Seine Haare und an der linken
Seite klebte ein Galanteriebogen. Kein Wunder,
daß, wer ihn so über die Straßen dahineilen sah,
sich des Lächelns nicht enthalten konnte und er oft
genug ein Gegenstand des Spottes der Höflinge
auf dem Marktplatz wurde, was ihn übrigens nicht
im geringsten anfocht.

Während nun der geniale Maestro an der Tafel
seines fürstlichen Freundes den Freuden des Mahls,
der Unterhaltung und den Genüssen des Champagners
huldigte, stürmte daheim die Jugend den musikbefleißten
Flügel des Lehrers und suchte fast, bis einer nach
dem andern sich naß einem stillen Plätzchen umsah.
Wenn dann der Meister am späten Abend heimkehrte,
merkte er alsbald mit Schrecken, daß hier wieder ein
toller Carneval gefeiert worden. „Kinderchen, was
habt ihr angestellt!" brummte er vermeintlich „Väterchen.

zum Buch an Unser eigenen Noth" schallte es ihm entgegen. Eine echte Künstlerwirthschaft, bei der auch alles gemeinsam war, nicht blos Küche und Keller, Hemd und Ueberrock, sondern auch die Kasse, und gern machte Meyerbeer, der reichste unter den Schülern, wenn es noth that, den Bankier der übrigen. Nach vollendeter Arbeit pflegte jeder seinem Lieblingsbedürfnisse nachzugehen. Während Meyerbeer oft tagelang in den verschiedenen Bosquets der Stadt umherschlenderte und dem Gesang der Vögel lauschte, liebte es Weber, in einer Bauernschenke dem Schlafe gegenüber einzusprechen, wo er dem Volksgesange der hier einkehrenden Odenwälder zuhörte. Dort war es, wo ihm zuerst die musikalische Bedeutung des Volksliedes aufging und manche herrliche Melodie sich ihm einprägte, die er in seinen spätern Tonwerken so gut zu verwerthen wußte.

Vogler starb am 6. Mai 1814 an einem Schlagflusse. Ludwig I. ließ sein Grab mit einem schönen Marmordenkmal schmücken, das, mit der Zeit zerfallend und durch den Vandalismus einer muthwilligen Straßenjugend umgestürzt, jetzt aufs neue neben der darmstädter Stadtkapelle aufgerichtet worden ist. Vogler's Schüler hatten sich längst in alle Welt zerstreut, ihr wachsender Ruhm war die letzte Freude des alternden Meisters.

Im Jahre 1826 hatte Karl Maria von Weber vor seiner Abreise nach London noch einmal dankbar des Lehrers Grab besucht, ohne zu ahnen, daß schon fünf Monate später ihm selbst die letzte Ruhestätte in der Moorfeldkapelle werde bereitet werden. Von Voigt war lange Jahre Kapellmeister in München, Gänsbacher machte sich als Organist in Wien durch treffliche Orgelstücke bekannt, Meyerbeer aber, der Jüngste unter ihnen, stieg rasch zur Höhe eines Ruhms empor, wie ihn selbst der vorschauende Geist des Lehrers nicht glänzender hätte voraussagen können.

„Der letzte Komödiant" von Karl von Holtei.

„Die Bühne ist das Werk des Dämons": die Kirchenväter sagten es im Ernst, Voltaire im Scherz, recht haben beide, um alles, was mit dem Theater in Berührung steht, waltet ein dämonischer Hauch. Höllische Gewächse macht er schön, er brandet jung und alt. Wie viel Enttäuschungen man auch auf oder vor diesen Brettern erfahren mag, es beruht nur eines Zufalls, und unsere Gleichgültigkeit, unser Widerwille gegen diese „Illusion" ist dahin; andächtig, wie wir als Kinder vor dem Puppentheater saßen, sitzen wir als Greise vor den alten Lampen. Diese Theaterschwärmerei ist zugleich rührend und närrisch. Denn wir, die Epigonen der eigentlichen deutschen Theaterzeit, bringen der Bühne der Gegenwart nur den kleinsten Theil unserer Aufmerksamkeit und Theilnahme entgegen. Andere Dinge, andere Fragen als ein neues Stück, das Auftreten eines bedeutenden Künstlers, beschäftigen uns, nach andern Richtungen, zu andern Zielen streben wir. In einer solchen, aus Rührung und Spottlust wunderlich gemischten Stimmung lasen wir Holtei's neuesten Roman „Der letzte Komödiant" (drei Bände, Breslau, Trewendt, 1863). Die Vorliebe, zu die Schauermerei, mit der Holtei auf diese umherziehenden Wandertruppen blickt, die Begeisterung, mit der er von alten, längstvergessenen Trivialstücken spricht, die Behaglichkeit, mit der er sich in alle Einzelheiten der Regie, bis zu der wichtigen Frage, wie man sich schminken müsse, vertieft, dies realistische Aufbauen der Vergangenheit vor uns: es klingt uns an wie ein Märchen. Kann man in unsern stürmischen Tagen, wo die politische Debatte vom Markte her bis in das Innerste jedes Hauses dringt, für diese Schilderungen ein tieferes Interesse erwarten? Das Poetische des Gegenstandes ist von Goethe in „Wilhelm Meister", von Tieck in dem „jungen Tischlermeister" unnachahmlich dargestellt worden. In diesen Werken lebt die Theaterwelt, die ideale, die allein der Kunst angehört; die derb realistischen Schilderungen Holtei's, die im ersten Bande sogar hart an die Grenze des Erlaubten treten, können im besten Fall auf eine Stunde hin Unterhaltung gewähren. Welcher Wechsel ist in „Wilhelm Meister" und wie eintönig im Grunde verläuft das „Leben des letzten Komödianten". Wulf, ein Theaterkind, entläuft seinem Meister, einem Apotheker, und tritt in die „Bande" seines Pflegevaters, des Directors einer umherreisenden Truppe, ein. Um sich zu unterhalten, engagirt sie ein deutscher Reichsgraf. Gottliebe, seine Geliebte, eine frühere Künstlerin, und seine Tochter Ludmilla verlieben sich in den jungen Heldenspieler Wulf, der an einem Abend das Kunststück aufführt, Franz und Karl Moor zugleich zu spielen. Ludmilla läßt sich, als das Theater des Reichsgrafen aufgelöst wird, von Wulf entführen. Von da ab verläuft sich das Ganze in eine Reihe Skizzen, die nur durch die Person des Helden eine Art losen Zusammenhang gewinnen. Von einem Ort wandert er zum andern, ein Engagement und ein Liebesverhältniß löst das andere ab, bald ist es eine Soubrette, bald eine Schauspielerin oder eine Commerzienräthin, bald sind wir in Breslau, Berlin, bald in einer Scheune. Dabei findet sich im einzelnen Anziehendes und Treffliches; die Schilderungen Iffland's, Schröder's, des „jungen" Julius, der als „alter" in Dresden ein so schreckliches Ende durch Selbstmord finden sollte, fesseln die Theilnahme; der Humor und die leise Schwermuth Holtei's verfehlen ihre Wirkung auf den Leser nicht. Das Alter kommt nicht zu Ende, wenn es von seiner Jugend erzählt. So legt auch Holtei stets in einer Abschweifung zu einem neuen Abenteuer an. Dadurch kommt eine Unruhe und Zerfahrenheit in die Darstellung, die zuletzt wie das Verrathen von Stereotypen ermüdet. Eine wahre Biographie des „letzten Komödianten" wäre einer solchen Mischung aus Wahrheit und Dichtung vorzuziehen gewesen — und wer hätte sie besser schreiben können als Holtei!

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ierte Folge. Erster Band | Nr. 15. | Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Aus dem Leben Horace Vernet's. — August Hermann Francke und seine Stiftungen. Von Dr. B. Riem-ieder. II. — Zwei talentvolle Thiere. II. Der Kraher. Von A. F. — Theorie Kerstin. Von Friedrich Lampert. — ine Alexander und Amalia Blale. — Gemischtes und. — Ungereimtes. Von Adolph Ebert. — Beiblatt: Die eutsche Arbeiterbewegung I. — Briefe aus der Kaiserstadt IV. — Die Literatur des zweiten Kaiserreichs I.

Aus dem Leben Horace Vernet's.*)

„Nun, ich denke, er wird Ihr Porträt für zwanzig Sous machen, vielleicht für noch weniger, wenn er eben nicht zu sehr beschäftigt ist; aber Sie müssen mit ihm handeln! Wenn er Ihnen zwanzig Sous abfordert, so bieten Sie fünfzehn, und er wird achtzehn annehmen. Sie haben keine Dreße?"

„Oui, mon capitaine!"

„Das erste große Haus am Palais — eine Treppe hoch! So! Rechtsum, kehrt! Und kommen Sie nicht zu spät zum Exerciren zurück!"

Dies war die Antwort, die ich Grosjean, einem Rekruten, gab, der mich fragte, wo er sein Porträt machen lassen könne. Er bat mich, ihm einen von den ersten Malern zu nennen, da er ja gut bezahlen würde, und ich nannte ihm selbstverständlicherweise Horace Vernet, jenen großen französischen Maler, der zu den ersten gehörte, bis der Tod in diesem Jahre 1863 von uns forttellte.

Horace Vernet hatte seine Eigenheiten, die ihn vor Leuten, die mit seiner Art und Weise nicht bekannt waren, närrisch erscheinen ließen. Eines Tags kam so einer meiner Leute mit einem Glase guten Weines zu viel im Kopf in die Kaserne zurück. Das erfahrenste Auge eines Nicht-Soldaten hätte freilich von seinem Rausche nichts gemerkt, denn der alte Bursche — er diente schon seit zwölf Jahren — stand so gerade und sicher da wie je; aber eben diese allzu große Sicherheit verrieth mir den Zustand des Monsieur Grosjean; überdies hatte er ein Priemchen im Munde, was in den Reihen nicht gestattet ist.

Nachdem ich ihn beobachtet, wie er mehrmals „Rechts schwenkt!" mit der Genauigkeit eines Uhrwerks ausgeführt, rief ich ihn an: „Grosjean, Sie sind betrunken!"

„Oui, mon capitaine!"

„Sie kauen Tabak!"

„Non — oui, mon capitaine!" Und das Priemchen sank in seinen Kehlschlund hinab.

„Wo haben Sie getrunken?"

„In der Marketenderbude der Infanterie."

„Wer gab Ihnen das Geld dazu?"

„Ein Civilist."

„Wofür?"

„Dafür, daß ich die Fontainen betrachtete."

„Wie viel gab er Ihnen dafür?"

*) Vgl. den Aufsatz über „Horace Vernet", den wir in unserm Beiblatt zu Nr. 8 der „Unterhaltungen am häuslichen Herd" brachten. D. Red.

Hundert Pfund für das Kind; ich möcht' sie aus der der Erde scharren. Sonst kannt' ich kein Echo, als als eins, das Alles bejahte, jetzt antwortet mir nichts, als der Wiederhall meiner Flüche. Horch, da kommen Weiber! Die Weiber Londons kennen mich, und die hübsch sind, haben mir zu danken. Weiber haben Herzen. Es sind Leichtfüße — — sie springen über das Getafel des Markts. Es sind Tänzerinnen. Ha! Fantaisie, Bluette, guten Abend, Ihr Kinder, kennt Ihr mich?

Neunte Scene.

Fantaisie und Bluette (in Mänteln, jedoch die tänzermäßig weißen Füße sichtbar). Zwei Männer mit Fackeln begleiten sie.

Fantaisie.

Ah, Monsieur Harry, wir kommen aus der Opéra.

Bluette.

Aben heut nift gemakt, furore, parcequ'on ne parle que de Monsieur Harry.

Harry.

Von mir, von mir?

„Zwei Francs."

„Wie lange haben Sie die Fontainen betrachtet?"

„Eine halbe Stunde."

„Und was machte inzwischen der Civilist?"

„Ging auf und ab und schaute mich an — befahl mir, hin- und herzugehen und die Fontainen zu bewundern, lief dann plötzlich auf mich zu und sagte im Commandoton: »Bei Ihrem Leben, rühren Sie sich nicht! So ist's recht!«"

„Nun, und dann?"

„Dann nahm er sein Taschenbuch heraus und schrieb vermuthlich meine Regimentsnummer in dasselbe ein; und als ich dies sah, gab ich ihm die Nummer, 1248; ich hatte mir nichts zu Schulden kommen lassen, darum mag er mich angeben, wenn er will — er bot mir das Geld an und ich nahm es an — wen kümmert's?"

„Nun, schon gut; geben Sie auf Ihre Stube!"

Ich vermuthete, daß Vernet eine Skizze von ihm gemacht und sagte deshalb nichts weiter darüber. So ließ er auch einmal einen Sappeur, der eben sein Glas an die Lippen setzen wollte, in dieser Stellung eine volle Viertelstunde verharren. Welch eine Qual für den alten durstigen Soldaten! Ein andermal rief er bei einer Revue einem Dragoner zu, er wolle ihm hundert Francs geben, wenn er nur fünf Minuten in seiner Stellung verbleiben wolle — der Mann flog eben kopfüber von seinem Pferde! Vernet malte nach dem Leben, womöglich außerhalb seines Ateliers. Er wanderte im Garten von Versailles und in den Artillerie- und Infanteriekasernen umher und sammelte dort Stellungen und Gruppen aus dem Soldatenleben; daher die Lebendigkeit in all seinen militärischen Gemälden.

Wir standen gerade in Versailles, als mich der Rekrut Grosjean bat, ihm einen guten Maler zu nennen. Grosjean war ein hübscher Bursche, ein geborener Soldat. Er hatte eine Adlernase, eine hohe Stirn, einen gewaltigen Schnurrbart und breite Schultern. Grosjean wollte sein Bild für seine Mutter haben. Alle Rekruten in unserm Dienst lassen, sobald sie sich in ihre Uniform „zurechtgeschüttelt", ihr Porträt anfertigen, um es ihren Reitern zu schicken. Es gibt in allen Garnisonstädten gewisse Leute, die sich Künstler nennen und die ein Lager von lithographirten Abbildungen aller Regimenter von Frankreich vorräthig haben. Diese Lithographien sind sehr einfach und nur in Umrissen entworfen. Wenn nun ein Rekrut sein Bild haben will, erkundigt er sich entweder bei einem Kameraden oder einem Offizier nach einem Maler. Die Kameraden empfehlen den Künstler als den vorzüglichsten, der die glänzendsten Farben anwendet und die reichsten goldenen Verzierungen in dem Gemälde anbringt. Wenn einem solchen Künstler darum zu thun ist, sich einen großen Ruf unter den Soldaten zu erwerben, so kann er nichts Besseres thun, als jeden seiner Gönner wie einen Feldmarschall herauszuputzen. Der Soldat wendet sich selten an den Photographen, vielleicht weil dessen Werk zu getreu die Natur nachahmt. Kennt der Soldat die verschiedenen Künstler, so trifft er unter ihnen seine Wahl und macht dann dem Begünstigten in voller Uniform einen officiellen Besuch. Der Maler empfängt ihn mit allen Zeichen der Hochachtung, nimmt aus einer Mappe eine Lithographie, die er dem Auge seines Gönners sorgfältig verbirgt — einen Ulanen, einen Grenadier, je nach der Waffe, zu welcher der Soldat gehört. Er stellt den Supplikanten in einer Stellung auf, die derjenigen der Gestalt auf dem Bilde entspricht, und schickt sich an, die Farben aufzutragen. Wenn darum funfzig Dragoner ihr Porträt machen lassen, zeigen alle funfzig Bilder dieselbe Stellung, und sind unter ihnen funfzig Blonde, so werden sie einander gleichen wie ein Ei dem andern. Doch wie ein Schäfer allmählich die Physiognomien seiner Schafe unterscheiden lernt, so erkennen auch die Leute sich stets untereinander heraus, obgleich alle von demselben Stein abgedruckt sind. Denn in jedem Bild befindet sich irgendein unterscheidendes Merkmal. Der eine besteht darauf, mit einer Cigarre im Munde, der andere mit gezogenem Säbel dargestellt zu werden. Das letztere ist freilich schwierig, denn der Kriegsheld auf dem Bilde hat bereits ein Schwert an seiner Seite hängen; aber ein Rasirmesser läßt den Griff oberhalb der Scheide verschwinden und der Held bekommt ein gezogenes Schwert in seine Rechte. Einem dritten gefällt die scharlachrothe Farbe seiner Beinkleider nicht, sie müssen rosa gemalt werden; ein vierter möchte das dunkle Olivengelb seines Rocks gegen ein glänzendes Smaragdgrün vertauschen. In all diesen Fällen ist der Künstler gefällig und läßt seinen Kunden für seine zwanzig Sous unter allen Farben des Regenbogens wählen; so verrathen diese Bilder, wenn sie gleich nicht die physischen Proportionen und den Ausdruck jedes Individuums wiedergeben, doch meist irgendeine Idiosynkrasie des Originals. Grosjean, der möglichst schön

dargestellt zu sein wünschte, warf sich in seine Staatsuniform, drehte seinen Schnurrbart zurecht und eilte dem Atelier des Künstlers zu. Wenn sich etwa, als er die schöne eichene Treppe hinanstieg, Zweifel in seinem Gemüth erregt, ob ein Maler, der in einem solchen Palast wohnte, ein Bild für einen Franc malen werde, so würde der Umstand, das ich ihm denselben empfohlen, solche Zweifel augenblicklich unterdrückt haben, denn den echten französischen Soldaten ist sein Hauptmann ein unfehlbares Wesen. Broskeau klingelte darum voll Seelenruhe an der ersten Etage und fragte den Herrn, der die Thür öffnete, mit einer Kennermiene nach Monsieur Horace Vernet.

„Ja, mein Freund, der wohnt hier!"

„Ist er zu Hause?"

„Ich bin es selbst!"

„Malen Sie Bilder?"

„Zuweilen, mein Freund!"

„Wie viel verlangen Sie für ein Porträt?"

„Ein Porträt? Was wollen Sie mit einem Porträt?"

„Das ist meine Sache! Ich werde dafür bezahlen."

„Wer hat Sie an mich empfohlen?"

„O nun, ich habe von Ihrem Talent gehört und dachte, Sie könnten es ebenso gut machen wie jeder andere."

„Ich danke Ihnen! Treten Sie näher! Wissen Sie, wie viel ich ungefähr für ein solches Bild zu fordern pflege?"

„Ja! Fünfzehn bis zwanzig Sous wahrscheinlich — das heißt, nur wenn Sie reichlich Goldverzierungen hineinthun! Zwanzig — wie?"

„Hm!"

Vernet führte den Dragoner mit einem gutmüthigen Lächeln in sein Atelier, wo sein großes Bild: „Der Ueberfall der Smalah Abd-el-Kader's", aufgestellt stand.

„Zwanzig Sous, mein Freund? Das ist sehr wenig!"

„Der gewöhnliche Preis, wie ich glaube! Ich habe Bilder gesehen, die Sie für diesen Preis einigen meiner Kameraden gemacht haben."

„Wirklich?"

„Ja! Und, Monsieur, ich handle nicht gern! Ich sehe an diesem Gemälde, daß Sie sehr gut malen können. Wollen Sie also mein Bild mit Goldverzierungen und allem für zwanzig Sous machen?"

„Sagen Sie fünfundzwanzig!"

„Nein, zwanzig!"

„Wie wünschen Sie das Bild?"

„In der großen Staatsuniform, wie ich jetzt bin!"

„Mit dem Helm auf dem Kopf?"

„Das versteht sich!"

„Dann ist es mir unmöglich! Nicht unter fünfundzwanzig Sous!"

„Warum?"

„Warum? Bedenken Sie doch, zu dem rothen Pferdeschweif auf Ihrem Helm brauche ich wenigstens für fünf Sous Scharlachfarbe — und das Scharlach ist im Preise gestiegen!"

„Nun, es ist mir um den Helm nicht so sehr zu thun; aber die Epoxen werden Sie von Gold machen?"

„Die Epoxen? Ja!"

„Und einen goldenen Griff am Säbel?"

„Auch das noch!"

„Sehr gut, Monsieur! Abgemacht! Soll ich Ihnen etwas daranzahlen?"

„Keineswegs! Sehen Sie erst, ob Ihnen Ihr Bild gefällt, und wo nicht, so male ich Ihnen ein anderes."

„Sehr gut! Aber bald hätte ich das Wichtigste vergessen. Malen Sie mich nicht in derselben Stellung, in der alle die übrigen Burschen gemalt sind! Gewahre, als wenn ich zum Angriff anführte."

„Das wird theurer werden."

„Schon wieder?"

„Weil es mehr Arbeit erfordert und mehr Farbe. Sie begreifen, wenn Ihr Säbel in der Scheide steckt, so ist nur Eins zu malen: die Scheide mit dem Griff; ziehen Sie aber den Säbel, so muß ich die Scheide, das Heft und die Klinge, jedes einzeln malen!"

„Daran ist etwas Wahres; aber machen Sie's nur und ich gebe Ihnen zweiundzwanzig Sous. Da!"

Vernet schlug in die dargebotene Hand. „Kommen Sie übermorgen wieder!"

„Warum wollen Sie mich nicht jetzt gleich malen?"

„Für zweiundzwanzig Sous möchte ich Ihnen gern etwas Gutes liefern und ich wünsche mir einige neue Farben dazu anzuschaffen."

„Vortrefflich; machen Sie's mit mir wie mit dem Ehrenfeur d'Artagnan in dem großen Walde hier! Die Farben sind zu matt; es ist keine Pracht darin, es fehlt etwas!"

„Ja wohl, das ist aber auch ein wohlfeiles Bild, welches ich für das hiesige Museum angefertigt habe!"

Als Horace Vernet mit dies kleine Abenteuer

nachher erzählte, gewann er, daß ihm in seinem ganzen Leben keine Bestellung ein größeres Vergnügen gemacht, selbst die erste nicht. Die Gönnermiene des Soldaten und seine Bemerkungen über das große Bild belustigten den Künstler unendlich. Er prüfte den von Grosjean bezeichneten Chasseur d'Afrique noch einmal und war wirklich schon im Begriff, die Farben etwas greller hervortreten zu lassen, als er sich plötzlich erinnerte, daß der Mann sich in einer Wolke von Pulverdampf und Staub befand, die den Glanz der Farben zu vermindern geeignet war; so ließ er das Werk unverändert.

Beim Grenadiren beantwortete Grosjean meine Fragen nach seinem Porträt mit einem schlauen Augenblinzeln, welches seine Ueberzeugung ausdrückte, daß er den Künstler übervortheilt habe.

„Er forderte mir fünfundzwanzig Sous ab, mon capitaine, und wird es jetzt für zweiundzwanzig machen, mit den Goldverzierungen und allem", sagte er zu mir. Ich beglückwünschte ihn über seinen Erfolg, und war während der Rechtübungen mehrere male genöthigt, ihn zurückzuhalten, denn er glaubte alle Augenblicke sich vor dem Maler zu befinden und warf sich deshalb in alle möglichen kriegerischen und heroischen Stellungen, die, so malerisch sie auch sein mochten, jedenfalls nicht zu den vorgeschriebenen Uebungen gehörten.

Horace Vernet wäre ein unschätzbarer Zeichner für die Sicherheitspolizei gewesen: sobald er einen Menschen nur ein einziges mal aufmerksam anzuschauen Gelegenheit gehabt, war er im Stande, ihn „sprechend ähnlich" zu zeichnen. Es war eine glückliche Gabe und zugleich auch wieder eine unglückliche, denn er brachte oft unwillkürlich gewisse Gesichtszüge mit gewissen Handlungen in Verbindung. Wenn er in einem Schlachtgemälde einen fliehenden Soldaten darstellte, in dessen Gesicht sich Angst und Entsetzen malte, so gab sein Bleistift, ohne daß er es wollte, dem Fliehenden die Züge einer bekannten Persönlichkeit, die sich durch ihren Mangel an Muth unrühmlich ausgezeichnet: das führte dann häufig Unannehmlichkeiten für ihn herbei. Diesmal jedoch erwies sich sein Talent als ein glückliches. An dem bestimmten Tage trat Grosjean mit seiner herablassenden Miene wieder in Vernet's Atelier und erwiderte Horace's: „Bon jour, mon ami!" mit einem etwas hochmüthigen Kopfnicken, denn die Begrüßung schien ihm zu „familiär" für einen Maler, dem er sein Geld bezahlte; doch kehrte seine gute Laune zurück, als er sein vollendetes Porträt erblickte: eine schöne freie Skizze in Oel. Das Bild auf Armeslänge von sich haltend, rief Grosjean aus:

„Sapristi! c'est bien beau! Das ist zweiundzwanzig Sous werth! Es ist besser als Baptiste's Bild, viel besser, und er bezahlte dreißig Sous dafür! Ich werde Sie empfehlen, Monsieur!"

„Bitte, thun Sie das nicht, wenigstens empfehlen Sie mich nicht vielen!"

„Warum nicht?"

„Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich bei diesem Bilde fünf bis sechs Sous verliere! Sie sehen, ich habe den Helm mitgemalt und das Scharlach ist oben wieder gestiegen."

„Das ist ein anderes! Aber Sie sollen durch mich keinen Schaden haben! Hier, Monsieur, sind dreißig Sous!"

„Sie sind sehr gütig! Doch ehe ich das Geld nehme, sagen Sie mir, für wen das Bild bestimmt ist!"

„Es ist für meine alte Mutter."

„Sie wird es vermuthlich in ihrem Salon aufhängen?"

„Salon? Nein, sie hat nur ein Zimmer — unser ganzes Haus besteht nur aus einem einzigen großen Zimmer."

„Ist sie so arm?"

„Nein; aber Bauern — Sie wissen wohl, wie die Bauern leben! Sie kann mir immer noch hin und wieder einmal einen Franc schicken, wie sie es in der vergangenen Woche that, wo sie eben mit der Ernte fertig geworden war."

„Gut, mon brave, da ist es, lassen Sie es in einen Rahmen fassen! Und nehmen Sie dies! Still, kein Wort! Gehen Sie doch! Sie haben einen schönen Kopf, und wenn Sie dieses große Bild ansehen, werden Sie finden, daß ich noch ein zweites Porträt von Ihnen gemacht habe. So; adieu! Es ist alles richtig, kein Wort weiter — adieu!"

Der arme Grosjean, der ganz verwirrt war, wie er so plötzlich aus der Höhe seiner Gönnerstellung gefallen, wurde mit vielen Worten samt aus dem Atelier geschoben.

Als er auf die Straße hinauskam, öffnete er die eine Hand und sah ein Fünffrancstück in derselben. In der andern trug er den prachtvollsten, kriegerischsten Dragoner, den er in seinem ganzen Leben gesehen hatte. Der prachtvolle Dragoner sollte das liebende Auge seiner alten Mutter entzücken und das Fünffrancstück den

Rahmen für das Gemälde bezahlen. Horace fühlte, wie sich etwas in seinem Herzen regte, und er murmelte vor sich hin: „Caprista, welch ein guter Teufel!“ Dann, seine Wunde wiederfindend, versetzte er seinem Helm einen heftigen Schlag und rief: „Rache!“

Er schaute sich um — sein Auge erblickte auf der schönen blanken eichenen Treppe einige häßliche Schmutzflecken und „Ich hab's!“ murmelnd, eilte er nach Hause.

Unser Regiment blieb nach diesem kleinen Vorfall noch zwei Jahre in Versailles, während welcher Horace Vernet sich von irgendeiner guten Fee beschützt glaubte, die jeden Sonnabend eine saubere, hübschgeflochtene Strohmatte auf seine schönen Treppe niederlegte. Diese Fee aber war niemand anders als der brave junge Soldat Broscan.

August Hermann Francke und seine Stiftungen.

Von Dr. A. Niemeyer.

II.

Man muß selbst etwas von dem Bedürfnis eines wohlwollenden Herzens, Menschenelend zu mildern, gefühlt haben, um Francke's Empfindungen bei der Theilnahmelosigkeit der Reichen verstehen zu können. Diese Empfindung verging sich bei ihm zum Kummer, als er einst im Neuen Testament die Stelle las: „Gott kann machen, daß allerlei Gnade unter euch reichlich sei, daß ihr in allen Dingen volle Genüge habt und reich seid zu allen guten Werken“ (2. Kor. 9, 8). „Dies“, sagte er, „machte mich betrübt. Ich dachte: Wie kann Gott dies machen? Ich wollte gern manchem Armen Gutes thun, wenn ich etwas dazu hätte. Nun muß ich manchen leer und ohne Hülfe von mir gehen lassen.“

Und gerade in dieser Stimmung fand ihn der Brief eines auswärtigen Freundes, der ihm klagte, er müße mit den Seinigen in Noth verderben. Woher nun etwas nehmen, um diesem zu helfen? Francke sann nach, wie er reich werde in guten Werken und wie er dem Freunde helfen könne, ohne jemand beschwerlich zu fallen. Seine Bescheidenheit hat das Mittel verschwiegen, auf welches er verfiel, aber die Nachkommen seiner Freunde haben es aufbewahrt. Vom Morgen bis zum Abend mit doppelten Amtsgeschäften überhäuft, blieb ihm am Tage keine Zeit, etwas zu schreiben. Er entzog sich also eine Zeit lang sein Abendbrot, arbeitete seine „Biblischen Anmerkungen“ aus und widmete den Ertrag des Manuscripts der Familie des leidenden Freundes, die auf diese Weise in seinem Jahre 150 Thaler empfing. „Nun“, sagt Francke, „lernte ich verstehen, wie Gott machen könne, daß man reich werde zu guten Werken.“ Durch eigene Thätigkeit und Aufopferung? Gewiß der schönste Commentar, der je über diese Stelle geschrieben worden ist!

Zu Anfang des Jahres 1695 versuchte er auch noch ein anderes Mittel, um die Armen seiner Gemeinde ferner unterstützen zu können. Er ließ in seiner Pfarrwohnung eine Büchse anbringen mit der Ueberschrift: „So jemand dieser Welt Güter hat und siehet seinen Bruder darben und schließt sein Herz vor ihm zu, wie bleibet die Liebe Gottes in ihm?“ (1. Joh. 3, 17.) Darunter stand (2. Kor. 9, 7): „Ein fröhlicher Geber hat Gott lieb.“

Es warf zwar von Zeit zu Zeit etwas ein, jedoch ergab es im ganzen nur eine sehr kleine Summe. Nach einem Vierteljahre legte aber eine wohlthätige Frau sieben Gulden auf einmal ein. Als Francke sie in die Hand nahm, sagte er mit Glaubensfreudigkeit: „Das ist ein ehrlich Kapital! Davon muß man etwas Rechtes stiften! Ich will eine Armenschule damit anfangen!“

Und nun hatte der thätige Mann — eben damals in der vollsten Kraft, denn er war 32 Jahre alt — keinen Augenblick Ruhe mehr. Jede Stunde, wo Gutes geschehen konnte, schien ihm durch Aufschub verloren. Noch denselben Tag kaufte er für 2 Thaler Bücher, bestellte einen armen Studenten, die bedürftigen Kinder täglich zwei Stunden zu unterrichten, versprach ihm wöchentlich dafür 6 Groschen und hoffte, Gott werde, wenn das Geld erschöpft sei, mehr bescheren.

Die Kinder nehmen die neuen Bücher mit Freuden an; aber von siebenundzwanzig, die er unter sie ausgetheilt hat, werden nur vier wiedergebracht. Viele Kinder behalten oder verkaufen die Bücher und bleiben weg. Dadurch ließ sich aber Francke nicht abschrecken, sondern kaufte für die noch übrigen 16 Groschen aufs neue Bücher, welche nun die Kinder beim Schluß der Schule zurückliefern mußten.

Der kleinen Armenschule, die nun zu Ostern 1695 ins Leben trat, wies der zu allen Opfern

bereite Mann als Lokal einen Saal vor seinem eigenen Studirzimmer an. In dieser Schulstube ließ er eine zweite Büchse befestigen mit der Ueberschrift: „Zur Information der armen Kinder, den dazu nöthigen Büchern und anderm Zubehör", und mit der Unterschrift (Sprichwörter Sal. 19, 17): „Wer sich des Armen erbarmt, der leihet dem Herrn, der wird ihm wieder Gutes vergelten!" Um die Kinder zum Schulbesuch anzuregen, gab er ihnen wöchentlich dreimal etwas Almosen. Aus fernen Orten schickte man Leinwand, wovon Francke den Kindern Hemden machen ließ.

Am Pfingstfeste wurde er von einigen Freunden besucht, die sich seiner Armenanstalt freuten und sie mit einigen Thalern unterstützten. Auch legten von Zeit zu Zeit andere kleine Gaben in die Schulbüchse.

Mehrere Bürger hören von dem guten Unterricht und schicken ebenfalls ihre Kinder dahin. Jedes Bürgerkind zahlt wöchentlich einen Groschen Schulgeld. Der Lehrer gibt nun täglich fünf Stunden und kann besser bezahlt werden. So steigt schon in dem ersten Sommer die Anzahl der Kinder bis auf 50.

Unterdessen werden aber die Hausarmen auch nicht vergessen. Francke sammelt kein Kapital. Was Gott gibt, das geht auch darauf.

Der Ruf von der beispiellosen Thätigkeit Francke's für das gemeine Wohl fing indessen an, sich immermehr auszubreiten, und es erwachte auch auswärts in vielen wohlthätigen Herzen der Wunsch, ihn unterstützen zu können. Noch im Sommer 1695 erhielt er aus einer frommen Hand 300 Thaler mit der Bestimmung, sie an die Armen, besonders an dürftige Studenten, vertheilen zu wollen. Zwanzig der letztern erhielten das meiste, so viel etwa, als jeder zu seiner Subsistenz nöthig hatte. So entstand der nachher ins Große gegangene Plan, ärmere Studirende zu unterstützen. In demselben Sommer liefen wieder hundert und mehr Thaler ein. Es war nun nie mehr Mangel; Francke hatte volle Genüge zum Gutesthun.

Im Herbste war für die vielen Schüler, die jetzt seiner Anstalt angehörten, in der Pfarrwohnung allein kein Raum mehr vorhanden. Francke miethete daher eine Schulstube im Nachbarhaus und zu Anfang des Winters noch eine zweite. Er theilte jetzt auch die Schüler in zwei Klassen und gab den Bürgers- und den armen Kindern je einen eigenen Lehrer. Jeder dieser beiden Lehrer ertheilte täglich vier Unterrichtsstunden und bekam außer freier Wohnung und Heizung wöchentlich einen Gulden.

Mit diesen mannichfaltigen Versuchen nahm der Stifter auch selbst an Erfahrung zu. Es entging ihm nicht, daß bei manchem hoffnungsvollen Kinde außerhalb der Schule wieder niedergerissen ward, was man in der Schule aufgebaut hatte. Für die eigentliche Geistes- und Herzensbildung, meinte er, müsse doch noch weit mehr gewonnen werden, wenn man die Kinder nicht blos unterrichten, sondern auch erziehen könnte.

Er kam deshalb — noch im Herbst 1695 — auf den Gedanken, einige Kinder ganz und gar in Pflege und Erziehung zu nehmen; „und das", sagt er, „war in meinem Gemüth die erste Veranlassung und der erste Anschlag zur Gründung eines Waisenhauses, ehe denn ich das geringste Kapital dazu hatte." Aber einer seiner Freunde, der von dem Plane hörte, schenkte 300 Thaler mit der Bestimmung, daß die Zinsen davon zu jenem Zweck verwendet werden sollten. Sie reichten etwa für den Unterhalt einer Waise aus. Als aber Francke eine solche suchte, wurden ihm vier vater- und mutterlose Waisen gebracht, von denen er sich eine aussuchen sollte. Er konnte es indessen nicht über sich gewinnen, drei zurückzuweisen; er wagte es, sie alle vier zu nehmen und brachte sie in braven Familien unter, die für jedes Kind wöchentlich einen halben Thaler erhielten. Hierauf ging es ihm, wie es sonst zu geschehen pflegt, daß, „wenn man's im Glauben gewagt hat, den Armen einen Groschen zu geben, man danach ebenso wenig Bedenken trägt, einen Thaler daranzuwagen". In den nächsten Tagen führete man ihm noch mehrere Waisen zu; schon nach einem Monate waren ihrer zwölf seiner väterlichen Sorge anvertraut.

Francke kaufte nun mit den inzwischen reichlicher eingehenden Almosen das Nachbarhaus, in welchem er bisher schon einige Stuben für seine Armenschule gemiethet hatte. In diesem Hause, dem ersten Sitz aller Francke'schen Institute, wurden die Waisen vereinigt und unter der Aufsicht eines jungen Theologen, Neubauer, verpflegt und unterrichtet. Die Einrichtung der Waisenhaushaltung brachte Francke auf den Gedanken, den armen Studenten, statt des bisher verabreichten Wochengeldes, Freitische zu geben. Auf diese Weise konnte er sie näher kennen lernen und die weniger Dürftigen besser zurückhalten, „als welche gern auch niedlicher gespeiset sein wollten". Dies ist der Ursprung des sich später weiter

ausbildenden Lehrerseminars, das den verschiedenen Francke'schen Schulen eine so große Anzahl tüchtiger Lehrkräfte gab.

Es dauerte nicht lange, so hatte sich die Zahl sowol der Waisenkinder als der armen Bürgerschüler so sehr vermehrt, daß das eine Haus keinen Platz mehr für alle gewährte. Francke kaufte daher das anstoßende Haus und trennte die Schule in vier Klassen. Bald kam noch eine fünfte Abtheilung für gelehrten Unterricht hinzu. Wer von den Knaben, auch den verwaisten, einen fähigen Kopf zeigte, rückte in diese hinauf; das ist der Anfang der lateinischen Schule, welche 1702 schon 256 Schüler (darunter 61 Waisen) zählte.

Das Bedürfniß nach größern Räumlichkeiten und der gedeihliche Fortgang seiner Schöpfungen veranlaßten Francke, 1698 das Gasthaus zum „Goldenen Adler" anzukaufen und einen großen Neubau in Angriff zu nehmen. Zwar schien es oft, als sollte er damit scheitern; denn oft geschah es, daß er keinen Heller mehr übrig hatte, wenn für Hunderte von Personen auf dem Markte eingekauft werden sollte. Manchmal mußte er die Pfennige und kleine Münzen zu Hülfe nehmen, die er für Bettler und Hausarme beiseite gelegt hatte, oder alles, was entbehrlich war, zu Gelde machen, um nur Brot oder Fleisch schaffen zu können. Aber immer kam oft wunderbar scheinende Hülfe. Nie brauchten seine vielen Pfleglinge Hunger zu leiden; Bauleute und Tagelöhner empfingen richtig ihren Lohn. Trotz Spott und Hohn, die ihm nicht erspart wurden, hatte er die Genugthuung, bereits nach zwei Jahren jenen stolzen Bau vollendet zu sehen, der jetzt das Haupthaus der Stiftungen ist. An seiner obersten Front schweben zwei riesige schwarze Adler mit breiten Fittichen der aufgehenden Sonne zu und darunter steht auf einem flatternden Bande in goldenen Lettern: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler."

Dies bewährte sich bei Francke. Er hatte ein außerordentliches Talent, den Wohlthätigkeitssinn zu wecken. In seinen Flugblättern: „Segensvolle Fußtapfen des noch lebenden und waltenden Gottes", machte er die vielen Fälle bekannt, wo ihm unerwartet oft Hülfe kam und spornte dadurch zu allgemeiner Nacheiferung an. Deutsche und Ausländer, Vornehme und Geringe, Bekannte und Unbekannte wetteiferten in milden Gaben. Mehrere adeliche und vornehme Personen arbeiteten eigenhändig — das wollte damals noch etwas sagen — allerlei Gegenstände für das Waisenhaus. Bald war man in den Stand gesetzt, das Areal der Stiftungen zu erweitern und abzurunden; Häuser, Gärten, Weinberge, Aecker fielen der Anstalt durch Ankäufe, oft auch durch Vermächtnisse zu. Man kaufte Oekonomien, um aus deren Wirthschaft einige Erleichterung für den Tisch zu gewinnen. Die Grundstücke stiegen im Werth und man verpachtete sie dann unter sehr vortheilhaften Bedingungen. Nur die zum Unterhalt der Waisen, Pensionäre und Aerztliche erforderlichen ökonomischen Anstalten betrieb man selber fort.

Reichliche Hülfsquellen ergaben sich aus einigen andern industriellen Unternehmungen. Die Apotheke des Waisenhauses war anfangs nur eine kleine Hausapotheke, die man in einem einzigen Schranke verwahrte. Das große allgemeine Interesse aber, das man an den Stiftungen nahm, brachte die Apotheke bald in den Besitz mehrerer werthvoller chemischer Manuscripte und eines Geheimmittels. Es entwickelte sich hieraus eine Medicamentenexpedition, die sich weit über die Grenzen Deutschlands erstreckte und einen großen Gewinn abwarf.

Aus einem ebenso kleinen Anfang ging die später so umfangreiche Buchhandlung hervor. Der Candidat Elers, ein Freund Francke's, ließ eine Predigt desselben: „Von der Pflicht gegen die Armen", drucken und verkaufte dieselbe, allen Spottes ungeachtet, während der leipziger Ostermesse auf einem kleinen Tische zum Besten des Waisenhauses. Durch den glücklichen Erfolg ermuntert, unternahm er darauf mit uneigennützigem Eifer den Verlag größerer Werke. Der Buchhandlung wurde noch eine Buchdruckerei hinzugefügt. Aus ihnen ging eine Reihe trefflicher Schulbücher und wohlfeiler Volksschriften hervor.

Die Bibliothek des Waisenhauses ist nur durch Geschenke und Vermächtnisse entstanden und zählte doch 1721 schon an [illegible] Bände. Mit derselben sind ein Naturaliencabinet und eine Kunstkammer verbunden.

Inzwischen dehnten sich die der Erziehung gewidmeten Institute immer weiter aus und hatten bei Francke's Tod (1727) schon im wesentlichen ihren gegenwärtigen Umfang: das Pädagogium, ein Gymnasium für Kinder begüterter Aeltern; die lateinische Schule, ein solches für minder Bemittelte, beide mit einem Pensionat verbunden; drei Bürgerschulen für Knaben und Mädchen,

jede von tausend Kindern besucht; die eigentliche Waisenanstalt, in der 134 Waisenkinder verpflegt und unterrichtet wurden. Dazu kam ein Personal von 175 Lehrern und Inspectoren. Viele der Waisenknaben gehen von der lateinischen Schule zur Universität über und werden auch hier noch von den Stiftungen kräftig unterstützt.

In demselben Maße wie jene Institute vergrößerten und mehrten sich auch die Gebäude der Anstalt. In verhältnißmäßig kurzer Zeit entstand jener stolze, umfangreiche Bau, der einen langen, straßenähnlichen Hof einschließt und einer Fürstenburg des 17. Jahrhunderts gleicht. Man begreift es heute kaum, daß sich alle diese Stockwerke aus den Scherflein emporthürmten, die auf den Antrieb eines einzigen der Nächstenliebe geopfert wurden.

In neuerer Zeit (1836) ist noch ein schönes Gebäude für die schon vorher bestehende Realschule hinzugekommen.

Bereits im Jahre 1702 verlieh König Friedrich I den Stiftungen eine Reihe Privilegien, von denen das wichtigste ihnen ihre Selbständigkeit und einheitliche Verwaltung gewährleistete. Der jedesmalige Director darf seinen Nachfolger und das erforderliche Curatorium selbst erwählen.

Durch diese Bestimmung sind die Stiftungen gleichsam zu einem kleinen „Schulstaat" im Staate erhoben und gegen eine oft so schädliche Beeinflussung von seiten der Kirche und des Staats geschützt worden. Dennoch ist trotz jener Privilegien — wir wissen nicht warum — der gegenwärtige erste Director vom Cultusministerium ernannt worden.

Francke vergaß inzwischen über der Sorge für die Kinder keineswegs die ältern Armen; vielmehr erhielten diese jetzt noch reichlichere Almosen und es entstand daraus eine förmliche von den Behörden bestätigte glauchasche Almosenordnung, die dann auch in der eigentlichen Stadt Halle eine ähnliche ins Leben rief.

Ueberall, wo es der sittlichen Hebung des Volks galt, bot Francke willig seine Hand. Der Freiherr von Canstein, welcher die Rechte studirt und sich dann an den brandenburgischen Kriegen betheiligt hatte, war ein eifriger Anhänger Philipp Jakob Spener's, der, 1691 aus Dresden vertrieben, mit großem Erfolg seine Propaganda für ein lebendiges biblisches Christenthum in Berlin festigte. Auch mit Francke, vielleicht dem größten von Spener's Schülern, war Canstein eng befreundet. Um nun auch seinerseits im Sinn Spener's etwas für das Volk zu thun, hatte er theils aus eigenen Mitteln, theils durch Sammlungen eine Anstalt gegründet, welche die Bibel um einen äußerst geringen Preis verkaufte, um ihren Besitz auch den Armen möglich zu machen; eine Bibel, die sonst 5 Thaler kostete, konnte man aus der Canstein'schen Anstalt für 12 Groschen, ein Neues Testament für 2 Groschen erhalten. In Bezug auf den Text dieser neuen Bibelausgaben ging man von dem richtigen Grundsatz aus, Luther's unschätzbare Uebersetzung möglichst treu und zuverlässig wiederherzustellen; denn schon einige bei Luther's Leben herausgekommene Ausgaben, noch mehr aber die nach seinem Tode erschienenen Editionen stimmten an vielen Stellen nicht völlig überein.

Diese segensvolle, wahrhaft nationale Anstalt vereinigte Francke mit seinen Stiftungen, ohne daß diese den geringsten Gewinn davon gehabt hätten. Noch kurz vor seinem Tode konnte er den Bau eines geräumigen, massiven Gebäudes innerhalb des Waisenhauses für dieselbe ordnen und den Grund dazu legen. Und so sind aus der Canstein'schen Bibelanstalt bereits sechs Millionen Bibeln in die Welt hinausgewandert. Jetzt liefern sieben durch eine Dampfmaschine getriebene Pressen in jedem Jahre (XXXX) Exemplare.

Als akademischer Lehrer hat Francke das große Verdienst, namentlich dazu kräftig mitgewirkt zu haben, daß die Theologie der lutherischen Kirche den scholastisch-polemischen Boden, auf dem sie sich damals befand, wieder verließ und zur Heiligen Schrift zurückkehrte, und daß unter den Theologen wieder ein lebendiges Interesse für biblisch-praktisches Christenthum angeregt wurde. „Die Wissenschaft ist nicht zu verachten", sagt er in seinen Ideen über das theologische Studium, „aber sie muß in die Praxis hineingeführet, zur eigenen Herzenssache gemacht werden." „Wer das Wort Gottes nicht zu dem Ende braucht, daß er zuvörderst selbst ein wahrer Christ dadurch werden möge, der wird keinen wahren Nutzen davon haben, wenn er auch der Schrift Meister wäre. . ." „Ein Quentchen lebendigen Glaubens ist höher zu schätzen als ein Centner des bloßen historischen Wissens und ein Tropfen wahrer Liebe höher als ein ganzes Meer der Wissenschaft aller Geheimnisse." In seinen paränetischen Vorlesungen heißt es: „Auf Universitäten lapt man meistentheils blos die Anfangsgründe der göttlichen Lehren in den Kopf und bleibt so bloß, so kraftlos, so blind und bloß dabei, daß die Gestalt,

Partei das Evangelium die Menschen verletzt, nirgends anzutreffen ist. Wir haben solches um so mehr zu erwägen, weil wirklich kein Volk unter der Sonne zum Reich Gottes unlustiger ist als die Gelehrten. Wenn Gott der Herr einen Gelehrten bekehrt, so thut er ein rechtes Wunder."

Dieser Richtung auf ein lebendiges Christenthum stand in der lutherischen Kirche eine mächtige Partei gegenüber, welche für die dialektisch-scholastische Theologie und den Buchstaben des orthodoxen Lehrbegriffs eiferte. Diese Partei, die ihren Sitz namentlich in Wittenberg und Leipzig hatte, bekämpfte Francke als einen „Pietisten" auf das heftigste und wußte sogar seine Thätigkeit für das Waisenhaus zu verdächtigen, sodaß sich Francke genöthigt sah, ihre Angriffe durch eine Reihe von Streitschriften abzuwehren. Wie er aber persönlich erschien, wußte er seine Gegner noch leichter zum Schweigen zu bringen. Auf einer der Reisen, die er zur Stärkung seiner Gesundheit und im Interesse der Stiftungen unternahm, war er auch einmal nach Ulm gekommen. Die dortigen Prediger waren nicht weniger als geneigt, ihm die Kanzel zu öffnen, wie dies an vielen andern Orten in freundlicher Weise zu geschehen pflegte. Francke befand sich deshalb nur als Zuhörer im Münster. Da dies der Prediger vermuthet hatte, griff er die hallischen Pietisten in den heftigsten Ausdrücken an und es fehlte nichts mehr, als daß er Francke beim Namen nannte, so deutlich bezeichnete er seine Person. Dieser saß gerade der Kanzel gegenüber und hörte alles ganz ruhig und demüthig an. Der Magistrat aber begann zu fürchten, daß der König von Preußen diese öffentliche Beleidigung seiner Universität Halle und eines ihrer geachtetsten Professoren erfahren und ahnden könnte. Es wurde hin und her berathen, was zu thun sei. Endlich hielt es man für das Beste, Francke ehrerbietig und dringend zu ersuchen, am nächsten Sonntag selbst in dem Münster die Predigt zu halten. Nicht der kleinste Platz blieb in dem ungeheuern Raum leer und Francke wußte durch seine Predigt die Gemüther ganz zu seinen Gunsten umzustimmen. Es wurde ihm zu Ehren ein großes Essen auf öffentliche Kosten veranstaltet und die Jugend der Stadt brachte ihm einen feierlichen Fackelzug.

Eine Reise, die er im Jahre 1717 durch einen großen Theil von Deutschland unternahm, glich einem Triumphzuge. Ueberall drängte man sich, den berühmten Mann zu sehen. An vielen Orten kam man ihm mit den unzweideutigsten Beweisen der Liebe und Verehrung entgegen und wetteiferte darin, ihm diese Empfindungen an den Tag zu legen. Man forderte ihn dringend auf, zu predigen; man bewirthete ihn, man ließ ihn kostenfrei von einem Ort zum andern bringen. Aber selbst da, wo man seiner Ankunft wie der eines gefährlichen Menschen entgegensah oder ihn mit Mißtrauen und geheimem Widerwillen empfing, wußte er durch seine Lauterkeit, Liebe und Demuth die Beschuldigungen zu widerlegen, die man gegen sein Lehren und Wirken verbreitet hatte. Ueberall schied er, von den herzlichsten Segenswünschen begleitet. „Ist das Pietismus", hieß es, „so wollen wir auch Pietisten sein, denn Christus und die Apostel waren es auch."

Am 25. Mai 1727 starb Francke. Seinem Andenken ist ein Standbild errichtet, das — von Rauch modellirt — sich im innern Hof vor dem Pädagogium befindet. Ein unvergänglicheres Denkmal legte er sich selbst in seinen noch heute gedeihlich fortwirkenden Stiftungen. Wie viele Tausende sehen mit dankbarer Rührung auf die Stätte zurück, die für das traurige Los des Verwaistseins vorgesehen ist!

Zwei fabelhafte Thiere.

II. Der Kraken.

Dieses monströse Ungeheuer, ein gigantischer Polyp, früher der Schrecken jedes Seemanns, ist neuerlich weniger Gegenstand der Aufmerksamkeit gewesen als der große „Seewurm". Jener riesenhafte Tintenfisch, von welchem berichtet wird, daß er dreimastige Schiffe angriff und sie in die Tiefe zu ziehen versuchte, scheint sich in unserer zweifelsüchtigen Zeit gänzlich in die Tiefe des Meeres zurückgezogen zu haben, wenigstens liegen uns seit dem Jahre 1830 keine glaubwürdigen Berichte über sein Erscheinen vor. Dennoch aber lassen sich für seine Existenz ungleich überzeugendere Beweise vorbringen als für die der hartnäckig wiederkehrenden Seeschlange.

Der gewöhnliche Tintenfisch oder Meerpolyp, welcher von den winzigsten, kaum zollgroßen Exemplaren bis zur Größe von mehreren Fuß in allen Meeren gefunden wird, ist hinlänglich bekannt; dennoch wird mir die Ehrenrettung des Kraken, der ihrer kolossalen Dimensionen wegen in das Reich der Fabel verwiesenen Varietät dieser Thierklasse, kaum gelingen, wenn ich nicht vom Bekannten und Unbestreitbaren auf das fast Unglaubliche übergehe.

Der Tintenfisch (Sepia) gehört zur Klasse der Weichthiere und in die Ordnung der Cephalopoden oder Kopffüßler. Er hat einen weichen, sackförmigen, nur durch einen einzigen platten Knochen gestützten Körper und einen runden, mit zwei großen, wilden Augen versehenen Kopf. Der Mund, welcher einem scharfen Papageienschnabel gleicht, ist von acht mit sogenannten Saugköpfen besetzten Armen umgeben, deren Länge sehr verschieden ist und welche die gefährlichste Waffe des gierigen und grausamen Raubthiers bilden. Die schwarze Flüssigkeit, welche der Tintenfisch ausspritzt, wenn er verfolgt wird, bildet bekanntlich den Hauptbestandtheil der Chinesischen Tusche. Sie befindet sich in einem kleinen Beutel am obern Theil des Rumpfes, welcher letztere seine Form nur durch den erwähnten platten Knochen erhält. Dieser Knochen, der sonst mit dem Körper nicht in der mindesten Verbindung steht, ist von kalkiger Beschaffenheit und diente in früherer Zeit zur Bereitung einer feinen weißen Schminke sowie als Zahnpulver. Die römischen Damen schätzten diese Schminke als Schönheitsmittel und noch heute sollen die gebrannten und pulverisirten Knochen des Tintenfisches, die man besonders an der Küste von Australien in ungeheurer Menge findet, zur Herstellung des sogenannten französischen „Rouge" verwendet werden, dessen Gebrauch unsern Damen wohlbekannt ist. Vor etwa dreihundert Jahren bereitete man aus den feingeriebenen Knochen eine berühmte Augensalbe.

Bei den Griechen und Römern galt der Tintenfisch, der übrigens noch jetzt, namentlich in Indien, gegessen und theuer bezahlt wird, als große Delicatesse. Plautus spricht bei der Beschreibung eines Gastmahls mit Bewunderung von einer „Hekatombe von Polypen", und Plinius versichert, daß die Römer jede Art von Tintenfischen, die das Mittelländische Meer hervorbrachte, verspeisten. Man bereitete sie als Pasteten, indem man die Arme abhackte und den Bauch mit Gewürzen füllte, und die Römer gingen bei der Bereitung dieses Lieblingsgerichts so sorgfältig zu Werke, daß die Köche niemals eiserne Messer bei der Zerlegung benutzen durften, sondern sich scharfer Bambusstäbchen bedienen mußten, weil diese der köstlichen Speise einen übeln Beigeschmack geben sollte. Wie hoch der Tintenfisch bei den alten Griechen geschätzt wurde, geht aus einer Anekdote hervor, die man von Philoxenus, einem berühmten Gourmand und Glücksritter jener Zeit, erzählt, welchem man eines Tags zu Syrakus einen drei Fuß langen, köstlich zubereiteten Polypen vorsetzte. Er verspeiste ihn bis auf den Kopf und wurde infolge dieser Mahlzeit so krank, daß er den Arzt rufen lassen mußte. Der Heilkünstler sagte seinem Patienten rund heraus, daß es sehr schlecht mit ihm stehe und daß er nur noch wenige Stunden zu leben habe, worauf sich Philoxenus sogleich den Kopf des Polypen bringen ließ, den er vom Mittagessen übrig gelassen hatte, ihn verzehrte und sich dann seinem Schicksal mit Ruhe unterwarf, weil er nichts auf der Erde zurückließ, was er des Bedauerns werth hielt.

Die Athmungswerkzeuge des gewöhnlichen Tintenfisches sind so beschaffen, daß er kurze Zeit außerhalb des Wassers zu leben vermag; doch dürfte das Thier — da seine Arme, die ihm zugleich als Füße dienen müssen, sich durchaus nicht zum Gehen auf festem Boden eignen — kaum jemals anders als durch Zufall ans Land kommen. Sein Lieblingsaufenthalt ist im seichten Wasser felsiger Küsten, wo es sich mit zwei Armen an den Steinen festklammert, während es die übrigen so lang als möglich ausstreckt, um vorüberschwimmende Fische zu fangen.

Von der Stärke des Meerpolypen erzählt Denis Montfort — ein sorgfältiger Forscher, welcher mehrere Jahre seines Lebens fast ausschließlich der Beobachtung dieser Thiergattung widmete — ein Beispiel. Montfort wurde auf allen seinen Excursionen am Strande von einem ungeheuern Hunde begleitet, der zu der eigenthümlichen Jagd auf Mollusken abgerichtet war und seinem Herrn treffliche Dienste leistete. „Als ich eines Tags dem Gebell des Hundes folgte", erzählt Montfort, „fand ich einen Polypen, dessen Arme nicht weniger als 3 Fuß lang waren. Das Thier vertheidigte sich sehr geschickt gegen die Angriffe des Hundes und dieser, eine Dogge von ungeheurer Stärke, die einst einen hungerigen Wolf im Zweikampf besiegte, lief rund im Kreise umher und bemühte sich vergeblich, einen der Arme des Polypen zu fassen, die wie Peitschen durch die Luft fuhren. Ich sah eine Minute dem eigenthümlichen Kampfe zu und bewunderte die Behendigkeit des Tintenfisches, der immermehr in Wuth zu gerathen und an Flucht nicht zu denken schien. Als das Thier mich erblickte, änderte es indessen seine Taktik und versuchte, sich langsam in das tiefere Wasser zurückzuziehen. Mein wackerer Hund benutzte sogleich die Gelegenheit, um seine Zähne in einen der jetzt we-

niger schnell umherschwirrenden Arme einzuschlagen, aber in demselben Augenblick umschlang ihn das Thier mit vier seiner freien Glieder. Der Hund strengte alle seine Kräfte an, um sich aus dieser scheußlichen Umarmung loszumachen, aber schon nach wenigen Augenblicken überzeugte mich sein klägliches Geheul, daß er den Kampf für einen hoffnungslosen ansah. Während dieser Zeit hob sich der Polyp, dessen Augen Blitze schossen und dessen Körper nach und nach in allen Farben spielte — vom dunkelsten Violet bis zum Braunroth —, unaufhaltsam dem tieferen Wasser zu und schleppte den sich wüthend sträubenden Hund anscheinend ohne alle Anstrengung mit sich. Endlich konnte ich den Anblick nicht länger ertragen und eilte meinem Hunde zu Hülfe. Ich packte zwei der Arme des Polypen, und indem ich mich fest gegen einen Felsblock stemmte, gelang es mir, dieselben loszubrechen. Das Thier wehrte sich heftig, stieß wüthende Töne aus, die dem Knurren eines bösen Hundes glichen — und plötzlich schlang es zwei seiner Arme um meinen Körper. Inzwischen war auch meine Dogge nicht unthätig geweseu. Durch meinen Beistand ermuthigt, hatte sie sich mit wüthenden Bissen aus der Umschlingung des Feindes befreit und griff mit unerhörter Wuth das Thier an, dessen wir endlich mit vereinigten Kräften Herr wurden. Ich nahm mir indessen vor", sagt Montfort hinzu, „mich unbewaffnet nie wieder in die Nähe eines Polypen dieser Größe zu wagen." Der Körper dieser Sepia war nicht größer als ein kleiner Kürbis.

Mr. Beale, ein englischer Arzt, welcher im Jahre 1831 eine größere Reise machte, erzählt ein anderes Beispiel von der Gefährlichkeit des Meerpolypen. „Während wir uns in der Nähe der Benin-Inseln aufhielten", berichtet er, „ging ich eines Tags nach dem Strande, von welchem soeben die Flut zurückgetreten war, um zwischen den Klippen und Steinen nach Muscheln zu suchen, und erblickte plötzlich dicht vor mir ein eigenthümlich aussehendes Geschöpf, welches der zurückweichenden Brandung zukroch. Es war ein Meerpolyp, den ich noch niemals außerhalb seines eigentlichen Elements gesehen hatte. Er bediente sich zum Gehen seiner acht Arme, welche sich indessen, ihrer weichen Beschaffenheit wegen, unter dem Gewicht seines etwa kanonengroßen Körpers beträchtlich bogen. Das Thier glich in dieser Position auffallend einer jener langbeinigen Spinnen mit kleinem Körper, welche überall bekannt sind. Als es mich sah, schien es ängstlich zu werden und machte sichtliche Anstrengungen, schneller davonzukommen, was ihm indessen nicht recht gelingen wollte. Ich meinestheils hatte nicht die mindeste Lust, ein so widerwärtiges Geschöpf zu fangen, konnte aber der Versuchung nicht widerstehen, den häßlichen Burschen ein wenig zu necken, indem ich meinen Fuß auf einen seiner etwa 1½—2 Fuß langen Arme setzte. Die Kraft des Polypen war indessen eine so außerordentliche, daß es mir nicht gelang, ihn auf diese Weise auf dem schlüpfrigen Boden festzuhalten. Nicht ohne eine gewisse Ueberwindung faßte ich nun einen der abscheulichen Arme mit der Hand so fest, daß es mir schien, als müsse das Thier bei seinen angestrengten Bemühungen, sich zu befreien, das Glied aus seinem Leibe reißen. Der Polyp hatte sich indessen mit seinen übrigen Armen an einem Felsblock festgehangen, und um ihn davon loszureißen, gab ich ihm einen kräftigen Ruck. Er widerstand meiner Anstrengung, aber einen Moment später erhob das gereizte Thier seinen Kopf, starrte mich einen Moment mit wuthsprühenden Augen an, ließ plötzlich den umklammerten Felsblock los und schwang sich blitzschnell auf meinen Arm, den ich zum Zweck des Muschelsuchens bis an die Schulter entblößt hatte. Ich fühlte augenblicklich, wie die Saugnäpfe sich an meinem Fleische befestigten, und sah, wie das Thier sein schnabelförmiges Maul öffnete, um sich in meiner Hand einzubeißen.

„Ein Gefühl des Entsetzens durchströmte bei dieser abscheulichen, eiskalten Umschlingung meinen ganzen Körper. Ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe und riß fast unwillkürlich einen Schrei aus, der zum Glück den in einiger Entfernung ebenfalls Muscheln suchenden Kapitän unseres Schiffes herbeiriefe. Er führte mich sogleich zu unserm Boot, wo er, während ich mich noch immer bemühte, das Maul des Thieres von meiner Hand fern zu halten, mich von meinem Peiniger befreite, indem er denselben stückweise mit seinem Messer von meinem Arme herunterschnitt. Das Thier gehörte zu jener Species von Tintenfischen, die der Seemann „Klippen-Polypen" nennt."

Montfort, welcher unter anderm erzählt, daß er eines Tags von einem Tintenfisch in die Seite gebissen wurde, sagt, daß der Biß des scharfen Papageienschnabels keineswegs giftig ist, wie man vielfach behauptet hat. Die Wunde gleicht einem mit einer scharfen Scheere hervorgebrachten Schnitt. Die Spuren der Saugnäpfe, denen Montfort elektrische Kräfte zuschreibt, blieben mehrere Tage sichtbar

Fantaisie.

Von Ihr Vater sein groß Unglück.

Harry.

Nicht so groß, wie Ihr denkt, Kinder? Ich war gestern Abend bei Euch, und vergaß eine goldene Kette mitzunehmen.

Olnette.

Stand mir heut schon sehr gut.

Harry.

Ich vergaß bei Euch meine Börse.

Fantaisie.

Schön gestickt! Von Perlen gestickt! Kann sie haben wieder, Sir Harry.

Harry.

41 Guineen darin!

Olnette.

Pfui. Eine so schöne Cavalier und zählen so genau ihren Geld. (Beide ab.)

Harry.

Elende, die Ihr Eure Seele in den Fußzehen habt! Eure falschen Blicke machten einst meine Goldhaufen flüssig, erstickt daran! Hundert Pfund! Auf jeden Stern da oben am Himmel ein Pfund! Ha, wer ruft

Im Indischen Ocean, wo sich in jeder Steinspalte des Strandes Tintenfische aufhalten, setzen sie für den Schwimmer und die Badenden eine stete Gefahr. An der Küste von Madagaskar wagt sich in der Nähe von Klippen und an steinigen Stellen nie jemand ins Meer, und jeder Eingeborene weiß Fälle zu erzählen, daß unvorsichtige Schwimmer von Meerpolypen in die Tiefe gezogen wurden. Im Mittelländischen Meere wird der Tintenfisch nur selten noch in einer Größe angetroffen, durch die er dem Menschen gefährlich werden konnte; dennoch trug sich vor nicht gar langer Zeit an der italienischen Küste ein Unglücksfall zu, welcher beweist, daß die äußerste Vorsicht auch jetzt noch dort nicht aus den Augen zu setzen ist.

Der Kapitän eines Schiffs badete sich mit mehreren Freunden in der Nähe des Strandes; die Schwimmer hatten sich nach verschiedenen Richtungen zerstreut, als plötzlich ein Angstruf des Kapitäns die Aufmerksamkeit seiner Kameraden erregte. Sie eilen auf ihn zu, aber noch ehe sie ihn erreichen, verschwindet er unter dem Wasser, und es gelingt erst nach drei Stunden, seinen Leichnam aufzufinden. Ein Tintenfisch hielt ihn fest umschlungen und hatte bereits einen Theil seines Fleisches verzehrt. Diejenigen, welche die letzten Anstrengungen des Kapitäns sahen, meinten, daß der Polyp zuerst die Beine des Unglücklichen umschlang, dann die rechte Hand, mit welcher er sich zu befreien versuchte, faßte und endlich, als der Kapitän die linke zu Hülfe nahm, sich auch dieser bemächtigte und ihn unter das Wasser zog, welches an dieser Stelle kaum vier Fuß tief war.

Nach diesen Beispielen von der Gefährlichkeit des gewöhnlichen, wohlbekannten Tintenfisches erscheinen die Erzählungen der Seefahrer von den Abenteuern, die sie mit den Riesenpolypen, den Kraken, bestanden, vielleicht weniger fabelhaft, besonders da sich für die Existenz eines solchen Meerungeheuers vielfache Beweise beibringen lassen. A. S.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Therese Forster.

Am Vorabend der hundertjährigen Geburtstagsfeier Jean Paul ist's. Ich möchte seiner so noch gedenken, wie man sich einen großen Todten nur nahe bringen kann, sein Bild mir auch gestalten aus den Zügen seiner Schrift: ich blättere in meiner Autographenmappe; ich finde einen Brief von ihm, so frisch und lernig, wie er eben alles geschrieben, einen Brief an Herder's Gattin, Karoline von Flachsland, voll Witz und Laune, in dem er ihr für den „Titan in der obern Stube" den „Titan" ankündigt. Aber ich blättere weiter und weiter. Und zu dem einen erlauchten Namen gesellen sich andere. Da fragt der „Wandsbecker Bote" eben auch Herder, „wer denn den »Götz von Berlichingen« geschrieben?" man sagt: „ein junger Advocat in Frankfurt"; und da der Name dieses großen Unbekannten selber, so fest und schön, vollständig ausgeschrieben: „Goethe." Und hier Distichen von Herder, hier die glatte, süßliche Schrift Wieland's, da die kaum zu entziffernden Hieroglyphen des „Magus des Nordens", Hamann's, hier wieder ein Reiseplan Georg Forster's, ein Brief aus Wilna noch und neben dem seinen ein Brief seiner Gattin, unser Tochter des berühmten Heyne, von Therese Huber, an ihre älteste Tochter Therese.

Welch goldene Worte spricht doch da das edle Mutterherz! Welch ein Reichthum von Lebensweisheit liegt in diesen wenigen Zeilen! Welch edles Bild von Mutter und Tochter zaubern sie mir vor! Und hier die Zeilen der letztern: „Der Brief ist ein theures Vermächtniß meiner Mutter und doch will ich ihn dem Freunde nicht vorenthalten!" Und wie ich das lese, da trittst du auf einmal wieder so lebendig vor meine Seele, du edles Frauenbild, so, wie ich eben dich gekannt, in deiner ganzen Geistesschöne, reif an Lehren, jung im Herzen, und mir ist's nicht, daß Jahre vergangen, seit mir's in deiner Nähe so wohl gewesen, wir uns erquicken durften an dem reichen Born deines Geistes, das Monden dahin sind, daß du dein müdes Haupt zur Ruhe gelegt und all deinen Lieben gefolgt bist, die lange schon dir vorangegangen! Aber wie Schuld mahnt mich's. Ich hatte versprochen, dein Bild zu zeichnen. Geschieht's auch unvollkommen, ist's auch nur ein schwacher Umriß — ich meine doch, ich müßt's thun!

Therese Forster starb am 3. Juni 1802 zu Altdisheim in der Baierischen Pfalz. Sie war die letzte Forster. Ein starkes, edles Geschlecht, hatten die Forster in Schottland ihren Stammsitz. Die Revolution gegen Karl I. trieb das damalige Familienhaupt, auch einen Georg Forster, als treuen Anhänger des Königs aus dem Vaterland auf den Continent, ins polnische Preußen, wo die Forster nun, in Dirschau namentlich, bald zu Stand und Ehren kamen. Dort wurde am

22. October 1729 Johann Reinhold Forster geboren, der berühmte Vater seines noch berühmtern Sohnes Georg, der am 20. November 1754 zu Nassenhuben das Licht der Welt erblickte.

Georg Forster's verschlungenen Lebenswegen nachzugehen, ihm in „Haus und Welt" zu folgen, die Schmerzen und Leiden, die ihm beide gebracht, zu erzählen, sein Weien, was er seinem Vaterlande war, auch da, wo er schmerzlich von ihm abgefallen, zu erörtern, ein neues Blatt zu dem ihm längst auf das Dulderhaupt gelegten Ehrenkranz zu fügen, ist hier nicht meine Absicht, das alles haben andere — ich nenne einen für alle: Heinrich Koenig — längst und besser gethan. In den Biographien des Vaters wird auch der Tochter schon gedacht, natürlich des Kindes nur; denn ein Kind war sie noch, als der Vater auf fremder Erde starb. Vier Kinder waren Georg Forster von seiner Gattin, Therese Heyne, geboren; zwei sind in Mainz im zartesten Alter gestorben; die eine der ältern Töchter, Clara, vermählte von Greyerz, ist schon 1839 heimgegangen, die älteste, Therese, hat alle die Ihrigen überlebt.

Therese war am 10. August 1785 noch in Wilna geboren. Bald siedelte sie mit ihren Aeltern nach Mainz über; selbst aus dieser längstentschwundenen Kinderzeit hatte sie noch reiche Jugendeindrücke. Als der Vater 1792 nach Paris ging, verließ auch sie die nicht mehr deutsche Stadt und fand mit der Mutter in Neuchâtel bei den edeln Familien Gharrière und Rougemont ein gastliches Asyl. Dort traf sie die Nachricht von des Vaters Tod; allein, fremd unter Fremden, war er gestorben. Therese war noch jung, sehr jung, als sie Waise wurde, aber sie fühlte, wußte, was sie an dem Vater verloren. Sein Andenken, die Liebe zu ihm hat sie mit seltener Kindestreue ihr ganzes Leben lang bewahrt; es war ihr das stille Heiligthum ihres Herzens, in das sie sich feiernd immer wieder gern zurückzog. Sie war aber auch die echte Tochter ihres Vaters, sein edles, würdiges Weien in schöne Weiblichkeit übersetzt. Sah ich sie neben dem Bild ihres Vaters stehen, so war's merkwürdig, wie die beiden einander ähnlich sahen! So jung sie war, sie hatte früh des Vaters Leiden und Kämpfen verstehen gelernt; sie hätte vielleicht gewünscht, daß die Witwe eines Forster dies stets geblieben wäre; allein auch als die Mutter zur zweiten Ehe schritt, mit Huber, blieb sie ihr da und ihr Leben lang die treue, liebende Tochter. Schon 1824 war die Mutter wieder Witwe; Therese theilte fortan ihr Wanderleben in Günzburg, Ulm, Augsburg, Holland.

Die reiche Lebens- und Menschenkenntniß, die sie bei dem stets ihr vorüberziehenden bunten Leben gewinnen konnte, der rege Geist, der in ihr lebte, der stets frische Durst nach Bildung des Herzens und Geistes, der unendliche Fleiß, ihre reichen Kenntnisse stets zu vermehren, die Schätze ihres Geistes und Gemüths mehr und mehr zu füllen, ihre durch all ihr Wissen und Können in nichts beeinträchtigte edle Weiblichkeit machte sie, wie keine andere befähigt, durch Wort und Beispiel auf andere zu wirken, Erzieherin zu werden. Sie ward dies bei den Prinzessinnen von Schwarzburg-Sondershausen und den beiden Töchtern des Herrn von Goldbeck, nun vermählten Gräfinnen von Schlippenbach und Wartensleben, und mit treuer Anhänglichkeit haben ihre Zöglinge stets an der geliebten Lehrerin gehangen. Wahre, rechte Kindesliebe aber fand Therese, als sie endlich im Jahre 1831, zwei Jahre nach dem Tode ihrer edeln Mutter, unvermählt bleibend, eine bleibende Heimathstätte im Hause ihres Schwagers, des bairischen Regierungsraths Emil von Herder, des jüngsten Sohnes Herder's, sich bereitete und dessen frühverwaisten beiden Kindern, einem Sohn und einer Tochter, Mutter im edelsten Sinne des Worts ward. Erziehen, wahre, echte Menschen heranbilden, alle Keime des Wahren, Guten, Schönen in der Menschenbrust pflegen und großziehen, das war so recht ihre Lust. Sie fand in den ihr Befohlenen guten Boden und der ausgestreute Samen trug schöne Früchte.

Dort, in jenem Hause, das damals, in den vier'ger Jahren, so ziemlich der Mittelpunkt des frischesten, geistigsten Lebens in Erlangen war, hab' ich sie kennen gelernt, bin ich ihr nahe gekommen und seitdem nahe geblieben, mir selbst zum bleibendsten, unvergeßlichsten Gewinn. Da fand ich sie, wie sie war: immer dieselbe, immer sich gleichbleibend, klar im Geist, fest im Willen, frei, unabhängig, selbständig und doch mild und schonend gegen andere, sich jedem merkbar von den gewöhnlichen Tagesmenschen abhebend und doch so frauenhaft bescheiden, oft demüthig fast, ihres eigenen Werthes sich nicht bewußt. So war sie. Wenn sie so dasaß in ihrem schneeweißen Häubchen, „diese rührende Erscheinung mit der sanften Stimme, in ihrer Greisenschönheit" — um ein Wort Emma Niendorf's von ihr zu gebrauchen —, durch die geistigen Züge ein eigen-

thümlich leuchten ging und sie nun erzählte von „vergangenen Tagen", von den großen Zeiten und Menschen, in und mit denen sie gelebt, und das alles so geisterhaft und doch so leiblich fast an uns vorüberrauschte, da fühlten wir Epigonen auch etwas von dem Geistesbauch jener Tage.

Der schöne Kreis, der da uns vereinte, zerriß. Trauer, Enttäuschung kam über viele aus ihm. Auf Erlangens Friedhof schläft Herder's jüngster Sohn. Therese folgte der geliebten Tochter des vollendeten Schwagers, die sie längst mit der Liebe des eigenen Kindes umfaßt, in deren neue Heimat, nach der Pfalz, bis zum Lebensabend ihre Liebesarbeit fortsetzend. Alt ist sie an Jahren, aber nie am Geist und Herzen geworden. Stets athmeten ihre Briefe eine seltene Frische des Geistes und der Empfindung. Vergangenes und Gegenwärtiges, das, was sie verloren und was sie noch hatte, hielt sie immer mit Einer starken Liebe zusammen. Das neuerweckte Gedächtniß ihres Vaters that ihr wohl; hatte sie früher für Herausgabe seiner Werke gesorgt, so war's der Wunsch ihrer letzten Tage, sein und seines Vaters Bild in photographischer Vervielfältigung zu verbreiten; ein Wunsch, der nun nach ihrem Tode durch ihre Hinterbliebenen, meines Wissens, erfüllt worden ist. Die Liebe der Ihrigen in ihrer nächsten Umgebung wie der in der Ferne war ihr Bedürfniß. Ein Besuch im Harz bei ihrem geliebten Bruder, dem auf dem Gebiet der Innern Mission wohlbekannten Professor W. A. Huber, war ihr eine besondere Freude der letzten Jahre.

Hatte bisher der zarte Körper dem nahenden Alter standzuhalten gewußt, hatte manchmal wol das frische Geistesleben über dieses selbst getäuscht, die Liebe mochte wol nicht an eine baldige Trennung glauben; darum kam sie ihr überraschend schnell. Auf Besuch bei Freunden, am Grabe des Söhnchens ihrer Pflegetochter zog sie sich eine Erkältung zu; eine daraus entstandene Lungenentzündung nahm rasch einen tödlichen Verlauf; wir haben's schon gesagt, daß sie am 3. Juni vorigen Jahres entschlief und mit ihr der Name Forster aus dem Buch der Lebenden gestrichen ist.

Noch an ihrer Lebensabend war's, da hatte sie ein Gruß von dem ältesten ihrer Freunde erreicht, von dem treuen Schüler und Wandergefährten ihres Vaters, dem dieser zeit seines langen Lebens die dankbarste Pietät bewahrt hat, von Alexander von Humboldt. Ich hatte an ihn von Thereses geschrieben. Er erging sich in seiner Antwort in reichen Erinnerungen an Georg Forster — „eine Welt von Erinnerungen innigen Dankes liegt bei mir in diesem Namen!" —, an jenes sein eigenes Jugendleben in Mainz, in Forster's Haus, „an das Röschen, das liebliche Kind, mit dem ich so oft spielte!" Es war einer seiner letzten Briefe.

Im Frühling ist Therese Forster heimgegangen, so ziemlich eine der letzten, die noch den vollen, frischen Odem jenes Geistesfrühlings unserer Nation in sich hatte und ihn auch die, die ihr nahe kamen, spüren ließ. Nicht wie Frühling mehr, sondern wie ein grauer, düsterer Herbst scheint's nun auf Deutschland zu lasten; darum mögen wir's jedem Namen, jedem Bild danken, die uns in jene Frühlingszeit zurückschauen lassen. Man lernt dann aus der Vergangenheit Muth und Hoffnung schöpfen für die Gegenwart — und diesen Muth nicht sinken zu lassen, nie an einer Zeit zu verzweifeln, sondern auch aus dem trübsten Heute auf ein besseres Morgen zu hoffen, das ist der besten Stücke eins, die Therese Forster mich gelehrt hat und für das ich ihr über das Grab hinüber danke. **Friedrich Kampert.**

Pius Alexander und Amalia Wolff.

„Ich sprach Recht in den wichtigsten und heiligsten Streithändeln der deutschen Bürger — in Komödiensachen", spottet Börne; aber ebenso gewiß ist, daß alle, die mit dem Theater in Berührung kommen, sich nicht leicht wieder von ihm losreißen konnten, selbst Goethe erfuhr es, der sich doch nicht gern von den Dingen beherrschen ließ. Der Name Goethe ist mit dem Theater von Weimar auf das innigste verschmolzen; er machte diese Bühne zu einer Musteranstalt, die auf ganz Deutschland belebend und fördernd zurückwirkte und noch heute als die Begründerin der classischen Schule gefeiert wird. Einige bedeutende Schauspieler jener Epoche verdanken Goethe's bildendem Einfluß allein ihr Ansehen und ihre Stellung in der Schauspielkunst, vor allem seine unvergeßlichen Lieblinge Christiane Neumann-Becker, Pius Alexander Wolff und seine Frau.

Ernst Pasqué hat in „Goethe's Theaterleitung in Weimar" (zwei Bände, Leipzig, J. J. Weber, 1863) zwar nicht jene große goldene Zeit der weimarischen Bühne in ästhetisch-kritischer Darstellung geschildert, wol aber durch eine sorgfältige Sammlung der meisten den Geschäftsgang betreffenden Urkunden auf den dramaturgischen Mechanismus bloßgelegt: wir sehen hinter die Coulissen bis in die Garderobezimmer.

Denen, die vor ihr sitzen, bietet die Bühne immer ein verlockendes, glänzendes Bild: große Künstler,

die mit Begeisterung nach hohen Zielen ringen, ein dankbares Publikum, das Lorbeerkränze und Blumenbouquets über seine Lieblinge schüttet; aber sobald wir hinter die Coulissen blicken, schwindet der Zauber und eine trostlose papierne Wirklichkeit starrt uns an. Hier herrscht ein ewiger Rollenstreit, List und Kabale, der Wunsch nach Erhöhung der Gage und die geschäftige Sorge, wie man den eingegangenen Engagementsverpflichtungen so schnell und überraschend als möglich wieder entschlüpfen könne. Auch Goethe hat von dem Treiben des leichtbeweglichen, wanderlustigen Schauspielervölkchens viel gelitten. Welche Mühe kostete es ihm, Talente heranzuziehen, sie zu schulen, und kaum, daß die Vögel flügge geworden, verließen sie undankbar genug das warme Nest und den Lehrmeister.

So Pius Alexander Wolff und seine Frau Amalie, sie waren Goethe's Stolz und Freude gewesen, denn ihnen hatte er seine besondere Sorgfalt zugewendet, dennoch widerstanden sie der silbernen Lockspeise der berliner Bühne nicht. Sie hatten heimlich schon mit dem General-Intendanten des berliner Theaters, dem Grafen Brühl, contrahirt, und selbst den Bemühungen des weimarischen Hofes gelang es nicht, sie zurückzuhalten. Goethe verschmähte es, sich diesem Geschäft zu unterziehen und die Wolffs zu sondiren, unter welchen Bedingungen sie etwa bleiben würden. Stellten die beiden Künstler ein paar Thaler wöchentlicher Gage höher als die Gunst und Freundschaft des großen Mannes, so konnte Goethe nicht anders thun, als sie ziehen lassen. Der Hof fühlte wol das Verletzende dieser Zumuthung nicht, Goethe aber um so tiefer, und die ganze Angelegenheit wurde ihm dadurch nur unleidlicher noch und peinlicher. Ein auf den Wunsch des Hofes bezügliches Billet des damaligen Erbgroßherzogs Karl Friedrich an Goethe lautet:

„Weimar, den 10. October 1815.

„Ich kann nicht glauben, lieber Geheimrath, daß Sie sich compromittiren, wenn Sie in Ihrem eigenen werthen Namen Wolffs sondiren, um zu wissen, was sie denn eigentlich für Bedingungen machen? Da es doch gewiß sehr zu wünschen wäre, solche Künstler, wenn sie auch vielleicht nicht ganz recht haben, hier zu behalten.

C(arl) F(riedrich) G. G. von S. W."

Pius Alexander Wolff war der Sohn eines Buchhändlers zu Augsburg, am 3. Mai 1783 geboren. Er wurde von seinen Aeltern anfänglich zum geistlichen Stande bestimmt, da er aber seine Neigung zu den theologischen Studien zeigte, als Handlungslehrling nach Berlin geschickt. Nach überstandener Lehrzeit machte er eine Reise nach Frankreich und trat zu Straßburg mehrmals mit Erfolg auf einer Liebhaberbühne auf; dies bestimmte ihn, sich ganz dem Theater zu widmen. Er wendete sich an Goethe, und von diesem freundlich aufgemuntert, kam er im Sommer des Jahres 1803 nach Weimar, genoß den belehrenden Unterricht Goethe's und debutirte endlich, zugleich mit dem jungen talentvollen Gruner, am 1. October 1803 in „Julius Cäsar", Wolff als Cinna und Marcellus, Gruner als Lucilius. Kurz nachher schon spielte Wolff den Seide in dem von Goethe bearbeiteten Voltaire'schen „Mahomet" und rasch errang er sich die volle Gunst des Meisters, des Hofes und des Publikums. Goethe würdigte ihn besonderer Unterweisung und eine glänzende Reihe herrlicher Leistungen Wolff's lohnte seiner Bemühung. Goethe's „Tasso" wurde durch Wolff auf die Bühne gebracht und dargestellt, ebenso „Hamlet", nach Schlegel's Uebertragung und Wolff's Einrichtung, „Romeo und Julia" nach Goethe's Bearbeitung, Calderon's Dramen, vor allen der „Standhafte Prinz". In allen seinen Darstellungen erwarb sich Wolff Goethe's Beifall. Der Dichter nannte ihn mit Freude und Stolz seinen Zögling. Später noch, als Wolff längst Weimar verlassen, sagte Goethe bei Erwähnung seiner eigenen Bühnenthätigkeit über ihn: „So viel ich auch im Ganzen gewirkt habe und so manches durch mich angeregt worden ist, so kann ich doch nur Einen Menschen, der sich ganz nach meinem Sinn von Grund auf gebildet hat, nennen: das war der Schauspieler Wolff!"

Hatte Wolff auch freiwillig, wol etwas trotzig und unruhig, das freundliche Weimar und seinen großen Lehrer verlassen, so war ihm doch vom Schicksal vorbehalten, noch einmal mit dem von ihm in Gedanken für immer aufgegebenen schönen Fleckchen Erde und seinen Bewohnern in Berührung zu kommen, und zwar in den ernstesten Augenblicken seines Lebens. Wolff's schwächliche Gesundheit hatte durch sein Wirken auf der berliner Bühne sehr gelitten und manche Aerzte in verschiedene Bäder, in mildere, südlichere Klima mußte er unternehmen, um neue Lebenskräfte zu gewinnen. Im Jahre 1828 befand er sich im Bade Ems. Noch schwach, doch voll Hoffnung, trat er die Rückreise nach Berlin an. Sein Weg führte ihn über Weimar und hier nöthigte ihn die wiederkehrende Krankheit, einen Halt zu machen, der leider für ihn ein ewiger werden sollte. Der Großherzog Karl August, Wolff's langjähriger Gebieter und Gönner, war am 19. Juni in Graditz bei Torgau gestorben, nach Weimar gebracht und am 9. Juli feierlichst in der Fürstengruft auf dem dortigen neuen Friedhofe beigesetzt worden. Diese Bestattung des geliebten Fürsten, die Stadt und Land in Aufregung und Betrübniß versetzt hatte, erlebte Wolff in Weimar mit, und der tiefschmerzliche Eindruck, den er davon empfing, trug wol nicht zur Linderung seines Uebels bei. Er erkrankte ernstlich an der Lungenschwindsucht, ohne die tödtliche Gefahr, in der er schwebte, zu ahnen, er gefiel sich, seltsam genug, in dem Studium der Rolle eines Stummen, die er für sich geschrieben und bei seiner Rückkehr nach Berlin zu spielen gedachte. Als er endlich die Gewißheit seines nahen Todes erlangte, war er doch von so heiterer Seelenruhe, um darüber seine Freude zu äußern, an dem Orte, wo er seine Künstlerlaufbahn begonnen, sein Leben

enden zu können. Am 28. August 1828 starb er nach schweren Leiden, alte Freunde und Collegen trugen ihn zu Grabe, während ein früherer Gönner, der Kanzler von Müller, sein Andenken durch eine treffliche Denkrede feierte.

Die Gattin Wolff's, Amalia, war am 11. December 1783 zu Leipzig geboren und die jüngste Tochter des Schauspielers Malcolmi. Ihre künstlerische Entwickelung war eine eigenthümliche. Anfänglich nur in untergeordneten Rollen beschäftigt, mußte das junge Mädchen sogar „Alte" spielen, wie die Herzogin von Friedland im „Wallenstein" und die Kennedy in „Maria Stuart". Doch sie entledigte sich dieser Aufgaben in so gelungener Weise, daß Schiller selbst ihr das schönste Prognostikon als tragische Schauspielerin stellte. Nach dem Abgang der Madame Vos von Weimar trat sie in das tragische Fach über und die Erbschaft der geschiedenen Künstlerin an. Sie spielte Iphigenia und Klärchen, Thekla und Maria Stuart und glänzte später als Isabella in der „Braut von Messina" und als Jungfrau von Orleans, welche letztern Rollen sie in Weimar (die erste derselben überhaupt) zum ersten male darstellte.

Ein anderer Liebling Goethe's war die leider zu früh verstorbene Schauspielerin Christiane Neumann-Becker; sie war besonders als Arthur in Shakspeare's „König Johann" unübertrefflich und Goethe widmete dem Andenken der geschiedenen Künstlerin eins seiner herrlichsten Gedichte, die berühmte „Euphrosyne", also benannt, weil Goethe die Entschlafene zuletzt als Euphrosyne in dem tragikomischen Märchen „Das Peternännchen" gesehen. Goethe war in der Schweiz, als ihn die Nachricht von dem Tode seiner Lieblingsschülerin traf, und er schrieb von Zürich am 25. October 1797 an Böttiger: „Sie war mir in mehr als Einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Lust, fürs Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich sie vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet, sie überraschte mich in den formlosen Gebirgen. Liebende haben Thränen und Dichter Mythen zur Ehre der Todten; ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelungen sein möchte."

Gereimtes und — Ungereimtes.

Von Agathon Meyer.

Menschen von kleinem Geiste kennzeichnen sich unter anderm dadurch, daß sie es ihrer unwürdig glauben, über Kleines zu sprechen.

* *

Nur den Körper gibt es, nach einer wunderbaren Einrichtung der Natur, einen, aber auch nur einen Genuß vollendeter Erfüllung, eines gänzlichen Aufgehens darin, für den Geist nicht. So haben wir — geringerer geistigen Genüsse nicht zu gedenken — bei dem höchsten Kunstgenuß immer das Gefühl, als ob, um ganz selig zu sein, wir darin aufgehen müßten, und das hieße, eins mit Gott, hieße Gott sein. Der Geist hat auf Erden nur sehnsuchts-, ahnungs- und annäherungsweise, was für den Körper jene Erfüllung ist.

* *

Was ich ehemals besessen,
Oefters hab' ich es vergessen;
Was ich denke zu gewinnen,
Kommt mir niemals aus den Sinnen.

* *

Unternehmen
Ist nur Schemen;
Erst Vollbringen
Macht's zum Dinge.

* *

Wie doch meistentheils jeder Witz nur für den paßt, der ihn macht, nur für den Augenblick, wo er gemacht wird! Das ist die Tiefe des Individuums und die Höhe des Moments.

* *

Es gibt nicht blos Menschen, die sich mit bösen Gedanken quälen, sondern sogar solche Querköpfe, die, wenn die Quälgeister entwicht sind, sich gequälen: Was war es doch, das mich quälte?

* *

Unter den Künstlern ist der Dichter der, welchen man in der Unterhaltung am ehesten als solchen genießen kann.

* * *

Vernagelte Kanone,
Ausgepreßte Citrone,
Da hilft kein Beschwören,
Läßt nichts von sich hören.

* *

Wenn du schuldest,
Was du duldest,
O dann trage
Sonder Klage —
Und unschuldig,
Trag's geduldig!

* *

Wie vieles von den Schätzen der Cultur des Alterthums ist für uns ewig und spurlos untergegangen! Wie viel einzelnes Herrliche in kleinen Schriften wird mit ihnen in Vergessenheit begraben! Und wie viel Errungenschaften im Geistesleben der einzelnen Menschen verflüchten! Nicht alle Blüten treiben Früchte, ist ein grausames, aber nothwendiges Gesetz im Leben der Natur, der Individuen und der Menschheit.

(Siehe an Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Die deutsche Arbeiterbewegung.

I.

Im Anfang unſers Jahrhunderts erſchien die „ſociale Frage" als etwas vollkommen Neues, Unerhörtes; nicht in dem Sinne, daß die Menſchen von dem nichts von dem Elend und Jammer des bei weitem größern Theils der Menſchheit gewußt und mitleidig und barmherzig nicht danach getrachtet hätten, die Noth zu lindern und die Unglücklichen zu tröſten; aber man erfuhr damals zuerſt, welchen Umfang welchen Einfluß dieſe Frage erlangt, daß ſie fortan bei jeder Bewegung in den Vordergrund treten würde. Männer wie Robert Owen in England, Saint-Simon in Frankreich trugen dazu bei, von den Höhen zum Palaſt das Volk mit der Loſung, ob arm, ob reich? aufzurufen. Gibt es ein Mittel, alle wohlhabend, zufrieden und glücklich zu machen? Oder iſt durch ein unbarmherziges Geſetz der Nothwendigkeit Einer zum Schmelzen und Hunderte zum Darben beſtimmt? Liegt die Ungleichheit in der Vertheilung des Beſitzes in den mangelhaften und unvollkommenen Einrichtungen der Geſellſchaft oder im Weſen der Menſchen? Einmal aufgeworfen, in klaren, deutlichen, jedermann verſtändlichen Sätzen, ſollten dieſe Fragen nie wieder aus der Welt entſchwinden. Sie ſind zugleich ſchrecklich und thöricht wie jenes bittere: Wozu leben wir? das ein jeder in ſeinen Stunden der Verzweiflung an die unſichtbare Macht gerichtet, die uns beherrſcht. Schrecklich, weil ſie uns nur ein Chaos zeigen, in dem blindwüthend einer gegen alle und alle gegen einen ringen; thöricht, weil es keine befriedigende Antwort darauf gibt. Denn dem unbefangenen Blick kann dies nicht verborgen bleiben, daß nicht in der gebrechlichen Einrichtung dieſer Welt, ſondern im Herzen des Menſchen der Kern des Uebels ſteckt. Ungleich wurden wir geſchaffen; die Ungleichheit iſt die Bedingung der Geſellſchaft, unſers Lebens geworden. In Nordamerika hatte Robert Owen ein Muſterdorf nach ſeiner Gründung eingerichtet, eine Zeit lang ging alles gut, die Bewohner lebten in einem gemäßigten Communismus, bald aber brach der heftigſte Streit unter ihnen aus, jeder war nur auf ſeinen Vortheil bedacht und kümmerte ſich wenig um das Glück und die Wohlfahrt des Allgemeinen. Der Stifter ſah ſich zu der Erklärung genöthigt: wenn ſein Muſterdorf beſtehen ſolle, müſſe man alle ſelbſtſüchtigen, faulen, ſorgloſen und unmäßigen Individuen ausſchließen. Nicht beſſer iſt es ſpäter mit Cabet's Ikarien gegangen.

So ſind denn alle dieſe Träume großherziger, mitleidiger, ſchwärmeriſcher Menſchen Phantaſiegebilde geblieben. Die Weiſeſten haben ſich darin gefallen, über die Nothdurft der Wirklichkeit hinaus eine beſſere Welt zu bauen, Plato, Thomas Morus, Campanella, Goethe in den „Wanderjahren"; und doch iſt es gerade die Natur des Menſchen, welche ewig die Verwirklichung dieſer Schöpfungen verhindern wird. Wenn man die Welt aufs neue zur Vertheilung gäbe, wieder würde die Mehrzahl zu kurz kommen. Otto und Weiſen thürmten die Titanen aufeinander, aber die Burg der Götter erreichten ſie doch nicht. In ihrer letzten Wurzel iſt die ſociale Frage nicht zu löſen. Dies Räthſel ſtarrt uns unerforſchlich an wie die der Geburt und des Todes. Und wie die Sehnſucht des Menſchen über dies flüchtige Erdendaſein hinaus nach dem Himmel trachtet und ſich in der Ahnung einer ewigen Fortdauer befriedigt, ſo tritt uns das Bild eines herrlichen Utopien, eines himmliſchen Jeruſalem, tröſtend in der Mühſal harter Arbeit, in den Sorgen um das tägliche Brot, entgegen. Aber wie die Frage nach dem Jenſeits, dem Zweck des Lebens auf alle Religionen eingewirkt, ja ſie mitgeſchaffen hat, ſo bringt die Loſung: ob arm, ob reich? den Staat

Jede Revolution, auf kirchlichem wie auf politiſchem Gebiete, hat ihre ſocialen Urſachen gehabt. Nur überſah man ſie früher, wo die Geſchichtſchreiber von den Thaten einzelner großer Männer, von Reichstagen, Schlachten und Staatsactionen allein zu erzählen wußten. Jetzt bringt ein tieferes Studium des dunkeln Hintergrundes, den wir „das Volk" nennen, mehr und mehr die innigen und unlöslichen Beziehungen zur Kenntniß, die Kirche, Staat und Geſellſchaft verflechten. Die arbeitenden Klaſſen, die bisher nur in dem Gefühl ihres Elends, von unerträglicher Noth gezwungen, in Aufflammen plötzlich erregter, wilder Leidenſchaften gehandelt, ſind zum Bewußtſein ihrer Lage gekommen, ſie erkennen ſich, den andern Theilen des Volks gegenüber, als ein beſonderer Stand, ſie fangen an, ihre Intereſſen von denen des Bürgerthums zu trennen. „Was iſt der dritte Stand?" fragte im Beginn der Franzöſiſchen Revolution der Abbé Sieyes. Nichts! „Was ſollte er ſein?" Alles! In ähnlicher Weiſe haben die franzöſiſchen Socialiſten ſeit 1830 verſucht, den vierten Stand, die Fabriſchen Arbeiter, als das eigentliche Haupt des Volks darzuſtellen. Nacheinander hätten Geiſtlichkeit, Adel und Bürgerthum den Staat ausgebeutet, nun iſt die Zeit gekommen, wo die Arbeiter alle Kräfte und die ganze Gewalt des Staats zu ihrem Beſten verwenden müßten. Daher Louis's Phalanſtère, die Staatsarbeiterwerkſtätten von 1848, die in der Juniſchlacht ein ſo furchtbares Ende fanden. In Frankreich hat man gelernt, betrachtet jede Partei die Regierungsgewalt, den Staat als eine Beute, welche der Sieger unter ſeine Freunde theilt. Von hieraus Communismus gehen auch die franzöſiſchen Socialiſten aus. Der Staat iſt da, Arbeit zu verſchaffen, die Producte zu vertheilen, für jeden einzel-

nen zu sorgen. In England schlug man einen andern Weg ein: die Arbeiter bildeten Associationen zu gegenseitiger Unterstützung. Aber auch hier haben die Strikes, die Arbeitseinstellungen, um größern Lohn oder geringere Arbeitszeit zu erlangen, meist für die Arbeiter einen unglücklichen Ausgang genommen.

Die deutsche Arbeiterbewegung ist noch in ihrer Jugend, sie hat noch nicht die Erfahrung der Staatswerkstätten, der Junischlacht, großartiger Strikes gemacht. Sollen ihr diese schmerzlichen, beklagenswerthen Erfahrungen nicht erspart bleiben? Erst im Ausgang der Bewegung von 1848 ist von eigennützigen Straßendemagogen Zwiespalt zwischen Bürgern und Arbeitern gestiftet worden, das „rothe Gespenst" hat die Besitzenden erschreckt, vor den Augen der Nothleiden und Zuchtlosesten der wilde Traum einer allgemeinen Plünderung gegaukelt. Die Folgen kennt jeder, durch diesen Gegensatz in den Reihen ihrer Feinde ist die deutsche Reaction mächtig geworden. Vereint haben sich Bürgerthum und Arbeiter noch einmal gegen sie erhoben, soll jetzt wieder, noch ehe der Sieg über den gemeinsamen Feind errungen, noch ehe, was uns allen in dieser Zeitlage, gegen den von Westen her drohenden Cäsar und seine Legionen, das Höchste und Theuerste sein müßte, die Einheit und die Macht des Vaterlandes, hergestellt ist, der alte Streit uns trennen? Sollen die Chimären von der Abschaffung der Concurrenz, von der Arbeitgebung durch den Staat auch bei uns ihre Opfer fordern?

Verlangt aber vielleicht die unglückliche Lage der Arbeiterbevölkerung, unerträglich gesteigertes Elend die Aenderung des jetzigen Zustandes? Nur die Uebertreibung könnte eine solche Behauptung wagen. Von der Noth, die in den englischen und französischen Baumwollendistricten täglich steigt, sind die deutschen Arbeiter fast ganz verschont geblieben; selten nur und vereinzelt hat sich bei uns jener principielle Haß der Arbeit und des Kapitals gezeigt, der für die meisten Socialisten der Ausgangspunkt ihrer Betrachtung geworden, die Verhältnisse der Arbeiter haben sich von Jahr zu Jahr gebessert, sie selbst eine höhere Stufe der Bildung und Sittlichkeit erreicht. Niemand will sie auf dieser Stufe zurückhalten, im Gegentheil, mehr als es je in früherer Zeit geschehen, kommen die „Gebildeten" ihnen entgegen und unterstützen ihre Bestrebungen. Die Thürme von Babylon, welche die französischen Socialisten in ihren Schriften phantastisch bis zu den Sternen reichend aufthürmten, bezeichnen durch äußern Glanz und scheinbare Großartigkeit freilich die Bemühungen der Männer, die bei uns unablässig in Handwerker- und Arbeitervereinen für die Bildung und Brüderlichkeit aller wirken. Die goldenen Kuppeln jener Thürme aber werden nie gebaut werden, während aus den Samenkörnern des Guten und Schönen, die hier gestreut, eine reiche Ernte in der Zukunft heranreifen wird. Wie man diese friedliche Entwickelung zu hören versucht hat, davon in einem nächsten Artikel.

Briefe aus der Kaiserstadt.

IV.

yy Endlich muß ich Ihnen auch vom Wetter schreiben, das ich solange keiner Zeile gewürdigt habe, trotzdem es eine bedeutsamere Erscheinung ist als die Patti, welche die Wiener in Schwärmerei, ja Raserei versetzt. Seit dem Beginn des Jahres weht in unserer Stadt — einige unfreundliche Tage ausgenommen — eine wahrhaft milde Luft; im Gismonat sah man schon unzählige Bäume der Gartenanlagen, die sich hier und dort an die Residenz schmiegen, mit jenen braunen Knollen belegt, welche den vorfrühlig Frühling verkündeten, und der diesmalige März ward so reich an Veilchen gefunden, daß ein Heliogabalus, dessen Experiment einen Erstickungstod mit Veilchen herbeizuführen, bekannt ist, um die dazu nothwendige Fülle der duftigen Marterwerkzeuge nicht besorgt zu sein brauchte.

Wir beherbergen aber in unsern Mauern keine so sonderbaren Schwärmer, dafür aber Enthusiasten in Menge, die der kleinen spanischen Sängerin mit dem welschen Namen alle die Kränze und Sträuße zuwenden, welche den wahrhaften Künstlern der Gegenwart vorenthalten werden. Es ist geradezu eine Schmach, wie man die Patti hier feiert. In Journalen und Gesellschaften bildet sie den Mittelpunkt der Gespräche; die sogenannten eleganten Leute, die sich besinnen, das berühmteste Buch zu kaufen und die dasselbe im besten Falle — entleihen, finden keinen Preis zu hoch, der ihnen den Genuß, die Patti zu hören, verschafft. So ist's immer gewesen, meint beschwichtigend ein Weltmann — gewiß; doch das hindert nicht, die Thatsache als eine beklagenswerthe zu bezeichnen und immer aufs neue auf den wunden Fleck zurückzukommen. Indessen wie die Blumen nicht zu nützen brauchen, so ist auch die Wahrheit um ihrer selbst willen da, und der aufs Wesenhafte gerichtete Mensch wird sich nicht abhalten lassen, unbekümmert um Lob oder Tadel, sie zu vertreten. Uebrigens hat ein Zwischenfall in den Patti-Fanatismus ein kleines Loch gerissen. Das „Kind" — wie man die Sängerin hier nennt — war nämlich zu einer Soirée bei einem hiesigen Redacteur geladen und weigerte sich, den Vorträgen einzelner Mitglieder der beiden Hoftheater und mehrerer Vorstadtbühnen die sehnsüchtig erwartete Production folgen zu lassen. Ein Herr Starkoich, Schwager des Fräulein Patti, der an den Giraffenführer mahnt, wie er in den Bildern zu Raff's „Naturgeschichte" sich darstellt, der Besitzer, Kassirer, Begleiter und Reclamenbesorger der lorbergekrönten Nichte, der ihr verschleift und nachseufzt, ihren Schnupfen erläutert und ihre üble Laune entschuldigt, der zum „Barbier" „Einlagen" componirt und statt ihrer in den Proben erscheint, ihr Réglige-Triller, ihre Schlafhäubchen-Arie und ihre Pantoffel-Coloratur, dieser ältere Schwager Krenek-Starkoich erklärte dem schwergekränkten journalistischen Hausherrn, er habe sich dem Baron Sina gegenüber,

in dessen Gesellschaft Fräulein Patti für ein glänzendes Honorar gesungen, verpflichtet, die Künstlerin nur zu demselben Preise in Privatkreisen die Schwingen des Genius entfalten zu lassen. Vertrag ist Vertrag, mag er die Theilung Polens oder die Sequestrirung Patti'scher Rouladen besiegeln. Verträge werden nie gebrochen. Darum fügte sich der grausam entblößte Salon in das Unvermeidliche. Allein damit war die Sache nicht zu Ende. Zweimal vierundzwanzig Stunden nach dieser Abendunterhaltung brachte die Zeitung des verletzten Hausherrn, im Namen der öffentlichen Meinung natürlich, eine Reihe ungünstiger Kritiken anderer Journale über Fräulein Patti, und die Arbeit, welche ein ungemein scharfes Urtheil an die jüngste Leistung der Sängerin, die „Lucia", geknüpft, wurde eine maßgebende in demselben Organ genannt, das früher die überschwenglichsten Lobpsalmen zu Ehren des „Kindes" angestimmt hatte. Das Gespenst der Pest überholt, nach Hermann Lingg, das schnellste Roß und auch den schnellsten Reiter, aber noch schneller als die Pest ist das wiener „Armenblatt" in seinen Entwickelungen brennender Liebe zu verlangendem Haß, demüthiger Bewunderung zu vernichtender Verachtung.

Ich verweilte nur deshalb so lange bei diesen Vorgängen, weil sie den ernstlichen Gesprächsstoff der Residenz im gegenwärtigen Augenblick abgeben und muthmaßlich die Grenzscheide darstellen werden zwischen der glühenden Verehrung für Fräulein Patti und der wieder zurückkehrenden Besinnung des verzückten Publikums.

Seit ich Ihnen zum letzten male geschrieben, hatten wir auf der Burgbühne ein Ereigniß: die Aufführung der ersten zwei Theile der Hebbel'schen Nibelungen-Trilogie. Viele unter denen, welche das Werk hoch stellen — und auch ich zähle zu diesen — machten sich von vornherein auf einen bloßen succès d'estime gefaßt, und da der Ausfall der ersten Darstellungen neuer Stücke auf dem Burgtheater in der Regel kein entscheidender ist und überdies die Mehrzahl der Rollen unzulänglich und schlecht gespielt wurde, so glaubte man, „Siegfried's Tod" werde nach drei, vier Vorstellungen vom Repertoire verschwinden. Aber die Tragödie behauptete sich in der Gunst des Publikums, ja die Wiederholungen des Werkes erweckten eine lebhaftere Theilnahme der Zuschauer als die erste Aufführung. Herr Wagner spielte den Siegfried über Erwarten frisch und fröhlich, freilich ohne rechten Homer. Frau Rettich meisterhaft die alte Ute, und Fräulein Wolter, der jetzige Liebling der Wiener, gab die Gestalt der Kriemhild poetisch, wenn auch nicht vollendet, wieder. Ab und zu hörte man versichern, die „Nibelungen" übten nur durch Fräulein Wolter solche Anziehungskraft aus, ein Axiom, das, seine Richtigkeit zugegeben, ein neuer Beleg für die Ansicht manches denkenden Kopfes wäre, daß der Kunstgeschmack immermehr verblödet und daß das deutsche Theater seiner gänzlichen Auflösung nicht mehr fern ist.

Die Gründung eines Museums für Kunst und Industrie, welche jüngst vom Kaiser befohlen worden, hat hier großen Anklang gefunden, und wenn die Statuten ausgearbeitet, werde ich Ihnen Näheres mittheilen. Professor Eitelberger soll mit den heilsamen Anstoß zu diesen Unternehmungen gegeben haben.

Als literarisches Curiosum beanspruche eine heftweise in Olmütz bei einem deutschen Buchhändler erscheinende Geschichte Mährens Berücksichtigung. Der Historiker heißt Sluckel und führt den Beweis, daß das deutsche Volk das blödeste und roheste in Europa von Urzeiten her bis auf den heutigen Tag ist, während er die Slawen in Oesterreich als die leider auf jene Barbaren ohne segnende Einwirkung gebliebener Nation der Bildung und der Sitte schildert. Sicherlich stammt Herr Sluckel von dem ehrenwerthen Kroaten ab, der von Schiller in dessen „Tager" vorträtirt worden, und nun rächt sich der Spätenkel für die Unbill, die seinem Aeltervater von dem Dichter des rohen und blöden Volks widerfahren.

Die Literatur des zweiten Kaiserreichs.

I

Napoleon I. liebte die Literatur nicht; die drei einzigen bedeutendern Schriftsteller Frankreichs während seiner Regierung, Chateaubriand, Courier und Frau von Stael, waren seine Gegner, sie lebten verbannt von seinem Hofe. Es ist bezeichnend, daß von 1800—14 das Theatre français an Neuigkeiten nur Lustspiele aufführte. Picard, der etwas von einem französischen Kotzebue hat, war der bewunderte Dramatiker jener Tage. Dreimal wagten sich Tragödien an das Lampenlicht, man lache nicht über die gefährlichen Stoffe, die sie behandeln, eine schildert uns „Joseph in Aegypten", die andere den Hof des persischen Königs Artaxerxes, die dritte ist berühmter geworden. „Hektor's Tod" von Lancival, von der aber schon damals behauptet wurde, daß der Kaiser selbst einige Scenen darin geschrieben. Wer sie jetzt durchliest, kommt fast unwillkürlich zu dem Gedanken, als hätten ihre schlachtathmenden, aus Homer übersetzten Verse den damals, 1809, schon gesunkenen kriegerischen Enthusiasmus der Franzosen wieder anfeuern helfen sollen. Die Menge aber gefiel sich in den kleinbürgerlichen Komödien Picard's, die recht im Gegensatz zu dem beständigen Kriegslärm und Trommelwirbel ein Bild häuslichen Friedens und idyllischer Zustände darstellen.

Anders denkt der Neffe über die Literatur als der Oheim. Er ist kein Feldherr wie jener, kein tragischer Heldenschauspieler, der vor einem gefangenen Papst oder vor einem Gesandten die berühmten Scenen aufführen würde, die Napoleon I. vor Pius VII. und vor Metternich im Marcolini'schen Palast zu Dresden gespielt. Der Neffe geht nicht wie der Oheim auf Stelzen, nichts hat er von Cäsar, viel von Tiberius. Der erste Kaiser beschäftigte das Volk auf Schlachtfeldern und gab ihm die Beute von Königreichen, der zweite greift nur ungern zum Schwert

es zieht es vor, das Volk langsam zu entsittlichen. Durch das Beispiel erweckt es die Habsucht auch der Aermsten, die Abenteurer, die mit ihm emporfliegen, die nicht wie die Generale Napoleon's ehrenvolle Wunden für ihre Marschallstäbe aufweisen können, haben in die höchsten Gesellschaftskreise die Fäulniß gebracht, von der Höhe in die Tiefe ist das Uebel geschritten. Statt ihm Einhalt zu thun, soviel sie vermochte, hat die Literatur nur den Einen Zweck verfolgt, diese Zuchtlosigkeit zu verklären. Kein Juvenal ist aufgetreten, die Tugend zu vertheidigen und das Laster zu brandmarken, keiner hat die Bildsäulen der Fürstenschmeichler, über die doch vor Ludwig XIV. Racine's „Phädra" den Zorn der Götter herabbeschwören konnte, zu stürzen, den modernen Messalinen ihre Maske zu entreißen gewagt. Den Kranz der Tugend, die Glorie eines schönen Todes hat man auf der Bühne um entweihte Stirnen gebreitet. Wie in der Gesellschaft, hat auch in der poetischen Welt die Aechtheit jegliche Scham verdrängt. Die französische Gesellschaft fand in dem Bilde, das ihr von den Dichtern entgegengehalten wurde, ihr wohlgetroffenes Conterfei; sie hatte nichts daran auszusetzen und konnte darunterschreiben: „Le monde comme il est." Eine erschreckliche Gleichgültigkeit gegen alles, was bisher, wenigstens in der Dichtung, den Heiligenschein getragen. Freundschaft, Hingebung, Liebe zur Wahrheit und zur Freiheit, ist das Merkmal dieser Literatur. Wenn sie die Gamelientanzen bis zum Ueberdruß gepriesen, verherrlichen sie wie Sardou und Augier in ihren Komödien die politische Gesinnungslosigkeit und das faiserliche Regime. Auch die Literatur des 18. Jahrhunderts ist nicht frei von den Flecken der Unsittlichkeit, feiger Schmeichelei der Vornehmen und Gewalthaber, aber welch edler, männlicher Zorn bricht wiederholt in Rousseau und Diderot aus! Wie glüht selbst das kalte Herz Voltaire's, wenn es das Lob der Freiheit und die Vertheidigung der Unschuld gilt! Von diesem Feuer Apollo's besitzen die jetzigen Schriftsteller Frankreichs nicht einen Hauch, sie buhlen nicht einmal um den Ruhm; das Schöne ist ihnen nichts und das Gelt alles!

Die politische wie die literarische Opposition ist zum Schweigen verurtheilt. Und zu den Hindernissen, die ihnen die Gewalt in den Weg legt, tritt das Schlimmste: die eigene Talentlosigkeit. Von den großen dichterischen Talenten der Julimonarchie, George Sand, Alfred de Musset und Henri de Balzac, ist nur die erstere noch am Leben, nicht zu ihrem Glück, sie hat sich selbst und ihren Ruhm überlebt. Ihre letzten, im Sinne der englischen Gouvernantengeschichten „tugendhaften" Romane wetteifern in Eintönigkeit und matter Farbengebung mit ihren Vorbildern. Der Stolz ihrer politischen und socialen Ideale scheint sie mit einer bittern Verzweiflung erfüllt zu haben, die sie im schmerzlichen Lächeln der Entsagung verbergen will. Unsern ihren alten Göttern, schürt sie jetzt auf dem Altar der neuen eine kümmerliche Flamme. Die Flügel ihres Genius sind gebrochen, nicht eine einzige ihrer moralischen Erzählungen hat den Erfolg von „Mauprat" gehabt; in der „Revue des deux mondes" durchblättert sie vielleicht noch gähnend ein altes Verehrer. Besser haben Michelet und Victor Hugo ihre Stellung zu behaupten gewußt. Michelet's Werke über die Frauen, die Liebe, die Hexe gewinnen durch die Feindschaft, mit der sie von der Regierungspresse angefeindet werden, eine außerordentliche Volksbeliebtheit, sie werden über ihren Werth geschätzt. Unter den Cäsaren in Rom bewunderte ein knechtisches Volk die als Helden, die nur von Brutus und Cassius zu sprechen wagten; so pflegt man auch in Frankreich in den Angriffen Michelet's gegen den Despotismus der Staats und der Kirche eine muthige That zu sehen. Die Anschauungen Michelet's haben eine mystische Färbung, zuweilen glauben wir in einem deutschen Naturphilosophen zu lesen. Dann eine dithyrambische Darstellung, die statt scharf umgrenzter Gedanken nur eine Reihe von Bildern gibt, von denen das nachfolgende das vorhergehende durch immer grellere Effecte zu verdrängen sucht. Michelet's Phantasie ist reicher als seine Willenschaft; seine Schwärmerei trübt die Klarheit seines Blicks. Nicht objective, historische Wahrheit, einen bunten Zauberwitterwarr offenbart uns sein Buch „Die Hexe" („La Sorcière"), auf das wir noch einmal ausführlicher zurückkommen, und nur der Haß gegen die römische Kirche und ihre Weltanschauung, der es durchdringt, rechtfertigen den Beifall, den es gefunden, den es aber weder als Kunstwerk noch durch die Tiefe seiner Forschung verdient. Ebenso wenig wird eine unbefangene Kritik Victor Hugo's großem Roman „Les Misérables" nur annähernd einen hohen künstlerischen Werth zuschreiben. Gegen Balzac oder nur Eugène Sue gehalten, welch eine Armlichkeit in der Erfindung, in den Gestalten! In welch engem Gedankenkreise — die Schönheit einzelner Scenen, wie der Barrikadenschlacht, die Homerischen Schwung geboren hat, billig zugestanden — bewegt sich das Ganze gegen die weite Welt, die sich in Karl Gutzkow's Romanen öffnet! In den „Rittern vom Geist" und noch mehr im „Zauberer von Rom", welch ein mächtiges und großartiges Zusammenfassen der wichtigsten Lebensbeziehungen, ein Aufnehmen und Verschlingen aller Fäden, die das Gewebe der modernen Gesellschaft bilden; dort, bei Victor Hugo, selbst die Eine Frage des socialen Elends nicht einmal nach allen Seiten hin erörtert, sondern nur in dem Einen Punkt aufgenommen, wo die Armuth zum Verbrechen gedrängt, der Arme vor dem menschlichen Gesetz zum Schuldigen wird. Dennoch ist ein männlicher, hochherziger Zug, etwas von der Weihe eines Dichters in Victor Hugo und Michelet, eine Begeisterung, von der die Alexandre Dumas fils, die Augier, Sardou, About und der Schützling der Kaiserin, Octave Feuillet, der kürzlich unter die Vierzig der Akademie aufgenommen wurde, nie einen Hauch empfunden haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen
am
häuslichen Herd.
herausgegeben
von
Karl Frenzel.

Folge. Erster Band. Nr. 16. Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler.

t: Charakterbilder aus der Hansa. II. Marx Meier. Von Heinrich Asmus. — Zwei fabelhafte Thiere. II. Der (Schluß.) Von A. F. — Englische Charakteristiken von Hermann Lessing. I. — Eine Nacht Michel Angelo's ophir Gambs. — Das Alte Museum in Berlin. — Sprüche. Von Karl Frenzel. — Beiblatt: Die deutsche Arbeiterbewegung. II. — Berliner Briefe. IV. — Die Küche.

Charakterbilder aus der Hansa.

II. Marx Meier.

Geburt war Marx Meier ein Hamburger betrieb anfangs in seiner Vaterstadt das ebehandwerk, vertauschte aber bald, da er m ruhigen Bürgerleben wenig Behagen den Hammer mit der Pike und nahm bei den damals so rüstigen Zünftlern. Natur schien ihn auch eigens für diesen ausersehen zu haben; er hatte eine hohe, Gestalt mit einnehmenden, männlich-schö- gen und weit über sein früheres Verhält- aus gebildete Umgangsformen; dabei war Gewandtheit in den verschiedenartigen des Lebens und besaß außerdem einen so inglichen Muth, daß er selbst bei den ver- en Anschlägen nicht leicht verzagte.

ch manchen Kriegsfahrten hatte er Dienste ristian II. genommen und war mit diesem orwegen marschirt, wo er sich durch ver- n Muth und kecke Tapferkeit so sehr aus- , daß die Lübecker ihn, als er im Früh- 32 in ihre Gewalt gerieth, als Fähnrich Dienste und später, als der Krieg been- lt sich in ihre Heimat nahmen, die auch e seine ward. Vielleicht gab es auch da-

mals auf dem ganzen Erdball keinen bessern Ort als das demokratische Lübeck, wo ein mit Fähigkeiten begabter und mit Selbstvertrauen auftretender Mann sein Glück machen konnte. Hier gewann er sich nun im Fluge die Gunst des Volks, bei dem schon sein früheres Gewerbe als Empfehlung galt. Aber nicht nur der geringe Mann zollte dem schönen Hamburger seine Aufmerksamkeit, selbst die vornehmsten Republikanerinnen zeigten sich dem Glücksritter hold. Die reiche Bürgermeisterswittwe Lunte hatte schon lange zu dem schönen, kräftigen Mann eine Neigung gefaßt, der sie nicht länger Widerstand leisten konnte oder wollte, und vermählte sich am Pfingstfest 1533 zum zweiten mal, indem sie Marx die Hand zum ehelichen Bund reichte. Durch diese Heirath war Meier den Ersten der Stadt nahe getreten und mußte bald einem Mann begegnen, den ihm die Natur unter Tausenden zutrieb: dem Bürgermeister Wullenwever. Zwischen beiden Männern entstand von nun an eine enge Freundschaft, ein Austausch ihrer Pläne und Hoffnungen.

Gleich nach den Flitterwochen lichtete Marx Meier als Admiral der hanseatischen Flotte die Anker, um auf die Niederländer, die den hanseatischen Handel bedeutend schmälerten, Jagd zu

da? ruft man mich? (Lehnt sich an die Häuser, man hört auf der linken Seite einen grellen Pfeifton, den ein Anderer auf der Rechten beantwortet.) Horch! so grüßen sich die Hersteller des bürgerlichen Gleichgewichts. Die Diebe sind des Teufels Zunge an der Wagschaale des Geschicks. (Man hört wieder pfeifen.)

Zehnte Scene.

Drei Diebe schleichen mit einer Leiter heran. Sorgfältig sich umspähend, lehnen sie die Leiter an Ephraims Fenster, zwei beobachten noch eine Weile das Terrain und ziehen sich allmälig zurück. Einer macht Anstalt, die Leiter zu besteigen. Harry.

Harry (für sich).

Das Gesicht des Schurken ist entstellt, und doch sollt' ich ihn kennen. Hundert Pfund! Wenn ich seinen Raub mit ihm theilte! Ehrlich ist's, einen Dieb bestehlen. (Tritt auf den eben die Leiter besteigenden Dieb zu und faßt ihn an der Kehle) Halt da! Ist diese Kehle galgenfest? Du scheinst auch Gesichter stehlen zu können? Oder bist Du's selbst, ein Edelmann, ein Edelmann von Zufallsgnaden, ein Lord, dessen Grafschaften in dem Würfelbecher liegen, Lord Pickington?

machen. Obgleich er nun den Krieg mit Energie und zur völligen Zufriedenheit der demokratischen Partei in Lübeck betrieb, so genügte doch keineswegs die Ostsee den weit ausschweifenden Plänen Meier's; er segelte in die Nordsee, bemächtigte sich hier dreier englischer Schiffe, beging aber sogar darauf die Unvorsichtigkeit, in einem englischen Hafen zu landen, um sich mit Proviant zu versehen. Es waren noch nicht drei Tage vergangen, so wurde der hanseatische Admiral in seiner Herberge als Seeräuber verhaftet und auf des Königs Befehl nach London in den Tower gebracht. Nach längerer Einkerkerung ward über ihn das Todesurtheil gefällt und Meier sah sich gewiß schon am Galgen hängend, als plötzlich und unerwartet eine Verknüpfung von Umständen ihn erst aus dem Tower und später selbst an den Hof Heinrich's VIII. nach Winkler führte, wo man ihn mit Ehren empfing, zum Ritter schlug und mit einer goldenen Kette beschenkte (8. November 1534).

Was Heinrich zu diesem Act der Gnade bewogen, ist noch nicht aufgeklärt; denn die Behauptung einiger Schriftsteller, daß Meier's Zungengewandtheit den leichtgläubigen König damit gewonnen, daß er ihm in Wullenwever's Namen den dänischen Thron versprochen habe, scheint doch wol eine irrige zu sein, da Lübeck damals noch keinen Fuß breit Landes in Dänemark besaß; näher liegende Verhältnisse scheinen den Abenteurer gerettet zu haben.

Wie bekannt, war Heinrich VIII. damals gerade in jenen ersten Ehescheidungsproceß mit Katharina von Spanien verwickelt, welcher die Lossagung Englands vom römischen Stuhl zur Folge hatte, und am 14. November reichte der Monarch der schönen Anna Boleyn seine königliche Hand; dadurch gerieth er in Feindschaft mit Kaiser Karl V. und zerfiel mit dem ganzen katholischen Klerus; dies und die Handelsinteressen Englands im Gegensatz zu den Holländern ließen ihm die Freundschaft der Hansa wichtig erscheinen, wozu allerdings Meier's Vorspiegelungen das Ihrige beigetragen haben mögen. Seit Meier's Austritt aus dem Tower knüpfte sich so ein näheres Verhältniß zwischen England und dem Haupt der „Osterlingen" an.

Marx Meier kehrte am 15. Januar 1534 nach Lübeck zurück, wo er die Gattin und den treuen Freund wiederfand. Die Gegenwart entsprach keineswegs den Erwartungen beider Männer, allein Wullenwever hatte bald einen Plan ausgedacht, den Meier auszuführen sich bereit erklärte. Mit drei Kähnlein Kriegsvolks segelte er beim ersten offenen Wasser nach Helsingör, von wo ihn Graf Christoph nach Schonen schickte, um dort die Fortschritte der Schweden, die sich mit den Dänen verbunden hatten, zu hemmen. Er nahm auch wirklich die Städte Helsingör, Landskrona, Malmö und Lund ein; als er aber den hinterlistigen Plan gefaßt, [illegible] Edelleute, welche der Graf nach Landskrona beschieden hatte, auf ihrem Zuge zu überfallen, verließen diese, gewarnt, die Fahnen des Grafen, weil sie ihn mit Meier im Einverständniß glaubten, und gingen zu den Schweden über. Dann suchten sie die Lübecker auf, und Meier, zu schwach, ihnen eine offene Feldschlacht anbieten zu können, zog sich bis unter die Kanonen der Festung Helsingborg zurück (1535). Dort machte er halt und im Vertrauen auf den Commandanten der Festung, Tycho Krabbe, erwartete er unerschrockenen Muthes die näher rückenden Feinde. Allein das Glück hatte den tapfern Mann verlassen und treulos verriethen ihn alsbald die Menschen. Als Tycho Krabbe die in wilder Flucht nahenden Lübecker bemerkte, hatte er sie mit glatten Worten empfangen, ihnen Lebensmittel gesandt, ja sich auch erboten, einige Feldstücke nebst Munition für sie herbeizuschaffen und ihnen im schlimmsten Fall die Festung als Zufluchtsort zu öffnen. Auf diese Zusage des verschlagenen Jüten und den erprobten Muth der Seinen bauend, erwartete Meier die Schweden. Plötzlich wußte aber Krabbe die Absendung der versprochenen Geschütze bis auf den letzten Augenblick zu verzögern — Meier schickte Boten über Boten, schon rückten die Schweden zum Sturm heran — da endlich langten auch die ersehnten Kanonen an. Es war aber keine Zeit mehr, sie zu untersuchen. Die Kanoniere schlugen auf, die Stücke brannten los — allein doppelt geladen, zerplatzten sie und verbreiteten Tod und Verderben in den Reihen derer, die sie schützen sollten. Bestürzung und Schreck ergriff die kleine, muthige Schar. „Wir sind verrathen!" schrien die Deutschen und im nächsten Augenblick schon stürmten die Schweden heran. Meier's muthigem Zuruf und seiner Entschlossenheit gelang es zwar, den ersten und zweiten Angriff glücklich zu überwältigen — allein zu ungleich waren die Kräfte. Der Ritter der Fortuna blutete schon aus mehreren Wunden, stets lichter wurden die Reihen seiner Schar, da rückten die Schweden zum dritten Angriff vor und noch ehe sie den Fuß des Hügels

rreichten, donnerten die Kanonen der Festung im Rücken der Lübecker und hageldicht fielen die Kugeln in die Reihen der deutschen Streiter. Tiefer Verrath entschied; in wilder Flucht stob alles auseinander. Meier, der nicht fliehen wollte, stürzte sich ins dichteste Gewühl der Feinde. Alles sah seinen und seiner Begleiter wuchtigen Streichen und es schien fast, als würde er allein noch den Sieg erkämpfen: da traf ein schwerer Keulenschlag sein Haupt und bewußtlos sank er von seinem Streitroß auf den blutigen Boden. Mit seinem Fall war zugleich die Schlacht entschieden. Die nicht in der See ertranken, starben meist unter dem Schwert; nur wenige fielen gefangen in die Hände der Sieger.

In einem kleinen Gemach innerhalb der Mauern der Festung fand Marx Meier sich wieder, als er zum Bewußtsein gelangte. Knirschend schüttelte er die Ketten und wie ein verwirrlicher Traum stand die jüngste Vergangenheit vor seiner Seele. Nach einigen Wochen öffnete man eines Morgens früh die Thür seines Kerkers; Soldaten traten Bewaffnete ein und führten ihn auf das Schloß Wardbierg, wo er dem Commandanten Ulfstand zur sorgfältigen Bewachung übergeben wurde, weil Krabbe nicht auf die Länge seine Gefangenen zu bewachen wünschte.

Wie ein Vogel nach langer Gefangenschaft beim leisen Anschein der Freiheit die Fittiche prüft, ob sie auch noch taugen zu fernerm Flug, erwachte Meier plötzlich aus seinem Gram, in den ihn die Kerkerhaft versenkt. Ulfstand war aus frühern Kriegszeiten ihm wohlbekannt; sie hatten gemeinsam manch Abenteuer bestanden und Meier's Geist stets die Oberhand über den Geistern seines Gefährten gehabt. Der alte Ritter empfing den Gefangenen anscheinend froh, als aber die schwedischen Krieger sich entfernt hatten, begann für den Bürgerritter ein neues Leben. Sein Ehrenwort, nicht entfliehen zu wollen, genügte dem Befehlshaber des Schlosses. Marx Meier führte von nun an ein frohes Edelmannsleben mit dem Freunde; die frühe Jagd fand beide auf der Jagd, der späte Abend bei fröhlichen Becher. Dabei währte es nicht lange, so hatte sich Meier mit Hülfe des Ulfstand in der nahen Stadt Anhang verschafft, und schon in der Nacht zum 9. März kühlichen Männer, mit Waffen und einer Strickleiter versehen, an die Festung, wurden von Meier eingelassen, heraufgezogen und in einer abgelegenen Kammer die Nacht über verborgen gehalten. Als Ulfstand am andern Morgen, wie gebräuchlich, in Meier's Begleitung die Runde durch das Schloß machte und an der Kammer vorüberkam, in welcher die Hakenschützen versteckt lagen, meinte der Commandant, stillstehend: „Herr Gerd's noch Lantzin!" Der Bürgerritter, um eine geschickte Antwort nie verlegen, antwortete schnell gefaßt: „Es sind die alten Weiber, die im Backofen Flachs rösten!" Ulfstand, leicht befriedigt, stieg den Berg hinunter, um die Arbeiten auf den Schiffswerften zu beschleunigen. Diesen Augenblick benutzte der kühne Hauptmann und kehrte unter einem Vorwand zurück ins Schloß, rief seine „Brüder" zu den Waffen, versammelte das schwere Schloßvolk und überwältigte die erschrockenen Dänen bis auf wenige Reiter, die zwar auf dem Thurm ein Asyl fanden, durch das Geschütz aber in Respect gehalten wurden. Als Ulfstand das Gewimmel in der Burg vernommen, kehrte er rasch zurück, und als er sah, was vorgefallen, rief er den Reitern Muth zu, sich zu halten, während sein Leben schon in Meier's Hand stand. „Sall ick em hörch dat Lif schetten?" fragte ein Hakenschütze im Anschlag; als Meier dies verneinte, erschoß der Niederländische den Nebenmann, worauf Ulfstand sich auf sein Streitroß warf und dahinsauste.

Das kühne Wagstück war gelungen und Marx Meier Herr der Veste. Er richtete sich nach seinem Belieben ein, leerte die Schatzkammer, übersandte dem Grafen Christoph alle hier aufgefundenen wichtigen Documente und ließ sich von seinen Kameraden zum Hauptmann ausrufen. Fast erschien er als eine selbständige Macht, während Gustav Wasa die Reichsräthe mit Verwürfen überhäufte, daß sie den Gefangenen nicht besser bewacht hätten.

Zwar bemächtigte sich Ulfstand mit dänischen Truppen schon um Michaelis 1533 wieder der Stadt Wardbierg, aber Marx Meier hielt sich tapfer auf dem Schloß, während das hämische Zaugnetz der Aristokraten über seinem Freund und Geistesverwandten Wullenwever schon zusammengeschlagen. Zwar setzte ihm Ulfstand arg zu, aber Meier wußte die Wachsamkeit der Belagerer zu täuschen und fand Wege und Mittel, dem Könige von Frankreich Dänemarks Krone anzutragen, die dieser aber aus Stolz und Klugheit ausschlug. Nun suchte er, um in seiner Noth doch Einen Retter zu haben, seinen ehemaligen Gönner in Windsor für sich und seine Pläne zu gewinnen. Dies glückte und schon mit

der ersten Frühlingsfahrt sandte Heinrich VIII. zwei Bevollmächtigte, Edmund Bonner und Richard Cavendish, nach dem Warbiergschloße, mit denen Marx Meier in Unterhandlung trat. Dänemarks Krone ward von dem Abenteurer verhandelt! Darauf wurde Meier's Söldnern der rückständige Sold mit englischem Geld ausgezahlt und die Mannschaft verpflichtet, ihrem „Statthalter" in allen Dingen unbedingt gehorsam zu sein.

Das war das beste Mittel, den Muth der Belagerten anzufrischen.

Von nun an war an Wein, Bier und andern „guten Dingen" auf dem Schlosse Warbierg, trotz der Sperre zu Lande und zu Wasser, kein Mangel. Hier müssen wir wiederum bewundern, wie unerschöpflich der kühne Mann an Mitteln zur Zeit der Noth war. Sein Bruder Gert, verwegen, listig und schon wie Marx, wußte sich eines wismarschen Schiffs zu bemächtigen, befrachtete es wie zur Vergenfahrt und schaffte so mitten durch die im Sunde liegende dänische Flotte neue Vorräthe auf das belagerte Haus. Endlich aber wurde Ulfstand über die zähe Vertheidigung des Schlosses ergrimmt; er verschaffte sich noch mehr Schiffe und Volk, schoß die Mauern nieder und rüstete sich, als Meier die entstandene Breiche rasch mit erbeuteten Wollsäcken schloß, zum Sturm.

Unzweifelhaft hätte es noch manch Menschenleben gekostet, wenn nicht die Soldaten der Fortuna ihren Hauptmann jetzt gezwungen hätten, den Antrag Albrecht's von Pelzig, eines Anführers der Belagerer, der ihm Sicherheit des Leibes und des Lebens und eine Summe Geldes versprochen, anzunehmen. Auf diese ritterliche Zusage des deutschen Obersten öffnete Marx Meier am 27. Mai 1536 die Feste, welche er fast 16 Monate behauptet hatte. Aber der Vertrag wurde wider Albrecht's Willen schändlicherweise gebrochen. Als dieser nämlich den gefangenen Bürgerritter mit sich durch das dänische Lager führte, erwachte in Krabbe und Melchior von Ranzau der alte Groll; sie gelobten sich, ihn zu verderben. Wol mußten sie in ihm ihren ärgsten Feind sehen. Denn Meier hatte auf dem Warbiergschloß aus dem daselbst befindlichen Archiv die abscheulichen Absichten dieser beiden Männer, die sie zur Zeit des Zwischenreichs in Dänemark gehegt, erfahren und konnte dieselben gar leicht dem Könige Friedrich verrathen. Ihre eigene Sicherheit forderte seinen Untergang. Krabbe überhäufte den Wehrlosen mit Schmähworten und der Landmarschall Ranzau fragte die gegenwärtigen Ritter, ob man wol berechtigt sei, dem freie Haft angedeihen zu lassen, der sein gegebenes Wort so freventlich gebrochen und mit der Treue ein so leichtfertiges Spiel getrieben habe? Vergebens sprach Albrecht von Pelzig für den Gefangenen und berief sich auf seine Zusage — Meier wurde auf das Holtorschloß geführt und hier in Eisen gelegt; er hoffte noch immer, daß das ihm gegebene Wort gehalten werde, und forderte seine Freiheit, aber schon war sein Los geworfen.

Nach einigen Tagen berief Ranzau ein Kriegsgericht, vor das Meier gestellt wurde. Forschend durchflog sein Auge den Kreis der Versammlung und kaum gewahrte er Tycho Krabbe, so schrie er diesem mit donnernder Stimme zu: „Fluch dir, verrätherischer Bube, der du dich nicht entblödetest, tapfere Männer in ein gewisses Verderben zu stürzen! O nur auf einen Augenblick ein Schwert und nicht ungestraft solltest du gegen Marx Meier gefrevelt haben!"

Krabbe maß ihn mit stechenden Augen und entgegnete ruhig: „Wagt Ihr von Ehre und von Verrath zu sprechen, der immer ein Verräther und treulos gewesen? Wahrlich, mit Euch über Ehre und von Ehre zu reden, möchte beweisen, daß wir keine Ehre hätten! Wir lohnen Euch, wie Eure Thaten es verdienen! Nicht goldene Ketten wie in England harren hier Euer; nein, Marx Meier, nur eiserne kennt der Däne!"

Während dieser Rede stand Meier da in nicht zu beschreibender Wuth; krampfhaft ballten sich seine Hände, ein tiefdunkles Roth brannte auf seinen Wangen, das bei den letzten, beißenden Worten Krabbe's, die seinen Ruhm so schmähend herabwürdigten, einer Todesblässe wich. Die Antwort erstickte in seiner Brust; nur sein rollendes Auge ließ noch Leben vermuthen in der hohen Gestalt. Eine tiefe Stille folgte.

„Es wird genug sein der streitenden Worte, Herr Marx Meier", fuhr endlich Krabbe fort. „Allein jetzt stehe ich hier, beauftragt, namens dieser edeln Ritter Euch zu fragen über Eure Vollmachten und Befehle, die, ausgefertigt von Eurer Stadt, Euch wenigstens ein scheinbares Recht geben zu einem Verfahren, wie das Eurige bisher gewesen! Oder habt Ihr auf Befehl des Grafen von Oldenburg also gehandelt? Ihr schweigt? Werdet Ihr uns diese Antwort schuldig bleiben?"

„Als freier Mann war meine That mein

Wille!" entgegnete Marr. „Niemand hat mir geboten und niemand kann mir befehlen!"

Graf Melchior Ranzau unterbrach seine Rede, indem er der Versammlung vorstellte, daß man nicht verbunden sei, einem Mann eine Zulage zu halten, der früher sein Ver[illegible] Ulfhand gegebenes Ehrenwort durch eine hinterlistige Auslegung ungiltig gemacht habe; der von seiner eigenen Regierung verleugnet worden, indem die Frist, sich den Befehlen derselben zu fügen, längst verstrichen sei; der als ein Freibeuter und in der Acht des deutschen Kaisers zu betrachten und die alleinige Triebfeder aller Unruhen in Dänemark sei. „Möchten alle Feinde unseres theuren Vaterlands so in unsere Hand gegeben sein wie dieser", schloß er seine Anklage, „und möchten alle so fallen, wie dieser fallen mag!"

Alles verstummte, niemand wagte für Meier gegen Ranzau zu sprechen und er selbst verschmähte seine Vertheidigung, die fruchtlos gewesen wäre. Man warf den Unglücklichen auf die Folter, wo er Dinge bekannte, die schwerlich je in sein Herz gekommen. Er mußte angeblich begangene Verbrechen unterschreiben, wodurch sein Leben unwiderruflich verwirkt war. Der dänische Adel setzte aber dadurch seinen Schändlichkeiten die Krone auf, daß er gerade dem Ulfhand die Vollziehung des Todesurtheils übertrug. Mit dem Muthe, der sein ganzes Leben bezeichnete, ging Marr Meier zum Tode, dem jugendlichen Bruder Muth zusprechend. Beide wurden unweit Helsingör am 17. Juni 1536 enthauptet, geviertheilt und aufs Rad gelegt.

So endete Marr Meier, ein Mann von kühner Entschlossenheit und regem Geiste, dem es gelungen war, sich von einer niederen Stufe zu den höchsten Würden emporzuschwingen und der ein besseres Schicksal verdient hätte. Wenigstens war der damalige dänische Adel nicht rein genug, um dem einen Treubruch zu strafen, den ihr eigener Verrath auf das Rathgebot zurückgetrieben hatte. Aber auf das schmachvolle Ende des „Brodschmiedes" hat auch vielleicht jenes neue Staatsrecht hingewirkt, „daß der General einer Republik ein nicht ebenbürtiger Kriegsmann sei und man mit ihm wie mit einem Schelm verfahren dürfe". Mit Schmach überhäufen ihn die gekauften lübecker Chronikenschreiber, allein auch für ihn mag diese Entschuldigung seiner Handlung gelten, daß er den Wunsch hatte, seine Heimat wieder auf die Stufe der Macht zu stellen, welche sie früher eingenommen, ohne zu bedenken, daß der Wechsel der Zeit die Ausführung dieses Wechsels unmöglich gemacht hatte; und so, bei veränderten Machtverhältnissen, trugen seine hochfahrenden Pläne nur zum Sturze der Stadt bei, die sie hatten erheben sollen.

Heinrich Asmus.

Zwei fabelhafte Thiere.

II. Der Kraken.

(Schluß.)

Die Walfischfänger wissen längst vom Dasein dieses riesenhaften Tintenfisches. Haben sie einen Pottfisch harpunirt, so speit dieser im Todeskampf nicht selten den Inhalt seines Magens aus, der hauptsächlich aus Mollusken, seiner Lieblingsspeise, besteht, und es finden sich darunter zuweilen Theile der Arme von Polypen, welche so dick sind wie der Körper eines ausgewachsenen Mannes.*) Ein solches ganz kürzlich nach England gebrachtes Fragment vom Arm einer Sepia war sechs Fuß lang und hielt zwei Fuß im Durchmesser. Die Saugnäpfe daran waren von der Größe eines Tellertellers.

Kapitän Hetzu von Nantucket sagte aus, als er von einem Comité des englischen Unterhauses über die Entstehung des Ambra befragt wurde, daß er einst einen Pottfisch erlegte, in dessen Rachen er etwas fand, was er im ersten Augenblick für eine ungeheuere Schlange hielt. Als man das räthselhafte Ding indessen hervorzog, zeigte sich, daß es ein Theil vom Arm eines Tintenfisches war. Die Länge dieses Bruchstücks betrug gegen 28 Fuß und die Saugnäpfe hatten den Umfang eines großen Tellers. Das schwächere Ende des Arms zeigte sich zermalmt und unvollständig, während das stärkere Ende jedenfalls nicht unmittelbar am Rumpfe des Thiers gesessen hatte, denn es hatte Saugnäpfe, welche beim gewöhnlichen Tintenfisch am obern Theil der Arme fehlen. Denkt man sich einen Meerpolypen mit acht Armen, von denen jeder 20—28 Fuß lang ist, und dann einen entsprechend großen Körper, so hat man in der That ein Ungeheuer, hinter welchem die Seeschlange weit zurückbleibt.

Ben Johnson, ein alter Walfischfahrer von Nantucket, erzählt, daß er einst aus dem Maul eines Pottfisches einen Polypenarm hervorzog, welcher 35 Fuß lang und so dick war wie der

*) Ich muß dabei in Erinnerung bringen, daß der Schlund des Pottfisches weit genug ist, um Thieren von solcher Größe ohne Schwierigkeit zu verschlucken, während der gewöhnliche Walfisch einen sehr engen Schlund besitzt.

dickste Mast seines Schiffes. Da die Spitze des Arms hohl und der Polyp deutlich in allem Anschein nach nicht dicht am Kopfe des Thieres abgebissen, sondern einen ansehnlichen Stumpf stehen gelassen hatte, so mußte der Polyp von ungeheuerer Größe gewesen sein.

Ein anderer Kapitän, mit Namen Reynolds, berichtet, daß er den Arm eines Meerpolypen, welchen er im Maul eines Pottfisches fand, auf Deck stehen ließ, um zu versuchen, ob man nicht Thran daraus gewinnen könne. In seinem Verlangen fand man, als der Arm in Stücke gehauen war, daß er aus einer grauen, federartigen Masse bestand und nicht einen Tropfen Oel enthielt. Man warf deshalb die Stücke, nachdem man sie gemessen hatte, über Bord. Die ganze Länge des Armes betrug 15 Fuß, die Stärke am dicken Ende 2½ Fuß. Da das Glied ganz frisch abgebissen zu sein schien, so machten einige Matrosen den Versuch, einen Theil desselben zu kochen und fanden das Gericht so schmackhaft, daß sie es bis auf den letzten Bissen verzehrten.

Ein norwegischer Seemann Namens Asterlen erzählt, daß er zwei Polypenarme sah, welche ein Sturm an seiner heimatlichen Küste angetrieben hatte. Sie waren etwa 25 Fuß lang und viele Menschen gingen hin, um sie zu sehen.

Ein norwegischer Pastor Namens Fries erzählt in einem Bericht an die Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums in Norwegen, daß im Jahre 1680 ein Kraken durch Sturm und hohe Flut in einen der Kanäle verschlagen wurde, welche das Meer zwischen den Klippen des Strandes gebildet hat. Das Thier konnte nicht zurück und mußte, nachdem es mehrere am Ufer stehende Bäume mit seinen Armen gefaßt und aus den Wurzeln gerissen hatte, dort umkommen. Der Verwesungsgeruch seines ungeheuern Körpers verpestete die Luft weit umher und machte den Kanal für längere Zeit unpassirbar.

Auch Pennant bestätigt, daß man in den Indischen Meeren achtarmige Tintenfische von ungeheuerer Größe hatte. So wurde ihm von mehr als einer glaubwürdigen Person berichtet, daß man Thiere gesehen habe, welche ausgespannt von einem Armende zum andern nicht weniger als 120 Fuß maßen. „Die Eingeborenen des Indischen Archipels", so erzählt er, „nehmen, wenn sie in ihren Kanots aufs Meer hinausfahren, Beile mit, um die Arme eines ihre Fahrzeuge etwa angreifenden Tintenfisches sogleich abhauen zu können. Geschähe dies nicht, so würde der Polyp das Kanot, an dessen Rand er sich anklammert, unfehlbar in die Tiefe ziehen."

Dr. Shaw, ein bedeutender Naturforscher, sagte: „Die Existenz riesenhafter Tintenfische in den indischen und nordischen Gewässern ist wol kaum zu bezweifeln und obgleich viele der uns vorliegenden Berichte und Beschreibungen übertrieben sein mögen, so haben wir doch Beweise genug, daß diese Riesenpolypen alles, was wir an den Küsten europäischer Meere beobachten konnten, weit hinter sich lassen."

Ein alter Schiffskapitän Namens John Magnus Dens in Dünkirchen erzählt, daß er einst in der Nähe der afrikanischen Küste von einer Windstille überfallen wurde und diese wie gewöhnlich benutzte, um sein Fahrzeug von dem Moos und Seetang reinigen zu lassen, welche sich bei längern Reisen stets an den Seiten des Schiffes ansetzen. Mehrere Männer wurden zu diesem Zweck auf Strickleitern nahe über dem Wasserspiegel und kratzten mit eisernen Haken den Seetang ab, als plötzlich ein ungeheuerer Polyp auf der Oberfläche des Wassers erschien, mit einem Arme zwei der Männer packte und sie unter Wasser zog, während sich ein anderer Arm nach einem dritten Mann ausstreckte, welcher eben im Takelwerk des Hauptmastes emporklettern. Glücklicherweise verwirrte sich hier das Thier in den Wanten und Wedelingen, sodaß es sich nicht sogleich zu befreien vermochte. Der Mann, welcher sich von dem Riesenarm umschlungen fühlte, rief um Hülfe, und es gelang einigen von der Mannschaft, ihn von dem entsetzlichen Feinde zu befreien, indem sie den Arm des Polypen mit Aexten in Stücken hieben, während andere mehrere Harpunen in den Körper des Ungethiers schleuderten.

Der Polyp verschwand nun in der Tiefe und der Kapitän ließ in der Hoffnung, die beiden Männer zu retten, einen Theil der an den Harpunen befestigten Taue ablaufen und versuchte dann das Ungeheuer daran emporzuwinden. In der That schien das auch gelingen zu wollen. Man brachte den Tintenfisch bis an die Oberfläche des Wassers, aber plötzlich sank er aufs neue und man mußte nun Leine auf Leine abrollen lassen bis zum Ende. Dann riß das eine Tau — die vier andern Harpunen lösten sich und alle Hoffnung, die Unglücklichen zu retten, war dahin.

In der Kirche des heiligen Thomas zu St.-Malo ist die Abbildung eines Meerpolypen aufgehängt, welcher an der Küste von Westafrika

…ischen Dreimaster angriff und in …ie. Das Fahrzeug hatte seine Ladung …Elfenbein und Gelbholz eingenommen … Männer waren eben in Begriff, die …winden, als plötzlich ein monströser …er Oberfläche des Wassers erschien …ne um zwei von den Masten schlang. …ieser riesigen Glieder erreichten die …Masten und seine Kraft war so rie… …das Fahrzeug seitwärts umzuschlagen. …Mannschaft griff nach Aexten und …die Arme des Ungeheuers abzuhauen, …glich zu ihrem Schutzheiligen St.- …hülfe. Ob der Beistand des Hei… …Geschicklichkeit und der Muth der …das Meiste zur Rettung des Schiffs …ich dahingestellt sein; kurz, es gelang …Arme des Thieres zu zerhauen und …k es in die Tiefe zurück. Als das …ch St.-Malo zurückkam, brachte die …dem Heiligen, der sie aus so schwere …erlöst hatte, ihren Dank dar. In …rocession zog sie nach der Kapelle, …ßte gelesen und das Bild aufgehängt …ches den Kampf mit dem Polypen …sich noch heutigen Tags dort befindet. …e Notiz über das Erscheinen des …rt, wie schon erwähnt, aus dem …. Es war am 27. Juni d. J., als …ll, der mit seinem Schiff Robertson …ole nach Grönland segelte, hinsichtlich …r den Kopf und den Körper eines …Polypen erblickte. Derselbe glich aus …ung einem ungeheuren Sacke von …Größe; als man dem Thier, das mit …nelligkeit schwamm, indessen genau …tags näher gekommen war, sah sich …men, daß man einen Kraken vor sich …Farbe des Thieres war grün. Die …en ließen sich deutlich wahrnehmen …uns hier an Raum, alle Beweise …ften der beiden vielverkündeten und …Seeungeheuer, von welchen alle alten …bungen und Naturgeschichten berichten, …. Die hier und da am Strande, …er im Innern von Pothichen gefun…nhaften Armfragmente dürften nicht …Beweise für die Existenz des letzteren …iese Existenz wurde wahrscheinlich ganz …r sein, wenn die Walfischjäger ihre …gen nicht auf die Massen beschränkten, …Pothich im Todeskampf zuweilen von …sich gibt, sondern sich die Mühe nehmen wollten, die Augen der von ihnen getödteten Thiere, der natürlichen Feinde der Polypen, zu untersuchen.

Alle Walfischjäger, welche die Gewohnheiten des Pothiches kennen, meinen, daß das Thier seinen verlängerten, mit Zähnen besetzten Unterkiefer als Waffe gebraucht im Kampfe mit dem Tiefen unter den Wallfischen, in der im tiefsten Grunde des Meeres haust. Wahrscheinlich reißt der Koloß dem Polypen diesen zugespitzten Kinnbacken in den Leib und sucht ihn vermittelst seiner nach hinten gebogenen Zähne von seinem festen Anhalt am Felsenboden loszureißen. Wenigstens bedient sich der Pothich, wenn er ein Boot angreift, seines Unterkiefers in dieser Weise mit bewundernswerther Gewandtheit.

Ob diese unterseeischen Kämpfe stets mit dem Siege des Pothiches endigen, ob es ihm immer gelingt, seinem Feinde Glied für Glied vom Leibe zu beißen, um seinen Hunger mit diesen riesigen Bissen zu stillen, oder ob auch der Polyp zuweilen Sieger bleibt, indem er den mächtigen Kampf des Gegners mit seinen acht Armen umstrickt — wer vermöchte das zu sagen? A. S.

Englische Charakterstudien

von Hermann Helbig.

I.

Ein ironischer Cardinal, der sich seiner Menschenkenntniß rühmte, behauptete, daß nationale Merkmale trotz aller Verhüllungen bei gewissen Gelegenheiten hervortreten und z. B. einem Glase Wein gegenüber sich nicht verleugnen lassen. Nun ist es zwar bekannt, daß im Wein die Wahrheit liegt und daß sie oft im Rausch zum Vorschein kommt, aber unser frommer Cardinal verdächtigt diese Excentricitäten; er verlangt nur ein einziges Glas Wein; der Wein braucht nicht einmal rein zu sein, es kann selbst ein Glas Cardinal sein, und das große Problem der Nationalitäten ist gelöst, sobald eine Fliege in das Glas fällt. Diese getrübte Flüssigkeit löst jede kosmopolitische Maske auf: Der Italiener, sagt unser Gewährsmann, stellt das Glas weg, der Franzose nimmt die Fliege heraus und der Deutsche schluckt sie mit hinunter. Ohne uns darüber zu grämen, daß wir Deutsche die Nation der armen Schlucker geworden sind — die Päpste nannten uns Terra obedientiae, das Land des Gehorsams —, wollen wir unserer Gesellschaft noch einen vierten Gast, einen Engländer, hinzufügen, und fragen nun

alle Kenner Großbritanniens, was würde der Engländer in einem so kritischen Falle thun? Er hätte mit größerer Ruhe das Glas nicht weggeworfen, wie der Italiener, sondern ausgegossen, gereinigt und nicht geduldet, daß der Franzose darin herumwirthschaftete.

Reinlichkeit kommt nächst Gottesfurcht, sagen die Engländer, während die Italiener beides nicht besitzen, und die Furcht des Herrn so wenig, daß sie selbst in den Verhallen seiner Tempel üblichen Bedürfnissen huldigen. Wenn die Reinheit des Leibes auf die der Seele schließen läßt, so müssen die Engländer das sittlichste Volk der Erde sein, und wirklich können wir uns, trotz aller landläufigen Darstellungen, kaum von diesem Gedanken losmachen, wenn wir an der englischen Küste landen und nun einen Blick in das Innere des Landes thun. Welch ein eigenthümlicher Zauber umweht den englischen Cottage! Dieses Häuschen athmet eine ländliche Ruhe und dieses weißgetünchte, nicht mit Stroh, sondern mit Schiefer gedeckte Haus, das der Engländer Gypsy anstreicht, scheint uns glückliche Bewohner mit reizigen Plätzen zu beherbergen, die in dem Wechsel der Arbeit und Ruhe so recht ihres Lebens froh werden. Wie sorgfältig ist das Gärtchen gehalten, das wir beim Eintritt passiren müssen! Wie traulich ist der Hof, die Stätte, wo selbst die Wirkungen der Stallfütterung kaum das Auge beleidigen, und mit welcher fast ängstlichen Accuratesse sind in dem städtischen Wirthschaftsgebäude die eingesammelten Früchte aufgespeichert! Nun ist diese Form, diese Weise nicht etwa eine zufällige Ausnahme oder eine besondere Musterwirthschaft, nein, England ist das Land der höchsten Ordnung und der höchsten Regelmäßigkeit; selbst die Regel bildet hier keine Ausnahme. Während auf dem Continent „Unterm" nicht immer mit Eintracht zu überlegen ist, hat hier die Sitte, die Ordnung die höchste Uebereinkunft hervorgebracht; in der Art der Einrichtung unterscheidet sich ein Haus nicht vom andern, ein Hof nicht vom andern, und selbst ein Minister weiß in allen Häusern Altenglands Bescheid, da jedes Möbel seine bestimmte Stelle hat. Diese unveränderliche häusliche Anordnung, durch eine pedantische Reinlichkeit bewacht, ist die Magna Charta des häuslichen Lebens, der sich jeder freiwillig unterwirft, indem die anerzogene Sitte das beste Gesetz gewordet ist. Deshalb können die Engländer nicht in gesellschaftlichen Kulturen wie wir wohnen, wo Gegensätzlichkeiten unvermittelt sind und wo der rechte Mittelweg eines einzigen Schlafzimmers die ganze Hausordnung über den Haufen werfen kann; sie müssen die echten Sprößlinge der alten Germanen sein, ihre Wohnungen müssen befestigten Burgen gleichen und „My house is my castle" ihr unüberwindlicher Wahlspruch sein. Tacitus hat in seiner „Germania", ohne es zu ahnen, noch den heutige England beschrieben, wo es noch bis zur Stunde keine zusammenhängenden Dörfer gibt. „Die germanischen Völkerschaften", sagt der römische Geschichtschreiber, „halten keine unter sich verbundenen Wohnungen; hier und da zerstreut, bauen sie mit voneinander, wie ihnen gerade eine Quelle, ein Feld, eine Waldung behagt hat. Ihre Wohnungen [illegible] (Dörfer legen sie nicht nach unserer Weise an, so, daß die Gebäude zusammenhängen, jeder umgibt sein Haus mit einem leeren Raum.) Ja, Tacitus, deine Engländer, die die Ruhe des häuslichen Herdes lieben, sie sind noch bis heute treulich geblieben, und wenn sie auch seitdem das mädchenhafte Volk der Welt geworden, ihre patriarchalischen Tugenden, ihre Sitte für die stillen Reize des Hauses und der Familie, ihre Liebe zu der erquickenden, stärkenden Natur, ihre Selbstständigkeit und ihr Behagen, ihre Arbeit und ihre Achtung vor dem Gesetz, das ist noch nicht untergegangen, und die Völker des geschichtlichen Lebens, deine Weltbeherrscher und Städte sie auch hinweggefegt haben, sie vermochten es nicht, diesen Zügen der alten Sagungen trotz aller Stürme auszulöschen, noch weniger zu verschlingen. Ja diese ewig treibende und unermüdliche Nation nimmt sogar, wie Thackeray sagt, ihre Tugenden und ihr Laster, ihre Abgeschlossenheit, ihren Stolz, ihre Vorurtheile, ihre Pillen und ihren Gaswasserkessel ins Ausland mit und lebt dort so unverändert wie von einem Spaziergange, als hätte keine jahrelange Wanderung stattgefunden.

Was ist der Grund dieser Unverwüstlichkeit der Engländer? Weshalb ist der Sohn Albions derselbe am Nordpol wie am Südpol? Weshalb haben die Bürgerlichen, die es zuerst angelegt, so wenig auf den Volkscharakter eingewirkt? Jahrelang vom Engländertum hat man täglich in Frankreich und importirten französischen Putz, französische Moden, aber weshalb mußte es ihnen nie gelingen, auch französische Sitten zu importiren? Sie werden niemals in der Heimat mit dem süßen Leben Landsmann, den ihnen die Natur zeichnet, ein unbelangenes Gespräch anknüpfen;

sie werden wie in einer Gesellschaft mit jemand ein paar Worte wechseln, der ihnen nicht vorgestellt ist, obgleich sie einige Seemeilen weiter in einer französischen Gesellschaft in Boulogne, wie dies in Frankreich Sitte, niemand vorgestellt werden, da alle Personen in einem Salon vollkommen gleich sind und nur in der Anrede nach den Geschlechtern unterschieden werden. Weshalb führen viele Inselbewohner jede unerreichbare Revisallglocke mit sich herum? Das englische Sprichwort sagt: Der Engländer läßt seine Moral am Cap der guten Hoffnung, aber sobald er zurückgekehrt, wird er wieder ein tugendsamer, häuslicher Mann", und Voltaire hat es schwer haben müssen, als er romanische Anschauungen und Gewohnheiten in sein Vaterland herübernehmen wollte. Auch den sittlichen Sinnen ist es nicht gelungen, ein weiteres Asylum in die Arme jeder Nation zu legen, und wenn man von den Franzosen behauptet, daß sie seit der französischen Revolution weit ernster und arbeitsamer geworden sind, wenn die Deutschen in neuester Zeit mehr das Gefühl der Nationalität haben und nicht mehr ihre Nachbarn so überaus bewundern, so sind die Engländer in ihren Sitten, Gewohnheiten, in ihrer geistigen Richtung durchaus stabil und haben bisher bei dem Fremdeln in der Welt ihre Väter einige Hindernisse eintreten lassen. Man muß Schopenhauer recht, daß der Bart dem Manne deshalb gegeben sei, weil er nicht so leicht seine Gesichtszüge verändern kann als die Frau und deshalb immer seine Gedanken verraten würde, so ist dies doch bei dem echten Gentleman nicht zu befürchten; sein ganzes Wesen ist so englisch, daß der Wald der Haare diese charakteristischen Merkmale nicht verbirgt, und man erkennt gar leicht den Vogel an seinen Federn. Wie wenig haben die Kunstwerke, von denen der Adel in seinen Schlössern die herrlichsten Sammlungen besitzt, auf den ästhetischen Geschmack des Volks gewirkt! Und doch soll der Adel in England immer die tonangebende Macht sein! Man begreift nicht, wie es möglich ist, ein solches vierfüßiges Ungeheuer wie die Reiterstatue von Wellington mit dem Federbut auf dem Kopf dem Hyde-Park als dekorativen Schmuck zu geben!

Es muß in der englischen Natur ein Nerv, ein eigener Kern sein, der allen Einflüssen von Schule, Erziehung und Anschauung widersteht. Dem leichtlebigen Volke des modernen Rom, das in allen Wechselfällen sein Banner aufpflanzt, das nur der Reiz des Interessanten folgt, fehlt die Begeisterung für das Schöne, dieses Wohlgefallen ohne Interesse. Wenn Jupiter die Io im Nebel umarmte, so muß es kein englischer Nebel gewesen sein, denn hier ist das plötzliche Aufhacken der Liebschaft nicht gentlemanlike und weder Göttern noch Menschen gestattet. Noch vor kurzem wurde ein Zimmergeselle, der einer Lady, von deren Schönheit hingerissen, einen Kuß gegeben hatte, zu sechs Monaten Zuchthaus wegen „grober körperlicher Mißhandlung" verurtheilt. Somit entscheiden ihre Gerichtshöfe bei der großen Scheu vor dem Eigenthum, das alles, was genannt ist, wiedergegeben werden muß, und gestatten kaum eine Verkürzung des Strafmaßes; nur ein gewandter Kuß findet seine mildernden Umstände und von Wiedergeben ist keine Rede. Als in alten Athen die schöne Phryne der Gottlosigkeit angeklagt war, verlor ihr Advocat Hyperides sein Wort vor den Richtern, sondern enthüllte nur ihren schönen Busen, der als ein Orakel der göttlichen Allmacht selber das freisprechende Votum der Richter veranlaßte. Ein englischer Gerichtshof hätte in einer solchen plastischen Art der Vertheidigung, in jedem argumentum ad hominem die bedenkliche Blasphemie gesehen und würde den Verbrecher noch härter bestraft haben als die Beklagte. Denn in seinem Lande ist die Ehe so verpönt wie bei wilden Indianern, und nicht vor zwei Jahren entschied eine Parlamentsakte, daß selbst die Schüler der deutschen Akademie mit einer hellfarbigen Weste malen dürfen. Der fromme Engländer heuchelt seinen Sonntag, wo das Gesicht ruht, an den Sündenfall. Wahrscheinlich kennen sie auch die Antwort, die Jemand der Gnade seinem Freunde Voltaire auf die Frage gab, in welcher Sprache wohl die Schlange die erste Lüge des Paradieses, die Allmutter Eva, angeredet habe. Der König erwiderte: „Natürlich in der englischen, die, gleich der Schlange, die meisten Zischlaute hat." Und doch waren die Engländer nicht immer so heuchlerisch, so fromm und so steif. Sie waren wie unsere Vorväter frisch, frei, fromm und fröhlich; aber von der Zeitlichkeit, von dem merry England ist nur in den Zeitschriften, wo die rauchenden Bäder, die brennenden Maschinen der Lust der Arbeit erwecken, nicht mehr zu sprechen. Vor Eduard III. waren die Engländer die besseren Langenschäfte der Welt. Mit Italienern, Holländern, Deutschen brauchen sie sich in Beziehung auf mechanische Talente und Industrie nicht vergleichen; seine Er-

findung des Mittelalters ist von ihnen gemacht worden. Da zog der König geschickte Weber aus Flandern ins Land, und wie wenn ein befruchtender Regen auf eine verdorrte Fläche fällt, so sprossten plötzlich die Werkstätten empor und Tausende von Händen streckten danach, die Palme der Kunstfertigkeit zu erringen und Europa mit allen Artikeln einer auf das Solide gerichteten Manufaktur zu versorgen. Seit der Zeit preist man die Engländer allerwärts und sie sind die besten Weber geworden. Seit der Zeit stehen sie fest in der merkantilen Supermatie; selbst ihr Vetter Jonathan konnte den Wasserbeherrschern den Dreizack nicht entreißen, und über ihr politisches Leben sprach einer ihrer ersten Staatsmänner das große Wort: „It works well" („Die Staatsmaschine geht durch sich selber"). Mag der Continent noch so oft von weit um sich greifenden Revolutionen erschüttert werden, an der englischen Küste scheitert sie zweihundert Jahren seines Schoß, das die wehe Klagge trägt, und der einfache Stab des sonst nicht bewaffneten Policeman reicht hin, um das Gesetz, um den Willen der Majestät an allen Orten triumphiren zu lassen. Von der französischen Revolution sagt Hegel, daß damals die Welt das wunderbare Schauspiel sah, daß eine ganze Nation sich auf den Kopf stellte. Die Engländer haben sich immer fern von diesen gymnastischen Künsten gehalten; sie sind kein Volk der theoretischen Initiative und haben immer ihr Auge auf das Reale gerichtet. Während die Franzosen den Luftballon erfanden, entdeckten die Söhne Albions das Gesetz der Schwere; sie sahen, daß in ihrem Lande Kohlen und Eisen nebeneinander liegen, und sichern seitdem Produkten von großer spezifischer Schwere haben sie es zu verdanken, daß sie niemals ihren Schwerpunkt verloren. Selbst wenn sie Niederlagen erlitten, wenn das Vaterland in Gefahr war, wenn das Uhrwerk des Staats plötzlich still zu stehen schien, so vertrauten sie doch ihren nationalen Gewalten und begingen niemals die Thorheit, an der Uhr die Feder zu zerbrechen. Dieses praktische, auf das augenblicklich Nützliche gerichtete Element ließ es niemals zu, daß die schönsten Träume der Menschheit auf dieser Insel einen fruchtbaren Boden fanden. Hatten wirklich zu einer Zeit die idealen Principien gesiegt, dann wurden sie in einer andern mit der Elle des Krämers gemessen. Der edle Wilberforce beantragte achtzehnmal die Befreiung der Sklaven im englischen Parlament; endlich ward ihm der Sieg und es fielen die Ketten. Unter dem begeisterten Jubel aller Menschenfreunde sprach England den Grundsatz aus, den die Barbarei, daß ein Mensch das unbeschränkte Eigenthum eines andern Menschen sein könne, aus der Welt verschwinden und mit allen Mitteln vernichtet werden müsse. Und nicht blos in seinen Colonien führte England den Beschluß des Parlaments aus, es schloß mit den verfahrenden Nationen dahinzielende Verträge ab und zahlte sogar am 21. Februar 1818 [illegible] Pf. St. den spanischen Rhedern, die den Sklavenhandel betrieben, als Entschädigung. Noch vor wenigen Jahren wurde die Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte" an der Themse mit der höchsten Begeisterung in allen Kreisen und Salons empfangen und ihre Reise durch England glich einem Triumphzug. Und wie sieht es heute aus? Die „Times" vom 18. Januar, die „Times", die immer weiß, wohin sich der Wind der öffentlichen Meinung wendet, entblödet sich nicht, mit der Berufung auf die Bibel, durch Anführung einiger altestamentarischer Verse, worin die Behandlung der Knechte geregelt wird, das Recht der amerikanischen Sklavenhalter zu preisen, und die „Weekly-Dispatch", ein sonst demokratisches Sonntagsblatt, stimmt damit überein. Ein solcher Umschwung, der mit so dürren Worten von dem ersten Organ der Presse ausgesprochen wird, ganz ohne beschönigenden Deckmantel, ist nur in einem Lande möglich, in dem die stabilen, ethischen Principien, die Rechte, die mit uns geboren sind, so wenig Einfluß auf die praktische Staatsverwaltung haben. Wissenschaft und Leben sind nirgends so getrennt wie auf diesem Eiland, und während sich in Frankreich der Einfluß der Encyklopädisten, in Deutschland der Einfluß der Universitäten auf die staatliche Bewegung genau nachweisen läßt, standen die englischen Philosophen immer nur vor der Pforte des Staatsgebäudes, das, vereint mit der Hochkirche, ihnen den Eingang verschloß.

Aber wie stimmen diese schroffen Wandlungen mit der so gepriesenen englischen Stabilität? Wenn sich in einem halben Jahrhundert die Ansichten so ändern können, sind wir da nicht auf einem schwankenden Boden? Wir wären es, wenn es nicht etwas gäbe, was noch unwandelbarer ist als die ethischen Principien, noch unwandelbarer als die angebeteten Menschenrechte. Und das ist das Einmaleins, der kaufmännische Nutzen. Der deutsche Michel zieht sich die baumwollene Schlafmütze über die Ohren und

träumt sich in eine glückliche Welt, wo es keine Sklaven gibt; der ewig wachsame Engländer nicht sich die baumwollene Kopfbedeckung genau an und denkt an die Zeit, wo er sie nicht mehr zu so billigem Preis liefern kann, die schreckliche Zeit, wo er nicht mehr in der Wolle sitzt, wo der Sklave im Süden Amerikas sich weigert, das tägliche Pensum Baumwolle seinem Herrn und Gebieter abzuliefern. Die Befreiung der Sklaven war eine philosophische Frage, die Baumwollenfrage ist eine Lebensfrage. Die Macht, die Größe, der Reichthum des Landes hängt davon ab, lauter reale Größen, und es ist besser, das Leben zu retten als die Ehre. „L'honneur sans argent n'est qu'une maladie", sagt spanisch Molière, und der englische Kaufherr leidet viele Krankheit und „gönnt wer kein Sklaven, wenn er die Kette zerbricht". „Alles hat seine Zeit", sagt der weise Salomo, dieser echte Repräsentant der Lebensphilosophie, und es wird wieder die Zeit kommen, wo die „Times" für philosophische Prinzipien eine gefürchtete Lanze bricht. Gut kommt die merantilische und dann die philosophische Speculation, und Shakspeare läßt den Menenius Agrippa sagen: „Nur der Mensch, der in Wirkung gelebt hat, ist mild"; derselbe Shakspeare, der die Unvereinbarkeit von Poesie und Handel in seinem „Kaufmann von Venedig" in so feinen Zügen dargethan hat. Antonio ist der einzige poetische Kaufmann in der dramatischen Literatur, aber er muß auch baar bezahlt werden und macht im dritten Act Bankrott. Die kaufmännische Ehre, der Credit des einzelnen und der Staatskasse, das ist das Credo der Engländer und deshalb ist England so groß, während andere Staaten nur zu häufig die ökonomische und die subjective Ehre in die Schanze schlagen. Wenn andere Regierungen die Börse und das Parlament entehren, hält die kaufmännische Nation die Börse rein und ist deshalb gesunder und vor innerer Auflösung geschützter als jene Staaten, deren innerster Nerv durch langjährigen Druck auf die sittlichen Ideale des Lebens ebenso krank ist wie der nervus rerum. Man gehört zum Krieg, wie Montecuculi sagte, dreimal Geld, ein dreifacher nervus rerum. Deshalb machen auch reiche kaufmännische Staaten ihre auswärtigen Kriege in ganz anderer Art ab, ohne dabei den Patriotismus, der eine unbrechbare ideale Größe ist, zu entflammen, und die Engländer konnten mit größter Ruhe ihre 18 Opiums wegen Krieg führen, das doch ein noch einschläfernder als begeisternder Trank ist.

Diese geschäftsmäßige Art der Kriegführung läßt einen nationalen Stand nicht aufkommen, und so naiv es auch klingt, so consequent wäre es, als man im Krimkrieg den Vorschlag machte, doch das ganze menschenschlachtende Geschäft einer wohlausgerüsteten Actiengesellschaft anzuvertrauen; ja es ist notorisch, daß die Engländer den Russen, als sie mit ihnen im blutigsten Kriege waren, ganze Schiffsladungen von Waffen lieferten, weil, wie sie sagen, wenn sie es nicht thäten, es die Franzosen, Belgier, Holländer thun und sie ebenfalls außer den Kriegskosten noch den Gewinn verlieren würden.

Welche verhängnißvolle Prognostiken ist aber einem solchen Staate zu stellen? Sind Gewinn und Verlust Factoren, auf denen ein Staatsgebäude dauernd ruhen kann? Sind nicht die größten Reiche durch den Trieb des Mammon, durch die Verehrung des Goldenen Kalbes untergegangen? Das alte Rom zeigt uns, wie ein Staat in seinem eigenen Fett ersticken kann, wie Luxus und Reichthum zum Untergang führen. Das kleine Lorchen Bethlehem liegt über die Bekenntnisse der Völker und eine sittliche Idee hat mehr Kraft als ein Wald von Waffen und Kanonenrohren. Es geht ein bestimmtes Maß durch die Geschichte der Völker, daß, wenn eine materielle oder geistige Kraft bis auf die äußerste Spitze getrieben wird, die Spitze zuletzt umschlägt und ihren Träger verwundet. Setzt man eine Dampfmaschine ohne einen Regulator der Kämpfe, so ist in ihrem Mechanismus Defekt, der den Kessel sprengt. Selbst Sparsale, die der Ausdruck einer sittlichen Pflicht sind, verlieren ihre Kraft und ihre Bedeutung, wenn sie zu häufig massiv angehäuft werden, wenn sie allzüglich werden. Als im alten Rom Tausende von Statuen errichtet und von der Pflicht der Dankbarkeit die meisten Ehre getrieben wurde, verbot ich der junge Cato von Utica ein solches Denkmal und meinte, es sei besser, daß man frage, nicht warum er eine, sondern warum er keine Statue bekommen habe. Selbst die Geschichte der Sprache zeigt uns, daß Wörter ihre Bedeutung verlieren, wenn sie nur zu viele sind, sondern nur als Talismane für sophistische Kunste benutzt werden. Wenn eine Partei einen frechen Mißbrauch mit den so ehrwürdigen Worten Frömmigkeit, Glaube, Religion treibt, so muß man, um jeder Mißdeutung zu entgehen, den wahren Glaube, die wahre Frömmigkeit hervorheben. Sonst bekommt „Gesinnung" einen tapfern Beigeschmack, wie Gesinnung" einen tapfern Beigeschmack,

Pickington.

Ihr werdet doch keinen Lärm machen, Sir Harry, wenn sich ein Gentleman die überflüssigen Prozente holt, die ein Wucherer in Zeiten der Noth von ihm stahl?

Harry

(sich auf seine vorige Aeußerung beziehend).

Des Teufels Junge! Des Teufels Junge! Gebt mir hundert Pfund.

Pickington.

Hätt' ich sie, ich würde sie mir nicht holen wollen (steigt hinauf).

Harry.

Hundert Pfund!

Pickington.

Haltet die Leiter! Wir wollen Halbpart machen. Kommen Häscher, so sagt: ich sei verliebt, ha, ha! Hamlet sagt: Es geschehn mehr Dinge unter dem Monde, als wovon unsre Schulweisheit sich träumen läßt.

Harry.

Ihr legt den Shakespeare sehr eigenthümlich aus!

Pickington (oben aus dem Fenster).

Wartet! Ich komme bald zurück.

Harry.

Ich beginne die Schule des Lebens, womit Andere aufhören. Hundert Pfund noch und dann betteln!

jetzt ist es ein Schimpfwort geworden, und das „Weibsbild", das Luther noch so heilig hielt, ist jetzt nicht mehr das Ideal des Weibes. Der ewig strebende Geist verlangt nach neuer Nahrung; das, was alltäglich wird, hört auf, Ideal zu sein, und die Menschheit gleicht dem Faust, der klagend ausruft: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!" Faust geht unter, weil er die beiden Seelen, die ideale und die reale Strömung, nicht in Einklang zu bringen vermag. Muß nicht England dasselbe Schicksal haben? Ist nicht die Nation dem Untergange nahe, die eine verkommenste Heuchelei hat? Die den tiefen Gedanken der Neuzeit einen Proceß macht? Die nur die Handelsflotten, aber nicht den Geist über den Wassern schweben sieht? Die Nation, die den Knopf an der Gottesleiche für das Sinnbild der Ewigkeit hält und einsetzt „sich hält in derber Lebenslust an diese Welt mit flammenden Organen"?

Die Geschichte lehrt uns, daß das größte romische Weltreich nebst, weil es dem Luxus und der Ausschweifung fröhnte. Und doch ist das Schlachten des Goldenen Kalbes noch moralischer und ideeller, als dasselbe nur nach Maßstab der Werthschätzung zu machen. In den alten Sprachen macht der Mangel an eigentlicher Gemeinheit auf Herz und Kopf so wohlthuend, und dieser Mangel rührt daher, weil die Alten keine Verehrer des Mammon waren. Der Gentleman hieß bei den Griechen καλοκαγαθός, homme comme il faut, wie factus ad unguem, feinartig bis auf den Nagel, womit die Bildhauer ihren Modellen die letzte Feile geben. Redensarten wie: „How much is he worth", wie viel werth, d. h. wie viel Geld hat er, findet man weder bei griechischen noch römischen Autoren. In Frankreich sagt man, wenn von der Mitgift einer jungen Dame gesprochen wird: „Quelle espérance!" d. h. was sie in dem günstigen Fall zu erwarten hat, wenn ihre Eltern bald sterben. Von solchen die Sittlichkeit vergiftenden Maximen hielt die Alte Welt sich fern und dennoch wurden ihre Reiche von der höheren Katastrophe nicht verschont. Sollte die Nation, bei der das „How much is he worth?" eine alltägliche Frage ist, nicht der Sündflut nahe sein? Wo der Glaube an die Banknote so fest ist wie an die Hostie, und nicht das gute, sondern das richtige Exempel den Rechner der Menschen anregt, da ist etwas faul im Staat, und dieser Fäule frißt immer weiter wie der in einer Marmorsäule. Als die Klopfgeister in England ihr Wesen trieben, deponirte ein echter Englishman eine Hundertpfundnote in der Englischen Bank und forderte sämmtliche Medien, Spiritualisten und Tischrücker auf, ihm die Nummer der Note zu nennen und sofort den Betrag in Empfang zu nehmen. Er forderte sechs Monate lang in allen Zeitungen auf, aber vergebens; da erklärte er dann: „Jetzt ist es erwiesen: das Orakel des Tisches ist nur ein Humbug, eine Lüge, ein Betrug." Das Ansehen der höheren Spiritualisten wurde durch diesen praktischen Mann bedeutend erschüttert. Die Frage, ob der Tisch eine Seele habe, war von keiner Bedeutung, sondern ob diese Seele sich praktisch verwerthen und das Geld aus dem Kasten springen laße. Die deutschen Geisterbeschwörer suchten damals den Kastengeist a priori zu ergründen und ihre Anhänger ergingen sich in breiten Exkursen über Magnetismus, Elektricität und Somnambulismus. Sie waren in der That Schwärmer für ihre heilige Sache, um sie mit einem profanischen Vertemonnaie in Verbindung zu bringen, während die Engländer bei weitem gläubiger sind, an der Tradition nie rütteln, aber doch zur blinden Schwärmerei sich nicht erheben können. Wer aus den Varnhagen'schen Memoiren weiß, in wie hohen Kreisen die leeren Tische mehr geehrt wurden als die mit den schönsten Speisen und Getränken belegten, der wird Norddeutschland, die Wiege der Reformation, kaum wiedererkennen, und erst der gesunde süddeutsche Volkswitz mußte mit Einem Schlag den Verbann zerreißen und dieselbe Aufklärung in Einem Wort geben wie in England mit einer Hundertpfundnote. Dieses goldene Wort fand sich damals in den „Fliegenden Blättern", die es kategorisch aussprachen: „Der Tisch hebt sich, denn schon das Sprichwort sagt: „Der Klügste gibt immer nach."

Aus diesem Einen Beispiel können wir ersehen, wie die Engländer selbst die Absurditäten der Geister und Geisterer nur mechanisch auffaßen, und daß die Guineen eine geistige Macht geworden. Die Engländer nennen daher sehr bezeichnend die Apparate für Physik und Chemie „philosophische Instrumente", weil ihre Philosophie, ihre denkende Betrachtung nur a posteriori, nur aus der Erfahrung ihre Schlüsse zieht. Durch Schaden wird man klug; aber dies ist nur eine negative Klugheit; die positive besteht darin, den Schaden vorauszusehen und ihn zu vermeiden. Sollten die englischen Kaufleute, die nach der Aufhebung der Kornsetze das Land regieren, diese positive Klug-

heit nicht besitzen? Und wenn sie sie besitzen, wie ihre Geschichte lehrt, ist nach diesen kaufmännischen Maximen ein Land zu regieren? Negirt nicht der Staat eine sittliche Idee und sind Nutzen und Schaden etwa Kategorien der Sittlichkeit? Darauf sagt Adam Smith, der Nationalökonom: „Was Klugheit in der Wirthschaft einer Familie, das ist schwerlich in der Wirthschaft eines Staats als Thorheit zu betrachten.“ Folgen wir dieser Autorität, deren ökonomische Principien sich jetzt in allen Nationen Geltung verschaffen, so ist kein Zweifel, daß ein so haushälterisch geleiteter Staat wol große Reichthümer häufen kann, aber die Grundpfeiler, die dem Staatsgebäude erst einen dauerhaften Mörtel geben, die Tugenden des Patriotismus, der Aufopferung, der Hingebung, sie fehlen ihm und er wird bald bei fallenden Gurten die Beute seiner Feinde werden. Als der Numidier Jugurtha von dem korrumpirten Rom heimkehrte, wo er sich im Senat durch Bestechung eine Partei gebildet, rief er aus: „O urbem venalem, si emtorem invenerit“ — die ganze Stadt wäre zu kaufen, wenn sich ein Käufer fände! Wo ist nun der Käufer, der England in die Tasche steckt? Dieser Käufer, und das ist Englands Größe, ist nicht vorhanden, nicht blos wegen des hohen materiellen Werths, nein, wir sagen es geradeheraus, weil in diesem Lande der Gemeinheit der sittliche und der materielle Werth Hand in Hand gehen. Die allgemeine materielle Wohlfahrt und die höchste Sittlichkeit sind keine Gegner. England hat in seiner Verfassung, in seiner Gleichheit vor dem Gesetz, in seiner Selbstverwaltung trotz aller sozialen Schroffen die sittlichen Wurzeln seiner Freiheit, und dieser organisch emporgewachsene Baum steht fester als mancher eingerissene Freiheitsbaum. In den Zweigen dieser ungeschlachten Eiche wohnen innig verbunden die beiden Dryaden, die beiden Seelen der realen und der geistigen Welt, und formen jenes kunstreiche Blätterdach, das vor dem erkältenden Regen ebenso schützt wie vor den sengenden Strahlen der Sonne. Und diese Eiche steht auf jenem immergrünen Rasenteppich, dessen kunstreiche Pflege uns die Innigkeit des englischen Gemüths offenbart, die dem einfachen, prunklosen Grase eine höhere Cultur zuwendet als der prangenden Zierpflanze. Wie Montesquieu sagt, holten die Engländer ihre Verfassung aus den deutschen Wäldern, und macht uns Deutschen damit das Compliment, daß wir in unserm Holz das beste verfassungsmäßige Material haben; aber das Schlimme ist, daß wir neg unserer Cultur so häufig den Wald der Bäumen nicht sehen und die große Eiche zerfetzter haben. Unsere Bildung, Wissenschaft und Kunst war mehr vom Leben abgewendet und Goethe klagt oft genug darüber; die Reformation war nur eine religiöse Befreiung, während die stammverwandten Insulaner sich mehr harmonisch entwickelten und das, was sie innerlich waren, auch äußerlich darzustellen suchten. Selbst ihre Parks sind ein Bild ihres grünen Eilands, ein Eiland im Walde, in dem die freieste Phantasie zugleich mit der Regel, mit der Ordnung vermählt ist, während die französische Gartenkunst in ihren geradlinigen Alleen und geschorenen Hecken uns gleich an das Sinnbild der Gewalt, die Censur, mahnt. Geistige Riesen hatten daher in England immer ein trauriges Schicksal; Byron und Shelley, die sich über alle englischen Satzungen hinwegsetzten, waren in England geächtet. Spinoza's theologisch-politischer Tractat ist erst in diesem Jahre zum ersten mal übersetzt worden; in vielen Uebersetzungen des Goethe'schen „Faust“ fehlt noch der Prolog; seine „Wahlverwandtschaften“ gelten noch heute selbst dem sonst so freien Thackeray als sezessisches Buch, und noch vor kurzem äußerte ein Parlamentsmitglied im Hause der Gemeinen, als die Aufhebung bestimmter Verwandtschaftsgrade bei Eingehung einer Ehe infolge einer Petition beantragt war, daß solche Verbindungen unter nahen Verwandten nur in dem irreligiösesten Lande, in Preußen, gestattet seien, in Preußen, wo es häufig vorkomme, daß ein Mann mit drei Frauen Whist spiele, nämlich mit seiner eigenen und zwei von kurzem von ihm geschiedenen. Und doch sollen wir, deren geistige Heroen so kühne Sprünge gemacht haben, wie uns die Sehne Achim's fortwährend zum Vorwurf machen, ein schwerfälliges Volk von schweren Begriffen sein? Der „Spectator“, ein Wochenblatt, sagte einmal wörtlich in einer seiner Nummern: „Die Preußen sind ein langsames und verständiges Volk, so langsam, daß sie uns Engländern, die doch zwischen Gedanken und That so schnell sind, ganz unbegreiflich scheinen.“ Es ist nicht zu leugnen, daß unsere ländliche Bevölkerung, wie es der Ackerbau mit sich bringt, auf den Anbau einer großen geistigen Negation keinen Anspruch machen kann, aber die Hauptstadt, die Stadt der Intelligenz? Schon glaubten wir, stolz auf das

platte Land und auf die Provinzen herabsehen zu können, da kommt die „Railway-Times", die Londoner Eisenbahnzeitung, und nimmt uns auch dieses Privilegium. In einem Bericht über eine Versammlung der englischen Actionäre der berliner Wasserwerke, die in London-Tavern stattfand, sagt die „Railway-Times" vom 27. März 1852 wörtlich: „Trotz der Faulheit der großen Beamten erwache der langsam begreifende Verstand der Berliner zu einer Ahnung der Vortheile, welche ihnen durch englisches Kapital und Unternehmungsgeist geboten werden." So jämmerlich erscheinen wir alle in dem Spiegel unserer stammverwandten Nachbarn! Bei ihnen ist Gedanke und That im innigen Zusammenhang; bei den Berlinern, die doch der weimarische Minister, der frankfurter Patriot Goethe, „eine vermegene Nation" nannte, bei diesen theoretisch beweglichsten Naturen unter den Deutschen ist doch ihr Verstand, verglichen mit dem englischen, nur ein langsamer, der nur auf dem dunkeln Wege der Ahnungen und Divinationen zum Ziele vorzudringen.

(Die Fortsetzung im nächsten Numero.)

Eine Nacht Michel Angelo's.

Michel Angelo war nach längerer Abwesenheit in Rom wieder angelangt. Noch am Abend seiner Rückkehr schritt er an der Seite des Papstes Julius' II., seines Gebieters und Gönners, nach der Sixtinischen Kapelle. Seine Bangigkeit, daß die Neider, welche den „Genialen" in so großer Menge anfeindeten, von neuem durch giftige Verleumdungen ihn aus der Gunst des Papstes verdrängt haben möchten, war gewichen vor dem herzlichen Empfang, der ihm geworden. Unbefangen überließ er sich nun den Hoffnungen, die allein sein Künstlergemüth erfüllten: die Ideale, welche in seinem Geiste lebten, mit kühner Meisterhand aus dem carrarischen Marmor, der in ungeheuren Blöcken auf dem St. Petersplatze aufgethürmt lag, zu unsterblichem Leben zu gestalten. In der Sixtinischen Kapelle mit dem Künstler angelangt, blieb der Papst stehen; er erhob den Blick zu dem leeren Gewölbe und sprach:

„Mein lieber Meister, vergiß fürs erste deinen Marmor; ich hab' ein anderes Werk für dich! Sieh' dies Gewölbe! Bisher hehre ich nur Statuen von deiner Hand; ich will die Kapelle mit Freskobildern bedeckt sehen! Die leeren Mauern sind dein, bevölkere sie mit Schöpfungen deines Geistes, belebe sie mit Farben, Licht und Schatten!"

„Ich? Was soll das heißen? Mir gab die Natur den Meißel in die Hand; Steinen kann ich Seele geben, Farben sind mir todt. Malerei ist nicht meine Kunst." *)

Schon flog der Zorn in geschwollenen Adern auf die Stirn des Papstes.

„Ich will!" schrie er, „und du hast zu gehorchen!"

„Das trübt der Geist meiner Feinde aus dem Munde Eurer Heiligkeit", erwiderte ruhig der Bildhauer. „Verleumdung schien ihnen ein abgenutztes Werkzeug, mir Eure Gnade zu entziehen, sie haben ihre Taktik geändert. Ich durchschaue ihre Tücke: widersetz' ich mich, dann verlier' ich Eure Gunst; gehorch' ich, dann ist mein Ruhm auf ewige Zeiten dahin! Als Bildhauer bin ich der Erste, als Maler ist der Letzte mein Meister. Wohlan, du niederträchtige Schlangenbrut, die du vernichten willst, was du nicht zu begreifen vermagst, du bist getäuscht! Ich werfe dir des Papstes Gunst zu Füßen und behalte meinen Ruhm! Ich gehe nach Florenz, lebt wohl!"

„Das thust du nicht!" rief der Papst. „Ich will und du gehorchst! Wer hat je gewagt, meinem Willen zu widerstreben? Deine Seele wird verdammt durch meinen Fluch und dein Leib verschmachtet hier im lebendigen Grab — oder du gehorchst."

Bei diesen Worten entfernte sich rasch der Papst, schloß die Thür der Kapelle hinter sich und der Künstler blieb allein.

Er lag still auf den Stufen des Altars, Wuth im Herzen, Verzweiflung auf der Stirn.

Wie der wilde Naturmensch am Grabe eines geliebten Gefährten die Tiefen in dem Gefühl der Rache erblickt, so vergaß auch Michel Angelo am Grabe seiner erhabenen Künstlerträume den Schmerz über seine von frevlem Uebermuth hingemordeten Göttergestalten, die sein Genius geboren und die seine Hand nur zu fassen hatte, um sie hinaus ins Leben zu stellen; er vergaß den Schmerz und jede Faser seiner Seele erglühte in dem Gedanken, furchtbare Rache zu nehmen ob der unerhörten Beleidigung.

*) Michel Angelo hatte zwar früher schon mit einer herrlichen Zeichnung den Karton zu Pisa, gefertigt; doch war sie eben nur eine Zeichnung und sie in seinen Augen hatte es gemacht, sagen die ersten authentischen Berichterstatter der Deckengemälde, weder Ton noch

Die Tyrannei hatte gewagt, ihre Ketten an ewig Freie zu legen: Haß und Bosheit hatten gt, ihre Schatten in das sonnenklare, heitere gtdom des Künstlerlebens zu werfen; wohlan, rhöhnte die Ketten des Herrschers, er ver- die Luft seiner Neider und in freier Wahl seine Hand mit kühnem Griff nach der e, die ein Gott über die Wiege Rafael's gt, die aber dem Beispiel des Steins verlagt n Schien.

„Ich will und das sei meine Rache!"

ie ging feierlichen Schritts die Nacht durch ehen Gewölbe der Kapelle, aber durch die des Marmors, der ruhig an den Stufen liars lag, ging ein ganzes Menschenleben. ein mächtiger Strom, in Reifen eingezwängt, Dämmen in wallendem Zorn donnernd zer- wälzt und den brandenden Gischt zu den n spritzt, so drängte sich der Strom eines Menschenlebens in das enge Bett einer n Nacht und der gedrängte Geist wälzte mächtigen Wogen seiner Zornesgedanken nd hinab bis zur Hölle und strebte lichte- aufwärts zum ewigen Himmel. Daß er rlag, daß der Tod nicht vieles Leben im schloß, welch ein Jammer einer großen Kraft! Seine Künstlerseele sehnte Jakob's von der Himmelsleiter. Haß und Rache, Leidenschaften einer edeln, im tiefsten empörten heiliger Zorn als ersten Schritt zum Weg hob ihn empor; von Sprosse zu Sprosse ein helferer, lichterer Engel ihm die Hand, es Irdische zu seinen Füßen lag. Haß, Rache, Zorn vergessen war und er auf der höch- ten Sprosse der Jakobsleiter sein Haupt in die lichte Glorie der ernsten, unentweihten Begei- sterung tauchte — und das Bild war vollendet!

Als der Papst wieder erschien, wollte die Morgensonne in goldener Lichtfülle durch die stillen Räume des Tempels. An derselben Stelle, wo er ihn verlassen, sah der Künstler noch seine bleichen Wangen prägen von dem gewaltigen Kampf der Leidenschaften, die rothergloßten Augen von einer mit Grübeln durchwachten Nacht, aber der Glanz, der um seine Stirn schwebte, sagte, daß der Genius, der darunter träumte, in die heiligsten Mysterien einer neuen Kunst eingeweiht worden war.

In Einer Nacht ward der größte Bildhauer zum größten Maler, und er, dessen Hand nie einen Pinsel geführt, der nie eine Farbe gemischt hatte, dem der einfachste Mechanismus seiner neuen Arbeit fremd war, er vollendete, kraft seines Genius, in einer Zeit von achtzehn Monden, unter unsäglichen Mühseligkeiten, unter rathlosen Cabalen des Papstes, der täglich das Gerüst hebung und zur Eile trängte, ein Werk, das ihm den höchsten Preis des Malers erwarb, wie der erhabene Bau der Sanct-Petrokirche ihn als den großen Architekten und der „Mose" ihn als den größten Bildhauer aller Zeiten darstellen, ein Werk, das, Dante's „Göttliche Komödie" gleich, von dem Zorn über das Menschliche geschaffen und von der Begeisterung für das Göttliche vollendet ward.

Sophie Gumbo.

Das Alte Museum in Berlin.

ß und prächtig erhebt sich auf seinem mäch- terrassen im Lustgarten zu Berlin, dem alten en Königsschlosse gegenüber, das Alte Museum, und großartigen griechischen Formen mit seiner e, seiner breiten und herrlichen Säulenhalle, Meister Schinkel's.

dem dritten Bande des von Alfred von gen mit so vieler Sorgfalt herausgegebenen „Aus Schinkel's Nachlaß" (Berlin, Mittler, finden sich neben manchen anderen interessanten reichen Mittheilungen alle auf das Museum- ung bezüglichen Berichte, die über den Gang der Künstler und Architekten hinaus die Auf- und Theilnahme auch des größeren Publi- rin fanden.

Möglich hatte man im Rath des Königs seit einen der zwanziger Jahre die Absicht gehabt, das alte Akademiegebäude, mit dem noch jetzt die öffentliche Bibliothek, Akademie und eine Wohnung ver- bunden sind, das damals aber noch überdies eine Menge der Gebäude, die Gerüst enthielt, zum Zweck eines Museums abzubrechen. Nach dem Tode der Gräfin Solms-Laubach, die den Grundstock der Berliner Gemäldegalerie, welche von kunstsinnigem als von künstlerischem Werth bildet, wurde der Plan ernstlicher besprochen und eine Commission zu seiner Prüfung niedergesetzt. Diese entschied sich am 10. Juli 1822 in ihrem Gutachten dahin: die Bibliothek, Akademie und die Wache an der Akademie abbrechen zu lassen und das ganze Gebäude von den Linden bis zur Dorotheenstraße nur für den Zweck des Mu- seums, der Akademie, Bibliothek und Sammlungen zu bestimmen. Schon hatte der König diesem Plan seine Genehmigung gegeben, als Schinkel am 9. Januar 1823 sich mit einem anderen Vorschlag an den König wandte. In kurzen, großen Zügen enthält dieser Vor-

richt den Entwurf des ganzen Baues. Die Anlage des Museums sollte im Lustgarten geschehen und damit zugleich die Schönheit und Belebung des Baues an sich, die Verschönerung des Lustgartens gefördert und eine größere Bequemlichkeit für Uebercommunication, Stallung und Packhofanlagen in der Nähe der Neuen Schleusbrücke gewonnen werden. Nach Schinkel's Plan schlossen sich die Errichtung des Neuen Packhofs und des Museums eng aneinander. Von nicht geringer Wirkung mag auf den sparsamen König die Behauptung Schinkel's gewesen sein, daß die Ausführung seines Plans weniger Geld kosten würde als die des ersten. Der König hatte im ganzen 700000 Thaler für das Museum bestimmt; in seiner Cabinetsordre an die Minister von Altenstein und Bülow vom 24. April 1823 genehmigt er denn Schinkel's Plan „mit der unabweichlichen Bedingung, daß mit der für den früher beabsichtigten Bau von Mir ausgesetzten Summe der jetzige Plan in seinem ganzen Umfange ausgeführt werden muß und in keinem Fall auf fernbleibenden Nachschuß gerechnet werden darf". Schließlich kostete der Bau denn doch noch mehr, am 12. Januar 1824 wurden noch 71295 Thaler und am 22. November 1827 aufs neue zu „inneren Verzierungen" 22200 Thaler bewilligt. Inzwischen hatte Schinkels Entwurf in der Baucommission, der er zur Prüfung am 31. Januar 1823 vorgelegt worden war, an dem Hofrath Hirt einen überaus heftigen und persönlich gereizten Gegner gefunden. Es wird unglaublich scheinen, daß dieser Mann, der, wie er in einer Eingabe an den König sagt, „sein ganzes Leben mit dem Studium der schönen Künste hingebracht", die classische Hoheit und Einfachheit des Schinkel'schen Entwurfs nicht herausfühlte. Gegen die beiden Zierden des Gebäudes: die Rotunde in der Mitte und die große Freitreppe, erklärt er sich wiederholt. Die Rotunde „ist für Aufstellung von Statuen unbequemlich"; Freitreppen „müßten in unserm Klima besonders und bei der schwachen Steinart, die wir haben, möglichst vermieden werden; ein Unterbau von höchstens drei Fuß über der Pflasterung würde dem Bau am angemessensten sein". Auch die Säulenhalle hält er am besten ganz weg; „die Vorderansicht könnte sehr passend für die Würde des Ganzen in Halbsäulen ausgeführt werden: der untere Stock in dorischer, der obere in ionischer Bauart". Schinkel weist alle diese Einwände in übergegangener Weise zurück, jeder Tadler des Museums wird unterschreiben, was er über die Rotunde sagt. „Die Anlage eines solchen Gebäudes kann einen würdigen Mittelpunkt nicht entbehren, welcher das Heiligthum sein muß, in welchem das Kostbarste bewahrt wird. Diesen Ort betritt man gerne, wenn man aus der äußern Halle hineingeht, und hier muß der Anblick eines schönen und erhabenen Raumes empfänglich machen und eine Stimmung geben für den Genuß und die Gegenstände besser, weil das Gebäude überhaupt bewahrt." Dem wohlerwogenen Entwurf, den die Rotunde macht, wird sich niemand entziehen können, gerade wie auch im Neuen Museum das Treppenhaus, trotz mancher Mißgriffe im einzelnen, auf den Gebildeten wie auf die Masse gleich überwältigend wirkt. Hirt's Einfällen, wie sehr er auch in seinem Bericht die Kostspieligkeit des Schinkel'schen Plans hervorhob, brauchte nicht durch seine Eingaben Gehör unberücksichtigt. Andererseits sparte der König mit fast geiziger Genauigkeit im Kleinen und Kleinlichen; mit Noth und Mühe gelang es Schinkel noch 22000 Thaler für die innere Ausschmückung gleichsam durch Bitten zu erpressen.

Scherzhaft ist die Geschichte der Inschrift am Gebäude. Der Hofrath Hirt ist ihr Verfasser und sie lautet:

Fridericus Guilelmus III studio antiquitatis omnisque artis liberalioris monumenta exhibendi MDCCCXXVIII.

Aus Gründen des Wohlklangs wie der Grammatik der lateinischen Sprache sprachen sich nacheinander der Staatsrath Schmedding, Ludwig Tieck, Alexander von Humboldt, der Vischer's Urtheil: „Die Inschrift sei überaus sprachwidrig und abgeschmackt", anführt, dagegen aus. Der König verwarf darauf hin im Gutachten der philologisch-historischen Klasse der Akademie, das einstimmig gegen Hirt ausfiel, Ludwig Tieck hatte als Inschrift vorgeschlagen:

Friedrich Wilhelm III., dessen Werken früherer Kunde, ein Denkmal des Friedens, erbaut im Jahre 1829.

Die Akademie — ihr Bericht ist von Schleiermacher unterzeichnet —

Fridericus Guilelmus III Rex augusto tabulinorum arte veterisque eruditionis collocandis [illegible] exhibendi A. MDCCCXXVIII.

Dennoch blieb Hirt Sieger; er war eben schon im Besitz, die Inschrift stand und der Minister Altenstein meinte, ihre Wegnahme würde allzu kostspielig sein.

Sprüche.

Leb' immer im Thale, nie auf dem Berge,
Der Blitz trifft die Eichen, doch nimmer die Zwerge.

* * *

Greif' nicht nach Sternen, nach goldenem Tand,
Sei nur im Stoff der Entsagung groß.

* * *

Spiel' nie den Tyrannen, sei nirgend ein Knecht,
Trag' an der Seite ein Schwert: das Recht.

* * *

Und was du auch strebst, was du erstrebst,
Bedenke, daß du zum Sterben lebst.

* * *

Geh' stillen Pfad, ich einsamer Hund,
Sie wagen sich nimmer im Sang hinaus.

Karl Strecker.

(Beilage zu Nr. 316.)

Die deutsche Arbeiterbewegung.

II.

Den Fortschritt, den der städtische Arbeiterstand [illegible] 1848 zu größerem materiellen Wohl und zu einer [illegible] geistigen Bildung gemacht, konnten auch die [illegible] verkennen, denen unsere Zustände durchaus verkehrt [illegible] und nur durch einen allgemeinen Umsturz zu [illegible] erscheinen. „Was das Eisen nicht heilt, heilt [illegible] Feuer." Auch sie mußten eingestehen, daß die [illegible] Schranken zwischen den „Arbeitern" und [illegible] „Gebildeten" geringer geworden, daß ein [illegible] Unterschied zwischen „Arbeitern" und „Bürgern" [illegible] mehr in ihren Köpfen spukt, als in Wirklichkeit [illegible] da ist; aber offenbar, unwiderleglich bleibt doch [illegible] Reichthum des einen und die Armuth des anderen [illegible] sagen sie darum den Arbeitern, „eure Lage [illegible] gegen frühere Zeiten besser, allein ihr wohnt in [illegible] und jene in Palästen; ihr habt viel nicht [illegible] Tag Fleisch auf eurem Tisch, jene essen täglich [illegible]." Und wenn man nun weiter bedenkt, daß die Mehrzahl ist, die solch kärgliches Leben führt, so die Folgerung leicht zu ziehen: Strebt nach dem allgemeinen Wahlrecht, werdet eine politische Partei, bemächtigt euch des Staats, es kann euch nicht fehlen, ihr [illegible] die Mehrzahl."

Nicht nur würde damit das Band zerrissen, das [illegible] die Interessen des Arbeiterstandes und des [illegible]thums verknüpfte, im Laufe der Zeit würde [illegible]terter Kampf zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen damit heraufgerufen werden. An dem [illegible] nehmen alle theil, es kann nicht einem Theil [illegible] Volkes gestattet werden, ihn auf Kosten aller [illegible]nutzen. Das Dogma, daß die Arbeiter die [illegible]zahl in jedem Staate bilden, ist nur in dem [illegible] wahr, daß eben alle arbeiten. Es steht aber viel [illegible], daß die städtischen Fabrikarbeiter die zahlreichste [illegible] ausmachten. In Preußen z. B. verhält sich die [illegible]che Bevölkerung zu der städtischen etwa wie [illegible] und niemand wird behaupten, daß die Arbeiter [illegible]em Lande großen Nutzen davon ziehen würden, [illegible] der Staat die Fabriken in seine Hand nehmen [illegible] Arbeiterwerkstätten errichten [illegible]. Ziele das allgemeine Wahlrecht und plötzlich [illegible]himmel, möchte jeder auch, durch eine plötzliche [illegible]ung bestimmt, nicht nach seiner Laune, seinem [illegible]chen Gutdünken, sondern zum Wohl der Gesellschaft, so würden doch in der neuen constituirenden [illegible]sammlung die „Vertreter der städtischen Arbeiter" eine [illegible]dere Minorität sein. Dagegen gibt es keinen [illegible], außer den jenen Sophismen, die uns sogar [illegible]nnerlich unglaubwürdigen möchten. Eine riesige [illegible] als die Franzosen sie im Jahrjahr 1848 zur Nationalversammlung der Republik beriefen, [illegible]schwerlich wieder in der gegenwärtigen Generation

[illegible] Bilder I. 36.

Gestalten. Noch glaubten die Massen an die Wunder, die Louis Blanc und Considerant verhießen; noch waren Staatswerkstätten, Vorschüsse die der Staat ohne Zinsen zu machen hätte, Aufhebung der Concurrenz, Vernichtung des Kapitals Zauberworte, die in allen Fabriken als erklärend und beseligend widerhallten. Und dennoch, wie gering, wie klein war die äußerste „Linke" der Versammlung! Gegen die Ansichten Proudhon's sprach die Versammlung, mit Ausnahme einer einzigen Stimme, ihr Verdict aus und Proudhon hatte nichts als eine allmähliche Abschaffung des Erbrechts gefordert. Seitdem sind wir über vieles enttäuscht worden. Das allgemeine Stimmrecht ist wie in der römischen Zeit die beste Waffe in der Hand des Despotismus geworden. Man mag die Richtigkeit der Napoleonischen Wahlen bezweifeln, Abänderungen im großartigen Maßstabe annehmen, 7 Millionen Stimmen aber fälscht man nicht. Bei der Einrichtung der menschlichen Gesellschaft, wie sie einmal ist, nothwendig, unzerstörbar, schließen sich der absolute Arbeiterstaat und die Sclaverei aus. Darin sind Julius Cäsar, Robert Owen und Napoleon III. einig. Der Communismus bedarf eines Hauptes, das alles regelt, ordnet, befiehlt, jedem seine Arbeit anweist, seinen Genuß bestimmt. Um den Preis ihrer Individualität, in der Entäußerung ihrer Persönlichkeit könnten vielleicht alle einen leidlichen Wohlstand genießen — vielleicht, denn das Experiment wäre noch zu machen. Je schwächer nun in der rohen Menge das Gefühl der eigenen Persönlichkeit ist, je geringeren Werth sie ihm beilegt, desto glücklicher wird sie sich unter einem despotischen Regiment befinden, das ihr Brot und Spiele verschafft. Die kleinen römischen Bürger, das Gesindel der Hauptstadt schwamm für Cäsar, Nero wird bis zum heutigen Tage in der Campagna für einen Wohlthäter des Volks, für den Anleger der Cisternen gehalten; gerade so waren die Lazzaroni in Neapel für ihren König begeistert. Das rothe Tuch, das man jetzt dem deutschen Arbeiterstande vorhält, die eitlen Hoffnungen, mit denen man ihn zu blenden sucht, sie verbergen nur das Schwert, das die Freiheit tödten soll. Wenn berechtigten Forderungen der Arbeiter Widerstand geleistet, wenn die Verschwörung der Reichen gegen sie, wie gesagt wird, leibhaftige Gestalt gewonnen, dann möchte es an der Zeit sein, ihnen zuzurufen: Hebt Euch, jetzt euch zur Wehr! Aber was will denn das Bürgerthum, das nicht auch das Wohl gerade der Arbeiter bezweckte? Haben wir andere Ziele als sie? Sind es denn nicht die „lateinisch Gebildeten", welche die Handwerkervereine anzünden, die dort lehren und wirken? Die besten Männer unseres Volks haben sich dem Arbeiterstand gewidmet, sein materielles Wohl zu heben, sein Ringen nach Bildung zu unterstützen. Verachtet man die,

denen man auf der Höhe seines Wissens mit freigebiger Hand mittheilt? Hört man sie auf einer „niedrigen Stufe" zurück, wo man zum Genusse Lessing's, Schiller's, Goethe's emporhebt? Schüler und Lehrer wird es freilich immer geben, die Natur wollte ihr doch nicht umkehren und verlangen, daß ihr alle als Schulze Dorfrich oder Rechnungsrath geboren werden? Und weil nun der Weg zum Wohlstand und zur Bildung ein langsamer ist und ihr noch nicht die Trauben essen könnt, deren Reben jetzt reifen, darum sollen alle diese Mühen, Arbeiten und Bestrebungen thöricht sein, ein großer Schwindel? Blickt doch nur zurück, wo ihr vor 1848 standet und wo ihr jetzt steht, und fragt euch, ob die Schwindler waren, die euch sagten: Bildet euch, vereinigt euch, sucht selbst Kapital zu erwerben, statt es zu fordern! Trennt ihr euch von den andern, organisirt ihr euch als politische Partei, so werdet ihr zuletzt von Volksdemagogen ausgebeutet werden. Die Berliner Straßendemokratie von 1848 kann ein Lied davon singen; sie hatte auch ihre „Ideen" — an die Ecken geschlagen, als hieß „Meine Ideen" — für zwei Thaler und den communistischen Staat der Zukunft. Der kam nun zwar nicht, sondern Wrangel und die Reaction, und die Erfinder jener großen weltbeglückenden Ideen tragen jetzt das Banner der feudalen Partei.

Der deutsche Geist ist nicht dogmatisch wie der romanische, wir halten über am Individuellen als der Franzose; eben darum werden alle socialistischen Gedanken auf unserm Boden sich schwerer zu Wirklichkeiten gestalten lassen. Ja, wenn der Mensch ohne Selbstsucht geboren würde. Aber wäre er dann noch ein voller, ganzer Mensch? Wie weit vernünftigerweise das Streben oder besser wer selbst diesen Egoismus beschränken können, das ist im Grunde die sociale Frage. Und da mag uns dies ein Trost sein, daß unser vielgescholtenes Zeitalter von allen das barmherzigste, mitleidigste und in Werken der Menschenliebe thätigste ist. Trotz raffinirte Bemühen, durch Wohlthätigkeit des einzelnen, durch großartige Anstalten der Gesammtheit das Elend zu lindern, wächst mit jedem Tage, auf der andern Seite lernen die Armen mehr und mehr der eigenen Kraft, der Selbsthülfe durch Vereine, Genossenschaften, Versicherungskassen vertrauen. Im Hinblick auf frühere Epochen, auf die Noth und den Jammer der arbeitenden Klassen im Mittelalter ist die unsrige durch Milde, Glück und Wohlbehagen ausgezeichnet. Eine größere Zahl als je nimmt an dem Genuß des Lebens theil, selbst der geistige Besitz ist nicht mehr ein ausschließliches Eigenthum Einzelner geblieben, die geheimen Kirche der Bücher, daran nur auserwählte Sterbliche sich niederlegen durften, sind zur Kabel geworden. Noch einmal: Alle können nicht reich und in jedem Sinne glücklich, Krankheit, Elend und Tod nicht aus der Welt verbannt werden, und wenn ihr die Gesellschaft gehemmt auf den Kopf stellt — Annäherung an das Ideal, das allein ist das Los auch des ehrlichen und höchsten irdischen Strebens. In Erfüllung gehen die drei großen Verheißungen der französischen Revolution: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit nie, darum wollen wir aber nicht aufhören, sie als die heilige Losung der Menschheit zu betrachten. Zu besseren Brüdern als das Wort macht uns vielleicht Gesinnung, das gleiche Bekenntniß, die Bildung. Dahin gingen wir, deutsche Arbeiter, Bürger, Gelehrte, auf diesem Wege zu Einem Ziel, unter Einer Fahne, die laßt uns auch in Zukunft festhalten, zu unserm Heil, zum Heil des Ganzen und des Vaterlandes!"

Berliner Briefe.

IV.

Die Erde feiert ihr Auferstehungsfest, der helle Sonnenschein lockt die Spaziergänger hinaus — da es „noch fehlt an Blumen im Revier, nimmt die Natur gepuzte Menschen dafür". Folgen wir dem Schwarm, so geht's per Omnibus, der den ci-devant „Kremser" oder „Charlottenburger" überflügelt hat, durch den Thiergarten nach Spandau, dem auf einer Höhe des Wegs gelegenen Wirthshaus Zum Bock, nach Rixdorf oder Charlottenburg. Dahin, zu der stillen Gruft Friedrich Wilhelm's III. sah man auch nach den sogenannten Jubeltagen des 17. März viele Veteranen wallfahrten, und so meine ich nichts Besseres thun zu können, als auch von vergangenen Zeiten zu berichten, solange die Gegenwart, gleich dem Lenz, einer — fernern Entwickelung entgegensieht.

Wollten wir zu Fuß hinwandern, hätten wir eine Stunde Wegs, denn das freundliche Städtchen Charlottenburg liegt, von dem Meilenstein des Dönhoffsplatzes aus gemessen, drei Viertelmeilen von Berlin. Wir passiren dann die 60 Fuß breite Chaussee und gelangen zum Großen Stern, der die Mitte des Wegs bezeichnet. Vor manchem Jahre standen hier Statuen und die Berliner sagten in ihrer leider nur durch schlechte Possen und noch keinen Kritzelphanes „classisch" gewordenen Mundart: „Bei den Turken gehen" — worauf schon die Vordenkart: „Das geht ja über die Turken" für allen Verwiesgrade gebräuchlich wurde. Damals war es ein öder Weg, heute ist er bebaut; gartliche Villen, Fabrikgebäude sowie dem Wanderer Rast und Erfrischungen bietende Gasthäuser ziehen sich die Straße entlang und wenig fehlt, so wird der ganze Raum zwischen dem Thiergarten und der Stadt Charlottenburg ausgefüllt sein und das letztere nur eine Vorstadt der Residenz bilden. Die Benutzung dieser Straße Sommer und Winter hindurch erhellt daraus, daß der Chausseeeinnehmer 12000 Thaler Pacht zahlt und dennoch mindestens 3000 Thaler Gewinn dabei hat. Schon zur Zeit der Wenden — man besucht nicht umsonst die Vorlesungen des „Wissenschaftlichen Vereins" zweimal Sonnabends im Jahre — war das an der Spree gelegene Dörfchen Lützow bekannt. Die Kirche des Orts soll bis in jene Tage, wo die ersten deutschen Christenlehrer hierher kamen, hinaufreichen und bei ihrer Wiederherstellung (1860) durch Friedrich Wilhelm IV. fand man alte Urnen

aus festem Thon, die den wendischen Grabstätten entnommen. Die herrliche Waldung aber, die vor 150 Jahren das Dörfchen rings umschloß, zog die Gemahlin Friedrich's I. mächtig an. Sie beschloß, sich hier ein Landhaus zu erbauen. Abseits vom Dorfe Lützow war eine Uferstelle, welche ihr besonders anmuthig und geeignet erschien. Lenôtre, der berühmte Gartenkünstler, wenn man will der „Ritter der Natur", machte den Plan zum Park, und Schlüter zu dem Hause, das 1696 erbaut wurde. Es bestand nur aus der Mitte des jetzigen Schlosses, heute nur die drei großen Mittel-, und links und rechts noch je vier kleinere Fenster. Erst Gedanken von Goethe fügte dem Gebäude den Thurm und die Seitenflügel hinzu, so wuchs es zum stattlichen Schlosse empor, freilich nicht im einheitlichen Maße, denn von den Anbauten ist namentlich der Thurm im Verhältniß zu dem eigentlichen Körper des Schlosses zu groß, darüber überragt er mit seiner glänzenden Kuppel die ganze Umgegend in wundervoller Weise und bezeichnet die Stelle, wo einst die philosophische Königin, die Freundin von Leibniz, Sophie Charlotte, residirte. Friedrich II. hat später durch seinen Baumeister Knobelsdorf ein Ovalrondell, 600 Schritt lang und 60 Fuß breit, dort anlegen und mit dem Schlosse verbinden. Es gefiel ihm, oft in diesem großartigen Wintergarten Feste zu geben; in dem daranstoßenden Theater fanden dann Aufführungen französischer Komödien statt. Auf der entgegengesetzten Seite zog sich eine lange Kastanienallee bis zur Schloßbrücke hin, die das Neue Schloß benannt wurde und hauptsächlich Wohnungen für die Hofchargen enthielt oder für fremde Besuche benutzt wurde. Im Jahre 1705 bekam das Schloß, das in seinen Räumlichkeiten immer mehr und mehr erweitert ward, den Namen „Charlottenburg" zu Ehren seiner königlichen Erbauerin, und da diese Garten- und Schloßanlage auch durch Privathäuser sich erweiterte, so machte sie zum Flecken an, der besonders dadurch sehr begünstigt wurde, daß auf die Bitte der Einwohner 1708 die Landstraße von Berlin nach Spandau, die früher jenseit der Spree ging, über Charlottenburg gelegt wurde. Im Jahre 1721 erhielt Charlottenburg die eigentliche Stadtgerechtigkeit, das Dorf Lützow oder Lützenburg wurde in das Weichbild mit hineingezogen. Jetzt hat die Stadt nahezu an 12000 Einwohner, viele reiche Kaufleute der Residenz haben hier ihre Sommervillen.

Der Schloßgarten gehört zu den schönsten unter den königlichen sowol an Ausdehnung als Großartigkeit des Stils. Die Lenôtre'sche Scheere, die früher alles in Ordnung hielt, hat nur noch wenig mehr zu thun; dagegen wurde der Wald mehr und mehr hineingezogen und der höheren Cultur unterworfen. Schattige Schattenpartien wechseln mit Rasenteppich und blumenreichen Beeten ab und plötzliche Bauten treten hier und da, dem Wanderer winkend, aus der Baumesnacht heraus. Ein Vogelhäuschen nach Schinkel's Zeichnung und das Belvedere, zu dem man durch eine leicht zu haltierende Höhe gelangt, gewähren, wie der berühmte Karpfenteich, wo man an einer bestimmten Stelle die bemoosten Häupter des Karpfengeschlechts aus ihrer dunklen Tiefe durch den Klang einer dort angebrachten Glocke an die Oberfläche des Wassers ruft, Genuß und Freude den Genießenden — Grosses, in jedem Sinne des Wortes; Friedrich Wilhelm III. hat hier oft den Karpfen gefangen.

Aber auch die Melancholie findet ihr Heiligthum im Park von Charlottenburg, das Schönste, was sie sich wünschen kann: das Mausoleum, darin die irdische Hülle der so vielbetrauerten Königin Luise seit 1810 und seit 1840 die Friedrich Wilhelm's III. ruht. Ein niederer Gang von Steinsäulen führt zu einem stillen Platz dunkler Waldeinsamkeit; ein einfacher griechischer Tempel mit seinem verhängnißvollen A und Ω erhebt sich auf einigen Stufen — so oft ich davor stehe, habe ich das Gefühl, Jedermann müsse hervortreten und ihr „Heraus in eine Schlacht, vor Napoleon!" beginnen. Schinkel machte auch zu diesem Bau den Entwurf. Es ist ein länglicher Viereck, dessen vordere Seite durch ein von vier Säulen getragenes Frontispiz geschmückt ist, zu dem vier Granitstufen emporführen. Durch eine Vorhalle gelangt man, abermals zwei Stufen emporsteigend, in die Kuppelhalle. Vier schwarze Marmorsäulen trennen sie von dem Vorraum. Ein magisches Licht, durch dunkelblaue Glasfenster oberhalb hereingelassen, ergießt sich in blaulichen Tönen, gleich Mondlicht, über die dort ruhenden, auf dem einfach sarkatischen Marmor armenischen Gebeten, die auf zwei Sarkophagen, über welche die Hülle des Staatstuches gebreitet ist, wie in tiefen Schale ruhen. Beide Kunstwerke entstammen dem Kopf und dem Meißel Rauch's. Herrlich ist die Königin Luise, keine stille und mädchenhafte Verträumerin, dem Meister gelungen. Die Augen wie in tiefem Schlummer geschlossen, den Körper von leichter Gewandung umhüllt, scheint sie in der That nur zu schlummern. Auf der andern Seite ruht Friedrich Wilhelm III. ganz in der Weise, wie er bestattet worden ist: in der Uniform, halb mit dem Mantel zugedeckt. An der Seite dieser Särge steht ein in Marmor gearbeiteter Candelaber, auf dem einen tragen drei Heren, auf dem andern die drei Parzen das Oberstheil. Der letztere ist von Rauch, der andere von Tieck.

Früher war dieser innere Raum ganz einfach — Friedrich Wilhelm IV. aber ließ nach seines Vaters Tode das Mausoleum vollständig umbauen und die Kuppel hinzufügen, die durch ein Fresobild von Pfannenschmidt, einem Schüler von Cornelius, in für mich nicht befriedigender Weise geschmückt ist. Das Bild stellt in festen mittelalterlichen Formen das Königshaus knieend vor Christus dar, wie sie ihm ihre irdische Krone darreichen, über welche der Heiland die Hände segnend ausbreitet. An den Wänden stehen in Goldschrift viele Bibelverse, nach meinem Gefühl ist dadurch ein bunter, zum Ganzen wenig

passender Zug hineingekommen. Dennoch wirkt der Gesammteindruck durch die Statuen und die Beleuchtung elegisch, zauberisch und ergreifend. Die eigentliche Gruft, in der die zinnernen Särge stehen, führt abwärts ins Gewölbe und ist durch eine Mahagonithür verschlossen. Nur am 7. Juni und 19. Juli, den Todestagen der Entschlafenen, öffnet sich diese dunkle Pforte, die königliche Familie legt dann frische Blumenkränze auf die Särge und feiert ein heiliges Erinnerungsfest im stillen Gebet. Vor dem Tempel breitet sich ein lebendiger Blumenteppich aus, der, aufs sorglichste gepflegt, im Spätherbst, ja oft selbst in Wintertagen die theure Stätte verschönt. Wol kein Tourist, der Berlin besucht, verläßt die Residenz, ohne diesen Ort besucht zu haben, und trägt, ergriffen von der Erhabenheit und dem Schauer des Endlichen, trotz irdischer Größe, den Ruhm des Tempels weiter.

Die Küche.

Wer auf Bildung Anspruch macht, muß einen feinen Geschmack haben, und wer beim Essen und Trinken nicht schmeckt und sich gegen alle Gerichte gleichgültig verhält, der hat auf allen andern Gebieten schwerlich einen feinen Geschmack und weiß auch dort nicht das Gute vom Schlechten zu unterscheiden. Alle großartigen Männer haben deshalb die Küche, ja sogar ihre Köchinnen hoch geachtet, wie Talleyrand, Goethe, Varnhagen, und sie haben wohl daran gethan.

Die alten Deutschen kannten freilich den Luxus einer Küche nicht, sondern machten in bewundernswürdiger Einfachheit ihre Waffe zu einem Kochapparat: wenn der Spieß den Kruter getödtet, wurde er am Feuer zum Bratspieß. So unwürdig auch diese Bratmethode unserer Altvordern aussieht, wir sollten doch mit Respect davon erzählen. Sie haben, wie so oft, mit kühnem Griff das Beste getroffen. In fürstlichen Küchen steht noch immer der Bratspieß in hohem Ansehen — wer einmal von diesem „locker bereiteten Mahle" gekostet, der wird unsern Verfahren mit ihrer Bratspießmethode im Reiche der Küche eine geachtete Stellung einräumen.

„Die Küche ist demnach einer der wichtigsten Theile der Wohnung", heißt es in einem Artikel des „Illustrirten Haus- und Familien-Lexikon" (Leipzig, F. A. Brockhaus); „sie erfordert hauptsächlich der Lage, der Größe, der innern Einrichtung u. s. w. bei Erbauung oder Einrichtung einer Wohnung alle Aufmerksamkeit, wenn sie allen in der Neuzeit gestellten Anforderungen genügend entsprechen soll. Die Küche soll hell und genügend groß, geräumig, womöglich an den kältesten Seiten des Gebäudes, also nach Norden zu und nicht weit entfernt von den Wohn- und Speisezimmern angelegt, jedoch durch einen besondern Vorraum von den Wohnräumen getrennt sein, damit Speisegerüche, Dämpfe u. s. w. nicht so leicht nach den Wohnräumen dringen können. Die Küche oder deren Vorraum soll in direkter Verbindung mit dem Treppenhause oder zweckmäßiger mit einer besondern Wirthschaftstreppe stehen, damit der Transport des Waschens, Kleider, der Geräthe u. s. w., überhaupt die Passage von und nach der Küche nicht den Hauptverkehr, das Entree, oder Theile der Wohnräume berühre."

Möchte es jeder unserer Leserinnen vergönnt sein, sich dieses bescheidene Ideal einer Küche verwirklichen zu können! Die folgenden Vorschriften sind schon eher ausführbar: „Die Fußböden der Küchen sind in Souterrains oder Parterres am zweckmäßigsten Steinerne oder Estrichfußböden; in den Etagen genügt es, wenn die Umgebung der Feuerungen von Stein oder Estrich ist, während für den größern Theil des Fußbodens Eichenholz hinreichend, sogar zweckmäßig ist. Die Decken der Küche, mögen sie nun gewölbte oder Holzdecken sein, sind zweckmäßigerweise mit Oelfarbe zu streichen, damit aufsteigende Dämpfe u. s. w. nicht eindringen und etwa Decken oder Fußböden darüberliegender Räume verderben können. Auch das Streichen der Wände mit Oelfarbe ist sehr zweckmäßig, weil dadurch öftere Reparaturen umgangen werden und Wände sowie Decken mit Wasser gereinigt, abgewaschen werden können." Die Hauptsache des Ganzen bleibt indessen der Kochapparat, der durch seine Schwerfälligkeit schon manche Hausfrau zur Verzweiflung getrieben hat. Die Kochmaschinen oder Röhren-Kochapparate haben sich bisjetzt als die trefflichste Einrichtung herausgestellt und lassen sich zum Braten wie zum Kochen, Backen u. s. w., überhaupt zu jeder Art der Speisebereitung benutzen. Für kleinere Haushaltungen sind deshalb diese Kochapparate die zweckmäßigsten, für größere Haushaltungen sind sie fast unentbehrlich.

Die eisernen Maschinen haben den Vorzug, daß sie keinen so großen Raum einnehmen als gemauerte und sich leichter und bequemer transportiren und aufstellen lassen. Sie sind ferner wohlfeiler herzustellen als gemauerte und werden schnell heiß, sind aber auch dadurch, daß sie die Hitze schnell an ihre Umgebung abgeben, sehr belästigend und unbequem für die Personen, die an denselben beschäftigt sind, versengen und verbrennen leicht Kleider und halten die Wärme, sobald die Feuerung ausgelegt wird, nicht lange. Die gemauerten Kochmaschinen hingegen haben diese Uebelstände nicht oder in viel geringerm Grade; sie belästigen ihre Umgebung sehr wenig durch ausstrahlende Hitze und erhalten die Wärme sehr lange, sodaß man noch nach Stunden davon Gebrauch machen, wärmen oder warmhalten kann. Die gemauerten Kochmaschinen oder Sparherde bekleidet man gewöhnlich mit Kacheln oder Fayence. Dieselben werden mit Sparrnägeln an die gemauerten Wände der Kochapparate angelegt und die Fugen mit Gips verputzt. Der Araber behauptet, das Paradies eines Mannes ist sein Haus, mit größerer Gewißheit könnte man noch sagen, das Paradies eines Weibes ist — die Küche.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Erster Band. **Nr. 17.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Im Bade. Eine Novelle von Luise Otto. I. II. — Englische Charakterstudien von Hermann Lessing. II. — Der Archer aus Kirjle. — Das Haberfeldtreiben im oberbairischen Gebirge. Von A. W. — Das Seltsame in der Geschichte. — Rundglossen. — Beiblatt: Noch einmal das Lutherdenkmal. — Die Literatur des zweiten Kaiserreichs. II. — Aus der Welt der Industrie. V. Das Kautschuk.

Im Bade.

Eine Novelle von Luise Otto.

I.

Immer größer noch wachsen die großen Städte in unserer baulustigen und gewerbfleißigen Zeit, immermehr auch eilern die Mittelstädte, ja selbst die kleinern ihnen nach. Häuser reihen sich an Häuser und verdrängen die Gärten mit ihren freundlichen Ruheplätzen und Bäumen — selbst die Vorstädte müssen auf den frühern Charakter der Idyllität und Stille verzichten, weil entweder die Elite der Gesellschaft mit ihrem Gefolge von Dienerschaft und Equipagen gerade da sich ansiedelt oder der Gewerbfleiß Fabriken erbaut, in deren Gefolge Arbeiter und Proletarier wenigstens zu gewissen Stunden den Straßen ihren Frieden rauben, wie es das Gedächte und Gestampfe der Maschinen saft zu jeder Tageszeit thut.

Pflegte man nun sonst im Sommer sich mit einem Vorstadtgarten oder einem der Stadt nahe gelegenen Landhaus zu begnügen oder begann man im Frühjahr zu kränkeln, nur um dadurch den Arzt zur Verordnung irgendeines Bades zu bringen, wodurch man gewissermaßen allein das Recht zu einer weitern und mehrwöchentlichen Entfernung von seinem Wohnort erhielt, so ist jetzt das letztere so wenig nöthig wie das erstere genügend — denn immer allgemeiner wird die Sitte, wenigstens auf einige Sommerwochen seine Heimat zu verlassen und in größerer oder geringerer Entfernung von derselben, und sei's auch nur zum Genuß freier Luft und veränderter Verhältnisse, sich niederzulassen. Reisen, die noch für unsere Aeltern, wie viel mehr für unsere Großaltern ein Ereignis und eine Anstrengung waren, sind jetzt zu etwas Gewöhnlichem, zu einer Spazierfahrt geworden. Wie stets sind mit erleichterten Verkehrsverhältnissen auch örtliche Umgestaltungen gekommen. Verborgene Landstädtchen, Flecken und Weiler, von denen bisher außer ihren bescheidenen Bewohnern kein Mensch etwas wußte, haben plötzlich Namen und Interesse erhalten, sobald sie nur in einer romantischen Umgebung, einem gesunden Klima liegen, und manche Touristen reisen förmlich nur deshalb, um dergleichen in Bergen oder Wäldern versteckte Plätze aufzufinden, in denen sie selbst und andere ein paar Sommermonate genießen können.

Auch Leon Sander war ein solcher Tourist, der, im Winter in einer deutschen Residenz lebend, im Sommer nach allen Richtungen hin Ausflüge machte, sie dann in einer vielgelesenen Zeitung beschrieb und dadurch auch andere veranlaßte, die-

Betteln bei den Fischen in der Themse. Um hundert Pfund — ein Dieb! Zum erstenmal hör' ich, daß mein Herz ängstlich schlagen kann. Zum erstenmale wälzt die Angst alle Blutatome durch meinen Körper. Horch, naht sich etwas? Ha — was soll das Glöcklein? (Man hört in der Ferne ein kleines Glöcklein schallen.)

Eilfte Scene.

Ein Leichenführer kommt langsam, hinter ihm tragen Einige einen kleinen Sarg. Es folgen noch zwei oder drei Begleiter. Harry.

Harry (sich umsehend).

Ein Sarg? Eines Kindes Sarg? (Stürzt von einer Ahnung ergriffen, auf die Träger zu) Ha, Weß ist das Kind?

Leichenführer.

Stört den Zug nicht! Das Kind ist Gottes. Die Mutter todt, den Vater kennt man nicht.

Harry.

Wo kommt Ihr her?

Leichenführer.

Vom Monte pietatis, der frommen Anstalt für Verwundete.

selbe Gegend zu besuchen. So war er einst auch in ein tief in waldigen Bergen gelegenes Städtchen gekommen, das von einer kürzlich erst fertig gewordenen Eisenbahn noch ein paar Stunden entfernt und so von allem Verkehr abgeschlossen war, daß es selbst auf den nächsten Bahnhof nur einmal wöchentlich einen „Stellwagen" sandte. Er erwies sich als vollkommen genügend, den Verkehr mit der Welt zu erhalten; ja es kam vor, daß er oft nur einen einzigen Passagier mitzubringen hatte. Einmal war Leon Sander dieser einzige. Wie fremd ihm auch noch diese ganze Gegend war, er hatte sich auf der Karte genug orientirt, um hier, wo Berge, Wald und ein kleiner, wenn auch nicht schiffbarer Fluß beisammen sein mußten, eine schöne Partie zu erwarten — aber je weiter er fuhr, desto überraschter war er von dem schon immer sich romantischer gestaltenden Wege, um wie viel mehr nicht von der Lage des Städtchens selbst.

Etwa hundert Häuser, alle blank und nett von hellen Farben, selbst ohne Sonnenschein strahlend bis hinauf unter die glitzernden Schieferdächer, liefen vom dunkelgrünen Fluß den Berg hinan, den auf der rechten Seite eine Kirche, auf der andern, noch höhern das letzte Gemäuer einer Ruine krönte. Die Hauptstraße des Oertchens zog sich am Flusse hin, beide Häuserreihen hatten wohlgepflegte Gärten an ihren Rücken, und die andern Gassen, die sich mit den Häusern den Berg hinanschlängelten, machten einen durchaus ländlichen Eindruck, da überall Obstbäume, grüne Hecken, Raien- und Gartenplätze die Gebäude gleich Gehegten voneinander trennten. Ueber den Fluß führte noch eine nach alter Art überdachte hölzerne Brücke, die nur da und dort an den Seiten einen Ausblick in das Freie gestatten.

Als der Tourist über diese Brücke in das Städtchen einfuhr, fesselten zwei liebliche Mädchengestalten, die am Ausgange derselben standen, seinen Blick. Eine einfache, saubere Kleidung, runde Strohhüte mit flatternden Bändern und Strickstrümpfe zwischen den bloßen, gerade nicht zarten Händen, die dazu gehörigen Knäule in den Schürzentaschen, dazu ein wenig Neugier, mit der sie in den „Stellwagen" bald verschämt von der Seite guckten, bezeichneten sie als echte Kleinstädterinnen. Sie erwarteten nicht etwa irgendeine bekannte oder liebe Person — nur aus reiner Neugier gingen sie hier auf und ab, weil die erst neueingerichtete Reisegelegenheit zu den Unterhaltungen des ganzen Städtchens gehörte und weil es gar zu interessant war, zu erfahren, wer diesmal denn mitkomme. Eben jetzt lächelten die Mädchen wieder einander neckisch zu, da nur ein einziger Ankömmling statt der gehofften vielen ihnen wol nicht auf lange Stoff zur Unterhaltung zu bieten versprach. Dafür gewährten sie diese jetzt selbst dem Ankommenden. Mit Interesse betrachtete er die beiden Mädchen, die ihn an ein Gemälde der Düsseldorfer Schule gemahnten: blondlockig, blauäugig, klein und mit gerundeten Formen die eine, die andere brünett, lang und schlank mit dunkeln Augen, die ein fast leidenschaftliches Feuer verriethen, wenn schon auch jetzt auf beiden Gesichtern der Ausdruck harmloser Jugendfreude der vorherrschende war.

„Ob das wol ein Besuch ist für Pastors oder Doctors?" sagte die Blonde, „denn wie ein Reisender sieht er nicht aus!"

Die Brünette verstand, wie das gemeint war — unter einem „Reisenden" dachte man hier nur an einen Commis-voyageur, denn nur Fremde dieser Gattung pflegten sich von Zeit zu Zeit einmal hierher zu verirren; aber sie kamen meist mit „eigenem Geschirr", da sie sonst hätten zu Fuß weiterreisen oder fast acht Tage bis zur nächsten Gelegenheit hier verharren müssen. Die Antwort lautete daher: „Ja, wenn du das nicht selbst sagtest, wollte ich eben mit dir wetten, Anna, daß der Vogel sich weiter verfliegt als in euern ‚Rappen'. —"

Da der Wagen noch langsam über die Brücke fuhr, hielt es Sander jetzt für angemessen, die Mädchen zu grüßen und zu dem Wagenfenster herauszufragen: „Verzeihen Sie, meine Fräulein, wie heißt wol das erste Hotel der Stadt?"

Anna ward glühend roth — entweder war es über die Worte des jungen feinen Herrn mit den intelligenten Zügen, der edeln, bescheidenen Stimme und den dunkeln Augen, die so unternehmend blickten, oder über die Frage nach dem „ersten Hotel", da das sie ganz besonders anging und sie freilich den Gasthof ihres Vaters, der den mehr als anständigen Namen „Zum schwarzen Rappen" auf seinem Schilde führte, noch nie hatte so vornehm tituliren hören — sie vermochte daher kaum zu antworten — die Freundin aber kam ihr zu Hülfe und rief fast etwas schnippisch in den Wagen: „Der Kutscher wird Sie schon in ein Gasthaus fahren, das nicht nur das beste, weil es das einzige — und das konnten Sie auch eher uns von ihm erfahren —"

Sander machte lächelnd über diese Zurecht-

weisung ein tiefes Compliment, während der Wagen jetzt schnell seinem Ziele zurollte.

Anna faßte die Freundin fast krampfhaft unter dem Arm und rief erregt und grollend: „Gertrud, er kehrt bei uns ein! Wie soll ich nun ihm und den Aeltern begegnen, wenn der Gast gleich von vornherein von uns beleidigt ist?"

„Ei, so lauf ihm doch gleich nach und bitt' es ihm ab!" rief Gertrud. „Du hast ihn ja nicht zurechtgewiesen, sondern ich — ich mache mir nichts daraus."

Anna war fast dem Weinen nahe, weil sie im Augenblick nicht wußte, was sie thun sollte; um keinen Preis mochte sie den höhnisch gegebenen Rath befolgen und doch mußte sie heim, wenn ein vornehmer Gast kam — was nöthig war zu seinem Empfange, mußte sie doch besorgen, und die Mutter schalt, wenn sie ihr nicht zur Hand war, sobald sie gebraucht ward. Nach einigem Zögern und allen möglichen Verwahrungen, daß sie nur gehe, weil sie müsse, eilte Anna endlich nach Hause.

Das aber ahnten die beiden Mädchen nicht, daß von diesem Augenblick an eine „neue Aera" für das Heimathsstädtchen und auch für ihre Herzen begann — ob sie zum Heil war oder nicht, das konnte erst die weitere Entwickelung zeigen. Vorherbestimmen läßt sich ja am wenigsten, wenn die feinsten Vorgänge führen.

II.

Anna war die einzige Tochter des Gastwirths Steinborn, der in einer glücklichen Stunde auf den Einfall gekommen war, seine bisherige Schenkwirthschaft „Gasthof zum schwarzen Rappen" zu benennen und auch den sympathisirenden Künstler gefunden hatte, der ein Roß, mit dieser Inschrift versehen, al fresco an allen Ecken des ziemlich ansehnlichen Gebäudes verewigte. Im edeln Wetteifer damit nahm der gegenüber wohnende Apotheker für seine bisher namenlos gewesene Officin den Namen „Mohrenapotheke" an, ließ sich aber nachträglich von seiner Tochter Gertrud die dazu gewählte Benennung „schwarz" ausreden und setzte dafür ein im tiefsten schwarzen Lack erglänzendes Mohrenköpfchen über die Eingangsthür — das zweite Werk der bildenden Kunst im Städtchen. Der Apotheker Amberg und der Gastwirth Steinborn waren die reichsten Leute des Orts — zwei alte Patricierfamilien, welche das Städtchen durch allmächtigen Einfluß regierten. Alles ging gut, sobald ihre Interessen gemeinschaftliche waren — außerdem aber kamen Streitigkeiten zum Ausbruch, die an die Zeiten und Kämpfe der Montechi und Capuletti erinnerten. Jetzt aber herrschte ein Frieden, der zunächst durch die Freundschaft der beiden Töchter gegründet war — immerhin aber war dies nur ein Waffenstillstand; Mädchenfreundschaften sind ja wandelbar — man hoffte, diesem Frieden noch eine sichrere Basis zu geben: Anna Steinborn und Eduard Amberg sollten ein Paar werden. Eduard war gegenwärtig Provisor in einer ziemlich entfernten Stadt, sodaß er jetzt mehrere Jahre nicht in der Heimat gewesen war. Aelternwille hatte die Zukunft der Kinder bestimmt, die, so lange sie an Einem Ort gewesen waren, gern miteinander gespielt hatten und von deren kindlichem Gehorsam man überzeugt war. Anna selbst lebte noch in jenem glücklichen Stadium weiblicher Unschuld, in welchem eine Freundin der schwärmenden Seele noch alles ist und die Stelle des Geliebten vertritt — wenn Anna ahnte, daß sie zu Eduard's Braut bestimmt war — denn eine wirkliche Verlobung bestand noch nicht —, so freute sie sich bei dieser Aussicht am meisten darüber, daß ihr dann Gertrud den Brautkranz geben und nicht nur ihre Brautjungfer, sondern auch ihre Schwägerin sein würde.

Leon Sander gefiel sich im „Schwarzen Rappen" und in der Gegend — tagüber streifte er in ihr umher; abends oder zuweilen auch nach dem Mittagsmahl saß er im Garten des Gasthauses oder in dem der Apotheke — er hatte sich drüben einmal das Sodawasser selbst geholt und war auch dort freundlich empfangen worden. Gertrud und Anna, beide immer vereint, waren dann hüben wie drüben seine Gesellschafterinnen — sie mußten ihm die Wege beschreiben zu seinen Ausflügen; ja bei kurzen Touren, die nur ein paar Nachmittagsstunden in Anspruch nahmen, durften sie sogar seine Führerinnen sein.

Noch herrschte hier auch die gemüthliche Sitte, des Abends auf Steinbänken vor der Hausthür zu sitzen und so sich nachbarlich zusammenzufinden. Selbst der Apotheker, der sonst, wenn sein Provisor seinen „Ausgehetag" hatte, im eigenen Hause ein Gefangener war, durfte sich doch vor die Thür auf seine Steinbank oder hinüber bis zu der des Gasthofs getrauen, denn von da konnte er noch immer überlesen, wenn die Thür seiner Officin im Interesse der leidenden Menschheit geöffnet ward. An einem solchen Abend ehrbarer Gassengeselligkeit war es, als Sander, den die Schönheiten der Gegend immer-

mehr entzücken, die schon oft gehörte Bemerkung des Apothekers: „Es ist nur schade, daß man von der schönen Gegend nicht leben kann", mit Energie bekämpfte, indem er sagte: „Verzeihen Sie — in unserer Zeit verlieren manche alte Phrasen ihre Berechtigung — dazu gehört auch diese! Sie alle hier, das ganze Städtchen, könnten von der schönen Gegend recht wohl leben, wenn Sie nur wollten! Sie, Herr Apotheker, versenden bereits Fichtennadelextract zu Bädern — lassen Sie dieselben hier im Orte nehmen und Sie ziehen eine Menge Fremder her, die nicht nur alle Fremdenzimmer des »Rappen«, sondern auch manche jetzt unbewohnte erste Etage beziehen und ein schönes Geld hier lassen werden, das, in ein paar Monaten von den Einwohnern des Orts fast spielend erworben, in den Wintermonaten ungestört verzehrt oder noch besser zu neuen Erweiterungen des »Curorts« benutzt werden kann. Eine schöne Gegend ist heutzutage das beste Kapital — unzählige Leute gibt es, die sich scheuen, in ein kostspieliges großes Bad zu gehen, aber gern ihre Sommerferien in einem stillen Aufenthalt genießen möchten. Schlagen Sie ein! Treffen Sie nur einige Vorkehrungen für das nächste Frühjahr, Fremde bei sich aufzunehmen, und ich verbürge mich, sie Ihnen zuzuführen und komme selbst wieder mit!"

Diese Angelegenheit ward noch vielfach auch von dem Arzt, dem Bürgermeister und andern Leuten „bei der Stadt" discutirt und endlich fand Sander's Vorschlag allgemeinen Beifall. Er reiste mit dem Versprechen ab, nächstes Jahr schon im Juni wieder zu erscheinen — als die erste Schwalbe, der noch viele Zugvögel folgen würden.

Zur bestimmten Zeit war Sander nun wieder eingetroffen und hatte ein paar Freunde mitgebracht, die aber nicht lange verweilten. Indessen kamen andere Fremde an, gelockt von seinen Zeitungsartikeln, die das neue „Fichtennadelbad" nicht nur als gesund und in herrlichster Gegend gelegen, sondern hauptsächlich auch als billig, still und gemüthlich schilderten; ein wahres Paradies mit patriarchalischen Zuständen ohne die Prellerei und den Aufwand größerer Badeorte. Dies alles hatte seine Wirkung auf die verschiedensten Personen des Mittelstandes nicht verfehlt, die theils aus wirklichem Bedürfniß, theils, um doch die Mode mitzumachen, einen schönen Sommeraufenthalt suchten. Von Herren zwar fanden sich nur einige Hypochonder ein, die nach Natur und Einsamkeit verlangten, stark vertreten aber war die Damenwelt, die theils aus Nervenschwäche die Stille suchte, theils aus Ersparniß lieber dahin ging, wo es möglich war, mit Anstand eine halbe Portion zu verzehren, statt eine theuere Table d'hôte zu bezahlen, und wo kein ewiger Toilettenwechsel gefordert ward. Am meisten zog die bescheidenen Naturliebhaberinnen die Garantie, daß einen so kleinen Ort die gefall- und vergnügungssüchtigen Damen so wenig wie die Modegecken und Lebemänner besuchen und — entweihen würden. Mochten daher immerhin einzelne witzeln, daß sich „eine respectable Philistergesellschaft" zusammengefunden — die Honoratioren des Städtchens waren entzückt über ihre Gäste und suchten ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, ohne ihnen die eigene Gesellschaft allzu sehr aufzudrängen.

Leon Sander war und blieb mit den beiden Freundinnen Gertrud und Anna in dem vertraulichen freundlichen Verkehr, während er mit den Badegästen weniger in Berührung kam. Er wohnte nicht im „Rappen", sondern hatte eine einsamere, poetischere Wohnung in einem der auf den Bergen vereinzelt stehenden Häuser bezogen. Ein idyllisches Zimmer, aus dem man gleich in eine mit wildem Wein überrankte Laube trat mit der reizendsten Aussicht auf das Städtchen, den Fluß und die jenseitigen waldigen Berge, eignete sich besser zu dem dichterischen Schaffen, das sein Beruf war und zu dem er einen so ländlichen Aufenthalt jedem andern vorzog. Aber er speiste im „Rappen" mit den andern Badegästen, ohne sich sonst viel an ihren Spaziergängen zu betheiligen, da er die Natur lieber allein oder in Begleitung der beiden befreundeten Mädchen genoß. Bei dem Apotheker stand er nicht minder gut als bei dem Gastwirth, da beide durch den auch sonst sich steigernden Fremdenverkehr, der jetzt schon sogar eine in der Woche dreimal stattfindende Fahrt des Stellwagens nöthig machte, ihre Rechnung fanden und nun Sander's Einfluß aufs höchste schätzten. Man ließ ihn daher in allen Stücken gewähren und auch die Frauen der beiden waren stolz darauf, daß „der Herr Dichter" ihren Töchtern in „Apothekers Laube" seine eigenen Productionen vorlas.

Einige Wochen derartigen harmlosen Miteinanderlebens waren bereits vergangen, als er auch einst den beiden Mädchen eine epische Dichtung vortrug. Gertrud hatte ihre feurigen Augen auf ihn gerichtet und der Strickstrumpf ruhte still

in ihrem Schoße, obwol die Finger vorschriftsmäßig, fast krampfhaft die Nadeln führten; Anna aber nähte emsig weiter und verrieth nur durch glühende Röthe den doppelten Eifer, mit dem sie zugleich hörte und arbeitete.

Da kam ein junger Mann in Begleitung der Apothekerin durch die Eingangsthür des Gartens. „Bleib' nur zurück, Mutter", flüsterte er dieser zu, „ich schleiche mich hin und werde sie beide überraschen! Du kannst den Spaß von der Ferne mit ansehen. Dich möchten sie eher kommen hören als mich." Auf den Zehen schlich er sich näher — sein hübsches, frisches, aber etwas geistloses Gesicht strahlte in der sichern Voraussicht des Vergnügens, das der nächste Moment ihm bringen würde; dabei unterließ er nicht, noch etwas selbstgefällig die Cravatte zurechtzuzupfen und einen Griff in das scharfgescheitelte und pommadisirte Haar zu thun, wodurch er den Eindruck vervollständigen wollte, dessen er gewiß war. Schon stand er ganz dicht hinter Anna's Stuhl, die am Eingang der Laube saß — die Mädchen hörten und sahen nichts als den vertragenden Dichter und dessen Augen ruhten auf seinem Buch — da beugte sich der Angekommene zu Anna und drückte einen Kuß auf ihren Nacken.

Mit einem lauten Schrei schnellte sie von ihrem Sitz empor und maß den Kühnen mit zornigen Blicken; auch Sander erhob sich, um nöthigenfalls für ein solches Betragen Rechenschaft zu fordern; aber das Wort der Ueberraschung aus Gertrud's Mund, obwol es bald im vorwurfsvollen Tone gesprochen war: „Bruder!" ließ ihn schweigen.

Eduard Amberg reichte Gertrud die Hand, küßte sie mit treuherziger Begrüßung auf den Mund und sagte dann, zu Anna gewendet: „Nun meine Anna weiß, wer es ist, wird sie mir wol das Gleiche gestatten."

Aber diese ward noch röther als vorhin, wich scheu zurück und ohne ein Wort zu sagen machte sie sich von ihm los, um davonzueilen. Doch von der Gartenthür her kam ihr die Apothekerin kopfschüttelnd entgegen, fing sie mit den Armen auf und sagte mit dem glücklichsten Lächeln mütterlichen Stolzes:

„Nun, du brauchst dich nicht zu schämen, und daß er dich erschreckt hat, ist weniger seine Schuld wie deine! Warum warst du gar so eifrig beim Nähen deiner Ausstattung!" Sie deutete damit auf ein neues Taschentuch, an dem Anna gesäumt hatte und das sie noch in der Hand hielt. Aber diese sagte mit einer Stimme, die vor höchster Aufregung zitterte:

„Ich kann jetzt nicht hier bleiben, die Mutter wartet drüben auf mich!"

So entzog sie sich der gutmüthigen Frau und eilte fort, indeß ihr Eduard staunend mit offenem Munde nachblickte und in der That nicht wußte, ob er träumte oder wachte.

Vielleicht zum ersten mal in ihrem Leben fühlte sich auch seine Schwester durch das Betragen ihrer Freundin in einer Weise verletzt, die sie mit plötzlicher Bitterkeit gegen sie erfüllte.

„Ich weiß nicht, was das heißen soll!" sagte sie mit einer vor innerlicher Empörung fast zitternder Stimme — „Ich weiß, daß sie nicht eher gegangen wäre, bis sie ihre Mutter hätte rufen lassen! Nicht wahr, Herr Sander, das war ein sehr ungeschickter Vorwand?" Und dabei sah sie diesen mit so durchdringenden, fast flehenden Blicken an, als wollte sie von ihm Rechenschaft fordern, daß die allgemeine Verlegenheit auch ihn mit anstecke und er, indem er sein Buch in die Hand nahm und im engen Bereich der Laube hinter dem Tische sich hervorzuwinden suchte, sagte:

„Ich fürchte, daß ich jetzt nur ein Familienwiedersehen störe und werde mir die Freude, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, Herr Amberg, auf später sparen."

In Gertrud schoß plötzlich ein peinlicher Gedanke auf — in furchtbarer Unruhe hob sich ihre Brust, ihre Augen flammten und ihre Stimme zitterte, als sie sprach: „Herr Sander, bleiben Sie doch! Ich selbst werde zu Anna gehen und ihr alles sagen, was zu sagen ist!"

Jetzt starrte sie Leon seinerseits eine Weile sprachlos fragend an. Kaum wußte er, ob er über eine Scene, die ihm bald tragisch, bald komisch erschien, lächeln oder sich ärgern sollte; er nahm, trotz Gertrud's Einwendung, seinen Hut und sagte vernehm zurückweisend: „Was ich bei Fräulein Anna sollte, wüßte ich allerdings nicht; aber die Badegäste haben um 4 Uhr eine Partie, die ich nicht versäumen darf. Auf Wiedersehen, morgen!" Damit ging er grüßend fort.

Gertrud sah ihm mit sehr gemischten Empfindungen nach; bald fand sie sich durch seine Worte getröstet, bald verletzt. Da sie bemerkte, wie er gar nicht einmal nach dem Gasthaus hinübersah, sondern den bergaufführenden Weg nach seiner Wohnung mit großen Schritten einschlug, wurde sie selbst unschlüssig, was sie thun sollte. Eduard

aber hielt sie zurück und sagte: „Zuerst muß ich doch wissen, wie ich mit euch allen daran bin und was es mit dem Störenfried da denn eigentlich für eine Bewandtniß hat!“

Weder Mutter noch Tochter hatten bis diesen Augenblick einen Störenfried in Sander erblickt. Er war der Freund dieser beiden Familien, das Kind im Hause, der Lehrer und Bildner der Mädchen, der Wohlthäter des Fleckens geworden, der ganz allein auf seine Veranlassung zu einem besuchten Curort emporzublühen begann. Unter diesem Gesichtspunkt suchten ihn beide jetzt — die Mutter beinahe eifriger als Gertrud — dem zurückgekehrten Eduard zu zeigen. Aber wenn auch die geistigen Fähigkeiten des Genannten nicht eben hervorragender Art waren, so weit reichte doch der Scharfblick seiner Liebe wie seiner männlichen Eitelkeit, daß er über das Verhältniß der beiden Mädchen zu dem jungen Mann ein blitzendes Licht durch die halb im ernsten, halb im höhnischen Tone hingeworfenen Worte verbreitete: „So habt ihr euch beide in ihn verliebt!“

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Englische Charakterstudien

von Hermann Lessing.

II.

Haben die Engländer in ihrer eigenthümlichen Entwickelung die köstliche Mitgift von der Natur empfangen, daß sie Gedanke und That vereinigen, so hat uns einer ihrer hervorragenden Geister den Ruhm zuerkannt, „ein Volk von Dichtern und Denkern“ zu sein. Uns bleibt daher der feine Aether des Denkens, weshalb unsere Lorbern auf dem Felde wachsen, das der Gedanke gepflügt hat. Aber die Philosophen streuen nur den Samen aus; da dauert es noch lange, bis man das Brot an den Mund bringen kann. Die praktischen Engländer ziehen die gebratene Taube der Feldtaube im feinen Aether vor; sie verzichteten nach manchen Seiten selbst auf ihre Denkfreiheit, um nur den festen Organismus ihrer Kirche zu erhalten, den sie sich mühsam errungen hatten. Sie begingen daher einen geistigen Selbstmord, der gewiß nicht sittlich zu rechtfertigen ist, während unsere deutschen Denker vor keinen Satzungen zitterten und die vergeistigte Welt aus den Tiefen ihres Bewußtseins construirten. Aber was that die reale deutsche Welt diesen Aufschlüssen gegenüber? Sowol in Deutschland wie in Frankreich, wo Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Selbstbestimmung und so viele schöne Dinge gepredigt wurden, sind diese Theorien niemals so in das Fleisch und Blut des Individuums übergegangen. Wenn das Bekennen der Wahrheit sittlich und die Lüge unsittlich ist, so muß es doch jedem Staatsbürger gestattet sein, die Wahrheit zu sagen und dafür einzustehen. Noch heute sieht man in Frankreich Prohibitivmaßregeln gegen die freie Presse, noch heute debattirt man in Deutschland über die Gefahren der Meinungsfreiheit, während in England diese Eine Forderung der Sittlichkeit so fest steht, daß jeder, der darüber oder gar dagegen sprechen würde, sich nur im höchsten Grade lächerlich machte. Die freie Presse ist in England schon mehr als eine Wahrheit, sie ist sogar ein Vorurtheil geworden. Preßprocesse, die bei uns noch so viel Federn in Thätigkeit setzen und ebenso viel Zeit wie Geld, ja oft die persönliche Freiheit kosten, sind in dem großen Reiche von hundert Millionen unbekannt. Daher finden wir in England die Tugenden der Freimüthigkeit, der Offenheit durch das ganze Volk verbreitet, während man auf dem Continent sehr häufig nur die halbe Wahrheit sagen kann; und selbst in den englischen Schulen findet dem Lehrer gegenüber eine Offenheit statt, die bei uns leicht eine Rüge und ein Nachbleiben zur Folge haben kann. Obgleich die Engländer ein Volk von Kaufleuten sind und Mißtrauen ein Laster des Comptoirs ist, so herrscht doch im Handel und Verkehr weit mehr Vertrauen, und wir finden hier noch jene schätzenswerthe Glaubwürdigkeit und Solidität der großen Kaufherren, die bei uns in Romanen als seltene Exemplare der Tugend geschildert werden. Hat man in dem riesenhaften London einen Streit mit einem Droschkenkutscher, so braucht man ihm nur seine Visitenkarte mit Angabe der Wohnung zu überreichen, um am nächsten Tage die Entscheidung des Alderman, des Polizeirichters, abzuwarten; selbst der Droschkenkutscher ist Gentleman genug, um in den fahrenden Gentleman das höchste Vertrauen zu setzen und ihn seiner absichtlichen Täuschung für fähig zu halten. Man hütet nicht vor dem Dienstpersonal seine Schätze mit solcher Aengstlichkeit wie bei uns. In dem freien England herrscht noch der sittliche Grundsatz des römischen Rechts: „Quilibet praesumitur bonus donec probetur contrarium“ (Jeder wird für gut gehalten, bis das Gegentheil bewiesen ist). Daher kennt England nicht die polizeiliche Controlirung der Pässe, die auf dem entgegengesetzten Grund-

sag beruht, daß jeder nämlich ein Verbrecher ist, bevor er nicht das Gegentheil bewiesen hat, und jeder kann in dem großen Reiche, wenn er sonst die Gesetze beobachtet, thun und treiben was er will, ohne je seinen wahren Namen zu nennen. Im vergangenen Jahre wurde es sogar infolge einer Roebuck'schen Interpellation allgemein bekannt, daß jeder Brite ohne königliche Licenz, die bisher 70 Pf. St. kostete, seinen Namen ändern kann, und sofort machte ein Bierwirth in Epsom durch die Zeitungen bekannt, daß er nicht mehr Bug (Wanze) heiße, sondern von jetzt an den aristokratischen Namen Mr. Norfolk führe.

England hat zuerst von allen Staaten das Pennyporto eingeführt; für einen Pfennig kann man seine Gedanken und Gefühle austauschen. Wenn man weiß, wie sehr die schriftliche Mittheilung zugleich ein Mittel der Bildung und Erziehung ist, so hat England in dieser Beziehung das billigste Schulgeld und den Vorzug, von allen Staaten zuerst damit begonnen zu haben. Aber hiermit noch nicht zufrieden, hat die Volksvertretung des britischen Reichs seit einiger Zeit die Papiersteuer und die Stempelsteuer der Zeitungen aufgehoben. Man nannte das bezeichnend die Aufhebung der Taxes on knowledge, der Steuer auf die Kenntnisse; fortan kann jeder Engländer seine Kenntnisse bereichern, ohne dem Staat nur die kleinste Abgabe zu zahlen, und was er schwarz auf weiß besitzt in dem schönen Bewußtsein nach Hause tragen, daß er nur den vollen Werth bezahlt hat. Die geistige Salzsteuer, die eine der unsittlichsten ist, existirt wol noch auf dem Continent, aber das Inselreich schätzt die Intelligenz seiner Staatsbürger höher als finanzielle Einnahmen auf Kosten eines geistigen Defizits. In Deutschland ist das schöne Sprichwort: „Die Gedanken sind zollfrei", aber diese Gedanken sind nur Monopole und Stoßseufzer; sobald die Gedanken auf die Gesellschaft wirken wollen, treten sie auf, zollfrei zu sein, und selbst der allergnädigste Gedanke einer perfekten Köchin, sich verheirathen zu wollen, gehört mit zu den Einnahmequellen des Finanzministers. Je mehr wir die kaufmännische Nation und ihre Institutionen bewundern, desto größer wird der Balken in unserem eigenen Auge. Kennt man etwa in England auch die verpesteten privilegirten Spielbanken, die noch bis auf den heutigen Tag in den kleinen deutschen Staaten florisen? Nassau z. B. ist kein Militärstaat, kein Handelsstaat, sondern nur ein Spielstaat, der das Schwarzrothgold, die Farben, die Friedrich Wilhelm IV. einst die ehrwürdigen Farben des Deutschen Reichs genannt hat, ganz eigenthümlich interpretirt, indem das Schwarzroth, das rouge et noir, nur dadurch Bedeutung hat, daß es das Gold der Staatseinnahmen befördert. Obgleich in England nicht die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist, diese vom sittlichen Standpunkt so gerechtfertigte Institution, sondern die Vertheidigung des Staats durch Werbesoldaten ein Gewerbe wie jedes andere und keine Ehrenpflicht ist, so ist doch Nassau-Oranien nie so herabgesunken wie Nassau-Weilburg, wo bei großen Jagden zum Vergnügen der vornehmen Fremden die Soldaten das Hasenpanier ergreifen und die Hasen aus allen Enden des großen Reichs bis in die Nähe von Wiesbaden treiben müssen. Und was sind die Staatslotterien, die England nicht kennt, die in Deutschland noch wuchern, anders als eine Besteuerung der Hoffnung, dieser zweiten Seele der Armen und Unglücklichen?

Wenn die Toleranz eine Forderung der Humanität ist, so hat England, das fast eine blinde Furcht vor dem Papismus hat und überall Papismus wittert, auch von diesen Mängeln sich zu reinigen bestrebt. Seit der Reformbill genießen die Katholiken dieselben staatsbürgerlichen Rechte wie die Protestanten, der Austritt aus der Kirche ist jedem gestattet, die Sekten florisen und in den Staaten Großbritanniens kann jeder nach seiner Façon selig werden. Wie das alte Rom, kennte daher auch England am besten colonisiren; wie das alte Rom in die Hallen seines Pantheon die Götter aller unterworfenen Völker aufnahm, so ehrt das mächtigste Volk der Erde auf allen Punkten seines Reichs die traditionellen Gesetzbücher: in Canada herrscht altes französisches Recht, auf der Insel Mauritius der „Code Napoléon", in Westindien die Gesetze der spanischen Cortes, in Ostindien die Gesetze Menu's, auf der Insel Man die des skandinavischen Thing, am Cap der guten Hoffnung die alten niederländischen und auf den Jonischen Inseln die Pandekten des Justinian. Mögen auch die Engländer bei ihren Eroberungen manche Gewaltthätigkeiten begangen haben, da selbst die Freiheit ein logischer Zwang ist, im großen und ganzen haben sie immer dem Banner der Humanität und der Civilisation gehuldigt. Gibraltar ist die Stadt in Spanien, die am besten beleuchtet, am besten gepflastert ist, wo uns gleich beim ersten Anblick zum großen Unterschiede von andern spa-

nischen Städten der Fleiß, die Ordnung, die Gesittung entgegentritt. Auf einer spanischen Eisenbahn weiß man nur, wann man abfährt, nie, wann man ankommt, während überall, wo das seefahrende Volk seine Fahne aufpflanzte, die Freiheit mit der Ordnung vermählt ist. Die Engländer gehen immer mit der Zeit, mit „Time is money", und sie sagen, wie unser großer Dichter, die verlorene Minute bringt keine Ewigkeit zurück.

Die Türken nennen ihre Kaffeehäuser die Schulen der Erkenntniß; ihre Weisheit ist nur negativ, besteht nur in der Genügsamkeit und in dem müßigen Fabrizirten von Rauchwolken. Die Engländer sind keine Freunde der zeitraubenden Kaffeehäuser; sie trinken seit den Zeiten der Elisabeth Thee am häuslichen Herd und lesen die Zeitung dabei. Und eben weil sie sich täglich am häuslichen Herd wieder sittlich stärken, weil sie die besten Familienväter und in ihren Kindern die Tugenden unverderbener Menschen sehen, weil ihr Haus ihr Gastell, ihr eigenes Werk, deßhalb nehmen sie den Segen der Penaten mit in ihre entfernt liegenden Handlungshäuser, ihre Comptoirs und sind durch diesen Schild der Liebe, der Häuslichkeit gegen die socialen Uebel gestählt, die im Gefolge des Erwerbs und der Gewinnsucht so leicht das Herz verdärten. Ein Mann, der sich täglich in den unschuldigen Augen seiner Kinder spiegelt und mit diesen Bildern an die Arbeit geht, kann nicht vollständig herabsinken; seine Verirrungen können nur vorübergehend sein und er wird bald den Pfad des Bessern wieder einschlagen. Und der Engländer ist ein Mann der Kraft, der Selbstüberwindung. Er sagt: „I am an englishman" (Ich bin ein englischer Mann), nicht, wie der Franzose: „Je suis français" (Ich bin französisch). Der Engländer, trotz des Stolzes auf seine Nationalität, ist ein Substantiv, ein Individuum, nicht ein Adjektiv wie der Franzose. Und weil die Frauen immer conservativer sind, weil sie mehr an das Haus und an das Herkommen gefesselt sind, deßhalb ist auch der Herr des Hauses, der seine Mußestunden nicht an geräuschvollen Wirthstafeln, sondern im Gespräch mit den Seinigen zubringt, jener conservative Engländer, der in allem, was die Arbeit mit sich bringt, wol mit der Zeit mitgeht, aber in allem, was das Haus mit sich bringt, nicht von der Zeit geändert wird. Wären die Engländer so beweglich wie die Franzosen, das Volk der wechselnden Moden, so würden sie wahrscheinlich ebenso viele politische Metamorphosen erlebt haben und Kriege gegen äußere Feinde führen müssen, nur um die innern zu beruhigen. So aber sitzen sie fest in ihrem Schneckenhaus, das durch die Habeas-Corpus-Acte gegen jeden Dietrich geschützt ist; sie sitzen fest in dem ehrwürdigen Schneckenhaus ihrer Gesetze und Traditionen und wissen es, daß der echte Purpur, das Sinnbild der Herrschaft, nur aus der bedächtigen, langsam fortschreitenden Schnecke gewonnen wird. Und doch sind sie das kühnste, unternehmendste Volk, das in allen Zonen heimisch ist; sie vereinigen daher in ihrem Wirken und Handeln die Bedingungen jedes wahren Kunstwerks, das ist die Ruhe in der Bewegung: und wenn es die höchste Weisheit des Menschen ist, aus seinem Leben ein harmonisches Kunstwerk zu machen, so ist den Söhnen Albions dieser Ruhm nicht abzusprechen. Deßhalb sagt Friedrich der Große, den wir leider noch immer den Einzigen nennen, da kein zweiter nach ihm erschienen ist: „Mir scheint, wenn heute eine Verfassung als Muster der Weisheit gelten sollte, so wäre es die englische. Da ist das Parlament Vermittler zwischen Volk und König und dieser hat alle Macht, Gutes, aber keine, Böses zu thun." Dieses fortdauernde Vermitteln, dieses Maßhalten und Abwägen, dies Horazische Est modus macht, daß die Engländer alle Excentricitäten und gespreizten Phrasen hassen. Sie sind ein Volk des Schweigens, wie der große Napoleon sagte; sie sind ebenso einsilbig wie viele ihrer Wörter und sprechen nie mehr, als sie ausführen wollen. Andere Menschen haben nur fünf Sinne, die Engländer haben noch einen sechsten, das ist der common sense, der gesunde Menschenverstand, während der „beschränkte Unterthanenverstand" in ihrem Lande gänzlich unbekannt ist. Diesem gesunden Menschenverstand haben sie ihre Selbständigkeit, ihre Originalität, ihr inneres Gleichgewicht zu verdanken, und kein Engländer fragt: „Was werden die Leute dazu sagen?"

Der gesunde Menschenverstand sagt, daß wir nie mehr Hoffnungen erregen sollen, als wir erfüllen können. Diese Einheit zwischen Gedanke und Ausführung, zwischen Wort und That, die dem englischen Nationalcharakter so eigenthümlich ist, hat auch auf die Sprache in vortheilhaftester Weise eingewirkt. Durch den Wegfall beinahe sämmtlicher Flexionen hat sie, wie Jakob Grimm bemerkt, die größte Kraft und Stärke empfangen und eine Gewalt des Ausdrucks, wie sie vielleicht

noch nie einer andern menſchlichen Zunge zu Gebote ſtand. Sie iſt die geiſtigſte Sprache, der präciſeſte Ausdruck des Gedankens, formell aber auch die am wenigſten poetiſche.

Sollen wir noch von den zahlreichen Erfindungen der Engländer ſprechen? Mag der Augen, die Gewinnſucht, der Wetteifer ſie dazu treiben, immer neue Maſchinen zu erfinden, in ihren Wirkungen ſind dieſe todten und doch ſo lebendigen Arbeiter ein ſittliches Element in der Culturgeſchichte der Menſchheit. Der Menſch ſoll eben mehr ſein als eine Maſchine, und was eine Maſchine thun kann, darf kein denkendes Weſen verrichten. Schon der große Philoſoph Albertus Magnus, von dieſem edeln Gedanken erfüllt, conſtruirte ſich einen Automaten, ein eiſernes Dienſtmädchen, das ſtumm ſeine Befehle ausführte; aber der Mechanismus war noch ſo unvollkommen, daß es ſechs Jahrhunderte dauerte, bis der Vetter John Bull's, der Vetter Jonathan, die eiſerne Näherin aus Amerika einführte. Wie wohlthätig haben die Maſchinen auf den Ackerbau, dieſe nährende Mutter der Menſchen, gewirkt! Ihre Drainirungs-, ihre Entwäſſerungsanſtalten, ihre Säe- und Dreſchmaſchinen ſind von allen Nationen adoptirt, die in allem, was die Arbeit erleichtert und den Gewinn erhöht, in die Fußtapfen der Engländer treten. Aber bei dem Ackerbau wird mir das Erſtgeburtsrecht entgegengehalten, das, von altem Herkommen, doch gewiß nicht ſittlich zu rechtfertigen iſt. „Einen zu bereichern unter allen, muß nicht dieſe Götterwelt vergehn?“ Aber gerade das Erſtgeburtsrecht zeigt uns, wie weiſe immer der engliſche Adel, der gewiß ſchon ſeine Vorrechte verloren hätte, wenn er die ſcharfe Spitze ſeiner Privilegien gegen die Bruſt des Volks gewendet hätte; ſeine maßhaltende Weisheit lehrte auch den hochgeborenen Erdenſöhnen, daß Privilegien nur dann am beſten erhalten werden, wenn ſie zum Beſten der Wohlfahrt aller Klaſſen verwendet werden, und dem iſt der engliſche Adel immer nachgekommen. Dr. Johnſon, der Satiriker, hat noch einen Vorzug des Erſtgeburtsrechts entdeckt. Er ſagt: „In den Familien, wo der Reichthum nur dem älteſten Sohne zufällt, iſt in manchen Fällen immer nur ein Narr in der Familie, während wenn ſämmtliche Söhne daran partiſipirten und der Pflicht des Arbeitens enthoben würden, leicht alle Narren werden könnten. Da nun ein Narr immer hundert Narren macht, ſo würde bald Englands Reihen mit raſenden Narren bedeckt ſein und zuletzt in Großbritannien die Vernunft in der Minorität ſein.“

Aber England iſt nicht allein das Land des ariſtokratiſchen Erbrechts, ſondern das der gemeinnützigen Erbweisheit. Es iſt immer dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen und die Sonne verfinſtern. Wie in jedem engliſchen Hauſe für Ventilation geſorgt iſt, ſo geht auch durch das ganze Staatsgebäude ein friſcher Luftzug; die Ariſtokratie iſt nicht abgeſchloſſen, ſie ſtärkt ihre Reihen unter dem Beifall des Volks durch jeden Bürger, der ſich wahrhaft um das Vaterland verdient gemacht hat. Lord Brougham war ein einfacher Advocat, Peel ein Baumwollenſpinner. England iſt keine Nation von Krämern, wie ihm ſo oft von ſeinen Gegnern zum Vorwurf gemacht wird: weder ſeinem Adel noch ſeinen Bürgern fehlen die Tugenden der rückſichtsloſen Aufopferung und Hingebung. Nützlich und ſittlich, äußerer und innerer Gewinn ſind keine ſich ausſchließenden Gegenſätze, da der Menſch die ſchwere Doppelrolle von der Natur empfangen hat, ſich zu nähren und, gleich den Gemſen, immer höher zu ſteigen. Eine freie Preſſe, wie ſie England ſeit Jahrhunderten beſitzt, hält das Blut des Volkes rein und iſt ein täglicher Aderlaß, ſodaß die Säfte im Staatskörper nicht ſtocken können. Es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt doch an die Sonnen. Die Gleichheit vor dem Geſetz macht, daß das Geſetz ebenſo geachtet wird, wie der Miſſethäter ohne Unterſchied des Standes verachtet und geſtraft wird. Im Jahre 1851 wurde Lord Somerſet, ein Offizier der Horſe Guards und Verwandter der Königin, der, im Hydepark fahrend, ſich den Anordnungen eines Conſtablers nicht fügen wollte und ihn mit der Peitſche ſchlug, zu 7 Tagen Zuchthaus, 24 Stunden nach dem Attentat, von dem Polizeirichter verurtheilt und, wie es in dem Richterſpruch hieß, nur deshalb ſo hart geſtraft, weil er zu den höhern Ständen gehöre, die immer den weniger gebildeten mit gutem Beiſpiel vorangehen ſollten. Um jede Parteilichkeit, ſo weit es menſchlichen Schwächen möglich, zu unterdrücken, iſt die Jury für Criminalverbrechen, der Leben und Tod in die Hand gegeben iſt, ſo geſchützt, daß kein Fleiſchermeiſter Mitglied einer engliſchen Jury ſein kann, weil ein Mann, der täglich ein lebendes Weſen zur Schlachtbank führt, leicht die mildernden Umſtände überſehen und durch ſein Gewerbe ein Herz von der Härte eines Knochens bekommen könnte. Wo ſolche

weise Institutionen und nach allen Richtungen begegnen und die Regierung das Bestreben hat, die Wohlfahrt aller Klassen, nicht einzelner privilegirter Stände zu fördern, da ist der Punkt gefunden, wo die höchsten wie die realen Interessen zu einer bewundernswürdigen Harmonie sich vereinigen. In einem freien Lande bringt das Interesse am Staat das kaufmännische ins Gleichgewicht, und keine Nation, die schweizerische ausgenommen, hat so viel fromme Stiftungen, Wohlthätigkeitsanstalten und humane Institute, die nur aus Privatmitteln begründet wurden.

Als Seneca einem Römer begegnete, der reiche Gaben auf den Altar des Jupiter niederlegen wollte, sagte er zu ihm: „Purus Deus, non plenas adspecit manus" (Gott sieht nur auf reine, nicht auf volle Hände"). Seneca war noch in jenem Dualismus befangen, der die Fülle und die Reinheit für Gegensätze hält, und unsere Sprache gleicht darin dem römischen Philosophen, unsere bescheidene Sprache, wo „sich voll machen" dasselbe heißt wie „sich beschmutzen". Die englische Nation hat durch ihre weiten Einrichtungen diesen Dualismus aufgehoben und der Engländer, den wir am Eingang unserer Betrachtung beim Glase Wein sitzen sahen, er wird, wie wir jetzt beweisen, die Hefe herausnehmen, das Glas ausspülen und uns reinen Wein einschenken. Und von diesem Glase, das der bis auf den Grund sehende Engländer gereinigt hat, wird dann das Wort gelten: „In vino veritas!"

Der Fischer aus Afrika.

Vor einem halben Jahrhundert lebte im nördlichsten Amte Schleswig-Holsteins ein Mann, dessen frühere Schicksale vielleicht für einen Novelisten einen guten Stoff abgeben könnten, aber auch, einfach und völlig wahrheitsgetreu erzählt, durchaus nicht ohne Interesse sind.

In früher Jugend ging er zur See und durchkreuzte viele Meere. Endlich aber wurde das Schiff, auf dem er sich befand, im Mittelmeer von Seeräubern genommen und die Mannschaft auf dem Sklavenmarkt in Algier verkauft. Unser Schleswig-Holsteiner gerieth in die Hände eines vornehmen Mauren, der große Besitzungen an der Seeküste hatte und dessen Verwalter die Geschicklichkeiten des nordischen Seemanns nicht besser verwerthen zu können glaubte, als wenn er ihn zum Fischfang an der Küste benutzte.

Es war eine schwere Arbeit, jeden Tag eine bestimmte Menge Fische zu liefern; er bewohnte eine elende Hütte am sandigen und unfruchtbaren Küstensaum, Kleidung und Kost waren erbärmlich. Und doch hatten viele Hunderte seiner Unglücksgefährten Ursache, sein Los zu beneiden. Seine Beschäftigung war nachts am besten zu betreiben und ersparte ihm zu einem großen Theil die Arbeit unter der brennenden Sonne während der heißen Tagesstunden. Wenn sein mühevolles Werk glücklich von statten ging, lebte er in einer verhältnißmäßigen Unabhängigkeit. Er wurde nachlässig bewacht, es war ja doch an kein Entweichen zu denken; denn wohin sollte er fliehen? Europäische Schiffe hielten sich von der Piratenküste fern, da der schimpfliche Tribut, den damals die meisten befahrenden Nationen den Raubstaaten zahlten, bei weitem nicht immer vor den schlimmsten Gewaltthätigkeiten schützte. Der Versuch, zu Lande zu entkommen, wäre Wahnsinn gewesen. Unsehlbar wäre er wieder ergriffen oder in der Wüste eine Beute der Raubthiere geworden. Seine Freiheit durch Glaubensabfall zu erkaufen, daran dachte er nicht. Die Schleswig-Holsteiner waren damals und sind noch heute im allgemeinen ein religiöses Volk und der Gefangene suchte und fand Trost in der Religion, die ihm als Kind gelehrt war.

So vergingen Jahre. Lebenden Geistes, wie der Nordländer es war, hatte er rasch die Sprache der Mauren erlernt, auf seinen Seefahrten überdies schon mancherlei Geschicklichkeiten erworben, durch die er sich seinen Aufsehern sowol als der ärmlichen Bevölkerung jenes Küstenstrichs empfahl, sodaß er eines gewissen Ansehens genoß und seinerseits auf mancherlei Gefälligkeiten Anspruch machen konnte. Trotzdem wuchs seine Sehnsucht nach seinem Vaterlande von Tag zu Tag und der Gedanke an Flucht stieg oft in ihm auf, ohne daß sich während einer langen Zeit eine Gelegenheit geboten hätte, welche die mindeste Aussicht auf Erfolg gezeigt.

Eines Abends aber, als er sich eben zu seiner nächtlichen Arbeit rüstete, sah er in ganz ungewöhnlicher Nähe der Küste ein Schiff vorüberfahren, das er auf den ersten Blick für ein europäisches erkannte. Von dem Nordostwinde, der seit einigen Tagen gewacht und in der letzten Nacht mit besonderer Heftigkeit gestürmt hatte, war es aus seinem Curs verschlagen und strengte sich jetzt mit Beilegung aller Segel an, möglichst rasch der unheimlichen Nähe dieses Strandes zu entkommen.

Das Schiff kam von Osten her und es schien möglich, dasselbe zu erreichen, da es bei dem noch immer stark aus Nordosten wehenden Winde sich unmöglich weit vom Ufer entfernen konnte. Der Fischer faßte einen raschen Entschluß, warf sich in sein Boot und ruderte geradeaus nach Norden, um dort dem fremden Schiff den Weg abzuschneiden.

Das war ein verzweifeltes Unternehmen. Denn wenn er das Fahrzeug nicht erreichte oder seinen Führer aus Furcht vor den Piraten nicht die kleine Verzögerung erlaubte, die seine Aufnahme nothwendig mit sich führte, so konnte er offenbar nichts Besseres thun, als ins Meer zu springen. Die Rückkehr hätte über den flüchtigen Christen eine furchtbare Mißhandlung, vielleicht den Tod verhängt.

Er ruderte mit der Anstrengung eines Mannes, dem Leben von dem Erfolg seiner Ausdauer hängt; er wurde auch vom Schiff aus sogleich als ein rettungsuchender Sklave erkannt und der Kapitän, menschlicher als sein Steuermann, der über den Aufenthalt an einer solchen Küste murrte, ließ an das Boot heranfahren und dem Rudernden ein Seil zuwerfen. In wenigen Minuten war der arme Fischer, der noch vor einigen Stunden zu einer hoffnungslosen Gefangenschaft verurtheilt schien, an Bord eines spanischen Schiffs und ein freier Mann.

Vier Tage später ankerte das Schiff in dem prächtigen Hafen von Alicante und der Befreite verabschiedete sich von seinen Rettern mit dankerfülltem Herzen. Seiner Hände Arbeit wußte ihm jetzt Unterhalt verschaffen. Anfangs hielt es schwer, aber er hatte schlimmere Noth kennen gelernt und wußte sich zu behelfen. War er doch auch verbesserte sich seine Lage wesentlich, da ihm die spanische Sprache geläufig geworden und er dauernde Beschäftigung als Gärtner bei einem vornehmen Spanier gefunden hatte, der ein Landhaus am Meer in der Nähe der Stadt besaß.

Sein neuer Brotherr zeigte viel Theilnahme für den schwergeprüften Fremden, seine beiden im Knabenalter stehenden Söhne waren die Lieblingsgefährten bei seiner Arbeit und in seinen Mußestunden. Er erzählte ihnen von den Wundern in den grönländischen Meeren und von den Pflanzungen an der wundervollen Bucht von Rio-Janeiro, lehrte sie ein Boot lenken und nahm Theil an ihren Spielen. Doch nicht lange sollte er sich dieser Ruhe freuen. Wol hatte er die spanischen Kirchen besucht, allein es war bemerkt worden, daß er nie zum Abendmahl ging und seinem Priester beichtete. Die Inquisition ließ ihn einziehen. Viele Jahre nachher erzählte er noch, es sei eine qualvolle Stunde der Angst gewesen, während er in einem Bergemach darauf wartete, vor die finstern Priester geführt zu werden, von deren Grausamkeit er manche schreckliche Geschichte gehört hatte. Er faßte jedoch den mannhaften Entschluß, seinen Glauben offen zu bekennen, es möge kommen was da wolle. Auch war das Inquisitionsgericht damals nicht mehr jenes furchtbare Tribunal wie unter den Königen aus dem Hause Habsburg und selbst noch unter den beiden ersten Bourbons. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts hatte auch in der erstarrten unter den europäischen Monarchien ihren Einfluß zu zeigen begonnen und Karl III. war ein humaner und erleuchteter Regent. Die Jesuiten waren aus dem Lande verwiesen, die Inquisition auf das geistliche Gebiet beschränkt und auch hier verfuhr sie mit einer Schonung, die ihr früher gänzlich fremd gewesen war. Während sie unter der dreißigjährigen Regierung Ferdinand's VI. noch 10 Menschen lebendig oder im Bilde verbrannt und 170 auf die Galeeren geschickt hatte, fielen ihr in den achtundzwanzig Jahren der Regierung Karl's III. doch nur 4 Menschenleben zum Opfer und 56 büßten im Gefängniß. Als der nordische Ketzer vor die schwarzgekleideten Dominicaner trat und ihnen seine Schicksale erzählte, behandelten sie ihn nicht unfreundlich. Sie machten ihm zwar den Vorschlag, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren und versprachen in diesem Fall für sein Fortkommen zu sorgen; als er sich aber standhaft weigerte, entließen sie ihn, ohne ihm das geringste Leid zu thun. Er kehrte zu seiner Gartenarbeit zurück und wurde von seinem Herren mit aufrichtiger Theilnahme und von dessen Söhnen mit noch lebhafteren Freudenbezeugungen begrüßt.

Wiederum gingen Jahre vorüber. Der fremde Gärtner fühlte sich nicht unglücklich, allein Spanien war doch nicht sein Vaterland; er sehnte sich oft zurück nach seiner heimischen Ostseeküste. Endlich lief in den Hafen von Alicante ein Schiff unter dänischer Flagge ein, das auf der Rückfahrt von der Levante nach der Ostsee begriffen und dessen Kapitän ihn gegen Verrichtung von Matrosendiensten mitzunehmen bereit war. Er nahm Abschied von seinem gütigen Gebieter und von den weinenden Knaben und langte nach einer glücklichen Fahrt in seinem Vaterlande an.

Harry.

Das Kind?

Leichenführer.

Ward schwer verwundet, vom Pferdehuf eines rohen Edelmanns. Laßt uns gehen. Die Armen haben Alles weit, auch ihren Kirchhof. (Der Zug geht vorüber.)

Harry.

Das Kind ist todt? Der Frühling todt, um meinen Winter todt? (Stößt die Leiter um) Fluch mir! Nein, nein — nicht fluchen mehr! Ihr Sterne droben, was winkt ihr mir, was zittert ihr so, ihr flackernden Lichter? Wollt ihr den Weg, den Weg mir weisen, wo ich weilen darf? Ja ich versteh' Euch, ihr prangenden Himmelsleuchten, am frischen Grab des Kindes will ich beten. (Geht dem Zuge nach.)

Der Vorhang fällt.

Seine Aeltern waren nicht ganz ohne Vermögen gestorben; er kaufte sich in der Nähe der Stadt Hadersleben an, heirathete und wurde durch Fleiß und Sparsamkeit ein vermögender Mann. Zwei Söhne vermehrten das Glück seiner spätern Lebensjahre. Oft und gern erzählte er von seinen Abenteuern, seiner Gefangenschaft und seiner Befreiung. Ueber die Thür seines Wohnhauses hatte er in den vier Sprachen, die ihm geläufig geworden waren: deutsch, dänisch, spanisch und maurisch, die Inschrift gesetzt: „Der Fischer aus Afrika."

Unterdessen nahm die französische Revolution ihren Anfang und hatte ihren Fortgang. Napoleon setzte sich die Kaiserkrone auf, eroberte Spanien und zwang einem widerwilligen Volke seinen ältesten Bruder als König auf. Spanische Truppen dienten mit der französischen Armee und wurden nach dem Norden gesandt, um sie möglichst weit von ihrem Vaterlande zu entfernen und zu verhüten, daß sie etwas von dem Aufstande ihrer Landsleute gegen die französische Herrschaft erführen.

So kamen im Jahre 1808 spanische Soldaten in die deutschen Lande des Königs von Dänemark, den eine verkehrte Politik zu einem Verbündeten Napoleon's und zu einem Feinde Englands gemacht hatte. Sie waren der Division des Marschalls Bernadotte zugetheilt, wurden aber von einem ihrer Landsleute, dem Marquis von Romana, befehligt. Als sie Schleswig-Holstein durchzogen und nach Hadersleben gekommen waren, erfuhr einer ihrer Offiziere, daß eine Stunde von der Stadt ein Landmann wohne, der lange in Spanien gewesen und der spanischen Sprache kundig sei. Neugierig ritt der Offizier hinaus und las mit noch größerm Erstaunen die Inschrift über der Thür. Er trat in das reinliche Wohnzimmer des Landmanns und bat ihn um Nachricht über seine frühern Schicksale. Mit steigendem Interesse hörte er der Erzählung zu, als jener aber von Alicante sprach und von dem Garten an der Küste, von der Veranda mit der Aussicht über das Meer, da brachen dem Spanier die Thränen aus den Augen, er warf sich an die Brust des Erzählers und küßte den alten Mann. War er doch ein Sohn des Eigenthümers jenes Gartens, der älteste der Knaben, die vor mehr als zwanzig Jahren um den Gärtner aus Schleswig-Holstein gespielt hatten, während er Olivenbäume pflanzte und Taxushecken beschnitt. Viele Stunden saßen die beiden Männer zusammen und sprachen von vergangenen Zeiten, bis die Dienstpflicht den Offizier in die Stadt rief. Noch einmal kehrte er am zweiten Tage zurück, ehe die spanischen Truppen Hadersleben verließen, um nach den dänischen Inseln hinüberzusetzen und so von den französischen Soldaten fern gehalten zu werden, mit denen sie in beständigem Streit gelebt hatten.

Der Spanier hatte die Hoffnung ausgesprochen, auf dem Rückmarsch noch einmal den Gefährten seiner Jugend zu sehen; aber das Schicksal wollte es anders. Auf Fünen gingen sonderbare Dinge unter dem spanischen Truppencorps vor. Keine Vorsicht hatte verhindern können, daß die Kunde von der Erhebung des spanischen Volks bis hierher drang. Englische Schiffe durchkreuzten beständig das Kattegat und die Ostsee. Auf diese führte der Marquis von Romana sein ganzes Corps und kehrte auf dem Seewege in sein Vaterland zurück, um hier die Aufständischen zu verstärken. Nichts blieb zurück als einige unglückliche Nachzügler, die jetzt als Gefangene nach Frankreich gesandt wurden, und eine Anzahl andalusischer Hengste, deren Nachkommen noch jetzt sich sehr kennlich von den rein dänischen Pferden unterscheiden.

Der Offizier aus Alicante war mit entkommen, sein nordischer Freund hörte nie wieder etwas von ihm. Dieser erreichte ein hohes und glückliches Greisenalter. Seine beiden Söhne leben noch heute und unvergessen sind in der Familie die Leiden und die Errettung des Fischers aus Afrika.

Das Haberfeldtreiben im oberbairischen Gebirge.

Im oberbairischen Gebirge ist neuerdings nach kurzem Schlummer das Haberfeldtreiben wieder wach und lebendig geworden. Unsern Lesern ist wol noch erinnerlich, daß erst am Ende des Jahres 1861 ein Act dieser alten, merkwürdigen Volksjustiz in jener Gegend vollzogen wurde, der schon darum in den Zeitungen und öffentlichen Blättern viel von sich reden machte, weil er leider ein Menschenleben gekostet hatte. Ein Gensdarm hatte sich keck und unvorsichtig in die Nähe der Haberfeldtreiber gewagt und war — erschossen worden. Nach denselben Zeitungsberichten hatte der Bund der Haberfeldtreiber eine strenge, energische Untersuchung und Bestrafung in Aussicht. Wir wissen nicht zu sagen, was die Untersuchungsbehörde damals ermittelt und verfügt hat, allein aus der baldigen Wiederholung der so streng verpönten,

so oft schon untersuchten und auch summarisch bestraften Volksjustiz möchten wir fast schließen, daß wie bei allen frühern Nachforschungen eben nichts ans Licht gebracht worden ist und man schließlich der Klugheit der Nürnberger alle Gerechtigkeit und Anerkennung widerfahren ließ, welche bekanntlich niemand denken, bevor sie ihn haben.

Die strengste Verschwiegenheit, welche weder über das Wesen des Haberfeldtreibens noch über dessen Mitglieder irgendwelche Auskunft gibt, auch in keiner Untersuchung bisjetzt gebrochen worden ist, ist ein charakteristisches Merkmal dieser Bauernferne, über deren Ursprung und Geschichte bei dem Mangel früherer Aufzeichnungen sich nur ganz allgemeine Mittheilungen, mehr Vermuthungen als begründete Thatsachen, geben lassen. Nach der gewöhnlichen Annahme gilt das Haberfeldtreiben als Fortsetzung eines uralten Rügengerichts, welches Karl der Große durch geistliche oder weltliche Sendboten in den einzelnen Landschaften eingeführt hatte. Wir wollen diese unter dem Volke verbreitete Tradition jetzt nicht weiter prüfen und erörtern; betrachten wir zunächst das Wesen und den Charakter dieser Volksjustiz, vielleicht, daß daraus von selbst eine Ansicht über ihr Alter und Herkommen sich ergibt.

Nach Schmeller's Angaben in seinem „Bairischen Wörterbuch" und den Mittheilungen in der „Bavaria" über Volkssitten in Oberbaiern besteht in dem von der Mangfall begrenzten Gebiet der Landgerichte Tegernsee und Miesbach unter den Bauern ein geheimer Bund, welcher über Vergehen gegen die Volksmoral, namentlich über geschlechtliche Sünden, die der weltlichen Gerichtsbarkeit und Strafe sich meist entziehen, ein nächtliches Gericht ausübt. Dabei gilt kein Ansehen der Person. Jedermann, der dazu gerechten Anlaß gibt, fällt diesem Rügengericht anheim, welchem Stand er auch angehöre, und unter den Bauern selbst berücksichtigt der Haberfeldbund nicht Ansehen und Reichthum, nicht Verwandtschaft und Nachbarschaft. Ebenso wenig vermag aber auch die geistliche Würde und Weihe eines Seelenhirten, oder die weltliche Macht und Gewalt eines Landgerichtsbeamten, weder die hohe Geburt der gnädigen Herrschaft noch die gefährliche Tapferkeit eines Forstmanns diese Justiz einzuschüchtern und ihrem Laufe Einhalt zu thun. Ein jeder erfährt die übliche Strafe, wenn es nothwendig erscheint, daß er wisse, wie das Volk über ihn denkt.

Was den Bund selbst und seine Organisation anbelangt, so bestehen im Gebirge angeblich zwölf Haberfeldmeister, von denen ein jeder nur die seinem Bezirk angehörigen, ihm untergebenen Bundesmitglieder kennt und nach gepflogener Verabredung mit seinen Mitmeistern zu einem beschlossenen Treiben in größter Heimlichkeit auffordert und an den bestimmten Ort führt. Früher sollen nur Ehemänner und Hauseigenthümer in den Bund aufgenommen worden sein, jetzt zählen auch ledige Burschen dazu. Jedes Mitglied entrichtet bei seinem Eintritt einige Gulden Beitrag und verpflichtet sich durch einen Eid zum tiefsten, unverbrüchlichsten Schweigen; Verrätherei ist jedenfalls hart bedroht und wol auch lebensgefährlich. Ferner erzählte man, daß gewöhnlich auf dem Jahrmarkt in Miesbach die Verabredungen zu einem Treiben stattfinden, wo die Vertrauten und Wissenden im Wirthshause beisammensitzen und das Nöthige beschließen. Dem Treiben selbst gehen irgendwie noch Warnungen vorher. Bleiben diese unbeachtet und erfolglos, so tritt plötzlich und von keiner Seele geahnt die Strafe in Vollzug, welche in einer abscheulichen Katzenmusik besteht und in dem lauten Ableiern einer derben, meist in Knittelversen abgefaßten Spott- und Strafrede gegen den Sünder. Dabei fehlt es nicht an gelegentlichen Ausfällen auf andere verdächtige und übelberüchtigte Personen. Die zu einer Action verbundenen Haberfeldtreiber kommen, von ihren Meistern geführt, oft mehrere hundert Mann, geschwärzt und entstellt in ihren Gesichtern, in finsterer Mitternacht in den Ort und stehen urplötzlich wie aus dem Boden gewachsen in der Nähe des Hauses, worin der heimliche oder offenkundige Sünder wohnt, dem die Nachtmusik gilt. Die schwarze Rotte schließt sofort ein Viereck, stellt zu ihrer Sicherheit an Wegen und Zugängen die nöthigen Wachen und Vorposten auf, die, mit Gewehren bewaffnet, jeden Spion und unberufenen Horcher in respectvoller Entfernung zu halten wissen, sodaß niemand in ihr Bereich zu kommen wagt. Leute, welche der Zufall etwa in die Nähe führt, werden angehalten und müssen entweder umkehren oder den Verlauf der Execution ruhig in der Ferne abwarten, bevor sie weitergehen dürfen.

Glaubt man sich nun männiglich gegen jeden Verrath und Ueberfall gesichert, so wird der Schuldige zunächst geweckt. Man ruft ihm zu, aufzustehen, Licht anzuzünden, sein Vieh im Stalle anzubinden, damit es von dem Lärm nicht los

und ledig wird, er selbst muß ans Fenster kommen, darf aber ja nicht vors Haus oder auf die Laube treten. Die Versammelten werden nun von einem ihrer Meiner laut verlesen, natürlich unter ganz falschen Namen und Würden. Zuerst wird jedesmal der Kaiser Karl im Untersberg aufgerufen, dann Personen, deren Anwesenheit ihres Amtes und ihrer Stellung wegen oder weil sie in weiter Entfernung wohnen, durchaus unmöglich und unglaublich ist, z. B. der gestrenge Herr Landrichter von Tegernsee, der hochwürdige Pfarrer von Gmund, Wirthe und reiche Bauern aus entfernten Ortschaften; auch gewisse stereotype Namen kommen vor, gewöhnlich der Baierische Hiesel. Jeder hat seine Gegenwart mit einem lauten „Hier!" zu bestätigen; fehlt aber nur Eine der aufgerufenen Personen, so entweichen sofort alle andern unverrichteter Sache. Jedesmal befindet sich aber nach dem Volksglauben eine Person mehr am Platze, als gerufen werden, und diese ist niemand anders als der leibhaftige Gottseibeiuns. Nun aber wird mit Schreien, Pfeifen, Dreschen auf Brettern, Handmühlen, großen Kuhglocken, Trommeln, Kesseln, Töpfen, Ketten, sogenannten Charfreitags-Ratschen und andern Instrumenten noch etwas mehr Lärm gemacht, als gerade nöthig ist, eine ganze Dorfschaft als Zuhörer auf die Beine zu bringen. Einer der Theilnehmer, mit guter Brust und Stimme begabt, tritt, von einem andern mit einer Laterne begleitet, in die Mitte des Vierecks und beginnt das in Knittelreime gebrachte Sündenregister des Delinquenten laut und kräftig vorzutragen, daß es jeder Ortsbewohner deutlich hören kann, während die vermummten und geschwärzten Acteure hinter ihren Brillen von Fensterscheiben durchaus unerkennbar sind.

Ist diese Vorlesung, deren Pausen durch wiederholtes Geschrei und Gejauchze ausgefüllt werden, zu Ende gebracht, so wird noch Kaiser Karl üblicherweise aufgefordert, das Protokoll zu unterschreiben, und es folgt als Finale abermals eine Katzenmusik, welche die Ouverture womöglich überbietet. Damit ist aber die Sache abgethan, dem Volksunwillen ist Genüge geschehen, die Gerechtigkeit ist versöhnt. Ein Pfiff des Haberfeldmeisters und alle Laternen erlöschen, das wilde Heer zerstiebt nach allen vier Winden, ohne irgendeine Spur zu hinterlassen.

Soviel man bisher gehört hat, ist dieses Volksgericht stets ohne Beschädigung an Leib und Gut des Betroffenen ausgeübt worden; ist zufällig ja etwas an der Habe und dem Eigenthum zu Grunde gegangen und zerstört worden, so hat der Bund immer auf heimlichem Wege vollen Ersatz dafür geleistet. Für mitgenommene Bretter und Zaunpfähle legt er Geld an Ort und Stelle nieder und jede zerbrochene Fensterscheibe bezahlt er sofort mit einem Zwanziger, der, in Papier eingewickelt, zum Fenster hineingeworfen wird. Auch die einzelnen Gemeinden, welche etwa in Untersuchung gezogen und mit Strafen belegt werden, erhalten ihre Entschädigung. So die Gemeinden Gmund und Sauerlach, denen die 50 Gulden Strafgeld ohne Verzug erlegt, ja im voraus erlegt wurden.

Die Volksmeinung will in diesem Haberfeldtreiben, wie schon oben bemerkt wurde, jenes uralte, gleichsam ins Bäurische übersetzte und bis in die Gegenwart fortgeübte Rügegericht erkennen, das Karl der Große in den einzelnen Grafschaften eingesetzt habe. Wir können diese Ansicht, die historisch schwer zu begründen ist, nicht theilen. Daß beim Verlesen der Haberfeldtreiber Kaiser Karl stets zuerst aufgerufen, daß er am Schlusse der Strafpredigt aufgefordert wird, das Protokoll zu unterschreiben, daß das wilde Heer sich als eine Gesandtschaft des Kaisers aus dem Untersberg ausgibt, der nach der Sage dort haust wie der Rothbart im Kyffhäuser: diese Momente haben nach unserm Dafürhalten für die Frage nach dem Alter und der Entstehung der volksthümlichen Rechtssitte wenig oder keine Bedeutung.

Achten wir zunächst auf den Namen der alten Volkssitte, so dürfte derselbe für die gegenwärtige Ausübung kaum passen: eine mit Katzenmusik eingeleitete und beschlossene Strafpredigt würde mit diesem Namen nicht belegt worden sein. Derselbe belagt vielmehr eine andere Form und Ausübung dieser Volksjustiz; er deutet an, daß der Schuldige ehemals mit Schimpf und Spott wirklich aus dem Ort ins Haberfeld gejagt und getrieben worden ist. Und diese Auffassung läßt sich auch durch einige Erwähnungen der Sitte aus früherer Zeit, welche Schmeller in seinem „Wörterbuch" verzeichnet hat, belegen und bestätigen. So führt er aus einem alten Fastnachtsspiel folgende Worte an, die ein Graf zu seinem Ritter sagt:

Ir sacht ain wib, ist wolgetan,
wenn ihrs gepaicht, so laut ihrs gan.
also habt ihrs mälmeit trachter thon,
die ihr gefangen habt durch trugenheit
und schlagt sie darnach auf die Haberwaid.

Bei Hans Sachs klagt eine buckelige Alte über ihren jungen Mann:

Er hat mir all mein gut verthan,
und hat sich gehenckt an meine mait,
schlegt mich jetzund auf d' Haberstrait.

Ferner heißt es in den wohlgemeinten Paragraphen an Baierns Prediger: „Menschen gebt's acht, daß ihr nicht mit der Zeit mit dem Strohsäng vor meinem Pfarrhofe vorbeispazieren müßt oder daß euch Buebn ins Haberfeld treiben", und dazu die Note: „Es war an vielen Orten Baierns die Gewohnheit, daß, wenn ein Mädchen zum Fall kam, sie des Abends von den jungen Burschen des Dorfs unter unzähligen Geißelhieben in ein Haberfeld und von da wieder nach Hause getrieben wurde. Der Verführer mußte selbst mitmachen."

Diese Stellen zeigen offenbar eine andere Ausübung der Sitte in früherer Zeit, welche dem Namen entspricht und wörtlich dazu stimmt; auch gemahnen sie an eine Mittheilung des Tacitus in seiner Schilderung der ehelichen Verhältnisse bei den alten Germanen. „Höchst selten", sagt der Bericht, „ist bei einem doch so zahlreichen Volke der Ehebruch, dessen Bestrafung sofort erfolgt und den Ehemännern gestattet ist. Mit abgeschnittenen Haaren, nackt auszuziehen, jagt sie der Ehemann in Gegenwart ihrer Verwandten aus dem Hause und treibt sie mit Schlägen durch das ganze Dorf." Sollte das oberbairische Haberfeldtreiben vielleicht ein Ueberrest oder eine ins Bäurische übersetzte Fortsetzung dieser alten germanischen Sitte sein?

Wer mit den Volkssitten, die zum Theil in das höchste Alterthum zurückgehen, nicht ganz unbekannt ist, hat auch deren ungemein zähe Lebenskraft wahrgenommen, welche uralten volksthümlichen Gebräuchen, trotz aller Bekämpfung von seiten der Kirche und weltlichen Macht, ihr Dasein, wenn auch in einem abgeschwächten und verkümmerten Zustande, bis in die jüngste Zeit herab erhalten und gefristet hat. A. W.

Das Seltsame in der Geschichte.

Zwei Momente sind es, welche in der geschichtlichen Entwickelung die Theilnahme des Volks besonders anziehen: das Tragische der großen Katastrophen und das Seltsame und Wunderbare einzelner Vorfälle. In ihnen vollzieht sich, in der Welt des Thatsächlichen, die Verbindung des Idealen und Realen. Die pragmatische Geschichtserzählung pflegt über die Einzelheiten, über gewisse eigenthümliche Charaktere, die nur zweite oder dritte Rollen bei einem wichtigen Ereigniß gespielt haben, rasch hinwegzueilen und ihre Darstellung den Dichtern zu überlassen. Mit Unrecht, denn oft gestaltet sich aus diesen gering geschätzten und übersehenen Thatsachen ein eigenthümlicheres Bild einer Epoche, als es die Schilderungen von Schlachten, Huldigungen und diplomatischen Verhandlungen geben können. Die hervorragende Persönlichkeit erst bringt Leben in diese Massen todten Stoffs und nicht immer sind es Minister und Helden, in deren Geschicken sich der Geist einer Zeit offenbart. Nicht aus den kriegerischen Thaten des Herzogs von Richelieu, aus seinen Liebesabenteuern lernt man das 18. Jahrhundert kennen. Die Reden des ältern Pitt sind nur die Außenseite der Medaille, die Denkwürdigkeiten Horace Walpole's bilden die Kehrseite.

Wol ist die Geschichte, in ihrem Zusammenhang betrachtet, etwas Harmonisches, aus dem Gleich Entsprungenes; die Dinge sind nicht in einer willkürlichen, sondern nothwendigen Bewegung. Ueber die einzelne Thatsache aber waltet der Zufall und die Leidenschaft der Menschen; in diesem Sinne setzte der Winter von 1812 der Macht Napoleon's ein Ziel, war es der Wille Friedrich's II., der den Krieg gegen Oesterreich begann. Wie indeß die Hohenzollern im Gegensatz zu den Habsburgern und der alten Reichseinheit in die Höhe gekommen, war auf die Dauer ein Zusammenstoß beider nicht zu vermeiden, und die Macht Napoleon's war so ins Ungemessene gestiegen, daß sie doch hätte stürzen müssen auch ohne den russischen Winter. Dies Zufällige reizt nun die Phantasie der Menschen, es beschäftigt und regt sie an. In den gleichmäßigen Verlauf der Tage und Begebenheiten bringt es den Schein der Willkür, des Wunderbaren. Ein eigenes Licht strahlt von ihm über Dinge und Menschen aus. Einzelne Ereignisse hat es durch die merkwürdigsten Verknüpfungen zu Romanen umgeschaffen. Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, sagt das Sprichwort, so sehr liegen eigenartige Persönlichkeiten, die mit einem Hang zum Abenteuerlichen geboren werden, das Seltsame und den Zufall gleichsam heraus; sie sind es denn auch, die in den dunkeln Thaten, auf der Nachtseite der Geschichte, mitspielen. Das Dämonische ihres Wesens giebt den Dämon des Zufalls an. Daß jeder Betrüger ein Cagliostro, jeder abenteuernde Ritter ein Walter Raleigh werden könne, ist ein Irrthum. Die Umstände, die Zeit, das Glück müssen ihm entgegenkommen; zwischen seiner Natur und der Außenwelt muß es ein Band innerer Wahlverwandtschaft geben.

Jedem, der Friedrich Bülau's fleißiges Sammelwerk „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen", von dem die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig soeben eine zweite, wohlfeile Ausgabe veranstaltet, deren erster Band zu dem

wohlfeilen Preis von nur einem Thaler in sauberer Ausstattung vorliegt, einmal durchblättert, werden sich ähnliche Betrachtungen aufdrängen. Daher überrascht zumeist die Fülle des Materials. Man glaubt die Geschichte zu kennen und erstaunt über die Masse interessanter Thatsachen, über die vielen anziehenden Gestalten, die uns hier, wenn nicht zum ersten mal, doch in ganz anderm Licht entgegentreten, als in dem wir sie bisher zu sehen gewohnt waren. So enthält der erste Band zwei Berichte über die russischen Thronrevolutionen von 1762, die mit dem Tode Peter's III. schloß, und 1801, bei der Paul I. ein tragisches Ende fand, und bringt dann hauptsächlich interessante Mittheilungen über den Aberglauben des 18. Jahrhunderts. An die Wunder der Bibel wollte die Gesellschaft jener Zeit nicht glauben, aber sie war nur zu geneigt, jedem Abenteurer sich blind hinzugeben, der ihr das Lebenselixir und den Stein der Weisen versprach. Eine lange Reihe dieser „unglücklichen Söhne der Natur" — um den Ausdruck zu gebrauchen, mit dem, wie Cagliostro behauptete, ihn der Sheriff von Mekka entlassen — aus den verschiedensten Ständen führen uns die „Geheimen Geschichten" vor: der eine, wie Georg Scherzer, ist seines Zeichens ein Kellner und kommt auch der Kalfaunatur nicht heraus, der andere, wie Cagliostro, ist ein geborener Schwindelgenie. Gazotte, der Verfasser des „Verliebten Teufel", ein rechtschaffener, würdiger Mann, dem die Seltsamkeiten, mit denen er sich beschäftigt, schließlich den Kopf verwirren. „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!" In allen Zeiten hat es ähnliche Verirrungen gegeben, aber für jenes Jahrhundert sind sie bezeichnend. Mehr oder weniger sind alle von ihnen erfüllt gewesen, schwerblütiger wie die geistvollsten Köpfe. Mit allem Ernst, als einen offenbaren Fingerzeig des Geschicks, pflegte Diderot folgendes Factum aus seinem Leben zu erzählen. Er saß im Thurm zu Vincennes gefangen; in einer Stunde des Aergers und Unmuths über seine Gefangenschaft befleißigt er sich, das Orakel zu befragen, wie lange sie noch dauern werde. Er schlägt seinen Plato auf und liest auf der rechten Seite die erste Zeile: „Dies ist eine Sache von kurzer Dauer und keiner Wichtigkeit" — 24 Stunden nachher ward er aus dem Gefängniß entlassen. Dieser Sinn für das Seltsame und Geheimnißvolle ist den Menschen des 18. Jahrhunderts eingeboren; die geheimen Verbindungen, Freimaurer, Illuminaten und Rosenkreuzer haben schon vor George Sand's „Consuelo" in Goethe's Romanen eine poetische Verklärung gefunden, sie sollten den Grundstoff zu Schiller's „Geisterseher" abgeben.

Mit dem Aberglauben ging die Sittenlosigkeit Hand in Hand. Der größte und liebenswürdigste „Roué" des Rococozeitalters, dem es nicht an edler Gesinnung fehlte, Philipp von Orleans, der für Ludwig XV. die Regentschaft geführt, hatte mehr als einmal Versuche angestellt, den Teufel zu beschwören. So trägt denn selbst das Leben der Industrieritter einen romantischen, geheimnißvollen Zug. Als Repräsentanten dieser Richtung, bei denen die „Geisterwelt" nur eine zweite Rolle spielt, erscheinen in den „Seltsamen Geschichten" Graf Bonneval und der Ritter d'Eon. Der Graf hat etwas von einem irrenden Ritter; er lebt wie die Helden der Tafelrunde Arthur's, von seinen Liebschaften, seinem Degen und seinem Spiel. Nur waren die Irrfahrten, Parzival und Lancelot wenigstens darin ihm vorzuziehen, daß sie an ihrem Christenthum festhielten, während Bonneval eine Zeit lang unter den Türken diente und wol der erste namhafte Abenteurer aus Westeuropa war, der die türkische Armee nach französischer Weise einrichten wollte. Der Ritter d'Eon verdient nur den Titel eines französischen, diplomatischen Spions, der in heiligen Angelegenheiten verwandt wurde, aber er wußte einen eigenthümlichen Schleier um sich zu breiten. War er ein Mann oder ein Weib? Ganz London und Paris hat sich mit dieser Frage beschäftigt, Wetten sind für jede Ansicht gemacht und verloren worden. Auf die „Androgynen" des Plato hat man hingewiesen. In Wahrheit war der Chevalier d'Eon ein Mann; Bülau hätte bei seiner Darstellung den vortrefflichen Bericht benutzen sollen, der sich in Lomenie's Buch: „Vie de Beaumarchais", über diesen Abenteurer findet. Wo man es aufschlägt, gewähret so Bülau's Werk die unterhaltendste und belehrendste Anregung.

Randglossen.

Unter diesem Titel gibt Adolf Bekk am Schlusse einer kleinen Gedichtsammlung: „Rankru" (München, Fleischmann), die in den lyrischen Stücken viel Schönes, Feins und Tiefempfundenes im gefälligen Ausdruck bietet, sinnvolle und geistreiche Sprüche und Bemerkungen, von denen wir einige mittheilen.

Wozu denn die Vergeistigung?
Gerichtet es Frank und frei:
Aus Barbarei die Bildung,
Aus Bildung Barbarei.

* *

Des Glückes Weib, dem blüht es nicht,
Der ewig mit dem Spaten flieht
Und will sie ziehn mit Thränen gnad —
Dem Mutigen fällt sie in den Schoß.

* *

Die größten Thaten sind es nicht,
Von denen die Geschichte spricht;
Die besten Menschen kennt sie nicht,
Die echten Helden nennt sie nicht.
Der Frühling kommt mit leisem Hauch,
Das Veilchen geht im stillen auf:
Wer Wohlthat übt, der nennt sich nicht,
Und wahre Tugend kennt sich nicht.
Im stillen schafft die Weiblichkeit,
Sie lehret, nähret, reift und weiht
Und webt und wirkt und lenkt am End'
All das, was man Geschichte nennt.

(Hiezu ein Beiblatt.)

Noch einmal das Lutherdenkmal.

Wie wir in Nr. 3 der „Unterhaltungen“ mitteilten, war ein Streit darüber ausgebrochen, wo Luther in Worms vor Kaiser und Reich gestanden, und der Ausschuß des Lutherdenkmal-Vereins den ehemaligen Bischofshof, jetzt das Heylsche Gartengebäude, als diesen historischen Platz bezeichnete, der Gerichtsdirektor Hohenreuther zu behaupten wußte, daß Luther im Bürgerhofe zur Verantwortung gezogen worden.

Der Vorsitzende des Vereins, Dr. Friedrich Eck, hat jetzt in einer besondern Schrift die mit abgeschlossener Gewandtheit entworfene Schrift Hohenreuther's so gründlich und überzeugend widerlegt, daß wir die Akten in dieser Sache für geschlossen ansehen können, und wenn auch das Lutherdenkmal, wie es beschlossen zu sein scheint, durch die Grillenhaftigkeit der Heylschen Erben nicht auf den historischen Platz des ehemaligen Bischofshofs zu stehen kommen sollte, so ist doch gewiß, daß Luther hier kein weltliches Wort gesprochen.

„In den Jahrhunderten“, sagt Dr. Eck, „in welchen der Bürgerhof noch nicht existirte, war der Bischofshof die beständige Herberge der Kaiser, wenn sie nach Worms kamen, auch der einzige Ort, wo Reichsversammlungen abgehalten werden konnten. Wenn aber im 13. Jahrhundert der Bürgerhof vorhanden war, hatten wol die verschiedenen Collegien ihre besondern Ausschüsse der Reichsversammlungen regelmäßige Sitzungen auf dem Bürgerhof; allein in wichtigen Fällen riefen die Kaiser die Stände des Reichs immer in ihre Wohnung in den bischöflichen Palästen zu Berathungen zusammen, wie namentlich auch durch die Forschungen aus den Reichsacten festgestellt worden ist.“ — Für die Thatsache aber, daß Luther's Verhandlung auf dem Bischofshofe verhandelt worden, beruft sich Eck auf das Zeugniß des großen Reformators selbst, auf seinen Bericht, den er noch in demselben Jahre (1521) niedergeschrieben „Handlung oder Antwort Vaters Dr. Martin Luther's für Kayserl. Majestät, Fürsten und Ständen des H. Römischen Reichstag zu Worms“; er findet sich auch in den verschiedenen Ausgaben von Luther's Werken abgedruckt: — „Und alsbald es vier geschlagen hatte, desselben Tags, kamen genannter von Trier und Kaspar Sturm, der Ehrenhold, zu D. Martinum von Wittenberg gen Worms in die Herberge, erforderten und gaben ihm das Geleite für den Deutschen Hof, bis in des Pfalzgrafen Herberge. Ward also durch heimliche Gänge auf das Rathhaus geführt, damit ihm vom Volk, welches viel vor der Herberge, so gleich zu Kaiserl. Majestät gehen, sich versammelt hatte, nichts widerfahre, wiewohl es Viele inne werden, die herzudringen und mit hineindringen wollten, aber die Trabanten stießen sie mit Gewalt ab; Viele klimmen auf die Dächer und Häuser, um Dr. Martinum zu sehen.“

„Des folgenden Tags, auf den Donnerstag, um 4 Uhr Nachmittags, kam der Ehrenhold, führte Dr. Martin in's Kaisers Hof, da er von wegen der Fürsten Geschäfte, bis zu sechs Uhr blieb, und wartete unter einem großen Haufen Volks, das sich selbst vor Menge drückte und drängte.“ — An diesem Tage sprach Luther sein „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“

Luther's „Tischreden“ dagegen, auf die sich Hohenreuther berufen, sind, wie schon Seckendorf in seiner „Geschichte des Lutherthums“ bemerkt, mit großer Behutsamkeit aufzunehmen, da in ihnen Luther manches in den Mund gelegt worden sei, was er vielleicht gar nicht oder doch nicht so gesprochen habe, wie es mitgetheilt. Und daß der Verfasser der angezogenen Stelle in den Tischreden, M. A. Lauterbach, Luther nur unvollkommen verstanden hat, geht daraus hervor, daß er in seiner Erzählung die Verhandlungen, welche an zwei Tagen, 17. und 18. April, stattfanden, an einem Tage nacheinander vor sich gehen und Luther des andern Tags, den 18. April, von Bischöfen und andern zu seinen Privatverhandlungen berufen werden läßt, die nach Luther's eigenem Bericht erst am 24. und 25. April stattgefunden haben. „Wenn Luther wirklich wußte“, schließt Dr. Eck, „daß das Gebäude, in welches er geführt wurde, zugleich die Wohnung des Bischofs enthielt und daß dasselbe sonst gewöhnlich «des Bischofs Hof» genannt wurde, so hat er diese Benennung absichtlich nicht gewählt, weil er nicht vor dem Bischof von Worms, sondern vor dem Kaiser und den Reichsständen zu erscheinen erfordert war. Für ihn war dieses Gebäude nur «des Kaisers Herberge», «des Kaisers Hof», «das Rath- und Richthaus» der Reichsversammlung und deshalb mag er wol auch diese letztern Benennungen vorgezogen haben.“

Leopold Ranke hat sich ebenfalls in einer besondern Zuschrift an Dr. Eck für die Ansicht des Vereins ausgesprochen und diese Entscheidung des großen Historikers könnte allein schon in dieser Sache den Ausschlag geben. Ranke ist bei seiner Prüfung der Streitfrage auf die Quellen aller spätern Berichte, die „Acta Lutheri Wormatiae“, die in dem zweiten Bande der lateinischen Werke Luther's vorliegen, zurückgegangen und hat sich überzeugt, daß der deutsche Bericht eine Uebersetzung des lateinischen ist leider eine flüchtige und fahrlässige, wie das bei den Uebersetzungen lateinischer Werke Luther's überhaupt nicht selten. Im lateinischen Texte steht nun kein Wort von Rathhaus und nur eine falsche Uebersetzung des

dert gebrauchten Wortes auditorium hat die Ermährung des Rathhauses hervorgebracht. Leopold Ranke führt dann in seinem Schreiben noch aus: „Weiter heißt es in der Stelle Nr. 3, daß Luther zum zweiten, dem eigentlich höfisch bedeutenden Verhör, nach dem Hofe des Kaisers (in Curiam Caesaris) geführt, und in Nr. 4, daß er beim Weggehen von den Spaniern verspottet worden sei (discedentem a Caesarea Majestate et tribunali). Darauf macht der sehr unverständige Uebersetzer: „Da er von Kaiserlicher Majestät aus dem Rathhause wegging, schon natürlich jemand auf den Gedanken kommen konnte, als sei da noch eine dritte Lokalität gemeint. Aber die Vergleichung der Texte zeigt, daß er damit nur das Wort tribunal zu übersetzen meinte, hierin aber bekundet nichts anderes als vor um den Kaiser versammelte Versammlung der Fürsten, welche über den Angeklagten richten sollte. Auch das weggelassene Wörtchen et ist hier wesentlich.

„Damit stimmt nun die Erzählung Spalatin's, welcher zugegen war, überein. Alle früheren Zeugnisse erwangeln der beweisenden Kraft, auch Cochläus, der nur eben die Acta zu wiederholen scheint.

„Mir bleibt kein Zweifel übrig, daß die große Scene, eine der größten in der deutschen und selbst in der Universalgeschichte, in den Räumen des bischöflichen Palastes vorgefallen ist. Es wäre schade, wenn das Monument nicht eben an diesem Platz aufgerichtet würde.

„Ich füge nur noch hinzu, daß die Motive, weshalb man nach einer bei Ihnen aufgetauchten Meinung Luther eben in dem bischöflichen Palast gehört haben soll, mir weniger plausibel scheinen. Er war damals die Residenz des Kaisers, das ist genug. Die Thatsache selbst steht nach meinem Dafürhalten unerschüttert fest."

Indem wir die kleine Schrift Dr. Eich's: „In welchem Lokale stand Luther zu Worms vor Kaiser und Reich" (Leipzig, in Commission bei F. L. Brockhaus), deren Ertrag für das Lutherdenkmal bestimmt ist, angelegentlich empfehlen, bemerken wir noch, daß, wie aus dem sechsten Jahresbericht des Vereins hervorgeht, das Lutherdenkmal rüstig vorwärts schreitet. Außer den noch von Rietschel vollendeten Statuen Luther's und Melchior's, deren Guß bereits ausgeführt, sind in dem abgelaufenen Jahre auch Huß und Savonarola zu Ende gebracht worden, und wenn die vertragsmäßigen Termine allseitig eingehalten werden und sonst kein unvorhergesehenes Ereigniß hemmend dazwischentritt, soll im Juni 1868 die Enthüllung des großartigen und in seinem Umfange vielleicht einzigen Denkmals erfolgen.

Die Literatur des zweiten Kaiserreichs.

II.

Seit der Gunst, welche die Kaiserin Octave Feuillet nach seiner Erzählung: „Le roman d'un jeune homme pauvre", zuwandte, ist Octave Feuillet ein „feinlicher" Schriftsteller geworden. Seine Muse gehört zu den Damen, die im Alter fromm werden und, wie Molière's Elmire sagt, „von der Anbeter Schar gemieden" sich in die Arme der Religion flüchten. Auch die Muse Feuillet's hat eine Jugend gehabt, seine Jugend voll Sturm und Drang, aber doch nicht ohne Anfechtungen; mehr als einmal hat sie versucht, einen bacchantischen Tanz aufzuführen. Eins der ersten Dramen Feuillet's, „Dalila", hat die Geschichte eines jungen Künstlers zum Stoff, dessen Genius in der Liebe zu einer vornehmen Dame untergeht. So hat er selbst, was er von Phantasie und dichterischem Feuer besaß, in der höfischen Umgebung, in der erkünstelten Moral und Frömmigkeit verloren, die dort herrscht wird. Seine Komödie „Rédemption", in der eine buhlerische Schauspielerin sich aus Lebensüberdruß verzehren will und schließlich — das ist die Buße der großen Sünderin' — einen Ehrenmann heirathet, und seine Erzählung „Sibylle" — eine deutsche Uebersetzung dieser Erzählung ist kürzlich erschienen (Berlin, Hasselberg'sche Verlagshandlung) — geben ein trauriges Zeugniß von dem Verfall der französischen Dichtkunst. Als Gegenstück zu den frischen Reizen Andreas die Tollheiten eines aus übertriebener Frömmigkeit wahnsinnig gewordenen Mädchens!

Indeß die französische Gesellschaft braucht andere Reizmittel als die Andachtsübungen und Verzückungen Sibyllens und ihrer Verwandten in der Normandie, die Wiederholungen, das Langweilige des Stoffs ermüdet sie — „mehr Leben", ruft sie, „mehr Wirklichkeit!" Ein anderer Roman, der, wenn man den Berichten aus Paris glauben darf, jetzt auf keinem Toilette fehlt, bietet ihr beides in Fülle: „Salambo" von Gustave Flaubert, eine deutsche „autorisirte" Uebersetzung ist in Frankfurt am Main (Sauerländer) erschienen.

Auf einem der pariser Bälle machte eine Fürstin als „Wald" vor wenig Wochen Aufsehen; es hieß sogar, lebendige Vögel und ein Eichhörnchen hätten in ihrer Haarfrisur gespielt. Dieselbe Wüstheit und Verwilderung der Phantasie offenbart sich in Flaubert's Roman. Wer ist Salambo? Die Geschichte spielt vor zweitausend Jahren, in Afrika. Das verspricht Unerhörtes, Riesengemeines von vornherein. Damals, um 240 v. Chr. Geburt, hatten sich die Soldtruppen der Karthager, da ihnen nach dem Kriege gegen die Römer ihre Löhnung und ihre Rückstände nicht ausgezahlt wurden, gegen die Republik empört. Ein dreijähriger greuelvoller Krieg tobte um die Stadt; die unterworfenen Stämme der Libyer, von der karthagischen Gebaarkratie hart gedrückt, schlossen sich den Aufständischen an, und erst dem Feldherrntalent des Hamilkar Barkas gelang es, die Republik zu retten, die Rebellen zu vernichten. Von allen Geschichtschreibern hat nur Polybius Ausführliches über diese Episode in der karthagischen Geschichte berichtet, die ohne jeden Einfluß auf die Entwickelung und das Schicksal der Stadt geblieben. Hat aber der Dichter es vielleicht verstanden, geistige Elemente in diesen

Kunst zu verstehen? Noch einmal, wer ist Salambo?

Salambo ist die schwindsüchtige Tochter Hamilkar's, in die sich bei einem Feste einer der Bildhauer, der Libyer Matho, verliebt. Hamilkar hat seine Tochter einsam, streng, asketisch erziehen lassen. „Sie war aufgewachsen unter Opferhallen, Hallen und Kreuzgängen, immer umgeben von ernsten und bedeutenden Dingen, der Rauch geräucherter Wohlgerüche, die Seele von Gebeten erfüllt. Nie hatte sie Wein getrunken noch Fleisch gekostet, noch ein unkeusches Wort vernommen, noch einen Kuß in das Haar einer Tochter gegeben. Eine Bewegung war von dem Monde auf die Jungfrau übergegangen, wenn das Gestirn abnahm, wurde Salambo schwächer. Den Tag über dahinschwindend, belebte sie sich erst am Abend, während einer Mondfinsterniß war sie fast gestorben." Es ist eine Grelle Nonne, Anklänge an „Esther" und Karthagische überhaupt. Wonnevolle Gedanken quälen das wonnevolle Weib. Sie möchte wissen, was Tanit ist, sie möchte jene Göttin, die karthagische Venus, sehen. Aber vor den Schleier der Göttin antwortet, stirbt, und diesen Schleier, das Palladium der Stadt, raubt der Libyer Matho. Bei all seiner Stärke und Wildheit ist Matho sentimental wie Werther; mit Fleiß seine Aehnlichkeit mit jenem weißen Gefangten des Königs von Siam auf, von dem Heine sagt:

Er trompetet oft im Mondschein wehmuthsvoll,
Und seufzet: Wenn ich ein Elephant wär'!

Eine geheimnißvolle Sympathie verbindet ihn mit Salambo; aber Hamilkar's Tochter erleidet das Schicksal Zwischenhend, sie muß ihre Hand einem Numidierfürsten, Narr'ava, reichen, der sie von den Rebellen abholt und zu Karthago Schutz übernimmt. Matho wird gefangen und auf grausame Weise getödtet; er stirbt vor den Augen Salambo's — natürlich bleibt ihr nichts übrig, als eine Secunde darauf todt niederzufallen. Der Leser begreift freilich nicht, woher sie bei ihrer „Nervosität" die Kraft genommen, die Qualen des unglücklichen so lange mit anzuschauen — derselben Mannes, der kurz vorher die Rolle der Judith gespielt, allein, statt ihn muthig zu tödten, ihm nur frug den Schleier der Tanit, der ihm bisher den Sieg gesichert, geraubt hat.

Diese Mischung des Süßlichen und Gräßlichen mag für die Damen der pariser Gesellschaft den Reiz dieses Romans abgeben; jedes gesunde Gefühl widert es an. Schilderungen wie die von dem Molochdienste, wo eine Schar unglücklicher Kinder in die rothglühenden Arme des Götzenbildes geworfen wird, oder jene von der Zusammenkunft Salambo's und Matho's — die den deutschen Leser zuweilen wie eine Parodie der Hebbel'schen „Judith" anklingt — machen, es gibt keinen andern Ausdruck dafür, geradezu übel. Nicht Eine Seite des Buches gewähret reinen Genuß. Das Kleinste wie das Größte ist verpfuscht. Die archäologische Gelehrsamkeit, die dem Ganzen einen alterthümlichen Schein verleihen soll, steht mit ihren Irrthümern im schreienden Gegensatz zu den phantastischen Uebertreibungen der Erfindung, zu den Reden der Hauptpersonen. Es ist ein Hohn Schmutz auf altem Prachtstoff, darauf seine Sonne scheint. Der Glanz der Darstellung gleicht nur dem trügerischen Leuchten, das in fruchtbaren Nächten über Sümpfen und Morast schwebt.

Aus der Welt der Industrie.

V.

Das Kautschuk.

Noch vor einigen dreißig Jahren hatte das Gummi keinen andern Werth, als Bleistiftstriche fortzuradiren, ein spärliches Handelsartikel, der außer in der Schuhmacherei, in den Zeichnenateliers und den Papierhandlungen wenig zu finden war. Von seiner Verwendung hatte die französische Akademie der Wissenschaften (1751) die ersten Nachrichten gegeben. Auf seinen Reisen in Südamerika sah er, daß die Eingeborenen auf Bäumen einen Saft gewännen, ihn trockneten und dann zu mannichfachen Gefäßen verarbeiteten. Auch verfertigten sie Thiermodelle damit, die dem Gummi die Aehnlichkeit von Leder, in welcher es nach Europa kam. Der in Südamerika unter dem Namen Syphonia elastica oder Hevea Caoutchouc bekannte Baum liefert diesen Stoff in größter Menge. Doch kommen auch bei uns mehrere Pflanzen vor, die Kautschuk enthalten, so z. B. die Euphorbien (Wolfsmilch), der Mohn und andere, nur lohnt es nicht der Mühe, derartige Gewächse auf den Gewinn des Harzes anzubauen. Gewonnen wird dieses Pflanzensaft, indem man am unteren Ende des Stammes Einschnitte bis auf Mark des Baumes macht, und unter diese mit der Zeit Gefäße, der entweder in Gruben aufgefangen oder, über Thonmodelle gegossen, an der Sonne oder am Feuer getrocknet wird. Das helle Gummi liefert jetzt Mittelamerika, es ist das Paragummi, die geringeren Sorten, zu denen der sogenannte Gummischuh gehört, kommen in großen Massen aus Ostindien, vorzugsweise von der Insel Java.

Das braune Gummi, das in Halbkugelform hierher kam, wurde zuerst zu Ueberschuhen verwandt, da man weiter nichts zu thun hatte, als sie auszuschneiden; sie blieben begreiflicherweise äußerst klumpig. Der Wunsch, das Material schmiegsam zu machen, führt auf viele Schwierigkeiten. Wärme erwies sich dazu ebenso unzureichend wie heißes Wasser. Nach mancherlei Versuchen fand Dr. Mitchell zu Philadelphia, daß der Aether das Federharz erweiche, ohne es aufzulösen, sodaß man es in diesem Zustand mit Vortheil über beliebige Formen ziehen konnte, auf denen es bis zur Austrocknung, die schnell erfolgte, blieb. Da der Aether aber ein zu kostbares Mittel war, so griff man zu den ätherischen Oelen, dem Steinöl und Naphtha; leider aber wurde die so schlaff gemachte und verarbeitete Masse sehr bald durch den Einfluß von Luft und Licht, d. h. durch das Ein-

langen des Gummis, wieder gereinigt. Um diesem Uebelstand, der aus den in allen käuflichen ätherischen Oelen sich befindenden Harztheilen entspringt, abzuhelfen, mußten die ätherischen Oele destillirt werden; doch bewiesen erneute Versuche, daß die Destillation das Oel wol von dem in ihm aufgelösten Harz, jedoch nicht von den sich immer wieder neubildenden Harztheilen befreite. Es galt nun, diese Harzaggregate unschädlich zu machen, eine Aufgabe, die um so schwieriger war, da man diesen erst in der Bildung begriffenen Materien keine bestimmte chemische Potenz entgegensetzen konnte. Einem preußischen Chemiker, dem Landesökonomierath Dr. Lüdersdorf, gelang es zuerst, im Schwefel diejenige Substanz zu finden, welche, selbst in kleinster Quantität angewandt, die nachtheilige Einwirkung der Harzaggregate vollkommen beseitigte. So ist man seit etwa 10—12 Jahren Herr des bildsamen Gummistoffs geworden.

Treten wir nun in die Fabrik von Vaillant u. Comp. in Harburg, die größte, die es in Europa gibt, einmal ein. Schon ein einzelner Artikel, der hier gefertigt wird, wirkt überwältigend — es werden täglich [illegible] Paar Gummischuhe gemacht. Zwei Dampfmaschinen von 200 und 250 Pferdekraft arbeiten dort mit hochgespannten Dämpfen. Fast die ganze Kraft wird zum Kneten des Kautschuks verbraucht. Die einzelnen Knetapparate von nicht großen Dimensionen nehmen 30 Pferdekräfte in Anspruch. Das Kautschuk wird hier, nachdem es einigermaßen trocken und gereinigt ist, durch Auswalzen und continuirlichen heißen Wasserzufluß zwischen Walzen gefügig gemacht. Der Schwefel wird als feines Pulver dazwischengestreut.

Zur Anfertigung von Schuhen ist in der Fabrik ein großes Magazin von Leisten vorhanden, die aus Eisen, jedoch hohl gegossen sind. Ein Haken verbindet je zwei und zwei. Die Theile werden alle einzeln geschnitten, nicht genäht, sondern zusammengeklebt; fertig, werden sie mit einem stark glänzenden Asphaltlack überzogen. In einer mit Blech ausgeschlagenen großen Kammer, der sogenannten Vulkanisirungskammer, werden sie über Stangen aufgehängt, auf denen sie bei starker Heizung 12 Stunden bleiben müssen.

Nächst den Schuhen sind die Spielwaaren aus Kautschuk ein beliebter Artikel. Von den in der Luft schwebenden, mit Gas gefüllten kleinen Ballons an, die durch Alkannawurzel so schön roth gefärbt werden, bis zu den mit comprimirter Luft gefüllten Spielbällen und den mannichfachsten Figuren sieht man alle Branchen von Spielwaaren vertreten. Die Puppen und Thiere erhalten noch eine bunte Bemalung durch Oelfarben, ehe sie in den Handel kommen. Anzüge, besonders Fäuster, werden zu Tausenden von Ellen gearbeitet, in ihrem wasserlatzigen Muster nehmen sie in den Vertiefungen allen Schmutz auf, der sich leicht ausschütten läßt. Ebenso werden Kappen und Mäntelstoffe massenhaft dort angefertigt.

In Berlin hat Konrobert und Prucker eine gleichfalls nicht unbedeutende Fabrik. Sie ist mit großem Kostenaufwand nach den zweckmäßigsten Methoden der Bearbeitung des Materials eingerichtet. Eine colossale Dampfmaschine mit niederem Druck und einem Cylinder von 3 Fuß Durchmesser setzt auch hier verschiedene Knetmaschinen, weich Walzwerke, in Bewegung. Was nur einen Namen und praktischen Zweck hat, wird hier aus Kautschuk geformt. Beschläge zu Kutschenrädern, Aexteimer, Messer- und Gabelheben, Schuhe zu Drehbänken, die darum so vorzüglich sind, weil die Nässe keinen Einfluß auf sie hat. Auch der Landwirthschaft ist der Kautschuk dienstbar geworden; gibt es doch sogar Ueberschuhe für edle Stammheerden; mit Guttapercha überzogene Telegraphendrähte sind hier zu Tausenden von Meilen angefertigt worden; in der neuern Zeit ist man davon zurückgekommen, da man jetzt die Leitungen über der Erde macht.

Herr Prucker hat noch eine überaus schöne Erfindung an diesem bildsamen Stoff gemacht; es ist die Wollenmosaik zu Ofenschirmen, Möbelüberzügen, Teppichen und Tischdecken. Die in dieser Weise gearbeiteten Gegenstände gleichen den Gobelins; wir sehen unter mehreren vortrefflich colorirten Bildern auch das Abendmahl nach Lionardo da Vinci sorgfältig nachgebildet. Die Blumenstücke konnte man in ihrer zarten und doch frischen Schattirung für gemalt halten. So waren in den Rosenbouquets allein 200 Schattirungen in roth. Ueber das Verfahren bei der Darstellung war so viel, daß die Wollenmosaik ähnlich wie die römische Mosaik, die aus zusammengesetzten Glasstiften besteht, hergestellt wird. Die Platte nämlich, die aus 4—5 Zoll langen Stiften gebildet, wird vermittelst einer bleiernen Fournitzage in 50 Fournire geschnitten, sodaß der Gegenstand, dessen ganze Platte 50 Thaler gekostet, nach der Theilung nur 1 Thaler kostet. Auch diese Wollenmosaikplatten werden fourniratig durchschnitten und kostet ein solches Bild als Ofenschirm, Teppich oder Tischdecke etwa 15 Thaler, steht also mit dem hohen Preise der Gobelins in keinem Vergleich und macht doch einen gleich reizvollen Effect.

Was aber würde aus der Chirurgie, wollte man ihr plötzlich alle jene Hülfsmittel, die ihr das Kautschuk seit etwa zehn Jahren in immer vervollkommneterer Weise dargeboten, entziehen? Da ist kaum ein Gegenstand, der nicht in viel zweckmäßigerer Weise durch dieses plastische Material ersetzt worden ist. Von den Matratzen und Decken über Wasserbetten an bis zu den feinsten Röhrchen, wie sie vordem kaum in Gold und Silber herzustellen und dann bedeutend kostbarer waren, bis zu den bei Arm- und Beinbrüchen nöthigen Schienen und Binden und tausend hier nicht anzuführenden Gegenständen, wie die leidende Menschheit sie braucht, hat die Guttapercha sich dienstbar erwiesen. Ein berühmter Chirurg versicherte, ohne Hülfe des Kautschuks sei die Chirurgie gar nicht mehr zu denken!

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

ierte Folge. Erster Band. **Nr. 18.** Wöchentlich 1½ Bogen. Vierteljährlich 1 Thaler.

nhalt: Im Bade. Eine Novelle von Luise Otto. III—V. — Der Rubens der Gegenwart. Ein Skizzenblatt von ...ritter von Freiberg. I. — Das Diamantschwert. Eine Gemmengeschichte. Von Julius Rodenberg. — Mohammed in ...ydichter" Darstellung. — Baum, Fels und Meer. — Beiblatt: Vom deutschen Theater. I. — „Dictionnaire" — ... Berliner Briefe. V. — Die Kunstgärten in England. — Der Mönchen von den sieben Raben.

Im Bade.

Eine Novelle von Luise Otto.

III

...ange hatte sich Gertrud noch jenen verhängnißvollen Worten des Bruders nicht halten lassen; ...e überließ es ihm, mit der gleichfalls davon gelaufenen ...h aufgeschreckten und wie vor einem Abgrund bebenden Mutter weiter über Leon Sander zu verhandeln, und eilte zu Anna, um vielleicht doch noch eine andere Erklärung für deren Flucht zu haben.

Aber mit Verwunderung hörte die Wirthin Gertrud's Frage nach Anna, die sie noch in der Gesellschaft glaubte, und Gertrud war darüber so erstaunt, daß sie jetzt am wenigsten ein ruhiges Gespräch führen oder Rechenschaft über das Vorgefallene geben oder fordern konnte. Anna ist nicht nach Hause gegangen und Sander ist ihr gefolgt — vielleicht ist alles auf Verabredung geschehen, vielleicht sahen sie einander schon öfter ... Gertrud, hintergingen die Freundin, die Eltern, den Bräutigam! Jetzt — zum ersten male in ihrem Leben, fühlte sich Gertrud von rasender Eifersucht gefoltert, keiner Ueberlegung fähig; nur ... von furchtbarer Angst getrieben, eilte sie, an die Stelle zu kommen, die sie als Leon's Lieb-

lingsplatz auf waldiger Höhe kannte. Dort, wo er seinen Namen neben den der beiden Mädchen in die Rinde einer hohen Buche geschnitzt, dort wollte sie Rechenschaft von ihm fordern — Rechenschaft, für was? Sie nannte seine That, seinen Gegenstand, sie hatte nur ein quälendes Gefühl im Herzen, das sie dorthin trieb.

Der Weg führte bergan an einem Bächlein vorüber, das, dicht mit Vergißmeinnicht besetzt, sich wie ein zackiges himmelblaues Band den Berg herabschlängelte. Hier hatte sie im vorigen Jahre mit Anna und Leon die sinnigen Blümchen gepflückt, ihm Kränze daraus gewunden und zum Andenken mitgegeben. „Ich werde Sie nie vergessen! Ich werde nächstes Jahr wiederkommen!" hatte er da oben unten der Buche gelobt am Vorabend seiner Abreise, und da er wiederkehrend Wort gehalten, hatten sie seine Rückkehr an der gleichen Stelle gefeiert, die Buche bekränzt und sie zum Tempel der Freundschaft geweiht. Man hatte eine wundervolle Aussicht von da weit in die blaue Gebirgswelt hinein, indessen ein tiefes Waldthal unmittelbar zu den Füßen des Berges sich öffnete.

Als Gertrud fast athemlos ihrem Zielpunkt sich näherte, sah sie schon ein roth und weißes Kleid entgegenschimmern — Anna war oben —

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Eine ärmliche niedrige Wohnung, mit einem Fenſter, wo Blumen ſtehen, und mehreren Eingängen.

Eliza

(allein; nimmt eine goldene Kette vom Halſe).

Ein ſolcher Schmuck ſteht nicht mehr zu einem einfachen Kleide. (Am Fenſter) Der gute Phillips liebt mich nicht mehr. Wohl bringt er mir Blumen, aber ſeine Blicke deuten ſie nicht. Er haßt mich, und darum verwelken ſie.

Zweite Scene.

Cäſar, Jeffry (kommen zankend aus dem Nebenzimmer). Später Thompſon.

Cäſar (hinter der Scene).

Du giebſt den Brief.

gewiß auch Leon. Einen Augenblick blieb Gertrud stehen — was wollte, was durfte sie thun, wenn Anna wirklich die Bevorzugte war, für die sie selbst sich gehalten — mit welchem Recht gehalten? Sie zitterte vor der Beantwortung dieser Frage — sie wollte sie wenigstens nicht selbst sich geben und so nahm sie einen letzten Anlauf, die Höhe zu erreichen.

Anna wandte sich erschrocken zu der Ankommenden, die sich, mit den Augen suchend, nach allen Seiten, allen Pfaden wandte; auch Anna's Augen suchten den Weg hinab, den jene gekommen, und ängstlich fragte sie: „Kommt dein Bruder mit?"

„Mein Bruder?" antwortete Gertrud zurückweisend. „Du irrst dich, wenn du denkst, daß er dir nachläuft. Eine Braut, die sich so benimmt, wenn der Bräutigam kommt —"

„Sage diese Worte nicht!" unterbrach sie Anna. „Ich fühlte, da ich ihn wiedersah, daß davon nicht die Rede sein kann."

„Ich dächte doch", entgegnete Gertrud gereizt, „du brauchtest dich eines solchen Bräutigams nicht zu schämen!"

„Sage nicht so!" rief Anna noch heftiger; „Es war eine Roheit, mich küssen zu wollen vor allen —"

„In Leon's Gegenwart!" fiel ihr Gertrud wieder ins Wort.

„Nun ja doch!" antwortete Anna errötend und in Thränen ausbrechend — „Heute habe ich es erkannt, daß ich ihn liebe —"

„Und er dich?" fragte Gertrud mit fast verhaltenem Athem. „Ich weiß es, du gingst nicht nach Hause und er folgte dir bald —"

„Er folgte mir? Ging er? Was sagte er?" fragte Anna dagegen mit nicht weniger gepreßter Stimme.

„Er folgte dir nicht, war nicht hier?" rief Gertrud und athmete erleichtert auf; ja ein Lächeln des Triumphs spielte um ihre Lippen, als Anna antwortete:

„Nein, nein! Aber was sagte er?"

„Der Auftritt mochte ihm peinlich sein — er ging. Er schien eine Partie mit den Badegästen vorzuhaben", berichtete Gertrud, plötzlich merkwürdig ruhig geworden.

Eine Pause trat ein. Anna nahm die Gespielin bei der Hand und setzte sich mit ihr unter die Buche. Leise spielte der Wind in ihren Zweigen und die Vöglein kannten lustig bald auf ihren Wipfel, bald zu den umstehenden Bäumen; ja ein sangestroher Finke, der auch im Hochsommer das Singen noch nicht verlernt hatte, schmetterte vom nächsten Haselstrauche ein fröhliches Lied. Sonst war es still und einsam. Man hörte nur das Bächlein rieseln und gewahrte ein Eichhörnchen an einem Baumstamm emporklettern. Friedliche Sommerruhe lag über der ganzen Landschaft; schon ward es unten in den Thälern dunkel, aber im hellen Sonnenglanz leuchteten noch die Höhen und helle Lichter spielten durch die Zweige der Buche. Durch das Aetherblau des Himmels zogen schimmernde Wölkchen dem Westen zu — jetzt noch eine Guirlande von weißen Rosen, die bald als ein Kranz von rothen sich um das Haupt der scheidenden Sonne lagern sollte.

Beide Mädchen empfanden den beruhigenden Eindruck der schönen Natur — war auch der Frieden ringsumher ein greller Gegensatz zu der Aufregung ihres Innern — er gab ihr doch einen mildern Charakter.

„Alles willst du nun meinem Bruder antworten?" fragte Gertrud.

„Was ich muß — daß ich ihn nicht liebe!" sagte Anna unter Thränen.

„Dann wird er erwidern, daß du ihm das hättest früher sagen können und, wenn eine Veränderung mit ihm vorgegangen sein sollte, du das nicht in diesem Augenblick des Wiedersehens beurtheilen kannst —"

„Nun, so will ich gestehen, daß ich einen andern liebe —"

„Und daß er dich wieder liebt?"

„Ich hoffe es!"

„Nur weil du es wünschest!"

„Aus hundert Zeichen!"

„Welche Zeichen?"

„Mein Gott!" rief Anna ungeduldig, „ist denn Leon nicht meinetwegen hierher zurückgekehrt und warst du denn nicht immer selbst dabei, wenn er mir seine Empfindungen zu erkennen gab?"

„Um deinetwillen zurückgekehrt?" entgegnete Gertrud spöttisch — „und wenn er dir seine Empfindungen zu erkennen gab, war ich immer dabei?"

„Immer!"

„Du sahst ihn nie ohne mich?"

„Nur auf Augenblicke diesmal — länger natürlich im vorigen Jahre, als er bei uns wohnte."

„Und da schon gestand er dir, was du mir bisher verbargst?"

„Ich verbarg nichts! Du weißt ja, wie

gemütlichkeit auf seine Rückkehr

ipsach sie mir so gut wie dir und
du auf dich besteht, kann ich auch
reiben — du bist eine Thörin! Du
ur ein, was du gewünscht!"
d!" rief jetzt Anna erschrocken und
„du liebst ihn auch?"
errötete und verstummte.
auch in Thränen aus. „Gottlob, es

be mich des Geständnisses nicht zu
du — ich habe keine Ursache damit

e durchschaue ich dich!" rief Anna
Nur darum willst du mir deinen
tängen, damit ich dir nicht mehr im
Aber das wird dir nicht gelingen!
r Thor, für den man nach Gefallen
— das kannst du den Deinen auch

de es ihnen sagen!" antwortete Ger-
rm Stolz, denn jetzt war ihr unrecht
Sieh du, wie du mit deinen Leuten
Gute Nacht!" Sie war aufge-
ging schnell den Berg hinab. Sie
ht um, als Anna ihr nachrief. In
n ausbrechend, blieb diese allein
he zurück.

IV.

ier zwei Mädchen überzeugt in der Ge-
ersten Liebessturms zu brechen droh-
jenige, der ihm herausfordernd
r berühmt davon. Zwar kam ihm
der Laube stattgefundenen Auftritt
von dem Unheil, das er angerichtet,
s deshalb für das Beste, sich zu
nach egoistischer Männerart redete
ein, daß er selbst nicht war seine
h geladen, sondern auch nicht den
sich vorzuwerfen habe.
nichts gethan, als ein heiteres
n mit den beiden Mädchen geführt.
Salondamen mit ihrer meist gleich-
g häufig langweilten, der die koket-
verachtete, die entweder mit der
ungen zu machen, den Männern
oder von verdorbenen Müttern
geführt wurden; er, der die fast
Einen Punkt lustigern Bürger-
ries und doch wieder zu bequem

war, um die bescheidenen Mädchen sich zu bemühen, die sich lieber suchen ließen als vordrängten — er fand sich in der Gesellschaft dieser einfachen und unverdorbenen Naturkinder unendlich wohl.

Daß es die reine Natur, das empfängliche Gemüth sei, was ihn an diesen beiden Mädchen am meisten ansprach, redete er mit vielem Behagen sich ein. Sinnlichkeit und Einfalt, daneben eine gewisse Bizarrerie, waren zuletzt aber doch die Hauptmotive. Die Mädchen waren jung und hübsch, und wenn auch südliche Schönheiten, vielleicht eben durch ihre naturwüchsigen Reize, bei denen keine Kunst nachgeholfen hatte, doppelt verlockend. Ein Händedruck, ein gelegentliches Umschlingen, ja selbst ein im Scherz gegebener Kuß, solch ein zwangloser Umgang, wie kein feinerzogenes Mädchen ihn geduldet haben würde, war ihm hier gestattet. Er war der Gespielte, der Freund, der Lehrer der beiden Freundinnen geworden — ja noch mehr: er war ihr Orakel, ihr Abgott. Einen Dichter verehrten sie wie ein höheres Wesen. Begeistertere und empfänglichere Zuhörerinnen hatte er nie gehabt — sie bewunderten ihn und er schwelgte in dem Wonnegefühl des Dichters, solche Huldigungen seiner Muse von den unschuldigen Töchtern des Volks zu empfangen.

So wie die Mädchen gleichmäßig für ihn schwärmten, war er ihnen auch gleichmäßig zugethan. Ob ihm die ernstere, sinnendere Gertrud oder die aufgeweckte, muntere Anna besser gefiel, die Blonde oder die Braune — er wußte es nicht. Ja wenn er nur eine von ihnen sah, so fehlte ihm gleich die andere. Darin allerdings war er schuldlos: er zog keine der andern vor, und so konnte ihm auch nicht einfallen, daß er bei der einen oder andern Hoffnungen erwecken könne, an die er selbst nicht dachte. Hatte es hier und da schon Momente gegeben, wo etwas wie Eifersucht zwischen beiden ihm bemerklich ward, so glich sein Betragen schnell alles wieder aus.

So war ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern vergangen — der traute Umgang mit den beiden Mädchen gehörte mit zu seiner Villeggiatur — sobald er fortging, endete das Verhältniß, um, wenn er im nächsten Sommer Sehnsucht danach bekam, wieder angeknüpft zu werden. So urtheilte und schloß er bei sich selbst und dachte nur an sein Ich, dessen Spielzeug die Mädchen waren.

Daß sie so im Traum hinlebten, daß sie

harmlos Blumen pflückten auf einem Vulkan, das war bei den unerfahrenen Mädchen ja nur natürlich — aber er, der erfahrene Mann, der Dichter, der die Gefühlswelt in allen Herzensregionen kennen gelernt und bezungen — er, der in andern Seelen zu lesen verstand, hätte sich die Gefahr vergegenwärtigen können, in welche er die Mädchen führte; um so mehr, da er sah, wie sehr sie ihn vergötterten, und nur zu gern sich selbst sagte, daß ein Mann wie er: jung, hübsch, liebenswürdig und geistreich, fein und gewandt, noch nicht in ihren Kreis getreten war und wol auch nicht wieder hineintreten würde. Aber wie gesagt, er reflectirte nur über sich, nicht über andere, und erst in dem Augenblick, als Anna vor dem ankommenden Bräutigam entfloh, schoß in Leon der Gedanke auf: nach den zarten Huldigungen eines Dichters wird ihr freilich dieser gewöhnliche Kleinstädter nicht genügen!

Aber auch jetzt hatte er keine Lust, diesen Gedanken mit seinen allerdings halb schmeichelhaften, halb peinlichen Folgerungen nachzuhängen; um sich zu zerstreuen, suchte er die Gesellschaft der Badegäste, die, wie er wußte, heute einen Ausflug in die Thalmühle gemacht.

Ward er hier auch erst mit der neckenden Bemerkung: „Ein weiser Sperling", empfangen und gab ihm die alte wie die junge Damenwelt zu verstehen, daß man sie nicht ungestraft so vernachlässigen dürfe, wie es bisher von seiner Seite geschehen, so wußte er doch bald so sehr den angenehmen Gesellschafter zu machen, daß man sich auf dem Heimweg nur noch ins Ohr flüsterte, es sei schade, daß er durch seinen Umgang mit jenen beiden Mädchen sich der guten Gesellschaft so entfremdet habe.

Er hatte sich selbst recht gut amusirt und kam spät am Abend mit dem Entschlusse heim, künftig mehr mit diesem Kreise zu verkehren, in dem er ein paar neue Ankömmlinge, einen in jeder Sphäre bewanderten Arzt, Doctor Lanius, und seine feingebildete interessante Frau, Lea, entdeckt hatte, die eine Verehrerin seiner Muse war.

In der Laube, die an die Eingangsthür seiner Wohnung stieß, sah er zu seiner Verwunderung eine weibliche Gestalt sitzen. Seine Wirthin pflegte das nie zu thun — er erschrak vor dem Gedanken, daß sich Anna könne so weit vergessen haben — er wollte thun, als ob er sie nicht bemerkte und seine Thür öffnen. Aber der energische Ruf: „Bitte, Herr Sander, hören Sie mich nur einen Augenblick an!" hielt ihn zurück.

Er trat näher und erkannte an Stimme und Gestalt Anna's Mutter.

„Sie werden sich wundern, mich hier zu sehen", sagte die Wirthin vom „Rappen" mit fast zitternder Stimme; „ich komme, um meiner einzigen Tochter willen —"

Leon's Verlegenheit wuchs. „Sie erschrecken mich", sagte er, „es muß etwas Wichtiges sein, was Sie so spät noch herführt —"

„Allerdings, aber ich warte auch schon lange", sagte sie und holte Athem: „Sie können sich wol denken, warum ich komme."

„Nicht im mindesten!" betheuerte Leon.

„Nicht? Aber Sie erinnern sich, daß erst diesen Nachmittag der Apothekersohn ankam, mit dem meine Tochter versprochen ist, und daß sie ihm davonlief?"

„Ich glaube das bemerkt zu haben", entgegnete er ausweichend.

„In dieser Verlobung fanden zwei Familien ihr ganzes Glück — das Betragen meiner Tochter hat nun nicht nur den Bräutigam, sondern seine ganze Familie empört; sie wollen nichts mehr von uns wissen —" Da Sander nichts antwortete, fuhr die Frau nach einem tiefen Athemzuge fort: „Um unsere Tochter zu nichts aufzuzwingen, sind wir auch zu stolz —"

„Daran thun Sie sehr recht!" bemerkte hier Sander hastig.

„Aber es kann noch alles gut gemacht werden, wenn Sie vernünftig mit ihr reden."

„Ich?"

„Ja, Sie!" sagte die Wirthin mit fester Entschiedenheit und zugleich in äußerster Spannung. „Sie gibt nur auf Ihren Rath etwas — Wenn Sie sagen, daß sie sich mit Eduard verlobnen soll und ihn heirathen, so wird sie es thun —"

„Aber wie kann ich — ich kenne ja die Verhältnisse nicht!"

„Sie können ja sonst so schöne Worte machen", fuhr die Mutter Anna's erbitterter fort: „wenn Sie ihr nicht zureden, so muß ich freilich den Tag verfluchen, wo Sie zuerst über unsere Schwelle traten!"

Leon zögerte lange mit einer Antwort; endlich sagte er: „Ich bin gern bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen, aber ich weiß nicht, was Sie sich davon für einen Erfolg versprechen. Sie werden doch Ihre Tochter nicht unglücklich machen wollen, was sie durch eine gezwungene Ehe werden muß! Denken Sie doch an Ihre eigene Jugend! Haben Sie sich denn mit Widerwillen verheirathet, einen

Mann sich antreden lassen, den Sie nicht mochten? Und wenn der Wunsch der Aeltern Anna nicht bestimmen kann, wie wird sie denn durch mich sich überreden lassen?"

Die bekümmerte Mutter brach in Thränen aus. „Ja, das ist eben das Unglück!" rief sie. „Sie haben es dahin gebracht, daß sie nur noch auf Sie hört und nicht mehr auf ihre Aeltern. Freilich", fuhr sie heftig fort, „das ist leicht für einen studirten Herrn, einem einfachen Mädchen romantische Ideen in den Kopf zu setzen, ihm allerlei weis zu machen und nachher es andern zu überlassen, die Ueberspanntheiten ihm wieder auszutreiben!"

„Wann wünschen Sie, daß ich mit Anna reden soll?" fragte er.

„Kommen Sie morgen früh zu uns, aber durch den Garten, damit sie es nicht in der Küche sehen!"

„Darf Anna wissen, daß Sie mit mir gesprochen?"

Einen Augenblick besann sich die Wirthin. Dann sagte sie entschieden: „Ja! Ich sagte Anna, daß ich zu Ihnen ginge; ich werde ihr auch sagen, was ich mit Ihnen gesprochen — und vielleicht genügt das schon, sie zur Vernunft zu bringen! Gute Nacht!" Und schnell, ohne noch eine Antwort oder Bemerkung abzuwarten, eilte sie davon.

Leon sah ihr kopfschüttelnd nach und ging dann abwesenden im sein Zimmer. In dieser Stimmung warf er sich aufs Lager, und um alles Unangenehme zu vergessen, hielt er es für das Beste, sobald als möglich einzuschlafen, was ihm denn auch gelang.

V.

Die Wirthin vom „Schwarzen Rappen" war eine in jeder Beziehung „respectable" Frau, die auf die Ehre ihrer Familie hielt und keine Verletzung derselben duldete. In dem harmlosen Umgang ihrer Tochter mit Sander hatte sie um so weniger etwas Bedenkliches gefunden, als ihr Gevatter dabei immer zur Seite war und also auch die Apothekerfamilie ihre Ansicht theilte und sich keine hämische Bemerkung irgendwelcher Art erlauben konnte.

Die gute Frau war daher wie aus den Wolken gefallen, als ihr plötzlich Anna noch an dem Abend des Wiedersehens mit Eduard erklärte, daß sie diesen nicht heirathen könne, weil sie Sander liebe. Da sie aber doch auf die eindringlichen Fragen der Mutter bekennen mußte, daß sie selbst für Sander's Gegenliebe keine Beweise habe, sich dennoch aber die Gewißheit derselben kaum ausreden ließ — da kam die Mutter auf den Einfall, mit Sander selbst zu sprechen. Keineswegs aber wollte sie weder sich noch ihre Tochter vor ihm durch eine direkte Frage, durch ein heimliches „Zuredestellen" compromittiren, sondern sie wollte nur seinen Rath verlangen über die Verirrung ihrer Tochter. Liebte er sie wirklich und waren seine Absichten ehrlich, so mußte er in diesem Augenblick der Mutter ein offenes Geständniß machen; that er dies nicht, blieb er ruhig bei jener Nachricht, so mußte eben dadurch Anna von ihrer Verblendung geheilt werden, und wenn sie vielleicht der Mutter nicht glaubte, so doch gewiß Sander's eigenen Worten, wenn er mit ihr im Ton der Freundschaft von ihrer Verlobung mit einem andern sprechen konnte. So bewahrte auch die kluge Mutter die Tochter vor einer Beschämung, einer Lächerlichkeit.

Was sie nun freilich zu berichten hatte, nahm Anna auf wie ein Todesurtheil. Sie vermochte es nicht zu glauben, daß sie Leon gleichgültig sei; sie wollte es aus seinem eigenen Munde hören — aber gerade, wenn er selbst sie mit dem Vorschlag quälen konnte, dem aufgedrungenen Freier ihre Hand zu reichen — nun wollte sie es um keinen Preis thun.

Leon erschien am Morgen in einer ziemlich niedergeschlagenen verlegenen Haltung, nicht wie einer, der die Absicht hat, einem andern Bleien „den Kopf zurechtzusetzen", wie die Mutter sich ausgedrückt hatte.

Anna war ihm lieb geworden, und daß sie durch eine erzwungene Ehe unglücklich werden, ein alltägliches Schicksal haben sollte, war ihm ein trauriger Gedanke. Wäre dies doch alles erst geschehen, wenn er fort gewesen — hätte er es dann erfahren, so würde es ihm nichts gekostet haben als ein wehmüthiges Achselzucken. Daß ihn Anna liebte, daß sie um seinetwillen den ihr bestimmten Bräutigam ausschlug, bedrückte ihn schon; um ihr begreiflich zu machen, daß ihre Liebe eine Thorheit sei, gab es allerdings kaum ein sicheres Mittel, als der unbefangene Brautwerber eines andern zu sein.

Als er durch das Gartenpförtchen trat, fand er Anna allein in der Laube. Sie trat ihm mit möglichster Fassung entgegen und sagte: „Wie in allen Kleinigkeiten, hat meine Mutter diesmal auch Ihren Rath in einer für mich wichtigen Angelegenheit erbeten; indessen ist das immer eine

solche, wo jedes nur selbst entscheiden kann — so viel habe ich wenigstens aus Ihren Schriften gelernt — und ich bin mit mir selbst schon im Klaren —"

„Leider muß ich eingestehen", sagte Sander, „daß die Wirklichkeit zuweilen andere Forderungen stellt, als die Dichtung das Leben lehrt; daß man nicht jedes poetische Ideal verwirklichen kann —"

Anna winkte ihm mit der Hand, zu schweigen — Thränen standen in ihren Augen, aber sich zusammennehmend, um von einem bitterschmerzlichen Gefühl nicht allzu sehr übermannt zu werden, stampfte sie mit dem Fuße und sagte: „Ich lasse mich von keinem fremden Willen regieren! Ich weiß, daß ich keinen Menschen mehr auf der Welt habe, wenn mir die Aeltern zürnen, die Freundin verloren ist und nun auch in Ihnen der Freund! Ich hatte auf den Beistand des Dichters in diesem Kampfe gerechnet —"

Leon sah sie wehmuthig an und ergriff ihre Hand. „Sie sind zu aufgeregt, um einen Entschluß zu fassen. Niemand wird jetzt eine Entscheidung fürs Leben von Ihnen erwarten — aber seien Sie auch nicht ungerecht gegen andere — weisen Sie die Hand eines braven Mannes, der vielleicht schon ein Anrecht auf die Ihrige hatte, nicht um einer poetischen Grille willen ab!"

Sie ward bei diesen Worten todtenblaß und riß sich von ihm los, ohne zu bemerken, wie sie dem Apotheker entgegeneilte, der eben durch das Haus in den Garten gekommen war und den die Gastwirthin nicht zurückzuhalten vermochte.

„Mich gehorsamst zu bedanken, Herr Sander", sagte dieser hämisch, „daß Sie selbst für meinen Sohn den Freiwerber machen! Es hat aber damit nicht noth — mein Sohn ist wie ich selbst viel zu stolz, um nur Ihrer — Gnade oder Ihrer Gewissenlosigkeit das Mädchen zu verdanken. Aus dem »Schwarzen Rappen« da ist nie etwas Gutes für uns gekommen und es waren nur die lagenfreundlichen Weiber, die uns zu einer Verbindung überreden wollten —"

„Mein Herr", rief Leon, aufs äußerste empört, „ich verbitte mir Ihre Anzüglichkeiten und sehe überhaupt nicht ein, wie ich dazu komme, in Ihre Familienangelegenheiten verwickelt zu werden! Ich habe mich zu niemand gedrängt, noch habe ich je etwas gethan, das die Worte rechtfertigte, mit denen Sie mich angreifen! Gestern noch hieß ich Ihnen der Wohlthäter Ihres Orts, und heute —"

„Heute sind uns allen die Augen aufgegangen", sagte der Apotheker und wandte ihm den Rücken.

In diesem Augenblick rief Gertrud: „Vater, es sind so viele Leute drüben, komm doch hinüber!" Er ging und Gertrud warf Leon einen flehenden Blick zu, als wollte sie sagen: „Beherrsche dich nur jetzt, sonst bricht immer mehr Unheil über uns herein!" Damit verschwand sie wieder. Aufgeregt und mismuthig ging er heim.

Daß auch diese harmlose Idylle ein so gewaltsames Ende nehmen mußte! Daß sich auch hier dieselben Conflicte wiederfinden mußten, denen er im großstädtischen Leben so oft schon begegnet war! „Ein Sturm in einem Wasserglas!" flüsterte er zwar mit verächtlichem Lächeln über die Kleinlichkeiten dieses Orts, seiner Verhältnisse und Einwohner, aber es blieb doch immer ein Sturm — freilich, er brauchte nur einen Schritt weiter zu thun und diesen Ort zu verlassen, so war er außer dem Bereich des Sturms.

Er dachte noch darüber nach, ob ihm diesen Gedanken klare Ueberlegung oder Feigheit eingegeben habe, als er einige Zeilen Gertrud's in seiner Wohnung fand, welche lauteten:

„Verehrtester! Sie sprachen neulich einmal davon, daß Sie bald abreisen würden. Wir konnten es nur mit Schrecken hören — jetzt bitte ich Sie selbst darum! Wenn Sie bleiben, werden wir alle die schrecklichsten Quälereien erleben: wenn Sie gehen, wird alles für uns gut werden! Schreiben Sie mir, wenn Sie mir etwas zu sagen haben, durch Ihre Wirthin, und wenn Sie nächsten Sommer wiederkommen, werden Sie wol alle beruhigt, mich aber gewiß wiederfinden als Ihre unverändert treue Gertrud!"

Seine Hauswirthin selbst sagte ihm, als er noch unschlüssig von seiner Abreise sprach: „Es thut mir leid, Sie einzubüßen, aber es ist das Beste, was Sie thun können!"

Als er sie erstaunt ansah, sagte sie: „Ja, nehmen Sie es nur nicht für ungut, aber seitdem man erfahren hat, daß die Rappen-Anna den Apothekersohn nicht nimmt, weil sie sich Sie in den Kopf gesetzt hat, seitdem sagen alle Leute, daß sie sich gleich gedacht hätten, daß nichts Gutes aus Ihrem Verkehr mit den Mädchen herauskäme! So sind die Einheimischen alle schlecht auf Sie zu sprechen — und die Badegäste, denen haben Sie stets ein Aergerniß damit gegeben, daß Sie die Bürgermädchen den feinen Dämchen vorzogen!"

„So geh' ich auch auf der Stelle fort!" sagte Leon und erging sich noch in Verwünschungen dieser „miserablen" Gesellschaft. Er ordnete sein Gepäck, übergab es der Wirthin, es ihm mit nächster Gelegenheit durch die Eisenbahn zu schicken, hing seine kleine Reisetasche um und erklärte, noch heute eine Reise weiter ins Gebirge zu machen. An Gertrud schrieb er nur ein paar kurze Abschiedsworte, die ihr sagten, daß er ihren Rath befolge, und wenn man ihm jetzt aus seinem Kommen ein Unrecht gemacht habe, so möge sie ihn vertreten, wenn man künftig vielleicht ebenso sein Gehen verurtheilen wolle. Da er aber wünschte, schon eine Strecke fort zu sein, wenn Gertrud seinen Entschluß erführe, damit er nicht etwa auch noch mit ihr einen ausländen Auftritt erlebe, so bat er die Wirthin, sein Billet erst den folgenden Tag zu besorgen.

Und so schied er aus dem friedlichen Städtchen mit ganz andern Empfindungen, als mit denen er es begrüßt hatte; und er setzte seinen Wanderstab so eilig weiter, als gälte es, damit auch der verdrießlichen Stimmung zu entfliehen, die ihn seit gestern überkommen war.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Der Rubens der Gegenwart.

Ein Skizzenblatt von Günther von Freiberg.

I.

„Wer ist Antoine Wiertz?" fragt das deutsche Publikum, wenn dieser ebenso großartige als eigensinnige Genius der modernen Belgischen Malerschule genannt wird. Wer ist der Zauberer, der Bilder von 30—40 Fuß Höhe malt, so gigantisch komponirt wie Rubens und dem Giorgione und dem Palma in der Lieblichkeit der Farbe gleichkommt? Wer ist der Poet, der so schwungvolle Gedichte al fresco erzählt? Der Bildner, der, wie einst Michel Angelo, den Pinsel oft mit dem Meißel vertauschte? Der Musiker, der, wie Leonardo da Vinci, die Palette aus der Hand legt und mehrere Instrumente mit gleicher Meisterschaft zu behandeln weiß? Endlich, in unserer „realistischen" Zeit, wer ist der Sonderling, der sein Bild verkauft, sondern an die Thür seines Ateliers diese Worte angeschrieben hat:

„Peinture indépendante"

„Bisher war die Malkunst eine Sklavin, eine feile Waare, allen Launen des Käufers unterworfen.

„Die unabhängige Malerei befreit sich von dieser Knechtschaft; sie trotzt dem unseligen Einfluß der Mode, sie zerbricht das Joch der individuellen Laune und des vorgeschriebenen Systems. Sie berücksichtigt weder die Decoration noch die Ausstattung der Salons. Das Ziel ihrer Anstrengungen ist nicht der Luxus; sie strebt nach wahrem, künstlerischem Gehalt, nach dem Schönen, das die Jahrhunderte geheiligt haben. Mit einem Worte: die unabhängige Malerei ist nicht für den Handel; sie wendet sich einzig und allein an die Intelligenz."

Wer darf so in einer Stadt reden, wo de Vigne und Gallait malen?

Ist Wiertz ein Charlatan, ist er ein Phantast, der sich von seiner Zeit verkannt glaubt und ihr durch Seltsamkeit und stolze Zurückgezogenheit imponiren will?

Geht nur den wüsten, hügeligen Steg, der in der Gegend des Botanischen Gartens zu Brüssel entlang führt, über die Eisenbahnschienen hinweg, an der großen Brauerei vorüber — nach vielem Suchen und langem Fragen erreicht ihr ein abgelegenes Haus, das mitten in einem dunkelschattigen Garten unter hohen Bäumen steht. Eine wildromantische Einsamkeit umgibt euch plötzlich. Da rauschen die Wipfel so träumerisch und das dürftige Laubwerk der Ulmen wirft einen schwarzen Schatten auf den Rasenplatz vor dem Hause. Aus dem hohen Grase ragen einige Säulen- und Bogenfragmente von Granit und Sandstein empor. Das viereckige, zwei Stock hohe Gebäude hat keine Thür. Seine schmalen Fenster wie überhaupt die ganze Façade sind von wildem Wein und Schlingpflanzen umsponnen. Das Ganze steht euch an wie ein lebendig gewordenes erstes Kapitel aus einer romantischen Geschichte, die auch mit der Schilderung eines solchen einsamen Hauses anhebt. Das weiße Gatterpförtchen, die verwachsenen Stege, nichts ist vergessen worden, um unsere Phantasie anzuregen und sie vom Straßenlärm und der Alltäglichkeit abzulenken.

Doch wie hineinkommen? Wo ist die Thür? Links entdecken wir, an der Vorderfront vorübergehend, eine Art Thorweg, zwei mächtige Thürflügel, als ginge es in eine Scheune. Noch ein Augenblick vergeht, bevor wir klopfen, um die Erklärung der „Peinture indépendante" zu entlocken und einen Versuch zu machen, das Haus zu umkreisen. Dies jedoch läßt sich nicht thun. Die Rückseite des Ateliers lehnt sich an den Ge-

hügel, auf dessen Abdachung das Haus und der Garten liegen.

Endlich betreten wir das „Museum von Antoine Wiertz", dessen Schätze ein vortrefflicher Katalog von L. Wanteau in vier Reihenfolgen theilt: Mythologische, biblische, historische und philosophische Abtheilung.

Im Anfang verwirren die ungewohnten Dimensionen der Gemälde, deren Conception und Ausführung eine gleiche Meisterschaft bekunden. Das Auge ängstigt sich förmlich, daß es die Formen, die Fluten von Farbe nicht werde fassen können. Man denke sich Paul Veronese's, Rubens' Werke in Einem Raum aufgestellt — wer empfände nicht eine Betäubung, bevor er zum allmählich ruhigen Genuß des Beschauens gelangt? Ist dieses Zusammendrängen seiner Leistungen vortheilhaft für den Meister? Denn so hoch, so weit der Raum — Atelier ist keine Bezeichnung dafür, da er nicht darin arbeitet —, so scheint es eben doch nur ein Nothbehelf für diese riesigen Blendrahmen und ihre fast unabsehbare Leinwand. Diese phantastischen Völker- und Dämonenschlachten möchte man in einem Lokal, wie die Räume des Vatican es darbieten, wissen. Immerhin verdient die belgische Regierung großen Dank, daß sie dem Künstler wenigstens einen nothdürftigen Raum gegeben hat, in dem er seine Kolossalbilder entrollen kann. Des Umfangs wegen sah sich das pariser Ausstellungskomité bei der Weltausstellung außer Stande, seinen „Patroklus" anzunehmen.

Ueber das erste Staunen hinweg, fassen wir einzelne Gemälde nach und nach ins Auge. Er quillt uns mit ungebändigter Fülle entgegen, dieser zügellose, kühn dahinstürmende Genius. Ueberall ursprünglichste Originalität, die sich freilich oft allzu wild, allzu breit hervorwagt wie das Hohngelächter des Satans in Milton's unsterblichen Gedichten; — überall große Gedanken, stolze Gesinnung und doch die klügste Anwendung aller Mittel, eine vollendete Technik. Man hat die „Hochzeit zu Kana" im Louvre eine rauschende Symphonie in Farben genannt; hier finden wir diese Symphonien wieder; Dithyramben in Farben, zuweilen Illustrationen zu Paganini's „Hexenvariationen". Traumhaft, spukhaft und wieder strahlend sind die Gebilde, an denen unser Blick vorübergleitet.

Dort blickt der Erlöser auf uns herab; dort lauscht eine „Gvatochter" aus den Bettbehängen hervor; dort umgeben römische Kriegsknechte das Kreuz von Golgatha, nicht weit davon kämpfen die Homerischen Helden; dort sieht man den Sturz der bösen Engel! Wie neckisch jenes Bild schräg gegenüber! „Der Unterricht der jungen Hexe." Wieder drüben: eine „Idylle", die Schäferin, die sich Rosen pflückt; Amor lauscht im Dornengestrüpp und zielt nach ihrem Herzen. Wiertz malt auch Cabinetstücke, wenngleich er sie seinem Boudoir gönnt. Willkommen Esmeralda! Willkommen Quasimodo! Dort schmiegt sich Venus an Vulcan, den finstern Gott. Wie schmeichelnd berührt ihr goldenes Haar seine gefurchte Stirn! An der jenseitigen Wand ist die schöne Gestalt noch einmal: hier der Gewandung umfließen sie die Wellen des reichen goldigen Gelocks; sie hält den Apfel in der Hand — doch nein, es ist nicht Venus, kein Paris lauscht unter jenen Zweigen — es ist die bunte Schlange, die sich um den Stamm gewunden, und jener Baum ist der Baum der Erkenntniß, und das wunderschöne, bald staunende, bald schauernde Weib ist Eva! In ihrer Nähe mit seinem wundersamen Antlitz, halb Engel, halb Dämon, steht Luzifer.

Und dieser Luzifer ist zugleich die Krone des ganzen Museums. Und nicht nur einmal in seiner trotzigen Majestät sehen wir ihn; dort, inmitten jenes mächtigen Gemäldes erkennen wir ihn wieder, aus den verschiedensten Gruppen taucht er auf. Wiertz leistet überhaupt das Höchste, indem er den Stolz, diesen Erzfeind des Menschen, darstellt. Man empfindet, wie seine ganze Seele darin aufgeht.

Als Vision mag der Böse vor ihm aufgestiegen sein wie die Sixtinische Madonna vor Rafael. Die Porträtfigur Luzifer's, ein Kniestück, bildet den linken Seitenflügel zu einem herrlichen Altarblatt: „Die Grablegung Christi"; Eva mit dem Apfel befindet sich auf dem rechten Flügel. Die Figuren sind in Lebensgröße.

„Satan." „O Zauberwildniß tiefer Leidenschaft!" lautet ein Vers aus Nikolaus Lenau's „Don Juan". Er steht auch in den Augen des gefallenen Engels geschrieben. Und zwar ist die Leidenschaft nicht mehr von dieser Welt; das ist eine magnetische, überirdische Gewalt. Hielte er den Blick vom Beschauer nicht abgewendet, die Wirkung, glaubt man, müßte eine vernichtende sein. Wäre dies Bild im 16. Jahrhundert gemalt worden, die Priester hätten den Künstler, der die Sünde so schön und verlockend dargestellt, mit dem Bann verfolgt und das Bild als eine Blas-

phemie verbrannt. Nichts Verzerrtes oder Widerliches ist in Wierz' „Satan". Es ist die Auffassung Milton's, der den Lucifer als den gefallenen, aber doch als den Engel, den strahlendsten und prächtigsten, auftreten läßt. Voren knüpfte an diese Meisterschöpfung seinen „Kain", der, von der gefährlichen Nähe Lucifer's umstrickt, von Jehovah abfällt; Klopstock's „Abadona" entspringt einer ähnlichen Auffassung. Auch Vermontow gibt seinem „Dämon" den unseligen Reiz, der die Unschuld bethört. Poetisch in diese Gewalt fertig und vollendet, auf dem Gebiet der Malerei ist sie noch nicht erschöpft. So hat Wierz denn den Pinsel erfaßt und in Einen Brennpunkt concentrirt, was die Evangelisten und Poeten theils andeuteten, theils aussprachen und beschrieben haben.

Wir entnehmen einer Kritik folgende Worte über diese merkwürdige Leistung:

„Das ist in der That die christlichste Verkörperung des Erzfeindes, die ich jemals sah! Er ist nicht schwarz, er hat keine Bockshörner, keinen Pferdefuß; er hat dem antiken Satyr nichts abgeborgt, nein, er ist der Satan der Evangelien; er ist schon der Widersacher, doch noch der Engel, der glänzendste der Sterne. In der Zeichnung, in der großartigen Reinheit der Linien gibt sich der Genius zu erkennen, der Dämon verräth sich in der unaussprechlichen Leidenschaft des Blicks wie an den weichgeschwungenen sinnlichen Formen und der fleischlichen Wärme des Colorits. Das ist der Abtrünnige, man liest es auf seiner Stirn! Das ist die Ueppigkeit, die Verführung; man sieht es am schweren, weichen Gelock seines dunklen Haares, das seltsam, trotzig emporsträubt! Die Hölle verletzten Stolzes trägt er im Busen. Seine süßen, wollustathmenden Lippen umkräuselt leiser Hohn, — doch der Blick ist bald gebrochen, im Blick liegt Verzweiflung. Die Nägel der rechten Hand drücken sich krampfhaft in die weiße, schmerzdurchwühlte Brust. Aufrecht [illegible] blickt er über die Schulter zurück auf die [illegible]ar Eva, deren Fall sein Triumph ist, und zugleich auf die Leiche des Heilands, dessen überstandenes Opfer seine Gewalt vernichtet. Aber ungebeugt steht er da, umrauscht von seinem zackigen Flügelpaar, umflattert von einem schwefelgelben, luftigen Gewand, wie von einer Höllenglorie flammengleich angeglüht."

Das ist Lucifer's Porträt, welches auch in technischer Hinsicht seinesgleichen sucht. Wierz bleibt in der satten, breiten Farbengebung den Venetianern treu. Betrachten wir nun den Akten der Finsterniß in dramatischer Handlung, wie er gegen den Erlöser ankämpft, der durch sein Sterben die Welt von der Erbsünde losgekauft hat. Wir steigen eine Estrade hinan und befinden uns vor einem Gemälde, welches ungefähr die Größe von Kaulbach's „Hunnenschlacht" haben mag.

„Der Triumph des Erlösers." Scheint nicht der geniale, leichtschaffende Pinsel des Rubens über dies Gemälde mit seinen Lichtmassen und durchsichtigen Schattentönen dahingegangen zu sein? Die zarten Abtönungen vom Dunkeln zum Hellen sind magisch in ihrer Wirkung und glücklich für diesen legendenhaften Stoff getroffen. Nach einer alten rabbinischen Sage stritten sich die Engel und Dämonen um den Leichnam des Moses. Ob Wierz diese Sage kannte oder ob er, ohne es zu ahnen, einen Gedanken des Talmud in das Neue Testament hinübergepflanzt? Er führt uns auf die Höhe von Golgatha; die Nacht sank herab; der Gottmensch hat am Kreuz ausgelitten und nun schleichen sich die Scharen Lucifer's heran, um sich auf die Leiche zu werfen und sich ihrer zu bemächtigen; das Geistige entflieht ihnen, aber das Irdische wollen sie halten. Ein matter und doch leuchtender geisterhafter Schein geht von dem Scheitel des Gekreuzigten aus; sein bleiches, dornengekröntes Haupt, Schultern, Brust und die am Kreuz ausgespannten Arme sind allein sichtbar. Den übrigen Körper, den Marterpfahl verhüllt ein dichtes Nebelgewölk; noch befeuchtet der Todesschweiß diese schlaffen Locken, der letzte Seufzer scheint eben von diesen erbleichenden Lippen zu irren. Da schwebt er auf ihn zu, die schwarzen Fittiche ausgespreizt, der Höllenfürst, dessen Reiz und Lockung der Heiland in der Wüste widerstand. Da schwebt er heran in ohnmächtiger Wuth, seine furchtbar prächtigen Schaaren folgen ihm. Schon haben sie die geweihte Stätte erreicht und wollen mit ruchlosen Händen den Verklärten vom Kreuz herabreißen, da durchschneidet das bewaffnete Heer der drei Erzengel die Luft. Wie ein rothhaariger Blitz bringt Michael im feuerfarbenen Gewand auf Lucifer ein und dieser muß vor den gewaltigen Streichen des Flammenschwerts zurückweichen, während Rafael und Gabriel die andern Dämonen überwältigen, sie in den Höllenpfuhl, in die ewige Finsterniß hinabschleudern und glorreich den Leichnam des Herrn vertheidigen, während in der Höhe, in einer Sphäre von Klarheit und

Licht die Cherubim Hosanna singen. Der Christuskopf, der nackte zarte Körper Lucifer's, der Engel im Purpurkleide, dies sind die drei Lichtpunkte des Gemäldes. Aus dem Chaos ringender, verschwimmender Gestalten tauchen sie in ungetrübter Glorie auf. Das verklärte Leiden des Messias, das stumme Zurückweichen des Bösen vor dem himmlischen Zorn des Erzengels ist so wunderbar poetisch, so einfach und klar wiedergegeben, daß man die Augen und die Gedanken nicht daran sättigen kann und mit Entzücken stundenlang vor dieser Schöpfung verweilen möchte.

Ehe wir uns davon abwenden, machen wir auf einen seltsamen Zufall aufmerksam, den auch der Text im Katalog erwähnt. Rechts neben Lucifer stürzt ein überwundener Dämon rücklings zur Tiefe. Er drückt sich die Nägel in die Brust, daß das Blut hervorspritzt; sein Fuß berühret schon den Schwefelpfuhl und eine Flamme zischt wie hohnlachend empor; das bleiche Profil des Ueberwundenen hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Jugendporträts des ersten Napoleon.

„Der Sturz der Engel" an der gegenüberstehenden Wand ist wol als Prolog dieses Lucifer-Epos anzunehmen. Das Bild ist schmal und von einer kolossalen Höhe. Steilrecht geht es hier kopfunter hinab, als würden die Dämonen in eine enge Schlucht hinabgeschleudert. Sie wollen, den Titanen gleich, mit Felsstücken den Himmel stürmen, aber ihre Kraft erlahmt vor den rächenden Blitzen, ihre Flügel sind zerbrochen; es ist kein Entrinnen mehr vor den Drachen der Felsenhöhlen, die einen giftigen Dampf ausbauchen; überall Vernichtung, Zerstückung. So überaus mächtig die hinreißende Virtuosität des Malers uns auch hier entgegensprudelt, in diesem Sturzbach von tollverstrickten Fabelthieren und Verzweifelnden fehlt gewissermaßen der Rhythmus. Doch gerade dies war des Künstlers Absicht, darum wagen wir keinen weitern Einwurf, der einem so bedeutenden Wollen und Können gegenüber als kleinlich erscheinen würde.

Das Mittelstück zu den beiden letztgenannten Riesenwerken bildet „Die Leuchte von Golgatha". Auch hier das Rubens'sche Ausspritzen eines farbentrunkenen Pinsels, die grellen Gegensätze der blendenden Strahlen, die vom Kreuz ausgehen, und der breiten Schattenmassen in den untern Ecken des Bildes. Auch hier das gewaltsame, despotische Ergreifen des Stoffs. Es ist nicht anders, als ob Wiertz zu seinem Material sprüche: Du mußt mir gehorchen, ich bezwinge dich, sei mir unterthan! „Denn unter seiner Hand wird das Gelb zum Licht, zum Gold, das Roth zu Feuer oder Blut, das Blau zum Azur. Dazu gesellt sich seine tiefe Kenntniß der Anatomie; sonst wäre es unmöglich, daß er die Schwierigkeiten dieser Verkürzungen so ganz überwunden hätte. Zu all den fliegenden, eilenden, zum Knäuel gewundenen Gruppen konnte er keine Modelle aufstellen, ebenso wenig als Rubens, der den menschlichen Körper in all seinen Biegungen und Wendungen auswendig kannte. Diesen kolossalen Kriegsknechten gegenüber, die unter dem Commandostabe des Tribunen an der Aufrichtung des Kreuzes arbeiten, fragte man Wiertz, weshalb er seine Hauptbilder in so gigantischem Maßstab ausführe, weshalb er nicht innerhalb der Grenzen des Natürlichen bliebe? Er antwortete darauf: „Sind Miniaturfiguren von drei Zoll Höhe natürlich? Ebenso wie andere im verjüngten Maßstabe, male ich im kolossalen."

Zur biblischen Abtheilung gehört noch ein liebliches Genrebild: „Die Erziehung der Maria." Ein helles, durchweg sonniges Gemälde voll Friede und Anmuth. Die Keuschheit der Rafael'schen Heiligenbilder athmet in Form und Farbe.

Neben der Bibel ist es Homer, der den Künstler begeistert.

„Der Streit um den Leichnam des Patroklus." Wie die Engel und Dämonen um den Leib Christi kämpfen, so ringen hier Trojaner und Griechen um die Jünglingsleiche des Helden. Unwillkürlich denkt man zurück an die herrliche Gruppe in Florenz, wie Ajax, das behelmte Haupt emporgewendet, den todten Patroklus im Arm hält. Dieselbe Vollendung adelt das Schlachtgemälde, welches Wiertz in Rom malte. Ja, das sind die Heroen Homer's, markige, götterdurchglühte Gestalten, mit breiter Brust und nervigen Armen, fühnlodernden Augen und gebietender Haltung. Die Zeichnung ist hier mit akademischer Correctheit ausgeführt, während sonst Wiertz die Umrisse mitunter ein wenig flüchtig behandelt; eine Nachlässigkeit, welche großen Coloristen oft anhaftet. Tief und gewaltig ist die Farbe; mit solcher Weihe würde Michel Angelo gemalt haben, wäre er ein Schüler des Rubens gewesen. Unter den modernen Malern kommt der phantasievolle Delacroix in seinem „Blutbad von Chios" und seinem „Sardanapal" dieser Farbenreife am nächsten.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Das Diamanthalsband.

Eine Criminalgeschichte.

I.

weit die Annalen der Criminalistik zurück-
rn, geben sie uns kaum ein zweites Beispiel,
ein mit staunenswerther Dreistigkeit ausge-
er Betrug in seinen Folgen ein Ereigniß von
ßerlicher Bedeutung wurde, wie dies 1785
Frankreich bei der berüchtigten „Halsband-
chte" geschah. Dieser Gaunerstreich, der
ohne einen gewissen Einfluß auf den Aus-
der Revolution und den Haß des Volks
Marie Antoinette war, lenkte die Augen
pas auf sich, da Personen aus den verschie-
n Klassen der Gesellschaft, von einer Köni-
herab bis zur Straßendirne, in ihm ver-
t waren. Nicht nur die Rechtsgelehrten,
die Historiker haben wieder und wieder ver-
das Dunkel zu lichten, das manche Seiten
eigenthümlich verwickelten Geschichte bedeckt;
e doch, die Unschuld einer Königin zu be-
n. Leider fehlen bis heute gerade die Be-
ittel, die Marie Antoinette in diesem Fall
ihren Feinden gegenüber rechtfertigen und
chatten ganz verdrängen könnten, welche die
enden aus verbreiteten Schmähschriften der
Urheberin des Intriguenspiels auf ihren Na-
geworfen.

Marie Antoinette besaß alle Eigenschaften einer
würdigen Frau, nur nicht die Hoheit und
nigkeit, welche die Französinnen nacheinander
n Gemahlinnen Ludwig's XIV. und Lud-
XV. gesehen. Dem Hang nach Zerstreuung
Abwechselung opferte sie nur zu oft ihre
und verletzte dadurch das an die steife
gewöhnte Gefühl der Franzosen, denen
Oesterreicherin" niemals willkommen gewe-
Wie groß war daher der Triumph ihrer
mals zahlreichen Gegner, als der Name
Antoinette in einem schmählichen Proceß
wurde! Es ist Thatsache, daß sich von
Augenblick an auch die Wenigen von ihr
dten, die sie bis dahin noch zu vertheidigen
hatten.

te August 1785 wurde zum großen Staun-
Menge der Cardinal Rohan, Erzbischof
rasburg, verhaftet und in die Bastille ge-
ohne daß man sich den Grund einer solchen
el einem Mann gegenüber erklären konnte,
möge seines alten Adels, seiner wenn auch
fernten Verwandtschaft mit dem Königs-
hause immer eine glänzende Rolle in der Gesell-
schaft gespielt und durch seine Familienverbindun-
gen wie durch den bei ihm vermutheten Reichthum
für einen der hervorragendsten Männer Frankreichs
gegolten hatte.

In frühern Jahren war der Cardinal Ge-
sandter in Wien gewesen und hatte dann das
Amt eines Großalmoseniers des Reichs bekleidet.
Als solchem war ihm im September 1781 von
einer Frau Boulainvilliers eine junge Dame
vorgestellt worden, die sich in sehr dürftigen Ver-
hältnissen befand und seine Fürsprache und Unter-
stützung in Anspruch nahm. Der Cardinal leistete
für sie Bürgschaft für eine Summe von [illegible] Livres
und mußte diese schließlich bezahlen. Die Dame
nannte sich Jeanne de Valois, war die Gattin
Marc Antoine Nicolas de la Motte und stammte,
wie sicher nachgewiesen ist, durch einen Bastard
Heinrich's II. aus dem Hause der Valois ab.
Die Frau von Boulainvilliers hatte sie einst,
als Jeanne Holz zusammentraf, in der Nähe
ihrer Terrasse in Auteuil getroffen und sich des
hübschen armen Kindes angenommen, das noch
überdies im Besitz wichtiger Papiere sein sollte.

Einige Zeit, nachdem Frau de la Motte den
Cardinal kennen gelernt, starb Frau von Boulain-
villiers und die Lage der Gräfin wurde so trau-
rig, daß sie kaum noch die Miethe für ihre be-
scheidene Wohnung bezahlen konnte. Als Ab-
kömmling des königlichen Hauses war ihr zwar
eine Pension von 851 Livres ausgesetzt, die
gegen Ende 1783 auf 1500 Livres erhöht wurde,
dennoch sah sie sich ein Jahr später genöthigt,
ihre und ihres Bruders Pension um [illegible] Livres
zu verkaufen. Die geringe Hülfe, die ihr diese
Summe gewährte, war jedoch auch bald erschöpft
und nun schritt sie zur Intrigue, um sich neuen
Geldverlegenheiten zu entziehen.

Sie wußte, daß der Cardinal durch einige
Verirrungen während seiner Gesandtschaft am wiener
Hofe und später wegen seiner Galanterie, die
Marie Antoinette für unvereinbar mit seinem
geistlichen Stande hielt, bei der Königin in Un-
gnade gefallen war, aber ihre Gunst wieder zu
erlangen wünschte. So ist sogar zu vermuthen,
daß sie in dem Cardinal eine thörichte Leiden-
schaft für die Königin entdeckt zu haben glaubte,
die sie zu ihrem Nutzen auszubeuten beschloß.
Sie log dem Cardinal vor, vermöge ihrer Ab-
kunft und ihrer zahlreichen Bekanntschaften Zu-
tritt am Hofe zu haben und namentlich in hoher
Gunst bei der Königin zu stehen; ein Glück,

Jeffry

(ſtürzt herein und läßt eine Menge Briefe fallen).

Den Aliſon mag ich nicht; ich zerreiß' den Brief. (Zerreißt einen Brief.)

Cäſar

(wirft ſich in die Bruſt).

Ihr unterſteht Euch, mein Herr! Das ſoll man mir nicht umſonſt gethan haben.

Jeffry.

Ich mag den Aliſon nicht, und wenn aus dem ganzen Ball nichts würde!

Eliza (tritt dazwiſchen).

Was habt Ihr nur?

Cäſar.

Mylord Aliſon iſt mein Freund, mein Bruder, eine Intimität von mir. Er oder ich.

Jeffry.

Heb' die Briefe auf!

Eliza.

Schämt Euch, ſo zu zanken! Von welchem Ball redet Ihr denn?

Cäſar.

Ich werde Euch zeigen, was ein Ball ohne mich

welches sie diesezt fast ausschließlich zu seinem Vortheil und zur Befriedigung seiner längstgehegten Wünsche benutzt habe. Endlich sei ihr dies gelungen und die Königin geneigt, bis ein günstiger Augenblick erschiene, ihm ihre Huld öffentlich zu bezeugen, in einen geheimen Briefwechsel mit ihm zu treten, bei dem sie selbst die Mittelsperson sein solle; bald werde er so am Hofe den größten Einfluß erringen.

Diese Vorspiegelungen verfehlten ihren Eindruck nicht; sie stachelten den Ehrgeiz Rohan's und in dem Traum baldigen Glücks ging er blindlings in das Netz, dessen Fäden die verschmitzte Gräfin in der Hand hielt. In seinem Freudenrausch zögerte er natürlich nicht, den Briefwechsel sofort zu eröffnen, und war aufs höchste entzückt, als ihm einige Tage später Frau de la Motte die Antwort auf goldgeränderstem Papier überreichte. Sie wußte recht wohl, daß er die Handschrift der Königin nicht kannte, und es fand von nun an ein lebhafter Briefwechsel statt. So lakonisch auch die Antworten waren, welche der Cardinal auf seine Briefe erhielt, so konnten sie ihm doch die Ueberzeugung beibringen, daß Marie Antoinette mit ihm nicht nur versöhnt, sondern ihm sogar gewogen sein müsse. Als die Gräfin diesen Erfolg ihrer Intrigue bemerkte, wagte sie sich einen Schritt weiter vor. Sie übergab ihm ein Schreiben, worin ihn die Königin ersuchte, (xxxx) Livres aufzunehmen und ihr durch die Ueberbringerin des Briefs zustellen zu lassen; sie wünsche jedoch die strengste Verschwiegenheit bei dieser Sache beobachtet zu wissen, da sie ein Werk der Barmherzigkeit mit diesem Geld verrichten wolle, was ihr aber bei dem gegenwärtig schwachen Bestand ihrer Kasse nur durch eine Anleihe, zu der sie aber den Namen nicht hergeben möge, möglich sei. In seiner Verblendung fand der Cardinal nicht den geringsten Grund zum Mißtrauen, so unwahrscheinlich und unglaublich das Ganze jedem Verständigen erscheinen mußte. Der Jude Gerl Beer, dem er glänzende Belohnung versprach, mußte ihm schleunigst das Geld schaffen und nicht lange, nachdem er es der de la Motte ausgehändigt, erhielt er durch sie ein Danksagungsschreiben voll der zärtlichsten und gnädigsten Worte von der Königin.

Das Gelingen dieser ersten Geldspeculation allein schon hatte der Gräfin Muth gemacht, diese lohnende Arbeit fortzusetzen, als ein Ereigniß eintrat, das vortrefflich zu ihren Plänen paßte.

Der weltberühmte Abenteurer und Charlatan Graf Cagliostro kam gerade zu dieser Zeit nach Frankreich, nachdem er bereits schon fast ganz Europa unter den verschiedensten Namen durchreist hatte. Es war Rohan's eifrigstes Bestreben, mit dem halbvergötterten Wundermann in Verbindung zu treten. Nach einigen Mühen gelang ihm dies; er wurde sein fanatischer Anhänger und sein Schloß Savern bei Strasburg der Schauplatz der tollsten Possen und Spukgeschichten im Geschmack Cagliostro's. Als der Cardinal nach Paris zurückkehrte, blieb sein geheimnißvoller Freund eine Zeit lang in jenem Schlosse zurück, folgte ihm jedoch später nach der Hauptstadt nach. Cagliostro, der mit einer gründlichen Menschenkenntniß alle Eigenschaften eines Industrieritters verband, hatte einmal wieder ein taugliches Werkzeug gefunden, und der Umgang mit dem Magier in dem Cardinal die bereits schon im Erwachen begriffene Sucht nach dem Abenteuerlichen vollends hervorgerufen. Das verstand die schlaue de la Motte trefflich zu nützen. Ehe Cagliostro dem Cardinal nach Paris folgen konnte, wußte sie diesen, angeblich auf Anrathen der Königin, wieder nach dem Elsaß zu schicken; wenn er an den Hof zurückkehre, wolle sie ihm öffentlich ihre Gnade beweisen. Doch war der Cardinal noch nicht lange in dem ihm von der de la Motte angewiesenen Asyl, als ihn abermals ein Billet der Königin zu einer Anleihe in demselben Betrag wie die erste aufforderte. Rohan zahlte und machte dadurch die Betrügerin noch dreister, die nun bereits durch wenige Bogen Briefpapier 1,xxxx) Livres verdient hatte. Soll man es Unvorsichtigkeit oder Frechheit nennen, daß die Gräfin sofort nach Empfang der ersten (xxxx) Livres ihre häusliche Einrichtung verbesserte und jetzt sogar mit wahrhaft fürstlichem Pomp ihrer Heimat Bar-sur-Aube einen Besuch abstattete? Das Blut der Valois wenigstens verleugnete sich nicht in ihr.

Gerade damals hatten die Juweliere Böhmer und Bassange ein kostbares Diamanthalsband angefertigt. Wie einige behaupten, hatte es schon Ludwig XV. für die Dubarry bestellt, die Vollendung desselben aber nicht erlebt. Die kostbarsten Diamanten, welche zu erlangen möglich gewesen, waren zusammengefügt zu dem herrlichsten Schmuck, der je aus der Werkstatt eines Juweliers hervorvorgegangen war, und Böhmer bot ihn Ludwig XVI. zum Kauf für 1,xxxxx) Francs an. Der König war entzückt von der Pracht und geneigt, den Handel einzugehen; Marie Antoinette aber erklärte, sie habe genug Diamanten und trüge diese

nur selten im Jahre; wozu eine so hohe und zugleich unnütze Ausgabe in einem Augenblick, wo der Bau eines Kriegsschiffs nothwendiger sei? Böhmer versuchte darauf sein Glück bei andern Höfen, fand aber nirgends ein geneigtes Ohr; er wiederholte seinen Antrag beim französischen Hofe, wurde jedoch abermals zurückgewiesen. Mehrere Monate danach bat er, bei Gelegenheit einer Audienz, die Königin weinend und auf den Knieen, den Schmuck zu kaufen; doch vergebens. Die Verzweiflung hatte schon in dem armen Juwelier den Gedanken wach gerufen, seinem Leben in den Fluten der Seine ein Ende zu machen, da er sein ganzes Vermögen als ein todtes Kapital in der Gestalt des verhängnißvollen Halsbandes vor Augen sah und von zahlreichen Gläubigern hart bedrängt wurde, als sich ihm in der Person der Gräfin de la Motte ein rettender Engel zu nahen schien. Wie ganz Paris, hatte auch sie von dem Halsband gehört und begab sich, als sie mit Sicherheit glaubte, auf den Cardinal rechnen zu können, am 24. Januar 1785 in die Wohnung der Juweliere, wo sie sich das Halsband zeigen ließ, vorgebend, daß die Königin nicht ungeneigt sei, den Schmuck durch eine Mittelsperson und gegen allmähliche Bezahlung zu kaufen; doch fordere sie, falls das Geschäft zu Stande käme, strengste Verschwiegenheit.

Als die Sache bei den Juwelieren so weit geordnet war, schrieb sie dem Cardinal, die Königin wünsche seine schleunige Rückkehr, da sie seiner zu einem wichtigen Geschäft bedürfe; zwar könne sie ihn noch nicht mit den versprochenen öffentlichen Gnadenbezeigungen beglücken, doch würde dies in der nächsten Zeit möglich werden. Gleich nach Empfang dieser Nachricht reiste Rohan, die heftigste Januarkälte nicht scheuend, von Straßburg ab und kam zum großen Staunen seiner Freunde plötzlich in Paris an. Sein erster Gang war zu der Gräfin; sie sagte ihm, daß die Königin, um ihm einen ganz besondern Beweis ihrer Gnade und ihres Vertrauens zu geben, ihn erwählt habe, jenen Halsbandkauf mit den Juwelieren Böhmer und Bassange abzuschließen. Immer noch nichts Arges ahnend, vielmehr durch Cagliostro, der sich auch in Paris befand und den er zu Rathe zog, in seinem Wahn bestärkt, trat der Cardinal ungesäumt mit den Juwelieren in Unterhandlung. Am 31. Januar 1785 wurde festgesetzt, daß die völlige Bezahlung innerhalb zweier Jahre, in sechsmonatlichen Raten, geschehen und das Halsband am 1. Februar an den Cardinal abgeliefert werden solle. Den hierüber schriftlich aufgesetzten Vertrag nahm die Gräfin an sich, um ihn kurz darauf dem Cardinal mit den am Rande beigefügten Worten: „Einverstanden. Marie Antoinette von Frankreich", zurückzugeben. Die Aushändigung des Halsbandes erfolgte und noch an demselben Tage begab sich Rohan nach Versailles. In der Abenddämmerung traf er in der kleinen Wohnung der Gräfin ein, wohin auch das Schmuckkästchen gebracht wurde. Er war noch nicht lange in ihrer Wohnung, das Kästchen stand noch auf dem Tische, als ein Kammerdiener der Königin angemeldet wurde. Die Gräfin ersuchte den Cardinal, in den an das Zimmer stoßenden Alkoven zu treten, und er sah durch dessen Glasfenster, wie ein Mann in der Kleidung der königlichen Diener eintrat, welchem die Gräfin den Schmuck übergab. Dem Cardinal schien es wahrscheinlich, daß Marie Antoinette das Halsband heute, an dem hohen Festtage Mariä Reinigung, tragen wolle. Von nun an ließ er wiederholt durch einige ihm wohlbekannte Hofleute, die er ins Vertrauen gezogen, die Königin bei festlichen Gelegenheiten beobachten; aber niemand bemerkte je den Schmuck an ihr, und als er darüber die Gräfin befragte, entgegnete sie ihm ruhig, daß die Königin das Halsband nicht früher anlegen wolle, als bis es bezahlt sei.

So nahte das Ende des Juli und mit ihm die Zeit der ersten Abschlagszahlung. Einige Tage nach dem 12. Juli hatte die Gräfin Rohan eröffnet, daß die Königin über die am 31. Juli fällige 200000 Francs anderweit verfügt habe und daß diese Summe nebst den Zinsen am 1. October gezahlt werden solle. Er äußerte seinen Verdruß über diese Zögerung und nun sollte Cagliostro helfen. Ein gewisser St.-James, der ebenfalls in den Schlingen, Cagliostro's flechte, ließ sich von dem Abenteurer und der Gräfin in einem vertraulichen Gespräch überreden, der Königin das erforderliche Geld vorzuschießen. Die Aussicht auf Ehrenstellen und königliche Gunst, die ihm von dem Cardinal eröffnet wurde, genügte, jede Bedenklichkeit in ihm zu unterdrücken; so gab er die Zusicherung, er werde am 31. Juli 200000 Francs zahlen. Das Geschäft schien somit im besten Gange, als ein Umstand die Hoffnungen der Gräfin zu Schanden machte, welche fast verwirklicht schienen. Der Gemahl der Gräfin, der nach London gereist war, um dort die entwendeten Diamanten zu verkaufen, war nach seiner Rück-

sehr, statt direct nach Paris zu kommen, in Bar-sur-Aube abgestiegen und hatte dahin den Verfertiger der Briefe — Marie Antoinettens, einen gewissen Villette, einen ehemaligen Gensdarm, zu einer Berathung entbieten lassen. Natürlich konnte der Cardinal in dieser Zeit keine Briefe, am wenigsten aber die Antwort auf seinen an die Königin erstatteten Bericht wegen der arrangirten Anleihe erhalten. Er konnte sich dieses Schweigen in einer so dringenden Angelegenheit nicht erklären, da der Zahlungstermin immer näher rückte, und seine Verlegenheit stieg aufs höchste, als St.-James, der trotz seiner Eitelkeit jene Aengstlichkeit nicht verleugnen konnte, die allen Geldmenschen eigen ist, die besondere Garantie der Königin verlangte. Rohan mag jetzt wol einige Zweifel gehegt haben, denn um ihn zufrieden zu stellen, suchte die Gräfin, wenn auch mit großer Mühe und man möchte fast sagen durch Erpressung, [illegible] Francs aufzubringen, wovon sie ihm [illegible] Francs auszahlte mit den Worten: die Königin habe diesen Betrag zur einstweiligen Zinsenzahlung für das schuldige Kapital bestimmt. Sofort trug Rohan das Geld zu den Juwelieren, die aber nicht über Interessen-, sondern über Abschlagszahlung quittirten, und somit war eigentlich das erste Stadium der Katastrophe eingetreten. Zufällig hatte er um dieselbe Zeit auch die echte Handschrift der Königin zu Gesicht bekommen und es war ihm aufgefallen, daß dieselbe wesentlich von der der Briefe abwich, welche er besaß. Jetzt schöpfte er doch ernstlicher als bisher Verdacht. Nach den Memoiren des Abbé Georgel, seines Geheimschreibers, fällt in diese Zeit jene nächtliche Komödie, die sich freilich nach den Acten in der ersten Hälfte Augusts des vorhergehenden Jahres (1784) ereignet haben soll. Hier dürfte jedoch Georgel den meisten Glauben verdienen, da die intrigante Gräfin diesen Hauptcoup sicherlich bis zuletzt verspatte.

Immer dringender hatte der Cardinal sie bestürmt, ihm die längstversprochene Zusammenkunft mit der Königin zu verschaffen; da endlich, als sie nicht mehr anders kann, theilt sie ihm mündlich mit, daß die Königin ihm diese Unterredung bewillige. Den erhaltenen Instructionen gemäß fand er sich gegen 11 Uhr abends an der ihm bezeichneten Stelle im Park von Versailles ein; bald erschien auch die Gräfin, um ihn zur Königin zu geleiten. Erwartungsvoll schreitet er vorwärts, bis er in einem Laubengange eine Dame von hoher, schlanker Gestalt antrifft. Er glaubt in ihr unzweifelhaft die Königin zu erkennen und wer vermag sein Entzücken zu schildern, als sie sich ihm naht und ihm bei Ueberreichung einer Rose ins Ohr flüstert: „Sie können überzeugt sein, daß das Vergangene vergessen ist!" Aber das Glück ist ihm nicht hold, denn in demselben Augenblick ruft eine Stimme in der Nähe: „Madame und die Gräfin von Artois! Schnell, schnell, kommen Sie!" Er muß sich zurückziehen und kehrt glücklicher und überzeugter als je in seine Wohnung zurück.

Nach diesem Theatercoup mochte die Gräfin indessen fühlen, daß ihre Rolle zu Ende gespielt sei und die Entdeckung des ganzen ränkevollen Spiels bevorstände. Das Geld, welches ihr Mann in London für die werthvollsten Diamanten gelöst hatte, war auf eine im vollsten Sinne des Worts glänzende Weise durchgebracht und sie besaß nichts mehr von dem Halsband als einige kleine Steine, die sie zu Schmucksachen für sich verwendet, aber auch schon zum größten Theil verlegt hatte. Auch mußte sich ihr endlich die Frage aufdrängen: Wie soll das Halsband bezahlt werden? Sie dachte an den Cardinal, der die ganze Sache den Juwelieren gegenüber geleitet; er hatte den Kauf abgeschlossen und wollte er sich nicht vor der Welt compromittiren, so mußte er bezahlen. Es galt daher, ihn in dem letzten Augenblick noch tiefer in die Intrigue zu verstricken; nur so konnte die Entdeckung noch einige Zeit verzögert werden.

Am 3. August theilte sie daher dem Cardinal in höchster Aufregung mit, daß sie bei der Königin verleumdet worden sei, sie müsse ihre Verhaftung gewärtigen; es sei das Beste, sich für einige Zeit zu entfernen, bis ihre Unschuld glänzend sich offenbart habe. Paris aber könne sie nicht im Augenblick verlassen, da ihre Angelegenheiten noch nicht völlig geordnet seien und ihre Sachen erst fortgeschafft werden müßten. Sie könne aber gerettet werden, wenn er in seinem Hotel ihr und ihrem Mann nur auf wenige Tage ein Versteck gestatten wolle. Obgleich Rohan anfangs nicht sehr geneigt hierzu war, vermochte ihn doch endlich die Ueberredungsgabe des anmuthigen Weibes zur Einwilligung und am folgenden Tage bezog das Ehepaar ein Zimmer bei ihm, verließ es aber schon am 5. August wieder, um am 6. August aus Paris zu entfliehen.

Es war die höchste Zeit zur Flucht. Böhmer hatte durch die erfolgte Zinsen- oder Abschlagszahlung sich natürlich nicht im entferntesten nur von dem geringsten Theil seiner Schulden be-

freien können. Er suchte daher alles aufzubieten, um wenigstens die erste vertragsmäßig ausbedungene Anzahlung voll zu erhalten. Die Gräfin hatte ihn an den Cardinal gewiesen, dieser ihn mit leeren Worten und nichtigen Ausflüchten hingehalten — so wandte er sich an Madame Campan, die vertraute Kammerfrau der Königin. Gleichzeitig hatte aber auch St.-James den Abbé de Vermond im Vertrauen zu Rathe gezogen und um Vermittelung zu persönlicher Unterhandlung mit der Königin gebeten. Hierdurch war die Sache schon ruchbar am Hofe geworden und die bisher so leichtsinnige Gräfin scheint sich nicht mehr sicher gefühlt zu haben. Daher ihre Flucht aus Paris.

Da die Juweliere immer noch unbefriedigt blieben, richteten sie unterm 12. August eine Bittschrift an den König — damit war das Intriguengebäude erschüttert. Der König, der von allen diesen Vorgängen nicht das Geringste ahnte, war aufs höchste verwundert und verlangte Auskunft von der Königin, die ihm aber ebenfalls nicht mehr mittheilen konnte, als ihm selbst bekannt war. Marie Antoinette, aufs höchste entrüstet, faßte diesen Mißbrauch ihres Namens als Majestätsbeleidigung auf und verlangte von ihrem Gemahl die strengste gerichtliche Untersuchung der Sache und Bestrafung der Schuldigen. Der Minister de Breteuil erhielt sofort Auftrag, die Polizei in Bewegung zu setzen, um den Zusammenhang des Gaunerstreichs näher zu ermitteln, was auch bald gelang, da er als erklärter Feind des Cardinals diese Gelegenheit mit Freuden ergriff, um seinem lange verborgenen Haß Luft zu schaffen. Die Rathschläge, die er dem König ertheilte, sollten freilich in ihren Folgen der königlichen Familie keinen Vortheil bringen, dienten aber um so besser seinen persönlichen Absichten und seinem Groll.

Julius Hagen.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Mohammed in „populärer" Darstellung.

Von den Stiftern der drei Weltreligionen, des Christenthums, des Buddhismus und des Islam — Islam bedeutet „die Ergebung in Gottes Willen" —, gehört nur Mohammed der Profangeschichte an; die Persönlichkeit des Heilands wie des Buddha ist wesentlich eine dogmatische geworden. Außer den beiden Thatsachen, daß der Buddha ein indischer Fürstensohn gewesen, bis zu seinem dreißigsten Jahre in seinem Palast gelebt habe und dann als Prediger aufgetreten sei, ist alles, was wir sonst von seinen äußern Schicksalen wissen, durch die Legende verklärt und entstellt. Auch das Leben Mohammed's konnte diesem Loos nicht entgehen, der Mythe und dem Märchen anheimzufallen; aber eine vollständige Verdunkelung seiner historischen Persönlichkeit vermochte schon darum nicht einzutreten, weil er ebenso sehr Staatsmann und Feldherr als Prophet war. Der Buddhismus ist eine Religion für Sklaven, der Islam eine Religion für Soldaten. Mönche in gelben Kleidern haben den einen durch ihre Rede über Ostasien, Helden den andern mit dem Schwert in der Hand verbreitet. Die Lehre und die Philosophie der Buddhisten werden jeden Denker bis in die fernste Zukunft beschäftigen, der Islam hat keine Philosophie; sein einziges Dichtwerk, da es um die Gläubigkeit Saadi's, Hafis und Mirza-Schaffy's doch mehr als bedenklich steht, das einen Weltruhm erlangt hat, sind die Märchen aus „Tausendundeine Nacht".

Vielleicht hat es nie einen Mann gegeben, in dem das arabische Wesen zu vollendeterem Ausdruck gekommen wäre, als Mohammed. Carlyle sieht in ihm nicht mit Unrecht die Verkörperung des Heldenhaften in der Erscheinung des Propheten. Längst ist die Behauptung, er wäre ein Betrüger im großen Stil gewesen, von allen Einsichtigen verworfen worden, auch die Ansicht Sprenger's in seinem breit angelegten, durch Gelehrsamkeit und Fülle des gebotenen Stoffs ausgezeichneten Werke: „Mohammed und seine Lehre", daß man aus der krankhaften, nervös gereizten Natur seines Körpers, seinen epileptischen Zufällen den Charakter des seltenen Mannes erklären müsse, bedarf trotz ihres Scharfsinns der Einschränkung. Dies ist über allem Zweifel, daß Mohammed selbst in seiner Krankheit das Siegel seines Prophetenthums erkannte. In ihr vollzog sich gleichsam die Berührung zwischen ihm und dem Dämon. Die Visionen, die er dann sah, hatten für ihn dieselbe Realität wie ihre „Geschichte" für Islatas und den heiligen Franz von Assisi. Aber dies ist doch nur die Eine Seite Mohammed's; seit seiner Ankunft in Medina offenbart er eine Klugheit, eine diplomatische Gewandtheit, einen praktischen Herrschergeist, um den ihn Machiavelli beneiden könnte. Solange er verschmäht, verfolgt in Mekka lebte, als nach dem Tode der Kadidscha, seiner ersten Frau, seine Reichthümer schwanden, als die Engel, an die er doch glaubte, nicht herniederstiegen, seine Feinde zu verderben, hat er einen Zug von der Entsagung und Sanftmuth des Buddha und der ersten Apostel des Christenthums. In Medina wurde er ein anderer; freilich war er hier nicht der verachtete Träumer, er wurde mit Ehren aufgenommen, kriegerische Stämme umgaben ihn, aus früherer Zeit bestand eine Feindschaft zwischen Mekka und Medina; mußte in ihm da nicht,

aus den Umständen heraus, der Gedanke aufsteigen, seinen Glauben mit den Waffen zu verbreiten? Wie mild, nachgiebig und hochherzig im allgemeinen sein Charakter war, eine Ader arabischer Rachsucht schlug auch in ihm. Annadr, den er am meisten hasste, weil er den Leuten von Mekka die bunten, anziehenden iranischen Heldensagen erzählte, die freilich an Glanz und Abwechselung die eintönigen Offenbarungen Mohammed's übertrafen, ließ er nach der Schlacht bei Bade hinrichten. Ein Räthsel bleibt darum immer in ihm, nur wußte er wol selbst nicht, wo das, was er für Wahrheit hielt, zur absichtlichen Täuschung wurde. Mehr war er ein Beweger seines Volks als ein origineller Denker. Das Dasein und die Allmacht eines einzigen Gottes entnahm er aus der Religion der Juden; die Ergebung in das Schicksal ist der Urgrund aller philosophischen Anschauungen der Orientalen und ihnen durch die Natur ihres Landes aufgezwungen. Je mächtiger die Natur, desto abergläubischer und abhängiger von den unsichtbaren Gewalten ist und fühlt sich der Mensch. Im Koran sind nur zwei neue Gedanken: der Kampf für den Glauben, die Belohnung des Paradieses. Sie entstanden erst, als Mohammed in Medina etwas wie ein König war. Was der Buddha floh, suchte er von nun an: Frauen und Wohlgerüche. So oft man sich in das Leben des Propheten vertieft, stets tritt uns die Herrschernatur des Mannes hoheitsvoll entgegen. Die Apostel des Christenthums und des Buddhismus trieb kein weltlicher Ehrgeiz zur Bekehrung der Heiden. Mohammed warf sein Volk auf die andere Welt wie ein Feldherr seine Reiterscharen. Denn in ihm ist der Gedanke der Welteroberung durch die Araber entstanden; er hat ihn seinen Nachfolgern, den Khalifen, zur Ausführung und Vollendung vererbt. Noch bei seinen Lebzeiten rüstete er ein Heer zum Kampf gegen die Griechen. Den persischen König hat er auffordern lassen, den Islam anzunehmen oder des Kriegs gewärtig zu sein. Jahrhunderte des Mittelalters hindurch rangen Christen und Moslems miteinander, dann sank sich die Kluft. Arabien und sein Volk sank in die frühere Vergessenheit und Verwilderung zurück, die Keime der Gesittung und höhern Bildung, welche die Berührung so entgegengesetzter Culturen und Stämme in Vorderasien und Spanien erzeugt, hatten die Blüten getrieben, die sie eben treiben konnten.

In seiner Schrift: „Das Leben Muhammed's" (Hannover, Rümpler, 1863), hat Theodor Nöldeke versucht, uns den arabischen Propheten näher zu rücken. Seine „populäre" Darstellung zeichnet sich vortheilhaft durch eine genaue Kenntniß der Quellen und eine übersichtliche Anordnung des Ganzen aus. Aber das Bild Mohammed's gibt sie nicht, es fehlt ihr an Begeisterung und Farbe. Eine gewisse Nüchternheit der Schreibweise läßt die Arbeit wie ein Compendium, nicht wie eine Biographie erscheinen. So ängstlich hat der Verfasser alles vermieden, was an die Legende streift, daß er nicht einmal die Vorfälle bei der Flucht des Propheten aus Mekka erzählt, wie Ali sich in seinen Mantel hüllte und so die Verfolger täuschte, wie Mohammed in der Höhle, in die er sich geflüchtet, als seine Gegner näher kamen und Abu-Bekr erschreckend sagte: „Ihrer sind so viele und wir nur zwei!" das große und für ihn bedeutsame Wort antrief: „Nicht doch, unser sind drei, Allah ist bei uns!" Erst solche Einzelheiten geben der Erzählung Leben; sie charakterisiren den Mann besser als die dürftige Schilderung, die Nöldeke am Schlusse seines Buches gibt. „Das Leben Mohammed's" von Washington Irving, das auch in die „Historische Hausbibliothek" von Lorck aufgenommen ist, leidet daran, daß es kritiklos Wahres und Märchenhaftes ineinander mischt; in Hinsicht auf Genauigkeit ist ihm Nöldeke's Arbeit unbedingt vorzuziehen, aber dafür hat es den Hauch des Orients, und eine „populäre" Darstellung soll doch zunächst auf die Phantasie und das Gemüth ihrer Leser wirken. Um Mohammed's Leben wahr zu schildern, nicht nur richtig in den Umrissen, sondern wahr in seiner Wesenheit, muß man etwas von einem Dichter haben.

Baum, Fels und Meer.

Ich neide dich, o hoher, stolzer Baum,
Da heil'ge Ruhe wie ein schöner Traum
Dich nimmermehr verläßt!
Ob mächtig Ungewitter dich bedräut,
Ob dir der Sturm den Blätterschmuck zerstreut,
Du bleibest stark und fest!

Du hoher Fels in starrer Ruhe dort,
Jahrhunderte, sie schwanden an dir fort,
Du wurdest nicht bewegt.
Wie rings die Welt auch ruhelos stürmt und schwärmt,
Und jauchzt und lächelt, weinet und sich härmt,
In dir kein Wahl sich regt.

Du ewig Meer, das braust und rauscht und schwellt,
Mit donnerndem Getön am Strand zerschellt,
Und an den Felsen prüft:
Du bleibst dir gleich in wechselnder Gestalt,
Und trotzest der Zeiten stürmischer Gewalt,
Die, ach, der Mensch nur fühlt!

O Menschenherz, sei tiefer als das Meer
Und stolzer als die Bäume hoch und hehr,
Und treuer als der Stein!
Dann wird, wie auch des Lebens Wege klingt,
Ob sie dir Lust, ob wilde Schmerzen bringt,
In dir doch Ruhe sein!

(Hiezu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Vom deutschen Theater.

I.

Die deutsche Politik hat ihre Schmerzenskinder, leider auch die deutsche Kunst. Auf diesem Gebiet gibt es nur einen Weheruf über den gesunkenen Zustand des deutschen Theaters. Dichter und Publikum, Schauspieler und Kritiker klagen sich wechselseitig an. Im Umschwung der Zeiten scheint der alte Thespiskarren wieder bei uns auf dem Standpunkt angekommen zu sein, von dem ihn vor mehr als hundert Jahren Lessing und die Neuberin vermittelt schoben.

Wer trägt die Schuld an dem Verfall unseres Theaters? Sind es nur die Intendanten und die Theateragenten, die Possendichter und der Sommertheater? Wenn morgen in Berlin die Begünstigung des Ballets aufhörte, hätten wir im nächsten Winter einen neuen Schiller zu erwarten?

Offenbar liegen die Wurzeln des Uebels tiefer, weniger in den Menschen als in der ganzen Richtung der Gegenwart. Früher hatte sich das gesammte „öffentliche" Leben Deutschlands um das Theater gruppirt. Hier war der einzige Ort, wo der „beschränkte" Unterthanenverstand sich durch Beifall oder Zischen aussprechen konnte. Börne's Kritik über Henriette Sontag verschaffte der Künstlerin auch „von der Oder bis zu den Alpen" Ruf und Ruhm. Wenn sich die Massen eines Volks mit vollem Eifer einer Sache widmen, müßte sie ganz von den Musen verlassen sein, sollte sie nicht adeln. Die Kunst nahm dem Leben eine andere Stelle ab, als jetzt — eine Stelle, deren Verlust Hellas noch nicht zu verschmerzen gelernt hat. Der vielbeschäftigten Gegenwart dient die Bühne nur zur Unterhaltung; vielen Zuschauern, hat man gesagt, erregt das Schauspiel eine Whistpartie. Ein solches Publikum findet sich in einem Sommertheater, im Anschauen einer Posse, sobald sie politische Anspielungen enthält, am meisten befriedigt. In den Hauptstädten verschlingt vollends die Menge der Nothwendigkeiten die wenigen flüchtigen Besuche des Theaters, die man nur bei ersten Vorstellungen vollzählig versammelt sieht. Täglich wird das Band, das sich früher „um Menschen, Götter und Heroen", in diesem Fall um das Publikum und die Künstler schlang, leiser; ob der oder jener eine Rolle spielt, erregt kaum ein vorübergehendes Interesse. Die Meinungsstreitigkeiten zwischen der ersten und zweiten Liebhaberin erregen nicht einmal mehr die Leidenschaft ihrer begeistertsten Verehrer. Der laute, rohe Beifall ist geblieben, die Theilnahme des Herzens geschwunden. Aus dieser Stellung des Lebens zur theatralischen Kunst erklärt sich ihr allmähliches Sinken. Andere, äußerliche Ursachen traten hinzu. Die Hoftheater wurden ausschließlicher, die Willkür ihrer Leiter, da die Aufsicht des Publikums nachließ, größer. Zu den schon vorhandenen Uebelständen, die in dem Deutschland, wie es ist, den Aufschwung des historischen Dramas, der einzigen Kunstform, welche die Liebe des Volks für das Theater wieder erwecken könnte, stets gehemmt, das in Wien kein Habsburger, in Berlin kein Hohenzoller, in München kein Papst auf der Bühne erscheinen darf, sind neue gekommen: die politische Ueberwachung in viel schlimmerer Bedeutung, als sie ehemals von der Genior geübt wurde, die Zerklüftung und Zerspaltung der Nation in Großdeutsche und Kleindeutsche. Daneben entwickelten sich die Privattheater. Leichtsinniger werden nicht die Concessionen zu Gasthäusern als zu Victoriae und Circusumtheatern ausgetheilt. Bei vielen Bühnen bieten alle, vom Director bis zum Lampenputzer herab, dieselben Garantien der Bildung. Auf ihnen frißtet ein immer nachlebendes Schauspielerproletariat ein kümmerliches Leben. Die wandernden Truppen früherer Jahre haben sicherlich mehr gelitten und sind öfter in nicht angenehme Berührung mit der Sicherheitspolizei gekommen als die Mitglieder der Sommertheater; aber ebenso gewiß beherbergten einzelne unter ihnen ein künstlerisches Ziel, den jene bis auf die Erinnerung verloren. Systematisch werden hier die „jungen" Talente in der Kunst des Mißlaunes, in Rohheit und Frechheit großgezogen. Der weite Raum ist nur vom Himmel überdacht, verhindert jede Bildung der Stimme, sie wird bester durch beständiges Schreien. Haltung und Bewegung haben ihre Anmuth ein, sie werden scharf, grell, übertrieben. Nur durch „drastisches" Spiel vermag die Mehrheit der Posse anzuziehen, nur dadurch kann man noch das Publikum zu ausgelassener Heiterkeit hinreißen. Wer andeutungen das „Spiel" eines bekannten Komikers betrachtet — jede Stadt hat einen Künstler, der seinem Vorbild in der norddeutschen Hauptstadt nacheifert — ist gewiß, ob er ihn nicht lieber in den Grenzen wissen soll, wohin seine excentrischen Künste gehören. „Der Hund des Aubry" erscheint nicht mehr auf unseren Bühnen und er war doch ein gelehriges, wohlerzogenes und muthiges Thier, dafür sind unsere Künstler Pferde, Bauchredner, Automaten und Marionetten geworden.

Es ist nur ein frommer Wunsch, daß mit der Aufhebung des Privilegiums der Hoftheater allein die classische Tragödie aufführen zu dürfen, ein besserer Geist in die Vorstadttheater hinabsteigen würde; aber es wäre damit doch ein Weg der Besserung gezeigt, eine Brücke zwischen den kaiserlichen und königlichen Tempeln der Musen — „Apollini et Musis" schrieb Friedrich II über sein Opernhaus — und den be-

denen „Vretterbuden" geschlagen. Man würde nicht immer den Prinzen Hamlet von einem Schauspieler gespielt sehen, der besser Hamlet's gemordeter Vater und nur noch ein „armer Geist" wäre, das Publikum lernte vergleichen und mit der Vergleichung auch richten. Unter den Schauspielern der zweiten Theater würde sich der Ehrgeiz regen, es ihren lebenslänglich mit Pensionsberechtigung engagirten Collegen gleichzuthun; sie würden ein edleres Ziel ihres Strebens in dem wohlgelungenen Vortrag Schiller'scher Verse als in dem vom tollen Jubel begleiteten Gesang von Gassenliedern erblicken. Damit müßte denn freilich eine Geschmacksläuterung des Publikums Hand in Hand gehen. Nicht die „Dichter" noch die Directoren, die Menge trägt an dem Unfug und Unwesen der Possen die schwerste Schuld. Die Leitung der Gegenwart ist Geld, Beute. Kein Billigdenkender kann den Theaterunternehmer schelten, der zweihundertmal dieselbe Komödie aufführt, wenn sie zweihundertmal seine Kasse füllt. In London wird ein neueinstudirtes Stück Shakspeare's die ganze Saison ohne Unterbrechung und Abwechslung gespielt. Verwerfe das Theaterpublikum nur jede ihm vorgeführte Posse, im Augenblick wird sie von den Brettern verschwinden. Aber der „Kladderadatsch" und die Posse sind die verzogenen Lieblinge dieses Geschlechts. Wie überall, muß auch hier, ehe wir den Staat bessern, die Besserung bei uns selbst anfangen.

„Doctrinars."

Mit diesem Worte, das im Grunde nur noch eine historische Bedeutung in der französischen Sprache hat, ist man jetzt bei uns, wo es sich vollständig eingebürgert hat, besonders gegen Kammermitglieder und die ganze gothaische Partei sehr freigebig.

Unter der Restauration und der Julitregierung nannte man eine politische Partei, deren hervorragendster Führer Royer-Collard, deren Streiter der Herzog von Broglie, Schwiegersohn der Frau von Staël, Charles de Rémusat, Guizot, Jaubert, Duvergier de Hauranne und Victor Cousin waren, mit diesem Namen. Eine Erklärung ihres politischen Grundsatzes hat diese Partei nie gegeben, es sollte jedem auch schwer fallen, sie festzustellen. Ihren Namen, der bei uns so viel als „unpraktische Leute", „Theoretiker" bedeutet, erhielt sie bei folgendem Vorfall. Royer-Collard hatte die ersten Jahre seiner Jugend in einem geistlichen Seminar, dem ein Oheim von ihm als Oberer vorstand, verbracht, ging dann nach St. Omer in ein anderes geistliches Lehrinstitut, wo er seine Studien vollendete und eine kurze Zeit selbst in der Mathematik unterrichtete. Im Jahre 1816 nun hielt er als Deputirter in der Kammer eine schwungvolle Rede, darin er in jener streng dogmatischen Weise, die sein ganzes Wesen charakterisirte, mit Wärme über die wahre Gesetzmäßigkeit sprach. Da rief ihm ein Abgeordneter der royalistischen Majorität mit Bezug auf die Schulen, in denen er erzogen worden, zu: „Das ist die neue Sekte der Doctrinars!" „Diese Bezeichnung", sagt Lamennais in seiner Biographie Royer-Collard's, „war und blieb nun wenn auch nicht als klare, so doch als bestimmtere Bezeichnung der von dem letztern geführten parlamentarischen Fraktion festhaftend."

Was aber hat es mit dem berühmten „Ruhebett" der Doctrin für eine Bewandtniß, daß ebenso unklare Vorstellungen wie der Divan der Hohen Pforte hervorgerufen? Der zur Partei gehörende Graf Beugnot wurde eines Tags aufgefordert, die Zahl seiner Parteigenossen anzugeben. „Sie würden", erwiderte er, „alle auf einem Ruhebett Platz finden." Dieser Scherz wurde verbreitet und bald stand in der Idee der „Gebildeten" die doctrinäre Partei als eine Versammlung von halb ariottischen, halb epikuräischen Elementen da, die nach türkischer Weise auf weichen Kissen mit untergeschlagenen Beinen saßen und sich in der harmlosesten Weise von den öffentlichen Angelegenheiten unterhielten.

Die politische Bedeutung des Wortes „Doctrinär" ist schwer zu erklären. Jeder faßt dieselbe nach Gutdünken auf. In den Augen der einen bedeutet es Rechtlichkeit und Gelehrsamkeit, in denen der andern Reaktion auf einem Princip, die vollständige Unklarheit über die realen Verhältnisse; bei den Radicalen Bescholtenheit und Thorheit. Bei der Menge nichts. Dupin pflegte von den Doctrinärs zu sagen: „Sie handeln nicht nach Regeln, sie regeln sich nach ihren Handlungen."

Berliner Briefe.

V.

Habe ich Sie jüngst nach Charlottenburg geführt und Sie rückwärts schauen lassen, so huldige ich heute dem Fortschritt. Keine Politik: ich gehe nur mit einem alten Veteranen von 1813 nach dem Kreuzberg.

Der Meister hatte Berlin seit dreißig Jahren nicht gesehen und gehofft, es wiederzufinden, wie er es verlassen. Jetzt hielt er es für ausgetauscht. „Da sehen Sie den Fortschritt" — er runzelte die Stirn — noch ehe ich „der Civilisation" hinzufügen konnte. Da wurde er ganz klug. Viele Stadt- und Vorstadttheile, die jetzt die stattlichsten Häuserreihen zeigen, kannte er nur als Sandwüsten oder im besten Falle als Kartoffeläcker und Viehtriften mit Dornengestrüpp umzäunt. „Ich freue mich", sagte er, „nicht nur auf das Monument, sondern auch auf das reizende Idyll mit den Hängenden Gärten und Ratsbergen." „Ach", erwiderte ich, „Verehrter, tun Sie um Gottes willen nicht so! Die Ratsberge sind verschwunden und die Hängenden Gärten der Gebrüder Gericke dazu! Statt ihrer wurzelt jetzt tief und fest in der Erde ein Hain mit den stattlichen Villen der Leute, die auf einen grünen Zweig bei ihren Spekulationen kamen, den die Gebrüder Gericke niemals erreichten. Und doch verdanken wir es ihnen, daß der Kreuzberg, der von der Höhe herab die grünen Gestelder so drückte durch Gartenanlagen in Reben geschlagen ist."

Auf dem Kreuzberg, dem einzigen Höhepunkt in der Nähe Berlins, ließ Friedrich Wilhelm III. 1821 das bekannte Siegesdenkmal in Form einer Spitzsäule nach einem Schinkel'schen Entwurf aufstellen. Mein alter Vater zog seinen Hut vor den alten Helden der Befreiungskriege ab, als er sich aber umwandte, welch ein Anblick! Die untergehende Sonne warf ihren letzten Strahlenglanz über die Landschaft und vergoldete die Thürme und Zinnen der in ihrer Herrlichkeit sich fast drei Meilen im Umkreise ausdehnenden Residenz.

Das Auge durchmißt begierig die geringen Hügelwellen der weiten Ebene, die Felder und Gärten, die sich zwischen dem Vordergrunde und dem Häusermeer lagern, um in diesen einzudringen. Berlin kann sich nicht alter Kirchthürme rühmen; es liegt, von hier aus gesehen, in einer Durchschnittslinie von geringer Vertiefung, nicht durch eine amphitheatralische Erhebung, die Stadt imponirt nur durch die Masse, die sie darbietet. Berlin ist eine aufwachsende Jungfrau, die immer neue Schönheiten entfaltet. Es ist interessant, wenn man aus den alten Chroniken erfährt, daß, als Albrecht der Bär sich 1163 hier niederließ, er nur wendische Fischerhütten an den Ufern der Spree fand. Die erste Urkunde spricht von einer Stadt „Alt-Köln", sie führte diesen Namen von den Kellen (Prähmen), auf welchen die von Albrecht bedrängten Wenden zwischen Stralau und Treptow ihre Häuser aufbauten; erst später tritt auf dem entgegengesetzten Ufer ein zweites Stadtthor unter dem Namen „Berlin" auf. Beide Theile zählten kaum 12000 Einwohner, deren Zahl nach dem Morden des Pest (1538) bis 8000, zur Zeit des Westfälischen Friedens auf 6000 gesunken war. Der Name entspringt nicht, wie es irrthümlich angenommen, von Albrecht dem Bären, sondern aus der wendischen Sprache, die eine deutsche und romanische Gegend „Berlin" nennt.

Von den 20 Thürmen, die man vom Kreuzberg aus zählen kann, ist jener der Nikolaikirche der älteste. Dem Auge fallen gleich in erster Reihe die basilikenartigen Gebäudemassen mit ihren schlanken Minareth auf, nur wird von ihnen nicht zum Gebet gerufen, der aufsteigende Dampf verkündet, daß mit Maschinenkraft das Heil der Menschheit nicht im Gebet allein, sondern auch in der Arbeit ruhen soll. Das unermüdete und arbeitsame Berlin ist es, das immer von neuem imponirt. Jene Gewerbehöfe der Rosenthaler und der Potsdamer, letzteren trapezartig aus der Linie hervor — bei nächtlicher Rundschau sieht man in weithin flammenden Lettern die Inschrift der Englischen Compagnie, das Frankfurterthor dahinlaufenden Locomotiven. Ein blauer Streifen zieht den Strom, an dessen Ufer Hämmer und Räder ineinandergreifen und eine gleiche industrielle Thätigkeit nach innen, auf den Wellen aber ziehen Lastschiffe, Schwer beladen, ihre Kurven und belecken das Gesammtbild in charakteristischer Weise. Am überraschendsten und gefälligsten wirken die um die Stadt herumlaufenden, mit Bäumen bepflanzten Ufer des schiffbar gemachten Landwehrcanals. Noch vor zwanzig Jahren schlich an der Südseite Berlins, wo die Spree in die Stadt tritt, einen tiefen Schritt von derselben, die Stadtmauer dicht umziehend und sich endlich durch den Thiergarten windend, der schmutzige vom Volk mit dem spöttischen Namen „Schafgraben" belegte schmutzige Wasserstreifen hin. Selbst Lenne, der große Gartenkünstler, hatte sich vergeblich bemüht, dies Wasser fließend zu machen. Gift war der immer fühlbarer werdende Uebelstand, daß die Frachtschiffer, die Berlin passirten, keine freie Communicationsstraße hatten und oft wochenlang hier an den Schleusen feiern, weil die aufgehäuften Schutt ihnen den Weg versperrten, bevor, trotz der ungeheuren Kostenaufwendung, Friedrich Wilhelm IV. den Schiffgraben in einen schiffbaren Kanal umgestalten, damit er alle nicht für Berlin gelandeten Güter außerhalb der städtischen Mauer nach einer Fahrt von drei Stunden an die Mündung der Spree unterm Charlottenburg zu weiterm ungehemmten Wasserweg führe. Der König der Romantik diente so einmal dem „schönen" Materialismus, dem „Nutzen" Staat.

Andererseits ziehen sie nach allen Seiten ins Land sich ausdehnenden Eisenbahnen neue Stadtviertel hervor, der Anhaltische, Hamburger, Stettiner, Nördlich, Märkische Bahnhof, alle boten ein neues reiches Leben geschaffen und Gütern die materiellen wie die geistigen Interessen. Das Königreich seit 1815 Friedrich Wilhelm IV. den Grundstein zu dem Diakonissenhause Bethanien legte, ist jetzt ein vollständig bebauter Stadttheil, der auch eine neue katholische Kirche, die St. Michaelskirche, aufzuweisen hat. Nun mit Schinkel für Berlin eine neue Aera architektonischer Schöpfungen angegangen ist, der selbst für naturalistische Zwecke gefällige Formen hervorrief, das Bewerben nicht nur die Kasernenhäuser, sondern auch die noch im Bau begriffenen Cavalleriestall- und Gartenetablissements, die sich auf den Hauptstraßen vor allen Thoren und am Kanal entlang zeigen, auch da, wo noch vor zehn Jahren Nichts als Sandhügel im dürren Sand verlorene Kiefern sich Berlin zog über 200000 Einwohner und hat einen Flächeninhalt von 2000 Morgen und absorbirten Vororten. Städtische Bauten haben, bis im Dorfheim 18 [illegible] 1000 Fremde hier aufhalten.

Aber dem einen gefällt die Stadt vom anderen der Thurm, der Maler sieht dabei, daß alle Berlin in der weitesten Sphäre und interessant gewesen. Man kennt das Interesse nicht für „Jahr Bauten" und die unvergessenen Reichsgrafen erlogen.

Die Kindergarten in England.

Seit ungefähr einem Dutzend von Jahren hat sich das Fröbel'sche Erziehungssystem nach London und von da nach Manchester verbreitet. Während

es auf deutschem Boden, durch Mißverständnisse mancherlei Art, noch immer Anfeindungen erfuhr, blühte es dort zu schnellem Gedeihen unter der Leitung von Johannes Ronge und seiner Gattin, einer talentvollen Frau — die vor kurzem in Frankfurt am Main, leider zu früh! gestorben — empor. Jede Anstrengung wurde gemacht, die Aufmerksamkeit der Engländer darauf hinzuleiten und ihnen das System von seiner glänzendsten Seite zu zeigen. Man nahm in London alle Kinder ohne Unterschied gleichviel, ob reich, ob arm, nur um die Sache bekannt zu machen, auf. Ronge hielt zugleich Vorträge für diejenigen, welche das System theoretisch kennen zu lernen wünschten. Zur Erläuterung der praktischen Seite der Sache stand ihm Fräulein Marie Pölte, eine in Hamburg bei Frau Fröbel ausgebildete junge Dame, zur Seite; die öffentlichen Blätter sprachen davon, eine Weihnachtsausstellung folgte und die Engländer eilten, diese neue Methode und ihre Resultate kennen zu lernen. Auch in Manchester krönte ein gleicher Erfolg die Bemühungen Ronge's und seiner Gattin, besonders waren es dort die reichen deutschen Kaufleute, welche dem System gewonnen wurden und ihre Kinder sandten, sodaß die finanzielle Lage der am Kindergarten Betheiligten eine bessere wurde.

Der Umschwung der politischen Dinge rief das Ronge'sche Ehepaar nach Deutschland zurück und ein Herr Hoffmann übernahm die Leitung des Kindergartens in London. In der großen Weltausstellung des vergangenen Jahres wurde der Fröbel'sche Kindergarten durch eine Ausstellung der von den Kindern angefertigten Arbeiten vertreten. Diese Ausstellung zeigt die Resultate der durch die Fröbel'sche Methode erzeugten Fertigkeiten der kleinen Kinderhände von ihrer glänzendsten Seite. Erfolge, wie kein Kindergarten des Continents sie bis dahin aufzuweisen hatte. Namentlich wird in dem londoner Kindergarten das Modelliren geübt. Aus Guttapercha waren von den kleinen Zöglingen Hände, Füße, Arme im Duodezformat modellirt, wie sie eben nur die kleinsten Finger darstellen können. Modelliren ist aber die Mutter aller Zeichenkunst und Bildhauerarbeiten. Nichts dient mehr zur Uebung des Auges in der Auffassung der Außenwelt. Außer diesem Nutzen ist noch das Vergnügen in Betracht zu ziehen, welches das Kind empfindet, wenn es mit seiner Hand einen Gegenstand geschaffen hat. Es bedarf dabei keines Instruments, sein Auge muß nur sehen und die Hand nachbilden, es ist darum die naturlichste und angemessenste Beschäftigung für die Jugend, und wünschenswerth wäre es, sie in allen Kindergärten einzuführen, sowie es allen Familien, welche ihre Kinder nicht dahin senden wollen, anzurathen ist, die Unterweisung darin von einer Kindergärtnerin durch Privatstunden ertheilen zu lassen.

Täglich wird das gebildete Publikum mehr von seinem Irrthum zurückkommen, die Kinderbewahranstalt mit dem Fröbel'schen Kindergarten zu verwechseln; die erstere, so wohlthätig für die Armuth, beschützt und behütet das Kind, während die Mutter ihrem Erwerbe nachgeht; der letztere ist ein Institut für höhere Bildung und Gesittung, das nach den Ideen Rousseau's und Fourier's das Glück des Menschen in die Entwickelung der ihm angeborenen Talente setzt und eine ihm gemäße Beschäftigung als die große Triebfeder aller seiner Tugenden hinstellt. Gustav Scheve sagt in seinen „Phrenologischen Reisebildern" in Bezug auf die Fröbel'schen Kindergärten, daß die ersten Jahre des Lebens den Charakter des Menschen bestimmen; dasselbe behauptet im Grunde das alte deutsche Sprichwort: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr." Hätte Dr. Edmund Höfer die Praxis der Kindergärten aus eigener Anschauung gekannt, so würde er in seinem sonst trefflichen Aufsatze, den er in den „Hausblättern" über dies Thema veröffentlicht, der häuslichen Erziehung nicht so unbedingt den Vorzug gegeben haben. Die Mütter der Gegenwart sind nur in Ausnahmefällen geneigt, sich ihren Kindern mit jener Aufopferung zu widmen, welche die erste Erziehung erfordert. Das unruhige Haschen nach Vergnügungen, das Gehen und Kommen von Besuchen läßt wie oft! die stille Einkehr nicht zu, welche die Selbsterziehung erfordert, die jener vorhergehen muß, die man dem andern gewähren will. Denn Ruhe des Gemüths, Selbstbeherrschung, eine sanfte Stimme, ein freundliches Wesen thun dem Kinde wohl und wirken wie frischer Thau auf sein Gemüth.

Das Märchen von den sieben Raben.

Auf der großen Gewölbeausstellung zu München im Sommer 1858 erregten die Skizzen Schwind's zu dem alten Volksmärchen „Von den sieben Raben" einen fast allgemeinen Beifall. Das Wunderliche und Liebliche der Geschichte hatte der Künstler glücklich zu treffen gewußt, die Naivetät des Ganzen kannte einen und den andern gezwungenen Zug in diesen aneinander gereihten Bildern vergessen lassen. Sie sind es denn gewesen, die auch die Theilnahme der Dichter diesem Stoff wieder zugewendet haben. Zwei poetische Bearbeitungen desselben liegen uns vor: „Die sieben Raben", ein Gedicht von Luise Pläumicke (München, Kleinschmann, 1862), und „Das Märchen von den sieben Raben" vom Ludwig Bürk (Leipzig, O. Wigand, 1863), in geschmackvoller Ausstattung, mit artigen Vignetten und Initialen. Am Schlichtesten und Einfachsten klingt und die Darstellung von Bürk an; dieselbe in den sieben Abschnitten ihr gleichbleibender Versform, der epische Ton erwecken eine Märchenstimmung, die niemals durch das Hervortreten des Dichters gestört wird. Die Dichtung von Luise Pläumicke ist breiter angelegt. Schilderungen des Waldes, der Birke, der Linde, des Königsschlosses und der Hexe müssen den wenig ergiebigen Stoff erweitern helfen. Im allgemeinen empfehlen sich beide Dichtungen zu angenehmer und gefälliger Lectüre.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Erster Band. **Nr. 19.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Im Bade. Eine Novelle von Louise Otto. VI. VII. — Der Abend der Gegenwart. Ein Skizzenblatt von Günther von Freiberg. II. — Das Diamanthalsband. Eine Criminalgeschichte. Von Julian Hagen. II. — Das Gericht und die Prediger. Von G. H. — Der Mensch und sein Schädel. — Ein Abschied. Von Emil Rud. — Feuilleton: Vom deutschen Theater. II. — „Zur Gesundheit." — Briefe aus der Kaiserstadt. V. — Julius Mosen und Otto Ludwig.

Im Bade.

Eine Novelle von Louise Otto.

VI.

Am folgenden Tage war das ganze Städtchen in Aufregung. Ein Ereigniß, wie man es hier noch nicht erlebt, ging von Mund zu Mund: Die Rappen-Anna ist mit Leon Sander davongegangen!

Kaum konnte man das glauben von der sittsamen Anna! Ja das Vergehen beider durfte um so weniger eine Entschuldigung finden, als man voraussetzen konnte, daß, wenn Sander, „der Wohlthäter der Stadt", sich ehrlich um Anna beworben hätte, sie ihm gewiß nicht versagt worden wäre. Wußte man doch ohnehin von der Mutter, daß ihr das Glück ihres Kindes vor allem am Herzen lag und daß sie zuletzt gewiß den Bitten desselben würde nachgegeben und selbst ihre Lieblingspläne zum Opfer gebracht haben. Da nun Sander aber das Mädchen entführt, so war es klar, daß er keine „reellen Absichten" hatte und daß nun Anna's Ruf für immer zerstört war.

Nach jener verhängnißvollen Morgenunterredung im Garten war Anna in ihr Oberstübchen, in dem sie allein schlief und in das sie sich zurückzog, wenn sie etwas zu thun hatte, das sie in der Wohn- und Wirthsstube nicht vernehmen konnte, gegangen und hatte die Mutter, die gegen Mittag nach ihr sah, gebeten, sie nur heute darin und mit sich allein zu lassen, damit sie sich ausweinen könne und weder der Vater noch irgendjemand „aus der Apotheke" sie in dieser Aufregung sehe, in der sie ja doch keinen vernünftigen Entschluß fassen könne. Die Mutter hatte sie gewähren lassen, und als sie am Abend noch einmal nach ihr sah, erschien sie ihr schon gefaßter, sodaß sich die betrübte Mutter den besten Hoffnungen hingab — daß jedermann, dem es zuerst begegnet, an einer Liebestäuschung zu sterben glaubt und dann doch auch den bittersten Schmerz überlebt — das wußte die erfahrene Frau und tröstete sich damit, wenn ihr auch darum alles, was jetzt geschah, nicht weniger zu Herzen ging.

Aber als sie am andern Morgen lange vergeblich auf Anna's Erscheinen gewartet hatte, ging sie hinauf, um nach ihr zu sehen. Das Zimmer war unverschlossen, daß sie gleich eintrat; aber Anna war nicht darin — ihr Bett schien unberührt. Von einem jähen Schreck getroffen, rief die Mutter vergeblich Anna's Namen durch das ganze Haus. Noch hatte sie Geistesgegenwart genug, ihren Mann und alle Hausbewohner nur zu fragen, ob sie Anna gesehen; und da es

iſt! Ich blaſ' Euch die Lichter aus, mach' Euch den Fußboden ſo glatt, daß Ihr hinſtürzt, ich werf' Euch die Fenſter ein —

Jeffry (fällt über ihn her).

Du ſchlechter Burſch! (Schlägt ihn.)

Eliza (dazwiſchen).

Wollt Ihr wohl!

Thompſon (tritt heiter herein).

Was giebt es denn hier? Was liegen da für Briefe auf der Erde? Hebt ſie auf!

Jeffry (wütend).

Toms!

Cäſar (lacht übermäßig).

Da kannſt Du lange rufen.

Eliza (will ſie aufheben).

Ihr böſen Buben.

Thompſon (hält ſie zurück).

Laß ſie! Hebt mir Alles auf!

Cäſar und **Jeffry** (thun es murrend).

Thompſon

(ſieht die Briefe an und lieſt die Aufſchriften).

„An den jungen Lord Pembroke.“ „An Sir William

jedermann vermeinte, eilte sie nach dem Hause, wo Leon Sander gewohnt hatte, in der Meinung, ihn zu finden; er sollte sie an ihren Lieblingsplätzen in der Umgegend suchen, ehe ein Unglück geschehe, wie sie sich in banger Ahnung sagte. Sie hoffte, sich bei ihm einschleichen zu können, ohne von der Hausbesitzerin gesehen zu werden. Aber diese rief ihr schon von weitem entgegen: „Nicht wahr, das ist doch das Best, was geschehen konnte, daß er fort ist? Ich hab' ihm noch selbst zugeredet, abzureisen, obwol's zu meinem eigenen Nachtheil war —"

„Abzureisen!" Und wie die unglückliche Mutter starr vor Schreck noch mehr fragte und hörte, da kam ihr selbst der Argwohn zuerst: So sind sie zusammen fort!

Außer sich, eilte sie wieder nach Hause. Dort wunderte man sich schon mehr und mehr über Anna's Verschwinden. Bald ließ es sich vor niemand mehr verbergen: sie war fort und Sander war auch fort — und was man einmal hier in einem Hause muthmaßen mußte, das muthmaßte man nicht nur bald in der ganzen Stadt — man nahm es als unumstößliche Gewißheit an.

In der Apotheke brachte diese Neuigkeit die verschiedensten Wirkungen hervor. Der getäuschte Bräutigam, der bei der entwichenen Braut nur das Nachsehen hatte, reiste auf der Stelle ab, um den lächelnden oder bedauernden Mienen der Kleinstädter zu entgehen, und schwur natürlich gegen jedermann, daß er diesen Schimpf fürchterlich rächen werde. Der Apotheker und seine Frau häuften Hohn und Schmach auf den ganzen Gasthof und seine Bewohner und die alte Feindschaft ward schlimmer, als sie je gewesen. Am meisten aber war Gertrud von der Nachricht betroffen. Zwar als sie Leon's Zeilen empfing, schwankte sie einen Augenblick — vielleicht war er doch nur gegangen, weil sie es ihm geraten — nur um ihrer Liebe willen — vielleicht war Anna nur allein fortgelaufen — oder hatte sich gar ein Leids angethan — aber es traten doch wieder alle Anzeichen zu, die Behauptung der andern zu rechtfertigen, daß Sander Anna entführt. So liebte er sie doch und Gertrud war die Betrogene! Betrogen von der Freundin, betrogen von dem Freund, der ihrem Herzen noch mehr war; betrogen von ihrem eigenen Herzen, seinem Hoffen und seinem Ahnen! Ja, und was sie am meisten beschämte und erbitterte: sie selbst hatte ihn in dem Verdacht der Flucht bestärkt, sie selbst hatte ihm diesen Rath gegeben — wie würde er nun mit Anna über sie lächeln, sie verspotten oder bedauern — sie wußte nicht, was ihr das Härtere war.

Der Rappenwirth war über die Flucht seiner Tochter und das Stadtgeschwätz, das sich daran knüpfte, diese Angriffe auf den so lange ehrenhaft behaupteten Ruf seines Hauses und aller seiner Angehörigen so erbittert, daß er nun auch erklärte, er wolle gar nichts mehr von der ungerathenen Dirne wissen, und selbst wenn sie wiederkehre, werde er ihr das Haus verschließen. Die Mutterliebe ließ natürlich im Herzen seiner Frau keine solche Härte aufkommen. Sie gab heimlich mehr als einem ihrer Bekannten Auftrag, nach ihrer Anna zu forschen, und jeden Boten, jeden Fremden, der im „Rappen" einkehrte, suchte sie auszuforschen, ob sie so nicht eine Spur von Anna entdecke. An Sander schrieb sie, so gut es gehen wollte, einen herzzerreißenden Brief, beschwor ihn, ihre Tochter nicht noch mehr in Schande und Elend zu stürzen, legte einen Brief an diese selbst mit bei, in dem sie ihr Verzeihung zusicherte, wenn sie wieder zurückkehre, ja sie nur ihren Aufenthalt und alles, was sie inzwischen erlebt, wissen lasse. Diese Briefe wurden den Sachen beigefügt, die Sander's Wirthin zur Beförderung auf die nächste Eisenbahnstation übernommen hatte, wo sie dann Sander wollte abholen lassen.

Aber Tage, Wochen, Monate vergingen — es kam keine Nachricht über die Tochter oder von ihr, keine Antwort weder von ihr, noch von Sander.

Endlich, da es schon Herbst geworden, kam ein Brief von ihm. Er athmete ebenso viel Theilnahme über Anna's Verschwinden als Entrüstung, daß man ihn für fähig gehalten, sie zu entführen. Er betheuerte hoch und heilig, daß er stets nur Freundschaft für sie, und zwar im gleichen Grade wie für Gertrud, empfunden und daß er vollkommen unschuldig daran sei, wenn sie aus Liebe zu ihm irgendeinen unüberlegten oder gar verzweifelten Schritt gethan. Er selbst habe nach seiner Entfernung sich längere Zeit auf der Wanderschaft umhergetrieben und sei erst jetzt, in seinen Wohnort zurückgekehrt, in den Besitz seiner Sachen und dieser Briefe gelangt.

Alles, was Sander schrieb, athmete die Sprache der Wahrheit, und die Mutter, nun zwar nicht mehr an der Unschuld ihrer Tochter zweifelnd, kehrte wieder zu ihrer ersten, schrecklichen Muthmaßung zurück, daß sie sich ein Leids angethan,

vielleicht in dem zwar nicht breiten, aber um so tieferen Fluß begraben läge — vielleicht ganz nahe, wo eine verhängnisvolle Stelle war, an der erst das Frühjahr schon manche Leiche aufgewühlt hatte — oder die Wellen hatten sie schon in jener unseligen Nacht fortgetragen in den großen Strom, mit ihm weiter und weiter zu schaukeln in das unendliche Meer.

Ein neuer Jammer für die Mutter! Aber der Vater zerriß mit erneuter Wuth Sander's Brief und verfluchte seine Frau, daß sie den Worten eines — Schriftlers glauben könne. Sie hatten ja immer nur den Kopf voll Lügen und Phantastereien, und die gewandteren unter ihnen verstanden eine nur erdichtete Geschichte so nach dem Leben vorzutragen, daß man glauben könne, sie sei wahr. Wer weiß, ist er nicht des Mädchens schon überdrüssig, habe sie schon wieder verlassen und wolle sich nun damit am bequemsten vor allen Vorwürfen, jedem Versuch, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, schützen, daß er sich so unwissend über ihr Schicksal stelle.

So blieben alle in Ungewißheit um Anna's Geschick, und was sich davon durch die erneute Aufregung der Rappenwirthin im Städtchen herumsprach, das, wußte man kaum, war es nun schlimmer oder besser als der erste Verdacht? Entweder war sie entführt oder einem Ungetreuen nachgelaufen — oder sie hatte sich das Leben genommen — in jeder von diesen Möglichkeiten lag etwas Entehrendes, das niemand mit milden Augen richten wollte.

VII.

Leon Sander hatte die einfache Wahrheit geschrieben. In der Ueberzeugung, es sei das Beste und zugleich das Klügste, was er thun könne, war er abgereist, und da er sich einmal vorgenommen, in seinen Wohnort nicht früher als mit dem Herbst wieder zurückzukehren, so hatte er eine Wanderung weiter ins Gebirge daran gelangt und war zuletzt der Gast eines frühern Studienfreundes geworden, den er unverhofft als Besitzer eines Landguts wiedergefunden. Dasselbe lag aber schon jenseit der Grenze, ziemlich weit von Anna's Heimat entfernt, sodaß dort für viele Sander's Spur schon längst verloren war. Er suchte die kleine Idylle zu vergessen, und wenn seine heitern Erinnerungen daran wiederkehrten, dachte er den letzten bittern Beigeschmack derselben hinwegzulächeln, indem er sich freute, noch zur rechten Zeit gegangen zu sein. Er zweifelte nicht, daß nach seiner Entfernung dort gewiß wieder alles in das alte Gleis gekommen sei und jede sorglos einer neuen, heitern Gegenwart.

Als er nun bei seiner Heimkehr erst den Brief der Rappenwirthin bei seinen Sachen fand, da ward er freilich von einem jähen Schreck erfaßt und von tiefem Mitleid ergriffen für das arme Mädchen, die noch ärmere Mutter. Aber wie er dem Geschehenen weiter nachdachte, da ging dies Mitleid unter in dem Aerger über den ungerechten Verdacht, der ihn hatte treffen können — er wüthete über den unglücklichen Zufall, zürnte über die Thorheit Anna's, durch die er der Gegenstand einer Stadtklatscherei, eines allgemeinen Skandals geworden war. Mochte mit ihr geschehen sein was da wollte — sie war das Opfer ihrer eigenen Schwachheit — er hatte ihr nie sein Herz gegeben, nie das übrige gefordert; er war nie in einem andern Verkehr mit ihr als mit Gerstand gewesen, nie in einem andern, als den ihre Aeltern ihr gestatteten — und so verstummte sein Gewissen vor diesen Argumenten. Nachdem er den Brief der unglücklichen Mutter beantwortet, warf er ihn in seinen Papierkorb und suchte in Arbeiten und Zerstreuungen diesen ganzen unglücklichen Handel zu vergessen.

Das ward ihm um so leichter, als er in einer jungen Malerin, Aloïse Richer, ein Wesen gefunden hatte, das bald alle seine Gedanken und Empfindungen in Anspruch nahm. Die junge Künstlerin war von Verwandten an eine ihm befreundete Familie empfohlen und weilte, von einer Kunstreise aus Rom zurückkommend, selbständig, aber unter dem Schutze jener Familie bei derselben, um in der Hauptstadt weitere Kunststudien zu machen. Es konnte nicht fehlen, daß die in jeder Beziehung interessante Künstlerin den Schriftsteller anzog, der sich bald bemühte, ihr jeden Dienst auf ihrem Berufsweg zu leisten, zu dem seine Stellung ihn befähigte. Es konnte auch nicht fehlen, daß der künstlerische Wechselverkehr beider, der sie immermehr und mehr sympathisch zueinander zog, bald zu einer Annäherung der Herzen führte, die, um auch vor der Welt ihr Verhältnis zu sanctionieren, zu einer öffentlichen Verlobung ward.

Aloïse war unabhängig und konnte frei über ihre Hand verfügen; darum theilte sie auch erst, nachdem der entscheidende Schritt geschehen war, ihn sowol ihren entfernten Verwandten als ihrer innigen Freundin, der Doctorin Lonius, mit.

Wie staunte sie über die Antwort derselben! Das war kein Glückwunsch, wie ihn eine glück-

liche Braut von einer glücklichen Gattin erwarten konnte —: es war eine Warnung zum vorsichtigen Prüfen und nähern Kennenlernen. Endlich war noch die Bemerkung hingeworfen: „Hättest du ihn mit mir zu gleicher Zeit und unter den gleichen Verhältnissen kennen gelernt, du würdest dich nicht so schnell einem Manne vertrauen, der nur mit Mädchenherzen spielt, um sie für ihr ganzes Leben unglücklich zu machen!"

Wie hätte Aloise Leon lieben können, wenn sie dieser Warnung so ohne weiteres geglaubt hätte! Zurückweisend schrieb sie das der Freundin, aber nun hielt sich diese für verpflichtet, ihr zu erzählen, daß sie ihn im vorigen Jahre im Gebirge habe kennen gelernt, wo er mit zwei hübschen Ortsbewohnerinnen in einem ziemlich leichtfertigen Verhältniß gelebt, das mit der Entführung der einen geendet habe — wie es schiene, sei er der Geliebten bald wieder untreu geworden.

Jetzt mußte Aloise Gewißheit von Leon selbst haben und sei es nur, um die Freundin mit Thatsachen widerlegen zu können oder um nicht selbst die fruhern Rechte einer andern zu rauben.

Sobald Leon wieder zu ihr kam, gab sie ihm diese Briefe.

Kreilich brauste er erst heftig auf, schalt, daß sie ihn dadurch zur Verantwortung ziehen wolle, klagte über ihren Mangel an Vertrauen, über die weibliche Schwatzhaftigkeit und das weibliche Mistrauen —, aber als er sie dadurch zum Weinen gebracht statt zum Wiederzürnen, als sie ihn, um Vergebung flehend, zu beruhigen suchte, statt daß er dies hätte thun sollen: da kußte er doch wieder ihre Thränen hinweg und sühnte die Schuld dieses Augenblicks durch ein offenes Geständniß.

Wie sehr auch der Schein gegen ihn war, sie glaubte ihm und seinen Worten und vergab. Was konnte er dafür, daß ihn die Mädchen liebten, denen er aus der Fülle seines Geistes mit heiterm Sinn verschwenderisch mitgetheilt? Aber eben darum war sie um Anna's Schicksal tief bekümmert — sie versetzte sich in ihre Lage: hätte man sie zwingen wollen, mit der Liebe zu Leon im Herzen einem ungeliebten, rohen Mann ihre Hand zu reichen, ja hätte sie entdeckt, daß Leon sie nicht wieder liebe und nun von allen Seiten vielleicht nichts auf sie warte als Spott und Hohn — sie wäre auch davongelaufen. Ja — aber wohin denn? Aus dem Leben? — Oder aus der Heimat? In das fremde Jenseits oder in die fremde Welt? Dort ein Vergehen und hier ein ewiger Kampf.

Anna's Bild stand trotz allen erneuten Liebesschwüren wie ein unheimliches Gespenst zwischen beiden.

Aloise beharrte darauf, neue Nachforschungen nach ihr anzustellen — wenn sie noch lebe, so, fühlte Aloise, sei es ihre und Leon's Pflicht, sich der Verirrten anzunehmen — vor allem aber lag es der stolzen Braut am Herzen, auch in jenem abgelegenen Gebirgswinkel den Ruf ihres Bräutigams wiederherzustellen.

Tag und Nacht sann sie auf Mittel, wie das wol möglich wäre.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Der Rubens der Gegenwart.

Ein Skizzenblatt von Günther von Freiberg.

II.

Bei dem „Lucifer auf Golgatha" ist die Empfindung ätherischer gehalten als bei dem „Patroklus", denn wir haben überirdische Geschöpfe vor uns; die Schatten sind von Zinnober, wol hier und da von Lazurfarben durchwärmt, während hier die Töne dunkler, entschiedener, irdischer gehalten sind. Wir sehen die bronzefarbenen Krieger und den bräunlichen Helden Menelaus, den mächtigen Ajax. Klassisch und plastisch wie die unsterblichen Hexameter selbst ist das Bild gedacht und ausgeführt. Eine tragische, düstere Gewalt, der furchtbare Ernst des Krieges sind seine Elemente. Nicht mehr der fieberhafte Vortrag des modernen, hitzigen Pinsels, antike Stärke und Gesundheit erquicken uns daran. Der grenzenlose Schmerz der Achäer, der Ungestüm der Trojaner ist auf das erschütterndste wiedergegeben. Noch ist der Sieg unentschieden; beide Parteien ringen um den entseelten Patroklus:

— — auf wenigem Raume den Leichnam
Zogen sie hin und her; denn fest vertrauten die Männer
Trojas, weg ihn zu führen gen Ilios, doch die Achäer
In den gebogenen Schiffen.

Dieses feste Vertrauen spricht mit erhabener Zuversicht aus dem nach oben gewendeten Blick des Menelaus. Bald schleppt er die Leiche davon; beinahe ist es ihm gelungen, sich ihrer vollständig zu bemächtigen; doch von der andern Seite her zerren die wüthenden Feinde, wie auch die Getreuen ihre Schilde um den Hingesunkenen thürmen, wie sie auch die Reihen derjenigen lichten, die da geschworen haben, „den Geschleiften vor die trojanischen Hunde zu werfen", denn so gebot es der strahlende Hektor.

Auf die Details dieses Meisterwerks einzugehen, würde zu weit führen, da es nur der Zweck dieser Skizze ist, die Vielseitigkeit des absonderlichen Meisters zu schildern.

Das Gegenstück zum „Patroklus" bildet „Die Homerische Schlacht". Wir haben ein Blutbad vor Augen. Venus schwingt sich aus den Wolken herab und hält der rasenden Bellona in den Arm. Dies Gemälde reiht sich würdig an das eben genannte, aber es gehört nicht zu den unvergeßlichen Werken des Ateliers, die uns unbedingt ergreifen. Die Farbe ist voll Klarheit und Wärme. Unglaubliches leistet auch hier die Virtuosität des Künstlers. Da liegt ein abgeschlagenes Haupt über das Schlachtfeld dahin, gerade mit der Stirn die Erde berührend, der Kopf steht Kopf.

Erfrischen wir jetzt die angestrengten Augen an den herrlichen Genrestücken. Ihre Perle dürfte „Die Schmiede des Vulcan" sein. Hätten van Dyck und Giorgione ein Bild gemeinschaftlich gemalt, diese Glut und Zartheit, diesen Schmelz würde es haben. Welch eine Aufgabe war in Bezug der verschiedenen Beleuchtungen auf dieser Einen Leinwand zu lösen! Dem Hintergrunde zugedrängt, inmitten der rothen Flammen, die Cyklopen in voller Arbeit. Im Vordergrunde Vulcan vor dem Amboß; charakteristisch ist seine Verdrossenheit der schönsten Göttin gegenüber. Der kleine Amor steht schmollend vor seinem unzugänglichen Vater, den Frau Venus um eine Gunst zu bitten scheint, denn sie will ihn bethören, einmal durch den Anblick ihrer Schönheit, dann durch die reizende Schar ihrer Nymphen, die in blinkenden Schalen den Nektar darbieten und Pomona's Früchte verschwenderisch über den Boden ausschütten. In diesen schlanken Frauengestalten ist alles Licht und Schimmer, kein Schatten, nur Reflex, und doch vollste Rundung, Natur und Wahrheit. Da sind Blondinen mit bläulichen Lufttönen in den zarten Uebergängen ihrer Hautfarbe; Brünetten, deren schwarze Locken einen rubinrothen Streifen auf ihre vollen Schultern werfen; Amoretten aus Rosenglut und Schnee gewoben. Alles ist da, was das Auge wünscht, was Seele und Sinne begehren! Wie ein feuchtender Blumenstrauß duftet es uns entgegen.

„Zwei junge Mädchen." Dieser Titel steht auf dem Goldrahmen eines andern Gemäldes. Aber woher zwei junge Mädchen, da wir nur eins erblicken? Dies eine ist ein schönes, halb entkleidetes Modell mit blondem, blumengeschmücktem Haar und mit blütenfeuchten Rosenlippen. Neben ihm steht eine Staffelei, eine Palette hängt daran. Wo ist nur das zweite Mädchen? Der Hintergrund des Bildes ist dunkel gehalten, den zarten Körperbau um so blendender hervortreten zu lassen. Welch wunderlicher und grotesker Einfall! Die Reizende betrachtet ein Gerippe, an dessen kahlem Schädel ein Zettel mit der Inschrift befestigt ist: „La belle Rosine." Dies grausige Skelett war einst ein so holdes Mädchen wie die Nachdenkliche, die jetzt rosenbekränzt vor ihm steht. „Es ist wahr, aber es ist unmöglich", scheint dieser naive Mund zu lächeln, und innerlich ist sie überzeugt, daß sie ewig jung und ewig schön bleiben wird.

„Die Toilette." Wiederum eine Frauengestalt von größtem Liebreiz; sie wendet dem Beschauer den blendendweißen Nacken zu und betrachtet ihr Profil in einem Handspiegel, wie ihn die Venetianer zu brauchen pflegen. Uns fallen bei dem Schwanenhals, dem hellen Silberblond des Haars die helle Donne des Tizian und Palma ein.

„Das Mädchen hinter dem Vorhang" ist eins der originellsten und keckſten Magnifice des Meisters. Durch eine handbreite Spalte erblicken wir die feurige Brunette, die aufgeweckt durch die rothleidene Portière blickt. Sie ist fast ganz verhüllt und doch dem Blick deutlich preisgegeben. Es ist dies eben ein Kunststück, das man sehen, aber nicht beschreiben muß.

„Der Unterricht der jungen Hexe." Ein tolles Bild, das an Reiz, Ironie und Gewandtheit seinesgleichen sucht. Die Alte mit dem Galgengesicht und die Junge mit verbundenen Augen und dem jugendlich schönen nackten Körper sind echte Blocksberggestalten, würdige Tänzerinnen in der Walpurgisnacht. Doctor Faust würde gern mit dem Hexlein bei Vollmondschein tanzen und Junker Roland den Takt mit dem Pferdefuß dazu schlagen. Nun eben darum! Weil sie große Lust verspürt, dem Hexensabbat beizuwohnen, läßt sie sich von der Alten mit der Galgenphysiognomie in die Hexenmysterien einweihen und reitet fürs erste zur Uebung auf einem Besenstiel. Das Lokal dazu wählte die Lehrmeisterin in einem alten Kloster, denn es bedarf eines absonderlichen Raums, die Hexenkunst zu erlernen. Während die beiden ihre Rollen studiren, tanzen die schwarzen Katzen und hinter dem alten Kamin hervor leuchtet eine Gruppe Mönche; — aufgedunsene oder asketisch verzehrte Klostergesichter.

„Die Ohrfeige einer belgischen Dame." Hussah! Die Stadt brennt an allen Ecken, den Plünderern

in alles verkaufen. Eine Dame im Nachtkleid, von einem Soldaten verfolgt, flüchtet sich auf den Balcon ihres Hauses. In der wilden Flucht hat sie ein Pistol aufgerafft und indem der Verfolger sie eben erfaßt, schießt die Entschlossene ihm die Kugel durch den Kopf, von dem wir nichts mehr sehen als grauenhafte Zerfetzung, zum Theil von dem Pulverdampf verhüllt. Dies Bild, heißt es, in in sechs Stunden gemalt worden; die Meisterschaft des Künstlers macht das Gräßliche des Gegenstandes bis zu einem gewissen Grade erträglich. Es ist eben nicht die härteste Probe, die wir in Wiertz' Museum auszuhalten haben. Was birgt sich nur hinter jenen verhängnißvollen Portierverschlägen, wenn die verschiedenen numerirten Guckloche angebracht sind? Ist es so furchtbar, daß der Maler selbst davor erschrak und es dem Besucher überlassen wollte, hineinzusehen oder nicht? Ärztlich, Nr. 17 in im Katalog schauerlich genug bezeichnet als „Uebereilte Bestattung". Wir blicken in das untere Gewölbe eines Trauhauses hinab. Da hebt sich der Deckel eines Sarges empor, denn eine Hand drängt ihn convulsivisch in die Höhe. Ein Mann, der an der Cholera starb, wie es die Aufschrift des Sarges anzeigt, erwacht plötzlich unter den Todten. Mit Gewalt hat er den Deckel gehoben, die rechte Hand stützt sich aus dem Todtenkissen; seine weitaufgerissenen Augen blicken voll Entsetzen umher; soeben ist ein neuer Sarg herabgelassen worden, der auf dem Antlitze seines eigenen ruht. Der Deckel gab nach, der Mann lebt, lebt wirklich; in den nächsten Minuten wird er gerettet sein. Wirklich? Seht nur genau hin! Was sagt uns dieser neben dem Sarge liegende lange Strick? Deutet er uns nicht an, daß an ihm der Sarg hinabgelassen wurde? Daß der Strick trotz seiner großen Länge noch mit einem Tuch verlängert werden mußte und daß auch dies noch den Todtengräbern entschlüpfte? Alles dies spricht von der schauerlichen Tiefe, die den Erwachten von den Lebenden trennt und die ihn einem zweiten, schrecklicheren Tode weiht.

Am zweiten Guckloch athmet man auf, obgleich es vielleicht unbescheiden ist, in dies lamentable Schlafgemach hineinzuschauen, die schöne junge Dame: „Die Romanleserin", bei ihrer interessanten Lectüre zu belauschen. Mit welcher lebenhaften Spannung, welchem Eifer sie den Inhalt ihres Buches gleichsam verschlingt! Sie vergißt der Ruhe, sie verdirbt sich die Augen, dennoch schlürft sie das süße Gift dieser Romanlectüre begierig in sich. Und der Teufel sorgt dafür, daß es ihr nicht daran fehle; er reicht noch andere Bände unter ihr Kopfkissen; — auf dem einen steht sogar der Name A. Dumas. Einfälle dieser Art kann Wiertz nicht unterdrücken und sie geben allen seinen Werken eine so große Originalität.

Nach allem, was hier angedeutet worden, darf es wol verwundern, daß ein so großes Talent in Deutschland fast unbekannt ist. Mag es dem Laien erlaubt sein, dem hohen Schwunge seiner Compositionen fremd und den Seltsamkeiten seiner Einfälle mißbilligend gegenüberzutreten, für die Künstler aber gibt es keine Entschuldigung, sie, die doch wissen müßten, was allein solche Technik bedeutet. Der Hauptvorwurf, den man Wiertz macht: „er male zu crasse Gegenstände", kann nicht verhalten. Rubens, Rembrandt, die italienischen Meister, alle malten sie „crasse" Gegenstände. Entsetzlicher als Wiertz' „Guillotine" in die Marter jenes greisen Bischofs der Brüsseler Gemäldegalerie, von Rubens gemalt. Man hat ihm die Zunge ausgerissen und wirft sie den Hunden vor. Und die Wunder des heiligen Ignaz von Loyola im Belvedere und der „Lanzenstich" im antwerpener Museum! Man denke an die „Schule der Anatomie" Rembrandt's und an seine „Blendung des Simson" in München. Und Michel Angelo, der seinem heiligen Bartholomäus die eigene Haut in die Hand gibt, und jener alte Meister, der den Prometheus im Palazzo Corsini vom Geier zerfleischen ließ! Man wird uns einwerfen, daß diese Gegenstände durch die Tradition etwas von ihrer Schrecklichkeit verlieren; Wiertz aber gerade ist ein Charakter, dem die tragischen Vorkommnisse des täglichen Lebens eine furchtbare Tradition sind. Und zugegeben, daß er sich oft zu Auswüchsen hat verleiten lassen, soll man darüber das Erhabene, das Herrliche vergessen? In Shakspeare, weil er den „Titus Andronicus" schrieb, darum weniger der Dichter „Romeo's und Julia's"? So wird auch Wiertz durch seinen „Triomphe du Christ" bei der Nachwelt für den großen Maler seiner Zeit gelten.

Er selbst, der Begeisterte, malt unbekümmert um Ruhm oder Tadel weiter. Er malt die Apotheose des Stolzes. Nicht mehr die Erdsünde ist es bei ihm, sondern der Stolz, Erzeuger großer Thaten. Eine Strahlenleiter steht vom Erdboden in den Himmel hinauf. Auf ihren Sprossen

sind künstlerische Werke verschiedener Art, Statuen, Monumente u. s. w. vertheilt. Der Genius des Ehrgeizes und des edeln Strebens nutzt sich auf dieser Stufenleiter. Das Gemälde war der erste Versuch, die von Wiertz erfundene Methode: Peinture mate — eine Art Fresco-malerei auf Leinwand — zu erproben. Diese Malerei widersteht dem Wind und dem Wetter. Wiertz hob dies Bild auf die äußere Mauer seines Ateliers hängen. Zwei Jahre lang war es dem Schnee und Regen preisgegeben.*)

In letzterer Zeit malt er fast gar nicht mehr in Oel, da seine peinture mate vollkommen die Leuchtkraft der Oelfarbe erreicht, sie sogar übertrifft. In eben dieser Manier sind die fantastischen Themata ausgeführt, z. B. „Gegenwärtige Nichtigkeiten vor den großen Menschen der Zukunft".

Was für niedliches Spielzeug beleben diese riesigen Menschen der Zukunft? Woher das spöttische Lächeln, der mitleidig-komische Ausdruck ihrer Gesichter? Wahrscheinlich haben sie einen Gegenstand vom Nipptisch ihrer Vorgänger ausgegraben und wiegen ihn nun spöttelnd in der mächtigen Hand. Nein, das ist kein Spielzeug! Jene Art von Kalkhut, ein Ding, wie man es Kindern aufsetzt, wovon das Gestell noch übrig blieb, ist eine Krone. Und das Stäbchen? Ein Scepter. Und hier diese Röhre? Die füllte man mit Pulver und Blei und nannte es eine Kanone. Mit ihrer Hülfe schlichteten die Kronenträger den Streit unter sich. Und was ist dies für ein Sternchen von glänzendem Metall? Das nannten unsere Vorfahren ein Ordenskreuz, damit wurden große und kleine Verdienste belohnt. So reden die Alten mit den Jungen und alle lachen. Ein anderes Bild stellt einen „Großen dieser Erde" dar. Polyphem, der furchtbare Cyklop, greift, sich hinabreichend, unter die tapfern, großherzigen Begleiter des Ulysses und verschlingt einen Griechen. Einer dieser Krieger, „dem das Herz bricht vor Entsetzen", stürzt gleichsam aus dem Bilde heraus, indem er den Rahmen umklammert, wogegen edlere Naturen mit empörtem Stolz zu dem Riesen hinaufsehen. Das Ganze drückt energisch die Empörung des menschlichen Gemüths gegen rohe Gewalt aus.

Wie sieht, fragt man nach dem Betrachten dieser Bilder, der Mann aus, der so Seltsames und so Nachtiges, so Mitreißendes und Ueberzeugendes schuf? Wie ist er geworden? Wie lebt er? Ueber sein Aeußeres belehrt uns keine Photographie, kein Künstleralbum in den Läden der Rue Madeleine zu Brüssel. Wiertz verschmäht es, sein Gesicht und seine Werke durch eine Maschinerie bekannt machen zu lassen. Ist er jung oder alt? Viele sagen, er wäre vierzig, andere, er wäre fünfzig Jahre alt. „Er ist jung", meinte eine Dame; „Er sieht aus wie ein Vampyr", versicherte ein Herr. „Er ist deutscher Herkunft, er ist in Lüttich geboren", heißt es weiter.

In der That aber ist er in einem Dorfe in den Ardennen, am Ufer der Maas geboren. Durch einen glücklichen Zufall sollten wir indessen mit der Physiognomie des interessanten Mannes bekannt werden. Am 16. September 1862 hatten die Verleger der „Les Misérables" dem Autor, Victor Hugo, ein Bankett gegeben; alle Notabilitäten der Presse, welche sich Gesinnungsgenossen des berühmten Verbannten nennen, waren von nah und fern herbeigeeilt. Unter diesen der Historiker Louis Blanc. Er besuchte Wiertz und ward von ihm selbst in sein Museum geführt, gerade, als wir es besuchten.

Neben dem kleinen, unsichtigen Geschichtschreiber mit dem kurzen Auge schritt ein feingegliederter blonder Mann, der mit einer gewissen genialen Eleganz, aber bequem nachlässig gekleidet war, und durch seine kummervollen Züge, den schwarzen Bart, das feine Lächeln, den zwingenden Blick an den Vampyr und Diplomaten unwillkürlich erinnerte. Er mag 44 Jahre alt sein. In seiner entschiedenen Haltung, seinem kurzen, bestimmten Schritt gab sich die freie, selbständige Innerlichkeit sofort zu erkennen. „Sollte das Antoine Wiertz sein?" fragten wir die junge Schließerin des Museums, und sie bejahte es mit einem gewissen Stolz.

Das also war der seltsam Begabte, der mit vier Jahren ohne jede Anleitung schrieb und zeichnete, der mit zehn Jahren Porträts malte. Viel kann er mit Genugthuung die großen Männer seiner Zeit vor seine Schöpfungen führen. Auch hatte er nur Augen für seinen bedeutenden Gast, in dem er leise und lebhaft sprach. Zumeist verweilte er mit ihm vor den ironisch aufgefaßten Gegenständen und vor den vier wundervollen Gipsgruppen, denn Wiertz modellirt wie der vollendetste Bildner.

Louis Blanc schrieb in das Fremdenbuch: „Admiration et sympathie."

Wiertz war vierzehn Jahre alt, als er ohne

*) „Peinture mate. Procédé nouveau par M. A. Wiertz. Son Système, théorie." (4 vol.) Bruxelles, Lacroix, 1859.

alle Mittel nach Antwerpen ging. Dort miethete er eine Zelle, den Winkel eines Hendebens; er will die Entbehrung, das Elend sogar, denn er hat sich gelobt, niemals durch Gewinnsucht sich bei seinen Arbeiten beeinflussen zu lassen. Erst war er unentschlossen, ob er Musiker, Schriftsteller oder Maler werden sollte; denn er spielt mehrere Instrumente mit großer Virtuosität, und in seiner „Lobrede auf Rubens" hat er bewiesen, welch eine glänzende Feder er besitzt. Endlich entschloß er sich, mit ganzer Seele sich der Malerei zu widmen. Mit eiserner Consequenz schritt er auf seiner dornenvollen Bahn vorwärts. Am Tage zeichnete, malte, modellirte er; nachts widmete er sich den anatomischen Studien. Und alles dies leistete er im ungeheizten, feuchten Raume; oft schlief er neben einem zerstückelten Leichnam vor Uebermüdung ein. Daneben trieb er leidenschaftlich Musik. Einst ging ein berühmter Violinist an seinem Hause vorüber; er erkannte sogleich das große, obgleich unausgebildete Talent des jungen Mannes. Mit diesen Worten trat er zu Wiertz ein: „Ich bekomme einen Napoleon für jede Stunde, die ich gebe, Ihnen aber gebe ich einen Napoleon für jede Stunde, die Sie bei mir nehmen wollen!"

„Ich danke Ihnen!" erwiderte Wiertz. „Nach einigen Studien würden Sie mich doch verleiten, Concerte zu geben, und dazu habe ich keine Zeit, da ich mir einen andern Lebensplan vorgezeichnet."

Eines Tags stellte sich ein Käufer ein, der ihm eine ansehnliche Summe für eine Skizze bot. „Behalten Sie Ihr Geld! Das ist der Tod des Künstlers!" rief der excentrische Jüngling. Es konnte nicht fehlen, daß dieser außerordentliche Mensch mißverstanden und mißachtet wurde. Für die Menge war er ein überspanntes Genie, ein Narr. Ging er vorüber, rief man ihm Spottnamen nach. Freilich muß ein Mensch außerhalb der Linie der gewöhnlichen Sterblichen stehen, der für den „Triomphe du Christ" [illegible] Francs ausschlägt!

Damals, in Antwerpen, gewann er nach einigen Jahren jener angestrengten Studien den Preis, den die Akademie auf die beste Concurrenzarbeit gesetzt hatte, und ging nach Rom. Die Regierung bewilligte ihm jährlich [illegible] Gulden. In Rom war sein Leben ebenso streng geregelt wie in Antwerpen. Er vermied jede Zerstreuung, jede Störung.

Der Gedanke, ein Nationalmuseum für Belgiens Hauptstadt zu stiften, war von jeher der große, uneigennützige Zweck, der seine Seele entflammte. Dem Heimatland wollte er einen Schatz sammeln, nicht die besten Werke in das Ausland verkaufen. Sein scharfer Verstand hatte früh erkannt, daß der Stolz entweder das größte Hemmnis oder der größte Hebel für den Genius ist. Der Stolz der Selbstliebe vergiftet, doch der legitime Stolz, der das Höchste beansprucht, belebt und erleuchtet. So ist er, mit dem Panier der Freiheit in seiner wunderbar schaffenden Hand, ein Heros unter den Künstlern geworden! Nach seinem Tode ist das Museum alleiniges Eigenthum der Regierung. Dies großmüthige Testament ist unter der Bedingung angenommen worden, daß Wiertz jährlich eine kleine Summe von der Regierung bezieht. Er nahm nur das Viertel von dem an, was der Staat ihm bot.

Allem Aufwand, allem Luxus fremd, führt er sein arbeitsames, genußvolles Leben fort.

Der Lorber, der sich um deine Schläfe wand, wird grünen,
Denn ihn hat die Unsterblichkeit gefüßt.

Das Diamanthalsband.

Eine Criminalgeschichte.

II.

Am Morgen des 15. August, dem Festtage Mariä Himmelfahrt, als der Hof zur Messe gehen wollte und der Cardinal, bereits mit den Pontificalien und dem Purpur bekleidet, im Kreise zahlreicher Höflinge in den Vorzimmern des königlichen Palastes das Zeichen zum Kirchgange und die Ankunft der Majestäten erwartete, erhielt er plötzlich Befehl, ungesäumt in das Cabinet des Königs zu kommen, wo er zu seinem größten Staunen außer dem Monarchen die Königin und mehrere Minister vorfand. Ludwig XVI. fragte ihn im strengen Tone nach dem Halsband, worauf er eingestand, es angekauft zu haben, hinzufügend, daß ihm die Gräfin de la Motte-Valois im Namen der Königin diesen Auftrag ertheilt und daß er den Schmuck in den Händen der Königin geglaubt habe. Marie Antoinette brach über die Thorheit des Prälaten in den heftigsten Zorn aus und überhäufte ihn mit Vorwürfen, die ihn so verwirrten, daß er kein Wort mehr zu seiner Vertheidigung hervorbringen konnte. Der König hieß ihn in ein Nebenzimmer treten und seine Rechtfertigung schriftlich abgeben. Dies geschah und nach beendigter Arbeit erhielt er Befehl, das Weitere in der Galerie zu erwarten.

Es gehörte die ganze Kraft eines Mannes dazu, vor den Augen der versammelten Menge die Aufregung zu verbergen, in die ihn das Erlebte geführt hatte. Scheinbar ruhig und zufrieden kehrte er dahin zurück und schon flüsterte man von Gnade und neuer Gunst, als ihn der härteste Schlag treffen sollte. Mit triumphirenden Blicken und mit dem ganzen Stolz seiner Würde erschien Herr von Breteuil, begleitet von dem dienstthuenden Offizier, und erklärte den Cardinal im Namen des Königs zum Gefangenen. Als die Anwesenden sich von ihrem Staunen und Schreck erholt hatten, war er bereits nach der Bastille abgeführt.

So rasch und unerwartet alles geschehen, war es dem Unglücklichen doch möglich gewesen, mit Bleistift einige Worte auf ein aus seiner Schreibtafel gerissenes Blatt Papier zu schreiben und dieses durch einen vertrauten Diener nach Paris an seinen Secretär zu schicken.

An demselben Tage fand sich die Polizei in seiner Wohnung ein, um sie zu versiegeln und seine Papiere in Beschlag zu nehmen. Es war nichts zu finden — die Flammen des Kamins hatten einen Augenblick vorher seine sämmtlichen Briefschaften den Augen der Welt für immer entrissen.

Bald nahm die Bastille auch die Gräfin und das Cagliostro'sche Ehepaar auf. Die Gräfin war, merkwürdig genug, nur nach Bar sur Aube gegangen, statt nach England zu entfliehen. Aber sie hatte nicht ahnen können, daß die Sache diese Wendung nehmen würde; nach ihrer Berechnung war Rohan so sehr von ihren Netzen umstrickt, daß er, wenn der Betrug entdeckt wurde, die Bezahlung des Halsbandes übernehmen und schweigen mußte, um sich vor den Augen der Pariser nicht lächerlich zu machen; an eine gerichtliche Verfolgung hatte sie bei dem hohen Range des Cardinals wol niemals geglaubt.

Durch eine königliche Cabinetsordre war die Führung des Processes dem Parlament von Paris zugewiesen worden und so sehr sich auch Rohan's Verwandte und die gesammte Geistlichkeit dieser Anordnung widersetzten, da er als Kirchenfürst vor ein geistliches Tribunal gehöre, so erfolgte dennoch keine Rücknahme des Befehls. Er selbst wollte von der Gnade des Königs keinen Gebrauch machen, er verlangte die Entscheidung vom Parlament. Die Untersuchung hatte kaum begonnen, als ein in Bendsel von der Polizei aufgegriffenes junges Mädchen von zweifelhaftem Ruf, das aus Paris entflohen war, eingebracht und dadurch den Richtern ein Mittel in die Hände gegeben wurde, um tiefer in das seltsam grossartige Lügengewebe eindringen zu können. Die Verhaftete hieß Legnay d'Oliva und war 1761 in Paris von armen, aber rechtschaffenen Aeltern geboren. Gleich im ersten Verhör gestand sie unter Thränen ihre Theilnahme an dem Betrug ein und die von ihr gemachten Enthüllungen gaben der ganzen Klage erst ein Fundament. Sie hatte im Juni 1784 ein kleines Logis in der Nähe des Palais Royal bewohnt und pflegte in den Nachmittagsstunden in Begleitung einiger Frauen ihrer Bekanntschaft und eines kleinen Knaben, der von seinen Aeltern gern ihrer Obhut anvertraut wurde, in den nahe gelegenen Parkanlagen spazieren zu gehen. Im Monat Juli desselben Jahres ist sie auf ihrem täglichen Spaziergange zufällig einmal nur von dem Kinde begleitet und während sie, auf einer Bank sitzend, sich mit demselben beschäftigt, naht sich ihr ein großer junger Mann, der sie schon länger aus der Ferne beobachtet hat, und setzt sich zu ihr. Bald entspinnt sich ein Gespräch; der Fremde erhält von ihr die Erlaubniß, sie zu besuchen. Bei seinen Besuchen, wo er nach den Aussagen der d'Oliva niemals die Grenzen des Anstandes überschritt, gibt er sich für einen Offizier höhern Ranges aus und nennt sich Graf de la Motte. Anfangs August erscheint er heiterer als gewöhnlich schon am Morgen bei ihr und theilt ihr mit, daß er soeben aus einer dem Hofe sehr nahe stehenden Familie komme, welche sich lebhaft für seine schöne Freundin, Fräulein d'Oliva, interessire; er verspricht ihr, sie noch heute Abend zu dieser einflußreichen Person zu führen, durch die sie ihr Glück begründen könne. Er hat sich kaum aus ihrem Zimmer entfernt, so wird sie durch das Eintreten einer elegant gekleideten Dame überrascht, die sie mit herablassend-freundlicher, aber zugleich vornehmer Miene anredet und sie um ihr Vertrauen bittet, indem sie ihr mittheilt, daß sie mit dem Hofe in den engsten Beziehungen stehe. Um dies der Befangenen glaubhaft zu machen, läßt sie ihr einige Briefe der Königin sehen, deren Gunst sie selbst leicht gewinnen könne, wenn sie sich ihr gefällig zeigen wolle. Fräulein d'Oliva vermochte nicht dies alles zu fassen und auf ihre Bitte um Aufklärung dieses Räthsels theilt ihr die Fremde nur mit, daß sie morgen gegen Abend von Herrn de la Motte nach Versailles abgeholt werden solle und das

Aeußere erfahren würde, wenn es Zeit dazu sei. Sie selbst, die Dame, dürfe sich ihr jetzt noch nicht zu erkennen geben. Das Versprechen einer vorläufigen Belohnung von 1500 Francs, die Hoffnung auf den besondern Schutz der Königin hatten genügt, die Einwilligung der leichtsinnigen Pariserin zu erlangen. Am folgenden Abend geleitete sie ihr Freund nach Versailles. Unter dem Vorgeben, daß die Königin einen kleinen Scherz beabsichtige und selbst in der Nähe sein werde, um sich zu überzeugen, wie sie die ihr zugetheilte Rolle spielen werde, unterrichteten nun die Betrüger das zagende Mädchen zu jener schon erzählten nächtlichen Scene. Ob hier im Betreff der Zeit Georgel oder die Pseudo-Königin in ihrer novellistisch ausgeschmückten und gleich den Untersuchungsacten in vielen Einzelheiten mangelhaften Darstellung recht hat, wird wol nie mit Sicherheit entschieden werden.

Fräulein d'Oliva ging nach jenem Abend noch eine Zeit lang in dem Hause der de la Mottes ein und aus; anfangs behandelte man sie mit Aufmerksamkeit, nach und nach aber nahm man sie kälter auf, bis die Intriguanten das Werkzeug, dessen sie nicht mehr bedurften, gänzlich fallen ließen. Von den versprochenen 1500 Francs hat sie nach ihrer Aussage nur 250 erhalten und das Geschenk der Königin ist nie eingetroffen.

So war der verhängnißvolle Proceß im vollen Gange; die Gräfin de la Motte leugnete keck alle sie gravirenden Momente und die Sache stand trotz sehr geschickter Vertheidigungsschriften durchaus ungünstig für Rohan, als der Zufall den Abbé Georgel mit dem Abbé Jundter zusammenführte, der ihm mittheilte, daß ein gewisser Pater Loth wol im Stande sein würde, wichtige Aufklärungen über den Betrug zu machen. Natürlich versäumte Georgel nicht, sich näher nach den Umständen zu erkundigen, und bald erfuhr er von dem Pater, der die de la Motte genau kannte, Dinge, die ziemlich klar bewiesen, daß der Cardinal in seiner Leichtgläubigkeit das Opfer einer schändlichen Intrigue geworden. Der Pater Loth hatte die Armuth der de la Motte gekannt und sie öfters unterstützt; es war ihm aufgefallen, daß sie plötzlich ihren Haushalt nicht nur verbessert, sondern sogar großen Luxus darin entfaltet hatte. Er erinnerte sich noch sehr gut, daß sie seitdem oft mit der ihr zu Theil gewordenen Gunst der Königin geprahlt, die, wie sie gern wiederholt, das Blut der Valois nicht sinken ließe. So hatte sie ihm eine reich mit Diamanten besetzte Taschenuhr gezeigt, die ein Geschenk aus den Händen der Königin sein sollte, und von mehreren Briefen, die er bei ihr sah, behauptet, daß es Briefe derselben an den Cardinal seien. Ein andermal hatte sie von einem werthvollen Geschenk gesprochen, das man ihr verdanken werde, wenn sie zwei pariser Juwelieren einen Käufer zu einem kostbaren Diamanthalsband nachweisen könne. Auch ein junges schönes Mädchen von hohem Wuchse und schlanker Taille, das man Fräulein d'Oliva genannt, wollte der Pater öfters in der Wohnung der Gräfin gesehen haben. Außer ihr sei noch ein Herr von Villette bei dem Herrn de la Motte aus- und eingegangen, der sich oft mit letzterm einschloß, um zu schreiben, und kurz vor dem de la Motte'schen Ehepaar aus Paris verschwand. Einige Proben seiner Handschrift stimmten vollkommen mit einigen noch im Besitz Georgel's befindlichen Bruchstücken von Briefen überein, welche die Gräfin dem Cardinal überbracht hatte. Georgel benachrichtigte sofort seinen Herrn von diesen Thatsachen und setzte alles in Bewegung, um dessen Schuldlosigkeit darzuthun. Wirklich gelang es der Polizei, den Verfertiger der Briefe in Genf zu verhaften und die Untersuchung nahm selbstverständlich eine ganz andere, für Rohan günstigere Wendung.

Werfen wir nun aber einen Blick in die umfangreichen Untersuchungsacten dieses Processes, so finden wir die pikanten Theile der Sache mit allem Fleiß bearbeitet, dagegen ist man über minder interessante flüchtig hinweggegangen. So sind z. B. die Aussagen der Gräfin de la Motte keineswegs vollständig zu Protokoll genommen und namentlich, was allerdings auffallen muß, gerade diejenigen Punkte mangelhaft und flüchtig dargestellt, welche sich auf ihr angebliches Verhältniß zur Königin beziehen. Sie hatte sich, wie bemerkt, vom Beginn der Verhöre an auf kokes Leugnen gelegt und räumte zunächst nur ein, dem Cardinal von dem Halsband gesprochen, an dem Ankauf desselben jedoch keinen Theil zu haben. Als aber Thatsachen bekannt wurden, denen gegenüber entweder ein Leugnen nicht wohl möglich oder auch in ihrem Interesse nicht rathsam erschien, gestand sie, nahm kurz darauf ihre Geständnisse wieder zurück, schob den Haupttheil der Schuld auf andere und behauptete schließlich, daß alles auf Anordnung der Königin geschehen sei. Dies Schwanken in ihren Behauptungen mußte den ungünstigsten Eindruck hervorbringen. Fräulein d'Oliva wollte sie anfangs gar nicht

kennen, gab dann zu, sie zufällig einmal im Palais-Royal gesehen zu haben, setzte aber mit dem Stolz einer Valois hinzu: „Wie konnte ich jemals Verbindungen mit einem solchen Mädchen gehabt haben?" Als ihr das Fräulein aber die nächtliche Szene im Park von Versailles mit einer Naivetät und Sicherheit ins Gedächtnis rief, die keinen Zweifel an der Wahrheit der Tatsache aufkommen ließ, gestand sie im allgemeinen die Richtigkeit der Erzählung; doch wollte sie mit dieser Szene keinen betrügerischen Zweck verbunden haben, sie sollte nur den Zweifelhaften beruhigen. Dagegen leugnete sie, die Briefe und die Unterschrift der Königin gefälscht, ja nur von einer Fälschung Kenntnis gehabt zu haben.

Retaux de Villette hatte im ersten Verhör, ähnlich wie de la Motte, eingestanden, darauf geleugnet, endlich weinend und in der heftigsten Entrüstung gegen die Gräfin alles offen und klar bekannt. Er hatte die königlichen Briefe auf Anweisung der Betrügerin entworfen, sie überreicht und die Kaufurkunde vollzogen. Er wußte um alle Betrügereien des verschlagenen Weibes, er hatte für sie zu Anfang des Jahres 1785 Juwelen verkauft. Aber er behauptete zugleich, bei Anfertigung der Schriften stets geglaubt zu haben, nur als Kopist zu arbeiten, da man ihm gesagt, es geschehe im Auftrage und nach den Befehlen einer hohen Person, des Kardinals von Rohan. Als Beweis für diese Behauptung machte er geltend, daß er bei allen diesen Arbeiten niemals seine Handschrift verstellt habe, was auch von den Sachverständigen als wahr anerkannt ist. So vielen Beweisen gegenüber wurde der Gräfin ferneres Leugnen fast unmöglich. Sie verfiel in ein langes Schweigen, Tränenströme waren ihre einzige Antwort. Da, wie von einem elektrischen Funken durchzuckt, bricht sie in die heftigste Entrüstung über die gegen sie gespielte Intrigue aus, nennt Villette einen Betrüger, ein Zeuge sei überdies kein Zeuge, es um so weniger, da er selbst in dieser Sache mit angeschuldigt sei.

Die Diamanten waren indessen bei ihr gesehen worden; ihr Mann hatte sie in England gezeigt: es seien Geschenke der Königin an seine Frau; oder auch gesagt, sie seien aus einem Gütchen, welches seine Frau geerbt, den sie aber wegen seiner Nähe und seines hohen Wertes nicht mehr tragen wolle. Man hatte in London einen Juwelier ermittelt, an den er für [illegible] Fr. St. Diamanten verkauft. An diesen schickte man eine genaue Zeichnung und Beschreibung des Halsbandes und es ergab sich, daß die verkauften Steine an Gewicht, Größe und Pracht denen des Schmucks völlig gleich, aber sehr beschädigt gewesen waren. Die Beschädigungen ließen auf ein gewaltsames Ausbrechen aus der Fassung mittels eines Meißels oder ähnlichen Instruments schließen. Auch diese Ermittlungen wurden der Gräfin vorgehalten, doch war sie nicht verlegen um eine neue Lüge. Bei einem der mystischen Abendzirkel im Palais Rohan, erzählte sie, habe Kagliostro sie und den Kardinal in ein Zimmer gerufen, welches darauf verschlossen worden sei. Sie verstand es, das Gemach passend auszuschmücken: „In der Mitte desselben liegt ein Teich, in Ex. Andreaskreuz, die Enden, mehrere Springröhre, Jerusalemskreuze und Arkaden. Das Zimmer ist von dreißig Wachskerzen beleuchtet und sie hatten nicht Worte genug, um den eigentümlichen Eindruck zu schildern, den dieser sonderbare Anblick auf sie hervorgebracht. Sie hätte beschwören müssen, von allem, was sie hier sehen werde, nichts wiederzusagen. Zum Kardinal gewandt, habe der Graf gesprochen: „Weihan, Prinz, nehmen Sie das Pfennige!" worauf Rohan einen ovalen Kasten von weißem Holze gebracht, welcher mit ungefaßten Diamanten bis an den Rand gefüllt gewesen sei. Kagliostro habe sie sich nebst 1200 Franes mit dem Auftrage eingehändigt, dieselben durch ihren Mann in London verkaufen zu lassen. Dies sei auch geschehen.

Diese Fabel war doch zu überlegt, um Glauben zu finden, und jedenfalls wurde der Abenteurer nicht ihretwegen in die Bastille geführt, sondern das Wahrscheinlichste ist, daß man diese Erzählung nur benutzte, um vielleicht daraus einen Grund zu seiner Ausweisung aus Frankreich herleiten zu können. Seine Aussagen trugen diesmal den Stempel der Wahrheit. Von dieser Operation wußte er nichts. Die einzige Geisterbeschwörung, die er in Gegenwart der Gräfin vorgenommen, war anderer Art. Sie hatte zu jener Zeit stattgefunden, als das Gerücht verbreitet war, Marie Antoinette werde in ihrem bevorstehenden Wochenbett sterben. Rohan hatte diesem Geschwätz Glauben geschenkt und Kagliostro mußte ihn auf Zureden der Gräfin durch seine Zauberkünste beruhigen. Also auch hier zerplatzten die dunstschillernden Seifenblasen, welche die listige Frau aus dem selbstgeschlagenen Schaume mit den letzten Kraftanstrengungen in die Luft blies.

Orford, Baronet." „An Miß Harriette Pembroke, die liebenswürdigſte ihres Geſchlechts unter der Sonne." Was ſollen die Briefe?

Jeffry.

Am nächſten Freitag iſt Cäſars Geburtstag, und die Mutter hat erlaubt, daß wir von allen jungen Gentlemens und Ladies unſrer Connaiſſance, einen Rout —

Cäſar.

Einen Ball.

Jeffry.

Nein, einen Rout! —

Thompſon.

Wann hat ſie das erlaubt?

Cäſar.

Vor 14 Tagen.

Thompſon (lieſt einen Brief).

„Liebenswürdige Miß Harriet! Ich habe die Ehre, Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß der Geburtstag meines Bruders, des ehrenwerthen Cäſar Thompſon Esquire, nächſten Freitag verabredetermaßen gefeiert wird, bemerke jedoch, daß die Familie Thompſon ihre Wohnung aus der City in die Vorſtadt St. Giles am Dominikanerpförtchen zwei Häuſer weit von der

Es kann sein, daß Rohan mit den Juwelieren unterhandelt hatte, nachdem die Gräfin bei ihnen gewesen war. Er glaubte im Auftrage der Königin zu handeln und schloß den Vertrag ab. Die Gräfin war überwiesen und geständig, im Besitz von Diamanten gewesen zu sein, welche ihr Mann in London verkauft hatte. Diese Diamanten hatten Spuren von Veränderungen getragen. Sie stimmten mit der Zeichnung und Beschreibung des Halsbandes genau überein. Die Gräfin hatte eingeräumt, den Auftritt im Park von Versailles arrangirt zu haben. Es war sofort aufgefallen, daß das vorgelegte und zu den Akten gebrachte Kaufinstrument mit „Marie Antoinette von Frankreich" unterzeichnet war, da es allgemein bekannt war, daß die Königin nie mit dem Zusatz „von Frankreich" zeichnete; das hätte freilich Rohan in seiner Stellung wissen sollen.

Leider fehlten als gewichtiges Beweismittel die geständigen Briefe, aber Villette hatte ein vollständiges Geständniß abgelegt, das um so weniger bezweifelt werden konnte, da er durch dasselbe selbst mit belastet wurde; auch stimmten seine Aussagen genau mit denen des Paters Veth überein.

Die beweisenden Thatsachen fallen so eng zusammen, daß sich das Ganze aufklärt und als Beweislast nur die Lüge zurückbleibt. Trotz alledem waren die aufgeregten Gemüther der Franzosen, aufgestachelt durch die Feinde der Königin, geneigt, letztere als Mitschuldige oder doch als Mitwisserin des Betrugs anzusehen. Ob und inwiefern Marie Antoinette theil an diesem beklagenswerthen Ereigniß hatte, konnte weil schwer festzustellen sein; denn obwol ihre Gegner Gründe anführten, nach denen es scheinen konnte, als sei sie von den Vorgängen unterrichtet gewesen, wenn auch selbst ihr Bruder, Kaiser Leopold II., ihre völlige Schuldlosigkeit bezweifelte, so liegen doch die gewichtigsten Gegenbeweise vor. Sie allein vermochte Aufschluß über das Geheimniß zu geben, doch sie hat geschwiegen. So viel ist gewiß, daß sie in ihrer Stellung klüger gehandelt hätte, das Aergerliche eines Gelds zu vermeiden und nicht einen Kirchenfürsten und Sprossling des königlichen Hauses vor die Schranken eines öffentlichen Gerichts zu stellen.

Am 31. Mai 1786 trat das Parlament zusammen, um das Urtheil zu sprechen. Um 9 Uhr Abends ward die Sitzung beendigt und der Cardinal freigesprochen, die Gräfin de la Motte zu Staupbesen, Brandmarkung und lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Ihrem flüchtig gewordenen Mann wurde in contumaciam gleiche Strafe zuerkannt. Dagegen wurden die d'Oliva, Cagliostro und Villette freigesprochen, die beiden letztern jedoch für immer aus dem Königreich verwiesen. Villette wurde deshalb nicht härter bestraft, weil ihm nicht hatte nachgewiesen werden können, daß er an jenem Abend das Schmuckkästchen von der Gräfin abgeholt hatte.

Der Volksjubel über die Freisprechung Rohan's, der sich während der ganzen Untersuchung würdevoll benahm, war ungemein, und als er den Wagen bestieg, um den Justizpalast zu verlassen, drängte sich die Menge an ihn heran, um ihm die Kleider zu küssen.

Marie Antoinette hielt dieses Urtheil, die Freisprechung Rohan's, für ungerecht. Sie war außer sich darüber und der sonst so gerechte Ludwig XVI. vermochte dem Drängen seiner Gemahlin nicht zu widerstehen. Er befahl dem Cardinal, das blaue Band des Heiliggeistordens abzulegen, entsetzte ihn seiner Stellen und verwies ihn auf die Abtei Chaise-Dieu in den Gebirgen von Auvergne. Einige Zeit nachher durfte er sich nach seinem Schloß Savergne im Elsaß begeben.

Die Gräfin de la Motte entfloh kurz nach ihrer Auslieferung wieder, und das damals verbreitete Gerücht, ihre Flucht sei auf höhere Veranlassung begünstigt worden, scheint nicht ganz ohne Grund zu sein. Ihr Mann, der von dem erschwindelten Vermögensrest ruhig in London lebte, hatte dem französischen Hofe öffentlich mit Herausgabe eines Memoirs gedroht, worin er, wenn man ihm die unschuldig verurtheilte und bestrafte Gattin nicht wiedergäbe, Dinge offenbar machen werde, welche die Königin und den Minister de Vergennes aufs äußerste compromittiren müßten. Kurze Zeit nach dieser Drohung erfolgte die Flucht der Gefangenen. Noch mehr aber muß es in Verwunderung setzen, daß den nun wieder Vereinigten von Frankreich bedeutende Summen geboten wurden, um sie zum Schweigen zu bewegen. Die Herzogin von Polignac soll unter dem Vorwand einer Badecur in England persönlich nach London gekommen sein und die Liebe durch Auszahlung eines hohen Preises zu bestechen versucht haben. Trotzdem erschienen zur Zeit der Schreckenstage unter dem Namen der Gräfin de la Motte-Valois in London rasch hintereinander zwei sogenannte „Rechtfertigungsschriften", nach denen sie sich als vollkommen schuldfrei, als das Opfer einer schmählichen Hof-

antigue darstellt, die aber das unverkennbare Gepräge des Hasses und der Verleumdung tragen. Sie wurden von den Jakobinern mit Acclamation begrüßt und hatten mit die Stufen zu dem Schaffot bauen,' auf dem die unglückliche, leichtsinnige Königin sterben sollte.

Die Gräfin de la Motte soll, wie Mejean berichtet, welcher im Jahr Napoleon's I über den Halsbandproceß schrieb, ihren Tod auf dem Straßenpflaster vor ihrer Wohnung gefunden haben, auf das sie in der Trunkenheit drei Stockwerke hoch herabgestürzt sei. In ihr starb die Hauptintriguantin einer Tragödie, welche Thomas Carlyle die größte Lüge des 18. Jahrhunderts nennt *).

Julius Hagen.

Das Sprichwort und die Prediger.

Das Sprichwort schont weder Fürst noch Bauer, weder Adelichen noch Bürgerlichen, weder Papst noch Bischof, weder Mann noch Frau. Alle Stände unterwirft es seiner scharfen, beißenden Kritik. Die Juristen sind ihm durchweg schlechte Christen, die Advocaten Schadvocaten, die Soldaten des Teufels Spielkameraden, die Gelehrten die Verkehrten, die Apotheker die Nemmundnemmers, „denen der Teufel traue, denn beide haben viele Pfuchten". Wie viele seiner Sarkasmen gelten die Charlatanerie der Aerzte, wie viele den Flüchen der Juden!

Selbst der ehrwürdige Stand unserer Pastoren muß es sich gefallen lassen, daß das Sprichwort ihnen sogar ihre Predigten ein wenig kritisirt, nicht als ob es selbst ein gelehrter Kanzelredner wäre, sondern mit seinem schlichten Laienverstande nur von dem praktischen Standpunkte eines aufmerksamen, aber menschenkundigen „Zuhörers aus".

Das Sprichwort ist nämlich durchaus kein Kirchenverächter, sondern im Gegentheil ein sehr fleißiger Kirchgänger, der dafür hält: „Kirchengehen säumet nicht"; und obschon es weiß, „Kirchengehen bringet nicht in den Himmel", so sagt es doch höchst verständig sofort hinzu: „aber nicht in die Kirche gehen auch nicht".

Dabei sind ihm aber doch die vielen Predigt-

*) Die Juweliere waren, wie aus Chiffern ersichtlich, nur zum kleinen Theil betheiligt worden und es klagte aber im Jahre 1861 ihre Erben gegen die Erben Cagliostro's auf gerichtliche Bezahlung des Schmucks. Die Klage scheint damals erfolglos geblieben zu sein, da wir erfahren, daß in derselben Sache jetzt wieder gegen die Prinzessin Charlotte von Hohenlohe-Ingelfingen Klage eingereicht worden ist.

gottesdienste bedenklich, denn es meint: „Viel Predigen macht den Leib müde". Daher die zahlreichen sprichwörtlichen Anekdoten von dem „bösen Kirchenbesuch". Hat es doch in einzelnen lutherischen Ländern, z. B. in Hessen und Altenburg, besondere eigene Kirchenwege mit weißen Steinen, die dazu bestimmt waren, die Kirchenschläfer geeignet aufzuscheuchen. Darum will das Sprichwort von allzu langen Predigten nichts wissen; sein Wahlspruch heißt: „Kurze Predigt, lange Bratwürste;" „Lang Mundwerk, schlechter Gottesdienst;" „Kurz Gebet, viel Andacht". Es hält's in dieser Beziehung mit Dr. Luther, der seinen Schülern anzurathen pflegte: „Thu's Maul auf, geh' frisch drauf, hör' bald auf!" Der weiß ihm nicht recht zu reden, „der nicht zu rechter Zeit will zu schweigen verstehn"; zu „Schweigen zu rechter Zeit übertrifft Beredsamkeit". „Mancher dagegen predigt ein Mattes und ist kaum eine Hand voll." „Viel Predigt, wenig Almosen; viel Stroh, wenig Korn; viel Geschrei, wenig Wolle." „Mancher Mund, wenn er in Schwung kommt, ist hört es eine Stunde nicht auf zu läuten." „Er hat heute wieder das Amen nicht finden können", klagt das Volk über einen langathmigen Pastor. Und auf sein häufiges Versprechen während der Predigt macht es den Spaß: „Wer spricht sich doch die Kanzel auf unserm Pastor."

Effecthascherei auf der Kanzel lobt das Sprichwort nicht, sondern meint: „Wohl dem, der Lobes nicht begehrt, und dem doch Lobes wird gewährt." „In viel Kunst ist ihm unkunst." Dagegen auch „Luther's Schuhe und nicht jedem Lotterer gerecht", und von dem „aus dem Aermel schütteln", dem leichtsinnigen Extemporiren hält der Volksmund aus langjähriger Erfahrung gar nicht viel. Das Sprichwort weiß: „Je mehr man aus Gottes Wort holt, desto mehr findet man da", aber „Gottes Wort durch die Kirchenväter auslegen", heißt ihm „Milch durch den Rechtsack seigen". Von den allzu tiefen Exegesen bereits meint es: „Hält der Buchstab' dich gefangen, kannst du nicht zum Geist gelangen", und „Will einer viel Rabbinos und Gelahrtheit predigen, so sieht das Volk da wie eine Kuh". Von einer Gattung von Predigten ist das Sprichwort aus Erfahrung ein abgesagter Feind; da heißt es: „Leichenpredigt, Lügenpredigt!"

Im übrigen meint das Sprichwort bedeutsam: „Wer gut lebt, predigt gut", denn „Gut Exempel, halbe Predigt". „Der beste Prediger, der mit Sack und Pack predigt", und „Keine schönere

Gewerbsmann, als wenn Herr und Mann miteinander umgehen. Freilich, das Sprichwort beklagt auch: „Viel Predigen hört, die sich selbst nicht hören", von denen es heißt: „Thue nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken". „Andern sieht er die Balken, aber die seinen läßt er die Wände treffen". „Die Predigt leuchtet andern und sich selber nicht". „Wen Dienstboten schaffen, der Mäuse zum Schweine, er bleibt magert". „Die Glocke ruft ins Kirche, kommt aber selbst nicht hinein". „Wie der Hirte heißt, so weidet man oft den Schlimmen", und „Schuster bleib bei deiner Schuhe". „Die Schriftgelehrten setzten den Pharisäern auf dem Mosesstuhle den Weg, sie selbst blieben daheim". „Die Sonnenscheine sahen Noahs Kasten, bekamen aber keine Lehre, aber keiner begehrte hineinzukommen und das Leben in ihnen zu erhalten". „Es gehört oft mit den Lehrern". „Die Pfaffen lehren viel Gutes, aber nicht jeder thut es". „Sie haben's Predigt hören gepredigt und nicht thun". „Dem Pfarrer hatte die Gnaden vors Predigen nie gesprochen". „Er wollte nicht den Gnaden nachdenken, daß er helfe ihm, was er predige". „Es nimmt das deutsche Sprichwort ganz ähnlich wie Shakespeares Portia: „Mehr Thun in Liebe als Sagen, was gut zu thun ist, ja wären Kapellen Kirchen gewesen und armer Leute Hütten Fürstenpaläste. Der ist ein guter Prediger, der seine eigenen Ermahnungen befolgt, ich kann leichter zwanzig Lehren, was gut zu thun ist, als einer von den zwanzig thun und meine eigenen Lehren befolgen".

Das Sprichwort kennt die eigenthümlichen Gefahren und Versuchungen des geistlichen Standes genau. Es weiß, daß gerade bei der Wahl eines heiligen Berufs gar leicht ein Irrthum geschehen kann: „Manchen trägt einen Pfaffenschlappen, dem hätten ein Reiterkappen". Es hält mit manchem berühmten Theologen daher, daß es gerade den Predigern besonders schwer sei, in den Himmel zu kommen: „Christus verheißt seinen Nachfolgern, wol aber ihre Jünger". Das Heilige muß gerade dem Geistlichen so leicht Gewohnheitssache und Lebensluft: „Wer viel betet, hat viel zu verantworten". Darum „Kein Priesterrock so heilig, der Teufel kann hineinschlupfen"; „Der Teufel flieht zwar vor dem Kreuz, aber er vermeidt sich auch hinterm Kreuz." Und „Wahr den Teufel in die Kirche, er steigt gewiß auf die Kanzel". Es ist, außer anderen, die Gefahr der Herrschsucht: „In jedem Pfäffle steckt ein Tyrannle"; die Gefahr der Habsucht: „Wo Pfaffen Herren sind, da ist Armut Gesind"; die Gefahr der Unkeuschheit und Ungerechtigkeit: „Jeder Pfaffe liebt nur sein Heiligthum"; die Gefahr der Zwietracht: „Kahlen theodgerum!" „Wo aber die Hirten sich zanken, da hat der Wolf gewonnen Spiel." Da ist ferner die Gefahr, Religion und Politik miteinander zu vermischen, dagegen meint das Sprichwort ganz verständig: „Priester sein, Amt versehen, Bauer gäre" und die Geistlichkeit, die sich zum Schleppträger einer politischen Partei nehmen und zu deren Zwecken mißbrauchen läßt, muß es hören: „Der Bauer muß einen Pfaffen und der Pfaffe einen Bauern haben, sonst bringt's keiner weit". Da ist endlich die Gefahr der Habsucht und des Geizes: „Seelsorger, Geldverweger", „Pfaffen sagen sich wenn", „Pfaffengerechtigkeit und Bauernbarmherzigkeit dauern in Ewigkeit". Und doch: „Wer sein Ehr den Armen verkopft, der hört auch Sankt Peter nicht, wenn er klopft".

Viele Sprichwörter in letzterer Beziehung haben in unseren Tagen, wo die protestantische Kirche eines alten großen Reichthums nicht beraubt werden kann und die leeren Pfründen in den Ausnahmen gehören, ihre Spitze verloren, aber sie leben im Munde des Volks fort: „Kirche, Thor und Königshaus, Pfahl die eins, so kommt du aus" — und man denke dabei an so viele arme Pfarrfamilien, namentlich in der protestantischen Diaspora! Selbst die Küche des Pfarrhauses gibt zu manchem bissigen Sprüchlein Veranlassung („Pfarrersküche dampft wohl", „Pfarrerskohl schmeckt wohl", „Pfaffenschmalz hat die besten"), aber wie oft, in den Pfarrhäusern in Wahrheit, in so manchem abgelegenen protestantischen Gebirgsdorfe findet nicht einmal statt, was doch das Sprichwort mit dem Apostel Paulus verlangt: „Wer dem Altar dient, soll auch vom Altar leben können", sondern hier heißt es: „Arm wie eine Kirchenmaus!" Auch in der katholischen Kirche ist der Spruch: „Weltlich Gut läßt sich geistlich machen, aber geistlich Gut nicht weltlich", nur so lange gültig geblieben, bis man das Säculariſiren erfand, und das Wort: „Kirchengut hat Adlersklauen und eiserne Zähne", vielfach verwandelt wurden in das Wort: „Kirchengut hat Adlersfedern", das so schnell davonfliegt wie ein Adler.

Das Sprichwort ist kein Freund religiöser Extreme beim Pastor; es glaubt in dieser Beziehung die Erfahrung gemacht zu haben: „Je ärgerer Sünder, je frömmerer Pastor;" „Pietisten", meint es, „sind Scheißen, die es mehr

mit dem Beten halten als mit dem Thun", oder „Die Pietisten — die Pausbrüder", die sich schon an und für sich zur feineren Gesinnung nur Wenige halten als andere schlechte, in Gestalt frommer Gesichter. Aber auch von augenblicklicher Auffassungsgabe weiß das Sprichwort. Es weiß zwar: „In der Kirche ist Gesangbuch noch nicht Plakirbeh", aber „Wenn man das Licht in guten Augen will, leicht man es ganz aus". Sowie „Das Neue klingt, das Alte klappert", und „Neue Besen kehren gut, neue Schuhen drücken gut", gleichwohl hält es sehr conservative Natur: „Immer was Neues, selten was Gutes". Das Neue, wenn's, das Alte, sind's, kann kommen in der Bücher Stimme da das Volkswort mit dem Ausdruck eines Wissens, des Argwohns, überein: „Unter Fuchs ist Fuchs, was sie Verkehrtes gut eingeschen und gelehrt haben, zu Nutzanwendung zu bringen, das aber zu ergänzen, was sie uns mangelhaft überliefert".

Schließlich meint das Sprichwort verschiedentlich: „Wer Gott liebt, der liebt auch seine Beten", und „Wo man nicht in den Himmel will, braucht keine Predigt". „Ein frommer Vater ist aller Ehren werth", und „Wer immer nur sein eigenes Vaterunser beten wollte, der hätte einen Narren zum Schüler". Es wird anerkannt: „Was den Vieren in Leite gebricht, das gebricht den Schafen zum Schaden". „Für Gottes Wort und Vaterland regnet man gern das Schwert im Land". Und wenn es auch vielfach wahr ist: „Die alten Freyherren sind jetzt nur von neuen glaubt man nicht"; wenn auch „Herrentücher gemeiniglich gehn vor Bettelleuten" und „Wo man Ketzergift zur Kirche baut, der Teufel eine Kapelle daneben legt", der Planer soll nur getrost seine Pläne thun und Risse: „Unter die Arbeit, ihr Ehrge Weiber!" „Zerreißt der Teufel heut an Fetzen, morgen wird Gott Meister werden".

So schließt das Sprichwort seine kritische Betrachtung ebenso vernünftig als glaubend und hoffnungsfreudig ab. E. L.

Der Mensch und sein Schädel.

Nach dem Platonischen Satze hat in einem jeden Körper eine schöne Seele wohnen müssen, dann Physiognomik und Pathognomik entwickelten und man versuchte in Verbindung gebracht, die niemand schöner gewählt als Lichtenberg. „Wenn die Physiognomik das wäre", schreibt er einmal, „was Vorsatz man ihr erwartet, so müßte man die Kinder aufhängen, ehe sie die Thaten gethan haben, für den Galgen verdammt zu sein, also eine neue Art von Anwendung jener Lehre vorgenommen werden müßten — ein phosphorisches Rohr da Ar". Die Schädellehre dagegen verfügt nicht Aufhängen verurtheilen, die sich als gefährliche Verbrecher signalisiren, sondern durch sachliche Erziehung und Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände und Neigungen ihre Besserung. „Ist einmal die Langsichtigkeit eines Menschen genau erkannt", meinte Gall, der Erfinder der Schädellehre, „so weiß man ihm einen Antrieb zu dem Amte beizubringen können, das ihm am meisten von der Natur angewiesen ist. Die Arbeit wird dann stets Zwangs entledigt und ist nicht mehr eine Arbeit, eine Buße — sie wird zur normalen Uebung unserer angeborenen Anlagen, für welche somit die Natur zum Lichte wurde". So hatten wir die Verwirklichung jener besten Welt, in der jeder auf seinem Platze wäre und die Klagen über ein verfehltes Dasein verstummen mußten. Die Phrenologie ist freilich noch fern von diesem hohen Ziel; eine noch durchaus unsichere Wissenschaft, aber sie hat richtige Fragen.

In den richtigsten gehört die Gustav Scherr, es forscht, beobachtet, will. Eine Schilderung seiner mehrjährigen Forschungsarbeiten liegt uns vor in einem kürzlich erschienenen Buche von „Phrenologische Vorträge" von Gustav Scherr (Stuttgart, Scheible 1862).

Mag man für oder gegen die Phrenologie sein, eins kann man ihr nicht absprechen. Sie ist ehrlich bemüht anschaulich, wenn sie sich irrt hat, nur weil sie eben erst durch Irrthümer zur Wahrheit kommen kann. Die Phrenologie ist nichts anderes als die Naturlehre des Geistes, behauptet Scherr. Der von Gall entdeckten Grundsätze und ihrer Ergänzungen sind etwa 27. Jetzt kennt man etwa 30. Wieviele Lehre ist darum nicht anzugeben, weil es die jetzigen einzelnen Grundsätze noch nicht durch Experimente von Thatsachen unterstützt, noch nicht bewährt sind.

Diese Bescheidenheit ist manchen kühnen Behauptungen gegenüber nur allzu verdienstvoll. Begeistert von der neuen Wissenschaft, glaubt Scherr in ihr den Schlüssel zu allen Geheimnissen des Menschen zu haben.

Wir heben aus dem vielfach anregenden Buche was uns wie ein Kabinettstück der menschlichen Natur vorkommt, die Charakteristik des Königs Ludwig Napoleons und des Königs von Preußen hervor.

„Der Neffe Ludwig Napoleons imponirte mir sehr durch die ungewöhnliche Kühle seines Wesens. Diejenigen auch, die mir der große Unterschied zwischen Kopf gegen den Napoleons I. auf. Die Stirn Napoleons III. ist ganz anders gebaut. Der Kopf ist an den oberen Schläfen sehr breit, der Unterschied kann gegen den Kopf Napoleons I. vielleicht anderthalb Zoll betragen. Die Stirn Napoleons III. ist gewölbt, aber ausgedehnt eher lang. Die Organe der

Sinnes der Verstand und des Sinnes für Neues oder Wunderbares sind bei Napoleon III. im Gegensatz zu Napoleon I. sehr groß. Während daher die beiden Männer Verstandesmenschen sind, ist Napoleon III., was Napoleon I. nicht war, zugleich in hohem Maße Phantasiemensch. Seine Handlungen sind daher nicht bloß vom Verstande geleitet, so sehr sich dieser dabei geltend macht, sind nicht bloße Schlüsse der Klugheit und der Klugheit, gebildet und beherrscht von den Verhältnissen, sondern er lebt zugleich mit ganzer Seele in seinen Schöpfungen, ist begeistert von ihnen. Daher auch mit die Stärke seiner Politik im großen und ganzen bei dem scheinbaren Schwanken im kleinen und einzelnen. So ist er sich gewiß seines Kleinkampfes gegen das Papsttum — so bekennen es viele auch zu fühlen weiß — in seiner ganzen Tragweite bewußt und ist begeistert für die Früchte des Sieges [illegible] für die Befreiung seiner Herrschaft von der Mitherrschaft Roms. Ebenso ist er wol ein Freund, nicht ein Feind der Einheit Italiens, trotz alledem und alledem.

Diese Phantasie im Charakter Napoleons III. erklärt zugleich zwei Dinge, die mir früher, ehe ich ihn gesehen, unerklärt waren. Zuerst seine kühnen abenteuerlichen Handlungen, welche schon in sein Mannesalter fallen. So groß die Denkkraft bei ihm ist, sie wurde doch von der gleich starken Phantasie überwältigt. Dann wird durch diese seine Phantasie der schwere Hauptvorwurf seiner Regierung erklärt, welcher in sehr seiner Klugheit widerspricht und ihm selbst so schädlich, so gefährlich ist — der mangelhafte Staatshaushalt. Bei Menschen von sehr starker Phantasie liegt diese immer mit den nüchternen Berechnungen des Haushalts im Kampfe."

Ueber den König von Preußen sagt er: „Wilhelm I. ist ein so ehrenwerther Charakter, als einer gedacht werden kann. Ich habe vor Jahren sehr viel Gelegenheit gehabt, in den Konversationshäusern in Baden Baden ihn ganz in der Nähe zu sehen und, da er kurzes Haar trug, seine Organisation fast vollständig kennen zu lernen. Der Kopf ist hoch, Wohlwollen, Verehrungssinn, Festigkeit sind stark, dagegen ist der Vorderkopf schmal, Schlußvermögen und Ideenfülle mittelmäßig. Der Charakter ist daher ein sehr konservativer. Je bestimmter aber ein Charakter ausgesprochen ist, desto schwerer fällt es dem Menschen ohne Kenntniß der Naturlehre des Geistes, sich in den Charakter anderer Menschen hineinzudenken. Je mehr der König seiner ritterlichen Absichten sich bewußt war, je fester er von der Zweckmäßigkeit der von ihm beschlossenen Veränderungen im Heer überzeugt ist, desto mehr wird er geneigt sein, jede entgegenstehende Ansicht für böswilligen Ungehorsam zu halten. Allein dies ist ein Irrthum des Königs. Wenn der König diese Ueberzeugung hat, wenn aber andere verständige und unterrichtete Männer eine andere Ueberzeugung haben: ist die Ueberzeugung es genügt statt einer dreijährigen eine zweijährige Dienstzeit des Heeres, oder die Ueberzeugung, es sei besser, die Kräfte des Volks im Frieden nicht so hoch zu spannen, oder die Ueberzeugung, es sei ein gleich dringendes Bedürfniß die Schulen des Landes durch ein Unterrichtsgesetz und eine Besserstellung der Lehrer zu heben, wer sagt dem König bei diesem Zwiespalt der Ueberzeugungen, ob die seinige die richtige sei? Auf diese Frage soll weiter die Verfassung"

Ein Abschied.

Das war ein Abend sommerklar,
Ein Fabiai für das ganze Jahr,
Als sann ich leise von Baum zu Baum,
Vom Himmel zur See ein sanfter Traum.
Ich aber war so sehr betrübt,
Ich schied von ihr, die ich geliebt,
Auf deren Herz ich alles gestellt,
Was uns beglückt in dieser Welt.
Den Purpursaum im dunkelnden Blau,
Das tiefe Grün der nahen Au
Und der Geliebten Angesicht
Vergeß ich all mein Lebtag nicht.
Das lieb zusammen in ein Bild,
So schmerzinnig, so rührend mild,
Daß heut noch die Thräne ins Auge will,
Wie damals schwer und heiß und still.

Die Freund und Brüder sagten allerlei
Vom Abschied, der nicht auf ewig sei,
Von anderen Menschen größerm Leid;
Sie sprachen herzlich und gescheidt.
Mein Mädchen hielt mich an der Hand,
Den Blick mit mir zu Boden gewandt,
Und stumm und blaß und recht gekränkt,
Daß heute, wo erlag nicht unter der Last
Und schlich ein Wort sich ihr in den Mund.
So gab sie's durch die Finger kund.
Die plauderten viel nach altem Brauch
Und über sie hin der Abendhauch
Zuweilen preßt' ich mild ihr Haar
Und spürte, wie wohl im Schmerz ihr war
Und als das Glockenzeichen erscholl
Und mancher Lippe Leid entquoll,
Und manches Auge weint umher,
Da schämten auch wir uns nimmermehr
Und schluchzten laut und küßten lang,
Als wär' die Welt am Untergang.
Der Zug, er schnob davon mit Gebraus.
Ich bengte zum Fenster den Kopf hinaus
Das Firmament war sternenlicht.
Daß Sterne schön sind, begriff ich nicht.

Emil [illegible]

(Hiezu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Vom deutschen Theater.

II

...Die Schauspieler und Schichten geworden, die Bühne und die Kritik" ... haben die Verwunderer der Vergangenheit. Wenn man ihren Theorien zuhört, kommen sie mit verkürztem Blick Shakespeare. Aber die Kritiker und die Gerhart haben sie den Ausdruck illustrieren erlauben. Trotzdem liegt sich der Streit nicht zu Ende führen. Die Kunst des Schauspielers ist mit ihm und nirgends mehr als auf der Bühne gilt der Spruch: „Nur der Lebende hat Recht". Was man billig zugestehen müssen, ist: die Kunst erscheint den Schauspielern nicht mehr in der Weise wie früher. Die geringere Teilnahme des Publikums an ihrem Wirken hat ihren Mangel abgekommen. Sie suchen noch dem Beifall nach Schönheit. Aber zugleich sind die Anforderungen, welche die wahre Kritik an schauspielerische Leistungen stellt, gestiegen. Die Mittel, mit denen unsere Schauspieler sich den Kranz Meer, lagen oder dem Weltruhm einer Schauspielerin Ludwig Devrient's ... schätzen lassen, würden jetzt der Tragödie den Schein des Lächerlichen geben. Wir haben es weiter bei den Darstellungen englischer Schauspieler zu thun.

Der andere Vorwurf, den unsere Dichter und Kritiker den Bühnen machen, ist so sehr Ausdruck der Unbefriedigtheit. Müllner's, Raupach's, Kotzebue's und Nanzig's Werke können weder in poetischer noch in technischer Hinsicht mit denen Hebbel's, Gutzkow's oder Freytag's verglichen werden. Die ästhetische Wirkung des deutschen Theaters von 1815 ... ist kann gegenüber diesen Leistungen nur gering angeschlagen werden. Nur in Shakespeare'schen, Grabbe's und den Schwung der Dichtung haben, auf die Bühne gekommen, was auf den ersten Bretter, die Welt bedeuten, schwerwichtig und tragisch. Wie damals von „Wir und den Panduren", hat kaum ein Recht, sich über sie zu entrüsten. Mit dem Worte „Lenzenschlag" weisen die Hoftheaterintendanten noch heute Hälfte der ihnen eingereichten Dramen zurück. Ist der Kraftausdruck, mit dem die „Kritiker" dichterische Schaffen überhaupt mit Recht meint. Als könnte eine Wirksamkeit der Bühne, das Lustspiels ohne mehr oder weniger schlimmer und verderbliche Tendenzen gedacht werden! Weniger hätte seine „Tendenzen" als es den „Tartüffe" und Goethe'schen Frauen schuld. Nathan war für sie nur eine poetische Einladung. Der ungeheure Hass mit der Umschrift „In tyrannos" ... Schiller's „Räuber" war nur ein harmloses Schauderspiel und „Die Räuber" sind heutzutage

ist wie die Weber Hoffart's Hannele". In ernstlich bewegten Zeiten wäre ein „reines" Kunstwerk nur die Bühne niemals eine begeisternde und organisierende Gewalt ausüben; unmöglich besitzt sie certain mittle Menge in regelmäßiger Weise das zu verarbeiten, was sie im Innern aufregt. Der Dramatiker, der wirken will, muss die seiner Stimmung entsprechen, er am wenigsten kann sie entbehren und sich in dieser Interessengemeinschaft einem intimen Schaffen widmen. Was aber thun die Dichter? Sie gestalten sich gewiss in den wunderlichsten und seltsamsten Stoffen. Ihnen bietet das Leben der Gegenwart nichts. Sie suchen den Stoff des Markes. Eugenie aus Frankfurt, die alten Sagen, die nicht einmal mehr Schatten in der Erinnerung des Volkes sind, die Klänge der Lyra und die Heroen der griechischen Sage, das sind ihre Gebieten. Sie besitzen die Begeisterung, Theilnahme; es hat ein Wirken, wenn sie nicht leben können. Hebbel's Anschauung von der tragischen Geschichte des Mittelalters hat sie ein vollkommenes Verhöhnen gefunden, eine Dramatisierung im abenteuerlichen Maßstab, entfernt vom historischen Thatsinn und manche Einschränkung in dem Gefühl, daß das Volk aber sehr viele Geschichte nicht hat, sie keine Spuren hinterlassen, es gibt nichts Sicheres, wenn sich nicht gerne ist. Den politischen Kampf, den sie Wagemuth um die Arbeit auf die Bühne verlegt, hat Victor Hugo's Dramen gezeigt, will sie auf der Bühne verlegt, sie sind sie in der Reformation, in der Gegenwart Revolution, in den Arbeiterkämpfen. Wenn sie politischen Kampf haben und näher als die Nähe, die nur Gegenwart Leben zeigen. Wenn sie Talent sind, doch sich selbst verlassen Stoffe wieder auf weiter beschränken, denn die englischen Königsdramen sind auch nicht auf diesen Wert gebauten, würden wir allmählich ein Nationaldrama und ein Nationaltheater gewinnen. Kein einziger schafft ein Nationaltheater, wer will behaupten, daß Shakespeare ohne seine Vorgänger in seiner Vollendung auch im Technischen zustandegekommen wäre, die Stoffe wirken. Niemand kann aber will dem Genius befehlen, aber vielleicht bietet die Warnung der Kritik vor „unfeierlichen" Stoffen nicht immer ungehört. Auch das größte Talent ist nützlich sich nicht, wenn es dem Sinn seiner Zeit entspricht der Sinn der Gegenwart ist nur das historische Drama gerichtet.

Aber auf die Dichter haben die Kritiker eine herausfordernde. Denn haben wir auch keinen Prüfung nicht, die Theaterkritik steht nicht auf der niedrigen Stufe wie uns, wie ihre Gegner urtheilen. Die Blätter einiger Theaterzeitungen können doch nicht zum Maßstab ihres Werthes eher Unwerthes gemacht werden. Vom „Gesicht" beeinflusst können viele der

[illegible] geben der [illegible] mögen nach- gebildete Studenten und verunglückte Handlungsreisende ihr Wesen treiben. Ueberdies ist die „Reklame" bedeutlich gesunken. Wenn alle Universalheilmittel vom Augenwasser bis zum Malzextract, ihre Literaten ernähren, warum soll ein „berühmter" Künstler nicht auch seinen „Lehrer-Enkel" haben? Die Kritik ist nicht so groß, daß sie Wahrheit ganz auf Erden verkümmern müßte. Von den politischen Zeitungen abgesehen, die in den Hauptstädten mit einer fast genialen und zu weit getriebenen Hergabe jedes localistischen Ereignis verzeichnen, hat das deutsche Theater in den wiener „Recensionen" und in Gruber Webb's „Deutscher Schaubühne" zwei vortreffliche, durch die Fülle des Stoffs, den sie bieten, durch die Gediegenheit und die Unparteilichkeit ihrer Meinungen, durch den feinen Kunstsinn, der sich fast in ihren Abhandlungen zeigt, ausgezeichnete Journale. So ist der Zahl derer, die sich ernstlich mit der Bühne beschäftigen und die ihre Bildung wie ihr Talent dazu befähigt, nicht gar so gering, um an der Besserung unserer Theaterzustände von vornherein zu verzweifeln. Aber freilich: Jeder sage zuerst vor seiner Thür und bekämpfe in sich den Dämon der Posse, den „Geist, der stets verneint". Hat das Schöne und Gute wieder die Geltung errungen, die ihm gebührt, wird es sich zeigen, daß wir noch kein durchaus entartetes Geschlecht sind. Das Verhältniß der Kunst zum Leben ist ein anderes, als da Goethe „Iphigenie" und „Tasso" schrieb. Dies brachte man wohl? Mit den alten Stichwörtern die moderne Dramatik beurtheilen, ist leicht, nur geht der Weg zu einem historischen Nationaldrama gewiß nicht auf der altbefahrenen staatlichen Heerstraße. Dichter gehören dazu, die im Volke leben und für das Volk, nicht für den Salon dichten. In der Einkehr in das Volksleben, darin liegt die Erneuerung des deutschen Theaters.

„Zur Gesundheit."

Sie niesen — und ich sage: „Gott hilf!" oder: „Zur Gesundheit!"

Im Alterthum schon war das Niesen eine gute Vorbedeutung, als Telemach nieste, da Penelope von der Rückkehr des Odysseus sprach, nahm sie es für ein glückliches Zeichen in Hinsicht auf ihren Wunsch. „Du hast es bewiesen, es wird wahr" sagt man noch heute. Doch legten die Alten das Niesen vielfach verschieden aus: günstig in der Zeit von Mittag bis Mitternacht, ungünstig im umgekehrten Falle. Auch war es für die Anwesenden ein Zeichen des Glücks oder des Unglücks, je nachdem man rechts oder links nieste. Immer aber betrachtete man es als etwas Heiliges, weil nach einer alten Tradition der erste Mensch als erstes Lebenszeichen geniest haben soll; die Erschütterung habe bewirken lassen, daß die Menschengestalt darunter geborsten wäre, daher die Götter riefen: „Jupiter sei dir gnädig!" Die Griechen wandelten den Zuruf in „Gott helfe dir!" um.

Warum indessen das Niesen als eine Vorbedeutung guter oder böser Art angesehen wurde, darüber gingen schon im Alterthum die Meinungen auseinander. Als Alexander der Große Aristoteles nach dem Ursprung der Sitte, sich beim Niesen Gesundheit zu wünschen, fragte, wußte ihm dieser denselben nicht anzugeben. Eine jüdische Legende erzählt: Als Adam aus dem Paradiese vertrieben wurde, bat er Gott, daß der sündige Mensch im Augenblick seines Todes nicht solle schlafen können. Die Priester beten für die an, welche niesen müssen. Heutzutage sieht es anders: das Niesen wird jetzt eher als ein Zeichen der Genesung als des Todes angesehen. Das Volk behauptet sogar, daß jeder Patient in einem Krankenhause, der sich durch dreimaliges gesundes Niesen bemerkbar macht, für genug erklärt und aus demselben entlassen werde. Die Siamesen erklären die Bedeutung des Niesens noch in anderer Art. In der Hölle, sagen sie, ist ein Tribunal mit einer schwarzen Kanzel unausgesetzt beschäftigt, die Sündenregister der Menschen zu führen und sie vollständig zu erhalten. Der Vorsitzende dieser unheimlichen Behörde liest fortwährend die eingereichten Conduitenlisten der Sterblichen; diejenigen nun, mit deren Sünden er gerade beschäftigt ist, müssen auf Erden in dem Augenblick, wo er ihren Namen nennt, niesen. Wie wichtig ist es darum, in solchem Moment dem Armen ein „Gott helf!" zuzurufen, damit die Macht des Teufels wenigstens zum Theil gebrochen werde. Die Soldaten des Xerxes mußten den Hut abnehmen, wenn ihr Führer nieste. Unter dem Kaiser Tiberius war es üblich, sich bei seinem Niesen stumm zu verbeugen. Im Königreich Sennaar in Afrika besteht die Sitte, sich, wenn der König niest, umzudrehen und sich auf den rechten Oberschenkel einen lautschallenden Schlag zu geben, um das Geräusch des Niesens zu überbieten. So müssen auch alle Hofleute in Monomotapa am Zambese, sobald der Kaiser niest, ein solches Geräusch erheben, das dem des Niesens gleichkommt, dasselbe muß von allen nachgemacht werden, die es hören, sodaß es von Zimmer zu Zimmer, von Haus zu Haus, von Straße zu Straße fortklingt, bis die ganze Residenz davon erschallt.

Trotzdem aber, daß die Redensart: „Zur Gesundheit!" bei uns nicht mehr wie eine an den Himmel gerichtete Bitte betrachtet wird, ist sie dennoch eine Formel der Höflichkeit geblieben. Seit unserer Kindheit haben wir immer von uns nahestehenden und geliebten Personen diesen freundlichen Wunsch des Alterthums wiederholen hören, und uns selbst unbewußt sagen wir oft: „Zur Gesundheit!" sobald wir niesen. Der Pole sagt: „Hundert Jahre!" Der eben geniest hat, erwidert: „Ich bitte zum Gedächtniß!"

Jahrhunderte sind verflossen, unzählige Schmerzen mit ihnen und der Gebrauch vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht. Nur in den Salons der vor-

...ungen ...erlichkeit kommt diese Heilquelle auch der ...der, höchstens verbraucht man sich wie zu der Liebe ...d Zeiten Humor dem Niesreiben gegenüber. Der ...glückliche Soldat aber, der, in Reif und Eis ...rend, während des Exerzierens Nies bekommt einen ...g Krampf.

Pathologisch betrachtet, entsteht das Niesen durch ...en Reiz der die Nase innerlich bekleidenden ...chleimhaut; es ist mit einer plötzlichen „Zusammen...ziehung der Muskeln des Unterleibes und deren ...ruche auf die Lunge verbunden, verbunden, die Luft ...ird gewaltsam ausgestoßen und bringt das Ge...räusch hervor. Unter den Tieren nicht einzig und ...llein der Hund, und zwar vollkommen wie der ...Mensch. Ein anhaltendes, heftiges Niesen durch ...das Einziehen von Tabak oder sonstigen fremden, ...die Nasenschleimhäute reizenden Substanzen erzeugt ...oder in Krankheiten vorkommend, kann bei schwäch...lichen Personen gefährlich sein. Hier wurde der ...Zuruf „Gott helf!" sehr am Platze sein; hilft ...dieser aber nicht, so hilft am sichersten das Eingießen ...von warmer Milch oder warmem Wasser.

Neuere Forscher glauben, daß der Sitte „Gesundheit" zu sagen, insofern einer gebräuchlichen Epidemie entstanden ist, bei der das Niesen als erstes Symptom der Genesung die glücklich überstandene Krisis andeutete.

Briefe aus der Kaiserstadt.

V.

yy. Während der Uebersiedelung der reichen, wohlhabenden und domizilierten Wiener aus der Stadt in die nahe Umgegend vorbereitet wird, stellen die Ankündigungen verschiedener Unternehmungen und Spekulanten allerlei „Vergnügungsfahrten" für den Frühling und Sommer in Aussicht, pflückt man in Theatern und Konzertsälen die letzten Winterblüten ziemlich genug ab. Schon im verflossenen Jahre hatten die sogenannten Gesellschaftsreisen, bei denen sich jener eigene des Komis voyageur ähnliche Artigkeit mit ausländischer Verkehrtheit begibt, ihren Anfang genommen. Dem Charakter des Deutschen entgegen, der das Individuelle zum ersten Grundsatz seines Thuns und Denkens erhoben, haben sich jene Menschen ein, welche für die Zusage einer bestimmten Summe die Erlaubnis erhalten, auf dem Schiffe, das längs den Küsten des Adriatischen Meeres fährt, nach soldatischer Disciplin zu essen und zu trinken, wenn auch wir es von vornherein festgesetzt wissen, und an den Punkten, wo man Halt macht, gerade das zu betrachten, was das Programm der Genüsse vorgeschrieben. Ein Kaufherr, der die Vergnügungsfahrt nach Konstantinopel theilt, erachtete es als angemessen, die Gesellschaft, die sich seinem Geschmack vertraut, in die Kirche auf Korfu zu führen — und schwammen im selben Augenblick die Delphine Arions dem lieblichen Instrument vorbei, der Kaufherr zwingt seine freiwillig Gefangenen, im Anblick eines alten Heiligenbildes zu schwelgen. Ein anderer der einen Ausflug in die Schweiz veranstalten, erklärt den Rütlischwur für die größte Sehenswürdigkeit der Alpenwelt, und niemand unter den Wanderlustigen, die sich ihm angeschlossen, weiß seit auch nur das Geringste dagegen einzuwenden.

Die Gesellschaft, welche in den ersten Tagen des April nach Konstantinopel abgegangen, kehrt noch vor seinem Ende zurück, dann werde ich sicher Gelegenheit haben, Ihnen die wunderlichen Dinge, die den Wienern im Orient begegnet, mitzutheilen. Vorläufig erfährt man aus „Reisebriefen", wo hier und da ein Journal veröffentlicht, manches Neue, was sogar Kaiserwasser entgangen, so daß man in Sora auf schmutzige Straßen stößt, von der Akropolis in Athen aus eine wunderbare Fernsicht auf den Piräus genießt und daß die jetzigen Griechen weniger heldenhaft und tapfer sind als die Kämpfer der Perserkriege. Endlich hat Oesterreich wirksam und lebhaftig begonnen, die Kultur nach Osten zu tragen.

Die abgerissene Prateraffäre im Germania ist insofern von kulturhistorischer, wie literarischer Bedeutung, als sie wenigstens einen von den grausamen Gaslaternen, die Wagenreihe rechterhand vom „Pratercentrum" — wie der feine Kerl genannt wird, in den die lange Allee mündet — bis auf den Kohlmarkt, die glänzendste Straße der inneren Stadt, aber keine Kerzenleuchter über sich hat, verschwinden machen. Posten derselben waren in den Wagen und zu Pferde sichtbar. Der neue Adel Wiens, Fabrikanten, die kürzlich erst den Ritterschlag erhalten, und Bankiers, deren Patent kaum minder kurzathmig ist, als die Wechselreiter der Königin in „Hamlet" gewesen, fuhren mit ihren Frauen und Töchtern in den steifen Karossen. Warum sich unsere Aristokratie so sprode gegen die Praterfahrt verhielt? Vielleicht verletzt sie die Parodie ihrer Stammbäume, um so mehr, als sie eine gelungene genannt werden muß. Parodie? Wohl, vieler Zweig der Literatur ist in der Kaiserstadt kaum zufriedenstellend gepflegt worden, von der unbewußten an, welche die religiösen und literarischen Reformbestrebungen zur Zeit Sonnenfels im Hinblick auf die gleichen Versuche Josephs II. dargestellt haben, bis zu den absichtlichen Neckereien, welche vaterländische Gebräuche einer Lokalbetrachtung, Ansichten Gastwirthen, angestellt hat. Ein satirisches Epigramm spricht von dem ewigen Wiedbauer, das die Grazien sich in Aristophanes Geiste gebaut, wenn man statt Grazien Anrichtheit und statt Aristophanes Gallmeyer setzt, so paßt jenes Epigramm vergnüglich auf unsere Manager in der Vorstadt. Die schamlose Verhöhnung aller Sitte geht bei ihr mit einer infernalischen Verspottung des eigenen Sperrsitz, mit Geist und mit einer gewissen Anmuth Hand in Hand. Seit mehreren Wochen spielt diese Schauspielerin in einer Parodie des Wallner'schen Schauspiels „Galanterie" — „die elegante Welt" — die Theaterkassa seinen Abend ist das Haus ausverkauft, die „gebildeten" Leute schwärmen für diese Parodie, man versucht heute voll Befriedigung dasjenige, worüber man

gestern gewesen. Die Galanterie riethe unmöglich, wenn Sie auch in weiterdeutscher Herzlosigkeit darüber lachen. Diese Thatsache ist meiner Ansicht der Beweis — vorzüglich zum Theil mit den oft unglaublichen Verirrungen der Neuzeit. Hier ebenso schnell die Wohnhäuser, die es angeboten, mit Ruß beschmieren hier und ach an welcher Entheiligung weideten man immerhin streuel schelten noch nimmer alzern und beweint. Die Anekdote von der Magd ist bekannt, welche ein Gefäß, das oben und unten geöffnet und im Innern mit einem Boden versehen war, der es in Hälften theilte, zu Markte trug und erst in den einen Theil Oel gießen, hierauf den zweiten mit Essig füllen ließ, dann das Gefäß noch einmal umkehrte und so beide Flüssigkeiten vereinigte. Aehnlich verfahrt Wien mit seinen Neigungen, aber nicht aus Unklugheit, sondern aus Leichtsertigkeit.

Der Hang Kaiserthums hat sich noch nicht verringert, sondern sogar in die untern Schichten der Gesellschaft fortgepflanzt. Die Sängerin, die den Kronen ist eine Lilie, ihre Naturerscheinung gilt nur so weit vom künstlerischen Geist genutzt, als sie [illegible] Wirken in schönen Räumen von Prachtsinn, die nicht nur in Paris [illegible] auch in englischen Wohnsitzen herrlich getroffen, so lange sie Wunder aufzubieten bis sie halbe Nächte unterbrochen lassen glaubte. Als nun Kreisten Paris lange in einer Weise gelungen war die sichtbarlangte Kreise verlassen, da hing am Anfange verlassen Gemüth sich an Gewicht und die [illegible] Herren war vom Verrückwerden nahe. Der Wettbegierigkeit ihrer Begleiter gelang es, die Zitronen in ein gräßliches Haus zu bringen, das neben bürgerlichen empfangen wie sie sich an der Seite der verachteten Herrin vom aufgestandenen Schrecken und der damit verbundenen Ohnmacht erholte. Eine ungeheure Menge aber harrte vor dem Hause und begleitete den Wagen, der die Sängerin nach ihrer Wohnung fuhr, jubilirend. Tücher und Hüte schwenkend und nur durch das Einlassen des Kutschpersonals der Pferde an den Thüren verhindert, der zwischen der Wache Verhaftung und der Grafe Schwerthung schwebte.

Julius Mosen und Otto Ludwig.

Im Augenblick zählt die deutsche Literatur kaum zwei größere Namen als viele beiden Dichter — beide an das Krankenlager gefesselt, der letztere in den dürftigsten Umständen. Auf die dringende Nachricht, daß es endlich gelungen sei, eine größere Subscription zu einer neuen Ausgabe der Werke Mosen's zu Stande zu bringen, folgt die schmerzliche, daß in Wien eine Akademie zu Gunsten Otto Ludwig's veranstaltet werden und einen reichlichen Ertrag gegeben habe. Ist das die Armuth, in der das deutsche Volk seinen geistigen Herren zu Hülfe kommt?

Wir hatten über die Nationalanleihen, die mit patriotischer Gesinnung Emissäre in Frankreich ausschreibt, um seine Schulden zu bezahlen. Aber spottet so viel ihr wollt, der Mann erreicht seinen Zweck. Soll es in Deutschland ebenso werden? der Dichter, den Krankheit oder Unglück lähmt, öffentlich um ein Almosen, als um eine Ehrenschuld, die das Volk zu leisten habe, betteln? Die Schillerstiftung' rief in der letzten Generalversammlung hat sich leider herausgestellt, wie gering damals, im November 1862, bei noch nicht ausgeglichenem Streit mit dem dresdner Lotteriecomité, die Mittel der Stiftung waren, wie trotz musterhafter Verwaltung nicht allen Anforderungen genügt werden konnte. Die Schillerstiftung bedarf fortwährend der Theilnahme, des Zuschusses. Die geringe Summe, die sie — es ist ja ein öffentliches Geheimniß — Otto Ludwig zuerkannt, die 300 Thaler, welche ihm die „Liedgestiftung" einmal gegeben, wie vermöchten sie einem Kranken dauernd zu helfen? Ist es nicht schon ein trauriges Loos, wenn so begabte Menschen wie Mosen und Ludwig in der Blüte ihrer Kraft ihr Talent gebrochen sehen? Soll noch das nackte Elend an sie herantreten? Besser ist sterben als leiden. Dem Tod entgehen können wir nicht verhehlen, weil aber das Leben bleiben. Wenn die Deutschen nur erst im Ganzen „respectabel" werden wollten, es dauerte keine fünfzig Jahre und sie wären eine einige, große und freie Nation. Englische und französische Schriftsteller verdienen darum weit reicher in Noth als ihre deutschen Mitgenossen, weil ihre Nation ihre Werke kauft. Es ist doch schimm genug, daß die Presse das Amt eines Marktschreiers übernehmen und fort und fort rufen muß: „Kauft!" Eine Erzählung wie Otto Ludwig's „Zwischen Himmel und Erde" hätte in Paris und London das Leben eines Mannes mit so bescheidenen Ansprüchen, wie sie der Dichter hat, bis in die spätesten Jahre sicher gestellt, bei uns hat sie es möglicher zur dritten, wohlfeilen Auflage gebracht. Zwei oder drei von Mosen's Dramen, öfters auf unsern Hauptbühnen aufgeführt, würden dem Dichter den so wohlverdienten Ehrensold erwerben. Aber freilich — und das ist der beste Haken — ihr müßtet die Dramen von Mosen mit derselben Andacht wie den „Gebildeten Hausknecht" zum hundertsten mal hören, ihr müßtet Otto Ludwig's Erzählung kaufen, statt sie aus der Leihbibliothek zu entlehnen. Die Noth des Schriftstellers zu lindern, gibt es kein würdigeres Mittel als den Kauf seiner Schöpfungen. In seinem Dienst ist er krank und unglücklich geworden und ihr wollt im besten Falle unbezahlen und eine „Collecte" für ihn sammeln? Dazu mag in traurigen Ausnahmezuständen die Noth des Augenblicks zwingen, aber solche Collecte wird ewig nur ein Tropfen im Meer des Elends bleiben. Für diese Fälle sollte zunächst die Schillerstiftung bestimmt sein — nicht eine Stiftung mit hunderttausend Thalern, nicht eher sagt nach als bis sie über ein Kapital von einer Million verfügt. Im übrigen kauft die Werke eurer Dichter, nicht sie, euch selbst ehrt ihr dadurch.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Erster Band. **Nr. 20.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Im Bade. Eine Novelle von Emile Otto. VIII. IX. — Der Gartenarchitekt. Von Dr. H. Brunkrader. I. — Wilhelmine Schröder-Devrient. Von Kontlieblieben. Von Ludwig Rellstab. Der Grimmelshausengeschichte. — Aus dem Pauls Nachlaß. I. — Vorblatt. Ludwig Napoleon und Frankreich. — Berliner Briefe. VI. — Eine Pflanze auf einer Insel. I.

Im Bade.

Eine Novelle von Emile Otto.

VIII.

Von Scham über ihre geträumten Hoffnungen, von Angst vor den Folgen, von der Möglichkeit der Ehe mit dem ihr plötzlich verhaßt gewordenen Manne gefoltert, war Anna in jener Nacht verzweiflungsvoll fortgestürzt.

Mehr einem dunkeln Instinct als vernünftiger Ueberlegung folgend, hatte sie, was sie an Geld und Schmuck besaß, mit sich genommen. So weit als möglich wollte sie fort. In der großen, fernen Residenz gab es ja für Tausende ein Unterkommen — warum nicht auch für sie?

Sie entfloh nicht allein der Heimat, dem Aeltenhaus, sie floh nicht nur vor Bertrud, vor dem Strafgefängniß, vor dem aufgedrungenen Bräutigam: sie floh vor allem ja vor Leon. Ihm, der sie verschmäht hatte, konnte sie nie wieder unter die Augen treten. — Hätte sie ahnen können, daß er ginge, vielleicht wäre sie doch geblieben und hätte alles andere noch über sich ergehen lassen. Aber ihn wiederzusehen — vielleicht an Bertrud's Seite — das ertrug sie nicht.

Als sie in der stillen Nacht, in der nur hier und da ein Stern durch die Wolken brach, um bald wieder zu verschwinden, an dem Ufer vorüberschritt, in dem sie so oft im heitern Spiel mit Leon und Bertrud Blumen hineingeworfen und sich allerlei Poetisches und Prophetisches dabei gedacht, wie die Wellen sie in ruhigem Hüpfen oder in wilden Wirbeln vorwärts trieben — da dachte sie nun wol, es sei das Beste für sie, auch mit dahinzutreiben, eine muthwillig von ihrer Wurzel abgerissene Blume. Schon hatte sie dicht am Ufer und beug die Zweige auseinander zu einem verzweifelten Sprunge, da aber wachte ihr Gewissen mit dem frommen Spruche auf, daß niemand eine größere Prüfung auferlegt werde, denn die er könne ertragen. Sie dachte an Gott, der niemand verläßt, der ihn nicht zuvor verlassen, und daß die dunkle That, die sie thun wollte, nichts anderes sei als ein solches Verlassen — so sprang sie schnell wieder landeinwärts und eilte weiter und weiter.

So wanderte sie die ganze Nacht durch und erreichte die Eisenbahnstation, an der sie gleich ein Billet für eine ganze Tagesreise nahm; um aber an den Billeteur oder irgendjemand, der sie möglicherweise bei spätern Anfragen nach der Beschreibung wiedererkennen konnte, nicht zu verrathen, wohin sie reise, bat sie eine fremde, mitreisende Frau, deren Visite sie annahm, das

Ecke der Lohgerbergaſſe verlegt hat. Mit unerkalteter Hochachtung und anbetungsvoll Jeffry Thompſon Esquire." (für ſich) Sollte man's glauben? (laut) Kinder, recht gern! Mit Vergnügen! Ich wünſche viele Unterhaltung. Aber ſagt mir, wer beſorgt denn die Briefe an die Adreſſen?

Cäſar.

Toby.

Jeffry.

Wie dumm!

Thompſon.

Diener haben wir nicht. Seht, das iſt nun wirklich ſchlimm. Aber wie, geht die Briefe ſelber ab!

Cäſar.

Selber ab?

Jeffry.

Da hätten wir ja nicht zu ſchreiben brauchen.

Thompſon.

Ah ſo! Dann freilich! Zum Schicken haben wir Niemanden und ſelbſt abgehen, das wäre juſt nicht faſhionable —

Eliza.

Und Ihr albernen Jungen glaubt, daß ein Einziger von ihnen in unſere arme Hütte kommen wird?

Cäſar und Jeffry (zuſammen).

Sie haben's ja verſprochen.

sie nicht aus dieser Gegend war und die ebenfalls weit reiste, ihr das Billet mit zu besorgen. Da sie sich im übrigen immer für sich und so versteckt als möglich hielt, der Zug, mit dem sie fahren wollte, auch nicht lange auf sich warten ließ, so wußte in der That niemand etwas von ihr, als man später hier und anderwärts Nachforschungen nach ihr anstellte.

Sie, die bisher noch nie ihr heimisches Städtchen auf eine weitere Entfernung als von wenigen Meilen verlassen hatte, kannte bald aber vieles, woran der Lampfing so elendes verändert hatte. Die Menschen neben ihr wechselten wie die Gegenden — niemand achtete ihrer, kümmerte sich um sie — und als in einer ziemlich großen Stadt die Eisenbahnen sich kreuzten und Züge nach allen Richtungen gingen, wo auch sie aussteigen und einen andern Wagen suchen mußte, da begriff sie erst ganz, welch ein Wagniß sie begangen, daß sie so plan- und ziellos hineinging in die weite Welt! Angstvolle Stimmen ihres Innern mahnten zur Umkehr — aber wie? In allem Schlimmen, was sie in der Heimat erwarten konnte, gellte ihr dann auch der Fluch der Fächerlichkeit. Das Recht der Alten, über ihre mahnenden Kinder zu schelten, die sie in solche sagenlange Angst versetzt haben mußte und sie gewiß selbst zum Gespött aller Bekannten werden ließ.

So schwer nimmt sich ein Schritt zurück, der einmal gethan ist, und mit jedem, der weiter davon sich entfernt, wird die Umkehr schwerer, endlich unmöglich. Was nur die unüberlegte That einer Stunde der Aufregung, der Verzweiflung ist, gleicht dem hingeworfenen Ball, der, einmal ins Rollen gekommen, nicht mehr aufzuhalten ist, unaufhaltsam rollt er hinab — vielleicht noch eine weite Bahn, vielleicht zum nächsten Abgrunde, in den hinab keine rettende Hand mehr reicht.

Anna irrte weiter und weiter. Lauter und lauter klopfte ihr Herz vor dem Augenblick, wo sie am späten Abend im Gewühl der menschenreichen Bahnhöfe den Wagen würde verlassen und ein Obdach suchen müssen, von dem sie keine Ahnung hatte. Endlich wagte sie schüchtern die Mitreisenden der letzten Stationen nach einem Nachtquartier. Ein geschäftiger Kaufmannsdiener, der schon zuweilen ein Wort an sie gerichtet, erbot sich, sie in ein solches zu führen. Die andern Mitreisenden lachten. Sie fühlte sich wie verraten und verkauft und wagte fortan nicht einmal diese Frage mehr.

Beim Aussteigen wich sie scheu allen Männern aus und ging da, wo die meisten Leute gingen; aber alles drehte sich mit ihr — noch nie in ihrem Leben war sie länger als eine Stunde im Lampfwagen gefahren — und nun einen ganzen Tag! Noch nie war sie in einem solchen Menschengewühl gewesen, so viel Pferde und Wagen hatten sie nie umgeben — und nun vollends zur Nachtzeit, unter dem da und dort blendenden Licht der Gaslaternen! Dazu war sie nicht allein durch geistige Aufregung erschöpft — weder gestern noch heute hatte sie etwas Warmes gegessen —, sondern nur wenige Bissen zu sich genommen. So irrte sie, fast eines Gedankens unfähig, durch die weiten Straßen; endlich fühlte sie, daß sie nicht weiter konnte, und setzte sich auf die Schwelle der nächsten Haustür, nur um sich einen Moment zu erholen — die Sinne vergingen ihr.

Wie lange sie hier gesessen, wußte sie nicht. Sie sah empor, weil eine Männerhand sie schüttelte und barsche Worte sie zur Rede setzten, was sie hier zu thun habe? Kaum verstand sie die Bemerkungen, welche der „Schutzmann", der sie aufgefunden, weiter daranknüpfte — nur das begriff sie, daß er Miene sie zu „beschützen", wie sie einen Augenblick glaubte, als sie auf dem Messingschild seiner Mütze das Wort „Schutzmann" las, sie beschimpfte und mit der „Polizei" drohte, wenn sie nicht augenblicklich sage, wer sie sei und was sie hier wolle.

Schon war der frühe Sommertag angebrochen und als Anna jetzt die verweinten Augen voll Unschuld, Angst und Beschämung zu dem Manne aufhob, der die Hüte des weiblichen Geschlechts durch sein Amt kennen gelernt, mochte er wol begreifen, daß sie nicht dazu gehörte, und wiederholte seine Frage in freundlicherem Tone.

Sie berichtete die Wahrheit, daß sie fremd hier angekommen und den Ort ihrer Bestimmung nicht finden könne.

Sie hatte unterwegs ein Mädchen von einer Diakonissenanstalt sprechen hören, in der es Aufnahme suche — jetzt, in der Angst, Rede stehen zu müssen, machte sie dieselbe Ausflage.

„Wenn es so ist", sagte der Schutzmann freundlicher, „werde ich Sie dahin begleiten."

Anna athmete auf. Der Mann drohte ihr nicht mehr — er wollte sie unter ein schützendes Obdach geleiten — mehr brauchte sie in diesem Augenblick nicht.

Es war ein weiter Weg, den sie noch zu

machen hatte, bis sie an das abgelegene klösterliche Gebäude kamen, das sie in der Angst als den Ort ihrer Bestimmung genannt hatte, und so langte sie aufs neue ganz erschöpft dort an.

Als Tochter eines Gastwirths wußte sie wohl, daß niemand ohne irgendeine Legitimation reisen durfte — sie hatte daher den Heimatschein einer ihrer Mägde mitgenommen, deren Aufbewahrungsort sie kannte, und nannte sich nach dieser Marianne Zeichmann.

IV

Als der nächste Frühling kam, war der „Schwarze Rappen" nicht mehr der einzige Gasthof seines Städtchens. Ein Sprossling aus einer großen Stadt, Herr Hellmeier, war gekommen, hatte ein romantisch am Bleiche gelegenes Gartenanwesen gekauft und vor der Hand das mitten darin gelegene Haus zum Empfang von Gästen herrichten lassen, gleichzeitig aber auch einen großen Anbau an dasselbe begonnen. Er war ein Bekannter von Eduard Amberg, der ihm eine hoffnungsvolle Schilderung von dem wachsenden Fremdenverkehr seines Heimatstädtchens gemacht und ihn, den unternehmungslustigen Sohn eines Gastwirths, auf die Idee gebracht hatte, dort sich niederzulassen, ehe ihm andere zuvorkamen. Zugleich versprach ihm der Apotheker, der keine bessere Rache an dem Rappenwirth nehmen konnte — denn die Feindschaft der beiden Häuser war wieder eine offene geworden —, jede mögliche Unterstützung und Angabe der Mittel und Wege, wie die Concession in einem zweiten Gasthaus zu erlangen sei. Hellmeier, ein lebenslustiger Mann in den Dreißigen, von klugem, berechnendem Charakter, stattlichem Aeußern und gegen jedermann freundschaftlichem Betragen, imponierte vor allen den Kleinstädtern, und als er, wohl überlegend, daß ihm eine hübsche und zugleich nicht unvermögende Haustrau aus der Gegend wie Gertrud wesentlich nützen würde, freite er um sie.

Gertrud fühlte sich wenig von diesem Bewerber angezogen; noch trug sie Leo's Bild im Herzen — aber es hatte ja nach ihrer Anschauung der Dinge ihre Liebe gräulich und verrathen — aus Rache an ihm, damit er gelegentlich erfahre, wie schnell sie sich über seine „Untreue", wie sie es nannte, getröstet habe; aus Rache an Anna, die vielleicht dem schmachvollen Preis verfallen, und aus Rache an deren Reizen, gegen die auch in ihr der ganze alte Familienhaß erwacht war — und diese unedeln Motive hinter dem edeln und hehren Gedanken versteckend, gab sie Hellmeier ihre Hand, obwol es ihr am Morgen ihrer Trauung zu Muthe war, als erwarte sie am Altar ein qualvoller Tod. Und selbst ihn hätte sie in diesem Augenblick willkommen geheißen — es konnte ja nicht so lange dauern als ein qualvolles Leben, das sie nun vor sich sah.

Jetzt, im Juli, war sie schon einige Wochen verheirathet — wo war die Idylle hin, die sie in dem vergangenen Sommer gelebt? Die ganze stille, heitere, glückliche Jugendzeit, in der sie nur harmlose Paradiestage kannte?

Schon wimmelte das Städtchen, ihr eigenes Haus von fremden Gästen, die ihr ein Tag und Nacht keine Ruhe ließen. Wenigstens trug auch dazu Hellmeier das Seinige bei. Er war ehrgeizig und wollte um jeden Preis Kenntnisse erwerben. Die Fremden sollten in seinem Augenblick in seinem Hause den gewohnten Comfort vermissen; gegen sie war er die Zuvorkommenheit selbst und verlangte das Gleiche von seiner Frau. Sie sollte auch sie eine stattliche Wirthin vor den Fremden repräsentieren, und wenn irgendeiner derselben artiger gegen sie war, als sich schicken mochte und dafür von ihr zurückgewiesen ward, so schalt er ihr Betragen unhöflich und zürnte mit ihr, daß sie noch die Gäste verscheuchen werde, statt sie herbeizulocken. Ueberall wußte er sich nach außen hin den Schein der Artigkeit zu geben, im innern des Hauses aber war er ein peinlicher Kritiker und Gertrud begann bereits unter seinem Joch zu leiden. Für nichts hatte er Sinn als fürs Geldverdienen und forderte auch von ihr dasselbe. Bald erkannte sie, daß auch nicht ein Funken von Liebe in ihm war, daß er sie nur aus Berechnung geheirathet hatte. Und konnte sie darüber ihm oder ihrem Geschick einen Vorwurf machen? Jeder Vorwurf, der in ihr aufsteigen wollte, traf nur sie selbst, denn sie hatte Hellmeier aus keinem andern Beweggrund als aus gleicher Berechnung ihre Hand gegeben, wenn auch dieselbe auf andern Motiven beruhte.

Als eines Tags die Post, die man jetzt täglich mit sechsspännigen Omnibusbatterien eingerichtet — denn der ehemalige „Stellwagen" genügte längst nicht mehr —, schmetternd vor dem Gasthaus „Zum Kronprinzen" hielt, wie Hellmeier prunkend sein Haus genannt, sah Gertrud die Letztern Namens mit zwei andern Namen aussteigen.

War es Gertrud schon unangenehm, wenn sie

Geſchichte aus der Zeit wiederholt, in der ſie leidlich, freilich unbelangen, in alle Geſchäfte und ſich auch nicht darum gekümmert hatte, wenn ſie etwa da und dort über Vera's Umgang mit ihr ſpöttiſch hörte — meinte ſie doch, daß nur der Neid um ihr gutes dickes Blicken und dickem Pöckchen ſprach, ſo war ihr doch von all jenen Geſchichten das der Doctorin Lamius das verhaßteſte; denn ſie war es geweſen, die Vera immer in die Kreiſe der Badegäſte von ihr hinweggezogen gelockt hatte.

Nun kam ſie gerade hierher, wollte hier wol wohnen, vielleicht von Vera und Anna ſprechen — es war eine unerhörte Zumuthung für Gertrud.

Die zweite Dame war ſchön und lebensfroh; geiſtiges Temperament leuchtete von ihrer Stirn — zufällig nannte die Doctorin ihren Namen: Aliſe.

Die dritte Dame war einfach in Braun gekleidet; ſie trug einen der belgiſchen Hut mit einem dicken braunen Schleier, der ihr Geſicht ganz verhüllte.

Erſt als Gertrud die Damen ſelbſt in ein Zimmer begleitet hatte und nach ihren Wünſchen fragte, nahm die Braune den Hut ab und warf ſich ſchluchzend in Gertrud's Arme — es war Anna.

Gertrud bebte vor ihr wie vor einem Geſpenſt zurück und rief: „Verräther!“ Die ganze alte Eiferſucht wachte in ihr auf.

Anna nahm wie hülfeſuchend die Hand der Doctorin und ſagte: „Deinen Empfang habe ich erwartet, ich werde ihn auch bei meinen Aeltern finden!“

„Deine Mutter iſt ſehr krank,“ ſagte Gertrud, „und Harm über Dich —“

Anna wollte erſchrocken weiter fragen — Gertrud wehrte das kurz ab, indem ſie ſagte: „Ich komme nie mehr in den Pappen — und bekümmere mich nicht um das, was Du drinnen geſchichſt!“

Anna war von der Doctorin nur mit Mühe zurückzuhalten. „Wenn ihre Mutter krank iſt, wird ſie die Aufregung leiden,“ ſagte ſie. „Ich gehe zu ihr und kann ſie vorbereiten.“

Die Doctorin ging. Sie fand die Pappenmutter in einem bedenklichen Zuſtande, doch konnte ſie hoffen, durch ihre Eröffnungen ſie mehr zu beruhigen als zu erſchrecken. Daß Anna todt und unſchuldig ſei, daß ſie nur aus Verzweiflung über ihre Liebestäuſchung und ohne zu wiſſen, was ſie that, noch weniger, daß Sander gleichzeitig abgereiſt ſei, war ihre erſte freudigſtimmende und glaubwürdige Eröffnung. Dann erzählte ſie, wie ſie Anna gefunden.

Ihre Freundin Aliſe war bei einem Beſuch in der Reſidenz im Hotel Frank geworden; ſie hatte eine Diakoniſſin zu ihrer Pflege verlangt und die Doctorin Lamius, die oft bei der Freundin war, in jener Anna erkannt. Da die Doctorin ihr Mißtrauen, daß Verachtung zeigte und dies auf ihren Namenswechſel gründete, ſo entdeckte ihr Anna alles, um ſich zu entſchuldigen und ſie zu bitten, ſie nicht zu verrathen. Die Doctorin fragte im Diakoniſſenhauſe ſelbſt nach dem Tag von Anna's Ankunft, und da alles zutraf und ſie auch durch das, was Aliſe ihr ſchon von Vera erzählt, ſich überzeugt halten mußte, daß Anna die einfache Wahrheit ſprach, ſo ſtellte ſie dem Mädchen nur das an ihren Aeltern begangene Unrecht vor, um ſie zur Rückkehr zu bewegen.

Aber Anna hatte ſich nicht nur in der Diakoniſſenanſtalt nach einer abgelegten Probezeit auf mehrere Jahre zum Bleiben verbindlich machen müſſen, ſondern ſie hatte auch den ſchweren Beruf mit ſo viel inniger Hingebung erfaßt, daß ſie ihn nicht mehr aufgeben mochte. Ihr Leben erſchien ihr als ein verfehltes — wie konnte ſie wieder lieben, wie zu den frühern Verhältniſſen zurückkehren. Aber ſich mit den Aeltern zu verſöhnen, war ihr höchſter Wunſch. Urlaub aus der Diakoniſſenanſtalt konnte ſie nur erhalten, wenn ſie im Krankendienſt vertreten mußte. Sobald Aliſe ſo weit geneſen war, um reiſen zu können, erklärte ſie, mit der Doctorin in deren verſtändigem Bad zu gehen und Anna als ihre Pflegerin mit zunehmen. Ihrem Bräutigam Vera ſchrieb ſie das alles nur gab ihrer Ankunft anheim, ob er mit ihr kommen und das Verſöhnungswerk vollenden wolle.

Wie gern glaubte die ſo lange unerſetzliche Mutter den Worten der Doctorin, und wie ſehr ſie auch die Tochter anklagte, daß ſie ihrer Mutter dies Jahr voll Angſt und Jammer habe bereiten können, ſie hatte doch keinen ſehnlichern Wunſch, als ſie wiederzuſehen!

Jetzt erſt ſagte die Doctorin, daß Anna mit ihr ſei und man ſandte nach ihr. Schwerer hielt es, den Vater verſöhnlicher zu ſtimmen, der überdies, weil er jetzt ſeinen Gaſthof überfliegelt ſah und ſich unglücklich fühlte, ſich dem Trunk ergeben und Momente voll Jähzucht hatte. Nach der Erzählung Anna's erklärte er ſie ohne weiteres für „toll“ — und hatte damit ja auch nicht

so unrecht; denn das Uebermaß von Schmerz, Angst und Leidenschaft überschreitet für Momente immer die Grenze der gesunden Vernunft.

Viel erhielt Anna endlich Verzeihung für ihr thörichtes Beginnen, aber schon hatte sie genug an Krankenbetten gewacht, um zu erkennen, daß auch das ihrer Mutter bald ein Sterbebett sein werde. Und wäre auch der Vater nicht hart genug gewesen, Anna zu sagen, daß aus Kummer um sie und die durch sie zu täglichem Aerger erneute Zeindschaft mit dem Apotheker und seiner Sippschaft die Mutter an den Rand des Grabes gebracht wäre — Anna fühlte selbst am tiefsten diese Schuld. Viel gebetet und ohne jeden Widerspruch ließ sie darum alles über sich ergehen und mich nicht nur den Zornausbrüchen des Vaters, sondern auch den hämischen Bemerkungen und heimkehrenden Fragen der Kleinstädter nicht aus, die sich so lange über das, was aus ihr geworden war, den Kopf zerbrochen hatten und vor denen sie eigentlich damals immer geflohen war.

Von der wiedergefundenen Tochter Tag und Nacht gepflegt, lebte die Mutter noch einige Wochen; ruhig lächelnd, billigte sie dann Annas gewählten Beruf, denn bei dem Vater, von dem sie wußte, daß er wieder heirathen würde, hätte sie sie ungern zurückgelassen.

Während dieser Krankenpflege hatten Anna und Bertrud, die kaum ihr Haus verlassen durften, noch weniger aber, um in den „Raggen" zu gehen, was sie selbst nicht wollte, einander nicht wiedergesehen. Die Letztern kannte nur Nicole, aber waren auch in eine andere, ländlichere Wohnung gezogen. Leon hatte nichts von sich hören lassen und Nicole wußte nicht, was sie davon denken sollte.

Als Anna am Tage nach dem Begräbniß ihrer Mutter wieder auf den Kirchhof, an das Grab derselben ging, ganz in einen frischen Blumenkranz darauf — als sie noch darüber nachsann, von wem dies Zeichen der Theilnahme sein könne, trat Bertrud hinter einer nahen Baumgruppe hervor.

Ueber das Grab hinweg reichten die beiden Jugendfreundinnen einander die Hände.

Es war ein warmer, ruhevoller Augustabend. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergang und ließ nur da und dort noch einzelne Lichter auf die emporgerichteten Leichensteine fallen. Ueber die Gräber war ein Meer von Blumendüften und in den Wipfeln der Bäume sagte es vor ganz leise ein Blatt dem andern, daß nun der Abend komme. Schon hob zirpender Thau und die Nacht und Blumen sogen ihn begierig ein, schlossen dann die Kelche, neigten die Halme und legten sich schlafen.

Bertrud und Anna sanken einander stumm und weinend und doch sich neu verstehend in die Arme.

Wie waren die fröhlichen, harmlosen Tage hin, wo sie allabendlich miteinander vor der Hausthür saßen oder ein wenig herumspazierten und, wenn es gerade so war, neugierig den Stellwagen erwarteten? Wo waren jene paradiesischen Tage hin, an denen Leon mit ihnen scherzte, wanderte, sang und jubelte? Wo er ihr einfaches Leben ideal verklärte und die Visionen der Dichtung ihnen öffnete? Wo waren sie hin, die Tage, wo er ihnen Blumen suchte, die sie im Kränzen wanden, einander zu schmücken oder, wie in dem Lied Leons, einer unbekannten, nur in Leons Liedern lebenden Geliebten zu opfern? Verblüht, verwelkt, zerrissen waren alle die süßen Empfindungen von damals!

Die lebensfrohe, blühende Anna, jetzt verwandelt in eine Büßerin, gebeugt von dem Bewußtsein, durch ihre Thorheit die Mitschuld zu haben am Tode der Mutter, gewelkt einem schweren, von allen Freuden des Lebens abgekehrten, nur seiner traurigen Zeit zugewendeten Beruf unter fremden, kalten Menschen, fern von der romantisch schönen Heimat mitten im Frieden einer großen, in ihre Wüste gelegten Stadt.

Die schwarmschwelle, schwermüthige Bertrud nun in eben diese Heimat für immer heimgebannt als Hausfrau, als die Frau eines ungeliebten, beruflosen Mannes, lebend zwar in dieser reizenden Natur, aber doch ausgeschlossen von ihr, weil sie häusliche Arbeit und die Sorge des Mannes ihr keine Naturkunde, wenigstens nicht außer dem Hause, mehr gestattete — heißgeschmiedet für ihr ganzes, vielleicht langes Leben an diesen eigentlichen Gatten, der ihr — sie sah das gewiß voraus — dieses Leben nur zur Qual machen würde! Und auch dies nur durch eigene Schuld; nur um sich an andern zu rächen, um sich nicht Einen Moment verhöhnen oder demüthigen zu lassen, war sie nun demüthigenswerth geworden für ihr ganzes Leben!

Sie brauchten einander nicht viel zu sagen, nicht alle Wunden aufzureißen — sie wußten genug.

„Wir waren beide thörichte Mädchen!" sagte

Mertrud, die indeſſen auch von Nicole Anna's Geſchick erfahren hatte. „Nun müſſen wir tragen, was wir ſelbſt uns auferlegt!“

In derſelben Stunde weilte Nicole unter der hochgelegenen Buche, die, wie ſie erfahren hatte, einſt Leon's Lieblingsplätzchen geweſen; von hier aus überblickte man das Städtchen, von dem die Malerin Abſchied nehmen wollte.

Auch ihre Augen ſchwammen in Thränen, obwol ſie den Schmerz ihres Innern durch ein bitteres Lächeln zurückzubannen ſuchte. Ein Brief Leon's zitterte in ihrer Hand.

Sie hatte ihm ohne Bewußtſein, ohne Zweifel geſchrieben, nur die Wahrheit beklagend, die aus Liebe zu ihm ihn ſelbſt unglücklich gemacht hatten. Dennoch antwortete er ihr in beleidigtem Männerſtolz. Nur Mißtrauen in ihn, nur eigenmächtiges Hinwegſetzen in ſeine eigenen Angelegenheiten, nur unpaſſendes Einſchreiten ſeiner Vergangenheit fand er in dem Schritt, den ſie gethan, als ſie mit Anna in ſeine Heimat ging.

Freilich, er hatte nicht wieder erwartet ſeine weißen an Nicole harmloſe Briefe, weil ſie ein ſo trauriges Ende genommen! Und was er nun weiter von ſeinem Ende erfuhr, machte es gar zu einem tragiſchen. Die ganze Jugendliche Stimmung, in die er durch dieſe Nachrichten verſetzt ward, ſprach ſich in ſeinem Briefe aus, deſſen Hauptinhalt Piemonte waren für Nicole.

Aber Nicole war eine nicht minder ſtolze Natur — ſie duldete keine kleinliche Auslegung ihres Handelns, keine unrechtmäßige Sprache, wie dieſer Brief enthielt. An dieſer Stelle beſchloß ſie ihre Erwiderung von Leon.

„Ich gehe wieder nach Rom“, ſchrieb ſie ihm ſpäter. „Spiele noch heut mit andern Mädchenherzen, gleichgültig, ob ſie um Dich brechen oder nicht, wenn Du nur nicht gelernt wirſt in Deinem Lebensgenuß. Auch die glühendſte Liebe erkaltet vor ſolchem Gegenſtande! So ſuche ich denn wieder mit meinem warmen Herzen einſam in den Tempel der Kunſt — ſie wird mir Troſt geben, wenn auch nicht das Glück, das ich neben Dir nahmte!“

Am andern Morgen verließ ſie mit der Familie Vanini und Anna wieder das Städtchen, das immerwährend in einem wechſelnden Sommeraufenthalt empfohlen. Wer ſpäter dort Einkehrung und Ruhe ſuchte, aber halt nicht mehr, was den einen Reiſenden dort gefeſſelt, hier ein freundliches Bad zu begrüßen.

Der Carbonarismus.

Von Dr. B. Kietzenbrock.

I.

Als Joachim Murat am 15. Juli 1808 den Thron von Neapel beſtiegen hatte, ſchloß ſich von den Parteien des Landes nur der Adel an den neuen König an, denn er ſtrebte theils nach Hofſtellen, theils nach der Wiedererlangung ſeiner alten Privilegien; und trotz aller Verſicherungen des Gegentheils waren die Napoleoniden hierzu oder zur Gutheißung neuer Acte ſtets geneigt.

Die Republikaner dagegen hegten einen ſtarken Widerwillen gegen Murat, nicht weil er König war, ſondern weil er die Gräuel hatte, denen zu ſchmeicheln, die einen adelichen Namen führten. Doch wußte er ſie durch einige Begünſtigungen zu gewinnen, zumal das Unglück derſelben ihren Muth gebrochen hatte.

Das Volk, das ſich um Murat ſo wenig bekümmerte, als es ſich um ſeinen Vorgänger Joſeph bekümmert hatte, würde mit der neuen Regierung wol zufrieden geweſen ſein, wenn ſie es vor den Gewaltthätigkeiten der Großen geſchützt und ihm Ruhe und Sicherheit verſchafft hätte. Aber dem neuen König lag nur daran, ſich dem Adel gefällig zu zeigen, und er vernachläſſigte darüber das Volk, das, von den Baronen und Soldaten gedrückt, ihm endlich abgeneigt wurde. Das fortdauernd beobachtete Schweigen in Betreff der Verfaſſung, von welcher kurz vor Joſeph's Abgang die Rede geweſen war, konnte als Beweis, daß Murat als unumſchränkter Monarch zu regieren Luſt hatte. Ueberdies führte er die Gewohnheiten, wie ſie in Frankreich war, ein. Dieſe Neuerung machte die frühern Privilegien aller Claſſen und das Volk unzufrieden.

Da es in den Provinzen noch immer unruhig war und ſich Calabrien, wie gewöhnlich, in Aufruhr befand, ſo ernannte Murat Provinzialcommiſſionen für eine jede Provinz; eine Einrichtung, die bereits Joſeph getroffen, aber mit vieler Nachſicht gehandhabt hatte. Jetzt aber befand ſich alles unter den Waffen. Wer nicht bewaffneter Soldat war, wurde gezwungen, ſie als unbewaffneter zu tragen. Murat, ein echter Soldat, ließ den Truppen viel Freiheit. In ihnen, nicht in der Liebe der Unterthanen lag er die Stütze ſeiner Macht. Die Anmaßung der Soldateska mehrte ſich täglich, Beſchwerden dagegen fanden keine Abhülfe; ja die Beſchwerdeführer wurden als Feinde des Königs angeſehen.

Der steigende Unwille des Volks nahete die
nung des deutschen Heers, der sich auch
rmo ausgezogen hatte, auf einen Um
ung der Dinge. Ununterbrochen währete die
ame des Bürgerkriegs in Calabrien nur in
Abruzzen. Diese Bewegungen wurden von
ien verschiedener Art geleitet und hatten ver
ene Zwecke. Die einen, die gegen Murat
ten, wie sie früher gegen Joseph gekämpft
n, waren Anhänger des Königs Ferdinand,
andern republikanisch gesinnt. Dazu kam noch
große Anzahl derer, die aus Plünderungs
die Waffen ergriffen hatten.

In dieser Zeit entstand der Bund der Carbonari
einige der eifrigsten Republikaner, die, um
Verfolgungen zu entgehen, in die unwegsam
Gebirge und unzugänglichsten Schlupfwinkel
hirt waren, hatten ihren Hass gegen den
g mit in diese Wildnis gebracht. Ein nicht
geres Widerwille entflammte sie gegen die
sten überhaupt.

Anfangs fettete anfangs kein Band diese flüch
Republikaner aneinander. Sie lebten zer
und voneinander getrennt; thatenlos flossen
Tage dahin, nur erfüllt von heuchlerischer Er
rung und einem Rachegedanken. Da zum
Sinnens auf dieser Insel behaglichen Ruhe
erheiterten Kunde von einer Stimmung und
ten, welche zur Aufwiegelung des Königs
Neapel gegen die Franzosen gut benutzen
nnen. Sie munterten die Republikaner auf,
Verein zu bilden, gemeinschaftlich auf einen
hinzuarbeiten und neue Mitglieder anzu
en; sie versprachen, dem Königreich eine Ver
ng zu verschaffen. Also war der Beginn des
es der Carbonari (Kohlenbrenner).

Sie wählten diesen Namen, weil sich ihr Ur
g aus den Gebirgen herleitete, wo man eine
ge Kohlen brennt, mehrere der Brüder
den frühen wirklich diese Beschäftigung. Ältere
glauben einige italienische Schriftsteller, daß die
sprung aus dem revolutionären Frankreich oder
Deutschland stammte, dessen „geheimer
eglamer Charakter" nach ihrer Ueberzeugung
esonders im Geheimbundwesen eigen soll.

Geheime Gesellschaften und ihrer der Ausübung
under Sätze, die Lehre des Mangels eigen
n Einheit der höheren und niederen Stände,
Umkehrung über Pflicht und Gewissen
Leiden gerechter oder übertriebener Ver
n, denen eine offene Aeußerung versagt ist
mußte gerade damals in Italien das Un
wesen der „Logen", der Verschwörungen, üppig
aufwuchern. Die Italiener waren, wie selbst
Cäsar sagte, nur zu sehr geneigt, die Freyheit
und den Glanz, den Frankreich in seiner Revo
lutionsperiode errungen, von den in ihr begangenen
Verbrechen abzulösen. Diese wunderbaren Gegen
sätze hatten die Geister in eine Aufregung versetzt, die
Tag für Tag auf große Wahnsinnsthaten rechnete und
im Ausdenken ungeheurer Pläne den Höhepunkt,
aber beständigen Fortschritt erreichte und sich in
einem unaufhaltsamen Rückschritten gefiel.

Weil die Menschen nichts mehr suchen als
den Schein des Ungewöhnlichen, so pflegten die
Carbonari bei ihren Zusammenkünften eigenthüm
liche und geheimnißvolle Gebräuche ein. Zum
Theil entlehnten sie dieselben den Freimaurern; be
nannten ihre Mitglieder in verschiedene Grade
und erkannten sich an gewissen Zeichen. In ihren
Zwecken und Ansichten unterschieden sie sich in
dessen wesentlich von dem Orden; wo jener Hu
manität, hatten die Carbonari nur politische Ziele.
Ihr Verein war daher auch viel einfacherer Art;
weder Tafelfreuden noch Gesang und Musik er
heiterten ihre Versammlungen. Als Hauptzweck
galt es ihnen: „das vom Wolf erwürgte Lamm
zu rächen", wie sie sich ausdrückten. Unter dem
Lamm verstanden sie Jesum Christum und das
von ihm gepredigte Evangelium der Liebe; unter
dem Wolfe die Könige. Sie selbst legten sich in
ihrem Bunde den Namen Schafe bei. Jesus
Christus, sagten sie, sei das reine und erhabenste
Opfer der Tyrannei gewesen, und sie schworen,
es rächen zu wollen. Dieser Anfang des politischen
Rationalismus mit mystisch religiösem Anstrich sollte
ihm viel bei dem niedern Volke freie leichter Eingang
verschaffen. Aus diesen Schichten rekrutirten
sie sich besonders gern, ganz im Gegensatze zu
den Freimaurern. Sie warben auf die Einfal
lungskraft der ungebildeten Massen durch Sel
tsamkeit, zum Theil schreckenerregende Bilder mächtig
ein, indem sie das Leben und den Tod Christi
darstellten und bei ihren symbolischen Akten sich
um einen Todtenkopf versammelten, der das Bild
Christi bedeuten sollte.

Das Erkennungszeichen der Carbonari unter
einander war außer einigen andern hauptsächlich
ein Handdruck, bei welchem sie sich gegenseitig
mit dem Daumen das Leiden des Heilands in
die innere Handfläche machten. Bei der Aufnahme
der „Lehrlinge" befragte man zunächst nur im
allgemeinen die Grundsätze, die man aus den
Worten nach Maßgabe ihres Talents deutlich

entwickelte. Der Gartenarchitekt sagen ihre Statuten, ist auf Religion und Tugend gegründet. Seine Hauptpflichten sind: Wohlthätigkeit, Vergessen von Beleidigungen zwischen den Brüdern und gegenseitige Hülfeleistung; Gelehrigkeit und unverletzliches Geheimniß in Betreff des Ordens; Zurückhaltung und Schweigen gegen Unbekannte und in der eigenen Familie. Verboten ist es, in den Versammlungen gegen oder über die Religion zu sprechen. Was die Freimaurer „Loge" nennen, nannten die Carbonari „Hütte" (Vendita), und den Umkreis, der sie umgibt, „Das Gehölz" oder „Den Wald" (Bosco o La foresta). Das Innere der Loge den „Verkaufstag" oder den „Markt" (La vendita), eine Anspielung auf die Kohlenbrenner, die auf ihren Bergen herab auf die Märkte in der Ebene kamen, um hier ihre Kohlen zu verkaufen. Jedes Mitglied heißt „Guter Vetter" (Buon cugino).

Das zur Aufnahme erforderliche Alter ist 21 Jahre und 18 Jahre für die Söhne der Meister. Das Noviziat dauert neun Tage, während welcher der Candidat im Katechismus unterrichtet wird.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Wilhelmine Schröder-Devrient.

(Ein Künstlerleben.) Von Ludwig Eckardt.

Schiller's ein angefeindeter Ausspruch: „Dem Künstler nicht die Nachwelt seine Kränze", wird am lebhaftesten von den Schauspielern selbst empfunden, darum kommt in ihr Leben jene Hast und Unruhe, die nach dem blühenden Kranz des Augenblicks haschet auf die Gefahr hin, im Tempel der Kunst um den Beifall der blinden Menge buhlen zu müssen. Nur wenige große Künstlerseelen, denen ihr eigenes Schaffen die schönste Befriedigung bleibt, haben sich vor diesem Irrwege zu bewahren gewußt, und unter ihnen nimmt die Schröder-Devrient eine der ersten Stellen ein.

Sie war die Tochter einer berühmten Mutter, der Sophie Schröder, und ist am 6. December 1804 in Hamburg geboren. Ihre Mutter bestimmte sie anfangs nicht für die Oper, sondern für das Schauspiel, und dieser Bestimmung verdankte sie zum Theil ihre großartigen Erfolge. Wilhelmine Schröder betrat, 15 Jahre alt, am 13. October 1819 als Aricia in Racine's „Phädra" nach der Schiller'schen Uebersetzung zum ersten mal die Bühne des wiener Hofburgtheaters. Als das Publikum sie am Schlusse hervorrief, führte die Mutter sie an der Hand vor und empfahl sie nicht nur der Nachsicht, sondern auch der Strenge des Publikums. Es war eine außerordentliche Auszeichnung, daß der jungen Debutantin sich die Pforten des Burgtheaters sogleich öffneten. Obwol sie noch als Luise in „Kabale und Liebe" und als Ophelia in „Hamlet" auftrat, fand sie doch nicht hinreichende Gelegenheit zur Entfaltung ihres Talents, und da die verständige Mutter bemerkte, daß ihre Tochter mit einem feinen musikalischen Gehör und schöner Stimme begabt war, ließ sie ihr den sorgfältigsten Gesangunterricht ertheilen, namentlich von dem tüchtigen deutschen Singmeister Joseph Mozatti. Frau Schröder hatte ihrer Tochter nicht in Privatzirkeln singen lassen; niemand wußte, daß sie musikalische Talente besitze, und so trat plötzlich Wilhelmine als Sängerin vor dem überraschten Publikum. Am 21. Januar 1821 sang sie auf dem wiener Hoftheater am Kärntnerthor die Pamina in Mozart's „Zauberflöte" und ein rauschender Beifall überschüttete sie. Ihre zweite Darstellung, Gunmeline in Weigl's „Schweizerfamilie", übertraf noch die bereits hochgespannten Erwartungen und ein damals anerkannter wiener Kritiker (Bauer) schrieb: „In ihrer Darstellung fand sich keine Spur von einer Anfängerin."

Einen noch bedeutendern Erfolg erreichte ihre Agathe in Weber's „Freischütz", der am Vorabend des kaiserlichen Namensfestes, den 3. November 1821, zum ersten mal in Wien gegeben wurde. Wilhelmine Schröder, die gerade als dramatische Sängerin in Darstellung großer, gewaltiger Leidenschaft das Höchste erreicht hat, gewann zu Anfang ihrer Künstlerlaufbahn durch den Schmelz und die Anmuth ihres Wesens alle Herzen. Blond und von zartem Körperbau, war sie für eine Agathe wie geschaffen, und Weber soll entzückt ausgerufen haben: „Sie ist die erste Agathe der Welt und hat alles übertroffen, was ich in die Rolle hineingelegt zu haben glaubte!"

Im Sommer 1822 machte die Mutter mit ihrer Tochter die erste Gastspielreise über Prag zunächst nach Dresden. Wilhelmine fand in Dresden einen größern Beifall als in Wien, vor allem als Gunmeline. Sie verschmähte allen Aufputz in der äußern Erscheinung; nicht in leichter Robe, sie kam mit einem Rock von grober Wolle, in einem rothen Mieder, mit weißen Leinwandärmeln und einer Bauernschürze; sie trug bunte, vom Knie bis zum Knöchel reichende geringelte Strümpfe und einen breiten, groben Strohhut. Ihr Haar

war in zwei durch bunte Bänder verlängerte Zöpfe geflochten, die ihr über den Rücken lang herabhingen. Wie entzückend war aber auch der Eindruck, da sie, so gekleidet, mit gefalteten Händen und freudig zum Himmel gerichteten Blicken im dritten Akt am Fenster der Hütte erschien, um in das Terzett: „Ach, wie herrlich ist der Morgen!“ einzustimmen! Die Bewunderung ihrer reizenden Erscheinung pflegte in diesem Augenblick einen solchen Jubel des Publikums hervorzurufen, daß der Kapellmeister sich genöthigt sah, mit Intonirung des Musikstücks anzuhalten.

Von dieser ersten Kunstreise, die Wilhelmine bis nach Leipzig und Kassel ausdehnte, datirt sich die Ausbreitung ihres Ruhms. Nach ihrer letzten Gastrolle, der Agathe, brachten ihr vier Sänger der kasseler Oper, der berühmte Tonsetzer Carl Maria von Weber an der Spitze, ein Ständchen, weil die erste von den zahlreichen Huldigungen ähnlicher Art, die sie empfangen hat.

Mit jedem Ruhm, der durch steigende Begeisterung Flügel erhält, studirte sie jetzt die Rolle der Leonore in Beethoven's „Fidelio“ und sang sie in Wien zum ersten mal am 5. November 1822. Bis dahin hatte Beethoven's „Fidelio“ überall mit gefallen; sie bereitete ihm den ersten Triumph, schon darum verdiente sie die Unsterblichkeit.

Mit dieser Rolle hatte die Sängerin den Grundstein ihres Ruhms gelegt; sie erhielt einen Ruf nach Dresden und folgte demselben Oktern 1823, und bis zu ihrem 1841 erfolgten Austritt von der Bühne ist sie mit einer für dramatische Künstler seltenen Ausdauer der dresdner Hofbühne treu geblieben. Im Sommer 1824 kam Wilhelmine zum ersten mal nach Berlin, und obwol hier das Publikum durch den Gesang und die Darstellungen einer Anna Milder Hauptmann, einer Josephine Schulz und Karoline Seidler nicht wenig verwöhnt war, gelang es ihr auch hier, sich bald die Herzen zu gewinnen. Im selben Zeit gastirte mit ihr in Berlin der Tenorsänger, im Helden- und ersten Liebhaberfache ausgezeichnete Schauspieler Karl Devrient, der stets unter den drei durch die Theaterlaufbahn berühmt gewordenen Trägern dieses Namens nur in Seite des großen Ludwig Devrient. Wilhelmine hatte ihn schon 1822 in Dresden kennen gelernt und sich, da er ein durch hohe Schönheit hervorragender Mann war, leicht von ihm bewegen lassen. Unmittelbar nach dem Schlusse ihres dortigen Gastspiels reichte sie ihm die Hand und zog mit ihm nach Hamburg. Hier erschien Wilhelmine zum ersten mal als Madame Schröder-Devrient auf dem Theaterzettel, ein Name, der ihr geblieben. In ihren als klassisch anerkannten Kunstgebilden fügte sie damals die Euryanthe in Weber's gleichnamiger Oper hinzu.

Entscheidend für ihren Ruhm war das zweite Gastspiel, in welchem die Künstlerin im December 1828 in Berlin gelangte. Ihre Triumphe fielen diesmal um so schwerer ins Gewicht, als die Zeit ihres dortigen Auftretens unglücklich gewählt scheinen konnte. Das Jahr zuvor hatten die beiden hervorragendsten Künstlerinnen der deutschen Opernbühne, Nanette Schechner und Henriette Sontag, der nämlichen Aufgabe sich gestellt, beide waren als Sängerinnen ihr unzweifelhaft überlegen, die eine durch die wunderbare Kraft und Fülle ihres Organs, die andere durch ihre vollendete Technik, beide zugleich auch für die dramatische Darstellung in hohem Grade begabt. Dazu kam noch, daß der damalige Direktor der Oper, Spontini, dem Auftreten der dresdner Künstlerin Hindernisse in den Weg legte, weil sie sich geweigert hatte, nach dem unmittelbar vorhergegangenen großen Erfolge der Schechner als Vestalin zuerst in dieser Rolle ihr Glück zu versuchen. Sie mußte sich mit einem zwischen dem zweiten Theater, dem Königstädtischen, und der Hofoper getheilten Gastspiel künftig nehmen und gab endlich auf der letzteren als Euryanthe die erste Gastrolle. Dennoch wurde das Publikum von ihrem außerordentlichen Spiel und Gesang hingerissen und rief sie nach dem Fall des Vorhangs unter rauschendem Beifall — ein Erfolg, den noch keine Sängerin in dieser Oper in Berlin errungen hatte.

Im Jahre 1830 wagte Wilhelmine die erste Gastreise nach Paris. Sie wollte dort nicht allein ihren eigenen Ruf, sondern auch die deutsche Musik vertreten. Auf der Reise dahin berührte sie Weimar und sang dem alten Goethe, der wegen des Todes der Großherzogin Louise das Theater nicht besuchen konnte, in seinem Hause den Schubert'schen „Erlkönig“ vor. Der Dichter war kein Freund von durchcomponirten Strophenliedern, aber der hochdramatische Vortrag rührte ihn so tief, daß er die Hände in beide Hände nahm und sie mit den Worten: „Haben Sie tausend Dank für diese großartige künstlerische Leistung!“ auf die Stirn küßte. „Ich habe“, fuhr er fort, „diese Composition früher einmal gehört, wo sie mir gar nicht zusagen wollte, aber so vorgetragen, gestaltet sich das Ganze zu einem lebendigen Bild.“

Wilhelmine war entzückt über Meyerbeer's Lob sowie über die Aufnahme, die ihr von ihm und seinen Schwiegerrichtern zu Theil geworden war. Beim Nachhausefahren sagte sie: „Das ist der schönste alte Mann, den ich je gesehen, in den könnte ich mich förmlich verlieben!“ Er hatte ihr ein Stammbuchblatt gegeben und unter das Bild eines aufsteigenden Adlers, der eine goldene Lyra hielt, die Worte geschrieben:

Mann Adler, nicht zu Hoch,
Wie es Euch nicht noch eher!
Hüten Sängerin Ihr Gold,
Das wir euch stimmen hören! Meyerbeer
Weimar, 27. April 1826.

Die Vorstellungen der deutschen OpernGesellschaft in Paris dauerten in dem unter dem Direktor Musard's Pferden bekannten damaligen Theâtre Italien in der Salle Ventadour statt. Von allen Rollen, welche die Künstlerin in Paris creirte, blieben Agathe und Leonore die beliebtesten; der „Iphigenie“ und „Adelio“ konnten nicht oft genug wiederholt werden. Sie war die reine Sängerin, der reine Blumenstrauss angeworfen wurden.

Auch als Julia in der „Vestalin“ erntete sie den rauschendsten Beifall, aber mit entzückendem Mundspiel gemachte Bemerkungen: „Schuppzeit der Verbrecher“, lockte selbst denjenigen Thränen aus den Augen, die das Deutsche nicht verstanden; so viel Macht über die nimmer Spiel, die erschütternden Töne und die reizende Gestalt der grossen Künstlerin. Ein Kritiker des „Journal des Débats“ berichtet von ihrer letzten Darstellung der „Adelio“: „Sie war die schönste, welche wir erlebt haben; der Enthusiasmus, den Madame Lévesque erregte, lässt sich nicht beschreiben. Alle Bouquets, alle Blumen, welche im Theater nur irgend zu haben waren, und auf die Bühne geflogen. Es war Mitternacht; man hatte den zweiten Akt der „Vestalin“ und den ganzen „Adelio“ gehört und hatte glauben sollen, das Publikum sich mit einer solchen Lust unersättlicher Neugierigkeit unterhalten würden; allein der Vorhang fiel und niemand zog sich zurück. Man applaudirte fort und fort und verlangte immer und immer das zweite Finale. Madame Lévesque hatte soeben zwei Opern mit ausserordentlichem Feuer gesungen, es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn sie sich für ermüdet erklärt und dem unersättlichen Publikum bedeutende Vorstellungen erspart hätte. Aber die Künstlerin sang das wiederholte Finale mit derselben Sicherheit der Intonation, mit derselben Kühnheit der Stimmgebung noch einmal. Man hatte keine Blumen mehr; alle Hände waren leer — das Beifallklatschen bewies es.“

Sehr merkwürdig ist das Urtheil, welches Wilhelmine über die beiden grossen Sängerinnen, die damals neben ihr Paris entzückten, in einem Briefe an Eduard Genast gefällt hat. „Die Pasta“, schrieb sie, „ist bei weitem nicht so gross als ihr Ruf, aber die Malibran ist tausendmal grösser. Das ist eine Künstlerin, vor der man niederknien muss!“

Alfred Freiherr von Wolzogen, dessen sorgfältigem und gediegenem Werke: „Wilhelmine Schröder-Devrient“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1863), wir diese Aufzeichnungen entnehmen, bemerkt hierzu mit Recht: „Die sieberhafte Aufregung, die das ganze meteorgleiche Wesen der glutvollen Spanierin durchzuckte, musste wol in dem leidenschaftdurchwogten Herzen der deutschen Kunstgenossin ein rasch zu weckendes Echo finden, während die an Bravourität des Stils, wahrer Gesangsbravour und dramatischer Hoheit alles überragende Pasta trotz ihrer artistischen Kühnheit doch stets zugleich eine gewisse classische Mässigung, ein Verschmähen jeder Art von Uebertreibung in ihren Schöpfungen zu bewahren wusste, welche eine Schröder-Devrient das reiche sympathische Persönlichkeit um so schwerer gewann, als die grosse Italienerin im Grunde künstlich war, eine plumpe, fratzengedrungene Gestalt hatte und beim ersten Anschauen nicht einmal durch einen edeln Gang zu imponiren wusste. Sie würde schwerlich in das herzliche Lob eingestimmt haben, welches eine andere bedeutende Künstlerin, Pauline Viardot-Garcia, die jüngere Schwester der Malibran, dem wehmuthig stimmenden Schwanengesange der einst so mächtigen Asan thränenden Auges gezollt hat, da die Pasta, 1848 aus ihrer stillen Villa am Comersee mit ihren völlig gebrochenen Mitteln noch einmal auf die Bretter von Her Majesty's Theatre in London zurückkehrend, einige Scenen aus „Anna Bolena“ in ihnen überreden wollte. Madame Viardot-Garcia hörte die alte Primadonna damals zum ersten mal und flüsterte einem neben ihr sitzenden Freunde ins Ohr: „Auswahl! das ist wie das Abendmahl von Leonardo da Vinci in Mailand: die Trümmer eines Werks, aber das Werk in das große der Welt!“

Einen längern Urlaub benutzte die Schröder-Devrient wieder zu einem dramatischen Gastspiel in Berlin und fügte ihrem Repertoire die

Donna Anna in „Don Juan", die Iphigenia in Lauris der gleichnamigen Gluckschen Oper so wie die Laura in der Auberschen „Bänderbraut" ein „Madame Vestris", schreibt Rellstab in Nr. 31 der „Berlinischen Zeitung" von 1831, „erhob die Rolle der Laura durch ihren Genius zu einer so grässlich dramatischen, wie sie wenige auf der Bühne geben." Am 26. März 1831 schloss sie ihre Berliner Darstellungen mit „Adelio" und antwortete auf den stürmischen Hervorruf und das ihr unter einem Blumenregen von allen Seiten entgegenschallende „Herbleiben" „Wiederkommen" mit den alle Herzen gewinnenden Worten: „Ich danke Ihnen für Ihre nachsichtsvolle Güte! Sehnlich hatte ich gewünscht, daß es mir vergönnt gewesen wäre, hier zu verweilen. Mit Schmerz scheide ich von meinem Vaterland, das ich nie vergessen werde!" Sie hatte eine zweite Einladung nach Paris angenommen und nahm diesmal ihren Weg über Hamburg, wo sie, reich an den Händen getragen, ein drittes Gastspiel am 5. April 1831 mit „Adelio" begann. In Paris sang sie anfangs in der deutschen und ging dann später zur italienischen Oper über. Hier hatte sie endlich einen höheren Stand, denn gerade diese Gesellschaft weiss Talente, Gesangskünstler reifer Stufe, wie die Pasta, Malibran, Garaudori und Lablache, und sie mussten sich's gefallen lassen, erst nach der Pasta aufzutreten. Am 14. November gab die Malibran in ihrem Benefiz „Othello" und trat dabei, nachdem sie lange Zeit in der Rolle der Desdemona die Partien entzückt hatte, zum ersten mal als Mohr auf, während der Schroeder-Devrient die Partie der Desdemona anvertraut war. Der Theaterkritiker, dass die Malibran als Othello ihre Rivalin aus Konkurrenzneid so recht an die verdorrte Lampenwand geschleppt, damit der matter fallender Beleuchtung ihr das Gesicht verschwärzen sollte, verweist Meiegern aus triftigen Gründen in das Reich der Theatermythen und führt das Thatsächliche an, welches der „Observateur universel" des „Journal des Débats" vom 22. November 1831 erzählt: „Im letzten Akt hatte Desdemona stets die Ueberwache und jedermann bewunderte die Wahrheit dieses Spiels, das sich durch einen Othello erwarten liess, dem es durch einen einzigen Griff den Hals hätte umdrehen können. Obwol die Rolle des Othello um mehr als die Hälfte verkürzt werden war, so hat sie nichtsdestoweniger die Sängerin sehr ermüdet, und Madame Malibran gab sich ganz in

brechen, bat den Minister-Präsidenten, um sich von den hohen Ehrenämtern zu erlösen, die sie schon lange gedrückt hatten. Als beide Personen todt am Boden lagen, schien alles zu Ende; allein diese Namen, an dergleichen Expeditionen wenig gewohnt und ohne männliche Hülfe, die ihnen Noth hätte steuern können, waren zu nahe an den Lampen niedergefallen. Der Vorhang fiel, Feuerungsgeräthe wurden, und Freudenrufe, welche den Leichen mit der Standhaftigkeit eines Spartaners empfangen, erhoben, als sie die Martyre auf sich zukommen sah. Die Entdeckung musste gelauft werden; Madame Vestris hat sich alle Farben aufgetragen und ihren Körper am Kohlenfeuer gewärmt, als wollte sie zu ihm sagen: „Bruder Jakob, schläfst du?" Durch diese Scene, welche einige Aehnlichkeit mit einer Situation aus „Der Bär und der Bär" hatte, in der ganze Versammlung, auf welche die tragische Tragödie Shakspeare's an sich schon keinen tiefen erschütternden Eindruck gemacht, schliesslich noch übermässig heiter gestimmt werden."

Das sind die verbürgten Thatsachen. Genug ist, dass die Schroeder-Devrient ihrer Gattin das an ihrem todten Gatte die unbedingteste Verehrung und Bewunderung stets bewahrt hat. Als sie im Jahre 1836 ihren Tod in Torquay erlitt, war sie immer sich von Schmerz und gedacht allen, wie natürlich viel sie von ihr gelernt und wie sie dem ganzen Spiele ihrer Desdemona allein dem Studium zu verdanken habe, das sie in dieser Rolle ausschliesslich dem hohen Vorbilde der grossen Tragin gewidmet hat.

Einen noch grossartigern Erfolg errangte unsere Künstlerin durch ihr letztes Auftreten im Jahre 1837. Der Rand legt auf den Lorbeer des Ruhmes und des Glücks, in ihrer Seele aber war kein Frieden, in ihrem Spiel lag ein dämonisches Leiden — und Flammen waren es, die sie verzehrte, Gedichten von ihrem Gatten, getrennt von ihren Kindern, trug sie kein ruhiges Blut als in der Entsagung ihrer Kunst, in der Sehnsucht nach Ruhm. Alle Welt drängte sich, sie zu hören und zu sehen, in allen Salons wurde sie bewundert; eine Einladung in einen musikalischen Zirkel ohne sie war in den hohen Kreisen beinahe kaum mehr denkbar. Doch fühlte sie nur zu gut, dass sie ein in die Mode gekommenes Spielzeug war, welches man im nächsten Augenblick wieder fallen lassen würde. Die einzelne Pasta eines Tages der Gier hatte, bei der Herzogin von Kent zu singen, sah sie sich von den

Eliza.

Vor 14 Tagen, als wir noch reich waren.

Cäsar und Jeffry (zusammen).

Hoho! Gentlemens und Ladies halten ihr Wort.

Eliza.

Schämt Euch über Euren Unverstand.

Thompson (zu Eliza).

Laß sie, gute Eliza! Die Armuth mag sie lehren, daß wir entbehren müssen, möge ihnen aber niemals den Glauben an die Menschen nehmen! (sehr zutraulich und fröhlich) Wißt Ihr was, Jungen? Die Briefe sind nun einmal nicht abzugeben, wir wollen den Geburtstag anders feiern.

Cäsar und Jeffry (verstimmt).

Wie denn?

Thompson.

Wir gehen hinaus in's grüne Feld, und nehmen die Mutter und Eliza mit, und weit, weit, wo uns niemand sieht, lassen wir, was meint Ihr wohl, in die Luft steigen —

Cäsar und Jeffry.

Juchhe, einen Drachen!

Thompson (in die Hand klatschend).

Bravo! Das soll in der freien Luft eine ganz andere

Natur der Gesellschaft durch eine leidene Schwäre getrennt, welche in Folgeheit einer durch den Aufstand gegangen war. Der Schröder-Devrient gegenüber hat man sich hier zwar nicht erlaubt, aber im Geiste sah sie die Schranke zwischen sich und den englischen Damen. Von allen Belanglosigkeiten gerissen in England über Lady Macbeth die meiste und ungeheilteste Bewunderung.

Im Jahre 1841 kehrte sie wieder nach Deutschland zurück, um hier durch neue bedeutende Leistungen noch höheren Enthusiasmus hervorzubringen. Sie sang in Dresden den Romeo in italienischer Sprache und am 22. Februar 1841 zum ersten mal die Norma. Das waren die Hochpunkte ihrer Kunst und ihres Ruhmes. Eine kunstverständige Kennerschaft bewundert, durchdrungen sie die temperamentvolle Deutschland, um durch ihr Spiel und ihren Gesang alle Herzen zu erschüttern und zu entzücken. Und herzzerreißend Glück auf der Bühne verschwiegen sie, daß machte sie nicht zu Gefährten, die sie sich nicht passen. Daß sie durch ein geheimnisvolles sich vor fremdartiges Spiel und Gesangsart Berlins erfüllen sich durch gegen sie angemachte Missverständnis der Sängerin „Die Schröder Devrient", schreibt er in seinen „Musikalischen Plaudereien durch Deutschland" wurde sich weiteren glauben, wenn sie nicht glaubend ob mit Recht oder Unrecht durch regelwidriges Pubermanieren in allen Scenen die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zöge. Sie betrachtet sich unbestritten als Mittelpunkt aller Handlung, als die einzige Person, die würdig ist, die Zuschauer zu beschäftigen. – Wo hört auf einen Sänger? Bewundert den Komponisten? Betrachtet seinen Chor? Ihr Thoren! Seht nach hinten! Seht rund um! Denn ist der Gedanke, ist Poesie, ist Musik und alles! Heut ist nicht unzufriedener als ich und nur meinetwegen hatte sie in die Oper gekommen sein!"

Diese Ueberhaupt Umsicht der Künstlerin, diesen Unbefriedigtheit machte sich dann oft in bösen Launen Luft. „O mein Gott, beim Leben, das wäre das beste! Wie ich, ich müßte mir leichter, wohler werden, wenn ich eine tiefe, tiefe Wunde in die arme Brust haben könnte, damit das Blut frei ausströmen, der Schmerz könnte! Dann müßte diese Beklemmungen, diese Angst aufhören. Hilf! Hilf! Thränen!"

Dieses unglückliche Herz, das lange schon gewohnt, den Pegasus zu Boden zu zwingen und im Grunde nach Pegasus zu verschmachten, hing sich damals wie im Ueberschwang der Leidenschaft an die Liebe eines Mannes, der nichts weniger zu bieten hatte als den Frieden, nach welchem es verlangte. Sie fiel in die Hände eines Abenteurers, des Herrn von Lüttichau, der die Ausübung ihrer Kunst nur als eine Geldspekulation betrachtete und sie von Gastspiel zu Gastspiel jagte, bis sie erschöpft zusammenbrach. „Jetzt eile ich mit meiner kranken Brust von Anstrengung zu Anstrengung, von Triumph zu Triumph, und jeder Schritt führt, Gott sei Dank! näher dem Grabe!" schrieb sie im Mai 1841.

Am 24. Februar 1841 wurde Gluck's „Iphigenia auf Aulis" zum ersten mal in Dresden aufgeführt. Frau Schröder-Devrient sang darin die Titelrolle, und es ist dies die letzte, welche sie überhaupt für die öffentliche Darstellung studiert hat. Am 1. Mai desselben Jahres nahm sie in derselben Partie von der heimatlichen Bühne für immer Abschied und wurde vom König auf ihren Wunsch mit dem Prädikat einer „Königlich sächsischen Kammersängerin" entlassen. Kurze Zeit darauf lag sie sich zum Schrecken aller ihrer Freunde mit Herrn von Lüttichau trauen. Sie unterschrieb den von ihm aufgesetzten Ehevertrag, ohne ihn zu lesen, und teilte nur so halb erstaunt, daß sie ihm damit ihr ganzes Vermögen und die Hälfte ihrer jährlichen Pension verschrieben hatte. Herr von Lüttichau war jetzt, nach ihren eigenen Worten, die Maske ab und kannt vor ihr, ein „vollkommener Teufel". Zunächst unternahm die Künstlerin eine neue Gastspielreise, sie sang in Kopenhagen und wollte von da in Begleitung ihres Gatten nach Petersburg gehen. Allein das Schicksal hatte es anders beschlossen. In Riga spielte sie am 7. Dezember 1847 zum letzten mal den Romeo und hat die Bühne nach der nie wieder betreten. Ihre Reise ging weiter nach Dorpat, wo sie wiederum zu gastieren gedachte; statt dessen erfolgte dort endlich ohne irgendwelche Lauwirkenkunft im Februar 1848 die vollständige Bruch mit Lüttichau. „Ich war vernichtet, zerstreut, eine Bettlerin", schreibt sie damals und einige Monate später an eine Freundin. „Was Sie suchen, muß ich Ihnen versagen — ich bin verstummt, und zwar für immer."

In solcher Stimmung konnten die Stürme des politischen Lebens nicht ohne Eindruck auf sie bleiben. Wenn das eigene Glück schon erstorben war, der hat am ehesten ein Herz für das Leid der Menschheit und erhebt warnend die Hand, um alle Retten zerbrechen zu helfen. Die Schröder

Lewicki war von einer angeblichen polnischen Revolutionsregierung Mai 1849 nach Dresden zurückgerufen worden. Er erlebte den Aufstand mit, er half, sie habe das Volk zum Bau von Barrikaden aufgereizt, wenigstens wurde er wegen Beteiligung am Mainaufstand bei seiner Rückkehr nach Dresden im Sommer 1851 verhaftet und zur Untersuchung gezogen.

Ihre Freunde rieten ihr, sich dem erschütternden Drama zu entwinden; aber sie wußte die Pflichten anderer zu würdigen, die sich gegen einen solchen Uebermut von einer Kunstsphäre in die andere erheben ließen; namentlich verhehlte sie sich nicht, daß ein beim Singen untergegangenes Organ für die Anstrengungen der Recitation im Drama meist erst recht verloren sei, und sie äußerte deshalb in Hanny Lewald: „Ich gibt Pflichten, in denen man absolut nicht Absicht machen darf. Wie sollte ich predigen, was ich kann? Und wenn es mir mißlänge? Ist Schröder-Devrient kann mit ihrem Leben Schiffbruch leiden, und geht nur sie allein an — auf der Bühne darf sie aber nicht scheitern!“

Auch vor diesem ersten Schiffbruch bewahrte sie ein freundliches Gericht. Gegen Ende des Jahres 1848 wurde sie nach den schweren Gefechten von Herrn von Lüttig geschieden und am 14. März 1850 reichte sie einem hochgeschätzten holländischen Edelmann, Herrn von Bock, die Hand. Sie hätte an der Seite dieses wahrhaften Edelmanns Frieden finden können, wenn dies bei ihrer Unruhe und ihrem Herzen möglich gewesen. Sie wollte ihren Gemahl auf sein Gut begleiten, wurde aber auf Grund des Dresdner Criminalprocesses aus Holland ausgewiesen und mußte mehrere Jahre von ihrem Gatten getrennt leben, bis diesem nach mannhaften Opfern die Aufhebung seiner Ausweisung gelang. Der Zwang nach Dresden in die Oeffentlichkeit zurückzukehren, erhielt indessen zu mächtig an der Künstlerin; sie sang wieder mehrfach in Concerten und dachte durch ihren freundlichen Lehrer ernstlich an eine Rückkehr zur Bühne. In diesen der Zeit auf immer den liederreichen Mund der unvergeßlichen Frau. Sie entschlief in Kulmbach am 26. Januar 1860 und erhielt, nach ihrem Wunsch, eine stille Ruhestätte auf dem Irrenfriedhof in Dresden.

Die Schröder-Devrient war eine großartige epochemachende Erscheinung in der Welt des Gesanges und die bedeutendsten künstlerischen Stimmen Deutschlands haben ihren Leistungen die höchste Anerkennung gezollt; auch das Ausland ist in Ehrfurcht und Bewunderung nicht zurückgeblieben. Lumley, der berühmte englische Autor, einer der größten englischen Autoritäten auf dem musikalischen Felde, der ihre Leistungen streng beurtheilt hat, sagt doch von ihrer Fidelio in Beethoven's Adelio: „Von ihrem ersten Erscheinen auf der Bühne an bemerkte man es deutlich zu erkennen, daß diese Frau in ihrem Herzen einen Roman getragen hatte, der genug, die Schwäche stark und die Unschuldigen kühn zu machen, jeden Sinn in ihr zu schärfen, jede Kraft anzuspannen und sie, die so Großes wollte, auszurüsten mit der Macht der Verachtung gegen jede Gemeinheit, mit der Gewalt der Ueberredung, die jedes Hinderniß niederschlägt, mit Ausdrucksmitteln, die den Gelegenheiten allezeit gewachsen sind. Schon in der Scene, die man in gewissem Sinne den Höhepunkt des Dramas nennen kann, [illegible] der Wonne, da im Kerker das Grab gegraben wird, die Waffen wegen ihres innern Werthes, welche beide besser aufbewahrt, je gewaltsamer sie vorher von ihr niedergehalten worden, von beiden Kämpferinnen die furchtbarere war — so muß man doch, was die ganze Behandlung der Rolle anlangt, der Schröder-Devrient den Preis einräumen. Es lag für sie eine Kraft in dem heftigen und differenten Ungestüm, mit dem sie die Gefangenen musterte, als sie herausgekommen waren in die freie Luft — denn es konnte so unter ihnen sein! Es lag etwas Ueberwältigendes in dem Blick [illegible], womit sie zuletzt die Reihen der Gefangenen, bis durch die Pforten, teilte. Die tiefe Erschütterung daran machte das Herz pochen und füllte das Auge mit Thränen.“ Und ein französischer Kritiker ruft aus: „Sehr diese Frau, die bei Himmel eigens dazu geschaffen zu haben scheint, Beethoven's Adelio zu sein! Sie singt nicht wie andere Sänger singen; sie spricht nicht, wie man es gewöhnt ist; ihr Spiel ist von Beginn der Rolle durchaus nicht conform, — so ist, als wollte sie gar nicht, daß sie auf einer Bühne sei! Sie singt mit der Seele noch mehr als mit der Stimme; ihre Töne entströmen mehr dem Herzen als der Kehle; sie vergißt sich selbst, um ganz in dem Wesen aufzugehen, das sie darstellt. Als liebenswürdiges Märchen hatte sie die Rolle zum ersten mal gesungen und Beethoven soll sich lebhaft entzückt darüber gezeigt haben, daß diese erhabene Gestalt einem solchen Kinde anvertraut worden. Die große Meisterin verstand der Vorstellung bei; was war ihm verlagt, den Ton ihrer Stimme zu hören, aber die Seele ihres Gesanges

[illegible] durchdrungen [illegible] dem glühenden Leben der ganzen Erscheinung. Nach der Darstellung ging er in [illegible] seine [illegible] Augen lächelten ihr zu, er küßte ihr auf die Wangen, dankte ihr für den Applaus und versprach, eine neue Oper für sie zu komponieren — ein Versprechen, das leider nicht erfüllt werden sollte. Wilhelmine kam nie wieder mit dem unsterblichen Komponisten zusammen, aber unter allen Huldigungen, die der berühmten Frau später zu Teil wurden, blieben die Worte der Anerkennung, die ihr Beethoven gezollt hatte, die liebste Erinnerung.

In den Memoiren der Frau Schröder-Devrient gehört die Szene mit Lady Macbeth zu den ersten sagt Wolfgang „Schon ihre bloße äußerliche Erscheinung ist blendend weiß, über die Hälfte in langen aufschwingenden Falten mantelartig den Körper mit dem grünen Eichenkranz auf dem Haupt auf dem schwarzgelockten Haar in der Rechten emporhebt aufs höchste. Ich war nicht die Kraft des Organs, die über Anspruche an die leidenschaftlich aufgeregte Szene. Wer läßt diese Anfangsbemerkungen, was Meisterschaft erkennen? — in erschütternder Wirkung brachte mit ihrem Blick allein machte sie alles um sich her verstummen. Eine Kanne Limonade berichtet von derselben Darstellung: „Den Hauptakzent legte sie auf die Schilderung der wilden, rachsüchtigen Hexenpriesterin, die, zum Herrschen geboren, durch einen Wortzeichen über ihr Volk gebietet, und teilte so auch, wie ihr Schicksal sich erfüllt, von der Schande von der Welt bloß zuliegen gewillkürt ist, wo sie den Tod um dieser Schande willen verübt hat, dem tragischen Verbrecher im tiefsten Grunde mit einem Hohen entgegenwirft, vor der alles sich unwillkürlich in den Staub beugt.

[illegible]

Jeder Moment auf der Szene war den Meistern wurde weil die höchsten Gesichtspunkte in ihrer Darstellung."

Von ihrer Lady Macbeth aber berichtet Schröder: „Sie hatte, wie Mr. Lamerton sagt, die Vorstellung, daß Lady Macbeth ihrem weiblichen Organe gemäß eine feine blonde und blauäugige Frau gewesen sein muß. Perücke, Augenbrauen, Backenbärte und andere Attribute des gothischen Zeitalters haben sie auch so auszeichnen. Wenn man von der Szene absieht, so stellt die große deutsche Sängerin hier über Leidenschaft das Bild einer vornehmen und wundervollen Grazie des Benehmens verbunden mit einem unbeschreiblich bohrenden Blick, einem hohen, tief durchdringenden Ausdruck der Augen, der um so furchtbarer wirkte, als er mit jenen Farben und Formen, welche wir als Symbole der Unschuld und zarten Empfindung zu deuten gewohnt sind, so arg kontrastierte. Das, was in dem Ausdruck „der weiße Teufel" die Haut schaudern macht, sprang aus jedem Gesichtszuge der Madame Schröder-Devrient, aus ihrem honigsüßen und demuthsvollen Lächeln, wenn sie den zum Tode bestimmten König bewillkommnete, aus der Mischung von Grausamkeit und schmeichlerischer Liebenswürdigkeit, die sie in die Verwendungsworte zu legen wußte, aus dem grausigen Selbstgespräch der Seele, die da wachte, während der Körper schlief. Wenn ich an die Pasta als Medea denke, wie sie, in ihren roten Scharlachmantel eingehüllt, den an ihr vorüberziehenden Prunkzug verfolgte, dann steigt auch die Gestalt von Madame Schröder-Devrient's Lady Macbeth wieder vor mir auf als eine von denjenigen Figuren, über welche junge Männer in Bibliothek und alte in Schweigen zu verfallen pflegt. Abgesehen von dem musikalischen Interesse dieser Szene, hat die Bühne nur wenige noch mehr ergreifende Darstellungen erlebt."

Dieser „dämonische" Zug der Künstlerin wäre vielleicht nie in dieser erschütternden Weise zur Entwickelung gekommen, wenn nicht die bittern Erfahrungen ihrer ersten Ehe und der plötzliche Tod eines geliebten Kindes ihrem Herzen eine unheilbare Wunde geschlagen hätten. Sie erlaubte die Bewunderung der Welt mit der Anlegierung ihres verwundeten Herzens, um sich selbst zu übertäuben und zu vergessen, stürzte sie durch das Leben, und wenn die Freunde ihr darüber Vorwürfe machten, pflegte sie zu sagen: „Laßt mich, wie ich nun einmal bin! Wär ich besonnen, klug, ich möchte der Welt Den Narren nicht gerichtet sein! Woher kommt es, daß selbst die ehrsamsten Mütter und sittlichsten Lehrerinnen sich vom warmen theatralischen Darstellungen ohne das mindeste Bedenken hinreißen lassen müssen? Weil ich das Außergewöhnliche, das sie nicht kennen, im Leben durchgemacht und erduldet und wiedergegeben weiß. Nun denn — wenn sie dieses Außergewöhnliche, das, was ihnen imponiert, weil sie's nie nachmachen können, von mir leben und sich dadurch entzücken lassen"

wollen, so dürfen sie auch nicht von mir verlangen, daß ich die Schranken ihres langweiligen Lebens niemals überspringe, denn innerhalb derselben bleibt kein Platz für meine Kunst!"

Die Schröder Lorelei ist als Ideal weiblicher Schönheit gepriesen worden; Gregori schildert sie fühler: „Sie war eine blasse Frau. Ihr Gesicht war durchaus griechisch, war zwar edel und einfach, doch einschmeichelnd wegen der Intensität des Ausdrucks, der in ihren schwermüthigen Augen und in ihren tiefen, fast schwarzen Augen lag. Sie hatte reiches blondes Haar, dessen Werth sie sehr wohl zu schätzen wußte, da sie sich in Momenten großer Aufregung damit spielte, es mit der weißen Hand einer Nachdenkenden sehr nachdenklich zu lassen. Ihre Figur war prächtig, obgleich in vollen Formen weniger, sagt sie sich auf die Schaustellung derselben nicht wenig zugute."

Ihr Leben war ein ruheloses „Schaffen", sie nahm es ernst mit ihrer Kunst. Als der Sängerin Lagrua 1861 in Mannheim sich bei der damals in voller Entwickelung begriffenen Meisterin über Adelle, Bernardo, Donna Anna, Romeo persönlich Rath erholte und sich einige Tage bei ihr aufhielt, um dann zum Herbst in Wien jene Rollen zu singen, konnte sie mit Recht schreiben: „Vierzehn Tage waren allerdings eine kurze Zeit; ich habe sie doch Rollen mein halbes Leben gebraucht!"

Ein halbes Leben daranzuwenden für ein Bühnen-Musikstück — wer kann doch vergessen zu werden!

Liebe Gewohnheit prägte sie bis zuletzt in leicht verschnörkelter Stimmung schreibt sie meinem 6. Januar 1870 an Otto Devrient:

„Vor allem, theuerster Freund, meinen herzensdank für das treue Gedächtniß, welches Sie mir bewahrt! Sie glauben nicht, wie wohl es mir that, wenn ich einmal von einer Weltgegend höre, die meine Klänge in der wohlwollendsten Erinnerung halten! Du will es mich bedünken, als hätte ich ganz umsonst gelebt. Wie traurig ist das Wirken des Künstlers, wie können ja hauptsächlich nur auf die Masse wirken, vermögen aber keine tieferen Furchen einzudrücken, als leichter Sand sie aufnimmt — ein leichter Windhauch kräuselt darüber hin und alles ist verwischt und vergessen. Mein Verdienst habe ich ihnen hingegeben und nun?"

Die „Kriminalgeschichte".

Wir haben Bücher über alles Mögliche, sogar über Unmöglichkeit, wie über die Kunst des Lesens oder jene, in vierundzwanzig Stunden ein glücklicher Millionär zu werden, Interviewens und Pumpens lehrt. Schauer und Mögliches ist beschrieben worden, nur Eins nicht: die Plaudereien im Geschmack des leidenden Publikums. Die Literaturgeschichten erzählen viel von Verbrechen, Vergehen und Laster, Strafe und Untergang. Werke, großen Talentes und Genies. Heute ist es Zeit, Mußbuch aus Lemur. Da aber die Literaturgeschichten viel zu gelehrte Leute sind, um ihr Bücher dieser Autoren selbst zu lesen oder die Volksstimmung zu studiren, so bleibt es bei der faden Notiz und die Nachkommen wundern sich über den schlechten Geschmack ihrer Vorfahren, die Abbildung des großen Banditen, Verfasser „Nasse Löcher" vergessen, und kommen zu dem Schluß, es hätte nicht viel getaugt, was solchen Ungeist wie Abbildung angeregt. Ueber die Plaudereien des allgemeinen Geschmacks schrieb ein Humorist schreiben sich trocken, sondern vielleicht. Es könnte wie man selber auch der Geschmack der Menge erscheint doch etwas Unvergeßbares in ihm aufgeben wie Duft am Pfandbeeren, Unerklärten, Seltsamen.

Unsere Mythologien finden in der Geschichte des Nibelungen Siegfried die brillantesten Begebungen zur Symbole, denn in Siegfried der edle Vertreter des Deutschthums, die leibliche Heldenverklärung und Held Wotans. Was in der Morgenröthe der Welt einem jugendlichen, von tiefem Sinnen noch selbst unmündig wenig bewußtem Volke zu Gedichte, die sich von der übrigen barbarischen Menschheit trennte, ihr Typus, ihr Adelbild sein mochte, das übertragen sie auf ein Geschlecht, das seit mehr als tausend Jahren in Sitte, Sprache, Bildung, in Kunst, Licht wie religiöser Begeisterung durch den allmächtigen Einfluß der antiken Kultur von allem getrennt ist, was noch nicht Siegfried — denn wer könnte das sagen? — trennte was sein Singen in so hohe Ich. Dem Volke sagen ist die Geschichte wegen ihres seltsamen, märchenhaften Inhalts lieb, das ist alles. Dieser Reiz des Ungewöhnlichen verbindet die Abenteuer der tiefsten Minen, die Heldenthaten Napoleons und die Akten der Kriminalisten.

Seine brillantesten Leistung kann man jetzt schon ohne eine „Kriminalgeschichte" in ihr zu finden. Kein Herz schlägt mehr der gepriesene Abenteurer und Piraten, aber ihre Verbrechen erschrecken noch. Die Theilnahme, welche die Kriminalgeschichte erweckt, liegt natürlich in dem Grunde des Lesers und Gedichte ist keine wenige Erfahrung, sondern die Wahrheit, eine schreckliche Wirklichkeit, der Held der Stadt hat sich durchgewacht und gelitten, und der Gedichte von ihm berichtet, vom rothen Schein der

[illegible] Attentat auf Se. Majestät den König Wilhelm I. von Preußen in Baden-Baden. Adelheid Luise von Baumbach und ihre Tochter — die erste Dame ward eines Mordversuchs gegen ihren Gemahl öffentlich angeklagt — „Der blinde Zeuge“ war ein blinder Greis den Mörder, der nicht zu überführen war, an der Stimme erkannte, die Aufmerksamkeit der Leser am längsten fesseln werden. Hitzen nach den Akten erzählt, ohne der Individualität des Berichterstatters Raum zu lassen, enthalten für uns unsere Zeit so dringend fordert die volle und ganze Wahrheit.

Aus Jean Paul's Nachlaß.

I.

Wenn wir bedenken, daß in Jean Paul's Werken die schönsten und wunderbarsten Gedanken wie funkelnde Juwelen verstreut sind, dann erstaunen wir, daß sich aus seinem Nachlaß noch ein ganzer Band solcher Gedankenperlen hat zusammenlesen lassen. Der vierte Band der von Gerd Körner herausgegebenen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter“ (München, Fleischmann, 1863) enthält nur Aphorismen, die von der unerschöpflichen Gedankenfülle des Dichters ein glänzendes Zeugniß geben; wir theilen einiges daraus mit:

Eine Wahrheit, deren Anhänger man allein ist, macht Feinde als eine, die man mit andern theilt.

Der Krieg ist das einzige Mittel, die höhern Stände gesund zu machen.

Lieber ein Unglück kann der Mann tragen, aber nicht weinen.

Wir können die jetzige Zeit nach keinem Maßstab schätzen, sie hat keinen, sie ist einer, und an ihm wird noch gearbeitet.

Die Leute glauben immer, das, was sie in ihrem Athem leben, habe man in ihnen gemacht.

Die Hoffnung trägt größere und festere Früchte als die Gegenwart, aber an höhern Zweigen.

Ein Blumenkranz ist leichter auf dem Kopfe zu tragen als eine Krone.

Die Gegenwart ist ein Nebelmeer, das den Durchschimmern läßt.

Am Theater der Welt haben die Logenplätze die kleinste Waage.

Unter einen Hut sind die Menschen leichter zu bringen als unter eine Haube.

Bücher müssen einen zuerst und zuletzt ergötzen. Ob sie noch weiter keine Kraft geben als [illegible] Blatt heißt dann schöne, schaffende — gerechte — Bücher, die es nicht ist, ist gar keine.

Man bückt sich, weil man eine Last trägt — und noch tiefer, um sie aufzuladen — im Staat.

Es ist besser, in jedem andern als in sich selbst verliebt zu sein.

(Schluß im Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Ludwig Napoleon und Deutschland.

Wie er [illegible] sei er seinen Plan [illegible] Krieg über Deutschland [illegible] Wochen beschäftigen sich alle Zeitungen mit diesen Fragen. Die einen sehen in Wahrscheinlichkeit der Kriegsgefahr über uns [illegible] Kriegsgeister glauben in einem Monat wieder wie in Paris drin gar überall die „alte Ordnung" wiederherstellen. Außer Zweifel in seiner Schätzung des Charakters von Ludwig Napoleon meinte der Beginn des Krieges werde ihn hindern, ohne Not am Rhein einen Krieg zu beginnen, der nicht so leicht wie der italienische Feldzug zu beendigen wäre, in dessen Verlauf sich eine Revolution der Geister gegen ihn erheben könnte.

Aber gerade die nicht zu [illegible] Entschlossenheit [illegible] einzige Kraft, die in [illegible] zu einem [illegible] Schlusse führen [illegible] Weit weniger verbreitet als [illegible] nicht eine geheime in Paris verbreitete Ansicht, die Karl Marx in dem Aufsatz aus der [illegible] „Deutschen Jahrbücher für Politik und Literatur" (Berlin, Duncker, 1861) mittheilt über den Mann der Schicksale. „Einen Tag", heißt es da, „sagte ein Mensch, der weder dümmer noch geschickter ist als der Schwarm trinkgeldlicher [illegible] ob Gott, es wäre doch angenehm, Paläste zu haben, eine Geschichte Roms von Cäsarn und Rom von Franken. Hätte er gebraten, wie ihr aber ist, so hätte er gemacht. Probst von Nienburg zu werden. Hätte er einen anständigen Tafel unter den Tellern [illegible] gehabt, so wäre er Hofmeister geworden, um den Geist seines Chefs auszuspähen. Er hätte aber Bonaparte und sein Talent, was Kaiser gewesen, und entdeckt, aber seinen Beruf und es niemals, ob er Barbier einer Cäsarin. Sein erster Aufsatzen war noch glücklich, aber einen Tag brauchte er einen [illegible] Gegenstand der Bewunderung, welche die Völker wie einzelne ehrenhaft und er bekam die geschickte Stelle. Nachdem er so gestimmt [illegible] er [illegible] zu beobachten und ist die ganze Schlemmerei. Er wurde [illegible] Schmeichlerinnen mit großem Wohlsein [illegible] und von Zeit zu Zeit gibt er auch zwar [illegible] er ist ab, aber [illegible] den Gewissensbissen, die ihn manchmal haben nicht [illegible] will, so macht er [illegible] schuld [illegible] dagegen werden. Er hat es auch zum Thema [illegible] vom Tod. Die Gedanken des Malthus gegen [illegible] er hat auch die andere gemacht. Die [illegible] Wahrheit. In der Zwischenzeit hat er durch seine [illegible] Schmeichler [illegible] seine Tendenzschrift [illegible] lassen, das Decret vom 24. November und die Rede [illegible] seiner Zeit. Was noch das geringste war, [illegible] daß er das [illegible] Wie oben [illegible] gewiß [illegible] Schlag [illegible] ist [illegible] ganz [illegible] Mann [illegible] Ton [illegible]

[illegible] Krieg [illegible] nicht [illegible] Stelle [illegible] Gen. [illegible] Ihnen mit Ihrem Wort sehr gefallen kann, alle [illegible] Thun zu legen, so thu einer Legende hilft, aber es hat es nicht und kommt ohne sie aus."

Gewiß beginnt Ludwig Napoleon im Grunde [illegible] Polens Befreiung keinen Krieg, er wird sich [illegible] den Verlangen nach der Abtretung [illegible] sprechen und etwa wie dem Chrom zu sagen [illegible] für [illegible] Deutschland. Aber wenn es gilt, Frankreich zu beschäftigen, sich zu befestigen, warum sollte er nicht einen kurzen Waffengang mit Preußen thun? Ob man nicht gleich ein Krieg vom Rhein bis nach Memel darüber entbrennen, zwei Schlachten, zwei Monate haben [illegible] der Demüthigung Oesterreichs genügt. Ist die Stellung Preußens jetzt nicht besser? Was hat seine Bundesgenossen, seine Freunde? Im Volke herrsche damals eine schlechte Stimmung wie damals in Oesterreich, wo man die Niederlagen des Heeres als einen Triumph der Armee begrüßte. Der alte Streit, ob Preußen so gegen Italien handeln [illegible] nicht rechtzeitig für den Bundesstaat eintreten [illegible] offenbar den Krieg verhindert und der „Napoleonischen Weltstellung" einen verderblichen Schlag gegeben, ob Oesterreich [illegible] als es [illegible] Schnell von Waffenstillstand schrieb. Daß Montecuculi Willen [illegible] sprechen zu lassen, mag neben [illegible] ist der Krieg zum Siege aufgefordert, er hat den Vorwurfen der Möglichkeit gegeben, sich zu einem Staat zu [illegible] Ich [illegible] der Armeeliste zu sammeln, [illegible] einfach [illegible] Italien" auch zu schicken haben wird, es hat Oesterreich der Ansicht entgegengestellt, [illegible] habe wenn [illegible] mit anderen Hindernissen und Kampf [illegible] Mächte.

Wieder [illegible] die Verhältnisse auf den Punkt [illegible] dem Ausbruch des italienischen Kriegs [illegible] Die polnische Bewegung hat die größte Aehnlichkeit mit der italienischen. So wie Polen hat Napoleon Bundesgenossen. Oesterreich und England haben dem Bündnißspiel zu, wie damals ist Preußen auf England gebaut. Der Deutsche Bund kann man [illegible] Nord umgehen, [illegible] Italien ein Pfand [illegible] Wenn hätte Preußen eine Provinz wie nicht zum Deutschen Bunde gehört? Aber auch darin gleicht die jetzige Situation der früheren, daß man der Zweifel der beiden deutschen Großmächte zum Kampf [illegible] Möglichkeit eines Kampfes schafft. Wie einem einigen Deutschland wird es Aussicht haben, wenn es ihm gegenüber nicht das Gute des Krieges [illegible] hat, wie einem Staat, der ihm weder [illegible] Macht noch Geist, noch Anhänger genug [illegible] Nicht in seinen [illegible] Händen liegt dann die Entscheidung. Der Tag [illegible] ein Sieg [illegible] Waffen [illegible] Meere [illegible] Ruhm [illegible] Sieg [illegible] Deutschland [illegible] Preußen [illegible]

[illegible] Bedeutung ihrer Lage. Hier stehen diese Häuser Vergnügungslokale aller Art, den Champs-Elysées von Paris nicht unähnlich, das frühere barmeci Kaffee- und Bierhaus ohne Musik ist nicht mehr beliebt. Die Besucher wollen sich nicht nur gemeinsam unterhalten, sie wollen zugleich sehen. In den Tanzlokalen herrscht die eigentümliche Sitte, daß jeder Tänzer für jeden Tanz, zu dem er antritt, 1 Groschen, ausschließlich der Getränke, bezahlen muß, im Fall er nicht gleich auf den Tanz für den Abend abonniert hat, was alsdann 10—15 Sgr. beträgt. Die Musikanten haben sich dabei nicht schlecht, da sie die Hälfte, der Tanzmeister und der Wirt je ein Viertel der Einnahme bekommen.

Etwa ab von der Jahrstraße, rechts nach der Gegend des Stralauerthores hin, steht man einen 120 Fuß hohen Thurm, es ist der massive Dampfschornstein der Wasserleitungsanstalt. Im Hauptgebäude befinden sich im unteren Stockwerk die Kessel und Maschinen, 16 Pumpen, von denen 12 das Wasser nach der Stadt hineintreiben. In der Mitte des Baues führt eine eiserne Treppe in das obere Geschoß, wo acht Dampfmaschinen aufgestellt sind, die 1200 Pferdekräfte zum Betrieb des Ganzen in sich vereinen, wozu zwölf große Dampfkessel von 5 Fuß Durchmesser und 30 Fuß Länge gehören. Das Feuer, welche jene Fuß entfernt von den Gebäuden verbrennt, liefert durch eine Röhrenleitung, die so gelegt ist, daß es auch beim niedrigsten Wasserstand noch benutzt ist, das Wasser. Durch die Röhrenleitung und die Pumpen wird es aus der Spree in ein Reservoir, das auf dem höchsten Punkt des ummauerten Gebietes der Anstalt liegt, gehoben. Es ist 142 Fuß breit, über 352 Fuß lang und faßt [illegible] Kubikfuß Wasser. Seine Wände sind von Kalksteinen aufgemauert, der Boden Ziegelmauerwerk, alles mit dem besten Cement verbunden. Hier legen sich die fremden Bestandtheile ab, die beim Heraufpumpen des Wassers mitkommen. Von hier tritt das Wasser durch Röhrenverbindung in vier andere, tiefer und dem Gebäude näher gelegene Bassins, die haben 200 Fuß Breite, 200 und 80 Fuß Länge. Durch jedes Filtrirbassin läuft in dessen ganzer Breite ein gußeiserner gemauerter Kanal, er hat am Boden Oeffnungen, durch welche das gereinigte Wasser nach dem letzten Bassin, dem Reinwasser-Reservoir, läuft. Es liegt am Ende der Parkanlage, nach dem Maschinengebäude zu, von dem es etwa 300 Schritt entfernt ist. Dieses Reinwasser-Bassin ist das größte von allen, denn es hat einen Kubikgehalt von [illegible] Fuß, die Länge beträgt 300, die Breite 200 Fuß. In der einen Ecke dieses Reservoirs befindet sich ein Zweigrohr vom Hauptstrange aus dem Maschinenhause, in der andern Ecke ein ausgehendes Rohr, das durch ein Ventil geschlossen werden kann; hierdurch wird die Verbindung mit den Filtrirbecken bewerkstelligt. In jedem Reinigungsteich bildet am Boden das Reinigungseis. Aus dem Reinwasser

Weberner geht es in die Stadtpumpen erst in die Spree zurück, wenn Ueberfluß vorhanden ist. Die Stadtpumpen drücken die gehobene Flut in die Hauptröhren, die nach der Stadt leiten und zwar in zwei Röhrenstränge, die 2½ Fuß im Durchmesser haben. In der Mühlenstraße laufen sie nebeneinander bis zur Schillingsbrücke; von da läuft die eine Hauptröhre zwei Fuß unter der Spree um den Stadtkern im linken Ufer zu verlassen; die andere Röhre geht längs dem rechten Spreeufer entlang. Die gesammte Röhrenlänge die Berlin durchzieht, beträgt etwa 7½ Meilen.

Wir wenden uns nach den Schönhauser Anlagen zurück und kommen nach dem Dörfchen Pankow. Durch die vielen Villen, die sich die Großstadter hier gebaut haben, eine Schicksler'sche Villa ist unter ihnen — hat es ein ländliches Ansehen gewonnen. Dafür hat das ehemals hier gelegene Altgemeinde der berliner Reichsacker längst seinen volksthümlichen Glanz verloren.

Ungefähr 20 Minuten hinter Pankow liegt das Dorf Schönhausen. Eine stolze Linden- und Buchenallee führt dahin. Schon Friedrich I. hatte hier einen Park anlegen und durch Gerlander von Gerthe ein Schlößchen bauen lassen. Preußen dankt seinem ersten König drei Lustschlösser: Oranienburg, Charlottenburg und Schönhausen. Friedrich II. schenkte es 1740 seiner Gemahlin Elisabeth Christine, die hier in tiefer Einsamkeit die Sommermonate verlebte. Sie betrachtete das Geschenk anfänglich als ihren Verbannungsort, doch soll sie hier den Brief Friedrich's II. von ihr geliebten Gemahlin empfangen haben, in welchem der König sie einlud, seinen Thron mit ihm zu theilen, den, wie er schrieb, Sie zu besitzen so werth sind. Ein Trauerspiel war der vernachlässigten jungen Frau wenigstens zur Verscheuchung gab der König habe ihre Einladung nur seltsamen Launen zugeschrieben. Der einzige Trost, den sie von Friedrich empfangen, ist ihr hier zu Theil geworden, und doch hat sie hier viel kummervolle Stunden durchlebt. Auch die unglückliche Prinzessin Amalie hat hier um ihrer Liebe zu Trenk willen schwere Leidungen bestanden. Die Königin war Schriftstellerin, man noch zeigt man das Cabinet, wo ihre Werke zum Theil entstanden, sie treten auch in die Gesellschaft. [illegible] im Siebenjährigen Kriege wurde das Schloß durch den feindlichen Ueberfall der Oesterreicher vor [illegible] Thore verwüstet und geplündert. 1764 abgebrannt und neu aufgebaut, doch ist nur das die Königin Hauptzimmer wiederstand. Es ist ohne Pracht, voll gefälliger Räumlichkeiten. Der Park zählt den schönsten die wir besitzen. Hohe Platanen strecken die grünen Arme gen Himmel und tief grüne, dunkle Laubgänge gleichen den Kreuzgängen [illegible] Tempe und die alten Pinien gemahnen an die Cedern der Arcanien. Doch auch prächtige Laubpartien, Trauerweiden an kleinen Wässern [illegible] [illegible] [illegible]

Diese, eine durch manche Eigenheiten ausgezeichnete Frau, war mit der liebevollsten Sorge bemüht, die andern Sinne eines unglücklichen Kindes zu vervollkommnen; in kaum glaublicher Weise ist ihr dies gelungen. Melanie's Gehör und Geruch waren ungemein scharf. Das Gefühl enthüllte ihr über die Formen der Körper Verschiedenheiten, die oft den Scharfsichtigsten entgingen; auch dem Blinden half das Gefühl bestmöglich für mit Sicherheit den Zustand der Atmosphäre und wußte, ob sie auf einem freien Platze, in einer Halle, in einem geräumigen Saale oder in einem engen Zimmer sei; sie maß den beschränkten Raum nach dem Geräusch ihrer Füße oder dem Fallen der Stimme ab, und wenn sie einmal ein Haus durchwandert hatte, bedurfte sie keine Lupe gesehen zu haben, daß sie andere vor kleinen Gefahren warnte. „Nehmen Sie sich in Acht", sagte sie, „hier ist die Thür zu niedrig, dort treffen Sie eine Stufe an."

Schenkte man ihr zu trinken ein, so wußte sie am Geräusch der fallenden Flüssigkeit genau, wann ihr Glas gefüllt sei. Auch aß sie keine Art von Backwerken, die sie nicht mit Geschicklichkeit aufgeschnitten hätte. In den Stimmen bemerkte sie eine den Geübten unwahrnehmbare Mannichfaltigkeit der Töne; die Stimme hatte für sie das Anziehende oder Abstoßende, was zu Sympathie oder Antipathie für den Lebenden hat, und als einer ihrer Verwandten der Familie einen unedlen Streich gespielt hatte, rief sie aus: „Wer hätte das von einer solchen Stimme erwartet!" Hörte sie singen, so unterschied sie Diskant- und Baßstimmen. Sie sang selbst mit Geschmack und spielte vortrefflich die Pratsche. Man hatte ihr die Musik mittelst erhabener Noten, die man in der vorgezeichneten Weise auf einem großen Tische aufstellte, beigebracht. Nach kurzen Studien hatte sie das längste und verwickeltste Stück inne. Sie liebte die Musik mit schwärmerischer Hingebung und hätte gern ihr ganzes Leben im Concert oder in der Oper zugebracht; nur lärmende Musik war ihr zuwider. Auch tanzte sie mit Geschicken.

„Ich denke mir", sagte sie, „daß die Lebenden durch ihre Augen verkehren, weder zu sehen noch zu vernehmen wie ich, zufrieden und vernehme. Warum erscheint mir jetzt Ihr Spiel der Musik dürftig und schwach? Warum habe ich von derselben nie sprechen können, wie ich fühle? Warum suche ich in meiner Rede und suche mich Worten, die meine Empfindung malen, ohne sie zu nennen? Sind diese Worte etwa noch nicht aufgefunden?"

Die Geographie hatte sie durch Vermittelung von Landkarten gelernt, wo die Parallelkreise und Meridiane durch Meißngstifte, die Grenzen der Reiche und Provinzen durch eine mehr oder weniger erhabene Bindfaden im Innern Sande oder Wolle unterschieden, die Städte und Berge aber durch verschiedenartige Kunstmittel und die größern und kleinern Städte durch englische Nähstecknadeln bezeichnet waren. Sie kannte auch die Elemente der Sternkunde, der Algebra und der Geometrie und meinte, Mathematik sei die wahre Wissenschaft für Blinde, weil sie ganz die Aufmerksamkeit fessele. „Der Geometer", sagte sie, „bringt sein ganzes Leben mit geschlossenen Augen hin." Der Buchdrucker Prault hatte eigens nur auf einer Seite bedruckte Bücher zu ihrem Gebrauch geliefert, denn sie war eine leidenschaftliche Leserin. Sah man ihr von einem Gedicht in 12—15 Versen den Anfangsbuchstaben jedes Worts und die Zahl der Buchstaben, aus welchen jedes zusammengesetzt war, so fand sie das ganze Gedicht heraus. Der deutsche Baron Grimm, der Verfasser der „Correspondance", der in Paris lebte, hat selbst mit einer Art Wettspiel von Melle den Versuch gemacht und versichert, daß sie mitunter ein glücklicheres Wort getroffen, als das des Dichters war. Interessant sind die Ansichten, die sie über Schrift und Zeichnung zu Grimm aussprach.

„Stellen Sie", sagte sie ihm, „mit irgendeinem Instrument mir eine Nase, einen Mund, die Gestalt eines Mannes oder einer Frau in die Hand, gewiß würde ich sie errathen und wäre die Zeichnung genau, so könnte ich wol hoffen, das Bild der von Ihnen gezeichneten Person wiederzuerkennen; meine Hand würde bei mir die Stelle eines empfindlichen Spiegels vertreten; allein groß ist die Verschiedenheit der Empfindlichkeit zwischen dieser Leinwand und dem Organ des Gesichts. Ich stelle mir vor, das Auge sei eine lebendige Leinwand von unendlicher Zartheit, die Luft treffe den Gegenstand, von diesem werde sie dem Auge zurückgeworfen, welches davon eine Fülle verschiedener Eindrücke empfange, je nachdem der Gegenstand und die Luft, deren Eigenschaften Sie ebenso wenig kennen wie ich, beschaffen sind, und durch die Mannichfaltigkeit dieser Eindrücke entstehe das Bild in Ihrem Auge. Könne die Hand meiner Hand der Antheil Ihrer Augen gleich, so würde ich vermittelst meiner Hand wie Sie vermittelst Ihrer Augen sehen, und ich denke mir zuweilen, daß es blinde Thiere geben möge, die darum nicht weniger hellsehend sind."

Sie beklagte den Verlust des Gesichts nicht und einst sagte von einem Freunde des Hauses um die Ursache befragt, erwiderte sie: „Weil ich dann blos meine Augen hätte, während ich jetzt die Augen aller brauche, und weil ich durch diese Entbehrung ein immerwährender Gegenstand des Interesse und der Theilnahme bin, in jedem Augenblick Gefälligkeiten empfange und das Wohlgefühl genieße, daher erkenntlich zu sein."

Die häufigen Anfälligkeiten des Gesichts hatten seinen Werth für sie verringert und bei Annäherung der Nacht pflegte sie zu sagen: „Die Herrschaft der Lebenden geht zu Ende, die meinige beginnt." Sie war Katalistin und glaubte, daß gerade die ewigsten Bemühungen unserm Schicksal zu entgehen uns zuweilen entgegenführen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Erster Band. **Nr. 21.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Wellen begraben. Aus dem Leben. Von W. J. — Charakterbilder aus der Hanse. III. Bekiana Brandis, Bürgermeister von Lübeck. Von Heinrich Adams. — Ein Ausflug nach Dublin. Von A. v. L. — Der Barbarazweig. Von Dr. H. Mosenthal. II. — Die Verbrecherin. — Aus Jean Paul's Nachlaß. II. — Berühmte deutsche Schauspieler. Leopold Lewinsky. — „Blankenmyer". — Eine Blinde und eine Taubstumme. II. — Aus der Welt der Industrie. VI. Briefbeförderung durch den galvanischen Strom. — Räthsel und Logogryph.

In den Wellen begraben.

Aus dem Leben.

„In dein Mund süß verliebt, Marie? Bist du noch immer der Meinung, daß wir uns wirklich nach Guiana einschiffen? Und daß du an alle Beschwerlichkeiten einer langen Seereise gedacht? Wir wäre es fast lieber, wir ließen das dir von deinem Onkel in Guiana angefallene Besitzthum verkaufen und kehrten nach Rouen in unser häuschen Haus zurück", sagte ein junger Mann zu seiner Begleiterin, welche ihm seit einigen Wochen durch das Band der Ehe angehörte, indem er langsam mit ihr die Rue de Paris in Havre herabging, welche die Hauptstraße dieser zierlichen Seestadt bildet.

„Wie seltsam du sprichst, Laurent!" antwortete sie. „Sicherlich bin ich zu der Reise entschlossen! Waren wir nicht seit Monaten für den Gedanken begeistert, einmal den Winter in einer Tropengegend zuzubringen?"

„Das war vor unserer Verheirathung", erwiderte Laurent, „aber jetzt scheint es mir, als liebte ich dich zu sehr, um dich irgendeiner Gefahr auszusetzen; als könnte ich nicht ertragen, daß dein Fuß das schwanke Brett betritt, das uns auf lange Monate aus unserer friedlichen Heimat in unbekannte Zonen entführen soll."

„Nicht auf gar so lange; im Frühjahr kehren wir zurück und machen inzwischen eine kleine Tour nach Brasilien, um zu sehen, wie weit sich der Amazonenstrom von der Seine unterscheidet."

So scherzte die junge Frau weiter und wollte von Ahnungen und trüber Stimmung nichts wissen. Sie waren darüber zum Hafen gekommen; auch Laurent lohnte sich endlich von ihrem Uebermuth angesteckt und lachend traten sie zusammen auf das Dampfschiff „Prince noir", welches in zwei Tagen der Reise antreten sollte, um dort ihre Plätze zu sichern.

Ein klarer, blauer Himmel war am Tage der Abreise über die Küsten der Normandie gespannt; es war, als wolle das europäische Vaterland sich unseren Reisenden noch einmal in seinem ganzen Schmuck zeigen, ehe sie es verließen. Nie hatte Marie ihre Heimat so schön gefunden, nie mit solcher Theilnahme das erwachende Leben in der belebten Morgenfrische inner- und außerhalb der Stadt beobachtet. Obstbäume beblumten die Wege, während die Landleute mit ihren zweirädrigen Karren und normannischen Rennpferden das Obst einzufahren sich anschickten. Auf dem Fischmarkt am Hafen war lebhaftes Treiben; dort wurde die Beute der Nacht verkauft; darüber tönten die hellen Kirchenglocken, zur Frühmesse einladend. Da ließ sich eine andere Glocke vernehmen, schnell

Freude ſein, als ſo ein langweiliger Ball. Ein Drache, hoch über die Londoner Kirchthürme weg!

Cäſar.

Heißa. Aber woher kriegen wir ihn, Vater?

Thompſon.

Den mach' ich Euch. O Ihr ſollt Eure Freude haben, was ich aus meiner Jugendzeit noch für Wunderdinge weiß!

Jeffry.

Quer eine Stange und Bindſeile hinüber und bunt Papier —

Thompſon.

Und drauf groß gemalt (zu Eliza) von dem guten Meſter Phillips — das engliſche Wappen! Löwe rechts, Einhorn links, oben drüber die Krone! So luſtig haben wir Euren Geburtstag noch nie gefeiert.

Cäſar und Jeffry (ſich umarmend).

Juchhe!

Cäſar.

Sage mal Vater, iſt's wahr? So ein Drache, wenn er recht ſteigt und ſteigt, kann Einen mit fortziehen?

Thompſon

(macht die Geberde des Anziehens).

Wir ziehen an, halten feſt aus Leibeskräften und ſtemmen den wilden Kerl zurück.

und schritt über die andern Kabinieneut; es war das Signal zur Abfahrt des „Prince noir“. Marie konnte heute ihre frohe Laune nicht recht wiederfinden. Schweigend hing sie am Arm ihres Gatten und trocknete heimlich eine Thräne, als das Schiff seine Schwingen zu regen begann und vom Ufer abstieß. Als dann die Küsten Frankreichs mehr und mehr im Nebel verschwanden und zuletzt nur noch graue Linien bildeten, brach sie in einen Thränensturm aus. Allmählich gelang es jedoch Laurent, sie zu trösten: das heitere Element gewann wieder in ihr die Oberhand. Das Treiben auf dem Schiffe war ihr etwas Neues, und auf welch französisches Gemüth wäre je der Reiz der Neuheit ohne Wirkung geblieben! Mit ihrem Fernglas bewaffnet, stand sie am vierten Tage ihrer Reise stundenlang die in nicht zu weiter Ferne bleibenden Küsten Spaniens beobachtend und alle möglichen Dinge erzählend, die sie in dem fremden Lande entdeckte. Am fünften Tage sah man zur linken Hand das Cap Finis terræ, das Ende Europas. Die Kälte wurde einförmiger, blauer Himmel und blaues Wasser umgab sie und Marie rief: „Ils sont bleus comme les yeux!“ Das Wetter war bisher schön und ruhig gewesen, plötzlich aber wurde es windstill. Die Sonne schien heiß und stechend und Marie hatte sich mit ihrem Fernrohr unter ein Zelt des Verdecks geflüchtet, von dort aus einen kleinen grauen Punkt beobachtend, von dem sie behauptete, daß es Madeira sein müsse. Laurent war nicht ihrer Meinung, und es fiel ihr auf, daß er seit einiger Zeit sich oft von ihr entfernte und mit dem Kapitän und Steuermann sprach, die sehr beschäftigt schienen. „Marie“, sagte er ihr endlich, „wir werden eher nach Madeira kommen, als du glaubtest; der Kapitän versichert ein wenig Wind für die Nacht und hat den Schiffslauf geändert; er hofft die Insel noch vor Abend zu erreichen, während er den Ausbruch des Windes nicht vor Mitternacht erwartet.“ Maries Insel hatte sich in eine Minutwolke verwandelt, die Luft wurde trockener und schwüler, dennoch machte das Schiff, ein trefflicher Segler, so schnelle Fortschritte, daß man am Nachmittag die Küsten Madeiras am Horizont auftauchen sah. Schon aber war auch der Orkan mit heftigem Gewitter ausgebrochen. Der Sturm trieb mit unwiderstehlicher Gewalt das Schiff gegen die Ufer Madeiras. Es wäre besser gewesen, das Unwetter auf offener See auszuhalten, nun war es zu spät. Das Einlegen der höchsten Dampfkraft blieb ein ohnmächtiges Bemühen gegen die furchtbare Gewalt der empörten Elemente. Die Küsten der Insel bestehen aus Basaltfelsen, von denen einige weit ins Meer ragen; ihnen zu entgehen, vereinigten jetzt Mannschaft und Passagiere ihre Kräfte; umsonst! Ein furchtbarer Schlag, ein Stoß — das Schiff saß auf einem Felsen fest.

In dem Schreckensschrei aller ließ sich, den Lärm beherrschend, nur die unerschütterte Stimme des Kapitäns vernehmen, der die Boote herablassen befahl, um die Reisenden an das nur eine Viertelstunde entfernte Land zu bringen. Im Augenblick wurde diesem Befehlen Folge geleistet. „Die Frauen zuerst!“ befahl er. Ein Matrose ergriff die halb ohnmächtige Marie, um sie gleich den übrigen an einer Strickleiter in eins der Boote zu lassen. „Laurent“, rief sie angstvoll, „ich will nicht ohne dich gerettet sein!“

„Ich komme im nächsten Boot!“ rief Laurent ihr nach, mit Todesangst den Lauf des kleinen schwanken Fahrzeugs beobachtend, welches das Liebste, was er auf der Erde besaß, mit sich fortrug. Auch vom Strande in Madeira aus hatte man die Not des Schiffs bemerkt und Matrosen zu seiner Hülfe getroffen. Zwei der Rettungsboote waren bereits glücklich ans Land gezogen worden, als eine Welle das Boot, auf welchem Marie sich befand, ins Meer zurückschleuderte; eine andere warf ihre ungeheure Wassermasse darauf und senkte es in die stille Tiefe der Nacht und des Todes hinab. Laurent hatte alles gesehen und Maries Todesschrei gehört. Mit geöffnetem Munde, mit entsetzten Blicken und vorgebeugtem Körper starrte er auf die Stelle, welche das feuchte Grab seiner Gattin geworden. Er fühlte sein Herz still stehen, wohlthätige Nacht bedeckte seine Sinne und lautlos sank er auf den Boden des Schiffes nieder, wo in der allgemeinen Verwirrung ihn niemand beachtete.

Als Laurent aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, fand er sich in der Hängematte einer fremden Schiffskajüte, in welche die helle Morgensonne schien. Neben ihm saß ein Fremder, der ihn aufmerksam beobachtete. Laurent wollte sich aufrichten, um zu sprechen. „Bleiben Sie ruhig und sprechen Sie so wenig als möglich!“ sagte der Unbekannte in gebrochenem Französisch. „Ich weiß, was Sie sagen und fragen wollen und will Ihnen alles erklären. Ihr Schiff wurde von dem Felsen, auf dem es hielt, durch einen heftigen Windstoß in die hohe See zurückgeschleudert, wo

es im Augenblick des völligen Untersinkens von unserm Schiffe aufgenommen wurde. Sie fuhren augenblicklich unter heftiger Klage der Capitain an. Das heftige Fieber, in dem Sie zu uns gebracht wurden, hat Sie glücklicherweise verlassen und ich hoffe, Sie wieder ganz herzustellen." Es war der Schiffsarzt, der ihm dies mitteilte.

Es gibt Klimate, wo die Sonne auf einmal untersinkt, um dem Dunkel der Nacht zu weichen, ohne Vorbereitung, ohne Halbdunkel: so war auch für Laurent die Sonne seines Lebens untergegangen in einem einzigen Augenblick, ohne Dämmerung! Marie war tot! Tief unten auf dem Grunde des kalten Meeres ruhte das Herz, das einst neben dem seinen geschlagen, und er fühlte noch immer die Wogen des Ozeans unter sich, der sie verschlungen. War es möglich für ihn, zu leben? Zu leben und zu sehen, wie die Welt sich unbekümmert um seinen Jammer in ihrem gewohnten Gleise bewegte, wie die Sonne hell und klar schien, die Menschen um ihn her lustig und fröhlich waren und das Meer klar und blau schimmerte, als könnte es gar nicht anders sein? Lange lag er in der Hafenstadt im Hause eines französischen Kaufmanns an einem schleichenden Fieber krank, gepflegt von einer Barmherzigen Schwester vom Orden St.-Vincent de Paula. Schwester Theresia war in ihren jungen Jahren selbst verheiratet gewesen, hatte Gatten und Kinder verloren und in ihrem Schmerz darin Trost gefunden, die Schmerzen anderer zu lindern. Dies ließ in Laurent den Gedanken entstehen und reifen, sich auch dem geistlichen Stande zu weihen. Nach einem viermonatlichen Aufenthalt am Cap schiffte er sich nach Europa ein und landete glücklich im Hafen zu Marseille. Im Süden Frankreichs in ein Priesterseminar tretend, bereitete er sich drei Jahre vor, reiste dann nach Rom, um Dispensation für das sogenannte Probejahr und die Erlaubnis zu erhalten, die Weihen sogleich nehmen zu dürfen. Es wurde ihm gewährt und der Tag der Weihe kam. Ruhig legte er die Hand auf das Evangelium, um den unauflöslichen Schwur ewiger Entsagung auszusprechen. Ihm war die Vorschrift Gregor's VII. über das Cölibat der Priester, die Bestätigung, die sie auf dem Konzil zu Trident erhalten, gleichgültig. War doch Marie tot! Eine selige Ruhe kam über sein müdes Herz, als er den Eid: „Ewig, unwiderruflich und unauflöslich!" aussprach. „Marie", sagte er abends, in sein stilles Gemach tretend, „zum zweiten male habe ich dir heut' vor Gottes Altar ewige Treue gelobt; sieh herab auf mich, ein Engel aus lichten Höhen, und hilf mir meine mühsame Erdenbahn vollenden!"

Er wurde Vikar an einer der pariser Kirchen des linken Seineufers, wo er sich durch sein großes Rednertalent bald auszeichnete. Man hörte in den Zuflüsterungen von ihm und seinem traurigen Schicksal und er erhielt den Auftrag, die Fasten von 1823 dort zu predigen. Seine vortrefflichen Reden, seine Erscheinung und sein tragisches Geschick erweckten Teilnahme; die Kaiserin verwendete sich für ihn und er bekam die Pfarre jener glänzenden Kirche am Ende der Boulevards, die seit ihrer vor hundert Jahren erfolgten Grundsteinlegung Zeugin gewesen ist aller Wechselfälle der französischen Geschichte und deren Bestimmung mit jeder neuen Dynastie geändert ward. Laurent fühlte mehr die Beschwerden und Verantwortlichkeiten seiner hervorragenden Stellung als die Auszeichnung. Er hatte sich ja mit der Welt abgeschlossen, um noch für Ehren und äußeren Ruhm empfänglich zu sein. Doch gehorsam in der zweite der Gebote des Priesters, und er gehorchte. An einem Sonntage, bald nach seiner Ernennung, predigte er selbst vor einer zahlreichen Versammlung. Ein helles Sonnenlicht fiel auf die herrliche Marmorgruppe des Altars, welche die heilige Magdalena, von Engeln zum Himmel emporgetragen, darstellt. Der erste Teil des Hochamts war zu Ende; eine Wolke Weihrauch umhüllte den Altar und noch schienen die letzten Klänge des „Sanctus" an den Bogen der Kirche zu tönen, als Laurent auf die Kanzel trat, sich bekreuzte und mit nach dem Altar gewendetem Gesicht die Gebete und das „Dominus" sprach. Dann erhob er sich und begann zu reden. Ein durchdringender gellender Schrei unterbrach seine ersten Worte. Ein Schrei, wie er ihn nur einmal, im schrecklichsten Augenblick seines Lebens, gehört hatte. Allgemeine Bewegung entstand in der Kirche; man trug eine ohnmächtige Frau hinaus nach einem Wagen. Laurent schwankte, lehnte sich unwillkürlich gegen einen Pfeiler der Kanzel und verließ sie mühsam. Er hatte Marie erkannt! Dieser Vorfall machte ein allgemeines Aufsehen in Paris und erregte das tiefste Mitleid mit jenen Unglücklichen. Allgemeines Bedauern und die größte Teilnahme ließen sich von allen Seiten vernehmen.

In Lyon ist eine der bemerkenswertesten unter den wohlthätigen Stiftungen das Hotel Dieu am Rhonekai. Es ist in einer Art Sternbrückenform gebaut, dessen Mittelpunkt eine

Glaskapelle bildet, deren Altar mit dem die Messe lesenden Geistlichen von jedem Krankenbett aus gesehen werden kann. Eine der Vorsteherinnen unter den 150 Barmherzigen Schwestern ist die Schwester Clementine. Oft erzählt sie ihren genesenden Kranken das traurige Drama ihres Lebens: wie sie an den Küsten von Madeira Schiffbruch gelitten, von den Wellen verschlungen und anscheinend leblos ans Ufer geworfen worden sei; wie Fischer sie aufgefangen und ins Leben zurückgerufen und ihr dann den Untergang des Wracks, auf dem ihr Gatte sich befand, mitgetheilt hätten; wie sie allein nach Guiana gereist sei und fast vier Jahre in stiller Zurückgezogenheit und Trauer gelebt habe, dann aber ihre Sehnsucht nach Frankreich nicht länger habe bemeistern können und dorthin zurückgekehrt sei; wie sie an einem Sonntag zu Paris in eine Kirche getreten sei. ... Das Uebrige muß von den Zuhörern errathen werden, da Schwester Clementine vor Thränen ihre Erzählung nicht selbst vollenden kann. M. B.

Charakterbilder aus der Hansa.

III. Nikolaus Brömbse, Bürgermeister von Lübeck.

Als für Recht und Wahrheit Lübecks Bürger entschieden und gerüstet in den Kampf traten, waren es namentlich drei Männer, um die sich die Bewohner des Freistaats schaarten: Jürgen Wullenwever, Marx Meier und Nikolaus Brömbse. Die beiden erstgenannten waren die Führer der Demokratie, der letztgenannte aber nahm unbedingt bei der Aristokratie die erste Stelle ein, wenn ihm auch sein Amtscollege, der Bürgermeister Hermann Plönnies, und ein Geistlicher, Johann Rode, zur Seite standen.

Brömbse hieß eigentlich nach seiner Stammburg von der Wey; da aber einst auf einem Turnier ein Herzog von Lüneburg zu ihm gesagt haben soll: „Du stichst wie eine Brombe!" habe er diesen Namen sogleich angenommen und eine Brombe zum Emblem seines Namens gewählt. Brömbse war nicht nur ein bitterer Feind der Demokratie, sondern auch der lutherischen Lehre, und ein ergebener Vasall seines Kaisers. In den glatten Zügen seines Gesichts erkennt man freilich nicht den herrschsüchtigen Ehrgeiz, der sie Furchen durch sein Inneres gezogen; sein Auge sprüht nicht Feuer und Muth, sein Blick ist eher schlau, scharf und spähend: der ganze Mann erscheint uns als das Bild des kalten Ernstes und der unbeugsamen Festigkeit. Sein Bundes- und Amtsgenosse, Hermann Plönnies, war viel weniger selbständig, weniger verschlagen und schlau als Brömbse, aber kühner und entschlossener im Augenblick der Entscheidung, ein treuer, zuverlässiger Streiter für den Plan, den ein anderer fing für ihn entworfen. Der dritte im Bunde, der Kanonikus Rode, war zwar ohne Klugheit und Ueberlegung, überhob sich aber in stolzer Selbstüberschätzung fast plump seiner geistlichen Würde, hatte für die billigsten Forderungen der Bürger nur Hohn und Spott zur Antwort und rächte sich so für die Spottlieder, die Gassenbuben öffentlich auf ihn anstimmten und sangen. So soll er unter anderm einmal laut von der Kanzel gerufen haben: „Eine Kaufmannsseele kenne wol eher 20 Rechenexempel durchschauen als ein Wort in der Schrift!" Wie Brömbse, der sonst so verschlagene und schlaue Mann, mit diesem rohen Geistlichen Hand in Hand gehen konnte, müssen wir einzig und allein seinem Hasse gegen das Lutherthum zuschreiben. Doch scheint die Freundschaft zwischen beiden auch nur bis zum Jahre 1528 gedauert zu haben.

Wenn im lübecker Rath die eine und mächtigere Partei des Bürgermeisters Brömbse noch überall fest am Papstthum hielt und nichts von Neuerungen in der Kirche, namentlich von der lutherischen Lehre, wissen wollte — weil die Aristokratie stets Gefahr ahnt, wo das Volk sich auch eine Stimme anmaßt —, so setzte sich doch der ganze Rath nur deshalb der neuen Lehre so entschieden entgegen, weil er wirklich dadurch die Stadt in ihrem Verhältniß zu Kaiser und Reich gefährdet glaubte. Daß aber wiederum die Mehrheit der Rathsmitglieder nicht blind gegen die Mißbräuche in der alten Kirche war, geht daraus hervor, daß das Rathscollegium schon zwei Jahre früher eine Zusammenkunft der Erzbischöfe von Lübeck und Bremen zu ermitteln wünschte, um den vielfachen Beschwerden der Gemeinden abzuhelfen. Da aber eine solche Ermittelung von Brömbse in die ungewisse Zukunft geschoben worden war, so stieg in Lübeck, wo das Lutherthum bereits Wurzel gefaßt, die Erbitterung der Gemüther zu Ende des Jahres 1528 immer höher und die Entscheidung konnte nicht mehr aufgeschoben werden, wenn nicht ein Aufruhr ausbrechen sollte. Der Rath gab, wie wir bereits erzählt, die lutherische Lehre frei (10. December 1529).

Damit war aber keineswegs ein Ende des Streits errungen; nicht erstickt war die Flamme der Zwietracht, sondern nur neues Holz hinzugetragen, worüber die Flamme bald noch höher zusammenschlagen sollte als je zuvor. Denn wie war an Frieden zwischen den lutherischen Predigern und den katholischen zu denken, da der eine verdammte, was der andere lehrte?

Mit dem Tode des Bürgermeisters Kale, eines zwar strengen, sonst aber rechtlichen und menschenfreundlichen Mannes, hatte Brömbse und seine Partei im Rath wieder die Oberhand erhalten, und war dieser schon eifersüchtig auf die den Bürgern zugestandenen Rechte, so suchte er nun sie ihnen schlau und heimlich wieder zu entreißen. Die Bürger merkten auch gar bald des gleißnerischen Mannes verderbliche Absicht und so schwanden Treue und Glauben zwischen Rath und Bürgerschaft immermehr, so wuchsen Haß und Zwietracht, Erbitterung und Eifersucht zwischen Obrigkeit und Unterthan. Und doch galt es nur dem Kampf der Glaubensparteien, nur dem Sieg der einen Kirche über die andere. Jede andere Rücksicht, die wachsende Schuldenlast der Stadt, das feindliche Verhältniß der Staatsgewalten, die Verwickelungen des Handels und Gewerbes außer und in der Stadt — alles dies tritt mehr in den Hintergrund. Wenn nur der alte Glaube erst wieder bestätigt und die alte Gewohnheit mit Gewalt den Geist wieder bändigt und bannt, der jetzt im Volke lebt — dann, hoffte Brömbse, ist von selbst allen jeder unrechtmäßige Eingriff in das alte Gleis gebracht werden.

Im geheimen hatte Brömbse dem Domkapitel den Rath ertheilt, sich mit einer Beschwerde gegen die Anmaßungen der evangelischen Bürger an den Herzog von Braunschweig zu wenden und diesen Erzfeind der Lutheraner zu Hülfe zu rufen. Die Domherren befolgten diesen Rath und drohten darauf im Verein mit der Brömbse'schen Partei, daß der Herzog nicht säumen werde, gegen die rebellischen Ketzer seine Soldaten zu schicken. Diese Sprache wurde noch um so bedenklicher, wenn man auf den Bürgermeister und seinen Anhang sah, wie sie Boten und Briefe empfingen und absandten, wie sie im geheimen mit der katholischen Klerisei verkehrten, still schienen und doch so geschäftig waren. Hatte doch Brömbse, als er erfahren, daß ein Bürgermeister in Schwaben die evangelischen Bürger aus der Stadt getrieben und die Thore hinter ihnen geschlossen, laut gespottet, das sei noch ein Bürgermeister! und dabei mit den Augen geblinzelt, als hätte er gemeint: wer weiß, ob's nicht auch in Lübeck so kommt. Viele und andere Reden liefen unter den Bürgern umher, erregten Aergerniß und wahnten zur Vorsicht.

Es fiel gerade um diese Zeit ein Fest, das in Lübeck seit 1416 alljährlich gefeiert und in einer feierlichen Prozession nach katholischem Ritus begangen wurde. Ganz so sollte es auch jetzt gefeiert werden. Als aber den Handwerkern zugemuthet wurde, wie früher üblich, die Lichter dabei zu tragen, bekam der Bürgermeister zur Antwort: „Sie wollten dem Teufel keine Kerze vortragen!" Die Prozession war aber nun einmal angesetzt, am ersten Sonntag nach Trinitatis (12. Juni), in derselben Woche, wo Kaiser Karl V. wegen der neuen Lehre eine Versammlung sämmtlicher deutscher Fürsten anberaumt hatte — und ging gerade um die Stunde, wo in allen Kirchen lutherische Predigt war, langsam und in feierlichem Zuge vom Dom zunächst in die Petrikirche. Die Gemeinde daselbst empfing aber die säumigen Gäste mit lautem Klingeln aller Glocken und Glöckchen, sodaß vor Lärmen die katholischen Priester am Altare die Litanei nicht beginnen konnten und alle nothwendig wieder von dannen ziehen mußten. Nicht anders erging es ihnen in der Marienkirche, und als der Zug dann weiter zur Jakobikirche ziehen wollte, lag aus Furcht vor dem unruhigen Volke schon hier und dort ein Kerzenträger links und rechts aus den Reihen und entwichte in eine Seitengasse. Als endlich die Prozession selbst in der Jakobikirche mit dem tausendstimmigen Gesange: „Ach Gott, vom Himmel sieh darein!" empfangen wurde, war kaum noch Ordnung in den Zug zu bringen, obgleich Brömbse und sein Anhang treulich aushielten. So endete diese Kirchenprozession, die letzte, welche in Lübeck unternommen worden ist.

Brömbse, zwar erbittert im Innern über den ihm angethanen Schimpf, hatte doch so viel Herrschaft über sich, dies nicht merken zu lassen, wenn er auch wiederum darauf sann, diese Beleidigung zu rächen. Von den Herzogen von Braunschweig und Lauenburg schien er sich freilich keine unmittelbare Hülfe mehr versprechen zu dürfen, aber in der Umgegend Lübecks hatte er sich überall einen Anhang verschafft und überdies bot ihm der Vogt von Wolln, Johann Krevet, treulich die Hand. Dieser hatte nicht nur Bürger und Bauern zum Schwur gezwungen, treulich bei der Sache der Katholischen auszuharren, sen-

dern ihnen auch befahlen, sich Waffen zu halten, damit sie bereit wären zu jeder Stunde, wo man sie rufen würde; auch beherbergte er nicht selten auf seines Gebieters Gebeiß die berüchtigsten Raufbolde des Landes und sammte bald auch eine Schar von 200 Reitern dem Bürgermeister anbieten. Als Correspondenzzeichen zwischen beiden Verbündeten diente eine Leuchte, die nächtlich an dem Marienkirchthum ausgesteckt wurde. Dies Plänzchen wurde jedoch bald von den Bürgern entdeckt und Bremble mußte vorsichtiger zu Werke gehen.

Er hoffte jedoch noch immer, daß über kurz oder lang von dem Kaiser ein besonderes Executionsmandat gegen das „rebellische" Lübeck ausgegeben werde — und diese Hoffnung betrog ihn auch nicht. Er erhielt von seinem Bruder aus Augsburg einen Brief, der ihm frohe Botschaft brachte. Der Kaiser hatte versprochen, ein Strafmandat gegen die Evangelischen in Lübeck zu erlassen. Diese Kunde verbreitete sich mit Blitzesschnelle unter alle Katholiken, die aber in ihrer Freude über den endlichen Sieg über die rebellischen Bürger nicht genug Vorsicht beobachteten, sodaß gar bald auch ihre Gegner merkten, was aus Augsburg geschrieben worden war. Aber die Lutherischen zauderten nicht, als endlich das versprochene Mandat unter kaiserlichem Insiegel wirklich in Lübeck anlangte: alle Bürger waren Eines Sinnes und fest entschlossen, weder zu weichen noch abzulassen von der lutherischen Lehre, sondern sich den übrigen evangelischen Reichsständen anzuschließen und, wenn es sein müßte, es mit diesen im Verein zu versuchen gegen des Kaisers Mandat.

Daß bei solchem Entschlusse die Erbitterung der Bürger gegen Bremble immer höher stieg, war natürlich; jeder sah leicht ein, daß, da die Ausschußbürger ein anderes Mandat erhalten hatten, von Lübeck selbst aus solches gefordert sein mußte. Wie hatte man sonst hoch am kaiserlichen Hofe von Pfarrumtrieben in Lübeck etwas gewußt? Um nun diesen Mandate noch eine größere Wirkung zu verschaffen, berief Bürgermeister Bremble die vier Aemter und die Ausschußbürger besonders vor den Rath; aber letztere merkten die Falle, die ihnen gestellt, und verlangten, eine Versammlung der gesammten Bürgerschaft anzuberaumen, da die Sache alle Bürger anginge. Diese Vorladung geschah denn auch wirklich im Oktober und das kaiserliche Schreiben wurde verlesen. Einer der Bürger fragte darauf: „Wer denn das kaiserliche Mandat verlangt habe? Das sei doch klar, daß es von Lübeck aus bestellt sei." Bremble betheuerte zwar, daß, so wahr Gott lebe, er es nicht wisse; aber von allen Seiten riefen nun die Bürger: „Die Brömbsen!" „Der Bürgermeister Bremble!" „Der Doctor Bremble!" Und obgleich nun der Bürgermeister seine und seines Bruders Vertheidigung übernahm, so hörten die Bürger doch nicht darauf, und statt die Lutherischen durch das Mandat einzuschüchtern, verhöhnten diese fast muthwillig jede Mahnung und Drohung des Raths. Ja, als ein Brief von dem Herzog von Braunschweig verlesen wurde, rief man laut dazwischen: „Teufelsdienst! Pfaffentrug!" Der Schreiber mußte mit dem Lesen innehalten und da es zu keinem Beschluß kam, mußten die Verhandlungen am andern Tage wieder aufgenommen werden. Das Resultat war: unverändert auf dem Vergleiche vom 29. und 30. Juni zu beharren. Bremble knirschte wol vor Wuth, er mußte sich aber fügen und seinen Grimm verschlucken.

So waren alle Pläne des Bürgermeisters gescheitert und als die Lutherischen und die Bürgerschaft mit jedem Tage festern Fuß faßten, zwischen Rath und Bürgerschaft eine förmliche Aussöhnung am 14. Februar 1531 durch Handgelöbniß von vier Ausschußbürgern stattgefunden hatte, entschloß er sich, das Aeußerste zu wagen, um seinen so lange genährten Ehrgeiz zu befriedigen.

Am Osterabend des Jahres 1531, kurz vor Sonnenaufgang, ritten zwei vermummte Männergestalten, begleitet von einem Häuflein gewappneter Reiter, durch die abgelegensten Straßen Lübecks dem Burgthor zu und über die Zugbrücke ins Freie. Als die Brücke hinter ihnen wieder knarrend emporschnellte, erhob sich der eine der Vermummten im Sattel, schaute noch einmal rückwärts über die jetzt von dem Morgenroth vergoldeten Thürme und Treppengiebel der Stadt und ritt dann in sich gekehrt neben seinem Gefährten in das Abenddunkel des Lauerholzes.

Es war eine hohe Gestalt dieser eine. Wie ein Fürst saß er stolz und sicher auf seinem schwarzen Rappen und wenn der kühle Morgenwind den schwarzen, faltigen Mantel aufbauschte, ließ sich bald das mächtige Ritterschwert an der Seite, bald das goldene Ehrenkettlein über dem seidenen Wams und die feine, schneeweiße Halskrause blicken; wenn er die hohe breite Krempe

des spanischen Huts zurückschlug, zeigte sich ein ernstes, ehrwürdiges Antlitz, in dem zwei große braune Augen, von langen Wimpern beschattet, unmutig blitzten und dem der wohlgepflegte Zwickelbart ein gar edles Ansehen verlieh. Er hatte sich sinnend über den Knauf seines Sattels gelehnt und überließ sich den Launen seines Pferdes, das langsam, als wolle es die Gedanken seines Herrn nicht stören, die Straße nach Mecklenburg verfolgte.

Sein Begleiter war gleich edel gekleidet und gleich ritterlichen Wesens. Mit Blicken der Teilnahme und des Verständnis schaute er auf den Genossen und unterbrach sich dann wieder mit dem Hauptmann des Fähnleins, der neben ihm ritt. „Wann werden wir Schönberg erreichen?" fragte er. „Kommt's mir doch vor, als habe der Satan, dem sie in Lübeck jetzt Hulden bauen, die ganze Gegend schon mit seinem höllischen Schwefel und Pechgeruch angefüllt, daß ich die mecklenburgische Grenze kaum mehr erwarten kann."

„Wann wir Schönberg erreichen, Herr Bürgermeister", entgegnete der Hauptmann, seinen rothen Mantel zusammenschlagend, „möchte ich allein nur nach dem Lauf unserer Pferde bestimmen lassen. Treiben wir nicht besser als jetzt unsere Pferde an, möcht' es wol Mittag werden."

Unterdessen hatten sie den kleinen Federwald zurückgelegt: eben ging der Sonnenball auf, um die Auferstehung des Herrn zu beleuchten, da erhob der schweigsame Reiter sein Haupt, schlug die breite Krempe des Huts zurück und hielt sein Roß in solcher Stellung an, daß sein Blick über die Stadt schweifen konnte.

„Brömbse, was starrt dein Blick so unverwandt über die ketzerische Stadt?" rief sein Begleiter ihm zu.

Ein wehmütiges, aber zugleich stolzes Lächeln zuckte über die eisigen Züge des Angeredeten und auf der hohen Stirn zogen sich tiefe Falten zusammen. Ja, es war der mächtige Bürgermeister Brömbse, der mit seinem Vertrauten Plönnies heimlich die Stadt verlassen, welche sie so lange geleitet.

„Blick hin, Plönnies!" entgegnete Brömbse, „wie die Thürme der Stadt golden und sonnig glänzen! O meine Vaterstadt! Ich habe dich groß und mächtig geliebt und viele Mühe war mein Ziel! Alle Adern zuckten, wenn ich dich von Königen umbuhlt und gefürchtet sah. Jetzt aber", und er streckte die Hand drohend gen Lübeck aus, „sei verflucht! Verflucht sei du, Rebell, der mein ganzes Leben und Streben gestohlen! Alle meine Hoffnungen liegen in jener Stadt begraben!"

„Entschlage dich des Unmuths, Brömbse!" tröstete Plönnies. „Die Rebellen mit ihrem Anführer, dem Wullenwever, wird der Himmel bald richten! Wir aber ziehen an den Hof des Kaisers und werden bald die Unbill der letzten Tage schnell vergessen."

„Vergessen?" knirschte Brömbse. „Nein, Plönnies, das werde ich nie! Nie vergessen, daß ein gemeiner Haufe mich aus den Hallen der Kirche hinausstieß, mich umbrüllte, mir drohte, mich befahl!"

„Er sprich wenigstens etwas leiser!" mahnte sein Begleiter. „Der Hauptmann und die Soldner horchen auf deine irrigen Reden."

Brömbse schwieg, warf sein Pferd herum und sprengte davon; Plönnies und die Begleitung folgten. Nach einem kurzen Ritt hatten sie die mecklenburgische Grenze erreicht. Brömbse hielt sein dampfendes Pferd an und wandte sich zu dem lübeckischen Hauptmann.

„Von dem Werder", sagte er zu diesem, „hier scheiden sich unsere Wege! Bis hierher habt Ihr uns das Geleite gegeben, weiter bedurften wir Eurer Begleitung nicht. An Eure neuen Herren aber, die in zerlumpten und geflickten Kleidern auf den Wällen umherlaufen, will ich Euch einen Auftrag mitgeben, den mögt Ihr in allen Straßen bei Trommel und Trompetenschall verkünden lassen. Sagt ihnen, der Bürgermeister Brömbse möchte nicht länger ihr gehorsamer Knecht sein und werde nicht eher wieder an ihre Thore kommen, bis er als Herr und Gebieter einziehen und ihnen den verdienten Lohn mit kaiserlicher Münze auszahlen könne!"

Bei diesen Worten drückte der stolze Redner seinem Rappen die Sporen in die Weichen, daß er mit seinem Reiter davonbrauste. Der Hauptmann blickte betroffen dem Bürgermeister nach. Plönnies aber hielt sein ungeduldiges Pferd an und sagte sehr zutraulich: „Herr Hauptmann, Brömbse ist fieberkrank von den letzten Ereignissen und Ihr müßt ihm die Worte, so er eben gesprochen, nicht anrechnen! Der Wind hat sie verweht! Laut sie niemals laut werden, am wenigsten vor der Bürgerschaft in Lübeck, denn dann würde viel unschuldiges Blut fließen. Das mögt Ihr wohl bedenken!" Damit sprengte auch er seinem Gefährten nach.

Die Nachricht von der heimlichen Flucht der beiden Bürgermeister verbreitete sich wie ein fliegendes Feuer durch die Stadt und öffnete der

Demokratie Thür und Thor. Was darauf geſchah, iſt uns aus der erſten Skizze bekannt. Brömbſe und Plönnies aber verweilten bis Ende Mai in Mecklenburg; ſpäter nannten ſie ſich in Münſter. Brömbſe zog weiter nach Brüſſel, zum Kaiſer; Plönnies aber, kein Mann, der geſchickt in die Kabalen des Hoflebens eingreifen konnte, blieb freiwillig in Münſter, ſeiner Vaterſtadt, zurück, wo er zwei Jahre ſpäter ſtarb. Brömbſe dagegen war wohlgelitten bei dem Kaiſer und ſeinem Hofe, denn die Hofluft, die andern den Athem beengt, war für ihn das rechte Lebenselement. Schon im Auguſt erhielt er den Ritterſchlag von des Kaiſers eigener Hand, ſein Adel wurde erneuert mit Lübecks Stadtwappen, der ſchwarze gedoppelte Adler, ihm ins Wappen gegeben. Lübecks Wappen aber gebrauchte ſeinem Brömbſe und ſeinen Rittern zum Schildhalter, ſeinen Schild feſt haltend Recht und Bürgerſinn!

Wie ſich nun die folgenden Jahre in Lübeck geſtalteten, iſt in der erſten Skizze dargethan; wir überſpringen einen Zeitraum von vier Jahren und eilen zum Schluß.

Am 1. Juni 1531 erſchien in Lübeck ein kaiſerliches Gerichtsmandat, das längſt von Brömbſe in Speier betrieben war und dem zufolge alle ſeit 1531 neuerwählten Mitglieder des Raths ihrer Aemter wieder entſetzt wurden. Brömbſe war früh genug von allem unterrichtet, was in Lübeck geſchehen; ſchon im Auguſt kam er in Krummeſſe an und wurde von hier feierlich in die Stadt geholt. Er ſtand wie ein Sieger da in dem langen und ſchweren Kampfe, obwol er nie eine Waffe geführt, nach der ein redlicher Kämpe greift. Aber er ſtand wieder an der Spitze des Raths und war wieder die Seele von allem, was in Lübeck geſchah. Mit ihm hoben ſich auch wieder, die mit ihm verjagen geweſen und verachtet; unter ihnen namentlich der ehemalige Vogt in Mölln, Johann Kreyet, der jetzt Hauptmann in Lübeck wurde. Doch was Brömbſe vor allem gern errungen, den Sieg Roms über die lutheriſche Lehre, den konnte er doch nicht gewinnen! Die Wahrheit hat ihr Palladium, das ſelbſt das heftigſte Gewalt nicht anzutaſten wagt.

Brömbſe ſelbſt aber blieb Katholik und ſtarb am 1. November 1543 in dem Wahn, daß die evangeliſche Lehre doch bald wieder geſtürzt ſein würde, daher er noch in ſeinem Teſtamente Seelenmeſſen für ſich anordnete, ſobald der katholiſche Gottesdienſt in Lübeck wieder eingeführt ſein werde. Heinrich Romus.

Ein Ausflug nach Dublin.

I.

Wir fuhren mit der „Seenymphe“ nach Dublin. Dies Fahrzeug durchkreuzt täglich, Sonntags ausgenommen, die Iriſche See und bringt dem geldreichen England aus dem fruchtbaren Irland Eier, Butter, Fiſche, Vieh, Porter und — Arbeitskraft. Bei unſerer Ueberfahrt hatte die „Seenymphe“ außer den zahlreichen Paſſagieren auf dem Verderdeck zwei Irländer, die nach vierzehntägiger Arbeit in der Ernte mit ihrem Erwerb zu ihren Familien zurückkehrten. Jeder hatte ein kleines Bündelchen und einen Stock, den ſie Shillelah nennen. Sie waren rechte Kinder ihres Landes, ſchlecht gekleidet, ſchlecht genährt, von müdem Ausſehen. Als aber die Nacht anbrach, fingen ſie an zu ſingen, ein Pfeifer tauchte unter ihnen auf und ehe wir es uns verſahen, tanzten ſie auf dem ihnen ſpärlich zugemeſſenen Raum den irländiſchen Nationaltanz, den Jig, mit der ihnen eigenen Leidenſchaft. Wer am längſten aushielt, iſt Sieger. Die Nacht war mild, die See ruhig und um 6 Uhr Morgens liefen wir in die Bucht von Dublin ein, die man oft mit der Bucht von Neapel verglichen hat. Die Stadt liegt, einen Halbkreis bildend, vor dem Ankommenden, dahinter Waldungen und Landſitze und zuletzt, das Bild abſchließend, die Bergketten von Dublin und Wicklow.

Am Landungsplatze hatten wir einige Mühe, alle den gutmüthig lächelnden, aber ſchmutzig ausſehenden Leuten zu entkommen, die uns ihre Dienſte anboten. Wir waren unſerer drei, einer ein Sohn des Landes; wir nahmen ein „Car“. Das iſt ein in Irland und auch in Wales gebräuchlicher offener Wagen, in dem man ſeitwärts mit dem Ellbogen gegen den „Carman“ (Kutſcher) und das Pferd mit ſeinem Reiſegefährten ſitzt. Bei der erſten Fahrt findet man ſich im Car nicht allzu behaglich. Dieſe Seitenfahrt ohne Halt vor ſich, ohne Schutzdecke über ſich hat etwas Nervenaufregendes und man erkennt den Neuling leicht daran, daß er bei jedem Ruck nach des Nachbars Arm greift.

Da wir für kein Hotel eine beſondere Empfehlung hatten, ſo überließen wir uns des Carmans Führung, denn er verſicherte uns, daß er uns nach einem ſehr guten Gaſthof bringen wolle. Von der ſchönen, breiten Sackvilleſtraße rechts abbiegend, hielt er vor einem unanſehnlichen Hauſe.

„Das ſieht nicht einladend aus!“ bemerkte ſeiner

„Ueberſehen Sie gefälligſt das Aeußere“, entgegnete unſer Carman, „inwendig iſt's ſchön!“

Das war es nun freilich nicht; der Mangel an Sauberkeit war unverkennbar und wir beſchloſſen, uns im Laufe des Tags ein beſſeres Hotel aufzuſuchen. Aber wir hatten dafür ein intereſſantes Geſpräch mit der Wirthin.

„Die Herrſchaft kommt wol aus England?“

„Ja!“

„Es ſoll ein ſchönes Land ſein?“

„Ja, und die Leute darin ſind ſehr freundlich.“

„So hab' ich gehört, aber, mit Verlaub, Freundlichkeit koſtet viel Zeit! Und weil die Engländer ſo ſehr freundlich ſind, haben ſie keine Zeit zu Vergnügen. Das würde uns Irländern nicht gefallen.“

Und hierauf pries ſie ihren Königspark und den Jahrmarkt zu Donnybrook, der neun Tage weite und gerade jetzt beginnen würde, und forderte uns auf, doch ja — O'Connell's Grab zu ſehen.

O'Connell! Wie oft hörten wir dieſen Namen während unſers kurzen Aufenthalts in Irland! Er lebt im Herzen ſeines Volks fort, wenn er ſich ſeine auch nach Rom geſchickt hat.

Nach dem Frühſtück ſaßen wir wieder in einem Car und fuhren durch die Hauptſtraßen, die ſehr hübſch und breit ſind, aber uns „Engländern“ dadurch Anſtoß gaben, daß ſie nicht rein gehalten werden und daß ſo viele in Lumpen gehüllte, barfüßige Menſchen auf den Thürſchwellen, Stufen der Monumente müßig umherſaßen — die Lazzaroni in Neapel. Wer aus den beſſerhabenden Theilen Londons kommt, iſt geneigt, zu glauben, daß es keinen Müßiggang und keine Lumpen gibt; denn in der Hauptſtadt iſt das größte Elend in Straßen und Plätze zurückgedrängt, wohin ſo leicht kein Auge dringt. Wie viele von den Millionen, die Englands Hauptſtadt bewohnen, kennen Tyndall's und Charlotte's Buildings oder Portland-Lane, aber haben auch nur den Namen dieſer Pfahlſtätten phyſiſchen und moraliſchen Elends ausſprechen gehört?

Die Augen unſers irländiſchen Reiſegefährten glänzten vor Glück. Er war zehn Jahre lang nicht in der geliebten Heimat geweſen und unſer Kutſcher war die Aufmerkſamkeit ſelbſt und nannte die „Honneurs“ der Stadt. Aber auch Bettler, die an uns vorübergingen, ſchienen Antheil an uns Fremden zu nehmen und lächelten uns zu.

Mr. Roger, der Engländer, kritiſirte und brummte in einem und kein Uebel rief manche treffende Erwiderung bei unſerm Irländer, Mr. Koſter, und beim Carman hervor.

Mr. Koſter: „Bemerken Sie, wie breit die Sackville-Straße iſt? Man kann ſie faſt ein Square nennen. Solch eine Straße findet man in London nicht!“

Mr. Roger: „Breit genug iſt ſie, aber auch ſchmutzig genug.“

Mr. Koſter: „Dies iſt die Nelſonſäule. Nelſon war ein Engländer, aber wir haben ihm trotzdem ein Denkmal geſetzt.“

Mr. Roger: „Wellington war ein Irländer und wir haben ihm in London ein halbes Dutzend Denkmäler geſetzt.“

Mr. Koſter: „Wellington hatte keinen Tropfen irländiſches Blut in ſich, obgleich er auf unſerer Grünen Inſel geboren war. Er liebte auch Irland nicht und diente nur England.“

Mr. Roger: „Als er Napoleon bei Waterloo ſchlug, geſchah damit Irland ebenſowol ein Dienſt als England.“

Der Carman (höflich an ſeinen Hut faſſend): „Mit Verlaub, Sie! Sie ſagen hier, daß der preußiſche General Blücher“ (ſo wird Blücher's Name in Großbritannien und Irland ausgeſprochen) „das beſte Stück Arbeit bei Waterloo gethan hat.“ Dann hielt er plötzlich und ſagte: „Dies iſt Merrion-Square! Hier wohnte O'Connell, der große Liberator.“

Mr. Roger: „Der große Agitator.“

Mr. Koſter: „Carman, fahr' uns nach Nr. 30!“ Das war O'Connell's Haus. Noch ſind vielleicht grünen Veilchen an den Fenſtern, die zu ſeinen Lebzeiten da waren. Von dieſem Balkon ſprach er einmal zu der Volksmenge hier unten und die Menge wuchs ſo an, daß ſie in der Straße nicht mehr Raum hatte und das eiſerne Gitter des Square zerbrach.“

„Ja, Sir, ſo war's!“ Genau ſo!“ fiel der Kutſcher ein. „Und als der Magiſtrat O'Connell den Schaden wollte bezahlen laſſen, weil es ſeine Schuld ſei, daß das ſchöne Gitter zerbrochen, da führte O'Connell den Proceß gegen den Magiſtrat in eigner Perſon; denn er war ein Juriſt, ſo geſchickt, wie es keinen zweiten auf der Welt gibt, und beſchwor!“ (irriſcher Ausdruck, der ſo viel wie „natürlich“, „in der That!“ bedeutet) „er gewann den Proceß und der Magiſtrat mußte das

Gitter und noch obendrein den Preces bezahlen! Es geschah ihm recht!" (Peitschenknall.)

Wir bogen in Merrion Row ein.

Mr. Foster: „Dies ist die Kapelle, zu deren Erbauung er die Ketten zusammenbrachte."

Mr. Reger: „Das ist kein Kunststück! Er brachte sie durch Sammlungen zuwege."

Mr. Foster: „Ich bin ihm oft in der Frühmesse begegnet. Er pflegte in seinen Mantel eingehüllt zu gehen; um seine Mütze trug er eine goldene Tresse. Es ist, als sähe ich ihn noch vor mir!"

Der Carman: „Soll ich nach dem Glasnevin Kirchhof fahren?"

Mr. Foster: „Ja, Carman, fahr hin! Wir wollen sein Grab sehen!"

Wir fuhren nach dem schönen, 26 englische Acker umfassenden Kirchhof. In seiner Mitte steht die O'Connellsäule und überragt alle andern Monumente. Seine Hülle ruht seitwärts in einem Gewölbe. Vom Kirchhofthore an, wo ein Priester Wache hielt, bis hin zur Gruft und überall, wo die Pfade sich kreuzen, Wegweiser aufgestellt mit den Worten: „Dies ist der Weg zu O'Connell's Grab." In unserm Verlangen heute wir, daß das Gewölbe erst in den Nachmittagsstunden geöffnet werde und wir demnach nicht hinein konnten. Ein Mann, der große Blumensträuße zum Ausschmücken der Kirchhofskapelle zusammenband, sagte uns, daß das Gedränge nach O'Connell's Gruft in den Vormittagsstunden, während deren die Begräbnisse stattfinden, immer so groß ist, daß man es nöthig gefunden, die Gruft erst am Nachmittage den Besuchern zu öffnen. Er fügte noch hinzu, daß in kurzer Zeit die Hülle am Fuße der hohen Säule beigesetzt werden würde.

Nach einer kurzen Berathschlagung wurde beschlossen, noch einmal langsam durch die Stadt und dann nach dem Phönixpark zu fahren.

Dublin hat ebenso schöne und viel größere Squares als London, und die Vorübergehenden haben einen vollen Ueberblick auf dieselben, während in London die Eisengitter so dicht mit Gesträuch umzogen sind, daß man ebensowol durch eine Mauer als durch diese grünen Umhüllungen sehen könnte. Die Liffey fließt mitten durch die Stadt und theilt sie in ihrem 1½ englische Meilen langen Laufe in zwei durch schöne Brücken verbundene Hälften.

Daß die Dubliner Häuser nicht alle aschgrau wie die Londoner, sondern rothlich, grünlich, gelblich sind, macht demjenigen, der nicht eben ganz in Nebelgrau aufgegangen ist, einen angenehmen Eindruck.

„Das ist unser Dichter Thomas Moore", sagte der Carman, auf eine Statue von grauem Marmor zeigend, „und der dort" — es war eine Reiterstatue in Bronze — „ist König Wilhelm!" Und Mr. Foster rief aus: „Wilhelm von Oranien! Haben wir ihm nicht eine schöne Stelle angewiesen in einer der besten Straßen Dublins?"

Der Phönixpark wird auch von andern als unsern besten Inländern „der schönste Park der Welt" genannt. Er umfaßt 1700 englische Acker Landes, die mit Ausnahme des kleinen Theils, der zu der Sommerresidenz des Vicekönigs gehört, dem Volke offen stehen. Breite Fahrwege durchkreuzen ihn nach allen Richtungen, es sind keine Gräben und Barrièren wie in den londoner Parks da — der ganze schöne grüne, ländlich grüne Park ist ohne Schranken, voll Hirsche und Rehe.

Der Park war fast menschenleer, nur hier und da sah es einen einsamen Reiter, einen Cadetten aus der Militärschule, welche im Park selbst ist, oder ein Kind, das Pilze suchte. Es war uns schon in den Squares aufgefallen, daß so wenig Spaziergänger in ihnen lustwandelten.

Mr. Reger: „Der Park ist wie ausgestorben."

Der Carman: „Die Quality" (so nennt der Inländer die Honoratioren) „ist nicht in der Stadt und die andern kommen erst abends ins Freie."

Mr. Reger: „Wen zählt Ihr hier zur Quality?"

Der Carman: „Die Kaufleute, Advocaten und Aerzte. Wenn die von ihren Sommerreisen zurückkommen, dann sieht es hier lebhaft genug aus. Reiter und Reiterinnen und Equipagen — Equipagen so schön wie des Vicekönigs seine."

Mr. Reger: „Hm — kann doch nie dem Leben im Hydepark ähnlich sein, denn der reiche Adel hält sich so höchstens einige Tage im Jahre in Dublin auf."

Der Carman: „Darin haben Ihr Herren ganz recht! Unsere großen Herren, denen das Land gehört, haben sich von ihren Agenten das Geld nach London, oder wo sie sonst sein mögen, hinschicken. Wir Armen wünschten wol, sie möchten es hier verzehren." (Seufzend:) „Ja, das wünschen wir von Herzen!"

Mr. Foster: „Unser Irland, das Eden des Westens, muß ihnen nachschicken, was unsere Wälder und Felder, unsere fischreichen Wasser liefern. Der großen Masse daheim lassen sie höchstens die Kartoffel zurück."

Der Carman: „Und wir klagen nicht, ſo lange uns die Kartoffel nur geſund bleibt; aber mißrät die, dann fehlt uns alles!“

Mr Roger (diesmal mit einem Lächeln): „Auch der Whisky, und das iſt doch wol das Schlimmſte?“

Der Carman: „Nein, Sir! Das Schlimmſte iſt die Hungersnoth.“

Mr Roger: „Aber, Carman, geſetzt, ihr hattet Kartoffeln und Whisky ſo viel, als euer Herz begehrt, ich fürchte, ihr Irländer würdet doch niemals in Ruhe und Frieden leben. Ihr ſtreitet beſtändig untereinander und daran hat nicht der Mißwachs der Kartoffeln ſchuld, es iſt, denke ich, ſo eure alte irländiſche Art.“

Der Carman: „Der Herr meint wol damit den Streit der Oranier und der Katholiſchen? Ich weiß, wer den Streit anfacht.“

Mr Roger: „Ich auch! Eure Prieſter.“

Der Carman: „Die Agenten! Es gibt in Irland nicht blos Agenten, welche das Geld von dem armen Pächter für den reichen Grundbeſitzer eintreiben, nein, es gibt noch andere Agenten, die dafür ſorgen, daß wir im Streite bleiben! Sir, ich will lieber bis an mein Ende ein armer Carman bleiben, als nur Einen Tag Agent ſein!“

Unter ſolchen Geſprächen waren wir durch den Park gefahren. Jetzt hielten wir vor einer kleinen Anhöhe und Mr Roger fragte uns, ob wir Luſt hätten, die Erdbeergärten zu ſehen? Zwar war die Zeit der Erdbeeren längſt vorüber, dennoch verfehlte die Frage nicht, uns zum Ausſteigen zu bewegen. Es hat nämlich das jährliche Erdbeerenfeſt, das hier gefeiert wird, ſowie der Jahrmarkt in Donnybrook eine ſolche Berühmtheit unter den irländiſchen Volksfeſten, daß wir uns wenigſtens die Gärten anſehen wollten.

Zur Seite der Landſtraße zieht ſich eine niedrige Hügelkette, etwa zwei engliſche Meilen lang, dicht mit der Erdbeerpflanze überdeckt, hin. Am Fuße des Hügels ſind zahlreiche kleine Wirthshäuſer, in denen zur Erdbeerzeit niemals Pfeifer, Geiger und Harfner fehlen, die den Jig aufſpielen. Die Tänzer und Tänzerinnen ſtrömen in ſolcher Menge herbei, daß noch zwiſchen den Wirthshäuſern vermittelſt einiger Bretter Tanzboden improviſirt werden. Erdbeeren und Ingwerbeer bilden die Erfriſchungen.

An der Landſtraße ſah ein altes Mütterchen; ſie hatte einen Korb mit Zwieback neben ſich ſtehen und nickte uns freundlich zu. Auf unſere Frage, was das Hämmern und Klopfen in dem Wirthshauſe bedeute, vor dem wir uns befanden, antwortete ſie, daß der Tanzboden für morgen, Sonntag, ausgebeſſert werde. Am Sonntag getanzt! Das hei uns, wo wir von England und dem ſtreng preſbyterianiſchen Wales kamen, auf in Wales, ſagt ein irländiſches Sprichwort, bringen ſie die Katze am Montag um, weil ſie am Sonntag Mäuſe gefangen hat.

Aber wir ſollten nicht davonkommen, ohne den Jig zu ſehen; denn noch während wir daſtanden, wurde er aufgeſpielt und getanzt. Wir traten in die offene Thür des Wirthshauſes. Auch die Alte war uns gefolgt, hatte ſich mit ihrem Korbe auf die Schwelle geſetzt und folgte mit leuchtenden Augen den Bewegungen der Tanzenden. Und als ſie gefragt wurde, ob ſie auch noch tanze und wie alt ſie ſei, antwortete ſie: „Herz und Seele tanzt noch immer, aber die Glieder wollen nicht mehr fort; ich bin hoch in den Achtzigen.“

Als wir ihr eine Kleinigkeit gaben, ſagte ſie: „Ich danke Ihnen! Sie bemerken es wol, daß der Zwiebackverkauf nur eine feinere Art des Bettelns iſt.“

So ſind die Irländer. Man erkennt ſie überall an ihren treffenden Antworten, ihren Lumpen und einem gewiſſen Etwas, das gleich einem Sonnenſtrahl aus ihren Augen leuchtet.

A. v. C.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Der Carbonarismus.

Von Dr. B. Hirſchfelder.

II.

Das Zimmer, welches zur Aufnahme des erſten Grades beſtimmt iſt, wo Meiſter und Lehrlinge zuſammentreten, iſt von Balken gebaut, ſein Fußboden mit Ziegelſteinen gepflaſtert. Ringsumher ſtehen Stühle oder Bänke ohne Lehnen; im Hintergrunde für den Großmeiſter und die beiden Beiſtände drei Baumſtumpfe, jeder mit drei Wurzeln oder Füßen. Auf dem Stamme des Großmeiſters erblickt man: 1) Ein linnenes Tuch; 2) Waſſer in einer Schale; 3) Salz; 4) ein Kreuz; 5) Feuer (brennende Kohlen); 6) Erde; 7) einen Kranz von Weißdorn; 8) eine Leiter; 9) Blätter; 10) Holz; 11) ein Knäuel Fäden, und 12) rothes, ſchwarzes und blaues Band. Alle dieſe Symbole vereinigt machen „Das Beil oder den Abriß“ (Trace), Gegenſtand der wichtigſten

Jeffry.

Heißa ein Drache!

Cäsar.

Ein Drache! ein Drache! (springen beide lustig hinaus).

Dritte Scene.

Thompson, Eliza, darauf seine Frau.

Eliza

(steht eine Weile und stürzt sich dann an ihres Vaters Brust).

Mein guter Vater!

Thompson.

Mein gutes Kind. Wüßt' ich nun, wo Harry ist, so wär' ich bei all' der Noth doch ein überglücklicher Mann!

Frau Thompson

(tritt heraus, ihr ganzes Benehmen zeigt einen komisch affektirten Schmerz, sie spielt die Leidende, die Zerstreute, die in ihre neue Lage sich nicht finden kann).

Steigen? Fallen? Wen willst Du steigen lassen, lieber Mann.

Thompson (sie umarmend).

Dich nicht, mein Engel! Hier war von einem Drachen die Rede.

Erklärung, der in der Pendita über dem Großmeister aufgehängt ist. Man sieht diese Symbole in Kupfer und malt sie als Einladung um die Patente der Mitglieder. Transparente Triangel, von hinten beleuchtet, zeigen die Anfangsbuchstaben der heiligen Worte beider Grade und das Sinnbild oder Wappen der Pendita.

Der Großmeister erscheint mit einem Beil in der Hand. Bei den ersten Fragen an den Aufzunehmenden klopft er mit demselben auf den Block, der vor ihm steht. Alle gegenwärtigen Meister sind ebenfalls mit solchen Beilen versehen. Zunächst werden Erkundigungen über die Aufführung des Candidaten eingezogen, ihm selbst aber schriftliche Fragen über seine Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst, gegen das Vaterland und seinen Nächsten zugeschickt. Dann begibt sich der Vorbereiter (il preparatore) in die Kammer des Nachdenkens (la camera della riflessione), wo der Candidat sich befindet. Er kleidet ihn in einen Sack, der seinen Kopf einhüllt, verbindet ihm die Augen und hängt einen Strick an seinen Gürtel.

Hierauf führt er ihn auf Umwegen zur Thür der Pendita. Il copritore della vendita fragt dem zweiten Assistenten: „Guter Vetter, ein Heide klopft an die Thür!" Der zweite Assistent meldet es dem ersten und dieser wieder dem Großmeister. Auf dessen Frage: „Wer ist der Verwegene, der unsere heiligen Arbeiten zu unterbrechen wagt?" antwortet der Vorbereiter: „Ein Mensch, den ich im Walde verirrt gefunden habe."

Großmeister: „Fragt nach seinem Namen, Vaterland, Wohnsitz, nach seinem Beruf und seiner Religion! Was sucht er unter uns?"

Der Ceremonienmeister übersetzt die Antworten des Lehrlings nieder.

Vorbereiter: „Das Licht und Mitglied unserer Gesellschaft zu werden."

Großmeister: „Laßt ihn hereinkommen!"

Der Candidat wird mitten in die Versammlung geführt.

Großmeister: „Sterblicher! Die ersten Eigenschaften, nach denen wir streben, sind Wahrheitsliebe und Verachtung der Gefahren. Fühlst du dich im Stande, sie zu üben?"

Nachdem der Candidat es bejaht, befragt man ihn über die Moral, Wohlthätigkeit und ob er etwas wenige, darüber er verfügen wolle, da er sich in diesem Augenblick in Todesgefahr befinde.

Großmeister: „Wir werden Euch auf schwere Proben stellen! Trinkt zuerst aus der Schale der Vergessenheit! Schwöret auf Eure Ehre und bei diesem geheimnißvollen Wasser, Euch von allen Vorurtheilen und Irrthümern loszusagen, welche die Unwissenheit Euch eingeflößt hat. Fühlt Ihr Euch im Stande, es zu versprechen? Doch heuchelt und verstellt Euch nicht, lieber stoßt diese verhängnißvolle Schale zurück! Fürchtet die schrecklichen Wirkungen, die ihr Inhalt in der Brust des Meineidigen hervorbringen könnte! Ihr beharrt auf Eurem Entschluß? Wohl, so möge die erste Prüfung zur glücklichen Vorbedeutung für die andern werden! Geht, Euch zu reinigen! Guter Vetter — Schrecklicher (buon cugino — terribile), ich gebe ihn Euch zurück!"

Der Candidat wird hierauf durch den Wald geführt. Man läßt ihn das Geräusch des vom Wind bewegten Laubes hören und bringt ihn dann zur Pforte zurück.

Großmeister: „Was habt Ihr auf Eurer ersten Reise erfahren?"

Der Junger erzählt es.

„Diese erste Reise", fährt jener fort, „ist dem menschlichen Leben zu vergleichen. Das Geräusch der Blätter und die Hindernisse, denen Ihr begegnet, sind das Symbol unserer Gebrechlichkeit; in diesem Thal der Thränen können wir nur durch gute Werke und von der Vernunft geleitet zur Tugend gelangen. Laßt ihn die zweite Reise antreten!"

Der Candidat watet durch ein Wasser und bei der Rückkehr sagt man ihm, dies lehre ihn, unser Herz müsse von jedem Laster reingewaschen werden. Dann führt man ihn durchs Feuer — es stellt die Flamme der Liebe dar, die immer in seinem Herzen lodern solle — und zeigt ihm womöglich ein abgeschlagenes Menschenhaupt mit der Bemerkung, daß den Meineidigen der Tod treffe.

Nun erst wird der Candidat zum geheiligten Stamme geleitet und der Großmeister spricht mit erhobener Stimme: „Ihr habt einen unwiderruflichen Eid zu leisten! Er beleidigt weder die Religion, noch den Staat, noch das Völkerrecht; aber bedenkt wohl, daß seine Verletzung mit dem Tode bestraft wird!" Der Ceremonienmeister läßt den Candidaten auf das weiße Linnentuch beim Stamme niederknien und der Großmeister ruft: „In Ordnung!" Alle Anwesenden stehen auf und kreuzen der Reihe nach die Hände, sodaß die Rechte über der Linken liegt.

Der Aufzunehmende schwört: „Ich schwöre und verspreche auf die Generalstatuten des Ordens, auf dieses Kreuz und auf dies den Meineid

rächende Eifen, das Geheimnis der Kohlerei gewissenhaft zu bewahren und darüber weder etwas zu malen, noch in Kupfer zu stechen oder zu schreiben, ohne die schriftliche Erlaubnis dazu erhalten zu haben. Ich schwöre, meinen guten Vettern, im Nothfall und so weit es meine Kräfte erlauben, beizuspringen, sowie auch die Ehre ihrer Familien nicht anzutasten. Ich willige ein und schwöre, dass, falls ich meineidig würde, mein Körper zerstückelt und verbrannt und die Asche in den Wind gestreut werde, damit mein Name bei allen guten Vettern verabscheut bleibe! Und so helfe mir Gott!"

Der Großmeister befiehlt: „Kniet ihn zwischen die Reihen!"

Es geschieht.

Darauf fragt man: „Was begehrt Ihr?"

Der Zeremonienmeister lässt den Kandidaten sagen:

„Das Licht!"

Großmeister: „Es sei Euch auf den Schlag meiner Axt gewährt!"

Er klopft mit der Axt; alle Lehrlinge thun dasselbe.

Jetzt nimmt man dem „Heiden" die Binde von den Augen; die guten Vettern und der Großmeister halten die Aexte in die Höhe und dieser spricht: „Diese Aexte würden Euch tödten, wenn Ihr meineidig werden könntet! Aber sie werden alle zu Eurem Schutze geschwungen, wenn Ihr Euren Eidschwur heilig und treu bleibt!" Er hält mit der linken das Zeichen der Lehrlinge und mit der Rechten das Beil über den Kopf des Jünglings und sagt: „Dem großen und göttlichen Großmeister des Weltalls und St. Theobald, unserem Beschützer! Im Namen und unter den Auspicien der hohen Vendita von Neapel und kraft der Vollmachten, die mir hierzu in dieser ehrbaren Vendita verliehen worden, mache, ernenne und schaffe ich Euch zum Kohlerlehrlinge!" Darauf unterrichtet er ihn in den heiligen Worten und Zeichen.

Das Zeichen, das den Lehrling von dem Meister unterscheidet, besteht in sechs Stufen und, zwei blauen und ebenso viel rothen und schwarzen, an denen ein kleines Holzstück im Gürtel hängt, es ist nach beiden Enden wie der Schnabel einer Flöte zugespitzt und hat in der Mitte drei Einschnitte, die zusammenlaufen.

Der Zeremonienmeister lässt nun den Vorgenommenen von den Lehrlingen anerkennen und der Großmeister erklärt schließlich die Arbeiten für beendet, nachdem er folgende Gesundheit ausgebracht hat: „Unserem göttlichen und menschlichen Großmeister, Jesu Christ, und dem heiligen Theobald, unserem Beschützer, der uns gegen die Blicke der Heiden beigestanden und vertheidigt hat!"

Die Erklärung, die der Großmeister dem Lehrling über die symbolischen Bilder gibt, lautet etwa also:

„Die Natur, als sie den Menschen bildete, wollte ihn frei. Es ist eines jeden Pflicht, sich frei zu erhalten und hierdurch der Verbindlichkeit, welche die Natur uns auferlegt, zu entsprechen. Wir müssen die Arbeit mit unseren Brüdern theilen, unsere Freuden wie unsere Schmerzen und Arbeiten, und uns zum höchsten Grad der Tugend begeistern. Unglücklicherweise wurden solche schöne Hoffnungen oft getäuscht. Man verachtete den Brudernamen und behandelte seinen Nächsten als Feind. Der Stärkere unterdrückte den Schwächeren. Daher ersannen jene unermüdlichen Weisen die geheimen Gesellschaften, die mit der unablässigen Bemühung, den Sterblichen eine bessere Gesinnung zu geben, sie zur Tugend zurückführen wollten. Unter diesen Gesellschaften war die der Kohler eine der ersten.

„Der Baumstumpf bezeichnet die Oberfläche der Erde, auf der die guten Vettern ausgebreitet sind, sowie das Firmament, das über alle gleich ausgespannt ist; denn unsere Bedürfnisse und Interessen sollten dieselben sein. Die Wurzeln des Stammes bezeugen seine Festigkeit; er wird jeder Beschädigung widerstehen. Sein grünes Laub verkündet, dass er nie altert.

„Unsere ersten Aeltern bedeckten nach dem Verlust der Unschuld ihre Nacktheit mit Blättern. So sollen die guten Vettern die Mängel ihres Nächsten und besonders der Mitglieder dieser Gesellschaft verdecken.

„Das weiße Tuch, auf dem Ihr bei Eurer Aufnahme gekniet habt, ist aus einer Pflanze entstanden, durch Bearbeitung und Einweichung. Sie müssen fortgesetzte Anstrengungen uns rein und weiß machen.

„Das Wasser wäscht uns: mögen wir uns ebenso von den Schmutzflecken des Lasters frei machen, um die Süßigkeiten der Tugend zu genießen.

„Das Salz gibt dem Verweslichen Dauer; es erinnere daran, unsere Herzen vor der allgemeinen Verderbtheit zu bewahren.

„Der Kranz von Wintern auf unserem Haupte

gewöhne uns daran, in unseren Bewegungen gemessen zu sein, um die Schmerzen seiner Stiche zu vermeiden.

„Das Kreuz ist das Vorzeichen der Arbeiten, der Verfolgungen und des Todes, welche diejenigen erwarten, die nach Tugend streben. Laßt uns beharrlich sein nach dem Beispiel Jesu Christi, unseres Großmeisters, der den Tod freiwillig erlitten, um uns vom Pfade des Heils nahe zu bringen.

„Die Erde begräbt alle Körper in ewige Vergessenheit; so muß das Geheimniß unseres Ordens im Grunde des Herzens verborgen bleiben. Dies ist das wichtigste Symbol unseres Ordens. Die Weiten legen uns Fallstricke; sie sind verkehrt genug, diese Gesellschaft, das Werkzeug ihrer Erlösung und künftigen Glückseligkeit, zu fürchten. Wenn es ihnen gelänge, unser Geheimniß zu durchdringen, so würden sie uns zu einem ungleichen Kampfe zwingen.

„Die Leiter lagt den guten Vettern, daß man nur einmonate zur Ernte aufstimmen könne.

„Die Holzbunde stellen die wirklich verbundenen Mitglieder unseres ehrwürdigen Ordens dar.

„Die Bänder der Carbonari bezeichnen durch ihre Farben die Cardinaltugenden: das schwarze oder die Kohle — den Glauben; das blaue oder der Rauch unseres Ofens — die Hoffnung, und das rothe oder das Feuer — die Liebe.

„Der Faden dieses Knäuels ist das geheimnißvolle Band, das uns umschlingt, und Axt, Spaten und Hacke sind die Werkzeuge unserer heiligen Beschäftigungen."

Wenn der Lehrling Meister wird, legt der Großmeister ein rothes Gewand an und führt während der ganzen Ceremonie den Namen Pilatus. Der erste Beisitzer heißt Kaiphas, der zweite Herodes. Die anwesenden Meister stellen das Volk vor. Den Aufzunehmenden führt man nach dem „Oelgarten", wo er folgendes Gebet spricht: „Wenn die Leiden, die ich erdulden soll, den Menschen nützlich sind, so begehre ich nicht, davon frei zu sein; dein Wille, o Herr, und nicht der meine geschehe!" Man läßt ihn einen Kelch voll Wermuth leeren und er spielt die Rolle Christi in der Leidensgeschichte weiter, wird aber, auf dem Schädelberge angekommen, begnadigt.

Die Anrede an den neuen Meister und der Eid, den er leisten muß, gehen auf die politischen Pflichten viel specieller ein wie der eines Lehrlings. In der Vendita vom District von Neapel sind die bei dieser Gelegenheit offen ausgesprochenen antimonarchischen Tendenzen auffallend. Man fügte nämlich dem Eide des zweiten Grades die Clausel hinzu: „Ich schwöre allen Tyrannen und ihren Helfershelfern ewigen Haß und will alle Gelegenheiten zu ihrer Vernichtung benutzen. Ich schwöre, keiner andern Gesellschaft angehören zu wollen, welche gegen diese hier feindselig gesinnt ist."

Der Carbonarimeister trägt eine schwarzroth-blaue Schärpe, die von der linken Schulter zur rechten Seite hinabhängt; ein Zeichen in Silber oder weißem Metall ist mit einer schwarzen Schleife am Ende der Schärpe befestigt.

Die symbolischen Gegenstände, die auf dem Stamm der Vendita liegen, sind dieselben wie bei der Aufnahme von Lehrlingen; aber in dem Grade der Meister werden sie anders erklärt. So soll das Kreuz dazu dienen, die Feinde der Carbonari zu kreuzigen, die Dornenkrone soll ihnen das Haupt durchstechen, der Faden in der Strang, sie zum Galgen zu führen.

Man würde genöthigt sein, an der Wahrheit dieser Erklärungen der Symbole zu zweifeln, wenn sie nicht in den Acten einer gerichtlichen Procedur verzeichnet wären.

Im Katechismus der Guelfen, auch einer Carbonarisekte, wird Italien mit dem Namen „Mutter" bezeichnet. Die Sektirer, die sich ihre Kinder nennen, erklären sich verpflichtet und entschlossen, ihr zu helfen. Sie versicherten, der Augenblick ihrer Auferstehung werde kommen, sobald der Hahn kräht, d. h. Frankreich sich erheben werde; sobald die Adler (Oesterreich, Rußland und Preußen) miteinander kämpfen; die Harfe die Delphine reizen (Irland gegen England aufstehen) und der Mond (die Türkei) sich mit Blut bedecken werde.

Diese politischen Träume fordern zu einer interessanten Vergleichung mit den Thatsachen der jüngsten Geschichte auf.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Ein Verschollener.

„Wir sind die Kosmopoliten der europäischen Cultur", behauptete Wilhelm von Schlegel — nicht mit Unrecht. Nur wir Deutsche haben jene Sehnsucht, „der Sonne nachzustreben" und in unermüdlicher Wissens- und Wanderlust alles, selbst das Leben, einzusetzen. Die Naturforschung besonders hat im

er Zeit unter uns Deutschen schmerzliche Opfer
ert — Overweg, Adolf Schlagintweit und ge-
Eduard Vogel, dessen trauriges Schicksal
weilen ganz Deutschland berührt. Mit der Be-
ung und dem Feuer der Jugend tritt der kaum
zwanzigjährige Jüngling seine Entdeckungsreise
Innere Afrikas an; die englische Regierung,
ren Kosten er teilt, rüstet ihn aufs glänzendste
mathig ringt er zwei Jahre lang mit den
Hindernissen, um endlich in jene Länder zu
, die bisher dem wissenschaftlichen Forscher
sen geblieben, alle seine Berichte zeugen von
Umsicht und seinem Ausdauer, die Blicke der
en Europa richten sich voll Teilnahme und
der Bewunderung auf ihn, man erwartet mit
ung eine glückliche Heimkehr und die Resultate
Forschungen; da wird es plötzlich still, keine
schallt mehr herüber aus dem fernen Innern
todt? Wir haben keine sichere Nachricht. Lebt
? Wir wissen es nicht, wir hoffen es kaum,
verschollen, aber nicht vergessen.' Denn zum
mal blieb es in Deutschland nicht bei leeren
Sucht ihn, wir wollen Gewißheit haben"
von allen Seiten, und eine Expedition kam
ade, Eduard Vogel's Spuren zu verfolgen,
wollen hoffen, daß sie nicht resultatlos im
verlauft.

ie Volks. Eduard's Schwester, hat unter
tel „Erinnerungen an einen Ver-
nen" (Leipzig, J. J. Weber, 1861) eine
hie ihres Bruders entworfen, das Bild eines
rrlichen jungen Mannes voll Geist und Herzens
, auf dessen Wissen kein Schulstaub lastet,
dessen Augen Welt und Leben reizt. Eine
begabte Natur, weiß er sich mit vollem Eifer
Feld, das sich seiner Neigung und sein In-
weckt: die Botanik; später fesselt ihn, durch
gung des Magisters Hobitzel, die Astronomie
Bekannt seiner Schwester: „Man wird wirklich
ren Mensch, wenn man sich viel mit den
beschäftigt, und man lernt in ganz anderer
lle Dinge anschauen. Demüthig wird man
nun, aber freilich in einer besonderen Art.
glaube ich, dem lieben Gott ist diese Art
heit auch recht. Meine schönsten Stunden
auf der Sternwarte zugebracht."

Leipzig, seiner Vaterstadt, hatte sich Vogel
Berliner Universität gewandt. Hier erregte
ihn die Aufmerksamkeit der Gelehrten, Encke,
Humboldt schenkten dem jungen Manne das
Interesse. Schon im Jahre 1851 erhielt
nke's warme Empfehlung von dem berühm-
ternentdecker Hind in London die Assistenten-
der Bishop'schen Sternwarte in Regentspark
n Gehalt von sechs Thalern angetragen.
ge dem ehrenden Rufe mit Freuden und
ch auch in England durch sein bescheidenes
wie durch sein bedeutendes Wissen überall
In ihm aber lebte eine unbezwingliche

Wanderlust. „Und das Forwärts-, das immer
weiterkommen- ist ja mein brennender Wunsch nach
dem Wahlspruch der lieben Paris: Leben ist
Streben!-"

„Wenn ich nur auch einmal mit all dem Stre-
ben etwas recht Tüchtiges erreichte!" schreibt er an
seine Mutter; kurze Zeit darauf gewährte ihm schon
ein günstiges Geschick die Erfüllung seiner Wünsche
und er konnte seiner Schwester berichten: „Am
7. Februar 1853 verließ ich England, um im Auf-
trag der englischen Regierung eine große Untersuchungs-
reise in das Innere von Afrika anzutreten, die mich
etwa drei Jahre von Europa fern halten dürfte.
In welcher Aufregung ich bin, läßt sich nicht be-
schreiben. Afrika, dieser wunderbare Erdtheil, hat
für mich eine geheimnißvolle Anziehungskraft wie
reichsten Bilder zu Ende. Ich würde die Hand
nach dem Schlachtfeld ausstrecken, um ihn zu lösen,
auch wenn ich wüßte, daß es mir ergehen sollte wie
meinem unglücklichen Jüngling. Du weißt, ich bin in
meinem Vogelneß der Jugvogel. Wie glücklich wäre
mancher andere Strebsame in dem großen, anregenden
London gewesen — ich war's im Grunde doch nicht!
Es schlug immer etwas wie mit Schwalbenflügeln in
mir — ich wollte fort — wohin, wußte ich nur
noch nicht. Jetzt weiß ich's, wohin es die Schwalbe
zieht. Ich gehe von hier über Paris, Florenz,
Civita Vecchia, Neapel nach Malta, von dort nach
Syrien, von da mit einem Kutter nach Morgut
und von dort mit einer Karavane nach dem Tsa-
dsee, welchen ich mit Barth und Overweg zusam-
mentreffen und mit ihnen gemeinschaftlich weiter zu
reisen hoffe. Sie erwarten mich in der Negerstadt
Kuka. Wir gedenken daraus zusammen die Quellen
des Nil zu erforschen, das Mondgebirge zu besuchen
und endlich, etwa bei Zanzibar oder Mozambique,
nach dem Indischen Ocean durchzudringen. Glückt
alles — und mit dem Muthigen ist es das Glück —
so habe ich die größte Tour gemacht, die je ge-
nommen worden. Ich werde hauptsächlich mich mit
geographischen Ortsbestimmungen, magnetischen Beob-
achtungen und Pflanzensammeln beschäftigen, alles
Dinge, die noch niemand in Afrika gethan."

„Wie oft verführte ich die Lust in mir,
mich einer Norpolexpedition anzuschließen", scherzt
er selbst darüber, „aber ich habe immer gar
zu leicht gefroren und da wäre es doch gar zu
schlimm für mich gewesen, da man dorthin keinen
Ofen mitnehmen kann." An dem glühenden Ufer
Afrika's, da ist mein Plätzchen." Ihr habt mich oft
verspottet, daß ich so viel Hitze vertrug, nun kommt
wird zu Ehren."

Wirklich hatte er sich auch anfangs in Afrika der
besten Gesundheit zu erfreuen und die Hitze (34 Grad
im Schatten) griff ihn keineswegs an, erst an den
Ufern des Tschadsees wurde er vom Gelben Fieber
heimgesucht. Mitten im Sommer machte der junge
Naturforscher seine Reise durch die Wüste und schil-
dert höchst anschaulich seinen Besuch beim Sultan von

Tibbo. „Er lebt in einem kleinen Erdhäuschen mit Palmenzweigen bedeckt und empfing mich in einem Zimmer, das außer ihm und den Vornehmsten seines Volks noch zwei Ziegen und ein Pferd beherbergte. Se. Majestät saß auf einer niedrigen Bank von Rohr, gekleidet in eine blaue Bluse, mit einem unbeschreiblich schmutzigen Turban auf dem Kopf. Ich ging auf ihn zu und gab ihm die Hand, zum Zeichen, daß ich ihn für keine über mir stehende Person halte (zum Erstaunen aller Tibbos), und erkundigte mich nach seinem Befinden. Er frug, wann ich die Königin von England verlassen, und versicherte mich, daß ich ohne alle Bedenken sein Land durchziehen könne, da er alles thun werde, was er könne."

Eduard Vogel fand auch durch sorgfältige Berechnungen, daß die Große Wüste im Centrum von ziemlich gleichförmiger Erhebung (zwischen 1500 und 1200 Fuß), mit einem Randgebirge von 2700 Fuß (bei Sekna, die Schwarzen Berge), und einem andern Kamm zwischen dem 22. Grad nördl. Br., der sich bis zu 2400 Fuß erhebt, von Kalkstein und schwarzgrünlichem Sandstein und daß überall, wo die Reisen fehlten, Salz in Menge vorhanden war.

Jeder weiß, daß die Reise im allgemeinen glücklich verlief und nur für ihn zum traurigsten Ausgang führte. Die Wanderer kamen nach Kuka, an den Tschadsee. Immer erstaunlicher und wunderbarer erschien dem jungen Reisenden Afrika, je weiter er in das Innere des Weltheils vordrang. In seinem letzten Brief an den Vater vom 6. December 1855 schreibt er: „Eine sonderbare Sitte haben alle die südlich von Bautschi wohnenden Stämme, nämlich ihren Todten am siebenten Tage nach ihrem Verscheiden den Kopf abzuschneiden und als Monument auf das Grab, in dem der Körper verscharrt ist, zu setzen, und zwar bei den Männer in Stroh geflochten und bei den Weibern in einem großen Topfe. Bei uns Mennpel des Sultans, der die Minen sämmtlich verschließen hält und nur von Zeit zu Zeit einen kleinen Vorrath herausnehmen läßt, es ist deshalb ziemlich hoch im Preise. Der einzige Gebrauch, den man hierzulande davon macht, ist, es zu pulverisiren und die Augenlider damit zu färben, sehr zur Beförderung der Augenkrankheiten. Sie gebrauchten es auch die Thieren das Pulver nur als Abführmittel — wir Europäer haben erst das traurige Vorrecht, Pulver und Blei dieser feindlichen Lebensaufgabe entziehen zu haben."

Nach den Berichten eines Arabers (Schingetiners) wurde Eduard Vogel in Bergu Waia ermordet. Der Scharfrichter des Sultans Germa soll nach dem Pferde Vogel's lüstern gewesen sein und deshalb seine Einweisung unter dem Vorwand, daß er Zauberei treibe, beschlossen worden sein. „Den fünften oder sechsten Tag nach seiner Ankunft", so hat der Araber dem englischen Consul erzählt, „kam Germa, von Soldaten begleitet, in der Nacht vor seine Hütte. Vogel wurde unter dem Vorwand, der Sultan verlange ihn, herausgerufen und sogleich niedergehauen. Sein Schicksal theilte sein Diener." Der Hofcelig seines Vogel's bemächtigte sich Germa wie auch des Pferdes, das unter Verschlerstatter mit eigenen Augen bei diesem sah. Spätere Berichte lassen jedoch diese Thatsachen zweifelhaft erscheinen — über dem Grabe des unglücklichen jungen Mannes ruht noch ein Schleier, der hoffentlich gelüftet werden wird. Wie er aber auch gerudet, das Wort Faust's paßt auch auf seinen Tod:

O selig der, dem er im Siegesglanz
Die blut'gen Reidern um die Schläfe windet!

Aus Jean Paul's Nachlaß

II

Das Publikum ließ Neuerungen gern und will die Autoren, wie die Engländer die Väter, nicht nur tanzen, sondern auch gehen sehen.

Wir halten in der Liebe den Neid so leicht für Schnee.

Wer will, kann in Einem Jahre zehn Jahre älter werden.

Unten am warmen Berg muß man das Kleid für den kalten Gipfel mitnehmen.

Die Fortuna ist nie so blind, als sie macht.

Bestände das Glück darin, daß man ein Haus in der Stadt hätte und ein niedliches auf dem Lande, ferner ein Reitpferd — müßte man ferner zur höhern Glückseligkeit ein Ordensband oder doch Epauletten auf dem Rock haben, und letztere aus England, — wäre die Glückseligkeit zusammengesetzt aus Austern, indischen Vogelnestern und Weinkellern, und aus fünf Worten, die der König mit ins Ohr zuwirft — sie hole der Teufel den Spaß!

Unser Jahrhundert kränkelt und ruht, nur nackt ist an ihm gesund und in Motion als die Schreibfinger.

Jener Feldherr nahm die Fahne und rief: „Sie fliehen nicht, sie folgen mir nur!" Ist es etwas Geringeres, wenn der Fürst sich entschließt, wenn er Handlungen, die an und für sich seinem Gewissen gar nicht wohlthun, unternimmt, blos um seinen Hof nicht nackt, ohne Entschuldigung zu lassen, und um rufen zu können: „Sie folgen nur mir, sie sündigen nicht!"

Shakspeare hat alle Charaktere gemalt, einen ausgenommen, seinen.

Neiden macht Furien und Herzen hart.

Der Zorn ist der größte Plebejer.

Einmal muß jeder Ehemann in den Topf gucken, um zu wissen, ob er's nachher unterlassen darf.

Sonderbar, daß die Hoheit eines Lebens, in das wir doch gezeugt sind, in dessen Verachtung besteht.

Wie nahe ist der Mensch seinem Himmel und seiner Hölle und kommt nicht hinein!

Ewig ändere sich der Kopf, nie das Herz!

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Deutsche Schauspieler.

Leipzig, Brockhaus

F. K. — Der kranthafte Ehrgeiz, der in den letzten Jahrzehnten den berühmten auf der Künstlerwelt verbreitet hatte, ist unter den Poeten, Schauspielern und Schauspielern allmählich einem ruhigen Trachten nach Gesetz gewichen, das menschlich ehrende verlegt, als es wirklich ästhetische Früchte unmöglich macht. Der Begriff der Kunst ist in einer Weise verdunkelt, daß die wenigen, in denen er lebendig, sie ihn poetisch oder kritisch festhalten, auf ihn hindrängen, sie ihn kämpfen, als unpraktische Leute und Träumer erscheinen. Der dramatische Dichter, welcher hohe, reine Zwecke verfolgt, „wandelt auf bedenklichen Pfaden“ der Schauspieler, der die Poesie des plastischen Bildes verschmäht, ist ein Idealist, und der Liebhaber, der sich nach einer Aristokratie umsieht, um auch sein Vaterland schöngeistiger Barbarei herausgekommen, wird Lessing gescholten. Wer erinnert sich dabei nicht jener Chinesen, welche beim Anblick europäischer Porzellane mit Licht und Schatten fragte, ob die Personen denn wirklich so dicht wären?

Der Schauspieler treibe Poesie wie Lust zu fliegen versuchen. Jeder Dramatiker, der seine allgemein gewordenen industriellen Streben sein und halten kann mit der Kunst, die ob dem Genius studiert und ausgeübt wird, dürfte auch. Aber ein unausgebildeter, nicht selten auch der Zuschauer quälender Drang, mit rasch das Ziel der Vollendung zu erreichen, berücksichtigt zumeilen die Wirkung seiner Leistungen, und sein Bemühen, die ihm gesetzten Schranken zu durchbrechen, verleitet ihn manchmal, Rollen zu spielen, denen er sich theils erst später, theils niemals nähern sollte.

Lemonik's Talent ist ein schiefes, doch kein interessantes, ein solches beruht auf dem wunderbaren Zusammenwirken aller einzelnen Kräfte, und auf der Fülle ihres Gehalts. Lemonik hat Phantasie, aber ihr mangelt der Ueberschuß und sie spielt um die vom Verstand gezogenen Grenzlinien etwa wie Marionetten um einer Kunstvorführung. Er hat warme Empfindung, aber sie kann sich nicht zur überwältigenden Leidenschaft steigern, gerät oft richtig und Einzelnen und das Phantastische oder Verschrobene stellt sich dann dafür als Ersatz ein. Auch gibt es auch in seiner Poesie „etwas zu raffen“, wie wir manchem guten Autor haben, bei dem nichts zwischen den Zeilen zu lesen ist. Als das Vorherrschende seiner Spiele möchte ich das Männlich-Charakteristische bezeichnen, daß nur zum Alltäglichen herabsinkt, wie es sich nie zur Größe erhebt, sogar dort nicht, wo das eine oder das andere von der gefälligen kunstlosen Aufgabe gestattet wird. Am trockenen bewegt sich Lemonik im Gebiet der Prosa, das ist auch seiner Liebhaberei, um nicht zu sagen Virtuosität, mit viel menschlichen Elementen verlegt und verknüpft ist, deren Lösung es gelingt, auf achtungswerthe Beweggründe zurückführt. Das Böse ist bei ihm nur eine Trübung des Guten, nicht seine ausgeprägte Verneinung. Das Aeußere Talente, das aus einer verletzten Sonne hervorleuchtet, verdunkelt es vollends, ebenso geistige Ueberlegenheit und Gutmüthigkeit. Er übertreibt nie, denn er kann alles verantworten, was er vom Böse erzählt, reizt aber auch nie mit sich fort und hält den Zuschauer immer in aufmerksamer Spannung. Die Malerei des Worts, Abstand und Reclamation weiß er nie weniger zu kontrahen.

Seine hervorragendsten Rollen sind Franz Moor und Narcis in Glaviga. Bei der ersteren kommt ihm seine Erscheinungsweise trefflich zu statten. Die abstoßende Häßlichkeit des verbrecherischen Bösewichts, um ihrer selbst willen, ist schauderhafte Poesie des verbrecherischen, aller Poesie weit aus durch Lemonik's Fassung des Menschlichen eher verdunkelt als durch eine Verkörperung principieller Schlechtigkeit. Lemonik legt das Gewicht auf die verschiedene Form Moors, auf dessen Liebhaberei nach Amalia und drückt den Satz, der grundsätzlichen Intriganten zur Seite. Deutlich sieht es solche dann in der mit Shakspearischer Kraft componirten Scene der fünften Akt, wo das in Franz Moor lange verdrängte und gleichsam gefesselte Gewissen erwacht und aufsteht. Der mangelnde dem Künstler die dämonischen Töne, und ein humoristischer Anflug muß uns für den Mangel einer ausdrucksvollen Tragikomik entschädigen.

Von Narcis in Glaviga gibt es keinen trefflicheren, der Lemonik's Spiel zur Gestalt beurtheilt. „Als Weltmann, als älterer Mann von Erfahrung, tritt er allen mit kalter Klugheit, er überredet und beruft nur sich den Verstand, den er so abgeschlossen in sich, so fest in Menschen verachtet, innig liebt. Er geht mit Glaviga ganz richtig zu Werke, er redet ihm endlich sogar seine Ueberzeugung auf und verlangt nur, dieser soll entschieden handeln, er soll wollen, was er eigentlich will.“

In diese beiden Auffassungen, des Franz Moor und des Narcis, hat Lemonik sein Maximum gelegt. Allein der Kammerherr des Prinzen von Gualtalla hat mit ihnen nicht das Mindeste gemein. Narcis ist weichlich, behäbig durch Erfahrung, nicht beschaut und erst gegen einen Schwarm wie Glaviga erhalten hart und naturschreiend. Auch entspringt seine bezirzte Handlungsweise gegen Marie Braumorchard nur aus Theilnahme für den Freund und aus der Ueberzeugung, daß dies Mädchen ihn unglücklich machen müsse. Franz Moor wieder ist ein

Mensch voll wiederer und starker Leidenschaften und daneben ein künstlerisch verzerrtes Individuum. Marinelli jedoch erscheint als ein im Größten wie im Kleinsten gemein berechnender Mensch, der nicht halb so viel Verstand hat wie Carlos, um die Bösen der andern zu benutzen und ihr Gewand mit seiner Diplomatie zu verwirren, dem kein Hass und kein die eigene Schlechtigkeit mit grausiger Lust aufwühlender und verjagender Damon wie Franz Moor zur Seite steht. Marinelli empfindet fortwährend seine persönliche Nichtigkeit und tröstet sich mit der einflussreichen Vertrauensstellung, die ihm zu Theil geworden. Marinelli ist feierlich gegen jede Beleidigung, sticht lächelnd die Lippen vor, wenn sein schwerer Ich ins Gedränge kommt, und weiß klug auf sein verletztes Menschenthum hin, schalt er nicht zu beleidigt braucht, daß der Fürst in ihm einen Missgriff gethan habe. Marinelli ist eine gewöhnliche Natur, die nie zum Ausdruck der Leidenschaft gelangt und im Bewusstsein ihrer Ohnmacht, durch geistige Mittel imponiren zu können, jede Regung und Stimmung der Seele glättet und schleift und eine kalt geschmeidigte Außenseite als die einzige Wehr gegen die Welt herausfehrt. Er wendet, aber schwankt nie, kommt nie als prüne er sich dem Prinzen mit zum Schein unter und kämpft ein wirkliches Ärger in der Brust nieder. Im ersten Act erscheint er als mißmuthiger, die Unterwürfigkeit heuchelnder Höfling, als intriguanter, auftrebender Intrigant in der Scene mit Appiani, gütig und verbindlich in den Gesprächen mit dem Prinzen während des Verlaufs der Handlung und steht vor Claudia und der Gräfin Orsina wie ein armer Sünder, welcher fürchtet, weil er überlistet worden. Marinelli aber, ist es im Grunde gleichgültig, ob die glimmenden Kohlen, die er unter dem Schutz des Gesetzes auf die Dächer zu tragen hat, zur Feuersbrunst des erbauten Prunkpalastes lodern oder nicht, noch gleichgültiger betrachtet er die Menschen, die ihn eines unredlichen Gewerbes eben und heimlich beschuldigen. Daß der leichtsinnige und leichtbeschwingte italienische Prinz keinen solchen Marinelli, wie Lessing ihn gibt, um sich dulden würde, versteht sich von selbst.

Den Secretär Blum in „Kabale und Liebe" spielt Lewinsky zu wenig hofgerecht und leiht ihm zu viel freundlichen Ernst, dem Präsidenten Walter im Verhör mit Luise zu abstoßenden, zu plump und ohne jegliche Ironie. Manchmal verschießt der Künstler ungehörtes der Schärfen und Nichts Lewinsky's wie Gesinnung, als hätte es der Künstler nur seinem „Rollenfach" abgerungen.

Max Stahr ist Lewinsky klein, mager, aber in seinen Bewegungen geschmeidig. Die Linien des Gesichts sind lang und beschnitten, und die gut sitzende Miene, die er gleichsam versteift angenommen, paart sich seltsam mit dem jugendlichen Feuer, das kalt und berechnend die Furchtbarkeit

Wenn Lewinsky, der erst einige zwanzig Jahre [illegible] Concentrationsfähigkeit aufbringt, auf Rollen wie Richard III. und Philipp II. ferner zu verzichten, die er theils unzulänglich, theils dilettantenhaft darstellt, so wird er sich selber den ersprießlichsten Dienst leisten.

„Blaustrumpf".

Dieser Spottname für die schriftstellernde Frau, den man als blue-stocking- und bas-bleu in das Englische und Französische übertragen oder umgekehrt aus diesen Sprachen ins Deutsche übersetzt, hat schon zu vielen Forschungen Veranlassung gegeben. Freilich protestiren die Französinnen, daß dieser Ausdruck einer bei ihnen heimischen Sitte entlehnt wäre, da allein der Gedanke an „blaue Strumpfe" ihren Sinn für die „chaussure" und ihren Geschmack für die „toilette" beleidigen würde. Man sagt vielleicht auch nicht mit Unrecht, daß der kleine, goldglänzende Cothurnstiefel und der feine weiße Strumpf die mächtigsten Verbündeten der französischen Koketterie sind. Die Blaustrümpfe sind entschieden englischer Abkunft und die bas-bleu entstanden so gut wie „der Blaustrumpf" aus den blue-stockings. Lady Montague, diese liebenswürdige und geistreiche Dame, hielt im Jahre 1781 einen der glänzendsten literarischen Salons in London, welchen die einheimischen wie die fremden Berühmtheiten der Wissenschaften und Künste eifrig besuchten. Ein berühmter Reisender weigerte sich indessen, bei seiner nur flüchtigen Durchreise in diesen Kreis einzutreten, sich damit entschuldigend, daß er noch im Reisecostüm sei. Bei dieser Gelegenheit nun soll Lady Montague gesagt haben: „Ceremonien der Art seien bei ihr nicht nöthig. Man könne sogar in blauen Strümpfen bei ihr erscheinen, wenn man nur hellen Geistes sei." Philarete Chasles, der Sprachforscher und Sprachphilosoph am Collège de France in Paris, ändert diese Lesart und erzählt von einem Gespräch, das er bei seinem Aufenthalt in Berlin mit einem vornehmen und geistig hochstehenden Mann über die deutschen Frauen geführt haben will.

Philarete Chasles: „Sie haben also keine Schriftstellerinnen unter den Frauen?"

Der Deutsche: „O ja! Die weibliche Erziehung ist vortrefflich bei uns, wenngleich ein wenig künstlich. Man gestattet den Frauen, zu schreiben, und wenn sie wirklich Talent haben, wirft ihnen kein Mensch dieses dumme Wort „Blaustrumpf" ins Gesicht, das ich weiß nicht woher stammt und mit dem Sie so freigebig sind. Woher stammt wol dieses Schmähwort?"

Philarete Chasles: „Aus der schlechten Laune Alexander Pope's gegen Lady Montague. Die Dame wies nämlich die Huldigungen des Poeten, der häßlich, aber geistreich und verliebt war, zurück. Nach seiner Verabschiedung bemerkte er zwei Dinge an seiner Göttin, die vordem nie sein Auge beleidigt hatten: daß die Hände der Lady der Seife und dem Wasser abhold waren und daß sie häufig in blauen

Strümpfen erschien. Um sich zu rächen, schrieb er die Verse

Mon chevet a l'art de charmer les humains,
Elle a pas celui de se faire les mains

„Wie jeder boshafte Witz, rann auch dieser ins Publikum und seine Bewunderer. Lady Montague wurde, weil die blauen Strümpfe noch lächerlicher als die ungewaschenen Hände erschienen, sehr bald „Die Lady mit blauen Strümpfen" genannt, von ihr wurde der Name „Blaustrumpf" auf alle schriftstellernden Frauen übertragen.

In Venedig bestand im 18. Jahrhundert eine gelehrte Gesellschaft, welche sich die „Società delle calze" (die Gesellschaft vom Strumpf) nannte und in der es Sitte war, an gewissen Tagen in blauen Strümpfen zu erscheinen. Auch von ihr hat man den Ausdruck herleiten und den „Blaustrumpf" so mit der Literatur in die engste Verbindung bringen wollen. Wahrscheinlich hat Lady Montague, die lange Zeit in Venedig lebte, die Gewohnheit, entweder selbst blaue Strümpfe zu tragen oder doch von ihnen in Bezug auf literarische Dinge zu sprechen, von dieser gelehrten Gesellschaft mit in ihr Vaterland hinübergenommen. Da mag sich das Wort leicht als Bezeichnung für schriftstellernde Frauen, verächtlich und spöttisch zugleich, eingebürgert haben.

Eine Blinde und eine Taubblinde.

II

10 — Laura Bridgman, die Tochter ehrbarer und gebildeter Leute, war bis zu dem neunzehnten Monate ihres Lebens in einem Zustande vollkommenen Wohlbefindens, denn sie litt niemals mit ihren Gefährten an Schmerzhaften Krämpfen. Erst gegen das Ende des zweiten Lebensjahres hatte sie sich schon nur einige Worte sprechen gelernt, aber die Krankheit, die früher das Gehirn ergriffen hatte, trat nun die Organe des Gesichts und des Gehörs und zerstörte sie, das Kind wurde blind und taub. Auch in übrigen ging ihre Genesung langsam von statten und erst am Anfang des fünften Jahres war sie abgesehen vom Verlust der ersteren Sinne, gesund zu nennen. Da aber erwachte auch zugleich der Trieb zum Gebrauch und Wissen mächtig in ihr. Mit den Händen dem Thun der Mutter folgend und nachahmend, gelangte sie durch Nachahmung zur Übung mancherlei weiblicher Arbeiten und hatte die größte Strafe, wenn sie etwas Neues aufgetrennt, den Nutzen und Zweck einer Arbeit erkannt hatte.

Im angehenden neunten Lebensjahre kam Laura (1837) in das Blindeninstitut zu Boston unter die Leitung des Vorstandes Dr. Howe. Eine Zeit lang scheu und verlegen, fühlte sie sich später in diesem Kreis, wo denn sich leicht anschmiegenden Kinde bald alle Mitglieder der Anstalt voll Liebe entgegenkamen, noch glücklicher als daheim, und als einst Laura die Hände ihrer Puppe, mit der sie die Welt einer Krankenwärterin spielte, den Kopf schlug und ihr ein Pflaster auf den blutenden Kopf legte, da lachte sie laut auf. Bald war sie im Hause so vertraut, daß sie die Treppen wie ein sehendes Kind auf und abtrat, bald kannte sie alle innere Verhältnisse durch Betastung.

Sie klebte sich eine bemalte Pappe auf und verlief sich beim Kirchgehen des Hauses ein Stockwerk nach Nichtachtung der Gebote. Sehr gut hörte mit Eifer und Geschick. Als ihre Mutter nach einem halben Jahre sie zu besuchen kam, erkannte Laura sie bei der Betastung der ihr bekannten Kleidungsstücke sogleich, wandte sich ab und mit ihren Liebkosungen und dann aber, als sie eine Perlenschnur und ein anderes Geschenk aus der Heimat, die sie kannte, in die Hand gegeben worden waren, erwachte plötzlich die kindliche Liebe mit allen Gefühlen in ihr, sie wurde bald blind, bald rot und sank innig mit dem Ausdruck des höchsten Glückes in die Arme der Mutter.

Das Vermögen der Erinnerung an die Personen und Gegenstände der Umgebung aber wurde immer stärker in ihr, je mehr sie sich in einer Gedankensprache auszudrücken gelernt hatte, die allerdings nur in einer fühlbaren aber in hochstabenschrift sichtbaren Form zur Erscheinung kam. Dann wurde auch die Mutter und das Verlangen nach ihr ein öfterer Gegenstand ihres Gespräches und ihr erster Brief war an sie gerichtet. Mit Personen welche der Zeichen des Fingeralphabets unkundig waren, unterhielt sie sich über gelesung in der Sprache der Gehörten und wenn man ihr Aermste erzählte, war gewöhnlich ihre erste Frage, ob sie schon über hinaus [illegible] Meere bei Mutterland zurückkehren [illegible].

Wie [illegible] in einem Taubblinden haben [illegible] bringen, daß er zu geistiger Beziehung durch Zeichen gelangte, so war es mit dem besonderen Gegenstande erstaunlich, wie Laura seiner Mahnung. Als sie einmal hochbegabte Knabe war, dem Schönheiten nicht entgingen. Als er zum ersten mal das für ihn Klingen fühlbare Wort der Schönheit nicht an seinen Schönheit sagte, der bei den bisherigen Unterrichtsversuchen gebraucht worden war, sondern an die Form, noch nicht bemerkten Übereinstimmung, da war sie [illegible] ergriffen Mienen prüfend zu erkennen, daß sie die Bedeutung der Schriftzeichen auf einen Moment zu vergessen schien, [illegible] gewesen war.

Wie mit der Wortsprache der Mensch auch von Stufe zu Stufe [illegible] einen [illegible] Begriff. Als einmal [illegible] sagte sie zu ihrer Lehrerin: „Der Doktor sagte in manchen Fällen kommen mehr als in meinem Kopf." Lange sagte sie oft in einem traurig war: „Mein Herz will mich, Mein [illegible] Herz macht [illegible] kann Mir." Ein anderesmal machte sie die [illegible] Anwendung. „Warum kann ich nicht aufhören zu denken." „Hören Sie auf zu denken" [illegible] Hellen [illegible] Laura [illegible] in der

Endzweck gerichtet wurden, auf zu denken, so er sich [illegible]

Das innere Denken [illegible] war von einem steten Bewegen der Finger begleitet, was man bei Beobachtung ihrer Selbstgespräche auf Schritt und Tritt lebhaften Leidens wahrnehmen konnte.

Ihr Mienenspiel war überaus lebhaft, und wenn eine Lebensart sie bei den Verbindungen ein Mittel, das sie nicht verstand, nicht schnell begreiflich zu machen wußte, rief sie oft unwillig aus: „Ich will den Doctor fragen, denn ich muß es wissen.“ Ihre Herzensgüte, ihre jungfräuliche Verschämtheit, ihre Mäßigung bei Tische, ihre Achtung vor dem Eigenthum, ihr Streben nach Reinlichkeit und Ordentlichkeit gaben sich durch mancherlei kleine und zuweilen lästige Züge kund und vollendeten das erhebende Bild einer der zwei reellen Söhne der Eintracht hienieden und doch gewiß schönerwachsen östlich seinen Ufern.

Aus der Welt der Industrie.

II.

[illegible]

Der Telegraph steht nicht mehr auf, man will in gleicher Schnelligkeit Briefe und kleine Packete befördern können. Solche Verlangen kommen ein italienischer Physiker, Abbé Bonelli, entgegen. Wenn man eine Spirale von mehreren geschlossenen Lagen übereinander mit Kupferdraht nimmt und einen galvanischen Strom hindurchleitet, so wird eine Eisenstange, wenn man sie in die Spirale einführt, mit großer Kraft hineingezogen und bleibt im Mittelpunkt der Spirale schweben. Auf diese bei physikalischen Experimenten vorkommende Erscheinung gründet Herr Bonelli seine Erfindung. Er nahm drei Spiralen von viereckigem Querschnitt und stellte sie in gerader Richtung hintereinander. 2 Fuß voneinander entfernt auf. Auf der unteren, innern Fläche dieser Spiralen laufen zwei kleine Schienen, auf denen ein kleiner vierrädriger Wagen läuft, welcher mit einer Hülse von Eisenblech bekleidet ist, die leicht durch die viereckige Höhle durchgeschoben kann. Dieser Wagen trägt eine Bunsen'sche Batterie von 8 Zellen. Schaltet man nun den Wagen auf die Schienen ein, leitet die Enden der Kupferdrahtspiralen mit den Polen der Batterie in Verbindung, beim Anfangen des Wagens gibt man der Strom vom Zinkpol der Batterie in das eine Ende, in die eine Schiene und von dort in das eine Ende der Spirale, um durch diese nach der andern Schiene, dem andern Ende und dem Kupferpol zurückzukehren. Sowie nun der Strom circulirt, wird der kleine Wagen mit großer Schnelligkeit in das Innere der Spirale hineingezogen. Obwol man Unterbrechungen von 2 Fuß innerhalb der Ausdehnung der Spiralen darfanden, hat der Wagen doch eine so gewaltsam fortreibende Kraft gewonnen, daß er sofort zur Montirung der zweiten Spirale geeignet war, wo sich der rasche Durchgang wiederholt und er wieder die nicht mit Eisen belegte Entfernung bis zur dritten Spirale in gleicher Schnelligkeit zurücklegt. Sowie der Strom in der dritten Spirale erlischt, fängt er in der zweiten an zu circuliren.

In Manchester hat man das Experiment in größerem Maßstabe versucht und es ist gelungen, auf beliebige Längen die Actionbewegung des Wagens zu bewirken. Am hintern Theil des Wagens ist das Behältniß für Briefe und kleine Packete angebracht. Die Geschwindigkeit der Beförderung wetteifert mit dem Telegraphen, man behauptet daher, daß in Beziehung der Tüchtigkeit des Zwecks die Kosten des Anlagekapitals schon darangewagt werden können; natürlich wird in diesem Fall auch England zunächst ein solches Kapital zusammenbringen, um es für die Praxis auszubeuten.

Romane und Novellen.

Aus einer Fülle uns vorliegender Belletristik heben wir einige hervor, die sich nach unserer Meinung noch am ehesten zu genußreicher Lectüre empfiehlt. Ein bedeutsames Werk auf dem Gebiet der Erzählung ist seit längerer Zeit nicht erschienen, überall tritt uns eine „anständige“ Mittelmäßigkeit entgegen. Levin Schücking's Erzählung „Eine Reihe Gesellschaft“ (drei Bände, Hannover, Rümpler, 1861), wußte durch ein Übergroß Zusammenhäufung von Begebenheiten das Stoff gewonnen haben, weiter Handlung noch Personen erscheinen interessant genug, um eine so breite Handlung zu erlauben. Wer sich aber einmal an Schücking's behagliche und liebenswürdige Darstellung gewöhnt hat, wird auch dies Buch nicht ganz ohne Befriedigung aus der Hand legen. Anziehender erscheint uns eine Novelle Gelo Raimund's: „Durch zwei Menschenalter“ (drei Bände, Hannover, Rümpler, 1861). Die Erfindung scheint keinen Anspruch auf Originalität, aber die Gestalten haben etwas ungewöhnlich Gediegenes und Anziehendes. Frauen zumeist werden sich von ihnen wohlthuend berührt finden und einen Hauch ihrer eigenen Empfindungen in dem Buche spüren. Gelo Raimund weiß dem Alltäglichen eine poetische Verklärung zu geben, daß es sich anschaut wie ein von Blumen umrankter Felsen. In vielfache Reihe stellt sich eine neue Erzählung von Marie Sophie Schwartz „Blätter aus dem Frauenleben“ (drei Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861), aus gezeichnet durch die reiche Lebenserfahrung der Verfasserin und den Einblick in das Frauengemüth. Sehr glücklich in der Darstellung des ravenschaftlichen Verhältnisses und seiner Umgebung ist Julius Grosse in „Am Golf von Neapel“ (Novellen, zweiter Band, München, Fleischmann, 1861); die Handlung leidet an zu stark aufgetragenen Effecten, aber überall ist die Darstellung anmuthig, schwungvoll, von dem Hauch einer poetischen Gestalt belebt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 22. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Aus den Papieren des Pfarrers von Doppelthal. Herausgegeben von O. Höcker. I. Meine Heimat. II. Meine Eltern. — Ein Ausflug nach Tarsus. Von A. v. C. II. — Parlaments- und Salonsprache. Von F. Bodenstedt. — Die Fabrikation der Zündhölzchen. Von Ludwig Hahnke. — Novellistik. Karl Gutzkow. — Auf grünen Zweigen. Novelle. VII.

Aus den Papieren des Pfarrers von Doppelthal.

Herausgegeben von O. Höcker.

I. Meine Heimat.

Mit dem Namen „Meine Heimat" bezeichne ich zwei benachbarte Thäler, die an eine große Hochebene Mitteldeutschlands sich anlehnen. In dem ersten bin ich geboren, in dem andern wirke ich jetzt. Das erste hat den Namen Kleebergrund, der zugleich der Name des darin liegenden Dorfchens ist, sein kleiner Bach heißt Klosterwasser.

Die Ausmündung dieses Thals ins offene Land ist lang und eng und der Hinausschreitende hat zur Rechten die eine Seite eines Bergs, der wegen seines langen Rückens der Gratberg heißt. Gegen das Thal bildet er meist eine steile Wand, und der nur im Hintergrunde ein bewaldetes Vorberg sanftlich herausstreckt; gegen das offene Land springen an vier oder fünf Stellen gewaltige Ecken aus der Hauptmasse hervor, Amphitheater bildend, auf welchen man gegenüber eine lachende Landschaft, zur Seite die Nachbarecken und unter sich schwindelnde Tiefen erblickt, aus denen aber Buchengrün oder Fichtenwipfel wie beschwichtigend emporblicken. Dem Gratberg gegenüber, am Ausgange des Thals, steht ein Berg, der auf der Thalseite und vom offenen Lande her nur gemessen, auf der Rückseite von geringerer Höhe und zu einem ziemlich schmalen, krummen Gipfel sich erhebt und von den Kornfeldern, die beinahe eppig an seinen Abhängen wachsen, der Kornberg heißt.

Die Thalwand vom Kornberg nach der Mündung hin bildet den Rand eines kleinen Hochthals, auf der einige namenlose waldige Gipfel sich erheben. Weit im Hintergrunde, soweit man bis zur Mitte des Thals dringen kann, ohne ihr Vorhandensein zu ahnen, zieht sich in tiefen Berg- und Hügeln ein Bett von Bäumen, deren Stämme unten frei sind, während auf der Höhe Waldung den Uebergang zu den Feldern der Hochebene bildet. Dieser Thalbucht gegenüber, eben halb in den Gebüschen am Ende der Waldhöhe, lag das kleine Haus meiner Aeltern, und auf der Bank vor der Thür desselben mit meiner Mutter sitzend, in Erwartung des Vaters, der gegen das Ende des Tags von der Arbeit zu kommen pflegte, habe ich Gott weiß wie oft durch die Baumgipfel jenes Hochrandes das Abendroth glühen sehen, während die Aehren am Rain schon in reifem Schimmer lagen.

Ungefähr in der Mitte des Thals aber tritt aus derselben Bergwand, mit ihr in halber Höhe

Frau Thompſon.

Ihr lacht den ganzen Tag, Sir Walter! Ich kann mich in das Elend nicht finden.

Thompſon.

Elend? Wir ſind einfache Bürgersleute, aber keine Bettler geworden.

Frau Thompſon (ſetzt ſich).

— — — (zu Eliza) Kind, bring' mir ein Glas Waſſer.

Eliza (geht hinaus).

Thompſon

(ſetzt ſich an den Tiſch, um in Rechnungsbüchern zu notiren).

Mach' mir keine Vorwürfe! Wind und Wetter laſſen ſich nicht gebieten, ich hab' um Euretwillen viel gewagt, um Euretwillen mußt' ich viel verlieren.

Frau Thompſon.

Ich will nicht mehr vom Herzog von Devonſhire ſprechen; aber daß wir die Verbindung mit den Marwells aufgeben mußten —

Thompſon.

Vergiß doch Deine eigne Würde nicht! Dieſe Marwells ſind an Allem ſchuld. Sie vermochten Dich, Deine Mittel zu überbieten, und wie ſchamlos, vom Traualtar wegzutreten, jetzt, wo ihnen das Jawort der Liebe nicht mit Wechſeln verbrieft wird!

zusammenhängend und vom Herrnberge nur durch einen schmalen Grund getrennt, ein Felsenkegel hervor. Er hat fast die Gestalt eines Bienenkorbs, führt den Namen „Klosterberg" von einem Kloster, dessen Ruinen noch jetzt ihn schmücken, demselben, welches dem Thale den Namen gegeben hat, und trägt außer jenen Ruinen auch noch spärlichere Trümmer einer Ritterburg. Aber auch für die Gegenwart hat er den Werth nicht verloren, den er für die Vergangenheit hatte. Auf ihm liegt, hoch genug, um selbst mit ihrer Schwelle über den Dächern der Thalbewohner zu stehen, die kleine Kirche von Klostergrund, deren Thurmspitze etwa zur halben Höhe des Bergs sich erhebt; und höher, auf einer Fläche, aus der nur noch einige Felsen zu schmalen letzten Gipfeln aufsteigen, ist der Kirchhof des Dorfs, zu dem man durch den Kreuzgang der Klosterruinen gelangt, neben welchen er wunderbar harmonisch mit seinen bescheidenen Gräbern liegt. Es scheint jetzt seltsam, daß man tief aus dem Thal die traurige Bürde der Verschiedenen zu solcher Höhe trägt. Aber es mögen einst nur wenige Ackerbauer des Klosters am Fuße des Bergs gewohnt haben. Daß diese den langen Schlaf am sanftesten in dem Schatten der Klostermauern zu schlummern meinten, in welchen ihre milden Gebieter wohnten, in deren Pflege vielleicht manche von ihnen den letzten Athem verhauchten, das kann man wol verstehen. Und daß man, wenn einmal so schöne Stelle zum Ruheplatz der Todten bestimmt war, trotz einiger Mühsal zu anderer Wahl sich nicht entschließen mochte, das begreift sich noch leichter. Auf diesem Kirchhofe liegen, nahe am Rande des Bergs, nebeneinander meine Aeltern bestattet und als Knabe bin ich an der Hand der Mutter durch jenen Kreuzgang dem Sarge des Vaters, als Jüngling mit geringem Geleite dem der Mutter gefolgt.

Mein zweites Heimatsthal liegt ein wenig westlich von dem eben beschriebenen. Es zweigt sich in zwei Vertiefungen von der Hochebne ab, wie es denn auch den Namen „Doppelthal" trägt. Das östlichere der beiden Thäler, die, wie auch Klostergrund, ungefähr von Süden nach Norden ziehen, sinkt im ganzen sanft und ziemlich breit von der Hochebene ab. Die Waldhöhe ist auch von diesem Thale aus sichtbar, aber sie steht da niedriger aus, weil sie nur von der Hochebene in einiger Ferne sich erhebt, und sie erscheint auch etwas breiter, was ebenfalls die Stattlichkeit ihres Anblicks mehr vermindert als vermehrt. Dem Hinaufwandernden rechts liegt ein Berg, der Waldhöhe ähnlich an Gestalt, aber nicht gleich an Höhe, welcher von einem Buchenwalde, der auf seinem Gipfel steht, der „Buchenberg" heißt; unterhalb dieser Buchen ist Nadelholzwaldung; fast die Hälfte des Bergs auf der Thalseite ist für den Ackerbau gewonnen. An seinem Abhange liegt die Kirche, in der ich predige, und tiefer, derselben gegenüber, das Haus, in dem ich mit meiner Gattin und meinen Kindern wohne. Meine Studirstube, ein Schlafzimmer, sieht mit den Fenstern der einen Seite nach der Kirche und dem Berge, mit denen der andern das Thal hinab nach dem offenen Lande. An der Südseite des Hauses ist ein Blumengärtchen mit einer Laube, in der wir nicht selten unsere Mahlzeiten einnehmen; hinter dem Hause senkt sich eine Wiese zu einem schmalen Bache, auf welchem die papierenen oder hölzernen Fahrzeuge meiner Kinder zu schwimmen und in dessen Katarakten sie zu scheitern pflegen. Mein ältestes Töchterchen beweinte dieses sich sehr oft wiederholende Unglück bis in ihr viertes Jahr; mein kleiner Knabe und meine Jüngste haben, bereichert durch die Erfahrungen und Schwerzen ihrer Schwester, sich früher darüber fassen gelernt, indem sie das gerettete Schiff an einem Fädchen in das Gras des Ufers herausziehen und die Ladung leicht aus den Tiefen dieses Stroms wieder heraufholen, wenn sie schwer genug ist, zu versinken, oder mit dem glücklichen Leichtsinn der Jugend sie preisgeben, wenn das muntere Gewässer sie von dannen trägt.

An der andern Seite dieses Bächleins erhebt sich, dem Buchenberge gegenüber, aber viel niedriger als er, eine namenlose kleine Höhe, welche, nach Süden ziehend, den andern Thalrand bildet. Eine kleine Strecke oberhalb meiner Wohnung senkt sie sich und man hat über diese Senkung eine Straße gelegt. Trotz dieser Vertiefung aber ist der Zusammenhang dieser Höhe mit einer stattlichen Felsenreihe noch deutlich erkennbar, welche jenseit der Straße die Linie derselben fortsetzt. Diese Felsen heißen im Thale nur die „Brüche", weil man aus denselben treffliche Mühlsteine bricht. Sie bilden die Wand, die das östliche, das „Lange" Thal von dem westlichen, dem „Runden", scheidet.

Im Hintergrunde des Runden Thals erhebt sich, nach allen Seiten hin von den Nachbarhöhen durch kleinere Thäler getrennt, eine vielfach gegliederte Felsenmasse, welche „Die Burg" heißt. Sie ist eigentlich ein Bergrücken von einiger Länge

ich ungleicher Höhe; wenn man sie aber
Tiefe aus sieht, bilden sie nur das
e gedrängtere Masse. Hinter der linken
us der Waldung zwei einzelne Felsen
man, ich weiß nicht warum, „Die
n" nennt. Jenseit derselben zeigt sich,
wenn man auf einem der liegenden
fel steht, ein Theil der Hochebene mit
reichen, das „Waldbleche" heißt, und
selben erblickt man Höhen, von denen
chste fast die Form eines Vulkans hat,
r Spitze der umliegenden Landschaft so
Hochwacht" heißt. Rechts und links
Burg führen Waldpfade nach der Hoch-
dem Wege rechts, der Burg gegenüber,
unter einer Felswand mitten in der
Ueberreste von Mauern sehen, auf wel-
r ein Haus stand, von dessen Erbauung
rung ich erzählen werde, weil es für
meines Vorgängers im Amte, der mir
n väterlicher Freund war, eine wich-
Bedeutung gehabt hat. Auch aus dem
hale fließt ein Bächlein und daran liegt
s nach dem offenen Lande hinausführt,
le. „Die Waldmühle" genannt.

en dem Aarenberge und dem Buchen-
t sich eine waldige Senkung hin, und
n am Abhange des letztern, von denen
Beschauer ein liebliches Bild zeigt, wäh-
Aarenberge und der Waldhöhe eingelehnt
jener Senkung und dem Gipfel des
ge, der eben noch aus dem Thale her-
m Vordergrunde, viele von den Felsen-
es Straßberges, der Thurm und über
r von Baumgipfeln und Waldung in
e derselbe blaue Gipfel, der von dem
nde des Straßberges aus als letzter Ruhe-
dem Auge bietet: unter den Felsen,
s Bild bieten, lag sonst ein Holzhaus,
idem abgebrochen worden ist, und nicht
ist eine sandige Stelle im Walde, an
ne Erhebung gewahrt, welche einigen
em Grabhügel gleicht. Der Mann,
dem verschwundenen Hause wohnte
nun jene sandige Stelle in der That
t dient, hat auf das Schicksal meiner
dadurch auf mein eigenes einen ent-
Einfluß geübt und wir besuchen
seinem Todestage die Stelle, wo er
n wir seines trüben Lebens gedenken
Seele der Gnade Gottes empfehlen.

II. Meine Aeltern.

Wenn die Aeltern eines Kindes so gute Menschen sind, wie die meinigen waren, so wird das Kind im gewöhnlichen Laufe der Dinge von ihren Personen nur einen sehr allgemeinen Eindruck und von seinem Verhältniß zu ihnen nur ein gewisses dunkles Gefühl haben. Was für Lasten des Lebens sie tragen, wie sie sich mühen an der Lösung der Aufgaben und Räthsel des Daseins, davon werden wenige Ahnungen in die sorglose Heiterkeit seiner Tage dringen. Bis zu meinem zweiten Jahre war es mir ergangen, so mit meinen Aeltern dahinleben in dem kleinen Häuschen am Fuße der Waldhöhe. Leben wurd ich mir bewußt, daß der Vater etwas rauher und stiller sei als die Mutter, vielleicht auch dessen, daß sie beide etwas rauher und stiller seien als die wenigen Thalbewohner, die ich außer ihnen kannte; auch darüber ward ich mir klar, daß sie gegen mich milder und freundlicher seien als manche andere Aeltern, die ich ihrer Kinder bisweilen um leichter Vergehungen willen, welche mir unbedeutend erschienen, mit schmerzlichen Strafen belegen sah; aber aber diese Wahrnehmungen hinaus gingen kaum meine Gedanken von ihnen und ein gewisses ruhiges Gefühl des Vertrauens und der Dankbarkeit war die einzige Empfindung, welche ich damals ihnen gegenüber hatte.

Da starb der Vater nach kurzem Siechthum in der Kraft seiner Jahre dahin. Nicht die Arzt, nur der Geistliche ward an sein Lager gerufen, und acht Tage, nachdem er zum letzten male in der Abenddämmerung heimgekehrt war, wankten wir, die Mutter und ich, an sein Grab, das im Schatten der Kirchenmauer gegraben war und neben dem der Raum zu einem zweiten Grabe für die Mutter bei der nächsten Bestattung frei gelassen wurde.

Als wir am Nachmittag jenes Tags beisammen waren, saßen wir einige Stunden beieinander, indem immer das eine tröstende Worte sprach, wenn der Schmerz des andern in besonders heftiger oder beweglicher Weise ausbrach. Endlich, da schon die Sonne sich zum Untergange neigte, sagte meine Mutter plötzlich: „Es muß so gut heute wie morgen geschehen!" und machte Anstalten, mit mir das Haus zu verlassen. Auf Zeichen und Worte meiner Verwunderung entgegnete sie blos: „Das muß gut sein! Du wirst schon sehen!" Und so folgte ich ihr denn bald, gelassener, als ich sonst gewesen sein möchte, da der tiefe Schmerz über meine

letzten Erfahrungen der Erwartung dessen, was kommen konnte, zum größten Theile die leidenschaftliche Spannung benahm, welche sonst auffallende Umstände hätten veranlassen können.

Wir gingen zuerst auf Waldwegen am Fuße der Bergwand hin, die sich von der Waldhöhe nach dem Strandberge zieht, und stiegen dann an diesem selber empor. Als wir auf seinen Gipfel gelangten, war eben die Sonne verschwunden; aber meine Mutter war noch nicht am Ziel, sondern schritt hastiger als zuvor auf dem Kamme des Bergs nach Osten hin, bis wir an eine seltsame Stelle kamen, wo ein wildes Gewirr von Felsblocken neben spärlicher Waldung liegt. Meine Mutter blieb an einem seltsam gestalteten Stein einen Augenblick stehen und hieß mich dann sie erwarten. Ich bat sie aber so dringend, mich nicht allein zu lassen, daß sie von diesem Verlangen abstand. Wir erkletterten also beide einen der nächsten Blöcke und drangen, bald über die Felsen, bald zwischen ihnen, in ziemlich unregelmäßiger Linie vorwärts, wobei jedoch meine Mutter mehrmals an auffallenden Felsen die Entfernungen zu messen und die Richtung zu bestimmen schien. Plötzlich hob sie einen breiten, flachen Stein weg, der an einem Felsblock lehnte, räumte einiges Gerölle beiseite und zog zu meiner großen Verwunderung unter den Felsen einen Beutel hervor, der mit Geld gefüllt zu sein schien. Sie öffnete ihn nicht, sondern trat, im letzten Schimmer des Tags, traurig und langsam den Rückweg an; aber sie führte mich nicht den nächsten Weg nach Hause, sondern machte einen Umweg, indem sie nach der Seite des Bergs, welche die Thalwand bildet, ihre Schritte lenkte; und obwol schon der Abend angebrochen war und nur noch der Mond unsere Wege erhellte, so setzte sie sich doch mit mir auf einen Felsen, von welchem man den Ausgang des Thales sieht, drückte mich an sich, um mich gegen die Nachtkühle zu schützen, und hüllte mich in ein großes Tuch, das sie trug, mit ein, und dann begann sie eine bisweilen von Thränen unterbrochene Erzählung, die ungefähr so lautete:

„Ich habe als Kind da unten gewohnt, wo die neue Mühle steht. Die alte Mühle, die vor deiner Geburt abbrannte, stand ein klein wenig weiter oben am Bache und gehörte meinem Vater, der ein sehr genauer Mann war. Meine Mutter ist mir gestorben, als ich noch Kind war, und erzogen hat mich eine Schwester meines Vaters, die ihm die Wirthschaft führte, bis ich verständig genug war, um es thun zu können. Wie ich 14 Jahre alt wurde, hatten wir ein sehr banges Jahr. Liederliche Menschen hatten sich zusammengethan und brachen bei Nacht in die Häuser, und die Leute waren so in Furcht vor ihnen, daß der Hauptmann der Bande frei und frech umherging, obschon die meisten wußten, daß kein anderer als er bei allen Mißhandlungen und Plünderungen der Räuberführer wäre.

„Nun hatte mein Vater außer der Mühle noch ein anderes Haus, und das Unglück wollte, daß er es gerade in jener Zeit gegen baares Geld gut verkaufen konnte. Er hatte das Geld erst die zweite Nacht im Hause, da kam schon die Bande danach, und weil er den Schlüssel nicht geben wollte und sich wehrte und zum Fenster hinausschoß, um Lärm zu machen, so nahmen sie ihm das Leben, ehe sie das Geld nahmen. Ich war aus dem Hause nach Hülfe gerannt; vielleicht hätte ich auch das Leben verloren, wenn der Mann, der an der Thür stand und niemand fortlassen sollte, so schlecht wie die andere Bande gewesen wäre. Wie ich aber wiederkam mit zwei oder drei Nachbarn, die sich noch gar nicht nahe wagen wollten, da schlug das Feuer aus dem Dache; die Räuber hatten angezündet, damit wir keine Zeit für sie hätten und damit wir nicht sehen sollten, was sie darin gethan hatten. Das Haus brannte auch nieder, aber der Mörderbuche und eine Magd, die gefesselt waren, wurden glücklich herausgebracht, und daß meines Vaters Geld geraubt war und daß sie ihn umgebracht hatten, sahen wir auch."

Mich fröstelte, als meine Mutter mir bei Nacht, in der Waldeinsamkeit, so schaurige Dinge erzählte, deren Schauplatz noch überdies im bleichen Mondlicht zu unsern Füßen lag. Sie fühlte, daß ich zitterte, und sagte: „Sei nur ruhig! Das ist lange her und so etwas kann so leicht nicht wieder geschehen!" und fuhr dann in ihrer Erzählung fort:

„Das war aber doch zu arg gewesen! Es wurde weithin berichtet, was geschehen war; die Obrigkeiten bekamen scharfe Verweise, daß sie durch ihre Feigheit die Verbrecher so keck gemacht hätten, und Soldaten zu Fuß und zu Pferde kamen ins Dorf und wir sahen mehrere von der Bande zwischen zwei Pferde gebunden, mit denen sie Schritt halten mußten, ins Dorf bringen, nachdem sie in einsamen Wirthshäusern oder entfernten Waldverstecken aufgefunden worden waren. Der Hauptmann und die schlimmsten zwei sind

s später an einem weit entfernten Ort, nach
ch andern Schandthaten, gefangen und gehenkt
orden.

„Da mein Vater tot und sein Haus nieder-
brannt war, so mußte mich meines Vaters
Schwester aufnehmen, die selber nur im Geringe
wohnte, und weil sie mit meinem Vater nicht zu-
frieden gewesen war und weil nach dem Raube
ut dem Brande mir gar kein Erbteil blieb, da
eines Vaters Schulden von dem bezahlt werden
ußten, was nicht hatte verbrannt und geraubt
erden können, so war sie nicht freundlich mit
ir. Arbeit für mich hatte sie eigentlich auch
cht und so sagte sie einmal zu mir — es war
r eine Woche nach meines Vaters Begräb-
s —: ‚Geh' nur in den Steinberg und hole
nen Topf voll Beeren, daß du doch zu etwas
ge bist!'

„Ich that natürlich, was sie wollte, und
ergoß auch keine Furcht und keinen Widerwillen
bei. Die Beeren wurden nicht so reichlich und
suchte weit herum im Berge, um mein Gefäß
füllen. Auf einmal kam es mir vor, als hörte
in geringer Entfernung einige Schritte in der
eite; da ich niemand sah, so dachte ich, es
chte ein Wild gewesen sein, und bückte mich
eder und pflückte weiter. Da war in der Nähe
r Felsen, wo wir nachts den Beutel holten.
leich darauf aber hörte ich, daß jemand in den
lsen klettere; sehen konnte ich aber nichts. Ju-
ß war mir immer noch nicht sehr ängstlich, weil
von Natur gar nicht furchtsam bin und es
hter Tag war; und so rief ich: ‚Wer will
n Narrenspossen treiben hier oben?' Da
urde es erst ganz still und dann hörte ich hinter
n Felsen ein Geräusch wie das Knacken vom
ahn einer Flinte. Aber nun ward mir auf
mal entsetzlich zu Mute. Die Räuberbande
l mir ein, und obwol der Berg durchsucht war
n war und man eigentlich gar nicht dachte und
ffen konnte, daß sich so in der Nähe des Orts
schlimmsten Aergerthat einer von den Verfolg-
aufhalten würde, so zitterten mir doch plötz-
alle Glieder; ich ließ mein Gefäß fallen, stieß
en Schrei aus und wollte fortlaufen, was ich
r Angst und Entsetzen schon so kaum im Stande
r. Und als nun eine Stimme hinter mir
alt!' rief und als ich über den Felsen einen
pf sah und wirklich eine Flinte, die auf mich
chtet war, da wurde mir schwarz vor den
gen und ich brach zusammen. Wie ich wieder
mir kam, riß mich ein Mann vom Boden auf
und zog mich hinter die Felsen; dort band er mir
Hände und Füße und verstopfte mir den Mund,
sodaß ich nur mühsam atmen konnte; dann legte
er sich ein Stück von mir entfernt nieder, kehrte
mir den Rücken zu und sagte kein Wort, und als
es Abend geworden war, hörte ich ihn vielen
Sack voll Geld unter den Felsen hervorziehen,
und ohne mich anzusehen und ohne ein Wort zu
sagen, schlich er aus den Felsen hinaus und durch
die Büsche davon. Eine Zeit lang hörte ich ihn
schleichen und dazwischen still stehen; hernach
wurde alles ruhig und ich dachte, ich müßte so
in den Felsen verhungern und ersticken."

„Das war ein niederträchtiger Mensch!" brach
ich teilnehmend aus, durch die seltsame Erzählung
sogar dem Gefühl meiner Schmerzen für den
Augenblick entrückt.

„Er ist ein sehr guter Mensch gewesen; Gott
habe ihn selig!" sagte meine Mutter und brach
in leidenschaftliche Thränen aus. Ich sah, aufs
höchste betroffen, zu ihr empor. Als sie sich aber
wieder so weit gefaßt hatte, um reden zu können,
beantwortete sie meine stumme Frage nicht un-
mittelbar, sondern fuhr nur in ihrer Erzählung fort.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Ein Ausflug nach Dublin.

II.

In dem Hotel am Kai, in das wir noch am
ersten Tage übergesiedelt waren, geht es uns.
Wir bemerken in den schönen, hellen Zimmern
nichts von der irischen Unordnung. Ein lebens-
großes Bild O'Connells und ein zweites,
sein Cabill darstellend, schmücken die Wände des
großen Saals.

Sir Cahill ist ein in den letzten Jahren viel-
genannter katholischer Priester und Gelehrter. Er
reist, Reden haltend und protegend, in Großbri-
tannien umher und die besten Auszüge im „Ca-
tholic Telegraph", einer in Dublin erscheinenden
Zeitung, sind von ihm.

Es trat uns in verschiedenen Gesprächen mit
den Einheimischen deutlich hervor, daß die Abnei-
gung der keltischen Rasse gegen die anglo-sächsische
durch keine Zeit vermindert wird. Kaum können
auch größere Gegensätze gedacht werden, als sie
zwischen Grund heiterm, sorglosem, mit den
Musen spielendem Kinde und Albions schweigen-
dem, überlegtem, arbeitstüchtigem und phantasie-
losem Sohne stattfinden. Es ist eben nur eine
Allegorie, wenn ein Relief des schönen Zollhauses

in Dublin England und Irland als friedliche Reisegefährten in einem Muschelwagen dargestellt, von dem Neptun Hungersnoth und Verzweiflung mit seinem Dreizack wegtreibt. Sollen England und Irland unter dem Bilde von Reisegefährten dargestellt werden, so mahle man sie unter dem des eisernen und thönernen Topfes, die sich zur Reise einschifften.

Das Trinity-College — oder die dubliner Universität — ist von der Königin Elisabeth im Jahre 1591 für protestantische Studirende gegründet worden, aber seit 1793 werden auch Katholiken darin aufgenommen. Dennoch haben die katholischen Irländer vor einigen Jahren auf Anregung Pius IX eine Universität ausschließlich für katholische Studenten gegründet und sehen mißmüthig auf die Menge der „gemischten Schulen" herab, welche von der englischen Regierung in Irland gegründet und unterstützt werden; denn sie sind der festen Ueberzeugung, daß der Hauptzweck derselben Proselytenmacherei ist; und weil in einigen derselben, die meist von armen Kindern besucht werden, Suppe ausgetheilt wird, so nennt man in Irland sämmtliche gemischte Schulen „Suppenschulen".

Am Sonntag Nachmittag fuhren wir nach Kingstown, einem Hafen und baltischen Badeort nahe bei Dublin. Ehemals hieß dieser Ort Dunleare, aber seit Georg IV. ihn besucht, ist er — zur Erinnerung daran — umgetauft worden. Es war ein heller, sonniger Nachmittag und die Menschen erfreuten sich, gehend, reitend und fahrend, des schönen Wetters und der anmuthigen Gegend. Mr Roger mußte sich gefallen lassen, wiederholt zu hören, daß wir die irländische Sonntagsfeier der englischen vorzögen. Um ihn zu necken, trat eine Dame unserer Gesellschaft zu einer Obsthändlerin, die ihre Birnen ausrief, und sagte: „Dieser Herr meint, es sei unrecht, am Sonntage Birnen zu verkaufen."

„Gott segne Ihr freundliches Gesicht!" war die Antwort. „Der Herr hat ganz recht. Sechs Tage soll man arbeiten und am siebenten beten. Aber wir Armen haben keine Zeit dazu. Wenn Ew. Gnaden nicht Birnen kaufen wollen, so nehmen Sie diese beiden von mir zum Geschenk an."

Die Beschenkte nahm der süßen Birnen und legte einige Groschen auf den Tisch der Obsthändlerin.

„Gott segne Sie, aber für die Birnen, die ich Ihnen gab, nehme ich kein Geld, das wäre nicht fein."

„So verkauft mir noch einige!"

„Mit einem Herzen und einem halben!" (Irischer Ausdruck.)

Von Kingstown nach Dalky ist es nur eine kurze Spazierfahrt am Meere entlang. Die Landschaft ist frisch, fruchtig und reich an alten Ruinen. Wir zählten drei Schloßruinen, von denen gesagt wird, daß sie im 14. Jahrhundert zum Schutz der Handeltreibenden erbaut wurden. Von einem Felsen, der mit Lustwandelnden bedeckt war, hatten wir wieder eine herrliche Aussicht auf die Bucht und die Berge von Dublin. Unter den vielen plaudernden und lachenden Gruppen auf dem Felsen zogen ein Dutzend fröhlicher Kinder unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich. Es waren die ersten hübsch gekleideten Kinder, die wir in Irland gesehen. Sie waren bei einem Spiel, das sie höchlich zu vergnügen schien, denn ihr Lachen tönte weithin.

Wir näherten uns dem größten Mädchen, das ganz wie eine herumwachende englische Miß aussah, und fragten sie nach dem Namen ihres Spiels.

„Wir spielen ein Sonntagsspiel; eins von uns muß fortgehen und dann denken wir uns eine Person aus der Bibel; die muß es errathen, wenn es zurückgerufen wird. Eben jetzt denken wir an Jakob."

Ein herzliches Lachen unterbrach die Erklärung. Der Rothende, ein Bürschchen von höchstens sechs Jahren, hatte gestanden, daß er nicht wisse, wie viel Frauen Jakob gehabt. Verlegen machen es die englischen Kinder. Wird ihnen die Langeweile des Sonntags gar zu groß, so erlauben sie sich ein Spiel, in das die Bibel geschickt verflochten wird. Dann hat die Sünde des Spielens eine religiöse Färbung bekommen. Nach englischen Begriffen.

Unser Kingstowner Carman forderte etwas mehr Geld, als er nach der Taxe zu fordern berechtigt war; die Taxe ist aber sehr gering, und da wir uns einer Anfrage erinnerten, die wir in einem englischen Blatte gelesen, wagten wir nicht, ganz zu streng auf unser Recht zu bestehen.

Ein sehr harter Herr, heißt es darin, der von einem Ende Dublins nach dem andern gefahren war, reichte dem Carman einen Sixpence (6 Neugroschen), genau die Taxe. Der Carman sieht erst das Geld und dann den Fahrgast an, schüttelt mit dem Kopfe und greift höflich an seinen Hut: „Verzeihen Ew. Gnaden einen Augenblick,

will gleich das Geld nehmen'" Darauf holt den Futtersack hervor und bedeckt damit den Kopf seines Pferdes. „Wollen Sie, Madam, mir den Sixpence geben?"

„Weshalb habt Ihr den Futtersack über den Kopf des Pferdes gezogen?"

„Nun — ich schämte mich, das Thier sehen zu lassen, daß wir für die lange Fahrt und dies Gericht nur 6 Pence bekommen'"

III.

Obgleich der eigentliche Jahrmarkt in Lennoxtroof abgehalten ist, so erhält sich das Vergnügen, das ihn teil Menschengedenken begleitete, immer noch und auch in diesem Jahre zählte man an jedem Abend — das Volksfest dauert, wie gesagt, neun Tage — [illegible] Menschen, die singend, jauchzend und trinkend in Lennoxtroof, einem Orte, das etwa anderthalb englische Meilen von Dublin entfernt liegt, beisammen waren. Am 8. machte die Fahrt dahin das Hauptvergnügen aus, sie führte uns mitten in den Jubel hinein. Unser dublimer Cars fuhr in Bewegung und unser Carman fuhr zwanzigmal den Weg hin und her, jeden aufnehmend, der zwei Pence für die Fahrt zahlen will, und wir gerieth in eine zusammengewürfelte Gesellschaft so fünf miteinander kannt als auf der Fahrt nach Lennoxtroof. Alle waren lachend beisammen, alle von Lust strahlend. Hatte die Pferde das allgemeine Entzücken theilen? Der Kutscher wenigstens versicherte uns, sein Pferd habe so laufen, als wäre es beim Pferderennen um Leben. So flogen wir dahin und konnten von die Gesichter der Menschen erkennen, die zu beiden Seiten der Straße, auf den Thürschwellen und Gärtchen stand oder an Zäunen und Mauern gelehnt, ihr Vergnügen im Zuschauen suchten und fanden.

In Lennoxtroof ist das Menschengedränge so groß, daß die Polizeibeamten, die zu Fuß und zu Pferde auf Ordnung halten, keine Wagen bis zum Fort fahren lassen; sie müssen sämmtlich eine Viertelmeile davor anhalten.

Auf einem großen abgesteckten Platze stehen Buden mit Gymnasten und Spielsachen, Menagerien, Puppentheater, Bazars. In Zelten und Holzbaulichkeiten wird getanzt, ein auf dem allerkleinsten Raum. Das stört die Tänzer nicht im geringsten. Wir sahen zwei junge hübsche Mädchen einen Tänzer, wie es heißt, „ausfüllen". Sie stehen sich ab, während er nicht einen Augenblick anhalten darf, sondern immer in Bewegung bleiben muß: auf und ab, Hack und Ack, vorwärts, rückwärts, rechts und links. Jetzt fordert er die eine Schuhsohle, dann die zweite, aber alles im Takt, alles tanzend. Er erbleicht einige male, aber das Lächeln des Vergnügens verläßt ihn keinen Augenblick und nur verlieren die jungen Mädchen die beschwerliche Haltung, das einzige Mittel, das man an den Irländerinnen, auch der ärmsten Klassen, schätzen muß. Von Tanz und Arcade glühend, behält ihr Auge den milden Ausdruck oder senkt sich vor allzu brennendem Blicken bescheiden zur Erde.

Für die Fahrt einen eigenen Wagen zu bekommen, war uns unmöglich; es wartenen zu viele und so theilten wir den unsrigen freiwillig mit einigen erwachsenen Personen und gezwungen mit zwei neugierigen Kindern, die unser Kutscher noch im letzten Augenblick als „Kinder eines Freundes" auf seinen Sitz hob.

Aber Pferde und Tempore hörte uns so wenig als Singen und Lachen; wir waren von der lauten Fröhlichkeit angesteckt und stimmten mit in das allgemeine Hoch, das Irland gebracht wurde. „Erin go bragh" — Irland für immer!

Als wir am nächsten Tage die Börse mit ihrer korinthischen Säulenpracht bewunderten, erfuhren wir, daß das Gebäude ursprünglich für ein irländisches Parlamentshaus bestimmt war, und erst als „Das vereinigte Parlament" in London tagte, wurde es zur Börse eingerichtet.

Während einiger Morgenstunden wanderten wir durch die Guinness'sche Porterbrauerei. Wir sahen dort Hopfen und Malz durch alle Prozesse des Brauens und Schäumens gehen, sahen Porter in Tonnen werden, die Tonnen weichen und trocknen, und zuletzt, von den Wanderungen durch diese Vielerlei müde, wurden wir durch einen Trunk des schäumenden Porters erfrischt, aus einem Faße, welches 2000 Oxhoft enthielt; es war eins von den 32 Fäßern, die wir aufgestellt sahen. Einige von unserer Gesellschaft, welche Lust hatten, den obern Theil der Fäßer zu sehen, erstiegen zu diesem Zweck einige Treppen.

Mit dem Besuch eines jener Musikhallen, an denen Dublin so reich ist, beschließen wir die Reihe unserer dortigen Vergnügungen. Wir hörten einige sehr komische Lieder singen, voll von politischen Anspielungen, und tanzten zuletzt noch den Jig tanzen. Denn kann man in Irland nun einmal nicht entgehen.

Und doch' Mitten in Dublin ist eine Straße, wo er nicht getanzt wird. Es ist der „Irrsin-

graben, eine lange, schmale Straße, auch Goethe's Straße genannt. Längs den Häuserreihen sind Steine gezogen, an denen Pumpen von allen nur denkbaren Größen und Arten hängen; außerdem liegen vor und in den Häusern, vor Thüren ebenfalls offen stehen, große Haufen von Lumpen, Papier und Abschnitt. In dunklen Hintergründen wurden Särge gezimmert. Auf den Aermeren Seiten Stangen, an denen nasse Wäsche zum Trocknen aufgehängt ist. Die Luft ist verpestet und dieche, hagere, mit Lumpen behangene Menschen gehen oder liegen müßig umher. Alle sind zu halten für ihren „Kunden" die Lappen, welche dieselben kaufen, liefert auf die betreffenden Straßen ihre Bestellung anhalten.

Mit diesem traurigen Bilde, das uns aber noch einmal den Charakter des Juden seiner Heimathlosigkeit vergegenwärtigt, nehmen wir Abschied vom Grünen Hof. A. v. C.

Der Carbonarismus.

Von Dr. H. Marggraf.

III.

Die Carbonari hatten außer den schon erwähnten Sittengesetzen auch eigene Gerichtshöfe und peinliche Instanzen. Ein Unglücklicher, der ihre Rache auf sich geladen, besonders durch Untreue gegen die Sekte, ward durch die in der Thürkammer versammelten Großmeister verurtheilt. Sein Name wurde in das Schwarze Buch eingetragen, auf ein Papier geschrieben und verbrannt. Dies kam einer Verurtheilung zum Tode gleich. Die Vollziehung des Urtheils wurde einem der Bundesbrüder anvertraut, ohne daß sie übrigen wissen durften, wer in diesem Verhältniß dieser Art waren. Sehr entdeckt die Regierung suchte sich über Schwäche zu verrathen, ihre Agenten ließen den Haß der Carbonari auf sich ziehen, und waren in ihren Schritten gegen sie lästig und überlastend. Wegenheits theilt man auch den Tod derer, die unter den Leichen der Carbonari heben, persönlichen Feinden u. Das peinliche Gesetzbuch der sechsmonatigen weiße-zwischen Republik seines Hauptes der Carbonari spricht nicht ausdrücklich von der Todesstrafe, deutet aber unverkennbar darauf hin.

Nach der allgemeinen Eintheilung der Strafen in infamirende und afflictive werden die ersteren in drei Unterabtheilungen gelegt: 1) in die Strafe, dem allgemeinen Abscheu überliefert zu werden; 2) in Proclamirung des Namens oder Bildes des Schuldigen; 3) in allgemeine Anschwärzung und es wird ausdrücklich bemerkt, daß kein guter Vetter mit einem Verurtheilten, dessen Name mit großen Buchstaben in allen Pontien zu lesen war, Gemeinschaft haben dürfe.

Die Anschwärzung kann mit der Zeit noch verwischt werden, aber die Infamie klebt für immer an. Die Verabscheuung beschränkt sich nicht etwa auf einen positiven Haß, sondern es wird ausdrücklich gesagt: „Man ist nicht zu bestrafen, wenn der Einwohner ein dem allgemeinen Abscheu preisgegebener Carbonaro war, dessen Name und Bild nach einem regelmäßigen Urtheilsspruche verbrannt werden ist."

Der Eid bei der Aufnahme bezeugt ebenfalls, daß die Todesstrafe zu den Pflichten der Sekte gehört, der Meineidige weder sich friedlich den Leichen und der Großmeister wiederholte ihm mehrmals, daß dieselben gegen ihn gerichtet werden würden, wenn er den Verbindlichkeiten, die er leichen eingegangen, nicht treu bleiben sollte.

Die Rebler erzählen, wie die Puritaner während der Englischen Revolution, mit einer gewissen Strenge der Sitten und verbunden eine heilsame Reform betrieben. Sie sahen zuweilen die guten Pflichten die Ausschweifungen begangen, in der Absicht Buße thun. Der Eid enthält, wie man gesehen, eine Clausel, die Ehre der Carbonarifamilien nicht verletzen zu wollen; und die Bestimmungen des Strafgesetzbuches über dergleichen Vergehen sind so hart, daß kaum eine andere Gesetzgebung sie einzuführen gewagt hatte. „Wer beim Trinken spielt, die Schenken häufig besucht und sich berauscht, wird von zwei Monaten bis zu einem Jahre suspendirt. Diejenigen, welche die gesellschaftlichen Bande nicht ehren und ihre Familien im Elend lassen, werden ebenso wie diejenigen, welche Hazard spielen, von sechs Monaten bis zu zwei Jahren suspendirt."

Bei Streitigkeiten der Mitglieder untereinander wurde derjenige in der Pontia mit Beifall ausgezeichnet, der sich zur Versöhnung am bereitwilligsten zeigte oder, bevor noch der Orden seine Vermittlung angeboten, die Hand dazu reichte.

Diese ganze Art der innern Organisation läßt errathen, wie stark und fest das Band sein mußte, welches die Mitglieder dieser Gesellschaft aneinander fesselte.

Sehen wir nun wieder zurück zu dem ersten politischen Auftreten der Sekte und zu den Operationen ihrer Gegner.

Die Barbaren und Italien zu retten! war eben von Pepoli und Mazzarelli gepredigt worden, und bis in die Nacht hatte die Versammlung getobt. In den vielen Jahrhunderten der italienischen Not waren diese Barbaren abwechselnd die Franken, Spanier und Österreicher gewesen. Jetzt waren sie Franzosen. Aber von jenen, die schrien sich eben diese Verwünschungen ausschließlich gegen die Franzosen. Auch die Garibaldini wußten jenen Volksgedanken in dem ihren, aber sie gingen noch weiter, indem sie von Italien anders als einer rein republikanischen Verfassung einmal nicht wollten. Sie haben die Franzosen am hitzigsten Mund als Franzosen und König zugleich. Letztere wollten sie aber keine Fremde Autorität, der in Palermo residiere, da sie überhaupt keinen König haben wollten.

Jacky in Neapel und Palermo verbündet, hat der Hof der Garibaldini in der Person von Crispi unter Anleitung Cavours einen Vereinigungspunkt. Von hier aus verbreitet er sich auch in andern Teilen des Königreichs. Crispi legte in das römische Gebiet ein und hat auch hier viele Anhänger. In Neapel selbst gibt es am schnellsten um sich. Viele Deputierte waren Mitglieder derselben.

Letzteres, welches den Kanälen der Garibaldini sehr wichtig heißt, besteht, hauptsächlich auf Antrieb seiner Königin und energischen Gemahlin Caroline und der Engländer, einen Versuch zu machen, ob es möglich sei, Sizilien mit seinen Anhängern zu Rom loszumachen, nämlich die Verbindung der Franzosen mit der Nationalpartei durch Abwiegelung, zu vereiteln. Als einen sehr wichtigen Verbündeten zu diesem gefährlichen Unternehmen betrachtet er sich den Prinzen von Wallmoden. Dieser unterhielt in Palermo mit großer Freigebigkeit die Aufstände gegen Murat und sprach laut auf der Freiheit von der Unabhängigkeit Italiens.

Weitere Ideen zur Beschleunigung der Revolution vorzubereiten, da es auf die Zeit der französischen Evakuation unter Championnet von eifrigen Anhängern der Republik gewesen und bloß wegen Mangel seiner Grundlage von dem unpolitischen Hofe verkannt worden war. Die Garibaldini gaben dann auch den Vorschlägen des Prinzen Gehör, theils weil sie von Murats Soldaten heftig verfolgt wurden, theils weil sie Mißtrauen vor einem Republikaner hatten. Indessen war es ihnen kein rechter Ernst mit den Verhandlungen; der Gedanke, mit königlichen Agenten gemeinschaftlich zu handeln, war ihnen im höchsten Grade zuwider.

Um ihren Mitbürgern zu behagen, machte ihnen die königliche Regierung von Palermo Hoffnung, daß sie eine ihnen auf ihren Wunschen entsprechende Verfassung erhalten sollten. Infolge dessen willigten die Garibaldini endlich ein, sich mit den Anhängern des Königs Ferdinand zur Vertreibung des Adels von der Franzosen zu vereinigen. Dies war gewissermaßen die Enthüllung des geheimen Zwecks der Garibaldini. Die Bürgerwut unter ihnen, welche über Verbindung mit Mazzarelli, die in königlichen Diensten standen, entrüstet waren, fiel durch diesen Vorschlag gänzlich. Viele waren es auch, welche die abenteuerliche Republik von Mazzarelli hassen, welche freilich nur Unordnung, in ihren Augen, stiftete.

Die Vereinigung der Garibaldini mit den königlich Gesinnten verstärkte die Partei Ferdinands in Sizilien bedeutend. Murat aber, der minder schwach und machtlos als leicht war, legte ihnen hinreichend einen mächtigen Widerstand, besonders in den beiden Plätzen, entgegen, in deren Verteidigung die französischen Zeitungen, die neapolitanischen Truppen und die Provinzialregimenter aufgerufen wurden.

Die Verwirrung hatte in dieser Gegend den höchsten Grad erreicht. Kalabrien gehörte meist dem König Ferdinand, noch dem König Murat; die Soldaten aber die Aufständischen hatten die Lebensmittel. Das Land hatte alle Lasten eines langen Bürgerkriegs zu tragen.

Die sizilianischen Insulaten waren um so mehr in der Tätigkeitsamkeit, als in Veranlassung des Königs Ferdinand über der Parteiung, Adeliger und Bürger, die sich weder um die Republik noch um das Königreich kümmerten, letzteren sich von Stadt und Gerichten beherrschen waren, über Polizeiwesen verloren. Seit vielen Jahrhunderten war Sizilien ganz seiner langen Verwaltungen vergessen, bis endlich die Anarchie durch gewaltige Erschütterungen einen gewissen sichtbaren Lebensgang der Dinge herstellte.

Indem sich aber die Truppen einschiffen wollten, brach das sizilianische Räubergesindel aus seinen Schlupfwinkeln hervor und verbreitete alles mit Feuer und Schwert. Sie hatten sich seine Anhänger in Palermo zusammengerottet und der Prinzen herrlich unter sich verteilt. Leuchten war zu sehen, daß bei der ersten Gelegenheit die Räuber der mit der Regierung Unzufriedenen, besonders die Garibaldini

und ihre Anhänger, neue Unruhen erregen möchten.

Murat ist sich bisher gemäßigt, alles aufzubieten, seine Truppen in Gehorsam aufzuerhalten und womöglich die so freundliche Verbindung der Carbonari zu unterbrechen.

Der General Manhès, Murat's Eingeständniß, schien kein besonderes gewesen, denn er hatte schon früher in den Abruzzen durch bewunderungswerthe Kühnheit die Ruhe wiederhergestellt. Manhès wurde daher mit unumschränkter Vollmacht nach Calabrien abgeschickt und entledigte sich seines Auftrags mit großem Geschick.

Als Murat nach dem russischen Feldzuge sein Doppelspiel mit Napoleon und Oesterreich begann, rieth ihm sein Polizeiminister Maghella, die Unabhängigkeit Italiens zu proclamiren und sich bei diesem hohen Zweck hauptsächlich auf die Carbonari zu stützen. Englische Agenten und Bevollmächtigte verbanden und unterstützten diese Idee, weil sie zugleich gegen Napoleon gerichtet war. Maghella selbst — angeregt zu den politischen Planen für Murat die „Hütten" der Carbonari, wo sich auf diesem Terrain auch schnell vermehrten.

Die römischen Carbonari schienen im ganzen höhern Range zu sein als die neapolitanischen, aber sie waren dagegen grausamer und rachsüchtiger. Viele Personen sind in der Romagna und der Provinz von Ravenna unter ihren Dolchen gefallen. — Murat hatte indessen zu wenig Schwung, um den Plan zu verfolgen, den sein Polizeiminister ihm vorgeschlagen. Er lief den günstigen Augenblick verschreien.

Um der neuen Lehre — so nannten sich die Carbonari selbst — mehr Halt zu geben, um sie gleichsam einem alten Prinzip einzuimpfen und ihre Wirksamkeit zu befestigen, während man sich der Freimaurerei und derjenigen der Hauptstadt, die Freimaurer waren, den Zutritt in den Logen der Carbonari nach einer einfachen Anfrage und ohne daß sie Proselyten zu werben hatten.

Murat beförderte überhaupt mehr die Freimaurerei, die bereits über das ganze italienische Königreich und über das unmittelbar napoleonische Frankreich Italiens ihre Netze ausgespannt hatte. In Neapel besonders suchten die Freimaurer bei dem Volke ein günstiges Vorurtheil für sich durch die Achtung zu erwecken, als hätten sie schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gegen Spanien-Bourbon für die Einsetzung des Habsburgers Karl VI gestritten.

Murat sah indessen wohl ein, daß die Carbonari, weil ungebildeter, auch entschlossener seien, und er suchte daher zuletzt beide „Sekten" für seine Pläne zu gewinnen. Wie er selbst, spielten aber auch die Carbonari ein doppeltes Spiel mit ihm, hatten halb ihm, namentlich in Mittelitalien, halb und gleichzeitig — wie 1814, als es am Po stand — erhoben sie sich als Vorkämpfer des Bourbonen Ferdinand.

Während der kurz darauf folgenden Epoche von Murat's Fall verbreiten sich die Carbonari weiter.

Diese Geheimbunde sind der Boden der Reiche, welchen in seiner Noth nicht nur Murat, sondern den leidenden Landern von Schwärmern hoffnungsvoll ergriffen, sich aber verständig und zu Grunde gingen, sehr häufig als die blinden Opfer der revolutionären Ideen. Dies ist gleichsam die verdeckte Bewegungsgeschichte Italiens von 1814 — 48, in welcher Zeit sich die Geheimbündelei selbst im Heere einnistete und Zustände herbeiführte, die dann der modernen Reaktion zum Vorwand dienten.

„Verloren."

Wer wenige gibt es auf Erden, die dieses Wort nicht schon gewußt — gewußt in mehr oder minder schwerem Leid — aufgedrückt in tiefen Herzens- und Seelenwund.

„Verloren ist verloren!" ruft im wildesten Schmerz Fremore. Sie weiß, ihr Glück ist hin, auf ewig hin.

Verloren das Kind, das schöne Hoffen!
Verloren den Gatten, des Lebens Sonne!
Verloren die Mutter, den Schutz aller Schütze!
Verloren — das Schrecklichste von allem! — wenn der Mensch sich selber verloren.

Von den Verlorenen spricht die Kirche als von so allen Gläubigen den Unglückseligen.

Ob aber dem tiefsten Worte in der Sprache, diesem wahren Schmerzenskinde im Leben als Verlorene?

Vor dem grundschauernden Auge selbst, der das Wort ausdenkt, weitet sich eine unendliche, so grauenhaft dunkle Tiefe, daß alle Schlünde der Erde, alle Abgründe der See noch ein Trost dagegen sind. Denn sie haben einen Grund, sie ruhen auf festem Boden; aber „Verloren ist verloren!" — so aussprechen, so ausgedacht ist fürchterlich, denn es ist unendlich wie der Gott, der es ausdenkt.

Und dennoch erhebt sich aus diesem ewigen Wechsel des Werks und Werdens eine Gestalt, so rein und erhaben, so in Weisheit lächelnd und voll tröstenden Zusammenhangs, daß wirklich nichts auf Erden noch am Himmel ist, das ihrem Nächsten, ihrem Lieb vergleichbar wäre. Sie steigt auf aus der Tiefe und das Dunkel in ihr ist licht. Licht umstrahlt die Gräfin, der sie anlächelt, mildes, heilendes Licht fließt von ihr auf das Meer, das auf sie schaut.

Aber — es ist ein heidnisch Weib.

Sie ist schön wie die Helena des Griechen, aber auch ein heidnisch Weib war sie. Fast ist sie gleich jener Brunhild der Nibelungen, zwar gleich ihr und verkannt gleich ihr, aber auch gleich ihr ein heidnisch Weib. Sie ist Lysiane gleich jener Perrha der französischen Sagenwelt, aber sie bleibt ein heidnisch Weib.

Wissen wir das? Nach unsrer Sprache ist heidnisch nur wahnlich nicht das Schlechtere in ihr und recht heimisch. Manches schöne Kind unsres Volkes ist heidnisch und hat sich im Christenthum bewährt. Die Übersinnlichkeit sonnen dem Volke seine andere Sprache schaffen und manchen wundlich wirken und dem Leben auch Kräfte andrer heidnischer Mächte in ihre Lehre einzuschmuggeln, wissentlich wahrlich nicht in ihrem Schaden.

Auch das heidnische Weib haben sie um ihrer Schönheit, um ihrer Stärke, um ihrer Leidenschaften willen nicht verwerfen können, es auch in die heiligen Stanzen vom heiligen Pantheon aufgenommen werden. Nur haben sie das Weib Maria nie Elisabeth genannt, aber Lilofee als Maria und schöner als Elisabeth und tugendreicher als beide der biblischen Sage steigt die Heidin heraus aus dem Meer, das wir betrachten, aus dem Meer „Melusine".

Und wer war sie? Wie kam sie? Was wollte sie?

Ein deutsches Weib war sie. Hoch hinab an Thüringens grünenden Bergwäldern, auf dem Harz und am Rhein standen ihre Häuser. Da suchten die Forschbäche, da strömten die Forschflüsse, da spendeten die Forschbrunnen noch heute und manchen heiligen noch es um sie aus den Büchern und Buchen; es klang ein Friedenslied zum hohen Herzen, es zeigt sich ein lächelnd Antlitz in höchster Schöne auf der Erde, die nun Vergessenheit deckt.

Die Sprachgelehrten suchen den Stamm des Worts, gehen weit bis auf die Sanskritwurzel [illegible] und wollen es hin in ihre Wortforschungen schwatzen und reden. Und sie leiten hinab auf jenes Wort von der Wurzel bri, ebenso schwatzen, reden, es ist schon Sprache, lebendige, geläufige Sprache ist. Schwatzen genug, den Stamm zu verachten in seiner leichten Kraft, die Wurzel zu verschweren, bis sie brauchlich und im Schatten der Zweige am Quell sich niederläßt, Schlaf allein, der ein Mangel sie zu haben, denen Perle ihres Daseins.

Heinrich Heine hat sie gekannt. Und mehrere Mal, daß seinem Herzen entströmt, sagt von ihr:

[illegible]

Hinsichtlich von einem Klingen war das Instrument, das die goldene Pforte gerieben, vom goldenen Portale, in Form eines zwölf im deutschen Volke durch sie. Sie war auch die Heimat, die „treue Heinrich", der heidnische Heinrich freilich auch. Aber was sie nicht gleichfalls ein heidnisch Weib?

Da sagt sie auf ihrem ehernen Stuhl, über der Stadt nahe am grünen Rhein und besingen hier das Nibelungenlied, der Nibelungen Hort. Und

[illegible]

Wenn wir das Lied nun singen, daß es uns wiederschallen in die Ferne! Hat es von dem Horn der Nibelungen gesungen, wo die Liebesgattin des Nibelungen mit unzähligen goldenen Thränen beweinte? Um den die mächtige Brünne in einen Thränenquell zerfloß? Sind die Wasser der deutschen Meere in der Schweiz und im Elsaß, in der Pfalz und im Spessart die Thränen um das verlorene Kind, um eine verlorene Seligkeit? Um eine Seligkeit, die je groß war in ihrem Liede, daß alle Seligkeit der Erde vor ihr verschwand und eine namenlose Sehnsucht die Herzen ergriff, um der Jungfrau das verlorene Kind zu suchen.

Und aber was der Sage nach hinabgesunken, tief hinab in Erde und Steine und Berge, den einen als Gold, andern als Wasser, lebendiges Wasser, das Lebenswasser der Märchen, wie es im Volksglauben noch am Ostermorgen heraufsteigen soll. Was heute noch hier und da hervorquillt und hervorspringt im deutschen Bergwald, labend und heilkräftig wie in seinem andern Lande, ist nur ein winziger Theil des alten Wunders. Und doch, wie voran hat das

Frau Thompson.

Laß es nur Eliza nicht hören, die grämt sich im Stillen —

Thompson.

Um den Faut, den Marwell? Schwerlich. Das Kind hat ein sonderbar Herz. Es glaubte nie an sich und suchte sich in Zerstreuungen zu verlieren. Jetzt erst steht sie ihrem, dem Himmel sei Dank, nicht verdorbenen Gemüth' Rede und ich hoffe viel von ihrem Herzen.

Frau Thompson.

Doch nicht um des jungen Phillips willen? Nimmermehr.

Thompson.

Du glaubst, dieser edle junge Mann würde die Liebe eines armen Mädchens annehmen, das ihn im Reichthum verschmähte? Was mich so bitter gekränkt hatte, war, wie ich sah, daß sie den herrlichen Jüngling liebte und aus schaalem Weltsinn, aus Liebe zur vornehmen Bizarrerie einem Geken die Hand reichen wollte, den sie verachtete. Sie kommt, störe sie in ihrem innern Jammer nicht!

Eliza

(bringt das Glas Wasser).

Frau Thompson (nimmt das Wasser).

Ach Du gutes Kind! Dies (an das Wasser) ist das

Wenige nicht ihren Leib und Seele verkaufen, die sich Leib und Seele verloren?

Aber an Venus haben sie dabei nicht gedacht.

Die Gelehrten sagen von dem Worte, der Stamm sei hier und wie in einer Parallele wie in Verderb, Verlust, Verlaub u. s. w. Sie setzen auch mit dem Begriff des Verlust und dem Begriff des Verlassens und Gehen das englische lose, unter verlieren, die verlieren, als verlassen, daneben und damit ist es gut. Wer aber mit lebendigem Auge schaut, der sieht aus dem Worte gleich Alle der langsam herausschwellen, die in Verlust als Verlust, im deutschen Worten als Verbalien und Vergehen bekannt, von den Gelehrten als Form hatte, Form hatte durchdacht wurde. Hier will ihnen das wie schon seine tiefe Parallele mache. Sie nennen es ein abgeschwächtes „Los".

Einen Namen trifft ich nun mein

Verloren

an, als ich Frau Venus, der wir auch zum Lieben Wege begegnen, im Gespräche alle, der in seiner Wanderschaft ein Verlust geworden und einem begegnete, der Frau Venus, Herr Venus sagen ist, sie angehört.

Die Sage erzählt von ihr. Sie ist eine Verlorene gewesen. Und gerade den christlichen Mönchen gerne gut, um die Heidin als Teufelin hinzustellen. Als der Liebesgöttin des Volks gaben sie ihr den ihnen geläufigern Namen Frau Venus und ließen den teuren Schatz, diese unauslöschbare Habe unsres Volks, als Manner vor ihrem Berge darben. Im Tannhäuser aber, der trotzdem hindurchgegangen und der Verlorene und höchste Glück gefunden, zeigten sie das Unglück, das sie selbst verloren.

Wie wenig aber sie sich, was der Tannhäuser war.

Die Sage erzählt, nachdem er lange bei Frau Venus geweilt, sei er nach Rom gegangen, um vom Papst Absolution zu erlangen. Aber das war nur der verdrießliche Tannhäuser, der mittelalterliche Ritter, der nach Rom zu wallen gewohnt war, den die Mönche aus dem gewaltigen Tannhäuser gemacht hatten, welchen Arentin in seiner Chronik aus den Liedern des Volks erwähnt. Der aber war ein Mann gewesen und hatte bei der Schlacht des Himmels empfangen. Er war ein Held gewesen.

Jedes Wort dieser Sage war wider das Christenthum. Unter Blut war der Zug und auch dieser mußte ein Aergerniß werden zur Verdammung des Papstes. Die Schlacht konnte der Tannhäuser nicht erhalten, die heilig sein Petrus und alle der Papst. Einen zweiten Papst, noch dazu einen deutschen, konnten sie ebenso wenig brauchen als einen zweiten Gott. Und so mußte der Tannhäuser ohne Absolution in die deutschen Berge heimkehren. Das Volk sprach jedoch sein Urtheil in der Sache seines Helden anders. Papst kannt, sah es lang, wie der harte Stab des Papstes, den er zum Zeugen seiner verdammenden Worte gereicht, noch in derselben Nacht zu grünen begann. Im Tannhäuser suchten sie nun vergebens in Rom. Der bedurfte auch der Absolution Roms nicht, ebenso wenig als einer Sonne Leer, in deren Reich er wieder ging.

Was denn nun Verlorne wirklich einer Verlorenen gewesen? Eine Verlorene in deren Schooße ihn im Horselberg? War sie es wie jene Helena von Paris und kam auch durch sie ein Krieg in die Welt, wie Homer ihn sang vom Sterben unzähliger Männer, vom Untergang der größten Helden? Haben vielleicht auch wir bei Frau Venus einen unglücklichen Wandergang? Laß schein es so. Der Zug des Tannhäuser mit seinen Kriegsscharen, der Untergang einer alten Stadt, Prüden genannt, mit einer starken Burg, die „Der Schirmer" geheißen, spielt in die Frau Venus Sage hinein. Aber alles Weitere ist verschollen. Deutschland besitzt in seiner Sage nur einen großen Vertilgungskampf unter Brüdern und Verwandten, das in die Nibelungenschlacht, welche von der Sage auch ins Weltliche, in die Gegend von Soest gelegt wird, in das Ahrtal wurden, das Frau Venus angehörte.

Von Venus wird uns weiter nicht erzählt wie von der Ehrenhold, daß Held Siegfried um ihretwillen seiner ersten Verlobten Brunhild ungetreu wurde. Von Venus wird nur erzählt, sie suchte einen Schützer wie eine Gräfin vom Knaus, der den gefährlichen Ritt auf der Burgmauer vollführte, und die Sage will wissen, sie hätte ihn wirklich in einem Herrn von Klettenberg gefunden, der sich also durch den vollführten Umritt gleichsam als lebendige Mauer um ihr Haus aufbaute.

Sonst erzählt das Thüringerweib von Venus viel Liebes und Gutes, wie sie Armen im Walde Speise zugetragen, treu Liebende in ihre unterirdischen Feenlauben geführt und ihnen wunderbare Blumen gepflückt, die sich draußen in Gold verwandelten. Noch einmal auch, als ein Mädchen, ihrem Geliebten ungetreu, im Walde einen

anderen gehört, bei Venn als Heiligthum aus dem Lichte gebrochen und plötzlich aufleuchtende Klippen hätten die Ungetreuen getödtet.

Eine innere Zusammenhang zwischen diesen Sagen und dem Nibelungenlied ist also vorhanden; es wird gebraucht durch die Hunnen, welche, wie in der germanischen Sage, so viel Unheil nach sich ziehen. In einer anderen Weise kommende Sage im Venn vom Tannenthal in Oberschwaben kennt die Gleichheit beim, welche diesem Heiligthum eine so furchtbare Rache bereitet. Der neue Glaube, der im Christenthum jene Klippen gewachsen, im Heidenthum aber zu ihr geblieben, hebt im Venn da als der richtigere Anfänger der Wahrheit. Auch in auch Klippen sind neben ihm vorhanden in dem Gegensatz „Klippen im Nebelichte Meere", der im Venn gesucht wurde, das zusammenhängt zu sehen.

Ebenso gleicht es sie, zwischen zu Anfang dem Nibelungenlied. Sie findet auch der Zweig in Frau Venn die Treuen wie die Ungetreuen, obschon es weiß, daß diese verloren hat, Frau Venn eigen hat, sah sie Herben machen.

Hinum auch Siegfried, aber neben seiner Heldengewalt ist viel geschrieben in, durch den die Unterne tödtenden Hagen und Gil im Berge unter Meeresbett. Darum hat der Mensch Mut das von Kriemhilden, der in den Hunnen einen anderen seine himmlische Verlobte vergessen, und ihnen bis zum Thomastage. Darum darf Sander Berte in Blasen und Flammen, weil er sich Alben gelebt und mit Meeren buhlte. Darum war der Schaumburger, der das Wichtelweib in der Waldhöhle umfangen und seine Gattin betrogen, der Segte seines Namens. Darum hat Christ, der Gott des alten Aegypten, durch Jahren, mit denen Wirbe er gründigt. Darum darf der Alten Kirchenväter, der sich der Gebete gewehrt und dennoch in Sangerlist Reuen schweigte.

Nur das ist Heidenthum! Heidnisches Glaube meines Glaube an so schwerbestrafte Unterne! Doch die Strafe wird noch schwerer. Wer Venn sein ist mehr als Sterben, Wer Venn sein wird ewige Leben! Und auch das ist Heidenthum! Und tiefes Heidenthum haben wir in den dunklen Wäldern, auf den quellreichen Bergen gefunden und aus Meeren bricht eine Zukunft herauf, die Deutschlands Zukunft noch erheben wird, wie sie einst den Ruhm seiner erhöhte, die Wer Venn waren Irmin — es ist deutsche Wuhe, es ist deutsche Auferstehung, die wiederum ein neues Licht anzündet, das nicht nur in die Geschichte der Sprache und in die älteste Geschichte der Menschheit überhaupt hineinleuchtet und vieles ganz anders erscheinen läßt, als es bisher gelehrt wurde, sondern auch in manche noch verdunkelte Räume des Christenthums Strahlen wirft, die belehrend wirken werden.

Und der Mond Markus verging seinen Himmelsbogen. Venn die Frau Venn, der Mutter Venn, der Mutter der Jahreszeiten und Sternenzelte. Aber Hertha erhebt die Unterne durch Meeres und erhebt sich zum Mond von Neuvermählung auf der Schwelle seines irdischen Hauses. Und in die hellenistische Sage von der Unterne, der alten Unterne, die sich so weit Meeresgrund angegeben, aber auch manchem Bezug zum germanischen Sage als sie uns wenig verwandelte alte Sage erscheint. Als sie schließt sich als Ergänzung die Sage von jenen Gitz, die im rauhen Pankrazius auf einem Felsen wohnte, aber endlich den Meeresgrund kam, der sie neu belebte. Der Mer Venn Graf von Clausenberg heißt hier Wolfbertrich; er ist die Zwölfte im schwarzen Bund, die Dreizehnte, wie mit Teufelischen Blut angefüllt, weit noch älter als das Christenthum ist, was von ihm und vielem anderen aufgenommen wurde.

Nun Lust gezogen und seinen Kampf, da schaut Frau Gitz-Venn an seiner Hand zum Jungbrunnen und tritt in die Unterne Arme, um sie Ahd empfing sie und macht sie zum Und Frau Gitz ging heraus, wie es in Antang geschildert, Licht und eins, Leben und Tod und Verderben und Segnung aber, wie die Sage erzählt, als Sigfrieds „in thronte über alle Lande".

Und denn aber wirklich Meerfee?

Weil es Frau Venn Meerfeen in sein und dennoch Nicht Meerfeen, sondern Sigfrieds das ist der alte heidnische Sinn des Wortes Meerfeen war Gitz. Nach altem Recht war sie, der Namen kannte, der das Leben unserer Feen schildert, nach altem deutschen Recht hatte sie Macht der Uebersicherin den Haarschmuck genommen und sie zerfiel und nackt hinausgetrieben über den Teichrand des Bodens auf der Schwelle. Die Sage erzählt hiervon zwar nichts, aber jene zerfetzte Jungfrau thüringischer Sagen von jener theils Haarschmucks beraubt Sitz des Meeres und des Rheinlandes in keine andere als Frau Gitz-Meerfeen, die verabscheut und häßlich in die

Liebe sieg, als Siegmunde aber aus dem Rhythmus wieder aufwachte. Und

[illegible]

und

[illegible]

so hat diese Schmach wieder auch die deutsche Mutter gegen den Feind ein goldenes Band, ein Kunstwerk der Liebe, und von ihm strahlt neues Licht in die alte heidnische Welt des Vaterhaus wie des Gatten, von dem man bis heute nichts aber Ungewisses Näheres sicheres weiß, unser deutscher Heldenthum weist in einem neuen Abschnittthum. Eine Seite der herrlichen Gestalten, eine Tiefe der schönen Weiblichkeit schlingt sich um das deutsche Volk und dem Vaterland, dem Leben der deutschen Frau. Denn [illegible] Sie [illegible] nach [illegible] Weise Verehrung, im Volk „Minne-Lied" genannt und „das Weib" weiblich nach dem Volksglauben hohen Lieg weihet, wenn Frau Venus, Verehrung für die Weiblichkeit, [illegible] die Frau Liebe, welcher der [illegible] Minne und Adel weben, aber, verscheucht durch ihre Pracht, als goldener wiedergeht.

Der starke Thor, der Verbündet des Vaterhaus, der weise Sohn, der deutsche Weltherrscher, Landhäuser wurde zum deutschen Kaiser im Berge Verloren. Sich wendet bei ihm im Kyffhäuser als Arm Helle, seine grimmige, seine hehre Braut, die er der schönen Zukunft entgegenführen wird.

[illegible]

So ist sie im Liede des Sängers zum Bande selbst geworden und wird als Siegwinde aus der geheimnißvollen Ferne aufstanden, als „die schönste aller Frauen". Und du, meine Muttersprache, du hehre, heilige, die du in einem einzigen deiner Worte so Herrliches enthältst, wie auch immer du sein, wie viele Schätze waren du noch bergen in deinem Licht!

E. Schmeißner.

Eine Freundin Lavaters und des Sturm.

[illegible] Lavaters und des Sturm [illegible] Verkehr [illegible] Lavater [illegible] Aufenthalt [illegible] Lavater [illegible] Herzogin Anna Amalia [illegible] Weimar [illegible] Lavater [illegible] Herzogin [illegible] Weimar [illegible] Lavater [illegible] Herzogin [illegible] Weimar [illegible] Lavater [illegible] Herzogin

[illegible] Vater des Jahres nach Darmstadt zurückgekehrt, suchte sie sich immer und immer am 27. Januar 1774 im Vorgefühl des nahenden Todes über ihren letzten Willen klarer, der ihr große Ruhe verschaffte. Sie schreibt darüber: „Mein häufiges Unwohlsein läßt mich mein nahes Ende voraussehen. Ich muß mich daher zu meinem Vergehen anschicken und meine Anordnungen treffen. Die Güte und Vorsehung, womit der Landgraf mich beehrt hat, legt mich verbunden, daß er meinen letzten Willen ehren wird. Im Vertrauth wird die Bitten gewähren, welche ich an ihn richte. Ich will in seine Kirche beigesetzt werden, meine Verabredungen mit meinen Kindern und Verlassenschaften sollen ohne weitere Begleitung meinen Sarg zu Grabe tragen. Die Einsicht und Wachsamkeit seiner Gemahlin werden hier mich im Tode [illegible]. Ich bin gerne. Ich empfehle meine Kinder dem Allmächtigen. Ich habe mit Willen niemand weder gethan. Ich verzeihe meinen Feinden und — meinem Verräther. Ich beklage meine Kinder, meine Mutter und meine Freunde. Möge ich in ihrer Erinnerung leben!"

Am letzten Tage ihres Lebens schrieb sie an ihren Gemahl: „Meine letzte Stunde naht und ich danke Gott, daß er mich noch so meinem erlösenden Glück [illegible]. Lebe Engelet liegt bereit und ich ohne die Gnaden des Heilands. Ich wünsche Ihnen und meinen lieben Kindern ein frohes Leben und das größte irdische Glück ein ruhiges Leben! Gehe' Meine Gesinnung wird Ihnen Baron Rudolf sagen. Ich werde, wie Sie in eine Hand kommt, wo ich so gern als von meinige den Vorzügen [illegible]. Noch einen Wunsch habe ich. Den letzten auf dieser Welt. Lassen Sie mich meinen in der großen Begräbnisgruppe des englischen Gartens beerdigen. Man wird dort eine Stelle finden, die außer mir nur Ihnen bekannt ist. In ihr ist die Stelle, wo ich ruhen will und die ich größtentheils mit eigener Hand gepflanzet, mit einigen Steinen bezeichnet. Hier an der Stelle, an die ich mich von dem Gedanke des Herrn stärkte, wo ich meine Seele mit Gott unterhielt, dem ich bald von meinem Leben, daß ich mir Ihnen, mein Gemahl, theure Rechenschaft geben soll, hier, wo ich so oft Sie und meine Kinder dem Herrn bringt, hier, wo der Allmächtige alle meine Wünsche erhörte, hier will ich auch ruhen! Mein theurer Gemahl und Herr! Ich erwarte Sie einmal das Grabes in einer besseren Welt! Mein letzter Hauch gehört Ihnen!"

Man kann nicht ohne Wehmuth die beschriebene Stelle im unterirdischen Gang suchen zu einer Reliquienstätte, in welche durch eine kleine Oeffnung, die durch einen vorgelegten Stein verschlossen werden konnte, so viel Licht fiel, als zum Lesen erforderlich war. Zwischen den Steinen lagen Rosenblätter, auch einzelne Blumen, welche die fromme Frau selbst vorher gepflückt hatte. Karoline starb am 30. Mai 1774 in den Armen ihrer Mutter. Die irdischen Reste der Hingeschiedenen wurden am Abend des 4. April bei Fackelschein zu Grabe getragen und an der gewählten Stelle beigesetzt.

Der Oberjägermeister von Riedesel widmete dem königlichen Freund den schweren Verlust. Nach einiger Zeit erlangte er ein folgendes Schreiben Friedrich's: „Herr Baron von Riedesel! Der Anlaß dieses Schreibens erinnert mich an ein sehr unangenehmes Ereigniß an den Verlust, den wir durch das Ableben der Frau Landgräfin erlitten haben, dieser vortrefflichen Fürstin, welche der Schmuck und der Gegenstand der Bewunderung ihrer Zeit war. Sie wissen, wie unendlich hoch ich ihre Verdienste schätzte und wie tief mich ihr frühzeitiger Tod ergriffen hat. Sie wissen auch, daß ich bei der ersten Nachricht von ihrem Hinscheiden den Entschluß faßte, ihren Verdienst mit einem Denkmal zu beehren, welches künftigen Zeiten Urkunde meiner Gefühle der Verehrung ihrer Verdienste und reiche Tugenden sein sollte. Ich habe ihn gefunden und ich an Sie gründet werden. Denn Sie wissen am besten, wie der Zeitgen ein Denkmal zu setzen ist."

Der Hain, am großen Morast, welche noch jetzt den von Gebüsch und Bäumen umschatteten, von Hyänen umrankten Grabhügel im parmstädter Hofgarten schmückt, hätte den Namen der Rudenden, der Tag ihrer Geburt und ihres Todes und manch [illegible] Mann an Stelle. Am Ende der Linie aber steht der Name des großen Königs, welcher dem Unbekannten der großen Landgräfin das Denkmal gewicht.

Mit [illegible] in einem Briefe vom Jahre 1777 aus Darmstadt sagen: „Der Geist der Landgräfin ist entflohen." Aber ihr Schwiegersohn, Herzog Karl August, und ihre Enkelin Luise setzten zu Weimar fort, was sie in Darmstadt versuchte hatte: die Förderung des geistigen Lebens der Nation.

Lebensblicke

von Ludwig Hamm

Unsere bittersten Erfahrungen entspringen doch nur aus unserer mangelnden Menschenkenntniß.

* *

Wer für alle Thränen hat, dem Schmerz ist nie wahrhaft nah.

* *

Viele kommen sich interessanter vor, wenn sie sich anders geben, als sie wirklich sind.

* *

Was mit der Sonne geht, kommt mit dem Tage nicht wieder.

(Schluß im Beiblatt.)

Graf Cavour.

Die Geschichte eines großen Staatsmannes schreiben die Nachkommen nicht seine Zeitgenossen. nicht in der Gegenwart nur in der Zukunft findet er eine gerechte Würdigung. Denn nicht ist es mit seinen Erfolgen und seinem Unglück wie mit dem Sieg oder der Niederlage eines Feldherrn, klar und offenbar, augenblicklich. Hannibal bleibt immer einer der großen Feldherren, wenn er auch den Sieg bei Rom nicht zu benutzen verstand. Aber die Handlungen eines Staatsmannes beurtheilt man nach ihren Folgen und seine Schöpfungen dauern haben, das gilt davon in vollem Maß. Polenbriefe und Nebel Metternich gelten zu ihrer Zeit für bewunderndes und gepriesen. den Geist, aber es muß sich niemand mehr einfallen, sie in die Reihe großer Staatsmänner zu stellen, während vom jungen Pitt, der weit Peel, Canning und Gladstone bereitet, ich nicht mit Bedingnisse vergleichen kann, diese Ehre nicht geringer wird.

Was war nun jener Graf Camillo Cavour, um den Italien, als er plötzlich im Juni 1861 starb, wie um einen König trauerte? Hatten sie recht, die in ihm einen großen Genius erblickten, oder war die eine „Marionette Napoleons“ schuldig? Besaß er nur die Kunst einer Intrigue, glückliche Umstände geschickt auszubeuten oder war es ihm Zufällen und dem Schicksal überlassen? Auf diese Fragen gibt das Buch William de la Rive's „Graf Cavour. Skizzen und Erinnerungen“ (zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1863) ziemlich klare Antworten. Es gefällt sich in den gewöhnlichen Liebenswürdigkeiten der Biographien. Cavour war mit dem Verfasser und seinen Familie, die am Genfersee lebt, eng befreundet und wechselte vielfach Briefe mit ihnen. Aus diesen gelegentlichen Briefen und Gesprächen ist das Buch entstanden. Cavour's politische Laufbahn wird im letzten Theil auf zwei Seiten skizzirt. Einen tieferen Einblick in die Verhältnisse lassen die Mittheilungen Cavours und Brofferio an Frankreich lagt der Verfasser kaum ein Wort, er scheut sich vor der Aufgabe, an Machiavelli's Tag nach Stellen eines Cavour und seiner politischen Hinderniße entgegenzustellen, aus der Preßfreie Pianchi's wieder vor, daß er sogar Gott dazu borgt. Cavour war kein Idealpolitiker, kein Mann des Systems und der Verallgemeinerung; man ist nicht wie er gezwungen, Jahre hindurch ein einziges Problem, ein vorzügliches Problem einzig nicht vor Millionen Freund als Feind wirth und Spekulant, um im richtigen Jahre die Rolle von Karl Ant zu spielen.

Cavour ist in der Schule Machiavelli's gebildet, auch ihm wird der Zweck das Mittel oft heiligen müssen, daß im Feuer des Gefechts der einzige Weg auf die Länge sicher ist, nie mehr, wenn es zu einer That kommen will, muß ein Herz seinem Verstand mit sich versöhnen. Ein edler, heldenhafter, großmüthiger Charakter wie der Garibaldi's hebt sich gleichsam durch seinen Instinct von Napoleon III. abgestoßen, unmittelbar erblickt Cavour den Mann in ihm, mit dem sich handeln läßt. Beide ergänzen sich so sehr, daß selbst durch den Waffenstillstand von Villafranca, wo der Kaiser die Hoffnungen Italiens so schnöde betrog und sich Cavour gezwungen sah den Minister des Innern zu spielen, die Verbindung nicht ist. Denn in ihnen beiden waltet nicht der schöpferische Zug des Genius. Sie sind nur ein großes und klugen Rechner. Sie haben nur vom alten wie von jungen an der Spitze europäischer Dinge gestanden, von eisernen Willen. In diesem Sinne hatte der Kaiser ein wahres Wort gesprochen, als er zu Plombières dem Grafen sagte „Wissen Sie daß es in Europa nur drei Männer gibt? Sie sind der dritte, den ich nennen werde.“ Cavour ist das Ideal Machiavelli's, wie es eben das 19. Jahrhundert hervorbringen kann. In dem Grundsätzen und Ansichten, wie sie die Praxis lehrte und der Staatsmann wenigstens nicht verabscheute, nicht leicht nicht zu wagen hat. Die Einheit Italiens lacht Gewissen auf dem Wege des Rechts zu erreichen, Cavour wußte auch dem „Principe“ was man am Schönen gibt, wenn man dem Muthe des Löwen einen Theil von der List des Fuchses beimischt. In Italien ist fast nur eine politische Verständigung ohne Verschwörung durchgeführt worden. Die italienischen Staatsmänner haben einen Versuche nicht. Seit dem Pariser Congreß 1856 — wo Cavour in einer Sitzung „Italien“ auf die Tagesordnung gebracht, wo der Kaiser einmal im Gespräch die Bedeutung fallen ließ

Was konnte man für Italien thun? so fragt Victor Hugo, wiederholt sich zweifelnd über England Haltung bei einem Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich andrerseits — sagte Cavour einem Italiener zu dem unglücklichen Krieg, der so lange gegen die österreichische Herrschaft führte. Bei der Uebermacht der Gegner, bei der Schwäche Italiens konnte es allein das Werk der Befreiung nicht vollführen, es brauchte Hülfe. Wer will den verurtheilen, daß er den Krieg nicht allein, sondern mit den Franzosen führte? Haben wir Deutsche nicht so, 1813 den Beistand der Russen gesucht und gehabt? Imgrunde, unter einem wesentlich Lob kam es noch Plombières zu dem Kaiser. Von beiden die Engländer und das Testament Cavours zu Verbindungen seiner alten Freunde der Gesellschaft, mittheilungen hin die Gesellschaften zu Gunsten Italiens geschmiedet als es noch 1856 trotz der ganzen Geschicklichkeit Cavours, die Cavour nach Gewohnheit geschickt. Ein Vertrag wurde geschlossen

auch einmal, ich weiß da nicht zwei ihrer ebenso entschlossene Naturen, nicht Machiavell und Garibaldi, zwei Rechen, zwei Raubkatzen, rhetorische Menschen waren zusammen, der schlaue von seinem Ehrgeiz getrieben wie gern er auch im Schatten des Königthums den Diktator, den Schützer des einigen Italien spielen möchte die Liebe zum Vaterlande bewahrte ihn, er that wenig für seinen persönlichen Ruhm, selbst um die Befreiung der „heiligen" Stadt. Zwei Gewaltmenschen und Gegensätze von denen der Moralischen reden, wenn ihn wieder damals das Verbrechen. Napoleon und Cavour abgerechnet, auch später sein Vergehen gegen Neapel und den Kirchenstaat gebüßt haben. Ich habe eben nicht die guten Nerven, die sich mit der Politik befassen. Wie die Staaten einmal sind, gehören nicht die Tugendhaften und die Bescheidenen, die parlamentarischen Schönredner zur Zahl der Regierenden. Nicht auf Macht im Munde führen, an ihre Spitze, sondern die Angreifenden die Männer der That, Cäsar oder Cromwell, Richelieu oder Cavour. Sie vollführen große Dinge, sie retten ihr Vaterland. Die Uebel, die sie ihren Zeitgenossen gebracht, verschwinden allmählich aus dem Gedächtniß, und Ruhm bleibt und die größten. Auch die Römer waren durch Zeit der Anerkennung kommen. Seiner Pflicht treulich als ein Opfer von unverschuldeter Feindschaft und Heimtücke, seiner Versprechungen und Eide „und des Papier nicht werth, auf dem sie niedergeschrieben worden". Im Anfang seiner parlamentarischen Laufbahn gehörte er der Rechten an, er hat sie verlassen, wie Robert Peel von ihr herumgetrieben, die Tories vor sich her trieb. Alle Mittel waren ihm gut, die zum Ziel führten. Absichtlich reizte er gegen Garibaldi, heimlich gab er ihm Geld. Er machte den Zug gegen Sicilien für ein verzweifeltes Unternehmen halten und so rechnen daß ihm der glückliche Ausgang zwei Königreiche schenken, der unglückliche ihn von einem Nebenbuhler befreien würde, den er fürchtete. Und aber bei Gelingen für Garibaldi war, Hoffte er seinem Ansehen sich auf der Straße zu werfen und so vor sich allein im Besitz zu nehmen. Kaltblütig hielt er die Schuld gerne nicht nur am Zipfel ihres Gewandes fest, er sah es herannahen. In der Entschlossenheit kannte er keine Furcht und keinen Ekel. Das Recht des anderen war ihm gleichgültig, er wußte daß Macht Recht gibt. Einmal, in Villafranca, war er von Napoleon überlistet worden, sein Spürsinn war er nur in seinem Kopf entsprang der Gedanke des Krieges gegen Oesterreich gegen den Papst, er hat Kameraden erschlagen und Horte gesammelt. Aber es ist eben so ungewiß, daß er in allem eins war mit der „Epidemie" in den Italienern. Diese Einheit mag in den politischen Anschauungen wie in der Persönlichkeit beider Männer ihren Grund gehabt haben. Mit Cavour hatte Napoleon III die römische, vielleicht auch die weltmännische Klasse gemein, ohne sie kann es sie nicht geben. Der Mann hat eben, der ein neues Recht und Gesetzen schaffen macht.

Der italienische Staatsstreich hat etwas, das dem deutschen Gemüth etwas widerstreitet, es ist auch selbst wenn wir nicht auf dem moralischen Standpunkt stehen, zu viel Heimliches. Bedächtiges und Tüchtiges hatte Cavour, verdient wie Machiavelli die Bewunderung Italiens und die Anerkennung der Welt, der eine schrieb das Programm, der andere führte es aus. Aber die Liebe der Menschen bringen sie nicht, darin hat das Volk das richtigste und treueste Gefühl, nicht Cavour. — Garibaldi, der gegen ihn doch nur wie ein phantastischer Held und Schwärmer erscheint, nennt es den Mann Italiens.

„Auf großem Fuße leben"

Daß die Mode ein Tyrann ist, der wie Nero zuweilen an Nebensachen seine Grausamkeit im Einzelnen — selbst nur auf gewisse Grimassen angesehen. Doch darüber mag man ein sarkastisches Lächeln um ihren Mund spielen, klagen sie aber die Modejournale vom Ende des vorigen Jahrhunderts noch so wird auch dem sarkastischen ein sympathisches Lachen. Diese allerliebste grande couleur von 1785, wo in einer Art von Riesenperrücke sich Aeren, Blumen und Bänder zur Unsterblichkeit steigern, der chapeau à la Caron, nach einer Oper von Beaumarchais so genannt, und à la Minerve, der kommt der ganzen Lage — alles Dinge, welche die Deutschen pflichtschuldigst den Franzosen nachahmten. Man hat diese spinnende Gewalt der Mode mit dem Zeigen eines Perpetuum vergleichen, welche einen bestimmten Raum durchläuft und dann immer wieder auf denselben Punkt zurückgeht, und in der That, zu den Geschichten der Negersklaven sind wir schon seit Jahren zurückgekehrt und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo die Gewänder à la grecque die Gestalten umhüllen werden wie zur Zeit der Republik, und der Taillenschnitt des Kaiserreichs sich mit den Pufärmeln der Restauration verbindet — nur an einer Rückkehr glauben wir nicht.

Niemals wird die Französin, und mit ihr alle Damen der „civilisirten" Welt, die sich jetzt schon weit die Crinoline beträgt, bis Neu-Seeland erstreckt, wieder auf den kleinen Fuß verzichten wollen, denn selbst für die gegenwärtig in Mode schwebenden Schleppkleider hat man ein Mittel erfunden, mit den kleinen Füßen zu prunken und sie zu zeigen. Besitzt man einer perfekte Dame, daß es in einer jetzt schon in naher Zeit einmal zum „guten Ton" gehörte, 2' lange Schuhe zu tragen, so zieht sie spöttisch mit den Schultern, und unter dem Vorwand, die Füße zu wärmen, hebt sie sie wechselweise zum Rand des Kamins, um mit triumphirender Miene zu zeigen, in welcher Dimension der wirklich „gute Geschmack" zu suchen ist. Gleichwohl ist die Thatsache der großen Schuhe unumstößlich. Wer Recht auf der Fuhne einer Mode trug, um seine schielenden Augen zu verdecken, und alle seine „Gefangen" ihm nachahmten, obwohl sie nicht schielten, wie der ganze Hofstaat

[illegible] [illegible] [illegible] [

geben. In seiner [illegible] auch seine [illegible], jetzt würden sie sich über die Umwandelung dieser seiner [illegible] in einem bisherigen Jahrfest nicht wenig verwundern. Die Dampfschmiedeisen erhoben sich hier überall und begann das Intelligenz und Industrie durch Fleiß und Beharrlichkeit auch in dem schlechtesten Boden Wurzel schlagen können. Unter den Fabriken ist die Schumann'sche Porzellanmanufaktur und die Borsig'sche Maschinenfabrik als die bedeutendsten hervorzuheben, da sie letztere nicht nur die größte Maschinenfabrik unserer Staaten, sondern weit das ganze Deutschland ist. Unsern von jener Schmiede des Vulkan, in der es Tag und Nacht hämmert, zischt und dampft, erhebt sich das Fabrikhaus der Porzellanfabrik mit Palmenhaus und Gartenanlagen prächtig und stattlich wie ein Villa eines Fürsten. Im Februar und März dieses Jahres der Borsig'schen Lokomotiven einen Gastwirthen, wie man sie nur in Japan von Hermaphroditen bei in Europa durch Kunst hervorgebrachten Pflanzen oder Tieren. Noch einmal den Blick auf Arbeiterhäuser gewendet, sondern von Neubau nicht [illegible] von der Masse seiner Werke durch [illegible] Unternehmen zur Erholung brachte, [illegible] im Jahre 1823 in der Hauptstadt [illegible] mit einem [illegible] Kapital aus dem Nichts und ist heute im Stande 100 Lokomotiven jährlich zu liefern. Die preußische Regierung unterstützte sein Verfahren, sich auf dem Gewerbefleiß weiter auszubilden, so daß Borsig nicht gewöhnlicher Begabung bei verschiedenen Reisen bereits in den Tag gelegt hatte. Natürlich wurde Borsig gebeten nicht zu den Lehren, die ich auf [illegible] weiter bewegen, er mußte wie ein Kranz sich seine eigene Bahn brechen. Das angeblich bestimmt Genie wurde nach zehnjährigen Jahren auf dem Gewerbeinstitut ohne Diplom entlassen. Er war durchaus nicht zu gebrauchen. Denn in der Schule hatte er nichts gelernt. Wegen seiner schönen Schrift auch ist das Zeichnen vorzüglich betrieben. Ist auch jetzt wie er war, daß er 1875, 21 Jahre alt, in die von Egells neu [illegible] Maschinenbauanstalt eintrat. Neue berliner Einrichtungen als einfacher Maschinenbauer ein Jahrzehnt gute Jahren wurde er Werkführer, dann Anfang und 1837 bereits alleiniger Leiter der Anstalt.

In [illegible] hat sich unser gepriesener Umschwung aller industriellen Verhältnisse des Staates durch den Bau der Eisenbahnen. Auch Preußen erkannte die Notwendigkeit der Schienenwege und die Macht der Dampfes an. In seiner Entwickelung nimmt August Borsig eine der glänzendsten Stellen ein. In der Chausseestraße Nr. 1 baute er seine eigene Maschinenbauanstalt, in welcher er mit 50 Arbeitern seinen Betrieb begann. Das erste Gut war 1837 vollendet. In den ersten Einrichtungen aber mußte man englische Güter und englische Baumeister herüberholen, englische Lokomotiven und ihre Kuhrer zeigten ihnen [illegible]. England war gleichsam der unumschränkte Gebieter der Dampfkraft. Borsig versuchte durch die englische Industrie abzuhelfen. 1841 verfertigte seine erste deutsche Lokomotive, „Borsig" benannt, das Preußen in Deutschland sich von England emancipirt habe. Im Jahre 1847 beschäftigte Borsig schon 1200 Arbeiter und 1854 waren 500 Lokomotiven aus seiner Werkstatt hervorgegangen. Borsig gab seinen Leuten ein Fest, als ein halbes Tausend seiner Lokomotiven Deutschland durchlaufen, und tränkte seine Gäste mit den Worten an: „Kinder! Bewährt hier beim Essen und Trinken eure Kraft so, wie ihr sie in der Werkstatt prüft." Bei der tausendsten stellt ihr wieder ein." Borsig übernahm 1850 die Eisengießerei der Seehandlung in Moabit als sein Eigenthum und richtete vielfache für Eisenarbeiten aller Art ein, während die Fabrik in der Chausseestraße nur für Lokomotiven und Brücken bestehen blieb. Trotz aller Thätigkeit aber sahen Borsig sich doch genommen, das aus englischen Fabrikeisen das Eisen ihm seinen mußten — auch hierin wollte er Deutschland emancipiren. Schon 1847 hatte er den Gedanken in einem soliden Puddel- und Schweißwerk in Moabit gelegt und 1850 ist er von seinem [illegible] Gießereien das Roheisen für die weitere Fabrikation bearbeiten. Alles war eitrich deutsches Eisen und die deutsche Lokomotive — aber die Steinkohle mußte er dennoch von England beziehen. Er will auch nach dieser Seite hin sich Arbeit erringen. Königshütte und Duhs in Schlesien sollen ihm durch Rohsul behilflich sein, die englische Steinkohle durch die inländische zu verdrängen — die nun feierlichen Anstalten greifen harmonisch ineinander, es hat der Selbständigkeit der deutschen Eisenarbeit errungen, da plötzlich, inmitten der Hitze der Arbeit und Betriebsamkeit, am 6. Juli 1854 durchschnitt der Klagerut die Werkstätten: „Vater Borsig ist todt!" Ein Vater war er in Wahrheit seinen Leuten gewesen.

Borsig ist todt, aber die Industrie lebt! Jüngst ist die tausendste Lokomotive [illegible] und man sicherlich darüber, daß es damals anders war!

In Moabit werden nun vorzugsweise jene Maschinen angefertigt, die nicht zum Eisenbahnbetrieb gehören. Es sind Gegenstände, die oftmals ein Gewicht von 150 Zentnern erreichen. Das jährliche Quantum von Eisen, das hier verarbeitet wird, beläuft sich auf etwa 40000 Centner.

Gegenwärtig ist der Sohn des Verstorbenen des Unternehmens würdiger Erbe geworden, da er auf dem Boden der industriellen Arbeitsfreiheit geblieben ist.

Wie gedeiht auch durch Maschinenbau reich gewordener Arbeiter. Herr Tiling hat sich eine der Borsig'schen Villen im Geschmack mehr deutscher Bauart in Moabit gebaut. Hier ist endlich das reiche Bürgerthum, gegen das Lassalle so eifert, auf seinem Boden aufgebaut, nur hat es sich Reichthum und Ansehen nicht durch Nichtsthun, sondern durch seine Arbeit erworben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 23. Wöchentlich 1½ Bogen

Inhalt: Aus den Papieren des Pfarrers vom Doppelthal. Herausgegeben von E. Kästner. II. Meine Aeltern (Fortsetzung). III. Mein Vetter im Amte. — Die weiblichen Rufe. Von Karl Frenzel. — Ein deutscher Engländer. Erzählung aus dem Tagebuche des „Deutschen Pfarrers". I.–VIII. — Eine Woche in der Normandie. Von A. H. — Ein ruthenischer Tyrann. — Buchhandel. Schluß folgt. I. — Der Mensch. — Aus dem „alten" Theater. Ein Tagebuchblatt von Ernst Ortlepp. — Der Mensch. Epigramm.

Aus den Papieren des Pfarrers vom Doppelthal.

Herausgegeben von E. Kästner.

II. Meine Aeltern.

(Fortsetzung.)

„Es war ein heißer Tag gewesen, und schon ehe jener Mann fortging, fing es an zu blitzen und zu donnern. Wie ich nun allein lag, krach das Gewitter fürchterlich los. Der Donner krachte, riß vom Himmel herunter und kam in den Stuben hin; die Blitze leuchteten mir entsetzlich in die Augen, auch wenn ich sie schloß; denn ich lag auf dem Rücken und konnte sie mit den gebundenen Händen nicht bedecken, und draußen goß der Regen herunter, vom Himmel und von den Dächern zugleich, und ich dachte eine Weile, ich könnte doch eben auf dem Berge ertrinken müssen, wenn das Regenwasser um mich entweder gar nicht oder auch nur nicht schnell genug ablaufen konnte.

„Aber es ging alles vorüber und ging mir nicht ans Leben, und wie der Himmel wieder ganz hell war und voller Sterne, da kam jemand und kletterte über die Zelten und rief meinen Namen. Ich dachte nicht daran, daß ich nicht reden konnte, so eifrig war er! Und dann sah er mich und band mich los, und da wurde alles [illegible] Vierte Folge. I. 23

gut und wir weinten viel zusammen und küßten uns die Hände."

„Wer war denn das, Mutter?" fragte ich, tief aufathmend.

„Das war dein Vater!" antwortete meine Mutter.

„Ich dachte es, es mußte der Räuber Miller sein", sagte ich wieder, „weil Euch sonst niemand in den Zelten hätte hören können."

„Es war wol so", sagte meine Mutter nachsinnend, und ich vernahm, überwältigt durch ein Gewirr von Gedanken, das mich betäubte.

„Du kannst nicht schlecht von deinem Vater denken", begann sie wieder, „denn du hast, so lange du lebst, immer Gutes von ihm gehört. Er war brav auch schon, wie er im Examen lag; damals war er aber gar wunderlich mit seinen schwarzen Augen und seinem Krausehaar! In Zelten waren ihm gestorben, aber es waren ihm alle gut: Junge und Alte, Arme und Reiche. Wo sie tranken oder tanzten, da war er überall eingeladen, und wenn es ihm an Geld fehlte, so borgten sie ihm. So spielte er freilich in die Karten, wenn er hätte arbeiten sollen, und wenn er verlor, so sagten seine schlechten Gesellschafter: Wir schreiben's an, bis du eine reiche Frau

Letzte, was mich an unſern frühern Stand noch zuweilen erinnert. Einen Millionair zu beſuchen und von allen Erfriſchungen, die man angeboten erhält, nur ein Glas Waſſer begehren, iſt doch immer das Nobelſte!

Eliza (lächelnd).

Möchten wir alle unſere Erinnerungen ſo wohlfeil haben!

Frau Thompſon.

Setze Dich mein Kind. Was werden wir nun in unſrer neuen Lage anfangen? Der Harry hat uns verlaſſen, weil ſein großer Geiſt ihm nicht erlaubt, in einer ſo kleinen Sphäre zu wirken.

Thompſon.

Bei ſeinen guten Freunden wird er ſich verborgen halten, oder ſich irgendwo vor ſich ſelbſt verſtecken.

Frau Thompſon.

Ohne Taſchengeld, ohne franzöſiſche Wäſche! Ach! es gehört Tapferkeit dazu, ſich ſo im Spiegel ſeines Nichts zu erblicken. Haben wir noch einen Spiegel? Wie heißt die Straße, in der wir jetzt wohnen?

Thompſon.

Lohgerbergaſſe.

Frau Thompſon (affektirt leidend).

Was iſt das für eine Familie Lohgerber?

Lust- und Leidchen mit ihm, um welches reiche Mädchen er werben sollte. Mit Trinken und Spielen war er an einige von der Bande gerathen, aber er wußte nicht, was für Gesichter sie waren, und zwei oder drei hatte er schon lange vorher gekannt, wo sie noch nichts Schlechtes gethan hatten. Sie nahmen sich auch gut in Acht, damit sie ihm eine Falle stellen könnten, ehe er sie richtig kannte, und ihn zu etwas verleiten, was ihn in Schande brächte und dadurch in ihre Hände. Wie sie nun meinen Vater überfielen, da sollte das auch mit ausgeführt werden. Sie nannten ihm auch an und sagten dann: ‚Höre, heute Nacht wollen wir uns mit dem alten geizigen Müller einen Spaß machen! Wir wollen thun, als wenn wir die Bande wären!‘ Er ging mit, weil er dachte, sie thäten nur so; und es war ein großes Glück für uns alle! Denn wie ich aus dem Hause lief, da fand er an der Thür; und wie ich ihn beim Namen rief, da wandte er sich ab und ließ mich gehen. Wäre es ein anderer gewesen, so wäre ich vielleicht auch gefangen worden und wir wären weit verbannt, ehe Hülfe kam. Wie er dann erkannt, daß alles Spaß gewesen war und den Hauptmann aus dem Hause kommen sah, da rannte er tüchtig mit der Bande fort, weil er mit ihr getrieben worden war.

„Wie er aber damals in der Nacht zu mir zurückkam und mich erkannt, da riß er seine Seele wieder aus des Teufels Klauen, und ich weiß gewiß, daß er jetzt im Himmel ist, obwol wir später noch etwas sehr Unrechtes begangen haben, wenn ich aber am meisten schuld war. Da er mich losgebunden hatte, erzählte er mir, wie alles zugegangen war. Der Hauptmann und zwei andere hatten ihn mit sich geschleppt, weil er auch ein ehrliches Gesicht hatte wie die andern alle nicht, und er mußte in den Wirthshäusern Lebensmittel holen und sie ihnen in die Wälder bringen, und sie waren so weit fortgekommen, daß sie dachten, sie wären nicht mehr so sehr in Gefahr. Da waren sie so keck geworden, daß sie auch diesen Raub Geld nicht im Stiche lassen wollten, den sie zuvor auf dem Gebirge heimlich gelegt hatten, um die andere Bande bei der Theilung darum zu betrügen; und sie meinten, seinen Vater so sicher zu haben, daß sie ihm sagten, wo das Geld läge und ihn damach schickten. Da war er zurückgekommen, und im ersten Zorn darüber, daß ich ihn schon zum zweiten mal entdeckt, hatte er lieber mein Leben preisgeben wollen als das seinige. Aber dann kam er wieder und sprach so freundlich mit mir wie vormals immer bis zu seinem Tode.“

Meine Mutter stockte einige Augenblicke; doch sagte sie sich diesmal schneller und fuhr fort:

„Er sagte mir, daß er den Hauptmann mit zwei Pferden hätte warten sehen, und da wäre ihm geworden, als wenn jener der Teufel wäre, der auf seine Seele lauerte, und ich sein guter Engel, dem er selber die Hände gebunden hätte. Und er sagte mir, daß er schneller gekommen sein würde, wenn er nicht erst den Hauptmann hätte weiter leiten sehen. ‚Ich dachte‘, sagte er, ‚er würde selber nach dem Walde gehen; und da hätte ich doch einen Mord begangen und ihn erschossen, damit er doch nicht könne.‘ Das Geld hatte er wieder mitgebracht und bei es mir an. Da wir aber gerne, so versteckte er es wieder an der Stelle, wo wir es heute weggenommen haben, damit ich es holen könnte, wenn ich es wollte oder brauchte. Wir haben es nicht gewollt in den zwölfundzwanzig Jahren, die seitdem vergangen sind; nun will ich es aber für euch holen.‘ Und wenn auch viel Sträucher seit damals Bäume geworden sind, an der alten Waldung und den Felsen habe ich die Stelle gleich wiedererkannt. Und dann sagte er mir, ich sollte nur getrost ins Dorf gehen und sollte ihm nicht das Leid anthun, ihn zu verklagen: er wolle am lichten Tage auch dahin kommen, und wenn andere gegen ihn zeugten, seine Strafe geduldig leiden.

„Ich ging heim und schlich mich glücklich in das Haus, in dem meines Vaters Schwester wohnte. Es würde mir am andern Tage schwer geworden sein, über mein langes Ausbleiben Rechenschaft zu geben; aber ein heftiges Fieber bewahrte mich eine Weile vor Nachfragen. Als ich nach einigen Tagen gesund wurde, da war mein Vater in fremder Leute Hause und lag auf den Tod, und die schlechten Menschen, die ihn hatten verführen wollen, zeugten gegen ihn.

„Da habe ich eine schwere That gethan.

„Ich wurde auch vor Gericht gerufen, wie sehr natürlich war, und ich sagte gegen die schlechten Menschen aus und bekhwor es, daß mein Vater meine stille Liebe gewesen sei — was nicht gelogen war — und daß er auf meine Einladung in jener Nacht gekommen und wol nur aus Gutsein und Furcht vor solchem Verdacht und vielleicht durch Zaubereien der Räuber gezwungen eine Weile mit ihnen geflüchtet sei. Die Herren in der Stadt haben mich zu mir und die Liebe,

Mitgift hatten sie auch mit mir, weil ich ja auf einmal eine Waise und arm geworden war; seines Vaters Leben war aufgegeben und es schien nicht viel darauf anzukommen, was er gethan oder gelassen hätte; durch das alles wurde mir geglaubt, die einen falschen Schwur that, und die Liebe, die doch die Wahrheit sprachen, wurden vielleicht noch etwas härter gestraft, weil sie einen Unschuldigen hätten ins Unglück bringen wollen. Wenn sie es aber damals nicht verdienten, so hatten sie es vorher doppelt verdient. Und dann wurde mir erlaubt, meinen Vater zu pflegen, und wie ich ihn pflegte, wurde er gesund.

„Wie er nun wieder etwas kräftiger war, sagte ich ihm, was ich gethan hatte. Es hatte ihm fast das Leben gekostet, denn er schlief die ganze folgende Nacht nicht und bekam darüber auf einige Tage hitziges Fieber. Gottlob aber wurde er doch gesund, und als sie ihn vor Gericht riefen, schwur er meinen falschen Eid nach, um mich nicht in Strafe und Schande zu bringen. Und dann verheiratheten wir uns und verdienten nach und nach das kleine Haus; denn das Räubergeld wollte er nicht vom Berge holen. Und nach zehn Jahren kamst du, was uns eine nicht mehr gehoffte Freude war. Und nun liegt er droben auf dem Kirchberge und wartet, daß ich bald nachkomme."

Hier fing meine Mutter wieder an zu weinen, aber es war ein langes, leises Weinen, nicht mehr ein qualvolles, erstickendes Schluchzen wie zuvor; das Herz war ihr leichter geworden, sie noch eine Seele ihr trübes Geheimniß mit ihr trug.

Nach einer langen Pause sagte sie: „Das haben wir gethan und Gott hat uns hier auf der Erde sehr gestraft; denn diese Dinge haben deinem Vater das Leben verkürzt und werden mich auch nicht zu Jahren kommen lassen. Aber Gott hat uns auch vergeben; denn dein Vater und ich haben zweiundzwanzig Jahre miteinander gelebt wie die Engel im Himmel und du bist uns auch zur Freude aufgewachsen bisjetzt; das wäre nicht möglich gewesen unter Gottes Fluch. Nun hatten wir den stillen Wunsch, daß du ein Geistlicher werden möchtest, weil du da vielleicht am ehesten an uns denken und für uns beten und andere Menschen vor Abwegen bewahren würdest, und dann wollten wir das Geld vom Berge holen und wollten uns an einen Herren vom Gerichte wenden, der damals besonders freundlich gegen uns war und jetzt noch lebt. Was wir verbrochen haben, wird wol nun verjährt sein."

Damit stand meine Mutter auf und wir gingen durch den nächtig einsamen Wald unserm Häuschen zu.

Am nächsten Tage ging meine Mutter zu jenem Herrn nach der Stadt. Er nahm sie freundlich auf; über der verworrenen Vergangenheit lieh der Schleier des Geheimnisses, und obwol die Summe im Wengl so unbedeutend war, daß sie zur Ausführung des Lieblingswunsches meiner Aeltern bei weitem nicht genügte, so ermuthigte es uns doch, an die Ausführung zu gehen. Was er für mich zu thun gedachte, kam nicht zur Ausführung, weil ihn bald der Tod hinwegnahm. Aber als ich ihn verlor, hatte ich auch schon einen andern väterlichen Freund gefunden, von dem ich jetzt erzählen will.

III. Mein Vorfahr im Amte.

Bei der Last, welche auf den Seelen meiner Aeltern lag, und besonders durch den Umstand, daß ich den Vater den Tag über nicht sah und alle besonders in der Pflege der Mutter aufwuchs, war es gekommen, daß ich etwas weich und mädchenhaft erzogen worden war. In den Aeltern und Verwandten, welche kaum eine halbe Stunde entfernt waren, hatte ich von der Thür meines Aeltervaters jahrelang mit einer gewissen Sehnsucht hingeblickt und doch nie gewagt, durch die Waldungen an ihren Kup zu dringen und an ihren Seiten emporzuklimmen. Als ich nun auf das Gymnasium der nahen Stadt kam, entwickelte sich theils von innen heraus, theils durch den Einfluß meiner Mitschüler die männliche Natur in mir, und diese Entwicklung fand etwas heftiger statt, als dies wol sonst geworden wäre, weil sie eine Zeit lang gehemmt worden war. Ich machte mich nicht selten des Vergehens schuldig, in der Zeit zwischen den Unterrichtsstunden Faustkämpfe oder Ringübungen gegen meine Mitschüler zu unternehmen, und für das Gelingen von Verwegenheiten bildete sich eine wahre Leidenschaft in mir aus. Meine Mutter, welche sich von meinem Häuschen, das sie verkaufte, um einige Winkelchen für sich selbst und für mich verbehielt, besuchte ich oft, und eine kleine Weile verursachte meine Neigung ihr Sorge und Angst. Dann aber begnügte sie sich, mich vor Verwegenheit zu warnen, und sah übrigens mit wehmüthiger Befriedigung, daß ich aus der Stadt so viel lieber und fauler zu ihr kam, als ich zuvor im einsamen Aeltervaushause gewesen war. Sie lächelte, wenn ich ihr zur frühen Nachmittag alle die

Felsen ringsum zeigte, die ich vor Abend zu erſteigen gedachte, und trat von Zeit zu Zeit vor die Thür oder an irgendeine Stelle, von der aus ſie mich auf einen Felskuppe ſehen und das begrüßende Schwingen meiner Mütze durch ein freundliches Nicken ihres lieben, von der Zeit ergrauten Hauptes erwidern konnte.

Als nach dem erſten Sommer meines ſtädtiſchen Lebens der Winter kam, ließ ich die Bergerſteigungen und begnügte mich mit dem Wege zur Mutter, den ich in jede leichtere Kleidung zu machen pflegte. Als aber dem zweiten Sommer der zweite Winter folgte, beging ich eine große Unbeſonnenheit, die leicht meinen Tod hätte herbeiführen können. Sie hatte aber nicht einen ſo verhängnißvollen Ausgang, ſondern einen unverdient glücklichen, indem ſie die Aufmerkſamkeit eines ehrwürdigen Mannes auf mich lenkte, der mir eine dornige Bahn, mit welcher mich meine Armuth betrachte, in einen Pfad verwandelte, auf dem ich, ungeſtört durch die Sorge für meine Bedürfniſſe, alles Glück genießen konnte, welches die Wiſſenſchaft ihren Jüngern bietet, indem ſie dem früher beſchränkten Blick immer weitere Ausſichten auf das Gute und Schöne aller Völker und Zeiten eröffnet.

Es war ein klarer, mäßig kalter Tag dieſes Winters, als mich die Luſt anwandelte, die Hochwacht zu beſteigen, welche von der Stadt, in der ich mich befand, über drei Stunden entfernt iſt. Ich führte meinen Plan aus, gelangte glücklich zur Zeit der Abenddämmerung auf den einſamen Gipfel und ſah im Dunkel wieder herab in eine Herberge, welche am Fuße des eigentlichen Gipfels der Hochwacht, aber noch ziemlich hoch, an einer Straße liegt.

Dieſer Straße hätte ich niederwärts folgen ſollen und dann eine andere einſchlagen, welche nach rechts am Fuße der Berge hin über Toppelthal bis in die Stadt führt. Auf dieſem Wege war ich gekommen. Nun führt aber ein kürzerer Weg auf der Höhe hin nach dem Stillen Berge, und dieſen wagte ich zu gehen, obwol ich wußte, daß er im Winterzeit nicht benutzt wird. Man hat da zuerſt eine Höhe emporzuſteigen; ſchon dieſe ward mir etwas ſchwerer, als ich erwartet hatte, völlig überraſchend aber kam mir eine plötzliche Senkung auf der Mitte meines Wegs, die mir an ſonnenklarem Sommerwetter ſo wenig lang geweſen ſein mochte, daß ich ſie ganz vergeſſen hatte. In dieſe hatte der Wind eine gewaltige Maſſe Schnee geweht, und obwol ich mich durch denſelben hindurchkämpfte, ſo überkam mich doch bei den geringern Schwierigkeiten, die nun noch übrig waren, eine unbehagliche Ermattung. Dieſe war aber kaum eine peinliche Empfindung zu nennen, denn jeder Schmerz der Kälte war geſchwunden und es bemächtigte ſich meiner eine Schläfrigkeit, welche geradezu etwas Behagliches hatte, weil ſie ein Bedürfniß andeutete, das allenfalls augenblicklich befriedigt werden zu können ſchien. Ich hatte einige dunkle Ahnungen von der Gefahr meiner Lage, aber zu ſcharfem Erwägen war ich natürlich nicht geneigt: ich hoffte, die Kälte der Luft würde mich vor dem völligen Einſchlafen oder wenigſtens vor einem zu langen Schlaf beſchützen, legte mich auf den Schnee und muß gleich eingeſchlafen ſein.

Als ich erwachte, kniete ein freundlicher alter Herr, deſſen Kleider einen Geiſtlichen verriethen, neben mir und rüttelte mich leiſe am Arm, und ein Dorfbewohner, mit Schaufel und Laterne verſehen, ſtand neben uns. Der Geiſtliche war der damalige Prediger von Toppelthal. Er hatte einen kranken alten Mann am Fuße der Hochwacht beſucht, der früher in Toppelthal gewohnt hatte und ihm von jener Zeit her bekannt war, und hatte die Spuren meiner Füße von der Straße abgehen ſehen. Er war ſorglich genug geweſen, ſie genauer zu betrachten, und da er aus ihnen auf einen unbekannten, den Schwierigkeiten ſolcher Pfade nicht gewachſenen Wanderer ſchloß, ſo war er mir mit einem Begleiter nachgegangen und mein Retter geworden. Er nahm mich mit ſich nach Toppelthal; als ich mich an ſeiner Wohnung verabſchieden wollte, um weiter zu gehen, ſagte er mir lächelnd, das möchte ich lieber nicht thun; und wie er in jener Nacht mich beherbergte, wie er die folgenden Tage in einem Fieber, das mein Abenteuer mir zugezogen hatte, für mich ſorgte, ſo fuhr er fort, mir ein Vater zu ſein, indem er immer mit lächelnder Güte meinen Dank ablehnte.

Als mein Gönner in der Stadt ſtarb, ging er zu meiner Mutter, welche über dieſen Todesfall meinetwegen in große Sorge gerieth, nach Kloſterthal hinüber, um ihr zu ſagen, daß er die Stelle des Verſtorbenen bei mir vertreten wolle; und als ſpäter meine Mutter ſelber plötzlich ſtarb, ohne daß ich, in der fernen Univerſitätsſtadt zu ſpät benachrichtigt, ihr die Augen zudrücken konnte, da war er an ihr Sterbelager geeilt, hatte ihr über Vergangenheit und Zukunft Troſt und Beruhigung gegeben, ihre letzten Aufträge an mich

in Empfang genommen und sogar die Benutzung verbessert, zu der ich mit Wehr noch einmessen konnte.

Von da an war sein Haus die einzige Herberge, die ich besaß, und nachdem er schon jahrelang für mich gesorgt hatte, erklärte er mir, daß ich ihn ganz als Vater betrachten und künftighin auch so nennen sollte, was mich unendlich glücklich machte. „Ich habe ja keinen Sohn gehabt und werde nie einen haben!“ setzte er lächelnd hinzu.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Die nordische Eiche.

Ein Naturbild. Von **Karl Bad**.

[illegible]

Längst regt es sich ringsumher. Der Frühling ist eingezogen in Wald, Wiese und Feld. Das saftige Grün der Saaten, die buntfarbigen Blumen der Raine, die Wipfel des Hains und die prächtigen weißen Brautschleier der Obstbäume lachen uns strahlend entgegen; dazwischen jauchzen und jubeln viel tausend Stimmen, freudige Bewegung und Bewegung herrscht allenthalben, jeder Sonnenstrahl ruft neue Keime hervor, jeder linde Lufthauch erweckt neue Blüten.

Doch inmitten dieser Lebensfülle, dieses Reichthums von brechenden Knospen und sprießenden Keimen, von duftenden Blumen und saftigen Blättern sieht einsam, noch grau und schmucklos, ohne jegliches Lebenszeichen die gewaltige, majestätische Eiche. Weder sind die „bösen Heiligen“ des Blütenmonats, die Tage Pankratius und Servatius, nicht vorüber und früher darf sie ihr junges Laub nicht hinausschicken in die Frühlingsluft. Es erscheint sonderbar, daß gerade unter stattlicher, echt deutscher Waldbaum die späten Nachtfröste so sehr zu fürchten hat und in den Reigen der sich belaubenden Bäume erst unter den letzten eintritt.

Endlich hat ein lauer Regen den Bann des warmen Lebens gelöst; da kommen eilig auch die zartesten und letzten der Sommergäste hervor und unter ihnen stehen wir auch die bräunlich schimmernden Blättchen der Eiche. In einigen Tagen hat sich dann das Eichenlaub vollständig entwickelt und erglänzt unter den Blättern der deutschen Waldbäume als eins der schönsten.

So steht sie dort, die mächtige, mächtige Eiche, der gewaltige Riese unserer deutschen Pflanzenwelt. Ihre knorrigen Äste ragen gar wunderlich in die blaue Luft empor und wie prüfend sie auch aussehen, sie trotzen jedem Sturm, ja selbst dem gewitterwetternden Blitz, der ihnen oft nur die Rinde zu zerfetzen vermag. Eigensinn und Trotz hat sicht der prächtige Baum da, ein unerschütterlicher Gefährte des deutschen Waldvolkes, ein Bild der Kraft und Hoheit. Ganze Geschlechter sind an ihm vorbeigegangen und sagte er uns die Geschichte seiner Tage erzählen, würde er Völker aufrollen, die weit hinabreichen in die Nacht aller Menschenwerke um ihn her — der altertümlichen Gebäude, der bedeutendsten Städte.

Darum hat die Eiche auch eine unendliche Bedeutung in dem Leben und der Entwickelung der ganzen Menschheit, besonders der nordischen Völkerschaften. Eichenhaine waren den mächtigsten Göttern geweiht, ein Eichenkranz schmückte im Norden die Stirn des Helden wie der Lorbeerkranz im Süden, und noch in der Gegenwart gilt das Eichblatt als ein Ehren- und Ruhmeszeichen. Noch eine noch weit innigere Verbindung der Eiche mit dem Menschengeschlecht tritt uns entgegen; aus Eichenholz ist die Wiege, in der uns die Träume der Kindheit umgaukeln; Eichenstämme bilden das Haus, in welchem dem Mann das höchste Glück des Lebens zu Theil wird, in dem er sich einen eigenen Herd gründet, ein Gebäude aus Eichenholz trägt den Schiffer über das tückische Weltmeer daher, in die fernsten Gegenden, und ein Sarg von Eichenholz nimmt den Menschen auf und führt ihn zur letzten Ruhestatt in der Erde Schoß. Wiege, Haus, Schiff und Sarg, sie stammen aus der Eiche.

In solche Betrachtungen versunken, ruhen wir aus im Schatten der mächtigen Kronen der Menschenkinder. Eine wehlige Kühle verbreitet ihr dichtes Blätterdach rings in ihrer Nähe und die stromweis hier und da durch die Laubkrone schießenden wechselvollen Goldstrahlen der Morgensonne spielen flimmernd auf dem dunkelgrünen Gewande. Hehre Stille herrscht weithin in der Natur, nur dann und wann unterbrochen von einem majestätischen Rauschen in den Zweigen des Baumes oder dem Jubelruf eines Vogels. Doch nicht lange währet die Stille; die durch das Kommen des Menschen gescheuchte Thierwelt hat sich bereits beruhigt und rings um uns her erheben sich die Stimmen und Laute des vielfältigsten Lebens.

Auf einen phantastisch gen Himmel starrenden trockenen Ast lassen sich ein Paar Holztauben nieder; Meister Staarmatz kommt mit einem Schnabel voller Schnecken und Regenwürmern an; er hat doch eben ein Nest zum Stammsitz erkoren, in welchem seine sechs Jungen ihre begehrlichen Schnäbel aufsperren. Indessen huscht ganz lautlos ein allerliebstes Meischen heran; das flüchtige Vögelchen hat die Nähe des Menschen längst bemerkt und möchte um keinen Preis sein Geheimniß, sein kleines Heiligthum verrathen. Darum hüpft es in den dichtesten Zweigen so lange umher, bis es einen günstigen Moment erhascht, in dem es unbemerkt in die Spalte schlüpfen kann, in der das auf weiß Eiern brütende Weibchen seiner harrt. Ebenso vorsichtig fliegt die Meise auch wieder davon und läßt sich aus weiter Entfernung ihr frohes „Zi, zi, hihihi!“ erschallen. Das eintönig melancholische Klopfen eines großen Buntspechts kommt immer näher, doch plötzlich verstummt es in noch beträchtlicher Entfernung.

Mit wenigen Ausnahmen lassen die meisten Vögel niemals in der Nähe ihrer Nester ihre Stimme laut werden, um sich nämlich dadurch dem Menschen und allen vielen andern Feinden nicht zu verrathen. Die Schwalbe, der Sperling und andere dagegen schwatzen ganz gemüthlich auf dem Rande ihres Häuschens sitzend, weil sie dasselbe ja nicht zu verheimlichen brauchen. Auch der Staar gehört zu diesen letztern und ist daher auch eigentlich nicht als rechter Waldvogel anzusehen. Der Specht ist indessen in großen Bogenflügen herangeeilt und schreit jetzt von der Rückseite einer alten Eiche aus zu uns herüber. Endlich läßt er sich durch unsern scheinbar zur Erde gelenkten Blick beruhigen, schwingt sich wiederum im Bogen nach der uns abgewendeten Seite der Eiche, lugt von hier aus noch einmal nach dem gefürchteten Menschen und verschwindet dann schleunigst in der Höhlung eines vom Winde heruntergebrochenen Aststumpfs.

In dieser ganzen Zeit ertönt laut und lauter das tausendstimmige Concert des Waldes. Aus dem nahen Tannendickicht zwitschern die feinen Stimmchen der Goldhähnchen, auf den jungen Eichen und weißglänzenden Birken die der Meisen und Baumläufer, vor uns auf einer Buche schmettert der Buchfink seinen einförmig klangvollen Schlag, in den dunkeln Eichen haucht die Amsel ihre schwermüthige Weise und vom Wipfel einer hohen Eiche herab wetteifert mit ihr das wundervolle Lied der Singdrossel. Vom fernen Waldsaum her tönt das melodische Flöten des Pirols, unterbrochen von dem neckenden Ruf des Kukuks.

Wenn wir uns jetzt erheben, erregen wir sogleich Verwirrung und Misstöne in dieser trauten Waldeinsamkeit. Der Buchfink begrüßt uns mit einem entrüsteten und zugleich ängstlichen „Schritt, schritt!“, mit dem er uns so lange verfolgt, als wir in der Nähe seines Nestes weilen. Das melodische „Kuckuck!“ des Jägers verstummt augenblicklich, mit einem schrillen Angstruf eilt der Specht davon. Viele Laute erregen die Aufmerksamkeit eines Hähers, des deutschen Papageis, der sich den Sicherheitswächter der Nähe nennt und mit seinem kreischenden Warnungsrufen weithin den ganzen Wald erfüllt. Die Sänger und Singvögel verstummen, nur aus weiter Entfernung schallen die eigenthümlichen Trommelwirbel des Grünspechts. Dann hallt auch wol der Knall eines Schusses donnernd durch das Waldthal daher, und während das Echo verklingt, herrscht tiefste Stille, nur unterbrochen oder vielmehr gehoben von dem singenden Pfeifen der tanzenden Mückenschwärme oder dem Pochen eines verborgen hausenden Käfers.

Ein aufmerksamer Blick lehrt uns außer diesen Gästen und Nachbarn der Eiche noch eine ganze Welt ihrer Bewohner kennen. In ihrer tiefgefurchten, der Quere nach zerrissenen, in die Länge gedehnten rauhen, hier und da von grauen Flechten oder gelben Schorfen überzogenen Rinde wimmelt es von einer Fülle der allerkleinsten Thierwelt. Zerbrochene Puppenhäute, verwitterte Raupenbälge, leere Tonnenpüppchen kleiner Schmetterlinge, Reihen glänzend brauner Kügelchen sind die Spuren der hier hausenden Kerbthiere.

Auf einer andern, seitwärts am Waldesrand stehenden und von der Sonne hell beschienenen Eiche hat sich dies kleine Leben in Mannichfaltigkeit und Regsamkeit entfaltet. Im bunten Flug wirr summeln sich Insekten aller Arten; viele suchen nach Nahrung, andere lassen sich nur von den Sonnenstrahlen wärmen. Die ungleich meisten haben aber in den unzähligen Ritzen und Spalten der Eiche wieder ihren Winterschlaf gehalten, als Ei, Larve oder vollkommeneres Insekt hier überwintert und wurden vom Frühlingsweben hervorgerufen, um sich ihres meist nur kurzen Lebens zu freuen. Am zahlreichsten ist das gehörnichte Heer der Käfer vertreten, die sich in den hohen Rindengebirgen geschickt vor jeder Gefahr

zu verbergen wissen. Auf der einen Seite des Stammes hängen wie eine Menge seltsamer Korkpfropfen, längliche, runde, aus ganz kleinen Plättchen oder Gespinsthülsen zusammengesetzte Hüllen von der Gestalt eines Haferkorns, deren innere Wände ein feines Seidengespinst bilden. So sind dies die selbstgewebten Wohnungen der Raupe eines kleinen zarten Schmetterlings, den man Psyche nennt, während die Raupe selbst Sackträger heißt. Ein Beispiel, wie aus einem armen Sackträger eine ätherische Psyche werden kann. Ein köstliches Geheimnis liegt darinnen; es ist die Kammerbalgfliege, die ihren seltsamen Namen diese Bezeichnung verdankt. Im Haushalt der Natur ist sie ein sehr nützliches Geschöpfchen. Mit unermüdlicher Wachsamkeit wittert sie unter den vielen Raupen, Fliegen und Blattläusen, erwürgt und verzehrt von denselben eine nach ihrer geringen Größe unglaubliche Menge und rettet somit so manche zarte Knospe, so manche Blume. Neben diesen nur zeitweiligen Gästen der Eiche bilden die Angehörigen einer Ameisenkolonie in den Wurzeln die fortwährenden Bewohner derselben. Sie stellen auf ihr sowie im großen Umkreise die Gesundheitspolizei vor, denn sie säubern sorgfältig alles fort, was die Luft verpesten könnte; auch tragen sie dafür, daß die Vermehrung lästiger Insekten nicht überhand nehme.

Zurückwandernd aus dem Walde, gelangen wir in einer Klause, die uns einen betrübenden Anblick gewähret. Hier hat man eine große Anzahl junger — etwa dreißigjähriger — Eichen heruntergehauen, um ihre Rinde als „Lohholz" zur Gerberei zu verwenden. Dreißig Jahre eines frischen, kräftigen Baumlebens vernichtet in kaum so vielen Minuten! Jetzt starren uns die kahlen Stumpfe (Stubben) traurig entgegen; bald werden sie von jungen Schößlingen dick umgeben sein, in die sich die noch nicht entdeckte Lebenskraft begierig, aber leider nutzlos ergießt, da aus keinem einzigen derselben wieder ein ordentlicher Baum wird. In ihrem dichten Gebüsch finden häufig Schlangen ihre Verstecke, hier und da auch ein Vogelnest.

Im Herbst gehen wir noch einmal hinaus in den Wald zu unsern beiden Baumarten. Welch anderes Bild bieten sie uns jetzt und ihre ganze Umgebung! Zum zweiten mal stehen die Bäume in ihrer Pracht da und wechseln jetzt durch alle möglichen Schattierungen, vom dunkeln Schwarzgrün der Kiefer bis zum glänzenden Hellgrün der Zitterpappel. Und der gelbgrüne Waldboden ist bereits hier und da mit knallbunten Blättern besäet, herrlichen Blumen, welche sie sich noch einmal schmückend Erde gleichsam zum Abschied in ihr Gewand webt, zum Abschied für die lange Nacht des Winters.

Die Eichen stehen noch im vollen Schmuck ihres grünen Laubes da und zwischen demselben glänzt eine neue Zierde: die gelblich schimmernden Eicheln. Oben im Eichenwipfel erklingen eigentümliche Töne, bald pfeifendes Kreischen, bald rauhe Kehllaute. Zwei Eichhörnchen jagen sich in tollen Sprüngen von Ast zu Ast, stammaufstammab. Doch nicht aus Lust allein treiben sie sich hier umher, sondern der Nahrung wegen sind sie gekommen, denn sie weiden von den reifenden Eicheln einstweilen zum Vorrath für den Winter.

Bald finden sich denn auch mehr Gäste bei dem Eichbaum ein. Ein häufiger Zuspruch erhalten Tausende der noch lose in ihren „Näpfchen" oder „Schüsselchen" steckenden Eicheln herunter und nun kommen arme Menschen und sammeln fleißig vom Morgen bis spät zum Abend. Die Eicheln werden dann geschält und geröstet und geben den bekannten Eichelkaffee. Am Abend aber, wenn eben noch ein Häher in der Geschwindigkeit einige Eicheln zum Nachtmahl verspeist, naht eine Rotte (Wildschwein) ihre Frischlinge schmatzend von einer Eiche zur andern und ein munteres Mäuschen huscht unterm Laub hervor, hat eilig eine große Eichel an, hüpft dann ins Versteck damit und kommt nicht wieder hervor. Das letzte Spiel verdient aber einen andern Bewohner der Eiche. Auf der dem Ameisenbaufen entgegengesetzten Seite, unter dem Schutze eines dichten Wacholdergebüsches lockt ein verborgener Eingang in das hohle Innere des Baumes und hier bewohnt ein gar saubriges, weiches Mordtier ein tapferes Heft, „ein Ritter ohne Furcht und Tadel", der Stacheligel. Auch er hilft eine Art von Sicherheitswächter des Waldrevieres und übt sein Amt mit unnachsichtlicher Strenge. Verbirgt sich eine unglückliche Kreuzotter dahier; sie darf sich an einem großen Frosche gütlich getan und wollte nun wieder zurück in ihren Steinbau hinterm Walde. Die Wildschweine hatten sie nicht bemerkt, denn hätten sie ihr wohl den Garaus gemacht; doch Meister Igel war aufmerksamer, ging tapfer auf sie los und kriegte sie nach heftigem Widerstand. Jetzt stellt er schon längst der Maus nach, die nichts von der ihr drohenden Gefahr ahnt.

Landes in's Dunkel gewerfen. Ein mächtiger Flügelschlag rauscht heran und auf den rauhen Ast setzt sich ein großer, düsterer Vogel, ein Rabe. Sein langer Federrock wallt malerisch im Abendwinde, während er im Nachtgebet innehielt. Doch plötzlich erhebt er den Kopf und stößt sich mit einem ausgelassenen „Krah!“ seitwärts neben den Gefährten hinein. Sein gestreckt Mahl hatte auch in dem zweifach satt Raben einen sachverständigen Kritiker bemerkt und wenige Minuten später kam sich der gewaltige Beherrscher der Lüfte, im großen Steinadler, herab auf den selben Ast der Eiche.

Der hinter den Waldvögeln aufsteigende Nebelwand gießt über die Landschaft sein undurchsichtiges Silberschleier und spiegelt in schwarzen Umrissen die alte Eiche mit ihrem Gaste zu Füßen. Schwarz Alles eingehüllt ruht im tiefen Schlummer, nur vom nahen Flusse herüber ertönt der melancholische Ruf der Unken, zuweilen unterbrochen von dem Schrei eines Wasservogels, dem einförmigen Lärm einer weiten Gegend. Doch auch sich noch ein Beweiser der Eiche, ein rührter Schleier ruht entschieden Umrisse einer Aufgabe und bricht endlich gegrüßt hinter Wolken und Nebelwesen umher. Sie verhält sich heute still, sei es, um die Ruhe der Vogelwelt nicht zu stören oder um sich ihren Zweig nicht zu verderben.

Allmälig lautlos heben nun jetzt langsam die Flügel empor, einer Gewande Stadt das Mondlicht voll und klar zu trocken der Schaft vielfältig benetzend durch den Wald und der Adler fährt Kräftigkeitsgrad herunter aus tiefer Dichte. Tausend Stimmen im Unkreise schreien, kreischen, heulen, pfeifen und klagen um die Wette zum würdigen Sterbelied der gewaltigen Klubers.

Am nächsten Morgen, vor Tagesanbruch, sind wir wieder an Stelle, um uns unseren Raute zu bewahrheiten, was noch am Abend leicht gefährlich hätte sein können, wenn der Adler nur vermuthet war. Wir sind ausgeschwärmten Allgäu und krampfhaft zusammengeschlossenen Armen liegt der mächtige Vogel bereits verendet da. Kein Waidbeobachter hat es gewagt, ihn zu berühren, alle sind davongestoben; nur hoch in den Lüften kreisten eine Menge Raben, indem sie mit lautem Hallen auf die unbemühte Stelle hinabstießen; doch ist weithin alles so still.

Da neigt sie noch schlaffe Herbstsonne empor und vergoldet mit ihren Strahlen die mächtige Eiche und wie der Waldrieser so hoch und herrlich alle die übrigen Bäume überragt und doch mit ihnen zum wundervollen Ganzen sich vereinigt, so stimmen wir voll unwillkürlich Wanderlebens hohen Gesang an:

Wer hat sich, die schöner Welt,
Vorgebaut so hoch zu trocken —

Ein deutscher Vagabund.

Reisebriefe vom Verfasser des „Südlichen Pilgers“.

I.

Die ehrlichen verkünden Mitternacht, zugleich den Beginn eines neuen Jahrhunderts, das, in welchem wir leben. Laut wird es und feierlich, bedeutungsvoll, empfangen. Nicht so in einem engen, dumpfen, ziemlich ausgestatteten Stübchen. Hier hat mit dem alten Jahrhundert ein drangsalvolles Menschenleben geendet. Starr liegt der alte Dorfschulmeister dort. Neben der Leiche sitzt das einzige Kind. Sonst niemand. Es ist eben niemand auf der Welt, der dem Gestorbenen angehört oder sonst besonders Antheil an ihm nehmen will. Es sitzt tief ein barock, sehr armes Geschlecht. Nur dem Vater hat den Knaben alles verlassen. Er ist kaum zehn Jahre alt, aber er begreift, er weiß es. Er ist traurig, aber es ist ernste, besonnene ruhig. Er hat seine Thräne, kaum einen Seufzer über seinen schweren Verlust. Sie ist auch hart, die Seele dieses Kindes. Das Leben hat sie frühzeitig gehärtet.

Es ist still geworden draußen, so still wie im Sterbezimmer. Die Lampe ist hier verloschen. Der Knabe hat es nicht gewahrt. Er sieht regungslos neben dem todten Vater. Der Schmerz hat ihn nicht verblendet. Nicht die Finsterniß ist es, die ihn beklommt. Der Knabe trauert über seine Zukunft.

Der Morgen graut. Er bringt dem Knaben nicht in die verwaisten Kammern Gedanken. Er hat seinen Entschluß. Gern möchte er den Vater begraben, allein wovon leben drei Tage lang? Betteln? Nein! „Der Vater hat es gerade zur rechten Zeit alle gemacht: er wäre sonst hungernd gestorben!“ So spricht der Sohn zu sich. Sein Tornister, mit Lappen gefüllt, ist seine übrige Habe. Trägt er derselbe auf dem Rücken — er drückt dem Todten die kalte Hand: „Adieu, Vater!“ Das ist sein letztes Wort in der Heimat. Der Tag findet ihn schon fern von ihr.

Plötzlich steht er still. Er wendet sich zum ersten male um. Fort neben dem Kirchthurm von Spessart steht ein kleines Haus. Dorten

wichtig. Der junge Schulmeister, dennoch berrich verwundert auf sein Lockenhaupt von zwei Jahren unmittelbar. Eine Kind hat der Knabe erst zu warten. Der Gefreite an der Tür, die Hand machen. Sie hätte es gern noch einmal gehabt, das letzte mal!" Aber — „Hinlegen, bringt ihn glaub!" Sie steht lange dort, unverwandten Blickes nach der Stelle, wo das kleine krümmchen liegt, das er doch nicht leben kann. „Mein Mädchen!" ruft es endlich; dann legt er seinen Mantel her — einige — ins Leben — aber, er weint. Der dritte Knabe weint.

II

Bei Jena donnern die Kanonen. „Es brennt! Es brennt!" Vive l'empereur!" An weiter Stadt wendet sich das Herr, das die große Freiheit nur Segen gebracht. Zum Packing rufen die Trompeten, die Trommeln. „Alles verloren!" Gänzlich verstummen sie ganz. Noch nicht alle Zeit zum Sammeln des Mutlos, dicht bei der Hauptstraße, beginnt plötzlich eine Trommel zu wirbeln. Dort lag der Tambour unter Leichen und Verwundeten, bedeckt von einem Reiterschlage. Das Leben kehrt in ihn zurück. Pleitend und matt kriecht er nach seiner Trommel hin. Er vermag nicht aufrecht zu stehen. Er lehnt sich an die Leichenwand. „Sammeln! Sammeln!" schlägt sein Arm. Der Abschiedsmarsch wollte seine brandenden Bilder an ihm vorüber. Heraufschallen. Prinzen Tambour, du hältst du noch auf! — Stärker und stärker rollt sein Signal. Zorn und Scham wirbeln rasend die Klöppel Meeres! vorbei! — unaufhörlich arbeiten die Arme, wenn auch die Knie sich beugen. Endlich ein Offizier, der Gehör hat für die Trommel, für die Ehre. Den Säbel schwingend, mit Donnerruf stemmt er den Abziehenden sich entgegen. Sie stehen. Nur wenige Rann hundert von Tambouren. Sie ordnen sich. Das Gewimmer klingt „Zum Angriff!" wirbelt die Trommel, begeisternd. Ein Veteranhorn stimmt heran. Die Klingen der ersten Tragenden verrichten über Blutlachen. Bald ist sie getban. Die Hundert liegen in Bo- den. „Sammeln!" wirbelt wieder der Tambour mit brechenden Knien. Ein Prinzessin trompt an ihn heran. „Still, enfant!" Hunter rollen die Wirbel. Ein Stoß des deutsch-französischen Säbels durch die Kehle erst läßt sie verstummen. Ein regiment der Tambour Beide Klöppel weist den Feinde in das Gesicht — weiter hat er keine Waffe. Ein Säbelhieb über den Kopf lehnt ihn den Angriff. Er liegt in seinem Blute ein deutscher Jüngling — der Preuße von Jena!

III

Moskau liegt in unabsehbaren Flammen. Noch keine der Brände unter ihnen, als der Knabe einst erkennen machte — auch die Trümmer der Christen Heimat, die sich der tausend Meilen entfernten Heimat langsam zuwälzen. Unter ihnen von Ehrst gebildungenen Siegern schreitet noch lange Zeit stark, unterdes von polnischen Lanzenreitern den nackten Körper, getragen von kosakischen Seele und seinen Spiegel auch den Kameraden Mush in die verzagenden Herzen übte. Aber — er ist kein Mann. Er ist nur ein Mann. Noch ihn be- legt endlich seine Verstehmanne. Er ritt in der Schwermuth und erwartet den Tod. Ein Kosakenschwarm weiter heran. Der Chef des Trupps empört sich gegen den Gefangen. Mutlosen, aber er erhebt ihn. Noch schlägt sein Lanzenschaft Säbel die einzelnen Pfle keimenden. Tod ist seine letzte That. Der Knabe reitet ihn nieder.

IV

Griechenland hatte sich abgemorden, nach ob jahrhundertelang, seinen Mannern genug das Maß der Siele, den Sinn für die Freiheit, nicht auszupressen vermochte. Es war ein gewaltiges Ringen, diese Bekämpfung. Rußland auch hatte sich vollbringen helfen. Es that noch mehr. Fortwährt Schadlosigkeit erzang sich seinen Namen. Der Sie Hemmschuhe von Gebrauch der Christen. Aber der Christenhaß war in anderen Bezeichnung eben nur ein Vorwand. In den Schwergeblichen Sitzungen schmachteten der Unglücklichen immer noch, welche den „großen Kaiserin" erbarmungslosen Gebet zum Angriff des verhaßten Kreuzes gerufen.

Dort, in einer der elendesten Baracken, kam und hockte — und immer vergeblich — seit sechzehn Jahren im Kriegen, den Krankheiten Ahler in dem furchtbaren Winter von 1812 selbst ge- brachen, in schwachen nicht vermocht. Der Mann war vergessen, denn „der Himmel ist hoch und der Zar ist weit"! Welche Pläne hatte der Kriegsgefangene in seinem Geiste schon gewebt! Wie oft hatte die die Verwirklichung gepackt! Dem- noch immer und immer wieder hatte seine Seele sich losgerungen, aufgerichtet zu neuer Hoffnung. „Freiheit! Freiheit!" war nur blieb sein einziger Gedanke sein einziges Gebet. Er endlich. Eine Knabe aus — Sibirien! Tage kamen und Nächte

schwankten und Tag für Tag verlang sich der Mann und Nacht für Nacht sah einen ein-samen Wanderer durch Eis und Schnee, durch Steppen und Wüsten, durch Wälder und Sümpfe, durch Gebirge über Abgrund und Strom, durch Hunger und Not, durch tausend Gefahren. Endlich, endlich der Ursprung von Marsibar! Herr, ich bitt' für Rettung, die Arbeit!

Der Kriegsgefangene, jener Wanderer, der Flüchtling und dem übrigen Schwerverletzt kam Unterkommen. Schon bei einem Bäcker, einem Deutschen, einem Landsmann — der betrieb Ge-schäfte war ein Deutscher. Eine Heimat aber hatte er nicht. Dort war alles tot und begraben für ihn. Er blieb in Marsibar beim Landsmann. Er schrieb die Adresse des Bäckers.

Noch andere Männer aber gab es in der Hauptstadt im fernen Osten. Der arme Bäcker-lerche schrieb sie nicht. Und diesen andern. Als aber der Europäergewinn Männer aufforderten und ihre begeisterten Stimmen in die Herzen der Söhne des gefangenen Landes klopften, als Männer und Jünglinge, Knaben und Greise, selbst Jungfrauen sich erhoben zum heiligen Kampfe, als sie in den Tod gingen für das Leben, die Freiheit, da saß er auch den Bäcker suchte nicht bei friedlicher Beschäftigung. Frisch zusammelte er sein Netz der tätiger Arbeit und er arbeitete wacker mit Hacke, Säbel und Flinte, bis der weiße Adler in sein Blut sank.

V

In Straßburg war ein fröhlich Treiben auf den Straßen. Große Schar polnischer Flüchtlinge traf ein. Die Grenzwächter hatten sich um den Morgen, wo als Gast aufzunehmen. Ein Klang den Ton noch in der Kunde, eine traurige Gestalt, ein schlachtmüdeschwerem Gesicht mit blitzenden Augen, war unter der Schar. Ein deutscher Hand-werker führte ihn in sein heimeliges Haus.

Der Tage kamen zogen die Verbannten weiter. Der Klang blieb bei seinem Gastfreund. Er sah länger. Der Jahre spielt leichtem. Beide waren in Einem Verle geboren, der Gastfreund später, als der Klang schon nicht mehr in der Heimat war. Bei dem wackern Schuhmacher lebte aber auch seine ältere Schwester. Viele hatte der Klang als Kind gekannt. Sie wußte sich keinen mehr zu erinnern. Allein die alten Herzen erwärmten sich an der Erinnerung, so traut sie auch war. Sie wurden wieder jung. Sie hatten einen neuen Lebensplan. Kaft schon war weiten Reise gerüstet, standen sie zusammen vor dem Altar und traten sie gemeinsam an.

VI

Frankreichs Irrelose wehte auf Algiers Pa-trien. Seine kriegerischen Jäger durchstreiften das weite Gebiet. Die Löwen wichen vor ihnen, auch die Söhne des Landes. Wenn sie wichen, auf flüchtigen Rossen lebten sie bald zurück. Die Jagdzüge, die Razzias, waren vergessen. Nicht Mut und Waffen — Kultur und Sitte leisten das Werk der Eroberung vollenden. Es schien, als sollte es gelingen.

Vor seinem Blockhause, einem der am wei-testen vorgeschobenen Posten der Civilisation, saß ein Colonist, ein ergrauter Mann, aber rüstig wie einer. Neben ihm seine Gattin, alternd, aber noch munter und hübsch. Sie freuten sich ihres gut gebauten Schaffens, des nun ergie-bigen Bodens ihres angestrengten Klimes. Noch weiter vor ihnen sich tummelten Knaben, zweier Knaben. Die Kleinste, ein Mädchen von zwei Jahren, hatte der Vater auf dem Schoße. Er that das zu gern. „Ich gedenke meiner Kind-heit dabei", pflegte er lächelnd zu sagen.

Es war ein anmutsvolles Bild des stillen Friedens, der innigsten Zufriedenheit. Es sollte eine Blendung erfahren. Am äußersten Horizont tauchte ein Punkt auf. Er entging nicht dem scharfen Auge des Colonisten. Es tauchten mehr solche Punkte auf. Sie vergrößerten sich rasch. „Die Beduinen!" rief die Frau. „Das ist kommen, wir werden ihnen schon zum Abmarsch pfeifen!" erwiderte tüchtig der Mann. Die Waffenzugän-nung war geschwinden, das Haus versammelt, die Familie darin verbammelt — guten Muthes. Die Gefahr ist die Mutter des Muthes. Der weiße Schwarm war herangeflogen. Er umfreiste die kleine Reihe, tobend, drohend. Die Alimten der Angreifer entfanden unaufhörlich ihr Feuer. Aus dem Hause heraus krachten in rascher Folge drei Buchsen. Der Mann, die Frau, der älteste Knabe landeten den Tod auf ihnen, der zweitälteste traf die Brüderlie. Feuer auf die Hütte! Die Alam-men loderten, das Dach krachte herunter. Aus Glut und Dampf trat die Colonistenfamilie her-aus. Dreimal noch krachten die Büchsen, dann blitzte der Säbel des Colonisten, seines Weibes — Kampf und Ringkampf — hüten und trauen sein Gebarmen, seine Hoffnung auf Gebarmen — ein Triumphgeheul der Feinde: vor ihnen lagen, niedergehauen, ihre sechs Opfer!

Hat Lust am Sterben! antwortete die Mutter, die Spanien der Gottlosen! Antwort! An Gott!

VII

Im Hafen von London warf die Hölle Fackeln ihrer Wut. Ein Regiment Grafschaft-Yeomen schiffte sich in die Heimat zurück nach vierjähriger Abwesenheit. Drei Jahre voll Kampf, Glorie Frankreichs Ruhm und Kriegerlust! Stolz pochte in die Herzen, warum nicht? Unter begeisternden Klängen der kriegerischen Musik sprangen die Mannschaften an Land, umarmt, umjubelt von jubelnden Willkommengrüßen. Viele hatten Freunde und angehörige.

Einer dieser Heimkehrer pochte ein Mann auf Land im großen Triumphwagen einer gekrönten Gottheit, als hohe Auge voll Schmerz, auch der Tod. Für wankenden Schritten näherte er sich der Menge. Niemand bemerkte ihn, kein Mann hatte ein Willkommen, keine Hand streckte sich ihm entgegen, kein Auge achtet seiner. Er lenkte scheuer sich mit dem Krücken entschlossen eine Droschke und befahl, hernieder wie ein Tropfen und glühendem Blutstrom.

Auf der Droschke empfängt er den Zuruf in die Heimat. „Wo weist, ich hab alles verloren — soll ich verhungern, ehe ich zur Heimat komme?“ Man zahlt ihm Kriegsgeld. „Fremd ich — Fremd kann ich nicht in die Heimat kommen!“ „Aber sag an die deutsche Gattin!“ „Was kannst“ „Was Deutschland will!“ „Ich Frankreich hab' ich gehasst, für Frankreich mein Blut gegossen gelitten, für Frankreich mein Alles verloren — gerne mit einem Flug zum Sterben in Frankreich!“ „Was lamentiert Ihr? Hier nach unserm Landrecht seid Ihr ein Deutscher — sollen wir die deutschen Peitter füttern? Verstehen sonst keine!“

Der Arme schlich von dannen. Einige harte Worte — und er wollte sehr Lage retten. Eine Kraft war in Gabe. Lang marschierte er schon weiter. Sein für einen rüstigen Mann — der schon allen täglich bewältigten Wettlaufs war dem ersten Drittel des Wegs ausgegeben wollte nicht verbergen. Arbeiten konnte er — er mußte betteln. Geldgängen mit scharfe Verwarnung, aber kein erwerbtes Reisegeld, das die letzte Gabe, die er empfing. „Warum ich aber leben, wenn ich das Reisen nicht haben kann?“ „Tod in Eure Sache — wir sein fein Geist für deutsche Vagabunden! Ist ein“

In der Nähe und Übernachtsstation in Canterbury liegt bald darauf ein Straßling erdrückt. Es ist unser Mann. Sein Blick ist brechend. „Es kommt zum Sterben, nur — Verlangen!“ So heißt es. Auch diese Hoffnung täuscht ihn. Sein elender Körper schwimmt den Tod, die Krankheit, die Nähe: die Hoffnung Heimat, Jahre hier, ihn die Strafanstalt auf, ins Leben!

VIII

Auf der Rheinbrücke bei Straßburg steht ein gramgebeugter Mann. „Tod in Deutschland — dem Frankreich! Auch du, du heiliges Land! Mein Blut und mein Leben haben sie gefordert — meine Heimat wollte sie nicht! Auch du nur — Rache! Sein Arm deutet nach Frankreich, sein Schritt wendet sich nach Deutschland. Er geht in den Bruchteig gegen Frankreich — ein verwegener Partisan.

Im Laufe der nächsten Jahre meidet sich nach und nach bei allen französischen Gelandschaften und Komplotten in den deutschen Landen ein alter narbenreicher Soldat. Er kommt auf der rothischen Ausgabeungsgrundsatz, will in die Heimat und nicht heimlich. Die Glorie Frankreichs flutet ihn überall entgegen aus. Als seine Heimat will er kalt reden, bald grüßt französische Tod an. Auch seine Gattin, legen sein Name ist überall verschollen. Er kommt der auf Staatsfeinden Aufgefordert auch nimmer in der Heimat an Allein sein Gedanken, sein Gemüt liegt Wahnsinn. Er schildert sein Leben an den großen Ereignissen so wahr, so interessant, daß alle ihm Glauben schenken. Nur den Gedanken in Berlin verlacht sein Witz zur Prüfung. „Je vous avez été soldat français, il faut, que vous sachez commander en français!“ So zweifelt der Gedanke. Der Sekretär nimmt die Klinke. Der Kommissär commandiert dem langen Manne nicht. „Wie heißt ich ihm commandieren“, spricht er Lachelnd. „Kennt es doch das Kommando nicht auf der Welt, da es noch nicht gegeben war! Ihr Gnaden, s'il vous plaît.“ Und der alte schöne Diplomat, ob auch etwas ängstlich aber seine schiefste Miß exerziert nun selbst das Gewehr und macht die von dem Kriegsgrimm commandierten Griffe und Schwenkungen, welche dieser bald-bald, bald schnell. Nun, auch hier, wie anderwärts.

Die Krone des endlosersehnten Gelangens ist eine glänzende. Er hätte genug daran für den Rest seines Lebens. Allein er hat lange gehabt

Thompſon.

Vor dreißig Jahren war ein Vetter von Dir Lohgerber.

Frau Thompſon.

Ein Vetter von mir? Du irrſt wohl, lieber Walter. Was haben dieſe Lohgerber im Staat jetzt für eine Stellung?

Thompſon.

Die allerehrenvollſte; denn wenn einer von ihnen ſtirbt, fällt er noch im Tode nicht zuſammen. Ihre Haut iſt gut gebeizt, ſagt Shakespeare.

Frau Thompſon.

Ja, ja, die Edelleute haben doch immer etwas voraus, ſelbſt unter der Erde! Ich finde, daß ich in den Jahren unſers Glücks ſehr viel vom gewöhnlichen Leben verlernt habe. Das Einmaleins, die Regula de Tri, die allgemeinen Naturgeſetze und die jährlichen Jahrmärkte, glaubſt Du wohl, daß ich noch weiß, um welche Uhr des Morgens in der Regel die Sonne aufgeht? Eliza, Du biſt ſo ſtill. Deine Mutter muß ſich durch Plaudern die Zeit vertreiben. Man verlernt die einfachſten Regeln der Naturlehre und des körperlichen Gleichgewichts. Wenn ich einen Topf in die Hand nehme, ich weiß nicht, ob er feſt ſitzt oder nicht, und indem ich's denke, fällt er mir aus der Hand.

Thompſon.

Auch wenn etwas d'rin iſt? Hoho, da biſt Du

und gelitten. Er will sich nicht begnügen und leben. Er will leben und genießen und — kann es doch nicht mehr. Darben. Er trinkt — er spielt — er vergnügt sich. Und doch ist er immer traurig, wenn er allein ist. Schmerz und Groll fressen an seiner Seele. Sie läutern sie nicht. Sie verwildern sie mehr und mehr. Dafür hat er nun Frankreich durch Preußen gebrandschatzt, um Rache zu nehmen, wie er es eben vermag. Französische Pensionäre in Deutschland können ihm sämmtlich. Diese Monomanie legt seiner Rache ein Ziel. Doch nicht ganz. Am Bankettage wird ein neues Attentat beglaubigt. Am nächsten Tage ist er bei ihm. Dennoch erkennt ihn ein Subalternbeamter, der schon dem vorigen gedient. Er wird entlassen. Meinungen ist der Koch, den er erhält. Seiner Heimat so weit er transpirirt bis Gisors. Dort erhält er die Erlaubniß wieder mit der Meinung, gerade den Weg in seine Heimat zu wandern. Wo ist seine Heimat? Es gibt einen Ort, wo er geboren worden ist; dieses Gefühl ist seine Heimat nicht. Was soll er dort?

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Eine Messe in der Normandie.

Unter den zahlreichen Gegenständen und Einrichtungen, welche der Dampfwagen überflüssig und gestürzt hat, mag mehr als alles andere Messe und Jahrmarkt beklagt werden. Das Unvergeßliche, welches sie uns ein- oder zweimal im Jahre brachten, ist zwar nicht verschwunden, weil aber gewöhnlich erwecken Eisenbahnen jetzt, zweihundert Stunden vom Meer, „täglich frische Austern" anzuliefern und verspeist werden, so kommen uns auch alle andern Waaren der Fremde täglich nur mit Leichtigkeit entgegen, und wir brauchen nicht mehr auf den Einzug des Karnevals des Leichtsinns zu warten, „um das Schlaraffenleben zu leben". Manche Städte, wie Paris und Frankfurt, sind selbst eine Art täglichen Jahrmarkts geworden, und das Theater-, Konzert- und Gastwirthsgewerbe hat somit die Aufnahme war. Hält nun die Regel der Andern Orte dagegen, welche vor Anfang der Eisenbahnen erst spärlich zu besuchen begann, behaupten sich auch wenn nicht in dem Umfange ihrer ursprünglichen Wichtigkeit, so doch in einer Uebergangsperiode, die, insbesondere in Frankreich, mit Ausnahme weniger großer und in den Orten des Weltverkehrs gelegener Städte vor jener Periode bestehen.

Der Personenverkehr ist beinahe überall neuer war wo die japanesische Regierung, und nur Dummheit oder Unwissenheit können ihm den Mantel mantle auflagen. Um die öffentlichen Angelegenheiten, die in Paris besorgt werden, bekümmert er sich gar nicht; in seinen häuslichen und häuslichen Sachen dagegen hält er um so besser auf Herkommen trat, und wenn er einen ganzen Winter lang an seinem eisernen Kamin gefroren hat, will er im Frühjahr billiges Porzellan und schöne Gardinen kaufen und Taschenspieler, Kunstreiter, Marionetten und Gaukelein genießen. In Voraussicht dieses Glücks und dieser Aufregung wird Geld gespart, werden ungeduldige Kinder und unzufriedene Dienstboten vertröstet und selbst der eingefrorenste Philister fühlt „ein menschliches Rühren", wenn er die Boten, der ihm eine Welt bedeuten, sich zu Pudern und Hantieren sieht.

Wenn nun auch ein Jahrmarkt allerhalben auf der Welt ein Jahrmarkt und nichts anderes ist, so hat er doch in der Provinz — etwa in einer mittelgroßen Stadt der ehemaligen Normandie — ein anderes Leben als in Deutschland, und poesie in diesem Sinne selbst denen, welche schon vor wenig Jahren für unnützes Zeitvertreib und ebendarum Pfennige geschwärmt haben, ein gewisses Interesse bieten. Eine Messe — natürlich nicht die vornehme Partie der Großhändler, sondern der Schau- und Kaufsinn der Jugend und der Masse — eine solche Messe stellt den Mittelstand der Bedürfnisse ihres Publikums vor, und zwar hier eines Publikums, das mehr auf das Unterhaltende und Gefällige als auf das Nützliche und Nothwendige sieht. Sollte man nun, von diesem Gesichtspunkt ausgehend, nicht sagen, eine französische Messe sei für die Augen und für die Ohren erfunden? In Deutschland nehmen Vieh und Gras, Holz und Gemüse, Schuhwerk und Wollenwaaren einen achtungswerthen Raum ein und kann ein Gastmahl, ein Gericht, eine Menagerie, etwa ein Ball — und das Publikum ist zufrieden; hier verschwinden dagegen die Granaten, Hutschnuren, Bänder- und Mützenmoden, Pommadetöpfchen, Wichsbürsten, Spitzenkragen, Schmuckschachteln, Spazierstöckchen, Taschenspiegel in erschreckender Weise vor; daneben, welche Auswahl von Taschenspielern und Geschwindkünstlern, von elektrischen und magnetischen Wundern, von dressirten Menschen und thierischen Seltsamkeiten, von Pan- und Diorama, von Glückshäfen und anatomischen Kabinetten, von Kasperlebuden, Glücksrädern und allen Arten von Hazardspielen, von Schießbuden, wo Kinder mit Pfeil nach Scheiben

[illegible] Gipsfigürchen, gewalten Ringkämpfen, Thierkämpfen und Nebulismen. In Frankfurt kennt man kaum eine Abendmusik, wenn

[illegible]

und der Mensch ist in diesem Jahr, auch guten Freunden öffentlicher Sicherheit, die hohe Polizei, welche der freien Luft des Meeres gern den Weg versperrt. Hierzulande aber wird ein Planet Infanterie in eine und ein Fünfhundert Personen in einer andern Manifestation gelegt und kann Gott Lichter und Lampen in einen Rechtsbürgersinn so viel sie wollt, herum in Fischer's Kasinos auch selbst ob mit all seinen Kunst- und Hungermaaren — ein Kriegsheer kann's machen, kann nichts! Denn für die Sicherheit unserer guten Stadt sieben und die Spritzenmänner und die Soldaten! Und in der That macht sich eine solche bedenkliche Miene, bei welcher jetzt Männer nicht zwei Zahlgulden, trotzen einige Tropfen häufig ganz ruhig, Maschinen angeordnet, recht artig! Und das Leiden und die Bewegung ist dann [illegible] und interessanter als am Tage.

Ich sage eben, eine französische Miene ist namentlich auf die Betrachtung der Finger und der Hüften berechnet. Was ein Finger mit seinem Gleichen hat, das wissen wir auch in Frankfurt — verweilen wir langsam ein wenig bei dem Hüften, der Lieblingsart mit unserm „Pommes" zu verwechseln ist nur etwa so weit weiter vom letzteren steht als das Leiden einer Frauenzimmer unter dem Mäntelein der Sokratischen Ironie.

Der deutsche Pommes ist der treue wählerische Hund, der französische Hüften der immer unterhaltende Affenpinscher seiner Gebieterin. Jener will, sieht man es ihn Pate, und wo sich gern kann ein Mensch gibt, so freiwillig, that dieses sein Möglichstes, um zu bewundern, weil eine innere Stimme zu ihm spricht: Hier hier nicht gebellert ist, der Fremde leicht umgeworfen werden! Der Hüften ist einem höheren Kulturstande gegen die Menschen und künstlichen Konventionen hin, er selbst hat Personen der Geistes in die Falten ihres feinen Gehalts gerissen — denn in Gesellschaft einer sehr tiefen gleichgültigen Verachtung läßt der Schoßhündchen der drei Sexus Hunter sich beim Ausgang begleiten. Ein Marschhüften im Großen schaut sich und beschaut, wenn weiter mit dem Anfang beginnen, mit der Miene [illegible] von am Ende aufhören, gleicht als ob es der Weltgeschichte Pferd umbringen wollte; dann gibt es und ein französischer Schoßhüften, welcher in seinem Wesen und Gebahren vor sich geht. In einem Zweifelsfall verlangt er auch für seinen Sinn ein „Warum [illegible]", das „eigentlich dem Sinne früher und täglich in seinen Gemplaren abgibt"; man sieht seine Augen hat wie die Kaffeeköpfe eines, daß, namentlich wie der Vater, der so riesige hat Tiere vierzehnige Magazin ist voll von Bildern, Bergen und Theaterstücken, welche, zum Theil auf die neuesten Vorgänge in Chima, bezogen, selbst die Haare der Kokosnüsse bewegen können, in Berge zu stehen. „Pourquoi les habitants de la Chine sont ils comme pour ne pas être marchants? Cest parce qu'ils ont beaucoup de [illegible] dans leur tête!" Zum Schluß erhalten wir unter Schüssen und bengalischer Beleuchtung ein Schlachtbild von Infanterie oder Cavallerie. Mit dem letzteren geht ein Pferdeexemplar eine Allianz und die Gäste weiter, dann erscheinen der Kaiser und Victor Emanuel, nachher Garibaldi mit den Preußern, weiterhin Zuaven, Turkmanen, Mexikaner; schließlich wird auf dem großen Theater die dreifarbige Fahne ausgerückt und alle Welt ist [illegible].

Ein natürlicher Nachbar des Hüften voll hoffnungsvoller Bäume in der Nähe, der sich übrigens in einer sehr civilisirten Weise, in blauem Frack mit gelbenen Knöpfen und etwas schwarzgewirbter Weste mit goldenen Uhrketten, zeigt und auf nähere Betrachtung auch Hosenfalten in der Weise getragen, welche Vorschrift er von seinen Lehrern verlangt hat, um mit seinem Gehalt in Frankfurt zu reisen.

[illegible]

In Lebensgefahr steht eine wächserne, verzweifelte Mutter sinnlichkeit vor einer ausgestopften Person, für ein beklagenswerthes Blackfisch in ihrem unerbittlichen Kasten hält. Ihr Mutterinstinkt sucht sie ethnographische und Naturgeschichte zu bieten, um den Ausgang einst so hochinteressanten Unglücks zu erleben.

Neben den Kasten der Königin der Thiere entdecken wir auch das Werk des Anatomen. Ein leidgeprüftes Mannbarkeitsalter zeigt sich in Blöße und in Lebensgröße die geschickten Operationen, wie Form- und Kaiserschnitt, und alle Arten von Mysterien. Irgend ein verschiedenes Menschengesicht mit Perlen und auch ein Gallenleidensgesicht, auf welchem wir [illegible]

[illegible]

Aber wo wird es auch die Menschen hingeben, der Fremde kommt ja schwindelig [illegible]

weit weiter, und seine Jünger erbauten ihr Publikum mit neuen Wundern der Natur, durch die Wunder ihrer Taschenspielerkünste. „Meine Herren!“ rief nun der Schneidungerer an, wenn er seine Instrumente, Messer, Scheeren und Geldstücke aus dem Rücken seiner und aus der Welt hinausbannte; aber dabei vernachlässigte er doch die Warnung seines natürlichen Schutzpatrons nicht, und Kaiser und sein Teufel, Nebrett der Teufel und alle die andern Verkörperungen des Mittelalters, welche seit einigen Jahren in Frankreich populär geworden sind, mußten ihm zu Ehren neben der stehen die Parlins des Teufels spielt.

Wie nicht aber Gerard Nancy scheint uns nur eine französische Abzweigung des deutschen Grand Veri zu sein, den wir alle hinreichend kennen, und so wenden wir uns denn zu dem letzten Gegenstand der Bewunderung des Malers, dem in Frankreich allenthalben unvermeidlichen Leiter Parade, dem breiten Jahrmarktsfest mit Polizei- und Musikmeister, der mit Pauken und Trompeten auf seinem Wagen hervor das Publikum Vorstellung herumgeht und ihm „herrliche Vorwerfen“, versprochene Purzelbäumchen und versprochene Kätzchen mit gefärbtem Blasser als unschätzbare Universalmittel verkauft. Ohrenreißend wie kein Orchester ist die Musik, welche die versprochenen Schaustellungen begleitet, und was sie nicht an unserm Sinn für Harmonie verbricht, das thun die starkverschnupften Orgeln, die mit Unerbittlichkeit bis Mitternacht erklingen.

Wenn inmitten all dieses krambaftigen Treibens und Treibens deutsche Ohren plötzlich von den schönen Klängen des oberländischen Accents und deutsche Augen von dem Anblick der bunten Trachten einer Hochländerin überrascht werden, so kann sich der Beiger der gemischten Sinneswerkzeuge einer heftigen Empfindung nicht erwehren. Bei genauem markantigen und schwarzglänzenden sächsischen Ihrmaaren sogen Mutter und Tochter weithin bekannten und erklärten, daß Geschäft geht trotz der großen Umgangsfeiern von einem Markt zum andern gut, und wenn erst einmal der Handelsvertrag zwischen Frankreich und dem Zollverein im Reinen sei, da werde man schon bare Geld nach Hause bringen.

Ein bemerkens- und sehr einträglicher Wirthschaftszweig ist in der viel machenden Ausdehnung der Photographie auch im Werden begriffen. Schon jetzt erblickt man auf unserm Jahrmarkt ein halbes Dutzend von Buden, wo das Abbild unseres werthen Ich für einen Franc in möglichster Vollkommenheit wie Geschwindigkeit angefertigt bereit sind. Noch wichtiger als jene Buden und ihre Zukunft ist der große und fast allenthalben raisonnirende Absatz fertiger für die Stereoskope bestimmter Lichtbilder. Sie betreffen alle möglichen landschaftlichen und baulichen Gegenstände sowie sämmtliche hohe oder wichtige Persönlichkeiten der Tagesgeschichte, fast alle merkwürdigen Werke der Malerei und Sculptur sowie die Porträts und Busten berühmter Todten sind nachgebildet; endlich verbreitet auf diesem Wege die pariser Lorette und Jüngerin, hochausgeschnitten und tiefausgeschnitten, ihre einladenden Visitenkarten durch die ganze Welt. Nur die Sonne ist über all diesen Missbrauch, den man mit ihrem Strahlen treibt, noch nicht erzürnet und verdunkelt sich nicht etwa, als es ihr die Amerikaner erlauben, sodaß ich mit den Engländern nur Aeußerungen, mit den Griechen und Römern anfange zu glauben, daß das Tageslicht nicht weiblichen, sondern männlichen Geschlechts ist.

Wir sprachen oben von einem Uebergangszustand zwischen der Eigenthümlichkeit der alten Sitten und der herrschenden Uniformität des Kosmopolitismus. Dieser Zustand konnte schwerlich einen treffenderen Ausdruck finden als den, der sich in der Mischtracht der zur Messe herbeigeeilten weiblichen Landbevölkerung darbietet. Noch vor einigen Jahren, sagen uns die Einheimischen, enthielte vielleicht das ganze pittoreske Nationalcostüm der Normandie in seiner würdigen Mischung von Schwarz und Weiß. Jetzt ist hier nur die wunderliche, vorn und oben enganliegende und mit einer Spitze eingefaßte, hinten weit ausstehende und steifgestärkte, in langen, bunten Bändern abflatternde Haube und etwa noch der Faltlatz übrig geblieben — sonst aber sind die Frauen und Mädchen der Wohlhabenden mit allem Putz einer pariser Weltdame geschmückt. Schwere seidenreiche Kleider, mit gestickten Unterröcken darunter, modische Jongleurlein oder feine weiße Strümpfen, leichte Jacken oder elegante Shawls, Handschuhe, Juwelen, Armbänder und dicke Geldketten — und bei alledem jene Haube, welche zu den rothen und steifen Gesichtern vermöglich steht, besonders wenn eine breite goldene Nadel oder Agraffe, mit welcher sie auf der Kopfhöhe im Haar befestigt wird, aber das Ganze herunterdrücken. Das Kreuz und Thorheit wird zum Zweck dieser Ausführung ihrer Toiletten in den Augen von den weiblichen Pariserinnen

in den Seidenlagern und bei den Putzmacherinnen der Stadt gekauft, und als ich einen Tag im Gefolge einiger Damen bei einer solchen einkehren mußte, sah ich, wie eine weitere Verfeinerung mit welchen die Kaufleute von Paris, Wien und Köln handeln, erreicht war, als es mir möglich machte, einen Begriff von den schönen und teuren künstlichen Blumen aufzubringen, für welche Tage als den des Gemüsemarkts.

Auch für die Vergnügungen hat diese weltstädtische Bauerschlauheit weitaus die besten, wenn auch nicht die augenblicklichen Kunden; denn es hat gar so langsam und täglich in einer Stadt, Bild für aber noch mehr ansieht als Einkauf und Schaufenster, das sind die zahlreichen und in der That höchst interessanten Spielhöllen. In all den alten Tagen das Glücksrad, eine riesige horizontale Tischscheibe, beladen, je nachdem, mit Pferden, Schafen, Papageien oder Früchten und anderen Lebensmitteln, umgeben von einem Kranz aus farbigen Tuchfeldern, in denen durch Hineinsetzen einer silbernen Münze sich schnell, sobald die Maschine, die das Spiel in Bewegung setzt, still zu stehen begann. Man wußte je nach der Zahl und dem Gewicht der Münze, Einsätze von einem bis zu zehn Francs und gewann bisweilen eben so Papageien, da die großen und schweren Gegenstände in der Mitte des Rades bloße Lockvögel sind und nie gewinnen.

Sehr beliebt ist auch eine Verbindung von Kegel- und Billardspiel, bei dem ebenfalls feine Waaren gewonnen werden können. Wieder Schritt weiter sieht man ein Lebensbild auf einer Bühne, wo mit einem Ball in der Klaue, den eine Meisingfeder, welche an einem Knochen befestigt und von dem Spieler in Schwingung versetzt wird, weggeschlagen will. Manchen ebenso eine ganze Reihe ähnlicher Dinge, welchen man nur leichten Mißbrauch und dem Wort nur einen Sinn der Kraft abgewinnt aber nicht abspricht. Trotzdem sollte die Gesetzgebung der Länder und Völker in den von ihnen hervorgebrachten und ihr besten Werken keine Schutzmittel, und wenn man eine ganze Lange Reihe solcher Spielhöllen in voller Thätigkeit erblickt, kann man den natürlichen Wunsch des französischen Volks zum Hazardspiel nicht länger bezweifeln. In der That scheint es kaum der Mühe, die in Frankreich existirenden Verbote zu verfolgen, wenn man das ihr so verzweifelt ähnlich, aber vielleicht viel mehr trügende Glücksspiel und alles ihm verwandten Lotteriegeschäften in einer Ausdehnung kennen lernen wollte, wie sie auf den Jahrmärkten überall betrieben.

Einen schönen Morgens naht der Bauer auf der „Promenade" unserer kleinen Residenz einer Ansprache, die lebendig wird. Es kann nicht alle Tage Sonntag und nicht das ganze Jahr Jahrmarkt sein — außer in Paris. Die Jahrmärkte verschwinden; wer aber Lebhaftigkeit in den Schluß der Vergnügungslust, so suchen die schönen Vergnügungsplätze in der Regierung Karl Philipps Gäste herab; und der städtische Vergnügungsplatz wurden durch solche Hilfsmittel

Und Bäder und auch Kaffee
Schaukelgeschäft und Spielen waren

Leben gab mit dem gewaltigen Namen nach Ein auf Stein andrängten, als ob alle Freuden der Jahrmarkts hierhin gerettet wären, um sie festzuhalten. Auch die ernsten Hauptschauspiele verschwanden, um morgen als Nebenmittel mit Bier und Kaffe wiederzukommen. Der Parvenu philistert aber weit minder es selber, daß ein oft Monate später die Maskerade als der Hauptschauspiel eine neue und höhere Vergnügungsart erfahren entdeckt.

J. G.

Ein russischer Don Juan

Die Oper und auch mehr die Theaterwelt mögen sich nur gleich auf eine Enttäuschung gefaßt machen, es handelt sich nicht um die Entdeckung einer unbekannten Größe, um einen Don Juan in Sardinien, sondern um das bekannteste Modell „Don Juan" des Grafen Alexis Tolstoy, das Lieblingsdrama Pauline Lucca's, das Lieblingsstück der Frau von W. Lindau in Dresden.

Ob gut oder schlecht, wir über die Sache mag sein. Der junge Jean, Knabe und Don Juan. Der schwedische Dichter hat in Don Juan den Nachkommen des romanischen Helden und in Knabe den modernen Jüngling

hat germanischen Boden wollen. Aber Don Juan bleibt, bei der schlechten ihm Rolle nicht und bei seiner romantischen Behandlung der Sage, und Titel des Werkes „Verführer vom Handwerk", gewonnen Don Juan eine Seite, die weit entfernt von jeder schlechten Verführung der Tochter und dem Verführen einen Vergnügungsplatz gestalten läßt und den anderen. Er gewinnt sein Leben, nicht durch, sondern durch Verzicht, indem er, der Dichter sich Gewissheit zu seinem Gedanken bekennt. Er ist kein mit sich Zufriedenheit, er will gelogen, daß er sich nur Gottesfurcht nicht verdient. Leider ist Mozart einer Gedanke Leben, wie es eigentlich sich hegt, war ein tragischer Mensch, ein Pygmäe und ist Lebensbewegt einen gedankenvollen Gedankengang

zu Don Juan auf die Bühne zu bringen, konnte ihm nicht entgehen; neben seiner Lebensaufgabe, auch die Inquisition hätte es gewollt. Denn Don Juan geht unter, weil er ein Wüstling ist, seine Reue verschmäht, nicht bereut und auf alle Ermahnungen die Antwort hat: „Ja bereuen hab' ich noch im Alter Zeit genug." Von Spanien wanderte die Sage nach Frankreich in verschiedenen Bearbeitungen reichen sie auf den pariser Theatern. Hier trat nun der alte Gottlose Dämonist, der dem Don Juan Tirso's fehlt, hinzu, eine tiefer Schauspiele hat schon den Titel „L'athée foudroyé". So wurde Molières die Gestalt genommen und legte sie in religiöser Beziehung in den scharfbrennen Widerspruch zu der Auffassung der Zeit. Ein fast allgemeiner Unwille erhob sich gegen ihn, bei den späteren Aufführungen mußten einzelne Stellen, ja ganze Scenen — der Antithese zwischen Don Juan und dem Bettler, wo Don Juan dem Armen ein Goldstück anbietet, wenn er Gott verfluchen wollte — fortbleiben. Diese Verbindung von Liebeshabenteuern, leben Streichen und einem sich trocken ausdrückenden Atheismus ist in dem Molière'schen Schauspiel keine glückliche, denn sie einen sind poetisch, der andere nüchtern. Gilt Margaret's Macht bei der verschiedenen Elemente in der Don Juan Sage verschwinden in ihren verschiedenen Bildungen immer mehr oder weniger vollständig, ungeheuerliche Ideen und widerliche Ideen zum Ausdruck kommen, die Sprache ist zu arm dafür. Dennoch sind die Dichter nicht müde geworden, sich wieder an diesen Stoff zu versuchen. Neben dem alten Juan Tenorio ist ein neuerer Juan de Marana aufgetaucht, ohne selbst ein brillanter Charakter. In moralischen Hinsicht bilde an Ueberwuchs, Blasphemie und Lasterhaftigkeit Spanien seine Don Juan's alle spanischen Caballeros auch in Calderon's Dichtungen, in seinem Augenblick zum Theil bereut man sehr Tenorio auf gerade Weg zur Hölle, während Marana sich und Gegenwart suchte. Er wurde nämlich Mönch und durch als frommer Prediger Perdigon Moreno hat den Faust zu einer nicht unerfreulichen Novelle benutzt. „Der wunderbare Zauberer" und Calderon's Dramen ein Melodrama mit Gesang- und Tanzeinlagen daraus gemacht. Das dramatische Gedicht des Grafen Lasteer ist nun einer wunderliche Mischung als seiner Vorbilder, zu denen auch eine Nachahmung des Goethe'schen Prologs gehört. Faust ist gestillt hat.

In einem Zaubergarten, als wo Geister, die Blume, Bäume und Nachtigallen die Atmosphäre des Schönen bilden, erscheint Satan, um sich seine Zeit zu Ehren; es ist Mephisto, in dem ironischen Antidämon der andern der Spanier, der diabolische Zweifel. Er wettet mit den Engeln um die Seele Don Juan's. Jahre lebte später erscheinen wir auf einer Stufe der Lasterhaften. Der Verliebte aber die Ueberzeugung, daß das unsterbliche Institut, der „heilige Hermandad" und der Inquisition sie Mund zu halten, die heilige Hermandad ist die spanische Polizeiwache, die Stadtwache —, daß Don Juan de Marana mit seinem Diener Lepotelle einen ganz Heerzug treulosen Mädchen aus den Händen der Häscher befreit habe. Die Inquisitoren beschließen, Lepotelle — es ist der alte Gracioso der spanischen Schauspiele — zu entlassen, um einen Spion in Don Juan's Nähe zu haben, zugleich aber den gefährlichen Mann in Vergiftung zu erklären. Folgt die Geschichte Don Juan's mit Donna Anna, doch so, daß Anna ihm Liebesbriefe schreibt, er sich mit ihr verlobt und ihren Vater erschlägt, als dieser ihn vor der Thür einer verrufenen Dirne findet und zum Zweikampf fordert. Don Juan muß Sevilla verlassen; in der Nähe bei nach Schlosse am Meeresstrand wird er von bewaffneten Mädchen, denn er das Leben gerettet, überfallen, der ihn erwerben will, um die Gunst der Inquisition sich zu erwerben. Natürlich entgeht Don Juan dem Meuchelmord, er verlobt sich mit dem Mädchen und läßt ihn zu sich ein auf sein Schloß. Aber der Gedanke an Donna Anna verläßt ihn nicht, ihm schwebt das Ideal eines Weibes vor, und da er es in keiner bisher gefunden, hat er sich nach kurzem Verweilen von allen abgewandt. Mächtiger wirkt nun Donna Anna auf ihn ein. Trotz des Bannes, der auf ihm ruht, geht er nach Sevilla, dringt in ihr Haus, wird von ihr aufgenommen, sie verbirgt ihn vor seinen Feinden und naht in seine Arme. Inzwischen hat Satan mit den Engeln auf dem Kirchhof vor dem Marmorbilde des Komthurs metaphysische Gespräche. Nach der Liebesfeier die tolle Einladung an den steinernen Ritter. Das Gespenst in Don Juan's Hause, Donna Anna erscheint, Verwürfe gegen ihn, sie hat Gott und geht zum Sterben. Jetzt weiß er, „Das ist mein Ideal!" Ich liebe! — In demselben Augenblick tritt der Comthur ein, Don Juan stellt sich zu Wehren, gegen den aufdringenden Satan bethätigen ihn die Engel. Letzte Scene: von frommen Klängen betäubt hören wir, daß Don Juan starben im Gebet der Heiligkeit verschieden.

So haben denn auch die Nachen auch ihren Don Juan; sie mögen sagen, ob sie mit ihm gesiegt und. Und reichen das Ganze geschmackt, voll tiefster Schönheiten, aber ohne alle tiefere Lebensanschauung und gedankenarm. Während die viel ältere Novelle so viel Originalität, Kritische und Eigenthümliches und bietet, ist die ganze höhere Literatur der Nachen ein neuer, schwächlicher Aufguß von Goethe und Don Juan. Preußen, Tennemann haben zu meisten glückliche Formen und Bilder, einzelne ihrer Gedichte haben Schwung und individuelles Leben, aber das Ganze ist nur bleibt Nachahmung. Das ist das Urtheil der deutschen „Gentilisten", sie ist ein französisches Prinzipien mit einem in verfehlten Verbindungen nach akademischen Formen.

(Schluß im Feuilleton.)

Schloß Tegel.

I

Der Gedanke das Vergehen begegnen die Mark im Verlauf zu bringen, in welchen wir bei fortgeschrittener Humanität zu immer Entschuldigung liegen, daß er da noch gar trostlosen Zeit und an den ungünstigsten Punkten geboren wäre er weiter gewandert, so hätte auch er gelebt, daß unter die Opfer auch Hardenberg sie ganz richtig das wirkliche Wesen nachgeben konnten, hier und da von grünen Wäldern hügeln umschlossen, ihre natürlichen romantischen Reize haben. Aber selbst er auf den Hügeln bei Tegel nicht erkannt haben, daß Dichter und Denker sich hier behaglich fühlen können. Freilich weit man von Berlin auch an den 1-2 der beschäftigten Gelehrten werden. Man sagte damals, die drei beschäftigten Arbeiter glücken der Residenz, indem sie das am Tage verbrauchte Werk in der Nacht produzierten, um dagegen die Erholungen des Tages zu bleiben. Indessen in einer Stunde hat man den wenig anmuthigen Weg hinter sich und ist an in weite übersicht. Hier am Nordufer ende des waldumschlossenen Sees, der das Gepräge reicht ein Schlößchen, von breitschem Park umgeben und mit allem Zauber landschaftlichen Reize ausgestattet, vor sich zu sehen. Das Post Tegel steht sich hinter dem Schlosse weit an dem mit dem Ufer den Fußsteig bedeckten Ufer und einer Meile langen und eine halbe Meile breiten See breit. Ein Theil dieses Hügellandes Ufers bildet den Schloßpark. Das Schlößchen ist die Heimathstätte des Gebäudes von Humboldt, wie hier die Tage ihres Kindheit und den Ort ihres Lebens verbrachten und noch einem vorstehenden wie lebendig Schriftzeugnissen Leben hier von ihrem besonderen Werken ausruhten.

Das Schlößchen war früher nur ein Lustschloß, obwohl mehrfach gesagt worden, daß es ein Jagdschloß der Herzogen Kurfürsten gewesen ist. Für Thatsache ist das es sich verhält, als der Major von Humboldt, der Vater unserer Forschungsreisenden, dasselbe kaufte in Schloßes übernahm. Gegenwärtig ist nicht als ein Lustschloß, sondern bei allerdem der Herzog Karl Friedrich der letzten Tagen in dem regier Land empfangen wie mag.

Wilhelm von Humboldt, dem es als einem Sohne auch dem Tode seiner Mutter zufiel, Schloß unterm 11 Juli 1829 in den Jahr herausgegebenen „Briefen an eine Freundin" „In Tegel suche ich meine Ruhe und einen großen Theil meiner Tage zu. Ich liebe Tegel sehr. Die Gegend ist wenigstens für hiesige von Berlin, und die vielen Seen von großer Weite und der andern von Hügeln, die schön bepflanzt sind, einer Mannigfaltigkeit und gewähren, wenn wechselnden Bilder durchschweifenden Auge und Herz und sich überall sind hohe Bäume. Das ich in meiner Jugend erst in mäßiger Stunde sah und die nun mit mir emporgewachsen sind. Ich baue jetzt ein neues Haus hier, das schon halb fertig ist, und bringe auch hierher die Gemälde und Merkwürdigkeiten, die wir haben, so wird es ein anmuthiger Sitzplatz, von dem ich selten in die Stadt kommen werde."

Das war denn auch der Fall, sein Freund Schinkel hatte ihm den Plan zum Bau gemacht. In einigen Briefe für seine Eltern und an Andreas an die drei mit seinem geliebten Bruder Alexander verlebten Knabenjahre wünschte Wilhelm die alten Theile des Hauses möglichst zu erhalten und Schinkel's Genie gelang es, das Alte mit dem Neuen harmonisch zu verbinden. Der Eindruck, den das Gebäude in der Ferne auf den Vorübergehenden einen Thurm hatte, gab ihm das Motiv zu dem andern drei Thürmen, wodurch das Ganze sein eigenthümliches Gepräge erhält. Es mußte nun auch in architektonischer Beziehung das Schlößchen gehalten sein, so gewahrt der Besucher in der Ferne vorgleiten Theile doch die griechischen Formen.

In poetischer Weise denken wir die vier Thürme des Schlosses wie vom Rauch im Feld aufgerichteten Pfeiler, die in den Skulpturen gleich schwindenden Dunkelheit, daß unter dem Namen „Thurm der Winde" bekannt ist, nachgebildet hatte. In der Inschriftplatte des Schlosses die vom Winter gegenwandt ist, sieht man in vier Reihen, je zwei übereinander, die vier deutschen Windrosen in Form aufgerichteten Gesichte der Winde von Rubel, nach dessen Zeichnung sie hergestellt, deren Originalbilder wie im Theater zu Paris sahen. Die Gesichtsmasken der Winde, die im Theater machte die naturgemäßen Falschen sich schneiden, Haaren und den Augen des Phantasie, heben auf dem Gesichte. Tritt man durch die Thür der vorderen Ansicht des Schlosses in das Atrium und gelangt in den hellerleuchteten Saale mit einfachen Holzbekleidungen den Wänden und Gewölbe entdeckt man, so sieht man zunächst eine auch mit Buchstaben schönen Antwort eingelegte Brunnenvertiefung von grünlichem Marmor. Sie stammt in der Kirche San Gallo im Lateranen zu Rom, wo sie das auf der geschichte Wasser für Wiederherstellung gab. Dieses Zeige nach soll der heilige Gebrauch an dieser Quelle erfunden worden sein, weshalb es in Rom „Il pozzo di San Gallo" genannt wurde. Der Brunnenrand wurde von Schinkel von Humboldt empfohlen, wie die von ihm und A. v. Olfers verfaßte lateinische Inschrift über dem Becken bringt. Unter dem Brunnenmarmor gewahrt man einen Mosaik und Bronze. In den zwei Nischen der vorderen Hälfte [illegible] Skulpturen nach dem Muster stehen. Oben in der einen der hervorragenden Räume aus dem Fenster, nach dem Südgrund der Schlossinsel von Tegelsee

in der andern der Gatte eines Gastes mit der Gastfreundschaft des Hauses. Der Aufgang des Hauses ist in italienischer Weise mit hohen Pfeilern eingefaßt.

Wir treten nun in das Arbeitszimmer Wilhelms von Humboldts. Ein geräumiges Gemach, aber keine prächtige Zierde, keine kostbaren Möbel. In der Mitte steht ein großer mit grünem Tuch überzogener Schreibtisch und auf diesem und vom ihm herumliegende Schreibzeug. Alle Bücher tragen das Gepräge großer Gediegenheit, aber das Einzelne vollendeter Schönheit weicht dem Ganzen. Denn der Gemahl von Karl und der Freundin Schiller kannte die Zeit der Schule des Geschmacks, schauderte in zerstreuten Augenblicken vor langer Weile und Langeweile, daß der Gedanke eines Tisches des Ehrwürdigen und von Jahren vollendeten Alters sich nie hatte. Unter den antiken Bildwerken in Rom gehören ihr zwei weibliche Torsos von griechischem Marmor und der nach dem Muse von Pisa[illegible] Klagende. Kunstfreunde in Deutschland[illegible] zu einer Gruppe der Grazien gehört haben mochten, waren zu seiner Zeit in einer englischen Sammlung gefunden zu haben waren. Die vor und Schwestern waren von einem französischen Künstler der[illegible] Bonaparte[illegible] erhielt und nach Rom gebracht, wo Wilhelm von Humboldt sie erkannt. Diese weiblichen Torsos schon nach dem Ausspruch über Kenner zu den schönsten gehören, und so von griechischer Hand in der Vollkommenheit gelassen worden ist. Der dem Wilhelm von Humboldt neben dem Schönen auch die vollendete Ansicht von Dingen, die vollkommen innerem Gemüth die Schwingen hob. Höchst ausgezeichnet ist man auf dem Schreibtisch Schwabe Tragödien mit einem ungemeinen und klaren Geiste, eigenthümlich belebt, da heute Ungrad dargestellt hat. Zwei Kupferwerke des Künstlers vom Parthenon zu Athen und die Büste eines Römers vollenden den Kreis antiker Bildwerke. Neben ist die Figure Christi des Raffaelischen von 3. Juli und der Verherrlichung jenes Meisters vollendeten. Im Juli nach Schwabe Angabe für den Saal der Königlichen Schule zu Berlin entstehen, und so ein großer Theil von Schwab Kunstwerk, eine eigentlich zu suchen Zeit.

Die prächtige Arbeit von Karl Schmidt in Charlottenburg in Kupfer, ist eine auf dem Stein entworfene Zeichnung und Verherrlichung in der Hauptmasse, welche Karl Schmidt die Zeichnung des Künstlers Schwab, vom Jahre 1844 gleichfalls auf Stein entworfen hatte. Das Bild schmückt sich an Wilhelm von Humboldt Denkmal, neben der Königsbrücke zu Berlin. Eine Inschrift[illegible] Schwabe Bildnis, der dem Namen zu deuten gibt, und eine der Personen Bedeutung beschäftigen die Kunstwelt.

In dem einfachen Nachbargemach, und bis zur Decke angefüllt mit den Bildern der langen Reihe deutscher Dichter, schauderte[illegible] Humboldt in Gedankenfülle[illegible] Lieblingsplatz, wo sich der Dichter und Forscher vollendeten Sinn Rath vor sich hatte. Unter den antiken Bildwerken in Rom gehören ihr zwei weibliche Torsos von griechischem Marmor und der nach dem Muse von Pisa[illegible] Klagende. Kunstfreunde in Deutschland[illegible] zu einer Gruppe der Grazien gehört haben mochten, waren zu seiner Zeit in einer englischen Sammlung gefunden zu haben waren. Die vor und Schwestern waren von einem französischen Künstler der[illegible] Bonaparte[illegible] erhielt und nach Rom gebracht, wo Wilhelm von Humboldt sie erkannt. Diese weiblichen Torsos schon nach dem Ausspruch über Kenner zu den schönsten gehören, und so von griechischer Hand in der Vollkommenheit gelassen worden ist. Der dem Wilhelm von Humboldt neben dem Schönen auch die vollendete Ansicht von Dingen, die vollkommen innerem Gemüth die Schwingen hob. Höchst ausgezeichnet ist man auf dem Schreibtisch Schwabe Tragödien mit einem ungemeinen und klaren Geiste, eigenthümlich belebt, da heute Ungrad dargestellt hat. Zwei Kupferwerke des Künstlers vom Parthenon zu Athen und die Büste eines Römers vollenden den Kreis antiker Bildwerke. Neben ist die Figure Christi des Raffaelischen von 3. Juli und der Verherrlichung jenes Meisters vollendeten. Im Juli nach Schwabe Angabe für den Saal der Königlichen Schule zu Berlin entstehen, und so ein großer Theil von Schwab Kunstwerk, eine eigentlich zu suchen Zeit.

Die prächtige Arbeit von Karl Schmidt in Charlottenburg in Kupfer, ist eine auf dem Stein entworfene Zeichnung und Verherrlichung in der Hauptmasse, welche Karl Schmidt die Zeichnung des Künstlers Schwab, vom Jahre 1844 gleichfalls auf Stein entworfen hatte. Das Bild schmückt sich an Wilhelm von Humboldt Denkmal, neben der Königsbrücke zu Berlin. Eine Inschrift[illegible] Schwabe Bildnis, der dem Namen zu deuten gibt, und eine der Personen Bedeutung beschäftigen die Kunstwelt.

In dem einfachen Nachbargemach, und bis zur Decke angefüllt mit den Bildern der langen Reihe deutscher Dichter, schauderte[illegible] Humboldt in Gedankenfülle[illegible] Lieblingsplatz, wo sich der Dichter und Forscher vollendeten Sinn Rath vor sich hatte. Unter

---

Der Garten.

Der Baum und sein Paradies, der Garten Eden, gewinnen wieder hohen Sinn für Menschen heute. Der Garten in Paradies zu verwandeln. Der Garten ist es nur einzig. Nicht erreichbare Zu-Kultivirung und vom Gedanken der Welt gehören. Die Verherrlichung der Bäume und das Grün der von ihnen beschatten Plätze haben auf die Sitten der Völker bedeutenden eingewirkt. Der Engländer sucht bei dem kleinsten Theil Bewegung in seinem Garten, während der spanische Calderon die schattige Stelle vor dem Fenster[illegible] suchte. In wärmeren Climaten sucht man darum den grünenden Baum oder vegetabilischen Teppich[illegible] man suchen auch gleichmäßige Vertheilung. Wo und wenigen pflegt man in der Regel den vegetabilischen

[illegible]gemäßigten, natürlichen Boden. Der um die Blüh[illegible] [illegible]ließt, im Klassischen gesucht, erhält man den [illegible]natürlichen Boden wegen des Übergangs zum Ge[illegible]ge wird

[illegible]ieren unregelmäßigen Stellen und verwirrt [illegible]n der englische und der schwedische. Der englische [illegible]wurde durch Mode von Versailles, den bekannten [illegible]irschen gerade verdrängt. Aber erst um die [illegible]hundert später beherrschten Arten und Weise den [illegible]n altenglischen Geschmack mit Beibehaltung [illegible]r durch die Beobachtungen, die er in China ge[illegible]zu der Verbreitung des englischen Geschmacks [illegible]: Versuch über modernes Gartenwesen"), eine Mode[illegible]hier man jetzt in England nicht entsprechen darf. [illegible]Geschmack hat sich statt in den Anlagen von [illegible]pflanzung und Schwingungen von künstlich [illegible]gelegt. In unserer Zeit wurde besonders der [illegible]Pückler als Gartenkünstler genannt. Er griff [illegible]n Muskau in der Verschönerung alter Garten[illegible]; ob sind praktisch, zweifle ich nicht [illegible]hat in ästhetischer Hinsicht, wie [illegible]lan alle mit dem Anders einverstanden. Durch [illegible]ordnung großartiger Massen hat er dem alten [illegible]Landschaft gegeben, die in ihren einzelnen [illegible]ung und landschaftlicher Abrundung [illegible]ungleichen Landschaftsbilder weit übertrifft. [illegible]e Chinesen haben von jeher große Vorliebe [illegible]ästen gehabt. Der Kaiser Kien-lung, der einen [illegible]schaft von Chinesisch-Tibet hatte, hatte Gärten von [illegible]ordentlichem Umfang. Abgesehen davon, [illegible]ch die chinesischen Gärten durch die gute [illegible]Verwendung alter Baumgruppen, durch Be[illegible]ung schöner Baumgruppen, durch Be[illegible]ung schöner Felsgruppen bemerkbar in dem [illegible]mäßig gebauten Häusergruppen und. Die [illegible]ungsarten mit Blumen und Gebüsch, durch [illegible]schönen gebauten. Künstliche Grotten in [illegible]en Felsen. Springbrunnen. Schlangenröh[illegible]mittel und Teichblumen dienen zur Verzierung [illegible]n Wasser.

[illegible]schaftliche Zeit mit ihren bunten Blumen, [illegible]ur die französische mit ihren Gartenkünsten [illegible]ennt. Der englische Stil wollte nur Ver[illegible]ung in Übereinstimmung sein. Die Natur[illegible]Flächen und Massen natürliche Gruppen [illegible]ch. Irgendein alter Baumstamm oder Felsen [illegible]ung zu suchen. Jeder Übergang sollte [illegible]Muskau) vermeidet sie und Muskau überhaupt [illegible]ungleichen Wiesenton schaffen, in Schlängelungen eine Summe von schönen Bil[illegible]jeder Ecke in möglich anziehen. Der [illegible]ungen in möglich anziehen. Der

„Altdeutsche Hasse" und Komödien[illegible]Prosa. J. A. Pfeffinger hinge[illegible]ößt vollständige Prosa auch eine interessante [illegible]ung über Landschaftsgärtnerei, die wir noch [illegible]anschauen

[illegible]ch deutsch schwerige Beschreibung ist [illegible]Landschaften eingeschlossen. Die Einführung [illegible]n Gemüsen findet man jetzt ab und zu [illegible]n Berlin, in gro[illegible]. Verbreitung aber in England [illegible]ßt sich in der [illegible]hat einigen lassen. Bekanntlich hat man englisch zu Tisch zu bekommen und gute [illegible]liche Vegetabilien mit Recht den mühsam beim [illegible]gebrachten Beeren hinzugeschwommen. Man trage alle [illegible]möglichkeit für eine möglichst gute Konservation der Mangos. Ferner vermeide man tiefgründige Pflanzen und trage sich mit Resignation darein, alle Gelüsten nach wenig Jahren erneuern zu müssen. Stachelbeeren [illegible]pariren das natürlich viel leichter. Ebenso wie an[illegible]ständige Ansprüche der Ananas nicht kann mit den [illegible]Gelegen der Landluft sich ihnen vereinigen. Da will [illegible]n Londoner Küchengeschäfte die Kunst kosten [illegible]Geld, sie einen guten ihnen einen Treibgarten, [illegible]und Handwärmen Gehalt zu gestatten. Die Mühe kann [illegible]zu machen, man doch will das Ganze rationell und [illegible]leben. Die Kirsche kann so viel zu manchem Ohrring [illegible]den schönsten wenig Innenfläche biete. In unseren [illegible]Gemüse sind die Amerikaner freilich viel bescheidener [illegible]ch in England. Der Engländer gibt große Summ[illegible]um für einen wunderschönen Park, eine schöne [illegible]Anlagenkunst, eine üppige Blumenzucht schreut nicht ein Herz und im Kleinen Garten prangt sich ein Prachtexemplar. Der und muß ab hundertfach die Menge bringen, aber die Menge muß auch recht billig sein, sehr sie auch wie die weiße. Besonders Mängel zu Preisnoten bei einem Mieter dem nicht erwünschte Man kann auch durch Konservation gleich hängen [illegible]kommen z. B. der Himbeere, allerdings Zuckerfabrik [illegible]bei Preisnotizen sich einrichten, welche durch die Unterstützung vom Neuling begreift angenehm erscheinen. Eine Hauptsorgfalt muß sicher bei der Lebensart [illegible]gebrauch Schimmel zu treten. Da aber [illegible]Mängel auch zum Gartenbau reizen, wo es in [illegible]ist gibt, ein paar Lieblinge Frauenschuhe zu gewinnen. [illegible]Er bei muß besonders beachten, daß verborgene Gemüse [illegible]möglichst, weniger für Mangos ohne gebaute

Aber nun Englische mit den Ansprüchen zerfallen [illegible]den und den Kindern Gut vermöglich machen muß [illegible]von einem Gut in Gartenbau Anlage erfahrener Gärtner [illegible]. Der Gartenkünstler von Hannover Pückler-[illegible]Lieblich Gärtner, [illegible]. ja vermöglich von

Aus dem „alten" Dresden.

[illegible]

Dresden. In Dresden [illegible]. Gärten man [illegible]ein reiches Leg für sich. Es [illegible]ung zu Ende von Concerts, wo [illegible]ch Gast Kaiserin Maximilian Theil. Theater Hall. Kaiser Karl Gärten. Prinzen [illegible]. Es [illegible]ch für alle Gäste. Kaiserin ist ganz [illegible]. Der [illegible]ung von einzelne schöne Spaziergänge, wo andere Wandelbahnen als Lehre. Es [illegible]ellen im Garten [illegible]ung in der Bewegung, wo einer prächtige Blumen. Pflanzung [illegible]ch wahrscheinlich von [illegible]ihren Besitzer [illegible]. Lange in einem Garten [illegible]ung und [illegible]. Lage spricht von Einer und [illegible]welcher Bezeichnung Gärten Pflanzung. Stadt Lage [illegible]ng gärtnerischen Gärten. Dresden Lage. Der Kaiserin

[illegible] Geschichte und einen schönen Lobspruch [illegible] Männer und Schriftsteller ist gewissenlos [illegible] Theodor Hell gastlich [illegible] unverkennbar verschwand [illegible] Dichtkunst seiner Muse [illegible] [illegible] ein gemüthvoller Gast in Heinrich Kuhn — ein guter Dichter, [illegible] [illegible] aber mit der Dichtkunst und [illegible] [illegible] Wissenschaftlichkeit [illegible] Streben [illegible] hat [illegible] [illegible] — der Mann hat uns [illegible] gefallen. Persönlich kannt ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Wegweiser nach Berlin. Bei [illegible] der Berliner Blog hat mir der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 24. Berlin

Inhalt: Aus den Papieren des Pfarrers von Tannenthal. (Fortsetzung.) — Auf der Schwelle des Todtenhauses. — Die Schlacht von Varlubien und die Schlacht bei Gravelotte. II. — Heimat und Exil. Von Karl Beck. — Aus der Heimath. VI. — Gedichte von Ludwig Uhland. — Nachdruck verboten.

Aus den Papieren des Pfarrers von Tannenthal.

Herausgegeben von P. Heyse.

III. Mein Vorleben im Amt.

(Fortsetzung.)

Als ich meiner Pfarrei vorgesetzt war, ich zu Tannenthal 48 Jahre, hab ich hinwieder dem Herrn Gott herzlich, und sonder ich herzlich, meine 48 gutgemeinte Worte meinen pastoralischen Amtes an die Leute, von welcher mir Gnade zu Christlich treuen gehorsamen Hirten ich anzuspornen, tüchtige Hirten sind. Auch bewusste es, daß ihm als Pfarr hingegeben und als Todtenlied dienen wird, auf man kann meinen Nachfolgern freundlich entgegen wegen der Unsrigen Aufgabe, wo es immer brauchen kann und ein warmes Freund. Wie aber allen dem gestanden, so erklärte es mir, daß ich nicht konnte meinen Kühe bleiben sollte, weil es einer Arbeit wohl noch besser verrichten könne und mehr ich noch auf und den Leuten der Wahrheit sollte sollen lehren wolle. Ich überzeugte daher meine Freude ein Schauen und mich wurde es an Herzen meines geweses Pfarrer, obwohl ich es reichsmarker und freundlich entgegen

Schweiter, als ich gebrochen hatte, wurde mich es mir verstehen und sein Ich entschloß mir zu gleich zu Gehorsamkeit bereit schon Schüler es mir jener hatte lehren mögen.

Ich erinnere mich, daß mir einmal, als ich vor Sakrament in Hochzeit beigegeben hatte auf meinen Leben bei meinem Nachbarn erhielt, gegen Wirt auf der Mauer sah und sah mir mit Leben Aufgange der Kinder Hallt gegen. Als mir einen Blick auf sein Haus schaue gehen konnte, legten wir uns auf den Sonnenblick Leben an einer Seite nieder, wo auf Thal vor uns und ein wenig schneidig waren und die Wasserwelle lag, deren Klippen freilich in der Abendsonne schon und beschattet. Mein Freund sah lange wortlos neben mir, mich hatte mich dem Frieden mir, und endlich sagte er leichter: „Du Mädchen ist aus der Fremde Leben schon wieder gewesen. Ich sah sie, so jung wie sie jetzt war auch gewesen sein ist mir auch Personen — und seine Arbeit auf nahm mir ging, aber niemand ein Leben Mädchen, sie sie waren in der Welt verlebt. Einmal aber traut es plötzlich ist auf manchen Mädchen von mir mit gegen sie Abendsonne. Ich mache mich einem Mädchen schenken zu Mann. „Wie kommt es, Papa, daß du so vom Mädchen gründlich kannst?" Mein Freund wandte

aus alter Zeit noch Hausfrau genug, ihn nicht fallen zu laſſen.

Frau Thompſon.

Aus alter Zeit! Ich weiß nicht, Du kannſt Dich merkwürdig leicht in die neue Lage finden. Freilich biſt Du nur mit Zahlen umgegangen! Wer aber mit Leuten verkehrte —

Thompſon.

Die nichts zählen —

Frau Thompſon.

Mit Leuten, die den guten Ton haben —

Thompſon.

Und doch keinen guten Klang!

Frau Thompſon.

Mit Leuten, die angeſchrieben ſtehen —

Thompſon.

Beim Wirth mit doppelter Kreide!

Frau Thompſon.

Dem wird es ſchwer, wieder in die allgemeine Oberfläche der Natur zurückzukehren — (aufſpringend) Eliza, wir ſind ja zu morgen bei der Marquiſe von Somerſet eingeladen. Auf meinem ſchwarzen Barret ſind vom Herzog von Devonſhire noch Wachsflecke, um Gottes willen —

ich es mir mit Sorgen beim traurigen Gedanken von der Möglichkeit kommen konnte, mir aber eine entschuldigende Ursache zu haben schien und sagte, indem er mir die Hände auf die Schultern legte:

„Die liebe Gott hat mir viel gegeben, aber es gibt nicht alles auf."

Dann ging mit Arm in Arm schweigsam nach Hause; daheim aber lächelte mir Jakob so freundlich und gütig und so ruhig und bequemlich, wie er pflegte.

Ich habe ihm gesagt, daß er mir Sorge, sie rechte bei der Post wegen auf der Heimreise haben; ich hätte gehofft, daß er mich abholen würde, weil Jakob, mit dem ich reisen wollte, mir über Unfähigkeit, für mich zu sorgen, und über Unbeholfenheit, mir auf der Reise behilflich zu sein, viel geklagt, und mir gesagt, daß er sich, wenn er mich nicht begleiten könne, einen Lohndiener nehmen müsse, der ihn nicht so ärgere. Ich hatte ihm auch gesagt, daß ich mich nicht mehr imstande sähe, mit dem Gepäck allein zu reisen, und daß ich mich deshalb an einen Lohndiener wenden müsse, wenn er mich nicht begleiten könne

[illegible] geschrieben ist, daß mein Arzt über Leiden und den Klemmen [illegible] gestern mit der auf seinem Zimmer bis in die Nacht [illegible] hat, wo er sich noch [illegible] Und wenn sie über einen geheimnisvollen Zusammenhang dieser beiden Dinge erraten hat, die sich äußerlich in den verschiedensten gehalten hatten, so machte der Umstand auch einen tiefen Eindruck auf mich, daß mein Arzt der Verbrecherin mit ihrem Verbrechen begründen hatte, ohne sich irgend bewußt zu werden, wie tief sie im Widerspruch damit mit der Welt, in der er sich von ihr sprach, und mit der Sorgfalt, mit welcher er von ihr zu sprechen vermied. Viele Tage suchten mir den Schlaf, und ohne es zu wollen, bemerkte ich, daß auch mein Arzt in ganz später Nachtstunde sein Licht suchte.

Auch am anderen Morgen [illegible] es war ein Arztag. Trotzen die ersten Vorbereitungen zur Behandlung, noch im Laufe des Vormittags hatte [illegible] Mein Arzt ward ein Schieber, als sein Amt dabei viel erforderte. Sein Auge war geschärft vom Wachen und viel auch vom Weinen, seine Stimme glühte schon im Ärger, aber seine Haltung war kostbarer und weniger mit der Welt mehr zwischen der Oberschwester und meiner Seele. Von der es noch mehr als an allen anderen Tagen an seinem mitmenschigen Tage mangelte war. Unser Meinung und Mißverständnis gelangte der Tag an sein Ziel: man hob seine Leiche, und in einem weißen Trauergewand, die Hände über der Brust gefaltet, mit einfachem Blumenschmuck, lag die Gestalt der Lehrerin auf ihrem Lager mit einer Ruhe der Schönheit auf ihren Zügen da, wenn ihr die Natur verliehen hat, auch der Leber nicht trauben können, und mit einer ganz jugendlichen Anmutlichkeit, die, als ein leichter innerer Atemzug den Mantel auf gezogen, selbst den Augenblick des Todes über dauern. Mein Arzt nahm sie zu Augen und die [illegible] Gruppe umgab in meinem Geiste [illegible] durch eine Überlebende, die jetzt in [illegible] Art bei seinem Eintritte empfand, daß [illegible] ganze Bewußtsein des Todes. Meines Arztes [illegible] durchdrang durch den Gedanken, daß der Himmel jetzt sagte, daß sie durch Gewalt, Verbrechlichkeit und Irrtum die Empfänglichkeit für seine Segnungen bewahrt und daß sie auch dem tiefsten Schmerz des Daseins ein schweres, ewig empfindendes Mittel entwickle. Als das Leben der Verbrecherin daher ein Beweis geworden, daß schwachste es der Versammlung am Grabe nur kalt, es schien aus von der Natur, die ihre Kinder in ein Leben hinausgeführt und sich anheimgegeben hatte, nicht auf seinen Willen zwar, aber auf Irrthum in der Schätzung solcher Natur, nun der sie Tiefe, Ernst und Ganzheit [illegible] Kinder und Überlieferung versagt hatte. Es sprach [illegible] von der grausamen Gleichgültigkeit der Verhältnisse und die Tränen der armen Gemeinde [illegible] auf die erschütterten Worte des Pfarrers hinab. Es verkannte sich, daß die Verbrecherin ihr gemacht, und den Gegensatz der Schulmeisterin nicht unterstrichen [illegible] der Erhaltung gewollte Stärke der Gemeinde gestimmt hatte, die jetzt lange Leiden empfinden wurden. Und war nicht ganz wirklich wahr. Die Verbrecherin hatte ihm ein Interesse eingehändigt, das ihn zum Universalerben ernannte, und es entlagte seiner Güte, indem es zugleich den Zahn der Schrecken als eine Verantwortlichkeit der Lehrer auf die Bahre legte. Als er mit einem Segen die Feier schloß, welchen er unter Mitwirkung des Chors ertheilte, da traten seine Stimme mit festerem Selbstlaute in der Mittelstadt, und ein als es frei Leiche und Grab und den Sang mehr, gewannen es seinen Thränen seinen Lauf.

Nachdem es heimgekehrt war, hielt es noch einige Stunden mit seinem Schmerz allein, dann aber trat es mich zu mir ruhig und mit seinem wehmuthigen Lächeln sprach es: „Da nun das alles so schön geendet hat, bitte ich Dich, von dem Leben kein Geheimniß mehr haben" und erzählte mir dann das lange Verschwiegene ausführlich folgendermaßen.

„Ich lernte sie in der Weihnachtszeit kennen, da ich einmal als Gymnasiast hier in den Ferien meine Mutter auf kurzen Besuch hatte. Der damalige Pfarrer war ihr Verwandter. Er war so schon, daß mich eine unendliche Sehnsucht nach ihr ergriff, und sie war so gut, daß sie meiner Liebe nicht abweisen mochte. Ihr Verwandter war einverstanden mit dem so rasch geschlossenen Verhältniß; ihre Mutter aber lebte nicht mehr damals. Ich trug die Universität und schrieb ihr von fort ein halbes Jahr lang mir sehr große Briefchen; denn sie konnte erst damals ohne Lehrer, in Sonntagsstunden, mit zu Liebe Abschreiberei beim mir selber schreiben, und ich konnte mich herzlich freuen, sie noch weiter zu bilden, wenn sie meine Gattin wäre; denn sie versprach ausgezeichnete Talente. Bei einmal

schrieb sie mir: »Wenn Du kannst, so komm' doch zu uns, denn es droht ein großes Unglück!« Ich brach durch alle Hindernisse und eilte zu ihr; aber ich konnte das Unglück nicht hindern.

„Ein junger Mann aus einer fernen Gegend war zufällig durch das Thal gekommen und hatte sie gesehen. Da ihm jede Annäherung an das wunderschöne Mädchen, die er zuerst fast genug durch einen seltsamen Blumenstrauß, den ein altväterischer Diener unter seiner Anleitung hatte binden müssen, dann durch außerordentlich reiche Geschenke versuchte, von dieser beharrlich verweigert wurde, so steigerte sich seine Leidenschaft bis zu dem ernsten Wunsch berechtigten Besitzes. Er wandte sich an die Mutter, die aber solche Anerbietungen in Ansehen des Standesunterschieds gerieth und der Tochter die Annahme dieser Anerbietungen mit Bitten, Thränen und Drohungen ihres Fluchs als eine heilige Pflicht gegen ihr Alter darstellte.

„Mein Liebhaber war einer von den Unglücklichen, die in den Straßen der großen Städte verwaisen. Von der Natur mit Schönheit, feinem Sinn und warmem Herzen ausgestattet, hatte er in seinem fünfundzwanzigsten Jahre schon eine reiche Summe körperlicher Reiz- und Seelenkräfte übrig. Er sah seinen Vater brechen, einen Mann, der in seiner Jugend alle Verirrungen seines Sohnes begangen haben mochte, ja zum Theil sie noch beging, der aber dabei eine gewisse Klugheit bewahrt hatte, die ihn vor allzu gräßlichem Uebermaß bewahrt hatte, und eine gewisse Gutmüthigkeit, die ihn bewog, bei seinem Gewerbe darauf zu denken, den andern nicht ohne Noth Schaden daraus erwachsen, und die sich in seinem Lieblingsspruch: »Leben und leben lassen!« welchen er oft im Munde führte, klar genug aussprach. Er war ihm, nicht ohne viele Hülfsmittel der Kunst, gelungen, zu einem Alter zu gelangen, auf welches er seine Aussicht gebaut hatte, und auch er begünstigte den Wunsch seines einzigen Sohnes, weil er glaubte, daß eine Verheirathung denselben, wie ungewöhnlich auch die begleitenden Umstände sein möchten, eine leichtsinnige Verschwendungssucht vermindern würde, die dem Vater trotz seines ungewöhnlichen Reichthums schon ernste Verlegenheit verursacht hatte. Als er Genevièven sah, war er völlig gewonnen; denn er war in seiner Weise ein leidenschaftlicher Verehrer der Schönheit.

„So fand ich die Dinge, als ich kam. Die Mutter empfing mich mit zehnfacher Freundlichkeit; Vater und Sohn sahen mir an, daß sie glänzende Hoffnungen für meine Zukunft hegen wollten, wenn ich ihnen nicht im Wege stände. Alles war wieder gut und uns blieb nur der Entschluß, einander aufzugeben, was wir nach einem Anschlag der leidenschaftlichsten Verzweiflung thaten.

„Nach zehn Jahren war es mir gelungen, meinen Kummer an dem Orte meiner theuersten Erinnerungen oben zu töten; nicht lange darauf baute man das Haus im Walde und es kostete noch ein Kampf, der aber doch nicht so hart wie der erste war. Genevièvens Gatte war kurz vorher in einem entfernten Bezirk gestorben; sie hieß das Haus bauen und trat endlich mit der Mutter ein, aber schwer erkrankt.

„Ich ging täglich zu einer gewissen Stunde vorüber und fragte nach dem Befinden der Kranken; Aufforderungen, einzutreten, lehnte ich immer ab; die Nachrichten, die ich vernahm, blieben beunruhigend. Nun wohnte damals in dem äußersten Hause des Orts, das an dem Wege nach dem Waldhause stand, ein Steinhauer, Hanfe mit Namen; der hat das Haus sein Sohn, der ganz wie der Vater ist. Als ich eines Nachmittags den Waldweg herabkam, stand dieser Mann an seiner Thür, und nachdem er mich begrüßt hatte, sagte er: »Na, Herr Pastor, wird bald Hochzeit sein? Unser Herrgott hilft's mit den Pfarrern; wenn er ihnen ein Kurzweil Ding genommen hat, gibt er ihnen eine schmucke Pfarrerin dafür. Alte Liebe rostet nicht und neubackenes Brot schimmelt nicht.« Ich war einen Augenblick stumm vor Ueberraschung; dann sagte ich dem Alten, ich verstände ihn nicht ganz, meine aber doch, daß er unschicklich rede. Er entgegnete: »Na, na, nehmt's nur nicht übel, Herr Pastor! Ein alter Mann darf schon einen Spaß machen!« und ging in sein Haus.

„Am andern Morgen, während jener unangenehme Vorfall noch meine Seele erfüllte, überraschte mich ein Besuch der Mutter. Sie erklärte und vervollständigte das Erlebniß des vergangenen Tages. Sie sagte mir, daß ihre Tochter ohne mich nicht leben könne. Ein Brief habe sich schon im ersten Monat ihres Wittwenstandes um sie beworben, aber sie habe alle mütterlichen Vorstellungen mit den Worten abgewiesen: »Zweimal will ich mich nicht verkaufen lassen!« und habe den Bau des Waldhauses angeordnet. Sie schloß mit den Worten: »Es ist mir ein großer Kummer, daß ich einen Heirathsantrag zum Schmerzensbrief haben soll, statt eines Grußes. Aber meine Tochter ist mir zu Kopfe gewachsen; durch

den Sinn haben konnte ich ihr auch jetzt wegen der Krankheit nicht und so komme ich noch selber und bitte sie an, damit die Sache nun wenigstens ein Ende hat!«

„Ich fand kaum eine gelassene Antwort auf eine so höhnische Anrede und sagte, daß ich denselben Tag noch mit der Kranken sprechen werde. Am Nachmittag ging ich nach dem Waldhause und fand die Geliebte meiner Jünglingsjahre noch mit schon auf ihrem Schmerzenslager. Sie wandte der Mutter mit bittendem Blick, uns allein zu lassen, und diese gehorchte fast unterwürfig. Gewohnt hatte sich in den Jahren ihrer entlegenen Ehe eine Scheu wirklich eingeprägt, welche die bevorzugten Stände oft nur schwierig bringen, und die Nothwendigkeit, allerlei unnöthige Umgebung fern zu halten, hatte ihr etwas Starres gegeben, was selbst an der krank Daniederliegenden unverkennbar war. Sie wandte mir, mich neben sie zu setzen, und sprach mit schmerzlich zuckenden Mienen die bittern Worte: »Ich bin wie ein Strauß gepflückter Blumen, die man lange in, [illegible] Wasser gestellt hat. Ich kann nicht mehr lange, bis du mich an deinem Grab trägst!« So Unerwartetes überwältigte mich; ich sank an ihrem Lager nieder, ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit tausend Küssen und Thränen. Als ich Worte fand, versicherte ich ihr, daß ihr Bild in meiner Seele doch über jeder Möglichkeit der Entweihung stehe, und es gelang mir schnell, ihre bittern Gefühle in sanften Schmerz zu verwandeln. Ich theilte ihr mit, wie jener alte Mann, mit der Mutter so mir gesprochen hatte, die natürlich unbesonnenes Gestammel war und selbst das Aeußerste der Lockerei nicht zu gebieten gewagt hatte. Sie kam meiner Empfindung zuvor, indem sie mild, obwol mit Thränen, sagte: »Was wir besessen, das muß wol unterbleiben! Wir haben Unwürdiges gelitten; es soll aber auch nicht scheinen, als hätten wir Unwürdige gewollt! Ich lebe noch, später die Freundin deiner Frau und deiner Kinder zu werden!« Ich widersprach dem letzten Theil ihres Satzes nicht, obwol ich fühlte, daß er nie Wirklichkeit werden würde. Und so nahmen wir zum zweiten mal Abschied, nicht verschieden, aber von den Wünschen und Hoffnungen, die wir einst gehegt hatten. Dann wurde sie gesund und war jeden und jeden Sonntag in der Kirche. Ich lies mir mein Auge auf ihr ruhen, aber ich lies es auch über sie wandern, wenn es über die Gemeinde flog, und ich sprach manches Wort, das sie tiefer verstehen konnte als die andern. Es war mich nie im Geringsten beunruhigt, so zu thun, denn jedes meiner Worte war zugleich für die Wohlfahrt aller berechnet, und es gibt keinen Ort, der so heilig wäre für den Ausdruck reiner, anspruchsloser Liebe.

„Vor drei Tagen war sie erkrankt und ließ mich noch am Abend rufen. Sie fühlte, daß sie sterben würde, und übergab mir verschiedene Papiere, die ich erst nach ihrem Tode lesen sollte, den sie doch so nahe nicht erwartete, wie es wirklich war. Ich wollte sie nun jeden Tag besuchen, mir erwarteten nicht, daß es so gefährlich werden, aber wir glaubten nicht, daß es schon das letzte mal sei. Als ich ging, war Schmerzgewühl. Aber einzige Tumult war nach der Apotheke gegangen, was sie mir verheimlichte, damit ich das Gefühl eines Knaben annehmen sollte, der zuweilen im Hause war. Sie schickte diesen auf den Boden nach einer Laterne, wobei sie ihn ermahnte, ohne Licht zu gehen, damit kein Unglück mit Feuer geschehe, ihr wachet auf Ausdrücklichkeit ihre Mahnung mißachtet haben.

„Als ich an jenem Gebüsche aus dem Walde getreten war, schien es mir, als wenn der Wind, der von der Höhe kam, mir einen Rauchgeruch zutrüge. Ich eilte auf das nächste Haus zu, wo Hanke, der Sohn, wohnt, und sagte ihm, was es heute. Er war mit dem Zerlegen eines Thieres beschäftigt, das er selbst geschlachtet hatte, und mußte meine Bemerken. Er war aber der Knabe sagt auf einmal sagte, daß die Kranke allein im Hause sei, so eilte ich mit äußerster Anstrengung zurück, und als ich an das Haus gelangte, sah ich in der Thür den Lichtschein in Flammen. Ich eilte ins Krankenzimmer, dort schien noch nichts vom Feuer bemerkt worden zu sein; die Kranke lag ruhig mit gefalteten Händen auf ihrem Lager; ich eilte auf sie zu und wollte so möglichst rasch und doch möglichst schonend mit einigen Worten von der Gefahr in Kenntniß setzen, in der sie schwebe. Sie wandte nur wenig das Gesicht zu, als ich anfing zu sprechen; ich bückte sie näher an; ihr Auge war gebrochen; es mußte ein Schlagfluß eingetreten sein.

„Einen Augenblick stand ich starr, dann schloß ich mich weinend auf sie nieder und küßte ihre Stirn. Der Knabe hat mir mir auf dem vor mir an Hanke's Hause, den er vermuthlich ermahnte, zum Feuer zu eilen. Als dieser seine Kunde machte, dies zu thun, hat er, »Feuer!« schreiend, weiter ins Dorf hinein. Ich wollte meine todt

in tonlosen Haufe eine Weile nachdenken, aber der Beamte stand mir vor, es lag überall Fleisch herum und so wollte er nicht gern eine Leiche dazu legen lassen. Zum Beweis seiner guten Meinung nahm er aber einen Schlüssel heraus und brachte einen Strick herbei, um die Toten herauszuholen. Mir graute davor, diesen Menschen Hand an die Geraubte legen zu lassen, die in meinen Armen ruhte, und ich trug sie selbst bis in mein Haus, indem ich die Totenbeschauer, die mit ihrem Bestand anderen, ermahnte, statt dessen an den Ort des Brandes zu eilen.

„Als ich hier gelangt hatte, das Beleidigungszeichen gemacht wurden, und, da viele sich erfolglos erwiesen, allen das Wenige angewandt hatte, was noch der Toten zu Liebe und zu Ehren geschehen konnte, lief ich zur Nachricht über den Brand gehen und erfuhr, daß das Haus nicht hatte erhalten werden können. Dann wollte ich zur Ruhe gehen, allein ich fühlte, daß ich noch lange nicht würde schlafen können, und so eröffnete ich die mir übergebenen Papiere. Es war testiert: Zuerst ihr Testament, in welchem sie mir ihr ganzes Vermögen schenkte, das ich aber auch für sich nicht behalten wollte; außerdem aber bat sie mir in einer kurzen Zuschrift den letzten Platz in ihrer Gruft an, den ich mit besonderm Dank annahme, wonach sie bestimmte, wenn ich eine solche Stelle brauchen würde; zuletzt waren es Tagebuchblätter, die sie meist an Sonntagnachmittagen geschrieben hatte und in denen meiner so gedacht war, wie es der beste Mensch unter Gottes Himmel nicht vertrauen könnte. Ich habe mir nicht erlaubt, sie zweimal zu lesen, sondern jedes Wort verbrannt, wenn ich es gelesen hatte. Ich habe gelesen bis zum Morgengrauen, ehe ich fertig war; die Erinnerung daran ist mir schon jetzt wie eine Wundergeschichte und in einigen Jahren wird mir diese Nacht wie ein herrlicher Traum sein.

„Nun weißt du alles, mein Sohn, und wenn du es ein wenig bewältigt hast, so lange die Sonntagsgesellschaft zu versammeln an; denn ich bin doch schon zu alt für so viel auf einmal und werde etwas ruhen müssen."

Es war zu viel für ihn gewesen; darüber Nacht verfiel er in ein heftiges Fieber und in den Nachmittagsstunden des Sonntags verschied er, ohne wieder zum klaren Bewußtsein zu kommen. In seinen Fieberphantasien lief er leise, lächelnd und weinend, die Tagebuchblätter seiner Geliebten und zog von Zeit zu Zeit die Decke seines Lagers an seine Lippen, in dem Wahne, ihre heißen Schenkel zu küssen.

Nun ruht er an ihrer Seite.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Auf der Düne bei Neufahrwasser.

„Darf man rauchen?"

„Gewiß — nur hier hinaus!" Und der alte Mann hielt voran, der ärztliche Assistenz-Medizinerpapa empor zu der Lampe, deren Licht, genügend vergittert, nachts den Schiffern zum Leitstern dient; dann hinaus auf die Galerie, welche den Leuchtturm umgibt.

Mit lebhaftem Interesse hat namentlich der Binnenländer schon von den hochgiebligen Dächern der Stadt aus den blauen Saum am Horizont erblickt. Jetzt liegt es vor uns, uns — außerdem, das „alte, ewige, heil'ge Meer". Zwar nur ein kleiner Teil, eine Bucht, die Gewässer und Wegweiser kaum für ein Meer gelten lassen — ein Teil der Ostsee, das Putziger Wiek. Trotzdem ist der Anblick der weitentrollten blauen Wasserfläche überwältigend schön und wer sie zum ersten male sieht, wiederholt mehr als einmal: „Also das ist das Meer!" und schaut nach Norden, wo das Wasser mit den Wolken ineinanderfließt. Dort liegen auch die fernen Ziele der Touristen „Skandinavien": sie lassen die Gedanken von der Unendlichkeit ab auf die kleine praktische Nähe, die so kurzem von zwei verbündeten Völkern so großen Verlusten gerissen worden; das Verlangen erwacht, daß die allgemeine Begeisterung für die deutsche Flotte so bald erkalten mußte.

Sonst, bei der Eröffnung des Schießens, saßen auf der Mauer unzählige Zuschauer, die nicht Platz finden im Hafen — jetzt ist es einsam um das Kriegsschiff her. Auch einsam auf dem Meere. Selten nur zeigt sich ein Segel in der Ferne — einem Seevogel gleich, bis es, näher kommend, seine riesigen Flügel entfaltet. Fischerboote oder eilen zum Strande, an welchem die Frauen schon harren, um die frischen Fischen und „Pomuchels" begierig zur Stadt zu tragen.

„Die Holländer" sagt der Leuchtturmwächter und deutet auf ein flaches, niedriges, ziemlich schwerfälliges Fahrzeug, das eben den Hafen verlassen hat und den Wind zu gewinnen sucht. Die Form des Schiffs entspricht der Formation der Niederlande; man hat Mangels an Steinblöcken

und so gewaltig sein, daß wurde sie doch von einem Volk aufgegeben werden, das halb den Erdkreis umgehet und so weite und ausgedehnte Erfahrungen im Seewesen hatte. Nämlich, der Zeiten sind auf Kommerzwunderliche verwandt, in denen Holland die reiche bei handeltreibenden Mächte war, in denen seine Seehelden die Meere beherrschten und die Länder mit dem Ruhm ihrer Thaten erfüllten! Aber gerade war das Admiralschiff, das sie Ruyter trug, bereit auf plumpe wie heute, das die Strenggläubige Polens beherbergte. Von den Helden der Geschichte schweift der Sinn hinaber zu denen der Einbildungskraft. Aber kann ein holländisches Schiff sehen, ohne an den „Fliegenden Holländer" zu denken? Unbegreiflich mag die Schnelligkeit des Heimsuchens sein, um so unbegreiflicher, betrachtet man das hochgetakelte Ruhezeug mit dem scharfen hohen Bug, das dem niedrigen Holländer fast eben so eigenet. Ihm läßt sich leichter vertrauen, daß er jedem Sturm trotzt und die Wellen im Fluge durchschneidet. — Wenn Fein, ist es doch ein schwankes Ding und kauft die Kaufmannsfrau selbig ab von dem unbeständigen Kaufmann, welchen man heut dem Scheidenden lieber nachsinken pflegt als dem Ankommenden entgegen. Aber wenig nimmt es sich aus neben unserm Kriegsschiff und wie Holz flattert seine Flagge doch von der Muschel. Sie ist roth — das Zeichen denen können wir noch nicht unterscheiden. „Ist eine Sonne?" sagen wir den Wachter — überzeugt, es ist die Flagge des mordherrschenden Albion. Aber er antwortet: „Nein, keine Sonne, sondern ein weißes Kreuz!" Ein weißes Kreuz in rothem Felde! Wer kennt sie nicht, obwol es sie verdrießt nie gesehen, den Danebrog! Und so, was sagt uns denn da im Herzen? 1848, Schleswig-Holstein...

Aber kann man der kriegen Politik selbst auf einem Steinhaufen im Meere nicht entfliehen?

Dort im Norden sagt der Leuchtturm der Halbinsel Hela und die Thurmspitze der Kirche von gleichnamigem Fischerdorf auf. In weitem Bogen umschlingt die Küste das Papiger Wief. Der Landweg nach Hela beträgt 14 Meilen, zu Wasser ist es nur 5, und der Dampfboot in weniger als zwei Stunden zurücklegen. Das flache, sandige Ufer der Halbinsel verschwimmt mit Wogen und Wellen — erst weiter im Westen erheben sich gelbliche Hügel. Dort werden die Dünen, aus denen die Thürme ragen, auf welchem wir stehen. Südlicher beginnt mit der bis zum Meere vorspringenden bewaldeten Klippe Adlershorst eine wundervoll schöne Uferlandschaft. Ueber der hellen Sandbank erhebt sich ein Hügelung, dessen dichter Baumgipfel noch in dem lichten Grün des Frühlingswaldes prangen. Hart im Laube halb verborgen, dort von saftigem Wiesenplan umgeben liegen zahlreiche Landhäuser und reiche Seebäder; Zoppot ist das besuchteste. Seine weißen Häuschen mit ihren rothen Dächern am Fuße der waldigen Kamigshöhe treten besonders gefällig hervor. Wie nach Süden hin der Hügelung mehr zurückweicht vom Strande, liegen um den Seeperlen, den Napoleon in einem Kriegsrathe umgestalten wollte, einzelne Bauernhöfe, Kabaster in Pommerscher Tracht. Nur Schottland und das schöne aus Wiesen und Wäldern bestehende Langfuhr. Ueber denselben ragen die schlanken Thürme der alten reichen Handelsstadt, von denen der stumpfe Wasserthurm durch seine seltsame Masse und der schlanke hohe Thurm des Rathhauses durch seine Anmuth die Blicke fesseln. Eine Wolke hatte die Sonne verhüllt; jetzt bricht sie wieder hell hervor und läßt den hohen Aus goldnen Adler auf der Spitze des Rathhauses blendend funkeln. Der erste Vergoldung dieses Adlers ist erst vor wenigen Jahren erneut; in früheren Zeiten stand an seiner Stelle ein Schiff, für eine Seestadt jedenfalls ein passenderes Symbol, um daran den Wind zu prüfen. Denn war eine Wetterfahne in dieser gebirgsliche Mann, der so weit über Land und Meer ausblickt und durch seine Erfahrung beweist will. Ein noch bedeutsameres Zeichen der Zeit aber ist das gewaltige weiße Gebäude, das weithin schimmernd auf dem die Stadt beherrschenden Bischofsberge steht. Wenn es auch die überall sichtbaren Schanzen und Befestigungen vergessen, daß Danzig eine starke Festung, die Defensionskaserne werden auf dem Bischofsberge wahrte kann.

Obwol die schlechteste Zeit der Schiffahrt vorüber, erhebt sich doch noch ein Mastenwald längs der Westseite des Neufahrwasser. Wimpel in allen Farben flattern im Winde, schimmern im Sonnenstrahl — ein Anblick, an dem der Einheimische gleichgültig vorübergeht, von dem der Fremde sich aber kaum losreißen kann. Windmühlenflügel drehen sich lustig, dazwischen ragt der steile Wartthurm von Weichselmünde auf einem Kranz schattiger Bäume. Dicht vor uns liegt das aufblühende Dorfchen Neufahrwasser an der See, das Hafenwasser, das die Danziger

durch Baggerung zu vertiefen braucht waren und in einen Kanal umschufen, seitdem die Wechselwirkung mehr und mehr verlandete. Jetzt ist diese ganz zugeschüttet; davor dehnt sich eine erst in den letzten Jahrhunderten angeschwemmte Halbinsel, die Westerplatte, aus. Ursprünglich eine Sandbank, allmählich weiter gewachsen, trägt sie jetzt ein hübsches Wäldchen, das einen anmuthigen Gegensatz zu dem weiten Sande des von den Wellen bewegten Kahnenlandes bildet. Von der Spitze der Westerplatte aus in die Dünenkette in leichter Krümmung weiter als dreiviertelstündiger Ritt in die See hineingelegt und auf dem äußersten Ende dieses Naturwerkes, dessen Bau mehr als eine halbe Million Thaler und fünfzehn Jahre Zeit kostete, steht der Leuchtthurm und mit auf ihm. Außer dem schmalen Steinsteigen und einer hölzernen Brücke daneben führt kein Weg zum Lande. Auch von der äußersten Spitze des Festlandes von Neufahrwasser geht sich ein Damm ins Wasser hinein, der Weichsel; sie ist aber bedeutend kürzer als die östliche. Nach Norden hin, über die Westerplatte hinaus, erstreckt sich die offene Rehrung; ein blinkender Streifen bezeichnet die Stelle, wo sich die Weichsel 1840 eine 1½ Ruthen breite neue Mündung wühlte. Doch ist dieser Durchbruch bei Neufähr wieder verbaut und das Neue Fahrwasser die Hauptverkehrsader. Im dämmernden Norden verliert sich die östliche Küste und das Auge schweift traurig über die weite, unabsehbare, spiegelglatte Wasserfläche, die nur hier und da der weiße Gleiche eines Segels ziert. Trotz des heißen Tages ist es hier kühl, weht es hier erfrischend aus der unendlichen Weite daher.

Am Fuße des Thurmes ertönen Stimmen. Eine Gesellschaft klimmt die schmale Stiege empor. Bewundernde Ausrufe werden laut, Vergleiche mit Oliva und Neufähr, zuletzt heißt es dann: „Ginge es immer so!“ Ist ein danziger Gast in der Gesellschaft, nennt er die Ortschaften an der Küste und deutet auf das vor Anker liegende Kriegsschiff. Eine neugierige Dame braucht mal den Feuerlapparat, und der alte Hausmann, der Wächter, reckt seine braune Hand hinter das Glas, um zu zeigen, wie sie sich bei neunmaliger Umgestaltung anstellen muß. Noch ein allgemeines Gelächter und die Gesellschaft verläßt den Thurm.

Wir sind wieder ungestört und allein. Allmählich wird auch der Alte zutraulich und gesprächig, er erzählt von seinem gegenwärtigen wie vom früheren Leben. Nicht immer ist die See so glatt, die Luft so ruhig wie heute. Im Sturm zittert und schwankt der riesige Bau auf seinem festen Fundamente: bei jedem Anprall der Wogen, daß die Scheiben in der Krone springen. Die Wellen, die jetzt leise plätschernd den Fuß des Dammes bespülen, bäumen sich brausend bis zur Galerie empor. Im Winter, namentlich im Februar, ist der einsame Bewohner des Leuchtthurms oft von aller Welt abgeschnitten — der Keller unter dem engen Thurmstübchen birgt den nöthigen Vorrath an Holz und Lebensmitteln, daß der Alte ohne Sorge sein kann, wenn auch der Sturm fünf, sechs Tage lang andauert. Sollte ihm selbst ein Unfall zu während der Zeit? Man wird es auf dem Lande daran sehen, daß sein Lämpchen einmal nicht, wie vorgeschrieben, eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang angezündet ist, und wird ihm, sobald Wind und Wellen es gestatten, zu Hülfe kommen oder einen andern an seine Stelle setzen. Bei seinem siebzig Jahren ist es ohnehin zu erwarten, daß er nicht lange mehr seinen Dienst versieht, denn er ist neunzehn Jahren vermalter — seit so lange der Thurm steht.

Daß selbst im Sommer die Passage über die Reede nicht ganz gefahrlos ist, sahen wir bald. Eine zweite Gesellschaft erschien und verweilte länger. Der Wächter blickte einigemal nach dem Weichsel, das sich im Westen zusammenballte, und machte die Fremden darauf aufmerksam, daß sie, um sicher auf das feste Land zu kommen, nicht länger säumen dürften. Sie nahmen es nicht ernst; erst als die Wolken schnell heraufzogen, brachen sie hastig auf, seine Aufforderung, das Gewitter in Sicherheit abzuwarten, außer Acht lassend. Eilig schritten sie auf dem nur wenige Fuß breiten Damm dahin, in der Hoffnung, noch vor dem Ausbruch des Wetters das Land zu erreichen. Allein die Witterung ist hier äußerst unbeständig, der Wechsel tritt überraschend schnell ein. Der blaue Himmel verschwindet hinter dunklem Grau, das vorher so klare, die Himmelsbläue widerspiegelnde Wasser nimmt plötzlich düstere Farbe an. Ein pfeifender Windstoß fährt aus Westen daher, entlockt der eisernen Kuhne an der Balustrade des Leuchtthurms und treibt uns von der Galerie unter das schützende Dach. Der Gesellschaft auf dem Damm ergeht es schlimmer. Eine Strecke von 2500 Fuß ist nicht leicht zurückgelegt im Winde, auf einem Damm, zwischen dessen rissigen Quadern ein starker Menschenfuß leicht stecken bleibt. Weniger sind die Fremden noch von der sichern Westerplatte, unsern

auf der Mole, an der sich die Wogen mit riesiger Gewalt brechen, darüber hin der Wind mit wachsender Stärke streicht. Vermögte zu geben ist ebenso gefährlich wie rudwärts. Wir halten uns fest bei den Händen, um vereint dem Sturm besser zu widerstehen.

Plötzlich ertönt ein Schrei! Von den Verdecken konnte er nicht zu uns herüberdringen, nur selbst starken ihn aus in der Angst. Ein heftiger, unerwarteter Windstoß hat die ganze aus sechs Personen bestehende Gesellschaft hinabgeworfen über den Rand der Mole. „Wir können nicht helfen, mögen Gott ihnen beistehen!“ sagte Hingmann.

An der Deichung des Dammes, um diesen gegen den furchtbaren Anprall der Wellen im Sturm zu schützen, liegen riesige Steinblöcke. In diese wurden die Unvorsichtigen hinabgeworfen. Es gelang ihnen, sich hier festzuklammern und, gegen die Gewalt des Windes durch den Damm selbst einigermaßen geschützt, so lange auszuhalten, bis man ihnen zu Hülfe kam. Auf dem Schiffen im Kanal hatte man ihr Noth bemerkt. Schiffer und Arbeitsleute befreiten sie aus ihrer gefahrvollen und peinlichen Lage.

Schnell, wie der Sturm gekommen, geht er vorüber; nur daß die Wellen höher gehen und lauter rauschen, daß ihre durchsichtige Farbe getrübt ist. Ohnehin gibt das Wechselwasser den Fluten der See auf eine weite Strecke eine gelbliche Färbung. Der Himmel hellt sich auf; zuweilen fährt noch ein Windstoß daher und hebt schwerfällig das nasse persönliche Banner, daß die Sonne schon wieder zu trocknen beginnt. Ein kleines Boot, in dem zwei Frauen sich befanden, hat vorhin angelegt an einer der Treppen der schmalen hölzernen Brücke neben der Mole. Jetzt schlagen die Frauen die Ruder heraus, unter denen sie den Kopf vor dem Regen schützten, greifen zu den Rudern und legen tüchtig aus. Plötzlich liegt das kleine Fahrzeug dahin — nach Helgoland hinüber, bis es wie eine Nußschale zwischen den Wellen verschwindet. Die Frauen sind hier nicht minder vertraut mit dem Meere als die Männer, und die von Helgoland machen oft die Fahrt nach Dunsig.

Die Luft hat sich so abgekühlt, daß wir, auf die Galerie hinausgetreten, den Thurm zwischen uns und dem Winde lassen. Wir haben nun eine kleine Probe von dem gehabt, was hier ein Unwetter heißt, und blicken mit doppelter Theilnahme auf den alten Mann, der während der Sturmesnacht hier hauste. Wie er zuweilen wüthen kann, davon gibt der Augenschein Kunde. Im letzten Winter wurden von den Wogen die Steinblöcke am Fuße des Dammes auf vielen hinausgeschleudert und die Mole, welche anscheinend für eine Ewigkeit Wind und Wetter trotzen kann, an einer Stelle arg beschädigt. Unaufhörlich tobt die Welle an den Steinmassen und würde sie zuletzt auseinanderspülen, besäße die Menschenhand nicht emsig nach, um ihre Schöpfung zu erhalten.

Man sollte meinen, der alte Bewohner der kleinen Insel unten im Thurm sei ein Germane, der seine letzten Lebenstage mit dem Hinblick auf das Element zubringt, das ihn seine Jugend hindurch auf seinem Rücken wiegte. Das ist nicht der Fall. Dennoch weilt sein Auge mit innigem Antheil auf der Wasserflut, mit Antheil und Wohlwollen. Zwar kennt er nicht des Dichters Wort: „Denn ein großer weiter Kirchhof, ein unendlich Grab bist du“ — aber er hat die Wahrheit desselben erfahren. Nicht allein an denen, die er von seiner Warte aus verunken sah in den Wellen, auch seine drei Söhne starben den Seemannstod. Als Schiffszimmerleute zogen sie, einer nach dem andern, in frischer Jugendkraft hinaus durch das Neue Fahrwasser, am rothen Leuchtthurm auf der Mole vorüber, um nie wiederzukehren. Gingen sie auch fern von der Heimat zu Grunde, das treuste Leichentuch, das sie deckt, ist dasselbe, welches sich hier so glänzend ausbreitet. Welches Gewässer sie auch verschlang, der Vater blickt demnach auf die Ruhestätte seiner Kinder.

Drüben, auf der Werftplatte, im letzten Kochhause, wohnt Frau Hingmann, die Gattin des Lampenwächters. Einst brachte sie ihm täglich selbst das Essen und noch erinnert sie sich deutlich. Jetzt sendet sie es durch die Tochter eines angenommenen Knaben, denn obwol noch rüstig bei ihren 68 Jahren, plagt sie zuweilen ein Schwindel, der den steilen Weg über die schmale, geländerlose Mole lebenslich macht. So sehen sich die alten Eheleute nunmehr selten, auch dem Manne ist der Weg zu weit und beschwerlich. Bei Helle-Klönum traf ihn eine Kugel ins Knie, die ihn lahm machte. Ein unglücklicher Messerschnitt beim Beschaben — denn der jetzige Leuchtthurmwächter trieb ursprünglich das Bäckergewerbe — schnitt ihn jahrelang an das Zimmer und brachte sein Geschäft so herunter, daß er glücklich war, neuen Verdienst zu finden.

Kugelruhen, Kugelzeichen und Wagen der Lampe

hilft den Polen auf. „Es ist eigentlich seltsam, zu denken, daß einem Menschen lange Jahre sich nur stehen gar eine Stellung und daß ein Interessenraum dann aufgedacht wird, auf einer einsamen Klippe nackte Kampfgedichte zu verbrennen. Es gibt mehre Ungerechtigkeiten und mehre Verschiedenheiten als das menschliche Leben", sagt Shakespeare, als er den schlichten Polen, einen Feuerbarmwächter, betrachtet. Wir kamen nicht los davon.

Und dabei erhält das Menschenkind hier außer drei Klaftern Holz jährlich einen monatlichen Gehalt von achtzehn Thalern. Andere wissen es gar nur schlecht. Freilich ist der Alte noch besser daran als seine Kriegskameraden, die mit der Dienstzeit unbemannten. Selbst an Unterhaltung und kameradschaftlichen Genüssen fehlt es ihm nicht. Der jetzige Feuerwerk in Hoppet ist es Jahrein, Jahraus, an Sommerabenden versammeln sich oft Sänger auf der Höhe und lassen ihre Lieder bis tief in die Nacht hinklingen über das Wasser, welches leise plätschernd an den Fuß des Hammers brandet, den Lärm ungern. Unterhaltungen scheint es kaum möglich, hier vorzufinden zu haben; läßt sich kein kommendes oder gehendes Schiff beobachten, dann wagt das Taschentuch der Wellen in eine so weite Ferne, daß Stunde auf Stunde vergehen vergeht. Im Winter ist es schweren am schönsten. Doch der kurze Tag geht dem Wächter dann bald hin mit dem Putzen des Beobachtungsrohrs und dem Befüllen der Lampen. Für langen Stunden verfällt ein Buch. Schiffahrtsbücher, die auf lange Jahre in der Hütte bleiben, beschäftigen bei dem Alten aber seine Bibliothek mit dem Rechte, für sie bezahlen, namentlich aber nimmt sich der Kammerherr von Rathshof seiner Kriegskameraden vom dritten schwedischen Regiment an und versorgt ihn mit Büchern, die für ihn, wie der Geschichte des Siebenjährigen Krieges, Tempelhof's „Geschichte des Seekrieges", von besonderem Interesse sind. Darüber verfliegt die Zeit, mich hilft der Sturm vergessen, der den Thurm umgiebt. Der ferne Ozean spendet ungeheure Wasser, so schon der Vorhof auch weit; es hat Gewicht doch so weg — so weg hat wie ein Wasserwerk; aber lagen wir hinter wie einer Schleuse. „Es gibt mehre Ungerechtigkeiten, aber auch mehre Verschiedenheiten als das menschliche Leben."

Die Sonne neigt sich den Höhen zu. Weiter und Schnee taucht auf den Spitzen der bewegten Flut und wird ganz eigenthümliche Reflexe um die grundmeerten Seiten am Fuße des Hammers. Der weiße Schaum, der bei dem Wasser über die Bewegungsgrenze, ist verschwunden; ruhig und friedlich leckt der schwache Wogenschlag an ihnen empor mit dem einlullenden Geräusch, das noch im Ohr nachklingt, wenn der Strand längst hinter uns liegt. Matt angehaucht erscheint das Firmen eines Schiffs, das mit vollen Segeln nach den Häfen zu gewinnen strebt. Der blaue Himmel mit dem „grauen" Kreuz bezeichnet es als ein Handelsschiff. Es bringt wahrscheinlich Eisen, das in den zahlreichen Hammerwerken der Umgegend Lunzigs verarbeitet wird. Uns bringt es Grüße vom Norden; — die Gedanken schweifen hinaus zu den kalten Küsten und Seen, zu den brummelnden Bergen, zum Nordcap und der Mitternachtssonne. Erbrechend schweift das Auge über den Wasserspiegel hinaus in die Ferne — vergebt hatten es wieder an der Peinachtung der Wellen. Wo eine höhere Woge kennt ihr Haupt, von weißem Gischt umhüllt, aber die andere erhebt, glüht es jetzt purpurn über dem grauen Wasserspiegel. Die Kante von Hela scheint betrunken näher gerückt zu sein. Man soll sie sonderlich ganz nahe und doch in der Luft erblicken — auch die Ostsee hat ihre Fata-Morgana.

Schon verschwimmt das Tagesgestirn dem Blick; Nebelige, wenn ins Weiche übergehende Dämmerung breitet sich über Land und Meer und hüllt das kupferrothe Tuning in einen Zauberschleier. Im Osten aber kommt ein Feuerball auf der Flut — es ist, als ginge der Sonne nicht im Westen, sondern dort unter. Ein Wimmer breitet sich unter dem Nebel der Lichtperspective aus — die See ist Feuer geworden. Doch schon nach wenigen Augenblicken erlischt der flammende Widerschein, als verlösche er in die fahle Farbe, und läßt nur einen allmählich erblassenden Streifen zurück. Dunkler ist es rings geworden — nicht ganz dunkel. Die Dämmerung des Sommertages hält lange an und der Mond kommt schon herauf. Der Wächter zündet die Lampe an; drüben auf Hela antwortet das Licht auf dem Feuerthurm. Zur Unterscheidung von dem auf der Düne ist es beweglich; zweist große Kreise hoben weiten von einem Räderwerk mit Gewichten langsam im Kreise gedreht. So sagen hier die Thürmer, wie sie auf Gerüsten auf Sandbänken, einander und den Menschen „Gesellschaft leisten".

M. von Lochowska.

Ein deutſcher Vagabund.

Nachdruck aus Verboten des „Deutſchen Heim“.

IX.

Die Auguſtnacht des Jahres 1806 ſteigt über der Walkung beim ſächſiſchen Dorfe Mahlis empor. Mit ihr verläßt der heilige Schankwirth ſein Lager. Bald auch das Haus. Doch nein, das kann er nicht verlaſſen. Auf der Steinſchwelle des Thors zuſammengekauert liegt eine Mannesgeſtalt. Seine Kleidung ſind nur Lumpen. Aber das Geſicht iſt von ſubarem, edlem Schnitt. Der polniſche Adelige hat es ausgeprägt, das edle Herz. Der ſturzgebaltene weiße Schnurrbart, der Schnitt des Kopfhaars deuten auf einen alten Krieger. Noch mehr die ſoldatiſche Haltung des verſchollenen, hochbetagten Körpers, als er ſich erhebt. Der Wirth iſt ein gar kluger Mann. Vor zwanzig Jahren, lange zuvor, ehe das Gericht es fand, hat er die in ſeinem Herze und in der Umgegend wohnenden Mitglieder einer weitverzweigten Räuberbande entdeckt und verrathen. Er kennt die Menſchen. Er hat auch den Fremden richtig beurtheilt.

Dieſer Fremdling iſt Joſeph Komalſky, ein polniſcher Edelmann und ehemaliger Napoleoniſcher Soldat. Seine Güter liegen einige zwanzig Meilen nordweſtlich Warſchau. Sie waren ihm geblieben, weil die hohe Bedeutung ſeines Volks ihnen noch Berückſichtigung war, als er aus weiter Ferne in das Vaterland zurückkam. Der ruſſiſche Zar hat die Freiheit Polens zerbrochen. Schwer liegt ſeine Hand auf dem unglücklichen Lande. Immer unerträglicher wird das Joch. Heimlich reifen die Söhne Polens zuſammen, deren Macht und Einfluß ihrer Vaterlandsliebe und Treue zu ihnen ſteht und im Stande iſt. Der Bund iſt geſchloſſen. Alles iſt zum Aufruhr vorbereitet. Aber der Spion und der Verrath hat nicht geruht. In der Nacht vor dem Losbruch bringt die Soldateska des Zaren in die Wohnungen der Anderen. Von dem Ihrigen geriſſen, gemißhandelt, gebunden und gefangen werden ſie in die dunkel ſchaudernden Gefängniſſe geworfen. Dann ſchleppt ſie der Sibirien in die Ferne. Polens Söhne erbleichen, ſeinen Adel hat es verloren.

Auch Joſeph von Komalſky theilte das Schickſal ſeiner Bundesbrüder. Nicht ganz. Er iſt glücklicher als ſie. Auf dem weiten Marſch erreicht er mit zweien ſeiner Gefährten abends die Scheunen eines Dorfes. In einem Winkel werden die Gefangenen gebunden und von ſechs Kriegern bewacht. Der übrige Theil der Horde ſtreckt ſich in der Gegend. Bald kehrt er zurück. Ein Schaf war geſchlachtet und am Spieß gebraten. Dann Branntwein im Uebermaß. Das iſt das Nachteſſen. Ueberſättigt, trunken legen ſich die wilden Söhne der Steppe nieder. Ein hiebener Schlaf kommt über ſie. Nicht über die Gefangenen. Sie warten des Augenblicks. Das Feuer iſt herabgebrannt. Der Mond iſt nieder. Tiefe Nacht. Schweigen ringsum. Nur das Schnarchen der Schläfer unterbricht die Stille. Durch verſtohlene Anſtrengung iſt es den Gefangenen gelungen, die Bande Komalſky's zu löſen. Behutſam nimmt er einem der Wächter das Meſſer aus dem Gürtel und durchſchneidet die Feſſeln der Gefährten. Leiſe ſchleichen ſie über die Wächter hinweg. Unbemerkt haben ſie ſchon den Ausgang aus dem Hofraum gewonnen. In geringer Entfernung vor ihnen liegt der dichte Wald, in ihm die Freiheit. In verhängt ſich der Fuß des einen in die am Boden ſchlafende Laufleine. Der Ruf erweckt das Pferd, und auch deſſen Herr, der ſie ſich um die Hand gewunden hat, fährt ihn und murmelt im Schlafe. Das Wiehern ſeines treuen Roſſes macht ihn ſchnell völlig munter. Der ſchorfängige Koſak ertappt die drei fliehenden Schatten noch mit dem Blick. Auch ſpringt er auf. Sein lauter Ruf alarmirt ſchnell die übrigen Schläfer, blind in die Nacht hineingefeuert, fallen, mit ihnen Komalſky's Schickſalsgenoſſen. Er hilft erreicht den Wald. Er allein iſt frei. Nach zweiſt wurde und gefahrenreichen Tagen erreicht er ſein Schloß. Er ſchleicht ſich ein wie ein Dieb der Nacht. Niemand darf ihn ſehen, auch ſeine Gemahlin nicht, ſeine beiden Söhne nicht. Nur dieſe, nur wenn ſie auf die Hehre ſchwören können, daß ſie von ihm nichts wiſſen, vermag ihr Schickſal zu mildern, kann möglicherweiſe die Strenge des ausgeſuchten Zaren in Milde gegen ſie — die Unſchuldigen — verwandeln. Gelingt dem polniſchen Landedelmann nicht. Nur Waffe und einige Koſtbarkeiten, zu denen er gelangen kann, nimmt er zu ſich. Eine Minute lang lauſcht er an den Thüren der Schlafgemächer den Athemzügen der theuren Seinigen. Laß iſt der Reichthum des Vaters und Polens! Dann eilt er hinaus. Ein Blick auf ſein Haus, das iſt ſein Abſchied von der Heimath! Aber, immer fort! Aber, aber Nacht und Nebel! Dort ſteht der Grenzpfahl! Er muß ſich niederlegen und küßt den Boden — eine heiße Thräne rinnt ihm in den Bart — ein unterdrückter Seufzer und ein Blick zum Himmel — ein Dulden der Faust und

Eliza.

Mutter! Wo biſt Du mit Deinen Gedanken?

Frau Thompſon.

Ja ſo! O hat man einmal die höh're Beſtimmung ſeines Daſeins gefühlt, ſo iſt es ſchwer zu — zu — o Gott, wie geiſtreich drückt' ich mich früher aus! Jetzt fehlen mir die Bilder, fehlt mir das Sprachorgan, und auch der höhere Geiſt, er kehret niemals wieder. (Fällt erſchöpft in den Seſſel.)

Thompſon (bei Seite).

Ich will doch ſehen, ob die Hausfrau ſich durch nichts mehr wieder anregen läßt. (ſteht auf und giebt ihr ſcheinbar recht.) Ja, ja, es iſt doch nicht ſo leicht, aus ſieben Himmeln ſo in den Vorſchmack der Hölle zu kommen. Um nur die Küche zu nehmen, früher konnteſt Du jede Speiſe bereiten, Mary; wußteſt, wie viel Mehl man braucht, wie viel Eier, ob man das Weiße zurückbehält oder blos das Gelbe quirlt, und hatteſt es am Schnürchen, ob man zwei oder drei Finger voll Salz oder Deine nette ganze Hand voll in die Suppe ſchüttet. Ich glaube nicht, Mary, daß Du mehr weißt, wie man Oſterſtaden backt.

Frau Thompſon.

Was fällt Dir ein?

Thompſon.

Oder einen Eierkuchen?

ein Auge gegen den Tod, daß er sein Vaterland! Er verfluchte seine Gefangenschaft. Die Summe, die er dadurch gewann, war nicht bedeutend, doch hätte sie zur Not ausgereicht die Heimkehr. Jetzt hatte er bekannte Landsleute. Verschiedene und Gute wandten ihm indes gerichtet aber er hatte heiter weiterem. So lag er, ein bemalter, bestrickter Häftling, auf der Schwelle der Schande zu Mahlitz.

Alle erzählte Kowalski, auch vor Gericht, wo ihn der Arzt gesehen.

Gefangener höherer Weisung gemäß wies das Gericht ihn nach Aufzählung von zehn Thalern Reisegeld einige Tage später über die Landesgrenze — wie von hohen Ministern für den armen Verbannten des englischen Volks, denen ebenso Ehre das Schicksal bestimmt zu haben schien, im Vaterlande zu verbluten aber auf fremder Erde dem Sterben entgegenzuleben.

V

Ein Interregnum, welches sich lediglich Kowalski gegen ein peinliches Verfahren sein will, der sich in eine Verschwörung gegen Se. Majestät den Kaiser von Rußland eingelassen und deshalb hat flüchten müssen, hat seit etwa acht Tagen die heilige Ordnung dadurch unterbrochen gemacht, daß es auf Untergrunden gut in den Herzen am einen Insel Rügen gebeten hat. Wenn es nun der Abgeordneten und der Pioniere auf das Meer und Wetter betrug, hat es ihnen seine Abenteuer zum besten gegeben. Jetzt aber haben es auf Rügen gut auf guten Leuten gegessen und getrunken, es auch mit Weiche und Gleichen zubringen, weil auch mit Geld, wie seine Reisebahn von 10 Thalern 10 Groschen bewiesen hatte. Ich glaube es aber nicht zu den peinlichen Häftlingen, es wird viel ein Hochverräter sein. Da es nun auch legitimationsfrei ist, so lasse ich es am weiteren Verlangen hier nur gekommen sein."

So sagte der Gendarm, der ich damals in C., drei kleine Stunden von Mahlitz, ehrgeizliche Zusammen bekleidete, an.

Der Regierungsrat war ein Mann, wie er in verhängnisvollen Augenblicken gebildet ist. Ich erwähne ihn verächtlich. Er gab mir die nämliche Erzählung wie dem mahlitzer Gerichte. Sie konnte unmöglich wahr sein. Man dichtet, seinem Herzen gemäß und wird dem gleich, wonach ich suche das Wunder. Er hätte vermutlich Lügen nicht ein Wort. Trotzdem machte mich die Umstand Kopfzerbrechen. Sehr wenn auch nur gebrochen deutsche Sprache mit unverfälschtem slawischem Accent, das fließende gute Französisch, das er dann sprach, seine Gedanken und Wendungen, sein ganzes Wesen und Benehmen zeigten von Bildung, von abenteuerlichen Gewandtheit. Ein polnischer Edelmann, welcher in C. lebte, erklärte nach fünfstündiger Unterredung mit Kowalski: „Das ist Landsmann von uns — Nationalpole! So unser Sprache spricht kein Arbeiter, nur Landedelmann! Er aber gut weiß, was passiert im Vaterland. Er Wahrheit sagt." Und trotzdem, Kowalski ging darauf. Er ging leicht und sicher unterrichtet in seinem Irrtume. Seine Akte zeigten das Herz und die Härte, die jeden Kanten so weit auseinander, wie nur die Gegensätzlichkeit, darauf zu geben, daß ergangt. Jede Gegensätzlichkeit aber hat sein peinlichen Schlupfloch.

Mein Zweifel stellte sich noch deutlich. Es kam sich bei ihm um Jahre vor, auf denen mehrere Ortsnamen — der Name nach Preußen — verzeichnet. Das hatte der Notar beim mahlitzer Gericht gebuchstabiert. Ich kannte die Handschrift ganz genau. Kowalski sah an, ein fremder Herr in London habe über die Jahre unterschrieben. Er lag also und verbesserung vor. Indem war es, seiner Angabe nach, in Paris gewesen — es mußte also doch auch den Weg nach Preußen kennen.

Das mahlitzer Gericht gab mir schon am nächsten Tage die erbetene Auskunft. Kowalski bestritt seine Richtigkeit nicht. Er hatte sich geschämt, weil er wieder nach Sachsen gekommen war nicht nach Preußen geeilt. „Ich hatte aber Richtung nicht und wollte doch nicht treten in Pumpen. Der Preußen in Paris hier so gut — besser wie anderes — ich nicht sagen — in mir Arbeit und Weiche schenken — ich nicht deshalb gebettelt — pouvez prendre poloman, aber bewein nicht, Hunger lieber!" Er entschuldigte sich. Und trotzdem hatte er der guten Kirchen, die seine Wäsche eingepackt im Staatsgewissen meinen Dankes, den ich beim ersten Mal erkannte. Trotzdem ging er im preußischen und schmutzigen Kittel und — darauf! Er wollte nicht durch sein Aeußeres Aufsehen erregen, darauf Hunger, dann Mitleid. Und war so bemerkt!

Ich fragte ihn, wo das Kleider geblieben, weshalb er entsprungen. Er antwortete aber Hergang: „In der Nacht." Ich ließ ihn diese Antwort wiederholen. Dann entgegnete ich: er war sich; der Weg nach Schweden führe nicht durch die

Reim. Er erwiderte lächelnd: „Sibirien geht Wege dahin hätte wir!“ Ich widerlegte ihm den ersten Einwand auf der geographischen Lage dieser Länder, und als er zweifelte, durch die Karte. Er sagte geringschätzend: „Vielleicht Menschen Weg nicht gewußt. Russen sehr dumm Volk!“ Er hier aber auch einige polnische Schimpfworte auch auf Deutsch. „Verfluchter Gottschmalz!“ „Hundesohn!“ Ich verstand sie; ich hatte einige Kenntnis der polnischen Sprache. Das ahnte er nicht. Ich schwieg und ließ die Sache auf sich beruhen. Nun ging an aber heute ich seine Erzählung für ein Märchen. Doch hielte ich mich ihm meine Zweifel merken zu lassen. Ich sah ab von Erkundigungen bei den russischen Ministern. Wenn sie mir auch sagten, daß Kowalski sei, hatte mehr ich auch ohne sie. So wußte ich immer noch nicht, wer und woher er war. Und das mußte ermittelt werden! Wollen hätte es gebracht werden? Das war die Hauptfrage.

Ich erließ ebenfalls Erkundigungen. Sie hatten, wie die meisten dieser Art, keinen Erfolg. Ich hoffte, daß er sich weiter wieder sagen würde. Ich erwachte ihn daher ausdrücklich. Er gab mir die freundlichsten Versicherungen. Er war auf der Jagd und ließ sich nicht sagen.

Meine letzte Hoffnung war der „Allgemeine Polizei-Anzeiger“ von Berlin. Vielleicht fand ich darin Aufschluß. Es war eine hohe wichtige Aufgabe, daß Lauben von Bekanntmachungen und Berichten der verschiedenen Polizeibehörden Deutschlands durchzustudieren. Hier da Kowalski Pole war, in Deutschland wahrscheinlich polizeilich noch nicht vorgekommen, versprach ich mir wenig Erfolg. Dann mußte ich doch die russischen Behörden ermitteln. Denen interessierte versprach ich mir auch wenig. Alle an den „Polizei-Anzeiger“!

Zwei Tage hatte ich ihn vergeblich durchsucht. Am dritten endlich! Ich las:

„Gesucht Schulz, Schulmeisterlehrer aus Spital, Königreich Preußen, Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, zweiter Lehrer, französischer Invasion, französischer Zwangsdolmetscher, Rädelsführer, Diener bei den polnischen Insurgenten, Schuhmacher, französischer Freund in Algerien, wegen Paßfälschung in Glogau mit einhähriger Zwangsarbeit bestraft, gerade hier in Haft, weil er den französischen Behörden zu preußen versucht.“

Es folgte die Aufzählung der französischen Ordensschaften und Orden, welche er in der herausgegebenen Weise bereits gesammelt hatte. Hinzugefügt war ein höchst genaues Signalement seiner „gewerbsmäßigen Subjekte“.

Die Polizei in Frankfurt am Main hatte vortrefflich gemalt, nicht das Geringste vergessen. Das Signalement paßte in allen seinen Personalien — namentlich den schiefen Mundwinkeln — auf Joseph von Kowalski. Kein Zweifel: er war „Gottlieb Schulz“.

Es war Abend. Ich ließ ihn vorladen. Auf meine Veranlassung wiederholte er nochmals seine Erzählung. Ich reichte ihm das Blatt, deutete auf jene Bekanntmachung und forderte ihn auf, zu lesen. Er warf einen Blick darauf und gab es mir zurück mit dem Bemerken: „Kann nicht lesen ohne Augen —“ „Nun! So will ich es Ihnen vorlesen.“ Indem ich aufmerksam zu, „Herr von Kowalski!“ unterbrach ich ihn, den Namen betonend. Ich sah ihn genau dabei beobachtend. Keine Muskel zuckte an ihm. Ich hatte gewettet, sah ihm voll ins Auge und sagte scharf: „Nun, Gottlieb Schulz?“ Er sah mich an mit fragendem Blick, als ob er nicht wüßte, was ich meine. Gelassenheit vervollkommnigte ich meine Frage: „Was hast du darauf zu sagen, Gottlieb Schulz?“ Da richtete sich Blick empor und entgegnete: „Ich heiß Herr, mein Stand und Namen nicht zu nehmen: Joseph von Kowalski, polnischer Edelmann!“ „Wie du willst sagen, du Schulz sei hier? Wer hat sie glauben? Ich? Lüge so frech!“ Er rief aus: „Herr, ich hier nochmals Namen und Stand meiner — aber ich antworte nicht mehr! Wird mich angeht Gottlieb Schulz? Ich von Kowalski!“ Ich trat ihm in die Enge mit allen meinen Beweisen für seine Identität mit jenem Schulz, für die Unwahrscheinlichkeit seiner Angaben. Vergeblich. „Herr! wenn ich ehrlich sein! Wenn Sie glauben so viel Welt wie ich, junger Mann, kann nicht sagen werden, daß ich lügen!“ „Aber die Bücherwelt auf der Brust von dem Portefeuille des Kabelen, auf gewaltsame Seite war der Gottlieb Schulz?“ Und die übrigen Narben?“ „Von Kabelen haben gestanden mehr und Augen schaut nicht alle verstehen kann mehr sehr!“ Und wo Kind an Menschen, wo nicht Säbel und Bajonett Platz haben?“ So sagte er mit ruhig überlegenem, in sarkastischem Lächeln, die Narben ehrenvollen gültigen von der große Imperator. Ebenso ruhig sagte ich ihm: „Deine Ausflüchte hilft dir nicht, Gottlieb Schulz! Bei mir nicht!“ Wieder sah er gram

mich gefangen. Schimpfworte aus. Lächelnd übersetzte ich sie ins Deutsche. Er stutzte. „Ah, Landsmann?“ fragte er lauernd. „Ja wohl, ehrlich Schulz, ich bin auch ein Deutscher!“ So schloß das letzte Verhör. Er hielt Wort. Er antwortete nicht mehr.

Seine Strafe war nicht betrauert. Er hatte sie bereits verbüßt, und noch war hauptsächlich im Mangel seiner dringlichen Angaben und da er freiwilligerer Schuld, seine Staats- und Hochverratsangehörigkeit nicht festgestellt. Die Gemeinde Spandau hatte erklärt: Die älteren Leute kannten ihn einen heftigen Schulkameraden Schulz und einen Lehrer beliebten Namens Gottlieb, nicht entsinnen. Die Kirchenbücher gaben darüber keine Auskunft. Er sei in einem Dorfe der Kirche im Krautgartenkreise verbannt. Sie weigerte sich daher, den Inhaltigen bei sich aufzunehmen. In den Frankfurter Akten, die ich herbeigeschafft hatte, fand ich in dieser Beziehung nichts als die dürftige Angabe Schulz, wie sie in der obenerwähnten Zusammenfassung aufgenommen war. Ich entnahm daraus verschiedene Gewissheiten. Da seine Gnade und Gehalt nicht abzuleiten, wurde der Heimatlose bis dahin in eine Gemeindeanstalt aufgenommen.

XI

Erst nach Monaten befand er sich dort. Ich durchblätterte zum ersten male die krankhafte Akte. Plötzlich fand ich dann doch noch ein dürftiges Blättchen, das ich etwa überlesen. Nichts. Ich wollte sie schon zuschlagen und beiseite legen. Da bemerkte mein Blick auf dem einen gebrochenen Zwangsgriffe der Aktenmappe zu hinterst ein Stück graublau gewesen und die vier Ecken auf ein gestreift dünnes Papier von gleichem Format aufgeklebt. Auch hier war mehrfach zusammengebrochen gewesen und dem Rande nach sehr gelesen. Auf der Rückseite fand nichts als die Worte: „Lumbrer Schulz.“ Wegen des Falz gehalten schien es zuletzt, daß auf der Seite, wo der Falz aufgeklebt war, mehr geschrieben stand. Und erwuchs meiner Aufmerksamkeit, zu Vorgang. Mittels heißer Wasserdampfe löste ich die beiden Papiere behutsam voneinander. Ich fand Schulz Taufzeugnis. Der Stein um seine Verbannungsheimat war beseitigt.

Auf dem Taufzeugnis aus der Gemeinde entfalt fanden Schulz wieder C. Er abwandte sie in der Krankheit. Am Abend las er mich um meinen Besuch bitten. Ich fand ihn in wechselnder, in verhaltiger Stimmung. Er theilte mir das mit, was ich dem Arzt in den ersten acht Abschnitten erzählt. Er schloß: „Nach schwankvierzig Jahren soll ich die Heimat wiedersehen. Ich habe es niemals gewollt. Was soll ich dort? Die dortigen Leute erinnern sich an meiner nicht einmal! Als mein Vater den letzten Athemzug gethan, hatte ich dort schon keine Heimat mehr. Die einzige, die mich dort hätte halten können, damals ein braunes Kind, ist nicht mehr dort. Sie ruht im kühlen Grab. O mein Weibchen, mein Weib, meine Kinder, meine lieben Kinder!“ Er hing den Kopf in beide Hände und ich sah seine Schultern zucken. Ich verschwendete keinen Trost an solchen Schmerz. Ich wandte mich still zum Gehen. Da reichte er mir die Hand. Ich reichte sie dem „Vagabunden“ und hörte von ihm „Frankreich — Frankreich!“ hinter mich hallen, dann nichts mehr.

XII

Der „Volksfreund“ hatte seine blutige Arbeit gethan. Ob der „Vagabund“ mitgefangen? Ich weiß es nicht. Nicht einmal ich ist im „Königs-Anzeiger“ einem Stadtblatt. Es hatte seinen Krieg gegen Frankreich wieder begonnen. Ich hatte der französischen Gesetz in Königsberg vorläufig wahrnehmen müssen.

XIII

Acht Jahre später berichtete die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ aus Deutsch-Eylau:

„Gestern wurde hier ein schrecklicher Mord. Beim Rebschneiden mit ihren Arbeitsgenossen wurden ein Mann der Commun. Leider ist auch ein Menschenleben zu beklagen. Ein Greis — an Jahren, an Leidensmuth ein Jüngling — hatte sich dermaßen in die Flammen mit einigen Leuten, und seinen mageren wollte, drei Kinder. Der dritte hatte er eben der verzweifelten Mutter übergeben; er war beschäftigt, wenn auch einmal unverrichtig, gerade, sich dem abwärtsrennenden Laufe zu entziehen, als der Gatte zusammenbrach und ein Stein ihm das Haupt zerschmetterte. Gottlieb Schulz aus Spandau ist der Name des Opfers. Er soll ein friedfertiger Vagabund gewesen sein, allein wir nehmen unsere Behauptung nicht zurück.“

Michael Wolf von Nördlingen

Vor allen Künsten hat vor zeiten die Malerei und die Holzschneidekunst dunkelfarbige Gesichter. Sie hat Lustverführung betrieben, in Gärten zu leben, ohne Nutzung ist sie wertlos, leichtfertig, unmittelbarer als die andern Künste, [illegible] Gaben hervorragenden Talents vom Vater auf den Sohn, gehörten die ersten Lehren an, die Maler Hartmann Wagner in der Mitte des 16. Jahrhunderts einer Anzahl von Knaben des Stadtrats gab. Allmählich hat dann die Malerei eine Absonderung erfahren, und der Maler, dem Rathaus und Kirche, wie sie zu allen Zeiten, sich in die Pflicht der Bilder gewichtigen. Mit dieser Wandlung schwand die selbstherrliche Kunst der Holzschneide in Deutschland zu vollständiger Malerei. Malerei [illegible] Meister Lehrer [illegible] und der [illegible] wandern sich Bücher & Holzschnitte an der deutschen Küste. Die Künstlichkeit der Illustrationsgrundlage und die Verbindung mit [illegible] Holzschnitten von mehr oder minder begabten Künstlern geschmückt.

Diese Zeugen der [illegible] Kunst ist zugleich die [illegible] Bücher und Zeitungen über die Fortung der Augsburger. Michael Wolf und der ehemals [illegible] Nördlingen ist eine der [illegible] von seinem Lehrer nach einer der ersten deutschen Künstler, der Holz selbständiger Bildung und Persönlichkeit eingeschlagen und bis zu seinem Tode mit unermüdlicher Gewissenhaftigkeit Stoff verfolgt hat. Die interessanten, in Form gebildeten Zeichnungen von Dr. Karl Hagen. [illegible] Geschichte der Holzschneidekunst. Stuttgart, Ebner & Seubert, geht auf handschriftliche Aufzeichnungen aber und Leben und der Kunst des Meisters. Wolf wurde um 15. Oktober 1704 in Nördlingen geboren, wo sein Vater am Schulkollegium verwaltete. Schon früh zeigte er [illegible] zum Zeichnen, er besuchte seine Schulen [illegible] seine Mussestunden dazu. In der Lehre bei einem Kunstmaler, [illegible] es nicht lange, er kam einige Wochen bei [illegible] Schreiber bei dem Augsburger und Formschneider Andreas Wolfe in Augsburg verblieben. Wolf blieb hier vier Jahre, der Unterricht befriedigte ihn nicht viel, da Wolfe wenigen davon hatte, seiner Neigung zu folgen, als er für sein Gewerbe, seine Selbständigkeit, zu verwenden. Er wandte Wolf nach Ulmerhagen [illegible]. Jetzte aber fehlt noch manche technische Fertigkeit. Im Jahre 1707 nahm ihn [illegible] von Hohenburg, der Maler [illegible] Buchhandlung in sein Geschäft auf und Wolf verfertigte für ihn mehrere größere und kleinere Bilder, der allgemeinen Aufsehen erregten. Hohenburg übertrug dem Künstler in jener Zeit, es doch oft [illegible] Leben [illegible] und Wolf beschloß nach München zu gehen und sich dort der Malerei zu widmen. Seinem Freunde und Gönner, dem [illegible] Schlachtenmaler Albrecht Adam, mit dem er nach München kam, gelang die Verbindung dieser [illegible] besser als ihm. Wolf blieb ohne Anregung, einer geringen Beschäftigung [illegible] verlorene Kunstfertigkeit [illegible] zweifelt, ob er [illegible] Malerei in höherem Sinn begabt ist. [illegible] Not und Elend und das Gefühl seiner unzulänglichen Ausbildung brachten ihn dahin, München schon im Jahre 1708 zu verlassen. Er begab sich nach Nürnberg, wo Heinrich Gampp [illegible] einen großen Kunstruf und Wohlstand und Ansehen erworben hatte. Er hatte [illegible] den glücklichen Zeitpunkt ergriffen, wo die volle [illegible] Kunst [illegible] lag, die Interessenten über einen [illegible] Stich für künstlerische Darstellung [illegible]. Um aber einen Beruf der vollendeten Kunst einen neuen Schwung zu geben, da es [illegible] zu verstehen, bedurfte es einer tüchtigen, [illegible] Kraft. In Wolf fand er einen Mann, wie er ihn brauchte, er verfügte über eine reiche Beschäftigung und eine [illegible] Arbeitsfähigkeit. Damit [illegible] Wolf [illegible] Meister die Handzeichnungen überschütteten ihn mit Aufträgen, er war für sein Leben gebildet. Im Jahre 1717 [illegible] er auf den Wunsch seines Meisters nach Nördlingen zurück, heirathete hier und hat mit Ausnahme einer [illegible] Zeit, wo er in Augsburg weilte, seine Stadt nicht mehr verlassen. Hier, am 17. April [illegible] ist er in die gebettet.

Wenn nicht ganz, so doch im wesentlichen ist Wolf Schüler, die Anregung, die von ihm ausging, und Nachwirkungen beherrscht gebieten. Er hat [illegible] mit der [illegible] Handhabung [illegible] Seine Zeichnungen, seine Bilder haben einen [illegible] Reiz, sie [illegible] Komposition [illegible] Figuren von [illegible] sind, sind von [illegible] Gartenumgebungen, Blumenbeschreibungen u. [illegible] Wie man [illegible] sagt, was Wolf in allen Fächern gewirkt [illegible] Geschichte, [illegible] Bilder, die [illegible] Gebäude, die deutschen Städte, [illegible] gedruckt Bücher, [illegible] Kalender, Kriege und [illegible] Ereignisse, [illegible] Bilder, man hat Porzellanmedaillons und Leinwandbilder von ihm. Einige Statuen in [illegible] sind nicht [illegible] Arbeiten, die er bei Gelegenheit eines [illegible] Aufenthaltes in Ulmerhagen machte. Höhere Schwierigkeiten scheinen [illegible] Wolf [illegible] Bildhauer [illegible] gemacht zu haben, [illegible] er [illegible] allen Verquickungen und Kunstlaut die richtige Lösung [illegible] fand. Seine Arbeit und Fleiß [illegible] Lob, und Ehre mit den Meister. Wolf ist [illegible] von den Künsten geworden, welche, weil selten zu verstehen, [illegible] Geschicklichkeit nicht [illegible] kennen noch viel weniger sich Mühe geben, sie durch Mittel über die [illegible] Geschmacksrichtung zu bringen. Um so mehr ist es die Pflicht der Geschichte, [illegible] Meister [illegible] Bedeutung über zu [illegible] Vielleicht [illegible] es ihr durch eine [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Briefe aus der Kaiserstadt.

II.

Von Theodor Fontane in Wien.

Wien, im Januar 1874.

In den letzten Monaten hat das gesellschaftliche Leben in den Residenzstädten von der Politik so sehr in Anspruch genommen, daß es mir nur selten gelingen wollte, Ihnen von der weltbürgerlichen Seite hin es auch jedesmal gewünscht, einmal zu berichten.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist Wien und Paris die zwei Hauptorgane gewesen, durch welche sich der Westen am lebhaftesten ausgesprochen. Es sind sich ganz nahe und es hängt dem ersten Anblick ganz gut zusammen. Aber während jene Zeit an der Themse nicht viel mehr als lebhaftigen Verkehr zustande brachte, und im südlichen Europa fast ausschließlich die romanischen Völker sich gegenseitig durchdrangen, spielte sich in Wien und Paris das Leben der ganzen gebildeten Welt ab. Ich habe hier nicht die Absicht, gegen Wien den einfach als Thatsache hingestellten Satz, daß es der persönliche Ausdruck der Kaiserstadt — und wir gleich hören werden, auch einer deutschen Provinz — wäre, ins Treffen zu führen. Ich möchte nur nebenher bemerken, daß es für den Weltverkehr kaum Zufall sein kann, daß sich Goethe und nicht Schiller gerade in Wien mit Vorliebe aufgehalten hat, und daß nicht nahezu jeder Engländer, der nach Wien kommt, sich in der wundervollen Umgebung Wiens, sondern in der mittelmäßigen Umgebung Berlins niederläßt, seine Gastfreundschaft zu bethätigen, und es Berlinern zu machen. Die unbefangene Heiterkeit, mit der Wien in den höheren Schichten der Gesellschaft verkehrt, ist ein Vorzug, der sich in der bürgerlichen Schicht in einer Toleranz für fremden Charakter ausspricht, die ihresgleichen sucht.

In Wien hat die Temperamentlosigkeit einen Staat im Staate gebildet. Die Gleichgültigkeit, welche ohne Wissen und Willen in Österreich verbreitet ist, hat sich auch dieser Residenz mitgeteilt. Die leichte Luft, die hier weht, macht eine verhältnismäßige Trägheit des Blutes, und wenn es sich gelegentlich ereignet, daß nicht gerade ein Fremder, sondern ein Einheimischer, ein Wiener, sich in einer Gesellschaft lebhaft ereifert, so wird er sofort als ein Ausländer angesehen. Die Wiener sind in der That ein Volk von Epikuräern, und wenn sie sich ihrer Gemütlichkeit rühmen, so ist das nicht ganz unberechtigt. Die religiöse Indifferenz, welche hier herrscht, ist eine Folge davon. Es ist nicht, daß sie sich mit Absicht von der Religion abwenden, sondern sie sind ihr gegenüber gleichgültig. Die religiöse Überzeugung, welche das Leben der Engländer und Amerikaner durchdringt, ist hier unbekannt. Die Geistlichkeit, welche sich in Deutschland, Frankreich und Italien in die Politik mischt, ist hier ohne Einfluß. Sie ist ein Teil der Bevölkerung, wie jeder andere Stand, und sie hat sich in ihrer Lebensweise den Gewohnheiten der Gesellschaft angepaßt. Sie ist nicht fanatisch, sie ist nicht intolerant, sie ist nicht einmal eifrig. Sie ist ein Teil der Gesellschaft, und sie ist es gern. Sie ist nicht einmal eifrig. Sie ist ein Teil der Gesellschaft, und sie ist es gern.

[illegible] für die naturhaften Züge des Menschen gerichtet und die moralischen Schäden und Vorurtheile der Gesellschaft bekämpft. Die wiener Komödie hatte seinen Instinkt an den Dramen gebildet, die wiener Kritik seinen Maßstab. Wenige angewandt, die wiener Kritik seinen Kupfer ausgeübt. In Wien war sein Horaz, der die jüdischen Vorurtheile verspottete, sein Braumarschall, der gegen die Vorrechte des Junkerthums Stoff charakterisirt, sein Interesse, in dem sich der Trieb des religiösen Fanatikers offenbarte. Aber nicht nur hatte sein die satirische Stoffe aufgesprochen, an allen Enden und Ecken suchten die Gelehrten. Der Wiener war zum Schweigen und Lachen gezwungen. Was wunder, daß die geistigen Kräfte, die um jeden Preis gemahlen wollen, ihr Mißfallen des Nichtsagenden bemächtigen, gleichviel, ob es hoch lange oder nicht. Und da die beengenden Theater theils ängstlich theils still beisammen sich von den hofzeremoniellen Verhältnissen abwandten und nach den Begriffen der Wiener und Leipzig's „anständigsten" Bühnen wollten und Geschäfte auf Heim, aber wenn sie einmal jenen Verhältnissen auf den Fuß traten, die Heimat wurden und schwierig erfüllt verlangten reelle Mittel aufbauen, wir Drama und Oper zu empfangen, so war das Loos der Komik der wenigen Künste und den Poetenschule allem überlassen und die Gunst war in den Händen der Künstler, Sänger und Tänzer, welche so viel und Unheil gestiftet, als dann an seiner Stelle mangelte und in dem Maße die Theaterunternehmer des einfachen unterhaltenden Wort beschränkt, als sie die Kassenstücke zu befriedigen verstanden.

Wiederein aber, mit wenniger Anstrengung als in den Parodien kann sich die Komik nicht äußern. Denn natural Scherz ist, wenn nicht entweder auf dem rechten Verständnisse der Gegner und Schärfen und Richtige und Gemeine durch das Verlangen und Verfangen der Leiden und durch das Verdecken von Licht und Schatten, oder auf dem Zusammenstoß der absolut Schönen und auf dem Vergleich des Ideen Verschiedene und Widersprechende?

In der Parodie, die nicht blos als Unterhaltung, sondern in einer möglichen Konnex über die Unterhaltungen stehen will, Lessing, einen Goethe, als Komiker, als Schauspieler Meisterin, als Johann Nestroy in Parodien — in der Parodie, die Raupach's Dichtungen der Mirza Schaffy's Dichterthum verhöhnt, durch die in meinen Komik, die und bedeutende Satiren, komische Romane, ein Shakespeare Dramolette und glänzende Lustspiele enthalten möchten, sowohl die Lösung antiken Stoffen.

Der Oberhofbühne „Orpheus" könnte sie im neuen Stein, von dem wir seit zwei Jahren sprechen hörten, kaum eingreifende Parodien möglich machen und das Talent der in dieser Sphäre vorzüglichen Schauspielerin Gallmeyer, über die ich Ihnen neulich geschrieben, möchte sie die Neigung des Wiener zum leben Lachen wecken an. Aber die Parodien, die wir empfehlen, gehören ihrer in den Kreis der Bühnen und Theaterwesen. Die „Orpheus" ist keine Parodie der „Iphigenie" von Gluck-Wagner, sondern eine gallige Kritik dieser Schauspiels, eine ungebildete Nachahmung der Lustigen und Platen'schen Satiren. Noch widerwärtiger ist die neueste Parodie auf Adelina Patti und ihren ewigen Schwager. Diese stellt doch wol an sich schon eine Parodie dar und war eigner ist angethan zu der Parodie wie die Primel oder das Veilchen zur Hogarth'schen Caricatur. Ein namhafter Schriftsteller hat neulich über Adelina Gallmeyer die treffendste Aeußerung gethan: sie ist ein Unicumfalgnis und würde auch die Maria Stuart vortrefflich spielen. Ich wollte, der gern experimentirende Direktor des Burgtheaters machte diesen Versuch, denn die Parodien würde ich dann um ein Merk Schiller's ein wenig verändert angewendet. Ähnlich erbrechen auf eine tragenhafte Komik ist zu leicht sein.

Zehen Tegel.

II.

Die Gelehrsamkeit und Weltweisheit der Humboldt'schen Familie lagen an ihrer Stadtseite das Schloß. Von einem Fenster Aus trat man in ein parkähnliches Gelände. Immer von einfacher Bildung, doch geschmackvoll mit einem großen Theil Ernstes von Humboldt's und einer religiösen antiken Monumentalität, einem Romantik, die der Name an den Wänden Dinge gefunden wurde. Bedeutsam zwei antikische Marmorbüsten in romantischen Marmor, die Büsten von Wilhelm und Alexander von Humboldt, das erstere nach einem Gipsabdruck, das 1796 von Martin Klauer in Rom, das zweite nach einem von J. Eckstein, im Jahre 1827 unter Rauch's Aufsicht, auf Wunsch des Ministers von Hoffmann, des Schwiegersohnes Wilhelm's, ausgeführt. Hierauf schon ist die Bildung eben wenig wie nach noch zwei anderen Gebäuden, die in einem der bisherigen gelegenen Räume hängen, ähnlich. Wilhelm ist vorhanden der höchste gewesen.

Auf dem linken Flügel tritt man in den Saal, dessen Hauptschmuck vier wandernde Tafelbilde Gruppen sind, die Stadt nach antiken, theils nach modernen Skulpturen in Originalgröße von Gehen. Die Originale stehen alle in der Villa Borghese in Rom, die herrliche Bilder bewahrt. Rührt von Humboldt hatte für sich besonderes Interesse für Wilhelm von Humboldt nachdenkenswerthes Leben und schuldig so ihn, war der Umgang von Wallungen und Karl Maximilian Freiherr ich einen gleichen Gedanken nähren.

Der alte Grazie hatte Overbeck mit seinen Schwestern Malerei hat — auch in Frauen schon mit so viel waren von der Wiener und der Dresden bewiesen hat ergriffen. Die griechische Kunst nicht auf ihnen wie auf dem Bilde der schönen Maria, daß sie die volle Statue durch Gesicht und Antlitz gibt. Eine dritte Gruppe stellt einen Gatten und dann ich schon erwähnten Gattin dar, die durch den Tod der Schmuck der Hochzeitsnacht entgehen

will. Die starke Stunde zeigt Merkur, im Begriff dem Argus, den sein Spiel auf der Flöte eingeschläfert hat, den Todesstreich zu versetzen. Er gehört zu den berühmtesten Werken Thorwaldsens. Außer vielen Nachbildungen sehen wir den Telephos Kopf der Juno Ludovisi, einige schöne Bronzestatuetten, Büsten des Bacchus, des Apollo Musagetes und Apollo von Belvedere, der Diana von Versailles und verschiedene andere, auch Reliefplatten von dem berühmten Aufzuge am Parthenon zu Athen sowie einen Abriß des Tempels des Apollo zu Phigalia in Arkadien, den Kampf der Griechen und Amazonen darstellend. Kleinere Skulpturen in Marmor schmücken den Kamin, das Fragment einer Sarkophagskulptur, den Raub der Proserpina darstellend, der thronende Jupiter aus dem Palast Barberini, Vulkan im Begriff, durch einen Schlag mit dem Hammer die Geburt der Minerva aus dem Haupte des Jupiter zu beschleunigen. Zwischen den Fenstern der Mars und Merkur steht auf einem Postament von rothem Porphyr die weibliche Figur der Kopie der Venus aus dem Hause Pompejanum, der sich jetzt in der Glyptothek zu München befindet. Hier sowie noch zwei Säulen aus rosso antico, mit dem päpstlichen Wappen Pius VII. und zwei Vasen geschmückt. Auf ein Geschenk des Papstes als Dank für die ihm von Wilhelm von Humboldt auf dem Kongreß zu Wien und im Jahre 1815 in Paris geleisteten Dienste. Damals unterstützte Humboldt nämlich auf das nachdrücklichste Canova bei der Zurückführung der aus dem Kirchenstaat geraubten Kunstwerke und den meisten Museen. Drei Türen führen aus einem Saal aus dem Christian auf Ischia in Neapel, welches auch dem schönen ägyptischen Granit seinen Namen, gearbeitet wurden. In der Mitte des Saals steht ein runder Tisch, der dem Eintretenden die Betrachtung nach allen Seiten hin gestattet. In dem Thorwaldsen rechts, nach dem Garten zu, steht in allgemeinen, noch mit dem Tode ringend, über Sterbett noch überaus anmutige Statue der Hebung mit der Rosenblume in der rechten Hand, von Thorwaldsen in Rom ausgeführt. Es ist eine der Originalstatuen, welche Anna von Humboldt in Rom bei einem Besuche in Thorwaldsens Atelier sich bestellte, als das Kunstwerk einige Jahre fertig und Engel kam, war Anna von Humboldt gestorben, was sie aber im Leben entzückt hatte, stellte sie im Tode nahe dem Herzblatt Tisch wurde mit einer Kopie der Statue beauftragt und viele Zeit auf der Arbeitsbank, welche ihr Grab bezeichnet.

Das Thorwaldsen links gegenüber ist eine Marmorbüste des Vaters von Humboldt, einer geborenen von Lachsden, von Thorwaldsen gearbeitet; einer Agentur Psyche mit dem Schmetterling in der Hand, vom Jahre 1810 in carrarischem Marmor ausgeführt; die Bedeutung gehören der alten Lehre Humboldts an. Auch die Marmorbüsten Alexander's und Wilhelm's sind hier aufgestellt. In einem daranstoßenden Zimmer ist ein vorzügliches gleiches Schmuck und die vortrefflichen Bilder des verstorbenen Familienmitgliedes.

Im Speisesaal hängt das berühmte Bild Alexander's in lebensgroßer Figur, 1817 in Paris von Karl Steuben gemalt. Es soll laut des Ausspruche seiner Jugendfreundin, der jungverstorbenen Anna Henriette Mendelssohn, das Ähnlichste sein, das aus seiner jüngern Zeit existirt. Der Künstler hat ihm eine Haltung dadurch verleihen wollen, daß er den Vielgereisten am Rande des Globusstabs auf Detailleten ruhen läßt, aber nein! Im Werther: Goethe! Ein unendlicher Lächeln gleitet über unter Antlitz, wenn wir ihn, wie wir es oft im Kammerdiener gesehen, hier in gelben Stulpstiefeln, mit kurzer Schoßsammetjacke, blauem Frack, gelber Weste und reichlicher hoher Halsbinde auf Pelzen reiten, bei mit rothem Sammet gefütterte Mantel ist sommerlich Strohgeflecht — er hält Blätter und einen Bleistift in der Hand.

Die ganze Erweiterung des Hauses hatte Wilhelm von Humboldt vorzugsweise zu der Gemäldesammlung aller von ihm und seiner geistreichen Gemahlin gesammelten Kunstwerke unternommen, die natürlich geräumigere und bequemere Wohnung für sich und seine Familie war nur ein Nebenzweck.

Humboldt charakterisirt seine Innerlichkeit sehr genau in dem ersten Briefe vom 3. November 1814, wo er in dem bereits einsten Werke zu seiner Ausruhe schreibt. „Sie werden wissen, daß ich einige Jahre hindurch Gesandter in Rom war; ich nahm die Stelle des Amtes wegen an und hätte es aber ein unglückliches Ereignis nie verlassen. In diesen aber wurde es gewissermaßen zur Pflicht, zu bleiben und es hin ich nach und nach in verwickelte Verhältnisse gerathen worden. Sie sind aber meinem Naturgang wenig angemessen und mir würde ein stilleres und einfacheres Leben mehr zusagen." Nicht seinem unsteten Wirken ist die hohe Identität, die sich am klarsten in seiner Beziehung offenbart, ein ihm bis zum Tode treu gebliebener Charakterzug. Durchwandern wir den Park, so sind es vorzugsweise zwei Punkte, bei denen wir noch einen Moment verweilen wollen, rechts auf einer Höhe gegen, mit Bäumen bepflanzt ein Kompaß mit dem Denkmal der Jugendfreunde von gelbem Sandstein, das Humboldt'sche Kamin.

Gehen wir von diesem Gedenkplatz links hinab, so kommen wir durch Waldungen zu einem kleinen Kirchhof, denn es haben sich der grünen Hügel in dem von einem eisernen Gitter umschlossenen Raum schon so viele gebildet, daß es als Familiengruft sich kenntlich macht. Von Tannennacht liegt er nach drei Seiten hin eingeschlossen, am obern Rande die Grenze nicht zu hohe Gesamtlinie mit der Gestalt des Hügels, so ist genau dem Schlosse gegenüber, sodaß sie durch den Durchbau der Bäume auf den Ärmeren und von der Thür aus Brie grüßen wird. Hier ruhen die Gräber der schönen Schwestern, das immer als Preis seines Vaterlandes Werben wird.

Die vierzehnte Allgemeine Deutsche Lehrerversammlung

ist in diesen Tagen zu Mannheim abgehalten worden, jener Stadt, deren Name schon in der Geschichte unserer Literatur wie unserer Pädagogik einen guten Klang hat. Mannichfach heimgesucht durch die Brandfackel des Krieges, ist Mannheim immer wieder emporgeblüht, getreu seinem Wahlspruch

Das Alumen sie ertödten,
Man wird in hohen Ehren
Doch Thurm und Kirche sehen!

Auch die deutsche Lehrerversammlung ist ein solcher Phönix, jahrelang durch die Verbote der Regierungen geächtet, unterdrückt, niedergehalten, war ihr Versuch diesmal wieder zuerst von allen deutschen Staaten gestattet worden und so hatten über 2000 Lehrer aus allen deutschen Gauen, aus der Schweiz, ja selbst aus Ungarn sich eingefunden. Schon das Aeußere der Versammlung zeigte, daß die Zeiten der hundertjährigen Schulmeister in Jean Pauls Manier in Deutschland im allgemeinen vorüber seien, daß deutsche Lehrer schon mehr und mehr auf ihr Aeußeres Anstand, auf die Bonsenhaftigkeit des Gesichtes von Haar herab, daß auch seine Kürzen die Vertrauenswürdigkeit ihres Standes in weitesten Kreisen. Von einer Empfehlung der Lehrerschaft zu Mannheim herab hielt Friedrich von Baden eine warme Ansprache an den deutschen Lehrerstand und bekundete damit auch neue, wie er, vom tüchtigen Männern wohlberathen, es verstehe, die Herzen des Volks zu gewinnen. Das sind Eroberungen, zwar nicht „mit Eisen und Blut", aber um so wirksamer und segensreicher.

Wichtige Gegenstände wurden verhandelt; vor allem ist die meisterhafte Rede des greisen Seminardirektors Karl Schmidt „Ueber patriotische Erziehung der deutschen Jugend" hervorzuheben. Die Schule soll Liebe zum Vaterlande pflegen durch angemessene Pflege unserer deutschen Heldentage. Die Schlachttage bei Leipzig, bei Waterloo, der 10. November, der Geburtstag eines Schiller und eines Luther, sollen von ihr nicht unbeachtet bleiben. Der Geschichts- und geographische Unterricht soll dazu dienen, die Heimat uns lieb zu machen, die Heroen unseres Volks uns allezeit als leuchtende Vorbilder aufzustellen für das heranwachsende Geschlecht, die Flecken unserer deutschen Geschichte sollen nicht verborgen werden, sondern dazu dienen, Scham und Zorn zu entflammen, und uns zu muthvoller Thatkraft ermuthigenden Ernst erwecken. Treffend sagte Diesterweg: Das deutsche Volksleben muß tragisch gefaßt werden, zunächst aber der Lehrer selbst ein deutscher Mann sein, kein feiger, heuchlerischer Schulfuchs voll Ränke und Scheinheiligkeit, kein verlogener, dünkelhafter Schulmann, sondern demüthig und hochgemuth, frisch, fröhlich, fromm und frei. Es war ein auch in formeller Hinsicht glänzender Vortrag, der durch den Druck Verbreitung und Beherzigung zu finden verdient.

Der Vortrag des würtembergischen Pfarrers Kircher forderte, daß die deutsche Schule ihre hohe Aufgabe, eine Denkschule zu sein, wieder mehr erfülle, nicht eine Abrichtungsanstalt sei, in der die Kälte des Memorirstoffes das selbstdenkende Anregungen gebiete, wie dies die Schattenseite neuerer Schulregulative sei. Das betreffende Referat fand seine nothwendige Ergänzung durch andere Redner, die neben der Pflege der Entwickelung des Denkens der Schüler vor allem die Zucht des Willens und Gefühlsvermögens gebührend hervorhoben. Lüben's Vorschläge über den naturwissenschaftlichen Unterricht auf den Lehrerseminarien fochten zwar das zu erreichende Ziel etwas zu hoch, waren aber voll anregender Winke. Die brennende Frage: ob Confessions-, ob Communalschule, kam dagegen nicht zum Austrag; einzelne Stimmen, die das Schulwesen lediglich der Gemeinde zuweisen und den Händen des Staats entwinden möchten, konnten erfreulicherweise nicht durchdringen.

Ein besonderer Glanzpunkt der Versammlung war die reichhaltige Ausstellung von Lehrmitteln, in der man sich durch den Augenschein von den Fortschritten der neueren Pädagogik und ihrer veranschaulichenden Methode überzeugen konnte. Kunstvolle Planigloben, große, von der fleißigen Hand der Lehrer selbst gearbeitete Reliefkarten, neue und praktische Hülfsmittel zur Erzielung einer methodischen Schrift, Zeichen- und Rechenunterricht lieferten in schöner Anordnung das Interesse des Publikums. Das österreichische Unterrichtsministerium hatte Exemplare von sämmtlichen im Kaiserstaat vermalen amtlich eingeführten Unterrichtsbüchern auflegen lassen und eine genaue Durchsicht bewirkt, wie man neuerdings auch dort zweckmäßige Reformen mit Energie anzufassen weiß. Eine seltene und überraschende Zugabe dieser Ausstellung waren die Proben herrlicher Druckwerke aus der wiener Staatsdruckerei, darunter prächtige botanische Werke mit natürlichen Pflanzenabdrücken, wie es scheint noch ein Geheimniß typographischer Kunst, erhabene Drucke für den Blindenunterricht u. a. m. Preußen war dagegen zu unserm Bedauern nur sehr spärlich vertreten, von seiten des preußischen Cultusministeriums war wenig geschehen, um den Fortschritten des dortigen Schulwesens in Süddeutschland die Anerkennung zu verschaffen, die sie verdient hätten. Indem Oesterreich durch zahlreiche Vertretung auf dieser Ausstellung von Lehrmitteln sich um die Sympathie namentlich der katholischen Lehrerwelt bemühte, hat es klüger und großsinniger gehandelt.

Der rege Antheil der gesammten Einwohnerschaft, das gemüthliche Volksleben in der Pfalz, von der es nicht umsonst heißt: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's", hatten der Versammlung zugleich den Charakter eines echten Volksfestes aufgedrückt, bei dem auch das deutsche Vaterlandslied mit den 3× Ausrufungszeichen ebenso wenig fehlen durfte wie das je mehr und mehr verschlungene Schleswig-Holstein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 25. Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Ein Opfer des Schweigens. Novelle von Nala Horn. I. II. — Aus den Papieren des Pfarrers von Tannenhof. Herausgegeben von E. Habler. IV. Meine Gattin. — Das Leben in Schweden. Eine Skizze von Arthur Fridolin. — Die weibliche Erziehung in Italien. — Berliner Salons in Paris 1863. I. — Bilder aus der Gaskogne. I. — Ein humoristischer Roman.

Ein Opfer des Schweigens.

Novelle von Nala Horn.

I.

Ich hatte Immermann's „Opfer des Schweigens" beendet, fühlte dem wenig beachteten Werke aufmerksam nach und gedachte eines ähnlichen verhängnißvollen Verfalls, den ich, obgleich er noch nicht erfüllt und kaum ganz abgeschlossen ist, in eine kurze Erzählung zusammenzufassen einmal versuchen will.

Es war ein schöner Abend, goldig lockender Sonnenschein, der auf den glänzenden Blättern der Bäume sich spiegelte, und dennoch saßen drei junge Mädchen in einem engen viereckigen Kämmerchen an dem einzigen kleinen weißgetünchten Loche, der in der Nische des Zimmers stand. Die Einrichtung einer Klosterzelle in halb beschränkter: Das einfache Lager, darüber ein schwarzes Kreuz, eine Bettbank von schwarzgestrichenem Holz, ein kleiner Schrank, das Bild der Namenspatronin, umgeben von einem Rosenblumenkranze, den die Zöglinge der Klosterschule der eigentlichen Bewohnerin der Zelle draußen vom freien Felde mit hereingebracht hatten; zwei hölzerne Stühle — das war alles. In Ermangelung des dritten Stuhls saß das eine der jungen Mädchen auf dem Fensterbrett, hielt sich an dem Gitterguter fest und zupfte hin und wieder an den Weinreben, die freundlich, fast als schönster Schmuck des kleinen Raums, das Fenster dicht umschlangen hielten. Auf dem einen der Holzstühle saß die zweite und ordnete die auf dem Tische verstreut liegenden Seiden- und Goldfäden, auch einzelne Fragmente künstlicher Blumen lagen bunt durcheinander. Unter den kunstgeübten Händen der dritten nahte indessen eine zierliche, aus Gold- und Seidenfäden zusammengewebene Einfassung eines kleinen Heiligenbildes ihrer Vollendung. Die Arbeitende mußte, so zeigte der schwarze Schleier, den sie trug, trotz ihrer Jugend schon die dunkelnden Gelübde abgelegt haben. Es war ein sanftes, friedliches Gesicht, das der düstere Schleier einrahmte. Schwester Benigna hatte kurz nach dem Oberin die Novizat beendet und war mit drei andern Gefährtinnen in den Orden getreten. Als der jüngsten, hatte man ihr die letzte Zelle angewiesen, und da man von der Thür, welche aus der Klosterschule in den Convent führte, nur einen kurzen Weg bis zu ihr zurückzulegen hatte, so wagten es hin und wieder die Schülerinnen, trotz des Verbots, der jungen Bewohnerin einen Besuch abzustatten. Jetzt waren die Nonnen im „Kirchen-

Frau Thompſon.

Ich bitte Dich.

Thompſon.

Auch mir wird's ſchwer, die alten Gewohnheiten ganz aufzugeben. Heut Mittag will ich 'mal eine Guinee ſpringen laſſen, nach Cheapſide reiten, mir einen Faſan ſchießen laſſen, den verzehren in guter Geſellſchaft, die ſich da zuſammen findet, und wohlgemuth die Nacht nach Hauſe kommen.

Frau Thompſon.

Eigner Einfall.

Thompſon.

Ja, wenn ich da zu Pferde ankomme, Kind, kann ich mir doch keinen Eierkuchen beſtellen. Ein Faſan, das wird's wohl ſein müſſen.

Frau Thompſon.

Reite, reite! Das wird nicht die erſte Krähe ſein, die man Dir in Cheapſide für einen Faſan ausgiebt.

Thompſon.

Mary, Mary! Die Leute da verſtehn ſich auf die Küche.

Frau Thompſon.

Ich kenne das! Da nehmen ſie ſo alte Thiere, die die Sonntagsjäger ſchon todtmüde abgejagt haben, und ſpicken ſie ſo ſtark, daß vom Faſanen-Geſchmack nichts

garten", die Novizenmeisterin hatte keine Macht mehr, die Aebtissin war altersschwach; so waren denn zwei der jungen Mädchen in die kleine Halle geschlüpft. Benigna, die junge Nonne, hatte sich die Nase wund gerieben, ein gewöhnliches Leiden angehender Klosterfrauen. So war sie an ihrer Zelle gebunden. Unter ihrem Fenster dufteten mancherlei Blumen, die rothen Weinblätter mit denen die Sonnenstrahlen; man plauderte und scherzte nach Art der Jugend. Ob sich in Benigna ein banges Gefühl über abgeschlossenen Lebens regte? Ihre beiden jungen Gefährtinnen waren an Hoffnungen so reich! Die auf dem Fensterbrett sitzende war das schöne Kind eines gräflichen Hauses. In welcher Schrift, in welchen Farben mochte das Gesuch der jungen Gräfin Lindau geschrieben sein! Die zweite war die Tochter eines hohen Beamten. Auch diese Acten war hübsch und jugendlich. Auch hier sprach man, wie so oft in der dem Kloster fernen Welt, von einer abwesenden dritten oder vierten.

„Sie geht mir abscheulich, ganz abscheulich aus dem Wege!" klagte Aurora Lindau; „das macht mich recht traurig!"

„Helene hat etwas Abgeschlossenes", bemerkte Benigna, indem sie noch eine Rebenknospe dem Bilde zufügte; „doch ist sie mir sehr lieb."

„Sie könnte gleich ins Kloster gehen", meinte die dritte.

„Das gäbe eine schöne Aebtissin!" bestätigte Benigna.

„Eine Heilige!" sagte die eine.

„Eine schweigsame", behauptete Aurora.

„Schweigen ist eine Kunst", sagte die Nonne seufzend. „Wie schwer war es ihr selbst anfangs geworden!"

„Schweigen ist ein Aerger, eine Sünde!" rief die dritte heraus.

„Ja weilen vielleicht", gab Benigna zögernd zu und dachte an ihre Legenden.

„Das mag alles sein", erwiderte Aurora, „aber es ist nicht recht, daß Helene sich unverschämt zeigt! Hab ich sie beleidigt, warum will sie keine Versöhnung? Womit hab' ich sie denn auch nur beleidigt?"

„Mit deiner Zärtlichkeit zu mir!"

„Liebe ich sie denn nicht?"

„Du sollst ausschließlich, wie sie will!"

Benigna beschwichtigte sich unter der Versicherung eines leichten Übergewichts. Aurora antwortete nicht, sondern nahm das lang ersehnte Bild in Empfang. Es war die heilige Helena, ein nicht ungefälliges Gemälde; die römische Kaiserin lehnte an dem von ihr aufgefundenen Kreuz des Erlösers. Man malt jetzt viele kleinen Bilder hübscher als früher. Aurora betrachtete das zierliche Kunstwerk mit sichtlicher Befriedigung. Die andere lachte spöttisch: „Morgen ist der St. Helenentag! Das Bild, ein schöner Kranz darum, einige Thränen von dir dazu, zärtliche Wünsche und dann eine Umarmung, eine Versöhnung!"

Aurora hörte halb verlegen, halb unmuthig auf diese Bemerkung. Dann sagte sie: „Helene hätte ein Recht, sich zu beklagen, wenn ich vergessen könnte, daß morgen ihr Namensfest ist. Den Kranz wollen wir im Garten winden und morgen mit dem frühesten soll sie beides haben! Willst du aber nicht mit in den Garten gehen, Adele, so bleibe hier, ich bin bald zurück!"

„Nicht doch, der Abend ist zu schön! Ich wünschte, Schwester Benigna könnte uns begleiten! Da das aber nicht geht, so soll sie ihren Antheil an den Blumen haben, die wir finden werden, Rosenknospen, denk' ich! Und ich komme trotz Priorin, trotz Novizenmeisterin und allen andern, mit ich rufe, keine wird mich sehen!"

Lächelnd verabschiedeten sich beide, schlüpften leise über den Vorplatz und öffneten so behutsam und geräuschlos wie möglich die Thür, welche in das Gebäude der Klosterschule führte. Aurora legte in aller Eile das Bild in ihr Zimmer und flog am Arm Adelens die Treppe zum Garten hinab.

Dort war reges, munteres Leben. Eine Anzahl von zwanzig jungen Mädchen genossen der abendlichen Freiheit. Die Seite des Klostergebäude hatte nichts Düsteres. Keine Mauer, nur ein hohes Eisengitter trennte den Garten von dem großen Klosterhof. Dort konnte man etwa Kommende oder Gehende beobachten. Auch die umliegenden Wirthschaftsgebäude zeigten ein lärmliches Treiben. Die Mühle klapperte in nächster Nähe, des Müllers Hunde kamen ans Gitter zu den Mädchen, Wagen, mit frischem Gras beladen, schwankten herein, und wären die Pforten nicht bereits schlafen gewesen, so würden sie vielleicht über die Eisenstäbe gestiegen sein und den Kindern Gesellschaft geleistet haben. Auch Lastträger standen gewöhnlich in der Nähe und harrten kleiner Aufträge, die man ihnen hin und wieder gab. Bald ließ man sich Kirschen von der benachbarten Obstpflege holen, zu wer irgendeinem Brief heimlich ins Aeltervaus befördern wollte, der gab der jungen hübschen Müllers-

tochter einen verstohlenen Blick, ärgte ihr das Schreiben zu und konnte nicht sein, daß es gewissenhaft dem Pestalozzi eingehändigt wurde. Alles ist geschah dies indessen nicht. Was hatten die Kinder von Aeltern zu schreiben, was nicht Schwester Basilie, die Vorsteherin, wissen konnte? Nur manchmal geschah es von den größern — man wollte doch nachgerade auch einen eigenen Willen haben! Von der andern Seite des Gartens führte eine kleine Thür herüber in den Kreuzgarten. Hier war es düsterer. Die Kirche von der einen Seite, der Kreuzgang von der andern, das Refectorium von der dritten, mit einer Zellenreihe darüber, an der vierten der Schluß des Schulgebäudes, das war eine hohe Umfassung des kleinen, viereckigen Raums. Auch in dieser Jahreszeit, bei lichtem Sonnenschein so leicht nichts dunkel und traurig. Selbst der nackgraue Epheu an den Wänden regte sich und trieb helle, lebensfrische Blättchen.

Zur Mittagszeit liebten die Pensionärinnen den Kreuzgarten wegen seiner Kühle, jetzt, am einsamen kühlen Abend, war er fast öde.

Nur ein einziges Mädchen saß auf den Stufen zur Kreuzgangthür, ein Buch auf den Knien. Nicht lesen sie zu Nonnen. Die Schwalben flogen lustig und geschäftig eben um den Kirchthurm, wo die Sonne schien. Hinter einem der Kreuzgangfenster glühte ein kleines Lämpchen vor einem Heiligenbilde. Die Zimmer des Speisesaals der Mädchen waren weit geöffnet; man rückte Tische und Stühle und räumte die Reste des Abendmahls hinweg. Draußen unter den Linden warteten bereits ein paar alte Frauen ihrer Kinder. Das Mädchen sah nachdenkend über ihr Buch hinweg. Seit einiger Zeit war sie am liebsten allein. Anders waren sie und Aurora von Tag zu Tag unzertrennlicher geworden. Sah man Helenens Gesicht, so konnte man denken, daß sie einer ernsten Charakter sei, die sich schwer mittheilen, schwer sich entschließen. Gewöhnlich sind solche Gemüther tief und halten das einmal Umschlossene fest; aber wem liegt daran, wer gibt sich die Mühe, ein verschlossenes Herz zu gewinnen? Ein Forscher, ein Philosoph — vielleicht. Freie aber gab es im Kloster nicht. Helene war jetzt acht Jahre in der Klosterschule. Sie war fast bereits eingelebt, als Aurora von Tagliab von ihren Aeltern ebenfalls als Schülerin eingeführt wurde. Aurora war ein weiches, abhängiges, liebebedürftiges Geschöpf; Helene wunderte sich fast, als sie Aurora bei dem Abschied von ihren Aeltern so krankhaftes weinen sah. Beide Mädchen sanken sich allmählich in einander; Helene wurde die Freundin Aurora's; ihr Herz umfaßte das schöne blonde Kind mit aller Stärke inniger Liebe. Aurora entbehrte das Aeltern-haus und wuchs unter Helenens Schatten nach und nach in dem neuen Leben hin. Aurora besaß Nachgiebigkeit, Zärtlichkeit; beides sind sie bei Helenen. Ohne diese würde ihr das Leben im Kloster weit rauher erscheinen sein. Helene arbeitete für sie, mit ihr und war unermüdlich, dem kleinen Gemüthe sanfte Regel, Sprüche und Verse einzuprägen, geduldig lieh sie sich von dem eigensinnigen, verzogenen Kinde ärgern. Sie waren drei, fast vier Jahre vergangen, die Kinder wurden zu blühenden Mädchen. Helene entwickelte sich ernst und hoch, Aurora blieb, was sie gewesen: ein gemüthliches Kind. Mit wachsender Unbeholfenheit fühlte Helene wol die Fehler ihrer Freundin heraus, aber sie lächelte darüber. Freilich war Aurora kindisch, engherzig, aber es gab doch auch Stunden, wo sie in voller Kindlichkeit ihre weichen Arme um Helenens Hals schlang, sie an sich drückte und liebkoste mit allem Ungestüm einer Natur, die befähigt ist, sündhaftes das wieder angerechnet, was eben der Augenblick in der Seele spiegelt. Da kam Reue! Die Zukunft dieses Mädchens bereitete Helenen schwere Kämpfe. Aurora schloß sich Helenen an. Diese wurde von der Freundschaft breiter, sie hörte die langen zerfließenden Selbstanklagen Aurora's, aber sie sah, unbekümmert um Helenens Schmerz, das wankelmüthige Kind an sich. Im Alter von sechzehn, siebzehn Jahren schließen und löst man Freundschaften so leicht! Aber Helene? Ihr in Aurora's Freundschaft das innerste Leben auseinander so bunte Reihe; es gab sich alle Mühe, gleichgültig gegen Aurora zu werden; lange wollte das nicht gelingen. Kein Herz versteht diese Kämpfe, kein Lächeln lockt die Verstummte zurück. Da legte sich von ihr wundes Herz ein eiserner Reif. Nun wollte sie nicht mehr lieben, nicht mehr leiden, und das Kommen fand sich nach und nach. So hatte sie sich auch heute in den Kreuzgang gefunden; Aurora hatte an Aurora's Arm der Spielhalle verlassen.

II

Aurora's naher Verwandter, Anton Arthur Vermeeg, hatte Helene erziehen lassen und that es noch jetzt. Von Zufall hatte dem Helenen nahe gestanden; der junge, reiche Kavalier hatte

sich in einer Anwandlung von Menschenliebe des von seinen Leuten vernachlässigten armen Kindes angenommen. Auch mit den Jahren war er der übernommenen Pflicht nicht überdrüssig geworden; Helene behagte ihm, ihr stilles, verschlossenes Wesen sprach ihn an; er hielt sie in der That wie eine Verwandte, wie jüngere Schwester. Helene hatte sich in ihr Leben gefunden und selbst die Launen des Fürsten hielt das fähige Mädchen sich und wenig. Aurora's Freundschaft hatte das Verhältniß noch enger geknüpft. Jetzt freilich hatte es für Helenens Sinn etwas Unheimliches. Hier in der Klosterschule erlebt der Unterschied des Standes keine Schranke zwischen den jungen Mädchen, aber — wie war es draußen in der Welt? Diese Frage stand der Beantwortung nahe. Während Helene auf den Stufen neben dem eingefriedeten Brunnen im Burggraben saß und Aurora Reben und Veilchen in ihren Händen hielt und sich die Kleider an den Gesträuchen zerriß, um die ersten blühenden Lebensblumen erreichen zu können, fuhr ein leichter Jagdwagen vom Kloster zu. Ein noch junger Mann saß im Zorn, den Zügel des Pferdes abhaltig, ein Mann in Civil, vermuthlich ein Kammerdiener des Fürsten. Man sah durch eine deutlich lichtere Gegend; die Bäume hatten längst ihr Laubwerk gegen Schatten, ein leichter Regen hatte den Staub gelöscht; die Sonne sank bereits, als der Wagen durch das Klosterthor rollte.

Ein Wagen — ein Vergnügen! „Das ist Benvenuto!“ jubelte Aurora, die den Kammerdiener in der Person des Fürsten Löwenegg selbst erkannte; in dem Wagen mußte natürlich er selbst sein. Die beiden Mädchen mögen, um ins Sprechzimmer zu gelangen, über wo war Helene? In der Aurora verging Aurora selbst die zwischen ihnen abwechselnde Spannung. Eben trat Helene durch die feine Thür. Aurora flog ihr entgegen. „Benvenuto ist da!“

Welch ein Ereigniß! Es wurde in fast gestillten Hauptstadt Wange bis vor die hohe Thür des Sprechzimmers. Hier schwiegen beide Mädchen, nicht um des Fürsten willen, sondern durch Schweizer Gastlichkeit. Von Obst, mit Blumen angefüllt, hatte Aurora Umgehalten; eben öffnete Benvenuto die Thür. Aurora sah nichts, wie tief sich der Kammerdiener vor ihr, der jungen Gräfin, verbeugte; aber Helene hatte eine schnelle Beobachtung für den weit leichteren Grad, mit dem er sie zu begrüßen hatte.

Fürst Löwenegg war in der heitersten Laune. Nachdem er beide Mädchen gleich freundlich begrüßt hatte, sagte er zu der Vorsteherin: „Holt Himmel! Was für Thränen werde ich veranlassen, würdige Schwester! Ich wage kaum ein- zugestehen, weshalb ich eigentlich hier bin!“

Aurora war die Ungeduld selbst, das sah man. Helene setzte sich schweigend und erwartungsvoll auf einen der alten, hochlehnigen Stühle.

„Eine von beiden soll das Kloster verlassen!“ sagte Schwester Cäcilie hinter dem Gitter. Beide Mädchen erwiderten nichts.

„Ich bin auf dem Wege nach Wien, Helene soll mich begleiten.“ Mit diesen Worten beendete Fürst Löwenegg die Ungewißheit.

Aurora legte ihr Tuch vor die Augen, um zu weinen oder um sich zu fassen. Helene schwieg, aber ihr Herz klopfte fast hörbar.

Jetzt öffnete sich die innere Thür; die hochbetagte Priorin stützte sich auf den Arm einer jüngern Nonne und kam, den vornehmen Gast zu begrüßen.

„Gönnen Sie mir, eine Nacht in Ihren heiligen Mauern zu weilen, für ein paar Stunden Ärzten!“

Eben läutete die Glocke der Kirche Ave Maria. Alle mußten jetzt schweigen. Die letzten Sonnenstrahlen drangen gelbig durch das düstere Zimmer, beglänzten das alte, wurmstichige Holz des Gitters, erleuchteten das alte Bild der ersten Aebtissin des Klosters und zitterten über den frischen, lieblichen Mädchengestalten unter aufwirbelndem Staub. Ob Fürst Löwenegg heute oder ob er die so verschiedenen Gesichter der Mädchen, ihm zur Seite, prüfte? Die Nonnen bewegten die Lippen. Beim letzten Glockenzeichen lagen sich die gefalteten Hände. Die Klosterfrauen waren froh, einen Ton vom Leben draußen in ihre Stille hereindringen zu hören.

Helene, die in die Welt zu gehen im Begriff war — welch ein Gegenstand der Betrachtung konnte sie sein für die Zurückbleibenden, deren Aug ewig und ewig tonlos über dasselbe Gitter, dieselbe Steinplatte hinwegglitt, nur die es keinen andern Weg gab, keine Arbeit, keinen Wechsel als den der Tage und Wochen! Wohl dem, der sich dann seine eigene kleine Welt bedeutungsvoll zu machen versteht! Wohl dem, der in dem Erblühen einer Blume, in dem Heranwachsen eines Festtags sich frischen Wechsel zu schaffen weiß, dem ein kleiner Vogel, ein zahmes Huhn die verschlossene Außenwelt zu ersetzen vermag! Dann

wird die Hand hoch oder ergeben die Sanduhr wenden von Stunde zu Stunde, bis die letzten Körnchen langsam herabfallen und ein Leben schließen, das eine Irrung war.'

Und Helenens Herz triumphirte. Sie wagte kaum, sich ganz dem Gefühl des Sieges zu überlassen. Aurora war niedergeschlagen, Reinhard Löwenegg nahm scherzend eine Blume aus ihrem Hut; sie konnte heute nicht heiter sein; sie hatte sie Helenen noch nie betrachtet, nie mit so geschärftem, eifersüchtigem Auge. Helene sollte mit dem Fürsten reisen, nach Wien —! Einen so weiten Weg! Helene begegnete einem Blick der Freundin, der zu sagen schien: Löwenegg's Mitleid hat dich erregen! Und es war Helenen, als könne sie diesen Gedanken in der jungen Gräfin Seele lesen. Dies waren die ersten Lockerde, die in die gebrochene Freundschaft hineinklangen.

Die Besucher eines Sprechsaals sind gemeiniglich mittheilsam und haben einige Zuhörer; ein Beispiel regt die einsamen Gemüther an, wer von ihnen Phantasie hat, baut sich in stiller Halle seine Bilder weiter; die Phantasie ist die hinzugedachte Kreuz über dem abgeschnittenen Lebensbaum. Die ältern Nonnen reiten, das eigene Herz kennend, den jungern diese lustigen Bilder, denn auch die Phantasie wird krank und alt; dann gibt es andere Genüsse: man legt sich mit innigem Behagen hinter den Kaffeetisch, man sieht nichts mehr als ein wohlgerathenes Backwerk und die kleine Tabaksdose im Gürtel. So unterhielt man sich eine kurze Stunde, dann nahm der Propst den Gast in Empfang, ein paar alte Zimmer mit gewaltigen Himmelbetten wurden ihm angewiesen, in denen zuweilen eine Aebtissin aus sicherer Ahn gefroren haben sollte. Glücklicherweise wußte hiervon Anna Löwenegg nichts. Er las am Fenster und sah halb über niederes Mauerwerk in die friedliche Landschaft hinaus, halb betrachtete er die finstern, hohen Klostergebäude, die bereits in tiefe Nacht gehüllt waren. Er dachte an Helenen, er vergegenwärtigte sich ihre volle Gestalt und verglich sie mit der des Kindes, deren er sich einst erbarmt hatte. Jede Einzelheit von damals trat deutlich hervor: Er hatte mit drei oder vier seiner Standesgenossen im Kaffeehause soupirt, er sah die goldenen Armleuchter, die sammtnen Fauteuils, die großen Spiegel und die schlechten Kupferstiche. Der Champagner prahlte in den Gläsern. Trauben war es kalt, der Wind tobte und trug die Schneeflocken vor sich her, einem eingrauen Nebel gemengt. Da trat ein kleines Mädchen ins Zimmer, halberfroren in ihrem dünnen Kleidchen. Sie hatte einen Blumenkorb in den erstarrten Händen. Noch dunkte ihm, als sähe er die blassen, verkommenen Veilchen. Als das Kind halb furchtsam, halb trotzig, von einer unerklärlichen Verlegenheit gequält an ihn herantrat, da kam es von Mitleid, daß sie das armen Dinges annehmen — es war eine augenblickliche Regung. Noch hörte er den Spott der lustigen Gesellschaft. Später wurde ihm das Kind wirklich lieb: Helene wurde ihm ein Bleiben, in dem er sich hingegeben fühlte, nicht mit heißem Drange, aber mit tief beruhigtem Gefühl. Auch jetzt lief es sein Auge über die finstern Mauern gleiten — von außen waren sie so ruhig: Tränen schimmerte Benigna in ihrer Zelle neben den Veilchenkörben, die ihr Arzt angeblich mit der Nachricht gebracht hatte, daß Helene zu Kleeberschule schon am andern Morgen verlassen werde.

Der Morgen brach an. Helene hatte kein Auge geschlossen. Jetzt belächelte sie zuweilen ein Gefühl der Muthlosigkeit, vermischt mit dem Wunsche, hier zu bleiben — im Kloster! Löwenegg blieb sie bald ab, bald zog er sie an, weshalb, wußte sie selbst nicht. Es war, als fürchtete sie sich vor kommenden Schmerzen.

Ihr Koffer stand gepackt. Sie lehnte sie am Fenster. Hier im Kloster war alles so friedlich. Drunten lag Benigna's kleine Zelle, dazwischen das Blumenreich des Gartens. Bloß sie verlassen mußte, kam ihr so schön, so ruhig vor; die Zukunft hatte grau, unbestimmte Formen. Das Schmerzliche, Peinliche war eine unbewußte Nachwirkung von Aurora's Blick, nur ahnte sie es selbst nicht.

Aurora überhäufte Helene abermals schlaflos vom Gestern wach; Löwenegg hatte ihr nie so gut gefallen wie heute, Helene war ihr nie so schön erschienen —

Ueber dem allen hallte und verhallte ein Glockenschlag um den andern. Es gibt Momente, die kein Stück halten. So ging es Aurora. Als sie erwachte und der leichte Morgennebel über der Gegend lag und das Bild des heiligen Helene in seiner sinnlichen Haltung glaubte, da waren alle bittern Gefühle verschwunden. Den Kranz hatte sie, um ihn frisch zu erhalten, vor das Fenster gelegt, jetzt nahm sie ihn herein. Helene sollte scheiden! Bei diesem Gedanken empfand sie

den lebhaftesten Schmerz, der die ganze Stärke der letzten Zeit auszehrte; sie dachte nur an die Pflichten ihrer Freundschaft; sie hatte den Drang, zu Helenen zu eilen, laut zu klagen und in seinen über die unerwartet schnelle Trennung. So nahm sie das Angebinde und ging nach dem nahen Zimmer der Trösterin, die ausschließlich gelebt den Freundin. Von Helene sah ihren Zärtlichkeiten nicht entzog, aber sie auch nicht erwiderte, bemerkte das ernste Mädchen erst in der nächsten Minute. Beide standen sich dann gegenüber, betangen, unentschieden, was zu thun sei. So schnell konnte sich Helene nicht fassen; nicht, daß sie die stürmische Verletzung Aurora's ignorirt zurückweisen wollte, aber der Uebergang ihrer Gefühle brauchte Zeit, und als sie diese gefunden hatte, war es zu spät. Jener Eine Moment hatte alle Blumen, ja die Krone in brüderlicher Eifersucht in Aurora wieder wach gerufen; vielleicht hätte Helene die Macht gehabt, die Freundin zurückzugewinnen durch ein schnelles, liebevolles Wort, aber sie fand keins, sie schwieg. Aber Aurora hatte in diesem nicht, als sie ausrief: „Schweigen ist eine Sünde, ein Fehler!“ Die heilige Helena blieb ohne Antwort, ohne Glückwunsch auf dem Buche liegen, verlegen, gedrückt, unentschlossen drückten sich beide Mädchen nur in kurzen, unterbrochenen Worten. Doch entschied dieser Moment, die Freundschaft beider war unwiederbringlich gebrochen.

Als Aurora das kleine Zimmer verließ, war Helene tief traurig, tief entmuthigt. Das Geräusch des Streites folgte, aber der Wiederklang tönte durch alles, was sie an Erklärungen und Entschuldigungen hörte, fort. Von Franz in der Hand, trug sie in den Rollwagen, in welchem Aurora Bewegung verlangt, der nichts mehr verabscheute als Thränen und Klagen. Es war ihm ganz lieb, daß Aurora eben an ihrem Kosttuch strich und mit dem Fuße winkte. Helene war gefaßt, ruhig und nahm die Gratulation des Kutschers zu ihrem Komplotten lächelnd an; sie konnte lächeln, noch ehe der Wagen das Gitter verlassen hatte. Der Abschied von der Stätte, wo sie so lange gewesen, von lieben Gespielinnen, Gespielinnen, Lehrerinnen war schwer. Es mußte vollzogen sein! Endlich rollte der Wagen von dannen.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Aus den Papieren des Pfarrers von Doppelthal.

Herausgegeben von W. Häring.

IV. Meine Gattin.

Ich habe früher gesagt, daß auf das Schicksal meiner Gattin und so auch auf mein eigenes ein Mann großen Einfluß geübt habe, der in einem Holzhause in der Senkung zwischen Harzenberg und Buchberg wohnte.

Dieser Mann war ein alter Förster, der die Aufsicht über eine weite Strecke des Waldung führte, welche die Höhen meines Heimat bedeckten und zum Theil auch in die Thäler sich herabziehen. Er hatte, ehe er dieses Amt antrat, ein reichliches Jahrzehnd als Soldat gedient und in vielen blutigen Schlachten mitgefochten. Zuerst hatte er in einem kleinen Treffen auf der Hochebene gewohnt, welches mehr im Mittelpunkte seines Revieres lag; allein er war sehr bald an den Buchberg übergesiedelt, trotzdem daß er dadurch weitere Wege hatte. Was ihn bewogen hatte, diese Unbequemlichkeit nicht zu scheuen, war ein gegen das Ende seines Lebens oder eigentlich ein nach demselben klar.

Er war sehr gesprächig in der Umgegend und wünschte es zu sein. Die Kirche hatte er nie besucht und in den Zeiten, ehe mein Freund Prediger in Doppelthal war, hatte er mit Bezeugungen seiner Verachtung gegen das Heilige gegrollt. Nicht selten hatte er während der Predigt vom nahen Berge her seine Büchse knallen lassen oder war gegen die aus der Kirche Kommenden durchs Dorf gegangen, indem er höhnische Blicke auf die Kirchgänger warf und spöttische Worte, für ihr Ohr bestimmt, an seinen großen, schwarzen Hund richtete, dessen Name Thor — er hieß Saxon — auf gleiche Wirkungen abzielte.

Mein Freund hatte dreimal während seiner Amtsführung mit dem grimmigen Alten zu thun gehabt. Die ersten beiden male war es auf Anlaß der erwähnten Störungen des Gottesdienstes geschehen. Mein Freund hatte sich mit ernsten Worten zur Wiederholung solchen Unfugs verbeten und gedroht, daß er sich an die Behörde wenden solle, wenn seinem gerechten Begehren nicht Folge geleistet werde. Der Alte hatte gelächelt; seine ganze Antwort war gewesen: „Sonst noch etwas, Herr Pfarrer?“ und am nächsten Sonntag hatte seine Büchse so oft wie nie in die Predigt hineingekracht.

Am folgenden Tage machte mein Freund sich auf, um Weidwerke zu führen. Ich aber irrte den Weg nach dem einsamen Hause des Alten ein. Er kam vielen nicht; als er aber vom durch die Wallung ging, hatte Jener ihn im Schuß und die Kugel saß tief an seinem Ohr vorbei. Bald darauf kam ihm, aus einem Seitenweg tretend, der Förster entgegen und grüßte lächelnd. Mein Freund blieb stehen und sagte sehr erregt zu dem Alten: „Habt Ihr mich töten wollen?“ Lächelnd sah ihn immer lächelnd an und antwortete: „Ich schieße nicht nach Leuten auf Fehlen; aber, wenn ich nach ihnen schieße, so treffe ich.“ Mein Freund entgegnete: „Wenn Ihr mich habt strafen wollen, so hat es nicht gelungen sein! Ich bin auf dem Wege, Euch zu verklagen, und werde nun sehen, wenn Ihr mir Euer Vieh geht, daß Ihr weiteren Unfug unterlassen werdet.“ Der Alte hatte eine Weile geschwiegen und dann gesagt: „Ihr habt Herrn im Recht.“ Ich will's Euch zu Gefallen thun.“ Darauf hatte er sich nie mehr an Sonntagen sehen oder hören lassen.

Jahre waren dann vergangen und mein Freund hatte nie wieder Gelegenheit gehabt, Worte mit dem seltsamen Mann zu wechseln, da sahe er ihn eines Tags in sonntäglichem Anzuge auf. Der Alte hatte seine Theilnahme erregt, da er ihm so völlig fremdes erschien, auch er fühlte eine gewisse Achtung gegen ihn, da er die Pflichten seines mühsamen Amtes gewissenhaft erfüllte, und dies gerade durch den Schrecken, den er um sich verbreitete, und durch eine unerbittliche Strenge, mit der er die ersten Anfänge der Vergehungen behandelte, welche er zu verhüten hatte, doch ohne Grausamkeit that. Mein Freund überwog daher eines Tags den Buchberg und erzwang durch stundenlanges Harren eine kurze Unterredung, die aber auch sehr kurz war. Er bot dem alten Mann an, daß, da jener ihn in der Kirche nicht besuche, er ihn in seinem Wachthause besuchen wolle, wenn er ihm irgend zum Feuer gereichen könne. Der Alte aber lächelte wieder höhnisch und sagte: „Der Teufel hat auch seine Plage, Herr Pastor! Sie müssen ihm eben einen alten Förster gönnen!“

Ich fand diese Notizen in den Papieren meines Freundes, welcher sie mit Worten des Försters nur der Ordnung begleitet hatte. Ich hatte aus eigenen Erinnerungen eine Ergänzung hinzufügen, die nothwendig genug war.

Als ich noch das Gymnasium besuchte und viel in den Bergen streifte, hatte meine Mutter einmal Furcht wegen des alten Mannes gehegt, der niemand gern in den Wäldern weiden ließ. Ich konnte sie mit Wahrheit versichern, daß er mir noch nie ein Leides getan, Mißfallens gegeben habe, und hatte in jugendlichem Uebermuth sogar, daß ich mir schwerlich von einem alten Jäger ein harmloses Vergnügen würde wehren lassen. Meine Mutter nahm mir das Versprechen ab, daß ich wenigstens einem einzigen Verbote unbedingten Gehorsam leisten wolle; ich habe aber bis mir Leben, daß ich in der Ortsflur Tellheim nicht jemals ein weiteres Mal darauf antreffen ließ, es das erste mal, den Förster zu erzürnen. Ich war kaum eine kleine Strecke vorgegangen, als hinter mir eine Stimme „Halt!“ rief. Als ich mich umwandte, war der Alte unter mir und rief mir zu: „Ihr habt Euch eben und es niemals von Natern!“ Ich antwortete mit einem kecken Blick der Abneigung, wandte ihm den Rücken und ging weiter empor. Der Alte verschwand rasch und mir war bald darauf, als hätte ich schwarz über mir Aufstoßen und hastige Schritte. Plötzlich rollte mir ein Stein unter den Füßen weg; ich hatte sehr schwerlich gegen einen Felsen, in demselben Augenblick fühlte ich eine große Natter an meinem Gesicht, gegen welches sie von oben in sonnen schien, war hinter hochgegen Felsen sehr ich meisterig das Gebrüll eines Hundes, das aber gleich wieder verstummte. Indem streifte mich einiges Grauen, dann erfaßte ich mit der Rache als Verwandlung des natürlichen Alten, wie ich denn auch so viel Achtung besaß, um zu erwahren, daß die Natter tot war, ehe noch mir geschleudert werden hin mußte. Lieber Gegner aber zu regen, schien mir aus sehr äußerer Vorsichtigkeit; ich ging einig Land und habe dann das ganze Thal lange nur den Berg bis nach dem Tode des Alten gemieden. Auch er zahlte ich niemand mein Abenteuer, aber ich suchte noch Aufklärungen und lauschte unter den Leuten umher. Und so erfuhr ich, daß der Förster das Betreten des Forstberges schon ehemals verboten habe, daß man ihn einmal mit einer Menge von Nattern, welche schwarz zu sein pflegen, eine seltene gefährliche Gewohnheit war, nach Tellheim habe gehen sehen, und daß an einer gewissen Stelle des Bergs, welche dammig war, mitternacht vom Thale aus eine weiße Gestalt gesehen worden sei.

Ueber alle diese Dinge ist uns seitdem eine mannigfache Klarheit geworden.

Als ich mein Amt angetreten hatte, suchte ich immer mit Aufmerksamkeit, ob ich nicht gleichfalls einen Versuch machen könnte, diesem Gliede meiner Gemeinde — denn als solches betrachteten wir ihn in Doppelthal, obgleich er nicht eigentlich im Dorfe wohnte — näher zu treten. Ich verzweifelte aber daran, da ich wegen jener ersten Begegnung ein Vorurtheil gegen mich bei ihm voraussetzte, und da ich nicht glaubte, daß meiner Jugend gelingen werde, was der Weise meines Freundes mißlungen war. Einoder zweimal war er mir vorübergehend genannt worden als gewesener Jagdgenosse eines verkommenen alten Mannes und als Störer eines Verlöbnisses, welches zwischen der Tochter dieses Mannes und dem Sohne eines ziemlich wohlhabenden Landmannes von Doppelthal im Werke war. Plötzlich verbreitete sich an einem Sommermorgen das Gerücht im Dorfe, der alte Mann liege todt im Walde; man konnte das von drei Seiten hören, durfte aber nicht wagen, an seine Leiche heranzugehen, weil sein Hund dieselbe bewache und jeden einen Mann, der sich zu nahen versuchte, gefährlich verwundet habe. Man glaubte allgemein, daß der Alte sich selber den Tod gegeben habe, so mußte man die Katastrophe doch in Verbindung bringen mit einem Umstande, welcher ihn sehr erregt hatte.

Ein Gewitter hatte sich mit besonderer Wuth über dem Karenberge entladen; mehrere Blitze hatten in seine Waldungen geschlagen und einer derselben hatte einen Baum auf dem Gipfel des Berges zerschmettert, den man nun, sogar vom Thale aus, mit verwandelter Krone und zerrissenem Stamm stehen sah. Dieser Anblick lockte die Neugierigen allzu mächtig, nur etwa der alte Jäger einige Thalbewohner, die in den Morgenstunden des nächsten Tages kamen, von der Besteigung des Bergs gewissermaßen verwehrte, so mußte es doch bald Allen verleiden, die zahlreichen natürlichen Hindernisse, welche die Kunde von dem Geschehenen herbeiführe, abzuhalten. Sie entfernte sich mit Verwunderungen und ward in den übrigen Tagesstunden nicht mehr gesehen. Bei Einbruch des Abends ist er noch einmal ins Dorf gekommen und hat dann seine unselige That gethan. Im Gemüthe des Alten war die Menge der Motive auf fremdlichen auffallend; der Alte hatte einen so tiefen Abscheu vor Gewalt, und jetzt bemerkten sie, daß auf einem einzigen schwachen Wege, der zum Gipfel führe, gar Viele mußten niedergeschlagen sein, weil überall keine sichtbare Oeffnung die Besteigung des Bergs verhinderte, an mehreren Stellen Leute so lagen, daß sie dem Auge einen höhern Trieb zu haben schienen, gleichwohl aber niederstürzten, sobald man sie betrat, und schmerzlichen Fall wenigstens drohten, wenn sie ihn nicht wirklich veranlaßten. Ich brauche nicht zu sagen, daß mich dies lebhaft an meinen eigenen Besteigungsversuch erinnerte.

Das Ende des Alten ward natürlich nach der nahen Stadt berichtet und es kamen von seiten der Behörde im Laufe des Tags Männer, um seinen Leichnam aufzuheben. Da sie aber von der wüthenden Abwehr des Hundes hörten, welcher unglücklicherweise so neben der Leiche lag, daß man ihn durch Schußwaffen aus der Ferne nicht wohl erreichen konnte, so gaben sie zunächst ihr Verhaben auf, um entweder am folgenden Tage in größerer Zahl den gefährlichen Versuch zu machen oder zu warten, bis der Hunger das Thier einer tödtlichen Kugel ohne große Gefahr für den Schützen entgegenführen werde.

Ueber allen diesen Dingen war ein Tag vergangen und ich wie alle Bewohner des Thals erwartete am Vormittag des nächsten Tags mit theilnehmender Spannung die weitere Entwickelung dieser trüben Begebenheit; da kam mir unerwartet schnell volle Klarheit durch den Mund jenes Mädchens, dessen Verlöbniß der Todte hatte stören wollen. Meine Erzählung erlaubt kaum, daß ich sie jetzt noch anders bezeichne als so. Mir wird es schwer, mit so fremd klingenden Worten ein Bild zu bezeichnen, welches mir seitdem so nahe getreten und so lieb geworden ist.

Sie trat nach schüchternem Klopfen in mein Zimmer und sagte nach dem üblichen Gruße, indem Gluth und Blässe auf ihren Wangen wechselten: „Nehmen Sie es nicht übel, daß ich komme, Herr Pfarrer, aber ich habe zwei sehr wichtige Geschäfte mit Ihnen.' Ich mochte mein Aufgebot rückgängig machen und ich habe den Todten in dieser Nacht begraben." Ich verlor fast meine Fassung vor Ueberraschung, als ich mich plötzlich auf diese Weise einem Wesen gegenüber sah, das, schon durch Schönheit anziehend, mit diesen wenigen Worten, aus denen eine ruhige Größe des Charakters sprach, mir einen unverjagbaren Tribut der Bewunderung abzwang.

Ich bat sie, mir den ganzen Verlauf dieser Begebenheit mitzutheilen, sie war auf solches Verlangen gefaßt, da sie wohl einsah, daß sogar

der Gefangene hier eine gewisse Aufmerksamkeit finden würden, und entsprach ihm durch die folgende Erzählung, die ich nur mit den einfachsten Worten wiederzugeben brauche, um sie auch mir treulich zu geben.

Sie erzählte:

„Meine Mutter ist mir vor mehreren Jahren gestorben und mein Vater, der erst in Wochen jetzt ist, kam nach ihrem Tode sehr zurück, besonders durch Kränklichkeit. Wir hatten ein Haus, das etwas Acker, was nach und nach [illegible] an unsern Nachbar kam, mit dessen Sohne Sie mich schon einmal aufgeneckt haben. Er ist ein entfernter Verwandter von uns. Er hatte meinem Vater zuerst Geld geliehen und hat ihn zuletzt ziemlich erhalten; mich nahm er in seine Familie und es ist aller Ehren werth, daß ich trotz meiner Armuth seine Schwiegertochter werden sollte.

„Als mein Vater schon so ziemlich von den Almosen des Nachbars lebte, gesellte sich der alte Förster zu ihm und bezahlte oft in den Schenken berauschende Getränke für ihn. Einmal kam er des Abends in unser Häuschen und brachte eine kleine Flasche mit, aus der er meinem Vater ein schenkte, ohne selber mitzutrinken, und von der ich durchaus auch einen Schluck trinken mußte. Mir wurde von den wenigen Tropfen sehr dumpf im Kopfe; ich ging bald darauf zu Bett und schlief mit einer häßlichen Empfindung ein.

„In den nächsten Tagen war der alte Jäger ganz verändert. Er gab mir keine Hand, so oft wir uns begegneten, was übrigens selten geschah, und obgleich er mir meinen Namen nannte und dann ‚Guten Tag‘ oder ‚Guten Abend‘ sagte, so klang es doch, als wenn er spräche: ‚Du kannst dich auf mich verlassen! Verlange, was du willst!‘ Als im Forst unsrer Ehe in gehen, daß ich mich mit unsres Nachbars Sohne verheirathen wollte, redete er mich einmal in der Dämmerung an und sagte: ‚Nimm ihn nicht! Er ist von der Mutter verzogen. Hat das zu dem Hin, werden sie dir auch bald verweisen.‘ Ich antwortete: ‚Der Vater wird mir bald sterben; ich muß doch sein, daß mich jemand will!‘ Da rief er: ‚Hebe! Willst du mich haben?‘ Aber er ging gleich davon, ehe ich etwas erwidern konnte.

„Bald darauf war Schießen im Waldthale. Da schoß er einen vornehmen jungen Herrn hin und wußte es mit ihm zu kosten, daß ich mit ihm tanzen mußte. Mein Bräutigam hatte es wehren können, denn ich berief mich auf ihn, als der Jäger von meinem Bruder, und ich sagte, er wäre es nicht gern sehen. Aber meine Bitten verhinderten es nicht und dann ging es auch noch weg und überhaupt mich ganz wie selber. Der fremde Mensch wollte mich heim führen, ich ließ mir aber das durchaus nicht gefallen, sondern ging mit Leuten aus dem Dorfe. Als ich eine Weile in Hause war, knallte in der Nähe ein Schuß und gleich darauf kam der Förster mit meinem Vater. Er schmähte heftig auf die Feuerjäger und behauptete, es sei einem solchen sein Gewehr losgegangen und er habe den Schuß durch das Fenster meiner Kammer fahren lassen. Er ließ sich nicht weiter hinauslassen; doch durch das Fenster ein Schuß gegangen war, wußte er genau genug; als er herabkam, ließ er dunkle Worte fallen, das er schweigen wolle; ich konnte nicht antworten, weil ich sie nicht verstand, aber meinem Bräutigam sagte er am andern Tage, er hätte jenen jungen Mann in meiner Kammer gefunden. Mein Bräutigam war so lieblos, es zu glauben, und kam mit dem Förster zu mir und sagte mir Worte, die ich ihm nie vergeben kann. Als er gegangen war, blieb der Förster, nahm mich auf einmal bei der Hand und sagte:

‚So behandelt er dich, wenn ihm ein fremder Mensch eine unterträchtige Lüge sagt! Und jetzt ist er noch dein Bräutigam! Nimm mich, ich meine es redlich! Der Teufel selber ist noch besser als so einer!‘

„Er hatte aber eine gar zu üble Zeit gewählt. Ich ging sogleich meinem Bräutigam nach, rief das ganze Haus zusammen und wiederholte ihnen die Worte des Försters. Da kam alles wieder ins alte Gleis, und wie mein Vater starb, zog ich ins Haus hinüber und dann wurden wir aufgeboten.

„Vergeben habe ich dem alten Mann zwei mal geliebt, zuerst am Tage ein paar Augenblicke auf dem Wege. Da sagte er: ‚Willst du nicht heute Abend an den Zaun hinterm Hause kommen? Ich hätte dir was zu sagen.‘ Ich wollte eine schnippische Antwort geben; aber wie ich ihn ansah, trostlos sein Schweigen von der Seite und er sah so elend aus, daß ich's nicht konnte. So sagte ich bloß: ‚Kannst du mir's nicht jetzt sagen?‘ Er antwortete: ‚Nein, jetzt noch nicht!‘

„Ich ging am Abend, denn sein Aussehen hatte mir in die Seele geschnitten. Er war in den Garten herumgeklettert und sein Hund war mit ihm, so wachsam war, daß uns niemand zu

habe kommen können. Er sagte zu mir: „Ich muß dir eine lange Geschichte erzählen und du mußt mich vor mir hüten. Aber mich selber schützt der Teufel heute, wenn ich vor ein Haus komme!“

Die Erzählerin entschuldigte sich mit einer Entschuldigung darüber, daß sie ein solches Wort in meiner Gegenwart ausspreche. „Aber“, setzte sie hinzu, „gerade so hat er gesagt!“ Ich forderte sie auf, nun ohne alle solche Bedenken wahrheitsgetreu zu erzählen, und sie fuhr fort:

„Ich fürchtete mich nicht vor ihm, denn ich hatte schon lange gesehen, daß er es sehr gut mit mir meinte; und er fing an zu erzählen: ‚Ich bin ein Findelkind und bin unter Stoßen und Schlägen aufgewachsen bis zu meinem zwanzigsten Jahre. Da hatte ich einen guten Herrn, das erste mal in meinem Leben, und er wollte mir die Liebe thun und es sich Geld kosten lassen, daß ich nicht Soldat zu werden brauchte. Die Werber wollten mich aber haben und sie gaben einem schlechten Menschen, einem Hausirer, ein Stück Geld, daß er mich in eine Schenke locke und wie gutrauf. Da ließ ich mich bereden und nahm im Rausche Handgeld, und wie ich nüchtern war, mußte ich mit fort. Dann gingen die Schläge und Stöße wieder an und ich habe inzwischen Jahre lang die Klinge geschleppt und auf mich schießen lassen und selber viele Menschen erschossen und erstochen, die mir nichts gethan hatten. Dann haben sie mir die Kerkerstelle hier, und es kann sein, ich hätte mich noch anfrieden gegeben und wäre wie andere Leute geworden. Aber der Teufel stieß mir den Menschen in die Hände, der meine Seele verkauft hatte, und ich habe ihn totgeschlagen und ihn im Karrnberge zwischen die Felsen hineingeworfen. Hierin wollte ich mich angeben; aber wie ich mir überlegte, daß sie mich viel nicht einmal erschießen würden, sondern vielleicht aufhängen, so dachte ich, das wäre eine Schande für einen gedienten Soldaten, und legte mich von dem Karrnberg auf die Lauer und schleppte Karren hinein und spähte von Mitternacht und richtete den Weg so zu, daß die Leute den Hals darauf brechen sollten, und stellte mich wie der leibhaftige Teufel. Ich habe niemand viel zu Leide gethan, als daß ich sie nicht Holz stehlen ließ; gestohlen hat mir aber auch niemand in allen diesen Jahren als du.‘“

An dieser Stelle stockte meine Erzählerin und berichtete dann bedeutend, der Alte habe sie kaum, daß er an jenem Abend, wo er das Getränk ins Haus gebracht habe, von dem auch sie getrunken, ihr mir demselben einen Schlaftrunk gegeben habe, um sich über sie zu bemächtigen; da habe er sie aber mit gefalteten Händen liegen sehen und nicht nur ihr kein Leid gethan, sondern sich mit Thränen angeschworen, daß er wie ein Vater für sie sorgen wolle.

Von da an fuhrte sie wieder die Worte des Kerkers an, welche ungefähr so gelautet hatten: „Daß ich dich in üblen Ruf bringen wollte, das mußt du mir nicht doch anrechnen! Deinen Bräutigam wirst du hassen, wenn du noch kein Jahr mit ihm gelebt hast. Wenn gleich ein Retterer für dich zu finden wäre, so möchte der dich haben; wie's nun aber ist, mußt du nur mich nehmen. Wir müssen uns trauen lassen der Leute wegen, aber du sollst meine Tochter sein und ich will dich auf den Händen tragen. Du kannst sehen, daß ich dich sehr lieb habe, denn wenn du Ja sagst, muß ich heute Nacht auf den Karrnberg gehen und den Hausirer herunterholen; er hat mir einen Knecht von der Uniform gerissen, wie wir hängen; den muß ich wieder haben; sie finden ihn nun doch nächstens, da ich den Karrnberg nicht mehr verbieten kann. Wenn du meine Frau werden willst, so will ich's wagen, damit ich dir hernach keine Schande mache; wenn du's nicht willst, so will ich's darauf ankommen lassen.“

„Wie er das sagte, so nahm er mich bei der Hand, und ich fühlte, daß er zitterte. Aber Ja sagte ich doch nicht — ich wollte, ich hätte es gethan! — sondern ich versprach ihm nur, daß ich ihn nicht verrathen wollte, und entschuldigte mich damit, daß es mir nicht möglich wäre, mein Aufgehen recht gängig zu machen. Da sprang er über den Zaun und ging davon, und ich glaube, ich habe den Schuß gehört, mit dem er sich erschossen hat; ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen.

„Am andern Morgen hatte meines Bräutigams Mutter im Garten ein Packet Banknoten gefunden, die der Kerker wol hingeworfen haben mag; und sie fragte mich sehr spitzig, ob ich nicht am Abend vielleicht im Garten gewesen sei und das verloren habe, was sie gefunden hätte. Ich sagte ihr, ich sei freilich im Garten gewesen und hätte den Kerker da gerochen, von dem wol das Geld sein möchte. Darauf kam mein Bräutigam und sagte Worte, die ich nicht wiederholen mag. Aber ich will die Frau dessen nicht

werden, der ein solches Werk gelegt hat, auf welche ich am Ufer Tränen sagen.

„Lange konnte mir, weil mir kein Arzt gerufen war, weil ich in der langen Nacht weder schlafen konnte noch wollte, wie ich ihm den Trost hätte schaffen können, daß ihn doch auch jemand lieb haben könnte, und wie ich es ohne Grund unterlassen hätte, und wie er nun unter freiem Himmel in seinem Blute läge. Als ich ihn etwa endlich abholen, um ihn in einer Anatomie zu zerstücken, da kam mich ein solches Erbarmen, daß ich aufstand, meine Kleider anzog und mit einer Schaufel ging, um ihn aufzusuchen. Als ich auf den Berg kam, sprang mir Satan entgegen und fuhrte mich an ihm, und als ich meine Grube im Sande fertig hatte und den Leichnam hineinzog, leckte mir der Hund freundlich die Hände.

„Der alte Mann ist mir nicht deutlich vorgekommen, und wenn ich ihn nicht wie eine Tochter gepflegt habe, so habe ich ihn wie eine Tochter begraben. Wie ich im Morgengrauen heimkam, so waren sie im Hause wach; ich habe aber gar nichts verborgen oder erlogen, und es ist alles mit ihnen zu Ende, wenn sie sich auch noch anders besinnen. Aber nun sagen Sie mir, Herr Vetter, werden sie den alten Mann in seinem Grabe stören? Und denken Sie, daß er nicht in den Himmel kommen könnte?"

Mit vielen warm gesprochenen Fragen schloß die Erzählerin, und nachdem ich mich einige Augenblicke von dem gewaltigen Eindruck ihrer Reden erholt hatte, sprach ich das Vertrauen aus, daß sowohl die weltliche Macht als die himmlische dem Toten erbarmungsvoll sein werde. Lage erste bewährte sich bald, indem da das treue Tier des Toten noch mehrere Tage, bis es selber dem Hunger erlag, ein furchtbarer Beschützer vor das Grab seines Herrn war. Das zweite hoffe ich nicht auf zu hoffen.

Die Ueberreste des Ermordeten wurden, da man nach ihnen suchte, bald darauf gefunden, aber ohne jenen Gegenstand, von dem der Mörder Entdeckung gefürchtet hatte.

Die Erzählerin ist, ehe ein Jahr nach jenen Begebenheiten vergangen war, mein liebes Weib geworden, und ich wünsche, daß ihr klarer, starker, lieber Sinn auf unsere Kinder übergehen möge.

(Der Schluß: Meine Pflegetochter, in nächster Nummer.)

Das Julfest in Schweden.

Von Pfarrer Dr. Arthur Fronhofer.

Dunkler, das heilige Fest der Wende, auf Nordschweden, die gastliche Zeit der Sonnenwende, Weihnachten, nennt der Volksmund, die Hauptfeiertage im Laufe des Jahres und hat die willkommensten Anknüpfungspunkte für den im Gemüth des Volks ernsteren Weihnachtsgruß für unsere nordischen Stammesgenossen. Für Schweden, verliert das „Winterwerden" vom 21. Juli die Stelle unserer Maitage, während für den Winter Weihnachten oder Jul mit ihren Lichtfesten die Werber noch ganz anders erregen, als es bei unserer bescheidenen und doch gemüthlichen Feier an uns mit der Jugend der Fall sein kann.

Wie bei uns der lichtergeschmückte, knallgrüne, hergeholte Tannenbaum den Mittelpunkt bildet, um den sich die Feier gruppirt, so war und ist noch in einem großen Theile Schwedens das Schwein oder der Eber das Symbol des Festes. Die Erklärungsversuche, wie gerade dies unreinliche Thier zu solcher Ehre gelangen konnte, und verschiedene Sagen der alten Chronisten wegen der Verehrung des Schweinfleisches mehr besser an den Tag zu legen, als daß sie es zur Speise für die gefallenen Helden in Walhall, die Einherier, bestimmten. Die Schweinemahl fand damals bei den Altvordern der Schweden in hoher Ehre, und wenn man bedenkt, daß diese Thier sich am Leben so bereitwillig in seinem damaligen noch wenig von der Cultur berührten Naturzustande in feuchten und sumpfigen Orten aufhielt, die von der Kälte wenig erquicken wurden, daß es mit seinen dachartigen, rückwärts abstehenden Borsten gleichsam ein Symbol der „Winterkälte" ist, der selbst Reichthum zu einem Theile kalt den Rücken überläuft, daß ferner seine Vermehrung, die Eicheln, erst im Winter genießbar werden, so dürfte es kaum noch verwunderlich erscheinen, daß das Schwein die unumgängliche Beute eines „Winterfestes" wurde. Das christliche Weihnachtsfest wurde im Norden der heidnischen Julfeier eingepfropft und so hat jahrhundertelang bis zum heutigen Tage noch in dem schwedischen Julfest heidnische Erinnerungen lebendig geblieben.

Die alten Schweden feierten im Winter zwei Feste, von denen das eine, das „Mittwinterfest", zu Anfang Februar, also zu Ergänzung und Vollendung des ersten, am 21. Ja-

mehr übrig bleibt, und machen dann ein so unmenschliches Feuer darunter, daß so ein Thier an der Haut ganz braun gebraten, aber am Knochen noch roh ist.

Thompson (bei Seite).

O sie versteht noch die Küche! (laut) Was hilft's! In's Wirthshaus drüben mag ich um einen Eierkuchen nicht schicken! Unsre Magd zieht erst heute Abend zu. Was bleibt übrig? Ich reite nach Cheapside (als wollte er gehen) und laß' mir einen Fasanen schießen.

Frau Thompson (springt auf).

Das ist nicht nöthig. Fasanenbraten!

Eliza.

Laß doch den Vater, gute Mutter.

Frau Thompson.

Daß Dich! Ein Eierkuchen ist keine Kunst. Mehl ist da, Eier sind da, Butter ist da. Ich weiß wie man Geflügel braten muß, ich weiß was es heißt: Fleisch kochen, Fleisch dämpfen, Fleisch braten, Fleisch rösten (krämpt sich in der Hitze die Aermel auf und bindet sich eine auf dem Tisch gelegene Schürze vor). Ich kenne Beefsteak, Kalbssteak, Rumpsteak, ich kenne Friteau und Fritellen, Fricandeaux und Fricandellen (bindet sich im Zorn eine gewöhnliche Haube auf). Rouladen, Marmeladen, Carbonaden, und Braunkohl und Grünkohl und Weißkohl und Wirsching-Kohl und und und das wäre eine Wirthschaft,

wunder begegnenden Insel Thule redet, das Isidor [illegible] mit den römischen Schriftstellern und den griechischen Lehrern war wahrscheinlich ein Irrthum, herbeigeführt durch die Sitte des letzten Jahres zu feiern und zugleich die bevorstehende Verlängerung der Tage oder den „Stillstand der Sonne" freudig zu begrüßen.

Der griechische Geschichtschreiber Prokopius unter Justinian erwähnt bereits einer Insel, die die Bewohner des alten Thule, das den damaligen geographischen Anschauungen gemäß als Insel im höchsten Norden gedacht wurde, zur Zeit des „Winter-Sonnenstillstandes" gefeiert hatten. Er berichtet [illegible] und will die Kunde hiervon aus dem Munde eines Mannes haben, der selbst diese ferne Thule besuchte. [illegible] Daß in diesem Lande die Sonne vierzig Tage lang nicht untergehe oder, wenn hier der Fall sei, doch nur auf kurze Zeit. Sechs Monate darauf aber suche das merkwürdige Land das Unglück, ebenso lange Zeit den Anblick der Sonne entbehren zu müssen; aber die Einwohner, so viele Entbehrung gewohnt, verständen es, während dieser Zeit in einem heitlamen traulichen Leben [illegible] ersterem ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nachzugehen. Indem sie nun während dieses Zustandes Tag und Nacht nach dem Laufe des Mondes berechneten, schickten sie nach altem Brauch, wenn 30 Tage der Dunkelheit verflossen wären, Später auf die höchsten Spitzen der Berge, die erkunden sollten, ob denn die Sonne sich noch nicht ihrem Lande nähere. Gleichwie dies, so zeigten es die Boten durch Feuerzeichen den harrenden Thalbewohnern an, und diese bereiten sich, Anordnungen zu großen Festen und Gelagen zu treffen. Dies ist die erste historische Kunde vom Julfeste.

Der Julber oder das „Julschwein" (Julgalten), jetzt Julgroun, dürfte damals auch den Charakter eines Opfers gehabt haben, das dem Sonnengott Frey bestimmt war. Dieser selbst, der seinen täglichen Ritt über das Himmelsgewölbe auf dem Eber Gullenbursti (Goldborste) vollführte, mochte somit in seiner Person den Sieg der „Sonne" über den „Winter" am anschaulichsten Darstellung bringen. In der alten Zeit erschien der Eber stets unzertheilt auf der Tafel als Braten gebraten; ein Gebrauch, der sich in manchen Gegenden noch erhalten hat, und es war Sitte, vor Beginn des Mahles sein Haupt zu berühren und dabei Gelübde in voll klingender Versammlung abzulegen, die nicht leichtlicher Verletzung weichen konnten. Auch Eberbilder pflegte man häufig beim Haupt [illegible] Eberes abzubilden.

Die Bestimmung des [illegible] war, von den Gästen für das kommende Jahr eine gute Ernte zu erbitten und die Gäste zu Freudigkeit, Güte und Freundlichkeit, Güte nach welcher auch der Jahrmonat, in welchen Monat das Fest fiel, Gójamánaþ genannt wurden, zu feiern. Auch bei dieser Schlachtfeier wurde Frey wiederum ein „Schwein" zum Opfer geweiht und vielleicht, wie man nicht ohne Grund behauptet, das nämliche, das bereits als Julfest auf dem Opfersteine dargebracht worden war. Thatsache ist, daß bis tief in die christliche Zeit hinein die Sitte bestand, den Festtisch mit dem Julleber bis zum 2. Februar unabgedeckt stehen zu lassen; ein Brauch, der jetzt nur noch in seinen Anklängen auf dem Lande vorkommt, wo zuweilen die Tafel bis zum 6. oder selbst 13. Januar hin aufgeschlagen bleibt.

In den Besonderheiten des altnordischen Julfestes gehörte auch das Ausbreiten von Stroh während der Festzeit auf den Boden der Wohnungen. Auch diese Sitte wurde bis vor einigen Jahren in den meisten Bauerhöfen noch beobachtet, droht aber allgemach zu verschwinden. Der Brauch dürfte sich von den alten Opferfesten herschreiben, bei denen der Aufboden der Tempel mit Stroh belegt ward, um so den zahlreich von allen Seiten herbeigeströmten Opfernden ein nächtliches Lager zu bereiten. Später pflegte man in der Weihnachtszeit auf dem „Julstroh" zu schlafen und aus den Träumen, die man dann hatte, die Zukunft zu prophezeien. Auch dem „Julstroh" selbst schrieb man große Kräfte zu. Die damit gefütterten Hausthiere blieben im folgenden Jahre von allen Krankheiten frei, der damit bestreute Acker trug reichlicher denn je zuvor, die Magd steckte Halme des Weihnachtsstrohs unter das Dach oder in die Zimmerdecke, um die Zahl ihrer Freier zu erspähen.

Als nun die christlichen Heidenapostel nach Schweden kamen, mußten sie die festgewurzelten Gebräuche und Sitten der Eingeborenen schonen, und wenn man sie auch bewegen konnte, die Feier des Julfestes, die, wie gesagt, bereits am 21. December begann, bis zum 24. aufzuschieben, so wollte es doch nicht gelingen, den heidnischen „Julleber" verschwinden zu lassen. Deshalb wählten die christlichen Priester den Ausweg, ein Gebäck in Gestalt eines Ebers zu bereiten, der das frühere Opferthier darstellen und ersetzen sollte, und so gelang es mit der Zeit, auch die

dem „Julbere" im Weihnachten wunderbar Größe gegenüberstehen. Man pflegte Tiere dann bis zum Frühling aufzubewahren und beim Nahen gewiß der Bauer jedesmal mit seinem Jagdgewehr nahen, denken glaubte man damit gegen Krankheit und dem Acker eine bedeutendere Fruchtbarkeit zu verschaffen. Viele haben auch heute „Julbere" von einem Jul zum andern auf und wähnten, dadurch in der Zwischenzeit vor allen Krankheiten geschützt zu sein.

Die eigentliche Bedeutung des Wortes „Jul" ist endgültig noch nicht entdeckt. Der dänische Archäologe Professor Petersen hat in seinem Werke „Ueber nordische Alterthümer" nicht weniger als drei Ansichten darüber niedergelegt, ohne sich selbst für eine derselben als die annehmbarste zu entscheiden.

Einmal sei „Jul" gleichbedeutend mit „Hjul" und bezeichne dann als „Rad" den Kreislauf, den die Sonne beim Schlusse des Jahres vollendet habe. Für diese Annahme spricht außer dem allgemeinen Charakter des Festes auch die Bezeichnung von Jul auf den alten Runensteinen, wo für dasselbe stets ein Rad gesetzt wurde. Der zweite Erklärungsversuch will das Wort „Jul" vom alten „hjul" herleiten, wonach es „Nacht", „Dunkelheit" oder besser „Sonnenmangel" bezeichnete. Endlich sollte „Jul" nichts anderes sein als das altnordische Wort „ol", das „Ale" bedeutete und noch jetzt in „Julmond" (Dezember), „Julfest" (Weihnachten) mit gleichem Sinn in Anwendung ist. Danach wäre „Jul" das „Fest" par excellence.

Wie bei uns in Deutschland, so wird auch hier auf dem Lande und in den kleinen Städten das Fest einige Tage vorher würdig eingeleitet durch das Backen des „Rupert knecht" (Knecht Ruprecht) und des „kinkelpin" (Weihnachtskind), die wahrscheinlich überall nur ein Ueberbleibsel des mittelalterlichen biblischen Dramas sind. „Kinkelpin" ist nur verstümmeltes Deutsch und bedeutet entweder „das Kindchen Jesus" oder, wenn die Benennung „Christkind" hier heimisch, „das Kindchen Jesus". Wie bei uns vertritt „kinkelpin" die Stelle des auch hierzulande und gültig vertriebenen Engels, während „Rupert knecht", der seinen Stammbaum vielleicht vom englischen Germann Notting Knight, dem Mörder des heiligen Wilhelm von Norwich herleitet, stets das drohende, vor allen Unarten der Kinder Strafe verheißende Schreckbild darstellt.

Viele dieser alten Sitten und Gebräuche sind von der eingebürgerten Gegenwart auf den Aussterbeetat gesetzt, aber auch von heutzutage Lebenden wird der Abend des Julfestes noch ganz in alter Weise gefeiert.

Schon mehrere Tage vorher sieht man alles in Hause in Bewegung. Es wurde gebacken, gekocht und gebraut. Selbst der Aermste wollte das hergebrachte Fleisch nicht entbehren. Am 21. November ward Holz zum Gebrauch für das Fest heim gebracht und nachmittags pflegte man in den Bauernhäusern die „Julgasten" anzuhängen. Sie stellten — und zuweilen begegnet man ihnen noch auf dem Lande — Abbildungen aus der Heiligen Geschichte dar und dienten, während des ersten Festtags besonders, zur allen Erbauung der schweigend im Gemach versammelten Hausbewohner. Am 24. Dezember wurde alles Gebäck, das man in vielen Tagen zu vergehren gedachte, schon früh in einen Kessel gethan, unter dem ein mächtiges Feuer loderte. Um vieren Kessel gruppiert, hielt die Familie ein einfaches Mittagsmahl, indem sie Brotsuppe in das ebenfalls vorhandene Fett eintunkte. Gegen Abend begann das Kesselfieber an, nachdem die Thüren mit großen Tannenreisern polsternen geschmückt und das Stroh auf dem Boden ausgebreitet war. Darauf legte man sich zu Tische, und wie in Schlesien kein rechtschaffener Weihnachtsabend denkbar ist ohne „Karpfen" und „Mohnklöße", so gab und gibt es hier kein Jul ohne „Julbrezen" (Julbrot, Luthuk" (gekochten, von dem Backen zu lange verbliebenen Brotteig), und „Julgrot" (Weihnachtsgrütze), mit einer Zugabe versehen, in der sich zum Einlangen und Schmelzen der Menge zugesetzter Butter befindet. Vielerlei Gerichte als Schmaus der Tafel sind unerläßlich und entspringen einer Erinnerung an einen aus der heidnischen Zeit Schwedens sich herschreibenden Brauch. Inmitten sah man auf dem Tische eine Art Pyramide, die, aus verschiedenen Backwerkschüsseln und eng aufeinander gesetzten Brotarten künstlich erbaut, mit Nüssen und Krapfen verziert und an der Spitze mit rothwangigen Aepfeln geschmückt war, während neben der Tafel, wie jene zur freudigen Bewunderung der jungen Kinderwelt, eine hineingestellt, mit großer Kunstfertigkeit aus Stroh geflochtene Krone herabhing. Pfefferkuchen, gefüllt mit schäumendem Kaffee, und die gleich Thees Nichtsbecher nie leer werdende Branntweinflasche thaten der kalt und ungastlich hereinbrechenden Nacht von „Skåne" (Scanie) im größtmöglichen Maßstabe

Vor dem Hofe der Burg pflegte aber, wer an der Tafel saß mit Gunnar hatte, einen nach der andern „Heldenstein" abzuschießen „Kampfstein" entgegenzuwerfen, etwa:

Du Burgs [illegible]

Das große Weihnachtsfest, das die ganze Nacht hindurch begangen wurde, ward angezündet und ehe man sich auf das Julfest schlafen legte, ward niemals vergessen, die Schuhe der ganzen Familie nebeneinander aufzustellen, damit kein weiblicher Geist die Macht habe, im Laufe des Jahres Unfrieden ins Haus zu bringen, während das Hausmütterchen an diesem Abend es selten unterließ, einige Tücke zu haben, wodurch sie, nach dem frommen Glauben, die Jungfrau Maria beim Aufsetzen der Windel für das neugeborene Christkind betrügen unternehme.

Am andern Morgen begab man sich auf den Platz vor Gerichtsstätte und es ist noch heute in der Provinz Westland ein ansehnlicher Rudiß, lange Stecken Wegs entlang Schützen an Pfählen in radem Abstand befestigen zu sehen, deren Köpfen die eingeschnitzte Dunkelheit weithin erhellen. Nach beendigtem Wettschießen beeilt sich jeder, nach Hause zurückzukehren, denn wer diesmal der erste daheim ist — und es verschlägt nie, das frohe Ereignis später durch einen Schuß anzuzeigen —, der wird im nächsten Jahre die Gutearbeiten zuerst beendet haben. An diesem Tage lebt alles in stiller Betrachtung, es werden weder Besuche gemacht noch deren angenommen. Am zweiten Festtage jedoch, dem Stephanstage, beginnen zuweilen in der Landschaft Hellingland schon früh am Morgen die Lustbarkeiten. Er gilt in Schweden als der Gedächtnistag eines Heidenbekehrers, Stephan, der sich ebenso durch Frömmigkeit wie durch verständige Pferdezucht auszeichnete. Die Knechte der Bauern, die ihn als Patron der Pferde verehren, reiten vermummt und verkleidet von einem Bauernhofe zum andern und erhalten überall reichlich Speise und Trank nach Absingung des uralten „Stephansliedes" in seiner monotonen Weise Melodie:

[illegible]

während der immer wiederkehrende Refrain:

[illegible]

wehmütig nachklingt.

Nachmittags beginnen überall die altüberkommenen Weihnachtsspiele, von denen eine gewisse Heiterkeit allein [illegible] entwickelt; ihre Aufführung und Benennung ist freilich mit der Zeit vielfach mit sonst geworden. Nur ein einziges „[illegible]" (Zum Zweig, zum Gericht gehen) entstammt nachweisbar dem Heidenthum. Die Abende dieser Tage wie auch der Neujahrsabend — denn hier in unsere Sylvesterfeier läßt gar nicht gekannt — werden als „Heilige Abende" im Familienkreise gefeiert. Mit dem 13. Januar schließen alle Festlichkeiten, weshalb von diesem Tage, der im schwedischen Kalender den Namen „Knut" (Knut) trägt, der alte Reim sagt:

[illegible]

„Am zwanzigsten Tage, Knut, treibt oder tanzt man Jul aus".

In der Zeit vom 6. — 13. Januar hatten in den Häusern der Begüterten die Hauptfestlichkeiten des ganzen Jahres statt. Bälle wechseln mit Schlittenpartien, Liebhabertheater Vorstellungen mit großen Diners, hier Kalter genannt. Der 6. Januar indessen, der Anfang dieses Vergnügungsreigens, „Trettondedag" (dreizehnter Tag) mit Landwettrennen und Verhaftung von der Arbeit als heiliger Festtag gefeiert, und wie in einzelnen Gegenden Deutschlands dann die „Heiligen drei Könige mit ihrem Stern" Frankreichen Umzug halten, so hatten auch hier die „Stern gossen" (Sternknaben) die alte Sitte hoch in Ehren.

Wie es bei den römischen Saturnalien schon üblich war, kleine Geschenke auszutheilen, so pflegten auch die heidnischen Schweden, wenn sie an diesen Festtagen sich zusammenfanden, von dem jedesmaligen Wirth beim Scheiden Gastgeschenke zu erhalten, eine Sitte, die sich in den bekannten „Julklapps" (Julklappen, von dem dabei gebräuchlichen Klopfen an die Thür) erhalten hat. Am 24. Dezember abends klopft es an die Thür des Wohnzimmers — sie öffnet sich und herein tritt, gewesen von einer vermummten, sich schnell entfernenden Gestalt, ein sorgsam eingewickelter Gegenstand, der sich zuletzt als Geschenk erweist, welches mit mehr oder minder witzigen Reimen seinen neuen Besitzer begrüßt. Alles beschenkt sich auf diese Weise gegenseitig, ohne daß man den Geber erfährt; am Jul darf überhaupt kein Wort des Dankes vernommen werden.

Ueberall erhält das Hausgesinde, auf dem Lande und in den kleineren Städten auch die Hausthiere, in diesen Festtagen besseres Essen;

[illegible] Sonntag [illegible] Kinder [illegible] Kinder [illegible] Stube [illegible] Tisch [illegible] Tür [illegible] Stange [illegible] Vögeln des Himmels am heiligen Abend Nahrung darzureichen. In den Städten wurde in früherer Zeit der „Christkindlmarkt" [illegible] Buden die Kinder besuchen und Naschereien kaufen, was mit großer Feierlichkeit zu geschehen pflegte. Durch die Schilderung eines Hirten [illegible] vom 24. Dezember bis zum 11. Januar ein [illegible] Enthaltsamkeit [illegible] auch länger [illegible] der geweihten Stunden [illegible] alle Besorgungen verrichtet und der ruhige Bürger und friedliche Landmann nicht [illegible] in Person mit Rat [illegible] gehalfen.

Wie man bei uns, namentlich in Schlesien, am Charfreitag nach „Stillem Wasser" geht, so geht man hier am vierten Weihnachtsfeiertage [illegible] „Lebendigen" [illegible] Bächlein, um [illegible] Glück [illegible] Kinder [illegible] Wasser zu [illegible] Weinen zu begießen, die, im Verborgenen begossen, an Kraft Hexe und den Bösen Lust erlangen. Sie ist auch in den „heil. Nächten" ihr Wesen am tollsten treiben, sowie auch „Perchtl" zu gruseln.

In reicher Mischung christlicher und heidnischer Elemente hat sich das Julfest in Schweden bis auf den heutigen Tag eines hohen Glanzes erfreut. Hat dann [illegible] Weihnacht nichts anderes heraus mehr als [illegible] Julgröt" — so und es doch [illegible] alten Ueberlieferungen, die feste liebe Arbeit am [illegible] Stubbin abgelaufen war, in [illegible] Stimmungen das Jahr in einem [illegible] Volksbewußtsein wurzelnden geschichtlich-menschlichen Naturmythen [illegible]

Die weibliche Erziehung in Italien.

Nur — Bekannt sind die Klagen über die weibliche Erziehung, die man bisher auch allen Italien Italiens vernahm. Das Volk wußte ohne Erziehung auf und die [illegible] Damen erhielten [illegible] Unterricht in der [illegible] Sprache [illegible] Bücher. Zur Lektüre durfte nicht [illegible] werden. Die Wissenschaft mag [illegible] Ton [illegible] Predigt wurde nur [illegible], wo man mit dem Mönch [illegible] wußte, daß es eine [illegible] große Sünde ist, am [illegible] Abend zu [illegible], als das [illegible] Gebet zu [illegible]. Nur in Florenz [illegible] Hand der [illegible] Umschwung der Dinge in Italien trat [illegible] Stadt der Papstin Pius IX., eine [illegible] Erziehung für [illegible] der höheren Stände in Italien [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] Lehrer [illegible] Lehrerinnen [illegible] Lehrerinnen [illegible] Lehrerinnen

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Saison in London 1861

I

„Das Parlament ist zusammengetreten, die Saison hat begonnen“ Ist denn wohl irgend Jemand einzige Wochen vor der alten Schluß meiner Leser, bei wohl bis zum Spätsommer? Wir rufen Ihnen Hierdurch unsern Anfang Mai auf den englischen Landsitzen die Reise gerade Wagen nur Pferde vorausgeschickt und alle unsern Anstalten getroffen, um die „season“ würdig zu begehen. In wenig Tagen sind alle die schönen Schlösser und Landsitze der Lords, Adeligen, Reichen und Vornehmen Städten, denn „the family is in London“ sagt die Wirthschafterin, wie man zurückgelassen hat, um das Haus in Ordnung zu halten, aber ein Gewerb, der sie Jahrzehnte pflegt, weiß man von den Winter Aufregungen aufsuchen.

In den ersten Tagen des Mai kamen auch wir nach London an. Da es spät war, wurde uns ein dürftiger Theil in dem Hotelzimmer, das Haushalt eingenommen, denn suchte jeder sich mit seinem neuen Aufenthalt für die Nacht bekannt zu machen. Wir nehmen im Centrum des aristokratischen London in einem Stockwerk in dem kaum ein Haus gemieden war, das nicht einem Lord, Herzog, Earl oder Marquis gehört. Am Morgen weckte mich Musik, es war eine jener deutschen Musikbanden, welche zur Zeit der Saison nach London kommen und es gibt, die dreimal die Woche an verschiedenen Plätzen solche Exercitien zu spielen engagirt sind. Der verwöhnte Engländer, welcher nur des 9 Uhr aufwacht, hat es doch gewöhnlich mit Musik zu thun, und überläßt seinem Diener [Valet] die Sorge deshalb seine Einrichtungen mit den betreffenden Musikchören zu treffen.

Nach unserm ersten Frühstück unternahmen eine Verwandte der Familie und ich eine Hausfrauenreise durch das ganze Haus. Bilder und Bücher, die in Menge vorhanden sind, wurden besonders berücksichtigt, doch interessirte es mich auch, zu wissen, was denn für die großen Räume von jenen Italien für die drei Salonmonate gebeten war. Das Haus gehört einer alten Familie, der Baron Gerardini, die auf dem Continent reist. Es ist prächtig und wohnlich eingerichtet, aber grade übermäßig elegant zu sein. Das Merkwürdigste, wenn auch nicht Schönste war die Bilder, meistens Scenen aus Ariosto, der Landschaft vom Leben des Dichters, aller verschiedenen Zeiten, die aber in seinem Haus um den Gedanken abgeschlossen scheint, denn außer den Bildern sah man große Menge italienischen Porzellans überall umher. Einig schien von der Art, wie wir hier

die Kunst vertreten treten. Begonnen mit dem Künstler hinaufsteigen, die Nachbarschaft zu besuchen. Zugleich stellte sich ein kleiner Italiener im spitzen Hut ein, um sein Instrument zu spielen und seinen Affen tanzen zu lassen. Einige Pennystücke und unser Gelächter machten ihn zutraulich und er beantwortete unsere Frage, wo er her sei mit „Dell' Italia“. Er schien schlimm acht Jahre alt zu sein und war sehr hübsch. Schaaren solcher Kinder kommen jährlich zur Saison hierher, armen, unwissenden Kindern von Schmutzkern für einige Monate abgekauft mit dem Versprechen, sie für wenig und für nach drei bis vier Jahren mit einem kleinen Gewerb wieder zurückkehren zu wollen. Viele Kinder gehören sich wie mit der Grausamkeit, welcher sie in der Knechtschaft unterliegt, especiell bei sommerlich durch große Wasserblasen und Blindheit aus, wenn sie eben aus Italien ankommen, sie sind noch gutherzig und unverdorben. Was aber ist aus ihnen im Laufe von zwei Jahren geworden! Unter dem Deckmantel der heiligen Gastlichkeit übend, die Fächer in den unterirdischen Höhlen der Hinterhäuser gebracht, wo sie Peitschen mit Schlägen und Hunger bestraft, wenn sie abends nicht das Verlangte heimbringen, wenn es an Schlaf und Ruhe vermißt ist, und nur in einzelnen Fällen gelingt es dem Pfarrer mit unendlicher Mühe ein gerichtliches Verfahren über sie anzustellen.

Wochen, Tage und bei unserer Ankunft vergangen. Ein Theil der Familie ist noch Tisch geblieben, Frau Gräfin, die Tochter des Hauses, und ich war allein zu Haus geblieben. Es ist 4 Uhr Nachmittags, die Stunde des großen Wagenrollen in Hyde-park, und Frau Gräfin ist im Fenster und wartet auf den Wagen der und darüber schon voll. Sie ist ganz in Weiß gekleidet, trägt eine Art Sammethut mit großer Straußfeder auf dem Kopfe und unter dem einen Arm einen kleinen schwarzen Hund, unter den anderen eine schwarze Katze, die miteinander spielen, und sagt mich, welche von den beiden Thieren ich nehmen wollte. „Was denn?“ sagte ich. „Wenn die Menagerie mitfahren muß, so mag sie auf den Bock gesetzt werden.“ Das gefiel uns wir lachten sehr. Jener Moment traute seinen wir Musik und unter Lust war erregt. Der Park hat einen hohen Rahmen rau. Die Hauptallee, welche vom Hyde-park Corner nach Kensington, dem fashionablen Ort, führt, war durch zwei Reihen Wagen fast angefüllt. Hier ist Reichthum, Pracht und Eleganz zu sehen wie bei uns zweifelhaft Zeit des Jahres. Es ist schwer zu sagen, was am meisten Bewunderung verdient, der ungeheure Luxus der Wagen [illegible] der gesellschaftliche Pomp der — oder die schönen Pferde, die in über-

[illegible] Equipagen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] durch den Park fahren. In den meisten ist man nur in [illegible] Equipagen nicht nur Damen auch Herren und Söhne ihren die Arrangeurs des Nachmittagsfestes. Die Damen sind reich und bunt gekleidet, weiß und scharlachroth sind die vorherrschenden Farben. Das Aufsallendste sind einem Deutschen sind die offenen Wagen, in denen eine Dame die Pferde selbst lenkt. Kutscher und Bediente sitzen hinter den Damen aber es folgt ihnen ein Groom zu Pferde. Herren sieht man in diesen Equipagen wenig. Sie ziehen die Morgenpromenade in Reihen vor und bilden jetzt in Lorgnetten ein dichtes Spalier zu beiden Seiten des Fahrweges um ihre Bekannten herauszufinden und bei einer der bestimmten Stellen Verbeugungen in der Wagenreihe an vorüberfahrende, um mit ihnen Blicke oder Worte zu wechseln.

„Wissen Sie, endlich sich dort alles in der Nähe von Constitution Hill zusammendrängt?“ fragte Annie Christine von Kutscher. „Der [illegible] ist [illegible] Mann“, sagte mit Ueberlegenheit der kühne Mann, „hier ist nie in London sind seine Pferde gerade nur allein was im Morgenviertel Pferde trägt. Wir müssen heute, die [illegible] zu sehen, und bei Kutscher erhält den Auftrag sich bei einem Polizeimann zu erkundigen, von welcher Stelle aus sie am besten gesehen könnte. Da kam uns ein anderer schöner Wagen entgegen, von zwei feurigen Rappen gezogen, die nur ungern den gemessenen Schritt von Hyde-park einhielten. Ein Herr und eine junge Dame saßen darin, freundlich sich nach allen Seiten verneigend. Es waren der Prinz und die Prinzessin von Wales, die in kurzer Zeit in London eine ungemeine Popularität erlangt haben, indem sie oft täglich, oft zweimal, in Wagen oder zu Pferde auf den schattigen Promenade gegen an Bällen, Concerten und andern Vergnügungen der Saison theilnahmen und sich aber alle Steifheit und Rücksichtslosigkeit.

Dort aber am schattigen Ufer des Serpentine natürlich auf dem [illegible] denn der Serpentine hat ein [illegible] und ein anderes Ufer [illegible] erblickt ein kleiner schöner Wagen von vier weißen Ponies gezogen, die [illegible] von [illegible] Kutscher gelenkt werden. Es ist Anonyma“, von der selbst die [illegible] erzählen. Kutscher und Lautman [illegible] hinter ihr und thronen mit einer gewissermaßen militärischen Miene auf die bewundernde Menge der Herren herab, die sich gerne [illegible] einem so schönen Kutscher in Hyde-park [illegible] lassen möchte, wenn die unbekannte Dame es [illegible] nur [illegible] wüßte, wer sie ist. Alle Tage zeigt sie sich zwischen 5 und 7 Uhr mit ihren vier Ponies in Hyde-park, viele Ponies scheinen sie so in Anspruch zu nehmen, daß sie nur zu Luftfahrt [illegible] sie täglich erwarten, auch nicht die geringste Aufmerksamkeit nicht einem Pferd schenkt. Nach zweistündiger Promenade in den schattigen Alleen wendet sie sich der Straße zu und verschwindet in dem lebhaften Treiben der [illegible] Straßen, um am folgenden Tage zur bestimmten Stunde zurückzukehren, die gewohnte Menge ihrer Bewunderer um sich zu versammeln und nach gemachter Rundfahrt ebenso räthselhaft wie allabendlich zu entschwinden.

Bilder aus dem Kaukasus.

I

Wie der Kaukasus seine Riesenarme [illegible] im üppigen Blattschmuck prangend, jetzt kahl und unfruchtbar, in die Ebene Nordi die wildrauschende Kura mit reichem Quellengebiet die Araxes sonst berauschte, daß sie reigenumkränzt den Wanderer grüßten, liegt Tiflis, die Hauptstadt von Transkaukasien, umspannt von dem tiefblauen Himmelszelt des Südens.

Die Stadt trägt den Namen von den warmen schwefelhaltigen Quellen und hieß eigentlich Tbilisi (Warmstadt). Der Kura theilt die Stadt in zwei Hälften, am rechten Ufer trägt sie bereits den europäischen Charakter. Stattliche Palazzo und Galerien gegen die Hänser, breite Straßen, große Plätze, schöne Gärten darbietend, zur linken Seite des Flusses dagegen zeigt sich uns das Bild einer asiatischen Stadt. Enge Straßen, höhlenartige Hallen, die theils Bazars, theils Werkstätten enthalten, durchwogt von einer bunten Menschenmenge in den verschiedensten Trachten, kleine viereckige Häuser mit flachem Dach, dazwischen die Kuppeln der Moscheen mit den schlanken Minarets. Nach Süden hin erstreckt sich eine weite und öde Steppe, die Dürre hat hier alles ertödtet lassen. Starke Winde erschüttern, von den kahlen Bergen kommend, die Luft, und da die Quellen versiegt sind, ist sie erstickend heiß und trocken. Auch Tiflis würde, gleich den andern Städten Kaukasiens, nur Trümmer darbieten, wären nicht die georgischen Völker dem russischen Reiche seit 1811 einverleibt, in 12 Provinzen getheilt und durch einen Generalstatthalter regiert. In der Mitte zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere liegend soll die Stadt durch eine längsprojectirte Eisenbahn mit beiden Meeren verbunden und der Knotenpunkt des Handels werden, der sich aus Asien über den Paß von Dariala, der Militärstraße des Kaukasus, nach dem Süden Rußlands zieht. Somit steht Tiflis einer neuen Aera bevor, nachdem die Macht und Herrlichkeit erloschen ist, die es unter dem Scepter der kaukasischen Semiramis, der Königin Tamara, hatte, so noch in den alten Sagen und Dichtungen des Volkes lebt. Einen Ueberblick über Tiflis gewährt ein Weg, der sich südwestlich über die Stadt erhebt. An einer alten Mauer führt der Weg zu den Ruinen einer Burg, auf der ein mächtiger Thurm sich noch unzerstört emporerhebt. Am steilen Abhange der Felsen gegenüber die Kura. Vor diesem Riesenthurm breitet sich das Panorama der wunderbaren Stadt vor uns

[illegible] Pfeifen zu wirbelnden Tamburinen auf. Im Vordergrund Gruppen von schwarzhaarigen Mädchen und Frauen, die [illegible] Kostüme [illegible] Ornamente, die [illegible] Schmuck [illegible] Gürtel [illegible] Kopftuch [illegible] Ohrringe [illegible] Halsketten [illegible] Armbänder [illegible] Brust [illegible] Silberschmuck des Kuta, welcher den breiten Überrand nicht umsäumt. Links von unserer Höhe liegt die europäische Stadt, belebt durch einzelne Baumgruppen, die ihren weißen Blütenschaum über die grünen Dächer der Häuser und deren zierliche Palmen breiten.

Ärmer sechten deutsche Schlösser und tatarische Palastreste auf freien Plätzen oder unter Zelten durch ihre Geschicklichkeit oder pantomimischen Tänze die Bewunderer und die Almosen an. Jetzt erhebt sich in der Mitte der Stadt auf einem geräumigen Platze ein Tscherkaus, das im Stil der Alhambra vom Kürsten Woronzoff erbaut ist. Vor prunkvollen Hofe aus schmiedeisernem Gitter ein Wunderwerk empor, links [illegible] die griechische Kirche mit ihren Kuppeltürmen, daneben das Polizeigebäude mit der Armenwache. Weiterhin auf dem Gipfel eines steilen Berges liegt ein Kloster, schwarzgekleidete Mönche mit der hohen Tatarenmütze, von der ein langer schwarzer Schleier herabfällt, gehen dort aus und ein. Ihre Gestalten sind kräftig, ihre Gesichtszüge markig und edel. Ein besonderes Interesse gewinnt das Kloster dadurch, daß es ein Wallfahrtsort der griechischen Jungfrauen ist. Am heiligen Dreifönigstage ziehen die schwarzen dahin, um das Orakel zu befragen, ob sie im nächsten Jahre heirathen werden. Die Frage wird jedoch nicht durch den Mund des heiligen Bildes, das [illegible] Hauptgegenstand der Jungfrauen [illegible] auch durch den der Jungfrau Maria beantwortet, sondern sie werden einem Stein auf einer gewissen Entfernung nach einer Ecke in der Mauer des Klosters. bleibt der Stein dort liegen, ist der Mann in sicherer Aussicht, rollt er hinab, so muß die Jungfrau noch warten.

In unseren Augen, bis zur Hälfte des Berges heraus, liegen tatarische Häuser, man sieht nur ihre flachen Dächer, die mit schwarzgrauer Erde belegt, eine grüne Rasenfläche bilden, auf der zuweilen nicht selten die weiße Gestalt einer Frau, die mit der Spindel beschäftigt ist, am Abend sahen die jungen Mädchen ihre Tänze auf eben [illegible]. Der Sturm bläst unablässig aus Westen, die dunklen Gebäude der Stadt mit ihren vielgestaltigen Dächern, ich bin nur [illegible] Strahlen der Sonne. Links hat der Tatarenstamm, der sich innerhalb des Bezirks befindet. Das tausendfältige Ankommen und Abgehen der Karawane, die Lebhaftigkeit der [illegible] Kaufleute im Gegensatz zu der Ruhe der Türken und Armenier, der Frauenzug in verschiedenen Trachten, zu und von [illegible] Gemüsemärkten, das alles gewährt dem Auge des Fremden einen unbeschreiblich hohen Reiz.

Am rechten Ufer der Kura suchten die rothen Ziegeldächer und dem Schatten [illegible] Gärten und Häuser hervor, der einen [illegible] Palast gehörte [illegible] Kabinet [illegible] sich in [illegible] [illegible] ist [illegible] Palaste [illegible] Hofmarschall aus Württemberg [illegible].

Die Sachen [illegible] gehen [illegible] Arbeit die Person [illegible] Mann [illegible] Sprache haben sie ihre Nationalität [illegible] vollständig erhalten. Den Juden [illegible] Landmann [illegible] [illegible] sittlich erhaben, welcher [illegible] der deutsche Geist kommt mit [illegible] Aber damit ist es [illegible] die Verlangen [illegible] deutschen Landsmann sich zu nähren, nach der Heimat zu tragen. Gibt ihnen nicht ein. Sie kennen sie auch nicht mehr, sie [illegible] hier geboren und begnügen sich damit, nach deutscher Bauernart ihre Häuser einzurichten und auf der Natur Werke festzuhalten.

Wie die Kura in geringer Entfernung sich nach Osten wendet, [illegible] die Häuser der [illegible] Stadt zu dem tief [illegible]. Das Auge haben Architekturen empor, indem sie rückwärts durch Bäume, die in die Felsen eingegraben sind, gestützt werden. Einer Bauart, die uns lebhaft an die alte Stadt der [illegible] Juden in der Krim erinnerte und etwas sehr Eigenthümliches hat.

Will man auf bequemem Wege nach Tiflis zurückkehren, so sucht man eine kleine Thür der Mauer auf, windet sich durch und tritt in botanischen Garten, welcher der Mittagssonne ausgesetzt liegt. Hinter den Garten [illegible] hatte ein [illegible] Bergrücken, zu dessen Füßen ein weites Terrain mit Steinhaufen, welche die Gräber bezeichnen, sich ausbreitet, auch [illegible] Strahlen und kleine runde Bretthütten und [illegible]. Es ist der tatarische Kirchhof. Interessante Gestalten durchwandern die [illegible] in weiten weißen [illegible] Gewändern. Es ist der tatarische Frauen, so hier um die Abgeschiedenen klagen. Das Bild schließt durch eine weite [illegible] Felsenschlucht ein [illegible] Bach, dem Stein nicht [illegible]. Der Botanische Garten geht [illegible] von der Burg terrassenförmig bergab bis zur Schlucht, ist gut gehalten und gutem Boden und Wasserleitung durch Kräuter. Bäume von [illegible] tropischen Landschaften Asiens und der Kaukasus begrenzen den Weg, nichts Neues, namentlich aber sprechen aus den Wasserfällen in die [illegible] Felsen der Kaukasus-Kraft. seine [illegible] Kräfte, [illegible] Felsen über [illegible] Ufer [illegible].

[illegible] des Gartens [illegible] einer [illegible] [illegible] Felsengrotte [illegible] einem [illegible] Nußbaum überschattet, man [illegible] Kabinetsraum. [illegible] Lager bei uns die Wirthsleute von [illegible] [illegible] Weise, [illegible] [illegible] [illegible]

Menschen beide da. Tagelöhner sahen an Sonntagen Leute eine Treppe, eine halbverschlossene graziöse Thüre oder ein zartlich Gitter. Sie betrat Langsam gehen belebene Kamerin eines Zuhörer durch die enge Gasse, alles aber blieb ruhig und still, obwol in den Augen und Geschichtungen der hier Wandelnden tiefe Leidenschaft flammt, doch wie unter einem Zauberbann scheint, gehen sie ruhig aneinander vorüber.

Ein humoristischer Roman.

Wir Deutsche pflegen uns, auf Jean Paul gestützt, für ein außerordentlich humoristisches Volk zu halten und denken in unserer Selbstverblendung gar nicht daran, diesen unsern Ruhm fest und fest durch Thaten zu erwerben. Humoristische Romane, selbst nur Skizzen sind selten in unserer Literatur; bei Heine findet sich weniger Humor als Witz und Drolligkeit, das deutsche Kraftlexikon ist noch weiter Richtung hin von einem gewissen Verzerrten Lächeln, das mehr galligs Bitterkeit als herzliches Wohlwollen und eine schmerzhafte Betrachtung der Welt erzeugt zu haben scheint. Ist unsere Zeit humoristisch? Der Zukunft wird sie deutlich in diesem Lichte erscheinen, ihre wilde Sucht nach Genuß, ihre Schwindeleien, ihre politischen Kämpfe, ihre kommerziellen Hetzen. Schwärmer und Charlatane werden dann ein tragisches Ende verloren und nur den komischen behalten haben. Die Karikatur wird wieder menschliche Gestalt annehmen, das satirisch-parodistische Element, das im „Klotzerstarch" wuchert, zum freien Humor sich läutern. Sind aber die wir inmitten dieser Kämpfe stehen und Partei genommen haben, können wir sie mit jenem lächelnden Auge betrachten, wie wir Onkel Tobias Shandy und den tapfern Corporal Trim Maestricht belagern sehen? Sind die Schanzen und Wälle, die uns entgegenstarren, nicht mehr als die kleinen Erdhügel, die Sterne's Helden neben einem englischen Gartenhause aufwerfen? Ach, wir manches von uns hat sich den Kopf daran blutwündig gerannt!

Dennoch versucht August Silberstein in seinem „Herkules Schwach. Ein humoristischer Roman" (drei Bände. München, Kleinmann, 1863) und ein humoristisches Gemälde der Gegenwart zu entwerfen. Nicht wir brauchen ihn zu widerlegen, der Verfasser thut es selbst. Der Inhalt seiner Erzählung nicht nur ist ernsthafter, ja tragischer Natur, auch in der Darstellung sind die ernsten Seiten die vorzüglichsten. Und wenn man gar diesen Herkules Schwach als Sinnbild des deutschen Volks soll, von Schwindlern genarrt, von Advocaten betrogen, gutmüthig und hilfsvoll in seinen Neigungen, aber thatlos, ohne Festigkeit im Handeln, ohne Ziel und Ernst im Leben, so erweckt dies ganze ein wenig freudig durchschauerte Symbolisirung ein unbehagliches Gefühl, das sehr weit von jenem befreienden Gelächter verschieden, der aus über Thoren und Thoreit sehen oder weinen läßt. Das ein solcher Gehe von einem Autoren her, wieder auf noch Schicht, eben nur ein unruhiger und unklarer Kopf ist, am Narrenseil gezogen wird, ist doch kaum eine humoristische Idee, man mag sie viel verzerren und hineinerklären, als man nur will. Eine wunderliche Verwechslung, die sich die Poesie, aber doch nicht ein höheres Kunstwerk erlauben darf. Herkules sucht nämlich eine „Bibliothek" und der Agent glaubt, er wünsche eine „Frau" — bildet den Knotenpunkt der Handlung. Eine Fülle von Episoden geben dem Buche den anziehenden Reiz, so man für die Hauptpersonen, Herkules und Schnepfelmann, den Agenten, bei ihrer innern Trockenheit und Bewegungslosigkeit bald die lebhaftere Theilnahme verliert. Hier entwickelt der Verfasser ein schönes und nach der Seite des Rührenden hin außerordentliches Talent. In der Sphäre des Kleinlebens läßt sich kaum ein ergreifenderes Bild denken als das Verhältniß des armen kleinen Kindes eines alten Invaliden, der mit der Drehorgel umherzieht. Da ist ein Zug, der an Jean Paul erinnert. Die Geschichte Aller's und Adelens ist eine vortreffliche Herzensgeschichte, niemals artet die Empfindsamkeit in das Weinerliche aus. Aller's Schicksal hat den Hauch einer Tragödie, leider macht der Dichter sehr zur Unzeit in die Erlebnisse des Unglücklichen in Amerika, die uns allein fesseln, allerlei mittelmäßige Berichte über die Uebelheit des Auswanderns, die Tugenden der Indianer ein, die für unser erregtes Gefühl ein Strom eisigen Wassers sind. Nicht ungefällige Vertreter des Komischen erscheinen in dem Diener Apollonius, in Schwach's Wirthschafterin und deren Sohn Alexis — einem vortrefflichen Urbild des deutschen Studentenjungen, der ebenso drollig, wie Victor Hugo's Gamin in „Les Misérables" tragisch herausstaffirt ist. Sonst artet der Komik oft in die Karikatur und die Posse aus. Am sonderbarsten trat uns „das Kapital" in der Gestalt des Kaufmanns Rübe entgegen. Der Mann ist zu einem Ideenus hinaufgeschraubt, nicht um ein komisches Gericht zu erhalten, sondern um — im Irrenhause zu enden. Diese schroffe Gegenüberstellung der „Armen" und „Reichen" gehört doch mehr in einen socialistischen als in einen humoristischen Roman, ganz abgesehen davon, daß sie an sich falsch und übertrieben ist. In einer seiner Erzählungen „Marten", hat Charles Dickens die dämonische Bedeutung und Macht des Geldes geschildert: da ist Leben, Wahrheit, Farbe, bei Silberstein ist alles verzerrt und gretesk. Um einen Punkt gekürzt, würde das Werk an Wirkung und Runde gewonnen haben. Es übrigt sich die Handlung mühsam, theilweise in Wiederholungen, fort, das Ganze erscheint uns verfehlt, im einzelnen ist viel Vorzügliches und im besten Sinne Poetisches.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von Karl Frenzel.

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 26. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Ein Opfer des Schweigens. Novelle von Nola Horn. III. IV. — Aus den Papieren des Pfarrers von Tannenthal. Herausgegeben von G. Hübler. V. Mein Lösegeld. — Die Welt und die Natur. — Enttäuschung. Von Karl Stetter. — Vermischte Bilder aus dem Kaukasus. II. — Aus der Welt der Industrie. VII. — Prinz Albert und seine Regierungsmaximen. — Historische Erzählungen. I.

Ein Opfer des Schweigens.

Novelle von Nola Horn.

III.

Wir befinden uns in Wien, in einem bürgerlichen, anmuthig in einer Vorstadt liegenden, gartenumgebenen Hause. Ein Salon zeigte sich sogar reich und festlich geschmückt. Sonst hatte die Hausfrau mit richtigem Takt nichts an der einmal bestehenden Ordnung der Dinge geändert. Wollte der Besuch, der heute bei ihr erwartet wurde, es sich bei ihr gefallen lassen, so mußte er es nehmen, wie es immer war. Zu Ueberraschungen fühlte sie sich nicht genirt.

Das wußte Fürst Löwenegg und sprach gern bei der Finanzräthin Rosen vor, um so lieber, da Helene, seitdem sie das Kloster verlassen hatte, im Hause dieser vortrefflichen Frau und Mutter eines jungen Mannes, dessen Chef der Fürst war, ein zeitweiliges Unterkommen, ja eine Heimat gefunden hatte. Aber — der Finanzrath, der, wenn sie ihn bei Tisch sah oder am Abend freundlich, väterlich zu ihr sprach, war Adele Rosen's Vater — Adelens, die ihr das Herz Aurora's entrissen hatte!

Die freundliche blonde Frau sorgte mit der größten Güte für sie. Fast hörte Helene der Gedanke, daß es Adelens Mutter sei, in ihrem Gefühl der Zuneigung, und sie fühlte sich gleichsam getröstet, als sie erfuhr, daß die Finanzräthin mit der heranwachsenden Tochter wenig übereinstimmte. Adele war nicht ganz nach ihrem Sinn, fügte sich nicht in ihren Willen; das gab Streit, Meinungsverschiedenheit unter den Leuten; die Tochter war der Apfel der Zwietracht in dem friedlichen Hause geworden, deshalb hatte sie der Vater, müde des Streits, in die feine Klosterschule geschickt, in der sie sich noch befand.

Die Finanzräthin war eine lebhafte, zuweilen auch recht leidenschaftliche Frau. Helene wurde um ihrer Fügsamkeit willen ihr Liebling. Zu dem konnte sie sich dem Chef ihres Sohnes, dem Fürsten Löwenegg, verpflichtet. Daß Helene dessen Verwandt war, konnte ihr nicht verborgen bleiben. So sehr aber auch der Fürst Helene auszeichnete, äußerlich zeigte sie deshalb keinen Stolz.

Die Finanzräthin bewunderte diese Mäßigung an dem jungen Mädchen. Fürst Löwenegg hatte ihre Stellung in seinem Hause festgestellt; er wollte sie gehalten wissen wie seinesgleichen; er rügte jede kleine Unachtsamkeit, die man sich im Anfang, absichtlich oder unabsichtlich, gegen sie erlaubt hatte. Welche Absichten schlummerten in der Seele des Fürsten? Vielleicht wollte er sie zu einem Verhältnis heranbilden wie das des Grafen

ins Gasthaus gehen, über Land reiten und Fasanen essen! Ich war, ich bin die Hausfrau und will doch sehen, wer sich hier unterfieht und mir meine gesunde und gute und nahrhafte und schmackhafte bürgerliche Hausmannskoft verachten will! (ab.)

Eliza.

Ich bin ganz erstarrt. Was ist der Mutter?

Thompson.

Haha, die alten Zeiten regen sich. So war sie vor dreißig Jahren, als unser kleiner Johannes noch lebte.

Eliza (fällt ihm um den Hals).

Vater, wo ist Harry?

Thompson

(wendet etwas den Kopf nach dem Fenster).

Sieh; unser guter Phillips. Athemlos über die Straße! Er bringt sicher gute Botschaft von Harry. War er's nicht?

Eliza.

Er ist's, ich hör' ihn an der Thür.

lung in Angelika an „Hunderte von Herr"? Vielleicht hätte es dann ebenso gerollt! Helenens kindliche Unbefangenheit aber war von dem allen nichts. Dem Fürsten war sie ein Rätsel, eine Sphinx. Wenn sie so warm zutraulich und doch so ruhig, mit so klarem, festem Auge zu ihm sprach, kam sie ihm fast wie eine Gottheit vor; sollte er sie von ihrem Altar herab in den Staub ziehen? Oft trat ihm diese Vermutung nahe. Dann aber kam ein Gefühl des Mitleids über ihn, sie war so trefflich gerade ihm gegenüber, sie hörte ihm so aufmerksam zu, war so freundlich theilnehmend, zeigte ihm eine Ehrerbietung, die nicht seinem Stand, nur seiner Person galt. Das verdross ihn sogar; in solcher Laune fühlte er sich versucht, sie zu kränken, ihre Eitelkeit zu verletzen; aber anstatt zu zürnen, schwang er: „Sie sollten sich angewöhnen, Ihre Gefühle in Worte zu kleiden", sagte er dann. „Sie haben das Beispiel an der Amanzrädin; viele ist doch demonstrativ im Wenige! Auf dies Schweigen pochen und handeln so viel die Menschen!"

Helene empfand mit der Wahrheit dieser Bemerkung, aber es kämpfte sich schwer gegen ein angeborenes Element.

Im Juni hatte Fürst Löwenegg Wien verlassen. Nun schloss sich Helene fester an die Familie des Finanzrats. Man machte Ausflüge, bald zu Wasser, bald im Wagen. So verging der Sommer ziemlich angenehm. Der Sohn des Finanzrats, Franz Reisen, wurde ganz unbemerkt Helenens Ritter; er trug ihr den Shawl, den Schirm, reichte ihr Hand und Arm, wenn sie eben der einen oder der andern bedurfte. Der junge Mann galt für einen guten Gesellschafter, mindestens vergötterte ihn die Mutter als solchen; er las und hörte viel und konnte dies alles unterhaltend wiedererzählen; er spielte hübsch Klavier, sang die neuesten Lieder mit wohlklingender Stimme und hatte vor allem die dergestalt Aufmerksamkeit für seine Mutter. Als er von der Universität gekommen, hatte ihn Fürst Löwenegg unter seinen Schutz genommen und ihm die Stelle des jüngsten überzähligen Rathes in dem Verwaltungsdepartement gegeben, dessen Chef er war.

Franz Reisen war nach der Mutter Ansicht eine Partie, an der die Augen zu erheben nur wenigen Mädchen vergönnt sein könne. Vielleicht war er auch ein Gegenstand mancher mütterlichen Wünsche; die Amanzrädin hatte der Gemmen so viele! So hatte man im Spätsommer einen Unfreien Ausflug gemacht. Franz Reisen hatte der Damen darauf aufmerksam gemacht, dass es möglich sei, dass sie sich in der Nähe des Forsthauses verirren könnten, sich ein Mittagsmahl dort bereiten zu müssen. Wohin es eigentlich ging, verriet er niemand. Nur gab er zu halbdaren Kleidern und warmen Hüllen; er war die verkörperte Fürsorge, setzte das ganze Haus in Alarm und befahl darauf, die Gummischuhe in die Wagen zu stecken. „Was hast du nur vor?" fragten ihn ein paar Gemmen. Viel Arges um nichts, hätte man vermutlich erwidern können; so war es eigentlich auch. Die Fahrt ging „in die Ferne"; man kam durch einen Wald zu einem kleinen Schlosse, das dem Fürsten Löwenegg gehörte. Der Fürst hatte Franz Reisen vor kurzem einer Forstangelegenheit halber den Auftrag gegeben, nach diesem Schlosse hinauszufahren. Es war eine Gegend, wohin sich selten irgendein Mensch verirrte. Das Schloss war eigentlich nur ein geräumiges Jagdhaus; ein alter Förster wohnte in der Nähe und war alles in allem: Gehilfen und Waldhüter, denn der Fürst pflegte nur zur Zeit der Jagd hin und wieder einmal den Ort zu besuchen. Eine kleine Meierei lag nebenan; ihr Betrieb war ein geringer, denn es gab einige nur wenig bebaute Land, doch trieb man die Kühe hinaus in den Wald. Das Ganze war nicht ohne einen Anflug von Romantik. Das Jagdhaus mit seinen architektonischen Formen, das Forsthaus, anstoßend, die Meierei einige hundert Schritt weiter, alles von schönem, grünem Wald umgeben.

Die Gesellschaft war sehr befriedigt. Auf dem Rasen vor dem Schlosse entfaltete sich ein buntes Leben; hier war alles noch frisch und jammerlich, nach allgemeiner Ansicht „wunderlichen". Franz Reisen hatte vollauf zu thun, zuerst und zunächst die tobenden Hunde am Forsthaus zu beruhigen, dann den alten Förster aufzuheben, der lange auf sich warten ließ. Indessen fuhren die Wagen nach der Meierei. Der Förster öffnete endlich das Schloss und stellte die Zimmer den Damen zur Verfügung. So waren sie unter Löwenegg's Dach. Der galante Fürst würde sicherlich mit dem größten Vergnügen die Erlaubnis zu dem allen ertheilt haben, aber er war verreist, er wusste eben nichts davon. Während die Damen sich neugierig überall orientirten, die einfache, veraltete Einrichtung prüften, die geschwärzten Oelgemälde, meist Jagdstücke von zweifelhaftem Werth, zu ergründen trachteten, eilte Franz Reisen nach der Meierei.

Im Meierei war nicht zu Hause; in einer nahen Mühle war sie bei der Schwester zu Besuch, den Schlüssel zur Vorratskammer hatte sie zum Glück dagelassen. Ein Mittagsmahl, das war der große Zweck. Reiten lief sich unterdessen nach den Hühnern um und rief zuletzt: „Meine Damen, wie ich vorausgesagt, so geschieht es! Sie müssen sich selbst etwas kochen, wenn's beliebt! Wer will sich dem allgemeinen Besten zum Opfer bringen und an den Kochherd treten?“

Lachend zeigten sich die Mädchen bereit dazu, nur Helene sagte nichts.

„Fräulein“, rief ihr Reiten scherzend zu, „Sie werden zur Strafe den Kaffee allein kochen müssen!“

Helene hatte an Löwenegg gedacht. Hier in seinem Eigenthum, in den Räumen, die er kannte, trat ihr die Erinnerung nahe. Die Trennung, Löwenegg's Abwesenheit hatten ihr Vieles verschönt; manche gab es Stunden, wo sie sich nach ihm sehnte. Wenn er hier wäre!

So stand sie nachdenkend an das hohe Kreuzfenster gelehnt und bemerkte kaum, wie Reiten mit zwei der jungen Mädchen davoneilte, um die Meierei zu plündern. Von der andern Seite schleppte der Kerner Holzbündel herein, unten gab es einen gewaltigen Herd. Die Finanzrätin, ein paar ältere Damen waren mit ihrer Lokalbesichtigung noch nicht zu Ende. Der Finanzrath mit zwei Freunden prüfte den schönen Forst und heute nach der Aussicht auf einen Wildbraten, von dem der Förster als verbannt sprach.

Wo weilt jetzt der Arme! dachte indessen Helene und ging langsam der entgegengesetzten Richtung zu, welche die Damen eingeschlagen hatten. Der Ort sprach sie an, sie hätte hier bleiben mögen. Hier war es so, wie sie es liebte: Luft, aber rauh, geheimnißvoll und ungewöhnlich. So auch draußen. Schöne Bäume wankten ringsum, die Meierei mit ihren weißen langen Mauern lag einsam vom Meer umgeben da, das hohe Schilf regte sich kaum, hin und wieder erblickte auf der mit Sumpfpflanzen überwachsenen Oberfläche ein Streifen dunkeln Wassers.

Reiten kehrte zurück. Lachend schleppten die Mädchen an einem großen, gefüllten Korb, Reiten half ihnen. Unten schlug der Förster eben Feuer mit Stahl, Stein und Zunder; die Funken sprühten, die Mädchen flüchteten vor dichtem Rauch zurück. Reiten stritt sich um den Kochgezettel. Die Damen wollten ihre Künste zeigen, es war ein patriarchalisches Einfachkochen. Jetzt brannte ein Feuer nach allgemeinem Einverständniß, das gelang, aber was die Flamme mit Pfannkuchen, die der Himmel segne, die Frauen auf heute zu schonen, bewirkte, verzehrte als Helene, die langsam unter den Bäumen hinging. Es war heiß geworden, von fern grollte es wie ein herannahendes Gewitter. Helenens Phantasie hielt den Augen hin; sie erinnerte sich seiner Freundlichkeit, sie freute sich seiner baldigen Rückkehr.

Am Herd hatte indessen Meinungsverschiedenheit aus. Sollte der Braten am Spieß gebraten werden? Niemand wollte die Hühner zur Suppe verrichten. Reiten beschwichtigte, erbot sich schmeichelte. Die ältern Damen kamen zur Berathung herab; die Finanzrätin rettete die brennende Frage durch einen Machtspruch, die künftigen Hausfrauen sagten sich, das Mahl schien gerettet, Reiten triumphirte.

Die Färbung des Himmels wurde indessen immer drohender, eine bange Stimmung bemächtigte sich der Gesellschaft; unter den Bäumen wurde es dunkel. Aber man war ja unter Dach und Fach. Das Wetter hatte Zeit, sich auszutoben, und der Tag war noch lang. Ein Wetterableiter war auf dem Hause, etwas verrückt zwar, so sprachen Reiten. Jetzt kein schwerer Tropfen. „Wie ist Helene?“ fragte der Finanzrath. Seine Gattin zeigte in Scherz, sie hatte sie hinausgehen sehen in den dunkeln Wald. Man rief. Der Ruf drang in den Herd, von dem aus sich angenehme Düfte als Vorläufer des Mahls verbreiteten. Helene war nicht da. Reiten starrte einen Augenblick vor sich hin, als ob er sich besänne, ob er denn noch eigentlich seinen Kopf hätte. Dann sagte er einen großen Entschluß: er nahm den ersten besten Schirm, die Finanzrätin jammerte zwar, aber große Seelen wanken nicht! Reiten stürmte in den Platzregen hinaus.

„Er lebt sie!“ flüsterte eine der Damen der andern am Herde zu und starrte schwermüthig auf den nahenden Braten.

„In zwei Jahren, er nimmt sie zur Frau!“ lautete die Antwort. Prasselnd, gleichsam zur ceremoniösen Bestätigung, schlug die Flamme auf. Die Mädchen erschraken; es wäre eine Rembrandtsche Scene geworden, aber die Flamme war es nur und deren Schein an den Wänden. Die Mädchen waren wieder prosaisch.

Reiten hatte übrigens Helene nicht am Hause getroffen, aber er machte von dem allen viel Aufhebens. Sie war freilich ein wenig durchnäßt;

er hatte sie an der Hand, mit der andern den Zügel, er war mit dem weiblichen Gespann so bekannt, daß er mit Flamme und Lamme [illegible] Schaden war half ausgleichen. Helene aber wickelte eine Serviette, die während auf alle Bemerkungen wurde. Und brachte ihn selbst, als bei Tag war, nämlich nach dem Essen, in eine elegische Stimmung. Er sang mehrere Lieder, die er alle mit zärtlichem Blick der gleichmüthigen Helene widmete. Dann lachte er sie an die Herdflamme, wo selbst den Kaffee kochen, bat er, und sich dabei erwärmen. Helene hatte eine Folge ihrer Mißerziehung — noch wenig Geschick im Handwerken. Aeten stand ihr rathend, helfend an Seite, so nahm den Kaffee an; sie schürte mit ihren weißen Händen die Flamme und verbrannte sich an dem heißen Wasserwerk die Finger. Aeten eilte nach kaltendem Wasser, während Helene die Hand hineinhielt, gestand er sich, daß er sie liebe, daß sie schöner sei als seine drei andern, daß sie alle abwechselnden Gestalten, und daß er sie heirathen werde, wenn um Lowenegg's, seines Onkels willen, der es vermuthlich an einer reichen Mitgift nicht fehlen lassen werde.

Und weiß Kindisches Dichten folgte dem Regen. Es war, als sei der alte Glatt galant geworden und wolle den Mädchen zeigen, wie schön er sein könne. Man ging hinaus; Aeten schien Helenens Schatten zu sein, er überwachte jeden Regentropfen, der von den sich leise schüttelnden Bäumen etwa herab auf ihre Schultern fiel. Das that sie allerdings wohl und doch war die Art, mit der Aeten sprach, eigentlich ihr nicht sympathisch.

Als sie in der Nacht doch bei hellem Mondschein, kam man nach der Stadt. Man fuhr am Palais Lowenegg vorüber. Leer herrschte regen Leben; Kutscher waren erkundigt, die Einfahrt prachtvoll hellen Licht aus, der Arzt mußte angekommen sein.

Wirklich suchte er in früher Morgenstunde des andern Tags das Haus des Amtsrathes auf.

Helene kam ihm freudig entgegen; er brachte Grüße von Aurora, die ebenfalls nun das Kloster verlassen hatte und an den Aeltern zurückgekehrt war; Axel Lowenegg hatte sie mit Lieben in der Schweiz getroffen. Helene sollte den Aeltern begleiten, sie sollte schnell Toilette machen und ihm helfen, wie er sagte, ein paar Geschäfte in den Straßen Wiens zu besorgen. Bald saß sie neben ihm in seinem kleinen Coupé. „Ich habe mich recht darauf gefreut", sagte er, „Sie wiederzusehen, Helene! Daß Sie mir so bezaubernd entgegenkommen, hat meine Erwartung [illegible] übertroffen."

Dann hier er sich von Helenen erzählen, wie der Sommer vergangen war. Dann sagte er nach ihrer Freundschaft mit Aurora. Diese schien ihm, wie er bemerkte, etwas abgekühlt, da sprach er selbst viel von Aurora und war [illegible] wenig verstimmt, als Helene ihm ihre Erlebnisse im Kloster, ihre Trennung von Aurora erzählte.

Nach dieser Spazierfahrt, bei welcher viel [illegible] durch Geschwätze mit geheimnißvoller Bestimmung eingekauft wurde, begünstigte der Arzt Aeten etwas zurückhaltende Bewerbung um Helene. Dann hatte dieser im Einverständniß mit seinem Aeltern eines Tags ihn um ihre Hand bat. Der Arzt zögerte erst mit der Antwort, aber er ließ Helene zu sich rufen. Als sie zu ihm ins Cabinet trat, reute ihn fast, daß er dem jungen Aeten so [illegible] und bald zugesagt hatte. Im Augenblick war ihm dieser zuwider, ja unleidlich. So ging er gedankenvoll, unzweifelhaft, was er thun solle, [illegible] Zimmer auf und nieder. Helene hatte ihren gewöhnlichen Platz, einen kleinen Lehnstuhl, am Schreibtisch, bei ihm eingenommen. Endlich trat er heran und sagte mit fast unsicherer Stimme: „Der junge Aeten war bei mir. Sie ahnen wol — er hielt bei mir um Ihre Hand an. Sprach er Ihnen nicht davon?"

„Ja! Er sagte, er hätte dies auf Ihre Recommandirung hin wagen können, Durchlaucht!" [illegible] Helenens.

War dies wol ein Vorwurf? Lowenegg durchschritt von neuem das Zimmer.

„Und Sie, Helene, Sie haben Ja gesagt?"

Helene schwieg. Endlich erwiderte sie: „[illegible] habe mich Ihrem Willen zu fügen."

„Es ist ein wichtiger Schritt! Haben Sie ihn wohl erwogen? Aeten ist ein gutmüthiger junger Mann, er macht Ihnen Kindrad —"

Und da er nun sah, daß Helene schwieg, mochte er glauben, ihr Schweigen sei ein halbes Einverständniß ihrer Neigung; er entschied sich und sagte schnell: „Ja, ich hoffe, es wird Ihr beider Glück sein! Ich werde Aeten sagen, daß ich mit Ihnen gesprochen habe. Und, Sie wissen doch, daß ich auch heirathe?"

„Nein, Durchlaucht!" Helene erbebte.

„Ja! — Und wen anders als —? Sie wissen wirklich nicht?"

„Kein Wort."

„Comtesse Liebbach —"

„Aurora?“

„Ihre Komposition? Aber ja, ja gut! Besser als Sie denken.“

„Unglaublich!“ wollte Helene einfallen.

Da kam eine Störung. Der Graf hatte mit eigenem Kostenaufwand ihre Ehen vor sogar sich: „Heirathen Sie Reisen! Er ist mir der Liebste! Ich hatte Sie auch noch vor meiner Hochzeit.“

Dann ging er.

Nur Helene gab es hier keinen Frieden mehr. Der Arzt war ihr Vater, ihr Blutsfreund. Nach sollte mit einem großen Familienmahl die Verlobung gefeiert werden. Der Arzt wollte Helenen sogar durch seine Gegenwart ehren.

Reisen schien übergeglücklich zu sein. Helenens Gefühle waren ihr selbst dunkel, aber sie wollte dem Arzten gegenüber glücklich scheinen. Löwenegg dagegen fühlte sich von neuem beklommen, als er sah, wie Reisen, Helenen an der Hand, vor ihm trat, doch überwand er sich. Helene sollte diese Wahl liebenswerth finden. Es war nun einmal so sein Wille.

IV

Einige Wochen waren vergangen. Helene waltete im Hause des Finanzraths, geführt und geleitet von der Hausfrau, die sich durch die kluge Schwiegertochter vollkommen imponiergewollt fand. Den Arzten sah Helene seltener. Aurora war mit ihren Eltern nach Wien gekommen, wie man noch glaubte, ohne Absicht. Näher Unterredete sprachen, die Vermählung der jungen Braut Liebach mit dem Fürsten Löwenegg ist schon in der Schweiz zwischen ihm und den Eltern festgestellt worden.

Diese Verbindung verletzte Helene tiefer, als sie es sich selbst eingestehen wollte. Ein Gefühl der Trauer lief sich nicht aus ihrer Seele bannen. Löwenegg war mit ihrem Leben verwachsen, sie kannte Aurora, deren Adeln! Sie grübelte über dem allen, und kam doch der Arzt, so gab sie sich alle Mühe, heiter zu sein; ein ungetheiltes Herz hatte sich Reisen nicht errungen.

So haben sich beide Aeußerungen als Prinzessin wieder Aurora in alter Herzlichkeit entgegenkommen, vermochte Helene jetzt um so weniger. Sie begegnete der Braut des Fürsten mit Zurückhaltung. Warum sollte sie nicht auch ein Recht haben, stolz zu sein? Um so mehr war sie ein Gegenstand höchster Eifersucht für die junge Braut. Sie wußte, mit welcher Vergötterung der Arzt vor kurzem noch an Helenen gehangen hatte, und wie schön war sie anders geworden! Löwenegg sowie die alte Sehnsuchtsqual, so sprach sie ihm mit aller Süßigkeit aus. Aurora war ein Kind ganz kindlichen Instinkt getrieben, verstand nur selten. Löwenegg hielt ihren Blicken nicht Stand, er schaute nur scheue zu, wo ihre Neugierden hin Schwur genug hatte, nicht einmal ihre Mutter konnte sie dann beruhigen. Sie hatten die Lage, als der Herbst sich bemerkbar machte und ein recht an den Bäumen wahrender Wind durch die Bäume wehte. Arzt Reisen war in das Nebenhaus zurückgekehrt und Aurora suchte ihre kindliche Freundschaft für Helenens jüngere Schwägerin mit einiger Absichtlichkeit an den Tag zu legen. Sie und Arzt waren sodann unzertrennlich. Helene trug dies alles mit sicherem Takt. Den Arzt sie beobachtete, jeden ihrer Schritte sorgfältig bewachte, kam ihr nicht in den Sinn. Reisen's Schwester kam der allerdings im Innern gewiß sehr unwillkommenen Schwägerin äußerlich mit aller Herzlichkeit entgegen.

Es war an einem Septembernachmittag. Das Brautpaar hatte beim Fürsten dinirt, eben hatte dessen kleines Coupé Helenen allein zurückgebracht; ihr Gemahl mußte noch auf sein Bureau. Als Helene sich ausgekleidet hatte, ging sie nach den Garten. Der Finanzrath war im unteren Salon eifrig mit einer zum Hochzeitsgeschenk bestimmten Stickerei beschäftigt; einen kurzen Besuch beim Vater war sie noch genöthigt zu geben, dann trat sie entschlossen hinaus ins Freie.

Es ging sie langsam nach den theilweise verblühten Blumen umher; nur wenige hatten der rauhen Luft Stand gehalten, sie in reinen schien die Sonne sommerlich warm. Der Finanzrath ging leicht hinaus vom Blumenbeete ab und nieder, so hatte Helene wahrgenommen, das Gute des Gartens war eine kleine Thür errichtet, sie hinaus ins Freie führte. Sie fühlte sich heute besonders ernst und ergeben. Das waren überall noch andere, noch innere, eigene Gedanken. Warum war sie als Reisen's Braut nicht glücklicher? Wie hatte sie des Fürsten Benehmen gestern deuten können? Wollte er wieder ihre Ehre herausfordern auf Pistolen oder wollte er Aurora noch eifersüchtiger machen? Warum hatte er sie noch beim Diner auf die Terrasse hinausbegleitet? Warum die Blumen, die sie in den Händen gehalten, an sich genommen? Warum hatte er sie bis an den Wagen geführt? Sie wandelte sich aus allerlei heraus; sie war erstaunt, daß Reisen dem ruhig zusah. War sie doch seine Braut! Der Arzt war

allerdings kein Ideal, aber an der Schwelle seines häuslichen Lebens hätte er die Pforte mit allen Männlichkeiten hüten müssen.

In diese Betrachtungen versunken, ging Helene weiter. Einige Minuten vom Hause entfernt befand sich eine kleine Gruppe Akazien. Dort lag ihr Blätterschmuck schon zum großen Theil an der Erde. „Ich möchte im Kloster sein, ohne Aurora!“ dachte sie sehnsüchtig. Ihr graute vor dem Gedanken an Lewenegg's Hochzeit, fast auch vor dem an ihre eigene.

Da sah sie zwischen den Bäumen einen Mann voll der Sonne zugewendet stehen. Diese ging eben strahlend, weltenlos unter. Langsam ging sie weiter, da klopfte etwas auf in der Hand des bebenden Mannes. Helene zögerte im Weitergehen. Sie erkannte es deutlich — es war ein Pistol, das der Unglückliche erhob, vermuthlich um im nächsten Augenblick sein Leben zu enden! Aufgeregt, wie sie war, erfaßte dieser Gedanke das Mädchen mit doppelt erschütternder Gewalt. Den Unglücklichen zu retten, schien zu spät; schon drückte er den verhängnißvollen Lauf ans Herz. Sei es nun, daß der alte Sage von der Macht des menschlichen Blicks sich bewahrheitete, wie von etwas Unsichtbarem berührt oder getroffen, wandte sich der Mann und vor ihm stand, verklärt von der Sonne, in seinem Auge wie eine Lichtgestalt, das Mädchen. Der Eindruck, den diese Erscheinung auf den Selbstmörder machte, war unbeschreiblich. Hingerissen, überwältigt sank er die Waffe fallen und sank wie vor einer wunderbaren Erscheinung in die Knie. Ihre Nähe hatte ihm nichts verrathen können, weder der Laut eines Fußtritts auf dem weichen Rasen noch irgendein Schatten; er stand voll der sinkenden Sonne gegenüber; angesichts dieses Lichtmeeres wollte er sich in der geweihten Nacht des Todes bergen. „Bin es ein menschliches Wesen“, sagte er leise, „oder bist du vom Himmel zu meiner Rettung gesandt?“

„Wenn ja gewiß sandte mich der Himmel!“ erwiderte Helene. „Einen Weg sandte mich sein blutiger Zufall! Fort mit dem Gedanken! Und hier vor grauenvolle, blutige That!“

Sie sprach erregt, erschüttert. Kalt empört blickte sie auf den jungen Mann herab.

Dieser erhob sich langsam; er richtete sein Gesicht auf; es war bleich, voll tiefen Grams; sehr finster die Augen in fast fanatischer Verklärung.

„Der Himmel lenket seine Engel, wirklich, scheinbar schon er dem Verzweifelnden die Welt höherer Wunder —!“

Diese Worte waren mit tiefer, tief ergriffener Stimme gesprochen. Helenens Herz zitterte unter dem festen Glauben, hier sei durch sie ein Wunder geschehen. Dennoch erschreckte sie das verstörte Aeußere des jungen Mannes. Trotz tiefen Mitleids stieß sie der Gedanke ab: er wollte treulos die Hand an das eigene Leben legen. „Gehen Sie!“ sagte sie sanft, aber bestimmt. „Vergessen Sie diese Stunde nicht, wenn Sie unglücklich sind!“ Sie wandte sich zum Gehen.

Mit wahnsinniger Hast richtete sich der junge Mann auf und rief: „Sie wollen gehen? Warum ließen Sie mich nicht sterben?“

Helene zögerte und schwieg. Das rechte entscheidende Wort wollte ihr nicht über die Lippen; obgleich mit innerm Widerstreben, konnte sie dem kaum geretteten Unglücklichen doch nicht jede Hoffnung nehmen. Und doch sprach eine Stimme in ihr dafür.

„Gehen Sie nicht!“ flehte er, während diese Zweifel in ihr kämpften. „Hören Sie mich, vollenden Sie Ihr Werk!“ Als sie schwieg, fuhr er fort: „Es ist eine edle That, die Rettung einer Seele! Können Sie nur, mich zu rechtfertigen oder doch nicht länger so furchtbar strafbar vor Ihnen zu stehen wie jetzt!“

„Lassen Sie mich jetzt!“ entgegnete Helene zögernd. „Was können Sie mir sagen? Ich will für Sie beten!“

„O dann — warum ließen Sie mich nicht sterben, es war es vorbei!“ rief er in ausbrechendem Schmerz aufs neue. Helene sah sich beängstigt, zweifelhaft, immer mehr geängstigt und schon sprach er weiter: „Ich will es nicht wissen, von wannen Sie kommen, nur bringen Sie mich nicht durch den Gedanken, Sie nicht wiederzusehen, zur Verzweiflung! Ich kann das nicht fassen, nicht ertragen! Was mir als ein Wunder des Himmels erschien, wurde mir durch diesen Gedanken in ein Trugbild der Hölle verwandelt! Kommen Sie morgen wieder!“, fuhr er hastend fort. „Hier an dem Ort, wo Sie mich retteten, will ich Ihnen die kurze Geschichte meiner Leiden erzählen! Kommen Sie?“

Helene hatte kein festes, entschiedenes Wort; sie hatte nicht den Muth, dem Unglücklichen die letzten Fäden, die ihn von neuem an das Leben banden, zu zerreißen. Zögernd sagte sie zu. Dann ging er längs der Mauernmauer hin. Helene, im Innersten gerührt, trat durch die kleine

über in den Garten zurück. Aufgeregt, ohnmächtig, was hier zu thun sei, konnte sie kaum die einfachsten Notwendigkeiten für die Augen der Fremden ordnen; es war ihr, als sei ihr ein Unglück begegnet. Sollte sie ihrem Bräutigam davon erzählen? Ein innerer Befehl hielt sie davon zurück. Der Abend war ihr verbittert, ihre Harmlosigkeit dahin.

Sollte sie den andern Tag wiederkommen? Blieb sie aus, hieß das nicht die Veranlassung eines Selbstmords sein? Aber konnte sie dafür stehen, daß der junge Mann dann nicht doch seinen frühern Vorsatz ausführte? Wie eine unerbittliche Notwendigkeit lag die Verpflichtung auf ihrer Seele. Aber sie wollte klar sein, sie wollte ernst und entschieden sprechen; dann gab sie den frühern Mut. So kam die bestimmte Stunde. Als sei sie im Begriff, ein Unrecht zu begehen, so ängstlich stahl sie sich fort. Wenn er nicht käme! Das war ihr lebhaftester Wunsch. Aber er harrte ihrer schon. Kaum hätte sie in dem mit sicherm Anstand ihr entgegenkommenden jungen Mann den Selbstmörder von gestern wiedererkannt. Sorgfältig gekleidet, hatten Haltung und Gesichtszüge etwas Einnehmendes. „Innigen Dank!“ sagte er, nachdem er das Mädchen ehrerbietig begrüßt. „Wie glücklich bin ich, Sie halten Wort! Sie werden es nicht begreifen mit Ihrem jugendlich ungetrübten Gemüt“, fuhr er neben ihr hergehend fort, „was es heißt, schwermütig zu sein! Mir ist viele bittere Gemütsart angeboren, vielleicht eine Folge früher Schwächlichkeit, welche die sorgsamste Pflege nicht zu heben vermochte. Meine Mutter starb, als ich noch ein kleines Kind war. Unter Fremden wuchs ich auf, immer einsam, immer ernst und am einsamsten unter dem lautesten Gewühl; am ernstesten, wenn meine Jugendgefährten spielten und lachten. Aber wem könnte ich meines Lebens beschreiben? Meine unbezwingbare Schwermut legte sich wie ein Giftdunst über meine Lebensanschauungen. Ich schalt mich oft selbst thöricht; ich hatte den Willen, mich aus dem drückenden Bann herauszureißen, es mußte doch etwas geben, was den Dämon beschwören konnte. Ich will kurz sein. Es kam eine Zeit, wo das Leben mir blühte und die Sonne mir glänzte wie andern Geborenen; ich liebte ein Mädchen zum Altar, das ich liebte.“

Eine Weile schwieg er, wie überwältigt von tiefer Erinnerung. „Und“, sagte er darauf weiter, „war sie Liebe ein Paradies, Gott auch ihr mich ein Gott der Liebe; nie konnte ich diese ohne Seelenbruch, ohne tiefere Gemütsschatten! Ich will Ihnen nun meinen Klagen nicht weiter, ich will auch nicht nach dem Grunde forschen, warum das Schicksal immer einen Spruch an mir erfüllt. Nach einem Jahre starb sie vor dem Sarge meiner Gattin — in ihren Armen hielt sie die kleine Leiche unsers Kindes —!“

Helenens Herz erzitterte im tiefsten Mitgefühl.

„Gestern war der Todestag; ein Jahr habe ich die Trauung ertragen, gestern wollte ich mich hinwegstehlen in das ewige Schweigen!“

Langsam rollten Thränen aus Helenens Augen, sie sahlte es kaum.

„Sie weinen — Dank für diese Thränen! Ich sahlte es tief, meine verklärte Gattin hatte Mitleid mit der Freudlosigkeit meines vereinsamten Lebens; mit den heiligen Ahnungen höherer Geister sandte sie mir aus ihrer Verklärung den irdischen Engel!“

Viele Worte waren mit tiefer, gläubiger Ueberzeugung gesprochen. Des Sprechenden Auge ruhte mit dem Ausdruck festen Vertrauens auf seiner Begleiterin.

„Ich bin Braut! Nächstens werde ich einem andern Mann zum Altare folgen —“ wollte sie sagen.

Aber diese wäre eine Lüge gewesen, welche die kaum hergestellte Harmonie ihrer innern Seele gewaltsam zerreißen mußte. Und doch sprachen aus ihren Augen Ahnungen, eine Glückseligkeit, die Helenens Puls rascher machte. Heute konnte sie dem kaum der Gott Widergegebenen diese Worte nicht sagen, heute nicht. Und doch drängte sie ein Gefühl fast, wie daß einer sich selbstschuldigen Weltwelt dann; aber sie bekämpfte es. In einigen Tagen, wenn das neugewonnene Leben festere Wurzel gefaßt haben würde, wollte sie ruhig in ihm leben. So versprach sie ein Wiedersehen nach Ablauf einer Woche. Es war kein Unwürdiger, der ihr nahte; dies war ihr ein Trost.

Nach einer Woche, während der Helene ihr Geheimnis still bei sich getragen hatte, ging sie, sich entschließen, es heute das letzte mal sein, nach den Anlagen. „Endlich kam ich hierher“, sagte der sie Erwartende, „endlich ruhte ich auf der Steinbank unter den Bäumen! Und nachdem da oben wie unten Glück! Das singt jedem Dämon ein Schlummerlied! Heute prüfe ich mich ein, hier hab' ich das Wunder erst ganz!“

Es war abermals ein Rufen, der Helenen vernehmen ließ.

„Zeigen Sie sich zu mir, meine Königin!“ bat der junge Mann. „Ich habe Ihnen noch nicht von meiner wirklichen Lage gesprochen. Kommen Sie zu mir herabsteigen!“

Helene wehrte die Hand ab, die sich nach ihr ausstreckte, und schüttelte heftig den Kopf. „Ich kann, ich darf nicht!“

„Sie können, Sie wollen nur nicht!“ antwortete er leidenschaftlich. „Sie wollen Ihr Werk unvollendet lassen!“

Was das unerfahrene Mädchen nicht geahnt hatte, trat ihr jetzt angstvoll nahe. Willenlos fühlte sie sich umfaßt, brennende Lippen drückten sich auf ihren Mund. Mit einem lauten Schrei flüchtete sie. Er wurde ihr weit gefolgt sein, wenn an den ersten Bäumen ihr nicht Arele begegnet wäre. Entsetzt, atemlos warf sie sich dieser in die Arme. Was kümmerte es sie, ob Arele Zeugin der Szene war, ob nicht; sie drängte nur fort, nach dem Hause, nach Sicherheit.

In Wirklichkeit hatte Arele's Schwester alles gesehen, den einsamen Wanderer unter den Akazien, seine Beziehung zu der flüchtigen, ihr feindlichen Schwägerin, hatte sie sorgfältig schon vor der beobachtet.

Des andern Tags beschloß sie, sollte der Unglückliche, wenn er wiederkäme, einen Papierstreifen mit den Worten finden: „Helene ist Braut!“ Das Blatt wollte sie zwischen die Augen der Steinbank drücken, auf der er zu sitzen pflegte.

An diesem Tage war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Die ganze Familie des Finanzraths war zu einem kleinen Fest geladen; man wollte Brote an den Blumenpalissaden halten und zum letzten mal in diesem Jahre unter dem Zelte im Garten den Kaffee nehmen. Helene war bleich, tief krank. Arele hatte den Garten verlassen.

Da bei Frauen ein Schuß.

Helene schwankte auf ihrem Stuhl. Arele stürmte zur Thür herein. Sie rief nach Hülfe. Ein Mensch hatte sich erschossen! Arele, der Finanzrath, alle männlichen Gäste folgten dem schauerlichen Ruf. Unter den nahen Akazien fand man den eben Verschiedenen.

Der Papierstreifen mit den verhängnißvollen Worten: „Helene ist Braut!“ lag neben ihm. Ein Blatt aus seinem Notizbuch enthielt folgende Zeilen: „An Helene! Hier, wo ich dich fand, will ich sterben! Ich vermag nicht zu leben und [illegible] hier, wo du mir erschienst, wo meine Arm[illegible] doch umfingen, in die Arme des Todes —“

Beide Schriftstücke wanderten von Hand zu Hand. Unter dem Zelt beschäftigten sich die Frauen mit Helenen, die in schwerer Ohnmacht lag. Fragend, forschend suchten Bruder und Vater in Adelens Mienen zu lesen — sie hatte die Worte geschrieben: „Helene ist Braut!“ Das sagte die beiden wohlbekannte Handschrift. Sie stellte sich antheilnehmend. Sie zögerte, den Kummer den sie beobachtet hatte, zu gestehen — gestand ihn aber doch; sie spielte ihre Rolle meisterhaft. Helenens Lebensschiff war gescheitert. Der Verdacht machte um so mehr Aufsehen, als der unglückliche Selbstmörder der Sohn eines reichen Fabrikherrn war. Arele mußte, dem Urtheil der Welt ausweichend, Helenen aufgeben.

Der Arzt war unterrichtet worden. Er empfing das tortirte Mädchen mit nicht günstigen Gefühlen, aber im Laufe des Gesprächs siegte die alte Sympathie.

„O diese Klostererziehung!“ rief er aus. „Warum suchten Sie keine Mitwissenschaft des Verfalls? Warum sprachen Sie sich gegen niemand darüber aus? Jetzt sind Sie dem Urtheil der Welt verfallen! In dieser Welt muß man sprechen, sich vertheidigen! Nicht blos zum Priester in der Beichte! Stellen Sie gewagte Behauptungen auf, nur schweigen Sie nicht! Warum schwiegen Sie zu Arele, warum zu seiner Mutter, warum zu mir? Jetzt sind Sie ein Opfer Ihres Schweigens geworden!“

Da rollte ein Wagen in die Einfahrt. Nach kurzem trat Amera ein. Sie hatte von Adelen erfahren, daß Helene nach dem Palais Löwenreg gefahren war; sie wollte ihr zuvorkommen, ihren Spott, ihre Verachtung ausdrücken.

Jetzt standen sich beide wortlos gegenüber. Helene fühlte sich gebrochen, hülflos. Was sie gelitten, man mußte es aus ihren bleichen Zügen herauslesen können. Hätten sich jetzt Amera's Arme großmüthig der unglücklichen fremden Freundin geöffnet, ihr trockenes Auge hätte Thränen gefunden; sie wäre in alter treuer Liebe, für Amera ein Schutz für die Zukunft, in deren Arme gesunken.

Aber Amera sah nur die verhaßte Nebenbuhlerin in ihr. Sie sah nur das schöne, leidvolle Antlitz, die hohe, ungebeugte, sie selbst um vieles überragende Gestalt —

Sie hörte nicht, als Löwenreg ihr entgegeneilte; vorwurfsvoll, sogar gegen den Kommen, trat

sie zurück. Die Pferde rasselten hinter ihr zu einem Augenblick, und der Wagen rollte wieder davon. Helene war erstaunt, Löwenberg betroffen und nun das Mädchen besorgt, indem sie nach dem nächsten Sessel

„Was nun, Helene?"

„Nach dem Kloster zurück!" hauchte diese, die Augen schließend.

Hier befindet sich jetzt Helene. Löwenberg hat Komtesse Aurora geheirathet. Helene ist vergessen? Sie entbehrt im Kloster Unterricht. Ob sie den Schleier nehmen wird, ist nicht entschieden. Es ist eine meiner liebsten Reden, die ich mache, sie in ihrem Frieden anzutasten, sie mit meinem Zuspruch zu trösten und sie zu überreden, in die Welt wieder zurückzukehren, deren rother Strom sie so rauh begrüßte. Ich hoffe noch immer, daß es mir gelingt. Doch trotzdem ich ihr erzählte, der Knabe lebe mit seiner Mutter nicht glücklich und sehne sich nach ihrem Wiedersehen, besorge ich fast, daß sie an der Stätte des ewigen Schweigens verbleibt.

Aus den Papieren des Pfarrers von Doppelthal.

Herausgegeben von E. Müller.

V. Mein Pflegesohn.

Unter meinen Kindern wächst, von ihnen Bruder genannt, ein Knabe auf, der mir von fremder Hand anvertraut worden ist.

In Doppelthal wohnt ein Arzt, der eine Kaltwasserheilanstalt errichtet hat, und begreiflicherweise durch diese Anstalt, lebte vor einigen Jahren unter anderen Gästen eine Dame aus der Hauptstadt unseres Landes einige Wochen hier. Hier haben sie einigemale auf Spaziergängen nur sie kennen den Wunsch aus, einigen Umgang mit unserem Hause zu pflegen, was mir ihr, ohne unhöflich zu sein, nicht wohl verweigern konnten. Es wäre noch ein anderer Grund für uns vorhanden gewesen, sogar ihren Umgang zu suchen: sie war unglücklich. Aber leider, sie wollte unser Herz nicht! Es schien ihr in dem Bekenntniß der Leidensbedürftigkeit eine Erniedrigung zu liegen, welche sie durch die Formen einer vollendeten Weltgewandtheit mit höflichster, aber eisiger Entschiedenheit von sich abwehrte. Sie gehörte zu denen, welche im Hinblick auf die Verirrungen der Geisteskrankheit und des Fanatismus die herzlich einmal bei Seiten, wo das religiöse Leben andere Formen der Aeußerung schafft, einmal diese Formen und andererseits die Religion selbst völlig ablehnen. Sie sieht nur den groben Mechanismus, die Verstandesseite am Reiner darin; Wahnsinn und Unmöglichkeit waren ihr Begriffe eines überwundenen Standpunktes. Mit ihrem Vater, um den sie damals Trauerkleider trug, hatte sie ihren letzten Verwandten begraben. Ob sie mit einem Manne, dem sie bald darauf nach Amerika gefolgt ist, damals schon in Verbindung stand, habe ich nie näher erfahren, da ich nicht forschte und sie selber sehr wortkarg über ihre Verhältnisse war.

Diese Dame hat mich eines Abends, wo sie uns besuchte, um einige Augenblicke geheimer Unterredung und aussprache mich jedoch durch folgende Mittheilung, welche ich gewiß mit ihren Worten glaube geben zu können.

„Herr Pastor", begann sie, „ich habe einen Sohn, dessen Vater todt sein mag oder, wenn er noch lebt, mir schwerlich meine Mutterpflichten kann tragen helfen. Ich sah ihn auf den Barrikaden kämpfen in jenen Tagen, die Ihnen noch in Erinnerung sein werden, und belobnte ihn so scharf und so recht, wie die Damen in den Lichtungen des Hochmuthsmonats zu thun pflegen. Jetzt ist das Kind bei Bauern. Wollen Sie es erziehen und, nach einst, ihm seine Mutter verhehlen? Ich gebe Ihnen eine Viertelstunde Bedenkzeit." Bei diesen Worten sah sie auf ihre Uhr und trat dann ans Fenster an ein Kreuz des Himmels.

Ich kannte mich unmöglich lange besinnen. Das Kind des armen Knaben, der seine Mutter nicht kennen sollte und einen Vater nicht hatte, mir, Mitleid fordernd, vor meine Füße, und ich hoffte auch, durch das Kind noch die Mutter glücklicher machen zu können, die mir höchst bejammernswerth erschien, zumal in jenem Augenblick, wo sie, gewaltsam kämpfend mit der Aufregung, die ihr Bekenntniß ihr verursacht hatte, tödtenblaß von mir weggegangen war und nun nur mühsam sich aufrecht zu halten schien. Ich bat sie, sich wieder zu setzen, und erklärte ihr, daß ich es für Pflicht hielte, die Sorge für ihr Kind zu übernehmen. Die Unterhaltung über die Bedingungen brachte noch eine kleine Schwierigkeit. Sie bot mir eine so hohe Vergütung an für die Kosten und Bemühungen, die ihr mir verursachen würde, daß ich, als sie eine Weile auf ihrem Willen beharrte, etwas warm antwortete

„Unter diesen Umständen verliert mir die Sache so sehr ihre Reize, daß ich zweifelhaft werde, ob ich sie unternehmen soll.“ Sie lächelte sie wenig und entgegnete: „Ich muß viel nachgeben, wenn so fromme Männer so Recht sind und so belehrt werden können.“

Kurz darauf reiste sie ab und den Tag nach ihrer Abreise kam, im Gefolge eines Fremdedienten, ihr Sohn an, ein Knabe von vier Jahren. Als er innerlich genug gewachsen war, um meinen Kindern seine Reise zu erzählen, so erfuhr ich aus seinen Mittheilungen, daß seine Mutter auf halbem Wege mit ihm zusammengetroffen war und ohne sich ihm zu erkennen zu geben, ihn beschenkt und geliebkost hatte. Er schien sie aber früher nie gesehen zu haben.

Das Gesicht dieses Knaben, welches ein freundliches, ebenes Kindergesicht war und noch ist, machte vom ersten Augenblick an einen geheimnißvollen Eindruck auf mich. Ich glaubte es schon gesehen zu haben, ohne daß ich ermitteln konnte, wo das gewesen sei. Endlich fiel mir plötzlich das Bildniß, als eines Tags ein Bewohner unsres Dorfes zu mir sagte: „Herr Pastor, sieht nicht Ihr Pflegesohn dem David Silberberg recht ähnlich, der vor fünf Jahren bei uns naht?“ Ich konnte mir Mühe Ruhe genug finden, um eine gelassene Antwort zu geben; denn mir schien es fast unzweifelhaft, daß das Kind der Sohn jenes Verbrechers sein müsse, dessen früher und gewaltsamer Tod mir, als ich lange beschäftigt gewesen war, eine tiefe, wehmuthige Theilnahme eingeflößt hatte.

David Silberberg war eine reichbegabte, edelgesinnte Natur, welche, durch die gütige Anleitung hingebungsvoller Lehrer auf ihren Bahnen geleitet, einen jammervollen Untergang fand. Den ich mit einer kurzen flüchtigen Skizze seines Lebens, wie sie mir nothwendig erscheint, im Folgenden erzählen will.

Er war nicht in Puppelthal geboren, sondern in einem größeren Nachbarorte, wo sein Heimathshaus, welches nicht das Eigenthum seiner Aeltern war, unter einem waldigen Berge an einem hohen Ufer des Forellbachs lag. Die Waldeinsamkeit des nahen Berges, das Rauschen der Frühlingsgewässer über das Wehr vor seiner Thür waren dem Knaben bedeutende Anregungen, und ein zweiter Bach, der ganz in der Nähe in jenen rollen mündete, erregte seine ganz besondere Begeisterung, denn einmal teufe er doppelt so grimmig wie der erstere, wenn der Schnee im Frühlinge schmolz und das Eis brach, andererseits wies die Linie seines Laufes, an der Mündung gesehen, gerade auf die Hochwacht hin, auf der schöne Spital hohes Bergen schien zwischen dem Grün der Uferreiten und Hecke oder dem Wasserspiegel des Baches, von dem er doch ziemlich entfernt ist, emporzusteigen. Ich erwähne diese kleinen Umstände, weil David's Empfänglichkeit für diese Eindrücke ihm zuerst den Hohn seiner Mitschülgenossen zuzog, und dann die Aufmerksamkeit theilnehmender Aeltern auf ihn lenkte.

Als er mehrere Jahre in eine der Schulen des Forst gegangen war, trug sich eine Begebenheit zu, welche die allgemeine Aufmerksamkeit in sehr ehrenvoller Weise auf ihn richtete. Der König des Landes besuchte auf einer Reise das Forst, und unter den Festlichkeiten, mit denen man dieses Ereigniß beging, war auch ein feierlicher Aufzug der Schuljugend. Bei diesem sollten ein Knabe und ein Mädchen einige Worte an den königlichen Gast richten, und unter den Knaben wählte man keineswegs David, sondern einen andern Knaben, den Sohn eines wohlhabenden Mannes, den mehr der Stand seines Vaters als sein eigenes Verdienst zu solcher Ehre berief. Dieser Knabe wohnte in David's Nähe, und durch die gewaltigen Anstrengungen, die man machte und machen mußte, um dem Erwählten seine wenigen Zeilen einzuprägen, hatte David den Wortlaut derselben so oft, daß er ihn viel früher und weit sicherer auswendig wußte als jener. Und wie der entscheidende Moment kam, wo Glockenklang und Musikeinsatz die Annäherung des Geliebten verkündete, da eilte dem bestimmten Sprecher aller Muth. Vergebens das Zureden seiner Aeltern und seines Lehrers, vergebens beschämende Worte seiner muthigern Genossen; ein halb trotzig gesprochenes „Ich mag nicht!“, welches in der That eine Verlegenheit mangelnden Könnens war, ist alles, was man gewinnt. Da trat David vor und erbot sich zur Stellvertretung, und bei dem Drange der Zeit mußte jedes Bedenken, mußte jede Widerrede schweigen. Eine angelernte leihe Schärpe des Unfähigen mag manches Unzulängliche in des Stellvertretens bescheidener Gewandung gut machen; der königliche Wagen hielt, und an der Hand seiner jungen Genossin sprach David die Worte, nicht wie ein Knabe, dem ein Schulmeister etwas eingelernt hat, sondern wie einer, der auf Waldeshöhen und Wiesenauen zu sprechen pflegt. Der königliche Gast vernimmt ihn mit sichtbarem

Nachgeschossen; zuvor über der Wagen begleitet wurde, aber David wird bald darauf in das Haus geschrieben, wo die Magd gesagt hat, und empfängt von einem geschäftigen Kammerherrn ein Geschenk als sichtbare Anerkennung.

Es schien ein so entscheidender Tag zu sein für David's Leben. Blos hatten nicht seine Aeltern von dem königlichen Angedenken für ihres Sohnes Zukunft Blos für Gesichte ewiger Treue und Dankbarkeit schwur das junge Herz unter der rothen Schärpe, als das Lächeln des hohen Herrn wie Sonnenschein niederstrahlte? Selbst die kleinen Hände, die sich in jenem feierlichen Augenblicke gefaßt hielten, scheinen sich nicht wieder lassen zu können; denn zwischen David und seiner Kleinen, die er ganz abermahls hatte, entstand von jenem Tage an ein stilles Bündniß.

Das hielt noch am längsten, und doch ward auch das gelöst!

Die Hoffnungen der Aeltern schwanden zuerst. Als David die Schule verließ, machte sein Vater eine Reise nach der Residenz, in der Erwartung, daß er nur an seinen Knaben zu erinnern brauche, damit er aus königlicher Kasse alles empfange, deren es bedürfe, um denselben zu höheren Würden zu fördern. Es konnte kaum anders kommen, als es kam. Der arme Mann brachte einem Kammerherrn, über den, sehr weiter sein Erwarten, der Weg zum König führte, ein Schulzeugniß seines Sohnes und glaubte sich im übrigen auf die Verdienste desselben berufen zu können. Das letztere lobte man lächelnd ab. Mit Bezug auf das erstere sagte man: es gehe daraus hervor, daß der Knabe für die Ausbildung in einem Beruf, der über der Sphäre seines Standes läge, eigentlich schon die richtige Zeit versäumt habe. Der arme Mann kam mit wunden Füßen und getäuschten Hoffnungen heim, und es fehlte nicht an boshaften Nachbarn, die ihn mit höhnischen Fragen peinigten. Bald darauf erkrankte er und starb, zwar nicht an seinem Gram, sondern an einem alten Uebel; aber er hätte das vielleicht überwunden, wenn er noch wie sonst lebenslustig in Hoffnung gewesen wäre, statt daß er nun lebenslatt im Gefühl der Enttäuschung war.

David widerrief darum seine alten Träume nicht. Nur ward aus dem Knaben, der von einem allvermögenden Vater alles, als den er sich einst seinen Fürsten dachte, kindlich glänzig Märchenwunder erwartet hatte, ein kühner Jüngling, der sich heimlich versprach, durch sich selber so groß zu werden, daß er auch noch in sein Schicksal, über den Schwierigkeiten der Hofkarriere trotzig dem Gange seines Königs folgen werden müsse.

Rasch ging es nicht zu diesem Ziele zu; aber als ein kleiner Schritt ihm entgegen konnte es wol gelten, daß er in das Haus des reichen Mannes im Forst kam, um dort in dem Kabinette desselben thätig zu sein. Er lernte rasch, ward bald außerordentlich nützlich mit seinen Berichten, die für sein Alter Verständigkeit waren und ihm wirklich in hohem Grade bezeigt wurden.

David hatte sich aber nicht lange beschäftigt. Sein Herr, ein Greis von kindlicher Weichheit, mit einem Gemüth, das ein Maler gesucht für das Bild eines römischen Senators hätte copiren können, glaubte, ihm mit dem, was geschah und geschehen war, große Wohlthat zu erweisen, glaubte, ihn weiter über die Sphäre seiner Geburt erhoben zu haben, als er je hätte hoffen können, und erwartete als gebührenden Dank, daß das Leben des so Beengten nun seinem Genüsse in der ihm möglichen Weise geweihet werde. Da nun sein Untergebener nach Kenntnissen strebte, die über das hinausgingen, wozu er ihn zu verwenden gedachte, so bedrohete er ihn, daß dies zweckwidrige Bemühungen seien; als David aber gar nach einer allgemeinen Bildung strebte, welche über das hinausführen mußte, was sein Herr in einer unter ganz andern Anschauungen verflossenen Jugend selber sich angeeignet hatte, so ward dies als Uebertheilung behandelt, und so war der stille Bruch zwischen Herrn und Diener fertig und es fehlte nur, daß er grell zu Tage trete.

Das wäre früher geschehen, wenn nicht vielfach vermittelnde Weiblichkeit zwischen die zwei ungleichen Männer getreten wäre. Davids Mutter und seine Geliebte, die Genossin seines Kummers an jenem großen Tage der Kindheit, wahrten mit zweierlei Macht der Ueberredung, sich des Begonnenen zu freuen und es zu genießen. Der Mutter lebte allein; die Geliebte drängte mit beiden Armen zum schönen Verein der Liebe, zur Erfüllung häuslichen Glücks. So mahnte die eigene Brust zum Bleiben. Und die Mama von David's Herrn, eine ehrwürdige Matrone, welche, ihres Hauses Ehrbarkeit und Tugendlichkeit ins Auge fassend, gegen alles andere war, was abenteuerliches Wagnissen, war es ungewohntes Unheil oder die Länge der Zeit, die milde Duldsamkeit des unverbitterten Alters bewies, beleu-

Vierte Scene.

Phillips, Thompson, Eliza.

Eliza (stürzt auf Phillips zu).

Nachricht von Harry?

Phillips (sich erholend).

Ich sucht' ihn überall. Seit den acht Tagen keine Spur. Man will ihn an dem verhängnißvollen Tage, spät Abends, noch vor Eurem — vor Eurem Hause gesehen haben.

Thompson (bestürzt).

Als bei Ephraim eingebrochen wurde?

Phillips.

Um diese Zeit. Später ist alle Spur verschwunden. Aber Mister Thompson, hier ist schon wieder ein Brief aus Bristol angekommen, von Eurem Freunde, wie Ihr noch immer den Mörder Eures Glückes nennt.

Thompson.

Ruinirte Spieler und Kaufleute von gutem Ton hassen denjenigen niemals, der an ihnen reich wurde. Was

doch aber eine solche Gewalt seiner Persönlichkeit, in deren ruhigem, gelassenem Ernst eine Größe lag, die Respect und Scheu vor seinem Willen und Meinen vor einer unwiderstehlichen Erscheinung machte, die, wenn er nur klagte, allen heißen Thränen des Mitgefühls wehrte. Das waren Genien der Verehrung im friedlichen Lager selber. Denn der edlen Natur ist die Anerkennung ihres Rechts das Höchste, weil sie diese, so erträgt sie es so gar, den Genuß derselben zu entbehren.

Aber auf die Länge konnte doch das alles den Bruch nicht hindern, denn es kamen jene ungeheuren Zeiten, wo die Berathungen über Deutschlands Neugestaltung, die in Frankfurt stattfanden, in den Gemüthern der Unterlegenen und der Ungeheilten eine dunkle Gährung erregten, welche zuletzt dem Manne Feindschaft, die eine schwierigen Fragen mit dem Schwerte gelöst wissen wollten, am allen geneigten Gehör verschaffte.

Verhängnißvoll für David war es, daß ihm gerade damals seine Mutter starb, denn einmal hielt ihn nun die Rücksicht auf sie nicht weiter von verwegenen Entschlüssen ab und andererseits machte die Trauer ihn ernster. So kam es eines Tags, daß sein Herz, von den Unruhen jener Tage getrieben, ungefähr die folgenden Worte sagte: „O, es gibt schon viele jetzt, die nicht besser sind als die niederträchtigen Schufte, die Ludwig XVI zum Tode verurtheilten.“ David war im Zimmer, und in solcher Erinnerung an historische Personen wagte er zu sagen: „Ich glaube, daß jene Männer ein großes Unrecht thaten, und manche von ihnen sind wol auch Schufte gewesen, aber andere waren doch kühn rechtliche Leute, die sich damals nur irren oder fürchteten.“ „So so, Herr Verleger?“ war die Antwort. „Vielleicht würde mein hochwerther Schreiber sich auch nächstens so besinnen oder irren, daß er mir das Haus anstecke oder die Kehle abschneide, wenn die Aristokraten und Blutsaugermänner mich aus der Welt haben wollten. Aber so lange ich noch ein Haus und eine Kehle habe, so lange sage ich zu solchen Meinungsverwandten: Heraus aus meinem Hause, und das auf der Stelle!“ David wartete eine zweite solche Aufforderung nicht ab, sondern verließ sogleich das Zimmer und darauf das Haus.

Er ging nach dem Hause seiner Verlobten, wo er immer Trost fand wie seine Mutter sonst, und erzählte ihr die Umstände seiner Verabschiedung. Er hatte wenigstens Besonnenheit und Mäßigung gezeigt, denn doch seine Aeußerungen im Hause des strengen Patrioten mit lautem Schluchzen für die Partei genommen. Aber man erfuhr, wenn auch schwerer Mißbilligung über seine Unbesonnenheit, Wünsche, daß er durch Unterwürfigkeit das Geschehene ungeschehen machen möge. Die Erkundigungen, daß der Vater dies gewiß gerne thun geben oder sonst eine Aenderung des Verhältnisses zwischen ihm und seiner Tochter nicht dulden werde. David ward bald sehr schweigsam und ging verdüstert von dannen, um nie wiederzukehren.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Ein Bild aus London.

Von Franz Dingelstedt.

Die Königin hält ein Drawing Room! Als diese Nachricht zuerst als Gerücht, dann schwarz auf weiß in den saubern offiziellen Lettern der „London Gazette“ erschien, athmete das ganze handeltreibende London auf. Ein Drawing Room! Ein Umgang der hochgeborenen Schönheit und Jugend wird dies Ereigniß von den großen und kleinen Revolutionen genannt. Es ist nur vier- oder fünfmal im Jahre, daß die Königin solche große Audienz gibt, und nur der Aristokratie der Geburt und Fremden von Auszeichnung öffnen sich dann die engen Corridore des Palastes von St. James; ebenso ist dieser Umgang nur auf die Damen beschränkt und nur wenige Herren dürfen als Protectoren der weiblichen Mitglieder ihrer Familien die Schwelle des Palastes überschreiten. So war es am 1. Mai. Es war etwas Feierliches um dieses Drawing Room, es war das erste seit undenklich langen, daß erstmal, wo die königliche Witwe Victoria den dunklen Trauerschleier ablegte, wenn auch die Prinzessin von Wales so pietätlich vermag bei der glänzenden Ceremonie, der ersten nach so langer Stille. Man könnte meinen, daß dieser Tag nur die bevorzugten Inhaberinnen von gewissen goldbestickten Einlaßkarten berühren könne. Aber das ganze handeltreibende London, das um Minuten seine Lebensstunden feil hält, war wochenlang vorher rege! Denn man wußte, was so und so viele Hunderte eigenthümlicher kostbarer Kleider erfinnen würden, um in Glanz und Schmuck in Seide, Sammt und im Spitzenputz sich zu überbieten; man wußte, was die Aristokratie Albions an Opfern schnöden Geldes verlangte,

ehe sie den Musikgenuß erklärt. „Ist gehört zu den Pflichten!“ Und man hatte so lange gehört und heimlich über die stille Zwischenzeit des ewigen Hustens der Nachbarin sich gefreut. Die Strafzeit war nun vorüber und die gelbene Beute war eine ziemliche. Aber nicht nur die greisen und kleinen Bagatellenjäger, nicht als schon tausend hart arbeitende Hände exerzieren mußten, um für die Arbeitsstunden bei manchem ab, da sie nunmehr durchaus die Nadel ruhen lassen und nicht wie sonst nur wochenweise beschäftigt und dann entlassen werden, bis neue Arbeit ihrer warte! Hatten doch Tausende in der ungeheuren Stadt auf eine Frist, um für eine Woche oder zwei Erwerb zu haben. Wie das hastet und rennt und sorgt — und wenn der Sonnabend kommt, wie ängstlich die Aermsten im Antlitz des Kassierers des Geschäfts zu lesen suchen, ob nicht das sprechende Wort fallen werde: „Die Hand X. X. wird nicht ferner gebraucht!“

Tausende standen nur in weißen Hüllen und Seide gehüllten Marquisen, Gräfinnen und Ladies von Rang und Klang nichts, als sie bei der Auffahrt zu Hofe in ihren Karossen harrten, Hundertlang in Einer Reihe von der Länge einer vollen englischen Meile in der eleganten Modestraße Bond Street. Vorn prunkt der Kutscher in reicher, blauer oder weißer Livree, mit Schnallenschuhen und Glacéhandschuhen und das meist mächtige Haar weiß gepudert über dem oder gesunden Alltagsgesicht, das ein runder oder dreieckiger Hut beschattet. Hinter „Vater“ hat er was zu bedeuten in staatsökonomischer Hinsicht; er ist hoch bestimmt und bringt der Staatskasse manche tausend Pf. St. Er muß eine heimatere Kunst sein, mit Würde müßig zu bleiben und mit lächelndem Gesicht auf jeden Schritt weiteren Vorrückens in der schwerschwankenden Kutsche zu harren, bis endlich die vordere Front gemacht und der Kutscher vor dem Palast des Königin vorfährt. Diese Langeweile verdiente um so mehr Beispiel, da meist nur eine einzige Dame in jedem Wagen Raum fand, denn die voraussichtliche Braut hatte verlangt ihre Rechte, und dem neugierigen Auge der Zuschauer, welche die vollste Muße hatten, „nichts zu sehen“, wurde an den Kutschenfenstern nichts weiter sichtbar als eine Wolke von aufgebauschtem Spitzenstoff, über dessen aufgebäumten Wellenschlag nur hin und wieder ein unglaublich ruhiges und geduldiges Damengesicht hinüberlugen konnte wie eine Taube aus dem wolligen Nest. Gatten, Brüder und Vettern, die heute zu den Vorhallen Glück schauen zu dürfen, hatten sich auf den Bürgersteig zu setzen, um sich zu schützen vor dem Schlag und glänzenden Hufen der Pferde und Gefährten vor Zusammenstoß und Straßenstaub. Andere Damen, faden Romane, geistgehaltene und illustrierte, im originellen Anblick, eine unbewegte Selbstvergessenheit, welche selbst einen Denker verraten hätte.

Dennoch war kein unerfreuliches Gedränge in der Straße; nur die Wege Seite des Trottoirs war ein wenig belebter als sonst — nichts von jener Unverschämtheit, die ehemals Mundes der Mode der Frauen anzuklagen pflegt. Nur junge Frauen und Mädchen — und wer wollte ihnen den Anblick von weiblichem Putz und dem Prunk der Schönheit mißgönnen? — schritten die lange Straße auf und nieder und wagten hin und wieder einen flüchtigen strahlenden Blick in den halbdunkeln Wagen zu werfen, der ehe nur in seltenerweisen Momenten diese oder jene tief zurückgelehnte „Penelope“ entdecken ließ. Hin und wieder machte es sich wol ein Straßenmusiker zwischen den schlagerwarten Radzeichen bequem und breitete mit philosophischem Auge die „grünen Fächer“, für, nur zuweilen über den Roman hinausblickend, ihm einen verstohlenen Blick oder einen jener Blicke zuwarfen, die in erkünstelter Ausdruckslosigkeit das Auge wie eine verwaschene Kamee erscheinen lassen.

Außer den Polizisten, die hinter jeder Kutsche mit Blumenbouquets im Knopfloch, Wache hielten, genügte ein Dutzend Polizeimitabler, in großen Distanzen aufgestellt, um alle in Reih' und Glied zu halten. Ein Wink mit der weißbehandschuhten Hand genügte, um Gehorsam zu finden bei einem Publikum, das den Polizeimann nie anders denn als einen höflichen Gentleman kennen gelernt hat.

Ich habe auf dem Kontinent ähnliche Aufzüge mit angesehen, aber selten die Muskelbewegung der Sonne verspürt; hier nicht. „Ist geben alle in unserer armen guten Königin!“ sagte laut ein hartknochiger Arbeiter, halb in Lumpen gekleidet. Er sprach es so ruhig, ohne Neid, den ich irgends auf den Gesichtern erblickte. „Unsere arme gute Königin!“ Den Werth solcher Worte fühlt man so recht voll in England, wo das ganze Heiligthum so bürgerlich rein und die Königin als die „erste Hausmutter“ angesehen wird. Wie viele Arme und Irrgenvolle Kanten in jener Straße des Glanzes und kein bitteres Wort verrieth gallige Mißgunst oder ein Gefühl eigener

Gastfreiheit. „Sie geben alle zu meinem armen Herzen, das sich wieder freuen will!“ Eine ganz volkstümliche Bezeichnung, die Geschichte eines gütigen Monarchenherzens, das Volk liegt in der Umarmung. Und ist die Anhänglichkeit der Volksliebe? Etwas anderes aber hilft dem Fürsten auf, der seine persönlichen Gesellschaftsvorurtheile mitbringt. Das Volk betrachtet seinen Adel nicht als eine ihm entgegengesetzte Kaste, und jeder, der über ihn spotten wollte, fände kein Verständniß. Der englische Volksmann würde es nicht begreifen, wie man über die Träger solcher Namen wie Sidney, Marlborough, Wellesley, Argyle, Villiers, Seymour, Somerset, Neville, Howard spotten könnte. Die mit ihrer vergangenen Verherrlichungsgeschichte so ruhmlich verflochten sind. Das macht, die Klassen achten sich gegenseitig und der Niedrigste weiß, daß der Höchste um Stufen sein treues Vaterland ebenso opferwillig liebt als er selbst. Mit diesem Nationalgefühl blickt in solchen Tage selbst der Bettler auf die „reichen, großen Lords“, deren Namen er „gern hört“, auf wie auf Kinder seiner eigenen deutschen Nation.

Die Kutschen fuhren eine nach der andern nicht zu den „Bevorrechteten“, die den St. Jamespalast betreten durften, gehörend, überlasse ich der Phantasie des Lesers oder der noch mehr interessirten Leserin, sich die Ceremonien der Vorstellung auszumalen, die wenig oder gar nicht vom Aehnlichen in deutschen Hofcreisungen beschriebenen abweichen. Ein Ehrentitel Vorstellungen ist ein Ziel, das der weiblichen Jugend der Aristokratie schon jahrelang vorher vorschwebt, denn erst dann beginnt ihre gesellschaftliche Wirksamkeit in der vornehmen Gesellschaft und sie kann dann „mitreden“, um ein alltägliches Wort zu gebrauchen.

Ich verließ Pont Street, als der Abend sank, und wendete mich endlich, mit Mühe den Wagen ausweichend, welche die Parlamentsmitglieder am Palast vorbei zur Sitzung nach Westminsterhall führten, die Equipagen des Unterhauses und der Lords, die Vertreter Englands, Schottlands, Irlands und Britisch Indiens.

Noch wenige Schritte und ich stand vor Trafalgar-Square, dem Platze der Statuen des Ruhms. Welch ein Anblick, wenn man ihn von den Treppenstufen des alten Northumberlandpalastes genießt, wo sich die Kunsthöfe der Nationalgalerie befinden!

Langsam senkt sich der Platz nach Süden ab, ist ganz mit Quadern belegt und ein mächtiges Steinbecken umschließend, worin mit hundert Sprudelbrunnen rauschen und plätschern, die Wasserstrahlen in künstlichen Bogen durcheinander brausen, während auf der Wasserfläche das Sonnenlicht zittert und schäumt um die langen Schatten, welche die Bildsäulen Havelock's, des Retters von Indien, Napier's, des Seehelden, und das obeliskenhohe Standbild des einarmigen Nelson entwerfen. Im Vordergrund zur Linken ragt die wetterschwarze Reiterstatue eines der königlichen George empor, zur Rechten steht ein ebenso mächtiges Piedestal noch leer. Wen wird es aufnehmen? Muß es in Trümmer fallen, ehe ein neuer Würdiger gefunden? Noch viele andere kleinere Steinpfeiler stehen in Reihen dazwischen, als sollten auch sie zu Piedestalen dienen, eine Schar noch ungeborener Heroen erwartend. Oder hat der Architekt einem unbekannten Gott der Zukunft Altäre vorbereiten wollen?

Herüber aus dem durch Bäume verdeckten St. Jamespark klingt Trompetenmusik. Es ist das Musikcorps des vornehmsten Gardecorps, der Horse Guards, das die Volkshymne spielt: „Rule Britannia! Britannia, rule the waves!“ Und kaum sind die letzten Töne verhallt, nehmen rauhe, tiefe Stimmen unter der Nationalsäule die Musik auf und gehen zu einem mächtigen Chor über: „God save the Queen!“ Es ist ein Trupp von mehr als hundert Arbeitern, die nach des Tages Mühe und Last die Arbeitsjacken abgeworfen und sich in die Reihe, elegante Uniform eines eigenen Freiwilligencorps geworfen, um zu späten Uebungen aufzumarschiren, die Büchsen auf der Schulter, den Säbel an der Seite. Ein Bataillon jener „Londoner Volontärs von London, über deren Parade in Hydepark die Königin Thränen der Freude weinte, wenige Monate vor den Thränenbächen.

„Die arme gute Königin, die sich wieder freuen will!“ Wie mir die Worte im Ohr klangen!

Ueber das Wasserbecken blickend, schweift das Auge die ganze Länge der Parlamentsgebäude entlang, die bei dem Parlamentsgebäude und bei der Westminsterabtei endet, wo die heimgegangenen Könige und Königinnen ruhen und die Helden alle von hundert Schlachten, die Staatsmänner, die Redner, die Dichter!

Die Parlamentsgebäude verdeckt hier die Themse. Aber ich wußte, daß sie dort stromt, und dies

[illegible] [illegible] [illegible] [

Enttäuschung.

Die Hoffnung hat mit oft gelogen
Mit der Verheißung gold'nem Schein,
Oft, von der Freundschaft teilt, betrogen
Stand ich verlassen und allein
Hielt ich den Kampfpreis schon gewonnen
Und große Zukunft trat den Raum,
War aber Nacht in Nichts zerronnen
Der alte schön geträumte Traum.

Und doch war gar so süß der Traumwahn
Die Gaukelei der Poesie,
Jetzt ist der Duft des Rosenkranzes
Rings Wahrheit doch der Phantasie.
Wo sind die Stadt zu guten Thaten
Die, weltentgegnend ich im Wort,
Der Nachwelt Phantome schufen,
Wo ist das Feuer noch?

Kann meine Welt mit ihrem Hoffen
Noch deinem Dichter, der verweht
Jetzt ihres Streites nicht Meinen
Vorgrund nicht mehr ist Poet
Noch soll mit nächtern liegt die Irrbahn,
Und tatenlosen Mangel bar,
Nicht wurde, und Träumern zu bedauern
Was schön in mich als Traumbild war.

Und ist vom Pathos der Erkenntnis
Der Sage auch vom Paradies
Der Wahrheit schwere Siegesbürde
Das Phantasie zu viel verblieb
Enttäuschung, vor des Lebens Blöße
Zurück in ihre Ufer drängt,
Für über der Entsagung Schwelle
Nicht einen Kranz der Ernte hängt

Ist ich das Gute von dem Bösen
Und vermeintlich bezauberen Klang
Und unter heiliger Regime
Der Wahrheit zum Triumphe zwang
Der Dichter schweigt — so hast gesungen
Hat er von einer besseren Zeit,
Denn ich sind Lieder ungesungen
Schwanen wir ertönenden Herrlichkeit.

Karl Stieler.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Bilder aus dem Kaukasus.

II

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Soldaten [illegible] und [illegible] Hunger [illegible] Gewalt Kugeln waren die [illegible] Argumente der Tage. Denn das Großartige war, daß es nicht [illegible] sondern [illegible] durchbringen konnten. Im [illegible] Lager waren [illegible] Schweine, Kühe und Schafe [illegible], die Schützen hätten [illegible]. Aber [illegible] hat [illegible] Leiden eine [illegible] Note, obwohl [illegible] Meldung [illegible] noch [illegible] als [illegible] war. Der Feind [illegible] so starke Lage [illegible] Front nach [illegible] [illegible] Tage wurde [illegible] abgebrochen. [illegible] Gewehre [illegible] im Walde [illegible] Leben [illegible] [illegible] Tage mit [illegible] Munition [illegible], wo [illegible] Pulver [illegible] Gewehr [illegible] Munition [illegible] [illegible] Leben [illegible].

Aus der Welt der Industrie.

(1)

Der im Verlag von A. W. Kafemann in Danzig erschienene „Illustrierte Katalog der Danziger Industrie-Ausstellung" hat sich einer solchen Teilnahme zu erfreuen gehabt, daß die Veranstaltung einer Fortsetzung nicht nur der Industrie selbst wichtige Dienste leisten kann. Obwohl es nur selten gut ist, große Ereignisse in gedrängter Kürze [illegible] Gestaltung wiederzugeben, muß [illegible] Buch [illegible] einer Ausnahme sein.

Es ist gewiß ein Meisterstück, auf [illegible] Seiten [illegible] Textabbildungen [illegible] Bilder in Farbendruck [illegible] eine [illegible] Übersicht [illegible] Ausstellung [illegible]. Man hat auch [illegible] Verwendung von Vorzugspapier, und so ist auch in der [illegible] Qualität der Wiedergabe [illegible] Bilder [illegible], [illegible] auch in den Einzelheiten [illegible] muß, sich im ganzen [illegible] Eindruck [illegible]. Der Text [illegible] Bild [illegible] Wesen [illegible] Ausstellung [illegible]. Die Abteilungen [illegible] Ausstellung [illegible] Industrie [illegible] Handel [illegible] Gruppen [illegible] Bedeutung [illegible] Ausstellung [illegible] Bilder [illegible] Bedeutung [illegible] Industrie [illegible] Bilder

[illegible] Erziehung [illegible] Mutter ist [illegible] Prinz Albert und seine Erziehungsmethode.

[illegible] Prinz Albert [illegible] Prinz Gemahl [illegible] Königin [illegible] Prinz [illegible] Prinzessin [illegible] Prinz [illegible] Prinzessin [illegible] Prinz [illegible] Prinzess

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 27. Wöchentlich 1½ Bogen.

Inhalt: [illegible]

Zwei Verwahlungen.

[illegible]

I. Es wird Abend, es wird Morgen.

Im Entresolhaus eines Fabrikanten in Paris hatte sich vor einigen Jahren [illegible] Mann, die für einzig schönstehen Saloon [illegible] Thomas Chapuis, mit seinem [illegible] Vetter Bernard niedergelassen. Die Wohnung, welche er mietete und in der ein Garten gehörte, [illegible] sich in der Rue Montgrenet im zweiten Stockwerk und bestand aus zwei Schlafzimmern, welche zugleich als Arbeitszimmer von den beiden Gesellschaftern benutzt wurden, einem Empfangssaal und einem Speisezimmer. Die Möbel mit grünem Wollstoff überzogen, die Spiegelrahmen mahagoni mit [illegible] Bronze-Zierathen [illegible] die Teppiche Arbeiten der gewöhnlichsten Art, die ganze Einrichtung, mit Ausnahme [illegible] und bescheidene Vermögensverhältnisse und [illegible] Freundschaft und wo das Herz [illegible] gegeben waren. Den schönsten aber vielleicht [illegible] eigen Schmuck der Wohnung hatten eingerahmte und aufgehängte Kupferstiche, die „Jahreszeiten" von Watteau, „Die Verwandten" von Greuze, „Das Tage Gericht" von Michel Angelo, „Die Erstürmung Athens" von Julius

Lasinski. Das die gleiche Richtung der Wünsche über die Verwendung [illegible] gemeinschaftlichen Mittel, wie die der [illegible] Leben, so verschieden, wie die Charaktere und Neigungen [illegible] Menschen sind, [illegible] Wünsche der Mitbewerber und [illegible] Ausgleichung herausgefordert, so war [illegible] Menschen im [illegible] Zusammenleben [illegible] Regel der [illegible] Rücksicht [illegible] Ausdruck [illegible] Wünsche [illegible] Bedürfnisse [illegible] Gegenstand [illegible] Worte [illegible] Ausgleichung [illegible] Worte [illegible] Ausgleichung [illegible] Worte [illegible] Ausgleichung

quält mich nur Fielding! Ha, ha! Schon der sechste Brief (erbricht ihn und erblaßt). Was ist das? Wie? (sieht die Adresse an) ja, ja — für mich — hm — erlaubt doch einen Augenblick! (geht zur Seite ab).

Eliza.

Was ist dem Vater?

Phillips.

Ich begreife nicht, der Brief kam mit einem Expressen aus Bristol.

Thompson

(kommt mit Hut und Stock und will fort).

Eliza.

Vater, was enthält der Brief?

Thompson.

Für Euch nichts, vielleicht nur für mich. (Will gehen und kann sich kaum aufrecht halten.)

Phillips.

Mister Walter, um Gotteswillen, was habt Ihr?

Thompson.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel — eine Nachricht — Fielding soll auf den Tod liegen; wenn es wahr wäre, wenn er stürbe! — ich muß in die Bristoler Factorei; beruhigt Euch, beruhigt Euch — ich bin bald zurück. (Ab.)

eine alt gewordene Tängerin und so weiter bis ins Unendliche. Mentier! Mentier! Wäre gerade so gut wie gar nichts aufzuschreiben. Die Polizei, welche doch alles wissen muß, sollte eine solche Unbestimmtheit des Ausdrucks nicht dulden!"

Was dem Concierge zu dessen Verdruß von vornherein unbestimmt erschien, wurde ihm später schädlich und reizte bis zum Aeußersten seine Neugierde. Herr Chapuis ging selten aus und meist nur des Abends; er erhielt keine andern Besuche als die der Schulfreunde seines Sohnes, welche zunächst diesem galten, und lebte sonstigen außer allem Verkehr mit der Welt. Er beschäftigte sich mit der Blumenpflege im Garten, er zeichnete und las viel in den Büchern seiner Bibliothek. Des Jahres zweimal jedoch kam ein Fremder ins Haus, mit welchem Herr Chapuis mehrere Stunden allein in seinem Arbeitszimmer zubrachte und der sich dann wieder entfernte, ohne daß die Leute wußten, woher er kam, noch wohin er ging. Die Magd, der Gärtner, Handwerker und Arbeiter, die etwas zu letzterm hatten, erhielten ebenso pünktliche als billige Bezahlung, bekamen aber aus dem Munde des ernsten Mannes nicht anderes zu hören, als was eben zur Sache, um die es sich handelte, gehörte. Selbst der Schneider und der Friseur, im ganzen Viertel wegen ihres Fachs, Geheimnisse zu ergründen, bewundert, mußten sich zum Nachteil ihres Rufs der Einsilbigkeit dem verschlossenen Wesen des Herrn Chapuis gegenüber für besiegt erklären. Einige der geringschätzigen Nachbarn ließen sich die Sache so angelegen sein, das Ihre bei Raymond anzuknüpfen und auch ihm herauszubringen suchten, was sein Vater so beharrlich verschwieg; allein der Knabe beantwortete alle die zu diesem Zweck an ihn gerichteten Fragen mit der ewigen Wiederholung: „Ich weiß nicht!", sodaß die Neugierigen am Ende dachten, der Sohn ist wie der Vater, und alle weiteren Nachforschungen als nutzlos aufgaben.

Die Leute irrten jedoch mit dieser Voraussetzung, denn Raymond wußte in der That von seines Familienangelegenheiten nichts weiter, als daß seine Geburt mit dem Tode seiner Mutter zusammengefallen sei, daß er mehrere nähere und fernere Anverwandte habe, von denen jedoch sein Vater eine gewaltige Abneigung für notwendig erachtete auf Gründen, die er ihm später anzugeben versprach. Mit diesen Andeutungen gab sich der junge Mann um so leichter zufrieden, als es ihm an nichts gebrach, das ein Leben zu erheitern und zu befriedigen geeignet ist.

Raymond war um die Zeit, in welche der eigentliche Anfang dieser Erzählung fällt, 18 Jahre alt und der Rechte beflissen. An seinem Vater hatte er einen wachsamen Beschützer, einen ebenso zarten als aufmerksamen und hingebenden Freund, der ihn zur Arbeit anhielt, seinem Urteil nachhalf, seine Empfänglichkeit für das Gediegene und Wertige weckte und nährte, der ihm manchen Zwiespalt in der jungen, ringenden Seele ausglichen, manche Schwierigkeit durch Aufmunterung Aufmunterung überwinden half. Alles Gemeine, Schädliche, Schmerzliche war der Vater bemüht, von dem Knaben und dann von dem Jüngling fern zu halten, und für viele Sorgfalt, diese Pflege schenkte der Sohn dem Vater das unbedingteste Vertrauen. Keine Falte seines Herzens, keine Schwäche, keine Verirrung verbarg er dem Liebevollen. Dadurch wurde es dem klugen Manne möglich, den jungen Mann von den Abwegen zurückzuhalten, auf welchen das Studentenleben des Lateinischen Viertels so viele Schüler verleitet, die nicht selten in verrufenen Kaffeehäusern mit Pferde, Karten, Spiel und Dirnen, bei Bier und Grog in den Tanzsälen der Glanzzeit de Bilah, der Chaumière oder des Prado eine vielversprechende Zukunft verpassen. Vor allem ließ Herr Chapuis es sich angelegen sein, die Sucht nach Geld von dem jungen Mann abzuhalten, die unter dem gewissen Kaufmannsvolk bei den Franzosen alle andern Leidenschaften überragt und zur verächtlichen Krankheit geworden ist, von der namentlich zu Paris alle Schichten der Gesellschaft durchdrungen sind.

Die Arbeit, zu welcher Raymond angehalten wurde, dann der Umgang mit den thätigsten seiner Schulgenossen, die ihm sein Vater wählen half, entfernten unterrichts die Gelegenheit zu müßiger oder gar schädlicher Verschwendung. Die Ausgaben für ungewöhnliche Zerstreuungen, für Ausflüge und Ferienreisen, für Theaterbesuch und Bücher, überhaupt für Angenehmes und Nützliches bestritt Herr Chapuis mit zuvorkommender Freundlichkeit, sodaß der glückliche Student vom Einfluß des Geldes, der häufig moralische Zerstörungen anrichtet, gar nichts erfuhr.

Wie es in Frankreich die Art ist, wo die äußerliche Gefälligkeit an Menschen und Dingen große Geltung findet, wurde auf die leibliche und gesellschaftliche Ausbildung des jungen Mannes mindestens ebenso viel verwendet wie auf seine geistige Entwickelung. Und Raymond war auf dem Tanz- und Fechtboden, am Klavier, auf dem

Pferde und im Wasser heimisch. Die Natur hatte sich mit ihren Schenkungen nicht hinter der menschlichen Einwirkung zurück. Sie verlieh dem Körper des jungen Mannes gefälliges Ebenmaß, seinem Angesicht einnehmende Bildung, seinem Geiste Raschheit, Schärfe und Anmuth, sie legte auf seine Lippe das beredsamste Wort, in seine Stimme Wohllaut, in sein dunkles Auge gewinnenden Glanz. Die hohe Herrin streute ihrem Schützling einen Empfehlungsbrief aus, wie ihn nur selten Sterbliche mit auf die Reise erhalten. Raymond gehörte zu den begünstigten Sterblichen, die ein sanftes Glück liebevoll umlacht, aber nicht überwältigt; ein Glück, mit welchem man nicht zu ringen braucht, um nicht aus den natürlichen Gleisen menschlichen Treibens und Strebens zu maßloser Ausschweifung herausgerissen zu werden; das den Muth und das Streben wohlthätig belebend und in erfreulicher Uebereinstimmung mit der Kraft erhält. Glück will erwiesen sein, das Schicksal dem jungen Mann durch das, was es verlangte, wie durch das, was es gewährte; es legte beständige, ingeheime Proben in seinen Lebensweg, es erhielt seine Gedanken gesund und heiter, sein Herz warm, seine Seele unbelästigt von Unmuth und von Trotz, und so war dem Raymond eine milde, freundliche Jugenderziehung. In der Schule machte er sich durch Anlage und Fortschritte bemerkbar, blieb aber dabei so aufgeschlossen, daß die gleichbleibenden und gleichgeborenen Studiengenossen ihm zugethan waren. Durch seine Kameraden wurde er in Verbindung mit anderen Familien der Hauptstadt gebracht, bei denen er gastliche Aufnahme und mancherlei Unterhaltungen fand, von denen er im Hause und Hause und zu Gelagen, im Sommer zu Landpartien geladen wurde.

Es war an einem heißen Freundestage des Jahres 18.. gegen 11 Uhr Morgens, als Herr Chapuis im Speisezimmer am Tische saß mit seinem Sohn, der spät zu Bett gegangen und vor kaum einer halben Stunde aufgestanden war, gemächlich zum Frühstück erwartete. Im Kamin flackerte und knisterte ein wohlunterhaltenes Feuer und warf wechselnden Schein auf den grünen Teppich am Boden. Der Tisch, den ein weißes Tuch bedeckte, war mit zwei Gedecken besteckt, zwei Flaschen, von denen die eine rothen Wein, die andere Wasser enthielt, mit Kaffeeschalen, mit einem Körbchen voll Brezeltücke, mit einem Holzbrecher, der von Cigarren strotzte. Nicht gar lange hatte Herr Chapuis gewartet, als sich rasche Schritte hören ließen. Die Thür wurde geöffnet und die schlanke Gestalt des Erwarteten trat in das Zimmer.

Die dargebotene Hand des Ankommenden ergreifend, wünschte es ihm mit dem unverkümmerten Ausdruck der Herzlichkeit einen guten Morgen.

„Guten Morgen, mein Sohn!“ gab der andere in gleicher Weise zurück und blickte dabei den jungen Mann forschend ins Gesicht, um zu sehen, ob dasselbe Genügung und Uebereinstimmung ausdrückte. Es mochte aber mit dem Ergebniß der angestellten Beobachtung gewesen sein, wie dem es schien, als er die Frage stammelte: „Hast du ausgeschlafen?“

„Vollkommen!“ erwiderte der junge Mann. „Die Nächte der vergangenen Woche haben sich in meine Jahre gedrängt.“

„Glück der Jugend!“ sagte Herr Chapuis und sah vor sich hin.

Nun wurde von der Hausfrau ein wohlbestelltes Frühstück aufgetragen, das in Hammelrippchen, Gierkuchen (Omeletten), Käse und einem Krautsalat bestand und das sich die beiden trefflich schmecken ließen. Nach eingenommenem Mahl stopfte Herr Chapuis und die Magd brachte den Kaffee, der dampfend in die Tassen gegossen wurde. Vater und Sohn brannten Cigarren an, worauf sich ein heiteres Gespräch zwischen ihnen entspann.

„Im Schreiben warst du nicht Lange!“ sagte der Vater. „Der Empfehlungsbrief Deiner Mutter hat dir gar wenig an Lobeserhebung und Anpreisung zurückgelassen!“

„O nein!“ gab der andere zurück. „Ich habe vordem meinen Nachnamen. Mich rühmt die Erinnerung an [illegible] verbrachten Stunden.“

„Warum diesmal?“ fragte Herr Chapuis mit einigem Nachdruck.

„Weil ich solches noch keine Gelegenheit so heiter angeregt und angeregt hatte als bei Herrn Langlois! Ich weiß kaum Dank genug dafür, daß er mich bei dem Banker eingeführt hat.“

„Wenn man die Verschiedenheit des Charakters und Naturganges überdenkt“, bemerkte der Vater, „so sehen sich, wie ich glaube, alle beste Väter auf ein Haar ähnlich. Und trockene Anzüge, mehr Perlen und Diamanten tragen doch wahrhaftig nicht viel zur Unterhaltung der Gäste bei.“

„Gar nichts!“ versetzte Raymond. „Das ist es auch nicht, was ich auch nur bemerkt hätte!

Aber es war da alles so hell und lebendig! Spiegel und Bilder, ja die Wände selbst lachten einem da so heiter, so aufmunternd an! Die Musik klang so vergnügt, als theilte sie die Lust der Gäste! Der Tanz war wie beflügelt. Man athmete frei."

„Der erhöhte Genuß ist vielleicht mehr deiner eigenen Stimmung als den erhaltenen Eindrücken zuzuschreiben."

„Ich fand die Stimmung dort. Gleich beim Eintritt in den geräumigen, hellerleuchteten Saal berührte mich aufs angenehmste der Anblick der jungen Frauen, die munter, ohne den herkömmlichen Zwang sich unterhielten. Louis stellte mich Herrn Langleis und dieser mich seiner Tochter vor, welche, da ihre Mutter seit Jahren todt ist, die Stelle der Hausfrau vertritt, und der es obliegt, die Gäste zu empfangen und ihnen die vorgeschriebenen Ehren zu erweisen. Das Mädchen von neunzehn Jahren erfüllte das Amt mit einer so reizenden Ungezwungenheit, mit so viel natürlicher Anmuth, daß mir, als ich sie in ihrer Wirksamkeit sah, der bessere, anziehendere Ton der Geselligkeit erklärlich wurde. Sowie mich ihr Vater nannte, machte sie einen tadellosen Knix mit einem so tiefen Gruß, daß man eine Beimischung von Scherz voraussetzen konnte, und erklärte mit einer Art Feierlichkeit, daß man mich ihr als einen vorzüglichen Tänzer gerühmt habe.

„Wie schade, daß dieses Verdienst nur gering anzuschlagen ist!" bemerkte ich.

„·Es macht wol nicht unsterblich, aber wir Mädchen legen großen Werth darauf! Das bedeutet doch wol auch etwas?· entgegnete sie.

„Sehr viel!" sagte ich. „Darf wollen Sie erlauben, Fräulein, daß ich meinen Vortheil benutze und Sie um einen Tanz bitte, den Sie etwa noch frei haben!"

„·Zu spät!· rief sie pathetisch. ·Doch wir wollen sehen, ob sich nicht noch etwas für Sie thun läßt!· Und sie suchte unter den vielen Namen auf den niedlichen Elfenbeinplättchen, die sie an einem goldenen Kettchen hielt. Endlich strich sie einen Namen weg und schrieb mit der kleinen Hand den meinen an die Stelle.

„·Mein Vetter Albert ist nicht mehr und Sie erben seine Polka!· sagte sie lächelnd; ·wohlgemerkt, die vierte!... Mein Herr Vetter·, rief sie einen jungen Mann von ungefähr 24 Jahren an, welcher sich zufällig genähert hatte, ·lasse ein Herz und höre, daß ich über deine Polka zu Gunsten des Herrn Chapuis verfügt habe! Zur Entschädigung für den schweren Verlust erhältst du jedoch, wenn du nächsten Sonntag bei mir zu Tische bist, dein Lieblingsgericht, eine Plombière, die all ihre Schwestern beschämen soll!·

„Vetter Albert verzog das Gesicht zu einem sauren Lächeln und versetzte mit erzwungener Heiterkeit:

„·Wie ich sehe, macht man nicht nur in der Rechenstube, sondern auch in dem Salon meines Onkels Geschäfte! Gut denn, verehrte Mahme! Der Handel ist abgeschlossen! Nächstens verkaufe ich Ihnen meine Erstgeburt, wenn Sie wollen!· Ueber diese Dreistigkeit lachte Fräulein Ernestine, worauf sie zu andern Gruppen enteilte. Ueberall, wo sie hintrat, sah ich das Vergnügen aufleben."

„Fräulein Langleis", fuhr der theilnehmende Vater zu fragen fort, „kann sich also mit der schönen Tochter des Präfecten Tarneau messen?"

„Natalie Tarneau", erwiderte Raymond, „ist schön durch Form und Bildung, Ernestine durch Ausdruck und Bewegung. Jene gefällt und gewinnt, diese entzückt und reißt hin. Man würde sich an einem getreuen Bilde von Natalien erfreuen, den Reiz Ernestinens könnte kein Pinsel und kein Meißel auch nur annähernd wiedergeben. Ernestine muß man sehen, wie sie schreitet, wie sie tanzt, wie sie blickt und wie sie den Kopf schüttelt! Wie sie lächelt, bald spöttisch, bald wohlwollend, verächtlich oder zufrieden oder mißbilligend, mit jedem anders, ohne daß sie es will oder auch nur weiß — immer unnachahmlich!"

„Hattest du auch Gelegenheit, mit der verführerischen Göttin zu sprechen, für die es in ihrer beleuchteten Welt so viel zu thun gab?"

„Sie nahm es mit ihren Pflichten als Hausfrau nicht ganz so genau. ·Man kann den Leuten·, hörte ich sie erklären, ·die Unterhaltung nicht wie Eis und Limonade in Gläsern reichen. Jeder muß sich sein Vergnügen selbst suchen, dazu gibt man einen Ball! Meine abgereichenen Artigkeiten, die ich an die eine oder andere Dame richte, werden kein einziges Gähnen verhindern und der Langeweile auch nicht den geringsten Schaden thun, wenn diese einmal sich einer Seele bemächtigt hat!· Dieser besondern Auffassung ihres Amtes verdanke ich das Vergnügen längerer Unterhaltungen mit dem Fräulein, welche sie durch den ungezwungenen Ausdruck der eigen-

thümlichsten Gedanken und Einfälle würzte. Sie versicherte sie zum Beispiel, daß sie sich altern fühle, wenn sie den Vortrag eines langen Clavierstücks aushalten, wenn sie auf jemand allzu lange warten oder wenn sie über Dinge reden oder reden hören müsse, die ihr gleichgültig wären. Die Langeweile, sagte sie, betrachte sie als ein tragisches Unglück, und den Menschen, der sich geduldig und gelassen zu langweilen vermag, als einen wahren Helden. Männer, die vom Politik sprechen, versicherte sie, seien schlechte Tänzer und beunruhigen sie, wenn sie in den Salon treten. An dem Zuschnitt des Rocks und an dem Knopf der Halsbinde erkenne sie, ob ein Mann liebenswürdig und namentlich unterhaltend sei. Sie ziehe die Oper dem Théâtre français vor, weil sich da die Leute ausschließlich mit dem Stück und dort auch viel miteinander beschäftigen. Die große Aufmerksamkeit, welche der Bühne zugewendet wird, sei ihr unheimlich. Im Tartuffe von Molière, welchem sie nicht den geringsten Reiz abgewinnen könne, bedauere sie aufs tiefste die Leute, welche im Stück mit dem Helden des Dramas zu thun haben, mehr als in anderen Stücken die Opfer verschmitzter, aber anziehender Leute. Wenn das Unglück lachen würde und ergötzlich wäre, gäbe es nichts Leichteres als die Wohlthätigkeit. Gewisse oder verdrießliche Menschen lieben sich alle gleich und drücken ihr aufs Herz. Menschen und Kleider, die aus der Mode seien, sowie abgetragene Melodien machen ihr bange wie alte Leute, welche tanzen wollen. Wenn etwas in der Mode sei, so sei es schon deshalb schön und anziehend. Sie liebe nicht, jemand spielen oder singen zu hören, ein Buch von jemand zu lesen, ein Bild von jemand zu sehen, der nicht berühmt sei, weil ihr nichts unbequemer vorkomme, als sich ein Urtheil bilden zu müssen, statt ein fertiges Urtheil bei der Hand zu haben. Wenn sie von niemand gehört werde, komme sie sich wie begraben vor, und die Einsamkeit biete kein anderes Vergnügen, als aus ihr herauszukommen. Und noch mehr dergleichen Sätze brachte sie im Verlauf unseres Gespräches vor."

„Nach einer so flüchtigen Bekanntschaft hat die Fräulein Langeais sehr viel gesagt! Die junge Dame ist entweder äußerst mittheilsam oder sie hat ihr besonderes Vertrauen eingeflößt!" bemerkte Herr Chapuis. „Außerdem", fügte er hinzu, „nimmt es mich wunder, daß dem Mädchen gegen die pariser Sitte so viel Aufmerksamkeit der Unterhaltung gewidmet wird und daß nicht irgend eine Tante oder Gouvernante hörend zwischen euch getreten ist."

„Sie schemt eher ihre Erzieherin zu beherrschen, als von ihr beherrscht zu werden", entgegnete Raymond. „Denn so oft die gute Frau herankam, um Zeuge unserer Unterhaltung zu sein, hatte das Fräulein ein Geschäft bereit, das sie ihr auftrug und das die Alte entfernte."

„Das Kind hat alle seinen eigenen Willen", sagte Herr Chapuis darauf. „Nicht übel, verschlagen ganz in vielen Beziehungen! Das gibt Charakter! Das prägt alle Eigenschaften, Vorzüge und Fehler bestimmt aus! Das macht interessant!"

„Ausgemacht ist es, daß es nicht hindern, höchst liebenswürdig und anziehend zu sein!" versetzte Raymond. „Wie sterne ich mich, das Fräulein wiederzusehen!"

„Wann siehst du sie wieder?" fragte Herr Chapuis ein wenig überrascht.

„Morgen, und zwar im Odeontheater, wo «Walter Davilla» von George Sand angesehen. Auf meine Erklärung, daß ich auch dort sein werde, hat sie die Hoffnung ausgesprochen, mich in ihrer Loge zu empfangen."

Der Vater sagte nichts weiter, er wurde sehr ernst und zog sich in seine Arbeitsstube zurück. Der Sohn ging an seine Geschäfte.

II. Ueberwältigung.

Raymond traf die junge Dame verabredetermaßen im Theater. Sie befand sich in Gesellschaft ihrer Erzieherin, welche an die Vertrauten in den klassischen Trauerspielen der Franzosen erinnerte, an Figuren ohne alle Einwirkung, welche nur dazu da sind, anzuhören, was ihnen der Held oder die Heldin des Stücks mittheilen für gut findet, und eines alten Onkels, der auch nicht mehr zu bedeuten hatte, der im Hause des Herrn Langeais ohne Beschäftigung lebte, nachdem er durch verunglückte Speculationen um sein ganzes Vermögen gekommen war, das er in Gemeinschaft mit dem Bruder erworben hatte. Der herabgekommene Mann diente seiner Nichte als Begleiter, wenn es dem Vater an Zeit oder an Lust gebrach, den Mentor seiner Tochter abzugeben, und hatte dem verzogenen Mädchen gegenüber gar keinen Willen. Ernestine stellte ihm den jungen Mann vor und es kam ihm gar nicht in den Sinn, sich anders als erfreut über den Besuch zu zeigen. So fiel denn aller Zwang weg

und die jungen Leute unterhielten sich so eifrig miteinander, daß ihnen vieles von dem, was auf der Bühne geschah, entging, und als sie voneinander schieden, gaben sie sich gegenseitig die Versicherung, daß sie den angenehmsten Theaterabend verbracht hätten. Ganz natürlich waren sie auf Wiederkehr solcher Stunden heiteren Vergnügens bedacht. Raymond forschte eifrig nach den Gelegenheiten, mit dem Mädchen zusammenzutreffen, und dieses erleichterte ihm die Mühe. Freimütig teilte sie ihm Ort und Stunde ihrer Spaziergänge mit, ja sie ließ sich sogar herbei, dieselben ein wenig nach der Bequemlichkeit des Studenten einzurichten. Zuletzt sahen sie sich fast jeden Tag, bald in dem Tuilerien-, bald in dem Luxembourggarten, bald in den Elysischen Feldern, in einem oder dem andern Theater oder auf irgendeinem Ball. Ernestine, die sonst Angst vor schlimmem Wetter hatte, die ein Regentropfen, ein scharfes Lüftchen, ein Nebelchen besorgt machte, fand mit einemmal nun sich es sich von dem Hausarzt bestätigen, daß ein täglicher Spaziergang von einiger Dauer im Interesse ihrer Gesundheit unentbehrlich sei. Und die Elemente mußten sich gar sehr empört zeigen, um die Tochter des Bankiers von einer dieser verabredeten Zusammenkünfte abzuhalten. Vergebens prophezeite Madame Chapion, die Gesellschaftsdame, Sturm und Wolkenbruch. Ernestine wurde durch kein Ungemach des Wetters mehr erschreckt und hatte nichts als Spott für die ängstliche Gesellschafterin, welcher man es übrigens nachsehen muß, daß sie sich verschwiegen und duldsam zeigte und daß sie „dem Glück der beiden Kinder", wie sie es nannte, nichts in den Weg legte. Sie schien gar nicht zu hören, was die jungen Leute einander sagten und beteuerten, einander abforderten oder verweigerten, und wenn es sich nur irgendwie mit dem Anstand vertrug, blieb sie von ihnen in einiger Entfernung, um den Austausch ihrer Gedanken von jeder Störung zu befreien. Und sie hatten so viel einander zu sagen und zu beteuern, so viel einander abzufordern und vorzuwerfen! Konnten sie doch nicht oft genug wiederholen, wie wenig sie einander seien, nicht oft genug erzählen, was sie den Tag über getan und erlebt, wie viel mal eins des andern gedacht hatte, und was dergleichen große Angelegenheiten mehr sind.

Der Winter flog für die Glücklichen rasch dahin und auch ein Teil des Frühlings. Es kam der holde Mai,

Wer die Blumen liebet wen —

der die Welt erfreut; ihnen brachte er Betrübnis, denn er brachte Trennung. Die Familie Langeais zog aufs Land. Zwar zog sie in die Nähe von Paris, nach Montmorency; in einer halben Stunde fährt man mit der Eisenbahn von Paris nach Enghien, in einer Viertelstunde geht man von Enghien zu Fuße nach Montmorency; das ist wenig Entfernung, aber sie konnten einander doch nicht täglich sehen wie bisher. Raymond haderte mit der Natur, daß sie nicht den Winter sterben läßt und so unangenehme Jahreszeiten wie Frühling und Sommer hervorgebracht hat, die einem das Liebste entführen und gar keinen Grund dafür bieten. Herr Chapuis, welcher in alles eingeweiht worden war, hatte alle erdenkliche Mühe, seinen Sohn zu beruhigen. „Einmal die Woche kommt ihr in Montmorency oder in Enghien zusammen, außerdem könnt ihr einander schreiben, so oft ihr wollt. Auf diese Weise lassen sich einige Monate wol hindringen!" tröstete der vernünftige Mann.

„Einmal die Woche!" entgegnete Raymond. „Wie wenig ist das! Die Stunden des Beisammenseins fliegen vorüber wie im Nu und man kann sich nicht einmal auf den nächsten Tag vertrösten! Man zählt nicht Stunden, man muß lange Tage zählen bis zum Wiedersehen! Und schreiben? Was kann man in einem Brief Papier finden? Nicht einen Blick, nicht einen Ton!"

Trotzdem sprach aus der heftigen Entrüstung des jungen Mannes gegen einen Verlauf der Dinge, an welchem er nichts ändern konnte, Ergebung, was er tragen mußte, wie schwer es auch war, und zuletzt hätte er sich zufrieden gegeben, wenn ihm der „dürftige Brief" des ersten Verlustes vollwichtig zugewogen worden wäre. Allein Ernestine schrieb äußerst unregelmäßig, blos dann, wenn sie ein Gefühl oder eine Laune, die Eingebung des Augenblicks mit Einem Worte dazu drängte. Nicht selten mußte Raymond mehrere Tage auf die Beantwortung eines Schreibens warten. Es kam vor, daß er zwischen einer Begegnung und der andern gar keine Zeile erhielt. Er beklagte sich wol darüber, doch versicherte Ernestine, daß es ihr unmöglich sei zu schreiben, wenn sie keine besondere Veranlassung dazu fühle, wenn sie nichts Besonderes zu sagen habe, und es blieb Raymond nichts übrig, als auch diesen Uebelstand, der ihn quälte, hinzunehmen, sich mit den spärlichen Zuschriften, die er erhielt, und den regelmäßigen Zusammenkünften zu trösten. Diese boten ihm übrigens den bei-

ersten Genuß und volle Befriedigung, so unverändert liebenswürdig, so hingegeben dem Vergnügen der Stunde fand er das Mädchen immer.

Dieser Wechsel von peinlichen Tagen und reizenden, versöhnenden Stunden erzeugte in dem jungen Mann eine dauernde Aufregung, die sein ganzes Wesen ergriff und ihn sogar in seinen Studien hinderte. Seine Gedanken schweiften über seinen Willen hinweg und gehörten ihm nicht mehr an. Wol las er vor Büchern und las; doch wollte sich die Aufmerksamkeit nicht von den Dingen in den Büchern fesseln lassen und nur mit der äußersten Anstrengung faßte er den Sinn des Gelesenen, und nach einem kurzen Zwang, den er sich anthat, war sein Geist so ermüdet, daß er auf die Fortsetzung der Arbeit zu verzichten sich gezwungen sah. Einen Tag vor seinem wöchentlichen Ausflug nach Montmorency lief ihm die Erwartung seine Ruhe; er jagte einher wie ein Verfolgter! Und die Nacht vor dieser Zusammenkunft war eine schlaflose oder durch die buntesten Träume gestörte. Und wenn er von der Begegnung wiederkehrte, freudetrunken von Glück und Freude, dann er nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich, was ihm Ernestine des Freundlichen und Liebevollen gesagt, ins Gedächtniß zurückzurufen, jedes Wort aus ihrem Munde zu wiegen, dessen Wärmegrad zu messen. Kalt in derselben Weise bewegte und beschäftigte den Studenten jeder Brief, den er von ihr erhielt. Dem Vater entging es nicht, wie gewaltig des Sohnes Leidenschaft zunahm; sie erschreckte ihn; in der Ueberzeugung jedoch, daß gegen dies „Verhängniß der Jugend", wie er es nannte, nichts auszurichten sei, unterließ er jeden Versuch, das Unvermeidliche abzuwenden.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Aus den Papieren des Pfarrers von Deppelthal.

Herausgegeben von M. Böhler.

1. Mein Pflegesohn.

(Schluß.)

Daß sie von allen Ankern gelöste Schiff mußten wol die Stürme mit sich reißen. Wenige Tage später erschienen Männer im Forste, welche im Namen des Vaterlandes zur Ergreifung der Waffen aufforderten. David folgte ihrem Rufe; er kämpfte in den Straßen der Residenz auf den Barrikaden und ward bald darauf mit gefährlicher Wunde in mein Haus gebracht.

Daß er in mein Haus kam, davon war der Grund der, daß Hauke, der Steinbrecher, ihn aus der Residenz weggebracht hatte, der nun, Gefahr und Mühe fürchtend, seinem Schützling nur übermachte, indem er darauf rechnete, daß ich die Sorge für den Hülfsbedürftigen nicht verweigern von meinem Hause abwenden würde. Hauke's rohe Natur hatte auch dem Kampfrohe nicht widerstanden, obwol es irgendwelches Verhältniß der Gedanken, die den Kampf entflammten, weder hatte, noch auch zu haben glaubte oder behauptete. Wo war immer, wo es Tumult gab, und war überglücklich gewesen, daß es nun einmal so gegen und allgemeinen gabe. An David hatte er sich angeschlossen, theils aus flüchtiger alter Bekanntschaft, theils aus Bewunderung seiner Todesverachtung. Als der Knabe niedergeworfen worden war, hatte er die Bitte des Verwundeten, ihn mit nach der Heimat zu nehmen, aus einer gewissen natürlichen Gutmüthigkeit nicht von sich zu weisen vermocht; in der Erfüllung derselben war er freilich mehr eigenthümlich als gut gewesen.

Er hatte sich einer großen Jacht, eines Karrens und eines Pferdes bemächtigt; in die erstere, auf ein Bund Stroh, hatte er seinen Schutzbefohlenen gebettet und dann den ausgeschlagenen Boden wieder angelegt, sodaß der Kranke für gewöhnlich nur durch das Spundloch Luft und Licht erhielt. Durch dieselbe Oeffnung rief er ihm bisweilen Fragen über seine Befindnisse zu, wenn der Strom menschenleer war, und zweimal, in verschwiegenen Herbergen, auf einem Wege von acht bis neun Meilen hatte er ihm durch Abnehmen des Bodens ein etwas freieres Athmen und den Anblick der Außenwelt verschafft. Am entsetzlichsten aber war für den Leidenden die Weile gewesen, wie beim Gehen gegen Landschnaken an der Grenze, die er zweimal überschreiten mußte, sich gestoßen hatte. Da hatte er nämlich seinem Pferde Arsenikschwamm unter dem Schweife befestigt und diesen angezündet. Das gepeinigte Thier war nun in seiner Angst durchgegangen; man hatte wol gesehen, daß es nicht zu halten sei, und so den Reiter desselben mehr wegen Lebensgefahr befragt, als wegen Beute verfolgt. Die List wäre vielleicht trotz ihrer Kühnheit nicht gelungen, wenn nicht die Aufregung jener Tage auch die Wachsamkeit der Grenzbeamten etwas vermindert hätte.

Der arme Kranke hatte unendlich gelitten und kam in äußerster Erschöpfung bei mir an. Sein

Zuſtand beſſerte ſich zwar zunächſt; ſeine Wunde, die eigentlich nicht tödtlich war, ſchien heilen zu wollen, und ich erfuhr in Stunden, wo ich an ſeinem Lager ſaß, vieles von dem, was ich erzählt habe, oder erhielt wenigſtens ſolche Andeutungen, daß ich weitere Aufklärungen mir verſchaffen konnte.

Ueber ſeine Thaten und Geſchicke in den Kampftagen war er ſehr ſchweigſam. Als ich einmal ſchonend ihn aufforderte, ſeine offenbar gequälte Seele durch Mittheilung zu erleichtern, ſprach er wehmüthig ungefähr folgende Worte: „Ich habe gewiß eine große Sünde begangen, da ich ohne Noth Menſchenblut vergoſſen habe, und ich weiß nicht, was Gott mit mir thun wird. Ich weiß nicht, ob ich für Recht oder Unrecht gekämpft habe und werde es erſt jenſeits verſtehen. Und von noch einer That, die ich gethan habe, weiß ich nicht recht, was ſie iſt; aber ſie muß nicht gut ſein; denn ich ſchäme mich ihrer ſo, daß ich ſie nicht erzählen mag."

Trotz des anfänglich gündigen Verlaufs ſeiner Krankheit behielt er immer die Ueberzeugung, daß er an ihr ſterben werde, und in dieſem Sinne ſchickte er einen Boten an ſeine einſtige Verlobte und ließ ſie um einen letzten Beſuch bitten, „wenn es ihr nicht Unzuträglichkeiten verurſache". Sie kam und brach an ſeinem Schmerzenslager in heiße Thränen aus, die ihr zuerſt die Worte raubten. Als ſie endlich ſprechen konnte, verſuchte ſie, ihm Lebenshoffnungen zu erwecken und verſicherte ihn ihrer fortdauernden Liebe. „Das iſt alles vorbei!" entgegnete David wehmüthig. „Ich habe eine Frau am erſten Tage und den Tod am zweiten gewonnen. Es geht jetzt alles ſo ſchnell in der Welt! Als ich verwundet war, da ſah ich ſie ſchon am Arme eines andern. Sie ſagte: ‚Der arme Junge!' — als gingen wir uns wenig an, und er rief mir zu: ‚Du hätteſt eher davonlaufen ſollen! Du verſtehſt das Geſchäft nicht, mein Freundchen!' — So haben ſie mit uns getrieben!"

Auf dieſe Mittheilung folgte eine ſchmerzliche Pauſe, in welcher David eine rothe Schärpe auffaßte, die er getragen hatte. Es waren Flecke von ſeinem Blute darauf gekommen, die er einen Augenblick betrachtete, dann rollte er die Schärpe wieder zuſammen und legte ſie weg. „Ich will dir etwas vermachen", begann er von neuem, „aber vielmehr, ich will dir geben, was du gewünſcht! Hier iſt der Talisman, den mir der König ſchenkte, als wir noch Schulkinder waren! Ich nahm ihn andrerſeits mit, um zu zeigen, daß ich nicht aus Haß, ſondern aus Ueberzeugung kämpfte. Nun gehört er aber billig dir." Nach einigen Weigerungen nahm das Mädchen das Geſchenk an und David ſagte ihr, ſie ſolle nun gehen, da der Aufenthalt bei ihm kein erfreulicher ſei. „Wir wollen uns nichts vorwerfen!" ſagte er. „Es war eine ganz andere Zeit, da wir Kinder waren. Es iſt wie vor hundert Jahren, wenn ich es jetzt betrachte. Was will da nicht alles anders!" Er hatte dieſe Worte mit erzwungener Ruhe geſprochen; als aber die Geliebte weinend gegangen war, da warf er die rothe Schärpe an die Erde und verbarg ſein Geſicht in die Kiſſen.

Verhängnißvoll war eine andere unabweisbare Störung. David hatte einen Nebenbuhler in ſeiner Liebe gehabt, und zwar in der Perſon eines Vetters, der, ſeit David ihm vorgezogen worden war, ſeiner rohen, heftigen Sinnesart gemäß einen unverſöhnlichen Haß auf ihn geworfen hatte. Er war Soldat zur Zeit der Empörung und kam unmittelbar darauf mit einer ungefährlichen Wunde und einer Auszeichnung in die Heimat. Er hatte von David's Thaten und Schickſalen gehört und ſuchte ihn auf, um ihn den Gerichten zu bezeichnen. Ihn abzuweiſen, war gewiſſermaßen unmöglich, denn er brachte, in Begleitung unabweisbarer Perſonen wiedergekommen; er verſprach aber, den Kranken zu ſchonen, und als Verwandter, nicht als Feind mit ihm zu reden.

Sein Beſuch ſchlug anders aus, als er ſelber geahnt hatte. Er fragte, nachdem er ſich des Siegs und mancher Thaten der Rache mit einigen leicht hingeworfenen Worten gerühmt hatte, in halb ſpöttiſchem, halb theilnehmendem Tone, wo David gekämpft habe. David antwortete mit leidenſchaftlicher Heftigkeit. Er beſchrieb genau den Ort, wo er ſeine Wunde empfangen hatte, und ſchloß mit den Worten, daß ſein Vetter alles genau berichten möge; denn er verſtehe wohl, weshalb er gekommen ſei. Der andere war plötzlich nachdenklich geworden; er hatte die rothe Schärpe ergriffen, die in der Nähe lag, und fragte ſtatt aller Antwort, ob David ſie getragen habe. Als dieſer bejahte, ſo ſagte er: „Dann haſt du deinen Schuß von mir, und ich könnte wol denken, daß ich gegen dich meine Schuldigkeit gethan habe." Nach dieſen Worten ging er mit einem Lächeln, welches wol Hohn bedeuten ſollte, aber erzwungen, wie es war, tiefe innere Bewegung verrieth.

David's Verluste wurde noch schlechter nach diesem unseligen Versuche und vier Tage später hatten wir ihn zu begraben.

Ich bestattete ihn einfach, aber ohne Feierlichkeit auf dem Kirchhofe von Doppelthal. An seinem Grabe empfahl ich ihn heiter der Gnade des Himmels als eine Seele, die in Jahren gleichsam durch die Entwickelungen von Jahrhunderten gerissen worden sei; ich beklagte den Untergang so vieler unentwickelter Jugendkraft, die unverantwortlicherweise aufs Spiel gesetzt worden sei in den Kämpfen der Zeit; ich predigte warm gegen das Meer derer, welche behaupten, das Völker nur auf blutigen Bahnen aus veralteten Zuständen zu besseren Ordnungen könnten; ich mahnte, daß jeder nach unten hin zu geben seine Kräfte und, wenn es dann sein müsse, seinen Stolz hin lassen sollte, statt daß man nur immer, begehrend und bestreitend, nach oben hin sich wende. Da schallte ein Schuß hinter der Kirchhofsmauer. Es war ein zweites Opfer der Zeit, David's Vetter, der, belastet, wie man sagte, von mancher That, die er bei Unterdrückung des Aufruhrs, wenig zur Ehre seiner Sache, begangen hatte, durch den Gedanken, seinen eigenen Vetter getödtet zu haben, in solchem Grade innerlich zerrüttet worden war, daß er Hand an sich selbst gelegt hatte.

Wenn viele Naturen im Wogenaufruhr der Zeit verlaufen, so glich Hauke dem leichten Korke, den die Wellen nur in grausamem Spiele hin- und wiederschleudern. Man zog ihn ein; doch als ewiger Verlobter ging er zunächst straflos davon. Einer von den Beweisen seiner Reue aber war der gewesen, daß er viele Aussagen seines Thuns den Gerichten zur Bestrafung bezeichnet hatte. Das rächte man an dem Zurückgekehrten durch ein verächtliches Meiden und durch die Namen „Verräther", „Angeber", die man ihn hören ließ, wo er nur ging und stand. Da verschwand Hauke eines Tags aus dem Orte und bald darauf erfuhr man durch die Zeitungen, daß er bei der Wahl eines Gemeinderaths in hervorragender Weise sich hülfreich bewiesen habe, leider ergriffen worden sei und mit langer Haft zu büßen haben werde. Seitdem ist er aus dem Gefängniß entlassen worden und die öffentliche Meinung seines Heimathorts ist auf seine Auffassungen der Dinge eingegangen und hat ihn in seine alten, freilich nicht eben hohen Ehren wieder eingesetzt.

Die mehrmals genannte rothe Schärpe aber ward mir, da sogar Anfangsbuchstaben in dieselbe gestickt waren, zum unumgänglichen Document über die Abstammung meines Pflegesohns.

Seine Mutter folgte vor einigen Jahren einem ziemlich bekannten politischen Flüchtlinge, vielleicht demselben Manne, an dessen Arm sie vor vor wunderte Louise gehen hatte, nach Amerika und starb bald darauf. Ihr Gemahl sandte mir für meinen Pflegling eine ziemlich ansehnliche Summe als sein mütterliches Erbe, hat aber, von allen Verpflichtungen gegen ihn losgesprochen zu sein.

So ist er denn nun ganz mir anvertraut. Gönne es mir der Himmel, ihn zu einem Menschen zu erziehen, der glücklicher sei, als der seines Vaters war!

Leben und Treiben in den Handelshöfen der Hansa.

Eine culturgeschichtliche Skizze von Heinrich Laube.

I.

Jahrelang ist mir die Meinung genährt worden, als wenn die Hansa allein dadurch Bedeutung und Ansehen gewonnen, daß sie ihre Waarentransporte durch ein höheres Geleite vor den Ueberfällen der Land- und Seeräuber gesichert hätte. Viele Ansicht möchte jedoch eine irrige oder wenigstens nicht von solcher Tragweite sein, als man sie aufschreiben will; denn es ist einleuchtend, daß trotz der Bewachung zu Lande und zu Wasser nicht jedem Raube gewehrt werden konnte, wie die Jahrbücher der Bundesstaaten hinlänglich darthun. Das schnelle Aufblühen der Städte dürfte demnach in etwas anderm zu suchen sein.

Die höchste Blüte der Hansa fällt in die Zeit, welche die Völker des Nordens bekannt machte mit den Industrieerzeugnissen derjenigen Nationen, die gebildeter waren als sie, und mit Naturproducten, welche unter einem milderen Clima gedeihen, während sie über den Werth ihrer eigenen Landesproducte noch im Dunkeln waren. Es konnten demnach zwar des Luxus Reize schon bald bei ihnen Eingang, aber die Bedürfnisse durch eigene Kraftanstrengung oder doch auf die ihnen vortheilhafteste Weise sich zu verschaffen, fehlte es ihnen lange an Kenntnissen, Kunstfertigkeit und Unternehmungsgeist. Die Hansen führten ihnen nun zu, was den Körper ziert und die Speise würzt; von der größten Prunkwaare bis zu den theuersten Stoffen, von dem täglich gebrauchten, dem Nordländer unentbehrlichen Salze bis zu den

feinen Gewürzen und der Traube köſtlichem Safte. Keine drückenden Abgaben erſchwerten die Einfuhr, kein Zollbeamter durchſuchte die Ladung, überall wurden die hanſeatiſchen Kaufleute mit offenen Armen empfangen und oft zum Nachtheil der Einheimiſchen begünſtigt, indem man ihnen erlaubte, überall Handelsniederlagen anzulegen. So entſtanden nach und nach die Kaufhöfe in Nowgorod, Bergen, Brügge, Antwerpen und London. Dies war die Entſtehung des Spekulationshandels und brachte den Hanſeaten reichen Gewinn.

Für die Geſchichte der Hanſa wäre es allerdings wünſchenswerth geweſen, wenn über alle dieſe Comptoire in Hinſicht der Entſtehung und Erweiterung zuverläſſige Nachrichten vorlägen; dies iſt aber leider nicht der Fall und nur über die Kaufhöfe in Bergen und Nowgorod vollſtändige Nachrichten aufbehalten, und da das Leben und Treiben in allen hanſeatiſchen Handelsniederlagen faſt daſſelbe geweſen, ſo wird eine Schilderung dieſer norwegiſchen Kaufhöfe um ſo angenehmer ſein, als man aus ihr zugleich die hanſeatiſche Handelsſpecies ſo recht herausgreift.

Die deutſchen Kaufleute hatten zwar längſt den vortheilhaften Hafen der Stadt Bergen in Norwegen wie auch deren günſtige Verbindungsſtraßen nach dem Norden und Süden erkannt, und auch verſucht, hier einen Waarenmarkt zu gründen; doch dieſem Wunſche wollte der bergenſche Kaufmann anfangs nicht entſprechen, ſondern lehnte ſich gegen den Einkauf heimiſcher Producte aus erſter Hand auf und belegte ſpäter, als die Fremdlinge dies nicht beſeitigten, die deutſchen Schiffe mit Beſchlag. Die Hanſen unterhandelten nun mit den Norwegern; erſt der Kaufmann mit dem Kaufmann, dann der Staat mit dem Staate. So kam ein Vergleich zu Stande, demzufolge die Deutſchen für die Befugniß, ſelbſtändig in Norwegen Handel zu treiben, eine beſtimmte Abgabe zahlten. Alles wurde mit der größten Beſcheidenheit angelegt; ſie errichteten leichtbewegliche Häuſer und Zelte, in denen den Sommer über Handel getrieben wurde, die aber im Winter verlaſſen ſtanden, oder richtiger von ein paar dankbaren Burſchen vor den Strandhäuſern bewacht wurden. Das gefiel ihnen aber nicht lange; auch trat ein Umſtand ein, wodurch ihre Stellung eine beſſere werden konnte: die Hanſeaten leiſteten dem Könige Erich Hülfe gegen Dänemark und dafür ward ihnen durch eine königliche Urkunde das Recht einer bleibenden Niederlaſſung in Bergen (1343), und zwar ſo vollſtändig, daß ſie im ſtrengſten Sinne des Worts auf fremdem Grund und Boden den Gebieter ſpielten, da das königliche Patent gegen jede Unbill der Norweger ſie ſchützte.

Allein mit der Erweiterung der Factorei ſah es noch immer mißlich aus; denn da die Bergenſer ſich von ihrem eigenen Regenten verlaſſen ſahen, hielten ſie um ſo feſter an den Rechten, die ſie noch geltend machen konnten, und dahin gehörte vor allem das Recht auf Grund und Boden; ſie verkauften den Deutſchen weder Haus noch Speicher an der Brücke — an dem Ort, wo die Waarenlager und der Handel überhaupt am lebhafteſten war —, noch vermietheten ſie ihnen dieſelben. Die Hanſen verlernt jedoch nicht ſo leicht den Muth, ſie ſchloſſen ſich noch enger an den König, um neue Freiheiten zu erlangen. Dieſer Weg erſchien aber bald zu langſam; ſie erſchienen mit einigen Kriegsſchiffen im Hafen von Bergen, plünderten die bergenſchen Kaufmannshäuſer an der Brücke und warfen auf die geleerten Häuſer Feuerbrände, um ſo den Ruin der einheimiſchen Kaufmannſchaft zu vollenden. Das waren die ſchrecklichen Tage Bartholomäi's, der, in der einen Hand das Schwert, in der andern die Fackel, in den Straßen von Bergen erſchien und wie ein Würgengel die Stadt von einem Ende zum andern verwüſtete. Alles ſuchte Rettung in der Flucht; ſelbſt die Engländer, welche ſich hier anzuſiedeln begonnen, trugen ſtumm ihr Verlangen, auf dieſem blutigen Boden zu handeln, und kehrten heim. Die Hanſeaten aber kümmerten ſich wenig darum, ſondern blieben gleichmüthig auf der Brandſtätte, wohl wiſſend, wie ſchnell ſie ſolche wieder in eine lebensvolle Welt umwandeln würden. Auch ſäumte der Hanſeate nicht, er gab vielmehr mit vollen Händen, um ſpäter hundertfach zu ernten.

Der Norweger, welche nie gedacht, daß ihr heimiſcher Boden ſo viel einbringen könne, freuten ſich des leichterworbenen Reichthums; nur einzelne ſchüttelten bedächtig das Haupt und erhoben ihre Stimme, aber ihre Warnung wurde überhört. Nach kurzem Zeitraum ſtanden die Deutſchen mit gleichen Rechten auf dem norwegiſchen Boden neben den Eingeborenen, welche die Plätze an der „Brücke" ihnen verkauft hatten, da ſie gänzliche Hoffnung aufgegeben, den Alleinhandel ſich zu erhalten. Seit 1440 wohnte kein einziger bergenſcher Kaufmann mehr an der Brücke, wo ſich jetzt feſtſtehende Gebäude der Hanſeaten erhoben, die als Comptoir und Waarenlager dienten und von dem Volke „Garper" genannt wurden. Garper aber

heißt die Haus: „bleiben" — wie ein alter Chronist schreibt — „das Hansenest eine mächtige Laus ist, die sich in den nordischen Pfeffersack so festgesetzt habe, daß man ihrer nimmer hätte ledig werden mögen". Die erwähnte „Brücke" — in alten Urkunden „Bergmann tho Bergen" genannt — gehört in zwei Gemeinden: in die Marien- und in die Martinsgemeinde; die erste besaß acht, die andere neun Höfen. Jeder Hof hatte seinen besonderen Namen: „zum Mantel", „zur Arke", „zum Perlenhof". Ein solcher „Hof" war ein langes hölzernes Haus; im ersten Stock waren die Schlafzellen (Klüven) für die Kaufgesellen; unter denselben befanden sich die Magazine und Verkaufsgewölbe, über ihnen die Küche und der Herd. Hinter jedem Hofe lagen steingemauerte Keller und darüber der „Schutting", ein übergroßes Zimmer, das als allgemeiner Versammlungsort diente. Eine große Hofungsstrecke führte an den Höfen, denn alle Höfe lagen mit dem Rücken dem Wasser zugekehrt.

In jedem „Hofe" wohnten 15—20 verschiedene Personen, von denen jede einen Aeltermann (Hausbonde) hatte, der alle Angelegenheiten in seinem Hofe leitete und überdies mit der Bergenfahrercompagnie in seiner Heimat über die Vertheile seiner Landsleute wachte. Unter allen Aeltesten hatten die des lübeckischen Hofes den Vorrang. Unter dem „Hausbonde" standen auch die Kaufgesellen, die Verkäufmechte und die Einbenjungen (Lehrlinge). Die sämmtlichen zu einem Hofe gehörigen Familien lebten, von den übrigen abgesondert, mit gemeinschaftlicher Küche und unter dem strengen Regiment des Aeltermannes, solange der Sommer dauerte; im Winter zogen alle in den „Schutting", der gewöhnlich wurde. Jedes mächtige Gebäude hatte aber keinerlei nirgends Fenster, sondern nur eine Klappe im Dache, durch die der Rauch abzog.

Außer diesen „Hausbonden" gab es noch einen Kaufmannsrath, welcher aus „Achtzehnern" bestand und die Aufsicht über die ganze Niederlassung zu führen hatte, dem Recht und Ordnung oblag und der sich in dem zur Marienpfarrei gehörigen großen Kaufmannslocale „zum Mantel", unter dem der Weinkeller und das Gefängniß lagen, versammelte. Zu Streitigkeiten war kein Mangel und selbst an Unruhe und Lärm fehlte es nie. War einer mit dem Ausspruche dieses Kaufmannsgerichts nicht zufrieden, so stand es ihm frei, an den Senat in Lübeck, ja selbst an den Hansatag zu appelliren.

So war das Innere der von Wällen und Gräben umgebenen mächtigen Kontore. Schwerbewaffnete Soldaten hielten Wache, damit keiner zur Nachtzeit sie verlasse und um Besuch von außen abzuhalten, streiften wohldisciplinirte Bluthunde nach allen Richtungen umher. Aus diesen einfachen, rohen Umgebungen sind die großartigen Unternehmungen hervorgegangen, durch welche Nationen unterjocht und der Gang der Weltgeschichte im Norden Europas geleitet wurde.

Der Raum, welcher zwischen der Kontore und der Stadt Bergen sich ausdehnte, hieß die Schüttergasse. Dies erklärt sich so. In der Kontore lebten nur Kaufleute und die von ihnen unmittelbar und mittelbar abhängigen Personen; zur Zeit der hauptsächlichen Blüte betrug die Zahl derselben über dreihundert. Um diesen Kern rein zu erhalten und seine Vermischung der Eingeborenen zu dulden, waren alle zum ehrlosen Stande verpflichtet. Man konnte diese strenggeordnete Kaufmannsgilde doch nicht ganz aus eigener Kraft beherrschen; sie brauchte noch anderer Kräfte; namentlich der Handwerker, die für sie arbeiten mußten. Darum wandte man sich an die Einwohner von Bergen, allein das hieß die Hansa in Abhängigkeit bringen; man sah sich also vor und schuf eine Macht neben sich, die, der Hansa unterthan, mit dieser aber verbündet zu einem furchtbaren Ganzen amalgamirte. So gründete man vor den Thoren der Kontore eine deutsche Handwerkerstadt. Die Schuster waren die ersten und zahlreichsten, welche aus Deutschland einwanderten, und darum wurde die erste Gasse die „Schustergasse" genannt, ein Name, der später auf das Ganze überging. Auch hatten die Schuster stets das Uebergewicht und als später die Handwerker den „Verband der sieben Aemter" stifteten, hatte wiederum diese Innung die Oberhand. Die bergischen Handwerker gerathen dadurch viel in Verzweiflung, allein die auswärtigen wurden von der mächtigen Hansa beschützt und das „lübeckische Recht", welches überall gültig war, kümmerte sich wenig um die verdammenden Verweger.

Die Ausgaben der ganzen Niederlassung wurden durch eine Abgabe von allen eingehenden Waaren erhoben; man gab von 100 Mark Werth noch nicht volle 7 Schillinge (= 8 Sgr.), und wenn man Helberg Glauben schenken darf, blieb Lübeck auch von diesem Zolle lange befreit.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Eliza.

Um Gott, was kann ihm ſein?

Phillips.

Euer Vater hat ein großes Herz. Um den geizigen Handelsmann in Briſtol, der ihm alle ſeine Habe raubte, noch dieſe Theilnahme?

Eliza

(holt den Schmuck, den ſie vorhin ablegte).

Thut mir den Gefallen, Miſter George. Ich kann den Schmuck ohne ein bitteres Gefühl gegen mich ſelbſt nicht mehr anſehen. Verwerthet ihn!

Phillips.

Miß!

Eliza.

Erweiſt mir die Gefälligkeit — — wir bedürfen es.

Phillips.

O Gott! — Verlaßt Euch darauf. (Nimmt den Schmuck.)

Eliza.

Zürnt Ihr mir noch?

Phillips (mit abgewandtem Geſichte).

Ich Euch zürnen?

Eliza.

Warum verbergt Ihr mir Euer Auge?

Deutſche Sprachbilder.

1. Wirken

Wirken heißt „thätig ſein“.

Durch Thätigkeit entſteht ein Werk.

Jedes Werk übt ſeine Wirkung — je nach dem Geiſt, der es durchweht, in engrer oder weiterer Sphäre, bald bald erlöſchend, hier immer neue Sphären in ſeinen mächtigen Wirbel hineinziehend, ihn Umſchwung um Umſchwung vergrößernd und kräftigend, bis es, nicht mehr ſterblich, dem Werk, das ihn zeugte, die irdiſche Ewigkeit wenigſtens als Forder ums erhabene Haupt flicht. Es bleibt ſich dabei gleich, ob das Werk ein ſegenſpendendes oder ein unheilbringendes geweſen, wenn es nur ein ſtarkes Werk war. Oft iſt auch dem einen zum Unheil, was dem andern zum Segen, und demnächſt entſcheidet nicht oft die fernſte Zukunft erſt über Unheil oder Segen eines Werkes und gibt den richtigen Maßſtab, der an Wirkung anzulegen iſt?

Werk, engliſch work, griechiſch erg, iſt der ſtarke Stamm eines gewaltigen Baumes, der die ganze Erde überragt, deſſen Wurzeln jenem Weltenbaum der Edda gleich aus ſämmtlichen Welten ihre Nahrung ſaugen, den Hauptlebenskern aber aus einem Born gewinnen, den Sage, Sprache und Geſchichte verherrlichen.

Im fernen Oſten, an dem Meer, dem die heißen Quellen eines untergegangenen Volks aus erhabener „Schwermuthung“ zufließen, trauernd in tauſend und aber tauſend gebeiligten Fällen, ehe ſie matter und immer ſchweigſamer zwiſchen Tiſchungewölbern ſchläfrig ins Meer hinabnicken — im Lande Judäa hieß der Weſt erbo. Und wo an der See des Nordlandes von eisgekrönten Klüften die Waſſer ſtürzen, Fall und Strom nur Eins — im Lande Thor's, des donnernden Gottes unſerer Väter, hieß der Weſt varr. Er war Kunden vom Wind, ſein Angang, ſein Begegnen verhieß den Sieg. Und im entlichen Nowgorod, wo die Normannen Kunſt und Sieg altgermaniſches Leben einzupflanzen bemüht waren, erzählt das Volk noch heute mit Vorliebe die Märchen vom Grauen Wolf, vom Geflügelten Wolf, welche auserwählten Thorentieren den Weg zum Siege zeigten und ohne deren Wirken ſie ihr Ziel nie erreicht hätten.

Auf der Grenze Italiens endlich, in der wälſchen, weichwolkigen Einöde der Alpen, ſehen wir einen matten Flüchtling wanken, der, jahrelanger Knechtſchaft bei den wilden Avaren entronnen, den Weg in die lombardiſche Heimat ſucht. Wunderbares Spiel der Geſchichte! Wol ſind es andere Namen nach den Jahrhunderten, aber das Wanken der Flüchtigen, das Suchen der Brüder, das Hetzen durch die Verfolger, noch heute daſſelbe und bleibt und bleibt.

Paupichis hieß der langobardiſche Flüchtling von einſt; ſein Urenkel Paulus ſchrieb die Geſchichte ſeines großen, ſeines deutſchen Volks, das germaniſches Leben bis an die Küſte im Meer von Reggio trug, und eben er berichtet die Familienlage von dem Wolf, der ſeinem Ahnherrn erſchien und ihn glücklich zu den Seinigen geleitete.

Die altdeutſche Rechtsſprache aber nimmt vom Wolf vorz auch die Bezeichnung für einen Räuber und Mörder, der ſein Leben „verwirkt“ hat. Ein ſolcher Verdammter, Gebannter heißt ein vorgus in den Rechtsbüchern. Haben wir etwa in „Verwirkt“ eine ähnliche Geſtalt wie in „Verlieren“? Gibt es, gab es eine Frau Wirke „Verwirke“ in unſerm Lande, im Urwaldlande Deutſchland zu Tacitus Zeit und weiter bis auf Bonifacius und die andern, welche die Eichen und Linden fürzten, unter denen wilde Gerichte gehegt worden waren und noch lange nach ihnen gehegt wurden? Es gab eine Frau Wirke und wir werden ſie kennen lernen, aber nicht ſingend über dem Strom und ihr Haar ſtrählend, ſondern — aber noch ein wenig Geduld.

Heute führt man die Mörder zur Richtſtatt, heute hängt man ſelbſt Diebe noch hier und da. Einſt aber, in grauer Heidenzeit, machte man Mörder und Räuber der Gerichtsbarkeit dienſtbar, ſchuf aus jenem vorgi ein „Gewerf“, das heißt wörtlich eine „zuſammenwirfende“ Gemeinde, und gab ihnen Raum im Grenzlande und Zeit im Leben, ihre Schuld zu ſühnen. So berichtet der ſächſiſche Chronik noch von König Heinrich dem Städtegründer, daß er die Gewittfähigen unter ihnen, die ihr Leben verwirkt hatten, in die Verbannung von Merſeburg legte und, ſie mit Waffen und Prüg verſehend, gegen die Feinde im Oſten verpflichtete. Und Wunder der Tapferkeit hat viele Schar der Weſtbarbier gethan, bis Albrecht der Bär den Kampf gegen die Wenden auf ſich nahm und ſiegreich beendete.

Dieſes wilde Gewerf war der letzte Nachklang, in unſerm Gedenken wenigſtens, aus einer in Raum und Zeit gleich fernen Vergangenheit; ſie waren im Geiſt die Nachkommen der Vorgebornen, welche Wodan in das Gebiet an der Elbe

aufnahm, als ſie von weither anwandernden Aſen, die hehre Göttin, hatte weiſt und klug mit dem Wort geſprochen, heißt es in der Sage, um ihn für die Heimatleſen zu gewinnen; ſie alle war ihre Patronin, ihre Herrin, der ſie ſich hinfort weihen; ſie iſt die Jungfrau im Wappen und Namen der großen Stadt Magdeburgs, ſie iſt Frau Wirke, die Frau der Werke, nicht blos hier, ſondern auch weiter an den Grenzen des Wendenlandes, in Gräbern und auf der rheiniſchen Mark. Da heißt ſie denn auch in der Volkſage „Frau Mark“ und ihre gewaltigen Kinder werden zu einem großen Kinde, dem ſtarken Hermit mit blondem Haar, der die Peſterlinge, die fremden Tyrannen, bezwingt.

In Gräbern erſcheint ſie als edle „Frau Grfa“ auch „Frau von der Linde“ genannt, als Jungfrau mit Schwert und Schild, als Vertheidigerin der Stadt, die ſie gegründet, eine Tide, eine Semiramis des deutſchen Landes. Sie gab der Stadt Grfurt den Namen. In Weſtfalen heißt ſie Frau Herke, im Elb- und Havellande Frau Herke, Herr Herke, „eine der älteſten Gottheiten“, wie die Sagenforſcher ſie nennen, die im Volksglauben des Havellandes als Königin der Unterirdiſchen erſcheint — und als die Wälder ſich lichteten, mit ihnen in die Bergklüfte Thüringens zog, in das heilige Land der Väter.

Auch ſie war eine Heidin und hat lange einer Sünde, einem tiefigen Bild, nach einer chriſtlichen Kirche geweinen, war den Chriſten alle ein böſes, vernichtendes Weſen, ihren heidniſchen Kindern aber ein ſegnendes, von dem ſie nicht gelaſſen, der ſie nur den chriſtlichen Namen Maria gaben, als ſie mit Feuer und Schwert Chriſten geworden. Aber es blieb ein Starker, ein grimmer Geiſt im Volke des Nordlandes gegen das welſche Rom, das ihnen die Herren hatte rauben wollen, die für Einbringung des Glaubenskerns ſorgte, welcher die kleinen Runden in die Mark eingeſäet, ſeltſame Mähre erwunterte und den ſamen, die zur Weihnachtszeit nicht abgeſtreuten, den Raben vernichtet. Und jener grimmer Geiſt gegen Rom blieb und manches andere kam dazu, das ihn nährte und — ſo trat Martin Luther, der Sohn des thüringiſchen Bergmanns, in eine bereitete Welt, der Rächer Frau Herkens, der ſpäte, aber um ſo größere Sohn Frau Wirkens, deſſen Werk ſeine Wirkung im ganzen Norden und über die weite Erde, die der Sachſe durchzog, gehabt hat und weiter haben wird.

Wenn wir nirgends mehr als im Worte „Werwirkt“ unſere Frau Wirke finden, ſo mag das niemand Wunder nehmen. Frau Herke iſt ebenſo Frau Wirke, wie das deutſche „wirken“ im Gothiſchen ohne w nur noch lautet (Frau Gfa). Die Gelehrten nennen ſolche Uebergänge, wie hier des w in h, einen Lyrantenwechſel und kennen dafür eine Menge Beiſpiele nachweiſen. Wie aber unſer „Werk“ im Engliſchen work lautet, klingt es in andern Gegenden wie „Mark“, und das wilde Gewerk der Berge an den Grenzen hängt feſt an dem Wort selv. work iſt aber den von ihm Verdrängten nicht das „enge“ Gleichniß der Welten „von böſer, tückiſcher Natur“, ſondern das zur Arbeit ſich hindurchwirkende Geſchlecht, das, gleich Tante, den Weg zum Licht ſuchte, war dieſes Licht auch kein chriſtliches, kein römiſch-katholiſches Licht. Vielleicht behaupten gar einmal einer und weiß am Ende noch, daß gar kein römiſch-katholiſches noch proteſtantiſches Licht möglich geweſen ohne jenes heidniſche. Das müßte aber einer von den Wenigen ſein, von denen Carlyle ſpricht, die den „Naturſtrahlenden Blick Samſon's“ haben, der „wie ein Gott lux in dieſem unergründlichen, wüſten Strudel“ iſt, ein Lichter und Seher, jener, „dem die Gabe der Augen verliehen“, für den das Leben eine andere Bedeutung hat als die, „welche jeder entpfinden kann“. Um dieſes und anderer Worte willen nenne ich den großen Briten am liebſten den Apoſtel des Evangeliums vom Blick und dieſes Evangelium hat eine Zukunft. Die alten Weiſtheitsbunde aber, wenn man lieber will, die frommen Weiſe haben es darum verkündet und ſein Urſprung geht zurück bis auf den erſten Blick, den ein bevorzugtes Menſchenkind auf eine Sonne that, vor der auch Heinrich Heine ſeinen großen Pſalm ſingt:

Thalaſſa! Thalaſſa!
O heiliges Meer!

Daß der Weſt im Griechiſchen Dunkel heißt und lux im Lateiniſchen „Licht“ bedeutet, hat man lange gewußt. Wie das aber zuſammenhängt mit dem Wirken der Wölfe, wird man erſt erfahren, wenn man das ſtrahlende „Gewirke“ betrachten kann, das der Hebräer sag, alle nach dem Weſt nennt. „Weben“ und „wirken“ iſt auch in unſerer Sprache gleich, gilt alſo ebenfalls auf den Weſt zurück oder auf jene „liebe Frau“, welche auch Weben wie Spinnen lehrte und mit dem Spinnrocken Mutter der Karolinger ſein ſoll. Da heißt ſie aber Frau Bertha und nicht Frau Wirke — Bertha bedeutet jedoch die „Strahlende“

und damit haben wir das Licht wieder, das von dem Weltenwort Frohlte. Ich komme in einem folgenden Bilde auf dieses Licht, welches die wunderreiche Gebärt an den Busen der Menschheit legte, die Sprache, in der das Höchste gesungen ward und gesungen werden wird, in der aber leider auch das Gemeinste seinen Ausdruck fand.

Stolz und hehr aber steht über diesem, im Glanz jenes Höchsten, die Frau, die Jungfrau als eine

Herrin der Tugend

— wenn auch einer heimischen —

Bekämpferin der Gluten,
Durch die der Menschheit Adel überdrückt.

So singt Virgil von der himmlischen Geliebten Dante's, die dem Dichter zur Beatrice der Tage geworden. Heide sie nun Beatrix oder Bertha oder Gela oder Pallas Athene — sie ist in allen diesen Namen die Lichtwelthin, die Mutter eines großen gegen das Dunkel ringenden Geschlechts, das Sieg und Licht und Glück ursprünglich durch in seinem Namen trug, das als edle Tugend die grimme Wölfin, der Mutter des Dunkels und ihrer grauen Gebilde, schon in grauer Urzeit niederwarf.

Wie Frau Mark mit einem einzigen großen Boka erscheint, so Frau Bertha, die zur Schwester Karl's des Großen geworden, von seinem Hofe verbannt „in der Arlenflut" wohnt. Ihr Kosiré Kind ist „Held Roland" und Rolandsbilder finden und stehen bis auf den heutigen Tag, eine merkwürdige Erinnerung an starke Zeiten, in Städten und Dorfgemeinden unsers Vaterlandes, als Wahrzeichen des Marktbildrechts noch Lepß auf der Gerichtsstätte errichtet und nach ihm als „Rothlandsäulen" zu erklären — jedenfalls dem Sinne nach richtig.

Denn „die rothe Erde" war eben das Grenzgebiet, das Hand des wilden Gewerks, das mit den starken Repräsentanten, dem Gotte Ther — Donar und den Helden Roland und Hermel, vor uns tritt. Da wohnten die Heimatlosen, die „Nameland", woraus meiner Ansicht nach Roland, Roland geworden; da ehrten sie die hohe Frau als ihre Mutter, natürlich eine geistige Mutter, und sie mochte bei ihren wilden Kindern in der Wüste (verbannt, namenlos) — so nannte man die durch ewige Kriege verheerte und oft genug verwüstete Grenze. Daß man sie „Die rothe Erde" nannte — wem stammt das auf-fallen? Floß nicht Blutes genug in solchem Kriegslande?

„Das Gericht der rothen Erde", die heilige Vehme, welches in böser mittelalterlicher Zeit noch einmal erweckt wurde, um Schwerbedrängten Ruhe zu schaffen, hat in jüngster Zeit zum letzten mal durch Immermann's schöne Dichtung lebendvoll vor uns trat — die heilige Vehme war das Gericht der Grenzer, zu dem die freien unter Vorsitz ihres Aeltesten, ihres Grafen, zusammentraten, dessen Spruch jeder „bei Verlust des Nachbarrechts" sich fügen mußte.

Kennt „Patrioten-Kadaver"! Du hebst vor mir wie ein Gebilde grauester Urzeit, ein Rain, vom heimlichen Gericht heimatlos gemacht, in die Fremde gestoßen, die sich wieder zurücksieht! So ging es manchem in der Urzeit, so mußten Pleinot und Irlamen, so der tranische Tur, so der verbliche Sintram und andere hinaus, dem Spruch der Vehme sich fügend.

In dem Wort „Vehme" aber steht sie wieder vor unserm Auge, die hohe Herrin der Grenzer, die Frau des Gerichtsbaums, der Linde, die edle Gela mit Schwert und Schild, die noch als „eiserne Jungfrau", als schirmendes Marterinstrument später Zeiten geblieben. Hinter den Schöppen und ihrem Grafen stand sie, furchtbar dem Schuldigen, dem Verbrecher, der ihr entgegenging.

Wie „verlieren" in der Sprache zu „Ferlieren" verstärkt vernommen, so ist Vehme aus „Ver-ehme" entstanden. Frau Ehme aber ist eine nachweisbare Gestalt, eine uralte Gottheit unserer Väter, ist Frau Werle. Als Maria-Ehme erscheint Frau Ehme in der Kirche zu Neuendorf-Sellen im Voigtlande bei Iber, der zu St.-Martin geworden, und Ehme ist „die alte Göttin, welche die Feldfrüchte beschützte", war Frau Gela ihrer Grafschaft Gefreiung vor dem verwüstenden Feinde. Ehm bedeutet nach Schmeller's „Wörterbuch" unter, im Mittelhochdeutschen „böse", „verderben", „zunicht". Das war sie aber nur den Feinden, den Schuldigen; für wen den treuen Übrigen die hehre Schützerin, wie ich schon bei Frau Harke bemerkte; nur die Schuld fand in ihr die Verderberin und später das Christenthum.

Die Römer kannten sie unter dem Namen Ruinge als Schützerin der Feldfrüchte, besonders vor dem Brand, und feierten ihr Fest am 25. April, ein Überbleibsel des heidnischen Südens, das ebenso der Norden kannte, wenn er es auch wenige Tage später feierte, am großen Gerichtstag oder vielmehr in der großen Gerichtsnacht der ersten Mai.

Denn diese Gerichtsnacht, den Schuldigen schrecklich, ist die Nacht von Aram Nehme gewesen, die alte Hauptfeuernacht der Väter, die das Christenthum zur Herrennacht verpönte, und Aram Nehme, Aram Nirde, vor den Zeit noch dem christlichen Tempel geschleudert, ward die Mutter des Satans Iher-Hermel-Melamd.

Armseliges Machwerk!

Ihr habt sie doch als Maria-Cm neben lassen müssen und sie wird weiter leben, die gemeine aus doch gute Heidin, weil von ihrem Scheitel ein Lichtstrahl strahlt, das nimmer erlöschen kann, denn es bezeichnet den Aufgang eines Werkes, das, wenn nicht der Sonne, so doch dem Monde gleich ist und das Symbol einer grossen Nacht bildete — eines Werkes, dessen Wirkung die grosse ist, welche sie die Erde gleichen, indem der Mensch auf ihr wandelte.

P. Schreiber.

(Die zweite Abtheilung folgt in nächster Nummer.)

Sind die Welten bewohnt?

II. K. — Weiter Leser unserer „Unterhaltungen am häuslichen Herd" entnehmen sich mit nach einem Referate*) über eine Schrift Richter's gegen Schleiden in der jener Gelehrte die Bewohnbarkeit des Mondes nachzuweisen sucht und sich selbst in Phantasien über die Beschaffenheit der Seleniten ergeht.

Auch neuer hat jetzt der erfahrungsreiche und scharfdenkende Professor der Astronomie, Camille Flammarion, Observator an der Sternwarte zu Paris, wissenschaftlich und doch allgemein verständlich jene alte Frage zu beantworten versucht, die gewiß oft an fernerliegenden Abenden in vielen stillvergnügten Beobachtern des Himmels aufsteigt: ob jene zahllosen Himmelskörper, von denen wir freilich mit dem unbewaffneten Auge nur wenige Tausende deutlich wahrnehmen können, theilweise bewohnt sind.

Ja, es ist eine alte Frage, die in „Die Mehrheit bewohnter Welten" — dies ist der Titel von Flammarion's Schrift — eine vortreffliche Behandlung und eine, soviel es die bisherigen Resultate der Astronomie und Physiologie ermöglichen, bestimmte Beantwortung gefunden hat. Denkende Männer aller Zeiten und Nationen haben sie aufgeworfen und zum größten Theil auch bejaht. So haben nicht allein die alten Aegypter, die ersten Astronomen gegenüber, daß die ihnen bekannten sieben Planeten und der Mond bewohnt seien, sondern auch alle Philosophenschulen der Griechen haben die Mehrheit bewohnter Welten als unumstößlich angenommen; Petron von Himära hat sogar ein Buch geschrieben, in dem er eine bestimmte Anzahl bewohnter Welten nämlich 183, nennt. Die meisten Epikureer hielten die Planeten und andere Himmelskörper für bewohnt. Metrodorus von Lampsakos meinte, daß es ebenso thöricht sei, in dem unendlichen Raum nur Eine bewohnte Welt anzunehmen, als zu behaupten, es könne auf einem großen Feld nur Eine Aehre wachsen. Einer der eifrigsten Anhänger der epikuräischen Philosophie, der römische Dichter Lucretius Carus (95—52 v. Chr.) war gerade für den Glauben an eine Mehrheit bewohnter Welten begeistert und begnügte sich nicht einmal mit den sichtbaren Sternen, sondern dachte sich außerdem noch ein neues und unsichtbares Universum.

Auch aus dem Mittelalter und der Neuzeit werden uns die Namen von vielen hochberühmten Astronomen, Naturforschern und Philosophen vorgeführt, die alle die Frage mit Ja beantwortet haben. Einer sagt im dritten Theil seiner „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels" geradezu: „Ich bin der Meinung, daß es gar nicht nöthig ist, zu behaupten, daß alle Planeten bewohnt sind, denn es zu leugnen, würde eine Absurdität in den Augen aller oder wenigstens in den Augen der meisten sein. Im Reiche der Natur sind die Welten und Systeme nur Sonnenstaub gegen die ganze Schöpfung. Ein Planet ist im Vergleich mit dem Universum viel weniger als eine Insel im Vergleich zur Erdkugel. Unter so vielen Sphären sind nur diejenigen wüste und unbewohnt, welche sich nicht dazu eignen, vernünftige Wesen zu tragen, die dem Zweck der Natur entsprechen. Unsere Erde hat vielleicht tausend und noch mehr Jahre schon existirt, bevor ihre Verfassung ihr gestattet hat, sich mit Pflanzen, Thieren und Menschen zu schmücken."

Nach dieser trefflichen Darlegung prüft Flammarion die Möglichkeit der Bewohnbarkeit der Planeten nach den Ergebnissen der Astronomie. Alle Planeten unserer Sonnenwelt, daß sich durch die Planetoiden oder teleskopischen Planeten, auch Asteroiden genannt, ungefähr in zwei Gruppen theilen läßt, bieten sehr große Analogien unter sich dar; unsere Erde hat keineswegs einen bevorzugten Vorzug vor den anderen Planeten, der zu der Annahme nur im entferntesten berechtigen könnte, sie sei die allein bewohnte Welt. Wie dunkelhaft erscheint die Meinung derer, die mit kaltem Selbstgefühl behaupten, die Pracht des unermeßlichen Firmaments sei nur für die Erde und deren Bewohner, als die Krone der Schöpfung geschaffen worden! Wer sich an der Hand der Wissenschaft in Gedanken auf und unter zwar am nächtlichen Himmel funkelnden Welten versetzt, der wird einem solchen Gedanken in Demuth von sich weisen und erkennen, daß die Erde ein Staubkorn im Vergleich zu unseren und abertausend anderen Himmelskörpern ist.

Sind doch z. B. in Anbetracht des Lichts selbst die Trabanten dieser neuen Weltentheilchen bedacht worden als unter Wanderlichtern, und es könnten demnach

*) Vgl. „Unterhaltungen am häuslichen Herd", Neue Folge, Bd. I, S. 399 und 400.

die Bewohner dieser getreuen Wächter sogar mit weit mehr Recht als wir behaupten, daß die Planeten für sie allein geschaffen sind. So leuchtet die Erde dem Mond dreihundertmal mehr Licht, als dieser ihr gibt, und ist trotz der größern Anzahl der Jupiter-, Saturn- und Uranusstrahlen die Differenz für diese Welten noch bedeutender.

So nimmt unsere Erde auch in Beziehung der Verhältnisse der Größen, der Oberflächen, der Lichtquellen und der Massen keine hervorragende Stellung ein.

Wenn wir nun aus dem Studium der Astronomie und Physik bis zur Gewißheit ersehen, daß die Naturgesetze universell sind, daß dieselben Stoffe und dieselben Naturgesetze, von denen wir uns auf Erden gebildet und umgeben sehen, auch das ganze uns sichtbare All zusammenhalten und halten, daß sie überall in derselben Weise und mit derselben Nothwendigkeit thätig sind wie in unserer unmittelbaren Nähe, so werden wir es auch vom physiologischen Standpunkt aus annehmen können, daß die unbegrenzte und unfaßbar mannichfaltige Natur das Leben nicht blos auf unsern kleinen Erdball beschränkt hat.

Diesen Nachweis sucht der dritte Abschnitt der „Mehrheit bewohnter Welten" zu führen.

Wir dürfen natürlich die irdischen Verhältnisse nicht auf die andern Himmelskörper übertragen; viele biologische Bedingungen, welche uns hier mit der Existenz von Wesen unvereinbar erscheinen, fehlen zwar jenen unbekannten Welten, aber der Mangel einer Atmosphäre und damit auch der Mangel von Niederschlägen an der Oberfläche gewisser Welten zieht doch nicht nothwendigerweise die Unmöglichkeit des Lebens nach sich. So verschiedenartig die Planeten beschaffen sind, so verschiedenartig müssen sie auch bevölkert sein. Das lehrt schon ein Blick auf unsern eigenen Wohnsitz. Das Meer hat andere Bewohner als die Luft, und welche Verschiedenheit herrscht selbst unter den menschlichen Bewohnern einer tödtlichen und einer nördlichen Zone! Wie die Wesen beschaffen sind, die auf den uns unbekannten Welten wohnen, das zu ermitteln, wird uns wol für immer unmöglich bleiben. Jedenfalls nehmen wir nicht die erste Stufe der Lebensleiter ein. In intellectueller Beziehung, sagt Zeile 1 „Das Endziel der großen und der kleinen materiellen Welt", Altona 1851), werden die höhern organischen beseelten Wesen auf den fernen Weltkörpern den Bewohnern ganz unähnlich sein, „weil in dem ganzen Universum doch wol nur eine Vernunft, die überall dieselbe, ob denken läßt, eine Vernunft, nach der alle Naturgesetze als Vernunftgesetze erscheinen."

Nachdem Flammarion die Gewißheit einer Mehrheit bewohnter Welten so auch physiologisch dargelegt und gezeigt hat, daß in keiner Beziehung unsere Erde die möglichst beste der Welten sei, nachdem er auch vom Umstande, daß wir durch das Mikroskop selbst so kleine Wesen in Unmassen entdeckt haben, wo wir sie nie geahnt hätten, und daß es selbst Größenorte gibt, die sich weder an einen gewissen Grad von Wärme, noch Licht, noch an irgendein bestimmtes Element binden, den Schluß gezogen hat, daß die Bewohnbarkeit der normale Zustand einer jeden Welt ist, läßt er uns auch Blicke durch das Teleskop thun, aus unserm Sonnensystem in all die unendlich vielen Sonnensysteme hinein.

„Ah, wenn unsere Sehkraft stark genug wäre", ruft er aus, „um dort, wo wir nur leuchtende Punkte auf dem schwarzen Grunde des Himmels unterscheiden, die blendenden Sonnen zu entdecken, welche im Raume gravitiren, und die bewohnten Welten, welche ihnen in ihren Bahnen folgen! Wenn es uns vergönnt wäre, jene Myriaden von wechselseitigen Systemen mit Einem Blick zu umfassen, und wenn wir, mit der Geschwindigkeit des Lichts vorwärts eilend, in Jahrhunderten von Jahrhunderten jene unbegrenzte Anzahl von Sonnen und Sphären durchdringen, ohne jemals auf eine Grenze für diese wunderbare Unermeßlichkeit, in der Gott die Welten und die Welten entstehen ließ, zu stoßen: wir würden, unsere Blicke rückwärts kehrend, nicht mehr wissen, an welchem Punkte der Unendlichkeit wir dieses Staubkorn, welches man die Erde nennt, wiederfinden sollten, wir würden durch solch ein Schauspiel bezaubert und verwirrt stehen bleiben und, unsere Stimme in den Wirbeln der unmeßlichen Natur mischend, aus dem Grunde unserer Seele ausrufen: Allmächtiger Gott! Was sind wir für Thoren, daß wir glauben, es gebe nichts über die Erde, und unsere armselige Bedeutung heische ausschließlich das Privilegium, deine Größe und deine Allmacht abzuspiegeln!"

Aus Jean Paul's Nachlaß.

III.

Leider gewöhnt man sich immermehr an die Tugenden des Bekannten und haßt immermehr dessen Fehler, je länger man mit ihm umgeht.

In der Jugend wird fast jedes Bedürfniß zum Genuß, im Alter jeder Genuß zum Bedürfniß.

Wo viel Ehrgefühl, da ist viel Ehrgeiz, aber nicht umgekehrt.

Es ist leichter, andern, als sich zu vergeben, denn dort hat man Genuß, hier Reue.

Wachen ist das höhere Glück, denn nur Gott wacht. Das Gras schläft, die Thiere schlafen, die Menschen schlummern. Wachen ist Ewigkeit!

Das weiße Blatt am Boden wird überall hingetrieben, das grüne am Zweige leicht bewegt.

Musik in der Arme ist doppelte Musik.

Es gibt keinen Unterschied zwischen Freundschaft und Liebe als Eifersucht; die Freundschaft hat alle eine Freude, die Liebe einen Schmerz mehr.

Jeder wird wider Willen originell, der sich bemüht, anders zu machen und nach dem Schein nichts fragt.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Saiſon in London 1863.

II.

Um 12 Uhr Mittags ſieht man zur Zeit der Saiſon in London vor allen Häuſern des ſalbionablen Viertels die Pferde geſattelt ſtehen. Die Thüren öffnen ſich, Reiter, Reiterinnen und Kinder treten heraus, ſchwingen ſich auf die Pferde und reiten gehts nach Rotten-Row. Vater und Mutter reiten langſam, damit die Ponies der Kinder Schritt halten können, und der erſte hält dieſelben, ſolange die Cavalcade in den Straßen iſt, an einem langen Lederbande, zum Mißvergnügen des ſechsjährigen Gentleman im großen Herrenhut oder der kleinen Miß in noch zarterem Alter, die im hellgrauen Reitkleid ernſt und vornehm unter den langen, aufgelöſt herabhängenden Haaren einherblickt. Rotten-Row iſt eine 30 Schritt breite Allee, die ſich am ſüdlichen Ende von Hydepark und Kenſington-Gardens hingeht, dort iſt von 12—2 Uhr ein bewegtes Treiben. Da reiten die Vornehmen auf dem Oberhaupt mit ihren ſchönen Töchtern ſpazieren, weiterhin große Familiengruppen, Schweſterpaare mit einem Bedienten, einzelne Damen, ihre Grooms hinter ſich und nach kurzer Zeit ihre Bekannten und Freunde neben ſich. Denn das Wort „Rotten-Row“, abends vorher flüchtig auf dem Balle erwähnt, ſagt genug, um ſich am andern Morgen hier nicht zu verfehlen. Damen ſind auf dieſer Promenade mehr zu ſehen als Herren, ich zählte neulich über 200 ohne die kleinen Mädchen. In andern Ländern knüpft ſich an das Reiten der Frauen das Vorurtheil, als gezieme es allein der Jugend. In England thut das Alter nichts zur Sache. Frauen nahe an 60 Jahren reiten neben ihren ſechsjährigen Enkelinnen. Vor kurzem erſchien täglich ein zwölfjähriges Zwillingspaar auf einem großen Pferde in Rotten-Row, doch waren die kleinen Mädchen in einen ledernen Stuhlſattel geſchnallt, jede nach der entgegengeſetzten Seite ſitzend, und das Pferd wurde geführt. Trotz aller Lebendigkeit iſt der Anblick von Rotten-Row ein etwas dunkler, der vielen Kleider mit den ſchwarzen Schleppen wegen, in welche ſelbſt das einmal lebende ſcharlachrothe Blumenbouquet nur wenig Variation zu bringen vermag. Die Reitanzüge beſtehen aus einem ſchwarzen oder dunkelblauen Reitkleid mit nicht zu langer Schleppe und dem franzöſiſchen Herrenhut, um den ein ſchwarzer Tüllſchleier mit hinten lang herabhängenden Enden geſchlungen iſt, nur als die Prinzeſſin von Wales neulich im weißen Reithut in Rotten-Row erſchien, fand dies eine flüchtige Nachahmung.

Nirgends kann man die nationalen Eigenthümlichkeiten eines Volks beſſer wahrnehmen als bei einer großen Feſtlichkeit. Das Nationalfeſt der Engländer iſt das Pferderennen, die ganze Nation nimmt daran theil in einem Geiſte der Gleichheit und Brüderlichkeit, wie er in dieſem Lande der Standesunterſchiede ſo ſelten zu finden iſt. Mitglieder des Parlaments, Bureauſchreiber, Herzoginnen, Putzmacherinnen, Banquiers und Materialwaarenhändler, alle bewegen ſich bunt durcheinander und ſcheinen nur von Einem Gedanken beherrſcht: die Freuden des Tags in vollem Maße zu genießen und die Pferderennen ſo gut als möglich zu genießen. Während in Theatern, Concerten und an andern öffentlichen Orten, welche von der vornehmen londoner Geſellſchaft beſucht werden, Zurückhaltung und ein gewiſſer Ernſt nicht zu verkennen ſind, hört man an den Tagen von Epſom und Aſcot überall herzliches Lachen, angezwungene Heiterkeit und lautes Beifallrufen. Alte Bekanntſchaften werden erneuert, neue Freundſchaften geſchloſſen, Einladungen zu dem im Freien ſtattfindenden Mittagseſſen ertheilt und angenommen, reiche Almoſen an die Bettler und an die Zigeuner vertheilt, die ſich ſcharenweiſe eingefunden haben, um den ſchönen Frauen und Mädchen ihre glänzende Zukunft vorauszuſagen. Vor einigen Tagen war Pferderennen in Aſcot. Ich fand die Fahrt dorthin, das Leben und Treiben auf dem Schauplatz neuer und eigenthümlicher als den eigentlichen Wettlauf ſelbſt, der in allen Ländern ſo ziemlich derſelbe iſt. Schon am Abend vorher war die Straße bei Aſcot in eine Art Heerlager umgeſchaffen worden, als ſollte eine ganze Armee darin campiren. Zahlloſe Zelte zum Verkauf von Erfriſchungen waren außer den gewöhnlichen Gaſthäuſern aufgeſchlagen, Taſchenſpieler, Seiltänzer, Zigeuner, kleine herumziehende Schauſpielertruppen hatten ihre Vorbereitungen getroffen, um die Pauſen des Rennens auszufüllen. Dagegen ſind die Bahnen für die Wettrennen abgeſteckt, deren eine Seite für Fußgänger beſtimmt iſt, während an der andern viele Tauſende der eleganten londoner Equipagen ſich aufſtellen. Zwiſchen dem Abgangs- und Ankunftspunkt der Pferde, in der Nähe des verhängnißvollen Gewinnpfoſtens ſind die Tribünen errichtet, in welchen man gegen 1½ Thaler Eintrittsgeld vielleicht einen Sitzplatz findet, doch iſt die Ausſicht auf einen Stehplatz immer wahrſcheinlicher bei dem ungeheuren Zudrang zu dieſen Tribünen. Nach 2 Uhr ſollten die Wettläufe beginnen, aber ſchon um 11 Uhr erſchienen die erſten Wagen auf dem Platze. Alle vornehmen und reichen Leute benutzen zu dieſem Tage ihre eigenen Equipagen, die von vier Poſtpferden gezogen und von einem Poſtillon in hellblauer Jacke, gelben Hoſen und weißem Filzhut geführt werden. Das koſtet für einen Tag 120—130 Thaler für die drei deutſchen Meilen von London nach Aſcot. Das Feſt wurde von ſchönem warmen Wetter begünſtigt und das Ganze ſah überaus maleriſch aus, beſonders durch die Toiletten der Damen, die in weißen Ballkleidern, weißen Hüten und mit einem rothen Blu-

wunderbarer erschienen waren, während die Herren sich größtentheils in heliograue Sommerröcke gekleidet hatten.

Nach der Ankunft der Wagen wurden, da erst in zwei Stunden die Rennen beginnen sollten, Anstalten zum Mittagsmahl getroffen. Geschäftig nahmen die Bedienten die großen Körbe, in denen das Diner mitgenommen worden, vom Wagen herab, breiteten weißglänzende Tischtücher aus und stellten Tafelgeräthe, Gier, Salat, Mehlspeisen, Wein und Kuchen im Ueberfluß darauf, damit das Dinner mit deutschen Ceremonien eingenommen werden könne wie zu Hause im großen Speisesaal. Um 2 Uhr kamen der Prinz und die Prinzessin von Wales mit lauten Jubelrufen von der Menge begrüßt. Die Musik gab bald darauf das Zeichen zum Beginn der Rennen. Die Jockeys, kleine schmächtige Gestalten, in reich mit Silber gestickten scharlachrothen oder himmelblauseidenen Jacken erschienen, langsam auf ihren Pferden reitend, am Ende der Bahn. Die Lieblingspferde des Publikums, die in den letzten Rennen gesiegt haben, werden mit Beifall von Kennern und Bewunderern empfangen und ihnen ungeheure Summen auf ihr gewettet. Das Wetten bei den Pferderennen ist in England eine gesetzliche Institution geworden, es ist ein schimmerndes Hazardspiel als das der Spielbanken von Baden-Baden und Homburg, gegen welche die Engländer mehr als jede andere Nation mündlich und schriftlich mit Recht eifern, denn die Summen, die auf einmal auf dem „Turf" (der Ringplatz für die Wettenden) stehen, sind viel bedeutender als jene der erwähnten Spielbanken. Viele Leute setzen das ganze Jahr auf die glänzendste Weise von ihren Wetten in Epsom und Ascot, andere haben ihr ganzes Vermögen dabei verloren. So sorgfältig auch der Jockey das Thier pflegt, da er wohl weiß, wie viele Tausende darauf gewettet werden, von denen auch ihm sein Theil zufällt, wenn er gewinnt, so sieht er auch beim Rennen selbst sein Aeußerstes versucht — ein bestochener Stallknecht, der heimlich dem Pferde vor dem Ablauf einige Maß Wasser gegeben hat, kann alle Anstrengungen vereiteln, da es erwiesen ist, daß ein Pferd niemals gewinnt, welches kurz vorher Wasser getrunken hat. Viel unterhaltender und ganz gesittet sind die jubilirten Handschuhwetten, die zwischen Herren und Damen üblich sind. In den Wagen sitzen oder stehen die weißgekleideten Grazien Albions mit Spannung den Ausgang des Rennens abwartend, während daneben oder auf den Wagentritten sich ihre Bekannten und Freunde befinden, mit denen sie um einzelne Paare, meist aber um ein halbes Dutzend Paar Handschuhe wetten, ein um so anziehenderes Spiel für die Damen, als von ihnen nicht erwartet wird, daß sie ihre Wetten bezahlen, während es für Usance gilt, wenn die Herren es vergessen. Nach Ablauf jeden Rennens wurden die Wagen langsam umhergeführt, dem Publikum gezeigt und mehrere auf der Stelle für große Summen verkauft. Sieger des Tages war Mr. Merry's Rosen, welche das große silberne Gefäß (eine Art Vase), zwei Ruß hoch und sieben Thaler an Werth gewann, das die Königin jährlich als ersten Preis gibt. Der Abend brach endlich herein, die Jockeys und Pferde verschwanden aus der Bahn, die Familien, die noch drei Meilen zu fahren haben, ließen die Postillone zur Eile ermahnen, Laufende eilen dem Eisenbahngebäude zu, wo Zug auf Zug expedirt wird; Verkäufer, Seiltänzer und Zigeuner verlassen die Ebene und Stille wird es in den tieferen Abendschatten, nur auf „the Turf" ist es noch lebendig. Dort werden die Wetten berichtigt. Wechsel an die Bankiers oder Schuldscheine ausgestellt, und mancher, der mit leichten Taschen nach Ascot kam, geht als reicher Mann von dannen.

Deutsche Schauspieler.

Friederike Gosmann *).

F. G. — Keine Künstlerin, sondern eine Spezialität hat man sich bei diesem Namen zu denken. Sowol der Kreis, in dem sich diese Schauspielerin vorzugsweise und am glücklichsten bewegt, als auch das eigenthümliche Talent, das ihr die Natur verliehen, liegen von der Kunst gemieden fern ab und widerstreben zu sehr ihrem innersten Wesen. Dieser Kreis ist der der heutigen vornehmen Gesellschaft, wie dieselbe von französischen Lustspieldichtern und von einheimischen Schriftstellern, die ihnen nacheifern, geschildert werden. Was noch Ursprüngliches, nicht Anempfundenes in dieser Sphäre vorhanden, das haben ihre Maler möglichst vollständig zu verhüllen und zu tilgen gesucht und somit in einem sonderbaren Sinne das Leben als ein „idealisirtes", nämlich als ein ganz und gar übertünchtes und lügenhaftes hingestellt. So edel gibt sich der liederliche Vater in der Wirklichkeit nicht, wie ihn uns das heutige Drama vorführt, und so albern trivial denkt auch die sechszehnjährige pariser oder berliner Unschuld nicht, wie sie uns dem oben jenem „Vorwurfe" herausblinzelt. Dieses Modedrama besteht aus einer halblauen Mischung deutscher und französischer Anschauungen, französischer Leichtfertigkeit und Schlüpfrigkeit, von deutschen sittlich moralischen Empfindungen durchtränkt. Diese Mischung nehmen wir auch in dem Spiel des „Fräulein" wahr, man kann sich nicht recht bei dieser Künstlerin an die „Frau", an die „Frau Baronin Prokesch-Osten" gewöhnen. Gosmann wahr.

Friederike Gosmann weiß gar nicht, daß es überhaupt einfache Gefühle gibt. Das bereits Verarbeitete, das Alltäglichste, Gewöhnlichste ist die Voraussetzung ihrer nachschaffenden Thätigkeit, und sie nimmt dabei alles so unbefangen aus dritter Hand, geht in allem so instinktiv, natürlich und selbstverständlich zu Werke, daß man meinen kann, sie selbst müsse sich verwundern, daß nicht schon gebackenes Brot auf den Korn-

*) Vgl. „Unterhaltungen am häuslichen Herd". Neue Folge. Nr. IV. S. 737.

seinem wächst und der Wein gleich vom Weinstock in den Krug hineinläuft.

Wer nur so obenhin die flinken Mädchen der Kunstlerin betrachtet, ihre hopsenden Knie und schaukelnden Gebärden, wer nur mit lässigen, halbsamen Sinnen sich an ihrem heiteren, gleichgültigen Kopfschütteln und künstlich losen Mienenspiel ergötzt, der wird eigentlich nicht begreifen, wie sonnig es in dieser Künstlerin sein muß, die als „Gretlin" einen so reizlichen Schattentanz aufzuführen oder als „Kind des Glücks" in wildfremdartig Accordball zu spielen vermag, die unverkümmerte Naturlichkeit, den Reiz und die Frische einer Kirschblume verweisen kann. In Kürze ist eben über ähnliche Meinungsverschiedenheiten nicht oder besser, es kommt dabei nicht das Wesentliche heraus.

Das außerordentliche Wohlgefallen, das die elegante Welt, wie im Anfang ihrer Laufbahn Wien und Berlin und seitdem das ganze Deutschland an der Spielweise Friederike Gossmanns empfunden, findet schon im Hinblick auf den Geschmack, der unserer Unterhaltungsmusik beherrscht, eine einleuchtende Erklärung. Während man sonst Gute und Gediegene im Tanz als Schönen, Anmutigen und Lieblichen verwandte, indem man aus dem edeln Metall Goldenen, Armbändern formte, aus Rubinen Reifen und Perlen Lilienketten, aus Smaragden beerenblätterige Märchengewächse, bietet man gegenwärtig aus Gold gestickte — Hyazinthen und Pfeffertschlüter, Stiefeln, Schnallen, aus Brillanten Flügen und Käfer, Manschetten und Lorgnetten. Man macht Gartenstühle aus Zucker, deckt papierene Reichen hinein und übergießt vielleicht mit Vielleicht Parfum. Der nämliche verfeinerte Zug geht durch die Verhältnisse unserer kleinen Gossmann.

Die Liebe ihrer Gestalten, wenn sie hingebend geschildert werden soll, hat einen Beigeschmack von Spezialität: wenn es gilt, herbe Zurückhaltung zu betonen, einen Hauch von Lüsternheit. Hier sollen bei jedem „Ich will" auch das „noch nicht" der Verhüllung ahnen, alle Bewegungen der Künstlerin haben einen Sommerfaden, den sie mitspinnen, alle Lichter, die sie aufsetzt, wachsen ein wenig, denn sie hat nicht übel Neigung, selbst die wieder auszulöschen. Eine gewisse nervenkitzelnde Nachtseitenheit und „Nichtigkeit der Passionsgöttin mit blauen Augen", nach Heines Ausdruck, ist in ihren Darstellungen mit dem lockenden, beziehen Wesen der Pariserinnen, die auch Paul de Kock beschreibt, unzertrennlich verbunden. Was ihre rechte Hand gibt, davon weiß wirklich die linke nichts, wenn das Auge weint und wenn der Stimme zittert, so scheint der Geist schon an die nächsten Phrasen, die den Schmerz vernichten, und an den Anschluß, der ihn beseligend verspricht, zu denken. Ihr Uebermuth ähnelt dem der Polka française, die Trauer der des Menuet.

Was Friederike Gossmann von ihren Nebenbuhlerinnen wie ihren Nachahmerinnen unterscheidet, ist die Unmittelbarkeit der Emotion, die Wahrheit in der Darstellung der Emotionen. Sie spielt — mit dem Meister zu sprechen — tatsächlich, aber weil das ganze Tanzstück schon absichtlich falsch gespielt ist wie Wagners bekannter Scherz „Die Dorfmusikanten" so spielt sie immerhin eine merkwürdige und pikante Wirkung.

Das Talent Friederike Gossmanns ist ein syntaktisches, nur nicht der künstlerische Geist, der die Kräfte bindet und das Natürliche sinnfällig, sondern das gesellschaftliche Uebereinkommen, wenn man will der soziale Takt, der allein es verhindert, daß sie sich je von einer Stimmung hätte überwältigen, einem Affekt die Zügel hätte schießen lassen.

Ueberlegenheit, heitere, ausgelassene Laune zu bieten wir nicht einmal in ihrem Pas ein Ballet (Faune), nichts weiter. Das ihre Mariane in den Goethe'schen Geschwistern einer Partie, die wir uns für keinen Preis halten, Tanterkeit und Einfall zu geben, nicht durch Herausarbeiten gelingt, sondern durch Verzicht auf jede Darlegung der Gründe, und daß ihr Käthchen von Heilbronn den Duft eines Traumes, aber nicht den des Hollunderstrauchs atmete, wird niemand auffallend finden, der den Begriff des Naiven nicht mit der Auslegung verwechselt, welche sich im Theaterverstehwelt eingebürgert hat.

Warum man sich im allgemeinen bemüht, das nun so und nicht anders geartete Talent der Künstlerin für ein willenschaffendes, wie ein Narrenkraut ein fahles Antlitz umspinnendes auszugeben, ist schlauer. Es bedeutet doch schon etwas, sobald man von einem eigentümlichen Talent sprechen kann. Ob es sich entwickeln konnte? Kaum. Was sich aus ihr entwickeln konnte, das hat sich entwickelt, was sie darstellen wollte und mußte, hat sie dargestellt.

Wäre es möglich, den künftigen Geschichten des Spiels der „kleinen Gossmann" so gerne zu überliefern wie der Photographie ihr halb verlorenes, halb unterschwebendes Lebensgesicht — so kommenden Generationen würden darin eine Schattierung unserer Tage deutlicher erblicken als in irgendeinem Spiegel, der ein Drama oder eine Chronik aufhellen kann.

Zur Geschichte der Tänze und der Tanzmusik

I

In [illegible] Reihe die Sonate geschaffen war und sämtlichen Klavierkompositionen als Hauptform für ihre Inspirationen diente, waren es vorzugsweise beliebte Tänze, die ihnen Anlaß gaben, selbständige, nicht zur Begleitung des Tanzes bestimmte, aber doch seinem Charakter und Rhythmus eng anschmiegende Tonstücke zu komponieren. Auch in größeren Instrumentalwerken, namentlich in den Suiten von J. S. Bach treffen wir solche Tanzbilder an.

So oft die Programme unserer jetzigen Konzerte uns gern in die Vergangenheit zurückgeleiten, um den Reiz der Abwechslung und des Gegensatzes auszubeuten, Instrumentalstücke aus dem 16. 17. und 18. Jahrhundert enthalten, begegnen wir Nummern mit ehedem teilweise seltsam klingenden Aufschriften, als

Chaconne, Pavane, Pavane, Allemande, Saillarde, Sarabande, Courante, Gavotte, Menuet, Bolte und ähnlichen.

Dies sind Benennungen alter Tänze, die in Spanien, Italien, Frankreich, Deutschland und anderwärts in Uebung waren.

So diente die Chaconne einst als Finale zu großen Opern und Balleten. Ihre Bewegung soll von einem dem italienischen ähnlichen Blindenlied herstammen und begleitet Gesänge, welche auf der Straße von Blinden gesungen wurden. Die Chaconne in einer Oper mit Ballet von Alceste (Lully et Quinault) die im Jahre 1773 in Paris aufgeführt wurde, hat lange Zeit einen großen Ruf gehabt und war das Lieblingsstück aller Klavierspieler. Als im Jahre 1774 Gluck nach Paris kam, um seine „Iphigenie in Aulis" aufführen zu lassen, klagte Vestris, der berühmte Balletmeister, bei dem Komponisten darüber, daß die Oper nicht mit einer Chaconne endige, worauf Gluck erwiderte, daß ein so edler tragischer Gegenstand sich nicht mit Gaukeleien vertrage und als der Balletmeister sein Drängen erneuerte, soll der erzürnte Gluck „Haben die Griechen eine Chaconne gehabt?" „Leute, über sie, wenn sie keine hatten", erwiderte Vestris. Gluck gab endlich dennoch nach und komponirte das so beliebte Tanzstück.

Die unvergleichliche Chaconne von J. S. Bach ist der jetzigen musikalischen Welt durch den meisterhaften Vortrag des Geiger Joachim und Laub lebhaft eingeprägt.

Die Pavane hat ihren Namen von ihrem Erfinder Pavan, dem Tanzmeister der Königinnen von Spanien, Frankreich, England, Polen und Dänemark und Liebling König Karls I von England, der ihn oft zur Laute sang und mit Kunstbezeugungen überhäufte. Er spielte die Violine bezaubernd, wenn er jedoch aufgefordert wurde, zu spielen, blickte er vorher ihren Anwesenden scharf ins Gesicht, und erst dann, wenn ihm niemand mißfiel, ergriff er den Bogen.

Der jetzt das Menuet, dieser echt französische, seine Zeit treu spiegelnde Tanz, wurde von dem Marquis von Rammarens in England eingeführt und am Hofe Karls II gesungt. England gab den Franzosen als willkommenen Tausch den Country-dance (ländlichen Tanz) dafür, wonach in Frankreich der Contretanz wurde.

Die Pavane, ein edler, feierlicher Tanz, ist spanischen Ursprungs und erhielt seine Benennung davon, daß die Tanzenden, indem sie sich anblickten, ein Rad nach Art der Pfauen (pavons) machten. Der Sänger hat nämlich seinen Kapuzenmantel, indem er mit den Armen und mit Hülfe des Degens rückwärts eine zierliche Wendung hervorbrachte und dann in dieser Gestalt den Gang des Pfaus nachahmte. In Spanien feierten am Grünen Donnerstag zwölf junge Tänzer die Pavane in den Kirchen vor dem Allerheiligsten auf und vier Stunden später folgten ihnen andere Tänzer, damit diese als fromm angesehene Uebung durch die ganze Dauer der Anbetung des Allerheiligsten fortgesetzt werde. Sebastian Vivy, ein Bruder des Lentigero, hat diese Ceremonie in Sevilla noch in den Jahren 1810—13 mehr als einmal gesehen.

„Der Geist in der Natur."

Der Umstand, daß dies Werk des berühmten dänischen Philosophen H. C. Oersted zweiundzwanzig Auflagen erlebt, rechtfertigt es vielleicht, im Augenblick seines Wiedererscheinens, obschon es nicht neu ist, einige Worte darüber zu sagen.

In liebenswürdiger, wohlwollender Weise tritt uns die Person des Verfassers aus dem Rahmen des Buches entgegen. Oersted war mit sich und der Welt zufrieden, keine moderne Zerrissenheit, aber auch, möchte man hinzufügen, kein allzu gründliches und tiefes Denken störte ihm die Ausbildung einer harmonischen Gesammtauffassung der Welt und des Lebens. Darin, in dem einheitlichen Abschluß des ganzen Werkes, scheint uns der Hauptgrund seines Erfolges zu liegen. Unsere Zeit ist müde geworden vom Wundern und Aergern, nachdem alle politischen und religiösen Dogmen in ihrer Unerschütterlichkeit erschüttert waren, bemächtigte sich vieler Gemüther ein „Schrecken vor der Leere", wer ihnen einen Ruhepunkt in diesem gärenden Treiben bietet, erntet Beifall. Die Masse des Publikums will in unserer Zeit sich nur recht handgreiflich den Grund der Dinge verdemonstriren lassen, sei es selbst durch Wunder, durch Tischrücken und Psychographen. Dieser Stimmung kommt Oersted entgegen: er erläutert einige einfache physikalische und astronomische Begriffe dem Laienpublikum; denn dem „Wissenschaftler", wie er durchgängig den Gelehrten nennt, müssen sie ebenso bekannt sein als das Alphabet dem Sprachkundigen. Er gelangt in Verfolgung des Gedankenganges zu der Anschauung des Universums als eines Vernunftganzen. In der Physik vertritt er größtentheils die jetzt veraltete dynamische Hypothese. Seine Naturbetrachtung ist vorherrschend teleologisch. Der Materialismus macht ihm wenig zu schaffen, er wird aus dem Beharren im Besonderen, bei den Einzelheiten der Natur erklärt „wer den Blick zum Allgemeinen erweitert, dringt damit nothwendig zur Auffassung des Daseins als Vernunftreich empor."

Oersted liebt hauptsächlich die Gelegenheitsform. Am anziehendsten erschien uns „Der Weg von der Natur zu Gott". Durch den Tod Oersteds unterbrochen, blieb der Aufsatz zwar nur ein Fragment, aber er enthält die sonst in verschiedenen Bruchstücken vertheilten Ansichten in der Anlage zu einer systematischen Durchführung. Kann Oersted einen selbstdenkenden Leser auch nicht immer vollständig überzeugen, so bietet er manche praktische Lebensregel, manche ethische Wahrheit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Erster Band. **Nr. 28.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Zwei Vermählungen. Novelle von Sigmund Boleslaw III. IV. — Leben und Treiben in den Handelshäfen der Levante. Eine kulturgeschichtliche Skizze von Heinrich Scherr II. — Französische Judasse und Apostaten. Von Robert Waldmüller I. — Deutsche Sprachlehre. Von E. Schmidlin II. Gedichte. — Charakterzüge. — Beiblatt: Der Oesterreichische Reichstag. — Berliner Briefe VIII. — Zur Geschichte der Tanze und der Tanzmusik II. — Historische Erzählungen II.

Zwei Vermählungen.

Novelle von Sigmund Boleslaw.

III. Wintersonne.

Die Zeit thut immer ihre Arbeit, gleichmäßig, ohne Hast, ohne Rast; mit derselben Ruhe zerstört und belebt, erfreut und betrübt sie. Menschenherzen rufen die einen bald sie eile, die anderen bald sie säume. Sie hört, sie fühlt, sie liebt und haßt nicht wie das unaufhaltsame, unerbittliche Geschick, vor dem den Alten graute.

Der Sommer kam Raymond lang vor, aber er ging vorüber; feuchte, nebelige Tage und lange, kühle Abende stellten sich ein; der Herbstwind trieb die gelben Blätter in Wirbeln umher, die er von den der Erschlaffung verfallenen Bäumen mit leichter Mühe riß. Die Blumen im Garten sanken gebrochen und verwelkt zu Boden; kaum daß die Aster den kalten Schauern trotzte, die ihr über das Herz dahinfuhren. Die Schwalben waren fortgezogen nach sonnigen Gegenden und die Städter auf dem Lande schickten sich an, zurückzukehren zu ihrem Kaminfeuer, zum Glanz und zu den Zerstreuungen ihrer Salons, zu ihrer Jagd nach eiteln Erfolgen, zu ihren Reitbahnen, Verbrüderlichkeiten, kleinen Händeln und Verwicklungen, aus denen die Natur sie mühsam herausgerissen. Sie hatte Raymond die ersten Spuren des Frühlings, das erste frische Grün auf den Feldern, die hervorbrechenden Knospen an den Bäumen, die junge Sonnenwärme so freudig begrüßt wie diesmal die kalten Verbeten des Winters. Jeder Grad, um den das Quecksilber im Thermometer sank, verscheuchte eine Stufe, um die seine Hoffnung höher stieg.

Am 21. October des Jahres 1850 hatte die Familie Langlois ihre Wohnung in der Stadt, Rue Lafitte, bezogen und dieser Tag war für Raymond ein Tag der Feier und des Glücks; alsbald wurde der frühere Verkehr zwischen den jungen Leuten wiederhergestellt; sie fanden sich zusammen, so oft es die Umstände nur erlaubten. Genestine war ganz wie sie gewesen, so frei, so vergnügt, so ermunternd; sie brachte daher auch die frühern Freuden in den Verkehr, allen frühern Reiz in die Unterhaltung und gab dem Studenten die Ruhe wieder, die ihre Entfernung von Paris ihm geraubt hatte. Seine Seele war voll Frieden und Hoffnung.

Am 27. Januar 1851 wurde von der Familie Langlois der zwanzigste Geburtstag Genestinens gefeiert. Sie erhielt zahlreiche Geschenke, unter diesen zwei Bronzestatuetten aus der Fabrik Barbedienne von einem unbekannten Geber. Sie

Phillips.

Sonſt habt Ihr die Richtung meiner Blicke nie bemerken wollen.

Eliza

(blickt zur Erde nieder, ihre Bruſt hebt ſich, ſie ſeufzt tief auf, und wendet ſich zum Abgehen).

Phillips

(ſteht eine Weile und ergreift ſtürmiſch ihre Hand).

Eliza!

Eliza

(zieht ſie langſam zurück und geht ab).

Phillips (allein).

Sie liebt mich! Ruft mir's nicht mein Herz mit ſiebenfachem Echo nach? Und ich trotze noch? Der Stolz des Armen wurzelt in der hartnäckigen Bruſt noch tiefer, als der Uebermuth des Reichen? Ich fühl's, ich muß es lernen, dieſen Stolz überwinden. (Ab.)

Verwandlung.

erstieg ihn und kam den andern Tag, um sich bei Raymond für die freundliche Gabe zu bedanken, die, wie sie versicherte, besondern Beifall bei ihren Angehörigen gefunden hätte. Es fiel Raymond eine gewisse Verdrießlichkeit der Stimmung bei Ernestinen an diesem Tage auf, die ab und zu trotz aller Liebenswürdigkeit des Mädchens hervortrat und sogar einen melancholischen Anflug zeigte. Da jedoch dieser Schatten am Ende der gewöhnlichen Heiterkeit wich und Ernestine allmählich den Ton anschlug, der ihr sie wohl anstand und der ihm so sehr gefiel, hatte er kein Acht weiter auf die gemachte Wahrnehmung, als sie wäre ihm gänzlich aus dem Sinn gekommen, wenn sich nicht dieselbe Erscheinung in den folgenden Tagen wiederholt hätte.

Ernestine war befangen, ernst, bisweilen sogar feierlich bei den Zusammenkünften mit Raymond. Der Kindermuthwille, mit welchem ihr Geist über die ernsten Lebensfragen spielend hinwegsetzte, machte einer schweren Erwägung Platz, und man hätte glauben sollen, daß sie über Nacht alt und bedächtig geworden wäre. Häufig war sie zerstreut und schien von einem Gedanken eingenommen, der ihre ganze Aufmerksamkeit fesselte. In diesen Momenten war sie traurig und wußte kaum, was Raymond mit ihr sprach. Sogar ein Seufzer pflegte der offenbar beklemmenden Druck des jungen Mädchens zu entheben. Als sie Raymond mit zarter Besorgniß nach dem Grunde dieser trüben Stimmung fragte, gab sie zur Antwort, daß man nicht das Recht habe, immer Kind zu bleiben; daß sie nun zwanzig Jahre alt geworden sei und ernster werden müsse; daß sie sich vor den Forderungen des Lebens und der Verhältnisse fürchte, die, wie sie wohl wüßte, niemand verschonen.

„Sie haben alte Kummer?“ fragte Raymond weiter, von dieser Sprache aus dem Munde Ernestinens in höchstem Grade überrascht.

„Das nicht, aber mein Schicksal fängt an, mich zu beklümmern“ gab die Tochter des Bankiers zur Antwort.

„Wunder über Wunder!“ versetzte Raymond heiter. „Hätte ich Sie nicht leibhaftig vor mir, sähe ich nicht diese Augen, diese Haare, diese Gestalt, Dinge, die niemand anders hat als Sie, ich würde darauf schwören, daß man Sie ausgewechselt hätte! Fräulein Ernestine Langeweile, Verdüsterung, Niedergeschlagenheit, Kummer! Und warum? Weil sie zwanzig Jahre alt und ernst geworden ist? Weil sie die Forderungen des Lebens fürchtet! . . Das wird, das kann niemand glauben! Da es sich jedoch als Wirklichkeit darstellt, bleibt mir, dem Liebenden, dem Ergebenen, nichts anderes übrig, als dem theuern Fräulein die Last der zwanzig Jahre tragen und den Forderungen des Lebens, wenn sie zu hart sein sollten, widerstehen zu helfen. Und dies will ich auch thun, was ich hiermit feierlichst gelobe!“ Er lachte und Ernestine lachte mit, die Hand ihm reichend zum Dank für den Scherz, der sie belustigte.

Da indessen die Schwermuth Ernestinens sich bei den folgenden Zusammenkünften wieder zeigte, ja ihre Zunahme sich bemerkbar machte, fing Raymond doch an, die Sache ernst zu nehmen, und er sagte dem geliebten Mädchen, als er es so befangen und traurig sah, die tiefgefühlten Worte: „Lassen Sie die Sorge, theure Ernestine! Ich übernehme die Verantwortlichkeit für Ihre Zukunft, wie es mir zukommt! Mit aller Entschiedenheit eines mündigen Mannes erkläre ich mich bereit, Sie durchs Leben zu führen, nach Kräften alles Schlimme von Ihnen abzuhalten, alles Erfreuliche und Beglückende Ihnen nahe zu bringen, alles, mit Einem Worte, für Sie zu thun, was Begeisterung der Liebe eingibt und die Pflicht gebietet!“

Ernestine blickte nachsinnend zu Boden und antwortete nichts auf diesen Ehrantrag des Studenten, was Raymond ganz natürlich fand und aufs günstigste für seine Wünsche und Hoffnungen auslegte.

Fast vierzehn Tage sahen sich die jungen Leute nicht. Ernestine schrieb, daß sie nicht kommen könne, daß sie von Geschäften aller Art, von Besuchen aus den Departements zurückgehalten sei. Raymond verwünschte die drückende Störung und suchte sie, so gut es ging, zu ertragen. Endlich trafen sie im Luxembourggarten zusammen. Ernestine war düster gestimmt und ernst wie nie vorher; sie lachelte nicht, als sie Raymond's Gruß erwiderte und ihm die Hand reichte, was noch nie vorgekommen war. Nachdenklich den Kopf geneigt, schritt sie, ohne ein Wort zu sprechen, am Arm der Gesellschafterin einher, und es war zu sehen, daß sie mehr ihren Betrachtungen als ihrer Gesellschaft angehörte.

„Was haben Sie, was quält Sie, theures Mädchen?“ rief Raymond, dem der Anblick der tiefen Verstimmung des sonst so heitern Wesens das Herz bedrückte.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen!“ antwortete

ſie raſch wie jemand, der ein Widerſtreben entſchloſſen überwindet, und den Arm von Fräulein Chaplon verlaſſend, that ſie einige beſchleunigte Schritte vorwärts. Raymond folgte ihr, während Fräulein Chaplon zurückblieb, ſodaß ſich die jungen Leute ungeſtört miteinander unterhalten konnten.

„Es fällt mir ſchwer, zu ſagen, was ich Ihnen zu ſagen habe, und doch ziehe ich, weil ich es für angemeſſener halte, die mündliche Mittheilung der ſchriftlichen vor.“

Raymond erſchrak und horchte ſprachlos auf die Erklärung, welche dieſer feierlichen Einleitung folgen würde.

„Unſere Zuſammenkünfte, mein lieber Raymond, ſo angenehm ſie mir auch ſind“, fuhr Ernestine fort, „können leider nicht länger fortdauern.“

Der junge Mann entfärbte ſich; er ſah das Mädchen prüfend an, als wollte er in ihren Zügen leſen, ob dieſer kalte, harte Spruch ernſt gemeint oder nur ein Scherz ſei. Da ſich aber in dieſen Zügen kein Zeichen fand, das darauf ſchließen ließ, that er mit zitternder Stimme die Frage: „Wie meinen Sie das?“, in der Hoffnung, daß hinter dem rauhen Wort ein milder Sinn verborgen ſei.

„Mein Vater wünſcht“, ſagte Ernestine mit gedämpfter Stimme, „mein Schickſal geſichert zu ſehen. Es quält ihn der Gedanke, ſagt er, daß ich, wenn ihn der Tod plötzlich abberufe, ohne Schutz zurückbliebe, den ein älterwerdendes Mädchen nur bei einem Gatten finden könne.“

„Darin hat Ihr Vater recht!“ rief Raymond. „Und bin ich denn nicht bereit, zu thun, was nur Ehre, Pflicht und Liebe fordern können?“

„Wie es mir zukam, habe ich meinem Vater meine Neigung zu Ihnen geſtanden; er wendete ein, daß man eine Stellung, daß man Mittel haben müſſe, um eine Frau, wie ich bin, zu nehmen und glücklich zu machen.“

„Und was ſagten Sie?“ preßte Raymond in der höchſten Aufregung mühſam aus der Kehle.

„Kann ich mich dem Willen meines Vaters widerſetzen?“ entgegnete Ernestine. „Ich —“ wollte ſie fortfahren.

„Gute Tochter!“ unterbrach ſie Raymond mit klangloſer Stimme. Wie verſteinert ſtand er nun da, ſprachlos, ohne Bewegung, aber aus ſeinen Zügen, aus dem ſtarren Blick zuckte der tiefſte Schmerz. Es war zu ſehen, daß ſich die Tochter des Bankiers von dem Anblick ergriffen fühlte; ſie trat einen Schritt näher an Raymond heran; ſie wollte ſprechen, um ihn zu beruhigen. Allein der junge Mann winkte mit einer krampfhaften Bewegung der Hand, daß ſie gehen möge. Ueberraſcht und betroffen von der furchtbaren Wirkung ihrer Worte auf den Studenten, blieb ſie einen Moment ſtehen; dann entfernte ſie ſich und verließ den Garten; ſie weinte ſo bitterlich auf dem Wege, daß ſie Fräulein Chaplon zu tröſten ſuchte. Raymond ſah es, wie ſie dahinging, fern von ihm, ohne umzublicken, um niemals wiederzukehren. Mit ſcharfen Meſſern ſchnitt der Anblick in ſeine Seele. Er konnte ihn kaum ertragen; er wandte ſich ab, um ihn zu vermeiden. Er mußte aber wieder hinblicken nach ihr, der Scheidenden; eine unerklärliche Gewalt zwängte ihn, zu ſehen, wie er verlaſſen, aufgegeben wurde von ſeiner Hoffnung und von ſeinem Glück. Es ſchien ihm unbegreiflich, gar nicht zu faſſen, daß ſich ſein Schickſal ſo ungenau, ſo ohne alle Vorbereitung wenden, daß ihm ſeine Sonne mit Einem Hauch ausgeblaſen werden konnte; es däuchte ihn entſetzlich, daß heute ein Glück zu Grabe getragen würde, welches ſich geſtern noch ſo lebensfriſch, in voller Blüte gezeigt hatte. Und als er das Mädchen aus dem Geſichte verloren, da war es ihm, als griffe der Tod mit kalter Hand an ſein Herz; da war es ihm, als müßte er dem Schmerz erliegen, der ihn erfaßte. Von dem Andrang quälender Gefühle überwältigt, ermattet von den ſtürmiſchen Bewegungen ſeiner Seele, ſank er auf eine der nächſten Bänke; er war wie vernichtet; vergebens rang er nach einem halthaltenden Gedanken, an den er ſich klammern, an welchem er ſich hätte emporrichten können. Die Marmorſtatuen des Gartens blickten mitleidig von ihren Sockeln auf den Leidenden hernieder, den der erſte ſchwere Streich des Schickſals aus ſeinen Jugendträumen weckte; denn ein Stein iſt gar nicht ſo fühllos, wie man etwa denkt, und hat manchmal mehr Erbarmen als ein Menſch. „Wird ſie denn fern bleiben können?“ ſagte ſich Raymond. „Wird ſie es denn auch über ſich vermögen, ſo Herz von Herz zu reißen? Wird es ihr denn nicht wie mir ſichtbar, daß dies unmöglich ſei, daß dies auch gar nicht ſein dürfe, weil man doch ſein eigen Herz ſchonen will und das andere Herz ſchonen ſoll, ja auch ſchonen will? Ich verliere ſie doch nicht, wenn man mir die ganze Erde mit all ihrer Herrlichkeit, wenn man mir den Himmel dazu als Preis der Entſagung böte, und eine reiche Heirath iſt doch noch lange keine Erde und kein Himmel! ... Iſt ſie unedler, um

so viel unedler denn ich? Nimmermehr! Und doch, wie mochte sie auch nur einen Augenblick daran denken, so unwürdig zu handeln, handeln zu wollen! ... Wenn sie sich ihrem Vater geopfert hätte, würde sie gelitten haben; sie aber schien unberührt, als ob sie eine Gottheit wäre, von dem fürchterlichen Verhängnis Verderb, verderb! Eine versunkene Welt, ein verlorenes Paradies!" Eine Thräne trat ihm ins Auge, die er aber mit einer heftigen Bewegung des Unwillens wegwischte. „Es ist entsetzlich, wie das im Herzen wühlt und brennt! Wie das alles weh thut und rasend macht!" Dann an den Anstand seiner Seele eine Hoffnung knüpfend, fuhr er fort: „Wird sie es denn tragen können, wenn ich's nicht tragen kann?" Und sich ermutigend, setzte er dann hinzu: „Und wenn sie's trägt und verschmerzt, daß ich weicher, haltloser sein als sie, ich, der Mann, als sie, das Weib? Verbannt denn sei aus der Seele ihr Bild und jede Erinnerung an sie!" Er raffte sich entschlossen empor und verließ mit erzwungener Ruhigkeit raschen Schrittes den Garten, als hätte er wen hinter sich lassen wollen und können die frische Wunde, welche der kaum verflossene Augenblick ihm geschlagen.

Kaum aber war er aus dem Garten, so spähte er mit gespannter Aufmerksamkeit umher, das Mädchen mit den Blicken suchend. Er dachte, daß sie es vielleicht nicht vermocht hätte, davonzugehen; daß sie vor dem Garten wartend geblieben wäre. So oft er auch in der Ferne in dem Menschengewühl eine weibliche Gestalt erblickte, die durch Gang und Haltung, durch den Schnitt der Mantille, durch die Farbe des Haares an die Tochter des Bankiers erinnerte, wurde ihm der Athem verzehrt, denn er glaubte sie zu sehen.

Und diesem qualvollen Spiel seiner Einbildung gab er sich eine gute Weile hin, bis er mit einiger Anstrengung sich von demselben losriß und, ein Liebesraubter, nach Hause ging.

IV. Fatum.

In dem Vestibül begegnete Raymond seinem Vater, welcher nicht wenig erschrak, als er seinem Sohn ins Angesicht blickend, die ungewöhnliche Blässe, die verstörten Züge gewahrte.

„Was hast du, Raymond?" rief im Tone der Betroffenheit Herr Chapuis.

„Ach, es ist alles dahin, mein Vater!" erwiderte im Tone der Verzweiflung der junge Mann.

„Alles dahin! Was soll das heißen?" Sie traten in die Stube des Studenten.

„Ernestine hat mich verlassen, verstoßen!" sagte Raymond mit zitternder Stimme.

Das Angesicht des Vaters verdüsterte sich merklich bei diesen Worten des Sohnes.

„Unmöglich!" sprach er mit Bitterkeit, als ob er selbst der Betroffene wäre. „Sprach sie doch noch gestern von ihrer Liebe, von ihrer Freude dich zu sehen, dich zu hören, mit dir zu sein! Nannte sie nicht als das höchste Erdenglück die Vereinigung mit dir und den Besitz deines Herzens als das kostbarste Gut?"

„Der rasche Wechsel ist fürchterlich!" klagte der andere. „Das Unheil kam über Nacht!"

„Unheil? Das ist noch zu erwägen. Es gibt Verluste, die man gern tragen sollte!" meinte der Aeltere mit dem Ausdruck des Unwillens.

„Ja freilich, wenn sie nur nicht so elend machten!" erwiderte Raymond.

„Du hast recht, mein Kind! Verzeihe, daß ich einen Augenblick vergaß, wie sehr das schmerzt! Wer eben nicht betroffen ist von dem harten Schlag, der prüft, wägt, richtet und verurtheilt in stolzer Entrüstung. Durch den überlegenen Richterspruch hat er sich die ganze Sache vom Halse geschafft und sich vollkommen befriedigt. Der andere aber leidet nach der weisen Entscheidung wie zuvor."

„Was hilft es, ob der Unbetroffene so oder so verfährt, ob er theilnehmend oder gleichgültig ist? Geändert wird an der traurigen Geschichte ja doch nichts!" äußerte niedergeschlagen Raymond.

„Welchen Grund dieser jähen Sinnesänderung gibt das Mädchen an?" fragte der andere.

„Ihr Vater wolle sie in Sicherheit wissen, sagte sie mir, wenn ihn der Tod überraschte, und sie einem Mann vermählen, welcher durch seine Stellung und seine Mittel in der Lage wäre, eine Frau glücklich zu machen", erzählte der junge Mann.

„Der reich, der reicher ist als du?" fiel Herr Chapuis ein und es war ein krampfhaftes Zucken seiner Lippen zu bemerken.

„So muß es wol gemeint sein", meinte der junge Mann. „Das Treffliche bei der Sache ist, daß sie sich ohne Kampf und Widerstand zu den vernünftigen Ansichten ihres Vaters bekehren ließ, daß sie sich so übermenschlich gehorsam zeigte."

„Es ist wahrhaftig besser so!" murmelte der Vater halblaut vor sich hin.

„Besser, was so unendlich schlimm ist?“ entgegnete im Tone des Vorwurfs der Sohn.

„Geld“, fuhr der Aeltere fort, ohne sich an die Einsprache des Jüngern zu kehren, „Geld und wieder Geld! Geld ist ihre Vergötterung, ihre Ewigkeit, ihre gegenwärtige und zukünftige Seligkeit, ihr Leben, ihre Ehre, ihr Alles! Für Geld Blicke, Worte, Gefühle, Herz und Seele! Alles ist ihnen feil für Geld! Für die Lüge, welche sich verkauft, haben sie dagegen nicht genug Achtung, als ob die Freiwilligkeit des Handels seine Rechtfertigung wäre. Geld ist ihr Wunsch, ihre Liebe! Laven wandelt du bis zur Stunde nichts, du armes, unschuldiges Kind!“

„Wenn es sich um Geld handelt, so gib mir Geld! Bist du denn nicht reich, Vater?“ versetzte Raymond.

Der Vater schien mit sich selbst zu Rathe zu gehen; er sann während einiger Augenblicke schweigend nach, und wie jemand, der eine Selbstüberwindung zu Stande gebracht hat, sagte er gelassen, aber mit Nachdruck:

„Höre mich, Raymond! Nach meinem Naturhalten ist nun der Moment der Enthüllungen gekommen! Ich will dich in Verhältnisse einweihen, die die bisher unbekannt geblieben sind, und es mögen die Tiefe zur Richtschnur deines Handelns dienen, da dir das Schicksal die bittere Wahl zwischen mehreren Verbindlichkeiten auflegt!

„Ich bin nicht Herr Chapuis, sondern der Graf Thomas von Tenneville. Wir stammen aus einer der ältesten und angesehensten Familien Frankreichs. Frühzeitig habe ich meine Aeltern verloren, und unabhängig im Thun und Denken, von Erfahrung nur Erkenntnis geleitet, habe ich manche Ansichten, um nicht zu sagen Vorurtheile meines Standes überwunden und ganz nach meinem Geschmack, nach meiner Neigung gelebt.

„Der Zufall wollte es, daß ich ein Mädchen unter meinem Stande, bürgerlicher Abkunft, kennen lernte und liebte; liebte, wie sich's nicht ausdrücken läßt, in dem Maße, daß ich noch heute aufs tiefste ergriffen bin von der Erinnerung an jene Zeit jugendlicher Begeisterung, daß mich noch heute die Erinnerung an den Seelenjubel jener Zeit mit aller Macht überkommt. Ich nahm sie zur Frau, was auch meine Familie, meine Freunde und die Gesellschaft, welcher ich angehörte, dagegen einzuwenden haben mochten. Ich in weiter nicht hervorzuheben, denn es gehört zu den alltäglichen Seltenheiten. Ueber noch ganz andere Ansichten und Schwierigkeiten trägt eine Leidenschaft hinweg, wenn sie so geartet ist, wie die meinige war. Vor einem Paradiese war das, welches vor mir sich aufthat, hatten noch ganz andere Wächter stehen müssen als eine veraltete Tradition, um mir den Eingang zu wehren. Wir liegen uns in der Schweiz nieder, um da, unaufgestört von dem Getümmel der Welt, ungestört unsern häuslichen Freuden zu leben. Meine junge, reizende Frau erfüllte alle Hoffnungen, die ich auf ihren Besitz gegründet hatte. Ihre Zärtlichkeit, ihr heiteres Wesen, die Anmuth ihres Wallens brachten meinem Glück und Alles Glück zu meinem Verlebt. Ach, wie war sie so schön und so kurz, diese Zeit!“

„Die Stunden des Glücks sind von keiner Dauer! Welken sind sie, die erstorbenen Töne, die verklungenen Lieder, die verwelkten und die der Wind verschleudert!“ sagte Raymond mit dem Ausdruck äußerer Schwermuth.

Der Aeltere suchte sich zu erholen von dem doppelten Eindruck des Vergangenen und Gegenwärtigen und fuhr nach einigen Augenblicken seine Erzählung fort.

„Ein einziges Wort zerstörte unsere Seligkeit. Unsere Herzen mit all ihren Geheimnissen im vertrauensvollen Verkehr einander erschließend, unsere Vergangenheit einander enthüllend, gestand mir meine Gattin beiläufig, daß sie einen Mann geliebt, daß sie ihm und sich selbst ihrem betrogenen Aeltern aufgeopfert, daß sie mir zum Altare gefolgt sei, um einer heiligen Pflicht nachzukommen und ihren Aeltern hülfreich werden zu können. Hat dieses Geständnis zertrümmert die lichte Welt, in der ich lebte und träumte. Mein stummer Glaube an Liebe und Hingebung war dahin. Von diesem Augenblick an fürchtete ich mich vor meiner eigenen Zärtlichkeit gegen meine Frau, noch mehr vor der Zärtlichkeit meiner Frau gegen mich. Kein Vorwurf, keine Klage trat über meine Lippen, aber das unglückliche Weib sah nur zu genau, was in mir vorging. Wir lebten nur noch neben-, aber nicht miteinander. Ich merkte, daß Helene im verborgenen weinte; es ärgerte es, daß ich fürchterlich litt, aber wir wußten auch beide, daß uns nicht zu helfen sei. Wir erkannten die Unwiederbringlichkeit des erlittenen Verlustes. Wir verstanden zart und schonend miteinander, wir zeigten uns gegenseitig so gar freundlich und aufmerksam. Allein die unglückselige Enthüllung schwebte, ein dunkler Schatten, zwischen unsern Herzen und verhinderte die Annäherung. Selbst die vielberühmte Tonart des

Tantalus läßt ſich mit der nicht meſſen, die ich ausgeſtanden habe. Ein heißes Verlangen in mir, vor mir die Erfüllung, erreichbar, unverwehrt und dennoch wie durch einen finſtern Fluch fern gehalten.

„Ich lehnte mich fort von dem Aufenthalt in der Schweiz, dem Schauplatz so troſtloſer Umwandlung. Ich hätte gewünſcht, große Städte und deren Zerſtreuungen aufzuſuchen, Frankreich jedoch vermeidend, wo mir eine wenig freundliche Aufnahme mit einemal ohne Entſchädigung bereitet war. Es war jedoch an eine Reiſe nicht zu denken, da Helene gelegneten Leibes war. Sie genaß zu Genf eines Knaben und ſtarb im Wochenbett.“

„Arme Mutter!“ rief Raymond, hingeriſſen von der traurigen Geſchichte.

„Ja wohl arme Mutter, aber auch armer Vater!“ verſetzte der Graf. „Es muß mir erlaſſen bleiben, darzuſtellen, was ich auf dem Grabe des Weibes empfand, das mich ſo unendlich glücklich und ſo unendlich elend gemacht. Genug, wäre ich der Verzweiflung anheimgefallen, hätte das Kind, die Frucht unſrer Liebe, mir nicht einen neuen Lebenszweck zugewieſen, mich nicht zu neuem Streben gedrängt. Dies Kind warſt du. In deiner Pflege und Erziehung fand ich Erleichterung, Troſt, Zerſtreuung und eine befriedigende Beſchäftigung. Unter meiner liebenden Obhut wuchſeſt du kräftig heran. Um dich vor meinem beſſeren Schickſal zu bewahren, dich vor meiner Täuſchung und Enttäuſchung ſicher zu ſtellen, verhehlte ich meinen Namen und meine Herkunft, trug ich eine Maske über meinen vornehmen Stand und meine glänzenden Vermögensverhältniſſe. Was half es? Ich wollte verbergen, daß Geſetzloſigkeit und Habſucht ungaſtlich an deine Pforte klopfen, allein es wußten meine Beſuche zu umgehen, ſie haben die Wächter betrogen und ſind an dein armes Herz herangekommen. Es ſcheint ein Verhängnis über uns zu walten, das keine Verfügung abzuwenden vermag. Nun weißt du alles! In dir iſt der Graf von Semmerville und überreich an allen Gütern der Erde!“

„Dann iſt ja alles wiedergewonnen!“ rief Raymond und es röteten ſich ſeine Wangen, es erglühten ſeine Augen.

„Alles wiedergewonnen?“ wiederholte ſanft verweiſend der ältere Graf. „Willſt du hingehen zu der Tochter des Bankiers, Geld zu ihren Füßen legen und ſagen: ‚Hier iſt genug für deine Habſucht! Komm' nun, bei mein und liebe mich!‘? Und wenn ſie dann gerührt, in Thränen des Entzückens von deiner Huldigung aufgelöſt, wie es unausbleiblich kommen würde, kommen müßte, in deine Arme flöge, wärſt du bereit, ihrem mit Geld aufgewognen Herzen dich hinzugeben?“

Raymond erwiderte hierauf nichts weiter, ſondern blickte ſeinen Vater befremdet an wie jemand, der etwas Seltſames, Unerwartetes zu hören bekommt. Dann überließ er ſich ſeinen Gedanken, welche die fürchterlichſten Anſtrengungen machten, um die Frage zu beantworten, wie denn all das Qualvolle, all das Schmerzliche gekommen ſei, und was er denn ihun könnte, um ſich einigermaßen das ſchwerbelaſtete Herz zu erleichtern. Die abenteuerlichſten Vorausſetzungen kämpften in ihm mit der klaren Erkenntnis der Dinge, wohlthuende Erinnerungen mit der troſtloſen Wirklichkeit, und was bei der Ungleichheit von einander gegenüberſtehenden Streitkräften am meiſten zu bewundern iſt: der Sieg blieb unentſchieden. Das Hin- und Herſchwanken der Gedankenſchlacht verriet ſich durch den raſchen Wechſel ſeiner Geſichtsfarbe und des Ausdrucks ſeiner Augen, durch die Verſchiedenheit ſeiner unwillkürlichen Bewegungen und Blicke, die dem innern Vorgange folgten oder vorangingen. Der Vater trat in eine Fenſterbrüſtung, um die innere Berathung des Sohnes, die Unterhandlung des Willens mit der Leidenſchaft, das Hinarbeiten nach einer Ausgleichung der beiden Mächte nicht zu ſtören.

Er ſelbſt ſann darüber nach, wie ſich denn dem jungen heimgeſuchten Herzen zu Hülfe kommen ließe. Wohlbekannt jedoch mit dem Uebel, dem es zu begegnen galt, mußte er ſich geberden, daß von ſeiner Einwirkung kein erheblicher Erfolg zu erwarten ſei, weshalb er ſich vornahm, nach den Umſtänden ſein Benehmen einzurichten und in allen Fällen dem Gang der Dinge mit gewiſſenhafter Aufmerkſamkeit zu folgen.

Nachdem er eine Zeit lang überlegt hatte, wendete er ſich von dem Fenſter ab und blickte auf den Sohn. Schweigend betrachtete er ihn einige Minuten, und als er bemerkte, daß dieſer in derſelben Stellung und in ſeinem Sinnen beharrte, ging er leiſe aus dem Zimmer; denn er war überzeugt, daß er dem Leidenden durch die Bemühung, ihn von ſeinen Gedanken abzuziehen und zu zerſtreuen, nur läſtig fallen würde, ohne den gewünſchten Zweck zu erreichen.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Leben und Treiben in den Handelshöfen der Hanse.

Eine kulturgeschichtliche Skizze von Heinrich Lemcke.

II.

So mannigfaltig diese Einrichtungen auf die Niederlassung insbesondere für die hamburgischen Städte sich gestalteten, um so weniger angenehm dürfte der Aufenthalt in denselben gewesen sein, namentlich für die „Gesellen" und die „Jungen", schon aus dem Grunde, weil die Kaufherrn eine eigene kleine Stadt bildeten, über deren Kreis hinaus keiner der Untergebenen sich ergehen durfte, um jede Gesellschaft mit den Einwohnern von Bergen zu verhindern. So waren die sämmtlichen Mitglieder des Comptoirs in Kreuden und Leiden auf sich selbst angewiesen, was vielleicht den Sommer über, wo die vielen ankommenden und abgehenden Schiffe Abwechselung in das Einerlei brachten, zu ertragen, im Winter aber um so unerträglicher gewesen sein mag. Kamen sie allabendlich im „Schütting" zusammen an den plumpen Tischen und auf rohen Bänken beisammen, jeder Kaufer in der Mitte seiner „Gesellen" und „Jungen", tranken manches Faß Bier und Wein aus und sannen hierüber, mit Hellberg zu reden, auf all die Possen, welche sie den Bergenschen anfügen wollten und wirklich anfügten. Denn gar bald mußten die Eingeborenen ihre mühsam der rauhen Natur abgewonnenen Handelsartikel: Pelze, Stockfische, Heringe, Seehundsfelle, Thran u. s. w. zu dem von den Hansaten kommenden Preise abgeben, wollten sie sie überhaupt verkaufen. Selbst bei den Wochenmärkten von Lebensmitteln für den täglichen Bedarf mußten sich die Hanseaten die Vorhand an

Bei solchen Verhältnissen konnte es nicht an Streitigkeiten und Raufereien fehlen, allein die Kaufherrn hatte immer eine in den Augen wohlgeübte Schar, mit der sie Bergenschen sich nicht messen konnten, und klagten diese über ihre Noth bei ihrem Statthalter, so wußten die Hanseaten alles auf die Fremden zu schieben, die sich an der Küste ergötzen. Wie wenig man gegen die deutschen Ankömmlinge etwas mit Gewalt auszurichten konnte, zeigt folgendes Beispiel. Als 1455 bei König Olafs Anwesenheit in einem Aufstande hundert bergensche Bürger auf der Richtstatt erschlagen waren, kamen die Hanseaten mit einer mäßigen Geldstrafe hier und machten später sogar die Verwirklichung von der Laune in gewissen Fällen abhängig.

Unter den deutschen Ankömmlingen ging es aber wol niemand schlimmer als den armen Lehrlingen, die eine harte Probe auszuhalten hatten, ehe sie zur Ehre des Meisteramts gelangten oder als Raufbolde in die Heimat zurückkehrten. Es waren ihr aber meist bittere, entsagungsvolle Jahre, die sie treiben mußten, und zwar neben Jahre als „Junge". Sie traten die Lehrlingschaft erst an, mußten aber nach damaliger Weise und Sitte mit Holztragen und Aehnlichem anfangen, bis sie dann, nach Schiffsgebrauch, allmählich zum Rudern kamen und erst gegen das sechste Jahr mitunter auch zum Schreiben angehalten wurden. Jahre hatten sie unter strenger Polizei, denn neben den strengen Lehren, welche ihre Lehrmeister sie mehr instruiren als züchtigen wollten, hatten sie für das kleinste Vergehen gegen die Hausordnung mit Karbonatschen, einer Strafe, die der Aeltermann des Hofes selber übte.

Aus vielen Andeutungen möchte sich wenig hervorgehen, daß die Niederlassung in Bergen mehr als andern den Aermern Gelegenheit geboten habe, sich durch Gewerb einen bescheidenen Wohlstand auf eine ähnliche Stufe in der bürgerlichen Gesellschaft zu schwingen, welche die alten reichen Geschlechter und Kaufherrn einnahmen, wenn sich auch hie Wirkungen in der Nachbarn zeigten; dann wurde aber auch durch viele Einrichtungen einem übergroßen Andrange gewehrt und besonders für die Behausung eines von Jugend an so einfache und harte, kargmüthige Lebensweise gewohnten Menschenschlages gesorgt.

Wenn die Lehrlingsjahre glücklich überstanden, so wurden sie Stufen vor die „Gesellen" zu Befördern, die den Armen noch empfindlicher sauer werden mußten, wenigstens nicht so leicht verschmerzt wurden. Aber auch so mußten die armen „Jungen" das Vorrecht, Geselle zu werden, sich theuer bezahlen, und die Preise, denen sie sich unterziehen mußten, gehörten zu den Hauptpunkten des ganzen Comptoirs.

Es waren drei Hauptspiele, welche der Lehrling an seinem „Ehrentage" durchmachen mußte, um „Geselle" zu werden: das Bier-, Rauch- und Kannenspiel, alle gleich unmenschlich und nur zur Marter des Aufgenommenen erfunden. Diesen Ehrentag eröffneten die Hanseaten mit einer förmlichen Prozession, nachdem vorerst die Zremmel gerührt war. Vor der Trommelwirbel war ein Zeichen, daß die „Jungen" von dem Prunkgemache, dem „Engel des Paradieses", bei den Haaren von der Bank, auf der sie schliefen

die Tafel angebracht, in die Höhe gezogen waren, der zweite viel zum Gebet und der dritte öffnete die weiten Thoren, aus denen die Spielleute hervorstürzten und das neugierige Volk, das von allen Seiten herbeiströmte, zurücktrieben. Dem Zuge selbst gingen voran ebenfalls zwei Spielleute; ihnen folgten die Trommler und Pfeifer, die Trompeter und Heerpauker und Beckenschläger; dann kam der Narr. Er hatte sein schönstes Schellenwams angelegt und seine bunteste Kappe aufgesetzt; mit einem langen Pritschholz theilte er Schläge aus, und wen er besonders gut getroffen, dem gab er noch ein arges Wigwort mit in den Kauf. In einiger Entfernung folgten die beiden jüngsten „Hundertern" als eigentliche Führer des Zuges; sie trugen breite Schwerter am Gurt und lange schwarze Mäntel, welche ihnen als Zeichen ihrer Würde von den Schultern herab. Diese städtischen Herren hatten Rechenmeister, denn ihnen lag es ob, genaue Rechnung darüber zu führen, was an diesem „Ehrentage" für die Schmausereien und das Trinkgeld verausgabt; später wurde es in das Schuldbuch derjenigen geschrieben, denen heute die „Ehre" widerfuhr. Nun folgten die Handlanger, alle im Sonntagswams, ohne Mantel, nach ihnen schritt der Ausgelernte, das Opfer der Handlanger, dahin; er war barhäuptig, barfüßig, nur mit einem leinenen Hemde bekleidet, das unter der Brust durch eine Schnur zusammengehalten wurde. Die Kaufgesellen und die Stubenjungen, erstere im Scharlachwams und bewehrt mit einem Schwerte; letztere in grauen Tuchjacken, verkleidete nordische Bauern, mit langen Kuhschwänzen im Rücken, die das Volk hänselten, beschlossen den Zug. Er bewegte sich der Brücke „zum Mantel" zu, wo ein abgetakeltes Schiff lag, das als schwimmender Speicher diente, heute aber im Schmuck der Flaggen glänzte. Hier sang das Wiederzugel, ein wahres „Kielholen", nun dreimal wurde der Ausgelernte in die Salzflut getaucht und zum Ueberfluß noch von manchem Gesellen mit einem vollen Wassereimer übergossen. Dann ging's zurück in den „Schotting", wo der „Engel des Paradieses", mit Stricken in den Händen, schon harrte. Er schlug dem Geraubten die Stricke um den Leib, klatschte dreimal in die Hände und zugleich zogen andere den Jüngling hoch in die Höhe bis zur Dachluke. Dann zündeten sie Haare, altes Leder, Lumpen und Kuhhäute an, sodaß der Unglückliche in dichtiger Gefahr war, zu ersticken; aber damit waren seine Quäler noch nicht zufrieden; er mußte ihnen in seiner peinlichen Lage allerlei Fragen beantworten, um den Rauch desto sicherer einzuschlucken.

Diesem Lauchspiele folgte im Saale des Schütting ein festliches allgemeines Mahl. Auf der „Rathstafel" prangte am Vordende ein gebratenes Kalb und am Weisende das Hinterviertel eines Ochsen und ein mit Bratwürsten, Hühnern und anderm Geflügel gefülltes Kalb, das Rind umgaben Hammelkeulen und andere gebratene Leckereien. In der Mitte der Tafel erhob sich die Krone eines hanseatischen Gastmahls in Bergen: ein 10 Fuß langer Stör, gebeizt und ungetheilt. Zwischen diesen mächtigen Tafelstücken glänzten die blankgeputzten Humpen und Kannen, eine noch heller und leuchtender als die andere; alle aber wurden von dem stattlichen Silberhorn mit goldenem Fuße überglänzt, das vor dem Hausherrn vom lübeckischen Wappen ragte und drei Maß faßte. Auf einer kleinern Tafel im Osten des Saals saß der Rath der „Achtzehner", an seiner Spitze der Hausmann vom Lübeckischen Hofe; zu beiden Seiten dieses Rathstisches befanden sich zwei lange Tische, an denen die Hausleute der übrigen Höfe sammt ihren Gesellen und den zum Fest geladenen Aelterleuten und Wappnern der deutschen Handwerksgilden Platz hatten. Mit einem Gebet und einer Rede eröffnete der Vorsitzende das Fest, ergriff dann das Trinkhorn und alle folgten seinem Beispiel, die Humpen und Kannen klappten auf und zu, bis der Boden zu sehen war — dann begann man zu essen unter Lachen, Scherzen und Becherklang. Die ältern und jüngern Studenburschen warteten auf; jene waren weißbeschürzt und tranchirten Rind, Kalb und Stör; diese sorgten für einen guten Trunk. Als Zeichen, daß das Mahl beendet, schlug der Vorsitzende mit einem Hammer dreimal auf den Tisch und alsbald erschienen Junge, abenteuerlich gekleidete Gestalten im Schütting, die Kurzweil miteinander trieben, aber sogleich wieder verschwanden, wenn der Hammer abermals fiel. Alle erhoben sich, auch der Ausgelernte in seinem Festhemde, und begaben sich ins „Paradies".

Diesen Gang mußten übrigens auch die Lehrlinge alljährlich machen. Das Paradies war der Hofplatz der Niederlassung, den die „Jungen" vorher durch Birken- und Tannenzweige in einen Lustwald verwandelt hatten, für welche Mühen sie aber keinen andern Lohn erwarten, als den der „Engel" austheilte. Dieser Handschen mit aufgestreiften Aermeln am bewaffnen

Orte, ergriff die bereit liegenden Ruthen und die Hausmänner und Gesellen schlossen einen Kreis um das Opfer. Sowie aber die Ruthenbündel hielen, übertönten des Armen Geschrei Trommel und Trompeten. Nach beendigter Execution öffnete sich wieder der Kreis und nachdem der Gepeinigte sich etwas erholt, rief der Hausmann ihn zu sich, dessen Liebling er gewesen, und sagte: „Es ist losgesprochen! Ich gebe Ihn frei und wünsche, daß Er dem Comptoir diene als ehrlicher Gesell mit Gut und Blut! Hier hat Er das Zeichen der Freiheit!“ Nach dieser kurzen Ansprache hing er dem Gemißhandelten einen Degen um und reichte ihm das Zeichen seiner Würde, ein Scharlachkleid. Damit war das Fest beendet und der Jammer des Paradieses zu Ende.

Was eben erzählt wurde, mag in Einzelheiten von den Chronisten übertrieben sein, aber ruhmwürdig wird es doch nicht, wenn auch die Sitte der Zeit und die Gebräuche in allen Zünften und Innungen damals es guthießen. Hin und wieder wurden sogar Stimmen gegen solche barbarische Gebräuche laut und einige Höfe drangen auf ihre gänzliche Abstellung; aber sie fanden wenig Beifall. Das Kollegium zu Lübeck gab sogar den Bescheid, „man möge derartige Spiele zur unschuldigen Kurzweil und zur exemplarischen Ahndung immerhin beibehalten“. Anders aber dachte gewiß die Mutter des später nicht unberühmten Hußmann, der, wie Sartorius erzählt, gegen seinen Wunsch am Comptoir zu Bergen aufgenommen war. Um seine Mutter zu bewegen, ihn wieder von dort zurückzunehmen, wußte er ihr keine erbärmlichern Gründe vorzulegen, als daß er ihr das blutige Hemde überschickte, wie er es aus dem „Paradiese“ zurückgebracht hatte.

Das Gute hatten jedoch diese harten Bedingungen der Aufnahme, daß Weichlinge und verzogene Muttersöhnchen sich nicht einzudrängen wagten, sondern immer ein derber Menschenschlag hier beisammen blieb; denn die Schiffer, die allezeit schlagfertigen Hülfstruppen der deutschen Kaufmannschaft, hatten nach den Gesetzen ihrer Zunft fast noch härtere Prüfungsspiele eingeführt. So war es auch nur möglich, daß die deutschen Ansiedler gegen ein ganzes Volk ihre drückende Handelsdespotie mehrere Jahrhunderte hindurch aufrecht erhalten konnten; als aber in der Mitte des 16. Jahrhunderts das Reich ein zahlreiches Heer aufstellen konnte, wurde es den Norwegern möglich, ihnen nachdrücklich zu begegnen und endlich ihre Herrschaft zu brechen. Bis es hielt sich noch auf einige Zeit die Niederlassung, doch ohne den unumschränkten Besitz des Alleinhandels war ihr Gewinn nicht groß genug, um ihr Ansehen und Bedeutung zu geben, und so ging sie im Jahre 1775 gänzlich ein.

Brasilianische Zustände und Aussichten.*)

Von Hubert Waldmüller.

I.

Unter diesem Namen ist im vorigen Jahre (Berlin, Mittler) eine umfangreiche Broschüre erschienen, die uns in zweifacher Hinsicht Interesse zu verdienen scheint. Einmal, weil unlängst ein sehr verbreitetes Blatt sich der Zustände in jenem Reiche beschönigend oder doch schonend angenommen hat; bei der gleichzeitig eingeräumten Unerheblichkeit des brasilianischen effectiven Menschenmaterials und nach so vielen Abmahnungen seitens zahlreicher Männer der Wissenschaft, wie uns scheinen will, eine falsch angebrachte Art von Schonung. Dann aber auch, weil der Verfall jenes großen Reiches aus Ursachen hervorgeht, denen auch unsere heimischen Verhältnisse sich mehr und mehr nähern: feudale Misswirthschaft, Scheinverfassung, Korruption der Rechtspflege und was solchen Grundübeln sich anreiht.

Blos uns, unter dem Gesichtspunkte der Auswanderung, bei der Beurtheilung Brasiliens von Bedeutung erscheinen muß in die Frage der Sklavenemancipation. Daß Brasilien von jeher das Land des Sklavenhandels par excellence war, ist hinreichend bekannt; nicht minder, daß es, durch England lezulagen mit brennender Hand dazu gezwungen, vor einigen Jahrzehnden dem Buchstaben nach die weitere Einfuhr von Sklaven aufgab; auch kann man füglich, selbst wenn im brasilianischen Senat nichts darüber verlautet hätte, als naturgemäß annehmen, daß dieser Handel noch eine Zeit fortgedauert hat. Es wurden von 1826—41 noch durchschnittlich 40000 Sklaven per Jahr eingeschwärzt**).

*) Bei der großen Wichtigkeit, die gerade Brasilien in der deutschen Auswanderungsfrage mit Recht beansprucht, bei der möglichen Errichtung einer Regierung und freien Kolonie von Seiten der deutschen Nationalität dürfte es sehr wichtig sein, die folgenden Mittheilungen auch in weiteren Kreisen bekannt zu geben. D. Red.

**) Nachdem die englischen Kreuzer Mitte in der Sommer, 1851 Nach dem Bericht des englischen Admiralitäts Board wurden noch von 1847 bis Ende 1850 allein 28000 schwarze Sklaven in Brasilien eingeführt.

daß ferner mit dem endlichen wirklichen Aufhören der Sklaveneinfuhr dieser so lange auf Negerarbeit angewiesene Staat nicht plötzlich ein weißes Gesicht annehmen würde.

Dies ist in der That auch nicht entfernt der Fall gewesen, und wenn wir Brasilien richtig bezeichnen wollen, so können wir es nicht anders als ein Negerreich mit einstweilen kaukasischen Herren bezeichnen. Diese Weißen und ihre Anhänger, mit Einschluß der nicht in Brasilien Geborenen, zählen nämlich etwa nur eine Million Seelen. Ihnen gegenüber stehen frei, aber ohne allen Grundbesitz, etwas über zwei Millionen Farbiger, mit Einschluß der wilden Indianer, und endlich die ungeheure Masse reinen und halbreinen afrikanischen Ursprungs: 2,000,000 bereits freie Schwarze, 2,000,000 Mulatten und 3,000,000 schwarze Sklaven.

Wenn wir uns diese Farbenproportionen bildlich darstellen und das Zuviel der Mischfarbe hinweg und das Zuwenig der Weißheit hinzu denken, so erhalten wir das Gemälde einer nahezu totalen Verdunkelung, wie sie Nachtschwärmer unter unsern Breitengraden (ca. Luzern) die Mondscheibe kurz vor Mitternacht verdecken haben werden.

Diesem für ehemaliges Uebervölkertwerden des weißen Elementes vollkommen hoffnungslosen Zahlenverhältnis gegenüber gewinnen sogar die unmenschlichen Verhältnisse in den Sklavenstaaten der Union noch eine gewisse relative Heiterkeit. Die Sklavenmenge der conföderirten Staaten kommt zwar nahezu derjenigen Brasiliens gleich; es sind wieder fast vier Millionen. Aber während in Brasilien die Bevölkerung der Weißen nur eine Million beträgt, beläuft sie sich in den conföderirten Staaten auf nahezu 7½ Millionen. In Brasilien steht also ein Weißer neben vier Negern und sieben gelben sich noch zwei bis drei Farbige, sodaß sich das Verhältnis auf einen Weißen gegen sechs bis sieben Farbige und Neger stellt, in den Südstaaten der Union dagegen neben neben zwei Weiße neben einem einzigen Neger.

Letzterm mag es wol nie angenehm sein, dem Blick seiner Stammgenossen eine Herrenseele zu begegnen, in den Sinn kommen, die Sklavenstaaten der Union als ein günstiges Ziel deutscher Auswanderung zu empfehlen.

Alle Leute nun, die eben in den Südstaaten der Union so ehrenhaft die Institutionen der Menschensklaverei begleiten und über welche unter gesitteten Nationen keinerlei Meinungsverschiedenheit mehr besteht, haben sich begreiflicherweise, und zwar in erhöhtem Maße, in Brasilien wieder. Die nämlichen Ursachen haben dieselben Wirkungen.

Wenn uns demnach, wie in dem eingangs erwähnten Falle, von Zeit zu Zeit Leute, denen wir guten Willen zutrauen dürfen, von der Verpflanzung Brasiliens reden, so liegen die Ursachen hierfür ziemlich nahe.

Zuvorderst hat Brasilien eine europäische Dynastie. Wir müßten nicht die unverbesserlich vertrauensselige Nation der Erde sein, wenn uns ein republikanischer Pflanzer in Süd-Carolina nicht hundertmal kannibalischer vorkäme als ein Unterthan Sr. Majestät des Kaisers Dom Pedro II. Es ist eben ein tiefwurzelndes, unter Umständen achtbares, unter andern Umständen auch wieder sehr bedenklicher Loyalitätsding, über den man gut thut, mit möglichst flüchtiger Erwähnung wegzuschlüpfen.

Demnächst hat der seit fast einem Jahrhundert von den Abolitionisten geführte Ideenkrieg sich naturgemäß vorzugsweise mit dem Feind im eigenen Hause beschäftigt, mit den Sklavenhaltern angelsächsischer Race, und das jetzige Geschlecht vor allem, das seinem lieben Onkel Tom manche Thräne nachgeweint hat, ist jedenfalls besser über die Grausamkeiten südamerikanischer Pflanzer unterrichtet als über die kleinen Race- und Caste-Caligulas Brasiliens. Ja, so wenig hat das brennende Interesse für den langjährigen Meinungsstreit in den Vereinigten Staaten Muße für die Beobachtung verwandter Mißstände auf nichtamerikanischem Gebiet übrig gelassen, daß man täglich auf sonst wohlunterrichtete Leute trifft, welche seit langem die Abschaffung der brasilianischen Sklaveneinfuhr in zerstreuter Nichtbeachtung der Schwierigkeiten der hier vorliegenden Frage für gleichbedeutend halten mit Abschaffung der brasilianischen Sklaverei und nicht glauben wollen, daß dergleichen unter der gerühmten freisinnigen Regierung eines Farben aus portugiesischem Hause noch vorkommen sollte. In der That, der wackere Anwalt Brasiliens hätte, wenn nicht für diese sonst wohlunterrichteten Leute, so doch für die Freunde einer leichter hingeworfenen Weltbeschreibungsweise, ohne alle Frage auf den Ausspruch der Frau Beecher Stowe einen vortrefflichen Romanstoff von seinem Ausfluge nach Brasilien heimbringen können. Es ist geradezu ein Unglück für viele hundert deutsche Familien, in denen größere Schriften nicht gelesen werden, daß sich nicht längst ein beliebter Erzähler im plaudernden

Ton des Selbbibliothekenvertrags dieses Gegenstandes bemächtigte. Ein brasilianischer „Onkel Tom" vor allem von einem Manne geschrieben, der sein Publikum zu nehmen weiß, würde manches jener unglücklichen deutschen Opfer kaltherzig brasilianischer Werbeagenten gewarnt und gerettet haben. Jetzt müssen selbst die Vertheidiger Brasiliens, während sie gegen den hochverdienten Anwalt jener armen Betrogenen, gegen den Generalconsul Senz, sich zu Verdächtigungen hinreißen lassen, für die Bekehrung der so schmählich in brasilianische Hörigkeit Gerathenen keinen andern Rath als Polizeiknüppel seitens der deutschen Regierungen, „wie man Sklaven lenkt!"

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Deutsche Sprachbilder.

II. Gelungen!

Wenn am häuslichen Herd nach ernstlichem Ringen dem Munde des Hausvaters das Wort entklingt: „Es ist mir gelungen!" „Es ist mir geglückt!" so erfüllt Freude die Gemüther, welche den hohen Klang vernehmen. Jedes Auge hängt an dem Munde, der das Wort gesprochen, und die stille Zufriedenheit des Vaters strahlt doppelt hell wider aus den Spiegeln eingenom, den glanzvollen Wienen des Weibes und der Kinder. Auf sie alle hat die Schwere des nun mit Glück gekrönten Wirkens keinen Fluch — sie können die Jubelfreude rein und voll empfinden, die aus dem Klang

Gelungen!

sich aufschwingt mit leichtem, lichtstrahlendem Fittich, und beflügelt umschwebt ihr Jubel den Mann, der gewirkt hat mit redlicher Mühe und dem es nun geglückt ist, sein Ziel zu erreichen.

Es ist Segen in dem Worte „gelungen", aber die ganze Andacht, in welcher es ruht, weiß nur der empfinden, der die Straße gegangen, auf der es durch die Geschichte gewandert ist. Lust dieser Weg mit den Klippen, den Wellen, eng verknüpft ist, wird keinen wundern, da Gelingen ohne Ringen unmöglich, und wir stehen somit auf nicht mehr unbekanntem Boden, wir sind im Lande der Sprachwelle.

Dort, wo die Erde sich zu ihren höchsten Höhen aufburgt, im „Schweizlande" von Tirol — dort, wo die Urburgen der Geschichte standen, begann die Straße, auf welcher das Gelingen seine jahrtausendlange Fahrt gemacht hat — dort wohnten die ersten Völker, die ersten Minker und auch die ersten Gelinger, die ersten Glücker — dort wohnen heute noch die Völker, vielleicht auch noch Gelinger und Glücker; thätig genug sind sie.

Wie sie nennen sie sich, diese Stämme der südwestlichen Berge Chinas, der Chinese bezeichnet sie mit dem Namen Lang (so z. B. Wolf menschen, aber auch Lao (so „Hunde menschen". Schon im Jahre 1822 erhoben sie sich gegen die herrschende Dynastie, gingen aber noch einmal in ihre Berge zurück. Heute neben sie bei den Thoren der Städte des Landes um Reiskorn und gehen vielleicht so wahrscheinlich nicht mehr zurück. Unterricht waren sie wie in ihren Bergen wie die Bewohner der Steppen; sie scheren nicht ihr Haar gleich diesen, sie binden es auf, wie ihre Väter es gethan. Gleichwohl weiß auch im deutschen Wald- und Berglande nur der Sklave, der Unfreie, der Kriegsgefangene, der Arme trug sein rechtes Haar, am dem Scheitel aber nicht nach hinten gleich den Franken aufgebunden — manche Sitte aus der altasiatischen Heimat.

Es sind siebenhundert Jahre her, da zog durch diese — der Miao Berge — ein venetianischer Kaufmann, Marco Polo mit Namen, als Gesandter des Mongolenkhans und zeichnete auf, was er sah und erfuhr. Da spricht er denn auch von einem Stamm von großen Hunden, die in den Bergen sich finden sollen und Lungan genannt wurden. Möglich, daß man die Wolfs- und Hundsköpfe schon bei ihm unter den Lungan zu verstehen hat. Sonst heißt lang auch der Drache im Glaubensbuch und „Drachenfamilie", lang wang, nannte man im alten China den Meergott. Ein „Drachenpferd", lungma, soll dem ältesten Bildner des Volks, mit einer Tafel auf seinem Rücken, den Urtext des heiligen Buches gebracht haben.

Bei uns hieß der Drache bald „Lindwurm", „Lindtrache", im Alemannischen aber war lungen (lungwi) die Schlange, wenn auch ohne l nur wie, lateinisch angvis. In unserm „Unke" haben wir zwar nicht mehr die Schlange, wol aber ein etwas geheimnißvolles Thier des Volksglaubens, das oft mit der Schlange zusammengenannt, daß Einen Begriff mit ihr bildet und gleich ihr und dem Drachen Schätze aus der Tiefe heraufbringt.

So treffen wir also in unserm Norden und im fernen Osten ein und dasselbe Wort für die Schlange, die geflügelte Schlange, dem Welt gelungen Welt im indischen Märchen gleichbedeutend und dieses Wort ist auch in unserm

Gelingen — gelang — gelungen.

Wer nun weiß, daß die altasiatische Sprache

Fünfte Scene.

Der Vorplatz eines freundlichen Gartens. Links ein kleines Haus mit Eingang, vorn ein Schemel mit Tisch. Im Hintergrunde Obstbäume und Blumenbeete.

Jenny tritt mit Blumen, Guirlanden und einem Myrthenkranz, an dem sie noch windet, aus dem Hause. Hinten im Garten arbeiten ihr Vater, der Gärtner Nichols und Harry, der halb in einem Graben steht und fleißig den Spaten führt. Nichols beschneidet die Blumen.

Jenny (vorn allein).

Von Tag zu Tag haben sie die Heirath verschoben, nun soll sie morgen sein. Unser Garten ist kahl geworden von den vielen Guirlanden und Sträußern, die bei dem Feste prangen sollen. Der Kranz für die Braut ist auch bald fertig und niemand läßt sich sehen und fragt darnach. (Setzt sich.) Eine schöne und reiche Braut, die junge Lady Marwell, und doch im Haar, vor dem segnenden Priester, wollen Perlen und Goelsteine nicht so viel bedeuten, wie ihr da, meine weißen Myrthenblüthen! Es ist doch schön, daß der Arme und der Reiche, wenn sie das Höchste ausdrücken wollen, nur eine und dieselbe Sprache haben, die

wenn auch nicht die Mutter der unsrigen, so doch der Mutter Schwester — den Nationalgott, der sich in unserm Kleide findet, als Perun betrachtete und, wie heute noch der Pole, durch ein Zeichen am Perun (Pfeife) anstrachte, der nimmt seinen Anstand, das griechische bh, „Blei", in dem chinesischen long, lung, lung zu stellen, nicht minder aber auch das englische luck, unser Glück — „Ungeling", als für Mißgeschick — nach dem im vorigen Falle entwickelten Zusammenhange mit dem von den Wellen strahlenden „Licht", lux.

Und hiermit genug des Sprachlichen!

Wir kehren zurück in die von Europäern seit Marco Polo nicht wieder betretenen „Schwarzen Berge", zum Brennherde des alten Zivilisationsstromes, zum lagenreichen Jarlung, d. h. „Weißer Wolf"-Strom, mit dem die Mongolen, seitdem sie die Buddhalehre angenommen, ihr Ausrottungsgeschäft verknüpften — ich werde bald zeigen, weshalb.

Dschinggis Khan, der Bändiger der Völker zwischen dem Gelben Ozean und dem Kaspischen Meer, war gestorben. Sein Werk war ein starkes Werk, seine Wirkung für eines in immer mächtigeren Sphären umschwingenden Sinnes. Und soweit ist's in aller Ordnung, so muß es sein. Und hätte er statt siebzig Kindern in sieben Kreisen siebenundsiebzig in siebenundsiebzig Plänen sorgen lassen und hätte er sämmtliche Verehrer Ghinas, wie einen der Mongolen vorschlug, würgen lassen, um genügende Bleiderpläge für seine Heiden und Herren zu gewinnen, so wäre das alles noch in der Ordnung gewesen. Nicht minder in der Ordnung aber ist es, daß ein solches Werk mit seinem Gelingen nur seine Zeit, und zwar seine sehr beschränkte Zeit hat, ähnlich dem schwachen Licht — es unterscheidet sich von diesem nur durch den Flammenschein, der weithin leuchtend den Nachthimmel färbt.

Mit Scharfblick hatte Dschinggis Khan seinen Onkel Ghubilai, den ersten Kaiser der mongolischen Dynastie Yuan in China, als den Leiter seines Planes bezeichnet und ohne diesen wäre die Zeit des Werks eine noch kürzere gewesen. Während Ghubilai den Jarlung abwärts und Tibet, das Buddhaland, unterwarf, seine Religion aber aufnahm und begünstigte, zog Batu Khan mit [illegible] Streitern über Moskau und Kiew in das unglückliche Polen und sandte seinen Feldherrn Peta mit zwei Schlachthaufen nach Deutschland. Krakau und Breslau gingen in Flammen auf, aber auf der Ebene von Wahlstatt — es war am 9. April 1241 — wurde Deutschland gerettet und der Einfluß des Ober-Lama vom Himmelsberge am Drachenthron Ghinas mußte sich hinfort auf Hochasien beschränken.

Jetzt aber wurden die Mongolen einige Anhänger und Verbreiter der Buddhalehre, dieser Lehre des „Erwachens" aus einem Schlaf in dunkler Nacht. Wenn auch in manchem erneuert, hat diese Lehre ein reiches Material zum Vergleiche der Urzeit, der Zeit jener Lichtwelle, herübergerettet und knüpfte ihre Schüler, die Mongolen, an die Lichtwelle des Jarlung, die Verbreiter und Verbreiter jener alten Lehre, aus welcher der Buddhaismus hervorgegangen.

Und hiermit schreiten wir denn einer höhern Gestalt entgegen, als die des großen Würgers ist, den wir vorangestürmen haben — einer Gestalt im Strahlenglanz der Ewigkeit, die aus dem Wort

Gelungen

emporsteigt und einen Lichtstrom aus der Straße macht, welche unsere Väter von jenen „Schwarzen Bergen" bis in die deutschen Wälder und an die Atlantischgestade Amerikas gewandelt sind.

Der fromme Chronist der Mongolen, der Ausführen entsprossene Sanang Setzen, erzählt von einem tibetischen Königssohn, „Der weiße Wolf" genannt, daß er nach Gong-bo flüchtete und sich daselbst mit einer Königstochter vermählte. Aber den Bewohnern des Landes mißtrauend, ging er übers Wasser nach dem Baikalsee und wurde König des dortigen Volks. Das waren eben die Mongolen. Weiter aber war dieser „Weiße Wolf" der achte Nachkomme eines Fürstenhauses, der, von seinem Vater Ubadi, dem König der Jarlungen, in den Suem gewiesen, von einem Landmann jedoch gerettet, ein Romulus des Jarlung wurde.

Und nun zurück in die deutschen Berge, in den alten Schwabenwald! Da liegt Sieglind, die Mutter Jung-Sigfrid's, auf den Knien vor den beiden bösen Grafen, die das unglückliche Weib bei ihrem Gemahl Sigmund verleumdet haben. Aus Palmaland, wo er im Bunde mit Dietrich (Drachenwelt), seinem Schwager, gegen die Reiche kämpft — aus Palmaland hat Sigmund ihnen den Befehl gesandt, Mutter und Kind zu töten, und die Verzweifelnde legt, eine deutsche Weismutter, ihren Kleinen in einem unbewachten Augenblick, gleichgut in einem Glasgefäß, auf den Strom. Mutiger als die Grafen trägt er die geringe Pein einer großen Zukunft entgegen, zunächst zu einer Hündin, welche den Knaben säugt, sodann zu Mimer, der ihn in seiner Schmiede erzieht

Warum wich's zu dieser Szene gezogen?

Sigmund heißt in dieser Sage gleichfalls König der Isolungen, wie jener Ubadi, der seinen Speer in den Strom werfen ließ, und eine Reihe Landsage erzählt Sigmund hätte eine Zeit lang als Wolf umhergeschweift, viele Untaten begangen, schließlich aber hohen Ruhm erworben. Lag der Name Isolungen die weißen Wolfe bedeute, also die Ingwäonen der Franken, die Wolfshunde, sagte ich bereits, und wie von dem weißen Wolf der Mongolen wird auch von Sigmund erzählt, daß seine Väter einst aus der Fremde eingewandert, in ein Land, Hunaland geheißen, und daselbst Könige geworden wären. Zwischen diesem Hunaland und dem Lande der Burgunden, wo Sigfrid sich vermählte und starb, lag der Sage nach ein Meer. Es kann also nicht Ungarn sein, wie im Nibelungenlied dargestellt ist, um der Hunnen Attila's willen, welche man im Mittelalter als die Hunni der Sage auffaßte.

Isaak Hunaland gehört der Urzeit an, die aus Nacht stammt. Fort aber lag einst ein Meer, vergrößert von der Sage, aber groß genug in Wahrheit, daß eine bedeutende Rolle spielt und ein Moment von bis heute ungeahnter Tragweite in der Geschichte des erwachenden und fortschreitenden Menschengeistes ist. Bemerken wir, daß aus dem Blatter die Pultuse Chalkhas, die Ausdrücken Aschmenschen der Sage nach traten, daß der hebräische Weingeber wie der Gründer Roms, daß Sigfrid und der schleswigsche Skeat wie der Vater der Mongolenfürsten auf dem Wasser heranschwimmen, daß eine Wasserschildkröte dem Erfinder der chinesischen Schrift die Grundcharaktere brachte, daß der Heiland des Buddhismus als ein Kind aus der göttlichen Lotosblume dem Lotus, aufstieg, daß Thor, der Gott des Donners, Meerbeer trank aus Mimir's Brunnen, so darf es nicht wundern, wenn die älteste Philosophie das Wasser als Urgrund aller Dinge annahm, das Wasser, über welchem der Geist Gottes schwebte, wie die Bibel sagt.

Betrachten wir dabei die Sprache, so machen wir die wichtige Bemerkung, daß die einfachsten, alten Aussprüche des Staunens sind, als ah! oh! z. B. im Deutschen und Französischen, wo ah, ach, eau Aisse und Quellen genug bezeichnen. Warten diese Laute des Staunens vielleicht in der alten Geheimlehre von Aegypten und Griechenland mit einem Ereigniß der ältesten Menschengeschichte in Verbindung gebracht, sodaß die beiden größten Philosophen des Alterthums, Plato und Aristoteles, von ihm sagen konnten:

„Ursprung und Wurzel der Philosophie ist die Verwunderung!"

„Wer hat sich verwundert? Und worüber hat dieser erste Philosoph sich verwundert?" Mit der großen Unbekannte vielleicht im Rathsel des Meeres, das er zum ersten mal erblickte, sein staunendes Ah! Oh! oder irgendwelchen andern Verwunderungslaut, mit dem der bis dahin schlummernde Geist erwachte und ein Leben begann, das reich ist wie kein anderes Leben der höchsten Welt, das Jahrtausende gedauert und weitere Jahrtausende überdauern wird, bis

[illegible]
Farbe alle Sehnsucht
Licht, als der letzte Schatten
Der letzte Mensch [illegible]

Wer hat Hesiodos recht, wenn er sagt, daß die Lichter dem Volke die Götterlehre geschaffen, und ein Lichter war jener Unbekannte, der am heiligen Meer seinen einfachen „Päan" sang, der trotz dieser Einfachheit ein Werk von unendlicher Wirkung geworden, ein Werk, aus dem ein Gelingen erwuchs, wie kein anderes je erwachsen wird.

In der nordischen Mythe sagt dieses gelungene Werk als ein Raum auf, die Wielriche, Wagstrahl genannt, d. h. Träger des Wag. Unser Wag bedeutet „Schreck", es ist aber der staunende Schreck über etwas nie Geschenes, aber das mit Gewalt im Glanz einer aufgehenden Sonne auf fliegenden Pfaden einherreitende Meer. Und aus diesem Wag erfahren wir den wahren Verwunderungslaut: es ist kein anderer als der tiefe Kehllaut Hugh!, der noch heute dem Indianer Amerikas entfährt, wenn ein Staunenswerthes ihn überrascht. Und so erklärt sich auch unser Ruf in den Mysterien des abendländischen Volks, des Genius Aries:

Hugh, Vater! Vater, hugh!

Was's vielleicht ein Knabe, der mit diesem Ruf an seinen Erzeuger den Vater, sein Volk, die Menschheit weckte? Steigt darum Meins und Skeat und alle die andern als Kind aus dem Blatter? Heißt darum das Meer Sea? englisch sea neben see, deutsch „See" neben „sehen"? Heißt es darum im Altenglischen ley, das mit einem l versehene sah, wie ihm die Schlange, die Repräsentantin des Meeres (Midgardschlange) neben sich? Und — heißt darum der Rede, die heilige Rede zunächst, die göttliche Rede, wenn

man will — denn leider ist nicht alle Rede heilig, göttlich — heißt er darum griechisch, lateinisch logos, logos? Und heißt „der Sohn Gottes" logos bei dem wissenden Plato und, nach seinen Schülern in Alexandria, auch bei Johannes in der Bibel?

Das alle ist das „Licht", lux, das in der Urzeit aus dem versteinten Meer von Hyperboräa aufstieg und in den weißen Bleichen, den Wolfshunden seine Schützer und Verbreiter fand, daher auch lic, lug genannt wurden. Dann verstehen wir warum der Name Hyperia, der Bewohner des mythischen Kreises, der „Hundweiße" hieß — warum der ägyptische Thot „Der weiseste Weise", der Herr aller Wissens, der Erzieher des Heilands Horus — warum er „Hund" genannt und als logos — „Der wahre logos", d. h. der reine Wort wie der reine Leber, das reine Licht bezeichnet wird.

Wie winzig der Anfang mit jenem einfachen und doch göttlichen Reblaut! Und wie groß wie viele ja „weltgroß" — lagen unsere Vorfahren von einem Gewaltigen — der Vorgang, dessen Gute unsterblich' Lob war ein Blick' „der klar strahlende Sonnenblick" Baldurs, das hat bis über eine tief dahin letzte Menschenzeit. Und doch that der Knabe nichts weiter, als daß er anderes sah in eine ihm bis dahin unbekannte Welt und in ihr etwas anderes sah als Tausende vor ihm. „Du hast recht, du seltsamer Mann aus dem fernen Mittelalter" Du Bauernbub, Apostel des Evangeliums vom Blick — du hast recht, Baldur, mit deinem Erkennen des Lichtes, eines Sehens und Priesters. Jener Blick des Knaben war Signal aller bildlichen Sprachen, aller Religionen, in denen ein Geist weht, und alles Geistwerks auf Erden mit seinem

Gelingen — gelang — gelungen.

Wenn heute noch Knaben von dem Chor der Kirche, wie einst der erste Knabe aus den Zweigen des im Morgenwind rauschenden Baumes, den er in spielender Lust erklingen, wenn heute noch Knaben vom Lesepult das Halleluja' über die Gemeinde hinsingen lassen — wenn ein verschollenes Jahrhundert Knaben — um die Kirchenstimmen nachzubilden — den alten Brauch des phrygischen Attis mit seiner Galli, d. h. Sängerknaben in Nachtigall, vor sich bleiben ließ, so sind das schwache Glieder des ewigen Werkes, das mit dem Laut aus kindlicher Kehle am alten Meer von Hyperboräa begann.

Und die Weite wirken und den Lungen gelang, was sie erstrebten. Wer kämpften sie auch blutige Kämpfe im Feld unter dem Banner des Mondes, dem schönen Sinnbild des in ewigem Ringen nach vollem Licht wirkenden Geistes; aber sie kämpften nicht minder stark und ehrenmüthig in der „Schlacht des Mysteriums", wie der walisische Barde den geistigen Kampf nennt. Wie oft aber ward in der Folgezeit nur der blutige Kampf geübt und ein logos, eine Religion — vom demselben Stamm lig für lug — nannte die andern „Lug" und verödete, um seinen logos zu pflanzen, fruchtbare friedliche Länder, nicht blos auf dem offenen Felde der Schlachten, sondern, wie oft, durch Verrath und Meuchelmord.

Es steigt ein Bild vor mir auf, so ungeheuerlich, daß, wäre die Sonne am Himmel geblieben, sie, wie der heidnische Lichter singt, ihr Haupt dem Greuel verhüllt hätte. Aber es ist Nacht — eine schwerathmige, graufige Nacht. Und Christen sind es, katholische Christen, welche von Herd zu Herd würgen und die Straßen und Ströme mit Blut und Leichen füllen. Es ist auch ein König da auf hohem Balken und trägt einen hohen Namen, einen Reinheit bedeutenden Namen, und eine hochheilige Zahl daneben — aber dieser König hilft würgen mit Hand und Ruf — o du hollenweiter Abstand von jenem belebenden Ruf! hilft würgen, sein eigenes Volk würgen.

Das ist die Bartholomäusnacht, die Hochzeitsnacht der Hugenotten.

Noch einmal tauchte — vielleicht nicht zum letzten mal — das alte Lug aus der Sage, aus dem Bewußtsein des Volkes von einer uralten großen Zeit herauf. Der Name Hugenotten war bisher in seinem ersten Theil noch dunkel, den zweiten (not) hatte man bereits als „Genossen" bedeutend erkannt. Man lehnte Hug an einen König Hugues (Hugo), dessen Wagen in Tours erscheint, kannte aber keinen andern Hugo als Hugo Capet in der Zeit des Mittelalters.

„Jener Hugo aber, dessen Segenswagen das Volk von Touraine kannte, ist der große König der Urbewohner, das Urbild aller Könige, ist jener Knabe, den der Baum trug, aus dessen Kehle, und dessen Zweigen das hug' ertönte, das ihm und dem Baum, dem Geist und der Lehre und den Völkern ins Unendliche Namen gab.

Im Nordischen bedeutet hug „Geist", wir fanden es in lug auch als „Meer" —

„und der Geist (r'uch) Gottes schwebte über den Wassern" —

unser „hoch", noch als Laut gebraucht, steht nicht daneben. Und so sind denn jene gemordeten und

dennoch lebendigen Hugenotten, die Weißgenossen, die Hochgenossen, die Genossen des grünen Laubes, sie sind ein unbewußter Zweig des Riesenbaums Baphomet, der noch in unsere Zeit hineinschattet.

Und kann denn Haß werben?

Nimmermehr, solange noch ein Laut aus menschlicher Kehle klingt! Jedes Wort ist eine Erweckung des Königs des Königs — der Mund sein Tempel, die Lippen der Eingang, die Kehle das Allerheiligste, und nach diesem Tempel bildete die uralte Weisheit ein die Tempel von Stein in allen ihren Theilen — die Lyra aber nahm sie von dem Baum am Wasser von Hawaiant.

Das Organ, welches Kehle und Zunge und Lippen befähigt zu Tönen, dieses Organ nannten die Sprachweisen „Tungen", gleich jenen Hallen zur Verbreitung des hehren Laut zum Einachen, den Wolken lang, den Meilenhunden lange.

Wenn der müde Wanderer abends in die Nähe des Forts kommt, dessen Thor ihn für die Nacht aufnehmen und zur morgenden Wanderung stärken soll, dann hört er weit aus dem Teich ein dumpfes und doch melodisches glockenähnliches Unk! Unk! als ersten Gruß der winkenden Ruhe.

Unk! Unk! — Uk! Uk!

Das ist der Ruf, der noch immer tönt, der das Thier, das ihn ruft, unserm Vätern zu einem heiligen machte, zu einem Thier, das Kronen trägt und Schätze bewahrt gleich dem Lindwurm, gleich der Schlange.

Shakspeare.

A. B. — Ganz England hängt an sich zur vorigen Feier des dreihundertjährigen Geburtstages (23. April 1864) dieses großen Dichters zu rüsten. Alles Höchste und Schönste in der dramatischen Dichtkunst scheint sich jetzt an diesen Namen zu knüpfen. Zu seiner Zeit aber war Shakspeare wenig gekannt und nach seinem Tode fast vergessen; erst das 18. Jahrhundert hat ihn wieder zur Geltung gebracht. Dabei sind die Elemente, aus denen er emporwuchs, so eigenthümlicher Art, daß es immer lohnt, sie aufs neue zu beleuchten.

Man nennt Shakspeare vielfach den Schöpfer des englischen Dramas, doch war er dies im wirklichen Sinne des Wortes durchaus nicht. Die Engländer haben ihn so gewonnt, weil sie seine Vorgänger, deren Werke zum Theil weiteren gingen, wenig kannten. Die Kunst in ihrer Vollendung war nie das Resultat eines Tags, langsam baut sie sich auf, nur aber stehen nicht, wenn sie emporwuchs. Kein Dichter, in alter wie in neuer Zeit, hat jemals die Schöpfungen seiner Vorgänger in gleichem Maße benutzt wie Shakspeare, seinere wenigste eigene Erfindungen aufgestellt und so frei die schon vorhandenen Bühnenstücke zur Unterlage seiner Ueberarbeitungen genommen, wie er es gethan.

„Ein Mailenkind tanzt an der Stadtmauer und tanzt. Da sah es eine Unke hervorkommen und breitete ein blaueichen Tuchlein aus, das die Unken gewaltig lieben und auf das sie allein gehen. Und die Unke brachte ein kleines goldenes Kränzchen und legte es darauf" u. s. w. bis zu dem traurigen Ende der Unke und des Weibgins der Menschen.

Wißt ihr nun, was für ein blaueichen Tuch das war?

Das war das blaue Meer.

[illegible]

Habt denn ihr auch noch das Mailenkind an der Stadtmauer, das tanzt und die Unkenkrone nahm?

Das ist die Spinnerin auf der Mark aus dem zweiten Bilde — ein Mailenkind wie alle „Rameland" (Roland), die Heimatleien an der Grenze, der Stadt- und Landesmauer, wie alle Bleichhunde, deren Herrin die Spinnerin wurde.

Ja! Wie von den Tempelwänden Aegyptens kann man auch aus unsern Märchen die Geschichte der Urzeit lesen, und der Inhalt ist noch weit schöner als die Kriege der Thutmosis und Ramessiden mit ihren trockenen Angaben der eroberten Städte, der besiegten Völker. In unsern Märchen ist zugleich Poesie. „Poetischen Sinn aber muß mitbringen, wer die Anfänge der Geschichte in weiten begehrt."

C. Schnellen.

[illegible] sagt in seinem „Journalism of literature": „Wir können nicht leugnen, daß unser großer Dichter damit die Hälfte der Arbeit sich erspart. Er warf einen prophetischen Blick auf das alte Drama, die alte Geschichte, sah den Mangel an Individualität der Personen, sowie die sonstigen Schwächen und starken Seiten jener Kunst, taufte das Ganze mit dem Wasser seines Genius und das Vollkommene entstand."

Weshalb schöpfte er aus dem „Plutarch" den Nerth, den „Chronicles" von Holinshed und den Sammlungen italienischer Novellen Ganz Shakspeare hat jede alte Stücke verschwunden, welche von Shakspeare so hoch waren bewundert werden sind. Wenn Shakspeare so Zeit sein gewesen hätte, wie ihn die Plagiats beschuldigte? Wenn man seine Stücke herausgibt, weil er den Stoff dazu einem Roman entnommen?

Wir können alle doch in der That wenig von der Geschichte zu lernen. Bücher wie Bücher, sehen wir Dichter unserer Zeit mit Shakspeare vergleichen, wir vergessen, wie weit sie hinter ihm zurückstehen, während man ihnen doch nicht gestatten will, in gleicher Weise zu schaffen und, auf das Vorhandene sich stützend, groß zu werden.

Unterdessen wurde das Talent Shakspeare's durch

sein Studium der klassischen Literatur getragen, er war kein Geweihter. Wie er erzogen worden ist und freilich unbekannt, wir wissen wenig von seinem Leben. In seinem achtzehnten Jahre verheirathete er sich und im zweiundzwanzigsten war er Schauspieler. Bis dahin hatte er in der kleinen Stadt Stratford am Avon gelebt, jetzt eilte er nach London über. Was er dort kennen lernte, waren Menschen, nicht Bücher. Er lachte mit dem Fröhlichen und weinte mit dem Traurigen, er sah das menschliche Herz in seiner Größe und in seiner Schwäche.

Es war im Jahre 1586, ein Jahr vor der Hinrichtung Maria Stuarts und zwei vor dem Untergang der unüberwindlichen Armada, als Shakspeare nach der Hauptstadt kam. Umringt von Greil, Raleigh, Leicester und Elisabeth damals durch die Straßen London's zog, von ihrem Volke angebetet, „jung, fränkisch" Fürstin, weilchen Rang der Jüngling aus Stratford in einer Welt, wo Helden und Halbgötter erschreckten Tage nach, ohne Ahnung, daß es mit ihr zugleich seinen Namen zum unsterblichen Ruhm auf die kommenden Geschlechter vererben würde.

Richard Burbage und Thomas Green, wie er aus Stratford schrieb und damals schon Lichter unsrer Schauspielkunst, empfingen ihn und nahmen ihn in ihre Gesellschaft auf. Drei Jahre lang diente er ihnen bei ihrer Bühne als Gehülfe, dann gab man ihm einen Theil von den Einkünften, der sich jedes Jahr steigerte, bis es endlich mit Burbage gemeinsam der Besitzer des Theaters wurde.

Er war interessirt bei der Musik des Dramas eifrig in die Schule gegangen, er bearbeitete die Stücke Marlowe's, Lodge's und Peele's für die Bedürfnisse und Kräfte seines Theaters. Die Dichter nannten ihn den Dieb ihres Ruhms. Sein Name, auf das Titelblatt gelegt, schuf ihre vergessenen Werke zu neuen, erfolgreichen Stücken um. Malone hat sich die Mühe genommen, uns nachzuweisen, wie viele Zeilen in Heinrich VI. z. B. von Shakspeare sind und wie viele er aus dem alten Drama beibehalten hat. Der verschiedene Druck dieser Verse in Marlowe's Ausgabe gewährt einen nicht uninteressanten Einblick in die Art des Arbeit des Dichters.

Zum ersten Mal erschien 1593 der Name William Shakspeare gedruckt in einer Zueignung an den Earl von Southampton, die seinem Gedicht „Venus und Adonis" vorstand, und dem uns Arrington eine so wundervolle Uebertragung gegeben. Shakspeare nennt dies Gedicht das Erstlingswerk seiner schöpferischen Kraft, wollte er dadurch andeuten, daß seine dramatischen Arbeiten ihm nur als ein Ueberarbeiten, nicht als ein reines Schaffen erschienen? Der Graf von Southampton war ein junger Mann, der das Theater leidenschaftlich liebte. Er soll Shakspeare die ansehnliche Summe von tausend Pf. St. für diese Zueignung gegeben haben. Im folgenden Jahre widmete ihm der Dichter seine „Lucretia", „was ich geschrieben habe", sagt er, „ist Ihr Eigenthum, und was ich schreibe, gehört nicht minder Ihnen an." Bescheiden nennt er seine Verse ungeheilt und ungeübt. Beide Gedichte gewannen bald eine große Popularität und erfuhren Auflage über Auflage. Dennoch versuchte sich Shakspeare nicht ferner in epischen Gedichten. Was ihm nichts an seinem Ruhm oder glaubte er nicht an sein Talent? In seinem dreiunddreißigsten Jahre veröffentlichte er den „Leidenschaftlichen Pilger" und zehn Jahre später erschienen seine Sonetten, allein schon die Zeitgenossen erklärten einige derselben für unterschoben, und nach Hallwood soll Shakspeare selbst über den mit seinem Namen getriebenen Mißbrauch zornig gewesen sein. Man hat in späterer Zeit, namentlich in den jüngsten Jahren, aus diesen Sonetten eine Art Lebensgeschichte des Dichters herauszudeuten sich gemüht; allein wie sehr diese auf Vermuthungen beruhen muß, geht schon daraus hervor, daß der erhabene, pathetische Ausdruck dieser Gedichte der mannichfachsten Deutungen fähig ist.

Nur über Einen Punkt besitzen wir völlige Gewißheit: daß Shakspeare nie etwas für seinen literarischen Ruhm that, sich nicht einmal gegen Schmähungen vertheidigte und den Tadel seiner Zeitgenossen gelassen hinnahm. All sein Sorgen und Hoffen scheint sich auf sein Theater beschränkt zu haben. Er strebte am Morgen für den Abend. Mit dem Geld, das er sich, wenn man so will, als „Theaterdirector" erworben, kaufte er ein Stück Land in Stratford am Avon. Der Schauspieler wie der Bühnenschriftsteller genossen keiner öffentlichen Achtung in jenen Tagen und Shakspeare scheint dies bitter empfunden zu haben. Diese Empfindung spricht er in den Sonetten aus:

> Du Göttin, schaffig für mein barmlos Thun,
> Weil du mir hier kein andres Pfund verliehn
> Als auf der Bühne auch den Spiegel gegen,
> Hat mir den Makel an die Stirn gedrückt,
> In Achtung meinem Stand damit gelegt;
> Mein Schaffen schwärzt wie Färben meine Hände.

So zog er sich, noch in der Blüte seiner Jahre von der Bühne zurück und beschloß in Stratford am Avon seine Tage in stiller Abgeschiedenheit. Selten besuchte ihn hier ein Freund aus früherer Zeit; geschah es aber, dann weckte er mit diesem gern bei jenen Erinnerungen das Bild seiner Jugend trat vor ihn hin, was er gewesen, wurde er auf Minuten wieder. Nach einem Gelage, welchen er seinen Freunden Ben Jonson und Michael Drayton gegeben, befiel ihn ein Fieber und ließ ihn nicht wieder erstehen. Still ward er zu Grabe getragen. Oeffentlich erhob sich keine Stimme zu seinem Lobe, zu seinem Nachruf. Erst 1623 erschien eine Sammlung seiner Werke, herausgegeben von seinen Collegen Heminges und Condell, wie wir forschten, nicht seines Nachruhms wegen, sondern nur um für sich das Verlagsrecht zu beanspruchen. Damals vergessen und verschollen, sollte der Name Shakspeare's erst die Welt

Was ist das Leben? Was ist der Nachruhm?

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Der oesterreichische Reichstag

Die constitutionelle Entwickelung Oesterreichs begann unter ungünstigen Sternen. Überall soll beobachtet worden sein mit Mißtrauen. Deutschland schwankt der Zwang der Verhältnisse, die gerüstete Anmaßung des Staats, die italienischen Bundesgenossen der Herrschenden in ihren Maßregeln bestimmt zu haben. Man konnte nicht glauben, daß Männer, die bisher gerade durch ihr despotisches Regiment Ansehen, Würde und, wenn man will, Berühmtheit erlangt hatten, sich plötzlich mit ehrlichem Herzen der constitutionellen Anschauung der Gegenwart angeschlossen hätten. Solche Umkehr und Einkehr pflegt freilich in politisch bewegten Lagen nicht zu den Seltenheiten zu gehören, aber man war geneigt, sie in Oesterreich mehr als anderswo für eine Maske zu halten. In Wien selbst haben viele im Reichstag nichts Besseres als eine „Komödie Schmerling's" sehen wollen. Das Publicum wird nur allmälich überzeugt, daß sie Geschichte mit unbefangenem Blick betrachtet, muß Österreich's Werk vollenden, daß kein Fürst seinem Volke die Freiheit schenken kann — ja es liegt sogar in der fürstlichen Gewalt ein dämonischer Zug, auch die Freiheit nie als Gabe geben, wieder zu nehmen. Eine geschriebene Constitution ist in Wahrheit oft das Papier nicht werth, auf dem sie steht. Die guten Leute, welche einen politischen Eid mit ernsthaften Augen betrachten wie den Eid vor einem Gerichtshofe, scheinen sich nicht in die Staatsklugheit machen zu können, sich von einem verschlagenen Mann, der es mit Cromwell oder Napoleon III. hält, unterstützt und betrogen zu werden. Werth hat eine Verfassung nur, wenn sie dem Volke ein reales Mittel in die Hand gibt, die jenigen, die ihr widerstreben oder sie verletzen, zur Unterwerfung zu bringen. Im Mittelalter trug Marsilius einmal, geschah viel auf die einfachste Weise durch einen Ausspruch. Jetzt bei den verwickelten Verhältnissen unserer Zeiten, wo die Kulturländer schwieriger geworden und das große Gebrechen einer guten Verfassung besteht eben in der Aufstellung von Schranken, die zu überschreiten selbst den Gewaltigen unmöglich ist.

Wie dahin ist Neu Oesterreich noch nicht gekommen. Der Baum seiner Freiheit trägt den Wipfel noch in der Luft, aber seine Wurzeln haben noch nicht genug im Boden, um ihn einem heftigen Sturme entgegenhalten zu können. Mehr als gut ist, hängt sein Wachsen von Wien und Pesth, von der Willkür der Verfassungen mehr als von neuen Bestimmungen ab. Aber wir erkennen und so vom Wiener Boden an dem Wien, wie es seinem Innern taugt. Kaum ist es den Menschen recht Ernst mehr als der Wunsch der Augenblicke gewesen, zu

[illegible] Ketten brach und sorgt aber für die Zukunft in der entgegengesetzten Seite alle [illegible] Der Revolutionssturm von 1848 haben die Staatsmänner, statt ihn auftoben zu lassen, vorsorglich in Schläuche gesperrt und so sich und die Gesellschaft in eine ewige Unruhe versetzt, denn der Sturm braust in den alten, mühsam geflickten Schläuchen, und wenn der Hausknecht warten wird, droht der Umsturz der Throne, ein Vertilgungskrieg, eine Schlacht zwischen den Reichen und Armen. In dieser Spannung leben wir alle, unsere gerühmte Civilisation ist ein Schimmer, in Unteritalien, in Polen, in Amerika herrscht das Ausdrucke des Mittelalters in einer entsetzlichen Gestalt. Die Gräuel der Französischen Revolution sagten unsere Väter mit Grausen als geschmähtig über Lug in den Hellungen und neue Kaiserin, so für [illegible] gilt heute eine Not auch vom Ort einer blutigen Menschenschlächterei gilt doch mit einer Menschenliebe, einer Bildung. Die Reden von Mirabeau, Sallustius und Pyrrhus über den Massenmissetaten durch die Guillotine abscheulich. Marat nennt ihr „ein Scheusal". Stellt euch Robespierre neben ihn. Wird in einer Vergleichung dem österreichischen Reichstag eine friedliche Entwicklung der Verfassung möglich sein? Jetzt steht Deutschland und Europa erwartungsvoll auf den Mann unserer Regierungen und nicht die Schwierigkeit der englischen haben unsere Vertretungen bewiesen, vorzüglich etwas von dem großen Lose, der das englische Parlament betrifft. Das constitutionelle Leben der Deutschen zählt noch nicht viele Jahre, wir sind deutlich die parlamentarischen Kämpfe in Bayern, Württemberg, Sachsen und Baden für die engere Heimat auch gewesen sind, vorzüglich der Schauplatz des Constitutionalismus ist doch für im Vaterlande erhalten hat, seit durch die preußische und österreichische Verfassung gewonnen es Einfluß auf das Volk — ein Leben, das nicht mehr zu vernichten ist. Es von den Regierenden gleicht aber gehört zu Freiheit ist nicht nur, wie Voltaire schreibt, zu Gesetzen die selbst von denen zu sie halten, auch freiwillig machen wird, sie ist jetzt eine Macht, mit der man rechnen muß, sie erhebt und hetzt zu Kriege. Die Weiterentwickelung [illegible] Oesterreich [illegible] Regierung [illegible] Pole [illegible] Ungarn [illegible] Deutschland [illegible] Sympathie [illegible] Sonne [illegible]

Berliner Briefe.

VIII

Wie es im Monument hat immer weiß ist, so erblickt sich auch in den ausgedehnten Lagen Wasserpflanzen, welche mit den Königlichen botanischen Prachtgärten des Lustgartens hervorragen. Flora und die Pflanzenwelt des Südens. Flora selbst wandert um in der königlichen Residenz ihres Triumphes, wo sie in allen Theilen mit ihren schönsten Erzeugnissen entgegen tritt. Wie oft sieht man in diesem Reich bewährt die Pflanze, die Wasserpflanze kann es nicht bleiben, daß viele Blumen sich [illegible] gerade, ganz sich [illegible] verschwinden muß. Der gegenwärtige Gesichtspunkt von hier ist der von der Wasserkante der Natur so wunderbar gebildeten und noch wunderbarer gestalteten großen und kleinen Blattpflanzen in ihrer schönsten Vielfalt angewandt. Obenan stehen unter ihnen die aus Brasilien stammenden Caladien, dem mächtigen Geschlecht der Arazeen stammverwandt, die so immer neuen Sendungen aus ihrer fernen Heimat hier sich einbürgern. In den schönsten zählt man Caladium [illegible] mit großem Blatt vom schönsten Grün mit braunrothrothen Adergeflecht und Purpurstreifen in der Mitte durchzogen, dagegen ist Caladium metallicum vom schönsten blauesten Kupferglanz übergossen, das [illegible] überaus elegant durch die schwarzen Schneeflecken, die auf dem reinen Weiß des breiten Blattes liegen, ihren [illegible] macht das Caladium marmoratum mit seinem wunderbaren Adergang von Weiß durch Grün. Man zählt [illegible] Arten dieser Blattpflanzen, welche die Landschaften der Tropen mit wahrer [illegible] überdecken in den wunderbarsten Formen sich regen. Im Gegensatz [illegible] Caladien [illegible] durch ihre [illegible] von Perlschnüren umgeben. Eine andere Blattpflanze, ein [illegible] Schmuck- und Zierstrauch ist die Aucubaceen [illegible] und das Caladium, begleitet auf der Ausstellung durch ein prachtvolles Exemplar [illegible] Fächerpalme, Livistonia chinensis. Neben diesen [illegible] Blattpflanzen [illegible] Pflanzen vom tropischen Amerika [illegible] in Gruppen [illegible] Gesellschaft [illegible] Gruppen [illegible] Gesellschaft [illegible] Gruppen [illegible] Gesellschaft [illegible]

Zur Geschichte der Tänze und der Tanzmusik

II

[illegible]

Die in neuerer Zeit aufgetauchten Tänze, der rheinische Walzer, der böhmische Walzer, die böhmische Polka, die polnische Mazurka, die letzten beiden in schwerfälliger Verbindung als Polka-Mazurka, der ungarische Rák- und Csardas, die moderne französische Quadrille, die italienische Tarantella und die zahlreichen spanischen Nationaltänze: Cachucha, Gitana, Bolero de Cadiz, Pequeñita, Manolita, Si Señor u. s. w., diese Prunk- und Lieblingstänze des heutigen Balletes und Paradeleistungen aller großen Tänzerinnen haben wol auch zu zahlreichen selbständigen, nicht zum Tanz bestimmten Kompositionen ihrer Art für Orchester oder Klavier in größerer Formreife (Opern, Symphonien) eingeweben oder allein stehend, Anlaß gegeben, noch nur selten haben so große Tonmeister wie ehemals J. S. Bach und Händel (selbst Mozart in seiner trefflichen „Gigue“ und anderen derartigen Tanzsätzen) ihren Genius auf solche Erfindungen gerichtet.

Sehen wir von Schubert's Trauerwalzer ab, so treten uns nur noch die phantasie- und geistvollen Mazurkas von Chopin und jene Tanzweisen entgegen, die Meyerbeer und andere Tonsetzer in ihre Opern — dann aber auch meistens zum Tanze bestimmt und für denselben eingerichtet — verwoben haben. Nicht zu zählen sind freilich die „Phantasie-walzer“, „Polka-de-concert“, „Prunkmazurka“, „Pariser phrygische Tanzweisen“ u. dgl., die von den Tanzdirektionen mit schreienden Klaviertitelbildern in die Welt gesetzt werden.

Wir dürfen aber mit der jetzigen Entwickelungsphase der Tonkunst uns Ruhe lassen, um diese Erscheinung begreiflich zu finden. Unsere Epigonenzeit sucht nun der Melodie, der eigentlichen musikalischen Idee, immer weiter ab und ringt nach Bedeutung und Originalität in breiten, freien Formen, im charakteristischen Ausdruck leidenschaftlicher Seelenzustände. Sie sucht für ihre Bestrebungen und ihr Vermögen keinen Raum mehr in den knappen Formen des Volksthümlichen in Nationalweisen. Auch hat das theoretische Wissen und das technische Können unserer Zeit alle musikalische Schaffenden in der Art gesteigert, daß sie in jeder Richtung, daher auch bei zunächstliegendem Beruf zur Tanzmusik, vieler schon ein reicheres, hinreißenderes Gewand umzuhängen vermögen und oft um den Geschmack zu befriedigen, auch thun müssen.

Die entweder beispielsweise für Tanzmusik der in ihrer Art wirklich großen warmen Tanzkompositionen Tanner und Strauß (Vater), dann ihrer Nachfolger, der beiden Söhne Johann von Strauß und sodann eine ganze Zahl melodischer Meister, eine solche vorübergehende Mode nationalcharakteristischen Ausdrucks und ein so reiches Blühenwerk durch Mannichfaltigkeit und Abwechslung der Klangfarbe und Art, welche orchestrale Lustbilder, daß kein größerer Tonsetzer unserer Zeit leicht in Versuchung kommen kann, auf dem Gebiet der besseren so wirksam und bewundert-unterhaltenden Tanzweisen nach selbständigen Gebilden zu ringen. Dem Menuett allein war es gegönnt, bis in die neueste Zeit herab, wo von Beethoven das Scherzo in die Sonate, das Quartett und die Symphonie eingeführt worden ist, eine Heimatberechtigung in diesen edelsten Formen der Instrumentalmusik zu behaupten. Dieser edle Tanz hat nicht wie die andern ein nationalbeschränktes oder bloß charakteristisches Gepräge, sondern eine kosmopolitische Bedeutung hat und gleichsam das Abbild der feinen Weltsitte, der Lust am goldenen Zügel der Anmuth und Würde ist, hat namentlich Haydn und Mozart zu entzückendsten Eingebungen geleitet; er hat jenes wundervolle Tonstück hervorgerufen, das im „Don Juan“ den ayrigsten Lebenszauber an ein edles Maß bindet und mit warnender Mahnung an den nahenden Richter die Pulsen der rücksichtslosen Sinnenlust unerschütterlich ernst durchschreitet. Zu welch herrlichen Kunstgebilden die Tanzmusik sich in der Hand eines großen Meisters entfalten und geistig bedeutsam gestalten könne, hat auch der letzte Satz (Kontrabaß) in Mendelssohn's A-dur-Symphonie gezeigt.

Historische Erzählungen.

II

Näher als die Erzählungen aus dem frühern Mittelalter, die noch so recht ein Nachklang der Romantik sind, liegt uns der Inhalt eines Soldatenromans von Julius von Wickede: „Der lange Jean“ (drei Bände. Leipzig, Gebrüder Grethlein. 1861). Er behandelt einen Episode aus dem Befreiungskriege. Sein Held hat einige Aehnlichkeit mit Gerstäcker's „Erich“. Eine warme patriotische Begeisterung weht aus diesen Blättern, vortrefflich sind die Schilderungen von Lützow's Streifzügen, von Körner's Heldentod. Zuweilen Soldatenderbheit immer Soldatenmuth. Freilich gestaltet sich das Ganze mehr zu einer Reihe von Bildern als zu einem folgerichtigen Ganzen, doch wirkt jede einzelne Szene anregend und frisch. Die „Historischen Novellen“ von J. G. Prechtsegel (zwei Bände. Leipzig, Gebrüder Grethlein. 1861) enthalten drei Erzählungen. „Max Lud's Rettung“ ein Abenteuer aus des berühmten Malers Leben in England am Hofe Karl's I. „Die Pforte der Zukunft“, eine Art Lebensgeschichte Gellert's, und „Salomon de Caus der Philosoph“, letztere, dem Umfang nach die größte, ist die unerquicklichste Behandlung des Stoffs. Den Prechtsegel 1850 ohne rechten Gehalt als Drama zu dramatisiren gesucht hat. Diese doppelte Verarbeitung des Stoffs hat doch ihr Gutes, um so mehr, wenn man in beiden Behandlungen zugleich Meister derselben Stoffe und Verschiedenheit der Talente walten sieht. Das Ganze ist dann mehr Erzählung, dem fehlt ihm der epische Ton noch Prechtsegel ist es zu breit. Die weite Anregung gewähren und „Die Pforte der Zukunft“, denn abgesehen von Gemeinheiten in „Rettung von Lud's“ ernst und heiterer gearbeitet, so kommt doch das Dramatische Leben in ihr nicht zu vollem Durchbruch.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 29. Wöchentlich 1 Bogen.

Inhalt: Zwei Vermählungen. Novelle von Sigmund Kolisch. V. Eifrige Forschung. — Weihnachtsbaum und Christbaum. Von Robert Waldmüller II. — Aus Skizzenbuch und Leben. Von Franz Hiemer. — Französische Memoiren. Von Karl Frenzel. — Im Reiche der englischen Lyrik. — Briefbuch des Lebens. — Die Lügner von Venedig. — Lasker in London 1863. III. — Literarische Erzählungen. — Erfindung. — Briefwechsel.

Zwei Vermählungen.

Novelle von Sigmund Kolisch.

V. Eifrige Forschung.

Im Moment sah er angeblickt das Gefühl des tiefsten qualvollsten als trostlosesten Hasses mit sich über sich. Innen wiederholte er sich unaufhörlich, daß ihn Christine nicht liebe, daß sie ihn nie geliebt habe, weil sie sonst nicht so kalt, so unsicher ihm hätte verlassen, weil sie ihn sonst bei der ersten Veranlassung nicht hätte aufgeben können. Gleich darauf aber suchte er das, was ihm Klagen erwirken könnten, durch Gründe und Annahmen aller Art zu entkräften oder gar umzuwandeln. „Christine kann es", sagte er sich, „durch Verhältnisse, durch die Hände ihrer Verwandten zu dieser Verlassung gezwungen sein! Sie ist ja nur ein hülfloses Mädchen, wie vermag sie sich gegen einen grausamen Vater oder vielleicht gar gegen eine ganze unerbittliche Sippschaft zu wehren!" Durch vielfache Anwendung von Gewalt erklärte er sich das Verhalten der wahren Beweggründe ihres Benehmens. „Man hat ihr verboten, zu sprechen; man hat ihr vielleicht einen heiligen Schwur abgezwungen, mit keinem Worte die Lage der Dinge zu verrathen, und sie verdient Barmherzigkeit, statt verurtheilt zu werden. Sie ist vielleicht ein Opfer, während ich sie bei Gericht halte. Sie bittet vielleicht, während ich glaube, daß sie lästert. Die Kälte war nichts anderes als Verstellung, denn es ist gewiß, daß sich hinter Kälte eine tiefe Bewegung verbarg. Sie war blaß, sie zitterte am ganzen Leibe, gewiß sogar sah ich ein Beben durch das ganze Haupt gehen." Und um sich in seinem tiefen Grauen zu bestärken, rief er sich alles ins Gedächtniß, was sie ihm an zärtlichen Worten gesagt, all die Beweise der Liebe und Zuneigung, welche sie ihm durch Blicke und Andeutungen, durch Worte und kleine Thaten, durch Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheiten, durch gute Rathschläge gegeben hatte, von dem Tage an, als er sie kennen gelernt, bis zur letzten Zusammenkunft. „Und was konnte sie bewogen haben", rief er sich triumphirend zu, „mich vor den vielen jungen Leuten, die sie umgaben, auszuzeichnen, meine Huldigungen mit solcher Freundlichkeit anzunehmen, ihnen heute entgegenzukommen? Und ihr Briefe! — Kaum waren diese ihm eingefallen, als er einen Schlüssel aus der Tasche zog, an sein Schreibpult ging und ein Fach öffnete, in welchem ein Kästchen aufbewahrt war. Dieses nahm er hervor und erbrach es mit einem spitzen Schlüsselchen, es enthielt an zwanzig Briefe, meist

Blumen. — Wie fleißig der Fremde arbeitet! Es ängstigt mich — die feinen Hände, der vornehme Wuchs und diese harte Arbeit! Er kann nichts verbrochen haben; sein Auge blickt so treu und so wehmüthig. Es ist von den Augen, die zwar nicht selber weinen, aber die weinen machen.

Sechste Scene.

Nichols und Harry treten vor. Jenny arbeitet an dem Kranze fort.

Nichols.

Müssen uns auch mal ausruhen, Sir. Stellt Euren Spaten weg, Sir.

Harry.

Nennt mich Harry. Ich heiße Harry.

Nichols.

Haha, wer Ihr auch sein mögt, einen guten Gärtner hättet Ihr nie gegeben.

Harry.

Schaff' ich nicht genug?

in Notenpapier. Die Briefe kamen ihm entgegen, daß sie ihn schier erdrückten. Er las einen nach dem andern, wie sie, verhältnismäßig der Zeit nach aufeinander folgten, und begierig sog er den Inhalt ergänzend, die Bedeutung eines jeden freundlichen Wortes wägend. Selbst bei den hergebrachten Förmlichkeiten der Anrede, bei den Worten „Theurer Freund!“ „Mein lieber Raymond!“ verweilte er sinnend, um ihren Werth zu prüfen. Und als er in einem der Briefe ein vertrocknes Blümchen fand, da pochte sein Herz auf; er erblickte dieses Zeichen der Liebe für unmöglich und mit Entzücken suchte er sich in die Gefühle des Mädchens zu vertiefen, die nach seiner Annahme der Sendung zu Grunde liegen mußten, und er gab sich die fröhliche Versicherung, daß an der Liebe Gegenwart zu ihm kein Zweifel zulässig sei und daß der jähe Bruch zwischen ihnen nicht anders erklärt werden könne als durch eine geheime, fremde Gewalt, die zwischen ihn und sie Gelichter getreten wäre.

Er las wieder, er las das Geheime wieder, und sein Vater, der in die Stube hineinblickte und ihn alle beschäftigt fand, freute sich nicht wenig, den jungen Mann gelassener, ja heiterer zu sehen. Er warf einen fragenden Blick auf die Papiere, welche im Stande waren, die Aufmerksamkeit des Liebenden zu fesseln, und Raymond weihte den Vater in die vorgenommenen Nachforschungen und deren Ergebniß ein. Um seine Folgerung zu rechtfertigen, berief er sich auf die vorliegenden schriftlichen Beweise für die zarte Neigung des Mädchens, die, wie er sich ausdrückte, unmöglich über Nacht vernichtet werden konnte. Mit aller Aufmerksamkeit hörte der Aeltere der Auseinandersetzung der sinnigen Beweisführung des Liebenden zu; nachdem es ihm aber klar geworden war, um was es sich bei dem allen handelte, schüttelte er, beim Widerstreben bekämpfend, bedenklich das Haupt und sprach:

„Was sollen die Täuschungen helfen, mein Sohn, in welche du dich mit so vieler Kunst hineinwühlst? Nein, gewiß nicht, es ist keine dunkle, geheimnißvolle Macht, sondern eine helle, zu Tage liegende, die das Mädchen von dir losgerissen. Diese Macht heißt Geld. Niemand hat ihr einen Biß des Schweigens abgenommen. Das findet sich wol in alten Geschichten, verträgt sich aber schlecht mit einem Bankier unserer Tage, den ein Schaudern erfaßt, wenn er von so unheimlichen Dingen laut oder sprechen hört. Die Tochter des Bankiers ist kein Opfer; glaube es mir, sie gab doch auf, weil sie einen andern einträglicher fand!“

„Wie kann das aber sein, da sie mir doch, freiwillig entgegenkommend, gesagt, betheuert, geschrieben hat, daß sie mich liebe?“ fragte Raymond.

„Gewöhnliche Naturen“, versetzte der andere, „nehmen mit ihrem Hofen vor, was sie wollen. Heute verschenken und morgen verkaufen sie es, je nachdem es ihnen zweckmäßig erscheint, ohne harten Kampf, ohne daß ihr Schlaf und ihr Appetit darunter leiden. Vergebens suchst du den Gang der Alltagsgefühle zu berechnen; denn er spottet der Gesetze und der Regel, die dir unüberschreitbar vorkommen. Mein armer Raymond, ich weiß, wie schmerzlich diese Wahrheit aus meinem Munde dir ins Herz schneidet! Doch die Operation hat ihren Nutzen. Wozu sich emporreißen lassen von gebrechlichen Hoffnungen, wenn das Zurückfallen unvermeidlich ist? Wozu sich zum Spielball eitler Einbildungen machen lassen, die an der traurigen Wirklichkeit doch nichts zu ändern, die nichts zu heilen vermögen? Schlimmer Pulliam, der den Schmerz einer Wunde linderte, um ihn zu erneuern und zu vergrößern! Eine gewinnbringendere Arbeit als dieses Suchen nach einer Täuschung wäre das Sinnen auf ein Mittel der Besserung von dem Druck dieser Leidenschaft, auf ein Mittel der Erleichterung für das gefolterte Herz. Vielleicht ließe sich von einer Reise nach Italien, nach der Schweiz, nach einem andern Welttheil, von neuen, wechselnden Eindrücken Zerstreuung erwarten. Du hast nur zu wünschen und morgen kannst du Paris verlassen. Ich bin bereit, dich zu begleiten so weit du nur willst. Doch magst du über dem Ereigniß des heutigen Tages schlafen, um dann ruhiger und besonnener einen Entschluß zu fassen.“

Wie begründet auch Raymond die Bemerkungen des Vaters finden mußte, ihm kam die Pflichtmäßigkeit seines Urtheils zu gewagt vor und er dachte bei sich selbst, daß es unrecht sei, jemand mit solcher Hast, mit solcher Uebereilung das Leben absprechen; dann dachte er, daß am Ende kein Mensch allwissend sei und daß es möglich für jeden Sterblichen, und wäre er noch so bevorrechtet, ein Geheimniß geben könnte; daß niemand mit aller Gewißheit zu behaupten vermöge, daß nicht der Zwang durch ein geheimnißvolles Verhältniß, wenigstens nicht eine materielle Kunst, auf das Mädchen eingewirkt habe. Kann der Bankier nicht ruinirt sein und von der Tochter

Rettung fordern? Der junge Mann legte
Groll gegen den Vater und fuhr fort, seine
anngen zu nähren.

Die Gläubiger waren herangekommen, die Hand-
rin sich die besten Herren zu sein. Auf
Instanz des Vaters legte sich Raymond
n das Spielzimmer, wo alles in geschnitzter
r aufs einfachste hergerichtet war, allein
ar zu tief ergriffen, um viel von den dar-
nen Speisen zu genießen; er sprach nur
g während des Mahls, obgleich der Graf
hrere Versuche machte, eine Unterhaltung
knüpfen. Zuletzt schwiegen beide und ga-
danere Zuhörerinnen ab. Auch blieben sie
lange allein, zum Erstaunen des Haushof-
, die, wie sie ihrer Herrin, der Baro-
, versicherte, die Herren Chapuis nie so
stlich, schweigsam und verstimmt gesehen.

Tage viel heiterer ging es am andern Tage
Frühstück her, zu welchem sich Raymond
einer unruhigen, zwischen Wachen und Träu-
hingebrachten Nacht rechtzeitig einfand. Der
Mann war nachdenklich und niedergeschla-
Auf die Frage des Vaters, was er zu thun
chtige, antwortete er kurz, daß er es selbst
nicht wüßte. Darauf ließ der Graf mit der
rigen Zartheit den Gegenstand fallen, sich
hmend, denselben nicht eher zu berühren, als
er Sohn es ausdrücklich wieder anzuregen gebe
.

rotz des festgehaltenen Ernstes und Ein-
war in dem jungen Mann kein bestimmter
des Thuns und Lassens zur Reife gekom-
Nur das Eine leuchtete ihm klar, daß es
n der Sache, die so tief in sein Leben ein-
mehr Licht, daß er sich aber die Natur und
runde der tragischen Begebenheit Aufklärung
ffen mußte. Er fühlte, daß jene Charaktere
ufklärung, welche er für das Mädchen so
innte, auf der Wage seines Blicks einen
r wiegen. Selbst aber die Wahl des Mit-
um von den im Hause des Bankiers ob-
deren geheimen Verhältnissen die zuverlässigsten
ichte zu erhalten, konnte er nur schwer
mit sich werden. Am willkommensten war
er Gedanke, ein Zusammentreffen mit Gene-
selbst herbeizuführen und ihn um aufrichtige
klärungen zu bitten, zu beschwören. Nur
s schwer, kaum möglich, diesen Gedanken
sführung zu bringen. Ihn zu überlegen
ihm nicht thunlich, weil im Fall eines
enten Zwanges ganz natürlich eine sorg-
fältige Unterwachung des Mädchens stattfinden
mußte. Einen Besuch in dem Hause des Ban-
kiers zu machen, konnte ihm gar nicht einfallen;
einen Diener durch Bestechung in einen Spion
umzuwandeln, kam ihm heute nicht unwürdig vor
und konnte ihn dann hingestellt, wenn der Ver-
führungsversuch mißlänge. Nur das Vernünftigste
hielt er, sich schriftlich an Madame Chapuis zu
wenden, sie unter einem passenden Vorwand um
eine Zusammenkunft zu bitten und dann ihr
Weltkenntniß und ihre Herzlichkeit zu benutzen.
Er trug sich an das Schreibpult, um sein Vor-
haben aufzuheben, als draußen geklingelt wurde.
Es fuhr wie ein Stich durch, als es der Ton
der Schelle, der doch nicht anders klang als ge-
wöhnlich, zauberhaft auf ihn gewirkt hätte. Wie
ein Blitz flog ihm der Gedanke durch den Sinn,
daß Dorothee ihr Unrecht eingesehen, die Un-
möglichkeit, sich von ihm loszureißen, erkannt habe
und einen Brief oder eine Botschaft sende, um
die abgebrochene Verbindung wiederherzustellen.
Mit Herzklopfen, zitternd vor Aufregung, eilte er
an die Thür des Vorsaals und öffnete, bevor die
Haushälterin auch nur aus dem Spielzimmer
trat, wo sie mit Stäuben des Möbels beschäf-
tigt war. Raymond geriet außer sich und konnte
nur mit Mühe sich fassen, als er in dem An-
kömmling „Vetter Albert" erkannte, der wie
früher in das Haus gekommen war und der ihm
„Guten Morgen und viel Glück!" zurief. Zu
sprechen vermochte er nicht, doch reichte er dem
Gommis die Hand, legte die andere auf dessen
Schulter und führte ihn auf diese Weise wie einen geliebten Freund in seine Stube, wo sie
beide Platz nahmen.

„Es ist mir eine große Freude, Sie bei mir
zu sehen, Herr Nebeau!" sagte endlich der Ein-
tretende, und es war an dem Ausdruck seines ganzen
Wesens zu sehen, daß die Erklärung mehr als
eine bloße Redensart, daß sie aufrichtig gemeint
war.

„Das Vergnügen ist meinerseits!" erwiderte der Gommis. „Mehrmals hatte ich Lust, Sie
zu besuchen", fuhr er fort, „um mich über Ihr
Befinden zu erkundigen; man kann aber nicht
immer, wie man will, das wissen Sie wohl!
Einestheils wird man durch seine Beschäftigung,
denn meiner durch eine Beklemmlichkeit, durch einen
Zweifel abgehalten, diesem Verlangen nachzu-
geben. In der Verbannung meines Onkels dauert
den bekannten Befehlen zum Trotz die Sklaverei
fort. Es heißt arbeiten und noch mehr

arbeiten' Ich als ein naher Verwandter, als ein Mitglied der Familie habe nach der Ansicht des Herrn Langlois das Recht, mehr zu thun und weniger Ansprüche zu machen als die fremden Angestellten. Meine Interessen müssen dir heilig sein' sagte mir mein Onkel bei jeder Gelegenheit in, das heißt mit klaren Worten ausgedrückt: du mußt viel leisten und wenig fordern. Sie sehen wohl ein, daß mein Privilegium nicht geeignet ist, mir sonderlich viel freie Stunden zu verschaffen. Indessen sind die Glücklichen nicht immer beneidet, nicht leicht zugänglich. Wer weiß, sagte ich mir, ob ich nicht Herrn, ob Herr Chapuis, wenn du ihn besuchst, nicht gerade im Tuilerien oder Vaudevillegarten zu thun hat."

Raymond trat Recht und Gesicht, um gleich darauf einen Lächerlichen Platz zu machen.

„Wie so?" fragte er verlegen und beklommen, ohne zu wissen, was er sagte.

„Wie so?" wiederholte der Commis, den Mund zu einem spöttischen Lächeln verziehend und augenzwinkernd. „Weil Sie ein Freund von Wissen, ein Freund von Künsten, Bäumen und Blumen sind, von letzteren besonders, nicht wahr? Gestehen Sie es mir' Ich weiß es und Sie brauchen kein Hehl vor mir daraus zu machen, daß Sie Zusammenkunfte mit meiner schönen Muhme hatten' Ich wollte Sie nicht stören, außerdem gestehe ich, daß ich lieber die Beschreibenheit des Unglücks als den Uebermuth des Glücks besuche; daß ich lieber bedaure als beneide. Trübe Blicke gefallen mir besser als glänzende. Geschmackssache. Verzeihen Sie, daß ich es gerade heraussage! Sie sind mir jetzt sympathischer als früher."

Raymond schwieg betäubt in Erwartung der Vorhalte von Grausamen, deren Ueberbringer wie er glaubte sein Feind war. Er erwiderte nichts auf die schlimmen Andeutungen des jungen Kaufmanns, um denselben desto rascher zur Sache kommen zu lassen, und dieser fuhr fort:

„Sie brauchen sich nicht zu schämen, daß Sie meiner Muhme Ihr Herz entgegenbrachten. Sie sind nicht der einzige, dem der kalte Edelstein die Augen geblendet' Es ist kein Unrecht, aber ein Unglück, die schöne Bankierstochter zu lieben, wenn man eben nicht die Mittel hat, ihr ein Hotel, Equipage in Paris, eine Campagne und eine Loge an der Italienischen Oper anzubieten. Meine Muhme ist praktisch wie ihr Vater und ordnet in ihrer Weise ebenso genau wie unser Buchhalter, Herr Septant, der sich in seinem ganzen Leben nur zweimal in der Rechnung geirrt, als er Madame Septant geheirathet; er glaubte nämlich, sich mit einem Mädchen von zweiundzwanzig Jahren zu verheirathen und es zählte zweiundvierzig; und statt der Mitgift von 200,000 Francs, die ihm zugesichert wurde, erhielt er gar nichts."

„Sie denken sehr schlecht von Ihren Verwandten!" rief Raymond unmuthig hin, den die Sprache des Commis empörte und der die Hoffnung, die er auf dessen Besuch baute, schwinden sah.

„Ein Vorwurf! Lieber Vorwurf aus Ihrem Munde, Herr Chapuis!" rief der Comptoirist. „Schön, groß, erhaben. Christlich evangelische Tugend in ihrer ganzen Ausdehnung' Rührende Selbstverleugnung' Das hohe Beispiel soll mich bessern und ich will künftig eine gute Meinung von den Verwandten hegen, die Ihr Herz, Ihr Herz, Herr Chapuis, wie einen Handschuh angezogen und ich darin gefallen, dann aber wieder ausgezogen und weggeworfen hat, weil er ein unregelmäßiges mit grünen Knöpfchen gefunden. Wissen sie nicht, daß Ihnen meine kleine Muhme in eigener Person die Nachricht von dem vorgenommenen Austausch hinterbracht hat, ich glaube wohlhabig, daß Ihnen der Gang der Handlung in Ihrem Liebesdrama, und die Rolle, welche Sie die Bankierstochter in demselben spielen sahen, unbekannt sind!" Der letzten Worte sprach der Comptoirist mit einer gewissen Geläufigkeit aus, die Raymond weit besser gefiel als die burleske Weise, in welcher er das andere vorgebracht hatte. Der Student wagte die kleinlaute Bemerkung:

„Vielleicht, daß gebieterische Verhältnisse auf das Mädchen gewaltsam eingewirkt haben."

„Sie sind ein Schwärmer, Herr Chapuis!" versetzte der Comptoirist. „Sie legen sich Lügen in den Mund, die so weit entfernt von der Wahrheit sind wie mein Onkel von einem Gedicht ohne Nutzen oder von einer Tratte mit schlechter Unterschrift. Ich glaube, Sie klagen den Hund an und entschuldigen den Schuster, wenn Sie der Stiefel drückt, und für einen Schlag, den Ihnen jemand versetzt, machen Sie die Verletzung verantwortlich. Verhältnisse stellen meine Muhme vor die Nothwendigkeit gezwungen haben' Was für Verhältnisse? Vermöge der letzten Bilanz besitzt mein Onkel ein reines Vermögen von 2,000,000 Francs, die Provisionen nicht gerechnet und auch nicht die Liegenschaften und letzten Kostbarkeiten. Die Tochter ist es also nicht, welche meiner Muhme das Messer an die Brust gesetzt und sie gezwungen hat: — Rede aber eine

reiche Heirath! Bäbie!« Außerdem hat meine Mahme in allen Dingen ihren Willen. Wenn sie schmollt, vergißt mein Onkel, im Buch der Bücher, im Hauptbuch, nachzusehen oder sie studiert zu Hause mit Natur, bittet meine Schwiegermutter um; es heißt an mysteriösen Zahlungsorten für die gemeine Gesellschaft. Gemeine gilt dem wenigstens ebenso viel als das Hauptbuch, alle mehr als die ganze Welt. Meiner Gemeine gelagt haben: »Mein Vater, ich muß Herrn Chaynis zum Mann haben oder ich lasse den Kopf hängen!« so hatte Herr Langleis zu sagen sich beeilt: »Meine Tochter, du sollst den Kopf nicht hängen lassen!« Die Dinge haben sich aber ganz anders zugetragen.«

»Wie haben sie sich zugetragen? Wollen Sie den Hergang?« sagte mit einem Hieb die beiden Ingenieure verstimmt, Raymond.

»Ich will ihn mir!« gab der Gemmit zurück. »Bis auf die Einzelheiten kenne ich ihn! Ueberdies hätte ich ihn verhindern und wetten können, daß kein Haar breit von der Wirklichkeit mich entfernen würde. Ich glaube Ihnen, daß das Gespräch zwischen Vater und Tochter, der Heirathsangelegenheit betreffend, lebendig war; das ist ein getreues Gedächtniß habe! Das Schmutzliche rechne mir zum Laster. Sie werden nicht aber von mir denken, denn als Verwandter habe ich ein Recht, die Geheimnisse der Familie zu kennen. Was ich habe auf die eine Seite gebracht, dahinter kommen ich auf eine andere Seite. Der Vorgang ist dieser: Der einzigen Tages, nach dem Abendbrot, mit Herr Langleis seine Tochter in sein Schlafzimmer und fuhrigte sie mit empfehlenden Worten den gelamen Vorschlag an, sie mit Herrn Andre Morel, dem Sohne eines reichen Industriellen, zu verheirathen, welcher durch den plötzlichen Tod seines Vaters von einer Vergnügungsreise aus Italien zurückgerufen worden war. Als Gemeine die mit ihrem Gram ausgesprochene Mittheilung vernahm, konnte sie erstarrt nur vorlegen die Blicke zu Boden und eine Verlegenheit in der Kehle, der ein schwaches Lachen gemacht wurde. Sie sagte kein Wort und ich bin überzeugt, daß sie mit dem Spiel der Schnur gespielt hätte, um ganz ihre Rolle auszufüllen, wenn ihr das beunruhigende Ereignißwort nicht abgegangen wäre. »Was sagen sie, Gemeine?« rief Herr Langleis, die Augen so weit aufreißend, als ich vielen mit dem geringen Umfang derselben nur vermag, um seiner Ueberraschung auszudrücken. »Wie?« sagte er sonst eine Ankündigung, wie sie es verdient, ernsthaft zu begehen, erstickt in das Gesicht, als hätte ich ihr ungeheuerliches Bitteres eingegeben? »Sie sah sie schon nicht, unterschlagen und stumm, der weiß Gnaden, das ich, ein harter, unnachsichtiger Vater, sich mit Hartnäckigkeit einen Gesichts über einem abgelebten Marquis vermählen will, der nichts hat als einen Titel und seine grauen Haare. Du kennst Herrn Andre Morel, namentlich an der Spitze der Handels Morel, und ich habe nicht nöthig, es zu sagen, daß er ein wohlerzogener, ehrenhafter als gebildeter junger Mann ist, auf den alle Väter heirathsfähiger Töchter, von der Chaussee d'Antin bis zum Faubourg Montmartre, Jagd machen. Eine solche Anfrage wie die meine Tochter spitzenreich schon beschämt und es ist darauf zu wetten, daß sie auf Ehrenehen Tag gleich mehr gewirkt hat als je der traurige Blick mit einer ohne Monocle, als die heimliche Gesichtsverziehung eines Anderen in Folge einer Thränenschwellung für ein Wort mir meine Mahme, ihren Gemeinnen den Mann zu entreißen, nach welchem sie trachten, um sich dann mit der vollbrachten Thatsache trösten zu können.«

»Kannst du einen besseren Mann haben, als den ich dir ausgesucht habe?« sagte mein Onkel nach einer kurzen Pause seiner Rede hinzu. Nun entstand Schweigen, das einige Sekunden dauerte und welches durch den Kutscher unterbrochen wurde.

»Du antworten nicht? Was hab du, Gemeine?« rief mein Onkel mit einer gewissen Strenge im rührenden Ton des Vorwurfs.

»Ich will Ihnen alles sagen, mein Vater!« rufte Gemeine heraus.

»Alles sagen?« wiederholte Herr Langleis, mit »Man versehe mir — wenn ich recht gehört habe, sag es die Augenblicken zusammen und Sache denken, wie wenn es einen seiner Augenblicken unterbrechen.« »Was soll das heißen?« sagte er heraus.

»Sie thun so sie magisch, mein Vater, das Sie mich erschrecken! Sie haben doch nicht vermuthet, ich etwas Unrechtes gethan habe?« entgegnete Gemeine und legte das Kopfchen schmollend auf ihre rechte Hand.

»Alles sagen!« wiederholte noch einmal Herr Langleis. »Ich denke, daß du mir längst alles hättest gesagt haben sollen, mein Kind!« äußerte er darauf mit großer Sanftmuth und schenkte trotzdem der Heftigkeit bezeugt.

„Cäcilie ließ das Köpfchen auf ihrer Hand ruhen und ohne ihren Vater anzublicken, entgegnete sie: ‚Ein Mädchen sagt niemand alles und ich schweige ganz, wenn Sie mich vernünftiger finden.‘

„‚Ungeratenes Kind,‘ sagte Herr Langlois lächelnd, ‚laß doch hören, um was es sich handelt.‘

„‚Ich liebe Herrn Chapuis,‘ warf sie nun hin.

„‚Herrn Chapuis?‘

„‚Du erinnerst dich doch des jungen Mannes, welcher dir vorigen Jahr auf dem Ball vorgestellt wurde?‘

„‚Er ist, glaube ich, Student,‘ bemerkte mein Onkel.

„‚Und sehr liebenswürdig,‘ ergänzte Cäcilie.

„‚Herr Mozart tanzt ebenso gut, meine ich, wie dieser Herr Chapuis,‘ erklärte mit Lachen mein Onkel.

„Diesmal aber mußte sich das Mädchen ernstlich verletzt gefühlt haben, denn sie hob den Kopf von der knabenhaften Hand, worauf sie sprach, sah ernsthaft

„‚Sie scherzen, mein Vater, wenn es sich um das Glück Ihrer Tochter handelt.‘ Und sie weinte, weinte wirkliche, wahrhaftige Thränen. ‚Sie betrachten mich als ein Kind,‘ fuhr sie weinend fort, ‚das sich nur mit Tändeleien befaßt. Sie irren sich. Meine Liebe zu Herrn Chapuis ist mehr als die Eingenommenheit für einen Tänzer, sie entscheidet über mein Schicksal.‘“

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Brasilianische Zustände und Aussichten.

Von Norbert Waldmüller.

II.

Wir können hier nicht für Deutschland besonders empfindliche Seite brasilianischen Lebens: die Sklaverei — nur im Auge behalten, um sie einer zusammenfassenderen Würdigung für einen späteren Artikel vorzubehalten. Denn bei der leidenschaftlichen Sprache der Gegner Brasiliens und der entsprechenden Lauheit seiner Vertheidiger ist so viel Staub aufgerührt worden, daß der Kern der ganzen Sache, das Dasein der alten unverbrüchlichen Sklavenwirthschaft, zum großen Nachtheil der Wahrheit völlig in Vergessenheit gerathen ist. Hieraus aber kommt es vor allem an. Wenn man den wirklichen Zustand nachweisen kann, der die Ansicht des ganzen Landes nur in peinlich erkennen läßt, so soll man sich nicht bei muthmaßen Schlußfolgerungen über die Rauheit des Landes und die Lasterhaftigkeit der Leute aufhalten. Dieser wirkliche Zustand ist da, ist in erschreckender Scheußlichkeit da, und wer ihm auch nur einen kurzen Blick zugewendet hat, der wird begreiflich finden, welche Früchte auf diesem Baume wachsen.

Für heute mag daher aus den in Brasilien selbst erscheinenden Zeitungen, zum Theil aus den officiellen, einiges zusammengestellt werden, was die schwarzen Sklaven in Brasilien und ihr elendes Los betrifft. Auch die stenographischen Berichte der beiden Kammern des Kaiserstaats bieten uns mannichfache Belege für das hier in Rede stehende Thema, wobei die für die Beurtheilung Brasiliens weitaus wichtigste Thatsache Erwähnung verdient, daß bisher noch nie eine Agitation zu Gunsten der Sklavenemancipation auch nur versucht worden ist. Nicht minder traurig ist der Stoff darüber, in den Werken von ernsten Reisenden und Aerzten verstreut, Bücher, die leider nicht ins eigentliche Volk dringen.

Hier ein Vorfall, den das officielle oder, wenn man will, officiöse „Journal do Commercio“ von Rio in seiner Nummer vom 10. November 1862 unter der Ueberschrift „Lebensstation“ berichtet. Es handelt sich um die Ausgrabung eines Sklaven, den ein Pflanzer, Francisco de Ferreira, zu Tode gepeitscht hatte. Bei dieser Gelegenheit und der gerichtlichen Aufstellung der furchtbaren Einzelheiten kam es zur Sprache, heißt es im angeführten Journal, daß derselbe Herr — er wohnt in Pilar bei Rio, also fast unter den Augen des Kaisers — zwei andere Sklaven auf gleiche Weise getödtet hatte, und zwar kurze Zeit zuvor. In derselben Woche verzeichnet dasselbe Blatt den tödtlichen Ausgang verschiedener Züchtigungen auf der Pflanzung des Dona Francisca de Brito. Der Leichnam des letzten Opfers dieser Grausamkeit wies sich als mit Peitschenhieben förmlich übersäet aus und das Beamtigwerden der Thaten hatte den Tod verursacht. (Dies beiläufig gesagt, von dem Gesetz solcher gerichtlichen Verhandlungen zu halten ist, werden wir bei dem Kapitel über brasilianische Rechtspflege nachweisen.)

Wir erfahren auf ähnliche Weise, daß sich der Soldat Raymundo in Bahia, ein dunkler Mulatte, am 10. April 1862 entleibte, und zwar weil ihn sein früherer Herr, Gomes de Oliveira, reclamirt hatte. Auch der Körper dieses Sklaven war mit Narben von grausamen Peinigungen bedeckt.

In einer Kammer des schon erwähnten „Lar... de Commerce" vom [illegible] wird die Ver... dung eines Priesters des Klosters de Carmo Santos berichtet. Er war angeklagt, die ... ria Penna zu Tode gequält zu haben. ... Peter nämlich. Seine Aussprechung, welche ... auch hier einhalten, bewirkt bei der Schwe... sammenrufung einer brasilianischen Jur... [illegible] ... [illegible], als man der Peter wegen Mordes zu be... [illegible] verurtheilt. „Ein Priester in der Kerker", ... gibt der französische Reisende [illegible] ... [illegible] ... [illegible] ...

Leben und Leben aller Arten von Scheußlichkeiten gewohnt. Das Kontinent selbst, der Grundsatz des Sklavenhaltens, soll und kann nicht in Frage gestellt werden, denn der Staat ist in der That auf diesem Unrechte aufgebaut und müßte nach der Ueberzeugung der besitzenden Klasse sich selbst vernichten, wollte er die Peitsche und die Kette beseitigt werden. Die Sklaverei zeigt sich denn auch unter den Auspizien des kaiserlichen Palastes ganz ebenso nackt und unverhüllt wie auf den Kaffernfarmen der Provinzen.

„Die Behandlung der Neger auf den Zuckerfeldern", heißt es in der eingangs erwähnten Schrift, „in der dritten Bevölkerung zum vierten Theil aus Farmern besteht, wo der Kaffer regiert, wo sich fast alle Bildung des Landes vereint und wo zugleich eine große Anzahl Geistlicher ist, diese Behandlung ist noch grausam unmenschlich und häufig hört man für diejenigen Verbrechen, mit schweren, entehrenden Strafen von 15 Pfund Sterling, an einem Kontrakttag zu entschuldigen sind, belegt werden können, als mit einer Tracht, an einem schweren Tage über den Rücken gelegt; weiter andere, die so leicht sich nicht anmaßen gelassen sind, ohne irgendeinen Vorgesetzten schuldig zu sein, bloß um die heilige Ruhe gegen die Macht derselben zu schützen, die das Eigenthum einer Gesellschaft zu der sie gehören, verletzen sein wird. Mehrere der Neger, welche an den heiligen Tag, im Hellhawie oder auf den Straßen um Lohn arbeiten statt alle ohne Hemde auf dem Leibe, und ohne Schaamtuch zu allen Verrichtungen auf dem Rücken, die Sonnen schwere Wirkungen, auf weil der gewaltige aber doch heimliche unter ihnen hat ein Auge durch gährende Peitschenhiebe über das Gesicht verloren."

Ehe wir die begreifliche Rückwirkung solcher Alltagsmißhandlung in dem ehemaligen und Privatleben des Brasilianers weiter verfolgen, sei hier noch des in Wahrheit erschütternden Schicksals jener sogenannten Freineger Erwähnung gethan, von denen man sehr so häufig in den Zeitungen liest. Diese Neger, etwa 20000 an der Zahl, hatten, wenn kann wol sagen das Unglück, durch englische Kreuzer bei ihrer Einführung in Brasilien aufgebracht und den Sklavenkapitänen abgenommen zu werden. Die englische Regierung in Verfolgung, was mit dieser Menschenraub in den letzten Brasilien begonnen, hielt es für das Zweckmäßigste, die Gemeinschaft 20000 Sklaven in Brasilien zu landen und gegen die Bemühen von der kaiserlichen Regierung gewährleistete Freiheit einen Vertrag einzugehen, wonach diese Schwarzen sieben Jahre lang unter gewissen billigen Bedingungen Arbeit zu übernehmen verbunden wurden. Seitdem hat sie einen Theil bereits zwangsweise solcher Arbeitsherr verrichten, ein weiterer Theil freut sogar bereits im dreißigsten Jahre seines brasilianischen Aufenthalts, ohne daß es den Anfragen der englischen Regierung gelungen ist, zu ermitteln, wo hin diese Unglücklichen verschleppt wurden. Die weißen behaupten die brasilianische Regierung, seien gestorben, was in der That nicht ganz unwahrscheinlich ist, da eine nur auf sieben Jahre garantirte Arbeitskraft nicht gerade viel anderes gerechnet werden kann wird als etwa ein Acker, der nur ein einziges mal zur Ausnutzung zur Pflanzung gestellt wird. Daneben aber hält es freilich bei der mangelhaften brasilianischen Sterberegistrirung nicht sonderlich schwer, den Namen eines Freineegers verschwinden, wo irgendein Neger im Lande nicht. Allem Anschein nach mit in vielem Sinne lassen sich auch die deshalbigen Interpellationen im Senat auslegen hat die Regierung das willkommene Sklavenkapitalen, welches ihr in jenen 20000 sogenannten Negern durch die englische Regierung gemacht wurde, im eigenen Interesse verwendet. Sie that dies, soweit es erwiesen werden kann, allemal in der Form von Ueberlassungen einer gewissen Anzahl auf unbestimmte Zeit an ihre Günstlinge, und leichtsinnig und freie ausdrücklich in die Hut der brasilianischen Waisenrichter gestellten Kriegsgefangenen thatsächlich sowol und sonders in vollständige Sklaverei zurückverfallen.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Eine Skizze aus Irland.

Von Franz Brentano.

Allenthalben erfährt man aus den englischen Parlamentsberichten die schmerzliche Thatsache, daß während die Kornspeicher England und Schottland in Wohlstand blühen, das Schwesterkönigreich Irland von Jahr zu Jahr, nach kurzer Besserung, mehr und mehr verarmt. Man hat Irland das britische „Polen" genannt, ein Vergleich, der in seiner Weise paßt. Die „Feindschaft", die den Angelsachsen von dem Kelten scheidet, wird nicht zu Blut niedergeschrieben; es ist nicht zwischen Parteien, welche das Muster für die Behandlung Irlands geliefert; von dem Geiste, der von den Kelten nach England kam, läßt etwas immer

auch für die Smaragdinsel Gesetze ist. Aber diese sind Verbesserungen haben ihren Eingang und sind gefunden wie in das gastfreundliche England, und das widerspenstige Irland gegen die [illegible] Irländer) war es mächtig genug, um der Gewalt des Gesetzes entgegenstehen. In seinem Worte „Gewalt" spricht sich der Schlüssel zu seinem, wenn der Empfänger des Gesetzes zu vor verhandlungen mit heimlichem Widerstreben empfängt und es gerne die Hand nach der Hülle ausstreckt. Irische Abgeordnete können nicht von Regierungsvorschlägen entfernt werden, über Beschreibung ist nicht im Plandache enthalten, sie liegen tiefer, als das Gebiet des parlamentarischen Verkehrs reicht. Viele Jahre sieht, als Organisationsentwürfe und Verbesserungsplätze begraben können. Es sind die Instinkte, die Natur, das Blut des tiefen Volkes, die sich immer ausmitten. Dieses Volk, von denen das Fremde und Aeußere sich nur als ein „Gebrechen" bekommen will. Englands Versuche, hier und da in Irland „moralische" Eroberungen zu machen, theilten das Schicksal mancher an sich weiten Gesetze, von denen so wenige oft das wirkliche Recht dazu besitzen, sie sie angelegen wurden, sie nur neuen Stoffe, ein altes Vorurtheil zu verewigen, einen eingebildeten Widerspruch zu erhärten und einen unterdrückenden Instinkt zu befestigen.

Das Temperament des Irländers ist voll unglaublichen Leichtsinns. Elend lebt ihm nicht im Gegentheil, es entsteht sogar etwas „Aufregendes" in Verwirrung und Störung in der „musikalischen" Erschütterung der Nerven, in Lärm, die andere in Irrthum versetzen würden. Aus den Ursachen seines eigenen Mißbehagens gewinnt er Stoff für den tollsten Humor, mit dem er das Leben anschaut. Er vergißt oft, mit seinen Gedanken bei seinem eigenen Elend zu verweilen, solange er nur noch über das gewisse Unbehagen seines Nachbars lachen kann. Was den Engländer verhindert, dies auch nur zu ahnen, hat seine Idee oder irgend [illegible] sein Haus in London, seine Villa auf dem Lande, seine Pferdeställe und sein Wettrennbuch für Pferderennen, seine Jacht zu Cowes auf der Insel Wight, seine amerikanische Sauberkeit auf englisch gebogenem Leppich, sein polirtes Kamin, am untersuchtesten Schreibtisch seine ganze Erscheinung, an der gute Leute mit neuen Bankoten ausgestattet erscheinen. Der Irländer kann das Wort „Eigenthümer" nicht hören, ohne sich heraus den Thron zu krönen, als unsichtbar es sind, was ihm „an sich" zu kommt, kann das „Gemeineigenthum" hat in Irland nach seiner Ansicht zwei Prinzipien, einen vom Meer, den andern ohne Namen, aber auf wahrscheinlich durch einen „entdeckenden Sinn" und ein „unerschütterliches Herz" und es regnet sich noch in unsern Tagen, daß der Pächter seine Pergamente mit den Pfeilen in der Hand vertheidigen muß. Der alte irische „Clan" zwischen Eigenthümer und Pächter oder Bauer, das patriarchalische Verhältniß ist möglich in der parlamentarischen Gesetzgebung erhalten, sowie noch immer. Aber das Parlament, nachdem Irland sein eigenes in Dublin verloren, wohnt in London, in weit für den größten Raum des Volks, seine großen Leute verlieren die „Nerven" in London und absolviren es dem Fremde, die Landherren zu verraten und das Pachtgut einzuziehen. Der Mißstand auf dem Lande ist allmählich verschwunden, meist durch eigene Verschwendung. „Wer sie, daß du ein Esel bist" hat auch seine Anwendung auf den heutigen irischen Grundpächter und Bauern. Der letzte sein Vergnügen noch als ein Gentleman, der wacker zecht und tüchtig trank, Pferden mit Gewalt einritt und seine Umgebungen mit der Lustigkeit seiner Laune; aber über dem nüchtern Volke seine Geist hat [illegible] in ein Fremdes gebracht. Seine Laster der Trunk hat doch die tiefere Schichten bis an den eigentlichen Pöbel „hinabsinken"; es gibt in Irland eine Kluft von Gentlemen in Lumpen, die gleich polarischen Schichtungen nur die persönliche Tapferkeit, wenn auch oft in absoluter Anwendung als einzig übermenschliche Eigenschaft betrachten. Der Engländer, der gern „haben und geben", in dem Maaßen, damit das Seine geben zu haben, allmählich ein Armenhaus auf der Nation gemacht. Die Schaustellung ihres reichen Wohlstandes hat der „Irländer" streckt, der ihrer Meinung nach, der mühsamen Arbeiten, das ausschließliche Hochgefühl in denen zu schauen und sie heutig zu erhalten, welche die Natur empfangen. Der Irländer sieht rund, als wenn sie sagen wollten: „Es gibt, weil wir sich dagegen auf unsere virtuose Erfindung zu messen." Als [illegible] Niederlande wurde auf man auch der Verbesserung, die aus England kommt, empfangen, nur „weil sie Verb kommt anderen Aufwand kann". Mißstimmen gewissen hängt allein in seinem Leben, was an Mißbräuchen sich langsam eingebürgert hatte, und irgendes geschah in der That langsam,

denn die „Wohlthaten" erzeugten in Irland nur gute Vorsätze, die mit dem Tau der Reue gleich aufhörten. Die Segnungen blieben daheim — die Thatkräftigen verloren die Geduld und wanderten aus, überallhin, wo das irische Element sich nicht neben dem englischen zu „schämen" brauchte.

Der irische große Grundeigenthümer, der meist außer Landes lebt, steht unter seinem Volke nicht mehr in Gunst als der angelsächsische „Fremde". Der Irländer weiß, daß jener sich nur um die Heimat kümmert, wenn er ins Parlament gewählt werden will. Nun gibt es aber in Europa keinen schlauen und höher rechnenden Menschen als „Pat". Er hat die Fremdheit des Italieners und das Mißtrauen des Briten; nur wenn seine Phantasie, seine Eitelkeit erregt wird, verläßt ihn seine Berufsruhe. Kein Kaufherr folgt dem Handel Lyon, das von dem Gute eines verantwortlichen Unternehmers beherrscht, mit größerer Sicherheit, als „Pat" hinter der verheißenen Zukunft „guter Tage", wo „viel zu essen und zu trinken und wenig zu thun dafür" einbringt — dieses Volk, der zweite Sancho Pansa's ähnlich, hält ihm jeder Wahlkandidat von neuem vor und hat sich „Pat" einmal gekauft für die Jagd, so macht er sie durch bis zum Tode, bis zur nüchternen Enttäuschung. Dann läßt er aber die Klage die Sünde des einzelnen entgelten. Die Versprechungen werden nicht bezahlt, die Armen nicht entschädigt, schlechte Pflege und Armuth gehen selbander und die gewöhnliche Misernte von Unzufriedenheit und Gewaltthaten überrascht niemand. „Pat" hat sich daran gewöhnt und nennt mit ironischem Lachen die „bewaffnete" Polizei Irlands ein Privilegium, das unter allen in- und ausländischen Regierungen Europas einzig dasteht.

Betrachten wir einmal eine Almosenvertheilung auf dem Lande an einem Gutstheile, wo der Steward im Auftrage seines „Herrn in London" den bittenden Bettlaken unter den umwohnenden Pächtern abzuhalten hat. Die Frauen sind die ersten auf dem Platze. Fort stehen sie in Gruppen, dunkel und hilfsbedürftig Gestalten, manche gebeugt von Alter und Krankheit, aber schlau blickend, argwöhnisch und lang in jedem Gesichtszug — und doch „ein" Gesichtchen haben sie alle: das der Unterwürfigkeit und Dankbarkeit für jede kärgliche Gabe, die an sie gerichtet wird. Über Kleidung ist ein ärmliches, aus Lumpen jeder Art und Farbe; alle sind barfüßig und die meisten auch barhäuptig. Wer näher tritt, erblickt doch nichts von der stumpfen Gleichgültigkeit, welche die häuerlichen Armen in andern Ländern charakterisirt; im Gegentheil, die Gesichter tragen den Stempel jener seltsamen Mischung von boshafter Lustigkeit und Schelmenthums, das sein Schicksal, wie reich an Glück oder an Unglück, je völlig in ihrem räthselhaften Charakter unterdrücken kann, wo sich so oft die besten und schlimmsten Züge der Menschheit verbrüdern oder bekämpfen. Welcher Moralist könnte diese Naturen analysiren, sie mit Sicherheit herzlich oder böswillig, dankbar oder undankbar, unachtsichtig oder habsüchtig, treu oder launisch nennen? Ihre Charaktere umfassen alle Extreme — nichts ist beständig bei ihnen als das Elend, das sich die ins Herz gefressen hat. Die Gigenschaft jedoch, die am stärksten jeder Verbesserung ihrer Lage widersteht, am tiefsten in ihrem Gemüth wurzelt, am meisten ihre Zukunft gefährdet, ist der Argwohn. Sie trauen niemand, jede Wohlthat kommt an sie nur im Gefolge des Zweifels; sie sind geistreiche Kritiker ihrer Gedanken findet eine angeborene Veranlagung darin, diese oder jenes Motiv der Gesinnung anderer, „Höherer", unterzulegen.

Jetzt erscheint der Steward. Kaum aber, daß sie sich in gewisser Ordnung in das Haus begeben und eine nach der andern reden, kann es sie nicht bewegen. Die Leidenschaft für Tickets, die Neigung, mit dem Glend „Effect" zu machen, ist in ihnen zu mächtig; in ruhiger Ordnung sehen sie eine „Gemeinheit". Dies ist echt irisch. Es ist vorgekommen, daß Bettler die Gabe ablehnten, wenn ihnen dabei die bestellte Schilderung ihrer Lage verwehrt wurde; andere Almosenempfänger machten gleichsam eine Rebellion um ihren Wochentag, um solcher „Intoleranz" die Spitze zu bieten; andere gaben oft vor, sie wären nicht der Almosen wegen, sondern nur aus Neugierde gekommen. Seltsames, undergründliches Volk, das lieber der Armuth trotzt, Hunger und Krankheit erträgt, als sich dem geringsten Zwang fügen will, wenn seine Laune dem widerspricht!

Die meisten begehren „tickets" für ärztliche Hülfe, denn Krankheiten wehren immer in den irländischen Hütte und das Fieber lauert dort im feuchten Stroh und in der rauchigen Atmosphäre. Einige wollen neue Kleidung oder ein Mittel, die alte auszubessern; wenige bitten um Zuweisung von Kindern oder Neben und Nichten zur Freischule, einzelne erinnern an ihr altes Privilegium, an ihre Wochenrationen von Schaupf- und Koch-

[illegible] Meine Papiere für heute. Mir [illegible] Stewart reicht ihm [illegible] und empfängt den Mantel zurück, [illegible] sei sein Herr hier mehr, während [illegible] Heimat, [illegible] Gabeln [illegible] mehr brauche, die Kopfbedeckung [illegible] das Kind sich seiner Kleidung schäme, [illegible] Lockenhaar Kinder [illegible] Schürzen trügen. „Wie [illegible] mit dem Alten haben, Herr Pullman?" „Schlimmer! Schlimmer! Herr!" „Ihr Leiter [illegible] nach ihm leben, und wenn es nötig ist, [illegible] sein gegeben werden!" erwidert der Steward. „Ihr würde auch mich retten." Hält ihm eine [illegible] Münze in die Höhe und beginnt zu [illegible] und zu beben hinter dem vorgehaltenen [illegible] Blatt. „Ja wie Euer Ehrwürden, Herr Steward?" Diese Frage richtet der Steward [illegible] Stummer Miene an eine andere, heute vom [illegible] Schreiber halbverdeckt. Dieser [illegible] Befehle für Mitleid verrät. „Schweigen [illegible] was alles, was ich für den Rock erhalte!" [illegible] so weinerlich. „Wenn Ihr wieder einen [illegible] Rock verpfändet, hört jede Unterstützung [illegible]!" „Oh! Oh! Es war eine arme Familie! [illegible] Lebhaftig!" wimmert der Jammerlein, in verzweifelter Bestürzung des Geschäfts beschwert, schnell [illegible] Rock ausgezogen werden. „Ich werde jede Unterstützung aufhören lassen, die man Euch an mich [illegible] hat!" sagt der Steward mürrisch. „Hat warum nicht?" „Jedenfalls!" „Der Herr hat recht!" „Was kommt es denn an?" brechen jammernd Schmeichelreden aus der Verzweiflung über eigene Strafung in seinen Gedanken [illegible] zu verbessern, daß sie die anderen [illegible] stammern.

Solche Szenen sind häufig in den dunklen Gängen des Hofes von Whitehall. Weiter mit einem Blick in den Saal des „grünen Tuch", [illegible] eine Szene, die sich oft wiederholt auf die [illegible] zwischen Grundherren und Grundpächtern [illegible] Abhängigen abspielt.

Der „Hof des Grund und Bodens" hatte [illegible] beschäftigungsvollen Tagen des Vormittags, [illegible] abhielten, niemand, einen Herr vom Hofgericht, aber der junge parlamentarische Rüpel [illegible] durchgelassen und ein Agitator aus [illegible] Schule hatte genügt, obgleich der rote Teufel [illegible] die Gegner hatte „springen" lassen. Und [illegible] zu viel für den alten Herrn, der seine Nerven [illegible] Trinken gespeist, um einmal im „wilden [illegible]" auf seinem Schloß das Gegenteil der [illegible] abzuwarten. Er hat eine üble Nacht gehabt nach dem Tage der Niederlage und will [illegible] seinen Steward zu sich rufen lassen, um durch ihn die Strafe und Vergeltung ausführen zu lassen.

„Schlagen in meiner eigenen Behausung, wo [illegible] mein eigen ist! Unter Arrest will ich bekannt! Ich will verbessert und Gewalt, Beleidigung und Arbeit, aber ich [illegible] auf Gebiet. Wenn sie jetzt glauben, daß ich [illegible] mich schweigend unterwerfen werde, so [illegible] sie sich gewaltig! Sie haben den Krieg [illegible] führt, aber sie sollen nicht auch den Frieden [illegible] können! Unter Nichtwollen weicher gerechter und notwendiger Bluträcherei. Sehe wie [illegible] Hüte der Pächter, Stewart!"

„Ruhe und schonungsvoll. Adam, ganz ruhig, Master."

„Sie war ein armer Pächter?"

„Nicht alle! Hier ist Lord Allingham, der [illegible] schreibt, der tausenden Leben sich für das Leben arbeiten und eine Armut auf erbbare Pacht hält."

„Hat er stimmte gegen uns?"

„Ja! Hat hielt eine heilige Rede dazu."

„Was! Weist ihn hinaus! Ich will keine Belehrung! Leiter Adam hier, wir zwei Herren zu [illegible] muß beraten bleiben!"

„Er ist Magister, der wiederholentlich um Verwarnung seiner Pacht nachsuchte."

„Und was betrug es sich?"

„Er unterschlagen den Arrest und hält eine [illegible] Rede."

„Die Pacht muß verwiesen! Hier sehe Petrus!"

„Er ist der Prämonstrat und das Asylrecht der [illegible] Kirche."

„Macht ein Ende! Er muß sofort entlassen werden! Ich will keinen Aufstand in meinem Hause!"

„Dem Mr. Walton, Meister, hatte um Verzeihung, wenn es irgendwas getan, daß Mißvergnügen der Familie zu erregen. Er sang bei der Stadt eine Zahne mit der [illegible] Kinder mit allen Manieren."

„Machen ihn zur Austreibung aus der Arrest! Ich will keine halben Maßregeln! Ich will nicht nur meine Leute, sondern auch den Gedanken auf mein Eigentum haben! Blut mit den Heiligen?"

„Ja ist wenig zu thun! Sie haben Recht!"

„Ich will Frieden meines Mißfallens kennen lassen! Die Arbeiter in den Steinbrüchen sollen aufhören! Der Bursch kann zusehen, wie er mit ihren Armen fertig wird! Die Arbeiter

Nichols.

Zu viel, zu viel, guter Sir Harry! Wenn Ihr mein Geſell werden wollt, ſo ſcheint's faſt, als wolltet Ihr Eure Lehrjahre nachholen, haha!

Harry.

Ich war an Arbeit nie gewöhnt.

Nichols.

Seh' ich wohl. D'rum verſteht Ihr auch gar nichts von der Natur. Ein Kind weiß mehr davon, haha.

Harry.

O, wie glücklich wär' ich, hätt' ich ſtets an ihrem Buſen gelegen.

Nichols.

Ja wohl, ja wohl, Natur iſt ein lebendes Weſen. Natur hat Adern und Lungen wie wir. Wenn's recht ſtill iſt, kann man ſie athmen hören, haha.

Harry.

Was muß man thun, um ſein Ohr ſo zu ſchärfen?

Nichols.

Nichts hören vom Treiben da draußen, von Schmeicheleien, falſchem Lob. 'S hat was auf ſich, wenn man ſagt: man kann's Gras wachſen hören. Jenny einen Trunk Bier.

machten den weiten Raum bei der Mahl und klatschten dem Sänger zu. Ich will nicht Rome für die Ketzereien strafen! Sie mögen auswandern, nach Amerika, wo sie vielleicht Heimat und ruhige Preise werden! Jedenfalls wird Paris als Residenz fehlen, wenn sie sie hatten verlassen müssen, der ganze Eigenthum war! Mein Pferd soll auch niemand mehr zur Besteigung des Berges nach dem Kloster haben! Er wird morgen geschlossen! Ihr sollt nicht mehr vor das Schloß zu Kirchen, sondern direkt über acht Meilen nach der Stadt! Auch die Briefe nach Frankreich geht Ihr heut auf die Post entlang in meiner Person! Das von mir letzte Schuldbuch wird geschlossen und die Mönchsleute in Weinland verwandelt! Ich wollte, ich könnte die Person unter Quarantäne legen!"

Und die Briefe seiner Verbündeten? Natürlich werden solche Niederwerfungen nicht in offenen Briefen ausgesprochen, aber der Macht kann man verbannen und sie hilft die Wille auf Thal unter Schwerwunden, wie hin und wieder die Verbindungen in der Preis bewiesen. Ich habe in langen Nahmen, in Form einer Schrift, die Andeutung des grundsätzlichen Einflusses erkennen wollen, der, wenn nicht die Scheu vor Knechtung in der Preise den „guten Willen" sehr beschränkte, zur Bürgerunterdrückung durchaus in den Schranken halten wollte, die ein Napoleonischer Mann anzuwenden im Stande ist. Der Pächter in Irland, wo er nicht Eigenthum hat, ist völlig abhängig von der Laune des Grundherrn; ein Verhältniß, das ihn abhält, weil auf die Verbesserung des Landes zu verwenden, die jeder Rechtsbesitz des Eigenthums entbehren und in die Hände eines grausamen Gläubigmannes liefern kann.

Landgraf Margarethe.

Wenn die Vögel ihre lieblichen Lieder schmettern oder der Sonnenstrahl durch die Blätter Kelle auf den Thau herniederblitzt, so hinter seinen Heimatgenossen Scheiben ein leichtes Rauschen zu schauen, welches das Gebrüll Auge im Wartburg umgrenzt und dann auf die Stadt in der Tiefe blickt. Da ragen hoch über die Dächer Thürme, des Herrn Klang schallt durch die Mauergasse, unten in den Straßen prangen Bürger und Bürgerin im Sonntagsschmuck. Aerzbert und Herrn schreiten. Und da, Margarethe, einen Kaiserin Tochter, verhaust, gefangen!

Da ist Herr Heinrich Raspe, ein Mann von Eisen. Da ist auch ein junges Blut, Landgraf Hermann von Thüringen, Ludwig's Sohn, der den Vater zur letzten Ruhestatt geleitet im Jahre des Heils 1227. In Hermann's Hände fällt das Regiment, das aber zunächst Herr Heinrich so lange führen wird, bis der Schwur auf dem Wartburgberge zum zweiten mal erneuert. Heinrich Raspe hat ein gutes Schwert, Muth erkannt und weiß von seiner Macht. Wo es Recht zu schaffen gilt, ist er voran. Da naht der Hauptesmann und bittet um Schutz gegen die Ritter zu Gleichberg und Brandhoch. Ihre Burgen sollen durch Heinrich's Stärke. Graf Konrad von Gleichen erbeut durch in Grimm, sammelt seine Mannen und steht vor dem Thor der Wartburg. Ihm Sieg ins Horn, der weithin durch das Land schallt, der Brode lädt, entfaltet sich das Thor, wie ein Leu anzuschauen stürmt Heinrich Raspe dem Feind entgegen. Aus tausend Wunden rinnt das Blut den Berg hinab, die Sonne saht so roth wie das Blut aus den Wunden. Da schwuren die Herren Victoria' von der Linie, denn Konrad von Gleichen weint mit den Bauern in den Hof gebracht, um dem Siegen Leute zu schwören bis zum Ende seiner Tage. Nun ist Landgraf Hermann auch Herr der Gleichenburgen und Heinrich Raspe weint sich von dannen wenden, denn der Schwur auf dem Wartburgberge ist erneuert zum zweiten mal.

Hatte der Hermund nur einen Theil seiner Kraft auf das junge Blut übertragen! Hermann ist schwach wie ein Kind, bedürftig und krankam dazu. Es ist ein gar schönes Gefühl, auf edel dringeschmücktem Zelter durch die Straßen Eisenachs zu traben, von den tief sich verneigenden Bürgern gegrüßt und von schelmischen Mädchenaugen bewundert zu werden; es ist eine Lust, alles das sein eigen zu nennen, mit silbernem Speer durch den Wald zu jagen und wieder heimzukehren mit reicher Beute. So geht's, bis das Laub gefallen. Dann kommt der Winter und nistet sich trotzig im Lande ein. Vorbei die Lust da draußen. Hermann sühlt die Einsamkeit in seiner Burg. An Heinrich Raspe wird ein Brief entsendet, um ihn auf der Wartburg zu laden. Der rudert sich aber zu einer Reise nach Rom und läßt seinem Neffen vermelden: Er möge eine ehrbare Jungfrau minnen; das wäre das sicherste Mittel gegen die Einsamkeit. Lächelnd liest Hermann auf den Brief, erwägt die Worte des Ohms und beginnt, sich in der Runde umzuschauen. Da sind der jungfräulichen Jungfrauen gar viele. Sein Sinn ist aber von höfischen Manieren überwuchert, er will werben, schon-

heit und Milde — Margaretha, Kaiser Friedrich's Tochter, ist schwer vom fränkischen Kaiser ins thüringer Land herabgekommen.

Hatten die Blätter der Chronik bis zu der Erzählung von Hermanns Werbung um Margaretha, von ihrem fröhlichen Tage auf der Burg nicht Kunde? Sie mögen geschrieben haben, wie die schöne und ingenium Landgräfin der Stolz und die Freude ihres Herrn gewesen bis zur Minnezeit. Dann gilmt eine Thräne des Schmerzes an Margaretha's Wimper. Ihr lieber Herr wendet sich von ihr im rhodischen Getümmel und schmäht die Arme, weil sein Erbe seiner Lande auf ihrem Schoße ruht. Was wird einst aus seinem Reiche? Der Sperber Heinrich Raspe's wird es an sich reißen. Und sein Name? Hermann mag nicht weiter denken.

Um diese Zeit ist es geschehen, daß einer von des Landgrafen Mannen ins heimathliche Revier kommt. In einer Schenke wird er auf Reisigen, jede Nacht plaudert mit ihnen, berichtet er die neuesten Histörlein aus dem thüringer Land und weiß gar von dem Kummer der Herrin, der Sorge des Herrn zu erzählen. Die Kameraden drücken sich an und drängen die Mähr immer, daß ein Geflüster von Hand zu Hand, von Stadt zu Stadt zuckt. Es kommt'e zum Herzog Otto dem Kleinen. Der trägt die Botschaft mit sich herum, Tag und Nacht, und findet beim Schimmer des Kühlbechs zum Luter Nathanael Gehör. Wie der Blind geht Luter vor seinem Gebieter und redet also: „Ich den gnädigsten Herrn Herzog Otto ich gehen durch das Wasser und durch das Feuer, wo's is am tiefsten und wo's brennt am meisten!“ „Lude“, redet Herzog Otto, „ich habe dich auserlesen, weil du kein Feigling bist. Hast du vom Landgrafen Hermann im thüringer Land vernommen?“ „Ich ich habe vernommen! Ist doch ein schönes Land hier und eine schöne Burg dazu!“ Otto lächelt fort: „Unser Landgraf trauert und ist bei der hohen Frau gram, weil sein Erbe an ihrer Brust schlummert.“ „Weil der Gerechte!“ ruft Nathanael aus. „Ich habe eine Tochter, Lude.“ „Sie ist schlank wie die Cedern des Libanon und schön wie das Land meiner Väter.“ „Sie muß des thüringer Reiches Herrin werden! Lude sei kein Blend, Lude! Verstehst du mich?“ „Ich ich den gnädigsten Herrn Herzog verstehe? Bin ich doch sein Feigling und thu' ich gehen durch das Wasser und durch das Feuer, wo's is am tiefsten und wo's brennt am meisten!“

Nathanael Gehör hat sich dazu auf den Weg gemacht und ist verblieben in Eisenach angelangt, wie der Ritter von Kannawurf dem Grafen Poppo von Weimar im Jahre 1241 berichtet. Der Jude hatte lustige Kinder, flinke Füße und Geschmeidigkeit auf der Welt und ließ sich die Mühlstein, die Frauen und selbst die Burgen bieten, welche endlich mit der Geschichte vom Landgrafen Hermann heraus müssen, so sehr sie auch anfangs auch sechen und weinen mögen. Da geht denn schwarz Nathanael sein Werk mit seiner Margaretha in Eisenach daheim, der Herr zum Jagen von Hannen, Kannawurf in seinen Herren. Der Jude ist in seiner Sache gewiß. Hier im Walde, wo die Wege sich kreuzen, harrt er bis Sonnenuntergang. Schon klirrt der Thau wie Perlgestein, da naht die Jagd. Wie ein Meteor ist der Landgraf vorüberschossen. Der Stein in Lude's Hand, das Auge matt und kalt. Nathanael hängt ein Horn. Hermann wendet sich ab; Nathanael stößt ein Wort, das keiner der Mannen vernommen. Da naht der Landgraf, sein Ritter und Knappen, stillt den Durst von Kannawurf weiter ziehen und ringt alsbald vom Roß.

Lude in ein tiefes Gespräch gewiesen im Blatt hingewühlt, dem sich der Morgensonnenstrahl ein Ende gemacht. Niemand hat davon erfahren. Nur des Juden Leiche ist mit Weib „gepfiffen“ worden, wie Ritter von Kannawurf vermeldet, „und das hat mich das gewundert, daß der einen Juden nicht die Marken und halben Pfennige gut hat, so er des Landgrafen Knaben gegeben werden.“ Dann hats gleich einem schweren Wetter über der Wartburg gelegen. Landgraf Hermann hat nicht das Roß bestiegen, kein fröhlicher Sang ist im Hofe erschallt, nicht Schauer noch Schalk hat zwischen den Mannen gewechselt. Es ist's gegangen bis zum Tage der heiligen Ursula. Da schreibt der Ritter von Kannawurf wieder nach Weimar an den Grafen Poppo:

„Wir haben es dem Landgrafen schweren müssen, daß wir blind und taub sein und stumm antworten wollen, wo es das Wohlergehen des Herrn gelten gilt. Wäre unserer hohe Herrin dem Kaiser, ihrem Vater, zurückgesandt worden, so wäre es um den Landgrafen geschehen gewesen, auch dann, wenn's ihre Heimath Raspe erhalten hätte. Er wäre Gebrüder im wilden Grimm entbrannt und mit Feuer und Schwert auf die Wartburg gerückt. So mußten wir denn klagen und trauern und sprechen an allen Orten: unser vielliebe Herrin wäre eines heißen Todes gestorben und

ruhe im Kloſter zu Reinhardsbrunn. Wir hatten geſchworen, ehe uns Hermann ſeinen Willen kund gethan, und ſemit mußten wir den Schwur halten. Da war ein trüber Tag, die Vögelein ſangen nicht, auch ſtand die Sonne nicht am Himmel. Da wurde die liebe Herrin in den Thurm geführet, der ſo auf dem Berge ſteht, daß eben die Burg auf zu Augen die Stadt liegt. Frau Margaretha ſchaute aus ſo bleich, als wäre ſie wirklich verſtorben, und ſollte es auch ſein; für uns, ſo wir auf dem Schwerte gelobet hatten, war ſie nicht mehr lebendig. Sie klagte nicht, aber weinen that ſie faſt, daß mir das Herz gegen das Rippe ſchlug. Nachher iſt Kaiſer Friedrich gekommen und hat getrauert; auch Heinrich Raſpe, dem ſeine zweite Ehefrau, ſo eine Prinzeſſin des Oeſterreichiſch-Leopoldiniſchen Hauſes geweſen, jetzig verſtorben, hat ſich eingefunden und iſt an die Pforte getreten, wo unſere gnädige Herrin ruhen ſollte. Wir wetteten und ſchimpfierten uns untereinander, daß wir geſchworen hatten. Aber es war geſchehen und ſemit mußten wir den Mund halten."

Als der Schnee geſchmolzen und die Bäumlein wieder blühten, iſt ein luſtiges Leben in der Stadt Eiſenach. Hörner ſchmettern, Fahnen wehen, Kränze und Bänder zieren die Häuſer. Das Volk weilt vor den Thüren, an den Fenſtern, auf den Dächern und ſpäht zum Thurmwart empor, der die Ankunft des Landgrafen und ſeiner Braut, der ſchönen Helena, Tochter Otto's des Kleinen von Braunſchweig, verkünden wird. Gut als die Sonne am höchſten ſteht, naht der prächtige Zug. Die Mannen voran. Dann Fahnenträger, Kaiſerliche, Ritter, die Geiſtlichkeit des Landes, liebliche Jungfrauen, von den Vornehmen der Bürgerſchaft geleitet. Nun geht ein Staunen durch die Reihen. Im goldenen Wagen, von ſchneeweißen Hengſten gezogen, das erlauchte Paar. Helena wie eine Königin zu ſchauen. Ihr Gewand wie die Pfade des Himmels, ihr Augenpaar wie Morgen- und Abendſtern, ihr Geſchmeide wie Sonnenſtrahl. Ritter und Knappen, Herren und Jungvolk, Panker Trompeter und Schalmeienbläſer folgen. Das Volk aus Flecken und Lehen macht den Beſchluß. So geht's unter Jubel und Geſang zur Burg hinan.

Hinter der Scheibe des Thurms erſcheint ein Antlitz bleich wie Marmor. Die Freude auf Wegen und Stegen beraubt Margaretha's Ohr. Sie lauſcht und ahnt, was geſchehen. Ueber ihre zitternden Hände perlen Thränen. Doch entgleitet keine Klage ihren Lippen, als der Turmer naht, um die Spende und den Trunk zu reichen. Was würde ihr Klagen nützen? Hat doch auch er geſchworen, blind und taub zu ſein, bis der Landgraf ſeinen Willen kund gethan!

„Es war etwas Böſes zwiſchen dem Herrn und der Herrin", ſagt Ritter von Kanneweil. „Ueber ob der liebe Gott, der dem Landgrafen doch gewißlich gezürnt hat, ihn ſchon ſo bald hat ſtrafen wollen?" In Helena's Ruinen wohnt keine Liebe für ihren Gemahl; ſie bedarf einer erheiternden Gemeinſchaft und findet ſie in Jungfrau Bertha von Seebach, die am braunſchweiger Hofe weilt. „Das Fräulein iſt ihnen wie ein Mutter-gottesbild und von böſer Art wie die Schlange im Paradieſe." So ruht unter Nutzen bald nach ihrer Ankunft aus. Was aber Landgraf Hermann darüber denken mag, wenn er tiefen Sinnens durch den Wald naht? Wenn er ſtumm vor ſich hin ſtarrt und die Augen unverwandt in den Weg bohrt? Ob lauter wie ein Aas auf ſeiner Braut, er kann nicht ſich mit den Ärzlichen ſein, es läßt ihn nicht daheim, nicht draußen im Walde — „es war etwas Böſes zwiſchen ihnen": die Sünde! Und nun naht Bertha von Seebach mit ihren Zaubergaben und der Schlange im Buſen. Hüte dich, Landgraf! Sie iſt ihnen, ſie lächelt, ſie grüßt vom Altan herab; ihnen eilt Hermann die ſteinerne Treppe empor — da zieht ein wildes Klagen durch den Wald, um die Burg. Der Landgraf bebt, wankt und ſtürzt hinab.

Nicht Ruhe, nicht Frieden. Wer vermag den Herrn von ſolcher Pein zu erlöſen? In einer wilden Nacht, um die zwölfte Stunde, ſchleicht er ſelbſt zum Thurm. Der Mond taucht über die Baumkronen dahin und mit den ſchwarzen Weſen kämpft der Mond. Gaukelſchatten doch eben, zur Seite, abwärts; auf der Spitze des Thurms blitzende Augen und Flügelſchlag. Lichter wird das Gedränge. Die Ranken und Zweige ſinken durch Schwertesbieb. Die Stätte iſt erreicht. Der Schlüſſel raſſelt, ſchon ſtirrt der Riegel — — da bricht der Mondſtrahl durch den Weinſtock und flutet wie ein Heiligenſchein auf den Thurm hernieder, da hebt das Klagen wieder an und legt ſich gleich eiſernen Reifen um des Mannes nackte Bruſt, daß er wie das Espenlaub zittert, von dannen ſtürmt und fieberkrank die Burg erreicht. Das Fräulein von Seebach will ſich gar ſehr um ihn bemühen, er aber beißt ſie mit barſchen Worten gehen, ſodaß ihrer Neigung allmählich ſchwindet und in Haß ſich wandelt. Auch

die Landgrafen näherte sich dem Lager. Sie kannte den Athemzügen des Kranken den nahen Phantasien, doch blieb ihr Auge kalt und ohne Klagen trocken, denn das Herz ist nicht dabei.

Der Schlag für Heinrich Raspe, den kühnen Degen, der noch des zweiten Mitverbündeten der Staufischen einer ist und ist der Markgrafe auf der Wartburg weilt, um nach der Römerfahrt der Ruhe zu pflegen. Herr Heinrich schreit auf, faßt weil mit der schwachen Hand sprengt auch an ihrer Seite durch das Waldesgrün. Er aber wirbt zu sieben, als wie vor Gott und dem Leben nicht ist, kommt ihm nicht in den Sinn. Und ist so eine Weile fortgegangen. Dann sagt Heinrich Raspe Ade und lenkt sein Roß weiter. Helena erkennt bereits in Trier, daß sie dem Krankheit von Eschbach klagt; und beide schicken in aller Nacht in die Stadt hinunter, um den Ausgang einer Schlacht zu vernehmen, bei die Tage der Jungfrau am heimeren Himmel erblickt. Der Pfalzgraf schaut damals gewohnt Helena an Heinrich's Seite, während der Landgraf — dies Recht der Schmied und verweigert die Auskunft. Doch führen sich seine Lippen noch einmal, als ein Seufzer aus dem Leibe taumelt. Was er weiter redet, haben die Frauen mit ins Grab genommen. Aber das eine ist gewiß, daß Landgraf Hermann einen tiefen Zug gethan und danach ausgetrunken ist, um in diesem Leben nicht wieder zu erwachen; und daß Berthe von Eschbach über Hermann gleichen, weil der Gott sie verdammt hat.

„Im Jahre 1242", berichtet unser ritterlicher Mühlhäusmann, „fuhren wir den Leib unseres Herrn und Landgrafen nach dem Kloster zu Reinhardsbrunn hinüber, allwo er beigesetzet wurde mit einem starken Regimente von seinen Dienstmannen. Viel trauern konnten wir nicht, da wir ihn wegen seinem Unrechte gegen Margarethe in Lebzeiten gehetzt hatten; und was sagten dem Herren Heinrich Raspe, was sich begeben, weil unter Schwur zu nichte war. Da. Panier hätten da leben müssen mit seinem Herrn, wie Herr Heinrich uns angeführt, als er eine Meute im Walde, und wie er sie hetzte, daß wir glauben konnten, es wollte Ihn auf uns ein'. Dann stunde er zum Ritter, wir hinterdrein und harrten vor dem Thor, bis uns Herr Raspe mit der vielliebten Frau Margaretha heimsandte. Da hat mein Herz wiederum gegen das Blanke geschlagen und es ist mir das Wasser in die Augen gelaufen, als die Landgrafen, durch wie der Schatz an Heinrich's Arm in den goldenen Sonnenreichen hinein schwankte. Wir sind in die Knie gesunken und haben kein Wort hervorbringen können; auch hat die schwere Arbeit nicht erlaubt darüber nachzudenken, was es uns gethan, sondern empfanden es in der Burg, bis es uns allen, so wir draußen standen und ihr nachblickten, gewesen, als wäre eine Heilige von uns gegangen und in den blauen Himmel hinein."

Am Gregoriustag führt derselbe gelbene Wagen, in welchem Helena eingezogen, die zur Zeit das Fräulein von Eschbach wieder hinaus auf den frauenbürtigen Hause zu. Dann macht sie nach Heinrich Raspe auf den Weg und gelernt Margaretha in die Arme ihres Vaters. Kaiser Friedrich ist dem Nachfolger Hermann's von Herzen zugethan und ernennt ihn zum Verweser des Lombardischen Reichs, dieser es nach Rom zieht, um den Bannstrahl abzuwenden, den Papst Gregor IX gegen ihn geschleudert hat. Hochgeehrt kehrt Herr Heinrich auf die Wartburg zurück und berichtet über die Lande an Kaisers Statt, die neuen Lehen verleihen. Dann ziehen die Ritter aller deutschen Gaue gen Hochheim, um einen König aus ihrer Mitte zu erkiesen. auf dem Schlosse Heinrich Raspe's Gestalt die Krönungsmesse. Die Wartburg ein Königsthron, das sich der Welt mit jungem Lande schmückt. Da tritt nach Schwaben in den Kampf, um Konrad's, des Gegenkönigs, Herr zu vernichten. Deutschland fällt in Heinrich's Hände und sein Ruf geht nach Ihm. Herr aber reicht ein Pärlichen den Seinen, der seinen Siegen ein Ziel setzt.

Das ist im Jahre des Herrn 1247 und am 17. Februar, als Heinrich Raspe's Gebeine in die Gruft des Katharinenklosters zu Eisenach gesenkt werden. Sein Herz, in eine goldene Kapsel gethan, wird dem heiligen Leben der Franziskaner abgelassen. Heinrich's Lieder erschallt durch das weite Reich für den letzten Landgrafen und den ersten deutschen König aus den Rittern Thüringens.

Carl Neumann-Viersla

Zur Geschichte der englischen Presse.

II. — In England war in Deutschland die „freie Presse" mit der Klugschriftenliteratur entstanden der Reformation. Damals waren die Drucker zugleich auch Buchhändler. Gerade der Ort, wo sie vorzugsweise, war Paris, schuf den Titel Register für genaue. In seiner Zeit waren Bücher noch eine solche Seltenheit in England, daß Richard III [illegible] die Einführung auf dem Parlament gedruckter Werke

befahl. Infolge deſſen ſchalten ſich viele fremde Buchhändler, welche mit ihren Waaren herübergekommen, in London an. Unter Heinrich VIII. (1509 – 47), wo es nicht mehr an Druckern fehlte, wurde dieſe Gründung der Einfuhr fremder Bücher dann freilich zurückgenommen.

Die erſten Drucker verkauften nicht nur ſelbſt ihre Bücher, ſondern banden ſie auch noch ein. Ihre Auflagen betrugen 2 — 400 Exemplare. Es waren vermögende Leute, die das Manuſcript wie ein Beſitzthum erwarben. Der König, der Cardinal Wolſey oder irgendein Großer des Landes beſchützte ſie. Noch bei es den Herrſchenden nicht ein, das gedruckte Wort zu fürchten; der Leſer gab es wenige, und diejenigen, welche Bücher kauften, gehörten den bevorzugten Klaſſen des Volks an.

Unter Heinrich VIII. veränderte ſich dieſer Zuſtand. Zum erſten mal diente jetzt die Preſſe der Leidenſchaft. Was man in England nicht auszuſprechen wagte, das ließ man auf dem Continent drucken. Die Staatsgewalt begann den Kampf mit der Preſſe, man kann ſagen, als ſich dieſe beiden Mächte gewahr wurden, daß ſie ſich auch.

Cardinal Wolſey, der Miniſter Heinrich's VIII., ſchloß die Druckerei im Kloſter von St. Albans, deſſen Abt er war. Er ſoll den Geiſtlichen geſagt haben, wenn ſie nicht die Preſſe vernichteten, würden ſie von der Preſſe vernichtet werden. Sein Scharfſinn erkannte ſchon damals in der wachſenden Aufklärung des Volks den allmählichen Untergang der Prieſterherrſchaft. Die Furcht des Cardinals vor der Preſſe ſollte ſich aber noch ſteigern. Schon hatte er erfahren müſſen, daß man ſeinen Thron [illegible] ſeinem Namen geſchändet; jetzt erſchien eine Klageſchrift: „Die Gottheit des Bettlers“ betitelt, welche die Armuth des Volks, die ungeheuren Laſten und Wolſey's ſündhaftes Verfahren anklagte. Bei einer großen Proceſſion nach der Weihnachtsvesper wurden dieſe Blätter unter die Menge geſtreut. Der Miniſter befahl, ſie ſorgfältig zu ſammeln und zu verbergen, damit ſie nicht vor die Augen des Königs kämen.

Dieſesmal aber ſorgte Anna Boleyn, die Geliebte Heinrich's VIII. und Feindin des Cardinals, weil er ſich ihrer Heirath mit dem König widerſetzte, daß zwei fremde Kaufleute bei dem König vorgelaſſen wurden, die ihm jene Schrift mittheilten. „So geht's“, rief er, als er ſie geleſen, aus, „wenn ein Mann eine alte Mauer einreißen will und mit der Zerſtörung ihres Fundaments beginnt! Wird der obere Theil, einſtürzend, nicht vielleicht ſein eigenes Haupt zerſchmettern!“ Und als Wolſey, der den Vorgang ahnen mochte, davon ſprach, daß eine abſcheuliche Schrift auf dem Continent gegen ihn circuliren ſolle, lag Heinrich ſie hervor und reichte ſie ihm lächelnd hin.

Noch häufig fand Heinrich Gelegenheit, Wolſey von der Preſſe peinigen zu ſehen. Der Cardinal hatte die öffentliche Meinung zu fürchten und er fürchtete ſie. Denn was iſt ſie anderes als des Menſchen [illegible] Gewiſſen? Er bot alles auf, dieſe Macht zu unterdrücken, die Bücherverbrennung ſollte ihm Ruhe ſchaffen. Aber der erſten Auflage folgte bald eine zweite. Er erfuhr, daß man Autoren leichter als ihre Bücher verbrennt. Jedes verbannte Buch ſchuf ein neues.

Mit dem Tode Heinrich's VIII. erwachte ein neuer Geiſt. Die ihm folgenden Regierungen Eduard's VI., Maria Tudor's und Elisabeth's waren in einem unlöslichen Widerſpruch gegeneinander; was die eine erlaubte, verbot die andere; die Preſſe nährte ſich von dieſen Gegenſätzen. Sollten Millionen ihren Glauben, ihre Ueberzeugungen wechſeln, ſowie ſich zwei „königliche“ Augen ſchloſſen?

Die Zahl der Drucker wuchs. Mit der Cypher nahm das Bedürfniß und Verlangen, ihre Ansicht zu vertheidigen, bei den Befähigtern zu. Der Handel mit Büchern vermehrte ſich in einem ſolchen Grade, daß eine eigene Gilde der Buchhändler nothwendig wurde. Sie entſtand unter Eduard VI. Die Regierung nahm ſie in ihren Schutz, um durch ihre Vermittelung die Preſſe zu überwachen. Man nannte ſie Stationers, weil ſie ihre Waare an beſtimmten Orten aufſtellten und nicht nur umherſandten, wie es die Drucker gethan.

Solange der Buchhandel in den Händen der Drucker war, lag es in deren Intereſſe, die Zahl der Druckereien vermindert zu ſehen, ſobald aber die Gilde der Stationers die Verwerthung der gedruckten Manuſcripte übernahm, mußten dieſe die Vermehrung der Druckereien wünſchen, um deren Preſſe [illegible] ſeiner [illegible] geordnete Stellung, in die ſie gekommen waren, und ſie klagten darüber. Unter Karl II. machte darum Sir Roger L'Estrange den Vorſchlag, alle Druckerpreſſen aufzukaufen und ein Monopol auf das Drucken zu nehmen, womit den Buchhändlern freilich nicht gedient geweſen wäre.

Als Dr. Johnſon ſpäter Milton's Werk „Areopagitica“, das im Sturm der Revolution geſchrieben, auflaunte, machte er die Bemerkung: Die Gefahr ſolcher Preßfreiheit und die Gefahr keiner Preßfreiheit ſei für die Regierungen ein nicht zu löſendes Problem. Dies Problem beſteht immer noch zu Recht. Milton's Abhandlung über die freie Preſſe übte nicht den geringſten Einfluß auf ein Parlament aus, deſſen Glieder unter dem Druck der Cenſur gelitten hatten. Die Katholiken riefen nach einer freien Preſſe unter Karl II. und verwünſchten unter Jakob II. dieſe freie Preſſe, von der die Proteſtanten nun wiederum gegen ſie Gebrauch machten. So haben zu allen Zeiten die Herrſchenden gegen die freie Preſſe geeifert, die Schwächern dagegen in ihr den einzigen Schutz gegen Uebermacht und Tyrannei geſehen. Das höchſte Gewiſſen Wolſey's war die öffentliche Meinung, die ſeine ſtarke Hand zu ſeinem Schweigen bringen konnte.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Fra Diavolo.

Ueber vielen Helden so vieler Romane und einer der beliebtesten italienischen Opern bringt das kürzlich erschienene, in seiner Gesammtheit seltsame und manierliche Buch „Vie de Fra Diavolo, racontée par un témoin de sa vie" (zwei Bände, Brüssel u. Leipzig, 1863), einige interessante Mittheilungen, die wir im Auszug hier geben.

Michael Pezza hatte schon unter der Regierung Ferdinand's IV. in den Bergen Neapels wegen seiner Räubereien einen gefürchteten Namen. Als nun aber die Franzosen das Land eroberten, Napoleon seinen Bruder Joseph Bonaparte zum König Neapels ernannte, wurde aus dem Räuber der Vertheidiger der nationalen Unabhängigkeit, ein Parteigänger der vertriebenen Herrscherfamilie. Ferdinand IV., der früher einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, erhob ihn zum Obersten und Herzog von Cassano. Die Kühnheit seiner Streifzüge, die Geschicklichkeit, mit der er allen Verfolgungen zu entgehen wußte, erwarb ihm bei dem Volke den Beinamen Fra Diavolo. Mit Einem Schlage wollte der neue König seinem Unwesen ein Ende machen; drei französische Generale sperrten die Ausgänge der Abruzzen, dem Obersten Hugo, dem Vater des Dichters, wurden vier Mann untergeordnet, den Zug in das Gebirge anzutreten und den Bandenführer gefangen zu nehmen. Es war eine blutige, mühsame Jagd. Denn Fra Diavolo fand nicht allein an der Spitze von Horden entschlossener Männern, die Berge waren ihm auch besser bekannt als seinen Verfolgern. Nach sechs Tagen erreichte ihn Hugo in Briano. Unter Strömen von Regen kam es hier zu einem Gefecht, in dem Fra Diavolo's Schar fast ganz aufgerieben wurde. Er selbst entkam über die Brücke von Monteforte, welche die Nationalgarde hatte bewachen sollen. In Mercone hielt ein gewaltiger Orkan Abentheuer die französische Kolonne auf, Fra Diavolo gewann einen großen Vorsprung. Schon hörte man, der englische Bevollmächtigte von Neapel, Hamilton Acton, habe Befehl nach der Küste geschickt, um den Flüchtigen in Sicherheit zu bringen. Aber der Marsch Hugo's hörte unbeugsam, trotzdem daß sich seine Soldaten zahlreich weigerten, die Berge zu überschreiten, trotzdem daß seine Energie Gehorsam. In Avella und Rocella mußte er noch zweimal mit den Banditen handgemein werden, zerstreuten sie und verwundeten Fra Diavolo. Von allen Seiten war er nun umringt, Hugo's Truppen, die für seine Gefangennahme versprochen waren, lockten Schaaren von Bauern, ihn zu verfolgen. Das Gerücht der ganzen Gegend lief ihm auf den Fersen. In Campana traten ihm Nationalgardisten, aber sie wagten sich nicht an ihn heran, sie verwundeten ihn nur aus der Ferne.

Es war im October, die Nächte kalt, Schneeregen fiel. Ermattet, hungernd, aus zwei Wunden blutend, fand er in den Bergen die Hütte eines Hirten. Durch eine Spalte blickte er hinein, der Hirt wärmte sich an einem niederbrennenden Feuer. Da der Hirt allein war, trat Fra Diavolo ein und bat um Nahrung und Obdach. Er erhielt beides, legte seine Waffen ab, aß und warf sich auf ein Strohbündel nieder. Plötzlich wurde er aus tiefem Schlaf durch zwei Bewaffnete geschreckt, die ihn zu Boden schleuderten und seine Kleidung durchsuchten. Zwei andere hatten sich des Schäfers bemächtigt. Räuber, sie plünderten die Hütte Fra Diavolo's Waffen und führten ihn fort. Da der Unglückliche ihnen nicht folgen konnte, denn eine seiner Wunden schlugen sie ihn. Er wagte sich nun, aus Furcht, sie durch die Last seiner Verfolgung zu führen, so ließen sie ihn in dem Schnee liegen. Der Morgen dämmerte, wo er war. Doch schleppte er sich mühsam nach dem Flecken Barrea, dessen Thore gerade seinem Fuße. Auf die Verwundeten, woher er sei, was antwortete Fra Diavolo: er komme aus Calabrien, wolle nach Neapel; er erwarte seine Kameraden zurückgeblieben. Aber der Apotheker fand, nicht den salbadrischen Diebes sprach; er bot ihm aufmerksam und forderte ihn auf, sich in Ruhe zu erwärmen. Fra Diavolo, um seinen Recht zu erregen, willigte ein, er setzte sich an's Feuer, man gab ihm eine Flasche Branntwein. Während er aß und trank, erschien die Magd des Apothekers mit Nationalgardisten auf der Schwelle. Sie vertraten die Papiere des Unbekannten. Auf seine Antwort, daß man sie ihm gestohlen habe, verhafteten sie ihn und führten ihn nach Salerno. Noch hoffte er, daß man ihn nicht erkennen würde. Aber sein Ruf war gewaltig. Ein Soldat aus der Kolonne des Obersten Hugo, der schon unter Ferdinand IV. gedient und den „Obersten, Herzog von Cassano", oft gesehen, trat gerade bei dem Commandanten von Salerno ein, als man den Gefangenen anmeldete. „Mutter", rief er, „das ist Fra Diavolo!" Das Erkennen war augenblicklich. Fra Diavolo suchte vergeblich zu leugnen.

Die Aufgabe des Obersten Hugo war gelöst. Zur Belohnung seiner Treue forderte er nur, der König möge Fra Diavolo als Kriegsgefangenen behandeln und den Herzog von Cassano, nicht Michael Pezza vor Gericht stellen lassen. Aber der König schlug

ihm seine Bitte ab, vielleicht erlaubte es der Kaiser nicht, das neue Königthum hatte ein zu großes Interesse, das alte herabzusetzen und seine Vertheidiger zu Banditen zu stempeln. Michael Pezza wurde als Räuber und Mörder zum Tode verurtheilt. Hugo besuchte ihn in seinem Gefängniß, er hatte ihn im Kampfe bei Bojano in der Nähe gesehen. Fra Diavole war klein, aber seine Augen waren feurig und durchdringend. Er erkannte den Obersten nicht, als man ihm indessen seinen Namen genannt, betrachtete er ihn lange und sagte: Ein anderer würde ihn nicht gefangen genommen haben.

Die Lagune von Venedig.

Wenn unter den malerischen, durch historisches Interesse, die Reize der Natur wie die Wunder der Kunst ausgezeichneten Städten Italiens Venedig wie jede andere Stadt sich dem Gedächtniß ein- [illegible] den mächtigsten Eindruck auf den Beschauer übt dies nicht zum geringsten Theil von [illegible] eigenthümlichen geographischen Lage her. [illegible] venetianischen Charakter drückte der „Herr- [illegible] so und nicht Hauptstadt wurde sie in [illegible]zeit von den Unterworfenen genannt — [illegible] auf [illegible]conglomerat in dem seichten Becken, [illegible] Uebergang des Adriatischen Meeres zum [illegible]et, lockte einzelne vor den Einfällen der [illegible] Hunnen geflüchtete Familien im Beginn [illegible]ahrhunderts in seinen Häfen der Sicherheit. [illegible]gen, allmählich sich consolidirenden Staat [illegible] Lagunengürtel als Schutzmauer, bis er erstarkt, mit seinen Schiffen weit darüber [illegible]sprang und, fremde Meere befahrend, ferne [illegible]nisse sich günstig machte.

Weder Neapel mit seiner Ringmauer von Burgen [illegible], Rom mit seinem weltlichen wie kirchlichen Glanz [illegible]den die Eroberer von sich fern zu halten vermocht. Venedig blieb ungeachtet aller blutigen Kämpfe, die es führte, die jungfräuliche, uneingenommene Stadt Italiens. Es bewahrte sich die staatliche Unabhängigkeit nahezu vierzehnhundert Jahre.

Der Charakter der Lagunenstadt im Innern wurde noch wesentlicher durch die Lokalität bedingt. Das weiche, ästhetische Wesen der heutigen Venetianer vermag uns kein Bild mehr zu geben von der Energie ihrer Verfahren. Ungünstigem Terrain rangen diese eine herrliche Stadt ab, der Prachtbauten ihrer Paläste, die sinnreiche Construction ihrer Gitternen allein würden schon hinreichend beweisen, wie viel hier die Kraft des Menschen im Kampfe gegen natürliche Hindernisse geleistet hat. Auch auf Sitte und häusliches Leben wirkte die Beschaffenheit des Bodens, dem Venedig entstammt, nicht minder mächtig. Die wenigen freien Plätze, die engen Straßen und die Kanäle brachten besondere Verkehrsformen hervor. Wer nach dem römischen Corso, der einzig wogenden Lebensader Neapels oder Canale grande berühmt ist der „Gondola veneziana", muß bekennen, daß die Haupteigenthümlichkeit Venedigs in der Lagune besteht.

Was ist die Lagune?

Das Wort führt jeder geläufig im Munde, doch dürfte sich selten ein Begriff damit verbinden.

Das Adriatische Meer verläuft sich gegen das Festland zu in sandigen Untiefen. Sichern Nachrichten zufolge erstreckten sich diese in den ersten Jahrhunderten des Christenthums an der ganzen Küste von Ravenna bis nach Aquileja entlang und breiteten sich meilenweit aus über das heutige Flachland des nordöstlichen Italien. Ihre Reste sind die Lagune von Venedig, die Sümpfe von Comacchio im Süden, die Lagunen von Caorle und Grado im Norden.

Etwas mehr in nördlicher Richtung, doch in nahezu gleicher Entfernung vom Meere und Festlande, erhebt sich Venedig auf einer Gruppe von Inseln, die durch schmale Kanäle getrennt, aber durch Brücken vereint sind, aus der Lagune. Deren Grenze gegen das Meer zu ist eine enge Landzunge, Littorale oder Lidi genannt; einzelne Oeffnungen, die Reihe der in gleicher Linie sich ausdehnenden länglichen Inseln unterbrechend, heißen die Häfen. Sie stellen die Verbindung der Lagune mit dem Meere her. Indessen reicht diese natürliche Schutzmauer nicht überall aus, um das Lagunenbecken vor der stürmischen See zu vertheidigen, den Einfluß der Ströme in dasselbe zu regulieren, wurden verschiedene künstliche Dämme, insbesondere die berühmten Murazzi, zwischen Malamocco und Chioggia aufgeführt.

Da indessen die [redacted] das Meer erhält, verändert der Eintritt von Ebbe und Flut ihre Beschaffenheit wesentlich.

Gegen das Festland zu schließen die Lagune die Betten verschiedener Flüsse und Kanäle ab, die untereinander durch Wassergräben und eine durch Pfähle bezeichnete Abgrenzungslinie verbunden sind. Der Flächeninhalt der gesammten Lagune beträgt 460 geographische Quadratmeilen, von denen gegenwärtig durch Kanäle oder Seen eingenommen werden. Ihre Form ist mehr länglich als breit, sie gleicht einer Sichel, deren convexer Bogen die Angrenzung an das Festland bezeichnet, der concave aber die ans Meer. Die größte Breite der Sichel beträgt ungefähr den dritten Theil der Entfernung zwischen ihren Endpunkten.

Dies weite Becken enthält zerstreute Inseln, deren Terrain die Flut beträchtlich überragt. Sie sind der Cultur unterworfen und zumeist bewohnt. Die tiefern Furchen, welche auch die Ebbe niemals trocken legt, bilden die von andern Hauptstämmen ausgehenden vielverzweigten Communicationswege, die Kanäle. Inseln und Kanäle sind die zwei Extreme der Lagune, was zwischen ihnen liegt, hebt sich ab und wird durch Ebbe und Flut modificirt.

Bei der Flut tritt das Meerwasser durch die Häfen ein und ergießt sich mit abnehmender Schnelligkeit in das Innere der Lagune, den Vertiefungen der Kanäle folgend; bei der Ebbe kehrt sich die Bewegung um und das Wasser nimmt den nämlichen

g zurück mit wachsender Geschwindigkeit. Die
zelnen Kanäle mit ihren Resten bilden ebenso viele
nderte Flüsse, als es Häfen gibt; sie vermischen
nie zusammen, sondern sind durch sogenannte
sserscheiden (Portacque) getrennt.

Im allgemeinen fällt das Lagunenterrain gegen
Meer und erhebt sich dem Lande zu. Die Ver-
ung des Wassers ist in der Nähe der Häfen eine
haste und nimmt landwärts ab. Davon rührt die
ntsche Einteilung der Lagune in Lodie und Re-
ve her. Von den 160 Miglien gehören nur et-
er an.

Jene Stellen schlammigen, unculturirten Gebreches
der Lobten Lagune zeigen, die selbst von der
hsten Flut nicht überschwemmt und nur durch un-
wöhnliches Steigen des Meeres oder Südsturms
ter Wasser gelegt werden, heißen „Barene", ein
vorbenes „Maremme". Sie bringen nur spärliches
Salzgras hervor und stehen daher wenig schädliche
Dünste aus. Weit nachtheiliger sind solche Stellen,
, in der Nähe des Festlandes gelegen, etwas Süß-
sser empfangen, viel Nährstoff erzeugen und die
ft durch Ausdünstungen verderben. Diese Barenen
rden genauer noch mit dem Ausdruck „Mammeli",
n canna (Rohr), bezeichnet.

Die „Paludi" (Sümpfe) sind abwechselnd von
he und Flut bedeckte oder, blosgelegte Stellen, die
Velme" (corrumpirter Ausdruck für „Melme",
chlamm, Koth) sind die gedüngtenheils unter Wasser
findlichen, die Kanäle einbämmenden Wälle.

Zwischen Paludi und Barene liegen auch bei den
he noch mit Wasser angefüllte Vertiefungen des
rrains. Sie werden Thäler oder Seen genannt.
e ihren Salzwasserbecken erhalten und verwahren
h die Fische.

Viele der Thäler sind künstlich verpfählt, um die
sche darin festzuhalten. An dem Rande dieser ge-
tiefteren Thäler hat man kleine Häuser erbaut zum
ebrauch der Fischer. Andere Thäler, nur von
drigen Sümpfen umgeben, bieten offen, in ihnen
ist mit dem Netz gefischt. Außer bedeutendem Fisch-
ng bieten die Thäler auch noch den Vortheil der
gd auf Wasservögel.

Diese verschiedenen Bestandtheile machen die La-
ne aus, in ihren Eigenthümlichkeiten zwischen Meer und
stland etwas von der Beschaffenheit des einen sowohl
s des andern Elements festhaltend.

Zu allen Zeiten bestand eine „Legislation" der
gune. Daß für die Gesundheit in strategischer und
nanzieller Beziehung so wichtige Lagunenbecken in
riegneter Beschaffenheit zu erhalten, wurde schon zu
iten der Republik der „Magistrat alle Acque" er-
chtet. Genaue Gesetze regelten die Anpflanzungen,
Eindämmungen u. s. w. Ueber ihre Ausführung
chten die einflußreichen der Beamten der Republik
t die Bedeutung der Lagune für Venedig war im
mgang des ihre Verhältnisse regelnden Textes aus-
drückt, indem sogar das Bestehen des Staats davon
hängig gemacht wurde.

Saisen in London 1863.

III

Während die londoner Gesellschaft bei Tage sich
ihren Parks zu Pferde und zu Wagen ergeht und
die Abende dem Theater und Concert gewidmet. Die
Monday - popular - concerts haben ihre alte Anzie-
hungskraft bewahrt und unter den blauen Bogen-
gewölben von St. James Hall, welche den von tau-
send Gasflammen erleuchteten Himmel darzustellen
scheinen, findet sich allwöchentlich ein zahlreiches und glän-
zendes Publikum ein, um den Tönen Beethoven's und
Mozart's zu lauschen, welche in vortrefflicher Quar-
tettausführung durch den weiten Saal dahinschweben.
Mehr als Einen deutschen Namen zeigt das Pro-
gramm und der besondere Liebling des Publikums
von St. James ist Herr Joachim, dessen Violine auf
der Violine durch die Luft ziehen, einem musikalischen
Hauche ähnlicher als den von Menschenhand entlockten
Tönen eines Instruments. Auch Frau Arabella
Goddard erntet mit ihren Sonaten auf dem Piano
reichen Beifall. Unübertroffen in der Technik der
Ausführung steht sie in der musikalischen Welt da,
doch scheint es, als habe die schwere Luft Englands
nicht ganz vortheilhaft auf jenen zarten Ausdruck im
Vortrag gewirkt, der einst ihre Zuhörer in Berlin
und Leipzig entzückte. Frau Lind-Goldschmidt erneut
durch ihre Concerte ihren ewig jungen Ruhm, in
denen sie nicht nur mitwirkt, sondern deren Leitung
und Proben sie mit Hülfe ihres Gatten selbst über-
nimmt und deren gänzlicher Ertrag wohlthätigen
Stiftungen überlassen wird. Auch zwei glänzenden
Gestirnen aber stehen am musikalischen Himmel der
Saison die Schwestern Adeline und Carlotta Patti.
Adeline's Ruf ist weitbekannt. Ein Kind an Jahren,
eine Meisterin in Spiel und Gesang, kam sie von
der Neuen Welt, wo sie von ihrem Schwager Strakosch
ausgebildet worden, zu uns herüber, um sich den
ersten Sängerinnen ihres Jahrhunderts an die Seite
zu stellen. Carlotta, die ältere, war damals noch nicht
bekannt. An den Ufern des Arno im Jahre 1840
geboren, in dem Lande der Musik und des Gesangs,
empfing sie die ersten Eindrücke der Kindheit und der
Knabe zugleich unter dem Himmel von Florenz, an
dessen Theater ihre Mutter Primadonna war. Car-
lotta, obgleich mit entschiedenem Talent für die Musik
begabt, zeigte unverkennbaren Widerwillen gegen die
Bühne und widmete sich ausschließlich der Malerei,
in der sie zu bedeutenden Hoffnungen berechtigte. In
Neuyork aber, wohin ihre Mutter ein Engagement
angenommen und wo Adeline geboren wurde, machte
sie Klavier- und Gesangsstudien unter Henri Herz,
und ihrem Schwager Strakosch, um sich für das Concert
auszubilden. Bis zu Ende des Jahres 1861 in
Neuyork nichts mehr die Neugierigkeit des vom
Kriegslärm benommenen Publikums anzuziehen ver-
mochte, wurde das Erscheinen Carlotta Patti's auf
der Bühne als letzter Trumpf ausgespielt, wenn sie
sich erst verstanden, als man ihr vorgestellt, daß nur

ſie den einſtweiligen Verluſt des Theaters aufhalten könne. Stets war ihr Erfolg und nachdem ſie an allen großen Theatern Nordamerikas debutirt, trat ſie am 15. April zum erſten mal in London in einem Concert nach der Oper auf. Das Publikum war durch eine lange Oper ermüdet und alle nicht vortheilhaft disponirt. Als aber jene klaren, ſilbertonigen Töne der obern Stimmregionen, welche aus einer höhern Welt zu kommen ſchienen, das Ohr der entzückten Hörer trafen, brach das ganze Haus, in dem vorher nur Abſpannung und Uebermüdung wahrzunehmen geweſen, in einen ungeheuern Beifallsſturm aus und Gerſtäcker's Berühmtheit wurde an jenem Abend zum erſten mal auch in Europa anerkannt. Sie wurde an demſelben Theater wie ihre Schweſter engagirt und das Publikum ſtreut ſeitdem dem Schwalbenpaar Kränze des Beifalls und der Anerkennung, ohne zu entſcheiden, welcher von beiden die Krone des Sieges gebührt.

Ethnographiſche Erzählungen.

Dieſer Titel mag manchem Leſer geſucht klingen, aber wir wüßten keine paſſendere Bezeichnung für eine Art Romane, die auf einer Reiſebeſchreibung und einem Gemiſch romantiſcher Begebenheiten im Geſchmack Ainsworth Rinaldini's beruhen. Vor zwanzig Jahren verlegten die Dichter ähnliche Erfindungen nach Europa, wenn es hoch kam, nach Griechenland; jetzt ſind dieſe Länder zu bekannt geworden, die Schauerromantik zieht weiter nach Weſten in die Urwälder von Mexico und Peru, wieder nach zwanzig Jahren wird ein nachfolgender Geſchlecht ſie in Japan und an den Ufern des Amoor neu aufleben ſehen. Der „Fortſchritt der Cultur" beſteht nun darin, daß die Poeten die Gegend, die ſie ſchildern, ſelbſt bereiſt haben und ihren Ruhm dareinſetzen, ebenſo große Mineralogen, Botaniker und Ethnographen als Dichter zu ſein. Mit der Genauigkeit eines Gelehrten ſchildern ſie jeden Baum auf den ihr Held klettert, um ſich vor ſeinen Verfolgern zu retten. Den Ton für die Schilderung ſüdamerikaniſcher Landſchaften hat Alexander von Humboldt in ſeinen „Anſichten der Natur" für lange Zeit angegeben, er wird von ſeinen Nachfolgern ſtreng innegehalten. Das Publikum ſcheint dieſen Romanen eine gewiſſe Vorliebe entgegenzubringen, wo wenigſtens kennt nicht die Schriftluſt der Verfaſſer und die Bereitwilligkeit der Verleger zu erklären vermögen. Armand, Balduin Möllhauſen, Gerſtäcker von Vibra ſind auf dieſem Gebiet die bekannteſten Namen. Ueberhaupt verdanken dieſe Schriften nicht ihrem künſtleriſchen Werth, ſondern dem Intereſſe, das ihr Stoff einflößt, ihre Verbreitung. Die „Sehnſucht in die Ferne" benutzt die exotiſche Welt unſerer Handels- und unſerer Kriegsſchiffe und zu zur Erholung und Erfriſchung nach den fernſten Gegenden. Mexico, Nicaragua, Japan, China ſpielen in unſern tele-

graphiſchen Depeſchen, in den Geſprächen des Volks eine Hauptrolle. Da nun nicht jeder dieſe Länder bereiſen kann, will er doch von ihnen leſen. Aber wir ſind noch nicht ſo nüchtern und gebildet wie der Engländer, der ſich mit einer Reiſebeſchreibung begnügt, wir verlangen Spannung, haarſträubende Abenteuer dazu.

An letzteren ſind die beiden Romane: „Ein Juwel. Südamerikaniſcher Roman von Ernſt Freiherrn von Vibra" (drei Bände, Leipzig, Costenoble, 1863), und „Der Mauerdome. Erzählung aus dem ſüdlichen Californien und Neu-Mexico von Balduin Möllhauſen" (vier Bände, ebendaſelbſt), überreich. Die Erzählung „Ein Juwel" verdient den Vorzug, ſie iſt geſchloſſener, nicht ohne einen Grundgedanken, der das loſe Gewebe zuſammenhält. Möllhauſen's Roman leidet an Weitſchweifigkeit und Schilderungen, die anderswo ſind wie die Pflanzen. Es kann kaum anders ſein. „Der Mauerdome" iſt die Fortſetzung zweier Erzählungen, von denen jede vier Bände umfaßt — zwölf Bände Naturſchilderungen! Es gehören Indianernerven dazu, das auszuhalten. Der Reiz, den ſolche Beſchreibungen gewähren, dumpft ſich mit jeder Seite weiter ab.

Erklärung.

Nach mir haben in dieſen Blättern mitgetheilt von der heftigen Angelegenheit in Betreff des Urheberrechtsſchutzes zu Gunſten der Autoren, daß auch ſie ſich gegen die Verletzung ihres Eigenthums durch den Nachdruck erklärt haben. Ich habe nun ſeit Jahren mit Vergnügen die Bemühungen der Regierungen, dieſen Schutz zu gewähren, verfolgt und mich gefreut, daß ſie endlich zu einem Reſultat geführt haben, das ſowohl den Rechten der Autoren als auch den Intereſſen des Publikums gerecht wird. Ich habe daher auch mit Vergnügen geſehen, daß die Regierung des Königreichs Sachſen, welche ſich bisher ablehnend verhalten hatte, ſich nunmehr dem Vertrage angeſchloſſen hat, welcher zwiſchen Preußen und Oeſterreich abgeſchloſſen worden iſt. Ich habe daher auch mit Vergnügen geſehen, daß die Regierung des Königreichs Sachſen, welche ſich bisher ablehnend verhalten hatte, ſich nunmehr dem Vertrage angeſchloſſen hat, welcher zwiſchen Preußen und Oeſterreich abgeſchloſſen worden iſt.

Briefwechſel.

— S. W. in Bilbao. Gedruckt nicht.

— S. L. in Wien. Noch immer nicht fertig?

— Dr. L. in Leipzig. Die Erzählung Ihrer Novelle iſt nicht ungeſchickt, die Schilderung der Landſchaft zeigt von poetiſchem Sinn, aber die Handlung leidet an einer gewiſſen Unklarheit der Anordnung. Bitte um Zuſendung einer Novelle.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Freusel.

Vierte Folge. Erster Band. **Nr. 30.** Wöchentlich 1 Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: [illegible] — Sigmund Reich: V. VI. — [illegible] — Robert Waldmüller: III. — [illegible] — Nachgelassene Gedichte: I. — Feuilleton: Eine Rettung des Laboratoriums. — [illegible] — Kaskaden: III.

Zwei Vermählungen.

Novelle von Sigmund Reich.

V. Eifrige Forschung.

(Fortsetzung.)

Das gebrannte Herz Raymond's richtete sich bei diesen Worten auf und er konnte seine Freude nicht zurückhalten, als er an den Grafen die Frage richtete:

„Ist es wahr, wirklich wahr, daß sie dieses ihrem Vater erklärt hat?"

„Vollkommen wahr! Aber ich bin noch nicht zu Ende", entgegnete der Gemmis, den Strahlen von der Seite anblickend, mit einem saubersauren Lächeln.

„Fahren Sie fort!" bat Raymond, und der junge Kaufmann fuhr fort:

„Mein Onkel, der bis dahin nichts als heimliche Wünsche seiner Tochter zu befriedigen hatte und über den das Mädchen, wie andererseits es sich auch zu geberden liebt, alles vermag, denn Sie: alles vermag, wußte nothwendig überrascht und bestürzt von dieser entschiedenen Erklärung seines Lieblings sein; er verließ daher den leichten Ton, mit welchem er bisher gesprochen, behielt alle Würde heraus, die ihm die vielen Processe gerichtshöfe gelassen haben, und sprach mit einer tiefen, imponirenden Stimme:

„Du wirst, daß ich ein Feind von leeren thörichten Scenen, von Gewaltsamkeit, von allen Roheiten bin. Es kann mir folglich nicht einfallen, dir diesen oder jenen Mann aufzudringen. Ich will nicht sehen, wie du mit verweinten Augen zum Altar gehst, und nicht ein Ja bei anderen hören, das so verzweifelt klingt wie ein Nein. In vielen Beziehungen habe ich von Verbindungen und keinen Begriff für sich. Du warst stets ein kluges Mädchen ohne Gefühlsübertreibungen, den überspannten Empfindeleien der Romanleserinnen und Weichherzigkeitsschwärmerinnen unzugänglich und wirst, wie ich hoffe, deinen Verzug vor so vielen anderen noch in dem Augenblick verleugnen, da er beinahe am meisten zu Ruhm kommen soll. Es machte eine kleine Pause, wie um seine Worte wirken zu lassen, dann fuhr er fort: „Herr, meine Tochter, was ich dir versprochen habe! Herr Chapuis, dem ich seine Verlangen nicht abspreche, hat wenig und so noch gar nichts. Louis Barbes, der ihn eingeführt hat, sagte, daß der Vater und Sohn, aus denen die Familie besteht, in sehr bescheidenen Verhältnissen leben. Herr Chapuis studirt und hat folglich noch nicht einmal am Anfang irgendeiner Laufbahn, von der er sich eine angemessene Stellung versprechen konnte. Man nimmt doch

Harry.

Mir Waſſer.

Nichols.

O, nicht doch! Der Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth.

Harry.

Laßt, guter Nichols. (Mit Nachdruck) Es kühlt beſſer.

Nichols.

Verſteh', verſteh', Ihr meint Euren innern Brand. Na, ich forſche nicht, Sir Harry. Als ich Euch auf des kleinen Gilbert — Wohl dem armen Kind, daß es bei ſeiner ärmeren Mutter iſt! — auf dem friſchen Hügel liegen ſah, mit erſtarrten Gliedern, das ſchöne ſchwarze Haar ganz weiß gereift vom Morgenthau und die vollen Locken über die blaſſen, für Eure Jugend viel zu blaſſen Wangen, hangen ſah, ich wußt' es wohl, daß Ihr Frieden ſucht, und redete Euch, den Unbekannten, traulich an. Ihr gingt mit, wie ein willenloſes Kind.

Jenny

(bringt zwei Krüge und Gläſer und ſetzt ſich wieder zur Arbeit).

Nichols.

Soll ich Euch ſagen, wovon ich weiß, daß Ihr was Vornehmes ſeid! Euer Rock, Euer Weſen, o ja,

nicht einen Mann, damit er einem durchbringen helfe, was man besitzt. Jeder genügt sich hierin selbst. Oder hast du sie vielleicht vergenommen, zu warten, bis der Student als Gleis bei einem Notar mit 2000 Francs jährlich angestellt wird, um dann mit ihm traulich in einem schwungen Viertel fünf oder sechs Treppen hoch zu wohnen? Denn wenn ich sie einerseits keinen Zwang auflegen will, kann mir doch andererseits nicht zugemutet werden, daß ich mein Vermögen, durch lange Arbeit und Anstrengung erworben, dem ersten besten armen Teufel an den Kopf werfe? Bedenke dich also und bedenke auch, daß man nicht in glücklichen Verhältnissen wie du geboren ist, um sie überall einem Roman aufzuopfern! Meinst du, was die Welt von dir denken, von dir sagen würde, wenn du dich dem Studenten vermählen? Genevière Langeais hat sich die Liebe eines Mannes für das Geld ihres Vaters gekauft. Denn wer weiß, wer kann etwas anderes voraussetzen, als daß der Student seinen Adel und sein Talent bei sie gesucht hat?

„Schämen Sie sich!“ rief Raymond, die Lippen knirschend und die Hände ballend. Der Gemmis nickte bejahend und fuhr fort:

„Du mußt du dich“, sagte mein Onkel zu seiner Tochter, nicht nur drückenden Unannehmlichkeiten, sondern auch dem Gespött und Gelächter preisgeben, wenn du bei deinem Verlag verharrst; heiratest du hingegen Herrn Morel, so hast du auch einen hübschen, gebildeten Mann, der aber zugleich ein großes Vermögen besitzt und aus gutem Hause ist; du wirst von deinen Freundinnen um die irdische Partie beneidet. Du erlangst eine Stellung, wie sie nur wenig Frauen haben. Du besuchst und empfängst eine Welt, welche dir anlagt; es gibt kein Vergnügen, das du dir nicht verschaffen kannst. Ich rede gar nicht von glänzender Equipage, von Logen, von all den verschwenderischen Herrlichkeiten — dein Salon, wenn du nur willst und es anzufangen weißt, wimmelt von Berühmtheiten und wetteifert mit den ersten Salons der Hauptstadt. Kurz, die Vermählung mit Herrn Morel läßt nichts zu wünschen übrig.

„Sie läßt zu wünschen übrig“, gab Ernestine zurück, „daß ich ihn liebe.“

„Warum heiratest du ihn nicht?“ meinte mein Onkel. „Nun habe ich alles gesagt; überlege nun wohl!“ setzte er hinzu und ging ab.

„Unter einem leicht gefundenen Vorwand trat ich in die Laube, in welcher Ernestine zurückgeblieben war.“

„Wie sah sie aus?“ fiel Raymond mit der größten Lebhaftigkeit ein.

„Um an meiner Rührung die Wirkung des soeben stattgefundenen Zwiegespräches genau zu beobachten, trat ich eben in das Zimmer“, versetzte der Gemmis. „Sie weinte. In einem Winkel des Sofas gedrückt, das Köpfchen auf die kleine weiße Hand gestützt, starrte sie vor sich hin. Nie habe ich ein schöneres, nie ein ergreifenderes Bild der Trauer gesehen! Obgleich die Scheidestunde meines Onkels längst alle Sentimentalität von mir genommen, konnte ich mich der Rührung kaum erwehren. Also doch etwas Herz!' dachte ich bei mir. Der verdammte Student — verzeihen Sie! — hat es alle vermocht, diesen Marmor zu erwärmen! Sie gewahrte mich gar nicht; sie sah mir sogar mich nicht einmal, so ganz und gar war sie ihren schmerzlichen Gedanken hingegeben, und ich betrachtete lange, ungestört die bezaubernde Erscheinung — meine ehemalige Rührung. Endlich blickte sie auf, trocknete mit einer raschen Bewegung ihre Tränen, grüßte mich und verließ das Gemach. So hatte ich Fräulein Langeais weder wie gesehen! Ich war im höchsten Grade erstaunt und ich muß bekennen, daß meine Rührung durch die Veränderung an ihr nichts verloren hatte.“

Raymond vermochte nicht länger auf seinem Platze zu bleiben; er stand auf und schritt einigemal rasch durch das Zimmer. Sein Seelenzustand war qualvoll, kaum zu ertragen. Der Gedanke, von Ernestinen geliebt zu werden, wie die angeführten Zeichen so deutlich bewiesen, und doch wieder die Angst, diese Beweise widerlegt, enthüllt zu sehen, drängte nach entgegengesetzter Richtung den anschwellenden Strom seiner Gefühle. In diesen Wirbel wurden seine Erkenntnis, sein Urteil, sein Wille, sein Beschluß ohne Widerstand hineingerissen.

Der Gemmis konnte diesmal nicht lächeln, als er den Studenten anblickte und ihm in seinen Bewegungen folgte. Der Anblick machte ihm vielmehr bange. Er sagte nichts, aber er dachte bei sich: Der übertreibt es!'

Bald jedoch hatte Raymond einige Fassung gewonnen; er nahm wieder seinen Platz ein und drängte seinen Gast zum Weitererzählen.

„Sie scheinen von der Szene gar zu sehr ergriffen!“ meinte der Gemmis.

„Achten Sie nicht weiter auf meine veränder-

…brende Erregung. „Herr Schrey!“ hat der Sin… …at und der Gemmis hat in seinem Pe… …ht hat:

„Der Tag nach einem Festgenossen… …ereignis hatte in dem Hause des Herrn Langleis … kleines Familienfest hätte, in welchem auch … meiner Eigenschaft als Verwandter meines … hierherein der Aufforderung würdig erachtet worden … haben zu werden. Ein großes Glück wurde ge… …ben, an welchem alle möglichen Onkel, Tanten, …chwäger, Neffen und Nichten der Familie …ngleis sowie Herr Mensel mit seiner Sippschaft …eilnahmen. Und wie hoch ist meine Ruhme? …nabelent, ereignet, eine lachende Stimme, heiterer …eisprache auf den Lippen, in ihren Blicken die …ewunderung vom Neid, die Glückwünsche der …reundschaft und die Bezeigungen von Sympathie …it gewohnter Artigkeit entgegennehmend. …ann die Familienfeier galt nichts anderem als …r Verherrlichung meiner Ruhme mit ihrem Pferd. …e wollten es bloß, Herr Chagnis, daß Sie mich …ier erschrecken“, sagt der Gemmis, seine Erzäh… …ng unterbrechend.

„Es ist nichts“, erwiderte mit großer Bestre… …ung Raymonds, „nur weiter, nur weiter, ich …ir!“

„Der Abend Geschehnis“, fuhr der Gemmis …rt, „war von tadellosem Geschmack. Es lag …emanden, sie unterhielt sich und war liebens… …ürdig mit aller Welt. Sogar mit mir, dem …ervorragendsten der Gäste Langleis. Wie …efällt Ihnen Herr Mensel?“ fragte sie mich. …Zum der Berechnung meines Onkels, gab ich …e Antwort, ob er um viele Prozente mehr wert …s Herr Chagnis.

„Sie errötete und kehrte mir den Rücken …en ganzen übrigen Abend hat sie nicht mehr …it mir gesprochen. Der Verkehr Gemmis ist …m täglich ins Haus und ich habe meine …ahme nie anders als vergnügt und lustig ge… …unden, auf Spaziergängen, Theater, Bälle und …enige Unterhaltungen bedacht. Von den Ehr… …n, die sie der geeigneten Liebe erweist hat auch …cht eine Spur.“

„Ist das möglich?“ rief Raymond, und er …ickte dabei zweifelnd und zugleich protestierend dem …emmis ins Gesicht.

„Möglich?“ entgegnete dieser, ohne sich durch …e beleidigende Miene aus seiner Ruhe bringen zu …assen. „Sie können sich davon leicht überzeugen …m 21. werden die Hochzeiten mit der …ardel und Negel gegeben, wir haben heute den 15., in acht Tagen also geht das glückliche …aar in die Große Oper. Sie kennen die Loge …es Herrn Langleis. Kaufen Sie sich im Theater …en und beobachten Sie! Wenn Sie in dem Ge… …ühl meiner Nähe einen Schatten von Verlet… …gkeit entdecken, wenn Sie an ihr einen …ug wahrnehmen, der ein Opfer kennzeichnet, …ann will ich mir selber nimmer glauben und …ir meines Lebens Pillen tragen zum Lohne …einer Kurzsichtigkeit! Sie kennen die Weiber… …eng, Herr Chagnis, und an übermenschen …eine Mühen, die der Mutter Natur in der Kunst, …Paradoxie zu verüben, kann Unverstand reiben …nnen.“ Sah er von oben meinen Onkel …ie ein Hagestolz in der Ferne grollen und …ill nun gehen, um meine Pferde wiederzukäuen. …Ich kam noch Herr Chagnis, um zu sehen, wie …ie sich befinden und um Sie aber für Tage der …Lage aufzuklären, damit Sie in gut weiten …nd unten, wie glücklich Fräulein Langleis …ierungen macht, welche sie lieben. Gefallen Sie …ich wohl? Ihr Diener, Herr Chagnis!“ Bei …en letzten Worten verneigte sich der Gemmis …ast ging einen Schritt der weißen Tür in …em Recht und dem Herrn die Einladung zu …intreten.

VI Theatervorstellung

Der einzige Wunsch des Raymond in jenen …ugenblicken, war der, um 7 ins Theater zu gehen, …m zu sehen, wie Gemmis mit seiner Zeit auf …ie Wahrheit des Vorgegangenen kommen, wie er …ich dem Benehmen seiner Unterhaltung hingeben …ürde und um die ganze Tragweite seines Anblicks …u wissen. Wie nach einer inneren Genugtuung …erlangte er den nach seiner Ankleidung noch …ehn, zum Haus.

Kaum nachdem ihn der Diener Gemmis ver… …assen hatte, begab er sich zu seinem Vater, dem …r für manchen unfreundlichen Gedanken, der …ie seinen Verwandte, deren Gesellschaft nun erwar… …en war, innerlich Abbitte tat. Er berichtete ihm, was ihm soeben mitgeteilt worden war, …nd auch von seinem Entschluß sprach er, um 7 …n die Große Oper zu gehen.

Der alte Graf hatte die Erzählung in der …emand, der Bekanntes oder wenigstens Voraus… …gesehenes vernimmt. Kein Laut, keine Bewegung …erriet auch nur die geringste Überraschung. …Gut als die Mitteilung in Gang war, sagte …r mit dem Ausdruck der Verachtung: „Er …and sie!“

Und gegen das Verbieten, ins Theater zu gehen, machte er die Bemerkung:

„Du suchst die Tugend auf, mein Sohn, wie ein anderer das Glück. Wozu das?“

„Halten Sie den Gewinn für nichts“, entgegnete Raymond mit Bitterkeit, „es lohnhaftig vor sich zu haben, wie ein Weib, das ihnen großen Liebe bekennt, heute über Liebe dem Weltbrüderten philosophiert, lächelt, mitspielt? Ihr Verachtung eines solchen Weinerwerks ist unbegreiflich!“

Der alte Graf schüttelte traurig das Haupt und ließ die Unterredung fallen.

Während der acht Tage bis zu der von Raymond mit Ungeduld erwarteten Theatervorstellung gab sich der Graf von Senneville alle erdenkliche Mühe, seinen Sohn zu zerstreuen. Er überlegte über einen Schlüssel zu einem Kasten, in welchem sich Geld befand, das er mit den Worten zu seiner Verfügung stellte: „Nun weiß du, wer du bist und wenn deinem Range gemäß auftreten.“ Raymond lachte.

Der Vater setzte ihm darauf sein Heil an der Tür des Allerheiligsten und beriet mit ihm die Einrichtung seiner Wohnung, er lief ihm die Möbel der Maler, von den Möbeln die verschiedenen Stoffe wählen, dann zog er seine Kenntnis und seinen Geschmack bei dem Ankauf von Kutschen und Reitpferden zu Rate, mancherlei Einkäufe, wie von Spiegeln und Uhren, von Gemäldchaften, von Bildern und andern Verzierungen der Wohnung ließ er ihn sogar allein besorgen, um ihn zu beschäftigen und den quälenden Gedanken zu entfernen. Er gab ihm Anweisungen über die neue Welt, welcher er angehörte, und in die er so nun eintreten, wenn sie sich nur von Standesgemäß eingerichtet haben würden; er schilderte ihm seine Verwandten, Freunde und Bekannten, wie sie ihm vor vielen Jahren erschienen waren, und gebrauchte seine Augen vor Täuschungen, welche die Lange Zeit der Trennung unter ihnen angerichtet haben würde, und endlich Raymond selbst von Vermutungen seines Vaters entgegnen kam, selbst bereits war, seine Gedanken von der gewachten kurzen Erfahrung abzulenken, er blieb von seinen Plänen hingenommen und beherrscht. Was er auch unternahm, womit er sich auch beschäftigte, nichts hatte Interesse für ihn als sein eigenes Mißgeschick. Nichts wurde ihm schmerzlicher als ein schweres Leid.

Am 22. um 7½ Uhr wartete Raymond, mit einem Freunde verabredet, im Café Tivoli, der großen Oper gegenüber, auf seinen Freund und Studiengenossen Alfred Lermelet, mit welchem er eine Zusammenkunft an diesem Ort verabredet hatte und der seine ganze Liebesgeschichte kannte.

Durch die vier Zugänge, welche in die Rue Lepelletier führen, durch die Passagen, welche von einer andern Seite mit dem Schauspielhause in Verbindung stehen, drängte die Menge zu Wagen und zu Fuß dem Fest für Auge und Ohr zu. In dem gedachten Kaffehause herrschte Bewegung und Gedränge wie in einem Bienenkorbe. Künstler aller Art, Schriftsteller höhern und niedern Ranges, Liebhaber und Kritiker schwärmten aus und ein, das Bewußtsein einer richterlichen Hoheit zur Schau tragend, mit einer Wichtigkeit die Vorgänge hinter und vor den Coulissen besprechend, als wären es Weltbegebenheiten, für und wider den einen oder den andern Tenor eifernd, als handelte es sich um eine Glaubenssache.

Von all dem Treiben und Reden um ihn her sah und hörte Raymond kaum etwas. Sein Auge und seine Seele hingen an dem Theatereingange, an welchen die Wagen voll geputzter Männer und Frauen heranrollten und welchem der Menschenstrom zuströmte. So kam ihn Alfred, welcher sich rechtzeitig einstellte.

Als dieser die Pläne und das verstörte Wesen des Freundes gewahrte, sagte er zu ihm:

„Wäre es nicht vernünftiger, mein lieber Raymond, du gingest dem Mädchen aus dem Wege, statt einen Anblick aufzusuchen, der dir das Herz zerreißen muß?“

„Wenn sie aber dennoch das Opfer eines tyrannischen Willens wäre?“ entgegnete Raymond.

„Nun?“

„Dann wäre alles gut.“

„Alles gut? Hättest du die Mittel, diesen Willen zu brechen?“

„Ach, ich bin so erstaunt, daß ich dir das Wichtigste zu sagen vergaß! Mein Vater hat aus einem besondern Grunde seinen Stand verheimlicht. Er ist nicht Herr Chapuis, sondern der Graf von Senneville, und so reich, als es der habsüchtige Bankier für seine Tochter wünschen mag.“

Alfred machte große Augen.

„Dann freilich!“ sagte er gedehnt wie jemand, der nachdenkt, während er spricht.

„Wie aber“, fuhr er fort, „wenn das Fräulein ungezwungen dem andern den Vorzug gegeben, was willst du dann thun?“

„Ich weiß es nicht!“ versetzte Raymond mit gepreßter Stimme.

Die beiden Studenten verließen das Kaffeehaus und begaben sich ins Theater. Die Loge, welche Raymond gemietet hatte, befand sich im Erdgeschoß, vor der den Herren Lanskis gegenüber, welche sich im ersten Rang alle beide befand. Raymond nahm seinen Platz im Hintergrund der Loge ein, Albert setzte sich vorn an, und zwar so, daß er den Fremden gänzlich verdeckte. Ohne dem Theaterstaat, dem zahlreichen Publikum auch nur vorübergehend einen Blick zu gönnen, sah Raymond nach der Loge des Pankiers empor; sie war nicht mehr leer, ein junger blonder Mann nahm einen Platz in derselben ein. Raymond vermutete, daß es sein Nebenbuhler sei, und nachdem er ihn durch das Theaterperspektiv eine Weile gemustert hatte, sagte er zu dem Grafen, der ebenfalls nach der Loge des Pankiers empor gesehen, mit dem Ausdruck der Langeweile:

„Ein hübscher Mann!"

„Wer?" fragte Albert.

„In der linken Loge des ersten Ranges."

„In welcher?"

„Ich denke!" entgegnete Raymond, den Mann in der gegenüber befindlichen Loge aufs neue mit dem Glase musternd.

„Er gefällt dir wahrscheinlich besser als ich", sagte er nach einem kurzen Stillschweigen her.

„Wenn von so ist", bemerkte Albert, „kann ihr morgen ein dritter, übermorgen ein vierter und so weiter besser gefallen."

Auf diese Bemerkung antwortete Raymond nichts mehr, sondern sahe her, sein Glas auf seine ganze Aufmerksamkeit die Loge immerwährend, wo die Aufführung des Schauspiels bemerkt, welches ihn in das Theater gezogen.

Wie ich dies wol denken kann, verfolgte der Mann, welcher Gegenstand der Betrachtung und der Bemerkung der mögen heute war, vollkommen die Bezeichnung, mit welcher ihn Raymond betrachtet. Allerdings hatte er doch kein unangenehmes Aussehen. Die dichten Haare, wohlgepflegt und kurz geschnitten, saßen verschönert die klare, kalorische Stirn ein; die Gesichtsfarbe, einförmig, matt, ohne auch nur einen Anflug von dem Rot, welches gewissen Gesichtern ein mehr sanftes Gepräge verleiht, erhebte den Glanz der großen blauen Augen, die frei und verständig unter den dichten Augenbrauen von einem tiefen Blau als die Haare hervorblickten; die Nase war zwar fein gezeichnet, aber doch genug stark hervortretend, um nicht den Ausdruck der Züge zu schwächen. Ein weißer, von Jasmin gebaut

einer Post, etwas ins Rötliche spielend, schmiegte sich weich um Oberlippe, Kinn und Wangen. Man mochte dem Mann achtundzwanzig Jahre geben. Er war im schwarzen Frack, wie der Ort und die Gelegenheit es forderten. Seine Haltung verriet einen Mann von Welt. Kurz er unterschied sich von allen übrigen Anwesenden durch den vornehmen Nebenbuhler vermutete.

Die Ouverture hatte bereits begonnen, als der Bankierssohn, von seinen Gesellschaftern begleitet, in die Loge trat. Der junge Mann, welchen sie erwartet hatte, stand auf und schob die Stuhl reichen, vermöge es sich gemacht, darauf nahm er ihnen mit Zuvorkommenheit Mantel und Hut ab, sie er anbing, und alle drei nahmen Platz, er in der Mitte zwischen den beiden Damen. Solange die Ouverture dauerte, flüsterten die Verliebten miteinander und schienen weder auf die Musik noch auf die Leute in dem geräumigen Saal zu achten.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Brasilianische Zustände und Ansichten.

Von Robert Waldmüller.

III.

Die englische Regierung hat es viel zu wenig widrigen Dinge zu thun, um den großen Menschenraub anders als etwa in höflichen Notenhalten zu hemmen. Sie reklamirt von Zeit zu Zeit, und zwar so oft andere Dinge zwischen England und Brasilien nicht glatt genug abgehen zu wollen scheinen. Ohne Zweifel ist es ihr indessen ganz erwünscht, dies Mittel zu Verfügungen für die kaiserliche Regierung immer noch in passender Verwendung im Hinterhalt zu haben.

Wie werden in Kürze sehen, die kaiserliche Regierung auf einem andern Wege niederschlagen. Folgen wir hier nur wenige Worte, wenn man will, zu ihrer — Rechtfertigung dazu. Man that in der That unrecht, sie der Treulosigkeit, der Leppelungigkeit, der Unzuverlässigkeit in solchem Sinne zu ziehen, wie man etwa einem gewissen Menschen solche Unsanftheiten verbitten würde. Wenn ich in einem Zustande der Unsittlichkeit leben muß, so kann ich den Anspruch machen, daß man die Gründe für das von mir Verwerfliche nach den Umständen, unter denen ich bin, beurteile. Wie das Christlich Gesetz täglich als Thor behandelt wird, wenn seine

Norma der Bildung einführen, das nur auf der Höhe menschlicher Cultur bestehen kann. „Nicht Philipp von Macedonien hat Hellas gefnechtet", wandte die Hellenin mit Recht, „sondern die Sklavenarbeit jenen unnatürlichen Zustand, als in Athen auf [illegible] Bürger nicht weniger als [illegible] Schutzgenossen und [illegible] Sklaven kamen."

„Eine brasilianische Hazienda", sagt über den nur allzu früh verstorbenen französischen Reisenden Charles Ribeyrolles, „eine brasilianische Pflanzung alter Art ist ein Ort, an dem der Missbrauch des Menschen thront, eine Stätte physischer und moralischer Entwürdigung, eine Pflanzschule der Unsittlichkeit. Und eine solche Hazienda ist ganz Brasilien."

Wir wissen, um auch diesen Milderungsgrund nicht unberücksichtigt zu lassen —, dass die Verhältnisse brasilianischer Zustände solchen Widerspruch gegenüber sich unter dem Nachweis zu verbergen pflegen, die Sklaverei sei eben doch wesentlich nur im Norden Brasiliens zu suchen, der südliche Süden des Reichs könne nicht nach dem nämlichen Maße gemessen werden. Hier sind [illegible] im Irrthum unter. Die Bevölkerung der Provinz Rio Grande, um nur ein Beispiel anzuführen, wird auf [illegible] Seelen berechnet; davon sind [illegible] Sklaven und [illegible] freie Neger, also beide in der südlichsten Provinz, wo kein tropischer Ackerbau betrieben wird, befindet sich fast ein Drittheil Schwarze und mehr als ein Viertheil Sklaven.

Aber selbst jenen irrigen Einwand für richtig angenommen, immer noch wäre die Antwort leicht genug. Besteht denn nach dem Gesetz das Institut der Sklaverei nicht gerade so gut hier wie dort? Ist der Sklave, der aus dem Norden Brasiliens nach dem Süden kommt, nicht hier wie dort Sklave? Ist der Senat des Reichs nicht vermöge aus Sklavenbesitzern zusammengesetzt? Sind die Kammern nicht die Vertreter dieser nämlichen Menschenklasse? Bilden sie nicht den kaiserlichen Hofstaat? Sind sie nicht die Mächtigen im Lande? Bedarf es mehr als des einfachen Schlussverfahrens, um den Satz festzustellen, dass wo vier Millionen Schwarze unter der Gunst von fast einer Million Weißer gehalten werden, denen noch mehr als zwei Millionen lediger Proletarier oder wenigstens Besitzloser gegenüberstehen, das da jene Minorität von freien Weißen in der That die Macht in Händen halten muss — denn würde sie zu lange verschlungen werden von

Die spitzfindige Unterscheidung von diesem oder jenem Theil eines Reichs, dessen Verwaltung doch nothwendig der Gesammtausdruck seiner guten oder schlimmen Institutionen ist, hat daher gerade so wenig wirklichen Inhalt als das ärmliche Hindeuten auf die guten Absichten eines Kaisers, der sein Land doch bereits seit der Dauer von zwei Ministerien der Hut feudaler Interessen vertraut hat.

Und also, um zu schließen: Wenn man unsern Auswanderern den Süden Brasiliens empfehlen will, während man dem Norden die Rolle des Pergelknaben zuschieben möchte, so entgegnen wir, der Becher Wein, in dem sich Gift befindet, ist vergiftet durch und durch, gleichviel, auf welcher Seite des Bechers das Gift seinen Schwerpunkt hat. Und weiter: Der Staat Brasilien ist in Wahrheit ein Giftbecher, und wir Deutschen sollen uns zweimal bedenken, ehe wir die Lippen daranlegen.

Wir haben in den vorausgeschickten Zusammenstellungen den gegen südamerikanischen Sklavenraub als solchen ins Auge gefasst. Wir haben daran erinnert, dass die Sklaveneinfuhr zwar seit etwas über zehn Jahren thatsächlich, wenn auch nur mittels Zwangsmaßregeln Englands, aufgehoben worden ist, dass aber noch wie vor Sklaverei die Grundbasis aller brasilianischen Production bildet.

Sehen wir nun den wenigstens Gleichlautern, welche uns in ihren schwulstigen Gebiets- und Gesandtennamen so oft in der Tagespresse begegnen, etwas näher unter den breiten Pflanzerhut. Wo sind die Sklavenhändler geblieben, die vor wenigen Jahrzehnten noch in unsern Seehäfen so manches wohlrenommirte Absetzgeschäft zur Anwerbung von verkappten Sklavenlieferern zu vertreten wussten? Wo sind die kaiserlichen Beamten hingerathen, welche zwanzig Jahre lang bestissen waren, dieser Contrebande hülfreiche Hand zu leisten? Was wurde aus den Ministern, unter denen jene Umgebung des Sklavenschmuggelverkehrs sich so ohne Bedenken von einem Portefeuille Besitzen auf den andern verirrte? Was aus der ganzen vornehmen brasilianischen Gesellschaft, die bis zum Jahre 1850 unbekümmert und als völlig selbstverständlich sich als die narkotische Blüte des auf den Negerstamm gepfropften Portugiesenthums gegeben und gefühlt hatte und die seitdem ihre unbefangene Pflanzerseligkeit hinter die europäische Phrasengewandtheit

der jetzt auf ihnen werthgewordenen Constructionen zu suchten wußte?

Man sagt, es lohne sich nicht die Mühe, einen Neger weißwaschen zu wollen. Wir glauben, auch das Weißwaschen eines Sklavenhalters darf als ziemlich vergebliche Arbeit angesehen werden. Obwohl schwarz wie die von Millionen brasilianischer Sklaven geblieben hat, obgleich man sie dem Auge des 19. Jahrhunderts beinahe zu entrücken gewußt hat, ebenso bedeckt von den Hauptpathen ihres Ursprungs: vom Sklavenhandel, Sklavenmißbrauch, Sklavenhinrichten, ist die brasilianische Gesellschaft geblieben. Sie konnte selbst kaum schwerlich schon jetzt eine andere gewesen sein, wenn mit dem Verbot der Sklavenzufuhr eine Freierklärung der im Lande befindlichen vier Millionen zum Gesetz erhoben worden wäre. Es hiervon niemals die Rede gewesen ist, daß die Natur der Sklaverei vielmehr noch wie vor ganz in der alten Weise besteht, so wäre eine thatsächliche Neugeburt der als sündlich gelenden Brasilianer in der That etwas völlig Unverständliches; und wenn wir der brasilianischen Regierung alle im Verlauf unserer Darstellung einen andern Rathschlag zuweisen als den ihr vielleicht wünschenswerthen, so glauben wir wenigstens zugleich deutlich genug bereits zu haben, daß sie eben als Regierung eines Sklavenstaats nicht wohl anders, d. h. gütiger, sein kann.

Nehmen wir hier sogleich noch einen Stein aus dem Wege, den die brasilianischen Gelehrten der Gegenwart zu unterbreiten malen — wir vermuthen zu ihrer Ehre aus Pietät gegen den heimathlichen Boden ihres Vaterlandes — auf die portugiesischen Stammväter Brasiliens geworfen haben. Die jetzige Sklavenwirthschaft ist keineswegs, wie sie immer von neuem einwenden, eine Erbschaft aus der Zeit der Abhängigkeit von Portugal. Die mauritanische Sklaverei wurde vielmehr erst durch den Katholicismus hervorgerufen. Dieser ist aber in seiner geistigen Ausbreitung ein Kulturprinzip weltgeschichtlicher Art. In den portugiesischen Kolonien hat derselbe gerade, die Sklaverei seit sechzehn Jahren aufgehoben.

Wir wollen aber, um die brasilianische Gesellschaft nicht einzig aus der Misere ihres Daseins zu construiren, den Grundsatz näher beachten, den wir auf Reisende und landeskundige Autoritäten hervorzubringen pflegen. Einer Frau, der unser berühmtester Reisender und Naturforscher, Alexander von Humboldt, eine ungewöhnliche Vertrautheit im Verstehen von fremden Ländern und Leuten zuerkannte, die verstorbene Frau Ida Pfeiffer, sagt in ihrer letzten Weise: „Unsittlichkeit in keineswegs allgemein in Brasilien; eine der Ursachen hiervon liegt in der Erziehungsweise der Kinder. Von ihrer ersten Jugend an werden diese ausgestattet von Schwarzen übergeben. Die Negerinnen sind ihre Säugammen, ihre Begleiterinnen überall und ihre Aufseherinnen, und oft habe ich Mädchen von acht bis zehn Jahren von jungen Negerburschen begleitet nach der Schule gehen sehen. Da nun die Sinnlichkeit der Neger zu bekannt ist, so kann man sich gar nicht wundern über die berüchtigte allgemeine Unsittlichkeit. Nirgendwo anders in der Welt habe ich so viel Kinder mit Greisen, abgefallenen Geschöpfen gleichen als in den Straßen Rio's. Eine zweite Ursache der Unsittlichkeit in ehe [illegible] ist Mangel an Religion; denn trotz der unnützigen Kirchenfeste, welche nur der Zerstreuung halber besucht werden, ist ein wahres religiöses Gefühl gar nicht vorhanden. Der Neger", fährt sie fort, indem sie sich auf die Lösung in der Weise der ehemaligen italienischen Prinzessin von Monte-pulciano verschiedene Todtschläge braucht, „der Neger sagt oft die That durch seinen Sklaven vollbringen. Es wurden mir in die nächste Nähe gezogen, welche entweder selbst eine Mordthat verübten oder Mitwisser eines Mordes, andere mehrere begangen hatten und ruhig frei umhergingen, ja sogar sogar in der Gesellschaft hatten."

Wir werden diese letzte Seite Brasiliens bei dem Kapitel über die Nachfolge wieder verlassen und halten hier, wenn Sinn oder Unsinn daraus abzuleiten ist, die religiöse Seite des Themas fest. Sehr ausführliches Material haben die Amerikaner Kidder und Fletcher über diesen Gegenstand zusammengetragen. Ihre Daten weichen übrigens an Ort und Stelle voneinander ab.

„Auf eine Bevölkerung von sieben Millionen", sagt Dr. Kidder zusammen, „kommen nur sechs Geistliche, und unter diesen in eine sehr große Zahl solcher, welche wie Kirchendiener verachtet sind. Die Unwissenheit und Trägheit der meisten Geistlichen", fährt er fort, „ist geradezu unglaublich. Das Schlimmste aber ist die fast allgemeine Sittenlosigkeit, welche durch die ganze Länge und Breite des Landes unter den Geistlichen herrscht. In seinem Jahresbericht muß der [illegible] mehrere traurige Fälle [illegible]. Der Bischof, der berühmte Reisende, welcher ganz Brasilien

[illegible] Jahre lang [illegible] [illegible] [illegible]

Aus einer venetianischen Chronik.

Nacherzählt von Wilhelm Hertz.

Zur Zeit der alten Republik lebte in Venedig ein reicher und angesehener Bürger mit Namen Fabrizio. Er war ein Mann von Geistesgaben aller Art gepriesen und hoch wegen seiner Klugheit und seiner Tüchtigkeit beim Senat, der ihn zu den wichtigsten Staatsangelegenheiten zum Gesandten erwählte, in hohem Ansehen. Mit seiner Gemahlin, die er außerordentlich liebte, hatte er in glücklicher Ehe. Nur Eins fehlte noch, um sein irdisches Glück vollständig zu machen: seine hohe Ehe war nach Verlauf von sechs Jahren noch mit keinem Nachkommen gesegnet, der die Freude und Hoffnung seiner Tage und der glückliche Erbe aller seiner Reichthümer hätte sein können. Das erfüllte ihn oft mit tiefem Mißmuth und verbarb ihm den Genuß seines Glücks. Doch der Himmel, zu dem er oft in demüthigem Gebet flehte, erfüllte endlich den sehnsüchtigsten Wunsch seines Herzens und gewährte ihm die dem Vaterherzen so wohlthuende Freude, einen gesunden und starken jungen Sohn auf seinem Schooß wiegen zu können. Viel Leben hat es Mutter viele Aerzte in solchem Maße entfaltet wie Fabrizio. Er nannte seinen Sohn Silvio und wollte an dem Tage, da er getauft ward, ein großes Freudenfest für seine Verwandten und Freunde an. Der Knabe wuchs, gedieh und blühte, ausgestattet von der Natur mit Schönheit des Körpers, mit Anmuth und Fähigkeiten des Geistes, geleitet durch eine sorgfältige Erziehung, zu einem schönen und hoffnungsvollen Jüngling heran, der von Jedermann geliebt und geehrt wurde.

Die Republik hatte damals einige Angelegenheiten von Bedeutung auf Negroponte abzumachen und nahm hierzu die Dienste Fabrizio's in Anspruch. Da dieser wünschte, daß sein Sohn Silvio sich schon früh mit Staatsgeschäften bekannt mache, um seinem Vaterland dereinstens gleiche Dienste leisten zu können wie er, so nahm er ihn trotz der Bitten der besorgten Mutter mit sich. Sie kamen beide glücklich auf Negroponte an. Die Angelegenheiten, welche Fabrizio daselbst ordnen sollte, konnten nicht so bald geschlichtet werden, als er gehofft hatte. Doch waren sie endlich so weit gediehen, daß man noch die nahe Ankunft eines Jahr hindurch den Abreisenden ihren völligen Abschied verweigernden Nordwinds unthätig, seine Fabrizio in der Stadt Negroponte viel von einem brennenden Durst, Hunger und Mangel leiden, welcher sie durch Nahe als Gefangene hielt. Da er nun gern gewußt hätte, welches Geschick der seinen besonders lieben Sohn noch im Schooß der Zukunft ruhe und ob ihm sein Genius noch ein glückliches Leben verspräche, so erbat er sich von jenem Wahrsager die Gunst, diesen befragen zu dürfen. Vater und Sohn machten sich daher in dem Gewande armer Leute auf den Weg. Dieser wohnte in einer Höhle am Fuße eines hohen Berges. Nachdem sie einstmal an die Thür geklopft, welche den engen Zugang der Höhle verschloß, öffnete sich plötzlich von innen und es trat ihnen ein Mann von hohem Alter und ehrwürdigem Aussehen entgegen, bekleidet mit einem langen auf dem Boden nachschleppenden Gewand und den weißen Körper auf einen Stab gelehnt. Er schien ihnen den Grund ihres Kommens zu errathen, hieß sie freundlich willkommen und führte sie in das Innere der Höhle, die von einer Lampe spärlich erleuchtet wurde und deren Wände mit einer großen Menge von Büchern in der verschiedensten Ordnung bedeckt waren. Der Alte lud sie mit einem Wink zum Sitzen auf einer Holzbank ein, und als Fabrizio mit schmeichelhaften Worten den großen Ruf des hochgelehrten Mannes gepriesen, der auch in ihm gelungen, und ihm eröffnet hatte, was sie in seine Einsamkeit geführt, erwiderte er, daß es ihm wenig Mühe kosten würde, ihm seine Frage zu beantworten. Zunächst erkundigte er sich nach der Herkunft, nach Tag und Stunde der Geburt des Jünglings, und nachdem er hierauf eine Weile in seinen Büchern gelesen und gelesen, sprach er zu seinen mit Spannung der langen Erwartung harrenden Gästen: „Meine Wissenschaft hat es mir offenbart, daß diesem Jünglinge in den Sternen ein günstiges Schicksal geschrieben steht. Er wird noch zu einer hohen Würde gelangen, die es mir nicht erlaubt, in euch zu nennen, bevor du, Fabrizio, das Glück dich ihm zu Füßen demüthigen, ja ihm eine Art Anbetung zollen, wie es mit Rücksicht auf seinen Stand gestatten muß. Das kann ich euch gewiß versichern!“ Nach diesen Ausspruche verabschiedeten sich Vater und Sohn von dem Einsiedler und verließen die Höhle. War der Sohn hocherfreut über das ihm prophezeite Glück seiner Zukunft, so war es um so weniger der Fall bei dem Vater, dem die demüthige Unterwerfung unter seinen eigenen Sohn wenig angenehm war. In Gedanken versunken und ohne ein Wort zu reden, ging er daher neben seinem Sohne, der aber seine schlimme Wirkung der Prophezeiung

auf seinen Vater freudig erwartet war, nach der Stadt zurück.

In kurzem hatte Fabrizio die ihm aufgetragenen Geschäfte besorgt und theilte sich mit seinem Sohne ein, um in die Heimat zurückzukehren. Seit dem Besuch bei dem Magier hatte er Silvio kein freundliches Gesicht gesehen. Tag und Nacht sann der ehrsüchtige Gebieter, in seinem Herzen, den sein eigener Sohn bezwang, wie er seine Diener zwang, ihm nachzudenken, alles Lebensmuth, alle Persönlichkeit und alles Gefühl raubte, wurde er endlich als empörte Mienen seiner Peinigung von den beiden Lämmern, die in seinem Hause zu spielen pflegten, so sehr durchbebt, seinen eigenen Sohn zu ermorden. Seinem schrecklichen Vorhaben schien ihm bald die günstige Gelegenheit bieten. Es erhob sich ein furchtbarer Sturm auf dem Meere, daß die Matrosen anhängen, Segel um den Mast zu tragen. Der Wind heulte zum Verderben, hochgehobe Wellen warfen das erschreckte Fahrzeug bald von dem Gewicht auf Abgründe der Tiefsee auf und nieder, die Planken krachten und verklagten und die Matrosen gerangen bereits um ihr Leben. In verstummte wollen in der Verzweiflung auf der Angst unter der Schiffsmannschaft der unnatürliche Vater diese glückliche Gelegenheit wahr, umfaßte mit Hülfe seines Knechts den Wanderer seines Plans, seinen Sohn auf schleuderte ihn in die tobende Flut hinab, dem Schiffbruche sich er in, er sei unvermeidlich umkommen, wenn nur verklagt kann um ihn mit seinem Verräther hinter erheuchelten Schmerz. In der gegenwärtigen Lage konnte man sich um den ertrunkenen Jüngling nicht bekümmern, noch viel weniger ihm helfen, und so wandte das Schiff weiter. In derselben Zeit hatte aber ein anderes Schiff, das sich gleichfalls in Sturmesnoth befand, seine Waare über Bord geworfen, und einige Meilen davon nahm ganz Sicilia unter, wo Silvio in das Meer gefallen. Der kräftige und im Schwimmen erfahrene Jüngling bot im Angesicht des Todes, obwohl ihn in dem wüthenden Sturme gepeinigten Wogenschwall das Schwimmen sehr schwer machte, alle seine Kräfte auf und bemerkte nach jenen Kisten hin, und nachdem er eine ganze Zeit lang mit der Gewalt der Wogen gerungen, gelang es ihm auch endlich, eine derselben glücklich zu erreichen und sich daran festzuhalten. Auf dieser Kiste konnte er dem Ungestüm der Winde und der Wellen noch eine Weile widerstehen, bis der gütige Himmel, der seinen Menschen verläßt, sich seiner erbarmte und die kämpfenden Winde und empörten Wellen allmählich zur Ruhe brachte.

Bald darauf sah auch ein Schiff an ihm vorüber. Die Seeleute erblickten den Armen, wie er sich an seine Kiste festklammert hielt, ein tiefes Mitleid rührte ihre Herzen über das junge, schöne Leben, das so nahe daran war, auf ewig in den tiefen Abgrund des Meeres begraben zu werden, und sie tauften ein Boot nach ihm aus und zogen ihn zu sich ins Schiff empor. Hier erquickten sie ihn, legten ihn in ein Bett und nach Verlauf von zwei Tagen hatte sich sein von der Todesangst und der Anstrengung gänzlich erschöpfter Körper einigermaßen wieder erholt. Nur eine tiefe Traurigkeit über die arge, ihm unerklärliche Grausamkeit seines Vaters war in der Seele des Jünglings zurückgeblieben. Doch verschwieg er der Schiffsmannschaft den Vorfall und gab sich, da er die deutsche Sprache geläufig sprechen konnte, für einen deutschen Kaufmann aus, der, von der Insel Gambia kommend, mit seinem Fahrzeuge gescheitert sei, von dessen Mannschaft er sich allein auf dieser Kiste gerettet habe, welche einen Theil seiner nicht unbeträchtlichen Waare enthalte, die nun insgesammt ein Raub des Meeres geworden. Der Kapitän bedauerte den Jüngling, suchte ihn auf alle Weise zu trösten und sagte ihm, daß sie alle Sicilianer seien und sein Schiff auf der Rückfahrt nach Sicilien begriffen sei. Niemand konnte froher sein als Silvio über diese Mittheilung und er dankte dem Himmel in der Stille seines Herzens, der ihn nicht nur gnädig vom Tode aus den Fluten errettet, sondern ihn jetzt auch seinen Landsleuten und nicht ungläubigen Kerkern in die Hände geführt.

Mit günstigem Wind und Wetter lief das Schiff in den Hafen von Messina ein. Silvio hatte sich unterwegs mit dem Steuermann in das Schiff befreundet, der an dem anmuthigen und sittlichen Jüngling alsbald Gefallen gefunden und ihn jetzt, da er in Messina seinen Wohnsitz hatte, als Gast in sein Haus nahm. Der Jüngling, so schien von Anfang und Gehalt, fand in der Familie des Steuermanns, namentlich bei der Frau und den Töchtern, eine freundliche Aufnahme und aufmerksame Bewirthung. Auch jenen Kasten, der im Meere sein Leben gerettet und den er zum ewigen Andenken aufzubewahren gedachte, hatte er mitgenommen. Bisjetzt hatte er noch nicht Zeit und Gelegenheit gehabt, ihn zu öffnen;

...e Tage, da er sich allein in Venedig befand, ihm er die Gelegenheit wahrnahm und übung ...m Hammer des Lebens auf. Einige ...erhalten noch den eigentlichen Inhalt, ...e er diese hinweggenommen, habe Silvio ...nnen und Schrift zurück über den Rand ...ch jetzt seinen Augen bot. Trotz der ...Zahl der großen Güter war aber auch ...gefüllt mit einer unermeßlichen Menge ...Edelsteine und orientalischer Perlen, deren ...e Wert an Geld gar nicht zu schätzen ...ar. Ich Silvio ganz unerwartet mit ...im Prunk ungeheurer Reichthümer und ...an frei und unabhängig in dem fremden ...den, wohin ihn die unsterbliche Gesinnung ...eines Vaters gebannt hatte. Zunächst ...daran, sich seinem Wohlthäter dankbar ...en, und gab ihm eine Anzahl Edelsteine ...en, deren er den geschwollenen Beutel ...euermanns verlassen und in Messina ...igen Handel anfangen konnte. Einen ...eil der übrigen Kostbarkeiten legte er in ...eit um, was ihm, da Messina in Zeit eine bedeutende Handelsstadt war allen Ländern einen regen Verkehr unter...t schwer wurde. Er miethete sich nun ...t ein prächtiges Haus und eine statt...merschaft und erlangte bald durch seine ...Artigkeit beim Volke eine große ..., sowie er durch ein gastliches Haus ...ein geselliges, natürlich anmuthiges ...e Menge der edelsten und reichsten Da...r Stadt um sich zu versammeln und ...gt zu machen wußte. Da er, wie schon ...das Deutsche geläufig sprach, so gab er ...einen Edelmann aus Deutschland aus ...ganz Stadt sprach von dem liebenswürdigen ...rdigen Deutschen.

...amals über Sicilien herrschende König ...t mit dem König Karl von Neapel, der ...egung vermeintlicher Ansprüche in sein ...sprechen, im Kriege begriffen. Aber das ...f war dem Sicilianer nicht günstig und ...en verlorenen Schlachten mangelte es ...rtheidigung des Kriegs an den nöthigen ...und Geldern, weshalb er sich genöthigt ...Truppen und Steuern zu erheben. ...Unwille in dieser Noth und Gefahr ...anden nach Kräften bei und auch Silvio ...Gelegenheit, sich hervorzuthun, mit ...ahr und bei dem König [illegible] Stadt ...n ward er auf eigene Kosten in Messina ...und der Umgegend eine Schar von [illegible] Sicilianern mit Lanze, Streitaxt und Beil geführt und befehligt, in eigener Person vom königlichen Heere zu. Der König, zu dem die Nachricht von diesem zweiten Treffen Silvio's schon vorausgekommen, empfing ihn und seine glänzende Schar mit großer Huld und bekleidete sie mit Ehren und Auszeichnungen aller Art, genannte auch Silvio, der als Bürgerssohn einer Republik schon früh in den Waffen und der Kriegführung geübt war, zu eigener Führung seiner Leute. Silvio gebührte jetzt das größte Vertrauen, durch die dargebotenen Gelder und Truppen hat allein die äußerste Noth und Gefahr des Vaterlandes abgewendet zu haben, und überall im ganzen Lande ertönte das Lob des wackern, tapfern Deutschen.

Schon nach wenigen Tagen kam es mit dem Feinde abermals zur Schlacht. Der König stellte sich in diesem wichtigen Momente, wo ein schweres blutendes Ringen auf dem Spiele stand, in eigener Person an die Spitze seiner Heere, sie zu entflammen und zu begeistern. Der König von Sicilien namentlich gab seinen Kriegern das ermuthigende Beispiel eigener persönlicher Tapferkeit, wagte sich am weitesten vor und sprengte tapfer, als der Kampf muthender und blutiger wurde, auf seinem Pferde in das dichteste Gewühl der Feinde hinein. Aber das Pferd wurde ihm unter dem Leibe getödtet und ringe von Feinden umgeben, sah er sich in der größten Lebensgefahr. Da war Silvio sogleich zur Stelle. Der tapfere, kraftvolle Jüngling ganz gleichfalls seiner Schar als ein muthiger Führer voran, durchhieb auf seinem feurigen, schlachtgewohnten Rosse die Reihen der Feinde und viele sanken vor seinem Streiche in den Staub. Gerade in dem Augenblick, als dem Könige die höchste Gefahr drohte, kam er in vollem Ritte, hielt sich in ihm hindurch, sprang von seinem Pferde und hob den bereits aus mehren Wunden blutenden König empor, der dem Thiere die Sporen gab und bald wieder bei den Seinen war. Noch ehe er seinem muthigen Retter sein Pferd anbieten konnte, hatte Silvio einen neapolitanischen Ritter vom Pferde gehauen, legte sich selbst darauf und durch die Schnelligkeit des Thieres und begünstigt durch die eintretende Dämmerung gelangte er glücklich aus dem Gedränge der Feinde. Die Sonne war wenige Tage vorher, ehe dieser Tag begann und endigte, der König von Sicilien Sieger geblieben. Um so lauter und freudiger hatte er seinem Lebensretter, dem tapfern und edlen Silvio, als

das sagt schon was, aber an einem — haha, habt Ihr Euch ganz verrathen. Nein, wißt doch nun auch rein gar nichts von Wachsthum, von Regen und Sonnenschein, seht Kirschenbäume für Zwetschenbäume an, wißt nichts von Kraut, Salat und Rüben und im Felde da am Zaun ha ha ha, habt Ihr nicht mal gewußt, was Hafer und was Gerste ist.

Harry.

Lehrt mich's kennen, guter Nichols.

Nichols.

Ja, Ihr wißt aber auch vom Abendstern nichts, vom Monde nichts, vom Sirius nichts. Seht ich bin nur ein ganz schlichter Gärtner, in Bristol ging ich mit meinem Vetter Fielding in die Schule —

Harry.

Fielding?

Nichols.

Kennt Ihr ihn?

Harry.

Fielding sein Vetter?

Nichols.

Ein Landmann weiß wie ein Steuermann und Sternkundiger, wo am Firmament die hellsten Lichter stehen, und was Sternschnuppen sind, und wenn man

hatten, begleitet von einer großen Menge Volks, im Lager ankam, im Angesicht des ganzen Heeres seinen Dank ab. Die Wundärzte des Königs erstatteten Bericht, daß der Heilung des jungen Helden, der aus vielen Wunden blutete, auf das sorgfältigste zu untersuchen, und der Herzog von Kalabrien, der Bruder des Königs und oberste Anführer des Heeres, begleitete Silvio selbst in sein Zelt und verließ ihn erst nicht eher, bis seine Wunden gehörig verbunden waren, um ihn sodann der nötigen Ruhe überlassen zu können.

Die Neapolitaner hatten in der Schlacht bedeutende Verluste erlitten und dies trieb den siegreichen Herrscher von Sicilien an, schon am zweiten Tage den Angriff zu erneuern. Silvio nahm seiner Wunden ungeachtet abermals am Kampfe teil und das Glück begünstigte auch diesmal seinen Mut und seine Tapferkeit so sehr, daß es ihm mit den Seinen gelang, den König von Neapel gefangen zu nehmen, worauf die entmutigten Feinde nach langem und hartnäckigem Widerstand endlich völlig in die Flucht geschlagen wurden. Die Gefangennahme des Königs von Neapel führte einen erfreulich baldigen Frieden herbei und die beiden Fürsten schätzten sich dermaßen miteinander aus, daß der König von Neapel zur Bekräftigung ihres Bundes die nachgelassene Hand der Tochter des sicilianischen Königs erhielt. So krönte eine glänzende Hochzeitsfeier mit großen Festen und Lanzenrennen den Abschluß des Friedens.

Silvio aber stieg auf der Leiter des Glücks eine Stufe nach der andern. Für die Gefangennahme des Königs von Neapel hatte ihn der König zum Lohn einen Markese seines Reichs erhalten. Später ernannte er ihn, seinen bedeutendsten Günstling so nachgerade gewerden, zu seinem Kammerherrn, schenkte ihm zu seinen Reichtümern noch ansehnliche Summen und würdigte ihn seines Vertrauens und eines näheren Umganges. Bei den Festlichkeiten und andern Feierlichkeiten that es der neue Markese allen durch Pracht und Aufwand zuvor und gewann dadurch bei Hofe ein immer mächtigeres Ansehen. Auch der Herzog von Kalabrien erkor ihn zu seinem vertrauten Freund und Silvio war öfter in seinem Hause. Es hatte aber der Herzog eine hübsche Tochter mit Namen Liana, die ihre Augen auf den anmutigen und stattlichen Jüngling warf und alsbald von den süßen Banden einer schwärmerischen Liebe zu ihm gefesselt wurde. Als daher eines Tags der junge Markese in das Haus des Vaters kam und sie allein war, entschleierte sie ihm bergestalt ihre Zuneigung, daß er leicht erraten konnte, von welchen Gefühlen ihr Herz ergriffen war. Aber der besonnene Jüngling, obwol er auch seinerseits eine heftige Neigung für die schöne Prinzessin empfand, ließ sich fürs erste nicht blenden und bedachte den Abstand, der ihn von der Fürstentochter trennte. Wenngleich er daher ihre zärtlichen Gefühle anscheinend nicht unerwidert ließ, so wußte er in Lianens schwerem Kummer sich doch zu beherrschen und an sich zu halten, wenn er sie ohne Zeugen sprach. Inzwischen starb der König von Sicilien, und da er weiter keine Kinder hinterließ, so wurde sein Bruder, der Herzog von Kalabrien, der Erbe seines Thrones. Dies Ereignis bewirkte einen plötzlichen Umschlag in Silvio's Betragen gegen die Prinzessin Liana. Sie sah sich als dereinstige Gebin des sicilianischen Thrones, da sie die einzige Tochter des Herzogs war, dem Markese mit gleicher Sehnsucht wie vorher in Liebe zugethan und überhäufte ihn mit den zärtlichsten Aufmerksamkeiten und Gunstbezeigungen. Silvio konnte diesen nur um so weniger widerstehen, als er in der Thronerhebung des Herzogs einen Wink des Himmels sah, dessen Wille es unterstütze bei, auf diesem Wege die ihm von dem ungestümen Magier prophezeite Erhebung zu bewerkstelligen, und daher glaubte, das sich ihm darbietende Glück nicht von der Hand weisen zu müssen. Auch vertraute er seinem Glücksstern, der ihm bisher so hold und freundlich gewinket hatte und auch nicht untergehen war. Er ließ es sich daher mit großem Eifer noch mit mehrere Versuch angelegen sein, die zärtliche Neigung der Prinzessin auf alle mögliche Weise zu erwidern, und das Glück gewährte seinem Günstling auch diesmal den glänzendsten Erfolg. Die Prinzessin hatte ihn einmal zu einer mitternächtigen Unterredung unter einer versteckt und einsam gelegene Galerie des königlichen Palastes bestellt. Hier sollte er eine wichtige und folgereiche Entdeckung machen, welche ihm den Weg zum höchsten Gipfel seines Glücks bahnte.

Es hatte der neue König von Sicilien in früherer Zeit, als Herzog, mit einem gewaltigen Großen des Landes, dem Markese Streite, Zwistigkeiten gehabt und ihn mit Worten arg beleidigt. Der Markese war daher einer seiner bittersten Feinde geworden und konnte, auch nachdem der Herzog König geworden, den alten Groll

vergessen. Es bedurfte nur eines Winkes, wie er ob ihm gut hatte, um Nacht an [illegible] gegenwärtigen Herrn und Gebieter zu [illegible]. Ein naher verwandter italienischer Ka[illegible] der mit dem Regiment des jungen Königs [illegible] jubelnden war, machte Gerüchte, nämlich der [illegible]Mag, dass er heute in Gemeinschaft [illegible] von Frankreich sich erheben wollten, sich [illegible] zu den Seinen in Sizilien machte, den Ki[illegible] mit allen anderen Herren des Landes einver[illegible] zu lassen und so das ganze Reich in [illegible] zu setzen — ein Vorhaben, das Manfred [illegible] willkommen war. Der König von Neapel [illegible] ganz auf das Vorhaben ein und der [illegible] Anschlag wurde alsbald ins Werk gesetzt. [illegible]dem warten sie schweres Gold einige Wochen [illegible]arbeiten, welche den königlichen Palast un[illegible]haben sollten, um die ersten Kammern [illegible] mit der Prinzessin mit Pulver in die Luft [illegible]sprengen. Die Arbeit wurde an die Mauer[illegible] gewandt gelegenen Zimmer begonnen und [illegible] Nacht von der Mitternachtsstunde an bis [illegible] anbrechenden Morgendämmerung gearbeitet, [illegible] das Werk nach Verlauf eines Monats in [illegible] gediehen war. Da war es, in einer Nacht [illegible]ber, ehe die Verräterei vor sich gehen sollte, [illegible] Silvio, ob von dem Vorhaben mit [illegible] zurückschrecken, oder weil er sich in [illegible]brunst das Geheimnis einigen Weibern [illegible]ühen verraten, er drückte sich leise durch [illegible] in die Nähe einer Mauer und vernahm [illegible], was die miteinander sprachen. „Wie [illegible]ni das Pulver gut angebracht", sagte einer [illegible] anderer erwiderte: „Ich sehe aber nur, das [illegible] zu wenig ist, wenn sie so gross und hoch [illegible]ge springen soll." „Wir müssen morgen noch [illegible] Mardochi Gemüse sprechen, dass Milch und [illegible]e alles fehlt!" „Das ist auch das Beste", [illegible] der andere, „es liegt ja noch ein Tag da[illegible]ben, ehe der bestimmte kommt. Eine schlimme [illegible]ht wird's für den König werden." Silvio [illegible]genug gehört, um auf einen Verrat gegen den König schliessen zu können. [illegible]e gegen den König schliessen zu können. [illegible] die Männer sich entfernt hatten, schlich er [illegible]herum, wo sie gestanden, und fand das [illegible]eben auch vollkommen bestätigt. Eben es [illegible]chte bei der bald anbrechenden Dämmerung [illegible] Morgens die bezeichnete verborgene Mauer[illegible] unter das Schloss führende Mine. Voll [illegible]ge und Unruhe erwartete er in seiner Woh[illegible] den Morgen, nur kaum hatte der Mor[illegible]gelbe rosige Horizont, als er zu dem Palast des Königs eilte, um eine geheime Audienz bei und dem Könige unter vier Augen erhalte, und er in der vergangenen Nacht gesehen und gehört habe, weshalb es dringend notwendig sei, ihn zu dieser Stunde und an den bezeichneten Ort gehen, unter keinem Vorwande aber [illegible] zu verlassen müsse. Auch war der König über diese Mitteilung so betroffen und erstaunt, dass er sich entschloss zu hören und danach zu handeln. In dem Könige hatten [illegible] Gewohnheiten seiner Jugend und Waidmannslust [illegible]. Es war ihm kein Wunder, in die Morgenfrische [illegible] auf den alten Morgenritten nur die besten Jagdhunde [illegible] und es hatte auch schon in der vergangenen Nacht den verräterischen Anschlag vereitelt haben. Die Nacht war der verhängnisvollen Tag an. Die Franzosen waren von der Ausführung der Verräterei unterrichtet, [illegible] benachrichtigt, und sie hatten auf die Truppen [illegible] Waffen bereits, zur Landung bereit, auf der Höhe der Insel. Gegen [illegible] um Mitternacht in die Mine, wo keine Wache [illegible]ständig waren, die Pulvervorräthe zu vermehren, und war die letzten Anordnungen. Aber auch [illegible] hatte inzwischen die heimlich getroffenen [illegible] in der Nähe verborgen, nahm er seinen Augen[illegible] wahr, unbemüht verständig und geräuschlos [illegible] Ausgang der Mine mit Reisigen, die zu [illegible] Zweck in einem Gewölbe eben breit [illegible], und als die nächst ahnenden Verräther [illegible] hatten, warfen sie ihre Mordgewehre und [illegible] Werkzeuge verlassen. Sie wurden mit Ketten [illegible], in dunkle Kerker geworfen und streng [illegible]wacht. Der König begab sich hierauf [illegible] mit grossem Gefolge in die Mine, um sich durch [illegible] Augenschein von dem verbrecherischen Vorhaben zu überzeugen, und brachte die dort aufgestellten Pulverfässer. Auf dem unmenschlichen [illegible] wurden die Schuldigen vor Gericht gestellt, wo denn auch die gelungenen Anstifter den ganzen Anschlag gestanden. Gerichtet und [illegible] Mitschuldigen wurden als Hochverräther zum Tode verurteilt und öffentlich auf dem Markte zu Palermo durch das Schwert gerichtet. Ihre Besitzungen und ihr gesammtes Vermögen fiel [illegible] Krone anheim, nur der König, der für die Erretung seines Lebens und Reiches aus so drohender Gefahr dem Manfred Silvio zu danken hatte, machte ihm reiche Mittel zum Geschenk, so [illegible] er der mächtigste Herr in Sizilien wurde. [illegible] hielt er ihn von dieser Zeit an als den Besten im Lande, vergalt ihm mit den Zeichen

seiner ehrgeizigen Anregung und unternahm ferner nichts mehr ohne seinen Rath. Kurz darauf wollten die Verwandten Ernesto's eine Empörung gegen den König anstiften; er schuld selbst an seinem Tode, denn durch Unterschlagungen der Rathgeber im Reich und sich sie bereichern, verhindert er sich bei seinen Vasallen ferner geachtet und geschützt machte.

Das Verhältniß Silvio's und der Prinzessin, von der der König nichts ahnte, war inzwischen zur höchsten Blüte gediehen und das liebende Paar wünschte nichts sehnlicher als eine Vereinigung durch das Band der Ehe. Aber sie fürchteten, der königliche Vater werde seine Einwilligung verweigern, da Silvio nicht aus fürstlichem Blut entsprossen. Da wurde mittlerweile der König von einer gefährlichen Krankheit befallen, und bei Nahe seiner Tage schaut, ließ er die Prinzessin zu sich an sein Lager rufen und sprach zu ihr: „Mein Kind, ich gestehe, es mag mir wenig Zeit noch zum Leben vergönnt sein, und ich möchte meinen Thron in deine Hände legen. Ich habe mein Herz, und es ist billig so, daß nach meinem Tode mein Andenken wegen des Verbrechens Ernesto entehrt, so sollst du in deinem Glück und zur Verherrlichung deines Namens durch Vermählung deinen Gemahl in wählen, als den Würdigsten Silvio. Er vereinigt alle Eigenschaften eines vollkommenen Fürsten und alle Tugenden eines edlen Menschen. Zwar weiß ich, er ist an Rang nicht ebenbürtig, doch ist er eines Thrones würdiger als mancher geborene Fürst und hat um mich und unser Vaterland große Verdienste. Ist er doch auch, wie die Geschichte zeigt, nicht der einzige, der, würdig geboren, durch Tapferkeit und Tugend ein Monarch geworden. Ich erwarte von dir, daß du den Willen deines sterbenden Vaters ehren wirst, und hoffe von Silvio, er werde das Glück dieser Verbindung nicht ausschlagen und dir aus Dankbarkeit immerdar mit Achtung und Liebe begegnen." Nichts konnte der Prinzessin erwünschter sein als diese Erklärung, und sie legte darauf ein kurzes und ehrbares Bekenntniß ihrer Liebe ab. Der König umarmte sie freudig gerührt, ließ sofort seinen Staatsrath vor sich kommen und that ihm seinen Willen kund. Hierauf ließ er auch Silvio an sein Lager rufen, fügte beider Hand mit der der Prinzessin zusammen und ernannte ihn als Staatsrath mit anderen Rathsherrn von Palermo, mußte das übergeschäftliche Paar vom ehelichen Bunde segnen.

Der König starb noch an demselben Tage und nach Verrichtung der üblichen neuntägigen Begräbnißfeier empfing Silvio unter großem Gepränge die Huldigung als König von Sicilien. Zahlreiche Akte der Gnade bezeichneten den Beginn seiner Regierung. So sah sich Silvio auf der höchsten irdischen Stelle, die er, vom Glück unterstützend begünstigt, durch seine Tugend und Tapferkeit erlangt hatte, und die Weissagung des Magiers auf Cypern war in Bezug hierauf in Erfüllung gegangen.

Doch, um auch den andern Theil jener Weissagung zu erfüllen, muß der Vater Silvio's wieder auf den Schauplatz unserer Geschichte treten, weshalb es nöthig ist, in jene Zeit zurückzugehen, wo er die grausame That an seinem Sohne vollführt hatte. Fabrizio war glücklicher, als er verdient hatte, in Venedig angelangt und berichtete seiner Gattin unter erheucheltem Wehklagen den Tod ihres Sohnes, der während eines furchtbaren Sturms vom Schiffe herab ins Meer gestürzt sei. Der Schmerz der armen Mutter über den Verlust ihres Lieblings war unbeschreiblich und brachte sie nach kurzer Zeit den Tod. Fabrizio aber, den nach dem Verlust seiner Gattin, der er gleichfalls verschuldet, das Gefühl der Schuld und Reue mit doppelter Gewalt ergriff, warf Tag und Nacht von den peinigenden Gewissensqualen gefoltert nur Flüche nächtlich dahin. Einmal war er nahe daran, vielen Armen durch Selbstmord ein Gute zu machen, aber die bessere Stimme seines Innern warnte ihn, nicht eine neue schwere Schuld auf seine Seele zu laden. Tausendmal bat er den Himmel unter heißen Thränen um Verzeihung und den Frieden seiner Seele, und vielen, der seine tiefe Reue sah und ihn genug gestraft zu haben glaubte, machte es endlich noch weit gnädiger mit ihm, als er gehofft und verdient hatte.

In demselben Jahre, als Silvio den Thron von Sicilien bestieg, war Venedig durch großen Mißwachs an Getreide heimgesucht worden, sodaß sich die Republik zur Abhülfe der ausgebrochenen Hungersnoth genöthigt sah, Getreide aus fremden Landen einzuhandeln. Die andern Länder in Italien waren von demselben Schicksal betroffen worden; nur Sicilien, von jeher die Kornkammer Italiens, hatte auch diesmal seine alte Fruchtbarkeit bewährt und war reichlich gesegnet. Dahin schickte der Senat von Venedig, theilen seine Zuflucht zu nehmen. Aber der König von Sicilien hatte die Ausfuhr von Getreide

...nem Lande ohne seine spezielle Genehmi...
...tzung verlassen, weshalb es nötig war, ...
...Bekannten nach Sizilien zu schicken und ihn ...
...um diese Bekanntschaft zu bitten. Fabrizio ...
...auch diesmal in seinem Leben auszeichnen, ...
...weil sehr häufig und von Neuem gefragt, ...
...er doch seinem schwerkrebskranken Vater ...
...den wichtigen Trost nicht versagen zu ...
...da hier unserer Burger Venedigs ein so ...
...Ansehen bei den auswärtigen Mächten ...
...als er, auf mal mit günstigem Winde ...
...Reise nach Sizilien an. Bei Hofe angel...
...ward ihm vom König, der auf Nachrich...
...seinem Vaterlande begierig war, eine ...
...Audienz gern und schnell bewilligt. Als ...
...er in das königliche Prunkgemach eintrat, ...
...sah er seinen Sohn, der ein gereifter und ...
...ein Mann geworden, nicht wieder. Silvio ...
...ruhte auf den ersten Blick, daß er seinem ...
...neuen Vater vor sich sah. Trotz seiner hin...
...gesunkenen Gestalt, trotz grau gewor...
...Haar, die Furchen tiefen Leidens auf sei...
...ehrlich heiligten den Unwillen, der in ...
...e Brust sich zu regen begann, und die ...
...Liebe gewann mächtig die Oberhand. Und ...
...er seine Gefühle weit von sich zu halten ...
...ßte sich kalt und gleichgültig, sogar weh...
...ar vor einem heftigen Wiedersehen, sah ...
...ich Hoffe, und behielt seine Kraft. ...
...auf wiederholte königliche Miene. Fabrizio ...
...h auf ein Knie vor ihm nieder, wollte ihm ...
...und küssen, die er ihm aber nicht überließ, ...
...sollte ihm das Schreiben des Senats zu...
...n der König das Gelesene und Ve...
...hatte, erkundigte er sich nach seinem Va...
...e Befinden und frug in Fabrizio's Gesich...
...ob patriotischem grimmigem Ingrim, ...
...auch nach ihm selbst als einem der ersten ...
...der Republik. Als der Abgesandte er...
...hatte, daß er ihm treuer Fabrizio sei, ...
...der König weiter nach seinem Sohne ...
„Der Jüngling, nach dem Ihr Majes...
...erkundigen", antwortete Fabrizio betreffen...
...bebenden Lippen, „hatte einst unglück...
...Leben, denn er stürzte auf einer Fahrt ...
...ihren nach Venedig ins Meer und ertrank."

„In Venedig spricht man mitunter anders von der Sache", entgegnete der König. „Man will wissen, daß ihn sein eigener Vater absichtlich ins Meer gestürzt habe, um ihn aus der Welt zu schaffen, weil ihm auf der Insel Capera von einem Magier prophezeit sei, sein Sohn könne dereinst noch zu einem so hohen Range empor, daß ihn sogar sein Vater ihm huldigen und sich vor ihm demüthigen müsse." Blaß vor Entsetzen, hörte Fabrizio diese Worte des Königs an; seine Lippen bebten und die Zunge klebte ihm fast am Gaumen, sodaß er nur einige unverständliche Worte hervorstammeln konnte. „Sonst", sagte der König leise, „hat der Himmel Euren schändlichen Anschlag zunichte gemacht und keine Macht der Erde einen Verbrecher retten können, so wie Euer Sohn Silvio nicht hier vor mir stände." Fabrizio versuchte, seiner Sinne kaum mächtig, seinem Sohne zu fragen, unaufhaltsame Freudenthränen netzten sein Knie und flehte unter Thränen, seine schwere Schuld bekennend, um Vergebung. Allein der König stieß ihn unsanft zurück und blieb kalt und hart. Als ihm aber der Vater mit zerbrochenen Worten die Qual seines Herzens schilderte, in welcher er seine Tage in Kummer, seine Nächte unter Thränen verbracht, als er ihn nochmals um Gnade und Vergebung bat, damit er nicht, mit dem Fluche seines Sohnes beladen, in die Grube fahre, da kannte Silvio seiner Gefühle nicht länger mehr Herr bleiben; er hob den Vater zu sich empor, umarmte und küßte ihn tausendmal und vergab ihm, der ihm erst das Leben gegeben und dem es ja auch der Himmel vergeben will, von ganzem Herzen. Als er auch in seinem großen Schmerz aus des Vaters Munde den Tod seiner Mutter vernommen, hat er ihn, seinen noch übrigen Vater in Ruhe und frei von Sorgen bei ihm zu behalten, worauf Fabrizio mit Freuden einging. Die erforderlichen Getreide-Vorräthe ließ der König auf seine Kosten nach Venedig schaffen und erließ der Republik die Zahlung dafür. Silvio heirathete in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin, die ihm Söhne und Töchter gab, noch lange Jahre auf Sizilien, hat niemals einen so weisen, tapferen und gerechten König gehabt

Thomas Overbury.

Unter den englischen Dichtern in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hat Richard Savage durch sein tragisches Schicksal eine nicht beneidenswerthe Berühmtheit erlangt. Karl Gutzkow's Trauerspiel „Richard Savage oder der Sohn einer Mutter" hat in eigenthümlicher Weise sein Dichterleben geschildert, und versucht in Wilhelm Zimmermann in Berlin durch die Uebersetzung und Bearbeitung eines Trauerspiels Savage's „Thomas Overbury" (Berlin, Jacobi) auch mit dem dichterischen Talent des englischen Mannes bekannt zu machen.

Thomas Overbury ist in den Hintergrund unserer Zeit ein vielgenannter Mann. Durch Savage's düstere Tragödie wie durch poetische Begabung gehoben ist er auf ein vollkommenes Postament. Sein Tod — er starb durch Gift — ist von geheimnißvollen Umständen begleitet, die aufzuklären auch die genaueste Forschung bisher noch nicht gelungen. Der Graf und die Gräfin Somerset, mit denen er früher in Freundschaft gelebt, wurden des Mordes angeklagt, aber durch den König begnadigt. Es scheint als habe Overbury selbst in irgend einer Beziehung zu dem Verbrechen gestanden. So mangelt Savage's Drama auch an der Lösung die Aufgabe der Freundschaft gewann. In einer Form weicht es durchaus von Shakspeare ab und tritt auf dem Standpunkt der französischen, speciell durch Racine's „Bajazet" auch in England zur Geltung gekommenen Tragödie. Ihre Handlung ist nur gering, sie hat sich in Gesprächen mühsam fort, meist ihren Personen bedienen sich ganz nach dem Muster Corneille's und Racine's, ganz Vertraute. Thomas Overbury hat die Ehe seines Freundes, des Grafen Somerset mit der geschiedenen Gräfin Eßex nicht gebilligt und sich in deren Haß hineingezogen. Der um die Gräfin trauert, da sie Neigung für ihn gehabt. Auf Suche, daß Overbury sie vermag sie diesem Gemahl vorhalten kann, wie einem Gegner Overbury's, dem Grafen Northampton, in ihrer Bewegung bestärkt, bestätigt sie ihn, der Somerset, als habe er sich um ihre Liebe beworben. Overbury gestalten heute, Overbury weiß, weil er sich weigert, einer Gesandtschaft nach Rußland zu übernehmen, in den Tower geschickt. Die Verwandlung der Somerset'schen Minister, Isabella, die Overbury liebt, zwischen beiden Männern überrascht, die Gemahlin von der Unschuld des Freundes, der Somerset endlich erhält, selbst die Begnadigung des Königs kommen zu spät. Overbury hat den Weg gebrochen, den ihm die Gräfin gewiesen hat. Das Ganze ist mehr ein Seelengemälde als ein interessantes bewegtes dramatisches Drama. Overbury und Somerset haben nicht hervorragende, ja gar Männer. Dramatischer ist die Größe der Haß- und Leidenschaften in Haß und Neigung, die leidenschaftlichen Beziehungen werden von einem tragischen Zug beherrscht. Interessanten ist der bekannte Theaterdirektor. Das Interesse des Trauerspiels beruht auf der tiefen und innigen gleichsetzten Freundschaft Overbury's und Somerset's. Wer je von ähnlichen Gefühlen bewegt war, wird in diesen Stellen etwas von seinen eigenen Gefühlen wiederfinden. Die freie Bearbeitung Zimmermann's empfiehlt sich gewiß durch ihre edle und harmonische Sprache. Der Gedanken des englischen Dichters haben einen würdigen Nachruf erhalten. Hier möchten wir als Interessen gelungen den Monolog Overbury's im Gefängniß hervorheben. Ob bei dem heutigen Geschmack das Trauerspiel auf der Bühne Wirkung haben würde, bleibe dahingestellt, aber es wird stets eine interessante, geistvolle Lektüre sein.

Neue Gedichte.

I.

In einer kleinen, kürzlich erschienenen Gedichtsammlung „Gedichte von Otmar Reinwarth" (Leipzig, F. A. Brockhaus 1865) hat mich die Lektüre angenehm von einer Fülle ganz und gar einiger Gedanken angezogen sahen. Zwar bedarf meinem Gefühl nach das Liebeslied zu sehr nur von einer noch strengeren Auswahl in dieser Hinsicht manche dem Buche zum Vortheil gereicht haben. Immer aber ist die Form mit großem Verständniß und feinem Gefühl für das Klangvolle behandelt, wie schon einige der Proben

[illegible]

(Beilage zum Beiblatt.)

Eine Rettung des Tiberius.

[illegible] Tiberius [illegible] [illegible] [illegible]

gewissen Grad von Wärme im rechten Augenblick. Und nun hinein kommt Lautsch mit der Anlage seiner Natur nach seiner tragischen Auffassung des Lebens aufgefaßt. Es ist unrichtig, ihm vorzuwerfen, er habe nicht die Notwendigkeit der Revolution erkannt, die Nähe vorausgesehen, eine Notwendigkeit, der wir jetzt einleben müssen haben, wir, die wir das schon Lob heute höhere Notwendigkeit erkennen. Was Lautsch dem Regierten unrecht thun, dem Menschen nicht. Sucht gut Freund Lehmann sich und sein äußeres Wesen entgegen kontrollieren kann, der täglich mit einander bei Menschen. In der Wechselrede der Gestalten wurde heute Vielleicht und morgen der Lesung Thomas gestatten, eine Aufgabe zu nicht schwierig ist, da jetzt Treu oder Spannungsvoll hat. In dem Prozeß zwischen Lautsch und Thomas kann es auf ein Plus oder Minus der Schuld nicht ankommen; auch ist ein Mißverständnis zwischen der Arbeit und der Gesellschaft zwischen der idealen und der materialistischen Auffassung. Und da hat der Dichter den Lautsch gegen die Verantwortung frei gesprochen, vor seinem Gewissen zu entschuldigen. Ich weiß, daß Manchem, als er Lautsch las in Leipzig erlebt, der tendenziöse Schluß der Dichtung gegen die Menschen, und der letzte Gedanke ganz, als der rechte Mensch kam, ein Verein, der alle zum regelmäßigen Versammlungsbesuch mit welchen Gäste seine Mensche anbietet, wie Spinnengewebe grüßt. Er hielt auch gegenüber den materiellen Bedürfnissen die Ideale Gegenwart vom Volke hoch; die Lösung des Lautsch in ihrer reinen, ungetrübten Kraft.

Deutsche Blumen.

I.

A. B. Blumen im Blumengarten der ganze Stolz fast aller richtigen Leute. Sachen der Blumenfreunde und Gesellschaft eine so der Thomasgeist lieben Sinnbild. Und war mit warmem innigem Gemüt der deutsche Mensch Anteil an seine Welt genommen hat, der Garten auch die Lieblingsstätte, eigentlich Heimathen, wie Blumchen. Ist es auch nur ein altes Gedicht, zu singen und zu sagen. Sie sind, wo nicht eine Pflicht ist erfüllen zu können, ist niemand Deutschen und gemütlich nimmt sich deutsch Garten und Gesellschaft und reichen Manns auf, denn auch allen Ideen der Welt hat die Phantasie ihre Heimat haben lassen wollen. Neben einer Mehrart auf den nordischen Polargegend blühen Alpe und Felsengewächse aus Südamerika, neben der nordischen der Farne Sibiriens die Gaben Asien und Polynesiens und tropischen Inseln, neben der Georgine des Hochlandes von Mexiko die Levkoen, Reseda, Narzissen und der Garten und Mittelmeers, die Pelargonien, Oleander und Lorbeer Arten bei.

Die größte Lust meiner freundes Gemüthe und ihres reichen Vermögens ist bei uns verwildert und bei Ich in meinen Garten und über weiter Räume ausgebreitet, sonst sie für gewissenhaft Gemüthen gelten können. Die größte Zahl schöner Lustgewächse ist dagegen dem Unbemittelten nicht zugänglich. Darin besitzen wir aber in unsern einheimischen, oft wenigen Arten, Wald- und Wiesenblumen so unendlich reiche Schätze, daß wir uns wahrlich bereitige fühlen können. Aber leider geht alle Welt an dem Nahen und Gegenen achtlos und gedankenlos vorüber, um nach dem Fernen zu suchen und nach Unerreichbarem sich zu sehnen.

Wie wenig bekannt und geliebt ist im ganzen unsere deutsche Blumenwelt! Ich habe oft und in den verschiedensten Kreisen eine Wette vorgeschlagen, auf welche meine Gegenstimmen und Gegner regelmäßig mit dem größten Vertrauen eingingen, weil sie von der Unmöglichkeit ihrer Erfüllung tief überzeugt waren — und die sie denn regelmäßig verloren. Es handelt sich nämlich darum, in den nächsten Wiesenmeinen Frauen im Juni ein Blumensträußchen zu suchen und ich hatte dann nur nach einer schwierigen, von der Sonne beschienenen Stelle im Garten oder auf dem Acker gehen. Hier fand ich bald zu wenigen Sträußen der Vergißmeine, die gelben Kätzchen der Kreuzkraut, die kleinen Blümchen des kleinen Ehrenpreis, die leichtrosenen, lieblichen Gänseblümchen, röthliche Wiesenblumen, gelbe Schalen der sonnenschirmen Wolfsmilch, die kleinen weißen Blüten des Hellerkraut, die purpurrothen Quirlblumen der rothen Taubnessel und noch mehrere andere. Eine Pflanze welche freilich nicht deutschen Ursprungs, sondern aus Dalmatien und Illyrien eingeführt und seit bei uns verwildert ist, die Gänseblume, blüht nur im Winter, während die übrigen hier aufgezählten und bekanntlich hauptsächlich in den warmen Jahreszeit thun, doch aber kräftig genug sind, um trotz Eis und Schnee das ganze Jahr hindurch Blüten treiben zu können.

Es vermag die Phantasie dem einzigen Veilchenduften eine Fülle reichen und reinen Vergnügens zu bieten. Und um den Leiden dies auch an den allergewöhnlichsten unserer einheimischen Gewächse zu genügend zu machen, will ich es versuchen, sie mit einer Reihe bisher wenig beachteten, „gemeinen“ und doch so schönen Arten, Wald- und Wiesenblumen bekannt zu machen — und besonders zu befreunden.

1. Die Taubnessel.

Lamium (Taxonom. artificialis).

Die kleine, unscheinbare Kraut überzieht im Frühjahr mit lichtem Grün lockige Sandhügel. Es ist ein anspruchsloses Pflänzchen; selbst auf dem trockenen Acker gedeiht es und bildet, sich gleichsam ausgetrieben, hier und da dichte Rasen. In seinem langsamen Zuwachs und Blühen liegt es oft eine ganze Welt kleinen Lebens, da dichten Türchen, tapfen Spinnen, kurzen dicke Käfer und halb kommen viele fleißige Bienen, denn in der Morgenstunde erschließen sich die reizenden Blümchen und duften einen lieblichen, gewürzhaften Duft aus, der die Honigsucherinnen zur weiter Sammlung verlockt.

Diese rothen Blumen gehören zu der Familie der

Tiflis bleiben, wenn eigentümlicher Duft über den Bäumen schwebt, der uns an die weiten Steppen des Kaukasus erinnert. Wir sehen dann auf den Bergen die Dörfer der Tataren, die sich wie Schwalbennester an die Felsen anklammern, und wir sehen die Tataren selbst, wie sie auf ihren Pferden dahinjagen, oder wie sie in ihren Gärten arbeiten.

Wir sehen die Tataren, wie sie auf ihren Gärten arbeiten, und wir sehen, wie sie ihre Früchte ernten. Wir sehen die Tataren, wie sie auf ihren Pferden dahinjagen, und wir sehen, wie sie ihre Früchte ernten.

Wir sehen die Tataren, wie sie auf ihren Gärten arbeiten, und wir sehen, wie sie ihre Früchte ernten. Wir sehen die Tataren, wie sie auf ihren Pferden dahinjagen, und wir sehen, wie sie ihre Früchte ernten.

Bilder aus dem Kaukasus

III

Unsere [illegible] Reise hat uns [illegible] und den Fuß [illegible] gebracht. Hier [illegible] Gewächsen eine große Anzahl [illegible] Reben [illegible] Wir sehen [illegible] Pflanzen [illegible] haben wir auch [illegible] Früchten [illegible] Gewächsen [illegible] Wir sehen [illegible] Wir sehen [illegible] Wir seh

Zeit durchgebrannt. Wie auch hier wie überall Perle und Perle nicht nebeneinander.

Ich war am Abend nach Baku zurückgekehrt, einer alten Stadt, die sich terrassenförmig vom Meere zu der mächtigen Burg der früheren Herrscher des Landes erhebt. Inmitten und von den platten Dächern, den Minaren der Stadt aus den Zinnen der einstigen Schemachi, der von Schirwanschah, überragt. Hunde Arabesken entragen.

Baku hat wie Tiflis einen neuen, europäischen Stadtteil, der außerhalb der alten Mauer liegt. Vor dem engen Tore der alten Stadt steht das prachtvolle Denkmal des Generals Lütkemann, der auf dieser Stelle erschossen wurde. Er hatte Baku belagert und dann im Begriff, den Chan zu empfangen, der ihm die Schlüssel der Stadt überreichen wollte. Gott selbst schlug in dem Lagerzelte dem Feldherrn die Pfeife in die Hand, und er starb, plötzlich zusammensinkend. Vor dem Denkmal lagerte eine auf Tiflis zurückgebliebene Kavallerie mit Kamelen. Auf dem Wege nach unseren Herbergen hatten wir Muße, die alte Stadt mit ihren hohen, viereckigen, bibliothekartigen Häusern zu sehen. Ein Reiter hat eine Palme auf sich gelegt. Auf den Dächern die kleine Welt der Frauen, wenn die Sonne sich neigt und ihre Mannen am Meere baden; vor den Türen am Wege versucht der gemeinsame Schutzwall der Männer, die den Tag über in den dunklen Buden die mannichfaltigsten Waaren feil bieten, ihre eingeborenen Mahlzeiten verzehren, beraumbaden, rauchen, trinken und schlafen. Die in weiße Tücher gehüllten Frauengestalten, die gleich Phantomen um die um unsere Herberge ziehen, gemahnen an eine verlassene Zeit, wo der Palast des früheren Fürsten noch in morgenländischer Pracht strahlte. Jetzt prangt er nackte Mauern, in den großen Räumen ist russisches Kriegsmaterial aufgehäuft. Seitwärts vom Thor des Schlosses an der inneren Mauer befindet sich eine Säulenhalle und ein gothisches gothisches Portal prangt sich dem erstaunten Blick. Ich führe in die ruinenhafte, einer Moschee nicht unähnliche Gebäude, das, von einer Galerie schöner, durch hohe Bogen verbundener Säulen umgeben, nach dem inneren Raume zu offen ist. Es ist ein Rathaus und Gerichtshof. Daß die Moschee auch im heutigen Türkenschmuck solcher Arabesken erglänzte, konnte man auch hier und da gewahren. Im Lesezimmer zu Baku hatten wir die vollkommen erhalten gefunden. In der Mitte des Portals war eine einfache Oeffnung gleich der eines Burgverließes. Links an dieser Hand wandten die Verbrecher hinein. Der Henker stand daher; oft überschritten den Thron blutig Helle, wie auch Jahrhunderte später Peter der Große zu thun pflegte. Ein Strich trennte das Haupt des Unglücklichen vom Rumpfe der Leichnam Körper in die Tiefe hinab.

Von der Zinne des zum Aug hohen Thurmes, zu welcher man auf Steintreppen gelangt, genießt man eine prächtige Aussicht. Das Meer erglänzte vom Purpurhauch der scheidenden Sonne, von der gothisch gefensterten Minarets der weiße und hagere Muezzin erklärte der Ruf des Imam: „Allah ist groß!“ Der Thurm ist hohl, wie es scheint, völlig zugebaut; eine Sage erzählt, daß hier eine gewisse Hero sich vom Söller hinab ins Meer stürzte, um der Pein, die Gattin eines alten, reichen Mannes zu werden, zu entgehen. Der Rath ließ den Thurm auf den Wunsch der Tochter erbauen, die nur unter dieser Bedingung sich in seinen Willen zu fügen gelobt hatte. Aber der Vater wurde getäuscht; sie liebte einen Jüngling und die Liebenden sanken sich von der Plattform des Thurms hinab, ihr Grab im Schoß des Meeres. Jetzt steht der Thurm, des Schutzes vom Meere entbehrend, so weit ist es zurückgewichen. Vor der der Stadt sich in gefälliger Linien hingehende Hebung besteht aus einem Conglomerat von Schalthieren, aus diesem unermüdlichen Gebäude ist auch das Schloß gebaut. Welche Umwälzungen muß die Erde erlitten haben, denn auch auf dem höchsten Plateau der Krim, dem Ausblick über dem Schwarzen Meere, sahen wir versteinerte Muschelreste in Menge liegen.

Die Stadt hat den besten Hafen am Kaspischen Meere und treibt wichtigen Handel; die Bazar ist mit allen Waaren Asiens versehen. Im Westen ist das Terrain häufig nach Süden, an den Ufern des Meeres hin, eben, baumlos und öde. Der Boden ist licht, doch trägt er Gerste, die schon im Mai geerntet wird; von da ab dörrt die Sonne das Land schon zur Steppe aus. Das es Wasser gibt, wo das Bäume zu sich wird, halten die Einwohner für einen Adel, trotz der Herrlichkeit der Auen. Man wollte die Baumwollenplantage dorther übersiedeln, verstehen möglichst das Unternehmen; es sind Mangel an Naturverhältnissen oder sprüchlich klimatischer Verhältnisse wegen, nur für uns unergründlich. Kaiserlich wurden uns als eine besondere Delikatesse, aus Rücken Semmeln, vorgelegt, sie gedeihen in und um Baku nicht. Man kennt Baku auch „Die Stadt der Kamele“ wegen, denn den Winter über lassen hier alle Karawanen mit Lauenten den Kamelen.

Wenn man den Tartaren überschreitet, begegnet man vielen beschäftigen mit klug aufschauenden Thieren zu Hunderten. Sie gehen Tag und Nacht bei dem melancholischen Klange einer Glocke, die das vorderste Thier um den Hals trägt. Kaum das Winterquartier nicht erreicht ist, geht es ins freie Steppe, keine Ruhe; dabei tragen sie leicht bis zehn Centner Salz unentwegen fort, dem heimischen Werk des Rührens am lockigen folgend. Wenn sie scheinbar ermattet sind, so weckt der Ton einer Flöte ihre Lebensgeister aufs neue.

An Salzsee ist die Halbinsel ebenso reich wie an Schwefelquellen. Die Bevölkerung besteht vorherrschend aus Persern, doch prägt sich auch hier wie in Tiflis ein buntes Gemisch aller Nationalitäten, das in den Gassen des Bazars am grellsten hervortritt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von A. L. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 31. Wöchentlich 1½ Bogen

Inhalt: Zwei Vermählungen. Novelle von Heinrich Seidel. VI. VII. — Deutschlands Lehrer und Erzieher. Von Robert Reinwaldt. II. — Johann Georg Zimmermann. Von K. Pfaffius. I. — Der Kaiser und der König. Von Ernst. II. — Vermischte Nachrichten. — Räthsel. — Auflösung des Räthsels in Nr. 30.

Zwei Vermählungen.

Novelle von Heinrich Seidel.

VI. Theatervorstellung.

(Fortsetzung.)

Normann konnte kaum athmen, und während er dem Arzte die Worte: „Ja ja so!“ hastig und mit unhörbarer Stimme zuwarf, wäre es ihm unmöglich gewesen, zu sprechen, so bedrängte und regierte war er. Ob sie ihm ein, daß Dr. Arthur, wenn er mit ihr im Theater sei, keine Minute zur Ansicht, Gedanken zur Beute mit solcher Raubvogelkraft gemacht, daß sie ihn manchmal beinahe zu vergessen und zu übersehen pflegte, während er jetzt seinen Blick für die ganze Welt um sich her hatte und ihn Alles an- drängte von ihr fort? Ob war ein schmerzlicher Schluß, den er aus seinem Urtheil zog: sie liebt ihn mehr als mich. Ihr Herz wurde mehr gezwungen noch gelenkt, denn aber reißt es wieder auf den Gedanken. Ich meinte, der eine Liebe kauft, von ihr mehr besitzen könne als Neigung, denn sie unwillig entgegengebracht wurde. Ein Gedanke, der ihn zugleich tröstete und beunruhigte, die Vorsorgung seiner Gattin lastete nun in der Pflicht seines Herzens gewissen wollte.

Auf der Bühne ging indessen die Vorstellung vor sich; die Scenen folgten einander, indem- mehr und Acteen suchten einander an Kraft und Wirkung zu übertreffen; mit Spannung und Aufmerksamkeit lauschte die Versammlung auf die schwierigsten Tone, nur für die Verliebten und die beiden Freunde gingen die herrlichsten Kunstwerke verloren. Die schwierigste Aufgabe hatte das Antreten der Sängerin, welche die Verwandlung des Komponisten, der Gattenliebe wie der ehelosigen Gleichgültigkeit zu einander verkannt und der es denn auch gelang, das ganze Interesse in die Tage des Herzens Langeweile zu verschieben. Gewaltig rollte die Glut und auch die Gefühle wandten ihre Blicke der Bühne zu.

Unter Momente brachte Normann einige Erleichterung; er erkannte mit wie wenig, wie oft von einem überwältigenden Trank bösen fallt.

„Von einem Glück zum andern schwimmt sie“, sagte er von Dorothea in seinem Begleiter.

„Ich weiß nicht, mehr als sonst“, antwortete Dieser, „aber das Mädchen rührt mir ganz anders, als sie sie gestern hat. Ich vermag seine Spur von dem Wahnsinn, von der un- weiblichen Leidenschaft an ihr zu entdecken, die sie in die Tiefe trieb; es, blick ich ihr recht ins Auge, so ist es mir, als wäre jener Anfluge gegen sie eine Verirrung.“

ſäen, wenn man ernten muß. Na, Ihr werdet ſchon lernen. Die vier Elemente ſind uns immer nah, und mit der Erde fangen wir ja hier an.

Harry (in Gedanken).

Und hören mit ihr auf.

Nichols.

Auch richtig, auch wahr. (Zu Jenny) Bald fertig mit dem Kranz?

Harry.

Für wen wird der Kranz?

Jenny.

Für mich.

Harry.

So ſeid Ihr Braut?

Nichols.

Braut? Haha! Daß das Myrthen ſind, weiß Er doch! Aber was ſchnackſt Du, Jenny. (Es klingelt draußen.) Der Kranz iſt für eine vornehme Lady. Es ſoll ihre Hochzeit ſein. Wir warten jeden Augenblick. (Sieht ſich um) Seht da kommt ſie ſelbſt.

Harry

(erſchrickt und zieht ſich ganz ſcheu, vorne an die Seite).

„Mich wundert es nicht, daß Sie kein Urtheil brauchen und entwerfen; wie leicht es mir wurde, die Briefe auf! Aber die unerträgliche Thatsache steigt gegen Sie. Sagen Sie sich selbst eine Entschuldigung für sie, und dann Heil meiner Seele! Denn, Sie ist nicht zu rechtfertigen. Ich muß, wie Sie ihm mir gelobet!"

Die Sängerin war nämlich bei einer Stelle angekommen, wo sie in alle der Raum, alle ihrer Mittel verwandte, um durch sie jedesmal das empfindliche Publikum in einem gewissen Grad von Entzücken zu setzen. Bei dieser Stelle war es, daß Gemälde ihren Verlebten lächelnd anblickte, wie um ihn zum gemeinschaftlichen Genuß der vollendeten Leistung einzuladen. Lorenzo glaubte bei dieser Gelegenheit schmerzlich den Mangel, daß ihm einige Art von Mittheilsamkeit der Gefühlen gewährt.

Plötzlich der Leidenschaft kam ein Beifall in die Loge der Madame. Lorenzo war lächelnd unwillig und verdrießlich, daß ihm die Aufmerksamkeit besser als gewöhnlich, und seine ernste Laune ist seinem Nachbar und glaubte mit dem Schauspiel der Eifersucht zu bemerken, daß sie während der Unterhaltung ihres Verlebten mit dem Ausdruck der Zärtlichkeit auf die Seinige antlide.

„Nach der Bemerkung kann man alle sehen", antwortete er vor sich hin.

Schon hatte der zweite Akt begonnen und jeder seinen Platz wieder eingenommen, als Herr Langlois in die Loge trat. Gemälde reichte ihrem Vetter mit so viel Verbindlichkeit die Hand, als sie Lorenzo bisher nie gegeben hatte; der junge Mann setzte diese sinnliche Güte auf die Rechnung der Dankbarkeit für das bewiesene Mitleid der. Die Verliebte erhob sich bei dem Eintritt des Herrn Langlois und unter gegenseitigen Stichworten nahm er zuvorkommend an der Seite Gemälden Platz, um seinem künftigen Schwiegervater den Sitz zwischen den beiden Damen zu verschaffen.

Nun da er überhaupt das Mädchen auch nicht einen Blick werth, so war der Rahm auch dem Faul, besonders diese ganz und gar der Unterhaltung mit ihrem Verlebten hingegeben. Sie neigte sich nahe zu ihm, um ihn zu hören und von ihm gehört zu werden; sie berührten über Lorbeer und über Eines beim Lippen; dem Singe dankt, es war deutlich zu sehen, der Schönheit der Arienen, welche zu Kindesthränen hingissen zu verleiten gebeten, wollte aber durch die Neigung des Kopfes dem Zuhörenden nähere wurden.

Bei dieser Wahrnehmung fühlte Lorenzo sein Herz wie von einer brennenden, klammernden Hand ergriffen; das Blut ging ihm in Kopf und hämmerte mächtig an die Schläfe; er wollte den Anfall verwinden und sein Auge kehrte sich immer wieder in den fürchterlichen Kreis zurück, als wäre es von dem Augenblick unwiderstehlich angezogen. Seine Qual ging bis zum Krampfen. Gie als er die Mutter kaum mehr auf seinem Knaue, daß er sich gewaltsam von seinem Sitz empor, drückte seinen Arzneit am Arm, wie um ihn festzuhalten, und stürzte aus der Loge. Alice, welcher sich die Bedeutung des unglücklichen Zufalles leicht erklärte, folgte bestürzt dem Entfernten. Beide schienen die kleine Strecke des Boulevards in aus schlugen die Thür Tabelion ein, um sich in das Cabinetlichen Pistol zu begeben.

Lorenzo konnte lange nicht sprechen; er mußte sich erst, zu erholen, weil weg über Länder und Meere, um sich über Opfer seiner Sinnen zu entsetzen, das ihn verrathen, daß seine Seele um Rache und Arbeit gebracht, gleich darauf sei es ihm aber ein, wie schuldlos und angebetet die Verletzten ihr glückliches Leben genossen wurden und wie Gemälde dem Geliebten vollends, um ihn zu versöhnen, in einem Moment der Rührung von heimlichen Zähren von einem Theil erzählen würde, der sie so schmerzlich gelitten und den sie so tief elend gemacht. Der Gedanke an diese Demüthigung seiner Peinigerin, an das schreiende Lächeln, welches dem Bekenntniß die Erzählung entlocken würde, erfüllte ihn mit solcher Wuth, daß er unmöglich die Leidenschaft und die Rache hatte; er kam Verderben für den Augenblick. Seine Entfernung mußte ihm vor, wie die einzelne gegenwärtigen, wie die Tagen liegen und wie es aus einer Ferne betrachte, um Ort zu geben oder zu empfangen. Er sah ihn im Blute, zugleich aber sah er sie in Thränen gebadet, die Hände ringen und allen Zorn umschweben; er sah sie bereit, das Leben hinzuwerfen, einzig der Erinnerung an den Geliebten angehörend; dann dünkte es ihn vor, wie es wäre, wenn ihn der Stahl ins Herz triefe, wie sie den Sieg mit dem Siegen teilen und daher dem Herrn danken würde, daß er Gelegenheit mit ihr gehabt; wie sie die überschwengliche Angst für das seinige leben noch hingebender, noch zärtlicher machen würde, und es verwand auch den Zweifampf, um eine Verbindung zu vollenden, die ihm schimmer als der Tod war; aber es schwebte einen andern Plan, der

ihm so das erwünschte Ziel verhelfen hätte, und der ihn nun wenig berührte.

„Es war ein leichtsinniges Vergnügen", sagte er ruhig zu dem Geliebten, indem er sich von der kalten Erbarmungslosigkeit des Schmerzes von der Seele wandte.

„Mich selber hat der Rausch empört", versicherte der Arzt. „Auch dachte ich bei mir, der Kerl und sein Weib sie hätten nicht besser verdient, wenn ich ihnen den Hals, dem frechen Bengel, der so mir nichts dir nichts einem andern sein schönes Glück wegnahm!"

Lambert drückte Raymond dem Arzte die Hand, denn es war ihm wie Erlösung eine Verbindung.

„Wenn es vorüber ist", sagte er, „begreife du wohl, daß ich mich nicht trennen kann, weder von dir noch von einem andern! Du wenigstens mir doch nicht die Freiheit zu verlangen haben als das weniger empfindsame, wenn es sich um einen Menschen handelt, den ich allein einsetzen wollte?"

Und als Albert eine Bemerkung beifügen wollte, unterbrach er ihn rasch und mit heftigem Nachdruck:

„Dein Wort hinweg, mein Freund, du kannst mir Dankes halber nichts, wenn du mich nicht tödlich beleidigen willst! Übrigens habe ich andere Gründe, nur, was ich habe, haben mir schon meine Ruhe als das teuerste Gut!" Und der brüderlichen Hand: „Sprich — sprich —"

„Ich nicht ganz verständlich", bemerkte Albert.

„Mein Vater ist reich", erklärte Raymond, „und da man niemals vorhersagen kann, wann mir seine Erbschaft zufällt, so ist es mir gleich."

„Vielleicht hast du recht", sagte Albert hin, den der Gedanke nicht überzeugte, als er ihn gab.

„Wie wird der Pauker erschrecken!" lachte Raymond mit Tränen, „wenn der Millionär der Vater ist, in die man die Zukunft seiner Tochter wirft! Und der Tochter, die gründlich natürlich auch benachrichtigt! Sie verlebt sich auf der Stelle in der goldenen Hochzeitskutsche, die sie gewann, in der glänzenden Salons, die sie gewann, in alle die Pferde, Wagen, Pelerinen, Schmuck, die sie in Aussicht gestellt wurden. Bald ändert sich das Bild nach Wunsch, in wenigen Tagen hat sie an meiner Seite in der Loge der Pariser Oper und breht, aber am ich der verglühend, auf die Meere und weiten Wüste. Und gerne langere von einem Pferdegesicht gelingt es ihm sicherlich, ein anderes glücklicher Übergeschäft zu schaffen, und so rasch die Perle in alter Bedeutungslosigkeit. Der Millionär Nichtsnutz ist, aber was macht's, ich habe mir das Recht nicht, nur eigentlich in dem so gründlichen Spiel der schmerzliche Übertrag erhielt."

Auf dem ziemlich langen Wege, den sie zu machen hatten, besprachen die Freunde auch manches, die Angelegenheit betreffend, welche so leidenschaftlich Albert interessiert, welche Lambert angeboten und Raymond zugesagt hatte, sie ausführlich zu besprechen, konnten sie sich nur über ganz nach treuer Meinung.

VII. Wichtige Papiere.

Der ältere Graf von Granville machte sich als Raymond nach Hause kam, es machte aber in seiner Stube, um es dem Belieben des Sohnes zu überlassen, ob er Schlafgenossen noch zu sehen und zu sprechen etwa zu wünschen; denn er betrachtete die Zurückhaltung mit seinem Vergnügen sowohl als mit seinem Takt als ein Gebot der Artigkeit und Schonung. Gleich er sich aber eigener Erfahrung, daß es Seelenzustände gäbe, welche empfindsame Gastfreundschaft verbitten, und von wem sich mit dem Lichen der Hausrat gern zu sehr Unterhaltungsbedürfnis suchen, um von lästiger Gesellschaft, von aufdringlichen Zeugen und Beobachtern eine Hilfe von gleichgültigen Leben verlangen zu können. In seiner guten Beobachtungsgabe erhielt der scharfsinnige Mann von dem Zustand seines jungen Freundes, denn mit gespannter Erwartung sah er einer Nachricht von dem entgegen, was sich in der Angelegenheit seines Sohnes ereignet haben mochte.

Gleich beim Eintritt des jungen Mannes in das Zimmer bemerkte er an ihm etwas mehr Ruhe und Haltung, wunderte es ihn heute, daß als Raymond nach Lambert Begleitung ihm mitbrachte, war er im Theater gewesen und geblieben und sah mit dem Geschick befannt machte, die Verstörtheit des Gesichts und des Benehmens gelernt zu machen, um das Mitleiden seines Gastfreundes zu erwecken und so seinen Zweck zu erlangen. So erschrak der Graf nicht wenig und bewunderte, daß sein Sohn so schlimme Ereignisse, an denen sein Herz zu zerbrechen drohte, verhehlen, ja sich vor dem Vater zu verbergen wußte, um es gewissermaßen zu sich zu trösten. Aber bald hatte diese Erregung verschiedene den Gedanken nicht von dem Vorsatz abzubringen, den Sohn in seiner verantwortungsvollen gewahren zu lassen, und er

beschränkte sich lediglich auf einige Bemerkungen, die er sich von der Notwendigkeit geben glaubte. Er gab dem jungen Manne zu bedenken, daß die Tochter des Bankiers sich seiner anscheinend gezeigt, daß sie ihn aus richtigem Gefühl einem andern vorgezogen habe. Er bezeichnete als das einzig Gebotene bei dem traurigen Vorgang, daß der Charakter und das Wesen des Mädchens, dem seine eigene Neigung sich abgewandt habe, vor der sie so ihn unwürdig gehalten war, und daß er, dem viele glückliche Anlagen als eine Gnade des Schicksals verliehen zu erkennen und hochzuhalten, gegenüber einer Verirrung, die mit Recht in Unheil ausgehen werde, daß er gegen das Vergehen von dem eben weile, was Klugheit, Würde und die Ehre der Tage verbiete, da es dem Leben bedürfe einer idealen Richtung abzugewinnen gewinnen wäre, um sich nicht sein ganzes Leben einzurichten; dann wolle es ihm die nächste, erreichte Zukunft nur, wo es sich in bessere verhabe, und schildere die endlich trübseligen Verhältnisse, in die er sich mit in einen Kreise einschließen werde, und dem man nicht ohne die größten Anstrengungen herauskäme; er führte dem Sohne das Jugendliche eines Wie vor die Seele, die von Mißmuth und Entsagung getrübt werden und die es seiner Pflicht eine Verpflichtung zu gewähren vermöge, weil sie den unabwendbaren Fluch ihres Geschickes an sich trage, den keine Weisheit und keine Kunst zu bannen im Stande wären. „Was willst du nun anfangen, du schiffbrüchiger Sohn, mit einem gebrochenen Mute, mit einem gebrochenen Herzen? Welche Hoffnungen magst du auf sie bauen, welche Belohnung, welche Lorbeer von ihnen erwarten? Du willst einen zerbrochenen Mast begleiten, an der selbst auf der dem Meere, welchem der Sturm die Maske der Treue verliehen hat, sie du zu deinem Gefährten wählst, sie du gebrochenes bedeutet? Du wirst es doch fühlen, daß die Angst, welche zwischen sie und dem Mädchen besteht, nicht aufhören ist, weder durch die Zeit noch durch deine Anstrengung! Und von ihr! Klebe der dürren Blüte von der deinem Herzen! Heide," doch weniger nicht deine Heiden!"

Als aber Raymond trotz seiner eindringlichen Gegenvorstellungen bei seinem Gedanken beharrte und erklärte, daß er seine alte Welt betrete, daß er aber eher in ihnen bereit sei als das Mädchen einem andern zu überlassen; daß es nicht Hoffnung sei, vor der leise, daß es nicht Mut sei, daß er suche, sondern daß er einer unabweislichen Notwendigkeit folge; daß es für ihn nichts Gleichgültiges, nichts Verderbliches geben könne, als Gestalten in den Händen eines andern zu wissen, sagte sich der besorgte Vater mit resigniert, dem Verlangen des Sohnes ohne Aufschub nachzukommen. In die Stimmung des jungen Mannes zugleich den bewegten, daß er am Ende das Gelingen seines Vorhabens als den günstigen Ausgang der unheilvollen Verwicklung mit Lebhaftigkeit wünschen und hoffen war, daß sich sein Herz aufschließen.

Gleich den andern Tag schrieb der Graf an seinen Sachwalter, welcher ihn von Zeit zu Zeit in seinen Gütern gehört, um sich für Schreiben zu erbitten, welche ihm Vermögen aufbewahrt, und mit seiner bewaffnet, unternahm er den leichtsinnigen Zeitung.

Es war gegen 11 Uhr vormittags. Herr Langlois saß in seinem bequemen Cabinet beim Schreibpult, mit Briefen und Papier beschäftigt, die ihm von den verschiedenen Angestellten vorgelegt, und Zeugen beantwortet, die ihm von draußen gereicht wurden, als der Commissionär einen Fremden anmeldete, welcher ihn zu sprechen wünsche.

„Sein Name?" fragte der Bankier, ohne sich in seiner Beschäftigung unterbrechen zu lassen.

„Graf von Sommerville", antwortete der Diener.

„Heißen Sie ihn eintreten!" gebot der Bankier, während er unter einen der ihm vorgelegten Briefe, die er durchgelesen hatte, seine Unterschrift setzte. Eine kurze Weile nachdem der Diener sich entfernt hatte, trat der Graf in das Cabinet. Der Bankier erhob sich von seinem Sitz und beide verneigten sich gegeneinander mit ungemeiner Höflichkeit. Auf die Frage des Bankiers, womit er ihnen dienen könne, antwortete der Graf, daß er mit ihm allein und ungestört zu sprechen wünsche, worauf der Bankier den Diener auf einem in dem Cabinet befindlichen Sitz Platz zu nehmen einlud, um Gesellschaft hat, wenn es ihn einige Augenblicke warten hieße, und sich, wenn auch ohne Ueberzeugung, die vorgelegten Geschäfte erledigte. Nachdem dieses geschehen war, wandte er den jungen Fremden, sich zu entfernen, worauf dem Herkommen gemäß englisch ausgedrückt war, daß bis auf weitere Verfügung niemand der Diener in das Cabinet gelassen sei, und nahm auf einem Lehnstuhle neben dem Kamine Platz, indem er erklärte, daß er dem Herrn zur Verfügung stände.

Während des kurzen Wartens wurde dem Doktor Weingarten gebeten, den Kranken zu besuchen, da er ihn wirklich nicht entgehen lasse. Freilich kam es zu dem Zusammentreffen nicht, das Ergebnis vorgestellt wäre. Klopp, schlechte Augen und der Einsamkeit der ärztlichen Praxis, machten auch der Mannigfaltigkeit der ärztlichen Wahrscheinlichkeit einen recht heilsamen Eindruck. Er war ein Mann, wie der unbekannte gewisse Kunst und viele gelehrte Bücherkunst abgesagt, und die Ernstlichkeit, mit welcher das Gemüt gelebt war, lieben auf Ordnung, Sauberkeit und Reinigung schließen. Der kleine, weiße Mann mit rosigbehaltene, sehr ernsten Blicken, der Mann, der den Gedanken der Schönheit nachzuformen suchte, war mit der Welt in guten Einvernehmen zu stehen, selbst Neigungen und Wünsche dem Sterne allgemein gültiger Ordnung folgen, der mit seinem Wirken nichts Privatrecht, nichts Eigenes will, sondern die Dinge nach dem ungeschriebenen Maßstab am sanften setzen mag. Der gründlichen Betrachtungen, besonders die Innerlichkeitungen trank der Doktor mit einer Schärfe auf, die nach der Meinung der Kranken einen gewissen Grad von Genuß und eine gleichzeitige Steigerung bedeutete. Seine Lage, der Ton seiner Sprache, seine Haltung waren weder angeboren noch gekünstelt, aber in dem gleichmäßigen Wirken war die Möglichkeit der Mannigfaltigkeit nicht zu verkennen, und der Kleinarbeitung bestätigte den Meister zu werden.

Herr Langlois war durch Klopp, durch Arzt und Gewissensrat empfohlen. Der Gedanke, mit welchem das Schaffen seiner Phantasie kreiste, machte ihn nicht abstoßend, auf ihn aber eine Selbstanziehung, die ihn glücklich machte, aber anders zu wirken. Die Sorge mit den Nervenleiden rührte hinsichtlich der Selbstbeherrschung des Vergnügungsmittels oder von einem angeborenen Nervenleiden her, jedenfalls lag es seinem Wesen, seine den Kranken mit der seiner Arbeitsgebiet so vollkommen wie ein unter allen Erscheinungen der Natur Mitleiden und Empfindungsfähigkeit übrigen, und seinem Wesen ihn die Neigung seiner Wünsche und seinen Gewissensrat der gewissenhaften Lebensführung, die ihn hatten reifen und erhalten können. Als er mit den Augen suchend war, der ihm das Mittel bedeutet, wie er mit sich selbst gebunden war, begnügte er sich auch mit den Kranken, in welchen er lebte und sich bewegte und sie sich den innerlich erblickten hatten. Nicht der leichte Gedanke befähigt ihn, auch den unbedeutenden Menschen mit angenehmen Gefühl hinaus zu entlassen. „Was hat ein Kaufmann in der Fabrik der Kaufung zu thun?“ sagte er scherzend, wenn er den ungeschickten seiner Standesgenossen hinter sich mit Selbstbewußtsein Gehilfe zu den Mal trabte. „Ich will damit nicht sagen sein, daß Herr Langlois, in den Kampf der Welt sich hineingestürzt, die Geschäfte und die Leidenschaften kenne; er lag eben vor ihnen der Zurückhaltung, da der gesellschaftlichen Vorsicht, die er erlangt, der den Personen schlummern hindern; er hatte eben wenig Natur, heiter empor als roher hinunterzusteigen, etwas wenig Natur, seine Leichen eben zu sein als roher etwas Wasser zu vermählen.

Als der Kranke nun sehen sich auf den schmalen Lehnstuhl sah und es galt, den Anfang seiner Heilung, empfand der Arzt ein befremdendes Mißbehagen, es unterstrichen ihm in Unruhe darüber, zu welcher er sich heute erklärt hatte: er konnte ihm nur von dem Anfang seiner Heilung, es nahm seine Gedächtnis zusammen und gesagt, der Arzt sah will auf die Gründe der Verheimlichkeit und dem innern Sinn in den Mund schaute und redete mit einem solchen Anlauf über den Anfang nicht wußt. Er sagt begann:

„Wie Sie wissen, Herr Langlois, habe ich einige Wasser über Leichen. In der Meinung, daß solche Wasser eben hinlänglich Mittel sei, um einen Arzt in viel an Verbindung stehen zu können, als Arzt sein Langlois existiert war wenigen über Stellung zu sagen berechtigt ist, haben Sie sich mit jenem vertrauten Ratschlag meinen so lange treue gehalt und mir Vertrauung abgelehnt, so, wie Sie voraussagen und es so in der That schien, zu Ihrem Verhältnis nicht paßt.“

„Sie haben recht, daß ich recht hatte“, erwiderte der Kranke, der nicht wenig überrascht war, von seinem Gegenstand sprechen zu hören, den er gar nicht hatte.

„Ihre Lage war aber anders, als Sie sich vor, sagte der Arzt fort. „Sie in Ihre Heimat, Ihre Familie, Ihre Freunde, Ihre Kameraden zu sehen.“

„Sie haben ganz Recht“, bemerkte der Kranke, welcher auf die Wendung des Gespräches einen Aufmerksamkeit zu richten schien.

„Obgleich ich ein angenommener Name der Bewerber war in Ihnen Ihres Leidens beim

Raymont Graf von Sonnenfels und ich mein Sohn."

Der Bankier wollte eine Frage thun, allein der Graf bemerkte es, bevorsichen zuvorzukommen, indem er seiner Erklärung beifügte:

„Meinen guten Ruf haben mich zu dieser Verheirathung meines Standes, selbst meinem Sohne gegenüber, veranlaßt. Ich thue diese Schritte nicht aus Laune; vor allem handelt es sich um die Stellung des jungen Mannes, um die Bedingungen, welche bewilligen müssen; diese will ich Ihnen genau auseinander setzen." Bei diesen Worten zog er aus der Seitentasche ein sehr umfangreiches Packet von Papieren, welches er ebenso auf seinen Inhalt er dem Bankier stillschweigend vorlegte. Da die Papiere in bester Ordnung waren, hatte der Graf in kurzem dem Bankier eine gedrängte Revue von seinen Ansprüchen angethan, unter einigen Schlenkern auf Personen auf dem Lande und einem prächtigen Hotel in der Rue de l'Université.

„Und alles überwunden ich ohne Bedenken bei meinem Besitzen meinem einzigen Sohne Raymont", erklärte der Graf.

Mehr aus Neugierde als zu einem bestimmten Zweck durchlief der Bankier die vor ihm ausgebreiteten Schriften und sein Auge verbindung mit einer wahren Wollust all der Zahlen, die so wohlgeordnet sich ihm darboten, und sein scharfer Geist berechnete, während er las, die verschiedenen Einkünfte und zugleich die Ausgaben, welche durch eine edelmüthige Verwaltung der Güter, durch eine umsichtige Bewirthung der Kapitalien und einige Theile der Interessen zu ersparen waren. Es konnte dem Bankier nicht zweifelhaft erscheinen, daß es mit dem Besitz des Hauses und Wiedereinsetzung des Verhältnisses zwischen Grundbesitz und Kapital abgethan war, und obgleich ihm eine Heirath des mit seinem Namen gesetzlichen Universalerbens kaum annehmbar erschien, so sprach gewissermaßen der Umstand, daß er in solcher und verwahrlosten Mann wie der Graf von Sonnenfels nur die Hand seiner Tochter verhalten kam, auch angenehme die Gedanken des Emporkommlings, den Stolz des Bürgers. Es gereichte ihm zur Befriedigung, daß eine Verbindung, nach welcher viele seiner Freunde und Standesgenossen wie auch der leidenschaftlichen Verehrung mit einer wahren Verzweiflung jagen und die sie um alles redlichen Opfern zu erlangen bereit wären, ihm lediglich ins Haus fiel, so daß er sie unbedenklich sich bewegen fühlte, und dieser dem Gedanken, seinen Neffen, dämmerte leise die Frage auf, ob sich nicht ein Mittel finden ließe, um auf dem Wege gegenseitigen Verständnisses eine Umgestaltung der Lage herbeizuführen, bei der es sich doch, wie er meinte, um das größere, glänzendere Glück seiner Tochter handelte.

„Ein schönes Einkommen, Herr Graf, und Ordnung in den Papieren!" sagte der Goldmann, indem er die Schriften nach angewandter Einsicht zurückstellte.

„Sie wünschen doch für Ihr Fräulein Tochter keine vortheilhaftere Partie als meinen Sohn, Herr Banquier?" sprach der Graf, die Papiere vor sich hinhaltend, mit einem Blick, der den innern Halt seiner Worte verhehlte.

„Gewiß nicht!" antwortete mit einer höflichen Neigung des Kopfes der Bankier.

„Stellen Sie also das abgebrochene Verhältniß zwischen den jungen Leuten wieder her, und wenn der Adel deutschen Werke und Ansehen verleihen!" bedeutete der Graf.

„Wie lebe ich mich auch gerührt durch Ihren Antrag fühle, Herr Graf, ich kann ihn doch nicht annehmen; die Hand meiner Tochter ist bereits versprochen, selbst es mir nicht möglich ist, aber Versicht zu verlangen!"

„Mein Sohn hat ein älteres Recht auf den Besitz des Fräuleins als der Mann, dem sie versprochen ist. Außerdem lieben Ihre Tochter und mein Sohn einander, ein Umstand, der doch auch ein wenig berücksichtigt zu werden verdient."

„Das wissen, Herr Graf, hat einen verständlichen Sinn, und ich glaube, das ich nicht recht weiß, wie man ihn berechnen soll, trotz meiner ziemlich langen Lebenserfahrung. Uebrigens ist das nicht der wichtige Punkt. Bei den vielen Vortheilen, die einer Verbindung mit Ihrem Herrn Sohne hatte, kann die Liebe allerdings auch mitgezählt werden; niemand kann dagegen etwas haben. Daher hängt die Sache aber nicht von mir ab. Sie wissen, was ein gegebenes Uebereinkommen zu bedeuten hat. Alles, was ich versprechen kann, ist, daß Ihr Herr Sohn mein Eidam wird, wenn sich Ihr Herr Neffe ingratiem zum Rücktritt bewegen läßt."

„Ist der Verlobte Ihrer Tochter ein Mann von Herz, Ehre und Charakter, so wird es schon der Tage der Tage zu seiner Kenntniß gelangt, bewegen auf den Besitz Ihrer Tochter verzichten. Ist es ein Mensch, der sich an die Ehre der

[illegible] [illegible] [illegible] [

der Gedanken eines protestantischen Schweizers, verlieh ihrem Manne in der Absicht, sich wieder mit einem katholischen Belgier zu verheirathen. Der Geistliche Miguel aus Campinas erklärte, er sehe kein Hinderniß gegen letztere Ehe, da er die erste nur als ein Concubinat betrachte. „Liebe Freiherr", sagt der Lichter hinein, „ist der nämliche, welcher den wiederholten Aufforderungen des hiesigen Magistrats, einem Verbrecher, der mit Verzweiflung einen Geistlichen seines Bekenntnisses erbat, zu letzten Tröstungen der Religion zu bringen, die entschiedenste Weigerung entgegensetzte." Wir brauchen nicht noch die von diesem Geistlichen angeführten Fälle ähnlicher Art aufzuzählen, um jede Idee brasilianischer Zustände in gelben Farben hinwegzuhexen, sie hat wol in der That breite genug, und wenn diese Geistlichkeit rauscht in den Schlacht gelangt, „Wer sich als Protestant nicht an die katholische Weise wolle, der wandere gefälligst nach Californien aus", so hätten wir bei einem für die Auswanderungslustigen gedruckten Bericht gerade diese Schwierigkeit der protestantischen Familienverhältnisse lieber als ein nie und nimmer zu schwer zu nehmendes Bedenken aufgeführt gesehen. Noch in Nr. 51 der „Mainzer Liebe" steht aber ausdrücklich zu lesen: „Wenn ich selbst auswandern und Adressen werben wollte, so würde ich mir zum Ziel meiner Auswanderung ultralpine Staaten, alter Wahrscheinlichkeit nach das südliche Brasilien wählen", ein Gebiet, wie es den brasilianischen Werbern kaum in wundervollerer Art Verlockung gestellt werden kann.

Lügen wir hier noch gleich hinzu, daß Herr Gerstäcker sowohl das neue Gesetz, welches der brasilianischen Pflanzer als das einzige Heilmittel für alle bisherigen Mißstände in Bezug Behandlungsgrundsätze ansahen, als „seine Gesetzmäßigkeit" bestätigt, wie denn in auch der brasilianischen Lösungen gleich nach dem Erscheinen jenes Gesetzes Pariser über Pariser Zeitung der neuen bedeutsamen Akte Lobliches veröffentlicht haben.

Es bleibt uns noch übrig, nachdem wir die Gesetzlichkeit auf der richtigen Seite mit den natürlichen Bedingungen eines Sklavenhandels gestellt haben, ein paar brasilianische Urtheile über die Verhältnisse des Kaiserreichs zusammenzustellen. Für alle Ungeheuerlichkeiten auf diesem Gebiet der Lüge reichen unsere deutschen Blätter haben nur die europäische Ohren zu schwach. Leo ist, daß ich vollkommen Einzelnes, selbst wenn sie aufrichtige Leute waren, beschönigen und verschweigen zu müssen geglaubt haben, um nicht den Schein der Parteilichkeit auf sich zu ziehen. Die eingangs erwähnten Gründen und demnach, wie wir eben zeigten, immer wieder verneinenden Gegäßigenden Artikel suchen entschieden nach dem wirklichen Standpunkt eines solchen Journalisten. Auch Dr. Lichter, welcher deutsch zugleich einen vortheilhaften Handelsvertrag mit Brasilien abzuschließen beflissen war, hatte sich, im Hause des Gehängten vom Seil zu reden. Wenn man dagegen, wie wir es versucht haben, der Wurzeln dieser brasilianischen Misswirthschaft, die europäische Sklaverei, als Rechtfertigung für die derben Früchte des ganzen Baums nachweist, so wird man auch nicht aus Furcht vor ungläubigen Kapitalisten diese gewissenhaften Ärzten mit Lavendel und Ihnen zu garnieren brauchen. Wir sagten: Brasilien ist ein schwarzes Sklavenreich mit verlängtem weißen Zwischenhalt. Daraus folgt, daß europäische Rechtsbegriffe dort ebenso wenig geltend werden darf, wie wir keine dem Geiste unseres Jahrhunderts entsprechende Gesetzlichkeit vorgefunden haben.

Der spätere Minister des Auswärtigen, Jacaucé, sagte in schwarzer Kammer: „Unsere Verwaltung hat keinen Mittelpunkt, keine Verbindung in sich, daher der Mangelhaftigkeit unserer Gesetzgebung. Sobald ein Verbrecher sich aus dem Bereich des Distrikts entfernt hat, sucht er aller Justiz. Ueberall haben wir Konflikten der Justiz mit der Administration."

Der Deputirte Pinto sagte sogar damals: „Die Minister selbst geben zu, daß die Anarchie im ganzen Lande demoralisirt ist."

„Das Vertrauen auf jede Art von Garantie mit der Regierung", klagte der Deputirte Paraiso wenige Monate später, „ist so mit Füßen getreten, daß es z. B. mit freiwilligen Beiträgen, so ganz absonderlich gekommen. Und diese anarchische Immoralität wird selbst durch die Kammern gutgeheißen. Diese eingewurzelte Irrthümlichkeit der Regierung und die Verschuldungen der Kammern in Bezug derselben Ursache als der Grund, warum sich keine Freiwilligen mehr zum Dienst anbieten und warum die ganze Provinz Minas Geraes, von welcher im vergangenen Jahre 11 000 Rekruten gestellt wurden, selbst bei allen Zwangsmitteln des Vorjahres nur 60 Mann stellen konnte; wie denn überhaupt von den für das Jahr 1852 be-

ersetzten Ergänzungsmannschaften von 1000 Mann nur 1200 aufgebracht werden konnten, und wieder zur Folge hatte, daß bis kein Mann von allen denen, die zum Abschied berechtigt sind, ihn erhalten hat. Ich spreche als Arzt, der gut die Verletzung des berechtigten Abschieds ohne Gefahr betrachten hat."

Diese unwiderlegten Aussprüche mag der Leser selbst in der nämlichen Weise wiederholt werden. Die Berichte des Provinzialsteuerrats sagen das nämliche Wort. So sagt der Präsident von Bahn in seinem Septemberbericht vom Jahre 1811: „Die große Zahl von Mordthaten entspringt aus der bei der minderen und unteren Klasse völlig vernachlässigten Kindererziehung, aus der Gleichgültigkeit der Aeltern, besonders der Väter, und der Unkenntnis auch nur der einfachsten christlichen Grundsätze; dann auch durch die Indolenz, mit welcher die Geistlichkeit die Sittenverderbnis ansieht; aus der allgemeinen Neigung der Landleute zu Trunkenheit, dem Mangel an Gelegenheiten, dem schlechten Zustande der wenigen Verbrechen, aus denen die Verbrecher entweichen oder in denen sie nur noch mehr entarten; aus der mangelhaften Organisation endlich der Jury, welche die Verurteilung abwesender Verbrecher erleichtert u. s. w."

In den weiteren Provinzialberichten stellen die Klagen der ehemaligen Angelegenheiten ähnliche Notstandsinformationen auf, um nach übereinstimmender Verwaltung von ihrem Nachfolger durch einen verwandten Nachruf gefeiert zu werden. Der Depositär Pacher schwang sich in der Kammer sogar zu dem Ausruf auf: „Meine Pflicht gegen das Vaterland gebietet mir, den Zustand unseres Archipelagus als erbärmlich zu bezeichnen."

Bezeichnenderweise mag hier noch angeführt werden, daß der Regierungsrat Hermann Lieber, als ihn die Kunde im Jahre 1810 endlich auffinden ließ, gerade den vierundzwanzigsten Bericht in der ganzen Provinz Minas abzufassen Mühe gehabt hatte. Die Provinz Rio de Janeiro konnte sich freilich rühmen, mit dem berüchtigten Pater Manoel Gomez gebalgt zu haben, bis er das zweite Dutzend noch um vier überstieg; er hatte 16 Morde auf seinem Kerbholz. Er starb an Altersschwäche.

Aber es ist Zeit, daß wir schließen. Sollen wir es mit einer politischen Parabel thun? Sollen wir auf die brasilianische Verfassung des Deutschen und auf die Art, wie sich auch brasilianische Leute aus einem Blatt Papier den verschiedenen Schnitt zu fertigen wußten, noch kann einen so glänzend überzeugten, daß kein Blatt selbst verständige Leute daraus den großen Spaß machen könnte? Aber selbst dann wäre die Verfassung des großen Kaiserreichs noch zu günstige Stoff zu Reklamen. Sagen wir lieber mit Dr. Tollemant, der diese Zustände von 1808 in der Nähe sah und uns Nicht jener glimpflichen Uebertreibungen der Mißstände über Brasilien als einen Versuch an der gutmütigen Gleichgültigkeit des deutschen Auswanderers betrachtet: „Nein, so weit nicht gehen, so kann nicht gehen und so geht nicht! Der deutsche Auswanderer soll nicht der Sklaven abwechselnd der brasilianischen Kaufleute werden! Bleiben der Deutsche noch ingroßen Städten kaufmännische Hand soll neben dem Sklaven arbeiten!"

Johann Georg Kerster.

Von + Philippson.

I

Der treue, unermüdliche Nachruhm ist das Höchste, was wenigstens Weise, und es ist mehr in der Pflicht, das Leben solcher Männer zu beleuchten, deren Wirken uns nicht klar überliefert werden, die durch eine Verkettung von Verhältnissen und in solchem Falle erscheinen und doch in den ersten Reihen in der Geschichte gehören. Ihr Nachruhm wird dann gleichsam eine Schuld, welche der Nachwelt klagt wird, und ein Leben, welches über die Vergessenheit einige großen Mannes schweigt, verdient die Strafe, daß die über seinen Nachruhm nicht den Ausdruck der Verachtung der anderen empfindet. Ein solcher Mann war Johann Georg Kerster, der als eine tragische deutsche Märtyrerschaft und patriotischer Gesinnung starb.

Georg Kerster, am 20. November 1761 in Kaiserslautern der Sohn des Portugiesen Kerster, einer jener zahlreichen Gewerbetreibenden der 18. Jahrhunderts, der in der Hoffnung der Natur eine Heimstätte fand, welche er vertrug in der Erwerbung seiner Kräfte und Verhältnisse gesucht hatte. In diesem Sinne machte er auf seinen Knaben ein, ohne Gedenkmal an seiner Verbindung mit der Naturgeschichte und Gewerbeforschung beizubringen, seine Anlagen nach allen Richtungen des Wissens hin zu pflegen. Der Sohn von seinem Vater, sein und Klein beigenannter Geist machten Kerster auch im Auslande bekannt, und nachdem

er zwölf Jahre in Rotterdam verweilt hatte, kannte ihn die russische Regierung, um an den Ufern der Wolga die heutigen Verhältnisse zu erforschen. Er nahm seinen Sohn mit und bildete ihn so schon frühzeitig zum Naturforscher aus, der aus unmittelbarer Erfahrung die Menschen und die Welt zu ergründen strebte. So musste es schon auf den Vater bei seinem Wirken befremdlich sein, der dagegen stets bemüht war, ihn in den Sprachen zu unterrichten und ihm durch lebendige Lehre und Unterweisung die solide, nautische Bestimmung aller Dinge zu verschaffen, die der Jugend so oft im Drange der Schulstunden verloren geht. Georg lernte die Pflanzen auf dem Felde kennen, die Sprachen im lebendigen Verkehr mit den Völkern. Nach Vollendung der russischen Reise ging Reinhold Forster nach England, immer in Begleitung seines Sohnes, der ihm schon bei seinen schriftlichen Übersetzungen behilflich war, soweit er sich davon befreien konnte, um von Beobachtungsarbeit zu vernehmen, und dann, als der Vater als Lehrer der Naturgeschichte in Warrington bei Manchester eine Stellung fand, erhielt Georg, bald noch Knabe, in einer benachbarten Kirchschule den ersten Unterricht. Er lernte es die englische Sprache voll Eifer, und es galt ihm gleich, die Schulaufgaben lateinischer, griechischer oder französischer Stunden ins Englische oder Deutsche zu übersetzen.

Mit einzelnen Jahren kam der junge Forster in ein Handlungshaus, allein eine Krankheit zwang ihn, diese Tätigkeit aufzugeben, und er kehrte mit seines Vaters Berufung ins väterliche Haus zurück, in welchem er bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre verblieb. Er hatte sich bis dahin in allen Zweigen der Naturforschung ausgebildet, seine Sprachkenntnisse bedeutend erweitert, seine Neigungen gezeigt; dabei hatte er einen bescheidenen, stillen Charakter, von einem liebenswürdigen Humor durchdrungen, der die Herzen des jüngeren Bruders zu schnellen vermochte. Gleichgültige und Menschenscheue erfüllten sein Herz und betrübten ihn in seiner mit milder Auffassung begabten Persönlichkeit. Damals knüpfte sich der bedeutende Verkehr an einen zweiten Weltumsegler, an Cook den Gefährten, der ihn auf seiner ersten Reise begleitet, diesmal wegen zu geringer Beteiligung von seiten der englischen Regierung ihre Teilnahme verweigerten. So bestrebte man den Vater Forster's unter glänzenden Versprechungen und im Interesse der Wissenschaft für Cook zu gewinnen. Es ging auf den Antrag nun so lieber ein, als man ihm gestattete, seinen Sohn mit sich zu nehmen.

Diese Reise war für den Jüngling von hoher Bedeutung, unter einem Führer wie Cook, der mit solcher Umsicht zu verfahren wusste, das während einer dreijährigen Fahrt nur ein einziger der Mitfahrenden an Siechthum zu Grunde ging, erblickte er den geheimnisvollen Übergang vom Wollen zum Vollbringen, vom Gedanken zur That, machte sich der Jünger mit der Klarheit vertraut, mit welcher die Natur die Fragen des Zerlebens endlich beantwortet. Am 13. Juli 1772 begann die Fahrt, bei der Cook als Befehlshaber die „Resolution" und Furneaux das zweite Schiff, die „Adventure", kommandierte. Am Morgen des 29. Juli erreichten sie die Küste von Kerchal auf Madeira, das mit seinem milden Klima, mit seinen Weinbergen und in seiner gemischten Bewohnerschaft die Annehmlichkeit seines Beobachtungsgebietes auf die Probe stellte. Ende October wurde das Cap der guten Hoffnung erreicht, bis dahin mannichfache Beobachtungen gemacht und festgesetzt, wie z. B. die Armuth von Kerguelens entfernter Inseln an Sängethieren, Amphibien und Insekten, die Fortführung des Meerleuchtens auf Fische und Quallen, die, durch die Bewegung des Wassers gereizt, ein funkelndes Funkeln hervorbringen. Am 22. November verließ Cook das Cap wieder, um hohe südliche Breiten zu befahren, monatelang zwischen Eis, Wasser und Sturm im Weltraume zu schweben. Es handelte sich um die Lösung der Frage, ob gestern sich in Cooks südlichen Meere noch Land zu finden sei. Schon am 17. December bekannten sich die Reisenden angesichts des furchtbaren Südmeeres; unter Schneestürmen und Nebel hatten sie Not, den schwimmenden Eisbergen auszuweichen, die ebenso sie zu zerschellen drohten. Allein keine Gefahren, weder Eis noch Mangel entmuthigten den heldenmüthigen Cook, wenn er auch am 8. Februar 1773 bei dichtem Nebel die „Adventure" aus dem Gesichtskreise verlor, wenn auch eine wilde Stimmung sich der Mannschaft bemächtigte, die nur bei neuer Gefahr verminderte Kühe und edlere Ideen zu ertragen hatte. Am 21. Februar endlich erblickte Cook, da er nahezu im 67. Grade südlicher Breite war und ein undurchdringliches Gewölk das weitere Vordringen unmöglich machte, nach Osten zu gehen. Es wurde ihm schwer, diesen Entschluss aufzugeben, der endlich die taube Interessen, die Krankheiten der Mann-

schaft the nothigen, das Steuern wurden dem Ost und der Küste entlangsehen, um so Mal endlich den Hafen in den Blick zu bekommen. Sie gelangten nach Kreuzlingen, nachdem sie vier Monate und zwei Tage, ohne Land zu sehen, auf dem Meere umhergetrieben hatten. Eine Menge Verhandlungen wurden von Arthur über die Eingeborenen, die Verhältnisse, über das Leben der verlorenen Thore gemacht und in seine Schilderung unsere Reise niedergelegt. An den Küsten Britanniens hatten sie auch die Arbeit, sich mit der „Adventure“ wieder zu vereinigen, und alsbald befahl denn auch Kapitän Cook, nach der Insel Whidbeyinsel, der Erfrischungen wegen, unter Segel weiterzusteuern. Voll hoher Erwartungen, sah die Mannschaft an die schönen Waldgebirge zu vergehen, der steile Kamm, die landschaftlichen Verschlingungen von Felsklippen und Schroffen des Ufers schwanden und an einem schönen Morgen gelangten sie nach Tahiti. Von dem Punkte der mehrere Meilen lange Strand mit seinen Kokospalmen und herrlichen Waldgründe entgegen und brachte die Kunde des Weges. Waldgekrönte Berge erhoben ihre hohen Gipfel in mannichfaltigen malerischen Gestalten und glühten bereits im ersten Morgenstrahl der Sonne. Unterhalb derselben erblickte das Auge Reihen von niedrigen, sanft abhängenden Hügeln, die, gleich den Bergen, mit Waldung bedeckt und mit verschiedenem anmuthigen Grün und herrlichem Prunk schattirt waren. Vor diesen lag die Küste, von mannigfachen Baumschattirungen und amphitheatralischen Palmen beschattet, deren kräftige Blätter weit über sie emporragten. Kaum tagte der Morgen, als Schaaren schwarzer nach auf der Landschaft nahe, eine halbe Meile vom Ufer lief eine Reihe niedriger Klippen parallel mit dem Lande hin und über diese brach sich die See in schäumender Brandung, hinter denen aber war das Wasser spiegelglatt und versprach den sichersten Ankerplatz. Nunmehr ging die Sonne an, die Ufer zu beleuchten, die Blumenduft erwachten, die Ruderer begann zu leben. Die Insel Tahiti ist vielleicht einer der schönsten Punkte unserer Erde. Der Himmel heiter, die Luft erquickend warm, die Windungen halb versteckt in den Gebirgen, hohe Kokospalmen ragten weit über die andern Bäume empor und ragten über dünnerten Blicke gegen einander. Der Strand prangte mit seinen breiten Blättern auf dem Theil auch noch mit einzelnen, traubenförmigen Früchten. Eine schattenreiche Art von Bäumen mit dunkelgrünem Laube trug gelbe Früchte, die von wunderbarer Kraft der Nahrung waren. Der Brodbaum war halb mit jungen dunklen Maulbeerbäumen bepflanzt, halb mit reifbereiten Reis von schwarzer, saftreicher und süßer nahrhafter Frucht. Im Schatten der Brodbaumes, mit manchfalt verschlungenen Stämmen umpflanzt, lagen einzelne die in einander, in denen die breiten Blätter der Pandange dem Vogel und die Stämme der Brodbaumes in Fülle Lauge boten. In den Blicken der höheren Bäume bewegte sich tropisches Paradies, gemischt, mit reichen Früchten, bildeten die Pflanze, während in den übrigen Zweigen der mannigfachen Gebüsche kleine Vögel der heimischen Stämme zierten. Ein Gebirge von dunkelgrünem Gebüsch, in großer Nähe und verschiedenen Stufen von Lauben bedeckt, stieg aus der Ferne, zwischen ein blaulicher Nebel gleichsam an Terrassen aufgethürmt, von Wasserfällen und Schluchten unterbrochen. Von diesem Berge, bei dem ein Nebelbild von den Bergen herunter in schlängelndem Laufe durch das Thal strömt, sollte seine Annäherung in die See der Küste der Schiffe mit wildem Lärm machen, welches die Gefährten Cooks so lange entbehrt hatten. Selbst das Vieh schien in den Blättern einen angenehmen Aufenthalt und Nahrung gefunden zu haben, denn die Heerde war in schwerfälliger Ruhe in dem Schatten der Bäume gelagert. Auch die Bewohner waren freundlich und heiter, gastlich und gefällig, sie kamen auch gleich den Schein der ersten Menschen. Der Reichthum der Insel, vom Mangel von Thätigkeit und Fleiß der Jahre hindurch Brod und Lebensmittel zu gewähren; ohne Sorge kommen diese Kinder der Natur dem so lange, als vergangen hat, und das sie gebracht, was der Heiland nicht selbst erzeugt, mit gebauet und als ein gütiges Naturgeschenk für die übrigen der Menschen aufbewahrt. Man brauche nur einen geschickten Zweig des Brodes in die Erde zu stecken und es wächst zum empfangenen Stamm' von aber Bewohner scheint nur die Sorge für die Befriedigung des Augenblicks auf der Tagesordnung, die Aussicht sich die wenigen Stunden hilfig zu ihrer Befriedigung, reizen sie bei dem dort hellen Himmel, wo der Frühling nie zu enden scheint, nicht viel schaffen. Sie sind alle schon mit spielgeschäft, die Beschäftigungen haben nur angenehm, sind von den Vorfahren heilige Ueberlieferungen, mit Ausnahme der Sonne nehmen sie auf, um sich an den Quellen zu waschen und zu erfrischen, schwimmen

Siebente Scene.

Lettice Marwell, mit einem Bedienten. Die Vorigen.

Nichols.

Gewiß schon wieder verschoben, Fräulein.

Lettice.

Nein, lieber Nichols — allerdings — wir werden den Kranz nicht brauchen können —

Nichols (mißverstehend).

Ja? und doch Nein? Ei, ei, sieh einmal, hahaha, nun dann nehmen wir weiße Rosen —

Lettice.

Ihr versteht mich nicht. Ich komme selbst, lieber Nichols, weil ich Euch nicht ungehalten wünsche. Mein Vater wird alle Mühe erstatten.

Nichols.

Wie?

Lettice.

Meine Vermählung mit dem jungen Sir Harry Thompson ist zwar nicht — obgleich allerdings —

dann bis zum Mittag, wo sie unter dem kühlen Schatten ihrer Bäume oder in ihren Hütten auszuruhen pflegen. In Nichtsthun und Ruhe machten sie auf; wanderten Scherz, herzlicher Umgang den Tag aus, ein mäßiges Abendessen beschloß denselben, nachdem zuvor noch ein erfrischendes Bad genommen worden. Sie sind glücklich, ohne Kummer und Sorge, weil sie die Verbindung des Vergnügens nicht kennen, der zum Theil verschwendete Thätigkeit des Lebens beraubt ist.

Man kann sich leicht denken, mit welchem Entzücken diese Naturbilder unsern Reisser erfüllten, der hier außerdem so wissenschaftlicher Thätigkeit immer neue Anregungen machte, auf seinen Bergen zwischen Felsen und Klippen neue Pflanzen zu entdecken suchte. Aber auch auf die Menschen erstreckten sich seine Beobachtungen. Der Cannibalismus selbst von einer ungetrübten Seite des rohen Naturzustandes kannte er hier nicht mehr; denn es sind Ueberreste der Schande, welche sie bewahren zum Andenken an die obigen Freundschaftsbeweise. Vögel und sonstige essbare Thiere, welche ihre Habsucht reizten; bei anderen fand er Kinderzucht und thierische Behandlung des Menschenlebens, alle nicht einmal die peinliche Arbeit, die doch eine Quelle der Glückseligkeit ist; das Reich der natürlichen Unmittelbarkeit war demnach ungetrübt zu finden.

Vergnügt war Cook am 7. October die Reise nach dem Süden wieder an, um 20 Tage er wieder an Neuseelands Küsten, passirte abermals den indischen Polarkreis. Der Wechsel zwischen hohen und niedern Breiten machte ihn noch mehr als das erste mal leidend, so dass Mannschaft und Cook selbst sehr leidend waren; unserm Arzte wurde in seiner uneigennützigen Kunst der Schierling. Later war die „Resolution“ weiter abgekommen gekommen, eine heftige Schwermuth bemächtigte sich der Matrosen, als sie zwischen dem 60. und 70. Grad durch Eis. Nebel und Sturm sich hindurcharbeiten, wo Aussicht bitter durch einen verdrießlichen Sonnenschein erheitert wurde. Das Leben wurde allen Reiz; man wurde abergläubig, betrachtete nur als Ursachen des Lebens zu sehen für die heilige Ehre, einen unbezwingbaren Feind zurückgeschlagen zu haben.

Gerade zwang Krankheit den Kapitän Cook, weiter umzukehren, drei Tage lang hatten sie kein Land gesehen, als sie am 8. März 1774 das alte Osterinsel erreichten. Noch auch hier konnten sie nichts, weil sie erwachten und Hütten kannte; von Muth und Hoffnung lebten der kranke Kapitän und seine leidenden Gefährten wieder auf, bis sie endlich auf einer der Marquesas-Inseln auf Waitahu, etwas Erholung fanden, um nach der bei einem zweiten Besuche von Tahiti in der Matrosenbai sich von allen Beschwerden zu erholen.

Nachdem sie mehrere Wochen auf den Gesellschafts- und Freundschaftsinseln zugebracht, begannen die Entdeckungsfahrten von neuem. Im Juli 1774 wurden die Neuen Hebridischen Inseln aufgefunden, auf denen ein Menschenstamm von niedrigerer Bildung als der auf Tahiti beständige lebte. Auf den Hebriden beschäftigte sich Forster mit Untersuchungen über das den Menschen nur angeborne Gefühl der Schamhaftigkeit, über die Musik der Insulanerinnen, da er der Meinung ist, dass schon das Wohlgefallen an harmonischen Tönen der Sinnlichkeit den Weg bereite; auch über ihre Sprache stellte er Betrachtungen an, wobei noch außerdem der Vulkan auf Tanna, die beiden Quellen der Insel, die Bewohner und Thiere ins Reich der Entdeckungen gezogen wurden. Als die Fahrt von Tanna weiterging, machte Forster noch einen Ausflug in das Innere der Insel, deren Schönheit er nicht genug preisen kann. Die verschiedene Stellung der Bäume gegen das Licht gab der Landschaft das herrlichste Gemälde. Der Anblick großer Pisangwälder, deren goldene traubenförmige Früchte ein passendes Sinnbild des Friedens und des Ueberflusses waren, der Rauch, der in bläulichen Ringen zwischen den Bäumen aufstieg, erinnerte Forster an die sanften Freuden des häuslichen Lebens und erfüllte ihn mit dem beseligendsten Gedanken an Menschenglück und Menschenglückseligkeit. So erwachte schon früh in ihm der Gedanke an das Glück und die Wohlfahrt des Volks; überall erzählt uns in seinem Reisebericht die vollendete Menschlichkeit, die ihn vorzüglichste Augenmerk auf Menschen und Sitten richtete, die ihn bei allen Menschengattungen das Recht der Vernunft aufsuchen und anerkennen lies. Vom Forster hat die Welt das Meiste gelernt, in der allseitigen Unbefangenheit seines Beobachtungsgeistes, in seinem schöpferischen Gedankenleben bringt er Kunde von den Gedanken und Trieben der fremden Menschenkinder, bei denen er sich in früher Jugend mit dem Werk der Entsagung nährte.

Sechsehn Tage hatten sie auf Tanna zur

brachte, schon wollten sie wieder [illegible] am 31. August ab [illegible] die Sachen in ihre gewisse Ruhe, bis zur Spitze von Amerika hin durchsahen, als sie am 1. September einer neue Entdeckung machten, indem sie eine unermessliche Bay Galveston erblickten. Anfangs hatte sie eine heftige Bewegung zu überstehen, indem es die Leute einen Augenblick glauben und wenig fehlte, sie hätten sich Selbstmord oder Verbrennung ihrer Fahrzeuge gewaltsamer Nachforschung zu halten. Noch einmal schöpfte Cook nach Verlauf einer Zeit, um die Mannschaft durch den Genuß von Lebensmittel und Getränke zu erfreuen; dann ging es rasch nach dem alten und neuen Festlande hin. Auf neuer ging Cook bis zum 62. Grad südlicher Breite, ohne Land zu finden, und als die „Resolution" am 22. März 1775 die Südsee erreicht hatte, war die Aufgabe erfüllt, den Kreis von Nord nach Ost um seinen Pol, und Durchgang von Nord nach West von Pol nach Pol in Einem Jahre in 27 Monaten vollendet zu haben. Lange hatte man abgewartet daß sie den Polar und Seitengang, die dort in der Gefahr wollten, die Ihnen die schönste Hoffnung, von den Thalgen bringen sollten. Endlich sahen sie zu Spitzbergen vor Anker am 31. Juli 1773 nachdem sie in 3 Jahren und 18 Tagen eine Fahrt vollbracht, die von deutschen Umfange der Erde überstieg. Das Resultat war, daß der größte der antarktischen Polarländer schwindet, Neu-Georgien nicht mit Land ganz angefüllt ist und daß der Mensch überall freudigen Boden, freudigen Entwickelungsgang zeigt, aber eine durch alle Stufen sich bewegende Physiognomie der Menschennatur sinnvoll betrug wurde. Daher eine richtige Mischung unter den Menschen weder natürlich vorhanden noch sittlich möglich ist. Kein Zweig der Naturkunde ging den Forschern verloren; schon im Jahre 1773 beschrieben sie in und über Neu-Georgien die Gattungen von Thieren aller Art und [illegible] neue Arten von Pflanzen. Ueber die Verbreitung der Thiere auf der See wurden Forschungen angestellt, abweichend in der Natur und an den Menschen mannichfache und inhaltschwere Wahrheiten gefunden und gefunden.

In seiner Entdeckungsreise verfolgte Forster den Zweck der Arten und Farbe und der Unterschiede der Lebensempfindung: sie ist wie ein Spiel, in Farbenwechsel und menschlich in jeder Zeit. Die Schönheit, Einfachheit, Wärme und Klarheit der Forschung und Anschauung, denn jede Reise ist ein Fortschritt, bei und sein gebildeter Leser muß in jeden glauben, wo man anfangt von Forster.

Forster stellte dem alten Forster nicht die Belohnung weiter, daß die englische Regierung die Arbeit anerkannte; man vermißt es nur [illegible] den Lesern das Recht ab, eine zusammenhängende Geschichte der Reise zu schreiben; und die Veröffentlichung seiner naturgeschichtlichen Studien wurde ihm gehindert. Der vorgeschlagene Vorschuß wurde ihm aber endlich Stadt seiner abwesenden ist der jüngere Forster, das bewunderungswürdige Memoire der Entdeckungen zu schreiben, allein die Aufgabe sollte gerade in solche Hand, die der Vater, der Schüler Englands, dem er seine Anerkennung gezollt, in den Schulstaaten kam. Die Reise war für Forster Unglück verhängnisvoll. Noch machte er im Jahre 1777 eine Reise nach Frankreich, wo er Buffon, den glänzenden Forscher der Naturgeschichte, kennen lernte und in Akademie sich einen Freund erwarb, der ihm an seinem Beispiel zeigte, daß die Arbeit nur der Tugend verschönt ist, Tugend aber nur durch Vernunft erwünscht werde.

Er wollte nun daran in den Kampf der Völker, in den Streit der Meinung, die Zeugen um die Gegenwart und Zukunft rechten sein Gewissen für richtig Meinungen ihn erhalte, wie er bei dem Besuch von Haag aus im Oktober 1777 schreibt: „Ich vertraue dem Herrn, ich bin gesund und gerade, daß uns Gott nicht verlassen wird, für seine übereinstimmende Hand so oft an uns bewiesen. Ich unterwerfe mich allen Prüfungen mit dieser Versicherung, daß sie meine Pflicht zum Ziel haben, und glaube nicht vorsätzlich zu handeln, wenn ich den Herrn bitte, um unsere alten Tage und gesichtes Brod zu sorgen. Denn auf diese hat Frauen nur einen geringen Theil von Glückseligkeit erwerben, warum sollen wir ihn nicht erhalten?"

In Haag hatte er eine ausbleibende Anstellung, allein seine Hoffnung, gründete Pflanzen zu verkaufen, um neuen Vorrath zu gewinnen, schlug ihm fehl. Er kam in Noth und verfiel auch einer heftigen Krise am 21. November und Fieberhitze. Sein Sinn für Gemälde war schon frühzeitig entwickelt, daß er in der heutigen Galerie im Museum der verschiedene Gemälde an ihren Platzen wiedererkannte, und sich dadurch beim Sehen der Verschiedenheit der Malereien, den jungen Lerche, Bewunderung und Anerkennung

erwarb. Als man nun in ihm den berühmten Verleger kennen lernte, wurde es täglich zu Tische geladen, wo er in seinem Hause als Goethe's Busenfreund, mit Stolberg, Klopstock, Klopstock verkehrte, damals das „Jungdeutschland" jener Tage vertrat.

Von hier ging Herder nach Kassel, das die erste Stätte seines Wirkens werden sollte. Er hatte dort eine Rolle in der Gesellschaft des Hofchemikers, welche einen so großen Beifall fand, daß er durch Vermittelung des Generals von Schlieffen vom Landgrafen als Professor am Carolinum mit einem Gehalt von 1200 Thalern angestellt wurde. Das edle Vorrecht des Lehrers, die Kräfte der Jünglinge zu entwickeln und sie zu sittlichen Thaten zu entflammen, wurde von ihm als seinster Lebensgenuß erfaßt. Ehe er jedoch sein Amt antrat, ging er nach Göttingen, wo er in seinem Blumenbach, Lichtenberg Männer fand, die ihm Seele und Gemüth gleichmäßig anzogen. Mehr sein vermeilte er in Berlin, wo er nicht heimisch wurde; diese Leere gehört ihm Leben und sein hochherziger Freund Arnim von Boitzenburg, der ihm beim Abschied in der Form einer Belehnung sein adligstes Rittergut verehrte.

Im März 1777 trat Herder sein Amt an, und wenn er anfangs die geheime Furcht hatte, daß ihm die systematische Lehrweise abgehen würde, da er in solcher seine Kenntnisse sich nicht erworben, so verstand er es doch bald, die Lehrgegenstände lebendig in sich zu gestalten. Da sein Gehalt so gering war und er dabei seinen Vater ansehnlich unterstützte, übernahm er den Posten und wie der Buchhändler mit der Herausgabe des Merkwürdigen „Natur Lexikon" beschäftigt. Hierbei mußte er dabei seine Bücher und Sammlungen an Pflanzen entbehren, die ihm an der Küste Italiens durch Schiffbruch verloren gingen, als er von England sich kommen ließ.

So war er ganz auf sich selbst angewiesen, allein um so mehr entfaltete sich herrlich sein Gemüth, das in der väterlichen Freundschaft und Unterweisung Lavaters eine tiefe Wendung fand. Sein Briefwechsel aus dieser Zeit bekundet das genügsam, hierneben vergaß er sich vor Wonne und Sehnsucht, wenn er des handlichen Grußes und des Zuspruchs, den das reiche Familienleben seines Freundes enthielt, gedenkt.

Das Verlangen nach Büchern trieb ihn öfters nach Göttingen, wo er in Lichtenberg, der Gedankenrichtung einer überlegenen Genialität repräsentirte, eine herrliche Gemeinschaft fand. Mit ihm, dem an Witz, Laune, verbunden mit tiefer Gelehrsamkeit, niemand gleichkam, unternahm er die Herausgabe des „Göttingischen Magazin", welches mit größerem Ernst als der „Deutsche Merkur" die Wissenschaft fördern sollte.

Inzwischen mißfiel ihm doch zuletzt Lichtenberg's Nachsinnerei, der sich einen Witzen gegen die damalige Empfindsamkeit besonders, nicht ein mal ein klein wenig zu schwärmen verstand, so daß zuletzt diese Freundschaft in die Schranken gewöhnlicher Bekanntschaft überging. Um so mehr zog er sich in sich selbst zurück, und wenn er auch durch Amt und Freunde vielfach behindert wurde, ungestört zu arbeiten, so lieferte er doch für die „Göttingischen gelehrten Zeitungen", unter Heyne's Auspicien herausgegeben, eine Menge von Beurtheilungen neuerschienener Schriften. Stets bemühte er sich, den Geist des Autors darzustellen, gewissenhaft das Werk zu beleuchten, weder am Tadel die Weisheit zu üben, noch Lobsinge zu leben. Wenn er auch seine unbeugsame Rechtsamkeit bei jedem Schriftsteller verlangte, so hielt er doch immer Energie des Geistes als Hauptbedingung hin, wo zum Verunglimpfen sich übergreifender Mittheilungstrieb gesellte.

Bei allen diesen Arbeiten sah er aber doch, wie gefährlich der Mangel an Muße seiner Fortbildung war; er sah deutlich den Weg, der ihm ersprießlich war, er konnte aber seine Seele nur mit Wünschen nähren und sah der Zeit ungeduldig vorübergehen. Sie bemächtigte sich seiner eine gewisse Verstimmung, und wenn er auch in einzelnen Aufsätzen, wie über den Prometheus, kunstreiche Darstellungen lieferte, die zu den besten unserer Sprache gehören, so schnte er sich doch nach gewaltigern Stoffen, wozu er weder Muße noch Hülfsmittel hatte.

Um so mehr schloß er sich den Männern seiner Zeit an: er hörte dabei den beredsamen Lavater seinem Gemüthe, um Mittheilungen für sein Herz zu erwerben, wie es überhaupt damals mehr Sitte war, daß die bedeutenden Männer einander mit größerer Hingebung aufsuchten, als dies bei dem kälteren Sagen der letzten gebräuchlich ist. So kam er mit Johannes von Müller zusammen, der ihm anfangs widerstrebte, weil er den Mantel nach dem Winde hing, dem er sich aber doch zuletzt in seinem Hange zur Schmeichelei inniger verband; ferner mit Bürger, dessen übermüthige und derbe Kritik er freilich nicht begriff; zuletzt lernte er auch Goethe kennen, der mit seinem

Herzog 1777 nach Kassel kam und auf unsern Arzt einen tiefen Eindruck machte. „Der Herzog verstand viel und gut zu fragen, das ist gewiß schon viel", schreibt er an seinen Vater, und ebenso betrachtet er Goethe als ein Wesen, weiterleuchtend und groß, daß man in Schattierungen leben und lieben, aber nicht beschreiben kann.

Das Leben in Kassel, wo er jeden Sonntag seinen freien Tag hatte, weil er dann am ehesten, ließen die Trennung von den Seinigen empfand, mißfiel ihm immerwährend. Zwar gab ihm der Landgraf reichliche Unterstützung für seinen Vater, bis endlich der ältere Herder 1781 in Halle als Professor angestellt wurde, und als Herder nach Weimar berufen wurde, bewilligte er ihm sogar einen Vorschuß von tausend Thalern, um sich seiner drückenden Geldgruben zu entledigen. Allein die Sorgen lebten immer wieder. Wenn er sich auch noch so sehr einzuschränken und sich selbst den Vermut machte, daß er gegen sich selbst nicht streng genug wäre, so half dies nichts; Herder war ein Mann, der hohe Ideale vor Augen hatte und sich um die Unzulänglichkeit der Mittel dann nicht mehr kümmerte.

In seiner Armut breist Schlosser seinen Freund Sömmerring 1777 nach Kassel, den berühmten Anatomen, den er schon in Frankfurt kennen gelernt hatte. Beide waren damals noch jung, ein jeder im 24. Lebensjahre stehend. Herder glänzend durch die Allgemeinheit seiner Bildung, Sömmerring in seinem Fache groß. Beide ergötzten sich in der Abendstunde an den gegenseitigen Neckereien, für welche sie trefflichen Stoff und in verschiedener Färbung dieselbe Fabel darboten. So hatten sie auseinander zu erziehen: Herder Wohlwollende, geistig sich hat zur Schonung, zu dem Prinzipium der Neigung ihrer Gedanken; sie erlangten den Anden, der höher ist als alle Vernunft. Hingegen unsere Anmaßigkeit des Gemüths, welche in seinem die Ferne gegen sich selbst zur Ferne gegen den Freund entflammte. So kam einst bei irgendeiner Gelegenheit, Herder war diese Verhältnis ein neues Aufkommen seines inneren Menschen. Während seinem Schöpferdrang war seine Anschauung göttlicher Dinge für natürlich verhängnisvoll, aber gläubig, wo er in der Natur die Allmacht des Schöpfers bewunderte, im Sturm wie in den kleinen Regenbogen des täglichen Lebens die Hand der Vorsehung erkannte, welche aber unter Schicksal wachte. Jetzt, wo sein Gemüth schwermüthig als je gestimmt war, wo sein freundes Sinn all leicht Ahnungen hingab, das Wachsthum der Gottesverneinung aber noch seiner Ansicht von Ärztlichkeit der Christianen abhing, wobei er aber den sittlichen Mißbrauch des Gottesbegriffes kannte, wurde er mit seinem Freunde das Opfer der Glaubigkeit des Aufklärungs. Jenen Punkt in Kassel kein ungut Spiel getrieben zu haben, scheint sie suchte sich einen Ausweg bei seine Gewissen der Schwärmgeister, das nämlich die Pforte zum Himmel unendlicher Seligkeiten aus allen Orte, das der Allgütige sich uns aus unbegreiflicher Liebe nahen wolle und werde. In der Gewißheit einer gottbefreiten Mutter sein wurde in Sömmerschaft gebildeter Geist wurden in Übereinstimmung mit seinem Herzen, um dadurch tätig zu sein, das Heilige rein zu empfinden.

(Der zweite Teil in nächster Nummer.)

Das Kloster und der Herd.

Unter Land sagt ein Roman von Charles Reade, der gleich nach seinem Erscheinen fünf Auflagen erlebte und dem Autor Geld und Ruhm in Menge einbrachte. Die Deutschen, die wir mehr als wir selbst von Ausländer in seiner schöngeistschaftlichen Literatur Bescheidenheit schenken, sind mit diesem Buche unbekannt geblieben, weil Tauchnitz es in seine Sammlung englischer Klassiker nicht aufnahm und außerdem kein Nachdrucker es übersetzen lieh. Ein Grund, welch Unterschied sagt sich nicht aufdrängen. Wie überhaupt der Erfolg eines Buches ein Schicksal ist, bei dem die Götter der Gerechtigkeit nicht mit einsprechen, so ist die Übersetzung eines Buches ein besonderes Schicksal zu nennen. So ist denn Charles Reade, obwohl in England ein gefeierter Autor, und bedingt gewissermaßen unbekannt geblieben.

Charles Reade ist ein Vorläufer von Dickens, mit dem er gemeinschaftlich das Journal „Household Words" herausgibt und auch manch mit ihm herausgab. Wie jener, strebt er, durch seine Schriften Mitmenschen glücklicher und besser zu machen. Seine Bücher behandeln meist Gemeinnützigkeiten. Er kennt sich an dem Guten und hat das Böse. Mit besserer Kenntnis gestellt er Widersprüche und hat besonders für die kleinen Schwächen der Menschen.

Der Roman „Das Kloster und der Herd" ist nur geschichtliche Staffage erhält, er spielt im Mittelalter, zur Zeit der Regierung Ludwigs XI. von Frankreich und Eduards IV. von England. Der Schauplatz ist zuerst Antwerpen, wo Philipp der Gute seine Residenz hatte. Lukretia von Holland wurde mit ihr [illegible] vom Herzog gefangen und damit ihr Herz gebrochen hat. In der kurzen Skizze liegen hier eine Handlungsweise, gepaart mit der Niedrigkeit, von denen Gerard zu Troubles [illegible]

lehren wollt, von einer Schweſter des berühmten Malers Johann van Eyck beſitzt. Er iſt dem geiſtlichen Stande beſtimmt, allein die Neigung zu einem ſchönen Mädchen, Margarethe, der Tochter eines Apothekers, läßt ihn das Gelübde des Prieſters ſchwören und die Kluft ausziehen. Er eilt nach Rom und erwirbt ſich hier vom Papſte lateiniſcher und griechiſcher Manuſcripte, der gelehrte Cardinal Beſſarion lobt den Plutarch von ihm abſchreiben. Der Autor ergreift hier Gelegenheit, um ans und mit meiſterhafter Hand das Prieſterthum jener Zeit zu ſchildern. Gelenius wandert mit dem jungen Holländer durch die Straßen Roms. Sie kommen in eine Kirche, wo ſoeben ein Prieſter den Leuten austheilt. Gelenius weiß ſchon. In der nächſten Kirche ſahen ſie den Papſt bei einer Excommunication. Einige ſeiner Gardemänner löſchen, während man die Bulle abliest. Weiterhin begegnen ſie einem Greiſe, vor dem ein Prieſter mit rothen Handſchuhen die Leidensmaale des Heilands dem Volke zeigt, das auf die Knie fällt und in Wehmuth und Schmerz zerfließt. Dann ſehen ſie auf einer Bruſt von Flagellanten, welche ihre nackten Schultern peitſchen, bis das Blut fließt.

„Peter", ſagt der junge Holländer, ſich beſtürzt bei einem ſchauerlichen Anblick, „unſer Heiland hat das nicht gewollt, er war ſo mitleidig."

„Unſer Heiland!" erwiedert der Cardinal, ſich gleichfalls bekreuzigend, „was hat er damit zu thun? Es war dies Sitte in Rom, ſechshundert Jahre vor ſeiner Geburt. Die Knaben gingen bei den Lupercalien durch die Straßen und peitſchten ſich. Verheirathete Frauen drängten ſich herzu, die Schläge aufzufangen, weil ſie glaubten, es würde ſie fruchtbar machen."

Am Tage darauf lieſt der Papſt ſelbſt die Meſſe und theilt das Abendmahl aus, die Cardinäle ſchwatzen indeſſen. Peter es den Mein leſſete, machte der Beichtvater ihn verſuchen, weil man fürchtete, es könne Gift in den Kelch gemiſcht ſein. Die großen Glocken von St. Johannis im Lateran ertönen, das Volk ſtrömt dahin, um die Köpfe der heiligen Peter und des heiligen Paul zu ſehen, der Cardinal und Gerard folgen dem Zuge. Darüber Aus über ihnen theilt ſich ein Vorhang und eine Hand hält zwei hölzige Gerüſte zwiſchen, die lebensvoll auf ſie herunterſtarren.

„Sie ſind von Mooſe", bemerkt der Cardinal. „Die alten Römer pflegten bei ihren Begräbniſſen ſolche Bilder zu zeigen, um dem Volk ſeine Helden in das Gedächtniß zu rufen und den Glanz ihrer Familie darzuthun. Die Sitte hatte viel für ſich, ſie verband das Vergangene mit dem Gegenwärtigen."

Der gelehrte Prieſter iſt von dem Aberglauben des angelehnten frei, er ſieht mit dem Auge des Philoſophen den Dingen zu, welche er nicht ändern kann. Nun tritt der Reformation, wird uns in einem Bilde vorgeführt, deſſen lebendige Farben uns mit dem Vorzuge einer überraſchenden Wahrheit entgegenleuchten. Angeregt folgen wir den Erlebniſſen des Helden unſerer Geſchichte auf dem Boden ſeiner Erfahrungen und gelangen auf dieſem Wege zu neuen für uns ſelbſt. Befriedigt legen wir am Schluß das Buch aus der Hand und ſagen uns, daß Reinick ſeinen Ruhm wohl verdient hat.

Neue Gedichte.

II.

Karl Gützkow widmet ſeine „Gedichte" (Berlin, Franfurt, 1863) den „Männergeſangvereinen Deutſchlands" und es finden ſich wirklich einige zum Singen trefflich geeignete Lieder in der Sammlung auch fehlt es nicht an humoriſtiſchen Tönen, im all gemeinen iſt es der Dichtung eines Politikers dem zuweilen ein Vers gelingt. Gleich gut gemeint ſingt Ernſt Meier ſeine „Gedichte" (Leipzig, Fleiſcher, 1863) zum „Feſten des Hermannsdenkmals". Erinnerungen an den romantiſchen Heine, nicht an den ſpöttiſchen, drängen ſich öfters vor. Wie doch die Empfindungen verſchieden ſind! Das Gedicht „Eine Nacht im Arminiushain" erſcheint dem Dichter rührend und ergreifend, die meiſten Leſer dürften es wie unſereinige Kemik anmuthen. Die „Gedichte" von Leonhart Wehlmuth (Augsburg und München, Rieger'ſche Buchhandlung, 1863), die ſchon in vierter Auflage und vorliegen, müſſen demnach zu ſchließen eine größere Verbreitung gefunden haben, als ſie ſonſt lyriſchen Gedichten zu Theil wird. Manches in den „Stimmen der Natur" iſt gelungen; die Gelegenheitsgedichte ſind zwar an poetiſchen Phraſen überreich, doch fehlt ihnen nicht ganz der harmoniſche Klang. Es iſt kein hervorragender Dichter, nur ein poetiſch empfindendes Herz, das zu uns redet. Wir legen eine der Naturſchilderungen her.

Bergnacht.

Wie geht die nächtlich ſtille Mond
Ob luftlich hin am Montenidem!
Die Sterne ſenken ihre Blume,
Der Bergſee nickt ſchlummernd ein.

Die Berge ruhn wie dunkle Rieſen
Am tief ſchattenvolle Hängegrab,
Und weben in die Thalesmitten
Die langen Schatten mit herab.

Die Gemſe weidet in der Nähe,
Die ruhen alle Lichte leuchtet,
Wie traumend an dem Rehe der Mond
Die milde Blick verſchwenderiſch!

In meinem Herzen ſchläft es wieder,
Wie es mit Jahren nimmer ſchlug;
Durch meine Seele halten Bilder
Der Kindheit ihren Wallfahrtszug.

Ich wünſch mich in ſelig heiter
Im traumerſchönen Wunderreichen —
Ach, ganz es doch ſo weit und weiter
Die in mein ſtilles Herz hinein!

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Eine czechische Predka.

[illegible] — Haben Sie schon eine Gomara gesehen? Haben Sie nur das Fremdwörterbuch durch bestehe lagen, wenn sich auf seinem Titelblatt angegeben ist, das ist meines Fremdwörterbuch enthalte. Sie würden vergebens nach dem Worte Gomara suchen, denn erst einer späteren Zeit, in welcher das Czechenthum in Böhmen die deutsche Cultur bedroht und ihre Sieger aus dem Lande getrieben haben wird, ist die Aufnahme des Wortes Gomara (sprich Tschomara) in das Fremdwörterbuch vorbehalten. Damit Sie aber nicht so lange zu warten brauchen, will ich der Zeit vorgreifen und Sie mit der Bedeutung der „Gomara" bekannt machen. Sie dürfen sich nicht unterfangen, denn von dem Augenblick an, wo die Czechen die Gomara angegriffen haben, hatte ihre erwartete Kampf gegen die deutsche Cultur. Die Gomara ist der Nationalstock der Czechen und „Hat jemand ihn nicht von oben getragen?" fragen Sie mit Recht. Nicht recht! Vor dem Jahre 1848 gab es in Böhmen keine Nationaltracht und seit 1848 auch nicht. In dem Bewegungsjahre gab es allerdings in Prag allerlei Maskeraden. Sammetröcke und rothe, mit Schafwolz verbrämte Kappen mit blauen Troddeln. Seitdem aber die Polizei den czechischen Jünglingen die langen Haare, welche bis auf die Schultern niederwallten, abgeschnitten, scheinen auch die Gomaraträgen zu weit gewesen zu sein und die betheiligten allmählich von den Schauplatz ebenso wie die langen Haare, die seitdem nur in breiten Bändern verboten, allen anderen runden Hüten gleichgestellt wurden. Wie weit und vorteilhaft doch die nachmärzliche Polizei war! Als hätte sie mit der Beschneidung der Haarzöpfe und der Confiscation der Kopfbedeckungen auch gewisse Ideen aus dem Kopfe exorcisiren können! Mit dem Wiedererwachen der Nationalitätsbestrebungen stellte sich auch das Verlangen ein, die mit nationalen Ideen erfüllten Köpfe unter einem nationalen Hut zu bringen und das patriotische Herz auch in einem nationalen Rock schlagen zu lassen. Daraus die Confiscation der czechischen Schnürstiefel und Gesichtsmaske ging das Modell der Gomara hervor, in welchem der czechische Jüngling herumspaziert, als wären ihm die Absätzen, als er zur Zeit der Völkerwanderung aus der Tatarei herwärts gesprungen, von dort auf den deutschen Boden gefallen und beim Genuß eingegangen. Die Gomara ist eine Verbindung des ungarischen Schnürrocks mit dem russischen Stehkragenrock. Auf der Straße begegnen wir solchen gewöhnlich aus schwarzem Cattun, das Staatsgewand wird nur bei festlichen Gelegenheiten und nationalen Unterhaltungen getragen, wo ich auch die czechischen Staatsminister einfinden, die denn doch nicht Lust haben werden, in diesem Anzug auf der Straße zu erscheinen.

Wer neben Gomara aber das wahre czechische Nationalcostüm machen will, darf es sich nicht verdrießen lassen, einer czechischen Unterhaltung beizuwohnen. Wir rathen Ihnen daher, eine Predka zu besuchen.

Eine „Predka"? fragen Sie. Eine „Predka" gewährt eine Fülle von Vergnügen. Musik, Declamation, Gesang, Theater, Tanz, Festessen und silbervereinsmäßige Herrn- und Damenvorstellungen. Nur dürfen Sie ja nicht glauben, daß diese bunte Unterhaltung eine Improvisation ist, wie eine solche auch in deutscher Welt oft genug vorkommt. Im Gegentheil, Ursprünglichkeit liegt nicht im Wesen der Czechen, namentlich da nicht, wo es sich um nationale Aufgaben handelt; und wie das „Gemachte" überhaupt die Eigenthümlichkeit des modernen Culturlebens ist, so zeigt sich dies auch in der geselligen Unterhaltung, der hierdurch der Lebensnerv abgeschnitten wird, da sie auf ein vorangehtes Sichzusammenfinden und womöglich auch auf eine Demonstration hinausläuft. Auf die Veranstaltung der Predka geht es also einer bedeutenden Vorbereitung, im Kopfe und Portemonnaie eingetheilte Contributionen, die sorgfältige Einübung und Herausgabe von einem Mitglied der czechischen Töchterschule, unter dem Titel „Neruda" im Druck erschienen ist und namentlich den geselligen Unterhaltungen in den czechischen Familienkreisen als Schablone zu Grunde gelegt wird. In den Gesellschaftskreis hineingekommen, hat diese Schwierigkeiten. Die Unterscheidung der Zudringlichkeit verlangen eine Art Abneigung von den Eintretenden, die Kenntniß der czechischen Sprache ist die Hauptbedingung. Und Sie, wenn Sie sich einfallen lassen, eine Dame in deutscher Sprache zum Tanz auffordern, einen schönen Arm bekommen würden, ist höchstwahrscheinlich, daß man Sie verstehen, auch unter den Czechen, und wenn Sie mit deutlich versprechen, nicht anders als mit „Ne-ne-" zu grüßen, im übrigen Fall zu sein, nicht eine Miene zu verziehen, wenn Sie ein Fächeln überkommt — denn Ingrimm wäre schwer gekränkt — und was die Hauptsache ist, falls ich meine sollte, sich ja nicht durch ein „Ano Gnaden" und Ihnen zwei leicht entschlüpfen Thränen zu verrathen, so hoffe ich, Sie werden Ihren Muth in spanische Stiefeln eingeschnürt und auch sonstige mit Ihrem Körper thun, um die Unterhaltung einführen zu können. Allein national-böhmisch müssen Sie sich Ihnen. Hat brauchen Sie nicht, denn da wird es schwer in der Garderobe, wo Sie sich verkleiden von der gesellschaftlich nationalsöhmischen Tonrichtung ein [illegible] Nummer) erhal-

ten abgelegt. Ihr Kopf ist halb in eine Gamaschenmütze umgewandelt. Sie lassen nur auf der Brust einige von einem Knopf zum andern reichende Bänder anbringen und ebenso die Nähte belegen. Dann kaufen Sie eine Elle rothes oder blaues Bortenband, lassen Ihrem Trompeter an beiden Enden zunähen, da haben Sie das nationale Halstuch. Auf der Mütze lassen Sie auch noch ein halbes oder drei Viertel Dutzend Knöpfe anbringen, denn je mehr Knöpfe auf der Mütze, desto mehr Bedeutung. An der Seite Ihres Lieblings hängen Sie ein rothledernes weites Ranzchen. Dann leben Sie auf, als ob Ihre Mutter Wiesba und Ihr Vater Faldner geheißen hätten. Ob Sie Hosenschuh brauchen? Das nicht nöthig. Man ist im ephebischen Lager nicht gewohnt, sich mit Strumpfanziehen zu beraiden. Verstehen? Auch nicht nöthig. Sie sehen ja, es gehen die meisten Leute trotz des schlechten Wetters zu Fuß. In der Verhalte schützt man die Füße so, und wenn Sie ermüdet durch den Saal gehen, thun auch Ihre Füßchen weniger. Ob ich vergessen habe, daß der Mantel des Knaben einen Aufschlag haben muß? Ich habe es nicht vergessen.

Hier sind wir glücklich und Sonntag Vormittag auf den weiten Feldern Platz. Jetzt thut es Noth, denn die Anzahl — es sind viele die Heere mit dem Adlerauge behenden Lenzes auf rothblauem Schild im Anzuge — entwickelt eine ungewöhnliche Gefräßigkeit. Der Prolog — er bildet die erste Programmnummer — beginnt. Der erste Liebhaber des ephebischen Theaters — er trägt ein blaues Kleid, einen rothen Schurz und einen weißen Kranz — erscheint, von einem Gymnasiasten vorgeführt, auf dem ehrenvoll analog den Bürgern Braunschweigs requirirten Podium und wird mit Siegesfahnen begrüßt. Sie führt den Arm auf eine Geviertel, auf welcher die Gymnasiasten einen ephebischen Perücherhut ruht. Andere Liebhaberinnen Pudeln der vorragenden ephebischen Lichter und Journalisten werden lebender, vielleicht angehender, und im Saale auf gebeten. Beifall unterbricht häufig die Ephebenrede, jetzt erschallt von allen Seiten ein tobendes „Hahnemann!“ „Bernerlich!“ — es gilt einer Glanzfigur, in der „Lex von Ascension“ gipfelnden wird. Aehnliche Stellen unterbrechen sich und das Publikum begleitet sie mit der Gesticulation des Händeklatschens. Von der Galerie aus wird ein Ruf, in welchem sich das localeren Publikum erhält, häufig durch das mannigfaltige Ausdrücke einiger Knaben und Mädchenstimmen unterbrochen, die „Rothlich, geneigt, Frau! Frau! Fräulein!“ schreien z. B. „Reichen Sie, meine Herren Regie, Ihre Programme“ welche Erinnerungen mir ephebischen Gemüthe frei haben. Jetzt bricht von neuem ein Beifallssturm los, es ist der Schluß bedeutet. Die Musikkapelle spielt sich, nachdem sie vor ihr angewiesenen Platze mit den langen rothblauweißen Fahnen aufgestellt, hinter die Deutschen zurück. Ein Männerchor erscheint und trägt Nationallieder vor. Das [illegible] mit Jubel zur Wiederholung verlangt. Nun folgt eine Pause, natürlich sind es wieder nationale Melodien, welche vorgetragen werden. In Betreff dieser ist der Epheb ein Nimmersatt, aber es läßt sich auch nicht leugnen, es hat reichlichen Stoff, um seinen Musikhunger zu stillen, und die „böhmischen Lieder“ mit ihrer melodiösen Einfachheit sind wirklich ursprünglich, vielleicht die einzige unter den Kundgebungen des ephebischen Volkscharakters, die wirklich eine wahrhaft nationale Farbe trägt und nicht „gemacht ist“. Plötzlich wird der Vortrag durch ein tobendes Siamarufen, Beifallsklatschen und Händeschenken unterbrochen. Diesmal gilt es aber nicht dem Künstler, nicht der Kunst, somit wurde den ersteren es nicht auch das Orchester mit einem Ruf unterbrechen, sondern einem „Platzen“ (Hervorragenden der Nation), der eben eintritt und sich nach allen Seiten hin verneigend, auf den Empfang bedacht, den er als gebührenden Tribut hinnimmt und der ihn nicht überraschen kann, da er von der Intervention dröhnen wohlunterrichtet und an die Wiederholung dröhnen schon gewöhnt ist. Es ist einer von den „Hohen“. Nach der musikalischen Produktion beginnt die Komödie, ein mannigfaltiges Lustspiel oder ein Schauspiel, von Dilettanten aufgeführt, gewöhnlich, da es an Original-Stücken fehlt, eine Uebersetzung aus dem Deutschen oder Französischen. Die ephebische Komik wirkt einmal zu Lust auf unsere Nerven, manchmal auch die Zwerchfellerschütterung hat auch auf den Appetit des „feinen Publikums“ gewirkt, daß ihn nicht auf so einfache Weise stillen konnte als die Bewirthung der „oberen Regien“. Auch ist es unterdessen spät geworden, und kaum sind die edlen Gemüther der „Künstler“ verödet, so wälzt sich die Masse aus dem Saal und bringt die urbanen und in der ehrenvollen Weise gezogenen Reminiscenzen[illegible] Hier wird Gott Gambrinus gefeiert und der „Kapellmeister“ ersetzt, so genannt nach ihrem Kapellmeister, dem Herrn Lapet, der zugleich Mitglied der ephebischen Bühne ist, wo er aber gar nicht dem besagenden, sondern viel ernsteren Rollen als den Humor wurde spielt.

Nicht lange aber soll Gambrinus die Herrschaft führen, der ihm von Ingrischere Herrlichkeit gemacht wird, denn den musikalischen Freuden folgen die des Tanzes nach buchstäblicher Vorlesung des Gesetzbuches. „Kein Tanz vor dem Ehen!“ Während der letzteren ist nämlich mit dem Saal eine Metamorphose vor sich gegangen. Das Podium ist verschwunden, Pulte und Stühle sind fortgeschafft, eben lange die Bänke für die „alte Garde“ parkirt worden. Das „junge Blut“ findet sich wieder im Saale ein, um der Nationalität national zu walzen. Die „Majestät“ und der „Kaiserwalz“ beginnen. Jetzt erst können wir den Adel des Bildes bewundern. Da tanzt frisch rothwangige Gestalten, die Lichter schwächt, ein wenig erhitzt wie ihre Physische Natur und weit auch am besten geeignet für einen Mann, der in dem Tanze sich vergessen. Schade, daß die Gestalten so wenigen ist

und sehr Farbenmischung fehlt. Überall auf das Plakatist „Rotblauweiß", wenigstens in verschiedenen Zusammenstellungen: rotes Kätzchen, blauer Mieder, weißes Brustlatz, rotes blaues Kätzchen, weißes Mieder, rotes Band. Das ist das Costüm fast aller, die hier am Arm unserem gefeierten Jünglinge durch den Saal singen. Selbst die „weiße Nelk" taucht nur selten auf. Vielleicht haben die Herren vom Komitee die Meinung, sich treu zu halten, und sind die anwesenden Citoyens nur in ihrer Eigenschaft als Mitglieder der mit der rothblauen Partei verbrüderten Revolutionäre erschienen, von welchen am anderen Morgen in den rothblauen Blättern zu lesen ist, daß sie die „Bestie" durch ihre Gegenwart geehrt. Vielleicht sind sie nur gekommen, um den armen Gymnasiasten auf der Festgasse zu helfen, die wegen des guten Einvernehmens zwischen Volk und Nation von einem brutalen Vater in die Bestie commandirt werden? Den armen Mädchen geht es wie auch. Sie verstehen kein Wörtchen rothblau und müssen für ihre Nacht ihren Gelübde des Schweigens ablegen. Wir wollen uns aber den Zwang nicht länger auferlegen, mit verlassen um 1 Uhr morgens den Saal in welchem es noch um 4 Uhr hoch und lebhaft hergeht. Trinken wollen wir heute einige Heimaßigkeit. Sie haben die Arkaden des oberen Stockwerks verlassen und sind allmählich bei Nebro, über Gretchen soll trotz ihrer rothblauen Politik gemüthlich gewesen sein. Wir bitten uns ihre Begleitung aus dem Heimweg und der „Bestie" an, und wundern uns, daß wir selbst in der Bestie nie gewagt haben wollen „deutsch". Das wir gelang, als wäre das Deutsche ihr eigentliches Element und sie rothblauweiße Exemplare und der rothe deutsche Komment nur — Maskerade. Nun aber weiß ich einen Verein

Deutsche Blumen.

II.

Der Chrysanthemum.

Wer kennt nicht die Deutschen Blumen? Die prächtig blauen, glänzenden Blüten weißlich mit dem Rot des Antlitz und erscheinen und noch weit schöner, wenn man sie mit anderen blauen Blumen vergleichen kann ein so herrliches Blau haben nur bei Kranz wieder. Bekanntlich ist blau aber die Farbe der Treue und ihr wurde diese Blümchen von schönen Damen Männertreu. Jedenfalls muß ich den Leserinnen denn doch noch eine andere Bedeutung dieses Namens zugestehen.

Ein junges Mädchen wandelte am Arm des Geliebten im Sonnenschein über die Aue dahin. Das junge pflückte sie das schöne Blümchen, drückte es an das Herz als das Symbol der Treue des Scheidenden. Doch ach, nach wenigen Minuten schon hatte sie Blüten frei und schlich auf den Teichen zu Grab. Geblieben nicht in der Hand, als den welken Stengel und auch dieser fiel bald aus der Hand. Seine Treue glich nur zu sehr der so leicht abgestreiften Blumen.

Das Chrysanthemum endlich kann uns den Heiligenschein bei einer Zeit eine besonderen Stelle einnehmen. Ihm wurden eine Menge wunderbarer Eigenschaften zugeschrieben, am verwunderlichsten war es „das Prinzip alles Übels" wurde sich bei an der heiligen Person machte. Daher schreiben sich seine vielen Namen Chrysanthemum und Pestilenzia. Jetzt ist dieser Zauber geschwunden, es hat gesehen, weil heilkräftigen Eigenschaften wieder machen und wird in den Apotheken gar nicht mehr gebraten. Als Zauber- und Heilkraut ist es freilich noch vielfach im Gebrauch und mag ein wundthätiges Mittel sein genug für die Gläubigen sein, durch die Pflanze das Heil sogar in bitteren Schmerzen und Leiden suchenden.

Wir haben in Deutschland Gebrüder verschiedener Arten der Gattung Chrysanthemum und sie alle gehören zu den beliebtesten Blumen unserer Zimmer, denn die Blau bilden mit dem Grün Kraut. Auch unsere Blumen die angenehmste Abwechslung. Der schönste von allen ist der rothblättrige Chrysanthemum mit dunkelrothblauen Blumen, aber der eigentliche Blumenstern, der rothblühende Chrysanthemum, hat hellblaue Blümchen mit dunklen Streifen, der Frühlings Chrysanthemum pflegt noch kleinere Blumen mit ganz feinen Blättern.

Eine Anzahl anderer Chrysanthemum hat fast der einzelne ganzen Blüten der einzigen Blumen, blauen und blaßt meist im Monat Mai.

Der Monat Juni bringt uns den mannigfaltigen Chrysanthemum mit kleinen blauen Blüten in zahlreichen Trauben, bei den Übergang macht von denen, die weißen Kälte und Waldveilchen lieben, zu denen, die nur auf reichen Standorten gedeihen. Den letzten der schönblühenden Chrysanthemum, den schwächtigen Pfingst den mit blaßblauen kleinen einfachen Blumchen auf Sumpfwiesen, und schließlich einen Chrysanthemum der im Wasser wachsen. Zum Ende der Rabatten-Chrysanthemum mit gelben blauen und der Strauchel-Chrysanthemum mit rothblauen, einzeln stehenden Blumen.

Ein kritischer Kompendium

Machen wir heute noch mal eine gründliche Runde durch die Stadt, um zu sehen, was es Neues gibt. Es ist ja immer ein ganz besonderes Vergnügen, wenn man sich so recht gemütlich mit seinen Freunden, und mit seinen Mädels wieder einmal über alles mögliche unterhalten kann. Und das kann man ja nur, wenn man sich vorher gut gestärkt hat. Also, wir gehen in unser Stammlokal, wo wir uns zu einem Glas Bier und einem Schnaps niedersetzen. Wir bestellen uns unsere Getränke und fangen an, uns zu unterhalten. Da kommt ein Mann herein, der sich zu uns setzt und sich auch bestellt. Wir kennen ihn nicht, aber er scheint ein ganz netter Kerl zu sein, denn er spendiert uns eine Runde. Wir kommen ins Gespräch und er erzählt uns, daß er ein Schriftsteller sei, der sich mit Vorliebe mit Kritiken beschäftige. Er sagt, daß er sich gerade auf dem Wege nach Hause befinde, um eine Kritik über ein Buch zu schreiben, das er gerade gelesen habe. Wir fragen ihn, ob er uns nicht sagen könne, was in dem Buche stehe, und er erzählt uns den Inhalt des Buches. Es ist ein ganz interessantes Buch, und wir sind alle der Meinung, daß es sich lohnen würde, es zu lesen. Wir fragen ihn, ob er uns nicht sagen könne, was in dem Buche stehe, und er erzählt uns den Inhalt des Buches. Es ist ein ganz interessantes Buch, und wir sind alle der Meinung, daß es sich lohnen würde, es zu lesen.

Tempel hinaufsteigen. Nach Hector Berlioz gehört zu den ingeniösesten Instrumentisten Richard Wagner, gestreckt in seinen Schriften hat er sich als musikalischen Gelehrten eine geachtete Stellung zu erwerben gewußt, während seine Kompositionen mit großem Eingang gefunden haben. Indeß es problematisch bleibt, ob sie bei einer künftigen Generation ein gesteigertes Ohr finden werden. Die Berlioz'sche Musik, schreibt Heine, hat für mich einen unendlichen Reiz, nicht nur Naturelementarmusik und sie malet mich an untergegangene Urzeitstürmen, an fabelhafte Riesenschlachten und Kämpfen, an entsetzbarmende Unmöglichkeiten, an die hängenden Gärten der Semiramis und die Wunderwerke von Ninive. Berlioz instrumentirt — wie Paulus und er hat wirklich mit großem Neues auf allem Instrumentenwerk. Seine jetzt erschienenen, von Richard Pohl übersetzten Schriften (Leipzig, Heinze & Co.) Instrumentation, geben uns an, daß Berlioz mit seinem Instrumentenwerk ein musikalisches Prinzip über und herausgearbeitet wissen.

Und diese Vertrautheit mit seiner Berlioz nicht abgehalten, ein tieferes und höheres Verständniß der musikalischen Musik im Innersten angebahnt zu haben. Bekanntlich hat die Kunst einer Lieder viel ungeduldiger und humoristischer als der Virtuosen verstehen. Sie peinigen nicht mehr die Ohren zu. Berlioz war ein musikalischer Revolutionär, der vermehrend auf der Musik Band. Mit großer Schärfe legt er die Gebrechen unserer musikalischen Zustände bloß, rügt unter spottet über die angebrauten Opernräume, die nur noch „Schreien" nicht mehr „Singen" möglich machen, über die Sänger, die bei irgend leidlicher Stimme sich wie Pelikan vorkommen, wenn sie nicht jährlich ihre jährliche Arznei nehmen.

Höchst ergötzlich schildert er den Anmarsch der Schlagzeugmusik im Orchester, die immerwährend Terrain gewinnen und jetzt mit Fug beinahe völlig beherrschen. Gluck hat in der Iphigenie in Aulis zuerst die große Trommel eingeführt, später auch die Becken im Zwischenakt der Iphigenie auf Tauris. Er wendete hier die Becken allein, ohne große Trommel an, während doch die musikalischen Handwerker aller Länder beide Instrumente für unzertrennlich halten. In einem Ballet dieser Oper wurde von Gluck auch der Triangel [illegible] mit unvergleichlichem Geschick benutzt. So haben wir dem Genius deutschen Gluck die ersten Versuche, unsere wilden Horden von Schlagzeugmusikern zu verpönen, die jetzt die gebildete musikalische Welt wie in einer gewissen Völkerwanderung überschwemmen wollten. Im Jahre 1830 nahm Spontini die große Trommel mit den Becken in seinen Triumphmarsch sowie in den Ballet zum Ballet der Vestalinnen in der Vestalin wieder auf. Freilich war die Musik auch immer nicht im Stande, das Publikum der Oper völlig aus seinem Schlaf zu rütteln. Da kam Meister mit dem tollen Gedanken, der trägen Masse seine Noth zu klagen. Und nun schlug er die große Trommel und die Becken und den Triangel überall hin und rückte die Posaunen und die Ophikleide mit ihren infernalischen Accordbunden zusammen, daß auch Todte erschrocken mit möglichster Geschwindigkeit daraus losschlugen und das Publikum erwachte, sich die Augen und — sah auf die Musik. Natürlich kam bald der Zeitpunkt, wo die Posaunen, die große Trommel, Becken und Triangel auch nicht mehr ausreichten, lernte Berlioz weiter; „man fügte die Militärtrommel hinzu, dann zwei Serpents à Pistons zur Unterstützung der Trompeten. Auf der Bühne legte sich hinter den Coulissen die Orgel neben den Glocken fest, vor den Coulissen marschirten Militärmusikbanden auf und schließlich reichten auch die großen Saxinstrumente, die sich zu den übrigen Orchesterstimmen ungefähr so verhalten wie Kanonenschüsse zu Kleingewehrfeuer. Um das Ganze zu krönen, fügte Halévy in der Auferstehung [illegible] Zauberin noch — das Lustrum hinzu."

Obwohl lebenslang schildert Berlioz die jungen, neuigen Musiker, wie, um sich Platz zu machen, um neue Preis in Paris ein Gemetzel geben müssen und wie Stadt so unsicher machen, als läge sie in Belagerung. Ich kenne Leute, behauptet Berlioz, die während der Monate Februar und März, wo jene Musik allsährlich am grausamsten über Paris grassirungen hatte, sich wohl hüten, die Nasenspitze auch nur mit einem Fuß zu betreten, um nicht ganz und gar zusammengetreten zu werden. — Aber der Musiker verdient nicht nur zu spotten, er hat auch ein warmes, begeistertes Herz für unsere classischen Musikwerke und Beethoven's großes Genius stand an ihm einen beredten Vertheidiger und Talismanischen. Und wie gern Hector Berlioz das, was seine Seele bewegt, der ganzen Welt zum Verständniß bringen möchte, davon geben die folgenden Zeilen ein Zeugniß. „Es ist unmöglich, ich sagen zu müssen und zwar mit einer unbarmherzigen Gewißheit, ich sagen zu müssen. Was ich schreibe heute, ist es nur für mich, oder vielleicht schon nicht mehr für meinen besten Freund. Ihr treuen Sympathien in so vielen Fällen die meinigen sind, kann trotzdem in anderen Fällen ganz anders fühlen, es ist möglich, daß ein Werk, das mich entzückt, daß mich überhaupt ergreift, daß mir Thränen erpreßt, ihn kalt läßt, sogar ihm mißfällt, ihn langweilt."

Das in Rede stehende reichhaltige Werk gewährt einen interessanten Einblick in das Leben und Ringen einer bedeutenden Künstlerseele, die mehr anregend als schöpferisch im Reiche der Musik gewirkt hat, und die eingestreuten musikalischen Novellen machen Berlioz Schriften auch dem größeren Publikum lieb und werth machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Hardtung. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 32. Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Zwei Vermählungen. Novelle von Sigmund Kolisch. VIII. IX. — Johann Georg Zimmermann. Von F. Philippson. II. — Briefe. Neue Novelle von Napoleon I. I. — Der Aufstand der nordamerikanischen Kolonien. I. Leben. — Miszellen: Talent und Genie. — Deutsche Dramen. III. — Poesie und Prosa. — Literatur und Kunst. — Räthsel.

Zwei Vermählungen.

Novelle von Sigmund Kolisch.

VIII. Was soll das bedeuten?

Solange in dem Hause des Bankiers nur unbestimmt von der Verheirathung Henriettens die Rede war, fühlte das Mädchen einige Unruhe, zu keinem entschiedenern Ausdruck kam es. Als ihr der Vater den gelungen Heirathsplan in klaren Worten mittheilte, empfand sie ein heftiges Widerstreben, sie weinte und war niedergeschlagen, ganz wie es „Werter Albert“ vorgestellt hatte. Nachdem sie aber das Zimmer verlassen hatte, wo die erste Auseinandersetzung zwischen ihr und ihrem Vater erfolgt war, setzte sie sich in einem Sprung auf und sagte, daß ihr rothgeweinte Augen schlecht stünden und daß ihr Gesicht und ihr ganzes Wesen durch die Verstimmung an Schönheit verliere, weshalb sie denn die ganze Geschichte von sich abschüttelte. „Meinung“, rief sie sich zu, „die Sentimentalität ist nicht für mich gemacht! Mein Vater hat ganz recht; den Kopf lasse hängen, wem das besser gefällt als Lachen und Heiterkeit! Wir haben uns gern gesehen und gut miteinander unterhalten, ohne eine ernste Verpflichtung gegenseitig zu übernehmen. Nach wenn ich vermählt bin, werden wir uns gern sehen und gut miteinander unterhalten. So ist es und so bleibt es!“ Sie wusch sich ihr Augen mit kaltem Wasser, suchte sich in eine fröhliche Stimmung zu versetzen und über ihre vorübergegangene Traurigkeit zu lachen.

Als ihr Vater zu Tische kam, wartete sie seine Frage gar nicht ab und erklärte, daß sie in die Verbindung mit Herrn Morel willige. Sie nahm sich vor, die Nachricht von ihrer Schicksalswendung ihrem Freund Raymond selbst zu überbringen, um eben der Mittheilung das peinliche Gepräge einer schriftlichen Anzeige und das Aufgeben eines Bandes zwischen ihnen zu ersparen. „Ich werde ihm sagen“, beschloß sie, „daß durch meine Heirath an unserer Beziehung zueinander nichts geändert wird; daß ich nicht aufhören werde, seine Freundin zu sein, ebenso wie ich hoffe, daß er mein Freund bleiben werde!“

Mehrere Tage hindurch beschäftigte sie sich mit den neuen Lebensverhältnissen, in welche sie treten würde; mit Vorbereitungen zu Feierlichkeiten und Festen, die bevorstanden, mit Plänen für die Zukunft, mit ihren glänzenden Aussichten. Sie wußte sich jeden trüben Gedanken fern zu halten.

Einige Tage nach ihrer Verlobung traf sie mit Raymond in dem parfümirten Garten zusammen, und wie es schien war, wurde sie durch

Nichols.

Was fällt mir denn ein? Meister Thompson, der Reiche, hat ja — ah so — nun versteh' ich; ja die Heirath findet nicht statt.

Lettice.

Allerdings, das — Verhältniß ist abgebrochen.

Nichols.

Aber zum Henker, meine Blumen sind auch abgebrochen. Steht mir jetzt der ganze Garten kahl. Funfzehn Pfund für meine Blumen und die Mühe.

Jenny.

Den Kranz, Vater, wollt' ich der Lady schenken.

Lettice.

Funfzehn Pfund ist viel. Mein Vater schickt Euch hier Einiges darauf. Könnten die Blumen nicht noch acht Tage liegen, — wo sich vielleicht eine andre Aussicht für mich —?

Nichols.

So schnell?

Lettice.

Oder ich habe ja gehört, daß man aus Blumen in Laboratorien die Wohlgerüche zieht —

Nichols.

Eine schöne Hochzeit, die in einer Apotheke endet!

die tiefe Erschütterung des Studenten in der leichtherzigen Ausübung ihres Verhaltens gehindert. Sie ging, aber zu sagen, was sie sagen gewollt. Sie war tief ergriffen und konnte sich den ganzen Rest des Tags der Traurigkeit nicht entschlagen. Sie empfand Mitleid mit dem jungen Mann, der es mit seiner Liebe so ernst nahm; und was sie auch that, sie konnte das bittere Gift vom Lorbeerbaum-Garten, den bösen Schmerz, die Verzweiflung des Verwundeten nicht aus ihrer Seele bringen. Zuweilen gelang es ihr auch dieß und wieder, sich dem traurigen Gedanken zu entreißen und eine gewisse Heiterkeit zu gewinnen. Mit einer etwas übertriebenen Lebhaftigkeit suchte sie Zerstreuungen und Vergnügungen aller Art auf, gab sie sich ihren täglichen Sorgen und Beschäftigungen hin. Sie war fortwährend auf Gesellschaft bedacht, ließ sich ihre Toilette, zur größern Befriedigung ihrer Näherin und Modistin, jetzt angelegen sein, suchte, wußte, sann viel auf den Bällen, machte und erhielt viele Besuche, war in Konzerten und Theatern zu finden. Außerdem kamen ihre Bemühung, sich den unangenehmen Erinnerungen und Verstellungen zu entschlagen, die Familiensorge zu hüten, welche ihren Anfang nahmen; die Bekanntschaft mit neuen Leuten, das Gewimmel von Verwandten, Verschwägerten und Bekannten, das infolge ihrer Verlobung mit Herrn Werel um sie her entstand.

Der Einladungen und Gegeneinladungen, der Geschenke und Ueberraschungen, der Unterhaltungen aller Art war kein Ende. Das Vertrautwerden mit ihrem Bräutigam, den sie nur flüchtig kannte, war auch nicht ohne Reiz; sein Bestreben, ihr Wohlgefallen zu erregen, einen Platz in ihrem Herzen zu gewinnen, gewährte dem koketten Weibe mindestens zum Zeitvertreib und hielt ihren Geist in einer angenehmen Spannung. Als sie vollends in ihm einen Weltmann fand, der mit einer hinreichenden Bildung mancherlei Kenntnisse und Erfahrungen verband und sich von den Tugenden junger Leute, die ihr vor Augen kamen, vortheilhaft unterschied, als sie von seiner Art, sich zu geben, mit den Leuten zu verkehren, zu erzählen, zu unterhalten, sich anzuregen, in angenehmer Weise angeregt sahlte, da glaubte sie, daß es ihr gelungen sei, ihre „sinnliche Neigung" zu Werner, wie sie das nannte, zu überwinden.

Aber schon nach wenigen Tagen mußte sie erfahren, daß ihre „sinnliche Neigung" mächtiger sei als ihr Wille und der gegen sie angewendeten Mittel spotte. Der Rausch, in welchen sie sich gewaltsam hineinarbeitete, um Unvergeßliches zu vergessen, verflog mit einemmal, ohne daß sie wußte, welche Macht ihn verscheuchte, ihr Müdigkeit, Unbehagen und das drückende Gefühl schwerer Reue zurücklassend. Neue Gedanken, die ihr fern lagen, die ihr kaum sündlich erschienen hatten, wenn sie ihr im Leben oder in der Dichtung entgegentraten, die mit ihrem Wesen, wie sie überzeugt war, sich gar nicht vertragen, tauchten unaufhaltsam in ihr auf, neues Hoffen und Wünschen bezwang ihre Seele; sie fühlte sich ganz umgewandelt. Und sie haderte mit ihrem frühern Wesen, sie erhob Anklagen gegen sich selbst, schalt sich feig und unwürdig, warf sich mit Strenge den Verrath vor, den sie an einem Herzen übte, das sich ihr so treu ergeben hatte, welches höher zu schätzen wäre als alles, was sie je erreichen, was sie zu erreichen auch nur den Wunsch hegen könnte. Sie erklärte sich selbst, daß es nicht kindlicher Gehorsam war, der sie zu dem Abfall von einem edeln Herzen und von ihrem eigenen Glück bewogen, sondern daß sie sich durch Lockungen der niedrigsten Art von dem Mann ihrer Liebe habe abwendig machen lassen. Die Verheißungen eines glänzenden Lebens, welche ihr Vater ihr und sich selbst vorgespiegelt, um sie von einer „Thorheit" abzuhalten, erschienen ihr so gering, so unerheblich, und viele „Thorheit" erschien ihr so wichtig, so entscheidend, die Grundbedingung ihres Lebens, ihres Heils. „Was mag ich danach", rief sie sich zu, „ob die albernen Mädchen mein schimmerndes Schicksal, daß sie mir den Bräutigam und dessen Wohlstand beneiden, von denen ich nicht die geringste Befriedigung zu erwarten habe! Sie sollen sich den Verlachten nehmen und ihn behalten. Was waren das andere, köstliche Stunden, die ich mit ihm zugebracht habe! Was waren das andere Worte, die er zu mir gesprochen, andere Blicke, mit denen er mich angesehen, der gute, herrliche Mensch! Und ich Verblendete, ich wußte das seltene Gut nicht eher zu schätzen, als bis ich es verlor, als bis ich es in lächerlicher Feindseligkeit gegen mich selbst hinwarf, statt es sorgsam zu bewahren und zu hüten!" In diesem Sinne sprach Gretchen häufig mit sich selbst; worauf sie sonst Werth gelegt, das schätzte sie gering. Das Werben und Treiben um sie her flößten ihr nicht die geringste Theilnahme ein; all die Interessen, welche die Gesellschaft bewegten, wogen in ihren Augen so leicht, daß sie kaum begreifen konnte, wie sie diesen eine Herrschaft über sich einräumen konnte.

Es koſtete ihr Anſtrengung, um immitten all der gleichgültigen Perſonen und nichtsſagenden Unterhaltungen eine angemeſſene Haltung zu beobachten. Zuerſt ſuchte ſie Mitleid mit Raimund, dann aber ſuchte ſie Mitleid mit ſich ſelber. Sie beſchloß, nicht bei dem bloßen Bedauern eines begangenen Unrechts ſtehen zu bleiben, ſondern alles aufzubieten, um es gutzumachen, wie groß auch die Schwierigkeiten ſein möchten, welche ſolchem Unternehmen entgegenſtanden, wie ſchwer es auch ſein möchte, nach zwei Seiten hin Kreuzfeuer unzuſtehen.

Der Vorſatz, die Verbindung mit Herrn Morel aufzulöſen, reifte bei dem unentwickelten Mädchen zum feſten Entſchluß; es beſchäftigte ſie nun noch die Wahl der Mittel zur Erreichung dieſes Zweckes. Mehr beunruhigte und ängſtigte ſie die Frage, ob ſie im Stande ſein werde, ihr altes Verhältnis zu Raimund wiederherzuſtellen, ob der Zukunft ſolche Hoffnungen nicht vielleicht für immer verſcherzt ſeien. Während das erſte, liebevolle Herz des jungen Mannes einerſeits Muth und Hoffnung in ihr weckte, brachte andererſeits die Erinnerung an die Scene im Verwahrungs-Garten, an den tiefen Unwillen, der ſich in den Zügen des Liebenden ausgeprägt, die Tochter des Bankiers faſt zur Verzweiflung. Obgleich ſie aber die Möglichkeit mußte gelten laſſen, daß der Juwelier nicht mehr zu verſöhnen ſein würde, war ſie doch bereit, den Verſuch anzuſtellen; denn ſie hielt es für ihre Pflicht und für eine unabweisliche Nothwendigkeit, den Verſuch der Wiederherſtellung der frühern Verhältniſſe auf jede Gefahr hin zu wagen. „Ich habe ja nichts zu verlieren, wenn ich dieſes Herz nicht mehr zu gewinnen vermag", war der Satz, mit welchem ſie jedem Einwurf der Klugheit begegnete.

Wenn Herr Morel mit ihr ärztlich war, wenn er ihre Hand ergriff und mit Wärme drückte, wenn er ſie auch nur liebevoll anſah, ſchalt ſie ſich beſchämt; bisweilen wandelte ſie ein Zorn an, den ſie nur mit Mühe zurückhalten konnte; auch war ſie bedacht, jede Berührung des Verletzten abzuwehren: eine Zurückhaltung, die ihrem ſehr wohlgefiel, weil er ſie einer jungfräulichen Schüchternheit zuſchrieb. Da es die Etikette ſeiner ohnehin nicht geſtattet, daß Braut und Bräutigam einander ohne Zeugen ſehen, ſo erhielt Fräulein Charlen von ihrer jungen Schweſter die ſtrengſte Weiſung, bei jeder Zuſammenkunft mit dem Verletzten nicht nur zugegen, ſondern ganz nahe zu bleiben, um jegliche Zurückhaltung ſogar in der Nähe anzulegen.

Auf die beſte Weiſe bemerkt, wie das gekünſtelte Band am Schlittſchuh zu ſehen iſt, ohne ein ärgerliches Aufſehen zu erregen, ohne den Verletzten zu beſtürzen und den Vater aufmerkſam zu machen, faßte ſie den Plan und hielt ihn feſt, ob an der Weiterfahrt vor den Gedanken des Herrn Morel zu wenden, beſtellen in den ganzen Vorgang der Sache vertrauungsvoll einzuweihen und ihn zum Rückritt zu bewegen. Mit dem hilfe unerfahrenen Frauen eigenen Scharfblick hatte ſie den wirklichen Charakter des Bräutigams erkannt und auf dieſen die Hoffnung einer ſo außerordentlichen Freundſchaftsſtiftung gegründet. Da er aber wohl begriff, wie ſehr eine ſolche Zumuthung dem männlichen Herzen wehe thun mußte, wurde der Schritt ihr ſauer, und wiederholt erröthete das Weib auf den Lippen, wenn ſie die Beſchäftigung unter irgendeinem Vorwand fortſchicken und ihr Anliegen vorbringen wollte. Sie ſah aber ein Zuſammentreffen mit ihrem Verlobten nach dieſer Richtung hin vorerſt gerathen war, machte ſie ſich wegen ihrer Schwäche und Zaghaftigkeit um ſo bittrer Vorwürfe, als ihr jene verabredete Freude eine verlorene ſchien. Mit allen Kräften des Gewiſſens lief ſie durch dieſen Kampf mit zwei Unzufriedenheiten.

Im Theater endlich, an demſelben Abend, in der Loge angelangt mit dem Verletzten zu ſprechen, fühlte ſie ſich wie von einer unſichtbaren Macht daran und zur Ausführung ihres Entſchluſſes gedrängt. Mit zitternder Stimme ſagte ſie dem Verletzten, daß ſie einen großen Freundſchaftsdienſt von ihm zu verlangen habe, daß ſie es aber kaum wage, ihr Verlangen auszuſprechen. Der alte Angeredete ſchien von vielen Worten und namentlich von dem Klange der Stimme gerührt und betroffen und verſicherte mit beſonderm Nachdruck, daß er auf ihn und ſeine Gefälligkeit, ihr Freund zu ſein, zählen und im voraus der Gewährung ihres Wunſches verſichert ſein könne, vorausgeſetzt, daß dieſe über ſeine Kräfte nicht hinausgehe.

Sie, durch dieſe Zuvorkommenheit einerſeits erfreut, andererſeits aber betrübt, daß den Verletzten nun Nachſicht mit den Fehlern ihres Charakters, mit den Verirrungen ihres Herzens, die ſie, daß es ihr das Unglaublichſte ihres Benehmens vorkommen möchte und erzählte ihm wahrheitsgetreu die Geſchichte ihrer Liebe zu Raimund, wie ſie ihn Sache ſo leicht genommen und gemeint habe, daß ſie unbeſchadet ihrer Ruhe und ihres Glücks die Anforderungen ihres Vaters

wurde erhalten können, daß sie sich nach dem Verluste, sich von dem jungen Manne losgerissen, der Ruhe und Heiterkeit ihrer Liebe sich erfreuen gewerden. Sie sagte hinzu, daß sie durch die verwerrenen, hindernden Verhältnisse bewogen sei, in welche sie sich selbst gebracht habe, und durch die schlimme Meinung, in welcher sie zwei Männern Grund gegeben, von denen geachtet zu sein sie im hohen Grade wünschen müsse. Er möge ihr denn, obgleich es sich aber sie zu beklagen, ihr schweres Unrecht verzeihen, die bebende Hand reichen, um sie der vielfach peinlichen Lage, in welche sie sich befände, zu entreißen; es möchte einen Widerspruch darin erblicken, daß sie in einer Sphäre emporgewachsen sei, wo die Leidenschaft als etwas Hingebrachtes gegolten werde, schon sie sich aus eigener Erfahrung über die Gewalt der Gefühle und Klasse hätte kennen lernen, es möchte absagend in diesem ebenen Verhältnis, in ihrem Erachten unter den verhandenen Umständen erkennen, wie viel Hochherzigkeit sie ihm zutraue, wie viel Uebergegebenheit über klein liche Gesichtspunkte, die sie gewöhnliche Menschen entscheidend wären, sie habe sich der sichern Hoffnung hin, daß er ihr Freund nicht nur sei, sondern auch ferner bleiben werde. Bei den letzten Worten wandte sie sich ab, um ihre Thränen zu verbergen, die aber dem Manne nicht entgehen konnten, dessen ganze Aufmerksamkeit auf das Mädchen gerichtet war.

So läßt sich denken, daß Andre von dieser seltsamen Enthüllung weit mehr überrascht als erbaut war. Innerlich machten sich Eifersucht und Bitterkeit, die niedergedrückten menschlichen Schwächen, bei ihm geltend; bald aber siegte diese überwunden in dem Innern seiner Männlichkeit; sein hoher würdiger Sinn trat sie wieder. Das kurze Schweigen, welches er während dieses innern Kampfes beobachtete, ängstigte schon das Mädchen, und um einer Weigerung, deren sie sich gefaßt, zuvorzukommen, sagte sie ihm, es sei eine Verlegenheit wünsche, deren es sich erkläre.

„Was habe es da noch zu bedenken?“ entgegnete der Freiherr; „ich kann Sie doch nicht gegen Ihre Neigung, gegen Ihren Willen heiraten.“ Und nach einigen Augenblicken setzte er der Frage hinzu, was es für sie thun könne.

Veronika, die tiefe Verehrung der Frage erfüllend, dankte dem Verlobten mit einem Lächeln, in welchem sich Hoheit und Lieblichkeit ausdrückten.

„Sprechen Sie, würdiger Freund, mit meinem Vater!“ versetzte sie. „Geben Sie irgendeinem Grund an, der Sie bestimmt, von der Verbindung mit mir zurückzutreten.“ Erklären Sie ihm, daß Sie an mir die Eigenschaften nicht finden, die Sie suchen; daß ich viel zu kokett und oberflächlich und wenig geeignet zur Gründung eines Familienglücks sei, wie es Ihnen verschwebt und wie Sie es wünschten.“

Andre schwieg, vermeinend das Herz und verscheuchte, daß es ihm völlig unmöglich wäre, diese Verleumdung auszusprechen, obgleich davon, daß solche den Freund seines verehrenden Vaters so viel Verdruß in seine Aechtlichkeit legte, nachdrücklich verletzen mußte; es sei daher, meinte er, ein anderer Vorwand zu ersinnen.

„Wenn es sich um weiter nichts handelt“, versetzte Veronika, „mit Erfindungen der Art kann ich schon aushelfen.“ Sagen Sie meinem Vater, daß Sie mich kalt und herzlos Ihnen gegenüber fanden oder, was das Einfachste und Beste ist, daß Sie von meiner Liebe zu einem jungen Manne Kenntnis erhielten und daß Sie sich kein Glück von einem Herzen versprechen, das einem andern zugewendet sei.“

Da diese Ausflüchte dem Verlobten passender und angemessener schienen, versprach er sie anzuwenden, um den Wunsch des Mädchens und sein gegebenes Versprechen zu erfüllen. Noch einmal dankte Veronika dem edeln Manne mit Thränen in den Augen, noch einmal bat sie ihn inständigst, daß er ihr das verzeihen, unsere Verlobten verzeihen und ihr Freund bleiben, betheuerte, daß sie weder ihn noch seinen Hochsinn je vergessen und daß sie nie aufhören werde, ihm von ganzem Herzen zugethan und ergeben zu sein.

„Wenn Sie auch nur glücklich sind!“ sagte gerührt Andre. „Sind Sie denn auch gewiß, daß sich das zwischen Ihnen und dem Mann Ihrer Liebe eingetretene Zerwürfnis ohne unwiederbringlichen Schaden wird ausgleichen lassen? Wird Ihnen der Beleidigte verzeihen?“

„Ich weiß es nicht, aber ich wage es zu hoffen; ich muß es hoffen, wenn ich nicht verzweifeln will! Ihm die Entscheidung über mein Leben zu lassen, dünkt mir eine heilige Pflicht, die ich aber muß! Ich will und darf mir keinen Rückzug offen behalten!“

Andre sagte sich nun ganz und gar in den Willen der jungen Freundin umgewandelten Verlobten und beide besprachen nun noch die verschiedenen Hindernisse, welche sich ihrem Verhaben entgegenstellen, die Einwürfe, welche Herr Langlois

machen könne. Auch die mögliche Weigerung Normand's, in dem bisherigen Verhältniß stehen zu bleiben, und die beste Art, das Widerstreben zu überwinden, wurden besprochen. Als das Theater zu Ende war, theilten die Verliebten unter verwandtschaftlichen Versicherungen einander sich mit, und die Braut erleichtert, er entfernte sich resignirt.

IX. Kein Ergebniß.

Nach dem Besuche des Theaters besann sich der Bankier in einer wunderlichen Selbstbesinnung gegen seine Gewohnheit blieb er allein und nachdenklich in dem Cabinet sitzen. Ich Gedanken bearbeitet, die mit dem Gedichte, das doch sein ganzes Sein ausfüllte, nichts zu thun hatten. Der Mann, welcher ihm werden mit so viel Geld und Aufsehen gemacht werden war, verlockte seine ganze Aufmerksamkeit heraus und hielt sie fest. Obwohl er sich vollkommen mit der Lösung begnügte, die er sich gewonnen, und sich was darauf zu Gute that, daß er, der als Kaufmann in einem Stromplatzen seine Laufbahn begonnen, sich bis zum Bankier emporgeschwungen, schlug es doch, was ihm das Schicksal unverhofft entgegenbrachte, doch genug an, um beginnig hinaus zu greifen. Wenn er daran dachte, wie viel Mühe sich seine Standesgenossen, und oft vornehm gaben, welche Opfer sie bringen, um zu der Auszeichnung zu gelangen, die ihm angeboten von selbst zufiel, befragte er die Gabe, mit welcher er seine Tochter dem Herrn Morel verlobt hatte. „Diese Verbindung, welche meiner Tochter angeboten wird", sagte er sich, „ist keine von denen, wie sie in der Regel geschlossen werden. Es handelt sich nicht um einen reichen, begabten, vornehmen Menschen, der seinen Adel verkauft, um seine Schulden zu bezahlen, und der ein reiches Weib für ehrenvolle Geld an sich bringt, um seine Tochter Adam Maximilian heirathen und sich selbst ruiniren zu lassen. Der in Rede stehende Adelige ist ein hübscher, junger Mann, welcher auch ohne seinen Titel zu gelten wissen, mit einem weltbekannten, in hoher Achtung gehaltenen Namen, das vielleicht mehr abwirft, als der Schwiegervater mit all seiner Habsucht und Thätigkeit gewinnt. Es wäre unmenschlich, wenn mein Vorschlag meiner Tochter entgegen. Wir wollen doch sehen."

In dieser Stimmung verharrte der Bankier, bis Morel, welcher sein, um zu ihm, verlassen Aufgabe auszuweichen. Er Adrien bei seiner Verlobung sich nicht in der Verlegenheit des Herrn Langlois hatte blicken lassen, nahm dieser die unerwartete Botschaft des Verlobten sehr unmittelbar nachdem der Graf sich entfernt hatte, in eine glückverheißende Ansicht.

„Guten Morgen, Herr Morel", begrüßte er herzlich den Eintretenden, den er seit der ihm gestatteten Verlobung nie anders als „Mein Sohn" und „Mein Adrien" anredete. Adrien, dem der letzte Unterricht nicht entging, verwirrte den freundlichen Gruß mit etwas saurem Gesicht, das ebenso gut natürlich als erkünstelt sein konnte.

Seinem Plane gemäß wollte er ein Weigern aufkommen oder weitläufige Verhandlungen, über das Recht der Gattin, über die Ehe und deren große, heilige Verpflichtung, auf den tiefen Betrachtungen dann wollte er in dem eigentlichen Gegenstande, um den es sich handelte, übergehen. Der Bankier hingegen hatte seine Zeit gehabt einen Plan zu entwerfen, aber er war bereit, jeden Weg einzuschlagen, der an das Ziel führen konnte, welches er seit einer halben Stunde vor Augen hatte.

„Sie waren länger als verabredet, Herr Langlois!" begann Adrien zum nicht geringen Erstaunen des Bankiers.

„Seit Jahren lebe ich mit meiner seligen Frau", antwortete der Behagte, „wir lieben einander sehr, meine Frau und ich, und leben. Sie, mein Freund, das ist die Hauptsache." Meine Frau hat kaum einen andern Mann als mich angesehen, gestehen, daß sie in irgendwelcher Neigung empfunden kann. Es muß es sein, aber auch nur so, wenn man auf eine glückliche Ehe soll schließen können." Unsere Ehe war ein Leben im Paradies und ich wünsche nichts besser als daß ein Mann an meiner Tochter das finden soll an meiner Frau gefunden habe." Liebe Freund, Liebe ist die Hauptsache, Liebe ungetheilte Liebe."

Nun war es an dem andern zu erstaunen. „Verzeihe Sie mir", versetzte Adrien, „daß auch ich über die Ehe, und diese Uebereinstimmung der Ansichten kann und von Herzen bin, denn meine wie dem andern. Meine Ueberzeugung gibt haben, daß Glück vorhanden ist, wenn ein Mann mit einem Gedanken an einem andern als seinem Manne im Herz trägt. Mann ist glimmen im Funke im Verborgenen, der unter Umgebung anwachsen und zur Verwüstung werden kann, die alles häusliche Glück vernichtet."

„Sie entschuldigen mich, wenn ich", entgegnete

der Bankier mit einer Miene, welche Betrübtheit auszudrücken ich alle Mühe gab, „als ich sehr wohl weiß, daß Sie nicht übertreiben. Es muß nun heraus, es koste was es wolle! Ich habe mir Ihnen gegenüber, lieber Freund, eine Zurückhaltung vorzuwerfen, die mich drückt; denn Sie haben nicht nur als der Sohn meines würdigen Freundes, sondern auch vermöge Ihres eigenen Verdienstes ein Recht auf meine ganze Aufrichtigkeit. Erlauben Sie denn, daß meine Tochter Liebe für einen Mann empfunden hat, bevor sie Ihnen verliehen wurde; daß diese Liebe vielleicht, ich sage aus Schonung vielleicht, noch nicht ganz erloschen ist."

„O würdiger Mann", rief André mit tiefe durchdringender Ironie, „der es, wie ich erkenne, am redlichsten mit mir meint! Nur ist es schade, daß Sie nicht früher bedacht, was Sie jetzt bedenken zu müssen glauben, und ganz einfach als zärtlicher Vater die Liebenden zusammengethan und glücklich gemacht haben! Sind Sie nicht reich genug, um selbst einen minder begüterten Mann zu Ihrem Eidam zu erheben, wenn davon das Wohlergehen und die Zufriedenheit Ihrer Tochter abhängt?"

„Sie glauben doch nicht, Sie, der Sohn meines verunglückten Freundes", entgegnete der Bankier, „daß mich eine elende Vermögensrücksicht hätte bestimmen können, so zu handeln, wie ich gehandelt habe? Denken Sie, ich bitte, besser von mir! Wissen Sie, daß der junge Mann, der wegen einer Grille seines Vaters den bürgerlichen Namen Chaguis angenommen hat, einer der vornehmsten und reichsten Familien Frankreichs angehört? Er ist ein Graf von Semerville und hat, gering angeschlagen, ein jährliches Einkommen von [illegible] Francs!"

André machte eine Bewegung des Erstaunens.

„Was mich abhielt", fuhr der Bankier fort, der diese Wirkung seiner Worte wahrnahm, „auf eine so vortheilhafte Verbindung einzugehen, war der Gedanke, daß es für eine bürgerliche Familie angemessener und zweckmäßiger sei, sich mit einer Familie von gleichem Schlage zu verschwägern, daß sich meine Tochter unter ihresgleichen glücklicher fühlen werde, nur die tief wurzelnde Verschiedenheit meiner Tochter kann mich zum Weichen bringen!"

„Warum konnte Sie nicht gestern, was Sie heute kann?" warf André ein, dem alles das, was er hörte, unerklärlich vorkam.

Diese Frage, auf die er nicht gefaßt war, brachte den Bankier in nicht geringe Verlegenheit. „Warum sie gestern nicht konnte, was sie heute kann?" wiederholte er, um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen, „das liegt doch auf der Hand!" fügte er rasch hinzu, froh, eine erwünschte Antwort gefunden zu haben. „Gestern nahm ich die Liebe meiner Tochter zu dem jungen Mann für eine Kindereinbildung; ich hoffte, daß es Ihrer Einwirkung gelingen würde, diese Anwandlung zu überwinden; heute komme ich zur Erkenntniß, daß ich mich geirrt habe. Glauben Sie übrigens ja nicht, daß ich mein Wort brechen will! O, Ihr Recht bleibt Ihr Recht! Wenn Sie auf demselben bestehen, erhalten Sie die Hand meiner Tochter und die festgestellte Mitgift, was auch daraus werden mag! Ueber das Herz meiner Tochter kann ich leider nicht verfügen, sonst würde ich es Ihnen ebenfalls zuschreiben!"

„Betrachten Sie meine Verbindung mit Ihrer Tochter als gelöst", sagte André mit Schärfe, „und mögen Sie vor allem Sorge, die Sache so darzustellen, wie es für den Ruf Ihrer Tochter am vortheilhaftesten erscheint! An mir haben Sie nichts weiter als die Ehre zu schonen; meine Eitelkeit und Selbstliebe gebe ich Ihnen völlig preis!"

„An diesem Edelmuth erkenne ich den Sohn meines Freundes!" rief der Bankier, indem er nach der Hand des jungen Mannes griff. André ließ dieses ohne Entgegenkommen, ohne Widerstand geschehen, grüßte dann und entfernte sich. Verabredetermaßen begab er sich zu Ernestinen, um sie von dem Ausgang der stattgefundenen Verhandlung in Kenntniß zu setzen; er kündigte dem Mädchen ihre erlangte Freiheit an. Mit Verwunderung vernahm das Mädchen den Bericht des Herrn Morel. Die Aeußerungen und Bemerkungen ihres Vaters, der Eifer, mit welchem er die Lösung des von ihm selbst geknüpften Bandes nicht nur annahm, sondern betrieb, die seltsame Mittheilung von der Abkunft und den Verhältnissen Raymond's kamen ihr so räthselhaft vor, daß sie die Erzählung für eine Mystification gehalten hätte, wenn nicht André, um sie zu überzeugen, mit Ernst und Nachdruck wiederholt versichert hätte, daß sich die Dinge genau so verhielten, wie er sie dargestellt habe.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Johann Georg Forſter.

Von P. Philippſon.

II

Herrlich und ſchön iſt, was Forſter damals an Johannes von Müller über das Gebet und an ſeinen Jugendfreund über die unſichtbaren Kräfte ſchreibt, denen man ſich nähern müſſe, ſowenn es uns gegeben ſei, um ſich an ihnen zu kräftigen. „Denn wir ſind das Eigenthum Gottes", ſchrieb er ſeinen Schweſtern, „und ſind nie ganz glücklich, als wenn wir ihm in Demuth ergeben ſind und uns als die Werkzeuge betrachten, durch die er ſeinen heiligen Willen vollbringt."

Inzwiſchen entwickelte ſich ſein Geiſt immer mehr zur Klärung und Kraft; ſchon haßt er den Aberglauben mehr als den Unglauben und geſteht es gern ein, daß die Sorgen und Mühen ſeiner Jugend, wie er an Heyne's Tochter nach Göttingen ſchrieb, ihn vor religiöſen Schwärmereien getrieben und allgemach gewöhnten, Leiden für gut und zuträglich, Genuß für gefährlich anzuſehen.

Mitten in dieſer Kriſis traf ihn zu Ende des Jahres 1783 ein Ruf nach Wilna. Die Pläne jener polniſchen Hochſchule wurden ihm ſo verlockend dargeſtellt und als ſicher ausgemalt, daß er ihnen folgen zu müſſen glaubte, auch dann, da der Wirkungskreis in Kaſſel von dem Umfang ſeiner Kräfte weit überſpannt wurde. Es trieb ihn, den Ort zu verlaſſen, wo er die giftigen Schlacken gelaſſen, denen ſein Selbſt nicht wieder begegnen mochte; er hatte einen guten Theil Schwärmerei fahren laſſen, um als Mann von Grundſätzen ein Menſch zu werden.

Mit wehmüthigem Herzen verließ er ſeinen Freund Sömmerring, dem er noch Kraftworte der treueſten Aufmunterung, der wärmſten Anhänglichkeit zurückgeben, zukommen ließ. „Vorwärts den Blick zu richten, iſt jetzt Pflicht und Gewinn; nicht länger darüber zu brüten, daß jeder von uns hinfort allein ſteht, allein ſchwimmt durch das Meer der Mühſeligkeiten."

Die Reiſe Forſter's ging über Göttingen, Leipzig, Dresden, Freiberg, Prag und Wien. In erſterer Stadt verband er ſich Therese Heyne, der Tochter des berühmten Gelehrten, zu einem Herzensverhältniß, welches die Lücken ſeines Lebens ausfüllen und eine Häuslichkeit ihm ſchaffen ſollte, deren er in der Fremde mehr wie je bedurfte. Auf der Reiſe nach Wilna entſpann ſich nun ein eifriger Briefwechſel zwiſchen beiden, der mehr die Erörterung ſittlicher Fragen, als die einer ſeligen Sehnſucht und Meinung enthält; denn Therese fühlte ſich dem Geliebten ebenbürtig an muthiger Kraft und an redlichem Streben, ſein Lob zu verdienen.

Am 18. November kam er nach Wilna, wenige Tage, bevor er ſein dreißigſtes Lebensjahr vollendet. Die Stadt war herumtergekommen, die Gegend häßlich und ſandig, die Wälder öde, arm an Pflanzen. Dabei waren ihm viele Verſprechungen gemacht worden, aber alles waren nur rohe Anfänge, zu deren Erweiterung es an Mitteln gebrach. Kein Buchhändler exiſtirte in Wilna, die Wege waren ſo ſchlecht, daß es ſchwer war, Bücher zu beziehen; jeder geiſtige Verkehr war alſo faſt abgeſchnitten, Redlichkeit und guter Wille für das Beſſere fehlten dabei ganz. Seine Zuhörer waren entweder Mönche oder Knaben von 14—15 Jahren, denen er in ihm beigebrachter lateiniſcher Rede ſchüchtern Vorträge halten ſollte und die ihn meiſtens in ſeinen Worten gar nicht begriffen. Je ſtiefmütterlicher ſeine Unterhaltung im gewöhnlichen Leben war, deſto unangenehmer fühlte er ſich berührt, wenn er nicht Worte ausſprechen konnte, die unmittelbar dem Gedanken entſtiegen. So mußte er alſo um ſo mehr bedacht ſein, in der Naturgeſchichte von Pflanzen und Thieren ſeine Studien zu erweitern, ſeine Begriffe in aller Ruhe zu entwickeln und zu ordnen. Die Naturgeſchichte des Menſchen blieb aber der Lieblingszweig ſeines Forſchens, und als ſein Freund über die körperliche Verſchiedenheit des Negers vom Europäer geſchrieben, verfaßte er ſeine Abhandlung über Menſchenraſſen, worin er nachweiſt, daß die Menſchen wol Einer Gattung ſind, aber deshalb noch nicht Eines Stammes zu ſein brauchen. Er trat damit Männern wie Kant und Blumenbach entgegen, allein mit gewohnter Gleichmüthigkeit bekennt er: „Wahr kann dem Denker nur nachjagen ſein, weswegen ſeine Vernunft, nicht die Vernunft aller andern Menſchen, die Gründe faßt, erwägt, billigt und anerkennt." Dann ſchrieb er über die eßbaren Pflanzen der Tartarei, bekannt über alle von ihm auf ſeiner Reiſe unterſuchten Bekannten und neuen Pflanzen und gab zuletzt in ſeinem Werke: „Brod der Gutthäter", ein klares Bild von den Verdienſten des großen Seefahrers und wie er ſelbſt den tieferen Sinn ſeiner Entdeckungsreiſe erfaßte.

Eine ſeiner ſchönſten Abhandlungen war „Ein Blick in das Ganze der Natur, als Einleitung zu Anfangsgründen der Naturgeſchichte". Denn die Natur war ihm eine Kindheit, in welcher

gerade der innere Zusammenhang der einzelnen Erzeugnisse die größte Mannichfaltigkeit der Körperwelt möglich macht. Es sind Glieder, überall miteinander verwachsen, Stoffe und Kräfte gegenseitig austauschend, jedes ein Strom von Leben und Bewegung, und durchdringen in ihnen stetig. So kann auch nur eine Wissenschaft in Verbindung mit der andern das Wohl der Menschheit befördern. Die Naturwissenschaft stand überhaupt wie ein Kunstwerk vor ihm, die er in der Einheit einer gegliederten Gestalt zu erfassen und darzustellen sich bemühte. Tabei sind seine Darstellungen dichterisch und wahr; man muß sie nachleben, um ihn gehörig zu würdigen; man kann nicht müde werden, sich an dem frischen Hauch seines Geistes zu laben. Er hatte eine klare Vorstellung von jenem Kreislauf der Grundstoffe, welche das Leben der Thiere wie das Wachsthum der Pflanzen und vieles von jenem abhängig macht; denn hienieden ist keine Gestalt, so wenig als der Mensch selbst, beständig. Unverdrießlich gab die Natur seinem zusammengezogenen, zerbrechlichen Körper; der Stoff, aus welchem er besteht, ist in beständiger Bewegung. Auf der Erde, in der Luft, im Wasser, überall gibt es lebendige Keime, welche sich die nahrhafte Materie aneignen, sie in ihr eigenes Wesen verkehren, sich in neue Keime von gleicher Art fortpflanzen oder abzweigen und den andern zur Nahrung dienen.

So entwickelte er sich in Wilna immer mehr und mehr, wie dies seine Briefe an Sömmerring und an seine Braut beweisen. Der Glaube, wie ihn das Christenthum verkündigt, als Lehre von den höchsten Dingen, ging ihm verloren und gewann nur geschichtliche Bedeutung für ihn, während ihm das Gesetz der Nothwendigkeit in der Natur als allmächtig erschien. Dabei blieb er jedoch duldsam gegen die Meinung anderer. Aus dem Innern der Menschennatur, aus dem nothwendigen Bau unserer Sinne wollte er die Begriffe von Gut und Böse herleiten, die vom Glauben unabhängig seien. Irrthum und Wahrheit seien für uns fast so unzertrennlich wie Seele und Leib, wie die Kraft und die Schranken des Lebens, alles sei Kreislauf, alles Veränderung!

Inwiefern er dabei irrte, wollen wir hier nicht untersuchen; jedenfalls hat niemand von tieferer Ueberzeugung gestrebt gegen Fortdauer und Wiedervergeltung nach dem Tode geschrieben als Forster.

Inzwischen kam die Zeit seiner Verheirathung mit Therese, für die er mit den Gefühlen der höchsten Achtung erfüllt war; denn sie war ihm, wie er ihr schrieb, das edeldenkendste, beste Mädchen, die mit ihm das höchste, reinste Glück dann fände, anderer Wohl und Freude zu dem ihrigen zu machen. Nur erfüllte es ihn mit Trauer und Wehmuth, daß er sie in Verhältnisse und in ein Land bringen solle, die ihm selbst widerstanden. Allein er überwand diese Scheu und im September 1788 wurde die Ehe beider in Göttingen geschlossen. Er besaß nun ein interessantes und anmuthiges Weib, das bei einem emporstrebenden Geiste gefühlvoll und lebhaft, entschlossen und entsagungsfähig im Stande war, um der Liebe willen selbst in trüben Verhältnissen Glück und Ruhe zu gewähren. Und wie nöthig war ihm jetzt diese Liebe geworden, wo er sich in Wilna immer unbehaglicher und weniger an seinem Platze fand. Die Rohheit, Geschmacklosigkeit und Ueppigkeit der Bewohner, der Mangel an Umgang verleideten ihm sein Wirken; leider war er durch Vorschüsse, die ihm an seinem Gehalt in Abzug gebracht wurden, an Wilna gebunden. Nun kamen noch neue Bedürfnisse hinzu: der Haushalt wurde kostspieliger, die Schulden mehrten sich; immer stärker fühlte sich Forster in unerträglichen Verhältnissen gebunden. Da machte ihm die russische Regierung 1787 den Vorschlag, vier Jahre lang eine Reise nach der Südsee und hierauf nach Kamtschatka zu machen; dafür sollten seine Schulden bezahlt, Frau und Kind versorgt werden; Gehülfen für wissenschaftliche Untersuchungen brauche er sich nur auszuwählen und alle Hoffnungen für sein Wirken sollten in Erfüllung gehen. Der Muth seiner Gattin unterstützte ihn, die Reise zu übernehmen. In fieberhafter Eile wurde in Wilna alles geordnet, sodaß er es schon am 31. August verließ, um zunächst in Göttingen alles vorzubereiten. Allein die russische Regierung gerieth in einen Krieg mit der Türkei, der all ihre Geldmittel in Anspruch nahm; der Reise zerschlug sich und Forster mußte es als ein Glück betrachten, als er im Jahre 1788 eine Anstellung mit 1800 Gulden Gehalt als Bibliothekar in Mainz erhielt.

Wenn er auch die Bibliothek ganz verwahrlost, im Volke, durch die Beispiele des Adels und der Geistlichkeit, eine ihn erschreckende Sittenlosigkeit fand, so hoffte er doch das Beste von der Zukunft. Er selbst lebte mit seiner Therese häuslich und sparsam, aber doch brauchte er mehr, als sein Gehalt ihm gewährte; denn Bücher und Landkarten waren theuer, kleine Reisen zur Er-

belung von seinen Uebersetzungsarbeiten ihm unentbehrlich geworden. Einer solchen Reise, die er im Frühjahr 1781 nach Belgien, Holland und England unternahm, verdanken wir sein Meisterwerk: „Die Ansichten vom Niederrhein." Auf dieser Fahrt war Alexander von Humboldt sein Begleiter. In diesem Werke bekundete Forster seine innige, naturgemäße Auffassung der Kunst, seinen Schönheitssinn, sein Gefühl für Harmonie, wo er Ausdruck der Seele, nicht Leidenschaft, gehaltene Kraft, nicht übersprudelnde Lebhaftigkeit verlangt. Die Darstellung der Eindrücke, welche Bilder, wie z. B. das von Rubens dargestellte eigene Bildnis und das seiner ersten Gattin, in ihm hervorriefen, ist mustergültig für alle Zeiten, läßt ihn würdig an Seite von Lessing und Goethe in der Darstellung großer Kunstwerke erscheinen. Begnügen versucht er es, die Eindrücke zu beschreiben, welche ein Bild auf ihn macht, die Kette der Ideen uns nahe zu bringen, welche das Kunstwerk in ihm erregt.

Aber nicht Gemälde allein feuern seinen Geist an, um sie treffend zu schildern, auch Gebäude weiß er in ihrem Nationalcharakter sich zu veranschaulichen, um die kleinsten wie die großen Schönheiten darzustellen. Der feinen Form mit der Pracht des himmelan sich wölbenden Chors, mit den Gruppen schlanker Säulen, welche wie die Bäume eines alten Forstes nur am Gipfel in einer Krone von hohen Aesten sich spalten und in großer Anzahl zu Einem Schaft vereinigt sind, steht ihm wie eine Erscheinung aus einer andern Welt da, um Zeugnis zu geben von der schöpferischen Kraft des Menschen. Da ist überall in seiner Darstellung Frucht, Farbe, Form und Vollendung.

Leider hat er nur zwei Bände seiner Reise vollendet, denn er mußte seine Zeit theilen zwischen der nothwendigen Gewerbsthätigkeit des Uebersetzens aus fremden Sprachen und zwischen den Eingebungen seines eigenen schöpferischen Geistes. Eine Menge Reisebeschreibungen hat er den Deutschen zugeführt, die Reiselust seiner Zeit mit seinem Volke näher gebracht, sowie er auch als Spiel mit den Blumen Indiens in Abendstunden die „Sakuntala" aus dem Englischen übertrug. In diesen Zeiten ging aber Forsters Verhängniß noch schwerlicheren Verhältnissen entgegen. Während in seiner Ehe mit Therese der gegenseitige Achtung unerschütterlich blieb, trübte ihr die wahre innere Beglückung. Nun trat sich in dieser Zeit noch eine fremde Liebe ein, die Liebe eines Freundes, welche dem Gatten ganz und gar den Platz raubte. Dieser Freund war Ludwig Ferdinand Huber, seit 1788 Legationssecretär der kurfürstlichen Gesandtschaft in Mainz, Lebensklugheit und Takt, doch aber keineswegs Schwäche der im Forsterschen Hause fand. Seine Anregung und Anleitung die beiden Gemahle für seine Ausbildung an. Seine Klugheit gewann ihm Therese's Gunst, die sie im innersten Sinne des Wortes ihrem Gatten schon lange entzogen. Viel mochte hierzu gehörten werden sein, weil es eben für eine Frau eine Schwierigkeit war, Forsters äußere Lage seinen Verhältnissen entsprechend zu bilden, und er selbst Eigenheiten über die häuslichen Verhältnisse des Lebens sich gehalten, welche viele wunderliche Bemerkungen begünstigten. Es ist etwas Mißliches um das irdische Glück, das nicht allein vom sittlichen Werth oder Unwerth gestaltet wird, sondern noch mehr in der gegenseitigen Anziehung, Ergänzung und Forderung besteht. Der innerste Gehalt ihrer Ehe hatte eine Aenderung erlitten, indem die äußere Lage des Hauses, über die sich seine Gattin zunächst klar zu werden suchen, von ihnen kaum jemals erörtert wurde. Hier war es, wo Huber, bereit von Hochachtung für beide, sich vermittelnd und ausgleichend erwies, wo er der Frau als Gatz für den Gatten beistand und sich durch seine aufmerksame Theilnahme sie unentbehrlich machte. Indem er so für das Haus sorgte, machte die Gattin den sehr klugen Irrthum, der sehr Bedürftige besitze, als den Gatten, der sie in geistiger Begabung überragte, aber für die Anforderungen des praktischen Lebens weder Sinn noch Interesse besaß. Inzwischen knüpfte sich alles dies nur an, das geheimnißvolle Verhängniß Forsters begann sich zu entwickeln.

Im Jahre 1788 sammelte er seine kleinen Schriften über Volk, Cultur, Vaterland, den Reichstag, denen sowie seiner Reise um die Welt und den später herausgegebenen „Ansichten vom Niederrhein" der volle Ruf unter den Erzeugnissen deutschen Geistes gebührt. In allen seinen Werken verlangt er vom Leser eine eigene Thätigkeit des Geistes und einen klaren Sinn, um das Neue und Gegebene richtig und anwendbar zu finden. Und Neues wußte er überall zu geben, indem er das Bekannte in neuen Verbindungen darstellte und aus der eigenen reichen Anschauung schöpfte. Daher ist seine Sprache rein, seine Lebensweise einfach und klar, die Lo-

Stellung wünschenswerth, sein von ermüdender Breite; seine Gemälde sind schön, ohne mit Schmuck überladen zu sein.

So ist seine Sprache ein Strom echter Schönheit, der fruchtbringend durch die Seele fließt; wen badet sich bei ihm in der Sprudelflut, die die Anschauungen erheitert, die Leidenschaft belebt; seine Werke sind die Gebilde eines echten Genius, die Kinder eines edeln, allumfassenden, menschenfreundlichen Sinnes.

In dieser Zeit stürmte nun das Verhängniß der Französischen Revolution auch auf ihn ein, sein häusliches Glück vollends zerstörend und ihm einen finstern Ton verleihend.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Giulio.

Aus Novelle von Napoleon I.

Der Vater Napoleons hatte die Gewohnheit, die Abende in den Gemächern Letitiens zuzubringen, obwohl ihn nicht selten Geschäfte daran verhinderten. Er pflegte dann, eintretend, sich auf ein Sofa zu werfen und, in Nachdenken versunken, eine Weile vor sich hin zu träumen, jedoch keiner es wagte, die peinliche Stille zu unterbrechen. Möglich, daß er es nur in der Absicht that, auch in diesem engern Kreise Aufsehen zu erregen; diese Sucht nach Öffentlichkeit gehörte zu seinen verderblichsten Leidenschaften; Pius VII. hatte ihn richtig erkannt, als er ihm sein „Komödiant!" zurief. Wenn er dann sprach, pflegte er die Stimme in Kunstpausen sinken zu lassen und wieder zu erheben; oft durchmaß er mit schnellen Schritten das Zimmer oder sank wie gebrochen in seinem Fauteuil zusammen. War er in besonders guter Laune, erzählte er eine selbsterfundene Geschichte und es schien den Zuhörern, als vervielfältigte er sich, um alle Personen vollständig in Szene zu setzen. Nichts aber war ihm eine größere Genugthuung, als wenn er in den Mienen der ihn Umgebenden Furcht und Entsetzen las und alle in athemloser Spannung der Entwickelung lauschten; er mag danach seine Erfolge als Dichter ab.

Die folgende, improvisirte Erzählung datirt aus dem ersten Jahre seiner Kaiserwürde, als er mit Letitien eine kurze Zeit in Straßburg verweilte. Es war am zweiten Abend nach seiner Ankunft in der Stadt, daß er, in den Salon der Kaiserin tretend, ihr sagte: „Ich werde dir eine Geschichte erzählen" und so begann

Giulio.

Ganz Rom war in Bewegung. Ein geheimnißvolles Wesen, so hieß es, verkündete die Geheimnisse der Zukunft allen Wißbegierigen, hüllte sich aber in so tiefes Dunkel, daß selbst sein Geschlecht Gegenstand des Zweifels und Streits wurde.

Einige, die aus seinem Munde wunderbare Weissagungen vernommen, schilderten es mit den Formen und Zügen einer Frau; andere, erschreckt durch die Bilder der Zukunft, die es vor ihnen entrollte, versicherten, es sei bald Mann, bald Weib, eine räthselhafte Sphinx. Dies seltsame Geschöpf wohnte in einer der Vorstädte Roms, in einem halb in Trümmer gesunkenen Palast. Niemand kannte die Zeit seiner Ankunft angeben, es war plötzlich da. Man sprach, wie so gern vom Wunderbaren, auch in Rom, nur von der neuen Sibylle, diesen Namen gab ihr das Volk. Hoch und niedrig brannte darauf, sie zu befragen; doch gelang es nur wenigen, die Schwelle ihrer Wohnung zu überschreiten. Denn viele hielt, wenn sie sich ihr näherten, das Gefühl der Furcht zurück, die Ahnung böser Enthüllungen; es war dann, als zöge eine unsichtbare Hand sie gewaltsam von jener Pforte zurück, sodaß sie verwirrt und bestürzt die Flucht ergriffen.

Camille Montalto, einer vornehmen Familie Roms angehörend, beschloß, diesem Schrecken zum Trotz die Sibylle zu besuchen, und forderte Giulio Colonne, seinen besten Freund, auf, ihn bei diesem Abenteuer zu begleiten. Giulio, von mildem, wenig herausforderndem Wesen, lehnte die Aufforderung ab; es widerstrebte ihm, den Schleier, der seine Zukunft wohlthätig deckte, gewaltsam fortzureißen; als Camille jedoch immer heftiger in ihn drang, gab er endlich seinen Bitten nach. Schon am nächsten Tage standen sie vor dem verhängnißvollen Palast. Die Thür öffnete sich ihnen wie von selbst; ungehindert traten sie ein; lange Zeit irrten sie in den halbverfallenen, einsamen Räumen umher, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen; endlich gelangten sie nach einer Galerie; ein dunkler Vorhang schloß sie ab, auf dem sie diese Worte lasen: „Willst du dein Schicksal kennen, so hebe diesen Vorhang! Doch bereite dich durch Gebet dazu vor!" Giulio wurde von heftiger Gemüthsbewegung ergriffen; sich selbst unbewußt fiel er auf die Knie nieder und faltete die Hände ... Geschah es unter dem Einfluß einer unsichtbaren Macht?

Nach einigen Augenblicken, als sich Giulio

ermannt, drangen beide, ihre Degen hebend, den Vorhang öffnend, in das Heiligthum ein.

Eine Frau kam ihnen entgegen; sie war jung, vielleicht auch schön; aber schon der erste Blick in ihr Gesicht schreckte vor jedem zweiten zurück. Die kalte Starrheit des Todes, mit der mechanischen Bewegung des Lebens verbunden, bildete den Ausdruck ihrer Erscheinung. Wie finde man Worte, solche übernatürlich erscheinende Wesen zu schildern, die vielleicht in Regionen wohnen, wo die menschliche Sprache unbekannt ist?

Giulie fühlte sich erzittern und wandte seine Augen von der Erscheinung ab; auch Camille schlug die seinigen nieder; die Sibylle fragte mit tonloser Stimme nach ihrem Begehr. Camille, zuerst sich fassend, erwiderte ihr; doch sie schien seine Worte nicht zu vernehmen; ihre ganze Aufmerksamkeit war auf Giulie gerichtet; Aufregung, in Schrecken schüttelte ihre Gestalt; sie streckte die Hand nach ihm aus, als wolle sie ihn fassen; dann trat sie, wie von Angst ergriffen, zurück. Camille nahm von neuem das Wort und bat sie, ihm sein Schicksal zu enthüllen; sie nickte mit dem Kopf — Giulie zog sich zurück.

Schon nach wenigen Minuten suchte Camille seinen außerhalb des Vorhangs weilenden Freund auf, den er in tiefes Sinnen verloren fand.

„Mein Giulio", rief er lachend, „sei Mann! Man erfährt durchaus nichts Schreckliches! Die Sibylle hat wie die bereits besprochene Verbindung mit meiner Schwester Giulietta prophezeit, nur würde ein kleiner Unfall, wie sie behauptet, den festgesetzten Hochzeitstag verzögern."

Giulio überschritt nun die verhängnißvolle Schwelle, während Camille in der Galerie blieb. Plötzlich drang ein lauter Schrei an sein Ohr; die Stimme des Freundes erkennend, eilte er zu seiner Hülfe herbei. Er fand ihn auf den Knien vor der Sibylle liegend, welche einen kleinen Stab über seinem Haupte schwang und ausrief: „Liebe ohne Grenzen! Giftbruch! Mord!"

Camille ergriff Giulio bei den Armen, der, bleich und unbeweglich, nicht im Stande war, sich aufzurichten und nur wie im wachen Traum wiederholte: „Giftbruch! Mord!" Die Sibylle war verschwunden. (Napoleon hatte die Worte: „Liebe ohne Grenzen! Giftbruch! Mord!" in so dumpfem Tone gesprochen, daß die Zuhörer tief erschüttert waren.)

Endlich gelang es Camille, den Freund nach Hause zu führen; sobald er ihn jedoch verlassen konnte, eilte er nach dem Palast der Sibylle zurück, sie zur Rechenschaft zu ziehen oder doch zu einer Erklärung zu zwingen. Aber die Trümmer hatte man entfernt; der Vorhang, die Inschrift wie in die Erde gesunken, und trotz aller noch so mühevoll angestellten Nachforschungen konnten weder Camille, noch seine Leute, noch die Gesichte eine Spur der entsetzlichen Vorgänge entdecken.

Wochen waren vergangen; der Hochzeitstag Camillo's war festgesetzt und Giulio schien seine volle Ruhe und Heiterkeit wiedergefunden zu haben. Sorgfältig vermied es Camille, ihn an das Ereigniß zu erinnern, hoffend, daß es seinem Gedächtniß gänzlich entschwinden werde.

Am Vorabend des Festes aber stürzte der Vater Giulio's, der Marquis von Cosme, mit dem Pferde, und obwol er nicht schwer verletzt war, so wurde dennoch die Vermählungsfeier der Liebenden für einige Zeit dadurch verschoben.

Giulio, seine Schwester und Camille umgaben das Bett des Vaters; Camillo beklagte den Aufschub seines Glücks; von Unmuth ergriffen, rief er: „Wahrhaftig, die Verbannung der Sibylle hat sich erfüllt!" Giulio vernahmen diese Worte wie ein elektrischer Schlag; in höchster Verwirrung verließ er das Gemach und vermied seitdem jede Begegnung mit seinem Freunde und seiner Familie, sich fest in sein Zimmer einschließend, das nur seinem Beichtvater und Erzieher, einem würdigen Mönch, noch Einlaß gewährte.

Camille ließ endlich ab, den Freund aufzusuchen; er fühlte, daß er es vor allen andern sei, dem er zu endlichen suchte. Der so lebhaft erhoffte Hochzeitstag des glücklichen Paares erschien, Camillo und Giulietta wurden vermählt. Giulio aber hatte das väterliche Haus verlassen, alle Nachforschungen, ihn aufzufinden, blieben fruchtlos. Sein Vater war in Verzweiflung; da, nach Verlauf eines Monats, erhielt er diesen Brief:

„Mein theurer Vater!

„Bitte Euch alle unnützen Bemühungen, mich aufzusuchen! Mein Entschluß steht fest, nichts kann ihn wankend machen! Verzeiht aber Eure Reichthümer, Giulio ist für die Welt gestorben! Es hat meinem Herzen einen schweren Kampf gekostet, Euch zu verlassen, aber ich mußte so handeln, um einem furchtbaren Schicksal zu entgehen! Lebt wohl und vergeßt Euren unglücklichen

Giulio!"

Der Brief hatte kein Datum, der Ueberbringer war unbekannt und konnte nach der Ab-

Lettice.

Oder könnten nicht Bienen noch Honig daraus saugen.

Nichols.

Aus welken Hochzeitsblumen?

Lettice.

Nein? Ich verstehe nichts davon. Ich werde Euch im besten Andenken behalten und vergeßt nicht manchmal im Jahre uns Veilchen zu bringen. Lebt wohl. (Geht ab.).

Nichols (sie hinausbegleitend).

Manchmal im Jahre? Ha, ha, Fräulein, Veilchen und Unschuld giebt's nur einmal im Jahre und im Leben. Ich muß mich über die vornehmen Leute ärgern und doch lachen. O Naturgeschichte (folgt ihr).

habe beschlossen verschwunden. Der Marquis wandte sich an den Mönch, von dem er einzig noch hoffte, Auskunft über die Flucht des Sohnes zu erhalten; doch weder Bitten noch Drohungen konnten diesen bewegen, das Geheimniß zu enthüllen. Er gestand nur, daß er von Giulio's Absicht vernommen, daß er sich anfänglich der Ausführung derselben widersetzt, zuletzt aber die Verpflichtung gefühlt habe, in den Plan Giulio's einzugehen. Giulio aber war nach Neapel gegangen und hatte sich dort nach Beschäftigungen, wie er in ein Franziskanerkloster zu treten gedachte, daß sein Beichtvater ihm empfohlen. Der Prior desselben, Pater Ambrosio, ein Mann von edlem Herzen und hellem Geist, war weit entfernt, Verdruß von der einmaligen Gutmüthigkeit des jungen Mannes zu haben. Giulio hatte gewünscht, ihn mit Vorsicht zu erfahren; der erfahrene und weltkundige Mann weigerte sich, seine Einwilligung dazu zu geben, in der Hoffnung, Giulio werde endlich von Bedenken kommen. Vergebens — er bestand auf Prüfung, sein Gewissen sich vollkommen beruhigt. Nun unterrichtete er sich vom strengen Ordensleben, empfahl er seinem Beichtkinder Geduld zu empfehlen. Unwillkürlich kehrte der Ausspruch der Schrift zu seinen Ohren wieder. Das Kloster erschien ihm als die einzig sichere Zuflucht, die ihn vor Liebe und Verbrechen zu schützen vermöchte. Unglücklicher! Als ob die Mauern, die Gelübde eher eine Riegelkette im Stande wären, einen Menschen seinem Schicksal zu entreißen! (Diese letztere Aeußerung that Napoleon mit der Geberde vollkommenster Ueberzeugung, als wäre sie auch für jeden andern, nicht nur für seinen Helden anwendbar. Als er aber bemerkte, daß seine Zuhörer mit großer Spannung folgten, fuhr er weiter fort.)

Das Probejahr des Noviziats ging zu Ende. Giulio sprach sein Gelübde als Mönch aus; nach den Qualen, die er erlitten, fühlte er sich in seinem Herzen erleichtert. Der Gedanke des furchtbaren Opfers, das er seiner Jugend und seinen Verhältnissen gebracht, hatte ihn nicht einen Augenblick beunruhigt. Am Abend des feierlichen Tages aber, als er sich in seine Zelle zurückziehen wollte, begegnete ihm auf dem Gange einer der Mönche; er grüßte ihn mit wehmuthsvollem Blick, und indem er seine Hand ergriff und sie zärtlich drückte, sagte er traurig: „Bruder, es ist auf ewig!" Die Worte: „Auf ewig!" erschütterten Giulio bis ins Mark. Viele Jahre schienen ihm zum ersten mal die ganze Größe seines Opfers zu enthüllen; gebrochen an Leib und Seele, trat er in seine Zelle. Von da an betrachtete er sich wie einen Todten, für den die Zeit nicht mehr da ist; er verfiel von Tag zu Tag in eine immer tiefere Melancholie.

Pater Ambrosio sah mit tiefem Mitgefühl den Zustand Giulio's und sann auf ein Mittel, ihn der tödtenden Apathie zu entreißen. Verschiedenes schien ihm die beste Heilung darzubieten, und da Giulio in einem Konvikt Venedig schon Beweise seiner Begabung gegeben hatte, so ernannte ihn Ambrosio zum Kanzelredner.

Das Mittel half; Giulio erhielt sich und sein Amt als Kanzelredner verbreitete sich bald. Die Menge strömte von nah und fern herbei, um ihn zu hören. Jedem war er ein schöner junger Mann und das ihn umhüllende Geheimniß verlieh seinen Worten einen noch höhern Reiz. Da nahte die Zeit eines großen Kirchenfestes, zu dem man den König von Neapel und seinen Hofstaat erwartete; Giulio wurde erwählt, dem Schutzheiligen des Klosters, dem heiligen Thomas, die Predigt zu halten.

Der Tag kam; eine ungeheure Menschenmenge hatte sich in der Kirche gedrängt; nur mit Mühe konnte Giulio sie durchschreiten, um zur Kanzel zu gelangen; dabei löste sich der Knopf an seiner Kapuze, sie glitt von seinem Haupte ab und ließ sein Gesicht sehen. In demselben Augenblick rief eine Stimme: „Großer Gott, wie schön ist er!" Ueberrascht, verwirrt wandte er sich unwillkürlich um und erblickte eine junge Frau, deren Augen auf ihn mit dem Ausdruck tiefsten Mitgefühls gerichtet waren; beider Herzen durchzuckte ein elektrischer Schlag — dies war genügend, das Leben zweier Menschen zu erschüttern und zu verändern.

Giulio hielt seine Predigt. Sobald sie vollendet und er frei war, eilte er, sich in seine Zelle zu verschließen; aber er war nicht mehr Herr seines Willens. Das reizende Bild jener Frau verfolgte ihn, neue und ungekannte Gefühle durchwogten und verwirrten sein Herz. Jeder Pulsschlag sagte ihm, daß erst mit dem Ton ihrer Stimme, die in seine tiefste Seele gedrungen war, sein Leben begonnen hatte.

Giulio wagte keinen Blick in die Zukunft zu thun; was konnte sie dem Unglücklichen bieten, dessen Schicksal unwiderruflich fest stand: „Auf ewig!"? Allmorgens betritt er die Stufen des Altars, um die Messe zu lesen; allmorgens bemerkt er am denselben Platz eine verschleierte

...ungsvoll; es schaute so gut wie nicht ein... ...l von Staats, über Gerichtshöfe zu hören ... es hatte damals keine Ruhe auf den Straßen, als hätten sie eine Ahnung; es herrschte ... Bewegung der unteren Stände; es hatte ge... ...trauliche Gespräche durch Herumstehende und ... ...ige unterbrochen waren.

Nach einigen Tagen sah er einen Gerichtsdiener ... morgens wischen an der Kirche, besser ist es wohl:

Der nächste Morgen kam. Kranken noch als ... ...ehrlich heraus ist die Kirche; da war nicht nur ... ...e Zahl der treuen Herzen. Als der Pfarrer, ... Gebräuchen sich alle reichen hatten, ...e es sich, mannigfach angelegen, dem Stadt... ...Fremden; die Gebetbuch lag auf dem Pulte ... ...t; nur einzelne Hand griff es damit, schaute ... ...auf sah auf der andern Seite den Namen ... ...Lot". Jetzt kannte er die Namen, die Schi... ...Lot". Hundertmal wiederholte er sich den ... ...Namen Theresia! Ja sie nicht er... ...hatte es seinen Grund mehr, die heilige ... zu meiden; Tage und Wochen vergingen, ...sie" aber es trat nur hier von den Augen ... Jünglings, aber Theresia war verschwunden.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Ausbruch des nordamerikanischen Kriegs.

I

... dem allgemeinen Interesse, das der Krieg ... Unionen, zwischen dem Norden und dem ... auch in Deutschland hervorgerufen ... doch so viele tausend Deutsche unter dem ...banner ... dürften die folgenden Mitthei... ..., die wir einem demnächst im Verlage von ... Brockhaus in Leipzig erscheinenden Skizzen... ...agbilder aus dem Süden" von Heinrich ..., entlehnen, unsern Lesern willkommen sein.

* * *

... die Erwählung des republikanischen Präsi... ...n Lincoln bekannt wurde, bereitete sich der ... vor, und der Unionen auszutreten, da es ... Würdigkeit und Sicherheit mehr für seine ... zu haben glaubte. Südcarolina, die Wut... ...tlichen Staaten, war am schnellsten zum ...in entschlossen. Mit wenig Verdacht und ...enigen Vorbereitungen griff dieser Staat ...er so wichtigen Sache zugleich den Kriegs... ...ruf auf, welchen die Volksdeputirten der ...den Staaten nach seiner Meinung durch ...wählung Lincoln's dem Süden hingeworfen ... und erklärte sich am 20. Dezember 1860 für einen unabhängigen Staat. Die Patrioten ... ...ommen sich von allen Seiten herbei, um für ... ...ange Trennung von Nord und Ost zu unter... ...stützen. Unterdessen, durch die Abstimmung ... ...taat des Südens, welcher das Signal zum Ab... ...falle von Oberhaus, Südcarolina, ...ahren, verlegt seine Farbung in drei Monaten, ...ch, nachdem es sämmtliche Forts, ...ligenthum verkauft, die Kanonen vernagelt und ... ...worfen hatte, am 20. Dezember 1860 aus seinen ... Kopf schleudern Mississippi die englischen ... Staaten Alabama und Fort Sumter ... ...Absonderungserklärung in der Form des ... welcher Plan ihm gestern Südcarolina gemacht ... ...ch von ihm und in den kommenden Tagen ... ...ligen Schritte.

Aber mehr Blut brauchte es für die Ab... ...ung der Bande von Oberhaus, als die ... ...kommandanten des Fort Moultrie ihnen den ... Tag des heiligen Sonntagsfestes ... ...gaben. In der ganzen Stadt wurden einige ... ...schiffe besprochen und mit mehreren Kano... ...nigen Nationalflaggen nach Fort Moultrie und ... ...Pinkney beordert, um Platz von vielen Posten ... ...ehmen, was auch ohne Blutvergießen geschah, ...a die geringe Besatzung bereits ihre Uebereinkunft ... Fort Sumter ausgeführt hatte.

Am 27. Dezember zeigte der Kriegsminister ... dem Präsidenten Buchanan seinen Austritt ... dem Cabinet an und verließ seine Partei in ... ...ßter Aufregung zurücklassend, in aller Eile ... Washington, um sich auf seine Besitzungen im ... Staate Virginien zu begeben. Der Austritt Süd... ...carolinas ließ den Norden kalt und gleichgültig, ... man sich überzeugt war, diese Rebellion ... unterdrücken zu können. Die Ereignisse jedoch, ...elche kurz darauf folgten, zeigten dem Norden, ...ß der Süden doch viel Mittel und Wege hätte, ... einen Krieg zu beginnen, und daß die Gegner ... nicht so ganz zu verachten seien.

Somit war der erste Schritt gethan; welchen ... ...r wählte, wußte keiner, die Tragweite der eines ... ...vielleicht überreilten Anerkennungen ahnten wel... ...nige. Die entfesselte Leidenschaft wogte hoch auf; ... aber wer hätte in diesem ersten Anzeichen die ... ...etzlichen Folgen des Bruderkriegs gesehen, ... Freund und Feind vernichten und Blut und ... Wohlstand der Nation untergraben sollte!

Kaum war der Staat Südcarolina aus der ... Unionen ausgetreten, als ich von einigen der lei... ...tenden Häupter der Rebellion, Honorable [illegible] auf

Ich, den Befehl erhielt, mich sobald nach Südcarolina zu begeben, um die dortigen militärischen Vorbereitungen sowie das Arrangement für eine Belagerung des Fort Sumter, in welchem Major Anderson seine Position genommen hatte und wo er unter dem Banner der großen Republik ausharren sollte, zu fördern und zu leiten, in Augenschein zu nehmen.

Noch waren die wenigen Habseligkeiten gepackt, der letzte wichtige Befehl ausgehändigt und der warme Handschlag hergerichtet. Solchen Dingen ging es wie Schwund durch die traurigen einförmigen Stunden, Tage, Wochen- und Tabellen Berichterstatt, Brief- oder Sonnenschein. Die Gleichförmigkeit durch eine traurige Gegend des Südens. Nach einer fünfundvierzigstündigen Fahrt hielten die Wagen und die Stimme des Conducteurs verkündete der halb schlafenden Bevölkerung das herrliche Wort „Charleston“. Nach Weg eilte aus seinen Verhängen, denn wir befanden uns auf dem Schauplatze des Krieges. Ein Omnibus brachte mich rasch nach Hotel Mills, dem besten in Charleston, einem wahren Palast, wie wir in Nordamerika keine Ähnlichkeit antreffen können.

Nachdem ich meine durch die Reise etwas sehr verwilderte Person wieder in culturmäßigen Zustand gesetzt hatte, begab ich mich in den Speisesaal, um meine geschwächten Kräfte zu restauriren. Hier fand ich an der wohlbesetzten Tafel eine große Menge Cavaliere des Südens, welche es sich bei den guten Speisen ganz außerordentlich wohl sein ließen. Die Tagesereignisse wurden mit heftigen Worten gegen die Administration in Washington besprochen. Eine Anzahl jener Herren, welche bereits in prächtigen Uniformen steckten, rasselte mit den Säbeln, klirrte mit den Sporen und vertilgte die aufgehäuften Speisevorräthe mit einer solchen Todesverachtung, daß ich einen ordentlichen Respect vor ihrem ritterlichen Muthe bekam.

Als die Tafel aufgehoben war, beeilte ich mich, meine Depeschen Sr. Excellenz Pickens, Gouverneur des Staates Südcarolina, zu überbringen. Ich fand einen prächtigen Gentleman, voll Liebenswürdigkeit und galanter Zuvorkommenheit. Sofort ließ ich mir Ordres ausfertigen, welche mir als Schlüssel dienen sollten, um die militärischen Zustände und Ressourcen dieses in Rebellion befindlichen Staats kennen zu lernen, worauf ich einen seiner zahlreichen Adjutanten als Begleitungsoffizier sowie Pferde und einen schwarzen Wachtposten zur Bedienung erhielt. Jener Offizier, Kapitän Nelson, stellte sich mir mit dem ihm südlichen Plantagenbesitzern so eigenen freundlichen Wesen zur Verfügung, und sehr zufrieden, beeilte ich mich, vom Hauptquartier des Gouverneurs meine Aufwartung bei Honorable Porcher Mills zu machen. Wir ritten einige der Hauptstraßen entlang und befanden uns in kurzem an der Bai von Charleston. Es war eins jener großartigen Gemälde, welche ewig in der Erinnerung bestehen. Still und ruhig lag dort die prächtige tiefblaue Bai, aus deren Mitte wie ein großendes Ungeheuer die schwarzen düsteren Mauern des Fort Sumter mit ihren drohenden Kanonenrachen emporragen, während am leisen Südwind das majestätische Banner der Union, welches auf der Mitte des Forts emporragte, gleichsam triumphirend entfaltete und die zu Tausenden hier permanirenden Bürger von Charleston die Sterne und Streifen erblicken ließ.

Hier in der Mitte der Bai, in jenem düsteren, unheimlichen Steinberge, lag eine kleine Schar treuer braver Söhne unser großen Republik, deren Herzenskammer den am Ufer Versammelnden Zeugniß gab, daß Treue und Aufopferung kein leeres Wort ist, und welche hier den Willen kund gaben, entweder als brave Soldaten der Vereinigten Staaten zu sterben oder dem Vaterlande den anvertrauten Posten trotz aller Anerbietungen zu behaupten. Zur linken Seite der Bai stand Fort Moultrie, von dessen Wällen das Banner der Südländer, der Palmette, heruntergläuzte, welchen das Volk mit leuchtendem Auge betrachtete. Die Flagge von Südcarolina hat eine Palme auf weißem Felde, und diese Flagge wurde von der Confederacy als Kriegsfahne gewählt, welche man kurzweg den Palmette nannte.

Mit schwerem Herzen trennte ich mich von dem Platze und ging in Begleitung meines beigegebenen Offiziers nach der Residenz des Honorable Porcher Mills. Ich fand prächtige Aufnahme dort, und Mr. Mills versicherte mir wiederholt, mir dienlich zu sein, wo er nur könne. Nach einem längeren Verweilen traten wir unseren Rückweg an und nach kurzem Aufenthalt in den Räumen des Hotels suchte ich Ruhe, um mit dem kommenden Tage meine Thätigkeit zu beginnen. Kaum mochte ich jedoch einige Stunden entschlafen haben, als ich durch Glockengeläute und Trommelgewirbel aus meiner Ruhe gescheucht wurde. Rasch sprang ich von meinem Lager und eilte hinunter, um mich nach der Ursache des

zu erfundigen. In dem Hotel entwickelte [illegible] Thätigkeit, wie ich sie [illegible] Die Gänge und Treppen [illegible] von dem Geklirre der Säbel und [illegible] es eine Ironie für einen alten Soldaten, und unten im Hofe trübsinnige Gesichter, Gendarmen, Polizisten, mit [illegible] Gepäck, während eine Menge Kutscher vor Wache im Hotel begann. Kisten und Koffern über die Treppe wälzten die Burschen [illegible] zu schaffen.

[illegible] erschien Kapitän Nelson mit [illegible] Depeschen der Nachricht, daß [illegible] zum Bombardement des Fort Lamy [illegible] wäre. Plötzlich Pochen [illegible] des Hausmeisters. Im Hofe [illegible] Unterredungen von Fort Lamy [illegible] verwechselt und die Verschwörungen [illegible] Kriegserklärung des Präsidenten [illegible] gab es alle kein Hindernis mehr; [illegible], welche bisher zwischen den Europäern, waren gelöscht und unsere Soldaten hatten freien Spielraum, [illegible] sprechen. Im Speisesaal versammelten [illegible] nachher Hunderte von Offizieren und [illegible] die Champagnergläser erklangen [illegible] ein schöner Anblick, jene kriegerische [illegible] sehen. Nach einiger Zeit erschien [illegible] eilten mit Pferd und Diener und wir [illegible] sofort nach Fort Moultrie, wo Major [illegible], ehemaliger Offizier der regulären [illegible], das Commando hatte und wo der [illegible] innen sollte.

Schlachtfeld war ein friedliches, ruhiges [illegible] es in seinem Leben nie ein so buntes [illegible] gesehen und jetzt, nachdem es eine [illegible] von Jahren in aller Ruhe seinen [illegible] sein Haus versehen hat, plötzlich Pulver [illegible] im Donner der Kanonen seine Standorte [illegible] sollte. Als ob es eine Ahnung [illegible] was nun vorgehen sollte, spitzte [illegible] und blickte mit ihrem Auge in [illegible] kriegerische Leben, welches sich ringsum [illegible] aber Speere und Kugel sausend, [illegible] Leichtigkeit der Räder an, welche uns [illegible] Moultrie bringen sollte.

Ein herrlicher Tag, die Sonne glänzte [illegible] endlich auf die ruhige tropische Natur. [illegible] Wälder am Ufersand spiegelten sich [illegible] ihrem Rot und die ganze Natur sah [illegible] lich aus; nur die Menschen trugen [illegible] Gesichter und Sorge in ihrer Brust. Unten befand sich ein Lastschiff, welches auch nach dem Schauplatze des Kampfes bestimmt war. Durch mein ausgezeichnetes Verhältnis zu [illegible] ich im Fort Lamy einer besonderen Bevorzugung. Kanonen wurden aufgefahren, neue Werke in der Nacht [illegible] Fort aufgeworfen, fast aus dem Ganzen [illegible] Major Nelson nicht nur redselig war, seine Zähne zu zeigen, [illegible] zu sehen, wenn es not that. Ich ersuchte meine Boote dem unter mir befehlenden Kapitän, machte ihn auf die Anwesenheit des Hausmeisters von Fort Lamy aufmerksam und bat ihn Vorsichtsmaßregeln treffen, daß der alte Bösewicht Antwerpen nicht in unliebsame Gesellschaft wie die anderen oder sonst sich auffallend benehmen und [illegible] würde. „Was Teufel", entgegnete mein [illegible] Begleiter, „der verfluchte Kerl wird noch nicht schießen?" Ich [illegible] Achsel einer aufgeklärten Skala, während [illegible] kriegerisch gesinnten Schwarzhaut [illegible] seine kühne Haltung verlor. „Lassen [illegible] Kapitän, lassen Sie überzeugt sein, daß alle [illegible] Maßnahmen getroffen sind, daß es ihm nicht [illegible] von seinen Waffen Gebrauch zu machen."

Ein leichtes Kräuseln schien meinen Begleiter zu durchbeben, und ein Unwohlsein vorschützend, entfernte sich Kapitän Nelson, um hinter der Brustung des Schiffs einen etwas sichern Aufenthalt zu suchen. Die andern muthigeren Söhne des Mars, welche mich von Charleston mit hinübergeleiteten, drängten sich jetzt alle um mich und umarmten mich, ihnen einige Erlebnisse und vielleicht analoge Fälle aus meinem kriegerischen Leben mitzutheilen, was ich auch gern that.

„Fort Moultrie, meine Herren!" rief der Kapitän des Dampfers, und alles schickte sich an, das Schiff zu verlassen. Als wir landeten, wurden wir am Ufer von einer Anzahl von Offizieren und Soldaten der Garnison des Forts in [illegible] empfangen. Wir verfügten uns ohne Zeitverlust in die inneren Räume der Befestigungen, wo wir den Kommandanten dieses Postens, Major Nielsen, mit einer großen Anzahl Neger beschäftigt an der Arbeit trafen. Er bat mich auf einige Augenblicke um Geduldigung, indem er noch die letzten Anordnungen persönlich überwachen wolle. Hier herrschte ein prächtiges kriegerisches Leben. Kanonen von jedem Kaliber wurden in ihre Stände eingefahren, Oefen zum Glühen der Kugeln hergerichtet, Kessel aufgestellt,

Munition an die verschiedenen Positionen vertheilt und Kugeln in alle Herzen in schönen Versen eingeschmuggelt. Ein Theil der Besatzung, zuerst unter Waffen, um jede rohe Gewaltsamkeit sofort im Thätigkeit übergehen, kurz, auch dem ganzen Volke, welches sich hier vor meinen Augen entfaltete, ersichtlich ist, daß der Commandant dieses Forts ein tüchtiger Techniker sein mußte; denn nur einige kleine Versehen zeigten, daß seine Aufgabe ihn etwas überrascht hatte und er sich zum ersten mal in seinem Leben auf einem Kampfplatz befand. So war unter anderm das in Vertheidigungszustand gesetzte Fort von so schwachen Garnisonen gegenüber dem bombardirenden Canon und seinem Kaliber. Ein von tüchtig geübten Truppen geleitetes Bombardement würde dieses Werkchen binnen 12 Stunden zu Fall haben

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Fichte.

Eine kürzlich erschienene Schrift „Johann Gottlieb Fichte. Lebensabriss aus seinen Werken und Briefen nebst einer Schilderung des Charakters Fichtes“ Mittheilungen von Immanuel Hermann Fichte (Leipzig, J. J. Weber) enthält die Geschichte von glücklichen Jugendjahren des Schusters und des Gelehrten, seinen großen Philosophen und Patrioten. Mehr als vom Inhalt des Buches ist vom Leben des Autors und Verfassers zu erwähnen. Und Einiges erfahren wir, da das Leben J. G. Fichte's von seinem Sohne J. H. Fichte bereits in großen ausführlichen Werken ausführlich beschrieben worden ist. Wenn es nothwendig ist, durch die Betrachtung solcher und seines Vaters Lebensgänge die neue Fichte'sche Philosophie, durch sich vom Standpunkt aus einer Reihe mitbestimmender, geistiger Ereignisse und Zeiten, hat passenden ihre Stelle finden können, als auch in der ausgeführten Biographie der Fall gewesen wäre. Wir können den beiden Verfassern, die sich so schön zu ergänzen verstanden haben, nur dankbar sein für diese Lebensskizze mit ihren individuellen Zügen, welche die Hochachtung vor dem Charakter des seltenen Mannes bei jedem, der sie liest, noch steigern wird.

J. G. Fichte steht an Charaktergröße und Stärke fast einzig da. Außerordentlich Segensreiches hat er durch seinen hohen, edeln Sinn schon zu seinen Lebzeiten gewirkt, und er wird nicht aufhören, segensreich zu wirken, seit das Bild seines Lebens von seinem Sohne und seinem Enkel in so würdiger Weise vor unsere Augen hingestellt worden ist.

Wie er als siebenjähriger Knabe das erste Unterhaltungsbuch, das ihm gekam, um der Versuchung zur Zerstreuung und Unthätigkeit in seinem Lernen zu entrinnen, in den verschlungensten Bach schleuderte, so hat er durch sein ganzes an schweren und herben Lagen reiches Leben mit unbeugsamer Entschlossenheit seinen Ideen und Idealen alles freudig geopfert. Reich ein erhabenes Vorbild kann nicht untergehen unter den Menschen und wird durch alle Jahrhunderte fortwirken.

Die Mittheilungen aus den Werken Fichte's mußten natürlicherweise das Theoretische in den Hintergrund und das Praktische in den Vordergrund treten lassen. Schwerlich würde irgendein anderer eine zweckmäßigere Auswahl von Gedanken getroffen haben, als uns hier geboten wird. Der Stoff des Ganzen ist unter passende Ueberschriften vertheilt und jeder einzelnen Ueberschrift ist eine kurze Uebersicht beigegeben. Nicht weniger sind die Worte der Mutter Fichte's genau eingehalten, welche die Mittheilungen redigirt hat. Man empfängt darauf ein richtiges Bild von dem ethischen Gehalt der Fichte'schen Philosophie, welche Bedeutung sie für unsere Zeit hatte und, wo darauf nicht der Fall ist, doch eine belehrende Anregung zum Nachdenken über die wichtigen Fragen. Niemand begegnet und spricht einer gedankenleeren oder trivialen Phrase. Alles wird uns in einer Fülle und Kraft entgegen, als ob es erst geboren geschrieben wäre. Wo wir nicht einstimmen können, müssen wir doch die Kraft des Gedankens und Ausdrucks bewundern und den Adler, welcher solchen Flug bewältigt, der sich mit schwindelnder Begeisterung augenblicklich überall erhebt.

Im Geiste ist Fichte's Lehre auch eine speculative Theosophie. Dabei beginnen die Fichtestrahlen aus seinen Werken mit Gedanken über Gott, Unsterblichkeit des Menschen und Seligkeit, schreiten zur Sittenlehre fort, dann zu Pädagogischem und Aesthetischem, wenden sich zu Christenthum und Kirche, dann zu Staat und Staatsverfassung, um mit Vaterländischem zu schließen. Dieses Vaterländische ist gerade für die Gegenwart von besonderer Wichtigkeit. Nach einem kurzen inhaltvollen Vorwort des Sohnes wird die berühmte Charakteristik Napoleon's I. vollständig mitgetheilt und dann folgen aus den „Reden an die deutsche Nation“ ausgewählte Stellen, die den gesammten Verlauf derselben wie in einem Miniaturbild vor unsere Seele stellen und uns so eine Ahnung davon erwecken, welchen gewaltigen Eindruck sie bei ihrem Vortrag vor 56 Jahren auf die versammelten Zuhörer hervorgebracht haben müssen. Der Schluß dieser Reden, wo Fichte die Deutschen beschwört, den ganzen Willen für die innere Besserung einzusetzen, wovon die äußere Folge sein müsse, ihren einer unerreichten Erhabenheit, Größe und innern Gewalt. Wenn Napoleon auf St. Helena sagte, daß die deutschen Ideologen durch die unwiderstehliche Gewalt der Aufregung, welche sie in der Jugend entzündet, sein Reich gestürzt hätten, so wissen wir, daß Fichte der größte, geistesgewaltigste und energievollste dieser deutschen Ideologen gewesen ist. Er hätte auf seinem Sterbebett auch zu sich sagen dürfen:

Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Rafael und Murillo.

(1) — Lange Zeit war der [illegible] Maler Murillo außerhalb seines Vaterlandes wenig gekannt, man sah ihn nur als Nachahmer, und noch jetzt hat sein Name zu den gewöhnlichen und populären gehört, über den man, die ihn bewundern, nur zum Lobe seiner Gemälde und der wohlfeilen Phantasie hat, in welchen er Engelsköpfe, gekräuselte, lächelnde Madonnen und Kinder auf den Wolken verewigte.

Seitdem aber durch die schönen seiner Gemälde, die lange nur in den Kirchen und Klöstern sind vom großen Publikum abgelegenen Sevillas angestaunt werden, und den amerikanischen Gemälden sind dem Lande entrissen wurden sind, wurde die Größe des Genies Murillo's immermehr erkannt. Die meisten seiner Bilder kamen in den Besitz reicher englischer, französischer und russischer Kunstliebhaber, und als dann schließlich auch [illegible] der die Kirche [illegible] veranlaßt zu Sevilla [illegible] gemalte Gemälde [illegible] — auch der Verlassenheit Spanien auf dem Wege öffentlicher Versteigerung für die Summe von mehr als einer halben Million Franken in den Besitz des Auslandes kam, da kam [illegible] von Kennern aller Zeiten bezeugte und niemand bestritten ihm mehr den Namen des spanischen Rafael.

Es ist interessant, die verschiedenen Wege und Verhältnisse zu betrachten, auf und unter welchen diese zwei großen Genien an das höchste Ziel gelangten, und daraus tiefere Einblicke in die Mysterien ihrer Kunst zu gewinnen.

Der am Charfreitag des Jahres 1483 geborene Rafael war die erste Frucht der Ehe seines Vaters mit Magia, der Tochter eines Handelsmannes in Urbino. Sein Vater, selbst ein tüchtiger Maler, war sein erster Lehrer und Führer in der Kunst; er benutzte ihn zur Mithülfe bei seinen Arbeiten und erlaubte das Glück in dem Knaben den großen Künstler heranwachsen zu sehen. So war Rafael's Jugend im häuslichen Herde gehegen, seine erste Kunstentwickelung der väterlichen Liebe anvertraut; er lernte den Kampf um die Nothdurft des Lebens nicht kennen.

Schon im Alter von zwölf Jahren kam er unter die leitende Obhut eines Meisters wie Pietro Vanucci von Perugia, im siebzehnten Jahre seines Lebens führte er selbständig mehrere Bilder aus, welche die Aufmerksamkeit der Kenner auf seine außerordentlichen Gaben lenkten. Als er das einundzwanzigste Jahr erreicht hatte, war es ihm vergönnt, die Stadt Florenz zu besuchen und die dort weilenden großen Meister der Malerkunst kennen zu lernen. Durch Malereien, [illegible] Leonardo da Vinci und Fra Bartolomeo della Porta, in dem

[illegible] Gemälde eines Freundes sah und studirte, wurde er zur höheren Vollkommenheit angeregt, und in seinen Madonnen des Gemäldes gelang es ihm, die Verbindung seiner Seele mit der Natur seines Schöpfers darzustellen.

Rafael kam gerade zu der rechten Zeit nach Rom, denn in diesem Lande der Kunst und der Bildung erlangte er bald einen ausgezeichneten Wirkungskreis. Er gewann die besondere Gunst von drei aufeinanderfolgenden Päpsten, Julius II. und Leo X. waren seine mächtigen Gönner. Er erhielt für seine Arbeiten, und er verlangte, wurde zum Kammerherr des Papstes mit einem jährlichen Gehalt von 300 Dukaten ernannt und besaß sich bald im Stand, eine für die damalige Zeit große Villa [illegible] In der Mitte seines Lebens [illegible] — [illegible] Rafael wünschte, es [illegible] in den angenehmen geistigen Verhältnissen, umgeben von Ruhe und Sicherheit, inmitten heiterer Bildung und [illegible] Schönheitssinn.

Rafael starb am 6. April 1520, dem Tage [illegible] an Geburt im Charfreitagsjahre [illegible] Nach seinem Tode [illegible] Rafael [illegible] Nachfolgern angeführt, wurde sie [illegible] Leben in seinem Hause ausgestellt. Eine unzählige Menschenmenge, Männer, Frauen und Kunstgenossen, begleitete den Trauerzug vom Platz der Peterskirche nach dem Pantheon, und die [illegible] weltliche Hülle wurde an geweihter Stätte in der Nähe der Stadt beigesetzt, in welcher kurz zuvor die mit Rafael verlobte Maria di Bibbiena zur Ruhe gebracht worden war. Viele Klagegedichte, darunter eins von Ariosto, zeigten ihm in das frühe Grab nach.

Murillo, im Jahre 1617 in Sevilla geboren, war ein Kind des Volks und der Armuth. Ein Verwandter der Familie, Maler von Profession, welcher in dem Knaben den Anlage und die Neigung zum Zeichnen erkannte, nahm ihn in seine Malerschule als Lehrling auf. Die Wohnung und Werkstätte eines Meisters war damals die alleinige Schule seiner Lehrlinge und Gehilfen. Akademien, Galerien und Kunstsammlungen gab es in Spanien noch nicht. Zu Grundstudien gezeichnet eine Mönchskutte oder der nationale Mantel über eine Gliederpuppe geworfen, zum lebenden Modell dienten sich die Schüler gegenseitig; zum Nachzeichnen standen nicht den vom Meister vorgezeichneten Köpfen oder Gliedern nur wenige Gypsabgüsse oder Bruchstücke der Bildhauerkunst zu Gebote, und an Früchten, Blumen, Wild, Küchen und Lüpfen übte man sich im Colorit. Durch öffentliche Ausstellung der Arbeiten an Kranken und Patienten namentlich bei

[illegible] Gelegenheiten, wurde der Gedanke angeregt und auch der Plan gefaßt, eine Pilgerfahrt nach Guadalupe zu machen.

Murillo war damals neunundzwanzig Jahre alt, als sein treuer Gefährte nach Sevilla ging, wo er bald darauf starb. Er mußte nun selbständig für seinen Lebensunterhalt sorgen. Wie sonst seine Meister, begann er mit seinen ersten Bildern den Markt zu Sevilla, gleichzeitig scheint er auch viel zum Verkaufe für Spanien und Amerika gemalt zu haben. Da ging plötzlich durch die Ausstellung mehrerer von dem jungen talentvollen Maler in Madrid im Geschmack und der Technik von Vandyk, dessen Schüler er war, gemalten Bildern eine neue Welt von Anmuth auf und von dieser Epoche an datirt der Geschmack sich in dem Maße, wie der große Maler Spaniens, Velazquez, jetzt auch wieder zu behagen. Mit verdoppeltem Fleiß arbeitete er nun für den Markt und die Pilgerfahrten, und als er das nöthige Geld beisammen hatte, wanderte er allein, zu Fuß, in das fast neun Tagereisen entfernte Wunderbild. Verabredungsgemäß kam der Schüler nachdem jungen Landsmann in sein Haus und seine Gesellschaft und Hilfe, um seine eigenen Werke und Sammlungen zu ordnen und nachdem ihm Zeit zu geben und Gelegenheit, Bilder von seinem Pinsel zu malen.

Schon nach Verlauf eines Jahres erhielt Murillo den Auftrag, die ganze Ausführung im Kreuzgange des Kapuzinerklosters zu Sevilla gemalt, als eben die Mönche des ehrwürdigen Franziskanerklosters, das seine Bilder zur Ausschmückung ihres Klosters einen Künstler suchten. Er übernahm die Lieferung trotz des gestellten geringen Preises und brachte in überraschend schneller Folge elf Bilder religiösen Inhalts zu Stande, die ihn mit Einem Schlage zu dem gefeiertsten Maler Spaniens machten. Bestellungen folgten nun auf Bestellungen. Kirchen, Klöster, geistliche und weltliche Kunstmäcene wetteiferten, seine Thätigkeit in Anspruch zu nehmen, seine Kunst erreichte bald die höchste Stufe der Vollendung; Ruhm, Reichthum und Ansehen verherrlichten fortan seine Laufbahn.

Er verließ Sevilla nur noch einmal, als die Kapuziner von Cadiz ihn dringend einluden, das Altarblatt für ihre Kirche, die Vermählung der heiligen Katharina, zu malen. Der bereits dreiundsechzigjährige Meister hatte das Unglück, bei der Arbeit an dem obern Theil des Bildes einen schweren Sturz vom Gerüst zu thun, an dessen Folgen er am 3. April 1682 starb. Seine Gattin, Donna Beatriz aus der reichen und angesehenen Familie der Cabrera y Bolmaceda, war ihm bereits vorangegangen.

So schon mit den ersten Malern des ersten Males seines Genius in einem Alter hervortretend, in welchem Rafael beinahe schon am Abschluß seines Lebens stand, Viel gelangten beide erst dann zum vollen Bewußtsein ihrer Kraft, als sie das Wirken einer solchen Macht in den Bildern vorausgegangener großer Meister erkannt hatten, aber wenn Rafael's Blick schon durch seinen Lehrer in das Heiligthum der Kunstschätze eingeführt wurde, so war Murillo erst in reifen Jahren durch glückliche Nachforschungen bei Werken eines großen Malers zu der Erkenntniß angeregt worden, daß es ein Höheres in der Kunst gebe, als was er bisher für den Markt hatte erarbeiten helfen.

Durch die Schnelligkeit aber, mit welcher sein Genius reifte, als er die Meisterwerke eines Rafael, Tizian, Rubens und Velazquez in Madrid gesehen hatte, auf seinem besondern Gebiete hervortrat und in jener Zeit für die Kunstschätze in Sevilla gemalten Bildern sich von den Bildern der damaligen Welt entfernte, hatte er in wunderbarer Art die dunkeln Jahre seiner Jugend überholt und war durch einen Zauber Kunst an die höchste Vollendung [illegible], zu welchem Rafael's Kunst [illegible] entwickelt, [illegible] emporgehoben war.

Beide Meister hatten in der Darstellung religiöser Gegenstände ihren Beruf erkannt, allein sowohl in der Auffassung und Darstellung dieser Gegenstände als der Richtung, in welcher ihre Kunst sich [illegible] entwickelte, [illegible] Verschiedenheit durch die Zeit und die Umgebung, in der sie lebten, bedingenden und hervorgebrachten Gründe.

Rafael's religiöse Gedanken sind Ideale der Menschheit, auf denen [illegible] der volle Glanz einer himmlischen Schönheit, welche die damalige in Geist, Studium zu neuem Leben erwachte Kunst und klassischen Alterthums aufgezeichnet, [illegible] gleichsam durch eine aristokratische Verfeinerung und Veredelung der äußern Form über irdische Bedürftigkeit hinausgehoben und der Ausdruck der Empfindung in jenen Grenzen gehalten, in denen die in den Tiefen des Mysteriums schwelgende, durch den Glauben verklärte Seele sich nicht in aller Fülle und Innigkeit zu offenbaren vermag.

Bei Murillo's religiösen Darstellungen aber blickt, wie Kugler in seiner „Kunstgeschichte" mit Recht sagt, durch die heiligsten Verzückungen irdische Bedürftigkeit hindurch, während sie die Seele durch die unmittelbare Verknüpfung des irdischsten Erdendaseins mit dem himmlischen hinreißen. „Sie sind ganz durchglüht von Sensibilität wie die Gestalten Correggio's und dabei von Licht umflutet wie diese, aber es hat sie ein ederes Gewand geschaffen."

Daß Murillo — ein Kind aus dem Volke und in der schönsten Zeit seines Lebens in beengte und niedere Lebenskreise und ihre Kundgebungen gewiesen — nebst der wundervoll naturwahren Darstellung von Gestalten und Scenen aus diesen Kreisen in seinen unvergleichlichen Genrebildern sich zur Darstellung der höchsten religiösen Ideen und Gegenstände und der durch sie erzeugten Seelenzustände emporzuheben vermochte, ohne weder durch jene realistische Richtung zum Gemeinen herabgezogen, noch durch die dramatische Strenge und religiöse Schwärmerei des damaligen Spanien zur Effekte und Ueberbietung der

[illegible] [illegible] [illegible] [

musikalische Gesellschaft gibt sehr selten Concerte.

Mit Hagen Verschwand der Sache und gerade Hagenbeck war es, der das Ding aus der Oeffentlichkeit in den verborgensten kleinen Kreis gebracht hatte, dessen Inhalt wir alle deutsche Frauen zu bedauern haben, weil der Hochmuth und das Vorurtheil auch bei uns die Kluft fest, welche die feinen Thätigkeit des weiblichen Theils unserer Bevölkerung dauernd entgegenstreben.

London und Paris „im Freien".

Wenn man einen Vergleich ziehen darf zwischen dem Londoner und Pariser Leben „im Freien" ausfällt, so gibt letzteres entschieden dem Vorzug. Das Hyde-Park mit seinen glänzenden Equipagen und seinen Reitern und Reiterinnen bietet allerdings den Tag des Aufenthalt einen überraschend schönen und imposanten Anblick dar, aber auf die Dauer ermüden das ewige Einerlei und Nichts im ewigen Schleichen, diese gleichmäßige Schaukelung der schönen Pferde und Wagen, der hochmüthigen Kutscher und Diener. Man liegt in den Wagen mehr ausgestreckt als sitzend, und schläfrig wird man dabei. Nach den schweigenden Equipagen, wie alle Tage [illegible] Uhr, gibt es Schon [illegible] mit weich [illegible] Carriole. Die Kavallerie im Kensington-Garden [illegible] einen Theil [illegible] Promenade-Musik-Concerte besucht. Plötzlich bewegt sich auch [illegible] von Volk der Musik die breite Baumallee auf und ab, aber ihre steif aufrecht unter den Bäumen. Die Damen mustern die Toiletten, die Herren gähnen. Der einzige Wechsel in der Unterhaltung ist — man geht, nachdem man gegangen ist. Nach dem allgemeinen Stillschweigen zu schließen, möchte man jeden Zuhörer für einen leidenschaftlichen Musikfreund halten, aber die wenigsten kümmern sich um die Musik — sie wissen nicht einmal, was gespielt wird. Von 7 Uhr an verschwinden die Spaziergänger, die Fahrenden, die Reitenden. Hyde-park ist wie ausgestorben, denn die farbenable lebende Welt dinirt und nach dem Dinner muß man im Salon leben — für die farbenable lebende Welt existirt keine sternenhelle, schöne Sommernacht.

Wie anders in Paris! Gehen wir einmal in den Garten der Tuilerien. Da ist auch Musik, und zwar vortreffliche, aber zugleich weich freie, laute Bewegung! Hier sitzen einige Damen, emsig mit Stickereien beschäftigt, ihr Arbeitskörbchen steht daneben; dort lesen die Herren Zeitungen, welche sie sich in dem Zeitungsthürmchen des Gartens gekauft. Hunderte von Spaziergängern in eleganten Toiletten gehen plaudernd auf und ab. Kinder, nicht so weiß und rund wie die englischen, aber mit viel ausdrucksvolleren Gesichtern, vereinigen sich, auch ohne sich zu kennen, was in den reichen englischen Kinderwelt nicht vorkommen darf, zu einem munteren Spiel, tollen Versteck und Ohlatschfuchen, planen gemeinschaftlich miteinander auf und haben dabei so gutliche und vertrauliche Manieren, daß es in jedem Augenblick die größte Lust ist, die größte Manieren sein.

Aber das Leben abends in den Champs Elysées ist noch um vieles reger, bunter, bunter. Wenn die elegante englische Welt sich in ihren engen, abgeschlossenen Zirkel zusammendrängt und die dichten Droschkenreihen parken, um Mond- und Sternenschein zu genießen, dann über die pariser Welt nach den Park zu Promenade. Die Equipagen und Pferde sind nicht alle schön, denn es mischen sich auch die Mittelwagen zwischen die prächtigsten, aber gerade das erhöht den Reiz. Wer ein oder zwei Francs daran wenden will, schließt sich dem Zuge an und seine Fußgängerschaften laufen mit den tausend anderen, die gleich Ameisenheeren sich zum Mittelpunkt über den breiten Fahrweg der Champs Elysées hin- und hergehen. Aus den Cafés ertönt, über Gärten und Spaziergänge, Instrumentalmusik aus den Concertgärten. Im Gewühl laufen und tollen die Kinder oder sie suchen in den Zelt-Buden Puppentheatern ihre Lieblingen vor Hanswurst oder einem anderen Helden der Tragödie zu sehen, der als französischer Seitenstück des Lustigen in Bilder oder Worten verschwindet. Es ist erstaunlich, wie tapfer diese französischen Gestalten prügeln sind. Die Augen übervoll, lachen überall das Schlechteste bedeutet und den Frieden ihrer Seelen, und dabei sind sie erschrecklich großmüthig. Jedenfalls ist es nicht das ewige Einerlei von „Punch" und „Judith", mit dem die englischen Kinder von Generationen zu Generationen amüsirt werden.

Wo irgendein stilles Plätzchen unter den Bäumen zu finden ist, sitzen plaudernde Menschen; hier und da schwärmt auch ein Liniamer. Alle freuen sich der süßen Abendruhe unter freiem Himmel und erst nach Mitternacht erlöschen die Lichter und die Menge zerstreut sich.

Briefwechsel.

O. K. in Wien. — Wir wünschen sich, daß bei dem jetzigen Stadtgut [illegible] Schauspieler in Berlin die Damen Gallmeyer & aus Friedrich Heim [illegible] so geringe Anerkennung finden, [illegible] zum Publikum und Kritik [illegible] Abneigung erfahren. Die Wahl Gallmeyer's, der doch trotz Heim's Werk [illegible] Der Nachwelt muß es in den schrecklichen Namen gerathen [illegible] nicht zu den großen [illegible] musikalischen Dichtern gehört, ist ein Zweifelsgeschäft, eine Gottheit mit einem griechischen Meisterwerk war dem Nichtkennen der [illegible] mannlichen Melodien. Und [illegible] in seiner „Mutter" mit [illegible] „Sprache" gleich verlegen hervor. Wenn er sich nur in „Cäsar's Blick und Gott" oder in der „Abenteuer" ganz auf [illegible] lichem Boden hält, gelingt ihm Besseres, in der Arena Posterreichs, als z. B. Adam von Adam geschaffen, kann es an Phantasie und tollem Humor entbehrlich nachstehen. Interessirt Heim sich nun so [illegible] wir begreifen nicht, wie man seine so zuckersüß sentimentalen Träumen mit Gluckow's [illegible] oder Tod Mozart's [illegible] in gleiche Linie zu stellen wagt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 33. Wöchentlich 1½ Bogen

Inhalt: [illegible]

Zwei Vermählungen.

Novelle von Sigmund Kolisch.

IX. Ein Gegner.

(Fortsetzung.)

Um sich Licht in der Sache zu verschaffen, die ihr so sehr am Herzen lag, begab sich Ernestine unverzüglich in die Rechenstube ihres Vaters, nachdem sie noch einmal Herrn Morel aufs innigste gedankt und ihre Freundschaft zugesichert hatte. Aber schon als sie das Haus verließ, begegnete ihr ein Kommis, welchen der Bankier nach ihr abgesendet hatte, um sie zu sich bitten zu lassen.

Herr Langlois befand sich, um Erkundungen seiner Angestellten, den Geschäften entzogen, noch immer in der kleinen Audienzstube; er schrieb mit der größten Aufmerksamkeit einen Brief, den er, ohne sich durch den Eintritt seiner Tochter unterbrechen zu lassen, beendigte; dann erhob er sich und sagte mit einem Lächeln der Selbstzufriedenheit:

„Ich wette, du errätst nicht, was vorgeht, meine Tochter!"

„Ich weiß es, aber ich verstehe es nicht!" entgegnete Ernestine.

„Durch Herrn Morel also?"

„Ja wohl, durch ihn!"

Nun erzählte der Bankier seiner Tochter alles, was in seinem Cabinet vorgegangen war; eine

Darstellung, welche er mit den schmeichelhaftesten Bemerkungen für Andrè Morel schloß: „Graf Raymond von Senneville ist verliebt und Andrè Morel ist ein guter, ein sehr guter Junge!" Zuletzt zeigte er dem erstaunten Mädchen den Brief, welchen sie ihm hatte beenden sehen und der, an den alten Grafen von Senneville gerichtet, die Anzeige von dem Rücktritt des Herrn Morel enthielt.

Sprachlos, ohne irgendeine Bewegung, vernahm Ernestine den Bericht ihres Vaters, und nachdem sie die Zeilen gelesen, die der Bankier an den Grafen geschrieben, behielt sie das Papier eine Minute lang in ihren Händen, als denke sie darüber nach, ob es abzuschicken oder zurückzuhalten sei.

Mit der Raschheit des Blitzes hatte das Mädchen die Lage der Dinge erfaßt, hatte sie begriffen, daß der Geliebte ging von ihr denke, daß er seinen Vater auf den Markt geschickt, damit er sie für Geld und Titel erstehe; und obgleich sie wußte, daß sie diese üble Meinung von seiten Raymond's verdiene, beleidigte und kränkte sie diese Wahrnehmung dennoch aufs tiefste. Schwer fiel die Ueberzeugung auf ihr Herz, daß der junge Graf denken müsse, denken werde, es habe sie seine glänzende Stellung zu ihm zurückgebracht. Außerdem sagte sie sich, daß er sie in dieser natürlichen Voraussetzung wie ihn gekannten

Achte Scene.

Harry. Jenny.

Harry

(der die vorige Scene mit der größten Spannung und Aufregung beobachtet hatte, stürzt Lettice nach, und kehrt mit Vernichtung zurück).

Ist es möglich? So kalt und herzlos geopfert zu werden?

Jenny.

Ihr schient die Dame zu kennen?

Harry.

Jenny, würdet Ihr mit dieser Kälte über den Bruch eines Verlobungsringes sprechen?

Jenny.

Vielleicht war sie gezwungen. Oder ihr Geliebter war ihrer Liebe nicht würdig.

Harry.

Ihrer Liebe?

Jenny.

Oder sie hat ihn nie geliebt. Denkt doch von den Frauen nicht so schlecht.

Ehre, wie ein eingefleischter Gigerlehaun behandeln werde und daß es in dieser Ehe unmöglich werde glücklich sein können. Das es noch Zeit sei, umzukehren, kam den gekränkelichen Sprung zu wagen.

„Ich liebe sie", widersprach er sich gleich darauf, „und habe mich ihr nicht wegen ihrer Diamanten und Reichthümer, die mir unbekannt waren, angewendet; und es soll mir schwer glauben, sie wird es glauben müssen! Kampf und Schmerz wird es mir kosten, das ist aber meine eigene Schuld."

„Es ist gut so", erklärte er seinem Vater, indem er das Blatt ihm zurückgab.

„Was hast du nun?" fragte der erstaunte Bankier, der es nicht begreifen konnte, das Gemüth der Bedeutung der Lage nicht lebhafter und dringender begehen.

„Nichts, mein Vater", versetzte Raymond und verbarg mit solchem Scheinen die Verwundung, die die vergangenen Minuten ihm geschlagen hatten. Dann der Bankier, dann klingelte er, zum Zeichen, daß der Diener in sein Cabinet wieder gerufen sei.

5. Unterhaltung.

Der Graf von Sommerille hatte vor dem Gange zum Bankier noch einmal mit Raymond gesprochen, um zu hören, ob dieser die Nacht nicht anderen, bessern Rath gebracht hätte und ob er noch bei dem in einer Anwandlung von Leidenschaft gefaßten Entschluß beharre.

„Es gibt keinen andern, keinen bessern Ausweg", erklärte der junge Mann mit großer Bestimmtheit, „aus dem unglücklichen Zustande, in welchem ich mich befinde!" und der Graf machte sich auf den Weg.

Mit Spannung sah Raymond der Wiederkehr des Vaters entgegen, und als er den Bericht vernahm von der seltsamen Brautwerbung und von dem Resultat derselben, lachte er über die rasche Bekehrung des Geldmanns zu Gunsten des hintangesetzten Freiers. Da jedoch die Sache von seinem Nebenbuhler abhing, war er über den Ausgang derselben nichts weniger als beruhigt, denn er stellte sich vor, daß der Bräutigam, der doch auch Handel treibe, zur Verzichtleistung auf ein Mädchen mit großer Mitgift und mit so glänzenden Aussichten nur schwer zu bewegen sein würde.

„Den Bankier haben die schriftlichen Belege deines Werths, welche ich ihm vorgezeigt habe, so gut gefallen", entgegnete der Graf auf die laut gewordenen Besorgnisse des Sohnes, „als daß er nicht alles aufbieten sollte, den Verlobten zum Rücktritt zu veranlassen. Die Geldlaune des Bankiers bürgt mir für den Erfolg meiner Werbung. Wenn es nicht anders geht, wird er seinem Schwiegersohn wohl zu machen suchen, daß ich bei seiner Tochter Sparen von Stimmverweigerung zeigen oder daß ihr nachwandelt, um ihn von ihr abzubringen. Aber wird er ihren Leichtsinn verschlimmern, als sich unserer wohlbestellten Güter entgehen lassen!"

„Wenn der Herr Schwiegervater", meinte Raymond, „nur nicht die erdichteten Mängel seiner Braut mit in den Kauf nimmt, um den vertheilhaften Handel nicht rückgängig werden zu lassen."

„In dem Falle wird uns freilich nichts anderes übrig bleiben", warf der Graf ruhig hin, „als dem Verlobten sein Recht auf die Braut für Geld abzukaufen."

Der abgewiesene, dachte Raymond, wenn es dem Angebot widerstehe. Und es schmeichelte einem Mann, der schlecht zu den gesellschaftlichen Gewohnheiten und Verhältnissen seiner Zeit passte, es wollte, wenn gütliche Mittel nicht ausreichten, mit dem Nebenbuhler Streit suchen, ihn auf Tod und Leben herausfordern, denselben, wenn er den Zweikampf ausschlagen würde, durch die gröblichsten Beschimpfungen zur Annahme desselben zwingen. Selbst vor dem Raub des Mädchens im äußersten Falle schreckte seine entflammte Leidenschaft nicht zurück. Zum Glück jedoch waren all diese Entwürfe, bei welchen der mächtige, weitlangende Arm der Gerechtigkeit außer Acht gelassen wurde, überflüssig, denn wenige Stunden nach der Rückkunft des Grafen überbrachte diesem ein Diener in hellblauer Livree ein Schreiben, welches alle lautete:

„Herr Graf!

„Es gereicht mir zum Vergnügen, Ihnen anzuzeigen, daß alle Hindernisse, welche der Verbindung Ihres Herrn Sohnes Raymond mit meiner Tochter Ernestine im Wege standen, glücklich beseitigt sind. Ich bitte Sie und Ihren Herrn Sohn, uns heute Abend die Ehre Ihres Besuchs erweisen und eine Tasse Thee mit uns nehmen zu wollen! Empfangen Sie, Herr Graf, die Versicherung meiner Ergebenheit!

Paris, 21 Februar 1859.

Theodor Langlois."

…den erſten Augenblick von Leonard nahe …
…ſo, daß einer lebhaften Scene aber kaum …
…ingen hinzugeben. Der Gedanke, von Gene…
… von ihm angehört, daß er ſie auch am …
…re Tage wiederſehen, ſich bei ihr mit ihr be…
…en werde, überzeugte ihn gut weiter nicht …
…ir in den ſchönſten Hoffnungen beſtärkten …
…s allein kam zu ſeiner Beruhigung der Ton …
…das Weſen dieſer Erſcheinung, an der Begeiſte…
…n, der verſchloſſen verborgenen, und hielt ſie …
…le von ihrem Ringe zurück. Jedes Mädgen …
…ſtem Plaudertaſchen beſitzt ihn auf deutliche …
…r er ſich, auf welche Weiſe er mit ihr wieder …
…ben könnte; was ſie, fragte er ſich traurig …
…r, wird ſie von ihm reden? Was …
…ſie bei meinem Anblick empfinden? Was …
…ſie mir ſagen? Doch was weiß ſie von der …
…n Empfindlichkeit, von dem Irren und Ge…
…en eines Herzens? Hat es ſich ſelbſt im …
…rret. Eine Prinzeſſin langweilt ſie, weil …
…ie voll an einem Klotz, an einem Tanz, …
…ngebrauner Bubenunterhaltung verdutzt; ſie …
…den Stadtneuigkeiten und den nichtsſagenden …
…mentaren über ihre Welt erzählen, ſie wird …
…ſelig ingrimmiger Lenaud, die verſchiedenen …
…rungen der Worte und des guten Tons zur …
…che bringen, während mir der Schmerz das …
…ſte meines Lebens zerwühlen wird; vielleicht …
…ie legat, um mir angenehm zu ſein, des …
…ptenen Bräutigams, dem ſie noch gewiſſe …
…d koſtbare Rechte einräumte. Doch es …
…t ja! Nun iſt es an ihm, ſich mit Bildern …
…raulichen Verkehrs abzuquälen und die …
…ungen des Bevorzugten ſich mit brennen…
…inbildung vergiften.

…näher der Moment des Beſuchs kam, deſto …
…r pochte ſein Herz, und er mußte ſich faſt …
…gen, in ſeine Gedanken und in ſeine Hal…
…die nöthige Ruhe zu bringen.

…gen 9 Uhr abends, nachdem ſie ſich mit …
…all gekleidet hatten, fuhren Vater und Sohn …
…Aue Laſſatte zu Herrn Langlois. Der …
…ung, welcher den beiden Gaſten zu Ehren …
…war ſo glänzend, als es der feierlichen …
…nheit angemeſſen war; nicht nur der Salon, …
…auch der Vorſaal und der Seitencorridor …
…hell erleuchtet. Zwei aufwartende Diener …
…ihre beſte Livree und ſchneeweiße Baum…
…handſchuhe, die wie gewöhnlich ein wenig …
…die Finger ſchlotterten. Einer von ihnen …
…ſowie geklingelt wurde, und ſubrte die …
…Ankömmlinge anmeldend in den Salon, …
…wo ſich bloß die Hausgenoſſen befanden, auch dem …
…Bankier, ſeiner Tochter und ſeinem Vetter und …
…aus Artemis Gruppen beſtehend. Graviſac und …
…Leonard erſchienen, als ſie, ſich vorſtellend, ein…
…ander gegenüberſtanden, ſie erſchrak einander faſt …
…die Hände, aber ſie brachten nicht, denn ſie konn…
…ten nicht ſprechen.

„Es freut mich“, ſagte, mit Herablaſſung ſich verneigend, endlich er die Geſellſchaft im allgemeinen gegrüßt hatte, der alten Dame, „Sie kennen zu lernen, Madame, und es iſt mein Wunſch, daß ich recht viel an Ihrem Haus bringen könne!“

„Ich danke beſtens für das freundliche Wort!“ erwiderte Gravilac befangen mit unſicherer Stimme. Haltung, Geberde und Ton der Sprache hätte dem Vater lieber als dem Sohn gehören, wenn ſie nicht gefucht hätten. Das ſtarke Vergnügen nahm weiter als die herkömmliche Komplimente eines gewöhnlichen Frauenzimmers ein. Es wurde Platz genommen. Graviſac fühlte ſich im höchſten Grade beengt und wagte nur verſtohlen Leonard anzublicken; er fand, daß ihn die wenigen Tage bei ihrer Trennung in Luxemburg Garten verändert, daß ſeine Züge ſtarrer und härter geworden und den jugendlichen Ausdruck von Sorgloſigkeit verloren hatten. Meine Schuld! dachte er, und eine Schwermuth wollte ſich ihrer bemächtigen, deren er nur mit Mühe ſich zu erwehren vermochte. Oefters machte er den Verſuch, luſtig zu ſein und das muntere Weſen von ehemals anzunehmen, welches den Ernſt des Lebens gar nicht zu kennen ſchien. Allein die Rückkehr zu ihrer frühern Stimmung war ihm unmöglich; weder die drolligen Einfälle noch die Unbefangenheit der Sprache wollten ſich wieder finden laſſen; Gedanken und Worte ſchienen in unauflösliche Bande gelegt und innerlich that das Mädchen alle demjenigen Abbitte, die ſie für langweilig erklärt hatte, weil ſie nicht lachen und nicht vergnügt waren.

Wie hätte der Bankier ahnen können, was in der Seele ſeiner Tochter vorging, er, deſſen Sinn ausſchließlich den materiellen Intereſſen zugewendet war und der nur für greifbare Gegenſtände ein Verſtändniß hatte! Ohne ſich lange zu bedenken, ſchrieb er das verlegene Schweigen des Mädchens auf Rechnung jungfräulicher Verſchämtheit; es fiel ihm nicht einmal ein, einen Vergleich anzuſtellen zwiſchen dem heutigen Verhalten Graviſacs und ihrem Benehmen Herrn Morel gegenüber; er meinte, daß dieſe Weiſe den

beiden Gatten gefallen würde, und kaum gab es da vollkommen gelungen

Die beiden Väter pflegt heranzutreten die Zu-
rückhaltung Gretchens sie etwas ängstlich zu machen, beide waren überrascht, sie so schweigsam und verlegen zu sehen. Der Aeltere, weil das Mädchen so wenig dem Bilde entsprach, das ihm sein Sohn von der Lektüre des Bankiers ent-
worfen hatte, und der Jüngere, weil sie ihm ganz und gar nicht zudringlich war umgewandelt vorkam; ihre Augen funkelten, lebhafter, ihre Wangen und selbst die Züge waren blühender geworden, ihre Bewegungen hatten an Kühnheit und Würde, ihre Stimme an Reichthum und Modulation gewonnen, aber schon eben so lebhaft als sie und so wider Erwarten heiter in ihrer Gesellschaft geworden, hatte es sich nicht hätte unterdrücken können das Gespräch als dessen Meisterin und Beherrscherin anzufangen

Manchmal mit dem Blick den einen, der sich gleich ihrer weit angelegt unterhielt, und manchmal mit dem jungen Manne Mode, die Wirkung zu überschauen, die der lebhafte Strahl auf den Empfangenden machte, es mochte ihre Gewandtheit aufhören, um das Glück von sich abzuwenden, welches ihn in der Nähe Gretchens überkommen wollte. Wie peinlich aber auch und quälend das fortwährende Zurückdämmen seiner Gefühle war, die innere Arbeit hatte ihren Reiz, und der junge Mann wurde trotz aller Gebitterung tief angeregt und sogar angezogen; es war ein Leiden und Genießen in dem Zauberkreis, der ihn einschloß. Der alte Onkel Gretchens zeigte sich erfreut, Raymond wiederzusehen, wie er sich über die angekündigte Verlobungsfeier mit Herrn Morel erfreut gezeigt hatte; der Wille des alten Mannes war in der Abhängigkeit von seinem Bruder gänzlich untergegangen; der Greis hatte nichts als Zustimmung für die Verfügungen seines Brüders

Trotz der Spannung der jungen Leute stockte die Unterhaltung keineswegs, denn der Graf sowol als der Bankier wußten sie zu beleben. Der Graf erkannte als Mann von Welt die Nothwendigkeit, an der Stelle seines Sohnes das Wort zu führen; er erkundigte sich nach den mancherlei Verhältnissen des Geschäftslebens, nach den Vortheilen, nach der Befriedigung, die der Handel bietet, er fragte, welche Eigenschaften einen Erfolg in dieser Laufbahn bedingen. Dadurch gab er dem Wirth Gelegenheit zu beliebter Erzählung von seiner merkwürdigen Thätigkeit, von seiner Sparsamkeit und in Auseinandersetzungen über Capital und Arbeit, über Industrie, Staatspapiere, Zoll und Fabrikationen, über die Aufgabe und Wichtigkeit der Bank und den Verkehr Frankreichs mit dem Auslande; Dinge, welche aber, wie er erklärte, von einem verständigen Bankier in Erwägung gezogen werden mußten.

Mit der gesellschaftlichen Artigkeit, welche nicht leicht einem Franzosen abgeht, lenkte Herr Lang-
lois das Gespräch auf die ganz verschiedenartige Stellung seines Gastes hinüber. Er wußte sogar den Maler zu vermögen, daß derselbe einige von den glänzendsten Thatsachen seiner Forschungen erzählte, und er lauschte als der letzten jungen Frau voller mit der lebhaftesten Theilnahme seinen Geschichten zu

Sowie der Thee genommen worden war, zogen sich der Graf und der Bankier in eine Fensternische zurück, um über die Heirathsangelegenheit seiner Tochter zu sprechen. Ohne Schwierigkeit verständigten sich die beiden Väter über die verschiedenen Punkte des Vertrags, dessen Abfassung übrigens einem Notar zu überlassen beschlossen wurde, und hatte kaum darüber Uebereinkunft die endliche Verbindung sobald als möglich vollzogen würde; der Bankier, um dem Gerede der Leute, und der Graf, um der krankhaften Aufregung seines Sohnes ein Ende zu machen

Während die beiden Herren sich abseits mit einander unterhielten, machte sich Fräulein Chaplen mit Tassen und Tellern zu schaffen und zuletzt verließ sie gänzlich den Salon, um den jungen Leuten Gelegenheit zu vertraulicher Unterhaltung zu geben. Der Onkel entfernte sich, um in einer entlegenen Stube bei offenem Fenster eine Cigarre zu rauchen. Raymond und Ernestine waren denn demzufolge allein miteinander und folglich gezwungen, aus dem Schweigen herauszutreten, welches bisher von der Allgemeinheit der Unterhaltung gestattet worden war.

Ernestine wollte fragen, ob ihr Raymond böse sei, um auf diese Weise verjährende Auseinandersetzungen herbeizuführen; allein der junge Graf fühlend oder errathend, daß Aehnliches im Anzuge sei, war bemüht, die Erörterung dadurch zu vermeiden, daß er Dinge der gleichgültigsten Art, die auf sein Verhältniß zu dem Mädchen nicht den entferntesten Bezug hatten, zur Sprache brachte. „Wozu einen Gegenstand berühren, welchem doch nimmermehr etwas anderes als Peinliches und Widerwärtiges abgewonnen werden kann?“ war seine Meinung.

„Unser Los", begann er, „haben in Wirklichkeit für elegante junge Welt nach Ehrenton, zu Ansehn und Anerkennung in Gesellschaft der Damen der reiche Onkel gegen sich in den dunkelsten Aussichten, denn häufig kommen die Väter, um zu ihrem Ergötzen, welche für die Verschwendung von Söhnen sich selbst mit Vergnügen zusammentreten. Wenn Sie an dem lebhaften Schauspiel im Leben Gefallen haben, mag es mir ein Vergnügen sein, Sie demselben recht häufig mit zu bringen."

„Sie sind sehr freundlich", erwiderte Gräfin Ernestine, denn die Spitzen an seinem Benehmen reizten und verletzten.

Schon nach diesem kurzen Anlauf wollte die Unterhaltung ins Stocken geraten, allein Lothar wandte, um nicht lästig und zudringlich zu erscheinen, nahm sich zusammen und sagte in sprechen hier:

„Wissen Sie, Gräfin", sagte er mit zu ausgesuchter Freundlichkeit, „daß wir heute Abend noch eine komische Oper von Rameau zu hören bekommen?"

„Ich habe es nicht gewußt", erwiderte Ernestine kurzsilbig.

„Das Theater des Rue Favart wird alle in diesen Fällen die Italiener und die Große Oper überbieten. Mein Vater, der den Komponisten der „Hugenotten" hoch in Ehren hält, will auf eine Loge in der Komischen Oper abonnieren. Es ist nur die Frage, ob dieses möglich sein wird, denn das Kunstwerk zieht alle Liebhaber in Bewegung."

„Wenn sich der Herr Graf bemühen danach umsieht, wird es wol möglich sein", bemerkte Ernestine, welche sich am Ende entschloß, auf diese Gespräche einzugehen.

„Die Italiener werden mit der Penco und mit Lamberini in die Schranken treten", fuhr Raymond fort, und von dem Italienischen Theater ging er zu Italien über und begann von Reisen überhaupt und in dem blühenden Lande insbesondere zu sprechen. Hierauf sprach er noch von gemeinschaftlichen Bekannten, nach deren Befinden für den nächsten Ausflug und erzählte seinerseits von einigen jungen Leuten seines Umgangs, welche Ernestinen vorgestellt worden waren. Er unterhielt mit Einem Worte das Mädchen wie ein welterzogener Mann eine Dame unterhalten haben würde, mit welcher ihn eine vorübergehende Gelegenheit zusammenführt und zu welcher er in keiner nähern Beziehung steht, noch stehen will.

Ernestine hatte sich nach dem Tone verwandelt, welchen Raymond im Beginn mit der Absicht, sie in Kreis seiner Bekanntschaften Plaudereien zu ziehen, ganz wie es seinem Benehmen natürlich ganz wie es seinem Benehmen natürlich ganz wie es seinem Benehmen natürlich

ihn an meine Liebe zu ihm ohne seinen Rang und Reichthum glauben machen?" Oftmals nahm sie sich vor, es ihm zu versichern, zu beschwören; dann aber schauderte sie bei der Vorstellung, bei der Voraussetzung der Möglichkeit, daß er ihren Betheuerungen nur Schwuren Unglauben entgegenbringen würde; wollte ich meinem Gefühlen freien Lauf lassen und wollte er sie nur einen Augenblick belächeln, dann wäre alles, alles unwiederbringlich verloren. Dachte sie Tieren sie aber eine Zeit lang auf diese Weise hin und weggewonnen, wie sich selbst bei nur wiedergestritten hatte, sprach sie sich durch die Worte: „Am Ende wird er es doch erkennen müssen, daß ich ihn nur um ihn liebe; dann werde ich so unaussprechlich glücklich sein und er auch, wie ich jetzt unglücklich bin!" Und so diente trostlosen Kummer wurde sie häufig über Zweifel wahren, wenn die Schwere allzu sehr überhand nehmen wollte.

[Die Fortsetzung in nächster Nummer.]

Johann Georg Forster.

Von P. Philippson.

III.

Als der General Custine im Jahre 1792 sich der Festung Mainz näherte, war diese seit Jahren in ihren Befestigungen vernachlässigt, die Reichsstände hatten nichts gethan, der Kurfürst war noch weniger geneigt, einzutreten, der Commandant pflegte die Gräben mit Kuchenbäumen bepflanzen zu lassen und auf den Schanzen waren Lusthäuser angelegt. Alle die kleinen Gewaltherrn am Rhein flüchteten bei dem Herannahen der Revolutionsarmee; der Landgraf von Darmstadt, der sein ganzes Leben in Grenzhäusern verbracht, seines Volkes Gut und Blut in riesigen Kasernen vergeudet, zog seine Truppen aus der Nähe von Mainz zurück. Der Kurfürst flüchtete nach Würzburg; am 19. October besetzten die Franzosen die Festung.

Mainz war bestimmt, jetzt der Mittelpunkt einer revolutionären Propaganda zu werden. Der Kurfürst hatte mehr aus Mißtrauen als aus einem tieferen Verständniß der Zeit eine Reihe von literarischen Persönlichkeiten dorthin verpflanzt, die inmitten des sie umgebenden Despotismus und moralischen Verfalls nur Ekel vor ihren Umgebungen empfinden konnten und von diesen darin darum angefeindet wurden. Es war natürlich, daß diese Männer in einer Zeit revolutionärer Gährung der natürliche Mittelpunkt der Bewegung gegen das Alte werden mußten, denen sich eine Menge unzufriedener Kräfte beigesellte. Gerade diese unterdrückten Gelehrten, wie der ehrgeizige Arzt Wedekind, damals Jakobiner, später fürstlicher Leibmedicus, der tolle Doktor, ein Verrath der liederlichsten Art, waren die Zwischenträger, welche die Franzosen einluden, sich der Festung zu bemächtigen, und sie zugleich von der schwachen Vertheidigung im voraus unterrichteten. Die andern sahen ruhig dem Verlauf der Dinge zu oder, wie unser Georg Forster, brüteten mit dem hohen Blick des Geschichtskundigen, mit richtigem Scharfblick für die Macht und Bedeutung der Ideen, die unter allem Schmutz demagogischer Künste verborgen lagen, wie sich diese Ideen dabei entwickeln ließen. Und wie hätte deshalb der Stab über ihn gebrochen werden, wo eben der allgemeine Zustand unseres Vaterlandes anzuklagen war, daß in demselben einem Mann wie Forster keine andere Wirksamkeit für die bewegenden Ideen übrig blieb, als sich einem Jakobinerclub beizugesellen! Er sah den geistlichen Staat, dem er nur als Accessit angehörte, auseinanderfallen, die Trümmer desselben entstehen wurden, während die revolutionären Ideen sich auszubreiten bemühten und diese in den Händen des Geistes im Stande gewesen wären, das Joch priesterlicher, feudaler Gewalt zu zerbrechen, die bessern Kräfte des Volks zu beleben. Sein Bemühen war also ein richtiges. Mochten die Anfänge noch so täppisch und unbeholfen erscheinen, in den Augen des Menschenfreundes erweckten sie Hoffnungen, die den Geschichtskundigen nie verlassen, der in ihnen die weise Lenkung des Menschengeschicks und ihren moralischen Ursprung ergründete. Gleich nach dem Einzug Custine's hatte sich in Mainz ein Club gebildet, eine Gesellschaft von Freunden der Freiheit und Gleichheit, die aus solchen Männern bestand, die theils von diesen Ideen erfüllt waren, theils freilich dem neuaufgehenden Genius sich charakterlos zu wandten und überhaupt die Republikanisirung des linken Rheinufers sich als Ziel vorgesteckt hatten. Da waren ehemalige Geistliche und kurmainzische Beamte, Handwerker und Studenten zu einem Club vereinigt, dem auch Forster angehörte, wenn ihm auch inmitten dieser theils sehr unreifen Elemente bange ward, daß die jugendliche Selbstzufriedenheit, die Anmaßung, der hervortretende Eigennutz der guten Sache viel Schaden thun würde. Er fühlte recht gut, daß ihr Schreien

[illegible] Pöbelmen nicht der Weg zur wirklichen Freiheit
[illegible] am wenigsten durch revolutionäre Exzesse,
[illegible]che ihm in der Seele zuwider waren. Er
[illegible]ger und bekannter ist sein Verhältnis
[illegible]ge, der Abneigung seiner Mitbürger, die Gegen-
[illegible]mlichkeit seiner Stellung ihm nur zu lang-
[illegible]me, schmerzvolle Bewußtwerdung gebracht. Aber
[illegible]h sprach der Drang politischer Tätigkeit zu
[illegible]t in ihm, als daß er wirklich zufrieden könnte,
[illegible] trat in den Bund ein, in der Hoffnung, durch
[illegible]n Wunsche das Gute zu fördern, der Ausartung
[illegible] begegnen. Er sollte sich auch die Gelegenheit
[illegible]nügen, wie wenig der einzelne zu solchem Er-
[illegible] der Steigerung zu verhüten vermag. Das
[illegible]wegene Begehren, eine Freiheit zu begründen
[illegible]r Nation und Vaterland, verlief sehr bald in
[illegible] Verlust der Freiheit wie der Nationalität;
[illegible]s ein Fürchten war nicht Hauptsache, die Wut
[illegible]r das maßlose Lebensverhängnis zu verfluchen,
[illegible]n, und sein eigener Name ward in eine traurige
[illegible]lieder verflochten, die man Faust und Pfander-
[illegible]ng von den Franzosen begannen, mit dem
[illegible]rauch deutschen Gebiets an das Kaiserreich ge-
[illegible]rt hat. Wie immer, haben diejenigen am
[illegible]eitigsten oder lautesten Gottes Fluch über die Ver-
[illegible]brechen, die nicht wert waren, zu ihm auf-
[illegible]ufen, da nicht er, sondern der allgemeine Zu-
[illegible]d Deutschlands anklagend war. Gegen Ab-
[illegible]e er, freilich vergeblich, anzukämpfen sich be-
[illegible]hte. Inmitten des verfallenden Alten erblickte
[illegible]die ersten Gebiete der revolutionären Tropa-
[illegible]da mit ihren erhabenen Verheißungen; nun
[illegible]n auch ihm der Zeitpunkt gekommen, in
[illegible]utschland das alte Joch priesterlicher und fürst-
[illegible]r Gewalt zu brechen, um den neuen Kräften
[illegible] das Volkstum Raum zu schaffen.

[illegible]Allein nur in den ersten Tagen begeisterte
[illegible]ßen sozialen, daß es sich im Grunde um die
[illegible]stellung wahrer Freiheit handle. Man glaubte
[illegible] der Zusicherung Custines, daß er von der
[illegible]n Zeitbestimmung des Volks abhängig ge-
[illegible]t werden solle, sich seine künftige politische Ver-
[illegible]ung zu geben. Die unaufgeklärteren Behörden
[illegible]en anfangs fest, die Verwaltung zu besorgen;
[illegible]Mäßigung der Franzosen ließ hoffen, daß eine
[illegible]ge Beseitigung der alten Mißbräuche ange-
[illegible]t werden könnte. Allein schon am 31. Oktober
[illegible]h Custine in einem Schreiben an die Regie-
[illegible] von der Gebrechung des Kurfürstentums;
[illegible]Behörden wurden mit der ganzen Schwere
[illegible]nationalen Unwillens bedroht, wenn sie sich
[illegible]ig noch kurfürstlich nennen würden; der Klub,

anfangs unaufgefordert und mit Gewalt[illegible]
hervorbrach, trennte sich bereits und wurde sich
[illegible]ner Inkongruenz bürgerlicher Interessenvertretung gegenüber
Hanauer Bürger kannten und kreuzigten sich
[illegible]gegen sie, daß sie über konstitutionelle Regie-
[illegible]rung beschließen wollten, sie wurden unfreiwillig
[illegible] ihnen zur Befestigung der Adelsprä-
[illegible]rogative und des geistlichen Despotismus mißbraucht
wurde. Sie glaubten natürlich durch Ver-
[illegible]trauen der neuen Gewalt selbständiger Gesinnung
[illegible]fähig geworden zu sein. Aber auch diese Be-
[illegible]strebungen wurden durch Selbstverständigung in
[illegible]r Volksversammlung ein Gute gemacht. Die Bürger
wurden inniger miteinander verbunden, das Volk begann
durch Gründung von Freiheitsbäumen sich zu erheben,
während die Behörden nicht sogar wußten, was man
revolutionären Exzessen statt Freiheit eingetauscht
[illegible]mehr auch die wilde Meinung in Hanau's Mauern
das Volk zur gewaltsamen Proklamierung über-
[illegible]schreien, die höchstens im Klub einen Anklang
fanden. Um diesem Treiben zu begegnen, trat
Forster am 5. November in den Klub ein, wenn
vielleicht kaum die Aufgeregte seiner ungeschickten
Zuschriftsgewandtheit klarer erkannt als er; er fühlte,
daß solche Männer die Strenge der Maßregeln
rechtfertigten, womit sich die Franzosen den Neu-
rungen widersetzten. Custine's Benehmen schien
ihm ebenso planlos und widersinnig, wie er die
Bestrebungen ungerecht und unpolitisch fand. Er
beteiligte sich, weil er in der allgemeinen Gut-
heißung der Volkskraft das Mittel erblickte, um
zu einem besseren und freieren Zustand zu ge-
langen; zu einem Idealstaate, wo man den
Menschen nach seiner Tugend und Weisheit
schätzen würde, wo das Blut des Bür-
gers, dem man Schutz versprach, ebenso heilig
sein sollte als jenes des Regenten, dem er um
dieses Schutzes willen gehorchte. Allein wenn er
auch bald inne ward, daß sein Schritt, um des
Gemeinwohls willen getan, ein Mißgriff sei
und daß er durch ihn in Widerspruch mit sich
selbst geriete, so waren zuletzt doch die Umstände
stärker wie er. Es dauerte nicht lange und er
predigte das französische Evangelium von der
Übergangszeit, pries die Vermischung der Völker,
in der die Franzosen den Weg gebahnt, über-
schätzte sie mit dem Weihrauch überschwenglichen
Lobes und fand das Los der Rheinländer be-
neidenswert, wenn sie dem „unzerstörbaren Erd-
staat" einverleibt würden. Ja noch mehr, als
der frankfurter Magistrat sich weigerte, den Cu-
stine'schen Geldforderungen Folge zu leisten, rechte

trefflich er diese Verrichtungen mit Grunden, die einer Kritik unterlag waren. Es kann als Merkwürdigkeit, daß man sich des Schauspiels der Verwandlung in der gehässigsten und verläumderischen Gewalt des gebildetsten und aufgeklärtesten Volkes des Universums unterziehen wollte.

Waren auch die Mißstände aus alter Zeit sehr viele vorhanden, diese Landereien Pachtweise und die planmäßige Lotterigkeit, womit man dem unterdrückten Volk die Summen auferlegen wollte, verdienten das Gericht auch da, wo die neuen Herrn wirklichen Vorteil schaffen und sich Anhänger erwerben konnten. Die bisherige Verwaltung wurde am 1ten November beseitigt und durch eine Regierung ersetzt, in welcher unter dem Vorsitz von Forkel und Lerchen hiesige Plätze einnahmen. Die neue Regierung, als deren Aufgabe Custine es bezeichnete, in Worms, Speier und Mainz die volksfreundlichsten Ideen wirken zu lassen, begann sogleich auf dem Lande aufregend einzuwirken. Die Wünsche nach dem Schutz der Franzosen zur Einführung einer neuen Verfassung und zur baldigen Vereinigung mit dem französischen Nachbarvolke in einer Komödie auszusprechen. Wenn es auch in der gegebenen Form sehr leicht gemacht wurde, eine solche Kundgebung zu erpressen, so sträubte sich der gesunde Volkssinn vielfach dagegen, weil man Experimente der Freiheit nicht über sich ergehen lassen wollte, zu denen der Boden und die Gemüther nicht vorbereitet waren. Ein entscheidender Vorgang war das Dekret, welches die französische Nationalversammlung am 15. Dezember erließ, wonach die Generale in den eroberten Gebieten die Souveränität des Volks, die Abschaffung der bestehenden Steuern und Gefälle, der Leibeigenschaft, der Zehnten, Lehnsklaven, Fronen und Jagdgerechtigkeiten verkünden sollten. Sie wurden beauftragt, das Volk in Versammlungen zusammenzurufen, damit es sich seine provisorischen Beamten und Richter wähle; alle bisherigen Autoritäten sollten aufgehoben sein, alle alten Beamten, Privilegirten, Adelichen von der Wahl wie von der Wählbarkeit ausgeschlossen sein. Kontributionen mußten den besetzten Reichen auferlegt, territorialiter der neue Zustand ungeheurer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ins Werk gesetzt werden. Jedes Volk, welches die ihm angebotene Freiheit nicht annehme, solle als Feind betrachtet und ihm die ganze Macht der französischen Waffenbrüder mit Gewalt beigebracht werden.

So kamen die französischen Gewaltsmenschen auch nach Mainz, um im Einverständniß mit den neuen demokratischen Behörden die Umgestaltung vorzunehmen, und auch Forster war dabei beschäftigt, die Feier der Urversammlungen, der Wahlen, der Eidesleistungen zu fördern. Wenn auch sein philosophischer Leichtsinn ihn zum Vorwurf werden, wie er selbst gesteht, so war er um so unglücklicher, da er das Handwerk ohne innere Befriedigung betrieb. Er war zu ehrlich und zu scharfsichtig, als daß er nicht einsah, wie Deutschland zur Freiheit noch nicht reif sei, und daß es Schwindel die Völker lieber angeben möchte, wie er selbst gesteht, friedlich und taub von allen derlei Neuerungen zu verbleiben, ehe daß man das Gute, wie in Frankreich, so theuer erkaufen müsse. Der Vulkan Frankreichs konnte Deutschland vor dem Ausbrechen schützen.

Die französische Regierung bekannte wirklich durch ein Dekret vom 18. Februar, daß Urversammlungen zu Wahlen zusammentreten sollten, worbei den Wählern, Beamten und Vorgesetzten auferlegt wurde, sich eidlich vorher aller ihrer Vorrechte zu entledigen und den Eid sammt und sonders auf Freiheit und Gleichheit zu leisten. In Mainz wie auf dem Lande hatte man wenig Neigung, diesem Dekret zu willfahren; um so mehr waren die Clubisten bemüht, durch unwürdige Mittel und Gewaltsamkeiten den Eid zu erzwingen; sie fuhren deshalb im Lande umher, und selbst Forster konnte nicht begreifen, wie unter solchen Umständen der Aristokratismus sich eher mehren als mindern mußte. Er scheute sich nicht, dabei behülflich zu sein, zu dreißig bis vierzig derjenigen über den Rhein zu schicken, die nicht huldigen wollten, und rieth, lieber bis zur Entvölkerung der Stadt damit fortzufahren, wenn sich die Bewohner von Mainz nicht rathen lassen wollten.

Unter diesen Vorgängen bildete man einen Rheinisch-Deutschen Nationalconvent, welcher über das Schicksal der eroberten Lande links vom Rhein entscheiden sollte. Am 17. März ward die Versammlung unter dem Vorsitz von Hofmann und Forster eröffnet, am 18ten der Beschluß gefaßt, den ganzen Landstrich von Landau bis Bingen zu einem Freistaat umzugestalten, allen Zusammenhang mit dem Deutschen Reich zu lösen und die landesherrlichen Rechte der bisherigen Besitzer

...ruhe der Straßen, Ehren- und Freiheitsfeste, die ...ngen Gebiet gewährten, die erlaubten zu erklären ...ß man der Leiter der Bewegung nicht gar einsehen, daß diese Republik bei sich weiter innerlich ...ch äußerlich Bestand haben würde, schloß am ... März der Berliner, daß das ehemals ...reußische diese Volk für Einverleibung in die ...anzösische Republik wolle und eine Deputation ...geschickt werden solle, um diesen Wunsch dem ...anzösischen Nationalkonvent vorzutragen. Zu dieser Deputation gehörte auch Forster, der mit ihnen war und mit dem Kantonsrat Potsch nach ...ris abreiste, um den Repräsentanten der französischen Nation den Wunsch der Einverleibung vorzutragen.

Lord gerieth, als schon von seiten der preußischen Truppen Feindseligkeiten wurden, mit einem ...reußischen Corps Mainz einzuschließen, um der ...urch ehemalige Republik ein Ende zu machen. ...ie Einschließung von Kastel begann bereits, als ...ch Forster nach Paris abreiste, und erhielt am ... Juli, wo die Franzosen die Festung laut ...rer Capitulation den Preußen übergaben, in der ...t den Franzosen nicht gelang, zu Wasser die ...ufuhren etwas durchzubringen, um deren Para...dung zu verhindern.

Nach der Einnahme von Mainz sank in ...eutschland ein Rückschlag der Ideen statt. Wäh...nd beim Beginn der Revolution der Enthusi...smus und die Philanthropie des Jahrhunderts ...noch lebhaft durch die Ideen der Revolution ...geregt fühlten, war bald dieser naive Enthu...siasmus der Gelehrten und Poeten verraucht; man ...r erschrocken, als diese Erschütterung hun...dertjähriger Mißbräuche in ihren blutigen Folge...gen verschritt. Um so weniger konnte Forster ...n Wunsch in Erfüllung gehen, daß die Revo...tion ein Anstoß zu friedlichen Reformen werde; ...lmehr wurden allenthalben die Zügel straffer ...gezogen, denn man wollte die Grundsätze, die ...n nur in der Idee liebte, nicht in Thaten re...lisiren. Noch mehr, die frühere politische Harm...losigkeit ging verloren; schon eine ungewohnte ...t der Tracht oder Kopfbedeckung vermochte die ...Regierungen in Schrecken, Spionage und Denun...ciationsmißbräuche ins Leben zu rufen. Manchen ...n selbst Goethe und Schiller unseren Forster ...nicht begreifen, wie sie es in den „Xenien" durch ...ihn schlechten Witz bekundeten. Goethe sah die ...große Tragödie der Zeit nur als eine zufällige ...Lebendigkeit an, während sie Forster für einen ...Wendepunkt des Weltschicksals erklärte. Er ist in Wahrheit ...dem Verhängnißvollen Gange des deutschen Volkes zum Opfer gefallen und hat seine geistige Heimath nie wiederfinden sollen. Denn in der Verwirrung der Parteikämpfe und Parteiwirthschaft, wie kein Vorbild Ähnliches sieht, hatte Forster allen nicht mehr den Glauben, daß nur das Ideale der schwierigen Zeitverhältnisse die Revolution nicht zum rohen Despotismus gestalten sei, er hatte an dem Glauben sich, daß aus dieser schmerzlichen Geburt der Zukunft herrliche Früchte hervorgehen würden.

Nachdem er im November 1792 seine Frau und die Kinder nach Straßburg geschickt, suchte allein noch er darüber sich Rechenschaft zu geben, daß er von seiner Frau nicht das Opfer bringen könne, nur ihm zu leben und zu weben, so sehr er sich in anderer Beziehung ruhiger, als er je in Sicherheit wußte und Freiheit sich vorgestellt, dem Schicksal mit dem der Frau und der Kinder zu vereinen. Er aber kam am 27. März 1793 in Paris an, als im Nationalconvent die Acht über Mainz kam, wenn am Gelingen mit der Französischen Republik verzweifelt wurde, und das Schicksal wurde schon durch seinen Brief angekündigt. Freilich hatte Forster für den Augenblick Recht, daß dann jede Rückkehr zu erwarten wäre! Inzwischen wurde bald darauf Mainz, wie schon erzählt, eingenommen und daselbst eine Art Vergeltungsrecht ausgeübt, das sich nicht auf diejenigen bezog, welche die Festung frei im Stich gelassen, sondern auf diejenigen, welche sich bemühten, Eigenthum und Staat den Franzosen gegenüber zu schützen und der Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen; und so wurde auch Forster in die Acht erklärt und auf seinen Kopf sogar ein Preis gesetzt. Dann war er jetzt in Paris Zeuge der Schreckenszeit, die über Frankreich im Jahre 1793 einbrach. Er mußte die Hinrichtungen, alle die politischen Verhaftungen mit ansehen, die auch seinen Freund Hue, der bei der Hinrichtung der Charlotte Corday sich als deren Bewunderer gezeigt, in den Tod hineinreißen sollten. Wenn ihm auch die Republik einige Beschäftigung gewährte, daß er ihre neue Verfassung ins Englische und Deutsche übersetzte, in Cambrai und Arras mit den Engländern wegen Auswechslung der Gefangenen unterhandeln sollte, wobei er aber unverrichteter Sache nach Paris zurückkehren mußte, so fühlte er sich doch tödtlich inmitten dieser Wirren, verlassen wie ein Kind, ohne Arbeit und Hantierung, ohne Heimat und Vaterland, von Freunden und den Seinen fern, mit Schulden überhäuft, ohne seine

Papiere, aber alle Mittel und bat ohne Aufhören. Um sich der Hand zu Selbstmord statt einer Aufopferung, und doch hatte er den so Menschen und Wahrheit. Wenn es ihm auch nicht der Mühe lohnte, dem Wüten der Männer nachzuforschen, wo sie umgaben, da es nur Eigennutz und Herrschaft gründete, wo es Recht verlangte und erwartete, so schien es sich doch ihnen nicht zu nahen, etwas Reines der Hand zu bieten. Es war nicht Mannesmut, der ihn davon abhielt, denn er glaubte sich abgetan, daß die Vernichtung der Menschenwürde eine bessere künftige Gestaltung versprache, auch war er nicht unbesonnene Herrschsucht, sondern nur der Wunsch, das im Augenblick verwandtschaftliche Schwärmen kurzsichtiger Thoren der Jugend der Regierung sich gegenüber aus den Händen reißen. Mit Recht konnte er am Ende schreiben: „Ich habe keine Rechte, keine Intrigue je gekannt, ich bin arm, aber ich habe mein Bewußtsein", und konnte auch er sich auf den letzten Augenblick auf dem Gipfel der höchsten Macht, umgeben von Pracht und Glanz

Wie sehr sich Beethoven in Paris vereinsamt fühlte, kann man am besten aus seinen Briefen sehen, die er von hier aus an seine Frau schrieben. Viele war inzwischen auf Einladung eines Freundes, des Herrn von Bruguement, nach Neuchâtel gereist, wo sich Huber in sie gestellt, um sie und für die Kinder, zwei blühende Mädchen, von denen das älteste sieben Jahre alt war, Kürsorge zu treffen. Ein Töchterchen und ein Sohn waren ihr bereits früher geworden. Noch einmal, im November 1793, traf Forster mit Frau und Kindern und mit dem Freunde in Travers, unweit Pontarlier, zusammen; drei Tage waren sie heil vereinigt, sie stärkten ihn wunderbar, sie belebten seine Kräfte aufs neue; doch war es nur ein rasches Aufflackern. Seine Gesundheit hatte unter den Sorgen und Anquisten der letzten Zeit zu viel gelitten, auch das schlechte Wetter während der Reise nach Travers ihm sehr geschadet, sodaß er dem Kummer und Jammer zuletzt unterliegen mußte. Seine Briefe und sein Tagebuch aus der Zeit des Juni 1793 bis zum Jahre 1794 liefern die Beweise, wie treu und innig er seine Lieben in seinem Herzen trug, wie schwer es ihm aber auch ward, nachdem er so wunderbar um seine ganze Existenz gekommen, in eine ganz fremde Wirksamkeit überzugehen, gegen die ganze auf ihn einstürmende Macht des Schicksals anzukämpfen. Es sollte ihm dies nicht gelingen. Ganz vereint sein Herz war in fremden Lande ob seine Kinder wieder, war die letzte Hoffnung, die ihn belebte. Schon am 1. Januar 1794 aber hatte er nur Kraft, ein paar Zeilen noch zu schreiben. „Hütet euch vor Krankheit, sagt mein Herzblatchen" waren die letzten Worte; er sah sie nicht weiter!

Forster starb in Paris am 12. Januar 1794 an einem Schlagfluß, den gichtische Leiden herbeigeführt, in seinem Zimmer, Rue des Moulins, Nummer drei gestorben. Er unterlag im 37. Lebensjahre jenem Krebsartigen Uebel, das er auf seiner frohen Weltfahrt in sich aufgenommen und mit dem er seinem unaufhörlich zu kämpfen gehabt.

So hart er, wie Meiners sagt, als ein nachahmungswürdiger Charakter, dem ein reiches, vielbewegtes Leben nur die Gedanken und Gefühle bereinigte; der für seine Ueberzeugung im stillen Heldenthum der Leiden standhaft war auf einsamer Höhe bis zum letzten Seufzer! Die Wahrheit war ihm der Puls in allem Wagen, Suchen und Streben. Ohne Leiden lernt man nicht genießen — er hatte das während seines ganzen Lebens erfahren und bethätigen; sein gefühlreiches, immer hoffendes Leben sollte sein glückliches sein!

Giulie.

Eine Novelle von Napoleon I.

II.

Teresa Piraldi war die Gattin eines Greises, den sie wie einen Vater verehrte; von ihren Aeltern zu dieser Verbindung im jugendlichen Alter gezwungen, lebte sie in Erfüllung ihrer Pflichten und kein anderes Glück weder kennend noch ahnend, als das ihr zugefallen, still und zufrieden. So sah sie Giulio und der Frieden ihres Herzens war für immer dahin!

Bisher war ihr Gatte der Vertraute aller ihrer Gedanken und Empfindungen gewesen aber Giulio konnte sie mit ihm nicht sprechen; die Aufregung, die sie empfand, war ihr peinvoll und klagte sie als schuldig in ihren eigenen Augen an. Instinctmäßig fühlte sie, daß ihr eine Gefahr drohe, deren Größe ihr noch fremd war, die sie aber dennoch im voraus ängstigte. In der Hoffnung, den Aufruhr ihres Herzens zu beschwichtigen, und die Sünde los zu werden, nahm sie ihre Zuflucht zur Beichte. Dies führte sie von neuem in die Dominicanerkirche. Sie

...e eine Stunde gewählt, wo Sie Giulio im ...ber beschäftigt glaubte; mit leisen Schritten ...te Sie sich dem Beichtstuhl und auf den Knien ...nd erzählte sie dem Beichtiger alles, was sie ...gestern Tage des heiligen Thomas empfunden ...Verzweifelt, den Mann ihrer Sehnsucht ...ch in der Welt zu sehen und zu hören, die ...wusste, sie diesem kurzen Glück gelingt, und ...ch den wundervollen Gedanken, ihn nicht mehr ...rzlichen „Ade", auf sie da, von ihrem ...ahl überwunden, „was soll ich unglückliches ...h thun? Gebrauchen mit einer neuen Sün...?"

...Kaum hatte sie aufgehört zu sprechen, als ...vernahm, wie Jene eilende Stimme zu ihr: „Unglückliche, einen Gottlosen hast du be...gen!"

...Sie war Giulio, der eine wunderbare Verkett...der Umstände zu seinem Morgen bestimmt ..., die Beichte zu hören. Er erschrak, ...bemerkt, Teresia immer noch auf den Knien ..., ergriff sein Gewand — er stieß sie mit ...schwerer Kraft zurück. „Teresia", rief er ...ch, „um aller Heiligen willen verlass diese ...te! Meine Seele schwankt, mein Muth ver...mich!"

...Bei dem lauten Laut seiner Stimme sprang ...sia, sich aufraffend, in seine Arme und um...ng ihn in zärtlichster Vertrautheit. „Giulio", ...hgte sie, „o Giulio, sage mir, daß ich von ...geliebt bin, ehe ich mich auf ewig von dir ...e!"

...Der Mönch, erschrocken, außer sich, inmitten ...der Gefahr, überrascht zu werden, und doch ...Leidenschaft erfaßt, erwiderte einen Augen...ihrer Zärtlichkeit, indem er sie fest an sein ...drückte; aber plötzlich, wie vom Blitz ...jener unheilvollen Weissagung getroffen, ...s er, sie auf ewig zu fliehen, und verlangte ...hr ohne alle weitere Erklärung den gleichen ...us.

...Teresia, ganz ihrer Leidenschaft hingegeben, ...hm kaum, was er sagte, und willigte in ..., was er ihr auferlegte. Sie wußte, er liebte ...sie hatte in seinen Armen gelegen, sie war ..., ihn wiederzusehen!

...n seiner Zelle, allein, seinen Betrachtungen ...tgegeben, zitterte Giulio im Nachgefühl der ...Gefahr — aber es war zu spät — er hatte ...n Schicksal nicht entfliehen können. Schon ...e die Pforte einer „Liebe ohne Grenzen"! Der ...uch war bereits begangen. In der Kirche ...teibt, wo er sie heiligen Gefühle heimwarts, hatte er seiner Leidenschaft einem Weibe eingeräumt, und wieder hatte er gesündigt. Teresia sie immer zu sehen.

Teresia war weniger erschüttert; ihre Leidenschaft überwältigte alles, sie hatte sie Macht, dem Schicksal zu trotzen! Der Zauber dieser Stunde war ihr ein ganzes Leben ohne Liebe auf! Sie hatte keine Erinnerung, ihre Gewissensbisse, Giulio nicht wiederzusehen, sie ging allmorgend zur Messe und vergaß in seinem Anblicken die Welt um sich her. Auch Giulio schien seines Schwurs vergessen zu haben; wenn er Teresia, in ihrem Beichtstuhl auf den Knien liegend, beobachtete, verschwand das Universum und seinem Blicken; sie lebten beide, weil sie sich sahen.

An der Kirchthür des Klosters pflegte ein armes Weib mit ihrem Kind zu betteln. Sie hat unsichtbarlich wie den Armen Teresia's Gabe, der kleine Gaetano pflegte sie oft, indem er ihr vorbeiging, was er, an ihrem Kirchhofe knieend, an ihrer Seite betete. Giulio, der es nicht wagte, Teresia anzureden, trug daher diesem Knaben auf, seiner Herrin zu sagen, daß der Pater Giulio sie am Abend im Beichtstuhl erwarte. Welch ein Tag bei den unglücklichen Menschen! Er erbebte vor Wonne und Seligkeit bei dem Gedanken, allein mit Teresia zu sein — und doch durchlief er tiefes Bestammeln. Er hatte es in der Absicht gesendet, ihr Lebewohl zu sagen; als aber die Stunde herannahte, fühlte er sich muthlos; er wagte es nicht, sie zu sehen und scheiden sie. Der Knabe überbrachte den Brief. Gerade vor der Kirchthür erreichte er sie. In großer Hast öffnete Teresia das Schreiben, aber wer schildert ihre Verzweiflung, als sie diese Zeilen las: „Fliehe, unbesonnenes Geschöpf! Fliehe und kehre nie mehr in der Absicht, das Heiligthum der Kirche zu entweihen! Verdamme eine Erinnerung, welche die Qual meines Lebens ist! Ich habe dich niemals geliebt, ich will niemals dich wiedersehen!"

Dieser Ausspruch durchbohrte Teresia's Herz, sie vermochte es, gegen ihre Gewissensbisse zu kämpfen, vermochte es, dem Geliebten zu entsagen, aber der Gedanke, daß er sie nicht liebe, nie geliebt habe, machte sie wahnsinnig. Ein heftiges Fieber ergriff sich der Unglücklichen; zwischen Tod und Leben schwankend, hauchte sie in ihren Phantasien nur den Namen Giulio, doch so leise, als schütze der Geist der Liebe ihn selbst vor Verrath.

Harry.

Und Du, Jenny, wollteſt ihr den Kranz zum Geſchenk machen!

Jenny.

Glaubt mir, Harry, ich kann mir das wohl denken, wie es ging. Dieſer Harry Thompſon —

Harry.

Harry Thompſon?

Jenny.

War ein wilder verrufener Menſch, ein Uebermüthiger, der ſich einbildete, jede Frau müßte ſchon dem Blick ſeines Auges erliegen. O Harry, es giebt böſe junge Männer! Aus Eitelkeit, wo ſie ein unbewußtes Frauenherz entdecken, ſchüren ſie mit raſcher Leidenſchaft das Feuer der Liebe, und iſt das arme Herz des Weibes in zehrendem Brand, löſchen ſie es aus mit kaltem Spott und der Untreue ſchadenfroher Lache. Wie ein Wurm ſchlingen ſie ſich um die Wurzel einer Pflanze, ſaugen all ihr Leben, alle Liebe der armen Blume ein, ſie welkt, die Welt weiß nicht, warum ſie ihre Blüthenkrone neigt, warum ſie ſtirbt.

Harry (erſtaunt).

Jenny, woher kennſt Du ſolche Männer?

Jenny.

Hier neben uns wohnte eine Unglückliche. Sie hat

hatte Giulio nach diesem herzlichen Entschluß seine Ruhe wiedergewonnen? Hatte er seine Gewissensangst verloren? Nein! Er fühlte sich elender als jemals. „O Teresia!“ rief er, die Hände ringend, „sonnte du ahnen, was es heißen will, dem unglücklichen Giulio gleichen, dem eigenes Schweigen wurde gebrochen in dem Augenblicke seiner Taufe!“ Er wandte die Blicke einer verzweifelten Unruhe, gleich einem Schatten schlich er umher. Drei Monate waren so vergangen, ohne daß er von Teresia Nachricht hatte; die Zeit war Gewissheit schwere seine Liebe war zu steigen; unter dem Vorwand seiner erschütterten Gesundheit ließ er sich vom Pater Ambrosio alles seiner Pflichten entbinden. Kaum kam die Nacht, so sehnte er sich auf das Lager des Todes, sich beraubend in der Verzweiflung seines Herzens ohne Wunsch, seine Liebe zu erwecken, noch sie nachzugeben.

Der langsame Genesungen Teresia's folgte ein schwerer Fieber. Sie hatte ihre Kräfte überwunden und wünschte diesen letzten schlimmen Zufall nicht mehr. Als Giulio sie zum ersten Male wieder sah, erkannte sie sich, daß sie geheimer Kummer an ihrem Leben nagte, doch wagte sie nicht danach zu forschen, ihr eigenes Schweigen scheute. Befreundet mit dem Pater Ambrosio, hat er diesen, die Sterbende zu besuchen. Ambrosio sagte ihm seinen Besuch zu; ein unvorhergesehener Fall hinderte ihn jedoch an der Ausführung seines Versprechens. Giulio wurde von ihm beauftragt, zum Hause Rivalti's zu gehen, um seine Stelle zu ersetzen und Balsam in das Herz einer Sterbenden zu gießen, er hatte keine Ahnung, daß Rivalti der Gatte Teresia's sei.

Giulio, selbst die Beute dunkler Verzweiflung, hatte nur Thränen und Seufzer, aber nicht Trostworte, doch vergeblich bat er den Pater Ambrosio, ihn von dem schweren Gange zu entbinden. Ambrosio bestand auf der Erfüllung dieser Pflicht und Giulio begab sich zum Hause Rivalti's. Man führte ihn in ein dunkles Krankenzimmer; zahlreiche Freunde umgaben weinend das Bett der Leidenden; bei seinem Eintritt zogen sich alle zurück, er blieb mit der Kranken allein. Von einer unerklärlichen Verwirrung ergriffen, stand er regungslos und unentschlossen da. „Mein Vater“, sagte die Sterbende mit leiser Stimme, „ist im Himmel noch Barmherzigkeit für eine arme Sünderin zu finden?“ — Kaum berührte der Ton dieser Stimme sein Ohr, als Giulio auf die Knie niedersank. „Teresia! Teresia!“ rief er und ergriff die schon dem Tode geweihte kalte Hand der Geliebten — beide waren sprachlos. Sie liebten sich, sie hatten sich wieder! Giulio schleuderte die seinen Locken und klagte sich als ihren Mörder an.

Die lieben Worte seines Mundes hauchten neues Leben in ihre Seele; sprechen konnte sie nicht, sie drückte nur seine Hand.

Der Augenblick eines solchen Wiederfindens hat doppelt Bedeutung; nur die Gewißheit, sich beide allein wiederzusehen, konnte ihnen den Mut geben, sich zu trennen. Teresia genas langsam; Giulio sah sie täglich: eine innige Zärtlichkeit verschönte beiden das Leben; der Mensch schien seine Zweifel und Gewissensbisse vergessen zu haben. Mit Entzücken sah er die Zerstörung seiner Geliebten; er wagte es nicht, sie durch ein Wort, durch eine zu ernste Miene zu betrüben; er fühlte, daß ihr Leben von ihm abhing. Inzwischen waren zwei Jahre vergangen, seit er Rom verlassen hatte, der Jahrestag der unbefleckten Verkündigung erschien zum zweiten mal und Giulio verfiel in tiefere Schwermuth.

Teresia forschte nach dem Grunde dieser tiefen Melancholie; sie hatte ihn vorher nie nach dem Geheimnis seines Lebens gefragt, doch jetzt glaubte sie ein Recht sich erworben zu haben, seinen Kummer zu theilen; sie wollte die Ursache desselben kennen. Giulio erzählte ihr seine Zusammenkunft mit der Sibylle, seine Flucht aus dem väterlichen Hause, seinen Entschluß, Mönch zu werden. Indem er diese Begebenheiten sich zurückrief, wurde er von immer steigender Angst ergriffen und verzweiflungsvoll wiederholte er: „Liebe ohne Grenzen! Gotteruch! Mord!“

Auch Teresia's Aufregung war unbeschreiblich, aber die Worte: „Liebe ohne Grenzen!“ erfüllten sie mit Himmelslust, und als Giulio „Gotteruch! Mord!“ vor sich hin sprach, flüsterte sie, ihn umschlingend: „Liebe ohne Grenzen!“

Da erhielt Giulio von dem Pater Ambrosio den Auftrag, in Geschäftsangelegenheiten des Klosters nach Genua zu gehen; er hatte nicht den Mut, seiner Geliebten Lebewohl zu sagen; er fürchtete sich vor sich selbst; er that es daher schriftlich, ihr baldige Rückkehr versprechend. Fünf lange Wochen vergingen jedoch, ehe Giulio nach Messina heimkehrte; gleich am Abend desselben Tages eilte er zu Teresia. Er sah sie schon von fern auf der Gartenterrasse am Ufer des Meeres, gedankenvoll in die Flut blickend. Niemals war sie ihm so schön, so verführerisch erschienen

Trotzdem bezwang er sich einmal seine Leidenschaft. Er sah der Geliebten, wie sie sich ihm so oft nahte, stumm entgegen, sagte sich: „Morgen, morgen will ich mein Schicksal entscheiden!“ Mit diesem Vorsatz ging er fort, ohne ihr Zeit zu lassen, ihn zu erraten.

Am nächsten Tage schrieb Leonie folgendes Billet: „Leonie, ich kann, ich darf Dich nicht wiedersehen! Ich bin unglücklich! Ich weiß, daß Du es nicht vergessen kannst, was ich empfinde! Ja, Leonie, Du mußt Dich mir ganz ergeben, aber dieser Gedanke muß Dir Deinen reinen Adel nehmen! Nie könnte ich den Muth, Deiner Schwäche zu mißbrauchen! Gestern hab Du es gesehen — halb wahnsinnig habe ich mich Deinen Armen entwunden, denn Du sagtest nicht: Ich will Dein sein mit Leib und Seele! Leonie, bedenke es wohl, das Verbrechen macht uns beide unglücklich! Ach, was ist denn in Deiner Gesellschaft vorhanden, was Dir nicht einmal im Tode werden wird zu hassen! Morgen — wenn Du mich wiedersehen wirst! Du weißt jetzt, um welchen Preis! Morgen, sage ich, werde Carle zu Dir kommen! Wenn er mir Dein Gebetbuch bringt, so hast Du Deinem Giulio entsagt; kommt er aber mit einem Wort von Dir, dann, Leonie, bist Du mein auf ewig!“

Die laute und schauderne Leonie war, als sie diese Zeilen gelesen, zum Tode entschlossen. Die Worte: „Ewige Verdammniß“, erklangen ihr wie ein furchtbarer Fluch von den Lippen des Geliebten. „Giulio“, rief sie unter heißen Thränen, „Giulio, wir waren ja so glücklich! O, warum konnte der tiefe Abgrund Dich nicht befriedigen?“ Sie wußte nicht, wozu sie sich entschließen sollte, ihn nicht mehr zu sehen, schien ihr unmöglich, und dennoch sagte sie zu sich selbst: „Die Verwürfe und Gewissensbisse werden ihn und mich ohne Unterlaß verfolgen! Ach, Giulio, Du hast mir mein Schicksal entrissen! Ich muß muß sterben, um dich zu retten!“ Sie gab Carle das Gebetbuch mit dem Auftrag, es zur Kirche zu tragen. Die Kirche war leer. Giulio erwartete Carle mit Ungeduld; endlich sah er ihn nach dem Stuhle Leonie's nahen und das Buch auf dem Betpult niederlegen. Er ist nicht mehr Herr seiner Empfindung; er stürzt hervor, ergreift das Buch und gibt es an Carle mit dem Befehl, es seiner Herrin wiederzubringen. Schweigend entfernt sich der Knabe — Giulio ist allein; unbeweglich bleibt er auf der Stelle stehen, wo sich sein und Leonie's Schicksal entscheiden sollte. Endlich aus dem schweren Traum erwachend, worin die Erinnerung seiner Geliebte ihn versenkt hatte, sagt er traurig: „Ich muß, ich muß!“

Als Leonie ihr Gebetbuch aus Giulio's Händen mit den Worten empfing: der Herr Giulio werde es ihr gleich, konnte ihre Verzweiflung keine Grenzen. Sie wußte, Giulio wurde wiederkommen, auf alle möglichen Scheine auf die Terrasse am Meer, wo sie sich das letzte mal gesehen hatten. Stunden verginnen — die Nacht breitete ihre Schleier aus, der Mond durchdrang sie mit magischem Lichte; endlich erschien es in den Büschen, Giulio stand vor ihr, gebrochen, bleich, mit schwankendem Gang. Leonie las in seiner Seele; sie hatte die Macht gehabt, ihm zu entsagen, doch dem Gedanken ihres Verlustes zu entsagen, sich zu lassen, hatte sie nicht gehabt. Sie bebte nicht mehr vor dem Verbrechen, ihn zu besitzen, sie zitterte nicht mehr, sie hatte den Muth der ewigen Verdammniß entgegenzugehen. „Giulio!“ rief sie, von ihm auf die Knie sinkend. „Giulio, ich bin dein!“

Die Liebenden waren ergriffen, betrachteten sich mit Augen schwammen in Thränen. Napoleon benutzte die Kunstpause, um selbst Athem zu schöpfen, dann fuhr er fort.

Nach dieser unheilvollen Nacht wurde Giulio finster und wild zugleich, selbst in Leonie's Gegenwart; von Gewissensbissen gequält, konnten ihre zärtlichsten Liebkosungen ihn nicht mehr besänftigen.

Leonie's Liebe war mit ihrem Opfer gewachsen, nicht so die ihres Geliebten. Sie weinte im stillen über die Wandlung des Gefühls Giulio's, die sie von Tag zu Tage mehr und mehr erkalten sah; aber sie wagte es nicht, sich zu beklagen; sie fürchtete ihn dadurch zu betrüben und schmeichelte sich mit der Hoffnung, ihn doch endlich so glücklich zu machen, daß er darüber alles vergäße. Giulio aber, weit entfernt, ihre Liebe und Zärtlichkeit zu theilen, klagte sie an, sein Unglück verschuldet zu haben.

„Du hast mich um mein Seelenheil betrogen!“ sagte er streng und kalt; „ohne Dich wäre meine Seele rein vor Gott!“ Seine Reuche wurden seltener und heißen endlich ganz auf. Verzweifelnd ließ ihn Leonie durch Carle zu sich bitten: er kam nicht. Sie ging zur Kirche — er hielt die Messe nicht mehr; sie schrieb ihm — er lachte die Briefe ihr unerbrochen zurück. Und dennoch mußte sie ihn sprechen!

Er wußte durch Emile, daß Giulio am nächsten Sonntag die Messe abhalten würde, und beschloß, diese Gelegenheit, ihn zu sehen, nicht vorübergehen zu lassen. Mehr als ihr eigenes Leben stand auf dem Spiel; dieser Gedanke beraubte sie mit Mark und Kraft. Jetzt lag die Zeit; sie wartete sie an, um allein vor Gericht vorzubringen. Die Tage des Elends, hart am Meere, und ihr Hungerleben erleichterten. Wohin sie ihre Schritte lenken wollten, wußte sie freilich nicht, sie durfte auch nicht daran. Giulio mag darüber nach seinem Gefallen bestimmen; denn Giulio gibt es für sie nicht in der Welt!

Sie mochte einen kleinen Raub; geheimnisvoll und klug wußte sie alles einzurichten, aber eigene Aufregung ergriff sie vor Angst, an die möglichen Hindernisse, die sich in der Ausführung begegnen konnten, auch nur zu denken, es mußte gelingen; Giulio kann und darf seiner Liebe, seiner Hingebung nicht widerstehen.

Der mit unendlicher Ungeduld erwartete Tag erschien endlich. Teresa hatte sich in einen langen schwarzen Schleier und Hut tief an den Seiten des Kopfes nieder. Giulio konnte sie nicht erkannt haben; sie hatte genau alle seine Bewegungen und seine Mienen beobachtet. Als die Menge sich anschickte, die Kirche zu verlassen, glitt sie hinter eine Säule, an der er vorüberkommen mußte.

Als sie ihn daherschreiten sah, gewahrte sie, daß er mehr als jemals die Beute des tiefsten Schmerzes sei: seine Arme lagen gekreuzt auf seiner Brust, der Kopf war zur Erde gesenkt; mit schwerem Schritt, gleich einem Verbrecher kam er da. Wie gern hätte sie ihr eigenes Leben ihm auf der Stelle zum Opfer dargebracht, um seine Ruhe und seinen Frieden damit zu erkaufen! Aber konnte sie zögern?

Sie trat plötzlich vor Giulio hin. „Halt an!" rief sie; „Giulio, ich muß dich sprechen, du mußt mich hören! Ich verlasse dich nicht eher, als bis du mir den Schlüssel zum Nießergarten gegeben hast! Ich muß ihn haben! Giulio!" rief sie mit herzzerreißender Stimme, „nicht mehr mein Leben allein, ein zweites hängt von dir ab!" Bei diesen Worten schien Giulio wie aus einem furchtbaren Traum zu erwachen. „Unglückliche, was sagst du? Fliehe, fliehe weit von diesem heiligen Ort!" Aber Teresa warf sich ihm zu Füßen und seine Knie umklammernd, schwur sie, nicht eher zu gehen, bis er ihrer Bitte erfüllt habe. Alle Anstrengungen, sich von ihr loszumachen, sind vergeblich — eine übernatürliche Kraft scheint ihre schwache Gestalt zu beleben. „Schwöre mir", ruft sie, „schwöre mir, daß wir um Mitternacht uns wiedersehen!"

Während sie ihn zur Gestattung drängt, hört Giulio von fern Schritte sich nahen und gibt ihr, unter dem Zeichen des Kreuzes den Schlüssel. „Um Mitternacht!" flüsterte er, sich zu ihr niederbeugend, und beide trennen sich.

Die Nacht ist düster; Gewitterschwüle lagert in den aufgethürmten Wolkenmassen. Teresa zittert nicht, sie scheut die Gottesplage, aber sie wagt nicht, den Geliebten zu rufen, aus Furcht, entdeckt zu werden. Die Minuten dehnen sich zu Stunden für sie aus. Endlich hört sie Tritte und Giulio tritt vor sie.

„Was willst du von mir?" sagt er kalt und hart. „Sprich, die Augenblicke sind gezählt! Sag ab, ich beschwöre dich! Sag ab, einen Unglücklichen zu verfolgen, der dich niemals glücklich machen kann! Teresa", sagte er, milder werdend, unter heißen Thränen, die auf ihre Wange fielen, „Teresa, ich liebe dich! Aber doch ist mir das Leben eine unerträgliche Last und mit ihr vereint sind meine Gewissensbisse eine entsetzliche Qual! Sie vergiften meine Seele bis in die zärtlichsten Gefühle meines Herzens!"

Er schwieg, überwältigt von seinem Schmerz; Teresa versuchte ihn zu trösten, ihn die Bilder einer glücklichern Zukunft im Spiegel ihrer Liebe leben zu lassen.

Ohne Widerstand ließ Giulio sich von ihr dem Ufer zuführen, noch wenige Minuten und sie waren für immer einander verbunden, um ein neues, glückliches Leben zu beginnen — Aber plötzlich, wie vom Wahnsinn ergriffen, entreißt er sich ihren Armen. „Nein!" ruft er. „Niemals! Niemals!" Und einen Dolch aus seinem Gewande ziehend, stößt er ihn tief in Teresa's Herz.

Bei diesen Worten hatte Napoleon sich Josephinen genaht, mit der Bewegung, als zöge er selbst einen Dolch aus seinem Kleide. Die Täuschung war so groß, daß die Hofdamen sich zwischen ihn und die Kaiserin warfen und diese einen lauten Angstschrei ausstieß. Napoleon, wie ein von übergroßer Anstrengung erschöpfter Schauspieler, fiel auf seinen Sessel zurück und nahm den Faden seiner Erzählung in einer so ruhigen Weise auf, als hätte er die Wirkung seines Theatercoup gar nicht bemerkt.

Teresa stürzte zusammen und Giulio wurde von ihrem Blute bedeckt. Bewegungslos stand

…te und betrachtete sie mit verweintem Auge … Tag begann zu dämmern, der Richtergeist …tete zur Morgenandacht. Er hob den entsetzten …gen her in helle Gefilden auf und warf ihn … Meer. Dann eilte er, wie von den Furien …feigt, davonzufliegen. Er that es in die …che; denn vom Pfau verlockend Gewand und …Leich in seiner Hand begleiten ihn als …eder — leider wird es gelingen; er eilte …ohne Widerstand; „Ruhe ohne Strafen' sind …d' Mord!" schallt es vom hohen Ufer, denn …t er nieder und verfällt dem Gericht.

…Josephine, mit vielem Schmerz nach Fontainebleau, …ng in den Kaiser, ihr Gemahl aber das …ere Schicksal Giulio's mitzutheilen.

…Lakonisch erwiderte Napoleon: „Ihr Gehorsam …der Kirche sind unabsehbringlich und auf …ihre Gewölbe!"

Diese Erzählung war indessen keine reine …dichtung. In einem Kloster zu Lyon hatte …ähnliche Begebenheit kurz vor der Revolution …angetragen; die darüber existirenden Lyoner …e waren Napoleon übergeben worden und hatten ihm den Stoff zu der tragischen Geschichte Giulio's geliefert.

Napoleon hatte infolge des Interesses, das ihm die Begebenheit eingeflößt, in Rom nach dem Verbleib der Familie geforscht und erfahren, daß der Marchese Verona noch wenig Monaten aus Gram gestorben ist. Gedrochen schwerbetroffenen Vater klagte den Gatten als den Urheber der Noth und des Elends seiner Familie an; er suchte einem strengen Tode entgegen. Er hatte Gemahlin und Tochter, seinen Kummer zu tragen, vergessen, schwer zu tragen. Er wußte sich sagen, daß aber seine Tochter Giulia für Jahre und der Tod seiner Familie geblieben war.

Von der Stadt war in Rom nur wieder die Rede gewesen, alle Nachforschungen nach ihr blieben vergeblich.

[illegible] „Der Aufstand der antisemitischen Bewegung" folgt in nächster Nummer.

Vom Lande der Pyramiden.

Bogumil Goltz hat in seinen „Briefen aus Blätter in Aegypten", die ganze Schale seines …über dies wunderliche Land ausgegossen und …möglich über alles, was er dort erlebten, ge… und gehört, zu schelten gewußt, daß sein Buch … den Reiz des Gegensatzes, nicht wenig dazu …tragen hat, das Interesse für dies Land von … zu beleben. Bogumil Goltz aber und Aegypten …ben nur um deshalb so hart aneinander, weil …wandte Pole waren. Weder und schuldenhaft …sinnig und zwecklos, echte Winkelphilosophen …Bankrottspinner", wie sich Bogumil Goltz selbst …nannt und wie auch Aegypten bezeichnet wer… kann.

…n jedem Auge indessen imponirt sich die Welt … Alfred von Kremer gibt in seinem Werke …pten" (zwei Bände, Leipzig, A. A. Brockhaus) … ein ruhigeres, objectiveres Bild des heutigen …den als der geistige Kleinstädter aus Mos… n. „Die Aegypter sind das Monumentalvolk …Weltgeschichte; ihre Cultur, ihre Religion, ihre …hte, ja selbst ihr häusliches Leben und die …me ihrer Verstorbenen haben sie mit einer …lt der Ewigkeit zu überliefern gesucht, als …e den Beruf gefühlt, spätern Geschlechtern …egweiser in dem Labyrinth der Urgeschichte der …heit zu dienen." Wie gewissenhaft sie diese …e gelöst, haben unsere Forscher bewiesen, Mumien …funde. Zu ihnen gesellt sich Alfred von Kremer, der zehn Jahre in Aegypten zugebracht. Sein Werk ist von großer Gründlichkeit und gewährt einen klaren Einblick in die Sitten- und Culturzustände des heutigen Aegypten. Der Verfasser schreibt das Aufblühen Aegyptens Mehemed-Ali zu, der es aus einem tausendjährigen Schlaf aufgerüttelt und zu einem wichtigen Factor für den Handelsverkehr auch in der Politik Europas gemacht. Durch seine Begünstigung der Europäer, durch Einführung der Sicherheit der Personen und des Eigenthums im Lande, Niederhaltung des altürkischen Fanatismus und ein aufgeklärteres Toleranzsystem rief Mehemed die der Schranken, welche früher der Entwickelung des europäischen Handels sich entgegenstellten, nieder und gestattete so dem europäischen Unternehmungsgeist in commerziellen und politischen Dingen ein immer freier und weiter sich ausdehnendes Netz wechselseitiger Beziehungen zwischen den Ländern Europas und Aegypten aufzubauen, das jetzt in tausendfachen Fäden Aegypten umschlingt. Der Suezkanal wird, wenn ihn nicht die immer höher gehenden Wogen unserer Zeit wieder verschütten sollten, Aegypten noch näher an Europa heranrücken und zur trefflichsten Brücke machen, die nach Asien führt.

Die Gesammtkosten für Herstellung des Kanals werden auf 162 Millionen Francs geschätzt, und Herr Lesseps glaubt, mit 4000 Arbeitern im Laufe von fünf Jahren die Ausgrabung des Kanals bewerkstelligen zu können. Alfred von Kremer äußert keine Zweifel, da Aegypten an Arbeitern Mangel leidet, wie die großen Strecken culturfähigen Landes

bewegten, so entweder gar nicht oder doch nur mangelhaft bebaut sind, so liegt über den Anlagen vieles Unbefriedigende. So wie auch der jetzigen Richtung der Arbeiten am Kanal erhellt, concentrirt sich die ganze Thätigkeit der Unternehmer im Wadi Tumeilat und die Strecke von Ismailia bis zum Serbonischen See. Der größte Theil des Wadi Tumeilat, die Provinz Wadi el Maiah, welche jährliche Dienste zum Behufe meistert, ist von der Gesellschaft käuflich an sich gebracht worden. An dem Süßwasserkanal, der den Kanal von Zakazik mit dem Becken Timsah verbinden und die Wasserstraße zwischen dem Nil und dem ostgewonnenen See herstellen soll, wird ununterbrochen gearbeitet. Die Region, welche den Schiffahrtsverkehr von Wadi el Maiah bis zum See herstellen soll, wird voraussichtlich bald vollendet sein und hiermit wird eine bedeutende Ausdehnung von Kulturland der Bevölkerung zugänglich gemacht und für die Agrikultur gewonnen werden. Viele Gründe leiten von der Gesellschaft laut Artikel 16 der Concessionsurkunde ohne Jahre lang Steuern und dann gegen die lächerliche Steuer nach Belieben benutzt werden können. In dem größten Theil des Wadi Tumeilat, welcher der Gesellschaft eigenthümlich gehört, wollte vielleicht schon jetzt als unverkäuflicher Grundherr, auf den neugewonnenen Gründen wird sie dasselbe Recht geltend und so wird somit über ein Gebiet verfügen, das manchem kleinen Fürstenthum gleich kommt."

Der Erwerb von so ausgedehntem Grundbesitz durch eine so mächtige europäische Gesellschaft muß allmählich Aegypten einer europäischen Großmacht unterthänig machen, denn nach den Tractaten steht der ägyptischen Regierung keine Gerichtsbarkeit über die Europäer zu, die sich hier, inmitten des Reiches, einen Staat im Staate bilden werden. Bereits wird auch schon von den Eingeborenen der Kanal „der französische" genannt.

Seit einigen Jahren hat sich der Handelsverkehr mit Aegypten verringert. Alfred von Kremer schreibt dies der unerträglichen Finanzwirthschaft zu. Die Regierung erhebe von den Bauern die Steuern sechs Monate voraus, hingegen bleibe sie mit den Gehalten der Beamten oft bis zwei Jahre im Rückstand, ja selbst der Auszahlung des Soldes der Truppen, die dann nach Hause geschickt würden.

Joseph war es, der in den sieben dürren Jahren zuerst das Vieh der Aegypter und dann sie selbst für den Pharao frohnen ließ und ihnen dafür Brot gab. So kauft der freie Bauer zu des Königs Frohnarbeiter herab. Hiermit erreichte die königliche Macht ihren Gipfelpunkt. Unter den fremden Beherrschern ward das schwere Joch, welches die einheimischen Könige der Landbevölkerung auferlegt, nicht erleichtert. Schon unter den Römern scheint der ägyptische Bauer durch den Jahrtausende auf ihm lastenden Druck so verthiert gewesen zu sein, daß nach Martorana's Zeugniß die Steuer nur durch Schläge von ihm erpreßt werden konnte, und bis in die Neuzeit leidet der ägyptische Bauernstand unter dem gleichen Druck. Trotz, so vielfach wegen der Fruchtbarkeit des Landes Gott der Aegypter noch zu verleihen Seele wie vor Jahrtausenden, der Nil ist fast derselbe geblieben, von der Nha unter den Pharaonen sog Aegypten proletarisirt jetzt ebenfalls Baumwolle — das Vieh Englands. Die Baumwollenpflanze ward dort zuerst von einem französischen Mechaniker in dem Garten Mako-Bey's in Kairo bemerkt, wo sie üppig gedieh. Mehmed Ali ließ sie englisch anpflanzen und im Jahre 1862 betrug bereits der Werth der nach England ausgeführten Baumwolle 1,246,346 Pf. St.

Wenn von Kremer schildert Land und Leute Aegyptens mit großer Ausführlichkeit und alle seine Beobachtungen sind von ebenso viel Scharfblick als Gründlichkeit.

Wie bei den Culturvölkern im allgemeinen, so namentlich bei den Aegyptern ist das Gesetz ein hervorstechender Charakterzug, der durch den Mangel aller Erziehung noch gesteigert wird. Selbst in den ersten Anfangsgründen des mohammedanischen Katechismus werden Mädchen von Knaben unterrichtet. In Europa zeigt sich das schöne Geschlecht gar Aufmerksamkeit. „Hier im Orient sind die Männer die Träger der Religiosität und der Scheinheiligkeit im Islam. Die Frauen hingegen beschäftigen sich selten mit geistlichen Uebungen und Gebeten, die Moscheen besuchen sie fast nie, da schon Mohammed es für passender erklärte, daß die Frauen das Gebet nicht in öffentlichen Gebethäusern verrichten. Unglauben in religiösen Dingen ist übrigens auch ein ziemlich häufiger Zug der jetzigen gebildeten, höheren ägyptischen Gesellschaft. Mancher im Glauben an die Göttlichkeit des von Mohammed gepredigten Gesetzes, hat man sich nicht um eine andere Ueberzeugung bemüht, sondern dem leichtfertigen, französisch oberflächlichen Skepticismus in die Arme geworfen, der nichts glaubt, weil er nichts gelernt hat und nichts lernen will. Das ist dies ein Symptom, das als bedeutungsvolles Zeichen der Zeit für den von oben herab tiefer und tiefer eindringenden Zersetzungsproceß der mohammedanischen Gesellschaft beachtet werden muß. Denn von allen Weltreligionen ist der Islam der starrste, der Entwickelung unfähigste. Eine Zeit lang mag er noch, wie das ganze orientalische Wesen, durch seine Schwerfälligkeit eine zähe Widerstandskraft entwickeln, neue Schöpfungen kann er nicht hervorbringen. Die europäische Cultur wird ihn allmählich überwältigen, die Ketten des türkischen Staates lösen und auch das alte Wunderland der Pharaonen einer neuen und schönern Blüte entgegenführen, als es je unter Pharaonen und Ptolemäern gewesen.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Das Turnfest in Leipzig

Das deutsche Turnwesen hat [illegible] Europa hinaus nach und Amerika, wo wir noch vor so wenigen Jahren das Turnerabzeichen zu verbergen hatten, um nicht Spott und Hohn zu provociren. Der Stamm ist in Nähe und Ferne alt und [illegible] Zweigen und Blumen umgestaltet in der Mitte [illegible] die Wurzel geblieben. Jahn sah mit [illegible] Augen, wie der Gang der Weltbegebenheiten [illegible] Er sah den Untergang seines Volks gekommen, und [illegible] Jahren nach dem preußischen Siege, [illegible] Schmach des Volkes [illegible] ist jetzt im Lande der Turnkunst [illegible] Die [illegible] Turnen, das [illegible] Bedürfnissen der Turnkunst [illegible] hat der [illegible] Turner [illegible], ist [illegible] gefunden, wo [illegible] sie [illegible] auch die Wege zu dem Ziel [illegible] mögen [illegible] und angesprochen werden, auch Ziel bleibt bei [illegible] Macht und Kraft des Vaterlandes. Nicht mehr [illegible] steht man [illegible] von der großen Macht der Turnen [illegible] Männern [illegible] entgegen. Das ganze Volk nimmt an seinem Turnen theil und ist so in der Lage aufgerichtet. Nur in der Verwirklichung [illegible] Ideale kann und wird es Rube finden.

Turner und Schützen sollen beim Gedanken an Vereinigungsfestigkeit und Einheit des Stammes erheiternd erhalten. Schreck verwandeln, Unterschiede ausgleichen und die Verbrüderung der Menschen befördern helfen. Wenn wir uns nur recht kennen werden wir uns auch lieben. In diesem Sinne haben solche Aerztlichkeiten Aufzüge und Reden einen hohen Werth, von ihnen wie von einer Sonne soll sich in die entferntesten Punkte des Vaterlandes zur Funke der Begeisterung sprühen. Mehr gelten sie der Zukunft als der Vergangenheit; sie sind wie Siegesfeste, die mit vor der Zerstörung Troja's feiern. Eine Geschichte hat die deutsche Turnerei noch nicht, sie kann sie nur [illegible] Blumen zurückwerfen. Sie ist wie ein Baustein, welche Frucht sie tragen wird, wer weiß es? Aber mit so hoffender Stimmung verweilt man in der Erinnerung [illegible] solchen festlichen Tagen. Eine freundliche lieblich gelegene Stadt nimmt mit offenen Armen die Gäste von nah und fern, von Trier bis Memel auf; mit Kränzen und Fahnen hat sie sich geschmückt, ihre Häuser wie die Gesichter ihrer Bewohner rufen allen „Willkommen!“ und „Gut Heil!“ zu. Die Zeiten der alten deutschen Gastfreundschaft scheinen wieder gekehrt zu sein; dem einzigen Betrachter macht sich ein gewisses unverkennbares reichsstädtisches Element, wie aus dem Mittelalter her, bemerklich. Eine so eigene Sprache redet das alterthümliche Rathhaus, der doppelthürige Reichsadler, die schwarzrothgoldenen Fahnen. Der schönste Theil der ältern deutschen Geschichte — die seiner Städte und seiner Bürger

[illegible] — wird nun und nun [illegible] Angedenken und Anregung. Sie sind zu Stätten der Gastfreundschaft und Vaterlandsliebe, zu Orten Versammlung, zu Sammelplätzen deutscher Kraft, zu germanischen Heiligthümern, und Weg Tagereisen haben unsere Väter gepilgert und pilgern. Denn Kinder, die so hohe Erinnerungen haben, empfindet sich auch das schönste Gemüth nicht. Sie geben dem Turnfest und Sie gewinnt weiter, man höhere Weihe und Verklärung. Nur [illegible] höhere Stätte als auf [illegible] Turnen unter der Jugend das Vaterland der Väter verhalten und in [illegible] Festzusammenhänge begriffen.

Schöpfen [illegible] gemeinsamen Thaten, Tagungen und Beraten, in den verschiedenen Schwank Aufzügen und allen Scenen in freundlichen Einklang, von Herzen Gedanken erhebt, mag es sich nun [illegible] und [illegible] in Turnen und [illegible] Liedern in unsere Herzen, weil Hoffnung und Muth zu stehen. Es ein Schauspiel, auf jenen noch ohne Vergleichung mit den [illegible] Spielen der Griechen aufhält. Es wird auch heut nicht allen so recht und [illegible] sich entwickelt haben, wie [illegible] unsere Phantasie [illegible] vorgestellten hat. Von einer großartigen Massenbewegung ist nie [illegible] so wenig wie die Einzelwerke, zu [illegible] zusammenhält, zu [illegible]. Aber nicht zu Arme, der Geist allein gibt [illegible] Leben. Und in gleichem Augenblicke gelingt es ihm, alle Hindernisse des Irdischen zu überwinden und verklärend über den aufgeregten Massen zu schweben. So auch hier, als sich der endlich überwindende Kessling im heiteren Sonnenlicht, mit Gartenrosen glänzenden Fahnen in Bewegung setzte, als aus grüne Eichenreis von jedem Hut wehte und jeden Schritt der Menge sich [illegible] den [illegible] Gesang [illegible] den ohne Erschütterung vernehmen kann, wenn mehr oder weniger als ein Mensch sein Herz [illegible] Gruben, [illegible] Jünglinge für [illegible] wie ein Redner bemerkte die Zukunft des Vaterlandes. In ihnen reift der [illegible] Kern eines deutschen Volksheeres heran, das vielleicht die glorreiche Bestimmung vom Schicksal erhält, allen [illegible] Mißverhältnissen ein Ende zu bereiten und Europa vom Druck der stehenden Heere zu befreien. Solche Betrachtungen drängen sich nicht den Festgenossen, nur den Zuschauern auf, es genügt, daß ihr Mitwirken alle beruhigt. Aus welch mächtigen Beweggründen, wenn auch nur in der Absicht, sich zu zerstreuen oder auszuruhen, die Massen zu solchem Feste gehen, sie kehren nicht ohne einen tiefen Eindruck empfangen zu haben zurück. Das ist es eben die unwiderstehliche Macht einer Volksbewegung, sie reißt auch den fort, der sich am entferntesten von ihr glaubte, der einzelne ist nichts, er folgt der Strömung, welche die Masse durchdringt.

Die Patschoulipflanze.

Wer kennt nicht den [illegible] Duft, der schon im Kleiderschranken durch die Gewänderen eine Ahnung eines fernen Landes verbreitet? Es gab eine Zeit, wo Patschouli der exclusive Wohlgeruch der vornehmen Welt war, und [illegible] der jungen Herren von „feiner Lebensweise“, man machte ihre Bekanntschaft zuerst durch die Nase.

Hinsichtlich des Ausdauern kommt der Duft vom Moschus gleich auch verdrängt er nur selten jenen anderen Geruch. Ist er einmal in ein Kleidungsstück eingedrungen, so hält er gewöhnlichen für die Lebensdauer dieses, denn er ist unvertilgbar, da er in den meisten Fällen zu fest angewendet wurde. In neuerer Zeit hat dieses Moschusthema nachgelassen, man nimmt ein Minimum davon, während viele der neuen in Mode gekommenen Parfümerien [illegible] Theil Patschouli erhalten haben.

Seit den wenigen Jahren ist die Patschoulipflanze in England angebaut worden, da sie Gallen verschönt [illegible] Schwangerschaften macht, so wird sie sich auch dem Markte und Consumtionen, der das Leben des Armen und des Reichen verbürgern, so vielfach auch mehr um sich greifen als zuvor, da sie [illegible] Mückenvertilgungsmittel ist, ja man soll sie [illegible] Mückenvertilgungsmittel ist, ja man soll sie [illegible] Mückenvertilgungsmittel ist, ja man soll

„Moderne Gesellschaft"

Wenn der moderne Romanschreiber auch alle Farben auf seinem Lebenspalette in die Poesie tauchte, sie würde nie zu einem Gemälde werden, das uns ... Es ist doch ein Unterschied, ob man ... oder ob man ... Und so ist es auch mit dem Roman. Wenn ein Dichter ... Leben ... Und ... Leben ... Und ... Leben ... Und

[illegible] sich unter Helden und Heldinnen [illegible] wollte. Sie hat heute gut und morgen schlecht, aber Verwandlung, edler Verleugnungsgluten, Zu seiner Vertheidigung wird der Dichter sagen: „Wer das Ich so stark aus der Masse seiner Talente hat, ist der wahrer Gesellschafter, der hat seinen Beruf, der lebt sein Recht!“ In gewissem Sinne mag das wahr sein, allein die Dichtung soll das Leben verklären, nicht nur abspiegeln. Und darin ist die größte Schwäche Berlin's begründet. Es fehlt ihm an idealer Grundlage zur Gestaltung. Das Treiben all dieser Menschen ist erschreckend sensationslos und doch nur in seltenen wundervollen Lagen und Leben wirkt der Abenteurer, wie Raoul, oder gedankenvoller und tief wie Gregorius.

Die Abhängigkeit von Darstellungsstoffen des Verlaufs ist kein geschichtliches in einem Sinne, [illegible] aber vor Mittelmäßigkeit weit Berger, [illegible] durch eine gewisse Herbheit zum Eigenen und Tief in sich Gerichtet des Wollens, das nicht [illegible] Ihnen wurde. In verbesserten Zeit, wenn nicht gar noch wirklich [illegible] Publikum gerathen zu erzählen, ist Tagesform ist nur der Umstand der Volkstümlichen [illegible] nach der schwächeren Seiten Arbeit verschafft zu [illegible] ist nicht Genügen [illegible] zu sein [illegible] Tage sind nur der Alltagsseite der Welt zu sehen. Hiermit haben wir das Talent Rosenthal's. Seine Gestalten sind nur in seltenen Fällen angelegt, aber sie sind wahr, seine Schilderungen könnten tiefer und feiner entwickelt werden, aber sie würden radikal an Schärfe und Realität verlieren. Die Ecken und Kanten eines Talents abschleifen wollen, heißt es vernichten; ein anderes wäre es, wenn sich Dissonanzen von innen heraus zur Harmonie und zur reinen Schönheit erheben würden. Es liegt so viel Gutes, Treffliches und Vortreffliches in seinem Werke verstreut, sollte es immer nur als Baustein und Stein verkümmern und kein edles und gefälliges Ganzes daraus aufgeführt werden?

Was die Völker übereinander sprechen.

In einem vielleicht etwas zu umfangreich gerathenen, seinem Inhalt nach aber anziehenden und Humor erweckenden Werke „Internationale Titulaturen“ (zwei Bände. Leipzig, Reich, 1903) hat der Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld eine Sammlung populärer Sprichwörter, Redensarten, Witze und Anspielungen gegeben, die von Volk zu Volk gehen. In ihnen sieht er mit Recht die wahrsten Kundgebungen des Geistes und der Gesinnungen der Völker. Freundlich haben sich die Völker nur selten untereinander begrüßt. Im Alterthum galten die Athener für falsch, die Karthager als treulos, die Kreter für roh. Am zerzaustesten sind die Slawen auf die anderen Nationen zu sprechen. Der Teufel erzählen sie, sei, als Gott ihn vom Himmel herabgeworfen, mit solcher Gewalt auf die Erde gefallen, daß sein Körper Knochen und allen Gliedmaßen den auseinander gefallen sei. Der Kopf sei nach Russland gefallen, das Herz nach Italien, der Bauch nach Deutschland, die Hände in die Türkei und Lappland und die Füße nach Frankreich; daß sei der Grund, warum die Franzosen so gern springen und tanzen, die Türken und Lappen so wund- und raubgierig, die Deutschen so völlig, die Italiener so verliebt und die Spanier so hochmüthig seien. Die Slawen dagegen hätten vom Teufel selbst nichts abbekommen, nur das Tüchtigen, welches Gott während des Falles bei sich getragen, sei in ihr Land gefallen, darum darauf die fremden Eindringlinge aufgesuchen würden, um welche die Slawen sich mühen.

Bei den Franzosen heißt es „Tapfer wie ein Amerikaner, betrunken wie ein Pole oder Schweizer, eifersüchtig wie ein Spanier, rachsüchtig wie ein Corse, verschlagen wie ein Deutscher, eitel wie ein Grieche, verrätherisch oder freundschaftig wie ein Schotte, kalt wie ein Holländer und betrügerisch wie ein Florentiner.“ Stolz sagt der Spanier „Der Engländer ein Krautkopf, der Franzose ein Pomeranzenhund, der Holländer ein Butterbauer und der Spanier ein echter Cavalier.“ Daß wir Deutschen von den Slawen nicht geliebt werden, ist bekannt, wir sollten es auch den Polen gegenüber nicht vergessen. „So viel Russen“, behauptet der Pole, „so viel Säcke, so viel Deutsche, so viel Hunde.“ „Friede mit den Deutschen“, rufe er energisch aus, „wie zwischen Welt und Schatten“ und „Solange die Welt steht, wird der Pole nie dem Deutschen Bruder sein.“ Den Ungarn sind sie nicht freundlicher gesinnt, sie versichern: „Die Sünde wird in Ungarn erzogen“, und die Magyaren antworten darauf: „Hirse ist keine Speise, der Slawe kein freier Mann.“ Daß der „Jude“ von allen gehänselt und verspottet wird, braucht nicht durch Beispiele belegt zu werden, jedem fallen sie ein. Da scheint es doch mit der Völkerverbrüderung in noch weiter Ferne zu sein; zum Glück sind Worte keine Thaten.

Das Lied Nikolaus Lenau's „Von den drei Zigeunern“ ist allbekannt und wie sie ihre Sorgen vertreiben. Aehnlich versichert ein Sprichwort: Sorgen vertreibt der Deutsche mit Trinken, der Franzose mit Schwatzen, der Spanier mit Weinen, der Italiener mit Schlafen. Sehr schwer ist es, in Italien für eine schöne Frau zu gelten; dazu gehört „ein deutscher Rücken, genuesischer Fuß und slawisches Bein; französischer Witz und spanischer Gang, aus Siena das Profil, Augen aus Florenz, Weichhaar aus Pavia, aus Verona die Hand“ — (allen Parthenierinnen von Shakespeare's Julia zu bemerken). „Zähne aus Neapel, den Anstand aus Rom, Muttermale aus Griechenland und die göttliche Art aus Mailand.“ Wer erinnert sich bei der „göttlichen Art aus Mailand“ nicht jener jungen Mailänderin, deren Bekanntschaft Goethe in Rom bei einem ländlichen Feste machte? Wollen es die Pelerinnen auf diese Schönheitsproben ankommen lassen?

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 34. Wöchentlich 1½ Bogen

Inhalt: [illegible]

Zwei Vermählungen.

Novelle von Sigmund Kolisch.

XI. Fragen ohne Antwort.

In den nächsten Tagen, welche nun folgten bezogen die Grafen das Hotel der Rue de Lille und es wurde von ihnen alles angeschafft, was zu ihrem standesmäßigen Auftreten in der Welt erforderlich war. So wurden Verbindungen mit Verwandten, Befreundeten oder selbst ferner stehenden Familien theils aufgefrischt, theils neu angeknüpft, sodaß binnen kurzem die beiden Grafen von Sennerville in der vornehmen Gesellschaft des adelichen Faubourg aufgenommen waren und auch die bevorstehende Verbindung des jüngern Grafen mit einem Bürgermädchen zu den Neuigkeiten zählte, welche daselbst einiges Interesse erregten. So gut es ging, brachte der Graf Thomas von Sennerville die Familie des Bankiers der seinigen näher; darauf ging es an einen Austausch von Aufmerksamkeiten, an Vorbereitungen aller Art; eine förmliche Bewegung, ein geräuschvolles Leben und Treiben entstand in den beiden Familien des Faubourg St.-Germain und der Rue Lafitte. Raymond und Ernestine befanden sich wie in einem Strudel; sie wurden von Besuch zu Besuch, von Festlichkeit zu Festlichkeit umhergetrieben; sie

sahen sich wol jeden Tag, aber niemals allein und meist in zahlreicher Gesellschaft, sie tauschten miteinander die empfangenen neuen Eindrücke aus und die Erzählungen von den mancherlei Personen und Erlebnissen der vielbewegten Tage. Sie theilten einander mit, was ihnen des Schmeichelhaften gesagt und geschrieben wurde, all die Glückwünsche, Rathertheilungen, moralischen Auseinandersetzungen, die ihnen von nah und fern zugingen, und all die Sarkasmen, all die freundlichen, einfältigen oder boshaften Bemerkungen, die von wohlwollenden, dummen und mißgünstigen Personen auf ihre Rechnung gemacht wurden, wodurch ein fortlaufender Verkehr zwischen ihnen hergestellt war, in welchen sich aber freilich weder Innigkeit noch der Ausdruck tiefgehender Regungen und Gefühle mischten. Sie gingen miteinander um wie zwei Menschen, die der Salon häufig zusammenbringt und die bis auf einen gewissen Grad Wohlgefallen aneinander hatten, in deren anmuthiger, gebildeter Unterhaltung jedoch nichts von dem Innersten und von dem Besten geboten wird, das in einem Menschen lebt und webt; die beiden Herzen blieben trotz ihrer Nähe sorgfältig verschlossen — bei ihm mit berechneter Absicht, um seine Gefühle nicht preiszugeben, bei ihr aus Zaghaftigkeit, aus Kälte und Unglauben. Sie

die Liebe eines solchen Unholds mit einem gebrochenen Herzen, mit dem Tod gebüßt. Die Mutter des Kindes, auf dessen Grabe wir Euch fanden.

Harry.

Ich habe sie auch gekannt, die arme Mary Wilson, Marwells Geliebte, die Mutter des Kindes, das Marwell, der eigne Vater, tödtete. — Und Letticia — und Ihr — Ihr wolltet ihr den Kranz winden? Das Alles zusammen — O Himmel, wie bindest du die Herzen, wie lösest du sie!

Jenny.

Was ist Euch nur, guter Harry? Ihr verwirrt mich selbst. Kanntet Ihr die Dame?

Harry.

Ich will wieder an meine Arbeit gehen. (Nimmt seinen Spaten.) Wie tief sagte der Vater, müßte dort die Grube werden?

Jenny.

O Harry, es war ein Scherz.

Harry.

Wie tief sagte er?

Jenny.

Ach was! So tief wie eines Menschen Grab.

fürchtete, daß er ihren Gegengrund nicht glauben würde und hielt ihr mühsam verborgen. Wie oft wollte sie sprechen und that alles sagen, was in ihr, was mit ihr vorgegangen war! Doch jedesmal erstickte die Furcht vor seinem Mißtrauen das Wort auf ihren Lippen; denn die Ueberzeugung blieb bei ihr, daß dieses Mißtrauen, wenn es die Aufklärung überdauerte, all ihr Glück auf immer vernichten würde.

Bisweilen blickte sie ihn, wenn ihm unbewußt, liebevoll an; ihre ganze Seele war im Auge, sowie er aber nach ihr umsah, wich ihr Blick erschrocken zurück und ihr Ausdruck war wie durch eine plötzliche Gewalt verwischt.

Waren sie zusammen geladen, bei es nun zu Tische oder zu Abendunterhaltungen, trieb es sich gegen seine Verlobte so artig und aufmerksam wie etwa ein Marquis am Hofe Ludwigs XV. gegen die Dame seiner Wahl. Auf Bällen war er immer um sie her und versorgte sie mit Erfrischungen; wenn sie gesagt hatte, bei er ihr einen gewissen Platz, wo sie ausruhen konnte und keinem Zufalle ausgesetzt war; entfiel ihr ein Handschuh oder der Fächer, war er rasch bei der Hand, sie wieder aufzuheben; er leistete all die kleinen Dienste mit freundlicher Zuvorkommenheit, sie dankte mit kühler Anmuth. Diese Weise gefiel den beiden Kreisen, denen die Verlobten angehörten. „Es ist ein feiner, hochadelicher Zuschnitt in dem Benehmen des jungen Grafen; edles Blut bleibt edles Blut!“ sagten die ältern Herren und Frauen des Faubourg St. Germain. Da die Welt, besonders die pariser Welt, sich leicht durch die Form für das Wesen entschädigen läßt, wurden sogar die Empfindsamen durch die glatte Aeußerlichkeit irre geführt und sie kannten die Liebe des jungen Mannes zu seiner Braut gar nicht hoch genug anschlagen.

Mehr als sich erwarten ließ, gefiel Ernestine der adelichen Verwandtschaft; sie gefiel den Männern wegen ihrer Schönheit, welche durch die letzten ernsten Vorgänge interessanter geworden war und an Ausdruck und Feierlichkeit gewonnen hatte, allen wegen ihres sanften Wesens und der stillen Bescheidenheit, die man der Scheu vor der überlegenen Welt, in welche sie getreten war, zuschrieb und die daher ein wenig mit ihrer niedern Abkunft versöhnte. Von dem einen besonders, von dem männlichen Theile der adelichen Gesellschaft, wurden der Tochter des Bankiers ernstgemeinte, jedenfalls freundlich klingende Complimente gemacht, von dem andern, aus Frauen bestehend, die, sei es aus Neid oder Ueberzeugung oder angeborene Bosheit, für das Bürgermädchen ungünstig stimmten, wurden ihr Schmeicheleien gesagt, die mit Unverschämtheit verletzt waren, sie warfen ihr Netze hin, um ihr den Stachel fühlbar zu machen. So sagte z. B. eine junge Witwe, die von der Männerwelt nicht hinreichend gewürdigt wurde: „Ich bewundere wirklich Ihren Geschmack, mein Fräulein! Wo Sie den nur her haben? Sie sind ein Genie, das nichts zu lernen braucht, das aber alles erräth!“ „Sie mögen so schön“ lernt man bei Ihnen denn auch tanzen?“ fragte ein Fräulein, das auf den Bällen häufig sitzen bleibt. „Sie sind nicht höflich und haben eine recht gute Meise, mein Kind! Es wird mir recht angenehm sein, wenn Sie mich besuchen!“ sagte eine hochfahrende Gräfin, die gegen das Gebot der Jahre jung sein wollte. Ernestine aber nahm mit derselben Gleichgültigkeit die Netze wie die Dornen hin, kaum daß sie all diesen Reden so viel Aufmerksamkeit schenkte, als nothwendig war, um erforderlichenfalls eine angemessene Antwort zu geben. Raymond bekam über die Vorzüge seiner Braut mehr als die herkömmlichen Artigkeiten zu hören, was ihn zugleich mit Schmerz und Freude erfüllte. „Sie hat nur Einen Fehler, daß sie bürgerlich“, äußerte eine alte Großtante, die Herzogin von F., zu dem jungen Manne, dem sie eine lebhafte Theilnahme bezeugte, worauf der Marquis von S., der zugegen war und sich bei jeder Gelegenheit angelegen sein ließ, geistreich zu sein, entgegnete: „Wenn sie nicht aus guter Familie ist, so verdient sie es zu sein!“ Die Baronin R., eine ferne Verwandte, sagte zu Raymond, daß die Wahl mehr seinem Geschmack als seinen Grundsätzen Ehre mache. „Mein Geschmack ist auch mein Grundsatz!“ erwiderte Raymond ein wenig verdrießlich. Der junge Graf von P., welcher sich später unter Lamoricière gegen die Piemontesen geschlagen hat, schrieb folgende Antwort, als man ihn zu einem Essen lud, das zu Ehren des Brautpaares gegeben wurde:

„Ich lebe in der Verbindung des Grafen von Senneville mit einer Ungebornen die Verletzung eines Princips, für das ich lebe und sterbe. Ich bleibe folglich jeder Kundgebung fern, welche zu Ehren dieser Verbindung gemacht wird.“

Auch an wohlgemeinten Fragen, von seiten der Verwandten an Raymond gerichtet, fehlte es nicht, die den jungen Grafen in Verlegenheit brachten und gar arg verstimmten. „Deine Braut

…t sich wol aber alle machen, mein lieber …rt?" fragte sie eine junge Madame, der vom …n Roman entzückt war.

„Wer ergründet das Herz eines Mädchens …" erwiderte sie seufzend.

„Du hast mal Pravité, daß deine Pauline mit …rem Herzen an sie hängt, daß sie nicht …an sie mehr hinschicken?" meinte eine Dritte.

Normand blieb der Antwort schuldig …r von den Verwandten des Onkels heute …ar beschäftigt und verpflichtet, unfreundliche …erungen gegen die Nichtigkeit zu erheben; …rgleichen Antretungen jedoch durch an den …r Normand's gerichtet worden, der sie mit …rächtnis, besonders da den jungen Mann …weiter gar nicht, höchst im Fall er sie in …bekam. Wenn Normand an den prächtigen …en vorüberging, wie man sie in Paris prägt …em Verkauf ausbietet, wandelte ihn immer …ch an, Ernestinen einen Strauß zum Ge… zu bringen; heute aber wurde er sich mit den …n zurecht. „Was soll's mit diesen Liebes… …zwischen uns?" Und nicht selten ging er …in einen Juwelenladen und kaufte einen …en Schmuck, den er seiner Braut überre… …r Befriedigung der Verwandten Ernestinens, …e viele Aufmerksamkeit aber jedes Mal er… …fanden. Das Mädchen aber wurde traurig, …ein wetterwelkes Geschmeide von ihrem Ver… kam, denn sie verstand sehr wohl die …e Bedeutung der Gabe.

…r die neue Wendung der Dinge in dem …des Bankiers mit der größten Aufmerk… verfolgte und am meisten bemüht war, …s, was er sah, zu erklären, war „Vetter …; was er aber auch that, er konnte aus …gen nicht klug werden. Schon die plötz… …wandlung der Chaynis in Grafen von …lle war ihm so räthselhaft erschienen, daß …unzweifelhaft für eine Posse angesehen …äre ihm die Vorsicht seines Onkels, wenn …m Geschäfte handelte, nicht bekannt und …ahrhaft für die Echtheit des Adelsdiploms …Wenn aber die Herren von Senneville …sind, warum waren sie gestern bürgerliche …?" fragte er jeden, wen er nur zu fragen …ben wußte, ohne daß ihm eine genügende …zu Theil geworden wäre. Daß Grä… …reichen Grafen sich angewendet und den …en Morel geworfen habe, paßte vollkom… …der Anschauung des Commis von der …eines Onkels und galt ihm für nichts …weiter als ein Feldzeichen zu dem Sturm, den …e dem angebeteten Vermögen gebracht, hervor …ihr plötzliche Gunstbezeugung bei sich ergangen war; …lebte daß sich seine Mühen in Gegenwart des …hochfarbenen Schwiegervaters und Beschützers …e recht melancholisch anstellte, hätte es im Reich …begreifen können, worauf eine mit dieser Gesin… …unaufhörlich durchgeführte Verstellung ihrem Charakter …durchaus nicht entsprach.

„Was thut eine vernünftige Bankiersfrau …" sagte er sich, „nicht alles für einen Gemahl, …welche Summen hat sie für gänzlich Gelegen… …heit, auf ihre Kosten mit verlorenem Spiel …beschäftigt?" Um solchen Preis überwindet man …mit der ganzen Freudigkeit und Natur! …Um solchen Preis legt der Knabe das Spielzeug …zu Boden, mit der Miene überlegsam und sagt der …Amme heiter Valet." Als er aber bemerkte, daß …Ernestine nicht mit vollgerundem Herz auf ihre …Verwandtinnen herabblickte, daß sie ihnen vielmehr …mit mehr Traurigkeit und Scheuung entgegenkam …als bisher, daß sich eine gewisse Milde in ihrem …ganzen Wesen aussprach und daß ihr ehemaliger …Wortreichthum einer Schweigsamkeit gewichen war, in …die er sie manchmal versunken fand, wenn er sie …allein oder, wie er das nannte, „hinter den …Coulissen" überraschte; als er bemerkte, daß kein …Zug ihres frühern Wesens durch die „neue Gin… …flechtung" auch nur vorübergehend schimmerte, …glaubte er sich in die Welt der fabelhaften Ver… …wandlungen versetzt, von denen er in der Schule …so Vieles bekommen hatte; und je mehr er sich …bemühte, den Grund dieser seltsamen Erscheinung …zu erforschen, desto unverständlicher wurde sie ihm; …denn der Gedanke, daß die Tochter seines Onkels …jemand außer sich selbst lieben könne, schien ihm …ebenso unsinnig wie die Annahme, daß sich ein …Kind wie der Salamander Flammen zum Aufenthalt erwählt.

Mehreremale versuchte er Gespräche nach der ihm eigenen Weise anzuknüpfen; sie lachte wol über seine drolligen Reden, aber sie war nicht dazu zu bringen, wie früher auf die ausgelassenste Weise mit einzugehen. Seinem Spott, seinen witzigen Bemerkungen wehrte sie zwar nicht, aber sie setzte denselben eine wohlwollende Gutmüthigung oder gar ein Veto entgegen.

Da der Commis in seiner Eigenschaft als Verwandter zu den Familienfestlichkeiten geladen wurde, konnte es ihm nicht entgehen, daß Ernestine sich freundlich gegen diejenigen Leute benahm, die sie kaum zurückhaltend behandelt hatte; daß sie

weniger kannte und es mit den Tänzen nicht so genau nahm als bisher. Was ihn am meisten befremdete und sein Urtheil verwirrte, war, daß Henriette sich ihrem Bräutigam wie es ihr gegenüber kalt und zurückhaltend benahm. Oftmals folgte er ihrem Auge, welches Verwandt suchte, wenn dieser im Gespräch der Dame sein von ihr war, und er konnte sehen, daß, wenn der junge Graf nahe kam, ihre Miene wie die seinige ernstgütig, ohne allen Ausdruck von Zärtlichkeit blieb. Er nannte sie, wenn er mit ihr sprach, „Madame Gräfin" oder auch, wie er sie sonst gewöhnt, „Fräulein Bankiertochter"; sie aber legte ihm keinen der Namen bei, mit welchen sie ihn sonst bedachte, als „Liebster Junge" oder „Spitzer."

„Sehen Sie Madame Gräfin, mit welcher Aufmerksamkeit die respektive Generalinnehmerin, welche keinen Menschen anders als gegen sich einnimmt, Sie und Ihren Mann mustert? Wissen Sie, was sie Ihnen ins Ohr sagen wird?" sagte Verkrup eines Abends zu Henriette, indem er sich zu ihrem Ohre neigte und ihr die Frage: „Was?"

„Sie denkt", fuhr er fort, „daß ihre Natalie, welche zu Verdrau eine Rede an den Kaiser hielt, ohne mehr als dreimal stecken zu bleiben, weit eher verdiente, eine Gräfin von Sonnerville zu werden als die Tochter eines Bankiers, der nur gewöhnliches Geld hat, das nicht direkt vom Staat kommt und das folglich der erste Neue erwerben kann."

„Die Generalinnehmerin ist eine vortreffliche Mutter", erwiderte Henriette, „sie hat ihre Tochter lieb und würden alles zu opfern im Stande wäre!"

Es ist eine gutmüthige Aeußerung dieser Art aus dem Munde Henriettens kam, war Vetter Albert immer aufs neue erstaunt. Es war ihm unmöglich, sich an diese Umwandlung zu gewöhnen.

Am Namenstage seiner Mutter verließ der Commis um 11 Uhr morgens die Rechenstube, um der jungen Verwandten sein Geschenk und seinen Glückwunsch zu überbringen; er fand sie allein in einem kleinen Salon; sie saß vor dem Klavier, ohne die Tasten zu berühren, und war derart in ihre Gedanken versenkt, daß sie das Geräusch der Thür und die Schritte des Eintretenden gar nicht wahrnahm. Neue Geschenke, die sie heute erhalten hatte, lagen unbeachtet, Packete und Etuis ungeöffnet in dem Gemach umher. Der bescheidene Mann erinnerte sich, wie das Mädchen heute allen, was sie bei solcher Gelegenheit erhielt, musterte und prüfte, sich anmaßend von allen Seiten betrachtete; wie sie den Geschmack eines jeden Gebers mit Schärfe beurtheilte, und wollte seinen eigenen Augen kaum trauen. Er schüttelte den Kopf, als er unbemerkt vor ihr stand, und konnte sich nicht enthalten, ihr zuzurufen: „Madame Gräfin, ist Ihnen das alles zu viel oder zu wenig?"

Das Mädchen wandte den Kopf nach dem Vetter, betrachtete dann mit Gleichgültigkeit die kostbaren Sachen und erwiderte:

„Ich weiß wahrhaftig all die Aufmerksamkeiten und das Wohlwollen der Freunde, das sie ausdrücken, in ihrem ganzen Werthe zu schätzen."

„Nehmen Sie denn auch diese Kleinigkeit", bei Albert ein, indem er ein Portemonnaie aus Perlmutter darreichte, „mit Freundlichkeit auf und bemessen Sie dieselbe nicht nach ihrem Gehalt, sondern nach dem Gehalt des Gebers! Dann wünsche ich Ihnen mehr Glück, als je ein Mensch verdient, weil es denn nicht boshaft genug sein möchte!" Das Mädchen nahm und dankte mit einem Lächeln.

In diesem Augenblicke trat Raymond ein. Der Commis glaubte zu bemerken, daß sich Henriette verfärbte und fast erschrak; sie ging dem Eintretenden entgegen und reichte ihm schweigend die Hand.

Nur ungern begegnete der junge Graf dem Vetter seiner Braut, der ihn in einer Verfassung gesehen, an die er nicht erinnert sein wollte. Einige unumgängliche Begrüßungen und Redensarten abgerechnet, hatten auch die beiden jungen Leute seit dem Beinch, den Raymond von dem Commis erhalten, kein Wort miteinander gewechselt, wie häufig sie auch zusammenkamen. Zum Lobe Albert's muß bemerkt werden, daß er sich dem neuen Verwandten nicht im geringsten aufdrängte; einem feinen Ohr würde es hörbar geworden sein, daß er das Wort „Graf" besonders betonte, wenn er mit „Guten Morgen" oder „Guten Abend, Herr Graf! Wie befinden Sie sich, Herr Graf?" den Pflichten seiner Muhme anredete. Außerdem unterließ er niemals den Titel Herr Graf, so oft er irgendeinen Satz an den jungen Mann richtete, anzuwenden; auch diesmal grüßte er, sich tief verneigend: „Ihr Diener, Herr Graf!"

„Sie haben musicirt?" sagte Raymond, sich an seine Verlobte wendend, nachdem er den Gruß Albert's ein wenig verdrießlich erwidert hatte.

„Ich weiß nicht", antwortete Genevieve, „aber ich habe nichts gehört, was mir so sehr gefallen hätte."

Der junge Mann sah sie voller Verwunderung an, weil er nicht auf den Fall des Klavieres aufgepaßt hatte.

„Mein Vater hat meine Laune", fuhr sie fort, „und wenn Sie mich kennen, werden Sie sich nicht darüber wundern, daß ich Ihnen sage, daß ich Sie für einen Spaßvogel und Possenreißer halte."

„Mit einem Vergnügen erwarte ich Sie", sagte Genevieve in einem Tone halber Verlegenheit, worüber der junge aufmerksame Mann nicht unterrichtet blieb.

„Die heutige Abendunterhaltung hat meiner Laune", fuhr Raymond fort, „der Ihnen so Ehre gemacht hat, vorzüglich günstig zu werden. Ich habe Ihnen versprochen, daß Sie mich öfter durch einen Besuch überraschen will, wenn Sie es erlauben, wollte ich mir nicht erlauben. Die wenige Laune ist Ihnen beigestanden und verdient es sich zum Glück, Ihnen so viel Vergnügen als möglich zu bereiten."

„Ich bin im höchsten Grade empfänglich für viele andere Beweise von Interesse und schätze sie dankbar an", versetzte Genevieve mit etwas mehr Wärme.

Raymond ging darauf, all die Weichheit, in welcher sie sprach, zu benützen, und er mußte es wohl bemerkt haben, daß sie von ihm gewünschte Gegenstände noch verpönt, von ihr Gefühlen ungerechten geliebten waren. Welche Gedanken solcher Hoffnung in ihm weckte, wie er ihr antwortete, sage ich nicht sagen.

Als nach kurzem Abäudern Stephan in den Salon trat, empfahl sich Albert, um zu seinen Gewohnheiten in die Abendstunde zurückzukehren. „Meine Muhme", sagte der Neffe auf der Treppe zu sich selber, „spielt mit solcher Weichmachung Komödie, daß sie mich beinahe irre machen möchte! Wie soll der kleine Gott, der kaum seine eigene Nase zu bemerken vermag, sein Netz entgehen?"

Nicht lange, so kamen mehrere Freunde und das Brautpaar war wieder weiter auseinander gerückt.

XII. So nahe und doch so fern.

Das zweite Aufgebot war heraus erfolgt. Sonntag den 20. April erfolgte das dritte und letzte. Am 8. Mai wurde in der Kirche Notre-Dame de Lorette die Trauung vollzogen. Der ganze auf die Solennität der Braut und des Bräutigams gehörte hin, dem man die Zeit der entgegenfahren, mit welcher Genevieve am Altar „Ja" gesagt, und die Umstehenden der Summe Raymond's, als er das verhängnisvolle Wörtchen ausgesprochen. Viele, die von seinen Gütern haben mit allem wissen, kannten auch den verhältnismäßigen Vermögen, mit welchem am Altar das „Ja" gesprochen war, die Lebenden der Armen erhalten, so ist hier mit Sicherheit eine Ziffer der verschiedenen Zeit verwerfen, nach welcher sie ähnliche Bestimmungen zu beurteilen wären. Sich beschäftigen sich in der Regel für bei dem Verbindungsfest Gegenständen mit ganz anderen Fragen als mit der Art und Weise, wie das wenige Wesentliche von dem Brautpaar aufgesprochen wird, in welchem sie nichts weiter sehen als eine bloße Formalität.

Nach der Trauung kamen die jungen Leute einen Besuch bereit, der sie beschäftigen sollte, mit welchem sie den Abend überraschen, über den sie gemeinsam waren, sich auch den Abgängen der Gesellschaft zu nähern. Die Neuvermählten verließen die Stadt, um sich nach dem Schlosse von Bellevenue, einer Besitzung des Grafen von Granville, unten im Thale der Seine gelegen, zu begeben. Als Gebieter regierte Albert heute das junge Ehepaar sich in den prächtigen, mit verschwenderischem Atlas üppig ausgeschlagenen Wagen, der sie ihrem neuen Aufenthalt zuführte, damit sie Zeit die Allerwenigsten und die ganze übrige schöne Jahreszeit in ungestörter Ruhe verleben. Beiden war es angenehm in Paris zu sein engen Raume, als hätten sie eine ihnen neue Sphäre mit anderen Lebensbedingungen als sie gewohnten betreten, wo man eine andere Luft atmet, nach anderen fremden Gesetzen lebt und liebt. Der enge Raum des Wagens, in welchem sie sich mit einmal, abgeschnitten von ihren früheren Verhältnissen, losgetrennt von ihren gewohnten Kreisen und Interessen, zusammengethan fanden, erschien ihnen wie eine neue Welt, in welcher sie einander angehören und nichts weiter hoffen durften, als die wechselseitigen Gewalterungen, als die wechselseitigen Zugehörigkeiten. Hat doch, was waren sie vermöge der Lage der Dinge voneinander zu erwarten berechtigt?

Er, der Neuvermählte, war sich in dem reinsten Innern aufs schmerzlichste bewußt, er verabscheute, es kam ihm unmöglich vor, daß der Fluch gehoben werde, welcher auf der Ehe laste, die er, von

einer höheren Verbindlichkeit gerissen, gelöschen hatte, um sich durch das Uebel von einem noch entsetzlicheren Uebel zu befreien. Die Ehe erschien ihm wie eine weiße Lüge, und da er in sich und einem Schicksalbruch gerettet, wo aber kein Gerathen zu finden ist und keine Rettung zu erwarten steht. Ihm war's, als wäre sein Leben in Fesselung gerathen, aus welcher es nicht heraus konnte, weiter rennen noch zurück, und als hätte er das Weib neben ihm in Folge der Jugend- und Schönheit nur verborgen an sein unheilvolles Schicksal gebunden, nicht, um sich zu genießen, sondern um sie mit sich hilflos zu begraben und zu verderben: ihm war es, als stünden zwei Unglückliche, zwei Verlorene in dem reichen Wagen, die dahinfahren einer bösen Zukunft entgegen. „Sie ist gerichtet wie ich es bin!“ murmelte er unvernehmbar in sich hinein.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Theodor Körner.

(Geschrieben am 28. August 1863.)

„Viel hat Du empfangen und viel zu hoffen, hohe Freude Wahrnehmlichkeit, die Worte Deines Mundes nie zu vergessen! Auf den Flügeln der Dichtkunst soll die gesunkene Nation sich erheben! Dein Geschäft ist, alles Gute und Große und Heilige zu pflegen, wodurch die menschliche Natur sich verherrlicht. Du arbeitest mit voller Jugendkraft unter sehr günstigen Umständen. Dir liegt alles ob, nach dem höchsten Ziel zu streben. Binnen zwei Jahren wirst Du zu den Lieblingsdichtern der Nation gehören, die Achtung der Kenner erworben haben und auf ein höheres Einkommen rechnen können!“

So schrieb unterm 8. September 1812 der Geheime Ober-Regierungsrath Christian Gottfried Körner an seinen zweiundzwanzigjährigen Sohn Theodor. Wie glücklich der Vater, der berechtigt war, so an einen Sohn seines jugendlichen Alters zu schreiben! Wie glücklich der Sohn, der, noch im Jünglingsalter, in der Lage war, einen solchen Brief von seinem Vater erhalten zu dürfen!

Aber nur wenige Monate vergingen und der hoffnungsvolle Sohn, den alle Götter des Lebens, der Kunst und der Liebe zugleich in ihren Schutz genommen, wandte ihnen selbst den Rücken, um den höchsten Idealen des Menschenlebens: Vaterland und Freiheit, mit sich selbst das würdigste Opfer zu bringen. Noch nicht ein Jahr war vergangen und der glücklichste der Väter war auch der unglücklichste geworden: der hoffnungsvolle Sohn war aus der Liste der Lebenden gestrichen! Ein zwei Jahre waren noch nicht vergangen und doch gehörte er schon zu den Lieblingsdichtern der Nation und wird so lange dazu gehören, als diese deutsche Nation eben noch für deutschen Freiheits- und Vaterlandssinn zu empfinden und einen Genius, der nicht nur mit seinem Liedern, sondern auch mit seinem Leben für sein Ideal einstehen wollte, zu würdigen vermag!

Selten auch ward ein deutscher Dichter unter so glücklichen Verhältnissen geboren wie Theodor Körner am 23. September 1791 in Dresden, wo sein Vater Appellationsrath und einer der vielseitig gebildetsten Männer war, deren sich die damalige Zeit zu erfreuen hatte. Es war eine innere Harmonie in dem Wesen dieses Mannes, die ihn selbst zu einem der in sich vollendetsten Charaktere und zum zuverlässigsten Freund der strebenden Geister der Nation wie sein ganzes Haus zum willkommensten Sammelplatz für die selben machte. Seine Gattin, Minna Stock, die Tochter eines vortrefflichen Kupferstechers, der von Nürnberg nach Leipzig gezogen war, wo seine Tochter eine ausgezeichnete Erziehung erhielten, vereinigte gleichfalls in sich die vortrefflichsten Vorzüge des Herzens wie des Geistes. Mit hoher Hingebung des Gemüths verband sie großes Streben und alle Tugenden der Hausfrau [illegible] seinen Ton weiblicher Liebenswürdigkeit [illegible] geselligen Kreisen. Dieses Paar, durch [illegible] innigsten Bande der Sympathie mit Schiller [illegible], dessen Freundschaft mit ihnen am [illegible] dokumentirt ist durch die Herausgabe des Schiller-Körner'schen Briefwechsels, war das würdigste Aeltern-Paar für einen Dichter wie Theodor Körner. Auch in seiner drei Jahre älteren Schwester Emma war ihm eine schöne Mitgabe ins Leben geworden, und es war fast natürlich, daß dies Geschwisterpaar mit inniger Zärtlichkeit aneinander hing, da sie einander so ähnlich waren und keine andern Geschwister besaßen.

Nicht im Ueberfluß und in der Ueppigkeit des Reichthums, doch im sorgenlosen Wohlstand lebte diese glückliche Familie im anmuthigen Dresden, in dem Kunst und Natur einander die Hände reichen und damit die freundlichsten Eindrücke auf jedes empfängliche Gemüth hervorbringen. Im Winter versammelten sich hier zu heiterm Gesellschaftsabenden die Kunstsinnigen und Geistreichen, Heimische und Fremde, die von irgendeiner Be-

bringung waren aber sich doch bis zum Verwundern interessirten. Die hinten Ärmeln der hohen Stirn, gepaart durch den Fall der weichen Bildung und durchdrungen von dem Feuer des Geistes und Werke glühender Herzen, verriethen hier und schon die Keime oder Anlage zu großen Richtungen zu höherer Vollendung entwickeln. Und ist war es kaum ein kleinerer Kreis bevorzugter Persönlichkeiten, der um Sommer Körner's häusliche Wohnung, einem Wendberg in dem an der Elbe nahe bei Dresden gelegenen Friedrich, belebte. In seinem lebhaften Organ seiner Kindheit im ungehemmten Genuß der schönen Natur zu verleben, ist gewiß darum ein doppeltes Glück, weil es bewirkt, daß es zu Theil ward, nicht allein Ärmeln der Gegenwart schuf und ihnen viele der Genüsse gewährt, deren will es den Gedanken auf die ganze innere Entwickelung dem und gewissen auf ein empfängliches Gemüth poetische Anregung ausüben mag.

So wuchs denn der Knabe unter der vielseitigen Vereinigung glücklicher Umstände auf. Er war anfangs ein körperlich schwacher Knabe auch, da zeige est um sein Leben besorgten Aeltern mehr Werth auf die Pflegung seiner Gesundheit als auf eine vorschnelle Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten legten, nichts weniger als ein Wunderkind. Manches lernte er später als andere Kinder, aber sein Gemüth war allen Eindrücken offen und seine Phantasie entfaltete früh ihre Schwingen. Geschichte, Naturkunde, Mathematik und Sprachen, die französische ausgenommen, die er immer haßte, waren, als er sich später desto schneller entwickelte, die Lieblingsgegenstände seines Studiums; aber auch in allen körperlichen Geschicklichkeiten, im Tanzen, Reiten, Schwimmen, Fechten, thaten es ihm wenige gleich. Er dichtete und zeichnete, spielte Guitarre und Violine, sang und componirte sogar. Seine Versuche in der Tonkunst, anfänglich mehr heitere Gelegenheitsgedichte, wurden von dem klugen Vater nur ruhig hingenommen und geduldet, aber nicht durch Lob oder Aufmunterung belohnt.

So verlebte Körner eine glückliche und an Gelegenheit zur Bildung reiche Kindheit im Aeltenhause, das er erst im siebzehnten Jahre verließ, um sich dem Studium des Bergbaus in Freiberg zu widmen. Im Sommer 1808 ging er in die nur schwachbevölkerte und doch viel fröhliches Jugendleben in sich schließende alte Bergstadt, in welcher der Bergrath Werner, ein Freund von Körner's Vater, den talentvollen und liebenswürdigen Jüngling mit Ärgerem empfing und sich damit seinen Studium besonders annahm, als ihm auch Interesse in die gebildeteren Familien seines Kreises verschaffte. Indem er auch hier für ihn vom Theile der gewöhnlichen hiesigen Umgangsformen mederlegen Mehrere Reisen, die er unternahm, ergaben ihn halb weichmüthig, halb poetisch an; letzteres galt namentlich von einem mehrmaligen Aufenthalt in Dresden bei Verwandten im Herzogthum Nürnberg, wo die Herzogin von Kurland, die Schwester Gleim's von der Recke, eine Art von Mäcenatat zu halten pflegte. Sie war Körner's Poesie nur bei ihm auch neue zu sich ein, als er bei seinem Abgang von Freiberg (1808) schon ein Bändchen seiner Gedichte „Knospen“, er (Knospen hatten es ihr von Karlsbad aus gesandt hatte. Trotz trotz Anerkennung des noch empfänglichen Jünglings hatte der kluge Vater viel weniger ans Gewicht auf das Talent seines Sohnes als darum gelegt und angegeben, weil nur die Stimme der Oeffentlichkeit und der intimsten Kritik geeignet sei, den Anfänger, der etwas von sich hielt und nicht allein seinem Lichterberuf, sondern auch seinen erste Neigungen eine zu hohe Meinung habe, eine heilsdienende herabstimmen, ihn auf seine Fehler aufmerksam zu machen und vor künftigen Uebertreibungen zu bewahren. Der öffentliche Tadel sollte dem, der aus dem Munde eines befreundeten Kreises nur Lob zu hören gewohnt war, zum Prüfstein werden, ob er sich durch ihn werde niederschlagen oder zu begeistertem Streben, die gerügten Fehler durch reifere Produkte gut zu machen, anspornen lassen.

Als Körner nach Leipzig kam, konnte es nicht fehlen, daß der heitere, muthige, kecke und phantasiereiche Jüngling sich in das damalige aufgeregte Treiben einer gleichsam in zwei Heerlager getheilten Studentenschaft tiefer verflocht, als für ihn selbst gut war. Vielleicht war es auch gerade der Gegensatz zu der Freiheit und hohen Bildung des Kreises, in denen er sich bisher bewegt, der ihn jetzt in solche zog, wo Rohheit und kecker Uebermuth das herrschende Scepter führten; vielleicht war es auch nur der Gährungsmoment, in dem der Most der Jugend nicht ohne wildes Aufbrausen zum reifen Wein sich zu klären pflegt, was den Jüngling sich an den tollsten wilderen Gemmilitonen betheiligen ließ — genug, es blieb ihm in Leipzig bald nur die Wahl zwischen halb-, vielleicht ganzjährigem Barren oder

heimlicher Flucht; — so wählte er die letztere und kam zu Ostern 1811 nach Berlin, um seine Studien fortzusetzen.

Indessen weilte er nicht lange hier. Schon im Mai überfiel ihn ein hitziges Fieber, infolge dessen er später zur Reinigung seiner Gesundheit mit seinen Aeltern nach Karlsbad ging. Sein Vater wünschte nicht, daß er in das gefahrvolle Studentenleben zurückkehre, sondern sandte ihn im August 1811 nach Wien, wo er ihn besonders an seinen Freund, den königlich preußischen Minister und Gesandten, Wilhelm von Humboldt, verwies und von ihm den günstigsten Einfluß hoffte.

Und der Aufenthalt in Wien erfüllte vollkommen die Erwartungen, welche die Einsicht des Vaters daran geknüpft hatte. Wieder waren es Natur und Kunst, die gleichsam ihren begeisternden Einfluß auf Körner ausübten. Wiens Kunstschätze, vor allen die Gemälde, die Musik und Theater ihm boten, die anregende Geselligkeit in den Häusern Humboldts, Schlegels, der Karoline Pichler, Frau von Pereira u. a. auf der einen Seite und auf der andern das fröhliche, lebensheitere Wien und die romantischen Gegenden der Donau, die er bis Regensburg kennen lernte — dies alles ward für den jungen Dichter zum Brunnen der Jugendkraft, aus dem er ungehemmt schöpfen durfte.

Und er schöpfte mit reinen Händen und hochschlagendem Herzen daraus!

Noch hatte er seit seinen „Knospen" außer einzelnen in Taschenbüchern und Zeitschriften verstreuten Gedichten nichts wieder erscheinen lassen, als zwei Lustspiele von ihm: „Der grüne Domino" und „Die Braut", am 17. Januar 1812 im Burgtheater zu Wien aufgeführt wurden. Er hatte der Generalprobe selbst beigewohnt und dann die Schauspielerin Antonie Adamberger persönlich kennen gelernt. Diese kleinen Stücke verschafften ihm doppelt beifällige Gaben: den Beifall der Wiener, den er in diesem Grade sonst sich, dem jungen, unbekannten Dichter, am wenigsten erwarten durfte, und das Herz der Künstlerin, der ganz Wien zu Füßen lag und von der doch kein Wiener einer Mannbezwingung sich rühmen durfte: die gefeierte Antonie Adamberger ward bald seine „Toni" und Braut.

Er schildert sie und sich selbst in einem Briefe an seinen Vater:

„Ich darf es ohne Erröthen gestehen, ohne sie wäre ich wol untergegangen in dem Strudel roher Lust. Du kennst mich, mein warmes Blut, meine ungebrochene Kraft, meine wilde Phantasie! Male Dir dies ungestüme Gemüth in diesem Garten von blühender Lust und berauschender Freude und Du wirst begreifen, daß mich nur die Liebe zu diesem Engel so weit brachte, daß ich keck aus der Schar heraustreten darf und sagen kann: ‚Hier ist einer, der sich ein reines Herz bewahrt hat, den noch kein wüstlicher Rausch der Sinne entweihte!' Vater, ich liebe, und wenn Du mich recht kennst, so weißt Du es ja, wie ich liebe — ewig, unendlich! Vater, ich bin ein recht, recht glücklicher Mensch! Nun habe ich erst den Muth, auch die trockenste, schlimmste Arbeit fröhlich zu beginnen; denn was ich thue, was ich trage und dulde, ich thue es ja für den herrlichsten Lohn, ich kämpfe ja für sie! Und wenn ich dann nach bald durchkämpften Jahren bei Euch, Ihr Lieben, mit der Geliebten glücklich, selig sein darf und Vater und Mutter sich neu verjungen in der Freude ihrer Kinder, um eine gute, himmlische Tochter reicher, Vater, viele heiligen Stunden sind meine schönsten Träume!"

Bald nach jenen ersten Stücken schrieb er den „Nachtwächter", „Die Sühne" und „Toni" und endlich sein herrliches Trauerspiel „Zrinyi", das am 24. December 1812 im Theater an der Wien zur Aufführung kam. Es konnte nicht fehlen, daß dasselbe, namentlich auf die anwesenden Ungarn, einen ungeheuren Eindruck machte — aber Worte wie die Zrinyi's:

So wachse ich mich zu meinem letzten Manne,
Und was mein Lebelang Talent sich nicht gerafft,
Um alles Versäumte schnelle darf ich werben
Darf für mein Volk und meinen Glauben sterben!

Was thaten Sie, die wir im Lied besingen,
Von denen noch der Nachwelt Hymne klingt?
Sie hatten auch in Kampf und Sturmesbrausen
Und Lanzen von der Tapferkeit, Recht auf Pflicht
Das Schicksal kann die Heldenbrust zerschmettern,
Doch einen Heldenwillen bricht es nicht!
Gewöhnlich mag der Mann im Staube liegen
Ein edles Herz muß kämpfen und wird siegen!

solche Worte, in denen die ganze Sehnsucht der niedergetretenen deutschen Nation aufflammte, „zu kämpfen und zu siegen", zündeten in allen deutschen Herzen und das Stück ward mit einem Enthusiasmus aufgenommen, in den sich ebenso viel Sympathie für die in dem Stück ausgesprochene Gesinnung als Anerkennung seines Werthes mischte. Der Dichter ward gerufen (ein damals außererordentlicher Ruf) und als er

dem Rufe Folge leistete, dankte er mit den Worten: „Ich fühle es deutlich in mir, daß ich diesen schönen Beruf nicht meiner schriftstellerischen Muse, nein, nur dem schönen Eifer des edeln Künstlervereins und dem begeisterten Zutrauen zu der große That einer großen Nation zu verdanken habe.“

Aber dieser Beifall war nicht die einzige Frucht des „Prinz“. Gleich darauf bittet der Direktor des Theaters an der Wien Pasqu mit dem Intendanten des Hoftheaters, Josef Schickaneder, um die Ehre, den zweiundzwanzigjährigen Jüngling zum Theaterdichter zu ernennen. Mozart nahm die Stelle an der Hofbühne, mit der ein Gehalt von zwei Gulden verbunden war, hauptsächlich darum an, weil er hier viele Zeit auch Opern schreiben durfte, während an dem andern Theater das Komische vorherrschender war. Rasch schrieb er seine Opern „Hedwig“ und „Rosamunde“ und die kleineren Stücke: „Der Stern aus Firmen“, „Die Bergmannin“, „Der vierjährige Posten“ u. s. w.

Und nun — mitten in diesem freudigen Schaffen, in diesem beglückenden Talent, in das die Presse, die Liebe, der Ruhm, der Segen der Meister, die Anerkennung des Publikums wie einzelner Großen, darunter Josefen wie Erzherzog Karl von Oesterreich und Fürsten wie Grafen ihre schönsten Gaben streuten — wo alle Hoffnungen, die unzähligen andern Dichtern erst nur Jahrzehnde später oder auch nie sich verwirklichen, schon dem Zweiundzwanzigjährigen sich fast erfüllten: mitten in diesem reichen Leben hörte er den Ruf des Vaterlandes, ihm dies alles zu opfern mit einer erhabenen Entsagung, die sich am besten würdigen läßt, wenn man den Brief liest, in dem er seinem Vater seinen Entschluß verkündete, dem Aufrufe des preußischen Königs: „An mein Volk!“ zu folgen.

„Deutschland steht auf“, schrieb er dann, „der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen Freiheit. Meine Kunst taugt nach ihrem Vaterlande — läßt mich ihr würdiger Jünger sein! Jetzt, da ich weiß, welche Schätze in diesem Leben ruhen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Nähe auf mich niederleuchten, jetzt ist es, bei Gott! ein wonniges Gefühl, das mich treibt! Jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit! Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Lyra tön zu können in dieser Völkererhebung! Ich muß hinaus und dem Vaterlande die mutige Brust entgegenwerfen! Soll ich in feiger Verläugnung meinen begonnenen Pfad meines Lebens nachlassen? Ich weiß, du wirst manche Thrände weinen müssen, die Natur will meinen Geist treiben! Ich kann's Euch nicht ersparen! Lieb ich mein Leben zwar, das gilt nicht viel, daß aber dies Leben mit allen Blütenknospen der Liebe, der Freundschaft und des Ruhms geschmückt ist und das ich es doch wage, das ist die treue Gesinnung, die mir in der Ueberzeugung lebt, Euch keine Thrände, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf!“

Und auch eine Entgegnung enthält dieser Brief, nicht für den Vater allein, sondern für die Alugen, Kalten und Berechnenden aller Zeiten, welche in diesem Entschluß Thorheit und Unbesonnenheit finden konnten. „Vielleicht sagt Ihr Euch beschränktes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da; er hätte auf einem andern Felde Nützlicheres und Verdienstvolleres leisten können; es ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: zum Opferlote für die Freiheit und für die Ehre seines Vaterlandes ist keiner zu gut, wol aber sind viele zu schlecht dazu!“

Weiteres ist ganz nicht zu sagen, um dem Verwunder des „raschen Streichs“ zu begegnen, den ihm Goethe machte, als er ihn in der Uniform des Lützower in Dresden sah — mögen kaltherzige, für kein Ideal zu begeisternde Egoisten immerhin solch ein Wort nachsprechen, wie ein großer Mann es gethan: das Blut des alten Tyrtäers wallt und wird übertönt von den Stimmen der tausend und abertausend begeisterten Männer, die Körner nicht nur als ihren Kameraden willkommen hießen, sondern die, erst durch seine Lieder aufgerüttelt, ihm noch zu den Waffen eilten, dem Beispiel zu folgen, das der Dichter gab. Was wären seine Lieder gewesen, wenn er sie daheim am Schreibtisch als weltabgewandter Theaterdichter, an der Seite der adligen Braut geschrieben? Wie hätte er zu den Waffen rufen können, wenn er sie nicht selbst ergriff? Wie singen

[illegible]

wenn er selbst „Knechte dem Thron“ geblieben wäre?

So war er denn mit unter den ersten, die

dem Werbebureau in Breslau zuströmten, in dem Lützow und seine Gattin, Elise Gräfin von Ahlefeld, die Streiter für Freiheit und Vaterland in die Freischar aufnahmen. In der Kirche zu Rogau bei Zobten ward dieselbe eingesegnet unter dem Gesang von Körner's Lied: „Wir treten hier im Gotteshaus mit frommem Muth zusammen." In einem Briefe schrieb er danach: „Denken Sie sich einen Haufen von 1500 jungen Leuten! Alle aus Einem Triebe, aus Haß, aus Rache gegen den Zwingherrn und voll der glühendsten Begeisterung für die gute Sache des Volks zu den Waffen geeilt, die letzten sorglosen Minuten des ruhigen Lebens kalt und frei genießend!" Der zweite Mann muß verloren sein, ist der allgemeine Glaube."

Es war auch der einzige, während jener Einweihung überkam ihn plötzlich die feste Ueberzeugung seines Todes. Wie nun Körner und das Lützowsche Corps durch die damalige Zauderpolitik zu langer Unthätigkeit und zu nutzlosen Märschen gezwungen waren, das ist jetzt, wo die gesammte Presse überall geschäftig ist, alles, was vor hundert Jahren geschehen, in diesem Jubiläumsjahr der Leipziger Völkerschlacht in Erinnerung zu bringen, kaum nöthig, noch hier erzählt zu werden. Schon hat man auch den „Tag bei Kitzen", den 17. Juni, gefeiert und an der Stelle ein Denkmal errichtet, an der Theodor Körner sein schönes Sonett unter der Ueberschrift: „Als ich schwer verwundet in einem Heuschlag lag und zu sterben meinte", schrieb. Damals ging ihm der Federkiel noch munter und brave Landleute retteten uns verborgen den Verwundeten vor den verfolgenden Franzosen in Groß-Zschocher, bis er nach Leipzig und von da nach Karlsbad entkommen konnte.

Von seinen Wunden geheilt, kam er wieder bei Lützow an.

Es war an einem heißen Augusttage, als Körner von einem romantischen Ritt von Ludwigslust unter einer Eiche bei Wöbbelin ruhte und das Gebet diktierte: „Vater, ich rufe dich!" Als er es vollendet und seinen Kameraden vorgelesen, nahm er ihnen das Versprechen ab, ihm unter dieser Eiche die letzte Ruhestätte zu bereiten, wenn er bald den Tod finden und die Erfüllung dieser Bitte möglich werden sollte. Seine Begleiter brachen sich Zweige von dem Baume ab und schmückten den Todten damit. Als sie weiterritten, hielt Körner sein Pferd noch einmal angehalten und sich nach dem Baume wendend, gerufen haben: „Wahrhaftig, dies ist so eine recht kernige deutsche Eiche, und um ein Soldatengrab zu beschatten, konnte kein schönerer Baum gefunden werden!"

Auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin kam es wenige Tage darauf zum Gefecht. Am Tage vorher hatte Körner das Schwertlied geschrieben. Nun, am 26. August, war er unter den kühnsten Angreifern und Verfolgern des Feindes. Er hört nicht darauf, daß zum Appell geblasen wird, sondern jagt den Fliehenden nach. Eine der von diesen zurückgelassenen Flintenkugeln durchbohrt den Hals von Körner's Pferd und trifft ihn selbst in den Unterleib, Leber und Rückgrat verletzend. Er sinkt vom Pferde — augenblicklich zum Tod getroffen, war ihm Sprache und Besinnung entschwunden.

Unter der Eiche, unter der er zu ruhen wünschte, ward ihm das Lichter- und Heldengrab bereitet.

Nach einem Jahre ward die Stätte umfriedigt und der Stamm der Eiche mit einer Leier und einem Schwert aus Gußeisen geschmückt.

Sein lebendigeres Denkmal aber waren seine kriegerischen Lieder „Leier und Schwert", die sein Vater bald darauf gesammelt herausgab. Kein Dichter hat je wie er in diesen Liedern den rechten Ton getroffen, alle empfänglichen Herzen, die der Jugend zumal, zu begeistern und mit sich fortzureißen, und das darin enthaltene erhabene Pathos gewann eine überwältigende Kraft, weil man darin den vollen Ausdruck eines ganzen Menschenlebens hatte, das durch seinen Heldentod dieses Pathos derweil heilig machte. Man glaubte ihm — und darum that der Dichter durch seine Lieder unter der Jugend Wunder. Man glaubte dem Sänger, den keine Unzufriedenheit mit seinem Geschick, kein moderner Weltschmerz, keine grüblerische Lebensscheu, keine Verzweiflung oder Langeweile in den Kampf getrieben, sondern der allein dem heiligsten innern Drange gefolgt war und, von ihm beseelt, nicht nur sich selbst, sondern das glücklichste Lebensloos opferte. Und darum allein schon wird Körner's Name unsterblich sein und sein Bild im Buche der Geschichte daſtehen als eine edle Gestalt von ebenso poetischer Schönheit als sittlicher Bedeutung.

Aber nicht nur die Geschichte der deutschen Freiheitskriege, auch die der deutschen Literatur hat ihm eine bleibende ehrenvolle Stelle zu sichern. Sie hat nicht viele Genien aufzuweisen, die in solcher Jugend schon so Bedeutendes geleistet. Sind auch seine ersten Gedichte unbedeutende

Verdienste, so sieht man ihnen doch nicht allein die Tüchtigkeit, sondern auch den Ernst des Schaffens an, indem in den Lichern auch „Leid und Schwere" Gestalt und Wort. Gedanke und Form ein so herrliches Ganzes bilden, das noch kaum der Zukunft wie von selbst sich im mächtigen Belebung hinein. Und in seinen dramatischen Werken waltet theilweise eine solche Objectivität der Gestaltung namentlich im „Leon", der auch jetzt noch bei der Aufführung einen mächtigen Eindruck macht, wie wir uns neulich in Leipzig bei einer solchen überzeugten, daß man nach dem alten nur zu dem Schlusse kommen kann, daß sich das Talent des Verfassers seines Alters mit dem Gegebenen erschöpfte, sondern daß man nach diesen Jugendproben das Bedeutendste für das deutsche Drama von ihm hätte erwarten dürfen.

Aber wie dem auch sei — nicht allein um des edeln Todten, sondern um des deutschen Volkes und namentlich um seiner Jugend willen thut es noth, an ein Leben, wie das Theodor Körner's war, und an einen Tod, wie den seinen, zu erinnern.

Ein Leben wie das hier geschilderte ist ein Spiegel, in dem nicht gar zu viele, selbst aus den Reihen patriotisch strebsamer Jünglinge, sich wieder finden möchten. Es ist wirklich ein Bild lebensvollen, gesunden Jugendblutes, was wir in Körner vor uns sehen. Ein hochstrebender Geist und ein feuriges Herz war mit beiden ein frischer und froher Sinn verbunden, der ihn das Leben reiner genießen ließ und ihn zugleich zum geliebtesten Glied der Familie, zum besten Kameraden machte, in jedem Verhältniß nicht nur als Student, sondern auch in seiner Stellung zum Theater und Militair, überall erwarb er sich durch die Offenheit seines Wesens, die Geradheit seines Charakters wie durch seine Liebenswürdigkeit im Umgang die Achtung und Liebe gleichzeitig wie seiner Vorgesetzten so auch die seiner Vorgesetzten und Untergebenen; und es ist bekanntlich von ihm bekannt, daß er selbst in Wien, obwol von allen als Liebling des Glücks betrachtet, nicht einen einzigen Feind und Neider hatte — gewiß ein seltenster Fall beim Theater!

Und wie er so nichts weniger war als ein Leichtsinniger und Lebemann, so war gleichermaßen alles Repräsentationsartige, auch alles Glänzende seinem Wesen ihm fremd; er freute sich seines Lebens, war glücklich mit Menschen — aber er kannte ein Höheres als alle die ihm verliehenen Lebensgüter, und er warf sie alle freudig hin, um ihn dem Höheren genugzuthun.

Dies Höhere war ihm die Befreiung seines Vaterlandes — er sang mit [illegible] und Mark [illegible] Wen möchte nicht ein [illegible] begeistern? Wer möchte nicht nach einem halben Jahrhundert voll Liebe und Bewunderung zu dem Grabhügel bei Wöbbelin treten, auch heute, einen frischen Lorbeerkranz und mit ihm einen heiligen Schwur dahin zu bringen? Wer möchte nicht seine Worte an dieser Stelle wiederholen:

[illegible]

Luise Otto.

Der Ausbruch des nordamerikanischen Krieges.

II.

Nachdem ich meine Inspection beendigt hatte, welche mir manches Lächeln entlockte, trat ich in den innern Hof, wo mir Kapitän Keller mit der höchst wichtigen Nachricht entgegenkam, daß Major Kirby mich mit einer tüchtigen Punschbowle erwarte. Als ich den mir angewiesenen Platz erreichte, fand ich meinen guten Artillerie-Commandanten gleich einem Bacchus auf einer umgestürzten Tonne sitzend, seine Officiere lagerten in einer malerischen Gruppe um ihn herum, rauchten ihre Cigarren und erwarteten den Punsch, welchen ein junger Cavallerielieutenant fabrizirte. Mit Jubel und Begeisterung wurde ich von Major Kirby und seinen Officieren empfangen, denn ich war soll der einzige europäische Officier, welcher unter ihrer Flagge diente. Wir lagerten uns so traurig als möglich auf Baumwolle, während eine Schar Sklaven die gefüllten Punschgläser und seine Havannacigarren herumreichte. Lustig loderten wir die Gläser klingen und manchen Toast brachten die Officiere dem fernen Weib und Gesinden des Palmenstaats. Es war eins jener kurzgenießenden Feste, wie sie nur der Fremdländer mit seiner traurigen Natur zu feiern versteht.

In unserm unerschrockenen tapfern Muth auf die bevorstehende Plänkelwelt wurden wir plötzlich durch den Ruf der Wache gestört. Eine Ordonnanz des Gouverneurs brachte Depeschen für den Commandanten des Forts. Alles wurde ernst und still und jedes Auge war starr und neugierig auf Major Kirby gerichtet. Als derselbe die Depesche gelesen, reichte er die Or-

Harry.

So will ich gehen und ſie graben. (Geht langſam in der Hintergrund).

Neunte Scene.

Jenny. Dann Nichols. Harry arbeitet im Hintergrund. Jenny ſteht eine Weile und ſieht Harry wehmüthig nach.

Nichols

(kommt ſchnell zurück mit einem großgeſiegelten Brief).

Sieh Jenny! Da geht der Poſtbote eben über die Straße und reicht mir den Brief ins Fenſter. Er kommt von Briſtol. Gott, wenn nur nicht unſerm Vetter Fielding —

Jenny (betroffen).

Es iſt ein Advokatenſiegel.

Nichols.

Fielding klagte und verließ uns ſo plötzlich ohne Abſchied (erbricht den Brief). Lies, lies Jenny!

Jenny (lieſt).

„Unterzeichneter Notar hat die Ehre, Euch anzuzeigen:

kennen ab, hob die Papiere in seine Tasche und indem er sich von einem jener geschäftigen Schwarzen ein Glas Punsch geben ließ, sagte er zu den ihn in gespannter Erwartung umgebenden Offizieren: „Meine Herren, füllen Sie Ihre Gläser, mit dem Bombardement von Fort Sumter ist es für den Augenblick nichts!“ (Allgemeine Enttäuschung.) „Ich begebe mich augenblicklich nach dem Hauptquartier Sr. Excellenz“, fuhr er fort, und indem er sein Glas erhob: „ein Hoch, ein donnerndes Hoch ganz Palmettorepublik und ihren tapferen Söhnen, welche das Joch des Nordens zerbrochen haben!“ Donnernd hallte das Hurrahgeschrei der Offiziere, in welches auch die Matrosen mit einstimmte, durch die Luft und voll innerer Befriedigung klirrte ich das Palmettobanner an.

Major Ripley wandte sich hierauf an Kapitän Lamb, um ihm das Kommando für heute zu übertragen, darauf hatten wir unsere Ueberfahrt nach Charleston an Bord angetreten, verfügten wir uns sofort in das Hauptquartier des Generals, um die Parade der Truppen des Staates Südcarolina waren dort versammelt und nach einer langen Defilirmarsch beschlossen, von dem Bombardement des Fort Sumter abzustehen und Versuche zu machen, Major Anderson durch diplomatische Kunst zum Aufgeben des Platzes oder zur Kapitulation zu zwingen.

Major Ripley, Kapitän Nelson und ich verfügten uns hierauf nach meinem Hotel, um uns von den Beschwerden des Tages etwas zu erholen. Einer der zahlreichen Diener des Hotels überbrachte mir gleich bei meinem Eintritt Depeschen aus Virginia, welche mir befahlen, gleich nach meiner Inspection nach dem Hauptquartier des Generals Bragg im Staate Florida zu gehen, um die dortigen Zustände kennen zu lernen. General Bragg hatte nämlich die Aufgabe, das Fort Pickens, welches von den Truppen und der Flotte der Vereinigten Staaten gehalten wurde, zu nehmen.

Ohne mich lange zu besinnen, packte ich rasch meine Habseligkeiten zusammen, um meine Reise nach Florida und Alabama anzutreten. Ich nahm einen herzlichen Abschied von den mir in kurzem lieb gewordenen Kameraden und mußte ihnen hoch versprechen, daß wenn ich über den Beginn des Bombardements per Telegraph benachrichtigt wurde, ich sofort zurückkehren wolle, um Zeuge der Bravour der Südcarolinatruppen zu sein. Herzlich schüttelten wir uns die Hände und ich begab mich, begleitet von Kapitän Nelson, zur Eisenbahn.

Die Reise war ebenso monoton wie die von Richmond nach Charleston.

In Augusta, im Staate Georgia, machte ich Halt, um eine Unterredung mit Honorable R. zu haben, an den ich Empfehlungsbriefe hatte. Ich fand in jenem Herrn einen braven biedern Patrioten der großen Republik. Wehmüthig schüttelte er den Kopf über die sich überstürzenden Zustände unserer südlichen Staaten. Er verdammte mit kräftigen Worten das unüberlegte, verschwenderische Handeln des Staates Südcarolina, welches das Land ins Verderben stürze. Als ich ihm entgegnete, daß keine Stimme sich gegen diesen Staat erhöbe, erwiderte er: „Ja, Ja, die Journale sind auch bisjetzt die einzigen, die mit diesen Wilden denken; aber fragen Sie das Volk, appelliren Sie an die Einwohner von Georgia, und ich will mit meinem Kopfe haften, daß vier Fünftel der Bevölkerung für die Sache der Union und gegen eine Trennung von derselben sind. So ist es nicht allein hier“, fuhr er fort, „so finden Sie es in Alabama, Nordcarolina und Virginia; aber jene Bande, welche schon lange auf eine Gelegenheit wartete, um ihren Umsturz auszuführen, hat in der Erwählung des republikanischen Präsidenten Lincoln das geeignete Mittel gefunden, ihr empörendes Spiel zu beginnen.“ Kräftig schüttelte ich die Rechte dieses wackern Mannes, dieses biedern Patrioten, und eilte nach Montgomery.

Was mir dieser Patriot damals mittheilte, glaube auch ich erfahren zu haben. Nicht das Volk, sondern jene unruhige wühlerische Partei von Ehrgeiz und Unzufriedenheit getrieben, war es, die die Journale in der Hand hatte und den Krieg predigte. Jeder dieser saubern Oppositionshelden hatte vielleicht schon einen höhlichen Posten im Auge, der ihm durch den Umsturz der bestehenden Partei zu Theil werden sollte.

Wie herrlich stand die Union da, eine Wunderblume, die sich voll Leben und Kraft so imposant entfaltet hatte, daß alle Welt erstaunte. Jeder Staat war ein herrliches Blatt dieser schönen Blume und auf jedem Blatt stand geschrieben: „Recht, Freiheit, Wohlstand, Eintracht!“ Nur diese vier Urkreise ihrer mächtigen Existenz waren zu ihrem ferneren Gedeihen unbedingt und ungetrennt nöthig, das fühlte auch das kleinste Glied, der winzigste Theil dieser kolossalen Verbindung.

Blamm wurden nicht gleich die giftigen Blumen entfernt, die im Reiche der heißen Tiere nisteten zu ihrem Verderben und das innere Leben zerfetzten! Blamm wurde nicht gleich das Blut abgewischt, dessen Anblick die ganze Pflanze anzustecken drohte! — Jedoch wer ahnte damals in dem kleinen Ball die riesige Larve, die, nach Jahrhunderten, mit vernichtender Gewalt die Hochmauern des blauen Zeltes zerstören sollte!

Wenigstens im Staate Alabama war man der Umsturzpartei als der Plan entdeckt, wo sie ihre Ränke schmieden, von wo aus sie in Ruhe und Sicherheit ihre Pläne verfolgen konnte. Bei meiner Ankunft daselbst herrschte eine große Gärung und Aufregung unter den schauderhaft insammengewürfelten Bürgern. Mit harter Mühe gelang es mir, für mich und meinen Sam ein Unterkommen zu finden. Dann eilte ich nach dem Kapitol, wo ich im einzigen Restaurant der südlichen Konvention, welche hier tagte, eine kurze Unterredung hatte. Ohne mir auch nur etwas Zeit zu gönnen, eilte ich mit Anbruch des nächsten Tags nach dem Kriegsschauplatze von Alexico, um auch dort die Lage der Dinge kennen zu lernen.

In Pensacola — einem kleinen erbärmlichen Städtchen am Mexicanischen Golf, in einer sandigen Ebene, wo Gelbes Fieber und Alligators ihr lustiges Spiel treiben — fand ich die Armee des greisen Generals Bragg, welcher von diesem Punkte aus seine Operationen begann, um das in der Mitte der Bai liegende Fort Pickens, besetzt und vertheidigt von der Unionsflotte und einer kleinen Landarmee, zu bestürmen. General Bragg hatte zwar bis heute mit Mühe und Noth nichts weiter errungen als Gelegenheit, seine pomphaften Berichte in die Welt zu senden. Auf mich machte er überhaupt den Eindruck eines Kunstreiters, welcher vor seiner Bude den versammelten Menge Wunderdinge von dem erzählt, was im Innern vorgeht. Das Volk bezahlt, tritt ein und sieht — nichts! Seine Berichte und Bulletins waren ganz dazu angethan, beim großen Haufen Aufsehen zu erregen und Furcht zu machen. So hieß es unter anderm: „Habe Kanonen, um die Welt zu vernichten!“ „Will die Hunde in alle vier Winde fegen!“ „Werde von Fort keinen Stein auf dem andern lassen!“ u. s. w.; kurz, durch dergleichen lakonische Ausdrücke wußte er das Publikum zu gewinnen und die Presse meinten schon ernstlich, Bragg sei der einzige General der Welt, ein zweiter Alexander. Ja, wenn es mit den Worten schon gethan wäre, dann hätten wir noch viele Helden in Amerika; aber ein Sprichwort sagt: „Worte bor keine Bonis!“

Der alte Bragg lag mich gar nicht in Ruhe kommen, sondern schon tief mit einer an Frühzeit grenzenden Aufregung, daß er das Fort Pickens innerhalb vier Wochen nehmen werde, die Matrosen mache über die Klinge springen, der Stein hauten werde in die Luft gesprengt. „Aber Herr, ich bitte schön“, erwiderte ich gelassen, „aber welche Maßregeln haben Sie denn ergriffen, Herr General, um einen gewaltigen Plan auszuführen?“ Auf dieses Examen wünschte mein Held natürlich nicht einzugehen, indem er, wie er sagte, das Publikum mit seinen Erfolgen überraschen wolle, und hierbei mußte er an seinem Geheimniß halten. Ich schlenderte noch einige mir gleichgiltigen Unterhaltung die Bai hinunter, um seine Arbeiten kennen den Zustand der Armee kennen zu lernen. Die Befestigungsarbeiten betrieben sich noch in der ersten Kindheit und wurden mit einer so beispiellosen Ruhe und Gemächlichkeit betrieben, daß es einem alten gedienten europäischen Soldaten auffallen mußte. Hätte man dort im Fort nicht die humoristische Geschäftigkeit des Kommandos bemerkt, so würde ich gedacht haben, wir befänden uns im tiefsten Frieden.

(Die letzte Hälfte in nächster Nummer.)

Die Gefängnisse und Hinrichtungsstätten des Tower.

Von Walter Scott.

I.

Es gibt hier und da Orte in Europa, welche die grausamen Thaten vergangener Jahrhunderte mit besonders blutiger Schrift erzählen. Orte, an denen Bäume das Blut der Gemordeten, die Gebeine und der Hinrichtungen immer wieder zum Vorschein kommt, so oft man sie auch wieder überwunden hat. Vor einigen Jahren besuchte ich ein altes Jagdschloß im Pinzgau, welches die Fürsten von Salzburg bewohnten, als sie mit den Bergwerksknappen und mit dem Volk des Salzachkreises zu Reformationen in den Salzburger Alpen anderten. Ein Schauder ergriff mich, als ob in jenen Räumen das Schießen unbewaffneter Bauern dachte, welch fürstliche Thaten rothe Flecke gleichen hatten. Die Trophäen der Tyrannen mögen hier zur Erholung nach den Strapazen der Jagd und der Tafel dienen; ihr Ge-

schrei und ihr Sterbegeheul, wenn sie durch einen mit Leuen, Tigern und Affen gefüllten Thurm in den brausenden Bach geworfen wurden, in dessen Fluten man sie mit langen scharfen Haken todtschlug, vermischte sich mit den Hörnerfanfaren, wenn ihre Richter sich bei Tafel den rothen Wein jubelnd aus goldenen Bechern zutranken. Ganz ähnliche Gefühle beschleichen mich, wenn ich in Paris im Louvre oder im londoner Tower hin oder durch die prächtigen Marmorsäle des venetianischen Dogenpalastes wandere. Das Weh Tafel der Geschichte ist auf diesen Wänden mit unauslöschlicher und blutiger Schrift geschrieben und die gold- und silbergewirkten Tapeten sind nicht im Stande, diese blutigen Erinnerungen hinwegzuwischen.

Einen besondern Platz unter den Staatsgefängnissen während der verflossenen Jahrhunderte nimmt der Tower in London ein, vielleicht der schrecklichste Platz, wenn man seine Annalen durchblättert, welche eine Zeit von fast achthundert Jahren umfassen. Alle Staatsgefangenen der Plantagenet, der Tudor und der Stuart sind durch die düstern Kerker seiner Thürme gewandert. Ich könnte ein ganzes Buch einzig und allein mit ihren Namen füllen, berühmten Namen, glänzenden Namen, welche die Blätter der Weltgeschichte aufbewahren, unbekannten Namen, deren Erinnerung hinter diesen Mauern verhallt sind. Englische Könige und Königinnen stiegen aus den Gefängnissen des Tower auf den Thron oder auf das Schaffot, welches in der Mitte dieser düstern Thürme aufgerichtet war. Während der glänzenden Regierung der Eduard war Griffin, Sohn des Fürsten von Nordwales, in einem dieser Thürme eingekerkert. An einem Strick ließ er sich hinab, um zu entfliehen. Der Strick riß und ganz verstümmelt fanden beim ersten Morgengrauen die Wächter den Unglücklichen am Boden liegen. Dreißig Jahre später wurde sein Sohn, welcher aus demselben Thurm glücklich in derselben Weise entflohen war, in dem nämlichen Thurm zum zweiten mal eingekerkert. Einige Tage darauf wurde er enthauptet und sein blutiges Haupt, mit Epheu bekränzt, auf die Spitze des Thurms gesteckt, wo sein Vater und er die letzten Stunden ihres Lebens zugebracht hatten. König Balliol, der edle Wallace, Graf von Roß, Athol, Monteith, König David Bruce, König Johann von Frankreich und Namen berühmter Gefangenen des Tower aus der damaligen Zeit. Auch ihr Weg ging zum Thron oder auf das Schaffot. Nicht weniger als sechshundert unglückliche Juden bewohnten damals zu gleicher Zeit die Gefängnisse des Tower. Sie waren wegen Münzverfälschungen angeklagt. Da sie des Verbrechens nicht überführt werden konnten, verbannte sie König Eduard III. sämmtlich aus England. Aber ihre unermeßlichen Reichthümer behielt er zurück und die Klöster bemächtigten sich ihrer höchst werthvollen Büchersammlungen, aus denen noch Roger Bacon seine Gelehrsamkeit geschöpft hat.

Im folgenden Jahrhundert wurde der Tower der Schauplatz schauderhafter Thaten. Das 15. Jahrhundert könnte man das blutigste Jahrhundert dieses fürchterlichen Staatsgefängnisses nennen. Damals wurde das Blutgerüst außerhalb des Tower auf Towerhill errichtet. Auf dem Platze jenes grünen Sumpfes, der jetzt diesen Namen führt und von dem man auf die Themse und auf die großen Seeschiffe schaut, welche im Hafen von London landen, sind mehr Köpfe gefallen als auf irgendeiner Richtstätte in Europa. Der Platz ist blutiger als die Stätte zwischen den beiden Säulen auf der Piazzetta, von der man das „Rom des Oceans" in all seiner Herrlichkeit erblickt. Sir Simon Burley legte sein edles Haupt zuerst auf den Block auf Towerhill. Er war einer der gebildetsten Männer seines Jahrhunderts und deshalb gab der Schwarze Prinz ihn seinem Sohne zum Gesellschafter. Seine treue Anhänglichkeit an denselben war sein einziges Verbrechen. Die Herzoge von York und Gloucester, nachdem sie ihrem königlichen Neffen die Herrschaft entrissen hatten, übten an allen Personen, welche ihm ergeben gewesen waren, ihre Rache aus. Vergebens flehte Königin Anna, Richard's Gemahlin, um das Leben Sir Simon Burley's. Auf dem Towerhügel wurde er enthauptet. Dann wanderten die Sprossen der Häuser Lancaster und York nacheinander durch die Gefängnisse des Tower. Jakob, der älteste Sohn König Robert's III. von Schottland, brachte dort achtzehn Jahre zu; der nächste königliche Gefangene war Heinrich VI. Beide führte der dornenvolle Weg durch den Tower zum Thron. Eduard IV. besiegte endlich das Haus Lancaster vollends bei Barnett und Tewkesbury und nun füllten ihre Anhänger die Gefängnisse der Towerthürme. Eduard's eigener Bruder, der Herzog von Clarence, der die Schlachten bei Barnett und Tewkesbury gewonnen hatte, mußte ihnen bald selbst Gesellschaft leisten. Er hatte den Argwohn

des Königs erregt und für diesen Argwohn mußte er sterben. Eingekerkert im Bowerthurm, ließ der Bruder dem Bruder die Wahl, wie er sterben wollte. „In einem Faß Malvasier", erwiderte der unerschrockene Herzog von Clarence. Sein Wunsch wurde ihm gewährt. Er wurde im Bowerthurm in einem Faß Malvasier ertränkt. Der Bowerthurm (Bogenmacherthurm) ist noch heute zu sehen. Er sieht seinen Namen daher, weil er die Wohnung des Schaffners der königlichen Bogenwaffen war. Das nähere Zimmer, in dem der Herzog ertränkt wurde, ist nicht mehr vorhanden. Das Feuer, welches im Jahre 1841 im Thurme ausbrach, hat dasselbe zerstört. Aber der andere Bruder rächte den Tod seines Bruders an den Kindern des Verstorbenen.

Die beiden Söhne Eduard's wurden auf Befehl des Herzogs von Gloucester, des nachherigen Königs Richard III., in den Plutthurm (ich erwähne seiner später erwähnen — gebracht und dort heimlich erwürgt und unter einer Treppe im dritten Thurm begraben. Bald darauf bestieg auch Hastings das Schaffot. Er wurde von König Richard angeklagt, mit der Johanna Shore Ehebündnisse getrieben und mit ihr dem Könige nach dem Leben getrachtet zu haben. Er starb nicht auf dem Towerhügel, sondern wurde auf dem Schaffot im Tower vor der St.-Peterskapelle begraben.

Die Anhänger der Lehre Wiclif's hatten während der letzten Regierungsjahre Heinrich's V. Gefängnisse des Tower. Der König gab ein Verbot, welches den Bischöfen die Macht verlieh, alle, welche der Ketzerei angeschuldigt wurden, ohne weiteres ins Gefängniß werfen zu lassen. In welcher Weise die Geistlichen von einer so großen Machtbefugniß Gebrauch machten, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Hunderte haben in den Kerkern, welche sich über der Umfassungsmauer erheben, für die Wahrheit der neuen Lehre gelitten. Sir John Oldcastle, Lord Cobham, berühmt durch seine Tapferkeit sowie durch seine Tugenden, hatte die Ehre, der erste unter den Großen des Landes zu sein, welcher für seine Ueberzeugung litt und starb. Der König hatte in der Hoffnung, ihn zu bekehren, mit ihm eine Unterredung; als er sich aber überzeugte, daß alle Bekehrungsversuche vergeblich wären, überließ er ihn der Geistlichkeit, welche ihn sofort im Tower einkerkerte. Er verließ das Gefängniß nur, um zu sterben. Vor St. Giles in the Fields wurde ein Scheiterhaufen aufgerichtet. Trotz seiner Ueberzeugung, daß er in den Flammen

Während der Regierungszeit Heinrich's VII. war der letzte Plantagenet im Tower Graf Warwick war der Sohn des Herzogs von Clarence, der sein Leben im Bogenmacherthurm in einem Faß Malvasier geendet hatte. Nachdem er bereits sein ganzes Leben im Gefängniß zugebracht, ließ König Heinrich ihn schließlich in einer neuen Anwandlung von Furcht und Eifersucht enthaupten. Er war bekanntlich angeklagt, einen Versuch gemacht zu haben, aus der Festung mit „Perkin Warbeck" zu entfliehen. Warbeck behauptete, er sei der jüngere der Söhne Eduard's, welche auf Befehl des grausamen Königs Richard III. ermordet sein sollten. Heinrich hatte ihn gefangen nehmen und in den Tower setzen lassen. Der letzte Plantagenet wurde auf Towerhill enthauptet, Warbeck wurde auf Tyburn gehenkt.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Ralph Waldo Emerson.

Als Thomas Carlyle einsiedlerisch in Craigenputtock lebte, kam unangemeldet ein Gast bei ihm an, der von Amerika herübergereist war, um ihm einen Besuch abzustatten. Es war ein junger Mann von blondem Haare, frischer Gesichtsfarbe und feinen, etwas hervorstehenden Zügen, hager und von mittlerer Größe. Seine Begeisterung für die Schriften Carlyle's hatte ihn nicht ruhen können, als bis er ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen und die Rede seines Mundes vernommen hatte. Kein, still, emsig hörte er zu, wenn der Meister mit leuchtenden Augen, mit glühender Beredsamkeit über das Göttliche und Ewige aller Dinge sprach und Humor dazwischen Funken sprühte, begleitet von einem so erschütternden, tiefen Lachen, als ob die Berge das Echo dazu anstimmen sollten. Humor ist die Blüte der politischen Entwickelung eines Volkes, das Morgen, kein unterdrücktes Volk und Kind, welchem freie Institutionen fehlten, zeigte in Humor. Der Engländer heißt ihn, der Deutsche erwartet ihn mit seiner Zukunft.

Ralph Waldo Emerson lebt in Concord in Massachusetts. Er ist verheirathet und besaß ein kleines Gut. Daneben schrieb er für die „North American Review" und für den „Dial"; später betheiligte er sich noch an der „Massachusetts Quarterly Review". Außerdem gab er kleine Broschüren unter dem Titel „Nature" heraus. Diese enthalten den Schlüssel zu seinem philosophischen System, die sogenannten transscendentalistischen Stammen aus seiner Schule.

Emerson glaubte in Carlyle eine verwandte Seele zu finden, aber bei näherer Berührung stellte sich ihre Verschiedenheit heraus. Als sie einst Tage wanche Stunde hindurch ihre Ansichten ausgetauscht, rief Carlyle, als Emerson ihn verließ, kopfschüttelnd aus: „Er bewundert die Menschen!“ Das bezieht sich auf Carlyle's eigene Ansicht, nur die Begabten für Kinder der Gottheit zu halten und die übrigen wie mißrathene Pflanzen im Garten des Herrn oder auch wie das Unkraut unter den Blumen anzusehen.

Wie Carlyle in England den Krieg predigte und mit schroffer Geißel die Gemeinheit der Menschen verfolgte, so Emerson in Amerika. In dem „jungen“ Lande, das jetzt durch eine so bittere Schule des Lebens geht, war die öffentliche Meinung in Bezug auf Menschenwerth noch wankend; man schätzte das Talent nur nach seinem Ertrag. Gold war bei allen Klassen der einzige Maßstab, den sie an Menschen und Dinge legten. Dabei priesen sie alles, was einheimisch war, vergötterten ihr Land, ihre Verfassung und meinten, die Blüten der Kultur in Einem Tage bei sich ernten zu können.

Was diesen Lichtern und Schriftstellern fehlt, ist die Tiefe, die Vertiefung. Sie sehen nach allen Seiten hin auf einem neuen Boden, die Alte Welt mit ihren klassischen Erinnerungen liegt ihnen fremd und fern; sie sind wie Blüten an einem Baum, der keine Wurzeln getrieben hat.

Nach Emerson theilt diese Mängel. Wo er einmal sein will, wird es oft dunkel, und seine Ideale verlieren sich in eine Höhe, zu der man nicht aufschauen kann, in der sie wie Nebelbilder zerrinnen. Allein sein Leben war ein Beispiel, das mehr als Worte wirkte. Er pflügte sein Feld und lebte mit seinen Arbeitern, machten seine Landsleute ihn auch deshalb verspotten, denn weiser sein als andere, hieß bei ihnen, mehr Geld zu verdienen wissen als sie. Emerson lebt in Amerika allein. Er war seiner Zeit vorgeschritten und sie holte ihn nicht ein. Das Glück, das er sich selbst wollte niemand gönnen. Man hörte ihn, schüttelte sein Haupt, ging hinweg und sagte: „Er ist toll!“

Unter seinen Aufsätzen ist der über Kompensation, Geschenke, Dichter und „Die Liebe“ am besten geschrieben und am wirksamsten. Besonders der über die Ausgleichung. In dieser Abhandlung wandert er durch das ganze große Gebiet aller Lebensverhältnisse und zeigt, daß jedes seinen Schatten und jedes sein Licht hat und die Ausgleichung nirgends fehlt. Man könnte diese Schrift gewissermaßen eine Verherrlichung der göttlichen Gerechtigkeit nennen. Die Tugend hat ihren Lohn, das Laster seine Strafe; nur müssen wir beides nicht auf der Oberfläche der Erscheinung suchen.

Die Liebe nennt er das heilige Feuer der Seele, das man nähren soll mit Selbstvergessen, damit sein Schein stets gleich hell bleibe. Was man Glück nennt, das entspringt, nach ihm, nur aus diesem Quell. Wie Plato, Sokrates und Christus, will er die Seele von allem, was der Erde angehört, frei gemacht wissen und dazu fand er „Bruder Jonathan“ nicht geneigt.

Hat er nun auch vieles mit Carlyle darin gemein, daß er gegen den Strom des Materialismus und der Selbstsucht unserer Zeit ankämpft, und ist er auch deshalb — besonders in Amerika — oft mit diesem verglichen worden, so sind beide doch wesentlich in der Anwendung ihrer Grundsätze wie in der Darstellung und dem Ausdruck ihrer Gedanken verschieden. Emerson besitzt nicht Carlyle's Kraft der Schilderung, er könnte dessen „Französische Revolution“ nicht geschrieben haben; er hat nicht jene mächtig wirkenden Schlaglichter in seiner Gewalt — vor allem aber unterscheidet beide der Humor. Das helle Auflachen Carlyle's ist für Emerson ein fremdes Element, ebenso wie sein edler Zorn, den der bessere Mensch empfindet, wenn er die Laster und Thorheiten anderer in ihren verderblichen Folgen schildern soll.

Die Zeit wird beide Männer einholen und ihre Ansichten dann, geklärt und gereinigt, zu ihrem Eigenthum machen, wie es oft schon geschah. Die Wahrheit braucht Zeit, um zu siegen.

Deutsches Turnerlied.

Bei Leipzig unterm Donner der Kanonen
Ist wiederum nach dunkler Grabesnacht,
Getauft vom Schweiß und Blut der Nationen,
Das deutsche Volk vom Todesschlaf erwacht
Und Leben sang dort mit Napoleon
Die auferstand'ne deutsche Nation!

Die Erde mußte bis zum Grund erzittern
Bei der Gefechte höllischer Musik;
Da mußt der Garden ehrner Keil gesplittern
Er prallt an deutscher Heldenbrust zurück
Zurück wich Bataillon auf Bataillon
Im Vernichtungskampf die deutsche Nation.

Was liegt ihr Geister in den dunklen Klüften
Daß ihr für uns umsonst gefallen seid?
Wir lassen hier an euren Todesgräften
Und schwören einen dreimal heil'gen Eid.
Ja schwöre mit uns jeder deutsche Sohn
Treu bis zum Tod der deutschen Nation!

Wir wollen hoch die deutsche Fahne tragen
Und fest sie halten mit der Eisenhand;
Ja sollen in uns heiß die Herzen schlagen
Fürs Vaterland, fürs theure Vaterland!
Der Jubelruf schwell' an zum Donnerton,
Ja lebe hoch die deutsche Nation!

Julius Meier

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Das „Leben Jesu“ von Ernst Renan.

Die Stärke der französischen Geschichtschreibung in diesem Jahrhundert ist die Schilderung. Lieber den letzten Band von Thiers „Geschichte des Kaiserreichs“ holen die Verleger nicht wegen der vielen Unregelmäßigkeiten der Erzählung, wegen des Mangels einer tiefern philosophischen Auffassung, sondern darum so unglaublich auf, weil man Thiers Schilderung der Schlacht von Waterloo farbiger und fesselnder als Victor Hugo's Darstellung in „Les Misérables“ fand. Das Malerische einer Zeit, das Aeußere einer Thatsache wiederzugeben, weniger ihre innern Gründe als die Formen ihrer Erscheinung darzustellen, dies ist die Aufgabe, welche sich Barante, Thierry, Lamartine, Michelet gestellt und mit größerem oder geringerem Geschick gelöst haben. Denn da auch das hervorragende Talent von seinem Stoff bedingt wird, welche Gewalt muß in dieser Darstellungsweise nun gar der Stoff an sich gewinnen! Eine solche Behandlung der Geschichte hatte gleichsam an dem Leben an Städten, Burgen und Bäumen, sie fordert die Kenntniß einer Fülle von Einzelheiten, sie legt die gewissenhaftesten Berichte der Zeitgenossen, von Augenzeugen voraus.

Kann man von diesem Standpunkt der bisherigen Schule das „Leben Jesu“ erzählen?

Als Ernst Renan im Auftrag der französischen Regierung den syrischen Küstenstrich besuchte, um die Denkmäler des alten Phöniziens zu erforschen, erfüllte ihn die wiederholte Lektüre der Evangelien, der Anblick der Orte, an denen die heilige Sage gespielt, mit dem Gedanken, ein Leben des Stifters der christlichen Religion zu schreiben. Seiner Schwester Henriette, die zu Pfingsten am 24. September 1861 ihm starb, las er die ersten Blätter eines Werkes vor, das nun als „Vie de Jesus“ ganz Frankreich, die Frauen noch mehr als die Männer, in Bewegung setzt. Renan's „Leben Jesu“ ist das Gegentheil von dem, was wir Deutsche seit David Strauß gewohnt sind, ein „Leben Jesu“ zu nennen. Uns erscheint die Kritik der einzelnen in den Evangelien berichteten Vorgänge als das Wichtigste, wir suchen in den Geist des Autors einzudringen und die Persönlichkeit des Heilands tritt uns in eine unnahbare Ferne zurück. Anders Renan. Er macht aus der Geschichte des Heilands eine Idylle, sie ist ihm der schönste Traum des Glücks, der je auf dieser Erde geträumt. Nichts ist anmuthiger und ergreifender als seine Schilderung des Sees von Genezareth und seiner Umgebung, der Sonntage, die Jesus mit seinen Freunden und Freundinnen dort verlebte. Man glaubt sich in das Goldene Zeitalter, in das Arkadien der Dichter versetzt. Die berühmte vierte Ekloge Virgil's und die Idyllen Gessner's haben gewiß den Ton dieser entzückenden Lieder angegeben. Die Lokalfarbe Renan's verleiht zugleich dem Ganzen eine gewisse realistische Färbung. Nun ist uns dieser liebenswürdigste und weichste der Menschen nicht. Die deutschen Rationalisten des vergangenen Jahrhunderts, Klopstock in seinem „Messias“ folgten dem Stifter des Christenthums in darzustellen. Der Jesus Renan's hat indessen ein nationaleres Gepräge, zwei Züge, die den deutschen protestantischen Pfarrern nicht bemerkt werden konnten, stellt der französische Philosoph mit unverkennbarer Vorliebe in diesem Charakterbild in den Vordergrund, die spezifisch jüdischen Gedanken des Heilands, seine ironischen Beziehungen zu den Frauen. Voll Ruhmredigkeit und ohne Furcht weist Renan nach, daß im Geiste Christi das Himmelreich nur den Armen und den Niedrigen gehört, daß er in dem Gleichniß von Lazarus und dem reichen Manne nicht das Loos eines „schlechten“ Reichen, sondern das des Reichen überhaupt in seinem Jenseits habe schildern wollen. Die Lehre Christi ist Renan so die mächtigste und gewaltigste aller demokratischen Bewegungen. Jesus steht bei ihm nicht in der Rolle eines Lehrers, eines Weisen — er wird Demagoge und muß sich eine Vergleichung mit den Männern der französischen Revolution gefallen lassen. „Zuweilen bricht eine gewisse verhaltene Ironie durch oder Hunger ist nur uns ironisch, wenn der Verfasser meint. Besser wäre es freilich gewesen, Jesus hätte keine Wunder gethan, es ist bezeichnend, daß ihm in seiner Vaterstadt Nazareth keine gelacht. Die damalige Welt war humaner als die unsrige, habe dem Umherschweifen nur den öffentlichen Reden des Predigers kein Hinderniß in den Weg gelegt? Die Frage nach der Göttlichkeit Christi wirft Renan nicht einmal auf, er beseitigt sie stillschweigend. „In Nazareth ward Jesus geboren. Joseph hieß sein Vater, Maria seine Mutter, er hatte Brüder und Schwestern und war ein Zimmermann.“ Eine Zeit lang hat die Kritik in Shakspeare einen ungelehrten, nur von seinem Genius erleuchteten Mann sehen wollen, ähnlich Renan in Jesus. Die geniale Menschennatur hat das Wunder vollbracht, aus dem Quell seiner unbefleckten Unschuld Jesus dem Wesen nach alles geschöpft. Es ist der Sozinianische Cultus des Genius. In diesem philosophischen Behandlung, an ein tieferes Eindringen nicht nur in die Persönlichkeit des Herrn, in das Wesen des Prophetenthums hat Renan nicht gedacht. Sein „Leben Jesu“ erinnert an den moralischen Roman der George Sand, „Spiridion“ ja selbst „Lelia“ fehlt nicht. „Bei der Auferstehung spielte die mächtige Phantasie Maria Magdalena's eine Hauptrolle. Göttliche Allmacht der Liebe! Heilige Augenblicke, in denen die Leidenschaft einer Erleuchteten der

Welt einen unterstandenen Gott gibt!“ (Pouvoir dire de l'amour: Remords sacrés, où la passion a une hallucinée donne au monde un Dieu nouveau!) Wer wunderte sich, wenn es solche Worte in das „Leben Jesu“ setzt? Hier aber liegt offenbar für die französische Frauenwelt der Reiz dieses seltsamen Buches. Die Stiftung des Christenthums erscheint als das Werk der Liebe, als eine einzig schöne, himmlische Idylle. Die Auffassung Renan's ist vom Katholicismus durch eine unermeßliche Kluft getrennt und wiederum ist sein Buch nur durch den Katholicismus zu erklären. Auch in ihm herrscht die Sinnlichkeit, die erregte Phantasie vor; die einen heraufbeschwören sich in dem Weihrauchduft der Kirchen, Renan im Anblick des Sees von Genezareth. Dem Protestanten wird Renan's „Leben Jesu“ eine anmuthige Unterhaltung gewähren, befriedigen kann es ihn nicht; dem Katholiken mag es wärmer zum Herzen sprechen. Aber es ist gewiß ein Duft von den Reben Saronas weht daraus und ein Glanz liegt darüber wie das Sonnenleuchten auf dem See des Herrn. Dichtung ist es, nicht Wahrheit, weder im theologischen noch im philosophischen Sinne.

Berliner Briefe.

IX.

Wenn auch die Welt nach Jahrhunderten zählt, die Menschen bleiben in jenem kindlichen Alter stehen, wo alles Neue sie reizt, wo sie die Hand nach Erreichbarem und Unerreichbarem ausstrecken, um ihre Wißbegierde zu befriedigen. Natürlich ist es daher, daß Berlin auch jetzt, wo das 19. Jahrhundert's Geister erscheinen sehen will, die in Paris schon lange von sich reden machen.

Die Vertreter der dramatischen Muse haben es übernommen, das Publikum zu befriedigen — besser vielleicht, zu vermitteln; denn zu befriedigen, ist schwer. Kritisch, die Geister, die wir brauchen, um aus dem Chaos der politischen Verhältnisse herauszukommen, erscheinen nicht nur, bisher nicht einmal citirt werden. Obwol ein ganzes Raritätenkabinet, das man im Schauspielhausfoyer von dem „Einzigen“ und aus den Kriegsberichten aufgestellt, bis auf den Krückstock zum Lagerschmeißen, sie zu empfangen bereit wäre. Es ist nichts mit diesen modernen Geistern, sie sind heimlich wie die Presse und treten nicht aus der engen Begrenzung ihres Rahmens hervor, sie können sich nicht in die Weltbändel mischen und müssen sich damit begnügen, daß man neben den vielen optischen Täuschungen in ihnen eine neue bewundert. Im Victoriatheater werden sie von Herrn Villiers aus Wunden durch die Originalapparate von Peppers hervorgerufen; diese Apparate stellen einen Werth von 2000 Francs dar. Wahrlich, könnte ein modernes Drama andeuten, diese Geister sind nicht billig.

Von den Geistern gehe ich zu den Körpern, und zwar zu den lebenden, über und will von einem neuen Heilverfahren sprechen, das man hier vorzugsweise mit Erfolg bei Körperverletzungen eingeführt hat.

Im Orient soll es ein alter Gebrauch sein, Verwundungen irgendwelcher Art im Freien zu heilen, d. h. ein Zelt, unter welchem es Tag und Nacht verbleiben, nimmt die Patienten auf. Man will bemerkt haben, daß die Wunden schneller heilen, weil der Körper frischer bleibt, ebenso, daß die Knochensubstanz sich schneller ergänzt. Im Krimkriege waren es französische Aerzte, die zuerst diese Erfahrungen ausbeuteten, um so mehr, als die Nothwendigkeit dazu drängte, indem das Unterbringen der Verwundeten in Lazarethen viele Schwierigkeiten hatte. Es wurden große Zelte mit doppeltem Leinwanddach construirt, die nachts durch Portieren geschlossen werden konnten; dahin brachte man die Schwerverwundeten. Sehr bald bemerkten die Aerzte, daß die Einwirkung der Luft eine entschieden wohlthätige ist und daß die Heilung ungleich schneller von Statten geht, das Fieber selten in gefährlicher Weise sich steigert. Auch der italienische Krieg bot sowol für Oesterreich als Frankreich neue Gelegenheit dar, die gemachten Erfahrungen zu nützen. Von einigen Aerzten wurde die Behauptung aufgestellt, daß sich ein solches Verfahren bei Behandlung fast aller Krankheiten und vorzugsweise auch für Nervenfieber eigne. Man hatte bei uns zunächst Gelegenheit, in Bezug damit vorzugehen, da sich im hiesigen Lazarethgebäude ein gefährliches Miasma entwickelt hatte, das vorzugsweise Augen- und nervöse Krankheiten erzeugte. Man brachte die Patienten in Zelte und reinigte die Räume. Auch hier hat man nun militärischerseits diese Heilversuche im Freien vorgenommen und in der Gegend der Kirchallee, der jetzigen Scharnhorststraße, unweit des Invalidenparks, wo sich das Garnisonlazareth befindet, ein großes Zelt construirt, wohin man nicht nur Verwundete, sondern auch Fieberkranke gebracht hat. Nach dem neuesten Bericht ist indessen das Resultat nicht so günstig ausgefallen, als man erwartet hatte; zunächst haben es die Aerzte auf die bei uns weniger günstigen klimatischen Verhältnisse geschoben; dagegen hat das in Petbanien seit dem Mai 1863 constructe Zelt für solche Kranke, die schwere Körperverletzungen erlitten, sich vortrefflich bewährt. Das dort errichtete Zelt mit doppeltem Leinwanddach ist für 14 Kranke eingerichtet. In der Mitte geht vom Eingang bis zum Ausgang ein ungefähr 4 Fuß breiter Weg, zu beiden Seiten stehen je sieben Bettstellen in die Breite, zwischen jeder ist so viel Raum, daß ein kleiner Tisch und ein Stuhl stehen kann. Der Fußboden ist frei darunter, weder Stroh noch eine sonstige Decke ist darüber gebreitet. Am Ende des Zeltes ist eine Art Cabinet, wo der Unterarzt stationirt ist und wohin auch die Krankenpfleger sich zurückziehen können. Bei sehr heftigem Regen bläht es ein wenig durch, kann aber verquillt die Leinwand und hält jeden Luftzug ab. Man wird so lange als möglich, jedenfalls bis zum November, das Zelt benutzen. Die Patienten,

welche in dieser Weise untergebracht sind, wollen von keinem anderen Obdach mehr wissen und sind sehr betreten, wenn sie in der Anstalt Gelegenheit, die eingebracht werden, werden müssen, denn das eine Zeit ist für sie hier vorübergehend, viel fachen Mißglückungen von Arbeitsleuten noch lange nicht ausreichend.

Die Sache sieht indessen einfacher aus, als sie ist. So hat nicht nur die Pflege ihre großen Beschwerden, so Verbände und sonstige Hülfsmittel doch alle im Hauptgebäude bereitet werden müssen, denn irgend eine wärmende Atmosphäre in das Zelt zu bringen, ist zu feuergefährlich, und andererseits belasten sich die Kosten des Materials, das zur Herstellung eines solchen Zeltes gebraucht wird, auf mehr als fünf Thaler, eine Summe, die bei Mobilthätigkeitsanstalten nicht so leicht aus dem Aermel zu schütteln ist. Die musterhafte Sauberkeit und Ordnung, die sich bei der ganzen Anstalt als segensreicher Hauptfaktor des Ganzen in jedem Winkelchen dokumentirt, läßt die stark ausgeprägte virtuelle Richtung, welche dort vorherrscht, und die wir nicht billigen, doch milder beurtheilen. Freilich kann hier nur der Geist der christlichen Liebe solche Orte und Wohlthaten spenden, doch wird mehrfach über den „Zwang" zu mancherlei Scherze seitens der Patienten geklagt. Seit einigen Jahren besitzt die Anstalt neben dem Oberarzt, Geheimrath Bartels, unserm renommirten Chirurgen Dr. Wilms, der diesem schweren Amte mit bewundernder Aufopferung nachkommt und von den Patienten wegen seiner Milde und Theilnahme wahrhaft verehrt wird.

Ein Proceß aus der vornehmen Welt

Im Jahre 1826, am 5. Juli früh morgens wurde Lady Charlotte Colerville, 19 Jahre alt, von einer Tochter entbunden, welche am 17. Juli getauft wurde und den Namen Elisabeth Wilhelmine, Comtesse Colmar, erhielt.

Die Pathen waren: 1) Der Prinz Karl, regierender Herzog von Braunschweig-Lüneburg, und 2) Se. Hoheit Prinz Wilhelm von Preußen. Ersterer wurde durch den Major von Wrisberg, Commandanten-Adjutanten des regierenden Herzogs, vertreten, letztere durch den Vicehofmeister von Dambrowski. Es folgt die Unterschrift des Geistlichen zu Wendessen im Herzogthum Braunschweig.

Mit dieser Legitimation in der Hand, fordert die Gräfin Colmar in Paris vom Herzog Karl von Braunschweig dessen Diamantreichthümer und die Art, wie er sie bewacht, wir in vielen Blättern geschildert haben, eine Pension von 20,000 Francs. Die Gräfin, die vorgenannte Elisabeth Wilhelmine, Comtesse Colmar. Der Name des ersten Pathen im Taufakt stellt sich in Wahrheit zu dem noch bedeutungsvollen Namen des Vaters der genannten Dame. Die Sagen, welche die Gräfin Colmar zu Hülfe gerufen, um ihre Identität festzustellen, sagen auch, daß die Sache ihre Richtigkeit und der kleine Roman sich alle verlaufen habe.

Der Herzog Karl, Souverain dem Namen nach seit 1815, hielt es bei Annäherung seiner Großjährigkeit für gerathen, sich nach dem Lande der politischen Unbefangenheit, nach England zu begeben, um die schwere Kunst des Regierens recht zu erlernen. Aber statt der englischen Constitution lernte er in dem bunten Treiben der großen Welt Londons eine junge Dame kennen, deren Schönheit und Anmuth ihn bald von Zweck seiner Reise vergessen ließ.

Lady Colerville war die Gattin des Generals Colerville und Nichte der Gräfin Pappenheim. Sie war siebzehn Jahre alt, von wunderbarer Schönheit, voll Geist und hoher Bildung — kein Wunder, daß sie bei dem jungen Herzog ein stärkerer Magnet wurde als der Constitutionalismus.

Wer kennt die dunkeln Schicksalswege der Menschen! Ohne die Begegnung dieser Art wäre der Prinz vielleicht einer der vortrefflichsten Regenten geworden und der Unannehmlichkeit entgangen, einst später in so großer Eile seinen Thron verlassen zu müssen. Ein Factum ist, daß der Herzog tiefer in das Herz der Lady eindrang als in das Wesen der englischen Constitution und schließlich die Lady in sein Herzogthum entführte, jedoch nicht heimlich, sondern öffentlich, gleich einer Braut, die bald seine Gattin zu nicht Herzogin werden sollte.

Der Oberstallmeister von Dambrowski empfing die Dame mit einer Ehrenwache an der Grenze des Landes. Die Lady wurde im Schlosse von Wendessen aufgenommen. Der Herzog hatte es auf das Feinste einrichten lassen und seinem Adjutanten, dem Baron von Wrisberg, die Verwaltung desselben übergeben; seine Gemahlin wurde der Lady als Gesellschafterin beigestellt, und der Predigt des Fürsten übernahm ihre Pflege.

Nach drei Monaten wurde Lady Colerville von einem Knaben entbunden, das Elisabeth Wilhelmine getauft und zur Comtesse Colmar ernannt wurde. Der Herzog, obwol infolge eines Sturzes mit dem Pferde noch leidend, eilte dennoch auf die eingelaufene Nachricht sofort nach Schloß Wendessen, um Mutter und Kind zu umarmen. Die Taufe wurde mit großer Feierlichkeit vom Hofprediger vollzogen, der bei dieser Gelegenheit die Mutter einer evangelischen Pflicht entband. Das Taufwasser wurde in die goldene Schale gegossen, welche seit Jahrhunderten als Taufbecken der Prinzen und Prinzessinnen von Braunschweig gedient hatte. Die Ausstattung der kleinen Elisabeth war die eines herzoglichen Kindes.

Die Hofbeamten hatten mit dem ihnen angeborenen speculativen Geist das Aeußere und Aeußerliche arbeitet; unter den Mannichfaltigkeiten der Darbringen zeichnete sich der Hofwagenfabrikant durch einen überaus prächtigen Kinderwagen aus. Einige Monate später erklärte der Herzog durch eine auf Pergament geschriebene Acte, unter welche er seine

Namensunterschrift legte und sie dem Archive Braunschweigs einverleibte. Elisabeth Wilhelmine für seine Tochter's Interessen zwei Jahre verstrichen und der Herzog hatte sich mit Lady Coleville nicht vermählt. Als er bald darauf nach Wien ging, dem kaiserlichen Hof einen Besuch abzustatten, verließ Lady Coleville das Schloß Blankenburg mit ihrer Tochter.

Der Herzog hat sie zurückgekehrt, sie aber war nach den gemachten Erfahrungen unerbittlich. Er forderte sein Kind zurück, das sie ihm nicht vorenthalten durfte, und gab es nach London in die Hände einer bewährten Erzieherin. Bis zu ihrem neunten Jahre blieb Elisabeth dort. Der Herzog hatte sie von dem berühmtesten Miniaturmaler Londons malen lassen, um wenigstens ein Abbild seines Lieblings mit sich zu führen. Für das geistige und körperliche Gedeihen Elisabeth's waren vom Herzog die umfassendsten Briefe gegeben. Alljährlich wurde sie zur Kräftigung ihrer Gesundheit in ein Seebad gebracht. Ihr Musterbild war der des Königs von Hannover ihre Jugendfreundin die der damaligen Prinzessin Victoria.

Mehrermal besuchte der Herzog sie in ihrem Pensionat, ohne seine hohe Stellung zu verbergen, da er stets von seinem Gefolge umgeben war. Als sie ihr erstes Jahr erreicht, wurde sie auf Befehl des Herzogs nach Frankreich gebracht und dort in ein Pensionat gethan, wo sie bis zum Jahre 1842 verblieb.

Um diese Zeit schwand plötzlich, wie mit einem Schlage, die große Zuneigung und Sorgfalt, die bis dahin der Herzog seinem Kinde gewidmet hatte. Was war das Motiv dieses unerwarteten Endes seiner Gunst? Elisabeth hatte, durch die unwiderstehliche Beredsamkeit des Paters Lacordaire verführt, dem protestantischen Glauben abgeschworen und sich in die Arme der allseligmachenden Kirche geworfen. Indessen, hatte der Herzog ihr auch seine Gunst entzogen, so verleugnete er sie doch nicht, denn als sie sich bald darauf mit dem Grafen Givry in London vermählte, proclamirte sie sich öffentlich in Titel und Würden als „Elisabeth Wilhelmine von Este Braunschweig, Gräfin Colmar, älteste Tochter Sr. Hoheit des Prinzen Karl August von Este Braunschweig Herzogs von Braunschweig-Lüneburg". Der Baron von Audiau, Kammerherr des Herzogs, war Zeuge der Vermählung der wie es hieß „erhabenen Tochter Sr. Hoheit", und Se. Hoheit protestirten nicht dagegen.

Dieses für die Thatsachen, bestätigt durch die Zeugen, welche die Gräfin gestellt. Durch diese und den Taufact suchte sie sich berechtigt, dem Herzog Karl zu sagen: „Du bist mein Vater." „Ich habe acht Kinder, mein Mann ist todt und ich bin im Elend! Lange schon habe ich in Kummer und Noth gelebt, meine Gesundheit ist erschüttert, meine Kräfte sind erschöpft! Komm deiner einzigen Tochter endlich zu Hülfe!"

Der Herzog, hart wie seine Diamanten, erwidert lakonisch: „Die französische Justiz hat nicht die Berechtigung, deine Ansprüche geltend zu machen, suche sie anderwärts Hülfe." Er bleibt in seinem Palais und lehnt jede Aufforderung der Gerichte ab, er legt der Aeußerung der Gräfin Givry, um ihre Ansprüche vollständig zu vernichten, dies entgegen: „Diejenige, welche man Lady Coleville nennt, ist keineswegs die hohe und reine Persönlichkeit, als welche man sie hinstellt, es war eine obwol noch junge, doch schon in romantischen Abenteuern erfahrene Person, der Name, den sie trug, war nicht der ihrige, sondern ein angenommener. Seit ihrer Flucht aus Braunschweig hat sie sich verheirathet, hat sich scheiden lassen und sich wieder verheirathet; sie hat ihren zweiten Mann verlassen, um nach Californien zu gehen. Es ist niemals die Rede von einer legitimen Heirath zwischen uns gewesen. Ist ihre Tochter meine Tochter? Ich habe sie niemals als solche anerkannt. Daß ich für jenes Kind viel Güte und Sorgfalt gehabt habe, ist wahr; doch hat dasselbe mir mit Undank dafür gelohnt."

„Eines Tags hat das junge Mädchen ihr Pensionat verlassen, ist zum Baron Audiau gekommen, hat sich die Haare abgeschnitten und dieselben verkauft."

„Ich liebe die extravaganten Charaktere nicht; seit der Zeit, wo diese ihre unbesonnenen Streiche begannen, habe ich meine Hand von ihr gezogen, all meine ihr gespendeten Wohlthaten beruhten auf meinem freien Willen, nicht auf einem Gesetz, das mich dazu verpflichtete."

Es sind zwei sehr verschiedene Lesarten, die hier zwischen Vater und Tochter bestehen. Dem Romanschriftsteller ist damit ein interessanter Stoff geboten, zumal man durch all dieses Gezänk doch zum Licht der Wahrheit geführt werden wird, indem das pariser Tribunal sich für competent erklärt hat und nach den eingereichten Documenten die Debatte leiten, um der Gräfin zu ihrem Recht zu verhelfen, sobald sich ihre Anklage als echt bewährt.

Briefwechsel.

— O. C. in Breslau. Von den Novellen, die Sie uns schicken wollen, haben wir uns bis jetzt keine gemacht. Die Manuscripte erhalten Sie zurück.

— L. G. in Berlin. Ihre Gedichte wollen sich leider für unsere Unterhaltungen nicht verwenden lassen.

— E. in Darmstadt. Wir erwarten schon mit langerer Zeit einen Beitrag von Ihnen.

— H. H. in Bremen. Es ist mir nur ein Wunsch, Ihnen zu diesen Ernennungen mit Gemüthlichkeit zum Ausdruck zu gelangen. Wie ich die preußischen Preßverhältnisse nicht noch zu loben [illegible] — das nicht nur mit einer Verwunderung.

— H. P. in Leipzig. Beiträge zur deutschen Sagengeschichte [illegible] und auf Ihren Brief ausführlich [illegible]

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge Erster Band Nr. 35. Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Zwei Vermählungen. Novelle von Sigmund Kolisch. XII. XIII. — Die Gefängnisse und Einrichtungsgebäude des Lenne. Von Gustav Kolb. II. — Von Dresden nach Toulon. Von Ida Hahn-Hahn. I. — Der Ausbruch des nordamerikanischen Krieges. III. — Ein philosophischer Trinker. — Miszellen: Deutsche Stadt. I. Leipzig und seine Umgebung. — Thomas Carlyle. — Die Novelle. — Briefwechsel.

Zwei Vermählungen.

Novelle von Sigmund Kolisch.

XII. So nahe und doch so fern.

(Fortsetzung.)

Als Genevieve den schweren Seufzer ihres Gatten sah, als sie die zusammengezogenen Augenbrauen, den vor sich hinstarrenden Blick gewahrte, da wurde ihr Herz wie von einer unerträglichen Last bedrückt; es kam ihr in diesem Augenblick vor, als wäre der ihr Augetraute für immer unversöhnlich und als könnte die weite Kluft zwischen ihnen niemals ausgefüllt werden; sie verfiel andächtigen Gedanken. Lange sprachen die Neuvermählten, als die Pferde lustig dahindrauften, kein Wort miteinander. Sie kamen vor die Stadt, sie ließen die Barrièren weit hinter sich, der Frühling mit seiner Sonne und seinem Duft drängte sich an sie heran und sie achteten kaum auf ihn. Doch als beleidigte den Geheierten die Gleichgültigkeit, wurde sein Mahnen, sein Antrut zum Glück immer lebhafter, immer gewaltiger. Die grünumhüllten Felder dehnten sich wie Schauplätze ewigen Friedens festlich und vergnügt dahin; die Bäume, froh des Daseins, tauchten ihre mit Knospen bedeckten Zweige in den Luftstrom, um frisches, verjüngtes Leben zu trinken; es war zu leben, wie die Vögel an ihrem Nestern danten und besserten, um sie für ihren stillen traulichen Verkehr einzurichten; es war zu hören, wie sie sangen, damit alle Welt wisse, wie fröhlich sie seien; der blaue Himmel lachte klar und mild hernieder; hier und da segelte ein Wölkchen arglos dahin, wie um zu zeigen, daß alles Verderbliche fern sei; das Häschen eraing sich keck und gar bedeutend im Revier; alles schien tief bewegt: die Blume, der Halm, die Gräser, der Wald mit seinem Rauschen, die Luft mit ihrem Klingen, der Himmel mit seinem Glanze, die Erde mit ihrem Blühen.

Nach und nach löste sich der Kummer Schwere der Ehelente. Frühling und Jugend füllten und schwellten ihre Herzen; sie blickten hinaus in das morgenhelle Treiben der Natur; Ahnung des Glücks überkam sie; sie konnten sich unmöglich des Gedankens erwehren, daß auch sie mit zu der großen Feier geladen seien, welche der Lenz für alle Kreatur veranstaltet.

Genevieves Augen erglänzten von Lust und Sehnsucht, sie vermochte kaum der Allgewalt ihrer Regungen zu widerstehen; nachdem sie sich lange dem großen Eindruck hingegeben, blickte sie wie bezwungen von ihren Empfindungen Raymond an, in dessen Auge sich ebenfalls Rührung und Entzücken aussprach.

daß Euer leiblicher Vetter Meſter David Fielding ſeit drei Tagen auf den Tod krank liegt.“ —

Nichols.

Mein Heiland! Er iſt ſchon todt! Mein guter Vetter, gewiß, er iſt ſchon todt!

Jenny (lieſt ängſtlich weiter).

„Da jeden Augenblick ſeine irdiſche Auflöſung bevorſteht, ſo wollte unterzeichneter Notar nicht unterlaſſen, Euch darauf aufmerkſam zu machen“ —

Nichols (ſchlägt auf den Brief).

Verdammter Federfuchſer! Noch nicht kalt, und ſchon wetzen die Raben ihre Schnäbel.

Jenny (weinend).

Der gute liebe Vetter!

Harry (kommt ſchnell vor).

Was habt Ihr? üble Nachricht? Ihr ſeht ſo blaß? Ein Brief?

Nichols.

Leſ't, leſ't! O mein guter Vetter!

Harry

(ſieht in den Brief und erſchrickt).

David Fielding! Durch den der reiche Thompſon ins Elend gekommen iſt?

„Nun gehöre ich Ihnen", flüsterte sie erröthend.

Der junge Mann machte eine rasche Bewegung, wie um ihre Hand zu fassen, hielt sich jedoch plötzlich, als ob er sich besonnen hätte, zurück. Und so ging der günstige Moment der Wiedervereinigung, welcher sich dargeboten hatte, verloren. Wie die junge Frau noch vor einem Augenblick hingerissen in den herrlichsten Hoffnungen war, sah sie nun in düsteres Sinnen; sie fühlte sich aufs tiefste gekränkt und verletzt; sie glaubte, so viel das Möglichste gethan zu haben, um ihren Gatten von ihrer Liebe zu überzeugen, und daß er sie mit sammt ihrer Hingebung verächtlich zurückgestoßen habe. Sie fing an, sich als das Opfer eines schnöden Zweifels, eines rohen Mißverstehens zu betrachten, und vergaß beinahe, daß ihr eigenes, sündhaft begangenes Unrecht eben den kalten, störenden Geist heraufbeschworen habe, der sich zwischen sie und ihr Glück drängte. Sie grollte dem Geliebten, wie sie ihm noch nie vorher gegrollt. In den Winkel des Wagens gedrückt, innerlich weinend, wenn auch ohne Thränen, die sie mühsam niederkämpfte, achtete sie nicht weiter auf das Grün der Felder, auf die Knospen der Bäume, auf den Gesang der Vögel, sie überließ sich ganz ihrem bittern Schmerz.

Raymond schien es nicht zu bemerken oder wenigstens nicht zu beachten, was in der Neuvermählten vorging; doch verhehlte auch er in Mißmuth nach dieser Bewegung, die er niedergekämpft, zwar blickte er noch immer hinaus auf das vergnügte Treiben der verjüngten, jubelnden Welt, allein der Widerhall in seinem Herzen war verschwunden. Wieder herrschte eine Zeit lang lautloses Schweigen in dem Wagen. Als aber diese Stille lange genug gewährt hatte und der junge Mann das Ungeziemende seines Verhaltens erkannte, that er seiner Stimmung Zwang an und unterhielt seine Frau von gleichgültigen Dingen: ihre Einrichtung in Bellerivemanor betreffend; von der Art und Weise, wie sie Leute und jene annehmen, ihre Gesellschaft wählen und sich die Zeit verkürzen würden. Ermeline machte die äußerst erdenklichsten Anstrengungen, um ihren Schmerz zu verbergen und auf die Gespräche ihres Mannes einzugehen, welche ihr nicht das geringste Interesse boten und die ihr weit eher peinlich als angenehm waren.

Die Nacht war bereits hereingebrochen, als die jungen Eheleute an dem Schlosse von Bellefontaine ankamen. Diener und Dienerinnen, die die Frau Thorold gesorgt hatte, empfingen sie mit zuvorkommendem Eifer; ebenso bequeme als elegant eingerichtete Gemächer nahmen sie auf. In dem Speisesaal wurde ein wohlschmeckendes Mahl aufgetragen, um die von der langen Fahrt Ermüdeten zu erquicken; doch genossen sie nur wenig von den köstlichen Gerichten, ein drückendes Mißbehagen verdarb ihnen die Lust an Speise und Trank und nach kurzer Frist zogen sie sich in ihr Schlafgemächer zurück.

Ermeline war infolge ihrer gezwungenen Anstrengung bis zur Erschöpfung müde; sie sank, als sie allein war, nachdem sie die Kammerfrau, welche ihr beim Entkleiden behülflich sein wollte, weggeschickt hatte, auf ein Kanapee, bedeckte ihr Gesicht und ließ ihren Thränen freien Lauf. Nachdem sie sich ausgeweint hatte, erhob sie sich, wie um mit sich selber zu berathen, was sie nun zu thun hätte. Gedrängt durch eine unbestimmte Erwartung, war sie unschlüssig, ob sie zu Bett gehen oder wach bleiben sollte; sie wollte die Thür verschließen, hatte aber nicht den Muth, den Riegel vorzuschieben, und wie dem Druck ihrer Qualen weichend, sank sie wieder auf das Sofa hin und weinte abermals, bis der Schlummer kam und sie wohlthätig dem Anblick und Leiden entrieb.

Raymond hatte mit Aufregungen der unbändigsten Art zu ringen: die Liebe kam und zeigte ihm unnennbare, unergründliche Seligkeiten in den Armen des Weibes, das er wie das höchste Gut des Lebens gesucht und das ihm nun angehörte; und es riß ihn fort zu ihr, mit unwiderstehlicher Gewalt zu der Geliebten, die doch seinen Zärtlichkeiten entgegenziehen mußte; kaum aber wollte er diesem heftigen Drange folgen, so verrieth ihm die Erinnerung den Weg, indem sie ihm zurief: „Verächter, Unwürdiger! An einen Leib ohne Seele, an ein leeres, ödes Herz willst du den ganzen Reichthum deiner überwallenden Gefühle verschwenden? Du willst ein Wesen in glühendster Begeisterung umfassen, das dir nichts entgegenbringt als Liebe zu deinem Gold, zu deinen Gütern, den du ihm bieten kannst?" Und in Trümmer sank die paradiesische Welt, die sich werben vor seiner entflammten Einbildung aufgebaut hatte. Er verfluchte sein Latein und das unselige Tantalusgeschick, das ihm tückische, finstere Mächte bereiteten. Kaum aber hatte das wilde Toben seiner Seele sich gelegt, hatte er so viel Fassung und Besonnenheit gewonnen, um

über die Lage, in welcher er sich befand, nachdenken zu können, warf ihn Unwissenheit und sein halbtotes Weinen vor; er sagte sich, das es angemessen und seine Pflicht sei, die Gefahr, die er selber herbeigeführt, mit Ruhe und Mut zu ertragen und irgendeine Lösung zu finden, das neuentstandene Leben zu bringen. Damit versuchte, vermochten es nicht beruhigend und glücklich sein könne, in ein ungewisses Glück gelangt und sich ihn sowol als für die Frau, die er an sein Schicksal festgebunden, erträglich gestalte. Er nahm sich vor, die Ehe nach dem gewöhnlichen Zustand friedlich einzurichten und sie über allen leidenschaftlichen Bewegungen im guten wie im schlechten Sinne sorglam zu bewahren; und mit diesen zweckmäßigen Vorsätzen ausgerüstet, näherte sich der Thür, die aus seinem Schlafgemach in das seiner Gattin führte. Mit einer Behutsamkeit, deren er sich nicht erwehren konnte, horchte er; er vernahm keinen Laut; doch sah ein Lichtschimmer durch das Schlüsselloch, woraus er schloß, daß seine Frau noch nicht zu Bett gegangen

Er faßte sich ein Herz, öffnete und trat ein. Als er sah, daß Genestine schlief, blieb er stehen, aus Furcht, daß seine Schritte sie wecken. Die Lampenlicht fiel auf die halbe, nackte Gestalt; das Angesicht der Schlafenden war blaß und zeigte noch der Ruhe, die über sie ausgegossen war, von innerer Bewegung; in ihren Zügen drückte sich Kummer und Leiden aus. Von einem Zauber ergriffen, fühlte sich der Gatte, als er dieses ebenso reizende als fremde Bild vor sich sah. Unwillkürlich näherte er sich ihr, und als er ihr ganz nahe kam, schien es ihm, als umfinge ihn frischer, erquickender Lebenshauch; er neigte sein Haupt über sie, um ihn von dem Atheme zu verlieren, den ihr Mund aushauchte. Schon waren seine Lippen daran, sie zu berühren, da schlug sie die Augen auf. Sie fuhr erschrocken zurück

„Sie sind es!“ sagte Genestine, indem sie erwachte.

Er wollte sprechen, mit Bestimmtheit sagen, es sich vorgenommen hatte, um ein ungeziemendes Verhältniß zwischen seiner Frau und ihm herbeizuführen; doch fühlte er die Unmöglichkeit, eine gemäßigte Sprache zwischen Kalt und Warm zu treffen, die rechte Mitte einzuhalten, wie ein Verfolgter suchte er hinter jene Worte, die er als einen Schutz vor Entweihung seines Gefühls betrachtete

„Nehmen Sie doch zu Bett, die Nacht ist warm vorgerückt!“ sagte er in einem gleichgültigen Tone, ging und schloß in sein Gemach zurück, das er diese Nacht nicht mehr verließ.

XIII. Geschichten

Savarond gab den vernünftigen Plan nicht auf, aus seiner zweifachen Zurückhaltung herauszutreten und seine Thätigkeit in ein allthätiges Leben zu bringen. Auf der Stelle Genestine erlebte in dem neuen Lebensverhältniß eine ganz Umwandlung. Sie suchte sich mit Fleiß zum Weibe ganz gegen eine Behandlung, die sie um so beleidigender, um so kränkender fand, je weiter ihr Schuldbewußtsein in den Hintergrund rückte; das junge Weib rüstete sich zum Kampf empor und suchte nach Waffen gegen den Mann, der sich ihr als ehemaliger Feind gegenübergestellt und der es, wie sie voraussetzte, darauf abgesehen hatte, ihr wehe zu thun. Als erste Notwendigkeit erschien ihr, sich von ihrem Gegner abzuwenden und alles, was in ihr zu seinen Gunsten sprach, nach Möglichkeit zum Schweigen zu bringen; an dem Verleichen ihrer Liebe zu arbeiten, durch die sie sich wehrlos gemacht fühlte. Dem Antrieb ihrer aufwallenden Gefühle folgend, mit einer Entschlossenheit, wie sie gekränkter Stolz einem Weibe nur eingeben kann, und zugleich mit kluger Berechnung trat sie gegen ihren Gegner in die Schranken. Einige Tage nach der Ankunft auf dem Schlosse erschien sie nicht nur gefaßter, sondern auch heiterer, sprach mit ihrem Gatten in einem leichten Tone von den Veränderungen, die in dem Park um das Schloß vorzunehmen wären, von Einrichtungen, welche für gelegentliche Vergnügungen getroffen werden müßten; sie nannte die Bücher, die sie aus Paris kommen zu lassen, die Leute, die sie aufs Schloß zu laden gedenke. Sie sah bisweilen nach dem Haushalt, erkundigte sich nach den malerischen Punkten in der Umgebung, die eines Besuchs werth wären, nach den Nachbarn, mit denen es wünschenswerth sein könnte, Bekanntschaft anzuknüpfen. Häufig äußerte sie den Wunsch, auszufahren und sich von Savarond begleiten zu lassen, oder streifte im Walde umher, aus dem sie mit neuen Entdeckungen von kühlen Ruheplätzen, von gewaltigen Eichen und mit allerlei Blumen, die sie aufgefunden, zurückkehrte.

Als nach vierzehn Tagen Gäste aus der Stadt, die beiden Väter, Verwandte und Bekannte kamen, empfing sie dieselben mit Freundlichkeit und zeigte sich munter und wohlgemuth

Auf die indiscreteste Frage einer alten Tante antwortete sie mit einem verschämten Schweigen und mit Erröthen, daß die gute Frau im besten Sinne bewirkt

Mit besonderer Aufmerksamkeit begegnete sie ihrem Schwiegervater auf Spaziergängen war sie immer an seinem Arme Ueber Anordnungen, die sie treffen wollte, fragte sie ihn um Rath; sie wendete sich vor allem an seinen Geschmack, wenn sie den Gatten eine neue Anlage im Park oder eine herrliche Aussicht zeigte, und als die Gesellschaft schied, sah sie jedes Glied derselben mit liebenswürdiger Freundlichkeit zu seinem Besuchen ein Den Grafen Thomas hatte sie bewogen, einige Tage in Bellefontaine zuzubringen Die meisten Reisenden schwuren darauf, daß in dem Schlosse zu Bellefontaine die glücklichste Ehe zu finden sei

Ohne recht zu wissen, warum, fühlte sich Raymond durch die gute Laune seiner Gattin unangenehm berührt Es ist ein herrschender Zug in dem Menschen, daß es ihm eine unbewußte Befriedigung gewährt, den Gegenstand seiner Liebe durch eine rein materielle Einwirkung leiden zu machen, wahrscheinlich ist es das Gefühl der Herrschaft, deren man sich bewußt wird, welches diese Genugthuung gewährt Trotz Seelengenossenheit ist es wol zuzuschreiben, daß der junge Graf von Semonville das ernste, in sich gekehrte Wesen seiner Frau über Manierlichkeit vorzog, ebenso begann aber wie seinen alten Schmerz verbarg er auch den neuen Unmuth; er ging auf den Ton, welchen Ernestine ihm gegenüber anschlug, vollkommen ein Und wenn sie von Verlobungen sprach, die zu treffen wären, von Bekanntschaften und Einladungen, die sie zu machen wünsche, hörte er aufmerksam zu und zeigte sich bereit, nach Kräften zur Ausführung ihres Verhabens beizutragen, auch hielt er Wort, machte Besuche bei den Nachbarn, die sie zu empfangen wünschte, bestellte einen Baumeister oder einen Gärtner, ließ Entwürfe ausarbeiten und kam auf diese Weise dem Verlangen seiner Frau entgegen

Auf dem Schlosse von Bellefontaine wurde es infolge des stillen Kampfes zwischen den Neuvermählten nach und nach so lebendig, daß dieselben einander nur schwer gefunden hatten, selbst wenn es ihnen allen Ernstes eingefallen wäre, einander zu suchen Besinnungslos, nicht ohne eine Art Befriedigung überließ sich Ernestine diesem Wogen der Gesellschaft, das, wie sie sich vorstellte, ihre Freiheit und Unabhängigkeit, ihren Sieg über den Gegner sicherte, in welchem sie eine Entschädigung für ihre verletzte Eitelkeit zu finden glaubte Raymond dagegen fragte sich mit tiefer Betrübniß, was aus dem allen werden, welche Zukunft sich aus dem Gewirr entwickeln sollte, sich offen gestehend, daß er außer Stande sei, sein Lebensschiff zu regieren, und daß er gezwungen sei, es treiben zu lassen auf der launigen Welle, die man Geschick nennt Es wurde ihm klar, daß ihm ein neuer Lebensplan noth thue, daß er eines Zieles bedürfe, nach welchem er mit Anwendung aller Kräfte streben würde; auch kamen allerlei Beschlüsse in seiner Seele; doch fehlte allen die Lebensfähigkeit, die zeugende Kraft; sie fielen zu Boden, ein Spiel der Winde wie die Blätter im Herbste Sein vergebliches Suchen nach der Trennung von seinem Canale vermehrte nur noch seine Verstimmung, die er immer größere Mühe hatte zu verbergen, die er jedoch um keinen Preis hätte blicken lassen, aus Furcht seine Haltung zu verlieren, und seine Würde bloßzustellen Zuletzt suchte er wie seine Frau sich zu zerstreuen und es kam ihm das Gedränge der Gesellschaft auf dem Schlosse mehr als erwünscht: die beiden Gatten erinnerten an zwei Masken, die einander weder verstehen noch erkennen, und einander fliehen, um nicht erkannt und verstanden zu werden

So trostlos, so gefahrdrohend haben die Dinge nie, als gegen Mitte August an einem hellen Vormittag „Vetter Albert" auf das Schloß kam, mit einem Schreiben seines Oheims an den Grafen und die Gräfin versehen, in welchem diese ersucht wurden, dem verwandten Gemmis einige Wochen lang Gastfreundschaft zu gewähren „Ich sehe mich veranlaßt", hieß es in dem Schreiben „meinem Neffen wegen seiner erschütterten Gesundheit Aerzte zu gestatten; die Aerzte rathen zu Zerstreuungen und zu einem Aufenthalt auf dem Lande, weil sie das Uebel einer Erschütterung des Nervensystems zuschreiben. Es kann für den armen Jungen keinen vortheilhaftern Aufenthalt geben als auf dem Schlosse zu Bellefontaine, und ich empfehle ihn Euer besondern Freundlichkeit" Von der Zurückweisung einer Bitte dieser Art konnte natürlich nicht die Rede sein Der Gemmis wurde freundlich aufgenommen und fand eine schickliche Unterkunft, selbst Raymond hieß mit angemessener Höflichkeit den Verwandten willkommen, und er sowol als Ernestine forschten theilnehmend nach dem Uebel, das ihnen das Vergnügen seines Besuchs verschaffte

„Es ist nichts", erwiderte Mylord und bot der liebenswürdigen Nachbarin den linken Arm; „die Ausdünstung der Todtenstube und der entlosen Zimmer des Herrn Kanzlers haben meine Nerven angegriffen; die Atmosphäre und die Bäume von Bellevue werden mich in kurzem hergestellt haben."

„Ich bedauere, daß wir Sie heute verlassen müssen, mein lieber Vetter", sagte Cromwell zu Rochford; „wir sind nämlich bei einem unserer Nachbarn zu Tische geladen und können, ohne unhöflich zu sein, nicht wegbleiben; zum Gelag für den Abgang unserer Gesellschaft überlassen wir Ihnen die Herrschaft im Hause; schalten und walten Sie da nach Belieben; verfügen Sie über alles, über Küche, Keller und Stall, über Leute und Linge!" Und sich an die Kammerfrau wendend, setzte er mit Ernst hinzu: „Sorgen Sie dafür, Madame Anne, daß es Herrn Rochford, meinem Vetter, während meiner Abwesenheit in an nichts fehle!"

Gegen 1 Uhr nachmittags stand der Wagen bereit, das Ehepaar bestieg denselben und fuhr davon. Solange nur eine Spur von der Kutsche sichtbar war, blickte ihr der blasse Vetter nach.

„Wieder eine verdammte Cromwellin!" sagte er zu sich selber. „Sie scheinen so guter Dinge! Ich habe neue Gewalten, halb Gräfin und halb Pantoffelrichterin, wol glücklich sind!"

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Die Gefängnisse und Hinrichtungsstätten des Tower.

Von Gustav Kühn.

II.

Eine neue, dunklere Zeit ist für den Tower eingetreten, seit Heinrich VIII. vom Throne Englands Besitz ergriffen hatte. Nicht lange nachdem er seine Verfolgungswuth gegen die Lollarden, die Anhänger Wiclif's, gestillt hatte, begann er gegen die Reformatoren zu wüthen, welche sich in Deutschland erhoben hatten. Die Kerker des Tower füllten sich mit Gefangenen, welche der Ketzerei angeklagt waren. Aber Heinrich's Leidenschaft in Anna Boleyn änderte bald seine religiöse Richtung. Während der folgenden zehn Jahre schmachteten in den Gefängnissen des Tower nur diejenigen, welche sich Heinrich's Ansprüchen, als Haupt der Kirche anerkannt zu werden, widersetzten. Thomas Morus und der ehrwürdige Bischof Fisher verunzierten ihre Paläste mit den Kerkern des Tower. Der Bischof war schon achtzig Jahre alt. Trotzdem wurde er in der dunklen Kerker gebracht. „Ich habe weder ein Hemde noch ein Kleidungsstück anzulegen, außer einigen zerlumpten und elenden Lumpen", schrieb er dem treuen Cromwell, Heinrich's allmächtigem Minister; „auch meine Kerkermeister wissen es, wie blöde und knapp ich es bin." Nochmals wechselte der wankelmüthige und nur in seiner Verfolgungswuth consequente König seine religiösen Ueberzeugungen. Als er aus Neigung seine Gnade Lord Cromwell zuwandte, gewann die römische Partei über ihn wieder ihren alten Einfluß. Lady Katharina Howard, die Nichte des mächtigen Herzogs von Norfolk, hatte seine Zuneigung entflammt. Der Stern von Anna Boleyn begann zu sinken, als der König Katharina Howard sah. „Nur halb verständlich für unglückliche Königin den Ihren mit dem Gefängniß Katharina Howard", schrieb damals der französische Gesandte an den König von Frankreich. „Ist eine Dame von nicht so großer Schönheit wie von bezaubernder und höchst einnehmender Anmuth." Im Schlosse zu Windsor ist noch heute ihr von Holbein gemaltes Bild zu sehen. Sie hat regelmäßige, hohe anmuthige Züge, große blaue Augen und runde Lippen. Auf ihren goldenen, mit Goldfäden besetzten Kopfbändern trug sie die Worte: „No other will but his." („Keines andern Wille als der seinige!") Als Anna Boleyn ihr schönes Haupt auf den Block gelegt hatte, wurde Katharina die Gemahlin des Königs. Aber ihr Glück sollte nicht lange dauern. Sie war schlecht erzogen worden. Jung und liebenswürdig, war sie in dem alten Palast ihrer Großmutter, der Herzogin von Norfolk, bei der sie ihre Jugend zubrachte, ohne ihrem Rang und Stand angemessene Gesellschaft oft allein gelassen worden. Sie hatte damals mit mehreren nicht weniger als ehrenwerthen Mitgliedern ihrer Familie Bekanntschaft gemacht. Unter ihnen war ein gewisser Derham, der, wie er sich rühmte, dem jungen vierzehnjährigen Mädchen eine ernste Leidenschaft einflößte. Wie diese Gefühle drängten sich alle diese Menschen an Katharina Howard, nachdem sie Königin von England geworden war, wieder heran und wurden bald die Werkzeuge ihrer Feinde. Schändliche Verleumdungen wurden verbreitet, bei Zeiten ihrer Jugend wurde dem eifersüchtigen Könige mitgetheilt. Die Unglückliche war noch nicht zwanzig Jahre alt, als sie des Staatsverraths angeklagt, in die Gefängnisse des Tower geführt wurde. Sie wurde gefoltert. Die unter den Qualen der Folterungen

wurde erzwungenen Anklagen waren und blieben die einzigen Beweisgründe für ihre Schuld. Auf dem Platze, wo Anna Boleyn's schönes Haupt unter dem Beil des Henkers gefallen war, endete auch Katharina Howard ihr Leben bis zum letzten Augenblick ihre Unschuld betheuernd und die Anklagen widerrufend, welche einzig und allein die Ursache ihr entrissen hatte. Zwei Jahre vor ihrem Tode hatte der einst so mächtige Minister, Lord Cromwell, auf dem Blutgerüst zu Towerhill unter derselben Anklage. Der zunehmende Einfluß seiner Feinde bei Hofe und die Launen des Königs waren die einzigen Motive seiner ungerechten Verurtheilung.

Nach seinem Tode war niemand, der, gleich ihm, die Macht besaß, das Interesse der Reformirten zu schützen und sich den Verfolgungen kräftig entgegenzunehmen. Während der letzten Regierungsjahre König Heinrich's VIII. waren die Kerker des Tower mit gelehrten Geistlichen überfüllt, welche angeklagt wurden, Anhänger der Reformation zu sein. Im Jahre 1546 wurde Anna Askew im Tower erst gefoltert und darauf in Smithfield verbrannt, weil sie in einer Unterredung die Lehre von der Transsubstantiation im irrig erklärt hatte. Eins der letzten Opfer von Heinrich's Tyrannei war der allgemein geachtete Grafen von Salisbury, die Tochter des attainten Herzogs von Clarence und Schwester des enthaupteten Grafen von Warwick. Es scheint, als wenn das Blut der Plantagenet, das in ihren Adern floß, ihr einziges Verbrechen war. Als sie zum Blutgerüst auf dem grünen Platz vor der Kapelle geführt wurde, weigerte sie sich, ihren Kopf auf den Block zu legen. „Verräther mögen dies thun", sagte sie, „aber ich bin keine Verrätherin". Es folgte nun eine schreckliche Scene, welche damit endete, daß der Scharfrichter die Greisin an ihren langen grauen Haaren zum Block schleppte.

Die leichten Gestalten des „guten" Herzogs von Somerset und der schönen und edeln Jane Grey schritten nun durch die dunklen Thore des Tower, um auf dem Schaffot zum letzten mal das Licht der Sonne zu erblicken und dann in die schweigende Gruft der St. Peterskapelle hinabzusteigen. Lady Jane Grey war die Enkelin Heinrich's VII. Lord Guilford Dudley hieß ihr ungeliebter Gemahl. Sein Vater, ehrgeizig, unersättlich nach Rang und Macht, bemühte sich, nach dem Tode Eduard's VI. die schöne und durch ihre Tugenden und liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften allgemein geachtete Enkelin Heinrich's VII. auf den Thron von England zu setzen. Er gründete ihre Ansprüche auf jenes Gesetz, welches der Herzog von Northumberland den König Eduard VII. zu machen bewogen hatte und welches die Rechte der beiden Prinzessinnen Maria und Elisabeth beseitigte. Maria verurtheilte bei ihrer Thronbesteigung beide zum Tode. Lady Jane Grey's schönes Haupt fiel auf dem grünen Platze vor der Kapelle, Lord Guilford starb auf dem Schaffot von Towerhill. Dann füllten unter der Regierung der katholischen Maria wiederum die Glaubensmärtyrer die Kerker. Cranmer, Ridley und Latimer brachten dort ihre letzten Tage zu, bevor sie den Märtyrertod in Oxford starben. Auch die Königin Elisabeth gehörte in dieser Zeit zu den Gefangenen des Tower. Sie wurde dort mit großer Härte behandelt. Die Königin Maria verbot sogar den Kindern, welche sich daran ergötzten, der gefangenen Prinzessin frische Blumen zu bringen, den Zutritt zum Gefängniß. Von den Gefangenen, welche sie in den Tower schickte, werde ich später bei der Beschreibung des Beauchamp- und des Devereux-thurms sprechen.

Die letzte Periode in der Geschichte der Gefangnisse des Tower war die Regierungszeit der Stuart. Sir Walter Raleigh bewohnte lange Jahre das große, gewölbte Gemach im Bloßen Thurm, welches jetzt „Die Rauchkammer der Königin Elisabeth" heißt. Der Verdacht, an der Verschwörung theilgenommen zu haben, durch welche die Rechte der Königin von Schottland, Lady Arabella Stuart, auf den englischen Thron gekränkt werden sollte, brachte ihn in den Tower. Auch Lady Arabella Stuart starb dort, vor Gram wahnsinnig geworden. Walter Raleigh brachte nicht weniger als zwölf Jahre im Kerker zu; dann wurde er entlassen, um — nach Guinea in Südamerika gesandt zu werden und Goldminen zu entdecken. Nach seiner Rückkehr wurde er von neuem in den Tower gesetzt, um bald darauf enthauptet zu werden, wie man sagt, den Spaniern zu Gefallen, um deren Gunst König Jakob buhlte und welche Raleigh's Tapferkeit oft auf den Schlachtfeldern besiegt hatte. Thomas Wentworth, Graf von Strafford, wurde während des langen Streites enthauptet, den König Karl I. mit seinem Parlament hatte; ebenso der Erzbischof Laud. Er hatte behauptet, daß die Prärogative des Königs über alles erhaben seien, und war eins der ersten Opfer im Aufbau der englischen Freiheit.

Während Cromwell's Protectorat war der Tower mit denen angefüllt, welche verdächtig waren, die Intriguen und Ansprüche Karl's II zu unterstützen, und als Karl II König geworden war, starben auf dem grünen Platze vor der Kapelle alle diejenigen, welche an Karl's I Verurtheilung theilgenommen hatten. Während Jakob's II Regierung war der berühmteste Gefangene des Tower der Herzog von Monmouth. Nach der Schlacht bei Sedgemoor gefangen, wurde er in den Tower gebracht und vierzehn Tage später auf Towerhill enthauptet. Aber auch das Verfahren des Tyrannen Jakob's II, der berüchtigte Gerichtshof Jeffreys, wurde nach der Abdankung des Königs in den Tower gebracht und brachte dort seine letzten Lebenstage zu.

In den Jahren 1715 und 1745 machten die verbannten Stuart ihre letzten Versuche, wieder auf den Thron zu gelangen. Nochmals wurde der Towerhügel der Schauplatz des Schreckens und des Blutvergießens. Eine lange Reihe der Anhänger der Stuart mußte ihre Häupter auf den blutigen Block legen. Ein Simon Fraser war der erste unter ihnen, die Lords Balmerino, Kilmarnock und Lovat waren die letzten, welche im Tower hingerichtet wurden und der Block, auf dem sie ihr Leben endeten, ist noch heute im Weißen Thurm zu sehen. Er ist ganz von Eisen, nach beiden Seiten hin ausgehöhlt.

Welch eine lange und schreckliche Reihe von grausamen und blutigen Thaten! Hat ein anderes Staatsgefängniß Europas eine ähnliche Geschichte voll Blut, Mord, Angst und Verzweiflung aufzuweisen? Wenn nicht! Der Tempel in Venedig steht weit hinter dem Tower in Londen zurück! Und ich habe nur wenige von den vielen Hunderten von Opfern genannt, welche in den Kerkerräumen des Tower schmachteten und auf dem grünen Platze vor der Kapelle oder auf dem blutbefleckten Towerhügel enthauptet wurden. Wie gesagt, dies mit den Namen könnte ich einen ganzen Band füllen. Und was waren die Ursachen, weshalb die Gefangenen des Tower ihr Haupt auf den Block legten? Sie waren sämmtlich keine Verbrecher; sie starben für ihre politischen und religiösen Ueberzeugungen. Viele starben als Märtyrer der religiösen und politischen Freiheit und ihre edeln Häupter hat die Geschichte mit dem Lorber unvergänglichen Ruhmes geschmückt. Verbrecher in der großen Mehrzahl der Opfer waren nur die, welche aus politischen und despotischen Zwecken gegen die Entwickelung der englischen politischen und religiösen Freiheit intrigirt haben. Mit Recht trat für der Tod durch Henkershand auf Towerhill.

Treten wir nun in den Tower und schauen uns die düstern Stätten der Gefangenschaft, der Folter und des Todes an! Sie liegen dicht bei einander. Aus dem Beauchamptthurm, in dessen Räumen sich die Verurtheilten der letzte Nacht vor ihrer Hinrichtung aufhielten, ist es bis zu dem grünen Platz vor der St. Peterskapelle, wo ihre Häupter unter dem Beil des Henkers fielen, nur wenige Schritte. Auch im Lagerpalais zu Venedig liegen Kerker, Gerichtssaal und die Stätten, wo die Verurtheilten erdrückt oder erhängt wurden, nahe beieinander. Wenn man sich von Venedig dem Tower nähert, bemerkt man, wie ein gewaltig, imposantes Horn der Festung weit über die Umfassungsmauer mit ihren Thürmen hervorragt. Das Horn ist der „Weiße Tower" oder der „Weiße Thurm". Es ist das Hauptgebäude im Tower, hat eine Breite von 118 und 96 Fuß, während seine Höhe 92 Fuß beträgt, und ist der Mittelpunkt der Festung. Der Normannenkönig Wilhelm der Eroberer baute den Weißen Tower. Drei hohe Stockwerke erheben sich über den unter dem Fußboden befindlichen geräumigen Gewölben übereinander. Das mit Blei gedeckte Dach hat Warthäuschen an jeder Ecke. Ein geräumiger Treppengang im nordöstlichen Winkel des Gebäudes führt durch die verschiedenen Stockwerke. Eine Mauer, 15 Fuß dick, theilt die drei Stockwerke in zwei Hälften von unten bis oben hinauf. Die einzelnen Räume sind von verschiedener Größe; das größte Zimmer im obersten Stock wurde zu Rüstkammer-Sammlungen benutzt, wenn die Könige von England im Weißen Tower residirten. Es ist ein hoher, alterthümlicher Saal. In diesem Saal, sagt man, war der Reichsrath versammelt, als Richard, Herzog von Gloucester, Lord Hastings zu augenblicklicher Hinrichtung vor die Peterskapelle abführen ließ. Ueber der Rüstkammer der Königin Elisabeth befindet sich die St. Johannes-Kapelle, welche die ganze Höhe vom ersten Stock bis zum Dach hinauf einnimmt — ein Raum der schönsten normännischen Architektur.

Rund um den Weißen Thurm läuft in fast viereckiger Gestalt ein hoher Wall, von 11 runden Thürmen überragt. Der stärkste unter diesen Thürmen ist der Beauchamptthurm, welcher weit in den großen Raum, der sich zwischen dem Weißen Tower und dem Wall befindet, hervor-

[illegible] Innerhalb dieses Raumes erhebt sich auch die St. Peterskapelle, ein unscheinbares, einfaches Steingebäude, welches aus dem Schiff und einem Seitengebäude besteht.

Die Thürme auf diesem Wall enthalten die Gefängnisse; vor der Kapelle, ungefähr in der Richtung des Beauchamptthurms, stand das Schaffot auf grünem Rasen. Eine in den Boden eingefügte Eisenplatte zeigt noch heute die schreckliche Stelle. Aus dem Beauchamptthurm ging es zum Schaffot, vom Schaffot in die unterirdischen Gewölbe der Kapelle. Dort ruht unter den Steinen des Bodens die schöne und tugendhafte Jane Grey, neben ihrem schönen Körper die Märtyrer des reformatorischen Glaubens. Hier schlafen die Herzoge von Norfolk und von Northumberland, Sir Thomas Cromwell, der erste Graf von Essex, der „gute Herzog von Somerset", der glänzende Günstling Königin Elisabeth's, Robert Devereux, Graf von Essex; hier ruhen Anna Boleyn, Katharina Howard und Thomas Seymour. Eine ähnliche Grabstätte hat wol kein Ort auf der Erde aufzuweisen. Glanz, Ehre, Reichthum, Schönheit, Tugend und Liebenswürdigkeit, Herzoge und Königinnen, Verfolger und Verfolgte, hände die Richter und ihre Opfer, die Freunde neben den Feinden, viele mit durch die Aexte getrennten Gliedern, alle ohne Köpfe, die Köpfe zu den Füßenden der Särge! Gibt es eine ähnliche Grabstätte auf der Erde wie diese Gewölbe, diese schmucklose, mehr wie einfache Kapelle?

Rund um den innern Wall läuft ein äußerer Wall, ebenfalls mit mehreren Thürmen und Bastionen versehen. Beide trennt ein breiter, tiefer Graben, welcher von der Themse bewässert werden kann. Der Haupteingang in den Tower befindet sich im südwestlichen Winkel, wo eine Steinbrücke über den Graben führt. Diese Brücke wird von zwei an seinen beiden Enden errichteten Thürmen vertheidigt. Wenn man über die Steinbrücke gekommen ist, erblickt man rechts einen starken Thurm mit einer Wasserpforte, die den Kanal verschließt, welcher unter dem Wall den Festungsgraben mit der Themse verbindet.

Die Wasserpforte heißt das „Verrätherthor". Alle Gefangene, welche zu Schiff auf der Themse in den Tower gebracht wurden, mußten das Verrätherthor passiren. Auch die Königin Elisabeth, als sie in den Tower geführt wurde, schritt unter dem Fallgitter dieses finstern Thores hindurch. Der Eingang in das Innere der Festung ist dem Verrätherthor schräg gegenüber durch einen gewölbten Thorweg, welcher in der Zeit Karls Eduard's III. erbaut wurde. Er hat eine Breite von 15 Fuß, während er 34 Fuß lang ist, welches zugleich die Dicke des Walles ist. Mächtige Fallgitter, welche wahrscheinlich aus sehr alter Zeit stammen, verschließen den Thorweg am Eingang und am Ausgang; über demselben erhebt sich ein finsterer, rechtwinkeliger Thurm. Der Thurm heißt der Blutthurm. Sein schrecklicher Name stammt aus einer Begebenheit in der englischen Geschichte, welche erst seit einigen Jahren aufgeklärt worden ist. Die beiden Söhne König Eduard's sind in diesem Thurme erdrosselt worden. Sie wurden bekanntlich nach dem Tode des Königs der Sorge des Herzogs von Gloucester, des Bruders ihres Vaters, anvertraut und von demselben in den Tower gebracht, wo sie verschwanden. Die Sage ging, daß sie im Blutthurm erdrosselt wurden. Im Thurm selbst ist jede Spur dieser That verschwunden, aber vor einigen Jahren fand man am Fuße des nordöstlichen Treppenganges am Weißen Tower unter den Steinplatten des Bodens die Skelete zweier Kinder. Höchst wahrscheinlich waren es die Skelete der ermordeten Söhne König Eduard's, von denen die Sage schon immer erzählt hatte, daß sie unter einem Treppengange des Weißen Tower begraben worden seien. Verlassen wir diesen schrecklichen Thurm und treten wir in den weiten, großen Hof der innern Festung. Der Weiße Tower erhebt sich mit seinen vier Wachtthürmchen an den Ecken des Daches uns gerade gegenüber. Wo wir auch hinblicken, blutige Gespenster der Vergangenheit steigen überall aus den Schatten der Thürme hervor. Da links der Thurm, der, den Wall mit seinem obern Stockwerk überragend, vom Wall bis in den Hof hinabsteigt, das ist der fürchterliche Beauchamptthurm, in dessen obern Stockwerken die Gefangenen die letzten Tage vor ihrer Hinrichtung zubrachten, nachdem sie ihren Urtheilsspruch gehört hatten. Für mich ist es der entsetzlichste Thurm im Tower. In seinen beiden großen Gemächern wurde weder gefoltert noch gemordet wie in den andern Thürmen, aber seine Wände sahen die Hoffnungslosigkeit der letzten Stunde, die Verzweiflung und die Todesangst; sie hörten die stillen Seufzer derjenigen, welche nach der letzten Nacht aus der Pforte, welche sich auf den innern Hof öffnet, hinaustreten sollten, um auf dem grünen Platz vor der Kapelle ihr Haupt auf den Block zu legen. Da, auf der

Ecke des Walles, hinter dem Beauchamptthurm, erhebt sich der Devereuxthurm. Seine Mauer hat eine Stärke von 11 Fuß, während der Durchschnitt desselben nur 10 Fuß beträgt. Robert Devereux, Graf von Essex, der Günstling der Königin Elisabeth, hat ihm seinen Namen gegeben. Seine Laufbahn als Soldat und Staatsmann war glänzend und kurz. Während er Statthalter in Irland war, wurde er in Westminsterhall angeklagt, nach dem Thron von England getrachtet zu haben. Er wurde zum Tode verurtheilt. Die Tage seiner Gefangenschaft brachte er in diesem Thurme zu. Zwischen Rache und Leidenschaft schwankte die Königin lange, ob sie das Todesurtheil unterzeichnen sollte. Sie unterzeichnete und am andern Tage erschien der schöne und ritterliche Essex auf dem Platz vor der Kapelle, um unter dem Beil des Henkers zu sterben. Der Hof des Tower war ganz leer; Essex hatte gewünscht, nicht vor den Augen einer neugierigen Menge zu sterben. Er hatte das vierundvierzigste Lebensjahr noch nicht erreicht.

Gehen wir weiter an dem Wall entlang, dessen Ecke der Devereuxthurm bildet und der mit dem gegenüber sich erhebenden Wall, in welchem sich die große Eingangspforte unter dem Bloodthurm befindet, in paralleler Richtung läuft, so kommen wir an dem „Bigelsthurm" vorüber, den man seiner engen Kerker wegen die „Kleine Hölle" nannte. Die „Kleine Hölle" existirt nicht mehr. Die Jahrhunderte, welche über seine Mauerkrone dahingerauscht sind, haben ihn in Trümmer gestürzt. Der nächste Thurm auf derselben Seite des Walles ist der „Begumachterthurm", in dessen düsteren Räumen der tapfere und hochliche Herzog von Clarence seinen Tod in einem Faße Malvasier trank. Der folgende Thurm ist der „Ziegelthurm". Die Sage berichtet ihn als das Gefängniß der schönen Johanna Grey, aber Johanna Grey hat ihre letzten Tage nicht hier zugebracht; sie befand sich „in der Wohnung des Meisters Partridge", eines Beamten des Tower. Vornehmen Frauen, wenn sie im Tower gefangen gehalten wurden, ward eine Wohnung bei dem Commandanten oder bei einem andern achtbaren Beamten des Tower angewiesen. Anna Boleyn wohnte in den obern Zimmern des Palastes, im Weißen Tower, nicht in dem Thurme, welcher die andere Ecke des Walles bildet, wie aus einem Briefe des Commandanten, Sir William Kingston, aus damaliger Zeit hervorgeht. Der Name Anna Boleyn, den man auch in einer Wand dieses Thurms, des sogenannten Juwelen- oder Warenthurms, eingeritzt findet, rührt von einem Gefangenen her, der übrigens in diesem Thurm eingekerkert war. Die drei Thürme, deren Mauerzinnen den Wall überragen, welcher die Parallele mit dem Wall bildet, an den sich der Beauchamptthurm lehnt, enthielten ebenfalls Gefängnißwohnungen. Welcher Thurm im Tower hat nicht das Seufzen und Stöhnen der Opfer und Märtyrer gehört? Sie heißen der „Bowbletthurm", der „Pfeilthurm" und der „Salzthurm". Auf den Wänden des Pfeilthurms kann man noch mehrere Inschriften lesen, auf der Wand des Zimmers im Pfeilthurm bemerkt man die Linien eines merkwürdigen astrologischen Gemäldes. Er rührt von einem Gefangenen her, der unter der Regierung der Königin Elisabeth wegen Anwendung von Zaubermitteln eingekerkert wurde.

In den palastartigen Räumen des Tower gibt es nur Eine Gefängnißwohnung. Sie war in dem Saale, welcher jetzt „Elisabeth's Rauchkammer" heißt. Wenn man aus der sogenannten „Pferde-Rauchkammer", welches ein aus dem Jahre [illegible] stammender neuer Anbau ist, wenn sich neben einer Sammlung interessanter Waffen, Kanonen und Curiositäten eine lange Reihe gharnischter Statuen zu Pferde befinden, in das alte Stockwerk des Palastes hinaufsteigt, so kommt man in einen hohen und langen Saal mit herrlichem Kreuzgewölbe. Der Raum, den das Treppenhaus einnimmt, ragt von der Ecke der Mauer. Der Saal wird durch drei hohe Fenster erleuchtet, deren Licht nur durch die große Stärke der Mauer, in welcher sie in schiefer Richtung eingebrochen sind, etwas geschwächt wird. Die Mauern und die Wände zwischen den Fenstern sind mit Gruppen von Lanzen, Schwertern, Piken, Schildern, Flinten, Harnischen und Rüstern geziert, unter denen sich viele merkwürdige und interessante Stücke befinden. In der Mitte des prächtigen Saals erblickt man entsetzliche Dinge. Da ist das Scharfrichterbeil, mit dem Jane Grey enthauptet wurde. Es ist ein schmales Beil mit weitausgeschweifter, noch heute ganz scharfer Schneide und einem kurzen hölzernen Stiel. Ich konnte es nicht unterlassen, mit dem Finger die Stelle zu berühren, welche den schönen Hals der Unglücklichen durchschnitten hatte. Gleich daneben steht der eiserne Block, auf dem die letzten, welche im Tower unter dem Beil des Henkers fielen, enthauptet wurden: die schottischen Lords Balmarino, Lovat und Kilmarnock. Es ist ein ge-

waltiger Blick, noch eben in eine schmale Fläche zusammen, welche sich nach beiden Seiten hin aushöhlt. Auch heben sich eine Menge Folterinstrumente, welche auf der Armada erbeutet wurden, Daumenschrauben, eiserne Ringe mit nach innen eingebogenen Spitzen, welche dem zu Folternden um den Kopf gelegt wurden; Gestelle von Eisen, in welche die Beine, Arme und der Rücken des zu Marternden eingespannt wurden, um durch Anwendung eines Mechanismus ihm dann auf einmal sämmtliche Glieder zu brechen. Dieser Saal war das Gefängniß Sir Walter Raleigh's während zwölf Jahre, wo er seine „Weltgeschichte" schrieb. An der Nordseite des Raums befindet sich eine Zelle in der Mauer, welche 10 Fuß lang und 8 Fuß breit ist. Das Tageslicht fällt nur durch den Eingang hinein. In diese Zelle wurde Sir Walter während der Nacht eingeschlossen. Am Ende des Saals erblickt man Königin Elisabeth zu Pferde, von einem Pagen begleitet. Am Eingange sind mehrere Inschriften in der Mauer zu erkennen. Sie rühren von Gefangenen her, welche in die Rebellion Sir Thomas Wyatt's verwickelt und in diesem Saale eingekerkert waren. Alle Nachrichten über diese Staatsgefangenen fehlen; Sir Thomas Wyatt wurde auf Towerhill enthauptet.

Gehen wir nun den letzten Gang — in den Beauchamp-thurm. Es ist der interessanteste Thurm im Tower. Der letzte Gang aus dem Beauchamp-thurm war auf das Schaffot.

Der Beauchamp-thurm stammt noch aus der Regierungszeit König Johann's und Heinrich's III. der, aus der Periode, in der die meisten Wallthürme errichtet wurden. Man vermuthet, daß der Thurm nach Thomas Beauchamp, Graf von Warwick, benannt worden ist, der auf Befehl König Richard's II. hingerichtet wurde. In einem Halbkreise liegt er aus dem Wall hervor. Seine Tiefe ist an ebener Erde. Bis zu der Platte, wo das Blutgerüst des Tower stand, sind von dort nur wenige Schritte, ebenso wie bis zu der Pforte des Petersschlüssels, wo der Hingerichteten zur ewigen Ruhe unter das Gewölbe des Kapellchens hinabging. Der Thurm besteht aus zwei Stockwerken, zu denen man mittels einer kreisförmigen steinernen Treppe und enger in der 11 Fuß dicken Mauer eingelegten Durchgänge gelangt. Das im zweiten Stockwerk gelegene Zimmer ist ohne besonderes Interesse, da sich da nur einige unbedeutende Inschriften von Gefangenen, über welche keine Urkunden vorhanden sind, fanden.

Der Eingang in das große Zimmer des ersten Stockwerks ist auf dessen südlicher Seite. Diesem Eingang gegenüber befinden sich zwei kleine Zellen, deren man sich wahrscheinlich zur bessern Verwahrung der Gefangenen während der Nacht bediente. Die Wände des großen, übrigens hohen und ganz hellen Zimmers sind mit vielen Inschriften bedeckt, die Seufzer der Unglücklichen, welche hier ihre letzte Stunde erwarteten. Gleich am Eingang sehen wir den Namen „Marmaduke Neville", einer von den Grafen Neville von Westmoreland, welche zur Regierungszeit der Königin Elisabeth mit sechzig andern Herren des Hochverraths angeklagt und hingerichtet wurde. Ganz in der Nähe befindet sich das Wappen der Percies, ein Crucifix, ein blutendes Herz, ein Schlegel und das Wort „Percies". Ueber dem Kamin bemerkt man den Namenszug Philipp Howard's, Grafen von Arundel. Er wurde enthauptet, weil er nach der Hand der schottischen Maria getrachtet hatte. Allen Gliedern der Familie Dudley, welche Jane Grey auf den Thron setzen wollte, diente der Beauchampthurm als Gefängniß. Auf der rechten Seite ist eine Devise von der Hand des Herzogs, welcher enthauptet wurde; die Worte „Jane Grey" in der westlichen Vertiefung des Saals stammen von Lord Guilford Dudley, dem unglücklichen Gemahl Lady Grey's, der auf Towerhill enthauptet wurde. In dieser westlichen Vertiefung sind überhaupt eine Menge von Inschriften. Da sind die Namenszüge von Sir John Gage, welcher sich in der Verfolgung der Protestanten so eifrig zeigte und den Elisabeth an den Galgen von Tyburn hängen ließ; ganz in der Nähe die Namen von Arthur und Edmund Poole, welche angeklagt waren, die schottische Maria wieder auf den Thron haben setzen zu wollen. Sie starben beide im Tower. Zwischen der nördlichen Vertiefung und dem Eingang zu den Zellen ist der Namenszug Johann Fitzgerald's, den König Heinrich VIII. zu Tyburn hängen ließ; nebenan der Name Adam Sedbar's, des letzten Abtes von Jerseval in Yorkshire, der ebenfalls am Galgen zu Tyburn starb. Von den Namenszügen an der Decke gewährt der von „Edgermond Radclyffe, Vicis Poor parsonn", das meiste historische Interesse. Er war der einzige Sohn des Grafen von Sussex, Jung, Holz und Katholik, war er in den Aufruhr der nördlichen Provinzen gegen Elisabeth zu Gunsten der schottischen Maria verwickelt. Dann wurde er flüchtig und wanderte in Spanien und

Klaudern umher, bis er in das äußerſte Elend gerieth. Er ſchrieb an Lord Burleigh und bat ihn flehentlich, ſich bei ihm bei der Königin zu verwenden. Da er wußte, Elisabeth unerbittlich fand, bekehrte er ohne ihre Erlaubniß zuerſt und wurde in den Tower gebracht. Aus dieſer Zeit ſeiner Gefangenſchaft, der eine neue Verbannung folgte, ſtammt die Inſchrift und der Seufzer „Post proverum“.

In der Nähe des Kamins, nicht weit von dem Namenszuge Sir Thom's, befinden ſich die Worte: „Dolor patientia vincitur. 15 Septbr. August 8. 1586.“ Die Inſchrift ſteht in Verbindung mit einer Sculpturarbeit in einem andern Theil des Zimmers, welche das Wappen der Grafen von Worceſterſhire vorſtellt. Es iſt der ſelbe Graf, der, als Volkswache der Königin gebracht, angeklagt wurde, er habe ſie vergiften wollen. Auf der Folterbank ließ er ſich dann verleiten, die Fragen zu beantworten, welche Lord Burleigh beantwortet haben wollte, wahrſcheinlich iſt er dann ſpäterhin wieder entlaſſen worden.

Wir ſehen nun wieder draußen vor dem äußeren Wall auf Towerhill. Der Towervogel trägt von der Themſe langſam hinan und erhebt ſich gleich hinter dem Tower zu einem großen Plateau. Wer ſieht es heute dem Rafen und den Baumgruppen des Sommers und ſeinen hohen Damen an, welche drei Seiten deſſelben umſchlenderten, daß dieſes Plateau jahrhundertelang hindurch vor der ſchrecklichſten Orte in England war? Ströme von Blut ſind hier gefloſſen. Das Beil des Henkers war ebenſo hart wie die Herzen derer, welche hier ihre politiſchen und religiöſen Meinungen erfreuten. Der Kampfpreis war auf Towerhill ſowie auf dem Schaffot vor der Weſtminſterhalle bis zu den Zeiten Jakobs die politiſche oder religiöſe Freiheit, der Kampfpreis war gewöhnlich der Thron von England; jeder, der auf dem Throne ſaß, machte ſeine Feinde durch das Beil des Henkers unſchädlich, nachdem er ihre Anhänger auf den Schlachtfeldern vernichtet hatte. Es war eine ſchreckliche und ideenreiche Zeit. Aber über Jakobs Haupt ein anderes Element in den Kampf auf, das Princip der religiöſen und politiſchen Freiheit. Jetzt fochten die Streiter die größten Güter des Lebens, auch auf ihren Fahnen ſtanden andere Devisen geſchrieben, als die der Häuſer Yorf und Lancaſter, und Tropfen Blut, der jetzt auf dem Tower fließ, war der Morgentau zu dem Gebäude politiſcher und religiöſer Freiheit, welches heute der gerechte Stolz jedes engliſchen Bürgers zu werden iſt.

Von Dresden nach Sicilien.

Von Dr. Barnefer.

I.*)

Indem ich Ihrem Wunſch folge, einiges über die in meinem Frühlinge nach Neapel und Sicilien von mir gemachte Reiſe mitzutheilen, verhehle ich mir die Schwierigkeiten einer ſolchen Mittheilung nicht; denn das Große und Herrliche, was ich dort ſah, kann doch kein Pinſel wirklig malen, keine Worte irgend genügend beſchreiben; und das Uebrige hatte ſchon darum weniger Intereſſe und Reizen bieten, weil viele Reiſe in ſehr kurzer Zeit und ohne hinreichende Vorbereitung, auch ohne genügende Kenntniß der Sprache jener Länder gemacht wurde.

Dieſen mochte ich es allerdings rechtfertigen, daß ich im Alter von 68 Jahren es wagte, Reiſen dieſer Art zu unternehmen, wobei ich mir wol mit dem Apoſtel (Apoſtelgeſchichte 21, 22) ſagen mußte: „Ich gehe hin, weiß nicht, was mir daſelbſt begegnen wird.“ Jedoch hatte ich anfangs nur im Sinne, einige Wochen nach Nizza zu gehen, um im Athmen der Seeluft wie im Anſchauen der hohen, prangenden Vegetation jener Gegenden mein Herz zu erquicken. Auf der Straße von Nizza nach Genua durfte ich ja auch erwarten, ein Palmenwäldchen zu ſehen, und hatte ich doch oft, ſchon lange vor dieſer Reiſe, halb im Scherz halb im Ernſt zu meinen Freunden geſagt: „Wenn ich nun zum lieben Gott komme und er fragt mich: ‚Haſt du denn meine Palmen geſehen?‘ Ich machte ihr es doch möglich!‘ — was will ich dann antworten?“ Ein Wort mit dem und jenem gewechſelt, gab das andere, und ſo wurde es bald klarer, beſſer Vorſatz, den ferern Süden, zu Sicilien zum Ziel zu machen. Glücklicherweiſe fand ich drei liebe Reiſegefährten, geſunde, gebildete, heitere und praktiſche Männer, von denen ich wußte, daß ſie nicht drei Tage ſchmollen würden, wenn wir einmal von einem Wirthe geprellt wären, und die es nicht verdrießen würde, auf eine Stunde einen Umweg zu machen, um etwas Hübſches, Schönes zu ſehen. Hinſichtlich des Gepäcks hatten wir beſchloſſen, daß jeder nur Handgepäck, nämlich eine Reiſetaſche (oder Handkoffer)

*) Dieſe Vorleſung am 21. November 1863 zu Dresden in der Geſellſchaft „Albina“ gehalten.

Jenny.

O lästert ihn nicht. Er ist gewiß schon tot.

Harry.

Tot? (liest in dem Briefe weiter:) „Aufmerksam zu machen, daß das Vermögen Eures Vetters seit seiner letzten Londoner Reise sich unermeßlich vergrößert hat. Dem Rechte nach seid Ihr der einzige Erbe." (Unterbricht sich wie schwindelnd) Ihr? (Sammelt sich wieder und liest weiter:) „Doch, wie oft der Sinn kranker Leute ist, so hat er ein Testament gemacht, das zu Gunsten des Londoner Kaufmanns Thompson wunderliche Dinge enthalten soll. Nach diesem Testament würdet Ihr nur Erbe des kleinen Vermögens werden, welches er vor seiner Londoner Reise besaß, das Uebrige fiele an Thompson zurück." —

Jenny.

Vater, dann hab' ich den Kranz nicht vergebens gewunden, dann wird ihn Lettice Marwell doch tragen.

Harry (heftig).

Nimmermehr!

Nichols.

Er lebt ja noch.

Harry (zeigt den Brief).

Er lebt? Da steht die Nachschrift, er ist tot.

und das wichtige Pfand, seinen eigentlichen Retter wiederbekommen, erkannten auch bald die Güte dieses Entschlusses und wurden mehr als einmal auf der Reise um diese Einrichtung von andern beneidet. Gegeben war mir und meinen Geliebten die Zeit vom 26. Mai bis 4. Juli; die Pässe waren besorgt, das Geld gleichfalls bereit, theils in natura, theils in Creditbriefen; wir alle hatten noch dazu sich zum Theil beziehungsweise durch die Güte des Herrn Ministers von Bruck Empfehlungsschreiben an die Consuln von Triest, Genua, Neapel, Messina u. s. w. wie an den preußischen Gesandten in Rom, und so flogen wir, von unsern Lieben bis an die Eisenbahn geleitet, am 26. Mai (Montags) früh 4 Uhr in den Dampfwagen, welcher uns reißenden Laufes nach Wien trug, wohin wir schon nachmittags nach 3 Uhr kamen. Dabei hatten wir vor Prag folgenden Scherz. Sobald wir vor einer Station viele Menschen stehen sahen, welche einsteigen wollten, rief der eine oder der andere von uns: „Gendarmen der, Gendarmen her!“ damit die Leute nicht Lust bekamen, unsern Wagen vollzupfropfen, und wir blieben in der That durch dies Manöver mehrmals unbelästigt. Da sagte dann ein wohlgekleideter reicher, eben von der siegenden Reise gekommener Jude, der in Pardubach bei uns eingestiegen war: „Meine Herren, lassen Sie mich nur hinausschauen! Wenn die Leute einen Juden über sehen, da prallen sie weit zurück!“

Da wir alle gepflogenheits schon in Wien, Triest, Venedig, Verona und Mailand gewesen waren, so suchten wir Dienstags früh schleunigst nach Venedig über Udine und Mestre, Mittwoch früh 3 Uhr in Venedig angekommen, bis zum andern Morgen daselbst. Gestatten Sie mir nun, nur bei einigen einzelnen, großartigen Tagen der Reise in etwas länger zu verweilen, wie viel Herrliches auch jeder neue Tag uns bot, ebenso nur flüchtig über einzelne Kunstwerke und ganze Sammlungen berichten zu dürfen, wie theuer auch vielleicht meinem Herzen jenes. Die Großartigkeit der Natur, der Werke Gottes, auf diesem Wege zu schauen, galt mir bei weitem als das Ueberwiegende, und ich freute mich schon vor Beginn unserer Reise sehr, daß meine Geliebten gleiche Ansicht mit mir hatten, überall erst die Natur und die Lage der Oerter, durch welche wir kämen, dann die Namen und das Volksleben und nach allem diesen erst die Kunstsammlungen der Städte, in welchen dies wichtig sein würde, ansehen zu wollen.

In dem bekanntlich seit Jahrhunderten von der Höhe seines Glanzes sehr herabgesunkenen, aber doch immer noch in seiner großartigen Eigenthümlichkeit sehr anziehenden Venedig bei mir denen, im Vergleich zu dem, was ich noch vor 6 Jahren daselbst gesehen hatte, die vielfache Stille im Volke und der unverkennbare passive Widerstand vieler Gebildeten auf. Wer damals an hellen Sommerabenden auf dem in der Welt vielleicht einzigen Marcusplatze das rege, heitere Leben vieler Hunderte aus den höhern Ständen der Stadt gesehen hatte, der fand jetzt kaum ein Hundert derselben, meist nur österreichische Officiere. Dieselbe Stimmung war, wie wir vernahmen, in Verona, wo wir Donnerstags von früh 9 Uhr bis über Mittag blieben, insbesondere um das alte berühmte Amphitheater zu beschauen. Am Nachmittag trug uns der Dampfwagen weiter und weiter durch den Garten von Europa, wie man mit Recht die Lombardei genannt hat, über das Schlachtfeld von Solferino, nicht allzu fern vom herrlichen Gardasee, an blühenden Städten und Dörfern vorüber, entlang den nicht allzu entfernten Tiroleralpen, im Anschauen der in der sinkenden Sonne wie goldgelbe, veilblaue Wellen glühenden Schneefelder und Gletscher des Ortlers, des höchsten deutschen über 12000 Fuß aufsteigenden Bergcolosses, und wir kamen so abends gegen 10 Uhr nach Mailand. Natürlich war unser erster Gang am Freitagmorgen an und auf den weltberühmten Dom, auf welchem wir jedoch diesmal den großartigen Anblick der im Norden hingestreckten Schweizeralpen, nämlich Montblanc, Monte-Rosa, Jungfrau, Gotthard u. a., wie ich dessen mich in frühern Jahren erfreut hatte, durch Nebel sehr beschränkt fanden. Nach Besichtigung einiger andern Sehenswürdigkeiten der Stadt gelangten wir von nachmittags bis abends durch Thäler und Höhen, von der das weiterhin sehr coupirte Terrain durchschneidenden Locomotive geführt, in das herrliche Genua, Genua superba.

Meine hochgeehrten Freunde! Ich habe seit jenem Tage oft gesagt und muß es wieder sagen: Wer Neapel nicht sehen kann, der sollte wenigstens das jetzt leicht zu erreichende Genua sehen! Die Großartigkeit der um den Hafen gelegenen Stadt, über welcher sich die herrlichsten Villen mit grünem Laubdach erheben und wo, von den Nordwinden gesichtet, durch die anprallenden Sonnenstrahlen eine Vegetation sich findet, wie manche weit tiefer gelegene Stadt Italiens sie nicht bietet, gibt in der That ein Vorgefühl von Neapel. Da wir

hier (wie grundsätzlich, wo möglich überall auf der Reise) in einem am Meere gelegenen Hotel abgestiegen waren, so weideten wir gleich beim Erwachen Auge und Herz am Anschauen der wonnevollen Gegend, besuchten dann einige Plätze der Stadt und Umgegend und stiegen gegen Abend auf ein großes französisches Dampfschiff, welches uns längs der Küste von Italien und unterwegens an den Inseln Corsika, Elba u. a. vorüber bis Montag nachmittag nach Neapel trug.

Als wir nun am Morgen darauf die Jalousien unserer Zimmer (Hotel di Roma) aufthaten, wer könnte die Wonne beschreiben, welche da unser Herz durchdrang? Vor uns lag im reinsten Glanze des wolkenlosen Himmels das blaue, bis an unser Haus mit leisem Wellenschlage, im Weben der mildesten Lüfte herumspielende Meer, auf welchem von der Nacht her wie im Halbkreise Fischerkähne hielten und weiter hinaus zwei mächtige englische Kriegsschiffe, wie Aar sich lagernde und zuwartende Wächter hingestellt; eins derselben ging bald darauf nach Palermo, wo wir es wiederfanden. Am Golf hin über dem zur Linken stehenden Leuchtthurm mit den zahllosen sich um ihn drängenden Masten erhob sich der zweigipflichte Vesuv mit einem weißen, an der Spitze hangenden Dampfwölkchen; unter ihm lagen die weißschimmernden, am blauen Meerbusen sich hinziehenden Städte und Flecken: Portici, Torre del Greco u. s. w., gegenüber Castellamare; ferner das herrliche Sorrento unter dem in schöner Form mit scharfgezeichneten Umrissen sich erhebenden Monte-San Angelo, dann das Städtchen Massa an den nach Südwest gelegenen Höhen, endlich weiterhin rechts die wunderlam pittoresk gelormte Insel Capri u. s. w. Voll Dank und Preis zu Gott, der mich noch dies heute schauen lassen, lehnte ich mich nun. Ach, daß meine Lieben viele Erhebung mit mir theilen könnten! Und ich sagte mir mit Goethe: Ja, der Mensch kann nie ganz unglücklich sein, dem die Erinnerung an Neapel bleibt! Nach dieser Morgenweide nahmen wir durch unsern Portier, einen geborenen Schweizer (und wir fanden auf der ganzen Reise in allen größern Hotels einen deutschredenden Portier oder Kellner, meist Schweizer), einen Wagen, um die an 400000 Einwohner umfassende, an großen Bauten (die Kastelle etwa ausgenommen), an Palästen, hohen Kirchen, Monumenten u. dgl. nicht eben reiche Stadt, namentlich einige bedeutende Plätze und die von der Höhe nach dem Meere herabkommende, die Stadt wie halbirende berühmte Leitermauer, gleichsam die Pulsader des Ortes, kennen zu lernen. Nicht ohne Grund hat man bemerklich gemacht, daß es wenigstens im Sommer des mehr für den gegebenen Augenblick lebenden Neapolitaners zu sorgen übrige Kunstwerke zu errichten, welche auf die Dauer von Jahrhunderten bestimmt sind. Man fährt übrigens in Neapel viel und rasch und gut in netten zweisitzigen, mit blauem Anstrich versehenen Karren und Droschken, die mit nicht großen, aber kräftigen und flinken, ein durch Wolfschmuck, einen Blumenstrauß oder Federn geschmackvoll Nelken bespannt sind. In den Hauptstraßen sieht man reichbelegte, schöne Kaufläden und viele eingebaute Kirchen und Paläste, in den Nebenstraßen arbeiten Meister und Gesellen vor der Thür und oft begegnet man einem auf beiden Seiten schwerbepackten, aber wenn irgendmöglich mit einem hohen Federbusch geschmückten Maulthier, auf welchem (die Füße auf einer Seite herabhängend) der Mann mit dem oben spitzen angebenden, wieder durch eine Blume oder Feder gezierten Hute sitzt und laut die Kramwaaren ausruft, welche er auf seinem Thiere führt. Man kann denken, wie alles hier Leben und frische Erregung athmet.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Der Ausbruch des nordamerikanischen Kriegs.

III.

Die Sonne sandte ihre Strahlen so mächtig zur Erde, daß der trockene sandige Boden glühte. Ich ließ mir daher ein Pferd kommen und ritt, begleitet von Bragg's ersten Adjutanten, Major Sell, durch das Lager der hier versammelten Truppen. Major Sell war ein freundlicher, liebenswürdiger Kavallerieoffizier, der ohne Zweifel Anlage zu einem tüchtigen Soldaten hatte, jedoch damals noch ein zu schwärmerischer Bewunderer des alten Bragg war und nicht genug erzählen konnte, was der gute General nicht alles thun wolle. Das sämmtliche hier aufgestellte Militär bestand aus freiwilligen Milizen, welche erst seit wenig Wochen im Dienste waren. Die Burschen sahen prächtig aus, das Lagerleben gab ihnen jenen phantastischen Anstrich der französischen Armee in Algier, nur fehlte der leichtsinnige Humor, sie vernachlässigten mehr ihre Dienstzeit; denn es war ihnen eine Abwechslung mit dem einförmigen Plantagenleben und die veränderte Lebensart und Umgebung schien ihnen nicht unangenehm zu sein. Kaum war ich einige Tage im Belagerungsheer,

als die Nachricht einlief, daß die Convention zu Montgomery Jefferson Davis zum Präsidenten und Alexander Stevens zum Vicepräsidenten erwählt habe. Rasch hatte ich meine Abschiedsbesuche bei General Pragg sowie bei dem Chef des Stabes ab, besorgte Sam, meine Sachen zu packen, und flog auch schon desselben Abends wieder nach Montgomery zurück. In sehr kurzer Zeit hatten sich die Verhältnisse des Südens bedeutend geändert. Nach dem Austritt Südcarolinas folgten die andern südlichen Staaten bald nach, und zwar ohne viele Formalitäten. Anfangs Januar 1861 traten Mississippi, Alabama und Florida aus der Union aus und Georgia und Louisiana folgten am Schlusse desselben Monats. Texas trat im Februar aus, sodaß in kaum drei Monaten nach der Erwählung des republikanischen Präsidenten Lincoln auch schon alle Südstaaten sich von der Union getrennt hatten, wobei sie zugleich die Pflicht gebrauchten, sämmtliches Staatseigenthum in Beschlag zu nehmen, mit Ausnahme der Forts im Hafen von Charleston und Fort Pickens in Florida, welche in den Händen der Unionstruppen sich befanden und nicht so mir nichts dir nichts sich nehmen ließen.

Ende Januar schlug die Legislatur des Staates Virginia einen Versöhnungscongreß zur Vermeidung des entsetzlichen Bruderkrieges vor, welcher sich in der großen Republik vorbereitete. Dieser Congreß sollte den 4. Februar in Washington stattfinden und man wollte über friedliche Schritte und Mittel berathen, um die lodernde Glut zu ersticken. Man versammelte sich nun zu der festgesetzten Zeit und der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten, Tyler, ward zum Präsidenten des Congresses ernannt; jedoch schon nach wenigen Tagen mußten sich die Mitglieder wegen Nichtverständigung trennen. Die ausgetretenen Staaten begannen jetzt ein neues Gouvernement zu organisiren und legten das Fundament zu der spätern Conföderation.

In Montgomery versammelten sich die Abgeordneten der sechs ausgetretenen Staaten, um eine provisorische Regierung einzurichten, und hier wurde am 8. Februar eine Constitution für die Conföderirten Staaten angenommen. Dann ging der Congreß zur Wahl eines Präsidenten und Vicepräsidenten über und nach einigen politischen Kämpfen und Intriguen gingen Jefferson Davis und Alexander Stevens siegreich aus der Wahl hervor.

Mit großer Spannung sah ich der Ankunft des neuen Präsidenten Davis entgegen, welcher sofort auf die Nachricht von seiner Erwählung nach Montgomery eilte, um seine neue Würde anzutreten, und den 19. Februar 1861 unter Glockengeläute und Kanonendonner daselbst einzog. Er wurde von einer Unmasse Stellensuchender begleitet und dort von einer noch größern Menge desselben Schlages erwartet und empfangen, die alle auf den Lohn ihrer Arbeit warteten. Der 21. Februar 1861 war als der Tag bestimmt, an welchem der Präsident in seine Würde mit allem nur irgend aufzubietenden Pomp eingesetzt werden sollte. Die Glocken läuteten, der Donner der Kanonen hallte durch die stillen Lüfte und Militärcompagnien eilten aus allen Theilen der Staaten herbei, um an dieser Farce theilzunehmen. Die ganze Geschichte wurde mit einer Eilfertigkeit betrieben, daß die Erwählung, Ankunft und Einsetzung des Präsidenten, kaum bekannt, auch schon geschehen war. Die ganze Sache hatte das Ansehen, als wären die Rollen schon seit langer Zeit ausgetheilt und brauchten nur gespielt zu werden. Den 22. Februar nachmittags 2 Uhr hatten die südlichen Staaten einen Präsidenten, ein Cabinet, und das ganze Volk schaute sich verwundert an und konnte aus dieser eiligen Erwählung nicht recht klug werden. Man hatte über Nacht einen Präsidenten erhalten, ohne daß das Volk etwas davon wußte und ohne daß die Bürger sich für oder gegen ihn erklären konnten. Einzelne Politiker zogen natürlich ihren Vortheil daraus, die Bürger des freien Landes als Leibeigene zu behandeln, und stillschweigend und ohne Murren nahmen viele auch die Verhöhnung ihrer Rechte hin. Um ihnen aber ja nicht Zeit zum Nachdenken zu geben, ergriff die neue Regierung sogleich Maßregeln, die geeignet waren, sie total verwirrt zu machen.

Die Forts Moultrie und Pinckney im Hafen von Charleston, ebenso die Forts Pulaski, Jackson, Philippi wurden genommen und besetzt, die Arsenale zu Baton-Rouge und Mount Vernon, das Zollhaus zu Neworleans und die Münze ebenfalls genommen, die Kassen geleert, andere Beamte eingesetzt u. s. w.

In dieser Periode versammelten sich um Herr Jefferson Davis des Großen alle, die etwas dazu beigetragen, die erhabene Republik an den Rand des Abgrunds zu bringen. Aus allen Theilen des Reichs flogen die Raben herbei, um an dem Fraße theilzunehmen. Der ehemalige Kriegsminister Floyd spielte dabei eine Hauptrolle, ebenso

...er ehemalige Advocat Lochmann von der ...verfer Bar, welcher sofort zum Brigadegeneral ...rnannt wurde, sowie noch viele andere Civil- und Militärpersonen, die früher in Diensten der Vereinigten Staaten angestellt waren, kamen ...haarenweise in die neue Conföderation. Viele ...von diesen Herren hatten ebenso wenig ein treues ...Gewissen wie ihr Freund John Floyd, verstanden ...es jedoch prächtig, Vaterlandsliebe und Uneigennützigkeit zu heucheln, und die Regierung, welche ...selbst aus vielen ähnlichen Elementen bestand, ...hatte natürlich keinen Grund, diese treuen Brüder ...fern abzuweisen. Man empfing diese Bande ...mit offenen Armen und placirte sie recht ver...gnügt.

Während sich im Süden die Revolution gross...artig vorbereitete und durch die Elemente, welche ...sich eingefunden, die Regierung von einem Schritt ...zum andern gedrängt wurde, verhielt sich das ...Cabinet Buchanan in Washington in einer an ...Lähmung grenzenden Unentschlossenheit. Der Ver...such des Fort Sumter z. B., wo Major Anderson ...mit 112 Mann eingeschlossen war, wurde gar ...nicht unternommen. Unter diesen Umständen ...kam der 4. März heran und mit ihm die Ein...setzung des neuen republikanischen Präsidenten ...Abraham Lincoln. Um nach Washington zu ge...langen, hatte derselbe eine Reise so voller Hin...dernisse zu bestehen, daß mancher andere vielleicht ...sich auf dem Wege umgekehrt wäre. Doch ruhig ...und kaltblütig verfolgte dieser einfache, schlichte ...Mann die einmal gefaßten Pläne und erreichte ...sie trotz aller bösen Vorhersagungen und trotz ...der Wünsche der Sudländer, daß er glücklich ...Halse brechen möge, endlich die Hauptstadt ...des Landes.

Die Stunde der Einsetzung des Präsidenten hatte endlich geschlagen und General Scott, Commandant sämmtlicher Truppen der Unions-armee, hatte die Aufgabe, die Aufstellung der Mannschaft persönlich zu leiten, da man die feste Ueberzeugung hegte, daß eine Demonstration der anwesenden Südländer stattfinden würde. Der alte General entwickelte denn auch eine ungeheuere Thätigkeit. So ließ er das Capitol von Truppen der regulären Unionsarmee besetzen, die Pennsylvaniastraße, welche sich vom Hause des Präsidenten bis zum Capitol hinzieht, von den meisten Quartieren absperren. Ferner waren die Dächer der Häuser mit Schützen besetzt, während Infanterie und Artillerie an verschiedenen Punkten in Masse aufgestellt war, um sofort auf Befehl einzuschreiten. Die Cavallerie war zur Bewachung der Gärten des Präsidenten bestimmt. Die Marinebrigade im Hafen hatte ebenfalls Befehl erhalten, für alle vorkommenden Fälle bereit zu sein.

So lag es dumpf und schwer über Washington wie ein unheilschwangeres Gewitter; ein Schuß und es wäre um die Stadt geschehen gewesen. Denn General Scott war ganz der Mann, der sich kein Gewissen daraus machte, alles zusammenschießen zu lassen, wenn es einem jener Wahnsinnigen eingefallen wäre, sich der Einsetzung des Präsidenten zu widersetzen. Als jedoch die von den verschiedenen Quartieren eingehenden Rapporte friedlich lauteten, sagte der alte General zu seinen ihn umgebenden Officieren: „Dankt Gott dem Allmächtigen, daß sie mich nicht zwangen, von den Waffen Gebrauch zu machen, denn wahrlich, es hätte großes Unglück gegeben!“

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Ein philosophischer Dichter.

Der Zweifel ist der erste Schritt zur Philosophie. ...so begann Descartes seine Philosophie mit dem ...„De omnibus dubitandum est“, ist doch wie ...anderer Dichter trefflich bemerkt, der Zweifel ...schönere Hülfe der Ueberzeugung. Christian Wagner legt darauf sein philosophisches System auf...baute. „Würde jemand an seinem Bewußtsein ...sein, so ist dieser Zweifel selbst sein Bewußtsein ...was in und selber seiner und anderer Dinge ...ist. Denkt die Seele“ – Kritisch brachte Charles ...sei wieder die Seele zu einer hohen Bedeutung ...und Würde behauptete. „Wir sind nur mit ...Fähigkeit und Gedächtniß begabte Instrumente“ ...Sie treiben noch immer zwischen der Scylla eines ...Materialismus und der Charybdis eines über ...schwenglichen Idealismus unruhig hin und her und ...unsere Blicke suchen ängstlich nach einem schützenden ...Hafen.

In einem raffinirten Wegenbrande einen schönen Ruhepunkt zu zeigen, hat ein Dichter unternommen, dessen ganzes poetisches Schaffen stets seinen Schwerpunkt im Reiche des Gedankens gefunden. „Gottlieb Der Gegensatz über Wahrheit, Güte und Schönheit von Melchior Meyr“ (Stuttgart, Bruckmann, 1863). Vielleicht nicht ohne Absicht hat der Verfasser für sein kleines Werk einen Titel gewählt, der an Montaigne's „Essais“ erinnert. Beide Schriftsteller wollen erziehen, der eine, indem er die Menschen zur Natur zurückführen will, der andere, indem er zu höheren Geistesanschauungen auffordert und die Zweifel zu lösen sucht, die sich wie ein wirres Netz um unser Haupt geschlungen. „Es soll nicht alles Licht und Wahrheit

werden, das Dunkel ist unentbehrlich wie das Licht und es soll bleiben und zur Labung, zur Arzenei" ruft der Verfasser mit philosophischer Ruhmmigkeit aus, die an Jakob Böhme erinnert. So sucht auch Melchior Meyr einen oft in der Menschenbrust auftauchenden Zweifel über unsere Arbeit oder Verbesserungssucht unserer Schicksale Herr zu werden. „Man glaubt Gott eine große Ehre anzuthun, wenn man sagt, daß er als solcher alles wissen müsse. Wenn er nun aber nicht in jeder Beziehung alles wissen will, und zwar aus Gründen und Zwecken nicht, die seiner eben am würdigsten sind, wollen wir ihn zwingen, in solchem Fall zu wissen, wovon er nichts wissen will?" Wenn Gott den Menschen prüfen will und sein Gelingen vorher weiß, muß der Mensch in den Kampfe untergehen, weil Gott sonst nicht das Recht verborgen hätte, aber wie steht es dann mit der Gerechtigkeit der Strafe? hat gewiß schon manch grübelnder Geist gefragt, und Melchior Meyr gibt darauf die Antwort: „Wenn wir nun annähmen, Gott habe die Prüfung unter Verhältnissen eingeleitet, wo nach der Begabung und Lage des Menschen das Verfehlen ebenso möglich war wie das Gelingen, und er habe die wirkliche Entscheidung gar nicht vorherwissen wollen?"

Unsere Leser werden freilich erschrecken, daß man Gott solch eigenthümliche Motive unterlegen mag, aber Melchior Meyr sucht sehr zu beweisen, daß Gott nicht alles wissen will, daß er z. B. nicht vorherwissen will, wie viele Kegel fallen bei jedem Kegelspiel auf der ganzen Erde und wie sie fallen, und mehr derzgleichen trivialer Geschichten, die doch ein in jedem Sinne allwissender Gott, sogar vor der Schöpfung, nicht nur wissen, sondern auch vorherbestimmt haben müßte. Der zahlreichen Beispiele irdischen Leidens nicht zu gedenken, die ewig vorhergesehen zu haben einen bei Gott unmöglichen Geschmack verantworten würde. So scherzhaft dies auch klingen mag, so ernst und gedankenvoll führt doch Melchior Meyr diesen Gedanken weiter aus. „Gott ist der Herr des Seins und der Herr alles Seins, was er selbst aus dem Sein (aus Seinem Sein) hervorbringt. Er bleibt es unter allen Umständen und nichts kann sich gegen ihn auflehnen, ohne von ihm zum Gehorsam zurückgebracht zu werden. Aber er läßt — aus Gründen und Gedanken — dem Spiel der freigegebenen Mein und Kräfte — und damit dem Zufall — einen Raum und behält sich nur vor, alles so zu lenken, daß alles, die unterste Kraft nicht ausgenommen, endlich zu seinem Ziel an der ihm gebührenden Stelle im Ganzen gelangt."

Wie sich von einem Dichter von dem tiefen, reichen Gemüth und der gründlichen Geschichtskenntniß Melchior Meyr's nicht anders erwarten läßt, spricht er mit hoher Achtung vom Christenthum:

„Das Christenthum ist eine göttlich großartige Anstalt zur Erziehung, Erhebung und Rettung der Menschheit. Und wenn Gott seine Güte die ganze Geschichte der Menschheit hindurch bewies, am mittelbarsten und glänzendsten hat er sie bewie durch Einsetzung des Christenthums."

Dennoch scheint auch Melchior Meyr dem A spruch eines modernen Philosophen zu huldigen, die Religion nicht die Quelle alles Wissens, Thuns, sondern nur der Trieb der Menschen, höchste Wesen zu erreichen, ist, und in diesem Si fährt der Dichter fort: „Wenn die Fassung der L ren des Christenthums nach dem Buchstaben n von uns bestätigt werden kann — wenn wir m des, was als äußere Thatsache genommen wird, für das Symbol einer innern, in höhern Regio vorgegangenen halten können — wenn die ge Lehre dem Ideal einer Gotteranschauung und W erklärung gegenüber nur Fragment ist, so war eben in dieser Form den Zeiten und den Völke die sie bildend ergreifen sollte, gemäß, leuchtete ih ein, entwickelte in ihnen, was an der Reihe w und leistete, was historisch vorliegt. Und wir, Forscher gegenwärtiger und kommender Zeiten, kön sie jetzt nicht mehr genügende Forschung ändern die zu bestätigenden Wahrheiten in Verbindung den rein wissenschaftlich erworbenen zu einem Ganz ausgestalten, welches die vorgeschrittene Menschh ebenso bildend ergreifen und sie zur Lösung der neu Aufgaben, die jetzt an der Reihe sind, mit befähig wird."

Melchior Meyr meint, daß die Philosophie Bunde mit den Specialwissenschaften die christli Theologie zur Vollendung zu führen habe und d dies die Aufgabe der kommenden Zeiten sei. Ge ist, die Welt rollt unaufhaltsam neuen, ungekann Zielen zu und es wird stets ein Ziel „aufs ei lichste zu wünschen" bleiben, das Christenthum unsern neuen Anschauungen und Gedanken zu v schmelzen und zu vertiefen; denn, wie Parker w und feurig ausruft: „Wenn die Welt in Flig denkt, ist es nicht ausreichend, in Pfui zu beten!"

Ein anderes bleibt es freilich, seinen eigenen E pfindungen in solchen Anschauungen Ausdruck und R zu geben und denen anderer Menschen zu genügen. weil da Melchior Meyr's „Gespräche über Wahrh Güte und Schönheit" ihre Wirkung ausüben werd bleibe dahingestellt. Einzelnen trefflichen Gedanken w jeder zustimmen und sich an der Feinheit der Beobac tung, die darin sich ausprägt, erfreuen — aber üb das Wesen der Gottheit und die letzten Dinge scheit doch eine tiefe Kluft Melchior Meyr's Auffassung wei von jener der Theologie wie der Philosophie. D undankbarste Los fiel immer den Theologen. De freigesinnten Gemüth gefallen sie so wenig wie de gläubigen. Sie fordern von ihren Lesern und A hängern eine mystische Ergriffenheit, die immer selt war. Rousseau's „Emil" bewegte die Welt, Meyr „Emilie" ist das Buch einer kleinen Gemeinde.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Deutsche Städte.

I. Danzig und seine Umgebung.

1.

N. N. — Die alte Stadt an der Weichselmündung ist nicht allein wegen ihrer eigenthümlichen Bauart und architektonischen Schönheit, sondern auch wegen ihrer reizenden Umgegend und der Empfänglichkeit ihrer Bewohner für die Genüsse der Natur weit berühmt. Nach der Arbeit des Tags, an Sonn- und Festtagen, wallfahrtet die Bevölkerung in die Berge oder an den Meeresstrand.

Die meilenweit sich erstreckenden Vorstädte enthalten daher eine Menge öffentlicher Lokale, besonders reich daran ist die Schidlitz vor dem Neugarter Thor. Hier liegt der „Alte Weinberg". Der Name kommt noch aus der Ordenszeit; die Deutschritter bauten hier wie an vielen Orten des Preußenlandes trefflichen Wein. Ob sich seitdem der Geschmack oder das Klima so völlig verändert hat? Neben dem an strauchlosen Eingang stehen zwei alte, viereckige Steinpfeiler, die früher umgestürzt auf der Höhe lagen. Wann und zu welchem Zweck sie gemeißelt wurden, das verrathen sie nur dem Alterthümler. Doch lassen sie unsere Gedanken zur formen romantischen Vergangenheit zurückschweifen. Wagen ihre Ueberreste in die Gegenwart hinein, so dienen sie meist nur, wie die Trümmer des classischen Rom, dem lebenden Geschlecht als Material zum Bau seiner Wohnhütten.

Rings lagern wellenförmige Hügel: der Baumwuchs der Höhe, zu der wir gewundene Pfade hinansteigen, bildet einen anmuthigen Gegensatz zu den unbeschatteten Kuppen der andern. Das Gebüsch ist so dicht, daß in den abgelegenen Theilen des Gartens Rebhühner nisten und im Winter die über den Zigankenberg verfolgten Hasen hier, auf dem Veitsberg, Schutz suchen und finden. Nadel- und Laubholz, von Büschen durchwuchert, deckt den Rücken des Bergs wie die terrassirten Abhänge. Sitzplätze sind dazwischen angebracht und am östlichen Rande der oberen Plateau eine Anzahl Tische und Bänke um eine überdachte für das Orchester bestimmte Tribüne. Die Gänge sind statt der einstigen Reben mit ägyptischen Kiesersträuchen eingefaßt.

Von dem steinernen, birkenumkränzten Absatz links genießt man eine herrliche Aussicht auf Schidlitz mit seinen Gärten und auf den mit Getreide bestellten Stolzenberg jenseits desselben. Aber vom Gipfel überreicht die Umschau wahrhaft. Das Dach des Pfarrthurms zu St. Marien und den Gipfel des Bischofs- und Hagelsberge ausgenommen, bieten sich nur in größerer Entfernung von der Stadt, von den Höhen bei Zäschkenthal und Oliva und von dem Feuerthurm auf der Ostmole, gleich schöne oder noch schönere Aussichten. Doch etwas so Eigenthümliches wie hier findet man nirgends sonst.

Im Norden schließt sich der beschilfte Zigankenberg mit dem gleichnamigen Dorfe an den Veitsberg oder vielmehr bietet an jenen, westlich liegt Pietzkendorf, früher, ehe Zäschkenthal in Aufnahme kam, der beliebteste und besuchteste Vergnügungsort der Städter. In der Thalmulde, welche sich von Westen nach Osten erstreckt, an den Abhängen der umgebenden Höhen hinaufflatternd, reiht sich Ortschaft an Ortschaft, zum Theil mit trappenten Namen. Altenberge und Neuenberge, Emaus und Wennenberg, alle durch ein Netz von Wegen verbunden. Ein spitzer Kirchthurm und Windmühlenflügel schauen hinter den Hügeln empor, die das lebensvolle, doch beschränkte Bild begrenzen. Gen Süden, dicht zu unsern Füßen, ruht die Vorstadt Schidlitz mit ihren Lehmhäusern in dem engen Thale, wie eine Vogelbrut in ihrem Nestchen. Der Stolzenberg jenseits erhebt sich so nahe, daß man sich fast bedroht fühlt durch die Schranke, welche er dem Blick legt. Unwillkürlich haftet das Auge auf dem Ackerfelde, das sich den Gang hinaufzieht und durch den grellen Kontrast des üppig darin wuchernden Hederichs dem Auge gleichsam eine Entschädigung für die mangelnde Abwechselung der Formen gewährt, denn der Stolzenberg trägt auf seinem kahlen Scheitel wenig Angenehmes — nur eine Baumgruppe und ein paar Häuser unterbrechen die Einförmigkeit. Um so größer ist der Contrast, wendet man sich nun östlich. Die Höhen fallen dort plötzlich ab, die enge Thalmulde öffnet sich zu einer weiten Ebene, in der Langig mit seiner Umfassung von lichtgrünen Wällen, mit seinen zahlreichen Thürmen, Kuppeln und Wimpeln den Blick gefangen nimmt. Es gibt überhaupt wenige Orte, deren Anblick so schön und belohnend ist wie der des alten einst so mächtigen und noch jetzt so regen Handelsplatzes, von welcher Seite man ihn auch betrachten möge. Allein von dem schwindelnden Dach des Pfarrthurms wie von der Spitze des laternengekrönten Bischofsberges haben wir das Häusermeer in fast erdrückender und verwirrender Nähe vor oder vielmehr unter uns. Vom Johannisberge aber gar der Ostmole ist die Stadt zu entlegen, um mehr als eine Episode in dieser wunderbar schönen landschaftlichen Composition zu sein. Hier, etwa eine Achtelmeile entfernt, liegt sie als ein geschlossenes und doch grandioses Ganzes vor der Thalöffnung, die einzig verbunden zu sein scheint, um den Anblick auf sie zu gewähren. Der Landschaft Mittel- und Hauptpunkt, dessen Rahmen die unabsehbare Weite ist. Mag das Tagesgestirn golden dahinter aufgehen, in Mittagsglut blendend darüber flimmern oder am Abend, glühend hinter den Höhen versinkend, die alten dunklen Thürme und

Dächer aufragten und die grünen Umhegungen mit seltsamen Lichteffekten malen. Zu jeder Stunde ist der Anblick von gleich entzückender wunderbarer Schönheit.

Erst nach langem Schauen vermag man die Aufmerksamkeit von dem Gesamtbild auf Einzelheiten zu richten. Der braune, viereckige Pfarrthurm drängt sich zunächst durch seine Massenhaftigkeit hervor. Er hat, bei einer Höhe von 178 Fuß keine Spitze, bricht plötzlich mit einem Giebel ab und sieht wie unvollendet aus, obwol er es nicht ist. Die mit zehn größern und kleinern schlanken Thürmchen geschmückte Pfarrkirche selbst ist nächst dem Schlosse zu Marienburg das gewaltigste Denkmal, wodurch der deutsche Orden sein Andenken auf die Nachwelt brachte. Obwol nicht so lang, ist sie doch breiter als der Dom zu Köln und wird nur von der Peterskirche in Rom, der Paulskirche in London und den Kathedralen in Mailand und Sevilla an Größe übertroffen. Immer wieder hatten das Auge an seinem Anblicke sich weiden, bei dem Mangel aller Verjüngung eher einer Mauer als einem Kirchthurm gleichenden Riesenbau der uns unwillkürlich zur Achtung und Bewunderung für eine Zeit zwingt, die solche Werke aus religiösen Motiven unternehmen und vollenden konnte. Erhöhte sich auf diesem Standpunkte Man eine entsprechend verjüngte Aufstellung, die Form wäre, so dünkt es uns, in die Wolken hineinragen, den Himmel berühren. So begnügte man sich mit einem Giebel unter dem — der Thürmer wohnt, deutlich noch immer hoch genug, unbehaglich genug und ebenem nicht mehr — über. Man denkt ihn sich früher in ursprünglichen Abmessungen. Damals hing von dem Mann auf dem Gipfel der Kirche gewissermaßen die Sicherheit des ganzen Gemeinwesens ab — heute gibt er nur noch — Feuersignale. Zugleich erscheint dieser Thurm ohne Spitze in seiner Schlichtheit, mit seinen geraden Linien wie in seiner imposanten Massenhaftigkeit als Symbol des Bürgertums jener Zeit. Der schlanke, der gleiche Höhe beweisend, weniger und Gewicht tollende Rathhausthurm nebenan mag dann als Sinnbild des handsamen, Holz ausschneidenden Patriziertums gelten, das auch in den Planmachern des Rathhauses vertreten ist. Das Auge fällt es gleichfalls, nicht allein durch die Anmuth seiner Proportionen, seine schlanke Form, sondern auch durch seine überaus reiche Vergoldung, die ihn im Sonnenlicht funkeln läßt.

Thomas Carlyle.

S. B. — Man nennt in England Thomas Carlyle den Propheten unserer Zeit, und wohl verdient ist dieser Name. Inmitten eines Jahrhunderts, worin der Menschen mit Anstrengung aller Kraft nach Gewinn und Reichthum streben, muß derjenige, der diesen Bestrebungen den Rücken wendet, den andern wie der griechische Weise in seiner Tonne erscheinen. Auch Carlyle's Leben gegenüber könnte ein moderner Alexander ausrufen: „Wahrlich, wenn ich nicht von den Menschen verehrt würde um äußerer Dinge willen, so möchte ich an seiner Stelle sein und ihnen durch die Macht meines Worts imponiren.“

Schotte von Geburt, wurde Thomas Carlyle zuerst durch seine Uebersetzungen aus dem Deutschen bekannt. Obwol Coleridge, de Quincey, Dr. Bowring, Mrs. u. a. bereits das Feld betreten hatten, so war es doch Carlyle vorzugsweise, welcher der deutschen Literatur die Brücke nach England baute. In dem weit von der Heerstraße abgelegenen Craigenputtock — die nächste Poststation liegt 15 englische Meilen von ihm entfernt — hatte er sich so sehr in die Werke Jean Paul's hineingelesen, daß sein erstes Originalwerk „Sartor Resartus oder Die Philosophie eines Schneiders“ ganz wie aus dessen Feder geflossen schien. Auch später ist ihm stets ein Anklang davon geblieben.

Als er darauf nach London übersiedelte und dort Vorlesungen hielt, legte er seine Zuhörer durch eine an die Propheten erinnernde Beredsamkeit in Erstaunen. Man verglich seine Ausdrucksweise mit der des Jesaias. Ueberall sah er den Strenge richtenden Gott, dem an den Thaten der Menschen weniger aber an ihrem Glauben liegt. Die orthodoxen Engländer hätten ihn, was das Dogma betrifft, gern irreligiös genannt, wäre nicht wiederum jedes seiner Worte so religiös gewesen, als ob eine Stimme von oben zu ihnen rede. „Arbeitet und betet!“ lautete sein Wahlspruch. Hätten die Kelten ihr ewiges Schweigen gebrochen und den Menschen erzählt, was sie seit Anbeginn der Welt gelehrt, so möchten sie in seiner Weise gesprochen haben.

Er erregte Aufmerksamkeit. Es wurde Mode, ihn zu hören, und wer ihn nicht gehört hatte, wünschte ihn doch zu sehen. Von nah und fern kam man nach dem an der Themse gelegenen Dorfe Chelsea und klopfte an seine Thür, und nicht nur Engländer und Schotten kamen, nicht nur die ersten und vornehmsten des britischen Reichs, sondern bis in die Neue Welt war sein Name gedrungen, und in den Vereinigten Staaten zählte er Tausende von Bewunderern, welche den weiten Weg bis zu ihm nicht scheuten.

Allein seine Thür schonte sich nicht leicht. Er war kein stiller Mann, und es verlangte ihn mehr als es ihn trente, wenn man ihn ohne Verständniß für seinen Charakter und seine Lebensziele, anklopfte. Unfreundlich und abweisend erwies er sich dann oft.

Was andere schönten, Ehren, Aemter, Geld, das begehrte er nicht. Mit seinem Pfund zu wuchern, hielt er nur die Aufgabe eines jeden, und das seinige bestand darin, mit hellem Blick die Mängel seiner Zeit zu entdecken und sie mit scharfen Worten den Menschen vorzuwerfen. Er kann nur umstürzen, nicht aufbauen, darum ist er auch kein Dichter.

Politisch stellte er sich auf die Seite der Demokratie, verachtete dabei aber den großen Haufen, als der Einsicht entbehrend, welche nöthig ist, das Schiff des eigenen Lebens zu führen, und hielt ihn um so

weniger für fähig, an dem großen Steuerruder des Staats mit Hand anzulegen. Sein Buch über „Heldenverehrung“ entsprang dieser Anschauung, es predigt eine Aristokratie der Intelligenz.

Er glaubt an eine Aristokratie, aber nur an eine Aristokratie begabter Menschen. Wie der Gärtner nur aus den besten Samen jene Blumen zieht, welche eine vollkommene Blüte erreichen, die übrigen aber ausgehen läßt, so nimmt er an, daß auch die Gottheit in ihrem Menschengarten wolle. Der einzelne, von der Natur reicher ausgestattete wird dann das Werkzeug in der Hand der Vorsehung und führet ihre Zwecke. Priester, Heroen, Könige, Propheten entstehen auf diese Weise. Diese soll die große Menge anstaunen und verehren. Wer besser und weiser ist, wird über den anderen stehen.

Er eigenthümlich und paradox manche seiner Ansichten sind, so tragen sie dafür auch das Gepräge einer Individualität, die sich vor seinem Herabgebrachten trägt und erregen Ehr- und Bewunderung. Menschenfurcht kannte er nicht, weil aber Gottesfurcht. Niemand konnte ihn verhindern, seine Meinung zu sagen, sobald er dieselbe für wahr, für nützlich und ersprießlich hielt. Auch war er sich der Macht seines Wortes gar wohl bewußt.

Als Sir Robert Peel Premierminister war, gab Lady Peel wöchentlich eine Gesellschaft, um so die Plätze ihres Gatten zu verstärken. Eines Tags lud sie auch Ebellen zu Gaste, und lud ihn zu sich ein. Er empfing die hohe Dame artig, sagte ihr aber freimüthig, daß er an ihren Festen nicht theilnehmen könne, weil er ein politischer Gegner ihres Gemahls sei.

Der Herzog von Manchester kam eines Morgens um 11 Uhr zu Roe mit seinem Sohne, Lord Mandeville, nach Ebellen und verlangte Gaskell zu sprechen. Die Magd erwiderte ihm hierauf, daß ihr Herr in den Frühstunden niemand vor sich lasse. „Sagen Sie nur, es sei der Herzog von Manchester“, erwiderte er, überzeugt, daß vor diesem Namen jede Thür sich öffne. „Thut mir leid“, entgegnete das Mädchen gleichgültig, „ich darf nicht einmal hineingehen und Sie melden.“

Als der Großherzog von Weimar, noch ein junger Mann, in London war, wünschte auch er den berühmten Diogenes kennen zu lernen und sandte seinen Forstrath, Herrn Marschall, ab, ihm dies zu melden. Gaskell erwiderte, daß der Wunsch des Fürsten ihm sehr schmeichelhaft sei. „Nur wann wollen Sie meinem gnädigen Herrn Ihre Aufwartung machen?“ fragte jener. „Ich?“ entgegnete Gaskell, „ich glaube, daß es mich kennen zu lernen wünsche, nun dann ist es doch üblich, daß er mir seinen Besuch mache!“ Etwas verlegen erwiderte der Abgesandte, er würde es seinem Fürsten melden. Wenige Tage darauf verfügte sich der Großherzog um die Mittagsstunde zu ihm.

Aehnliche Züge ließen sich viele berichten. Sie dienen, den Philosophen in seiner Menschenwürde zu zeigen. Er verehrt Gedanken, nicht Gedanken nährt sich von Gedanken; nie könnte er nun, ohne sich selbst herabzuwürdigen, vor anderen Dingen sich beugen, oder ihnen einen Werth zuerkennen. Auch ist in seinem Sinne, ein Prophet ist höchstens ein Verkündiger ewiger Wahrheiten.

Die Korallen

Wenn wir in heller Mondnacht den gestirnten Himmel betrachten, erfüllt uns bei Gedanke an die unzähligen Welten, die im unermeßlichen Raum schwebend durch das Gesetz der Schwere sich im Gleichgewicht erhalten, mit jener Andacht, für welche die Sprache keinen Ausdruck findet. Eine gleiche Empfindung überkommt den Reisenden, der am Abend von der Höhe des Decks das Auge auf die leuchtende Meeresfläche heftet, die von seinem Schiff durchfurcht wird. Ist aber seinem Haupte alles Wunder und Geheimniß, so ist es auch unter seinen Füßen. Denn außer den Lustschiffern der Wasserwelt, den Nautilusen und den Vögeln des Meers, wie die Griechen die Fische nannten, und den Muscheln und Korallen, die am Strande liegen, ist ihm alles Geheimniß, was in der Tiefe der Meeresabgründe ruht.

Wer trägt man, hat viele Wasserpflanzen nicht ein anderes Licht als die von oben spärlich einfallenden Sonnenstrahlen? Denn über eine gewisse Tiefe kann das Licht nicht eindringen, schon von da ab ist es eine ewige Nacht, welche die Unterwelt deckt. Zu welchem Zweck nennt die unterirdische, in finsterem Glanz schillernde Flora? Mußten wir daher nicht annehmen, daß diese Abgründe erleuchtet sind durch Millionen von lebendig funkelnden Atomen, wie sie uns beim Meerleuchten umhüllen die Nacht auf der Oberfläche erscheinen? Nun ist enthüllt sich uns in der That eine nie geahnte Zauberwelt. Jene unter dem Meere liegenden dunklen Thäler weiten aus, erfüllt in allem Reichthum der Märchenwelt sichtbar. Auch das Meer hat seine Auen, seine blau und rothen Anemonen, seine Tubilien, die festgewurzelt sich wandeln, selbst die Lilie — das Winterblümchen des Meers — fehlt nicht.

Indessen fehlt dem schönen Bilde auch nicht die Schattenseite. Ungeheuerliche Gebilde aller Art drohen ihre Riesenarme aus, dort unten wie hier oben, bauen Länder und Schrecken beisammen. Hinter all diesen freundlichen Provinzen der Wasserwelt erscheint die Korallenbank als das merkwürdigste, durch zahllose Heer fleißiger Arbeiterinnen, die bei Schöpfung der Erde des Meeres eingearbeitet, um die Umgestaltung unseres Planeten zu bewerkstelligen.

Diese geheimnißvolle Kraft, die als Thier, Pflanze und Stein zugleich Bewegung, Wachsthum und Erhaltung darstellt, pflanzt sich auch sich selbst fort und verbreitet sich durch Schößlinge. Diese Thierpflanze ist wieder aus tausend und abertausend kleinen Thieren zusammengesetzt, die meist mit ihren Stämmen

an dem Grunde des Meeres, an Klippen oder Muscheln angewachsen sind, die mit filzigem Gewebe nennt man Schwämme, die mit hartem Stamm Korallen, die nackten Polypen. Sie vereinigen sich zu Republiken, die nur von Einem Willen belebt sind, und vermöge ihrer aufeinander gehäuften Riffe Becken bilden für die Kontinente neuer Welten. Man staunt über die Schnelligkeit ihrer Arbeit: im Osten von Australien taucht eine Klippe von 300 französischen Meilen auf, bei Neucaledonien eine von 145 Meilen; die Inselgruppen im Stillen Meere sind 4000 französische Meilen lang und 1500 Meilen breit. Die Kette der Malediviſchen Inseln hat gegen 200 Meilen Länge; auch die Bänke von Zéle de Arance und der Untergrund des Roten Meeres ist das Werk dieser unermüdlichen Arbeiter. Zimet mit seinen Umgebungen bietet gleiche Klippen aus Korallenthieren gebildet dar.

Aber diese geheimnißvoll Arbeitenden bleiben nicht im ruhigen Besitz ihrer unterseeischen Wohnungen. Angezogen durch die feine Färbung ihres Kalkpanzers, verfolgt der Mensch ihre Spur und schafft einen theuren und kostbaren Schmuck daraus. So ist die Korallenfischerei die Basis eines sehr einträglichen Handels geworden, dessen Monopol Frankreich viele Jahre hindurch besaß.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts wurde es zuerst am Hofe Franz I. Mode, Korallen zu tragen. Bald suchten Spekulanten diesen Geschmack auszubeuten. Unter Karl IX. kauften zwei in Marseille wohnende Kaufleute, Thomas Lincher und Carlin Didier, das Privilegium der Korallenfischerei an der afrikanischen Küste zwischen Bona und Tunis an und legten drei Meilen von Calle das Fundament zu dem ersten französischen Bollwerk. Die Anlagekosten aber waren so groß, daß sie darüber Bankrott machten, und erst eine zweite Handelsgesellschaft errang Erfolg. Im Jahre 1604 erhielt die Korallenfischerei eine neue Ausdehnung durch die Ratification des Handelsvertrags mit Algier, welcher den Franzosen das ausschließliche Recht der Korallenfischerei vom Cap Roux bis Cap Axi sicherte. Unter Ludwig XIII., als der Herzog von Guise Gouverneur der Provence war, kaufte dieser 1614 die Concession an sich und gab der Korallenfischerei einen neuen Aufschwung durch die geschickte Leitung seines Agenten Carlos Marcellon.

Zehn Jahre später sandte der Cardinal Richelieu mehrere Agenten nach Afrika und gründete 1640 ein neues derartiges Etablissement in St.-Cire.

Unter Ludwig XIV. (1694) wurde eine jährliche Beihülfe von 40000 Livres einer Compagnie bewilligt, welche die Concession für zehn Jahre mit der Bedingung erhielt, 60000 Livres jährlich an den Bey von Algier zu bezahlen.

Unter Ludwig XV. folgte eine Indische Compagnie der Französischen Indien und Kleinasien waren 1719 die Haupthandelsorte der Korallen. Dieser folgte eine Gesellschaft, die sich in Marseille gebildet und „Auriol" nannte; doch ging der Besitz 1741 an die Compagnie d'Afrique über.

Im Jahre 1794 beschloß der Convent das Etablissement aufzuheben, um das Monopol zu zerstören, er rief die Fremden auf, sich bei der Korallenfischerei zu betheiligen, wodurch eine nicht unbedeutende Concurrenz entstand.

Im Jahre 1798 wurden die französischen Agenten infolge des inzwischen mit Algier ausgebrochenen Kriegs gefangen genommen. Im Jahre 1796 waren es die Neapolitaner und Genueſen, welche von der Vollmacht des Convents zu ihrem Vortheil Gebrauch machten und den Weg nach Calle nahmen; seitdem verschwanden die Franzosen nach und nach von diesem Strande. Im Jahre 1805 kaufte England die Concession und benutzte sie mehrere Jahre hindurch aus. Nach der Restauration machte die französische Regierung verschiedene Anstrengungen, um von neuem diese Industrie an sich zu bringen, indessen vergeblich. Die Korallenfischer von Sardinien, Lebrana und Neapel erscheinen allein auf der Küste Nordafrikas, und die Fabrikation der Koralle, früher ein so blühender Erwerbszweig in Marseille, verlor sich immer mehr und mehr, während Genua, Livorno und Neapel noch jetzt jährlich für 2 Millionen Francs Rohmaterial erhalten, welches, gierlich zu Schmuckſachen verarbeitet, eine Revenue von 12 Millionen Francs einbringt.

Die blaßrothe Koralle ist die kostbarste, nur mit vieler Mühe wird die Edelkoralle, die nur 1 Fuß hoch wächst, aus dem Mittelländischen Meere durch Taucher emporgebracht oder durch eigenartig construirte Netze vom Meeresgrunde losgerissen. Im Afrika gehört sie zu dem kostbarsten Schmuck der Gattin eines Häuptlings oder einer Fürstin. Der Mensch schafft sich ein Kleinod aus diesen Pflanzenthieren, während Gott sie erlesen, die Erde umzuformen.

Briefwechsel.

L. v. W. in Leipzig. Wir erwarten noch immer regelmäßig Ihre Artikel.

M. H. in Bremen. Singular Auffaſſung Shakespeare's hat in das Deutſche übertragen werden. Wir empfehlen Ihnen an: Über Uebersetzungen von Auflage der sämmtlichen Schriftſtellerei über Shakespeare und Goethe, von Hermann Grimm überlegt hat.

E. H. in Berlin. Ob wir uns viel versprechen von der in sich dem Jahre in Bremen beabsichtigten Aufführung des englischen Königsdramas Shakespeare's? Aufrichtig, gar nichts. Was kommen und sie Artisten der Bretter aus Meilen Nein, wenn sie Engländer selbst. Wissenschaft verein, jeder tiefere Intimität abstreiten? Wem kann eine Vergegenwärtigung hochmuthiger Pairs und verbrecherischen Aktionen zusagen? Es ist noch viel zu wenig der vergehoben worden, das Shakespeare vorchaut und überall auf seiten des Adels steht und mit Verachtung der Richard II. oder Heinrich VI. für die Wüthe, für die Selbstherrn und das arme Volk hat.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

rte Folge. Erster Band. Nr. 36. Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler

halt: Zwei Vermählungen. Novelle von Sigmund Kolisch. XIII. XIV. — Der Ausbruch des nordamerikanischen
g. IV. — Von Trapani nach Sicilien. Von Dr. Berthold II. — Der Gasthofbesitzer in Frankreich. Von A. B. —
Pflanzen und das Wild. — Vielerlei: Das deutsche Handelsrecht in Bremen. — Deutsche Städte. I. Danzig und
seine Umgebung. II. — Der Rhabarber. — Alpenblicke aus Sicilien. I.

Zwei Vermählungen.

Novelle von Sigmund Kolisch.

XIII. Gelächter.

(Fortsetzung.)

Albert nun Muße hatte, das Gebiet zu be-
, über welches ihm die Herrschaft von eini-
Stunden überlassen wurde, durchschritt er
ganze Gebäude, ließ sich von der Kammer-
alles zeigen, was bemerkenswerth sein mochte,
über die Bestimmung der verschiedenen Ge-
r und Gegenstände Auskunft ertheilen. Im
Zimmer seiner Madame angekommen, wurde
f alle Einzelheiten daselbst aufmerksamer
er gerade, als hätte er jedem Gegenstand
sprache, irgendeine Anklage entlocken wollen.
Vasen mit frischen Blumen standen auf
reichen Marmorkamin.

„Der Graf ist galant", bemerkte der Gemmis,
prächtigen Ornament zeigend.

„Der Graf?" erwiderte die Kammerfrau;
Blumen hat unser Gärtner gewählt und
."

„Sie könnten doch wol auch vom Grafen
", meinte Albert. „Die Ehe ist noch
ung, um solche Schäfereien anzustellen."

„Gewiß!" gab die Kammerfrau zurück,
n kann jeder geben; für einen Kranz
Vierte Folge. I. 36

hat man deren einen ganzen Garten voll. Die Geschenke des Grafen sind seiner würdig. Wo Diamanten, englischen Pferden, werthvollen Stoffen überreiche unser Herr seine Gattin."

„Sie führen wol die glücklichste Ehe?" warf Albert hin.

„O gewiß!" versetzte die Kammerfrau; „sie leben wie Geschwister; nie erhebt sich zwischen ihnen ein Streit oder auch nur ein Widerspruch. Madame hat nur einen Wunsch auszusprechen, um ihn erfüllt zu sehen; sie wollte zahlreiche Gesellschaft haben und der Graf hat es sich alsbald angelegen sein lassen, Leute von nah und fern herbeizuholen. Kaum äußert Madame, daß sie Lust habe, da oder dort einen Besuch abzustatten, läßt der Graf sogleich die Pferde anspannen und fährt sie da- oder dorthin. Sie werden sehen, wie lebendig es bei uns hergeht und wie gut man sich unterhält, das alles, weil es Madame so für gut findet. Der Graf scheint sich mit dem Besitz seiner Frau vollkommen zu begnügen und für sich selbst gar nichts zu verlangen."

„Gar nichts zu verlangen? Gar nichts zu verlangen?" versetzte Albert mit einem schlauen Lächeln: „das ist zu viel gesagt!"

„Gewiß nicht!" versicherte die Kammerfrau. „Sie sehen hier die zwei Riegel, an jeder Thür

Nichols und **Jenny** (zuſammen).

Gott!

Harry.

Klagt Ihr in einem Augenblick, wo Euch Millionen zufallen?

Nichols

(zornig aus Verlegenheit, ſich zu faſſen).

Ich glaube, Ihr wollt mich wahnſinnig machen?

Harry.

Ihr ſeid des Fielding einziger Erbe. Was ihm gehört, iſt Euer. Des Erbes Herkunft kümmert nie den Erben.

Nichols.

Meint Ihr, guter Sir Harry?

Harry.

Das Recht, ſchreibt Euch ein Rechtskundiger, habt Ihr für Euch.

Nichols.

Ja Menſchenrecht!

Harry.

Hier iſt es Gottes!

Nichols (ändert ſich).

Sieh, ſieh! Jenny, den Acker da drüben, den hätt'

einen; der an der Thür, welche in das Gemach des Grafen führt, wird gar nie zurückgeschoben und den andern höre ich regelmäßig jede Nacht aufmachen, sobald ich Madame ausgekleidet und mich entfernt habe. Wie viel ich auch über diese Sonderbarkeit nachgedacht habe, ich kann sie mir nicht erklären. Die Gräfin ist hübsch, der Graf ist jung und am Hofe heirathet man nicht, um durch geschlossene Thüren geschieden zu bleiben. Ich war sechs Jahre mit meinem Mann, Gott habe ihn selig! verheirathet, aber etwas Aehnliches ist mir nie vorgekommen! Und das Seltsamste bei der Sache ist, daß sich der Graf und die Gräfin aus Liebe geheirathet haben sollen. Muß einem nicht der Verstand still stehen, wenn man das Unerhörte sich zutragen sieht!"

Schweigend vernahm Albert diese Mittheilung; er schien die Worte der Kammerfrau zu verschlingen, und wenn diese ihn beobachtet hätte, so hätte sie bemerken müssen, daß sich seine Wangen rötheten und daß er sich anstrengen mußte, um eine innere Bewegung zu verbergen.

„Sie lachen sich offenbar", warf er in einem leichten Tone hin; „Sie bedenken nicht, daß man verschlossene Thüren gelegentlich öffnen kann."

„Gewiß berufe ich das, allein ich habe meine unumstößlichen Beweise, daß die Sache sich so verhält, wie ich sage! Wie möchte ich auch sonst etwas so Unglaubliches glauben?"

Auf diese Versicherung erwiderte Albert weiter nichts; er sah sich noch in die andern Theile des Schlosses führen, schenkte aber weder den verschiedenen Gemächern noch den Gebäuden der Dienerin die geringste Aufmerksamkeit; seine Gedanken beschäftigten sich unausgesetzt mit den seltsamen Enthüllungen, die ihm soeben gemacht worden waren.

Wiewol ermüdet von der Fahrt und leidend, ging der Gemmis dennoch nicht zu Bett, selbst als die Nacht schon ziemlich vorgerückt war, sondern wartete die Rückkunft der jungen Eheleute ab, so sehr brannte er vor Verlangen, nach der erhaltenen Auskunft diese zu beobachten und sich von der Richtigkeit dessen zu überzeugen, von dem ihn die Kammerfrau so unbefangen in Kenntniß gesetzt hatte. Angeleitet, wie er war, meinte er, werde es ihm leicht gelingen, aus den Gesichtszügen, aus dem Benehmen des Paares die Wahrheit herauszulesen, und in der That glaubte er aus dem gezwungen heitern Ton Ernestinens, der kühlen Zurückhaltung und Höflichkeit, mit welcher Raymond seiner jungen Gattin Rede und Antwort gab, auf etwas Ungewöhnliches, etwas Störendes in dem ehelichen Verhältniß schließen zu dürfen.

Der Graf und die Gräfin kehrten nach Mitternacht von ihrem Ausfluge zurück. Albert erwartete und empfing sie im Salon; eine Unterhaltung kam in Gang und er blieb absichtlich so lange bis sich Ernestine aus dem Salon zurückzog. Er glaubte aus dem „Gute Nacht, meine Herren!" mit welchem sie schied, eine leise, ironische Bitterkeit herauszuhören. Fast unmittelbar nach seiner Muhme verließ auch er den Salon, um sich in die ihm angewiesene Stube zu begeben. Er kam durch den Corridor, in welchen eine der Thüren von Ernestinens Schlafgemach ging, und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit lauschend, blieb er vor derselben stehen.

Ernestine gab der Kammerfrau, welche ihr beim Entkleiden behülflich war, mancherlei Weisungen für den nächsten Tag und bald darauf hörte er, wie die Dienerin entlassen wurde; sich schleunig ein wenig zurückziehend, that er, als ob er soeben aus seiner Stube gekommen wäre.

„Möchten Sie nicht die Gefälligkeit haben, mir ein Glas Wasser zu bringen?" sagte er mit gedämpfter Stimme der Kammerfrau.

„Sogleich, mein Herr!" sagte diese, sich entfernend. Und nun konnte er einen Riegel in dem Schlafgemache seiner Muhme vorschieben hören.

Darüber lachte er; er lachte noch, als ihm die Kammerfrau das verlangte Glas Wasser brachte und er sich für den Dienst bei ihr bedankte; er lachte, als er sich auskleidete, und sogar noch, als er zu Bett gegangen war. „Es ist wol der Mühe werth", sagte er dabei zu sich selber, „daß sich Kirche, Geistlicher und Glöckner in Bewegung setzen, um einen ehelichen Bund zu segnen!" Und lachend fuhr er fort: „Wenn man die Kosten von Hebamme, Wärterin, Amme, Hofmeister und der sonstigen Kindererziehung mit Zinsen und Zinseszinsen berechnet, so hat der Graf ein Geschäft gemacht, das seines Schwiegervaters würdig wäre." Noch sagte er sich: „Das Recht der Erstgeburt ginge da selbst in dem Falle verloren, wenn die Majorate in Frankreich nicht abgeschafft wären."

Er lachte wieder und lachte, bis er entschlief.

Während der Zeit, die Albert auf dem Schlosse von Bellefontaine zubrachte, hatte er natürlich hinreichende Gelegenheit, die vielerlei Zerstreuungen zu sehen, denen sich seine Muhme hingab, an welchen der junge Graf mit scheinbarem Wohl-

gefallen theilnahm und die das Gespräch von einander entfernten, ohne daß von der einen oder andern Seite ein Versuch der Annäherung gemacht worden wäre.

„Ein Strom rauscht zwischen den beiden", sagte sich der Commis, „und nirgends eine Brücke; sie keine Hero und er kein Leander!"

Der Commis bemerkte, wie Ernestine, wenn Gäste da waren, umherjagte, von einer Person zur andern, von einem Gespräch zum andern; wie sie sich förmlich Mühe gab, an den Leuten und ihrer Unterhaltung Gefallen zu finden, offenbar, um Befriedigung zu suchen.

„Armes Veilchen, aus diesen Blumen saugst du eher Gift als Honig", dachte er.

Mit der Genesung des Comptoiristen ging es aber alle Erwartung schnell vorwärts; die Luft von Pellefontaine schien Wunder gewirkt zu haben. Schon nach zehn Tagen war Albert so weit hergestellt, daß er in die Stadt zurückkehren und, wie er sich ausdrückte, „an der Pflugschar seines Onkels ziehen konnte". Auffallenderweise hatte der Commis auch seine Lust, seinen Aufenthalt auf dem Schlosse mehr als nöthig zu verlängern, und kaum, daß er sich hinreichend gestärkt fühlte, nahm er dankend Abschied von seinen freundlichen Wirthen und machte sich auf den Weg nach Paris. Die Diener auf dem Schlosse wollten den Reiter der Gräfin in allen Stunden der Nacht in dem Corridor umherwandeln gesehen haben, und meinten, daß der junge Mann an Schlaflosigkeit leiden müsse.

Wenn schon die Neugierde begreifen mußte, mit welcher der zum Müßiggang geneigte Comptoirist sich zu seiner Genesung bekannte und einen Aufenthalt vor der Zeit verließ, der ihm so viele Annehmlichkeiten bot und ihn überdies der verhaßten Rechenstube seines Onkels fern hielt, so ist der Freund dieser Ville, mit welcher Albert in sein Loch zurückkehrte, noch seltsamer, noch unbegreiflicher. Der junge Commis fühlte nämlich das dringende Bedürfniß, die gemachte Entdeckung von dem häuslichen Verhältniß auf dem Schlosse jemand mitzutheilen, den die Sache interessirten, der sich eher mit ihm freuen, als auf Ausgleichung des Zerwürfnisses bedacht sein würde. Der geeignetste Mann, an den er sich mit seinem Geheimniß wenden könnte, dünkte ihm nach reiflicher Ueberlegung Herr Morel, „der abgedankte Bräutigam", wie er ihn nannte, und um diesen aufzusuchen, ihn von der Lage der Dinge auf dem Schlosse zu unterhalten, flog er nach der Stadt.

XIV. Rue de la Victoire.

Im Bahnhofe zu Paris nahm er einen Wagen, der ihn nach seiner Wohnung brachte, wo er sich seines Gepäcks entledigte und sich dann begleitet in dem ehemaligen Bräutigam Gemüthens begab, ohne sich auch nur so viel Zeit zu nehmen, als nöthig gewesen wäre, seinem Magen etwas Stärkung zukommen zu lassen. Zufällig fand er Herrn Morel in Hause, mit Vorbereitungen zur Abreise nach Baden-Baden beschäftigt, wo derselbe den Rest der schönen Jahreszeit zu verbringen entschlossen war.

„Guten Abend, Herr Fabeau!" begrüßte der junge Kaufmann seinen Besuch. „Ich bin ebenso überrascht als erfreut, Sie zu sehen!"

„Ihr Diener, Herr Morel!" erwiderte der Commis. „Ich begreife Ihre Ueberraschung. Wir sind ganz auseinander gekommen, seitdem mein Onkel für seine Waare einen vortheilhaften Absatz gefunden und die Geschäftsverbindung mit Ihnen aufgegeben hat!"

„Freut mich sehr, Sie so launig zu sehen, Herr Fabeau! Doch wie geht es denn Ihrer schönen Muhme?"

„Sie ist Gräfin von Sennerville."

„Das weiß ich wohl!"

„Dann wissen Sie auch genug!"

„Was will das sagen: Sie ist Gräfin von Sennerville?"

„Das will sagen, daß sie nach der Berechnung meines Onkels, der sich gewiß nicht um einen Pfarr geirrt hat, 1888888 Francs jährlich verzehren kann, ohne sich von einem Gläubiger „Guten Morgen" sagen zu lassen; daß in ihrem Stalle so viele Pferde stehen, als die Woche Tage hat, daß ihr Wink zehn weiße Sklaven eilen macht und daß sie sich auf dem Schlosse zu Pellefontaine, von wo ich soeben herkomme, mit einem Gefolge umgibt, von dem mir noch jetzt die Ohren gellen."

„Ah! Sie waren bei Ihrer Muhme zu Besuch?"

„Zehn volle Tage habe ich in der trockenen, schallenden Sphäre meiner Muhme Gräfin geathmet."

„Sagen Sie mir alten Freund", verlangte Herr Morel, „ob Ihre Muhme glücklich ist?"

„Soll ich wiederholen, wie viel sie besitzt?"

„Sie scheinen über einen Gegenstand, der mir wichtig scheint", sagte mit einigem Nachdruck Herr Morel, „ich möchte wissen, ob die Gräfin geliebt wird, wie sie es verdient!"

„Um das zu sagen, müßte ich zu bestimmen

im Stande sein, wie viel Liebe meine Mutter verdient. Ich will Ihnen angeben, was ich gesehen und beobachtet habe, und Sie werden sich dann damit begnügen müssen und, wie ich glaube, begnügen können.' Es ist nicht zu bezweifeln, daß sie der Graf mit der größtmöglichen Rücksicht behandelt und ihr so allen gewünschten Lust gönnt. Will meine Mutter ausfahren, läßt der Graf anspannen; will sie reiten, läßt er satteln; will sie Besuche machen, wirft er sich in Staat, um sie zu begleiten; will sie Gesellschaft haben, schreibt er Einladungen, und was das Merkwürdigste an der Sache ist, wenn meine Mutter allein bleiben will, ist es nun des Nachts oder am Tage, fällt es dem Grafen gar nicht ein, an die Thür ihres Zimmers zu klopfen. Ist das ein Glück, wie es meine Mutter verdient? Sie mögen hierüber selbst urtheilen!"

„Wenn Sie mich Ihres Vertrauens würdig halten, Herr Albert", versetzte der junge Kaufmann, „so sprechen Sie deutlicher, so sprechen Sie ganz deutlich über den Gegenstand! Ich gestehe, daß mich die Sache in einem hohen Grade interessirt!"

„Das läßt sich denken!" meinte der Gemmit. „Man möchte doch wissen, wie man ziegt werden ist, wenn man eine Stellung verloren hat. Nun denn, Herr Morel, Sie sollen zu Ihrer Beruhigung einen Mann haben, der Ihnen wie ein Vaterunser munden wird. Der Graf und meine Mutter leben nicht gut und nicht schlecht, sie leben gar nicht miteinander. Der Graf hegt ein Paradies wie der ein Cherub mit dem Schwerte Wache hält."

Ein Ausdruck des Grimmes trat in die Züge des Herrn Morel, als er dieses hörte.

„Ist dieses auch gewiß?" fragte er, forschend in das Auge des Erzählers blickend.

„So gewiß, als meine Mutter ein schönes Weib und der Graf ein guter Mann ist! So gewiß, als meine Ohren Ihre Frage hören, und meine Augen Ihre Ueberraschung sehen."

„Hat Ihnen vielleicht Ihre Mutter selber bekannt?" fragte Herr Morel weiter, an welchem ein guter Theil vom Ruderruf kam.

„Meine Mutter läßt hierüber nicht das Geringste merken", antwortete Albert; „sie gebärdet sich als die glücklichste, heiterste Ehefrau, die je einen Mann nach ihrem Wunsche gefunden."

Eine innere Bewegung malte sich auf dem Angesicht des Herrn Morel und für einige Augenblicke schien er nur seinen Gedanken anzugehören.

„Nicht wahr, die Geschichte ist seltsam?" äußerte der Gemmit.

„Sehr seltsam!" erwiderte Herr Morel gestreut, und nachdem er einigemal die Stube durchschritten hatte, versetzte er in einem entschiedenen Tone, der einem gefaßten Entschluß anderte:

„Ich danke Ihnen bestens für die Nachricht, Herr Albert!"

„Mich freut es, wenn ich Ihnen angenehm gewesen bin!" erwiderte Albert. Und nachdem er noch eine Weile mit Herrn Morel über gleichgültige Dinge gesprochen hatte, empfahl er sich und ging.

Lange, nachdem der Gemmit sich entfernt hatte, blieb Morel allein auf seiner Stube, ausschließlich mit dem Gegenstand beschäftigt, welcher soeben zu seiner Kenntniß gebracht worden war. Viele Betrachtungen zogen durch die Seele des jungen Kaufmanns. Die meisten Menschen thun sich auf ihre Wohlthätigkeit viel zu gute, wenn sie von ihrem Ueberfluß einem Armen einen Sou hinwerfen oder einem Hungrigen einen Bissen Brot reichen; sie nennen sich wohlthätig für diese weltliche Unterstützung, die sie gewähren, doch opfern sie andererseits ohne Selbstverwurf, ohne Gewissensbisse, leichten Muthes ihren Schwächen und ihrer Eitelkeit den Frieden und das Glück, ja das Leben ihrer Nächsten auf. „So beweist die Tiefe meiner Natur, daß es mich einige Ueberwindung kostet, daß ich mich nur besinnen kann, die Ausgleichung der beiden Ehepaare herbeizuführen, da ich vielleicht der einzige bin, der es kann. Nicht daran denken darf ich, den zwei dürftigen, schmachtenden Herzen das dringend begehrte Almosen vorzuenthalten, weil das Unglück in dem Hause dort die beleidigte Selbstsucht des Zurückgewiesenen befriedigt. Nein, ich will nicht lachen über eine unabgreifende Verwüstung, wie es der niedrig denkende Gemmit mir zumuthet! Ich will helfen, ich will retten! Den Hungrigen reiche ich den Bissen Brot, dessen sie bedürfen, um zu leben! Habe ich dem bedrängten Mädchen, als es mich flehentlich bat, nicht Freundschaft zugesagt? Die allgemeinste Moral fordert, daß man Wort halte, und ich werde mein Wort halten! Die arme Gräfin ist unglücklich, das scheint ausgemacht. Entweder hat sie dem jungen Grafen gegenüber aus Stolz oder Aengstlichkeit geschwiegen und ihn bei dem Irrwahn gelassen, daß sie den vornehmen, reichen Mann angenommen und sogar verehrungt, nachdem sie den armen Studenten zurückgewiesen, ja hinaus-

gelegt, aber sie hat gesprochen und seinen Glauben gefunden. In beiden Fällen konnte es mir gelingen, den Zweifel auszugleichen. Wie aber, wenn mich der Gegenstand hintergangen hätte? Doch nein, es ist mehr anzunehmen, daß der Beschwörige mich durch eine Lüge zu erbauen gesucht. Um noch das Uebrige zu thun, nahm ich Anlaß vor, bei dem Reinigungsversuch so vorsichtig als möglich zu Werke zu gehen, um in seinem Falle etwas zu verderben oder sich selbst hinauszuführen. Er schrieb seine Briefe nach Boston. Boston auf und richtete folgendes Schreiben an den jungen Grafen von Sennerville:

„Mein Herr Graf!

„Ueber eine Angelegenheit, die für Sie selbst von der größten Wichtigkeit ist, habe ich mit Ihnen zu sprechen. Sie kennen die Aussicht, welche mich erhalten muß, Sie zu besuchen, und ich bitte Sie daher um eine Zusammenkunft, sei es nun in meiner Wohnung Rue de la Paix Nr. 14, oder, wenn Sie es vorziehen, an einem beliebigen dritten Orte.

Paris, 25. August 1870.

Ihr ganz ergebener Diener
André Morel."

Am 27. August erhielt der junge Kaufmann die schriftliche Antwort:

„Mein Herr!

„Mit Ihrer Erlaubniß werde ich die Ehre haben, mich morgen, den 28. August, um 4 Uhr nachmittags in Ihrer Wohnung zu der von Ihnen gewünschten Unterredung einzufinden.

„Seien Sie meiner ausgezeichnetsten Hochachtung versichert!

Bellefontaine, 27. August 1870.

Graf von Sennerville."

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Der Ausbruch des nordamerikanischen Kriegs.

IV.

Als das freudige Geläute der Glocken wegen der Leugnung des Gefechts die Einlegung des Präsidenten verkündigte, wurde es mit unendlichem Jubel begrüßt. Illuminirte waren von allen Seiten beabsichtigt, um den früheren Hochmuth des freien Westens eine der höchsten Stellungen in der Welt einnehmen zu sehen, und auch ich befand mich unter den Neugierigen. Der Zug, welcher vom Weißen Hause ausging, erstreckte eine Masse freiwilliger Militärcompagnien und Deputationen. Dann kam ein einfacher Wagen, worin der alte Präsident Buchanan und ihm zur Rechten sein Nachfolger Lincoln saß. Der alte Präsident sah von all den Strapazen und Aufregungen matt und leidend aus. Nur mit Mühe überflog sein Auge die unendliche Menschenmasse, welche an beiden Seiten den Zug einfaßten. Suchte er seinen Freund? — Mit breitem Gesicht saß Buchanan oben am Steuer. Man sah es ihm deutlich an, wie glücklich er sich schätze, diesen verantwortlichen Platz verlassen zu können. In prachtigen Equipagen folgten dem einfachen Wagen die Vertreter fremder Regierungen sammt ihrem Gesandtschafts- und Consulatspersonal, alle in großartigster Uniformirung und belangen mit den in Europa so gebräuchlichen Orden.

Präsident Lincoln hielt seine Rede vom östlichen Portikus des Capitols. Sie war ruhig und würdevoll. Er schwor mit erhobener Rechten, daß er der Gesetze der Unionsstaaten achten und handhaben werde, daß er sie vertheidigen wolle, wie er es einst vor seinem höchsten Richter verantworten könne. Er erklärte, daß es seine Verbindlichkeit sei, Blut zu vergießen oder Gewalt zu gebrauchen, höchstens — und er machte dabei eine Pause — wenn das aufgeregte Volk der Regierung dazu zwinge. Er erklärte ferner, daß es die Macht, welche die Majestät des Volkes ihm anvertraut habe, bis auf unvermeidliche nur dann gebrauchen werde, um jene Plätze und Gebäude unter allen Umständen zu behaupten, welche der Regierung gehörten.

In anderem traurigen Sinne wurde die Rede Lincolns als Kriegserklärung betrachtet, und sie brachte alle in die mißtrauischen Kreise des Südens in die wüthendste Aufregung.

Während nun der größte Theil der Bevölkerung des Südens mit großer Spannung dem Ausgange der Sache sich hin und wieder der Hoffnung auf friedliche Ausgleichung hingab, hatte ich längst alle Hoffnung aufgegeben; denn die Parteien, welche im Süden an die Spitze traten, liegen alle Friedensgedanken schweigen. Sie meinten der Union, aus deren sie bisher hatten wenig oder nichts zu verlieren, hoffen aber viel zu gewinnen; deshalb waren sie entschieden für Anfertigung des Kriegs. Kaum waren daher die Schwierigkeiten erledigt, welche der Einsetzung des Präsidenten folgten, als ich auch schon meiner Rückreise nach Charleston antrat.

In Washington wurden jetzt unter dem Vorsitz des Präsidenten verschiedene Maßregelungen ge-

halten, um Mittel und Wege zu finden, der Besatzung von Fort Sumter Verstärkungen sowie Munition und Proviant zu bringen. Diese Sitzungen zogen sich an zwei Wochen in die Länge, ohne daß das Cabinet zu einem festen Entschlusse kam. Bald darauf ging der Kriegsminister der Unionsstaaten über diese doch so wichtigen, um in den sich täglich mehr verwickelnden Angelegenheiten nicht unvorbereitet zu sein. Es wurden die Truppen von den indischen Grenzen nach Washington, verschiedene Flottenabtheilungen aus allen fremden Meeren nach Hause berufen und nur die zum Schutz des Handels höchst nothwendigen Schiffe und Leute bestimmt. Ganz Washington wurde in einem gewaltigen Kriegslager umgewandelt. Aus allen diesen Anordnungen der Regierung ging es erkennen, daß sie sich einer gefährlichen Lage wohl bewußt war. Wirklich war es auch die höchste Zeit, in das bunte Durcheinander der Regierung Buchanan's etwas Ordnung zu bringen und mit Ernst und Energie zu thun, daß man sie zu einer Rebellion über wohlgesinnte Staaten, wenn Gute friedlich, durch Gewalt in die Union zurückbringen wolle.

Auf der andern Seite war die Regierung zu Montgomery nicht müßig gewesen. Der Militärrath pochten der conföderirten Congreß, welcher in Montgomery sitzt, war zugleich vertreten der Sitz der Regierung war. Die erste Bill ermächtigte den Präsidenten Davis, [illegible] Mann Freiwillige unter die Waffen zu rufen; die zweite, eine reguläre conföderirte Armee zu errichten; die dritte, eine Flottenstärke anzuschaffen. Das nämliche, was jetzt die Regierung der Vereinigten Staaten zu machen beauftragt, war die große Anzahl von Officieren der Landarmee und Flotte, welche auf dem Lande der Union zu Secessionisten übergingen, natürlich wenig tüchtige oder kaum zu regierende Leute waren.

Die Pläne der Regierung in Washington hatten den Fehler mehrere Gouvernements der nördlichen Staaten deutlich Wort und Gedanken zu sagen. Man kam auch dann einsehen, daß die Regierung von den Plänen, die sie zu Gebote standen, entschieden Gebrauch machen sollte, wenn sie kein Mittel mehr sah, die Rebellion der südlichen Staaten zu unterdrücken. Als die Regierung Lincoln's die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die nördlichen Staaten sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen würden, befahl sie, die heimliche Verstärkung und Verproviantirung des Fort Sumter zu bewerkstelligen. Um jedoch selbst im letzten Augenblick noch von allen verletzenden Schritten abzustehen, sendete sie den Oberst Lamon mit Depeschen nach Charleston an den Gouverneur Pickens, mit der Anzeige, daß die Regierung willens sei, Fort Sumter zu verproviantiren. Gouverneur Pickens hörte die Anzeige ruhig an, ohne zu erklären, wie sich die Regierung dabei zu benehmen gedächte.

In Washington beschloß man jetzt, keine Minute zu zögern, und der Flottenminister erhielt Befehl, die Aufrüstung der Flotte in umfassendster Weise anzuordnen. Eine ungeheure Thätigkeit entwickelte sich nun auf den Schiffswerften sowie in den Arsenalen von Troy und Watertown, wo Tag und Nacht gearbeitet wurde, das Versäumte nachzuholen. Eine große Anzahl von Dampf- und Segelschiffen wurde angekauft, große Contracte für Lieferung von Kriegsbedürfnissen abgeschlossen, kurz, in allem ließ die Regierung in Washington das Volk ihren ernsten Willen sehen. Die Anwerbungen für die reguläre Armee gingen ausgezeichnet von Statten, sodaß in kurzer Zeit auf Governors-Island 12—15000 Mann Truppen versammelt waren.

Es war nun nicht mehr der leiseste Zweifel, daß der erste Schlag gegen Charleston geführt werden sollte. Präsident Lincoln zögerte auch nicht länger und zeigte der Welt, daß er den festen Entschluß habe, wenn alle Friedensversuche scheiterten, den Ernst der Waffen zu versuchen. Die südliche Regierung in Montgomery war von allen Maßregeln Lincoln's durch ihre Spione stets in Kenntniß gesetzt und ernannte zum Commandanten von Charleston den mit dem Rang eines Generals der conföderirten Armee bekleideten P. G. T. Beauregard.

Beauregard erhielt dieses wichtige Commando, ohne daß viel von seinem militärischen Genie bekannt war. Er war der Sohn eines reichen Pflanzers im Staate Louisiana und genoß seine militärische Erziehung in der Militärakademie von West-Point, wo er sich bei seinem Austritte die zweite Klasse erwarb.

Beim Ausbruch des mexicanischen Krieges diente er, wie die Berichte sagen, mit Auszeichnung als Ingenieurkapitän und wurde zweimal belobt wegen seines tapfern und ausgezeichneten Benehmens in den Schlachten bei Contreras und Chapultepec. Nach der Schlacht von Chapultepec erhielt er seine Ernennung als Major. Als der mexicanische Krieg beendigt war, wurde er von der Unionsregierung zur Errichtung der Mauy

und der Zollhäuser nach Neuorleans berufen, dann später vom Präsidenten Buchanan als Direktor der Militärakademie zu West-Point ernannt. Diese Ernennung wurde jedoch infolge von gehässigen Gerüchten nach 24 Stunden zurückgenommen und statt dessen erhielt er seine Ernennung als General der Konföderation.

Als ich wieder nach Charleston zurückkehrte, fand ich dort alles total verändert. Die ganze Stadt mit Umgebung glich einem großen Heerlager. Es wurde gegen das kleine Fort Sumter auf seine Besatzung eine Armee konzentriert, als gälte es Gibraltar zu erobern. Nehmt man auch die Unzuverlässigkeit, welche herrschte, dann, so waren es doch die Armee nicht weniger als 20000 Mann, während hier eine Truppenmasse von 3000 Mann aller Waffengattungen zusammengezogen war.

General Beauregard zeigte auf den Werken und Batterien eine große Thätigkeit in Bezug auf Belagerungsarbeiten. Batterien wurden errichtet ohne große Berechtigung und ohne weiteren Zweck. Wenn ein Sandhaufen aufgeworfen und eine Kanone eingefahren wurde, ein Batteriekommandant von selbst aus der Sache. In kurzem zeigten die Fahnen in den geheimen Plänen des Generals des Generalstabes Pickens [illegible] Batterien kamen den unter der tüchtigen Leitung des Majors Lyle in Vertheidigungszustand gesetzten Werke Moultrie mit Pulver und noch zwei schweren eisengepanzerten Schiffen. Die Rüstungen sowie die Verstärkungen ließen auf eine sehr merkwürdige Belagerung schließen, und meine Erwartung war auf ein hohes interessantes historisches Schauspiel gespannt. Um nun den Belagerungsring der Truppen recht zu schließen, wurde General Pickens in Begleitung seines Generalstabes und Adjutanten von den Forts Moultrie und Johnson kommenden Truppen Besuche ab. Wichtige Parolen wurden abgehalten, Befehle an die Regimenter ausgetheilt, und zwar von schönen Pferden, da [illegible] Reiten erhalten; kurz, wenn man Offiziere und Soldaten sprechen hörte, so mußte jeder schließen, der Charleston zu regen oder zu verteidigen Sumter, armes Sumter, dachte ich, wie [illegible] so ist es ergeben! Dein letzter Stündlein hat [illegible] geschlagen!

Während sich nun diese Ereignisse und Anordnungen draußen begaben, war Major Anderson [illegible] nicht müßig geblieben. Als er Fort Sumter [illegible], befand sich dieses in einem schlechten Vertheidigungszustande. Nach dem Urtheil von amerikanischen Sachverständigen war das Fort als ein [illegible] Werk bekannt. Es hat mit seiner Bestigung aus dem Wasser heraus nur 50 Fuß an Ausdehnung des Hofes, umfaßte drei englische Meilen um die Stadt Charleston [illegible]. Es war auf einer künstlichen Insel [illegible] und hatte als Fundament Sand und Schlamm, welcher durch Einsenken von Blöcken aus den Granitbrüchen der nördlichen Staaten nach einer unendlich mühevollen Arbeit [illegible] und fest geworden war. Das Fundament allein verschlang die Summe von einer halben Million Dollars und nahm eine jahrelange Arbeit in Anspruch. Die Mauern waren von Ziegelsteinen und sehr verwendetem Mauerwerk, in einer Höhe von 50 Fuß bei einer Dicke von fünf und zwölf Fuß, mit drei Gallerien an der nördlichen, östlichen und westlichen Seite umgeben. Kanonen und Geschütze sind Anderson fast noch, als seine kleine Schaar betrachte. In Bezug auf Proviant hatte der Staat Südcarolina seit dem 24. November 1860 Offiziere und Soldaten der Fort Sumter mit erhöhtem Sold regelmäßige Lieferungen abkommen lassen, bevor sein alter Herr in seinem Steinhaus meist nicht mehr als ein Pfund Reis [illegible].

Am 5. April erschien im Hauptquartier des Generals Beauregard ein Agent der Regierung in Washington mit der Nachricht, daß die Regierung in Washington eine Flotte abgesandt habe, deren Zweck sei, Fort Sumter zu verproviantiren, friedlich, wenn möglich, mit Gewalt, wenn es sein müsse. Eine Depesche sandte Beauregard sofort an seine Regierung nach Montgomery, worauf er von dem Kriegsminister Walker die Antwort erhielt, sofortigst die Uebergabe von Fort Sumter zu verlangen, nur im Fall, daß diese verweigert würde, das Bombardement zu eröffnen. General Beauregard sandte seinen Adjutanten als Parlamentär an Major Anderson und verlangte die Uebergabe des Forts, welches Anderson doch vom Major Anderson etwas zu wissen verlangt, weshalb er erklärte, daß seine Ehre und seine Pflicht erforderten, seinen Platz seiner Regierung zu erhalten. Auf die Frage, ob er gesonnen sei, für seine Stadt freiwillig zu [illegible] rathe, erwiderte er: „Nur dann, wenn man mich dazu zwingt.“ Damit war die Unterhandlung abgebrochen.

Brantons Adjutant Chisolm soll unter der Bevölkerung von Charleston eine ungeheure Aufregung hervorgerufen haben, besonders als [illegible]

neue Befehl Ordre erließ, daß alle Männer von 18—45 Jahren sich am Capitol zur Bildung neuer Regimenter einfinden sollten. Weitere Befehle zur Einziehung von vier Infanterie- und zwei Cavallerieregimentern wurden in die umliegende Gegend gesandt. Jetzt erst wurden Ambulancen für Verwundete hergerichtet und sämmtliche Truppen der Stadt und Umgegend zum Dienst bei der Armee berufen. Die Regierung traf wirklich Maßregeln, als gälte es eine große Schlacht zu liefern. Als endlich sieben Kanonenschüsse der waffenfähigen Mannschaft von Charleston das Signal zum Sammeln auf dem Capitol gaben, erreichte die Aufregung des Patriotismus ihre höchste Stufe. Jeder ergriff eine Waffe, welches es auch sein mochte, um für das Vaterland zu fechten und zu sterben.

Hier sah man Männer mit Gewehren ohne Schloß, dort einen mit einem Bajonnet ohne Gewehr, einen andern wieder mit einem Sarazenensäbel und noch wieder einen mit einem Küraſſierpallasch, und sie alle wollten fechten und ritten gegen das Fort Sumter, welches drei Meilen entfernt mitten in der See lag.

Die ganze Nacht hindurch rasselten die Trommeln, tönten die Glocken, daß es dem armen Major Anderson und seiner Besatzung ganz schwül geworden sein mag. An jeder Straßenecke, in jeder Schenke waren Versammlungen und kräftige kriegerische Reden wurden gehalten, und dabei rasselten Kanonen, Munitionswagen, Ambulancen durch die Straßen, während Adjutanten, Ordonnanzen, Cavalerie vorüberflogen. Der bejahrtere Theil der Bevölkerung that Pflichtdienste, während die Schwarzen mit lautem Aufgebot der Lunge kapirten, wo auch sie ein Exemplar mitmachen könnten; alles wollte fechten, siegen, sterben, retten, helfen, und alle diese mannigfaltigen Opfer, welche wüthende, unsinnige Gedanken machte, daß man in einem Irrhause zu sein glaubte. Zu all dieser Aufregung entwickelte sich gegen Mitternacht eine jener furchtbaren Gewitter, wie sie so häufig in südlichen Strichen vorkommen. Der Donner rollte und brüllte, wie wenn er die Festen des Himmels und der Erde erschüttern und vernichten wolle, der Blitz zischte mit langen mächtigen Speeren durch die schwarzen Wolken, die gleich riesigen Bergen aufgethürmt waren. Es war ein prächtiges Schauspiel der südlichen Natur, dem jedoch nach längerem Wüthen ein entsetzlicher Regen ein Ende machte.

Am 12. April 4½ Uhr morgens wurde dem Major Anderson, Commandanten des Fort Moultrie, sowie den Batteriecommandanten Kapitän Mitchell auf Cummings-Island Ordre ertheilt, das Feuer zu eröffnen. In kurzem hatten die Batterien ihr Feuer gegen Fort Sumter begonnen, welches nach wenigen Minuten von diesem erwidert wurde. Allmählich gingen sämmtliche Batterien zum Feuern über und bald hallten die Forts wider von dem prächtigen Gefechte der Feuerschlunde. Während nun das Feuer aus sämmtlichen Geschützen zu spielen anfing, glich ganz Charleston in die wildeste Verwirrung. Die Thürme und die Dächer füllten sich mit Tausenden von Zuschauern, welche den nie gesehenen Anblick eines Artilleriekampfes genießen wollten und mit fieberhafter Unruhe den Ausgang des Gefechts erwarteten. Sämmtliche Forts, Land- und Schiffsbatterien waren im heftigsten Feuern begriffen, als draußen vor der Barre das erste Kriegsschiff der Vereinigten Staaten sichtbar wurde. Kurz darauf folgte ein zweites und gleich nachher setzte man sich mittels Signale mit Major Anderson in Verbindung. Bei diesen Signalen blieb es auch, da die Kriegsschiffe sich in höchst anständiger Entfernung von unsern Landbatterien hielten und Major Anderson seinem Schicksale überließen. Als es bald Abend wurde, entwickelte man ein heftiges Feuer, welches jedoch nach meiner Ansicht von gar keinem Erfolg war. Das Feuern wurde die ganze Nacht von unsern Batterien unterhalten und gewährte nicht allein der Bevölkerung von Charleston eine Unterhaltung, sondern machte auch den Soldaten viel Spaß. Denn trotz des achtzehnstündigen heftigen Bombardements war in unsern Batterien kein Tropfen Blut geflossen, und falls Major Anderson eben so viel von unsern genialen Artilleristen zu leiden hatte, konnte er mit dem Erfolg des Tages vollkommen zufrieden sein. Sämmtliche Kanonen von allen im Feuer befindlich gewesenen Batterien wurden nach einem achtzehnstündigen Kampfe weder Todte noch Verwundete, noch demontirte Kanonen nach. General Beauregard, vollkommen mit dem Resultat des Tages zufriedengestellt, konnte seine Klinge zwar nicht vom Blut, doch vom Staube reinigen und sagte: „Für heute ist es genug.“

Am nächsten Morgen, 13. April 1861, eröffnete Major Anderson von neuem das Feuer. Die Soldaten hatten sich jedoch bereits von der Harmlosigkeit jenes Feuers so weit überzeugt, daß sie sich in ihren Unterhaltungen und Beschäf-

Hungern nicht im mindesten Scorn stehen. Hätte ein europäischer Offizier einen Platz in unserer Lage gewesen, so hätte er sich gewaltig über die spartanische Kaltblütigkeit unserer Soldaten wundern müssen.

Gegen 11 Uhr sah man plötzlich in Fort Sumter eine bedeutende Rauchwolke aufsteigen, während die Flagge auf halb Mast gezogen war, als Signal, daß das Fort sich in Gefahr befinde. Vier durch fürchterliche Explosion ganz ruinirten Schiffe der Unionsflotte sammelten sich unterdessen an der Barre und signalisirten nach Fort Sumter. Major Anderson war so artig, diese Gefälligkeit zu erwidern und nach der Flotte zurückzutelegraphiren, daß schleunige Hülfe noch thäte. In der Zeit ergriff das Feuer im Innern des Forts die Baracken und Theatre der Offiziere. Das Feuern von Fort Sumter hörte plötzlich auf und wurde das von unseren Truppen mit Jubel begrüßt, denn alles sah jetzt den Augenblick herannahen, wo Major Anderson sich sammt seiner Besatzung dem großen General Beauregard und seiner heldenmüthigen Armee auf Gnade und Ungnade ergeben mußte.

Während das Feuern in Fort Sumter schwieg, hingen unsere Truppen ein colossales Feuer an, als fürchteten sie, daß diese harmlose Unterhaltung zu schnell zu Ende ginge. Die Rauch- und Flammensäulen im Innern des Forts wurden stärker und die Gefahr schien sich zu vergrößern. General Beauregard verleugnete seinen ritterlichen Charakter auch in diesem Falle nicht, sondern sandte einen seiner Adjutanten als Parlamentär an Major Anderson mit der Bitte, es ihm doch nicht übel zu nehmen, wenn er ihm wehe gethan habe, sondern seinen Heldenmuth gefälligst zu entschuldigen. Falls der Herr Major kein Feuer im Innern des Forts nicht selbst verhindern könne, ließ er seinem sagen, wäre er sehr gern bereit, einige Compagnien seiner tapferen Armee zum Helfen zu commandiren.

Major Anderson, erfüllt von seinem treuen Pflichtgefühl gegen die Vereinigten Staaten, befahl, die weiße Flagge zur Uebergabe aufzuziehen, und sie wurde noch vom militärischen Ehrgefühl mehr verletzt als in diesem Augenblicke, wo sie die Flagge der Vereinigten Staaten vor der kleinen Flagge des Palmettostaates Südcarolina sich senken sah. Thränen der Wuth und Entrüstung im Auge, sah ich diesem traurigen Schauspiele zu, welches aller militärischen Ehre Hohn sprach.

Major Anderson capitulirte in einem Pulvermerke der Republik, in dessen Trümmern er sich eher begraben lassen mußte, als den militärischen Besitz so feig aufzugeben. Was war wol die Ursache, die ihn zu diesem ehrlosen Schritte zwang? Seine Garnison hatte während zweier dreißigstündigen Bombardements weder Todte noch Verwundete; es hatte noch Munition und Provision für zwanzig Tage genug, die Werke befanden sich in einem guten Vertheidigungszustande, neben an der Barre lagen die Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten. Jeden Augenblick konnte sich viele kleine Umstände in Bewegung setzen, die andere Verhältnisse verschaffen als eine Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Diese Position konnte er sich noch immer von jedem Feinde erzwingen, wenn er alle Anstrengungen während einer Reihe von Wochen verwandte und der Uebermacht wenigstens eine Zeit lang widerstand hätte. Der Commandant von Fort Sumter hatte sich aber selbst die Hände und Füße und begrub sich selbst vor ganz Europa.

Unterdessen verbreitete sich die Nachricht von der Capitulation durch ganz Charleston und erregte natürlich eine unendliche Sensation. Das Läuten der sämmtlichen Glocken, das Hurrahrufen der alles Vernunft beraubten Menschen wollte kein Ende nehmen; alles hielt wahnsinnige Predigten und Reden, machte auf mich einen widerlichen Eindruck.

Kanonen fingen mit der Kanonenpräcision Freiligrath's von dem Fall von Sumter durch das ganze Land und verleihten die ehemals humanste Bevölkerung in eine förmliche Bestie.

Bei Uebergabe des Platzes, wo er seine Ehre verloren, überreichte Major Anderson seinen Degen dem General Beauregard, welcher ihm denselben mit schmeichelhaften Aeußerungen über seine ritterliche Vertheidigung zurückgab. Es wurde ihm sammt der ganzen Garnison erlaubt, nach Newyork zu gehen und beim Verlassen des Forts die Flagge der Vereinigten Staaten mit 50 Kanonenschüssen zu salutiren. Es war, als hätte man während der achtundvierzigstündigen Spektakelmusik noch nicht Pulver genug verschwendet, darum wollte man am Schlusse noch etwas Spektakel machen.

Bei diesem Kanonenschießen nun geschah es, daß zwei Kanonen sprangen und vier Mann von Anderson's Truppen tödtlich verwundet wurden. Dies war das einzige Blut, welches während der ganzen Belagerung floß, nur dies war durch einen unglücklichen Zufall. Die Belagerung und Beschießung von Fort Sumter wird in den Mili-

thronnalen eine eigene Stelle einnehmen; die Merkwürdigkeit war noch nicht dagewesen, daß während eines achtundvierzigstündigen Bombardements, bei welchem mehr als [illegible] Schüsse fielen, kein Tropfen Blut vergossen wurde.

Der Fall des Fort Sumter machte auf den Präsidenten Lincoln nicht den geringsten Eindruck; im Gegentheil, es sowie die Bevölkerung der nördlichen Staaten erblickten Major Anderson die größte Ehre. Der Präsident sandte ihm das Lexikon als Brigadegeneral und die Freunde Grüßen in Menge herbei, ihre Huldigungen darzubringen.

Achtzehn Monate sind seit jener schmachvollen Kapitulation verflossen, der Name des Generals Anderson ist vergessen, nie sah man ihn wieder auf dem Schlachtfelde.

Am 15. April 1861 erließ Präsident Lincoln seine Kriegserklärung.

Wir schließen hiermit diese Mittheilungen über den Beginn eines unbesiegten, wenngleich noch andauernden Krieges, der leider ohne Resultat und, wie es scheint, auch für die Zukunft die Union zerreißt.

Von Dresden nach Sicilien.

Von H. Hendess.

II.

Langsam kam in der steigenden Menge hinausrückend, gelangten wir in das große, würdige Gebäude, in welchem das Museum Borbonico aufgestellt ist. Wir durcheilten die beiden Stockwerke dieser herrlichen Sammlung, nur bei einigen besonders verweilend; hätten doch Monate dazu gehört, alles Einzelne, Treffliche, was hier aus Herculanum und Pompeji gleichwie von anderswoher gesammelt war, in Augenschein zu nehmen. Vornehmlich mußten außer einigen berühmten Kunstantiquitäten die mannichfachen und fast immer schönen Formen entzücken, in welchen es leicht fertig gibt die kleinsten häuslichen Geräthe von den alten Griechen und Römern waren gebildet worden. Nach Tische fuhren wir über die Höhen des Pausilipp. Indem sich von der Stadt aus die Prachtstraße erhebt und hier und da unter Villen und Gärten der reichsten südlichen Vegetation entzückende Aussichten über die Stadt und den Golf mit seinen Ufergärten und Inseln bietet, kommt man von unaussprechlicher Wonne durchdrungen, von Herzen den kühnen Hellenen bei, welche dieses, als man Italien noch zu Recht griechenland rechnete, diese Höhen auserlesen, d. h. den Trauerstillenden, nannten; wahrlich, hier kommt Friede in das Herz! Ueber der Höhe zur andern Seite hinabgefahren, kehrten wir durch die bekannte, schon in den Zeiten der Ehrengebaut erwähnte Grotte des Pausilipp nach Neapel zurück. Als wir nun abends in unser Hotel kamen, freuten wir uns des regen Verkehrs, welcher am äußersten Kai Santa Lucia sich findet. Hier liegen nämlich fast alle Gegenstände, welche das Meer liefert, theils frisch in Haufen gruppirt, theils getrocknet und zierlich geordnet in numerirten, mit dem Namen des Verkäufers bezeichneten Körben, nämlich Muscheln, Krebse, Seeigel, Meerkatzen u. dgl. zum Verkauf. Einige man dann eine steinerne Treppe nach dem Meere zu hinab, so findet man in einem Gewölbe eine schwefelsäuerliche Quelle, deren Wasser in Flaschen durch die ganze Stadt getragen wird. Da gegen nun auf Stadien oder lagern auf der Erde Hunderte, Matratzen oder Kissen verschmäht. Der Viele tummeln sich, bei Tage und am Abend, ganz nackt und eben badend, kleine und große Jungen, und besonders am Abend bis tief in die Nacht hinein ist hier wie in einem Meer von Lichterchen ein wahres Getummel der durcheinander Wallenden und ihre Waaren Ausschreienden, vornehmlich der niedern und mittlern Stände, wie ein ähnliches auf der andern Seite am buntbelebten Hafen ist. Die höhere und schöne Welt lustwandelt indessen still in der herrlichen, längs des Meeres sich hinziehenden, nur für zugängliche Villa-Reale unter Myrten, immergrünen Eich-, Orangen- und Magnolienbäumen.

Am Mittwoch, den 4. Juni, früh gingen wir, nachdem sich noch ein gebildeter lieber junger Mann aus Berlin an uns angeschlossen hatte, der von hier nach Sicilien bis Rom mit uns reiste und uns freundlich manche Besorgung abnahm, zu dem Platze hin, wo man gewöhnlich Gig angeschirrt findet, um nach Camaldoli zu reiten.

Man reitet etwa sechs Viertelstunden über waldige Höhen und Tiefen bis zu der weit und breit griebenen Höhe, auf welcher das stille Kartäuserkloster liegt. Hier kamen wir im Garten an die weltberühmte Bank, von welcher man eine der jedenfalls schönsten Ansichten der Erde hat. Da sieht man Neia, wo der Kaiser Augustus starb und die Glocken erfunden wurden, im Süden den Vesuv, von Neapel selbst allerdings wenig, da die Stadt größtentheils durch das Castell San-Elmo und den Pausilipp verdeckt ist, wol

über den herrlichen Golf von Neapel, wie wir ihn vorhin beschrieben. Endlich und unversehens öffnet sich dann ein weites, reichbewaldetes, stumme Felsen voll gerhaftiger Erinnerungen an das Altertum und vor diesem liegt der prächtige Golf von Pozzi hingebreitet, mit dem Cap Misene, von welchem aus der alte Plinius mit Flotte und Heer in den Vesuv fuhr und kam in der Nähe seinen Tod fand; ferner mit den Inseln Procida und Ischia. In vielen Werken heißt es, der Hafen Agnano mit der nahen Hundsgrotte, der Solfatara, weiterhin am Meere Puzzoli, einst Puteoli genannt, wo der Apostel Paulus (Apostelgeschichte 28, 13. 14) seinen Fuß setzte; dann Baiä, das einst so reizgesuchte; der Lucus Avernus mit seinem Eingang in die Unterwelt; die Grotte der Sibylle, — doch, wo soll ich hier ein Ende finden? Im Nest weiß man auf einem Vorsprung die Ruinen Misena, rechts davon die Gegend des Prochytischen Eilandes mit der von Cajus, wo einst Hannibal's Heer übernachtete, und in Nord und Nordost weit hingestreckt die Kette der Apenninen. In dieses paradiesischen, noch durch große Erinnerungen eines einzigen Anblicks erweiterte sich das Herz zu Betrachtungen der Unvergleichlichkeit. Voll dieses Entzückens in der Brust folgten wir dann dem Führerknaben, welcher uns labte und nicht aufhörlich sprach. Ich auch freute, daß wir, an wenn es ihn bald Verwunderung erkannt hatte, auch das Latein liebten und verstanden, so, wie verbindlich bemerkte, auch Latein sprächen, ... den Gastern in die den einzelnen Nischen ... Häuschen. Die Besitzer dieser Herrgen ...schaft, deren Güter schon vor sehr ... sind, wollen aufhören und ihre Pa... gänzlich an den Staat fallen, der bisher ... Mönche noch hüten. Als wir nun, aus ... unser Häuschen getreten, nach der nahen ... gingen, sahen wir am Thurm die Worte ...schrieben:

...

...

...

ich ja längſt gern gekauft, und auf meiner alten Tage Abend hätt' ich unſer Weſen hier ſo um ein Paar Morgen gern vergrößert.

Jenny.

Vater, es wird ſo viel nicht ſein.

Nichols.

Und am Ende, hahaha, thät wohl gar die Königin ihre Blumen von uns kaufen, Jenny. Sir Harry, gebt mir die Hand; der Vetter iſt einmal todt. Morgen haben wir großen Markt in der Stadt — Wißt Ihr was, Sir Harry? Wollt Ihr für mich nach Briſtol reiſen? Wir miethen ein Pferd, Ihr reitet mir nach Briſtol, bringt mir das Ding, verſteht Ihr, ins Reine, nämlich ſo zu ſagen — — daß nicht Thompſon, daß ich der Erbe bin.

Harry (kämpft mit ſich).

Nichols.

Reut's Euch ſchon wieder? Soll es der Thompſon haben?

Harry.

Thompſon? Hört; der Thompſon iſt ein edler Mann. Er wurde arm durch Fielding. Fielding gedachte ſeiner im Tode. Die Form, ſchreibt der Notar, wäre nicht gültig. Aber wollt Ihr dem armen Thompſon

weiter, das Unglück gleich zu mir wiederkehren? Und wirklich ist doch, wenn auch erst nach langen, langen Jahren, dieser Vorarbeiten der fruchtbarste, und so hat es sich immer wieder an der gefahrvollen Stätte an. Licht und Thau kommen nicht in ganz ähnlicher Weise bei uns manchen, welchen an den mit zeitweiligen Ueberschwemmungen drohenden Strömen wohnt? — Von da fuhren wir nach Torre l'Annunziata und gingen dann, links abbiegend, nach Pompeji.

Ueber Pompeji nun ist so vieles und zum Theil Treffliches geschrieben worden, daß ich hier nur einiges mitzutheilen mich gedrungen fühle. Es ist entschieden, daß diese Stadt nicht durch einen Lavastrom wie Herculanum, dessen Ausgrabungen daher weit schwerer und weniger weit getrieben sind, sondern durch dichten Aschenregen verschüttet worden, daher auch leichter auszugraben ist. Die Asche liegt auf den in der Mehrzahl einstöckig gewesenen Häusern meist ein bis drei Stufen hoch. Man hat viel gewußt, daß und welche Stadt damals in diesen Abgrund verschüttet worden sind, aber man hat über sechzehn Jahrhunderte lang bis zu ihrer wie zufälligen Auffindung nicht genau den Ort gekannt, an welchem sie lagen. Wenn selbst der treffliche Servius sagt: „Da, nach Sueton, Titus eine Colonie zur Wiederbelebung der versunkenen Städte hinsandte", und wenn man nun daraus gefolgert hat, daß erst einem spätern Ausbruche des Vesuv der völlige Ruin dieser Städte zugeschrieben werden müsse, so ist dies nicht genau und aus jener Stelle wenigstens zu viel gefolgert; denn Sueton sagt nur, daß Titus zur Herstellung von Campanien durch das Los Männer (nach einer andern Lesart zwei) aus der Reihe der Consularen erwählt habe. Die Ausgrabung eines großen Theils der Mauer und die Räumung des Amphitheaters vom Eingang in der Stadt läßt erwarten, daß nun erst vielleicht etwa ein Fünftel der Stadt ausgegraben ist. Auch ist schon zu annehmen, daß der Asche- und Steinregen hier nicht so plötzlich mit verwüstender Kraft eingetreten sein kann, da man bisjetzt nur ein paar Hundert Skelette aufgefunden hat.

(Der Schluß folgt in nächster Nummer.)

Die Wirthshäuser in Frankreich.

Die Revolution von 1789 hat in Frankreich dem politischen Mittelalter ein Ende gemacht, und in allem, was Leben und Verwaltung angeht, ist dieses Land der modernste der Staaten geworden. Anders verhält es sich, namentlich außerhalb von Paris und einigen mächtigen Handelsstädten, in dem, was das unabhängige Leben der einzelnen in gewissen Einrichtungen und Gewöhnungen betrifft. In Hinsicht des häuslichen Comforts z. B. steht man um zweihundert Jahre hinter England und Deutschland zurück und kann es trotz aller Anstrengungen und Kosten nicht über einen unbequemen Luxus hinaus-, statt zu einer rechten Behaglichkeit bringen. Eine allgemeine Bemerkung ist hier die, daß nicht allein der Provinziale, sondern auch der Pariser der mittlern Schichten um so stärker an gewissen alten Einrichtungen festhält, je feindseliger der Staat gegen die in denselben ausgesprochenen Traditionen der Vergangenheit auftritt. Und selbst die einträglichsten Verbesserungen will er nur annehmen, nachdem er sich weitlich über dieselben lustig gemacht hat.

Am auffallendsten zeigt sich dieser Zusammenhang zwischen einst und jetzt, wenn wir betrachten, was in einer Zeit des Lebens nach außen und des steten Platzwechsels in Frankreich für den Reisenden insbesondere und für den Wirthshausgast im allgemeinen geschehen ist. Im Vergleich mit den Leistungen Deutschlands und insbesondere der Rheinufer lebt man in dieser Hinsicht an Seine und Loire, an Rhône und Garonne noch fast ganz in der Vorwelt, und die Naivetät eines unverfälschten Publikums läßt sich Dinge gefallen, die bei uns schon lange zu den Unmöglichkeiten gehören.

Dem deutschen Leser, der so manchen „Brief aus Paris" durchstudirt, werden diese Anklagen unerhört vorkommen nach allem, was er von dem Glanz der Cafés und Restaurationen, welche das Palais-Royal, die Rues und die Boulevards schmücken, gelesen hat. Er ist wie seine Gewährsmänner, die Touristen, geblendet von der übermäßigen Pracht zahlloser Spiegel, riesiger Aushängeschilder, verschwenderischer Vergoldung und kostbaren Porzellan- und Krystallgeschirre; geblendet von dem tausendfachen Licht der Gasflammen wie von dem Anblick der Juwelen und Seiden- und Sammtkleider, unter welchen, mit breiten Hüften und dunkeln Locken über weißen Nacken, eine Proserpine, Adelaide oder Natalie am Comptoirtisch sitzt. Selbst in der Beschreibung betäubt uns das Klappern der Dominosteine auf den weißen Marmortischen, das eintönige Rollen der Elfenbeinkugeln auf den zahlreichen Billards, das Hin- und Herlaufen der Gäste, das Rufen der Kellner, und niemand beklagt sich über die fast durchgängige Schlechtigkeit der Weine, die

mittelmäßige Bedienung und der monumentale Preis. Statt deſſen ziehen wir den pretiösen Schluß, es müſſe im ganzen Lande alles, was in die dritte Kategorie des Wirthshauſes im weiteren Sinne des Wortes einſchlägt, von gleicher, bei uns unerreichbarer Vortrefflichkeit ſein.

Der Pariſer lebt nur nach außen; der Provinziale grüßt in ſeinem Hauſe, und ſo kam es, daß der eine wie der andere von ſich aus an nichts Beſſeres gewöhnt, die allerbeſcheidenſten Anforderungen an ſeine Heimath ſtellte und die allmählichen Verbeſſerungen der letzteren nur den Beſchwerden und dem Beiſpiel der Fremden zu verdanken hat.

Es klingt unglaublich, iſt aber nichtsdeſtoweniger wahr, daß Paris bis zur Herrſchaft der Hotels Du Louvre und Le la Paix faſt gar keine Gaſthäuſer großen Stils in der Art der rheiniſchen hatte, ſondern nur eine unzählige Menge mehr oder weniger kleiner, enger und vielfach unvollkommener Abſteigequartiere beſaß und noch beſitzt, die im weſentlichen den Charakter eines Hotel garnis an ſich tragen. Man kam an, accentirte, wenn man nur einigermaßen Weltgewandtheit war, den Preis eines immer ſchlecht möblirten, faſt immer ſchmutzigen und ſelten recht bequemen Zimmers, der, je nach der Höhe des Stockwerks, zwiſchen 3 Francs und 20 Sous ſchwankte, und dann hieß es: Hilf dir ſelbſt!

Von einer eigentlichen Table-d'hôte war nur in ſehr wenigen Herbergen keine Rede. Entweder haben dieſelben eine namenloſe ſchlechte und verhältnißmäßig billige Tafel für Penſionäre, an welcher der Gaſt zugelaſſen wird, wenn Platz da iſt, oder dieſer kann nach der Karte ſpeiſen, aber auch es hilft ihm weder für Geld noch für gute Worte etwas anderes zu Gedote als die immer bereite ſchlechte Table Kaffee. Etwas beſſer traf man es bei, welche gewiſſe kleine deutſche und engliſche Hotels auszuhalten wiſſen, wo die Einrichtung, die Behandlung und die Speiſen wenig zu wünſchen übrig laſſen und die Preiſe nicht übertrieben ſind. Doch das iſt gegen die Regel und macht eine beſondere Kraftanſtrengung und Sachkenntniß nöthig. Das iſt freilich für denjenigen, der das Geld nicht zu ſchonen braucht, in Paris eben ſo lange Gaſthäuſer gibt, in welchen man jeden ſeiner Wünſche verbeſſert und noch vor ſeiner Aeußerung befriedigt, verſteht ſich in einer ſolchen Stadt von ſelbſt — nur ſind die Preiſe dann ſo unverhältnißmäßig, daß das in Deutſchland für jedermann zugängliche materielle Wohlbehagen des Reiſenden hier zur verſchwindenden Ausnahme wird.

Indeſſen iſt der Ausländer ſelbſt eine Ausnahme und muß ſich in das zu ſchicken wiſſen, was der Landeskinder Gewohnheit und Gebrauch iſt. Wie erlaubt, der Franzoſe leidet in ſo hohem Grade an nichts Gutes gewöhnt und wenn die rieſigen Spekulationen der beiden letzten Jahrzehnte einen Maßſtab geben ſollten, ſo wird das nur eine Folge des Bedürfniſſes der Nichtfranzoſen ſein, dem hier in einer zweckmäßigen Weiſe entgegengekommen wird.

Je weiter wir uns aber von den Spuren der kosmopolitiſchen Einflüſſe in der Hauptſtadt, in großen Handelsſtädten und an den Grenzen entfernen, deſto mehr kommt allenthalben, namentlich aber in den Wirthshäuſern, das Mittelalter zum Vorſchein, trotz der Gleichmäßigkeit des Scharpens und der Gläſer, trotz der Gleichheit der Tiſche und der Stühle, welche in allen modernen Städten den Geiſt der neueſten Zeit verkünden.

Viele mögen ſich aus einem Walter Scott'ſchen Roman der treulichen Beſchreibung einer engliſchen Herberge erinnern aus jenen guten alten Tagen, da der Wirth, als ein großer Hausherr, in ſeinen Gäſten nur die ihm gaſtweiſe untergebenen Glieder ſeiner wechſelnden Intimitätsfamilie ſah, die in Gemeinſchaft nach ſeiner Behaglichkeit und nach ſeinen Anordnungen lebte — oder auch jener luſtigen Gaſthofſcenen aus den „Fliegenden Blättern", welchen der lebhafte und halbverhungerte Ankömmling bei Käs und Brot mit neugierlicher Sehnſucht nach dem gebratenen Huhn blickt, der für den auf der Jagd ſich befindenden Wirth aufgehoben wird. Ein Verhältniß, dem dem beſchriebenen ähnlich, regiert noch heute faſt alle franzöſiſchen Hotels der Provinz. Abgeſehen von einer gewiſſen klingenden Viertelſtunde am Gute des Rufenthalts, kommt man ſich heut für einen wenig erwünſchten Penſionär halten — ſo beſcheiden tritt der Wirth auf. An der Table-d'hôte ſitzen der Eigenthümer oder ſeine Frau oder beide in der Mitte, legen mit einer Geſchwindigkeit vor und verlangen durch ihre Aromanten, die Kellner, mehr oder weniger gute Biſſen, ganz nach ihrem Gutdünken, an die Anweſenden. Die letzteren haben ſich an die Handreichung zu halten. Ein Abweichen von derſelben zu Gunſten des modernen Subjektivis-

muß, z. B. im Speisen nach der Karte, wird als ein leider immermehr einreißender Mißbrauch beklagt, und daß gar Leute kämen, die weder trübstücken noch zu Mittag eßen, sondern nur etwas trinken wollten, wäre unerhört und ereignet sich nie. Je kleiner, weitabgelegener der Ort ist, wohin man kommt, desto mehr fühlt man diese Tyrannei. Man ist Schutzflehender, zu gewißen Stunden zu gewißen Mahlzeiten Zugelaßener, und wer Hunger oder Durst hat, mag sich nur weitertragen, wenn ihn sein Schicksal statt im rechten Augenblick der Tischglocke „zwischen der Zeit" an ein solches ebenerdiges Gestade wirft. Was man in Deutschland unter einer „Portion", unter einer „Flasche Wein" versteht, ist in den Provinzgasthäusern Frankreichs ganz unbekannt.

Auch existiren dieselben weniger durch ein Reisepublikum, wie es alljährlich über manche Gegenden Deutschlands und der Schweiz beschwerdenartig hereinbricht, sondern durch ihre im festen Einklang mit der Stadtuhr lebenden Pensionäre, Beamten, Offiziere, Gewerb und andere wenig kostenaufwendige Gestalten, denen ihre Mittel die Errichtung eines Hausstandes, der ihrem mehr oder weniger glänzenden Stand einigermaßen entspräche, nicht gestatten.

Eine solche „Pension" ist ein allen eigenthümliches Gemenge wenig bekannter Subjekte, als daß wir nicht einen Augenblick bei ihr verweilen sollten. Sie behandelt die ihr Angehörigen mit einer gewißen ausschließenden und einförmigen Familienzärtlichkeit, welche ohne daß sie dringende Interesse rührend sein würde. Es geschieht alles Mögliche, um die leidlichen Verhältnisse des Pensionärs in einer zweckentsprechenden und recht allen freundlichem Weise zu befestigen. Sie erhalten sogar auf einige Monate Credit, was schließlich nicht immer zu den angenehmsten finanziellen Erörterungen führt, wobei die leidige Bezahlen von der Wirthin um eine diskrete Erinnerung der leichtsinnigen Schuldenregel angegangen werden, ehe weitere Maßregeln von größerer Energie erfolgen. Innerhalb dieses Zusammenlebens ist man sich manche gegenseitige Rücksichten schuldig; man bemerkt ein Ausbleiben, ein Zuspätkommen, einen schlechten Appetit, einen neuen Rock und hat für gewisse besondere Gerichte, welche vorzugsweise Sonntags erscheinen, besondere Gespräche in Bereitschaft. Wer nicht gerade Feinschmecker ist, findet sich meist gut ernährt und genießt selbst die gewöhnlichern Delicatessen der Saison, wie Erdbeeren im Frühjahr, Kirschen im Sommer, Nüße im Herbst und Wildpret im Winter. Man kann Gäste mitbringen, deren Platz zu dem billigsten Preis berechnet wird, und wer einen Hund hat, ist ziemlich sicher, denselben von der ganzen Tischgesellschaft gefüttert zu sehen. Wird man endlich unwohl, so bestellt man sich die besondern der Diät entsprechenden Speisen und es werden dieselben dem Kranken sogar ins Haus geschickt.

Hiernach könnte man geneigt sein, in einer solchen Provinzpension ein paradiesisches Marien zu erblicken, und anspruchslose Gemüther würden sich dieser Anschauung wirklich hingeben, wenn nicht eine unergründliche Langeweile ihren düstersten Schatten auf dies heitere Bild würfe. Wer nämlich monatelang täglich zweimal dieselben Wände mit denselben Bildern, dieselben Fenster mit derselben Aussicht, dieselben Gäste, denselben Kellner, denselben Diener und dieselben Schüßeln erblickte, dieselben Gespräche hörte und dasselbe saure Tintenbier, denselben mit Waßer verschnittenen Aepfelwein, dieselbe blaue Piquette, à discretion, trank, der wird mit einemmale müde und wünscht, es wäre Schlafenszeit und alles wär' vorüber. Der geistige Marasmus der Provinz wird in diesen Pensionen in einer erschreckenden Weise fühlbar, besonders in der einförmigen Oede und Leere der Tischunterhaltung. Gleichwie die classische Poesie der Franzosen dieselben Phrasen, Wendungen und Bilder, so wiederholt der Pensionär dieselben durch den Gebrauch geheiligten Gespräche, deren Grenzen sich durch die feste Furcht des einzelnen vor dem Urtheil aller bestimmen. Wehe dem Romantiker, der fröhlich Neues aufbringt oder tief- und trübsinnig schweigt! Im ersten Fall gilt er für einen höchst excentrischen und gefährlichen Kopf, im andern für einen ungebildeten Menschen, welchen nur das Schimpfwort „Bär" hinlänglich bezeichnet. Wer nämlich viel redet, heißt alsobald „bavard". Wer ernste Gegenstände aufbringt, gilt für einen „pasteur"; reden endlich gar zwei in einer fremden Sprache, so ist das die größte Unhöflichkeit, denn man ist nicht im Wirthshaus, sondern in einer Gesellschaft, und über diese will man sich gar lustig machen. Da nimmt denn eines Tags die Wirthin die Schuldigen beiseite. Es thut ihr leid, aber das kann nicht so fortgehen; ces messieurs wollen das Englische oder Deutsche nicht mehr hören: ça leur agace les nerfs! Mit andern Worten: „Sprecht französisch wie alle Welt oder betrachtet euch als hinausgewiesen!"

Es gibt Leute, welche sich auf die verschiedene Weise verheirathen, nicht aus Neigung, sondern nur um der tödtlichen Langeweile dieses Daseins abzuhelfen zu entgehen.

Der Preußen hebt das Glas der Verein; er gänzend zur Seite. Doch hat man dort das Hülfsmittel, den Einsiedler und Schweiger machen zu lassen oder sich in die Freuden der Lesesäle zu vertiefen; und in der That, wenn Karten-, Billard- und Lesecirkel nicht mannichfache Anregungen veranlaßten, so könnte man sich fort, außer den schwerphalten Kronieren, in einer Landsmannschaft heimlich glauben. Denn wenn der Deutsche in sein Wirthshaus geht, um zu trinken, zu rauchen, zu plaudern und durch heftige Anschauungen seinen Durst zu reizen, mit einem Worte, um Mensch mit Menschen zu sein, so begibt sich der Franzose in das seinige, um sich unter Menschen zu denken, sich selbst seine neue Garnitur in großen Spiegeln zu genießen, zuweilen aber — um zu spielen. An den sittlichen Genuß, den uns „ein guter Stoß" verschafft, denkt er gar nicht; häufig genießt er aber nicht, wenn er aber ging, so hält er sich an Limonadewasser, statt sich durch schlechten Cognac oder noch schlechteren Kaffee, oder durch saures Bier oder endlich durch die verschiedenen Liqueure, unter welchen das weißlichste durch allgemeine Stimmenmehrheit durch absoluten Monarchen erhoben worden ist, den Magen zu verderben. Later bemerkt man, wie in den Provinzialstädten die einheimische, gewöhnlich weinende Klasse das Café ängstlich meidet. Man sieht dort nur Leute aus dem Gesinde neben unverheiratheten Offizieren, Beamten, etwaigen Rentiers und die etwa ab und zufliegenden Schwärme Geschäftsreisenden. Ein Glas de Limonade kostet, der sich immer sehr gegen den Willen Kellners, dort sehen läßt, wie dies denn anderweiten verlautet, gilt sogleich für ein [illegible] und es werden ihm alle möglichen Unannehmlichkeit und revolutionärem Wesen Dagegen sitzen Vater und Sohn, ohne sich im mindesten zu verständigen, ihrem ernsthaften, die Gesellschaft, wo nicht minder getrunken, Billard gespielt, und Zeitungen gelesen werden als im Café nur nur in Bezug auf das Kartenspiel einige Verschiedenheit eintritt. Im Café herrscht nämlich das kleine, leichte, schnell verlaufende Spiel zu jeden oder dreien vor, dessen Einsatz des Pfeils der Leche ausmacht im ersten Augen ihrent, mit Lust und Verlust, der unleidlichste, unerträglichste und doch langathmigste aller Frauen, das stehende Whist, vom Morgen bis zum Abend und wohl auch spät in der Nacht einigen hohen Hazardspielen Platz.

Vergeblich würde man diesen Leuten begreiflich zu machen suchen, daß zu lieben und ins Wirthshaus zu gehen kein Verbrechen ist. Nicht nur ernstige Literaten wie Ovid, Tibull und Horaz sagen wie ihnen, gingen in das Wirthshaus, sondern auch der tugendhafte, wahrheitsliebende Cato und Staatsmann Brutus besuchte die Wirthshäuser und es ist wahrscheinlich, daß aber dem Kaiser Heinrich, zwischen Lingrave „der Herzogen den Arm herausstreckte" Lob alles kann diese Barbaren nicht rühren.

Der rechte Deutsche beklagt den Franzosen um seines Mangels an wirklichen Gast- und Wirthshäusern willen, er gräbelt ihm in dieser Hinsicht nur den Besitz von prangenden Schau- und Schaugerichten, nicht aber des Wesens der Sache zu. Vergleichen wir uns die Namen, welche die Plätze der unterirdischen Gelehrsamkeit hier und dort führen. Da einen singen ins Ohr, die anderen reden zum Gemüth. Was singt, das nur so Titel wie de la Paix, de l'Esperance, du Mail, aux mille Colonnes, au Balcon, de Themis, de Mars, de la Renaissance, de la Concorde, de Commerce. Was redet, das Worte wie Arthäuschen, Gasthäuser, Deckshaut, Wellenschlucht, Regelbahn, Kegel, Gitarre, Artenatelier, die Münchener Neben, Erdbeeren, Mai-, Lowen-, Paradies-, Phönix- und andern Gärten, die so tautenartig deutschen Keller nördlicher Städte.

Wir wünschen somit, daß der spitalartige Gasthausbetrieb, durch dessen Annahme sich der gegenwärtig Europäer für so viele Gastzeichnungen bietet, eines schönen Morgens bei unseren Nachbarn an jenem so sehr vernachlässigten und doch so wichtigen Punkte der Gast- und Wirthshäuser anlangen und ihnen vielleicht kosmopolitische Bedeutung, deren wir uns in Deutschland schon so lange erfreuen, verleihen möge!

A. G.

Shakspeare und das Volk.

Bei dem im nächsten Jahre uns bevorstehenden Jubiläum Shakspeare's, zu dem England wie Deutschland sich rüstet, wird es an Verherrlichungen des großen Dichters in Prosa und Versen nicht fehlen. Mit breitlicher Behaglichkeit wird das hundertmal Gesagte wiederholt und von der Höhe einer absoluten Kritik das Thema Shakspeare's als das einzig mustergültige gepriesen und die moderne Literatur verurtheilt werden.

Shakspeare's Genius besingen, heißt die Sonne nicht sehen. Schöpfungen wie „Hamlet", „Romeo und Julia", „Lear" und „Othello" sind Marksteine, weiter, als in der Dichtung der Menschengeist erreichen kann. Auch die ruhen und wie Rafael's Sixtina und die Venus von Milo ein „Bis hierher und nicht weiter!" zu. Aber diese große dichterische Kraft wuchert doch auch andererseits in dem Boden ihrer Zeit, sie überragt wol um Hauptesläuge ihre Umgebung, allein sie steht mit ihr auf derselben Erde. Shakspeare ist der Günstling, der Schmeichler der Großen. Die Grafen Southampton, Pembroke, Essex erscheinen als seine Gönner und Freunde. In etwas ist seine Meinung von der Macht der Herrschenden angekränkelt. Im „Heinrich VIII." begrüßt er die eben geborene Elisabeth, mit deren Taufe das Stück schließt, als den neu aufgehenden Stern Englands, im „Sturm" ist sie, nach der scharfsinnigen Vermuthung eines deutschen Gelehrten, die Hexe Sycorax. Sie unrecht hatten die Puritaner und die Ritter Cromwell's nicht, wenn sie gegen die heimischen Anspielungen und zumeist gegen Shakspeare's Frauen eiferten. In den römischen Trauerspielen „Coriolan" und „Julius Cäsar" hat die Kritik selbst die von Gervinus, Gingis die traurige und unwürdige Rolle bemerkt, welche das Volk gegenüber den Helden spielt, als wäre es nur ein Haufen von Schelmen, Feigen und Knechten. Zur Entschuldigung des Dichters ward erwidert, Plutarch habe eben die Römer nicht anders geschildert. Aber der Auffassung Plutarch's kam die Shakspeare's auf halbem Wege entgegen. Die Bewegung in den untern Schichten des englischen Volks strebte in der Zeit der Elisabeth nach politischer Freiheit und religiöser Vertiefung, der protestantische Glaube und das parlamentarische Recht, um diese Pole freilich ein Jahrhundert lang die englische Welt. Die Tudor, die Stuart, die großen Barone widersetzten sich diesem Verdrängen des Bürgerthums. Statt der strengen, düstern, trockenen Lebensanschauungen, die in den Kreisen der Gentry, der Kaufleute und Handwerker herrschten, schrieben sie den heitern, vollen Genuß des Daseins auf ihre Fahne. So ganz waren die Namen und Thaten der Barone aus der Fehde der Weißen und Rothen Rose nicht aus dem Angedenken der Menschen entschwunden, daß nicht ein Warwick, ein Esser hätte träumen können, dem „Königsmacher" unter Heinrich VI. nachzueifern. Diese ritterlichen Menschen liebten die Dichtkunst. Sydney und Raleigh pflegten sie; dem Thron wurden die Theater in London gehalten und unterstützt. Seit dem Entstehen der englischen Bühne eiferten die protestantischen Prediger dawider. Shakspeare stand in einer nothwendigen und unversöhnlichen Feindschaft zu den „Munkköpfen"; die Worte, die gegen ihn von den Kanzeln fallen mochten, sind verschollen, sein Spott geblieben. Nicht wie Robert Greene bekehrte er sich, er starb seinen zähen Tod wie Marlowe: ruhig, groß und unerschütterlich steht er noch heute. Als er London betrat und Schauspieler wurde, zerriß er jedes Band, das ihn an die bürgerliche Gesellschaft knüpfte. Er ward ein Angestaunter. Theilnahme, Freundschaft fand er nur bei den Edelleuten, sogar am Hofe, wie es scheint, nur eine karge Gunst. Nicht Elisabeth, nicht Jakob I. haben ihn würdig geehrt. Die englische Geschichte vor ihm ist ein Gewebe adelicher Kämpfe, Verschwörungen, Eroberungszüge. Niemal drang sein Auge doch nicht in die Tiefe der Dinge; er sah wie Froissart, der französische Chronist, nur die Außenseite, den Reiz, Schimmer und Taumel der Erscheinungen. In den Schlachtberichten des Mittelalters wird meist nur der gefallenen Edelleute gedacht; die Menge des erschlagenen Volks zählt nicht. Shakspeare begnügt sich in seinen englischen Königsdramen mit dieser Anschauung. Man braucht nur seine Schilderung Wat Tyler's und des Aufstandes der Armen unter Richard II. zu lesen, um zu erkennen, wie so ganz die Bedeutung der Masse in der Geschichte, ja das Verständniß für die Leiden und Bedrückungen des „armen Volks" ihm abging. Ritter und wieder Ritter, stolze Barone, Könige, die siegen oder unterliegen: das ist seine Welt. Das Volk erfüllt nur den Hintergrund, die Lords reiten über die Schaaren der Bauern hinweg — genau wie Froissart die Niederlage der französischen Bauern in der Jacquerie unter den Aexten und Lanzen der Edelleute schildert — oder plündern wie Falstaff und Prinz Heinrich die Kaufleute aus.

Shakspeare's Dichtung ist eine aristokratische und was seine historischen Schauspiele, „Julius Cäsar" ausgenommen, betrifft, eine überwundene. Keiner, der auch nur aus Macaulay's Werken die englische Geschichte kennt, kann in die Lobeserhebungen einstimmen, die dem „tiefen geschichtlichen Blick" des Dichters von Bewunderern und Unbewunderern dargebracht werden. Diese Schauspiele sind Arabesken zur Geschichte, aber nicht ihre Verklärung. In künstlerischer Hinsicht entspricht ihr Inhalt ihrer Form: Beide sind epischer Natur. Der Arel hat kein Drama, nur ein Heldengedicht. Den Zorn des Achilles besingt die Ilias, die Schlachten des Volks bei Marathon und Salamis feiert die Tragödie die „Perser" des Aeschylos. Ueber die wunderliche Idee, dem „deutschen Volke" mit der Vorführung dieser englischen Königsschauspiele ein Fest zu bereiten, sprachen wir uns schon in der vorhergehenden Nummer dieses Blattes aus. Nicht Gervinus's Riesengeister allein, die Bewegung der Dinge, der Geist der Welt und der Völker machen die Geschichte.

(Beilage zum Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Das deutsche Kunstleben in Weimar.

Vor allen Künsten ist die Malerei eine vorwiegend deutsche. Nicht am Herd sonnäugiger Küsten in den Bergen edler Griechenher, über Wiege Kunst auf dem Markt der Städte zu Rom und Florenz. Augsburg und Nürnberg. Kein Patriotism trennte darüber trennen die Fahnen der Germanen, die Brustschildern die guten Banner, welche in blutigen Schlachten für die Freiheit der Stadt gewehrt, flatterten um die der Die Malerei erwächst aus Schulen, wie ein Handwerk wird sie gelernt, ihre Kunstgriffe vom Meister auf den Gesellen übertragen, in der Schule der Gott war in der die Malerei sehen sich gewisse Formen gewisse Eigenthümlichkeiten [illegible] Farbenmischungen. Ursprünglich gehört die Kunst den Geistlichen zu Leitung den Rittern, die Malerei wie das Schauspiel dem Volke des Mittelalters an. Denn Dichter wie Volk wandern sich in ganz anderer Weise als der Gelang lateinischer Hymnen und Psalmen, als das Lied des Troubadours, ein Weckruf aber ein Gebet, an die Menge. Diese Ideen und Worte sprechen und [illegible] oder zu wenigen zu Andern aber [illegible] lehren erkannt ihre Wirkung ist eine [illegible]

Die deutsche Malerei ist eine echte Tochter der Poesie, aber dem reformatorischen Gedanken sein Albrecht Dürer, sein Lukas Cranach, ohne die Heldenhaftigkeit und den romantischen Zug, der dem sie mitgeboren waren, seine moderne Kunst. Wie wichtig der Einfluß Winckelmanns auch gewesen wir doch nun auch die Versuche von Hasenpflug und Mächtig schätzen mag, die deutsche Malerei wäre in einem leeren, inhaltlosen Schema des Idealismus untergegangen ohne die Anregung, die ihr der Norden gab und das lebendige Leben der Zeit gab. Ein hochsinniger Fürst, Ludwig von Bayern, der in der Geschichte unserer Kunst trotz allen Spottes der Gegner einen [illegible] und [illegible] einnimmt, hat dann durch die reichen Mittel, über er zu [illegible] seinen Bestrebungen Anhalt und Anderen gaben. Er erweckte den Baum der deutschen Kunst zu einer Blüte, wie er sie früher nie besessen. Wie trefflich die großen Meister der italienischen Schule nicht nur Vorbilder waren, sondern auch einen Nachfolger, nicht Velasquez und Murillo, aber Namen wie Overbeck, Kaulbach, Pilotty, Piloty und Lenbach werden nicht weit von den Besten immer genannt werden. Auf allen Gebieten der Kunst regt sich heftige Thätigkeit, ein Gemälde von Ludwig Knaus, eine Landschaft Hildebrandts kann lebhaft den Kampf mit den Bildern der Holländer wagen. Die Theilnahme des Publikums kommt diesen Mühen und Arbeiten [illegible] mehr als den Bestrebungen der Nichtkunst zugegen

lichkeit durch Ausstellungen hatt, in allen Bildern [illegible] eine [illegible] Menge.

Der Zug der Zeit sich in Genossenschaften Vereinen zusammenzuschließen, übte bei diesen mächtigen Anregungen auch seinen Einfluß auf die Künstler. Zum achten male feierte in diesem Jahre die Genossenschaft der deutschen Künstler ihr Fest [illegible] Weimar. Die Akademie, die der Großherzog [illegible] mag nicht ohne Einfluß auf die Wahl gerade dieses Ortes geblieben sein. Denn an sich ist Weimar nicht gut Ausstellung gelegener Platz gehören bedeutenderer Mittel, als hier aufgebracht sind. Und leider sind auch von Tag zu Tag sich steigernden Verkehrsmittel durch Schienen und Locomotive nicht vermehrt. Das einfach schöne und landschaftlich Angenehme hält nicht mehr auf Tage und durch Verkehren kommen wir noch zu keinem festen Genuß. Wie imposanten, imponirenden ist es durch die Großartigkeit des Hintergrundes oder durch die Begeisterung, die über dem Ganzen waltet, entstanden Werke hätte dem weimarischen Fest [illegible] Zahl der Künstler [illegible] sie mag Lust nicht überflügeln haben [illegible] war zu gering, um in der Wahl der an dem Fest theilnehmenden einen festen sich [illegible] schränken Kreis zu halten. Die ersten Männer suchte man vergebens, die Fülle der Aufgezeichneten, die nicht gekommen, hätte leicht größer sein als die der Anwesenden. Über Overbeck, Kaulbach, Pilotty, Preller, Schrader, Knaus, was ist da von deutscher Kunstthätigkeit! Manche von ihnen haben ihre Arbeitskraft entschlossen aber die anderen? Weder eine Meisterwerk [illegible] Schaudichtungen von dem Allgemeinen? Es erhielt das Fest einen sehr gemischten Charakter. Anordnung und Einrichtung hatten den künstlerisch-aristokratischen Zug der die Akademie zu Weimar [illegible] die Ausschmückung der großen Säle, im Park der Stadt, das Arrangement des Festes im Sinne und Geschmack einer [illegible] Gesellschaft, lagen die Huldigungen, die der Stadt [illegible] hervorgingen, deren Liebenswürdigkeit auch auf die Künstler [illegible] Ausdruck in Reden, Trinksprüchen und Kantaten [illegible] Alles war der innere Gehalt des Festes, aber [illegible] Anregung und Klärung auf eine größere Masse in der Ausübung [illegible] aber erhielt das Ganze einen [illegible] Charakter. Der Humanität schlug zum Theil [illegible] durch die Eingangs des Festes in das Leben eines Jahrmarktes [illegible] der Schützengilde verdrängte die Musen und die Artisten. Da ist gut nicht für eine geistige Anregung durch Wort und Ton gesorgt war, [illegible] und verliert sich alles. Menschen und Dinge [illegible] im vergebens einen Mittelpunkt. Die Ausschließlich-

seit der Maler eben die Sprödigkeit der germanischen literarischen Beschaffenheiten mag dies verschuldet haben. Der Betrachter berichtet eben nur die Thatsache. Wenn dazu im Marienburgischen von der Ordensburg und ihrem Hochmeister ein markiges Standbild, den Segnenden in der Rechten, den weißen runden Hut in der Hand, ein Gericht zu ihren Füßen, vorträgt, so tut man doch unrecht daran, diese Blätter nicht da zu haben.

Das Landschaftsbild soll zugleich ein Volksbild sein: es soll die innige Vereinigung beider feiern. Aus dem Volksgeist wird auch wie aus dem Geist Gottes alles Schöne und Gute geboren. Aber Gluck ist unerläßlich der große, erhebende Gottvertrauensmut. Der kommt nicht, wenn auch neben dem berühmtesten Maler Gevatter Schneider und Handschuhmacher sitzen. Nicht das heißt sich als Menschen, als Glieder eines Volks zusammenfinden, erkennen und die Hand reichen. Das alles ist nicht zu sagen — wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen. Nur in diesem Sinne kann die Nation als solche an unsern Zulässigkeiten theilnehmen — sonst bleibt sie Gast für euch in unsern Gärten und Schlössern — so gern wir sie

Deutsche Städte.

1. Danzig und seine Umgebung.

II.

Ueber ungeheure Kirchtürme und andere ferner ragende Gebäude hinweg wenden wir den Blick auf ein Dach von grünem Stein mit einem großen goldenen Kreuz, kleinen Thürmen von zwiebelförmiger Gestalt, die ihm fast einen maurischen Anstrich geben, und einem zierlichen Giebel, der sich am Wall hier sen übertragt. Der Arieb zu Spitzbogen, die feinen Fenstergruppen, meist in Blättern bestehend, sind mit überraschender Kunstfertigkeit in Ziegeln ausgeführt. Wir nehmen von hier aus zwar wenig von vielen Einzelheiten wahr, aber wir denken sie uns hinzu. Wäre doch jener schöne Anblick unendlich schöner durch das weit mit daran gleichzeitig mit dem leiblichen, mit dem geistigen Auge sehen. Und wer sieht überhaupt in dem schönsten Bauwerk nur die Steinformen? Wer sieht nicht mit ihnen die Menschen, welche es erbauten oder bewohnten, in lebendige Beziehung und Wechselwirkung? Der schöne zierliche Giebel schmückt die Leonhardskirche — vom Volke noch immer Bernhardinerkirche genannt, denn sie gehörte den Franziskanern. Diese Mauern sind ein bedeutungsvolles Blatt in der steinernen Chronik Danzigs. Im zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts bestritten die Franziskaner Baumaterial und Arbeiter zusammen. Aber ist es nun, daß, wie Bettelorden sicher wähnen soll, auch auf den Bettel hafte und durch die zerbröckelnde Mörtel seiner Bauer haben, oder war die Asche des zu Konstanz verbrannten Huß ein anfänglich fremder in dem vorher so bauerhaften Fremdes der sächsischen Bauten geworden — genug, zu Anfang des 16. Jahrhunderts stürzte der größte Theil der Franziskanerkirche ein. Kurz vor der Reformation wiederhergestellt, wurde sie schon 1581 gegen ihren ursprünglichen Zweck benutzt. Einer der Mönche predigte von ihrer Kanzel unter gewaltigem Zulauf des Volks die Lehre Luthers; nach wenigen Jahrzehnten waren die Franziskaner bis auf zwei ausgestorben, die ihr Kloster dem Rath übergaben, der darin ein Gymnasium errichtete. Jetzt baut in den verfallenen Resten der Kreuzgänge, die sich einst in weitem Umfang an die Dreifaltigkeitskirche lehnten, seit einer Reihe von Jahren einsam ein Klausner der Neuzeit, der alte Bildhauer Freitag, den ganz Danzig einen Sonderling nennt, dem es gleichwol die Erhaltung eines der schönsten alten Gebäude nicht allein der Stadt, sondern der ganzen Provinz verdankt. Wir finden ihn durch die vor Hitze flimmernde Luft einen Gruß in sein Atelier oder auch in sein in den halbverfallenen Kreuzgängen aufgestelltes Danziger Museum, wenn er gerade darin geschäftig waltet. Schon aber lockt der blauende Arme den Blick über die Wälle Danzigs hinaus. Was ursprünglich nur der Rahmen zu dem wunderschönen Stadtbilde schien, kommt nun, Naturschönheit bedeutend, selbständig zur Geltung.

Südlich kranzt im reichen Farbenschmuck des Kulturlandes das üppige Gelände, dessen Bewohner durch ihren Reichthum sprichwörtlich geworden sind: die danziger Niederung. Den Mittelgrund erstreckt sich zur Rechten, zum großen Theil bedeckt von den dunkeln Massen eines ausgedehnten Nadelwaldes, das Mondschein Revier, auf den hohen Landhöhen gedeiht eben nur das genügsame Nadelholz — es schützt die fruchtbaren Werder vor dem verderblichen Flugsand. Zwischen beiden so außerordentlich verschiedenen Landstrichen, und zugleich ihre Grenze, wälzt träge der Weichselstrom seine Wogen daher. Tief im Osten liegt Elbing, die „freundlichste" Stadt der preußischen Provinzen. Reichbewaldete Berge bilden den in Duft verschwimmenden Hintergrund dazu. Viel näher und mehr nördlich hat sich vor einigen Jahrzehnten die Weichsel einen neuen Ausgang gewählt — bei Neufähr. Obwol derselbe schon rasch verlandet, verschlingt doch der tückische Fluß nicht allein einen Ausland nach dem andern, sondern allmählich ein ganzes Dorf — Bohnsack. In weiten Bogen das grünende Land umschließend, zieht sich ein bald breiterer, bald schmälerer weißlicher Gürtel hin: der Sand der Düne. Darüber hinaus blauen die Wogen der Ostsee, schimmern in weitester Ferne die Wellen des Frischen Haff, bis Himmel und Meer endlich in Eins zerfließen. Man beabsichtigt die Erbauung eines Leuchtturms, das die südlichen und südwestlichen Höhen beherrschen soll: von seiner Spitze wird der kundige Besucher den Alten Weinberg in der Ferne zwei Wundermeere erblicken, eins der Vergangenheit, das andere der Gegenwart angehörend, beide gleich historisch-reich für den Geist ihrer Zeit wie ehrenvoll für die Kraft des menschlichen Geistes — die ihnen

gekrönte Marienburg und die Mittelbrücke bei Tolkemit. Dann die beiden Orte selbst und die stattlichen Niederungen der Weichsel und Nogat. Endlich aber auch Karthaus hin, der alten traumhaften Kassubenresidenz, wenn sich in einem dichten Kranz von Nebelschleiern, mit einem hohen Kirchturm und den Trümmern eines Nonnenklosters, und zwei Meilen entfernte Seeen gegen einen Himmel, der die Farben von Rosen zeigte, oder Nebelgrau und die Regen der polnischen Herde.

Von Meisel und Steinberge, von und bei Pelplin durchsichtig, schaut hin zur Pelplinerei vom Dorf, eine Stadt mit zwei Gymnasien, Lehrhaus, Kirche und Kloster. Bei der Anordnung der Klosterbauten wurde der ganze nachbarliche Ort zum Kirchhof gemacht. In der That „dem Gebeten gleich gemacht“. Ziegelhaft, wie die Pfingsten aufgestellt und die einzigen Ueberreste der ganzen großen und schwarzen Stadt. Mehrere mögen von diesen Mauern stehen sein, die einst drohen, daheim und verein. Jetzt mehr als ein halbes Jahrhundert nach der Zerstörung ihrer Bedeutung. Schimmern sie weit durch jenen Schatz, der längst allen wurde, die dürren die Reben pflanzten und pflegten, die Trauben sammelten und pressten und ihr süßes Blut tranken.

Eine Mühe liegt über und hin. Zeichen die Mauern so tief und hoch, geht es von Gewölbe. Unser Blick folgt dem Bogengel. Es ist, als bräche es in der Schwüle einen tiefen Luftbaum mit einem stillschweigenden Druck von den Wellen des Meeres. Aber es sind nicht mehr blau, diese Wellen, die Farbe des Wegetationsmeeres im Herbst ist und Grüne der Nacht und Himmels hat sich gemischt. Durch die nachmittägliche Stille, die Farbe der Natur, schweigen plötzlich rauschhaft Laute. Es rauscht und Getrost über unseren Häuptern wie der Flügelschlag einer Nacht. Und es ist es in Wahrheit. Kranichzüge flattern über uns. Heute sind sie hier ein Gleichnis, zu welchem wichtigen Ereignis die Irdische sich Ostpreußen mit zwei Fahnen geschmückt wurde. Grau und einfach schaut der schwarze Adler Preußens auf dem von Nephtit glänzenden weißen Felde, das langgezogene Wappen ist zusammengesetzt, die vorigen Farben sind verändert. Die weiße, selbstständige Fahne zeigt in rothem von zwei Löwen gehaltenem Felde zwei weiße Kreuze. Ueber einem, gleichfalls noch in dem rothen Schilde, sondert eine goldene Krone. König Kasimir IV. fügte sie dem langen Wappen 1454 bei zur Belohnung des Widerstandes der Stadt gegen ihre ehemaligen Herren, und sie treuen. Diese gleichen Farben sind in dem Kampfe der dem Orden den Landesteil gab und Widerstand an eine fremde Macht überlieferte.

Der plötzlich aufgetretene Schauer entreißt die Fahnen, bringt knarrend die Klappstühlen und die Bäume ringsum, sagt die Wellen nächtig am Himmel hin. Nur die ordnungsvoll Tanzlichkeit im Wellen nicht von ihm nicht berührt, eher Empfindung gegen die an, denn sie hebt sich immer weiter und geht immer höher hinauf. Es ist interessant, den Kampf zwischen dem Winde und den Wellen zu beobachten und die wechselnden Licht- und Schattenreflexe zu verfolgen, die über die Tanzfläche gehen. Es machen sich Gegensätze die Dunkelheit schneller und die Dunkelheit mehr. Eine Weile sahen wir noch in die Wolken, dann zwang uns der Sturm zur Umkehr.

Der Rhabarber.

Wirklich nicht schöne Pflanzen, wenn ich den Namen Rhabarber nenne und es gar manchen wird, der eine Pflanze von schmackhaften Compot- und schönen Gemüsetage gibt.

Im ersteren sehr verdienstig paradiert. Die japanische Küche weiß nicht verschiedenere Arten von Gemüse kann seine Delikatesse sein. Gerichten. Die Wurzel dieser Pflanze, die Rhabarber, hat einen Kompott. Ich werde sie auch schon angepriesen, und so ist sie an manchen Orte auch einen Gericht aufgetischt.

Der echte Rhabarber hat verzweigte lange Pflanzen in Ostasien und in den mittleren Gegenden Europas. Er gehört in die neunte Klasse und ist dem Sauerampfer nahe verwandt. Aus der tiefen, knolligen Wurzel treibt er einen 6 — 8 Fuß hohen, knotigen Stengel mit zerteilten großen Blättern, wie sehen die Stauden vielfach als Zierpflanze in Gärten sehen. Der lange, röthliche Blütenstaude steht der Blumenähre des Großen Sauerampfers sehr ähnlich. Die Wurzel liefert die Droguerie und gehört zu den wichtigsten Heilmitteln, die den Magen stärken und stärken. Die Knollen mit ihren Nebenwurzeln sind außen gelbbraun, innerlich hellgelb mit rötlichbraunen, strahlig verlaufenden Streifen. Unser deutsch, aus entstanden bei uns wachsen Rhabarber kommt aber Radix aus der Chinesischen Provinz, daher irrthümlich Russischer Rhabarber genannt. Außer diesem schön gibt es noch Rhabarber, die im Geruch und Geschmack gleich, in der materiellen Wirksamkeit aber verschieden sind. Der französische Rhabarber, der ehemals für den besten Rhabarber gehalten wurde, wächst in Sibirien; die Wurzel kommt von schön zu mittelst, ist hat gute, netzförmig durchbrochene Blätter.

Der Rhapontik-Rhabarber hat große runde Blätter, die herzförmig am Stiel aufgeschnitten sind, die nicht am Persischen Meere, hat zur schwarzlichen mit Rothbraun vermischte Wurzelstocke, die innerlich hellgelb ist und röthlichbraune Bogen hat.

In England hat man seit einigen Jahren die Kultur der Pflanze sehr gesteigert und eine Menge von Varietäten gebildet, die von mildem Geschmack und Geruch sind, sehr wirksam und verwendet. Sogar ein Obstsaft bereitet Gemüse zum Kompott geben. In den nördlichen Gärten gedeihen die Rhapontik, Lampion, Rhabarbe, Marienblatt, Scharlach vom Parrot und vor allen die Victoriablatt-

Man verdankt die Verpflanzung der Pflanze vorzugsweise dem Mr. Charles Turner in Elsingh bei Windsor. Der Unterschied von dem vor einigen Jahren und dem gegenwärtig gebauten Rhabarber verhält sich im Geschmack wie der Holzspargel zum Borstorfer. In England und Amerika zählt die Staude zu den Delikatessen und bildet bereits einen sehr einträglichen Handelsartikel der besseren Märkte. In London werden beispielsweise 30 Wagen voll an einem Markttage verkauft, in New-York beschäftigen 60 Wagen voll noch nicht die Nachfrage und die Stauden werden zu lohnenden Preisen abgelegt.

Zehn bis zwölf Pflanzen von der Victoriastaude, die solange Blätter angepflanzt werden, gewähren vom nächsten Mai bis Ende August hinreichendes Material zu Saucen und Kompott für eine ganze Familie. In England ist die Verwendung dieses neuen Gemüses noch so gut wie unbekannt und der Spekulation damit ein weites Feld geöffnet, die vielleicht mit Johann Heß' aus Weinabfallbrühen in Konservirung treten dürfte, behalt sich ein schlauer Kopf auf die Kultur dieser Staude zu gute legte.

Es ist ähnlich wie Blattsalat, welche man nachdem das Beste abgestreift ist, hackt, in fingerlange Stücke schneidet, sie spaltet und im Wasser abwellt. Mit vielem herausgenommen, werden sie in Zucker gekocht. Sie schmecken wie ein feines Apfelkompott und man kann seine Gäste glauben machen, es seien die aus einem Treibhaus gezogenen Früchte, die man ihnen im Mai vorsetzt.

Alpenbilder aus Wallis.

I.

„Aus dem geheimen Winkel der Erde, von den Pforten und aus den Wohnungen ewiger Nacht wälzt der Rhodanus seine Fluten in stürmischen Seen längs dem traurigen Lande der Gallen."

Wer an einem hellen Sonntag von der Furka, an der herrlichen Gletscherwiege der Rhône, niedersteigt in das obere Wallis, wird viele Schilderung des Apollonius von Rhodus kaum begreifen.

Anfangs gestaltet sich freilich viele wundervolle Gebirgswelt zu Sturm und Regen, wenn schwarze Nebelmassen um die Höhen wogen und zuweilen Blitz niederzucken in das grüne Matterthal des Zehnten Gemeinde, wo die wettergebräunten Holzhäuser der weit auseinander liegenden Dörfer sich zusammendrängen wie eine Herde im Unwetter, an solchen Stellen, die weiter Lawinenstürzen noch Wildwassern ausgesetzt sind. Saumpfade und Kühwege vermitteln allein den Verkehr in diesem Hochthal, dessen Bewohner von Viehzucht und dem Sömmerungsverkehr, der nach Italien hinüber stetig betrieben wird, sich ernähren.

Nur an dem östlichen Gebirgshange, der von Mais entblößt ist, ziehen sich schmale Ackerstreifen hin auf denen etwas Gerste und die Frucht der Armuth, die genügsame Kartoffel, gebaut.

An der Schattenseite des Thals, wo der ungeheure Strom ein tiefes Bett ausgewaschen hat, umkränzt Hochwald, Lärchen und Arven, die untern Bergstufen, über denen die Sennhütten freundlich auf grüner Matteninsel sich sonnen. Hoch darüber schaut von den Felsen und Gipfeln der schimmernde Firn herab, an dessen Gletscherrande mehrere Saumpfade nach den Thälern des Tessin und Piemonts hinüberführen.

Allmählich verbreitet sich die Thalfläche, die Dörfer dehnen sich aus und zeigen ein wohlhabenderes Ansehen, alte Kirchen mit gothischen Spitzthürmen und reichem Schnitzwerk an den Altären zeugen von langem Bestehen dieser Ortschaften, welche ein deutsch-burgundischer Stamm bewohnt, der die Celtenmassen verdrängt hat, deren Andenken nur in einigen Ortsnamen erhalten blieb. Die deutsche Sprache ist in Wallis rauher und eigenthümlicher als in andern Theilen der Schweiz und hat besonders in den Seitenthälern uralte Formen bewahrt. Die Bauart der Häuser gleicht der in allen waldreicheren Alpengegenden, nur sind sie geräumiger und häufig von außen und innen mit Schnitzwerk geziert. Auffallend sind die Bibelsprüche aus dem Alten Testament, welche in die Querbalken der Stubendecken oder in die Hausthürpfosten der Thüren eingeschnitten sind, meist von dem Vorsteher des Bezirks begleitet. Um die Hausthüre und Scheunen vor Wassersnoth und Lawinen zu bewahren, ruht ihr Balkengerüst auf Scheiben von Granitsteinen, welche durch große Steinkegel gestützt sind und den luftigen Unterbau bilden, indeß die gemalten hohen, mehreckigen Wohnthürme auf Steinen zu stehen scheinen. Je mehr die Ackerfelder sich ausdehnen, desto zahlreicher werden diese Vorrathshäuser, welche sich um die Wohnhäuser gruppiren. In dieser obersten Thalstufe findet sich außer einigen rauhern Gemüsen nur Steinobst in den Hausgärten, das erst reift, wenn gegen den Herbst den längst Trauben und Feigen gezeitigt sind. Die mächtigen Gletscher von Viesch und Aletsch, welche mit dem Eismeer des Berner Oberlandes zusammenhängen, haben durch ihr Gleichen gleichsam eine Barre durch das Thal gezogen, welche die Rhône durchbrechen und vielleicht ein früheres Becken dadurch entleert hat. Berge und Hügel ringsumher bestehen aus lauter Trümmergesteine, das theilweise von einer reichen Vegetation umkleidet ist, unter welcher die Spuren vieler Umwälzungen allmählich verschwinden. Mit dem Eintritt in diese mittlere Thalstufe, die bis an den Illgraben reicht, der eine zweite Barre angeschwemmt hat, glaubt man sich unter dem Schatten hoher Nußbäume und Kastanien, an deren Stämmen sich verwildert die Rebe emporschlingt, nach Italien hinübergerückt, dessen Bauart auch über die Bergspitze in das Thal herabgestiegen ist, wo die Steinhäuser der Flecken und Dörfer häufig Freitreppen und Loggien aufweisen, wie sie auch in der Lombardei gebräuchlich sind.

Verantwortlicher Redakteur: H. Brockhaus. — Druck und Verlag von A. L. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 37. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Zwei Vermählungen. Novelle von Raymond Reichs. XIV. — Von Trafoi nach Sulden. Von Dr. Moritz Hill. — Neue Schwänke. Aufsätze und Skizzen. Von Ernst Freiherrn von Feder. I. — Das Wasser im Haushalt und Brauch der Völker. Von A. W. L. — Der Germanische Museum in Nürnberg. — Miszellen: Der Aufbruch in Frankfurt. — Naturschilderer und Physiker II. — Die Lerche.

Zwei Vermählungen.

Novelle von Raymond Reichs.

XIV. Rue de la Victoire.

(Schluß.)

Um die bestimmte Stunde empfing André den jungen Grafen in seinem ebenso geschmackvoll als glänzend eingerichteten Salon.

Es war zu sehen, daß die jungen Männer beide bewegt waren, als sie einander gegenüber traten und die herkömmlichen Höflichkeitsbezeugungen austauschten — beide wußten klar: doch war diese Farbenveränderung nur vorübergehend. Als der Gast auf dem Sofa, der Wirth auf einem Lehnstuhle Platz genommen hatten, war die leichterklärliche Anwandlung überwunden und die nöthige Ruhe gewonnen.

„Verzeihen Sie, Herr Graf, daß ich Sie herbemüht habe und nehmen Sie meinen Dank für die Erfüllung meiner Bitte!“ begann André.

„Sie sind sehr gütig“, versetzte der Graf in einem etwas frechenden Tone, „daß Sie sich bei mir für einen Gang bedanken, den ich nach Ihrer eigenen Versicherung in meinem Interesse zu machen hatte.“

„Der Gegenstand, welchen ich zu berühren habe“, nahm André wieder das Wort, ohne auf den kleinen Seitenangriff Rücksicht zu nehmen, „ist innerer privater Natur, und ich möchte Sie vor allem aufs nachdrücklichste bitten, meine Worte nicht zu mißdeuten und bei mir nicht Gefühle voraussetzen, die unser gegenseitiges Verhältniß leicht erzeugen konnte, die mir aber dennoch fern bleiben.“

„Sprechen Sie offen, mein Herr, ich bitte Sie darum“, drängte Raymond, „und seien Sie im voraus überzeugt, daß ich Ihren Worten keinen andern Sinn beilegen werde, als den Sie selbst ihnen zu geben wünschen.“

„Sie können doch nichts Unvermuthetes von meiner Seite in der Einladung zu dieser Unterredung suchen. Sind Sie doch als der begünstigte Freier im Vortheil gegen mich. Sie besitzen das Weib, um das wir beide warben, und ich ging leer aus; ja mehr noch, Sie befinden sich in dem Besitze des Weibes, das mir mehr als zugedacht, mehr als zugesagt, das mir verlobt gewesen war.“

Die Züge des Grafen verfinsterten sich sichtbar.

„Doch ich trage keinen Groll gegen Sie!“ fuhr André fort, ohne sich an die Wolken auf dem Angesicht seines Gastes zu kehren. „Obgleich ich für einen kostbaren Schatz halte, was Sie errungen haben“ — Raymond athmete heftig — „ich trage keinen Groll, denn ich bin freiwillig zurückgetreten, merken Sie wohl auf! nicht, nach

von Eurer Erbſchaft einen Theil abgeben? Zehntauſend Pfund? Es iſt für Eure Umſtände wenig, viel für Thompſon. Wollt Ihr?

Nichols.

Herzlich gern!

Harry.

Aber mit einem Vering.

Nichols.

Vering?

Harry.

Daß, nach dem Tode des Thompſon und ſeiner Frau, das Geld an Euch zurückfällt, und Thompſons Kinder darauf keine Anſprüche haben.

Nichols.

Wie verſteh' ich das?

Harry.

Euch das ganze Licht des Glücks; dem armen Thompſon ein erquickender Schatten für ſeinen Lebens-Abend.

Jenny und Nichols (zuſammen).

Und die Kinder?

Harry.

Das Erbe ſchuf den Unterſchied und falſchen Rang der Menſchen. Das Erbe gab uns Haß, den Krieg;

dem ich der arme Student in einen reichen Grafen umgewandelt und bei dem Bankier um die Hand von dessen Tochter angehalten hatte, jenderm vorher, vorher!" wiederholte er mit Nachdruck; „denn das Fräulein, Vertrauen zu mir fassend, gestand mir, daß sie den armen Studenten liebe und keinem andern als ihm angehören könne; daß sie sich aber die Kraft ihrer Gefühle für den jungen Mann gewünscht habe, daß sie aber die Unüberwindlichkeit derselben erkenne. Sie erklärte ferner, daß sie sich an mich wende, nicht etwa, um von meinem Zugeständniß das Schicksal ihres Herzens abhängig zu machen, denn dieses sei entschieden, sondern um im Einverständniß mit mir auf eine angemessene Weise das Band, welches uns miteinander knüpfe, zu lösen, hatt es ungestüm und gründlichkeit, allen Schwierigkeiten zum Trotz, zu zerreißen!"

„Was sagen Sie da?" rief Raymond in der größten Aufregung.

„Sie begreifen", fuhr André ruhig fort, „daß mir, nachdem ich dieses Geständniß gehört hatte, nichts anderes übrig blieb als zurückzutreten, und daß ich nur zwischen einer freundlichen und einer schroffen Trennung zu wählen hatte. Die Achtung, welche das Fräulein mir einflößte, gewann über meine verliebte Eitelkeit die Oberhand; ich versprach ihr Beistand bei Aufhebung ihres Verlobungs und hielt redlich mein Wort. Dies war die Arbeit freilich nicht, welche ich zu vollbringen hatte; denn als ich mich an den Bankier wandte, um sein Einverständniß zu meinem Rücktritt zu erlangen, kam er mir auf mehr denn halbem Wege entgegen, weil der Graf von Sennerville bereits um die Hand des Fräuleins für seinen Sohn angehalten hatte."

„Was wollen Sie von mir, mein Herr? Wollen Sie mich wahnsinnig machen?" rief Raymond mit Heftigkeit hervor, den jungen Kaufmann mit weitaufgerissenen Augen anstarrend. „Sie spotten meiner, Sie wollen mir die erfahrene Demüthigung zurückgeben und mich durch eine Grausamkeit vernichten, die voll von Hohn und Beschämung ist! Doch beim lebendigen Himmel, ich will seinen Schimpf erhalten, am wenigsten von Ihnen!"

„Das war es, was ich gefürchtet habe!" entgegnete gelassen der Kaufmann. „Sie haben schlecht Ihr Versprechen, Herr Graf!"

„Verzeihen Sie, mein Herr! Ich gestehe, daß ich unrecht habe!" versetzte Raymond, sichtlich bemüht, Fassung zu gewinnen. „Ich will nichts misstrauen! Gewiß, ich will nicht, wenn Sie mir nur Verständliches, Erklärliches mittheilen! Kann ich denn aber leichtfertigs glauben, daß Sie mich hierher gerufen haben, um mich zum glücklichsten Menschen zu machen und mich mit einem Himmel von Seligkeit zu beschenken? Haben Sie etwa", schlug er wieder um, indem er einen forschenden Blick auf dem Angesicht des Kaufmanns ruhen ließ, „die erbauliche Darstellung hinter meinem Rücken abgemacht? Doch das kann ja auch nicht sein!" fiel er sich selber in die Rede. „Es ist doch nicht anzunehmen, daß sich der Vorgezogene als Zurückgesetzten hinstellte, selbst wenn es verlangt würde! Und warum sollte dieses verlangt werden? Zwischen dem Zurücksetzenden und dem Zurückgesetzten ist doch kein Einverständniß voraus zulegen. Alles das ist unhaltbar, widersinnig! Ich finde keinen Weg aus diesem Labyrinth, Blick und Gedanken verwirren sich!"

„Sie finden keinen Weg, weil Sie den geraden, der vor Ihnen liegt, einzuschlagen Anstand nehmen", sagte André ernst zurechtweisend.

„Ich fürchte Ihnen zu glauben, weil die Täuschung fürchterlich wäre", sagte Raymond, dem Kaufmann aufs neue lange und prüfend ins Gesicht blickend. Doch plötzlich wie von einem neuen Gedanken getroffen, warf er die Frage hin:

„Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich nicht wüße, nicht durch meine Frau erfahren habe, was Sie mir soeben mitgetheilt haben?"

„Wenn es Ihnen bereits mitgetheilt wurde", erwiderte der Kaufmann, ohne sich zu bedenken, „so wollte ich es bestätigen und durch mein Zeugniß Ihren Unglauben, auf welchen die Versicherung gestoßen sein konnte, beseitigen helfen."

„Und warum jetzt gerade diese Bestätigung, diese Aufklärung?" fragte Raymond voll Angst, daß ihm eine ungenügende Antwort gegeben wurde.

Nach kurzem Besinnen erwiderte der Kaufmann:

„Es verletzen mich viele Fragen des Mißtrauens, ich sühne aber dennoch aus, was ich beschlossen habe! Hören Sie also, wie es kam, daß ich Sie jetzt zu mir beschieden, um Ihnen zu sagen, was ich Ihnen gesagt habe! Vor einigen Tagen besuchte mich Herr Rabeau, der aus Pröfontaine zurückgekehrt war und versicherte, daß er Gelegenheit hatte, eine weite Kluft zwischen dem Grafen und der Gräfin von Sennerville zu gewahren. Ich hielt es für angemessen, für menschlich, meine Reise, welche ich am nächsten Morgen hatte antreten wollen, um einige Tage zu ver-

schieden und Sie aber den wahren Wert dieses Besitzes anerkennen! Man will doch nicht, wenn Sie leicht begreifen", sagte er lächelnd dann, „in Stellung einer schlimmen Sache hineingetragen haben! Lassen Sie mein letztes Wort: Ihr Glück den Frauenwille verbietet durch Sie glücklich gemacht zu werden!"

Nach sicher Verabredung reichte sich Armand wie jemand, der andeuten will, daß er eine Unterhaltung fremder zu leben wünsche, die ihren Abschluß erreicht hat.

Raymond erhob sich gleichfalls; er vermochte nicht zu sprechen, er reichte dem Kaufmann schweigend die Hand; eine Thräne war ihm ins Auge, die für ihn das Wort schrie; nachdem er einige Augenblicke die Hand des Kaufmanns in der seinen gehalten hatte, sprach er endlich in einem Tone, der Andre tief bewegte:

„Wie soll, wie kann ich Ihnen danken, mein Herr! Wäre ich Ihnen überlegen, rief ich Ihnen zu: „Lassen Sie uns Freunde sein." Ich fühle mich Ihnen aber untergeordnet und kann Sie daher nur bitten, mir den Theil Ihrer Freundschaft zu schenken, dessen Sie mich für würdig halten! Ich kann Sie nur bitten über meine geringen Kräfte, über mein Haupt zu verfügen!"

„Nennen Sie uns Freunde sein, Herr Graf!" versetzte Andre gerührt.

Die jungen Männer reichten einander noch einmal die Hände und schieden.

Raymond stürmte fort, von einem Heer jubelnder Gedanken und Gefühle begleitet; er hätte gern Flügel haben, um nach Pontcreuse in die Arme seiner Gattin zu fliegen. „Sie liebt mich!" wiederholte er sich über Andern, und in viel Seligkeit enthielt dieses Wort, daß er gar nicht wußte, wie er sie tragen sollte, daß sie ihm ohne Besinnung zu rauben drohte; er klagte sich selbst an, daß er Gemahlinn unrecht gethan habe; doch war in dieser Selbstanklage die sicherste Verzeihung enthalten, und der Gedanke, durch Zärtlichkeit und Hingebung alles wieder gutmachen, vermehrte noch das Glück, das er empfand.

Er hatte die Absicht gehegt, in Paris zu übernachten und den andern Morgen mit der Eisenbahn nach Fontainebleau zu fahren; an diesem Vorsatz war nun nicht zu denken. Er rief seinem Schwiegervater in der nahe gelegenen Konditorei, um sich ungesäumt Pferde bestellen zu lassen. Auf der Treppe begegnete er dem Vetter Albert, bei dessen Anblick in ihm der Gedanke auftauchte, daß er an den Gemmis Zeugen suchen und eine Benachrichtigung ihn erlangen könne, was er seinen und dem Hause des Herrn Morel zugemuthet hatte. Doch unterdrückte eben sich selbst, weil er den Vetter zuvor, er schien mit der einsichtigen Mißbilligung gegen den wackern Mann, den seine Armut, nur größer ging er an dem Verwandten vorbei. Mit seinem Schwiegervater hatte er sich nie traulich in herzenswichtiger, herzlicher Weise unterhalten; er sah sich während die Pferde bestellt wurden, Familiengeheimnisse erzählen und nahm so seinen Abschied von dem Manne, daß seine von jeher verehrungswürdige Liebenswürdigkeit seinen Gipfel ganz erreicht war.

Genovefe hatte diesen ganzen Tag, während sie ihren Mann abwesend war, allein zugebracht. Gegen der Nachmittag sie weilerum sie zum Essen gehalten war, schrieb sie ab; ebenso wurden auch ihrem Befehl einige Besuche mit dem Vermerk abgewiesen, daß die Gräfin leidend sei. Sie wollte frei atmen und sich von dem lästigen Zwange, welchen sie sich auflegte, erholen; denn es kostete ihr die größte Anstrengung, für fremde Interessen zu sorgen, für die gar nichts galten, nur ein Vergnügen an den Tag zu legen, das sie in empfunden weit entfernt war. Es that ihr so wohl, sich in der Einsamkeit, innerlich so traurig, wie es ihr ums Herz war, ungehindert ihrer Stimmung zu überlassen. Mit grausamer Deutlichkeit hielt sie Musterung über die Momente ihrer Ehe, über die widersprechenden Gefühle, verstellen, und sie wandte sich sogar, sich der unglückseligen Gleichgiltigkeit mit Gewalt, das sie weit sich einem feindlichen Verhängniß ergeben sei. „Habe ich denn wirklich der Sterne Feindschaft, daß sie mich so hart strafen?" rief sie in Verzweiflung.

Zur Vervollkommnung ihrer Leidenschaft trug bei, die Ueberzeugung mit, daß sie, wie sie es auch anfange, nicht aufhören könne, Raymond zu lieben; daß sie um so mehr an ihn denken müsse, je mehr sie ihn zu vergessen suche; daß sie um so mehr sich in ihn hineingezogen fühle, je mehr sie bemüht sei, sich von ihm zu entfernen. Daß sie nach seiner Kälte und Teilnahmlosigkeit sich in seiner Nähe glücklicher fühle als nun, da sie weite Räume trennten und sie kein Anrecht mehr haben, seine Stimme nicht hören könnte, da sie seine Nähe nicht fühle, nicht wüßte, wo er sich aufhalte und was er treibe. Sie grübelte darüber nach, was denn ihren Gatten in der plötzlichen Weise nach Paris bewogen haben könnte, sie mochte nichts

weiter, als daß ein Brief, den die Post gebracht, die nächste Ursache der Abreise war; er hatte ihr nichts weiter mitgetheilt, als daß er durch ein Geschäft nach Paris gerufen wurde. — „Wie, wenn dieses Geschäft ein Liebeshandel wäre?“ fiel ihr plötzlich ein; und sie grübelte weiter: Warum würde er ihr nicht gesagt haben, was er in Paris eigentlich zu thun habe? Und mußten die Dinge nicht am Ende diese entsetzliche Wendung nehmen? Kann ein Herz wie das seine, so reich, so glühend, ohne Liebe bleiben? Ihr Herz wand sich schmerzhaft unter dem qualvollen Druck des aufkeimenden Verdachts; sie war eifersüchtig und sah keine Möglichkeit vor sich, auch nur einen Versuch zu machen, um sein Herz von dem Gegenstand seiner etwa erwachenden Neigung abzuwenden; sie fand ihm zu kalt sein, sie hatte zur Bestrafung ihrer Eitelkeit und ihres allerdings beleidigten Stolzes die Kluft erweitert, welche ihn von ihr trennte; sie machte sich Vorwürfe wegen dieses selbständigen Thuns. Sie bereute ihre Verstellung, die unseligen Künste, welche sie angewendet, um ihr Inneres zu verbergen. „Es hätte ihn vielleicht gerührt“, meinte sie, „und am Ende gewonnen, wenn er mich leiden, wenn er meine Demuth und Unterwerfung sehen hätte, und wer weiß, ob nun nicht alles verloren ist, ob sein Herz nicht schon einem andern Weibe gehört, das ihm ihre Gefühle zu Füßen legt!“ Sie verfiel auf die wunderlichsten Mittel, ihn zu gewinnen und zu fesseln: Sie wollte seine Knie umklammern und ihm sagen, ihm schwören, daß sie ihn unaussprechlich liebe; daß er sie unaussprechlich elend mache, und würde er sie mit Härte zurückstoßen, so wollte sie sich die Erniedrigung gefallen lassen und doch nicht aufhören, zärtlich zu sein, ihn mit all den süßen Aufmerksamkeiten zu umgeben, die nur völlige Hingebung ersinnen kann. Sie wollte vor ihm nie anders als schön, liebevoll und heiter erscheinen, alles, selbst das Schlimmste, von ihm geduldig ertragen, bis sein überwundenes Herz ihr zufallen würde. Sollte er wieder nach Paris zu gehen veranlaßt sein, würde sie ihn bitten, ihn begleiten zu dürfen, und würde ihm nicht von der Seite weichen, und er würde am Ende nicht hart genug sein können, sie zu verlassen. Mit ähnlichen Gedanken und Vorsätzen, die sie abwechselnd primirten und beruhigten, trug sie sich den langen Tag über, und als es Abend wurde, wuchs ihre Ungeduld um so mehr, da sie nicht wußte, wann ihr Gatte zurückkehren werde.

Die Nacht war hereingebrochen, die Sterne waren aufgegangen; wie dunkle Massen starrten die Bäume des Parks in den tiefblauen Sommerhimmel hinein. Ernestine hatte sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen, von wo aus sie nach dem Wege sehen konnte, auf welchem Raymond kommen mußte. Wie eingewurzelt blieb sie horchend und spähend am Fenster stehen; sie wußte, daß sie die Unruhe nicht würde schlafen lassen, bevor sie den Gatten in ihrer Nähe wüßte; jedes Geräusch beschleunigte die Schläge ihres Herzens, denn sie hielt es für ihres Wagengerolle, das die Ankunft Raymond's ankündigte. Nach Mitternacht endlich brauste der Postwagen heran; sie wollte hinuntereilen, doch blieb sie an der Thür stehen und wagte nicht, ihrem Herzen zu folgen; es entsank ihr der Muth, ihren Vorsatz auszuführen. Obgleich vom Fenster zurückgezogen, hörte sie, wie der Wagen vor dem Thore hielt, wie die Diener herbeieilten, wie der Schlag geöffnet wurde und ein Mann aus dem Wagen sprang; er flog die Treppe empor, und hörte sie recht, fragte er, ob Madame schon zu Bett gegangen sei. Ja, er hatte dieses gefragt, denn die Kammerfrau antwortete, daß Madame sich in ihr Schlafgemach zurückgezogen, aber sich noch nicht habe auskleiden lassen. Nun hörte sie, wie rasche Schritte ihrem Zimmer näher, ganz nahe kamen — dann wurde es still — es war ihr, als wäre er an der Thür stehen geblieben. Nun pochte es leise; kaum, daß sie „Herein!“ rufen konnte, so mächtig wirkte der Vorgang auf sie. Raymond trat in das Gemach, das er seit der Brautnacht nicht betreten hatte; das Licht der Lampe fiel auf sein Angesicht, er sah blaß, aber die Züge schienen ihre Härte verloren zu haben; sein Auge blickte sie an wie früher, da er noch Student war, wenn er ihr von seiner Liebe sprach; er blieb am Eingang des Zimmers stehen, und sagte in einem Tone, der ihr durch die Seele drang: „Ernestine, wollen Sie mich annehmen?“ Sie war auf das Sofa gesunken, denn sie konnte sich nicht aufrecht halten; sie nickte mit dem Kopfe, denn sie konnte nicht sprechen; darauf näherte er sich ihr und ergriff ihre zitternde Hand.

„Ernestine!“ rief er wieder, und es klang ganz wie ehemals, als sie einander verstehen lernten, wenn ihm sein überwallendes Gefühl auf die Lippen trat; sie sah überrascht und forschend zu ihm empor, als zweifelte sie an der Wirklichkeit des Vorganges vor ihren Augen. „Ernestine!“ wiederholte er noch einmal, indem er sich zu ihr

niederließ und sie mit seinen Armen umschlang, „vergiebst du mir?“

„Was vergeben?“ rief die junge Frau, welche die Frage nach ihren eifersüchtigen Einbildungen deutete. „Was habe ich zu vergeben?“ fügte sie hinzu, indem sie sich mit spähenden Blicken nach ihm wendete.

„Daß ich dich verkannt habe!“ erwiderte Raymond kleinlaut, von der heftigen Bewegung der Gattin betroffen. Sie neigte ihr Haupt über seine Hände hin und weinte; er aber hob ihr Haupt empor und küßte ihre Thränen weg. Unter Liebkosungen und Zärtlichkeiten erzählte er ihr seine Unterredung mit André. Sie feierten, der Wetter des Triumphs würdig, die sich weiter um das Morgen noch um das Gestern kümmern, das Fest der Vermählung.

Am andern Tage schickte Raymond an seinen Vater folgenden Brief ab:

„Mein lieber Vater!

„Wollte Du zwei der glücklichsten Menschen sehen, so komm vor Ablauf von acht Tagen nach Pontchartrain! Josephine liebt mich und hat mich geliebt, ich bin dessen ganz gewiß; Zweifle nicht, denn der leiseste Zweifel wäre eine Beleidigung für das edelste Herz! Mündlich erfährst Du Manches, Zärtlicheres aber die ebenso unerwarteten als erfreulichen Begebenheiten der letzten Tage! Komm gewiß, denn wir reisen nächste Woche nach Deutschland!

Pontchartrain, 25. August 1802.

„Dir ergeben in Ehrfurcht und Liebe
Dein Raymond.“

Trotz der Nachsicht seines Sohnes kam der Graf mit seinen Zweifeln; er dachte, daß die Neue Generation, daß die Liebe das Urtheil seines Sohnes überflügelt; als er aber die Entwickelung der Geschichte vernahm, die ihm Raymond erzählte, da wurden seine Augen feucht und er begab sich zu seiner Schwiegertochter, schloß sie in seine Arme und sprach: „Sie sind mein geliebtes Kind und ich segne Sie!“ Von Josephine und Raymond bewogen, versprach er ihnen, binnen kurzem nach Deutschland zu folgen.

Sonderbarer Geschmack des Grafen Raymond! dachte Vetter Albert, mit einem verschleierten Paradiese zu reisen, da ihm die Nachricht von dem Ausflug des jungen Ehepaars in Ohren kam. Als ihn aber der Graf und die Gräfin von Jeanneville zur Taufe ihres ersten Kindes einluden, blieb Vetter Albert mehrere Tage aus der Nähe seines Onkels weg und mußte wegen seines Verschwindens von dem Handarzt des Herrn Langlois behandelt werden.

Von Dresden nach Sicilien.

Von Dr. Barnikel.

III.

Die in Pompeji aufgefundenen geraden Straßen, zum Theil nur Gassen, etwa zwanzig und an den Seiten mit Trottoirs versehen, welche mitunter aus kleinen, auch größeren Steinen gebildet sind. Etwas tiefer geht es mit großen, bläulichen Steinen alter Lava gepflasterte Straße, in welcher hier und da querüber größere Steine liegen, damit bei Regengüssen die Fußgänger leicht von einer Seite des Trottoirs zur andern gehen konnten; in diesen großen Steinen befanden sich aber auch Gleise für die Wagen. Wem wäre nun nöthig, den tiefen Ernst und alle das stille Sinnen zu schildern, in welche Geist und Herz versanken, als der Fuß durch diese Räume wandelte, die zum Theil noch mit herrlichen Mosaikfußboden, mit Wandgemälden, Statuen und trefflichen Marmorpfeilern geschmückt waren? Die Häuser, nicht so die Tabernen, hatten in der Regel die Fenster nicht nach der Straße, sondern nach innen zu. An den Straßen sah man mehrfach unterbrochene Verkaufsläden mit nur zwei Räumen, ja noch einfachere, aber Tabernen für Barbiere, wo am Morgen die galanten Herren sich auch die Haare schneiden ließen, auf deren Cultur noch heute der Italiener vieles gibt, und wo, wie man aus den Scheiben der Alten weiß, gern Tagesneuigkeiten verhandelt wurden. Hier war, um mit einigen Einzelnen zu gedenken, nahe dem nach Herculanum führenden Thore das große, sicher einst prächtige und hohe Haus des Diomedes mit dem Eingang in das Peristyl, in welchem Thürsteher und Sklaven sich aufhielten. Dann eine schöne Halle mit Bassin und Fontaine; um diese lagen mehrere schöngeschmückte Familienzimmer und die Frauengemächer; dann war in einem mit Säulen gezierten Hofe eine Art Garten zum Empfang der Fremde, Speisesaal, Hauskapelle, kalte und warme Bäder u. s. w. Ähnlich mit manchen Säulen und angrenzenden oder doch nahen Tempeln war das Forum, obschon alle diese leeren Räume dem Auge viel kleiner erschienen, zum Theil auch in der That kleiner waren, als man erwarten konnte. Die

aufgepflanzten Stücke betreffend, so hatte man sie von Männern mit Schlüsseln und Schmiedstöchern, die von Armen und Krüppeln das Gerippe eines Hundes und Knochen von Pferden gestohlen, einen Mann mit der noch erhaltenen Laterne, eine Frau im Tode und an dem Hause der öffentlichen Wache eine Menge von Gebeinen, wo wahrscheinlich die Soldaten sein Fleisch nicht hatten werden wollen. War es doch, als wären die Hölzer eben von verlassen oder als wüßte man im Hange des Sollnitus, des Greco und des Berliner Parks noch von Gefangenen jener Periode beginnen. Denn wie gesagt, jeder in seine Gedanken verloren, gingen wir nun an die Stätte unserer, wohin wir Pferde und Führer zum Aufbringen auf den Berg bestellt hatten; denn das Wetter war schön, der Himmel klar geworden.

Der Anblick von hier soll, wie wir nachher hörten, bewundernswürdig sein als der von Neapel näher; aber wir hatten ihn, wie bemerkt, wegen der frühern Dunkelheit des Morgens gewählt. Anfangs gingen wir eine gute Weile durch steinige, schwarzgraue Massen und Lavablöcke empor, dann noch lange über alte Lavaströme, in denen Pflanzungen wenigstens noch Weinstöcke zeigten, bis endlich auch diese Schmuck aufhörte und nichts als ebene, öde, aller Lebens baare und lebige Fläche kam. Hier mußten wir absteigen und den Weg zu Fuß vollenden. Ein rüder, frätziger und mauteter Reisegefährte aus Oberschlesien, welcher sich in Wien an uns angeschlossen hatte, gesonnte sich nicht mit aufzusteigen, sondern blieb unten warten, bis wir zurückkamen, und reiste tags darauf in einem Frachte nach Rom, um die Annehmlichkeiten der bevorstehenden Heiligsprechung des Priesterwesens lapanischen Martyrer zu sehen. Meine Freunde gingen nun voran, ich folgte langsam. Auch war keine Eile, da ich an mir noch einige Vorsicht, welche mitgegangen waren mir mir ein Recht anderen, das ich mit beiden Händen anfassen sollte und das sie an Stricken neben wollten, inzwischen, obgleich kaum zwei oder drei Schritte in der hohen Asche, wo der Fuß tief um einige mal manchmal, als er gezogen war, fortgegangen, so war mein Athem wie verschwunden und ich mußte die Pausche bitten, mich zu ruhen, so legte die Hände umschlungen, welcher mir sie reichen mit Schweden der, mußten doch endlich auch mehrere meiner Reisegefährten ihr Recht in Fuß geben haben. Sie sprangen mir an dem alten, grauen, in rothem, hartem Gestein [illegible] Krater der Somma, der unsern jetzt niedrigen Spitze des Vesuvs, nach manchem momentanen Ausruhen bis an die noch gar thätige Höhe des Haus Aufs hohen Berges. Der letzte Theil der Höhe, wo den uns bekannten Ausbrüchen eine gleichweite der ganze Berg bewachsen, ist leichter zu besteigen als der erwähnte mit Asche bedeckte Theil, weil in der Nähe der Spitze kleine ausgewitterte Steine liegen und der Boden nicht mehr so wie dort unter den Füßen weicht. Ehe wir aber auf den Gipfel kamen, eilten wir auf den Steinen gewachsenen mehrere Male von der Höhe herab uns entgegen und boten uns ungestüm Pulcinelle Franz II und Lava an. Ich kam zuletzt auf die Spitze, während meine Gefährten ein wenig vorwärts an den Krater gingen, und mußte mich auf einen Stein setzen, einige Augenblicke auszuruhen, da es in jenem saueren Stand Wegs gewesen war, als wollte mir das Herz springen, ich auch drei beinahe das Wenigstigen aufgegeben hätte, wenn ich nicht durch den Anblick mir nahen Hohe wäre wenn begeistert worden. Die ziemlich wild aussehenden und aufdringenden Leute waren, wie unsere Führer sagten, ihnen bekannt und aus einem nahen Dorfe, sie bedrängten mich. Als sie aber meinen Beutel sehen wollte, ihnen etwas Geld zu geben (wir hatten wir absichtlich nicht mitgenommen, wie man uns auch schon in Neapel angerathen hatte), gewahrte ich, wie gierig sie mir auf die Hände und den Beutel sahen; deshalb gab ich ihnen, mich eines Bessern besinnend, aus der Seitentasche der Weste einiges Geld, welches ich mit Verlag dahin gethan hatte. Als diese Leute noch immer mich aufdrängten, kaum einer der Reisegefährten, der drei wohlgenommen hatte, mehr besaß; ich dachte nun doch, daß hier nicht alles geheuer wäre, und eilte den Freunden, welche ebenfalls auf diese Weise waren angegangen worden, nach. Unsere Führer, welche nachher in heftigen Streit mit diesen Leuten geriethen, hatten uns auch, wie sie uns nachher erzählten, durch einiges Geld der diesen Leuten entledigen müssen. Brigant waren diese Männer nicht, weil aber, wie der Erzählung dieses unseres Abenteuers der Lehrer, die Maler Gegend in Neapel so voraus, [illegible] bekannten des Raubhandwerks Gleichgültigen so heißen als dieses war, was am Rande des Kraters sich uns darstellte. Als wir nämlich in den etwa wie der hiesige Alexander breiten, aber ein paar Handbreiten tiefen, nicht ganz kreisförmigen, von starren, grotesken, mitunter wie schwefelartigen Wänden umschlossenen und unten mit

Gestein und Asche bedeckten Krater hinaufgehen, riefen uns die Führer zu: „Kost, kost!“ und als wir auf die andere Seite des Kraters kamen, sahen wir das Stück Holz, auf welchem wir gekauft hatten, mit kommerzialischem Krachen in den Krater hinabfahren. Wir hatten nur es gesuchten uns, wenn auch nur während der Besteigung um den Krater, an der im herrlichsten Sonnenschein unter uns liegenden Landschaft kommen kann an die Stelle, wo viele Tage hindurch der oft von uns gehörte Schwefeldampf ausstieg, gewahrten auch, schon halbwegs zur Kuppe, mit dem Fieb in die Augenbrücke nach, hellen Rauch und Schwefeldampf und als wir uns, weiter gehend, fast an das Ende unserer Umwanderung gekommen waren, riefen uns die Führer mit lautem Rufe wieder. Hierauf schauten, sahen wir uns um und gewahrten hinter uns und zur Seite einen armdicken schwarzen Riß im Berge, sahen über das Stück, auf welchem wir zwischen Riß und Krater standen, vielleicht bald nach unserm Niedergange wird hinabgestürzt sein. Wir mochten nun doch nicht länger weilen und schauten uns ergriffen von der Macht der ehernen Gesetzen. War der Rückweg durch jene Aschenhöhe sauer gewesen, so mußte man sich jetzt beim Niedersteigen an steiler Stelle der Uebermüdung des Körpers hüten; kaum konnte der andere Fuß sich nachschleppen, wenn der eine verschwindend tief hinein in die Asche vergraben, herausgezogen. Wie im Fluge kamen wir daher an die Stelle zurück, wo die Pferde hielten, die wir wieder bestiegen. Wie mühselig nun auch ein Theil des Berges zu erklimmen gewesen war, dennoch wurde ich um keinen Preis der Erde die erhebende Erinnerung aus meinem Leben dahingeben, in den Krater des Vesuvs und von seinem Kamme die prachtvolle Landschaft, welche um ihn ausgebreitet liegt, geschaut zu haben. Voll von vielen frischen Bildern im Geiste, bestiegen wir gegen Abend auf der Eisenbahn, welche längs des Meeres ist durch die verbaute Lavaströme geführt ist, nach Neapel zurück.

Nachdem wir Freitag (den 6. Juni) früh alle zusammen, theils einzeln theils zu zweien sich besehen hatten, begaben wir am Nachmittag auf das französische Dampfschiff, welches uns bis Sonnabend Mittag nach dem erhabenen Sizilien trug.

Wie viel Großes auch hinter uns lag, Großes stellte uns jetzt weiten. Mit Recht sagt Göthe: „Italien ohne Sizilien macht gar kein Bild in der Seele. Hier ist der Schlüssel zu allem!“ Ich weiß den Unterschied zwischen dem unvergleichlich Schönen, was wir gesehen hatten, und dem, was uns jetzt erwartete, nicht anders zu bezeichnen als so: In Neapel ist es, als hätte der liebe Gott alle Herrlichkeit wie gleich ausgestreuten über der Gegend; da kannst du kein einzelnes Stück wegnehmen, ohne daß Ganze zu verlieren und zu zerstören; in Sizilien tritt Dir gleichsam gruppirt, imposanter hervor.

Noch sehe wir in heiliger Ruhe das Auge, wenn ich mich in die Stunden zurückdenke, in denen wir, auf der ganzen Reise dahin nur dem herrlichsten Wetter begleitet, so weit am heiteren Morgen, gedeckt von einer dichten Wolke des Himmels, wie wir sie nie, auch in Neapel nicht, gesehen hatten, hingleitend über die spiegelblaue Meeresfläche, zum ersten mal die Berge von Sizilien schimmern sahen; dann beim weiteren Gange des Schiffs die Stadt Palermo aus den Bergen hervorleuchten; und als wir nun näher und näher kamen, die weiße Stadt mit ihren vielen, zum Theil wunderlichen Thürmen und ihren nach dem Hafen zu gelegten Häusern, hinter ihr die kahn ansteigende, in der Ferne ihrer Umgebungen graue Berge, Monte Pecco, die Pellegrino, und um sie her die schattenreiche, in weitlichem Farbenton schimmernde Kette von Bergen, zur Rechten den unvergleichlichen, prachtvoll gebauten Monte Pellegrino, den Berg aller Berge, wie man ihn genannt hat, bis herum zur Linken an das dem Monte Pellegrino ähnliche Cap Zafferano. Als wir abgestiegen waren und nach dem Hotel Trinacria gingen, blieben wir plötzlich stehen, sahen, daß jeder seinen Schatten um wie einen Kometenschwanz hinter sich hatte, lachten und sagten einer zum andern: „Können Sie es denn nicht größer machen?“ Nein es ging nicht! Es war nämlich eben Mittag, und zwar ist in den längsten Tagen; wir waren vom 38. bis zum 39. Grad nördlicher Breite hinaufgekommen, die Sonne stand damals an 21 Grad über dem Aequator; so blieb ein Zwischenraum von etwa 18 Graden zwischen ihr und unserm Haupt, und hier, welcher damals den Vollmond aufgehen und sechs Stunden darauf ihn hoch am Himmel stehen sah, weiß, wie viel tiefer die Sterne am hohen Himmel als am Horizont zu sein scheinen, wie nahe uns alle damals die Sonne an unserm Scheitelpunkte erblicken mußte. Bei unserer Ankunft im Hotel empfing uns an der Treppe die Büste Victor Emanuel's,

aber gleich darauf die Garibaldi's, wie wir dann auch im Speisesaal das Bild von jenem, aber wol dreimal daneben das Bild von diesem in den verschiedensten Kleidungen und Stellungen gemalt sahen; in den wenigen Schifferliedern, welche wir im Süden, namentlich um Sicilien hörten, lebe Garibaldi, Garibaldi' und kein anderer. Als wir von unseren Gemächern aus eine Meile über die Stadt und die um dieselbe liegenden Berge, gleichwie von dem jenseit des an unsern Zimmern hingehenden Corridors befindlichen langen Balcone mit trunkenem Blick auf den Hafen und das weite Meer, die vorspringende Landschaft der Bagharia und die weiße Spitze des über sie hereinragenden Aetna geschaut hatten, befremdete uns beim nächsten Glockenschlag das lange, viele Geläute auf mehreren Thürmen der Stadt, welche so manche Anklänge von Orientalischem hat, hier an Saracenisches, dort wieder an die Normannen erinnert. Wir sahen selbst auf einigen nahen Thürmen, wie Männer mit Anschlägen an Glocken oder an metallene Stäbe die Zeichen der Stunden gaben. Später hin überzeugten wir uns, daß jedesmal vor den einzelnen Viertelstunden die vorangehende Stunde angeschlagen wird, daß man aber die Stunden von 6 zu 6, vom Ave Maria bei Sonnenuntergang anhebend, zählt und dann wieder von 1 anfängt, wobei allerdings jeder leicht sich sagen kann, ob, wenn fünf angeschlagen wird, dies 5 Uhr des Morgens oder Mittags oder Nachmittags u. s. w. sei. Fällt nun das Ave Maria wegen des nicht jahraus jahrein gleichen Sonnenuntergangs auch nicht an einem Tage und einer Jahreszeit gleich als an andern, so darf nicht außer Acht gelassen werden, daß der Unterschied der Tag- und Nachtlängen zu den verschiedenen Zeiten des Jahres dort so bedeutend nicht ist als bei uns; immer aber bleibt dies eine sehr unvollkommene Tagestheilung, welche natürlich manche Mißstände herbeiführt. Kirchenuhren mit Vertundzwanzigstuntentheilung gibt es bekanntlich in Italien sehr viele, im südlichen Theile vorherrschend, doch findet man, namentlich wo piemontesisches Regiment ist, vielfach die Uhren hiesiger, unsere Bezeichnung der Tagesstunden, so auch an einigen Thürmen in Palermo bisweilen beiderlei Zifferblätter nebeneinander. Das viele Nachsinnen nach dem Anschlage der Stunden wußten mir Leute, welche lange Jahre hier wohnen, nicht zu erklären; wahrscheinlich mögen es Zeichen für verschiedene Verrichtungen der vielen Priester, Mönche und Nonnen sein. Höchst überraschend war uns auch, daß, nachdem die Sonne vor 7 Uhr hinter die Berge versunken war und eine sehr kurze Dämmerung stattgefunden hatte, wir schon um halb 8 Uhr Licht anzünden mußten, an Tagen, wo man in der Heimat dies erst gegen halb 10 Uhr thut und in Petersburg noch nachts 1 Uhr ein Brief gelesen werden kann. Dennoch war die Sache ganz in der Ordnung. Am Aequator sind jahraus jahrein Tag und Nacht fast einander gleich und ist so weniger Unterschied zwischen Sommer und Winter; je weiter dagegen nach den Polen hin, desto größer wird der Unterschied zwischen Sommer und Winter und ebenso der Tag- und Nachtlängen nach Verhältniß der verschiedenen Jahreszeiten. Eigenthümlich erregend war mir auch die große Zahl der an diesem Abend (dem heiligen Abend vor Pfingsten) wahrscheinlich der Festfeier der Hirten wegen in die Stadt hereingetriebenen, an allen Häusern der Straßen hingelagerten, großen, langhaarigen, weißen Ziegen: wie unwillkürlich rief dies den Gedanken in die Seele, daß man hier im Lande der Idylle, des Theokritos und anderer herrlicher Sänger sei; wie erheiternd, wie rührend tauchte da die Erinnerung an das liebliche Gericht der Arcadia auf!

Lassen Sie mich jetzt aus dem, was wir die folgenden Tage bis zu unserer Abfahrt thaten und schauten, nur des Montags besonders gedenken. Nachdem früh der hiesige treffliche preußische Consul Kretzmer aus Dresden, mein ehemaliger lieber Confirmand, bei uns gewesen war und uns einigen guten Rath für die Weiterreise nach Messina und Taormina gegeben hatte (tags darauf lebte ich im traulichen Verein seiner und seines edlen Compagnons Kaiser glücklichen Familie mir unvergeßliche Stunden) — machten wir uns auf den Weg nach dem herrlichen, schon von unserer Wohnung aus über die ganze Stadt und Conca d'oro hin am Berge leuchtenden Monreale. Wir fuhren die schöne, fast vom Meere aus wol eine Stunde lang in gerader Linie sanft aufsteigende Hauptstraße Cassaro, auch wie in Neapel Toledo genannt, welche noch weit über die Stadt hinaus in gleicher Richtung bis an die Berge hingeht, aber von den Häusern aus durch lauter Orangen-, erst Gärten, zuletzt Wälder führt. Die Bäume stehen da so dicht nebeneinander, daß in den meisten Fällen kein Sonnenstrahl an die Wurzeln dringen kann und der Boden in der Hitze leichter feucht bleibt. Wir sahen so auf Stunden und Meilen hinaus

ein dunkelgrünes Laubdach, in welchem zahlreiche frische grüne Früchte hingen, aber auch ein gelbgoldne Pimonen weithin leuchteten; bald kam man an Olivenhainen, bald an den prangendsten hohen Granat- und mächtigen Magnolienbäumen vorüber; war auch die Hauptblütenzeit der letztern Bäume vorbei, so hat man doch hier und da noch Blüten von der Größe einer Kinderfaust. Vom Fuße des Berges an steigt die zuletzt mit breiten Steinen gepflasterte Straße im Zickzack, während an ihr hin zahllose kleinere und größere Agaven und Aloes mit ihren prächtigen Blattern und fußenhohen Blütenstengeln, an den Abhängen große blühende Oleanderbüsche und hier und da bis an die kahlen Höhen hinan Millionen indischer Feigenbäume, Opuntienarten, stehen; leicht hingestreckt, tragen viele zahllose Früchte, welche gern von den Vorübergehenden gegessen werden, während die jüngern Blätter (eher Klatschen machte man sagen) den Ziegen und Schafen in der heißen Zeit als Futter dienen und das untere, stammartig gewachsene Holz der hin und wieder 3 bis 5 Ellen hohen, wie die letzte Nahrung auf den Höhen einzig gebauten Pflanzen als Brennmaterial gebraucht wird. Angekommen in Monreale, gingen wir zuerst in den hohen, herrlichen Dom, dessen fürstenreiche Abtei die Basilika in München in Miniatur die Pracht vieler Säulen, des strahlenden Fußbodens, der Fußböden prunkt vergessen? Von hier traten wir in das nicht außergewöhnliche Kloster der Benediktiner, durch mauergraulich weiß gedrehte Säulen, wundersame Umgangs bleiben, der ins Kloster hinunterführt, die es durch ein paar Hundert um eingelegten Steinchen geschmückter kleiner Säulen, deren immer zwei einander gleich sind und welche die mannichfachsten, feinsten Kapitäle tragen, ein ganz einziges Werk arabisch-maurischer, in zum Teil noch normännischer Architektur. Nach Umgang um die Zellen der Mönche kamen wir endlich auf die berühmte Terrasse, von welcher eine entzückende Aussicht über die ganze von Orangen-, Pimonen-, Oliven- mit hier und da eingestreuten Johannisbrotbäumen bedeckte Conca d'oro ist, durch welche wie ein Silberband der Amazzafluß, einer der wenigen Flüsse Siziliens, sich windet; über der dunkelgrünen Conca dann die brillantschimmernde Stadt und über diese hinaus das blaue Meer, dann an den Seiten die herrlichen Gebirge mit den an ihnen hingebauten, aus ihren grünen Anpflanzungen herüberleuchtenden Klöstern, Städtchen und Dörfern. Auf dem Rückwege fuhren wir an der Villa della Zita vorüber, welche wir tags darauf besuchten und von deren Zinne man ein ganz einziges Panorama der Gegend hat, in deren Mittelpunkt man hier ist. Jetzt fuhren wir nach dem Palast Serra di Falco, dessen herrliche Garten gegenwärtig in etwas verfällt, da der Besitzer, wie mehrere Große Neapels und Palermos, in Rom wie in der Verbannung lebt. Prächtiges war der baumreichste Garten vom Palast Butera, wo auch die Kaiserin Mutter von Russland in ihrer Gegenwart weilte. Da ging man hier in einem Wäldchen von Palmen, dort in einer Cypressenallee, hier trug sich an einem Bache ein Wäldchen von hohem Bambus, in vieler Weise wol einzig in Europa, hin, dort Rasen in bunter Trennung die mannichfachsten Garten-, Wald-, Gartherm, reiche Gebüsche von Orangen und Pimonen, an denen wir selbst pflücken durften, Magnolienbäumen und prachtvollen Wassergewächsen, und nur der ausgezeichnete botanische Garten in Palermo schien mir noch Gepflegtes zu bieten, da, wo im öffentlichen Garten neben Neuem damals mit Entsetzen die erste Pflanzung, wie jetzt vielleicht in ihrer Vollendung sahen. Kaum waren wir nach Hause gekommen, so kam ein mächtiges Gewitter, dessen Regenströme noch lange nachher die Felsenstraße nach herabwälzten, und erkennen ließen, welches Bedürfnis hier das Hinbringen der Terrassen gewesen war. Am heitern Abend endlich, auch entfernt durch manche Blumenstrauße und Blumengewinde, welche wir an den Hausthüren und auf den Straßen kauften, besonders spielt hier, und in Italien überhaupt, die vielleicht Volle eine bedeutende Rolle und schon nicht etwa bloß aus politischen Gründen, auch liebt man die Malven sehr), — wandelten wir am Cap Marina, um die gepuzten Damen und Herren zu schauen, welche hier im Wehen milder Abendlüfte ihren Corso halten. Das Gebirge blieb uns, von unserm Balkon im hellen Abendschein der nahen Wellen die Lichterchen an den Ankerbojen wie auf hohem und fernem zum Himmel aufblickenden Kahne, an den Seiten die von dem sinkenden Halbmonde erleuchteten Höhen des Pellegrino und der in Süden vorspringenden Pagharia, und über dem allen die Sterne im reinsten, wie nie anderwärts gesehenen Glanze zu schauen.

Wir hatten so vom Sonnabend Mittag bis Mittwoch früh vieles des Herrlichen in Palermo

gehen. Die Freunde waren außerdem auf dem Monte Pellegrino bei einer Wallfahrt zur heiligen Rosalie, der Schutzpatronin, gewesen, wir zusammen in der Kirche San Giuseppe, wo, wie gewöhnlich im Süden, während der Messe eine ziemlich weltliche Kirchenmusik war, bei welcher die Leute wie es noch zum Theil in Rom) der Lust durch die ganze Kirche herbar, man kann nicht sowol sagen gehlagen als vielmehr abgeflattert wurde; ebenso im ärgerlichen und doch ganz eigenthümlich heiteren gottesdienstlichen Lon, in welchem die kirchlichen Ueberreste mancher Jahrhunderte, wie Heinrich's VI., die des ehrwürdigen teutschen Kaiser's Friedrich II., Roger's I. und anderer Herrscher ruhen, hatten wir doch beide versucht einen der, wenn er glückt, höchst gehaltigen und lebenswerthen Frühlichlinge zu thauen, und so durften wir uns, reich gelohnt an unvergeßlichen, erhebenden Bildern, mit Lust und Preis von dem lieben Palermo scheiden. Auch hatte uns die Verpflegung des Gasthofes einige Exemplare der prächtigen Erythrina crista, welche einer der Freunde in die Heimat senden wollte, um die Möglichkeit gebracht, mit dem italienischen Dampfschiffe, auf welchem wir schon so Plan nach Neapel genommen hatten, zu fahren; aber es glückte durch die freundliche Aufsicht des Kapitäns auf uns, die wir mit aller Kraft ihm, als er aus dem Hafen fuhr, nachschwammen. Da standen wir nun noch lange auf dem Verdeck, unverwandt nach Palermo zurückblickend, bis es im Duft verschwand und zuletzt auch der letzte Schimmer des Pellegrino erlosch.

Es schwand vor Blick
Lust regnet, auch
Nacht in der Ferne ist,
Was ich von Herrlichkeit sah,
Ist viel, viel schön,
Palermo meine,
Was auch mein Auge trübte,
Dem treuen Herzen nicht
Das Segel schwellt
Sagt hoch und voll,
Auf Lorbeerwind Hoffen
Will Dichterlust auch zu leben

(Die zweite Strophe in nächster Nummer.)

Eine Schwester.

Novelle von Ottilie Wilhelmine Freifrau von Hohenhausen.

Hinter der Stadt Valparaiso erheben sich eine Anzahl Hügel, welche meist steil aufsteigen und dem alten Valparaiso nur einen schmalen Raum gestatten, sich auszubreiten, da unten von ihnen bereits das Reich der Wogen beginnt.

Ohne Zweifel haben die armen Fischer, welche die Spanier, als sie den Hafen von Valparaiso entdeckten, bereits dort angesiedelt fanden, sich in den Schutz dieser mehrere hundert Fuß hohen Hügel begeben, um in etwas geschützt zu sein vor dem täglich zu bestimmten Zeiten wiederkehrenden, ziemlich heftigen Landwind.

Jene armen Teufel betrachteten den Hafen, der gegenwärtig einer der bedeutendsten der ganzen Westküste ist, nur nichts weiter als nur eine große Speisekammer oder einen riesigen Fischnachen, welcher ihnen ihre tägliche Nahrung lieferte und in welche man auf einem gebrechlichen Boote nur eine kurze Strecke hinauszurudern brauchte, um mittels einer kreuzförmigen Gabel, wie sie derselben Region bedient und wie sie an einigen andern kleinen Buchten der Westküste noch heute in Gebrauch ist, nach Belieben sich die schmackhaftesten Fische herausstechen zu können.

Eine ähnliche Ansicht von der Bestimmung des Hafens hatten ohne Zweifel die tausend und abertausend Seevögel aller Art, welche dort ihren Sammelplatz aufgeschlagen hatten, um zu fischen wie die Menschen, mit dem einzigen Unterschied, daß sie statt des antiken Tridents sich ihres schnabelförmig gekrümmten Schnabels bedienten.

Die Fische ihrerseits nährten sich von den unzähligen kleinen Seegeschöpfen und Gewürm, das die nur den von Süden kommenden Stürmen zugängliche Bucht in reichlicher Anzahl beherbergte; und so lebte man zu jener Zeit im Hafen von Valparaiso, obgleich man sich gegenseitig ein wenig anfaß, dennoch, wenigstens in absteigender Linie, sehr zufrieden miteinander und in einer angenehmen patriarchalischen Einfalt.

Dann wurde die bisher nur Fische und Vögel beherbergende Bucht ein Hafen; die Fischer oder deren Nachkommen zogen sich in die Felsen zurück, die gegen Süden diesen Hafen begrenzen; und wenn auch täglich noch zu bestimmten Stunden große Schwärme von Vögeln ihren Einzug in jenes vor den Winde geschützte Gewässer halten, so begeben sie sich doch nur in die Regionen desselben, in welchen sich keine Schiffe befinden.

Der Verkehr, die Industrie, der Handel haben sich des Hafens bemächtigt und aus dem kleinen, von armen Indianern bewohnten Fischerdorfe ist jetzt eine bedeutende Stadt geworden, welche über 20000 Einwohner beherbergt, der ganz Theile

mit seinen vom Auslande heimgebrachten Erinnerungen vertrieb und welche man in gewisser Beziehung vielleicht ebenso gut das Herz Chiles nennen kann als die Hauptstadt San Jago selbst.

Aber kehren wir zu den Vögeln zurück, mit welchen wir begonnen haben und mit welchen ebenfalls eine Veränderung vor sich gegangen ist. Zur Zeit der ersten Ansiedelung waren sie verhältnismäßig von drei Gewächsen in Peschlag genommen, von welchen eins bedeutender war, ja größer als das andere ist, denn die Indianer haben Cactus mit spitzigen Stacheln, denn der Tuna, einer Agave, deren Verbreitung weder lang anhaltende schmerzhafte Punkten hervorbringt, und den Cactus, welcher zwei Ellen lange Blätter hat, die mit scharfen, schwarzen Stacheln besetzt sind. Um gerecht zu sein, müssen wir beifügen, daß der Cactus die wundervollen purpurartigen und fast tellergroßen Blüten hervorbringt, daß die Tuna mit Leichtigkeit von den Vögeln gefressen wird und daß der Garten einen sehr hohen Blütenstengel mit an saftigen, buntfarbigen zwei Zoll großen Blüten von herrlichem Wohlgeruch treibt.

Trotz dieser guten und jener mehr angegebenen schlimmen Eigenschaften aber hat auch diese Pflanze gewichtig werden, das Feld zu räumen. Sie haben sich auf die steilen Abhänge zurückgezogen, bis wohin sie der Fuß des Menschen nur schwer verfolgen kann, und haben die Ebenen jener Hochplateaux diesem überlassen, um Hunden, Pferden und Rindern auf denselben zu dienen.

Begeben wir uns jetzt in eins dieser Gebäude, welches die Mitte zwischen Hütte und Haus hält und welches seinen Standpunkt auf einem jener Hügel, dem Cerro de Carretas, hatte, der vorhin von der dritten Plattform beschrieben ist.

Das nun aus einem Gerüsche bestehende Haus ist aus Flechtwerk von ungebrannten Lehmziegeln, mit Stroh gedeckt, und nachdem man eingetreten ist, bemerkt man, daß sich links eine Kammer befindet, in welcher man, nach einigen Betten auf hölzernen Pritschen zu schließen, zu waschen scheint, während in dem Wohn- und Schlafzimmer auch offenbar die Speisen bereitet werden. Denn wir sehen in der Mitte der Stube auf dem aus Flugsand gemischtem Lehm bestehenden Boden einen Brasero, einen Kohlenherd, mit glühenden Kohlen und vor demselben ein Mädchen kauern, das eifrig beschäftigt ist, in einem Topfe zu rühren, welches das Lieblingsgericht der Chilenen, Erbsen, enthält, während am geöffneten Fenster ein junges Mädchen sich ebenso eifrig mit der Lieblingsarbeit der Chilenen: mit dem Kämmen, beschäftigt.

„Ob wol heute Antonio kommt?“ sagte sie am Fenster sitzend endlich, und da sie mit Kochen Beschäftigte nicht sogleich Antwort gab, wiederholte sie ihre Frage mit einem eigenthümlichen Tone und legte dann: „Nun, Nela, hast du mir nicht gesagt, ob heute der Fall sein wird?“

„Nein, Carolina, es hat mir nichts gesagt“ versetzte Nela; „da er aber täglich kommt, wird er heute wol auch nicht ausbleiben.“

Sie hatte ihr Gesicht abgewendet von ihrer Schwester und hatte sich vielleicht angelegentlicher mit ihrem Topfe beschäftigt, als sich nöthig gewesen wäre, denn sehr rasch warf sie den ganzen Inhalt in eine große Schale.

Die Kochgeschirre waren hier auf sehr primitive Art in Ordnung gebracht, denn man bewirkt gewöhnlich eine so große Menge Speisen, daß sie auf viele Zeit ausreicht, genügt vielleicht am ersten Tage warm und an den folgenden kalt, und beginnt, ist der Vorrath zu Ende, frisches Operation aufs neue.

„Er kommt!“ rief jetzt Carolina mit seltener Lebhaftigkeit, und während ihre Schwester schweigend drei Teller auf den Tisch setzte, sprang sie hilfe aus der Stube und schon halb heraus, mit einem jungen Mann am Arm, somit, der seiner nur unbefangen genug war, heraus zu Linde Platz nahm, als sei er gewohnt, hier das lich zu thun.

Es war dies auch wirklich der Fall, aber hatte zu erröthen, wie der rechten Eingeborenen jetzt seine Aufmerksamkeit zwischen beiden Schwestern theilte und Nela Gefahr lief, als sie es das freundliche Gesicht von der Welt, werden wir einen Blick auf die Geschichte der jungen Leute.

Nela war die ältere, sie eine achtzehnjährige, Carolina sie drei Jahre jüngere Tochter eines verstorbenen Kaufmanns, des Senor Montanez.

Wie man bei uns in Papier macht, so macht man in Chile in Minen, und wie man durch den Papierhandel auf den ursprünglichen Standpunkt versetzt werden kann, in welchem sich das Papier selbst vor seiner Verfertigung befand, so kann man bei der Spekulation in Minen eines schönen Tages ein Bettler sein, obgleich man sich vielleicht noch im Besitz von Hunderttausenden befindet.

Jene scheinbare Unbegreiflichkeit ist leicht erklärt.

Man hat all sein Geld in einige Silberminen gesteckt, welche anfänglich einen mäßigen Ertrag

denn es empört den freien Sinn, daß Ungeborne ſchon ſich auf dem breiten Teppich nicht ſelbſt erworbener Güter lagern dürfen. Das Erbe ſchuf den Augenblick zur Ewigkeit und gab dem Zufall widerrechtlich die Allmacht der Nothwendigkeit.

Nichols.

Wunderlich, Harry! Harry!

Harry.

Giebt die Natur dem Kinde Güter mit? (Auf den Garten deutend) Kommt eine Blüthe ſchon mit der Frucht zur Welt? Ihr bedenkt den armen Thompſon. Seine Kinder aber, die ſollen auch die leere Hand des Schickſals freudig faſſen und ſich die Dornenbahn des Lebens ſelber lichten! So ſey's und nun auf nach Briſtol! (Winkt Nichols; Ab.)

Nichols

(folgt ihm mit Verwunderung in die Hütte).

Jenny

(ſetzt ſich den Kranz auf, den ſie gewunden).

Der Vorhang fällt.

abwesen. Man bleibt sparsam, sieht häufig in seinen Werken nach und verwendet den Gewinn auf ihre Verbesserung. Legt aber vergrößert sich die Silberader in unförmiger Weise; sie wirft ungeheure Summen ab und infolge dessen wird der Besitzer selbst ein unsinniger Verschwender und überläßt die Sorge für seine Silberquellen einem Majordomo, der nur in seltenen Fällen versäumt, sein Schöflein ins Trockene zu bringen, wenngleich er stets den größten Theil der ausgebeuteten Ader seinem Herrn ausliefert. Aber die Silberadern haben bisweilen die unangenehme Eigenschaft, plötzlich so launisch zu werden, daß sie eben nur noch als ein Leitfaden zu betrachten sind, den man verfolgt, um vielleicht wieder auf ergiebigere Stellen zu stoßen. Dann zertrümmert sich vieler Arbeit und aus einzelne, kaum zweifelhafte Punkte zeigen die Stellen an, wo man weiter zu arbeiten, sicher ins Innere zu dringen hat, um vielleicht wieder auf eine reichere Ader zu stoßen.

Aber es kann lange dauern, bis man sie erreicht, obgleich nicht zu zweifeln ist, daß irgendwo, tiefer unten vielleicht, vielleicht auch nach seitlicher Richtung, sich wieder Silber kennzeichnet. Viele Gruben stehen leer, und der leichtsinnige Besitzer der Mine hat deren Betrieb, ohne etwas zu entdecken, aufgegeben, da er sich den Fall nicht denken wollte, daß auch seine Silberquelle versiegen würde.

Es besteht in Chile ein Gesetz, vermöge dessen eine Mine, welche sechs Wochen lang nicht wenigstens mit zwei Bergleuten bearbeitet worden ist, von einem jeden als sein Eigenthum in Anspruch genommen werden kann, der Lust hat, sie besser auszubeuten.

Nachdem also unser gelbleier Minenbesitzer den Rest seines Vermögens angewendet hat, mit ein paar Arbeitern fruchtlose Versuche anzustellen, läßt er die Stollen verschütten und wartet auf einen glücklichen Zufall, der ihm die Mittel an die Hand gibt, die Arbeiten wieder aufnehmen zu können; wenn er aber wieder im Stande ist, dies zu thun, findet er sein ehemaliges Eigenthum vielleicht im Besitz eines andern, der nach wenig Wochen Arbeit wieder auf reichliches Silbererz gestoßen ist.

Nachdem der alte Señor Montañes, Rosa's und Carolina's Vater, eines Tags schneller als je auf seinen Majordomo gewartet hatte, der ihm Silbererz aus seinen Werken bringen sollte, da er ein großes Fest zu geben beabsichtigte, hat ihn Pieter bei seinem Erscheinen selbst um Geld, um die ausgegangene Ader wieder auffinden zu können.

Dann traten die eben angegebenen Fälle ein, und nach einiger Zeit starb der Señor mit Hinterlassung einer Wittwe, zweier Töchter und vieler Schulden.

Da die arme Wittwe eines früher reichen Mannes überall auf der Welt sehr bald in der Dunkelheit verschwindet, indem die Freunde ihres Gatten sich in verständiger Discretion von ihr zurückziehen, um die blutende Wunde ihres Herzens nicht stets von neuem aufzureißen, so dachte an die arme Wittwe des Montañes auch sehr bald niemand mehr und einige Jahre später starb sie in der tiefsten Dürftigkeit.

Auf ihrem Sterbelager beschwor sie Rosa, ihre jüngere Schwester nicht zu verlassen und Mutterstelle an derselben zu vertreten, und diese begann ihren geleisteten Eidschwur sogleich dadurch zu erfüllen, daß sie eine Näherin wurde und mit ihrem Verdienst Carolina ernährte, die erklärte, daß sie, die Tochter des reichen Montañes, eher sterben, als sich durch Arbeit erniedrigen wolle.

In der That hatte Rosa eine doppelte Stellung und eine zweifache Aufgabe übernommen. Sie war gewissermaßen die Mutter, zugleich aber auch die Tirannin ihrer jüngern Schwester, und auf der andern Seite ernährte sie dieselbe, während sie unaufhörlich bemüht war, sie von tollen Streichen abzuhalten, welche jene infolge des Mutes, der Gelegenheit und des Beispiels nur allzu sehr geneigt war zu begehen.

Was Don Antonio betrifft, so war er ein junger Mann wie tausend mehr, und eine Waise wie die beiden Schwestern, nur mit dem Unterschied, daß diese nichts hatten, als was die eine von ihnen erwarb, während er nichts besaß, was er verdient hatte, da er sein beträchtliches Vermögen von seinem Vater ererbte. Er hatte bei einer der wenigen öffentlichen Lustbarkeiten, welche in Chile stattfinden, bei dem am 18. September beginnenden Unabhängigkeitsfeste, die beiden Schwestern gesehen und sich in beide verliebt, indem ihm auf der einen Seite die Tollheiten gefielen, welche Carolina trieb, während auf der andern Seite die Zärtlichkeit Rosa's für ihre jüngere Schwester sein Herz rührte.

Sein Wohlgefallen und seine Neigung bewegten sich anfänglich freilich nur in den Grenzen der Gefühle, welche ein junger Mann für ein Mädchen hegt, die er für leichtsinnig und für leichte Beute hält; als aber Rosa's Benehmen

ihn eines andern belehrte, entwarf er einen genauen Angriffsplan und begann damit, die Nebelwolken zu fassen und als leidenschaftlicher Freund reiner und sorgfältig geplätteter Wäsche täglich ihre Arbeit selbst zu beaufsichtigen.

Einige Monate später hatte er weder an diesen ersten Plan mehr, noch fiel es ihm ein, nach seiner Wäsche zu sehen; aber er besuchte täglich die Schwestern, sprach mit ihnen und war auf die gründlichste Weise in sie verliebt, ohne mit sich ins Reine kommen zu können, welche in seinem Herzen den Vorrang behaupte. Und es war auch nicht anders möglich; auch die Schwestern liebten ihn, wenngleich jede auf ihre Weise.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Das Wasser im Glauben und Brauch des Volks.

I.

„Das lautere, rinnende, quellende und verlebendigende Wasser, das leuchtende, erwärmende und erleichternde Feuer, die nicht dem Auge, aber dem Ohr und Gefühl vernehmbare Luft, die nährende Erde, aus welcher alles wächst und in welche alles Gewachsene aufgelöst wird, erscheinen dem menschlichen Geschlecht von jeher [illegible] heilig und ehrwürdig; Gebräuche, Geschäfte und Requisite des Lebens empfangen erst durch sie ihre letzte Weihe. Weil sie in unablässig regen Thätigkeit und Kraft auf die gesammte Natur einwirken, widmet ihnen der sinnliche Mensch Verehrung, ohne daß nothwendig ein besonderer Gott dazwischentritt, der aber oft auch damit verknüpft erscheint. Auch heute weckt die Herrlichkeit und Macht dieser Urstoffe unsere Bewunderung; wie hätte sich das Alterthum seines Anstaunens und Anbetens erwehren können? Solch ein Kultus ist einfacher, freier und würdiger als das dumpfe Niederfinken vor Bildern und Gegenständen."

In diesem Sinne haben unsere Urväter, die heidnischen Germanen, einen Naturcultus geübt, welcher den Untergang des Heidenthums noch lange Zeit überdauert hat, ja in allerlei vom Volksglauben geheiligten Gebräuchen und Meinungen, in volksthümlichen Sitten und Festen noch in die Gegenwart herein ragt, wenn auch der Einfluß der Kirche diesem uralten Brauch und Glauben nach und nach eine christliche Hülle, der Aberglaube der Kultur einen modernen Anstrich gegeben hat. Das Gheistenthum setzte bei der Bekehrung die wichtigsten Lebensbeziehungen ins Auge, verlangte wenige Glaubenssätze und verpflanzte zunächst nur die alten Götter und deren Verehrung. Sie aber in der Natur seinen Bekennern noch Raum genug zur Bewahrung der von den Vätern ererbten und werthgehaltenen Verrichtungen und Gebräuche, zur Pflege einer Religion für den ganzen nächsten Hausbedarf, deren letzte Reste eben jetzt ein völlig Schwinden.

Wir wollen einige dieser volksthümlichen Sitten und Gebräuche, welche auf eine Verehrung des Wassers, auf eine Heilighaltung der Quellen zurückgehen, hier zusammenstellen; sie werden sich als Heiligthümer jenes vormaligen Kultus unter den Germanen leicht erkennen lassen.

In der Nähe von Hilgershausen, einem heimischen Dorfe am Fuße des sagenreichen Meißners, erhebt sich ein schroffer, gegen 80 Fuß hoher Kalksteinfelsen, der Hohlstein, welcher eine geräumige, leicht zugängliche Höhle birgt und darin einen kleinen See mit kaltem, klarem, nicht schmeckendem Wasser. Hierher gingen alljährlich am zweiten Ostertage die Burschen und Mädchen aus der ganzen Umgegend, stiegen in die Höhle, legten einen Strauß von Frühlingsblumen als Opfer hinein, tranken vom Wasser und nahmen davon in Krügen für die Übrigen mit nach Hause. Mag die Sitte, wie gar viele Volksbräuche dieser Art, in der Neuzeit sehr herabgekommen, vielleicht ganz verschwunden sein, gewiß aber lebt sie noch in der Erinnerung der alten Leute jener Gegend. Vormals aber wurde dieses Blumenopfer von den Bewohnern so heilig gehalten, daß ohne dasselbe auch zu unserer Zeit sich niemand in die Höhle wagte, aus Furcht, den Wassergeist zu erzürnen.

Von dem schönsten Wasserfall in Oesterreich, dem Krimmlwasserfall, geht die Sage, daß Geister in demselben wohnen. Wenn Leute aus jener Gegend über die Hohe Platte nach Zell wandern, versäumen sie nicht, einen Stein in den Wasserfall zu werfen. Dadurch werden die Geister gnädig gestimmt und begleiten den Wanderer schützend vor jedem Unfall auf dem gefährlichen Wege. Dem Wasser- und Ammersee in Baiern wurden jenen alljährlich geweihte Ringe feierlich zum Opfer gebracht; in den Ortelbach bei Eichstätt ließ man Walpurgisöl und in den Schwarzsee Ochsen in Tirol warf man Gewehres, um einen Ausbruch dieser Seen zu verhüten und das Land vor Ueberschwemmung zu bewahren. In Feuchtwang erhielt der Neckar am Johannistage vom Spital einen Laib Brot. Unterließ man

eines Opfer, so wurde der Fluß nach dem Glauben des Volks ungenau und aufgebracht und nahm einen Menschen. Um den Nickelmann zu versöhnen, pflegte das Volk in dem Teile Thale bei Tanzlinden alle Jahre einen schwarzen Hahn in die Bode zu werfen. Auch dem Siemelair warf das Volk alljährlich Brot und Früchte als ein versöhnendes Opfer hinab.

Die Prozessionen, welche nach der Rette, einer Höhle mit einem See, zwischen Nordhausen und Ellrich gelegen, in alter Zeit jedes Jahr unternommen und abgehalten wurde, bezweckte gleichfalls eine Versöhnung der Wassergeister, welche alljährlich ein Menschenopfer verlangten. „Es ist aber solche vermeinte Versöhnung folgendermaßen geschehen. Auf dem Berge gegen der Höhle oder Rette aber in eine Kapelle S. Johanni geheiliget. In diese ist ein Priester aus Ellrich alle Jahr zu gewisser Zeit in Begleitung seiner Pfarr Kinder und der Bruderschaften der Höhle in voller Prozession mit vorhergetragenem Kreuz, Fahnen und Bildern dieses Heiligen gegangen. Sobald nun daselbst der heilige Johannes gemeinsam verehret worden, hat derselbe mit eben der Prozession sich bald nach der Höhle gemachet und in dieselbe ein Kreuz hineingelassen, auch wieder herausgezogen. Als nun solches ebenfalls geschehen, hat er dem umstehenden Volke diese Reime zugerufen:

Kommt und holet in die Rette
Da kommt ihr nicht in die Hölle!"

Man kann den Ursprung dieser Gebräuche nicht verkennen. Sie sind Ueberreste einer heidnischen Flußverehrung, beruhend auf einer natürlichen Scheu und Ehrerbietung, auf einer gewissen Angst und Furcht vor dem gefährlichen, zerstörenden Element, wie es dem Menschen in tiefen Seen, in reißenden Strömen und Flüssen erscheint und entgegentritt. Seine verschlingende Gewalt und Tücke suchte das Heidenthum durch Opfer zu versöhnen, durch Gaben zu begütigen.

Nur wenige und abgeblaßte Erinnerungen hat das Volk davon in seinen Gebräuchen bis auf unsere Zeit zu bewahren vermocht. Dieser verschwundene Flußcultus ist der Macht und Stärke des Christenthums schon längst gewichen. Dagegen scheint der Gedanke, der diese Opfer einst veranlaßt, eine größere Lebigkeit und Beharrlichkeit zu haben. Der Glaube, daß Seen, Flüsse und Bäche an bestimmten Tagen des Jahres ihr Opfer haben müssen und einen Menschen verschlingen, ist noch allgemein volksthümlich. „Der Fluß, der See will sein Opfer haben", ist Volksrede bis auf den heutigen Tag, die fast an allen Flüssen und Gewässern widerhallt.

Doch nur vor der Uebermacht des Elements beugte man sich zurück. Den freundlichen Quellnymphen, den riesigen Murmelbach, den stummen Heimathfluß liebte und schätzte man und widmete ihnen dankbar Ehren und Gaben.

Auf vielen Quellen- und Brunnencultus der Vorzeit lassen sich die Maibrunnenfeste im Oberbergischen zurückführen, welche dort wenigstens der Jugend noch im Andenken geblieben sind, obschon auch unter diesem kleinen Volke ihre Abnahme von Jahr zu Jahr sich mehr verspüren läßt. Am Abend vor dem ersten Mai werden die Brunnen gereinigt, Lämpchen und Kerzen dabei angezündet, an die nächsten Bäume befestigt und unter Gesängen die Nacht durchwacht. Am Morgen werden Blumen gepflückt, Kränze gewunden und der Brunnenrand damit verziert, auch Eier zwischen die Blumen gelegt. In alter Zeit vollzog man diese Ausschmückung unter dem Gesange althergebrachter Lieder. Nachmittags werden Kuchen gebacken und dazu die Brunneneier mit verwendet, Tänze gehalten und die Kuchen gemeinschaftlich verzehrt.

In dieser Kinderlustbarkeit haben sich alle Merkmale und Behandtheile der vorchristlichen Quellenverehrung noch vereinigt und erhalten: das Anzünden der Lichter an den Quellen, das hergebrachte Opfer und der gemeinsame Opferschmaus.

Wenn in Bacharach am Rhein einer der vier Stadtbrunnen gereinigt und gefegt wird, so versammeln sich die Kinder desjenigen Stadtviertels, dem der Brunnen angehört, arme und reiche, ohne Unterschied des Standes, um den Blumenkranz herumzutragen. Dieser gleicht einem Erntekranz und wird an einer Stange befestigt von Haus zu Haus, von Hof zu Hof getragen. Dem Kranzträger folgen zunächst die Knaben, welche Speck, Mehl und Semmeln auf einen alten Säbel gespießt haben, dann die Mädchen mit Körben und Schüsseln, worin sie die andern Victualien, Eier und Butter, nachtragen. Auf jedem Hofe bildet die lustige Schar um den Kranzträger einen Halbkreis und stimmt ein auf Eier und Speck, Butter und Mehl bezügliches Lied an. Nach dem Umzug werden die erlangten Gaben dem Brunnenmeister gebracht, dem dafür die Verpflichtung obliegt, den Kindern einen kleinen Schmaus, dicken Brei und gelbe Schnuppen, zu geben.

Auch aus England wird von einem solchen Brunnenfest am Himmelfahrtstage berichtet.

In Tübingen, einem Orte in Yorkshire, schon die Bewohner in der ganzen Gegend Brunnen, besonders reiche Magdalenen, um am Himmelfahrtstage alle fünf Brunnen des Orts gleich phantastisch damit auszuschmücken. „Kränze Guirlanden bilden verschiedene Emblème, Arten aus Pflanzen werden mit feuchtem Lehm deckt, um die hineingesteckten Blumen frisch zu halten, und in Mosaiks in den mannichfaltigsten Zeichnungen und Schattirungen arrangirt, denen wie aus Blumenbeeten das Wasser Quelle herauszufließen scheint. Die Einwohner ziehen ihre besten Kleider an und öffnen Häuser für ihre Freunde und Bekannten, die das beliebte Fest aus der ganzen Nachbarschaft herbeizieht." Nach dem Gottesdienst werden in feierlicher Prozession alle Brunnen der Reihe nach besucht, an jedem wird ein Psalm die Festtagsepistel und das Evangelium gelesen, eine Hymne, von den Kirchensängern unter Musikbegleitung vorgetragen, bildet den Schluß des Umzugs. Man geht auseinander und verbringt den Tag mit allerlei Spiel und Unterhaltung.

Einer anmuthigen, heiteren Volkssitte begegnet man hier und da in Ober- und Niederhessen. Jetzt sieht die Magd, welche früh am Johannistage zuerst zum Brunnen geht, denselben einen bunten Kranz aus allerlei Kräuter- und Blumen auf. Oft findet man mehrere mit übereinandergreifenden Spangen kunstvoll zum Kreuz gestaltet. In Treffa ist es eine Statue auf dem oberen Brunnen, das Johannesmännchen genannt, welche man bekränzt. Sonntags werden die Brunnen gleichfalls mit Blumen geschmückt. Auch treten die Nachbarn zusammen und wählen einen Brunnenherrn, dem Wahl durch Uebersendung eines großen Blumenstraußes angekündigt wird. Die Mutter geben ihm Pfingstblumen in seinem Hause und pflanzen einen Maien auf, während der Brunnenherr sich Nacht, um von Haus zu Haus Gaben zu heischen, wovon die Kosten der Brunnenzeche, die Sonntag darauf gehalten wird, bestritten werden. Am Abend vor der Brunnenzeche spielt Tanz vor den Thüren und am Nachmittag selbst versammeln sich die Nachbarsfrauen mit der Brunnenfrau zum Kaffee und

ziehen alsdann unter dem Jubel und Jauchzen der Jugend zum Saal, wenn die „Jacke" stattfindet, die in einem gemeinsamen Abendessen und einem Tanze besteht. Von Kindern und dem Gesinde werden die herkömmlichen „Brunnenlaibchen" nach Hause geschickt, kleine weiße Brötchen, welche aufgeschnitten und mit Wein und Zucker gefüllt werden.

Anderwärts hat sich die Sitte der Blumenbekränzung an das Pfingstfest angelehnt, dem überhaupt mancher Brauch der alten Maifeier zugefallen ist. So auf dem Thüringerwalde und im Vogtlande. Weit ist diese Ausschmückung mit Laub und Blumen Sache der jungen Burschen und Mädchen, ohne daß gerade die gesammte Einwohnerschaft sich lebhaft dabei betheiligt. In der Nacht wird mit der alten lieben Unsitte Unfug vollzogen und früh prangt der Brunnen in seinem Frühlingsschmuck und Laubgewand im heitern Strahl der Morgensonne.

Dagegen widmet die Stadt Mühlhausen in Thüringen ihren alten Brunnenfesten noch immer eine allgemeine und lebhafte Theilnahme. Das Fest hat dort eine Form und Gehalt erlangt, welche ihm auch für die Zukunft noch eine längere Dauer sichert.

Etwa eine halbe Stunde über der Stadt Mühlhausen, gegen Bleicherode, liegt in der Blumenau Pfeffenrode ein mächtiger Teich, spiegelklar bis zum Grunde, im Schatten alter Lindenbäume, in der Region vielfach umrauscht und umduftet von einem heiligen Hain. Nicht an dem herrlichen, großen, vielen Quellbecken, in dem man auf sieben Stufen hinabsteigt, steht ein Brunnenhaus von gar seltsamem Bau und spiegelt sein schwarz blaues Schieferdach, seine Thürmchen und Kuppeln in der schimmernden Silberflut zurück. In seiner kühlen Halle ist manch guter Trunk gesprudelt angeschrieben, andere hat der Zecher wieder vertrunken, nur verraunen auch den schönsten und besten

[1] Irrgehen verzeihen meinen Gesang.
Ad fontem frustra fessus cucurrero.

Unerschöpflich aber sprudelt der sprudelnde Brunnen seinen anellenden Segen der ganzen Stadt und ihrer Umgebung zum großen Nutzen und treuen Gewinn, und dankbar dafür würmet ihm Mühlhausen alljährlich ein zweifaches Brunnenfest.

[1] Der Schluß ist wieder Nonsens.

Das Germanische Museum in Nürnberg.

Unter allen Instituten, welche der Gedanke der geistigen Einheit und Zusammengehörigkeit unseres Vaterlandes hervorgerufen, nimmt das „Germanische Museum" in Nürnberg einen hervorragenden Platz ein. In der Mitte der siebziger Jahre entstanden, ist es zu einer Größe und Blüte erwachsen, die alle mit Erstaunen und Freude erfüllen müssen, denen seine schwachen Anfänge bekannt sind. Aus dem verwitterten, verwahrlosten Gebäude der Kartäuser sind stattliche Säle und Höfe geworden; der Kreuzgang, der verschüttet lag, ist wiederhergestellt; von der Wand der Kapelle begrüßt den Eintretenden eines der edelsten Werke, die aus Kaulbach's phantasievollem Geiste und schöpferischer Hand entsprangen: Kaiser Otto III. vor der Leiche Karl's des Großen. Eine außerordentliche Fülle der mannichfaltigsten Gegenstände ist gesammelt, geordnet, studirt, Urkunden, Siegel, Münzen nicht minder wie Bücher, Kupferstiche und andere Kunstgegenstände. Die Grabdenkmäler einzelner Denkmale, wie die der Ahnen vom augsburger Dom, nur von großer Anmuth und Sauberkeit überhaupt erstrebt der Besucher in der Kartause so von der Architektur wie der Sculptur der alten deutschen Kunst einen ausreichenden Ueberblick. Der stille Kreuzgang, durch seine Fenstergitter das Sonnenlicht so warm und doch so phantastisch lockend, ein einsamer blumenerfüllter Hof in der Mitte der Gänge, der wie abgeschieden von der Welt hinträumt, die Kapelle mit den Standbildern, den Fensterfenstern üben auch auf den Fürsten einen feierlichen Eindruck. Dies Ernstliche zum Schönen zu erheben, ist das Verdienst des Kaulbach'schen Bildes.

Für den „modernen" Gebildeten, der doch nun einmal durch die Schule der Griechen und Römer gegangen, hat die mittelalterliche Malerei und Schnitzerei nur einen historischen Werth. Was auch die Alterthumsforscher und Schwärmer sagen mögen, diese gemalten, gemeißelten, gedrechselten Heiligen, Madonnen und Heilande sind von einer abschreckenden Häßlichkeit. Das Gemälde, das in der Kapelle der Kartause hängt, steht mit den hängenden Haaren um den Christuskopf wie ein Gegenbild von Hütteninsassen aus. Das ist höchste Häßlichkeit und höchste Barbarei. Jenen Griechen, deren Schönheitsideale so weit voneinander entfernt liegen wie die unserer Zeit und das christlichen Mittelalters, können sich nicht recht verstehen; es gehört schon eine längere Meditation dazu, ehe wir uns diesen Fratzen unserm Unwillen bezwingen lernen. Denn es war doch nicht allein ein reines Unvermögen der Künstler, das diese Werke nicht vollendeter gestalten konnte. Sobald es gilt, Vergissmeinnicht, Erdbeeren zu liefern, ist alles von bezaubernder Anmuth, Zartheit, von üppiger Phantasie. Spielend erfinden diese Künstler, die keine Hand ekelhaft und schön malen, 365 verschiedene Formen der Rosette, um die Decke eines Gemachs zu schmücken.

Eine so reiche Sammlung wie die des Germanischen Museums enthält vieles, was weder Werth hat noch die Neugierde reizt; der Zweck, möglichst alles an Einen Ort zusammenzustellen, das zur Illustrirung der deutschen Vorzeit dient, muß hier maßgebend sein. Der kürzlich ausgegebene elfte Jahresbericht des Hauses zeigt eine erfreuliche Zunahme; so erhielt die Kunstsammlung [redacted] neue Nummern, unter ihnen den Reliquienschrein, in dem früher die ehemaligen Reichskleinodien aufbewahrt wurden. Im Durchschreiten dieser Säle fühlt man sich in eine andere, fernere, verschollene, wunderliche Welt versetzt, in der das Enge und Heimliche herrschte wie jetzt das Weite und die Ferne. Von den Nürnbergern sagt Aeneas Sylvius in seiner Beschreibung Deutschlands, um die Mitte des 15. Jahrhunderts seien sie ein Volk für sich. Dies gleichsam hermetisch sich Abschließende gegen fremde Einflüsse, seien sie guter oder schlimmer Art, charakterisirt die Deutschen des Mittelalters. Aus ihren Büchern, Siegeln, ihren Bildern springt es uns entgegen. Welche Gewandtheit gewinnt der Franzose, der Italiener auf den Kreuzzügen! Der Deutsche kommt heim, wie er ausgezogen. Die volksthümlichen Schriftsteller der Kreuzzüge, der Verfasser des Liedes von der Belagerung Antiochiä, Wille Hardouin, Joinville sind Franzosen, im besten Fall legt sich bei uns „auf Bestellung" ein Dienstmann, der zu singen versteht, hin, um die Fahrt seines Herrn nach dem Gelobten Lande zu schildern. Soweit sie auch kommen, diese Menschen behalten einen engen Blick für das Irdische; im Reiche des Ideals sind sie Hellseher wie Wolfram von Eschenbach. Die Erkenntniß jener Zeiten lernt sich nicht aus den Chroniken der Mönche, den Urkunden der Fürsten vielmehr in der Betrachtung der Trümmer, die uns von ihr bleiben. Hieraus tritt sie mit all ihren Fehlern und Mängeln, mit ihren Vorzügen und Tugenden vor uns hin. Vielleicht ist das Germanische Museum bestimmt, uns dereinst dies sicherste und untrüglichste Bild zu geben; dann wird es in Wahrheit „eine feste Burg der deutschen Einheit und des deutschen Geistes", wie er sich in der Vorzeit offenbarte, sein. Der ursprüngliche Plan, diese Sammlungen mit dem Jahre 1650 abzuschließen, dürfte für lange Zeit noch sich als der beste empfehlen. Darüber hinaus liegt uns weder Sitte noch Anschauung fern; jede größere Stadt weist aus der Renaissancezeit Denkmale auf; einen Kupferstich aus dem Siebenjährigen Kriege hat jeder gesehen. Das Germanische Museum ist schon durch seinen Raum, die Kartause, für das Mittelalter nicht für die Neuere Welt bestimmt; auch die Orte haben ihre Geister.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Der Fürstentag zu Frankfurt.

Mit Jubel und hochgespannten Erwartungen [illegible] einen begrüßt, von andern verspottet, von den [illegible]deutschen voll Zurückhaltung aufgenommen, ist [illegible] Fürstentag zu Ende gegangen. Wie über den [illegible]ener Congreß werden auch über ihn die Ansichten nicht ausbleiben, und leicht dürfte diese Übereinstimmung interessanter erscheinen als die Resultate, die er [illegible]vorgebracht. Die Tagesblätter mögen sich mit [illegible]tischen Betrachtungen über die von Österreich an [illegible]ichte Veteran des Deutschen Bundes [illegible]halten, mag sich Haß und Liebe gegenseitig zerreißen, [illegible]möglich erscheint es doch in einer Versammlung [illegible] der deutschen Fürsten ein [illegible]österreichisches Mo[illegible]t, das über die Tagesfrage — denn mehr ist das [illegible]parteiprogramm doch schwerlich — hinaus Hochgehaltene [illegible] Beachtung fordert.

Die Fürstentage der Deutschen sind im letzten [illegible] Reformation abgehalten. Preußentum und Ka[illegible]tum, in Union und Liga vereinigt, konnten nicht [illegible] gut an denselben Tischen zusammensitzen, nach[illegible]em sie sich auf den Schlachtfeldern bekämpft. Nur [illegible] von Mühlberg, als der gefangene Kurfürst von [illegible]en der Kaiser auf die Knie fiel, gebrachte der [illegible]einem Herzen, war es ihm so gut, Ruhe und [illegible]en Weg vom Volk umringt, in die Städte [illegible]einziehen sehen, wo der Reichstag gehalten [illegible]er, ihm, dem Kaiser, huldigte. Der Dreißigjährige [illegible] Krieg hat dann die kaiserliche Macht auf immer [illegible]stört und das fürstliche Selbstgefühl auf lange [illegible]ne erhöht. Die Reichstage waren Gegenden [illegible]gen, sie hatten nur Einen Zweck: Österreich [illegible]einen Kämpfen gegen die Türken und Ludwig XIV. [illegible]terstützen. Das viele Kriege auch deutsche In[illegible]en berührten, war Manche oft langweilig, aber es [illegible]fühlte gewiß, daß sie gemacht wurden für eigen[illegible]liche Machtstellung des Hauses Habsburg, [illegible]en wurden. Für Deutschland selbst geschah durch [illegible]Reichstage nichts, weder im Guten noch im [illegible]nen. In die inneren Angelegenheiten mischte [illegible]ch sich kein Reichstag, nur über es vor [illegible] Reichsgrad gewesen hinwegsehen. Eine neue [illegible]Maschine, in der kein Rad mehr ging, hat so [illegible]ution geheißen.

[illegible]gt, nach mehr als zwei Jahrhunderten, sieht [illegible]eutsche Volk einen echten Reichstag wieder. Wie [illegible]s hier von denen geblieben sein mögen, die [illegible]ätten! So viele Fürsten, Gesandte und Bi[illegible] die Bürgermeister so vieler Reichsstädte, wo [illegible]e hin! Nicht nur die Formen der Berathung, [illegible]r Gegenstand hat gewechselt. Nicht um einen [illegible]rieg, um eine Kriegssteuer, es handelt sich um [illegible]wandlung des deutschen Staatswesens. In etwas [illegible] Zeiten [illegible]

[illegible] hat der romantische Geist der Zeit auch die Fürsten [illegible]ergriffen, man rühmt — was rühmte der Deutsche nicht? — die parlamentarischen Formen, in denen sich die Engländer bewegt haben. Das Drama des Absolutismus, das die Landesväter sich immer nur mit dem Glück ihrer Landeskinder beschäftigen, gibt kaum noch Anhänger, um so interessanter ist das Spiel, das sich uns jetzt in Frankfurt geboten. [illegible] dem besten Willen, dem Verlangen der Nation [illegible] einer größeren Einheit und nach ihrer Vertretung am Bundestage entgegenzukommen, haben sich die Fürsten beeilt gezeigt. Möglich, daß nur die Not der Zeit sie dazu zwang, nur gäbe ohne innern oder äußern Zwang ein Recht auf, das es zu haben glaubte? Eine Macht, die es bringt, Fürsten hatten die Fürsten in Karlsbad, Herren in Karlsruhe und Dresden zusammen, die Freiheit zu erdrosseln, [illegible] pflanzen sie leicht das Reis, aus dem der deutsche Freiheitsbaum erwachsen soll. Und was nicht die eigentliche, verhängnißvolle Berathung des Fürstentags sein. Das Gericht von der Unmöglichkeit und Unerträglichkeit des deutschen Zustands hat sich über ganz Deutschland verbreitet, das Volk wie die Herrschenden [illegible] suchen eine neue, bessere Form der Einheit. Nicht am Grünen Tische, in einer Versammlung, die sich noch nicht ganz hinter verschlossenen Thüren hat halten können und die abgesehen von der geringern Beweglichkeit und Staatsweisheit etwas von einer Sitzung des englischen Oberhauses gehabt haben wird, ist die Reformacte berathen worden; schon deshalb hat das parlamentarische Prinzip einen Sieg errungen. Das Volk beruht auf der Zustimmung der Völker, wenn nicht nicht — sie uns repräsentiren zu wollen, ist in sich und thatsächlich durch Preußens Machtspruch eine Unmöglichkeit. Es war, wie auch der regierungstreue Anhänger hohe Reformen in der Verfassung, wie man dem Herzog von Nassau zugeschrieben, auf das deutsche Volk zukommen ist, ist hinlänglich anerkannt und ausgebildet oder verworfen will.

Aber hat vielleicht schon die Geschichte eine Antwort darauf gegeben? Der alte Reichstag hat die Einheit Deutschlands nicht erhalten können, der Fürstentag kann noch weniger sie erneuern, wiederherstellen. Es ist das nicht Parteisache, es ist gleichsam Dichtung. Der Norddeutsche verachtet die Habsburger, er hat keinen Grund, sie zu lieben. Der Süddeutsche wider[illegible]steht auch kein Mahnruf dem preußischen Soldaten[illegible]geist, dem Schreckhaften. Kein Gebirge, kein Fluß in uns liegen die Schranken, die uns trennen. Ohne sie nicht gesorgt hat, hilft uns kein Parlament, kein Fürstentag. Wie die Verschiedenen, werden die Stämme auch nicht einen Punkt ihrer Selbstherrlichkeit und Individualität aufgeben wollen, die deutsche Frage

kann sie nicht durch politische Maßregeln oder durch das Schwert getödtet werden. Sie ist eine Frage des Gemüths. Wenn ein Fremder Victors Trutzreden gegen Italien und den Katholicismus auf den Schützenfesten, wie noch mehr als einmal an die Reden Abrahams a Sancta Clara erinnern, und darauf die antiquirten Zeitungen liest, wundert er sich, daß Menschen, welche dieselben Dinge so gründlich verschieden ansehen, doch dieselbe Sprache reden. Dafür weist der Kärntnerlaut ein neues Beweis. Eine ganze Nation will ihre Einheit, aber sie erreicht sie nicht, denn wie der Jahrtausende ist ihr Weben noch jetzt gespaltig, und es ist ziemlich kaum, daß ihre Sprache ihre Kunst und Bildung gelingen viele Gegensätze harmonisch zu einigen.

Alpenbilder aus Wallis

II

Schon in früher Zeit war über den Simplon ein vielbegangener Saumpfad angelegt, ebenso über den Monte Rosa, dessen Thalsenkung eine Zeit lang als Verkehrsstraße diente. An den Vorsprüngen des Gebirgs, das sich gegen Süden zu herrlichen, bewaldeten Pyramiden erhebt, sieht man die Burgen der alten Grafen von Visp und Raron, die gefallenen Boten der Grafen von Blandra, deren einer mit Ludwig dem Heiligen nach Palästina gezogen war, der mächtigen Herren von Turpetier und Luyen. Im Berg bauten die Anzger zum Theil wegen des Handels über die Pennischen Alpen die reichen Bleigalmen. Burgartige Behausungen, wie sie von ihren Niederlassungen am Mittelmeer zur Sommerfrische einkehrten, über den Pas, den ihre Kriegstüchtigkeit mit Thürmen und Zinnen schützen, geschützt hatte, deren Trümmer noch heute an der alten Simplonstraße zu sehen sind.

Gestalten, welche häufig wiederkehrend noch im Laufe des letzten Jahrhunderts den plastischen Boden erhalten haben, hinterließen ihre Spuren in den vielfachen Felsenklüften an den Abhängen dieser wilden Gebirge, wie auch an den zerklüfteten Mauern der wohlhabenden Niederlassungen in vielen Thälern, welche von Martigny bis zum römischen Octodurum und tiefsten Hochthäle durch die Alpen durchschnitten wurden. Im 5. Jahrhundert schon wurde diese wichtige Operation nach Agaunum (Sitten oder Sion) verlegt, das römischen Angriffen minder ausgesetzt, leichter zu vertheidigen war, und in der Folge von Karl dem Großen manche Bevorzugungen erhielt. In jene Zeit der großen Kaiser mögen auch die Einbrüche der Sarazenen gefallen sein, welche vom Mittelmeer her in die unzugänglichsten Winkel der Alpen drangen, wo sie in der Nähe der Gletscher um die höchsten Gebirgsjöcke sich niederließen, bis, wie die Sage berichtet, im 10. und 11. Jahrhundert der burgundische König Konrad und der Kaiser des sächsischen Königshauses, der aus dem fernen Sachsenland kam, sie mit starker Hand angegriffen und ausgerieben haben. Im spätern Mittelalter teilen die Alpengenossenschaften und vielleicht auch die kanonische Besitznahme einen Druck auf die zahlreiche deutsche Bevölkerung dieser Gegenden ausgeübt und eine Auswanderung veranlaßt haben, welche Walliserkolonien über ganz Rhätien verbreitete, sie nicht wenig oder alles zur Germanisirung der Romanen am Rhein, dem Inn und der Etsch beigetragen haben mögen. Petrographische finden sich jedoch viele Anzeichnungen in jenen Gegenden, wo Bergbau getrieben wurde, und manche derselben sind in den Urkunden der Klöster St. Gallen und Pfäfers schon im 13. Jahrhundert als freie Leute aufgeführt, wie die Walliser in Bannis, am Bullenitz und in Vorarlberg, letztere gegen noch heute in Sprache, Sitte und Kleidung eine auffallende Verwandtschaft mit den Deutschen in Piemont, welche durch dieselben Ursachen über die Alpenkämme gedrängt worden sein mögen. Jedenfalls bietet das Wallis, so reich an Naturschönheiten, in seinen Bodenverhältnissen wie in seiner Bevölkerung dem Gelehrten ein weites Feld der Forschung dar, das erst in neuerer Zeit von einigen Männern der Wissenschaft aufgebaut worden ist.

Je tiefer das Rhonethal sich herabsenkt, je feuriger der Pflanzenwuchs sich entwickelt, desto mehr verkümmert der Mensch in der Dumpfluft der Alpenwälder, welche der Strom in seinem engen Laufe durchfließt.

Gewaltsame Verödung wird immer häufiger, besonders an der Südseite des Gebirgs, das sie dahin mit den wenigen schluchtähnlichen Thälern durchbricht ist. Bis unterhalb Brieg eröffnet sich gegen Süden ein breiteres Thal, dem die wilde Visp entströmt, an dessen Eingang der Flecken Visp auf einem Felshügel erhebt und eine der malerischsten Ansichten gewährt, die dem Pinsel eines Künstlers sich darbieten können.

Die Hauptkirche mit ihrem seltsam durchbrochenen Thurm in schönen Verhältnissen erbaut, kühnt die Spitze des Hügels, etwas niedriger umstehen dieselbe die Behausungen des Adels und der Geistlichkeit mit ihren Gärten, unter denen das altersgraue, kastellartige Haus der Grafen von Blandra sich auszeichnet durch hohe Treppengiebel, Wachtcoulis und rundbogige Fensteröffnungen, während neuere Bauten mit Lauben und hohen Gefreithürmen versehen sind. Um den mittelalterlichen Eindruck dieser Hauptgruppe zu vervollständigen, schleicht in brauner Kutte mit langem, grauen Bart ein Kapuz vorbei, dessen Klause unter der Felsenterrasse der Kirche wie ein Vogelnest zu kleben scheint. Das Gebäude ist und ihrem einsamen Bewohner nur den Anblick der gegenüberliegenden Bergwand und des brausenden Wassers gewährt, das in wilden Sätzen der Rhone zueilt. Den unteren Theil des Fleckens, wo das Gewerbe sich festgesetzt hat, bilden ehemalige, zum Theil stattliche Kaufmannshäuser mit weiten Bogenräumen, in welchen das Säumergut niedergelegt wurde, als die Handelswege nach dem Orient noch über die Alpen führten und die Bergwerke um den Monte Rosa in lebhaftem

Die Trüffel.

[illegible] Dienst [illegible] [illegible] [illegible]

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Folge. Erster Band. Nr. 38. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Die Künstlerin. Novelle von Paul Heyse. I. — Vier Tramps auf Skaten. Von Fr. Kapper. II. — Deutsche Sprüche und Rede. Von Ernst Frederic von Sallet. II. — Das Kinder im Theater und Drama. Von A. W. II. — Zur Geschichte der Heimath. — Miscellen: Eine gefährliche Gabe. — Räthselecke. — Die Kinderstube in Indien.

Die Künstlerin.

Novelle von Paul Heyse.

I.

[illegible] Tu that [illegible] Tu that [illegible] Tu that [

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Im Hause des Notars zu Bristol.

Ein Diener des Notars. Dann Thompson. Zuletzt der Notar.

Diener (ruft in die Coulisse).

Tretet nur hier herein! Der Herr Notar wird sogleich erscheinen. Wir haben in Bristol nicht so viel Advokaten, aber auch weniger Prozesse als in London (geht ab).

Thompson

(tritt ein, er sieht ganz eingefallen aus. Sein Aeußeres verräth die Aufregung seines Gemüths).

Notar

(tritt ein mit vieler Förmlichkeit).

Mister Thompson?

Schönheit mit Liebe gefüllt oder große Starkmütigkeit warm, daß es schwer, sie herauszufinden. Augen und Busen die arbeitenden Bauwerke in ihren armen Sammelhäuten und bewirken immer noch ewig und sonderbarerweise dasein. Die Natur, die daß den armen Weg umgaben, verpflegen vom überflüssigen Saft und schon schwellen ihre zarte und grüne Knospen zum Hervorgang auf. Nach um den Mondschimmel, der auf dem Gipfel des Gebirges residiert ist, weiden schon gewaltig Lerchen als Vorgeschäumen des Tages im Morgenwind. Wie weit auch das Auge blickt, entfaltet sich vor ihm ein prachtvolles Panorama der großartigen Naturerscheinung und trotzem schadenen Nebengemälde gegenüber gab es in nächster Nähe mehrfache reizende Miniaturbildchen, die in den romantischen Zeiten des Tages ihre liebliche Stellung hatten.

Die Tanne, die vom Schachrobat allein einen bekannten Platz hier beanspruchte, war ganz in die Betrachtung dieses wunderbaren Schauspiels versunken und merkte sich kaum in ihrem Platz, wenn der schwarze Specht über den Fels zu Tal zu sausebte, als krauste er gerade von den Schwer- und Riesenkinder der Sonne. Rolf aber vergaß sie wieder den Arm seiner zu rufen Möglichkeit, sich zu erhalten, und ließ ihre Blicke auf neue freudig und unverwandt auf der Landschaft ruhen. Da sie schlug eine große Zeichenmappe auseinander und begann eine kaum entworfene Skizze mit dem lebendigen, daß in jenem Augenblick sich anderes gestalteten Bilde zu vergleichen. Das sie war sich hatte.

Die Tanne zählte etwa dreißig Jahre älter; gab es für sie manche weibliche Schönheit an weiblichem Morgenbeleuchtung und einer reizenden Morgentoilette, den runden Sterbhut auf das am weißlich aufgelöste braune Haar gedrückt und mit einer Blumenschnur um das Kinn befestigt, erkannte man in ihr eine jener weiblichen Wesen, die trotzem ein perlicher Hauch, der über der ganzen Erscheinung liegt, weniger die anderen als eine an weiblichem Zartgefühl und reinen Sitten ganz besonders Augen jenen Gedanken ungestört; weitaus reizte. Ihre Jugendung gaben strahlen Schmelz glücklicher Gefühle, die in der Jugend nur in dem Auge bewegenden oder in seinem Lächeln, und wenn auch um Mund und Kinn und um die über denselben emporgezogenen Augenbrauen. Jenen Zügen auch den Schleier so sehr weiblich leuchtet, ein Rund- und schwerlicher Gestaltung, ja ein Ins von Weltverachtung lag, der nur das Portrait eines bergigen Lebens sein konnte, so Mahlte wieder von der weißen Stirn und aus den großen dunklen Augen ein so leuchtender Glanz, wie er nur weltabgewandten und hochbegnadeten Naturen verliehen ist, und bekundete eine edlere Heiterkeit, als sie ein Lächeln oder Lachen auszudrücken vermag.

Es war die Heiterkeit an der Natur und an der Kunst, welche die einsame Wanderin beseelte — Nicole Richer hatte sich ganz der Kunst gewidmet und war in diesem Streben glücklicher als in den letzten Beziehungen, in denen sonst das Glück des Weibes besteht.

Von frühester Jugend an schon hatte sie sich durch die Verhältnisse begünstigt, die sie als Tochter eines Malers und Verkäufers der bildenden Künste geboren werden ließen, mit Ernst Ernst des Landschaftsmalers gewidmet und darin ihren Lebensberuf gefunden. Während ihre jüngere Schwester Valentine immer nur im Kreis häuslichen Kreis der Familie und an der Seite der Mutter blieb, war Nicole der Liebling des Vaters, arbeitete neben ihm in seinem Atelier und begleitete ihn auf allen seinen Wanderungen wie auf allen seinen Reisen, die er im Interesse der Kunst unternahm.

Unter den jungen Leuten, die als Schüler ihres Vaters sich in ihren täglichen Umgang eindrängten, gab es manchen, der für das reizvergessene Mädchen schwärmte, sich ihm zu nähern wagte — Nicole nahm diese gelassen hin wie etwas, das sich beinahe von selbst verstand, und erwiderte wohl auch manches herzliche Entgegenkommen mit warmer Freundschaft; aber damit war es jedesmal vorbei, wenn sie bemerkte, daß derjenige, dem sie vielleicht entgegen schritt, nicht damit zufrieden war, seinen tiefen Empfindungen ihres Herzens, weil gar die Absicht auf ihre Hand begehrte. Dann lachte sie ruhmvoll den Unglücklichen aus, der seine Wünsche so weit erstreckte, aber wenn es ihr doch einmal recht ernst war, gab sie ihm die freundliche Erklärung, daß sie gar nicht übel sei, ein anderes Interesse zu fassen als das für die Kunst, deren treue Priesterin sie werden und bleiben wolle, und daß auch er sich wohl daran thun würde, alle anderen nutzlosen und schlechten Dinge sich aus dem Sinn zu schlagen und sein Leben, sein ganzes Denken und Trachten allein der Kunst zu weihen. Wer nach dem Herzen greife, suche nicht auch noch mit der Hand hier zu werben. Und zeigte sodann sie einen jener

Briefe unbeantwortet und schob sie wieder in das verborgene Fach ihres Schreibtisches. Wie deutlich sie auch fühlte, daß sie ohne Vera nicht glücklich sein konnte — daß sie mit ihm unglücklich werden mußte, fühlte sie nicht minder deutlich. Wie mächtig sie nun auch selbst in ihren Empfindungen, in welche Kämpfe auch ihr Herz mit ihrem Verstand verwickelt war — : das Eine Versprechen gab sie sich endlich: sie wollte abwarten, was Vera, was das Geschick über sie beschließen würde, sie selbst wollte keinen Schritt thun, eine neue Entscheidung herbeizuführen. Liebte sie Vera wirklich, schlug er sich nicht aus seinem, sie zu verlieren, dann würde er auch noch den Versuch machen, sie wiederzugewinnen, und dann — aber auch nur dann — konnte sie ihm vergeben, wollte sie ihm wieder und für immer angehören!

An dem, was sie in sich selbst gelebt, hielt sie mit unerschütterlicher Gewissenhaftigkeit fest. Als nun Wochen auf Wochen und Monaten nach Monaten vergingen, ohne daß ihr geheimer Wunsch sich erfüllte, da bemächtigte sich ihrer eine tief leidenschaftliche Stimmung nach der langen, täglichen Hoffen und Harren. Immer hatte sie sich gesagt: es ist recht gut, daß Vera nicht schreibt, nicht kommt, das unselige Band wieder anknüpfen — daß sie es auch gar nicht erwarte; sie könne ja seinen Weg, seinen Egoismus, weiß ja, wie wenig es ihm darauf ankäme, ob noch ein Mädchen mehr durch ihn unglücklich gemacht werde — vielleicht habe er sie schon vergessen in den Armen einer andern, vielleicht sei er ihr längst schon untreu geworden, als er jenen letzten, kalten Brief an sie schrieb, und mit ihrer abweisenden Antwort habe sie nur seinen Wunsch erfüllt — das alles sagte sie sich und machte dennoch jeden Morgen mit der Hoffnung auf: Vielleicht kommt heute eine Nachricht von ihm! und legte sich jeden Abend mit dem Seufzer nieder: Wieder ein Tag verloren und keine Botschaft von ihm!"

Endlich konnte es nun für die nächsten Wochen genug vorzubereiten, daß sie sich noch in der Nähe bei der Asyl Leitung Vera's aufhielt — dann hatte sie erklärt, nach Rom zu gehen, und reise auch dahin. Aber die Direktrin schrieb ihr daß alle Monate und hatte ihr schon manchen Brief gebracht, der sie für bei ihr angekommen war. Auch Vera konnte seinen Weg, und wollte er ihn nicht kennen, so wußte er, daß der deutsche Professor und Maler Buchmann Alcinens Lehrer war und daß ein an ihn gerichteter Brief sie sicher erreichen würde — und wann überhaupt hätte es denn jemals einem Liebenden an Mitteln und Wegen gefehlt, die Geliebte zu finden, sich eine Nachricht von ihr zu verschaffen oder sie selbst kommen zu lassen?

Alcine war nicht zum ersten mal in Rom. Sie war vor einigen Jahren mit ihrem Vater dort gewesen. In den ersten Wochen hatte sie an seiner Seite alle Kunstschätze gesehen, war seine Begleiterin in die Ateliers vieler deutscher Meister gewesen, und in dem Künstlerkreis, der sich dem Namen ihres Vaters gemeinschaftlich öffnete, hatte sie schöne Tage verlebt. Aber nicht lange währte diese glückliche Zeit. Richter, der eben viele Mühe zur Erholung unternommen, weil ihn Kränklichkeit nahezu schon von der gewohnten Thätigkeit abhielt und er von Italiens wärmerem Himmel Stärkung erwartete, hätte freilich dann nicht das römische Klima wählen sollen. Eine jener gefährlichen Fieber, die Rom der nachbarlichen Sümpfe wegen in Sommer hat, überfiel ihn und machte nach kurzem Leiden seinem Leben ein Ende. So ward auch ihm wie vielen andern deutschen Künstlern ein Grab in römischer Erde! Während er krank lag und nicht minder, als er starb, fand Alcine namentlich durch Buchmann und seine Familie den liebevollsten Beistand. So war sie damals freilich im tiefsten Schmerz und nur voll trauriger Erinnerungen an die Ewige Stadt in die nun dreimalige Heimat zurückgekehrt — aber jetzt, wo ein nicht Nennbarer, nur ein viel bitterer Schmerz in ihrer Seele war, da zog es sie wieder mit tausend Banden nach Rom, gerade um dieser Erinnerungen willen! Konnte sie irgendwo die verlorene Ruhe finden, sich wieder zu künstlerischer Thätigkeit emporraffen, so schien es nur dort ihr möglich zu sein.

Gleich am Tage nach ihrer Ankunft suchte sie das Grab ihres Vaters auf; daß es nicht verfallen werde, hatten deutsche Künstlerfreunde mit kameradschaftlicher Treue gesorgt und es mit einem Stein aus weißem Marmor geschmückt, der den Namen des Malers bewahrte. Tief hatte sie zum ersten male so recht aus vollem Herzen geweint. Aber wie es sich auch noch gleich, wie freundlich sie auch die Familie Buchmann empfing, in deren Nähe eine eigene Wohnung zu suchen sie auch noch gleich — denn sobald als unabhängig machte sie entgegen sich aufhalten — wie bereit man auch war, ihr alle Erleichterungen

Hofleben zu folgen, die Berliebe zu schaun, so wie
man auch der Künstlerin und Tochter einer Kunst
lerin viel Achtung und Pietät entgegenkam — in
ihrem Innern mochte die unklare Ahnung einer
Existenz nur doch so gestimmt auch nicht ganz
aufgegebenen Liebesglücks — alles heutige Leben
hier in der nächsten nur mit ihm selbst wenn
auch die Liebe zur Kunst, durch die Begeisterung,
erhabe die Achtheit zum eigenen Schaffen.

Er hatte sie seit ein Jahr ängstlich halb im
Fremden, halb in innigen und Vergnügungen zu
sehen, ob sie mit Kunstgenossen übereinstimmen lebten,
sie wurden in Abstimmung und Benutzung der
Gesellschaften ohne Genuß und ohne Betrieb ge-
nießt, daß ihre Natur noch viel weniger gemacht
sei als jene Anlagerung — so endlich kam die
glückliche Lösung in einem Briefe der Frauen
rund, die ihn unter anderem schrieb:

„Endlich war auch Ihre Cousine hier. Ich
möchte sie und kennen wünschte, obwohl wie es
doch als ganz Fremde gleichsten waren.
Sie ist verständiger; aber da ich seinen Ge-
in der Fremdenliste gefunden, erinnerte ich
an Mann, Bekanntgungen über ihn einzu-
ziehen. Sie erfahre ich denn, daß er seinen Ge-
schäftsort verlassen hat und als Artis
mit der reisenden Künstlerin Pauline L. nach
Paris geht. Die Künstlerin ist schon jetzt eine Heroin
Laune und verweist allen Männern Ihren
Verband; Cousine aber ist der Legenmäßig-
Ellaire, denn eine andere als diese Zeit
hat doch seines von allen diesen Naturen
emancipirten Arten wagen einzunehmen
diese Männer! Heute ist es dornröschen
Pfeil, morgen eine Künstlerin, übermorgen
Fremdenliste Künstlerin ihr Ideal! Fehlen es
gentlich der Mühe, verwandelt an Gyn-
en zu hängen, die einzige die noch vor
ist und? Sich und andere zu langweilen
Natürlich einer artistischen Herrin über
Frauen einer unerschöpfbaren Charakterin
ich unter allen Umständen als ein so
ersten, sehen ich mich nicht auf die Frauen
machen möchte!"

Einzigen Blick wirkt sie mehr als die
Worten, wenn es nur gerade die rechten
ist — es ist der Pfeil des Schützen, der
seinen Punkt des Schicks trifft, der
rechte Knabe des Sprichwort Natur, in
Leben kann! Niemand Fremden Laune
unmittelbaren Persönlichkeit ist der Mensch
von die Künstlerin und dem Künstler
von Unzufriedenheit und Neue. Schmiegte und
Unruhe zu erleben, war alles vergessen, was
in seinem Kreis von Gewohnheiten und Pflichten
lage. Freiheit und Ungebundenheit zu haben war,
da hatte Mariens weiblichen Sorge, ihre Kunst
begeisterung, in ihre Pflicht als Künstlerin und
sammelten verlachen, um sie wieder aufzubauen und
zu neuen zu machen, was sie vermocht war. Alles
da hatte das Wort „langweilig" noch nicht eine
entsprechen. Langweilig! Das war Ärgerlich weil
es und in der Verbindung, in der es fallend,
am meisten. Eine solche langweilig sie nicht!
Sie hatte Gründ für sie als der Handlung einer
verachtenen Natur gefunden und gewiß war ihm
der Art seiner Bildung auf seinen Verhältnissen
nicht zu sie so arm, so verlassen, so erfüllt
war sich ihm so in Schein, daß es der reichen
Künstlerin lange vergessen hatte, erst sah es,
wenn es in noch an sie dachte, sich glücklich priese,
daß sie ihm selbst den Schwarz entbunden, seinen
treuen Halten ihm um noch neue Abenteuer zu
suchen haben würde.

Auf die rechte Art, wie sie sich in seinem
Unterwerk einer schwankenden Natur zu sein
gelegt hatte. „Sich selbst zu langweilen, in einer
Überfluß — andere zu langweilen, die sich
suchen!" Nicht! Lieber wollte sie sich aufraffen
und tausch handeln!

Eine solche Möglichkeit zu machen sie mit der
der eigenen Energie alle langen gleichgültigen Arbeit
den machen sah. Sie wußte einen großen Handbuch,
diesen Mannigfach hat Gesetz einer Natur war
Mannigfaltigen seiner und Pflicht, und so es vollendet
war, machte es die Kunde durch viele Bücher
langen und beschäftigte ihren Ruf.

Was sich gerade so machen, was Neue ihr
bot, mit vollem Bewußtsein! Was sich war sie
wurde sie reichsten und empfindsamste Künstlerin,
die sein schönes Talente und ihr Glück kannen
als ihre Kunst.

Sie wurde nun sich zwei Jahre vergangen
Sie hatten Mariens wie Heimweh nach einer
ihren Leben und fremden Frauen, nach freudigen
Erinnerung von Bedeutsamkeit, von allem und einem
freudigen Erlebnis. Ob gab auch so viele Bilder
von ihr und Italiens Schönen und schönen Orten
mit Achtung — aber sie machten wieder alle
Erinnerungen und freudigen Gedanken in ihr auf
und sie reichten ihr wieder eine Verbindung
zur Vaterstadt, wenn sie nicht auch ihre Kunst
leisten Verbindung wären. Sie dachte sie denn
einen plötzlich von Rom auf und so konnte sie

[illegible] beim Beginn des Frühjahrs am Vesuvius, [illegible] Uhr so [illegible] daß sie den Sommer über hier zu weilen beliebten. Jetzt wohnte sie im Schachenbad und [illegible] auf dem Hornisgrinde den Sonnenaufgang.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Von Dresden nach Sicilien.

Von Th. Mundt.

IV.*)

Als wir Palermo und endlich selbst den prachtvollen Monte Pellegrino aus dem Gesicht verloren hatten, schweifte der Blick an den Küsten der Nordseite Siciliens hin, welcher entlang wir nun fuhren, diesen herrlichen Buchten und freundlich blinkenden Städten mit Türmen, immer denen die schattigsinnigsten Berge sich erheben, die zuweilen im steten Zurücktreten denselben an der Nordseite des Golfes, über die Vorberge hinausragenden Kegeln die leuchtenden Schneekuppen wechselnd hervorsenden, welche vom weißen Haupte Trinakriens in die mattblauen Abhänge herabfließen. Bald wechselte sich das Ufer im Vordergrunde bei den tiefen hineingreifenden Einbuchten ab, wie sie auch genannt werden, Arabischen Inseln, zwischen denen und dem Festlande das Schiff dahinglitt. Schon der klangvolle Name verwundert daran, daß man jetzt in den östlichen Sagenkreis der Odyssee kam, welchen manche Erklärer die schwimmende Insel des Aeolos, welcher den vom den verschlossenen Winden geschwollenen Schlauch in das Schiff des Odysseus bannt, ihn selbst aber mit dem Hauch des freundlichen Westens entsendet, an die Westküste von Sicilien legen. Näher und näher sahen die Berghöhen sich heben, deren Abstufungen, jenen Aufstiegungen des Hymettus in Griechenland, denen auch eine Weile war es, als wandten wir gewissen auf das gegenüber, welche der Meerenge von Messina am nahen Absturze gegenüber, Skylla (Scilla) hin, wo an dem weit in das Meer vorspringenden Felsen (Scoglio) oft mächtig die Stürme toben und insbesondere bei starken Nordwinden den Segelschiffen die Durchfahrt aus der Meerenge unmöglich machen. Wir Skylla ist, so kann Odysseus sie, der auch so gründlichen Meeresnatur, nicht von ihm; denn

[illegible] lagt in ihren ein aber, zum Sprichwort gewordenen fabelhaften Wesen einen anderen Felsen

*) Letzte Mitteilung, gehalten in der Gesellschaft „Minna" zu Dresden am 20. Januar 1863.

kennen. Kaum hatten wir auch um die östliche Spitze von Sicilien, um das Cap Peloro, neben Thrinakia und schon den weiten Arme entgegenschimmern, stürmisch in die Meerenge eingelenkt, so rief alles auf dem Schiffe: „Die Charybdis!" Kapitän und Steuermann gingen doch heute selbst an ihrer Pfeife; denn obschon das Dampfschiff fest und leicht den Strudel durchschneidet, in welchem einmals mit Tausende von Ruderzügen umgingen, so „weiß man doch nicht, was er thun kann", sagte der Kapitän. In einer Breite etwa von vielen Minuten im Durchmesser wirbelten in engern und weitern Kreisen mächtig rauschend die Strömung mit so hoher Lichtheit sich erhebenden Wogen untereinander hin, [illegible] es das zwischen den Kammzellen befindliche Wasser sichtlich höher als an andere Stellen war. Der ganze Strudel mag, von oben gesehen, viel für Aehn einer vollen Rosenblume haben, nach welcher man ihn denn auch im Italienischen Garofolo genannt hat. Sicher mögen unterirdische Kohlenformationen diesen Wirbel des Meeres verursachen, aber sollte es wirklich der Fall sein, daß, wie eine [illegible] Vermuthung gesagt hat, an dieser Stelle Reste von Palast gespült würden zur Nährung der heißgierigen Meerungeheuer? Wir überlassen künftigen Männern das Urtheil über diese Hypothese, müssen aber wenigstens gestehen, daß, wie viele Bedenken ihr auch entgegenstehen mögen, sie doch etwas Poetisches besonders mit in den Umstande hat, daß hier Ort wie in der Nähe jenen jenen heißen Aeolsinseln, nahe bei den immer rauchenden, immer thätigen Inseln Stromboli u. s. w. und ganz nahe bei den ehemals und in entsetzlicher Weise vom Gott erschütterungen heimgesuchten Städten Messina und Reggio liegt. Noch muß ich bemerklich machen, daß, während unser unsterblicher Schiller, welcher bekanntlich das Gedicht „Der Taucher" [illegible] verfaßt, sagt:

Der König wirft nun den Becher
Der Krone, die schon auf dem
Grausenden ist in der unendlichen Tiefe.
Den Becher in den Abgrund [illegible]

die Schlußzeile [illegible], streng genommen, nicht richtig, daß dagegen der Dichter Homer die Charybdis genau beschreibt, wenn er [illegible] (Odyssee XII, Vers 104) die Worte den Odysseus [illegible] läßt:

[illegible] daß [illegible] Felsen, der [illegible] sagt, [illegible] Gipfel erhebet, daß [illegible] und [illegible] erreichen [illegible]

Daß aber diese Stelle [illegible] und [illegible]

die dreißigjährigen Kinder des Heiles erinnerten, welche jauchzend die ehernen Geschütze des Cäsarius schleppten: „Darauf nahm ihnen dieser den Tag der Jugendlust."

Als wir nun an den Fuß der Höhe gekommen waren, auf welcher wir die Ruinen des Amphitheaters gesehen hatten, stiegen wir ab, während der eine von uns im Wagen blieb und auf der Straße unter den Ästen am Meere hin nach dem jenseits dieser Höhe gelegenen Dörfchen Ghardini fuhr, welches, wie auch einem Hain von Orangen, Limonen, Oliven und hoch emporragenden Palmen weit den Namen „Garten" verdient. Wir wanderten durch eine Pergolalaube hinauf, anfangs in heimatlichem Gefühl an einem massiven Pfeiler, an welchem Nachtigallen schlugen, welche in diesen Gegenden beide Monate lang singen sollen und die in diesem milden Klima eines alt bei uns müßen mögen?) weiter hinauf kamen wir an Felsen und Mauern vorüber, an denen viele Aronstäbe, Orangen, Limonen u. a. wuchsen, auch hier und da am Gemäuer, gleichsam nachlässig, wie bei uns einen Holunder und Flieder, hingepflanzt: Granatäpfel mit Blumen brennenden Kelchen und hier und da angepflanzten Bäumchen, welche von den Einwohnern gern gegeben werden und ganz die Form haben, welche man auf den Bildsäulen unserer Feuerwerker findet. Angelangt auf der Höhe, schauten wir nun in das Becken, das sich von hier viele Meilen weit bis zum Arno hinzieht. Auf dem Wege zum Aussichtsturm trat jetzt aus einem Hause ein Mensch mit zwei Frauen und einigen Kindern. Bald kamen wir in ein lebhaftes Gespräch, da er Fremde und recht gut und gern Italienisch sprach. Der schwächliche Mann, der noch in den vierziger Jahren stand, gehörte auch zu den am Abhang gebauten Landern wohlhabender Gastwirte und Weinverkäufer und den am Fuße am Gebirge wohnenden Tagelöhnern verschieden, die wir schon natürlich höheren Knechten, als hier in und kommen, eben so reiche Plätze Hunden und durch die engen, schlechten Straßchen, welche auf dem steilen, von großen Pflastersteinen unebenbrechen Abhange ruhen, einen gar freundlichen Anblick bieten. Der Mensch zeigte uns alle Teile des beschwerlichen, gefährlichen Weges und sagte einmal: „Ach, wie glücklich wir sie, ernsthafte Menschen, daß sie hier reisen dürfen, die Menschen nur ihrem Werke zu schauen, weil selbst am Weg und Rast!" Und als wir, am einer Ecke hingerast, allein waren, fragte er zutraulich: „Was sagt man denn im Auslande vom Papste? Wird er bleiben?" „Je nun", erwiderte ich, „das geistliche Regiment über seine Kirche wird ihm niemand nehmen, ob er das weltliche behalten wird, das weiß man nicht." War seinem Herzen diese Antwort doch vielleicht nicht genügend? Auf der Galerie nun, wo einst die obersten Zuschauer saßen, hatte man eine Aussicht, von welcher mit Recht Goethe sagt, „daß wol nie ein Publikum im Theater solche Gegenstände vor sich gehabt hat". Entschlossen, am folgenden Morgen vor Sonnenaufgang wieder hier zu sein, weideten wir noch eine Weile Aug' und Herz an diesem ganz einzigen Publick und gingen dann auf jetzt gebahntem Wege zu der auf halber Berghöhe liegenden Stadt Taormina herab, während einst Goethe, von dort den geraden Weg durch die Gartenwände sich bahnend, von einer Agave der andern in die Arme gewiesen ziemlich verdrießen unten angekommen war. Als wir die jetzt fanden, auf weniger als das Jahrhundert von ihrer einstigen Größe zurückgekommene Stadt pochen hatten, fanden wir kurz vor Giardini unsern Freund, der das Maß hinaufgeritten war Nachrichten, bei dem die gute, die junge Hebamme, nicht schlecht durften, und Peters behagten uns weitlich. Auf einem Gange an der Hinterseite des Hauses sah man hinein in die Orangengärten, wo einst, auf Orangenblätter Papier, Goethe den Entwurf zu einem Trauerspiel: „Nausikaa", gemacht hatte. Allerwohl, bis um 3 Uhr, als unsere Thiere zum Ritt bereit standen, Se. Hochwürden, der Herr Pastor des Orts, bei dem wir, wie die Reisenden dort gewöhnlich, eingekehrt waren, mit dem runden Hute auf dem Haupt und einem großen spanischen, mit silbernem Knopfe prangenden Rohre in der Hand herauskam und sich vor uns auf die auf den Tisch gelegte Rechnung hinlegte; die Rechnung war, wie bekannt, selbst aus Büchern bekannt ist, hier betrunken hoch, darum kam auch hinter ihm die alte Haushälterin und ein Dienstmädchen und ebendrein noch der Hausknecht mit in die Stube, wahrscheinlich ihrem Herrn zu helfen, wenn er Lohn geben sollte. Nachdem die Herrn die Unannehmlichkeit geschlichtet hatten, brachen wir an diesem in seiner Art größten Morgen meines Lebens, Freitags den 13. Juni, auf.

Der ganz volle Mond ging eben hinter dem Aetna zur Ruhe, die Sterne, namentlich der leuchtend hehre als je bei uns, schauten Bilder des Herrlichen und Schönen strahlend in unsern

Glanze über dem Meere, und die Pracht zu voll-
enden, war der Morgenröthe beigesellt worden.
Da die Dämmerung in jenen Gegenden kurz ist,
so beeilten wir uns, noch eine Weile vor Sonnen-
aufgang an dem Amphitheater zu sein. Der
Gedanke, welchen man schon erwartete, führte uns
in den auf steiler Höhe über dem Meere erbauten
Pavillon, von welchem man eine völlige freie
Aussicht hat. Unser erster Blick ging natürlich
nach dem Aetna hin. Bald prangte sein schnee-
bedecktes Haupt in rothem Lichte, welches sich
allmählich tiefer den Berg hinabzog. Nach einer
Weile schien unverkennbar die Sonne selbst an
seiner Spitze, danach an den nach ihm hin ge-
lagerten bebauenden Bergen; bald darauf auch
Malta an unserer Seite im Morgenglanz, dann
wir noch näher, einige niedrige Küstenberge, wo
Friedrich II erbaut, und endlich breitete sich
die Ebenen des Tages leise über die Gebirge
Calabriens aus, lockte die tief- und violettblauen
von uns liegenden Thäler zu erleuchten. Da
standen wir nun, im Süden, Südwest und Süd-
Ost weit, bis fast an unsere Aetnahöhe ägeische
Inseln, Rom, etwa bis unter die flach naturgrüne
Küste von Italien; im Osten die Abruzzen, unter
denen die Mündung von Metapa sich hinzog;
näher an uns heran der äußere Theil des großen
um den Kessel hin rein und vollständig übersehbaren Berges mit
den im Westen von ihm liegenden fruchtbaren,
schönen Städten und Burgen. Das bei weitem
Merkste aber bot man der Blick nach Westen.
Auf halber Höhe lag terrassirt Taormina, in
seinen noch höheren Gebirgen aufgethürmten Gebäuden
und tiefern Natürlichen Ruinen, aber über
Acis und bis zum Aetna hin höhere Berge und
Felsmassen, unter Taormina in den am Meere
etwa halb Meilen langen, ziemlich fruchtbaren,
reichbebauten Boden Giardini und über den
dahinter hingestreckt bis in langer Linie nach dem
Meere hin zur Höhe von mehr denn tausend Fuß
aufsteigenden Aetna. Deutlich konnte man von
dem hier Vorgenommen die Fruchtbarkeit, die mannig-
fache Art der Abwechslungen. Trotz ich man, noch
weit über das vorbeschriebene hinaus, die Kultur
schwerlich höher in der im Juli verschwenderischen
Pflanzen von Sorrento. Den Aetna zu besteigen,
wurde, ungerechnet die gewaltigen Strapazen und
beträchtlichen Kosten, von hier aus und zurück
wenigstens 4 Tage unserer kurz bemessenen Zeit
in Anspruch genommen haben. Aber es war
uns hätte nicht gewundet, in seinen Angesicht
auf dem Aetna zu stehen, von dem alten Berichten
vielfach exaggerirte Schauspiel zu haben. Beim
Aufgang der Sonne den riesigen, an 2½ deutsche
Meilen langen, scharf abgegrenzten Schatten der
Pyramide des Berges über die Insel hinzeichnen
zu sehen und zwar alle, bis die Spitze auch von
seinem Strahl wie hinweggehoben in die Wolken? Das
war alle die unglaublichen Mühe, welche sich die
Phantasie den Himmel erkämpfen wollten. Jetzt
ist den vom Blitz niedergeschmetterten Gabrielens
matt, daß er noch schwach vor Mühe Arme und
Klauen gen Himmel hebt. Wir haben nur wenige
Tempelreste am Fuße des Berges; aber wie
unvergleichlich muß der Anblick sein, hier von
den großen Tempelruinen weit genug entfernt, einen
Aufblick die Pfeiler zu schauen, vergleichen in
den heiligen Lebensräumen viele gewiß sind,
namentlich bei dem Jahre 1669, wo der Aetna
ganz Berge von Lava und Asche, die Mauern
riß, welche wir deutlich sahen, an seinem Fuße
aufthürmte. Wie schwer schien es sich von hier
Aber Dank dem, dem gütigen Schöpfer und
Lebner unserer Seele, der uns Menschen das
Maß der Erkenntniß gewährte, die oft sicher ist,
als das von der Höhe des Gegenstandes wie über-
wältigte Herz sein Maß ganz zu fassen vermag.
Wie wir den ersten Schritt von der Höhe thaten,
rief ich: „Fürwahr, der erste Schritt auf dem
Rückwege, aber Heimwärts und Gott sei Dank
dem Gebirge!“

Eine Schwester.

II

Schon wir aber gut wieder nach den langen
Tagen, so wollten wir uns Katarina und Rosalie
in der Stadt und Veit Hahn mit unserem alten
Fellenzeuger, der, etwa einer Viertelstunde von
ihrem Hause entfernt, sich am Abhange einer
Schlucht befand, wo den Berge so Garten von
dem naturgewachsenen Hügel trennte.

Er war trotzdem gegangen, um nicht zu Hause
mit uns nicht gesehen zu werden; denn kaum war
sein Fuß gesund an der ziemlich entlegenen
Stelle und in der Arbeit Verabredungsbrote konnten
sie nicht bemerken, da die Arbeit einer Art Fuchs
bildeten, in welche sie sich zurückgezogen hatte.

In ihrer Nähe, auf dem Hügel, der von
der Landstraße zu seinen Füßen begann und
schlängelnden Fußpfaden und die Ruinen des Fuch-
Gutsherren stürzenden Kreuz von Palmenäle, an

Schritte der heraus schnell sich krümmenden Frauengestalt. Unter ihr lag ein Theil der Stadt, in der schon jetzt das Leben geräuschvoller zu werden begann, und zu ihren Füßen dehnte sich weiter ein Theil dieser Stadt auf den Hügeln aus, mit schlichten Häusern, gleich dem übrigen, aus Bruchstein von Bauern wie sie.

Dann konnte man den Leuchtthurm erblicken, das Wunder Afrikas, welches unsern von seinem Fuß im Meere Ruinen, und einen Theil der Befestigungswerke der Hafenseite, und in seinem Hafen selbst Hunderte von großen und kleinen Schiffen, von welchen eben jetzt einige der größern mit mächtig geschwellten Segeln und gerichtet vom Land wandte Bugspriethörner in die weite See, in ferne, fremde Länder.

Trunken aber lag Genua's unendliches Meer, groß, unermeßlich und erhaben in unendliche Ferne, funkelnd und glänzend in allen Farben, wie der Abendhimmel mit seiner Pracht seiner Welt gezeigt hat, um sie die Größe der Schöpfung zu lehren, und sie mit dem Bewußtsein durch die unendlichen Räume, Repräsentanten der Pracht, Verkünder seiner Herrlichkeit.

Und wo nicht der Anblick des unbegrenzten blauen Himmels sie der Erde und gleichen Farben prahlt schwindet, dahinten dort Inseln des Meeres sich in den Wellen, unterm sie ihnen ihren Glanz schenken und sie hold anblicken lassen wie funkelndes Gold oder blinkendes Silber, oder sie schwärzten mit der Farbenpracht des Smaragds und des Rubins.

Aber das junge Mädchen? Blickte es hinaus in diesen Reichthum, in diese Verschwendung von Pracht und Herrlichkeit? Entdeckte es, wie es die Pflanzen so gern thun, inhalte es über der Schönheit seines Vaterlandes?

Die arme Aria sah nichts von alledem. Sie kauerte auf dem dürftigen Boden und hatte ihr Haupt verhüllt mit ihrem Umschlagetuch. Sie war tief bewegt; sie schluchzte nicht; an dem krampfhaften Zittern ihrer Glieder aber konnte man sehen, welch einen gewaltigen Kampf sie mit sich selbst kämpfte. Plötzlich sprang sie auf und enthüllte ihr Haupt. Sie war entschlossen und schien um Jahre gealtert in wenigen Stunden; dann faltete sie die Hände und blickte nach der Stelle, an welcher die verschwundene Hand lag. Feste sie? Aber der Vertrag, den sie schloß, der Schwur, welchen sie erneut hatte, war ohne Zweifel selbst ein Gebet, das aus dem edelsten Herzen floß.

Sie hatte Antonio geliebt mit dem Herzen einer Mutter, das zum ersten mal eine reine Neigung empfunden. Und dieses Herz durchdrangen das heiße Blut einer Tochter des Südens, die sie war, die niemand Rechenschaft zu geben brauchte von ihrem Handeln als Gott und sich selbst.

Aber sie hatte ihrer Liebe entsagt, so sie hatte mehr gethan als das, sie wollte weder ihre Schwester noch Antonio ahnen lassen, daß sie eine Neigung gehabt für ihn.

„Er schwankte", hatte sie zu sich selbst gesagt, „er soll nicht länger schwanken! Er soll das Kind lieben und glücklich machen und soll nicht wissen, daß ich —"

Sie barg ihr Antlitz aufs neue und verhüllte ihr Haupt.

Wißt ihr, was es heißt, dem Geliebten verbieten, daß man ihn liebt? Was es heißt, sich gleichgültig stellen, während man ihn anbetet? Und das alles unter den Augen einer Nebenbuhlerin, selbst wenn diese Nebenbuhlerin eine Schwester ist?

Die Feierlichkeit in der Liebe ist eine Erhabenheit des Gemüths; die Heuchelei in der Liebe ist eine Gewohnheit der Menschen, aber das Entsagen ist ein Verbrechen des Engels.

Ach, die arme Aria wußte nicht, daß sie einem Engel gleich handelte; sie verabscheute auch keineswegs dies an ihm, aber indem sie sich jetzt wieder aufrichtete und ihre Thränen trocknete, schwur sie sich einen theuren Eid, über dem Glück ihrer Schwester zu wachen und — über dem ihrigen: und vielleicht gab ihr das letztere, ohne daß sie sich dessen bewußt war, einen mächtigen Trost.

Dann schritt sie muthig und keß dem Hause zu, laut ein Lied trällernd, als sie näher kam; und als sie eingetreten war, grüßte sie mehrmals und heiter und schaute sich an, den unvermeidlichen Paragoether zu bewirten, dessen Stunde gekommen, da die Sonne bereits sich in die Wogen gesenkt hatte.

Als spät am Abend Antonio nach Hause ging, hatte er den Schritt und die Manieren eines Menschen, der endlich mit sich ins Reine gekommen ist und zugleich die Ueberzeugung hat, daß er sich auf dem besten Wege befindet.

„Was war ich für ein Thor", sagte er, „daß ich nur einen Augenblick an diese kalte und gefühllose Aria denken konnte! Während ich sie zu beneiden kommen, blickt sie auf den Bergen umher, weiß Gott, welchen Geschäften oder welcher schma-

[illegible] morgen? Es ist ein Nichtsnutz, weiter nichts. Mrs. Caroline ..."

Er begann zu schwärmen, und noch ehe er sein schweres Haupt in der Almosenkiste stützte, kannte sein Gesichtchen sich.

Miß Caroline heißt, so war sie gegen ihre Schwester weiter kalt und herablassend aber gütig, aber es lag ein wenig von Mitleid in ihrem Benehmen. Sie hatte mit dem Instinkt einer Mutter bemerkt, was in dem Herzen Antonie's vorgegangen war, und wußte sich in seinen Traumen. Nur Veit nahm sie sich absichtlich vor, zu bringen. Sie kann bei uns wohnen, rechte sie, und die Handarbeiten besorgen. Es kann ihr nicht, daß sie eine Waisenzeit bleibt, wenn sie die Frau einst reichen Mannes ist.

Veit brachte endlich ihre Schwester zu Bett wie sie es gethan, als sie noch ein kleines Mädchen war, und wenn sie sehr gelitten hat wie in jener Zeit, so hat verlangte Nachtruhe sie darauf die kleinen häuslichen Geschäfte ordnen hatte, die noch zu besorgen waren, trat sie ans Fenster.

Der Mond warf sein volles, kalt Mondenlicht über die Stadt, und der ruhige Glanz Nacht und tiefe Waldeinsamkeit an die Thürmen.

Im Hafen und draußen auf der See spielten die Strahlen des Mondlichts mit den Wellen, weniger prunkend als weiter die Sonnenstrahlen, und kindlich mit den Schiffchen. Die unter dem Hauche des leichten Nachtwindes über die See dahin, schaukelnd und weiterschreitend in den weißlichen wundersamen Nebeln.

Veit hatte nicht ihr Haupt verhüllt wie vor einigen Stunden vor unter den Fenster, aber sie blickte draußen nicht auf die Stadt unter sie und nicht auf das Meer und die nächtlichen Reihen der Seefahrzeuge. Sie sah nach der Almosenkiste lange, lange Zeit. Dann fuhr sie plötzlich rasch mit der Hand an ihre Brust, sie schien zu fühlen, als habe sie einen jähen Schmerz empfunden, aber sie stand dann tief auf, tief und lange Athem holend und stützte, wie man es manchmal bei ähnlichen Gelegenheiten thun hat, auf Tante — dann suchte auch sie schweigend ihr Lager.

Wenn Antonie sie so beobachtet hätte, wäre es vielleicht auf den Gedanken gekommen, daß diese Schwester auch ein Herz in seiner geheimsten Tiefe besäße; aber er sah es nicht, denn lag in seinem schweren Traum in der Almosenkiste, sich schlummernd und gewiegt von traurigen Träumen des Glücks und der Armuth.

Die schon viele Thränen, welche sie nicht immer vergießlichen, bei vielen Armuthen in der That in Verbindung gestanden, denn wir auch einige Momente später auf die Haidenka des Frau Antonie begleiten, welche diese letztere seine ganze Zeit gehabt hatte, um der Alltäglichkeit mit sie anzuknüpfen.

Es gibt Haidenka in Hülle, welche schlicht über die Lebensspanische Thüre entragen. Leute, welche nur von angebrannten Leben schaut, was hinlänglich die Gebäuden hoch verschlossen ist, aber auch zugleich bedauernswürdig nur den Inhalten, die unsere Nachbarn hören, gleicht einer Arbeit und Liebe von diesem Gebäude bekannten sich in Verwandtschaften, die Bedienungen der Mannschaft und der Jugend, z. B. der Knechte, Schuppen und andere Unannehmlichkeiten. Die mere Männer und andere abenteuerige Dinge Fabrikmann kann, hingegen sind trauern, wo dem Gebäude, ausgebrannt Arbeit, die das hochsinnige Herz tragen, trotzdem sie auch nie gelingt war den Gut; eine Tante, bei welcher unsere Hausbesitzer das Wasser im Monat zusammenlaufen, während die Agentschaftsmacher zerstreut die Kapitalisten und nach der conversationellen Physikerklärer tragen. Endlich sieht sich durch alles das eine bekannte Art, die Arm eines von den Gesellschaft Frauenzimmer Klasse, die wollte, an Hängige Seite der Ordnung, den man aber gewöhnt hat im Kaufhause und in Kaufmannsstuben gewonnen. Zeitschrift in taugen Kinder Mann und Menschen, nämlich die Schöße, auf die man in letzteren Kästen Wagen sieht, die aber Putzen von der Straße angeben, getrieben und manchmal gemacht wird für die Weihnachtszeit, die jetzt im Flusse ist, einen ehrlichen Betrug zu sichern.

Man weiß auch nicht ein wenig an einer wohlschaftlichen Theorie verlorene Angabe und leicht verstehen, da wir, mit zwei Worten, eine ganze Kunstgattung zu schildern versuchen, welche die Armchaften Ehrlich repräsentieren; aber wir können unserm Antonie auf seinen jungen Jahren nicht zumuthen, jene Zeit der tiefsten Schmerzen und der seligsten Täuschungen auf einer solchen niedrigeren Haidenka zu bringen.

Die Person, auf welche Antonie seine junge Jahre lieben, lag in einer stillen und ernsten Weise, das Buch der Haidenka war von einigen verschiedenen Angenehmen beschattet; mehr aber Personen wurde von Knappe von Pferde

Thompſon.

Seid Ihr der Notar? Iſt Fielding tot?

Notar.

Miſter Walter Thompſon?

Thompſon.

Wozu die Förmlichkeit? Er hat ein Teſtament hinterlaſſen, zu meinen Gunſten. Ich bin der Thompſon, dem er ſeine ganze Habe, als Erb' und Eigenthum verſchrieben hat.

Notar.

Schritt vor Schritt! Miſcht nicht Alles zuſammen, Sir Walter. Das Teſtament iſt da, aber nicht gültig. nicht gültig.

Thompſon.

Der Wille eines Sterbenden?

Notar.

Sind Erben da. Der Tote iſt noch nicht kalt. Die Leichenbeſchauer ſtellen heut Abend erſt den Schein aus; doch Fieldings Willen in Ehren, die Erben können geltend machen, daß ihr ſeliger Erblaſſer, ſag' ich, Notarius publicus in Briſtol — acht Tage vor ſeinem Ende, nicht mehr im intelligenten Gebrauch ſeiner natürlichen Kräfte oder vielmehr nicht mehr im natürlichen Gebrauch ſeiner intelligenten Kräfte geweſen iſt.

Thompſon.

Fielding?

und Trauerbäumen und die Wände des Hauses waren überzogen mit prächtig blühenden Schlinggewächsen und mit Weinreben, zwischen deren zierlich geformten Blättern die schwer dunkelblauen Trauben von Conegliano glänzten.

Trotz alledem hatte der Zufall so gefügt, denn man hatte vorsätzlich davon gesprochen, Früchte, Trauben zu ordnen, romantisch aber wollte man das Ganze gewiß nicht machen. In einem Lande, in welchem die künstlichen Zustände noch nicht die Herrschaft über die natürlichen errungen haben, sucht man keine Romantik; man gibt dem Herrenhause auf einem Landgute gewiß nicht den Anschein eines Bauernhauses, man errichtet aber keine Eremitagen und künstlichen Wasserfälle, man überläßt vielmehr eine Natur, die nicht vorhanden war, sich im Garten begrünen zu

Man kann diese Pflanzen den Jahreszeiten oder den Nachtemmgängen weisen; so viel ist indessen klar, daß trotzdem die Bewohner eines solchen Landes einen lebhaften Sinn für die Schönheiten ihrer noch unverfälschten Natur haben, sie sich schon dadurch nicht vollständig beraubt hat.

Als Caroline auf der Hacienda ihres Mannes angekommen war, gewiß sie so ein schwärmerisches Entzücken, und während sie abwechselnd weinte und lachte, sprang sie bald an den Fenstern und streckte die Hände gegen das Hochland von Chile aus, welches im Sonnenschein glänzend vor ihr lag, oder gegen die Cordilleren, die auf der einen Seite sich in riesigen Massen zum Himmel erhoben, bald lief sie an die Brust Antonio's, nicht mehr lachend und nicht weinend, aber ihn mit ihren Küssen fast erstickend. Dann musterte sie den Hausrath, der sich auf der Hacienda vorfand.

In dem Hause eines reichen Chilenen findet man Möbel aus Europa, bisweilen zusammenpassend, bisweilen nicht, stets aber theuer bezahlt; und während der Preußen von Möbelgallen auf viele Tage sicht, sie und Europäern alltäglich sind, blicken wir hingegen mit Verwunderung auf die Menge des aus edlen Metallen gefertigten Geräthes, welches nicht selten einer Masse des Spottgeschmeides sich vollständig bedecken.

Neben silbernen Schüsseln, Tellern, Armleuchtern, Kästchen, Messern, Pocalen aller Art, Tafelaufsätzen, Kühlwannen und andern zur Verzierung einer Tafel gefertigten Dingen erblickten wir fabelhafte Gegenstände, deren Bestimmung und ein Räthsel und vielleicht auch dem Besitzer unbekannt ist, und wir begreifen nicht, wie es den Händen der gegenwärtigen Besitzer möglich war, sich in ihren Stuben zu bewegen, wenn wir hören, daß alle diese Schätze nur ein schwacher Abglanz des früheren, vor der Revolution herrschenden Reichthums sind.

Alle diese Dinge waren Carolina nichts Neues, im Hause ihres Vaters hatte, ehe die unheilvolle Katastrophe eintrat, der gleiche Luxus geherrscht. Aber der Preis war ihr neu. Als sie noch ein Kind war, hatten fremde Menschen, scheinend und schlimme Reden andeutend, vor ihren Augen viele silbernen Geräthe hinwegtragen. Als Jungfrau hatte sie ihre Gaben auf einem armlichen, ärmern Tische gegeben — und jetzt! Jetzt war sie, als einzige Braut, wieder im Besitz des gleichen Reichthums! Sie sprang wie ein Kind auf die schwellenden Kissen des Divans, sie warf muthwillig das Silbergeräth durcheinander und entlockte dem wiener Flügel, da sie keine Note zu spielen verstand, gewaltsame Töne.

Wer die Seligkeit kennt, einen geliebten Gegenstand glücklich gemacht zu haben, begreift die Stimmung Marcia's.

Und Recht! Sie war mit den Brautvermählten auf die Hacienda gegangen und hatte überlaß sie die beiden sich selbst und ihrem Glück und nahm sich der häuslichen Geschäfte an, welche jene zu besorgen im gegenwärtigen Augenblick freilich keine Zeit fanden.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Das Wasser im Glauben und Brauch des Volks.

II

Von den zwei Brunnenbächen, die alljährlich die Stadt Mühlhausen ihrem Quell zu führen weiß, das eine, zwischen Pfingsten und Johannistag, von der Bürgerschule und dem Gymnasium gefeiert. Festlich geschmückt ziehen die Schüler mit ihren Lehrern unter dem Geläute der Glocken und dem Gesang besonders dazu gedichteter Lieder von dem Schulplatz durch die Straßen der Stadt vor das Nikolaithor, bei günstiger Witterung von einer wogenden Volksmenge vorangt und begleitet, welche von nah und fern theilnehmend an dem heitern Volksfest herbeiströmt. Die Bürgerschüler, an der Spitze des Festzuges, tragen blumenumwundene Stäbe, die sie einige Stunden später in den Brunnen versenken, ein Blumenopfer der Wasserhelde, so wie einige Wochen später die Mädchen am zweiten

Brunnenfest Blumenkränze der Quelle darbringen. Vor dem Aufschneiden schwingt der Bauer und der Jung bewegt sich in beliebiger Ordnung zum Brunnen. Fort lagert man sich in das Gras der umliegenden zum Brunnen gehörigen Wiesen, in den Schatten der Kastanienbäume am Rand der Quelle, oder sucht in der Brunnenhalle ein kühles Plätzchen, um in Scherz und Lachen die Mittagsstunden zu verleben. Nachmittags gegen 4 Uhr kommen sich die Theaterbauer der Arbeit nicht um die Quelle, einige Mitlinge werden unter Musikbegleitung abgeholt, von einem Lehrer eine Rede gehalten und der Brunnen mit Kränzen reichlich bekränzt. Gegen Abend geht in derselben Ordnung der Zug nach der Stadt, gemütliche Lieder singend, nach dem Schulhause zurück. Einige Wochen später kommen die Mädchen in gleicher Weise zum zweiten Brunnenfest.

Dieses Fest hat allerdings sich sehr Neuerungen an das „alte Heidenthum" abgestreift und das Gewand einer heiteren Jugend- und Schulfeste angethan; dennoch möchte sein Ursprung weit der ältesten Vorzeit angehören, und es in seinem Gegend noch andere Gebräuche in Brauch und Sage wiederfinden.

Die Reinde der Pfingstbrunnen, welche in der Umgegend des Jahres eine so schöne waren, sind leider ganz in Abgang gekommen seit den alten Brauch aber gewiß auch in ganzen Naturalien haben, zählen wir nicht weiter zu den Ueberbleibseln des altheidnischen Quellencultus. Jetzt hat auch jedes Städtchen seine Fest auf einer blumigen Wiese seinen Pfingstbrunnen, wohin jung und alt in der schönen Pfingstzeit zog, ein einfaches, heiteres Fest zu feiern. Knaben und Mädchen verbanden den ganzen Tag, wenn nicht etwa einige Liebhaber als wunschliche Knaben sich davongingen und einen lustigen Markt aufspielten. Die Knaben waren mit Ruten und „Pfingstlingen" versehen, die Mädchen trugen kleine Trinkgefäße, die regelmäßig gebrannten „Pfingstkuchen". Es folgten die Männer, welche abwechselnd den „Pfingstbaum", die schwankende Krone des Maibaums, theils trugen, theils begleiteten; dann die jungen Burschen, Hüte und Röcke mit Bändern und Sträußen geschmückt, und zuletzt zur Seite gingen die Mädchen mit Blumengebinden in den Händen. Den festlichen Zug beschlossen die Aeltern, die Erinnerung an ihre fahrgenossenschaftliche Jugend und Pfingstlust im Herzen, ihre Verehrung in den Gebärden und Worten. Gewöhnlich wurden auch heute Autoren in dem Jahr getragen und viele kleine Reden, welche gern und klein lustig in den Himmel schwang. Hat der Zug seinen Platz angekommen, so wurde der Baum mit Kränzen und Bändern ausgeschmückt, unter Lustem Jubel in die Höhe gerichtet, in den Boden hineingestoßen und von einem der Burschen mit einem Spruch begrüßt. Inzwischen ordneten sich nun die Aeltern und Zuschauer. Die Knaben und Mädchen gingen nun in zwei oder Reihen auf Fernen sich mehr oder weniger, je nachdem sie beim Laufen das nächste oder fernste Ziel bekommen hatten; um den Pfingstbaum und den grünen Wiesenplatz schwangen die Burschen vergnügt über Jungfrauen und die Alten lagen im Gras beim Anblicken und tranken ihren Kaffee und Chocolade, dem wenigstens einige Tropfen Wasser aus dem Pfingstbrunnen beigemischt wurden. Die Kinderchen aber begnügte sich, in ihren Reihen das Wasser des Quell Castle zu trinken, das die Mädchen mit ihren Pfingstgefäßen schöpften und reichten.

Als Kinderfest hat sich der Pfingstbrunnen heute noch im Hexenbrüche erhalten. Unweit der Stadt Hexen zieht in einem Thal unter den Pfingstbäumen der Pfingstbrunnen. Laben ziehen an jedem neuen Pfingstmorgen die Kinder der Stadt, von ihren Aeltern begleitet, in einem festlichen Zug. Da wird gejubelt, gesungt, gespielt, gelacht, bis die Nacht hereinbricht. Der Pfingstbaum der Pfingstbrunnen ist schön geschmückt worden, das ihn an seinem Tage sein Recht erhalten muß. Schon lange vor Pfingsten verfertigen die Mädchen in Scharen eine große Menge Kränze, schmücken Körbe, welche „Pfingstkinder" genannt werden und den Knaben als Trinkgefäße dienen.

Neben diesen und anderen Gebräuchen, welche ohne allen dem lebendigen, gemüthvollen Verkehr der Gegenwart in ihre stille Privatgrabeit sich erhalten haben und als alte von den Vätern ererbte Traditionen von der Gegenwart mit lebendiger Anhänglichkeit gepflegt werden, hat auch der Glaube eine Menge Volksfeste allerlei Meinungen oder Verrichtungen bewahrt, welche auf die Verehrung und Heiligkeit des Wassers zurückleiten und damit zusammenhängen. Nur einige Einzelheiten mögen hier Erwähnung haben.

Der wichtigste Akt des Wassers war auch in verschiedener Beziehung Gegenstand der Festfeier. In Belgien legt man das Erwachen eines kranken Kindes oder die durch Schweiß bewirkte Hände auf das Wasser, bis

liger Quellen. Sinkt es unter, dann sinkt das Kind, schwimmt es oben, dann bleibt es am Leben, wenn man ihm das Kleidungsstück rasch wieder anzieht. Gebraucht plötzlich jemand, er schöpft eine alte erfahrene Frau, ohne dabei zu reden, Brunnenwasser und wirft drei Kohlen hinein; sinken sie unter, so ist der Kranke bescholten. In bestimmten Nächten schauen die Mädchen beim Mondschein in den Brunnen, um das Bild ihres künftigen Liebhabers darin zu sehen, oder besehen in der Antreas- und Thomasnacht, am Abend vor Christtag und Neujahr an der Christsäule und am Herdfeuer, um aus dem Laue des kochenden Wassers das Geschäft und Gewerbe des Mannes zu erraten, den sie einst zum Traualtar folgen werden; lassen auch in der Neujahrsnacht Nußschalen mit brennenden Wachslichtchen auf einem mit Wasser gefüllten Becken schwimmen und ersehen aus der Annäherung oder Entfernung dieser Schalen, welche bestimmte Personen kommen, ihre künftige Verlobung und Verheirathung. Namentlich sind die Bräuche dieser Volksmedicin, welche auf die geheimnißvolle Kraft des Wassers zu gewissen Tagen und Stunden des Jahres gegründet ist. Wir wollen bei denselben nicht länger verweilen, nur einen Brauch aus dem Hammerschen mittheilen, der uns noch vorkommt. In der Matthiasnacht versammeln sich heut die Mädchen, flechten einen Kranz von Sinngrün, einen andern von Stroh und tragen noch eine Hand voll Asche dazu. Dann gehen sie um Mitternacht schweigend an ein fließendes Wasser und holen daraus ein Gefäß, worin die Kränze und die Asche schwimmen müssen. Um dieses Wasser tanzt ein Mädchen nach dem andern dreimal schweigend herum und greift sich alsdann daraus das verborgenste Zeichen: im Sinngrün den Bräutigam, Unglück im Stroh, Tod in der Asche. Sie glauben fest an diese Zeichen. Die Glücklichen treiben ihr Spiel fort und werfen Geschenke in das Wasser, wobei sie an bestimmte Personen denken, und beachten, wie viele zusammenschwimmen.

Hierher gehören auch die bekannten Hungerbrunnen und Theuerbrunnen, deren Versiegen oder Ueberfließen Mißernte und Theuerung anzeigt. Ueberall kennt das Volk in seinen Gemarkungen solche Brunnen und achtet fleißig auf deren Wasserstand, der noch in den letzten Theuerungsjahren seine geschichtliche Bedeutung in vielen Gegenden gerechtfertigt und aufrecht erhalten hat. Auch andere ähnliche Aufrufen und Verheerungen entnimmt das Volk aus dem Ueberfließen oder dem Versiegen und Stillstehen der Quellen und Gewässer. „Wenn ein Hörst zu Hessen", schreibt der Chronist Windelmann, „und insonderlich ein regierender Herr oder dessen Gemahlin stirbt, so pflegt die Fulda gewöhnlich einige Zeit vorher wider ihren natürlichen Lauf still stehen, das Wasser verändert, sodaß man die Fische mit Händen greifen und sich mehrern Theils durch den Fluß gehen könnte, worauf sich das Wasser nach einigen Stunden wieder einstellet."

Hohe Kraft und Wirksamkeit legt der Volksglaube dem Wasser bei, welches in heiligen Zeiten um Mitternacht oder vor Sonnenaufgang in tiefer Stille geschöpft und gebraucht wird, namentlich dem Taufwasser. Solches Wasser verletzt nicht, verjüngt, heilt Anschläge, Wunden und Krankheiten und krönigt das junge Vieh. Die heilenden und belebenden Jungbrunnen, welche selbst das Geschlecht zu verändern im Stande sein sollen, sind hier und da gleichfalls noch verbreitet. So haben in Tirol die Jungbrunnen zu St. Oswald am Ritten, bei Thurn im Etschthal und bei Fiez im Fassathal noch heute ihr altes Ansehen bewahrt. Vereinzelter Heilkraft schreibt man auch den Quellen zu, welche an gewissen altheiligen Tagen und Zeiten des Jahres gebraucht wurden. Noch bis ins 17. Jahrhundert badete man in ganz Baiern am Weihnachtsabend und Heiligentag gegen Zauber und Zahnweh, und allgemein verbreitet war die Sitte, in der Nacht vor dem Johannistage in Flüssen und Quellen zu baden oder aus heilkräftigen Brunnen zu trinken. Dieser Gewohnheit lag ohnstreitig die Ueberzeugung zu Grunde, daß dem Wasser in dieser geheiligten Nacht eine besondere heilsame und reinigende Kraft innewohne. Ein solches Bad, alljährlich am Vorabend des Festes von den Frauen in Köln vorgenommen, schildert der Dichter Petrarca in einem Briefe an den Cardinal Colonna im Jahre 1333 in folgender Weise: „Bei meiner Ankunft in Köln am Vorabend des Johannisfestes", schreibt er, „wurde ich von meinen Freunden an den Rhein geführt, an ein merkwürdiges Schauspiel mit angesehen. Das ganze Ufer war mit einer Schar von Frauen bedeckt. Ich stieg auf einen Hügel, um den Vorgang besser sehen zu können. Unglaublich war der Zusammenlauf. Ein Theil der Frauen war mit weitschleppenden Kranzmanteln gegürtet; mit durchsichtigerem Gewand hingen sie am, ihre weißen Hände und Arme in den Fluß zu tauchen

und abgemachten. Dabei empfehlen sie in einer mit fremden Sprache einige unverfängliche Worte untereinander. Auf meine Frage, was sie sich in diesem Falle dächten, erhielt ich zur Antwort, daß es ein uralter Brauch unter der Bevölkerung Kalabriens, namentlich der weiblichen, sei, welche die Ueberzeugung hege, daß alles in dem ganzen Leben verbreitete Glück und Unglück durch die an diesem Tage übliche Abwechslung im Laufe derjenigen Worte und Sprüche vor sich gehen müsse, was es sei ein uraltes Reinigungsbad, welches mit unverbrüchlicher Pünktlichkeit begangen werde."

Johannisfeuer, denen man eine besondere Wichtigkeit in manchen Landschaften zuschreibt, waren in Württemberg und Schwaben noch im 17. Jahrhundert üblich. Gewisse Gesellschaften zogen sich zusammen und hielten 24 Stunden lang, von einer Mitternacht zur andern, in Wäldern, Höhlen und wüsten und öden Orten ihren Umzug mit unterlassen. Deshalb war es man viele Völker für eine „papistische Superstition" hielt, wurden sie nach Einführung der Reformation wiederholt verboten, haben sich aber noch lange Zeit hier und da erhalten. Das Verbot der „abergläubischen St. Johannis-Feuer" ist vom Jahre 1622; seit dieser Zeit verlieren die Verbote. Noch meint der Volksmund, daß man im württembergischen Schwabenlande, das ein einziges Volk in der Zwischenzeit ebenso viel wirre und toller als die Völker in einer anderen Zeit. Daher hatte früher viele Leute in dieser Nacht im Walde zu Volmaran. Solche Völker wurden in dem Jahrhunderten ohne Unterschied der Religion gebraucht, wie es auch in jüngster Zeit in Frankreich vorgekommen sein soll, wo in der Johannisnacht Hexen und Zauberer zusammenkommen, eine alte, uralte Sitte, die schon Völker von den Germanen erzählt und Benediktinerabteien im 9. Jahrhundert streng verboten.

Auch an dem Thau und Regen haben noch einige Brauch und Glaube. Das befruchtende Nass des Himmels galt als ein wesentliches Mittel der Gesundheit als besonders heilkräftig, wirksam und heilsam. Nach mündlicher Aussage des Thau von den Wäldern sei es sich namentlich Waldpflanzen und den Hyazinthen (Thauwälder). Im Thau sei Jungfrauschaft und der gesegneten Johannisnacht das Volk noch heute kräftige Heilmittel gegen Augenübel, Geschwüre und Frauenkrankheiten. Die Mütter aber, welche Regenwasser trinken, bekommen eine ganz Milchsammer, und wenn sie in den Monaten laufen, wird ihnen ein reiches Kindersegen zu Theil. Begegnet es der Braut auf ihrem Wege zur Kirche in den Kranz, so ist das ein gutes, glückverheißendes Zeichen für ihre Ehe. Der Gott, dessen Hammer auch der Braut weihet, besitzt sie nun in seinem Segen Wind und Regen in der Ehe. Wenn es in die kühlen Thau regnet, so ist der Regenschein ein Volksglaube, der sich durch ganz Deutschland geht. Ferner erzählen viele Sagen, daß Gott mit den unfruchtig Hingerichteten gewesen habe, d. h. bei der Hinrichtung plötzlich auf den Leib eines Negers verwandelt sei. Das ist eine christliche Umbildung heidnischer Anschauung. Die Hinrichtung, welche an Sklaven, Kriegsgefangenen, Verbrechern vollzogen wurde, galt den Heiden als ein der Gottheit schuldiges Opfer. Wenn daher bei der Hinrichtung ein Neger sei, so konnte man darin nur ein Anzeichen für die wohlgefällige Annahme des Opfers finden.

Wenn der Himmel verschlossen ist und der reichen Segen den Aeckern und Wiesen so lange entbehrt, so sucht das bekanntlich das Volk in katholischen Ländern durch besondere Anflehungen und kirchliche Prozessionen vom Himmel zu erbitten. Viele fromme Sitte ist schwer eine Übertragung jener Anschauungen, welche in Verbindung mit gewissen symbolischen Gebräuchen in gläubigem Sinne schon in der heidnischen Periode gebräuchlich waren, nach der Bekehrung zum Christenthum und heilig gar abgeändert werden sollten, dem widerstrebenden Volke aber nicht entrissen werden konnten und darum von der Kirche Duldung, Schonung und Umbildung erfuhren.

Neben diesen Bittgängen hat sich aber in Süddeutschland der uralte Brauch, wenn auch vereinzelt und in einer hohen Pflugfurche sich bekundet, noch unter dem Volke lebhaft erhalten in dem Spiel des Pflugs, Tanz sowohl mit Wasserguß. Diese Volksfestbarkeit, welche in ganz Oberösterreich, Baiern, Franken und Schwaben in Uebung ist, in Thüringen in dem Landkreis Heimbrand und Pflugmachern ein bedeutendes Lotrin erhielt hat, besteht im allgemeinen darin, daß man am Pflugmontag einen Burschen oder ein Mädchen in den Wald führt, mit Laub, Zweigen oder Schilf um und um einhüllt und aufputzt, dann in Kuh oder in Pferde im festlichen Aufzuge, wovon sich die

ganze junge Gemeinschaft betheiligt, im Tanze herumführt. Bei diesem Umzuge werden altbergebrachte Lieder gesungen. Zuletzt wird Mehl in Eier, Butter und Milch eingeknetet, der Pflugschar oder Wetterhahn etwas mit Wasser begossen und zuletzt er selbst oder doch seine Kopfhülle in einen Bach oder Teich geworfen. Dann zieht die ganze Gesellschaft ins Wirthshaus und verzehrt ungeheure Mahl, die von den erhaltenen Victualien gebacken werden.

Wir unterlassen es, die Variationen dieser weitverbreiteten Pflugfeste in den einzelnen Gegenden und Ländern hier genauer zu verzeichnen und bemerken nur, daß der Brauch in gleicher Weise auch unter den Serben und Neugriechen besteht und als ein alter Regenzauber schon im 11. Jahrhundert am Rhein oder in Hessen vorkommt. Verständlich wird daraus auch die unter dem Landvolk so übliche Redensart, den Knecht, der im Frühjahr zum ersten mal vom Ackergang zurückkehrt, oder die Magd, welche das erste Gras und grüne Aestchen von der Wiese oder dem Felde heimträgt, mit Wasser zu begießen. Red. [illegible] zum ersten, mit preiss [illegible]. A. W.

Das Sprichwort als Humorist.

Wer über die Welt nachdenkt, ist Philosoph; wer über sie lachen kann — Humorist. Das Volk hat sich Recht über seine traurigen Erfahrungen und sein Unglück leichten Sinnes und mit einem kecken Spruch hinweggeholfen, der dann im Weiterreden sich immer mehr abrundete und zum Sprichwort wurde. Deshalb ist auch das Sprichwort ein unerschöpflicher Born, in reiner Luft sprudelnder frischer Laune strömt. Niemand hat die Deutschen reich an kurzen und schlagenden Worten während die slawischen Völker einem Gedanken weniger scharf umgrenzen, als ihn in einen breitartigen Spruch einzufließen suchen. Die Amerikaner dagegen, die ebenso mit Lust aus Worten sargen, werden auch bald eine Menge trefflicher Sprichwörter auf den literarischen Markt liefern, die ein charakteristisches Licht auf ihre eigenartige Welt werfen müssen. „Ich traute meinem Ehre darfüßig", meinte ein Hinterwäldler, um zu bezeichnen, daß er bankrott ohne Pfeifer und Zucker stände. „Hast es first rate und a half" (Du bist erster Güte und halb), spottet der Yankee über eine Sache, die ihm zu sehr angepriesen wurde, und wenn ihm etwas nicht bequem und erreichbar genug ist, ruft er lachend aus „Handy — [illegible] in a chest" (Nicht zur Hand wie die Leiche im Hemde).

Ihr vor Jahresfrist hat in einem kleinen Werke „Das Sprichwort als Humorist" (Leipzig, Ariel 1863) eine treffliche und reichhaltige Sammlung solcher Sentenzen geliefert, die von dem gesunden Sinn und der köstlichen Laune des Volks ein sprechendes Zeugniß geben.

Besonders drollig weiß das Sprichwort über das „wenn" zu spotten. „Wenn ich nur Mehl hätte, wollt' ich Euch lange nur Kuchen backen, aber es fehlt mir an Zeit", heißt es im Walachischen. Auch das „Hätt ich" wird vom Sprichwort gründlich gebrandt. „Hätt ich ist gut ohne Zeit", behauptet der Engländer. Und der Neapolitaner, der darin Erfahrung gemacht haben muß, meint gar mit einem gehässigen Seitenblick auf die Geistlichkeit: „Besser ein Sperling in Hand als hundert Hühner im Hof des Pfarrers." Nur der Hollander, der gewiß nicht an einem Uebermaß von Imaginationskraft leidet, birgt dieser nüchternen Lebensanschauung ein Paroli und behauptet: „Lieber eine gute Hoffnung als ein schlechter Preis." Jedenfalls ein beachtenswerthes Wort, dessen Gültigkeit man einmal versuchen sollte.

Das Sprichwort hält es weiter mit der Zukunft auch mit der Vergangenheit, es lobt niemals zum Schaden der Gegenwart ein und spottet über die Thoren, die den Augenblick des Glücks verträumen. „Der Gott bewacht das Frühjahr, wenn es vorbei ist", sagt man in Sachsen, und „Ich war ein gut Roß, da wir 9 hatten", heißt es im Deutschen. Das Sprichwort hält nur ein klarer, verständiger Blick für Augen bestimmt offen, um sich vor Betrug zu wahren. „Aus groben Beinen kann man keine feinen Röcke flechten", behaupten die Letten, und die Russen setzen ebenfalls sprichwörtlich hinzu: „Aus Schutt kann man keine Schlösser bauen."

Der Hochmuth, der sich über den andern ohne alle Berechtigung erhebt, wird von dem frohen Poesie ebenfalls richtig gepeitscht. „Schornstein" schimpft das Ofenloch", aber wie es im Italienischen heißt: „Der Pompen sagt: Pepe!" Auch die treffliche Mahnung: „Jeder kehre vor seiner Thür", weiß das Sprichwort anmuthig zu variiren. „Andrer Leute Gut ist anderer Leute Sorge", meint der Deutsche und macht sich noch einen Reim darauf:

Wer sich in fremden Dingen mischt,
Der kriegt bald Arbeit am Kopfe zerwischt.

Ueber das „Warten" kann natürlich nur der Deutsche das rechte Wort sagen, und er tröstet sich denn auch: „Wer bis an den jüngsten Tag warten kann, dem steht Herr der ganzen Welt."

Auf seinen Sprichwörtern, hat der Deutsche noch nicht das Warten verlernt und die Geduld verloren, während der heißblütige Italiener klagt: „Schwer wie der Tod ist das Warten", und der Arragonier ausruft: „Mörder Langsamkeit!" Dafür weiß aber auch der Deutsche Rath, wenn einmal der Himmel einfallen sollte, und auf die Frage: „Wo bleiben wir, wenn die Welt zerfällt?" antwortet er gelassen: „Dann kriechen wir in den Backofen."

Wenn d' Welt, dann a Welt, da a Welt zu,
Und wenn du a Welt gründen willst, komm und sag mir a wieder!

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Eine arglistige Braut.

[illegible] — Nur wenige Leserinnen die Geschichte der Braut des Cäsarewitsch, Prinzessin Dagmar, Tochter des Königs Christian IX. und in neuerer Zeit die Braut Eduards, des in verflossenem Frühjahre hoffnungslos in Cannes gestorben, verschollenen Sohn und Thronerben der Königin Victoria von England — hatte Alexander III. von Rußland, mit seinem Vater, dem Großherzog Georg von Hessen, und seiner Mutter, der Prinzessin Alice, der ältesten Tochter der Königin Victoria, einen Besuch in Kopenhagen gemacht. Dort sah der Thronfolger von Rußland zum ersten Male die schöne Prinzessin Dagmar, die ihm sofort sehr gefiel. Er hielt um ihre Hand an, und seine Eltern, die ihn sehr liebten, gaben ihre Einwilligung zu dieser Verbindung. Die Prinzessin Dagmar, die sich ebenfalls in den schönen Thronfolger verliebt hatte, reiste mit ihren Eltern nach Petersburg, wo die Verlobung gefeiert wurde. Nach einigen Monaten kehrte sie nach Kopenhagen zurück, um sich auf ihre Vermählung vorzubereiten. Da, als die Hochzeit bereits in Aussicht war, folgte eine plötzliche Wendung der Dinge, aber in solcher Weise, daß ein verhängnißvolles Verhängniß, verglichen mit Dagmar's Verhalten, Alexander Newski's Braut wurde Hessen, aber als es auf einem von den Prinzessinnen zu seiner Erlösung war, wurde sie Gemahlin eines Irrsinnigen und für ihre Zeit über diesem Hause zusammenbrechen und ihre prächtigsten Kostbarkeit's Mutter Hand und Herz und Herz und Hand gewaltsam gefügige Zeiten ihr das Haupt und Herz, als sie sich zum Hasses von dem Spiegel [illegible] Auch verheirate Ehre Hessen, wie Ehre dieser jungen prunkvollen Prinzessin, die Ehre zum Thron zu Rußland Kaiser? Nun Sie heiratete den durch verschiedene „Intrigen" Ihrer englische Blicke wurde ihm gezeigt und während man sie prüfte, wandte sich der Mündung der Tonne durch Schuß gegen die Brust des jungen Königs der Ehre sich an und zwei Schwestern sahen ihm [illegible] Herz."

Gewissen war die Krone des Thronfolgers und wurde dem Knaben Thronerben Hessen auf das Haupt gesetzt.

Wie schnell aber kam die große Wendung, die Verwandlung! Jener Schmerz um Thronerben! Ihre eigenen Tränen zu sehen verbargen ihren Thränen. Denn Dagmar, vor ihren Augen, als sie Herrn abhielt, und vom Platz hinzugab die Schwester und den geliebten Knaben. Sie erlitt den Frieden durch

einem Geierhorn, Gull Singh, und er fiel an ihrer Seite in einer der drei großen Schlachten, welche in dem von ihr gegen die Engländer begonnenen dritten Sikh-Krieg geschlagen wurden. Der Ausgang des Kriegs entschied gegen sie: aus einer unabhängigen Königin wurde sie zur Vermünderin ihres unter englischen Schutz gestellten Knaben erniedrigt.

Doch sie begann unabhängig von neuem ihre Rolle zu spinnen und der unserer Tagesgeschichte angehörende Dost Mohammed war der Freund ihrer Intriguen in Afghanistan. Teichmeer und im Norden, die zur Erwerbung englischer Offiziere und so zum zweiten Sikh-Kriege führten. Noch immer blieb sie die große Verschwörerin. Ihre Boten — unter dem Vorwand des Verkaufs von Arzneien — trugen ihre Botschaften durch das ganze nördliche Indien. Wenn sie in einer Festung gefangen saß, besuchte sie die Wachen mit Perlenschnüren, Geschmeide und Geld, ihr Geist und ihre Versprechen zirkulierten in Stadt und Dorf. So gut wurde Chunda Kaur bedient, daß sie, wenn einer ihrer Helfershelfer zu Tode gerichtet wurde, seine Weib um Unterlassung seiner Hinrichtung ersuchte, daß sie Pferdeliebhaber hat, und auf dem Schafott schwur, daß der innere Hohlraum des Geschwürs einen Brief der Maharanee sog, ihn in hundert Stücke zerriß und vor den Augen des „Hangmen" verschluckte. Man brachte diese gefährliche Frau endlich nach Benares, um einem von ihr angefachten allgemeinen Kriege vorzubeugen. Dort in der heiligen Stadt, außerhalb der Grenzen ihres Reichs, hatte sie Muße, wie eine Tigerin im Käfig zu rasen und zu wüten. Dort hörte sie die Schlachtberichte, den Kanonendonner des hergrollenden Englands, welcher ihrer Dynastie ein Ende und das Reich der fünf Wasser zu einer britischen Provinz machte.

Darauf verschwand sie vor den Augen der Welt, eine Pendantenerzählerin der britischen Krone — die Männer, die sie ehemals geliebt, waren tot oder entlegt, ihre Macht selbst geschwunden mit ihrer wilden Schönheit und Jugend, ihr Sohn ein Verbannter und schlimmer als das' ein Aberglaube um alten Glauben der Khalsa.

Was wohin führte alles, was sie gethan? Um unbeachtet in einer indischen Vorstadt zu sterben, angeekelt mit dem Koh-i-noor, der in den Schatz der Königin Victoria übergegangen. Vor ihren finsteren, schwimmenden Augen müssen alle die ungeheuren Wandelungen vorüberzogen sein, alle die Szenen des Orients, so voll von Glanz, so voll von Sünde' Himmel und Hölle in der kurzen Zeit einer Lebensstunde' Sie, einst die erste in Pavillon, im üppigen Palankin durch Jagdzüge und Schlachten geschaukelt — jetzt den letzten Athemzug ausbauchend in der elenden Kammer eines Hinterhauses in London. Und so trug man sie zu Grabe, in ihre weichen Shawls gehüllt, unbewußt, selbst von dem Gebet, der am Hofe seiner Gattinnen ein gefürchteter Höfling geworden. Nur zwei alte Hindus folgten, die jetzt in der englischen Presse Djalory Singh verwünscht, er habe seine Mutter wie „einen Hund" behandelt und nicht nach ihres Landes Sitte feierlich verbrennen lassen.

Gewiß ist ein Verbot in so rohem Fall, in so grellem Licht, in so brüskem Treiben, daß selbst dem Schauderndes ein Wort der Vergebung abzwingen können.

Alpenbilder aus Wallis.

III

Ueber die Matten hinaufsteigend, erreichen wir das Dörfchen Saas. Alle Häuser standen offen, aber die Häuser wie die Herberge waren verlassen. Ein neues Holzhaus mit dem dreigeteilten Schild „Hôtel du Monte-Rosa" schien ebenso verwaist zu sein, bis endlich eine alte Magd herbeihumpelte und eine weite Stube mit der Aussicht auf die herrlichen Firnen aufschloß, indem sie zugleich ein spätes Mittagsmahl versprach. Noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts war es den von der Simplonstraße entlegenen Gegenden des Wallis allerdings das Pfarrhaus die Herberge für die seltenen Reisenden, welche ihr Weidenstock nach diesen fernen Alpenwinkeln führte, die sich erst seit kurzem dem großen Strom der Touristen aufgeschlossen haben. Als die Gäste häufiger und die Einnahmen dadurch vergrößert wurden, verbot die Regierung den Geistlichen ihr Wirtschaftsgewerbe. Diese halfen sich jedoch dadurch, daß sie Gasthäuser ankauften oder erbauten, welche sie durch Pächter verwalten ließen und überhaupt beaufsichtigen konnten. Doch war auch in Saas der Fall, wo der Pfarrer, dessen mächtige Wohnung gegenüber stand, eigenhändig das Holz zum Kochen herbeischleppte und spaltete, da sein Knecht und vergeblicher Pächter mit Frau und Gesinde weiter unten im Thal das Heu einbrachte, wo es in den Schuppen verwahrt bleibt, bis der gefrorene Boden es herausspeichelten gestattet.

Als der Geistliche sein Geschäft vollbracht hatte, schüttelte er seine Soutane gerade und trat ganz unbefangen zu uns in die Gaststube, wo wir das Mahl harrten. Um das ungeduldige Warten abzukürzen, schlug er einen Spaziergang nach einem Wallfahrtsorte vor, dessen Stationskapellen wie an dem Wege nach den aufragenden Höhen bis zu der Gletscherzunge, welcher die Fremden entlärgt. Durch das verödete Dorf ging es nun über die Matten hinaus über die Berge, welche den Bergstrom überbrücken, und dann nach dem bewaldeten Felsenhang, an dem ein Treppenpfad über Quaderplatten emporführt. In gleichen Entfernungen sind die fantastischen Stationskapellen, welche die Geheimnisse des Pfarrers in ausdrucksvollen Holzschnitzereien enthalten, an diesem Berge errichtet, der auf einer Ebene endmündet, die von hohen Lärchen und Arven beschattet ist und den Zugang zu einem Gletscherhain bildet, der sich am Eding schroff an die Felswand schmiegt. Die Wände des Kirchleins, das mehrere Male ent-

hält, und ganz mit Grotesk überzogen. Hier manche bis zu seinem Haus im 17. Jahrhundert gereichten und die alten Landschaften darstellen, wenig von denen der Jetztzeit verschieden. Das katholische Gütchen der Frauen und Mädchen ist geblieben, auch der knappe Schmuck der Gewänder, die von der Mitte bis Fuße in weiten Falten niederfallen, bis auf die Kopfhaut, wo die Locke hat sich gelichtet und ist aus einem schönen Braun zum dunklen Schwarz geworden. Am Marie Geburt im September führt hier oben ein großes Tanzfest statt, zu welchem Fremde aus allen Landschaften des Thals herbeiziehen. Da die Kapelle die Menge nicht zu fassen vermag, tanzt Alt und Jung unter den großen Nußbäumen im Schatten des Felsens angebracht, und als Belohnung winken die gebräunten Mädchen, welche nur von dem Glanze des Festes bestrahlt erscheinen. Heilige Schauer weben um diese Stätte der Andacht, welche einem so gigantischen Naturbilder gegenüberliegt, dessen überwältigende Schönheit selbst zu dem Menschenherzen redet in dem Tumult der Leidenschaften. Denn Leben des brausenden Gletscherstromes, der in unabsehbare Ferne fließt, als wie von der Kunst gezeichnetem Bette. Zwischen dem ewigen Schnee des Finsteraarhorn und den Nußbäumen ragt die blaue Schlucht des Engelhorns einem weißen Bergkegel auf, in dessen Mitte wie eine grüne Insel in der Landschaft eine Alp mit Wetterfichten und Lärchenbäumen sich ausbreitet, die allmählich von dem Fuße des Berges aufsteigt, und an dem schroffsten östlichen Abhange steile Felsenwände bildet, begrenzt wird. Von dem Hauch des Gletschers angeweht, in das Innerhalb dieser wunderbaren Gebirgsherrlichkeit versetzt, war es schwer sich loszureißen von einer Szene, die man kaum mehr als einmal im Leben betritt und die niemals unsere innerste Natur so mächtig ergreift wie das Begegnen seltener großer Menschen. Ich als der letzte Schimmer der längst hinabgesunkenen Sonne an den Schneefirnen verglühte war auch ich unter den Männern zu wachen begann, traten wir den heimkehrenden Rückweg an.

Morgens in ganz Meiringen haben sich so viele Ortsfremden versammelt, welche an das Hochthal des Haslengrundes in diesen Tagen strömen, als im Landschaft. Besonders Engelhorn und Hasenhorn sind es, die darauf aufmerksam machen, obgleich die Vorbemerkungen sonderbaren Gefüge und Gestalten, vor allem die Entdeckungen von Gletschern und Gletscherhallen vieles Volk in die Nähe des Gletschers ihre lange darauf hingewiesen hatten. Vergnügte Kunde fallen in fröhliche Zeit und reges Leben des geschäftigen Hauptortes. Vor die Mündung des arabischen „Gebirgs“ nicht zu verkennen [illegible] beherrscht Wetterhorn genannt. Außer den

[illegible] Im Kirchenbuche von St. Mary in Wallis findet sich eine Ehrenschrift mit Gletschern und dem Eiger und in dem [illegible] über einen [illegible] Wetterhorn, das auch die Grimsel [illegible] [illegible] [illegible]

des Waſſermeiſters oder der Waſſerkunſt. Alle heißt der Vater, wie im Allgemeinen, und unter dem Collectivnamen „des Rats“ iſt ſämmtliches Raubgeflügel begriffen. Eigenthümlich iſt die Nachricht, daß bei ſolchen Plätzereien, wie auf Theater, Concerten, wo Funken, Platten, Reifen, Perrons u. ſ. w., die meiſt Oertlichkeiten beſchwerlich.

Die Körnerfeier in Dresden.

Als die Jugend Deutſchlands aus dem kräftigen Mannesalter ringsum nach Leipzig zum Turnfeſt zog — zu einem Feſt, das uns die Ringſpiele und Wagenkämpfe der Alten in das Gedächtniß rief —, warf man dem Dichter vor, bei dieſer Gelegenheit eine nicht rühmliche Theilnahmloſigkeit bewieſen zu haben. Noch war dieſe Klage in unſerm Ohr nicht verklungen, als man die Körnerfeier in Anregung brachte. Wer es zu verwundern, wenn wir ihr mißtrauiſch entgegenſahen? Doch von Tag zu Tag mehrte ſich das Vertrauen und am Morgen des 25. Auguſt vernahmen wir von einer ſo vielſeitigen Betheiligung, daß die Stimmung der Unternehmer in dem Maße ſich hob, wie die Laſtende anwachſen, welche den Aufzug zu begleiten beſtimmt waren.

Der erſte Theil zu dem feſtlichen Begehen dieſes Tages, welches unſerm Deutſchen und zumeiſt den Sachſen ein theures Gedenken ſein muß, ging von dem Advocaten Engel in Dresden, dem Redacteur der „Conſtitutionellen Zeitung“, aus. Zur Vorfeier für den Abend des 25. Auguſt hatte man Karl Guzkow aus Weimar einzuladen, nach Dresden zu kommen, um dem gefeierten Jünglinge — „zugleich dem Sänger und dem Helden“ — die Gedächtnißrede zu halten, deren Ertrag zu einem Denkmal für Körner beſtimmt iſt. Außer ihm hatten Emil Devrient und Frau von Paterſalz ſich zu betheiligen verſprochen. Der Saal der Harmonie, der größte in Dresden, war für die Feier gewählt worden. Durch die mit den ſächſiſchen Farben und dem deutſchen Banner, den weißen und grünen neben den prachtvollen ſchwarzrothgoldenen Farben geſchmückten Straßen wogte die Bevölkerung um die ſiebente Stunde der Harmonie zu. Kopf an Kopf drängte ſich bald in dem weiten Raume. Emil Devrient eröffnete den Abend mit dem Vortrag zweier Gedichte von Körner, dem ein Beifallsſturm ſondergleichen auf ihn folgte. Dann trat Frau von Paterſalz, begleitet von den Sängern der Liedertafel, auf. Guzkow ſchien gerade das Hauptaugenmerk der Verſammelten zu ſein. Schon bei ſeinem Eintritt begrüßte ihn ein brauſender Empfang, der um ſo bemerkenswerther erſcheint, wenn man weiß, wie ſelten der Dresdner einer ſolchen lauten Aeußerung ſeiner Gefühle Raum gibt. Als wieder Stille eingetreten, ergriff der Redner das Wort und lautlos hing bald jedes Ohr an ſeiner Lippe. Voll edler Begeiſterung ſchilderte er das ſchöne, junge Dichterleben in ſeinen Beziehungen zu der Familie und zum Vaterland und erwähnte die Jugend, den ſchönen, ruhmvollen Tod für das Vaterland zu ſterben, wenn einſt die Zeit dies Opfer fordern ſollte.

Groß, ſchön, tief empfunden war der Sinn dieſer Rede, wer, das fühlte man jedem Worte an, auch dem Herzen auf die Lippe kam. Auch war der Eindruck, den ſie hinterließ, ein mächtiger; nicht nur lauter, wiederholter Beifallsſturm am Schluſſe, noch deutlicher bewieſ es das Verlangen der einzelnen, dem Redner ein Wort des Dankes zu ſagen. Wer nur irgend den Muth dazu faſſen konnte, drängte ſich zu ihm, um ſeinen Empfindungen Ausdruck zu leihen. Das lebendige Wort, das in die Herzen der Zuhörer unwiderſtehlich dringt, beſitzt etwas von einer göttlichen Macht, und dieſer ſich bewußt zu werden, iſt zu allen Zeiten das höchſte Genügen des einzelnen geweſen, der die Wohlfahrt ſeines Volks warm in der Seele trug. Der Dichter könne mehr noch ſein als Dichter, ſagte Guzkow in ſeiner Rede, denn das höchſte Emporſteben ſei die Liebe zum Vaterland.

In gehobener Stimmung, mit leuchtenden Augen, erregt von dem Gehörten, zerſtreuten ſich die Verſammelten, um am folgenden Tage früh ihre Plätze theils in dem Aufzuge, theils als Zuſchauer deſſelben einzunehmen. Niemals hat wol ein ſo buntes Leben in den Straßen Dresdens gewogt, niemals die deutſche Fahne ſo frei und luſtig ihre Pracht hier entfaltet. Vom Altmarkt über die Brücke vom Geburtshauſe Körners zu bewegte ſich der ungeheure Zug. Künſtler, Gelehrte, die Kaufmannſchaft, alle Innungen ſchloſſen ſich ihm an, bis ſeine Zahl zu [illegible] anwuchs. Muſikchöre begleiteten den Marſch; die Turner, die Schulen, die hoffnungsvolle Jugend mit grünen Zweigen an den Mützen zogen nacheinander an uns vorüber, froh in das Leben hinausblickend, das jedem von ihnen noch ſeine Aufgabe ſtellen wird, für die er jetzt im Hinblick auf Körner ſein Herz ſtählern ſollte. Die ganze Bevölkerung war auf den Höhen um Loſchwitz nach herrlichem Feſt in ihre Wohnungen zurück mit der Erinnerung an eine Feier, welche die ſchöne Mahnung der Hingabe des einzelnen für das Wohl aller in ſich trägt. Die Fahnen flatterten noch fort, die Stadt trug noch ihr feſtliches Anſehen. Im Großen Garten ſpielten Muſikchöre und ſangen die Liedertafeln. Der Abend war einer Körnerfeier im Theater gewidmet, die in einem von Julius Papſt gedichteten Feſtſpiel beſtand und mit einer Vorſtellung des „Tasso“ ſchloß, die, beſſer gegeben, eine größere Wirkung hervorgebracht haben würde; allein die wenigſten Schauſpieler verſtehen es jetzt noch, ſchwungvolle Verſe ſchwunghaft zu ſprechen. Das Haus war gefüllt, nur der erſte Rang leer geblieben. Sollte es trotz des Fürſtentags und der ſchwarzrothgoldenen Fahne, die jetzt von allen Palästen weht, doch noch eine „unverbeſſerliche“ Partei geben, die kein Körnerfeſt mitfeiern will? So wäre denn Körner für ſie nicht geſtorben!

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Erster Band. **Nr. 39.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Künstlerin. Novelle von Louise Otto. II. III. — Von Trapani nach Syrakus. Von Dr. Baumker. IV. — Eine Schwester. Aufsätze und Skizzen. Von Ernst Freiherrn von Feder. III. — Nihilistische Charakterbilder. I. Von verschiedenen Rädern. II. Jesuit und der Papst. Von Alfred Waldau. — Eine vergessene Schrift über Polen von einem Ungenannten. — Feuilleton: Alpenbilder aus Wallis. III. — Die Frage nach dem künftigen Bräutigam. — Ein armer Roman von George Sand.

Die Künstlerin.

Novelle von Louise Otto.

II.

Als Alwine wieder von ihrem Spaziergang zurückging durch den goldenen leuchtenden Morgen, war es im Schockenhof inzwischen lebendig geworden.

Es war 7 Uhr vorüber und im Speisesaal stand das Frühstück nach Schweizersitte für alle anwesenden Gäste bereit. Das war nun freilich nur eine kleine Zahl bei so früher Jahreszeit: ein Engländer, Mr. Jerley, war mit seinem Sohne, einem Jüngling von achtzehn Jahren, der aber sich schon bemühte, den vollendeten Gentleman zu spielen, überhaupt der erste Gargaß gewesen, und schrieb vielleicht auch daraus sein Recht her, der erste in der kleinen Gesellschaft zu sein. Er saß aber saß vielmehr, ein Bein auf den ihm unmittelbaren zweiten Stuhl zur Seite ausgestreckt, am obern Ende der Tafel, den rothen „Bädeker" in der Hand, in dem er nun zum so und so vielten male die Tour las, die er gemacht hatte, wie jene — über den See und nach dem Rhein, die er noch zu machen beabsichtigte. Er war ein ungeheuer Langweiliger, lang, hager, mit Gesichtszügen, die Anmaßung und Langeweile verriethen — in dem allen freilich war ihm sein Sohn William noch weit voraus. Die Natur hatte ihm eine ziemlich regelrechte angenehme Gesichtsbildung verliehen, wollte man aber die Wahrheit malen, so brauchte man ihn nur ganz einfach zu copiren. Hochaufgeschossen, schmächtig, bleich und ohne jede Haltung zusammengeknickt glich einem Taschenmesser, lag er in ähnlicher Stellung wie sein Vater da, nur daß er nicht einmal las, sondern nur gedankenlos mit den schwärmenden Augen auf den Theetisch starrte, der — fast symbolisch — zwischen den beiden saumte. Ihnen gegenüber saßen zwei ältere deutsche Damen, die sich zuweilen über ihre kleinen Handarbeiten hinweg, ohne die sie nie im Salon erschienen, verstohlene Blicke des Mißbehagens über die rücksichtslosen Manieren der beiden Herren zuwarfen, während sie beide in jeder Beziehung, und zwar ganz ungezwungen, nur ihrer Erziehung wie der ihnen innewohnenden Humanität gemäß die Grenzen des feinsten Anstandes beobachteten. Die eine der Damen, Frau von Hellberg, war eine Witwe in den Fünfzigen mit sanften, ausdrucksvollen Zügen und freundlichen Augen, die noch hell und klar in das Leben blickten. Noch etwas älter und ernster erschien ihre Begleiterin, Fräulein Münster, oder wie eine Art

Notar.

Sintemal er aus London mit einem ungeheuren Vermögen auch einen partiellen ſtillen Wahnſinn mitbrachte, nicht mehr wußte, was er thun und laſſen ſollte, nullam noctem, keine Nacht mehr ruhig hat ſchlafen können, in ſeinem Hauſe herum gewankt iſt, ad instar lunatici, wie ein Nachtwandler, und kurz vor ſeinem Tode, noch fürgeſtern, als er friſch und geſund ſchien, immer gerufen habe: morituras sum, ich muß ſterben, Thompſons Kindern zu Lieb'!

Thompſon (ſinkt athemlos zuſammen).

Notar.

Das Teſtament iſt im zweideutigen Zuſtand verfaßt. Forma legalis iſt da, aber testandi libertas von Aerzten, Notaren und Zeugen ſo bezweifelt, daß die Erben in London ſothanen letzten Willen zwar nicht (lächelnd) gratis, aber auch nicht frustra werden angreifen können.

Thompſon (ſchlägt die Hände zuſammen).

Allmächtiger Gott!

Notar.

Die rechtmäßigen Erben haben einen Bevollmächtigten anhero geſandt.

Thompſon.

Ich muß ihn ſprechen, ich muß mich ihm entdecken.

von Enttäuschungen schien die Falten ihrer Stirn zu glätten und ein Lächeln der Zufriedenheit um ihren Mund zu schweben und mit dem schmerzlichen Zug zu breiten, der wol seit früher Zeit von Weg genommen hatte. Die beiden Damen glichen schönen, stillen Herbsttagen, an denen Sonne und Grute verweben — verweben die Wolken und Hoffnungen, die viele begleiten —, ein süßer Feierabend der Natur, der selbst da nicht ausbleibt, wo es vernichtende Gewitter oder Mißwachs gegeben. Nach einer nüchtern geworbenen Ehe, die nicht so glücklich gewesen, wie die Braut geträumt, in der die Fesseln, die sie ins Weltenbande gehalten, allmählich fühlbar und endlich drückend geworden, war Anna von Holberg jetzt als reiche Witwe seit ein paar Jahren im vollen Genuß ihrer Freiheit, die sie benutzte, um etwas von der Welt zu sehen, die ihr bisher an der Seite eines griesgrämigen und vom rauhen Lebenskampfe längst ermatteten Gatten so gut wie verschlossen gewesen war. Fast in einer ähnlichen Lage befand sich Fräulein Winkler — zwanzig Jahre lang war sie in verschiedenen Häusern eine vielgeplagte Gouvernante gewesen und jetzt war ihr durch den Tod eines unverheiratheten Bruders ein Vermögen zugefallen, das ihr gestattete, nicht nur ihre Stellung bei fremden Leuten aufzugeben, sondern auch, da sie in allen Stücken äußerst anspruchslos gewöhnt war und es ja im Grunde einerlei blieb, wo sie lebte, zu reisen und ihre Weltkenntnisse auf die angenehmste Weise zu erweitern. So hatte ein gemeinschaftliches Interesse diese beiden zusammengeführt und sie genossen nun ihr Leben in jener harmlosen Weise, in der man es genießt, wenn man für sich selbst nichts mehr hofft und sucht. Ein Leben voll Hoffnungen und Entsagungen, Kämpfen und Aufregungen lag hinter ihnen — sie hatten stürmische Tage erlebt, um die Ruhe der jetzigen zu schätzen. Sie hatten immer den Drang in sich gehabt, über die engen Grenzen des Hauses, der Stadt, der kleinen Verhältnisse, in denen sie lebten, hinwegzufliegen, da ja die Erde so reich und schön geschildert war und jede Feerne etwas Neues zu bieten hatte, nach dem sie ihre Sehnsucht zog. Aber jahraus jahrein hatten sie daheim müssen im engen Käfig und am Rade der Alltäglichkeit drehen — und durften sie ja einmal heraus, so war es mit gebundenen Flügeln! Wohl ihnen, daß nun, da sie frei waren, ihre Schwingen die Kraft zum Fluge noch nicht verloren, daß sie noch Körper wie Geister kraft genug hatten, den Flug in die Welt zu wagen!

Die Gesellschaft dieser beiden Damen, die an allem Schönen und Großen, mochten Natur oder Kunst es bieten, ein so lebendiges, ingrundiges Interesse nahmen, war für Aletie eine wahre Erquickung. Sie fühlte sich wie beruhigt und geborgen in ihrer Nähe, sie träumte gleich ihnen mit dem Leben fertig zu sein, gleich ihnen nur noch so ein willenschaulisches Dasein führen zu können. Sie hatte sie sich eng an sie angeschlossen, indem die beiden wieder das wärmste Interesse für die Künstlerin empfanden, die bereits ein so reiches Leben hinter sich und, wie sie meinten, noch eine große Zukunft vor sich hatte. Es war die reinste Sympathie, die drei weibliche Wesen zusammenführte, die sich gerade in einem Lebensstadium befanden, in dem ein poetisch gebliebenes Gemüt am empfänglichsten ist für die Schönheit der Natur, weil es durch manche trübe Erfahrung unter den Menschen erkannt hat, daß die Eindrücke, die eine schöne Gegend, eine herrliche Naturerscheinung gewähren, die reinsten und auch in der Erinnerung die reinsten Genüsse bieten. Sie hielten sich darum auch möglichst fern von den andern Badegästen, die außer den Engländern nur noch in einem melancholischen jungen Privatgelehrten, Arwald, der nur reise, um zu reisen, und einem jungen Paar bestand, das sich Eduard und Adeline Katharina Tellkamp nannte und allem Anschein nach auf der Hochzeitsreise begriffen war.

Heute aber befand sich noch ein neuer Ankömmling unter den Gästen — ein langer, schlanker Herr in nachlässig vornehmer Toilette mit stolzer Haltung und jenem nicht wegzuleugnenden Luxus in der ganzen Erscheinung, der auf den ersten Augenblick den vornehmen Mann erkennen läßt. In seinem Gesichtsausdruck schienen sich entgegengesetzte Charakterzüge zu begegnen: in den dunkeln Augen, unter den dichten Brauen und den langen Wimpern glühte bei dem eigentümlichen Aufschlag derselben ein schwermütiges Feuer, indeß um den unter einem schwarzen Bart chen trotzig lächelnden Mund eine Ironie schwebte, die sich ebenso wenig mit jenem wie mit der unter dunkeln Locken ideal gewölbten Stirn zu vertragen schien. Sein Teint war dunkel gebräunt wie von einer südlichen Sonne.

Es war nicht nötig, daß der Kellner, hoch über den neuen Gast, ihn einmal über das andere „Herr Baron!“ anredete, schon hatten

als seinen vermeinten Stand erachten. Er hatte inzwischen noch an niemand speziell das Wort gerichtet, obwol er sich auf das ruchbarste bemerkbar machte; jetzt, als Aloise eintrat und von den beiden Damen mit herzlichem Willkommen empfangen ward und Fräulein Winkler mit überzeugtem Pleonasmus sagte: „Sie waren uns wieder einmal mit der ersten Leiche vorangegangen!“ — jetzt erhob sich der neue Ankömmling, eilte auf Aloise zu und sagte, indem er sich verbeugte:

„Also Sie, gnädigstes Fräulein, waren die wunderbare Gestalt, die auf jenem Berge mit dem Morgenwind kämpfte? Kaum ahnte ich es, obwol ich gestehen muß, daß mein Glas nicht scharf genug war, über Geschlechtigkeit zu urteilen!“ Er faßte ihre Hand und küßte sie.

Noch bevor er dies that, hatte Aloise verwundert zu erwidern begonnen: „Ich bin erstaunt, Sie hier, Baron, Sie wiederzusehen!“ Aber das war es hindern konnte, zitterte ihre Stimme noch mehr als ihre Hand, während seine Lippen diese berührten — kaum wußte sie, was sie sprach.

Als er sie losgelassen, sagte sie mit ihrer gewöhnlichen ruhigen Stimme hinzu: „Kaum ahnen ich, daß Sie je vermögen würden, sich von Rom zu trennen!“

„Was vermag man nicht“, antwortete der Baron, „ich will nicht sagen, aber ich in gewissen, sondern nur einfach, was vermag man nicht zu thun, wenn man sich langweilt! Sich in Rom zu langweilen, ist eine Barbarei, eine Unmöglichkeit, wenn Sie wollen —“

„Noch dazu in Verhältnissen, darin Sie gerieten“, ergänzte Aloise.

„Und doch, doch!“ fuhr der Baron fort, „die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts sind alles möglich! Was verbrauchen wir nicht, nutzen es ab, um es dann gleichgültig auf die Seite zu werfen! Unser Baron in Kleidern, Geräthen ist auch das Geringste! Viel kommt in es, das man je viel Stärke, Verhältnisse, Menschen verbrauchen! Ja“, sagte er mit Lächeln, „es ist kein Wunder in den Sachen — Augen — Schein ist alles! Nicht wahr, meine Damen“, wandte er sich zu den Freundinnen, „Sie werden da nicht widersprechen? Und wie soll man nur allein sich eine Regel, die einmal in allen Verhältnissen gilt, widersprechen können?“

„Eine gräßliche Lebensphilosophie!“ sagte Aloise, begleitete aber das Wort mit einem Achselzucken, der wie Zustimmung klang, und einem Blick, der schmerzlich prüfend lag auf dem von Ehrendorf, ein Bekannter aus Rom?“ Hätte sie ihn dann den Damen vor und sich ihm.

Jetzt ergriff auch der misanthropische Priester die Rede.

„Auch Sie hier, Ahasver?“ sagte Ehrendorf und bot ihm die Hand. „Wir erkannten uns beide nicht gleich — es sind auch ein paar Jahre her — wo trafen wir uns doch zuletzt? Herr — Herr —“ er hatte offenbar den Namen vergessen. „Sie leben meinen alten Aebler, ich merke mir die Namen schwerer als die Physiognomien —“

„Ahasver lautet auch besser als Nawalt“, antwortete der Misanthrop mit einer Art von Spott, den man ihm kaum zugetraut hätte. „Wir trafen uns zuletzt in Pompeji vor ungefähr zwei Jahren — wollten Sie das vergessen haben?“

„Ganz recht“ erwiderte der Baron mit einem Anflug von Verlegenheit. „es waren die letzten Tage von Pompeji! Unsere erste Bekanntschaft machten wir in Aegypten“, wandte er sich wieder erklärend zu den Damen.

„Am Fuße der Pyramiden — wir erinnern gemeinsam die Nadel der Kleopatra“, ergänzte Nawalt.

„Sie haben sich so bunter als Bekannte zusammen“ sagte Anna von Helberg.

Für einen Art von verliebtem Berger hatte der langste Sohn Albions diesem Gespräch sehr lange und dabei kein Auge von Aloise verwandt. Jetzt erhob er sich, griff sich zu der Stirne und sagte zu Aloise: „Nun werden auch Sie mich wol mit zu den Bekannten rechnen müssen, wenn ich auch nicht die Ehre habe, zu den Vertrauten zu gehören wie der Herr Baron! Jetzt weiß ich bestimmt, daß ich nicht nur Sie, sondern auch mit Ihnen den Herren Baron im Atelier von Gerzelius getroffen habe.“

„Das ist wol möglich“, sagte Aloise mit möglichster Gleichgültigkeit, wurde aber ein wenig rot.

Ehrendorf kam ihr zu Hülfe, indem er lächelnd sagte: „O, ich erinnere mich ganz wohl! Ein junger Engländer hatte das Unglück, der Dame, der ich huldigte, auf die Schleppe zu treten —“

„Aber diese Dame war nicht Fräulein Aebler“, sagte der junge Arzt.

„Nein, es war die russische Fürstin Wolska!“ antwortete Oberndorf mit Gleichgültigkeit.

„Die Fürstin?“ rief Aleide im Ton noch mehr des Erschreckens als der Verwunderung. „Und das sagten Sie mir nicht?“

Die Reihe der Verwunderung war jetzt an Oberndorf. „Mein Gott, ein Atelier ist ein wenig geeigneter Ort, um Damen einander vorzustellen; noch dazu Damen, die von so verschiedenen Lebensinteressen beseelt werden! Die Fürstin ist eine große, politische Dame und Sie sind eine Hohepriesterin im stillen Tempel der Kunst!“

„Aber ich interessiere mich für diese Dame!“ sagte Aleide und sagte nur darum nicht mehr hinzu, weil sie fühlte, wie ihre Stimme vor Aufregung zitterte, wie eine unsagliche Beklemmung auf ihrer Brust lag.

„Und indem“, entschuldigte sich Oberndorf noch weiter, „hatte ich später ja nicht die Ehre, Sie wiederzusehen! Sie waren auf und davongegangen und niemand wußte so eigentlich, wohin. Ja, Sie waren schon vier Wochen hier, ehe ich es nur erfuhr.“

Aleide fühlte, daß es besser sei, dies Gespräch jetzt abzubrechen. Wie erregt sie auch war, besaß sie doch Gewandtheit genug, die Unterhaltung auf ein anderes Thema zu leiten, an dem die beiden Damen sich besonders betheiligen konnten, indeß sie selbst fast verstummte.

Nach einem halben Stündchen etwa war sie die erste, die vom Frühstückstisch aufstand, um, wie sie sagte, in ihr Zimmer und an ihre Arbeit zu gehen, und bald erfreute sich auch die übrige Gesellschaft

III

Als Aleide allein in ihrem Zimmer war und die Staffelei zurechtschob, um an der Landschaft weiter zu malen, die sie hier aufgestellt hatte — ein Blick auf den See, wie ihn gerade die Aussicht aus diesem Fenster bot — , da fühlte sie sich von einer Aufregung ergriffen, die gar wohl zu den hochgehenden Wellen des Sees paßte, welche vor ihr sich erhoben. War es nicht immer wieder dasselbe Spiel? Da ist der aus Steinen gebaute Uferdamm, da sind die hölzernen, eingerammten Pfosten, die gleichsam noch eine zweite schützende Barrière bilden — und immer kommt Welle auf Welle heran, bäumt sich an den Pfosten empor, springt mit wildem Gischt darüber hinweg und muß dann doch an der Uferwand zerschellen — Welle auf Welle — immer dasselbe, ein ermüdendes Thun, immer derselbe Versuch und immer derselbe Gewaltlosigkeit. — Aleide griff an ihr Herz und seufzte.

Sie hatte Leon vergessen, verachten wollen — sie war überzeugt, daß sie fertig war mit ihm, mit der Liebe. Als sie den Baron Oberndorf nur flüchtig in Rom kennen gelernt, fand sie in ihm einen bekannten Mann, der ihr in jeder Beziehung imponirte und bei dem sie es allerdings begreiflich fand, daß er von Männern wie von Frauen fast übereinstimmend als das Ideal eines Mannes betrachtet ward — und gerade weil sie das fühlte, weil er sich ihr einigemal mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit genähert hatte und sie sich von seinen Ansichten und seiner Art, das Leben zu nehmen, überdies sympathisch berührt fühlte, hatte sie es für klug gehalten, ihm auszuweichen, ja selbst es vermieden, ihn von ihrer Abreise zu unterrichten und es dem Zufall überlassen, ob und wann er davon erfahre. Im Augenblick jetzt, da sie ihn wiedersah, da er ihre Hand küßte, flog eine freudige Erregung verklärend durch ihr ganzes Wesen; aber von dem Augenblick an, wo er die Fürstin Wolska nannte, stand Leon's Bild wieder vor ihr — und sie fühlte, sie liebte ihn noch, denn sie ahnte plötzlich halb triumphirend, halb erschreckend, er sei ihrer Liebe wenigstens nicht minder würdig, als er es stets gewesen. Die Dame also, die sie in Rom an Oberndorf's Arm gesehen, war die Fürstin gewesen. Eine orientalische, fast wilde und schon halbverblühte Schönheit war sie ihr erschienen. Aleide hatte sich von der Energie dieser Züge und den halbverschwommenen Augen, die trotzdem ein seine Blicke schossen wie rollende Kugeln, widerwärtig berührt gefühlt; sie hatte es dieser Frau mißgönnt, an Oberndorf's Arm zu gehen; noch mehr, sie hatte Oberndorf gezürnt, daß er es sich so angelegen sein ließ, den Cavalier einer Dame zu machen, die ihr wie eine Fee und von zweifelhaftem Ruf erschien — eine Annahme, in der sie sich um so mehr berechtigt glaubte, als er ihr selbst, Aleide, ausgewich und die Damen einander nicht vorstellte, was er so gern that, wenn er Personen einander nahe bringen konnte, die, wie er sich ausdrückte, geistige Genüsse von einander haben würden. Und nun war dies dieselbe Frau, an deren Seite sie sich Leon nach dem Beichte der Doctorin Lamius zu denken hatte! Und wo war er denn damals gewesen, wo er der Frau nach schon ihr Verlobter sein mußte,

wenn anders jene recht berichtet? Und, darüber lag Moni' jetzt bei ihr ein, daß an demselben Tage, als sie von Cornelius' Atelier heimgekehrt war, man ihr in ihrer Wohnung gesagt habe, ein durchreisender Fremder, der auch seinen Namen nicht genannt, dem Anschein nach ein Deutscher, sei bei ihr und sehr bestürzt gewesen, daß er sie nicht getroffen; dergleichen kam öfter vor; sie dachte still, er werde wol wiederkommen — aber wie er nicht kam, beunruhigte sie sich auch nicht und sie dachte nicht wieder daran. Wie, wenn das nun Leon gewesen? Die Hoffnung, daß er sich ihr wieder zuwende, hatte sie damals schon aufgegeben; sie war schon in dem Zustand, wo sie es „langweilig" fand, noch länger unglücklich zu sein; sie hatte schon Wochen vorher den Brief der Doktorin Lanius empfangen, nach dem Leon der begünstigte Freund einer nur allzu berühmten russischen Fürstin war. Und nun genauso alles durch Cherubini's Beschreibung derselben Fürstin als „energischer Politikerin" ein ganz anderes Ansehen.

Hatte nicht Leon so viele schöne Lieder gesungen, die für das Vaterland und die Freiheit glühten? War er nicht in enger Verbindung mit so vielen Männern, die alle dasselbe Ziel verfolgten? Konnte er nicht nur um deswillen einer Sache sich angeschlossen haben, die dasselbe verfolgte, und konnte nicht das Interesse „berücksichtigt", das man ihr gab, sich ebenso gut auf ihren politischen wie auf ihren weiblichen Reiz beziehen? Und wer weiß, hatte sich nicht Leon hingezogen gefühlt von der Seite dieser Fürstin, von der, die rasch gefeierte Künstlerin, aufzusuchen? Sie kannte ja Leon! Ein fester, unbeugsamer Charakter, der seine Entschlüsse faßt und dann alles daran setzt, sie auszuführen, wie er dann einmal sucht! Ist schon hatte er ein Ungefähr, ein Zufall über sich entscheiden lassen — es konnte ihm Vergnügen gewähren, auf dem grünen Strome des Lebens mit einem entzückenden Nachen zu schwimmen — wachsen nur wilden Blumen am Ufer, so greift er danach, heimer Lebensvogel hier, breit tragischen Vergessen! Half treffe ihn doch, halb streif, und wenn auch das Ruderung einmal wider eine Klippe stieß, das gehörte eben mit zu den Abwechslungen einer Lebensreise. Aber was einmal so verändergegangen, das war vorüber — ob Gutes, ob Schlimmes — er schaute nimmer zurück. Sehr wahrscheinlich war es, daß er gekommen, sich mit Alexie zu versöhnen, und da er sie nicht traf, so dachte er: Vielleicht ist es auch besser, es unterbleibt — und so unterblieb es.

Aber jetzt konnte Alexie durch Cherubini erfahren, er sei damals in Rom gewesen.

Und nun hatte das eine Wort, gleich jenem warmen Lufthauch auf der Höhe, der den Anfang der Lawine bildet, in Alexie eine Aufregung hervorgebracht, die immerwährend wuchs, je weiter sie darüber nachdachte — eine einzige ist schwellende Schneedecke auf dem Wege von Schneeflocken — und doch hatte sich eine an die andere und wuchs und wuchs und bedrohte endlich als unheilvolle Lawine, vielleicht zerschmetternd, vernichtend, in den Armen einen blühenden Thals! Wie oft Monate und Jahre gebraucht, um in der Seele des Menschen alle kämpfenden Elemente wieder zur Ruhe zu bringen, so bedurfte es nur eines Momente, um diese schwererrungenen Frieden wieder zu zerstören. Leon ist ja eben das Weib anders gestalter als der Mann: er überwindet eine Neigung, ein Gefühl in der Regel gar nicht anders, als daß er es ganz aus seiner Brust reißt, seinen Schmerz in Leon, seine Liebe zu Hop oder Gleichgültigkeit wandelt und so ganz aus seiner Brust reißt, in welchem das Weib die Gewalt in sich behält und unter tausend Thränen still begräbt und noch oft genug in schmerzlich süßen Erinnerungen das Grab mit Blumen bekränzt — und da kann nun jeder Augenblick, wie unter einem plötzlichen Gefühle, das Grab sich wieder öffnen — und wie mag es dem Armsten Tage verschwunden mag, das Leben seine Anziehung leisen!

Wie Alexie so jetzt vor ihrer Staffelei saß und nach dem See hinausschaute — schon nicht mehr mit dem prüfenden Auge der Künstlerin, schon nicht mehr mit dem freudigen Verlangen, das schimmernde Wasser zu copiren, sondern mit dem sehnsuchtsvollen Gefühl, als sei hinter dem See mit seinen ewigen Umrissen das Symbol ihres eigenen Innern — da hörte sie im Nebenzimmer, das sicher unbemerkt geworden war, Tritte und Bewegung. Die geschwätzige Stimme eines Zimmermädchens pries das Zimmer als das beste im ganzen Hause, und dann antwortete Leon von Cherubini — er also war ihr Zimmernachbar geworden. Eine neue, unsägliche Beängstigung legte sich dabei auf ihre Brust — als einen Trost empfand sie es, daß sie auch noch über ein Nebenzimmer zu gebieten hatte; es war ihr Schlafzimmer, in das sie sich zurückziehen konnte, wenn sie der Nachbarschaft Leons empfinden sollte.

kam athmete sie auf, als sie hörte, daß der Paß ausging.

Als man sich zu Mittag wieder im Speisesaal versammelte, fehlte Ottokar. Alwine war mit Herrfleyen hinabgegangen und hatte sich seit der seiner Unterhaltung gefreuet — nun er nicht da war, fühlte sie sich entsetzlich. Schon dachte sie aber, man könne ihr etwas von den Vorgängen ihres Innern anmerken, und sie zeigte sie sich so unbefangen, so gesprächig und liebenswürdig als möglich, besonders gegen die ihr bekannten Damen. Dennoch entging ihre Erregung den teilnehmenden Augen der Frau von Holberg nicht.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Von Dresden nach Sicilien.

Aus den Tagebüchern.

V.

Nach Neapel zurückgekehrt, konnten wir noch einige Tage rasten, denn bald nach uns ein italienisches Dampfschiff, welches gerade nach Neapel ging, aber die Gewässer ins freie Meer hinaus und an der Küste von Apulien wie den Sireneninseln entlang, andererseits an den Liparischen Inseln vorüber, wo eben hinter dem rauchenden Stromboli die Sonne unterging, nach Neapel zurückkehren gegen Abend des folgenden Tages, da das Schiff an mehreren Orten der Küste angehalten hatte, kamen wir dahin, wurden aber für die langsamere Fahrt durch das herrliche Schauspiel des Meerleuchtens an dem windstillen, milden Abend reich entschädigt. Die Meeresfläche selbst war dunkel, durch jeden Ruderschlag ließ eine phosphoreszierende Linie hinter sich, um jedes Schiff im Hafen glitzerte ein glänzender Rand und zog man den eingetauchten Finger aus dem Wasser, so leuchteten noch in den ersten Secunden die an ihm hangenden Monaden oder Infusorien.

Am Morgen darauf, Sonntags den 15. Juni, fuhren wir um den Golf von Neapel nach dem unbeschreiblich lieblichen Sorrent. Wie hätten wir von Neapel scheiden dürfen, ohne Sorrent gesehen zu haben? Bekanntlich fährt man bis Castellamare, im Winkel des Golfs, mit Dampfwagen, von da in sechs Viertelstunden mit Vetturinos nach Sorrent. Diese Straße, wol die schönste unter allen, welche ich jemals sah, damals noch völlig neu, während vier Wochen darauf, wie wir nach der Rückkunft in den Zeitungen lasen, Neapel und das nächster gelegenen Monte San Angelo der Schauplatz so heftiger gewesen hatten, die Straße, breit und schön, erhebt sich bald an den Felsen hoch über das Meer, bald zieht sie sich hinab in prachtvolle Orangen- und Olivenpflanzungen, bis man wieder steigend nach Sorrent gegenüber Neapel gegenüberkommt. Wunderlam genug! An der Kirche vom lieblich gelegenen Dörfchen Meta findet man zwei Oelbäume, von denen die Sage geht, es seien diejenigen, von denen es in der Odyssee (V, 473) heißt:

Hierauf ging er zum Wald und fand den hohen dreifachen
Wuchs
Rasch weitschattender Holz und nahm zwei Bäume zum
Schlag,
Beide gleich anwachsen, der wilden und fruchtbaren
Oelbaums.

Hierher kam nun bald Nausikaa, die sittige Tochter des Königs der Phäaken, mit ihren Jungfrauen vor Mädche zu waschen. Die Insel der Phäaken heißt bei Homer Scheria, und eine mehrfach bei griechischen Schriftstellern vorkommende Deutung versteht darunter das heutige Korfu in Griechenland. Jedoch sicher ist die Sage von den zwei Oelbäumen bei Meta, wie ähnliche dieser Gegenden, auch noch aus der Hellenenzeit; wir sind ferner hier noch ganz im Bereiche der Irrfahrten des Odysseus, denn selbst noch weiter nördlich hinauf, zwischen Neapel und Civita-Vecchia, kommt man ja an dem vorspringenden Felsen der Kirke vorüber; ferner sind weiter südlich von Sorrent die Inseln der Sirenen, von denen ja auch Sorrent seinen Namen haben soll; sodann läßt sich manches, was von Homer über die Lokalität der Scene mit Nausikaa berichtet wird, recht wohl mit dieser Oertlichkeit vereinen, und nun ist es doch sonderbar, daß, wenn Homer erzählt, der erderschütternde Meergott habe endlich im Zorn darüber, daß die Phäaken den Odysseus in seine Heimat geschifft hätten, auf der Heimfahrt ihr Schiff versteinert und hoch um die Stadt ein Felsengebirg umhergezogen — daß, sage ich, Sorrent mit einem sehr breiten Felswall umgeben ist, wie ich von keiner andern Stadt weiß; man fährt ja durch lange, wie über hängende Orangen- und Limonengärten in die Stadt. Von der Pracht der Aussicht sage ich nichts, wer könnte sie genügend beschreiben? Da man uns dort selbst der Unsicherheit wegen widerrieth, über die Höhe weg nach Amalfi zu gehen, so ritten wir wenigstens auf Santa Agatha hinauf, wo man den Blick nach dem Meerbusen von Salerno hat, von da nach Massa hinunter und kamen an die verrufenste Taste, welche uns

an die Blaue Grotte nach Capri trug. Diese Insel ist, wie Gregorovius sehr wahr sich ausdrückt, wie „eine Meerstudie Siciliens, nicht allein wegen der Lauge des Meeres, sondern auch durch ihr glühendrothe Farbe des Kalkgesteins, durch die phantastisch gezackte Form der Klippen, besonders selbst wegen des Pflanzenwuchses; denn die Vegetation ist hier ganz südlich, üppig, aber mächtig. Noch düsterer wird die Insel als Schauplatz der letzten Meuchelmorde des sinnlos grausamen, wie irrsinnig lauernden, nach Vernichtung des Gefühls der Menschheit verlangenden und suchenden, nach allen Greuelthaten, vom Ekel vor Rom und Angst vor seiner Vernichtung hier, wo er sich allein noch sicher glaubte, verfolgten Tiberius. Hier ist es auf der nahen Insel Ischia mit Petrus erdichtet wurde. Im Besitz des berühmten Gemäldes sonnte sagte uns der erwähnte Maler ab, welcher schon in Neapel gewesen war, als im Jahre 1[illegible] der deutschen Maler Kopisch und Krüss die wunderbare Naturschönheit dieser um eines Aberglaubens willen seit Jahrhunderten nicht betrachten Gegend entdeckt hatten. Folgendes: „Wir haben uns alle Mühe gegeben, die Ursache der herrlichen Töne zu entdecken; wir haben den ganzen Umfang, das Ufer der Grotte mit Tüchern verhangen und die Töne in der Grotte blieb die selbe; dies hat uns überzeugt, daß die Ursache derselben in dem Boden des innern Raumes liegt, welcher am Eingang durch das Meerwasser bedeckt, das zwischen der Oberfläche des Meeres bis zu dem unterwärts ein zusammengehenden Felsen man möchte sagen wie unterhalb der Schwelle ist." Nach Sorrent in die Villa Marie zurückgekehrt, gelangten wir abends wieder nach Neapel, um uns noch unter den vielen Hunderten von Fischern und dem regen, lauten Treiben an der Marina zu ergötzen. Da weideten hier an einem Kessel Hungerige sterlich und voll mit den Fingern die Maccaroni in den offenen Mund herab, dort spielten andere gierig und schreiend um ihren Haber wie im Alter das beliebte Fingerspiel der Morra, von welchem Spiel schon Cicero im Buche „Von den Pflichten" redet, indem er einen ehrlichen Mann mit den Worten bezeichnet: „Er ist würdig, daß du mit ihm im Finstern das Fingerspiel machst!" („Quocum in tenebris mices!"), hier platzirte sein Polichinell sein Puppentheater, dort testirte einer mit dem Hoch unter dem Aermel hochbegrüßet aus Neuß vor der um ihn stehenden, stehenden und am Boden gelagerten Menge. Hier ist es erschöpft und sinkt hin. „O grani, grani!" ruft hier, ruft da ein anderer: „Due grani." Ja, wenn das ist! Nun erhebt es sich wieder und wieder die mächtige, tiefe Stimme. Ueber die politische Stimmung in Neapel sagten verständige Leute uns Folgendes: „Rom will man hier nicht, indem sie sagen: „Wer sich mit den Reichen verbinden kann, um uns wiederzugewinnen, der kann weder unter Nacht noch unter Pfaffen sein!" Aber Victor Emanuel wollen sie auch nicht haben, der hat uns, meinen sie, nur Steuern auferlegt und nichts gegeben; auch hat seine persönliche Erscheinung nicht, noch weniger, daß er Piemont mit sich gebracht, in Neapel gefallen." „Nun, wen wollen sie denn?" „Ja das wissen wir nicht." Wer möchte Mann eines Heeres, Thron und Spitze bringt, weil dem Volke angenehm sein, aber imponiren muß er durch Macht." Kann man sich auch wundern, daß Neapel, an Größe hinter die dritte Stadt Europas, sich nicht gern unter das kleinere Turin beugen will? Das hat mir klar geschienen, daß, wenn Victor Emanuel nicht bald Rom, unter das noch am ersten Neapel mit andern großen Städten Italiens sich ergeben würde, im Hauptnest ruhen kann, was ihm an sich schwer und unter der jetzigen Constellation der Dinge sehr nicht gelingen wird, er wenigstens Neapel nicht immer wird zu behaupten vermögen.

Nach manchen kleinern Einkäufen in den schönen Straßen und Terracotta-Arbeiten, welche man hier findet, sorgen wir Montags den 11. Juni nachmittags auf ein französisches großes Dampfschiff, um nach Civita Vecchia zu fahren. Da man uns in Neapel auf der Polizei selbst widerrathen hatte, zu Lande nach Rom zu reisen. Der Himmel war heiter, als wir ausfuhren, die See ruhig, aber bald sahen wir Gewitter am Horizonte heraufziehen und das Meer wurde so bewegt, wie die Schiffer noch ihrer Aussage es lange nicht gehabt hatten. Nun alle Passagiere wurden seekrank, insbesondere auch die [illegible] — ein katholischer, viel weiß französischen Geistlichen, welche zum hohen Jubiläum Fremdenansehen nach Rom wollten und die Zwischenzeit von der vergangenen Kanonisation der spanischen Geistlichen sich haben zu einem Ausflug nach Neapel drängt hatten. Ohne selbst krank zu werden, war ich doch eine Weile einer sehr beträchtlichen Gefährung ausgesetzt, welche hätte höchst gefährlich für mich werden können; doch brachte ich nachher einen Theil der Nacht mit einem der Freunde recht leidlich auf dem Verdeck, zum Theil selbst vergnügt im Ge-

lange deutscher Lieder zu. Indessen schrieb sich wol hauptsächlich von dieser Erkältung der Umstand her, daß ich am zweiten Morgen in Rom kaum aufathmen konnte, bis unser hülfreicher Doctor das Uebel bannte.

Nach langem Warten im Hafen von Civita-Vecchia, ehe wir die Erlaubniß erhielten, auszusteigen, nach vielen geforderten Anmeldungen, Revisionen und Zahlungen am Orte selbst, saßen wir endlich im Lampiragen, der uns in ein paar Stunden durch eine trübe, wenig bebaute, eine Weile hier durch den Anblick des zur Rechten liegenden Meeres, weiterhin durch den des schönen, zur Linken heraufziehenden Sabinergebirgs gehobene Landschaft in die ewige Roma, wie man sie hier genannt hat, trug. Der Einzug von dieser Seite ist bekanntlich nicht imponirend. Meine erste Sorge, nachdem wir im Hotel abgestiegen waren, war nach dem Capitol zum preußischen Gesandten, an welchen ich ein besonderes Empfehlungsschreiben des Herrn Ministers von Beust hatte. Der Gesandte nahm mich sehr liebevoll auf; wie hätte ich damals das einige Monate später über ihn gekommene Unglück einer Geisteszerrüttung ahnen können? Hier kam mir auch der Legationssecretär, ein junger Graf, freundlichst mit den Händen und den Worten entgegen: „Sind Sie nicht K., mein alter, lieber Gymnasiast?“ Danach fuhr ich mit dem Freunde, der mich begleitet hatte, nach dem unvergeßlichen Monte-Pincio, an dessen prangenden Linien und freundlichen Alleen und Gärten, an dessen erhebender Aussicht über das jetzige Rom bis zu dem gegenüberliegenden St.-Peter hin sich wiederholt in jenen Tagen und mit immer neuer Freudigkeit mein Herz erquickte. Von da hinab ging es in das nahe, schlichte, aber durch den Zusammenfluß deutscher und anderer Künstler berühmte Café greco. Hier kamen wir bald mit einem Herrn von B., gewesenem badischen Officier, der schon länger hier gelebt hatte, in Berührung; er ward von nun an bis zu unserer Abreise unser freundlicher, überaus nützlicher Führer.

Am nächsten Morgen folgten wir dem Strom von Menschen, der zur Fronleichnamsprocession nach der Peterskirche ging. Man hatte allgemein gebeten, die Procession werde auch außerhalb der Kirche um den herrlichen vor ihr befindlichen, durch doriſche Säulengänge, in der Mitte durch den hohen Obelisk und zu beiden Seiten desselben je durch einen Springbrunnen geschmückten Platz, stattfinden. Auch hatten wir uns schon vor einem Café passende Plätze gelöst und eingenommen, schon war das Militär, päpstliches und französisches, vertheilt, schon waren die Staatswagen der Gesandten gleichwie die Carossen der Cardinäle, leicht kenntlich durch ihre rothen Knieladen, durch die rothen Quasten an den schwarzen Pferden und durch den übergroßen, rothen Regenschirm des Dieners, vorüber- und links ab in den päpstlichen Palast hineingefahren — da trat ein kurzer Regenschauer ein und bald hieß es nun: „Er kommt nicht!“ Die Menge zerstreute sich und wir eilten in die Kirche, dort den Umzug zu schauen. So tief ergriffen ich auch war von der immensen Höhe, Weite und Pracht dieser Räume, so machten sie doch auf mich weit mehr den Eindruck des Staunens als den der Andacht, welche letztere Gefühle viel mehr z. B. der Eintritt in den Dom von Mailand erweckt hatte. Wir gewannen bald in der seinerseits vollen Kirche einen sehr schönen Platz, fast unmittelbar in dem Halbkreis, in welchem zwischen der hohen Bronzestatue des Petrus und dem Hochaltare der König von Neapel mit seiner Schwester (die Gattin war nicht dabei), Gesandte, Generale und andere Hohe standen. Endlich erschien unter den immer näher kommenden Klängen in langem, langem Zuge von Geistlichen der Papst unter einem Baldachin getragen. Diese Festzüge nun sind so oft, so ausführlich und gut beschrieben worden, daß ich nicht nöthig habe, vieles über dieselben zu sagen, zumal ich gestehen muß, daß ich für dergleichen nicht genügende Spannung des Geistes und Gedächtniß habe. Auffallend war mir allerdings manches, was mich an die Priesterzüge des alten heidnischen Rom, ja was, wie z. B. die dem Papst vorgetragenen Büschel weißer Pfauenfedern, an Aehnliches in den Jalapeinenzügen Hinterindiens erinnerte, wie denn bekanntermaßen überhaupt der gesammte buddhistische Cultus eine frappante Aehnlichkeit mit dem der katholischen Kirche hat. Der Papst selbst sah etwas gebeugt, doch schien er wohl und man sah ihm keine Noth und Trauer an. Seine persönliche Erscheinung erweckt Ehrerbietung. Verschweigen darf ich hierbei nicht, daß, als ich mitten in diesem Pomp, dieser vielen äußerlichen Pracht die tiefste Huldigung aller sah, mir an das Wort Jesu dachte: „Ihr wißt, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt; so soll es nicht sein unter euch . . . gleichwie des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich

dienen lasse, sondern daß er denke und gebe sein Leben zur Erlösung für viele" (Matthäi 20, V. 28) auch eine tiefe Demuthung ergriff, daß es doch so ganz anders geworden sei, als der Herr gewollt hatte. Nachdem sie Aeußerlichkeit vorüber war, gewannen wir Raum und Muße, das in ganz einziger Weise Ehrwürdige jener Kirche im ganzen wie im einzelnen näher zu betrachten. Innen ganzen wie unter den hochgewölbten, von riesigen, wie ein acht, neunfenstrigen Hemd hohen Pfeilern getragenen Kuppeldach, unter dessen Mittelpunkt Michel Angelo, welcher sich in dieser Kirche wie an vielen Orten Roms in Bauten, Statuen und Gemälden auf ganz einzige, nicht genug zu preisende Art verewigt hat. Unsere andern traten wir an die seitwärts schwarze Statue des Petrus, deren vorgestreckter rechter Fuß vom vielen guten Katholiken geküßt war, nachdem er immer mit Schnupftuch oder Aermel an der betreffenden Stelle gewischt hat, damit für neue vorhergegangene Küsse Platz sei. Wir sahen ebenso die wiederholte Frau als den Cardinal Fürst Gratulationen thun und überzeugten uns, daß es wahr ist, was man sagt: es sei schon ein Theil vieler frommen Leben bald abgethan. Eine gemeinsame Kanzel zur Verkündigung des göttlichen Worts konnte man in diesen enormen großen, daß nur die den Umfang des Weltgeistlichen und bestimmten Räumen nicht erwarten, war auch nicht vorhanden. Da wir nun in einer vorigen Seitenhalle einige viele Beichtstühlen sind ja sowie die umfangreiche, mehrere Zimmer und Gewölbe enthaltende Sakristei wie eigene Kirchen-Haltung eines Gottesdienstes mit Kirchenmusik vernahmen, so wandten wir uns hierhin

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Eine Schwester.

Nachdruck verboten. Von Ernst Freiherrn von Wolzogen.

III

Wir überspringen den Zeitraum von fast einem Jahre und finden unsere Freunde wieder auf derselben Hacienda, auf welcher wir sie verlassen haben.

Antonie hatte während dieser Zeit keine junge Frau sowohl nach Valparaiso als auch nach Santiago gesehen; man hatte die Mädchen vergessen oder that wenigstens so, und sah nur die Tochter des Señor Montañas in ihr, und die Frau des Don Antonio, welche man feierte und liebenswürdig fand, und Antonie liebte, der diese Achtung theilte, war übergläcklich.

Dann traten Zweifel ein, nicht zwar seiner Gattin halber, sondern es drängte sich einfach, es rechte Glück nicht um einen Preis billiger zu haben sein sollte.

Dann fragte er sich, ob es ihm möglich sein werde, die Rosen festhalten auf die Dauer zu können, und nach einiger Zeit gewann er die Ueberzeugung, daß sein Schicksal das des Señor Montañas sein werde, wenn es ihm nicht gelingen würde, der Tochter dieses Señor, seine liebe Frau, von den Pfaden abzubringen, welche ihr Vater früher betreten hatte.

Was vielleicht schlimmer als all dieses war, daß er Vergleichungen anstellte zwischen Rosa und Carolina und das Resultat desto ungünstig für die letztere ausfiel.

Carolina, beraubt von dem Reichthum ihres Mannes, war eine Verschwenderin gewesen. Antonie, beraubt von Liebe, hatte sie allzu lange gewähren lassen, und endlich Rosa, die nüchtern geblieben war hinsichtlich des Reichthums, und betreffs der Liebe nur deren Bitteres gekostet hatte, machte die Verwüsterin zwischen beiden, weshalb Antonie sie zu lieben und Carolina gering zu schätzen begann.

Sie war heute, wie es schien, mit Hader und Unfrieden in die Hacienda eingekehrt, denn Carolina saß ernst und aufgeregt auf einem Sofa, während Rosa auf dem Boden kniete und damit war, mehrere schwere Seidenstoffe und eine Menge kleiner Putzartikel zusammenzusuchen, welche kurz vorher dorthin geschleudert worden waren.

„Behalt's nur!" rief jetzt Carolina heftig. „Behalte alles! Ich weiß es, es gibt dir doch lieber als mir!"

Sie begann jetzt heftig zu weinen.

Rosa sah, daß noch auf dem Boden kniend die zum Theil zerknitterten und beschmutzten Stoffe zusammen, suchte sie möglichst zu reinigen und wieder in die ursprünglichen Falten zu legen und erwiderte kein Wort; als aber ihre Schwester jetzt laut schreiend, ihre vorigen Worte wiederholte, sagte sie ruhig: „Du weißt recht gut, daß ich nicht ein einziges Stückchen von alledem da haben will, aber ich will auch nicht, daß Antonie Hunderte von Thalern ausgeben soll für nichts!"

„Was geht dich Antonie an?" rief Carolina grollend. „Was kümmert dich das Handwerk, was Antonie's Ausgaben? Ich bin die Frau,

und du, du bist nichts weiter als — —" Sie verschluckte das Wort, aber sie fand keines, was ihr passend erschien.

Auch Rosa schwieg; als sie aber ein hoches von ihr sorgfältig geglättetes Stück Seidenzeug auf den Tisch gelegt hatte und Karolina mit Heftigkeit dasselbe wieder auf den Boden schleudern wollte, sagte sie unwillig:

„Du bist wie ein unartiges Kind und schlimmer noch als dieses!" Und sie wandte sich, um das Zimmer zu verlassen.

In diesem Augenblick trat Antonio ein.

„Was gibt's?" sagte er mit der Miene eines Mannes, der bereits alles errathen hat.

Karolina warf sich ihm stürmisch entgegen und brach in einen Strom von Klagen aus. Sie habe sich durch Pedro, den Knecht, einige nothwendige Dinge aus der Stadt bringen lassen, sagte sie, und Rosa habe ihr, wie gewöhnlich, die heftigsten Vorwürfe über ihre Verschwendung gemacht; jetzt wolle sie gar nichts von all diesen Sachen haben.

Antonio unterbrach sie: „Es wird auch ohne Zweifel nicht nöthig sein!" sagte er ernst. „Du hast genug von solchen Dingen und meine Kasse ist leer, leer erschöpft!"

„Ah", rief jetzt Karolina, „laß mich fort, laß mich wieder eine Wäscherin werden! Diese ewigen Vorwürfe! Wie glücklich war ich, als ich mir meines Händes Arbeit mein Brot verdiente!"

Der Moment war ernst, wenigstens unangenehm in hohem Grade; als aber die junge Frau von dem selbstverdienten Brote sprach, flog ein leichtes Lächeln über die Züge Antonio's. Er wußte, daß Rosa dieses Brot für beide verdient hatte.

Aber Karolina errieth wohl, was dieses Lächeln bedeutete; sie verlor gänzlich den Kopf und schlimme Worte ausstoßend das Gemach.

Antonio, der wieder ernst geworden, war allein mit Rosa, welche, immer noch schweigend, sich beschäftigte, die Ursache des Haders zu wenden. Er blickte sie eine Zeit lang traurig an, dann sagte er wie in Selbstvergessenheit, dennoch aber zu ihr gewendet: „Ach, Rosa, wäre ich mit dir noch glücklicher geworden?"

„Nein" rief sie heftig, „nein, gewiß nicht! Ich habe viel schlimmere Seiten als sie! Sie ist nur leichtsinnig, heftig — sie wird sich gewiß ändern!"

„Und du?" sagte Antonio mit einer Freudenblässe, die Rosa erheben machte, „du wirst dich nicht ändern, denn du bist ein Engel und wirst ein Engel bleiben! Ah, ich weiß jetzt alles, ich sehe alles und — wie war ich blind!"

Rosa war heftig erschrocken. Er wußte alles! Er hatte ihre Liebe erkannt, ihre Aufopferung! Mitten in ihrem Schrecken, in ihrer Angst war es wieder, als sei sie nie so glücklich gewesen, als müsse sie laut aufjubeln. Aber sie bezwang sich, sie verbarg ihre Bestürzung und ihre Seligkeit.

„Du mußt nicht so übereilt sprechen, Antonio!" sagte sie.

Die Frauen können das. Im Guten und im Schlimmen vermögen sie ihre Gefühle zu verbergen, vermöge in Herzensangelegenheiten. Die Männer hingegen sind — wie sagen wir nur gleich — aufrichtiger? täppischer? rücksichtsloser? Aber kein einziges dieser Worte will unser Wesen recht bezeichnen.

Wir sagen daher einfach, was Antonio that. Er sprang auf Rosa zu, umfaßte sie, preßte sie, trotz ihrer Gegenwehr, an sich und rief: „Ja, ich weiß es, du hast mich geliebt, mehr wie sie! Du liebst mich noch, und nur deswegen —"

Sie hatte sich jetzt befreit von ihm, umfaßt sein, und sagte mit gepreßter Stimme: „Sei nicht wieder so, Antonio, sonst muß ich dein Haus verlassen!" Dann glitt sie rasch aus dem Zimmer.

Er blieb zurück und es fiel ihm erst jetzt ein, daß sie seine Schwägerin sei, aber besser. Die Bedeutung dieser Verwandtschaft fiel ihm ein und zugleich schwer aufs Herz. Auch fragte er sich, einfältigerweise, ob er sich nicht getäuscht habe, ob sie ihn wirklich liebe und sich in der That aufgeopfert habe, wie es ihm vorher, in einem lichten Augenblick, erschienen war.

Inzwischen packte er die Stoffe und die andern aus der Stadt gekommenen Gegenstände zusammen, und Pedro trabte kurze Zeit darauf auf den Thieren der Hacienda, sie dorthin zu bringen, woher sie gekommen waren.

Nach einiger Zeit war Frieden im Hause, äußerlicher wenigstens. Man zankte sich nicht, und es war selbst möglich, daß man glücklich war, da das Aeußere dieses Zustandes, den man Glück nennt, sich in mannichfachen, oft sehr eigenthümlichen Formen bewegt.

Eine besondere Heiterkeit war indessen auf der Hacienda nicht zu bemerken.

Antonio war am Morgen, eines Geschäftes wegen, nach der Stadt geritten, und die beiden Schwestern, welche schon des Tages über wenig zusammen verkehrten, trennten sich beim Eindruck

der Nacht geringer, als es sonst in Chile der Fall zu sein pflegt. Carolina hatte sich auf ihr Zimmer begeben, sie hatte Kopfschmerzen und wollte sich zu Bett legen; aber Rosa, welche der Schlaf floh, suchte ihren Lieblingsplatz auf, ein kleines, gegen das Gebirge zu gelegenes Gemach, in welchem sie oft heiße Nächte zu verträumen pflegte.

Die Stelle war in der That geeignet zum Träumen und Schwärmen. Man war dort vor allem einsam, denn Antonio's und Carolina's Schlafgemach lag gegen das Flachland zu, und die Wohnungen der Knechte befanden sich ebenfalls auf jener Seite. Von diesem kleinen Gemach sah man auf einen schmalen, aber gegen die Berge hin in ziemlicher Länge verlaufenden See, eine große Seltenheit bei einer chilenischen Hacienda. Aber der Arm eines Gebirgsbaches, der die Felder der Hacienda bewässerte, hatte sich zwischen steilen Felsenwänden, zum letzten mal seine Kraft benutzend, sich ausgebreitet, und während seine seitigen Ufer mit Bäumen und Buschwerk bekränzt waren, blieb seine tiefen Partieen des Gebirgs, zum Himmel strebend, die nackte Krone der Andes empor.

Die Nacht war längst hereingebrochen, klar, sternenhell und prachtvoll wie eben eine chilenische Nacht, erfrischend, aber nicht kühl, durchwoben von lauem balsamischen Lüften, die das bewaldete Gebirge brachte, und belauscht von Millionen Sternen, die, ebenso viele blitzende Juwelen, am tiefdunkelblauen Himmel funkelten.

Mechanisch hatte Rosa ihre Blicke nach den Gebirgen gewendet und dem periodisch wiederkehrenden Aufblitzen der Feuerberge zugesehen, dem sogenannten Leuchten der Vulkane, welches, feinen Wetterleuchten gleich, auf einzelne Augenblicke den nächtlichen Himmel erhellte.

Aber allmählich war das Leuchten schwächer und schwächer, es begannen sich einzelne schwerere Nebel der Andes zu verbreiten und nach kurzer Zeit war der Mond heraufgestiegen, die nächtliche Landschaft mit andern Linien färbend, hier helleres Licht, dort tiefere Schatten bringend, die Perspective verändernd, und überhaupt jenen phantastischen Zauber zu verbreiten, den sein Licht allenthalben ausgießt über die Seen, über den Ozean wie über den Norden, über die wilden Felsengründe des Gebirgs, über die duftenden Blumenbeete eines sorgfältig gepflegten Gartens, über die einsame Heide und den Meergrund, über den tiefen deutschen Buchenwald mit seinen glänzenden Stämmen und seinem moosigen Boden, über das Gesamtgewebe von Wundern, welches man den Urwald nennt, und endlich über jene unendliche Wasserwüste, über das Meer, gleichviel, ob sich seine Wogen spiegelglatt ebnen in einer tropischen Nacht oder ob sie der Sturm mit tobender Brandung gegen schwarze Basaltfelsen donnern.

Rosa blickte jetzt nach dem See. Wir wissen nicht, suchte sie dort irgendetwas Bestimmtes oder that sie es unwillkürlich, weil sein Spiegel wie blankes Silber funkelte und glühte.

Aber sie schien nicht besser gestimmt zu sein durch den reizenden Anblick, ja sie seufzte tief auf.

„Ach", sagte sie dann mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes, „ach, es bringt ihn! Nicht genug, daß er sein Vermögen vergeudet und ihm sein Haus zur Hölle macht, sie taucht ihn auch noch auf schmähliche Weise! Jeder Monat, jeder Wechsel zwischen einem Engel und einem Teufel, dieser viehische und rohe Mensch, sie zieht denselben ihm vor, ihm!"

Sie barg das Antlitz in ihren Händen, nach einer Weile aber fuhr sie fort:

„Hat ab, ich, die ich ihn liebe, anbete, täuscht ich ihn nicht auch? Hetzte ich ihn nicht auch betrügen? Hatte ich nicht längst ihm schon alles enthüllen sollen, da meine Bitten und mein Flehen bei Carolina nur Vorwürfe und heftige Scenen hervorrief?"

Sie blieb eine Zeit lang stumm und in tiefe Gedanken versunken; dann schüttelte sie heftig das Haupt.

„Nein", sagte sie, „ich will's nicht thun! Ich will meinem Schwur erfüllen bis zum Ende! Ich hoffe sie beide glücklich zu machen — daß sie es nicht geworden sind, ist nicht meine Schuld! Aber ich will nicht trennen, was ich geeinigt habe! Ich will ausharren!"

Sie trocknete dumpf vor sich hin, aber plötzlich fuhr sie auf und blickte mit angestrengter Aufmerksamkeit auf den See. Nebel hatten sich auf seine Fläche gesenkt, die ruhig und unbeweglich auf ihn lagen und mit ihrer fast blendend weißen Farbe grell abstachen gegen die dunkeln, hohen und abschüssigen Felsenwände der Ufer, die das Mondlicht kaum treffen konnte. Der vordere Theil der Oberfläche des Sees, der noch nicht vom Nebel bedeckt war, lag ihrem Spiegel gleich ruhig und eben da, aber jetzt war es, als kräuselte sich diese vorher so glatte Fläche, einzelne Stel-

Notar (vertraulich).

Miſter Thompſon, ich hatte gehofft, die Erben in London würden zu mir, Notario publico in Briſtol, mehr Vertrauen hegen, und erſtaune, daß ſie mir einen zwar nicht juris consultum aber doch juris peritum anberoſenden. Wenn man nun doch erwieſe, daß der Selige allerdings bei Verſtande, wenn auch nicht amentia, doch auch nicht dementia — sensu qualicumque — haha — hm — hm —

Thompſon.

Wo iſt der Bevollmächtigte, ich muß ihn ſprechen.

Notar.

Werd' ihn rufen, Miſter Thompſon. Was iſt Verſtand? Jedes Ding in der Welt verlangt ſeine eigene Beleuchtung und das Recht, Sir Walter, wißt Ihr wohl, hängt immer von (wendet ſich zum Abgehen und ſtreckt nach hinten die offene Hand aus) Umſtänden ab.

Zweite Scene.

Thompſon allein. Dann Harry.

Thompſon.

Noch iſt nicht Alles verloren. O Gott, wie fühl' ich Deine ſtrafende Hand! Wehe dem Frevler, der in

in Regen über sie hin, denen andere häufiger und rascher folgten, und das Bild des Meeres schien zerspittert zu sein und in tausend glänzenden Trümmern auf den Spitzen der kleinen Wellenburgen zitternd zu schweben.

Zugleich erschien ein dunkler Gegenstand, den bisher der Nebel noch verborgen, auf der Mitte des Wassers und näherte sich ziemlich rasch dem Ufer. Es war ein Boot, das ein Mann mit einem Doppelruder lenkte, der offenbar beabsichtigte, an dem durch einiges Buschwerk verdeckten Landungsplatze unweit der Hacienda anzulegen.

„Der Unverschämte!“ murmelte Rosa. „Es ist Arenas, der von Antonie's Abwesenheit in Kenntniß gesetzt ist und sie zu besuchen kommt! Aber ich will hinunter und ihm Vorstellungen machen — vielleicht —“

Sie hatte sich, während sie diesen Entschluß faßte, bereits halb erhoben, um dem Kommenden entgegenzueilen, aber jetzt hemmte sie plötzlich ihre Bewegung.

Der Platz unter ihrem Fenster war nicht so einsam, wie sie dachte.

Ein Mann huschte mit der Behendigkeit einer Katze längs der Hacienda auf eine kleine Zelengruppe zu, welche unweit des Landungsplatzes lag, und bei angelangt, verschwand er.

Fast gleichzeitig sah sie, wenn auch nur auf einen Augenblick, zur Linken, auf der andern Seite des Ufers, zwei Schatten über den gelben Sand des Gestades gleiten und ebenfalls wie jener erste verschwinden.

Es war klar, daß alle drei Männer trachteten, von dem im Boot nicht gesehen zu werden; denn sie hatten den Zeitpunkt abgewartet, wo er so nahe gekommen sein würde, daß sie durch das Buschwerk des Landungsplatzes vor seinen Blicken geschützt waren. Seine Ankunft mußte ihnen bekannt sein, sie legten ihm einen Hinterhalt — war es noch zu beweifeln, daß Antonie diese Maßregeln getroffen, daß ihm die Untreue seiner Gattin kein Geheimniß war?

Rosa's Herz pochte so heftig, daß sie kaum athmen konnte.

Aber was sollte sie thun? Zu ihrer Schwester eilen? Wahrscheinlich aber hatte man auch dort bereits die geeigneten Maßregeln getroffen, und wenn nicht, was half es, wenn sie ihr sagte, was im Werke sei?

Sie war rathlos.

Jetzt hatte das Boot das Ufer erreicht, und während Rosa erwartete, daß der in den Zellen verborgte Mann sich sogleich auf den Aussteigenden stürzen und ein Kampf beginnen würde, erfolgte nichts von alledem, sondern der ans Land Getretene schritt unbelästigt und offenbar vollkommen sorglos auf die Hacienda zu.

Es war, wie sie jetzt deutlich sehen konnte, wirklich Arenas, und da auch die beiden auf der andern Seite des Wegs versteckten Männer sich ruhig verhielten, näherte er sich rasch dem Eingange; noch ehe er aber das Thor erreicht hatte, sah sie, daß der unfern des Portals verborgene Mann diesen verließ und eine kleine Strecke in die See hinausgefahren war.

Jener Posten hatte also keinen andern Zweck, als dem etwa flüchtigen Arenas die Flucht auf diesem Wege unmöglich zu machen.

Mittlerweile aber war der Ungenannte eingetreten und Rosa eilte jetzt flüchtigen Fußes in ihr Schlafgemach.

Sie wußte, daß jetzt, in wenigen Augenblicken, die Katastrophe hereinbrechen und daß man sie dort aufsuchen würde.

Man suchte sie wirklich auf.

Nach Verlauf von vielleicht einer Minute, da ihr freilich wie eine Ewigkeit erschien, entstand plötzlich ein furchtbares Lärmen, und sie begriff, daß man jetzt den Eindringling ergriffen haben mußte; aber während sie mit klopfendem Herzen bei sich berieth, ob sie hinzueilen oder das Weitere abwarten sollte, vernahm sie, daß, wie es den Anschein hatte, der ganze Haufe der lärmenden und tobenden Männer sich ihrem Gemach nahe.

Einige Augenblicke später wurde die Thür desselben aufgerissen und man drang ein.

Arenas, gehalten von vier Knechten, bleich, mit gesträubtem Haar und im Gesicht aus einer kleinen Wunde blutend. Neben ihm Antonie, keuchend und in einem Zustand der furchtbarsten Aufregung, der mörderischen Wuth.

Hinter dieser Gruppe Carolina im Nachtkleid, ebenfalls bleich wie der Tod und mit weitgeöffneten Augen, aber mit fest zusammengekniffenen Lippen.

Einige andere Knechte, bewaffnet wie jene, welche Arenas gefaßt hatten, und die Dienerin Carolina's, zitternd und wehklagend, waren mit in das Gemach gedrungen und umstanden die Hauptpersonen.

Jetzt schien sich Antonie insoweit wieder gefaßt zu haben, daß er wenigstens sprechen konnte, und er rief, wenngleich sichtlich nach Athem ein-

grad: „Sprich, Reta, sprich, ist es wahr, was Dich hier zu sagen wagte?“

Er zeigte bei diesen Worten auf Carolina.

Es war jetzt plötzlich eine Leidenschaft eingetreten. Auch Carolina sprach nicht, aber sie blickte mit ihren großen dunklen Augen starr auf Reta.

Sie baten und flehten nicht, ihre Augen, aber sie sagten: „Meine Ehre, mein Leben liegt nicht mehr in deinen Händen, die Ehre, das Leben deiner Schwester, deiner fleißigen Carolina. Willst du sie elendes machen? Kannst du es thun?“

„Nun was sagte sie?“ sprach jetzt Reta leise.

„Ich“, rief Antonie, „sprich, daß es nicht wahr ist, daß es eine Verleumdung ist! Sage, daß sie gelogen hat, wie sie es immer thut! Sie suche dieses Mädchen, der sich einschleicht, so ich den Rücken wende, hatten die gräßlichen nicht ins! Und alle ihre Bitten, nicht so unerhört, fruchtlos gewesen wären —“

Antonie hielt inne, denn die Leidenschaft ging so rasch in das glühendste Roth, daß er trotz seiner Aufregung bemerkt es ward. Sie aber schwieg, nachdem einige Zeit lang wieder eine lautlose Stille eingetreten war, langsam vor, bis an Antonie, und mit dumpfer Stimme:

„Es ist so, wie sie sagt!“

Antonie stieß einen Schrei aus, einen mehr wie Jammer als Zorn. Und sie sich aber auch entfernt, kam ihm nicht in den Sinn, daß sein ganzes Leben, so schien es ihm jetzt, nur gewesen als eine Kette von Lug und Trug. Sie hatte listig und schlau die sich Rolle gespielt, selbst vielleicht Neigung in ihm erregen lassen, um ihn desto sicherer täuschen, desto größeres betrügen zu können.

Es preßte ihm jenen Schrei des Schmerzes. Aber dann behauptete auch die Entrüstung ihr

Es nimmt es in Ehre, so daß unter allen Himmelsstrichen nicht so gar häufig Liebes- und Liebesgeschichten

unter anderen Verhältnissen wäre ein klein Feuerwachen, wenn auch verbunden mit Wasserarten, der Schwarz einsah, ungerin, so schlimm nicht angerechnet. Aber dieser Aremas war ein wenig gemein Mensch, der Inspektor, der Inspektor des benachbarten Hacienderenbesitzers und ein Mann, der die Jungfrauehre bereits hinter sich hatte.

Und einen solchen Menschen hatte sie ihm vorgezogen, seine Gattin in schlimmen Verdacht gebracht und seinen häuslichen Frieden hin gerissen! Er sagte ihr alles das mit wenig gewählten Worten, kam nur schmähend und rasend in höchster Wuth; es sei ihr aus, sie solle sein Haus verlassen müsse; er wolle seine Liebe nicht beherbergen unter seinem Dache. Fort müsse sie, morgen schon!

„Ich gehe“, hatte sie gesagt, „ich will gehen.“ Am liebsten hätte sie sogleich seinem Befehl nachgekommen, aber sie war schwindlich und erschöpft.

Was den unglücklichen Aremas betraf, so schien er sich glücklich zu schätzen, so wohlfeilen Kaufs davongekommen zu sein. Man pflegte ihn ein wenig und warf ihn aus dem Haus, worauf er sich schleunigst in sein Nest begab und unter der romantischsten Umgebung von der Welt, zwischen dunkeln, drohenden Felsen, auf silbernen Wogen und beleuchtet von der keuschen Luna, der Beschützerin aller Liebenden, allerlei den Heimweg antrat, indem er schwur, sich nicht mehr auf solche Weise hinauswerfen zu lassen.

Am andern Morgen begann Antonie seine Sache zu bereuen und er schickte nach Reta, um zu fragen, wie sie sich befinde. Auch wegen des „aus dem Hause Jagens“ hatte er seine eigenen, ziemlich verlegenen Gedanken.

Aber Reta war verschwunden.

„Man sollte doch eigentlich in erfahren suchen, wo sie sich hingewendet!“ sagte er zögernd zu Carolina.

Aber diese unterbrach ihn lieberoll wie lange Zeit nicht mehr.

„Sag sie lieben“, sagte sie mild, „sag sie lieben! Nun ist ein Stand sie zwischen uns, nur mir graut, wenn ich denke, in welchen Verdacht ich soll gekommen wäre ihretwegen!“

Er ließ sie lieben und reiste nach einigen Wochen, daß sie als Novize in ein Nonnenkloster zu Lima trat.

Sie hatte redlich gekämpft, die Pflichten zu erfüllen, die sie sich selbst gestellt. Aber diese Erfüllung ihres heiligen Gelübdes war auf gewaltsame Weise unterbrochen worden. Sie war zur Unmöglichkeit geworden durch ihr Leben, durch ihr großes Opfer.

Vielleicht war es überhaupt gut, daß es gekommen war. Sie empfand sich das bisweilen selbst so

Das ist das Ende meiner Geschichte.

Es ist unbefriedigend, dieses Ende, und ich muß dies hier selbst eingestehen; denn ich vermag nicht zu berichten, ob Antonio und Karolina nach so vielen Mißverständnissen wieder vollkommen so glücklich geworden wie in den ersten Tagen ihrer Liebe.

Vielleicht mag man mich aber ein wenig entschuldigen, wenn man einen Blick auf den einfachen Titel wirft, welchen ich meiner Geschichte gegeben habe: „Eine Schwester".

Ich wollte so anspruchslos wie dieser Titel die schwesterliche Liebe und die anbetende Treue dieser einen erzählen, nicht das Leben der andern verfolgen.

Wendische Christussagen.

1. Vom verwunschenen Bäcker.

Einmal ging Christus mit einigen Jüngern an dem Laden eines Bäckers vorbei, der ein sehr böser, hartherziger Mann war, indem er von dem Brote, das ihm in ihrer Not die armen Leute zum Backen übergeben, große Stücke abzwickte, sie in den Staub trat und dabei noch den Leuten spöttisch zurief: „Guck' Guck'" d. i. „Schau, schau, was ich tue!" Da nun das teure Brot so angenehm duftete, sandte Jesus einen der Jünger in den Laden, damit er ein Brot erbitte. Der böse Bäcker schlug die Bitte rundwegs ab. Allein die mildherzige Bäckerin, welche mit ihren sechs braven Töchtern von fern stand und es sah, nahm heimlich ein kleines Brot und gab es dem Jünger. Jede von den sechs Töchtern that ein Gleiches. Zum Lohn für dieses milde Werk der Barmherzigkeit wurden alle sieben von Jesus als Siebengestirn an den Himmel versetzt, der schlimme Bäcker aber in einen Vogel mit mehlbestäubtem Antlitz verwandelt, der, so lange das Siebengestirn am Himmel leuchtet, „Guck guck!" rufen muß und deswegen vom Volke der „Guckguck" genannt wird. Allein durch diese harte Strafe war der verwunschene Bäcker noch nicht gebessert, vielmehr war er über den Heiland sehr erzürnt und schwur ihm Rache. Als die Juden nach Christus fahndeten, um ihn zu töten, entzog er sich ihrer Verfolgung und verbarg sich in einen Meerschilfschwamm. Damals war ein solcher Schwamm so groß, daß sich ein Mensch gut darin verstecken konnte, zumal der Stengel hohl war. Der Guckguck aber sah von einem Baume zu, wie Christus sich verbarg und rief nun den tobenden Juden laut zu: „Guckguck, Jesus hat sich in einen Schwamm versteckt!" Als die Juden diesen Ruf hörten, stürzten sie herbei und schlugen mit ihren schweren und scharfen Partisanen auf den Schwamm los, daß er in viele Hundert Stücke zerbrach. Dann nahmen sie den Heiland gefangen und verurteilten ihn zum Kreuzestod. Aber der Guckguck entging seinesteils der Strafe für seinen abscheulichen Verrat. Alljährlich am Johannistage, wo das goldene Siebengestirn vom Himmel verschwindet, kommen die Würmer und nehmen ihm bei lebendigem Leibe auf.

2. Jesus und der Rabe.

Im Anfange war der Rabe der schönste Vogel auf der Welt. Sein Gefieder war weiß wie der Schnee des Gebirgs und glänzte im Sonnenlichte wie ein großer Diamant. Unvergleichlich schön war auch sein Gesang; selbst die Nachtigall vermochte keine so reizenden Weisen zu singen wie der Rabe. Wenn er hoch in den blauen Aether emporflog, schauten die Menschen bedeutungsvoll gen Himmel und glaubten Klänge aus dem Paradiese zu hören. Der Rabe wußte, daß er so schön sei und so herrlich singen könne und dies machte ihn stolz und übermütig. Allein Hochmut kommt vor dem Fall — das sollte auch der Rabe erfahren. Als nämlich unser göttlicher Erlöser blutend am Kreuze hing und unsagbare Schmerzen litt, da trauerte Himmel und Erde. Auch die Vögel waren betrübt und verbargen sich in den dunkeln Bäumen oder in ihren Nestern und gaben keinen Laut von sich. Nur der stolze Rabe that dieses nicht. Er ließ sich vielmehr unweit von dem Kreuze des Heilands auf einem Baume nieder und hob an zu singen an. Allein er sang nicht traurige Trauerlieder — er sang die heitersten Weisen, die den Juden so wohlgefielen, daß sie um das Kreuz Christi zu tanzen begannen. Da erhob der sterbende Christus sein dornengekröntes Haupt und sagte zu dem Raben: „Du böser Vogel, wie habe ich es um dich verdient, daß du über meinem Sterben dich freust? Habe ich dich nicht unter allen Vögeln zuerst geliebt? Noch bin ich dem Tod und kann dich strafen. Bisher warst du der schönste Vogel unter der Sonne, allein von nun an sollst du der häßlichste sein!" Da erschrak der Rabe und hörte auf zu singen, allein es war zu spät. Bereits war sein weißes Silbergefieder verschwunden und zu seinem eigenen Entsetzen sah er ein nachtschwarzes Gefieder

…ge Ungestümme verwandelte sich in ein …liches Krächzen, wie es den heiligen Vögeln … sein soll. Da flog der Rabe tief gedemüthigt … kannen und verbarg sich in einer weiten … und. Seit dieser Zeit singt er nicht mehr … zum blauen Aether empor, sondern flattert … dem nur in niedriger Höhe und verweilt am … lieben auf einsamen Heiden, denn er schämt sich vor den Menschen und den übrigen Vögeln. Allein mit seiner ehemaligen Herrlichkeit ist es vorbei für ewige Zeiten, denn Jesus will, daß er der häßlichste Vogel auf Gottes Erde, verhaßt den Menschen und den Thieren.

Alfred Waldau.

Eine vergessene Schrift über Polen von einem Unvergessenen.

… Ein polnisches Sprichwort lautet: „So … die Welt, wird sie der Pole dem Deutschen … sein." Seit dem Falle Warschaus (1831) hat … Deutsche aber nicht an diesen Ausspruch des Nachbarn geglaubt, sondern es in Bausch und Bogen negiert, als hätte der Barmate in seinem Unabhängigkeitskampfe auch für die deutsche Freiheit … und als wäre seine Niederlage zugleich eine Schlacht der deutschen Nation gewesen. Das politische Unglück, das, ohne daß wir es da… abnten, mit gewonnenen Schlachten begonnen und dann von Kongressen besiegelt wurden, er… in dem Fremden einen Blutsverwandten, dem es … so inniger anschloß, als es in der Heiligen … den nämlichen Feind gewahrte, dessen eiserne … auf Polen lastete. Dazu kam noch die leicht … liche Gemüthsart des Deutschen, sobald es … an anderen zu bewundern gilt, und die über… Neigung der Klugheit und Klugheit sich weg… menschliche Theilnahme für einen ritterlichen … deutschen Bruder heraubten Stamm.

… noch ehe der Polenrausch in Deutschland … Ereignisse von 1830 hervorgerufen worden, … sich in einem jungen Poeten, der mit wenig … Witterungsvermögen hatte Gedanken und … gen über Polen, welche aus einem merk… Vorgefühl der Bedeutung, die dieses Volk … Zukunft für das europäische Drama er… sollte, entsprungen sind. Es war der spä… gläubige Heinrich Heine, der im Salon … Berliner Gesellschafter" eine von der Genius … gerufene entlassene Schrift „Ueber Polen", … sichte. Sie ward 1857 in der zu Hoffmann … schienenen Sammlung der Werke Heines zum … mal wieder abgedruckt und kürzlich bei der von … Hoffmann zusammengestellten Ausgabe ein… Die Schrift ist mit einer Sicherheit und … Urtheils abgefaßt, welche somit nur der … Geist bekundet, und diese den Jahren d… vorausgeeilte Ueberlegenheit geht Hand in … mit der dem Frühlingsalter des Dichters ein… seltenen Empfänglichkeit und der beiden … Naturgaben.

… ist hier schon der scharfe Schilderer, dem … Kunst des Gegenstandes entgeht, wie er … kein Auge überliefert, aber noch nicht der … Humbergge, halb bekehrte Maler, der die Dinge … schauungsweise darstellt und dabei dem Publikum … Gestalten zwischen verstellbarem Lachen und Weinen macht … ist, es ist hier schon der Liebling der Grazien, aber … noch nicht der ungezogene. Wenn er übermüthig … wird, mitten im Saal Purzelbäume schlägt, so geschieht dies noch harmlos, nicht mit geschulter Fertigkeit, die bei jedem lockeren Scherz auf die Entrüstung der Sittenprediger rechnet, sich an den niedergeschlagenen Augen der Frauen weidet und den Jubel sämmtlicher Wenigerwissenden in Deutschland hört.

Heine hatte den polnischen Adel Polens nach Gebühr, vom sittlichen Adel gar Niemand — vom Adel überhaupt gar nichts gesehen. Dagegen war er mit Menschen aus dem ganzen polnischen Länderraub zusammengekommen, vorwiegend mit Juden. Vom polnischen Bauer spricht er mehr Verstand und Gefühl zu als dem deutschen Bauer in manchen Gegenden. „Nicht selten fand ich bei dem geringsten Polen einen originellen Witz, nicht Gemüthlichkeit, Humor, der bei jedem Anlaß mit wunderlichem Kontrast hervorgrundelt, und einen schalkmäßigen Ironie, jenes brillante Aufleuchten einer Cellinischen Naturgröße, deren gelegentliche Verbrechen bei leichtsinnigen Anlässen ebenso unwillkürlich ist wie das Aufgeschlitztwerden des Bauches." Am Sonntag wandere der polnische Bauer in seiner kleinlichen Nationaltracht nach der Stadt, um dort sein dreifaches Geschäft zu verrichten: sich raufen zu lassen, die Messe zu hören und sich einmal satt zu trinken. Empörend sei die Unterwürfigkeit des Bauers gegen den Edelmann — nur vor dem König falle man sich beugend" ruft Heine, der revolutionäre Jüngling, halb gerührt, halb grollend über vermeintlich in alten feinen Schranken behaupten, kommt es heraus in dieser Jugendlieferung zum Vorschein.

Geistvoll ist seine Charakteristik der polnischen Intellekte. Wollte er eine solche aus dem Gedächtnis schreiben, sagt er, so würde sie eine sehr kostbare Weißstickerei von den Arbeitern gestern, weil man… ohne geschwungen hätte, diesen selbe Stunden hatte nicht schlimm, sorgfältig, entschlossen, gewissenhaft, lebendig, ehrenhaft und übermüthig abgeben. Da aber die Geschichte eines Menschen nur aus der Betrachtung seiner Erziehung und seines Lebens hervorgehen könne, so müsse man diese Punkte bei dem polnischen Edelmann vor allem ins Auge fassen.

Polen liege zwischen Rußland und … Deutschland. Das noch vor Frankreich liegende Deutschland wolle er nicht zählen, da ein großer Theil der Polen es … vorgezogen, wie einen heilen Damit zwischen den

[illegible] [illegible] [illegible] [

Die Frage nach dem heutigen Priestigen.

[illegible]

Ein neuer Roman von George Sand.

L. B. — Im Roman von **Sand** hat jedoch in dieser Hinsicht. Es ist keine tiefe Leidenschaft, keine große Tragik, keine Katastrophe, und doch Wirkungen, und ist nur diese Kunst ebenfalls. Es gewährt es in die tiefen Konflikt eines Charakters, und macht es keine Mühe, die Verhältnisse und Beziehungen, in denen sich die Heldin bewegt, zu einer Gesamtanschauung zu vereinigen. Es fehlt nicht an Gestalten, die sich in der Phantasie des Lesers festsetzen, und an Situationen, die ihn fesseln, aber es ist nicht die Absicht der Dichterin, ihn durch Spannung, durch Überraschungen, durch Effekte zu fesseln, sondern durch die Wahrheit der Charakterzeichnung, durch die Natürlichkeit der Situationen, durch die Einfachheit der Handlung. Es ist ein Roman, der sich ganz in sich selbst abschließt, der keine Fortsetzung verlangt, der keine Lösung offen läßt, sondern alle Fäden, die er angeknüpft hat, zu Ende führt, der keine Fragen unbeantwortet läßt, sondern alle Fragen, die er aufwirft, beantwortet. Es ist ein Roman, der sich ganz in sich selbst abschließt, der keine Fortsetzung verlangt, der keine Lösung offen läßt, sondern alle Fäden, die er angeknüpft hat, zu Ende führt, der keine Fragen unbeantwortet läßt, sondern alle Fragen, die er aufwirft, beantwortet.

[illegible] Schmidt, wie sehr sie ihn noch liebte, ihre Neigung war seiner Frage bei Zeiten zuvor. Ihre Liebe trug keinen reinen Schein, um nicht den Segen allein thun zu müssen. Wie Hand und Gretchen sterben sie schon auf Erden.

Ein neuer Roman Frankfurts ist damit in eine neue Phase getreten. Die Liebe allein ist nicht länger das Motiv, welches die Handlungen bewegt, sondern die Pflicht, und zwar die höchste: dem ewigen Heil sein unsterbliches Glück zu retten.

Gerade Linde hat auch in Paris die Christin nie vergessen. Mädchen gebildeter, vornehm-stolzer über ihre Religion entsetzt. Sie gibt, als sie und verlassen war, 22 Jahre, ein Alter, welches verlangende Mädchen in Jerusalem leben erwecken, aber nur die Sehnsucht für einen Retter gezeigt hätte. Denn lebt sie ihrem Gemahle in Bayern und seinen Kindern, sie nicht hier zu einer Heirath, weil er sie ungern entbehren würde. Wenn als sie wieder gewarten, will sie in Paris schöner Natur ihre Vermählung nicht länger hinausschieben. Gerade Bernadine kennt seine Freunde und macht um sie, und erkennt sie ihre treue Neigung nur unter der Bedingung, daß sie bei seinem Neffen Konstanz seine Gemahlin zu einer Ehe mit ihm gezogen sein müßte.

Johannes gibt sie auch Abschied zu ihrer Tante und sagt in der heiligen Kirche. Beide wandern auf einem Landweg um Lyon, bei Tisch und gewahren in Abendlicht einen Reiter, und dem eine dunkle Männergestalt folgt und sich einen Degen gewendet, in der Nähe des Mannes Gestalt einen Fremden Vater erblickt hat. Der dritten sagt der Fremde einen Brief hochgepflanzten Adlers zurück, welcher mit einem ewigen Bräutigam gekennzeichnet sein, auf den sie von einem Pfeil durchbohrte Stammbaum Herz abgestellt ist. Quelle sieht die Blumen fort, aber bei Bernard herumhängt er sich

Der Fremde hat die Blumen zum mitgebracht. Er sagt von Rom zurück und will Laure durch den Jubel seine Ruhe verkünden. Vor acht Jahren, während sie in Paris im Kreise ihre Angehörigen weilte, war er ihr Religionslehrer und gewann sie mit eigenem Ernst Glauben für eine Welt ihrer Anschauungen, welche sie auf Leben in Gott und mit Gott als das höchste Gut erkennen lief. Er verschwor sie dem Heiland zu ihrem Heil. Er schrieb ihr aus Rom und seine Briefe befassten nur eine christliche Liebe. Sie war auf jener Kirche gewesen, welche er für die Begründung einer Heiligen Kunst auf Leben empfohlen. Endlich, endlich, eigenhändig kommt der Jesuit, unverhofft überrascht die Freunde. Jene ergibt sich und einem milden Entschlusse und einigen Stunde wurde es ein lauter Frieden und unterbrochen Glücken. Sie verlassen Lyon, um Paris zu sehen, wo gedenkt sein Jahre der Trennung in ihren schönen Leiden nicht unausgesprochen gelassen.

In verschiedenen deutschen Blättern hat man die Meinung ausgesprochen, Fräulein Ferdinand Freiligrath, Tochter des Dichters, mit der meine Gedichte, dem lockigen dunklen Haar, das goldschimmernde der Locken erfüllt, mit jener Gemütlichkeit auf der Bühne, welche alle genießen, den feinen Humor des Mädchens, welche ihn im Salon zum liebenswürdigen Gesellschafter machen, sei der Hauptheldin aus Karl Gutzkow's „Zauberer von Rom“. Sie glauben sich heute in ihrem Urtheil wenig. Manuel, der Priest, heißt jetzt Mittel gut, hat keinen Hund tanzt, stiehlt es, fällt und ertrinkt, mit sich Klempner muß, den Mann von Ehre vom Priester in seligen Alters unterscheiden. Er war der Beichtvater von Leonie Mutter und lehrte sie die Neigung zu einem Manne als eine Sünde betrachten. Christus allein sollte ihr Bräutigam sein. Auch lehrten die Mönchen religiöse Schwärmerei in der Seele des jungen Mädchen auf, sie ging sich mit all ihren Empfindungen an den himmlischen Bräutigam und sah ihn Bild in dem Priester, der, wie Ehe an den Heiligen gerichtet, die reinen zarten Gefühle ihres Herzens verwandte. Die Nacht, wo sich Leonie verschwor, im Klosterhaus und verwandte die Locken, welche sie im Gott, mit Herpes und Gebeten ihm geboten, ihrem Beichtvater Manuel. Dieser will nun mit dem Kinde fortfliegen, und er mit der Mutter verhandeln, auch diese soll von himmlischen Bräutigam verzichten und bei einer strengen Heirath zu Verbindung stehen. Ihr Entschluß ist in der Hand einer Verlängerte und eigenen Kind sagen zu dürfen. Diese Frau trennter Schritt in Hungerjahr. Sie trennt durch Verhältniß von Bayonette, bei der sie die zweite Rolle spielen müßte. Die Frau will ihrem innere Empfinden gehört haben von Priester, der Liebe zu dem Gatten in eine Pflicht. Sie kennt Liebung für, wenn sie ihr Opfer sollte, bei Gott Trost suche, wenn sie aber ihre Pflicht sei, sich durch Gebet und Entsagungen daran reinige. Sie will von Priester in der Familie nicht.

Mit ihrem glänzenden Talent hat die Verfasserin auf Bühne weiter Bezug erhalten. Sterben der Empfindung beherrscht und die Charaktere der einzelnen Personen durch die Leiden der Personen gegen, welche unsere Gefühle nicht theilen. Der Kampf der Leidenschaft hält den Zuschauer bis, welcher dem Ende der übrigen jene richtige Gleichgültigkeit entgegenlegt, die der Dichter dem Gläubigen gegenüber hegt. Die Handlung des Drama ist eine Verkörperung einfacher, wie überhaupt in den letzten Erzählungen der Dichterin eine merkliche Abnahme der Erfindungskraft sich offenbart. Aber die Darstellung ist glänzend. Die Gespräche sind natürlich und von großer Lebendigkeit. Jener, der an einer großen Dichterin Gefallen findet, wird diese Erzählung mit Interesse und nicht ohne die wesentlichste Bereicherung zu vermissen verlegen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Erster Band. Nr. 40. Wöchentlich 1½ Bogen. Ganz vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Die Künstlerin. Novelle von Hans Hopfen. IV. V. — Karl Gutzkow. Ein Nachruf. Von Ludwig Pfau. — Von Dresden nach Sicilien. Von Dr. Mosenthal. VI. — Heinrich von Kleist und Henriette. — Rechtsfall. Neue Novelle von Julie Rheinhold-Berthelt. — Kleines Feuilleton. — Räthselecke und Rebus. V. — Für die Hausfrau. I.

Die Künstlerin.

Novelle von Hans Hopfen.

IV.

Unser einer ist immer sehr, auch Schwierigkeiten, Verlegenheiten ist eben unser Stoff und unsere tägliche Nahrung; so kann man vielleicht sagen, wenn nicht durch seinen Rang, doch durch die Art seines Talentes allen imponirt zu haben; der einmal durch ihn zum Retter gewordene adlige Herr Rittmeister war plötzlich gesprächig und erzählte der Malerin über den Tisch hinüber mit der Rücksichtslosigkeit einer vollständigen Vertrauensbezeugung, wie und wo er seine Bekanntschaft gemacht. Dabei war er voll guter Laune.

„Sie ist wahr", sagte er, „wie verdrießlich und heiße manch lange Ueberlegung auf den Reisen — trotzdem aber ist die billigste Art von Touristen betrachtet wie durch eine Art von Instinct aufzufinden wird, so hat der Baron solches Instinct für Abenteuer und Geschichten, auf denen er jedoch immer Gegenstand herumzugehen. Jede Person, die gewöhnlichen Touristen verächtlich bleibt, weil sie ihn gar nichts angeht, weil wenn es dabei ein Mysterium gibt, so weiß er es zu schätzen. Dabei kommt ihm freilich sein Geld wie sein imponirendes Aeußere zu Gutem — überall ist er gleich der reiche, der Herrliche. Die Wirthe gebärden sich und die Diener umgeistern ihn. Doch er hatte Vortheile nicht etwa durch ein hochfahrendes und rauhes Wesen erlangt, wie man es oft beim deutschen Adel und auch öfter bei den Russischen antrifft. Baron Hatten" — der Sprecher sprach dabei nach der Englischen —, „traurig ist nicht viel zu sagen, trotzdem aber bedeutet, daß er mit allen Leuten und dem Volke wie mit vertraglichen verkehrt, den Gastwirthen, den Cameriers theilt und sich so theilt, als wär' er ein Eingeborener — ist es, in welchem Betracht es ist —, nach dem Christlich-Sittlich sehen."

Mit einer auch von Alex ausgedrückten besonderen Befriedigung sagte Fräulein Martin: „Und wie in der That ein wahres Wunder von einem Manne ist, so sind Sie so heute nacht!"

Darauf sagte — „Fräulein Alex wird es Ihnen bestätigen —"

Alex sagte, daß sie sich wohl auf einen besseren sich sicher. Sich etwas unwirsch anmerken sie: „Ich habe den Herrn Baron ja nur unter Künstlern und nicht unter — solchen Gesellschaften kennen lernen."

Dem von Hatten gemachten nicht schalt, daß

die Rechte des Schickſals greift und es wagt, Deiner Allweisheit Bahnen vorzuzeichnen! Silber, nie iſt dein Klang mir ſo lockend, Gold, dein Beſitz mir ſo ſüß vorgekommen. Ich muß mich entdecken, muß meinem Gegner die Wahrheit ſchildern, wie ſie aus meinem Herzen kam und im Buche des Schickſals verzeichnet ſteht. Er kommt. Brich nicht Herz. Halte feſt.

Harry
(tritt ein und bleibt eine Weile ſtehen).

Thompſon
(wendet ſich um und ſieht ſeinen Sohn mit großen Augen an).

Harry (ſtürzt auf ihn zu).

Mein Vater!

Thompſon (ſieht ihn befremdet an).

Wie kommſt Du hieher? Ich hab' hier ein Geſchäft, das im Augenblick — ich erwarte hier Jemand —

Harry.

Mein Vater, daß ich Euch wieder habe!

Thompſon.

Laß mich, geh, geh; was willſt Du von mir?

Harry.

Vater, nichts als Liebe!

Marie bis Gerstäcker peinlich war, als sie es durch die Frage zu sie abtrieb, es sie besser mit sich haben gab.

Marie hätte es ab, weil sie Freiheit wollen wollte, und verbrannt hatt worden in die Flammen.

Aber sie konnte nicht wissen; schließlich war entgegen gegangen, wenn sie sich auf dem Berg und verlaufen in gastlicher Intimsphäre.

Es wurde etwa 4 Uhr sein, als sie wieder ihren Spaziergang auf den Hexenberg antrat, um den Sonnenuntergang zu beobachten.

Wie erschrak sie, als oben auf der Höhe Oberstorf ihr entgegenkam —

„Ich habe Sie hier erwartet", sagte er mit der unterlegenen Innerlichkeit seiner alten Vertrautheit.

Ihre Vernunft konnte deutlichen Ton nicht finden, aber es kam ihr: „Als ich am Morgen mit dem Tanzschritt verabredam, sah ich hier eben einer weiblichen Gestalt — einer Dame sagte mir, daß Sie es waren — ich kam nur herum von Pinkus in das Schachenhaus —"

Marie antwortete zaghaftlich — „Verliebter Gedanken sagte Ihnen eine Irrtum, daß ich —"

„Nur daß Sie auch der Schweiz, nach Deutschland wollten", fiel er ihr ins Wort. „Ich folgte Ihren Spuren, um Sie an der Grenze selber Retter zu erweisen —" einige Augenblicke beobachtete er ihre Verlegenheit, und da sie schwieg, fuhr er fort: „Ihre sagte schriftliche Freundschaft hat so viel Rätselhaftes erregt, daß einer meiner Freunde eine gleich große von Ihrer Hand zu besitzen wünschte. Ohne Ihnen irgendwie Verlegenheiten machen zu wollen, wäre ihm doch eine Zeile von Ihnen oder dem Verwandtschaftlichen am willkommensten sein."

Marie hatte unendlich viel Mühen, um ihre Pseudo von der wenigen Bedeutung zu befreien. Seltsamer Widerspruch der Erscheinung! Sie war von Oberstorf's Besuchen gänzlich, erfreut, daß er ihr so gleich war: auch mehr, daß er ihr damit ein Geheimnis machte, daß sie von niemand mehr hören wollte, auch nicht von ihm. Hatte sie doch in Ihm neben ihm, den begeisterten Freund der Kunst, ich ganz in ihrer Nähe als Verehrer verloren gefühlt, und die Vorstellung, wie er ihr nachsinne, als Tollheit für ein Mädchen und nicht für sich Wert betrachtet; war es doch eine rein Selbstsucht, damit sie für sich mehr in ihm als in anderen Männern gewinnen wollte — und nun zeigte es doch plötzlich ein anderes Interesse und schon war der Stolz der Mädchenin in ihr verwundet. Wie sie nun einsah, daß Oberstorf noch bewirbe war, daß er der Mädchenin und nicht dem Maler nachgereist, daß seine Mühen an ihr ging — da war es ihr nun brennend, als habe sie seinen Triumph, seinen eine Genugthuung erlebten. In diesem Augenblick hasste sie Oberstorf, aber auch mehr sich selbst.

Inzwischen sie war viel zu sehr Weltdame, um sich nicht gleich in eine andere Stimmung finden zu können — und fand es sie mit Oberstorf, war er ein Verwandter ihrer Kunst, war er nur ihr Freund, weil er ein Freund ihres Talents war, so konnte sie auch über das mit ihm sprechen, was ihr jetzt doch gewiß auf dem Herzen lag — über die rätselhafte Rätsel mit ihm sein.

So hatte sie bald ihre ganze Unbefangenheit wieder, war bei sie zunächst über den Plan der vorgeschlagenen Bildes sprach, und ob es nicht gerade von der Stelle aufzunehmen sei, auf der sie sich jetzt befanden.

Während sie so ihre Blicke prüfend nach allen Seiten sandten, sah Marie plötzlich einen Schirm und mit sehr großen Leinwand. Erschrocken sah sie Oberstorf: „Um Gotteswillen, was ist Ihnen?"

„Jetzt sprang ein Mensch in den See — dort links an unseren Füßen von dem Felsenvorsprung! Sehen Sie doch! Jetzt, wo sich die Wellen schließen, dort schwimmt er noch! Ein Selbstmörder — einer Selbstsüchtigen! Sehen Sie doch die Kleider! Es ist ein Frauenzimmer!"

Oberstorf sprang empor und stürzte schnell und beherzte wie einer Gemsie von Berg hinab — auf diesem Wege ihm zu folgen, verwandte Marie nicht, und schlug sie einen anderen ein, so verlor sie den Anblick auf den See und den Wagen und wußte nicht, was geschehen konnte. Es blieb ihr nie gewußt bleiben. Aber was hatte sie gethan? Plötzlich Oberstorf in den See gesprungen? Sie sah, wie er, unten angekommen, seinen Ueberrock und Hut abwarf und in den See sprang; wohl wußte sie, daß er ein guter Schwimmer war — aber erfolgt, wie er vom Ufer aus Kleinen zog ins weite, konnte sie in der kalten, aufbrausenden Wogen des Schlag auf der Seite nehmen; vielleicht begab er sich ungleich in die Gefahr, vielleicht war es ja gar so einem Vorsprung und er war ein geübter Taucher. Sie sah den mit den Wellen Ringen — verschwinden — kamen wieder auftauchen, aber in immer größeren Ent-

...trang vom Ufer. Endlich ist es ein Fischer ...ert abfahren und seine Rückkehr haben wollen; ...r Schiffer kann nahezu mit allen Kraft und ...nicht dazu einen Entschluß fassen, der muß von ...ie zu Zeit und einem Kopf über dem Wasser ...— und jetzt ist es glücklich den Schiffer einer ...ndlichen Forderung zu den Ruhe bringen, die einer ...ücken nach sich zog.

Ein Schauderlaut, ein Blick zum Himmel — ...n alter Mann den Arm braucht, so schnell als ...glich den Schauderlaut zu erreichen, nach dem ...Rudern und den dort Verlorenen seiner Richtung ...en.

V

...ie Mirle in den Schauderlaut kam, war ...s dort zu der unendlichen Verwirrung. Alles lief ...einander — man sprach von einer toten Hand — Erich ein Unglück, so schlimm — schon! — in Anlang der Fischer, gleichsam ...Erklärung der Natur, war bei der Intensität ...ihres wirre als bemerklich? Es entstanden Rät- ...und Streitversuche. Mirle verstand kaum, ...man in der Hauptsache. „Ist Pauca nicht mehr?" war der einzige Satz ...s sie in ihre Hände gedrückt wurden — ...ißt kommen es noch an sich", war die Antwort ...Mirle hatte nur Verständnis für letzteres ...Vergeblich suchte sie auf den Gesichtern ...e Bestätigung von Alexanders Worten hier — ...ch die Hand des Hans auf den Unterarm ...r Hand im Fenster.

...e seinen eigenen Schicksal gewichen, lag ...schaft auf der Matratze seiner Kabine. ...T lag bewußtlos und verwundet. Sein Haar ...m; der Mund und die Augenlider glänzten ...e Hitze im Fieber. Sie war bei ihm ...n sich ingrimmend Vorsicht zu üben. ...ihr war näher und wichtiger als jeder andere ...ngrund und Kamerad.

...r Pauca lebt", verlangte Mirle laut, aber ...flüstert; „ich brauche Gewißheit, die ...Klima, jeder Andeutung recht. Was ...möglich scheint, ist für den Fremden ...ich habe Ihnen einzelne Gebräuche mit ihm ...macht und weiß, wie es zu behandeln ist." ...noch Sein Herz hat?" fragte Mirle ...en hat noch ihm gekämpft, aber zum Glauben ...auch nicht da sein; einzelnen verwirrt ...Stelle — an der Mirle haben wir noch ...irrenden Irrig werden müssen."

...r neigte sich über den Kranken — es ...., aber es schien der Augen nicht auf ...Frühgeschichte lag auf seinem Gesicht und er schien ...ch zu schlafen wie ein Kinderkind. Noch einmal ...gen Minuten fragte sie Kamerik: „Betrachten Sie ...jetzt einen ernstlichen Patienten? Ich habe auch ...einige Erfahrung in solchen Dingen — —"

„Im Augenblick nicht", sagte Kamerik, „aber ...nächste Stunde. Haben nicht hier Ihre in Ihr Zimmer?" Er trennte auf der Thür an der ...en Wand.

„Ja", antwortete Mirle, „meine Kleider ...hängen. Wir wollen hier schlafen und ...wenn er kann von unsere essen; so können Sie ...mich ihren Augenblick rufen." Der Arzten und ...Mirle verließen lautlos das Zimmer.

„Er wird es nun bald sein", antwortete ...Kamerik; „ich werde hier nicht von meinem ...Fenster und kann dann ihren Augenblick ...Patient holen —"

„Wie Ihnen Kamerik", sagte sehr ...Mirle, „hier hat die Gastfreiheit ja nicht in der Welt! ...Ihre Frauen über Frau gerne verfügen, die ...Krankenpflegerin eignen —"

Kamerik machte eine abwehrende Handbewegung. „Ihr Frühlingen trainiert Wunderlinge auf ...Herzensschuldenkunde? Im Gegenteil mag man ...dem, wo man schon mit ihm zu kämpfen, und ...einen gefunden weiß, aber hier ist der Patient ...nicht durch innere Gebäude gerührt werden." Ihr ...Verwirrung war augenscheinlich groß. Sie ...lichen Gesicht in seinen Augen, aber sie schrieb, ...sie konnte eben die Gesichter, die sie eben ...mit warmen Interesse, in die Klinge gruben, ...während sich der Kranken. Ihr Blick hing auch ...in Verwirrung seinen Worte. Wie hat, auch ...was ihm jetzt empfehlen ergeben, wollte es sich ...sich auf einen gründlich Ton einen, denken es sich ...Zeit nimmer. Er sagte seine Worte absichtlich ...„Und auch haben Sie denn zu Ihrer Zerstreuung ...gelegt? Sie sprechen ja allein der Pflege der ...Kranken abzuhelfen —"

„Ihrer Zerstreuung?" sagte Mirle und plötzlich, ...ihrer plötzlich erblickenden. „Was für ein, die ...Pauca —"

Sie verbesserte sich; eine Erregung und ...Kamerik, die einen heftigen Blick Kamerik's zum ...Schweigen am Lippe hatte, schien die nur ihrer ...Mund, der für einen unverständlichen ...Mirle vom Munde ab; sie wandte, Kamerik ...Antwort, nur den Augen und sagte dann leise zu ...ihrem Patient: „Erzählen Sie mir das Abenteuer"

Sie sah gebeugt in die Unglückliche, die

[illegible] Chevalier sein Leben gewagt, vielleicht geopfert, für wagte nicht, wer es war. Was man vorhin mir kundgemacht sprach, als sie zusam, hatte auf sie nur einen Eindruck gemacht, so weit es Chevalier betraf; alles andere war an ihrem Ohr spurlos vorübergegangen — jetzt erst hörte sie den Namen des Mörders:

„Ich weiß mehr, als sie es billig verlangen, um ihre gerechte Rache zu kennen, ist einer der ersten Pflichten einer Christin und ich bin ihr gewiß gewissenhaft nachgekommen; Herr und Frau Leffamp kamen mir aber immer ein wenig verdächtig vor — aber ich kümmere mich um nichts, was nicht meinen Beruf ist — heute aber ist Frau Leffamp, wie es scheint, von ihrem Mann im Zorneseifer mit dem Herrn Baron Chevalier zu Tode gemartert worden — der elendige Mann hat sie in den See geworfen und sich dann auf den Staude gemacht —"

„Wer hat es in der entsetzlichsten Nacht!" rief Marie, „ich war mit dem Baron auf dem Hexenberg, als wir den weiblichen Schrei an Ihr vernahmen, aufgeben und in der Berge bleiben haben —"

Der Pfarrer sah sie verblüfft an. Selbst unsere Marie in Wahrheit sprach, war es ihm unbegreiflich, daß eine Dame sich durch eine Erzählung wie diese so erregen konnte. Auf ihre Frage, ob Frau Leffamp tot, antwortete er: „Ja, aber ihr Schicksal schien noch schlimmer zu sein als der des Barons!"

Inzwischen sah sie die beiden im Garten besprechen, konnte Jean von Hedberg und Antonia Rhodes auf Pinkus sehen. Neue Fragen, Erzählen, Entsetzen — aus dem auch der Pfarrer auf mein ging in den Salon, trat seinen Vorsprach zu empfangen. Nur der Engländer war da und blieben im „Pfirsich" war gewöhnlich der Salon leer. Er trat Lauern Fremden sich alle an jenen Gott des Tisches angeboten unterhalten. Wir waren voll Ungeduld; Marie ging in den Nebengang. Endlich kam der Pfarrer, der Frau Leffamp gab es nun noch wenige Stunden zu leben — der Pfarrer hatte sich durch die Erzählung ein Leiden geholt, dessen Ausgang man noch nicht wissen konnte — sein Zustand heischte die sofortige Pflicht — Herr Arnault schien sich entfernen und seine Behandlung zu wollen. Er willigte, der Arzt, bestätigt, aber Nacht kam an Hedberg, da er, viele Verbesserungen vorzunehmen, in Pinkus über die nötigen Verfügungen getroffen hatte.

Marie ging hinauf in ihr Zimmer, öffnete die Thür, die es ins Chevalier's führte, und der Advokat eilte zu seinem Freunde Hand, beschäftigt, die Leidenden sich zu schließen, wandte sie sich zu ihr.

„Ich bitte Sie auf diesem Sofa und verlasse mich auf Sie, daß Sie mich rufen!"

„Verlassen Sie sich darauf!" antwortete Arnault und gab ihr die Hand. Das Fräulein folgte nun der Weisung der würdigen Matrone, und er wenigen Worte und Fragen es sich hatte, daß mehr galt jetzt ein Wort, galt sein Handeln.

Es ist traurig Wahrheit, Gefangenschaft und die traurigen geistig Gemütsleiden ohne Krankenzimmer. Stunden dieses kann langsamer vergehen als lange Tage, und doch auch die Tage sich wieder zu Wochen zusammenziehen, in stiller Gleichförmigkeit hinschwinden schneller als heute ein Tag. Die Welt draußen hat aufgehört zu sein — das Krankenzimmer ist eine Welt. In sie legt ein Mensch in seiner ganzen Ohnmacht hingestellt, krankgeworfen und seiner ganzen Thätigkeit, aufgeschaltet und seiner Gebrechlichkeit, gebannt in all seinen Gedanken! Und ihm, dem die Welt zu enge war, dem Riesenstürmerlust Tatern, wachen jetzt seine vier Wände zum Gefängnis! Er wird, weil in ganz sich alle Selbstsucht verkörpert, weil sich jetzt sein einziges Selbstgefühl — auch der Schönheit seines Körpers theilt seine Zeit sich ein, darauf richten sich seine Gedanken, wenn nicht etwa wilde Erinnerungsbilder sein Bewußtsein ganz verwirren. Nur anderes nicht gräulich sich alles die seine Umgebung, den leidenden Freund zu beobachten, ihm ganz sich zu widmen, ist ihre Aufgabe.

Tag und Nacht trete einige Frage, wie sie kommende Stunde ruhig verbringen werde, ob eine Wendung ruhige zum Besseren oder zum Schlimmen — und über den allen andgebreitet hat unaussprechliche Gelassenheit des Trost wie an entbehrendem Kummer, an den sie Gebrechen Herz doch vielfach blindende Thränen sucht und ein wachsend Selbstvergessen der Frauen gerade der hinter den Wolken ist — —

Und glücklich, herrlich glücklich auch der Kranke, an welchem sich bewährten, den die Krankheit meist innigen seiner Familie oder den doch besonders Freunde pflegen und seine Wiederlinge! Chevalier hatte sich durch Arnault mit Marie

Wie sich hier plötzlich in wunderbarer Uebereinstimmung zu seiner Pflege vereint hatten, so

Nicht es durch Tage und Wochen tonlos. Ihr Herz lag brachliegend im tiefsten Winter und nur schwermütige Erinnerungsbilder schwebten ihm halbverwischt vorüberzogen; in Wirklichkeit lebte es so nicht. Erst nach drei Wochen, als seine Phantasien aufhörten und es sein Bewußtsein wiedergewonnen, nannte er ihren Namen. Aber nur ab und wann es schon und dunkle, traumhafte Erinnerung über ihr Bild.

Als es heiter und ihm ganz und klar geworden war, daß Marie wieder Nahe gewesen, an seinem Krankenbette gesessen, da stand Ueberhaupt war eine wunderbare Stille über ihr gekommen — es war eben die Stille von Krankheitsgenesung! Nur um den Mund zuckte es noch oft wie Erregung, und dann kam der Angst von ihr gewichen, es verschwand jeder Zug von Leere, es der krampfhafte Nacht einer lächerlichen Verklärung Platz, so war es ihr, als gäbe es von ausgeruht mehr etwas zu befürchten, zu suchen und zu verlieren! Schöne Sommertage waren gekommen, ein blauer Himmel lag in glühender Hitze auf den Schutt von polierten Stadt über dem See und diese kühler Luft verbreitet ins Krankenzimmer Erquickliche. Es regelte sich nun jetzt seinen Tag, und in Anordnung der Zeit, wie in es auch war einzig Wachen von Vormittagsstunden Morgen verglichen.

Nur Eine Sorge hatte sie: Anna Irmfried war noch in ihrer Nähe geblieben, und als der Doktor, welcher zum Rekonvaleszenten gekommen war, sie sagte, war muß übersiedeln, es sei zu verhängnisvollen, um sie nicht rasch von Hause entfernen. Tag seine Rückkehr zu spät gekommen. Man hatte ihm gesagt, daß sie einige Tage später von Schwäche verlassen, da Frau Irmfried schon wieder abgereist sei. Nun war aber auch alles unausgefüllt, was diese beiden betraf, und ihre Angelegenheit bekam sie in den Händen der Behörden. Ja es war zu erwarten, daß der Doktor später selbst in diese Sache mit verflochten werden würde. Nur so viel Kunde hatte Frau Irmfried an jenem Tage gleich nach der Tatte Thür, während jener Arzt im Zimmer gewesen war, das Haus verlassen, worüber sie, als sie etwa einer Stunde später in die Zimmer gekommen, sehr erschrocken gewesen und selbst verwundert fortgegangen. Dann wußte man nichts weiter von ihr, als was jener Schaffner, der sie nach Thalmünd in seinem Kahn gebracht, erzählte, wonach man sich das Weinen selbst zu-

sammenreimen, daß sie Kaufmann, der Kinder gab, einen anderen Kutscher zur Leitung brauche. Auf die Fragen Irmfried's hatte der Mann Bescheid gegeben, da er seit vier oder sechs Wochen nicht trunken gewesen war. Natürlich erregte das Verlangen des jungen Engländers; die Umstände des Falles mußten seine Neugier besonders haben, da er sich den jungen Arzt in persönlicher Weise zu nähern suchte, aber es war doch alles befriedigend, daß er nach seiner Fahrt in eine Art von Fieber verfiel. Inzwischen hatte sich die Untersuchung um viele Tage, die Arrest zu langsam, theils zu langsam Pfaffen kamen, verwandt, und wie man auch mit den Personen zu Innerhalb verfahren, so blieb doch immer die Thatsache für den „fremden Herrn", den weitgereisten Millionärssohn und den Retter anderer, die sich von der einzigen Gesellschaft noch immer isolierte. Mensch anfangs heftiges Mißtrauen gegen Fremden gehabt, es nicht zu Art, wie sie ihm Person sich näherte, seine Not gelöstere Lieder — sie hatten sogar gelacht, ob sogar Verwunderung zwischen sie und ihm bestanden — und der ihr so wilden Tiegen gewachsen Gesellschaft hatte sie innig zusammengeführt, und eine Lauer, daß sie einer Pflichterfüllung mehr gälte als das Unrecht besonders Personen, und das endlich mit ihrer Erkrankung, wie sie ganz genau wußte, das der Person war Jemandes für sie als Kranken hatte und war in sehr einem Maße gegenüber seinem anderen als einer Invalidenbekleidung ist. Denn von Hoffberg hatte sehr sie wenig gesehen, Jemanden Tränken von Kopf gebückt — aber sie wußten die jungen Aerzte gewissen Lohn und wußten sie nun bald nach Krakau hin, um dasselbe ihre Operationsgehilfe so viel als möglich gewissenhaft erlernen zu lassen.

In den letzten Augusttagen traute Herbertschmidt hatte Cleveland Marie an seinem Lager gerufen — es war ihm sehr nicht Verwunderung, als er sie mit Ernst in weitem Verlauf seines Krankseins als seine treue Pflege erkannte. Wie tastend auch Kranke hat — es ist immer so viel Eigenliebe in ihnen, daß es ihnen wol schmeckt und thut, aber doch Dankbarkeit so sorgfältig erfüllen, wenn auch solche Personen sich ihnen anerbieten, die durch keine besondere Verpflichtung haben. So war auch der Person, als er zum Bewußtsein der [illegible] von den beiden gleichen Tuchs kam, etwas unendlich gerührt, glücklich und dankbar, aber es nahm sie auch [illegible] war zu wie etwas, das [illegible] andere [illegible]

konnte, wenn er sich auch so gut und städtisch weiß stellte, als es ihm Instinkt eben gelang.

Wie es weiter in das Leben gehen konnte, begriffen sie noch beide; später ging es ihnen mit Anmuth ähnlich, wobei Nieder freilich mehr — Ihr, schien es ihr, hatte sie mehr Befriedigung in ihrer Kunst gefunden als gerade jetzt; sie war sie in ihrem Innern heiterer und befriedigter geworden, sie hatte sie mit mehr Begeisterung und Glück an ihrer Kunst sich hingegeben.

Um seine Trennung ganz zu vollenden, schrieb sich Overbeck nach Alpenluft; Anmuth, Nieder und der dritten Kornelianern vereinigten sich mit ihm zu einer Tour in die Schweiz.

Die kleine Reisegesellschaft engagirte einander und sich natürlich. Für beiden wißbegierigen Damen konnten diese heißen Reisegelüsten haben als diese beiden: den schwärmerischen Wunsch, der ahnend das Jungfräuliche anzuschauen, die Tour auch besonders zu genießen und mit den Freuden in einer Weise zu verkehren wußte, daß sie zugleich seinen Neigung wie seiner Gutmüthigkeit sich willfährig zeigen, und dann Anmuth, der gern Phantasien, gern Leben um sich sammelte, ebenfalls mit den Damen darüber gar gemüthlich Rücksicht gab. Nieder beschäftigte selbst mit landschaftlichen Studien, und weil man ein jedes das andere entbehren und sich an der Freude des andern über die schöne Gegenstände einen neuen Genuß haben konnte, so lag es immer wie ein blauer Himmel über der kleinen Gesellschaft, selbst wenn einmal der wirkliche Himmel durch Wolken verdunkelt war.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Ernst Rietschel.

Von Ludwig Pietsch.

Als Michel Angelo in der Sixtinischen Kapelle die großen Jugendgemälde an der Decke vollendet hatte, an denen er zwanzig Monate gearbeitet, und von dem Gerüst herabstieg, darnach sich, wie man erzählt, seine Augen so in die Höhe zu blicken gewöhnt hatten, daß er sie nicht mehr zur Erde wenden konnte. Jeder edle Künstler, dem sein Schaffen die ganze Seele erfüllt, scheint dies Gleichniß mit verleihen, den Blick auf die Erde zu richten, weil er seine Ideale in der Höhe sucht. Auch Ernst Rietschel gehörte zu diesen begeisterten Naturen, die unermüdet ihre ganze Thätigkeit auf diesen Punkt richten. Aus einfachen Anfängen und den bescheidensten Verhältnissen hat sich Rietschel muthig emporgearbeitet; das Glück seiner Jugendzeit konnte ihn nicht niederdrücken, das spätere Glück nicht übermüthig machen. Wie er so still und fest durch das Leben schreitet, den Blick fest während auf seine Kunst gewandt, erinnert er uns an die alten, ehrwürdigen deutschen Meister des Mittelalters, denen die Ausübung ihrer Kunst eine heilige Sache gewesen. Darum war auch Rietschel ein deutscher Künstler mit seiner ganzen Innerlichkeit, seiner Herzensmilde und seinem Ernst, um würdig dazu befähigt, das Andenken an unsere hervorragendsten deutschen Geister in Erz zu verewigen. Ernst Rietschel's „Ingenieurerinnerungen" sind bereits in vielen Blättern (Nr. 11 und 12 dieses Jahrgangs) mitgetheilt worden; es sei uns gestattet, daran anzuknüpfen.

Dem jungen, aufstrebenden Künstler wurde das Anerbieten gemacht, sich für das Hüttenwerk zu Lauchhammer als Modelleur ausbilden zu lassen, in welchem Fall er schon jetzt in seiner Station unentgeltlich wohnen und speisen in Stuttgart bei Tanneder oder in Berlin bei Rauch sortiren sollte. Modelleur eines Eisenwerks! Wie weit lag das ab von den Heiligen Kunsthallen, und doch hatte Rietschel den Muth, dieses Anerbieten anzunehmen! Der Armuth darf nicht nach dem weiten Umweg fragen, auf dem sie zum Ziel gelangt; sie weiß, daß sie durch doppelte Anstrengung verlorene Zeit ersetzen kann.

Rietschel trat durch seine plastischen Studien beim Hüttenwerk Pietsch an, einen alten Mann, der nur Gußeisen ausgeführt und seinen Aufenthalt in Rom zu Abformungen angewendet hatte. Die ganze Weltklugheit des alten Herrn zeigte sich in der Erklärung: „daß die Hauptsache des Bildhauers sei, tüchtig in Stein hauen zu können, und daß sechs Jahre dazu gehörten, es gründlich zu erlernen." Trotz der Weisheitsregeln Rietschel's zeigte sich der Künstler in ihm und er entgegnete: „daß er auf den Wunsch des Ministers von Einsiedel vor allem modelliren solle." Als er aber mit einem Kinderköpfchen, an dem er sechs Wochen gearbeitet, verunglückte, meinte Pietsch, „daß auch dem jungen Mann wie ein Bildhauer werden könne, es sei ein hübsches Thonköpfchen". Drei Dinge seien nach einem alten sittlichen Spruch im Leben: der Gemeine, das Gewöhnliche und die Liebe, und in wem die edelste Kraft schlummert, der erträgt die Nacht, verachtet und übermüthig sie und schafft das Licht. Auch in Rietschel lebte der Gemeine, der im Tau-

sein Ich und sich seinen bevorzugten Bruder als mählich verwandt. Über erhebliche Statuen gemacht zu haben, mangelt ihr Vorbild an einer ernstlich schwierigen Figur, einem Liebesverhältnis, einem erhabenen, nicht alle Tage dahergelaufenen Raum mit seinem Drüben, die Figur ein aus entrücktem Ruh von dem Boden emporsteigender Leichnam, aber einem Nach als bedürftig einem entsprechenden, heute ihr der junge Künstler seine Figur auf, die unzähligemal zusammensinkt. Nach größerer Mühe und Not schien es mit einer andern Figur besser, einem edlen Ruh seines Gegnen Meisters, das es ihr das Hoffnungsvoll Land kommen zu sehen überzeugen kann. Ein ganz ist Jahr mußte es sich mit seiner Arbeit quälen, weil es in Dresden niemand gab, der ihm seine Meisterin einer so großen Figur die nötigen technischen Hilfsmittel angeben konnte. Aber gerade hier, bei einer solchen Schwierigkeit, entfalten der Künstler neue Energie und Ausdauer, für die sein ganzes Leben eine neue und bewundernswerte Zeug seiner Schönheit und seiner Charakters gründen.

Sechs Jahre verbrachte Rietschel in diesen unerquicklichen Verhältnissen, die ihn nicht hindern und die einer schwächeren Natur unerträglich hätten. Zog selbst es, nur vorübergehend nach Berlin zu Rauch. Wir können ihm es kaum verdenken, daß das Atelier des großen Meisters, der ihm anfangs gar Aufmerksamkeit wenig Hoffnung machte und ihm dann nicht nur einen Platz in seiner Werkstatt, sondern auch in seinem Herzen und an seiner Seite einräumte. Das Ringen der Meisterschüler, die unähnlichsten Naturen, der Anblick einer fertigen Figur Zwirners Wilhelm's, der Quantitäten bestimmt, die neuen, großen Verhältnisse einer leidigen Umgebung machten einen tiefen Eindruck auf ihn und erhöhten seine Schaffenslust. Dazu kam der ungeheure Fleiß in dem Atelier des Meisters, der einige von der Schwierigkeit und Arbeitsgrößen seines genialen Helfers hatte, die er in Gyps vorewigt. Rauch sah die Zeichnungen des neuen Schülers prüfend, lobte sie aber nur mit der Gabe einer Puppe, die er dem jungen Rietschel als Preis überreichen aufgetragen. Weniger glücklich war Rietschel in der Modellierung eines Reliefs; er hatte seine Figur, weil es das Flächenprinzip des Reliefs nicht kannte, viel zu weit hervortreten lassen. Meister Rauch war ordentlich Tage, aber ein Schüler glaubte darin die Zudringlichkeit des Meisters zu entdecken und habe einmonatige Arbeit Gefahr an seinem Tage trugt Rauch nach einem Jahre, wo das Rietschel verzweifelnd erhielt. In schonte der Meister sich die Hälfte von der Hand der Figur herunter, schob nur ein hohes Gewölbe unterhielt, und sagt schmunzelnd: „Wer kann mir einer so schöne Arbeit machen! Nur so hoch darf es sein!“ Das war eine harte, aber treffliche Schule. Trotz hatte gewahrte Rietschel, daß ihm der Meister gewogen war; er sing mit Gefallen an, sich an, seine Kunstrichtung in Ordnung zu bringen, und erlangte über das Meisterin Figur in dem Theil des Meisters, in dem er selbst stand. In als Rauch das Denkmal des Königs Friedrich August des Gerechten übertragen wurde, schlug er, mit seinem Schüler einverstanden, Rietschel die zweite Figur vor. Das klang freilich anders als der Auftrag des Meisters Heinrich, und machte den jungen Künstler, der sich mit seinem ganzen Jahr in dem Atelier Rauch's befand, mit Mark und Selbstvertrauen erfüllen. Das Modell wurde angefertigt und angenommen, und vergaß sich zur Ausführung mehrere Jahre. Und immer neue Projekte erhielt Rietschel von der ehrenden Bestimmung seines Meisters, so lieg es ihm zum testamentarischen Vermächtnis an Nürnberg, an dem seine Vaterstadt vorhielt wurde, sollen, um drei seiner Werken zu vereinen. Hier in Nürnberg kam Rietschel mit Schwanthaler und Rauchlich in Berührung.

Auf der Akademie trafen Rietschel Stimmat. Sein erster Gang war zu Goethe's Haus. Der alte Herr war mißtrauisch an das Fenster und sah Rietschel über sein Glück, daß es schwierig nach bedauert und bestimmt, als ob Goethe Lingst entfernt hatte. Welchen abermals eigentlich Gleichmut hat doch Fürst Pückler auf alle gemacht, die ihn grüßen! Durch Vermittelung des Professors Kaufmann erhielt Rietschel an einem Morgen bei Goethe Zutritt — ein Glück, daß er nur schätzen zu erhalten wußte. Goethe war still und freundlich und trugt nach dem Verlauf des Türmerbes und nach Rauch's Thätigkeit. Noch einmal sollte der Schüler Rietschel mit dem Lichter in Berührung bringen, gleichsam von dem höheren Schöpfer der Goethe- und Schillerstatue Weihegrüßen zu geben, wenigstens einen der Lichtscheuen aus eigener Neigung aufsuchten. Er kam vertraut als Begleiter Rauch's, der an Goethe's Büste etwas zu ändern hatte. Und Goethe schenkte von seinem Beisch

an Julie: „Rauch war einen Tag bei uns und noch seiner alten Weise anmuthig, heiter und thätig. Ein junger Mann, den er mitbrachte, der viel Talent haben mag, zeigte eine Reihe von Büsten vor, liebenswürdig gedacht und gezeichnet, aber — Christi Einzug in Jerusalem!" Goethe, über dessen ganzes Leben und Dichten ein griechischer Himmel sich zu breiten scheint, konnte Vorwürfen dieser Art seinen Geschmack abgewinnen, aber auch nicht ahnen, daß ihm hier ein Gegner gegenüberstand, der durch sein späteres Schaffen auch den Griechen Bewunderung abgezwungen haben würde.

Das Zuviel an sich selbst ist das traurige Verderben großer Seelen — auch Tieffurt entging dieser Selbstqual nicht. Sein Schaffen blieb weit hinter dem zurück, was brachend vor seiner Seele stand; in solchen Augenblicken verlor er allen Muth und verfiel in eine Schwermuth, die selbst dann nicht wich, als er schon im Weihnachtsmonat 1827/28 im Atelier die silberne Medaille erhielt.

Um endlich seinem Schwanken mit Zuviel ein Ende zu machen, trat er als Concurrent um das akademische Reisestipendium nach Italien mit ein, obwohl er wußte, daß er als Ausländer es nicht erhalten konnte. Seine ältern Mitschüler schüttelten über diese Kecksheit, aber Rauch hatte nichts dagegen, und es drängte den jungen Künstler mit geheimnißvoller Gewalt vorwärts. Neun Wochen lang arbeitete Tieffurt täglich über acht Stunden an seiner Concurrenzfigur — es war das Lot aus, für das der mit seinem Genius eingeweihte Künstler seine Kräfte einsetzte.

„An dem Tage, als die Arbeit auf der öffentlichen Kunstausstellung aufgestellt werden mußten, um vom akademischen Senat beurtheilt zu werden, ging ich früh aus dem Hause", erzählt er in seiner Selbstbiographie, „um auf den Straßen einige Ruhe und Zerstreuung zu suchen. Ich sah von weitem Rauch nach der Akademie gehen — das Herz schlug mir hoch; in einer halben Stunde vielleicht hatte er über mich zu entscheiden. Ich ging ihm weit aus dem Wege und erst nach Stunden kam ich in meine Wohnung zurück. Da sah ich meinen Freund Thäter in seinem krankhaften Kleinen. Erstaunt fragte ich, warum? «Weil heute ein Festtag für mich und weil dein Einzug ist — du hast den Preis!» Er hatte auf der Ausstellung an meinem Relief das Zeichen des Preises, einen Lorbeerkranz, hängen sehen. Isabel, Hedwig und Thäter wechselten bei mir; ich umarmte Thäter und eilte nun zu Rauch, der mich wiederholt väterlich mit geröthetem Gesicht und strahlenden Augen empfing und mir das Urtheil über meine Arbeit sagte. Mein Glück war überwältigend; mein Zweifeln an mir und meinem Können machte einem muthigern Glauben an meine künstlerische Bestimmung Platz."

Der akademische Senat erließ ein Schreiben an die höchste Regierung und empfahl Tieffurt dort für ein höchstes Reisestipendium, das ihm auch mit 1200 Thalern auf drei Jahre bewilligt wurde.

Nun waren mit einem Schlage alle Schranken gesprengt, auch die letzte, die Verpflichtung für das Gießhüttenwesen Landshammer. Der Prinz beschützte, Graf Einsiedel, entließ ihn nicht nur ehrenvoll aller seiner Verbindlichkeiten, sondern stellte ihm auch seine fernere Hülfe zu. Eine lachende, große Zukunft vor sich, Sonnenschein im Herzen, so kehrte Tieffurt in das Atelierhaus zurück. Er sah seinen frommen Vater wiederum die Hände falten und, den Blick nach oben gerichtet, die Worte aussprechen: „Herr, was bin ich und mein Haus, daß du meiner gedenkst!" Er schwieg und er sah ihn nicht wieder. In der Weihnachtszeit 1828 erhielt er die Nachricht von dem Hinscheiden desselben und gab seinem Schmerz und seiner Sehnsucht nach dem geliebten Todten in einem Briefe: „Das Mysterium Joseph's mit seinem Vater Jakob", einen rührenden Ausdruck. Da hat mal der Dichter recht mit seiner Behauptung, „daß der Künstler jener Gott sei, von dem das Volksmärchen erzählt, daß seine Thränen lauter Perlen würden. Ach, die drei Stiefmutter, die Welt, schlägt das arme Kind um so unbarmherziger, damit es nur recht viele Perlen weine"!

Rauch trug seinem jungen Schüler, der ihm schon Freund geworden, an, ihn nach München zu begleiten, wo er die kolossale Statue des Königs Max zu vollenden hatte. Tieffurt sollte ihm helfen, und als Rauch ein halbes Jahr in Italien verweilte, übergab er seinem jungen Freunde Wohnung und Werkstatt zur Aufsicht und Benutzung und blieb mit ihm in dem lebhaftesten Verkehr. In dieser Zeit lernte Tieffurt Thorwaldsen kennen, der zur Aufstellung des Gautenkmals des Herzogs von Braunschweig in München erschienen war. Am 14. Februar 1829 langte Thorwaldsen in München an. Mit den Worten: „Thorwaldsen ist eben noch ich — Thorwaldsen in München!" hatte ihn König Ludwig

welches damals Graf Pourtalès, so lange Zeit empfangen. München war im Jahre der Verheirathung von der Malerei des „goldenen Berlin" gleichsam überholt. Auch hatte ihm die eigene Werbung angetragen und ihn zugleich durch einen Brief der gütigen Großfürstin Nikolaus empfohlen. Thorwaldsen machte auf Nikolaus einen tiefen Eindruck; seine mächtige, kräftige Figur wirkten ähnlich befremdend auf ihn, wie einmal der gefeierte Künstler von allen Seiten in Anspruch genommen wurde, überall er sich Nikolaus bewahrte Bescheidenheit, schwere seine Persönlichkeitsdrängungen und sah ihn selbst zu einer solchen.

Ein bezeichnender, schöner Zug in dem Leben des alten großen Bildhauers ist der Ernst, Eifer und der Scherz. Sie lebte nur der Arbeit, tadelte sie bisweilen dem Künstler. Als Thorwaldsen sich von Thorwaldsen überwunden sah, rief er aus: „Lieber Thorwaldsen, komme von der Statue!" und Rauch schrieb mit demselben ehrlichen, aufgeschlossenen Sinn an Nikolaus: „Ich täglich sehe ich mich eine halbe Stunde im Atelier Thorwaldsen's um und wir verlasse ich beinahe ohne die höchste Bewunderung des Meisters, der mir schwebten Ideale, der Ueberzeugung alles Einzelnen und Nebensächliche, der unglaublichen Freiheit, womit derselbe alles schafft und die Figuren seinem Hand anzupassen, hin- und herzubewegen im Stande ist. Wie ich mich einen Zufall in dieser Nähe. Was hätten Sie zu Bewunderung meinen Sie erleben, wie es um den Mund des Künstlers steht, der in seinem großen, richtigen selbstbewussten Spiegel — aus seiner eigenen Unzulänglichkeit so verscheucht — sein Nichts erblickt."

Einige Zeit darauf sah auch Nikolaus in dem Atelier Thorwaldsen's in Rom. Eine Welt des Schönen und Herrlichen that sich vor ihm auf, daß er sah, wenn es darauf ankäme, das seine Gedichte vor der Wirklichkeit wie im Traum durchschritt und oft wieder durch die bildenden Künste an die irdische Welt erinnert wurde.

Am 5. August 1821 kam Nikolaus seine Reise nach Italien angetreten. Auch ihn ergriff, wie einst Thorwaldsen, „der Schauer von der Ewigkeit", und vier freiheitsvolle Jahrhunderte nach Rom, hielt ihn im Herzen wieder.

Im Jahre 1821 begann Italien wieder einmal seine vulkanische Natur zu zeigen. Neapel war von dem neuen Feuer abgeschlossen und der Herzog von Modena hatte zum Manifest greifen müssen. In Rom selbst wurde es unruhig und alle Zusammenkünfte gefährlich und kamen auch nur spärliche Tage, daß allein den Künstler sich gut besuchen. Nikolaus machte sich ebenfalls auf den Heimweg, und als er sich noch in Italien die Mutter der Kunst gelobt, entschloß sich dem jetzt bei seiner Nähe nach Frankreich zu wenden. Er erhielt gleich bei seinem Eintritt dahin den Auftrag, Frankreich Erbschaftsbücher in Warmes bis die Wahlen aufzuschieben. „Es ist ein sonderbares Jahr", bemerkt Antonius Ottenwalder in seiner trefflichen Biographie Graf Nikolaus Lehrens, A. R. Perthes, 1861, der wir diese Notizen entnehmen, „das sonst das rothe Wort, welches Nikolaus für die Lebensblätter aufbewahrt, einer Hinweisung in einer Schrift für den, welche ihn am Schluß seiner Lebens bezeichnet, seiner Verehrung — sein schönstes, bestes Herzensbewußt — es nicht entbehren sollte."

Nachdem sich Nikolaus im October 1822 mit der Tochter des Oberlandes Freudenfeld in Frankfurt verheirathet hatte, begannte er im Frühjahr, wo ihm die Stellung einer Polizeirath an der Regierung der Länder gewachsen war, seinen eigenen Hausstand.

Aus Nikolaus begann nun eine Zeit der Arbeit und des Schaffens; die Aufträge mehren sich, die Anerkennung des Vielbeliebten der Königin Universität und andere bedeutende Kriegsfürsten nahmen ihn in Anspruch; für Herrn von Cotta und Taschenbuch hatte er das Recht einen Vorrath auszuführen, die ihm, weil es die gewöhnliche Beschäftigung gewährt, manchmal Schwierigkeiten bereitet. Endlich fand es in einem Briefe an Rauch so zum Klagen aus, wie gründlich ihm die Kunstbriefe wie ein dämonisches Unglück empfunden hat. „Ich, daß die Erfahrungen so schwer und früher in meinem Künstlerleben zu sammeln hat und die Anwendung ein kaum möglich wird, wenn aber rechne ich mit das Leben hoch! Man möchte manchmal in die Verzweiflung gerathen, das Wollen mit Können so gar selten harmonisch hat — ein Jammer, der einem recht viele Lebenstage verbittert! Die Gelassenheit des Alters fehlt — wenigstens im Verhältniß zum Können — zum Erfinden und man hält sich von Tag zu Tag immer weiter zurückgedrängt."

Die Gastfreiheit des trefflichen Hausherrn

sowie die beiden bedeutenden und weit allgemein gekannten Statuen Goethe's, Schiller's, Wieland's und Mozart's nahmen jetzt Rietschel in Anspruch und später wurde ihm auch ein großes Hochrelief für das Mittelfeld des Opernhauses in Berlin übertragen, an dem er mit großer Kunst arbeitete und das ihm bei seiner Übersiedelung die allgemeinste Anerkennung einbrug. Das ausgezeichnete Werk, das leider durch seinen hohen Standpunkt sich laut der Betrachtung entzieht, stellt die Musik dar, die in die Harfe greift, während sie auf einem Schwan emporschwebt. Zur Seiten sind in einer bedeutungsvollen, verschlungenen Gruppe der Tanz, die Malerei und die dramatische Kunst zur Darstellung gebracht.

Neben der Theaterstatue in Leipzig, die trotz ihrer Realistik doch nur das Mittelmäßige zeigt, solche Menschen in Posen und in ganzer Figur darzustellen, schuf Rietschel seine Pietà, die gegen den schwülen Schmutz der Atelierpraxis in Dresden bildet. In diesem Marmorbilde drückte er innerlich alle seine Leiden und Schmerzen aus, seine heftige Seele zur Ruhe zwang. Nachdem der Tod zwei seiner Kameraden ihm entrissen und er von neuem gewagt, sich eine Häuslichkeit zu schaffen, klopfte der Tod zum dritten mal an, ihm auch sein Glück zu zerstören. Während der schweren Krankheit und des herben Schmerzes war der noch in der Blüte der Jahre stehenden Gattin nur das Schaffen an der Pietà ein Trost und seine Erquickung. Maria sinkt von dem Todeslager ihres Gatten. Ganz verloren in den Anblick des von seligem Frieden überglänzten Angesichts des Toten, hält sie sich in ihrem großen Schmerz auf, aber ohne Jammer und Verzweiflung. Wer sieht sie vor geheimen Höhen stehen, aber hält heiter über Seele fest . . .

Wenn auch diese wahrhaft poetischen Schöpfungen bei Kennern und in Künstlerkreisen gerechte Bewunderung erregten, so wurde doch erst durch die Vollendung des Schillers Rietschel's allgemein anerkannt und bewundert. Mit diesem Werk schuf er sich die Stufen zu seiner Popularität und seinem Ruhm, der seine Werke und seinen Namen in der ganzen gebildeten Welt bekannt gemacht hat.

„Die meisten Statuen schaute ich lange, die meisten Bewunderung herausfordern", meint ein neuerer Kunstkritiker, „sie suchte ich vermittels, einmal die ungemessenen Monstrositäten und Plumpheit der Lage in die Unmöglichkeit." Gewiss, Theaterstatuen, selbst Kunst hatten noch nicht gewagt, sich von dieser Hölle frei zu machen; Rietschel war der erste, der diesen Mut bekam und vom Gutwurf seines Modells sagte: „Ich will ihn ohne Mantel machen. Vielleicht suchte im Leben nie etwas zu verbergen und gerade bei ihm wäre mir der Mantel wie eine recht plump verkommen." Mit der Vollendung war die meisterhafte Statue in ein neues Stadium getreten — sie rief eine ganze Literatur des Realismus und Realismus in der plastischen Kunst hervor. Doch selbst von den extremsten Richtungen wurde anerkannt, daß Rietschel in diesem Denkmal die ideelle und die Porträtaufgabe zugleich gelöst habe. Ein großer Zeitgenosse Rietschel's, der auf einem anderen Felde sich ebenfalls neue Wege gebahnt, Gutzkow, rief über die Vollendung bewundernd aus: „Wie steht der Mann mit dem verschlossenen Mienenspiel so früh und geistesbewusst da! Wie schaut er ehern und frei jedem, auch dem heftigsten Gegner, ins Antlitz! Und sage ihm nicht auch der Ausdruck ganz so, daß man seine Hände kommen hören kann?" Gewiss ist, die Eigentümlichkeiten einer Person schienen durch das Kleid und bestimmen es, und warum sollte denn auch die Plastik, die es ja vorzugsweise mit menschlichen Gestalten zu thun hat, auch dem Gewand zu seinem Recht verhelfen wollen?

Als die deutsche Nation ihren größten Dichterheroen, Schiller und Goethe, in Weimar ein Denkmal setzen wollte, konnte niemand anderes als Rauch diese Aufgabe übertragen werden. Da aber der große Künstler nicht immer allgleich wollte, unsere Dichter im Mantel darzustellen, wandte man sich an Rietschel, der durch seinen Erfolg den Beweis geliefert, daß auch moderne Kleidung ebenso plastisch darstellbar und würdevoll sei. Mit der Beratung der Goethe- und Schillerstatue errichtete Rietschel die Höhe seines Ruhmes und seines Glücks. Mit unermüdlichem Fleiß wurde das umfangreiche Werk begonnen, und an dem Tage, da es in Weimar enthüllt wurde, mag wol die wärmste und lebhafte Sehnsucht im Herzen des Künstlers durchgezogen haben. Aber was ist das Leben des Künstlers anderes als ein Weg über Dornen? Auch Rietschel hatte an dieser Arbeit seine ganze Seele hingegeben, und als sie vollendet war, schrieb er an Dr. Schöne in Braunschweig: „Meine Dichtergruppe ist fertig, ich bin aber auch mit meinen Kräften am Ende, vermag nichts, absolut nichts, von dieser Anspannung begreiflich gelaubt, ich bin zum Invalidenhause." Welcher Tragik liegt in diesem Schreiben, das einen

ihre ruhig und ruhig, bis ihm der Meister auf den weißen Händen saß. Gerade das stille Mann mit dem gebräunten Körper in Gestalt und Herrlichkeit Ideal, reinigte und an Schätzen und weckt für seine Werke hat einige menschlich rührende Interesse. Selbst seine Persönlichkeit sieht sich in einer Hinsicht mit dem großen Lehrer vergleichen. Raphael war ebenfalls von bagrer, sehr hoher Statur und starkem Knochenbau. Wäre nicht seine Haltung ein klein wenig vorgebeugt gewesen und hätte er nicht seinen Gehen den Blick zur Erde gerichtet, so würde er den Eindruck einer ungleich sehr stattlichen Erscheinung gemacht haben. Es empfing man aber, trug seinen Gesichte die Empfindung von einer seiner regelmäßigen Natur. Sein Gang war ungemein rasch und ausdrucksvoll. Wenn er den Morgen in seinen Garten ging, ging er meist in die Mitte der Straße, um auf den Trottoirs durch Vorübergehen nicht am Schaffen gehindert zu sein. Sein Gesicht, in späteren Jahren stark gefurcht, machte einen überaus vornehmen Eindruck; die Augen schauten voll Milde und Klarheit und waren so heiter und ruhig wie bei Menschen, die an der Redlichkeit in der seinen Natur und den Reichtum in der seinen Natur und den Reichtum ihrer Gemüter gewiesen sind. Nur beim Sprechen wurde sein Blick äußerst lebendig, seine Physiognomie ungemein rasch und scharf veränderlich. In Haltung und Gebärden hatte er nichts Auffälliges, seine ganze Erscheinung war von einer wohlthuenden Harmonie durchdrungen. Dazu kam sein freundliches, mildes Wesen, das sein von jeder unnatürlichen Hast war, seine weiche und wohlklingende Stimme, die ganz dem Ausdruck seines Gesichts entsprach und die Empfindung von der tiefen Herzensgüte seines Wesens erhöhte.

Der große Meister hörte nicht allein in Lehrsälen Staatsbürgern seine Seele aus, er übte auch eine Menge seinerer gesellschaftlicher Pflichten, die seine vollendete Feinheit bekundete. Seine Vor Tagesstunden widmete die ernste Pflege und sein Auge auf einem durchgeistigten Porträt ist von einem tief glaubigen Humor, der jeden anmuten muß. In gewaltigen Sätzen, mit seinen Händen die Töne nicht berührend, singt das wilderregte Thier schnaubend und brüllend dahin, den Schweif hoch schwingend; auf ihm sitzt, seinen Hälsen sich krampfhaft an seinen Hals anklammernd, der Knabe in abenteuerlicher Hast, und seinem Rücken, der leicht auf seinen Rücken hängt, springt rasch die heftige Bewegung des Pferdes nach dem andern hinaus." Als König Friedrich Wilhelm IV. diese Worte las, rasch er in anbetracht derselben Gedichte aus: es gäbe ihm zu, daß es möglich sei Meisterwerke schaffen.

Rietschel's nächste Arbeiten nach der Lutherstatue waren die Statue Karl Maria von Weber's für Dresden und die Quadriga für das braunschweiger Schloß, und endlich wurde ihm, trotz verschiedenen Mitbewerbungen, das Lutherdenkmal in Worms übertragen. Rietschel entwarf in seinem Atelier nicht eine einzelne Statue, er wollte die Gestalten ganzer Zeit um den großen Reformator versammeln, um die Gegensätze in einer großen, weltgeschichtlichen Bedeutung zur Anschauung zu bringen. Wie sehr dadurch ein größerer Reichthum der Motive, ein viel tiefer Gedankengehalt und ein wundervolles Ineinanderspiel von Gedankenmotiv und Gestaltungsstoff des Meisters ab; es ist eine Lehrstunde, so ganz und so glücklich wie nur wenige in der Kunstgeschichte, und wenn man seine wundervollen Zeichnungen voll auf sich wirken läßt, meint man, es müsse, von unsichtbaren Händen gelenkt, Engel-Klang tuschelnd und die grimmige Gewalt des Eisenbahnes" [illegible]

Im Jahre 1857 ging Rietschel an die Arbeit des Reformatorendenkmals. Zunächst wurde das Hallenmaß zu Luther's Standbild in Lebensgröße hergestellt, dann im Winter 1857 mit der Reliefplatte Luther's begonnen, zugleich aber auch die Figur Melanchthon's angelegt. Obwohl die Komposition schwierig schien war, so mehrere Tage beisammen so nicht wenig Arbeit, sondern, so arbeitete er rasch mit einer Kraft und Lust und Lust nicht brachenden Hingebung an seinem hohen Werke. Die Vollendung des Modells von Worms sieht sich rasch auch ziemlich schnell in einem gewaltigen Zuge und Ernsten. Noch im Herbst 1860 stand schon sehr fest, daß Rietschel bemüht sei sehr Zuversicht, daß er wieder gesunden und sein Werk vollenden würde. Er meinte dann oft, es könne nicht glauben, daß alles sich so schön gefügt, daß ihm die höchste Aufgabe seines Lebens so leicht geworden, daß ihm auch langen Ringen, Gestalten so in glücklicher Intuition gewährt worden sei, wenn es ihm möglich wieder vergönnt werden könne.

Schon damals der leidende Künstler hat Hand nicht mehr verlassen und in seinem armen Herzen war Ruhe gekommen. Freundlich ruhend sein ernster Blick von Leid und Glück in Luther's Auge

Thompſon.

Ich brauch' jetzt Geld; geh'.

Harry.

Vater! — — Sagtet Ihr nicht ſonſt, ein Fluch klebte am Metall.

Thompſon.

O mein gemünztes Glück, mein geprägter Fleiß! Ich erwarte hier Jemand, geh —

Harry.

Der Jemand bin ich, Vater.

Thompſon.

Du?

Harry.

Der Bevollmächtigte der rechtmäßigen Erben Fieldings.

Thompſon.

Du? Du mein Gegner?

Harry.

Ich komme im Namen eines armen Mannes, den Fieldings Tod zum Reichſten gemacht hat; eines armen Gärtners aus der Lond'ner Vorſtadt.

Thompſon.

So geh, geh! Denn wiſſe, das Teſtament des Fielding ſpricht für Deinen Vater.

[illegible] Jesus geschichtlicher Energie, der heldenmüthigen Ueberzeugung, die den Tod nicht scheut. Dann war es auch, der Gesang des Petrus traf sie Nackt und zog ihm sein den Mutterleib und der neu taufenden Hand. Unaufhaltsam ging das Leben seinen Weg; matter und matter wurde sein Körper „es waren trübe Wintertage", sagt sein Biograph, „wo der treue [illegible] Mann an den Krankenbett seiner, stille, tantalische Winterabende, in denen er am Kaminfeuer saß und träumend in den glühenden Kohlenherd schaute." Wer kann sich vor dem Bilde eines Künstlers, der von seinem größten Werke als einem unvollendeten scheiden muß, des tiefen Mitgefühls erwehren?

Wenige Tage vor seinem Tode ließ der Verblendete Künstler das große Gipsmodell seines Werkes aus dem Atelier in den Garten tragen. Von seinem Krankenzimmer aus betrachtete er, im Lehnstuhl ruhend, sein letztes Werk. Er erkannte zwar noch einiges an, doch schien er traurig befriedigt. Am 21. Februar 1861 sollte es aufgerichtet werden, am Morgen desselben Tages, in der Frühe um 6 Uhr, entschlief der Meister sanft und schmerzlos.

Das Haupt mit dem Lorbeerkranz geschmückt, seine Palmen ruhend, so lag die Leiche des Künstlers in seiner Werkstatt. Ihr zu Häupten erhob sich die riesenhafte Gestalt des gewaltigen Reformators wiederum lebendig neben dem todten Meister, der sie geschaffen, von dessen Hand auch Gabe unverwüstbarer Geistesstärke sie Irrungen abringen mag.

Von Dresden nach Sicilien.

Von Dr. Hamacher.

II.

Auf dem Wege nach der Seitenhalle fanden wir an einem Pfeiler in einem Bücherl eher Verzeichniß einen Gedruckten Bogen, welcher mit einem mehrere Ellen langen, am oberen Ende etwas gebogenen Stabe eine mit einer Angelrute Männer, Weiber und Kinder, welche dort beim Vorübergehen auf ein Knie sich niederließen, auf den Kopf tippte. Das sollte doch wol eine Art Benediction sein; ob aber solch Gebaren selbst für den nüchternen Pöbel im 19. Jahrhundert würdig und recht und heilsam sei? Ach, wie leicht vergißt der Mensch über der Form das Wesen! Ein Bischof, von mir verehrter und geliebter katholischer Geistlicher, dem jener Gebrauch auch neu war, sagte mir, und mir auch ganz wahrscheinlich ist, daß, da die Sache an der Kehrseite des Pfeilers stattfand, wer welchem die erwähnte bekleidete Statue des Petrus sich findet, der bemerkte eigenthümliche lange Stab, die Angelrute, weil auf jenes Wort Jesu zu Petrus, dem Fischer, sich beziehe: „Von nun an wirst du Menschen fangen" (Lucas 5, 10). Bei der Messe, zu welcher wir nun hintraten, thate eine Orgel, welche auf Rollen an jener Halle hingestehen war; an der Orgel saßen Sänger, Musikanten u. s. w. Darauf gingen wir in den nahe Kirche Christo, wo der Grabstein und manderlei Reliquien Tasso's sind, um deren Erhaltung und Ehrung sich Pius IX. Verdienste erworben hat, wie wir denn überhaupt in diesen Tagen viele Zeugnisse von Förderung der Kunst durch diesen Papst fanden. Von hier besuchten wir die durch ihre unvergleichlichen Gemälde von Tasso und Ariost Romano berühmte Villa Borghese.

Lassen Sie mich nun von den übrigen Tagen unseres Aufenthalts, welche theils von meinen Freunden allein, zu denen sich noch zwei liebe junge Engländer gesellt hatten, theils von mir und ihnen gemeinsam dem Besuche des herrlichen Tivoli, des unvergleichlichen Albaner- und Arnideer, der reichen Kunstschätze des Vatican, mancher ausgezeichneten Kirchen und Villen gewidmet waren, nur noch des Einen großen Tages besonders gedenken, an welchem wir vom Capitol heraus durch die alte Roma wanderten. Nachdem wir einem evangelischen Gottesdienste in der Kapelle der preußischen Gesandtschaft, wo ich doch mehrere Theilnehmer erwartet hätte, beigewohnt hatten, bei welcher Gelegenheit wir auch vernahmen, daß keine öffentliche evangelische Schule in Rom sein dürfe und daß nur einigen evangelischen Reisenden stillschweigend zugelassen werde, ihre Kinder von dem evangelischen Lehrer, welchen die Gesandtschaft für ihre Kinder halte, mit unterrichten zu lassen — gingen wir vom Capitol an den Tarpejischen Felsen, welcher freilich durch Verschüttungen, die an seinem Fuße stattgefunden haben, lange nicht mehr so hoch ist, als er einst war. Wir konnte ich nun Worte finden, um die Empfindungen zu beschreiben, welche beim Hinabgehen in das alte Forum, den Mittelpunkt des einstigen Weltreiches, im Wandeln unter den ehrwürdigen Denkmälern jener großen Zeit, jener größten Weltherrlichkeit uns ergriffen, als noch ein Gott lebte, als Rom einen Augustus, Titus und Trajan zu Herrschern hatte? Ich sage: „Dein

Triumphbogen", denn man glaubt schon von Weitem das Capitol sehen zu können. Da es doch am Tage der Abreise durch Verfügungen und gemeinen Unfleiß der Leute so rein gemacht worden, daß die Stadt jetzt gar nicht mehr dieselbe ist, so haben wir uns auf den Platz begeben, wo der Triumphbogen stehen sollte. Hier gingen wir zum Theil durch Gerüste, zum Theil durch Gänge, die man für den heutigen Tag gemacht hatte, und sahen uns das Ganze an. Es ist ein Triumphbogen von Holz, mit Leinwand überzogen, nicht ohne Einfachheit und Schönheit, aber doch durch die Mittelmäßigkeit der Verzierungen, da er als der heutige Weg zum Capitol führen, einigermaßen Pia tanta in hac re. Ich meine nämlich die Triumphbogen des Kaisers Septimius Severus, an der Seite gegen, der noch der Zeit, die Mittelstraße, gebauet hat. Wenigstens kamen wir zu dem prächtigen Triumphbogen, welchen dem Janus bei seinem herrlichen Einzug nach der Eroberung Jerusalems u. s. w. in einer der Seiten mit Pracht und Reichthum Europens Beute wurden. Danach haben der Weg zum Campo-Vaccino, gleichsam der Anfangspunkt des Forum. Hier waren noch die Verwüstungen, namentlich durch die von Gregor VII. gegen die Römer selbst zu Hülfe gerufenen Normannen, so entsetzlich gewesen, daß auch von einigen noch stehenden Schandhäusern die Bestimmung der Alten sich gleichsam noch Platz unter Ruinen gegeben hatte. Am Ende des Platzes steht das Fragment eines Amphitheaters, welches an [illegible] bei den Komödienhaus Lager und den Namen Colosseum, wahrscheinlich von dem Koloß in der Nähe desselben, Nero's, erhielt. Man sieht auch die Verwüstung der Barbaren und einiger schauderhaften Päpste von hohen gothischen Thoren des alten Rom einen Leichnam hat, doch steht das Werk noch fest und prächtig in seinen ehrlichen Hauptmassen erhalten da, sogar gröchert dadurch, daß Pius VII. zum Behufe der Stadt in den Komödienhaus hat gewaltsame Gänge in die Mitte der Arena anbringen, mehrere Kapellen anlegen und mit Pfeilern schwächen ließ. Dann ging man endlich ab durch den Triumphbogen Konstantin's des Großen, an welchem Ludwig Napoleon viel arbeiten ließ, wanderte um den Mons Palatinus und Virgo zu den Ruinen der Kaiserpaläste. Welche Pracht der Orte sind hier gewesen war, sagt uns[illegible] Schlingpflanzen an den Mauern empor; in den über den ausgehäuften Schutt hingeworfenen Mauern waren Backsteine, Porphyr, Jaspis und andere Arten schöner und kostbarer Steine zu sehen. Da mögte ein Freund der Natur' Ludwig Napoleon, welcher, wie lange er Lust haben mag, sich hier gegen Cäsar aufgelehnt hat, sehr gewaltig gehen und die ungeheuren Fundstücken noch Kunst suchen. Und haben wir so vielen Wegen an der Pyramide des Cestius vorbei, an denen uns einige Pius abgebildeten Epige eben gesehen wurde, auch die kirchlichen, aus den prachtvollen Säulen und herrlichen Architraven gebildeten Kirche San Paolo vor der Stadtmauer, an und dem Portale der Kirche der ganze Pracht Verwüstung gethan hat.

Unter dem [illegible] Anblick der Ruinen, eher und schrieb sogar zu schreiben, hatten wir endlich in den alten Tagen unsere Aufmerksamkeit gewandt dem allgemeinen Eindrucke im Ganzen und der Lage gleichen und kehrten nun nach den Bergen der Schweiz. Ich preise Gott, daß mir auch unter den Trümmern der alten Roma so wunderlich vergnügt war; mein Herz schlägt heller bei der Erinnerung an viele der prächtigen Handwerke in Malern und Statuen und an mittlere und antiquarische Zier, und regnete auch Sonnen heiss abwechslungsvolles Gebäude an die größte Kirche der Christenheit — aber ich kann Prachtbauten nicht brauchen, wo ich nicht habe — wie gern ich auch einmal nach Neapel und Sicilien käme, auch dann könnte ich mich nicht, gewaltsam zu kommen, um alterthümliche Ruinen und glorreichsten Verhältnissen der Stadt war zu finden. Ich gehe ja, daß der junge Maler und Bildhauer hier wie angeregt in der schönsten seiner höchsten Werke und höchster Vollendung für die Kunst erhält, hier recht ein heiliges Leben und schließen, wie auf seinen Schein eine entgegenkommlichen Werken einen großen Ernst will; ich gehe heraus ja, daß man länger in Rom bleiben muß, um manches Bildwerk übersehen und studiren mögte, ich auch in vier und Tagen angestrengter Art studiren studiren zu können; ich gehe endlich so, daß man nicht wie um Sicilien und Neapel eben gesehen haben hat, um sie für Tage Rom und Italien für der Kompagnie. Der unvergleichliche Gesichtspunkt von dem Tivoli, Subiaco u. s. w. entgegenkommen [illegible] hinzuführen hier zu können. Und alles gehe ich ja, aber mit Freude und Leichtigkeit durch das Herz hindurch, durch aufgeschlossene Thore, in welchem ein Gedenkstein, an die gastfreundlich und hilfreiche Welt aufgehalten wird, schreiben werden?

Tage durch der edle Gregorovius, der tiefe Kenner der heutigen Verhältniſſe, in ſeinem „Siciliana“: „Seit der Revolution von 1848 iſt Rom noch öder geworden, als es ſchon ſeinem Charakter nach immer ſein mußte. Handel und Lebensluſt iſt aus den Palläſten gewandert, der Fremdenſtrom hält ſich ruhig daheim, die arbeitende Klaſſe iſt gedrückt. Immer ſchwerer laſtet die Prieſterherrſchaft, der Cäſarismus verödet, ſelbſt die Freude ſo heiterer Ueberlieferungen, welche die Menge vor die Thore und Tempel lockt und mit dem Becher und Saitenſpiele fröhlich ſein heißt, iſt faſt geſchwunden. Rom iſt wie eine große Ruine, durch welche nur Prieſterſchaaren von Mönchen und Geiſtlichen gehen und die nur vom dumpfen Klange der Glocken und grellen Muſik belebt wird. Alles Lebendige ſcheint fern von der Geiſtlichkeit, von den Gartenhäuſern, von den Fremden und Reichen allein aufzugehen; das Volk verkommt ſich nur ausgebeutet, es handelt nicht, es betrachtet.“ So Gregorovius im Jahre 1861. Gegenwärtig mag ſich mehr in einem nicht unterbrochenen Strome der Verehrung manche frohe Bewegung hier, denn alle halbe Stunden zog durch die Straßen der Stadt eine Patrouille von drei Franzoſen und einem päpſtlichen Gendarmen, Hüter nicht unſerer, der Fremden, wegen. „Der Fremden ſind leider jetzt nicht viele“ ſagte mir ein alter Kutſcher in Rom, ſeiner Wißbegierde nach ein Württemberger; „und doch lebt ſeit Jahrhunderten Rom hauptſächlich nur von Rußland. Wir leben allerdings hier im glücklichſten Staate.“ Ich: „Ei, daß Dich doch nicht zu hören, ich hätte das nicht gedacht!“ Er: „Ja, hier kann man denken was man will, ſagen, was man will! Ach, aber wäre Breslau in der Welt, wenn die ganze Welt ſo wäre wie Rom; aber die Welt iſt mittlerweile fortgeſchritten und man will eben nicht mehr Kappen.“ „Ja, ja“, ſagte ich, „lieber Herr, ſo mag es wol ſein!“

Doch, endlich nach vielen Plackereien, Viſiren und Zahlungen wieder auf dem Kirchenſtaat zu ſtehen, empfingen wir im Hafen von Civita-Vecchia unſere Päſſe wieder, die wir bei dem Ausflug in Neapel nicht wiedererhalten hatten. Gleichwol, als wir in Civitella mit Neapel, zum Theil auch in Rom geſchaut hatten, kannte und nahm Italien nicht mehr hinten, ſie glich Gebirgsbuch aus der Schweiz, und wie lebhaft, wie gelungt, tief wieder nach der rechten Seite, den grünen Wäldern, den ſchlanken Pinien, den prangenden Wäldern der Schweiz und des lieben Deutſchland, und ſo eilten wir, die nächſten acht Tage an Genf, zum Theil am Montblanc u. ſ. w. zu ſehen, über Livorno mit einem Ausflug nach Piſa, über Genua, Turin und den Mont-Cenis, hielten leichten Uebergang über die Alpen, zumal ich und andere die meiſten anderen Päſſe auf Italien in die Schweiz ſchon früher gehen hatten, nach Genf. Nach mancher Erfahrung, welche uns Wachtmeiſter und Ruhe in der Schweiz gebracht hatten, fuhren wir Sonntags den 4. Juli im Jubel des allenthalben wartenden und grüßenden Volks mit dem Zuge, mit welchem die Königin von Neapel in die liebe Heimat zurückreiſte, von Pindau nach Augsburg. Freudige Begeiſterung und Jubel eines in ſeiner Herrſcherfamilie glücklichen Volks ſanken wir dann auch in und vor Leipzig in Fahnen, Triumphbogen und Guirlanden, Zeichen tiefer Verehrung und Liebe, welche dem eben anweſenden König Johann, den Gott ſegne! aus treuem Herzen waren geweiht worden. Und ſo kamen wir (der eine über Frankfurt gereiſte und unmittelbar unterwegs einige aufgehaltene Gefährten erſt am folgenden Morgen) Dienſtags den 6. Juli 10 Uhr abends, mit Jubel von Gattin, Kindern und Freunden am Dampfwagen begrüßt, wieder in der trauten Heimat an.

Mit Preis ich Dich im hohen Dom
Mein glückliches Dich, ich, ew'ge Rom,
  Da meinem lieben Leben Dich o
Viel Großes, Prangendes zu bieten,
Doch ging mit hochentzückendem Ton
Da Dir, Roma! Dein Herz hin.

Doch trauig brich das bewegte Herz
In aller Luſt auch tiefer Schmerz:
  Die heilgen Gaben hast, Du rufſt
Das jetzt Fremd, Rom, von meinem Thron,
Von meinem hoffnungsreichſten Licht
Der Menſchheit große Zukunft nicht!

Wer hoch auf Tarpejus Höh'n
Ich jene Herrlichkeit ſehen;
  Da Cäſar's, des Gaſtvolks' Thron,
Da der Petaner Kaiſerſaal
Ich war, im heitern Neapel,
Im Frieden von Camaldoli —

Ach, dieſe Bilder laſſe mir,
Allgüt'ger Vater, hier und für!
  Ob' ich am Abend hilf zur Ruh
Und Laſten mit die Wagen zu,
Die wiegen Luſt und Laſt mich ein,
Der Morgen bricht und heißt zu ſein

Heinrich von Meißenburg als Dramatiker.

Im Nr. 6 dieses Jahrgangs der „Unterhaltungen“ theilten wir eine biographische Skizze „Von zum deutschen Reformator“, mit, zu der wir durch das obigen Drama Werk „Kaiser J. Heinrich von Meißenburg, sein Leben und sein Wirken“ von Dr. Wolf veranlaßt wurden. Jetzt hat derselbe Verfasser unter dem Titel „J. Heinrich von Meißenburg, ein deutsches Lebensbild“ (Leipzig, Wagner, 1863) seinen Aufsatz und seinem größeren Werke erscheinen lassen, der auch in weiteren Kreisen Theilnahme und Verständniß für die wichtige und edle Sache, deren muthiger Vertreter Meißenburg war, erwecken soll. Es ist eine Pflicht, das deutsche Volk in allen seinen Klassen mit dem Leben und dem segensreichen Wirken eines seiner bedeutendsten Zeitgenossen innig bekannt und vertraut zu machen.

Während, lautend Christenthum und deutsche Nationalität sich in Meißenburg auf das innigste mit einander verwebten, sie machten ihn zum muthigen Kämpfer für die geistige Freiheit des Vaterlandes, Unterdrückten und schlichte Ehre ꝛc., obgleich selbst Priester, den tiefsten Groll der Hierarchie zu hemmen, und Christenthum von den Verunstaltungen, die es durch Mißverständnisse, theils aber auch durch absichtliche Verdrehung im Laufe der Jahrhunderte erlitten, zu befreien und die ursprüngliche Einheit der christlichen Kirche in ihr Schranken, d. h. auf das geistliche Gebiet zurückzuweisen.

Mit der obengenannten kleinen Schrift gedenkt der Verf. ein fünfaktiges Trauerspiel „Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen, von J. Heinrich von Meißenburg“ (Leipzig, Wagner, 1863) erscheinen lassen. Dies Trauerspiel ist bestimmt für die Bühne geschrieben, es ist vielmehr ein national-kirchliches Glaubensbekenntniß Meißenburg's in dramatischem Gewande, ein dramatisches Lehrgedicht. Er kann viele Leute um geistigen, seine tiefen Gedanken und großen Ideale anschaulicher, lebendiger vor die Seele zu führen. „Ich war“, sagt er, „beim lebhaften Wunsch, durch dramatische Darstellung Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen ein recht lebendiges Bild des größten deutschen Kaisers und seines Strebens zu geben. Ich durfte hoffen, durch diese Arbeit, wie unvollkommen sie auch sei, meinen Landsleuten einen Gefallen und Mißvergnügen zu bereiten.“

Diese Tragödie umfaßt aus dem Leben Friedrich's II. die Periode von der Wahl des Cardinals Einhard Pfeiler zum Papst unter dem Namen Innocenz IV. bis zum Sturz des kaiserlichen Kanzlers Peter de Vinea.

Friedrich II., der Enkel Barbarossa's, hatte bei seiner Krönung in Aachen, 1215, das Gelübde abgethan, einen Kreuzzug zu unternehmen. Die Geschäfte des Reichs und die eigene Unlust des Kaisers verzögerten jahrelang den Zug. Schon damals entstand das Verhältniß zwischen Kaiser und Papst. Der eine italienischen Himmel kannte diese und nie Deutschland brachte, als der langwierige Papst Honorius 1227 starb.

Sein Nachfolger, der thatkräftige Gregor IX., forderte entschieden die Erfüllung des gegebenen Versprechens, und der Kaiser, um die Unzufriedenheit der Völker nicht zu erregen, sah sich genöthigt, den Kreuzzug anzutreten, aber noch es ihm gelang, schon vor dem Ziel zu erkranken. Gelübnißgemäß reiste er und mußte umkehren.

Jetzt versuchte der Papst nicht mehr seinen Zweck gerichtlich. Er sammelte die Kaiser Friedrich Verfolgung und sprach den Bannfluch über ihn und Verfehmt erklärte sich Friedrich, um aber dem Papst zu beweisen, daß es ihm Ernst sei mit der Erfüllung des gegebenen Wortes, trat er im nächsten Jahr (1228) seine Kreuzfahrt an. Gregor IX. durch war unversöhnlich und bereits hatte in Italien Kaiser alle mit ritterlichen Ehrenbezeigungen Ehre zu allen Gelehrten, die ihn umgaben, erhielt von Friedrich's Thatkraft. Es gelang ihm, den Sultan Kamel von Aegypten zu einem Vergleich zu bringen, einen gehässigen Waffenstillstand zu schließen und für die Erhaltung Jerusalems, der heiligen Orte ꝛc. der wichtigsten Punkte zu sorgen. Darauf kehrte er nach Unteritalien zurück, befreite seine Gebiete von den päpstlichen Truppen und trat dem Papst in ernstlich entgegen, daß dieser sich gedrängt sah (1230), den Bann aufzuheben. Einer aufrichtige Aussöhnung konnte indessen zwischen beiden Männern nicht existiren und namentlich war Gregor im Stillen eifrigst bemüht, um den Kaiser Ehre zu arbeiten. Friedrich fühlte sich auf und er versäumte nicht, diese Zeit überlegenen Friedens zu benutzen, seine Reiche in den Lombardei wieder zu befestigen. Bald verbrannte denn auch der neuen der Kampf der eigene Sohn des Kaisers, Heinrich, empörte sich gegen ihn und Friedrich mußte ihn als Gefangenen in einem sicheren Schloß festhalten.

Nachdem sich Friedrich zum dritten mal vermählt hatte und sein Sohn Conrad zum römischen König erwählt war, legte er den durch manchfache Streitigkeiten über unterbrochenen Kampf gegen die widerspenstige Lombardei, unterstützt von Cypern, den Herrschen von Verona, mit allem Nachdruck fort. Er zwang große Städte und machte seinen Sohn Enzo zum König von Sardinien. Darüber that ihn Gregor IX., der Sardinien als Lehn des Heiligen Stuhls betrachtete, 1239) in den Bann. Friedrich aber führte unbekümmert seinen Kampf muthig weiter, war jetzt weniger glücklich in seinen Unternehmungen als bisher, da Cypern an ihm zum Verräther wurde. Hierzu nicht abgerechnet, daß der Kaiser vielmehr stets Mißgriff der Städte Oberitaliens, zu bezwingen in den Kirchenbann ein und mehrere Male. Der Papst starb in seinem eigenen

Hauptfeind. Doch wagte Friedrich nicht, ihn an ihm zu vergreifen und begnügte sich, ihn zum Frieden zu zwingen und allen Mitteln einem Concil zu überliefern. Wir verabscheuen mit Recht die Greuel der schrecklichen Gegner des Kaisers, und obgleich dieser zur Schlichtung der Streitigkeiten nach Rom wanderte, so schlossen sich dennoch zu Genua viele Prälaten ein. Der Kaiser glaubte sich selbst schuldig zu sein, eine Versammlung, die auf solchen Gründen zusammengesetzt worden sollte, zu verhindern. Er hielt die Flotte von seinem Reiche Sizilien angreifen, verwüsten und eine große Anzahl Prälaten als Gefangene nach Neapel bringen. Gleichgültig drang er dagegen in Kirchenstaat ein und eroberte sogar die Burg Montefiori, welche der Papst für seine Verwandten erbaut hatte. Diese Schmach konnte der heilige Gregor nicht ertragen. Er starb am 21. August 1241.

Nach einem langen Conclave bestieg Cölestin IV. den päpstlichen Stuhl, um jedoch nur 18 Tage zu regieren. Wie man vermuthet, wurde er vergiftet. Ihm folgte Innocenz IV., als Cardinal ein Freund, als Papst der heftigste Feind des Kaisers, der gehofft hatte, jetzt am obersten vom Bann befreit zu werden. Innocenz aber war entschlossen, den Kampf um die Weltherrschaft mit aller Anstrengung fortzusetzen, und bestätigte noch Tage darauf, wo er auf den Kaiser schleudern Bann. Hier, wo er sich sicher fühlte, trat man auch des unter Gregor beraubten, aber durch Gregs verhinderte Concil zusammen. Die Beschuldigungen, welche Innocenz gegen den Kaiser erhob, trugen den deutlich ausgeprägten Stempel der Parteiwut und Verleumdung. Es konnte und unterschieden auch der Kanzler Thaddäus von Suessa seinen kaiserlichen Herrn vertheidigte, er erlangte nichts weiter als eine gebührige Zeit, innerhalb welcher Friedrich sich selbst stellen sollte. Thät er aber in seinem Fall zu genügen hatte, was leicht vorauszusehen, und um dem sichern Verderben zu entgehen, begnügte er sich, Gesandte an das Concil mit unumschränkter Vollmacht abzuordnen. Noch hatten diese Form nicht erreicht, als Innocenz in einer dritten Sitzung den Kirchenbann, auch gegen den Kaiser schleuderte, ihn für abgesetzt erklärte und die deutschen Fürsten zur Wahl eines Gegenkaisers aufforderte. Mit diesem Urtheil, welches der Papst ohne Untersuchung, ohne Abstimmung aber gewaltsamen Beschluß der Kirchenversammlung gegen den großen Hohenstaufen auf angemaßter Machtvollkommenheit sprach, hatte er seinem Haß die Krone aufgesetzt.

Von jetzt ab war Friedrich's Leben eine fast ununterbrochene Kette von Unglücksfällen. Während er tapfer in der Lombardei kämpfte, entdeckte er an seinem eigenen Hofe eine Verschwörung gegen sein Leben. In Deutschland trat der Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen als Gegenkönig auf und schlug des Kaisers Sohn Konrad. Obgleich dieser bald wieder die Oberhand gewann und Heinrich 1247 starb, so war dies doch nur ein matter Sonnenstrahl, der sich durch unglückschwangere Gewitterwolken stahl, um bald wieder zu verlöschen. In Italien folgte Unglück auf Unglück; Parma erhob sich gegen den Kaiser und mußte aufgegeben werden, bei Vittoria wurde er geschlagen und sein Heer fast gänzlich aufgerieben. Gewiß er auch durch diesen Schlag verloren, so schwerzte ihn doch am tiefsten der Verlust seines treuesten Thaddäus von Suessa, der im Kampfe gefallen war. In der Schlacht an der Roßalpe hat sein edler, gutmüthiger Sohn Enzio den Gefangenen in die Hände, der den vierundzwanzigjährigen Jüngling triumphirend in ihre Stadt führten und ihn trotz aller Anerbietungen des Vaters in Gewahrsam behielten. Nicht minder schmerzlich mußte es das edle Herz des großen Kaisers berühren, als sein Kanzler Peter de Vineis, den er stets für seinen vertrautesten Freund gehalten, des Verraths und selbst des Mordversuchs an seinem Kaiser angeklagt wurde. Das Factum, worüber diese Vorgeschichte umhüllt, läßt es zweifelhaft, ob der Kanzler von aller Schuld frei zu sprechen ist oder ob Friedrich, von den gehäuften Zeichen seines Verrathes mißtrauisch gemacht, ihnen ein zu geneigtes Ohr lieh. Der Angeschuldigte wurde verhaftet, die Art seines Todes ist unbekannt.

Bei hierher reicht Weisenberg's Tragödie, in der sich Peter de Vineis als Opfer der Hofintriguen selbst einreiht.

Der Geschichte Friedrich's II. von Hohenstaufen ist in der That ein poetischer Trauerspiel und bietet den reichen Stoff zu dramatischer Behandlung, aber sie ist zugleich auch von so hoher Bedeutung in der Weltgeschichte, daß sie auf einem Gebiet, wie Weisenberg war, den mächtigsten Contrast hervorbringen mußte. Eine allgemeine Interesse überwog für ihn das persönliche, mehr kam es ihm in seinem Werke darauf an, die Gedanken auszusprechen, die jener Streit zwischen Kaiser und Papst in ihm erregte, als ein lebensvolles Drama zu schaffen. Seinen Protest gegen die römische Hierarchie drückte er hier unter dem Namen eines Kaisers aus, dessen Geschicke für ihn eins der ruhmvollsten Beispiele geistlicher Anmaßung und der Verunstaltung des Kirchenregiments, und wie Weisenberg darüber gedacht und gefühlt hat, drückt er trefflich in den Worten aus, die er (3. Aufzug, 5. Auftritt) den Kaiser sagen läßt:

Der Ehrfurcht, von der Gewalt Gezollt,
Verleiht, durch und durch Gewalten! Ein so hoch
Wie Petrus sollten Menschen auf sein Wort
Und gestützt mit gier'ger Hand den Priestern zoll
Nach seinem Gebungen, taufen er das Gewand
Der heil'gen Lehre mit dem Königsschmuck,
Diadem er, der Erde sei sein Reich, dann soll
Es sich und mir, unmittelbar selbst, der Welt
Dem Gregorius und Gott, den Menschen Rechte

(Fortsetzung folgt.)

Neue Briefe von Felix Mendelssohn Bartholdy.

Der ungetheilte Beifall, die herzliche Theilnahme, welche die „Reisebriefe“ des berühmten Componisten überall gefunden, noch mehr der Wunsch, das Bild einer so hochgebildeten und liebenswürdigen Persönlichkeit dem Publikum gleichsam „in Lebendigkeit“ vorzuführen, mögen die Familie und die Freunde des Verewigten zu einer neuen Mittheilung aus dem reichen Schatz seiner Briefe bestimmt haben. „Briefe aus den Jahren 1833 bis 1847 von Felix Mendelssohn Bartholdy, nebst einem Verzeichniß seiner ungedruckten musikalischen Compositionen“ (Leipzig, Mendelssohn, 1863).

Nicht die Erzählung bekannter oder doch interessanter Thatsachen, keine tiefern und eingreifenden Gedanken machen den Reiz dieser Mittheilungen aus, sie gibt ihnen das warme, lebendige Herz, das sich darin ausspricht. Ein wohlthuender Zug weht aus ihnen. Schon das ganze Familienverhältniß, die Liebe der Geschwister zueinander, die Verehrung, die sie für den Vater und die Mutter hegen, und wiederum die Zärtlichkeit und die Selbstbeherrschung, die diese den Kindern ohne jede mürrische Strenge und Schroffheit und Aengstlichkeit über die seiner Neigung nach thörichten und verkehrten Gutmüthigkeit der Jugend lehren, spiegelt einen solchen Frieden des innern und äußern Lebens wider, daß man nicht müde wird, diese Aeußerungen der Liebe, der Dankbarkeit und der Verehrlichkeit zu lesen. Als ein rechter Arzneygott steht der Vater dem Sohn zur Seite; er ist nicht blind gegen die Schwächen seines Charakters und die Mängel seiner Erziehung. Mit den Schwestern, namentlich mit Fanny Hensel, hat der Bruder ein Verhältniß einer eigenen vertrauten Innigkeit, allerdings fast der Ausschließlichkeit, die es ihr bei ihrer Ehe nach Italien gibt. Die Briefe handeln von persönlichen Ereignissen, von Mendelssohn's Stellung in Düsseldorf als Musikdirector des dortigen Theaters neben Immermann — ein Verhältniß, das ihm unerquicklich hatte, aus 1835 gelöst wurde —, von dem in jener Weise angeordneten und ihn ärgernden Leben in Leipzig, von seinen Reisen, den Musikfesten, die er dirigirte etwa bei denen er doch gegen war. Daneben stets kann die Kunst mehr als in den „Reisebriefen“ in den Vordergrund. Sehr ausführlich sind die Mittheilungen, die wir über seine Oratorien „Paulus“ und „Elias“ erhalten; bei der Abfassung beider Texte war ihm der Dichter Julius Schubring in thätigster Weise hülfreich. Da ist eine Stelle über den „Elias“ nicht unwichtig, um so recht die Denkweise des Componisten zu erkennen: „Ich hatte mir eigentlich beim „Elias“ einen rechten derb und durch Prophetenthum

gerade wie wie ihn einen kräftigen wirken brauchen können. Auch, wenn auch mal bös und zornig und finster, im Gegensatz zum Heiligenbild und Weihgeräthel, und ist zur ganzen Welt im Gegensatz und doch getragen wie von Engelflügeln.“ So weit die poetische und philosophische Ansicht Mendelssohn's von seinem Oratorium. Die musikalische findet sich in einem späteren Briefe. „Vor einem solchen Gegenstand wie Elias, eigentlich wie jeder aus dem Alten Testament, außer etwa dem Moses, muß das Dramatische verschwinden, wie mir scheint — die Form bleibt zwar und sie darf und soll eingehalten werden, nicht aber, um Chorgesänge, ein Lyrisches daraus entstehen, sondern eine recht entschiedene Musik, wie sie im Alten Testament in jedem Kapitel steht.“ Die Gelegenheit „einmal Dramatisches“ zu schreiben, eine „Oper“ zu componiren, verlockt ihn sein ganzes Leben nicht. Auch in seinen Mittheilungen finden sich ihre Spuren, aber so viel Opernstoffe ihm auch angeboten wurden, keiner sagte ihm zu, in jedem entdeckte er Mängel. Vielleicht sprach sich in diesem Unbehagen nur das dunkle Gefühl der Unzulänglichkeit seines Talents für eine Opernschöpfung aus. Seine musikalische Eigenheit offenbarte sich weit am reinsten im Lied und in der Instrumentalmusik. Wenn man seine in seinen Briefen so vielfach ausgesprochenen musikalischen Ideen zusammenstellt, würde man seine Vorliebe für diese Gattungen der Kunst noch deutlicher erkennen. Einzelnes. Beim ersten weiß er über Händel und Bach all über Mozart zu sprechen. Den Accenten gegenüber ist er ein scharfer Kritiker, er hält nie „mit seiner Meinung hinter dem Berge“. Da er selbst ein langsamer Arbeiter war, galt ihm der Fleiß des Talents so viel wie die Eingebung des Genius. So schreibt er an Ferdinand Hiller: „Mir ist nichts widerwärtiger als ein Tadel der Natur eines des Talents eines Menschen; das macht nur verstimmt und irre und hilft nichts, man legt eben seiner Klage keine Ohr zu. — Da ist doch allen Fleißen und Arbeiten entlaufen, drum wird man leider schweigen. — Das hat auch Gott zu verantworten. Aber ist der Fall wie hier in Paris Gluck, doch gerade als Thomas sieht, und Talent einer Umgebung ist (wenn's, was Du willst: gut ist und schön und regelrecht, und die Entwickelung des Lebens ist nicht gut, so meine ich, man dürfe es nicht verschweigen — da ist der Punkt, wo man es sich und seinen Sachen besser sein.“ Gluck ein „ewiger“ Beleidiger war er. Er strebte nicht nach Popularität, gewissen erscheint es, als sei sie ihm sogar verhaßt, und ein innerer Widerwille gegen alles, was der Menge sich sofort ohne Mühe gibt, gibt ihm die schärfsten Worte in den Mund. „Meine Symphonie soll gewiß so gut werden, wie

ich kann; ob aber populär, ob für die Dorfjugend, das weiß ich freilich nicht — Bin ich nicht zur Popularität gemacht, so mag ich sie nicht erlernen oder erstreben, aber wenn Du das anrecht findest, so sag ich lieber, ich kann sie nicht erlernen" Denn wirklich, ich kann es nicht und möchte es auch können" Weil die Leipziger Literatenwelt schreibt singt, weil es auch Gott bei der und wird es das deutsche Vaterland für ein langweiliges Ding wenn es von dieser Seite betrachtet wird" Noch ärgerlicher macht ihn Pedro's Ähnlichkeit" Wie sollen ihn nicht haben, ähnlich mit doch gar zu unähnlich, zu wenig, es ist eigentlich mehr Langeweile darin, denn mich ich irre mich sehr irre, von dem Manne ich doch viel nicht viel zu sagen oder zu singen, daß es keinem anderen gehören soll" Daß wird man in Berlin bei Hofe gesungen und dies in den Salons und in den Blatt, und natürlich sollen die Musiker wie toll darüber her und komponiren sich außerdem daran Nicht weniger als drei Virtuosen haben Leipziger Gewandhaus dazu gemacht und alle Tage sieht in gemeldet von dem Tod in der Fremde Gestern unter anderem, daß man auch von mir eine Komposition meiner Lieder bekannt ist, während ich nie im Traum daran gedacht habe solche intime Beziehung in Musik zu setzen

Doch ein artistischer, in sich abgeschlossener Kunstler Nur in den seltensten Fällen sieht man Musiker und Maler an der Prozession ihrer Zeit theilnehmen Auch viel Absurdes gegen politischen Tabatte mag den Musikerbrüderschen Briefen in manchen politisch erregten Tagen mögen kommen hier ist ein Ziel zum Ausruhen Der gemüthliche Ton, die frische Darstellung — es läßt sich z B nicht leicht Gerstäckers Leben als seine Reichsrechnung einer tödtlichen Krebs bei Frankfurt — überwiegen bei weitem ihren eigentlichen Inhalt, sie werden auch außerhalb der musikalischen Kreise Freunde und dankbare Leser finden

Wiener Fiakerstande.

B. Man erzählt in Wien von einem Cavalier, der sich wenn ihn die Langeweile plagte, mit Hinweglassung aller seiner Standes-Vorurtheile auf den Fiakerstand legte, um dort an der eigenthümlichen, ungezwungenen und schlagfertigen Unterhaltung der Kutscher theilzunehmen

Ein Zufall hat unser Wohnzimmer in die nächste Nähe eines solchen Standes verlegt, sodaß wir zu jeder Stunde das Leben und Treiben auf demselben nach Bequemlichkeit beobachten können. Es erlangten wir allmählich und unwillkürlich einen gewissen Einblick in das Wesen der Fiaker Gemeinschaft, in ihre Leiden und Freuden, in ihre Streitigkeiten, bei welchen die Hauptstreitigkeiten nicht die geringsten sind, auch in ihre Spitz- und Witzen, denen sie meist den Charakter des witzlichen Betrugs zu geben wissen.

Wir haben Gelegenheit das Fiakerliche Fuhrwesen in den meisten größern Städten Deutschlands zu beobachten, und sind zu der Ueberzeugung gelangt, daß der wiener Fiaker eine hervorragende und ganz eigenthümliche Stellung in demselben einnimmt. Mein jetzter Aerzten fiel bei der Einfahrt in Wien zunächst das heilige, halbbrüderliche Fahren der Fiaker auf. Wie oft sind wir in Nord- oder Süddeutschland in eine Mißstimmung gerathen in der Hoffnung schneller vorwärts zu kommen, aber es blieb eben bei der Hoffnung. In Wien ist das anders. Mit dem Passagier in dem Wagen, scheint ein anderer Geist in Mann und Roß zu fahren. Der Kutscher — und wenn er rechter auch so hinfällig saust — hebt den Kopf und peitscht, wie von der Tarantel gestochen, mit dünnem Schweiß die Flanken und fort geht es unter Peitschenknall und Zurufen, scharf um die Ecke, vorbei an dem Polizeimann, vorüber mit triumphirendem Lächeln an den noch mäßig fahrenden aber liegenden Wagen. Kommt es dann aber zum Zahlen, so entdeckt du, daß sich in dem Glaubensbekenntniß seines Kutschers das Wörtchen Lohn nicht befindet; aber er weiß dir so freundlich zuzureden und das gutmüthige Lächeln in seinen Zügen so leicht zu mehren, daß du ihm lieber über Verdienst gibst, als mit ihm streitest. So hat sich der wiener Fiaker trotz der schärfsten wiederholten Maßregelung einen eigenen, auf der strengsten Gewerbefreiheit basirenden Wirkungskreis zu erhalten gewußt.

Unser Mietkutschenwesen besteht bekanntlich wie bei den größern Wiens aus drei Abtheilungen dem Zweispänner, dem Einspänner und dem Stellwagen. Der Zweispänner vertritt das aristokratische Element, er hält, im modernsten Anzuge, mit seinem flinken, hübsch herausgeputzten Gespann breit auf der besten Stelle; dem Publikum gegenüber ist er wählerisch, er sieht den „Wiener Herrn" vom andern vor und dieser sieht ihn vor. Gewiß richtet sich seine Anrede von dem hingeworfenen „Fahr'n ma?" bis zu dem äußerst vielsilbigen, mit gezogenem Hute gesprochenen „Ist's gefällig, Ew. Gnaden?" genau nach dem Aeußern seines Clienten. Einen solchen Fiaker fahren zu sehen, ist für den Kenner eine Lust. Mit welcher Gewandtheit und Schnelligkeit er in den engen Straßen, im dichtesten Gewühl von Fuhrwerken aller Art, den rechten Moment zum Durchbrechen erfaßt, mit welcher Anmuth er der sattlichsten Carosse eine Einfahrt abgewinnen kann und mit welcher Klugheit der Pferdestürmende im Augenblick einzuhalten weiß, um den auf schnellen Rädern eilenden Polizeimann zu täuschen" Gleich vielen Zweispännern bewahren sich auch viele Einspänner ein solches — nach dem volksthümlichen Ausdruck — „feines" Aussehen. Bei beiden Klassen aber gibt es eine große Anzahl Ausgezeichnete und diese sind vorzugsweise Bilder trefflichen, allgemeinen Verhältnisse. Unser Mietkutscherstand zeigt in seiner zweiten Abtheilung eine wahre Musterkarte solcher behaglichen Zufriedenheiten. Die Pferde sehen zunächst wie Rinder bei mittelmäßigem Behagen aus, die matten Augen

mit herabhängenden Unterlippen — wie müdliche alte hagere Menschen. Bei ihnen kann man viele üble Gewohnheit deutlich von der Altersschwäche oder dem Lebensüberdrusse schreiben. Ein rattenähnlicher Ausdruck prägt sich in den Augen, wenn diese verhanden sind, was nicht immer der Fall ist, so daß matte, tiefliegende Augen, die jeden Nächstkommenden freundlich anzublicken scheinen. Eine besondere Betrachtung verdienen die Vorderfüße dieser Pferde. Sie alle, die sich zu der ehrwürdigen Philosophenschule der Peripatetiker bekennen, daß Vertrauen ihres Lebens an den Schein gut Schuh tragen, so zeigen die Verstümmelungen dieser Pferdeglieder von unglaublich mühseligen Wanderungen über das heimatige Straßenpflaster. Man rühmt den Griechen und Römern, daß sie die zierlichsten Füß- und Knöchelle machen können — der ganze noch übrige Lebenslauf dieser armen Tierschindmähre ist eine ununterbrochene Kasteiung. Alle vier Gliedmaßen sind wie lebhaft an einem Gabelriet der Fuhrleute, deren Pferd jedesmal auf zwei bis drei Wochen eingespannt und während dieser Zeit lediglich durch die Stallarbeitenden Jungs aufrecht erhalten wurde. Gleich verschwunden sind aber diese Knochen von der gleichen Leistung, dem Publikum gegenüber, beispielt. Die schreiben nicht vor dem, selbst nicht vor vier Personen zurück und nehmen noch dazu eine entsprechende Masse Gerüst auf sich, ohne im mindesten Rücksicht zu nehmen auf die Tragkraft ihres Wagens und die Zugkraft des Pferdes. So sieht man sie oft auf einem von Kothen imprägnierten Weg, wobei das eine Rad über das Pferd hinaus, das andere in die Straße hineingeht, in wahrhaft halsbrecherischer Lage, aber in unnachgiebigem Trotz von den Gefährtschaftlichen kommen.

Mit dem Gleichmaß an Leistung wetteifert der Eifersucht Gastwirtsvieh, der landesüber Omnibus. Der Er wendet seine Ueberredungskünste ohne Rücksicht der Person an: er läßt seine Umarmung sowol den bepackten Fremdling wie dem widerstrebenden Landmann, wie der matt der Luft schnappenden Dame angedeihen, deren hülfebedürftiger Umfang ihm noch ein „Extra Zehnerl“ verspricht. Es mögte Ekeren kann man erleben, wenn man einem Zeilwagen, welcher keine Passagiere macht, seinen Stand zu verlassen, Rath sagt, um den einem vorüberfahrenden aufzuwarten zu werden. Der Kutscher hat so viel Anstand, um seinen Herrn an dem Nächsten anzuklatschen, dagegen tritt sein Unmuth den friedfertigsten Gefährten, den er einen „Narrhebuß“ heißt. Der andere vergißt vermöge ihn auf das Wirthshaus, in welchem er die Zeit verpaßt, und deutet auf seine rückliche Nase als die nothwendige Folge dieser beklagenswerthen Gewohnheit. Die Herrn ruhen damit, daß sich beide ritterliche Freundschaft für einige Zeiten schwören, und nachher nicht verbindert, daß sie die Nacht in bewußten Wirthshause und an bewußten Tische hinter ihren Gläsern in freundschaftlicher Unterhaltung gebringen.

An den äußersten Enden des Vorstädte, dort wo der Uebergang von der Stadt zur Landstraße unmerklich vor sich geht, begegnet man zuweilen einer Art Zahrgelegenheit, die vermuthlichen Zeiten mit Namen zu beim Thiere. Diese Ungeheuer von Stellwagen, ungefähr 20 Fuß lang und nur 3 Fuß breit, sehen wandernden Gefängnissen oder Menagerien eher ähnlich als einem anständigen Omnibus. Der verstorbene dachte wir, als er unserm betrübten Blick zum ersten mal entgegenkamen, ein Alterthumsforscher die Idee Noah in irgendeiner Lage des Innenbaues entdeckt und sicher sie jetzt auf hohem Meisterwerk zum Gefallen der Zeitgenossen durch die Straßen! Sie ist nur eine Zahrgelegenheit aus der guten alten Zeit. Ein ungeheures Räthsel bleibt es auch, wie jene beträchtlichen Lasten von damals über die hohe, gebirgige Straße und durch die enge Thorwölbung in den Städten, verladen, nur Bekannte von Gulliver dort Reisenden erscheinen. Innen hinein gelangen Fremde. Zahl man ein solches Fahrwerk zusammen mit einem modernen Stellwagen, bestehend aus Coupé und Rumpelkasten, und sie habe den Anfang und das Ende der Jahrhunderte.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß sich gleich in der Nähe eines jeden Kirchenstandes eine Menge eines Verkaufes bekundet. Hier sehen die mageren Kostgänger in der ihnen eigenthümlichen und in mehr als Einer Hinsicht schwierigen Situation in ihren Angelegenheiten beistammen und beisprechen mit ebenso viel Behagen als Hilflosigkeit die Gelegenheit der Tage wie die kommenden Ingestragen. Daß dabei zuweilen unterhaltige Geschichten an das Tageslicht kommen, ist außer Zweifel. Ihnen soll jedoch gewisse heilige Localitäten ihre Thematis aus dieser Quelle zu schöpfen. Auch ist der „dritte Stuhl“ im Thorhaus Pointes und ein Gegner der demokratischen Richtung. Er bezieht seine Kunst gewiß einem mehr conservativen Blatte, dessen neueste Nummer er stets mit sich führt, bis dasselbe eines durch irgendeiner Bemerkung seinem Stande zu nahe tritt, wo es dann mit Hintansetzung aller politischen Grundsätze sich anderes zu seinem Lieblingsmal ernennt.

Jene Dreschen eines Stellwagenkutschers ist ein Theorem des schönen Geschlechts. Mag seine Nase von Wein und Bier auch noch so blau und sein Haar von deutschen Cigarrenrauchhüllen noch so grau gefärbt sein, er läßt seine hübsche Tochter nicht ohne schwerwiegende zu ihr hinaufzuschicken, und wo sich die Gelegenheit bietet, wechselt er mit einem entgegenkommenden Kameraden ein Lächeln, welches eine ebenso kurze als treffende, leider zu sehr weiblichen Herzen gezwungene Charakteristik enthält. Den vollendetsten Andrang findet diese Verehrung in dem „schönen Fall“, welchen die Gesellschaft einmal im Jahre veranstaltet und der sich immer durch seine reizenden Frauen und Mädchen auszeichnen soll. Nächst diesem Fall begehen die Kutscher noch einen andern Festtag, der zu den originellsten Vergnügungen der Wiener gehört, das Kutscher-Wettfahren im Prater

Bei diesem vereinigt sich die Pflicht des Gastrechts mit seiner Gewandtheit und seiner allerdings auch gesteigerten Geschmeidigkeit sein eigentliches Wesen in der ungezwungensten Weise glänzen zu lassen.

Alpenbilder aus Wallis.

I.

Zermatt oder Praborgne liegt mitten in dem Gebirgskessel im schönsten Wiesengrün und ist ganz sich von aller Aussicht in das Thal hinab durch einen vorgeschobenen Ausläufer des Matterhorns abgeschnitten, was diesem Ort einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Nach allen Seiten hängen die Gletscher breit zwischen bewaldeten Höhen, nur gegen Süden lassen die blauen Schründe ununterbrochen fort vom Dreyen Weissgrätscher unter dem St. Theodulpass vorüber bis zum Matterhorn und dem Zwillingsgletscher übergehn von dem Breithorn, den Zwillingen, Pollux und endlich dem vielgipfligen Monte Rosa, der auf dieser Seite das Gebirge nicht zu seiner vollen Geltung gelangen lässt und beherrscht, wenn der Thäler des Lombardei sich, gehoben werden muss, wo er mit seinen Nebenmassen weit in die Fläche hinausgeschoben erscheint und ein Vollmond der Alpen. Wer den beschwerlichen Uebergang nach Chamonix über den höchsten Pass in Europa nicht wagen will, gewinnt von dem Gornergrat, der für eine ungeheure Moräne des Gletschers gelten kann, oder vielmehr einst darunter begraben war, den weitesten Ueberblick des ganzen Gebirgsquartiers, das sich dort oben in seiner grossten Grösse dem Auge erschliesst.

Durch einen Arvenwald steigt der Pfad längst des unteren Gletscherarms, dem die Gornerreuss als mächtiger Bach entfliesst, empor zu einer Alp, auf welcher der Gletscher wie eine Mauerklippe, von aller Vegetation entblösst emporsteigt, ein Miniaturbild der Gletscherwelt, zu welchen die Hauptkette sich erhoben hat. Bis an seinen untersten Ausläufern die Gletscher herab, die durch Gletscherbäume bezeichnet, die Flanken des Rosa umpanzern, der jetzt so nahe ist, dass sich jede seiner abgerundeten Kuppen eben Firne deutlich unterscheiden lässt. Auf dem gegen den Gletscherabhang gerichteten Standpunkt verschwindet die ganze übrige Umgebung und man erblickt nur die Massen des Rosa mit ihren bis zum Matterhorn fortlaufenden Kette, die im reinsten Aetherschnee glänzt, ein Bild von unendlicher und so ruhiger Schönheit! Einige hundert Fuss höher hinauf an dem Grat erweitert sich mit einmal der Gesichtskreis und man gewinnt einen Rundblick auf die höchsten Gipfel der Pennitischen und Berneralpen, welche sich in die Ferne zwischen den Weisshorn und dem Weisshorn einschieben und das Panorama vervollständigen. Auch von hier aus sei hinter dem Matterhorn der Cimes Blanches und andere Riesen des Grimselgebiets sich erheben, während gegen Osten Gima de Jazi und das Weisshorn erscheinen, bewacht der Gervin seiner überwältigende Grösse. Die Arena dieses riesischen Amphitheaters wird durch den grünen Thalgrund gebildet, der mit seinen zerstreuten Weilern und Dörfern einzig an das Dasein der Menschen erinnert in dieser Gebirgsherrlichkeit, von der die irdischen Schlagintweit'schen Karten und Aufsätzen nur ein schwaches Abbild geben und die sich mit Worten nicht beschreiben lässt. Schade, wenn die Pilgerfahrt nach diesen Alpenwundern durch Zahnbrechen erleichtert und sie der gelangweilten Menge zugänglich werden, die mit ihrem lieberdrüs Propaganda macht und in dem Volke die Spuren der Ursprünglichkeit zu verwischen beginnt ist. Wie in allen der sogenannten Civilisation entlegenen Gegenden leben die Thalleute noch in primitiven Zuständen, halten fest an ihrem alten Glauben, der ihnen ihr mühseliges, von Eisen überschwemmtes Dasein in Ergebung durchkämpfen hilft und kennen keine anderen Bedürfnisse, als die sie auch in ihrer Armuth zu befriedigen vermögen. Ein Besuch dieser Thäler ist vorzüglich für den in dem Getriebe der Städte verlorenen ein die köstlichste Heilquelle, indem Herz und Gemüth jugendlich sich stählen einer so gewaltigen Natur gegenüber, in der unsere kleinlichen Verhältnisse und selbst unsere Mitmenschen sich abstreifen und wir gleichsam wie Antäus bei Berührung der ewigen Mutter Erde neue Kraft gewinnen.

Zur die Winterabende

I.

Unter einer Menge von Romanen, welche das moderne Leben nach den verschiedensten Richtungen hin in seinen vielfältigen Formen zu schildern versuchen, heben wir „Wogen des Lebens" von Gustav vom See (drei Bände. Breslau, Trewendt, 1861) als die vorzüglichsten hervor. Nicht, dass es sich durch Spannung und haarsträubende Abenteuer auszeichnete, die Schlichtheit und Wahrheit der Erfindung, verbunden mit einer leichten und gefälligen Darstellung ist sein grösster Reiz. Im Anfang ist das heitere Universitätsleben zu Bonn in warmen Farben geschildert, die Gestalten treten und lebendig entgegen, der ursprünglich nur enge Rahmen des Gemäldes erweitert sich, die Handlung belebt sich durch die politischen Kämpfe der Gegenwart. Gustav vom See gehört nicht zu den Poeten, aber er ist ein gemüthlicher Autor, voll Kenntniss des Lebens und der Menschen, dessen Erzählungen man nicht ohne Theilnahme und Wohlbehagen durchblättert. Im „Meer der Natur" von Rabel (zwei Bände. Berlin, Janke, 1863) ist das Romantische von Geld- und Börsenverhältnissen genug und mehr von einer verschämten, aber gerade poetisch begabten Frau vorgeführt

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Erster Band. **Nr. 41.** Wöchentlich 1½ Bogen

Inhalt: Die Kunstlerin. Novelle von Louis Otto. VI. VII. — Die Freiheit. Von Karl Beck. — Bilder von Arthur Pfaff. 1. Weihnachtsabend. 2. Kaiser Karl's Ring. — Weihnachtsbetrachtungen. Von Alfred Meißner. 1. Die Frauen und Negerinnen. 2. Jesus und die Ehegattin. 3. Vom Tode. 4. Das Geschlecht der heiligen Maria. — Julius Mosen's epische Dichtungen. — Gesellschaft. Concert Tausig. — Ein Rückblick auf Hamburgs Geschichte. — Ueber die Wiederverwendung der Asche der Todten und Verbrannten. — Neue neue Erscheinungen. — Für die Gemüthlichen. II.

Die Kunstlerin.

Novelle von Louis Otto.

VI

Am Nachmittage hatte sich die Sonne Gesellschaft bei einem Platzregen geleistet, der nicht viel mehr Personen als diese bei sich aufnehmen mochte. Sie mußten den Arrestlokalen ihrem Herrn vorziehen, um so ungestörter die herrliche Natur genießen zu können. Der Rückblick, den der erfrischte, abgewaschene Tag hier bot, rechtfertigte sich wie von selbst zu einem Gemälde — dies sollte der Hauptschatz sein, die Überraschung für ihren Freund bestimmt hatte.

An einem jener Nachmittage, an dem graue Nebelschatten zwischen den Felsenwänden, die den See umgeben, hervorwallen, indessen da und dort die Wolken so tief herniederhängen, daß man nicht mehr weiter, wo sie aufhören und der Nebel beginnen und gerade dadurch sich ein Naturschauspiel voll wunderbarer Erhabenheit entwickelte, hatte sich Marie mit ihrem Malapparat auf einer grünen Matte niedergelassen, die sich in einiger Entfernung von dem Dörfchen und der Pfarrei befand, wo sie jetzt wohnte.

Überraschend sah sie ihren Freund und sagte, auf die Nebel deutend: „Was Euch kann auch leicht ein Modell doch melancholisch machen! Ich habe mich, wie wir in diesem wundervollen Lande zusammengefunden, auf zweierlei Stimmungen betroffen: die eine war, wie ein landschaftliches Madrigal lautet, ‚Verlassenheit und Sehnsucht', die andere vergleich' ich diesen Nebeln —"

„Ich habe bisher wenig von der andern bemerkt", antwortete Marie.

„Ja, arme Marie, selbst für mich nicht — und doch, es muß gesagt werden — Marie —"

„Verschweigen Sie der Nebel nicht traurig!" unterbrach sie ihn warnend.

„Nein, ich will Sie nicht! Marie, wir haben seit Monaten zusammengelebt, wir haben die verschiedenen anderen Seelen immer harmonisch in einanderklingen hören — wie ist, als könnte hier niemals anders werden! Marie, ziehen Sie Ihre Hand nicht weg, geben Sie mir sie für das Leben!"

Marie erschrak. Das hatte sie doch nicht erwartet! Immer schwamm sie nur von Freundschaft seit jener Erklärung auf dem Heimwege, überzeugt, daß Obermeyer sie nie lieben werde, hatte sie jede gewohnte Rücksicht vergessen, war seine Pflegerin geworden, seine Malergehilfin, hatte ihn als Bekannten wie einen Freund oder wie einen Kameraden — sie hatte gerade durch die Art

Harry.

Das wußt' ich, Vater.

Thompſon.

Das — wußteſt Du?

Harry.

Ich kenne Fieldings letzten, aber ſeiner Geiſtesſchwäche wegen ungültigen Willen.

Thompſon.

Und Du willſt Deinen Vater an den Bettelſtab bringen?

Harry.

Seid Ihr nicht ſchon arm? ſind wir's nicht Alle durch Euch geworden? Und habt Ihr nicht oft das Glück der Armuth über Alles geprieſen.

Thompſon.

Wie? Was? Wer redet da? Zurück Bube, ich kenne Dich nicht!

Harry.

Vater, ich erkenne Euch nicht wieder. Hat Euch die Armuth ſo verwandelt?

Thompſon (wie irr).

Mein guter Harry, mein lieber Sohn, mein goldiges Kind, ſieh! Mein guter Harry, das Geld iſt mein, mein gutes Kind! Sieh, ſieh, ich bin der reiche Thompſon

vieles Verhältnisse einem so begünstigten Freier gönnten — und nun mußte er ein Wort hören, das ihn für immer zerschmetterte; aber er nahm sich zusammen, um mit Ruhe zu antworten — denn in entscheidenden Augenblick findet das Weib eher Worte als der Mann.

„Baron — wir kennen beide die Welt, die Menschen, wir kennen auch uns selbst kennen! Glauben Sie noch an die Ewigkeit der Liebe?"

Jede andere Art der Ablehnung hatte er erwartet, hatte vielmehr eine Antwort in Verbindung — viele Fragen war war ihm die befremdendste von allen. „Lea ist ein Narrenl" rief er

„Nein", antwortete sie gelassen, „es ist nur das Resultat meiner Lebenserfahrung."

„Man muß Ihnen von meiner Vergangenheit erzählt haben", sagte Oberndorf; „ich selbst habe kein Geheimnis daraus gemacht, daß ich schon mehr als ein Weib geliebt — aber jetzt —"

„Was Sie mir sagen wollen, ich weiß es im voraus; es ist Falsche, was mir einst Leon Sauter sagte, und ich ihm beredsamlich glaubte — jetzt glaube ich es nicht mehr, seit ich nur geworden bin —"

„An den Männern", unterbrach sie Oberndorf. „Weil Sauer Sie täuschen konnte oder Sie sich in diesem täuschen konnten! O Lieb, Klerie, ist gerade nur die Maxime der unerfahrenen Jugend! Wenn man reifer geworden, beurtheilt man nicht mehr ein ganzes Geschlecht nach einem einzelnen Individuum —"

„Sie lassen mich nicht ausreden", antwortete sie; „ich wollte sagen: seit ich reifer geworden bin — nicht allein an den Männern, sondern auch an mir selbst."

„Klerie", rief plötzlich eine Stimme triumphierend, „du liebst mich noch! Du bist mir nicht verloren!"

Oberndorf sprang auf — Klerie vermochte kein Glied zu regen; Blick und Ohr sah sie da, als wäre sie plötzlich zu Stein geworden — Leon Sauter lag zu ihren Füßen —

Leon hatte sich in den Jahren, daß er Klerie nicht gesehen, sehr verändert; seine einst blühenden Wangen waren eingefallen, seine goldgelben Augen waren matt und schienen wie von fieberndem Glanze bleibt; auch sein Haar war dünner geworden und sein ganzes Äußeres, selbst seine Kleidung machte einen halb verwilderten, halb blasierten Eindruck. Klerie hatte ein Recht, vor ihm zu erschrecken, sie, die zwar in der ersten Zeit nach der Trennung von ihm Kunde zu erlangen gewußt, aber jetzt, seit sie Agostini geheiratet, wie zu seiner Schande erklärt war. Schon als sie Leon kennen lernte, war sie kein junges Mädchen mehr — ist man einmal durch eine Schmerz schon verödet, so blühen Jahre vergehen, ehe sie neuere Spuren zurücklassen, und aber verletzt und vergriffen sich dann gerade die weiblichen Gefühle, schuld nur das Weben, das es gibt, von einem edlen Sterben bleibt — wo man gar der Hand des Freund, das Sterben noch einem Mord und die Selbstständigkeit in irgendeiner Sphäre der Kunst verbunden sind, da erlegt dieser Abglanz des Innern jenen gewöhnlichen Jugendreiz. Auch war der Widerschein einer innern Verklärung heute es jetzt auf Klerie Antlitz gelegen, und den vermochte auch der Moment dieses plötzlichen Wiedersehens nicht zu verlieren. Leon war wie gebannt geworden von ihrer Erscheinung — als er sie so von ihm reden und seinen Namen nennen hörte, nannte wie einen Schuft, den sie dem Baron verkauft, da zog es ihn mit Gewalt zu ihren Füßen.

„Wie kommen Sie hierher?" fragte ihn endlich Klerie.

„Ich hörte, daß Sie im Schadenthal waren", sagte er; „dort ging ich hin und man sagte mir, daß Sie in die Schweiz mit einer Gesellschaft gereist, die man mir beschrieb — ich folgte überall Ihren Spuren, bis ich endlich hier Sie entdeckte — und ich kam in einem Augenblicke, wo vielleicht der nächste — zu spät gewesen wäre."

„So ist es gut", sagte Klerie, „wenn auch vielleicht in einem andern Sinne, als in dem Sie es meinen —"

„Im vorigen Winter suchte ich Sie in Rom", rief Leon hastig.

Klerie erschrak —: Alle doch! Sie sprach es nicht aus, meinen sagte: „Sie wußten, daß Professor Overbeck mein Lehrer war — sein Atelier ist in Rom leicht zu erfragen —"

„Ich war sogar in Ihrer Wohnung — Sie waren nicht da —"

„Und Sie kamen nicht wieder —"

„Ich mußte fort!"

„Mit der Fürstin Lichnola?"

„Ja! — O ich höre schon, man hat mich verdächtigt, verleumdet — mein Nebenbuhler spricht aus Ihnen —"

Klerie richtete sich hoch auf: „Herr Sauter, Sie haben kein Recht, diese Worte zu gebrauchen! Wir sind Fremde füreinander geworden und wollen

es bleiben! Es taucht nicht, an Vergangenes zu erinnern —"

„Nein, wir müssen das Vergangene aufklären! Lassen Sie mich alles sagen — hören Sie mich nur eine Stunde an, wie Sie mich anhören!" Ehrenhorst war in einen Nachen gestiegen und schiffte einsam in den See hinaus — er konnte sie nicht hören, aber sehen.

„Ich habe ihn nicht angehört", sagte Nicole und stand auf —

Er ging neben ihr und bat sie: „Sie kennen Sie mich, denn es ist viel, was ich zu sagen habe! Sie hatten mit Mißtrauen gesorgt, mir das Geschick jener beiden Mädchen zum Vorwurf gemacht — mußte ich nicht darin einen Mangel an Liebe finden? Denn vermag uns vergessen nicht die Liebe allein, zumal die Liebe eines weiblichen Herzens? Und kann zweifeln Sie, als ich Ihnen schriftlich anbieten und erklären wollte, Ihnen für gleich — Was konnte ich dann anders thun, als Ihnen gehorchen? Sollte ich mich Ihnen aufdringen? Ich schwieg, ich litt und duldete schweigend und dachte, wenn ich schwiege und Ihnen nicht auch Ihren Ring zurückschickte, wie Sie mir geboten, würden Sie daraus lesen, daß ich Sie noch als meine Braut betrachtete und würden nicht für immer für mich verstummen. Aber ich harrte vergebens Ihres Rufes, wenn auch nur bei einem Briefe! Sie hatten mich das Glück der Liebe kennen lehren — ich leugne nicht, daß ich es bei anderen suchte, da Sie mich verschmähten — suchte, aber nicht fand. Ich mochte nicht mehr in der Stadt bleiben, in der ich mit Ihnen glücklich gewesen war — ich führte ein Nomadenleben — Ein Schriftsteller kann so überall die Stätte aufschlagen, an der er schreibt. In meinen Briefen öffneten Sie mir auch meine Kreise — so kam ich auch in den der russischen Fürstin Paulin — sie interessirte mich, sie regte mich an, für Ihre Person zu wirken, Propaganda zu machen — sie liebte mich — vielleicht wie man den Lieblingshund liebt, den man braucht, das Weib zu seinen Verlangen aufzuheben, aber wie man den Schoßhund liebt, mit dem man einige müßige Stunde vertändelt — — Wir war für einen Moment; ich schloß mich ihr an, da sie es wünschte. Sie nahm mich mit sich nach Italien — sie führte mich mein Geschick nach Rom. Aber wir weilten nur wenige Tage dort. Ich konnte nicht an Einem Orte mit Ihnen sein, Nicole, ohne den Versuch zu machen, Sie zu sehen — es schien mir Fürstin hatte mein Versprechen, ihr Nicole begleitet bis nach Paris zu sein — ich durfte sie nicht verlassen — mein Herz war in zwei Hälften — es war einer jener unglückseligen Momente, wo man über sich selbst nicht klar ist und kann das Schicksal entscheiden läßt. Ich kann Sie nicht — und so folgte ich ihr —"

„Sie kannten Baron von Ehrenhorst damals?" unterbrach ihn Nicole.

„Eine alte Flamme der Fürstin", sagte Leon verächtlich; „ich hatte schon genug von ihm hören müssen — ich war ihn vorbeigegangen —"

Nicole wandte ihm, darüber zu schweigen. Hatte sie damals, als sie Ehrenhorst vorgestellt, die Frage nach Leon an ihn gerichtet, vor ihr auf den Lippen schwebte, an der sie nur eine entsetzliche Katastrophe verhindern, und die sie später nicht that, weil sie nicht mehr an Leon denken wollte oder vielmehr wirklich nicht mehr an ihn dachte — was weiß, muß sie hätte hören müssen —

Leon rechtfertigte sich: „Ich antworte so nur auf Ihre Frage! Wohl war ich mit der Fürstin nach Paris gegangen, aber mein Herz war bei Ihnen in Nom geblieben — von Tag zu Tag steigerte sich meine Sehnsucht nach Ihnen, von Tag zu Tag ward mir die Fürstin unerträglicher — ich wußte auch, sie würde den endlosen Konversationen nicht vermissen, wenn es ihr einen Tag vorenthalten — da führte mir der Zufall in einem Pariser Kaffeehause plötzlich einen alten Jugendfreund zu — er wußte, daß Sie im Schadenfeuer waren —"

„Wer war es?" fragte sie.

Leon zögerte mit der Antwort.

„Nun — Herr Feldkamp?"

„Derselbe."

Beide schwiegen; die Nennung dieses Namens schien in einem jeden unheimliche Empfindungen zu erwecken. Nach einer Pause sahe Leon fort: „Ich kam daher, kannt Sie nicht und das Weitere habe ich schon gesagt! Nicole, können Sie mir verzeihen? Kann nicht alles gut werden?"

„Sie haben mich mit Ehrenhorst betrogen", antwortete Nicole.

„Wußte ich nicht gegrad dafür stehen, um hören zu sein, daß Sie es wirklich waren? Hing nicht mein Leben an Ihrer Aussage?"

„Ich meinte seinen Vorwurf entsprechen zu können", sagte sie mit leiser Stimme. „Sie hatten mich sagen, daß ich nicht nur zum Gewerben sei an den Männern, sondern auch an mir selbst — Ich habe Sie geliebt, Leon — ich habe lange an Sie geglaubt! Jetzt aber, jetzt fühle

ich es klar, jetzt liebe ich jenen!" Und ihre Blicke richteten sich nach dem See, auf dem Oberndorf, mit ineinandergeschlungenen Armen im Nachen sitzend, denselben treiben ließ, wohin die Wogen wollten.

Leon sah sie erschrocken an, als habe er nicht recht gehört. „So haben Sie sich doch mit ihm versöhnt?"

„Nein — und ich werde es nie thun!" antwortete Alexie fest. „Aber ich bin niemand über meine Schritte Rechenschaft schuldig! Sie wollten meine Vergebung — die haben Sie jetzt von ganzer Seele, weil ich auch an mir selbst erfahren, daß ein Herz sich wandeln kann — aber ich hatte Ihnen ja auch nichts zu vergeben! Ich verriet ja unseren Bund, nicht Sie thaten es! Hier haben Sie meine Hand! Wenn wir wissen, daß wir keinen Groll gegeneinander hegen, werden wir in Frieden scheiden und in Frieden einander gedenken."

In höchster Aufregung wollte er antworten, aber sie bereute auf zwei Damen, die ihnen entgegenkamen, und sagte: „Ich bitte Sie, mich jetzt zu verlassen, dies Gespräch ist einstweilen zu Ende!"

„Ich werde es wieder anknüpfen, ich werde Sie wiedersehen!" rief er und ging nach der andern Seite.

Alexie eilte auf ihre beiden Freundinnen zu — nicht länger vermochte sie die erzwungene Ruhe zu behaupten — mit einem Strom von Thränen fiel sie Frau von Heilberg um den Hals und ergriff Fräulein Winkler's Hand.

Oberndorf hatte dies alles gesehen — den Händedruck des Paares — diese plötzliche Scheiden, weil Zeugen kamen — und jetzt die Aufregung Alexiens, mit der sie ihren Vertrauten doch jedenfalls ihr Glück verkündete! Jetzt lenkte er seinen Nachen an eine entfernte Stelle und kehrte erst spät in der Nacht unter dasselbe Dach zurück, unter dem er bisher mit Alexie so friedlich schöne Tage gelebt. Nun war alles vorbei! Sie hatte ihn abgewiesen und war wieder die Braut — eines Unwürdigen.

VII

Auch die vier Freundinnen waren allein zusammen geblieben und Konrad war der einzige gewesen, der unter der Veranda erschienen war, in der man sonst gewöhnlich zusammen zu Nacht zu speisen pflegte.

Alexie war mit ihren beiden Begleiterinnen in ihr Zimmer gegangen und hatte ihnen alles gesagt, was sie in diesen letzten Stunden erlebt — auch was sie geträumt, gefühlt und gedacht — —

Es erschien ihr alles klar und war doch alles verworren genug. Als sie sich endlich in ihr Zimmer zurückzog, sah ihr Fräulein Winkler kopfschüttelnd nach und Frau von Heilberg seufzte: „Arme Alexie! Sie bildete sich ein, mit der Liebe und dem Leben fertig zu sein, weil sie dreißig Jahre ist! Sie dachte nur ruhig leben zu können wie wir, um so mehr, weil sie ja für die Kunst lebt, und mißbilligte es wol, wenn wir einmal diesen Gedanken belächelten; nun kommt es doch, wie wir immer prophezeiten" — „Und schlimmer!" klagte Fräulein Winkler.

„Ach, ich glaube, es war nicht gut für sie, daß sie sich so ausschließlich unserer Gesellschaft widmete!" bestätigte Frau von Heilberg. „Sie, Liebe, sehen die Dinge immer noch milder an als ich; aber ich muß mich anklagen, vielleicht einen schädlichen Einfluß auf sie geübt zu haben, weil ich jede Frau bedaure, die sich verheirathet — ja, und auch jede, die von der Liebe sich aufregen läßt —"

„Sie brauchen sich darüber keine Vorwürfe zu machen! Sie haben nie Schlimmeres gethan als Oberndorf selbst, der gleich bei unserer ersten Bekanntschaft erklärte, daß heutzutage nichts mehr solid und dauerhaft gearbeitet werde und daß man alles abnutze und verbrauche — auch Menschen. Er hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn Alexie an seine Treue mehr glaubt — weder an die eigene noch an die fremde —"

„Und mit dieser Anschauung hat sie auch Sander entschuldigt —"

„Mit diesem verschwommenen Charakter kann sie niemals glücklich werden! Daß er ein Freund von Tellkamp ist, macht mir ihn vollends verdächtig. Wie mir erst heute Frau von Sternberg schreibt, die sich gleich uns im Schachenbad für dies Paar interessirte, obwol sie erst ankam, als die Katastrophe schon vorüber war, so hat es sich aufgeklärt, daß Tellkamp und Katharina Müller gar nicht getraut waren, sondern daß er das leichtsinnige Mädchen entführt und nur für seine Frau ausgegeben hatte. Der Pastor Oberndorf war aus derselben Gegend wie Katharina. Wenn auch Jahre vergangen, daß sie sich nicht gesehen, so hatte sich das Mädchen doch wol den schönen, vornehmen Mann besser gemerkt als dieser das hübsche Bürgerkind, und die Schuldbewußte zitterte vor dem Bekanntwerden. — Wahrscheinlich mochte sie Tellkamp Vorstellungen, sich an-

unlöslich mit ihr zu verbinden; die Folge davon war, daß er, nachdem er ihr ausweichend geantwortet, sie stumm verließ, alles Geld mitnahm, was sie noch besaßen, und ihr einen Brief zurückließ, in dem er sie an William Lester verwies, dessen Liebe und Geist sie für seinen Verlust entschädigen möge. Daß Katharina in der Verzweiflung über diese nie geahnte Nichtswürdigkeit sich in den See stürzte, war beinahe natürlich. Pellamy ist als privilegierter Schwindler und Gauner erkannt worden und abenteuert jetzt also in Paris — und ein solcher Mensch ist Sander's Freund und hätte Verachtung zwischen ihm und Alexie!"

„Nein, nein!" eiferte Frau von Holberg, „einem solchen charakterlosen Manne kann und darf sie nicht ihre Hand reichen! Sie wird es auch nicht thun, denn sie sagt ja selbst, daß sie ihn nicht mehr liebt, daß Ueberdruß ihr tausendmal mehr ist — aber sie folgert gerade daraus, daß, weil ihre Liebe zu Sander getrübt, auch die zu Ueberdorf enden könne — und das nun, wenn man das Vertrauen auf das eigene Herz verloren, dasselbe um so weniger zu andern Herzen haben kann, ist doch nur zu erklärlich —"

Indessen hatte diese beiden über das Geschick ihres Freundes eine schlaflose Nacht hatten, sagte Alexie einen schweren Entschluß. Sie wollte fort aus diesen Verwirrungen entfliehen — es mußte sich doch irgendwo eine Existenz finden, wo sie ihrer Kunst und der Natur leben konnte, ohne dazu gehört zu werden von den Gewalten des Herzens.

Schon hatte sie alles geordnet, schon war sie mit dem Vorsatz, durch die Nacht dem grauenden Tag entgegen sich zum nächsten Vorbereitungstag des Lustspielhauses zu geben, vor das Haus gefahren und auch wirklich eine Strecke gegangen, als plötzlich ihr Muth sie verließ — sie war recht der armen Anna um Sander's willen in die weite Welt gefolgt — aber war das ihnen, den Belgen Mundlern, wenig? Lag nun dem eigenen Herzen nicht zu suchen, wußte sie doch mit jeder Begegnung mit andern Menschen, jedem Verhängnis Stand zu halten, war ihr immer als die reine Bezwingung eines Charakters erschienen — —

Aber auch gleich wieder umschwebte sie Nacht — die Nachtluft legte sich weich und mild wie erquickender, wundenstillender Balsam um ihr ganzes Wesen — Schon wurden die Spiegelbilder der Sterne matter auf dem dunklen See, das einer nach dem andern auch am Himmel verschwand — schon glühte im Osten ein schmaler, rothlicher Streifen — die Vergrießen, die den See umstanden, hüllten sich in dichteren Nebel. Alexie lenkte ihre Schritte zu einer Kapelle, die auf einer mäßigen Anhöhe errichtet war. Keine Klucht einer Morgenpromenade, um die Sonne aufgehen zu sehen, war dann ihr Ausgang gewesen.

Die Kapelle stand offen, eine kleine Staffel führte hinan; darinnen befand sich nur ein einfacher Altar und über dem Dach unter einem an den Seiten offenen Thürmchen eine Glocke, die zuweilen als Nothsignal geläutet wurde. Alexie wollte eintreten, da es anfing zu — aber plötzlich hatte sie erschrocken gestockt — ein Mann lag auf der Altarstufe — Alexie eilte hinzu — hinab — Wer war es? Sander, der in ihrer Nähe das erste beste Obdach gesucht, um sie morgen wieder aufzusuchen, zu bestürmen — oder Ueberdorf, der seine Ruhe in seinem Zimmer fand? Ihr Herz klopfte wie in seliger Ahnung —

Es war Ueberdorf — Er hatte sich gebeugt, kaum auf der untersten Stufe der Staffel und rief mit seiner milden, melodischen Stimme: „Stürzen Sie nicht, Alexie! Nur die gefühllosen und feigen Menschen sind es, die das Abschiednehmen vermeiden! Unserer wäre es unwürdig, wir wollen auf feine noetische Art voneinander scheiden!"

Alexie blieb stehen — langsam kehrte sie wieder zu ihm um — „Scheiden?" fragte sie sich dabei — „wie weiß er denn, was noch niemand weiß, daß ich fortgewollt? Oder hätte auch er an Flucht gedacht?"

Ueberdorf ging ihr entgegen, da er sie umkehren sah, und führte sie in die Kapelle; auf den Stufen des Altars saßen sie nebeneinander nieder.

Er begann mit sanftem Ton: „Ich weiß sehr wohl der Empfindung, die ich gestern empfangen, und Sie lieben nicht, mißverstehen, aber auch vor einem Schmerz zu fliehen, in Angst, und es ist gräßlich, sich angesichts eines wunderbaren Tags, in aufgehender Sonnenglorie, in strahlen, als in Nacht und Nebel sich hineinzuhüllen wie ein Tuch — Ich weiß es, ich kann Ihnen tief ins Auge sehen!"

„Sie können es!" sagte sie so leise als möglich.

„O, lassen Sie mich den einzigen Trost mit mir nehmen, daß nur Tage, Wochen, Monate in einer Atmosphäre mit und durcheinander verlebt, wie wir sie weder kannt jemals eher wenigstens lange nicht gekannt, daß wir in diesem Lande der Freiheit, der Naturherrlichkeit und Größe andere, bessere Menschen waren als im gehetzten

Treiben der Städte und ihrer Salons! Lassen Sie mich Ihnen noch einmal sagen, daß jene Liebesnächte, wo Ihre theure Gestalt an meinem Lager wachte, wie Träume eines Sonnenaufgangs dünken, der alle Nebel meines Daseins plötzlich lichtete, und daß ich im Sonnenschein lebte, bis ich zu genesen begann, im ewigen Sonnenschein unter blauem Himmel und auf lachenden Fluren — bis gestern — o Aloise — sagen Sie es mir zum Trotz — es war ein schönes Leben, ein schönes Leben auch für Sie!"

„Ja, ein schöneres, als ich je geträumt!" rief sie mit Begeisterung, „und ich wünschte, es hätte nie zu enden brauchen! Aber das ist ja eben der Fluch, der auf uns liegt, daß solch ein reines Glück, ein so tiefes Traumleben nur lange zu dauern vermag, und daß wir, wenn selbst das Schicksal es uns noch eine Zeit lang gegönnt hätte, ihm mit irgend einer Uebermuth zuvorkommen und es uns selbst zerstören. Wir sind wie Kinder, die nicht eher ruhen, bis das Spielzeug zerbrochen ist."

Oberndorf wollte antworten — sie machte eine Handbewegung zum Schweigen und sagte, sich weinend auf ihn niederbeugend: „Oberndorf! So gut man kein einmal gesprochenes Wort ungesprochen machen kann, so muß man vergangen sein lassen, was vergangen ist! Aber daß es noch Glück auf der Erde gibt, das erfuhr ich durch Sie — nur von Dauer kann es nicht sein — und so wollen wir uns denn in unser Geschick ergeben — und scheiden — die Sonne ist da!" Sie war aufgestanden und deutete auf den Feuerball, der sich zwischen den Alpen hindurchgerungen und ein Meer von Licht über die herrliche Landschaft goß.

„Leben Sie wohl!" sagte Oberndorf, „und werden Sie glücklich, wenn Sie es können — O Sie können es nicht!" rief er außer sich, „denn Sie haben mich noch geliebt!" Er lehnte wie ein Opfer am Altar — Schon war sie die Staffel hinab, da rief sie noch zu ihm hinauf:

„Ja, und diese Liebe wird das heiligste Gut meines Lebens bleiben!"

Oberndorf wankte zusammen, aber wie gefesselt blieb er an seiner Stelle —

Zitternd und darum um so hastiger eilte Aloise hinab — unten begegnete ihr Rawald — schon hatte man im Hause den Brief gefunden, der ihre schnelle Abreise anzeigte, und alle waren darüber in Bestürzung — Rawald war gezogen, ob er sie vielleicht noch einholen könnte.

Er war erstaunt, sie so nahe zu finden —

„Fräulein!" sagte er, „es thuen mir alle, was Sie fortgetrieben — nun, ich habe mich immer schlecht auf die Liebe verstanden und nie selbst viel damit zu schaffen gehabt! So viel aber hab' ich im Leben gelernt, um zu wissen, daß Sie und Oberndorf nicht mehr gut ohne einander leben können und daß alle ihre Reflexionen dagegen nicht aufkommen dürfen! Wenn Sie mit diesem Herzen voll Liebe zu einem edeln Mann nun einem unedeln, weil er Ihnen früher einmal schon nahe stand, die Hand reichen könnten —"

„Wer sagt das?" rief sie entrüstet; „ich vermähle mich nie! Ich hoffe, ihn niemals wiederzusehen! Rawald, lassen Sie uns ernsthaft reden — Sie sind ja ein stiller, vernünftiger Mann, der jede Aufregung verabscheut — Sie hielten sich darum immer von allen Menschen fern und wir nannten Sie deshalb im Schachenbad den Misanthropen — bei Oberndorf bewährten Sie sich als der aufopferndste Menschenfreund — seitdem sind Sie auch mein Freund geworden — Sie nehmen Antheil an uns, aber die Gewalt der Liebe, die seit gestern zur Sprache, zum Ausbruch gekommen, die sind Ihnen fremd; Sie betrachten sie nur aus der Vogelperspective, und was Sie auch zu uns reden, Sie machen doch nur von oben herab Ihre Glossen darüber und wünschten, diese Dinge wären nie zur Sprache gekommen — und wir hätten in Frieden fortgelebt wie bisher."

„Wahrhaftig, das wünscht' ich!" rief er mit fast zitternder Stimme und blickte scheu zu Boden.

„Alles, was uns jetzt aufregt und trennt, wird Ihnen wie eine sehr überflüssige Störung erscheinen — eine Kinderei, die Sie verdrießt — Kommen Sie allein mit mir — an Ihrer Seite werde ich ruhig werden — alle Aufregungen des Herzens werden verschwinden wie eine Krankheit vor der modernen rationellen Behandlung, die nicht viele Umstände damit macht und sie weg gar für Einbildung erklärt —"

„Aloise", sagte Rawald, nachdem er, während sie sprach, einen schweren Kampf mit sich selbst gekämpft, „Sie sind nicht krank an der Liebe, sondern an der modernen Reflexion! Nicht von der Leidenschaft von der Skepsis ist Ihre Seele umnebelt! Freilich sind Sie nicht gefühllos — aber Sie glauben an die Wahrheit seines Gefühls und wehe darum dem Unglücklichen, der ein wahres Gefühl an Sie verschwendet!"

Mit diesen harten Worten verließ sie Rawald. Wie vom Donner gerührt stand sie da — so

wußte nicht, was ihn fortttrieb — er ahnte nicht, daß auch in ihm zum ersten mal an ihrer Seite die Liebe erwachte — daß er aber sie in sich bekämpfte, weil er wußte, daß er in seiner Verbindung mit einem Oberndorf in die Schranken treten könne; sie wußte nicht, wie tief sie ihn mit ihren Worten verletzt hatte — sie hatte nur ein dumpfes Gefühl, als ob er sie verachte, verfluche — —

Rawald hatte sie gesucht und war jetzt im Zorn, in einer heftigen Erregung, wie sie noch nie an ihm bemerkt, von ihr gegangen; er hatte sie nicht zurückbegleitet — jetzt wollte sie auch nicht zurück — sie ging weiter und weiter — ziellos — gedankenlos —

Da brauste das Dampfschiff daher — nur wenige Schritte von ihr entfernt war der Nachen, in dem der Fährmann mit zwei Personen wartete, die er hinüberfahren wollte. Schnell eilte sie darauf zu — winkte, der Fährmann harrte — sie sprang in den Nachen. Aber es war doch schon eine kleine Verspätung eingetreten; der Moment, in dem das Dampfschiff langsamer fuhr, war schon vorüber, als der Nachen an ihm anlegte — zwei Passagiere von jenem wollten in diesen — noch war Aleone die letzte auf der kleinen Treppe, als ein Mann von oben ihr die Hand reichte, sie hinaufzuziehen — — Aber sie faßte diese Hand nicht — sie taumelte rasch zurück und glitt von der Stufe aus — hinab in die Flut — der Mann sprang ihr nach — es war Leon Sander, vor dessen Anblick sie zurückgeschreckt — — Man suchte das Dampfschiff aufzuhalten — Stangen und Stricke reichte man hinab — Boote und unzählige helfende Hände waren im Augenblick bereit — aber zu spät — Aleonens Kleid hatte sich in den Rädern des Schiffs gefangen — nicht nur das Blauer, ein Schlag des Kopfes an die Schiffswand hatte sie getödtet, als man sie herausziehen konnte — die andere Leiche behielt der See.

An den Ufern des Thorwaldstätterees ist das Glück der deutschen Malerin. Oberndorf und Rawald reichten sich darüber stumm die Hände und keiner vermochte sich jetzt im gemeinsamen Schmerz von dem anderen zu trennen. Sie gingen zusammen auf Reisen. „Aber nicht nach dem weichen, holden Süden", machte Oberndorf zur Bedingung, „sondern weit, weit hinauf nach Norden, um unter Schnee und Eis den heißen Schmerz der Herzen abzukühlen, wenn nicht zu begraben!"

Die Dorflinde.

Von Karl Bleibtreu.

Ein linder Frühlingsabend senkt sich über die Wohnungen friedlicher Menschen nieder. Von allen Seiten kehren die Landleute aus dem Felde heim, müde nach des „Tages Last und Hitze", doch frohen Herzens, voll Lust und Redseligkeit. Sie eilen in ihre Hütten zur ärmlichen Mahlzeit, die ihnen doch köstlicher mundet als dem reichen Schwelger seine Leckereien; denn die besten Köche der Welt haben sie ihnen ja gewürzt: der Hunger und die Genügsamkeit.

Doch kaum erhebt sich der Vollmond hinter den Bergen und gießt seine Silberflut über die Landschaft aus, da sammeln sie sich wieder um die große Linde in der Mitte des Dorfs. Die Väter nehmen auf der Bank Platz, welche den Baum umgibt, und besprechen die Vorkommnisse des Tags, die kleinen Leiden und Freuden ihres beschränkten Kreises. Rings um sie herum haben sich die Mutter gruppiert mit Kindern auf den Armen und andere umher. Daneben kommt dann das junge Volk, die hübschen Dirnen und die kräftigen schlanken Burschen. In den Zweigen des Baums klettern wie gar, Eichkätzchen gleich, einige wilde Buben umher, werfen Kätzchen herabneckend auf die Köpfe der Burschen und Blütensträußchen in die Schürzen der Mädchen.

Alle diese harmlos glücklichen Menschen überschattet die alte Linde mit ihrem herrlichen Blätterdach und erfüllt und erquickt sie alle mit dem Duft ihrer Blüten. Und kann es wohl ein schöneres Bild geben als das, welches dieser Baum unterm saftigen Halbdunkel seiner Zweige birgt? Und kennten wir eine bessere Uebereinstimmung finden, als sie hier das Walten der Natur mit den Regungen des Menschenlebens zeigt? Jahraus jahrein und bereits sein hundert Jahren und darüber, gerade so wie heute, vereinigt dieser alte Stamm die Dorfbewohner um sich — er ist Zeuge ihrer Freuden und ihrer Schmerzen.

Wenn im Frühling die Knospen zu brechen beginnen, da ist die Linde keineswegs unter den letzten Bäumen, die sich mit frischem, herrlichem Grün bedecken. Ihre zarten Blümchen lächeln den Menschen mit der Farbe der Hoffnung ent-

gegen — der freudigen Zuversicht, daß, wie in der Natur auf den Sturm und Drang des Winters die liebe Frühlingssonne, so auf den Gram und Kummer im Menschenherzen auch der Sonnenschein des Glücks und der Freude folgen werde.

Dann kommt die wundervolle Blumenzeit. Die Linde ist über und über mit Blütensträußchen bedeckt, die weithin die Luft mit ihrem Duft erfüllen. Und Tausende bunter Schmetterlinge umflattern ihre Kelche und Tausende emsiger Bienchen saugen ihren süßen Honigsaft, während sie ihre Stimmchen mit denen der bedächtig daherziehenden Käfer, der tanzenden Mückenschwärme und der rubelosen Hummeln zum harmonischen Brumm- und Summkonzert vereinigen. Aber nicht umsonst schwimmt in dies Orion die Klage der Nachtigall herüber und mischen alle kleinen Sänger des Hains ihre Jubellaute hinein; nicht umsonst blicken die blauäugigen Vergißmeinnicht am Quellenrand so schwärmerisch der Maid entgegen; nicht umsonst trägt das Lindenblatt die Gestalt des Herzens —

Der Sommer beginnt bereits das Laub zu bleichen. Die Vögel in den Zweigen der Linde sind verstummt und kein lauter Jubel läßt sich mehr vernehmen. Dafür regt's sich aber desto geschäftiger — wie in der Natur, so auch im Menschenleben. Hier reifen die Früchte und Samen, erhebt jüngres Leben und wird aufs emsigste gepflegt. Dort beginnt die Ernte des Obstes und Getreides. Am Tage spielen die Kinder unter dem Lindenbaum und des Abends versammelt sich hier jung und alt zur Ruhe und Erholung nach harter Arbeit. An den Sonntagabenden aber gibt's hier ein gar buntes Leben; die Tanzmusik „spielt einen auf" und in fürmlicher Lust springen die Paare der Tanzenden untereinander, toll und wild, oft bis spät nach Mitternacht.

Ist dann der Herbst — oft nur zu schnell — herangekommen, so rüsten sich die Vögel zur Wanderung; da werden die Blätter der Bäume kahl und fallen ab und die letzte allgemeine große Ernte wird bewirkt. Noch einmal kleidet eine liebliche, aber nur zu kurze Zeit verweilende Sonnenschein des „Altweibersommers" läßt uns das bunte Allerlei der sich färbenden Blätter im rosigsten Lichte erscheinen; doch ein Sturm nach dem andern braust heran und wirft sie alle zur Erde. Die Linde trauert jetzt über ihr kahl gewordenes Zweigwerk gleichsam über das ganze Dorf schützend aus. Kann sie ihren Freunden auch keinen Schatten mehr bieten, so schirmt sie doch ihr Heiligtum, die kleine hölzerne Kirche, gegen den ersten Anprall des rauhen Winters. Und hierin gerade finden wir einen innigen Zusammenhang zwischen dem Baum und der Dorfverschönerung. Wie nämlich das ganze Dorf sein Heiligtum in den Schutz der gewaltigen Linde gebaut, so hat jeder einzelne dieser kindlich frommen Menschen die Kapelle seines Herzens in den Schutz jenes hölzernen Häuschens begründet. Im Spätherbst dann, wenn das Laub bereits völlig hinweggefallen, erscheint der Lindenbaum überall mit kleinen Plätzchen, gleichsam wie mit Perlen behangen. Es sind die Samen der Linde, die ihr bereits den ganzen Spätsommer hindurch ein schönes Ansehen gegeben haben und die jetzt noch allein an den kahlen Zweigen zurückgeblieben sind. Auch der Mensch kann jetzt zufriedenen Herzens auf seine gefüllten Scheuern, auf seine gehäuften Vorräthe blicken.

Endlich sind die Zweige der Linde ganz kahl geworden. Frost, Schnee und Sturm haben sie geplündert von jeglichem Ueberbleibsel des Lebens und des Winters ganze Gewalt hat sie ergriffen wie alles rings um sie her. Die Dorfbewohner sind jetzt in ihre Hütten gebannt; ihre Arbeit und Sorge, ihre Vergnügungen und Freuden sind von den Wänden umschlossen. Dennoch regt's und bewegt's sich mächtig; Spule und Spinnrad, Axt, Hammer und Messer sind in geschäftiger Geschäftigkeit und am Sonntagabend wird in der „Schenke" getanzt, wenn auch nicht ganz so munter als im Sommer draußen unter der Linde. Ein ähnliches Bild zeigt aber auch unser Baum. Wie in der grimmigen Winterkälte äußerlich das ganze Dorf, so ist auch er ruhig und abgestorben — aber auch nur gleich jenem äußerlich, denn inwendig regt's sich gar bald wieder und, wenn auch nur langsam, beginnt der Saft wieder zu zirkuliren und breitet allen vor, damit beim ersten wärmenden Sonnenstrahl das Leben wieder frisch und voll erwachen könne.

So können wir die Harmonie der alten Dorflinde mit dem Volksleben noch nach vielen Seiten betrachten. Ihre Verehrung und ihr Wesen erstreckt sich und ragt in fast alle Verhältnisse der guten Dörfler hinein; gesund und naturwüchsig wie sie selber, erscheint die ganze Gemeinschaft und darum betrachtet auch ein jeder von ihnen seinen Baum gern als das Gebrüll und Eigenthum aller, als den Genossen und Freund seines

eigenen Ich. Darum aber ziehen sich auch alle ihre Vorstellungen um diesen Baum — und darum knüpfen sich alle Erinnerungen an denselben.

Unter der Linde wird das Knäbchen zur Taufe getragen; auf ihrer Bank und in ihren Zweigen umher treibt die Kindheit ihre Spiele. Der Lindenstamm ist der Zeuge der ersten Liebe: hier geben sich Jüngling und Mädchen zuerst die Hand, hier schreiben sie, wenn er in die weite Welt hinauswandert. Dort in der kalten Fremde erinnert jeder Lindenbaum den wilden Burschen an sein Heimatsdorf — an alles, was er dort zurückgelassen. Wenn er aus dem Lärm der großen Stadt oder aus dem Käfig des Soldatenlebens nach langer Zeit zum ersten mal wieder hinaustritt in die freie Natur, wo die Vögel so lustig ihm entgegenzwitschern, wo die Bäume so gewaltig im Winde rauschen, wo ein milder, süßer Duft ihm entgegenweht — der Geruch der Lindenblüten —, da fällt er weg, von seinen Gefühlen überwannt, in die Knie und drückt inbrünstig die vor ihm stehende Linde an die Brust. Dann stürzt er hinweg und unaufhaltsam geht's über Berg und Thal zurück nach der Heimat. Und bereits aus der Ferne erblickt er schon einen Gruß von seinen Lieben — die Dorflinde ist's, deren Wipfel über die Hügel hervorragen und ihm zuwinken, so lieb und traut, als seien's seine Lieben selber.

Unter der Linde verabredet sodann der Bursch seine Braut zum Altar. Im Schatten der Linde erzählt er den Genossen seine Erlebnisse und empfängt die Ratschläge der erfahrenen Alten zur zweckmäßigsten Einrichtung seiner Ackerwirtschaft oder seines Gewerbes.

Wie die des einzelnen, so knüpfen sich auch alle wichtigen Ereignisse des ganzen Dorfes an die Linde. In alten Zeiten wurden öffentliche Gerichtssitzungen unter einer großen Linde abgehalten und noch jetzt haben wir in Deutschland, z. B. bei Dortmund in Westfalen, dergleichen uralte Bäume, deren Namen „Femlinde" über frühere Bestimmung bezeichnet. Aber auch noch heute werden in vielen Dörfern, besonders in Süddeutschland, wichtige Berathungen stets unter der Dorflinde vorgenommen. So haben selbst Amt, Ehre, Gerechtigkeit und Sicherheit im Zusammenhang mit diesem Baum, und wie er allüberall und immer dem Menschen als Beschützer, Freund und Genosse entgegentritt und ihn gleichsam begleitet auf allen seinen Lebenswegen, so ist es ihm auch nahe auf dem letzten Gange, der ebenfalls unter ihren mächtigen Aesten vorüberführt.

Viele Geschlechter sieht die alte Linde kommen, gedeihen, sich ihres Lebens freuen, sich mühen und quälen und wieder gehen, hinabsinken ins kalte Grab. Und wie sie freundlich mild und liebevoll an dem Geschick des einzelnen theilzunehmen scheint, so ist sie ihnen allen in immer gleicher Weise der liebe Freund — bis sie, die gute alte Dorflinde, sie einst alle überdauert im letzten Schlafe: als Kirchhofslinde.

Skizzen

von Arthur Fitger

1. Polterabend

Es ist ein lustiges Bauernhaus. Die reiche junge Witwe hat es neu weiß anstreichen lassen und im Giebel steht der schöne Spruch in weißen Buchstaben; denn es ist heute Polterabend und morgen Hochzeit.

Alle Spuren der Trauer um den verstorbenen Besitzer sind verwischt; die Kirschbäume blühen den schönen Brautkranz um das Haus; der ganze Hof ist im Sonntagsschmuck und wimmelt von jungem Geflügel aller Art, der Storch im Giebelnest steht auf einem Bein und putzt sich. Auch der Himmel scheint heute heiter und niemand ist traurig als des verstorbenen Herrn alter Hund, der auf der Schwelle des Hauses sitzt. Von hier pflegte er den treuen Gefährten abzurufen, wenn er ins Feld ging. Nun aber tritt eine schönere Gestalt in ihn auf die Schwelle, die blühendste Frau im Dorfe, die fröhliche Witwe. Der weiße Rock paßt viel besser zu der üppigen Fülle ihrer Gestalt als die Trauerkleider, und die Mütze mit der Schürze auf der Stirn umwallt ein übermüthig heiteres Gesicht. Sie giebt dem Hunde einen Tritt mit dem niedlichen Fuße, der ja in Zwischenräumen Weche, daß er bellend in seine alte Hütte schleicht. Dann tritt sie vor und sieht auf den Weg hinaus. Die Gäste kommen noch nicht und wo bleibt der Bräutigam, der schmucke Bursche?

Das Hantieren mit vorgehaltener Hand färbt ihre Wangen höher und der Blick senkt sich wieder auf den Strauß am Busen, den er ihr am Morgen gebracht; aber in dem blauen Auge schimmert keine Thräne wie in einem sehnsüchtigen Mädchenauge; das Lächeln, welches ihre Lippen kräuselt, hat eine Beimischung von ernsterem Selbstgefühl.

Sie geht in das Haus und übersieht, ob alles

bereit ist. Die blankgefegte Tenne kann viele Gäste fassen und sie erwartet viele, denn sie ist stolz auf ihren Reichthum und zeigt ihn gern.

Zu beiden Seiten der Diele schauen die Kühe aus ihren Ställen, feierlich, als ob sie wüßten, was es heute auf sich habe, und jede hat einen Kranz auf ihrer breiten Stirn. Die Sensen und Ackergeräthe an den Wänden, die Kessel, Schüsseln und Teller kurz alles, was glänzen kann, glänzt heute aufs helle. Die weißgescheuerten Tische sind beladen mit der Bewirthung für die Gäste und auf dem Herde summt der Kessel am Haken ein Hochzeitslied.

Die Braut schreitet durch die Stube in die Kammer, wo das schwellende Brautbett steht, und tritt vor den Spiegel.

Ist Vermählsegnung vergeblich? fragt der Blick. Und „Nein!" antwortet das leise Schütteln ihres Kopfes. „Nein!" antwortet der Kuß, den sie beim Umwenden auf ihren Lippen fühlt; „Nein!" die umschlingenden Arme, welche sie zurückhalten wollen und das „Morgen!" von schalkhaftem Munde in ihr Ohr geflüstert.

Sie zieht den Bräutigam in die Stube, ihm den Strauß von Jasmin und Flieder ins Knopfloch zu stecken, und während sie noch dabei schäkern und lachen, kommen Gäste, geschmückte, muntere Gäste, Männer und Frauen, Burschen und Mädchen, von frischer derber Bauernschönheit, und jeder mit seinem Geschenk im Arme. Nicht gerade Silber und Edelgestein, aber frische Eier, eine Magd, die den Hals aus dem Korbe reckt, Flachs vom Felde, auch wol unter Blumen versteckt ein kleines Scherz und Ernst an die Zukunft.

Als es anfängt zu dämmern, die Gäste immer munterer werden und die Fiedelleute kommen, zum Tanz aufzuspielen, suchen Braut und Bräutigam das Freie. Arm in Arm gehen sie die Baumreihe entlang, von der sie die blühenden Felder übersehen können, hin zu den Pferden am Bach. Aber sie irrt, die schöne Braut, wenn sie meint, daß nur Liebesgedanken den Kopf des schmucken Bauernjünglings an ihrer Seite erfüllen.

Er ist der jüngere von zwei Brüdern; der ältere bekam den großen Bauernhof vom Vater und er ging fast leer aus. So war dem schwächeren Bruder zurückstehen zu müssen, hatte seinen Stolz aufs tiefste gekränkt, und die wogenden Kornfelder und blühenden Triften der reichen Mutter seine begehrlichen Blicke viel eher auf sich gezogen als die hübsche Besitzerin selbst; denn er hatte bereits ein Mädchen, das an ihm hing mit Seele und Leben. . . Das ist nun vorbei und alles anders gekommen — er mag jetzt nicht daran denken.

Die Nachtigall unter den Weiden wirft so traulich; die Nachtigallen schlagen so verlockend; das Paar legt sich. Vom Hause her klingen die Töne der Fiedel, sie hören es nicht und fühlen in heißer Umarmung nur sich und die Lust des Augenblicks.

Aber was ist's, daß der Bräutigam plötzlich aufsieht und seinen Blick vor sich hinsendet? Hat er das todtbleiche Gesicht und die brennend schwarzen Augen gesehen, die drüben aus dem Gebüsch zu ihnen herübergelauscht?

Die Braut neigt den Kopf schmeichelnd über seine Wangen. Langsam gehen sie zum Hause zurück, wo heller Jubel sie empfängt und sie den Brautreigen anführen.

Polterabend ist's, das wissen alle Leute im Dorfe, das weiß jedes der kleinen Buben und Mädchen, und alle Scherben, die es gab, sind mit hellem Geklirr vor der Thür des Hauses zersplittert.

Immer lauter wird die Freude drinnen bei Singen, Tanzen und ausgelassener Lust.

Auf den Fluren draußen liegt die Dämmerung. Die Feldarbeiter sind heimgezogen und es ist still geworden.

Ein einsamer Wanderer nur kommt vom nächsten Dorfe her, ein rüstiger Wanderer nach seinen eiligen Schritten und umherspähenden Augen — ein Mädchen in ärmlicher Kleidung; aber der Mangel kann die Spuren der Schönheit nicht verwischen, die ihrer schlanken und kräftigen Gestalt aufgeprägt sind. Sie gleicht keiner der blonden Schönen im Dorfe, ihre Züge sind scharf gezeichnet, als wäre sie südlichen Ursprungs und das Haar und die Augen sind dunkel wie die Nacht. Ihr Gesicht ist bleich, aber man weiß nicht, ob von Krankheit oder von der inneren Arbeit der Leidenschaft, welche diese Züge gemeißelt zu haben scheint.

Sie kommt die Schritte kaum im Lauf. Wie bar sie sich gesehnt, ins Dorf zu kommen, und sie zögert nun, da sie sich nähert. Die Hoffnung allein begleitete sie beim Ausgang, aber auf dem Wege haben sich Furcht und Ungewißheit zu ihr gesellt, denn der Liebste, den sie gekommen ist zu suchen, hat seit drei Wochen nicht nach ihr gefragt!

Links vom Wege macht der Bach eine kleine Bucht, von Gebüsch umgeben, da hält sie einen

Augenblick ihrem Herz nieder und legt sich ins Grab. Sie drückt ihr Gesicht mit den Händen und Thränen zwollen dazwischen hervor. Wol hundertmal hat er sie hier erwartet, er, von dem die Leute nun sagen, daß er treulos sei. Sie glaubt es nicht, sie kann es nicht glauben, denn sie hat ihm zu alles gegeben. Doch warum hat er seit tödtlich langen Wochen keine Botschaft von ihr gefordert, da sie doch krank lag und nicht herabkommen konnte zu Tod? Wußte er nichts von der bittern Not, die sie ausdulden mußte unter der Hand der harten Mutter? Wußte er nichts von dem aufklagenden Beben und Sterben, das sie getrieben, in heißen Thränen nach ihm verlangend? Sie hat es ihm doch geschrieben, aber es ist keine Antwort gekommen. Und doch zweifelt sie noch nicht — sie hat ihn so sehr geliebt! Noch hat es nur die Schwerkeit der Liebe, die sie bewegen, und sie sind noch voll, weil sie die Hoffnung nicht ausschließen. Keine Bitterkeit, keine Furcht vor Schande und noch kein Zweifel ist ihnen beigemischt. Nur die unerträgliche Pein der Trennung und die Furcht, ihn nicht zu haben, treibt sie eilen und — jagen.

Nun steht sie auf und geht den Ausgang entlang, vor am Bache hinlaufen. Es ist ihr, als wäre die Zeit vorgerückt, die dazwischen liegt, und als müsse er von jedem Seitenwege her auf sie zukommen wie sonst. Nach langer Zeit spielt sie der ein Nachteln von ihr liegen und ein wenig hastig Jagen überkommt sie, ob sie ihm auch noch gefallen möchte?

Heißer als je weilt das alte Gefühl empor und tausend tolle Erinnerungen werden wach.

„Ueberm Jahr schlüß du mein Weib sein!“ hat er ihr gesagt, und darum glaubt sie mit an das Evangelium.

Sie ist nun an die Stelle gekommen, wo der Bach an der Mühle des jungen Müllers vorüberfließt, von der die bösen Leute sagen, daß ihr Schatz um sie freie. Kalt antwortet ihrer Zweifel will sie einmal hinschreiben nach der Naturbank, die sie kennt. Sie dringt durch das Gebüsch. Sie hört leichte Geräusche, und wie sie die Zweige auseinanderbiegt, sieht sie ihn wieder von den Armen der schönen Frau umfangen und an ihren Lippen hangend!

In einem wilden Schrei möchte sie ihm ein ewiges Wehe bieten Augenblicke tun machen, aber sie kann sich nicht regen und kein Laut kommt aus ihrem Munde. Noch einen Blick hinüber in sein Gesicht, das vom Rausch einer neuen Liebe glüht, und alle Kräfte, die in den Tiefen geheimsten Tiefen schlummern, und vom Dämon der Eifersucht aufgestachelt, mit einem Schlage gerichtet in alles Glück und Hoffnung, mit einem Schlage der Liebe gewandelt in tödtlichen Haß.

Sie ringt nach Luft und Gedanken, aber die ganze Leidenschaftlichkeit ihres Temperaments, bisher durch die Liebe niedergehalten, bricht hervor und reißt sie besinnungslos fort.

Sie hat keine Freundin im Dorfe, zu der sie ihre Not tragen könnte; die Mädchen mochten sie nicht, weil sie der Armen aus dem andern Dorfe den hübschen Bauernsohn beneideten. So kennt sie niemand als die alte Kartenschlägerin, und zu ihrer elenden Hütte trägt sie ihr eilendes Fuß.

Die Alte schaut auf das Klopfen und mit einem Schritt zurück, als sie das verhaßte Gesicht des Mädchens sieht.

„Hol mir die Karten, Mutter! Sie ist mein Schatz!“ sagt sie, hastig in die Stube tretend.

„Hebe, so eilig? Meine sei von nichts, Margret?“ fragt das Weib, sie anblickend und die schmutzigen Karten hervorholend. „Bis lange nicht hier gewesen, es war wol nicht nötig?“

Das Mädchen antwortet nicht. Den Kopf auf die Hände gestützt, sitzt sie am Tisch und starrt mit glühenden Augen in die Karten.

„Du und dein Schatz, ihr kommt nicht vor den Thüren!“ sagt die Alte, zwischen sich und die Hexerei. „Auf deiner Karte sehe nichts auf jener Reichtum, da Heiratsgut, da Hochzeit — aber nicht mit dir, Laute!“

„Auch aber du!“ murmelt das unglückliche Mädchen, während das Weib teuflisch mit der Lust der Schadenfreude in ihren gehässigen Schmerzen zu wühlen.

„Hättest ihm nicht trauen sollen!“ sagt sie mitleidsvoll, die Hand nach dem Gelde ausstreckend.

In Wahrheit ist die Weissagung Margret's für gewöhnliche Augen nicht mißzudeuten. Jede Spur von Weichheit und Milde ist aus ihrem Gesicht verschwunden, die Augen funkeln voll Haß und jeder Muskel ihres Körpers zittert vor Erregung.

„Betrogen — betrogen — Gluch du nicht zum Heiratsgut gehört?“ sagt die Karrenschlägerin; aber ein Blick Margret's schreckt sie, daß sie verächtlich Geld und Karten zusammenrafft, da sie Thür eilen hastig.

Margret wird hinaus in die Nacht.

Sie braucht nicht lange zu suchen, ob sie

aus London, ich war's, und bin's, und werd' es wieder ſein, mein gutes Söhnchen!

Harry.

Vater, Ihr entſetzt mich. Aber Ihr werdet nicht darben. Der rechtmäßige Erbe wird Euch eine anſehnliche Summe als Geſchenk auswerfen. Die Stunde ſchlägt. Ich muß ins Gericht. Lebt wohl!

Thompſon (packt ihn wie wahnſinnig).

Geſchenk! Verfluchtes Geſchenk.

Harry.

Was habt Ihr nur?

Thompſon.

Willſt Du die Deinigen morden?

Harry.

Ich höre, ſie ſind Alle ſo brav und gut geworden, und leben ſtill und zufrieden in der Vorſtadt St. Giles.

Thompſon.

Willſt Du Dich ſelbſt morden?

Harry.

Vater, ich lebe jetzt erſt auf.

Thompſon

(reißt eine Schrift aus der Bruſttaſche).

Harry, lies dieſe Schrift!

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.
3-598-51032-2
FN. 19198/690

Alle wußte gelagt. Vor jeder Thür kann sie's sprechen hören, von jedem Kinde kann sie es erfahren, daß heute Petersabend ist, lustiger Petersabend, und jeder sich dessen freut.

„Der hat's klug gemacht, die Arme geliebt und die Reiche geheirat'" sagen die Burschen, und die Mädchen höhnen und spotten ihrer, als sie im Dunkel vorübergeht.

Sie kommt an das Haus. Weithin schallt die Musik und durch die offenen Fenster und Thüren kann sie sehen, was drinnen geschieht. Da singt und jubelt es und die Paare fliegen im wilden Tanze dahin. Das ist sie! Das ist sie, die Geliebte in seinem Arm! O Gott, und dieselbe Weise wurde gespielt, als er sie im Tanze zum ersten mal an sein Herz drückte! — Jeder Tropfen ihres heißen Blutes siedet auf; sie sinkt auf die Knie nieder und verbirgt ihr Gesicht im feuchten Gras, um es nicht mehr zu sehen.

Und so schleicht sie lange Stunden um das Haus, bleich und thränenlos.

Wer mag wissen, wie die mächtigsten Leidenschaften, Liebe und Haß, in diesen Stunden die scharfen Krallen in ihr Herz geschlagen? Wer hat dem Todeskampf der Liebe zugesehen? Wer hat die Grenzen bewacht, die das klare Bewußtsein scheiden von den Irrgängen des Wahnsinns oder des Verbrechens? Wer das gethan hat, der wende mitleidslos den Blick von der Verbrecherin, die den Feuerbrand in das Haus des Nächsten schleudert. In der Mitternacht, als drinnen der Jubel am hellsten klimmt, sie in wilden Sprüngen die Treppen des Hinterbaues hinan. Noch ein Blick — noch ein Zögern, dann knistert es und leuchtet und ist geschehen.

Sie springt herab und kauert im Baumgarten hinter den Stämmen nieder. Wie die ersten Flammen aufstehen und gierig am Dach hinzüngeln, entschädigt sie diese Glut einige Augenblicke für die erlittenen und kommenden Qualen, genießt sie einige Augenblicke die Wollust der Rache — dann aber kommt der Rückschlag.

Als der Himmel sich rötet, von allen Seiten die Flammen aufschlagen und noch kein Hülferuf erschallt, weil die Gäste tanzen und tanzen, erfaßt sie Verzweiflung, und in die Nacht ihres Herzens fällt ein Strahl des Mitleids für den einst Geliebten. Sie springt empor, denn sie sieht ihn dort am offenen Fenster stehen, unbewußt der Gefahr, die ihn bedroht. Schnell wie der Gedanke fliegt sie zu ihm hin.

„Hans, es brennt!" schreit sie ihm ins Ohr, und sieht dann wie ein gehetztes Reh tief ins Feld hinein, bis ein erlösender Thränenstrom aus ihren Augen bricht und sie erschöpft niedersinkt.

An einer Stelle, vor der ihr stets gegraut, wenn sie vorüberging, bringt sie die Nacht zu. Ein Kreuz steht da als Zeichen, daß hier einst ein Verbrechen geschah. Ein eigener Zug der Selbstverachtung führt sie dahin; den Kopf auf die Arme gelegt, kniet sie regungslos am Fuß des Kreuzes, als wäre kein Leben in ihr. Als aber der Morgen aufgegangen ist, erhebt sie sich und geht gefaßten Schrittes zum Richter, um ihr Bekenntniß abzulegen.

Nach menschlichem Gesetz wird sie gerichtet — aber wer unter uns ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!

2. Kaiser Karl's Ring.

Ehe Kaiser Karl der Große hieß, als er jung war und des Reiches Sorgen ihn noch wenig drückten, hatte ein Mädchen sein Herz gewonnen. All sein Sinnen und Denken gehörte ihr, seine Kraft lag gebunden in ihren zarten Händen, und wie ein großer Mensch immer ein Ganzes für seine Hoffnungen einsetzt, so liebte er sie mit der ganzen Fülle seines Wesens, wie er nur je die Herrschaft geliebt hat.

Sie war eine Nixe, aber er wußte es nicht. Er sah nur ihre wunderbare Schönheit, er fühlte nur den geheimnißvollen Zauber, mit welchem sie ihn umgab, und wenn es ihn auch oft bedünken wollte, als wäre sie fast zu ätherisch und zart für ein irdisches Weib, so erblühte sie doch täglich lebensvoller und wärmer in seinen Armen.

Sie aber verschwendete, aus Liebe zu einem sterblichen Mann, die Freuden, welche ein ganzes unsterbliches Dasein ausfüllen sollten, freigebig in den Wonnen des Augenblicks, gleichgültig, ob sie dadurch dem Menschentod verfalle.

Sie trug an ihrer weißen Hand einen Ring, in welchem ein einziger großer Rubin in tiefem Feuer glänzte. Schon oft hatte ihr Karl den Ring spielend vom Finger gezogen, aber ihn stets zurückgegeben, weil sie so ängstlich bat. Sie versprach ihm die Flechten ihres blonden Haares dafür, sie versprach ihm alles, was sie sei und habe; — aber so wenig auch ihre blauen Augen in andern Dingen seinem Willen zu widerstehen vermochten — den Ring gab sie nicht. Und er wußte warum. Der Ring war das Geschenk einer Fee und hatte magische Kraft.

„Bewahre ihn gut!“ hatte die Fee gesagt. „Jeder Rubin ist ein Tropfen Blut aus dem Herzen einer Jungfrau, die sich tödtete, weil sie der Sehnsucht nach dem Geliebten, der sie verlassen hatte, erlag. Dich wird er schützen vor ähnlichem Leid, aber jeden andern, der ihn trägt, soll tödtliche Sehnsucht verfolgen sein Leben lang!“

Kaiser Karl der Große jedoch war einerlei wie jeder gewöhnliche Liebende. Der Gedanke, jener Ring könne das Liebespfand eines andern sein, begleitete ihn wie ein böser Dämon, und als er eines Tags im Walde seine Niece schlafend fand, entwandte er ihr den Ring, küßte sie leise zur Abbitte und verließ sie, ehe sie erwacht war. Sie aber, als sie zwei Tage lang umsonst des Geliebten gebarrt und auch keine Spur des Ringes gefunden, den sie mit ihren Gespielinnen suchte bis tief in die Nacht bei Mond- und Sternenschein, lief in Kummer hin, und ehe noch die Sonne zum dritten mal ins Meer getaucht war, lag ihr zartes Leid bleich und starr.

Die Niren betteten sie in Gras und Blumen, schmückten ihr das Haar mit Wasserreien und deckten sie mit ihren Schleiern zu. Doch sieh da, sie sahen, als ein schöner Jägersmann sonder Jagen in ihr grünes Versteck eindrang und — Karl fand die tote Braut. Aber wie er auch versuchte, ihre Hände in den seinen zu erwärmen, wie er an ihrem Herzen lauschte, ob es schlage; wie er auch das liebliche Antlitz mit seinen Thränen netzen mochte Tag und Nacht — sie regte sich nicht, sie war tot!

In heißer Verzweiflung bestattete er sie am Quell im Walde, der ihre Heimat gewesen war, und nachdem er von dem reinsten Glück seines Lebens Abschied genommen hatte, kehrte er zurück in die Welt, die fortan der Schauplatz seiner Thaten werden sollte — ein einsam strahlender Stern in der Nacht der Zeiten. Doch der Ring begleitete ihn und mit ihm sein Fluch. Ob er in Deutschlands Urwäldern ausruhte von blutigen Schlachten, die Fürsten gebunden zu seinen Füßen, ob er Verdenas stolzen Thalkessel die ehrne Stirn wies, ob sein kühnes Auge hinüberschweifte nach Roms Kaiserstuhl — im Innern nagte ein geheimes Weh und er konnte nicht gesunden. Keine reine Liebe kam wieder in sein Herz. Blut bezeichnete die Spur seiner Schritte und Herrschsucht war der Leitstern seines Lebens.

Nur als Emma, seine Tochter, aufwuchs in jugendlicher Anmuth, da lag von Zeit zu Zeit wieder ein Lächeln auf den strengen Lippen und über seine Stirn zog es licht wie die Erinnerung fernen Jugendglücks.

Dem Mägdlein gehel der Ring an der Hand des Vaters, und als sie ihn eines Tags gar zu schmeichelnd darum bat, schenkte er ihn ihr. Doch von Stunde an begann das liebliche Kind zu kranken an heimlicher Sehnsucht und die Blute ihrer Schönheit welkte. In ihrem Glück verlor sie den Ring und nun fanden ihre Wünsche einen Gegenstand und ihr Herz genas in der Liebe zu dem goldlockigen Eginhard.

Der Ring aber wurde gefunden und wanderte jahrelang von Hand zu Hand. Wer ihn trug, hat seine Macht empfunden: unbefriedigte Wünsche, überkühne Hoffnungen, ungestilltes Verlangen verzehrten ihn. Der letzte Besitzer jedoch war ein lustiger Gesell, ein junger Waffenschmied, dem nichts weniger anhaut als Träumen ins Blaue. Er hatte nie dergleichen Weichlichkeit gekannt, sie war ihm unbequem und das Leben lockte verführerisch zum Genuß. Er dachte dem Grunde nach und fragte im Beichtstuhl.

„Hast du deinen Sinn viel an Eitelkeiten der Welt gehangen?“ fragte der Priester, als er den kostbaren Ring am Finger des Jünglings sah. Ja, der Priester hatte recht, solcher Schmuck paßte nicht für den Jüngling; auch hatte ihn aus dem Rubin schon längst ein unheimliches Feuer angeleuchtet, und als er auf dem Wege nach Hause an einem freien Platze vorüberkam, auf welchem ein Brunnen stand, zog er den Ring schnell vom Finger und warf ihn hinein. Das war zu Aachen, der Kaiserstadt.

Dem Krankenkönig aber ließ es seit jener Zeit keine Ruhe, es zog ihn mächtig nach Aachen und die Stadt wurde sein Lieblingsaufenthalt. Kein anderer Ort lockte ihn mit so geheimnisvollem Reiz als jener freie Platz, von alten Eichen bestanden, die einen Brunnen beschatteten. Deshalb beschloß er, als ihn verlangte, von seinen Thaten auszuruhen und Frieden zu schließen mit Gott, seinem Herrn, an dieser Stelle einen Dom zu bauen.

Die Arbeiter schritten rüstig zur That und er selbst folgte mit Eifer dem Fortschritt des heiligen Werkes. So oft er kam, zu sehen, wie Stein auf Stein und Bogen zu Bogen sich fügte, trat er an den Rand des Brunnens, und sah lange hinein. Dann war es ihm, als winke es auf dem Grunde wie mit weißen Händen und als löse ein frischer Hauch von seiner Stirn der Sorgen schweren Druck.

Wie weltbeherrschend die Pläne auch sein mochten, welche ihn noch erfüllten, stets suchte er an diesem Orte für seine ruhelose Seele Frieden im Gebet.

Je näher das Schiff des Doms, von Papst Leo's heiligen Händen geweiht, seiner Vollendung kam, desto lieber kehrte er seine Seele ab von dem Treiben der Welt und dachte daran, die Stätte zu bereiten, an welcher sein irdischer Leib ruhen sollte. Und als auch für ihn die Stunde kam, welche allen Menschen Frieden bringt — fand er ihn hier.

Der Brunnen aber stand an der Stelle, über welcher sich jetzt die Kuppel des Doms wölbt, und wir, unter dem mächtigen Kronleuchter, Barbarossa's Geschenk, auf einer einfachen Steinplatte die Worte lesen: „Carolo Magno."

Böhmische Christussagen.

1. Die Flucht nach Aegypten.

Als die heilige Maria vor den Nachstellungen des grausamen Königs Herodes mit dem göttlichen Kinde nach dem Aegypterlande floh, wurde sie überall an ihrer zarten weißen Gesichtsfarbe erkannt und verfolgt, denn die dortigen Einwohner waren häßliche Mohren. Da richtete sie an Gott die innige Bitte, er möge sie und ihr Kind ebenfalls schwarz werden lassen, damit sie unerkannt und unverfolgt vor den Heiden in dem fremden Lande leben könne. Der liebe Gott erhörte gnädig ihr Flehen und am nächsten Morgen war sie und das Jesukind so schwarz wie eine Kohle. Nun zog sie wol ungefährdet durch das Land, allein trotzdem ging es ihr herzlich schlecht. Sie mußte so meistens durch wüste Gegenden reisen, wo weder Land noch Gras zu sehen war, und fand zur Labsal nichts als trübes Flußwasser. Nachdem sie viele Tage hindurch in der Sonnenhitze gewandert war und bei Nacht auf dem Sande geschlummert hatte, kam sie zu einem Kirschbaum, auf dem sich gar prächtige Kirschen in großer Menge befanden. Sie war jedoch schon so erschöpft, daß sie unter demselben niedersank und nach den hoch hängenden saftigen Früchten nicht langen konnte. Da streckte das heiligste Jesukind die Händchen aus und augenblicklich neigte der hohe Baum seine Aeste tief herab und das Christkind pflückte die schönsten Kirschen in ein Körbchen, worauf sich der Baum wieder emporrichtete und kerzengerade dastand. Nun reichte das Himmelskind die Kirschen seiner hungernden und dürstenden Mutter und sie fand ein so angenehmes Labsal, daß sie bald wieder frisch ihre Wanderung fortsetzen konnte. Und sie blieb in dem Aegypterland bis nach dem Tode des Wüterichs Herodes, der Engel des Herrn sie wieder in die liebe Heimat zurückrief. Dort wurden Maria und das Jesukind wieder weiß.

2. Jesus und die Singvögel.

Als Jesus in der heiligen Osterzeit von den Toten auferstand, versprach er den Singvögeln, welche von jeher seine Lieblinge waren, er wolle sie an dem Tage seiner Himmelfahrt mit sich in das Paradies nehmen. Darob freuten sich die lieben Vögelein und begannen unter dem Frühlingshimmel fröhlich zu singen. Als nun der Herr Jesus gen Himmel stieg, flogen ihm alle Singvögel nach und schwangen sich hoch in die blauen Lüfte. Der Heiland aber nahm die Singvögel nicht mit sich in den Himmel, sondern sagte zu ihnen, sie möchten sich noch bis zur lieblichen Pfingstzeit gedulden, dann werde er sie alle ins Paradies nehmen. Die Singvögel harrten sehnsüchtig des Pfingstfestes und sangen noch schöner wie zuvor. Allein die blühende Pfingstzeit erschien und der Herr Jesus rief auch jetzt noch nicht die Singvögel in seine paradiesischen Gefilde. „Ihr müßt noch warten", sagte er zu den sehnsuchtsvoll emporblickenden Singvögeln, „ich kann euch erst am Feste des heiligen Johannes des Täufers in den Himmel laden!" Die lieben Singvögel waren getröstet und sangen jetzt in der süßen Erwartung des Festtags die herrlichsten Melodien, sodaß die ganze Welt davon entzückt war. Das Fest des heiligen Johannes des Täufers kam heran, doch die Singvögel sahen sich abermals in ihrer Hoffnung getäuscht. Christus nahm sie auch jetzt nicht in sein Reich. Da wurden sie sehr traurig und hörten auf zu singen. Und was dazumal geschah, wiederholt sich seither von Jahr zu Jahr.

3. Vom Tode.

Vor alten Zeiten wußte jeder Mensch, wann er sterben werde. Allein die Folge davon war, daß die Leute an Gott und an das Jenseits nicht früher dachten und auch nicht früher für ihre vielen Sünden Buße zu thun begannen, als bis sie nur noch eine Spanne Zeit zu leben hatten und der Sensenmann bereits an ihre Thür klopfen wollte. Damals ging der Heiland mit dem heiligen Peter durch ein Dorf und sah dort bei einem sehr verwahrlosten Gartenzaune einen alten

Mann Hyen, der eine Leiter aus Pergamentblättern flocht. Da richtete er diese Frage an ihn: „Mann, warum beschäftigst du dich mit einem so thörichten Dinge, statt emsig zu arbeiten? Durch eine solche Spielerei stiehlst du ja dem lieben Gott den Tag weg!" Der alte Mann aber gab ganz verdrießlich zur Antwort: „Ach, warum soll ich noch emsig arbeiten, da ich ja schon morgen sterben muß? Und weil mich deshalb schon alles verdrießt, mache ich mir zum Zeitvertreib eine Leiter aus Pergamentblättern." Da sann der Herr Jesus eine Weile ernst nach; alsdann wandte er sich wieder zu dem alten Mann hin und sagte: „Von heute an soll kein Sterblicher mehr wissen, wann er sterben wird, und auch du sollst die Stunde nicht kennen, die deine letzte sein soll." Hierauf ertheilte er dem alten Mann noch manche schöne fromme Lehre und wanderte mit dem heiligen Peter weiter. Der alte Mann erwartete dennoch am nächsten Tage sein letztes Stündchen; als es aber nicht kam, da erkannte er in dem fremden Wanderer den Herrn Jesus, nahm sich dessen Lehren zu Herzen, lebte rechtlich und fromm und arbeitete wacker noch manches Jahr hindurch, bis ihn der Tod wirklich von dieser Erde abrief.

6. Das Frühstück der heiligen Maria.

Aus dem Felsen sprudelte eine klare Quelle hervor, und darin wusch die heilige Maria ihr schönes Antlitz. Nachdem sie sich gewaschen hatte, hielt sie Rast auf einem moosbegrünten Steine und genas eines Söhnleins. Sie wickelte das Söhnlein in schneeweiße Linnen und legte es auf den grünen Rasen hin. Hernach wiegte sie es mit heiligen Klängen in süßen Schlummer ein, indem sie ihm die Lieder von ihren sechs Leiden und sieben Freuden sang. „Du schläfst schon so mild, mein Kind", sagte sie, nachdem sie ihren Gesang geendet hatte, „allein mich hungert es sehr und ich äße so gern Fische aus dem Jenaussusse. Trotzdem muß ich noch über sieben hohe Berge steigen, bevor ich etwas zur Speise erhalte." Da schlug das Kind die blauen Augen auf und sprach: „O warte, mein goldenes Mütterlein, ich werde dir aus dem kühlen Wasser die Fischlein holen und will ein Feuer anschüren und sie dir wohl zubereiten!" „O mein liebes Söhnlein", rief die heilige Maria in höchster Verwunderung aus, „wie könntest du die Fische fangen, wie könntest du ein Feuer anschüren, da du erst vor einer Stunde geboren wurdest?" „Du glaubst mir alle nicht, Mütterlein?" fragte das Jesukind. „Ich bin ja doch der Sohn Gottes, der Himmel und Erde erschaffen hat und die Vöglein auf den Bergeshöhen und die Fische im Wasser! Nun aber gehe zu, o liebe Mutter!" Und das göttliche Kind tauchte das weiße Händchen in den Fluß und fing einen schönen Fisch und alsobald kleine Fische mit Silberglanz. Dann schürte es in wenigen Augenblicken ein lustiges Feuer an und schmorte die Fische in dem süßen Honig der Waldbienen. Als dies geschehen war, sagte das Kind zu der heiligen Maria, die voll Erstaunen seinem Thun zugesehen hatte: „Mein liebstes Mütterchen, hier hast du ein kleines Festmahl zum Lohn für deine schönen Schlummerlieder!" Und die heilige Maria aß von den köstlich duftenden Fischen und schritt hernach gestärkt und erfreut mit dem Jesukinde über die hohen Berge.

Alfred Waldau.

Julius Mosen's epische Dichtungen.

I. II. — Durch eine neue Ausgabe werden die Werke Julius Mosen's (Oldenburg, Schmidt) unter alle Klassen der Bevölkerung verbreitet und das Interesse an diesem so reichbegabten und eigenthümlichen Dichter ist mit neuer Stärke überall erwacht. Die zwei bisjetzt erschienenen Bände enthalten die frischen und volksthümlichen „Gedichte" und die beiden Epen „Ritter Wahn" und „Ahasver", vielleicht die Schöpfungen, in denen die Eigenart Mosen's sich am schärfsten ausspricht.

„Ritter Wahn" und „Ahasver" behandeln beide den Einen Gedanken. Der Tod hat Macht über die Menschen. Entweder erkennen die Sterblichen willig diese Macht des Todes über sich an oder kämpfen dagegen. Diese sträuben sich gegen sie als gegen eine arge Zerstörerin ihrer Lebenslust, jene rufen vom Unglück verbittert, sie als eine Erlöserin aus dem Elend herbei. Zu den ersteren gehört der „Ritter Wahn", der Held eines Volksmärchens, das Mosen im Jahre 1821 zu Rom in einem italienischen Manuscript „Il cavaliere senza" kennen lernte. Der „Ritter Wahn" hegt den Wahn — daher der symbolische Name des Helden — er könne den Tod, den Gebieter der Menschen, besiegen und zieht abenteuernd gegen ihn aus. Die Bundesgenossen aber, die er werben will, erklären ihm alle ihre Ohnmacht, und endlich, nachdem er selbst am Christi Hülfe vergeblich gerüttelt, erliegt er dem mächtigen Gegner Tod, der ihn schon vorher durch die Sinnlichkeit (personificirt durch Wahn's Geliebte Helene) niedergeworfen. Das klingt trocken und schwerfällig. Aber die Ausführung des Gedankens ist farbig und poetisch, die mannichfachen Abenteuer des Ritters athmen anschauliche Frische. Das italienische Original ist eben ein

Märchen, innerhalb dessen manches Wunderliche und Wunderbare zum Schmuck des Grundgedankens sich aufnehmen ließ. Man muß nicht jeder Gestalt, die im Gedicht auftaucht, eine sinnbildliche Bedeutung unterschieben, sondern mit einer gewissen kindlichen Unbefangenheit, wie man ein Märchen liest, das Absonderliche als solches hinnehmen.

Darum eben hat in Bezug auf Ideenreiche der „Ritter Wahn" nicht die einheitliche Geschlossenheit wie der „Ahasver". Diese Dichtung ist die Kehrseite des Grundgedankens der erstern. Ahasver erkennt die Macht des Todes willig an, er möchte ihr gern erliegen, er sehnt sich nach dem Tode, aber er darf, er kann nicht sterben. Sein „ewiges" Leben ist die Sühne einer Schuld, die er auf sich geladen.

Bekanntlich erzählt die mittelalterliche Legende, daß Ahasver ein jüdischer Schuhflicker, den Christus auf dem Gange nach Golgatha angeredet habe, ihm kurze Rast auf seiner Schwelle zu vergönnen, den unter der Last des Kreuzes fast zusammensinkenden Heiland mit höhnischen Worten trotzig weitergewiesen hätte. Christus sei fortgewankt, habe jedoch scheidend dem Erbarmungslosen verkündet, zur Strafe seiner Härte solle ihm selbst niemals die alten Menschen geschenkte endliche Ruhe im Tode gewährt werden. So die Legende, welche von dem Judenhaß des Mittelalters ersonnen scheint, um die grausamen Verfolgungen des zersprengten Stammes zu rechtfertigen. Dem tiefer eindringenden Blick offenbaren sich sogleich zwei Mängel in ihr: warum fühlt sich Ahasver zu seiner Grausamkeit gegen Christus getrieben? Wie ist dessen Strafspruch über ihn mit seiner Milde zu vereinen?

Und diesen fehlenden Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe zu geben, ist das erste Bestreben der Moser'schen Dichtung. Das sittliche Motiv des Bannspruchs über Ahasver ist aber folgendes: Seinen beiden Kindern droht schweres Unheil. Dies abzuwenden, bittet er Christus, er möge ihm die Kinder durch ein Wunder bewahren und retten. Christus aber weigert sich dieses Eingreifens in Ahasver's Geschick. Der ergrimmte Vater erwerbet darauf die bebenden Kinder in voreiligem Verzagen und beruft sich, als andere ihn daran mahnen, jetzt würden ihn die Furien des Gewissens auf ewig verfolgen, trotzig darauf, zuletzt müsse ihn doch der Tod von allen solchen Gewissensqualen erretten. So trotzt er auf den Tod wie auf eine Zufluchtsstätte, die ihm niemand, auch Gott, auch Christus nicht, nehmen könne. Hieraus folgt der Hergang aus der Legende. Ahasver stößt aus persönlicher Rache den Erlöser von seiner Schwelle. Christus wird gekreuzigt und in seinem Namen ertheilt der Erzengel Michael dem Ahasver jenen Bannspruch, der ihn des gehofften Todes für verlustig erklärt, bis —

Und in dieser Bestimmung, bis wann dieses Verdammungswort in Kraft bleiben solle, liegt nun die Vertiefung der Sage zu philosophischer Sinnbildlichkeit. Denn Michael sagt dem Sünder Ahasver, er müsse des Todes entbehren, bis er sich bekehren werde, d. h. bis er seinen starren Zweifel an der Unfehlbarkeit der Lehren Christi mit demüthiger Ueberzeugung und freiwilliger Unterordnung vertauschen würde. Dadurch erweitert sich die Sage vom Geschick des einzelnen Menschen zu einer großen Streitfrage der Menschheit, zu der Frage: Ist es erlaubt, gewissen Buchstabensatzungen des Christenthums einen Zweifel gegenüberzustellen oder nicht? Die Person des Ahasver wird dadurch gleichbedeutend mit dem in der Menschenbrust wühlenden, den Menschen rastlos umhertreibenden Zweifel.

Diesem Zweifel werden zu seiner Bestrichtigung die verschiedensten Zeiträume „Kreisen" gesetzt. Es sollen dem zweifelnden Menschen auch immer wieder äußere Lebensbehaglichkeiten zu Theil werden, d. h. dem Ahasver sollen im Laufe der Jahrhunderte immer wieder liebe, ihn erfreuende Kinder geboren werden, und wenn er dann neubeglückt dahinlebt, dann wird dreimal die Frage Gottes an ihn ergehen, ob er sich nun bekehrt habe. Der Engel Michael sagt:

„Zum ersten male kann es nie gelingen,
Zum zweiten male steh um Gottes Rath!
Zum dritten male wirst du es vollbringen,
Sonst nahe dir!"

Der Inhalt der Dichtung besteht nun in der Verführung dieser „Kreisen". Ahasver's Gestalt bekleidet sich wieder mit Fleisch und Blut, hat irdische Schicksale, irdische Freuden, und ist in die hervorragendsten Geschichtsereignisse der ersten sechs Jahrhunderte des Christenthums verflochten, welche dem Dichter Anlaß zu den herrlichsten Schilderungen geben. Schließlich erweist sich jedoch der Zweifel in Ahasver's Brust als unbesiegbar, und so tritt zu Anfang des 7. Jahrhunderts der Bannspruch in volle Kraft:

„— Bis zu dem Weltgerichte
Muß er nun wandern auf dem Erdenrund,
Bis an das Ende aller Weltgeschichte!"

Solange Menschen leben, wird „der Zweifel" die Brust jedes einzelnen durchziehen; ein Mensch wird hier- dend seine Fähigkeit, zu zweifeln, dem andern übertragen, und so wandert der Zweifel fort und fort ebenso rastlos durch die Erde wie sein Gegensatz, der Glaube.

Dieser allgemeine Satz gewinnt vollen, frischen Leben dadurch, daß Ahasver's Wohl und Wehe, das Auf- und Niederwogen des Zweifels der Menschenbrust an eine Reihe geschichtlicher Thatsachen geknüpft ist. In den beiden Eroberungen Jerusalems — der im Jahre 70 durch Titus und der im Jahre 638 durch die Araber — spielt Ahasver eine Rolle; bei der letzten trifft ihn der Bannspruch des Engels, mit dem die Dichtung schließt. Die epischen Gedichte Moser's verbinden so mit poetischer Erfindung und Darstellung zugleich einen tiefern und reichern Gedankeninhalt. Hier ist vor allem die Pietät und erhabene Ehrfurcht zu rühmen, mit der die große Frage des Ganzen zu lösen der Dichter strebt.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Edward Irving.

A. B. — In einer abgelegeneren Straße Berlins versammelt sich an jedem Sonntage eine Zahl von Auserwählten vor ein noch Auserwählterer — der Engel — in weißem Gewande mit hermelinblau leidenem Mantel oder auch in einem purpurrothen Umhang das Nahen des tausendjährigen Reichs verkündigt. Die Lehre, die sich diesen Gedanken und Anschauungen anschließen, nennt sich die Irvingianer und nimmt mit jedem Jahre an Anhängern, bedeutenden und unbedeutenden, zu. Wer ihren Ursprung kennt, muß sich wundern, wie sie gleichsam unter unseren Augen und dennoch unmerklich, emporwuchs. Sie ist ein Kind unserer Zeit, sie mit uns geboren, aber wird mit uns nicht zu Grabe gehen, sondern vielleicht, was sich jetzt unsterblicher dünkt, überleben.

Der Irving, welcher ihr seinen Namen verlieh, war ein Schotte von Geburt und ein Jugendfreund von Thomas Carlyle. Nur wie verschiedene Wege hat ihr Geschick oder die Gnade Gottes beide geführt! Sie studirten gemeinsam Theologie, welche Carlyle sehr bald mit der Rechtsgelehrsamkeit vertauschte, bis er schließlich jeder Fachwissenschaft entsagte. Irving dagegen blieb der Gottesgelehrsamkeit treu und trat als er die Universität verließ, die Lehrerstelle an der Schule von Kirkaldy an. Unter den Schülern seiner Klasse befand sich ein kleines Mädchen, es war auf Wunsch der Aeltern aufgenommen worden, das die großen leuchtenden braunen Augen, über die sich dichte schwarze Bogen wölbten, mit ernster Aufmerksamkeit dem Vortrage des jungen Lehrers zuwandte. Sie hieß Jane Welsh und war die Tochter und das einzige Kind eines Arztes im Orte, der sie, weil sie es begehrte, unter Knaben in dieser Schule aufwachsen ließ.

Jane Welsh ist jetzt Jane Carlyle. Edward Irving stellte seiner Schülerin den Jugendfreund als dieser ihn in Kirkaldy aufsuchte, vor und ein Verhältniß entspann sich zwischen beiden, als Irving an ein anderes Gymnasium versetzt ward, durch ihre Beziehung zu dem Abwesenden, dem beide gleich sehr anhingen.

Einsamkeit ist die Mutter großer und ernster Gedanken. In den schottischen Hochlanden, wo feuchte Nebel auf den Ebenen ruhen und die Landschaft den Charakter des Ernstes trägt, der zur Beschaulichkeit führt, wuchsen beide Freunde zu dem empor, was sie heute sind. Thomas Carlyle zog mit Jane Welsh nach Craigenputtock, das ihr gehörte. Irving lebte in Schulen und lernte dabei von einem tausendjährigen Reiche träumen, worin die Erde dem Himmel gleiche, der Mensch mit Engelzungen rede und jeder Traum seiner nach Glück dürstenden schönen Seele zur Wahrheit werde. Er besaß eine glühende Phantasie, eine große Gabe des Wortes, auf seiner Lippe wohnte jene Beredsamkeit des Herzens, welche die Ohren zu dem Höchsten verleiht. Sein einförmiges Tagewerk stand in schneidendem Gegensatz zu den Bedürfnissen seines Herzens. Unmöglich konnten seine Anforderungen an das Leben mit dem Unterricht kleiner Knaben zufriedengestellt sein. Eher noch konnte die Welt sich aus ihren Angeln drehen und das von Christus geweissagte und verheißene tausendjährige Reich auf Erden beginnen.

Eines Tags bedrückte es ihn in dieser Stille und Abgeschiedenheit nicht länger, wo er sich selbst nur hörte, nur sich allein sah. Er brach er denn nach London auf, um dort die große, in ihm lebende Wahrheit, eine neue frohe Botschaft zu verkündigen. Die kleine Kapelle, in der er zuerst predigte, wird bald zu eng für die Zahl seiner Zuhörer, die Straße zu eng für die Zahl der harrenden Wagen. Je mehr Zulauf, desto größer seine Aufregung. Das Leben, wie er es bisher geführt, mußte ein Ende nehmen, er empfand es mit jedem neuen Morgen tiefer und klarer, wenn er in seine Schule tretend, den Hörsaal sein seines Lehramts teilte. Die neue Zeit mußte anbrechen und zu den Auserwählten, welche ihr Nahen fühlten, gehörte er. Gott war in ihm, wie er in Gott war. Weil er an sich glaubte, zog er die Menge hin.

Unter seinen Zuhörern befanden sich auch Thomas Carlyle und Jane Welsh. „Irving predigt", sagte der erstere leise vor sich hin, als er die Kapelle verließ. Jane Welsh aber dachte mit Wehmuth daran, daß der Jugendfreund wäre es glücklicher in seinem Leben gewesen, sein tausendjähriges Reich geträumt und all seine Hoffnungen darauf gesetzt haben würde. Sie trauerten beide um ihn, den sie durch den unlöslichen Widerspruch ihrer Ansichten verloren hatten. Bald aber sollte er auch in anderer Weise ihnen verloren sein. Seine kurze glänzende Laufbahn beschleß ein Jahr. Eines Morgens erfuhren sie, daß er aufgenommen. Sein Geist war entschlafen, ohne Krankheit, ohne Schmerz. Seine Reden klangen schön, erhaben auf dem Pulte der Carlyle's, seine Jünger und „Engel" erfüllen die Welt.

Ein Nachtrag zur Halsband-Geschichte.

Als wir in Nr. 18 und 19 dieses Jahrgangs der „Unterhaltungen" die Halsband-Geschichte erzählten, bemerkten wir am Schlusse, daß die Juweliere Böhmer und Bassange nur eine geringe Abschlagszahlung auf den vom Cardinal von Rohan bewirkten Ankauf ihres Schmucks erhalten und daß wegen völliger Bezahlung der Schuld ihre Erben gegen die Erben des Cardinals bereits vor mehreren Jahren Klage erhoben hätten. Diese Klage, welche wie es scheint, damals nicht fortgeführt werden ist, wurde im Frühjahr dieses Jahres aufs neue wieder eingeleitet und

ist vor kurzem durch das Civiltribunal der Seine, nachdem es in sechs Sitzungen darüber verhandelt, entschieden worden.

Der Cardinal von Rohan hatte nach seiner am 31 Mai 1786 erfolgten Freisprechung Anordnungen getroffen, um die Invaliden aus seinen eigenen Mitteln zu befriedigen, indem er den größten Theil des Einkommens aus seinen geistlichen Pfründen, namentlich der Abtei St Vaast, welche jährlich 225000 Francs einbrachte, auf sie übertrug. Einige Zeit nachher überwiesen Böhmer und Bassange die Einkünfte aus dieser Abtei an Herrn Nicolaus Deville, den Secretär des Königs, welchem sie 900000 Livres schuldeten. Ehe aber noch irgendeine Zahlung geleistet war, brach die Französische Revolution aus und alles Kircheneigenthum ging an den Staat über. Der Cardinal ward gezwungen, Frankreich zu verlassen, und ging nach Ettenheim, das, jenseit der französischen Grenze gelegen, zu seinem Bisthum Straßburg gehörte. Infolge dieser Ereignisse und des Bankrotts der Juweliere Böhmer und Bassange erhielt Deville nie einen Theil seines Geldes und seine Erben erhoben daher in diesem Jahre gegen die Prinzen von Rohan-Rochefort als Vertreter der Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort Klage um jene Summen, die mit Interessen über zwei Millionen Francs betragen, zu erlangen. Der Cardinal war nämlich im Jahre 1803 in Ettenheim mit Hinterlassung eines Testaments gestorben, worin er die Prinzessin Charlotte zur Erbin und Vollzieherin seines letzten Willens einsetzte. Die Prinzessin übernahm die Verwaltung des Vermögens unter der Bedingung, daß sie nicht den Gläubigern für irgendein existirendes Defizit verantwortlich gemacht werde. Zur Zeit seines Todes besaß der Cardinal Ländereien in Baden und bewegliches Eigenthum von bedeutendem Betrag; letzteres bestand freilich zum größern Theil aus Schuldforderungen. Der Cardinal hatte seinen Verwandten, dem Prinzen und der Prinzessin de Guemenée und dem Herzog von Montbazon, ansehnliche Summen geliehen. Die Prinzessin unterließ es nun, diese Forderungen einzuziehen, und verkaufte nur die Ländereien in Baden, um den Ertrag unter einige begünstigte Gläubiger zu vertheilen. Deville aber erhielt wenig oder nichts.

Als nach der Restauration das unverkauft gebliebene Eigenthum seinen frühern Eigenthümern oder deren Erben zurückgegeben und auch eine Entschädigung bewilligt wurde für das, was verkauft worden war, versäumte es die Prinzessin, nach der Angabe des Anwalts der Kläger, das Interesse der Gläubiger zu wahren, indem sie sich nicht bemühte, die Summen wieder zu erlangen, welche zu dem Vermögensnachlaß des Cardinals jetzt noch hinzugezogen werden konnten. Hierher gehörte namentlich die Schuld der Familie Guemenée. Wegen dieser Vernachlässigung ihrer Pflicht als Testamentsvollzieherin behauptete der Anwalt der Kläger, daß die Prinzessin verantwortlich sei, ungeachtet der Bedingungen, unter denen sie es übernommen hatte, des Cardinals Testament in Vollzug zu bringen. Zur Vertheidigung der Verklagten wurde angeführt, daß des Cardinals Vermögen von der Prinzessin gehörig verwaltet worden sei, daß die Kläger proportionirten verhältnißmäßigen Antheil wie die andern Gläubiger erhalten und daß sie keinen Anspruch an die Verklagte in gegenwärtiger Klagsache hätten. Der Gerichtshof gewann über diesen Fall die nämliche Ansicht und verwarf demgemäß die Forderung der Kläger. So ist denn das berühmteste Halsband, welches die Weltgeschichte kennt, bis auf den heutigen Tag unbezahlt geblieben.

Ueber die Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten.

In unsern Tagen des Kampfs den Frieden predigen, welch ein stilles, von den Welthändeln abgezogenes Gemüth legt das voraus! Aber wenn der Ruf nach der Abschaffung des Kriegs, von schwärmerischen Menschenfreunden erhoben, doch in der Welt des Handels und der Industrie ein Echo findet, auf welche Zustimmung kann die Mahnung zu einer Wiedervereinigung der Religionsparteien rechnen! Welche Pforten öffnen sich noch dem Rufe „Pax vobiscum!“ — „Friede sei mit euch!“! Scheiterte doch sogar jene von den hallischen Mitgliedern der feudalen Partei herbeigeführte Versammlung zu Erfurt, auf der Katholiken und Protestanten sich die Hände reichen sollten, um dem Liberalismus desto größern Widerstand leisten zu können. Was vermag darum bei der Herrschaft der realen Interessen die Stimme des Predigers in der Wüste, wie sie in „Pax vobiscum! Die kirchliche Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten, historisch-dogmatisch beleuchtet von einem Protestanten“ (Bamberg, Buchner, 1863) erhebt!

Die Schrift ist vortrefflich gemeint, von echt christlichem Geiste eingegeben, in der historischen Darstellung der früher zur Vereinigung beider Lehren gemachten Versuche gründlich und belehrend, ein Resultat wird sie nicht haben. Wunderlich, wie selbst klare Geister, in Lieblingsmeinungen befangen, die Wirklichkeit für nichts achten! Als einen wichtigen Grund, der die deutschen Protestanten und Katholiken zur Versöhnung führen müßte, nennt der Verfasser den allgemeinen Wunsch nach der Einheit Deutschlands! Er glaubt seine neue Kirche auf politischem Grunde erheben zu können. Aber die Zeit kirchlicher Compromisse ist vorüber, einfach, weil die Mehrzahl der Menschen sich längst im Herzen von den Dogmen der Kirche losgemacht, in deren Formen sie äußerlich noch leben. Die Religion, welche die Menschheit anstrebt, ist nicht das Christenthum des Reformationszeitalters; wir wollen, daß die herrlichsten Güter, die seitdem in Wissenschaft und Kunst gereift, von der neuen Kirche nicht angefeindet werden wie jetzt von dem veralteten Lutherthum, dem überall zusammenbrechenden römischen Papstthum. Eine [illegible]

mag mit Lessing und Goethe, mit Taxil Strauß und Renan beweisen können, in der Wirklichkeit hat es keiner noch keine gegeben, die es vermochte. Die echten Lutheraner verfolgern und schmähen Lessing, der Papst erklärt Renans Leben Jesu für ein satanisches Werk, ein [illegible]. Und trotzdem Vereinigung? Werden die Katholiken das Papsttum aufgeben? Zunächst haben die Protestanten keine Ursache, denen entgegenzukommen, die sie mit österreichischen Bundesreformen und dem Concordat beglücken wollen. Wenn — und die Zeichen der Zeit mehren sich — das Papsttum seinem Verfall nahe ist und ihn mit keiner Zauberkunst aufzuhalten vermag, dann wird es sich zeigen, ob der protestantische, der philosophische Geist mächtig genug ist, das verrottete religiöse Leben Italiens, Spaniens und Südfrankreichs neu zu beleben. Der Wunsch nach einer „Vereinigung der Parteien" lebt nur in schwärmerischen Gemüthern; der praktische Engländer macht für seinen Glauben in Mailand, Florenz, Neapel Propaganda, aber es denkt nicht daran, seine religiösen Grundsätze gegen die der Katholiken auszutauschen. „Es existiren in der That eigenthümliche Erwägungen", sagt der Verfasser, „daß in einer Zeit, welche oft für die abenteuerlichsten Gegenstände Organe der öffentlichen Kundgabe findet, die confessionelle Wiedervereinigung auch nicht die geringste Vertretung erlangt hat. Während aber jeder andere daraus schließen würde, daß diese „Wiedervereinigung" jetzt noch mehr als in den Tagen des Tridentinischen Concils und Leibnizens ein Hirngespinst sei, womit keiner gern seine Zeit verlieren mag, sieht er [illegible]. Sie ist unzweifelhaft, namentlich in Deutschland, ein in Ungeduldigen lebender Herzenswunsch. Dies ist eben der rechte Glaube, der Berge versetzen kann.

Wer möchte nicht in Frieden leben mit aller Welt! Wer sähe die Harmonie nicht vom Streit vor? Allein diese Ideale sind auf Erden nicht zu verwirklichen, ihnen entgegen strebt die Menschheit, aber sie erreicht sie nicht. Als Luther und Leo X. ihren Streit begannen, da war es möglich, eine Versöhnungsformel zu finden, weil auf beiden Seiten ungefähr gleiche Massen sich gegenüberstanden, beide Parteien der Autorität ihrer Führer sich blindlings unterwarfen. Wo ist jetzt der protestantische Pfarrer, dessen Glaubensverweigerung seine Gemeinde Wort für Wort unterschriebe? Wo ist die Macht, der die zwei Millionen Katholiken ohne Zögern folgen würden? Nicht einmal! Wann kamen auf den Hoftag des Statthalters Christi, als es zur Schlacht bei Castelfidardo ging, Bischöfe aus der ganzen Welt? Sind denn alle Katholiken einig? Ueber die weltliche Macht des Papstes etwa? Ueber die Beichte? Protestiren nicht jeden Tag Hunderte von italienischen Pfarrern gegen die Maßregeln ihrer Bischöfe? Dinge, von denen Luther nie sprechen hörte, erregen jetzt einen Sturm in der protestantischen Welt: die Frage über die Ehescheidung, die Frage nach der Glaubwürdigkeit der Evangelien. Sollen wir, die wir die Geschichten des Neuen Testaments als Mythen betrachten, die Worte des Heiligen zur Wirklichkeit nehmen? Noch ein Traum, daß eine philosophisch gebildete Geistlichkeit, wie es die Weltgeschichte ist, sich je wieder auf dem Boden des 16. Jahrhunderts zusammenfinden könnte! Statt der Vereinigung wird die Zersplitterung mehr und mehr um sich greifen, eine neuchristliche Kirche wird alle die umfassen, welche Gott im Geiste und in der Wahrheit suchen, aber schwerlich eine sichtbare. Damit sind wir mit dem Verfasser einverstanden, daß nur „ein Genius der Menschheit" die religiöse Frage der Zeit lösen wird, aber wir zweifeln, daß „er ein Grundbuch sein wird, der eine neue Welt im alten Raume und mit dem alten Schwerte entdeckt", ein Element, das Katholiken wie Protestanten gleich in ihren Bekenntnissen anfechten wird für die weitere Entwickelung der Religion nothwendig sein. Der pantheistische Anschauung. Wer kann jetzt noch von Gott reden, ohne der Natur zu gedenken? Wo empfinden wir jetzt noch das Walten der Gottheit am reinsten als in der Natur? Und den Naturwissenschaften sieht eine neue religiöse Anschauung auf — eine Anschauung weltlich, welche die Bekenntnisse der verschiedenen Confessionen gesprengt.

Zwei neue Entdeckungen.

Vor einiger Zeit brachten englische Journale die Mittheilung, daß ein kundiger Photograph Warner durch das Mikroskop die Entdeckung gemacht habe, daß sich auf der Netzhaut des Auges eines Chinesen das Bild seiner Geliebten befinde, das ihm im letzten Lebensmoment erschienen. Als der Künstler es von dem Auge auf das Papier gebracht, sah man wieder durch das Mikroskop alle jene Gegenstände, welche der Mörder in dem Moment des Todesstreiches aufgenommen: die Waffe, das Gesicht und die Züge des Schlachtopfers, wie die Bewegungen des die Art schwingenden Schlächters. Alle diese Gegenstände erscheinen in der Netzhaut des Auges, wie auf der inneren Fläche einer Camera obscura, und das Bild verharrte selbst nach dem Tode auf der Netzhaut, da das Auge keinen zweiten Eindruck mehr empfangen, der den ersten verwischt hatte.

Man hegte anfänglich Zweifel gegen die Wahrheit dieser Thatsache und nahm die Berichte mit der Einschränkung auf, dennoch war die Sache für die Gelehrten zu interessant, es wurde experimentirt und neue Thatsachen brachten die Forscher zum Schweigen. Jetzt ist diese Entdeckung zu einem Gerichtsbeweis geworden.

Unlängst von Paris wurde kürzlich in einer Villa die Besitzerin in ihrem Wartezimmer ermordet gefunden. Das Verbrechen wurde noch vor Beginn der Nacht verübt. Die nicht an dem Salon wohnende Kammerfrau hatte kein Geräusch vernommen, keine verdächtige Personen sich am Tage in der Nähe der Villa gezeigt. Es schien jede Spur, den Verbrecher ausfindig zu machen, verloren, da auch nicht der leiseste Verdacht irgendwen aus der Umgebung der ermordeten Dame belastete.

Bei den darüber angestellten gerichtlichen Untersuchungen erinnerte sich einer der Richter, vielleicht veranlaßt durch den Anblick des weit aufgerissenen, wie vom Angst und Schreck erstarrten Auges des unglücklichen Opfers, jener in England gemachten Entdeckung. Man schritt zur mikroskopischen Untersuchung der Netzhaut und fand in dem vergifteten Auge der Gestorbenen das treue und lebendige Abbild ihres Mörders im Moment, wo er den Dolch gegen sie erhoben. Mit einer sofort zu Paris gebrachten Photographie wird es unzweifelhaft den Nachforschungen der Polizei gelingen, den Verbrecher zu ermitteln. Das Bild zeigt einen untersetzten Menschen von blassem Gesichtsausdruck, krausem Haar, buschigen Brauen und Zinnober. Er scheint ein Mann in den dreißiger Jahren zu sein. Seine Bekleidung besteht aus einem Leinwandkittel und weiten, grobstreifigen Pantalons. Die Waffe, die er in der Hand hat, ist ein dreikantiges Messer, das er mit sich genommen haben muß, da es nicht gefunden wurde.

Somit ist der Sonnenstrahl ein Verbündeter des Gerichts geworden; möge er ihm überall die rechte Leuchte durch die Nacht des Verbrechens sein!

Die zweite praktisch zu verwerthende Entdeckung bezieht sich auf das soeben von Duchenne in Boulogne erschienene Werk: Mécanisme de la physionomie, das in Paris viel Aufsehen macht.

Der gelehrte Arzt behauptet in seinem Buche, daß jeder Ausdruck des menschlichen Gesichts, dem es in den verschiedenen Erregungen der Seele in natürlicher Weise annimmt, auch durch ein künstliches Mittel hervorgebracht werden kann. Dies Mittel besteht darin, daß man diese oder jene auf den Ausdruck einwirkende bestimmte Muskel der elektrischen Berührung unterwirft, wodurch selbst auf dem trügsten, des Mienenspiels völlig unkundigen Gesicht sich die frappantesten Geberden wilder Leidenschaften wie sanfter Empfindungen zeigen.

Duchenne constatirte vor kurzem in dem großen Saal der Ecole medicine vor einer zahlreicher Versammlung die Unfehlbarkeit jener Theorie. Eine ganze Stunde experimentirte er an dem starren Gesicht einer Leiche und rief durch die Macht des elektrischen Stroms in grausiger Wahrheit auf ihm den Ausdruck des Zorns, der Trauer, des Schreckens, der Verwunderung und der Dumpfheit, des Verdachts, der Verzweiflung und maßlosen Freude hervor.

Sowie der elektrische Strom aufhörte, den starren Zügen auf künstlichem Wege Leben und Ausdruck zu verleihen, zeigte das Gesicht die unbeweglichen des Todes.

Die Spekulation hat sich nun auch sofort dieser Entdeckung bemächtigt. Ein geschickter Mechaniker hat es unternommen, so kleine elektrische Batterien herzustellen, daß man sie in der Hand verbergen kann, sodaß dadurch dem Schauspieler, Prediger, dem Volksredner, ist es nun Brutus oder Antonius, ein mächtiger Verbündeter ihrer Beredsamkeit gegeben wird. Denn man begreift, daß es für sie alle von nicht geringer Wichtigkeit ist, ein Werkzeug zu besitzen, das ihrer Physiognomie den hinreißendsten Ausdruck gibt, den gerade die Situation erheischt und der doch im gewöhnlichen Leben so vielen Gesichtern abgeht, weil die Natur dem Individuum entweder nicht die genügende Muskelbeweglichkeit oder den geistigen Faktor gab, der nun auf rein mechanischem Wege gefunden ist. Man sagt, daß die Diplomaten sich besonders für das Gelingen dieses Unternehmens interessiren und bereits eine nicht unbedeutende Anzahl solcher elektrischen Batterien bestellt haben, um sie bei erster Gelegenheit, vielleicht am Neujahrstage bei der Gratulation in den Tuilerien, zu erproben, um die verschiedenen Empfindungen der verschiedenen Nationen auf ihren Gesichtern sichtbar werden zu lassen, die Europa Napoleon III. gegenüber im Herzen hegt.

Zur die Winterabende.

II.

In dem Roman von Arthur Stahl „Ein weiblicher Arzt" (zwei Bände, Leipzig, Costenoble, 1863), herrscht das leidenschaftliche Element vor. In den Briefen und Tagebuchblättern Ursula's, der Heldin, merkt man das Studium „Indiana's" und „Lelia's", überhaupt die weibliche Feder. Der Composition gebricht es an Schärfe der Umrisse und innerer Nothwendigkeit. Daß die Frau, welche dem Glück Ursula's im Wege steht, plötzlich stirbt und so die Hand des geliebten Mannes für sie frei wird, ist doch eine gar zu wohlfeile Lösung des Conflicts. Andere Verstöße gegen die Wirklichkeit sind leichter zu vergeben, sind aber ist ein ästhetischer Fehler. Die Darstellung ist flüssig und in den Bekenntnissen Ursula's schwungvoll. Von geringerem Werthe ist, trotz der Empfehlung A. von Sternberg's, „Das Erbschloß", Roman von Hans von Eichenfels (drei Bände, Leipzig, Costenoble, 1863). Darstellung und Inhalt sind gleich unbedeutend, ja es entsteht im Leser nicht einmal jenes Gefühl des Grauens, das sonst eine unterzählte Gespenstergeschichte so leicht erweckt. Durch einen Wirrwarr romantischer Abenteuer werden wir ziellos und zwecklos geführt. Der geschichtliche Roman Paul Stein's „Albrecht von Brandenburg" (drei Bände, Leipzig, Brauer, 1863) führt uns in die Zeit der Reformation, an den Hof des prachtliebenden und kunstsinnigen Albrecht, des Kurfürsten von Mainz, der in Deutschland seinem päpstlichen Vorbild, Leo X., nacheiferte. Trotz dem Mangel auch einer tieferen historischen Auffassung, so tritt uns doch das Aeußerliche jener Epoche anschaulich entgegen. Einzelne Scenen und die Frauengestalten sind von großer Anmuth. Der Erfindung ist ein Maßhalten in Abenteuerlichem nachzurühmen. Die Arbeiten Paul Stein's beanspruchen keinen hohen Kunstwerth, aber unter den Unterhaltungsschriften nehmen sie durch ihre Darstellung wie ihren sittlichen Gehalt eine hervorragende Stelle ein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Harry.

O nie hätt' ich gedacht, als Ihr uns von den Gefahren des Reichthums sprachet, daß ich sie hätte an Euch selbst sollen kennen lernen.

Thompson.

Du glaubst nicht, daß jeder überflüssige Schilling Fieldings mein ist? Glaubst nicht, daß ich um Eures Seelenheiles willen mein Gold in Eisen, mein Silber in Blei verwandelte, mich vor der Welt und meiner verworfenen Familie nur scheinbar arm erklärte, und das Elend einiger Jahre dem Elend einer Ewigkeit vorzog?

Harry (bestürzt).

Scheinbar?

Thompson.

Glaubst nicht, daß ich mit diesen meinen eigenen Händen mein Glück nur scheinbar zerstörte, um Euch opfern zu lehren auf dem Altar der Entsagung und eine verjüngte Zukunft nur zu hoffen von der Asche und der Trauer über Eure Vergangenheit?

Harry.

Vater!

Thompson.

Und nun soll der Bettelstab, den ich mir als Zauberruthe Eures inneren Menschen dachte, in meiner Hand ein dürrer nackter Stab bleiben, mein Silber Blei, mein

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 42. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Die Ahnfrau. Eine Erzählung von Franz von Kemmersdorf 1. — Ein Dichterbund in Oesterreich 1. — Napoleon Bonaparte de Gaulle. Von Karl Neumann-Strela. — Claudius Herausgeber Matthias 1. — Die verfallene Ritterburg. Von Robert Waldmüller. — Feuilleton: Ein Brief der Madame de Sévigné. — Der hochgemuthe Adam. — Berliner Briefe X. — Zur Geschichte der französischen Literatur. — Für die Winterabende III.

Die Ahnfrau.

Eine Erzählung von Franz von Kemmersdorf.

I.

Auf einer Reise im Süden überraschte mich die Nachricht des plötzlich erfolgten Ablebens meiner Großmutter. Obwol sie die Grenzen der gewöhnlichen Lebensdauer überschritten hatte, betrübte mich dieser Verlust dennoch schwer. Ich konnte mich mit dem Gedanken nicht versöhnen, bei der Heimkehr des zärtlichen Empfangs der alten Frau zu entbehren. Sie hatte mit ihren Kindern Verdruß erlebt; ich war der einzige ihrer Nachkommen, an dem sie mit vollem Herzen hing. Keine meiner Handlungen erregte je ihr Mißfallen, mit Ausnahme meines Hangs zum Reisen.

Der modernen Wanderlust standen die Vorurtheile der guten alten Dame entgegen. Das Reisen erschien ihr gefährlich und theuer. Auch die Menschen, behauptete sie, seien falsch in der Fremde. Als ob nicht derjenige, der niemals seinen Geburtsort verläßt, die nämlichen bittern Erfahrungen machen könnte als der, der die Welt umschifft!

So kam es, daß, so oft ich das Vaterland verließ, ich einen kleinen Streit mit der guten Großmutter auszufechten hatte. Auch das letzte mal trennten wir uns einigermaßen verstimmt. Indessen rief sie mich noch von der Treppe zurück. Es schien, als wollte sie mir irgendetwas mittheilen. Sie kam nach, aber dann entließ sie mich doch wieder ziemlich ungnädig.

„Es wird Zeit sein, wenn du zurückkommst", sagte sie und winkte mir, zu gehen.

Als ich damals ihre Hand an meine Lippen drückte, ahnte ich nicht, daß es das letzte mal sei. Sie war, obwol sehr alt, doch gesund. Jetzt peinigte mich auf der unangenehmen Rückreise die Reue, nicht geblieben zu sein bis zum Ende der Großmutter.

Die trübe Stimmung wuchs, je mehr ich mich dem Ziele näherte. Der Regen goß in Strömen, während wir in die Residenz einfuhren. Der Blick auf die naßen düstern Straßen steigerte das Mißbehagen. Vor einer Woche noch wandelte ich in Palermo unter blühenden Reben und jetzt fand ich mich mitten in das Unwetter eines deutschen Novembers versetzt — das fiel schwer zu ertragen.

Die peinliche Sache rasch abmachen und dann wieder fort, das war der einzige lichte Gedanke in meinem Trübsinn. Ich reiste daher noch am Tage der Ankunft der hochtrabenden Witterung und begab mich sogleich zu einem Verwandten.

Dort erfuhr ich, daß man das Testament der Großmutter eröffnet habe, um etwaige Anordnungen in Betreff ihrer Beerdigung zu erfüllen. Sie hatte mich zum Executor und Erben ernannt. Der Vetter legte einstweilen sein Siegel an bis zu meinem Eintreffen. Es kostete Mühe, ihn aus seinem behaglichen Zimmer noch hinauszubringen in den grauen, feuchten Novemberabend. Aber meine Festigkeit siegte und eine Stunde später saß ich im Lehnstuhl meiner Großmutter.

Die alte, treue Dienerin der Verstorbenen ergoß sich wortreich über die Ereignisse, welche in die Zeit meiner Abwesenheit fielen. Es ward mir leicht, zu erfahren, daß weder Schmerz noch Kampf dem Ende der Greisin vorherging. Sanft, gleich einem Kind, schlief sie ein und ihre Lippe murmelte zuletzt noch meinen Namen. Dieser Beweis von Liebe versöhnte meine Betrübniß.

Die Großmutter bewohnte ein Haus in einer der früher elegantesten Straßen; Neubauten veränderten allmählich die Physiognomie der Stadt, die Mode zog sich andere Regionen, doch die alte Dame blieb ihrer Gewohnheit treu. So kam es, daß die bekannten, lieb gewordenen Räume sich mit meinen frühesten Kindheitserinnerungen verschmolzen.

Nichts erschien verändert in der langen Zeit, nur die geliebte Person fehlte. Wehmuthig betrachtete ich den Fensterplatz auf dem schwindelnd hohen Eichengestell, von dem herab die bejahrte Frau gern die Straße beherrschte. Das rothgeblümte Damastsofa gemahnte an manche Erzählung der Großmutter aus längstvergangenen Tagen, wenn wir traulich beisammen saßen.

Hier in den stillen Räumen war mir reiche Kindheitsfreude geworden. Die festlichen Mahle an der leckern Tafel der Großmutter, die sich stets über des Knaben gesunden Appetit freute, lebten in meiner Erinnerung. Dann kam die Weihnachtszeit und mein Geburtstag. Da führte mich die gute alte Dame vor einen Eichenschrank mit schöner Metallverzierung; der barg in seiner bauchigen Tiefe zahlreiche Kostbarkeiten. Aus ihnen durfte ich mir ein Geschenk wählen. Nur einmal schlug mir die Großmutter eine Bitte ab: ich hatte das Porträt einer gepuderten Dame in einem seltsamen, altertümlichen Rahmen verlangt, welches über dem Schranke hing. Seitdem wußte ich wohl, daß es das Bild meiner Urgroßmutter sei. Durch sie hatte sich unser Geschlecht zahlreich ausgebreitet, obwol es jetzt in der vierten Generation schon wieder auf wenige Köpfe zusammengeschmolzen war. Uebrigens weihte ich der g[e]malten Ahnfrau von früher Kindheit an eine A[b]Widerwillen, weil mir damals auf meine Bit[te] die Großmutter geantwortet hatte: „Du wirst d[ie] mit warten müssen bis zu meinem Tode!" E[s] ungern mochte ich an dies Ereigniß erinnert wer[den], daß mir diese Worte den Gegenstand meine[s] frühern Begehrens verleideten. Mit den Jahre[n] wuchs noch die Anhänglichkeit zwischen der alte[n] Dame und mir. Ich ward allmählich ihr Pf[le]ger und Freund.

Unwillkürlich hatte ich dem Strom von Ge[-]danken, erregt durch diese Räume, nachgegeb[en] und war eine Weile sinnend gesessen. Indesse[n] raffte ich mich auf und ging in das anstoßend[e] Schlafgemach — zum Eichenschrank. Hier waren sowol die Geheimnisse meiner Großmutter al[s] ihre Schätze verwahrt. So sehr sie mich liebt[e], den Schlüssel zu diesem Heiligthum vertraute s[ie] mir niemals an. Gewöhnlich verriegelte sie sorg[fältig] die Thür des Zimmers, wenn sie ihn ab[-]sperrte.

Schwer entschloß ich mich, das im Leben [so] ängstlich Bewahrte aufzudecken. Wenigstens sollt[e] keine fremde, liebelose Hand daran rühren. Da[s] mittlere Fach konnte herausgezogen werden un[d] diente dann zum Schreibtisch. Correspondir[en] liebte zwar die alte Dame nicht, ich erinnere mic[h] nie einen Brief von ihr erhalten zu haben; dafü[r] hielt sie um so genauere Rechnungen. Der solid[e] Wohlstand ihres Haushalts sprach ebenso wohl[-]thuend von der hohlen Ostentationssucht un[d] innerem Knauserei der modernen Verhältnisse al[s] ihre ganze Figur kernig und fest von de[r] neuen Zeit sich unterschied.

Als ich das mittlere Fach des Schrankes öf[f]nete, fielen mir sogleich zahlreiche Papiere un[d] einige versiegelte Packete in die Augen. In schl[im]sen fehlte die Luft; so beschloß ich, die Nacht hin[-]durch thätig zu sein.

Ich läutete dem Bedienten meiner Großmutt[er] und befahl, starken Thee zu bringen. Die Ver[-]storbene hatte alle ihre Leute lange gehabt, au[ch] der Kammerdiener war ein Greis. Mich kannt[e] er natürlich seit meiner Geburt, deshalb erlaubt[e] er sich auch manches mahnende Wort.

Johann schüttelte bedenklich den Kopf, als e[r] meine Vorbereitungen wahrnahm. Ich rückt[e] nämlich einen bequemen Lehnstuhl vor den Schrank, schob einen Tisch daneben und stellte die Lichte[r] darauf.

„Hierher?" fragte der alte Mann verwundert.

als ich ihn bedeutete, das Zimmer auf den Fall zu sehen.

„Ja", erwiderte ich, „und richte mir ein Bett im Alkoven ein; ich werde einige Stunden ruhen, wenn ich mich müde fühle."

„Aber Sie werden doch nicht in diesem Zimmer über Nacht bleiben?" wandte der alte Diener ein.

„Weshalb nicht?"

Johann wies mit der Hand in die Höhe; meinem Blick begegnete das Bild der Ahnfrau.

„Wenn meine gute Großmutter hier ruhig schlief, warum soll ich es nicht?"

„Die hochselige Frau Baronin fürchtete sich vor gar nichts!"

„Und du wirst doch nicht wollen, daß ihr Onkel weniger Mut besitze?"

„Ich weiß nur, was ich weiß!" murmelte der Bediente hartnäckig: „die Ahnfrau wandelt herum. Sie soll eine strenge, harte Dame gewesen sein und muß jetzt dafür büßen!"

„Unsinn! Thue, was ich dir sagte!"

„Baron Franz, Sie wissen, daß ich die Wahrheit rede, nun denn, ich sah die schwarze Frau selbst."

Das Gesicht des alten Mannes ward bleich und seine Glieder zitterten, während er mir diese Versicherung gab.

„Wer an Gespenster glaubt, der sieht sie auch wol! Doch fasse dich, Johann, und lege dich ruhig schlafen; morgen werde ich dir berichten, daß mir im Geistergemach — nichts begegnete!"

Mit offenbarem Widerwillen vollzog der treue Alte endlich meine Anordnungen. Sobald ich mich allein befand, beleuchtete ich das Bild, welches jetzt leider mir gehörte. Ein Ebenholzrahmen mit einer gewundenen Goldverzierung umgab es. Oben lief letztere in einer Schleife aus über einem unter Familienwappen enthaltenden Medaillon. Aus dieser Einfassung trat das Kniebild einer Frau in schwarzem Sammtkleide hervor. Die Taille war wunderbar schlank, die Haltung gerade, beinahe steif. Die regelmäßigen Züge erschienen kalt und streng. Dunkle Augen, das Erbteil aller mir bekannten Nachkommen der Ahnfrau, schienen den Beschauer anzublicken. Ueber der hohen Stirn ringelten sich reiche gepuderte Locken und eine Perlenknospe saß darin. Das Bild war eher schön als schrecklich. In einer Ecke stand der Name der Ahnfrau mit der Jahreszahl ihrer Geburt und ihrer Verheiratung, denn kurz nachher, noch in der Blüte ihrer Jugend, war sie gemalt worden.

Mir fiel jetzt zum ersten mal auf, daß meine Urgroßmutter genau hundert Jahre vor mir zur Welt gekommen.

Uebrigens lag etwas Nervenaufregendes in der einsamen, nächtlichen Betrachtung des Bildes einer längst Geschiedenen, mit welcher sich jedenfalls manche dunkle Sage verknüpfte. Deshalb setzte ich auch die Lichter nieder, goß Thee in mein Glas, zündete eine Cigarre an und begann mich so behaglich als möglich vor dem Schreibpult einzurichten. Hierauf nahm ich einen Pack Schriften heraus.

Darunter befanden sich meistens Briefe aus sehr früher Zeit; denn, wie schon erwähnt, in späteren Tagen liebte meine Großmutter die Correspondenz nicht mehr. Auch waren bei der sehr belebten Frau natürlich viele Bande zerrissen, sie hatte ihre Zeitgenossen überlebt. Die verblaßte Tinte, die häufig seltsamen, veralteten Schriftzüge boten große Schwierigkeiten; besonders, da ich nicht erratend nachzuhelfen vermochte, denn Ereignisse und Personen waren mir fremd. Von den letztern kannte ich zuweilen Kinder oder Enkel. Indessen gewährte es einen eigentümlichen, wenn auch melancholischen Reiz, sich inmitten der Gefühle und Bestrebungen dieser Dahingegangenen versetzt zu sehen. Denn gelangt die Kunde längst vergangener Tage meist nur als trockenes Gerippe auf uns, hier in diesen Papieren pulsirte noch warmes Leben. Die Herzen schlugen damals ebenso mächtig, die Leidenschaften tobten mit der nämlichen Gewalt als jetzt, und mit einem Worte, die alte Geschichte wiederholt sich stets: die Form kann wechseln, aber die Hauptsache bleibt sich gleich.

Besonders zahlreich waren die von den Geschwistern untereinander gewechselten Briefe, für mich vom größten Interesse, denn sie bieten manche mir räthselhafte Begebenheit in unserer Familie auf, die man wol vor den jüngern Mitgliedern geflissentlich geheim hielt. Aber auch historische Wichtigkeit besaßen die Papiere. Sie enthielten viel über den Kauf oder Tauschvertrag, welchen der damalige kinderlose Regent des Landes über seine Erbstaaten mit dem deutschen Kaiser einzugehen sich geneigt zeigte. Mehrere der schreibenden Personen standen den Ereignissen nahe; sie gelangten zu genauer Kenntnis der mannichfachen, sich durchkreuzenden diplomatischen Intrigen, Cabinetskabalen, Weibereinfluß, Be-

Erfindungen bildeten damals das „Hinter den Coulissen" der Geschichte. Seit die Nationen ihr Veto einlegen, geht es offener, aber auch derber zu.

Neben der Politik, welche für die Brüder meiner Großmutter ein persönliches Interesse besaß — denn sie scheuten mit andern angesehenen Staatsangehörigen die Mediatisierung —, spielten doch natürlich oft reine Privatverhältnisse die hervorragendste Rolle in den Briefen. Da fand ich häufig Dunkelheiten. In geheimnißvoller Weise wurde eine Person erwähnt, die dann wieder für Jahre ganz aus dem Briefwechsel verschwand. Der eigentliche Name dieser mystischen Figur fand sich niemals, dann brach mit einem mal jede auf sie bezügliche Nachricht ab. Auch ging aus der Correspondenz eine große Strenge der Aeltern, insbesondere der Mutter, hervor. Selbst die erwachsenen und verheiratheten Kinder fürchteten sich noch vor der — Ahnfrau.

Der Duft der Vergangenheit stieg aus diesen Blättern auf. Die ängstlich eingedämmte Form im Glauben, in der Familie, dem Staate und daneben die derbe, wirkkräftige Genußsüchtigkeit der Vorfahren, die uns, den von den meisten Vorurtheilen befreiten Enkeln, in diesem Maße gänzlich unbekannt ist.

Ohne vermittelnde Erklärung konnten sich die zwei so scharf geschiedenen Generationen nicht mehr verstehen. Warum fehlte die gute Großmutter, für mich solange das lebende Band zwischen „sonst und jetzt"?

Ich legte die mir werthvollen Documente sorgfältig zusammen, um sie in Muße noch genauer zu prüfen. Hierauf öffnete ich ein zweites Fach des Eichenschrankes. Hier fand sich eine große, silberbeschlagene altertümliche Hausbibel, ein von der Hand meiner Großmutter an mich adressirtes versiegeltes Päckchen und ein vergilbtes Notenblatt.

Mit Wehmuth ergriff ich zuerst, was an mich direct von der theuern Abgeschiedenen gerichtet war. Es barg die Hülle ein Etui mit schönem Diamantenschmuck, dabei lag ein Zettel, welcher in den seltsam schnörkeligen, aber festen Schriftzügen der guten alten Dame nur die wenigen Worte enthielt: „Liebes Franz, es ist mein Wille, daß Du die Diamanten dem Kinde oder den Nachkommen meiner Schwester Philippine übergibst als Zeichen der Versöhnung!"

Viele Jahre verlegten mich in nicht geringe Verlegenheit. Von der erwähnten Schwester hatte die Großmutter nur äußerst selten gesprochen; das Wenige, was ich von ihr wußte, bestand darin, daß sie vor sehr langer Zeit als junges Mädchen gestorben sei.

Mehr! sollte sie Nachkommen hinterlassen haben? An eine Geistesverwirrung meiner guten Großmutter konnte ich nicht glauben, sie war bei unserm letzten Abschied so vernünftig, so klar gewesen und überdies erschien das Päckchen schon alt und mochte seit Jahren in dem Eichenschrank geruht haben.

Ohne Hoffnung, aus diesem Labyrinth der Vermuthungen den Ausgang zu finden, schlug ich die Bibel auf. Sie hatte sich im Besitz meines Urgroßvaters befunden. Auf die weißen Blätter des Folianten waren die wichtigsten Familienereignisse verzeichnet. Da fand sich zuerst, wie der Urgroßvater die Ahnfrau heimgeführt. Auf der großen Tour hatte er sie kennen lernen; sie war die Tochter eines Marschalls von Frankreich und er brachte die erwählte Braut von den sonnigen Ufern der Loire in sein Heimatland. Dann folgten die Geburten der Kinder. Elf davon wuchsen heran, neun Söhne und zwei Töchter. Der Vater verzeichnete überall bei den Namen die Heirath und den Stand. Meine Großmutter, obwol sie am längsten lebte, war dennoch das erstgeborene der Geschwister. Das letzte Kind hieß — Philippine! Es fand ein Kreuz daneben; der beigefügten Jahreszahl gemäß, mußte sie im zwanzigsten Lebensjahre unvermählt gestorben sein.

Diese Hausbibel, in ihren Aufzeichnungen fortgeführt bis zum Tode des Urgroßvaters, hatte immer das Ansehen und die Kraft eines Documents in unserer Familie besessen. Die Großmutter selbst berief sich bei allen entscheidenden Fragen darauf. Die Geschichte mit Philippine wurde aber darum nur dunkler.

Allmählich ward ich müde, so groß auch die Nervenaufregung sein mochte; die erschöpfte Natur trat in ihr Recht. Immer wieder wandten sich die Gedanken meiner Aufgabe zu; sie schien sich nicht zu lösen. Weit entfernt, Klarheit zu finden, vermehrte sich die Verwirrung.

Mechanisch langte ich nach den Noten und hielt das vergilbte Blatt dicht an die Kerzen. Es war eine Menuette, eingerichtet, um auf den bescheidenen Klavieren früherer Tage vorgetragen zu werden. Nach diesem Rhythmus hatten also unsere Vorfahren ihre zierlichen Tänze aufgeführt.

Doch plötzlich erschienen zwischen den weit auseinanderstehenden Noten die Zeichen einer

Schrift, und je näher ich sie der Flamme brachte, traten sie desto schärfer hervor. Bald konnte ich nicht mehr zweifeln, daß ich einen sehr alten und altmodischen Liebesbrief in den Händen hielt. In der schwulstigen Weise, die uns Ungeschmack dünkt, war die Auserwählte mit allen Göttinnen des Olymps verglichen. Amor's Pfeil kam in dem abgeschmackten Machwerk auf jeder Zeile vor. Das Ganze brachte den Eindruck hervor, als sei es aus einem der damaligen Schäferromane schlecht abgeschrieben worden. Aber was der Epistel an Correctheit mangelte, ersetzte ihr Feuer.

Wer konnte an meine Großmutter in dieser Weise geschrieben haben? Sicher keiner ihrer vielen sehr angesehenen Freier, denn sie war niemals vermählt gewesen. Den Weg der Heimlichkeit hatten jene nicht nöthig zu betreten. Heimliche Liebe bleibt immer etwas Bedenkliches. In meiner krankhaft überreizten Stimmung wurde ich gewiß über den Verfasser des Briefs, der sich in ihren wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebenden befand. Ich glaubte einen Flecken auf dem von mir stets so rein und hochgehaltenen Charakter der alten Dame zu erblicken.

Das Blatt wollte ich vernichten — weiter reichen meine Erinnerungen nicht; ich mochte eingeschlafen sein. Das erste, was ich beim Erwachen erblickte, waren die dunkeln, starr auf mich gerichteten Augen der Alraun. Johann stand vor mir mit dem Frühstück. Das Gesehene war für mich ein wüster Traum.

„Sie hatten wol eine schlechte Nacht unter dem fürchterlichen Bild?“ fragte der alte Diener ängstlich.

„Nein, beruhige dich“, entgegnete ich lächelnd, „es geben mir einige der Haupterfordernisse zum Geisterlehen ab!“

Der Greis schüttelte nachdenklich den Kopf. „Dennoch duldete es Sie nicht auf dem Lager?“

„Aus dem einfachen Grunde, weil ich hier vom Schlaf überwältigt wurde.“

Johann war unzufrieden darüber, daß ich keinen Spuck gesehen; die einfachen, beschränkten Gemüther lassen ungern sogar einen Aberglauben fahren.

Uebrigens kehrte mir Besinnen und Erinnerung allmählich zurück. Das Ei mit dem Schmutz lag auf dem herausgezogenen Fach des Schranks; es gemahnte an den schwierigen Auftrag der Großmutter. Das Notenblatt war meiner willenlosen Hand entfallen, es befand sich auf dem Boden; Johann überreichte es mir — also hatte ich nicht geträumt!

Jetzt erschien die chronische Furcht nicht mehr sichtbar, überhaupt kam mir die Sache am Morgen weniger wichtig vor; ich schob die geheimnißvollen Noten wieder in eins der Fächer. Hierauf öffnete ich das Fenster und steckte den Kopf in die frische, scharfe Luft hinaus. Unten gingen einige Dienstmädchen über die Straße mit Milchtöpfen. Tagelöhner begaben sich an ihre Arbeit. Das nächterne, prosaische Bild des wirklichen Lebens heilte mich vollkommen von der phantastischen Ueberreizung, in welche mich die späte nächtliche Beschäftigung mit längstvergangenen Dingen und längstverstorbenen Personen versetzt hatte. Die Gedanken kehrten mit gewohnter Klarheit zurück.

Es lag mir alles daran, einen Wunsch, gleichsam das letzte an mich gelangte Wort meiner Großmutter, zu erfüllen. Was ich gestern vergeblich gesucht, ich fand es heute müheles. In einer verwickelten Sache gilt es zunächst den ersten Schritt zu bedenken. Wer mehr thun will, geräth in Verwirrung. Aber von Schritt zu Schritt langsam und sicher vorwärts schreitend, wird ein schwieriges Problem am besten in Angriff genommen.

Vorerst mußte ich Gewißheit haben, ob Philippine wirklich in ihrem zwanzigsten Jahre unvermählt gestorben sei. Von dieser Nachforschung hingen die ferneren ab.

So verwickelt sich mir Anfangs die persönlichen Beziehungen meiner guten Großmutter gestalteten, ebenso einfach und in Ordnung erwiesen sich die Vermögensverhältnisse. Im Laufe einer Woche konnte ich meine darauf bezüglichen Geschäfte beenden.

Nachher verließ ich die Hauptstadt und begab mich nach dem Gute, welches mein Urgroßvater mit seiner Familie bewohnt hatte. Die Gegend war eine öde, trostlose; auf landschaftliche Schönheit hielten unsere Vorfahren wenig. Ueber einem kahlen Felsen erhob sich der Schloßhügel; alters- grau und verwittert ragten die Mauern des Herrenhauses in die Novemberluft; kein gastlicher Schornstein rauchte mehr. Der Enkel der ehemaligen Besitzer mußte Obdach suchen in der bäuerlichen Schenke.

In meinen Pelz gehüllt, ging ich über die holperige Straße nach der Kirche. Der Küster betrachtete verwundert den Fremden, der so eifrig die Monumente studirte. Artistischen Werth besaßen sie keinen. Die neuern befanden sich im

über, in der Nähe des Hauptaltars. Ich fand die Ruhestätte des Urgroßvaters und der Tag seines Abscheidens fiel nur ein Jahr später, als er das Kreuz neben seiner jüngsten Tochter Namen gezeichnet hatte. Die Ahnfrau überlebte ihren Gatten dreißig Jahre; auch ihre Asche war hergebracht worden, obwol sie als Witwe meistens in der Residenz ihren Aufenthalt genommen. Der letzte aus unserer Familie in der Dorfkirche Beigesetzte war ein Bruder meiner Großmutter; dessen Sohn verkaufte bald nachher das alte Besitzthum.

Immer und immer wieder durchforschte ich alle Räume der Dorfkirche, las halbverwischte Inschriften. Ein dreijähriges Kind meines Urgroßvaters hatte seinen eigenen Stein, aber auf Philippine wies keine Spur.

Schon dämmerte der Abend, der Küster wollte seine Kirche schließen, ich gab mein melancholisches und nutzloses Geschäft auf.

Kläglich leuchtete das Pfarrhaus durch die trübe, nebelige Atmosphäre; es fiel mir ein, hier Erkundigungen einzuziehen.

In dem Pfarrer traf ich einen bejahrten, in dem Orte geborenen Mann. Das Kirchenbuch enthielt keine Todesanzeige der Fräulein Philippine von Moosdorf, versicherte er bestimmt. Indessen hieß er es holen und die eifrigsten Nachforschungen bestätigten seine Aussage.

Der alte Mann besann sich; er zwang sein Gedächtniß, ein langes eintöniges Leben zurückzuwandern. Meine Frage hatte Bilder in ihm erweckt, die seit Jahren vergessen schlieferten.

„Ich glaube, das gnädige Fräulein starb wenigstens damals nicht", bemerkte er. „Gleichen hat sie hier freilich seither niemand. Was aus ihr geworden, vermag ich nicht anzugeben. Der Herr Reichsbaron war ein strenger, harter Mann; seine Angelegenheiten wagte ungefragt keiner zu berühren. In das Treiben der Vornehmen mischten sich zu jener Zeit die Gerichte nur äußerst selten und in ganz augenscheinlichen Fällen. Uebrigens war er selbst Ort- und Gerichtsherr auf viele Meilen in der Runde, übte den Blutbann und erkannte nur den deutschen Kaiser als Oberherrn an."

„Schön war Philippine von Moosdorf", fuhr der Pfarrer, sich erwärmend fort; „wenn sie des Sonntags nach der Kirche kam, hatten wir jungen Burschen nicht Augen genug, sie anzusehen. Der Herr Reichsbaron liebte sie auch ganz außerordentlich; er gab ihr gewöhnlich den Arm, während seine Gemahlin von einem Sohn geführt wurde. Stolz mochte der Freiherr von Moosdorf genannt werden auf seinen Namen, seinen Besitz, aber gewiß war er es am meisten auf sein jüngstes Kind. Die blühende Knospe stand seinem Herzen näher als sonst etwas. Es kamen die Freier von nah und fern, nicht einer war dem Vater gut genug. Mit einem mal verschwand das gnädige Fräulein. Es erregte ungeheures Aufsehen in unserer kleinen Welt. Der Herr Reichsbaron erklärte seine Tochter für todt, zu widersprechen wagte niemand. Doch legte er keine Trauer an, verfiel aber sichtlich, seit ihm das Licht seiner Augen fehlte. Nachbarschaft gab es wenige; die seltsame Begebenheit erlosch im engen Kreise."

Mit Interesse hörte ich den Erinnerungen des Pfarrers zu, wenn sie auch keine Aufklärung des eigentlichen Gegenstandes meiner Nachforschungen boten. Manches erfuhr ich noch über meine Familie; Philippinens Geschick blieb so dunkel als vordem. Durfte ich auch kaum annehmen, daß sie in ihrem zwanzigsten Jahre verstorben, so ward darum die Sache noch verworrener. Ein Geheimniß warf seine Schatten über meine Großtante. Lebende Zeugen mochte es wenige mehr geben. Wahrscheinlich hatte die Großmutter vor meiner letzten Abreise mit mir über ihre Schwester sprechen wollen — der Mund war jetzt verstummt. Der einzige schwache Faden, der möglicherweise zu einer Entdeckung führen konnte, schien mir die Annahme, als sei die mystische Person im Briefwechsel der Geschwister niemand anders als Philippine. Damit war indessen wenig gewonnen, die Korrespondenz hatte in den letzten dreißig Jahren aufgehört. Schon früher war die stets so versteckt und geheimnißvoll Erwähnte wieder daraus verschwunden. Von den Theilnehmern befand sich nicht ein einziger mehr am Leben.

Philippine war vor mehr als funfzig Jahren verschollen; ich hatte die Welt vor mir, sie zu suchen!

Neben dem Verlangen, den Wunsch meiner Großmutter zu erfüllen, reizte mich auch die Schwierigkeit des Unternehmens. Ich zog an all den Orten, an welchen mein Urgroßvater Güter besessen oder ihm Verwandte lebten, Erkundigungen ein, aber vergebens; die alte Geschichte schien längst aus dem Andenken der Menschen verschwunden.

Es blieb mir noch als letztes Mittel ein Aufruf in den öffentlichen Blättern übrig. Aber ich kannte doch nicht die Nachkommen des Freifräuleins Philippine von Moosdorf auffordern,

sich zu melden, sondern ich mußte mich dreimal die Bitte ergehen zu lassen an jeden, der Kunde über das Geschick der Verschollenen besitze, mit mir in Verbindung zu treten. Ich erhielt die Adresse meines Geschäftsmannes, weil ich meinen Namen in einer vorerst hoffnungslosen Forschung nicht der Lächerlichkeit preisgeben wollte.

In der Hauptstadt ordnete ich noch vollends die Angelegenheiten meiner Großmutter, sicherte das Alter ihrer treuen Pflegerin und behielt die Wohnung mit den Möbeln als Absteigequartier für mich. Dann gebot ich dem Sehnen nach dem Süden nicht länger.

Bald waren die Schrecken eines deutschen Winters fern, ich wandelte wieder unter blühenden Blumen und in die veränderte Umgebung folgte mir kaum traumartig das Andenken an die geheimnißvolle Philippine.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Die Discordanten in Oesterreich.

I.

Wer in den letzten Monaten im lieben heiligen römischen Reich umhergekutschirt ist, hat eine wunderliche Zeit in der Nähe gehabt. Schwarzrothgold im Prater, schwarzrothgold in der Eichenheimer Gasse, schwarzrothgold im Angesicht des Innsbrucker Pauli — Wien in dem berauschenden Wahn schwelgend, sein Kaiser werde sich in Frankfurt die deutsche Kaiserkrone aufs Haupt setzen; Frankfurt, in die Zeiten des jungen Goethe zurückverzaubert, den alten Römer aufputzend und dazwischen im Saalbau auf Häusser, Welcker und Schulze-Delitzsch lauschend; Leipzig, als behäbiger Bürgermann die bebenden Jungen aus Tirol und Schleswig-Holstein, aus Polen und Saarbrücken mit gleicher Gastlichkeit bewirthend und gemüthlich dazu lächelnd, wie seine schmucken Töchter rechts und links die Bande der deutschen Einheit zu knüpfen verstehen, trotz Reformverein und Nationalverein, trotz kleindeutscher Partikeln und großdeutscher Reichsschwärmerei; — es ist eine tolle Zeit gewesen und jeder thut mir leid, der nicht wenigstens ein Stück davon durch ein anderes Medium gesehen hat als durch seine alltägliche Brille.

Was mich betrifft, so ist mir der Anblick ganz wichtig gewesen. Ich habe mich, ehe der Wahnbau norddeutscher Reflexion die allerletzte Blume flechtig machte, in Heinrich von Ofterdingen's Heimat umhergetrieben und habe seitdem die schwarzrothgelbe (denn etwas vom Schwarzgelb haftete freilich daran) Begeisterung für den kaiserlichen Zug ins Reich in ihrer ganzen kindlichen Naturlichkeit zu kosten bekommen.

Nun konnte mir's nicht übel gelüsten, in den politischen Nichtenen, welche schon wieder die Luft erfüllen, mit der frischen Almluft in den Lungen den Anregungen süddeutscher Gemüthlichkeit aufzuspielen. Aber die poetische Seite des süd- und norddeutschen Zusammengehörigkeitsthemas ist gerade in den letzten Monaten hinreichend zu ihrem Recht gekommen. Ich gebe daher eine andere Reisestudie zum besten, die auch einmal gemacht sein will und die ich hier denn ohne weitere Verrede mit ein paar nicht sonderlich neuen, aber hoffentlich um so minder anstößigen Betrachtungen einleite.

Unter den mannichfachen Schwierigkeiten, welche die Einigung Deutschlands bisher verzögert haben, steht das Vermächtniß der religiösen Spaltung so ziemlich obenan. Wol haben sich Katholiken und Protestanten oft genug als gute und verträgliche Nachbarn erwiesen und in Ungarn z. B. bestehen beide Kirchen seit Jahrhunderten friedlich nebeneinander. Der Gegensatz tritt aber fühlbar hervor, wo immer abweichend politische Instinctionen trennend hinzukommen. Gesellt sich zu solch scheidenden Elementen gar noch die Ueberlieferung blutiger Glaubensfehden, so kann es nicht fehlen, daß die Worte Ketzer und Papist in ihrer üblen Bedeutung von Geschlecht zu Geschlecht vererben.

Wie ich schon andeutete, habe ich anfangs, und zwar mit Rührung, die lebendige Theilnahme beobachtet, welche die deutsche Bevölkerung Oesterreichs den deutschen Einheitsbestrebungen zuwendet. Es geht ein mächtiger Begeisterungshauch durch alle deutschen Gaue des Kaiserstaats und die verjüngte Kraft des wunderbarn gearteten Baumes im weiten Walde der europäischen Staatenfamilie träumt in der That davon, das schirmende Laubdach zu treiben, nach dessen schließendem Wipfel so lange Zeit vergebens ausgeschaut worden ist. Wohin dieses Gären und Schäumen führen wird, das muß die Zukunft lehren. Einstweilen drängen sich, auch außerhalb des Ja oder Nein der außerösterreichischen Factoren bei dem Werke deutscher Einigung, Fragen auf, welche schon jetzt die mannichfaltigsten Antworten hervorrufen.

Die religiöse ist unter diesen Fragen vielleicht die allerverwickeltste. Ich habe mir deshalb die Mühe nicht verdrießen lassen, dieselbe auf meinen Streifungen durch die kaiserlichen Staaten öfter

anzuregen und den Werth zu erkunden, den man ihr beilegt. Während ich dies schreibe, tönt der Gesang einer ländlichen Prozession zu mir ins Fenster. Es sind Wallfahrer aus Untersteier, die zum nahen Feste der Himmelfahrt Mariä nach Mariazell pilgern. Drei, vielleicht vierhundert mögen sich zusammenzählen lassen, Männer und Weiber, Burschen und Dirnen, hier und da auch Kinder. Drei Geistliche ziehen mitten im dichtesten Gedränge mit; die Weiber besonders halten sich in ihrer Nähe, denn einer der geistlichen Herren singt allen andern vor und die Weiber sind beim Nachsingen allemal am eifrigsten betheiligt. Nun sich der Staub der Landstraße etwas verzieht, erkenne ich erst das vorn im Zuge getragene Sammet- und Fahnenreichen; es ist ein braunsammtnes Panier mit reicher Goldverbrämung; dem Träger desselben hängt ein ledernes Futteral über dem Rücken, das bei einbrechendem Regen dem werthen Kirchenstück Schutz bieten wird und es auch auf dem Heimwege aufzunehmen bestimmt ist. Die Männer gehen sämmtlich barhaupt; nur einer der Geistlichen, vermuthlich ein Lembert, trägt eine lilafarbene, vielkantige Kappe von glänzendem Seidenstoff auf dem Kopfe; ebenso hat der neben ihm gehende Kapuzinermönch sich durch ein kleines schwarzes Kappchen gegen die stechenden Sonnenstrahlen geschützt. Die Weiber tragen zumeist weiße Bündel auf dem Kopf, aus denen hier und da Reiseproviant hervorguckt. In den Händen, zumal bei den jungen Mädchen, sieht man große Blumensträuße, und die mit Marterln und Gebrechlichen beladenen Wagen sind reich mit Blumengewinden geziert.

„Was ist heilig?" Das ist's, was viele Seelen zusammenführt; bindet es auch nur leicht wie die Rosie den Kranz.

In der That, wer kann sich angesichts einer ländlichen Wallfahrt mit all ihrem poetischen Zauber und all ihrem festlichen Glanze der Täuschung hingeben wollen, daß zwischen Katholik und Protestant heutzutage kaum noch ein tiefgreifender Unterschied bestehe?

Dennoch findet man in Oesterreich die Meinung verwaltend, daß mit der Duldung, deren sich die Akatholiken seit der neuen Aera erfreuen, die Schwierigkeiten jener religiösen Scheidung fast schon vollständig gehoben sind. Ich habe allerorten die Gebildeten sich in diesem Sinne äußern hören. „Es ist wahr", sagte mir ein hochgestellter, sehr vielseitig unterrichteter Mann, „Tirol bleibt noch im Rückstand; eigenthümliche Einflüsse herrschen vor, die nicht im Fluge beseitigt werden können. In allen übrigen Landestheilen hat man aber begriffen, daß die Verschiedenheit der Gottesverehrung uns Deutsche nicht mehr trennen darf. Als sich z. B. unlängst auf dem steirischen Landtage Stimmen geltend machten, welche dem »Frauenverein für alle Confessionen« dieselbe ständische Geldbeihülfe bewilligt wissen wollten, deren sich der »Katholische Verein« erfreut, wurde die volle Summe bewilligt, obschon selbst der protestantische Bürgermeister von Graz nur die Hälfte des Zuschusses befürwortete. — Sie haben die alte Schwarz-Spanier-Kirche in Wien gesehen?" fuhr der Sprecher fort. „Nun, man ist eben jetzt daran, sie auf Staatskosten in eine protestantische Garnisonskirche umzuwandeln. Ein kirchliches Blatt eifert zwar dagegen; kaum 300 protestantische Soldaten, meint es, gebe es zu Zeiten in Wien. Gleichviel, die Kirche wird ihnen eingeräumt. Daß man unlängst in Salzburg den Grundstein zur protestantischen Kirche gelegt hat, ist Ihnen ohne Zweifel nicht entgangen. Die Mitglieder des Eisenbahncongresses waren die Pathen dieses Kindleins. Ich weiß, das Geld kam zum Theil aus dem Reich; der Gustav-Adolf-Verein hat mehr als 1(000) Gulden beigetragen. Aber dennoch, in Salzburg eine protestantische Kirche, in demselben Landestheile, welchen vor etwa erst 130 Jahren nicht weniger als 30000 Protestanten um ihres Glaubens willen räumen mußten, — das ist und bleibt ein vielsagendes Zeichen der Zeit! Kein Oesterreicher von einiger Bildung denkt daran, den Protestanten ihre Andersgläubigkeit vorzuhalten. Wir werden uns vortrefflich mit dem Norden vertragen."

Es ist ein trauriges Ding, daß über diesen Gegenstand kaum zwei Worte geredet werden können, ohne daß die Geschichte den warnenden Finger erhebt und auf Zeiten der Toleranz deutet, denen die entsetzlichsten Verfolgungen nachhinkten. Im Jahre 1600 gab es in Graz nur noch drei Katholiken, heute bilden die Akatholiken in dem damals also vollständig protestantischen Steiermark nur einen Tropfen im Meer; Feuer und Schwert und Austreibung haben die Bekehrung dazumal zu Stande gebracht und langer Geistesdruck hat verhindert, daß die angethane Gewalt zu nachträglicher Wiederkehr neuer Andersgläubigkeit führte. Was ist, um Naheliegendes gegenüberzustellen, aus dem Anathmen geworden, das die Aufklärung Joseph's begleitete? Im Jahre 1788 — es war am 29. October — fand

ein Häuflein kaiserlicher Schützen, Gewehr im Arm, dem Wallfahrtskirchlein Maria Straßengel gegenüber, als Schutzwache, hieß es, für die Maurer und Zimmerleute, welche von Reparirungs wegen das Rathhaus demolirten. Zwei Jahre später zogen dieselben Werkleute den Mörtel und die Balken wieder zusammen und das naturwüchsige Tannenermäßer trat wieder in seine wundenthätigen Rechte. Im Jahre 1788 hatte Aberglauben geherrscht, was im Jahre 1793 schon wieder Glauben hieß.

Es ist nicht unbegreiflich, daß die protestantischen Theile Deutschlands vor den Schattenseiten solcher politischen Wetterumschläge ein lebendigeres Gedächtniß bewahren werden, als dies unter den Katholiken Oesterreichs der Fall ist. Die streitende Kirche hat die Toleranz nie in einem Glaubensartikel erhoben; ihre Aufgabe ist aggressiver Natur, und wenn die Protestanten unter Umständen es eben auch nicht an Intoleranz haben fehlen lassen, so muß doch schon der ganze geschichtliche Entwickelungsgang des Protestantismus vor allem die Nichtkatholiken eifersüchtig auf ihre schwer errungenen Freiheiten machen. Auf der andern Seite läßt sich nicht verkennen, daß Oesterreichs außerdeutsche Stellung bisher die wesentliche Ursache war, warum es sich als Bollwerk der römischen Kirche erhalten hat, und daß ein engeres Zusammenwachsen mit der Land- und Bildungsweise des von Rom abgefallenen Deutschland die Freiwerdung Oesterreichs von Rom nothwendig unterstützen muß. Disjecta waren die kirchlich-reformatorischen Bestrebungen, welche Oesterreichs Geschichte aufweist, schon deshalb hoffnungslos, weil der Zusammenhang der so Gesinnten mit den Katholiken Deutschlands kein engen auftretender sein konnte. Bei einer engern Verschwisterung aller deutschen Stämme muß dieser Rückhalt von der mächtigsten Wirkung sein.

Wie aber dann?

Ein Kaplan, mit dem ich manches Stündchen verplauderte, bestätigte mir, was man jetzt in den kirchlichen Blättern auffallend oft in Abrede stellen sieht, daß nämlich die Ansichten Wessenberg's zu allen Zeiten in Oesterreich das stille Glaubensbekenntniß einer großen Anzahl von Geistlichen ausmachten. Was ist der Kern dieser Ansichten? Lossagung von Rom, nicht mehr und nicht weniger! Man weiß, daß Wessenberg, der Bruder des österreichischen Gesandten in London, als Vorsteher des Bisthums Konstanz ein organisch unter sich zusammenhängendes deutsches Episkopat aufrichte; er wollte geradezu einen Primas und somit ein Verhältniß der deutschen Gesammtkirche zu Rom, wie es etwa die gallikanische Kirche festgestellt hat. „In Frankreich", sagt Wolfgang Menzel mit Recht, „wo die Reformirtenprozessionen gleich Null ist, konnte die gallikanische Kirche Erfolg haben, wenn auch nur in einer Zeit allgemeiner religiöser Erschlaffung. Aber in Deutschland, wo die katholische Kirche sich der Ueberlegenheit protestantischer Bildung zu erwehren hatte, konnte sie den Rückhalt in Rom nicht entbehren."

Ob dieser Rückhalt heutzutage mehr bedeute als eine Stütze, auf die man sich nicht stützen darf, wollte mein Kaplan nicht entscheiden; er meinte, es komme ja auch auf See zuweilen vor, daß Segel und Masten und selbst Anker, lauter kaum entbehrliche Dinge, über Bord geworfen werden müßten, um das Schiff selbst nur flott zu erhalten. Rom sei, fürchte er, ein solcher Anker. Wollte man ihn auswerfen, so triebe es das Schiff in eine Strömung, für die heute jedes Senkblei fehle, in die antinationale, fremdländische, und da treibe man wer weiß wohin — möglicherweise gar auf die polnische Sandbank derjenigen, welche Wien nach Buda-Pesth verlegen möchten. Wolle man ihn an Bord behalten, so müsse man jeden Vortheil leichter Bewegung opfern. Ueber Bord müsse er also, ob entbehrlich oder nicht. Das Weitere stehe in des Himmels Hand.

Man sieht, daß wir hier vor den Ausläufern eines Gebirges stehen, ähnlich demjenigen, über welches schon Leibniz den Weg suchte und nicht fand, nur daß damals die Ueberflügelung von der Seite des Protestantismus beginnen sollte, während jetzt die alte Kirche nach einem nicht mehr außerdeutschen Uebergangspfade sucht.

„Kleine Züge verrathen oft das sorglichst verwahrte Geheimniß", meinte unlängst ein anderer Ann-Remler, als ich die neulich auf dem steirischen Landtage vorgekommene Concordatsdebatte zur Sprache brachte. „Es ist wahr, der Fürstbischof von Graz hat seine Aeußerungen über das Concordat in einem Briefe an das „Vaterland" umzudeuten versucht, aber die stenographischen Berichte sind da, und was im Standehause gesprochen werden ist, das bleibt ein Stück Geschichte! Da heißt es aber ausdrücklich, und er selbst citirt die gebrauchten Ausdrücke in seinem Briefe: „Ich bin kein besonderer Lobredner, kein Vertheidiger des vermal abgeschlossenen Concordats", und nochmals wiederholt der Mann: „Ich bin kein Lobredner des Concordats." Was heißt das

anders als: Ich selbst finde an ihm zu tadeln'? Wer nicht für mich ist, der ist wider mich! In hierarchischen Fragen gibt's kein Drittes. Selbst der Fürst-Bischof alle Recht nicht auf Seiten Roms, ob ihm die Worte auch nur in der Hitze der Rede, wie er später erklärt hat, entfuhren. Bis in die höchsten Würden hinauf beginnt man die Abhängigkeit von Rom lästig zu finden."

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Monsieur François de Goullon.

Von weitästigen Linden beschattet, weilt sich auf dem Friedhofe zu Weimar ein Hügel, den weder freundliches Grün noch der Erinnerung geweihte Blumen schmücken. Efeu und Ranken haben sich in solcher Fülle eingenistet und so innig sich verschlungen, daß selbst der Steinblock zu Häupten des Hügels dem Auge entrückt worden. Ist niemand, der dieser Stätte gedenkt? Oeffnet keine Lippe sich, um nach der letzten Ruhestatt des Monsieur François de Goullon zu forschen? ... Armer François! Was dich liebte, verehrte, hat der Wind verweht! Stand ist alles. Auch dein Buch: „Der neue Apicius oder die Bewirthung vornehmer Gäste", das dir den Schlummer raubte und dich dennoch in die Arme des Glücks führte! Wer forscht noch danach? Vergessen liegt's in den Ecken der Bibliotheken oder in der Rumpelkammer des Trödlers — neuer Staub zum alten Staube!

Niemand weiß mehr von François de Goullon und von seinem Werke, das selbst Goethe genauer Beachtung gewürdigt. Niemand denkt noch dieses Mannes, dessen Bereitung von Kartoffelbrühen und Samen die Herzogin Amalia in solchem Maße entzückte, daß sie ihm den Titel eines Magisters der Kochkunst verlieh; dessen Stimme der Schrecken sämmtlicher Küchenjungen, dessen stattliche Gestalt die Bewunderung der weiblichen Schloßbedienung gewesen. Hätte auch kein Herzogthum, so doch ein Kochreich ihn seinem Auftreten; und er trat auf, als ob er die Vollkommenheit in seinem Reiseforde über den Rhein geführt hätte.

Die Lobrede, die ein französischer Edelmann an der Tafel der Herzogin Amalia auf die Küche seines Vaterlandes hielt, war die Ursache, daß Monsieur François de Goullon Paris verließ und der Aufforderung der Herzogin, als König im Souterrain des weimarischen Schlosses zu schalten, Folge leistete. François war sich der Wichtigkeit dieser Berufung in solchem Grade bewußt, daß er mit echt königlicher Miene die Küche betrat. Seine Erscheinung wirkte wie ein Zauber. Die weißbeschürzten Knaben legten die Messer mit zitternden Händen auf die Teller nieder und zogen, tief sich verneigend, die Mützen; die Mägde verließen den Herd, um den Herrn und Meister mit dem respectvollsten Knix zu begrüßen; und Jungfrau Susanne Schwabe, die Oberköchin, eben bereit, einen Brei in die Brühe zu thun — was dachte Jungfrau Schwabe, als sie, flugs wie der Wind die Farbe wechselte, beim ersten Worte ihrer wohlstudirten Anrede den Faden verlor und den schmackhaften Brei in die Flamme schüttete? Ein Glück, daß Monsieur de Goullon nicht weiter Acht auf sie hatte, sondern nach kurzem Gruß die Wände entlang schritt, um die Größe seines Reichs zu mustern.

Der Bewegung seines Hauptes gemäß schien ihn die erste flüchtige Prüfung mit Befriedigung zu erfüllen; auch gab er sofort eine Probe seiner Kunst, indem er eigenhändig und in unglaublich kurzer Zeit eine Speise herstellte, welche den Neid der gesammten Umgebung wach rief. Nur in Susannens Kopf und Herzen stimmte ein anderes Gefühl: sie konnte nicht bewundern, nur bewundern, konnte nur zu ihm aufblicken mit einem einzigen Gedanken, der sie selbst so unaussprechlich peinigte, daß sie unmerklich das Haupt hin schüttelte, als könnte es nimmer möglich sein. Und doch, packe nur die Hand ans Herz, Susanne, du bringst es sobald nicht wieder zur Ruhe! Monsieur de Goullon hat's nun einmal pochen gemacht.

Doch Tag auf Tag verstrich, ohne daß François eine Neigung für die schmucke Oberköchin gezeigt hätte. Er beachtete sie nicht mehr und nicht weniger, als seine Stellung bedingte. Ueberhaupt war er, freilich zum Entsetzen seiner Umgebung, ein Mann des Schweigens, der steten Arbeit, der selbst von der herkömmlichen Feierstunde keinen weitern Gebrauch machte, sondern auch dann anordnete und wol selber Hand anlegte, wenn Mädchen und Jungen den Herd im muntern Geplauder umgaben. Wie gern wäre Susanne zu solchen Zeiten aus dem Kreise und zu Goullon getreten, um ein freundliches Wort oder einen gütigen Blick zu erhaschen, allein die spähenden Augen ringsum gestatteten diese Annäherung nicht. Was blieb da Susannen? Sie mußte schweigen, hoffen, harren.

Und sie hoffte unablässig. Auf den Sommer, wo sich's in stiller Abendstunde so traulich unter den Kastanienbäumen plaudern ließ, welche das

Gold Eisen bleiben, mein künstlicher Zufall schaudervolles Verhängniß durch Dich bleiben —? Fluch Dir, Bube!

Harry

(ermannt sich allmälig, sieht den Vater lange an und beginnt dann).

Daß wir reich geboren wurden, war nicht unsre Schuld, daß wir reich erzogen wurden, war die Eure. Wenn ich etwas begehrte, bekam ich's. Die Diener schmeichelten mir, weil sie rechneten, daß ich einst ihr Herr würde. Wohlthaten lehrte man mich spenden, aber nicht aus Mitleid, sondern weil es die Sitte der Vornehmen so mit sich brachte. Die Mutter wurde nicht durch sich allein von ihrem Glück geblendet, der Vater gab uns nichts als Lehren und Vorwürfe. Nur wenn er sich erholen wollte, sah er uns. So beschäftigte ihn die Sorge um seinen Reichthum! Der Abend brachte die besten Vorsätze, kam der Morgen mit seinem rauschenden Gewühl von Pflichten, so tauchte sich der Handelsherr, unser Vater, in seinen Beruf unter, hört' und sah nichts mehr von uns, die wir derweilen das Leben nahmen, wie man's uns bot.

Thompson (mit erstickter Stimme).

Wahr, wahr!

Harry.

Wurden wir erzogen für des Reichen Leben, benei-

Verdrießen des Schließens beschäftigen, auf die Zeit, wo das Spinnrad im Saale des glühenden Lichtes schwirrte und das zitternde Vogelein aus Fenster flöte umsonst. Monsieur de Moulon dachte weder an Blättergrün noch an blinkenden Schnee, weder an Suzanne, noch an die sehnlichst begehrte Wanderzeit; Monsieur de Moulon zog sich nach vollbrachtem Tagewerk auf sein Stübchen zurück und grübelte und schrieb beim matten Scheine eines bescheidenen Lämmchens bis um die Mitternachtsstunde.

Suzanne beäugelte den Nimmermüden durch das Fenster und zerbrach sich fast den Kopf darüber. Wie wichtig mußte diese Arbeit sein, da er alles darüber vergaß, da er immer einsilbiger und in sich gekehrter wurde und gar mit einer Miene einherging, als könne er über die Umgestaltung der Welt? Wie eine Osterfrucht auf Papier und Leder überkam es Suzanne. Sie mußte das Geheimniß erfahren, das ihr die Ruhe raubte. Zu fragen wagte sie nicht. So kam ihr denn ein nachher Gedanke: sich in einem unbewachten Augenblicke auf Françoise Stube zu schleichen.

Die Gelegenheit bot sich bald. Suzanne huschte hinein, beugte die Decke des Heftes mit zitternder Hand zurück und vermochte kaum einen Schrei der Enttäuschung zu unterdrücken, als ihr, nur verschnörkelten Schrift abgesehn, der nur halb verständliche Titel entgegenblickte: „Le nouveau Rameau ou De la Pondération parmi les Hommes.“ Lautlos Gedanken durchkreuzten ihr Köpfchen. Darum durchwachte Nächte? Darum das ernste sorgenschwere Antlitz? Ach, und kein freundlicher Blick vielleicht aus diesem Grunde? Sie seufzte tief auf und eine Zähre perlte an ihrer Wimper, als sie die Stube verließ.

Und wieder ward es einmal Frühling. Blütenrauschen, Vogelsang, Herzensjubel überall. Die Buchenkronungen schoben die Fenster empor und reckten die Köpfe gegen das Gitter, um ein Stück blauen Himmels zu erspähen, die Mägde vergaßen des Herrn Françoise zürnende Blicke und vergnügten sich im muntern Geplauder am Liebbrunnen. Auch Suzannens Auge lachte, auch ihr Herzchen hüpfte, auch ihr war's in Sinn, als wäre etwas anders, besser geworden, als hätte die ganze Welt ein helleres Aussehen bekommen. Die Welt? O nein, sie war dieselbe geblieben, allein Suzannens Welt: Monsieur François de Moulon, sprach wieder, lachte sogar, ja, schaute Suzanne einmal so fröhlich an, daß sie wie ein Kind darüber jubelte und ihre Freude nicht länger verbergen konnte.

„Euch ward gewiß ein großes Glück beschert?“ fragte sie.

Er schlang die goldene Uhrkette, welche beim Scheine des Herdfeuers leuchtete, um den Finger und versetzte: „Ich selbst bescherte es mir. Ein Werk, in welches ich meine Studien und Erfahrungen niederlegte, ist vollendet. Vor einer Stunde übergab ich es dem leipziger Eilwagen, der es sicher zu einem von mir erwählten Buchhändler tragen wird.“

„Werden wir Euer Werk denn bald in die Hand bekommen?“

„Ich weiß nicht. Herr Gerichen wird nach flüchtiger Lektüre den Werth beschließen erkennen und den Druck seiner beginnen lassen. Kennt Ihr Euch darauf, Jungfer?“

„Gewiß“, versetzte sie, „ich werde vieles daraus lernen!“

Er nickte dazu, wie wenn sich das von selbst verstünde, und strich leise über Suzannens lichtbraunes Haar. Sie wandte sich blitzschnell um und dem Fenster zu, um die flammende Röthe ihres Antlitzes zu verbergen.

Allein Herr Gerichen, einer der thätigsten von Leipzigs Buchhändlern, schien über Françoise Werk anderer Meinung zu sein, da der Eilwagen das Packet wieder nach Weimar zurücktrachte. Monsieur de Moulon erbleichte zwar ein wenig, verlor aber den Muth nicht sogleich. Denn aufs neue hat die Arbeit ihre Wanderung an, fand ihren Weg jedoch aufs neue zurück — Monsieur de Moulon ließ den kräftigsten Fluch aus. Noch ein Versuch. Doch auch dieser scheiterte, und das Werk flog in die Ecke.

Da war's denn wieder vorbei mit dem Plaudern und Lachen. Zum Entsetzen der Knaben und Mägde schritt François gleich einem Irrsinnigen umher, zürnend, nicht selten fluchend. Suzanne bat aus allen ihren Himmeln. Flehend sah sie zum Herrn und Meister empor, um ihn um Mitheilung seines Kummers zu bitten. Wohl verstand er ihren fragenden Blick, doch schwand die Zeit, ohne daß ihr Wunsch sich erfüllte. Sollte sie sich ein Herz fassen und nach seinem Weh forschen? Sie konnte nicht lange überlegen, sie mußte wissen, welch ein Leid ihn betrübte.

Schon der nächste Abend führte eine Gelegenheit dazu herbei. Während die übrigen im hintern Raume der Küche mit den Zubereitungen zur Tafel beschäftigt waren, betrat Suzanne

eine Spezie unter Francois Aufsicht. Da zitterte die Kelle in ihrer Hand, daß er ihr Kinn faßte und sie fragend anschaute. Sie konnte nicht leugnen, daß allein sein Kummer der Grund ihrer Unruhe sei.

„So!“ sagte er im langgedehnten Tone, sich ein wenig zur Seite wendend, als wolle er seinen Blick verbergen.

Sie aber haschte danach und merkte nur zu wohl, daß er nicht diese Neugierde vermutete.

Der nächste Augenblick lehrte, daß sie sich nicht getäuscht. Denn Francois begann von seinen Hoffnungen und Entwürfen zu reden. Wie er weder Studien noch Mühen gescheut, wie ihm nur daran gelegen gewesen, ein Werk hervorzubringen, aus welchem seine Gattigen in Deutschland Nutzen ziehen konnten. Darum habe er auch die ihm weniger geläufige Sprache gewählt. Doch sei alles umsonst gewesen. Das Werk habe den Beifall der ersten deutschen Buchhändler nicht gefunden und stehe nun in der Ecke, um den Ratten und Mäusen zur Kost zu dienen.

„So versuche es doch noch einmal!“ sagte sie mit bebender Stimme.

Er aber fuhr über Rechte und versetzte: „Wenn Bauern, liebe Jungfer! Habt Dank für Eure Teilnahme!“

Nach vielen Worten verließ er die Küche. Susanne trat unter die Thür und sah ihm sorgenden Antlitzes über den Corridor nach. Sein Kummer betrübte sie nicht wenig, allein der innige Händedruck wie das „Liebe Jungfer“ machten ihr Herz dennoch höher schlagen. So hatte er nie zu ihr geredet, mit solchem Blick nie sie angeschaut! Ihr war, als habe er plötzlich vollauf erkannt, daß nicht Neugierde das Herzchen nach seinem Kummer wach gerufen; ja sie fühlte, daß er in ihr Interesse gezogen und das Gefühl empfunden habe, welches sie für ihn hege. Das gab ihr Freudigkeit und Muth. Sie redete sich vor, daß sie helfen könne, müsse. Sie dachte auf ihrem Lager darüber nach und glaubte das Rechte gefunden zu haben, noch ehe der Morgen ins Kämmerlein schaute. Eine freudige Röthe füllte ihr Auge, daß sie wie dankend zum Himmel aufschlug. Dann sprang sie empor, nahm den Sonntagsputz aus der Truhe und ordnete ihn, um ihn wenige Stunden später eiligst anlegen zu können.

So huschte sie denn in einem unbemerkten Augenblick, ein rothes Tuch um die Schultern geschlagen, aus der Hinterpforte des Schlosses ins Freie hinaus und eilte über die Steinbrücke zum Wielenplan. Ihr Herz pochte hörbar, als das weiße Häuschen mit dem hohen Dache vor ihr lag, unter welchem der Mann anzutreffen, von dem sie Trost für Francois hoffte. Denn hatte nicht der Geheimrath von Goethe schon vielen bedrängten Seelen seine hilfreiche Hand gereicht? War des Herrn Ministers unbegrenzte Güte nicht in aller Munde?

In ihm wollte jetzt auch Susanne. Sie hoffte, daß er sie hören, daß er Francois' trübe Stimmung in eine freudige wandeln würde. Hing doch sein Glück, wie sie wähnte, von dieser Stunde ab... Sein Glück allein? Und bist du's zufrieden, wenn allein aus seinem Auge das Glück spricht? Die Hand aufs Herz, Susanne!

Sie öffnete die Gartenpforte, flog die Stufen empor und schritt, der Jasminlaube vorüber, der Thür zu. Diese war unverschlossen und ließ die Küche sehen, in der jedoch weder Magd noch Diener anzutreffen. So warf Susanne denn einen Blick auf die Treppe, welche sie auch sofort betrat, da ihr niemand hindernd in den Weg schritt. Zwei Thüren lagen vor ihr. Sie glaubte hinter der ersten Gemurmel zu vernehmen und pochte an diese, indem sie ihre ganze Kraft zusammenraffte.

Sogleich ertönten Schritte. Herr Krämer, Goethe's Secretär, brachte seine wichtigste Miene zum Vorschein und versicherte, daß Excellenz zu dieser Stunde nicht anzutreffen seien.

Susanne wollte einige Worte der Entschuldigung stammeln, als plötzlich ein Sessel gerückt wurde, Goethe in der Thür erschien und, das Mädchen musternd, mit den Worten zum Eintritt lud: „Nur herein! Was will die Jungfer von mir?“

Sichtlich zitternd trat sie näher, den Geheimrath mit einem tiefen Knix begrüßend.

„Nun“, fragte Goethe, „was soll's, mein Kind?“

„Entschuldigen Excellenz — verzeihen Excellenz — aber —“ sie senkte das Auge vor seinem ruhigen Blick und wußte nicht sogleich, wo sie beginnen sollte.

„Du hast einen Wunsch?“ fragte er aufs neue.

„Ach ja!“ versetzte sie, das Haupt erhebend.

„So sprich ihn aus, mein Kind! Erbittest du etwas für dich und wer bist du?“

Diese Freundlichkeit gab ihr den Muth zurück. Mit fliegenden Worten erzählte sie von Francois, seinem Fleiß, seinem Kummer und berichtete, wie

er nichts mehr hoffe und so traurig sei, daß sie Schlimmes für ihn fürchten müsse. „Helfen Sie Excellenz!“ so schloß sie ihren Bericht. „Es kostet Excellenz ein einziges Wort und alle Trübniß ist von Goulon gewichen!“

Goethe hatte dieser Erzählung mit anscheinendem Interesse gelauscht und bemerkt, wie sich Suzannens innerste Erregtheit auf ihren hochrothen Wangen ausgedrückt. Mit feinem würdevollen Lächeln versetzte er: „Der Gegenstand deines lebhaften Interesses ist mir wohlbekannt. Die Proben, welche an der Tafel Ihrer Durchlaucht gereicht werden, lassen das Geschick ihres Vereiners erkennen. Somit wäre gewiß zu wünschen, daß seine Zusammenstellungen auch andern theilhaftig würden. Aber sage mir doch endlich, mein Kind, wer bist du denn?“

Unter dieser Verbeugung sprach sie ihren Namen aus und berichtete ihre Stellung in der herzoglichen Küche.

„Si, sieh', sieh'!“ fuhr da Goethe fort, das Zimmer durchmessend; „also die Oberköchin bittet für den Oberkoch? Curios oder vielmehr Natürlich! Nun, so erzähle doch nicht bis unter die Schläfe, Jungfer Schwabe! Ich werde sehen, was sich in deiner Angelegenheit bewerkstelligen läßt! Suche mir das Werk herbeizuschaffen, ohne daß der Autor unser Complot gewahr wird! Komme damit bald wieder zu mir! Und nun gehe mit Gott guter Dinge! Aber noch eins!“ sagte er noch an der Thür hinzu. „Wie steht es mit deinem Herzchen? Neige dich zu meinem Ohr, damit mein Secretär dein Bekenntniß nicht vernimmt! Nun?“

Damit beugte er sich zu ihr hinab und schüttelte lächelnd das Haupt, als sie, anstatt zu reden, die Klinke faßte und mit eiligem Schritt verschwand. Dann trat er in die Stube zurück und sagte, zu Kräuter gewendet, der mit der Feder in der Hand am Pulte harrte: „Nicht wahr? Das ist curios und doch so natürlich?!“

Tausend freudige Gedanken stürmten auf Suzanne ein, als sie ihren Weg wieder über den Wiesenplan zurücklegte. Es kostete ihr keine Mühe weiter, die Arbeit, welche François in die Ecke geworfen und seither unbeachtet gelassen hatte, schon am nächsten Tage in Goethe's Hände zu legen, wo ihr der Bescheid ward, sich zu einer bestimmten Stunde noch einmal im Gartenhause einzustellen. Wie die Zeit bis dahin so träge schlich! War's nicht, als ob Bleigewichte sie zurückhielten? Suzanne zählte eine jede Minute, dachte in nächtlicher Stunde, wenn der Schlaf sie floh: Gott Lob, wieder ein Tage verdorben! und ward besorgter, zerstreuter, je näher der Moment rückte, in welchem der große Goethe sein Urtheil verkunden würde. Was hing alles davon ab! Wie sie wähnte: François' Ruhe, Zukunft vielleicht auch die ihre? Denn war er nicht, trotz seines Kummers, versöhnt geworden mit jedem Tage? Schien es nicht, als ob es ihm ein Trost, ihr nahe zu sein, ihren beruhigenden Worten zu lauschen? Und wenn nun alles gut ginge, sich alles zum Besten kehrte! Wenn er endlich käme, ihre Hand faßte und spräche: „Liebe Suzanne...“ Sie bebte zusammen bei diesem Gedanken, der sie fast ein Frevel dünkte. — Und doch, doch was sie auch beginnen mochte, sich desselben zu erwehren, immer wieder stieg er in ihr auf, nahm sie immermehr gefangen, sodaß sie endlich nicht mehr die Kraft besaß, ihn auch nur auf Augenblicke fern zu halten.

Währenddeß hatte Goethe, ungeachtet seiner umfangreichen Thätigkeit, François' Arbeit nicht nur durchblättert, sondern insoweit geprüft, als er sich ein Verständniß dafür zutrauen konnte. Sie däuchte ihm, abgesehen von dem Grunde, mit welchem der Verfasser zu Werke gegangen, schon ihrer Originalität willen der Veröffentlichung werth, weshalb er, der dem Mädchen gestatteten Kuß eingedenk, nicht länger säumte, sie der Herzogin Mutter vorzulegen und ihrem Schutze anzuempfehlen. So ward denn die Unterstützung von seiten Amaliens um so eher beschlossen, da Goethe von den speciellen Interessen Suzannens berichtet, was die Heiterkeit der Fürstin in ungewöhnlichem Grade wachgerufen hatte.

Als sich die Jungfer daher zur bestimmten Stunde wieder im Gartenhause einstellte, mußte sie unverrichteter Sache und mit dem Bescheid entlassen werden: noch einmal und zwar erst in etlichen Wochen wiederzukommen, weil überhäufte Arbeiten die Prüfung des Werks verzögert hätten. Goethe selbst schickte sie mit diesem Ausspruche heim, da er eine Ueberraschung im Sinne hatte. Suzanne ging, neuer Sorgen voll, zählte die Tage, Stunden, Minuten und rüstete sich endlich, pochenden Herzens, noch einmal, um den Ausspruch des großen Mannes zu vernehmen.

Goethe's freundlicher Blick wälzte eine Last von ihrer Brust. Er trat ihr entgegen, faßte ihre Hand und führte sie mit den Worten zum Arbeitstische: „Nun, so nimm, mein Kind!“

Erstaunt schaute Suzanne bald auf den Dichter

bald auf das Buch im rothen goldverändertem Einbande, welches vor einem Blumenstrauße auf dem Tischchen lag. Wie eine selige Ahnung kam es über sie und ihre Hand zitterte so merklich, daß sie das Geschenk nicht zu ergreifen vermochte.

„Ich werde dir behülflich sein", sprach Goethe, das Buch öffnend. „Wie lautet der Titel? — Der neue Apicius oder die Bewirthung vornehmer Gäste, von François de Goullon. Gedruckt in der Heidruckerei zu Weimar. — Und was steht von meiner Hand hier gegenüber? — Dem Autor zur Ermunterung und zu fernerem Streben. Goethe. — Bist du es zufrieden, mein Kind? Der Gnade Ihrer Durchlaucht danke diese Ueberraschung! Und so gebe denn alles Weitere den Regungen zweier Herzen überlassend! Höre ich bald von dir? Es würde mich freuen", fügte er mit erhobener Stimme hinzu, „aus deinem Munde das zu erfahren, was jetzt der innigste Wunsch deines Herzens ist!"

Sulanne stand wie träumend da, mit halbem Ohre hörend, mit halber Stimme Dank stammelnd. Weder wagte sie einen Schritt vorwärts zu thun, noch das Werk zu ergreifen, als fürchte sie das Erwachen aus diesem schönsten ihrer Träume. Erst nach wiederholter Aufforderung fand sie wie mechanisch nach ihrem Schatz und schwankte aus der Stube, aus dem Hause. Die Sonne glänzte und lachte ihr ins Angesicht. Sie glitt mit der Hand über Stirn, Augen und sah verwundert die Wiese, die Bäume an. Gewiß, gewiß: Alles lag in Wirklichkeit vor ihr, und hinter ihr das Haus, und das Buch unter ihrem Arme! Da ward ihr das Herz so weit, als ob all die Seligkeit nicht Raum da drinnen hätte; und so hell jauchzte sie auf, daß es widerhallte von allen Hügeln, und sprang davon und geraden Wegs in die Küche hinein. Aber halt! Sie preßte die Rechte aufs stürmende Herzchen und legte sich Zwang auf: ruhig zu scheinen. Ihre Ueberraschung sollte ohne Zeugen geschehen. Wenn François, wie er zu thun pflegte, in der Dämmerstunde den Kastaniengang hinabschritt, wollte sie ihm sein Glück und die Güte der Fürstin verkünden. Nur wenig Stunden waren's noch bis dahin. Sulanne ging umher, ohne etwas Rechtes beginnen zu können, und vermied die Stelle, wo sie François wußte, um ihrem Vorhaben getreu zu bleiben.

Monsieur de Goullon erleichterte ihr die Verheimlichung nicht wenig, indem er seine Thätigkeit früher denn üblich einstellte, die Kochenkleidung gegen eine bessere vertauschte und die Stätte seines Wirkens verließ. Sulanne schaute ihm durch die Scheibe nach und gewahrte, wie er den Weg nach dem Kastaniengange einschlug. Was hat Monsieur de Goullon? Der Gewissenhafteste seiner, ließ er heute die Arbeit ruhen, bevor die Uhr des Schloßthurmes das Zeichen gegeben. Sonst der letzte in der Küche, ging er heute den Uebrigen voran! . . . Was ist's, Goullon? Weshalb blickst du sinnend zu den Kronen der Bäume hinauf? Willst du, deiner zerstörten Hoffnungen gedenkend, Trost, Rath von ihnen? Sollen sie den Weg dir zeigen, der dich zum Ziele führt?

Es rauscht und flüstert im Laube. Goullon's Augen blicken hell wie die Sonne. Es rauscht und flüstert: „Sulanne!" Er nickt und spricht: „Sulanne!"

Ja, ihrer hatte er seit jenem Abend gedacht, an welchem ihm zur Gewißheit wurde, daß sein Kummer der Grund des ihren. Ihr tröstendes Wort hatte ihn milder gestimmt und ihr Herz und Gemüth vollauf erkennen lassen. Sie allein war fortan sein Gedanke gewesen, sein einziger, schönster Gedanke. Und das Werk, dem er Nächte geopfert? Nun, das lag ja in der Hand, wie er wähnte. Und dort sollte es liegen. Dies alles anders, besser geworden, bis . . .

„Sulanne!" rauscht und flüstert das Laub. Und wieder strahlt sein Auge und er nickt und spricht: „Sulanne!"

Da stört ein Schritt ihn auf. Er wendet sich. Sie ist's, die den Gang betreten hat und sich ihm nähert. Trägt sie ein Päckchen in der Hand? Die hereingebrochene Dämmerung erschwert das Erkennen.

Er eilt ihr entgegen. „Wohin so eilig, Jungfer Sulanne . . . liebe Sulanne?" verbessert er.

„Zu Euch!" versetzt sie. „Ich wollte . . . ich bringe . . . da, nehmt!" schließt sie kurz und spendet ihre Gabe.

„Mir das?" Und sichtlich überrascht entfernt er die schützende Hülle vom Buche, öffnet, bringt es dem Auge nahe und . . .

Fragt das Laub und die Vögelein, was weiter unter den Kastanien geschah. Damals war die Dämmerung schuld daran, daß keines Menschen Auge auch nur einen Blick von all der Glückseligkeit gewahrte. Aber Eins ward dennoch offenbar: daß die beiden den Gang zusammen hin- unterschritten und erst unter dem letzten Baume mit einem heißen Kusse voneinander schieden.

Am Tage darauf hatten die Bewohner der Haupt- und Residenzstadt Weimar Grund vollauf,

die Köpfe zusammenzustecken. Man flüsterte von einem Paar, das Ihre Durchlaucht die Herzogin Mutter und Seine Excellenz der Herr Staatsminister Geheimrath von Goethe empfangen hätten. Vielen däuchte diese Begebenheit noch eine Fabel, bis am Nachmittag des nächsten Sonntags jeder Zweifel zu nichte ward; denn es geschah wirklich und wahrhaftig, daß die Oberköchin Jungfer Susanne Schwake am Arme des Monsieur François de Goullon, Magisters der Kochkunst, die Belvedere-Promenade nach beendetem Gottesdienste betrat.

Und wie oft sind sie noch in stiller Feierstunde, ihres Glückes eingedenk, auf dieser Straße einhergeschritten; wie oft noch haben sie, den Kastanienhain begrüßend, ihrer Wohlthäter gedacht. Ihr Leben zog dahin wie ein erster Frühlingstag, an dem der siegesgewisse Sonnenstrahl mit wiederspenstigen Flocken ringt . .

Und nun? Nun?

Tretet zum bescheidenen Hügel, den weder freundliches Grün noch der Erinnerung geweihte Blumen schmücken! Disteln und Dornen haben sich in solcher Fülle eingenistet und so innig sich verschlungen, daß selbst der Steinblock zu Häupten des Hügels dem Auge entrückt werden. Niemand gedenkt mehr dieser Stätte! Keine Lippe öffnet sich noch, um nach der letzten Wohnung des Monsieur François de Goullon zu forschen!

Karl Neumann-Strela.

Quintus Horatius Flaccus.

I

„Hier endigt das Werk des göttlichen Flaccus, des größten Irrlichtes, Wüstlings und genußsüchtigsten Epikuräers!“ Mit diesen Worten schließt ein Mönch die Abschrift, die er von den Gedichten des venusischen Sängers in seinem Kloster angefertigt. Aber diese Ansicht von Horaz war schon damals keine neue und sie ist mit dem guten Klosterbruder nicht gestorben. In jener kurzen Biographie des Dichters, die unter dem Namen des Sueton geht, wird ihm gleichfalls ein schwelgerisches Leben vorgeworfen, die dort erzählten Anekdoten schienen thatsächlich zu bestätigen, und seine Lieder verhüllt verkündigten Gegnern solche Anschauungen hat Lessing seine „Rettungen des Horaz“ geschrieben, so fest aber haftet der Makel, der einmal die weiße Toga des Dichters befleckt, daß fast alle Lebensbeschreibungen des Horaz zugleich eine Vertheidigung seines Charakters versuchen.

In ähnlichem Sinne hat C. Kayser, Professor zu Utrecht, eine kleine, lesenswerthe und anmuthige Schrift „Quintus Horatius Flaccus. Ein Blick auf sein Leben, seine Studien und Dichtungen“, verfaßt, die sie Moritz Schwab aus dem Holländischen ins Deutsche geschmackvoll übertragen (Leipzig u. Heidelberg, Winter'sche Verlagshandlung, 1863). Sie soll dem großen gebildeten Publikum den Dichter näher bringen, eine Absicht, die im ganzen erreicht wird, nur werden manche Leser eine Uebersetzung der vielen aus den Gedichten angeführten Verse wünschen, um so mehr, da die Satiren so bis auf den heutigen Tag auch den gewissenhaften Auslegern ihre Schwierigkeiten bieten.

Reich an äußerlichen Zufällen war das Leben des Horaz nicht, aber immer stand ihm die Glücksgöttin zur Seite. Er kann sich mit Recht ihr Schooßkind nennen. Symbolisch deutet es es einmal an, noch ein Kind, verirrt er sich im Spiel von seines Vaters Acker weiter hinein in das Gebirge und sinkt ermüdet unter einem Baum in tiefen Schlaf. Aber kein wildes Thier stört seinen Schlummer, nur die Tauben bedecken ihn mit jungem Laub. Unter dem Consulat des Lollius und Lepidus war er am 8. December 65 vor Christi Geburt zu Venusia in Apulien geboren. Dort, in der alten römischen Militärcolonie, besaß sein Vater, ein Freigelassener, ein kleines Landgut; Horaz scheint das einzige Kind gewesen zu sein und seine Mutter frühzeitig verloren zu haben. In seinen Gedichten erwähnt er nur des Vaters stets mit gleicher Liebe und Verehrung. Das mäßige Vermögen, das er als Coactor, Eintreiber der öffentlichen Gelder oder der Versteigerungen, sich erworben, verwandte der Vater zur Bildung seines Sohnes. Er schickte ihn nicht in die Schule des Flavius in der kleinen Landstadt, sondern begab sich mit ihm nach Rom, ihm dort eine gelehrtere Erziehung zu Theil werden zu lassen. Orbilius, ein berühmter Lehrer, unterrichtete ihn mit den Kindern der vornehmsten Senatoren. In der Begleitung eines Sklaven, der seine Bücher und seine Rechentafel trug, ging Horaz zur Schule; später, in der Gesellschaft des römischen Adels, gefiel er sich darin, diesen Glanz seiner Kindheit hervorzuheben und dem Ahnenstolz der Patricier seine niedrige Herkunft entgegenzuhalten. Was sich in Horaz von Männlichkeit, von jener altrömischen virtus findet, ist das Erbtheil seines Vaters. Aus den Schilderungen, die der Dichter in den Satiren von ihm gegeben, weht ein kräftiger, edler und in seiner Schlichtheit großgesinnter Charakter, zeigt sich uns der Mann, der durch sein Beispiel, nicht durch Sittenpredigten die Tugend lehrte. Wenn Horaz den „altehrwürdigen Cato“ verherrlicht, machte er des Vaters gedenken. In jener sittenlosen Zeit, im Verfall der Republik, werden die Männer der alten Strenge und Enthaltsamkeit selten gewesen sein.

Im Jünglingsalter ging Horaz nach Athen — damals noch der hohen Schule der Bildung und Beredsamkeit; „ich auch forschte in dem Schatten des Hains Akademus nach der Wahrheit“, sagt er einmal. Die Söhne der Patricier pflegten in den dortigen Rhe-

rentschulen ihre Bildung zu vollenden. Mit ihnen stand Horaz in vielfach innigen Beziehungen. Jugendfreundschaften, die sich damals knüpften, haben die Stürme des Bürgerkriegs überdauert und bis zum Ende des Dichters gewährt. Wie im vergangenen Jahrhundert bei uns die französische, so war im Rom des Cäsar und Augustus die griechische Sprache die Sprache der Vornehmen und Gebildeten. Nicht in lateinischen, in griechischen Gedichten versuchte sich zuerst der Genius des Horaz. Ihm mochte das Griechische noch von seiner apulischen Heimat her lieb und vertraut sein, in Unteritalien, das einst die Hellenen besiedelt, mit Städten und Tempeln bebaut, mit Feldern und Gärten geschmückt, waren die Laute nie ganz im Munde des Volks erstorben, darin Homer und Theokrit gesungen. Diese friedlichen Studien unterbrach die Ermordung Cäsars. Wieder kam die römische Welt in Schwanken, etwas wie ein Erdbeben lief durch die Länder. Die patriotischen Jünglinge in Athen standen alle auf der Seite der aristokratischen Republikaner gegen das heranbrechende Königthum. Begeistert scharten sie sich um Brutus und Cassius. Ganz im Sinne der alten Aristokratie sahen die Mörder Cäsars nur wenig auf Verdienst und Kenntnisse, der zweiundzwanzigjährige Horaz wurde viel auf Verwenden seiner Freunde, zum Kriegsobristen einer Legion ernannt und begleitete Brutus auf seinem Zuge nach Kleinasien. „Harte Zeiten rissen mich von dem anmuthigen Orte" — vom Strand des Ilissus, von den säuselnden Platanen des Haines in das Feld von Philippi. Schlecht indessen bestanden Horaz und seine Freunde ihre erste kriegerische Probe. „Nicht rühmlich ließ ich meinen Schild, als die Jugend sank und die Tropfen mit ihrem Gesicht den Staub berührten." Aus dem Getümmel der Verfolgung gelang es ihm, sich zu retten; flüchtig kam er nach Rom. Sein Antheil an dem Kriege war doch zu gering gewesen, sein Ansehen und seine Stellung zu unbedeutend, als daß sich die Rache der Triumvirn auf ihn gelenkt. Unbelästigt lebte er in der Hauptstadt. Aber der Vater war ihm gestorben, sein Landgut eine Beute der Soldaten geworden. Vor ihm lag eine dustere Zukunft, er sah sich in Elend und Armuth. Je mehr ihn sein früherer Wohlstand an eine gewisse Behaglichkeit des Lebens, an den Genuß des Daseins gewöhnt, desto schärfer mußte ihm das Unglück der Gegenwart auffallen und sein erfinderischer Geist nach einem Mittel trachten, sich wieder aus dem Staube zu erheben. Dreißig Jahre später schrieb er einem Freunde, Julius Florus: „Als ich von Philippi, zwar wohlbehalten, doch mit gestutzten Fittichen, nach Hause gekommen war, erniedrigt und verarmt, drängte mich die Armuth, die alles wagt, dazu Verse zu machen; jetzt aber, wo ich alles besitze, was mein Herz verlangt, wäre ich nicht ein Thor, hätte still auf meinem Ruhebett zu träumen Verse zu schmieden?" Eine Reihe von Zufällen hat in Shakspeare's Seele jenen göttlichen Funken herausgeschlagen, der ihn zum größten dramatischen Dichter der Welt gemacht. Horaz wurde aus Armuth ein Dichter. Ohne Zweifel sollten ihm seine Verse nicht das Brot erwerben, so viel mag er aus dem Schiffbruch des väterlichen Vermögens doch gerettet haben, um vor den härtesten Entbehrungen gesichert zu sein; aber er erkannte in seinem Talent den Zauberschlüssel, der ihm die Pforte zum Reichthum, zum Lebensgenuß, in die Hallen der Vornehmen öffnen konnte. Das Forum und die Curia waren verstummt, aus dem bewegten politischen Leben der römischen Gesellschaft entwickelte sich ein künstlerisches, literarisches. Augustus kam diesen Bestrebungen huldvoll und sie begünstigend entgegen; er benutzte die Künste, die Geister der Menschen zu beschäftigen und für die verlorene Freiheit zu entschädigen. Als die Freiheit auf immer ihr Haupt verhüllte, begannen die Musen in Rom ihre Länge und Gesänge. Die griechische Dichtkunst ist nicht zu trennen von den Spielen und Siegen des Volks, die römische gehört ausschließlichen Kreisen an, einem Kaiser und seinem Hofe. Zu ihnen bahnte sich Horaz den Weg.

Die verfallene Almhütte.

Von Robert Waldmüller.

Mit welchen Schauern füllst du meine Seele,
O Einsamkeit, in diesem Hüttenraum!
Kein froher Jodler mehr aus heller Kehle,
Der Becher leer, verspritzt sein bunter Schaum.

Kind der Natur, Göttin im Reich der Blitze,
Gebieterin auf hohem Bergesthron!
Was scheuchte dich von deinem Wolkensitze?
Wohin, o Sennerin, bist du entflohn?

Verödet steht dein leichtgefugtes Lager,
Wo du auf duft'gem Almenheu geruht,
Mahlt jetzt der Holzwurm, der gefräß'ge Nager,
Und in den Sparren wühlet seine Brut.

Von Spinngeweben ist dein Herd umsponnen;
Trüb ward dein Spiegel — o, wie fühlt sich's noch!
Was soll er noch, seit deiner Doppelsonnen,
Planäugig Kind, entbehren muß der Tag?

Anmuth'ge Staffel auf dem Weg zum Himmel!
Tief unten des Bedürfens enge Noth,
Die dumpfe Rast, das nichtige Getümmel
Hier einzig die Natur und ihr Gebot.

O sei gegrüßt, Hütte, mir! Verfallen,
Verödet, wie du bist, — gleich Opferduft
Der Freiheit seh' ich's doch gen Himmel wallen,
Und freundlich lacht der Gott aus blauer Luft!

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Ein Abend bei Robespierre.

III. Unter den hervorragendsten Männern der Französischen Revolution nimmt Camille Desmoulins in seiner stürmischen Begeisterung mit dem Funken des Genius den Gabriel ihm zuweichst einen ausgezeichneten Platz ein. Von seinem Vater, der über der Gerichtsverwalter des Guiseschen Amtsbezirks war, in das Gymnasium Ludwigs des Großen gebracht, hatte er Robespierre und Saint Just, welche auf Empfehlung des Erzbischofs von Arras mit Stipendien dieser reichen Stiftung unterstützt wurden, zu seinen Mitschülern. Das Jahr 1789 fand ihn als angehenden Advocaten und nur mit dem Gedanken beschäftigt, die Volksbewegung, die bereits einen revolutionären Charakter angenommen hatte, zu fördern. Er kämpfte bei der Erstürmung der Bastille in vorderster Reihe, wußte durch seine hinreißende Beredsamkeit den Volksgeist immermehr zu erhitzen und nahm den Titel „Generalprocurator der Laterne" an.

Bereits im Jahre 1791 lernte er in Fräulein Philippine Laridon eine gleichgesinnte Seele kennen. Der Bund beider war schnell geschlossen; sie brachte ihm mit ihrer Hand Jugend, Schönheit, Geist, Herzensinnigkeit und ein Heirathsgut von 20,000 Francs entgegen. Der Abbé Benadier, der frühere Vorsteher des Collegiums Ludwigs des Großen, vollzog die Trauung von Robespierre und Saint Just, Camille's alte Mitschüler, nahmen die Stelle der Zeugen dabei ein. Frau Desmoulins empfing seitdem in ihrem Hause alle, die sich zur republikanischen Partei hinneigten; ihr Salon wurde der Mittelpunkt für ihre Anhänger. Der Herzog von Orleans war dort ein häufiger Gast; der General Lafayette schenkte ihr seine Büste; die Lenker der Bewegung drängten sich an sie heran und selbst die gekröntesten der Blutmänner beugten sich vor ihrem Scepter. Als sich eines Tags, während der Schreckenszeit, Prudhomme, ein Freund des Hauses, unter ihren Gästen befand, ließ sich Desmoulins zu der lauten Aeußerung hinreißen: „Die Revolution nimmt eine schlechte Wendung; ich hätte Lust, mich zu den Royalisten zu schlagen." Aber seine Gattin, die in ihrer jugendlichen Begeisterung in der Revolution trotz der schrecklichen und entsetzlichen Scenen, die sie heraufbeschworen, noch die Morgenröthe der Freiheit erblickte und die Hoffnung einer glücklichern Zukunft nicht verlieren hatte, hielt ihn ab, die Partei zu wechseln. Noch einmal erhob Desmoulins das Banner der Revolution, begründete mit Danton die Gesellschaft des Cordeliers und blieb der wärmste Anhänger Robespierre's.

Als Ludwig XVI. nach Varennes entfloh, war er einer der Anstifter der Versammlung auf dem Marsfelde; er nahm an dem Aufstand vom 20. Juni 1792,

der der Staat der Monarchie eingeleitet wurde, den lebhaftesten Antheil, that sich am 10. August hervor, organisirte vielleicht als Secretär des Justizministers Danton die Septembermorde, vertheidigte am 16. December als Deputirter von Paris bei dem Nationalconvent den Herzog von Orleans und votirte am 16. Januar 1793 den Tod Ludwigs XVI. Bald nachher erhob sich an der Spitze des Sicherheitsausschusses Robespierre zu jener eigenthümlichen Machtstellung, die von den Meisten als ein Schirm zur Tyrannis bezeichnet wurde, deren Zweck und Ziel aber uns verborgen geblieben ist. Aus verletztem Ehrgeiz, aus einer weichen Stimmung des Herzens, da ihnen die fortwährende Schreckensregierung unerträglich wurde, schlossen sich Danton, Desmoulins und Hérault de Séchelles enger zusammen und zogen an, den „Schrecken" und Robespierre zu bekämpfen. Desmoulins gab im Verein mit ihnen und andern ein Journal: „Le vieux Cordelier", heraus, in welchem sich die Entrüstung einer edeln republikanischen Gesinnung über so viele schändliche Verbrechen zum größten Staunen aller, welche seinen Muth nicht begriffen, aussprach.

Als Robespierre die erste Nummer dieses Journals zu Gesicht bekam, sieht er, das Papier zerknitternd, mit verrätherischem Lächeln aus: „Und du willst beim Spiel mit mir treiben?"

Prudhomme, der damals sich des besondern Vertrauens Camille's erfreute, bereitet sich, ihn aufzusuchen und beschwört ihn, sein Journal eingehen zu lassen. „Robespierre schweigt", sagte er, „wenn man seinen Namen nennt. Diese Schweigen bedeutet nichts Gutes!"

„Robespierre ist mir freundschaftlich genannt", erwiderte Camille. „Hätte ihm etwas an meinem Journal mißfallen, würde er es mir gerade in das Gesicht gesagt haben. Das hat er nicht. Noch heute Abend werde ich bei ihm ein Drama von mir vorlesen und wir essen uns alle vier ein, meine Frau, Danton mit der seinigen, Saint Just und alle die andern. Auch ist es nur der Sicherheitsausschuß, der Robespierre mit sich fortreißt; er trägt keine Schuld an dem, was geschieht." Alle Bemühungen Prudhomme's, mit seiner Warnung bei der Gattin Camille's durchzudringen, zuletzt sein Versuch, ihre Mutter zu überreden und so Einfluß auf Desmoulins zu gewinnen, blieben fruchtlos.

An jenem Abend nun las Desmoulins im Hause Robespierre's ein Drama in Prosa: „Emilie oder die gerächte Unschuld", vor. Außer Robespierre und Camille's Gattin waren Danton und Hebert mit ihren Frauen, Fabre d'Eglantine, Saint Just, Camille Desmoulins, Joseph Chénier, der Dichter, die Schauspieler Talma und Dugazon und eine ausgezeichnet schöne

Frau, Namens Lepelud, David, der große Maler, und mehrere andere Künstler zugegen.

Das Drama behandelte einen damals vielbeliebten Stoff: die Verführung eines jungen, schönen Mädchens durch den Herrn des Hauses, wohin sie aus der Stadt, wo sie ihre Erziehung erhalten hatte, zurückgekehrt war. Dieser so unbedeutende und widerliche Stoff hat in damaliger Zeit, wo alles, was abgeschmackt war, bejubelt wurde, eine treffliche Ausbeute, deren Ergiebigkeit Camille sich zu Nutzen zu machen gewußt hatte, indem er die Tugenden des Mädchens in grellem Gegensatz zu den Lastern des Verführers geschildert. Die idyllische Schilderung des Landlebens, der Natur mit allen ihren Reizen bildete den lieblichen Hintergrund dieses Gemäldes im effektvollen Gegensatz zu den schrecklichen Leidenschaften der Menschen.

Noch während der Vorlesung warf Robespierre die Bemerkung hin, Desmoulins habe unverzeihlicherweise vergessen, den Pfaffen des Hauses als einen Mitwisser bei dem Falle Camillens hinzustellen und dadurch der Mutmaßung Raum gegeben, der Pfaffe sei vielleicht eine Stütze der Girondisten gewesen.

Hierüber entstand in der Gesellschaft eine allgemeine Bewegung, die in heftige Erörterungen auszuarten drohte. Desmoulins nahm die als sarkastischen Scherz hingeworfene Bemerkung Robespierre's für eine herbe Kritik des ganzen Stücks; er wußte, wie sehr Robespierre ihn wegen seiner Beredsamkeit in den Klubs beneidete, und erblickte in seinem Ausspruch nichts als die Ausgeburt kleinlicher Eifersüchteleien. Ehemals suchte vergebens die Mißhelligkeit zu schlichten und jedes Lob der andern blieb für Camille neben jenem Wort Robespierre's wirkungslos.

Welche Szene voll der schneidendsten Kontraste und der bittersten Ironie!

Dieser Verein von Blutmännern lauscht einer Dichtung, in der der Schönheit des Sonnenaufgangs, die ländliche Glückseligkeit und der Frieden eines guten Gewissens geschildert werden. Was mag in ihren Seelen vorgegangen sein, als der „Procurateur der Laterne" laut als Poet ihnen in der „Höhle des Tigers", wie die Aristokraten Robespierre nannten, ein Asylrecht verschaffte? War nicht schon in dem Herzen Robespierre's und Saint-Just's das Bluturtheil gegen Desmoulins, ihren ehemaligen Mitschüler und Jugendfreund, unterschrieben? Und mußte nicht in ihm und in Danton bereits die Ahnung des Todes, der ihnen drohte, aufgestiegen sein? Und daneben ihre jungen, schönen, freiheitstrunkenen Frauen! Wie mag es in ihrem Innern gegährt und gebebt haben!

In der Nacht des 31. Mai 1794 war es, als Desmoulins auf Robespierre's und Saint-Just's Veranlassung, weil er in seinem Journal: „Le vieux Cordelier", das Schreckenssystem angegriffen und sogar das Wort Milde auszusprechen gewagt hatte, mit denen, die man seine Mitschuldigen nannte, eingezogen, am 1. Juni vor das Revolutionstribunal gebracht und zum Tode verurtheilt wurde, weil er [illegible] Revolutionssystem beschimpft und die Monarchie wieder einzuführen willens gewesen sei.

Am zweiten Tage nach seiner Verhaftung versuchte seine Gattin, in Gemeinschaft mit ihren zahlreichen Freunden, eine Volksbewegung für seine Befreiung zu organisiren, wobei sie jedoch die Unvorsichtigkeit beging, an ihn zu schreiben. Der Brief wurde aufgefangen und so schwand jede Hoffnung.

Augenblicklich verhaftet, eines Attentats gegen die französische Republik angeklagt und für schuldig befunden, hauchte die schöne, muthige, geistvolle Frau, die ihren Gatten schwärmerisch liebte, auf demselben Schaffot wie er ihre Seele aus.

Die „hochgeneigte" Ebene.

Bei ihrer diesjährigen Zusammenkunft in Königsberg in Preußen besuchten die deutschen Landwirthe auch jenes echte Wunderwerk der Welt, das der geniale Baurath Stronke in Oberländischen ausführte und dem man scherzhafterweise den Namen der „hochgeneigten" Ebene gegeben.

Der Ausflug nach Guldenboden und den geneigten Ebenen des oberländischen Kanals fand am 29. August statt und brachte allen Theilnehmern einen ebenso genuß- als lehrreichen Tag.

Dem Baumeister war die Aufgabe gestellt, durch Kanäle verbundenen oberländischen Seen unter von Preußisch-Holland mit dem Drausensee zu verbinden, der 33½ Fuß tiefer als der Pinnausee liegt, um dadurch die Schiffahrt bis zur Nogat bei Elbing und ins Frische Haff möglich zu machen. Dies große Gefälle, das sich hier auf eine Meile Land erstreckt, nach Art des Trollhättakanals durch Schleusen zu vermitteln, wäre ebenso schwierig als kostbar gewesen; so versuchte es der Baumeister, das Problem in anderer Weise zu lösen. Eingedenk der geneigten Ebenen des Morrikanals, begab er sich nach Nordamerika, um durch eigene Anschauung sich die Kenntniß ihrer Construction zu erwerben; indessen belehrte ihn bald, daß die Schwierigkeiten dort geringer gewesen, weil die Höhenunterschiede viel unbedeutender waren.

In Guldenboden verließen wir die Eisenbahn und mit Laub und Fahnen festlich geschmückte Leiterwagen standen bereit, uns weiter zu führen. Nach einer lustigen Fahrt von anderthalb Meilen erreichten wir die Kreisstadt Preußisch-Holland und noch eine Meile weiter verriethen die schon von fern der sich bauenden, bunt bewimpelten Boote die Nähe des Kanals. Da plötzlich zeigte sich den überraschten Blicken der Nahenden ein großes Schiff, das ganz dem Wasser enthoben, scheinbar in der Luft schwebend, eine beträchtliche Anhöhe ziemlich schnell hinaufgezogen wurde. Auf der Hälfte derselben begegnete ihm ein anderes, von oben kommendes Schiff; beide glitten aneinander vorüber; während das eine über den Bergrücken verschwand, tauchte das andere in den unteren Kanal. Der ganze Kanal ist 26 Meilen lang, darunter

1½ Meile westliche Kanäle und 2½ Meile die Seen. Diese erhielten durch Ausbaggerung die nöthige Schiffahrtstiefe. Durch Senkung des obern Sees, wodurch noch eine Wiesenfläche von 2000 Morgen den Seen abgewonnen wurde, ist nun der Wasserspiegel auf 317 Fuß reducirt und der Kanal führt ohne alle Schleusen in dieser Höhe hin, dann stieg am untern Ende 11 Fuß Gefälle durch fünf Schleusen überwunden, das übrige Gefälle aber von 273 Fuß findet sich innerhalb einer einzigen Meile, und zwar vom Pionier- zum Traufenier durch die geneigten Ebenen vermittelt, deren vier vorhanden sind, die von Buchwalden von 65 Fuß Höhe, von Kanchen von 61, von Schönfeld von 70, von Hetzdorf von 70 Fuß Höhe.

Um die Sache anschaulich zu machen, denke sich der Leser unter „geneigter Ebene“ eine Art Rutschbahn mit zwei Schienengleisen, die mit ihren Enden in obern und untern Bassin münden. Auf diesen Hauptgleisen laufen zwei große eiserne durch ein Drahtseil verbundene Wagen. Dieses Seil wird durch 14 große und 92 kleine Seilrollen getragen, seine Bewegung durch eine große Seilscheibe von 17 Fuß 3 Zoll Durchmesser und sechs Seilscheiben von 12 Fuß 1½ Zoll Durchmesser geleitet, eben windet sich dasselbe um eine Seiltrommel von 12 Fuß Durchmesser; die Führung geschieht überall im rechten Winkel.

Naht sich das Schiff, so läuft der Wagen auf dem Hauptgleise in das Wasser, und zwar so tief, daß das Schiff über ihn hinfährt und im Augenblick durch Ketten an den Wagen befestigt wird; dieser wird nun mit sammt dem Schiff den Berg hinaufgezogen; das Schiff ist somit dem Wasser entboben, der Wagen trägt es auf den Schienen den Berg hinan und gleitet auf der geneigten Ebene wieder hinab. Die Ketten werden gelöst und sowie der Wagen unten ins Wasser des Kanals rollt, hebt sich allmählich das Schiff aus der eisernen Umarmung der Schienen heraus und schwimmt durch den Kanal so lange, bis die zweite, dann die dritte und endlich die vierte geneigte Ebene ihm die Wiederholung dieser Procedur bringt, bis es den Traufenier erreicht. Es ist überdies so eingerichtet, daß das herabgleitende Schiff das aufsteigende emporziehen hilft. Die dazu noch fehlende Kraft aber liefert ein Wasserwerk von 64 Pferdekraft, wovon jedoch nur 54 verwendet werden, zumal wenn der leere Wagen thalwärts fährt. Die Wasserkraft kostet nichts, da das nieterfließende Wasser des Kanals mehr als ausreichend für dieselbe ist. Das Wasserrad hat 27 Fuß Durchmesser bei 13 Fuß Breite und 24 Fuß nutzbarem Gefälle. Die Schiffe bewegen sich am Drahtseil mit einer Geschwindigkeit von 1 — 3½ Fuß in der Secunde; sie können 20 Lasten laden; der Kanal ist 8 Fuß tief. Neben dem großen Verdienst der Ausführung einer genialen Idee hat der intelligente Baumeister auch der vermögen Seite in der rühmlichsten Weise Rechnung getragen. Der ganze 26 Meilen lange Kanal hat im ganzen nur 1 [illegible] Thaler gekostet, wovon auf Maschinen, Wagen und Schienen [illegible] Thaler kommen. Es fahren im Durchschnitt täglich 15 Schiffe hier eigenthümliche Wasser- und Landstraße. Der Uebergang des Schiffs über eine geneigte Ebene erfordert nur zehn Minuten, eine Schleusenpassage würde stundenlang währen und viel mehr Wassermasse verlangen. Sanguiniker knüpften an dieses Wunderwerk die Hoffnung, daß der projectirte Rhein-Weser-Kanal den Teutoburgerwald mittels solcher „geneigten Ebenen“ würde überschreiten können; indessen machten Sachverständige auf die Unwahrscheinlichkeit aufmerksam, daß man größere Schiffe als von 20 Lasten weder aus dem Wasser heben könnte, was doch bei der großartigern Anlagen als geringe Ladung erscheinen müsse.

Berliner Briefe.

X

Eine neue Oper hätten wir nun! Von Hippius gebaut, mit Klieber'schen Fresken geschmückt, die mancherlei Allegorien des Reichthums des Handels vor Augen stellen. Die alten verbannten griechischen Götter spielen doch immer noch eine Hauptrolle in unserm Leben. Aber sie haben wenigstens auf dieser Stelle einen großen Sieg über die jungen Götter errungen. Unvollendet, der Arabesken, in vier Jahren vollendeten Oper gegenüber, trauert das Campo Santo der preußischen Könige mit seinen roben, in die melancholische Spree hineingebauten Ziegelmauern. Die Cartons von Cornelius, die in Farben ausgeführt einst diese Todtenhalle schmücken sollten, verschwanden und über die vier apokalyptischen Reiter und die Engel mit der Schale des Zorns triumphiren Kiß'sche Nymphen und eisenschmiedende Titanen. Wagen doch die Regierenden glauben, was sie wollen. Der Handel, das Geld beherrsche die Welt und unsere Kaufleute haben gezeigt, was sie können. Die Börse mit ihren breiten stattlichen Front von nebiger Sandstein, mit ihren vielen Figuren auf den Dachrissen und Giebeln macht schon von außen den Eindruck eines Prachtgebäudes, den das Innere mit seinen hohen Säulen und Säulengängen noch erhöht.

Im nächsten Jahre soll auch die neue Synagoge in der Oranienburgerstraße, dem Humboldt'schen Hause gegenüber, vollendet sein. Schon wachsen ihre Schornsteine und die Kuppel des Mittelraums phantastisch aus den Gerüsten hervor. Das Gebäude, von gelben und rothen Ziegeln aufgeführt, verlegt den Betrachter durch seine wunderlichen Formen, die inmitten der andern Häuser noch wunderlicher erscheinen, in eine fremde Welt. Dagegen ist es auf dem Gendarmenmarkt noch immer einsam. Vor der Treppe des Schauspielhauses bezeichnet noch ein hölzernes Gitter den Platz, wo vor vier Jahren der Grundstein zum Schillerdenkmal gelegt wurde. Die Frage, ob neben Schiller Goethe und Lessing stehen könnten, trennt noch heute die Stadt der Intelligenz in Weisen und

Schillerfeier. „Welche Entweihung Schiller in die Mitte zwischen Goethe hineinzuzwängen“, rufen die Schillerfeier. Das ist ein unerhörter Frevel gegen den deutschen Geist, wie die österreichischen Reichsräthe gegen die Nachstellung Preußens. Das verknöcherte Pfaffenthum paart sich einige eitle Narren und eine terroristischen Elemente anschließen, die in unserm künstlerischen Treiben maßgebend sind, hasst Schiller weil er der Dichter des Volks und nicht der Pfaffen ist, weil sein Lied von jeher Lüge klingt und nicht wie der zweite Theil des „Faust“ so recht complet bewundert werden kann. Der Streit über diese Denkmalsangelegenheit gleicht dem größern über unsere Verfassung. Die klarsten Beschlüsse und Gesetze lassen sich durch Interpretation unächter machen. Dem Schillerdenkmal sind wir indeß um einen Schritt näher gerückt. Im vergangenen Jahre standen uns siebenundzwanzig Modelle, die auf das Ausschreiben des Magistrats eingegangen waren, gegenüber, jetzt nur zwei. Die Bildhauer Begas und Siemering wurden allein zu einer neuen Concurrenz aufgefordert. In der Akademie sind diese beiden Modelle ausgestellt, von denen hoffentlich eins mit geringen Aenderungen genehmigt wird. Die Siemeringsche Arbeit ist akademisch, wie von Begas schwungvoll. Weit übertrifft der Entwurf von Begas den Siemerings, dagegen hat der Schiller des letztern den Vorzug der Ruhe, der von Begas etwas von einem Tanzmeister; er steht nämlich ausschreitend auf den Zehenspitzen des rechten Fußes. Während aber bei Siemering nur der Philosoph und Geschichtschreiber Schiller, kommt bei Begas vor allem der Dichter Schiller zur Erscheinung und Geltung. Das Beste wäre, man trüge Begas auf, seinen Schiller aus einem schreitenden in einen stehenden zu verwandeln.

Im Schauspielhause sieht es noch öder und trauriger als vor ihm aus. Der Tod des Pelletan, die keine große, aber doch immerhin eine schätzbare Schauspielerin war, hat, wie es scheint, eine unausfüllbare Lücke gelassen. Die Invaliden und die Anfänger machen sich gegenseitig den Raum streitig. Längst gehört die Aufführung eines neuen Stücks zu den Seltenheiten, denn nicht „annehmen“, sondern „ablehnen“ ist die Pflicht der Direction. Die klassischen Stücke müssen dann diesen Bettlermantel, der sich aus dem „Verwunschenen Prinzen“, den „Lebensmüden“ und dem „Heirathsantrag auf Helgoland“ zusammensetzt, mit einigen Purpurlappen verbrämen. Die ganze kümmerliche Herrlichkeit, die unter Friedrich Wilhelm III von 1830 — 40 auf dem Hoftheater herrschte, taucht wieder auf; alles, was nur von fern an die Zeitfragen streift, was die Geister der Menschen tiefinnerst bewegen könnte, wird ängstlich von der Bühne fern gehalten. Und vor solchem Mutenmarkt, der nur noch Pagoden enthält, soll die Statue Schillers stehen! Das soll eine Anstalt zur Erhebung und Bildung der Nation sein!

Zur Geschichte der französischen Litteratur.

In fast allen Litteraturen fehlt es an übersichtlichen, lesbaren Handbüchern ihrer Geschichte, die in großen Zügen ihre Entwicklung darstellen und ein anschauliches Bild von ihr geben. Meist bestehen diese Handbücher nur aus einer Fülle von Namen, Zahlen und hergebrachten Urtheilen, in den seltensten Fällen haben sich die Verfasser die Mühe genommen, die Litteratur, deren Geschichte sie beschreiben, auch nur in einer ihrer Hauptepochen gründlicher zu studiren. Um so erfreulicher ist dann ein Buch wie Louis Grangier's „Histoire abrégée et chronologique de la littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours“ (Leipzig, J. J. Weber, 1863). Die Darstellung zeichnet sich durch Klarheit und Schärfe aus, der Inhalt ist gut geordnet, auch die mittelalterliche nordfranzösische Poesie, die noch so sehr vernachlässigt wird, obwol die Troubadours die Quellen von Boccaz und Lafontaine sind, die Karren und Scotten mehr als einmal Molière gedient haben, ist gewürdigt. Das Buch empfiehlt sich gut zum Schulunterricht wie zum Selbststudium. Von zwei Uebersetzungen französischer Dramen: Die Athalia des Racine's, metrisch übertragen von Ludwig Freitag (Bremen, Schünemann, 1863), und „Tartüffe“, von Molière, übersetzt von Karl Grunert (Stuttgart, Krüner, 1863), wendet sich die erste wol zumeist an die Jugend; Racine's Tragödie war ja auch ursprünglich, wunderbar genug, für das Mädchenpensionat der Frau von Maintenon zu St. Cyr geschrieben — die zweite an das große gebildete Publikum. Beide sind treu und treffen annähernd den Ton des Originals. Den französischen Alexandriner haben beide Verfasser in den fünffüßigen Jambus verwandelt und den Reim verbannt — eine Aenderung, die sich selbst lobt.

Zur die Winterabende.

III.

Die „Novellen“ von Melchior Meyr (Stuttgart, Cotta) bewiesen aufs neue den feinen Geschmack des tiefen Gefühls und die reiche geistige Begabung des Autors. Melchior Meyr gehört nicht zu den wie im Sturm die Herzen ihrer Leser erobernden Dichtern, er gewinnt uns mit sanfterem Zauber. Die Betrachtung des Lebens hat seiner Begeisterung die Flügel gelähmt, er hat nichts von einem Adler, aber viel von einer Lerche. Allem, was er erzählt, auch den kleinsten Verhältnissen weiß er einen poetischen Schimmer zu verleihen, das Alltagsleben gestaltet sich bei ihm schöner und duftiger, als wir es mit gewöhnlichem Auge sehen. Von den zwei Erzählungen dieses Bandes „Die zweite Liebhaberin“ und „Verlust und Gewinn“, geben wir der erstern den Vorzug. Sie ist breiter ausgeführt und in jedem Zuge lebenswahrer. Die Conflicte sind nicht tragisch tief, im Gegentheil, in jedem Menschenleben kommen sie vor, aber ihre Darstellung ist von außerordentlicher Klarheit und Schönheit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

denswerthen Beruf? Der Reiche gleicht des Schickſals Launen aus; er iſt der einzig Glückliche, der nie verſucht iſt, an ewiger Gerechtigkeit zu zweifeln. O reich zu ſein, iſt das ein Fluch? Der Reiche kann ſchaffen, wirken, beleben. Er kann die Pläne des Genies mit hundert Armen ausrüſten und den Gedanken des Denkers geflügelte Roſſe vorſpannen. Lernten wir dieſen Segen des Reichthums kennen?

Thompſon.

Wahr!

Harry.

Nun iſt unſre Ehre hin. Den unglücklichen Freund, den Ihr zu dieſem Wagſtück verleitetet, habt Ihr um ſein Leben verkürzt. Was wird ihn getödtet haben, als die Verzweiflung, Theil nehmen zu müſſen an einer ſo furchtbaren Verantwortlichkeit? Ihr ſeht jetzt in mir da nichts, als einen armen Arbeiter, der am Buſen der Natur ſein kaltes Herz wieder zu erwärmen hoffte. Aber durch Eure That hättet Ihr mich auch finden können, dort, ſchwebend am Pfahl der Schande. Denn der Sohn des Reichen, den Ihr ausgeſtoßen in die Armuth, ohne die Kraft, arm zu ſein, hatte ſchon die Hand ausgeſtreckt, um am jäh erworbenen fremden Eigenthum den jähen Verluſt des Eigenen wieder auszugleichen. Vater, mein Herz ſchlägt für Euch in kindlicher Liebe, aber Ihr habt das Schickſal herausgefordert; ich

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 43. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Ahnfrau. Eine Erzählung von Franz von Braunerthal. II. — Der Tierarzt in Oesterreich. II. — Die übernatürlichen Gaben. Von Wilhelm Gerhard. I. — Corinna Herzog's Almosen. II. — Ein Wiedersehen. Schluß. Von Emil Rittershaus. — Beiblatt: Kapitän Speck und die Wanderer am Nil. I. — Aus Polynesien. — Von 3. Michelet. I. — Berliner Briefe. XI. — Für die Winterabende. IV.

Die Ahnfrau.

Eine Erzählung von Franz von Braunerthal.

II.

Ein paar Zeilen aus der Heimat erregten mich mächtig. Es war ein Zettel des lakonischen Inhalts: „In welcher Absicht wird Nachricht über die Freiin Philippine von Moosdorf gefordert?"

Diese Frage wurde mir durch meinen Geschäftsmann übermittelt, über die Person oder den Wohnort des Correspondenten ließ sich kein Schluß ziehen; sorgfältig war alles vermieden, was auf eine Spur hätte leiten können. Uebrigens errieth ich, daß ich es mit jemand zu thun hatte, der in den Geschäften des praktischen Lebens unerfahren sei. Es fehlte die Andeutung, in welchem Blatt meine Erwiderung zur Kenntniß des unbekannten Wesens gelangen würde. So mußte die Antwort abermals in all den Zeitschriften wiederholt werden, deren ich mich zuerst bediente.

Selbst die verlangte Erklärung bot Schwierigkeiten: öffentlich die zweifelhafte, dunkle Familiengeschichte zu erzählen, erschien gewagt und unpassend. Berührte ich die Angelegenheiten blos im allgemeinen, so traf ich möglicherweise gerade den Standpunkt des Unbekannten nicht und verscherzte dessen Vertrauen. Die in Geheimniß gehüllte Person selbst vermehrte das Abenteuerliche der Sache. War es die längst Verschollene? Sie konnte noch leben! Die angeknüpfte Correspondenz kam mir nachgerade so phantastisch vor als der Einfall eines Astronomen, nach dem Monde zu signalisiren.

Indessen mußte ich der unbekannten Stimme antworten. Ich faßte mich kurz und der Wahrheit gemäß. „Zur Versöhnung" schrieb ich.

Die Art unsers Notenwechsels war weder rasch noch bequem; es verfloß eine geraume Zeit, bevor wieder ein Brief in Palermo eintraf. Diesmal wurde das Begehren an mich gestellt, meinen Namen zu eröffnen. „Nur bei einer persönlichen Zusammenkunft", entgegnete ich. Der Unbekannte sollte nicht länger den Vortheil genießen, mich aus seiner Verborgenheit vielleicht zu mystificiren.

Jetzt trat eine Pause ein; möglich, daß der schwache Faden zerriß, sobald man ihn fassen wollte; auch die Annahme einer absichtlichen Neckerei blieb nicht ausgeschlossen. Das Frühjahr führte mich in das Vaterland zurück. Ein grüner, heiterer Mai lockte nach den Bergen.

Gerade der Uebergang von den formreichen deutschen Flachländern zu den Hochalpen bietet großen landschaftlichen Reiz. Noch ist die Thalsohle breit, mäandrirt Bäche durchschneiden sie, an-

wogend schwellt sich der Hügel mit reichem Baumwuchs, Kirche oder Schloß krönt seinen Gipfel. In der Ferne ragen die Riesen der Berge und halten ihre stille Wacht. Wenn der Süden in seiner Fülle die Sinne mächtig erregt, der Norden dagegen den Gedanken entfesselt, so ist unsern echt deutschen Landschaften der Einfluß auf das Gemüth nicht abzusprechen. Friedlich weich legt sich der Schwung des Hügelrunds, friedlich säuselt die Pappel, murmelt der Bach. Aus blumiger Aue schwingt sich die Lerche in die blaue Luft und erhebt ihr schmetterndes Lied. Der Reichthum des Bodens, das Getreide, gedeiht noch, nur nicht in der ermüdenden Ausdehnung der Ebene. Freundliche Häuser mit Obstgärten künden noch häufig die Menschenwohnung. Die Ansiedler sind gleichweit entfernt vom Getriebe großer Städte und der Einsamkeit der rauhen Berge.

Wer einen solchen gelegneten Fleck deutscher Erde betritt, der legt gern den Wanderstab aus der Hand. Zwischen der Hauptstadt und dem Hochgebirge hielt ich hierher Rast. Den Ort hatten sich weiland die klugen Benedictinermönche zur Anlage einer ihrer fürstlichen Abteien erwählt. Jetzt war der reiche Grundbesitz des aufgehobenen Klosters Staatsdomäne geworden. Die Gebäude enthielten eine Musterwirthschaft; einen Flügel davon hatte der Pfarrer inne, in dem ich zu meiner Verwunderung einen alten Bekannten traf. Er bot mir ein Zimmer an und ich entschloß mich, den Ort für einige Wochen als Standquartier weiterer Ausflüge zu wählen.

Herr von Mauren war auf der Universität ein munterer Kamerad gewesen, der Wissenschaft hatte er nur mit sehr bescheidenem Eifer gepflegt. Die Hoffnung einer bequemen und leichten Versorgung, glaube ich, trieb ihn zunächst in den Priesterrock. Wie jeder von seinem Beruf nicht Erfüllte, gerieth er in häufige Schwankungen. Als die Chemie in der Residenz Mode geworden war, verbrannte und vergiftete er sich theilweise mit Experimenten. Nachher schwärmte er für die Kunst, obwol er auch hier nichts Tüchtiges leistete. Ein großer Komponist war er nicht; seine etwas allzu pyramidalen Bauten verursachten seine Versetzung auf das Land. Ich verlor ihn aus den Augen. Nun führte uns eine zufällige Begegnung wieder zusammen. Er war wol froh, jemand zu finden, mit dem er von alten Zeiten plaudern konnte; ich empfand Neugierde, zu beobachten, welches Seelenpferd Mauren auf der einsamen Pfarre bewegen.

Sein Wesen kündete eine gewisse beschauliche Ruhe, weit verschieden von der frühern Lebhaftigkeit. Er wäre ein hübscher Mann gewesen, ohne die Unsauberkeit, welche sich beim katholischen Priester häufig findet, vielleicht darum, weil er niemand zu gefallen braucht.

Wir saßen uns am ersten Abend beim germanischen Gerstensaft gegenüber; ich fragte Mauren, wie er sich den Winter über auf dem stillen Dorfe gefiele?

Der Pfarrer schnupfte — eine kleinliche Gewohnheit, die er erst in neuerer Zeit angenommen — und er vergaß den Tabak von seinem Rock zu klopfen.

„Der Ruhe bekommt mir wohl zu meinen Geschichtsforschungen", antwortete er leise, während mich die dunkeln Augen mystisch verschleiert anblickten.

Mir fiel die Chemie und die Kunst ein; ich unterdrückte ein Lächeln. Mauren's Arbeitszimmer sah zwar gelehrt genug aus; Folianten thürmten sich rings um Tische, Aste, Pläne lagen auf den Tischen, aber auf dem runden, blühenden Gesicht vermißte ich den Ernst des Gedankens, der die Stirn bleicht. Sicher gab der Pfarrer blos in bekannter Weise dem Publikum den Staub des Mittelalters zu verschlucken, an Kritik und Säuberung war hier nicht zu denken.

„Ich verfasse die Geschichte dieser Abtei nach Handschriften und Quellen", fuhr Mauren fort.

„Eine trockene und langweilige Arbeit", bemerkte ich; „von den Prälaten genügt es häufig, wenn man zu ihren Namen wie bei den letzten französischen Karolingern setzt: - Nihil fecit."

„Glauben Sie an die Möglichkeit der Mittheilung aus einer andern Welt?" fragte mein Wirth plötzlich.

„Gestatten Sie mir, die Frage verschieden zu fassen. Die andere Welt ist mir ein unbekannter, nichtsbedeutender Ausdruck. Wollen Sie wissen, ob ich für möglich halte, daß Verstorbene sich den Lebenden sinnlich wahrnehmbar machen, so antworte ich: Nein! Vernunft, Erfahrung und Wissenschaft vereinigen sich, eine objective Geistererscheinung für unmöglich zu erklären."

„Unser Verstand hat enge Grenzen; Untersuchungen führen oft zu einem Abgrund. Ich halte es mit der Thatsache."

„Immer, wo wir derselben habhaft werden können, ist sie ein vorzügliches Beweismittel. Aber Sie behaupten doch wol nicht, Sie könnten

eine solche anvertrauen und Mitteilungen aus dem Jenseits?"

Mauren wußte lange nicht, was er sagen sollte. Endlich that er einen tiefen Zug aus dem Glase. Der Wein gerieth noch ebenso nektarsüß als in den Zeiten der Mönche, die herrlichen Kellergewölbe bewährten ihre Kraft.

Der rothwangige Weinbeißer mit der knorrigen Knolle des Leibes bei etwas Komischem. Er sprach dem starken Getränk hier zu. Langsam wurde die träge Gelassenheit seines Wesens rührend.

„Wenn ich Ihnen beweise, daß an mich und noch eine glaubwürdige Person ein direkter Ruf aus der Geisterwelt erging, wo bleibt dann Ihre Vernunft, Erfahrung und Wissenschaft?"

„Lassen Ihre Erzählung, Freund, nachher meine Erklärung!"

„Nun denn", begann der Pfarrer, sich ein durch einen Schluck stärkend, „glauben Sie oder glauben Sie nicht! Ich kam vor vier Jahren hierher und erhielt Ihnen als ehrlicher Mann die Versicherung, daß mir die Verhältnisse der ehemaligen Abtei ganz fremd waren. Bald nach meinem Amtsantritt erschien mir eine lange Reihe der Prälaten im Schlaf. Einer der Gestalten winkte mir und führte mich an einen alten Ort hinter der Kirche, einen Theil des verwilderten Klostergartens. Auf der Stelle huschten die Prälaten an mir vorbei und verschwanden. Anfangs ließ ich den Traum unbeachtet, aber in kurzen Zwischenräumen wiederholte er sich dreimal. Jetzt nahm ich das Zeichen als einen Wink von oben und forschte fleißig in den Kirchenbüchern sowie in den noch erhaltenen Urkunden der Abtei, konnte indessen keine Aufklärung finden. Hierauf ließ ich die Gruft in der Kirche öffnen und siehe da! sie war leer! Man hatte in den stürmischen Tagen der Aufhebung die Todten in ihrer Ruhe gestört! Jetzt blieb mir die Deutung des Traumbildes nicht länger zweifelhaft: die Mönche mahnten mich, sie wieder in geweihter Erde zu bestatten."

Mauren blickte mich triumphirend an; sein Argument däuchte ihm unwiderleglich.

„Daß Sie Ihren Traum selbst so deuteten, beruht jedenfalls auf willkürlicher Annahme und beweist, entschuldigen Sie es, gar nichts! In dem alten Haus der Mönche hatten Sie nothwendig öfter an jene gedacht, hiermit erklärt sich alles Uebrige. Wäre die Gruft nicht leer gewesen, dann lag der Schluß auf verborgene Schätze nahe genug."

„Ich wußte, daß ich es mit einem hartnäckigen Gegner zu thun hatte, deshalb sparte ich auch die Hauptsache auf bis zuletzt. Der Bischof kam zur Visitation; er übernachtete bei mir und ich genau bestellte Weisung im Schlafe. Unter Donnerrollen schwamm alle seinen Bedenklichkeiten. Wir ließen in dem Garten nachgraben und fanden die Ueberreste der verscharrten Prälaten, welche wir der geweihten Erde einverleibten, seitdem ist Ruhe."

„Sie hatten dem Bischof am Abend die Geschichte erzählt wie jetzt mir. Der Traum verliert alles Wunderbare."

Mauren war unzufrieden über meine Deutung; er schüttelte den Kopf und kaute eine Weile schweigend.

Plötzlich ruhte sein Blick wieder auf mir. „Sie sind so ungläubig wie Thomas", sagte er, „aber auch dieser sah und glaubte. Ihr Skepticismus soll Sie im Stich, wenn ich Ihnen einen Spuk weise, den ich und viele andere schon gesehen haben."

„Hier im Kloster?" fragte ich, neugierig, worauf denn die Sache hinauslaufen sollte.

„Nein, in einem benachbarten Schlosse, ich führe Sie morgen hin. Das alte Gebäude war lange schon verrufen, niemand mochte es bewohnen. Vor mehreren Jahren kaufte eine Fremde das dazu gehörige Gut, es gehört in meine Pfarrei, an hohen Festtagen weilt in der Schloßkapelle Gottesdienst gehalten. Ich kam einst noch spät abends hin, um nachzusehen, ob nichts fehle. Da schlüpfte eine schwarze Dame an mir vorüber und verschwand hinter der Thür."

„Sie gingen doch nicht Ihrem Phantasiebild nach?"

„Nein, das that ich nicht, sondern ich kam von dem Schrecken angegriffen und krank nach Hause. Aber das Gesinde im Schlosse kennt die Erscheinung; um keinen Preis brächten Sie jemand von ihnen nach Eintritt der Dämmerung in die unteren Gänge, welche zur Kapelle führen."

„Morgen wollen wir gemeinschaftlich das Abenteuer bestehen, aber ich versichere Sie im voraus, wir werden vergeblich auf die gespenstische Dame passen!"

„Ihr Bild hängt in einem Zimmer des Schlosses, ich copirte es."

Der Pfarrer erhob sich nach diesen Worten, suchte eine Weile in den unordentlich auf dem Schreibtisch zerstreuten Papieren und überreichte mir nachher ein Blatt.

Mauren konnte wahrnehmen, daß meine Farbe

wechselte, denn im ersten Augenblick brachte mich, was ich sah, aus der Fassung.

„Liebmal werden Sie glauben", bemerkte er, „denn schon das Bild wirkt mächtig auf Sie!"

„Darin haben Sie recht! Ich bin erstaunt und bewegt, unerwartet das Porträt meiner Ahnfrau hier zu finden!"

„Ihrer Ahnfrau?"

„Zu! Dank der Treue Ihres Pinsels, kann kein Zweifel obwalten; es sind die Züge, die Tracht, das Wappen und sogar die Anfangsbuchstaben des Namens mit dem Datum genau so, wie ich es zu Hause besitze!"

„War Ihre Familie jemals in dieser Gegend begütert?" fragte Mauren.

„Nie!" erwiderte ich, mich von dem ersten Eindruck erholend. „Aber Sie begreifen, daß ich den lebhaften Wunsch fühle, meine Ahnfrau bald möglichst zu begrüßen; gehen wir heute — sogleich!"

Der Pfarrer fand kein großes Gefallen an dem nächtlichen Abenteuer; indessen hatte er sich zu weit gewagt, um zurückzugehen, und dann wirkte gewiß auch die Lust mit, mich zu seiner Ansicht zu bekehren. Nach einigen Einwendungen und Verzögerungen von seiner Seite brachen wir auf. Der Mond schien, die kurze Sommernacht war kaum angebrochen.

Unterwegs versuchte ich, aus meinem Begleiter etwas die gegenwärtige Besitzerin des Schlosses Betreffendes zu locken. Denn die interessanteste Frage für mich blieb, wie das Bild meiner Urgroßmutter hierher hatte kommen können. Mauren war sehr wortkarg; ich bin überzeugt, er fürchtete sich ganz entsetzlich. Oefter hörte ich ihn lateinische Worte murmeln; er betete eifrig, was ihm gewiß sonst selten passierte. Die jetzige Herrin des Gutes Pullach hieß Frau von Serchat; sie mochte sich ungefähr in der Mitte der Dreißig befinden und schien von trauriger Gemüthsart zu sein. Mit ihr war ein seltsamer Greis gekommen, den manche für ihren Vater, andere wieder für einen bevorzugten alten Diener hielten. Mehr erfuhr ich bei des Pfarrers gegenwärtiger Stimmung nicht.

Wir sahen bei dem immer heller werdenden Mondenschein bald die Conturen eines mittelgroßen Gebäudes. Die Wanderung einer halben Stunde brachte uns ans Ziel. Das Schloß lag niedrig, von einem mit Wasser gefüllten Graben umgeben. Menschen begegneten uns keine, das Gesinde mochte schon ruhen. An der großen, befahrbaren Brücke, die zum Haupteingang führte, gingen wir vorüber, passirten einen kleinen Steg und gelangten so an eine Seitenthür. Mauren suchte geraume Zeit in seinen Taschen; ich befürchtete schon, er habe den Schlüssel vergessen. Endlich zog er ihn hervor, aber die Hände versagten ihm buchstäblich den Dienst. Ich öffnete und wir traten in eine sehr einfache Art von Vorgang, nach dem Hofe zu frei, sodaß genügendes Licht einfiel, um sich zurechtzufinden.

„Wo kommt sie denn gewöhnlich her?" fragte ich.

Von meinem Gefährten eine Antwort zu erhalten, erwies sich vergeblich. Der stark zitternde Arm des Pfarrers drückte den meinigen und er zog mich in eine Ecke. Er bedurfte der Stütze der Wand. Eine unsern von uns befindliche Thür mit gothischem Spitzbogen hielt ich für den Eingang der Kapelle.

Wir harrten schweigend und in den Schatten gedrückt eine halbe Stunde. Mauren hatte wieder hinlängliche Fassung zusammengerafft, um sein Brevier zu murmeln.

„Geben wir", versetzte ich, „die Geschichte wird langweilig und sie kommt heute doch nicht!"

In dem Augenblick fühlte ich den Arm meines Begleiters bleischwer werden, sein ganzer Körper neigte sich, er schien umzusinken. Der Wahrheit sei der Zoll gebracht, auch mein Blut rieselte kälter. Ein schwarzer Schatten kam geräuschlos über die Steinplatten, der Strahl des Mondes beleuchtete ein bleiches, aber schönes Gesicht. Die Gestalt verschwand, an uns vorüber in der Kapelle.

„Miserere nobis!" stammelte Mauren fast sinnlos und fiel auf die Knie.

Das Nachdenken ist eine vortreffliche Sache; in einer Secunde überwand es bei mir die durch Ammenmärchen genährten Schrecken des Geisterhaften. Zwei Fälle waren möglich: des Pfarrers vorhergehende Erzählung, seine Furcht brachten auf meine Nerven die Wirkung hervor, seine Hallucination zu theilen — oder, was mir noch wahrscheinlicher schien, wir sahen wirklich eine Dame, aber nicht eine verstorbene, sondern die gegenwärtige Schloßfrau!

„Beruhigen Sie sich, Mauren!" wandte ich mich an den Betäubten. „Was es auch gewesen, die Ahnfrau war es nicht! Gehen wir jetzt heim, morgen verspreche ich Ihnen vollkommene und natürliche Lösung des Räthsels!"

Der Pfarrer schlich ängstlich vorwärts und ich deckte den Rücken.

Im Freien schöpfte Mauren tief Athem. „In

meinem Leben suche ich eine solche Geschichte nicht wieder auf!“ sagte er.

„Wir haben Frau von Serchau“ bemerkte ich. „Nichts war leichter, als sie in die Kapelle nachzugeben, aber wir hatten kein Recht, durch unser unerwartetes Erscheinen die Dame beinah zu erschrecken, deren nächtliche Gänge bisher durch den Aberglauben vor allen Zeugen beschützt waren.“

„Das Gespenst soll die Gutsfrau sein?“ erwiderte Maurer zweifelhaft. „Weshalb hätte sie dann niemand erkannt?“

„Weil die Furcht die Augen blendet! Uebrigens haben wir nicht nöthig, zu streiten; Sie fahren mich morgen in Pullach ein.“

Wir erwarteten beide mit Ungeduld den kommenden Tag. Sollte mich nun der Zufall der Entdeckung näher geführt haben, als es bisher die eifrigsten Nachforschungen thaten?

Bei hellem Morgen legten wir den Weg der vorigen Nacht zurück; das Sonnenlicht übt nachtheiligen Einfluß auf alle phantasmagorischen Vorstellungen. Selbst der starkgläubige Maurer begann in seiner Ueberzeugung zu wanken. Er bedang sich für alle Fälle aus, daß ich seiner Geisterjagd nicht erwähne. Auch ertheilte er mir dieses Mal bereitwillig alle ihm zu Gebote stehenden Aufklärungen über die Dame, welche wir zu beinahe im Begriff standen. Frau von Serchau unterhielt mit ihren Nachbarn nur spärlichen Verkehr. Dafür war sie bekannt genug in den Hütten der Armuth; sie spendete Rath und Hülfe, insbesondere in Krankheitsfällen. Bei dem Landvolk der Gegend genoß sie einen weitverbreiteten Ruf, sodaß sich der Landgerichtsarzt ärgerte; denn auch Wohlhabende wandten sich an die Dame. Diese zeigte eine fromme und traurige Richtung. Mit Maurern schien sie auf ziemlich fremdem Fuß zu stehen. Ich begriff wohl, daß er ein wahrscheinlich verletztes und schwärmerisches weibliches Gemüth nicht zu befriedigen vermochte.

Die liebliche Landschaft versetzte in angenehme Stimmung. Am Tage lag Pullach romantisch genug innerhalb seiner stillen Wasser. Hohe Ulmen beschatteten das alte Schloß, in dem sich auch jetzt wenig Leben regte.

Unter dem Thor wurden wir von einem bejahrten Manne begrüßt. Er war sauber und für sein Alter fast etwas geckenhaft gekleidet. Sein Gesicht, eingerahmt von langen weißen Haaren, wies Spuren früherer Schönheit. Das Erscheinen von Fremden schien ihm Vergnügen zu bereiten. Mit heiterer Schwatzhaftigkeit wandte er sich an meinen Begleiter. Der Pfarrer erklärte ihm, daß er gekommen sei, einen Auftrag Frau von Serchau auszurichten. Der Greis nickte zufrieden.

„Es wird ihr gut thun, jemand zu sehen“, sagte er; „sie lebt zu einsam! Aber versäumen Sie nicht, nachher herunter zu mir in den Garten zu kommen!“

Wir verabschiedeten uns und stiegen die Treppe hinauf. Maurer theilte mir mit, daß der Alte ein Onkel sei und ein sehr munterer Mann sei, weit herum, ein unterhaltender Erzähler und vorzüglicher Violinspieler. Sie trafen sich oft und diese Gesellschaft schien dem Pfarrer ungleich mehr zu behagen als die der Gutsfrau.

Ein anständig aussehender Bedienter führte uns in das Empfangszimmer. Frau von Serchau ging uns einige Schritte kalt und fremd entgegen. Der oberflächliche Beobachter hätte ihr Benehmen hochmüthig genannt, ich erkannte unter der zurückhaltenden Form Scheu und Schüchternheit. Der erste Blick reichte hin, mich zu überzeugen, die schöne, stattliche Frau in dem schwarzen Atlaskleide sei dieselbe, welche wir gestern belauschten. Aber im nämlichen Augenblick gewahrte ich auch an der Mittelwand das Bild der Ahnfrau und konnte eine leichte Verwirrung nicht sogleich bemeistern. Sie sahen sich ähnlich: die gleichen Züge, das dunkle Auge der beiden. Nur der Schnitt der Tracht und der Puder brachte einen Unterschied hervor; zugleich war das Porträt von einem jugendlichern Original genommen; diese Verschiedenheiten abgerechnet, konnte es für dasjenige der Herrin von Pullach gelten.

Der Pfarrer nannte mich und ein scharfes Roth färbte bei den Worten das feine, blasse Gesicht der Dame.

„Gnädige Frau“, sagte ich, „gestatten Sie mir sogleich eine Frage! Ich finde hier bei Ihnen das Bild meiner Urgroßmutter! Hätte ich die Ehre, mit Ihnen verwandt zu sein? Gerade durch die Freifrau von Moosdorf, geborene Gräfin von Rancourt, spaltete sich unsere Familie in mehrere Linien.“

Frau von Serchau wurde purpurn; in meinen Worten mußte etwas Peinliches für sie liegen.

„Waren Sie es, der einen Aufruf in den öffentlichen Blättern erließ, um Nachricht über Philippine von Moosdorf zu erlangen?“ stammelte sie nach einer Weile.

„Ja, und ich errathe jetzt, wer mir so verhallt antwortete!“

Die Aufregung der Dame kennzeichnete sich

in der peinlichen Unruhe ihres Herzens, ihr Athem kam und ging, sie konnte nicht sprechen.

„Der Kampf, ob ich Ihnen sollte mit Dingen, die in langem, peinlichem Schweigen begraben lagen, war noch nicht entschieden", sagte sie endlich, „legt sich das Schicksal den Andern' Sachen so, daß ich in den Worten zu meinem Vater, der kann Ihnen genauere Auskunft ertheilen, als es mir möglich wäre!"

Ich sah Frau von Serchat mit Mauern ab und suchte ruhig die Entscheidung auf. Der alte Mann kam auf mich zu; es schien etwas verwundert, seinen Bekannten, den Pfarrer, zu sehen; indessen begrüßte er mich artig. Wir setzten uns auf eine Gartenbank und ich verlor keine Zeit, mein Anliegen vorzubringen.

Der Greis hörte verwundert seine schönen veilchenblauen Augen auf mich.

„Seit fünfzig Jahren kam zum ersten mal hält es jemand aus Ihrer Familie der Mühe werth, nach Philippine von Meckern zu fragen", hieß er hervor.

Die Bewegung, welche ich an Frau von Serchat beobachtete, theilte sich ihm mit.

„Es geschieht im Auftrage meiner Großmutter und zum Zweck der Versöhnung", entgegnete ich.

„Versöhnung? Ja", rief er, „danach sehnte ich mich für mein armes Kind! Sie hat genug unter einer Schuld, die nicht die ihrige war! Reichen Sie mir die Hand!"

Ich that nach dem Begehren des seltsamen Alten. Eine Thräne rollte über seine Wange, doch nur kurz währte die Rührung. In kleinlich leichtsinnigen Sinn mochte kein Gedanke haben. Der bessere Ausdruck, den sie behauptig bewahrten, verbreitete sich wieder über seine Züge. Nicht Alter, nicht Kummer, des Lebens Last hatte diese unverwüstliche Natur zu überwältigen vermocht. Er lachte wie ein Kind unbefangen leichtlich.

„Wenn uns der Herr Reichsbaron so sehen könnte, mich und seinen Urenkel! Ha! Ha!" versetzte mein sonderbarer Gesandte, mir herzhaft die Hand schüttelnd.

„Was zwischen meinem Urgroßvater und Ihnen lag", erwiderte ich, „die Zeit milderte nothwendig die Bitterkeit. Uebrigens werde ich anders über die Verhältnisse urtheilen, als es mein Ahnherr that. Seine Tage sind verronnen. Lebt meine Großmutter noch? Hat sie Nachkommen?"

„Um Sie mit dem Geschick Philippine von Meckern's bekannt zu machen, muß ich Ihnen die Geschichte eines sehr unbedeutenden Menschen mittheilen, nämlich die meinige, die des Geigers Jakob Gß!"

„Vor fünfzig Jahren behaupteten die Mädchen, ich sei nicht häßlich", begann der Greis, sich weniger Jahre behaglich zurechtsetzend. Man sah ihm an, daß er gern von der Vergangenheit sprach.

„Die Musik hatte ich gründlich erlernt", fuhr er fort; „außer meinem Instrument spielte ich auch noch die Orgel und ertheilte Clavierunterricht. Der Verdienst war gut; ich bekam schon als junger Bursche eine Anstellung an der Domkirche meiner Vaterstadt. Dadurch blieb mir meine Zeit übrig zu anderm Gewerb. Eines Tags erhielt ich die Aufforderung, im Schlosse Mecken zu erscheinen.

„Der Herr Reichsbaron war der begüterste Edelmann unserer Gegend, sein Haus, seine Ahnen hoch geehrt. Ich trug einen pfirsichblüthenfarbenen Rock an von feinem Tuch, wie damaliger Zeit eine Seltenheit, um mich anständig vor der Gesellschaft zu präsentiren. Das Haar wohl gepudert, die silbernen Knopf- und Schnallen blank geriehen, seine Spitzen am Halstuch und an den Manschetten, sah ich mehr einem Cavalier gleich als einem Geiger. Der Herr Reichsbaron lag auf hochlehnigem, geschnitztem Stuhl und neben ihm seine Frau Gemahlin, als ich in den Saal des Schlosses geführt wurde. Nachdem ich mich von meiner tiefen Verbeugung wieder in die Höhe gerichtet, bemerkte ich die dunkeln, durchdringenden Augen der Dame auf mir; nie hatte der Blick einer Frau so kalt [illegible] auf mir gehaftet. Während der Verbeugung, die mir das Blut ins Gesicht trieb, sprach ihr Urgroßvater, daß bisher der Organist seiner Kirche das gnädige Fräulein in der Musik unterrichtet habe, diese aber nun den Lehrer überrasche und es mir, wenn ich der Prüfung genüge, die weitere Ausbildung anvertrauen wolle. Dann nannte er mir eine Sonate, welche ich auf dem Clavier vortragen sollte. Meiner Sache vollkommen sicher, schlug ich auf die Tasten. Der Herr Reichsbaron nickte zu wiederholten malen Beifall. Durch den Bruder meiner Mutter, welcher Kammerdiener unseres geistlichen Kurfürsten war, hatte ich hinlänglich französisch gelernt, um das zwischen den Herrschaften gesührte Gespräch zu verstehen.

„Ihr Urgroßvater wandte sich an seine Gemahlin mit den Worten: „Ich denke, Anna, der Mensch entspricht uns!"

„Er ist in ewig und selig!“ lautete die Antwort.

„Nun! Wenn jemand anders als Sie diese Bemerkung gemacht hätte, so nähme ich es für eine Beleidigung. Was kann eines Ungläubigen glattes Gesicht für unser Kind bedeuten?“

Die Dame schüttelte unzufrieden den Kopf, aber sie unterließ eine fernere Einwendung. Das Äußerste wurde gewährt. Wie sie beschlossen, so geschah es. Der Knabe verwechselte nicht unverzeihlich zu bleiben vor den Pforten der hochadeligen Dame. Sie war so schön, sie war so gut und sie war so traurig! — Den Engel des Schlafes nannte sie die Freundin. Ihr allein gelang es, den stärkeren, heftigen Sinn des Vaters zu mäßigen. Ihre laute, einschmeichelnde Stimme erklang, wenn es galt, Klage oder Anklagung abzuwenden. Der Herr Reichsbaron liebte das Kind seines Alters, sie kannte seinen verhaßten Wunsch und sie weilte selten täglich auf ihren Lippen.

Er schwieg eine Weile; man sah, das Andenken der Geliebten seiner Jugend trat lebendig vor seine Seele, es durchdrang in voller Kraft, was zwischen damals und jetzt lag.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Die Discordanten im Oesterreich.

II.

„Kennen patriotische Deutsche“, sagte mir der Kaplan in der Fortsetzung unseres Gespräches, „diese Wendung der Dinge gegen Rom beklagen? So wie Frankreichs Politik, bald den schwachen Seiten Oesterreichs schmeichelnd, bald Preußen mit Großmachtsapostrophen gewinnend, unablässig darauf ausgeht, eine engere Verbindung beider zu hintertreiben, so ist in Roms hierarchischer Einfluß auf eine große Anzahl deutschredender Landestheile ein fortwährendes Hinderniß gegen die gefürchtete Einigkeit West- und Süddeutschlands. Sehen Sie nicht die strenge Scheidung zwischen Romanisch und Germanisch, wie sie der Haß gegen den Bonapartismus immermehr zum Bollwerk des nordischen Volks bringt, sehen Sie nicht diese Scheidung in Süddeutschland, solange Roms Verhältniß in Oesterreichs Bevölkerung fortdauert, sich nie rein vollziehen läßt, sehen Sie nicht jeden Wiener Aufruf genugt, um darzuthun, wie sehr die deutschen Einheitsbestrebungen an diesem heiligen Vermächtniß einer völlig anders gearteten Zeit kränkeln. Der Himmel behüte uns vor einer Wiederkehr von Zwistigkeiten, wie sie das Mittelalter halb für, halb gegen den Papst in Waffen sah. Aber bei der heutigen Aufklärung sind die Glaubensfanatiker heute wie todten so bis zum Unbedeutendsten zusammengeschwunden, daß selbst die tiefgehendsten Umgestaltungen dieser Art keiner andern Kräfte auf dem Kampfplatz zu ihrer Durchführung als derjenigen des wissenschaftlichen Meinungsaustausches. Ist diesem freilich der unbehinderte Austrag nicht gestattet, so wird das chronische Uebel auch ferner seine böse Wirkung bestehen.“

Sehr mein Gewährsmann, der Kaplan, der bekanntermaßen wie alle Oesterreicher vollkommen die Fassung verlor, wenn er an die bloße Möglichkeit streifte, um jenes langwierigen Auflösungsprozesses willen einzuweilen das nicht-österreichische Deutschland sich allein constituiren zu lassen.

Gegenwärtig wäre die österreichische Presse nun allerdings vielleicht in der Lage, Fragen dieser Art mit Freimuth zu besprechen, doch steht sie so wenig auf dem Boden protestantischer Anschauungsweise, ja nur protestantischen Verständnisses, daß sie den klaffenden Unterschied zwischen römisch katholisch und protestantisch, oder wie immer die nichtrömischen Glaubensbekenntnisse heißen mögen, als eine antiquirte Idee behandelt, über welche so wenig wie möglich zu reden für guten Ton gilt. So kommt ein Ergebniß reinlicher Klärung nicht volksthümlich gemacht. Wenn die Presse solchen Fragen aus dem Wege geht und die Kanzel immer allein das Wort hat, so helfen alle Wechsel auf die stille Macht des Fortschritts gar wenig; die große Masse honorirt sie nicht. Wie gewandt aber die Kanzelredner sich selbst der Namen ihrer Gegner zu bedienen wissen, erfuhr ich unlängst wieder bei einer Predigt in P. Da wurde Macaulay's bekanntes Veto des Papstthums an die Spitze der Predigt gestellt. „Nicht die blutigen Regengüsse dreihundertjähriger Marter, nicht die Fluten irriger Meinungen, Ketzereien und Aergernisse, nicht die Sturmwinde der heftigsten Verfolgungen konnten diesem Papstthum schaden; denn es ist auf den Felsen gebaut und dieser Fels steht ewig, steht unerschütterlich als Grundveste der ganzen heiligen katholischen Kirche.“

Und an einer andern Stelle rief der Prediger: „Wie denn auch der berühmte protestantische Gelehrte Herder ausdrücklich zugibt: Ohne die Päpste wäre Europa wahrscheinlich ein Raub der Ver-

peten, ein Schauplatz ewiger Zwietracht oder wol gar eine mongolische Wüste geworden."

Beide Citate standen wie büßende Sünder und ewige Abbitter am Ein- und Ausgange der glänzenden Kapuzinade. Was Macaulay ganz im Sinne Herder's und saß mit dessen Worten jenem Ausspruch hinzufügt, erfuhr die Gemeinde natürlich nicht. „Diejenigen", sagt Macaulay, „welche den Einfluß der römischen Kirche in den dunkeln Jahrhunderten im ganzen als wohlthätig für das menschliche Geschlecht betrachten, können doch, ohne sich zu widersprechen, die Reformation für eine unschätzbare Segnung halten. Die Schnur, welche das Kind leiten und vor dem Fall behüten, ist für den erwachsenen Mann ein Hinderniß."

Aber ich wende mich zu derjenigen österreichischen Partei zurück, welche in diesem Augenblick trotz den modernen Abraham a Santa-Clara und trotz der Lauheit der Presse die kirchliche Seite der deutschen Frage für untrennbar von deren politischen Seite erkennt. Ihr Raisonnement lautet etwa wie folgt:

„Wie man weiß, ist das Wort Reformation unter den Katholiken erst seit wenigen Jahrhunderten ein übelberüchtigtes Wort geworden. Zur Zeit der Glaubenseinheit führten Papst und Kaiser es im Munde, und es hat namentlich im frühen Mittelalter immer einer großen Anzahl deutscher Kirchenfürsten als Parole gegolten. Es wird wieder auf die Tagesordnung kommen müssen, wenn die engere Vereinigung Nord- und Süddeutschlands irgendwelche Aussichten haben soll. Daß seine jetzige antikatholische Bedeutung dabei keineswegs festgehalten zu werden braucht, bedarf keiner besondern Betonung. Die Zustände der protestantischen Kirche sind nicht danach angethan, um zum Uebertritt zu verlocken, und nur etwa ein unvorsichtiges Zugeständniß, wie es unlängst bischöflicherseits in Trient und Verona allerdings schon wieder versucht worden ist, könnte ein massenhaftes Uebertreten österreichischer Katholiken auf das Gebiet des protestantischen Glaubensbekenntnisses zu Wege bringen. Näher liegt eine Wiederaufnahme der schon angedeuteten Idee eines von Rom unabhängigen deutschen Episkopats. Was dieser Idee in der Politik des kaiserlichen Cabinets noch im Wege steht, ist freilich nichts Leichtwiegendes. Das Papstthum bildet noch immer, wie ohnmächtig es sein mag, einen ideellen Sammelpunkt, der dem modernen Zuge der Geister gegenüber das einzig unverrückbar Feststehende verkörpert. Wird dieser Cultus des Stillstands, des ein für allemal Unerschütterlichen auf die Länge der Zeit zu entbehren sein? Es ist wahr, England verdankt einen großen Theil seines Glanzes dem festen Hinaussteuern in die hohe See der Arbeit, der lebendigen Weiterentwickelung gesellschaftlicher Zustände; die Vereinigten Staaten sind durch das gleiche Wagniß groß und mächtig geworden; der Norden Deutschlands hat unter den widrigsten Verhältnissen sich auf diesem selben Wege zu Ansehen und Bedeutung emporgearbeitet. Für monarchische wie republikanische Institutionen hat das Papstthum sich in den größten Beispielen der neuern Staatengeschichte als entbehrlich erwiesen. Aber das kaiserliche Haus hat seine Traditionen; es ist im Zusammenhange mit den conservativen Ideen alt und ehrwürdig geworden; es hat einen gekrönten Nebenbuhler in Deutschland, dessen Vorsprung auf dem Wege zeitgemäßer Ideen ein ungeheurer ist und der nun, wenn sein alter Antagonist sich zu der nämlichen Fahne bekehren wollte, seiner ganzen Vergangenheit nach als berechtigt erscheinen würde. Mit Einem Worte, die kaiserliche Politik meint: In Karl's V. Zeiten sei eine Lossagung von Rom im Interesse der kaiserlichen Politik gewesen; jetzt lasse sich's nicht nachholen, ohne Preußen in die Hände zu arbeiten."

Auf diesen Gedankengang antwortet die Partei, deren Ansichten ich hier wiederzugeben suche: „Entweder ihr seid zum Stillstand verurtheilt; gut, dann bleibt bei Rom, aber gebt dann auch die Hoffnung auf, an Deutschlands Spitze zu treten; nehmt dann die Preßfreiheit zurück, die freie Tribüne im Reichsrath, die Fortschritte jüngsten des verjüngten Oesterreich; wenn ihr das Ziel nicht gutheißt, so müßt ihr euch auch vor dem Wege hüten, der auf dies Ziel losführt. Oder aber ihr glaubt in der That, den Staat mit den Ideen der Neuzeit regeneriren zu können; ihr seid es müde, Preußen ewig als das Symbolum aller deutschen Zukunftspläne preisen zu hören; es ist euch Ernst damit, nicht nur einem Ministerium Bismarck es zuvorzuthun, nein, auch künftig die Führung der liberalen Ideen in Deutschland und Mitteleuropa übernehmen zu können; nun, dann sagt euch lieber heute als morgen von Rom los und schafft eine deutsche Kirche, die mit der Zeit, als ein Compromiß zwischen unsern religiösen Bedürfnissen und denen des Nordens, die confessionellen Unterschiede in einer allgemeinen kirchlichen Union verschwinden läßt. Ihr könnt nicht zugleich dem Cultus des

Stillstands huldigen und dem des Fortschritts. Wer mit einem Fuß im Bügel steht, mit dem andern auf dem Erdboden, der wird früher oder später gleichheit werden."

Ich habe diese Partei, welche sich kaum noch als solche fühlt, die Partei der Fortschrittler genannt, weil sie vor allem das Bewerben bekämpft und die Aufhebung derselben als unerlässliche Garantie für die Fortdauer der liberalen Presse in Oesterreich ansieht. Sie wäre bereits von großem Einfluß, wenn sie formulirt eigentlich nur die unklare, aber vorhandene Gesammtüberzeugung der Majorität in den Kaiserstaaten, wenn ihre Bestrebungen von Gleichgesinnten im „Reiche" mehr beachtet und ihrem Werthe nach unterstützt würden. Bisher hat sich der Meinungsstreit an dieser Seite der Frage noch kaum wie blind vorübergetummelt; dennoch wäre, sollte man denken, ein Freimachen der österreichischen Kirche von Rom, und zwar ein entschiedenes Freimachen als das der Gallikanischen Kirche, keine so üble Frucht des gegenwärtig in dem alten Stamme gährenden Saftes, und selbst diejenigen, welchen ein Conglomerat fremder Nationalitäten, wie das österreichische, als nun und nimmer mit dem Ideal eines starken Deutschland vereinbar erscheint, selbst diese fänden billigerweise warme Theilnahme für einen Kampf haben, der das römische Uebel endlich einmal aus den Gauen „diesseit der Berge" gründlich hinauszujagen bezweckt.

Die südrussischen Steppen.

Von Wilhelm Goetzbeer.

I.

Den Süden Russlands erfüllt vom Fuße der Karpaten und den Sümpfen Bessarabiens bis über die Wolga hinaus, den Unterlauf der großen Ströme und das Ufer des Schwarzen Meeres umsäumend, ein weites Steppenland, der letzte Zipfel jenes ungeheuren, sich Tausende von Meilen nach Asien durch die Mongolei bis zum Stillen Ocean erstreckenden Steppengürtels. Es ist ein etwa 1500 Fuß über dem Meere erhabenes Hochplateau, bietet aber keineswegs eine ungegliederte Ebene wie manche Aequatorländer oder wie die Pampas und Llanos in Südamerika dar. Verzweifelte Flüsse, zweifelnde Flüsse und das Regenwasser haben seine Oberfläche durch viele tiefen ausgebildete Furchen, Schluchten und Thäler vielfach durchschnitten und die Ebene in ein Gewirre von Hügeln und bewaldeten Kuppen verwandelt, welche den Reisenden oft in weiten Umwegen zwingen. Trotzdem aber bleibt die Bodengestaltung immer noch gegenüber einförmig. Eine Eintönigkeit erhebt noch der gänzliche Mangel an Baumwuchs, welcher den vorherrschenden Charakter der Steppe bildet. Vom aus Mittelrussland kommenden Reisenden kündigt sie sich dadurch an, daß, während der Nadelwald gänzlich verschwindet, die spärlichen Waldungen allmählich ihren Zusammenhang verlieren, vereinzelter, niedriger und mit einer Menge anderer Baumgattungen untermischt werden, bis die Birkchen und Gebüsche nur noch wie Oasen in der Wüste liegen oder wie schmale, am Ufer der Flüsse sich hinziehende Linien und endlich auch diese schwachen Schattirungen ganz und gar verschwinden. Ackerbau und Kultur treten in den Hintergrund, bis sie sich in gewisser Entfernung von den bewohnten Orten ganz verlieren und das einförmige Steppengras immer weiter seine Herrschaft ausbreitet. Ringsum bietet sich kein Baum, kein Buschwerk mehr dem sehnsüchtig schweifenden Blick dar, nur Gras und Gestrüpp bedeckt die weite, endlos sich ausbreitende Fläche. Niemals hat hier die Kraft der Natur von selbst einen Wald hervorgerufen, nur auch der menschlichen Hand wird es nie gelingen, hier Bäume zu pflanzen, und die Steppe wird ewig Steppe bleiben. Zwar hat sie seinen so völligen Mangel an Quellen und Flüssen wie die Sahara, auch nicht an fruchtbarem Boden, im Gegentheil eine starke Humusschichte bietet den üppigen Untergrund, aber die Bäume bedürfen in ihrem Gedeihen einer geschützten Lage, als die endlose Fläche, allen Winden und Wettern offene Steppe sie bieten kann. Weder im Norden noch Osten breitet ein Gebirgszug seinen schützenden Mantel gegen die Macht der kälteren und winterharten Winde oder gegen die heiße trockene Luft der benachbarten Landstriche aus. Der rauhe Boreas und seine Tochter haben vom Nordpol bis zum Schwarzen Meere und die ausgedehnten oder verringerten, jahreszeitlichen Strömungen vom Stillen Ocean bis zum Fuße der Karpaten freie Hindernisse und brausen mit entfesselter Gewalt über die ungeschützte Ebene. Auch wurden hier die Bäume, die Vieten ihres Reiches, von den Skythen, den Zwergen, überwältigt und verdrängt, die in einer kaum denkbaren Kraft und Ueppigkeit emporwachsen und überall sich ausbreiten. So haben sich die sich unbevölkertsten Llanos und Pampas Amerikas und die völlig menschenleeren Grasflächen Australiens niemals von selbst bewaldet

Die südrussischen Steppen haben eine durchaus andere Naturbeschaffenheit als die Länder unter gleichen Breitegraden wie das südliche Deutschland oder das mittlere Frankreich. Das Klima ist hier viel rauher und kälter, die Bodenverhältnisse wesentlich anders und die Kraft der Sonne, durch mancherlei Umstände gelähmt und wirkungslos gemacht, vermag hier nicht dasselbe zu leisten wie dort und die trefflichsten Weine und Früchte zu reifen. Die Windströmungen, denen hier, wie gesagt, Thor und Thür geöffnet sind und ungehemmt ein Wirkungskampf entgegentritt, haben einen ganz andern Charakter der Jahreszeiten aus, als er in andern Ländern unter gleichen Breitegraden sich findet. Auch die Nachbarschaft der Steppe ist hierbei von wesentlichem Einfluß. Im Osten mit den weiten Steppenländern Asiens und im Norden mit den arktischen Kegellandschaften sich verschwistert, theilt sie den klimatischen Charakter dieser Landstriche. Das Schwarze und das Kaspische Meer im Süden können einen mäßigenden Einfluß kaum auf die Hitze und Dürre des Sommers wie auf die Kälte des Winters üben; aber die mangelnde Gebirgsentwickelung dieser Meere, im Vergleich zu großen Steppenräumen, hebt nahezu, bei überall hohe und schroffe Küsten des Steppenplateaus gegen das Meer, weshalb von dort die im Sommer kühlenden und feuchtenden, im Winter wärmenden Luftschichten nur in geringem Grade auf die Steppe gelangen können, schwächen diesen Einfluß außerordentlich ab. Die Karpaten im Westen erkalten die milden Westwinde, die über ihre Gipfel streichen, und wirken nicht erheblicher als mildernd auf die Kanten des Steppenklimas ein. Ein nicht unwesentlicher Faktor ist endlich die Armirung der Steppenoberfläche mit ihrem Mangel an Bächen und Flüssen, Seen und Sümpfen, an waldentblößten, wetterreizenden Bergen, an tiefen Thälern, Schluchten und Gebirgskessel, welche, mit Niederungen abwechselnd, eine verschiedene Temperatur des Luftmeeres und eine Störung seines Gleichgewichts bewirken könnten, an Feuchtigkeit haltenden und Kühle ausbreitenden Waldungen. Daher zeichnen sich die Jahreszeiten der Steppe durch verhältnißmäßig wenigen Regen aus. Nur der Frühling beginnt mit einer kurzen Regenzeit, dann ziehen die Wolken dicht in einer großen Höhe; Gewitter sind sehr selten; im Herbst regnet es fast nie und auch der Winter hat mehr Stürme und Wirbelwinde als starken Schnee. Im Sommer, wo die Hitze im Schatten bisweilen auf 30 Grad, in der Sonne sogar auf 50 Grad steigt, steht die Steppe, mit ihrem stets hellen Himmel unter den Strahlen der heißen Sonne schutzlos ausgebreitet, ihre wenigen Brunnen und Bäche trocken, die Erde reißt allenthalben auf und klafft voneinander und der Gras- und Pflanzenwuchs steht versengt, da sogar der Thau in trockenen Zeiten oft monatelang ausbleibt. Der Winter hingegen, wo die Kälte oft bis auf 30 Grad steigt, herrscht mit eiserner Strenge über das Steppenland, sodaß selbst der abgehärtetste Hirt des Landes das Feuer flieht und in seine schirmende Erdhütte kriecht.

In der Urzeit wogte hier unstreitig das Schwarze mit dem Kaspischen Meere verbindend, ein unermeßlicher See, welcher, sich Bahn brechend und ablaufend, eine ungeheure Masse Schlamm zurückließ, gebildet aus zermalmten Organismen und feingeschlämmter Erde. Diesem Boden entsprießt die üppigste und kräftigste Gras- und Blumenvegetation. Uebrigens bedingen theils die geognostische Unterlage, theils die dünnere oder dickere Humusschichte, theils die höhere oder niedrigere Lage einige Verschiedenheiten in der Steppe. In geognostischer Hinsicht zerfällt sie in verschiedene Abtheilungen. Im Westen tritt die Formation des Tertiärkalks auf, im Norden bis an die Ufer des Don die Kreide; östlich zieht sich als ein langer und breiter Gürtel um das Schwarze und Asowsche Meer bis zum Kaukasus hin ein von den Karpaten durchbrochener Granitrücken; im östlich liegt die Schlammsteppe, längs dem Kuban und Terek, und östlich vom Don bis zum Jaik die Salzsteppe, beide bedeutend niedriger über dem Niveau des Meeres als die drei ersten Formationen und wol in den jüngsten Landerzeugnissen geboren. Während die Granitsteppen ein dichtes, nicht sehr hohes Gras tragen, gedeiht dasselbe in den Kalk- und Kreidesteppen zur Höhe von 6 — 7 Fuß. Der fruchtbarste Boden findet sich in der Schlammsteppe, wo die Humusschichte an einigen Stellen eine Tiefe von 15 Fuß erreicht. Die Vegetation ist hier die üppigste und zwischen den Gräsern und Kräutern erheben sich eine Menge Unkraut und allerlei Sträucher zu einer ziemlichen Höhe. Oestlich vom mittlern Don und über die Wolga in ihrem niedern Laufe hinaus, wo die Salzsteppe sich erstreckt, wird die Steppe immer steriler und dürftiger. Sand wechselt mit lehmreichem Thon ab und die Humusdecke wird sehr dünn. Halbverdorrte Gräser verkümmern auf der wasserleeren wagerechten Fläche, die nur

kann den Lauf der Dinge nicht mehr hemmen. Darben ſoll mein Vater, meine gute Mutter nicht. Das Nothwendige wird Euch werden, aber der Ueberfluß iſt hin, bleibt hin. (Wendet ſich zum Abgehen).

Dritte Scene.

Schon während Harry's letzten Worten öffnete ſich hinten ein Vorhang. Fielding erſchien in ganz ſchwarzer Tracht im Hintergrunde, ging vorüber, kommt wieder und bleibt zuletzt unbeweglich ſtehen. Die Vorigen.

Thompſon.

Harry! Dein erwachter edler Geiſt giebt Dir einen Tugendſtolz, der ein grauſamer Frevel iſt. Den Schatten meines todten Freundes ruf' ich an, das Zeugniß eines ſeligen Geiſtes (erblickt Fielding). — Sieh, ſieh, Harry, die Geiſter — ſteigen — aus der Erde — zu zeugen — wider Dich! Weß iſt das Erbe? Du dunkler Schatten?

Fielding.

Eures, Thompſon.

Harry und Thompſon (fahren Beide zurück).

Fielding.

Erſtaunet nicht, reicht mir die Hand, Sir Walter und Ihr, Sir Harry.

einer Menge von Salzkräutern reichliche Nahrung gewährt, die hier und da ganz bluterot den Boden überziehen. Ackerbau und Viehzucht können hier nie die Kultur und ein sesshaftes Leben begründen und noch heute ragen viele Gegenden die unverkennbaren Spuren asiatischen Nomadenlebens. Auch hat der Scheyter viele unabsehbare Wüste mit unerschöpflichen Salzgewässern gesegnet, ein teures Geschenk für das heilige Russland. An den Ufern der Salzseen und Salzmeere, welche die ode Fläche unterbrechen, lagert ein Reichtum des schönsten Salzes, das seit Jahrtausenden aus dem Gebirge und aus den Fluten ausgebeutet wurde, und der Elton ist vielleicht eines der mächtigsten Salzlager in der Welt.

Soweit die Geschichte zurück bis auf unsere Tage herab, waren die Steppen das große Meer hin- und herwogender Nomadenstämme und der Sitz wilder, barbarischer Horden. Nie hat hier der Keim der Kultur, des Städtebaus und der Staatenentwickelung Wurzel gefasst und viele Länder genießen die wilde Unabhängigkeit der Wüste. Zwar machte sich schon früh zu den Zeiten der alten Griechen und Römer und auch später verschiedentlich die Kultur an einzelnen Ruhepunkten des Pontus oder auf der durch vulkanische Gebirge dem Einfluss der Steppen entzogenen Taurischen Halbinsel ansässig, aber nie ist sie in das Innere der unwirtlichen Steppe gedrungen, zu dem sie stets nur in kommerzieller Beziehung stand. Vergebens brachen Griechen in die Steppen ein; sie scheiterten an der Barbarei des Landes, das stets ein wilder, unfruchtbarer Verbannungsort blieb, und wie schon Iphigenie auf Tauris, so lang auch später mancher verbannte Staatsverbrecher, mancher politische Schlachtschütze, mancher glücklich der Seidenschnur entgangene türkische Pascha hier seine Klagelieder. Als zur Zeit der Völkerwanderung jene weltdurchwandernden Nomadenhorden aus Asien hervorbrachen, hatten sie eine Zeit lang in den jetzt russischen Steppen, als der letzten Station, selten Ruhe, allein die Staatsgebäude, die sie hier errichteten, zerbrachen und verschwanden gleich flüchtig aufgebauten Nomadenzelten, und jene Völker zogen, keine Spur ihres Daseins zurücklassend, eins nach dem andern wieder ab, niemand weiß wohin, und die Steppe versank wieder in lautlose Todesstille, jahrhundertelang fast unberührt vom menschlichen Auge, nur zu gewissen Zeiten von Nomadenhorden durchzogen und von ihrem Schlachtenlärm erschallend. Nur auf der Krim blieb ein lange bestehendes, tatarisches Reich gegründet. Unter der Herrschaft der Tataren, welche von hier aus die Steppe beherrschten, und später der Türken verfiel selbst diese Halbinsel, das auf der taurischen Halbinsel nur an der pontischen Küste gedeihen konnte, in tiefste Barbarei, wilde Horden Tataren herab oder verschwanden gänzlich vom Erdboden. Seit dem Weltkriege war es vorbehalten, den Steppen das Heil zu bringen und sie in den Bereich europäischer Kultur zu ziehen. Nachdem die Moskowiter die nomadisierenden Horden der Steppe, von denen sie bedrängt und angegriffen wurden, teils vertrieben, teils unterworfen hatten, wurde diese Eroberung zugleich eine dauernde Kolonisierung und Bevölkerung der Steppe. Verbrecher, Sträflinge und Abenteurer, entlaufene Bauern aus den besten Stämmen der Russen und Griechen hatten sich seit dem 16. Jahrhundert längst dem Kosaken- und Tatarenleben angeschlossen, hier die Ansiedelung der Kosakenhorden bis zu den Türkischen Kolonien bildend. Neugriechischen, Ackerbauer und militärischer Verfassung und nomadischen Sitten, ganz dazu geeigneter, die reifen Keime der Kultur in die Steppe zu bringen. Diesem merkwürdigen Mischlinge zwischen Nomaden und Ackerbauern, welcher allmählich von Russland abhängig und zu den Kosakenheeren auferzogen wurde, verdankt Russland hauptsächlich das Aufhören des Nomadenlebens in der Steppe, sowie seine wichtige Besitzungen, da die Kosaken stets auf tüchtige Kerle wie die Tataren und auf so Gymnastikern vorzüglich zu gebrauchen waren. Aber die Steppe mochte noch fast zwei Jahrhunderte lang der Tummelplatz ewiger Kämpfe zwischen Türken und Russen, zwischen Kosaken und Tataren, die von der Krim unaufhörlich in die Steppe brachen, bis Russland unter Peter I. auch die Nordküste des östlichen Meeres erreicht erreicht hatte, die der natürliche Abzugsweg für die Produkte des Landes war, und die Bebauung und Bevölkerung der Steppe an, besonders deutsche Kolonisten zu machen. Wie auf einen Zauberschlag entstanden an allen Buchten des östlichen Meeres, an allen Ufern der Flüsse neue Städte, und bisher unbetretene Orte wurden zu mächtigen Handelsplätzen emporgehoben. Wie einst Romulus im neuerbauten Rom, so erschuf man hier für Menschen von jeder Nation und aus jedem Stande, für Abenteurer, Verwiesene, entlaufene Sklaven ein Asyl, wo sie als Gebietende aufgenommen und auf jede Weise unterstützt wurden. Daher kommt es, dass die Bevölkerung

Südrußlands ein buntes Gemengsel der Nationalitäten ist und auf den Straßen seiner Handelsplätze alle europäischen und asiatischen Mundarten durcheinander tönen. Aber auf Handel und Gewerbe konnte die Cultivirung des Landes nicht allein begründet werden, und das russische Gouvernement hat seit etwa 70 Jahren angefangen, die Steppe auch landwirthschaftlich zu cultiviren, und an verschiedenen Punkten blühende Colonien von Ausländern gegründet, heimische Wohnplätze für fleißige Ackerbauer und Viehzüchter da, wo sonst nur Verbannte trauerten. Es sind besonders Deutsche, namentlich Sachsen und Schwaben, die sich hier angesiedelt haben. Auch die Reste jener geflüchteten Nomadenhorden, die theils aufgerieben wurden, theils auswanderten, wurden, wie die Tataren in der Nogaischen Steppe, zu fleißigen friedlichen Ackerleuten, oder wie die auf der Krim, wo sie den größten Theil der Bevölkerung ausmachen, zu einem Gartenbau, Wein- und Obstbau betreibenden Volke umgebildet. Doch ist der Boden der Steppe, der die tiefwurzelnden Pflanzen ernährt, das dürre und rauhe, ungleiche und unsichere Klima, der Mangel an Quellen, ingem Wasser und Wäldern der Bodenbebauung und Ansiedelung in großer Gemeinschaft nicht günstig. Nur an wenigen Orten, hauptsächlich nur an den Ufern der Flüsse, findet man Teichbauten und Ackerbau. Für die meisten Theile der Steppe ist der sporadische Anbau durch einzeln gelegene Meierhöfe, welche in die großen Steppenflächen hinein vorgeschoben wurden, der einzig mögliche und das Loos ihrer Besitzer ist meist an das grasfressende Thier gebunden.

Wenn wir nun die Steppen einer genauern Betrachtung unterwerfen, so lassen wir die Salzsteppen, die wegen ihrer physischen Beschaffenheit und geringen Cultur wenig Interesse bieten und auch gegenwärtig noch von Kirgisen-, Baschkiren- und Tatarenhorden nomadisirend durchzogen werden, beiseite liegen und beschränken uns auf die sogenannten pontischen Steppen, den Theil oberhalb des Schwarzen und Asowschen Meeres, zwischen den Karpaten und dem Don, den cultivirtesten und interessantesten, der mannichfache Eigenthümlichkeiten bietet.

Ich schwamm hinaus auf die Fläche des trockenen Ozeans. Der Wagen versinkt in Grün und schwankt wie ein Nachen durch die Wogen der kniehohen Gräser hin. Ueberschwemmt von Blumen, umschiffe ich die korallenen Eilande des Steppengrases. Schon sinkt die Dämmerung hinab; kein Weg, kein Hügel zeigt sich dem spähenden Blick. „Ich schaue zum Himmel empor und suche die Sterne, die Leiter des Nachens.“ So begrüßte einst ein russischer Dichter das pontische Steppenland. Und in der That, welch ein merkwürdiger Eindruck befällt den Reisenden, der die stille, große Oede des unermeßlich nach allen Seiten sich ausbreitenden grünen Steppenmeeres betritt, in welches das Auge sich verliert bis in meilenweite blaue Ferne. Weithin schaut man über das wogende Grasmeer von einer Bodenwelle bis zur andern, die sich als schwarzer Rand am fernen Horizont hinzieht. Wen und breit nichts als ein braunes Grün, welches die Fläche überzieht und hier und da vom Winde in leisen Wellen bewegt wird; nirgends eine kühne Erhebung, ein hoffnungsvolles Aufstreben zum Himmel; kein Baum, kein Zelt, kein Rauch aus einem wirthlichen Schornstein, kein freundlich über Kiesel rieselnder Bach. Es ist derselbe Anblick wie vom Verdeck eines Schiffs, wo man ringsum nur Himmel und Wasser erblickt. Statt der spitzbeschwingten Möven kreisen Raubvögel langsam über ihrem Jagdrevier. Man sieht sich in der Mitte einer nackten Leere, einer grenzenlosen Unermeßlichkeit. Wie ein übersättigter Wurm windet der Fuß sich hin und her, ohne zu wissen, wo seine Bahn hinführt. Nur hier und dort ragt ein verkrüppelter Apfel- oder Birnbaum oder eine Mogila, ein Mongolenhügel, als Gedenkzeichen des Todes aufgeworfen, als Wegweiser empor. Ein dichter Teppich hochhalmiger Gräser überzieht die ganze Steppe, welche sich manchmal bis zu Mannshöhe erheben und seinem Wogenmeer gleich vor dem leichtesten Luftzuge links und rechts ins Unabsehbare wogen. Das merkwürdigste unter diesen Gräsern ist das von den Tartaren Siwa pumata, von den Russen Seidenkraut, von den Deutschen aber Federgras genannte, ein echtes Steppengras und gewissermaßen zum Wahrzeichen der Steppe erhoben. Es hat hohe harte Halme, die nur die Pferde gern fressen, und wenn seine Samenkörner reifen, bildet sich an jedem Korn eine sehr dünne, zierliche, mit kleinen kurzen Seidenhärchen besetzte Feder aus. Wenn, wie dies hier und da vorkommt, ganze Strecken mit dieser Grasart bedeckt sind, so ist es ein wohlgefälliger Anblick, wenn die seidenen Federn derselben im Winde die elegantesten Bewegungen machen. Die reisenden Kaufleute binden sich aus den Federn des Seidenkrauts einen schwankenden Büschel, ähnlich den Schweifen der

Paradiesvögel, und nageln ihn wie eine schwankende Fahne vorn an ihren Wagen; auch die Postillone der Steppe pflegen einen solchen Busch an das Kummethelz ihrer Pferde zu binden.

Die Steppe ist aber nicht blos mit Gras bedeckt, sondern auch mit Blumen und Kräutern, Ranken und Stauden, welche entweder den Grasteppich in buntem Gewirr durchflechten oder von denen die einzelnen Arten gewöhnlich in Masse beieinander stehen, sodaß die Steppe in den Farben eines unabsehbaren breiten Regenbogens schimmert. Es ist ein sonderbarer Anblick für den fremden Wanderer, wenn er da und dort in der Steppe solche Blumen wild emporwachsen sieht, die er daheim mühsam in Töpfen zieht, und gleich den Gletschergärten in den Alpen weite Blumenfelder, mit Nelken, Tulpen, mit Reis, Hyacinthen oder Crocus geschmückt, in der unwirthlichen Steppe sich zu seinen Füßen ausbreiten. Viele Blumen gedeihen hier freilich nicht zu einer solchen Herrlichkeit und Schönheit wie in unseren Gärten und Blumentöpfen. Daneben finden sich noch viele andere schöne oder nützliche aromatische Kräuter und süße Honigblumen, als: Thymian, Lavendel, Krauseminze, Salbei, Quendel und Pimpernell, wilder Sellerie und Kümmel, wilder Knoblauch, dessen Zwiebeln der Kalle mit Begierde verzehrt, eine Art weiblicher Immortellen, der vornehmste Schmuck des Haares der Steppenbewohner, und viele andere. Alle diese Arten ebenfalls in großen Massen beieinander und bedecken in der Regel die unabsehbaren Strecken ganzer Grasweide. Aus der Menge der schönen gelben, blauen und rothen Blumen, die sie immer ihrer grünen Blätter berauben, winden sich die Töchter des Landes, welche große Blumenliebhaberinnen sind, die buntesten Kränze, die sie, wie unsere Schönen das Veilchen am Busen oder die Rose in den Locken, gleich einem Diadem fast beständig, Sonntag und Alltag, auf ihrem Haupte tragen. Auch die jungen Kosacken, gleichfalls leidenschaftliche Liebhaber des Blumenschmucks, reiten selten durch die Steppe, ohne sich und ihrem Pferde einen dicken Busch von Blumen und Gras hinter beide Ohren zu stecken. Mit allerlei Gräsern und Kräutern schmückt der Steppenbewohner bei festlichen Gelegenheiten Thüren und Zimmer seiner kleinen Erdwohnungen, bekränzt mit ihnen Wand, Hausgeräthe und Heiligenbilder und streut sie auf den Fußboden; aus vielerlei würzigen Steppenkräutern bereitet er das echte National-Steppengericht, das Hauptgericht des Landes, eine Kräutersuppe. „Borsché" genannt. Giftige Kräuter kommen in der Steppe nur sehr wenige vor; zuweilen findet man Schierling und den giftigen Hahnenfuß, doch äußerst selten. Dagegen fehlt es nicht an vielen nützlichen Stauden und Kräutern, die man insgesammt unter dem tatarischen Namen „Burian" begreift, der Nahrung, Jammer der Köchin, des Landmanns, des Gärtners und Hirten. Bei der großen Schärfe und Heftigkeit des salzartigen Steppenbodens schießen alle diese Gewächse mit unerhörter Heftigkeit in Strauch und Zweige und ahmen oft die Natur der Bäume nach, sodaß sie wahre Wälder bilden, welche oft die Aussicht verhindern. Obenan stehen die Disteln, von denen einige Arten Höhe und Umfang des Kirschbaums erreichen und förmliche Gehölze bilden, zwischen denen sich die Antilopen der Kosacken verlieren. Ein merkwürdiges heuschnatzes Steppengewächs ist ein der Distel ähnliches Gewächs, von den Deutschen Windhexe, von den Russen Perekatipole (d. h. Springinsfeld) genannt, welche aus ihren dünnen, dürren Zweiglein ungeheure Kugeln bildet, die oft drei Ruthen hoch werden und einen Umfang von zehn bis fünfzehn Ruthen haben. Wenn im Herbst der Stamm an der Wurzel abfault und die Zweige trocknen und in heftigen Stürmen werden, fahren sie die heftigen Stürme mit reißender Geschwindigkeit zu Hunderten über die Steppe, wobei sie, gleich den Hexen auf dem Blocksberge, die wunderlichsten Sprünge und Tänze aufführen, bald sich in großen Kreisen auf dem Boden drehen, bald übereinander wegspringen, bald hoch in die Luft fliegen, bis sie endlich in ganzen Wolken ins Meer fallen. Ein anderes merkwürdiges Gewächs ist die Steppennadel, deren spitzer mit Widerhaken gezähnter Samen den Thieren durch Haut und Muskeln bis in Herz und Eingeweide dringt, sodaß sie elendiglich umkommen müssen. Wermuth, Königskerze und Schafgarbe bilden mannshohe Gebüsche; der Stamm des wilden Mohns, den man ebenfalls mit zum Burian rechnet, verholzt dermaßen, daß man sich einen Spanier daraus schneiden kann. Wolfsmilch, Kohlrüben, Pastinaken und wilder Hanf bilden unwegsames Gestrüpp. Solche Burandickichte, die oft aus stachelichten Disteln und Nesseln und anderen verschiedenen Sträuchern, die sich darunter mischen, gebildet werden und sich zu einem undurchdringlichen Gewalt im kleinen verschränken, sind häufig das Versteck und Sommerlager der Wölfe, welche hier ihre Brut vor ihren Feinden

verbirgt. Wie die Vegetation der Steppe dermaßen vertheilt ist, daß eine einzige Pflanzenart in endloser Wiederholung oft meilenweite Strecken bedeckt, sodaß der Kreis des Horizonts nur mit Tulpen, Reseda und andern Blumen, mit dem nickenden Federkraut erfüllt ist, daß man ganze Thäler voll Kümmel und Krauseminze, mehrere Tagereisen wieder nichts als trockenes, kurzstieliges Gras erblickt, ebenso gibt es auch weite Burianfelder voll einerlei Art unnützer Kräuter, die kein Vieh berühret, oder hohen strauchigen und strunkigen Gestrüpps. Es gewährt im Winter einen höchst traurigen Anblick, alle diese ausgetrockneten gespenstischen Pflanzengerippe in endloser Ausdehnung nebeneinander zu sehen. In dieser Zeit gewinnt aber der Burian für die Steppenbewohner einen vorzüglichen Werth, indem er ein vortreffliches Brennmaterial gibt. Man haut ihn ab, sammelt ihn in Bündel und führt ihn zu Markte. Als Ersatz für die mangelnden Wälder und Gehölze bieten die Steppen die Dornsträucher, Schlehe- und Weißdorn-, Hagebutten-, Brombeersträucher u. s. w., welche eine ungewöhnliche Höhe erreichen und sich ebenfalls weit häufiger in großen Gesellschaften vorfinden. Ein dichtes Gebüsch von vielen Sträuchern, welches man oft von fern — Zur Zeit Laubmangel ist, nennen die Kosacken „Perrina". Die Sträucher und Bäume in diesen Perrinas stehen oft so dicht, daß weder Mensch noch Vieh hindurchdringen kann. Am häufigsten findet man Perrinas von Schlehdornsträuchern, welche von den Kosacken sehr geliebt und geschätzt, so daß sie Wetterzäune für heilig und unverletzlich geachtet werden. Im Frühling brennen sie sich über der Pracht und den Duft ihres weißen Blütenmeers und besingen und feiern sie im Lied, und im Herbst sammeln sie ihre Früchte und schneiden sich aus ihren Dornen lange Stecken zum Lenken der Ochsen und die Junken zu jener Gage, mit welcher sie die Hornochsen verdeutschen und ermuntern. Dann und wann kommt auch in meilenweiten Entfernungen mitten in der Fläche oder auf einem breiten Steppenrücken ein verkrüppelter uralter Birnbaum vor. Beim Anblick dieses dürftigen, verstümmelten Zwerggewächses, der sein vernachlässigtes, morsches Gebein kaum nothdürftig mit dem spärlichen Laube bedecken, geschweige einem Wanderer oder Steppenthier Schatten geben kann, der seine klägliche Gestalt kaum vom Boden zu erheben wagt, ergreift den Beobachter unwillkürlich tiefes Mitleid und eine schmerzliche Melancholie.

Auch die Flüsse, Bäche und Quellen der Steppe, zu welchen ersteren wir nicht etwa die großen Ströme, wie den Dniestr, Dniepr, Bug und Don rechnen, sondern ihre Nebenflüsse und solche Gewässer, die in der Steppe verlaufen, können nicht jenen wohlthätigen und zauberischen Einfluß üben wie die in den Sandwüsten, wo der Wassermangel der einzige Grund der Dürre ist, und die ganze Steppennatur in ihrer Nachbarschaft verwandeln. Kein Baum, kein Hain, kein Wald, nicht einmal Weidengebüsch bedeckt ihre Ufer. Mit grauem, schmutzigem Wasser fließen sie schmucklos und reizlos im Grase baden oder liegen im Sommer schmachtend und durstend. Der einzige Einfluß, den sie auf ihre Umgebung üben, ist die Hervorbringung von Schilf und einem etwas erhöhten Grauwuchse. Die Niederungen sämmtlicher Steppenflüsse, der größten wie der kleinsten, selbst des Dniepr und Dniestr, sind mit dichten großen Schilfwaldungen geschmückt, welche besonders da entstehen, wo die Flüsse kleine stehende Seen, Tümpel und Teiche bilden oder wo sie im Sommer zu einer Menge kleiner und großer stehender Wasseransammlungen sich aufgelöst haben. Einen solchen Schilfwald nennen die Russen „Plawna". Die Plawnas, in denen die Schilfrohre von erstaunlicher Höhe oft so dicht beisammenstehen, daß sie der Wind nicht zertheilen kann, bedecken die Thäler in dem Unterlaufe der großen Ströme in Strecken von vielen Meilen Länge und oft mehr als einer Meile Breite. Sie sind der Aufenthalt einer zahllosen Menge Sing- und Wasservögel und mancher wilden Thiere, besonders Wölfe. Rohr an Rohr stehend, drehen sie sich in unabsehbare Weite, durch nichts unterbrochen als durch Flußarme und Seen oder durch schmale, von Möven und Wasservögeln ausgetretene Wege. Näher der Wind durch die scharfen Blätter des Schilfs, so schlagen sie aneinander und ahmen das Geräusch der Wälder nach, welches das Ohr in den Steppen sonst nur in den Plawnas vernimmt. Auch die schwachen Rohre müssen in vielen Fällen die Stelle der Baumstämme der Fichten- und Laubwälder ersetzen.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Quintus Horatius Flaccus.

II.

Die Armuth alte, treue Mutter der Erfindungen, wie ein altes Wort sie nennt, war es, die Horaz zum Dichter trieb. Wo dem Kind keine Vermögens-Quelle — er wurde nach unserer Ausdrucksweise Secretär im Finanzministerium — und begann nachdrücklich von den Pflichten seines Amts wenig in Anspruch genommen. Satiren zu dichten. Denn Asinius Pollio besang die Thaten der Könige in Trauerspielen. Varius bearbeitete mit größerer Kraft als unser Dichter das Epos. Dem Virgilius überließen die Musen die Mühe, das Landleben zu schildern. Die Satire aber konnte ich besser behandeln als Lucilius, Varro und andere." Als Erfinder dieser Gattung der Dichtkunst gilt unter den Römern Lucilius, ein begabter und witziger Mann, dem es aber nur selten gelingen wollte, harmonisch einen Vers zu machen, und gerade diese seine Ausarbeitung der Sprache, der rhythmische Fall, die schwebende Haltung zeichnen Horaz aus. Weit steht er in der Kraft der Poesie in jener Uebertreibung, die durch ihren zugleich grotesken und burlesken Zug wirkt, hinter Juvenal zurück. Aber keiner weiß das Leben des Moments, im Genuß, das Gewühl auf der Via sacra, eine Reise, das Alltagstreiben frischer und anschaulicher zu schildern als Horaz. Wie sein Vers sich durch Melodie, empfiehlt sich seine Darstellung durch eine der unsrigen Welt abgelauschte Form, eine Schönheit, deren Mehrheit verstand, obwohl bei seinem Auftreten man Horaz der Dichter der Weltmänner, der auserlesenen Gesellschaft, und nicht mehr, daß er als der Meister höchsten und letzten Schliffs preist, bezeichnet seine gesammte Dichtung, wie sie seine Begeisterung hat, ihnen sie auch seine Begeisterung aus. Eine einzige, verständige, geistreiche Lebensanschauung spricht sich in seinen Oden, Episteln und Satiren aus und noch mehr, er war der erste, der die Muse von der Höhe des heiligen Bergs herabführte und sie ihren leichten Reigentanz auf ebener Bahn vollenden ließ. In erhabenen Weisen klang die Leier des Virgil. Horaz stimmte die seine zum Preise der Nächsten, zum Gebrauch des Tags. Der Glanz des Palasts konnte nicht lange verborgen bleiben in den Dichterkreis des Pollio, Varius und Virgilius aufgenommen, stellten sie ihren neuen Schützling dem Ritter Mäcenas dem Vertrauten des Augustus vor. Wie Agrippa der Kriegshauptmann, so war Mäcenas, aus altadeligem etruskischen Geschlecht, in den innern Angelegenheiten des Reichs der Vertraute des ersten Cäsars. Siebenundzwanzig Jahre alt, wenig durch sein Aeußeres ausgezeichnet, von kleiner Gestalt, an den Augen leidend, mit der ganzen Verschwendung und Schüchternheit eines Jünglings nahte sich Horaz dem großen Staatsmann, dem Beschützer der Künste, in dessen Hand sein künftiges Geschick und die Gunst des Augustus lag. Die Unterredung war kurz. Horaz rühmte seine Lebensverhältnisse, nur wenig wie es in seine Weise, anderseits Mäcenas. Eine Zeit lang schien es dann, als habe der Ritter unter seinen Gedichten des Dichters ganz vergessen, es nach neun Monaten, seit ihn Mäcenas wieder zu sich. Von dieser Stunde an zählte Horaz zu den Freunden des vielvermögenden Mannes. Mehr Freund schon hatte seltener Vorzug und längere Dauer als die flüchtige Gunst der Vornehmen zu haben pflegt. In dem Worte dieser lag eine gewisse Stallverwandtschaft. „Ich liebe dich mehr als mich selbst", schreibt dem Dichter Mäcenas einmal und bittet inständigst: „Du selbst nicht ohne mich sterben." Wollen zu gehn, ich will die folgen, unser beider Lebenslicht ist untrennbar verbunden." Eine Versicherung, die zur Wahrheit zu machen es dem Gedicht gelang.

Wenn Leben Kämpfen heißt, so endet bei uns mit vielem Lag das Leben des Dichters. Nicht so bei ihm, es kein Vergnügen in ihm gegeben, das der Erzählung und der Betrachtung schwierig werden wäre. Da Horaz zu Tische mit seinem Gastfreund nicht liebte, schenkte ihm Mäcenas ein Landgut. Nicht fern von Rom in Sabinum gelegen, ein stattliches Thal, das waldige Bergketten gegen Norden und Süden schützen. Die Digentia, ein Bach mit kaltem und krystallhellem Wasser, gut zum Baden, durchströmt es. Auf dem Gute selbst gedeihen die Früchte, Bäume, welche Schatten spenden, immergrünende Eichen. Auf den Abhängen weiden die Heerden. Die Spitze eines Hügels krönt die Ruine eines verfallenden Tempels der Vesta; im Grund hinter ihm liegen von Rom aus gesehen Lemurgipfel gethürmt. Hat Horaz von berühmten Orten an Äußerm Reichthum gesehen? Außer dem Herrenhaus gehörten zum Gut noch mehrbauende Pächter, deren Häuptling, der Sabinum für dem Dichter ein reichliches Einkommen brachten. Ihre Lebe Horaz, nicht ganz so gesprächig und unabhängig wie Voltaire, mit dem seine Dichtung und Anschauung so viel Aehnliches hatte, zu seinem Schicke zu setzen, aber auch in gewissen Grenzen. Nur war es billig, in der Stadt von den Seinen mit Pflicht beschwert zu werden und seinen Freund den Nichtigen zu überlassen, wobei in der Person des Augustus auch in der des Mäcenas mächtige Gegner standen. Schon vor seiner Bekanntschaft mit Mäcenas hatte er das Leben derer gepriesen, die sich selbst lebend nicht von eitlen Ehrgeiz gejagt werden. „Rhion durchwanderte ich die Stadt, wann und wohin ich will. Ich trage was Gemein und Mehl kosten, bei Nacht schleiche ich ein in den festungsartigen Grund etwa aus dem Markte umher, ich beiche den Bader lagern zu. Von dort kehre ich nach Hause zu mei- ner Schüssel Kohl Gebsen und Pflaumen zurück. Drei Sklaven stehen an meinem Tisch und daneben auf einer marmornen Tafel ein guter Becher mit einem Schälchen dann noch ein Näpfchen und ein Oel- fläschchen auf einer Schale, Töpfergeschirr aus Cam- panien. Nachher gehe ich zu Bett und habe nicht

die Sorge, daß ich in der Arbeit mich für andere zum Narren stellen muß. Bis 10 Uhr hüte ich mein Ruhebett, dann gehe ich, nachdem ich zu meiner Unterhaltung oder Belehrung etwas gelesen oder geschrieben habe, spazieren oder ich übe mich mit Ball und treibe Gymnastik, die Übung und Gewöhnung es mir erleichtern, dann verlasse ich den Campus und das Publikum, um ein Bad zu nehmen." Das Tagewerk eines Müßiggängers, den keine Pflicht zur Arbeit mahnt und der selbstgenügsam nur sich und seiner körperlichen wie geistigen Entwickelung lebt, durchaus ein Schüler des Epikur. Im Besitz seines Landguts wird er viele behagliche und friedliche Lebenswoche, die jede innere wie äußere Unruhe flieht, noch mehrfach aufgefrischt haben. Jeden Tage, versprecht er da einmal seinem Mäcenas nur auf dem Lande zu bleiben; aber er vermeidet den ganzen Monat August dort und schreibt dann, er müsse vom und Herbst im nächsten Frühjahr werde er in Rom wieder eintreffen. Die einzig größere Sorge bereitete ihm sein Augenleiden; er selbst nennt sich „triefäugig". Schon in seinem 24. Lebensjahre, als er mit Mäcenas und Virgil nach Brundusium reiste, ein Nervenübel war daran, daß zu heben er die Schwefelquellen Baiä gebrauchte, und als diese ihm keine Linderung verschafften, unterzog er sich der Kaltwasserkur des berühmten Arztes Antonius Musa. Viele Beschwerden machte ihm oft unthätig, lebensmüdigkeit. Es ließ ihn seine Einsamkeit dem lärmenden Rom und dem Hofe des Augustus verziehen. Wie der Dichter zu dem Kater kam, davon in einem nächsten Artikel.

Ein Viertelstündchen Schlaf.

Frau Hannah hielt die neue Magd
Im reichen Haus des Glaters,
Frau Hannah war schon recht betagt
Und nicht mehr weit vom Hafen.

Es trennte sie des Lebens Herbst
Bald sünfzig von Mann und Kindern.
Sie mußte gehn nach Gnadenbrot,
Der Ihren Gram zu mindern.

Sie trug mit Kraft das schwere Los
In ihrem alten Tagen,
Auch hob der Tausch ihr wenig Hoz
Ihr Denkbuch aufzuschlagen.

Am Sonntag aber sprach sie gern
Von Freuden, die verrauschten,
Da blitzte noch ihr Augenstern,
Wenn Lucht und Zeit lauschten.

Doch Nummer Vier stets war ihr Ding,
Auf Reisen ihre Schale;
Und nur die Mühle Armer ging,
Daß sagt sie viele male.

Und daß der wächserne Christus nicht
Verbrannt und nicht sein Rahmen.
So schloß sie immer den Bericht
Und sprach ein stilles Amen.

Die schlechte Hände drückt sie kaum,
Ein Scheltwort kann sie hören;
Und klappert auch die Mühl im Traum,
Sie darf den Tag nicht stören.

Nur Eins verschmerzt Frau Hannah schwer,
Das macht ihr täglich Kummer.
Noch Tisch entbehrt sie gar zu sehr
Ein Viertelstündchen Schlummer.

Wenn sie nach Tisch am Brunnen kann,
Da zittern die Lider;
Sie hielt so fest in ihrer Hand
Den Krug, sonst fiel er nieder.

Und legte die Gräfin sich zur Ruh',
Als sagten's die Gardinen,
So blickte Hannah immerzu
Hinauf mit neidischen Mienen.

So strich ein volles Jahr vorbei,
Frau Hannah war noch heiter.
Doch stand im Antlitz allerlei,
Das Auge sprach: Nicht weiter!

Lebendig war's im Glatenhaus,
Es kamen viele Gäste,
Frau Hannah sah so blaßlich aus,
Es ging ihr nicht zum Beste.

Und eh das prächt'ge Mahl begann,
Guckt Hannah in die Säle;
Die Gräfin tritt an sie heran
Und fragt sie, was ihr fehle.

„Weiß nicht, das alte Wäglein rollt
Nicht recht, 's ist was geschehen."
Die Gräfin aber spricht: „Ihr sollt
Ein wenig schlafen gehen."

Frau Hannah dankt und leis' sein
Und schreitet in ihr Zim.
Durchs off'ne Fenster spielt herein
Der gold'ge Mittagsschimmer.

„Mein Schätzchen hilft mir sicherlich",
So lächelt Hannah leise;
„Ich bin einmal gewöhnt an dich
Und thu nach meiner Weise."

Frau Hannah schlief, wie sie's begehrt,
Sie schlief in ew'gem Frieden.
Der Armen ward ihr Wunsch gewährt
Noch ehe sie geschieden. **Emil Ert.**

(Fortsetzung im Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Kapitän Speke und die Wanderer am Nil.

I.

Wie der Stein der Weisen die Gelehrten, so hat die Frage nach den Nilquellen die Geographen und Reisenden seit den ältesten Zeiten beschäftigt. Von Herodot bis Ptolemäus berichte man nach ihnen. Seneca erzählt, daß Nero zwei Centurionen ausdandte, um die Quellen des Nil aufzusuchen, aber sie kehrten, ohne sie gefunden zu haben, zurück. Der Dichter Lucan läßt in seiner „Pharsalia“ Julius Cäsar beim Fest der Kleopatra sagen: „In meiner Brust lebt mit der Liebe zur Tugend auch der Drang nach Wahrheit; nichts wünsche ich daher so innig, als den durch so viele Jahrhunderte hindurch vergeblich gesuchten Ursprung des Flusses zu schauen, und ich hege die sichere Hoffnung, daß ich die Nilquellen finde, um diesen Preis würde ich den Bürgerkrieg aufgeben.“

Im 18. Jahrhundert behauptete zwar der Schotte Bruce in seiner Reisebeschreibung, die Quellen des Nil in der Provinz Gojam in Abessinien gefunden zu haben, aber es waren nur die Quellen des Bahr el-Azrek oder Blauen Nil, die er in einem sumpfigen, grasreichen Thale der Alpenkette im Lande der Agows entdeckte. So hat die Speke, die Göttin der Hoffnung, nicht nur den großen Cäsar, sondern Hunderte nach ihm bis in unsere Tage betrogen.

Mit der Frage der Nilquellen, der Binnenseen im östlichen Afrika ist die andere nach den „Schneebergen“ oder dem „Mondgebirge“, das tief in den Pfade des Aequators liegen sollte, verknüpft. An der Erforschung der Schneeberge haben die deutschen Missionare Rebmann, Erhardt und Krapf den größten Antheil. Wenn auch Cooley in neuerer Zeit die dürftigen Nachrichten über den Nyassasee sammelte und veröffentlichte, so gab doch die Kunde der Missionare die erste Veranlassung zu Burton's und Speke's erster Expedition, welche die 1858 unternahmen und auf der sie die zwei Binnenseen, den Tanganyika und Ukerewe oder Nyanzasee entdeckten. Speke nannte den letztern zu Ehren der Königin von England Victoriasee. Später berichten, nach dem Bericht des Herrn von Heuglin vom 8. November 1862, zwölf Neger in den obern Niländern nach der östlichen Quelle, unter ihnen auch drei Damen, die vor den Gefahren einer afrikanischen Reise nicht zurückgeschreckt wurden. Sie waren auf einem Dampfschiff, das sie zu diesem Zweck ausgerüstet, auf dem Weißen Nil bis jenseits Gondokoro in Centralafrika vorgedrungen. Die Damen sind reiche Holländerinnen Frau Linne, ihre Tochter Alexandra und ihre Schwester, die Baronesse van Capellen, beides Nichten des berühmten holländischen Admirals van Capellen, der dem Lord Exmouth bei der Einnahme von Algier im Jahre 1816 zur Seite stand. Miß Alexandra hatte sich schon in Chartum durch die Befreiung einer Negerfamilie, die zu einer Fahne Sklaven gehörte und ihrer Heimat durch jene Räuber entrissen worden war, die, als Kaufleute von Chartum verkleidet, die Dörfer der Neger überfallen, ausplündern und niederbrennen, Weiber und Kinder aber in Gefangenschaft schleppen, ehrenvoll bekannt gemacht.

Frau Linne hatte das Dampfboot Halim Pascha's gemiethet, welches 25 Mann Equipage zählte; die Damen waren auf ihm von Chartum, dem Punkt, wo der Nil sich in den Weißen und Blauen Strom scheidet, abgereist und hatten auf dem Weißen Nil, Bremaul bis Gondokoro, 160 Stunden, etwa 15 Tage, gebraucht, nach längerem Aufenthalt und verschiedenen Ausflügen kehrten sie wieder nach Chartum zurück. Sie brauchten Bremaul nur 100 Stunden. Ueber Gondokoro schrieb Frau Linne ihrem Schwager nach Emden: „Es hat uns die Krankheit Alexandra's abgerechnet, in Gondokoro gut gefallen. Wir hatten eine schöne Terrasse, die zum Hause gehörte, das die hiesige Missionare erbaut und infolge von Fieberkrankungen verlassen haben. Was für herrliche Citronen- und Tamarindenbäume! Ehe Alexandra erkrankte, machten wir Ausflüge, auch nach dem vier Stunden weit entlegenen Berge Belenia, wie die Eingeborenen ihn nennen. Es ging über eine reiche Ebene mit schönen Bäumen und zahlreichen Heerden von Kühen, Schafen und Ziegen, in diesen fruchtbaren Gegenden kauft man ein Rind für zwei Thaler. Viele Dörfer, deren Einwohner Neger waren, mußten wir passiren, die teilweise ihr Mais bauten. Tag und Nacht sangen sie haben in ihrem Leben nach ein Lied. Es sind schöne, kriegerische, kerngesunde Leute. Der Ausflug, den wir mit dem Dampfboot machten, um zu sehen, ob es wahr sei, daß der Fluß nach dem Aequator zu nicht mehr schiffbar sei, hat nicht viel Reiz bot. Wir fuhren fünf Stunden, dann wurde das Wasser seicht und schlammig, sodaß wir umkehren mußten. Was nun das Aufsuchen der Nilquellen anbetrifft, so lachen die Leute hier darüber und schütteln ungläubig den Kopf. Ist man über den Fluß Sobat hinaus, so ergießen sich hundert kleine Flüsse in den Nil. In Gondokoro regnet es jährlich sechs bis acht Monate lang täglich, wenn auch nicht fortwährend, doch in solchen Güssen, daß gar keine weitere Quelle für den Nil erforderlich zu sein scheint. Was die Berge betrifft, so sahen wir die Mondberge in der Ferne, doch boten sie nichts Ergreifendes dar, nichts, was einer großen europäischen Gebirgskette gleicht. Sie erheben sich jählings aus einer sandigen oder mit Wasser bedeckten Ebene, nach der Ostküste hin aber sollen die Schneeberge liegen, von denen die Missionare berichteten.“ Herr von Heuglin und die Reisenden hatten von der Absicht eines erneuten Untersuchungsrittes der Frau Linne gehört, die Ende November wieder den Weißen Nil stromauf zu

geben beabsichtigte. Sie hatte zu diesem Zweck noch eine größere Mannschaft als das erste mal geworben, 60 Packesel gekauft und mehrere Kameele, um eine Landreise von Gondokoro aus unternehmen zu können.

Heuglin und Steudner wünschten sich dieser Expedition anschließen zu dürfen, da sie nach dem Lande der Niamnjam gehen wollten, und Frau Linne bewilligte ihren Wunsch. Herr von Heuglin schreibt darüber am 21. Januar 1863: „Morgen reise ich und Steudner nach Gabiat ab. Madame Linne hat noch ein viertes Schiff für Lastentransport gemiethet und will noch drei bis vier Kameele kaufen. Ich selbst habe mir außer meinem guten Zugpferde, das ich von Abu el Wachsch Chondi kaufte, der es vom Sultan Hussein von Dartur als Geschenk erhielt, noch ein vortreffliches Maulthier angeschafft und werde noch sechs Esel für meine Zwecke rüsten. In Bezug der Kosten der Reise habe ich mich sehr getäuscht. Trotz aller möglichen Vortheile, die mir durch Madame Linne genießen, mußte ich heute wieder 300 Thaler aufnehmen. Steudner hat von seiner Mutter 1400 Maria Theresien-Thaler bekommen, damit ist aber nicht auszukommen. Ob aus was erreicht wird, weiß ich nicht; bleibe ich ein Jahr bei den Niamnjam, so bin ich zufrieden, wenn ich den Meridian von Dartur nach Westen passiren kann. Die Damen besitzen Instrumente und vortreffliche Chronometer, auch ich habe mir eine gekauft, um Längenbestimmungen zu machen."

„La Pologne martyre" von J. Michelet.

I.

Nachdem wir neulich das Urtheil und die Ansicht eines deutschen Schriftstellers, Heinrich Heine's, über Polen (Nr. 39 dieser Blätter) mitgetheilt, dürfte es unsern Lesern nicht uninteressant sein, auch die Meinung des berühmten französischen Autors über jene einem wie es scheint rettungslosen Untergange verfallene Nation zu vernehmen. Ein Buch J. Michelet's nimmt jetzt, auch wenn er die Anschauungen des Verfassers nicht theilt, mit gespannter Erwartung in die Hand. Wir sind auf Neues, Eigenthümliches gefaßt. Das phantastische Element darin nimmt uns wider Willen gefangen. Es ist auch die Wirkung von „La Pologne martyre" eine fast überwältigende, wie die eines Bildes von Delaroche. Michelet's Darstellung ist die eines Dichters, aber eines Dichters, wie Shelley und Byron es waren, auch er hat keine Versöhnung, kein milderndes Wort für die Wunden des Lebens.

Er beginnt seine Darstellung mit Kosciuszko, dem Kriegshelden der Revolution von 1792, und erzählt uns dessen Leben. Er nennt ihn den „letzten" Ritter und den „ersten" Bürger im Osten von Europa; seine Tugenden gehören ihm, dem Helden und Heiligen allein, seine Fehler seiner Nation. Aber Kosciuszko ist nur die Einleitung, ist nur der Ausgangspunkt für Michelet. Was er uns eigentlich sagen will, ist dies: Rußland hat seine Zukunft, die Eigenschaften seines Volks, seiner Herrscher, seiner Lage rauben ihm von vornherein jede Entwickelung. Das lebende Kapital trägt die Ueberschrift: „Alles in Rußland ist Täuschung und Lüge." „Der Russe", sagt Michelet, „gehört dem Süden an. Durch die Invasion der Tataren ist er in das Kind eines warmen Klimas, in die weiten Sümpfe des Nordens verwiesen. Acht Monate des Jahres tiefer Koth und jede Verbindung abgeschnitten, die übrige Zeit Eis, die Reisen beschwerlich und nur im Schlitten möglich. Die trostlose Eintönigkeit dieses Klimas, die Einsamkeit, welche der Mangel an Verkehr mit sich bringt, verleiht dem Menschen, der darin gebannt ist, eine brennende Sehnsucht nach Bewegung. Ohne die Hand von Eisen, welche ihn an den Boden des Vaterlandes fesselt, würden alle Opulente und Leibeigene aus Rußland fliehen. Sie würden gehen, kommen, reisen. Sie haben nichts anderes im Kopfe. Bedauer des Bodens gegen ihren Willen und Feinde des Militärdienstes, sind sie geborene Reisende, Colporteure, Kunsthändler, nomadisirende Litchier, vor allen Dingen aber Kutscher; das letztere ist ihre glänzende Seite." Es braucht nicht der Widerlegung solcher kindlichen Behauptungen ein Blick auf die Verfassung der russischen Dorfgemeinden genügt, um sie zu widerlegen.

Diesem Instinkt der Bewegung dürfen sie nicht folgen, so verändert der Gutsbesitzer wenigstens sein Gut. Die Vertheilung von Landbesitz hört nie auf; es ist ein beständiges Wandern von Hand zu Hand, eine Art inneres Reisen durch den ganzen Staatskörper. Das langweilige, stillstehende Leben belebt sich durch diesen Wechsel.

Man sagt von dem Siamesen, was man auch von dem Russen sagen kann: „Seine Vergangenheit, seine Zukunft, die Gegenwart ist alles."

„Bewegliche Bewohner des Oceans nordischer Sümpfe, wo die Natur noch in ihrer Entwickelung und Vernichtung begriffen ist, haben sie etwas von dem Wasser an sich. „Kalt wie das Wasser", sagt Shakspeare. Ihre langen, engzeichnigten Augen gleichen denen der Menschen nicht. Die Griechen nannten sie der Russen „Augen der Circhien", und Mickiewicz hat sie wahrer noch „Intelligenzaugen, welche ohne menschliche Seele suchten", genannt.

Sie sind noch keine vollendeten Menschen. Ihnen fehlt das nothwendige Attribut des Menschseins, die moralische Persönlichkeit, das Gute und Böse unterscheiden zu können. Dieses Unterscheidungsvermögen macht die Poesie der Welt aus. Verliert ein Mensch sie nicht, so schwankt er im Chaos und erwartet noch seine moralische Wiedergeburt. Ebenso meint Michelet, haben die Russen auch liebenswürdige Eigenschaften. Sie sind sanft und leichtlebig, gute Gesellschafter, zärtliche Aeltern, menschlich und mildthätig. Nur die Aufrichtigkeit geht ihnen gänzlich ab. Sie lügen unschuldsvoll, stehlen unschuldsvoll, lügen und stehlen beständig.

Gouvernementswesen ist das Organ der Verwaltung, sehr bei ihnen entwickelt, jedoch sie das perfekte

Schöne, das Wahre selbst das Erhabene umfassenden. Aber für die Wahrheit und die Gerechtigkeit haben sie kein Organ. Die Gerechtigkeit aber ist das Band aller geistigen Verbindung, ihr Kern, ihr Fundament. Eine Verbindung, der sie nicht fehlt, ist nur ein Schein ohne Wirklichkeit, ist falsch und lose.

Von oben bis unten betrügt und lügt man in Rußland; es ist eine einzige Phantasmagorie, eine Lügenregierung.

Betrachten wir es von unten, wo es noch aus den besten Elementen zusammengesetzt scheint, wo noch das populäre, wirkliche Rußland ist.

Die Familie ist hier keine Familie. Gehört die Frau dem Mann? Nein, sie gehört dem Herrn. Wem gehört das Kind? Wer weiß es? Die Gemeinde ist keine Gemeinde. Eine kleine patriarchalische Republik, gewährt sie scheinbar eine Idee der Freiheit. Denn im Grunde sind alle Glieder Leibeigene. Durch Kauf und Verkauf hält sich diese Republik.

Blicken wir nach oben, auf den Herrn. Hier fällt der Gegensatz zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit noch mehr in die Augen, ist die Lüge noch größer. Dieser Herr ist ein Vater der ursprünglichen Idee nach; er übt väterlich die Gerechtigkeit unter Beistand der Starosten oder Aeltesten des Dorfs. In Wirklichkeit ist er ein schrecklicher Herr, ein gefürchteterer Zar in seinem Dorfe als der Kaiser in Petersburg. Er schlägt nach Willkür, macht euch zum Soldaten, sendet euch in die Minen nach Sibirien, stellt euch um sein von den Gutsherren zu überkommen in eine neue Fabrik, die wie ein Sklavenmarkt ohne Aufhören Leibeigene kauft und sie verschlingt.

Der Zustand der Freien ist aber noch schlimmer, darum mag niemand frei sein. Denn die Freien stehen unter der Regierung und die Regierung ist der schlimmste Herr. Sie nennt sich zärtlich und ist deutlich. Der größte Theil der Angestellten ist aus Kurland und Livland, ein unverschämtes lebendiges Geschlecht, welches den vollkommenen Gegensatz zu den Russen bildet, weder das Leben, noch die Sitten, noch den Genius der Russen kennt und, ihn tadelnd und roh behandelnd, die liebenswürdigen Seiten an ihm verdirbt. In dieser Heerde von Regierungsbeamten zählt sich die Geistlichkeit. Kein Unterricht wird dem Volke ertheilt, kein Trost ihm geboten. Der Religionsunterricht sogar ist verboten. Die Priester, welche predigten, wurden nach Sibirien geschickt. Der Pfarrer ist ein Beamter, nichts weiter, und als solcher hat er seinen militärischen Grad. Der Erzbischof von Moskau führt den Titel eines Generals, ein anderer den von Kasan den eines General-Lieutenants. In Wirklichkeit ist der Zar Oberhaupt der Kirche.

In diesem Ton, in diesen Behauptungen, die Wahrheit und Falschheit unlöslich ineinandermischen, geht es fort. Das Ganze ist ein Pamphlet; die geringste Kenntniß der Wirklichkeit geht dem Autor ab; er gefällt sich in phantastischen Uebertreibungen. Sollte man einem Historiker diesen Dalmatikus zumuthen? Abgesehen davon, daß Alexander II die Leibeigenschaft aufgehoben, es war nicht das russische Volk, das 1812 die Franzosen vertrieb und 1854 Sewastopol vertheidigte.

Berliner Briefe.

XI.

Der erwachende Nachtwandler und der erwachende Gegenwart der Schwalben läßt trotz des kalten Landes auch noch nicht recht an den Herbst glauben, obwohl wir seine Grenzen längst überschritten haben.

In dieser Uebergangsperiode bietet sich dem Prophet an der Spree nur hin und wieder ein günstiges Moment dar, und da er auch aus hauptsächlichen Gründen das einzige Arsenal der Politik betreten läßt, so bleiben ihm nur Kunst und Natur. Von der letztern berichte ich monatlich die letztere bot uns zwei Ausstellungen, die des Akklimatisationsvereins, der sich seit einigen Jahren hier gebildet und den Prinzen Friedrich Karl zum Protector hat, und die Potsdamsche Hausausstellung. Auf der ersteren haben wir zu unserm Erstaunen, daß Preußen war, oft man auch das Gegentheil versichert hat, über raschend viel Seide spinnt. Außer den zahlreichen Exemplaren des Bombyx mori waren indessen noch alle von den verschiedenen Vereinen Preußens gezüchteten Seidenspinner versammelt. Unter all diesen Seidenfalterrn zeichnete sich wieder eine japanesische Gesandtschaft aus, welche die Absicht hat, sich hier zu acclimatisiren. Es sind dies der Atlasspinner, Attacus cynthus und als neuester Ankömmling der chinesische Eichenspinner, den in Paris das Haupt des Vereins und sein thätigstes Mitglied von seiner jüngsten Reise, nicht aus China, sondern von Paris aus dem Seitengefilde des Herrn Guerin Meneville mitgebracht hat. Die Zucht der schönen japanesischen Gesandtschaft gelang genügend, so weit innigem Verkehr mit den Leuten leben. Bei solchen Gelegenheiten kann man nur allen, die über etwas Terrain zu gebieten haben, zurufen: „Pflanzt Maulbeerbäume!“ Sie thun es die besten Zinsen in ihren Blättern, die wenn auch beschnitten, doch nie verwarmt werden können. Eine zweite Abtheilung, womit der Verein selbst debutirte, waren die mit Vergnügen zu sagen — lebenden Läuse, die Gartenmilchpflanze und Algier und Mexico, prozessirenden Zucht, die sich in gehöriger Unsichtbarkeit auf Gartenpflanzen umhertummelten. Deutschland und Polen haben auch ihre Schildlaus, welche eine ähnliche rothe Farbe liefert, ehe die mexicanische bekannt wurde und in den Handel kam, wurde die deutsche Cochenille so gesucht, daß in einigen Gegenden die Abgaben der Unterthanen in diesen Purpurwürmchen bestanden, man nannte sie Johannisblut, weil sie am Johanni von den Wurzeln der Pflanzen abgesucht wurden. So liegt der königliche Schmuck in Unsichtbarkeit begraben. Die Thiere kommen im getrockneten Zustand in den Handel.

Die reiche Cultur ausländischer Gemüse, welche auf dem Versuchsfelde des Akklimatisationsvereins zu

Monat gezüchtet wurden, erregte bei den Hausfrauen und solchen, die es werden wollen, das größte Interesse. Da liegen rübenartige Wurzeln, die ein feines, spargelartiges Gemüse geben, japanischer Rettich, Mittagkohl aus Maryland, Riesenkohlrabi aus Amerika, von denen eine einzige für drei bis vier Personen genügt, römischer Salat und Blumenkohl aus Algier, neuseeländischer Spinat, Erdmandeln und Hirsen aus aller Welt Enden.

Auch Aegypten hatte von den gesegneten Quellen des Nil ein überreiches Contingent von Bohnen, Zwiebeln, Gurken, langem Salat gestellt, die Ara Kuka, deren unreife Früchte, mit Fleisch und Reis gefüllt, etwas Neues in unserm Lande und auf unserer Tafel sind.

Kosmopolitisch wie im Acclimatisationsverein zeigte sich Berlin auch in seiner Hundeausstellung.

So überaus mangelhaft die ganze Einrichtung derselben in dem sogenannten Thierpark des Herrn Lossow, der einen sehr kleinen Gartenraum, darin ein Tümpel mit Enten, einem Kranich und zwei Schwänen und einigen elenden Holzverschlägen die Schafe, Hühner und Ziegen bergen, mit dem ehrenden Namen „Thierpark" schmückt auch war, so bot doch die zahlreich versammelte Hundegesellschaft einen interessanten Stoff zur Beobachtung dar.

Der Katalog wies 247 Nummern nach; man denke, welch ein Lärm den Eintretenden empfing! Nur bei kräftigen Nerven war der Lärm überhaupt zu ertragen. Eine Scene für einen Genremaler war es, wenn Damen mit ihren Lieblingen auf dem Arm erschienen, um vielen die fremden „Brüder und Landsleute" zu zeigen. Ein gegenseitiges Knurren, Brummen und Bellen bildete fast immer den Anfang der Bekanntschaft. Die großen Hunde waren in zwei Reihen erhöhter Holzverschläge einander gegenüber aufgestellt. Es waren hier Jagdhunde, Schweißhunde, Füchse, Hasen, Hirschhunde, lang- und glatthaarige Wind- und Hühnerhunde, Pudel, zweinasige Doggen in Fülle, dänische Bluthunde, Tiger- und Schäferhunde.

Unter dieser Gesellschaft traten als die Helden und Häupter die beiden dem Prinzen Karl von Preußen gehörenden persischen Schweißhunde, ein Geschenk des Kaisers von Rußland, auf. Man kann nichts Vornehmeres und Eleganteres sehen als diese an Gestalt den Windhunden ähnlichen Ausländer: ein feiner langer Kopf mit fingen Augen, ein feinknochiger, langgestreckter Körper vom herrlichsten Ebenmaß. Ein biederer Hund vom St. Bernhard, der sich aber andauernd dem Schlummer hingab. Neufundländer, blauäugige, falschblickende Dänen und französische Windhunde waren beachtenswerth. Ein Angorapudel, wie ein petit-maître auf- und zugestutzt, erregte durch sein überaus unzufriedenes und blasirtes Gesicht die Nachfrage der ihn Anblickenden: er war ein vornehmer Mann, dem es in seinem schneeweißen, sehr gepflegten Pelzchen in der abscheulichen Hundehütte nicht gefiel; er hatte auf bessere Wohnung Anspruch — ein Warnungsschildchen sagte: „Nicht anfassen!" Gemüthlicher schaute ein zweiter Pudel aus, denn er war aus — Oesterreich, der Kaiserin von dem hiesigen Buchhändler Scherl in Kissingen, wo ihr das Thier gefallen hatte, verehrt.

Die Luxus- und Schooshündchen mögen sich sämmtlich wie verwunschene Prinzen und Prinzessinnen vorgekommen sein, sie waren zu erbärmlich legirt. In einem scheunenartigen Schuppen, wo selbst in der Mittagsstunde ein heiliges Dämmerlicht herrschte, saßen die Unglücklichen in ihren rosenrothen und blauseidenen Bandkravatten, womit die Hand der Liebe sie geschmückt, in Korbkäfigen und hatten, wie leicht erklärlich, ihre melancholischen Hamlet-Augenblicke. Viel Aufsehen erregten zwei Möpse — vielleicht die letzten ihres Stammes. Der eine sollte Gut, der andere Böse Pi. et cetera heißen.

Neben diesen „gewaltigen" Größen war der Raum mit einem starken Contingent aller Arten zierlicher Ausländer belegt, darunter die King-Charles in Prachtexemplaren, kleine weiße Bostonier, Windspiele, Zobeltänger und auch ein Japanese, der gerade so höflich wie seine Landsleute aussah.

Wer sich in diesem großen lebendigen Quodlibet der Thierwelt umgeschaut, dem tritt der Ideenreichthum der Natur in diesen alle zu Einem Geschlecht gehörenden und sich doch so scharf voneinander sondernden Gattungen frappant entgegen. Die Verschiedenheit dieser Physiognomien, die oft so charakteristisch Treue, Herzensgüte, Neugierde, Raschhaftigkeit, Bosheit und Tücke zur Schau tragen, regt unwillkürlich die Lust zu tiefern Studien an.

Für die Winterabende.

IV.

Die „Photographien des Herzens", Novellen und Erzählungen von Sophie Verena (drei Bände. Berlin, Janke, 1863), nehmen einen höhern Schwung und erreichen zuweilen auch ein höheres Ziel als die meisten Frauenromane. Die Verfasserin hat ein poetisches Empfinden und eine nicht geringe Gabe der Darstellung. Aber sie verfällt zu leicht, was schon der Titel beweist, in eine gesuchte Uebertreibung und eine gefährliche Selbstbespiegelung. Wenn dies hübsche Talent einfacher sein wollte, würde es einen größern und angenehmern Eindruck machen. Heribert Rau tritt mit zwei Romanen auf: „Der Fluch unserer Zeit", Sittenroman, und „Theodor Körner", vaterländischer Roman (beide Leipzig, Thomas, 1863). Wir geben dem letztern den Vorzug. Heribert Rau hat die Form des biographischen Romans virtuos zu behandeln gelernt und ist, wie hoch oder niedrig man diese Gattung nun stellen mag, ein Meister darin; er wird, trotz der Kritik, zu unsern Volksschriftstellern im bessern Sinne des Worts gezählt werden müssen, die wärmste Anerkennung verdient sein Streben und sein Fleiß.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Thompſon.

Ich fühle — warmes Leben — den Druck — der Liebe — es iſt — ein Engel! — Fielding, mein Geiſt — iſt ſchwach — was — wie — ſeid — Ihr's denn — Fielding?

Fielding.

Euer Schuldner, Sir Walter.

Thompſon (Fielding umarmend).

Ihr lebt?! Zeigt doch, — warme Adern — warmes Leben — ein treues Auge —

Fielding.

Und ein treues Herz. Erholt Euch. Hört mich. Es ſpricht ein wahrer Freund. — Als ich nach London kam, Miſter Walter, hatten wir eine Abrechnung. Ich gewann ein Weniges von Euch. Ihr ſeufztet und ſagtet: Ach wär' es Alles! Ich achtete deſſen nicht und bot Euch an, mit mir ein gemeinſchaftliches Geſchäft zu machen. Ich fand in Euch einen freudeloſen Mann. Ein ſo hoch erklommener Gipfel, und Ihr wagtet nicht vor-, nicht rückwärts zu ſehen, und ich fand bald, daß Ihr Euer Haus nicht wohl beſtellt hattet. Wär' es Alles! Wär' es Alles! ſeufztet Ihr, und wie ich meine kleine Summe einſtreiche, legt Ihr mir mehr Geld hin, als ich wollte, und wieder mehr, und wieder mehr. Ich leg' es zurück, aber Ihr ginget wie im Wahnſinn an alle Eure Schränke und ſeht mich mit großen geiſterhaften Augen an und

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 44. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Die Ahnfrau. Eine Erzählung von Franz von Bonnersdorf. III. — Francesco Petrarca in Böhmen. Von Theophil Peschel. — Die italienischen Sterne. Von Wilhelm Lindner. II. — Quintus Horatius Flaccus. III. — Sprüche von C. Constant. — Weihnacht. „Es Pudergen wandert" von J. Mosen. II. — Kapitän Steele und die Wanderer am Nil. II. — Blicke aus der Lotterbank. VII.

Die Ahnfrau.

Eine Erzählung von Franz von Bonnersdorf.

III.

Die Taufe, die der Alte hier in seiner Gesellschaft machte, benutzte ich zu der Frage: „Weshalb war Philippine von Meerdorf traurig?"

„Ihrer Jugend fehlte die Jugend", sagte der Muntere, sich aus seinen Erinnerungen aufraffend. „Sie lebte allein mit den alten Leuten; die Schwester hatte sich früh verheirathet, die Brüder kamen nur gelegentlich zum Besuch auf das Schloß. An die Mutter schloß sie sich nicht recht an; mir schien es fast, als ob die Reichsfreifrau eifersüchtig sei auf ihres Gemahls Vaterliebe für dies jüngste Kind. Sie war immer kalt und streng mit Philippinen, diese fürchtete sich. Ihr Urgroßvater dagegen sah das Licht seiner Augen in dem Fräulein. Sie begleitete ihn auf den steilen Spaziergängen oder Jagden, sie las ihm aus der Bibel vor, sie spielte Schach mit ihm und auch im Pharaobrr war sie Meisterin, was damals für den Bestandtheil einer feinen Erziehung galt. Der Herr Reichsbaron glaubte, die Lebensweise eines Sechzigers passe auch für das holde, junge Geschöpf. Er konnte Fräulein Philippine nicht missen, sie war seine beständige Gefährtin. Auch zu den sabbatlichen Besuchen seines Bruders, des Frau Abts zum Heiligen Kreuz, nahm er sie mit. Sie konnten denken, wie die adelichen Nonnen des reichen Stifts den lieblichen Gast umlagerten! Sie galt für ein Wunder wegen ihrer mannichfachen Kenntnisse und Gaben. Das Kleinod mochte denn auch der Vater seinem Manne abtreten, alle Ärzte erhielten abschlägigen Bescheid. Er in gewisse Aussicht erlag, ein Schimmer von Trauer umgab Philippine von Meerdorf, ihr Weien noch poetischer färbend.

„Die Lektionen begannen sogleich und Ihre Urgroßmutter bekam sich beständig zugegen. Sie ergriff dazu stets einen passenden Vorwand; es sollte nie scheinen, als ob sie ihr Kind bewache. Aber unweilen rief dennoch ein Befehl oder eine häusliche Anordnung die Reichsfreifrau ab, dann erschien die vertraute Kammerfrau. Liese blickte unterdessen immer hartnäckig zum Fenster hinaus, der Engel des Schlosses hatte kein Spionieren von der Dienerschaft zu befürchten. Nachdem ich die Scheu vor meiner Schülerin überwunden hatte, erzählte ich ihr unweilen kleine Geschichten aus der Stadt. Wir plauderten ungenirt und heiter miteinander gleich zwei Kindern; da erklang oft der Silberton ihres Lachens. Auch

Bücher brachte ich Fräulein Philippine: Romane waren im Schlosse eine verbotene Waare. Mit welchem Interesse verschlang das poetische Gemüth die Schilderungen der Liebe!

„Wir beide freuten uns auf die Musikstunde, wir waren glücklich; weiter zu gehen, daran dachten wir nicht! Die Binde der Täuschung umschloß unsere Augen und verhüllte die Gefahr. Hätte jemand behauptet, ich, Johann Eck, liebe die Tochter des Reichsfreiherrn von Moosdorf, so würde ich es für eine Tollheit erklärt haben. Wer konnte wagen, das gnädige Fräulein zu mahnen wegen der Gefahr mit — dem Geiger!"

„Die Ahnfrau hatte doch recht", schaltete ich ein, „Sie waren so jung und hübsch zum Lehrer. Der Reiz mag erhöht sein, je mehr Ungleichheit der äußern Lebenslage eine Neigung mit scheinbarer Unmöglichkeit umgibt."

Eck nickte zustimmend.

„Eines Tags", nahm er wieder das Wort, „fuhr der Herr Reichsbaron auf die Hühnerjagd, die Frau Gemahlin lag krank zu Bett. Ich bekam nach dem Unterricht stets noch einen Labetrunk, bevor ich das Schloß verließ, um zu Fuß nach der Stadt zurückzukehren. Das Fräulein schritt auf dem grünen Rasenweg auf und nieder; sie erblickte mich, als ich aus dem Thor trat; gütig, wie sie war, winkte sie mich an ihre Seite. Wir freuten uns des schönen Herbstnachmittags. Ein spät blühender Rosenstock stand noch im Flor. Sie brach eine Knospe und hielt sie mir lächelnd hin. Noch heute schwebt die holde Erscheinung vor meinen Augen. Ein weißes Brokatkleid mit kleinen bunten Blumensträußen umhüllte die zierliche Gestalt. Die dunkeln Augen blickten so klug aus dem weißen, zarten Gesicht; der Karmin der Wangen, die blutrothen Lippen schufen zusammen mit den langen gepuderten Flechten den reizendsten Kopf, auf welchem je das trunkene Auge eines Jünglings weilte. Unwillkürlich beug ich mein Knie, während ich die Blume nahm, und küßte ihre Fingerspitzen. Die Wangen des Fräuleins färbten sich dunkler und zum ersten mal glaube ich, daß eine leise Ahnung in unsern Herzen wach wurde. Droben im Schlosse klirrte ein Fensterflügel, wie wenn er rasch und ungeduldig zugeworfen wurde — es war im Schlafgemach Ihrer Urgroßmutter. Fräulein Philippine zitterte heftig, mir wankten die Knie — wir trennten uns eilig.

„Am folgenden Tage erhielt ich die kurze Anzeige, mein Musikunterricht sei nicht mehr nöthig. Wir waren also entdeckt. Mich quälte die Sorge, was wol die strenge Mutter für eine Strafe über ihr Kind verhängt habe; zugleich fühlte ich jetzt erst, da ich Philippine nicht mehr sehen sollte, wie innig verwachsen sie meinem Herzen war. Ich umschwärmte Moosdorf nicht ohne persönliche Gefahr und erfuhr von der nichts ahnenden Dienerschaft, man habe das gnädige Fräulein zu ihrer Frau Schwester gebracht. Mein Entschluß war schnell gefaßt: ich folgte Philippinen in die nicht ferne Stadt, in welcher ihr Schwager ein hohes Amt einnahm."

„Meine Großmutter wird nicht leicht zu täuschen gewesen sein!" unterbrach ich hier Eck's Erzählung.

„Kein Argus konnte je das Hüteramt besser üben" entgegnete er. „Es war eine kluge, ernste Dame; sie machte es mir vollkommen unmöglich, mich Fräulein Philippine zu nähern, diese aber suchte sie durch alle Vergnügungen zu zerstreuen. Das Mittel mußte Erfolg haben, sobald es einige Zeit fortgesetzt ward. Eine Liebe, welcher jede Nahrung gebricht, erlischt nothwendig. Besser wäre es für sie und mich gewesen, wir hätten hier still gestanden."

Ein Seufzer hob bei diesen Worten die Brust des alten Mannes und in den schönen blauen Augen schimmerte es feucht; doch überwältigte sein heiteres Temperament die Rührung.

„Junger Herr, haben Sie es empfunden?" wandte er sich in seiner gewöhnlichen Weise an mich. „Kein Feuer auf Erden brennt so heiß als heimliche Liebe!"

„So sagt das Lied", erwiderte ich. „Doch nun weiß ich, von wem der glühende Liebesbrief, mit chemischer Tinte auf ein Notenblatt geschrieben, herrührt! Sie fielen auf dieses Mittel, um mit Philippinen zu correspondiren."

„Ja, so war es! Tag und Nacht sann ich nach und endlich gelang es mir doch, Ihre Großmutter zu täuschen! Aber nicht lange; meine Noten wurden bald von ihr entdeckt. Sie wollte nicht die Verantwortung tragen, sondern packte die Schwester in den Reisewagen und führte sie wieder nach Moosdorf. Zu Hause traf mich bald die Verkündigung, daß ich meines Amtes entlassen sei und die Stadt zu meiden habe. Der Herr Reichsbaron hatte dies unter irgendeinem Vorwand vom Kurfürsten verlangt, denn die Wahrheit einzugestehen, konnte ich ihn zu stolz. Es brauchte nicht lange, mein Bündel zu schnüren — des Musikers Heimat ist die Welt. Auch vor-

schäme ich mich mit dem Gedanken, Fräulein Philippine aufzugeben; meine Liebe war nicht von der heroischen Art, die Gut und Blut einsetzt, und es hämmerte in mir die Erkenntniß auf, der Kampf mit den Mächtigen sei zu ungleich. Aber leben wollte ich sie noch einmal, Abschied nehmen von dem holden Weibchen, dann den Wanderstab ergreifen, weiterziehen und — vergessen.

„Mein Gesicht war damals so glatt als das eines Mädchens; ich hatte eine hübsche junge Haut, die Sorgenhandel trieb. Ihre Kleider sog ich an und entlehnte den Kram. Viel die Aehnlichkeit mit dem Manne Gott jemand auf, so hatte dies nichts zu bedeuten, wir waren ja Geschwisterkind. Auch begab ich mich ins Schloß. Das Gesinde merkte nichts und eine der Zofen meinte, ich sei willkommen, der Sorgen bedurfte man — bei der Hochzeit. Auch sei die Braut so traurig, vielleicht, daß meine Magde sie etwas erstreue.

„Beinahe wäre mir bei dem Geplauder des Mädchens die Schachtel entfallen; Philippine verliebt! Mit der Entsagung war es nun vorüber; das Blut wallte stürmisch zum Herzen, ich blieb mir nur des Einen bewußt — meiner Liebe! Die Herrschaft befand sich im Saal mit den Gästen, nur die Braut saß einsam und traurig in ihrem Gemach. Das mude, thränenschwere Gesicht hob sich nicht bei meinem Eintritt. Ich sprach diesmal mit unverstellter Stimme; das Gefühl brach sich Bahn, ich stürzte zu ihren Füßen. Wäre der Augenblick weniger ernst gewesen, wir hätten wol lachen müssen über die Verkleidung.

„Fräulein Philippine zeigte beinahe etwas Irres in ihrem Wesen; sie sank an meine Brust, ein paar leidenschaftliche Küsse brannten auf meinen Lippen; dann sagte sie: ‚Jakob, ich gehöre mich dir zu eigen, laß uns fliehen! Die Aeltern stoßen mich selbst von sich; als Verbrecherin verurtheilen sie mich, noch bevor ich ein Verbrechen beging. Als ich aus der Stadt kam, würdigte mich keins von ihnen eines Wortes; in mein Zimmer wurde ich verwiesen, durfte niemand sehen, niemand sprechen. Endlich, nach einigen Wochen einsamer Haft, ließ man mich in den Saal holen; der Neffe meiner Mutter war da aus Frankreich; sie kündete mir mit strengem Blick an, ich hätte ihn als meinen künftigen Gatten zu betrachten. Umsonst flehte ich zum Vater; auch er wies mich kalt zurück, mich, sein geliebtes Kind! Mein Muth, meine Kraft brachen; willenlos fügte ich mich. Ich weiß nicht, was der Vetter sprach; es ist mir nur der Abscheu vor dem aufgedrungenen Gatten klar und die Liebe zu dir!‘

„Zitternd und schluchzend hatte das arme Kind gesprochen. Ich erkannte in dem Benehmen der Aeltern den Einfluß der Neuen, harten Mutter. Der Herr Reichsbaron hatte das erste mal unrecht gehandelt, indem er mich zum Lehrer für das anstellige Fräulein annahm; statt überstürzt der Gemahlin, die Folgen seines Fehlers gut zu machen. Lieber als einen Flecken auf seinem Wappenschild zu dulden, willigte er ein, sich von dem Liebling zu trennen. Die gewaltsamen Maßregeln trieben aber das zarte Weibchen zur Verzweiflung.

„Wir beeilten kaum Zeit, die Flucht zu verabreden, bis Ihre Großmutter einmal. Sie blickte argwöhnisch im Gemach umher und wandte sich an ihre Schwester mit den Worten: ‚Wann erwartet dich, Philippine? Gaston de Rancourt will Abschied nehmen.‘ Wir winkte sie, mich zu entfernen. Ich vernahm noch ihr lautes Zureden und sah, wie sie die bleichen Wangen der Braut mit Karmin schminkte. Wäre der klugen Dame die Leitung der Sache allein überlassen geblieben, so möchte das Bild des weisen Salomo im Gemüth Philippinen von Rivesterre erblaßt sein. Aber sie trieb Härte zu rascher, unseliger That.

„Am Nachmittag verließen die Gäste das Schloß; der Bräutigam reiste heim, um die Hochzeit vorzubereiten; die Familie blieb allein. Als Philippine ihren Aeltern beim Scheiden die Hand küßte, da schmolz beinahe des Vaters Herz. Schon war er nahe daran, sein Kind in den Arm zu nehmen — ein strenger Blick der Gemahlin mahnte ab. Nachher wankte das Fräulein den Schloßberg hinab; ich harrte im Innern mit einem Wagen.

„Wir hatten den Vorsprung einer Nacht vor uns. Der zweite Tag unserer Reise neigte sich zu Ende, als wir den Hufschlag eines Pferdes vernahmen. Bald rief eine donnernde Stimme dem Kutscher halt zu. Baron Karl war es, der älteste Bruder des Fräuleins, der uns einholte. Mir befahl er, auszusteigen, und setzte sich an die Seite seiner Schwester. Kaum eine Viertelstunde währte die Unterredung, welche ich, an einen Baumstamm gelehnt, abwartete. Dann sah ich, wie der Freiherr finster auf sein Pferd stieg und fortritt.

„Philippine erzählte mir schluchzend, was ihr

der Bruder mitgetheilt. Am Morgen hatte sich die Familie, der Gewohnheit gemäß, im Saale versammelt zur Hausandacht. Der Blick des Reichsbarons, immer trostleer, hing an der Thür; er wartete auf sein Lieblingskind — vergebens. Nachdem man die Wahrheit erkannt, war der Sohn entlandt worden. Vom Vetter konnte nach den Begriffen der Ehre Philippine nicht mehr vermählt werden; sie sollte ins Stift; in der Zukunft ließ des Vaters Liebe Verzeihung, Wiederaufnahme hoffen.

„Zu spät!“ murmelte die Unglückliche, an meine Brust sinkend; ich bin überzeugt, sie empfand damals schon Reue.

„Philippinens Geschichte enthält nur noch wenige Seiten und die sind voll Trauer“, nahm der Musiker nach einer Pause wieder das Wort. „In einer freien Reichsstadt fand ich Unterkommen. Wir wurden getraut. Von Moosdorf erreichte uns keine Kunde mehr. Später erfuhren wir, daß der Reichsbaron nach seines Sohnes Rückkehr ein Kreuz in dem Namen der jüngsten Tochter sagte. — Sie war ihm todt! Wir lebten friedlich und freundlich zusammen, meine Kunst hielt wenigstens den Mangel von unserm Herde fern. Ueber Philippinens Lippen kam keine Klage, doch überschattete sie ein beständiger Trübsinn. Dem vornehmen Fräulein mochte es unter dem geringen Dach in keiner Weise behagen. Nie mehr berührte sie die Tasten eines Klaviers; ihre Abneigung gegen die Musik war der einzige Beweis, den sie mir gab, daß sie ihren Schritt bereute. Die Trennung von den Aeltern nagte an ihrem Herzen. Sie lechzte sich mit aller Kraft nach Versöhnung; nur sehen wollte sie dieselben noch einmal, ihren Segen empfangen. Die Nachricht von dem Tode des Reichsbarons erschütterte sie gewaltig. Jetzt trug sie ihre ganze Zärtlichkeit, das Liebesbedürfniß eines kranken Gemüths, auf ihre Mutter über. Nach einem Medaillon, welches sie mitgenommen, malte sie deren Bild. Die Beschäftigung gewährte ihr Zerstreuung. Trotz. Wenn ich meine Frau auf die Härte ihrer Verwandten aufmerksam machte, antwortete sie mit trübem Lächeln: „Sie wollten mein Glück!“

„Uns wurde ein Kind geboren und die Sehnsucht Philippinens nach dem Segen ihrer Mutter stieg in solcher Weise, daß sie den Zustand nicht länger zu ertragen vermochte. Sie schrieb an die Reichsfreiin. Die Unruhe verzögerte die Genesung; tagelang hing ihr Blick an der Thür, in gläubigem Vertrauen hoffte sie die Erlebte selbst eintreten zu sehen. Eine Antwort war gekommen; ich hatte, Schlimmes befürchtend, das Siegel gebrochen; ehe ich es wagte, der kranken Frau den Brief ihrer Mutter zu geben, mußte ich dessen Inhalt kennen. Er enthielt nur die wenigen, aber fürchterlichen Worte: „Ich wiederhole der Frau Gd meinen Fluch.“

„Das Gemüth der Ahnfrau war wol noch erbittert über den Verlust des Gatten“, schaltete ich ein, „den sie dem Ungehorsam der Tochter zuschrieb.“

„So mag es gewesen sein“, versetzte Gd. „Uebrigens hätte der Brief meinem Weibe den Todesstoß gegeben, wenn sie ihn in der Zeit ihrer Schwäche zu Gesicht bekommen. Erst nach Monaten wagte ich es, Philippinen mit der grausamen Antwort bekannt zu machen. Ein Lächeln kam seither nie mehr auf ihre Lippen. Unser Kind starb; es vergingen lange Jahre, bevor ein zweites kam. Der Regent eines benachbarten Landes kam in die Reichsstadt; er hörte mich bei einem Concert, ließ mich rufen und bot mir eine Anstellung in seiner Kapelle an. Philippine rieth mir, darauf einzugehen, doch begleitete sie mich nicht. Sie zog vor, verborgen in der großen Stadt zu leben, nur mit der Pflege und Erziehung ihrer Tochter beschäftigt. In der Residenz des Kurfürsten fürchtete sie Begegnung mit ihren Verwandten.

„Ich sah meine Gattin nicht oft mehr; man reiste damals schwer. Bei den seltenen Besuchen fand ich sie zufrieden. Sie lebte in der Vergangenheit, in den Erinnerungen ihrer Jugend und das stille, ernste Kind wurde ihre Vertraute. Aber die Gesundheit Philippinens wankte fortwährend. Im lustigen Leben des Hofs wurde ich durch die Nachricht aufgeschreckt, ich sei Witwer. Später traf die kleine Philippine ein, zierlich und fein wie eine Prinzessin; sie brachte als großen Schatz das Bild der Ahnfrau mit. Ich gab das Mädchen zu einem verheiratheten Kameraden, mich selbst hätte es bei meiner Lebensweise genirt. Die kleine Philippine sollte ihr bedeutendes Kunsttalent ausbilden, um sich in der Folge den Unterhalt zu erwerben.

„So endete die große Liebe zwischen dem Geiger Jakob Gd und der Freiin Philippine von Moosdorf, junger Herr! Ihr Herz brach darüber und ich ward erst wieder froh, als ich das bleiche Gesicht der Frau nicht mehr sah; das hatte gleich einem Alp auf mich gedrückt.“

„Das Schicksal jeder unbelohnenen Verbindung“.

bemerkte ich, „ist es, zu Neue und Unglück zu führen. Meine Geschichte kann ich nicht mehr zu begrüßen hoffen und ihr die späte Versöhnung ihrer Verwandten bringen. Aber in Frau von Seckbat vermutde ich Philippinens Kind."

„Ja, und zugleich deren Ebenbild in Aussehen und Charakter! Doch meine Geschichte ist noch nicht zu Ende. Beim ersten Concert am Hofe meines neuen Gebieters", fuhr Er fort, „sahlte ich ein paar dunkle Augen auf mir, zu wohl bekannt, um sie zu vergessen. Kerzengerade und stolz saß die Reichsfreifrau von Meckbert hinter der Kurfürstin. Sie trug das schwarze Witwenkleid. Diese Tracht hatte sie beizubehalten sich ausbedungen, als sie dem Ruf des Landesherrn folgte. Es war eine düstere, strenge Erscheinung unter der festlichen Pracht. Der Herr des Landes zählte einundsiebzig Jahre, als er der Nachfolge halber sich zur zweiten Ehe entschloß, und seine Braut, die feurige italienische Prinzessin, gebeten. In dieser gefährlichen Lage sah sich der kluge Fürst unter den Damen des Adels um, in wessen Hände er am sichersten seine Ehre legen könnte. Er wählte Ihre Urgroßmutter, und die hat so wohl gewacht, daß dem Lande kein Erbe geboren wurde.

„Ich erschrak über das Zusammentreffen, aber die Reichsfreifrau gab kein anderes Zeichen, daß sie mich bemerkt, als ein verächtliches Kräuseln der Lippen. In meiner Stellung blieb ich unbehelligt; schon meinte ich selbst, ihrem Zorn zu klein zu sein, indessen sollte ich später noch die volle Schale kosten.

„Junger Herr, es befanden sich damals Dirnen am Hofe — seitdem sind die Frauen minder schön geworden — und keine außer der Fürstin hütete eine Oberhofmeisterin. Der arme Geiger hatte herrliche Tage erlebt. Wenn Ihre Urgroßmutter sich seinethalben vergaß, so hat es auch noch manche andere ebenso hoch und höher Geborene." Ein heiteres Lächeln beleuchtete die Phönixgesichter des Greises.

So grikenhaft seine Worte klangen, wenn man sich unter dem Eindruck des frischen, munteren Wesens befand, so konnte man ihm doch nicht gram sein. Abgesehen von meiner Familienbeziehung zu ihm, interessirte mich sein Gutsleben aus der alten Zeit.

„Nur Eine indessen liebte mich wirklich wie die arme Philippine", nahm Er seine Erzählung wieder auf, „und auch jener brachte ich kein Glück. Unter den Sternen des Hofes glänzte am hellsten Gräfin Elisabeth Waal, eines alten Grafenhauses Erbtochter. Wie sie leuchteten, die weißen Schultern, die blitzenden Augen und die Brillanten! Wenn sie im goldgestickten Sammtkleid durch die Säle schwebte, wer hätte da gedacht, daß ihr Herz für den armen Geiger schlüge! Ihr Gemahl war kränklich und alt — heimliche Liebe spendete Trost. Doch ihr offener, kecker Sinn ertrug die Falschheit nicht lange; als Philippine sehr war, wollte sie mir angehören ohne Beschränkung. Sie verließ den Glanz des Hofes — mit mir. Jetzt brach der Tag der Rache Ihrer Ahnfrau an! Sie stachelte den Gemahl zur Verfolgung auf, den Kurfürsten zu strenger Strafe. Man jagte uns von allen Seiten; gleich einem gehetzten Wild erreichten wir die Landesgrenze, um unsern Feinden in die Hände zu fallen. Mich warf man in die unterirdischen Kerker einer Festung; ich mußte büßen — für mein Vergehen an Philippine von Meckbert. Elisabeth's Geschick erfuhr ich erst viel später.

„Es verflossen trübe Jahre für den Musikanten, der gewohnt war, zu wandern, frei zu leben im Sonnenlicht. Jetzt mocht' ich hinter dicken Mauern träumen von dem Fräulein und der Gräfin. Die Geige wenigstens ließen sie mir, die brachte dem gefangenen Vogel Trost. Plötzlich wurde ich frei. Ich zog hinaus mit wenniger Empfindung: mein Kind dachte ich wenn zu suchen. In Aus, mit leichten Füßen, leichtem Herzen und leichterer Börse noch wanderte ich aus. Als ich eines Abends müde in der Herberge saße, da wurden der Staub hoch empor; Berittene sprengten heran, Gardisten folgten nach. Ich stand und gaffte mit den Uebrigen. Die Kurfürstin war es, auf der Reise in ihr Heimatland als Witwe, der Wechsel des Regierens hatte mich weil befreit: ich vermahnte in meiner Haft nichts von den Regierenden draußen. Die hohe Frau bemerkte mich und nickte gnädig. Eine Viertelstunde später entbot mich der Kammerlakai zu ihr. Es war eine schöne Prinzessin, die Frauenkleider standen ihr vortrefflich.

„Nun, Er", redete sie mich herablassend an, „es freut mich, daß ich Ihn wiedersehe! Er kann mir folgen", fügte sie lächelnd hinzu, „brauche nicht so erschreckt herumzublicken; die Meckbert ist nicht mehr da. Es war mein Ernst, nachdem Er Lieblich das Irrsale gebeichtet, Ihr in Gnaden zu entlassen. Hab' Ihn immer gut leiden können, Er, und jetzt berichte Er mir, wie es Ihm ergang'."

„Das that ich auch und die hohe Frau hörte

mir mit Theilnahme zu. Am Schlusse fragte ich unterthänigst nach der Frau Gräfin von Waal.

„‚Die arme Elisabeth!‘ bemerkte die Kurfürstin: ‚Er weiß, sie war meine Freundin, und ebendeswegen, glaube ich, traf sie der Zorn meines Gemahls doppelt! Sie war verschwunden, ich wußte nicht wohin. In der Fastenzeit stattete ich meinen alljährlichen Besuch bei den Clarissinnen ab. Nach der Tafel küßten mir die Nonnen die Hand. Eine davon weinte heiße Thränen dabei. Ihr Gesicht kam mir bekannt und doch wieder fremd vor. Erst allmählich konnte ich mich besinnen auf den reizenden Kopf unter dem schwarzen Novizenschleier; ich hatte ihn bisher nur im reichen Haarschmuck mit Brillanten gesehen. Ich schien meine arme Elisabeth aus Herz, aber zu heilen vermochte ich nicht, bekam sogar beim Heimfahren einen Verweis von der strengen Oberin-Beichtmutter. Unsere schlimmen Tage sind nun vorüber‘, fuhr sie fort. ‚Die Gräfin blieb fest, die Gelübde legte sie nicht ab. Ihr Gatte starb kurz vor seiner Liebsten; sie ist wieder frei und wird sich bald mit einem schönen jungen Cavalier vermählen.‘

„‚Dem Himmel sei Dank, daß es der Frau Gräfin doch endlich wohlerging!‘ rief ich.

„‚Er ist ein guter Mensch, Ick!‘ beliebte die Kurfürstin zu sagen und warf dabei einen Blick auf mich.

„‚Sie kennen den Blick, junger Herr?‘ fragte der Greis lächelnd; ‚er treibt uns unwiderstehlich zu den Frauen Füßen.‘

„‚In Ihre Erfahrung fiel dieser Blick, glaube ich, häufiger als in die meinige‘, entgegnete ich.

„So beug ich denn vor der hohen Frau das Knie und preßte ihre Hand an meine Lippen. Sie nahm es nicht ungnädig. Wir plauderten noch allerlei vergnüglich zusammen und bei der Entlassung kündete mir die Kurfürstin an, ich sei als Kammermusiker in ihr Gefolge aufgenommen.

„‚Es waren goldene Tage in Italien mit der fürstlichen Frau!‘ Die Augen des alten Mannes leuchteten bei der Erinnerung. „‚Aber alles auf Erden nimmt ein Ende‘, fuhr er mit einem Seufzer fort. „‚Ein paar Jahre flogen vorüber, dann kehrten wir wieder heim. Die Reichsfreifrau stand auch bei dem gegenwärtigen Landesherrn in hoher Achtung; sie ertheilte einen Wink und die Kurfürstin mußte mich verabschieden.

„‚Es war der letzte Schlag, welchen Ihre Ahnfrau gegen mich führte. Aber er trieb mich aus dem Lande. Wenn ich der steifen Dame begegnete und sie mich mit ihren bösen Augen anfah, dann schauerte mir. Ich hatte ein Unrecht an ihr begangen, aber sie rächte sich energisch genug. Ich fürchtete mich und räumte das Feld.

„‚Die junge Philippine nahm ich mit mir und ließ sie auf meinen Wanderungen in der Musik ausbilden, wo sich eine Gelegenheit ergab. Allmählich schwand die gute Zeit des Geigers, wenige Frauenaugen suchten mehr sein einst so glattes Gesicht; desto eifriger begannen die Männer nach seinem schönen Kinde zu blicken. Philippine wuchs lieblich heran, sie sang und spielte zum Entzücken. Aber ihr Sinn war verschlossen, ihre Gemüthsart stets traurig. Nur mit Widerwillen trat sie öffentlich auf und erwarb Geld durch die Ausübung ihrer Talente. Mancher kecke Antrag wurde von ihr mit Abscheu zurückgewiesen. Einst gaben wir in Gent ein Concert, ein wohlhabender Edelmann der Gegend sah mein Kind bei dieser Gelegenheit und ward sogleich von leidenschaftlicher Liebe ergriffen. Als er sah, daß er auf keine andere Weise zum Ziel gelangen könne, bot er seine Hand an. Philippine fühlte keine Neigung für ihn, aber sie ergriff das Mittel, der sie drückenden Lage zu entgehen. Uebrigens fand mein Kind keine Heimat, keine Familie; Serchat's Verwandten entzweiten sich mit ihm, er selbst bereute wol bald die Heirath.

„‚Nicht nur Jakob Ick, auch seine Geige begann zu veralten; die Einnahme schmälerte sich; ich war ein üppiges Leben gewöhnt; im Verdruß suchte ich meine Tochter auf; an ihrem vermeintlichen Glück wollte ich mir das Herz erwärmen. Ich traf die arme Philippine trauriger als je, mein Besuch sogar gab Stoff zum Unfrieden zwischen den Gatten. Herr von Serchat schämte sich des alten Musikanten und sie wollte ihren Vater nicht verleugnen. Von da an mied ich das Haus meines Schwiegersohns.

„‚Philippine wurde Wittwe; sie berief mich zu sich. Der Ort, an welchem sie mit Herrn von Serchat lebte, war ihr verleidet durch die Feindschaft seiner Verwandten. Wir reisten, um eine bleibende Stätte zu suchen — die Gegend behagte meinem Kinde; der alte Geiger fand ein Kissen, sein müdes Haupt darauf zu legen, aber Philippine lebt einsam und trauernd.‘“

Hier endete Jakob Ick's Geschichte.

Ich begab mich zurück zu meiner neugefundenen, liebenswürdigen Cousine und gewann ihr das

Versprechen ab, sich in der Stadt selbst das Vermächtniß meiner Großmutter zu holen.

„Versöhnung!“ Das Wort hatte ihr verletztes Gemüth wunderbar berührt. Sie ergriff dankbar die noch von der Geschiedenen ihr gebotene Hand.

Frau von Serchat verließ die Hauptstadt nicht mehr. Ich überließ ihr die Wohnung meiner Großmutter; unter den Erinnerungen ihrer Familie fand sie sich schnell heimisch. Ihr Wesen erblühte in reizender Frische, wozu freilich die Besuche meines ältern Vetters viel beitragen mochten.

Bevor ich mich abermals auf eine längere Reise begab, wohnte ich Philippinens Vermählung mit dem Freiherrn Karl von Woosdorf bei, der in ihr eine liebenswürdige Gefährtin seiner reifen Jahre, eine vortreffliche Mutter seiner Kinder fand. „In dem erfreulichen Ereigniß hatte das Vermächtniß der guten Großmutter geblüht.“

Am Trauungstage war das Bild der Ahnfrau mit grünen Kränzen umgeben. Jakob Eck, der heitere alte Knabe, band seinen Kranz in die Höhe, neigte sich fröhlich vor der strengen Dame und rief: „Versöhnt!“

Francesco Petrarca in Böhmen.

Von Theophil Peiker.

Die czechischen Schriftsteller früherer Jahrhunderte scheinen nicht an die Möglichkeit einer „czechischen Bewegung“ und einer besondern „czechischen Cultur“ geglaubt zu haben, sonst hätten diese Chronisten jedenfalls den culturgeschichtlich wichtigen und interessanten Momenten der böhmischen Geschichte mehr Beachtung geschenkt.

Zu letzterm gehört unzweifelhaft der Aufenthalt Francesco Petrarca's am Hofe Karl's IV. in Prag, und die Bemühungen des Kaisers, ihn zur bleibenden Ansiedelung in der Residenzstadt und zur Besteigung einer Lehrkanzel an der damals neugegründeten prager Hochschule, der ältesten Universität Deutschlands, zu bewegen. In den czechischen Geschichtschreibern des 14. Jahrhunderts aber und in des Kaisers Biographie finden sich keine Nachrichten über Petrarca und das Verhältniß beider Männer. Die Hauptquelle dafür bilden die Aufzeichnungen Petrarca's selbst, seine Briefe, Denkwürdigkeiten und die von dem Abbé de Sade im 18. Jahrhunderte zusammengestellten Memoiren, verglichen mit Notizen gleichzeitiger böhmischer Chroniken. In der von Pelzel herausgegebenen Regierungsgeschichte Kaiser Karl's IV. finden sich zwar Auszüge aus Petrarca's Aufzeichnungen, jedoch ungeordnet und in ungenießbarer Form. Was Palacky hierüber in seiner „Geschichte Böhmens“ aufgenommen, beschränkt sich auf zehn Zeilen.

Der Aufenthalt Petrarca's in Prag fällt in das Jahr 1356. Wie in den vorhergegangenen Jahren, so war auch in diesem die Losung: ‘Parteienkampf im Süden’ ‘Parteienkampf im Norden’. Hier hatte das neue Gesetzbuch Karl's Missbilligung erfahren, Städte verbanden sich, der Landadel war unzufrieden, ein Theil der deutschen Reichsfürsten misvergnügt. In Italien tobte das Schauspiel: das Kriegführen war hier im Laufe der letzten Jahrzehnte zum Handwerk geworden. Da tauchte ein Gerücht auf, daß die Parteien plötzlich zur Versöhnung mahnte. Es hieß, der Kaiser habe einen Bund mit dem König von Ungarn und dem Herzog von Oesterreich geschlossen und sei mit einem mächtigen Heere auf dem Wege nach Italien. Ein ganzes Halbdutzend gerieth in Schrecken, Feinde wurden Freunde, man veranstaltete Gongresse und schloß Bündnisse. Erst als der König von Ungarn einer an ihn abgeschickten Gesandtschaft erklärte, daß er es nur mit den Venetianern zu thun habe, beruhigten sich allmählich die Gemüther. Nur die Herren von Mailand, die Visconti, vermochte diese Nachricht nicht zu beschwichtigen. Nur zu wohl wußten sie es, daß der Kaiser nicht vergessen habe, wie sie ihn einst in Italien behandelt; kein Wunder, daß jetzt das Gerücht von seinem Nahen ihnen Schrecken einflößte. Sie beschlossen, einen Abgesandten an ihn zu schicken, theils zu ihrer Rechtfertigung, theils zur Erforschung seiner Pläne. Ihre Blicke richteten sich auf Petrarca, der, ein Günstling des Kaisers, schon öfters die Rolle eines Vermittlers in ihren lombardischen Händeln übernommen hatte. Niemand schien für die Uebernahme dieser Mission geeigneter, und Galeazzo Visconti schrieb an den Dichter, um ihn zur Annahme dieses Amts zu bewegen.

Petrarca, der sich seit der Krönung des Kaisers von der Politik in das Asyl philosophischen Stillebens zurückgezogen hatte, fühlte sich durch diesen Antrag, einen wie er war, überaus geschmeichelt; nur zu sehr gefiel sich der Sänger der Freiheit in der Rolle eines Gesandten der Tyrannen. Dennoch würde er diese Einladung vielleicht nicht angenommen haben, hätte er nicht darin ein Mittel zur Förderung seiner eigenen schwärmerischen Pläne zu finden geglaubt. Bereits war es ihm bisher nicht gelungen, den Kaiser

für seine Idee der Wiederherstellung der römischen Glanzperiode zu gewinnen; auch seine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser auf dessen Romerzuge war erfolglos geblieben; nun hoffte er Gelegenheit zu finden, den Kaiser in längerer mündlicher Unterredung zu gewinnen. In einem Briefe an seinen Freund Simonides vom 19. Mai 1350 spricht er sich ausführlich darüber aus:

„Man schickt mich nach dem Norden, zu einer Zeit, wo ich mich nach Einsamkeit und Ruhe sehne. Der Mensch ist aber zur Arbeit geboren, und die, welche man mir auflegt, missfällt mir nicht. Ich wäre viel entschädigt für meine Mühe, wenn ich so glücklich wäre, mein Vorhaben durchzuführen. Es ist billig, dass der einzelne sich für das allgemeine Wohl opfere. Das ist das Motiv meiner Sendung an den Kaiser. Die Herren von Mailand schicken mich, um mit ihm zu unterhandeln; aber wenn ich über ihre Angelegenheit gesprochen, hoffe ich auch, mit ihm über die meinige zu sprechen und mein eigener Herold zu sein. Ich habe diesem Fürsten schon in meinen Briefen seine schmähliche Flucht aus Italien vorgeworfen, sie war unwürdig des Namens, den er trägt. Ich will ihm nun dieselben Vorwürfe von Angesicht zu Angesicht mit lauter Stimme machen. So meine Ehrenhaftigkeit und seine Grossmuth benutzend, will ich Italien rächen, das Reich und mich selbst. Kehre ich dann zurück, so will ich mich in meine Einsamkeit versenken, so tief, dass mich die Verleumdung und der Neid nicht suchen sollen. Welche Thorheit! Kann ich daran glauben! Wohin dringt nicht der Neid?"

An dem Tage nach der Abfassung dieses Briefes, am 20. Mai, reiste Petrarca ab, begleitet von Sanctmeze von Plemières, demselben, den der Kaiser im Jahre 1351 von Mantua aus an Petrarca nach Mailand abgeschickt, um ihn zu einer Zusammenkunft einzuladen. Anfang Juni trafen sie in Basel ein, wohin sich der Kaiser begeben sollte. Aber sie erwarteten ihn fast einen Monat vergebens. Petrarca schreibt damals in Prag auf den Kaiser an einen Freund: „Dieser Fürst liebt überhaupt nichts und. Wir müssen nun abreisen, um ihn in der Barbarei aufzusuchen". Diesen Titel gibt er einem Deutschland, vielleicht nur, seinen italienischen Freunden zu schmeicheln, denn wie wenig er selbst an das Barbarenthum Deutschlands glaubte, beweisen am besten die Briefe, welche er in seinen beiden Reisebriefen entwirft.

Der Abreise von Basel war ein Glück für den Dichter, denn wenige Tage darauf erfolgte jenes grosse Erdbeben, das einen Theil der Stadt zertrümmerte und achtzig Schlösser längs dem Rheinufer in Schutt legte. Petrarca selbst spricht von dieser Zerstörung und malt den Rhein, wie er „traurig hinströmt, denn er sieht seine Wellen über die Ruinen seiner Burgen wogen", in einem Dialog über Erderschütterungen seines wenig bekannten lateinischen Werks: „De remediis utriusque fortunae." Die Reise scheint nahezu einen Monat gedauert zu haben.

Erst gegen Ende Juni traf Petrarca in Prag ein. Er stieg bei einem Landsmann, dem damaligen Hofapotheker Angelo von Florenz, ab, der auch im Jahre 1347 Petrarca's Freund und Gesinnungsgenossen, den römischen Tribunen Cola di Rienzi, beherbergt hatte. Angelo wohnte im Eckhause der heutigen Heinrichsgasse, woselbst er einen Apothekergarten, den ersten botanischen Garten Prags, besass. Das Haus wurde später durch den Grafen Franz Anton Sporck in ein Frauenkloster der Cölestinerinnen umgewandelt und erlebte nach Aufhebung der Klöster eine neue Verwandelung in ein „Tabaksgefälls-Directionsgebäude", als welches es bis auf den heutigen Tag besteht. Angelo von Florenz, der bei Kaiser Karl in grosser Gunst gestanden — der Kaiser befreite 1350 ihn und sein Haus von allen Steuern und Abgaben — dürfte den Dichter bei Hofe eingeführt haben.

Der Empfang war glänzend, wie uns Petrarca in einem Dankschreiben an den Erzbischof von Prag selbst erzählt und wie es sich von einem Monarchen erwarten lässt, der wie Karl IV. selbst den Dichter eingeladen hatte, an seinen Hof zu kommen.

Petrarca bildete während seines Aufenthalts in Prag den Mittelpunkt der höchsten gelehrten Kreise, und trat in den lebhaftesten Verkehr mit den um den Kaiser versammelten Fürsten und Reichswürdenträgern. Die Einladung des Kaisers, unter dem Dach der Hofburg einzukehren, schlug er unter dem Vorwande aus, die Wohnung bei seinem Landsmann beibehalten zu haben, an dessen Arm er die schon damals mächtig aufblühende Stadt, die Baustellen der neugegründeten Neustadt und die Höhen des Wischehrad besichtigte. Es unterliegt keinem Zweifel, dass sowol die Reise als der Aufenthalt in Prag einen wesentlichen Einfluss auf seine literarischen Arbeiten ausgeübt haben; in denen gelehrten Inhalts ist er unverkennbar.

Petrarca's Aufenthalt in Prag war indessen

nicht von dem erwünschten Erfolg begleitet, und manches gestaltete sich anders, als es sich die rege Phantasie des Dichters ausgemalt. In Hinsicht der Visconti erwies sich die Sendung als überflüssig, und Petrarca's Bemühung, den Kaiser für seine eigenen Pläne zu gewinnen, blieb erfolglos. Wie wir bereits oben erwähnt, war Parteienkampf im Norden, Parteienkampf im Süden die Losung des Jahres 1356. Der Kaiser war im eigenen Lande zu sehr beschäftigt, um ernstlich an einen Krieg mit den Visconti denken zu können. Allein auch was Petrarca für die Realisirung seiner Lieblingsideen thun wollte, blieb, wie gesagt, erfolglos. Der Kaiser schätzte in Petrarca den Dichter, und als solcher erschien er ihm auch in seinen politischen Ideen. Karl IV. wann den Schwärmer lieb und freute sich, ihn an seinem Hofe zu sehen; aber er betrachtete ihn stets auch als Schwärmer, dem er manches verzieh und seiner dichterischen Phantasie zugute hielt. Wie hätte auch sonst zwischen dem großen Staatsmann, der mehr mit der Feder als mit dem Schwerte focht, und dem Dichter ein Verkehr in Stande kommen können? Aber weiß, wie er dem Dichter begegnet wäre, wenn dieser aus dem Reiche der Gedanken in das der That hinüberschritten wäre! Den Rienzi, der mit ähnlichen Absichten wenige Jahre vorher an seinen Hof kam, ließ Karl in Ketten schlagen, Petrarca zeichnete er aus. So mußte der Dichter bei seiner Zusammenkunft mit dem Kaiser dieselben Erfahrungen machen, die er schon früher bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihm in Mantua gemacht. Dazu gesellte sich noch der Umstand, daß Karl IV. sich ihm nicht so hingeben konnte, als Petrarca gehofft. Die Goldene Bulle, die Verschönerung und Erweiterung der Stadt Prag nahmen den Monarchen in Anspruch und zwangen ihn, den Dichter oft an seine Räthe zu verweisen. Es waren namentlich zwei der verdienstvollsten Männer der damaligen Zeit, mit welchen Petrarca während seines Aufenthalts in Prag in nahem Verkehr trat: der Erzbischof Arnest von Pardubitz, dem eben jetzt die prächtige Bronzestatue von Schwanthaler, die im Böhmischen Museum ausgestellt ist, als Denkmal gesetzt wird, und der Bischof von Olmütz, Otto von Waldhin. Petrarca erzählt selbst, daß der Erzbischof einmal, offenbar ironisch auf die von Petrarca so oft für die Böhmen gebrauchte Bezeichnung „barbarisch" anspielend, zu ihm gesagt habe: „Es dauert mich, Euch inmitten von Barbaren zu sehen!" wenn Petrarca in einem Briefe bemerkt: „An diesen Fürsten und dem Monarchen, dem sie dienten, war aber auch nichts Barbarisches. Sie waren anständig, zuthunlich, von Bildung, als wären sie in Athen geboren."

Dennoch kehrte Petrarca unzufrieden nach Italien zurück. Anfang September muß er bereits wieder in Mailand gewesen sein, denn aus einem „Fragment", das Baldini veröffentlichte, erfahren wir, daß er am 13. September bereits zu Mailand an seinen „Ironik Tomaz" arbeitete. Nachdem er den Visconti Rechenschaft über den Erfolg seiner Sendung gegeben, schreibt er unterm 21. September an Simonides: „Bei meiner Abreise dachte ich an Dich, bei meiner Rückkehr bist Du mein erster Gedanke. Es genügt Dir, zu erfahren, daß ich gesund zurückgekommen; das geht ja über alles! Je weiter ich gehe, desto weniger wünsche ich. Wenn mich die Liebe zu meinem Vaterland nicht völlig blind gemacht hat, so gibt es nichts Angenehmeres als Italien; jedes Klima muß vor dem seinigen weichen! Wie würde es sich hier leben lassen, wenn der Stolz und Neid nicht alles verderben hätten! Ich kann nicht ohne Thränen daran denken. Ich habe oft das Lob meines theuren Vaterlandes in meinen Liedern gesungen und werde es singen, solange mir Gott das Leben schenkt. Jetzt will ich die Bekenntnisse niederschreiben, die ich auf meiner Reise gemacht."

In diesem Briefe blickt der Mißmuth des Dichters aus jeder Zeile, und man mag daraus ersehen, wie unbefriedigt er nach Italien zurückgekehrt.

Nur Petrarca's Verhältniß zu Karl blieb aber sein Aufenthalt in Prag von großer Wichtigkeit. Von dieser Zeit an sehen wir den Dichter in demselben Maße in der Gunst des Kaisers steigen, als Petrarca sich von ihm zu entfernen schien. Schon im folgenden Jahre schickte ihm der Reichskanzler, der Bischof von Olmütz, ein Decret, wodurch ihn der Kaiser zum Grafen der königlichen Kapelle ernannte. Das Diplom befand sich in einer goldenen Kapsel, die auf der einen Seite das Bild des Kaisers, auf dem Thron sitzend, auf der andern Rom mit seinen Tempeln und Mauern zeigte. Das Diplom muß, wie aus der Antwort, welche Petrarca an den Kanzler schrieb, hervorgeht, von einem schmeichelhaften Schreiben begleitet gewesen sein. Interessant und für die damaligen Zustände bezeichnend ist eine Stelle aus dem Dankbriefe, in welchem

Petrarca sich erbitet, das Geld der Bulle zurückschicken zu dürfen. Er schreibt an den Bischof-Kanzler: „Ich bin Euch sehr dankbar für die seltene und ausgezeichnete Gunst, deren mich der Kaiser zu würdigen geruht, und für die schmeichelhaften Worte, mit welcher Ihr dieselbe eingekleidet. Ich habe nie etwas vergeblich von Ihm oder Euch gewünscht, aber ich verlangte nie Euer Geld. Nehmt es daher gütig auf, wenn unser Freund Sacromore das der Bulle zurückbringt."

Wirklich brachte Sacromore, der damals wieder nach Deutschland reiste, die goldene Kapsel, in welcher das Diplom sich befand, zurück.

Auch die Kaiserin Anna empfand für Petrarca die größte Hochachtung. Als im Jahre 1358 die Prinzessin Elisabeth, die nachherige Gemahlin des Herzogs Albrecht von Oesterreich, geboren wurde, theilte die Kaiserin dem Dichter ihre Freude mit, worauf ihr Petrarca unterm 23. Mai 1358 aus Mailand antwortete und sie tröstete, daß sie eine Prinzessin und keinen Thronerben zur Welt gebracht. Er geht dann auf die berühmtesten Frauen und Mütter über und der Livia gedenkend, schließt er: „Ich endige mit Livia, weil sie Dir, o Kaiserin, ebenbürtig ist und durch ihre Klugheit und Ergebenheit die Liebe ihres Gemahls Augustus verdient hat. Ich zweifle nicht, daß Du eben das thun und Deine Tochter Dir ähnlich machen werdest."

Die Vorliebe des Kaisers für den Dichter stieg von Jahr zu Jahr; im Jahre 1362, nach der Geburt des Thronfolgers Wenzel, lud er Petrarca ein, die Erziehung des Prinzen zu übernehmen. Petrarca antwortete wurdevoll, doch abschlägig. Er drückte seine Ahnung darüber aus, daß der Kaiser ihn nicht anders als Augustus den Virgil behandle, und gestand ein, daß ihn die Liebe zum italienischen Vaterland nicht zu dem Entschluß kommen lasse, Deutschland wieder zu betreten. Aus gleichem Grunde habe er die Einladungen an den französischen Hof ausgeschlagen — gleich aber verfällt Petrarca in seine alte Träumerei und fordert den Kaiser auf, in Rom seine Residenz zu nehmen, „weil Böhmen nun einen König erhalten habe." Der Kaiser schrieb ihm darauf mit noch größerer Dringlichkeit und legte einen kostbaren Ehrenbecher bei. Die Anspielung, die Erzieherstelle bei dem Thronerben anzunehmen, lautete diesmal verständlicher als zuvor; denn Karl sagte kundig: „Wenn Du klar siehst, so muß schon Dein Eifer für des Reiches Wohl Dich anspornen, die Reise in uns vor allem Uebrigen zu unternehmen."

Petrarca beantwortete diese kaiserliche Zumuthung dankbar, doch abermals halb verneinend halb zusagend unterm 17. Juli 1361 aus Padua:

„Brief und Geschenk, dessen Du mich gewürdigt, habe ich etwas spät empfangen; Deine Worte gehen doch hinaus über meinen Stand und meine Verdienste, und ich werde es nie wagen, den geheiligten Becher, den Deine Lippen berührt, durch eigenen Gebrauch zu entweihen. Du würdigst mich einer Bitte, wo Du zu befehlen hast, und indeß ich Dich nach Italien einlade, wo man Dich mit Ungeduld erwartet, rufst Du mich nach Deutschland. Wie soll hier entschieden werden? Du hast die Autorität auf Deiner Seite — ich habe auf der meinigen die gute Sache. Ich sterbe vor Begierde, Dir zu gehorchen, aber unzählige Umstände widersetzen sich. Ich fühle mich leidend und spüre auch, daß ich älter werde, darum fürchte ich ebenso das deutsche Klima als die Beschwerden der mir zugedachten Arbeit. Auch hänge ich von der Einwilligung des Herrn ab, unter dessen Gesetz ich lebe. Und wenn dieser gegen Dich gern Unterwürfigkeit offenbart, so ist das größte aller Hindernisse meine Büchersammlung. Wie könnte ich diese ohne Gefahr über die Alpen bringen?! Dennoch gedenke ich nach Ablauf des Sommers, falls ich einen Reisegefährten finde, auf Deinen Befehl zu Dir mich zu begeben und so lange an Deinem Hofe zu bleiben, als es Dir gefällt."

Beinahe ein Jahr verging; Petrarca hatte sein Versprechen nicht erfüllt und der Papst und der König von Frankreich, welche dem Dichter und Gelehrten hohe Ehrenstellen und Einkünfte anlagten, schienen Petrarca dem Kaiser mehr abwendig zu machen als je; daher wandte sich der Kaiser an die Herren von Mailand, und in einem folgenden Schreiben nochmals an Petrarca, 1362, ohne Datum aus der Weltschen Schweiz:

„Ehrwürdiger, lieber Getreuer! Da wir ein hohes Verlangen fühlen, Dich um uns zu sehen und Deine Sittenlehren und Gespräche zu vernehmen, so suchten wir bei Deinen edeln Herren um die Erlaubniß an, Dich zu entlassen, damit Du geraume Zeit bei uns verbleibest. Wir würden Dir so nachdrücklich weder schreiben, noch Dich so inständig bitten, wenn Deine Gegenwart nicht zu unserm besondern und vorzüglichen Wohlgefallen gereichen würde."

tretet mit einem Plan hervor, der mir das Haar sträuben machte. Ich sollte als wahres Fideicommiß Euer ganzes Gut und Wesen zu eigen nehmen, so lange, bis Ihr es mir wieder abfordern würdet! Ich wußte nicht, was ich thun sollte, aber die Urkunde lag schon vor mir. Ihr zeigtet gen Himmel und wie von selbst, Gott! — da stand mein Name als Unterschrift! Ich wollte doch einen Rechtskundigen beiziehen, aber es sollte nur zwischen uns dies schwere wunderbare Geheimniß sein. Ihr setzt die falsche Botschaft Eures Untergangs in Umlauf; erfindet ein räthselhaftes Euch gescheitertes und mir geglücktes Unternehmen, da bin ich reich, überreich. Die Welt sieht mich mit Neides-Augen an, ich kehre nach Bristol heim, von einem Glück, das mir doch keines war, erdrückt. Ich war so reich und war's doch nicht, ich wollte schweigen, wem die Tausende gehörten, und sprach's doch Jedem aus; wie ging es zu, mir fiel's wie Wahnsinn ins Gemüth. Des Nachts, da hatte ich keine Ruh. Wohin ich sah, es fehlte überall. Ich zählt' und rechnete und stellte Beutel auf Beutel, und wie ich so in meinem glänzenden Jammer sitze, fällt mir ein, ich hörte Eure Frau weinen und Eure Kinder weinen. Da dacht' ich, und wenn du stürbest? Ich habe Erben, der Tod überrascht mich dort, im Hafen, in meinem Waarenlager, die Urkunde nicht beglaubigt, ich rufe in halb irrem Zustand einen Notar und vermach' Euch mein ganzes, lustiges, erträumtes Eigenthum. Da fällt mir ein,

Demselben folgte ein Brief des Reichsgrafen Johann de More (ebenfalls ohne Datum) an Petrarca, in welchem der Bischof-Reichskanzler das Verlangen seines Kaisers auf eine für den Dichter überaus schmeichelhafte Weise unterstützte und ihm den wohlmeinenden und bedeutsamen Wink ertheilte, des Kaisers Einladung ja nicht außer Acht zu lassen. Petrarca beantwortete beide Zuschriften vom 20. März aus Mailand an den Kaiser folgendermaßen:

„Du hast mich überwunden, Cäsar! Ich zögerte immer, habe der Ruhe nothig, bin müde der Geschäfte und müde meiner selbst. Mit meinen Reden konnte ich Dich nicht täuschen, und ich sehe, es sei unmöglich, Dich zu hintergehen. Ich gehorche auch keinem Sterblichen lieber als Dir, zumal ich jetzt weiß, wozu ich Dir nützlich sein kann und daß ich keineswegs Ruhe hinter dürfe. Nicht länger taub kann ich gegen den römischen Kaiser sein, welcher mich nun zum dritten male ruft. Ich habe Gott zum Zeugen, daß nur meine Saumseligkeit an aller Verzögerung Schuld trägt! Cäsar, Du befiehlst noch einmal, ich komme!"

Petrarca trat also muthig die deutsche Reise an. Er mußte sich der Kriegsunruhen halber auf dem Po einschiffen, um nach Padua zu gelangen. Hier aber hielt ihn die Kunde des Kriegs fest. Als ihm sein Freund Boccaccio über den gefaßten Entschluß arge Vorwürfe machte, versicherte er denselben mit der Versicherung, nur eine kurze Zeit bei dem Kaiser verweilen zu wollen. Hierauf ging Petrarca nach Venedig. Hier scheint eine große Sinnesänderung sich seiner bemächtigt zu haben. Er wollte nicht mehr weiter, redete sich förmlich daselbst an und schenkte der Republik seine ganze mitgeführte Büchersammlung, mit welcher er den ersten Grund zu der großen St. Marcus-Bibliothek legte.

Das innige Verhältniß zu Kaiser Karl mußte unter solchen Umständen nothwendig erkalten. Die Schuld lag lediglich in der Gemüthsart Petrarca's und in der ihn zeitweilig anwandelnden Ueberspannung, aber gewiß auch in den allseitigen Einflüsterungen seiner nahen und fernen Freunde, welche Deutschland den Besitz des herrlichen Mannes ebenso wenig gönnen wollten wie dem sogenannten „römischen" Kaiser. Bei Gelegenheit der zweiten Romfahrt Karl's IV. im Spätsommer des Jahres 1368 zeigte es sich, daß Petrarca den Kaiser und dieser jenen für immer aufgegeben hatte. Petrarca wurde damals, als der Kaiser in seiner Nähe weilte, von Bernabo Visconti nicht mehr mit der Gesandtschaft an den Kaiser beauftragt.

Petrarca und Karl IV. haben einander persönlich niemals wieder. Dennoch scheint der Kaiser dem Wissen und Schaffen des Dichters noch wie vor seine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben und seine Vorliebe für denselben blieb auch nicht ohne Rückwirkung auf den gebildeteren Theil seiner Unterthanen in Böhmen, besonders auf die Studentenschaft. Es stellte sich bald das Bedürfniß nach einer böhmischen Uebersetzung der Werke des Dichters heraus, und wie stark diese in Böhmen gelesen worden sein müssen, beweist die interessante Thatsache, daß sich bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst unter den ersten Incunabeln eine prachtvoll ausgestattete und in Folio erschienene böhmische Uebersetzung der Petrarca'schen „Trostreden" befindet.

Die südrussischen Steppen.

Von Wilhelm Goetzner.

II.

Mit Schilf bedeckt der Landmann der Steppe das Dach seines Hauses, aus dicken Bunden von Schilf, in die Erde gestellt und mit ihren oberen Enden zusammengeflochten, fertigt er die Zäune für seine Gärten; ja in vielen Gegenden baut man Häuser aus Schilf, und ein solches Haus, dessen Schilfwände gänzlich mit Lehm und Kalk überworfen werden, sieht man kaum daher an; endlich wird es auch noch weit und breit in den Steppengegenden als Brennmaterial benutzt. Alle Flüsse der Steppe, selbst die kleinsten, fließen in sehr großen und weiten, in das Steppenplateau eingeschnittenen Thälern, deren Gehänge in der Regel eine Höhe von 100—150 Fuß haben. Doch sind diese Gehänge keineswegs schroff und steil, sondern unter einem großen Winkel abgedacht, sehr abgerundet und zugänglich und überall mit einer Schichte Fruchterde bedeckt, die mit Gras bewachsen ist. Die Entfernung von einem Gehangrande bis zum andern beträgt bei kleinern Flüssen 1—1½ Werst, bei größern 2—3 Werst. In der Mitte fließt durch eine breite schwarze Fruchterde hindurch, welche in dem Flußthale flacherliegt zusammengeführt ist, der Fluß, dessen Bett nur sehr schwach erhobene Ufer hat, die er in wasserreichen Zeiten häufig überschreitet und einen Theil der großen Thalweitung überschwemmt, weshalb dieser

auch immer feucht und morastig und in der Regel mit dichtem Schilf bedeckt ist. Andere Theile liegen gewöhnlich trocken und werden nur im Frühjahr überschwemmt, weshalb sie die schönsten Wiesen und Heuschläge bieten; wiederum andere, welche höher liegen und den Ueberschwemmungen nicht ausgesetzt sind, bieten den erfreulichen Anblick von bebauten Aeckern, Dörfern und Verkehrswegen. Unmöglich konnten sich die ohnmächtigen Steppenflüsse, deren Wassermassen dazu zu unbedeutend sind, diese weiten und hohen Austiefungen allein selbst bilden; es waren vielmehr antediluvianische Strömungen, welche sie ausgruben, und die Schwankungen und langsamen Strömungen des in der Urzeit hier wogenden Meeres, welche sie ausrundeten und abschliffen und jene dicke Schichte von Fruchterde zurückließen. Es ist eine bei allen vom Dnieper bis zum Pruth in den Pontus mündenden Steppenflüssen, den größten wie den kleinsten, vorkommende Erscheinung, daß ihr Bett bei der Mündung sich buchtenartig erweitert. Diese Erweiterung ist dadurch entstanden, daß das herabfallende Wasser den Rand der hohen Steppe nachgerade wegspülte und dadurch eine Kluft bildete, die nach dem Meere zu immer breiter und tiefer wird und nach dem Lande zu in einen spitzen Winkel ausläuft, der mit den Jahren immer tiefer in die Steppe hineindringt. War nun der Boden in der Nähe der Mündung tief genug ausgegraben, sodaß die Sohle der Vertiefung mit der Höhe des Meeres auf gleichem Niveau stand, so drang dieses bei Sturmfluten in die Mündungen der Flüsse ein, Fluß- und Meerwasser kämpften gegeneinander und in diesem Kampfe wurde eine noch größere Erweiterung des Mündungsbettes zur Rechten wie zur Linken hervorgebracht, welche durch fortgesetzte Anspülung mit Hülfe des Meeres immer mehr thalaufwärts drang. Diese Wasserformation, welche sich an der Mündung der großen Flüsse meerartig sich unabsehbar ausbreitet, nennen die Russen Liman. An ruhigen Tagen wirft die Brandung des Meeres vor diesem Wasserbette Kiesel- und Sandbänke auf und der Fluß treibt nun sein von der Steppe losgerissenes Material gegen dieselben an und lagert es dort ab. Dadurch entsteht zwischen Liman und Meer ein niedriger schmaler Damm, ähnlich den Nehrungen unserer baltischen Haffe, der zum Theil mit Gras bewachsen ist und die beiden Ufer des Liman brückenartig verbindet. Diese natürliche grüne Brücke nennt der Russe „den Pereisp". Diese Pereisps haben natürlich in der Mitte einen Durchbruch, sowol durch das Meer wie durch das Flußwasser hervorgebracht, welcher „der Giri" heißt. Auf dem Pereisp geht gewöhnlich die Heerstraße, und der Giri ist dann überbrückt oder trägt eine Fähre.

Andere Austiefungen im Steppenboden, von den Flußthälern wesentlich verschieden, bilden die Regenschluchten, welche allenthalben in der Steppe vorkommen. Sie entstehen am schroff abfallenden Meeresufer oder an den Gehängen der Flußthäler. Das Regenwasser wird durch einen ausgefahrenen Weg, einen Graben, eine Ackerfurche oder eine natürliche Vertiefung an den Rand des Abhanges geführt, stürzt mit großer Gewalt hinab, schwemmt das Erdreich mit fort und bildet einen kleinen Anriß am Abhange, welcher mit der Zeit, da das Wasser immer wieder diesen Weg läuft, immer breiter und tiefer wird und mehr und mehr rückwärts nach der Steppe hinschreitet. Es gibt Regenschluchten, welche an ihrer Mündung so tief sind wie das Thal selbst, von wo sie bis zur innersten Spitze der Schlucht allmählich hinaufsteigen, und oft laufen sie mehrere Werst, ja bis zu einer halben Meile lang in die Fläche der Steppe zurück. In beiden Seiten einer Regenschlucht haben sich ebenfalls unzählige kleine Einrisse und andere verzweigte Nebenschluchten gebildet, wodurch die wildeste Zerreißung des Bodens in weit vorspringende Vorgebirge, schmale Kämme und Landzungen mit schroffen Abstürzen hervorgebracht ist. In der Mitte der Steppenfläche, wo sie die Verkehrswege durchschneiden, werden diese gefürchteten Regenschluchten, welche die Kleinrussen „Wuipo-lotich" (Ausreißungen), die Großrussen „Auitwina" (Einrisse) nennen, dem Verkehr der Menschen sehr hinderlich und gefährlich, da sie sehr steil und unzugänglich sind und oft eine Tiefe von 100 Fuß haben. Besonders ist dies im Winter der Fall, wo sich in der ganzen Schlucht rundumher gewaltige Eisschichten von Wand zu Wand bauen, über welche sich eine trügerische Schneedecke legt und diese unsichere Brücke unter den vom Wege abirrenden Fuhrwerken zusammenbricht, sodaß Menschen und Thiere in die Tiefe stürzen und unter Schnee und Kälte begraben werden. Im Frühling ist es ein höchst interessanter Anblick, wenn überall rauschende kleine Wasserbäche, selbst in die innersten Winkel hinein, sich in die Tiefe der Schlucht stürzen.

Wir sagten vorhin, daß die kleineren Steppenflüsse die Steppennatur in ihrer Nachbarschaft

nur wenig zu ändern vermöchten. Anders ist dies bei den großen Strömen, dem Dniestr, Dnjepr, Bug und Don. Sie durchfließen weite Länder verschiedener Art, führen vielfache Schätze und mancherlei Gebilde herbei, und ihre weiten Thäler sind daher von der hohen Steppe weit verschieden. Mit unaussprechlichem Vergnügen schaut der Wanderer, aus den braunen baumlosen Ebenen der Steppe kommend, die prächtigen grünen Niederungswälder, welche als meilenweite Verbrämung den Strom begleiten, und eine Zeitlang gänzlich schutzlos der heißen Sonne des Steppenklimas ausgesetzt, sieht er sich wieder umfangen von grüner schattiger Waldesnacht und gibt sich ganz dem Eindruck hin, den die urwaldähnlichen, vielfach merkwürdigen Hallen auf jeden fremden Besucher üben. Nähert man sich den dunkeln Massen, so erscheinen zwischen den ersten hohen Bäumen da und dort graue Strohdächer, zerstreute Häuschen eines Steppendorfs; einige Nebenstunden und mittels einer Fähre zu passiren, dann steigen die grünen Gebüschmassen des Unterholzes aus der moorigen Erde empor. Ihnen entgegen wandert man, eng eingeschlossen, auf einem schmalen Pfade. Rechts und links erhebt sich, gleich einer festen Mauer, ein dichter hoher Schilfrohrwald: das Spiel des Windes darin gleicht dem Rauschen der See und hoch oben auf den grauen Zinnen der Rohre wiegen sich kleine muntere Sänger. Hier und da ragt eine freie Stelle aus dem Rohrdickicht hervor, auf der zur Zeit der Heuernte ein reges Getummel herrscht. Halb kriechend, halb gleitend dringt man nun in das urwaldliche Dickicht hinein. Mächtige Wurzeln kriechen über die Erde, üppiges Gestrüpp schießt in dichten Reben empor; dazwischen ranken sich Lianen und Schlingpflanzen und bei jedem Schritt bricht der Fuß in den morschen Boden ein. Ein schwarzer dampfender Tümpel ist zu umgehen, aufgescheucht von dem Knacken des zu durchbrechenden Gesträuchs, fliegen zahlreiche Schwärme verschiedener Wasservögel empor, Lurche von Schildkröten flüchten sich in das schlammige, frischgefüllte Wasser. Aus dem Unterholz des Sumpfes herauskommend, fesselt ein überraschender Anblick die ganze Aufmerksamkeit des Wanderers: der Hochwald tritt ihm mit seiner Majestät, Schönheit und Eigenthümlichkeit entgegen. Seinen Hauptbestand bilden riesige vierhundertjährige Weiden mit ungeheuern verwachsenen, verkrüppelten und zerrissenen Stämmen, die man, wie ein Reisender sich ausdrückt, für Versteinerungen oder für barocke Gegenbilder untergegangener Riesenvölker halten könnte, sähe man nicht die Krone der hellgrünen Blätter. Viele davon sind hohl und nicht selten kann sich in dieser Höhlung ein Reiter zu Pferde bergen. Räuber und Hirten zünden in dieser bequemen, maßgerechten Hütte ihr Kochfeuer an. Gebrochene und versaulte Stämme liegen überall auf dem Boden umher und hier und da ist auf der Leiche des Gefallenen schon wieder ein anderes Geschlecht fröhlich grünend emporgeschossen. Zwischen den Riesen, sie hoch überragend, erheben sich Schwarzpappeln von gewaltiger Höhe und bilden mit ihren lustig verwitterten Kronen über ihnen ein Waldgewölbe von großartiger, malerischer Wirkung. Ein prächtig grüner moosiger Rasen bedeckt den Boden, an andern Stellen wirr der Schutt und Buschwerk mancherlei Art, fast undurchdringlich durchflochten mit Kletterpflanzen und Lianranken; hier und dort blickt der Spiegel einer trüben Lache gleich einem starren, gebrochenen Auge zwischen dem Grün hervor. Ein schmaler Pfad leitet immer weiter in den Urwald hinein, näher und näher treten die riesigen Stämme zusammen und das ganze dämonische Grauen der Wildniß umfängt den Wanderer. Keine freundlich heimische Stimme eines Singvogels läßt sich vernehmen, nur Sperber und Falken fliegen schreiend von ihren Horsten auf und wilde Tauben girren im hohen Laub. Nur hier und da blickt ein Stückchen blauer Himmel hindurch, und hier und da bricht ein spärlicher Sonnenstrahl herab. In einem wahrhaft gespenstigen Bilde weist die Landschaft in den Flußauen der großen Steppenströme, wenn sie im Frühjahr ihre flachen Ufer zu beiden Seiten viele Meilen weit überschreiten. Dann gleicht sie einem stillen blauen Meere, aus dem unzählige grüne Inseln auftauchen und die Bäume sonderbar hervorragen, zwischen deren Kronen man im Boote fährt. Jeder Reisende findet nun im Wasser statt und der Ochsenbauer verwandelt sich in einen Kahnfuhrer.

So leer und öde auch die Steppe vor dem Blick des Wanderers liegt, so bietet sie doch ein lebendiges und mannichfaltiges Thierleben dar. Da die Kultur den wilden Thieren, die sie in ihrem Gebiete birgt, noch nicht so hinderlich und beschränkend wie anderwärts entgegentritt, so haben sie einen um so freieren Spielraum und regen sich, zumal in der schönen Jahreszeit, in lustiger Lebendigkeit. Prächtige Schmetterlinge, zahllose Bienen und Fliegen tanzen und summen über den Blumen, lange Züge von Ameisen durch-

streuen nach allen Richtungen den Halmenwald, während große Spinnen ihr argliſtiges Gewebe von Stengel zu Stengel ſpinnen. Heuſchrecken und Grillen zahlreicher Arten zirpen und ſchnarren hüpfend im Graſe und darüber ſchwebt die graugelbe Lerche, alles mit ihrer luſtigen Muſik begleitend. Klagend wiegt ſich der Kiebitz über dem Meer, Geier fliegen nach gefallenen Steppenthieren, Falken und Adler kreiſen in den Lüften, Staare ſuchen in dem Miſt der Pferde ihre Nahrung. In den tiefen Thalgründen wandern Scharen von Kröten und man ſieht ſie ſelbſt mitten in der hohen Steppe umherkriechen, beſonders wenn Regen den Boden gefeuchtet. Ihr Tag und Nacht tönender trüber Unkenton entſpricht der Melancholie des einförmig-grauen, trauernden Himmels der Herbſtſteppe. Auch mehrere Arten von Eidechſen ſchlüpfen in großer Anzahl herum, darunter einige von wunderbar prächtigen Farben mit vielen Schattirungen von hellem, zartem Grün und Gelb, beſonders der Ringelſchweif (Phrynocephalus caudivolvulus), der zuweilen eine Länge von anderthalb Fuß erreicht und ſehr wüthend und böſe wird, wenn man ihn neckt. Die Eidechſen werden von den Steppenbewohnern ſehr geflohen, da ſich einige unter ihnen finden, deren Biß, wenn auch nicht tödtlich, doch ſchwer zu heilen iſt. Ebenſo gibt es viele Schlangen, beſonders unter den Farnen der Thäler, am Meeresufer und in den Plawnas der Flüſſe. Die längſte unter ihnen iſt die Coluber trabalis, nicht ſelten 5 — 6 Ellen lang. In den beſſarabiſchen Steppen findet ſich eine Schlange, von der die Einwohner erzählen, daß ſie ſich den Kühen an die Euter ſetze und ihnen die Milch ausſauge. Schildkröten kommen nicht wenige und oft ziemlich große in den Steppen vor, nicht nur in den Flußniederungen, ſondern nicht ſelten auch mitten auf dem Felde. Solche bunte Bilder des Thierlebens findet man ſchon auf einem kleinen Raume und mit jedem Schritt treten neue Situationen und Gruppirungen auf, und wer darauf Acht gibt, hat keine Urſache, über Langweiligkeit in den Steppen zu klagen. Beſonders erfreut den Reiſenden ein allerliebſtes kleines zierliches und bewegliches Nagethier durch ſeine Sprünge und mannichfaltigen Poſituren. Es iſt das Suſlik oder Erdhündchen, wie es die deutſchen Coloniſten nennen, ein der Steppe eigenthümliches Thier, ſeinem Weſen und poſſirlichen Manieren nach dem Murmelthier und Eichhorn ähnelnd, mit kurzen Ohren, getüpfeltem Fell und einem etwas kürzern Schwanze als der des letztern. Man ſieht es überall im Graſe umherſpringen und durch das Krautgeſtrüpp huſchen. Hier ſpielen und tändeln einige miteinander im Sonnenſchein, dort ſitzt ein anderes vor ſeiner Höhle, ſchaut ſich neugierig um und wenn ein Menſch naht, richtet es ſich kerzengerade in die Höhe, das Köpfchen bald auf die eine, bald auf die andere Seite wendend, und ſobald es Gefahr gewittert, ſchlüpft es in ſein Loch hinab. Zahlreiche Löcher dieſer Thierchen findet man beſonders in den Gehängen der Thäler, welche ſie, ſich von Gras und allerlei Wurzeln nährend, oft meilenweit unterhöhlt haben. Aeußerſt leidend und rührend, faſt wie der letzte Seufzer eines Sterbenden, klingt der melancholiſche, feingezogene Ton des Suſlik über die Steppe, deren Töne faſt alle den Charakter der Melancholie tragen. Die Vogelwelt der Steppe regt ſich außerordentlich lebendig und zahlreich in den Schilfwäldern an den Ufern der Flüſſe. Das Girren, Schreien und Zwitſchern von unzähligen Tauben, Enten und ſperlingsartigen Vögeln, die hier niſten und ihre Neſter in völliger Sicherheit an drei der dicht beiſammenſtehenden Schilfrohre hängen können, nimmt hier kein Ende. Auch eine Menge kleiner gefiederter Sänger, als Finken, Zeiſige, ſelbſt Nachtigallen, haben hier ihre Wohnung und laſſen aus dem Röhricht ihre reizenden Melodien ertönen; desgleichen paaren und ſcharen ſich Enten, Gänſe und Pelikane in jenen Schilfdickichten in großer Menge. Die Raubvögel, hier faſt die einzigen Jäger, haben daher in den Plawnas die ſchönſte Jagd, und wenn ſie, von der hohen Steppe herabkommend, über den Schilfrohren kreiſen, ſo gewährt der Tumult und vielſtimmige Aufruhr, welcher unter den gefiederten Bewohnern entſteht, ein intereſſantes Schauſpiel. Mancher kleine Vogel zieht im Winter ganz aus dem Schilfe weg, dafür aber ſtellen ſich eine Menge Haſen, Wölfe und anderer vierfüßiger Thiere ein, welche zwiſchen den Rohren Schutz vor Kälte und Stürmen ſuchen, und alles Lebendige in der Steppe ſammelt ſich alsdann in den Plawnas.

Von jagdbarem Geflügel finden ſich in der Steppe Trappen und Birkhühner, von denen beſonders die erſtern von den Jägern geſucht und geſagt werden. Sie leben nur, ohne ſich in Schilf und Dorngebüſche zu verſtecken, auf der hohen, kahlen Steppe, auf den nackſten Grasrücken, wo man ſie überall in großen Trupps beiſammen trifft. Es hält aber ungemein ſchwer, ihnen bei-

unkommen, da ſie außerordentlich ſcheu und und der leitende Hahn die aufmerkſamſte Wache hält, ſobald die Herde immer zur rechten Zeit aus der Tragweite der Jagdflinte entflieht. Aber die ſchlauen Kelacken und Steppenjäger wiſſen ſie doch auf alle Weiſe zu beſchleichen. Beſonders im Winter zu Treibjagd ſehr ergiebig. Bei den ſtarken und anhaltenden Nordſtürmen dieſer Jahreszeit werden ihre Flügel, woran vielleicht ein beſonderer Mangel an Federkiel bei ihnen ſchuld iſt, dermaßen mit Blattreif überzogen, daß ſie nicht fliegen können. Sie ſuchen ſich zwar ſo tapfer wie möglich gegen das niederſchlagende Eis zu wehren, ſchütteln ſich und ziehen ihre Federn beſtändig durch den Schnabel, aber auf die Dauer ermatten ſie und die ſchweren Eisſtalaktiten haben endlich der Federn ihrer Flügel ganz verflebt. In dieſen Zuſtand erwarten die Jäger ſind reiten, nur mit einer langen Peitſche bewaffnet, zu zwei bis drei Mann in vollem Galop über die Steppe zu dem Aufenthaltsort der Thiere heran. Die unglücklichen Vögel haben ihre Feinde ſchon von fern erblickt, und laufen mit ihren ſchweren, den Flug verſagenden Flügeln, an denen ſie vergebens hängen, kreiſchend und ſchreiend umher; aber die Jäger umzingeln mitten unter ſie und hauen ſie mit ihren Peitſchen nieder. Auch kommt es vor, daß die Trappen beim Niederducken auf dem Eis des Nachts mit den Füßen und den Federn des Bauchs daran feſtfrieren, und alsdann ebenfalls mit Peitſchen und Stöcken erſchlagen werden. Auch eine Menge Wachteln hauſen in dem hohen Steppengraſe. Aber Beize mit dem Habicht iſt eine Hauptluſt der Tataren, und man glaubt ſich in die Zeiten des höfiſchen Rittertums unverſetzt, wenn man dieſe Steppenjäger in ihrer maleriſchen, kleidſamen Tracht zu Pferde erblickt mit dem Falken auf der Fauſt.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Quintus Horatius Flaccus.

III.

Auguſtus liebte die Künſte aber — was beſſer für vielen großen Schauſpieler paßt — er ſtellte ſich, als ob er eine innige und wahre Vorliebe für ſie empfände. Da er zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft der vornehmen römiſchen Geſellſchaft eine literariſche Richtung zu geben ſich bemühte, verlangte es ſchon die Klugheit, daß er vor allen als der erſte und ungezwungenſte Beſchützer der Dichter und Künſtler erſchien. Ihm, dem grauſamen Verfolger ſeiner Feinde, der in den Proſcriptionen ſelbſt ſeines väterlichen Freundes, Cicero's, nicht geſchont hatte, war die Schmeichelei und Vergötterung nicht unwillkommen, mit der man ihn überhäufte. Von Berufenen und Unberufenen nahm er ſie an; reichlich belohnte er jedes gute und witzige Wort, das man von ihm und ſeinen preiswürdigen Thaten ſagte. Mäcenas konnte nicht umhin, ihm ſeinen neuen Schützling vorzuſtellen. Die Geſchmeidigkeit des Horaz wußte ſich leicht in die Launen des Auguſtus zu ſchicken, doch mit vorſichtiger Klugheit, mit jener ihm nur ſeine Dichtung aufgezeichneten Empfindung des Maßes hielt er ſich von jedem nähern Verkehr mit dem Kaiſer und dem Hofe zurück. „Nicht das königliche Rom, mir gefällt Tabinum und mein beſchränktes Teſt“, das blieb ſein Wahlſpruch. So verlockte ihn denn auch das glänzende Anerbieten des Auguſtus nicht, ſein Geheimſchreiber zu werden, er verließ ſeine friedliche Zurückgezogenheit nicht. Dem Imperator aber lag an dem Leben des ausgezeichneten Mannes viel. „Weißt Du“, ſchreibt er ihm einmal, „ich bin böſe, daß Du keine Deiner Epiſteln an mich richteſt? Oder fürchteſt Du, es würde Dich bei der Nachwelt in üblen Ruf bringen, wenn ſie erführe, daß Du mein Freund geweſen?“ Daraufhin ſchrieb ihm der Dichter den berühmten Brief über die griechiſche und römiſche Dichtkunſt.

Durch die römiſche Welt ging damals die Umdichtung, Kaiſer von dem einen, Dichter von dem andern erzählt, daß die Monarchie die einzige noch mögliche Staatsform wäre, die das Reich und die Geſellſchaft vor gänzlichem Umſturz bewahren könne. So viel hatten die Menſchen von der Republik, ihrer Unruhe, ihren Aufſtänden und Kriegen zu leiden gehabt, daß ihnen die Ruhe und der Frieden, den Auguſtus brachte, etwas Göttliches däuchte. Auch Horaz, der Kriegstribun des Brutus, entging dieſem Schickſal nicht, auch er vermochte es nicht, ſich dem herrſchenden Zeitgeiſt zu entziehen. Er verriet wenigſtens ſeine frühern Meinungen, als daß er willig dem Strom folgte. Nur ihn hatte der Imperator, der gern mit ihm verkehrte und ihn den feinſten und geiſtreichſten Mann nannte, nichts Haßenswerthes, ihn drückte ſeine Herrſchaft nicht da ſie ſein Sabinum und ſeine perſönliche Freiheit unangetaſtet ließ. Zu weilen, bei feierlichen Staatsaktionen, fühlte er ſich förmlich verpflichtet, die Saiten ſeiner Leier zu erhabenern Akkorden, zum Preiſe des Auguſtus zu ſtimmen, ſo, als der Imperator gegen Antonius und Kleopatra auszog und die Schlacht bei Actium geſchlagen; als er nach einer Ueberſchwemmung der Tiber die zerſtörten Tempel wiederherſtellte. Bei der Wiederkehr der hundertjährigen Spiele, im Jahre 737 der Stadt, trägt ihm Auguſtus auf, einen der Feier würdigen Geſang zu dichten. Wenn die Stiefſöhne des Kaiſers, Tiberius und Drusus, die Rhätier und

Vindariker unterwerfen, begeistert sich Horaz zu einer Ode, worin er sie mit den Löwen und dem Adler des Zeus vergleicht. In solchen Schmeicheleien war weder er noch Virgil blöde; als dem Rufinus Pollio ein Sohn geboren wurde, begrüßte ihn Virgil wie ein Götterkind, daß die Saturnia regna, das Goldene Zeitalter, wieder heraufführen werde. Da konnte Horaz schon fragen, welche Gottheit in Augustus menschliche Gestalt genommen, um den Mord Cäsar's zu rächen. Seinen Zeitgenossen fielen diese Uebertreibungen nicht auf, sie lagen in der Luft des Jahrhunderts. Horaz selbst erkaufte sich mit ihnen ein ruhiges und genußreiches Leben. Nichts störte ihn in der Behaglichkeit seines Landsitzes. Er mag dem Augustus eine gewisse Anerkennung nicht versagt haben, aber schwerlich konnte es doch seinem scharfsinnigen Auge entgehen, daß ihm nur ein schlauer, vom Glück begünstigter, kein genialer Mann in dem Imperator gegenüberstand. Eine Freundschaft, wie sie ihn mit Mäcenas verband, knüpfte sich nicht zwischen ihm und Augustus an; mit seinem Takt hielt sich der Dichter jenseit der Grenze, die ihn von dem Herrscher der Welt trennte. In Horaz, wie er uns in seinen Gedichten sich zeigt, lodert keine Leidenschaft, nicht die Freude noch der Schmerz reißt ihn fort; er ist weder ein elegischer noch ein bachantischer Sänger, die mittlere Bahn zwischen den Leidenschaften, die aurea mediocritas, das ist sein Weg. Genuß in Ruhe und Ruhe im Genuß: dies bezeichnet ihn und die Kreise, in denen er sich bewegte, alle, die ihn noch heutigen Tags ihren Lieblingsdichter nennen. Dazu paßt es gut, daß er in seinen mittlern Jahren schon stark wurde und, wie er sagt, „einen Bauch bekam". Am 27 November, im achten Jahre vor Christi Geburt, starb er; die Dichter des Augusteischen Zeitalters hatte er alle dahinscheiden sehen: Quinctilius, Varus, Propertz, Tibull und Virgil, er war der letzte von ihnen.

Unter den eigentlich schöpferischen Poeten ist kein Platz für Horaz; er ahmt die griechischen Muster nach. Was ihn auszeichnet, ist das Geistreiche, das Künstliche. In seinen Briefen spricht sein Wesen am originellsten und einfachsten sich aus, wie launig weiß er den täglichen Vorkommnissen des Lebens, einer Einladung, einer Umziehung eine anmuthige Wendung, etwas von einem poetischen Schimmer zu geben. Sein Talent bedarf stets der Gelegenheit, die es erweckt, sie ist der Stahl, der den Funken aus dem Stein schlägt. Alle seine Gedichte tragen diesen Charakter, sobald sie sich zur Begeisterung erheben, erhalten sie einen schwülstigen Ton. Vielleicht aber thun wir und seine eigene Sprache ihm unrecht: manches, was uns den Eindruck macht, als sollte es Pindar's Erhabenheit nachahmen, mag humoristisch gemeint sein: eine Selbstverspottung, wie Rembrandt in seinem schreienden Wickelkind Ganymed, das der Adler gen Himmel trägt, die akademische Kunstübung verspottete. Nur auf dem Boden der Wirklichkeit, unter seinen Bäumen, im Gespräch mit seinen Freunden, scherzend mit den leichten Nymphen, die bald Lydia, bald Neära und Phyllis heißen, nicht wenn er sich in die Wolken zu erheben versucht, ist Horaz ein Dichter. Zur Schilderung dieses Lebens dieser Wirklichkeit findet er den schönsten und genialsten Ausdruck. Dann scheinen ihm in Wahrheit die Tauben der Venus die Worte auf die Zunge gelegt zu haben. Mit den feinsten Beobachtungen wechseln Sprüche einer milden Weisheit — einer Philosophie, die auch gerade die „richtige Mitte" zwischen den Steifern und den Epikuräern hält und im 18. Jahrhundert im Salon des Barons Holbach und zu Sanssouci, an der Tafel des großen Königs, wieder geboren werden sollte. In diesem Sinne ist Horaz einzig und seine Dichtung unvergänglich, wo sich immer eine Gesellschaft vornehmer, geistreicher Männer und Frauen findet, die das Leben genießen wollen, von den politischen wie religiösen Bestrebungen zurückstehen und alles von dem „künstlerischen", „literarischen" Standpunkt zu betrachten und zu würdigen suchen, wird das Lied des Horaz von ihren Lippen tönen.

Sprüche

Von C. Constant.

Lerne dich zusammenraffen,
Wenn das Leben dich zerstreut!
Suche deine Lust im Schaffen,
Meide nicht die Einsamkeit!
Aufwärts richte Sinn und Blick
Und du gründest selbst dein Glück!

* *

Erkennen unsern Feind im Lebenstypen,
Erfordert klaren Blick,
Erkennen unsern Freund im Weltgewühle,
Erheischt noch mehr Geschick.
Doch ob wir selbst uns Freund sind oder Feind
Durch unser Denken, Fühlen, Thun und Lassen
Das ist es, was so leichtbegreiflich scheint,
Und dennoch ist's am schwersten zu erfassen.

* *

Wer schreibt das Buch der Lebensoffenbarung?
Erfahrung!
Wer beut der Weisheit stets gesunde Nahrung?
Erfahrung!
Wer hält das Gute fest in Schutzverwahrung?
Erfahrung!
So ehre „Ehe" zu deinem Hochgewinn,
Die deines Heils dreifache Hüterin!

* *

Wortreiche Liebe, thatenlos,
Darf nimmer Lohn begehren,
Wortarme Liebe, thatengroß,
Kommt wahrlich einst zu Ehren!

„La Polonne martyre" von J. Michelet.

II.

An das Leben Leidenzeit schließt sich die Geschichte von Catua. Der Autor sagt, er habe sie in keiner Art mit den Farben seiner Einbildungskraft geschmückt, sondern ihr einfaches Leben einfach nacherzählt. Der Leser urtheile selbst. „Catua, die russische Leibeigene."

Jedermann hat Catua gesehen, ohne sie zu kennen, denn sie hat bei vielen Gemälden als Modell gedient. Pauline Guerin hat ihren schönen Kopf zu verschiedenen malen benutzt. Der reizende Frauenmaler M. Heller hat sie als heilige Cäcilie für einen pariser Pfarrer gemalt und ihren sanften Blick nachgetreten wiedergegeben.

Ihre Schönheit wurde ihr Verderben. Sie gehörte im Innern Rußlands einer Familie von Leibeigenen an. Doch lebten sie in guten Verhältnissen.

Ihr Großvater, der sie sehr liebte, handelte mit Pelzwerk. Das vierjährige kleine Mädchen spielte eines Tags am Ufer eines Sees, ganz nahe an der Landstraße, als mehrere Wagen vorüberfuhren. Wagen einer großen Dame, der Gemahlin eines Gouverneurs, die mit ihren Kindern und ihrer Dienerschaft reiste. Sie bemerkte das reizende kleine Mädchen, und da sie Kinder in gleichem Alter hatte, kam ihr der Einfall, sie ihnen zur Spielgefährtin zu geben. Ohne die Familie noch den Herrn zu befragen, welchem Catua angehörte, nahm die Dame sie mit sich, wie man eine am Wege gefundene Katze nimmt; sie legte sie in ihren Wagen und fuhr mit ihr davon. Die beunruhigte Familie erfuhr den Vorfall, und da die Dame im nächsten Städtchen halt gemacht hatte, so warf sich der arme Großvater in Thränen gebadet ihr zu Füßen und bot sein ganzes Vermögen für die Zurückgabe des Kindes. Man wies ihn ab, die vornehme Dame reiste mit ihrer Beute weiter.

Das Schicksal solcher Kinder des Volks, die mit denen der Vornehmen zusammen erzogen werden, ist bekannt. Jene werden verzogen, in ihrem selbstsüchtigen Eigensinn bestärkt und machen aus ihren lebendigen Spielpuppen ihre Prügelknaben.

Als Catua größer wurde, benutzte ihre Herrin sie zu ihrer persönlichen Bedienung. Ihr Los schien sich nun zu verbessern. Allein ihre Hoffnung wurde grausam getäuscht. Ihre Herrin war ein großes Kind geblieben, voll Einfälle wie die kleinen, nur launiger und tyrannischer. Catua, hoch aufgeschossen, ein hübsches Mädchen von zehn Jahren, erregte die Aufmerksamkeit der Männer, welche nicht unterließen, der Gebieterin ein artiges Wort darüber zu sagen. Diese aber mißfielen solche Urtheile. Zog ihr Catua zu langsam die Strümpfe an, so gab sie ihr einen Fußtritt, daß sie zur Erde kürzte.

Obgleich Catua so jung ihrer Heimat entführt war, lebte in ihrer Seele das Bild ihrer Heimat, des Aelternhauses, des Dorfs mit dem Walde und dem See, ihrer kleinen Gespielen, der glücklichen Zeit ihrer Freiheit, der Liebkosungen ihres Großvaters, in dessen Armen sie so oft entschlummert. Die Erinnerung daran hat sie nie verlassen. Sie war für sie die Wirklichkeit ihres Lebens und das Uebrige ein unglückseliger Traum.

Sie zählte ungefähr zwölf Jahre, als ihre Herrin nach Frankreich reiste und sie mit sich nahm. Es war 1815. Die Dame kam in Begleitung ihres Gatten; während dieser aber mit der russischen Armee zurückkehrte, blieb sie in der französischen Hauptstadt. Vergebens forderte ihr Gatte sie zur Heimkehr mit Bitten, Betheuerungen, Drohungen auf. Zuletzt stellte er auch seine Geldsendungen ein, ohne Zweifel verspekulirend, daß die Noth sie zu ihm zurückführen werde. Aber sie gab nicht nach, richtete sich in einem Kloster von Paris mit wenig Kosten ein und sandte alle ihre Leute fort. Die kleine Catua war unter der Zahl. Ihre Herrin sagte sie fort, wie sie einst sie aufgenommen hatte. Sie mochte verderben im wirklichen Sinne des Worts. Ihre Herrin wohnte in der Nähe des Pantheon und ließ sie von dort nach dem Marais in die Straße Chaume der Länge der Nacht führen und dort verlassen.

Der Himmel war düster, es regnete. Eine Dame geht vorüber und hört ein Kind weinen, sie bleibt stehen. Groß ist ihr Erstaunen, als sie das Mädchen sieht, das hübsch und schlank wie ein Engel dasteht und nur mit seinen Thränen reden kann. Sie wußte in der That kaum zwei Worte französisch. Gott hatte Mitleid mit ihr gehabt. Die Dame war Madame Leroy, Schwester von M. Heller. Sie ist gerührt und nimmt Catua mit sich, empört über die Härte, die barbarische Gefühllosigkeit, welche bei Nacht, in einer großen Stadt eine Unglückliche von solchem Alter, deren Schönheit sie verrathen, Gefahren aussetzt, ihrem Schicksal überlassen kann. Sie nimmt sie mit sich, trägt Sorge für sie, erzieht sie, lehrt sie ihre Sprache und leitet sie mit einer Sanftmuth, die sie seit ihrem väterlichen Hause nicht empfunden hat.

Als Madame Leroy Paris verließ, übergab sie das Mädchen den Händen zweier ihrer Freundinnen. Catua bedurfte großer Sorge, sie war sehr gewachsen und schwächlich. Das geringste Gewicht zu heben, eine Treppe zu ersteigen, benahm ihr den Athem. Man fürchtete ein Herzübel. In so gute Hände gefallen, wurde sie indessen wie ein Kind des Hauses gehalten. Doch hing sie schwermüthig ihren

Erinnerungen noch. Nichts begrüßte sie, im Gegentheil lebte sie fern in Rußland, an dem Tage ihres Todes. In Wirklichkeit hatte sie ihr Vaterland auch kaum verlassen. Ihr Geist war nicht entwickelt, obwol sie das Französische jetzt mit großer Reinheit sprach; ihr Herz allein war vorgeschritten, aber nur zum Vortheil seiner Anhänglichkeit an die Erinnerungen ihrer Kindheit. So oft sie sich ihnen überließ, flossen auch ihre Thränen. Ihre Beichtgerinnen beschlossen, Nachforschungen anzustellen, um sie ihrer Familie wiederzugeben. Die russische Gesandtschaft wies sie nicht ab, allein man vermochte nichts zu entdecken. Galya konnte nur unbestimmte und ungewisse Angaben geben.

Es war im Jahre 1847, als Michelet sie sah. Anfangs, sagt er, empfand man Bewunderung, die aber bald einer Art wehmüthiger Theilnahme wich. Sie war sehr groß und augenscheinlich schwach, mit ihren langen, schmächtigen Armen, die nichts von der üppigen Kraft eines Mädchens von zwanzig Jahren zeigten, die Gestalt ein wenig vornüber gewagt, trug sie ein Uebergewicht mit sich. Sie schien sich unter der leichten Last zu beugen gleich einer Pappel im Hauche des Windes. Sie lächelte, als wollte sie das Gefühl ihrer Schwäche hinwegscheuchen. Ihre Sprache, ihre elegante Haltung, ihre Schönheit, ihre zarte Blässe gaben ihr das Ansehen einer Prinzessin. Aber zugleich ermuthigte der Ausdruck von Güte und Sanftmuth in ihren Zügen junge leichtsinnige Männer, die Glücklichen der Erde zu Hoffnungen und Wünschen, die ihr gebrochenes Herz noch mehr drückten. Sie war gesittet, aber nur mit der Seele, rein und kalt wie das Eis des Pols. Sie liebte die Einsamkeit. Gern und viel ging sie in die Kirche. Um sich selbst mehr anzugehören, verließ sie ihre Beschützerinnen, miethete ein Zimmer und ernährte sich von Handarbeiten, Nähereien und Stickereien. Eine schwere Lage in Paris, wo die Frauen so wenig verdienen. Von Zeit zu Zeit, wenn es ihr an Arbeit fehlte, begab sie sich wieder zu ihren Freundinnen. Aber so oft es möglich war, bezog sie ihr Stübchen unter den Dächern von Paris. Man rieth ihr, sich zu verheirathen. An Bewerbern fehlte es nicht. Sie schob es aber immer hinaus, sei es, weil ihr Heimweh ihr lieb war, sei es, weil die Männer, welche sich um sie bewarben, der Poesie ihres Wesens unfähig zu sein schienen. Wie sie auch gekleidet sein mochte, glich sie einer Dame. Doch blieb sie demüthig. Nur Eins an ihr erinnerte an ihre Herkunft: wenn sie die Damen, welche sie liebte, besuchte, so küßte sie ihnen in orientalischer Weise die Hand.

Das Herz Galya's wurde später schmerzlich geprüft. Ihr begegnet auf der Straße eine Dame, die schlecht gekleidet ist. Galya sieht sie an und erkennt ihre frühere Herrin, die jetzt ärmer ist wie sie selbst. „Madame", ruft sie, „Sie sind noch meine Gebieterin und was ich habe, gehört Ihnen." Sie eilt nach Hause und holt ihre kleinen Ersparnisse. Weinend empfängt sie die andere.

Dies ist die schöne Idylle von Galya. Was beweist sie? Nach Michelet, daß Rußland keine Zukunft hat.

Kapitän Speke und die Wanderer am Nil.

II.

Unter all diesen vorgenannten und ungenannten Herren verfolgte Kapitän Speke am energischsten den Plan zur Entdeckung der Nilquellen, den er schon seit 1855 hegte. Speke stammt aus einer alten Familie in Devonshire, die zu den Zeiten Heinrich's II. lebte und Bromford Speke bei Exeter besaß. Er ist der Sohn von Mr. W. Speke von Jordand bei Ilminster in Somersetshire und dient in dem 46. Regiment der Bengal-Native-Infantry; er ist 40 Jahre alt und ein Mann von seltenen Eigenschaften, großer Energie und ungewöhnlicher Körperkraft. Im Jahre 1860 schrieb er einem Freunde: „Als ich 1857 verwundet von der Somali-Expedition zurückkehrte, traf ich auf der Fahrt von Alexandrien nach Triest Theodor von Heuglin, der vom oberen Nil herabkam, mit verabredeten, uns in Jahresfrist unter dem Aequator wieder zu treffen." Es kam nicht dazu. Heuglin, der damals nach dem Somali-Lande ging, erhielt, gleich Speke, einen Lanzenstich und lag lange Zeit danieder.

Speke blieb dem Plan treu und entdeckte, wie eingangs erwähnt, mit Kapitän Burton am 31. Juli 1858 den Ukerewe-Victoriasee, der, vom Aequator durchschnitten, noch zwei Drittel seiner Fläche jenseit desselben ausbreitet.

Schon damals glaubte er, daß dieser Binnensee die wahre Quelle des Weißen Nil sei; indessen hatte er noch keinen überzeugenden Beweis für seine Ansicht. Diesen Beweis zu schaffen, war der Zweck seiner zweiten Expedition. So trat er, neu ausgerüstet, 1860 mit Kapitän Grant die Reise nach dem Victoria-Nyanzasee an.

Zwei Jahre fünf Monate brauchten sie, um von der Küste Zanzibar nach Gondokoro zu gelangen. Mühsal und Gefahren waren ihre steten Begleiter. Das Schwierigste blieb immer, die verschiedenen Häuptlinge des vielgetheilten Landes zu gewinnen, ohne deren Wohlwollen und Vermittelung ihnen der Weg abgeschnitten war. Daß aber der Nordbezirk zum zweiten mal noch so schwer zu erreichen sein würde, hatten sie nicht gedacht.

Am 1. October 1860 verließen sie die ostafrikanische Küste. Das ganze Land war durch Sonnenglut ausgebrannt, seine Volksstämme in Kriege verwickelt, zum Theil wegen der Erbfolge der Häuptlinge, zum Theil wegen Hungersnoth. Erst am 30. September 1861 näherten sie sich Kupeh, waren aber durch Krankheit und Hunger vielfach heimgesucht, elend und erschöpft. Dennoch verfolgten beide standhaft ihr Ziel, sie hatten Träger, Dolmetscher und die sie belebende Hoffnung auf Erfolg im Herzen. Ein Jahr verging, ohne daß man in Europa von den Reisenden

hörte, man fürchtete daß sie verunglückt waren oder in Gefangenschaft schmachteten. Der Consul Petherik ward beauftragt, ihnen nachzuforschen. Da brachte das aus Gondokoro zurückkehrende Dampfboot der Frau Tinne drei Laien der Missionsstation Heiligenkreuz nach Chartum. Neger hatten ihnen mitgetheilt daß Petherik mit seiner Frau und sei Soldaten, Lastträger der Kidi, die sich nicht sehr freiwillig ihm angeschlossen, von der Station Ponder zu Lande aufgebrochen seien, um Gondokoro oder Jambi zu erreichen, nach zwei Monaten aber sei er noch nicht eingetroffen. In der Mission hatte man erfahren, daß die Neger sich geweigert, den beerdten Chur zu passiren, es sei zu Streitigkeiten gekommen. Petherik habe in einem Nachen entfliehen wollen, den die Neger aber umgeworfen; nach andern hatte er zwar das andere Ufer erreicht, indessen ohne seine Soldaten. Man schob alle diese Uebelstände mit auf die schlimme Jahreszeit, in welcher die Expedition unternommen sei. Bald darauf brachte der Missionar Morlau von der Station Heiligenkreuz die bestimmte Trauerkunde, Petherik sei mit seiner Frau auf dem Wege von Ponder nach Gondokoro umgekommen.

Man beschloß nun, das für die Petherik'sche Expedition zur Erforschung des Schicksals von Speke und Grant eingegangene Geld einem andern Reisenden, Baker, einem Civilingenieur, der lange in Ceylon stationirt und die Eisenbahn von Tschernawoda nach Kustendsche gebaut hatte, zu übergeben, um die Vermißten aufzusuchen. Baker war bereits seit einiger Zeit auf eigene Kosten in den Nilländern herumgereist und stand im Begriff, auch jetzt von Chartum nach Gondokoro zu gehen. Gut ausgerüstet verließ er am 12. December 1862 Chartum und man zweifelte nicht, daß er den Aequator erreichen, dort im glücklichen Falle Speke und Grant finden und ihnen die nöthigen Dienste leisten würde.

Da plötzlich brachte der Telegraph die traurige Kunde ihres Wohlergehens nach England.

Speke und Grant hatten zum ersten mal im Innern des Continents den Aequator überschritten, und zwar an der Stelle, wo das Räthsel der Nilquellen zu lösen sein mußte.

Die Reisenden waren am 1. Januar 1862 in der Hauptstadt eines Königreichs, Namens Karagwe, das mit einem Zipfel an die Westküste des Nyanzasees, an dessen südlichem Ende, anstößt, angekommen. Dort machte Speke einen überaus günstigen Eindruck auf den intelligenten König, der ihm Unterstützung zur Weiterreise gewährte, die Kosten ihm abnahm und dringende, freundschaftliche Empfehlungen an den mächtigen König von Uganda mitgab. Karagwe bildet einen Theil eines eigenthümlichen, interessanten Districts. Ein Gebiet von 200 Meilen Breite, liegt 6000 Fuß hoch über dem Meere, mit kegelförmigen Hügeln, von denen einer 10000 englische Fuß erreicht, sie bilden das Mondgebirge.

Zwei Quellen des Nil entspringen in diesem Gebiet, der Hauptzufluß des Nyanzasees und der Kata Ngge, auch die Quelle des Victoriasees liegt dort. Das Volk von Karagwe ist ein Negerstamm, der sich verhältnißmäßig gesittet, von andern unterscheidet. Uganda, wohin sich die Reisenden nun begaben, liegt am Nyanzasee entlang und nimmt die Hälfte seines nördlichen und westlichen Ufers ein.

Der Hauptquellenstrom des Nil begrenzt Uganda gegen Osten; er tritt aus der Mitte des nördlichen Ufers des See's als ein 150 Yard breiter Strom, einen 12 Fuß hohen Wasserfall bildend, heraus. Der Nyanzasee hat zahlreiche Ausflüsse an derselben Küste, sie vereinigen sich aber alle mit dem Nil in verschiedenen Punkten seines Laufs bis zu einer Entfernung von 150 Meilen von dem See. Speke nennt die Bewohner von Uganda die Franzosen Ostafrikas wegen ihres guten Benehmens und Geschmacks im Anzug und Häuserbau. Ihr Häuptling ist ein absoluter Monarch; er war freundlich und wohlwollend gegen Speke. Er wußte das weiße Mannes den Weißen Nil befahren und nach seiner Quelle forschen; er selbst hatte von ihren Lastschiffen erhalten und wünschte einen Handelsweg nach Gondokoro zu eröffnen, aber die nördlichen Volksstämme versperrten die Straße.

Briefe aus der Kaiserstadt.

VII.

Die Saison hat wieder begonnen und ich nehme meine Berichte mit dem Anfang der Aequinoctialstürme, der uns fast immer gleichzeitig zu den ersten Neuigkeiten im Burgtheater und in unausstehlichem Winde verhilft, wieder auf. Jedenfalls wäre Wien namentlich im Herbst, der uns gewöhnlich helle, warme Tage bringt, für den Fremden wie den Einheimischen ein angenehmer Aufenthalt, wenn nicht der argen Mängel, die der Kaiserstadt anhaften und die der deutsche Norden im Vergleichungsfalle erblickt, wenn wir nicht den Wind zu unserm Staunen, zu allen Zeiten, den im October mit besonderer Zudringlichkeit sich geberdenden und Mißmuth und Verdrießlichkeit erzeugenden wiener Wind. Man hat stets das Leichtlebige, Fröhliche der Bewohner Wiens als ihren Hauptvorzug gepriesen, ich will denselben nicht in Abrede stellen, aber nicht minder bemerkbar ist auch ein mürrischer Zug der Eingeborenen, der sich im Alltagsverkehr äußert und sich vielleicht auf die einseitige Thätigkeit von Vater Aeolus Dienstmädchen zurückführen läßt.

Seit die Verschönerungscommission hier vandalenartig waltet, da sie nach einem Bauplan zu Werke geht, der jede von der ursprünglichen Lage der Stadt bedingte Eigenthümlichkeit verwischt und die malerischen Wellen, die der Wiener Berg geworfen, zerstört, seit seinem Augenblick hat der Wind bei uns eine so ausgedehnte Beschäftigung erhalten, wie sie außer dem Samum in der Sahara und dem Berasch auf den Sandsteppen Ostrußlands keinem dieser Luftbarbaren zu Theil geworden. Der Staub in Wien ist jetzt unbeschreiblich, und gelänge es einem von der Schön-

baucommission unterliegenden Architekten, solche Säulen und Figurationen an den neuen Gebäuden zu schaffen, wo der Wind und Staub und Qualm sie bälder, die Aesthetik hätte dann keine Ursache über die unpunktlichen Gestalten, welche aus der Stadterweiterung hervorgehen, zu klagen.

Ein prächtiger Platz ist — das wird immer deutlicher — es mehr die Arkaden verschönern — gar kein Platz übrig geblieben, das neue Opernhaus, das aus seinen Grundrissen mit kläglicher Langsamkeit emporsteigt, als beabsichtigte man, Marmormauern aufzuführen und nicht gemeine Ziegelwände, wird an drei Seiten ziemlich enge Gassen an der vierten die Ringstraße gähnen lassen, alle auf jeglichen Eindruck verzichten müssen. Das neue Schauspielhaus wird dem Criminal ins Gesicht schauen und den Stadtpark, der wegen seiner Schattenlosigkeit das Gespött der Residenz geworden, hat man just in die unmittelbare Nähe des übelriechenden Wienflusses verlegt. Diese Verkehrtheiten und Geschmacklosigkeiten wären zu vermeiden gewesen, wenn man die genialen und praktischen Vorschläge Hansen's ausgeführt hätte. Aber der Mann ist leider ein Künstler und nicht klug wie jene, welche ihren eigenen Vortheil mit der Nützlichkeit und Nüchternheit ihrer Baupläne vortrefflich zu vereinigen wissen. Scheiterte doch auch das Zustandekommen der Markthallen und der Wasserversorgung Wiens an Bedenken und Rücksichten, bei denen Galeme der Weise nicht Recht sein wollte.

Das Burgtheater hat die Winterära mit Shakspeare's „Richard II." eingeleitet und sich dadurch den Dank der Gebildeten und die Zurechtweisung der Ungebildeten erworben. Da das wunderbare Stück, von dem eine so stille, tragische Erschütterung ausgeht wie von Calderon's „Standhaftem Prinzen", lange durch ein Verbot des leidigen Oberstkämmerer-Amtes, dem die Hoftheater unterstehen, von der Bühne verbannt war, so zeigte das Publikum des erwähnten Umstandes wegen vor der Aufführung „Richard's II." eine lebhafte Neugierde. Aber da „Richard II." weder als staatsgefährlich und liberal im Sinne der Gegenwart, noch als unterhaltend und prickelnd im Sinne der französischen Lustspiele sich erwies, ferner ganz und gar der Liebesintriguen entbehrt und empfindsam durch keine meisterhafte Darstellung unterstützt wurde, so zeigten die Besucher der ersten Vorstellungen dem Gedicht ihren schuldigen Respect gemäßigte Theilnahme, und nur die Muthigsten unter den Unzufriedenen gaben ihren Gefühlen Ausdruck durch den Ruf: es sei zu wünschen, daß sich ein unbefangener Kritiker finden möge, welcher der Direction begreiflich zu machen suche, daß sie schlechte Stücke, auch wenn solche von Shakspeare herrühren, nicht aufführen solle. Der herbeigesehnte unbefangene Kritiker fand sich auch wirklich und las in ungewähltem Deutsch dem Schwan vom Avon weidlich den Text. Auch wir nehmen kein Blatt vor den Mund, wenn wir etwas Unzeitgemäßes zu rügen haben, und da der Paragraph 5 eine an Shakspeare oder Dante oder Goethe verübte Ehrenbeleidigung nicht mit bösen Dingen bedroht, warum sollten wir zaudern, einem Poeten sonder Scheu die Wahrheit zu sagen?

Auch Gutzkow's „Uriel Acosta" ist vom Burgtheater wieder aufgenommen und mit Erfolg einige male gegeben worden. Künftigen Sonntag gelangt Immermann's „Andreas Hofer" zur ersten Darstellung. Sie sehen, das Burgtheater macht nun viel in dem Artikel: Verpönte Stücke. Wilibald Alexis meinte in seinen liebenswürdigen „Wiener Bildern", die 1833 erschienen, daß im Oesterreichischen sich keine Verordnung so häufig findet als die, daß man den Hemmschuh anlegen solle an abschüssigen Wegen. Dieses Werkzeug betrachtete Alexis als ein Symbol für die in Oesterreich herrschende geistige Bevormundung. Da ist es nun doch in dreißig Jahren um ein Beträchtliches besser bei uns geworden, vor allem in Wien. In den Provinzen treibt freilich die Weltdienerei der Satrapen und ihrer freiwilligen Sklaven noch üppige Schößlinge. Während z. B. die Turnvereine in Wien, Linz, Graz, Salzburg, Prag und Brünn gestattet sind, unterdrückt man dieselben listig in Lemberg und Gymnasialschüler dürfen sich dort nicht an Jahn's Kunst betheiligen. Und so wird es mich durchaus nicht überraschen, wenn man den Grazern nächstens das Vergnügen entzieht, „Uriel Acosta" im Theater zu sehen, aber wenn man der innsbrucker Bühne verwehrt, den „Andreas Hofer" zu spielen, „Eins schickt sich nicht für alle", sagt ein solcher Landeschef mit Goethe, ohne vielen zu nennen, da der Name möglicherweise dem Büchel ein Aergerniß geben könnte.

Das Opernhaus sieht an seinem chronisch verhärteten Ivopaiere nach wie vor dahin. Neulich hatte dasselbe einen Anfall von Neuität: man gab die „Musketiere der Königin", die mehrere Jahre hindurch geruht hatten. Doch der Anfall ging rasch vorüber und ließ nur Spuren der Langeweile im Hörer zurück. Da die Gluck'sche „Iphigenie", die nun seit drei Vierteljahren angekündigt ist, noch immer nicht vor die Lampen trat, so die neuen Opern, die man seit drei Jahren erwartet, noch immer nicht aufgetaucht sind, und da Richard Wagner's „Tristan und Isolde", über deren Aufführung man sich ungefähr so lange besinnt wie weiland Hamlet über die an seinem Oheim zu übende Rache, so beschloß der artistische Director, um dem Publikum doch irgendeine Abwechslung zu bieten, andere Versprechungen zu verlautbaren, und so stehen jetzt „Die Rheinnixe" von Offenbach und „Conciue Cruciui" von Thomas Löwe in Aussicht. Herr Salvi ist in diesem Punkte ein zweiter Gortschakow. Die deutsche Oper seufzt, verblutet unter den Hieben Verdi's, die Kritik spielt die Rolle der drei Westmächte und Salvi-Gortschakow antwortet mit Repertoirerweiterung. Das ist die polnische Frage in der Theaterwelt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

daß ich könnte falsch geschrieben haben, statt zu weinen, lachte ich,. die Gedanken tanzten in tollen Wirbeln vor meinen — mir selbst wie sichtbaren Augen, ich schreib' an Euch, Ihr antwortet nicht, ich bitt' Euch zu kommen, Ihr kommt nicht, Ihr haltet noch immer den größten bewunderungswürdigsten Gedanken, der je aus einem edlen, warmen Menschenherzen gekommen ist, gefangen, — so blieb mir nur noch ein Mittel übrig, mein Gewissen von einer entsetzlichen Verantwortung, von einem Eingriff in Gottes Rechte, zu befreien. Ich schloß mich ein, ein treu erfund'ner Diener war der Einzige, der bei mir blieb, — — ich sterbe (lächelnd). Mister Walter, ich war ein guter Maulwurf, die Mine war für Euch doch zu tief. Ihr fielt hinein, habt Euch verrathen! Jetzt nehmt von meinen Schultern die Last, die mir zu schwer! Euch ist sie leicht, denn Ihr habt sie erworben.

Thompson (umarmt ihn unter Thränen).

Mein treuer Bruder! — — Ich habe Alles wieder?

Fielding (zu Harry).

Alles, — — nur, sieh' ich, Euren Sohn nicht?

Harry

(stürzt auf Thompson zu, verzweiflungsvoll und von Wehmuth durchdrungen).

Mein Vater! Gieb mir Lebensmuth! Ich gehör' mir selbst nicht mehr an.

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 45. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Der Erbe von Rabenfederhall. Waldnovelle von M. Beldauer. I. — Thale. Von E. Schaffer. — Madame Roland. Von W. v. — Die türkischen Derwische. Von Wilhelm Lauchert. III. — Der Mensch und sein Werk. I. — Sprache von E. Lambert. — Miscellen. Gemeinsinn. Antonsagen. Ein politischer Wahlzettel aus Griechenland. I. — Kapitän Speke und die Wanderer am Nil. III. — Curiositäten. Scandenda.

Der Erbe von Rabenfederhall.

Waldnovelle von M. Beldauer.

I.

Herrlicheres auf dieser Welt gibt es doch nicht als vollen Jugendmuth, ein junges Glück, eine neue, frische Hoffnung im überströmenden Herzen, durch einen sich den ersten Verübungen des Frühlings erschließenden Wald auf raschem, gewandtem Roß zu heiterm Ziel dahinzutraben, sich mit den Thautropfen, die an den jungen Keimen zittern und im Licht der auf- oder niedergehenden Sonne zitternd hängen, besprengen zu lassen und sich so den ganzen Wald, in flüssige Krystalle verwandelt, gleichsam einzuverleiben, dann aber aus den Pistolenhalftern die Korbflasche mit dem Gerstensaft vom Rhein zu ziehen und ihnen ein Lebehoch zu bringen, dem Wald und der ihn durchziehenden hoffnungsvollen Menschenseele.

Solche und ähnliche Gedanken voller Glück und Aussicht in eine im Rosenglanze lächelnde Zukunft erfüllten die Seele des bisherigen praktischen Arztes, des Doctors beider Medicinen Spörner, den ein plötzliches Gelingen in einen Baron von Spörner-Rabenfeld verwandelt hatte, nachdem er einen langjährigen, über sein Geldheil verhandelten Proceß glücklich erstritten, und der nun dahinritt, um seine neue Würde als Erb- und Lehnsherr von und zu Rabenfeld — auch Rabenfederhall genannt — behaglich anzutreten.

Da reitet er hin durch den thauglitzernden Morgen eines herrlichen Apriltags, der, aus leichtverhüllter Sonne hold hervorlächelnd, sich gleichsam den Frühlingsschaum noch nicht von den Lippen gewischt. Das Roß, das er reitet, ist weiß und sticht in seiner Erscheinung, wie es eifrig dahintrabt, vortrefflich ab von den dunkeln, dreieribigen Buchen, die den Baumgang bilden, der von Rothheim, dem frühern Wohnsitz des Barons, nach Rabenfeld oder Rabenfederhall führt.

So recht selig ist der neue Baron, dem endlich nach zehn Jahren voller Entbehrung und Mühe das Glück gelächelt, und wie dort von den Buchen die Knospen springen, wie ihr junges Grün so selig scheint zu schimmern in der Glut des aufsteigenden Morgens, so schwebt vor ihm her das Glück seines zukünftigen Daseins und fröhlich tanzt, gleich seiner eigenen Seele, das milchweiße Roß im Schein der aufsteigenden Lebenssonne. Er hat einen schweren Kampf gekämpft, unser Freund; rastlose Mühe hat er jahrelang aufgewendet, um einen glücklichen Ausgang des Processes, den er mit dem bitterbösen

Rudo Krettnus zu führen hatte, zu erringen, und es wäre ihm dies wol schwerlich gelungen, hätte er nicht in der Stadt Rothheim, in der er, wie gesagt, als praktischer Arzt sich niedergelassen, einen Advocaten gefunden, den mehr Liebe und Freundschaft als Hoffnung auf Lohn in Bewegung versetzt. Rudo Krettnus war ein böser und hartnäckiger Gegner gewesen, der es lange Zeit verstanden, seine Widersacher im Schach zu erhalten und zu bewirken, daß die Stammburg derer von Spermer unter Administration geblieben. Der Vater meines Freundes Hasso von Spermer nämlich hatte in seinen späteren Jahren die Schwester des Rudo Krettnus, die den seltsamen Namen einer verwitweten Paninack geführt, zur Ehe genommen, hatte sich in seinen späteren Jahren ganz von seinem Sohne abgewandt und war nur auf das Nächstliegende interessirt. Ihren Aufenthalt auf Schloß Rabenfederhall gleichsam selbstvergessen, war es der Gebieterin nicht gelungen, den alten Baron zu einem Testament zu veranlassen, das den Sohn enterbte und sie, die Frau Paninack, und ihren ehrenwerthen Herrn Bruder, den Rudo Krettnus, der, auf bessere Zeiten wartend, einstweilen die Rolle des Totengräbers auf dem den Besitzungen des Barons zunächst gelegenen Waldberge Rabenfeld übernommen, in hoffnungsvollen Eifer einigte. Nur auf dem Wege der Fälschung war es den Gebieterischen gelungen, vorläufig zu ihrem Zweck zu gelangen.

Der vielgewandte Krettnus hatte in ziemlich idealischer Weise ein angeblich vom alten Baron herrührendes Testament hergebracht und verstanden, dasselbe bis auf die jüngste Zeit, und zwar dergestalt rechtsgiltig erscheinen zu lassen, daß während des von Hasso angehängten Processes ein Administrator von Gerichts wegen über Burg Rabenfederhall und ihre weitläufigen, namentlich in einem ergiebigen Forstrevier bestehenden Besitzungen eingesetzt und bestellt werden, der denn auch installirt, mit Weib und Kind auf der pittoresken, in Waldbergen gelegenen Stammburg, die ganze Zeit, die der Proceß gedauert, hier tüchtig und wahlich nicht zum Nachtheil seines Mandats gewirthschaftet hatte. Die Lösung der langjährigen Angelegenheit und der schließliche Gewinn des schwierigen und durch alle nur möglichen Ränke und Schliche, falsche Eide und nachgemachte Unterschriften erschwerten Processes war denn schließlich durch den oben erwähnten Advocaten von Rothheim erfolgt, der die Falschheit des von Frau Paninack und Genossen producirten Testaments bis zur Evidenz erwiesen und die Abweisung der unverschämten Gegenprätendenten in den beiden letzten Instanzen, nachdem die erste Instanz ihre Rechte für giltig erklärt, veranlaßt hatte. Vor kaum acht Tagen war meinem Freund Hasso das Bekenntniß des Generaltribunals, als der obersten Gerichtsbehörde, behändigt worden, und so leben wir unsern von der Bürde des Lebens ganz zerstreuten Freund, der sich, wie gesagt, als praktischer Arzt zu Rothheim gerieb und reich war an Gewinn und Verlust behandelt, zu einem fröhlichen Cavalier, dem Reichsbaron Hasso von Rabenfederhall entpuppt, der den Kampf mit dem langen Leben und seiner elenden, kleinen Noth für beendet hält und fröhlich hinauszieht auf heiter tänzelndem, milchweißem Schimmelroß, am wolkenlosen Aprilmorgen, um endlich den Besitz des lange bestrittenen Erbguts, das ihm ein wenig übelwollender als schwacher und durch weitliche Ränke verführter Vater vorenthalten, anzutreten und als Herr und Baron in dem unermeßlichen Waldbezirk sich geltend zu machen. Wie licht und heiter sah es vor ihm aus! Da prangte im Weiße und in verschwimmender Bläulichkeit am fernsten Horizont, schon herüberleuchtend aus den dämmerlichen Morgennebeln, das Schloß seiner Väter, dem alles ringsumher unterthänig und einbar war! Da glänzte die goldene Spitze des hohen Thurms aus dem dunklen Gewirr der dunkeln Waldriesen, die wie aufsässige und doch gehorsame Knechte das helle, prunkreiche Gemäuer bis in die fernsten Winkel umstanden! Vor ihm Hoffnung und Lust, doch hinter ihm die dunkle Erinnerung an zehn schwerensvolle Jahre voller Noth und Entsagung, voller Trauer über eine dahinsterbende Jugend und über die namenlose, nie benannte Qual der leidenden Menschheit! Die engen Stuben des Gasthofes am Markte zu Rothheim blieben ihm nun vergeßlich, und die blassen Leidgestalten, denen er in ihnen seinen ärztlichen Zuspruch und seine Hülfe gewidmet, schwebten vor ihm, als er den verheißenen Zinnen von Rabenfederhall sich näherte. Dort will ich mich, so sagte er sich, als Gutsherr über die dürftige Menschheit und ihre Leiden erbarmen, wie ich es als Arzt so oft und so häufig ohne andern Lohn gethan, den mir das Bewußtsein, eine gute That gethan zu haben, gewähren konnte, und ich will sie vergessen machen, was mein schwachhaftiges, von Leiden zerdrücktes, von übelwollenden Menschen

bestimmter Vater, der sein eigenes Kind so schmerzlich verachtete, was ein nichtsnutziges Menschengesicht von Administrator und sein schändlicher Anhang ihrem Weibe gethan! Ich will doch da helfen! Der wildweiße Schimmel, den der gute Hasse ritt, aber dem Rücken einer gleich einem behutsamen, tückischen Zwerge aus dem Gebüsch hervorlugenden Wurzel einer krummen Kiefer, die irgendein Zufall in die Weide des Grases und gerade Buchen gestreut, das prächtige Roß, heftig erschreckt durch den falschen Tritt, raffte sich zusammen und stürmte kaum in gewaltigen Sprüngen. Dem Reiter gelang es zwar, fest im Sattel zu bleiben, doch mußte er etwas am Zaumzeuge gelöst haben, denn er parirte das Pferd und wandte sich rückwärts, um dem auf einem gemüthlichen kleinen Rappen hinter ihm herstrabenden Diener zu winken, der etwas zurückgeblieben war und sich damit beschäftigt hatte, von einer der am Wege stehenden Buchen einen frühlingsgrünen Zweig zu pflücken und mit diesem Sinnbild des Frühlings das Hauptgeschmeide seines Kleppers zu verzieren. Wir schauen den nun zu einer Gruppe vereinigten Reitern etwas näher ins Auge.

Hasse, der neugeworbene Baron, in eine kraftige Gestalt, etwa in der Mittagshöhe der dreißiger Jahre, vielleicht schon um einige Stufen ihrem Ausgange sich nähernd. Sein schwarzes, gedankenvolles Auge, das unter ernstgeschwungenen Brauen kühn hervorblickt, in überhaupt von jenem eigenthümlichen Zuge resignirender Melancholie, den das Leben als unvertilgliches Zeichen denen aufdrückt, die mit ihm lange gekämpft und gerungen und sich gewöhnt haben, tiefe Blicke in seine Abgründe und in die Gründe der eigenen Seele zu thun. Ein schwarzer Bart, hier und da freilich schon leicht grau nuancirt, umfaßt das leidtragedrängte Antlitz, schmückt als leichter Schnurrbart die Oberlippe und steigt als kecker Kinnbart zum festgedrungenen Halse herunter. Eine Reitkappe von schwarzem Sammt deckt das dunkle Haupthaar und ein leichter und doch derber schwarzer Mantel umflattert die kraftvolle Gestalt. Heiteren Eindruck macht die Gestalt des Lenkers, der abgestiegen, um die an dem Gebiß des Schimmels losgegangene Kandarenkette wieder an ihren Haken zu fügen. Ein frisches, fröhliches Angesicht, so recht das eines unbekümmerten, lustig in den Tag lebenden Weltkindes, blickt uns aus einem Paar blonder, fast weißer Haare an, die das rothliche, etwas dicke und auch eine kirschrothe Nasenspitze präsentirende Gesicht malerisch umflattern und kaum von einer mit rothem Filze en Suède bekleideten, brillanten Pelzmütze, die das Haupt unsers Freundes bedeckt, zusammen und eingewunden in Harmonie gehalten werden können. Ein Zug humoristischer Pfiffigkeit waltet als hervorstechender Zug über der sonst gutmüthigen Physiognomie und wird in seinem Ausdruck noch durch den Umstand erhöht, daß Fremd Radies — so lautet der Name des so jovial in die Welt blickenden Lenkers — statt des einen Auges, des rechten, einen, das, von Farbe mehr als blaßblauer Färbung, schelmisch genug hinter langen schnurrenden Wimpern hervorblickt, während statt des linken eine milchweiße Perle unter herabhängendem Lid zu sehen ist. Sehen wir noch hinter dem Fremd Radies einen etwas jetzigen Knabenbaron mit rothem Filz und mit einem langen hellblauen Pferde-Reitpeitsche mit silbernen Knöpfen, der die kleine Gestalt über Roß umgibt, nur mit langen Stulpenstiefeln, die schwarze Reithosen ziehen, bekleidet ist, außerdem am Sattelzeuge seines gleich dem Reiter etwas corpulenten Hellmuckes für alle Fälle eine schwarze Pferdedecke und eine noch näher zu erwähnende kurzpfiffige Jagdtasche führt, und Radies sieht so natürlich vor uns, als wären wir, die auf dem Schimmel saßen, und der wunderbare Junge wäre einzig dazu bestimmt, den Schatten zu repräsentiren, den die abgetrungene Kandarenkette vermuthen kann. Als er sein Geschäft beendet, sah er seinen Herrn mit unbeschreiblichem Wonnen an, ließ den Schimmel los und schwang sich wieder in seinen Sattel. Hasse's Blick streifte die am Zuge befestigte, wie es schien reichgefüllte, wenn auch sehr kuppig sich präsentirende Jagdtasche. „Teufel", rief er, „du hättest doch auch wahrlich eine andere Jagdtasche acquiriren können, Radies! Für einen Reiter freilich mag sie gut genug gewesen sein, für den Leibreitknecht des neugebackenen Barons dagegen sieht sie doch viel zu kuppig aus! Mich dunkt, ich hätte die Welt genug gegeben, um eine andere und bessere zu kaufen als dies schändliche, kuppige Ding!"

Der diebere Radies stach sich seinen wie aus weißen Zwirnfäden gearbeiteten Knebelbart, strich seinen Fuchs näher an die Seite des Schimmels, drückte das gesunde Auge zu und blickte seinen Herrn nun blos aus dem fahlen an und sprach:

„Kuppig! Schuppig! Infam! Laban! Mich dunkt, Herr Baron, blos das ist infam, was nicht mehr gebraucht werden kann, was jenseits

andre Lieutenants ist, wie ich denn meinen Fuchs, den ich lieben gelernt gleich meiner Seele, wäre er, was der Himmel verhüten möge, lahm, auf das innigste verachten und ihn für infam erklären würde! Aber diese Jagdtasche verachten Sie mir nicht! Sie hat Euer Gnaden gedient, da Sie noch Fähnrich waren, und hat manchen Tag Sie zum Kranken begleitet und Speise wie Trank für Sie getragen! Und nun, da Euer Gnaden plötzlich, wenn auch gerechterweise zum Baron, Erb- und Lehnsherrn, Forst- und Rittergutsbesitzer geworden, wollen Sie das arme Ding verwerfen? O nein, Herr Baron, das verdient diese Jagdtasche wahrlich nicht! Denn diese Jagdtasche, die außerdem meine Jagdtasche ist, hat noch ganz andere Meriten, die Euer Gnaden erst würdigen werden, wenn Hochdieselben sich erst zu näherer Musterung ihrer Verhältnisse und ihres Herkommens herbeigelassen haben werden! Sie mögen alle wissen, Herr Baron, daß diese Jagdtasche die edelste Abstammung hat, welche überhaupt ein Ding, das dieser Erde angehört, haben kann! Sie stammt von einem König ab, und dieser König heißt Friedrich der Einzige: seine Person wohnte zu Potsdam, aber sein Name wohnt in der ganzen Welt! Meines seligen Großvaters Mutter Schwesterkind war Leibjäger des großen Königs: in dieser Tasche führte selbiger des seligsten Monarchen seligste Kleinode mit allen Gerätschaften, Mundstücken und Applicaturen in das Ab, Ais und Fis und Well; daneben alle Kleinodienerie, die nur immer ein Quanz, ein Graun, ein Ritter, natürlich nur ein musikalischer, ein Gluck u. s. w. abgelassen und gecomponirt haben mochte. In der Tasche haben sie die Haut eines Negers genommen, dessen Vater auch König, und zwar der Mungonegger, gewesen und der Tambour-Major unter des Alten Fritzen Vater geworden. Selbiger starb zu Potsdam Anno Domini 1781. Haben Euer Gnaden nunmehr Respect bekommen? Ist, wenn das Ding an der Wand hing, in stiller Nacht, wenn der Mond schien und ich halb träumend glaubte, die Klänge, die Euer Gnaden zum Kranken zu reden pflegte, habe gesungen, dann wurde sie musikalisch, dann tönten die Klänge der Kleinode, die so lange in ihr gelegen, und die Noten der Quanze, der Graune und der Gluche spielten sich selber und ich versank vor Mondscheinschauer und Liebe; denn ich war verliebt, Euer Gnaden!"

Haß' Lachelie, der Mensch, der das Leblied der Jagdtasche sang, die aus einer zu musikalischen Präsentienen geneigten Mungonegerhaut gegerbt und gefertigt war, kam ihm unaussprechlich komisch vor. Er klopfte dem Redner ein Brave auf dem Halse seines Schimmels. Dann sagte er:

„Bravissime, Radies! Du bist ja ein ganz moderner Jüngling von vortrefflichster und auch dem Sentimentalen geneigter Bildung! Früher warst du immer so demuthsvoll und wagtest kaum zu sprechen. Dir muß der Baron zu Kopf gestiegen sein, denn seither, da perorirst du wie nur immer ein Priester, und hast Einfälle, um die man die Lehrerin einer Mädchenschule beneiden möchte! Ich wäre dir wirklich sehr gewogen, hießest du nur nicht Radies! Dieser verwünschte Name ist mir um so verhaßter geworden, seitdem mich mein Preceß mit dem verfluchten Fräulein Pastinack in Berührung gebracht. Es ist eine so unselige Wortverbindung — Radies und Pastinack!"

Da richtete sich der Jüngling in den blauen Livree stolz im Sattel auf und rief:

„Warum ich Radies heiße, Herr Baron, das wird Ihnen mein Vater erklären! Die Radiese sind drum eine gute Familie", setzte er schalkhaft und seinen genealogischen Stolz beschwichtigend hinzu; „ihre Wurzel strebt nach dem Mittelpunkt der Erde!"

„Sehr unzulänglich in der That!" lachte da Haße. „Sie reichen nicht aus, auch zum Ironentwillionentheil nicht! Doch was kümmert's uns? Laß lieber einmal sehen, ob deine afrikanische Jagdtasche nicht noch andere Substanzen enthält als die träumerischen Erinnerungen an die Kleinode, wie du sagst, des großen Königs, und die harmonischen Genüsse seiner großen musikalischen Heldenthaten! Laß mir lächelnde Blick, der rasche Ritt auf dem im ganzen noch so wenig geschulten Schimmel, der seiner Scheuheit wegen kaum dem Pfluge entronnen, alles hat mich verzweifelt durstig gemacht, und ich frage dich, bietet deine mohrische Jagdtasche noch andere Genüsse als musikalische Reminiscenzen? Hast du ihr vielleicht eine Kleie anvertraut, mag dieselbe immer von edelm, feurem Blute sein, auf der man andere Soles und vielleicht herzerquickendere Blasen kann als ein Solo von Quanz oder Gluck? Und fügtest du die Gabe der Ceres gleichsam zu der des Gottes des Weins? Gold wenigstens war dir hinlänglich zur Verfügung gestellt! Nun worte, Radies! Antworte schnell deinem wie nach

Genuß des Besitzes so nach Trank für durstige Seelen und nach labender Speise begierigen Herzen!"

Rabies schlug an die Jagdtasche, daß es krachte und daß der Fuchs erschreckt auf die Seite sprang. Er lagte stolz im Gefühl der Genüsse, die er verabreichen konnte: „Ich habe, Herr Baron! Ich habe!"

„Nun, das ist herrlich!" erwiderte Freund Hasse. „Die Luft, die Freude und der frische Athem des gleichsam im Frühlingsduft schwimmenden Vormittags haben mich wunderbar durstig gemacht. Sieh' dort das schattige Gehölz, das uns heimen Burschen und gedankenvollen Pappeln zusammengezeigt und gleichsam ein Wirthshaus des Waldes bildend, uns friedlich lader zur Einkehr von der Wallfahrt auf der schon staubig werdenden Heerstraße! Ich commandire, Rabies! Schwadron! Kehrt zum Abzug! Abgesessen! Hier auf den breiten Granitblöcken, die der Geber alles Guten erzeugt für uns hingestellt zu haben scheint, breite aus die Schätze deiner Jagdtasche! Wir wollen sehen, ob sie uns besser munden werden wie dem Alten Arigen die wohllautenden Klötzemeierte seines musikalischen, genialen Arcanes Limani!"

Mit diesen Worten stieg der wackere Hasse von seinem Schimmel, der gegen die in Aussicht stehende Krahnsbraß auch nicht das Mindeste einzuwenden zu haben schien. Der blonde Reitknecht folgte eifrigst dem gegebenen Beispiel und so sehen wir unsere Helden, nachdem sie die Rosse an den Ast einer niedrigen Hängefichte gebunden, dessen auf einer der Granitplatten installirt, während die andere unter des Trosses geschäftigen Händen sich bald mit den in der mitgebrachten Jagdtasche vorgefundenen gastronomischen Schätzen bedeckt, einen hatten sehen, in sauberer Schreiben geschnittenen Schinken, einige Rebhühner und obligates Gemüse, rothes und weißes, versiegeltes und gekapseltes, freundlich anwesend.

Der muntere Diener beförderte einen silbernen Reisebecher von seiner Marschallstasche, goß eine halbe Flasche Burgunder in dessen geräumigen Schoß, präsentirte seinem Herrn den Trank, bediente sich selbst mit dem in der Flasche gebliebenen Rest und sagte: „Darf ich reden, Herr Baron? Darf ich wirklich? So lassen Sie mich ein Pereat, wie die Herren Studenten zu sagen pflegen, ausbringen auf die verwetterte Lotterei! Hol' der Teufel die beiden Medicinen und alles, was drum und dran hängt! Die armen und reichen Kranken mag er holen! Mit ihnen allen, mit allen Krankheiten, mit der Erfindung neuer Krankheiten für gefeierte ärztliche erfolgreiche wie erfolglose Curmethoden mag er sich in der Hölle schoren! Ihnen kann er den hochachtbaren Magistratum des städtereichen Nestes Rothheim sammt der mitgebrachten Beleidung, die seligen seinem Armenarzt zahlt, sich langen, wo er ihn fassen kann! Dagegen lebe die Justizerei und die Herren Advocaten hellen leben, die die Processe gewinnen und die Schurken von einzelnen Besitzthümern vertreiben! Es lebe der Herr Baron Hasse Sperner, genannt von Rabenacker, Erb-, Gerichts- und Lehnsherr von und zu Rabenacker-hall! Mir dreimal drei Hurrah!"

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Thule.

Von E. Haeffner.

— Es war ein König in Thule —

beginnt in schweren Tönen das allbekannte düstere Lied. Wie ernste Wolkenschatten über eine sonnige Flur, schweben die Klänge durch Gretchen's ganz fränkisches Gemach, die Nacht — und weich eine milde Sturmnacht verkündend! Der unbefangene Hörer schwillt auf, das düstere Lied vom fabelhaften Ort der Welt, von Thule, erklingt.

Seit den Griechen und Römern war Thule ein Spuk, ein nirgends haftendes Landwesen, von dem Schiffern erzählten, wie in unsern Tagen vom Fliegenden Holländer. In weiter Ferne lag Thule, in nebelgrauem Düster. Aber ein Meer lag daneben, tief und grausen, ein „Todtenmeer", das die Schiffe fern hielt, wenn sie ihm nicht wollig genug entrannen, wie König Harald Hartraba noch vor achthundert Jahren erlebte, wie die Römer des Tacitus schon meldeten.

In diesem Spukmeer lag Thule seit Pytheas, dem Schiffer, der von Marseille in die Ferne fuhr. Aus diesem Meeresdüster taucht Goethe's Thule in Gretchen's dumpfem Zimmer auf. Ein Königsschloß ragt über ihm empor, und ein Becher, ein goldener Becher sinkt aus seiner Höhe ins lagernde, lauernde Meer hinab. Den soll niemand nach dem König mehr haben, und wie er versunken, sinken auch dem König von Thule die Augen und — alles ist aus.

Was ist dieses Thule?

Ohne Goethe's Lied würden es dem Namen nach selbst nur die Wenigsten kennen; nur die

Gelehrten, welche von ihm gelesen in den alten Geographen und Dichtern und nach diesen in Asien von Pytheas und Beda Venerabilis.

Ultima Thule, „das letzte", nannten es die Alten, und weiter und weiter schob es sich zurück in unbekannte Fernen, je weiter der in ewiger Unruhe wandernde Mensch vordrang. Schwebend in Meeresduft und über ein Meeresriff, auftauchend und versinkend wie eine Fata Morgana in der Meeresbrandung, zurückweichend gleich dem Horizont mit seinem mit Erde reichenden Himmel voll wundersamer Phänomene, Regenbogen, Wetterleuchten, Abendröthen, auf- und niedersinkend wie im Halbschlummer, langsam unbewußt verglimmend, das war das Thule der Römer.

Kein Land also? Kein wirkliches Land, an dem der müde Schiffer anlegen kann, um zu ruhen, sondern nur ein Schemen, wie der die Erde berührende Himmel? Kein Land! Und dennoch ein Land! Kein Land mehr, aber ein Land gewesen, wie der Himmel einst auf Erden war und heute nicht mehr ist, sondern weit über bei den Sternen, bei Mond und Sonne und noch weiter hinaus. Es hat lange gedauert, ehe die Menschen den Himmel sich von der Erde nehmen ließen. Weiter und weiter Reis suchten sie ihm nach Abend, dem großen Wanderwege nach — und das war Thule, der alte heidnische Himmel, das Land, wohin die Väter gewandelt, die Gerechten und Guten. „In ihrem Glauslande gelangt man nach dem Tode", „Gehe hin", rufen indische Gesänge dem Sterbenden zu, „auf den Pfaden, die unsere Väter einst beschritten". Dort ward das verborgene Licht aufgefunden, heißt es, und die Morgenröthe eines ewigen Tags nach Gerufen. Da war das erste Land der Geschichte, wie es später das letzte des Verkehrs ward, das Seelenland, das nun den Geschiedenen noch nahm. Und dieses Zauberland, blühend in der ersten Jugend der Erde, dieses Zauberland, verschwimmend im Nebel der Zukunft, aber als Land des ewigen Glücks erlebt von allen: das ist Thule, d. h. Zauberland, vom punischen thul, „bezaubern". Phönizische Schiffer aber trugen es bis an die Enden der Erde, in den Westen, in den Norden.

Ogygia nennt Homer diesen Aufenthalt der Seligen seines Volks im Westen, das zauberische Eiland der Kalypso, auf dem Odysseus so glücklich lebte, der griechische Zauberer bei seiner Frau Venus. Auch Ogygia wandert nach Norden, vielleicht auch ein punischer Name mit den punischen Schiffern, denn ogyz heißt „der Himmel", „der Horizont" in den Sprüchen Salomonis — vielleicht auch an das irische Oige, „Jugend", sich knüpfend, das in Tir-na-Oige, „Land der Jugend", erscheint und noch heute im Munde des armen Volks lebt, das seinem düstern Dasein mit ihm einen Himmelsschein zu leihen bemüht ist.

Plutarch spricht von Ogygia als einem britannischen Eiland, auf welchem der alte Chronos in einer Höhle auf goldhaarigem Felsen schlummert. Wunderbare Vögel umschwärmen ihn wie die verzauberten Raben den Roßbändiger Barbarossa's, und bringen dem Schlummernden Ambrosia. Das uralte Friedensland der Waliser, aus welchem Hu mit den friedlichen Völkern auszog, als Kriege zu toben begannen, heißt Hav, und so heißt noch heute an der Küste manche stille Bucht, in der die Wellen ruhiger gehen; auch kennt jeder das Wort „Hafen" für den sichern Aufenthalt der Schiffe. Habei bezeichnet aber haven, haben, haven auch den „Himmel", als das heilige Urland der Väter, das Land der Vergangenheit, und gar eigenthümlich ist es, daß die Sprachen die Vergangenheit durch „haben" lateinisch so ausdrücken.

Hu war der erste, heißt es, welcher aus Hesperien Britannien kam, und ich denke mir in Britannien und die es umgebende Inselwelt der Himmel nicht blos unserer Väter, sondern auch des Südens geblieben. So kam Ogygia nordwestlich von Britannien zu liegen, so Thule und die zauberische Insel der Morgane, auf der König Artus weilt wie Odysseus bei Kalypso.

In Irien (Britannien) dachte man sich die „andere Welt", und eine Frau, die dort gewesen, sollte erzählen, wie es im Himmel aussähe. Ganz ebenso weiß eine buddhistische Legende von einer Frau, die nachts vom himmlischen See im Westen zu ihrer Herrin zurückkehrt und sie im Traum die Ueberfahrt mit sich machen läßt. Denn auch sie war eine fromme Frau und, heißt es, „wer die Menschen umfassend anzuregen vermag, wird ein Heiliger von der großen Ueberfahrt. Er besteigt sogleich ein geräumiges Fahrzeug, das mit ihm viele andere hinüberbringt."

Dieses Fahrzeug erscheint als Seelenschiff. Mannigfal in der noch heute lebendigen Sage der Arieten, und man kannte früher sogar den Ort unsern Siavern, Chamchakara, „Himmelsfahrt" genannt, wo das Schiff anlegte und die Seelen aufnahm. Und das wußten auch die Südländer. Ein byzantinischer Grammatiker erzählt von der

Zeitunglicher und Pommern im [illegible] Jahrhundert, [illegible] hört alle Zeit auch Märchen und um den alten [illegible] Gruellen aus der ältesten Heimat. Wenn [illegible] die heilige Weihnacht kommt, das schönste Freudenfest der Heimatlosen, wo die Glocken, welche der Krieg in Banken schlug, auf den Türmen frei und herrlich wurden wie einst in friedlichen Zeiten, dann erwachen Märchen und Sagen, die Zeiten erzählen die Alten. Und ebenso, heißt es in unseren Sagen, kommen zu Weihnachten die Elben aus England herüber und man legt ihnen Milch und Honig hin, die Sprache der grünen Zeit. Weihnacht in das Wasser des Brunnens, Weihrauch und Weihnachtsbaum brennen sich. Und wie zur Weihnachtszeit kommen zu Pan die Elben herüber aus dem stillen Lande Avalon und spielen mit den Kindern als Käfer und Schmetterlinge. Und gerade wie zur Weihnachtszeit die Kinder Äpfel und Nüsse wünschen, singen sie im Mai den elbischen Käfer an:

[illegible]
Käfer, in meinem Garten dort!
Käfer, in meinem Rhein dort! –
Komm bald wieder,
Bring uns Äpfel und N[illegible]

Das Märchen der Alten Hand in alle Zeiten von anderen als unser stille Land, als das romantische Zauberland erkannt, das in unseren Kindern geträumten Sagenland oder auch Pommerland gewannt wird, in heimlicher Sage Avalon, „Apfelinsel", und wir dürfen den Zusammenhang nicht verweilen, der sich zwischen Pommerland und dem irischen genannt, „Äpfel", knüpft. Da unser Pommerland ist nicht zu denken, heuteren an ein Pommerland der Sage, das als Jugendland der Menschheit traurig und selig, als Zeitenland voller und geheimnisvoll im Meere liegt.

Lustige Haine, durchklungen von Vögeln, durchklungen von Bächlein, sollen Tamala. In stiller, kühler Waldgrotte liegt Kalypso, weltenab und ungenau, eine schöne Nonne, eine Elbenkönigin wie Frau Holle, die Mutter der Seelen.

[illegible]
[illegible]

singen die Kinder zum Walfisch und zum Wasserwirbel, die als Boten ihrer Königin zu den Menschenkindern kommen, welche der Volksglaube vor ihrer Geburt mit ihnen hinaus auf die Frau Holle weilen läßt.

Auch Frau Holle war schon aus Kapitel und Legende wie ihr Land. Jene war die Geliebte, Verlobte aus der Jugend der Menschheit, jene die große, äußere Herrin der stillen Zeiten heimat.

Kalypso bekannt „Ich werde verhüllen", und auch Frau Holle oder Hulli gibt die Umhüllerin, die Vergessenheit, die Hulle Lilli. Wie auf Ogygia ist in ihrem Zauberreich Hungerblümchen auf heiliger Küche. Ein Märchen, das, von einem Weinstock gehört, in die Fern, Fern Land in ihrem Berg, während weltweit der grausamer Krieg auf Erden wüten. Spinnerin, eine gute Nonne, glaubt der verbannten Kalypso, die Frau Holle vorgestellt von ihrem stillen Hüterin. Sie singt auch wie Kalypso, so monotonvoll, daß man die Kinder warnt, darauf zu hören, weil sie traut mit ihr lahmen machen, und auch ihre Zaubergärten singen von den Bergen im Garten, daß es lieblich als wenn man die Vögel im Sommer nur über schöne Musik vernimmt man es in Stadt und Heide, das hat die klingenden Bäumen von Ogygia, die auch im deutschen Waldgebirge rauschen.

Frau Holle selbst aber ist das Meer, das die Erde umhüllende Meer, daher eben ihr beängstigend Weiblichen für diesen Charakter. Eine war sie ganz meine Meer, das für eine Heimat der Seelen unerschöpfliche und die Insel der Abendsonne. Wenn die Welle ihnen nahe zu einem Verhängnis, tiefen Seil, das Frauen so hart in Sage und den Frauen einen ungerechtfertigten Hexen verbreitet. Ich liegt es am Ende, daß Weiberleben und Wirtschaften weit so wenig an einem Wasser, Verbrennt mit Frauen, abgeben den Küchen, Kindern, Waschen und Kochen Perlen, und die Menschen lieben ihre Heimat, das ganze Mittelmeer hindurch und Portugal, zu Mannsammen, in Schiffen und Kähnen, Segel in die See, Meer, und Fischen. Vielmehr nennen sie die Seelen und auch sonst die weiblichen Wesen als Kinder der Kälte und Schmetterlinge in die Menschenwelt, und den Tod, den Seelen Frau, sagt der Fischer des Todes vom weißen Fischen Hylas, „es war alles Gutes, das Menschen widerfahren werden".

Es lag auch Thale gebrochen in seinem Felsenbett, umschlossen allen, die nicht kennen waren, es in ertrinken, erhebt wie die Gletscher und die Lauterquellen in den Wolfsmärchen, wo die Hexen Feuerstein schlummert. Frau Holle eben, die ewig Junge, wenn auch Thale. Und ein als Thale aus dem klarsten Seelen das jungen deutschen Wanderung in den einzigen Nixen als Thales Schwarz sich modelung, da ein wenig aus

der perlenreichen Umgürtung von Eins die kalte Eishülle, und Thule selbst, das die Phantasie der Völker mit allen Reizen der sonnigen Welt geschmückt, zum Eisland Island. Aber als läge der Zauber von einst noch immer bei dem Namen, als könne der Liebe und die Unschuld nicht scheiden von ihm, preist noch Adam von Bremen mit der alten Sage die Bewohner als „in Einfachheit ein heiliges Leben führend". „Viel Ausgezeichnetes ist in ihren Sitten, ein besonderer Grad von Liebe; selbst vor Annahme des Christenthums wichen sie nach einem gewissen natürlichen Gesetze nicht so sehr von unserer Religion ab."

So spricht der Schreiber des Erzbischofs Adelbert von Bremen, um Zeit Kaiser Heinrich's IV. um sonst von dem Thule Island, während die wirkliche Geschichte uns die Bewohner als ein gewaltiges, unbändiges Geschlecht zeigt, nicht achtend des eigenen Lebens, gleichgültig gegen das Leben anderer, Blutrache, Vernichtung ganzer Geschlechter, Verbrennung der Gehöfte mit Weibern und Kindern: das ist, was wir aus Island neben manchem Schönen im einzelnen bis auf die Zeit des bremer Magisters erfahren, in welche auch die Sammlung der ältern „Edda" durch Sämund den Weisen fällt — um 1100 —, wie die erste Meldung der Fahrt des Bischofs Erik Upsi, eines Isländers, nach Vinland-Amerika.

Hiernach ist es also die Sage vom alten Thule, welche die Hand des classisch gebildeten Adam von Bremen leitet, die Sage, welche von Perlenbewohnern spricht, während die nach Island auswandernden norwegischen Bauern theilweise ihre Hausbalken, Überall der Priester sogar das Holzwerk des Tempels und die Erde, mitbrachten, auf der das Bild des Gottes gestanden. Vielfach aber fließen die alten Sagen der Classiker über Thule und die britannischen Inseln zusammen, und da gab es freilich einen eigenthümlichen alten Cult, der auf Island und den Hebriden wurzelnd, eher jenes Wort des Kirchenhistorikers auf sich beziehen läßt und im ersten Christenthum unter dem Namen des Culdäismus erscheint — eine zwischen Heidenthum und römisch-katholischem Christenthum stehende, eigenthümliche einfache Lehre von dem Einen Gott, die sich vor dem im 7. Jahrhundert aus dem Frankenreich eindringenden Katholicismus von Britannien wieder auf die Hebriden zurückzog. Aber schon ein Jahrhundert später erscheinen diese Culdäer wieder auf dem Schauplatz der Geschichte, und zwar in Burgund, in der Schweiz und dem allemannischen Deutschland, dann auch in Holland und Friesland, jetzt jedoch Rom sich schon nähernd, aber immer noch mildere Verbreiter des Christenthums als die echten römischen Boten; noch immer liegt in ihnen jenes eigenthümliche Element, das diese Schüler des Culdäismus vieles schönen heißt, was die andern ohne Gnade verdammten. Hierzu gehörte vor allem der Glaube an ein westliches Inselreich als himmlisches Seelenpfand, ein Glaube, den die von drei stammenden Bekehrer, ein Columban und sein Schüler Gallus, Winfried, Willehad und Ansgar, vielleicht sogar benutzten, um als Boten der Seelenherrin, die sie Maria nannten, schnellern Eingang zu finden. Engeland tritt nun an Stelle des alten Namens, der in den Liedern von den spinnenden Marien oder in den Käfer- und Sonnenliedern und sonst noch verbunden war, habe er nun Pommerland oder anderes geheißen. Jedenfalls entsprach er dem Thule-Ogygia der classischen Welt und die erste Marie, Frau Holle, der Kalypso-Latona. Denn auch diese römische Göttin bedeutet „die Verhüllerin".

Ein Grieche nennt als Geburtsstätte der Latona eine glückliche Insel im nördlichen Hyperboreerlande, und von einer seligen Insel, aus der der Bernstein komme, wissen die Geographen Abalus wird sie genannt, offenbar jenes Avalon der See Morgane, das Pommerland der Lieder. Aus ihrem Brunnen — im Binnenlande statt des Meeres eingesetzt — tauchen die Zwerge, die Kinder und die Sonne auf nach den Sagen und Liedern, von ihr kommen als ihre Geschenke die Sommerfäden, MarienGarn genannt oder auch Netten. Nett aber ist die Verkürzung des Namens Margret, den die Regengöttin trug, die „das Wasser fließen läßt" und Mutter der Flüsse heißt, die von ihr rinnen. Der Name bedeutet „die Dunkle", also wieder die Verhüllte, Frau Holle. In ein dunkles Gewand gehüllt, steigt sie der Sage nach über die Erde. In die Tiefe versunken, in einen Pfuhl, steigt sie nächtlich herauf und zählt die Blumen auf der Heide.

Es ist ein altes Wort: „Durch Nacht zum Licht" — „Auf Regen folgt Sonnenschein", oder wie die Lieder singen:

Lieber Regen, geh' weg,
Liebe Sonne, komm' wieder
Mit deinem Gold'nen,
Mit deinem goldenen Strahl,
Komm wieder herauf!

So erscheint die dunkle Herrin als Mutter der Sonne, als jene Tochter des alten Lichts,

das im wirklichen Thale geleuchtet, ehe das Dunkel kam. Ihr goldiges Kind, nach der Sage im Zwergenreich geschmückt, ward zum Christkind. Margaret in Maria. Ihr heimliche Margret aber nennelte man zur Meidenin ihrer, selbst ihren eigenen Mann hatte sie erschlagen. Darum muß sie umgehen rudelos in alle Ewigkeit. Das ist die schwarze Margret.

Ihr Zauberland ist auch längst versunken im Glauben der Welt aber ist es als Himmel geblieben, wenn auch über den Sternen. Die Blumen im himmlischen See hat zu Sternen verwandelt und man sagt noch heute zu den Kindern, wenn sie nach ihren Brüderchen oder Schwesterchen fragen, die geschieden: Jedes Kind hat sein Sternlein, das zündet der liebe Gott an, sobald es zu ihm kommt, damit, wie es sich hatten auf Erden, wenigstens nachts an ihm sich freuen mögen. Und schmücken wir nicht die Gräber unserer Lieben mit Blumen, in welche nach unseres Vaters Glauben die Seelen übergingen? Und summen nicht Käfer um sie, seien nicht Schmetterlinge mit den Leichen, als läge die Seele darin? Und sie plaudern mit ihr und singen und locken nach ihrem schönen stillen Lande, dem Thale.

Madame d'Arblay.

Der erste Frauenname, welcher in der englischen Literatur mit Auszeichnung genannt wird, ist der von Fräulein Burney. Schon Lessing, der berühmte Gelehrte, Satiriker und Kunstrichter, hatte über Prüfungen über die Fielding's geschrieben, und wenn auch die Zahl ihrer Werke nur klein ist — man nennt deren nur vier —, so ist doch ihr Inhalt und ihre Darstellung geeignet, der Verfasserin einen ehrenvollen Ruf bis immer zu bewahren.

Fräulein Burney wurde im Jahre 1752 in Lynn Regis geboren. Ihre erste Kindheit berechtigte keineswegs zu glänzenden Erwartungen; sie war blöde und zurückhaltend, das Lernen wurde ihr schwer und ihre ganze Erscheinung ließ auf beschränkte geistige Fähigkeiten schließen. Dazu waren die Verhältnisse in ihrer Familie nicht geeignet, ihren scheinbaren Mängeln abzuhelfen, ihre Schüchternheit zu überwinden und ihren Geist anzuregen und zu bilden. Ihr Vater, welcher seine Familie durch Musikunterricht ernährte, besaß zwar mehr als mittelmäßige Intelligenz, und er warb sich durch einige hervorragende Schriften über Musik den Doctortitel, aber eben sein mühevoller Beruf betrieb seine beständige Abwesenheit vom Hause und machte es ihm unmöglich, sich mit der Erziehung seiner Tochter zu beschäftigen. Fräulein's Mutter war eine vortreffliche, mit hellem Verstand begabte Frau; sie allein kannte die Anlagen des Kindes richtig beurtheilt zu haben, indem sie wiederholt versicherte, um Fanny's Zukunft sei sie nicht bange. Früher starb sie Frances und Fräulein blieb sich selbst überlassen. Von ihren älteren Schwestern lernte sie lesen und schreiben, während ihr Hauptumgang der Kinder eines benachbarten Artemis waren, mit denen sie tagelang im Heu spielte. Im Jahre 1762 zog in Burney nach London, wo Fräulein's Großmutter, eine Katholikin, lebte, an der sie mit großer Zärtlichkeit hing. Dies aber wurde Ursache zu einer abermaligen Verkürzung Fanny's. Ihre beiden Schwestern wurden nach Paris in eine Pension geschickt, sie allein mußte zu Hause bleiben, weil ihr Vater in ihr eine Neigung zum Katholicismus wähnte und fuhr einen längeren Aufenthalt in einem katholischen Lande wie Frankreich in gräßlich für sie hielt. In ihrem fünfzehnten Jahre begann Fräulein ein Tagebuch zu führen, um sich, wie sie sagte, in späteren Jahren Rechenschaft über ihre Gedanken, Gewohnheiten und Bekanntschaften geben zu können. Auch eine längere Geschichte hing sie in jener Zeit an, „Evelina Grafin — genannt. Aber es war damals keine geringere Gewohnheit für eine junge Dame als die, der Aerzte den Besuch vor der Nase zu geben. Jedes Erzeugniß noch wissenschaftlicher Bildung war verpönt und galt mindestens für lächerlich, sodaß die englische Literatur damals auch keinen Frauennamen von Bedeutung aufzuweisen hatte. Fräulein mußte wiederholt Zurechtweisungen über ihren Hang zur Schriftstellerei von der strengen Frau ihres Vaters dulden und warf endlich den größten Theil ihrer damals verfaßten Schriften ins Feuer.

Indessen hatte sich ihr äußeres Leben sehr verändert, das Haus ihres Vaters war der Sammelplatz von berühmten Männern aller Art geworden, und die Welt, ihre scharfe Beobachtungsgabe fanden reiche Nahrung im Umgange mit Gelehrten wie Johnson, Musikern und Schauspielern, unter denen sich auch der berühmte Garrick befand. Besonders hilfreich wurde auf sie die Freundschaft mit einem alten Manne, Samuel Crisp, dessen Name damals in literarischen Kreisen mit Auszeichnung genannt wurde. Die Rathschläge und Anregungen dieses

Mannes scheinen mehr auf ihre neu erwachende Neigung zu schriftstellerischer Thätigkeit gewirkt zu haben als ein gründliches Studium der Klassiker oder das Lesen guter Romane. Es ist im Gegentheil Thatsache, daß Franziska Burney zu der Zeit, wo ihr Rat als Schriftstellerin bereits in alle Kreise der Gesellschaft gedrungen war, weder Voltaire noch Molière noch die besseren Romane ihrer eigenen Nation kannte; denn Fielding's „Amelia" war der einzige Roman, der sich in ihres Vaters Bibliothek verirrt, und sich anderes Buches zu verschaffen, fehlte ihr die Gelegenheit. Endlich begann sie, damals sechzehn Jahre alt, ganz im geheimen ein neues recht ernstes Werk: „Evelina oder Eintritt einer jungen Dame in die Welt" betitelt, aber fast zehn Jahre vergingen, ehe es so weit vollendet war, daß sie wünschte, es dem Druck und der Oeffentlichkeit zu übergeben. Auch hielt es schwer, einen Verleger zu finden. Mehrmals wurde ihr Manuskript abgewiesen, ohne gelesen worden zu sein, bis sich endlich ein Buchhändler, Lowndes Lowndes, in Fleet Street bereit erklärte, das Buch unter einem Pseudonamen auf seine Rechnung drucken zu lassen und 20 Pf. St. dafür zu zahlen. Vorher aber hatte Franziska ihrem Vater ins Vertrauen gezogen, ihn aber gebeten, das Manuskript nicht zu lesen.

Dr. Burney benahm sich hierbei als sehr vernünftiger Vater. Er lachte unmäßig, warnte seine Tochter, versprach, das Manuskript nicht zu verlangen, und überließ es ihr, ihre Angelegenheit selbst zu führen. Das ist merkwürdig, daß ein sonst zärtlicher Vater und gutmüthiger Mann wie Dr. Burney so absolutistisch blind bei einer Sache, die für seine Tochter entscheidend werden konnte. Er wußte wissen, daß, wenn das Buch mißlungen war und dennoch veröffentlicht wurde, dies für immer Franziska's literarischem Ruf schaden konnte, und das andererseits, wenn sein Inhalt nicht verkäuflich sei, 20 Pf. St. eine unverhältnißmäßig geringe Summe für einen dreibändigen Roman war. Jedenfalls war beschlossen, und Franziska begann ihre schriftstellerische Laufbahn mit dem Verkauf von manuscript 1200 Pf. St. dem Verfasse. Endlich erschien „Evelina" im Druck, was Franziska aus der Zeitung erfuhr. Sie hatte ihr Werk so sorgfältig selbst vor ihren vertrautesten Freunden verborgen, daß der Gedanke: ein jeder konnte sich nun für ein paar Schillinge einen Einblick in das so geheim gehaltene Pergament ihrer Seele verschaffen, sie in die größte Aufregung versetzte. Auch die Zeitungen waren für das Erscheinen von Romanen nicht vortheilhaft; die Vorurtheile dagegen waren groß, wenn auch nicht ungerecht, denn ihre Tendenzen waren meist albern und lächerlich. Dennoch ließen sich endlich die ersten Lobeserhebungen hören. Mehrere gelesene Journale kündeten günstige Kritiken an. Das Buch ging an, in Privatkreise zu dringen. Schriftsteller und Gelehrte lasen es mit Spannung und endlich ertönte sein Lob von allen Seiten. Ueberall rühmte man die feine Charakterzeichnung der Personen, welche „Evelina", die junge Waise, die ihre Mutter im zartesten Alter verloren hatte, umgaben. Gute und böse, eitle und bescheidene, ernste und lächerliche, unverschämte und häßliche Personen umschwärmen vielleicht in bunterm Gewirr, aber mit bewunderungswürdiger Schärfe hat sie dieselben geschildert, mit großer Klarheit entwickelt sie die verschiedenen Situationen und weiß das Interesse ihrer Leser bis zuletzt nicht nur rege zu erhalten, sondern in hohem Grade zu steigern. Franziska, bisher wenig durch Lobsprüche verwöhnt, wurde jetzt der Mittelpunkt großer Huldigungen, und überall, wo sie erschien, mit Auszeichnung empfangen. Gelehrte und andere berühmte Männer, welche nur einmal in ihrem Leben und jetzt hörten ihr Herzenswunsch gewesen war, näherten sich jetzt ihr, um ihr Worte des Lobes und der Bewunderung zu sagen. Wäre es ein Wunder gewesen, wenn ein junges, bisher wenig beachtetes Mädchen schwindlig geworden wäre auf der Höhe des Ruhms, auf die sie sich plötzlich versetzt sah. Doch davon findet sich bei Franziska Burney keine Spur. Die höchste Bescheidenheit atmet ihr zum zweiten mal begonnenes vertrauliches Tagebuch, was später veröffentlicht wurde; aus ihrer Familie und Verwandtschaft wegen heute sie die allgemeine Anerkennung, die sie fand. Nicht so viel Aufmunterung konnte es nicht hindern, daß sie abermals zur Feder griff, und zwar darum, um der die Pflicht zu schreiben, wenn sie von allen Seiten aufgefordert wurde. „Die Verlobung" waren das Produkt der nächsten Monate, welche sie zunächst ihrem alten Freunde Crisp zur Durcharbeitung übergab. Dieser schrieb ihr im Verein mit ihrem Vater, daß das Stück viel wahres menschlichen Witzes, aber jeder Handlung entbehre und daher ungeeignet für das Theater sei, und erinnerte es stark an Molière's „Femmes savantes", welche Franziska indessen nie gelesen. Sie bewies bei diesem unerwarteten, wenn auch schmerzhaften Tadel abermals gesunde Sinne, danke für so viel Aufrichtigkeit und Freundlichkeit und verbrannte, da

Vierte Scene.

Frau Thompſon, Eliza, Phillips, Cäſar, Jeffry, die Vorigen.

Frau Thompſon (ſchon hinter der Scene).

Briſtol hat meinen ganzen Beifall, obgleich mir unſer Londoner Ton, unſere feinen Manieren, die Equipagen —

Thompſon.

Meine Familie!

Frau Thompſon (eintretend).

Alterchen, Du zürnſt doch nicht? Wir ſind Dir nachgereiſt (umarmt Thompſon).

Eliza, Cäſar, Jeffry (gleichfalls).

Vater! Vater!

Frau Thompſon.

Der wunderliche Phillips ließ uns keine Ruh. Er hätte Briefe von Sir David Fielding (zu Fielding). Ei ſeht, Miſter, ſo wohl auf?

Eliza

(erblickt Harry und ſtößt einen freudigen Schrei aus).

Harry!

Harry (umarmt die Seinigen).

ist doch tausendmal weniger schwierig ist, von ihrem Vater und Onkel Geld auszuleihen zu wollen" als von dem ganzen Parterre eines Theaters. Als Werner wandte sich nun wieder dem Roman zu und vier Jahre nach „Gräfin" [illegible] reichten „Wallia" [illegible] hin Seite nach Seite gelesen, in der sie alle andere Schriftsteller empfohlen, nämlich die hohe Schätzung und Verehrung der Schönheit ihres Romans. „Eine wahre und treffliche Heldin" nannten Schiller und Goethe die „Wallia", in der bekannten Absicht die Gedichte der Charlotte gründlich waren. Anna Louise, wie vermutlich die übrigen Gäste aller Länge lesen, indem sie tägliche Lebhaftigkeit, Verlegenheit, Geschäft, unerträgliche Schwatzhaftigkeit und unerschütterliche Lustigkeit als ebenso mehrere Charaktere wie Ängstlichkeit, Geiz, Abenteuerlust, unbeirrbare Schweigsamkeit und Hypochondrie. Wie weit sie die vier Jahre zwischen dem Erscheinen ihres ersten und zweiten Buches benutzt hatte, darüber der Erfolg der „Wallia", auf deren Herausgabe man nicht wenigstens gespannt war als [illegible] auf einen Roman Sir Walter Scotts und welche bereits unter der glänzenden Erscheinung Madame Staëls gestellt und für den besten Roman ihrer Zeit erklärt wurde.

Vieles erklären Aranjuez Pläne, wenn man sich [illegible] begann sich Fanny Werner an den Hof zu drängen, welche einen Zeitvertreib [illegible] über alten Herrn und Königin wachen [illegible] sie in all ihren literarischen Neigungen mit Rat und Hilfe zur Seite standen hatten. Hatten [illegible] Klar war folgt [illegible] wenige Wochen in Aranjuez [illegible] es unbegreiflich erscheint, daß [illegible] bekannte, mit klarem Verstand begabte Frau [illegible] die eingehen konnte. Am Hofe zu Madrid [illegible] namentlich lebte in unmittelbarer Nähe der königlichen Familie Miß Tylney, eine alte [illegible] reiche Dame, welche „Wallia" mit besonderem Entzücken gelesen hatte. Ein wunderbar [illegible] exzentrische Persönlichkeit konnte es [illegible] erfolgreiche Schriftstellerin kennen zu lernen, welche es [illegible] Briefwechsel [illegible] einen Besuch machte auf [illegible] von Maria Theresia und der Königin geliebt wurde, denen sie so wohl gefiel, daß die Königin sie mit einem Jahresgehalt von 300 Pf. St. bei ihrer „Garderobe" anstellte. Für Abhängigkeit der vorgefaßtesten Stellung reichende Miß Werner [illegible] anfangs, aber die Reize, ihre Schwächen und Absonderlichkeiten, gehörten zum [illegible] Persönlichkeit, befähigte in der Nähe eines gebrechlichen Hauptes [illegible] in Leben, machten ihren ganzen Umfang auf sie geltend, bevor sie endlich nachgab. Für die [illegible] exzentrische englische Schriftstellerin des 18. Jahrhunderts, die eine [illegible] ihres Landes aber [illegible] bauert, wurde alle Kammerfrau, [illegible] Lese-Vorleserin, Gesellschafterin und Plaudermaschine, die von den Launen der Königin und manchen unangenehmen Verstimmungen über sich ergehen lassen mußte. Ein trauriges Bild der fünf Jahre ihres Hofdienstes gibt uns Miß Werners Tagebuch. Täglich wurde sie für die Königin angekleidet und frisiert, was in jener Zeit der gekünsteltsten Haare und [illegible] Kleider keine unbedeutende Arbeit war, auf die Klagen ihres Mundes [illegible], Kopfschmerzen, [illegible] deren Stuhl stehen und in die Nacht [illegible] Gesellschaften einer nicht gewöhnten Lebhaftigkeit [illegible] Literatur und Kunst schwatzen mußte [illegible] Sprache und ihrem Leben verfolgen. Die [illegible] Königin sah sie seine Zeit zum Schreiben, nur von ihrem Arzte oder von [illegible] Besuchen, welche sie [illegible] sie nicht, denn in der Stimmung der Königin [illegible] Verlassen [illegible] Madrid, die Luft nach England [illegible] wurde sie Zeuge [illegible] Miß Werner zu verlassen [illegible] wurde von ihr die Ursache [illegible] [illegible] Leben kam, [illegible] sie unendlich [illegible] von der empfangenen Hilfe einer Mitgenossin, Madame Schwellenberg, in einigen Briefe, welche verlangte, daß sie ihren [illegible] ihrem Katholizismus weihe, und sie mit Schmeicheln und Drohungen [illegible] zu bestimmen wußte. Endlich konnte Anna [illegible] [illegible] Leben nicht länger ertragen und reichte ihre Entlassung ein, welche aber nicht angenommen wurde. „Ich weiß es [illegible], daß ich es kaum noch sieben Jahre [illegible]", schreibt sie in ihrem Tagebuch, „und dennoch möchte mich die Königin nicht aus [illegible] lassen, sondern betrachtet mich als ihr Eigentum. Selbst [illegible] und ein Jahr Urlaub [illegible] war [illegible] Ehe auf das [illegible] Verlangen der Prinzessin, welcher seine Freiheit [illegible] Gefühl [illegible], entließ sie die Königin erkennt und mit der jährlichen Pension von 300 Pf. St. [illegible] Eine längere Reise [illegible] Aranjuez [illegible] Schwierigkeit machen [illegible], bevor sie im folgenden Monate [illegible] nach London [illegible] mit dem [illegible] einen längeren Besuch ihrer Schwe-

ter nach Surrey ging. Dies geschah in den Jahren der Französischen Revolution, in denen ein Theil der Bourbon'schen Anhänger und Emigranten nach England gekommen war und sich in Surrey niedergelassen hatte. Fanny's Vater lernte dort den Herzog von Montmorency, Frau von Staël, den Minister Narbonne und Lafayette's Adjutanten, Mr. d'Arblay, kennen, unter denen sie besonders des letztern ritterlich offenes Wesen und seine Liebe zur Literatur anzog. Mr. d'Arblay begann nun, ihr französische Stunden zu geben, welche zum Erstaunen ihrer Freunde mit einer Heirath endigten. Mr. d'Arblay hatte sein Vermögen in der Revolution verloren und seine Gattin helfen wieder als die frei. M. St. Pensen der Königin, indem sie sich zum ersten mal in die Nothwendigkeit versetzt sah, des Geldverdienstes wegen zu schreiben. Nachmals versuchte sie sich in einem Stück für das Theater, doch sie war darin nicht glücklicher als das erste mal. „Edwy und Elgiva" hat das Drama und wurde nur einmal gegeben, um alsdann für immer in Vergessenheit über zugehen. Dann erschien „Camilla", eine Erzählung, welche sie schon zur Zeit ihres Aufenthalts bei der Königin begonnen. Ihre erreichte zwar nicht ganz die ungeheurer Beliebtheit der „Evelina" und „Cecilia", brachte ihr aber neuen Ruhm und die Summe von 3000 Guineen ein. Im Jahre 1801 ging Mr. d'Arblay mit seiner Gattin und ihrem einzigen Kinde nach Frankreich, wo sie zehn Jahre lang blieben und dann nach England zurückkehrten, um ihrem Sohn Theologie studiren zu lassen. Die Restauration der Bourbonen verbesserte die äußere Lage der d'Arblay, doch nur auf kurze Zeit. Ihre Ehe, welche trotz der ungünstigen Auspicien von Vermögenslosigkeit, Nationalität und Religionsverschiedenheit unendlich glücklich gewesen war, wurde 1818 durch Mr. d'Arblay's Tod getrennt, welcher Madame d'Arblay in eine Verzweiflung stürzte, von der sie selbst sagt, sie begreife nicht, wie sie sie habe überleben können. Auch der Kummer, ihren einzigen Sohn, den Reverend d'Arblay, zu überleben, wurde ihr nicht erspart, er starb 1837, während sie ihm drei Jahre nachher im achtundachtzigsten Jahre ihres Lebens in die Ewigkeit nachfolgte.

Die ersten Werke der Madame d'Arblay sind die vorzüglichsten und übertreffen ihre letzten Arbeiten um vieles. Es erscheint unbegreiflich, daß sie den immer noch trefflichen Inhalt derselben in einem Stil gekleidet, der kaum lesbar und verständlich, indem beinahe die einfachsten Thatsachen in einem wahren Brillantfeuer von überschwenglichen Redensarten und ellenweiter Blumensprache erscheinen; das ist unbegreiflich, und nicht einmal mit dem erbaulichen Aufenthalt in Frankreich zu entschuldigen. Macaulay spricht von drei ganz verschiedenen Stilarten, deren sie sich während ihres langen Lebens bedient habe, und führt schlagende Beispiele in Anzügen aus ihren Schriften dafür an. Der Stil in der „Evelina" ist einfach, die Sätze sind so kurz, aber frei und natürlich. „Cecilia" ist vortrefflich geschrieben. Die Redeweise hat Kraft, Lebhaft und phantasiereich. Sie scheint darin der vorzüglichen Schreibart Johnson's gefolgt zu sein und unter seiner Leitung das Manuscript durchgrieben und verbessert zu haben. „Camilla" hingegen ist an manchen Stellen unklar durch zu lange Sätze und eine Anhäufung zusammengesetzter Wörter. Unerträglich aber ist der Stil in ihrem zuletzt erschienenen Buche: „Denkwürdigkeiten des Dr. Burney". Der Inhalt ist interessant und vielseitig, aber die gröbsten rhetorischen Fehler und ein unmotivirtes Haschen nach Effect verunzieren fast jede Seite. Dennoch gebührt Madame d'Arblay der Ruhm, diejenige gewesen zu sein, welche durch ihre vortrefflichen Schriften den Frauen in England die Bahn für literarische Thätigkeit gebrochen, in der sie, wenn auch seltene übertreffen, doch wenige Nachahmerinnen gefunden hat. M. S.

Die südrussischen Steppen.

Von Wilhelm Gerstäcker.

III.

Obwol die sich ausbreitende Kultur die Wölfe aus der Steppe mehr und mehr verdrängt und ihnen die kahle Steppe nicht so zusagt wie das Gestrüpp der Wälder, so gibt es hier doch immer noch genug, und alljährlich fallen Hunderte von Schafen trotz aller Vorsicht und Wachsamkeit der Hirten den blutdürstigen Bestien zum Opfer. Länger und minder hoch als der Wolf behaart der Steppenwolf merkwürdigerweise gleich dem Fuchse in Farbenvarietäten, meist von ihm selber ausgegrabenen Erdhöhlen, nicht nur an den schroffen Wänden der Regenschluchten und Meeresufer, sondern auch nicht selten mitten in der kahlen Steppe. Die Steppenjäger jagen ihn, wie man in England den Fuchs jagt. Auf Pferden der kurzen und schnellen Steppenrasse, ohne Waffen und Hunde, nur mit Peitsche und Schlinge versehen, reiten sie aus. Ist das Lager des Wolfs

aufgerissen, dann beginnt die Hetze. In kurzem Galopp dahinlaufend, den Kopf tief niederhängend, den Schweif eingeklemmt, sich nach allen Seiten wendend, aber überall von seinen Verfolgern bedroht, wird das Thier so lange gehetzt, bis es ermattet still steht. Der Junge hängt ihm inzwischen aus dem geöffneten Rachen, aus der weißgelben Zotteln, durch welche aber und aber der Schweiß bricht, stehen ihm vom Körper ab. Einer der Jäger springt wie ein Blitz vom Pferde herab und naht sich furchtlos der gänzlich erschöpften Bestie; seine Rechte mit einem schützenden Fellumschlungen, packt er sie kräftig am Genick und preßt ihr den Kopf an den Boden, während ein anderer seiner Gefährten mit Stricken bei der Hand ist, womit er sowol die Schnauze wie die Vorder- und Hinterbeine des Thieres umschlingt, und bald liegt es gefangen und gebändigt zu den Füßen der Jäger. Viele halten es für unmännlich, den Wolf lebend zu fesseln; man nimmt den Gefangenen zu sich aufs Pferd und läßt ihn daheim von den Hunden zerreißen. Diese Wolfshetze wird indessen nur im Sommer vorgenommen, wo der Wolf, da er in der weiten Steppe Nahrung zur Genüge findet, feig ist und sich auch allein hält. Im Winter dagegen, vom Hunger getrieben, ist er weit gefährlicher und blutdürstiger und legt sich verzweifelt zur Wehr. Dann kommen die Wölfe in großer Anzahl aus ihrem wahren Vaterlande, aus den bewaldeten und bewaldeten Ufern der nördlichen Grenzländer der Steppe, herab und streifen in ganzen Rudeln umher, besonders in den Flußthälern der Flüsse. Bei hartem, anhaltendem Frost wagen sie sich sogar bis an die Dörfer und Ansiedelungen, umschleichen sie allnächtlich mit grausigem, wüstem Geheul und holen sich nicht selten trotz des Gebells der wachsamen Hunde, vor denen sie sich wenig fürchten, ein Kalb, ein Schaf oder ein Huhn; ja es ist vorgekommen, daß sie Kinder aus den Wiegen geholt haben. Darum ist auch die Wolfsjagd im Winter gewöhnlich anderer Art. Der Jäger fährt, mehrere Büchsen neben sich, auf einem mit tüchtigen und schnellen Pferden bespannten Schlitten, in welchem er sich rückwärts gelegt hat. An dem hintern Ende des Schlittens ist ein Stück Aas als Lockspeise für die Wölfe angebunden, und wenn ein Rudel, von Hunger und Gier gestachelt, sich heranwagt, so kann der Jäger, wenn er ein guter Schütze ist, dasselbe nach und nach ganz vertilgen; denn die Wölfe lassen sich durch den Tod eines ihrer Kameraden nicht abhalten und folgen, selbst so seinem Leichnam witternd, in blinder Gier wieder dem Schlitten nach. Nur muß sich der Jäger hüten, daß er nicht ein Weibchen tödte, um welche sich gewöhnlich ein Rudel versammelt hat, in welchem Falle er, wenn er nicht schleunigst die Flucht ergreift, der blinden Wuth der Bestien unrettbar zum Opfer fällt. Die Tataren jagen den Wolf mit eigens dazu abgerichteten Adlern.

Wenden wir uns nun zu andern Erscheinungen auf der Bühne der Steppenplateaus, zu den weitumherschweifenden Hirten und ihren Heerden. Sieht da, ein Trupp halbwilder Steppenpferde mit wilden Augen, langgewellten, oft bis zu den Knien reichenden Mähnen braust mit lautem Wiehern und donnerndem Hufschlag daher, der Fremde zu, voran der führende Hengst mit erhobenem Kopfe und aufgeblasenen Nüstern, dessen ihnen beim wilde, funkelhaarige, unbekleidete Tataren oder Zigeuner mit der geschickten Verschlingung, um damit, gleich dem Bauche oder Gewandes, mit unfehlbarer Sicherheit eins der Pferde aus der Mitte des Trupps sich herauszulangen. Wahrlich, beim Anblick dieser Kühnen Mustangpferde wähnt man sich in die südamerikanischen Pampas versetzt. Außer den Arbeitspferden halten sich nämlich die meisten grossen Steppenbesitzer noch Zuchtheerden, Tabuns genannt, welche unter Leitung des Hirten (Tabunschik) auf ihrem Gebiete nomadisiren. Eine solche Heerde, je nach der Größe des Guts (es kommt Stück enthaltend, besteht in der Regel aus einigen alten Hengsten (10—12 bei 1000 Stück), einer bedeutenden Anzahl Mutterstuten und dem jungen Nachwuchs vom vierten bis zum sechsten Jahre. Aus dem letztern rekrutirt man die dem Gute nöthigen Arbeitspferde und die übrigen in der Steppe erwachsenen muthigen Pferde werden entweder auf den Märkten oder sonst an Pferdeliebhaber und herumreisende Pferdehändler verkauft. Der Tabunschik, welcher seine Zöglinge vor dem Verlaufen von dem Gutsgebiete zu wahren, sie vor Räder, Arst und Gefahren abzuhalten und der Pferdediebe und Wölfe zu hüten hat, ist eine von der übrigen Menschheit abweichende Erscheinung, wie man sie außer in den Pampas von Südamerika nirgends anderswo in der Welt findet. Um seine flüchtigen und unruhigen Schutzbefohlenen gehörig in Ordnung zu halten und zu bewachen, muß er beständig beritten sein: er wacht, schläft, ißt und trinkt auf seinem Pferde. In der Nacht, wo die Pferde mehr noch als am

Tage auf der Weide umherschwärmen und die Gefahren von Wölfen, Tieben und Gewittern weit größer sind und mehr Wachsamkeit und Aufmerksamkeit erfordern, muß er vorzugsweise bei der Hand sein. Daher ist er allem Wind und Wetter ausgesetzt: bei Tage der Feuerglut der Sonne und des Nachts dem kalten Thaudunst des Grases, den fürchterlichsten Regengüssen und Stürmen, da er sein Obdach hat und wie ein Centaur von seinem Pferde unzertrennlich ist. Das Ringen mit der wilden Kraft der Hengste, seine beständigen Kämpfe mit dem Wolfe, mit Sturm und Wetter haben seine Natur gehärtet und gestählt. Wie trotzig sitzt er im Sattel in hanfigem Leinwandhemd und Lederbeinkleid, darüber der grauwollene Mantel mit der weiten Kapuze, die beim Umwenden über Auge, Kopf und Gesicht gezogen werden kann und bei gutem Wetter in der Regel als Tasche benutzt wird, die hohe Gestalt noch durch die hohe Mütze aus Lämmerfell vergrößert und mit funkelblickendem Auge die Heerde überschauend. Am Sattel hängt der lange Lanzenstock und der über Arm lange Keule mit dem Birnknopf, die Flinte gegen den Wolf, am Leibgurt das Messerlein, der Tabaksbeutel, sein Arzneikästchen, der Brotsack und allerhand Schmandtaschen. Das Pferd ist seine Waffen-, Schlaf- und Vorrathskammer und alles nimmt er in lautem Galop mit sich fort.

Ja und dort weiden in großen Trupps von mehreren hundert Stück natürliche Rinderheerden, „Tschereda“ genannt, die den ganzen Sommer ebenfalls beständig auf der Steppe bleiben. Es sind prächtige Thiere und von der den südrussischen Steppen eigenthümlichen Rasse, groß, hochbeinig und hellgrau, mit großen verwärts gekrümmten Hörnern. Mit klugen Augen blicken sie umher und wenn sie Gefahr wittern, fangen sie muthig an zu schnauben, kratzen die Hörner und scharren mit den Hufen; aber plötzlich doch von Angst ergriffen, fliegen sie leicht und schlank wie die Hirsche über das Wachsfeld dahin, die Schweife hoch in der Luft und brüllend den Boden stampfend. Es ist ein imposanter Anblick, eine solche Rinderheerde in vollem Trabe, wie gewöhnlich geschieht, zur Tränke eilen zu sehen, zu einem Brunnen oder einem künstlichen durch Aufdämmung gebildeten Teiche, in welchem das Wintergewässer sich sammelt. Das Vieh hat oft große Entfernungen bis dahin zurückzulegen, da die Tränken oft 5—7 Werst weit sind. Sobald die Thiere den Wassergeruch wittern, eilen sie stürmender vorwärts; sie haben in der Regel 8—12 lange Reihen formirt, ein Tschie geht hinter dem andern her, in die Spuren seines Vordermanns tretend. Auf diese Weise bilden sich eine Menge parallel nebeneinander laufender schnurgerader Aufstriche in der Steppe, über deren Bedeutung sich der Fremdling anfangs vergebens fragt. Die Rinderheerden machen einen Hauptreichthum der heutigen Gutsbesitzer aus. An Milch sind sie freilich nicht ergiebig und ihr Fleisch wird in dem fruchtbaren Lande nur als Brennmaterial benutzt; allein ihr Fett, ihr Fleisch und ihre Haut gewähren den Besitzern einen erklecklichen Vortheil. Ein großer Theil der mit Steppengras und Heu gemästeten Tschien geht in langen Zügen nach Galizien, Prag und Wien oder nach Petersburg und Moskau, ein anderer wird im Lande selbst geschlachtet und aus ihrem Fett in mehreren bedeutenden Talgbrennereien, Salganen genannt, vergleichen sich hin und wieder auch auf großen Steppengütern befinden, Talg bereitet. Denn die russische Steppe ist die große Talgkammer Europas und eine unabsehbare Masse dieses Artikels wird alljährlich von Rußland ausgeführt.

Weit öfter noch als den Pferde- und Rinderheerden begegnet der Blick des Reisenden denen der stillen unbeachteten Wollenträger, deren prächtige Wolle das westrussische Produkt der Steppe ist und die sich von Jahr zu Jahr in erstaunlicher Masse vermehren. Einige Gelonien besitzen 40—[illegible] Stück Schafe. Am allgemeinsten ist die russische Rasse, groß und langhaarig, mit einem dicken, birnenförmig angeschwollenen Fettschwanze, in welchem das Thier gewöhnlich 5—10 Pfund Fett trägt. Einzelne Heerden sind übrigens mehr oder weniger durch eingeführte Merinos veredelt.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Der Mensch und die Welt.

I.

Leben heißt zur Erkenntniß gelangen. Erkennen ist es der Anfang des Lebens. Aber die Erkenntniß des Menschen ist durch seinen Organismus bedingt. Das Leben ist Frage und Antwort, Ursache und Wirkung. Das geht durch die ganze Menschheit, durch Himmel und Erde. Kein Ungefähr ist es, daß den einen diesen, den andern jenen Weg wandeln läßt. Nur Ein Gesetz geht durch die ganze Natur und darum ist alles untertheilen. Das Leben

ist die ewige Revolution eines ehernen Rhythmus. Das Sonnenfeuer keimt aus tiefen Tälern des Planeten und der Mensch wird geboren, entwickelt sich, denkt und stirbt. Es ist alles Aufeinanderfolge, eine ununterbrochene Kette von Erfahrungen. Schmerzen erfüllen die Welt und das Leben als die Wirkung des Willens, während Kant die absolute Idee als den Gegenstand aller Sinne und Wirkung bleibt.

Die Welt ist in ihrem Wechsel begriffen, ein Stillstand ist nun und nimmer möglich, weder im Einzelleben noch im Verkehr im Staate, aber kennt der Mensch bis auf die gegenwärtige Stufe seiner Entwicklung erlangen konnte, was es eben nötig hat, sein Gedächtnis einen Zeitraum — je nach den verschiedenen Angaben der Geologie — von mindestens sieben Jahren durchwandern musste. Wie und Zeit blieben sich unter allen Umständen gleich. Sie waren nie besser und nie schlechter als heute, denn eben die Mängel und Fähigkeiten des Menschen, das Leben der Menschheit machen Welt und Zeit aus. Nur das Schicksal — das vielleicht auch zu allen Zeiten seine Sendung hat und schafft hat — spricht von einer guten alten Zeit, nur der beschränkte Kopf, dem Betrachtungen fremd sind, bedauert, daß die Zeiten von ehemals vergangen sind, wie in einem Kaleidoskop bei der Drehung die Glasstückchen immerfort wechselnd sich zueinanderreihen, ohne daß sie selbst im mindesten sich verändern, oder wandelt sich die Zeit. Die Geschichte der Völker, d. h. die Menschheit ist in ihrem Werdegange der Gegenstand ihrer Entwicklung begriffen. Sie ist lange von Vorstellung zu Vorstellung, von Anschauung zu Anschauung, vom Begriff zu Prinzip, Leben heißt begreifen. Das Leben ist sich selbst Inhalt.

Darum war diese Gedanken verständlich, denn zugleich die Gegenwünsche an, auf der die Wissenschaft der „Idee" Der Mensch und die Welt — Hamburg, Meissner, 1858] seine Ideen entwickelte und in sein großartiges Werk verfaßte, von dem uns bisher zwei Bände vorliegen. Es ist die Geschichte der organischen Entwicklung des Menschengeschlechts aller Völker und aller Zeiten in Stromlogischer Folge. Die Entfaltung und Bildung der Gesamtorganen und Kräfte der Gegenwart wird durch die verschiedenen Jahrhunderte und Völker hindurch bis zu ihren Urquellen verfolgt und die Übereinstimmungen in die Geschichte und das Leben der Völker gemacht. Die Vorstufen beginnt mit der Anatomie des Menschen, und indem er die Mängel und Fähigkeiten der Nerven — das Menschenwesen — auch weiß und schildert, sehen wir, wie die Vorstellungen und Begriffe entstehen und diese sich mehr und mehr erweitern, je mehr der Mensch zur Reflexion gelangt. Wir lernen die vielfache Unzulänglichkeit unserer Sinne kennen und sehen den mühevollen Weg unserer Erkenntnis noch durch das Hinzukommen ungenügender klimatischer Verhältnisse verschlimmert, den die Menschheit in ihrem Kampfe zu durchmessen hat.

Sie ist auf dem tiefsten Standpunkt der Bildung angelangt.

Wir dekouvrire kommen vor dem tiefe kindliche Verwunderung, unerklärlich von dem, was der Mensch durch Verstehen und Erfassen von außen erfuhr. Newton lag schlafend traumend unter einem Baume und sah einen Apfel fallen, das Gesetz der Schwere war erfunden, ein in Ort; geheimster Buchhalter fällt in den Staub und weiß beten, warum wir heute den Namen Gutenberg feiern. Je nachdem die Vorstellungen sind auf den Menschen machen, es ist nur der Wirkung einer und der Ursache eines tiefen Begriffs nachzuspüren, gestaltet sich eine innerliche so mehr eine äußere — selbständigen Vorstellungen und Begriffen, die es als Phänomenen in sich trägt. Die Geschichte der menschlichen Erkenntnis wäre demnach aufzufassen als eine im Laufe von Jahrhunderten in Tausenden von Millionen Menschen entstandenen Vorstellungen und Begriffen, einzelne gebildet, wie sie Bildungsstufe der Gesellschaften Einzelnen es ermöglicht, verstehl, gewirkt und umgestaltet in den Kulturländern bis in den Anfang und die Tiefe erreichen, in welchen wir den gegenwärtigen Bildungsstand der Menschheit erkennen. Die Schaffung, Verrechnung und Umgestaltung der innerhalb der Grenzen der Menschenwesen vor sich gegangen, haben in seinen Mängeln und Fähigkeiten ihre Begründung, je nach den örtlichen und Zeitverhältnissen, welche die einzelnen haben, die Zeit mehr ungleich als gestaltet, je nach den einzelnen Umständen sind die einzelnen Stämme in verschiedenen Weisen und Geschwindigkeiten verschritten, größere Kreise und Zwischenräume bis zum gänzlichen Unterschied. Es wird sich zeigen, daß der Mensch keine Fähigkeiten, als er haben, daß er heute ist, als er gestern war, als er morgen.

Alles im Leben erweist seinen Zusammenhang und Verband. Irgend aus Recht, Gesetz und Recht, Wahrheit und Irrthum, eine Lüge neben der anderen und immer bergen. Das geht durch alle Zeiten und Völker. Unbewußt, halbgewußt, aus dem Aberglauben, bewußt die, welche ihn verlangen. Der Mensch ist nur Schein. Selbst wo das, was höher als gut, schön und recht gilt, in einem und einzigen Individuum zu seinem Ideal, ist es eben nur Schein, Bild der Wirklichkeit des Daseins, ein Bild aus der Tiefe heraus, und in dem Wechsel der Phasen, durch die sich der Mensch entwickelt. Der Stand der Vorstellung, jeder Begriff des einzelnen sowohl wie der ganzen Menschheit, ist seine Geschichte. Tausende sind die Mühen unermüdlich die Schwierigkeiten, und traben die gegen wenige Nationen als Kraft hervorging. Allein wie der gleichzeitig lebende Menschheit die ganze Fülle ihrer Entwicklung enthält, so lassen sich die Hauptstufen der Entwicklungsstufen auch überall in der Gegenwart erkennen.

Von seinen Sinnen geleitet und verleitet, in seinem Wachsen verirrt und betrogen, durch es das Verlangen getrieben und verbunden, über sich und

nehmend oder abwehrend weiter gewinnend und verlierend im steten Augenblick; und ob auch in der Nacht der Jahrtausende die Einzelnen millionenweise entstehen und vergehen, drängt sich die Menschheit auf ihrem Bildungsgange weiter, immer bergan und blickt hinauf zu lichten Höhen, wo der Vorangeschrittene mit ausgestrecktem Haupt die zurückgelegte Bahn überschauen darf, wie sie aus der grauen Ferne allmählich sich erhebt, eingefaßt von den abgestorbenen Gebilden, die der Mensch im Fortschreiten hinwarf, in stetig wechselnder Verjüngung zur höhern Gestaltung zu streben."

Indem der Verfasser ein Bild gibt von dem ersten Auftreten der Menschheit, sehen wir, wie sie sich in dem hülflosesten Zustande befand. Die ganze übrige Schöpfung erfreute sich Fähigkeiten oder Vortheile, die dem Menschen durchaus abgingen. Die kleinern Thiere konnten sich leicht verbergen vor ihren Feinden oder es schützte sie ihre rasche Vermehrung vor Ausrottung, während die größern durch überlegene Kraft sich auszeichneten. Der Mensch aber besaß nur in seinem Geiste die vollkommenern Werkzeuge zu seiner Entwickelung. Diese sollte erst vor sich gehen, während ihm schon die ganze übrige Natur gerüstet entgegentrat. Zuerst waren es übermächtige Thiere, die ihn bedrohten, und wohin er sich auch über den Erdkreis ausbreitete, fand er Beherrscher des Thierreichs vor, denen er Jahrhunderte oder Jahrtausende hindurch sich unterordnen mußte, bevor er sie überwinden lernte. Er fürchtete sie, und diese Furcht läßt darauf schließen, daß ursprünglich der Mensch keine andern Uebermächte kannte als die ihn bedrohenden Thiere, daß die Furcht vor ihnen die Anfänge seiner Ehrfurcht waren, daß das Streben nach ihrer Bekämpfung, der Erlangung ihres Wohlwollens die Anfänge seines Glaubens, seiner Andetung bildeten."

Wir sehen, wie aus dem Thierdienst der Fetischdienst entsteht, wie die allmählich zunehmende Entfaltung des geistigen Organismus, unterstützt oder beeinträchtigt von den Einflüssen der örtlichen Verhältnisse der Erdoberfläche, in stufenweisem Fortschreiten den Menschen zur Gottesverehrung führt.

„Zu den ursprünglichsten Vorstellungen, die der Mensch gewinnen, gehörten diejenigen von angenehm und unangenehm. Diese Empfindungen waren ihm wie andern Wesen eingepflanzt, allein es bedurfte der Entwickelung seines Gedächtnisses, um festgehaltene Regungen unangenehmer oder angenehmer Art sich zu erinnern, und des Verstandes, um durch Vergleichung der Vorstellungen und Verbindung der zusammengehörigen jene Unterscheidung durchgehend zu begründen."

Den Eindrücken, denen der Mensch ausgesetzt war, sah er auch das Thier preisgegeben, und aus der vergleichenden Beobachtung seiner selbst wie der Thiere eignete er sich die gegenständlichen Begriffe von „förderlich" und „schädlich". Diese Begriffe erweiterten sich, als er anfing, Schutz- und Trutzbündnisse zu schließen; er lernte das dem Einzelnen Angenehme oder Unangenehme der Empfindung der Gesammtheit unterordnen und das dem Gemeinwohl Nützliche, Förderliche vereinte er unter den Begriff „gut", das Schädliche in den Begriff „böse". „Er drang damit auf ein sehr schwieriges Gebiet vor, wo nicht die eigenen, unmittelbar empfangenen Eindrücke den Maßstab der Beurtheilungen bildeten, sondern die Eindrücke und Vorstellungen anderer, das Wesen einer Gesammtheit, deren Willen häufig im geraden Widerspruch zu den Vorstellungen stand, die er aus den Eindrücken seines Eigenwesens gebildet hatte. Der Mensch hat von jeher weit zutreffender beurtheilen können, was ihm selbst angenehm oder nützlich sei, als was auf die Gesammtheit, den Verband, förderlich oder hemmend wirke, gut oder böse sei."

Die stets schwankende und relative Natur dieser Begriffe beweist der Verfasser als mit dem Wesen der Menschheit übereinstimmend, indem er die verschiedenen Verhältnisse rückständiger, vorgeschrittener wie gegenwärtiger Bildung beleuchtet, in welchen die Begriffe „böse" und „gut" in ihren vielfachen Deutungen und Modulationen in die Erscheinung treten. Je höher die Bildung steigt, desto größer wird die Verschiedenheit in der Wahl zwischen dem Angenehmen und dem Unangenehmen.

Wir werden in einem zweiten Artikel diese anregende Gedankenreihe, wie der Verfasser der „Iris" sie darstellt, weiter verfolgen.

Sprüche

Von C. Constant.

Lern' Eine Kunst! Liebt sie sich auch beschwerlich,
Gar hohen Lohn trägt sie dir ein:
„Mach dich den Menschen unentbehrlich,
So wirst du nicht vergessen sein!"

* *

Ueberall Schmerz und überall Glück!
Doch gehört beides
Lichtglanz des Glückes, Wolke des Leides,
Nur dem entrinnenden Augenblick.

* *

Zage dich, schwinge dich!
Soll nichts dir rauben,
Wird durch dein Herzgebiet
Wonnig wie Lenzhauch geht
„Hoffnung und Glauben."

* *

Zag dich nicht, schwing dich nicht!
Müßt du im Leben
Ueber des Scheines Welt,
Der nie sich Glück gesellt,
Hoch dich erheben.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Emmanuel Antoniadis.

Ein politischer Charakterbild aus Griechenland.

I.

Fr. H. — Eines der wichtigsten Hilfsmittel zur Kenntniß des griechischen Volkes vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31 Juli 1834 sowie zur Beurtheilung der damaligen öffentlichen Zustände des Landes ist das Werk des bairischen Staatsrathes von Maurer „Das griechische Volk in öffentlicher kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31 Juli 1834“ (zwei Bände, Heidelberg, Mohr, 1835). Der Verfasser war vom Jahre 1832 an bis zu dem angegebenen Zeitpunkte Mitglied der bairischen Regentschaft in Griechenland gewesen, und er hatte in dieser Stellung Veranlassung genug gehabt, ebenso die öffentlichen Verhältnisse des Landes als die Zustände des Volks genau kennen zu lernen. Er besaß die ruhige, besonnene Klarheit des Geistes und in gleichem Grade war ihm Unbefangenheit des Geistes und Gediegenheit des Charakters eigen, um nicht in den Fehler anderer Beurtheiler des griechischen Volks zu fallen, die sich entweder von gewissen glänzenden Außenseiten blenden und bestechen ließen oder die im Gegentheil auch gar nichts Gutes an den Griechen erkannten und anerkannten. Gleichwohl bemerkt er da, wo er von den Schwierigkeiten der Constituirung eines Königreichs Griechenland und von dem geistigen Zustande des Volks redet, und nachdem er das Jammerbild der äußern und materiellen Beschaffenheit des Landes und Volks geschildert, daß „die innere geistige Zerrüttung leider noch weit traurigere gewesen sei“. „Es existirt wohl“ — setzt er hinzu — „kein Land in Europa, vielleicht keins in der ganzen bisherig bekannten Welt, in welchem so heterogene Elemente durcheinandergähren, in welchem die Art und der Grad der Bildung so verschiedenartig ist wie das heutige Königreich Griechenland. Neben dem gänzlichen Mangel an Bildung steht die größte Verbildung. Neben dem vollkommensten Zustande des Mittelalters findet man die allermodernsten Grundsätze über Freiheit und Gleichheit. Neben dem fleißigen und angesiedelten Ackersmann umherziehende Nomaden, die bald hier, bald dort ihre Zelte aufschlagen, wo sie gerade für ihre Heerde Weide finden. Neben der größten Treulosigkeit die treuesten Seelen, neben den größten Intriguanten die biedersten und geradesten Männer, neben der größten Charakterlosigkeit und Charakterschwäche der heftigste Wille, so sogar die größten Charaktere. Unter allen diesen durcheinandergährenden Elementen wird jedoch der aufmerksame Beobachter alsbald das Einheimische von dem Fremden zu unterscheiden wissen. Und zur Ehre der Griechen sei es gesagt, das Schlechteste ist keineswegs dem heimatlichen Boden entsprossen.“

1863. Pierre Belge. I. 45.

Nicht ohne Grund ist dies hier gleichsam als Einleitung zu dem politischen Charakterbild voran gestellt worden, das wir in Nachstehendem aus der neuesten Geschichte Griechenlands darstellen wollen. Denn nach dem, was dort von Maurer bemerkt, erscheint es um so mehr als eine Pflicht, dem Jammerbild von Charakterlosigkeit und Charakterschwäche, das die Geschichte des Königreich Griechenland nach dem 31 Juli 1834 in den öffentlichen Zuständen des Landes bis in die neueste Zeit aufweist hat, das politische Charakterbild gegenüberzustellen, das der in der Ueberschrift genannte Grieche gewährt. Wir geben es fast ganz nach einer griechischen Quelle und wir geben es ohne das geringste Bedenken, da wir die Quelle selbst für eine treue, unverfälschte, nach dem Mann, von dem die Darstellung herrührt, für ebenso ehrlich und redlich als unbefangen halten. Im wesentlichen ist an der Darstellung, die etwas Naives und Ursprüngliches an sich trägt, nichts geändert worden, und was wir an ihr im einzelnen geändert und hinweggelassen haben, bedarf keiner weiteren Rechtfertigung, wogegen wir das, was wir hinzu setzen, besonders bezeichnet haben. Zugleich gewährt dieses einzelne Charakterbild ein lebendiges Bild der verschiedenartigen Kämpfe Griechenlands um seine Freiheit und Selbständigkeit, indem dabei Gruppen und Scenen aus dem Leben an das Leben treffend, sowie einzelne Handlungen und Aeußerungen dem Geiste des Volks entgegenführt werden.

Es war gegen Ende des October 1859, als eine nicht geringe Anzahl von Griechen in Athen, darunter nicht wenige der ersten Männer des Staats, wie Antonios Metaxas, Tim. Paligaris, Gr. Perrävos, T. Christidis, der General Mamuris u. a. nahe der Akademie des Plato zusammenkamen, in der Absicht, einen französischen Philhellenen theils in seiner eigenen Person, theils als Vertreter der übrigen Philhellenen in Europa, deren Zahl seit dem Jahre 1854 auch in Frankreich bedeutend abgenommen hatte, durch ein Gastmahl zu ehren *). Unter den Anwesenden war auch Emmanuel Antoniadis, der, obgleich leidend, es doch nicht ablehnte, vielmehr eilte, den alten Glanz des eigenen Namens als Tribut dem Gaste darzubringen. Aber über seine Lippen, so sehr er auch sonst ein Freund der Rede war, kam heute selten ein Laut, sein sonst lebhafter Blick irrte träge und langsam im Kreise umher und voll Trauer be-

*) Der abwesenden Griechen hat denen, die mit der neueren Geschichte Griechenlands vertraut sind, ebenfalls nicht unbekannt. Metaxas und Perrävos sind letztem gestorben, die andern dagegen sind in den letzteren Jahren vielfach genannt worden. Der gefeierte französische Philhellenen ehrte ist der bekannte Gelehrte und Archäologe Karl Pouqueville, der bald nach seinem Eintreffen am 21 November 1859 in Athen starb.

T. Graf.

erwiderte er die Güte. „Ich lebe", sagte ich zu ihm, „daß heute deine Gedanken voll unglücklicher Vorbedeutung sind". „Ich bin nicht gekommen", erwiderte er, „um nur gegen fremde Wohlthäter ein erkenntliches Herz zu bezeigen, sondern auch, um noch einmal mit alten Mitkämpfern und Freunden zusammen zu sein. Mir scheint, daß ich nicht mehr lange leben werde". „Und doch", nahm ich bestürzt, aber lächelnd, um den Unmut des Freundes zu zerstreuen, das Wort, „doch könnte es leicht geschehen, daß du mir zuerst den Nekrolog schriebest". Er aber drückte mir mit Freundlichkeit die rechte Hand und sprach: „Meinen Nekrolog hast du zwar schon vor längerer Zeit geschrieben und ich danke dir dafür"; aber ich erinnere dich, daß ich gegen zwanzig Jahre älter bin als du.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Kapitän Speke und die Wanderer am Nil.

III.

Speke fand in Uganda die Nordkunde des Nyanza fest mit dem Aequator zusammenfallend. Er glaubt, daß der See früher eine noch größere Ausdehnung gehabt als jetzt. Indessen muß der See auch jetzt noch in Länge und Breite etwa 150 Seemeilen; doch scheint seine Tiefe nicht groß zu sein. Speke überzeugte sich, daß auch noch andere Seen an der Speisung des Nil theilnehmen. Einer derselben liegt östlich vom Nyanza und steht wahrscheinlich mit ihm in Verbindung; aus ihm kommt der Kagera, der oberhalb Gondokoro in den Nil einmündet.

So gastfreundlich die Reisenden auch aufgenommen waren, hielten sich Speke und Grant doch für Staatsgefangene in Uganda; denn ihre Bewegungen wurden fortwährend überwacht und beschränkt; endlich wurden sie nach dem nächsten Königreich, nach Unyoro gebracht, das von derselben Mohammedanerrasse (abyssinische Rasse) bewohnt ist, jedoch von einem weniger entwickelten Stamme derselben als dem in Uganda lebenden. Nördlich von Unyoro hörte die südafrikanische Sprachenfamilie plötzlich auf und die nördlichen Dialekte traten an ihre Stelle. Bisher waren die Reisenden nie in Verlegenheit wegen eines Dolmetschers gekommen, denn eine einzige Sprache wurde mehr oder weniger von den Bewohnern jedes Königreichs, durch das sie kamen, verstanden, nun aber konnten sie ohne Unyoro-Dolmetscher unter den rohen Stämmen ihre Reise nicht fortsetzen. Dazu wurde es den Reisenden bei dem König Kamrasi immer unheimlicher; nur mit Mühe gelang es Speke, seinen einzigen Chronometer vor dem Barbaren zu retten, der danach verlangte. Indessen konnte er doch den Nil zwei Breitengrade nördlich von dem großen See zu verfolgen, bis zum zweiten Grad nördl. Br.; dort macht der Fluß einen großen Bogen nach Westen, um den Luta-Nzigeë zu durchströmen. Speke mußte eine Strecke von 70 Meilen längs der Sehne dieses Bogens reisen. Er kam bei Te Bonsé, einer Station der Elfenbeinhändler, unter dem dritten Grad nördl. Br., wenige Tagereisen südlich von Gondokoro, wieder an den Fluß, dessen Niveau hier 1000 Fuß niedriger ist als oberhalb des Bogens, sodaß in der dazwischenliegenden Strecke starkgeneigte Stromschnellen sich finden müssen. Die Elfenbeinhändler, Mohammedaner, waren die einzigen Bewohner der Station; sie begrüßten Speke freundlich. Nach einigen Tagen brachen sie ihr Lager ab und gingen nach Gondokoro, wohin Speke und Grant sie begleiteten. Dort trafen sie am 15. Februar 1863 mit dem nach ihnen ausgesandten Baker zusammen.

Unter den drei Königreichen, die Speke besucht, Karagwe, Uganda und Unyoro, steht das erstere obenan; den König Rumanika schildert er als einen Mann voll Geist, Energie und Charakter. Mtesa, der Herrscher von Uganda, ist ein liebenswürdiger Jüngling, der inmitten seiner Weiber lebt und ein leidenschaftlicher Jäger ist; ein Gesetz des Landes fordert die Hinrichtung eines Menschen an jedem Tage zum Wohle des Staats. Das nördlichste Königreich Unyoro hat einen mürrischen, mißtrauischen und rohen Häuptling, Kamrasi, der sich mit Zaubereien und mit dem Mästen seiner Weiber und Kinder beschäftigt, bis sie so dick geworden, daß sie nicht mehr stehen können.

Ein ganzes Jahr haben Speke und Grant in diesen drei Königreichen zugebracht, von denen noch keines je zuvor von einem Europäer berührt wurde; Karagwe und Uganda sind weit von arabischen Händlern besucht worden, bis Unyoro war dagegen wie ein Wanderer vorgedrungen. Die Reisenden würden wahrscheinlich auch von den Häuptlingen dort festgehalten worden sein, wenn sie ihnen nicht zahlreiche Geschenke überreicht und dadurch in ihnen den Wunsch erweckt hätten, auch ferner Handel mit den Weißen zu treiben, den zu vermitteln sich Speke und Grant erboten hatten.

Als Speke im Innern des Landes aufgehalten wurde, schrieb er in seinen Mußestunden die Geschichte des Mohammedanismus von der abyssinischen Rasse nieder, der den Nil überschritt und das große Reich Kitara gründete, das südlich vom Victoria-Nyanza begrenzt wird.

Der Nyanzasee war, als ihn Speke 1858 erreichte, rechts durch das Land der kriegerischen Wasui-

*) Er deutete damit auf das hin, was ich im Jahre 1848 in einem politischen Blatte über die politischen Parteien in Griechenland und dabei über die von Metaxakis eingeführte „Hetairi" gesagt hatte. „Die ‚Hetairi'", sagte ich dort, „rühmt sich mit Recht ihres Alters; ihr Ursprung reicht bis zu den Ereignissen des Jahres 1821 zurück, an denen sie sogar einen thätigen Antheil nahm. Ihr Repräsentant hat sich frühzeitig einige Grundsätze für seine politische Haltung angeeignet und nichts hat ihn bisher diesen Grundsätzen untreu werden lassen. Wenig wohlwollend gegen andere Parteien, ist er entschieden gegen jedes Compromiß, gegen jede Verbindung mit ihnen. Wenn man die von ihm verfaßten Artikel liest, konnte man glauben, daß er das Martyrium auf sich genommen haben würde, wenn er mit seinem Blute die Constitution hätte retten können."

Anm. d. Red.

reiſe begrenzt, die seinen Freunden passiren ließen, links von dem Königreich Uganda. Speke's fernster Punkt lag damals (1861) Sermenien südlich vom Gondokoro, dem damals höchsten bekannten Punkt am Weißen Nil. Baker, die er traf, überzeugten ihn, daß der Ausfluß des Lord weit im Norden gelegen sei und daß er den Hauptzufluß des Weißen Nil bilden müsse, wie der Erfolg seiner letzten Reise es denn auch bestätigt hat.

Die Entdeckung des Reservoirs, aus dem der Nil kommt, wird die Wissenschaft in den Stand setzen, mit größerer Genauigkeit als bisher die regelmäßige Wiederkehr seines Steigens in Aegypten zu untersuchen, die jetzt allgemein nicht mehr dem Schmelzen des Schnees auf den Mondgebirgen, sondern dem äquatorialen Regenfall zugeschrieben wird. Die Vorstellung, daß das Innere Afrikas eine gebirgige Sandwüste sei, aus der die Nilquelle entspränge, ist durch Speke's Entdeckung beseitigt. Das Mondgebirge, das die Aequatorialgegend von Ost nach West durchziehen sollte, ist zu einer im Innern gelegenen Hügelkette herabgesunken, aus welcher einige kleine Quellen ihr Wasser in den Nyanzasee hinabschicken.

Merkwürdig bleibt immer, daß sich schon bei ältern Schriftstellern die Vermuthung findet, die Nilquelle sei in den Seen des innern Afrika zu suchen. So sind auf einer alten Missionarkarte Afrikas, in der Propaganda zu Rom, aus dem 16. Jahrhundert, zwei südlich vom Aequator gelegene Seen als Quellen des Nil verzeichnet. Der General Lechmere, der Reichs-Kriegsminister des frankfurter Parlaments, machte Murchison darauf aufmerksam; die Karte wurde copirt und der Geographischen Gesellschaft zu London eingesandt. Auch Dr. Beke hat theoretisch vorausgesagt, daß die Quellen des Weißen Nil in der Gegend gefunden werden müßten, wo sie gefunden sind. Das größte Hemmniß der Entdeckung war die Unsichtbarkeit des Weißen Nil bei den Katarakten, wenn man Gondokoro passirt hatte; auch machten die schlammigen Wasser es unmöglich, den Oberlauf des Flusses von Norden her zu befahren.

Das Verdienst der Entdeckung der Bergfolosse jener Gegend fällt, wie eingangs erwähnt, den deutschen Missionaren zu. Rebmann entdeckte zuerst, am 11. Mai 1848, den schneebedeckten Kilimandscharo und Dr. Krapf sah ihn wie den Schneeberg Kenia in den Jahren 1849 und 1850 zu wiederholten malen. Natürlich fehlte es nicht an Zweiflern, welche die Schneeberge in der Nähe des Aequators für eine physikalische Unmöglichkeit erklärten; doch wurde 1861 ihre Existenz aufs neue bewiesen.

Auf Burton's und Speke's erste Expedition folgte 1859 die Reise des unglücklichen Dr. Reicher nach dem Ostufer des südlichen Nyanzasee und Livingstone's Entdeckung von seinem Südende. Livingstone befuhr 1861 den See fast seiner ganzen Länge nach und in demselben Jahre erreichten der Baron von der Decken und der Geologe Thornton den Kilimandscharo und bestätigten in allen Stücken die Berichte der Missionare. Sie erstiegen den Berg bis zur Höhe von 9000 Fuß, erkannten seine vulkanische Natur, sahen mehrere Lawinen von seinem Gipfel in die Tiefe stürzen, bestimmten die Schneegrenze zu 17000 Fuß und erblickten von ihm aus gegen Norden und Nordwesten noch andere schneebedeckte Berghäupter, die einem Alpenland anzugehören schienen. Die Umstände erlaubten ihnen damals nicht, diese für die Erdkunde so wichtigen Forschungen weiter zu verfolgen. Sie kehrten nach der Küste von Zanzibar zurück und Thornton schiffte sich nach England ein. Herr von Decken aber trat eine zweite Reise nach den Schneebergen im October 1862 von Mombas aus an. Ihn begleitete der von Professor Heinrich Barth empfohlene Dr. Kersten aus Altenburg, der eigens zu diesem Zweck nach Zanzibar reiste, nachdem er im Winter 1861/62 die geographisch-ethnologischen Studien in Berlin gemacht hatte.

Große Freude erregte ein Telegramm vom 11. März 1863, das die Kunde nach England brachte, der General Petherik, welcher Speke und Grant vom Norden her entgegengegangen war, sei nicht umgekommen, sondern habe im Februar 1863 mit seiner Frau und seinem Arzt vom Westen her wohlbehalten Gondokoro erreicht, auch Mr. Baker war, nachdem er am 23. Februar mit Speke und Grant in Gondokoro zusammengetroffen und dieselben zur Weiterreise nach Chartum und Aequator mit den nöthigen Mitteln versehen hatte, gegen Süden aufgebrochen, um einen Theil des Nilsees, den Speke nicht gesehen, und einen zweiten See, der im Zusammenhang mit dem Nil stehe, zu erforschen und soweit die letzten Lücken in der Kenntniß des Weißen Stroms auszufüllen.

Zu den vielen Opfern aber, die der Nil und Afrika den Europäern schon gekostet, mußten wir einen neuen Verlust beklagen. Professor Heinrich Barth theilte am 8. August 1863 der berliner Geologischen Gesellschaft die Trauerkunde mit, daß Dr. Steudner am 13. April 1863 gestorben sei. Der von Steudner kurz vor seinem Tode geschriebene Brief gab Nachricht von Herrn von Heuglin, der auf seinem Wege nach Westen, den er auf dem Weißen Nil einschlagen, langsam vorrückend bis zum Lande Wau gekommen ist, dem Punkte, wo sich die Wasserscheide zwischen dem Nil und den westlich zum Schary gehenden Zuflüssen befinden muß. Da fand sich denn eine völlig andere Flora als am Bahr el Abiad, und die ganze Landschaft bekleidete sich gerade im Beginn der Regenzeit mit einem einzig wunderbar schönen Blumenflor.

„Excelsior scandendo."

(s. II.) — So benannte ein Mitarbeiter an den Veröffentlichungen des londoner Alpenclubs selbst jene unheilbare Leidenschaft unserm Alpenklettern, die in unsern Tagen die Zahl der sogenannten „nobeln Passionen" noch um eine vermehrt. Die „Times"

glaubte diese Alexandros-Leidenschaft dem Wagestücke der englischen Matten allein getrauen zu dürfen und meinte: „A hazardous contest untertaken!“ Aber siehe da, auch in der Deutschen Schweiz hatte sich alsbald ein Klubchen gebildet, dessen Ziel es gleichfalls ist, auf lauter neuen, jungfräulichen Pfaden zu wandeln, die noch keines Menschen Fuß berührte. Einer der kühnsten Wagehälse dieses Clubs ist der Redacteur des „Bund“, Herr Doctor Roth. Dieser Mann versteht es nicht viel, Leitartikel in sein Blatt zu schreiben von unserer Zeit der schweren Noth und von der Schwerenoth unserer Zeit, wie Shamisso singt; er schreckt auch vor den riesenhaftesten Gletschergipfeln nicht zurück, und obwol sonst kein Freund von Schlürfigkeiten, wagt er es doch, mit Gefahr seines Lebens die schlürfrigsten Bergpfade zu erklettern, ein Ritter mit der Feder und dem Alpenstock!

Auch im Sommer des vorigen Jahres führte der genannte Herr in Gesellschaft Edmund's von Fellenberg, unterstützt von bewährten Führern, darunter Roth's Leibführer Kaspar Platter von Meiringen, ein trefflicher Gemsenjäger, und Johann Bischof von Lauterbrunnen, ein verwegener — Kletterkünstler und „Bergnarr“, zwei solcher halsbrechenden Kletterstückchen aus und hatten zum ersten mal im Oschinenthal, das sich auf der Gemmiroute von Thun nach Brieg östlich bei Kandersteg öffnet, das Doldenhorn, trotz seiner Höhe von 11227 Fuß, und darauf auch die Centralspitze der durch die Sage berühmten Blümlisalp, die Weiße Frau, in einer Höhe von 11270 Fuß.

Was die Ersteigung dieser Bergriesen so überaus schwierig macht, ist weniger die enorme Höhe als die ungeheuern, steilen Gletscherwände und die furchtbaren Abgründe, an denen alle früher wiederholten Versuche gescheitert waren. Eine von Roth und Fellenberg gemeinsam aufgegebene Broschüre „Doldenhorn und Weiße Frau“ (Koblenz, Bädeker, 1863), mit 11 Farbendruckbildern prächtig ausgestattet, schildert die Art, wie die beiden endlich dieser unübersteiglich scheinenden Hindernisse Meister wurden, freilich nur unter besonderer Begünstigung der durch zufällige Witterungsverhältnisse momentan etwas fester gewordenen Schneebrücken über den Abgründen.

Es ist eine mitunter haarsträubende Bergpartie, deren bloße Schilderung vom Leser Schwindel erregen kann; aber wenn auch bei diesen Himmelskletterern mit ihren Gletscherisen und Gletscherbeilen, womit sie sich oft einen Zugang bahnen, dessen Grenze zwischen Leben und Tod nur um eine Linie schwankt, nicht selten auch der Athem stockt und wir versucht sind, ihrer übergroßen Tollkühnheit zu zürnen, so wissen sie uns doch immer wieder durch einen unverwüstlichen Humor mit sich auszusöhnen, der auf dieser Schrift scharf und keck wie Bergesluft, aber auch ebenso erquickend uns anweht. Wir können nicht umhin, die kluge Taktik zu bewundern, womit sie auch den heißen Bergwand beizukommen oder die selber zu umgehen wissen; wir freuen uns am Ende doch über ihre zähe Beharrlichkeit, die auch vor dem letzten, unerwartetsten Hinderniß, das gierig doch die Unternehmung zu vereiteln schien, nicht mehr umkehrte. Wir zittern für sie, wenn sie, um das Gewicht ihres Körpers zu vertheilen, auf dem Rande über eine dünne Eiskante hinweg an dem letzten Bergrachen vorüberturnen, aber wenn dann die letzte Wand erklommen, das nahezu überirdische Ziel erreicht ist und die eingerüstete Fahne, in das Eis eingekeilt, hoch über den Wolken flattert, den erstaunten Thalbewohnern eine unwidersprechliche Beglaubigung des unerhörten Sieges, wenn dann die mairänkische Hexenküche sich aufthut vom Montblanc bis zum Finsteraarhorn, dann, ja dann begreifen wir's, warum man für solchen Eindruck auch einmal sein Leben daranwagt, und glauben es Roth aufs Wort, wenn er bemerkt: „O wie tief, wie tief dringt die Größe und die Gewalt dieser Welt in die Seele ein! Secunden dieses Genusses wiegen Jahre des schalen Lebens auf und jede Erinnerung an sie ist ein Akker Gottesdienst! Ihr versteht sie nicht, diese Lust, die ihr nie hier oben warst! Hier spricht man mit andern Zungen, weil man mit andern Herzen fühlt! Hier erstirbt die Sprache der profanen Niederung und es versteht uns nur Einer, dieser Eine aber ist unsichtbar.“

Freilich, dieser Genuß hat den Lohn nicht blos vor, sondern auch hinter sich. Das Hinabsteigen ist bekanntlich noch weit gefahrvoller als das Emporklettern. Wir müssen es dem Leser überlassen, der halsbrechenden Rückweg in der Broschüre selbst nachzulesen. Zur Charakteristik der lebendigen Darstellung schließlich nur noch eine Art von Gemsbildchen, wie es Roth kurz vor dem Niedersteigen in die Pflanzenregion zeichnet.

„Als die Expedition die Region erreicht, wo die Vegetation ihre grüne Saat zu streuen anfängt, sog einer der Meisterten neugierig seinen Kopf über eine lotrechte Felsenwand. „Oh!“ „Was ist?“ „Oh!“ „Oh!“ Tiefe warnende Zeichen, verbunden mit einer freudig überraschten Miene, lockte allesammt auf den Zehen zu der nämlichen Stelle, ein jeder legte sich auf den Bauch und streckte vorsichtig seinen Kopf in den Abgrund hinaus. „Hei!“ Da lag beispielsgerade unter den Entdeckern, kaum 150 Fuß entfernt, ein Trüppchen von vier Gemsen im Grase und freute sich im kühlen Schatten seines Daseins. Die guten Thiere hatten keine Ahnung, daß ihnen der verrätherische Mensch so nahe war. Nach und nach aber mußten sie doch Unrath wittern; eine Gemse nach der andern erhob sich, warf ihr Köpfchen in die Höhe, schnoberte nach allen Seiten und wedelte dazu mit dem stummen Schwänzchen; dann beschrieben sie kleine Kreise im kurzen Galop, immer schnoberend — „Jauho!“ jauchzte plötzlich der Führer Bischof mit gellendem Schrei in die vierbeinige Gesellschaft hinein und weg war sie wie der Blitz über Stock und Stein.“

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Frau Thompſon.

Alſo das war die Ueberraſchung?

Harry.

Gute Mutter! Aber nein, um mich allein iſt es nicht, ſieh, ſieh doch 'mal den Vater an! (lächelnd) Was mag er wohl haben?

Frau Thompſon.

Was geht hier vor?

Thompſon.

Hört, lieben Kinder, hör' liebe Mary. Wenn Ihr noch nicht gewußt habt, daß Euer Vater ein eigener Mann iſt, heute ſollt Ihr ihn kennen lernen. Nein, nein, nein, nein, ich halt' Euch keine Reden mehr und Miſter Fielding darf bleiben, ich habe kein Geheimniß für ihn, und um ihn handelt es ſich. Der Miſter David iſt ein gewaltiger Freund von Euch, ein gefährlicher Fürſprecher, der nie etwas auf Euch kommen ließ, und meinte, ich würde an Euch noch große Freude erleben und ſeht, an dem Abend, wo — laßt's, laßt's — es war ein Abend wie tauſende, die wir hatten — fragt' ich ihn im Zorn, ob das ſein Ernſt wäre, und da er dabei blieb, ging ich im Grimm die größte Wette ein, es wäre nicht der Fall, und ſeht, mich plagte der Ueberdruß an dieſem Leben ſo, daß ich ihm eine Wette auf Alles anbot, was ich nach meinem Gefühl überflüſſig beſaß.

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 46. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Der Erbe von Rabenfederhall. Novelle von W. Heimburg. II. — Unser Weltsystem. Von Agnes von Kahlen. I. — Die literarischen Skizzen. Von Wilhelm Gerhard. IV. — Der Mensch und die Welt. II. — Deutsche Frauen im Mittelalter. — Miszelle: Emmanuel Swedenborg. Ein politisches Charakterbild aus Griechenland. II. — Der Vogel der Sonnenwelt im Großen Ozean. — Kaulbach's „Goethe-Galerie". — Für die Winterabende. V.

Der Erbe von Rabenfederhall.

Novelle von W. Heimburg.

II.

Als Radieß diesen lustigen Trinkspruch ausgebracht, lernte Hahn gedankenvoll seinen Becher. Er war sehr ernst geworden und gedrückte eine Thräne in seinem Auge; er sah seinen bisherigen Diener wehmüthig an und sprach: „Nein, Radieß, du gehst zu weit! Was ich gethan habe im Dienste der leidenden Menschheit, mag immer in den meisten Augen schnöder Undank mein Lohn gewesen sein, ich danke meinem freundlichen Geschick, daß die Sache ein derartiges Ende genommen und daß ich endlich, unabhängig geworden, meine Kenntnisse von der Heilkunde als Dilettant ausüben kann und sie nicht mehr gebrauchen darf, um mein bisheriges Brot zu spenden' Und ich rufe demnach: Es leben die Mühseligen und Beladenen! Der himmlische Herr, der Gott wie Sterne an den Zelten seiner starken Gewalt hegt und hält, wende ihnen gnädig seinen Blick voller Huld und Genesung zu! Er mache sie stark, seine Allmacht kräftige sie, ihre Leiden zu ertragen! Und darauf, o mein erleuchteter Diener! laß uns noch einen Becher leeren!" Er setzte den Pokal an den Mund; Radieß hatte aus einer zweiten Flasche ihn frisch gefüllt. Da bäumten sich plötzlich die beiden an den Baum gebundenen Rosse so mächtig, daß beinahe die Zaumzeuge, mit denen sie befestigt waren, zerrissen. Radieß ließ die Flasche fallen und im selbigen Augenblick schrammte eine Kugel auf die Borke, an welcher der Thorer gebunden. Ein Knall ertönte. Herr und Diener sahen sich entsetzt an. Sie griffen nach den wild gewordenen Pferden. „Was ist das, Radieß? Was ist das? Um Gotteswillen, was war das?" rief der Baron, indem er den Zügel des Schimmels, dem es beinahe gelungen war, davonzulaufen zu lassen, wieder fester knüpfte.

„Das kann ich Euer Gnaden sehr genau sagen!" entgegnete der blonde Reitknecht, der rasch den Schrecken überwunden und seine Kaltblütigkeit, die er auch viel leicht zu bewahren pflegte, rasch wiedergewonnen hatte. „Das kann ich Euer Gnaden sehr genau sagen' Das war ein Schuß' Und der Schuß war für Sie bestimmt! Und der kommt aus keinem andern Rohr als aus dem des hochseligen Administrators von Rabenfederhall, der mit Namen Nikolaus Windmeier hieß. Ich habe ihn ganz genau gekannt, und eh', wo Ihr Pferch noch schwebte, habe ich ihn beim Hochwirth Sperling in Mettheim öf

rühmen hören, daß er es Euer Gnaden wol noch weit machen und daß er Euer Gnaden die Luft vertreiben würde, Herr auf Rabenfederhall zu werden! Wie oft habe ich das gehört, wenn der Schurke zu Markte kam nach Rothheim und dem Sperling den Spiritus von Rabenfederhall anbot! Wir wollen doch gleich einmal sehen!" Und schnell wie der Blitz hatte sich der blonde, treue Knabe seiner langschößigen Livree entäußert und war auf den längsten der Stämme geklettert, die unsere Baumgruppe bildeten. Droben rief er:

„Ja, bei meiner Seele! Da ist der verwünschte Galgenvieh! Der gottvergessene Galgenvieh! Ich kenne ihn an seinem grünen Schnurrenrock und seiner ledernen Jagdkappe! Da sprengt er hin auf seinem spatblahmen Braunen, die abgeschossene Büchse in der Hand, und sucht, um sich den Blicken zu entziehen, quer über das wogende Saatfeld weg, den Saum des Eisenbruchs zu gewinnen, der dort drüben an die Hochfläche grenzt! Und dort, was seh' ich da? Was steigt da aus der Tiefe des Hohlwegs, die, an der sandigen Hochfläche sich hinziehend, vielleicht von dem Eisenhammer abschneidet? Das ist der Wagen, mit drei Rossen bespannt; hinten angebunden eine Kuh, drei Ziegen und vier Schweine, die dem Administrator gehört haben und die er mit sich hinwegnimmt. Und in der Karosse, da sitzt ja wol die Frau Administratorin und ihre Frau Mutter und Fräulein Schwester, auf dem Vordersitz eine zahllose Schar kleiner Windmeier, der eine immer kleiner wie der andere und immer diebischer verbrecherischer aussehend. Lauter kleine Mörder, Euer Gnaden! Lauter kleine Mörder! Nun, ihr saubändigen Gesindel, ihr mögt gut gewirthschaftet haben auf Rabenfederhall! Wenn da noch der Zügel auf dem Dache ist, lasse ich mich hängen! Haha! Und die dicke Gans, die da hinterher gehumpelt kommt, das ist ja wol die Madame Pastinak? Gott behüten, Madame Pastinak! Ziehe Sie nur ruhig ab mit Ihrer Administratorsbeute und rupfe Sie Ihre Gänse anderswo als zu Rabenfederhall, wohlgemerkt, wenn Sie noch dreie finden, die dumm genug sind, sich von Ihr pflücken zu lassen! Nun, Euer Gnaden werden eine solche Unthat, einen so argen Bruch des Hausfriedens doch dem Windmeier nicht so ungerochen hingehen lassen und die Teufelsgeschichte, die Spekulation auf Leib und Leben, der Staatsanwaltschaft zu Recht übergeben? Doch es wird ja so finster, Herr Baron! Es scheint mir, daß der April im Begriff ist, sich gründlich zu machen. Hu! wie der Wind hier eben saust! Wie dort die Wolke, die so schwer und so schwarz ist, als hätte sie Kanonen und die zu ihnen gehörigen Granaten und Bomben geladen, sich vor die lichte Frühlingssonne stellt! Ich denke, wir kriegen bald einen schweren Guß, und wir werden wohlthun, ein festeres Obdach, als welches uns diese Bäume bieten können, zu gewinnen! Es wird ein früher und stürmischer Abend! Ja, ja, traue der Teufel solch einem April! ‚Der thue gerade, was ihm einfällt und was er will', pflegte meine biedere Großmutter zu sagen, die, beiläufig erwähnt, taub und auch blind, aber, wenn sie gut war, auch sehr gut war. Ich denke, Euer Gnaden, wir lassen lieber die Fortsetzung unsers so wie so unterbrochenen Frühstücks und machen uns auf die Beine oder, noch besser gesagt, in den Sattel!"

Man sieht deutlich, daß die Laune unsers wackern Blondin bedeutend durch vielfachen Genuß des schönen Getränks, das die melodische Flötuslunische enthielt, beeinflußt war. Er zeigte sich trotz Büchsenkugel und Hagelwetter so heiter, als man nur immer sich zeigen konnte, und bildete eigentlich zu seinem mehr düstern und melancholisch verschlossenen Herrn einen angenehmen Contrast. Doch es sollte bald anders kommen. Mochte Nabies immerhin ein so echter Regenwurm sein, als nur immer einer gedacht werden kann, und mit allen Erdengrößern auf dem besten Fuße stehen, das Schicksal zeigte sich trotzdem unerbittlich und wenig geneigt, ihm auch nur das Mindeste an Kummer, unangenehmer Ueberraschung und Verdruß zu ersparen.

„Neid und Mißgunst, Euer Gnaden", sagte Nabies noch wohlgemuth, als er vom Baum herabstieg und seinen Rock anzog. „sind doch die Wurzel alles Uebels! So ein Lump von Kerl, so eine niederträchtige Creatur der Madame Pastinak will Ihnen das Lebenslicht ausblasen, weil sie Ihnen den Antritt Ihres vor Gott und Menschen zukünftigen Erbrechts nicht gönnt! Es ist teuflisch! Es ist schändlich!" Doch da prasselte ein fürchterlicher Hagelwetter aus der Wolke los, die schon lange schwarz und drohend vor der Sonne gestanden, und verschloß dem von dem schweren Wein wunderbar aufgeregten Schwätzer den Mund. Er ging nun, sich mit den Pferden zu beschäftigen, löste die Zügel des Schimmels und veranlaßte den tief in sich versunkenen Hasko, sein Roß zu besteigen. Dann wandte er sich zu seinem Fuchs und bemühte sich, ihm den Sattel-

gut fester zu ziehen. Und da war's, als ob auch ihn plötzlich ein schreckliches Schicksal ereicht hätte! Todtenbleich hob er seinen Kopf in die Höhe, den er so wohlgemuth und freundlich nie hergebückt hatte, und rief: „Herr Doctor! Herr Baron! Mein Fuchs! Der Fuchs ist — ist — ist getroffen! Die verdammte Kugel aus dem Rohr des Windmeier, die für Euer Gnaden bestimmt war und die die Dicke geschrammt, hat ihm den linken Hinterfuß zerschmettert! Sehen Sie her, Euer Gnaden! Das hat das arme Thier ausgehalten wie ein Philosoph! Ohne sich zu mucksen, hat es treu und ehrlich dagestanden! O, so möchte ich doch! O, so wünschte ich doch, daß alle Bäume auf dieser ganzen Gotteswelt Galgen und Kreuze wären und Windmeier und das Ungeziefer, das Fräulein Tabakdose und die ganze Windmeier'sche Familie hinge an jedem Stamm zehntausendfach gehängt und gekreuzigt! Mein Fuchs! Mein Adelard! Mein Engel! Mußt du also enden? Es bleibt weiter nichts übrig, Herr Baron: ich muß den Adelard erschießen! Oder wollen Sie's thun? Thun Sie's! Ich bitte Sie! Machen Sie ein Ende dem elenden Dasein! Sie können's auch nicht? Gelt, Sie können's nicht? Nun, so geben Sie mir den Revolver aus Ihrer Holster! So will ich's thun! Leb denn wohl, o Adelard! Du Freund meiner Seele! Leb wohl und verzeihe mir! Ich bin ein gutes Mensch! Du warst ein gutes Thier! Verzeihe mir!"

Der Adelard wälzte sich im Moose, das den Erdboden am Fuße der Stämme, die das Bosquet bildeten, bekleidete. Der Diener war bemüht, den Sattel und die sonstigen Gegenstände loszumachen, die den Cadaver bekleideten. Heiße Thränen rollten aus seinen Augen. „Da muß ich nun zu Fuße gehen!" sagte er einmal über das andere. „Freilich, wo schlechte Menschen ihre Hände im Spiel haben, da muß die Tugend untergehen! Mein Adelard war dennoch ein tugendhaftes Roß! Windmeier! Kerl! Wenn ich dich 'mal unter's kriege und dich nicht mit vierspänniger Extrapost in die Hölle schicke, so will ich selbst des Teufels Leibpferdenknecht sein mein Leben lang!" Er belastete mit dem Zeug und Sattel des Adelard das Hintertheil des Schimmels, hing sich selbst die schwarze Jagdtasche um seinen Leib und so wandelte er fürbaß in den Fußstapfen, die das Roß seines in tiefe Gedanken immer tiefer versunkenden Herrn machte, während ein mächtiges Regenwetter unbändig niederschlug, ihn bis auf die Haut durchnäßte und seinen Fuß an die lehmige Scholle befestete, die er so durchwelpern hatte. Mehrmals wandte er sein trieffendes Haupt nach dem Roß, das jetzt eben ein seine letzten Zuckungen gemacht hatte, und dann stieg er, ohne sich weiter umzusehen, in stummer Ergebung, bei jedem Schritt die Beine tief aus dem zähen Lehm ziehend, hinter seinem Herrn her, indeß der Himmel sich immer tiefer und schwerer umzog und immer neue Scharen immer gewichtigerer und inhaltsschwererer Wolken vor einem lautenden West ins Gefecht führte.

Sie hatten den Rand eines Hunsrücker, schlecht bestandenen Kiefernwaldes erreicht. Da hob der unteilige Diener abermals sein Haupt und ließ seiner Jeremiade freien Lauf. „Ja, ja!" so jammerte er. „Es zieht so manches Herr Baron, hoch zu Roß von dannen und kommt zu Fuß bei seinem Ziele an! Das hätte ich aber doch nicht dem Schicksal zugetraut, daß es mich so behandeln würde! Ich bin immer ein guter Kerl gewesen, der seine Schuldigkeit gethan und der manchen Mann manchmal die Treppe hinuntergeführt, die er ihn von Gott und Rechts wegen eigentlich hätte hinabweisen müssen! Manch Zweigroschenstück habe ich manchem armen Teufel gegeben, dessen Armesündergesicht, wenn es sich nicht traute, an Euer Gnaden Thür zu klopfen, mein Mitleid erregte! Und das ist mein Dank! O Schicksal! Hier sterbe ich im Lehm gleich dem dessen Tapfer in der Ehrlichkeit, und meine von meinem Vater selig ererbte Kurzathmigkeit, mein verwünschtes Asthma, wie Euer Gnaden mein Gebrechen zu benamsen pflegen, beiläufig gesagt das Einzige, was mir der Gute außer jenem Nicknamen „Radies" hinterlassen hat, meine Kurzathmigkeit verhindert mich, mit dem flotten Schimmel gleichen Tritt zu halten. Und nun kommen noch die sich über den Weg ziehenden verfluchten Wurzeln der abscheulichen Kiefernbäume, die alle so zerzerrt und zerzaust aussehen, als würde dies Stückchen neidheimer Magistratsheide alle Tage von einer Legion Vettler und Zigeuner durchsucht, und machen sich mir ebenso unangenehm als die Quadrat- und Kubikwurzeln, mit denen mich der Ordinarius von Quarta des neidheimer Gymnasiums einstmals beglücken wollte. Denn weiter wie bis Quarta habe ich es nicht gebracht, wie ich Euer Gnaden hiermit berichte — nicht gebracht, obwar Euer Gnaden einen gebildeten Reitknecht und Lakaien im neidheimer Wochenblättchen gesucht haben!"

Hasse mußte lächeln über die komische Klage

seines Dieners, der so ungern zu Fuß ging wie nur immer ein zur Fettleibigkeit neigender Mensch. Er sagte: „Tröste dich, mein Sohn, über dein Geschick! Wirf Abälard's Sattel hinter mir weg! Grabe ihn hier irgendwo in die Erde und schwinge dich hinter mich auf den Schimmel! Er wird uns wol einmal alle beide tragen!"

„Das sagen Euer Gnaden mir?" entgegnete der Diener: „mir, der ich mir selbst, geschweige denn einem frommen Thiere nicht mehr zumuthe, als ich leisten kann? Da müßte ich mir ja selbst ins Angesicht speien! Auf dem Schimmel, dem braven Aeti, meinem guten Freund, sollen zwei sitzen? Euer Gnaden sind auch nicht ganz leicht! Und wie würde denn das aussehen? Nein, da marschire ich lieber, und wenn meine Beine so tief in den Koth sinken, daß sie unten bei dem neuen Kirchthurm in Neuseeland wieder zu Tage kommen!"

„Nun", erwiderte Hasse, „so setze dich hier unter diese Fichte! Dort drüben liegt ein Wirthshaus! Da will ich rasch hin und will dir ein Gefährte miethen, einen Sitzspanner, einen Klepper zum Reiten, einen Gaul, ein Maulthier!"

„Müßte ich doch selbst ein Maulesel sein", sagte der Diener, „wenn ich Euer Gnaden von mir triebe, jetzt, wo es bald so dunkel wird, daß man die Ohren am Pferde nicht sehen kann, von den Nadeln am Zweige der Kiefern gar nicht zu reden! Und denken Sie denn, daß Windmeier uns nicht noch auf der Fährte ist? Wollen Sie denn dem Ungeheuer, das auf Ihr Leben lauert wie nur immer der Specht auf den Holzwurm, gerade in den Schuß laufen? Was finge ich mol an, wenn Euer Gnaden todt wären? Ich glaube, Sie hetzten mich mit allen Hunden von dem Hofe von Rabenfederhall und meine Knochen fände ich im Sacke nach Rothheim zu meiner armen Mutter tragen und sie bitten, daraus Suppe zur nächsten Mahlzeit zu kochen! Ich lasse Euer Gnaden keine Secunde von mir in dem verwetterten Walde mit seinem niederträchtigen Wurzeln!"

„Nun denn, so geh' zu Fuße fortbaß!" entgegnete Hasse mit seiner mehr als himmlischen Geduldenheit. „Es sind ja nur noch zwei deutsche Meilen, dann öffnet sich uns das gastliche Portal von Rabenfederhall und wir sind im Trocknen!"

Der Diener zog die Mütze vom Haupt und suchte durch ungestümes Schwenken und Schwingen die ihr anhaftende Feuchtigkeit zu entfernen. Dann polirte er verdrießlich an der silbernen Tresse.

„Blos noch zwei deutsche Meilen!" sagte er mürrisch. „Euer Gnaden sagen das so gelassen, als wenn Sie im Weinkeller säßen und böten blos noch um zwei Flaschen Margaux! Wissen Sie denn übrigens so gewiß, daß der Inspector schon auf Rabenfederhall eingetroffen und Ihnen einen gastlichen Empfang zu bereiten im Stande sein wird? Ich fürchte sehr, wir kommen aufs leere Nest wie dort auf der sonderbaren Eiche der Finkenbahn, dem der Aprilhagel, so wie ich sehe, die Jungen erschlagen und das Weibchen verjagt hat."

„Der Inspector, von mir engagirt, muß schon seit länger als acht Tagen auf Rabenfederhall eingetroffen sein", versetzte Hasse und nahm die Zügel des eben wieder über eine Wurzel stolpernden Rosses an. „Ich habe ihn beauftragt, uns einen Empfang zu bereiten; ich glaube, sämmtliche Waldvolumisten, der Forster an der Spitze, werden uns entgegenziehen, um uns zu bewillkommnen. So sehr ich sonst alles hasse, was Pracht und Prunk bedeutet, wie sehr auch gewiß niemand mehr von der Nichtigkeit und Erbärmlichkeit des menschlichen, so vergänglichen Daseins sammt allen Prätensionen, die durch dasselbe bedingt werden können, überzeugt sein kann als ich, so würde ich dennoch derartige Ovationen lieben, durch die der Untergebene seine Ergebenheit bezeichnet und selbst hierdurch Aussicht auf einen Lohn, einen Gewinn erlangen kann, ohne weiter seinen angeborenen Menschenrechten in irgendetwas zu vergeben; wenngleich ich mir nicht verhehlen kann, daß in der humanen Neuordnung moderner Zeit bedeutende und ganz unhaltbare Verwirrung insofern herrscht, als die Abtheilungen blos durch den Besitz des Zufälligsten, das erbracht werden kann, den des Geldes, bezeichnet werden!"

„Ich glaube, gnädiger Herr", entgegnete nach einigen Augenblicken, in denen er sich bemüht hatte, die tendenziösen Reden seines behaglich dahinreitenden Herrn vom richtigen sozialistischen Standpunkt aufzufassen, „es wird uns heute gehen wie dort bei dem traurigen Finkenbahn. Da Windmeier, wie wir vor kurzer Zeit gesehen, erst heute abgezogen von Rabenfederhall, so hat er sicherlich alles nur Mögliche gethan, den neuen Schloßinspector für heute wenigstens von dem Schlosse fern zu halten und Euer Gnaden die Freude an der Besitzergreifung des langbestrittenen Gutes ein wenig mit Dornen zu bespicken und mit Galle zu belatzen! Ein Mensch wie Wind-

meier, namentlich wenn er mit Weib und Kind beladen, iſt zu allem fähig! Ich dächte, er hätte es uns heute ſchon gezeigt, was er werth iſt und was wir von ihm erwarten können: er hatte uns gezeigt, daß es ihm ſogar auf einen Mord nicht ankommt, gilt es, ſeiner wilden Rachſucht zu fröhnen!"

„Du haſt einigermaßen recht, ſehr recht!" entgegnete Hatto. „Ich ſehe ein, daß man in heutigen Tagen gar nicht weiter als wie bis nach Tuscia gekommen zu ſein braucht, um Anſprüche auf den Namen eines Philoſophen zu erheben. Du biſt in der That ein Philoſoph, Patrick! Optimiſt freilich nur zu Pferde, doch ſieht das Schlimmſte angreifender Peſſimiſt, wenn das Schickſal dich auf ſeine Füße ſetzt!"

„Wolle der Himmel, daß es nicht mehr ſo lange dauert, wie's gedauert hat!" verſetzte der Diener. „Aber mein Schickſal, das ſo ſchwarz zu ſein pflegt wie die Wolfenhöhle, die jetzt wieder dunkel wie der Satan dort über der mitternächtigen Schwemme emporragt, wird ſo wol dafür ſorgen, daß der Weg, den wir zu durchwandern haben, doppelt ſo lang ſcheint!"

Unter ſolchen und ähnlichen mehr oder weniger erbaulichen Geſprächen verging unſern Pilgern der Nachmittag, der übrigens ſeiner Abkunft von Mater April alle mögliche Ehre zu machen beflifſen ſchien. Der ſauſende, ungeſtüme Weſt, von dem vorher die Rede war und der alle nur möglichen Wolfenfratzen vor ſich hergetrieben, der bald Eis und Schnee, bald Regen und Hagel herabſauſen, hatte ſich in einen mürriſchen Nordoſt verwandelt, der wolfenſchwer und ſchwarzdrohend in den Gipfeln der krüppligen Fichten einherwandelte und ſeine Abſicht, dem auffeigenden goldenen Jünglinge das Leben ſchwer, wenn nicht gar unmöglich zu machen, nur allzu deutlich an der dunkeln Stirn trug. Endlich, endlich nach namenloſem Stöhnen und vielfachen Seufzern unſers wackern, bis zum Tode ermüdeten und bis ins innerſte Mark durchfrorenen Knaben nahm die Kiefernöde, die wahrlich nicht das Prädikat des Magiſtrats von Rothheim zu ſingen gewohnt ſchien, ein erwünſchtes Ende. Es ſeigten einige karg mit troſtloſen Baumgruppen beſtandene Hügel, denen der Wald nach Land genug übrig gelaſſen hatte, um erſtiegen zu ſeinen. Dann aber, nachdem auch dieſe Anhöhe der Gegend überwunden, that ſich plötzlich ein Anblick auf, der den Fuß des beſchauenden Wanderers mit Bann einem in ſtaunendes Erſtaunen verſetzenden Zauber mächtig an die Stelle bannte. Tief hinab in ein lachendes, mit einem dunkeln Ringe von Laubwald umſtandenes Bruch ſchoſſen die dürftigen, gelben Sandhügel. Ein ſchimmernder, ſich ſeenartig erweiternder Fluß verlor ſich in die dämmernde Ferne. In ihn rann von dem Hügel, auf dem wir ſtehen, in raſchem Gefäll faſt cascadenhaft ein Bach, der den Inbegriff der verſchiedenen Waldwaſſer, die hier und dort katarraktig unter Moos und Abhängen emporquollen, in ſich ſchloß und ihre Sehnſucht verlangend dem weiten Becken des Sees in der Ebene überlieferte. Und dort, am Rande des Waldbachs, dort das Schloß mit ſeinem grauen Thurme, der, mit Kupfer gedeckt, weit in die Ebene hinausſchaute, das war ja wol Hatto's Stammburg, das wiedererbaute Rabenfederhall. Und, wie es ſich ſeinen Blicken entdeckte, ſchoß durch die finſtern Nebelwolken der ſelenartige Strahl der untergehenden Sonne, und eine Unzahl Raben und Krähen, die auf den Zinnen des eblongen Vierecks und auf der goldenen Wetterfahne des grünen Thurms grieſen, hoben ſich in unendlicher Wolke mit namenloſem Gekrächz zum abendlichen Himmel, wie um den zukünftigen Herrn zu begrüßen. Dann aber allmählich ſank die Nacht ein und es wurde ſtill und öde finſter in der Gegend. Der Wind heulte und trieb Schneeflocken über die Landſchaft. Hatto und ſein Begleiter waren verſunken in den mächtig überraſchenden Anblick. „Sieh", ſagte der Baron, während ſein Roß noch einige Schritte den mit Trauerweiden bepflanzten Hohlweg hinabthat, der zu der Zugbrücke führte, die über den Bach zu dem Portal des Schloſſes leitete, „ſieh", ſagte er, „das ſind die grünen Raben von Rabenfederhall! Das ſind die Wächter meiner Mauern, die ſich freuen, mich willkommen zu heißen und mich als den Ihrigen wieder zu begrüßen! Denn wol war ich ihnen verloren gegangen, wie ich durch die elende Schwäche meines trotzdem geliebten Vaters mich gezwungen ſah, das Studium meiner Neigung zum Vorſtudium zu machen und mich auf ſchnöde, verderbliche Praxis zu legen! Aber es ſind die in Vogelleibern gefiederten Seelen aller der Elenden, denen ich durch Rath und That, während meines nur allzu langen Aufenthalts zu Rothheim, welches wirklich ein miſerables Neſt war, unſäglich viel Gutes und Liebes erzeigt habe! Nun! Sei ihm, wie ihm wolle, ſei mir gegrüßt, du dunkle Schar, und ſei dein unmelodiſches Gekrächz meinem Eintritt in das väterliche Beſitzthum ein freudiges, heil- und

glückbringendes Zeichen! Erinnere mich künftighin daran, mein Sohn! Sowie wir in dem neuen Wohnsitz eingerichtet zur Ruhe gekommen sein werden, lasse ich vom Metallgießer in Rothheim in größer Fracturschrift die Buchstaben kommen, aus denen man die Worte zusammensetzen kann: »Attendre et espérer!« Sie sollen über dem Portal des Schlosses prangen, das ich jetzt mein nenne! Denn diese Worte haben mich gerettet und vor der Verzweiflung bewahrt, der ich oft nahe war in meiner langen, langen Leidenszeit! Attendre et espérer! Ein schönes Wort, und werth, einen Aufenthalt zu bezeichnen, den sich jemand erwählt hat, der sich durch treue Befolgung der weisen Lehre gerettet glaubt aus dem Kampfe mit dem Leben! Noch genug! Und nun über die Zugbrücke zur ersten Rast und Ruh' in dem Schlosse meiner Väter! Doch was sträubt sich das Pferd? Und was zuckt es mit dem linken Vorderfuße? Und was bückst du dich so, Nadies? Was gibt's? Was ist vorgefallen?"

„Was vorgefallen ist, Herr Baron? Nun, da schlag' doch der Teufel drein! Wenn Euer Gnaden das nicht merken!" versetzte jener. „Das ist vorgefallen, was vorliegt! Da hat sich, wie ich sehe, so ein verwetterter Schuft, wahrscheinlich auch einer von den ungemüthlichen Geistern, die der abgedankte Administrator beseldet hat, um uns zu ängsten und zu peinigen, genöthigt gefunden, die ganze Zugbrücke mit zerbrochenen Glasflaschen zu bestreuen! Es starrt die ganze Brücke von gläsernen Splittern! Nein, das ist aber doch schändlich! Und sehe ich recht, so blutet bereits der Schimmel am linken Vorderfuße! Nun, wartet ihr Schurken! Euch soll ja der Satan eins pfeifen, just, wenn ihr das Heilige Abendmahl genießt! Warten Sie, Herr Baron! So kommen Sie nicht hinüber! Die verwünschten Scherben müssen erst beiseite geräumt werden! Und das kann ich nicht allein thun! Sie müssen absitzen! Sie wollen den Schimmel hier anbinden und zu Fuß über die Brücke gehen? Es wird doch jemand zu finden sein, der uns helfen kann?"

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Oliver Goldsmith.

Von Agnes von Bohlen.

I.

Oliver Goldsmith wurde am 10. November 1728 in Pallas, einem Dorfe der irischen Grafschaft Longford, geboren. Er war das sechste Kind eines armen Landgeistlichen. Da der Vater gro Opfer gebracht hatte, um den ältesten Sohn s diren zu lassen, wurde Oliver früh zum Kau mannsstande bestimmt. Er erhielt seinen erst Unterricht in der Dorfschule zu Lissoy, in d Grafschaft Westmeath, wohin sein Vater mitte weile versetzt worden war. Der Schullehrer, e alter, ausgedienter Soldat, besaß außer sein Kenntniß im Lesen, Schreiben und Rechnen eine unerschöpflichen Schatz an Feenmärchen und Geis geschichten, mit denen er die aufhorchende Jugen belustigte. Oliver verließ diese ländliche Schu im neunten Jahre und besuchte in der Folge ver schiedene städtische Realschulen, wo er die erste Kenntnisse in den alten Sprachen erlangte.

Des Knaben Leben war in dieser Zeit ebe kein glückliches: die Natur hatte ihm Gesichtszü gegeben, deren Härte die Spuren der Blatter zur Häßlichkeit steigerten; auch war er körperlic klein und schlecht gebaut. „Unter Knaben", sag Macaulay, „herrscht in der Regel wenig Zar gefühl für persönliche Mängel. So war den Oliver unter seinen Schulgefährten der Gegenstan des Gelächters und Spottes, um so mehr, da e die unglückliche Eigenschaft besaß, sich selber durc naive Mißverständnisse oft lächerlich zu machen Er war auf dem Spielplatze die Zielscheibe de Witzes der lärmenden Jugend und in der Schul stube der »Dummkopf«, welcher von dem Lehre ausgepeitscht wurde. Als er späterhin berühm geworden war, erinnerten sich manche seiner ehe maligen Jugendgefährten der witzigen Einfäll und scharfen Antworten, welche oft von seine Lippen gefallen waren. Damals wurden sie we nig beachtet, ein Vierteljahrhundert später woll man darin die ersten Spuren des aufkeimende Genies finden, welches den »Landprediger von Wakefield« schuf."

Oliver's Lust, Verse zu machen und Bücke zu lesen, erregte indessen die Aufmerksamkei mehrerer Freunde seines Vaters. Sie vereinigte sich zu gemeinschaftlichen Beiträgen, um ihm ein bessere Ausbildung zukommen zu lassen. Besonder war es sein Onkel, der Reverend Thomas Con tarine, der sich des Knaben auf das lebhafteste annahm und ihm eine Freistelle in dem Trinity College in Dublin verschaffte, wohin Oliver 174 ging.

Die Freischüler dieser Universität hatten für Kost und Unterricht nur gewisse Dienste zu ver richten, wie den Hof zu kehren und beim Essen den Kostgängern aufzuwarten. Oliver bewohnte

ein Dachstübchen des Collegs, wo man noch auf einer Fensterscheibe seinen Namen lesen kann. Von solchen Dachkammern aus hatten Studirende von geringerer Befähigung als er ihren Weg in die Reihen der Richter und Bischöfe gemacht. Aber obwol Oliver seine demüthige Stellung bitter fühlte, stieß er die Vortheile, die sie ihm bot, von sich. Armuth, welche dem ringenden Talent oft die Triebfeder zum unermüdeten Fleiße wird, bot ihm nur ihre gefährlichen Versuchungen. Mit Oliver's Eintritt in die Universität beginnt unsere erste Kenntniß von seinem Charakter.

Er vernachlässigte seine Studien, machte Schulden und entzweite sich mit seinem Lehrer, welcher ihn heftig angefahren hatte, als er ihn einmal bei einer Schmauserei überraschte, die Oliver in seiner Dachkammer veranstaltet hatte. Der Jüngling verließ gereizt die Universität. Sein Vater war mittlerweile gestorben und der älteste Bruder, welcher großen Einfluß auf Oliver hatte, bewog ihn, nach Dublin zurückzukehren und sich mit dem Lehrer zu versöhnen. Er that es und erhielt endlich, nicht ohne Mühe, 1750 den Grad als Baccalaureus. Dem Wunsche seines Onkels folgend, beschloß Oliver, Geistlicher zu werden. Aber anstatt sich zu den Prüfungen vorzubereiten, durchstrich er am Tage das Land, träumte, unter den Bäumen liegend, und brachte die Nächte fiedelnd, trinkend und spielend in den Lotterhöhlen zu. Als er sich dem Bischof vorstellte, verweigerte ihm dieser die Ordination. Den Grund dazu wollte man in seinem unregelmäßigen Leben finden; wahrscheinlicher ist, daß schon seine äußere Erscheinung den Bischof zurückstieß. Denn statt in der üblichen schwarzen Tracht eines Theologen zu erscheinen, kam er in einem buntbeschnürten Rocke und in rothen Beinkleidern, einem Lakaien nicht unähnlich, zu dem Bischof.

Oliver nahm nun die Stelle eines Hauslehrers an, die er wegen eines Streits beim Kartenspiel mit einem Gliede der Familie bald wieder verlor; er beschloß darauf, nach Amerika auszuwandern. Mit dreißig Guineen und einem guten Pferde versehen, nahm er von seiner Mutter Abschied, um im Hafen von Cork das dort vor Anker liegende Schiff zu besteigen. Allein bevor er die Stadt erreichte, war all sein Geld verausgabt, sein Pferd verkauft und er kehrte, ohne einen Pfennig zu besitzen, zu seiner Mutter zurück. Hier wurde er kühl empfangen. Sein Onkel beschloß darauf, ihn nach London zu senden, wo er im Temple die Rechte studiren sollte. Doch auf dem Wege dahin verlor er in Dublin im Wirthshause beim Spiel die Summe, womit ihn sein Wohlthäter ausgestattet hatte, und zum zweiten mal kehrte er mit leerem Beutel heim. Auch diesmal verzieh sein Onkel. Er sandte ihn nun nach Edinburgh, um dort Medicin zu studiren. Hier gerieth er bald in Schulden und ward nur durch die Vermittelung eines Freundes vor dem Arrest bewahrt. Nach zweijährigem Aufenthalt in der schottischen Hauptstadt ging er nach Leyden, um dort seine medicinischen Studien fortzusetzen. Da er auch hier bald in Geldverlegenheit gerieth, beschloß er, den Ort zu verlassen. Er trat nun seine berühmte Wanderschaft durch Europa an, wie er selbst später sagte, „nur mit einem übrigen Hemde, seiner Flöte und einer Guinee versehen und zur weitern Unterstützung auf seinen Witz bauend". Die folgende Stelle im „Landprediger von Wakefield" schildert die Art und Weise seines Wanderlebens: „Ich hatte einige Kenntniß in der Musik und benutzte nun, was früher mein Vergnügen war, als Mittel meiner Subsistenz. Wenn ich mich gegen Abend der Hütte eines Bauern näherte, spielte ich eine meiner lustigsten Melodien, und das verschaffte mir nicht nur ein Nachtlager, sondern auch Kost für den folgenden Tag." So durchzog er, flötenblasend, Flandern, Frankreich, Deutschland, die Schweiz und Italien. In der Schweiz war es, wo er einen Theil des „Wanderers" dichtete. In Padua erhielt er die Nachricht von dem Tode seines Onkels; dies bewog ihn, nach England zurückzukehren, wo er im Herbst 1756 in Dover landete. Er hatte seinen Shilling in der Tasche und seine Hoffnung, in London einen Freund oder einen Protector zu finden. In dem ernsten und nüchternen England half ihm seine Flöte nicht mehr aus. Er durchstrich noch eine Zeit lang mit Musikanten und Schauspielertruppen das Land und betrat dann London im Besitz einigen Geldes. Hier stellte er sich mehreren Apothekern vor, sie um Arbeit in ihren Laboratorien bittend. Aber sein linkisches Auftreten, sein unvortheilhaftes Aeußere und sein irischer Accent erregten nur ihren Spott, überall wurde er abgewiesen. Endlich stellte ihn ein Apotheker aus Mitleid in seinem Laden an. In dieser Beschäftigung verblieb er, bis ein Freund, den er zufällig fand, ihm behülflich ward, sich als Arzt niederzulassen. Indessen war dieser Versuch erfolglos, und nachdem Goldsmith noch eine Zeit lang Unterricht an einer Knabenschule gegeben war, finden wir ihn in der demüthigen

Beschäftigung eines Correctors für Richardson, den Schriftsteller und Buchhändler, wieder. Hier lernte ihn der Verleger Griffith kennen und engagirte ihn zum Mitarbeiter an dem von ihm verlegten Journal „Monthly Review". Da aber Goldsmith für anhaltende Arbeit kärglich bezahlt wurde, löste er dieses Verhältniß nach fünf Monaten und ward zum zweiten mal Lehrer an einer Knabenschule.

Der Director der Anstalt interessirte sich für ihn und bemühte sich, ihm eine feste Anstellung als Colonialarzt zu verschaffen. Allein der Versuch schlug fehl, da Goldsmith bei der vorher stattfindenden Prüfung nicht die nöthigen medicinischen Kenntnisse bewies. Der Dichter war um diese Zeit in der traurigsten Lage der Welt. Seine Kleidung war zerrissen. Er bewohnte in einem Hofe der Fleet eine elende Dachkammer, zu welcher eine schwindelerregende Stiege von Steinplatten führte. Dergleichen Treppen wurden „Halsbrecher" — („breaknech-steps") — genannt. Der Hof und die Stiege sind nun längst verschwunden, doch erinnern sich ältere Bewohner Londons ihrer noch. Um sich dem Collegium der Aerzte zu der obenerwähnten Prüfung vorstellen zu können, bedurfte er eines neuen Anzugs. Er war daher wieder mit Griffith, dem Buchhändler, in Verbindung getreten und dieser verpflichtete sich, für vier für sein Journal zu liefernde Artikel dem Schneider für den neuen Anzug Bürge sein zu wollen. An einem festgesetzten Tage sollte entweder der Anzug bezahlt oder zurückgegeben werden. Der Tag erschien, der Schneider meldete sich — aber der Anzug war schon im Pfandhause. Der Buchhändler wüthete und nannte Goldsmith einen Betrüger. Der Dichter schrieb in einem Briefe, der nicht ohne Rührung gelesen werden kann, man möge ihn ins Gefängniß senden. „Ich habe es", sagte er darin, „viele drei oder vier Wochen vorhergesehen, und, beim Himmel! ich verlange es als eine Gunst — als eine Gunst, welche etwas Schrecklicheres verhindern mag! Ich habe Jahre hindurch mit einer elenden Existenz gekämpft, mit all der Verachtung, welche Armuth mit sich bringt, und mit all den heftigen Leidenschaften, welche Verachtung unerträglich machen. Was hat denn das Gefängniß Schreckliches und Fürchterliches? Ich werde wenigstens in Gesellschaft von Unglücklichen sein und das ist die Gesellschaft, die für mich paßt!" Griffith's Zorn beschwichtigte sich endlich nach vielem Schelten und Goldsmith versprach, für 20 Guineen die Biographie Voltaire's zu schreiben, womit die Schuld getilgt werden sollte.

Hier schließt die Verbindung Goldsmith's mit dem Buchhändler, welcher der erste war, der ihn in seine literarische Laufbahn einführte, und auch der erste, der ihn die bittere Herrschaft seines Standes fühlen ließ. Griffith zog sich mehrere Jahre später aus dem Geschäft zurück. Er hielt Wagen und Pferde und war ein eifriger Besucher religiöser Versammlungen. Gewiß hatte er nicht geahnt, daß seine Hartherzigkeit gegen einen armen Schriftsteller seinen Namen einst der Nachwelt überliefern würde.

Nun beginnt ein neuer Lebensabschnitt für Goldsmith: Wir sehen ihn nach vielen Irrfahrten und erfolglosen Versuchen in den wenn auch keineswegs friedlichen und sorgenfreien Hafen des Schriftstellerlebens einlaufen. Lord Macaulay's Schilderung der Verhältnisse jener Zeit in Bezug auf Autoren und Publikum und des Einflusses, den sie auf das Leben und den Charakter der erstern ausübten, in seinem Essay über Samuel Johnson, dürfte hier passend eine Stelle finden. Goldsmith's Leichtsinn und Schwächen werden uns alsdann nicht nur erklärlich, sondern auch in einem mildern Lichte erscheinen.

„Als Goldsmith seine literarische Laufbahn antrat, war die Lage eines Schriftstellers eine elende und untergeordnete. Es war eine dunkle Nacht zwischen zwei sonnigen Tagen. Das Zeitalter der Gönnerschaft war vorbei. Das Zeitalter der allgemeinen Wißbegierde und Intelligenz hatte noch nicht begonnen. Die Zahl der Leser ist heute so groß, daß ein beliebter Schriftsteller in Behaglichkeit und Wohlstand von dem Ertrag seiner Werke leben kann. Damals, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, hatte ein Schriftsteller wenig von der Gönnerschaft hochgestellter Personen zu hoffen. Die Gönnerschaft des Publikums lieferte noch nicht die Mittel zur behaglichen Existenz. Das Honorar, welches die Buchhändler den Autoren zahlten, war so gering, daß ein Mann mit ansehnlichem Talent und unermüdetem Fleiß wenig mehr thun konnte, als für den Tag sorgen, dem er zunächst entgegenging. Die magern Kühe hatten die fetten Kühe aufgegessen. Die dünnen und vertrockneten Aehren hatten die guten Aehren aufgezehrt. Die Jahreszeit der reichen Ernten war vorüber und die Periode der Hungersnoth hatte begonnen. Alles Häßliche und Elende konnte in dem Worte „Poet" zusammengefaßt werden. Das Wort bezeichnete ein Geschöpf, das wie eine

Vogelscheuche gekleidet und mit Gefängnissen und Schuldthürmen *) vertraut war. Sogar die Armen bemitleideten ihn und kannten ihn mit Recht bemitleiden. Denn wenn ihre Lage gleich elend war, war ihr Streben nicht gleich hoch, noch ihr Gefühl für Beleidigung gleich scharf. In einem Dachstübchen vier Treppen hoch zu wohnen, in einem Keller unter herrenlosen Dienern zu essen, zehn Stunden des Tags für den Lohn eines Arbeitsmannes zu überlegen, von Gerichtsdienern aus einem Schlupfwinkel der Bettelarmuth und Peinigung in einen andern gejagt zu werden; im Juni auf einem Fabentische und im December neben der Asche eines Schmelzofens zu schlafen, in einem Hospital zu sterben und in der Armengruft der Gemeinde begraben zu werden — das war das Geschick mehr denn Eines Schriftstellers, der dreißig Jahre früher zu den Sitzungen des Kitcat- oder des Scriblerusclub **) wurde eingelassen werden sein, der im Parlament gelesen und den man mit Gesandtschaftspossen an die hohen Alliirten betraut haben würde; der, hätte er in unserer Zeit gelebt, kaum weniger freigebige Aufmunterung in Aldemarle-Street oder in Paternoster-Row gefunden haben würde ***).

„Wie jedes Klima seine besondern Krankheiten hat, so hat jede Beschäftigung des Lebens ihre besondern Versuchungen. Der schriftstellerische Charakter hat gewiß immer seinen Antheil an Fehlern gehabt: Eitelkeit, Eifersucht und krankhafte Empfindlichkeit. Zu diesen kamen nun außerdem die Fehler, welche gewöhnlich in Männern gefunden werden, deren Erwerb unsicher und deren Grundsätze der Prüfung bitterer Armuth ausgesetzt waren. Alle Laster des Spielers und des Bettlers waren mit denen des Schriftstellers vereinigt. Die Gewinne in der elenden Lotterie des Bücherschreibens waren kaum weniger verderblich als Nieten. Wenn das Glück kam, kam es vergeblich, daß es fast immer gemißbraucht wurde. Nach Monaten des Hungers und der Verzweiflung füllte ein volles Haus am dritten Abend oder eine wohlaufgenommene Widmung die Tasche des abgehetzten, zerlumpten und ungewaschenen Dichters mit Guineen. Er beeilte sich, mit diesem Reichthum die Phantasien zu verwirklichen, womit sein Gemüth erfüllt war, während er auf der Asche schlief und Kartoffeln in dem irischen Speisehaus in Shoe-Lane aß. Eine Woche in den Schenken zugebracht, reichte hin, ihn das nächste Jahr in Kellern zubringen zu lassen. Das war das Leben eines Savage, eines Boyse und einer Menge anderer. Zuweilen in goldbeschnürten Hüten und Röcken schimmernd; zuweilen im Bett liegend, da ihre Röcke zerrissen waren, oder Papierkravatten tragend, da die Wäsche im Pfandhause war; zuweilen Champagner und Tokaier mit Perlo-Ohnetergen trinkend; zuweilen vor dem Fenster eines Speisehauses stehend, um sich am Geruch von Schüsseln zu weiden, deren Genuß sie sich nicht erlauben konnten: sie kannten Luxus, sie kannten Bettelarmuth, aber sie kannten nie Wohlstand."

Ein ähnliches Leben, wenn auch nicht ganz so elend wie das der unglücklichen Dichter Savage und Boyse, führte auch Goldsmith. Obgleich er während der ersten neun Monate ein eifriger Mitarbeiter an der von Smollett herausgegebenen Zeitschrift „The critical Review" war, [illegible] doch seine Armuth sehr groß. Er selbst versuchte nun ein Journal: „The Bee", herauszugeben, für welches er allein die Beiträge lieferte; doch hielt es sich nur kurze Zeit. In den nächsten sechs Jahren schrieb er mancherlei, was theils erhalten, theils verloren gegangen ist. Er lieferte Artikel verschiedenen Inhalts für Journale und Zeitschriften; er schrieb Biographien und Kinderbücher, welche letztere, in vergoldetes Papier gebunden und mit abschreckenden Holzschnitten ausgestattet, an den Fenstern der Buchhändler prangten. Im Jahre 1760 kam die erste Nummer des „Public Ledger" heraus, eine Zeitschrift, welche täglich erschien. Goldsmith lieferte für dies Journal wöchentlich zwei Artikel, wofür er eine Guinee erhielt. Diese Beiträge, welche allgemeine Aufmerksamkeit erregten, gab er später unter dem Titel „The Citizen of the world" gesammelt heraus. Sie enthalten Gedichte und Skizzen der londoner Gesellschaft, welche in einer Reihenfolge von Briefen ein chinesischer Reisender an seine Freunde in der Heimat schreibt.

Alle seine Schriften waren bisher anonym erschienen. Da sie gefielen, stieg unser Dichter allmählich in der Achtung der Buchhändler, für welche er arbeitete. „Goldsmith", urtheilt

*) Zehnten, Stellung, Haftung und Incomten waren von der ausgezeichnetsten Männer des 18. Jahrhunderts, alle vier wurden Schulden halber in Arrest gesetzt.

**) Zwei literarische Clubs aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Der Kitcatclub, dem Addison, Steele, Walpole und Marlborough angehörten, hatte als Club der Whigpartei auch eine politische Bedeutung.

***) In Aldemarle-Street befindet sich das Verlagslokal eines der ersten englischen Verleger, John Murray; — Paternoster-Row ist gewissermaßen der Mittelpunkt des buchhändlerischen Verkehrs in London.

Macaulay, „war im wahrsten Sinne des Worts ein populärer Schriftsteller. Für tiefe Forschungen und ernste Untersuchungen war er entweder von Natur nicht befähigt oder durch die Erziehung und sein Wanderleben verdorben. Er hatte keine gründlichen Kenntnisse, verstand aber das geringe Material, über welches er gebot, so zu verwerthen, daß es eine wunderbare Wirkung that. Schon in diesen ersten Productionen hatte sein Stil jene charakteristische einfache Anmuth, welche sich später im »Landprediger von Wakefield« zur vollendetsten Schönheit entfaltet. Auch konnte an geeigneten Stellen sich sein Ausdruck zur treffenden Schärfe und Kraft erheben. Seine Erzählungen waren unterhaltend; seine Beschreibungen der Natur malerisch; sein Humor reich und gemüthvoll und mitunter von einer liebenswürdig wehmüthigen Färbung. Immer herrschte in seinen Schriften, in den ernsten wie scherzhaften, eine natürliche Grazie, ein gewisser Anstand, und nie verletzte ein Wort oder eine Anspielung das sittliche Gefühl, was man kaum von einem Manne erwarten konnte, dessen Leben unter Bettlern und herumziehenden Schauspielertruppen und in jenen Höhlen des Elends verstrichen war, welche die Nachtseite großer Hauptstädte sind."

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Die südrussischen Steppen.

Von Wilhelm Gerschner.

IV

Den Leiter der Schafheerde, „Tschaban" genannt, erblickt man in das weiche Vließ seiner Zöglinge gehüllt; es ist fast immer ein Tatarischer und gewöhnlich ein Sechse. In der Hand trägt er den „Kriwl", einen zwei Klafter langen, mit Kunst gearbeiteten hölzernen Stab, am obern Ende mit einem eisernen Haken versehen, mit welchem er die Schafe am Hinterbeine zupfet, der er einfangen will. Dieser Stab dient ihm auch zum Vorwärtstreiben der Schafe und als Waffe gegen den Wolf, den er mit dem schweren Ende auf den Rücken zu treffen und niederzustrecken weiß. Außer seinen Knechten stehen ihm bei der Hütung seiner Pflegebefohlenen noch große zottige, auf der Steppe heimische Wolfshunde zur Seite, von denen sich in der Regel bei einer Heerde von 2—3000 an der Zahl 10—15 befinden. Centrum, Vereinigungspunkt und ephemere Residenz ist ein großer schwerfälliger, von Ochsen transportirter Wagen mit hohem Dach, angefüllt mit allerlei Lebensmitteln, Me[illegible] cumenten, Kochgeräthschaften, den Fellen der g[illegible] fallenen Schafe, den gewonnenen Häuten, d[illegible] Pelzen der erlegten Wölfe u. s. w. Am Abe[illegible] nun versammeln sich Oberhirt und Unterhirt[illegible] am Wagen und speisen, von ihren wachsam[illegible] Hunden umgeben, beim lodernden Feuer. Häu[illegible] haben sie auch einen Gast bei sich — einen scheu[illegible] Flüchtling, von denen die Steppe immer voll i[illegible] einen desertirten oder beurlaubten Soldaten, ein[illegible] verirrten Reisenden u. dgl., und geben ihm[illegible] Speise und Obdach, denn sie sind gastfrei w[illegible] alle Nomaden. Der Ataman (Oberhirt) und d[illegible] Gast nehmen ihr Nachtlager im Wagen selb[illegible] die andern Tschabans aber placiren sich in gleich[illegible] Entfernungen voneinander, jeder einige Hun[illegible] zwischen sich, um die Heerde herum, welche s[illegible] in einem dichten Kreise um den Wagen gelag[illegible] hat, und schlafen im Gras der Steppe, inde[illegible] ihnen ihre Schafpelze als Ober- und Unterb[illegible] dienen. Manche Nacht gibt es eine Affaire m[illegible] dem lüsternen Wolf, welcher die Heerde zwischein[illegible] und dem bisweilen trotz aller Wachsamkeit m[illegible] Vorsicht, namentlich wenn die Schafe, durch Ha[illegible] wetter aufgeregt, in Unordnung gerathen, dennoch ein Einbruch gelingt. Während die Nachtheerde weit um sich greifend, mit ihren Hirten hierhin un[illegible] dorthin wogen, beträgt der tägliche Marsch d[illegible] Schafheerde, welche sich auch nicht so weit a[illegible] jene zerstreut, kaum einige Werst. Der Steppe[illegible] hunde, eine merkwürdige, nur auf der Steppe geborene Rasse, große zottige, dem Wolf sehr ähnliche Thiere, vor denen Reisende, die sich n[illegible] vorsichtig, ohne den Hirten vorher anzurufen, d[illegible] Schafheerden nahen, nicht selten zerrissen werden sind zu wild, um mit ihrer Hülfe die Heerde leic[illegible] zu kennen; auch hat der Tschaban noch Mer[illegible] unserer Schäfer keine Schaufel, um damit seine Schafen Erdklumpen zuzuschleudern, und es [illegible] daher stets eine nicht unbedeutende Anzahl Ziege[illegible] unter die Schafe gemischt, die ihrer Klugheit un[illegible] ihres Muths wegen der ganzen Horde als Leit[illegible] und Führer und vielfach als Aufseher und Haltpun[illegible] dienen. So wandert die Colonie, der Wage[illegible] quietschend und knarrend voran, von Quelle z[illegible] Quelle, von Steppe zu Steppe.

Mit Eintritt des Winters, der in der Reg[illegible] sechs lange Monate, bis in die Mitte des Apri[illegible] mit seinen sibirischen Stürmen, seinen Schne[illegible] wettern und seinem Glatteise hart und eisern üb[illegible] der Steppe liegt, schwindet auf ihr das mannic[illegible] Thier- und Heerdenleben. Eine zerrissene, schm[illegible]

Frau Thompſon (erſchrickt heftig).

Ha!

Die Uebrigen (erſtaunen).

Thompſon.

Ja ja, ſo iſt's. Iſt meine Familie, ſagte ich, keiner Umänderung fähig, ſo nehmt mein Vermögen, ich bin dann arm; werden mir aber meine Kinder treu und fleißig, zeigen wir uns würdig der Güter, die uns der Himmel ſchenkte, ſo iſt — ja, ja — ſo iſt — ja —

Frau Thompſon.

Was? Unſer Wohlſtand wieder da?

Thompſon.

Wir ſind wieder im Guten, was wir im Böſen waren. (Eine Reihe galonnirter Bedienten tritt ein).

Frau Thompſon.

Thompſon —

Thompſon.

Wohl gemerkt, wenn die Bedingung der Wette —

Frau Thompſon.

Ihr Kinder, gleich hier dem Vater auf der Stelle ein heiliges Verſprechen gegeben —

mernde Schneedecke liegt über der traurigen wüsten Fläche und vom Himmel hängt ein unveränderliches Trauergewand grauer Wolken herab. Bei Tage werden die Heerden, wenn es thunlich, auch dann noch ausgetrieben, besonders die Jakuts, um unter dem Schnee ein kümmerliches Futter zu suchen; des Nachts und bei bösem Unwetter aber kommen sie in die Winterschuppen. Es sind dies nichts als Räume mit Gräben und Erdwällen oder hohen, aus Gebüsch und Schilfrohren geflochtenen Zäunen umgeben, die nur auf der Wetterseite durch eine Wand geschützt sind. In kleinen Trupps stehen die armen Thiere am Wall herum und drängen traurig die Köpfe zusammen, um sich einander zu wärmen; viele erliegen der Kälte oder dem Futtermangel. Auf der Steppe aber treiben jene rasenden, so allgemein gefürchteten Schneestürme ihr wildes Spiel, und werde der Heerde oder dem Wanderer, wenn sie von ihnen überfallen werden. Sie wüthen hier um so verderblicher, da in den völlig wald-, dach- und fachlosen Steppen so wenig Schutz zu finden ist.

Die Russen unterscheiden sehr genau drei Arten von Schneegestöber, nämlich die Mjatjeli, Samets und Wingas. Die Mjatjeli sind der gewöhnliche Schneegestöber, wo die aus den Wolken herniederfallenden Schneeflocken vom Winde fort- und durcheinander getrieben werden. Beim Samet heben heftige Stürme den Schnee von der Erde empor und jagen ihn flüchtig über das Gefilde. Es scheint, als ob der sämmtliche Schnee der Fläche in wilden Aufruhr gerathen sei; ein dichtes Meer von lauter zusammengestreuenen cristallenen Schneekörpern hüllt Himmel und Erde ein, bringt in die Augen und verhindert Menschen und Thiere am Sehen. Noch weit gefährlicher aber ist der Winga, wo sich beide Arten von Schneegestöber vereinigen, also bei großer Kälte und heftigem Sturm der Schnee von oben herab und von unten emporgetrieben wird. Ein solcher Schneesturm dauert häufig drei volle Tage. Plötzlich, ohne die geringsten Anzeichen vorher, sodaß nicht einmal der in der Wetterkunde erfahrene Hirt ihn voraussieht, bricht er aus Nord oder Nordost daher. In gewaltigen wilden Wirbeln treibt der wüthende Orkan, der nirgends Widerstand findet, die Schneemassen, welche an manchen Stellen sieben, ja neun Fuß hoch liegen, mit donnerähnlichem Getöse durcheinander. Dazu sendet er zugleich aus schweren Wolken ein furchtbares Schneewetter herab. Erde und Himmel scheinen sich zu vermischen und in wirbelnde Schneewogen aufgelöst, da der gröbliche Schnee sich beständig wieder in Wolken vom Boden erhebt. Mit betäubendem Gepraßel schlagen die emporten Schneekörper und die Eisnadeln dem Manne ins Gesicht, der, nach dem Winde gekehrt, nicht einmal zu athmen vermag und sich kaum auf den Füßen halten kann, da ihn der Sturm willenlos fortreißt. Alle Spuren von Weg und Steg sind verschwunden, es muß Gefahr laufen sich zu verirren oder in eine tiefe Regenschlucht herabzustürzen, wenn überhaupt die Möglichkeit vorhanden wäre, in solchem Aufruhr der Natur nur einen Schritt weiter vorzudringen. Es bleibt ihm nichts übrig, als sich niederzuwerfen und den Mantel über den Kopf zu ziehen, und nur zu häufig ereilt ihn der Tod. Im Jahre 1812 ging das russische Heer auf dem Kriegszuge gegen Rußland in einem solchen Steppensturme mit seinen Kameelen gänzlich zu Grunde. Daher kann im Winter wegen dieser lebensgefährlichen Stürme und der Unwegsamkeit und des Mangels an Heer auch nur mit großen Verlusten und in Gewaltmärschen durch die Steppe ziehen, und der Handelsverkehr durch sie in dieser Jahreszeit nur unter großen Gefahren und Mühseligkeiten und in kleinen Gesellschaften.

Besonders verderblich werden die Schneestürme den Heerden, der von ihnen überrascht werden. Sie gehen zu Tausenden zu Grunde und allabendlich suchen die Wingas unter ihnen großes Unglück an. Beim Ausbrechen des Sturms werden die Thiere unruhig und stürzen, die Schafe gewöhnlich in einen Keil zusammengedrängt, wild und ungestüm aufhaltsam über Hügel und Thal, über Sümpfe und Gestrüpp vor dem Winde her, bis sie ungeachtet der Kälte oder Ermattung niederfallen und vom Schnee begraben werden oder über Tausende auf einmal in den Gewässern umkommen oder in Regenschluchten und Abgründe oder vom Ufersande der hohen Steppe in die Brandung des Meeres hinabstürzen. Da ist kein Halten mehr, denn der Hirt kann sich selbst kaum aufrecht erhalten und muß dem Sturme folgen und häufig büßt er sein eigenes Leben ein.

Endlich beginnt die Natur aus ihrem starren Winterschlafe langsam zu erwachen. Der Schnee fängt an, eine dunkle Farbe anzunehmen, am Rande der Flußthäler und Regenschluchten taucht hier und da schon ein Streifchen grünen Rasens hervor, stille Wasserfäden sickern an den gewölbartigen Bodenanschwellungen und von den steilen Rändern der Schluchten hinab, in denen es unter

der Schneedecke bald unheimlich zu rauschen beginnt. Kalte Regen strömen von oben herzu, mehr und mehr lösen sich die Schneemassen und überall plätschern und rieseln, schäumen und brausen die schmutzigen Wasser auf der ganzen Steppe, von allen Bergen, in allen Schluchten und Thälern. Der Boden geht auf und verwandelt sich in einen fetten schwarzen Brei, welcher die Steppe völlig ungangbar macht; Regenwolkenbrüche treten oft in einer Nacht bis zu Klaftertiefe aus und lange Thalstrecken werden in einigen Tagen mit einer mehrere Ellen dicken Geröllschichte bedeckt. Der Schneeschmelze geht sehr langsam vorwärts und der herannahende Frühling hat hier mehr als anderwärts mit dem Winter seine harten Kämpfe zu bestehen. Dem freundlich lächelnden Lenz, der schon hier und da einzelne Frühlingsblumen hervorgelockt, stürzt vom Elbrusse und dem Uralgebirge herab ein kalter Nord mit furchtbaren Schneewettern entgegen und macht all sein Schaffen wieder zu nichte; bald wiederum braust ein gewaltiger Nordwest daher, der die Steppe mit wilden Regenschauern überschüttet. Noch ist es still auf der Steppe; nur die Bäche brausen und die Dohle schreit, die mit dem Sturme ringt. Wolf und Erdhase wittern noch vor Frost in ihren unterirdischen Wohnungen und das Herdenvieh scharrt ungeduldig aus seinem Winterschuppen in die Frühlingsflur hinaus. Die wilden Kämpfe und Schlachten sind endlich vorüber, der blumenreiche Frühling ist Sieger. Schöne stille Tage steigen hernieder und die ergrünende und sich neu belebende Steppe feiert ihr Hochzeitsfest. Der Himmel lächelt anmuthig und bläulich und der schwarze Schlammsumpf verwandelt sich in kurzer Zeit in ein unabsehbares Blumenfeld. Mit unaussprechlichem Wohlgefallen schaut das Auge im Frühlingshauche wogende Tulpenfelder, Hyazinthenbeete mit ihren meist gelblichen Locken an feinen Stengeln, natürliche Reisdaunpflanzungen, so groß wie ein Dutzend Berliner Gärten, und weite Flächen verschiedener anderer Frühlingsblumen. Die Heerden finden sich lustig und fröhlich wieder ein auf dem weiten grünen Gastmahle der Natur, wiehernd kampfen die muthigen Rosse den Boden, freudig brüllen die Rinder und toben in wilden Sprüngen auf und nieder und ringsumher tönt lauter Jubel und Freude. Der Steppenbewohner tummelt sich wieder rasch und lebensfroh auf seinem schnellfüßigen Rosse in dem heitern Grün und den spielend wohlgefälligen Düften; an seiner Zimmerdecke, vor seiner Thür hängt er ein Bouquet balsamischer Frühlingsblumen auf und bekränzt mit Gras und Blumen seine Heiligenbilder.

Aber die Frühlingsfreude währt nur wenige Wochen. Die Glut des Sommers führt neue Leiden über die Steppe. Mit jedem Tage brennt die Sonne heißer hernieder, vor deren unbarmherzigen Pfeilen nirgends ein Schutz sich findet, und eine bleiche Dunstatmosphäre lagert über der Erde. Das Gras versengt von der Glut und zerfällt mürbe in Asche, die Farbe der Steppe wird dunkelbraun und endlich schwarz, und schwarze Staubwolken steigen, alles einhüllend, vom trockenen Boden empor, der überall gesprungen und zerklüftet klafft. Die Heerdenthiere müssen mühsam nach frischerem Grase suchen, magern ab und liegen während der Tageshitze matt und lahm am Boden, wie alles in der Steppe in träge und schlaffe Ruhe versinkt; kaum erheben sich die Vögel in die Lüfte. Teiche und Brunnen versiegen und das Wasser wird immer knapper. Immer höher steigt es im Preise, und am Brunnen des Dorfs steht sogar eine Schutzwache. Alles seufzt nach dem Lebenselemente und kummerlich und leidend sterben alle Pflanzen. Die heimlichen Quellen scheinen nur versiegt zu sein, selbst die Nacht ist schwül und dumpf und ohne Thau. Zwar lassen schwarze Gewitterwolken ihre segenvollen Bäche an der verschmachtenden Steppe herabhängen, aber die heiße, in senkrechtem Strom nach oben steigende Steppenluft läßt sie sich nie in Regen entladen, sondern jagt sie sturmschnell zum Meere hinab, in welches sie ihren Labetrunk nutzlos vergeuden.

Ehe jedoch das Gras ganz abwelkt, kommt die belebteste Zeit des Jahres für die menschenarme Steppe, die lustigen Tage des Heuens. Von der bevölkerten Ukraine und dem benachbarten Podolien wie aus den Städten der Meeresküste langen ganze Scharen lustiger, gedungener Arbeiter an, Männer und Frauen, Mädchen und Kinder, denn man bedarf vieler rüstiger Hände. Von früh bis spät erklingt nun die Wiese vom Rauschen des fallenden Grases, vom Sensengehämmer und dem Gesang der Frauen und Mädchen, und des Abends sieht man sie in malerischen Gruppen, fröhlich singend und plaudernd, beim Kochfeuer sitzen oder auf ihren Pelzen mitten auf der Steppe unter freiem Himmel neben ihren Sensen und Heuhaufen zur Ruhe gelagert. Die ganze Mühe des Heumachens in der Steppe besteht darin, daß unmittelbar hinter den Mähern Mädchen und

Burschen geben und das gleich trockene Heu in kleine Haufen (Kopjen) zusammenlegen; alles Uebrige thut die Sonne. Schon nach einigen Tagen wird das Heu eingefahren, wenigstens nun unter Dach und Fach, das meiste wird an einem Ort mitten in der Steppe in großen Haufen, Schoben genannt, aufgeschichtet, von denen einer in der Regel 20—25 Fuder Heu enthält. Solcher schauerhoben Schoben errichtet man hier und da wol 60—100 Stück in Reih und Glied neben einander und umzieht das Ganze nach beendeter Ernte mit Wall und Gräben, sodaß es dann das Ansehen eines Forts hat. Das Heu wird in den Schoben mit der Zeit so fest, daß es darin, gegen Wind und Wetter geschützt, so gut überwintert wie in unsern Scheunen.

Des Sommers Hitze und Dürre folgt ein liebliches, angenehmes Spätjahr. Kühler kommt und mild weben die kühlern Lüfte, Nachtthau und Regen erquicken die Pflanzen, Quellen und Brunnen fließen wieder reichlich und von neuem begrünt sich die Steppe mit nachsprießendem Grase. Der Himmel lacht wieder in freundlichem von Gold und Silber durchwirkten Blau, die gestaltenlosen Nebeldünste des Sommers gewinnen Form und Gestalt, bauen am Firmament hohe Gebirge und Gipfel und die prächtigsten Sonnenburgen und Thäler, welche angenehm die Phantasie beschäftigen und den gestaltensuchenden Blick erfreuen. Es scheint, als ob das Himmelsgewölbe alle Farben und Gestalten der Steppe in sich hinaufgezogen habe. Was ist der Herbstabendhimmel in der Steppe im Vergleich zu dem unsern! Welch ein Reichthum von Licht und Schatten, von Farben und Formen! Hier geht die Sonne liebreichen und heitern Angesichts zur Ruste durch die schönsten, mit einem Reichthum der prächtigsten Farben gezierten Uebergänge; ihr gegenüber hängt ein schwarzes Gewitter, gewitterschwerer Wolken, mit purpurnem Rande besäumt, aufs Meer herab; dort wieder schwimmt ein leichtes Wölkchen, das die Sonne, Abschied nehmend, mit ihren Rosenlippen küßte, unbekümmert um das drohende Gewitter, durch den goldheitern Aether. Mensch und Thier und Pflanzen erwachen wieder zu neuem Leben. In den Heerden regt sich wieder der Uebermuth der Steppenwildheit und die Steppe ertönt wieder vom Hufschlag flüchtiger Rosse, vom Brüllen und Stampfen der Rinder, vom Blöken der Schafe, vom Kläffen der Hunde, von dem langgezogenen, eintönigen Ruf der Hirten, von Regengeräusch und vom Jagdlärm der Steppensöhne.

Aber mit raschen Sprüngen eilt der milde, freundliche Herbst der langen Winternacht zu. Er kennt weder Blattlaub noch Früchte, noch das Goldgelb der Bäume, noch das melancholische Entblättern der Wälder. Mit dichtem Nebel verhängt der Himmel sein Angesicht und gießt trübe Regenschauer herab, die Vorboten des ihnen auf dem Fuße folgenden Winters. Das fröhliche, freie Sommerleben auf der Steppe geht zur Neige. Der Jakutschi treibt seine Roßheerde auf den Markt oder in die Dreschtenne zum Austreschen des Getreides. In einer Länge und Breite von mehreren hundert Ellen breitet sich der geebnete und fest angeschlagene Boden des Dreschplatzes aus, das Ganze mit einem Geländer umgeben. Zwei Schichten übereinander liegen die Getreidebunden auf dem Boden gebreitet. Ein Scheffel (chuli) wird auf ein Pferd gerechnet, und beträgt die Heerde an hundert Stück, so werden nahe an zwei Schock Garben auf einmal getreschen. Jetzt wird das weite Thor des Geländers geöffnet und die eine Hälfte der Rosse stürzt wild und unbändig in die Tenne. Die Hirten treiben sie mit ihren Peitschen an, und in beständigem Carrière-Walzer fliegen die wilden Thiere von einem Ende zum andern. Der ausgetretenen Körner sprießt sie meilenweit nach allen Seiten in die Luft und gleich Spielbällen fliegen die Garben auf. Der Rosse, durch ihren selbsterregten Lärm erschreckt, werden scheu und suchen in tollen Sätzen einen Ausweg. Nach einer Stunde werden sie, von Schweiß triefend, wieder herausgelassen, damit das Getreide gewendet werden kann, worauf das Schauspiel von neuem beginnt, bis das Austreten vollendet ist. Auf diese Weise können in einem Vormittag an tausend Scheffel Getreide ausgetreschen werden. Für den andern Theil des Tags kommt dann die noch übrige Hälfte der Rosse an die Reihe. Schrecklicher endigt das Sommerleben für die fetten Rinder und Schafe. Man treibt sie unbarmherzig in die Gehöfte der Stallgans, wo sie unter den langstieligen Beilen der rohen Schlächterknechte fallen müssen, die ihnen das Rückgrat zerschlagen.

Der Herbst bringt auch jene Steppenbrände, absichtlich oder unabsichtlich angelegt. Denn nicht anders als durch Feuersmacht vermag der Steppenbauer die überhand genommenen unnützen Stauden zu bewältigen und Raum für süßes Gras zu schaffen. Diese Brände bieten dieselben hinlänglich bekannten Erscheinungen wie in den Prairien

Ameisen. Ist der Brand ein wilder, zufälliger, unbeaufsichtigter, so geht er oft 50—60, ja hundert Werst weit und wegt oft, alles verzehrend, was ihm in den Weg kommt, einzelne Gehöfte, ganze Dorfschaften, Menschen und Vieh und die herrlichsten Fruchtfelder, in einer Gegend hin und her. Am schrecklichsten und grauenhaftesten wüthet das Feuer in den Schilfwäldern der Flüsse. Mit Riesenarmen leckt der gewaltige Feuerstrom über das Wasser hin, weitenweit sieht man den glühenden Schimmer durch die Nacht leuchten und lange Strecken weit scheint flüssiges Feuer statt des Wassers in den Stromthälern zu fließen. Für das Thierleben im Schilfe ist eine schreckliche Stunde gekommen. Vogelschaaren schwirren kreischend empor, Enten und Gänse sitzen in Menge schnatternd auf den Seen und Flußarmen zwischen den Schilfen, als wollten sie sich gegen die Flammen zur Wehr setzen; Reiher und Pelikane ziehen kreischend unruhige Kreise in dem wallenden Dampfe, schießen wol gar in ihrer Angst mitten in das Feuer hinein, und Wölfe stürzen heulend aus dem Dickicht hervor. Mancher schädliche Wolf kommt in den Flammen um, aber auch mancher unschuldige Singvogel und manche Ente, welche auf ihrer Brut, die sie nicht verlassen wollten, ihr Leben verhauchen.

Die abgebrannte Steppe mit ihrer leichten dünnen Aschendecke und den schwarzen Pflanzenresten wird von den Herbstregen wieder abgekühlt und bald lockt die Sonne wieder Millionen feiner Blattspitzchen aus dem Boden hervor, die in wenigen Tagen wieder einen dichten, goldgelblichen Teppich bilden. Die wilden Winterstürme kommen und fegen die Steppe vollends rein und bald sinkt auch Schnee hernieder und hüllt sie in seine weiße Decke.

Das ist die Natur und das Leben auf der Steppe, die dem Reisenden trotz ihrer scheinbaren Armuth doch viel des Interessanten und Eigenthümlichen bietet. Die Augen Europas sind auf die Steppe gerichtet; — ob sie, die einst in der Geschichte eine so bedeutungsvolle Rolle spielte, in Zukunft wieder der Schauplatz großer geschichtlicher Scenen sein wird?

Der Mensch und die Welt.

II

Was ist angenehm und nützlich? Was ist unangenehm und schädlich? Was ist böse oder gut? Diese Fragen waren und sind niemals zutreffend zu beantworten. Etwas, was allgemein und in jedweder Anwendung als angenehm, nützlich, gut oder als unangenehm, schädlich, böse von der gesammten Menschheit anerkannt wird, gibt es nicht.

Im Einzelleben werden Lug und Trug als böse bezeichnet, im Leben des Staats dagegen, in der Politik, wird es dem Verdienstvollen und Guten beigerechnet. Wie oft unterlassen wir es, im Leben die Wahrheit zu sagen; sie wird umgangen durch Stillschweigen — wo ist zwischen diesem Stillschweigen und der Lüge die Grenze zu ziehen? So sind Betrug und Diebstahl im einzelnen verboten und gelten als böse Handlungen, allein es gibt erlaubte Erwerbsquellen — unsere sogenannten Schwindelgeschäfte —, die im Grunde nichts Besseres und nur um so gefährlicher sind, da sie durch den Schein der Rechtlichkeit trügen. Bisjetzt hat es darum auch noch keinem Gesetz gelingen wollen, in dieser Beziehung eine scharfe Grenze zwischen böse und gut zu ziehen, und nur wo die augenscheinlichste Verderblichkeit eines unerlaubten Gewerbes zu Tage trat, ward eine Strafe festgehalten.

Verschieden wie die Entwickelungsstufen der einzelnen, wie ihre Fähigkeiten und der Grad ihrer Erkenntniß sind die Vorstellungen vom Nützlichen und Schädlichen, vom Bösen und Guten. Je nachdem die Weltvorgänge auf den Menschen wirkten und wirken, unterscheidet er in seinem Bewußtsein diese Vorstellungen, und es bilden sich zwei Gegensätze, die in dieser Weise außer ihm nicht vorhanden sind. Je mehr seine Erkenntniß zunimmt, ändern sich seine Vorstellungen, und die Grenze der beiden Gebiete wird immer weiter hinausgeschoben; jeder Mensch hat sein eigenes Maß.

„Vergleiche zwischen den Geschichtbüchern der Vorzeit und der Gegenwart lassen erkennen, wie in demselben Volke die beiden Gebiete sich erweiterten und ihre Abgrenzung veränderten, wie sehr die Zahl der Vorstellungen zugenommen hat, wie wichtige Theile aus dem Gebiet des Guten in das des Bösen verwiesen worden sind, aber auch wichtige Theile des bösen Gebiets abgestorben und verschwunden sind. Bei Durchsicht der Gesetze der Jetztzeit erblickt man gleichfalls eine Menge von Vorstellungen vom Gebiet des Guten zugerechnet, während sie in dem Bewußtsein des Vorgeschrittenen längst dem des Bösen angehören, und anderer Vorstellungen, bei denen das umgekehrte Verhältniß stattfindet, somit ganze Reihen, betreffs derer die Meinungen in der Umwandlung befindlich sind. Außerdem beweisen die unablässigen Beschwerden und Mahnungen, welche bei fast allen europäischen Völkern auf zeitgemäße Aenderung der Gesetze dringen, wie sehr die Vorstellungen der Vorgeschrittenen sich verschieden fühlen von den rückständigen Vorschriften der trägen Gesetzgeber und Gesetzpfleger."

Diese fortwährenden Schwankungen im großen wie im kleinen werden dadurch noch vermehrt, daß jede einzelne Bildungsstufe einen besondern Umfang sowol wie eine eigene Abgrenzung des Bösen und

guten Gebiete annimmt. Wie viele begehen im geheimen Thaten, die man nicht zu den guten zählen würde, die sie aber insofern nicht zu den bösen rechnen, da sie selbst von ihnen Vortheile ziehen. Andere erheben sich weiter zu offenen und groben Uebeln, Raub und Mord, in sittlicher Empörung und würden sich doch nicht scheuen, sie im kleinen, in mildern Formen zu üben. Lüge, Diebstahl, Betrug erscheinen ihnen als gut, soweit sie nichts Gemeinschädliches darin zu erkennen meinen oder wenigstens soweit sie sicher sind, nicht entdeckt zu werden. Wie viel und wie oft in dieser Weise das Böse für gut genommen wird, läßt sich in Zahlen kaum ausdrücken; inzwischen wären die Gerichtshöfe im Besitz der Allwissenheit, es würden Gefängnißhäuser unnöthig sein. Jeder entwickelte Staat hat große, kostspielige Einrichtungen getroffen, um durch Polizei, Gerichte und Gefängnisse die Gesetzübertretungen zu entdecken und zu bestrafen, muß aber dabei solcher Mitglieder sich versichern, die auf niedrigen Bildungsstufen sich befinden. Aber wenn auch die Gesetzgebung in den Händen der Vorgeschrittenen läge und von diesen gestaltet würde, könnte sie doch nur geringe Geltung erlangen, solange die Handhabung der Gesetze, die Entdeckung der Uebertretungen zumeist in den Händen von Ungebildeten liegt. Man gar, wenn die Gesetzgebung, wie bei den meisten Völkern, selbst der Bildung nicht vorauseilt, sondern ihr mühsam nachhinkt! Statt den Vorstellungen der Vorgeschrittenen Ausdruck zu geben, steht sie meist tief unter ihnen, oft sogar im geraden Widerspruch mit ihren Vorstellungen, und statt den Bedingungen des Gemeinwohls entsprechend sämmtliche Genossen des Verbandes gleichmäßig den Gesetzen unterzuordnen, theilt sie die Mitgenossen in solche, die unter, und andere, die über dem Gesetz stehen. Daraus erwachsen den wohlhabenden, angesehenen und hochgestellten Genossen die Mittel, um für sich nach eigenem Ermessen die Scheidegrenze zwischen gut und böse zu ziehen, die Gesetze zu verletzen, ohne Strafe zu erleiden, und diese Unterschiede steigern sich so sehr, daß vielerorts und für besondere Lebenskreise das offene Verletzen und Hohnsprechen der Gesetze als sicheres Kennzeichen einer hervorragenden Stellung gilt.

Man kann die Vorstellungen von böse und gut zusammenziehen in den Satz: Was auf einer gegebenen Entwickelungsstufe den Forderungen der Vorgeschrittenen zuwiderläuft, ist böse, was ihnen dagegen entspricht, ist gut. Würden alle Mitlebenden auf gleicher Bildungsstufe sich befinden, es gäbe und geschähe nichts Böses in der Welt, d. h. nichts, was den Zeitgenossen als solches erscheine, und Gerichtshöfe und Gefängnisse würden überflüssig sein; wohl aber würden die Nachkommen, wenn sie ebenso gleichmäßig fortschritten, die Vorstellungen und Begriffe der Vorfahren ändern und manches zu dem Bösen rechnen, was diese als gut gelten ließen.

Aus der Erkenntniß des Bösen und Guten und der Trennung der beiden Gebiete ging das Gefühl der Pflicht hervor. Es wurde zur Pflicht, das Gute zu thun, und man nannte die Unterlassung des Guten und die Ausübung des Bösen Sünde. Indem der Verstand das Sündhafte, Schädliche erkannte, erzeugte er in dem Bewußtsein des Menschen das Gewissen. Das Gewissen äußert sich und mahnt uns nur dann, wenn der Verstand die Pflichtverletzung als solche erkennt; stets ist es abhängig von der Erkenntniß des einzelnen oder des Volks. Die Geschichte beweist diese Behauptung: je größer die Entwickelung, desto feiner das Gewissen. Was in vergangenen Zeiten als Ausübung heiliger Pflicht gepflegt wurde, wird heute als Roheit und Sündhaftigkeit unterlassen, und wo aus demselben Grunde damals das Gewissen mahnte, mahnt es heute nicht. Die Menschenopfer, die frühere Jahrtausende brachten, um die Götter zu versöhnen, damit sie Pest und Hungersnoth fern hielten, sind abgeschafft; die Inquisitionen und Glaubensverfolgungen früherer Jahrhunderte werden als Greuel und der Menschheit unwürdig verabscheut; überall zeigt es sich, wie das Gewissen abhängig war und ist.

Damit ist keineswegs gesagt, daß die Zustände der Gegenwart durchaus befriedigend wären; — sie sind um so weniger befriedigend, als die Zahl derer, in der Erkenntniß Vorgeschrittenen sich vergrößerte, ohne daß es ihnen möglich gewesen wäre, alle mittelalterlichen Institutionen abzuschaffen. In vielen Beziehungen hat das Gewissen der Neuzeit nur das Gewand, die äußere Form gewechselt. Die Irrthümer der Vergangenheit sind noch überall in der Gegenwart erkennbar. Man schreitet heute zwar nicht mit Feuer und Schwert ein gegen die Andersdenkenden, wol aber greift man zu Mitteln, die nicht weniger roh sind, und um so abscheulicher, als sie dem Gesetz und Recht entnommen bezeichnet werden.

Deutsche Frauen im Mittelalter.

Trotz der größern historischen Kenntniß der Vergangenheit, die unsere Zeit so vortheilhaft vor andern auszeichnet, erscheint den Meisten das Mittelalter wie ein wüstes und wildes Schlachtgetümmel, eine Zeit roher Männer, in der es nur in langen Zwischenräumen den Musen gelang, sich Gehör und Geltung zu verschaffen. Ueberall ist den Frauen eine untergeordnete Rolle zugetheilt; während sie in den Minneliedern als die höchste Schönheit und das höchste Gut der Erde gepriesen werden, sind sie in Wirklichkeit die Dienerinnen oder die Beute des Mannes. Die spärlichen Nachrichten, die über sie, ihre Stellung und Beschäftigungen zu uns gekommen, vermögen kein rechtes Bild in unserer Phantasie zu erwecken; aus den frischen Gedichten her sehen wir sie, den Falken auf der Hand, zur Jagd mit den Männern ausziehen, bei den Turnieren von den Gerüsten zuschauen und den Siegern die Preise ertheilen. Das alles schimmert und schillert in jenen bunten Farben der Romantik, deren Echtheit allmählich mehr als

gewichtig geworden. Ein Buch über die Frauen im Mittelalter wäre ein dankbarer, freilich auch schwieriger Vorwurf, da es wie eine kunstvolle Mosaikarbeit aus tausend kleinen Steinchen allein zusammengesetzt werden könnte.

In „Frauenspiegel aus dem deutschen Alterthum und Mittelalter" (Stuttgart, Krüner, 1863) gibt Julius Hartmann eine Darstellung der wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen deutscher Frauen, die meist auf eingehenden Studien beruht und nur zuweilen an einer zu großen Trockenheit des Ausdrucks leidet. Das Ganze ist nicht recht in Fluß gebracht. Wie hart auch in der Wirklichkeit die Lage der deutschen Frau im Alterthum und in der ersten Zeit des Mittelalters war, der Idee nach stellten die Deutschen das Weib von jeher unter allen Völkern auf die höchste Stufe. Frau ist ein Wort mit dem Namen der größten germanischen Göttin Freyja oder Frouwa. Die Göttin verklärte so gleichsam das ganze Geschlecht. Wie bestimmend auf die Beschlüsse ganzer Stämme die Priesterinnen eingewirkt, ist aus Tacitus bekannt. Zum Guten wie zum Schlimmen ist der Einfluß der Frauen mächtig gewesen. Chlodwig's Gattin war eine große Mithelferin der Bestrebungen der gallischen Bischöfe, ihren Gemahl und sein Volk zum Christenthum zu bekehren. Wenn Fredegunde und Brunhild schreckliche Namen in der Geschichte der Merovinger sind, so glänzt die Longobardenkönigin Theudelinde um so reiner im Schmuck ihrer Tugenden.

Julius Hartmann hat diese Beziehungen der Frauen zur politischen Geschichte und Entwicklung nicht weiter verfolgt, er verweilt mit Vorliebe bei der Schilderung ihres stillen gelehrten Treibens in den Klöstern. Als erste deutsche Schriftstellerin tritt da in dem fränkischen Kloster Heidenheim um 770 eine Nonne mit einer Biographie der Brüder Willibald und Wunnibald auf, die mit Bonifacius zur Bekehrung der Deutschen ausgezogen. Ueberhaupt kommt wie den deutschen Männern auch den deutschen Frauen die erste literarische Anregung von England und den Angelsachsen zu. Angelsächsische Frauen gründeten die ersten deutschen Nonnenklöster, so stammte Lioba, eine Verwandte des Bonifacius, zu Bischofsheim „die Magd Gottes" vom Eich, wie der Erzbischof Rabanus Maurus sagt, „sie in der heiligen Literatur zu unterweisen". Diese Bildung war in Umfang wie Inhalt gleich beschränkt, sie drang nicht weit über den Umkreis der Klöster. Doch entstanden aus ihr die Anfänge der Märchenschulen. Heinrich I. gründete die Städte, seine Gemahlin die Schulen. Noch Luther erwähnt die von ihr gestiftete Schule zu Quedlinburg mit großem Lobe. Die berühmteste Nonne des Mittelalters überhaupt ist Hrotswitha, die weithin schallende Stimme von Gandersheim, „clamor validus Gandeshemensium" nennt sie sich selbst. Den Nonnen schleier einmal abgerechnet, erscheint sie ganz wie ein moderner Blaustrumpf. Ihr Leben fällt in die Zeit Otto's des Großen, genauere Kunde haben wir nicht von ihr. Für die damalige Zeit hat sie nicht wenig geschrieben. Ein Lobgedicht auf [illegible] Kaiser, das sie im Auftrage ihrer Aebtissin [illegible], einer Nichte Otto's, dichtete, Legenden, die sie in lateinischen Hexametern erzählte, mehrere Dramen und Legendenballaden sind die Werke, die uns von ihr erhalten geblieben. Die lateinische Sprache nahm in den gebildeten geistlichen Kreisen damals dieselbe Stelle ein, die von 1650—1750 bei uns und die französische gespielt hat und noch spielt. Nicht aus künstlerischem Antrieb allein griff Hrotswitha zur Feder, ihr schwebte, namentlich bei Abfassung ihrer Schauspiele, ein moralischer Zweck vor. Ihre Dramen sollten die des Plautus und Terenz, ihre heiligen Jungfrauen die losen Dirnen der römischen Dichter verdrängen. Doch hatte sie den Zug des Künstlers. „Wofern", schreibt sie in der Vorrede, „nun jemand an meiner bescheidenen Arbeit Wohlgefallen findet, wird es mir sehr angenehm sein; sollte sie aber wegen der Verletzung meiner selbst oder der Rauheit eines unvollkommenen Stils niemand gefallen, so hab' ich doch selber meine Freude an dem, was ich geschaffen." Daß in ihren Schauspielen Dinge erwähnt werden, die sich jetzt im Munde einer „Himmelsbraut" nicht ziemen würden, beweist zugleich die Aechtheit und Naivetät ihrer Zeit. Ohne Anstoß zu erregen, werden diese Schauspiele von den Nonnen gelesen, vielleicht gar in leichter Verkleidung dargestellt worden sein. Das Buch Hartmann's verbreitet sich des weitern über diese „weibliche" Bildung in den Klöstern und an den Höfen wo z. B. statt der Legenden in einer schon „frivol" gewordenen Zeit Elisabeth von Nassau-Saarbrücken französische Ritterromane übersetzt. An Gründung poetischer Gestalten und Abenteuer stehen wir im Mittelalter überhaupt den Celten und Romanen noch. König Artus und seine Tafelrunde, der heilige Gral und seine Ritter sind wallisischen und bretagnischen Ursprungs. Karl der Große und seine Paladine stammen aus Frankreich und Italien; von dorther aber den Rhein und die Alpen hat uns auch die antiken Stoffe mit ihren romantischen Zuthaten gekommen. Offenbar fand diese Poesie, die Blüte romanischer Galanterie, dem Herzen auch der deutschen Frauen näher als die Siegfriedssage oder der Untergang der Burgunder an Attila's Hofe. Wie innig die mittelalterliche Frauenverehrung und die „romantische" Poesie zusammenhängen, wie sie wirklich nur „Einer Blume Blätter" sind, hätte schärfer von Hartmann hervorgehoben werden sollen. Schade auch, daß er das Leben der Bürgerfrauen so ganz übergangen hat. Ohne alle Cultur waren die Mädchen und Frauen der Städte nicht, wie hätten sie sonst einen Heinrich Frauenlob zu Grabe tragen können?

(Hiezu ein Beiblatt.)

Emmanuel Antoniadis.

Ein politisches Charakterbild aus Griechenland.

II.

Viel möchte ich, führt unser Berichterstatter, von Antoniadis erzählend, fort, daß es mir erspart werden wäre, diesem alten, väterlichen Freunde eine Thräne nachweinen zu müssen, aber wie soll ich dem unerbittlichen Gesetze der Natur widerstreben? Allerdings kann Emmanuel Antoniadis gegen mich in einem weit vorgerückteren Alter; dazu war er auch nicht frei von Leidenschaften, die einen jeden vor der Zeit ins Grab stürzen, der nicht mit jener Kaltblütigkeit geboren und von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß er leben müsse, um einer Pflicht zu genügen.

Die Keime solcher Tugenden lernte ich kennen, da ich noch ein Knabe war, und Antoniadis, der damals in Konstantinopel Handelsgeschäfte trieb, häufig die Stadt verließ, um mit andern Freunden über die Angelegenheiten des Vaterlandes und der bevorstehenden Kämpfe zu berathen. Ich erinnere mich noch deutlich, wie er in den letzten Jahren vor Ausbruch des Freiheitskampfes eine Woche des Sommers nach der Insel Chalki (in der Nähe Konstantinopels, in der Propontis) kam. Daselbst fanden sich im Schatten rauschender grüner Ulmen gegen zwölf Verschworene zusammen, um eifrig über die Mittel zum Kampfe und was die Heimat einem jeden einzelnen dazu würde beitragen können, sich zu berathen. Antoniadis selbst, der von der Insel Kreta gebürtig war, schilderte die Vaterlandsliebe der Kreter, den aufopfernden Muth der Sphakianer *) sowie die gebirgige Natur und das Unzugängliche vieler Theile der Insel; [illegible] aus Janina gebürtige Bischof von Gresta (in Makedonien) feierte den kriegerischen und edeln Sinn seiner Landsleute, Pisseä erklärte, daß Epirus für das kämpfende Griechenland eine Vormauer und ein sicheres Bollwerk sein werde, der Abt des Klosters Hagia Triada, dessen Name mir jedoch entfallen ist, erzählte von der Uebacht und Unbeugsamkeit der Peloponnesier; Chrysanthos Karellos von der Insel Chios, der gelehrte Mitarbeiter am „Ἀστὴρ Ἑῴος“ **), der mehrere Jahre im Abendlande den Studien obgelegen, mit seinen Staatsverfassungen sorgfältig sich bekannt gemacht hatte und mit voller Begeisterung für die Herrlichkeit der Verfassungen schwärmte, entzündete in den Herzen der übrigen das Feuer der Vaterlandsliebe und legte im Verein seine Ansichten über die Regierung des freien Griechenland dar; mein Vater, der aus Makedonien war, bezeichnete die Nachkommen des Alexander als die unversöhnlichen Feinde der osmanischen Herrscher, aber zugleich als die unbezwinglichen Streiter des Kreuzes, wogegen andere in ähnlicher Weise sich äußerten, alle jedoch den Tribut eines glühenden Eifers für die Befreiung Griechenlands auf dem Altar des Vaterlandes niederlegten. Die langen, aber geräuschlosen und ungeschminkten, einfachen Berathungen krönte nicht das Getöse von Worten oder das Gewirr von Lästerungen, sondern die Klänge der tönenden Zither des Kanellos und sein wohlgefälliger Gesang der Kriegslieder des Rigas.

Von allen diesen Verkämpfern und Märtyrern der griechischen Freiheit ist kein einziger mehr am Leben. Als der Aufstand ausbrach, fielen einige von ihnen unter dem Schwert des Henkers, andere, die so glücklich waren, einem solchen Schicksal zu entgehen, fanden ihren Tod im Kampfe für die Freiheit, und wieder andere, die unter der türkischen Herrschaft Reichthümer besessen hatten, dagegen im unabhängigen Griechenland häufig des täglichen Brots entbehrten, klagen vielen Mangel, ohne zu murren, vielmehr in dem frendigen Bewußtsein, daß sie mit ihrem eigenen Opfern das Vaterland vom Untergang und vom Tode errettet hatten.

Zwar hat Emmanuel Antoniadis, der zuletzt von diesen allen abberufen ist, die Seinigen nicht in Dürftigkeit und Noth zurückgelassen, aber welcher Mühen und Ausdauer bedurfte es für das Wenige, was er ihnen hinterlassen konnte! Es fehlt mir an Zeit, das Leben des Mannes zu beschreiben und seine politischen Grundsätze darzulegen, aber ich halte es für meine Pflicht, nicht sowol seinem Andenken gegenüber als vielmehr zur Belehrung für uns Ueberlebende, namentlich für die Jüngern unter uns, einige wesentliche Züge von ihm mitzutheilen, die zur Kenntniß seines gesammten Wesens geeignet und im Stande sind, den ganzen Mann, wie er war, kennen zu lehren.

Als auch auf der Insel Kreta im Jahre 1821 der Aufstand der Griechen ausgebrochen war und noch der berüchtigte Arbentuließ die Herrschaft daselbst führte, weil noch kein gemeinschaftliches Band alle einzelnen Theile Griechenlands, die sich gegen die Pforte empört hatten, umfaßte und vereinigte, vielmehr im Peloponnes die Gerusia, in Ostgriechenland die weitgefaßte und die mannichfaltigsten Bestimmungen enthaltende Verfassung des Negris, dagegen in Westgriechenland die praktischere des Mauromichalis und in Kreta selbst zuletzt die des Arbentuließ, dann die von Kanellos verfaßte und durch einen Ausschuß vom Statthalter Emmanuel Lombasis 1823

*) Der griechischen Benennung des ehemaligen Distrikts Sphakia im Südwesten von Kreta. F. Gl.

**) Es hieß eine wissenschaftliche Zeitschrift, die in Wien in den Jahren 1811–21 erschien und auf das Erwachen des geistigen Lebens unter den Griechen einen nachhaltigen Einfluß geübt hat. Der obgenannte Kanellos ist übrigens der nämliche Grieche, dessen Briefe der „Denkschrift“ von Ilsen (Leipzig 1825) zum Grunde liegen. F. Gl.

beſtätigte Verfaſſung herrſchte, war Antoniadis erſter Vertreter der Kanzel des genannten Apheutuleff. Nachdem endlich die nationale Vereinigung der einzelnen Theile ſtattgefunden hatte, ward Antoniadis als Abgeordneter der Inſel Kreta nach dem Peloponnes geſendet und er nahm als ſolcher faſt an allen Nationalverſammlungen und Kammerſitzungen theil. War er auch nur von mittelmäßiger Bildung, wie denn überhaupt zur damaligen Zeit die Zahl der gebildeten und kenntnißreichen Volksvertreter noch ſehr gering war, ſo hatte er doch von Natur eine beſondere Anlage zur Dialektik, und er galt auch Trikoupis und Zographos als der bedeutendſte Redner auf den Nationalverſammlungen. Zwar hatte ſeine Logik ſowie die der andern Redner keineswegs das Ueberwältigende und Bezaubernde der Reden eines Guizot, Ruſſell, Bernier und Brougham, auch herrſchte in ihren Reden durchaus nicht die unwiderſtehliche Dialektik eines Montesquieu, Allangieri und Bentham; aber dafür war ihre Rhetorik einfach und natürlicher und die Ideen des Tags fanden damals eine ſchnellere und leichtere Löſung als heutzutage, wo geſtörliche Ideen und großſprecheriſche Maulhelden unſer Land heimſuchen und geißeln.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Die Vögel der Guanoinſeln im Großen Ocean.

Die Befürchtung, daß die Guanogruben des Guano jenſeit des Meeres bald erſchöpft ſein könnten, hat die Spekulation angetrieben, nach neuen Lagern zu forſchen. Nicht wenig erſtaunt war man daher, als aus dem amerikaniſchen Polynesien, den Inſeln des Großen Ocean, im Jahre 1855 die erſten Proben dieſes Düngers nach den Vereinigten Staaten eingeſandt wurden. Dies war die Veranlaſſung der Beſitznahme und Ausbeute des Inſelcomplexes der Baker-, Jarvis- und Howlandinſel, durch die amerikaniſche Guanocompagnie ſeit dem Jahre 1858. In neueſter Zeit hat man nun auch wiſſenſchaftlich die Bildungsweiſe der Guanolager ſtudirt und die Vögel beobachtet, die hier in zahlloſen Scharen ſich niederlaſſen, um dem Landmann im fernen Norden Helfer in der Noth zu werden.

Die Bakerinſel beſitzt das wichtigſte Guanolager im amerikaniſchen Polynesien. Sie zeigt die gewöhnliche Beſchaffenheit der Koralleninſeln, iſt von einem 2 — 300 Fuß breiten Riff umgeben, 1 engliſche Meile lang und zwei Drittelmeilen breit und liegt in ihrem höchſten Punkt 22 Fuß über dem Meer. Das Guanolager breitet ſich im Centrum der von Korallen, Sand und Muſchelfragmenten wallartig umgebenen Inſel aus. Die Mächtigkeit des Guanolagers beträgt an den Rändern 6 Zoll, nach der Mitte hin mehrere Fuß. Nur einige Gräſer keimen an ſeinen höchſten Stellen empor. Die Howlandinſel iſt anderthalb engliſche Meilen lang und eine halbe engliſche Meile breit, von gleicher Conſtruction; ſie ragt auch bei der Flut 12 Fuß über dem Meer[illegible]ſpiegel empor. Doch hat ſie zwei Dickichte von 10 Fuß hohen, blattloſen Büſchen und Bäumen, deren Wipfel die Vögel horſten. So abgeſtorben Bäume erſcheinen, bringt jeder kleine Regenſchauer ihnen doch neues Laub, nur daß es nie lange dauert. Das Guanolager, auch durch einen Wall geſchützt, hat von 6 Zoll bis 4 Fuß Tiefe und ruht auf einem harten Korallenboden.

Das Guanolager der Jarvisinſel liegt [illegible] auf ſchwefelſaurem Kalk, und gräbt man tiefer, findet man ein 2 Fuß dickes Lager von Gips.

Das Klima iſt ein ziemlich beſtändiges; der berühmte Reiſende Hague iſt der Anſicht, daß trotz des Rühmens, das man jetzt von den Phönixinſeln macht, die Verbreitung der werthvollen Guanolager ſich nur auf jene Inſeln in der Nähe des Aequators beſchränke, weil dort verhältnißmäßig ſelten Regen fällt. In den Breiten jenſeit des vierten oder fünften Parallelkreiſes iſt der Regen ſo häufig, daß er die Bildung von Guanolagern durchaus hindert, weil er ſowohl die wichtigſten Beſtandtheile deſſelben: die Ammoniakſalze und Phosphorſäure, auswäſcht, als auch die Vegetation befördert, ſodaß die Vögel die Bäume als Ruheplätze vorziehen würden, was der Anhäufung des Guano Eintrag thun müßte.

Ein längerer Aufenthalt auf den Inſeln ließ [illegible] Beobachter, dem man dieſe Notizen verdankt, 25 [illegible] und von Vögeln erkennen, welche dieſe Gründe aufſuchten. Die hauptſächlichſten ſind Gannets, Tölpel, Fregattenvögel, Tropikvögel, Seeſchwalben, Rothe Sturmvögel, einige Jagd- und Strandvögel, Schnepfen und Regenpfeifer. Seeſchwalben kommen in mehreren Arten vor und unter ihnen die Sterna fuscata die häufigſten. Sie beſucht die Inſel zweimal im Jahre, um zu brüten, und läßt ſich auf dem Boden nieder, ohne ein Neſt zu bauen; ſie ſucht ſich Grasbüſchel aus, um ihre Eier darunterzulegen, dieſe Thiere brüten hier nach Millionen. Zwiſchen der Brütezeit vermindert ſich zwar ihre Zahl, doch verlaſſen ſie faſt alle die Inſeln, um ſo ihr Heimatsrecht den andern Vögeln gegenüber zu behaupten. Sie ſind die geſchickteſten Fiſcher und wagen ſich weit hinaus auf die See, um Beute zu erjagen. Die Noddy [illegible] (Sterna solida) ſind auch zahlreich vertreten. Sie ſind ſchwarzer Farbe, etwas größer als Tauben, mit ſehr langen Flügeln. Sie graben ihr Neſt in den Guano hinein, wohnen und brüten darin. Ihre Zahl iſt das ganze Jahr hindurch dieſelbe zu bleiben. Gannets und Tölpel, zwei nahe verwandte Gattungen, ſind in drei Varietäten dort vorhanden. Sie haben ein weißes Gefieder und laſſen ſich oft zu Hunderten ſchlafend auf der See treiben; ſie ſind ſehr gewandte Fiſchfänger und wiſſen ihre Beute ſowol beim Emporſpringen aus dem Waſſer wie durch Untertauchen zu faſſen. Auf dem Lande ſind ſie, was ihr Name beſagt, Tölpel und laſſen ſich, ohne auch nur einen Fluchtverſuch zu wagen, von den Menſchen fangen. Sie verzehren eine Unmaſſe von Fiſchen und [illegible]

ihre Eier auf den Boden. Einige Arten tragen sich aber auch einen 30 Zoll hohen Haufen von Dornen und Gräsern zusammen und machen darin ihr Nest. Erblickt der Vogel vor dem ihn verfolgenden Fregattenvogel, so entfernt er seinen Kropf und spritzt die verschluckten Fische aus. Hagne sah oft, wie drei bis vier große fliegende Fische, die 15—18 Zoll Länge hatten, von einem Tölpel ausgespien und vom Fregattenvogel verschlungen wurden. Michelet sagt vom Fregattenvogel: Der Triumph des Flügels charakterisirt diesen kleinen Adler der See: er ist der erste aller geflügelten Wesen, der raumgrose Schiffer, der niemals sein Segel einzieht, der Fürst des Sturms, und der Tyrann der gefiederten Gemeinde dieser Ozeaninseln, fügen wir hinzu. Er lebt fast ausschließlich vom Raub und zwingt alle andern Vögel, ihm seinen Unterhalt zu verschaffen. Die Fregattenvögel schweben beständig über der Insel, wie Wegelagerer lauern sie auf die von der See mit Beute zurückkehrenden Vögel und verfolgen sie, nur wenn der gefräßigste Vogel die in seinem Kropf gesammelten Fische von sich gibt, kann er seinem Feinde entkommen; weigert er den Tribut, so packt der Fregattenvogel den Tölpel den Kropf aus und verzehrt die Vorräthe, ehe der zum Tode verletzte Vogel niederfällt.

Dieser Fürst der Lüfte ist eigentlich nur Flügel, denn sein Körper ist kaum so groß wie der eines Huhns, die Flügel aber dehnen sich zu 14 Fuß Breite aus. Kommt der Sturm, so steigt er in solche Höhen, wo er nicht von ihm berührt wird, er schläft gleichsam auf dem Sturme. Seine Schwingen tragen ihn drei Meilen weit tragen, vom Senegal nach Amerika. Seine Füße sind kurz und handartig, so daß er weder darauf zu gehen noch das Gefangene mit den Krallen festzuhalten vermag. Daher ist sein Leben vom Zufall abhängiger als das eines Kostgängers. Er darf sich nie zu tief dem Wasser nahen, denn sobald seine Schwingen naß werden, gehört er den Fischen der Ozean der Lüfte wird dann ihre Beute.

Diese Gattungen von Vögeln sind es, denen man den Guano verdankt. Auf der Howlandinsel finden sich noch zahlreiche Scharen der Tropikvögel, die zuweilen als Briefpost, wie die Tauben, zwischen den Inseln benutzt werden.

Die Jagdvögel besuchen die Inseln im Herbst und Winter, scheinen aber nicht dort zu brüten. Sie nähren sich von den Seethieren, welche die Ebbe ihnen zurücklässt. Merkwürdig sind die Gewohnheiten dieser Vögel. Die Gannets und Tölpel setzen sich wie ausschließliche Aristokraten nicht zusammen. Ebenso eignen sich die Seeschwalben einen gewissen Theil der Insel zu; jede Familie aber hat ihren bestimmten Ruheplatz, als sei er eine von ihr speziell gemietete Stelle. Auch die Fregattenvögel haben ihren bestimmten Platz und halten sich von den andern Arten fern; aber alle diese verschiedenen Stämme leben auf dem Lande in Frieden und Eintracht. Selbst die Arbeit der dichtgedrängten Vögel und ihrer Unterdrücker, der Fregattenvögel, geht nur in der Luft vor sich. Kann der Gannet oder Tölpel seinen Fuß auf den Boden setzen, so ist er von seinem Verfolger befreit, der Fregattenvogel gibt den Kampf zu Lande auf.

Man hat auf der Howlandinsel einige interessante Spuren früherer Bewohner oder Besucher gefunden, soweit Ueberreste einer Hütte als Brustwehr eines Kahns, Bambusstücke und eine blaue Perle. War es ein moderner Robinson, der hierher verschlagen ward, oder waren es Südsee-Insulaner, die in ihren Kähnen, durch Strömungen fortgetrieben, an diese Insel gewerfen wurden? Die letztere Vermuthung scheint die wahrscheinlichste zu sein.

Kaulbach's „Goethe-Galerie".

Die „vielbewunderten und vielgetadelten" Zeichnungen Kaulbach's sind kürzlich, 16 Blätter stark, in kleinem vortrefflichen photographischen Nachbildungen von J. Albert (München, Brukmann) erschienen, und den Liebhabern der Kunst ist so Gelegenheit gegeben, für einen verhältnißmäßig geringen Preis ihren Goethe zu vervollständigen und zu schmücken. Vieles hat die Kritik diesen Illustrationen vorgeworfen. Der Name des Meisters, eine gewisse großartige und zugleich prunkende Anlage des ganzen Unternehmens schien der Annahme zu widerstreiten, es handle sich hier nur um Zeichnungen zu Goethe's Werken; eher möchte man meinen, der Künstler habe sich nur an diese oder jene Gestalt und Scene des Dichters angelehnt und mit eigener schöpferischer Phantasie sie ausgeführt. Dies war ihm schon bei seinen Illustrationen zu „Macbeth" verdacht worden. Denn es war nicht Fleisch, nicht Asch, nicht Kaulbach noch Shakspeare, was er uns gab.

Von solchen der Dichtung treu liegenden Zutaten und Erfindungen hat sich der Künstler in seinen Goethe-Zeichnungen freier gehalten, überall tritt der Vorgang, wie ihn der Dichter schildert, und auch im Bilde entgegen. Nicht immer ist es der zeichnenden Hand gelungen, das Wort plastisch zu gestalten. Gretchen, die, zum ersten mal von Faust gesehen, zur Kirche schreitet, die Prinzessin Leonore, die im Kreise ihrer Hofdamen Tasso empfängt, gewähren uns in sinnlicher Erscheinung nicht das Bild, das vor unserer Seele schwebt. Gretchen hat in Gang und Blick eine Gefallsucht, die sich nicht mit der Gefallt des Dichters, nicht einmal mit der des Malers verträgt, die schmerzverlorene, auf dem nächsten Blatt, das Gesicht am Boden, mit aufgelösten Haarflechten vor dem Madonnenbild kniet. Die Einführung Tasso's in den Kreis der Hofdamen macht durchaus den Eindruck einer Staatsaudienz, in ihm ist die Schüchternheit fast zur Unreife, in Leonoren das Fürstliche zu dem Ton der pretiösen Damen ausgeprägt, die Molière verspottet. Auf andern Blättern stört hier und da eine Einzelheit. In der

Zeichnung „Goethe's Muse" nimmt sich die herrliche weibliche Idealgestalt, die außer Kaulbach kein anderer deutscher Maler so hätte zeichnen können — sie gleicht einem Gebild aus Phidias' oder Rafael's Hand — ein wenig wunderlich vor dem knieenden jungen Goethe aus, der einen Regenmantel und einen Zopf trägt. Um Werther's Lotte ist das Gedränge gar zu groß und der Heißhunger der Kleinen zu gewaltig, so prellig auch der kleine Kerl aussieht, der hinter Lottens Rücken von den Früchten nascht. Eine schöne Composition ist „Adelheid" aus „Götz von Berlichingen". Der Künstler hat sich an die Erzählung angeschlossen, in der Franz seinem Herrn Weislingen die erste Begegnung mit der verführerischen Frau schildert. Adelheid und der Bischof von Bamberg sitzen in einem kostbar eingerichteten Gemach beim Schachspiel. Festgebannt hängen die Augen des armen Franz an der gefährlichen Dirne und vergebens sucht ihn ein alter Diener fortzuführen. Kalt, spöttisch und klug erräth Adelheid erwartungsvoll den Zug, den der greise Bischof thun will. In den Kissen ihres Ruhebetts lauert neben ihr eine Katze, und Liebetraut, die Guitarre im Arm, schielt lüsternen Auges nach dem Busen der schönen Frau. Dieser Liebetraut ist ein unangenehmer, häßlicher Gesell; auf seinem Gesicht liegt eine unbeschreiblich freche Plattheit, jeder geistige Ausdruck ist vernicht und das Thierische unkünstlerisch hervorgehoben; er scheint aus dem „Narrenhaus" Kaulbach's entsprungen zu sein.

Wie freundlich lächelt und dagegen Hermann an, der seine Dorothea den Hügel hinabführt! Welch ein romantischer Zauberhauch weht aus den Zweigen des Baums zu uns her, in dessen Schatten Faust und Helena ruhen, während der Knabe Euphorion, die Leier spielend, emporschwebt und Phorkyas mit greisen Locken und dämonisch drohendem Gesicht aus den Meeresgebüschen hervortaucht! Ein anderes Bild zeigt uns Mignon in einem Kreise von Kindern ihre Lieder singend, der Kranz in ihren Locken, die Flügel an ihren Schultern machen sie zu einem sanften Engel, der aus dem Paradiese niedergestiegen.

Vortrefflich sind „Klärchen" und „Ottilie". Es ist in einer niederländischen Stadt, in später Abendstunde. Im Hintergrunde, vor einem hohen, unheimlichen Hause — es könnte Egmont's Gefängniß oder Alba's Wohnung sein — steht die spanische Wache. Vorn auf Klärchen mit erhobenen Armen die Bürger zur Befreiung des Geliebten auf, angstvoll, mit gefalteten Händen sie zur Heimkehr beschwörend, steht ihr Brackenburg zur Seite, auseinanderfließt das Volk, ein alter Höfermeid hält sich die Ohren zu; die einen zeigen nach den spanischen Soldaten hin, die andern verhöhnen die Rednerin, nur ein Jüngling scheint Mitleid mit ihr zu haben. Der Ausdruck Klärchen's ist bewundernswürdig; diese Mischung von Angst, Begeisterung und Zorn, die Liebe zu ihrem Leiden, der Schmerz über die Rohheit der Menge machen dies Antlitz unvergeßlich. Ein eigener melancholischer Reiz umschwebt das Blatt „Ottilie". Am Himmel steht der Mond, Wolken umher; leise verändert sein Glanz die Wasserfläche, während von den Seiten die Bäume ihre schwarzen Schatten herüberwerfen. Im Kahn, halb auf ihrem Knie sich aufrichtend, ruht Ottilie mit flatterndem Haar; in unsäglicher Verzweiflung drückt sie die Hände an das Gesicht, das todte Kind liegt ihr im Schoße. Selten ist Kaulbach eine Schöpfung geglückt, die mit einer so großen Einfachheit in der Anwendung der Mittel zugleich eine so rührende und ergreifende Wirkung verbände.

Für die Winterabende.

V.

Graf Adalbert Baudissin plaudert in „Die Familie Burk, ihre Thaten, Träume und Gedanken" (drei Bände, Hannover, Rümpler, 1863) ein humoristisches und satirisches Bild der großen Kaufmannswelt in Hamburg. Die Handlung des Romans ist nicht reich, desto feiner und sorgfältiger sind die Charakterschilderungen ausgeführt. Einen derben Pinsel führt der Graf, aber es stehen ihm auch die frischesten und glänzendsten Farben zu Gebote. Sein Humor, der eine Neigung zum derben, soldatischen Ausdruck nicht verleugnet, steht doch immer in sicherer Freiheit über den Dingen; seine Satire geißelt die Lächerlichkeit, die Anbetung des Goldenen Kalbes den Hochmuth und die Selbstsucht der Reichen, zugleich aber findet er das schöne Wort zum Preise der Tugend, der Redlichkeit und Einfachheit. Einzelne Uebertreibungen sind bei einer Erzählung, die doch das gutmüthige Lachen der Leser erwecken soll, nicht zu vermeiden, im allgemeinen ist indessen mit der Wahrheit der Gedanken auch die Wahrscheinlichkeit der Erfindungen bewahrt. Das Werk bezeichnet einen Fortschritt in der Entwickelung des Autors. Hermann Goll's „Der Zauber. Eine Lebensgeschichte nach dem Tagebuche eines Ungerathenen" (Frankfurt am Main, Sauerländer, 1863) und R. Prutz's „Schulz, oder nicht hülfreich" (zwei Bände, Dresden, Kunze, 1863) sind wenigstens hübsch erzählt, wenn auch in Erfindung und Charakteristik nicht besonders eigenthümlich; kürzer gefaßt würde indessen Prutz's Novelle sich ansprechender gestalten. Von den Romanen, die der 18. Jahrgang des „Album. Bibliothek deutscher Originalromane" (Wien, Markgraf u. Comp., 1863) bringt, heben wir von Ernst Ritze „Solitude", von Bernd von Guseck „Madame de Brandenburg" als spannend in der Erfindung und trefflich in der Darstellung hervor. Wie in diese so vielfach anerkennenswerthe Sammlung sich ein Pamphlet wie die Erzählung der Baronin Ida von Düringsfeld „Die Literaten", einschleichen konnte, würde unbegreiflich sein, wenn wir nicht eben — Deutsche, d. h. das flatterhafteste Volk Europas wären.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Eliza.

Vater, mach uns arm oder reich. Ich habe gelernt, auch arm zu ſein.

Thompſon.

Harrys edle Seele kenn' ich und Ihr Kleinen (gutmüthig drohend) werdet wohl gehorchen müſſen. — Du aber Mutterchen —

Frau Thompſon.

Ach Alter, — Siehe dort die Fremden!

Letzte Scene.

Nichols und Jenny.

Nichols.

(ſeine Tochter Jenny an der Hand).

Nun Vetterchen, eben geht die Landkutſche nach London ab, und morgen früh werden die erſten Erbſen gebrochen.

Jenny.

Lebt wohl lieber Vetter! Weiß Gott, ich kam, um Euch mit bangem Herzen her, und gehe nun mit

Vierte Folge. Erster Band

Nr. 47.

Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Der Erbe von Rabenfederhall. Novellette von W. Pollitzer. III. — Oliver Goldsmith. Von Agnes von Reden. II. — Spaziergänge und Nachtwache in Paris. Skizze. Von Theodor Gaßdorf. I. — Romanze. Von Günther von Freiberg. I. II. — Berichte: Aus deutscher Theaterwelt. — Emmanuel Autenrieth. Ein politisches Abenteurerleben aus Württemberg. III. — Ein neuer Briefwechsel Humboldt's. — Das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon.

Der Erbe von Rabenfederhall.

Novellette von W. Pollitzer.

III.

Hasso folgte dem Rathe, den er als praktisch erkannte. Es war indessen sehr finster geworden. Sie banden das weiße Pferd an das Brückengeländer und erzwangen nun, wenn auch mit größter Mühe, den Uebergang. Eine teuflische Hand hatte dergestalt die Brücke ihrer ganzen Länge und Breite nach mit den allerspitzigsten Glasscherben besäet, daß es fast unmöglich schien, namentlich in finsterer Nacht, hinüberzugelangen, und nur mit Anwendung der größten Vorsicht gelang es unsern Helden, die verderbte Brücke zu erstürmen. Der Blonde war der erste hinüber, doch kaum war er hinüber, so lag er auf der Nase und fluchte mörderlich. Eine quer über den zum Schloßportal führenden Weg gespannte derbe Schnur hatte ihn zu Falle gebracht. Er wüthete fast vor Wuth und sagte: „Nun, warte, du Gesindel von Rabenfederhall! Ich werde dir dein schändliches Gefieder schon ausziehen! Federn für Federn! Da kannt ihr euch drauf verlassen!“ Nun klopften sie mit vereinten Kräften an das Portal des Schlosses, das fest verschlossen war. Dumpf dröhnten die Schläge durch die weiten Hallen und weckten ein unheimliches Echo ringsumher. Es zeigte sich niemand; an keinem Fenster erschien mit gastlichem Schimmer ein trauliches Licht, die späten Ankömmlinge zu begrüßen. Kaum daß aus dem Innern des Schlosses der heisere Hofhund ein verdrossenes, lebensmüdes und dabei tückisches Bellen ertönen ließ. Der Diener, halb toll vor Wuth, griff nach der Hetzpeitsche, die Hasso in der Hand hielt, und schlug dergestalt auf den silbernen Pfeife, die an dem Griff angebracht war, daß alles, was Ohren hatte und nicht todt war, bis in den innersten Nerv sich gerührt, zerrissen und gereizt finden und fühlen mußte, daß sogar der tölpische Hund sein heiseres Gebell in ein mehr als höllisches Heulen verwandelte. Endlich, endlich schlurrte ein phlegmatischer, schwerfälliger Schritt über die Marmorquadern der Halle. Die Thür öffnete sich und herausguckte mit dicht vor die Augen gehaltener Blendlaterne eine Art Unkengesicht, ein kleiner, dicker Kerl, tief in einen schwarzen Schafpelz gehüllt, im Kreischenden Munde die kolossale, wüst dampfende und entsetzlichen Kanalgeruch um sich verbreitende Tabakspfeife; auf dem knorrigen, schlechtgekämmten Haupt eine Art rothe Sammtmütze, die mit ihren gewichtigen Troddel doch wol einst bessere Tage gesehen und ein

würdigeres Haupt geschmückt hatte. „Nun", sagte boshaft und doch voll Phlegma der Wirthe, „dat is aber doch gliek zum Düwelholen! So'n Gespöle und so'n Gerenne! Wat is denn dat for Achtungstieg, wat jonen Spektakel machen dhut und unsereinem nich mal die Partie Sekundlöstig mit dem Gevatter utspeelen läßt?" Da war nun Nadies nicht faul. Mit der einen Faust griff er nach der Laterne und entriß sie voller Wuth dem gemüthlichen Sechsundsechzigspieler; mit dem Fuße trat er die Thür vollends auf und mit der in der andern Faust befindlichen Hetzpeitsche schlug er den sich eines so argen Spiels wenig versehenden Mann dergestalt um die Ohren, daß ihm, wie man zu sagen pflegt, Hören und Sehen vergehen mußte und er wie entsetzt zurücktaumelte, aber trotzdem phlegmatisch sagte: „Nun, dat is doch aber gliek zum Düwelholen!"

Hasse suchte den Diener zurückzuhalten; derselbe aber gefiel sich zu gut in der Aufregung, in die ihn sein freilich gerechter Zorn versetzt hatte, und dem Zurücktaumelnden auf dem Fuße folgend, sagte er: „Verwünschte Bande! Ich will euch lehren, euern Herrn und Gebieter zu empfangen!"

„Herr und Gebieter!" hohnlachte die Gestalt im Schafpelz. „Nun, dat wär wat vor Vater Schlieken!"

„Mensch, ich sage Euch zum Teufel im Namen unsers Herrn!" replicirte Nadies voller Wuth. „Ihr scheert Euch den Augenblick mit Sack und Pack!"

Nun lachte jener. „Ihr, Herr Kammerdiener, oder wer Ihr sonst seid, Ihr werdet doch dem alten Papa Schlieck erst erlauben, seine Partie Sekundlöstig auszuspielen? Und nachher geht er noch lange nicht! Noch lange nicht!"

„Euer Benehmen", sagte Hasse, der nun auch vollends in das Schloßportal eingetreten war, „ist in der That ein derartiges, daß ich, Hasso Baron von Rabenfeder, Euch hiermit den längern Aufenthalt in meinem Schlosse verbiete! Ihr scheert Euch augenblicklich!"

„So, meint Ihr?" grinste der Alte. „Nun, dat wäre ja ganz nett! Aber so lange zu Schloß Rabenfeder noch een Steen up dem andern stiet, geit der alte Schlieck nicht! Nun, dat wäre ja zum Düwelholen, wenn eener so ut sien Utgedinge getrieben werden könnte! Ick habe min Utgedinge vom alten Baron in aller Form Rechtens wahlverclaufulirt empfangen und gehe von Schloß Rabenfederhall nicht und wenn ook der junge Herr teinmal so hebbe will! Fäftien Jahr hebb' ick auf Rabenfederhall gewohnt und gehe nicht eher, bis ick dodt bin und ut dem Rücken lugend rutgetragen werde! Der olle Herr Baron konnte nämlich nicht sehr gut riden, namentlich wenn er mit der Jungfer Pastinack lange Tid sich bett Frühstücken upgehalten hatte. Ick war nun damals Klafterholzschläger in den Forsten Seiner Gnaden. Einen Tag nun — ei sind nun inst fäftien Jahr — da hieben wir den Schlag bei den drei hohen Eichen am Modersee, und da hatten die olle Gnaden ook brav gefrühstückt und sich nachher up sin schwartes Peerd gesett, dat Othello hieß und so een bösen Schen war, und dann, wenn mal schen geworden, von seinem Zügel mehr wat wissen wollte und durchzugehen pflegte. Also wie die olle Gnaden an den Forst kommen, da loopt em en Voß, der sich aus dem Elsengrund am Modersee een Rebhüneken gehelt hatte und nun zu seiner Frau heimkehrte, die geradeüber in der zwanzigjährigen Kiefernschonung in ihrem Baue saß, över den Weg. Nun konnte min Othello die Voße ebenso wenig leiden, wie er eigentlich den ollen Herrn Grafen leiden konnte, weil er so'n schwerer Mann war und immer so duselig und taumelig op ihm sat. Wie nun der, nämlich der schwarte Othello, den Voß sah, da war em dat een gefundenes Fräten, um dorchzuloopen. Also loop he dorch und ging mit dem Herrn Grafen, der op em sat wie ein betrunkenes Gespenst, kreideweiß und voller Todesangst, mit seinen bleichen, fetten Händen an die schwarten Mähnen sich anklammernd, bei uns Klafterholzschlägern vorbei, den Hügel, up dem die drei hohen Eichen noch heutigen Dages stehen, ruf und widder rum, daß em die Haare zu Berg und Berste stunden, und sprang mit dem Grafen in den See. Anfangs, da schwamm der Schwarze, aber bald kam er auf eine faule Stelle, auf der er mit den Füßen den Boden berührte und nun anfing, im Sumpfe zu versinken, sodaß dem Herrn Grafen dat Water bald int Maul loofen daat. Ach, und da schrie he! Da schrie he! Und da sprang ick mit dem langen Jacken, den ick eben von der Kiefer, die ick zersägte, heruntergebauen hatte, in den See, schwamm bis an die faule Stelle und hielt dem Grafen den Ast hin. Othello war versunken und ist ook bis zum hütigen Daage nicht mehr zum Vorschein gekommen; em mutt wull der Düwel gehelt haben, denn zum Düwelholen war wirklich der ganze Spaß. Aber den alten Herrn, der mit

starker Hand den Aß erfaßt hatte, zog ich glücklich schwimmend ans Land, lud den schweren Mann auf meine Schultern und so trug ich ihn den Drei-Eichenhügel hinauf und hieb ihn dann auf das Nieserngewieg und Wasserweed nieder. Er war halt hebt; doch endlich, nachdem er ein paar Hoffmannstropfen geschluckt hatte, die seiner von uns, der an Krämpfen litt, in uns Krüb nickstasche führte, da schlug he die Ogen up und seggte tu mi: ‚Benikas Schlieck! Dei kenne ick schon lang!‘ Du bist immer ein ganz vortrefflicher Arbeiter gewesen, aber von heute an bist du der Meinige mit Leib und Seele! Wenn der von Rabenfeder auch nich nichts mehr haben sollten, so wird man ihnen doch nicht nachsagen können, daß sie jemals undankbar gewesen! Benikas Schlieck! Du hast mir das Leben gerettet, hast einen Rabenfeder seinem Geschlecht erhalten, morgen zieht du ut deiner Waldhütte auf Schloß Rabenfederhall mit Weib und Kind und Kindeskindern und da bleibst du und lebst du, und nachdem du deinen Leib für mich in das Wasser getaucht, sollst du die seinen Finger mehr naß machen dein Leben lang!‘ Seh'n Ju woll, Guer Gnaden“, so schloß das Unkenangesicht, nachdem es seine Breite mit einem mächtigen Stück Papier, das es mit Behagen aus seiner Schatzelatsche gezogen, in Brand gesetzt, „dat hebb' ick Juren (Euren) Vadder gethan! Wat hebben Ju (Ihr) denn gethan? Vielleicht wat anders, als daß Sie sein Geld verstudirt und ihn dann nachher, wenn er mit der Mamsell Pastinack gar zu schön that, halb zu Tode gedrückt haben? Und nun, Herr Leiblakei, schmieten Se mei doch mal rut, wenn Ju dat Herze hebben! Und somit Gude Nacht, meine Herren! Ick muß meine Partie Sonntagskind ein wippeelen!“ Mit diesen Worten wandte sich der wackere Herr Benikas Schlieck und schickte sich an, die unwillkommenen späten Gäste mitten in der Halle, die vom Zuge des Nachtwinds laut erdröhnte, zu verlassen. Haase und der Blonde hatten wie versteinert von der ihnen entgegentretenden Frechheit still geschwiegen und mit unfreiwilligem Antheil der Erzählung gehorcht. Als aber Vater Schlieck mit der Laterne sich wandte und die Ankömmlinge in schnödester Weise im Finstern stehen lassen wollte, da bemächtigte sich eine furchtbare Wuth des Dieners. Er sprang auf den verhaßten Kerl los, faßte ihn beim Kragen des schwarzen Pelzes und rief: „Kerl, du bleibst oder ich erwürge dich! Zeige den jungen Herrn nach seinem Zimmer oder es geht dir schlecht!“

„Wer hat“, rief Haase, der sich bei Schlieck's Erzählung tief in das Andenken an seinen Vater versenkt hatte, „wer hat das scharfe Gras auf die Brücke gestreut, daß kein Pferd hinüberkam? Und die Schnur über den Weg gespannt, daß bei finsterer Nacht ein des Weges Unkundiger den Hals brechen kann?“

„Dat weet ick nicht!“ versetzte der in hohen Lingen anerkannte ehemalige Klafterholzschläger. „Vielleicht der Herr Todtengräber.“

„Wo ist der Inspector, den ich vor acht Tagen hierher geschickt habe?“ fragte Haase weiter.

„Dat weet ick nicht!“ versetzte jener.

„War er denn hier?“

„Ja!“ erwiderte das unvermeidliche Schloßinventarium. „Hier war er aber nicht lange, höchstens drei Tage.“

„Wo ist er geblieben und wer hat ihn fortgeschickt?“ fragte Haase.

„Dat weet ick nicht!“ sagte Schlieck. Und wiederum nach einigem Zögern setzte er hinzu: „Der Herr Administrator Windmeier, Fräulein Pastinack und der Herr Todtengräber werden ihm wol das Leben dergestalt verdüstert und verbittert haben, daß er es vorgezogen, seiner Wege zu gehen, und er lieber in der Hölle wohnen mag als in Rabenfederhall. Oft genug hat er zu mei gesagt: ‚Dat ist so hier ein Leben zum Hühnerbeten up der ohe Lichtungsschleg'.“

„Wer ist das, der Herr Todtengräber?“ fragte Haase weiter.

„Wer das ist?“ entgegnete Schlieck und hielt seine Laterne dem Baron dicht vor das Gesicht, als wollte er sich recht sorgfältig das Gesicht desjenigen einprägen, der im Stande war, eine so dumme Frage zu thun. „Wer dat ist? Nun, dat ist der Herr Kretinus, dem um ein Haar das schöne Schloß und die ganze Geschichte gehört hätte und der gar zu gern seine wunderhübsche Tochter mit dem ältesten Sohne Windmeier's verheirathet hätte, was auch geschehen sein würde, wenn er den Proceß auch in der letzten Instanz gewonnen hätte. So aber hat der junge Windmeier, der ein ganz netter Husarenunteroffizier ist und bereits wegen Sturzes beim letzten Manöver den Civilversorgungsschein hat, Nein! gesagt. Denn die junge Katze, die Tochter des Kretinus, hat weiter nichts anzuziehen nach verlorenem Proceß als ihr hübsches Lärvchen. Und das war ihm nicht Zubrot genug zum Commis-

brei! Und darum hat er gesagt: »Ne, Musje!« Mar wirklich eene Geschichte war zum Dämelholen!"

„Geht nur hinaus!" sagte Nadies. „Nehmt einen Besen mit! Fegt die verfluchten Glasscherben von der Brücke, die der tückevolle, tückische Satan Kretinus daraufgeworfen! Nehmt den Schimmel und bringt ihn in den Stall!"

„Er, auf Commando", replicirte der Mann im Schafpelze, „brauch' ich ja dat noch lange nicht zu thun! Thut et Euch lieber selber, dann wird Euch nicht so frieren! Ein Licht dazu will ich Euch auch noch geben", fügte er hinzu, indem er dem Blenden die Hornlaterne in die Hand drückte, durch eine geschickte Wendung sich ihm entzog und schleunigen Schritts über den Schloßhof davoneilte.

„Wo sind uns zugängliche Zimmer, Schlieck?" rief ihm der Baron nach.

„Der Saal im ersten Stock, von der Wendeltreppe um die schwarze Säule herum, geradeaus! Und nun laßt mich zufrieden, bis ich meine Partie Sechundsechzig abgespielt habe!"

„Das ist ja ein ganz verwünschter Kerl!" sagte der Blende, dem vor Frost und Mißbehagen die Zähne aneinanderschlugen. „Gott behüte mich nur, daß ich den verfluchten Hundsfott nicht kalt mache, ehe der Morgen graut!"

„Mein ein Empfang", redete Hasso, „der mir, dem Herrn, in den Hallen meiner Väter wird! Mein Vater hat ein treffliches, jedem elenden Parasiten zugängliches Dasein geführt, und gerade unter diesem Gesichtspunkte präsentirt sich mir, seinem einzigen legitimen Erben, sein Schloß, mein Erbe! Doch du mußt nun hinaus und zusehen, was aus dem Schimmel geworden ist! Den armen Jungen wird es nach dem angreifenden Ritt nicht schlecht verlangen nach einem warmen Stall, der mit gastlichem Stroh bestreut in reinlicher Raufe das duftige Heu birgt! Geh' und sieh' dich um nach meinem weißen Roß!"

„Erst muß ich Euer Gnaden unterbringen!" replicirte der Diener. „So lange muß schon für diesmal der gute Schimmel warten! Würde das Roß vor dem Herrn besorgt, dann wäre ja »dat gleich zum Dämelholen!«, würde der Ungedinger, der so gut schwimmen gekonnt im faulen Moderloch, würde Papa Schlieck, der Mann mit der hörnernen Laterne, sagen."

So tasteten sie denn bei dem sehr dürftigen Laternenscheine ihren Weg durch den langen Gang des finstern Thorportals über den fast noch finsterern Schloßhof, in den sich die Nebel des regnerischen und stürmischen Frühlingsabends mit bleierner Schwere hinabgesenkt, zu dem gegenüberliegenden Eingange, der die Gemächer des Schloßherrn zu bezeichnen schien.

„Sind Euer Gnaden", fragte der Diener, „denn niemals hier gewesen?"

„Zweimal in meinem ganzen Leben", entgegnete Hasso. „Einmal ließ mich mein Vater kommen, als ich funfzehn Jahre alt war; da litt er mich drei Tage hier! Dann war ich, wie ich zur Universität gehen sollte, noch einmal hier; doch da dauerte die Zeit meines Aufenthalts blos drei Stunden, denn damals hatte schon die fette Giftschlange, Fräulein Paskinack, ihre üppigen Ringe um die willkommene Beute geschlungen, um sie nicht eher loszulassen bis zum Tode, dann freilich noch über das Grab hinaus die schändliche Kunst der Täuschung, der Testamentsfälschung übend. Ja, ja, mein Sohn, es geht überall hart her in der Welt, dort, wo die Liebe fehlt und wo ein Vater sich von seinem Sohne abwendet, um einem habgierigen Weibe seine Neigung zu schenken! Das bischen bange Erdenleben wird manchem so manchmal auf die wunderlichste Weise verkümmert! Mich hat's die Blütezeit meiner Jugend gekostet! Die ganzen goldenen Stunden habe ich verloren, denn ich mußte blos bedacht sein, dem kleinbürgerlichsten Dasein, in das ich wie mit unauflöslichen Ketten und Banden verstrickt schien, die armseligen Groschen abzujagen, die mich theils mein Unterhalt kostete und deren ich für die Fortführung des von den schlauesten und bösartigsten Gegnern mir streitig gemachten Processes benöthigt war! Doch hier geht's ja die Treppe hinauf zu der uns bezeichneten Säule! Steige hinan, Nadies! Ich folge schon!"

Sie fanden, um die grobe und ungefügige Säule herumgehend, die richtige Thür. Selbige war blos angelehnt und so traten sie in das Empfangszimmer des Schlosses, in den altertümlichen Saal. Draußen hatte der Nachtwind, der mächtig in den Schlot des Kamins fuhr, die wallenden Nebel des Frühlingsabends verjagt und sie hingen nur noch wie riesige Spinnengewebe über dem Schloßhofe: blendendes Mondlicht ergoß das Gestirn, das den Weg zum Zenith erkämpft hatte und nun wie eine von ihren Schleiern entkleidete stolze Königin die dunkle Welt da unten und ihre düstern Pfade, ihre Höhlen und Schlupfwinkel, ihre Wüsten und ihre Waldestiefen, ihre Höhen und Seen genauer und

wie mit mildträumendem und stillbeweinendem Auge sich ansah. Blendende Lichtflut erfüllte den Saal und fast entsetzt wichen die Gäste zurück vor dem wirklich befremdenden Anblick, den das Gemach bot, das sie betraten. Da war kein Tisch und kein Stuhl, kein Schrank und keine Bank. Vielenmäßige Fenster stiegen zum Estrich hinab; kein Vorhang, keine Gardine milderte das unheimlich Erschreckende ihres gigantischen Maßes; zwei Thüren von braunem Eichenholz führten rechts und links in anstoßende Gemächer. Die Thür rechts, dicht angelehnt und im Zuge der Nacht sich dann und wann bis über die Hälfte öffnend, gestattete den Einblick in ein wie es schien mit Bücherschränken, die bis in der gothisch gewölbten Decke emporstiegen und ihrem Inhalt nach meist aus Folianten und großen Quartanten bestanden, angefülltes Zimmer. Die Thür links stand ganz auf und man gewahrte zwei riesige Himmelbetten, deren Pfosten als einsame, jedes Schmucks entkleidete Säulen in die Nacht emporragten. Von Bettuch und Bett, von Pfühl und Kissen war nichts zu erblicken. Im Kamin, der so groß war, daß er fast einer halben Klafter Holz Raum gewähren konnte, fanden sich, vielleicht von dem letzten Ballfest her, das man in diesen sich jetzt so unheimlich darstellenden Räumen zu feiern beabsichtigt hatte, noch einige Scheite aufeinandergethürmten Holzes mit dazu gehörigem Entzündungsapparat. Der achtsame Nadies beeilte sich, mit Hülfe seiner Laterne den Scheiterhaufen zu entzünden, und so flammte bald ein mannshohes Feuer in dem ungastlichen Saale und brachte die wunderbaren Effecte seines Licht- und Schattenspiels zur Geltung, indem es neidisch sich den geisterhaften Mondschein hier vertrieb, um ihn dort hinter einer hervorspringenden Mauerecke, in einer sich wölbenden Nische unbeängstigt und in seinem stillen Träumen ruhig fortwalten zu lassen. Der Diener wandte sich zu dem dem angezündeten Kaminfeuer gradeüberstehenden Mittelpfeiler und beleuchtete ihn mit seiner Laterne. Von all dem Mobiliar, das früher den nach seinen Dimensionen prachtvoll zu nennenden Saal erfüllt hatte, waren hier einzig und allein Reste zurückgeblieben, und zwar in Gestalt dreier Bilder, von denen zwei nebeneinander hingen und das dritte über den zweien. Hasso, der sich einige Momente im Anschauen der Flamme vertieft und an ihr seine fröstelnden Hände erwärmt hatte, trat heran. „Ha!“ rief er, „das ist ja das Fräulein Pastnack, dem wir heute Morgen schon in natura so nahe gewesen sind, in nachgeahmter Leib- und Lebensgröße! Sieh' sie dir an, Nadies! Sieht sie nicht aus wie ein Krokodil, das von seinen eigenen Thränen vergiftet ist? Sieh' dies schmunzelnde, niedermachtige Lächeln in Vieren unter den Augen eingekerbten Zügen! Sieh' diese feine, gleißnerische Wange, zu deren Nachbildung dem Künstler wahrscheinlich sein Karmin ausgegangen ist! So beckrotb, so wohlgenährt macht sie sich geltend! Und hier, sieh' hier! Das ist ja ihr würdiges Seitenstück: unser guter Freund, der Rude Kretinus, der um ein Haar das fette Erbe Nadenfederball in sich hinabgeschluckt hätte, sich aber gegenwärtig damit begnügen muß, Todtengräber, dem Nachtwächter von Nadenfeder zu sein! Sage selbst: Sieht der Kerl aus wie ein Pferdedieb oder nicht? Dem hat der Künstler wahrlich nicht geschmeichelt! Nimm blos den boshaften Blick in Obacht, der sich so rattenhaft unter den struppigen und so krampfhaft zusammengezogenen Brauen hervorstichlt! Sieh' die kleine, gelbrunzelige Stirn, halb bedeckt von dem fast bis auf die Nasenspitze herabsteigenden, kurzgeschorenen Haupthaar! Und wie geschmacklos in die Ader hinter dem Ohr, mit der er sich hat malen lassen! Was soll die Feder? Soll es eine bloße Zierath sein oder will er damit sagen, daß er eine Waffe besitzt, deren er sich mächtig glaubt? Kretinus ist unter andern auch ein arger Wilddieb! Soll die Feder vielleicht die Büchse bedeuten? Und hier eben, wer ist das hier eben? Herr im Himmel! Das ist mein Vater! Und in so schlechter Gesellschaft muß ich dich wiedersehen! Und man hat dein Bild noch geschändet, du armer betrogener und hinter das Licht geführter Greis! Denn wohl sehe ich die langen Ohren, die man als Symbol der Dummheit den deinen angeheftet hat! Vater, vergieb dem Enkel seine Missethat wie ich ihm, ja, wie ich dir vergebe, ich, dein Sohn, der so lange auf seine eigenen unsuchtbaren Erwerbskräfte angewiesen im Elend geschmachtet hat! Reiche mir deine Hand aus den Wolken, o mein Vater, und mache mich stark! Denn wol hab' ich noch einen guten Kampf zu kämpfen mit den Feinden, die du mir hinterlassen hast! Es ist das einzige Erbtheil, das du mir hinterlassen!“ setzte er schwerseufzend hinzu.

Tief in seine Gedanken verloren, die jetzt nur öde Wehmuth und wenig Hoffnung enthielten, wanderte er dem Bibliothekzimmer zu und ergriff, hier angekommen, irgendeinen von den Folianten aus

der ihm zunächststehenden Bücherreihe. Doch was war das? Da fällt zusammengefleischterter Sägespan aus dem geöffneten Buche. Selbiges war nur eine sogenannte „Attrape" und „Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi" umschloß mit seinem Pergamentbande nichts als eine lächerliche und nutzlose Nichtswürdigkeit. Er zog drei Bücher über dem in Rede stehenden ein anderes Buch heraus; es war „Des spanischen Edeln Don Quixote della Mancha" wunderbare Geschichte. Und nur dasselbe Resultat ward unserm Freunde zu Theil. Der wackere Edle von La Mancha hatte in der Bielebank, welche sein Name zierte, gleich seinem hochedeln, religiösen Freunde, dem biedern und gottseligen Thomas, blos geleimte Späne. Da ergrimmte der gute Hasso. Wild fuhr er auf und sagte: „Er hat selbst, ihr schnödes Gezücht! das heiligste der Heiligthümer! so hat der Intergriff von Kunst und Wissenschaft, das geweihte Mahrzeichen von Rabenfederdauß, die Bibliothek, ein Opfer eures verfluchten Utilisationsprincips werden müssen und ihr habt als altes Papier verkauft einen ewig unersetzlichen Schatz! O, daß euch eure Schandthat die Seele verbrenne! Ihr seid schlimmer als Vandalen und arabische Khalifen! Und so weihe ich eure Bilder", setzte er zornsprühend hinzu und ging in den Saal an den dem Kamin gegenüberstehenden Mittelpfeiler zurück, „so weihe ich eure Bilder, die Ausgeburten der schnödesten Häßlichkeit, den Flammen! Auch du, mein Vater, mußt einmal versuchen, wie es sich den Flammen steht!" Und mit kräftiger Faust riß er die drei Bilder von der Mauer und warf sie in die Flammen, die wie hohnend zusammenschlugen über den drei ihnen geopferten Menschenähnlichkeiten.

Da kam Nadies, der sich eine Weile verloren hatte, wieder zum Saal herein. Er war sehr verstimmt und ließ den Kopf vornüberhängen.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Oliver Goldsmith.

Von Agnes von Bojen.

II

Da Goldsmith's Name allmählich ins Publikum drang, erweiterte sich auch der Kreis seiner Bekannten. Nach und nach trat er mit den bedeutendsten Männern jener Zeit in Verbindung. Er wurde mit Dr. Johnson, dem berühmten Gelehrten, Schriftsteller und Herausgeber des weitberühmten englischen Wörterbuchs, mit Sir Joshua Reynolds, dem ersten englischen Maler jener Zeit, mit Garrick, dem Schauspieler, und mit Burke, der zwar noch nicht seine parlamentarische Thätigkeit begonnen hatte, sich aber schon durch seine Schriften und durch die hinreißende Macht seiner Rede auszeichnete, befreundet. Mit letzterem war er schon in Dublin in dem Trinity-College bekannt geworden. Im Jahre 1764 wurde von Johnson, Reynolds, Burke, Goldsmith und noch fünf andern der berühmte literarische Club gegründet, welcher unter dem einfachen Namen „Der Club" eine so glorreiche Rolle in der englischen Literatur jener Zeit und in dem Leben jener bedeutenden Männer spielt. Einmal wöchentlich versammelten sich seine Mitglieder zu einem gemeinschaftlichen Abendessen in einem bestimmten Speisehause, wo bis tief in die Nacht wissenschaftliche und literarische Gespräche geführt wurden, und wo Witz, Laune und Humor nicht fehlten.

Goldsmith's Verhältnisse hatten sich in gewisser Hinsicht verbessert; er hatte seine elende Dachkammer mit einer behaglichen Wohnung vertauscht und lebte in der Gesellschaft der ersten Geister des Jahrhunderts. Dennoch war er oft in drückendster Geldverlegenheit. „Ich erhielt einst", erzählt Dr. Johnson, „eine Botschaft vom armen Goldsmith, daß er in großer Noth sei; er bat mich, da er nicht zu mir kommen könnte, sobald als möglich zu ihm zu kommen. Ich sandte ihm eine Guinee und versprach, augenblicklich zu kommen. Ich ging demgemäß zu ihm hin, sobald ich mich angekleidet hatte, und fand, daß ihn seine Wirthin für einen rückständigen Miethzins wollte haften lassen wollte, worüber er in heftiger Wuth war. Ich sah, daß er schon meine Guinee gewechselt hatte und eine Flasche Madeira und ein Glas vor ihm standen. Ich steckte den Pfropfen in die Flasche, bat ihn, ruhig zu sein, und begann mit ihm über die Mittel zu sprechen, durch welche er sich aus der Verlegenheit ziehen könne. Er erzählte mir dann, daß er einen Roman für die Presse fertig habe, den er mir zeigte. Ich durchblätterte ihn und sah seinen Werth, sagte der Wirthin, ich würde bald wiederkehren, ging zu einem Buchhändler und verkaufte ihn für [illegible] £. Ich brachte Goldsmith das Geld und er bezahlte seine Miethe, nicht ohne seine Wirthin tüchtig auszuschelten, daß sie ihn so schlecht behandelt habe."

Einer andern Erzählung nach bei Goldsmith die Wirthin, nachdem er sie ausgescholten, sich

bei einer Bowle Punsch Gesellschaft zu leisten; beides mag wahr sein.

Der Roman, dessen Bedeutung Dr. Johnson schnell erkannte und welcher Goldsmith aus augenblicklicher Noth zog, war — „Der Landprediger von Wakefield". Seltsam genug, schien der Buchhändler das Manuscript für unbedeutend zu halten. Er ließ es fast zwei Jahre in seinem Pulte liegen und übergab es erst dem Druck, als Goldsmith's mittlerweile berühmt gewordener Name für den sichern Erfolg des Buches bürgte. Weihnachten 1764 war nämlich sein vor neun Jahren in der Schweiz begonnenes Gedicht: „Der Wanderer", erschienen. Er hatte es jahrelang unfertig liegen gelassen und wagte endlich, es Dr. Johnson zur Beurtheilung vorzulegen. Das warme Lob desselben gab ihm Muth, es zu vollenden. Es war das erste Werk, das unter seinem Namen herauskam und ihn mit einemmal unter die englischen Classiker stellte. In kurzer Zeit waren mehrere Auflagen verkauft. Der Verleger hatte eine goldene Ernte, der arme Dichter aber nur das kärgliche Honorar von 21 Guineen. Dr. Johnson erklärte den „Wanderer" für das beste Gedicht, welches seit Pope erschienen. „Kein philosophisches Gedicht des Alterthums oder der neuern Zeit hat einen so edeln und zugleich so einfachen Plan. Ein englischer Wanderer, welcher auf einer Felsenspitze der Alpen ruht, nahe der Stelle, wo drei große Reiche aneinandergrenzen, schaut auf die endlose Aernüchst zu seinen Füßen, überblickt seine lange Pilgerschaft und gedenkt der Verschiedenheit der Scenerien, Klimate, Regierungen, des nationalen Charakters, welche er beobachtet hat, und kommt zu dem Schlusse, wahr oder unwahr, daß unser Glück in geringem Grade von politischen Institutionen, dagegen im hohen Grade von der Anlage und Leitung unseres Gemüths abhängt."

Der Ruhm, welcher nun Goldsmith's Namen umglänzte, ließ denn auch den Buchhändler an die Veröffentlichung des „Landpredigers von Wakefield" denken. Der Roman erschien 1766 und erlebte innerhalb eines Jahres mehrere Auflagen. Noch heute, nach fast hundert Jahren, ist diese Geschichte eins der beliebtesten Familienbücher des englischen Volks. Sie ist in fast alle europäischen Sprachen übersetzt worden. Deutsche Leser werden sich der Goethe'schen Würdigung des Buches in „Wahrheit und Dichtung" erinnern sowie des großen, nachhaltigen Eindrucks, den die Lecture des Werkes auf Goethe ausübte. Einfachheit, Wahrheit, Humor und Gemüthlichkeit machen den Hauptreiz des Buches aus, in welchem wir, wie Walter Scott sagt, „die besten und wahrsten Empfindungen in der schönsten Sprache ausgedrückt finden".

Der Erfolg seines Romans veranlaßte Goldsmith, sich im Lustspiel zu versuchen. Im Jahre 1768 wurde im Covent-garden Theater seine Komödie: „The Good-natured Man", gegeben, da Garrick sich geweigert hatte, sie in Drurylane aufführen zu lassen. Das Stück wurde kühl aufgenommen und erhielt sich nur zehn Abende auf der Bühne. Der mißliche Erfolg desselben ist indessen nur der damals herrschenden Geschmacksrichtung zuzuschreiben; das Stück verdiente ein so hartes Geschick nicht. Die sentimentalen Lustspiele waren gerade Mode, und eine gesunde Laune, wie sie Goldsmith bot, mußte einem Publikum roh erscheinen, welches sich höchstens ein ernsthaftes Lächeln in der Komödie erlaubte. „Damals wurden im Lustspiel mehr Thränen vergossen als im Trauerspiel." Es darf uns daher nicht wundern, daß gerade die besten und komischsten Scenen des „Good-natured Man" diejenigen waren, welche seine Niederlage veranlaßten. Indessen brachten die wenigen Theaterabende dem Dichter fünfmal mehr ein als der „Wanderer" und der „Landprediger von Wakefield".

Zwei Jahre später, 1770, erschien das Gedicht, welches am meisten den Stempel seines Genies trägt: „Das verlassene Dorf". Es erregte allgemeine Bewunderung. Goldsmith's Poesie ist keine erhabene und großartige; sie bezaubert durch einfache Anmuth, warme Empfindung und natürliche Frische. Wir bewundern den hohen Strom und das endlose Meer, aber wir kehren gern zum klaren Quell zurück, der sich durch ländliche Gefilde und grüne Wiesen schlängelt. Weilen wir doch nie müde, seinem Murmeln zu lauschen und an seinem Rande ruhend zu verweilen. Deutschland haben Zauber übt Goldsmith's Poesie aus. Wie sehr sie sich in das Herz der englischen Nation eingeschmeichelt hat, beweisen die zahlreichen Citate aus dem „Wanderer" und dem „Verlassenen Dorfe", welche wir so häufig in Schrift und Wort antreffen. Beide Gedichte sind Gemeingut des Volks geworden. Selbst ernste Staatsmänner können oft nicht unterlassen, in einer parlamentarischen Rede einen Goldsmith'schen Vers einzuflechten: eine frische Feldblume in einem trockenen Strauße. Als man dem Dichter Gray, der durch seine „Elegie auf einem Kirchhofe" bekannt ist,

das „Verlassene Dorf" verlas, rief er entzückt aus: „Dieser Mann ist ein Poet!" und Thomas Campbell, einer der ersten englischen Dichter dieses Jahrhunderts, äußert sich darüber folgendermaßen: „Dichtung ist nicht das Gegentheil der Wahrheit, nur ihre sanftere und bezauberte Aehnlichkeit; diese ideale Schönheit der Natur ist selten mit so feuriger Treue vereinigt worden als in den Gruppen und den Scenerien des „Verlassenen Dorfs." Mehrere Kritiker indessen machen dem Gedicht den Vorwurf, daß es aus zwei unzusammenhängenden Theilen bestehe. Das Dorf in seinen glücklichen Tagen sei ein echt englisches, dagegen in seinem Verfall ein irisches. Das blühende Dorf sei im südlichen England, die Vertreibung und Auswanderung im südlichen Irland zu finden, und somit habe der Dichter Glück und Elend, welche hier in Wirklichkeit zwei verschiedenen Schauplätzen angehören, in eine zu enge Verbindung gebracht.

Goldsmith erhielt für „Das verlassene Dorf" nur zwei Guineen. Als ein Freund, dem er das erhaltene Honorar zeigte, nachlässig die Worte hinwarf: „Viel Geld für ein so kurzes Gedicht!" eilte Goldsmith zu dem Verleger zurück und bat ihn, das Geld wiederzunehmen und erst den Erfolg des Gedichts abzuwarten, um ihn dann demgemäß zu bezahlen. Obgleich in Zeit von vier Monaten fünf Auflagen verkauft wurden, steigerte sich des Dichters Einnahme nicht. Daher konnte er mit Recht ausrufen: „Ich darf den Musen nicht huldigen, sie würden mich verhungern lassen!"

So sehen wir ihn denn nun des Erwerbs wegen Geschichtswerke schreiben, für welche er im ganzen nicht schlecht bezahlt wurde. Es erschien von ihm in den Jahren 1768–70 eine Geschichte Roms, Englands und Griechenlands. Auch arbeitete er an einer Naturgeschichte, welche aber erst nach seinem Tode gedruckt wurde. Da er viele Werke schnell und nur aus Noth schrieb, so machen sie keinen Anspruch auf Forschung und Gründlichkeit. Es sind abgerundete Compilationen aus größern Geschichtswerken, deren trockene Darstellung er meisterhaft in seine klare, fließende Sprache zu übertragen verstand. „Wie unwissend Goldsmith auch war, so haben doch wenige Schriftsteller mehr gethan, die ersten Schritte auf dem mühsamen Wege zur Wissenschaft leicht und angenehm zu machen. Seine Compilationen unterschieden sich gar sehr von denen gewöhnlicher Bücherschreiber. Er war ein großer, vielleicht ein unerreichter Meister in der Kunst, auszuwählen und zu verkürzen. Aus diesem Grunde verdienen seine Geschichte Roms und Englands und mehr noch seine eigenen Abkürzungen dieser Werke gelesen zu werden."

Im Jahre 1768 hatte die Königliche Akademie der Künste Goldsmith zum Professor der Alten Geschichte ernannt. Es war eine ehrende Auszeichnung, aber, wie er an seinen Bruder schrieb, für ihn das, was Handmanschetten für jemand, der ein Hemde nöthig habe. Da er stets mit Geldverlegenheiten zu ringen hatte, versuchte er zum zweiten mal sein Glück mit einem Lustspiel, denn die Bühne war schon in jener Zeit das ergiebigste Feld für die schlechthonorirten Dichter und Schriftsteller. Im Jahre 1773 trat er mit dem Lustspiel „She stoops to conquer" hervor. Da die sentimentalen Komödien noch die Bühne beherrschten, war es schwer, dem Stück Eingang zu verschaffen, um so mehr, da dies zweite Lustspiel noch komischer war als sein erstes. Indessen siegte diesmal das Genie. Das ganze Haus wurde von der unwiderstehlichen Komik hingerissen und lautschallendes Gelächter bewies, daß gesunder Humor und kernige Laune den Sieg über krankhafte Empfindelei davongetragen hatten. Hin und wieder wagte noch ein eifriger Anhänger der Sentimentalität zu zischen, aber ein gebietendes „Werft ihn hinaus!" machte ihn schnell verstummen.

Goldsmith nahm nun unter den ersten Schriftstellern seiner Zeit einen ehrenvollen Platz ein; auch hätte er sich in äußerer Beziehung eines gewissen Wohlstandes erfreuen können; allein während sein Ruhm stieg, sanken seine Vermögensumstände. Der Leichtsinn seiner Jünglingsjahre begleitete ihn in sein Mannesalter. Das Geld, welches er heute erhielt, war oft morgen in einer Schmauserei verausgabt, im Spiel verloren oder — und dies muß zur Ehre seines Herzens gesagt werden — zur Linderung fremder Noth bereitwillig hingegeben. Er half jedem, der sich ihm bittend nahte. Arme Schriftsteller, Bettler, Nothleidende jeder Art fanden stets sein Herz warm und seine Hand offen. Er konnte dem Blick der Armuth nicht widerstehen. Oft, wenn er selbst keinen Schilling mehr besaß, trug er den letzten Rock in das Pfandhaus, um mit dem Erlös einem andern armen Bedürftigen aufzuhelfen. Da man seine Kreatigkeit und seine Unfähigkeit, eine Bitte zu verweigern, kannte, war er stets von Hülfsbedürftigen aller Art um-

schwärmt. Mehr als einmal ward seine Herzensgüte durch erdichtete Noth gemißbraucht und mehr als einmal machte er die bittere Erfahrung des Undanks. Aber wie sein Leichtsinn unverbesserlich, war auch seine Herzensgüte unzerstörbar. Dieser freigebige Sinn und diese grundgutige Natur müssen uns mit allen seinen Schwächen aussöhnen. Der Wahrheit gemäß dürfen auch seine andern Fehler nicht verschwiegen werden. Sie waren, außer Leichtsinn, Eifersucht auf den Ruhm und das Lob anderer und Eitelkeit. Er selbst machte aus seinen Fehlern kein Hehl, denn die Kunst der Verstellung und das Bestreben, besser scheinen zu wollen, als er war, waren ihm unbekannt. Er gestand offen und harmlos, der Ruhm eines andern sei ihm unerträglich. Boswell, der in seiner Biographie Johnson's eine Menge charakteristischer Züge unseres Dichters aufgezeichnet hat, war gerade kein Freund Goldsmith's, da es für ihn nur Eine Autorität, nur Einen großen Mann gab, nämlich Dr. Johnson. Aber dennoch sagte er von Goldsmith, er habe nicht mehr Neid als andere Menschen, er spräche nur frei und frank davon. Sein Herz lag auf seinen Lippen, und wo andere den Neid im Innern durch ein Lächeln oder durch ein verbindliches Wort verbergen konnten, trat seine innere Empfindung unverhüllt hervor. Auch war sein Neid ohne allen Groll.

Was seine Eitelkeit betrifft, die ihm Boswell und seine Zeitgenossen verweisen, so können wir sie freilich kaum in einem Manne begreiflich finden, der kein verzogenes Schoßkind des Glücks, sondern durch die Schule der bittersten Armuth hindurchgegangen war. Seine Eitelkeit, glänzen und sich bei jeder Gelegenheit hervorthun zu wollen, grenzte fast an Tollheit. „Ich kann es besser machen!" rief er aus, als man im Schauspiel die Sprünge der Marionetten bewunderte. Denselben Abend brach er das Schienbein, als er der Gesellschaft seine Kunst im Springen zeigen wollte. „Ich mache es besser!" „Ich verstehe es besser!" war seine stehende Rede, wenn die Geschicklichkeit oder das Wissen eines Dritten gerühmt wurden. „Wie gut dieser Postillon fährt!" sagte Dr. Johnson zu Boswell. „Wäre Goldy hier, er würde sagen, er könne besser fahren."

Die Natur hatte Goldsmith vollständig die Gabe der Unterhaltung versagt; dieser Mangel bereitete ihm bei seiner Schwäche, glänzen zu wollen, manche Demüthigung. In den wöchentlichen Zusammenkünften des Clubs fand der mündliche Austausch der Gedanken in sehr vollendeter Weise statt. Dr. Johnson imponirte durch präcise Kürze, treffende Klarheit und classische Gelehrsamkeit; Reynolds glänzte durch seine philosophische und literarische Bildung; Burke bezauberte durch die Macht seiner Rede; Beauclerc und Garrick blendeten durch Witz und Gewandtheit. Jeder dieser Männer trug in seiner Weise zur Vollendung der Unterhaltung bei. Goldsmith wollte einen gleichen Ruhm ernten, erlitt aber gewöhnlich bei solchen Versuchen eine beschämende Niederlage. Es scheint fast unglaublich, daß ein Mann, der mit so viel Witz und Klarheit schrieb, in der mündlichen Unterhaltung nur ein leeres Geschwätz hervorbrachte. Er hatte über jeden Gegenstand zuvor verworrene Gedanken, doch bedurfte er nur einer kurzen Zeit und sie arbeiteten sich zur Klarheit durch. In seiner Studirstube, vor seinem Schreibtisch hatte er diese Muße, nicht aber in der Gesellschaft, wo seine Eitelkeit mit seiner Vernunft durchging. Johnson sagte von ihm: „Niemand ist thörichter ohne Feder in der Hand als Goldsmith, und niemand ist mit der selben weiser als er." Daher nannten ihn seine Leser ein Genie und seine Herrer einen Thoren. Horace Walpole, der seine Gedichte bewunderte, aber einen so himmelweiten Unterschied zwischen seinen Werken und seinen Worten fand, nannte ihn „einen inspirirten Narren". Ein Freund Dr. Johnson's sagte zu diesem, als er sich lange mit Goldsmith unterhalten hatte: „Gut, ich will es glauben, daß er den ‚Wanderer' geschrieben hat, aber das heißt viel glauben!" Goldsmith war sich dieses Mangels schmerzlich bewußt, hatte aber im geeigneten Augenblick nicht genug Verstellung seiner selbst und seiner Eitelkeit, um weise zu schweigen. Er fühlte jede Blöße, die er sich gab, beging aber im nächsten Augenblick denselben Fehler. „Es macht mir Vergnügen, den ehrlichen Goldsmith so schwatzen zu hören", sagte Boswell einmal boshaft zu Johnson. „Ja", erwiderte Johnson, „aber es sollte ihm kein Vergnügen machen, sich selber zu hören."

Folgender Vorfall war die Veranlassung zu Goldsmith's letzterm großem Gedicht, dessen Vollendung leider sein Tod unterbrach. In einer heitern Sitzung des Clubs kam ein Mitglied auf den Gedanken, auf jeden der Anwesenden Grabschriften zu improvisiren. Goldsmith war der erste, auf den sich die witzigen Geschosse der Freunde richteten, wie er denn auch der erste war,

den der Tod aus ihrem Kreise abrief. Die übrigen Epitaphe sind verloren gegangen und nur das von Garrick ist erhalten. Es lautete:

Hier ruhet Goldsmith, auch kurz genannt Noll,
Er schrieb wie ein Engel und schwatzte wie Noll.*)

Goldsmith fühlte tief den Stich, der in diesem Witzwort lag. Er schwieg diesmal und überließ wohlweislich seiner Feder die Rache. Mit dieser Waffe in der Hand, war er seinen gesammten Angreifern gewachsen. So entstand das Gedicht „Wiedervergeltung". Als es bekannt wurde, zog es die Spötter und Lacher auf seine Seite und sicherte ihm fortan ungestörte Achtung und Schonung. Es ist nur zu bedauern, daß seine Krankheit die Vollendung des Gedichts unterbrach, welches ein Meisterstück der feinsten Satire ist, unübertrefflich durch scharfen Witz und vollendete Eleganz des Ausdrucks. Mit wenigen Strichen und auf engem Raum die Charaktere von neun oder zehn seiner nähern Freunde gezeichnet. Nichts kann feiner sein als Garrick's Charakteristik:

Auf der Bühne war er natürlich, einfach, hinreißend.
Nur nicht, wenn er sie verließ, war er Schauspieler.

und Edmund Burke konnte nicht wahrer und schöner gezeichnet werden als durch die Verse:

Auf die Welt bestimmt, schwachte er seinen Geist ein,
Und gewährte der Partei, was dem menschlichen Geschlecht gehören sollte.

Hätte der Dichter nichts weiter geschrieben als dies Gedicht, so würde sich dadurch allein sein Name erhalten haben, da die Erinnerung an Burke und Garrick nicht von Goldsmith's lebensvoller und feiner Charakterzeichnung zu trennen ist.

Die Zerstreuungen des Stadtlebens hatten Goldsmith's Gesundheit geschwächt. Um sich ihnen zu entziehen, miethete er kurze Zeit vor seinem Tode eine Wohnung auf dem Lande, dicht bei Londen. Hier sah man ihn auf den Feldern umherstreifen, unter den Hecken ruhen und lesen. Da er an Schlaflosigkeit litt, las er halbe Nächte hindurch. Wenn er zum Lesen nicht aufgelegt war, ließ er das Licht mitten in der Stube brennen und warf seinen Pantoffel danach, um es auszulöschen. Auch hier war er in der ganzen Nachbarschaft wegen seiner Freigebigkeit bekannt. Kein Bettler und kein Bittender ging unbeschenkt von ihm. Seine kindliche, warme Natur machte ihn zum Freund und Spielgenossen der Kinder. Er fütterte sie in ihren lärmenden Spielen an und ersann tausend tolle Streiche, um sie zu belustigen.

Goldsmith stand nun im besten Mannesalter und auf dem Gipfel des Ruhms; seine zahlreichen Freunde liebten ihn, denn seine Offenheit des Charakters und seine unverdorbene Herzensgüte lohnten alle mit seinen Schwächen aus — dennoch war er nicht glücklich. Seine Gesundheit war geschwächt und seine Verhältnisse zerrüttet. Eine Zeit lang hielt er den drohenden Ruin dadurch auf, daß er sich Vorschüsse von den Buchhändlern geben ließ, für welche er sich verpflichtete, Werke verschiedenen Inhalts in einer gewissen Zeit zu liefern. Viele derselben konnte er aber kaum beginnen, geschweige die angefangenen beenden. So hörte denn auch diese Hülfsquelle auf. Seine Schuldenlast wuchs; er sah keinen Ausweg, sich aus der Noth zu ziehen, und Gemüth und Gesundheit erlagen diesem Druck. Er verfiel, nachdem er lange gekränkelt hatte, in ein Nervenfieber. Anfangs verordnete er sich, trotz des Rathes eines Freundes, „nur für seine Feinde zu verschreiben", selber die Arzneien. Da sich aber die Krankheit verschlimmerte, ward er zuletzt gezwungen, erfahrene Aerzte zu Rathe zu ziehen. Anfangs glaubten diese, das Uebel gehoben zu haben; doch dauerte seine Schwäche und Unruhe fort. Er konnte weder schlafen, noch Nahrung zu sich nehmen. Auf die Frage eines Arztes, ob sein Gemüth ruhig sei, da der Grad seines Fiebers kaum einen so geschwächten Zustand erwarten lasse, antwortete er: „Nein, es ist nicht ruhig!" Dies waren Goldsmith's letzte Worte. Er starb am 4. April 1774 in seinem sechsundvierzigsten Jahre.

Seine Freunde wollten ihn feierlich in Westminster-Abtei, dem Ruhmestempel der englischen Nation, begraben. Allein seine Schulden waren sehr beträchtlich — mehr denn 2000 Pf. St., was Johnson zu dem Ausspruch veranlaßte: „Ward je einem Dichter so getraut?" Deshalb, und da man die Kosten eines feierlichen Leichenbegängnisses nicht erschwingen konnte, ward er auf dem Kirchhof des Temple begraben. Kein Denkmal bezeichnete hier die Stätte, welche daher unbekannt geblieben ist. Bald nach seinem Tode errichtete der Club, dessen Mitglied er von Anbeginn gewesen war, ihm ein Ehrendenkmal in dem südlichen Schiff der Westminster-Abtei. Es besteht aus einem Medaillen-Portrait und einer

*) „Noll", der gewöhnliche Name des Parlaments in England.

leichtem — (sich verbessernd, weil sie Harry erblickt) mit erleichtertem! Laß Euch der Himmel noch lange auf der schönen Erde, und wollt' Ihr sie recht genießen, so kommt zu uns, zu unsern Blumen!

Fielding.

Freunde, ich weiß wohl, ich habe mir Vorwürfe zu machen, daß ich Euch aus Eurem zufriedenen Dasein mit falschen Hoffnungen aufschreckte. Diese Schuld — (Harry tritt rasch entschlossen vor und ergreift Jennys Hand).

Harry.

Ich will sie abtragen. Vater, Du frägst mich, warum ich zögernd und traurig vor den goldenen Pforten unsers wiedererrungenen Glückes stand? Mein Geist fühlte sich noch nicht stark genug, von glänzenden Gestirnen erst herab in düstre Nacht zu sinken und nun wieder hinauf zu steigen, aus Reue, Verzweiflung und Armuth in die Sonnenhöhe eines irdischen goldenen Vorzugs. Aber jetzt seh' ich einen Führer, der mich das Gesetz des Lebens halten, einen Engel, der mich dieses Glück genießen lehren wird! Dort steht er. Jenny, sei die Meine! Gieb mir für Anbetung Liebe!

Jenny

(steht beschämt und schlägt die Augen nieder).

Frau Thompson.

Wie? das Gärtners Tochter?

Gedenktafel, deren lateinische Inschrift Dr. Johnson verfertigte.

Als Goldsmith's Tod bekannt geworden, füllte sich Treppe und Vorhaus seiner Wohnung mit den Armen der Nachbarschaft: Bettler, alte Mütterchen und Krüppel, welche ihn laut beweinten. Sie hatten ihren besten Freund verloren. Sein Tod erschütterte aber auch die literarische Welt und bekümmerte seine zahlreichen Freunde tief. Burke brach bei der Trauernachricht in lautes Weinen aus; Reynolds warf seinen Pinsel weg und war mehrere Tage unfähig, an seiner Staffelei zu arbeiten. Johnson betrauerte ihn wie einen Bruder und schrieb an einen Freund: „Der arme Goldsmith ist todt. Laßt uns nicht seiner Schwächen gedenken! Er war ein sehr großer Mann."

Mit diesen Worten wollen auch wir von ihm scheiden. Goldsmith irrte oft, aber sein Herz irrte nie. Wir wollen nur seiner Seelengüte gedenken, welche seine Armuth verbitterte; seiner Freigebigkeit, welche die Erfahrungen des Undanks nicht schmälern konnten; seiner Einfachheit und Offenheit, die ihn zum Liebling seiner Freunde machte, und seines Genies, welches in einem verkünstelten und unnatürlichen Zeitalter durch Natürlichkeit, Anmuth und Wahrheit die Herzen zurückgewann. Solange der „Landprediger von Wakefield" die Gemüther erfreut und heilt, solange wird die Nachwelt den Namen Oliver Goldsmith's mit liebevollem Dank aussprechen.

Spaziergänge und Rastpunkte in Porto-Alegre.

Von Theodor Veichert.

I.

Noch jeder Reisende, der aus der Sand- und Wasserwelt der brasilischen Hafenstadt Rio-Grande und aus der langweiligen Flöche der Lagoa dos Patos (eines „Binnenreichs", der an manchen Stellen acht Meilen breit ist und sich an vierzig Meilen von Südwest gegen Nordost erstreckt) in den ebenfalls noch seeartigen Guaibastrom gelangt war und an dessen linkem Ufer der Provinzialhauptstadt Porto-Alegre ansichtig ward, ist sehr angenehm überrascht worden; und wenn er ein Deutscher war, dann ist ihm auch wol, nachdem er gelandet, das Sprichwort eingefallen: „Hinterm Berge wohnen auch Leute." Denn rechnen wir einige wenige Kaufleute und Auswandereragenten sowie einige gutunterrichtete Geographen ab (die dünn genug gesäet sind), so gibt es in Deutschland nur wenig Leute, die den Namen Porto-Alegre kennen, und noch weit weniger, welche wissen, daß in dieser Stadt und in der Nachbarschaft derselben sehr viel Deutsche angesiedelt sind, die zum Theil dicht genug beieinander wohnen, daß mancher von ihnen, der schon aber ein Menschenalter dort lebt, noch nicht dazu gekommen ist, seine eigene Sprache für überflüssig zu halten und eine fremde zu erlernen. Und mit deutscher Sprache zugleich findet man die deutsche Landwirthschaft und den deutschen Gewerbfleiß, deutsche Musik und deutsches (wenn auch nur Liebhaber-) Theater, deutsche Zeitschriften, Nationalvereinsmitglieder, deutsches Bier und deutsche Zänkereien, kurz alles.

Die deutschen Einwohner der Stadt Rio-Grande blickten, wie ich schon während eines kurzen Aufenthalts in ihrer Mitte bemerkt hatte, mit etwas überlegenem Selbstgefühl auf die Porto-alegrenser, die Bewohner der Provinzialhauptstadt, herab. Jene, obwol ihre Stadt, was Einwohnerzahl und stattliches Aussehen anlangt, der Hauptstadt bedeutend nachsteht, fühlten sich doch schon mehr als Handelsherren eines Weltplatzes. Ob mit Recht, lasse ich dahingestellt; das eine glaubte ich aber gleich nach meiner Ankunft in Porto-Alegre zu erkennen, daß hier, in der größern Stadt, etwas mehr kleinstädtisches Wesen waltete, ohne daß dadurch, wie es wol sonst vorkommen mag, die Gemüthlichkeit gefördert worden wäre. In dieser fehlt es an etwas, was sich durch kein Surrogat ersetzen läßt: am Gefühl des Heimatlichen.

Es ist ein eigenthümlich Ding um ein Land, wo man bunt durcheinander — blos in mechanischer Mischung, nicht in chemischer Verbindung — die Kinder der verschiedensten Zonen und Völker wohnen und wandeln sieht und wo täglich und stündlich mehr als Eine Sprache das Ohr trifft. In Seeplätzen findet das niemand auffällig, denn man weiß schon, daß sich da viele Fremde zusammenfinden; in solchen Gegenden aber wie die des südlichen Brasilien, von denen hier die Rede ist, würden die Ausländer schon zufolge ihrer großen Anzahl und ihres dauernden Aufenthalts nicht mehr als Fremde erscheinen, auch wenn nicht die Zugezogenen ihrer angestammten Landsleute bereits einen wichtigen Theil der Bevölkerung bildeten. Unter solchen Umständen und weil er seine eigene Nationalität so zahlreich vertreten findet, kann sich auch der einzelne nicht eigentlich als Fremder

fühlen und andererseits lassen ihn die vielen schwarzen, braunen und ihm sonstwie nicht stammverwandten Gesichter sowie die fremden Sprachlaute, die er ringsum vernimmt, doch auch nicht recht heimisch werden.

Wandelt man durch die Straßen Porto Alegres, so fühlt man sich leicht geneigt, die dortige deutsche Bevölkerung für weit stärker zu halten, als sie in der That ist. Das gilt besonders von den in der Nähe des Hafens gelegenen Stadtteilen. Da ist z. B. eine Gasse (Beco da Opera), wo deutsche Schuster, Tischler, Klempner, Cigarrenmacher u. dergl. in Menge gedeihen, wo unter drei Worten, die man vernimmt, stets mindestens zwei deutsche sind, und wo es auf dem Straßenpflaster von einer Jugend wimmelt, deren blondes Haar seinen Ursprung nicht verleugnen kann.

Die Physiognomie der Stadt ist im Innern überhaupt nicht sehr südländisch, zumal da man hier auch nur wenig charakteristische Vegetation sieht, und nur die unsäglich zahlreichen Neger auf den Straßen erinnern uns, wo wir sind. Da die Stadt auf dem Kamme und an den Abhängen eines langgestreckten Hügels erbaut ist (was dazu beiträgt, ihren Anblick von außen bedeutend und beinahe malerisch zu machen), so sind nur die Straßen, die sich längs des Hügels hin erstrecken, im allgemeinen horizontal, die Querstraßen dagegen steigen auf der einen Seite des Abhangs hinan und auf der andern wieder hinab, in beiden Fällen bisweilen ziemlich steil, und daher ist von Fuhrwerk bisher in Porto Alegre noch wenig die Rede gewesen. Uebrigens haben all diese Gassen und Gäßchen ziemlich das nämliche Ansehen und es finden sich nur wenig charakteristische Gebäude, welche die eine Straße vor der andern auszuzeichnen vermöchten.

Es ist da auch ein Markt, d. h. kein freier Platz, sondern, wie in allen brasilischen Städten, ein von einer Mauer umschlossenes Viereck. Ringsum, an der innern Seite dieser Umfassungsmauern, befinden sich Kaufbuden für Fleischer und andere Händler; der Raum in der Mitte ist mit Bäumen bepflanzt und da findet man die Marktleute (hier nicht so ausschließlich Schwarze wie anderwärts) mit ihren Waaren, Gemüsen, Früchten, Geflügel, Fischen, Milch u. s. w. Spät am Nachmittag war dieser Marktraum leer und totenstill, in der Frühe aber herrschte da das regste Treiben und es ließ sich ein halbes Stündchen ganz angenehm in dem bunten Gewühl zubringen. Freilich kennte sich dieser Markt nicht mit jenem von Rio de Janeiro messen, der bedeutend größer ist und gleichwol die Menge der Verkäufer nicht mehr faßt, sodaß sie auch außerhalb noch einen großen Raum bedecken. Interessanter ist überdies der Markt von Rio auch durch die mannichfachere und größere Fülle zoologischer Schätze, die da feil sind, namentlich was Seefische, Affen und anderes Gethier betrifft. Man sprach in Porto Alegre davon, den Markt an eine andere Stelle zu verlegen, und vielleicht ist das jetzt schon geschehen; die Zeit ändert auch dort manches rasch genug. Würd' ich doch auch meinen Freund João Jäger nicht mehr an der Thür seines Armazem (Waarenmagazins) sitzend finden, wenn ich jetzt aus diesem Markte nach der Rua da Alfandega (Zollamtstraße) hinginge, wie es so oft geschah.

Der Leser hat freilich in seinem Leben nie etwas von João Jäger gehört, dem biedern alten Burschen, der nun auch schon heimgegangen ist. Er sah allerdings immer so aus, was man apoplektisch nennt; aber deshalb hätt' er doch recht gut noch einige Jahre auf dem Schemel am Eingange seines Magazins sitzen können, wo er mit rührendem Phlegma, wobei sich doch gleichwol ein gewisses determiniertes Wesen nicht verkennen ließ, seine Charrute rauchte; denn ich entsinne mich nicht (auch das muß zu seiner Ehre gesagt sein), jemals eine schnöde Strohcigarre in seinem Munde gesehen zu haben. Und von den etwas dicken Lippen dieses Mundes kamen nur verständige und wahrhaftige Worte, und was er sprach, war schlecht und recht.

Er hatte seinerzeit recht klein anfangen müssen; irre ich nicht, so ist er im zarten Knabenalter vor den „glorreichen" brasilischen Truppen als Trommler marschiert, hat zu anderer Zeit auch als kleiner Adergaul im Felde gewiehert. Aber nach und nach hatte er es doch zwar nicht zum Mammon, aber zu gutem Auskommen gebracht. Er war Autodidakt, keiner von den albernen, die nichts Ordentliches gelernt haben, aber sich einbilden, alles zu wissen, und deren Unverschämtheit am widerlichsten hervortritt, wenn sie sich bescheiden stellen wollen. João Jäger war wirklich bescheiden und durch und durch herzensgut. Seine Herzensgüte war aber nicht jene flaue, passive, gedankenlose Gutmüthigkeit, die den Teufel werth ist.

Noch entsinne ich mich der allerersten Zusammenkunft mit ihm. Ich ging im Abenddunkel mit einem Bekannten an seinem Magazin vorüber

und plötzlich sah ich mich da aufs herzlichste von den Armen der mir bis dahin wildfremden kurzen dicken Gestalt umschlungen, und der Wackere beklagte höflich, daß ich nicht sogleich bei ihm eintreten und eine Flasche gute ale mit ihm trinken konnte, deren er selber soeben schon ein oder zwei getrunken hatte. In der Folge klagte er noch oft, daß ich ihn an jenem Abend gewiß übel beurtheilt haben werde, und entschuldigte, was er sein „unschickliches Benehmen" nannte, und ich konnte nicht genug versichern, daß es gar nichts zu entschuldigen gebe und daß ich ihn als eine treffliche, grundehrliche Haut, die so selten in dem jämmerlichen Brasilien, recht von Herzen lieb habe. Abgesehen aber von seiner zweifellosen Biederkeit, machte er mir's, offen gestanden, auch sonst noch ganz besonders leicht, ihn gern zu haben; denn ich war Redacteur einer Zeitung und er war nicht blos Actionär und Abonnent derselben (was wenig sagen wollte, denn beides waren andere auch), sondern auch Leser, und zwar sehr andächtiger Leser dieser Zeitung, und ich durfte allezeit auf lauten Weihrauch rechnen, wenn ich den Guten besuchte. Hatte ich es Joäo Jäger recht gemacht, dann war ich zufrieden.

Er besaß ein köstliches Buch, ein deutsches Buch über die Jesuiten, Neuerk als Druckort auf dem Titel — „denn drucken in Deutschland durfte das niemand drucken und auch niemand lesen", das wußte er ganz gewiß und gratulirte mir, daß ich hier in Brasilien die Herren Jesuiten sozusagen in der Hauk zusammenballen und ihr ihrem Protector, dem Herrn Bischof, keck ins Gesicht schleudern konnte, ohne daß ein Mensch daran denken durfte, mir ein Härchen deshalb zu krümmen. Er lieh mir auch das kostbare antijesuitische Buch zum Lesen, wenn ich leider nicht kam; doch that ich, als hätte ich's mit großem Interesse gelesen, denn ich konnte es nicht übers Herz bringen, dem Guten seine Freude zu verkümmern. Ebenso hätte ich's auch nimmermehr über mich gewinnen können, den Rath eines Spaßvogels zu befolgen, der mir sagte, ich sollte einmal zu Joäo Jäger gehen und mich stellen, als hörte ich ihn blos, sähe ihn aber nicht.

Der Wackere hatte nämlich bei all seinem sehr gesunden praktischen Verstande ebenso gut wie jeder andere Mensch seine abergläubische Ader. So hatte man ihn einmal glauben gemacht, es gäbe ein Mittel zum Unsichtbarmachen, und er hatte sich verleiten lassen, das Mittel anzuwenden. Die verrätherischen Freunde kommen nun zu ihm, stellen sich, als sähen sie ihn nicht, und er ist entzückt, sich wirklich unsichtbar zu wissen.

„Wo mag er nur sein?" sagt der eine. „Ob er wol lange ausbleiben wird?" der andere. „Er was, so trockenen Mundes können wir nicht auf ihn warten!" „Zum Glück hat er da einen guten Vorrath Flaschen englischen Biers" u. s. w. Nun machen sich die beiden über die Flaschen her, leeren eine nach der andern, schneiden einen frischangekommenen westfälischen Schinken an und probiren alles, was sich sonst Eßbares findet. Joäo bringt das unwillkürliche Opfer seiner Schätze ohne Murren, denn das Gefühl der Unsichtbarkeit ist gar zu köstlich. Endlich sagt einer der Gäste: „Nun, Joäo, wollen Sie denn nicht auch ein Glas von Ihrem Bier trinken?" So wurde der Zauber gräßlich gebrochen. Aber wer Joäo Jäger gekannt hat, wird mir auch beistimmen, daß der Spaß ein recht schlechter war.

Sein Armazem lag gegen Norden (die Sonnenseite auf der südlichen Hemisphäre) und das Tagesgestirn sendete glühende Strahlen in den Eingang, wo, den zerstreuten Zuckerkrümchen zu Gefallen, Legionen Fliegen den Fußboden buchstäblich schwarz machten. Da es nicht gut sein; auch hintern die Tagesgeschäfte das traute Zwiegespräch zu sehr. Ich hatte mich deshalb um solche Stunden hier nie lange auf, sondern schlenderte die Alfandegastraße entlang, wo an dieser Stelle die Aussicht auf den weiten Spiegel des Guanaba jetzt noch frei war. Wahrscheinlich nicht lange mehr; denn man gewann dem Strome mehr und mehr Gebiet ab und es stieg ein Haus nach dem andern am Ufer empor. Speculation und Bedürfniß ließen, wenigstens hier in der Geschäftslage der Stadt, die Häuser schon höher emporwachsen, als sonst üblich und nöthig ist. Es gab da viele mit zwei und auch schon nicht wenige mit drei Stock über dem Erdgeschoß.

Auf einem der höchsten Punkte der Stadt und in der Mitte derselben steht das Theater; nahe dabei, und noch etwas höher gelegen, findet sich die Kathedrale, die Igreja Matriz, worauf die hiesigen Brasilier nicht wenig stolz waren, ob wol das Gebäude nach unsern Begriffen nur etwa als eine stattliche Dorfkirche passiren konnte. Das Beste dabei ist die hohe Lage und die angenehme Aussicht über Stadt, Land und Strom, deren man hier genießt und die namentlich in der Abendbeleuchtung reizend ist. Am obern (nordöstlichen) Ende der Stadt steht die noch nicht ganz vollendete Santa-Casa oder Hospital, und

am entgegengeſetzten untern Ende, am Fuße des Hügels und dicht am Waſſer, die Cadea, das Gefängniß, das unter die ſtattlichſten Gebäude Porto Alegres gehört. An Kirchen iſt eher Ueberfluß als Mangel; ſie ſind ebenſo unbedeutende als geſchmackloſe Gebäude. Auch von einem wohllautenden Geläute hat man hier keine Ahnung. Eine ſehr kleine proteſtantiſche Kirche, die keinen Thurm, keine Glocken und wenn auf dem Dache überhaupt ein Kreuz, doch jedenfalls nur ein geduldetes Kreuz haben darf, war nahezu vollendet, und ich zweifle nicht, daß die ſogenannte Evangeliſche Gemeinde auch wirklich noch genug Geld zuſammenbringen wird, oder ſchon gebracht hat, um einem dabei anzuſtellenden Prediger eine Beſoldung zu geben, daß er zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben haben wird.

Auf dem hochgelegenen freien Platze vor der Matriz und dem Theater ſieht man die Grundmauern eines im Plane jedenfalls ſehr anſehnlichen Rathhauſes; aber dieſe Grundmauern können verwittern, es fehlt an Geld zum Bau. In einer der Straßen bemerkt man einen ähnlichen Anlauf zu einem recht ſtattlichen Gebäude (einem Forum); es iſt einige Ellen über den Boden emporgewachſen, dann iſt der nervus rerum vertrocknet und man hat blos eine Ruine gebaut. Aehnliche Ruinen von angefangenen Privathäuſern habe ich noch da und dort in den abgelegenern Theilen der Stadt gefunden und für die Augen des Straßenpilgers waren das keine intereſſanten Ruhepunkte: ſie gaben immer etwas mehr zu denken als die Reihen der ebenſo gleichförmigen als unanſehnlichen Häuſer, Häuschen und Hütten.

Porto Alegre iſt noch kein Jahrhundert, nur etwa neunzig Jahre alt. Man ſprach mir von noch lebenden alten Leuten, die den Ort als einen des Dorf gekannt haben, um deſſen Hütten der Urwald wucherte und der Bugre (Indianer) lauerte. In Nordamerika würde auf gleich günſtigem Punkte in weniger als der Hälfte der Zeit eine Stadt von 2—3[0000] Einwohnern entſtanden ſein. Porto-Alegre zählt jetzt 2[5000] Einwohner und darunter etwa 1000 Deutſche.

Die Stadt iſt auf einer Landzunge erbaut, gebildet von dem erwähnten langgeſtreckten Hügel mit ſeinen Abhängen und Ufern. Auf der Nord- und Hafenſeite hat man dem Waſſer durch Aufſchütten noch Terrain abgewonnen und die gegenwärtige Rua da Praia (Uferſtraße) berührt das Waſſer ſchon nicht mehr, und zwiſchen ihr und dem Ufer läuft eine andere Straße, die eben genannte Rua da Alfandega. Oſtwärts liegt übrigens noch viel brauchbarer Grund, falls das Bedürfniß einer Erweiterung der Stadt ſich mehr und mehr geltend machen ſollte.

Die Landzunge von Porto-Alegre erſtreckt ſich, wie ſchon bemerkt, nicht in die Lagoa dos Patos, wie manche Reiſende irrig angegeben haben, ſondern in den Guaybaſtrom, der ſich in die Lagoa ergießt und durch ſeinen breiten ſeeartigen Spiegel allerdings leicht dazu verleiten kann, ihn mit der nicht fernen Lagoa zu verwechſeln. Dieſer Guayba hat einen nur ſehr kurzen Lauf und keinen ſelbſtändigen Urſprung, denn er iſt nur das Produkt der Vereinigung einer Anzahl anderer Flüſſe, von denen die fünf wichtigſten heißen: Rio des Sinos, Cahy, Pardo, Taquary und Jacuhy (die auf y endigenden Namen haben den Ton auf dieſer letzten Silbe, die, wenn ich nicht irre, Fluß oder Gewäſſer bedeutet. Man hat daher auch, beiläufig bemerkt, nicht Muriliy, ſondern Muriliy zu ſprechen).

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Romanze.

Von Günther von Freiberg.

I.

„Herr Gralland zählt achtzehn Jahr,
Sein Mund blüht friſch wie Roſen,
Und als er noch ein Page war,
Thät er ſchon küſſen und koſen.

„So voll ſein Haar, ſo ſchlank ſein Leib,
So ſtählern ſeine Glieder!
Und wär' ich ſelbſt des Kaiſers Weib,
So flög' ich freudig nieder

Von meinem hehren, güld'nen Thron,
Daß ich ihn herzen könnte,
Und gäbe ihm die Kaiſerkron',
Ihm, dem ich alles gönnte'."

So ſeufzt auf ihrem hehren Schloß
Die ſchöne Hildegunde.
Er aber tummelte ſein Roß
Dort unten in dem Grunde.

Gebeten heißt ſein feurig Thier,
Das iſt ein toller Rappe;
Traun jagt er ſich zu Tode ſchier,
Der wilde Greifknappe.

Er reitet in die Nacht hinein,
Es blinkt der Mond so traulich,
Der Thymian duftet in dem Hain,
Die Lüfte wehen laulich.

„Dort, wo im grünen Schilf versteckt
Die Wasserlilien träumen;
Wo dichtes Moos den Strand bedeckt,
Gedenke, laß mich säumen!

„Doch zieht der gold'ne Tag herauf,
Dann schnell den Fuß im Bügel!
Und dann zurück im raschen Lauf —
Reit' dir vom Winde Flügel!"

Er bindet an den Buchenstamm
Den wiehernden Begleiter,
Der fügt sich willig wie ein Lamm
Dem jugendlichen Reiter.

Herr Gruelands verliefet sich
Keck in das Waldgebege;
Er singt so laut und wonniglich
Auf seinem dunklen Wege.

„Das ist der Ort, das ist die Zeit,
Nun komm', o Holde, Holde!
Umwalle du mein grünes Kleid
Mit deinem Haar von Golde!

„Es klopft mein Herz, mein Busen brennt,
Mein Auge schwimmt in Thränen;
Du, die mich liebt und küßt und kennt,
O stille du mein Sehnen!

„O meine Aer', es dürsten mir
Die heißen Jünglingslippen, —
Ach, springen auch die Quellen hier
Aus Grotten und aus Klippen,

„Verschmachtend wie der Pilgersmann
Nach einer Labung trachtet,
Sink' ich an diesen rauhen Stamm
Gebrochen und verschmachtet!"

Es währt nicht lang', so ist sie nah' —
Der Mond strahlt überm Weiher;
O sel'ger Knappe, sie ist da,
Die Aer im blauen Schleier.

Die schlanke Aer, die dich zu Roß
Hat sehn im Kampfe jagen;
Der sich dein junges Herz erschloß
In vielen Frühlingstagen.

Das war verschwieg'ne Minneluft,
Verheimlicht und verborgen,
Und, weil kein Mensch darum gewußt,
Befreit von allen Sorgen.

Des Glückes Zauber ruht allein
Im gegenseit'gen Schweigen;
Ein Wort — dies Glück ist nicht mehr dein
Und wird dir nie mehr eigen!

Das wiederholt dem Erroten fein
Die Aer mit klugem Munde:
„O schwöre, ewig stumm zu sein,
Sonst muß ich dich zur Stunde

„Verlassen, mein Herr Gruelant —
Du siehst mich nimmer wieder!"
Er hebt zum Schwur die schlanke Hand,
Sie zieht ihn zu sich nieder:

Wo Ringelblumen gelb und blau
Im Aerenkranze sprossen,
Hat ihn die weiße Waldesfrau
In ihren Arm geschlossen.

II

Da sitzen sie alle am eichenen Tisch
Weit in der getäfelten Halle.
„Gott grüße dich, Blonder, wie schaust du so frisch,
Wie funkelt dir Gürtel und Schnalle!"

„Da Greifknappe der gräflichen Frau,
Ja, ja, du sollst sie begleiten
Auf Jagden und Fahrten weit über die Au,
Wir dürfen die Gunst nicht bestreiten!"

So rufen die Knappen und Reisige laut,
Sie lärmen die wilden Genossen.
Er, er, wie verlegen das Sonnenlein schaut!
Herr Gruelant hört es verdrossen.

Das warme, das purpurne Jugendblut,
Es färbt dem Verschwiegenen die Wangen.
Im Angedenken vergangener Glut
Sinnt er, wie im Traume befangen.

Sie füllen die Becher mit feurigem Wein,
Sie bringen den Trunk ihren Schönen,
Der Gräfin, der Zofe, den Mädchen vom Rhein,
Sie lassen ihr Loblied ertönen.

Die Zungen, sie lockern sich immermehr,
Was wird nun nicht alles besprochen!
Es geht auch über die Bösen her,
Die ihnen die Treue gebrochen.

Doch stehen sie wieder von solchem an
„Ob treu, ob treulos, sie leben!"
Und wer ein geschrieben und braver Kumpan,
Der soll seinen Becher erheben!"

Das gab einen Klang wie von Waffengeklirr,
Nur der Blonde hat nicht getrunken.
Ihm aus den Händen das blanke Gefäß
Ist unter die Tafel gesunken.

„Wie thust du so spröde! Verstelle dich nicht,
Du bist ja der Tollste der Tollen!"
O seht nur, es kommet sein junges Gesicht,
Mag er es auch nimmermehr wollen!

„Verlange das laute Geheimniß so viel
Wie du willst von der Welt und den Leuten,
Doch mit uns Genossen da treibe kein Spiel,
Wir schweigen zu — laß dir's bedeuten'

„Ich geh' dir mit muthigem Beifpiel voran
Und will dir's leichtweg erzählen
In ihrem Verlangen und keuen Gahnen
Hört mich eine Dame erwählen

„Ein reigendes, neckisches Nixengericht,
Mit Lippen wie frische Korallen,
Wenn sie mit Binsen die Locken umflicht,
Sie würde dir weiblich gefallen

„Sie plaudert und kichert in einem fort —
Ich nenne sie Meluine —
Sie ist bezaubernd — zu arm ist das Wort —
Der ich in Ergebenheit diene'"

Kaum daß der eine zu schwatzen begann,
Bald jubeln sie alle zusammen,
Es schlagen im Winde zum Himmel hinan
Die lodernden prasselnden Flammen

Und wie sie alle die Augen verdrehn,
Herr Merlinde thät sich vergehen,
Er kann's nicht verschweigen — er muß es gestehen,
Und ob es verboten, vermessen.

Da greift er zum Becher, da reißt er sich auf
Die trunkenen Augen, sie leuchten
Sie schauen bewundernd an ihm hinauf
Dem sich die Versenken verschuchten.

Umgossen vom purpurnen Abendlicht
Erscheint er verklärt und begeistert,
Nie hat ein wonniges Angesicht
So hoher Glut sich bemeistert'

„Was irrecht ihr von Schönheit — was sprecht
ihr von Gunst'
Vielwerthe Genossen mitsammen'
Die Sehnsuchte verwandelt in Dunst
Und Rauch die verpfrennten Flammen

„Die weißen Mädchen sind lieblich und gut,
Gott segne sie, die euch vergnügen'
Doch wer den Feen im Arme geruht,
Dem geben sie nicht mehr Genügen

„O seht mir ins Auge, sie hat es gesagt,
Drum glänzt es in strahlendem Feuer'
Drum schwand mir auf ewig ein jedes Gefühl
Nach Freuden, die einst mir theuer

„Vernehmet! Die Feen, sie leben dort
Weit in den Wäldern und Bergen,
In Blumenreichen, am lauschigen Ort,
Bedient von trippelnden Zwergen.

„O Freunde, o Brüder, welch blendende Brust,
Worauf ich das Haupt gebettet'
Da träum' ich und schlaf' ich in seliger Lust
Von ihren Armen umkettet'

„Sie ist so bleich wie der Abendstern,
Sie duftet wie Maienglocken'
Sie küsset so üppig, sie tändelt so gern
Mit meinen geringelten Locken.

„Daher meine flammende Fröhlichkeit,
Daher mein Gelächter und Singen'
Begrifferter Mahnung der Trunkenheit
Du leihst meinem Herzen die Schwingen'

„Laßt rinnen den Purpur voll in den Pokal
Ein donnerndes Hoch ertöne'
Du aber, o feuriger Sonnenstrahl,
Erlösche vor ihrer Schöne'"

Er stürzet hinunter das Rebenblut
Im Rausche vergangener Genüsse;
Erstickt in der süßen, flammenden Flut
Das Unrecht verrathener Küsse

Ihm schwillt im Triumphe die bebende Brust
Als ihn die Gefährten umlärmen
Doch plötzlich verstummt er inmitten der Lust —
Er geht. „Er wohin?" „Laßt ihn schwärmen"

Er geht — immer schneller und schneller, hinan
Den felsigen Pfad, in das Dunkel
Des Waldes — — Gott Lob, der Tag weicht"
Dann und wann
Erglänzt schon der Sterne Gefunkel

Ihn peinigt die Reue, die Angst und die Qual,
Ob er nicht sein Glücke verscherzt — —
„O hätt' ich geschwiegen beim tobenden Mahl'
O wie mich die Thorheit nun schmerzet" — —

Wild stürzet er ins Gebüsch hinein,
Schon blinket der Mond so traulich;
Der Thymian duftet in dem Hain,
Die Lüfte gehen so laulich

Er stimmt das alte Liedchen an
„Nun komm', o Holde, Holde'
Vergeb, daß ich nicht schweigen kann
Von deinem Lockengolde"

Da stumm der Wald, — es regt sich kaum
Die Luft; — er schlaft, er zittert — —
Zusammenbricht er wie der Baum
Vom Blitzesstrahl gesplittert

So sinkt er an den Eichenstamm,
Die Sinne schier umnachtet;
Verlechzend wie der Pilgersmann
Nach Lebensrettung schmachtet

Umsonst — umsonst' Sie kehret nicht —
Verschwunden, ach, verschwunden'
Es hat das nächste Morgenlicht
Den Knaben todt gefunden.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Ein deutscher Theaterdirector.

„Ein deutsches Nationaltheater!“ Das ist auf dem Gebiet der Kunst derselbe ideale Wunsch, der uns beseelt, wie auf politischem der nach der Einheit des Vaterlandes. Unserer Natur und Entwickelung gemäß empfanden wir den ersteren früher als den letzteren. Lebendiger als in ihren Geschichten zeigte sich uns die Größe und Macht des englischen Volks in Shakspeare, indem wir die tragische Bühne der Franzosen plünderten, so wenig sie auch im Grunde dem germanischen Wesen zusagt, gestanden wir unfreiwillig ihnen die Ueberlegenheit über uns zu. Lange, mit dem Aufschwung unserer gesammten Bildung und Dichtkunst, schien es, als würden wir uns auch ein eigenes Theater schaffen. Wir besaßen große Dichter, große Schauspieler. An der Spitze des damals in Deutschland berühmtesten Theaters, des „Nationaltheaters“ in Berlin, stand von 1796–1814 Iffland, der, wie mittelmäßig auch seine Begabung als Dichter war, als Schauspieler und Director Großes und Anerkennenswerthes leistete. Aber wir sind nun einmal unter ungünstigen Sternen geboren. Die Schlacht bei Jena, die sechsjährige Fremdherrschaft erstickten die aufknospende Blüte des deutschen Theaters. Nach der Befreiung von den Franzosen hat mit der stärkern Sehnsucht nach politischer Einheit bei vielen das Gefühl der Sonderung um so schärfer bei jenen auf. Während die Burschenschaft ein „einiges Deutschland“ als Republik oder Wahlkaiserthum zu begründen suchte, hielten sich die Massen ängstlich an ihrer Besonderheit. Preußen, Oesterreicher, Baiern, Württemberger wollten am liebsten wie ein „angesammtes Auffangegeschlecht“ auch eine besondere, eigenthümliche Kunst haben. Zu einem Volkstheater aber gehören vor allem ein Volk und eine Hauptstadt; beides hatten die Franzosen, die Engländer, die Franzosen. Diese zwei Dinge werden uns Deutschen immer unerreichbar bleiben; nicht bei ihren Lebzeiten, erst nach ihrem Tode finden unsere Theaterdichter ihre Anerkennung.

Unter diesen Zuständen, deren niederdrückender Einfluß auf die Bühnendichtung jetzt noch durch politische und religiöse Rücksichten verstärkt worden, muß die Zeit, als Iffland das berliner Theater leitete, für die Glanzperiode der deutschen Bühne gehalten werden. Johann Valentin Teichmanns weiland königlich preußischen Hofraths „Literarischer Nachlaß“, herausgegeben von Franz Dingelstedt (Stuttgart, Cotta, 1863), gibt ein anschauliches Bild jener Zeit und, was noch dankenswerther ist, bringt uns den Verkehr Ifflands mit den Dichtern in einem inhaltreichen Briefwechsel. Schiller, Goethe, Wieland, Reinhold, Schlegel, Tieck, Werner, Kotzebue verkehrten mit dem mächtigen Director. Am liebenswürdigsten gestaltet sich das Verhältniß zwischen ihm und Schiller. Nach einander hat ihm der Dichter die drei Stücke, die den „Wallenstein“ bilden, die Bearbeitung des „Macbeth“, „Maria Stuart“, die „Jungfrau von Orleans“, „Turandot“, „Die Braut von Messina“, „Wilhelm Tell“ eingereicht. Am meisten ist Iffland von der „Jungfrau von Orleans“ und „Wilhelm Tell“ befriedigt; auch er huldigt dem Grundsatz Molière's, daß jenes Stück das beste sei, welches den größten Erfolg errungen. Dennoch fällt es ihm nicht ein, den Genius Schiller's unter das Joch des Kassenerfolgs zu bringen. „Die Braut von Messina“, schreibt er, „ist eine erhabene Dichtung, die mein ganzes Wesen tief erschüttert hat. Es ist für die Menge nicht erschaffen, was Ihr Geist von sich hat ausgehen lassen, und wie ich diesen Geist empfinde, soll die Vorstellung zu Tage legen, unbekümmert, welche Gegenwirkung die Menge darbieten werde.“ Indessen möchte er doch den Vortheil mit der Bewunderung des Genius vereinigen; er macht dem Dichter Anträge, „nach welchen Ihre Werke von hier aus einträglicher werden könnten, wenn Sie Ihrem Genius durch meine Wünsche andere Kessel angelegt gefunden hätten.“ Darauf antwortet Schiller: „Ich halte es allerdings für möglich, daß ich zweckmäßige Stücke für das Theater schreiben könnte, und da ich sie gut Geld verdienen möchte als ein anderer, so würde ich gar nicht gleichgültig dagegen sein. Aber für einen Zweck, der außer meinem poetischen Interesse liegt, habe ich mein Leben lang nichts thun können, und wenn ich mich alle, wie ich hoffe, wünsche und will, in meinen künftigen Dramen den theatralischen Forderungen nähern soll, so muß die Kunst selbst mich dahinführen; denn ein wirklich vollkommenes dramatisches Werk muß nach meiner festen Ueberzeugung auch die Eigenschaft haben, allgemein und fortdauernd zu interessiren.“ Ein Schauspiel nun, von dem er sich eine allgemeine Wirkung verspricht — eine Wirkung, die denn auch eingetreten —, ist „Wilhelm Tell“. In seinen Honorarforderungen war Schiller von einer fast rührenden Bescheidenheit. Für die Trilogie des „Wallenstein“ erhielt er 665 Friedrichsd'or, für „Maria Stuart“ 117, für „Die Jungfrau von Orleans“ gar nur 107 Thaler; die „Braut von Messina“ bringt ihm 103, „Wilhelm Tell“ dagegen 331 Thaler ein. Mit seiner Meinung hält Iffland nicht, wie man zu sagen pflegt, hinter dem Berge. „Wallenstein's Lager“ getraut er sich nicht in einem „militärischen Staate“ auf die Bühne zu bringen. „Was der wackere Wachtmeister so charakteristisch über des Königs Worte sagt, ist, wie die ganze militärische Debatte, bedenklich, wenn ein militärischer König der erste Zuschauer ist.“ Zwar

eine Revolution wird „Wallenstein's Lager" nicht herausbeschworen, aber „es könnte doch dem Civil oder dem Militär Verlegenheiten zuziehen". So gering der Zuschuß war, den der Hof dem Theater gewährte, 3000 Thaler jährlich machten sich bei dem verschlagenen Iffland doch schon jene Rücksichten geltend, deren immer größere Ausdehnung die deutsche Bühnendichtung auf den engsten Kreis beschränkt hat. Während Iffland „blaß wird", wenn er „Pieberer, Senatoren und Centurionen auf dem ersten Bogen angekündigt" findet, sucht er dagegen Schiller für deutsche Stoffe zu interessiren. „Wäre Gustav Adolf mit seinem romantisch religiösen Wesen nicht dramatisch?" Er erinnert an Karl V., den Cardinal Granvella, den Kurfürsten von Sachsen und die mühlberger Schlacht. Durchaus gestaltet sich der Verkehr zwischen beiden Männern auf die freundlichste und anziehendste Art. Schiller legt genaue Decorationsanordnungen z. B. zum „Tell" bei; bescheiden drückt er seine Wünsche in Bezug auf die Rollenvertheilung aus.

Das Verhältniß zu Goethe ist ceremoniöser. Die fünf Briefe Goethe's beginnen alle mit „Ew. Wohlgeboren". Es handelt sich um die Aufführung von „Tancred" und „Romeo und Julia" nach seiner, nicht wenig wunderlichen Bearbeitung, für die er „gegen 100 Thaler Sächsisch" zu erhalten wünscht. Es sei nun, daß zwölf Theater jedes 50 Thaler zahlen oder, welches mir lieber wäre, daß die berliner Oberdirection es gefällig übernehme und an mich jene Summe im ganzen entrichtete. Ich würde mich alsdann verpflichten, niemals an ein Theater eine Abschrift zu geben und unter drei Jahren das Stück nicht drucken zu lassen." Leider gibt das Teichmann'sche Buch keine Nachricht darüber, unter welchen Bedingungen sich Iffland mit dem Dichter einigte. Wieland bittet um die Aufführung einer Komödie seines Sohnes „Die Ueberraschung"; Schlegel hat mit dem Direktor wegen seines „Jon" zu verhandeln. Am unerquicklichsten ist der Briefwechsel mit Heinrich von Kleist und Ludwig Tieck. Die Bitterkeit und das ewig grollende Wesen Kleist's sprechen sich in den wenigen Zeilen aus, die er an Iffland richtet: „Ew. Wohlgeboren haben mir durch Herrn Hofrath Römer das auf dem wiener Theater bei Gelegenheit der Vermählungsfeierlichkeiten zur Aufführung gebrachte Stück „Das Käthchen von Heilbronn", mit der Aeußerung zurückgeben lassen, es gefiele Ihnen nicht. Es thut mir leid, die Wahrheit zu sagen, daß es ein Märchen ist; wenn es ein Junge gewesen wäre, so würde es Ew. Wohlgeboren wahrscheinlich besser gefallen haben." Darauf antwortet Iffland ruhig und würdig: Dies habe er nicht gesagt, sondern nur, daß das Stück trotz seiner poetischen Verdienste ohne eine gänzliche Umarbeitung auf der Bühne sich nicht halten könne. Es ist das ein neuer Beleg, wie Kleist in seiner Verbissenheit die Menschen verkannte und überall boshafte Gegner sah. Ueberhaupt scheinen die Romantiker Querköpfe gewesen zu sein. In zwei langen Briefen beschwert sich Tieck über [illegible] Lustspiel „Das Ehemädchen", von Tieck, in der [illegible] sen des Schuldberg wollte er sich selbst wiedererkennen. Hätte es in seiner Macht gelegen, so würde er das Stück unterdrückt haben. Wie verständig betrachtet Iffland die Angelegenheit: „Einzelne Züge eines trefflich geschilderten Charakters müssen bei einzelnen Menschen zutreffen, wenngleich diese Menschen [illegible] Dichter und Künstler unbekannt waren. . . Unrecht ist es daher, einen Geizigen, einen Verräther, einen Intriguanten auftreten zu sehen, der dem Dichter oder Künstler zuruft: „Haltet ein mit der Darstellung dieses Geizes, der Verleumdung, der Intrigue, sie paßt auf mich!" Widerwillig beruhigt sich endlich Tieck. Stolz und hochfahrend er, so bescheiden tritt Zacharias Werner auf. Seine ersten Briefe richtet er aus Warschau an Iffland. Kläglicher hat Dichter nicht aus Lemi nach Rom geschrieben. Fern aller Bildung, allen Kunstgenossen dichte er, ob der mächtige Theaterdirector ihm nicht in Berlin oder Potsdam eine Stellung verschaffen könnte? Er sehne sich unter den Augen des Meisters zu arbeiten. Im Juli 1805 fährt Iffland sein „Kreuz an der Ostsee" auf. Im Frühjahr 1806 ist Werner in Berlin; die „Weihe der Kraft" wird vorbereitet. Auch hier hält Iffland einen Prolog „der Frommen wegen" nöthig, da bekanntlich Luther der Hauptheld des Stückes ist; aber die Arbeit Werner's mißfällt ihm. Das Schauspiel erringt einen großen Erfolg, 500 Thaler werden dem Dichter gezahlt. Desto schmählicher fällt 1807 das Trauerspiel: „Die Söhne des Thales". Noch am Abend nach der Aufführung richtete der Dichter einen verzweiflungsvollen Brief an den Theaterdirector: Er wolle mit den fernern Darstellungen nichts zu thun haben — „Sie thun mir dabei meistens leid, denn Sie haben so unübertrefflich gespielt, daß ich Ihnen den allerinnigsten Dank erstatten muß." Nie mag er wieder etwas für die Bühne schreiben, er hofft, sich bald „nicht nur aus Berlin, sondern womöglich aus dem jetzt werthlosen Deutschland in irgendein stilles Verhältniß retiriren" zu können. Fünf Monate nachher schickt er jedoch sein aus Wien ein neues Stück ein, zur Verherrlichung der Friedensfeier. Das sind die Betheuerungen eines Poeten! Aber der vorsichtige Iffland lehnte die Darstellung ab, „da ich glaube, daß des Königs Majestät jetzt solche starkbezeichnende Feier nicht gut aufnehmen würde". Gegen die „Wanda" Werner's erklärt sich Iffland mit großer Entschiedenheit; er liebte den Mysticismus und das romantische Wortgeklingel nicht. „Von einem Dichter der Nation erwartet der Deutsche Kraft, Deutlichkeit, Erhebung, Zierde, Worte für Herz, und Worte, die Herz und Kopf aufräumen, und in den Stürmen und Wirbeln des Lebens [illegible] ein Pharus auf der Ferne anziehen." Goldene Worte für jeden Dichter — und sie kommen aus dem Munde eines — Theaterdirectors.

Mängel hat also Jedes, auch die Theaterwirthschaft Iffland's. Da er selbst Schauspieler war und [illegible]

glücklicherweise auch dramatischer Talent kein weiteres mag er sich allein sehr in den Vordergrund gedrängt haben, aber die Anerkennung bleibt ihm, daß unter ihm die Berliner Bühne in Wien nur Ferne den Namen eines Nationaltheaters verdiente.

Emmanuel Antoniadis.

Ein politisches Charakterbild aus Griechenland.

III.

Antoniadis war von einem so festen und starken Charakter, daß er sich bis zu einem gewissen Starrsinn vertrat, und da er sich den Meinungen anderer gegenüber unversöhnlich zeigte, entschloß er sich, nur als Abgeordneter des Volks mit den öffentlichen Angelegenheiten sich zu befassen, und namentlich fürchtete er, in einer beleidigten Stellung die Freiheit und Unabhängigkeit seiner Meinung einzubüßen. Nachdem ihm daher nach der Ankunft des Präsidenten Kapodistrias in Griechenland (im Jahre 1828) Ministerstellen angeboten worden, lehnte er sie entschieden ab, und er that dies selbst zu einer Zeit, da er nahe daran war, Hungers zu sterben. Und was that er, um sich das kärgliche Brot zu verdienen? Mit dem Kittel eines Handarbeiters angethan und indem er in seiner linken Matrizen, in der Rechten aber Rüstiges Werkzeug mit sich führte, schuf er jene mißgestalteten Lettern, die bald nachher die rohen Blätter der Zeitschrift „Ἠώς“ (Die Morgenröthe), der Vorläuferin der „Ἀθηνᾶ“, bedecken und zusammenlegen sollten. Jeden Tag kam er in einen ärmlichen Laden neben dem Regierungsgebäude in Nauplia, wo er sich zur Verwunderung aller mit unbeschreiblicher Heiterkeit dem niedrigen Geschäft widmete. Und war die erste, aber achtbare Grundlage des spätern Wohlstandes des Antoniadis. Wie oft wurden auch gegen ihn die Pfeile des Neides geschleudert! Denn der Grieche liebt nun einmal — und vielleicht verfährt er dabei ganz im Sinne des Evangeliums — nur die des Mitleids Würdigen, die da hungern und die nackt sind; aber Antoniadis tröstete sich, indem er meinte, daß der Neid niemand verschone vor Verleumdung. Schon der alte Grieche Simonides sagte: „Nicht nur müssen alle Lerchen eine Krippe haben, es muß auch in jeder Demokratie Verleumder geben.“

Von solchem Charakter war Antoniadis. Es war daher nicht zu verwundern, daß er im Jahre 1831 unaufhaltsam zur Opposition hinstrich und an dem Aufstand wider den Präsidenten sich betheiligte; aber wenn schon er in dieser Beziehung niemals Reue bekannte, so ist doch gewiß, daß er damals lediglich das System opponirte und er an und für sich eine jede Empörung als einen Mord gegen das Vaterland ansah. Als im Jahre 1843 die Revolution des 3 September vorbereitet ward, hielten es die Urheber der Verschwörung im Interesse des Syntagma (der Verfassung), Metaxas, Lontos und Zographos, für unumgänglich nöthig, auch des anerkanntesten Werkzeugs der sogenannten englischen Partei als einer Stütze für ihr Unternehmen sich zu versichern, allein obgleich die Genannten — trotzdem daß sie den Widerwillen des Antoniadis gegen jede Empörung kannten — es versuchten, ihn für ihre Pläne zu gewinnen, sahen sie sich doch endlich genöthigt, eine seiner entschiedenen Weigerung gegenüber, ganz aufzugeben. Die weitere deßfallige Sorge ward hierauf dem Schreiber dieses anvertraut, weil ich mit Antoniadis näher bekannt war; allein ich erlangte nichts von ihm als die Uebertragung der Herausgabe der „Ἀθηνᾶ“. Als ich bei Gelegenheit unserer langen, allnächtlichen Unterhaltungen in ihn drang, sich wenigstens zu Gunsten einer einfachen Staatsveränderung, etwa für ein Pronunciamento der Spanier, auszusprechen, erwiderte er beharrlich und entschieden, daß eine solche Erklärung unbedingt zur Revolution führen müsse. Mochte er auch vielleicht meine Stimmungen und Ansichten muthmaßen, weßhalb er alles, was ich für die „Ἀθηνᾶ“ schrieb, mit aufmerksamer Strenge durchsah, so konnten wir uns doch nicht gänzlich vor den Krallen der Staatsanwaltschaft retten, nachdem er gleich den Ausbruch der Bewegung erfuhr, erklärte er sich auch für dieselbe.

Noch ist uns allen die ueberhaste Bewegung in gutem Gedächtniß, die im Jahre 1854 ganz Griechenland von einem Ende bis zum andern ergriffen hatte, und die die Befreiung der noch der türkischen Herrschaft unterworfenen griechischen Landestheile bezweckte. Wir erinnern uns noch gar wohl, wie wir damals, übermüthig trotzend, das Cabinum Konstantin's entfalteten und wie eitria wir selbst unsere zehnjährigen Kinder bewachten, die mit Heftigkeit nach einem Kreuzzuge verlangten. Nur Antoniadis blieb ruhigen Sinnes, und sein Verstand wußte seine Gefühle, sein Herz zu beherrschen, daher er die Bewegung unerschrocken als eine unzeitige verdammte; er allein sagte ihr Mißlingen voraus und wie ein anderer Jeremias beweinte er die bevorstehenden Leiden Griechenlands. Als ich ihn einst deßhalb tadelte, weil er allein keinen Antheil an der allgemeinen Begeisterung nähme, antwortete er: „Was ist zu denken Pflicht, wenn viele toll sind?“ Und er hatte recht, denn die Liebe zum Vaterland verwirrt vermehrlich die Sinne derer, die ein Vaterland suchen, weil sie keines haben. Da jedoch die ueberhaste Bewegung auch noch nach der Occupation (nämlich der von Piräus durch englische und französische Truppen) fortdauerte, die abweichende Ansicht des Antoniadis auch den Unwillen seiner Landsleute im Auslande wider ihn hervorrief und für viele Abonnenten der „Ἀθηνᾶ“ Veranlassung ward, das Blatt aufzugeben, erklärte er in einem Briefe an mich aus Berlin vom 21 Juli 1856 unter anderm: „Mein Verhalten, mein Charakter und mein Ruf sind unantastbar; es genügt, daß der Ausgang mich gerechtfertigt hat.“

In solcher Weise, als ein warmer Freund seines Vaterlandes und von ebenem Urtheil, gab sich Emmanuel Antoniadis in den wesentlichsten Verhältnissen

seines Lebens zu erkennen. Aber indem er ein warmer Freund seines Vaterlandes war und lange Zeit sich zu demokratischen Ansichten bekannte, war er doch niemals, gleich vielen andern, ein Schmeichler des Volks, er hielt es im Gegentheil für seine Pflicht, und er that recht daran, öffentlich die Ausschreitungen und die Fehler der Demokratie zu brandmarken, indem er hierin allein, wie die Engländer, das heilsamste Mittel zur Besserung und Abhülfe erkannte.

Aber die Leiden der Jugend, sagt ein Engländer, gleichen zum Theil Wechselbriefen, deren Verfallstag erst nach funfzig Jahren eintrifft, und dies geschah auch bei Antenaride. Er war von Natur kräftig, allein die mancherlei Arbeiten und Leiden während des Freiheitskampfes sowie nach dieser Zeit die fortwährenden Anstrengungen und häuslichen Unglücksfälle hatten seine Gesundheit in gefährlicher Weise untergraben, und er starb am 1. August 1861 nach langer und schmerzlicher Krankheit im 72. Jahre seines Lebens.

Wie jeder Mensch, namentlich aber die, die in Sklaverei geboren und erzogen worden sind, ihre Fehler haben, so war auch Antenaride von solchen durchaus nicht frei. Unter andern Fehlern hatte er auch den, daß er es liebte, in der „Agorá" seine eigenen politischen Freunde zu tadeln, und dabei überschritt er wissentlich die Grenzen der Gerechtigkeit; aber er that es, wie er mir oft sagte, um zu zeigen, daß er von allem Parteiwesen frei sei und fern von den Parteien sich halte. Gleichwol können bei ihm die von der menschlichen Natur unzertrennbaren Mängel den hervorragenden Patriotismus des Mannes nicht verdunkeln und die anerkennenswerthen Dienste nicht in Vergessenheit bringen, die er als Abgeordneter des Volks und als publicistischer Schriftsteller seinem Vaterlande auf lange Zeit geleistet hat.

Ein neuer Briefwechsel Humboldt's.

Seit seinem Tode haben wir durch eine Reihe von Veröffentlichungen Alexander von Humboldt als Politiker und Briefschreiben kennen gelernt, der „Gelehrte" war uns bisher in seinen Briefen noch nicht entgegengetreten. Diese Lücke in unserer Kenntniß des ausgezeichneten Mannes gleichsam auszufüllen, veröffentlicht Heinrich Berghaus den „Briefwechsel", den Alexander von Humboldt von 1825—58 mit ihm führte (drei Bände, Leipzig, Costenoble, 1863). Zu Paris war Berghaus 1815 mit Humboldt bekannt geworden, eine Aufforderung, die geographische Zeitschrift „Hertha" mit Aufsätzen zu unterstützen, ließ Humboldt in einen nähern Verkehr mit ihm treten. Durchgängig sind die Briefe wissenschaftlichen Inhalts; sie enthalten namentlich ein reiches Material von Mittheilungen aus englischen, französischen und nordamerikanischen Zeitschriften. China und Amerika spielen eine Hauptrolle darin. Da viele der Journale, in denen diese Aufsätze ursprünglich erschienen, auf dem Buchhandel verschwunden sind, verlohnte sich ein neuer Abdruck; es wird die Pflicht der Geographen sein, den reichen Schatz der hier niedergelegten Kenntnisse auch dem größern Publikum zugänglicher zu machen. Neben diesen der Wissenschaft allein gehörenden Theilen findet sich in dem interessanten Briefwechsel doch auch manche Stelle, die zur Charakteristik Humboldt's dienen kann. Wer je mit ihm verkehrt, weiß, daß er bei all seiner Liebenswürdigkeit und Höflichkeit eine gewisse Gereiztheit und Selbstgefälligkeit nicht immer verleugnete und für Schmeicheleien nur allzu empfänglich war. Mehrere Aeußerungen und Briefe Humboldt's theilt nun auch Berghaus mit, die seine Gereiztheit beweisen, wenn man seine Ansichten angriff, seine Beobachtungen bezweifelte. Das Edle und Großherzige in seinem Wesen gewann freilich immer wieder die Oberhand über seine unedlern Leidenschaften. So darf dieser Briefwechsel mit Recht als ein neuer Stein zu dem Denkmal betrachtet werden, das den Ruhm Alexander's von Humboldt den Nachkommen verkündigt.

Das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon.

Unter den encyklopädischen Werken der Neuzeit nimmt das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon" seit Jahren eine der ersten und geachtetsten Stellen ein. Eine Fülle des Wissenswerthen bringt es in entsprechender, scharf bestimmter Form, die sich leicht einprägt. Die Verlagshandlung hat jetzt eine neue, die eilfte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage begonnen. Mit Recht verdient dies Werk den Namen „Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände". In unsern Tagen tritt die Nothwendigkeit, einen gewissen Schatz von Kenntnissen auf jedem Gebiet zu besitzen, dringender als früher an alle heran. Hat die Bildung vielleicht auch nicht der Tiefe nach zugenommen, so hat sich doch der Kreis derer, die Anspruch auf sie erheben, in erstaunlicher Weise vergrößert. Diese Verbreitung der Bildung ist der Stolz unsers Jahrhunderts und die Freude jedes Menschenfreundes. Nicht den geringsten Antheil an diesem Erfolg haben die Encyklopädien; sie prägen die Goldbarren des Wissens, die als solche immer nur wenigen gehören werden, in gangbare Münzen um. Das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon" hält nun immer die richtige Mitte zwischen streng wissenschaftlichen Abhandlungen und kurzen Angaben des Thatsächlichen; seine Artikel zeichnen sich durch ihre Klarheit und Gediegenheit aus. Hierin, in seiner populären Darstellung, dürfte vor allem der Grund zu suchen sein, der es zu einem wahren Volksbuche im weitesten und besten Sinne des Worts gemacht hat. Bei der Reichhaltigkeit des Inhalts, den der Prospect der neuen Auflage verspricht, wird das „Conversations-Lexikon" seinen Ehrenplatz unter allen ähnlichen Schriften behaupten und die Zahl seiner Freunde täglich wachsen sehen; es gehört zu den besten Bildungsmitteln der Nation.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Thompson.

(ihr halblaut drohend).

Die Wette! Die Wette!

Jenny

(mit bescheidenem Blick zur Erde).

Sir Harry Thompson ist wieder reich, und komm ich heim, hat wohl Letticia Marwell sich schon den Kranz bestellt.

Harry.

Vergebens Jenny! Du hast mich gelehrt, arm sein, ohne Dich will ich auch nicht wieder reich werden.

Phillips.

Lettice Marwell feiert heute ihre Verlobung mit Lord Pickington.

Frau Thompson.

Pickington? Ein feiner Herr, aber wovon will sie dieser Gentleman ernähren?

Harry (mit Humor).

Liebe Mutter, laß sie! Dieser Mann wird noch einmal im Staate eine hohe Stellung einnehmen (für sich). Verrathen will ich den Gauner nicht! Diese Rache an Lettice wäre doch zu hart. Jenny!

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 48. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Der Erbe von Rabenfederhall. Waldnovelle von M. Bolitaire. IV. — Ehrlich's Ende. Von Karl Neumann-Strela. — Spaziergänge und Rastpunkte in Paris. Skizzen. Von Theodor Oelckers. II. — Stromine. — Notizblatt: Der zukünftige Gengisch. — Im wiener Prater. — Karl Gutzkow's „Dramatische Werke". — Für den Weihnachtstisch. I.

Der Erbe von Rabenfederhall.

Waldnovelle von M. Bolitaire.

IV.

Im Anschauen der verbrennenden Bilder versunken, hatte Hasso das Eintreten seines Dieners überhört und fragte erst nach einer Weile: „Junge, was gibt's?"

„Er ist todt!" sagte der Blonde mit trostloser Stimme.

„Wer ist todt?" versetzte Hasso, fast von aufkeimendem Nervenreiz gerührt.

„Wer todt ist?" entgegnete der tonlose Diener. „Wer kann noch todt sein, der uns lieb ist, wenn nicht unser Freund, der Schimmel, den Euer Gnaden vor so wenig Wochen mit siebzig Goldstücken à fünf und zwei Drittelthalern bezahlt haben? Er ist todt, so todt, daß darüber hinaus gar nichts gedacht werden kann! Dort liegt er am Graben, über den die verfluchte, mit Glas bestreute Brücke führt, und singt nicht mehr! Er muß sich die Schlagader am Fuße aufgeschlitzt haben. Ich dachte es mir gleich! Hätten wir nur gleich nach ihm gesehen, dann hätte sich die verletzte Schlagader vielleicht verbinden lassen; so hat sich der arme Kerl verblutet! Nein, daß wir aber auch das nicht gesehen haben! Ich könnte wie die Haare Mann für Mann vom Schopf reißen! Die Augen des armen Thieres standen so glasig und so seltsam zur Höhe und schauten in den mondbeschienenen Himmel, als wollten sie alle Mächte der Unterwelt zur Rache für sein schnöde und niederträchtig hingeopfertes Dasein emporrufen!"

„Schweig'!" sagte Hasso, „der Mond scheint so himmlisch! Schlafen kann ich doch nicht! Wir wollen in den Schloßgarten gehen! Betten haben wir ja doch nicht, um nach Menschengebrauch schlafen zu gehen! Also ist's wol einerlei, wie und wann wir uns zur Ruhe begeben!"

„Dann gehen Euer Gnaden nur allein!" versetzte der Blondin. „Ich bin so müde, wie man zu sagen pflegt, wie ein Hund! Lassen mich Euer Gnaden schlafen! 's ist mir gleichgültig, wo, doch irgendwo! Aber nehmen Sie meine Hetzpeitsche mit! Schlieckan's Hund ist trotzdem ein böser Hund! Ich lasse Sie nicht gern allein gehen, aber ich muß! Ich muß sterben, wenn ich nicht schlafen gehe!"

Hasso nahm die Hetzpeitsche und ging, seinen betrübten Diener allein lassend. Den heitern Schloßhofshund, der sich ihm in vielleicht unbestimmter Absicht nähern wollte, vertrieb er leicht mit einem Schlag der Peitsche, und so gewann

er den Eintritt in den Schloßgarten, der das Schloß von drei Seiten umgab.

Voller Mondenglanz umgab ihn und so schritt er dahin voller Schwermuth und Bekümmerniß, trotzdem elastisch getragen von der Hoffnung auf die goldenen Tage, die er von seiner Zukunft erwartete. So von Ideen geschwellt, wandte er sich zunächst zu einem Springquell, dessen er sich aus seiner Knabenzeit noch wohl erinnerte. Heidnische und christliche Vorstellungen hatten bei der Einrichtung des steinernen Gebildes, das den lautern Krystall umgeben, gewaltet. Der Quell war von einem mit Birken dicht umstandenen Hügel in unserer Nähe hergekommen und hatte sich in dem ihm bestimmt gewesenen steinernen Raum dergestalt geltend gemacht, daß er, aus den Mäulern dreier hohnlachender Tritonen hervorquellend, auf den in ihrer Mitte stehenden, ein hohes Kreuz in seiner rechten Vordertatze haltenden, aus Marmor gehauenen Löwen sich energisch hinabgoß. Das Kreuz war zerhauen, der Löwe wie die Tritonen waren zertrümmert, eine vielleicht malitiöse Aufschüttung von gelbem Sande behinderte das quellende Leben des Springbachs. Die Birken auf dem Hügel, denen er sein Leben entlog, waren zum größten Theil gefällt und traurig ragten die Stumpfe aus dem frühlingsartig schwellenden Boden; ebenso waren die nächsten Rundungen — Rondele, wie die Gartencultur sie nennt —, die früher mit den seltensten Hölzern, wie edeln Wachholdersträuchern, Lärchenbäumen, ja Cedern bestanden gewesen sein mochten, wunderbar verwüstet. Die edeln Pflanzengeschlechter, die sie früher geziert, waren nur noch durch geringe, trotz des ihnen von Menschenhand zugefügten Unfugs, üppig emporgeschossene Sträucher repräsentirt und überall im Schimmer des ungewissen Mondenlichts konnte man wahrnehmen, daß das verabscheuungswürdige Utilisationsprincip, das gar zu gern aus Käfern Elefanten, wenigstens milchspendende Kühe machen und jeden Baum in eine Palme verwandeln möchte, die außer ihrer Frucht auch ihr Mark zur Nahrung bietet, gewaltet hatte, und sein Haß gegen den bübischen Administrator Sebastian Windmeier, der all das schändliche Unheil angerichtet und sich nicht geschämt hatte, die edelsten und vortrefflichsten Bäume umzuhauen, um sie zu Geld zu machen, steigerte sich bis zum Entsetzlichsten.

Er stand an dem Rande des Forstes, in den der Park überging. Der geisterhafte Frieden, der aus dem Silber des Mondenlichts athmete, lebte zu gleicher Zeit und beruhigte die rauh hingegossene Landschaft, die aus dem fi Hintergrunde des Waldes als ein lichter emporstand. Da befand er sich vor vier ju lich emporstrebenden Tannen, die mittels schwarzlackirten eisernen Kette miteinander bunden waren und in ihrer Mitte einen w Leichenstein umschlossen. Der Leichenstein, Marmor gehauen, trug in prachtvollen Züge Namen dessen, der unter ihm ruhte; oberhalb Grabschrift befand sich das Emblem des Sta Rabenfederball, die schwarze Feder, der gef Rabe unter ihr, der auf einer dem Anschein frischgemauerten Arkade — der Hölle — darunter das obligate Stundenglas und die „Wegen dir", so sagte Hasse, indem er sich Augen wischte, „diese Wipfel, o mein K Kühlung und heiligen Frieden zuwehen und dies der Trost deiner in Pein leidenden S sein! Des Einen jedoch magst du dich für g halten, es komme nun, wie es wolle: Sehn, den du gehaßt und verfolgt hast, den nur das Nothdürftigste gegeben, ihn für und seine fürdern Bedürfnisse auf sich selbst den Erwerb, den ihm sein Geist verschi konnte, angewiesen hast, er, er hat dir verge wie er schon lange dem Lumpengesindel verg hat, dem es gelungen, sich an dich zu drän um in deiner Seele deinen einzigen rechtmäß Sprossen zu ertödten!"

Als Hasse diese Worte gesprochen, da flat von dem dunkelbeschatteten weißen Grabstein Vogel, etwa ein weißer Rabe, der hier, Alter und Gram gebleicht, eine Zuflucht gef oder eine junge Taube, die, vor dem G fliehend, voll Liebe und Sehnsucht in stiller N sich erhob, um zum heimischen Herde zu flie Hasse stutzte wie vor einer überirdischen Erc nung. „Bist du's?" rief er, „bist du's, o G meiner Mutter? Du bleiches Wesen, das Theil irdischer Leiden auch ausgekostet und ich nie gekannt? Denn nie hat sich meiner k lich dürstenden Lippe der Mund einer Mu der huld- und versöhnungsreiche, der deine malt, du im Mondlicht schwankende Taube, naht!"

So wandelte er langsam, in tiefes Sin versunken, zurück über den Schloßhof nach d von ihm vorläufig in Besitz genommenen Saal sam seinen Nebengemächern. Wie er vor der im G geschoß des linken Flügels liegenden Wohn

des Ausgedingers Schlecke verbrieft, wurde es ihm klar, daß Schlecke eben seine Partie „Sodundsiebzig" und vielleicht ihrer noch mehrere geendigt hatte; denn sie brachten eine schwere und mühselig beladene Menschengestalt, die nach Hause zu geben gewillt schien, auf den Schlepphof und schoben das mehr als billig vielleicht auch von entwendeten Rekreationsmitteln angeräuschte Individuum schließlich aus dem Schlepphof, daß, wie man sich genetzt erinnern mag, zu der mit den höflichen Glasscherben bestreuten Brücke führte. Hasso, der es unter seiner Würde hielt, sich nach den stattfindenden Vorgängen zu erkundigen, sprang in den Saal und warf sich auf einen Art von hölzernem Stuhl, den der beleckte Diener inzwischen demontirt oder irgendwie herbeigeschafft hatte, am noch glimmenden Kaminfeuer hin. Wie er nun so dalag, erstanden ihm aus den verglimmenden Kohlen die Geister seiner Vergangenheit. Dort das große bleiche, wie pulsloses verfaulende Stück, das war das Herz seines Vaters! Dann das angstvoll rothe, prasselnde Geheiß, das unter jenem lag, das war seine nächste Vergangenheit, die er so hart durchgekämpft und kaum überwunden hatte! Und dort die verglimmenden Funken in dem zufällig seitab geschobenen dampfenden Kienholze, das waren die armen Seelen aller derer, die mühselig und beladen zu ihm gekommen waren und die er erquickt. Das war ja die schwere Armuth, in Funken zersprengt, wie sie so oft seine Seele verbrannt hatte! Und so saß er gedankenschwer und ließ die ernsten Bilder vorüberziehen. Das verglimmende Feuer warf seinen Schatten lang über den Estrich; es war der einzige Vasall, der treu und redlich bisher ihm gehuldigt. Der Mond huschte über die düstere Scene und stand dann wieder still gedankenvoll. Auf einmal ertönte in dem linken Nebensaal ein wildes Geheul. Es war, als ob ein bitterböser Alp den Schlafenden drücke oder als ob er dem wirklichen Tode durch Erwürgung nahe wäre. Und im selbigen Augenblick plagte die Klingelthür auf und herein fuhr wie ein vom Sturmwind gescheuchtes Blatt der blonde Diener Radieß.

„Was ist geschehen?" rief der Baron, sich aufrichtend, im Saal umherstürmend und nach seinen Waffen suchend.

„Sie will mich morden, hat sie gesagt!" versetzte der Bleiche. „Sie will mich erdolchen, hat sie gesagt!" fügte er hinzu und zog das Beinkleid an den Gürtel, während er im übrigen völlig entkleidet, blos noch im Hemde dastand. Sein Angesicht verkündete erlebtes Entsetzen und so rief er: „'Heimath oder Tod!' hat sie gesagt! 'Mir ist's gleich!' hat sie gesagt und mir einen Dolch auf das Herz gelegt, der wenigstens nicht von Stroh war!"

„Wer ist der zu nahe gekommen, mein armer Sohn?" fragte der Baron. „Wer hat dir den Dolch aufs Herz gelegt?"

„Wer?" erwiderte der bleiche Jüngling. „Das kennen Euer Gnaden noch so gleichgültig fragen? Hören Sie denn! Ich hatte mir auf der Matratze des einen Himmelbetts mit meinen Kleidern, die mir inzwischen auf dem Leibe wieder trocken geworden, ein Lager bereitet und war, todmüde wie ich war, auf dasselbe hingesunken, um sofort zu entschlafen. Ich schlief so herrlich und mir träumte so wunderlieb! Ich stand unter einem weitschattenden Kirschenstrauche und trug mit Nadieschen aus üppigem Erdreich; viel blühende Jungfern standen um mich herum und ihrer jede verlangte von meinen Früchten zu kosten, mir einen Kuß versprechend für den erbetenen Genuß. Dazwischen tanzte mein rother Fuchs ein Menuet mit Euer Gnaden rothem Schimmel und die eine meiner Jungfrauen voltigirte mit der andern um die Wette auf die geduldigen Rosse. Da mit einemmal fühlte ich mich bei den Haaren aus dem Reich des schönen Traums in die schnödeste Wirklichkeit hinabgezogen! Ich erwachte vollends und richtete mich halb auf. Das Fenster war geöffnet; der kühle Hauch der Nacht erfüllte kühlig das mondscheindämmerliche Gemach. Ein Weibsbild mit flatternden Haaren, schwarz gekleidet, ein Messer in ihrer Hand, stand vor mir, und nachdem sie mich noch etwas beim Schopfe, und wahrlich nicht mit der leisen Hand, die man Feinern bei den von ihnen ausgehenden Berührungen zuschreibt, gezogen, sagte sie: 'Elender! Wer du auch sein magst, schuldig oder nicht schuldig! Mir gilt es gleich, wer meiner Rache fällt! Du meinst vielleicht, ich sei die Ahnfrau dieses Schlosses, die allemal wiederkehrt, wenn seinen Bewohnern ein wichtiges Ereigniß bevorsteht? Nein! Die Ahnfrau bin ich nicht! Aber ein schwergekränktes, ein schwerbeleidigtes Weib bin ich, ein Weib, das sich rächen wird und will! Wol war ich glücklich in meiner Hoffnung und meiner Liebe! Wol meinte ich, bald eine beseligte Gattin zu sein! Der neue Tyrann, der über Rabenfederhall gekommen wie der Dieb in der Nacht, hat mir alles genommen: mein Lieben,

mein Hoffen, ihrinnen vor Gott mir vermählten, auserlorenen Bräutigam, meinen erlesenen Engel! Ich bin die unselige Tochter jenes Mannes, des Freiherrn, den ihr durch eure fluchwürdige Erscheinung um alles gebracht, nachdem ihr einen Preis gewonnen, der sowol euch wie den schändlichen Richtern, vor denen er gewonnen worden, ewig auf die Seele brennen wird! Dich erbärmlichen Buhlen könnte ich ermorden, an dir könnte ich mein brennendes Rachegefühl kühlen! Und wer wol möchte darum mich zur Rechenschaft ziehen? Ich hätte ja bloß die Qualen einer durch eure Dazwischenkunft hoffnungslos gewordenen, verzweifelten Liebe gerächt! So aber habe ich nichts für dich als dies!« Und hiermit, Herr Baron, gab mir diese verzweifelte Ausgeburt der Nacht mit dem umgekehrten Messer einen Stoß in mein armes, glücklicherweise schon krankes Auge, daß es mir auslief sonnenklar! Und dann, Euer Gnaden, dann durchbohrte sie mich, daß das Wasser mir aus beiden Augen, dem kranken wie dem gesunden, lief. Und dann trat sie noch einmal vor mich hin und sagte: »Sag' deinem Herrn, du erbärmlicher Sklave, daß ich ihn verachte! Das sage ihm!« Und noch eine Maulschelle bekam ich, daß mir die Ohren bluteten! Dann aber schwang sich die Erscheinung mit der Behendigkeit und der »Perfektion«, wie mein Vetter, der Kunstreiter, zu sagen pflegte, einer in Volligen geübten Amazone auf den Giebelfenster des Turmgebäudes und weg, weg war sie! Oder habe ich vielleicht blos geträumt? War das die weibliche Abnahme des Schlosses trotz ihres Protestierens?«

Hasso versetzte: »Ich glaube, mein Sohn, daß du für diesmal mit tastbaren, handgreiflichen Menschen zu thun gehabt hast! Deine schöne Feindin, die dir als aus Nebel und Mondenstrahl zusammengesetzt vorgekommen, war niemand anders als jene Maid, die unsere Ankunft aus ihren Himmeln gegrüßt! Möglich, daß in der Klemme der Geister, die dieses Schloß bewohnen, ähnliche Differenzen obwalten, welche ein Herz brechen können; für heute glaube ich, daß du es mit einem menschlichen Wesen zu thun gehabt hast, mag immer der Schimmer des Mondenscheins geisterbleich auf dem Estrich gelegen und seine Schatten ahnungsvoll im Erinnern und Vergessen gezeichnet haben; es ist ein Erdenweib gewesen, das dir zu nahe trat! Also aus dem Fenster war sie und fort?«

»Fort wie meiner Großmutter Pelzmütze, als der Sturmwind sie ihr vom Kopf genommen und sie in den See geweht hatte, wo sich dann später ein Krauich ihrer bemächtigt, um sie zum Fundament seines Nestes zu machen!« sagte der in den Stand getretene, sich seiner Kammerjunkerwürde kaum noch erinnernde Leibdiener. »Doch was habe ich dem Wesen nur eigentlich gethan? Warum nur verfolgt sie mich mit diesem erbitterten Haß? Komme ich mir doch wirklich vor wie ein Premierminister, der allemal die Suppe auszulöffeln hat, die sein allerhöchster Herr und die übrigen Herren Minister eingebrockt haben!«

»Wie das fatale Ding«, sagte Hasso, »es nur ermöglicht hat, so rasch empor zu dem Fenster und wieder hinabzuhuschen?«

»Taran ist«, versetzte der Diener, »das verdammte gotische Schnitz- und Skulpturwerk schuld! Das gewährt ja, wie es so massig hervorspringt, dem menschlichen Fuße einen so tadellosen Halt mit seinen Knäufen und Spitzen und sonstigem von der Wand losspringenden greifbaren Mauerwerk!«

»Wir wollen schlafen gehen«, sagte Hasso. »Du kannst mir doch ein Lager bereiten, hier vielleicht, im Angesicht des Kamins mit seinen hochaufprasselnden und seinen erstorbenden Flammen? Ich bin doch müder geworden, als ich zu sein glaubte, mein Sohn! Der Anblick meiner Stammburg und das mir durch mich selbst erkämpfte Recht, in ihr zu heimsen und sie mein zu nennen, hat mich bis in das innerste Mark erschüttert!«

Der Diener suchte das Feuer noch einmal an und bereitete das Bett seines Herrn, auf dem derselbe den ersten Traum, den die Götter ihm im Schlosse seiner Väter senden möchten, verträumen sollte. Der Wind, der die letzten, den glimmen Mond umtanzenden Nebel verjagte, blies gewaltig in das Schloß, das ihm zur ehernen Posaune geworden. Und so entschlief der junge Burgherr, auf dürftiger Stätte freilich, doch umgaukelt von den Geistern seiner Ahnen, die ihm im Traum zu trösten versuchten ob des langen Darbens, das die dienstschwache Mißgunst seines kranken Vaters und sauernde, böse Menschen veranlaßt. Die wunderbarerweise von den Angriffen der Eidechsleicher, die sich um Nadenfederball bewerben, und des sonstigen, die Zinnen umflatternden Vogelgesindels verschont gebliebenen, die Vorderseite des Schlosses umstehenden alten Nüstern zitterten bang im Hauche des Nachtwindes und neigten ihr wie von melancholischem Denken schweres Haupt.

Und so ließ der wackere, vielgeprüfte Hasse seinen ersten Schlaf in der Halle seiner Väter.

Der Morgen war angebrochen und durch die weiten, hochstrebenden Fenster des Saales, in dem zur Zeit unser Held weilte, drang seine rosige Glut. Die gestrigen späten Nebel hatten die Atmosphäre ihrer Dünste entladen, die Sonne hatte den April besiegt und wie gewärtig der Kronen, die sie schmücken sollten von Himmels und von Erden wegen, blickte sie triumphirend über die bewachsenen Höhen, die das heide Bruch, in dem unser Schloß belegen, am äußersten Horizont umgrenzten. Hasse erwachte aus schweren Träumen; hatte auch die Welt der Möglichkeit ihn weniger rauh begrüßt als die wirkliche Welt, die ihn, den gegenwärtigen unbestrittenen Herrn von Radenfederhall, in merklich unangenehmster Weise bewillkommnet hatte, so war trotz der Träume, die ihm geworden, eine Aussicht auf eine heitere Zukunft gewißlich in Aussicht. In solcher schwelgend, war er nun erwacht und blickte nach der Thür. Da kam der Diener herein, in seiner Hand ein zierliches, eben am Henkel mit einer jugendlichen, frühen Moosrose geschmücktes Körbchen tragend. Er schien alle Unbill, so ihm die Nacht bereitet, vergessen zu haben; frisch und fröhlich schaute er seinem Herrn wie dem sonnigen Aprilmorgen ins Angesicht und sagte: „Der Herr Förster, Euer Gnaden, der nunmehr von Ihrer Ankunft gehört hat, meldet seinen ganz gehorsamsten Gruß! Er sendet Euer Gnaden, da Sie doch den Kaffee sich nicht bereiten könnten, weil Dienerschaft noch nicht vorhanden ist, einige Tassen des Getränks, wünschend, daß dasselbe Ihnen munden möge! Im übrigen gratulirt er ganz unterthänigst zu Hochdero Ankunft und notifizirt ebenmäßig, daß er im Laufe des Vormittags andere erscheinen wird, um Euer Gnaden die Forstgelder auszuhändigen und Hochdero Assistenz bei dem zunächst abzuhaltenden Forstgerichtstage, als zu welchem er die Delinquenten mitbringen wird, submissest zu requiriren!"

„Dein Förster, Nabies, ich meine, er heißt mit Namen Friedrich Wilhelm Braun", versetzte der Schloßherr, „ist ein artiger Mann! Laß ihm sagen, ich ließe mich für das Frühstück bedanken und würde ihn zu dem hier abzuhaltenden Gerichtstage sammt seinen Delinquenten demnächst hier erwarten! Wer brachte dir denn das Körbchen mit der in der That wunderschönen Moosrose, der ich ihrer Anmuth wegen ewiges Leben wünschen möchte?"

„Ein prächtiges Kind", versetzte der Diener, „das sich die Schwester der Frau Försterin Braun nannte! Nun, wenn die Schwester dieser Schwester nur halb so schön ist wie diese Schwester, dann möchte ich am liebsten nicht ihr Bruder, aber ihr Schwager möchte ich sein! Eine duftende Waldkneipe, Euer Gnaden! So stand sie vor mir! So ein Vöglein von sechzehn Jahren, das den Korb einem hinreicht und dabei lächelnd zu sagen scheint: ‚Herr, ich mein's ja doch nicht so!' Ich sage Euer Gnaden, Anmuth, still im tiefsten Wald verborgen, Anmuth hat diese Blume gezeitigt!"

Hasse nahm eine Cigarre aus seinem Etui, dann sagte er: „Ueber dich, mein Sohn, ist der Geist gekommen! Seit dem Tage, wo wir den Prozeß gewonnen, sprichst du wie ein Buch! Darüber ist gar nicht mehr zu rechten! Doch grüße mir schön die schöne Schwägerin! Und dem Herrn Förster Braun läßt du sagen, er solle mir jederzeit willkommen sein mit seinen oder trotz seiner Delinquenten, über die ich nach meinem besten Wissen und Gewissen Gerichtstag halten werde!"

„Ich glaube, da ist er schon selbst!" versetzte Nabies, indem er den Korb auspackte und seinem Herrn den duftigen Kaffee in die einer der mitgebrachten Tassen eingoß und dann Feuer aus der im Kamin verglimmenden Asche nahm, um die zum Opfer bestimmte Havana zu entzünden. „Förster sind meistentheils die pünktlichsten Leute von der Welt, mein' ich! Das haben sie von den Fuchsen, wenn nicht gar von den Ratzen gelernt! Die kommen auch so auf Punkt und Stunde bei Tag und bei Nacht! Hei! Hören doch Euer Gnaden, wie es ringsum hallt und bellt! Wenn so ein Förster kommt, sind doch wahrlich alle Hundeteufel los!"

Der Baron hatte kaum Zeit genug, seine hohen Stiefeln mit Sporen anzuziehen und seinen russischgrünen Schnürrock anzulegen, als es schon an die Thür klopfte und der Förster eintrat.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Christoph Bode.

Beide, Mann und Frau, sitzen hinter den runden, bleiumgossenen Scheiben und betrachten ihr Söhnchen, den achtjährigen Christoph, der auf den Stufen des gegenüberliegenden Hauses hockt und einer Flöte die entsetzlichsten Töne entlockt. Der

Vater, Sergeant bei den Zweiunddreißigern, nimmt die Pfeife aus dem Munde, bläst den Qualm gegen die Decke und spricht, seinen Bart streichend: „Nun, was meinst du, Alte? He?" Die Mutter setzt die Kaffeeschale auf die Fensterbrüstung, wischt den Mund mit der geblümten Schürze und entgegnet: „Was ich meine? Ja, ja, von wegen —" „Von wegen des Christoph. Versteht sich!" fällt er fast unwillig ein. „Höre du, der Junge gefällt mir nicht!" „Nun, nun", sagt sie begütigend. „Er geht mir durch den Kopf", fährt er fort, glimmenden Schwamm auf den Tabak legend, „es könnte anders sein. Christoph ist eines Soldaten Kind. Warum legt er den Stock nicht auf die Schulter und marschirt mit seinen Kameraden? Was hat er in die Nacht hinein auf der Flöte zu blasen, als wollte er unter die Musikanten gehen? Kurz und gut: es gefällt mir nicht, es muß anders werden!" „Aber, lieber Alter, wenn das Kind nun einmal keine Lust zum Soldaten hat!" Fährt er da vom Stuhle auf, als wurde zum Sturm geblasen. „Stecke ihn nur in deine Tasche! Füttere ihn doch mit Kuchen und Milchbrei! Keine Lust? Sieh' mir doch! Es ist eine Ehre, unserm Herrn Herzog zu dienen, und es fragt sich sehr, ob dem Christoph solche Ehre jemals widerfahren wird. Verstanden? Das bedenke! Apjes!" Damit greift er zur Mütze und verläßt brummend die Stube. Die Frau blickt ihm kopfschüttelnd nach und geht zum Herde, um ihren Kummer durch die dritte Schale Kaffee zu lindern.

Das geschieht in der Residenzstadt Braunschweig, im Jahre 1738. Der Sergeant Bode bewohnt mit seiner Alten und dem achtjährigen Christoph ein winziges Häuschen in der Rosengasse. Stube und Kammer sind wenige Schuh breit, allein die kleine Familie würde dennoch darin leben, als wäre sie auf Rosen gebettet, wenn nur die Leidenschaft zur Flöte nicht den Sohn ergriffen. Das ist der ärgste Mißton aller Mißtöne, welche Christoph seinem geliebten Instrumente entlockt. Welche Flüche, welche Thränen hat diese Flöte schon hervorgerufen! Wie oft haben Vater und Mutter auf das Söhnchen eingesprochen, gebeten und gedroht. Alles fruchtlos! Christoph läßt die Flöte nun einmal nicht aus der Hand, selbst während der Nacht nicht. Dann liegt sie in seinem Arm und scheint mit ihm zu schlummern. Die Mutter findet das „rührend", der Vater „unsoldatisch".

Aber drüben, auf den Stufen des gegenüberliegenden Hauses, weilt der kleine Virtuose am liebsten. Mag der Frost ihn schütteln oder ein Regenschauer sein fadenscheiniges Röckchen durchnässen, er bleibt standhaft auf der unbeschützten Stelle und bläst nach Herzenslust, gleichviel, ob der unmusikalische Hofhund seinen Verdruß darüber ausläßt. Was ihn nur an diesen Ort fesselt? Vielleicht die Höhe seines Sitzes, der ihm erscheint? Vielleicht Käthchen Soller, die in einem Erkerstübchen dieses Hauses wohnt, zuweilen das Fenster öffnet und auf den Künstler herniederblickt? Es scheint Christoph dann immer, als ob sie ihm zulächelt.

Käthchen ist das Kind einer Obstfrau, die ihre Schätze am Steinbecker Thore feil bietet. Die Mutter hat so viele Runzeln im Gesicht, wie eine überwinterte Pflaume Falten hat; Käthchen hingegen schaut so frisch und rosig aus wie der schönste Borsdorfer Apfel. Sie besucht zwar noch die Schule, ist aber bereits allen Knaben bekannt, welche in der Rosengasse oder in den Nebenstraßen zu Hause sind. Armer Christoph, du hast ja so viele Nebenbuhler — aber er ist ja ein Kind und liebt wie ein Kind: ohne Nachdenken. Und hockt auf den Stufen und martert sein Instrument und ist über alle maßen selig, wenn Käthchen das Fenster öffnet und lächelnd auf ihn herabblickt.

Auch Mutter Bode lächelt über des Lieblings verklärte Augen und wähnt, daß diese Freundigkeit der Flöte gilt. Der Vater zwar wird immer zerknirschter, aufgebrachter, allein was bleibt ihm endlich als das Geständniß: er ist zu schlecht zum Soldaten, er muß ein Musikus werden. Wie das der Christoph vernimmt, weiß er sich vor Seligkeit kaum zu lassen. Sie liebt ja das Flötenspiel! Ihretwillen soll ihn keine Mühe verdrießen! Und hat er erst das schöne Lied: „O, sieh' herab, du Holde!" erlernt, was Nachbar Scheffler so artig zu singen versteht, dann will er sich beim Sternenschein auf die Stufen setzen und es der Holden darbringen und warten, bis sie nickt und spricht: „O, komm' herauf, du Holder!"

So denkt der Junge von acht Jahren!

Sein Vater hingegen kann sich lobald nicht beruhigen. Nach einer schlaflosen Nacht pocht er beim Schulmeister an und wünscht Rath in der wichtigsten Sache seines Lebens. Der Schulmeister lüftet die Perrüke, legt den Finger gegen die Nase und versetzt: „Hör' Er, mein lieber Gevatter, wenn ich Ihm sage, daß Sein Kind anders wie die Kinder anderer Leute ist, so will ich damit sagen, daß Er die Species berücksichtigen muß. Sein Sohn hat einen eigenen Kopf, da steht

was Eigenes drin, folglich: heraus mit dem Eigenen. Zum Soldaten wird nicht jeder geboren. Bedenke Er das!"

So muß sich der Sergeant Bode denn sagen, da der Schulmeister für ein Orakel gilt. Die Frau ist glücklich über ihres Mannes endlichen Entschluß. Sie nimmt das Besperbrot aus der Kommode, erfreut den Nachbar Schneider mit ihrem Besuch und läßt dem Söhnchen einen modischen Rock zumessen.

Er sitzt wie angegossen, es ist ein Meisterstück. Christoph betrachtet sich so lange in dem kleinen Spiegel, bis der Vater die Pfeife aufs Brett stellt, die Mütze nimmt und spricht: „Komm, Junge, es wird Zeit!"

Sie treten bei Herrn Valentin Mendel, dem Stadtmusikus ein.

Sergeant Bode trägt sein Anliegen vor und jener ruft mit Emphase, das Jabot fast zerknitternd: „Will Er mich foppen, Mann? Der Knirps zu mir in die Lehre? Schick Er ihn lieber in die Schule, damit er Rechnen und Schreiben lernt!"

„Das ist bereits geschehen", versetzt der andere; „frage Er nur beim Schulmeister nach! Der sagt, daß in dem Kopfe des Jungen was Eigenes steckt, das heraus muß. Er hat einmal Lust zur Flöte, weshalb will Er ihn nicht?"

Ob nun Herr Valentin Mendel dem Knirps etwas Eigenes angesehen oder es sich eines andern besonnen hat, genug, der Vater faßt den Sohn und geht ohne ihn zurück. Christoph reicht Gehülfen wie Lehrlingen die Hand und bekommt den Vortrag des Herrn und Meisters zu hören, der Fleiß und Verträglichkeit anempfiehlt. Dann gilt's die Probe abzulegen. Zwar stoßen die Uebrigen ein erschütterndes Gelächter aus, allein Herr Valentin gebietet Ruhe und verkündet, Christoph's Wange streichelnd: „Das ist lauter Unsinn, gewiß, kein reiner Ton! Aber es steckt was drin. Abwarten!"

Das thut der Knirps denn auch. Er wartet ab, ist hinter der Uebung her, als wäre es Weihbrei, sein Leibgericht, und wurde sich wie im Paradiese befunden haben, wenn die wohlbeleibte, allgefürchtete Frau Principalin nicht gewesen wäre. Ist das eine Frau! Die versteht zu befehlen und die Kelle zu schwingen, das Regiment zu führen! Herr Mendel schweigt mäuschenstill und nickt beistimmend mit dem Kopfe, wenn die gewichtige Stimme seiner Gattin durch das Haus tönt: „He, Christoph, was bläst du den lieben langen Tag? Hole Wasser vom Brunnen, spiele mit meinem Söhnchen, bade meinen Hund, lese die Erbsen. Wird's bald oder soll ich ..."

Den Schluß der täglichen Rede erspart er der Tyrannin gar gern, gibt sich mit innerstem Grimm der unwürdigen Beschäftigung hin und wird erst wieder fröhlich, wenn die geliebte Flöte in seinen Händen ruht. Sie ist sein schönster Trost. Abermillen trägt er der Principalin Knechtschaft ohne Murren; nicht einmal die Aeltern vernehmen ein Wort der Klage, wenn er an einem Festtage auf ein Stündchen zu ihnen darf. Das ist ein doppeltes Fest. Zwischen ihnen am Fenster sitzen und zum Erker hinüberschielen, wo Mädchen ihre Blumen pflegt, oder mit Windeseile zum Steinbacher Thore rennen und der Obstfrau den besten Guten Tag wünschen — Christoph kennt nichts Schöneres. Alles Leid ist dann vergessen. Tag auf Tag wird verrinnen, die fünfjährige Lehrzeit zu Ende sein; er wird die kleinsten Stufen betreten und das herrliche Lied blasen: „O, sieh' herab, du Holde!" Dann spendet das schöne Mädchen eine Blume, er fängt sie auf, drückt sie an die Lippen — so, ganz so muß es kommen, wie es in der Geschichte vom Burgfräulein Kunigunde steht!

Und vorwärts rollt die Zeit. Stunde auf Stunde eilt so schnell dahin wie Märzschnee. Viel Kummer bricht auf Christoph ein: das Mütterchen schließt die Augen für immerdar und bald folgt der Vater ihr nach, weil er das Leben ohne die Alte nicht hat ertragen können. Das ist ein großes Leid. Der Christoph ist verwaist. Er weint recht bitterlich und findet bei der Flöte allein noch Trost. Wie sehr die Principalin auch am nächsten Morgen keifen mag, wenn sie noch in später Nacht mit dem hohen f und dem tiefen d beschäftigt wurde, das kümmert ihn nicht. Er ist größer, älter, männlicher geworden, denn mit nächstem hat seine Lehrzeit ein Ende.

Und siehe da! Als der Herbst vergangen, wird die Stube des Herrn Stadtmusikus geschmückt. Gehülfen und Lehrlinge stellen sich im Halbkreise auf, Christoph wird in die Mitte geführt, Valentin Mendel hält eine Rede, aus der hervorgeht, daß Christoph's Lehrzeit verüber und daß er fortan vier Groschen für die Woche erhält. Gleichzeitig wird sein Nachfolger, ein schmächtiger, zitternder Junge, vorgestellt, dessen sich der Hausdrache sofort mit dem Befehle bemächtigt: „Die Eimer stehen hinter dem Herde. Hole Wasser vom Brunnen!"

So ist der große Moment erschienen: Christoph

Bube iſt zum Gehülfen ernannt. Vier Groſchen in der Taſche dünken ihm ein Kapital. Was wird er damit beginnen? Für einen Groſchen Weißbrot kaufen und das Uebrige — halt, das Uebrige kommt in die Sparkaſſe. So eins zum andern, bis ein Häuflein zuſammen, bis Käthchen die Seine, bis Tiſche und Stühle gekauft werden —

„Juchhe!“ jauchzt er auf und bürſtet ſeinen guten Rock mit großer Geſchicklichkeit, damit die fadenſcheinigen Stellen verdeckt bleiben. Dann die neuen Stiefeln über die Füße gezogen und zum Hauſe hinaus. Der erſte Schnee fällt, die Luft feuchtet eiſig über die Gräber hin, als er den ſtillen Friedhof betritt. Auf dem Hügel der Mutter zittert ein einſames Blümchen. Er pflückt es, ziert ſein Knopfloch damit und ſpricht ein tiefes Gebet. Als er wieder von dannen geht, gewahrt er einen Baum am Wege, den noch hier und da verſpätete Aepfel ſchmücken. Sie mahnen ihn an die Obſtfrau unter dem Steinbacher Thor. Er ſchreitet ſchneller, dieſe aufzuſuchen.

Die Alte nickt ein wenig, denn die Mittagszeit iſt vorüber und die Straße menſchenleer. Schon hebt Chriſtoph vor ihrem Korbe, allein ſie hört ihn nicht, obgleich er ihr einen Guten Tag bietet. Erſt als er die Aepfel zuſammenſchüttelt, fährt ſie empor und meint: „Wie du mich erſchreckt haſt, Junge!“

„Nehme Sie das nicht für ungut, Nachbarin!“

„Nun, was ſoll's denn?“ verſetzte ſie, die Augen unter der Brille reibend.

Chriſtoph zieht den Hemdkragen ein wenig höher, ſchiebt den rechten Fuß vor, damit die Sonne auf den neuen Stiefel fällt, und fragt, ſich in die Bruſt werfend: „Aber, Frau, geht Sie mir nichts an?“

„Ne!“ ſagt die Alte, den Kopf ſchüttelnd.

„So betrachte Sie mich!“ meint er in empfindlichem Tone. „Meine Lehrzeit iſt beendet, ich bin zum Gehülfen geſprochen.“

„O was, ſieh einer an!“ ruft ſie aus und reicht ihm die Rechte über den Korb. „Viel Glück, mein Junge! Wenn deine Mutter das erlebt hätte! Du lieber Gott, ſie mußte auch ſo früh ins Grab beißen! Alſo die Lehrzeit iſt wirklich vorüber? Ja, ja, man wird älter, ich ſpür's am beſten an meiner Käthe. Vor kurzem noch Schulkind, heute einen Schatz.“

„Schatz?“ ſtottert er, einen Schritt zurücktretend.

„Was? Das weißt du nicht, lieber Chriſtoph? Haſt von der Käthe nichts erfahren? Na, kann mir's denken, ſie hat nur für den Heinrich Augen. Gerade wie ich, als mein Seliger um mich freite. Der Heinrich iſt wirklich ein braver Menſch, ſparſam und fleißig, arbeitet beim Meiſter Scheffler in unſerer Nachbarſchaft. Du mußt ihn kennen lernen, ihr müßt gute Freunde, ſo recht Herzensfreunde werden!“

Dem Chriſtoph iſt's bei dieſer Neuigkeit ſo dämmerig vor Augen geworden, daß er die blaßwangige Alte und die rothwangigen Aepfel nicht genau mehr unterſcheiden kann. Er faßt die Hand und zittert ſo merklich, daß ſelbſt der Korb in eine ſchwankende Bewegung geräth. „Herr und Heiland! Du haſt das Fieber!“ ruft die Frau, ſpringt vom Sitze auf und will ihn zurückhalten; doch ſtürmt er ohne Gruß davon und verſchwindet ſogleich hinter dem Thorpfeiler. Das muß ihn treffen! In einem Momente treffen, wo er glaubt, ſich Käthchen nähern zu dürfen! Und dieſer Heinrich beim Nachbar Scheffler in Arbeit! Gewiß hat er dem Meiſter das ſchöne Lied abgelernt und Käthchen's Herz damit erobert! — Chriſtoph ſcheint einem Geſtörten gleich. Er wirft ſich auf ſein Lager, weint heiße Thränen und verſchmäht gar den Milchbrei, den die Principalin zur Feier des heutigen Tags bereitet hat. Die Nacht wird ihm zur Ewigkeit, kein Schlummer kühlt ſeine brennenden Lider. Als endlich der Tag graut, erhebt er ſich — wie öde und leer dünkt ihm alles. In ſeinem Innern aber iſt ein Feuerbrand, der ihn quält, ihm die Ruhe raubt, ihn von dannen treibt. Ja, hinweg aus dieſer Stadt, nimmer ſoll ſein Auge das Mädchen wieder ſehen, das ihn vergeſſen konnte!

Und Herr Valentin Mendel, dem er Dank ſchuldet? Und die Gräber ſeiner Aeltern, die er gewartet und geſchmückt? Das iſt ein Gedanke, der ihm ans Herz geht; allein zu bleiben vermag er dennoch nicht. Ohne Abſchied zum Hauſe hinaus. Noch iſt alles ſtill, niemand regt ſich. Eilends ſchnürt er ſein Bündel, ſchiebt den Riegel behutſam von der Thür und ſteht auf der Straße. Er geht davon, ohne ſich nur einmal umzublicken; der Schnee macht ſeinen Schritt unhörbar.

Wohin? Gleichviel, dem Vöglein nach. Weiter und weiter. Dörfer und Flecken liegen hinter ihm, ſein Lager iſt in der Scheuer, ſeine Nahrung vom Bauer geſpendetes Brot. Was kümmert's ihn, wo er ruht, wovon er lebt? Raſtlos in ſeinem Schmerze wandert er die Straße immer weiter entlang, bis Tag auf Tag vergangen, bis mit

einemmal eine langgestreckte Stadt sich erhebt — Hamburg.

Die erste beste Schenke, „Zu den drei Sporen" benannt, nimmt ihn auf. „Woher des Wegs?" „Aus der Residenzstadt Braunschweig!" „Sein Gewerbe?" „Ich bin ein Musikant." „Hat wol Puff, einen Beutel voller Schillinge zu verdienen?" „Wenn's angeht, gar gern." „So muß er zu Herrn Peterlein, unserm Stadtpfeifer, gehen." „Meint Er?" fragt Christoph. „Na, ob ich's meine!" „Schönen Dank", sagt Christoph und macht sich zu Herrn Peterlein auf den Weg.

Die Perle seiner Kunst fällt günstig aus. Der Stadtpfeifer bietet dreißig Schillinge für die Woche und ein lederned Bettlein zum Miethnachtlager; Christoph schlägt ein. Ist das ein Reichthum! Wie lange wird's währen, so kann er sich zur Ruhe setzen und die Früchte seiner Sparsamkeit mit Behagen genießen. Aber dafür wird auch gar viel von ihm gefordert; er muß beständig auf den Beinen sein. Musik beim Aufgang, beim Niedergang der Sonne, bei der Bestattung eines Kaufherrn, bei einem Hochzeitszuge, bei Ankunft eines englischen Dreimasters. Wie ein Trunkener fällt Christoph oft auf sein Lager und würde selbst beim Feuern einer ganzen Batterie nicht erwachen.

Was gibt's in dieser großen Handelsstadt alles zu sehen! Die Fahrzeuge fremder Nationen, die Trachten ferner Völker; sogar Schwarze huschen hier und da durch die Straßen. Wie die verschiedenen Sprachen so sonderbar durcheinander schallen! Christoph kann sich nur mit dem Englischen befreunden, welches sein Stubenbursche in der Reiterstunde treibt. Am liebsten aber sähe und hörte der arme Christoph gar nichts. Denn nichts will ihm rechte Freude machen. Immer und immer stehen ihm Herr Valentin Wendel, die alte Obstfrau, der Reitern Gräber vor Augen, sei es bei Ausübung des Gewerbes oder selbst bei der Mahlzeit; nimmt er die Flöte zur Hand, scheint Nähchen über jeder Klappe zu schweben; sucht er sein Lager auf, liegt Braunschweig, die Heimat, zwischen den Kissen, und die Rosengasse ist da und das winzige Häuschen des Vaters, der Erker und das Steindecker Thor.

Innerstem Bedürfniß zu genügen, ergab er sich der Musik nicht, sie sollte ihm eigentlich nur, wie er in seiner Kinderei wähnte, Nähchen's Besitz sichern. Dieser größte Wunsch ist nun in Schaum zerflossen, jegliche Hoffnung verraucht, und je mächtiger, ungeachtet des widerfahrenen Leides, Christoph's Sehnsucht nach der Heimat wird, je verhaßter wird ihm auch seine Flöte, jeder Ton, den er ihr entlocken muß. Bald scheint es ihm Unmöglichkeit, mit den Kameraden zur Ausübung des Gewerbes von dannen zu ziehen; er erheuchelt erst eine Krankheit, um auf dem Zimmer bleiben zu können, und verfällt endlich in eine solche, die durch Aufregung und Kummer hervorgerufen worden.

Aber der Schulmeister hat's dem Sergeanten Bode damals richtig prophezeit: es stecke etwas Eigenes in dem Christoph, was heraus müsse. Heraus damit! gebietet jetzt sein Schicksalsgeist, und siehe da! eine wahre Leidenschaft für die englische Sprache erwacht plötzlich und mit solcher Macht, daß der Stubenbursche, der den Lehrmeister abgibt, die halben Nächte bei dem langsam Genesenden verbringen muß. Christoph vergißt Spritz und Trank, die Heimat und Nähchen darüber, er lernt und schreibt und alles fliegt ihm an, daß er den Lehrmeister nach wenig Monden schon übertroffen hat.

Endlich ist er genesen und soll wieder zur Flöte greifen. Wenn er's vermöchte! Jetzt schwebt nicht mehr Nähchen über den Klappen, englische Worte tanzen darüber hin und lassen ihm keine Ruhe. Hinweg mit dem Instrumente! Er fühlt, daß die Musik nicht seine Lebensbestimmung. Darum ein ruhiges, überlegtes Wort zu Meister Peterlein, dem die Bitte folgt, ihn entlassen zu wollen. Der Meister nimmt eine Prise und schüttelt bedenklich den Kopf, weil er's nicht gern und nur thut, um Christoph's Willen nicht entgegen zu sein. „Er hat die Kinderschuhe ausgezogen", spricht er, „darum muß Er wissen, was Er fordert. Möge Seine Zukunft glücklich werden!"

Christoph geht nicht ohne innigen Dank und bezieht ein winziges Stübchen in einer entlegenen Gasse. Mit doppeltem Fleiß wirft er sich hier auf das weitere Studium der englischen Sprache und findet seine Mühe gar bald insoweit belohnt, daß er das fremde Idiom vollkommen verstehen und behandeln kann. Doch indessen ist der letzte gesparte Schilling verausgabt! Und der Winter, wie die Entrichtung der Miethe sind vor der Thür. Auch wird der Speisewirth nicht borgen wollen. Christoph überlegt einen Augenblick und denkt dann: Pah, mir ist nicht bange. Wer etwas kann, findet immer seinen Weg. Darauf tritt er beim Meister Peterlein ein, leiht dessen modischen Hut und einfachen Hochzeitsfrack auf einen Tag und empfiehlt sich wieder, um in diesem Gala

anzuge dem weitbekannten, hochgeachteten Herrn Buchhändler Johann Friedrich Cramer aufzuwarten. Mit scheuer Miene begrüßt er den gewichtigen Geschäftsmann, mit einer Miene, in der etwas steckt, was heraus muß.

Herrn Cramer's kundiges Auge ruht wohlgefällig auf dem offenen Antlitz des jungen, fernigen Mannes, der um den Auftrag bittet, ein jüngst in England erstes Werk für ihn verdeutschen zu dürfen. Er kommt dem Wunsche bereitwilligst nach und verspricht eine ansehnliche Summe zum Lohn, wenn sich die Arbeit zur bestimmten Frist in seinen Händen befindet. Darüber hoch erfreut, eilt Christoph in seine Behausung zurück und schickt sich sofort zum Beginnen an. Das Buch — es ist Goldsmith's „Vicar of Wakefield" — dünkt ihm immer schöner, die Schwierigkeit der Uebertragung immer geringer, je weiter er vorwärts dringt, sodaß er der Feder nur selten Ruhe gönnt und das gewichtige Wort „Gute" vor Ablauf der 6 Termine niederzuschreiben vermag. Sein Gönner läßt es an Bewunderung nicht fehlen und händigt ihm Sterne's „Tristram Shandy" zum gleichen Zweck ein.

Ist das eine Wonne, eine Glückseligkeit! Der Beutel voll großer und kleiner Münze wird straffer, obgleich ein Anzug angemessen wurde. Blas Herr Peterlein für Augen macht, als Christoph einmal in der Dämmerstunde ihn besuchen geht und den Schatz aus der Tasche zieht. Gewiß, der Christoph ist ein tüchtiger Mensch geworden und hat sich dergestalt herausgemustert, daß ihn die Aeltern selbst wol schwerlich auf den ersten Blick erkennen würden. Und gar die Obstfrau, das Käthchen, Herr Valentin Mendel. „Juchhe!" jauchzt der einstige Knirps, indem er sein farbiges Halstuch mit aller Sorgfalt knüpft und die Straße hinunterschreitet, um seine Freunde Ackhof und Henkel, die ersten Mitglieder des Theaterdirectors Koch, aufzusuchen. Er trifft sie im Weinhause „Zum Lamm", von den Dichtern Behrmann, Friedrich Löwen, Daniel Schiebeler, von den Kaufleuten Herz und Borkenstein umgeben, deren gemeinschaftlich fabrizirte Posse: „Der Bocksbeutel", in der Art wie Holberg's Wochen- und Weihnachtsstube, bereits dreißig Aufführungen erlebt hat. Christoph braucht seinen Stuhl nicht an die äußerste Ecke des Tisches zu rücken und den Stummen zu spielen, er ist ein gern gesehenes Mitglied dieser Gesellschaft. Seine Urtheile, seine Vorschläge werden beachtet; er gibt den Compagnie-Dichtern manchen praktischen Wink, denn er hat bald hierhin, bald dorthin gehorcht, gleich der Biene von allen Zweigen der Wissenschaft ein wenig genascht und sich so eine Bildung angeeignet, deren Lücken sich zwar nicht ausfüllen lassen werden, die ihn aber dennoch zum Ausspruch seiner Ansichten berechtigt. Herr Schiebeler freilich, ein hochgelahrter Herr und Besitzer eines Doctordiploms, läßt wol zuweilen ein leises Murren hören, wenn Christoph die Leistungen dieses oder jenes Komödianten beurtheilt, allein dann ist Meister Ackhof zur Stelle, der dem übermüthigen Dichter einen bedauernden Blick zuwirft und ausruft, gegen Bode gewendet: „Nun, sage an, mein Junge, was hast du an meinem Grander in Gronegk's »Olint und Sophronia« auszusetzen? Sprich frisch von der Leber weg! Du weißt, wie viel ich auf dein Urtheil gebe!" Das ist der beste Hieb auf Herrn Schiebeler und das sicherste Pflaster für seinen Mund. Er spielt plötzlich den Stummen, leert sein Glas, fühlt Reißen in allen Gliedern und verschwindet, um sich von seiner ihn bewundernden Haushälterin trösten zu lassen. Ein anderer Besucher des „Lamms" nimmt den leeren Stuhl ein. Es ist Joachim Eschenburg, der den Shakspeare übersetzt, für eine Reorganisation der hamburger Bühne kämpft, für ein deutsches Nationaltheater schwärmt. Heute ist er der Freude voll. Denn endlich ist seinen Bemühungen gelungen, was er trotz aller Ueberredung bisher nicht erreichen konnte: die wandernde Gesellschaft soll aus Hamburg verwiesen, eine Direction von bemittelten Kaufleuten berufen, Lessing als Theaterdichter von Leipzig berufen werden. Eben ist die Sitzung der Stadtväter vorüber, in der Eschenburg's Antrag angenommen worden. Fast einstimmiger Jubel folgt dieser Mittheilung. Ackhof ruft nach frischen Flaschen und fordert zu Toasts auf, die hell durch das Haus schallen. Keinem bangt heute vor einem kleinen Rausch, nur die Herrn Behrmann und Löwen, die Dichterlinge, finden den Wein plötzlich sauer, und verschwinden, um sich auf der finstern Straße das gegenseitige Geständniß zu machen, daß nun das Ende ihres Ruhms nahe sei.

Und er tritt auf, der Dichter der „Miß Sara Sampson", begrüßt von allen gebildeten Bewohnern Hamburgs. Zwar lehnt er, die Unfähigkeit zu einer solchen Beschäftigung selbst am besten fühlend, die Stellung eines Theaterdichters ab, doch findet die Kritik einen Kämpfer an ihm, wie er vordem noch nie den Schauplatz betreten hatte. Alles staunt und jauchzt ihm zu, die Kri-

Jenny.

Wenn es meiner Liebe möglich ist — (freudig) ja. (Stürzt in seine Arme.)

Thompson.

Ihr habt meinen Segen, Kinder (zu seiner Frau) und auch Deinen?

Jenny

(stürzt auf Frau Thompson zu).

Frau Thompson (schluchzend).

Ich bin sehr für das Rührende! Von ganzem Herzen!

Thompson.

Aber was ist denn das, Mister Phillips! Ihr seid ja so still?

Harry.

Eliza, folg' unserm Beispiel. Vertrau' dem eigenen Gefühl.

Eliza

(wendet sich verlegen ab).

Phillips (ebenfalls).

Ich will zwar nicht — daß ich Miß Eliza — läugnen — oder vielmehr — liebe — aber —

ſokratie ſogar ſtreitet um den Vorrang, ihn gaſtlich zu bewirthen; die Gräfin Bernſtorff ſtellt ihre Karroſſe zu ſeiner Verfügung. Keine dieſer Auszeichnungen vermag ihn beſonders zu reizen, denn nur ſelten kommt er einer Aufforderung nach, wenn ſie nicht von der Gräfin ausgeht. Sie iſt eine geiſtvolle Frau, Wittwe eines däniſchen Offiziers und Kennerin vieler Länder, die ſie auf ihren Reiſen durchſtreift hat. Bald iſt Leſſing ihr täglicher Begleiter, auch empfiehlt er Chriſtoph Bode ihrem Schutze, deſſen Kenntniſſe und Sinn für Schönheit er ſchätzt und zu fördern ſucht. Die Gräfin findet Gefallen an Chriſtoph's offenem Weſen und redlichem Charakter. Sie bietet ihm eine Stätte in ihrem Hauſe an und läßt ſich dafür in der engliſchen Sprache von ihm unterweiſen.

So ſpinnt ein Jahr ſich ab. Dann folgt dem Sonnenglanze, der über Hamburg ſich ausgebreitet, verfinſternder Nebel. Wie kurz war der Traum von einem Nationaltheater! Strömt die Menge nicht herbei, um die Künſte einer franzöſiſchen Geſellſchaft zu begaffen? Vermögen die wenigen Getreuen wahrer Kunſt die Koſten zu erſchwingen? Leſſing's Feder iſt in Galle getaucht, als er ſeine „Dramaturgie" mit dem bittern Worte ſchließt: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſche noch keine Nation ſind!" — Und nun kriechen auch die Herren Löwen und Schiebeler, den Nachtraben gleich, wieder aus ihren Winkeln hervor und wiſſen nichts Beſſeres, als eine Flut von Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen heranzubeſchwören; da wird für Weiße, Hiller geſchwärmt und Chriſtian Beck aus Dresden zum Theaterdichter berufen. Leſſing ſteckt mit bitterm Grimm ſein Schwert in die Scheide, um es vor Roſt zu bewahren.

Wiſſenſchaftliche Arbeiten ſpenden ihm Troſt. Drei lange Jahre brütet er über ihr und vergräbt ſich gleich einem Klauſner in ſeine Behauſung, bis der Ruf nach Wolfenbüttel, dem er Folge leiſtet, ihn aufſtört. Die Gräfin und Bode ſehen ihn mit Wehmuth ſcheiden, ihnen iſt, als ſei die Feſſel, welche ſie an Hamburg kettet, mit ſeinem Fortgange zerriſſen. Chriſtoph würde ſogar ſein Bündel ſchnüren und gleichfalls die Straße nach Wolfenbüttel ziehen, wenn ihn nicht das Gefühl unbegrenzter Dankbarkeit bei der Gräfin zurückhielte. Da trifft ihn ein überraſchendes Anerbieten von ihrer Seite: ſie wünſche ihn beſtändig an ſich zu feſſeln, weshalb er als Geſchäftsführer ihr folgen ſolle. Der Aufenthalt in Hamburg ſei ihr verleidet, ſie denke ihre Reiſen fortzuſetzen und zuerſt nach Weimar zu gehen. Es bedarf keiner langen Ueberlegung. Chriſtoph hat das behagliche Leben bereits zu lieb gewonnen, ſich der kleinlichen Sorgen zu ſehr entſchlagen, als daß er ſich in frühere Lage zurückverſetzen, an ſie wieder anknüpfen möchte. Seine Thätigkeit iſt merklich ins Stocken gerathen. Die Gräfin hat ihn zum Vorleſer, zum Erwähler ihrer Lektüre erkoren; er iſt ihr Rathgeber in tauſenderlei nützlichen wie unnützen Kleinigkeiten; ihre Correſpondenzen, ſelbſt die vertrauten, gehen durch ſeine Hände — was Wunder alſo, daß er das Anerbieten ergreift, ſowol um ſeine Dankbarkeit an den Tag zu legen, wie auch um in behaglicher Sorgloſigkeit weiter leben zu können? Mit dieſem Schritte iſt er für die Literatur faſt verloren. Denn was er von Weimar aus in die Welt ſendet, ſind außer der Ueberſetzung von Yorik Sterne's „Empfindſamen Reiſen", Montaigne's „Eſſais" nur Gelegenheitsarbeiten, wie ſie am Muſenhofe der Herzogin Amalia in Maſſe fabrizirt wurden. Deſſenungeachtet iſt ein Bedauern über dieſen Schritt wol ſelten in Bode's Seele aufgeſtiegen, ſelten iſt die Reue über verlorene Jahre in ihm erwacht, weil er nur mit dem Verſtande, nicht mit dem Herzen gewirkt hatte. Er ward ein Müßiggänger, eine amuſante Perſon, ein nothwendiger Schwätzer bei Hofe.

Die Gräfin Bernſtorff, nächſt der Baroneſſe Schimmelmann wol die intimſte Freundin Klopſtock's, hatte ſich bald in Amalia's Gemächern heimiſch. Man muſizirt, lieſt, kritiſirt und klatſcht nach Herzensluſt zuſammen. Auch Bode wird der Herzogin vorgeſtellt und gern geſehen. Das dünkt ihn die ſchönſte Zeit ſeines Lebens. Heute eine Arie auf der Flöte blaſen, morgen ein Kapitel aus dem langſam reifenden Werk vortragen, eine Rolle für die Bühne des Schloßtheaters übernehmen, wichtige Anordnungen für die Redoute treffen, Spazierfahrten, Liebeleien und Kabalen — wie iſt es da denkbar, der regelmäßigen Arbeit nachkommen zu können? Selbſt Wieland, der einen Beitrag für ſeinen „Merkur", den Papierkorb der damaligen Literatur, wünſcht, muß ſich in Geduld fügen, denn wo ſoll Bode die Zeit zu ſolcher Thätigkeit vernehmen? Er iſt jetzt oft bis in die Nacht hinein begehrt, beſchäftigt; er fängt an, ſich für eine unerſetzbare Perſon zu halten. Das erfüllt ihn mit gewaltigem Stolze. Daß ihn jetzt die Bekannten aus Braunſchweig gewahren könnten, wenn er aus der Karroſſe ſteigt und die

Schloßstufen hinaufeilt! Und Käthchen Heller, seine Kinderliebe! Er preist den Himmel, daß der einstige Geselle des Nachbars Schiller ihm damals zuvorgekommen, denn an ihrer Seite wäre er stets ein armer Klötzli geblieben.

Und die Jahre vergehen. Der Hofrath Bode — dieser Titel ward ihm, wie manchem ein Orden wird — hat die Arbeit verlernt und die süße Gewohnheit des Nichtsthuns erlernt. Seine einzige wirkliche Thätigkeit besteht noch in der Besorgung der gräflichen Geschäfte, bis die Kenntniß der Bernburgischen Wohnung plötzlich verhüllt werden: die Gräfin ist schlafen gegangen, um nicht wieder zu erwachen. Christoph benetzet seine Wohlthäterin mit heißen Thränen, die dem Gefühle der Rührung weichen, als ihm bei Eröffnung ihres letzten Willens kund wird, mit welcher Liebe die Entschlafene seiner Zukunft gedacht hat. So nimmt es nicht wunder, daß er sich, einmal an ein unstetes Leben gewöhnt, sofort auf die Reise begibt und die Länder des Deutschen Reichs mit Behaglichkeit durchzieht. Er lernt den Norden wie den Süden kennen, befreundet sich mit Nicolai in Berlin, vermeidet aber das Thor der Stadt Wolfenbüttel zu durchschreiten, obwol hier die Ruhestätte des Mannes, dem zu Liebe er Hamburg einst gern verlassen hätte. Fürchtet er, daß Lessing's Hand aus dem Hügel ragen und sich, seiner Unthätigkeit zürnend, drohend gegen ihn erheben werde? Es zieht ihn nach Braunschweig, der Vaterstadt. Doch welch ein Wiedersehen! Wo der Aeltern winziges Häuschen stand, erhebt sich das stattliche Gebäude eines Kaufherrn, und die Obstfrau, Herr Valentin Wendel, der Stadtmusikus, wo sind sie anzutreffen? Unter dem Rasen! Neuer Stand am alten Stande! Aber dort unter der Thür — „Sei gegrüßt, Käthchen!" „Wäre's möglich, du — Sie der Christoph Bode aus der Reitergasse?" Die Kinder kommen herbei und betrachten den fremden Mann im gestickten Kleide. Wie er sie sieht, die rothen Wangen, die muntern Augen, wie er das glänzende Haar des Kleinsten streichelt, da — er weiß selber nicht, wie ihm ums Herz wird, er möchte lächeln, scherzen, und das Weinen ist ihm näher. Käthchen's wegen, die das Weib eines andern geworden? Der Kinder willen, die der Mutter gleichen wie die knospende Rose der entfalteten? Nichts davon! Christoph und Käthchen waren so Kinder und spielten die alte Komödie; längst ist der Vorhang gefallen, das Spiel beendet. Wenn er's selber wüßte, warum die Thräne in seinem Auge zittert! Er grübelt auch nicht, den Grund zu erspähen, doch kommt es über ihn wie Reue, Neid, wie ein Etwas, das ihn an verlorene Tage, vergeudete Jahre mahnt —

Doch wie lange währt dieser stille Vorwurf, diese elegische Klage? Als der Reisewagen weiter rollt, Christoph dem lustigen Weimar näher kommt, ist sein Herz schon aller Freuden voll, welche seiner warten. Vergessen ist die mahnende Stimme, die seine Brust erfüllte. Er wird empfangen, begrüßt wie ein Herbeigesehnter. Er muß erzählen, neue Arrangements ersinnen und ist der Heiterste unter den Heitern — „Vive la joie!"

So geht's weiter, bergab. Der Schaum des Champagners ist verflogen, es tritt mehr Klarheit an den Tag. Auch Uebersättigung und dann — größerer Ernst. Das Haar Amalia's bleicht, aus der lustigen wird eine sinnende Fürstin. Die Belustigungen auf dem Schloßtheater werden seltener, bald gänzlich eingestellt und Bode wirft die Rolle des Pluto aus Seckendorf's komischer Oper „Orpheus", die er mit Humor verkörperte, übellaunig in den Kamin. Größerer Ernst! spricht Goethe's mehr herausgekehrter Ministerstab, vor dem die Harmlosigkeit sich scheu verbirgt — und die Bäume im Park zu Tiefurt, zu Belvedere schütteln verwundert die Häupter, weil die Schalmeien zu ihren Füßen verklungen, die bunten Reigen zerstoben, die farbigen Lämpchen, welche nächtlichen Spielen geleuchtet, erloschen sind. Wenn diese Bäume, diese Wiesen erzählen könnten! Da würde noch ein Anderes an den Tag kommen, worüber die Historie den Schleier gebreitet hat. Worüber das Schweigen im Genusse, worüber! Die Ermattung hat einen bittern Beigeschmack: Eifersüchteleien, kleine Bosheiten treten schärfer ans Licht. Frau von Stein, die Erfahrene, Corona Schröter, die schöne Sängerin, Herder's Frau — da gibt's ein Spionieren, Horchen, Neiden! „Ich will nichts sehen, nichts hören", ruft Wieland einmal aus, „verbindet mir Augen und Ohren!"

Und Bode? Er geräth schier in Verzweiflung. Ihm, dem Weltlichen, Zerstreuung zur zweiten Natur geworden, der soll jetzt wieder ins alte Joch, zur Arbeit zurückkehren! Das vermögen wol die andern, denen ja die Bildung in einem weit höhern Grade eigen; zwar macht er einen Versuch, indem er Montaigne's „Essais" — die französische Sprache hat er sich im Laufe der Zeit angeeignet — verdeutscht, allein es geschieht mit gewaltsamem Zusammenraffen aller seiner Kräfte,

faſt mit Widerwillen. Und dann legt er ſich hin und ſtirbt. Es iſt im Winter des Jahres 1793. Freundeshand beſtattet ihn auf dem Jakobskirchhof und ſetzt zu Häupten des Hügels einen Stein, worauf die Worte: „Freunde ſetzten ihm dieſes Denkmal, dem Leſer zur Erinnerung“; für ſie bedurfte es keines.

Werden wir über den Wolken nach unſern Thaten hienieden gerichtet? Wenn dem alſo, wird die Stimme des Richters erklungen ſein: Christoph Pode, Du wurden reiche Talente! Viel des Schönen haſt Du durch ſie hervorgebracht! Aber Du wärſt ein Anderer, Größerer geworden, hätteſt Du nicht die meiſten deiner Tage mit eitelm Thun vergeudet! Die Arbeit iſt das Leben, ohne ſie iſt es ein Hauch, nichts!

Karl Neumann-Hoditz.

Spaziergänge und Raſtpunkte in Porto-Alegre.

Von Theodor Heidern.

II.

Es gibt in Porto-Alegre, beſonders in den abgelegeneren Theilen, auch noch viele Häuſer, die aus bloßen Erdgeſchoſſen beſtehen; die meiſten haben indeß jetzt wenigſtens noch ein Stockwerk darüber. Man bezeichnete mir in der Rua da Praia ein kleines Haus als dasjenige, das zuerſt die ungeheuere Neuerung erfahren hatte, ein Obergeſtock auf ſein Erdgeſchoß zu nehmen. Faſt alle Häuſer ſind im erſten Stock mit einem Balcon verſehen, der die ganze Fronte des Hauſes einnimmt, und man könnte demzufolge in mancher Straße mit Leichtigkeit von Balcon zu Balcon gelangen, ein Vortheil, den hoffentlich ſtets nur diejenigen benutzen, von denen ich ihn benutzt ſah, die Katzen.

Zu einem Blick in das Innere dieſer Häuſer wird ſich ſpäter Gelegenheit finden; gegenwärtig habe ich es nur mit der offenen Straße zu thun. Zu meiner Erholung that ich oft, was Braſilier e gut wie gar nicht und auch Deutſche hier nur ſelten thun: ich machte häufig Spaziergänge. Will man weit ins Land hinaus, ſo iſt Reiten unerläßlich, weil im Sommer die Hitze und in der kühlern Zeit die in Moräſte und Lachen verwandelten Wege (die zudem nicht von Menſchenhand, ſondern vom lieben Gott erſchaffen und erhalten ſind), die Fußwanderung unthunlich machen. Die meiſten Leute kommen aber auch nur über ein halbes Stündchen Wegs hinaus nicht leicht zu Fuße: man iſt viel zu bequem, weil zu laufen, und in der heißen Jahreszeit mochte auch ich das nur nach Sonnenuntergang thun. In der kühlern Zeit aber durchſtreifte ich oft halbe Tage lang die Umgegend. Fehlte es dazu an Zeit (und es fehlte leider nur zu häufig daran!) oder war's zu warm, ſo begnügte man ſich auch mit einer Wanderung durch die Stadt, deren Straßen miſerabel gepflaſtert, aber immerhin doch gepflaſtert, (mit der Goſſe in der Mitte) und im allgemeinen reinlich ſind und die man übrigens durchweg mit Trottoirs verſehen hat.

Es gibt da auch einen Passeio publico (öffentlichen Spazierplatz), den aber, hier wie in andern braſiliſchen Städten, nur wenig Leute zu beſuchen pflegen. Der hieſige beſteht aus einem ziemlich freigelegenen viereckigen Raume, deſſen eine Seite ans Waſſer grenzt. Nach der Stadtſeite zu war dieſer Raum ſeltſamerweiſe mit Reihen (an hölzernen Kegeln hängend) abgeſperrt, als ſolle man ihn nicht betreten, und man hatte die Wahl, dieſe Schranken zu überſteigen oder darunter wegzukriechen. Grün gab es da nicht, außer einigen ſehr kümmerlichen jungen Palmen und noch kümmerlicher verbranntem Raſen, wol aber mit Steinplatten belegte Wege, Steinbänke zur Auswahl, überhaupt erſtaunlich viel Stein, durchweg ſchon weiß getüncht zur blendenden Augenweide im heißen Mittagſonnenſchein. Armer Passeio publico! Ich glaube, es war ein tiefes Mitgefühl, was mich auch bisweilen in der Mittagsſonne zu dem verlaſſenen einſamen hintrieb; denn außer mir beſuchte ihn dann ſicherlich niemand, ausgenommen die Ameiſenlegionen, die über die Steinplatten marſchirten und deren ich manches Hundert ſo ungern als unbewußt zermalmt haben mag. Von ſchattigen Baumgängen weiß man hier nichts, obwol die Braſilianer offenbar auch die Sonnenglut ſcheuen, denn ſie ſchützen ſich ſorglich mit dem Regenſchirm dagegen. Die nächſte Umgebung von Porto-Alegre ſoll früher etwas ſchattiger geweſen ſein, ihren Baumſchmuck aber während der Revolutionszeit verloren haben, und an neue Anpflanzung hat man nicht gedacht. In Rio de Janeiro ſagte man mir, die Braſilianer hätten eine Abneigung gegen ſchattige Bäume in der Nähe ihrer Wohnungen, weil Bäume erſtens die Ausſicht ſperrten und zweitens den Moskitos Vorſchub leiſteten.

Manch anderer würde melancholiſche Stimmungen vielleicht am allererſten im hohen Norden, etwa in Oſſianiſchen Nebellandſchaften ſuchen; ich fand ſie am leichteſten in dieſem ſonnenhellen

warmen Lande, namentlich in einsamer Mittagsstille und so auch auf diesem Passeio publico. Das war aber keine düstere, sondern eine recht süße Melancholie. Vom Geräusch der Stadt, obwol der Platz selbst nahe darin liegt, drang wenig hierher. Auch die Wasserfläche lag todtenstill im Sonnenglanz. Es schallten da höchstens die nur zu wohlbekannten unarticulirten Töne eines Matrosen von irgendeinem Schooner herüber, Töne, die mich mitten auf den Ocean versetzten. Ich schaue über die steinerne Brustwehr hinunter; da unter mir liegt ein großes Boot, solch ein einmastig Schifflein, wie sie auf der Lagoa üblich. Unter dem Deck liegt vielleicht ein menschlich Wesen; zu sehen oder zu hören ist jedoch keins. Im offenen Raume auf einem Ofen schmort aber unter zwiefacher Einwirkung der glühenden Kohlen und der glühenden Sonne ein Gericht schwarzer Bohnen und Charke (Xarque oder Carne seca, d. i. getrocknetes Rindfleisch). Auch dieser Kohlen- und Fleischduft im heißen Sonnenschein weckt mir unbeschreibliche Erinnerungen und versetzt mich in die Gewässer zwischen den Tropen dicht neben die unvergeßliche Gemütlichkeit des Schooners „Enke", Kapitän Petit.

Ein riesiger Tausendfuß kriecht mir unter der Hand weg und weckt mich aus meinen Träumen. Ich wandle auf dem steinernen Pfad zurück, übersteige wieder die Ketten des steinernen Passeio publico und schlendere von ihm hinweg nach der Spitze der Landzunge, wo sich das wenigstens von außen stattliche Gefängniß dicht am Wasser erhebt. Ich habe keinen Versuch gemacht, mir das Innere zeigen zu lassen, denn ich fürchtete (vielleicht mit Unrecht), es werde mir gehen wie den Leuten, die in gewissen europäischen Ländern behufs ernster Studien die Gefängnisse besuchen und denen man da nur alles hübsch Reingefegte und Weißgewaschene zeigt, das Interessanteste (und Scheußlichste) aber verborgen hält.

Ich lasse das Gefängniß rechts liegen und wandle nach dem südlichen Ufer hin, in dessen Nähe sich der Hügel jetzt wunderlich durchwühlt zeigte, als wohnten Kobolde hier, die aber nur unsichtbar oder in einsamer Nachtzeit geschäftig wären. Man arbeitete, wie es schien, gelegentlich daran, das Terrain hier einigermaßen zu planiren und ein etwas geregeltes Straßensystem vorzubereiten. Wo nun einige Hütten standen, deren Bewohner man noch nicht zum Abbruch zu nöthigen vermochte, da war das Gebreich ringsum abgestochen, sodaß die Hütten wie ein malitiöses Raubschlößchen oben auf einem steilen Hügel saßen. Neugierig, wo sich wol noch ein Zugang finden möchte, wanderte man unten ringsum und fand endlich richtig noch einen halsbrecherischen Pfad aufwärts, den man wohlweislich zu betreten unterließ.

Aus dieser Trümmerwelt wandte man sich weiter nach einem Flüßchen (Riacho) mit einer Brücke darüber und einem Häuschen dichtbei, wo Pfaffen wohnten. Im Flüßchen aber und am Ufer wimmelte es von waschenden Negerinnen, und jeder sonnenverbrannte Busch hing da voll reingeklopften, nicht reingeriebener Wäsche. Die schwarzen Weiberköpfe hockten da am und im seichten Wasser, niedergebückt, sodaß oft neben dem schwarzen oder grauen Wollkopfe so rechts als links ein schwarzes Knie emporstarrte, und bearbeiteten eifrigst die Wäsche mit einem Steine. Manche brasilianische Hausfrauen übernehmen hier Lohnwäsche, nur um ihre Negerinnen nutzbar zu machen.

Da schreitet eine hagere Pfaffengestalt im langen schwarzen Rocke den Pfad herab. Das Gesicht kommt mir nicht brasilianisch vor, es scheint aber aus den tirolischen Bergen zu stammen. Eine Negerin in der Nähe eilt hinzu und küßt dem heiligen Manne inbrünstig den Rock. Das ist schnell abgethan; dann hockt sie wieder bei der Wäsche und er schreitet weiter nach seinem Häuschen.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Struensee.

Wiederholt ist die Episode Struensee's in der dänischen Geschichte, seine angebliche Liebe zur Königin Karoline Mathilde Gegenstand der dichterischen Behandlung gewesen. In Trauerspielen und Romanen hat man den unglücklichen Mann, die jugendliche, vom Schicksal so grausam verfolgte Königin gefeiert. In Michael Beer's Tragödie, wie bedenklich es auch um ihre historische Wahrheit stehen mag, kommt der ideale Gehalt des Stoffs, der Kampf eines edeln, aber leidenschaftlichen und unerfahrenen Mannes gegen die widerstrebenden Gewalten der althergebrachten Sitten und Staatseinrichtungen, zur vollkommenen Geltung. Laube hat mehr das Phantastische und Abenteuerliche des Ereignisses darzustellen sich bemüht.

Seit kurzem sind zwei neue Werke erschienen, welche von durchaus verschiedenen Standpunkten die Schilderung und Aufklärung jenes blutigen Dramas versuchen: „Die Verschwörung gegen die Königin Mathilde und die Grafen Struensee und Brandt. Nach bisher ungedruckten Original-

arten und nach P. J. Klaman in selbständiger Bearbeitung von W. K. von Jenßen. Luich (Leipzig, Weßenbeck, 1864) und Christian VII. und sein Hof. Historischer Roman von Graf Adalbert Baudissin (sechs Bände. Hannover, Rümpler, 1863). Im allgemeinen beruht das Werk von Jenßen Luich auf den Veröffentlichungen des dänischen Geschichtschreibers Klaman, dem es anvertraut wurde, die Protokollen einzusehen und herauszugeben. Bis vor wenigen Jahren nämlich wurden diese Akten unter strengem Verschluß gehalten. Friedrich VI. der Sohn Karoline Mathildens, scheute, aus mißverstandener Pietät gegen seine Mutter, von deren Unschuld er nicht vollkommen überzeugt war, diese Papiere der Welt entziehen zu müssen. Christian VIII. der ihm auf dem dänischen Thron folgte, der Onkel jener Juliane Marie, die Karoline Mathilde gestürzt, hatte noch weniger Grund, Dinge bekannter werden zu lassen, die in jeder Auffassung einen Schatten auf das Andenken seiner Großmutter warfen; die bisher auf Kronberg unberührt und unangreifbar ruhenden Akten an Karoline Mathilde wurden auf seinen Befehl gänzlich beseitigt. Dem Verfasser erscheint es, als ist erst jetzt die Wahrheit über jene entsetzliche That enthüllt worden; insofern hat er recht, da die Veröffentlichung der Anklagepunkte und des ganzen Gerechtigkeit in höchster Weise bohnsprechenden Proceßverfahrens die stille Meinung, die jeder Unbefangene von der Unschuld der Königin wie Struensee's hatte, erst zur unumstößlichen Gewißheit erhebt. Dem Geschichtsforscher werden die Mitteilungen Klamand's stets unentbehrlich bei einer Darstellung der Regierung Christian's VII. sein, in der jener verhängnisvolle Zwiespalt zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark zum ersten mal zum Ausbruch kam.

Der Roman des Grafen Baudissin zerfällt in drei Abtheilungen: Karoline Mathilde, Juliane Marie und Hans Pogwisch. Der letztere, Hans Pogwisch ist ein schleswig-holsteinischer Edelmann, eine Phantasiegestalt des Dichters, der am Hofe des dänischen Königs etwa dieselbe Rolle spielt wie der Quentin Durward Walter Scott's bei Ludwig XI. von Frankreich. In rascher Aufeinanderfolge hat Graf Baudissin eine Reihe der verschiedenartigsten Schriften veröffentlicht; in allen offenbart sich uns ein Mann. Die schöne Form, die künstlerische Gliederung ist es nicht, die den Leser anzieht; ihn zeichnet die edle Gesinnung und ein derber, immer schlagfertiger Humor aus. Diese Seite seiner Begabung kann sich freilich in einem so tragischen Gemälde, wie es die Geschichte Struensee's ist, nicht entfalten. So herrscht denn im ganzen der Ernst und eine gewisse historische Trockenheit vor. Ihm selbst galt die Wahrheit mehr als die Dichtung, er gibt uns darum kein Gemälde, nur eine Holzschnitt-Illustration der Zeit und des Ereignisses. Seinem Vorbild Walter Scott strebt er redlich nach und erreicht ihn beinahe in der geschickten Verflechtung seiner Erfindungen mit den historischen Ereignissen. Bei ihm wie bei Walter Scott betrachtet der Leser die Welt nicht als ein Ganzes, er sieht sie zwergetheilt, auf der einen Hälfte lieben und leiden die romantischen Helden, auf der anderen üben die Staatsaktionen vor. Trotz Form des historischen Romans erhebt sich nicht über die Chronik, aber sie ist dem Talent des Verfassers die angemessenste. Einzelne seiner Schilderungen sind ergreifend und von einem tragischen Hauch durchweht; trotz auch dem Ganzen die künstlerische Vollendung, so ist doch die Anlage der Darstellung überall rühmend anzuerkennen.

Der Geschichtschreiber wie der Romantiker klagen sich in der Anklagung Karoline Mathildens, in dem Abscheu gegen Juliane Marie. Traurig genug, daß es eine deutsche Prinzessin war, die sich mit dem unsittlichen Günstling Struensee's befleckt, die vielleicht sogar die Königin, ihre Schwiegertochter, das letztere lassen. Juliane Marie, eine Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, war eine abgefeimte, heimtückische Natur. In zweiter Ehe hatte Friedrich V. von Dänemark sie geheirathet, aus seiner ersten Kommte ihm ein Sohn und Nachfolger Christian VII. der Sohn, den ihm Juliane gebar, thron auf immer von dem Throne ausgeschlossen. Eine Stiefmutter sieht selten ihrer Kinder, noch seltener, wenn sie eine Krone trägt. Nach dem Tode ihres Gemahls sah sich Juliane verdrängt, verstoßen, zurückgesetzt, der König und seine Königin, die junge Karoline Mathilde, eine englische Schönheit, welche die Schmeichelei damals wie vor ihr Maria Stuart das „schönste Weib Europas" nannte, hatten sie in Schatten. Das Kind heiter war ihr ein Dorn im Auge. Bösgesinnt von Natur, ein hartes Gemüth und ein Herz, hatte sie immer nur die Herrschaft geliebt. Manche jener kleinen Demüthigungen, von denen die Geschichte nichts erzählt, mögen allmählich auch die letzten Funken der Menschlichkeit in ihr ausgelöscht haben, daß sie endlich, zur Mörderin verwandelt, mit einem Kernschuß von dem Thurm der Christiansburg der greuelvollen Hinrichtung Brandts zusehen, und als daraus Struensee das Schafott bestieg, noch vor Vergnügen die Hände reiben und ausrufen konnte: „Ah da kommt der Dieb!" Und nach Jahren, als sie bei Kammerherr Suhm fragte, warum sie im Besitz so vieler prächtiger Schlösser, die schmucken Zimmer jenes Thurms zur Wohnung sich auserwählt, antwortete sie: „Aus den Fenstern dieses Gemaches habe ich meinen größten Feind auf dem Rabenstein liegen sehen." Wahrlich, die Furien, welche das Herz ihrer Feinde zerfleischen, finden sich nicht in dem Paris der Revolution allein, sie lagern zuweilen auch auf den Thronen. Einer solchen Megäre war weder Karoline Mathilde noch Struensee gewachsen. Bekannt ist, daß Christian VII. der mit sechzehn Jahren König wurde, von frühen Ausschweifungen entnervt, ohne Erziehung aufgewachsen, von schwachen Verstandes, bald nach seinem Regierungsantritt 1766, Handlungen beging, die seinen Wahnsinn offenbarten. Niemand aber wagte ihm,

dem absoluten König zu widersprechen; so suchte das Uebel von Tag zu Tag. Sein liebstes Vergnügen war es, sich mit seinem Hunde Gourmand und einem Negerknaben herumzubalgen, die Spiegel und die Möbeln zu zerschlagen. Unter diesen Umständen gelang es dem Arzte Johann Friedrich Struensee, als er einmal das Vertrauen der Königin sich erworben, leicht auch über den König Einfluß zu gewinnen.

Struensee ist in Halle geboren, der Sohn eines Predigers. Er studirte Medicin und folgte seinem Vater, als dieser 1757 einen Ruf nach Altona erhielt. Kurze Zeit nachher wurde der Vater zum Generalsuperintendenten der deutschen Herzogthümer Schleswig-Holstein ernannt; der Sohn richtete sich ein eigenes Haus zu Altona ein und die Regierung erhob ihn zum Stadt- und Landphysikus. Die Bekanntschaft mit einigen Edelleuten in Schleswig-Holstein war es, der er den Antrag verdankte, den König Christian VII auf seiner Reise nach Frankreich und England zu begleiten. Am 5. April 1768 erhielt er sein Patent als Reisearzt; er hielt diesen Tag für den glücklichsten seines Lebens und glaubte sich nun in der Stellung, für das Wohl der Menschheit wirken zu können. Ihn erfüllten philanthropische Ideen. Voltaire und Rousseau waren seine Lieblingsschriftsteller. Die Erziehung des baltischen Waisenhauses hatte ihm das Christenthum verleidet; er hatte pantheistische Anschauungen und verwarf die Lehre von der Unsterblichkeit. Dem König gefiel seine geistreiche Unterhaltung, die angenehmer Weise in der er sich zu geben wußte. Ohne eigenen Willen, ohne Kraft des Verstandes beugte sich Christian VII willig dem größeren Geiste. Mit der Königin in Einverständniß verbündet mit dem Kammerjunker von Brandt, der für das Vergnügen des tollen Königs sorgte und immer um ihn war, stieg Struensee vom Leibarzt zum Staatsminister auf. Wol ist er so recht ein „Narr des Glücks". Ihm fehlte zum Staatsmann die Ruhe, die Einsicht in die Dinge der Welt, die Unerschrockenheit. Wer umstürzen will, muß ein Mann sein. Im „Hauptumdrehen" wollte Struensee nicht nur den Hof, auch ganz Dänemark reformiren. Der Haß Juliannens, des Grafen Rantzau und Owe Guldberg's allein hätten ihn nimmermehr so schnell gestürzt, wie man ein Gartenhaus umbläst. Dieser Mann schwebte in der Luft, er hatte keinen Boden im Volke, keinen Anhalt bei irgendeiner Klasse der Bevölkerung. Die Edelleute empörten seine Decrete, welche die Abschaffung der Leibeigenschaft verkündigten, den Predigern der Hauptstadt erregten seine freigeistigen Anschauungen Entsetzen, die Soldaten erzürnte er durch Aufhebung der norwegischen Garde, die Matrosen durch Neuerungen, die er im Schiffsdienst einführen wollte. Wenn man die vielen Anordnungen und Ordonnanzen liest, die Struensee in der kurzen Zeit seiner Herrschaft, im Jahre 1771, ergehen ließ, so erkennt man in allen den wohldenkenden Mann, den Menschenfreund, der das Beste wünschte, aber zugleich den Schwärmer und Phantasten. Er strebte nach so vielem auf einmal, daß ihm nichts vollständig gelang, es ist doch, als hätte ihn stets die Ahnung beschlichen, seine Macht werde nicht von Dauer sein. Aber das Schlimmste war, daß er nicht den Muth hatte die Folgen seiner Maßregeln zu ertragen. Bei jedem Widerstand, auf den er traf, erschrak er; vor dem Druck der russischen Macht, der sich der frühere Minister Graf Bernstorff willig gefügt, wollte er Dänemark zu befreien, das Joch der Leibeigenschaft zu brechen und der finstern Orthodoxie der lutherischen Kirche entgegenzutreten, und vorher einem Meuterei-aufstand gegenüber die Flucht. Die Dänen liebten ihn nicht, da er ein Deutscher war, sein hochfahrendes Wesen verletzte den Hofadel, eine einzige Stütze hatte er — die Gunst eines blödsinnigen Königs. Als es den Verschworenen gelungen war, sich des Monarchen zu bemächtigen, war Struensee verloren. Die dänische Palastrevolution wurde in wenigen Stunden einer Januarnacht vollbracht, sie kostete keinen Tropfen Blut. Wol war das Ganze, Struensee's Glück und Fall, wie ein Traum. Bedarf es jetzt nach neunzig Jahren noch einer besondern Rechtfertigung der Königin, die des Ehebruchs mit ihm angeklagt wurde? Es war nicht die Liebe, die Struensee's Verderben herbeiführte, sondern seine politische Stellung. Nicht das Herz der Königin, den Einfluß, den er besonderte man ihm. Aber Karoline Mathilde, die seine Ansichten theilte, die als englische Prinzessin Dänemark von dem russischen Bündniß zu einem englischen hinüberzuziehen hoffte, mußte in seinem Sturz verwickelt werden; die Rache Juliannens forderte die Beschimpfung der Nebenbuhlerin. Zu entscheiden, wie weit die Freundschaft Karoline Mathildens zu ihm ging, wer will das unternehmen, wenn ihm nichts als eine durch die Folter erzwungene Anklage zu Gebote steht? Wäre Struensee stets nur der Leibarzt des Königs geblieben, würde es ihm nie als ein Verbrechen angerechnet worden sein, die Königin wärmer anzublicken, als es vielleicht dem Unterthan geziemte. Nicht seiner Leidenschaft wegen, er fiel dem Hasse der Dänen und des Adels zum Opfer, ein Reformator, der zu früh gekommen. Juliane Maria siegte über ihn, indem sie sich den ausschließlich dänischen Elementen anschloß, ohne, wie Graf Bandissin richtig bemerkt, zu bedenken, „daß die Elemente, denen sie die Herrschaft verschaffte, von der erlangten Macht vereint einen Gebrauch machen könnten, vor welchem die Souveränetät des dänischen Throns in den Staub sinken würde". Indem er so dem Dänenthum erlag, mag man Struensee nicht ganz mit Unrecht einen Märtyrer der Freiheit und der deutschen Sache nennen, der unter dänischem Henkerbeil starb.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Der zukünftige Congreß

Die Congreßfrage bewegt die Welt. Denn wieder scheint sie wie im Januar 1860 auf ein Entweder — Oder? auf Congreß oder Krieg? gestellt zu sein. Diese Abhängigkeit, in die Europa von einem Manne gefallen, den es so lange als einen Abenteurer verlachte, hat eine traurige, aber zugleich recht auch eine humoristische Seite. Der einst als Taschenspieler einen Adler über sich aufsteigen ließ, darf jetzt die gebeugte Wange der Königin von England berühren. Wenn der geniale Wurf die glücklichen Menschen der Zukunft darstellt, wie sie mit den Kanonen und Kronen der Gegenwart spielen, als wären es nützliche Dinge, wie wird einem zukünftigen Archäologen der dritte Napoleon erscheinen, der heute durch einen Neujahrsgruß morgen durch eine Thronrede Europa in einem Heerlager sich drehen läßt? Oder wird der Zauber des Geheimnißvollen schwinden, wenn das Räthsel der „modernen Sphinx" erraten ist?

Der Kaiser von Frankreich hat einen Zug von Goethe's Theaterdirector im „Faust". Er liebt es, sein Publikum durch Abwechselung und Ueberraschung zu unterhalten. Wenn einer halb und halb den Verstand eines ganzen Volks gerachtet hat, tragen auch seine Erfindungen den Stempel des Nüchtern. Ein Congreß ist immerhin ein Schauspiel, die Langweiligkeit zweier Wintermonate angenehm zu unterbrechen. Selbst wenn die Fürsten sich nicht zu einem Fürstentage in Paris zusammenfinden, um sich auch ihrerseits in der Kunst der parlamentarischen Debatte zu üben, so bietet ein Congreß von Gesandten und Ministern Ernstes und Heiteres wie ein Schauspiel Shakspeare's in bunter Mischung dar. Der Wiener Congreß, seligen Andenkens, war gar nicht so grau in grau, wie er in den Geschichtsbüchern mit seinen Protokollen steht. Im Gegentheil, wie viel ist auf ihm gelacht und gescherzt, geliebt und getrunken worden! Und kann das Wien von 1815 einen Vergleich mit dem Paris von heute aushalten? Die erhitzte französische Phantasie der Dichtergruppe um die Kaiserin wird Feste erfinden, die bisher nur in den Märchen von Harun Al-Raschid lebten; die hohe Frau wird das Ihrige in kostbaren und geschmackvollen Anzügen leisten und endlich Meissonnier, wie 1863 die Schlacht von Solferino, so 1864 den Congreß durch ein kleines und doch bewunderungswürdiges Bild verherrlichen. Ueber und unter dem Strich werden die Zeitungen Stoff haben, die Puzmacherinnen Arbeit und Frankreich an der Spitze der Civilisation einherschreiten". es singt nicht mehr die Marseillaise, sondern „On peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?" Alle Völker Europas sind die Mitglieder einer großen Familie geworden, der ewige Friede ist eingekehrt, die Roten von Malakow, Solferino und Puebla erhalten andere Namen, etwa Brüderlichkeit, Ruhe, Concordia, die „Afrikanerin" Meyerbeer's wird aufgeführt. Die stehenden Heere werden bis auf wenige Schutzmannschaften und die Bataillone, die man zur Bekämpfung der Barbaren in Mexico, Japan und Cochinchina braucht, aufgelöst. Der Traum des Plato ist verwirklicht. Des Plato? Hatte nicht Heinrich IV. von Frankreich einen Gedanken, der dem Congreßvorschlag Napoleon's III. wie ein Ei dem andern ähnlich sieht?

Es war in den schwülen Tagen vor dem Dreißigjährigen Krieg. In Belgien fochten Spanier und Holländer — die letztern ringend um Aechtheit, Glauben, Nationalität wie die Polen — in Italien war das Haus Habsburg bereit, die noch unabhängigen von ihm gebildeten kleinen Herrschaften zu unterwerfen, in Deutschland war der Streit über die Jülich-Cleve'sche Erbschaft ausgebrochen. Krieg oder Frieden? hieß es auch damals. Da faßte Heinrich IV. den Gedanken eines europäischen Staatenverbandes, auf dem, wenn man erst Ordnung geschaffen — Napoleon III. überträgt das in „Aeußerungen der Kaiser von Europa" — alle Klagen gütlich vor einer Art Areopag entschieden werden sollten. Derselbe Stein des Anstoßes, der heute diesen Plan hindert, that es auch damals: Oesterreich. Die Nationalitäten befreien, bedeutet das Kaiserreich der Habsburger zersprengen. Heinrich IV. rüstete sich zum Kriege, er war mit Holländern, den deutschen Protestanten, Venedig sicher; vielleicht hätte er den Punkt mit Schweden zu Stande gebracht, der später dem Cardinal Richelieu gelang, bereit, zu seinem Herrn abzureiten, trat ihn das Messer Ravaillac's. In Brüssel hat man der Kunde darüber mit den Glocken geläutet. Aus dem europäischen Congreß wurde nichts.

Kann sich im Ernst Napoleon III. in einer Gesetzgebungsversammlung eine Lösung der „schwebenden Fragen" versprechen? Wenn er zu Oesterreich sagt: „Ich verstehe auf" wird Italien und England nicht reden. „Ihre Kaiserin mit Rom" — und der russische Bär stellte freiwillig Polen loslassen? Der Krimfeldzug ist doch nicht sehr verlockend zu einem zweiten Versuch, den Krieg an der Themse zu führen. Wer beklagte nicht das Schicksal der Polen? Wer fände es nicht tragisch und herzenszerreißend, daß sich ein edler ritterlicher Stamm in englischen Kämpfen verblutet? Aber das ist das Elend der Polen, daß sie selbst mit dem nie zufrieden sein werden, was selbst Europa in Waffen für sie erringen könnte. Das Polen von 1772 ist unmöglich wiederherzustellen. Drei Mächte vereint die Gebieten des Adelandes, Rußland, Oesterreich und Preußen, würden schwerlich diese Polonia sich erhalten, deren Interesse vor-

gessen und den Polen und ihren Freunden ein zweites Ostrolenka, ein zweites Leipzig bereiten. Ein Congreß vermag mehr oder weniger feststehende Thatsachen anzuerkennen, dem factischen Besitz einen Rechtstitel zu verleihen, aber daß eine der großen Mächte auch nur einen Zoll ihres Landes zu Gunsten der „idealen Gestaltung Europas" abtreten würde, das sollte Napoleon III. glauben? Sein Congreß soll ein Schauspiel für Frankreich sein — ein Schauspiel, das dem Charakter der Franzosen gemäß nicht ohne Säbelgerassel und kriegerischen Trompetenstoß vor sich gehen kann. Aber, wird uns von Amerika herüber gewinkt, Napoleon III. ist der Antichrist, der bis 1870 die ganze Welt erobert haben wird. Bis 1870, in sechs Jahren? Das ist ein wenig viel für einen Mann, der sich seit lange nicht mehr zu den Jünglingen und den Stärksten zählt. Indessen, der Peter braucht keine Furcht zu haben, er wird hoffentlich das Jahr 1871 und mit ihm den Eintritt des „Himmlischen Reichs" erleben und in das irdische Jerusalem einziehen. Wie man also auch die Welt betrachtet, als Kaiser von Frankreich oder als ein eifriger Peter der Offenbarung des heiligen Johannes, das Ende der Wünsche ist immer — ein ewiger Krieg.

Im wiener Prater.

B. — Von einem mehr wohlwollenden als viel sinnigen Philosophen hörten wir einmal die Behauptung aufstellen, daß die öffentlichen Feste und Lustbarkeiten, bei denen alles Volk zusammenkommt, um sich zwanglosen Freude hinzugeben, nichts anderes seien als eine Ueberlieferung, ein Nachklang aus dem ewig heitern, goldenen Zeitalter der Profangeschichte oder dem Paradiese der Bibel. Ja er wollte aus der Schrift nachweisen, daß das Paradies nur ein ausgedehnter Lustgarten oder Prater gewesen sei.

Das Paradies dieses Weltwesen haben sich die Wiener mit großer Klugheit zurückerobert und nur der unangenehme Wechsel der Jahreszeiten setzt ihrem in seinem Genusse ein Ziel. Sobald aber die erste Lerche schwirrt, besteigt der alte Adam, d. i. der lustige „Wurstel", sonst auch „Kasperl" genannt, dieses Sinnbild eines unverbesserlich leichtsinnigen Ehemannes, seine Marionettenbühne und fängt unverzüglich Händel mit seiner Eva und mit dem Satan an. Aus der Stadt heraus stürmt alsdann — eine kleine Völkerwanderung — das heitere Wien, welches sich von der Arbeitsbank des heutigen Daseins auf die Bierbänke des wiedergefundenen Paradieses retten will. Und wenn wir profan genug wären, einen Vergleich zwischen Eden und dem Prater anzustellen, so müßten wir ihn unbedingt zu Gunsten dieses letztern entscheiden. Denn abgesehen davon, daß selbst paradiesische Früchte nicht zu vergleichen sind mit „Backhändl und Lagerbier", so fehlte auch dem Garten Gottes die eigentliche Würze eines Praters, nämlich Blech- und Instrumentalmusik. Auch ist es ein Vorzug, daß wir, statt in der zwanglosesten aller Volkstrachten unter den Herren der Wildniß kommen zu müssen, die werthe Bekanntschaft derselben im Prater vor wohlverwahrten Gittern machen können. Wir gehen daher sofort an die Beschreibung der zahmern Gattungen. Das Geschlecht der Vögel nimmt hier zuerst unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. In erster Reihe stehen die lustigen Vögel in ihren unzähligen Spielarten, die hervorstechendste derselben ist die der Zugvögel, das sind solche, die einen guten Zug haben; ihnen verwandt sind die Durch- und Wandervögel, die Geist und Gemüth erfreuend mit Musik und Gesang auf den Praterwiesen umherziehen. Von den Vögeln ist nur ein Schritt zu den Kriegern, unter denen die leichtsinnigen besonders stark vertreten sind. Die Verwandtschaft verfolgend, kommen wir zu den überaus zahlreichen Schmetterlingsarten, von dem zierlichen, in grellbunter Farbenpracht flatternden Eintagsvogel bis zu dem unruhig und unheimlich schwärmenden Nachtfalter. Ein bedeutender Vorzug aber, den wir genießen, während ihn Adam und Eva noch entbehrten, liegt in den vielen Sehens- und Merkwürdigkeiten, in den Panoramen und Kosmoramen, Marionetten-, Hunde- und Affentheatern. Und was erst würden unsere Urväter und -Mütter zu den mannichfaltigen Erlustigungen sagen, als da sind: Singspielhallen und Volkssänger, Gesangvereine und Wunderkinder, Athleten und Akrobaten, Carroussels, Ringelspiel und Rieseneschaukel? In besorgen wäre nur, daß die einfachen Fremdlinge das Eintrittsgeld in ihren Taschen nicht finden möchten. Ist es daher zum Verwundern, wenn die jüngste, christliche Generation Wiens mit der Bezeichnung des Paradieses — zum Leidwesen seiner Seelsorger — häufig den Begriff des weltberühmten Praters verbindet?

Der erste Eindruck, den der arglos Herankommende von ihm empfängt, ist der einer allgemeinen, schrecklich-schönen Katzenmusik. Verschiedene Musikbanden, unzählige Orgelmänner, Pfennigtrompeten, Pauken und Tremmeln, singende Burschen, kreischende Mägde mit lachenden oder weinenden Kindern scheinen sich zu einem kräftig ausgeführten Concert verbündet zu haben. Wenn auch die Praterwiesen Raum genug für die Ausbrüche der unruhigsten und feurigsten Geister bieten, so sammeln sich doch alle mit Vorliebe auf drei oder vier zusammenlaufenden Straßen, auf welchen sich Tag für Tag ein kleines Volksfest entfaltet, das an Sonntagen an Umfang und Inhalt gewinnt. Die Luft, welche man hier athmet, scheint trotz des Staubes und verschiedener Düfte, die nicht von den Rosen Saronas kommen, von einer allgemeinen Heiterkeit erfüllt. Auf diesen freundlichen Geist deutet auch die anmuthige Benennung „Wurstelprater". Nicht minder lieblich klingen die Namen der kleinen, theilweise in Laubwerk versteckten Praterhütten, „Buschenschenke" genannt, eine Fülle von Lebensgenuß verkündend: hier „Zur schönen Sklavin", dort „Zum Butterfäßerln", „Zu den

drei lustigen Bauern oder „Zur Weltgrube“. Der Gesang und das Gläserklingen aus lustig leichter Kreuzentempel rufen und die Worte eines unserer besten Poeten zu:

Die Menschheit ist jahrtausendsinnen
Trotz aller Maulwürfe der Armuth —
Das mit dem Leben vor dem Grabe
Man endlich Ernst zu machen habe!

Ja alles, von dem vierzehnjährigen Jünglinge der hier muthvoll den Kamin mit Bier und Tabakdunst anfüllt, und dem zweihundertjährigen, dessen Sympathien noch getheilt sind zwischen dem Tabak und Zuckerstengel, bis zu dem alten Pärchen, welches sich vor Arm in Arm nach einem ruhigen Plätzchen umschaut, wo es seinen in einem baumwollenen Taschentuche mitgebrachten Imbiß in Einfache verzehren kann — alles wird zum schönen Sinnbild von Schiller's „Lied an die Freude“.

Ein eigenthümliches Gepräge gewinnt die Volksmenge durch die verschiedenen, auffallenden Nationaltrachten. Der ungarische Hut und der czechische Schnürrock, das lange schlafrockähnliche Gewand des Juden und der griechische Fez, die zierlichen reinlichen Stiefeln und die weiten Leinwandhosen des kroatischen Bauern tauchen in buntem Wechsel in dem Getriebe auf, als sorgten sie absichtlich dafür, daß das Auge durch die einförmige moderne Tracht nicht gestört werde.

In den Unterhaltungen macht sich natürlich am meisten der „Hanswurst“ geltend. In jeder Stadt, in jedem bezauernen Winkel begegnet man dem beweglichen, raufluftigen Gesellen. Sein Publikum rekrutirt sich aus Bauern, Soldaten und Mägden und der Jugend vom vierten bis zum zehnten Jahre. In der That scheint dieses fruchtmäßige Parterre allein noch das rechte Verständniß für den Humor und die Eigenthümlichkeit der Darstellung zu haben. Man muß die kleinen Schelme beobachten, wie sie mit vorgebeugten, erregten Gesichtern allen Bewegungen des geliebten Wurstel folgen, bald lachend, bald staunend, bald laut auflauchzend und immer gespannt und theilnehmend. Sehen sie doch hier den Satan, dessen drängstigender Schatten hinter all ihren schlimmen Streichen steht, so sämmtlich geprellt und geprügelt, daß selbst in einem frommen Gemüth die Schadenfreude die Oberhand über das Mitleiden gewinnen kann. Der neuerungssüchtige Geist unserer Tage benutzt übrigens auch schon viele Puppentheater. Hanswurst begnügt sich z. B. nicht mehr mit seinem Weibe und dem Teufel; er muß jetzt sogar ein lebendes Kaninchen, einen jungen Hund oder eine abgerichtete Ratze zum Zeitvertreib haben.

Wahrhaft wohlthuend, von der echten Naivetät der alten Zeit durchdrungen, war dagegen die Vorstellung auf einer größern stehenden Marionettenbühne. Die Eigenthümerin derselben, eine stattliche Künstlerfamilie, verschwand beim Eintritt des achten Zuschauers mit Kind und Kegel hinter die Coulissen und improvisirte unverzüglich ein Spiel, welches aus Liebes-, Duell- und Kriegsperipetien bestehend, von einer ebenso ungewöhnlichen Phantasie als außerordentlichen Begabung in den Stimmmitteln belagter Familie Zeugniß gab. Einzelne Scenen hatten etwas unaussprechlich Pikantes. Mit welcher mechanischen Ruhe der Held des Stücks den Bösewicht erdrückt — mit welcher Gleichgültigkeit in den Mienen dieser den Tod empfangt, während seine jammernden Glieder das höchste Entsetzen ausdrücken sollen! Man vergißt ganz, daß man Puppen vor sich hat, und glaubt sich vor der langweiligsten — Hofbühne. Die Vorstellungen dagegen, denen sich an belebtern Tagen ein halbes Dutzend im Prater aufhält, hatten für uns weniger Anziehendes. Wir nehmen die große Singspielhalle aus, der man ein besonderes Kapitel widmen müßte. Auf den kleinen Bühnen dagegen scheinen die Darstellungen viel von ihrem alten derben Witz verloren zu haben — oder geht uns der Geschmack für diese volksthümlichen Späße ab? Zwei oder drei verdächtig aussehende Gestalten improvisiren hier, mit oder ohne Musikbegleitung, eine Tragödie, deren rothen Faden das aristokratische Zuchtmittel des Duellirens bildet, welches mit einer für das rauchende und biertrinkende Publikum sehr anziehenden Ausdauer gehandhabt wird. Unternehmende Geister haben auch hier eine Neuerung dahin versucht, daß der Lustigmacher auf einer Leiter das Tuch des Hausherrn, bei welchem eben gespielt wird, bestreigen muß, um seinem ihn verfolgenden Hausherrn zu entgehen und — auch die gefährliche Situation die Zuschauer anzulocken.

Im Schaukel- und Karrenspiele wird im Prater Erstaunliches geleistet. Man glaubt holländische Windmühlen zu sehen, auf deren Flügeln verzweifelnde Jungfrauen, welche sich von gräßlichen Verehrern zu dem gefährlichen Spiel haben verlocken lassen, die Luft durchfahren. Ebenso begnügt man sich im Karrenspiel nicht mehr mit einfachen Wagen und Pferden, sondern stellt einen vollständigen Eisenbahnzug mit entsprechendem Gefolge den Neugierigen zu Gebote.

Wir werfen noch einen Blick auf die weiter liegenden Praterwirthen. Wenige Stiere haben so freie, freundliche Sommerplätze für ihre Einwohner, und daß sie gehörig benutzt werden, dafür zeugt ein Blick auf die bunte, fröhliche Menge, die hier Tag für Tag in ungezwungenster Weise sich ergötzt. Kleine Wäldchen, umlaubte Gebüsche und hohe, vereinzelte Bäume geben auch zur Sommerszeit genügsam Schatten; daher ist nirgends zu befürchten, daß große Laiden oder murrische Feldwächter „das Betreten bei Strafe“ untersagen.

Karl Gutzkow's „Dramatische Werke“.

Mit dem Erscheinen des zwanzigsten Bändchens, welches die Tragödie „Nero“ enthält, ist die Sammlung der „Dramatischen Werke“ Karl Gutzkow's (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1863) geschlossen. Wenn

ſie auch manches weniger Gelungene und Verfehlte enthält, ſtellt ſie doch in ihrer Geſammtheit Karl Guzkow in die Reihe der erſten dramatiſchen Dichter unſers Volks. Ihm hat das deutſche Theater eine neue kurze Glanzperiode während der vierziger Jahre zu verdanken. Sein „Richard Savage“, ſein „Werner“ ſind es geweſen, welche die Bühne für die Senſation der Welt und des Herzens wieder erobert haben. Denn wie hoch auch die wiener Kritik Grillparzer ſtellen mag, wie bereitwillig jeder ſein lyriſches Talent und die ſchönvollendete, bilderreiche Sprache ſeiner „Sappho“ und „Medea“ anerkennt, ſo iſt ſein Einfluß auf das Theater doch ohne alle Bedeutung geblieben. Der dramatiſche Dichter muß außer ſeiner poetiſchen Begabung noch Eins beſitzen, das Verſtändniß ſeiner Zeit, ihrer Bedürfniſſe wie ihrer Wünſche. Oder glaubt man, das Publikum in Madrid habe bei Calderon's „Standhaftem Prinzen“ mit jenem Ausdruck „anſtändiger“ Langeweile geleſen, mit dem unſer Parquet ſelbſt den „Nibelungen“ von Hebbel zuſchaut?

In Guzkow's Dramen haben die Zeitgenoſſen zuerſt von dem empfunden, was auch ihr Herz tief innerſt bewegte. Der Zwieſpalt zwiſchen Philoſophie und Religion, der die Gegenwart trennt, hallt in „Uriel Acoſta“ wieder, wie gegen Moliere's Meiſterwerk ſo erhoben ſich auch gegen die moderne Wiſſenſchaft und Kunſt die Tartüffe, die „Falſchmünzer der Frömmigkeit“. Guzkow's poetiſche Kraft wurzelt im weſentlichen in der Form, die man am füglichſten mit dem Namen „Sittengemälde“ bezeichnen kann. Das Individuelle, das dabei doch ſeinen Schöpfungen den eigenen, ſie von allen „Realiſten“ unterſcheidenden poetiſchen Zug gibt, iſt die innerliche Welt, das reiche Herzensleben ſeiner Geſtalten. Nach vielen Seiten hin erſcheinen „Richard Savage“, „Werner“, „Otfried“, „Uriel Acoſta“, „Zopf und Schwert“, „Das Urbild des Tartüffe“ als die vorzüglichſten ſeiner Schauſpiele. Weniger iſt es ihm gelungen, die Geſchichte zur Poeſie zu verklären. Der patriotiſche Zug, der Sinn und der Ausdruck für das Erhabene, der nach Shakſpeare's und Schiller's Vorbild von der hiſtoriſchen Dichtung einmal unzertrennlich iſt, fehlt Guzkow zum Theil, er kommt, wie in „Pugatſchew“ und in „Philipp und Perez“, ſelten über eine an ſich treffliche und ergreifende Schilderung hinaus zu einer mächtigen und die Begebenheit in ihrem Kern auffaſſenden und widerſpiegelnden Handlung. Wenn aber ſein klares und ſcharf wägendes Verſtand vielleicht hier ſeiner Phantaſie Eintrag gethan, ſo verdankt er doch gerade ihm die beiden Luſtſpiele „Zopf und Schwert“ und „Das Urbild des Tartüffe“, die mit „Minna von Barnhelm“ auf dem Gebiete der höhern Komödie bisjetzt noch die einzigen Schätze unſers Volks ſind. Auf allen deutſchen Bühnen ſollten dieſe Stücke eingebürgert ſein, ſie würden gegen die immer höher anſchwellende Flut zuchtloſer Poſſen einen feſten Damm bilden. Die Mitwelt iſt nicht ganz gerecht gegen ein ſo außerordentliches, vielſeitiges Talent, wie es Karl Guzkow, überall bewährt, mit Vorliebe hebt ſie ſeine Schwächen hervor, bald verlangt ſie akademiſche Würde und Hoheit von ihm, bald wendet ſie ſich von ihm als einem „geiſtreichen“ und excentriſchen Schriftſteller ab; ſtatt zu genießen, was er ihr in ſo reichem Maße gibt, fordert ſie von ihm Schöpfungen, die ihm unmöglich ſind. Als ob man Pfirſiche von einem Pflaumenbaum brechen könnte! Aber die Leiſtungen Guzkow's ſind nicht an den vergänglichen Tag gebunden; ſolange noch Menſchenherzen in den Kämpfen des Lebens, in den Zweifeln zwiſchen Denken und Glauben ringen, werden auch ſeine Schöpfungen ihre Wahrheit und ihre tröſtende Kraft bewahren.

Für den Weihnachtstiſch.

I

Faſt in jedem Jahre pflegt die Verlagshandlung von Otto Spamer in Leipzig den Weihnachtstiſch der Jugend mit den anſprechendſten und reichſten Gaben zu ſchmücken. Nicht allein durch eine vorzügliche Ausſtattung, durch Zierden von Textbildern und Illuſtrationen, auch durch die Gediegenheit ihres Inhalts zeichnen ſich dieſe Bücher vortheilhaft aus. Die Naturwiſſenſchaften, Geſchichte und Biographie werden mit Vorliebe in ihnen behandelt. Die Gaben, die ſie diesmal bringt, ſind der dritte und letzte Band von „Rom“ von Dr. Wägner, der anſchaulich die letzte Periode des römiſchen Weltreichs vom Tode Cäſar's bis zu Romulus Auguſtulus' Abſentſetzung ſchildert. Als beſonders gelungen heben wir unter den vielen Illuſtrationen ein Textbild hervor, das Natale's Konſtantinsſchlacht trefflich wiedergibt. Der ſechste Band des „Buches der Reiſen und Entdeckungen“ erzählt „Die neueſten Entdeckungsreiſen an der Weſtküſte Afrikas“. Die Abenteuer des Franzoſen du Chaillu, die vor einiger Zeit in England ſo großes Aufſehen machten, bilden den Kern des Buches. Mittheilungen über die Fahrten von Ladislaus Magyar und Anderſſon ſchließen ſich an und vervollſtändigen das Bild. H. Stahl ſchildert in feſſelnder, poetiſcher Darſtellung „Das Leben des Waſſers in allen ſeinen Geſtalten und Formen“ von der Quelle führt er uns bis zum Weltmeer, in Eis und Schnee, als Regen und Niederſchlag läßt er uns das „Waſſer“ kennen lernen, das die Griechen als das beſte der Elemente rühmten. Am meiſten ſprach uns „Cook der Weltumſegler“ von Dr. Karl Müller an. Hier iſt Belehrung und Unterhaltung in vorzüglichſter Weiſe verbunden. Seit der Weltfahrt des Columbus hat keine andere die Theilnahme der gebildeten Völker in ſolchem Umfange in Anſpruch genommen und verdient als die Fahrten von James Cook und ſeinen Genoſſen. Die Phantaſie der Jugend wird auf das lebendigſte und würdigſte von dieſer Schilderung angeregt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Eliza.

Mister Phillips denkt immer — an — das —

Phillips.

Nein Miß Eliza — der Stolz — eines — armen —

Eliza.

Das Gewesene allerdings — aber nun — da wir ja wieder reich —

Phillips.

O nein Miß Eliza — wegen Ihres Reichthums — keineswegs —

Eliza.

Mister Phillips hat ein überaus gewissenhaftes Gedächtniß — aus Mitleid allerdings — möcht' ich denn doch auch nicht —

Phillips.

O Miß — in heiligen Stunden hatt' ich mir — gelobt — jetzt sind Sie wieder reich — um so weniger also darf ich — mir gelobt —

Harry (dazwischen tretend).

Gelobt hin, gelobt her! (Führt sie zusammen) Macht Euren Wettstreit mit einer mir noch nie vorgekommenen Zartheit des Ehrgefühls, nach der Hochzeit aus.

Vierte Folge. Erster Band. Nr. 49. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Der Erbe von Rabenfederhall. Waldnovelle von M. Veltheim. V. — Ueber Ursprung, Wesen und Geschichte des Duells. Von P. Philippson. — Strandgänge und Seebilder in Nordamerika. Von Theodor Vehsen. III. — Der deutsche Krieg. — Miscellen: Die entlarvte Krähe. — Wie machten die Kaschuben? — Perle aus der Natur. Rätsel VIII. — Für die Plauderstube VI.

Der Erbe von Rabenfederhall.

Waldnovelle von M. Veltheim.

V.

Der eintretende Förster war jener vertrauteste Sohn des Waldes, von dem Nadies gesprochen, Herr Friedrich Wilhelm Braun, ein kleines, blasses, laß behutsames Männchen, anzusehen wie ein trauriges, hinter irgendeinem Baume stehen gebliebenes krankes Blümchen. „Beliebter Kürze halber", so begann der von seinen hohen Jagdstiefeln mehr als billig bekleidete und in Anspruch genommene Mann, „erscheine ich in eigener Person, um Hochdenenselben zugleich zu Ihrer Ankunft und demnächstigen Besitzergreifung meinen allerunterthänigsten Glückwunsch zu vermelden! Mag, so sage ich, ferner Euer Gnaden sich als ein so wahrer Freund des Waldes erweisen, wie Hochdieselben, als wie man aus aller Munde hört, sich als ein wahrer Freund der Menschen, speziell gesagt, der leidenden Menschen erwiesen haben, und mögen Hochdieselben dasselbe Erbarmen, das Sie früher dem leidenden Kinde geschenkt, dem armen, hülflosen, einem jeden preisgegebenen Baume des Waldes schenken! Zugleich erlaube ich mir, Höchstihnen die betreffenden Holzgelder mit dreitausend siebenhundert und dreiundsechzig Thalern als Ertrag des Hiebes vom vergangenen Winter hiermit zu behändigen, zugleich herzlich beklagend, daß nicht mehr herausgekommen, was indes wegen mannichfacher Ursachen, deren hauptsächlichste jedoch der Raupenfraß, als welcher vor zwei Jahren anhebend und in hiesiger Gegend hartgesunden, vollkommen unmöglich erweisen, welchergestalt ich Euer Gnaden mit der Ihnen hiermit präsentirten, den heutigen Forstertrag repräsentirenden Summe begnügen und dem Forstetat Decharge werden ertheilen müssen, denkend, daß es ja bald besser werden wird, indem ja die Schonungen taxtzehn bis fünfundvierzig, die von den verderblichen Angriffen des schrecklichen Heerwurms, der furchtbaren Nonne und des Patschas der Kiefernwälder, der entsetzlichen Nichtsnutze, welche die Wissenschaft Gastropacha pini nennt, verschont geblieben und lustig heranwachsen und demnächst reichen Ertrag versprechen. Auch die Schonschälungen, die ich am Moderfee angelegt, machen immer, daß es eine Freude ist und daß mir das Herz aufgeht, wandle ich in ihren Schatten!"

„Es soll alles noch besser werden!" versetzte der Baron. „Lassen Sie mich hier nur schalten und walten! Ich bin ein Freund des Waldes und will ihn, soweit es in meinen Kräften steht, hegen und pflegen! Ich habe mich durch meine

Studien gewöhnt, einem Waldexemplar eine Bedeutung zuzuschreiben, die weit schwerer ins Gewicht fällt, als wenn lediglich von reinem Holzertrag gesprochen wird! Der Wald hat vor allen Dingen einen meteorologischen, einen atmosphärischen Sinn: in seinen rauschenden Wipfeln wohnt das Prinzip der Feuchtigkeit, durch dessen Erhaltung die Existenz alles Lebenden bedingt wird; und wie jedes Leben nur aus dem Ei entspringen kann, mag es nun wirkliches Ei mit Dotter und Eiweiß, mag es nun Saatkorn oder Samenkorn sein, so wird dem Ei selbst bis zum Lebendigwerden nur wohl in der feuchten Wärme, die eben im Wipfel wohnt!"

Der kleine Körner, als er solche Worte hörte, half eifrigst dem Baron bei nochmaliger Durchzählung des Geldes, das er in Ermangelung eines Tisches auf das Bein eines der hohen gotischen Fenster gelegt hatte. Dann aber, als er so weit gediehen, daß Hasse, die Richtigkeit der Summe anerkennend, dieselbe nicht ohne Behagen zu sich steckte, griff er mit beiden Händen in die wenigen Haare, die, ins Graue deutlich hinüberspielend, seinen armseligen Schopf zierten, wie um vor Freude über die geborgten Werte sich selbst daran in die Höhe zu ziehen; dann faßte er noch der Hand des Barons und sagte: „Heil! Heil, Euer Gnaden um die erlauchten Aussichten! Es freut mich wirklich aufrichtig, daß ich des Glücks theilhaftig geworden, Euer Gnaden gehorsamer Diener zu sein! Solchen Glauben, wie man zu sagen pflegt, habe ich in Israel noch nicht gefunden! Da hieß es nur immer von seiten Ihres Herrn Vaters, dem Gott verzeihen möge, daß er Sie so lange hat schmachten lassen in der Löwengrube des Lebens! da hieß es nur immer:

Braun, Braun!
Habt Ihr denn nichts zu thun?
Der alte Rabenvater braucht Geld!
Nur immer frisch geschlagen und gefällt!
Daß wir eine Lieferung können machen
Und den Gewinn nachher gehörig lachen!

Sie wissen ja, der alte Herr Baron sprach gern in Versen, wenn er bei guter Laune war —

Die Jungfrau Pastinak
Und der Hasenack
Ihren Verwandtschaft
Und Bekanntschaft
Laufet mit voll ein die Thür
Nach einem Stückchen Staatspapier.

„In der That", sagte der Alte, „lieber Braun, immer munter! Ein Stückchen Hochwald muß wieder herunter! Ich will von den fünfprocentigen Blitz-, Hagel- und Donnerwetter-Obligationen kaufen, die man jetzt zu vier und neun Zehntel bekommen kann! Selbige Papierchen sollen einst meiner auserkorenen Frau Haushälterin, der Jungfrau Pastinak, ebenso vorzüglich zu Gesicht stehen als der neue mit Edelsteinen ausgelegte Schildpattkamm, den ich ihr vor acht Tagen mit aus Rothheim gebracht und den sie, unter uns gesagt, lieber Braun, auf falschen Haaren trüge. Also munter, munter! Zugegriffen, Braun! Abgehau'n und abgekniffen! Schlagbar oder nicht! Mir gleich! Kann ich nur die Ansprüche der Dame meines Herzens, des in Rede stehenden Fräuleins — sie hat auch falsche Zähne, Körner! ein vulkanisirtes Kautschukgebiß! Aber stille, stille, Körnerchen! Nicht aus der Schule plaudern! — kann ich nur ihre Ansprüche befriedigen, so ist mir alles Andere vollkommen gleichgültig!" Das war der Kampf mit dem alten Herrn, Herr Baron! den diese Wetterhexe, diese weiland Jungfrau und ihr Anhang, in seinen Netzen verstrickt! Nun aber, als der alte Herr todt war, da hätten Euer Gnaden sehen sollen, wie mich der Herr Windmeier, der von Gerichts wegen bestellte Administrator, vornahm, um mich dazu zu bringen, den Forst zu devastiren und einen abnormen Hieb vorzunehmen! Aber ich habe ihnen die Wege gewiesen! Das Fräulein Pastinak, das mir einmal um den Hals fallen wollte — es war, nun ja, es war so um Michaelis vorigen Jahres —, habe ich mit der Heppeitsche bedient und selbiges mit Hunden vom Hofe gehetzt! Und dem Mosje Kretinus habe ich meine mit zwei Kugeln — das heißt in jedem Lauf zwei — geladene Doppelbüchse vorgehalten und so nur habe ich ihn mir vom Leibe halten können mit seinen verwünschten Vorschlägen! Einmal, da hätte ich ihn an den Galgen oder, da selbiger aus der Mode gekommen, aufs Schaffot, wo man mit dem Beil abgethan wird, bringen können: da verlangte er von mir in Windmeier's Namen, der es vertreten und die Verpflichtung für seine Vertretung zu Protokoll geben würde, die Abholzung des, wie Sie bereits wissen, vom Raupenfraß verschonten Jagens dreiundvierzig, um ein Adelgeld für eine Nichte der Großtante des Bruders des Fräuleins Pastinak und deren Frau Gevatterin Schwesternichte, die beide zusammen in den Stand der heiligen Ehe zu treten gewonnen, zu acquiriren. Und da sein Bitten und sein Beten bei mir anschlug, da hieß er mir mit Fug

Wein vor die Thür fahren und abladen. Er sagte, es wäre vom schönen Rhein, aber es war aus der schwarzen Hölle. Denn als ich es abzapfen wollte, da lief sämmtliches Geräth, das ich dazu verwendete: der Trichter von der Tonne, blau an, und als das Geflügel, welches auf meinem Hofe sich versand, von dem, was in das Gemünne gelaufen, genascht hatte, da war ihm sämmtlich Mann für Mann das Lebenslicht ausgeblasen, worauf ich denn erkannte, wes Geistes Kind der Mann, der mir den Wein schenkte, und sein Wein wäre, und sie beide in die Hölle wünschte. Das und Aehnliches, Mord und Todtschlag! habe ich dulden müssen um den mir anvertrauten Wald; denn wenn ich dem Windmeier nur um ein Haar nachgegeben hätte, so wäre es den Waldungen wahrscheinlich ergangen wie dem Schloßgarten, der, wie Euer Gnaden gesehen haben werden, in wahrlich entsetzlicher Weise, und zwar so verwüstet ist, daß sie sogar die Löwenfontaine, die doch gewiß eine seiner Hauptzierden gewesen, verschütteten!"

„Den Ausgedinger Schliecke, wie er sich nennt", fragte Hasse weiter, „können wir wol nicht billigen Kaufs los werden? Ich wünschte es trotzdem sehr; der Mensch ist mir in innerster Seele zuwider!"

„Das dürfte Ihnen in den Busch regnen!" entgegnete jener. „Schliecke ist wie das Fleckfieber, was ich hiermit erkläre: wer das einmal hat, der wird es sobald nicht wieder los! Er hat Ihrem Herrn Vater ob des Versprechens, das dieser ihm einmal in banger Stunde gegeben, genug zugesetzt und ihm sozusagen das Blut unter den Nägeln hervorgepreßt, um mehr und immermehr zu erhalten; aber trotzdem ist Schliecke ein sogenannter strebsamer Altdeutscher, der sein Platt so in den Tag hineinspricht, ohne sich allzu viel dabei zu denken! Er ist der Schlechteste wahrhaftig noch lange nicht, wenigstens nicht halb so schlecht wie der verwetterte Kretinus, der so, um mit beliebter Kürze zu melden, die ganze Gegend und alles, was darin kreucht und fleucht, moralisch infizirt hat! Ich habe den Kerl übrigens heute hier bei mir! Beliebter Kürze halber nämlich wollte ich den Herrn Baron hiermit bestens gebeten haben, den fälligen Kreisgerichtstag in höchsteigener Person abhalten zu wollen, und habe ich die betreffenden Lokalitäten gleich mitgebracht. Dazu gehört zunächst und vor allen Dingen, wie sich von selbst versteht, der bei allen Schmaus- und Gastereien unvermeidliche Kretinus, der mir trotzdem dadurch merkwürdig ist, daß er nie ein anderes Wild jagt und schießt als den ausgewachsenen Edelhirsch, demnächst einer seiner zahlreichen Vettern, ich glaube aber, es ist so ein Häschen, das die Pastinak geigt, der bei ihm wohnt und seine Skripturen besorgt; ein obligater dummer Junge, der es sich hat beikommen lassen, meine beste Sau zu schießen; zuletzt aber unter gemeinschaftlicher Freund, der Herr Ausgedinger Schliecke, der ab und zu seinen Appetit auf so ein Ziegenhäschen, so ein Schnecken der zweiten Hälfte des März nicht unterdrücken kann, wenn er nicht schon vorher seine Gilen berichtet, um mir meine besten Füchse wegzufangen. Beliebter Kürze halber würde ich mir unterfangen, Euer Gnaden den unmaßgeblichen Vorschlag zu machen, diesen Puschen trotz der von mir vorher ihm gehaltenen Lehrrede so hart zu bestrafen als nur möglich. Er hat mir im Dezember vorigen Jahres, als der tiefe Schnee lag, einen aus Fitznen herüber- und zu uns gekommenen Silberfuchs abgefangen, über dessen Verlust ich wahrlich so viele Thränen geweint habe, als die Bestie nur immer Haare gehabt haben kann! Das war ein Balg, den dieser Fuchs auf seinem Leibe hatte! Hundertmal habe ich die Kanaille vor dem Rohre gehabt und hundertmal mir im Geiste den kostbaren Pelz vorgestellt, den ich meinem Weibe daraus wollte anfertigen lassen, und immer wieder habe ich das Thier laufen lassen, bis dann endlich der verwünschte Strolch den letzten Bissen mit festgeschnappt und Meister Braun, wie so oft in seinem Leben, und zwar diesmal nicht beliebter Kürze halber, das fahle Nachsehen gehabt hat! Wahrscheinlich wird nun am ersten künftigen Weihnachtstage die Madame Schliecke in der Kirche zu Rabenfeld mit dem Kleinod paradiren, worüber sich meine edle Judith, wenn sie nicht so gut und vernünftig wäre, wahrscheinlich tödtlich ärgern würde!"

„Ehe Sie, Braun", warf hier Hasse ein, „die drei Lektionen, die mein Salomonisches Urtheil vernehmen sollen, eintreten lassen, mögen Sie von mir gebeten sein, doch ein Schmalthier zu schießen, womit ich meinen nothleidenden Advokaten zum Naturaldank für seine Leistungen beim Gewinn des eminenten Prozesses beschenken will!"

Der Förster machte eine Verbeugung und sagte, sichtlich erheitert: „Gewiß, Herr Baron! Und da jetzt gerade Schneeflockenzeit ist, werde ich mir erlauben, dem von Euer Gnaden dem wackern Rechtsgelehrten zugedachten Geschenk eine halbe

Mandel Waldschnepfen zuzulegen, um ihm auch meinerseits durch die That zu notificiren, wie sehr ich ihm dankbar bin, daß es ihm gelungen, die Wolken zu verscheuchen, die mit ihrem Dunkel die Sonne Euer herrlichen Gnaden uns zu entziehen drohten!"

Ein artiger Mann, der Förster, dachte unser Freund, als dieser den Saal verlassen, um die Jagddefraudanten hereinzubeten. Es ist fast unmöglich, noch obliganter zu sein. Eins aber steht darum fest: Es ist doch schön, Grundeigenthümer zu sein; über Feld und Heide zu commandiren und den Gerichtstag in die Tasche zu stecken. Will ich doch verwünscht sein, wenn ich die ganzen langen Jahre, in denen ich das Feld der Heilkunde bracken und seine nur zu oft tauben Aehren geschnitten habe, jemals eine solche Anzahl von Goldstücken in meinen beiden Taschen gefühlt und gezählt habe, als mir hier durch den braven Förster mit einemmal, wie wenn das so gar nichts wäre und sich ganz von selbst verstünde, bedeutet worden ist! Ich glaube, ich werde mich dergestalt in das Parenthesieren vertiefen, daß es mir sehr weh thun würde, sollte ich mit einemmal wieder anfangen, von der, wie die Väter der Medicin gesagt haben, goldenen und gesegneten, wie ich aber sage, bleiernen und verfluchten Praxis zu leben! „Und nun wird mir doch", so sprach er weiter, indem er seine Arme der im goldensten Frühlingssonnenschein glänzenden Gegend entgegenbreitete, „nun wird mir doch nicht mehr der Mangel an dem Mammon, das Gewimmel der von ihren unzähligen Leiden geplagten Menschheit den Genuß an deiner herrlichen Schöpfung verkümmern, o du mein Gott! Der du in deiner Allmacht wahrscheinlich deinen Wohnsitz so eingerichtet haben wirst, daß das Zetergeschrei und das Lamento dieser Erde zu dir nicht empordringen kann! Denn wäre dies möglich, so möchte ich wahrhaftig selbst nicht an deiner Stelle sein!"

Und so stand er da, der neugebackene Herr Baron, und betrachtete wohlgefällig seine Erscheinung in einem der zerbrochenen Pfeilerspiegel, die wirklich, wie sie war, bekleidet mit der kurzen, russischgrünen Pelerine mit den silbernen Schnüren, den enganliegenden weißledernen Hosen und den langen, schwerbeiperlten Reitstiefeln eine ganz stattliche zu nennen war, trotz des Grams, dessen Gewicht zentnerschwer so viel lange, bange Jahre, die die Zukunft im widerwärtigsten Bilde erscheinen ließen, über ihm gehangen hatte. Nicht ohne träumerisches Behagen entzündete er seine Havana an einer in dem Kamin übrig gebliebenen Kohle und so wandelte er, von Zeit zu Zeit in den Goldstücken wühlend, welche die Taschen seines Beinkleides strotzend füllten, auf und ab in dem riesigen Raume des freilich wunderlich genug verwüsteten Empfangsaals, heute zum ersten mal die Flut des Lichts, dessen unverhüllte Grellheit seinen von den Studien geschwächten Augen früher so unerträglich gewesen, mit Gleichgültigkeit, wenn nicht mit einem gewissen Behagen ertragend.

Der redliche Diener öffnete die Thür des Saals und schob eine lange Bank in das Gemach, die er sichtlich eben erst aus einigen tiefernen Brettern, die er irgendwo im Schlosse vorgefunden, wenn er sie nicht dem biederen Ausgeringer Schlicke gewaltsamerweise abgejagt, zusammengenagelt hatte. Demnächst aber kam nun der Förster mit seinen drei Forstern; zuerst die magere, ellenlange Figur des zur Zeit den Posten des Todtengräbers von „Waldstille Rabenfeld" bekleidenden Kretinus, unsers bereits oft genannten Freundes. Pechschwarze, kurzgeschorene Haare bedeckten den spitzen kleinen Kopf des 6½ Fuß reichlich messenden Mannes und reichten ihm fast bis an die Augenbrauen, die, finster und dämisch zusammengezogen, ihre tiefen Schatten über die dunkeln Augen warfen, die unruhig und begehrlich in ihren schmalen, weitgeschlitzten Höhlen umherrollten. Es lag eine unheimliche Hast in der ganzen Erscheinung, die zu dem sie begleitenden Ruf eines chronischen Forstdefraudanten und unverbesserlichen Wilddiebs, abgesehen von dem, was der Mann früher und eben noch als heimtückischer, rachsüchtiger Erbschleichergehülfe geleistet hatte, vortrefflich paßte. Der untere Theil des Gesichts war bewachsen wie der obere und eigentlich war nur die habichtartige, ungeheure Nase und die feinen, festgekniffenen Lippen von dieser Zierde frei, wobei noch zu bemerken, daß ein grauer, ganz spitzer Kinnbart, der das knöcherne Kinn verzierte, einen wunderlichen Contrast zu dem tiefschwarzen, ebenbelaubten Gesicht bildete, das ihm sonst eigen war. Die Angst, die Begierde, die Wuth, als ein zu der nichtbesitzenden Klasse des Menschengeschlechts gehöriges Glied geboren zu sein, funkelte in seinen Augen, lag in jedem Zuge seines Antlitzes und markirte sich namentlich durch das krampfhafte Zittern seiner weit bis über die gekrümmten Knie herabhängenden Hände, deren eine an ihrem

Zeigefinger mit einem Siegelringe von blutrothem Karneol, in einem maſſiven Reif aus ſchwerem Gelb gefaßt, geziert war, welcher Ring unterm beſtaubungsvollen Aermel ſeines Hauſe merkwürdig bekannt vorkam und allerlei jugendliche Erlebniſſe in ihm hervorrief, die, wenn auch nur dunkel, an ein periodiſches Zuſammenſein mit ſeinem Vater erinnerten. Kretinus war nur dürftig gekleidet; ein enganſchließender Rock von indifferenter Färbung, dem er längſt entwachſen und der namentlich an den Aermeln um eine „halbe Welt" zu eng und zu kurz zu ſein ſchien und dem biedern Weilburger ein außerordentlich confuſionirtes Anſehen gab, umhüllte die hagere, ſchmale Bruſt nebſt Unterleib. Dafür hat der untere Theil ſeiner Erſcheinung in einem Paar Stiefeln, die dem Baron wiederum außerordentlich bekannt vorkamen; die wenigſtens, was ihnen an Länge abging, durch Weite erſetzten, dergeſtalt, daß ſie urſprünglich für einen ganz andern als ihren gegenwärtigen Träger fabrizirt geweſen zu ſein ſchienen und gerade ſo ausſahen, als hätte Fräulein Paſtinak dem Herrn Kretinus ein Geſchenk damit gemacht. Eiſerne Sporen blitzten übrigens an ihren Ferſen und hatten jedenfalls das Silber vertrieben, das unter dem frühern Beſitzer ſich hier geltend gemacht und das der gegenwärtige Eigenthümer vielleicht beſſer verwerthet. Kretinus, Bruder Gemmiſar, gegenwärtig, wie bemeldet, mit dem Poſten des Todtengräbers von Rabenfeld betraut, war angeklagt, aus dem Jagen dreiundſiebzig Klaftern Buchenholz an den Branntweinbrenner Ferres zu Büchtingswalde unter der Angabe, daß dies Holz von ihm „beſtanden" erſtanden wäre, verkauft und den gegenwärtigen Pleuke-Eigenthümer zu deſſen Abholung veranlaßt zu haben. Demnächſt aber zwei Kronenthaler und ein Aeh (tragende Stücke) fälſchlicherweiſe erlegt und an den Superintendenten zu Rothheim zur Vermählung der Tochter Sr. Hochwürden mit dem Archidiakonus ebendaſelbſt verehrt zu haben. Ihm zunächſt ſtand in demüthiger Sünderlinie, aber apathiſch, keck und zutrauensvoll, unſer Freund, der Mann, der alles ertragen konnte, nur nicht in ſeiner Partie „Sec und bloß" ſich geſtört zu ſehen: der unverwüſtliche und unausrottbare Ausgeklinger von Rabenfeldthall, Schlicke, der den alten Papa aus dem Moderloch und ſo ihm das Leben gerettet. Er war angeklagt, eine Unzahl von Füchſen in ſeinen zahlreichen Eiſen gefangen zu haben, beim Fangen des letzten derſelben vom Förſter ſelbſt ertwicht worden zu ſein, demnächſt aber der Forſtdefraudation wie unbefugten Leſens von Eicheln und Buchennüſſen in letztem Herbſt, des Ausgrabens und Verkaufens von Weihnachtsbäumen, illegalen Grabens von Dachs- und Fuchsbauen in reichſter Zahl ſich ſchuldig gemacht zu haben.

Neben Schlicke ſtand eine in jeder Beziehung originelle Erſcheinung. Das war ein miſerables, kränkliches und erbärmliches Junge von kaum drei Fuß Höhe, mager und bedürftig ausſehend wie Noth und Tod. Aber ſein an und für ſich ſchon krankhaft und geſchwollenes Angeſicht war an der Seite der rechten Wange übermäßig angelaufen: hier war eine furchtbare Geſchwulſt. Es war, als hätte der arme Leidensträger an dieſer Stelle eine furchtbare Maulſchelle oder Ohrfeige bekommen. Und in der That war dem ſo. Die Idee von Junge, die wir vor uns ſehen, war jahraus jahrein damit betraut geweſen, die einzige magere Kuh und drei dürftige Schafe des Todtengräbers Kretinus auf einem dürren, dem Forſt von Rabenfeldthall zunächſt gelegenen Flecken aufgeſchwemmten Sandes zu hüten. Bei dieſem Geſchäft nun hatte er täglich beobachtet, daß eine wilde, furchtbare Sau, ein Monſtrum unter ihresgleichen, aus dem Forſt ausgetreten, dahergekommen und die wüſte, unfruchtbare Gegend noch mehr verwüſtet hatte, dabei unbändig ſchnaubend und den armen Jungen, der nicht einmal wie der kleine David eine Schleuder hatte, in Angſt ſetzend. Seitdem nun hatte der Junge eine Mandel mal mit angeſehen, als plötzlich der Gedanke in dem elenden Leibe wach und lebendig wurde, ſich an der verwünſchten Creatur, die ſich ſo ungeſtüm und entſetzlich benähme und ſo oft ſeine Pflegebefohlenen, die Kuh und die drei Schafe, zur Verzweiflung trieb, in entſprechender Weiſe zu rächen. Und ſo hat er es eines Tags nicht länger aushalten können, hat ſeinem Dienſtherrn und künftigen Anverwandten, dem langen ſchon außer Dienſt geſetzten gewaltigen Musketier, eines Tags ein unbeſchreibliches, ziehgeſchäftliches Gebäude geſtohlen, hat das Gewehr mit ſieben Kugeln geladen und wie nun das wilde Ungeheuer aus dem am Rande hochbeſtandenen Forſt gekommen, auf daſſelbe Feuer gegeben, daſſelbe leider getödtet, aber einen Schlag von dem wiederſpringenden Kolben bekommen, der ihn wahrſcheinlich für ſeine Lebenszeit von der Kuh geheilt, ein unberufener, mit unvollkommenen Mitteln verſehener Jägersmann zu ſein. Der Junge bereute übrigens aufrichtig die ſchon durch den mechaniſchen Zufall ſo

hart bestrafte Uebelthat und dicke Thränen rollten aus seinen Augen und nätzten die seine schwülstigen Wangen umgebende Binde. Freund Hasse faßte den Kretinus scharf ins Gesicht, während er den Schlesier und den armen Jungen kaum eines Blicks würdigte. Dann aber, eifrigst an seiner Cigarre saugend, sagte er, und was er sagte, schmeckte in der That nach gutväterlichem Bewußtsein; er begann also, indem er dabei scharf in die Angesichter derer blickte, über die er sein fürsterrliches Urtheil sprechen sollte, eine Rede, die wir im folgenden Kapitel berichten wollen.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Ueber Ursprung, Wesen und Geschichte des Geldes.

Von J. Philippson.

I.

Es gehört gewiß zu den erfreulichsten Errungenschaften der Neuzeit, daß unsere geschichtlichen Studien immermehr dahin zielen, statt der Staatsactionen uns die Culturgeschichte eines jeden Volks vorzuführen und alle dahin gehörenden Erscheinungen ins Bereich ihrer Forschungen zu ziehen. Zu den interessantesten Untersuchungen gehört es aber, eine geschichtlich begründete Wahrnehmung von dem stufenmäßigen Fortgang der Werthmessung beim Handel und Austausch der Producte zu liefern und den Bildungsproceß uns zu veranschaulichen, in dem die Menschheit, im allgemeinen wie bei den einzelnen Völkern, vom Tauschhandel bis zum Gebrauch des geprägten Geldes als Werthmesser gelangt ist. Die Münzwissenschaft, welche zunächst diesen Forschungen entsprossen, ist daher nicht als bloße Liebhaberei zu betrachten, sondern sie ist ein Glied des großen Ganzen, welches die allmähliche Entfaltung der menschlichen Geisteskräfte im Bereich des materiellen Schaffens uns verführt. Die Münzkunde bereichert unser Wissen, um die Kunst, die Industrie, den Handel, die Gewerbe und die religiöse Anschauung eines Volks in einer bestimmten Zeit kennen zu lernen; sie ist also ebenso nützlich wie nothwendig, um den Culturgang desselben uns vor die Seele zu führen. Diese ehernen Denkmäler sind dann unverfälschte Zeugnisse der Bildungsstufe des betreffenden Volks und seiner Beziehungen zu andern Völkern; sie geben einen Nachweis, wie sich die Völker zum volkswirthschaftlichen Leben überhaupt verhalten, wie Verkehr und Handel sie bedingt und wie sie ihnen entsprechen haben.

Von allen menschlichen Einrichtungen ist die Schöpfung des Geldes jedenfalls diejenige, welche den materiellen Zustand des Menschen, also auch der Gesellschaften, am wirksamsten gefördert hat; sie ist von gleicher Bedeutung für die materiellen Zustände wie die Erfindung der Buchdruckerkunst für die geistige Entwickelung der Menschheit. Denn wenn auch das Geld eine rein imaginäre Gewalt besitzt, die nur auf dem stummen Uebereinkommen aller Glieder einer Gesellschaft und wiederum der Mehrzahl der menschlichen Gesellschaften untereinander beruht, so ist es doch das einzige Mittel geworden, die den Menschen beherrschenden materiellen Bedürfnisse zu bewältigen und sogar seine sittliche Freiheit zu erweitern. Denn auf den Functionen des Geldes beruht die Theilung der Arbeit; es ist eine Waare, die jedermann annimmt, um sich alle die Güter zu verschaffen, welche das Leben erfordert, und bietet dadurch den bequemsten Maßstab aller Tauschwerthe dar. Wenn man nicht für etwas Ungenießbares, wie das Geld ist, willig vom Nachbar Lebensmittel bekäme, so müßte jedermann den Acker bauen oder Viehzucht treiben; bei solcher Aufgabe wäre dann jede höhere Entwickelung abgeschnitten. Es ergibt sich daher wiederum von selbst, daß wir überall da, wo sich eine Theilung der Arbeit vorfindet, wo sich eine Art Kastenwesen in der Gesellschaft ausgebildet hat, auch einem Dinge begegnen, welches den Werth irdischer Güter und Producte auszudrücken und ihren Besitzwechsel zu vermitteln vermag. Hierbei sind sehr viele Zwischenstufen denkbar. Man fing damit an, Product gegen Product, Vieh gegen Fleisch, Lebensmittel gegen Werkzeuge oder Putzmittel zu vertauschen, bis zuletzt örtlich das am meisten begehrte Product zum Ziel eines jeden Tausches wurde. Den Werth dieser Producte fing man an, nach Stücken oder nach dem Flächenmaß, nach dem räumlichen Inhalt oder nach dem Gewicht zu bestimmen. Man braucht nicht gleich bei diesen Vorzugsproducten an die edlen Metalle zu denken, denn es gibt beinahe keinen Handelsgegenstand, der nicht in obigem Sinne als Geld gedient hätte; aber nur wenigen solcher Producte vermag man eine solche Gestalt zu geben, welche ebenso gleichmäßig als Bescheinigung ihrer Güte wie ihres Volumens dienen könnte. Dazu bedarf man der Metalle, die sich prägen, d. h. den Werth aufdrücken lassen. Da nämlich der Tauschhandel mannichfachen Schwankungen unterliegt,

beſonders bei Gegenſtänden, welche zum täglichen Bedarf gehören, wie Vieh, Eſſen u. dgl., ſo mußte man bei zunehmender Civiliſation, bei dem ſich erweiternden Verkehr nach einem Werthmeſſer ſich umſehen, welchem dieſe Mangelhaftigkeit der Schwankungen nicht anhaftete. Einen ſolchen Werthmeſſer fand man an den edeln Metallen wegen ihrer Schönheit, Härte, Dauerhaftigkeit, leichten Schmelzbarkeit und beſonders weil ſie, durch ihre Verwendung im praktiſchen Gebrauch in beſtimmte enge Grenzen eingeſchloſſen, nicht durch Ueber- oder Unterproduction den Preisſchwankungen allzu ſehr ausgeſetzt ſind; die Menſchheit ſchuf ſich in ihnen das vollkommenſte Mittel, um die Theilung des Tauſchgeſchäfts in zwei getrennte Acte, in Kauf und Verkauf, zu bewerkſtelligen.

So ſchwierig es auch iſt, die allmähliche Entwickelung der geſellſchaftlichen Zuſtände innerhalb der fernern Menſchheit zu verfolgen, ſo zeigt die Lehrerin unſerer Entwickelung, die Geſchichte, daß das Geld, der Tauſchträger von Eigenthum und Arbeit, bei den meiſten Völkern, die überhaupt eine culturhiſtoriſche Entwickelung bekunden, das Endreſultat einer ſtufenmäßigen Entfaltung geworden. Doch iſt der Gang ein ſehr langſamer, denn ſelbſt in Europa iſt noch in einzelnen Theilen die reine Herrſchaft des Geldes bis heute nicht eingetreten, ſondern vielfach noch ein primitiver Zuſtand vorhanden. Am ſpäteſten nämlich werden die agrariſchen Verhältniſſe vom Geldweſen durchdrungen, indem der Herr von Grund und Boden erſt ganz zuletzt gegen ein Pachtgeld, früher aber gegen einen beſtimmten Werth in Tagearbeit (Frohnden) und Früchten (Zehnten) die Nutznießung einer Fläche einem Leiten gewährt und dieſer Naturalzuſtand erſt der Geldwirthſchaft weicht, wenn der letzte Reſt des Feudalweſens durch die Befreiung von Grund und Boden, durch die Ablöſung, ſchwindet. Ein ſolcher Zuſtand ſetzt aber auch voraus, daß die Geſitteten ſich in dem freiwerdenden Lande ausgedehnt haben, da ſie nunmehr vielfacher wie früher in Anwendung kommen. Jeder Uebergang von der Natural- zur Geldwirthſchaft bewirkt ein Einſtrömen des Geldes nach dem Schauplatz der vor ſich gehenden Entwickelung: ſie zeigt uns, daß die Freiheit nur gedeihen kann, überhaupt nur exiſtirt, wo materielles Wohlſein die Geiſteskräfte anzuregen, zu entwickeln und zu beſchäftigen verſteht.

Aus dieſen Andeutungen ergibt ſich ſchon, welch hohen geiſtigen Werth es für uns hat, der Geſchichte des Geldes nachzuforſchen, überhaupt zu wiſſen, auf welche Art die Menſchen dazu gelangten, ſich an dieſes Vermittelungsobject zu gewöhnen; denn Gewohnheit und das allmähliche Schaffen der Thatſachen, nicht der glückliche Gedanke ungemein hochbegabten Menſchen führte zur Entdeckung des Geldes, das Geld hat ſich gewiſſermaßen ſelbſt erfunden. Die edeln Metalle ſind aber die brauchbarſten Stoffe zu ſeiner Anfertigung; von ihnen kann man ſich leicht den ausreichenden Bedarf und Vorrath verſchaffen; denn wo der Vorrath ſich vermindert, tritt auch gleich ein anderes Gutsmittel ein, um ihn entweder zu beſchaffen oder ausgleichend zu vertreten. Die rohe Naturvölker den Werth des Geldes nicht kennen, da ſind ſie eben in der Cultur zurückgeblieben und haben noch dieſen Bildungsproceß durchzumachen.

Hirtenvölker werden immer den Werth einer Waare in Häuptern von Vieh ausdrücken, daher Plinius mit Recht bemerkt, „pecunia ipsa a pecore appellatur“, und dabei erzählt, daß König Servius Tullius die erſten Erzgemünzen mit Stier- und Widderköpfen habe prägen laſſen. Die arabiſchen Beduinen rechneten urſprünglich nach Kameelen, ſodaß ein Mann ihnen für 50 Kameele, eine freie Frau die Hälfte galt. Bei den Völkern im Kaukaſus hilft noch heute die Kuhe die Beſtimmung der Werthseinheit feſtſtellen. Bei den alten Deutſchen die Bußen nach Häuptern von Hornvieh oder Pferden gebräuchlich waren. So leben wir alle, daß ſolche Gegenſtände zum Tauſchhandel genommen wurden, welche den Hauptreichthum genügſam lebender Völker ausmachten; mit Vorliebe werden aber ſolche Gegenſtände gewählt, die ſich zugleich zur Ausfuhr nach fremden Landen eignen, durch die man dann Befriedigung derjenigen Bedürfniſſe erhält, die man ſich im eigenen Lande nicht verſchaffen kann. Die höchſte Function des Geldes und der Tauſchwerthe bleibt es immer, daß wir uns mit ihrer Hülfe in Beſitz des am ſchwierigſten Erreichbaren zu ſetzen vermögen. So war bei Stockfiſch im Mittelalter für Island eine Zeit lang die Werthseinheit aller Dinge und als einziges exportfähiges Product tauſchten es die Kaufleute Bergens bei der normanniſchen Bevölkerung ein; und ſo gibt es aus den Jahren 1414—26 einen Preiscurant für engliſche Gewerbserzeugniſſe, deren Werthe nach der Stockzahl der Stockfiſche beſtimmt wurden. Erſt als der Tabacksbau durch den euro-

päischen Consum gefördert wurde, hatten die Ansiedelungen Nordamerikas in Virginien ein Product, durch dessen Uebersendung nach der Alten Welt sie ihre Bedürfnisse von dort beziehen konnten, und erst als dieses Genußmittel sich ausbreitete, stieg die Auswanderung bedeutend, und in dieser Zeit (1618—20) wurde Tabak der Werthmesser aller von Europa zu beziehenden Gegenstände. Selbst die Ueberfahrtskosten heirathslustiger Damen bezahlte man dem Kapitän mit 120—150 Pfund Tabak! Weiter nördlich in Amerika wurden die Pelze und Häute gleich gesetzlicher Währung angenommen, mit bestimmten Werthen für Biber- und Otterfelle, welche als klingende Münze bei Zahlungen galten.

Aber nicht blos Productions- und Exportartikel, auch Luxusgegenstände für den häuslichen Gebrauch werden als Tausch- und Geldmittel verwendet. Im afrikanischen Sudan, wo das Salz so knapp ist, daß derjenige für reich betrachtet wird, der sich satt an Salz essen kann, bezieht man dasselbe aus den Salzseen von Palma, mitten aus der Sahara, und in der volkreichen Stadt Kuka am Tschadsee bezahlt man dasselbe mit einem Pfund Kupfer, Rotel genannt, welches aus 32 Kauris (einer Muschel, von der wir weiter unten sprechen) oder 4 Gabanas besteht. Diese Gabanas sind Baumwollenstreifen, welche abgemessen werden. Außerdem cursiren dort Hemden zu festgesetzten Werthverhältnissen, Gewehre oder Zinnringe als Scheidemünze, Geldkauf und Eisenstangen als großes Geld. In den Productionsgebieten cursirt dagegen das in Tafeln gepreßte Salz als Geld auf den Märkten, welche die Guaranihämmer Kumanas eingerichtet haben. Ebenso ist bei den Mongolen der Thee, in Ziegelform gepreßt, seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts als Geldmittel in Cours gesetzt. Das größte Umlaufsgebiet erreichte aber die Frucht des Cacaobaums in der Neuen Welt. Die Cacaobohnen galten im Reiche Montezuma's, auf der Halbinsel Yukatan, in Guatemala und in Nicaragua als Geldmittel. In größern Zahlungen in Beutel zu je 8000 Stück verpackt, bedeutete schon in der Hieroglyphenschrift ein solcher Beutel die Zahl 8000, und verdanken hier die Bohnen ihrer höhern Seltenheit, indem die Plantagen fern von den Verkaufspunkten des Verkehrs lagen und die Früchte bei mühsamer Cultur erst nach dem Tafellande gebracht werden mußten, wo man daraus Chocolade bereitete, welches Wort mexicanischen Ursprungs ist. Noch heute gelten die Cacaobohnen auf den Märkten Mittelamerikas als Scheidemünze, wie selbst Alexander von Humboldt bemerkte, daß die kleinste Silbermünze, der halbe Real, in Mexico für 72 Cacaobohnen zu haben war, als er die Gegend bereiste. In Yukatan kostet der Medio (2½ Sgr.) ungefähr 100 Bohnen, je nachdem die ursprünglichen Inwohner den Markt überfahren, welche ihre geringen Bedürfnisse sich zur Genüge durch Cacaobohnen verschaffen können.

So haben wir also gesehen, daß nothwendige Lebensbedürfnisse als Geldwerthe benutzt werden; den Uebergang zu den Metallen bilden aber eine Reihe von Naturproducten, die an und für sich unbedeutend sind, aber dennoch als vermittelnde Glieder dienen. Eine große Verbreitung genießt vor allem eine Porzellanschnecke, das Otterköpfchen, bei den Malediven in großer Zahl mit Netzen gesammelt und in Bombay und Kalkutta mit einer Rupie (ungefähr 21 Sgr.) für 5000 Stück bezahlt. Der morgenländische Name ist Kauri und sie wird schon von Marco Polo bei den Mongolen erwähnt sowie für die Portugiesen im 16. Jahrhundert bei den Negern von Congo und Benin als Zahlungsmittel einführen, um sie als Scheidemünze zu gebrauchen, wenn Geldkauf zu werthvoll war. Je mehr sie eingeführt wurden, desto höher wurde der Export des Palmöls, sodaß allein im Jahre 1853 3000 Centner zur Bezahlung desselben benutzt wurden. Der Werth der Tonne (20 Ctr.) wird auf 300 Dollars geschätzt; 2400 Kauris gehen auf 1 Dollar, 16 auf einen Kreuzer ebenso viel; 80,000 Stück machen eine Tonne aus. Je mehr die Muschel verdrängt, um so mehr eröffnen sich die Culturkasten des Sudan bis nach Borno dem Handelsverkehr; sie hat dabei den Vortheil, daß sie nie verfälscht werden kann, wenig abgenutzt wird und sich leicht antreiben läßt, um dadurch gleich Bändern zum Putz verwendet zu werden. Dieses Bedürfniß gibt ihr hauptsächlich den Werth und haben wir dies auch in andern Gegenden. Ehe der weiße Mann auf den Bancoinseln erschien, um für die Hudsonsbai-Compagnie weißere Decken als Zahlungsmittel zu bringen, bestand die Währung ebenfalls in kleinen länglichen Muscheln, die man in den Buchten des nordwestlichen Amerika zu fischen pflegte. Auch dort wurden sie zu Halsbändern oder zu Gürteln zusammengereiht.

Auch Glasperlen haben in dieser guten Gesellschaft der Geldwerthe weite Verbreitung gefunden und sind bis in die entferntesten Theile Afrikas ge-

drungen, wo man sie dem berühmten Vicinginne gern abnahm. Als dem großen Entdecker von einem Häuptling der Sundaneger eine Muschel an einer Schnur um den Hals gehangen wurde, erfuhr er nachher, daß zwei solcher Muscheln gleich einem Sklaven geachtet werden und fünf einem Elefantenzahn an Werth gleichkämen.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Spaziergänge und Rastpunkte in Porto-Alegre.

Von Theodor Belchers.

III.

In dieser Gegend war auch der einzige schwache Versuch gemacht, eine Baumallee zu pflanzen, und es war das natürlich nicht der Versuch eines Brasiliers, sondern eines Deutschen. Schatten suchte man aber auch hier vergebens, wenn man ihn nicht unter dem aufgespannten Regenschirm selber mitbrachte. Zudem ist der Weg über die maßen sandig und staubig. Man wendet sich daher bald links ab und betritt einen ganz und gar grünen Pfad, eine breite Heckengasse mit betrasetem Fußboden. Da ein Stück hinauf in dieser einsamen Gasse leuchtet auf dem Rasen etwas Weißes im Sonnenschein. Es ist ein Pferdeskelet. Wetter und Ameisen haben ihr Werk an dem Thiere beinahe vollendet, aber ein Insektenschwarm verräth schon von weitem, daß noch einige nahrhafte Stellen übrig sein müssen.

Die grüne Gasse führt mich hinauf nach der Barra, einer sehr geräumigen, nur von Hecken und einigen Häusern umgebenen Fläche am Ostende der Stadt. In der kühlern Zeit pflegte ich von hier aus öfters weit hinaus bis nach den Höhen, die da im Osten den Horizont begrenzen. Auch der Begräbnißplatz liegt in dieser Richtung, und zwar so weit von der Stadt, daß die Männer, die jemand die letzte Ehre erweisen wollen, nicht leicht zu Grabe gehen, sondern es vorziehen, zu Grabe zu reiten. Jetzt, unter der heißen Sonne, wage auch ich mich nicht ins offene Land. Ich gehe blos nach der entgegengesetzten Seite der Barra, steige da zwischen Gartenhecken einen Abhang hinauf und gewinne auf der Höhe eine der artigsten Umsichten, die man in unmittelbarer Nähe der Stadt haben kann. Hinter mir waldige Höhen, vor und unter mir die Stadt, rechts weit hin ein lachendes, mit Landhäusern geschmücktes Land und links die unabsehbare Wasserfläche, alles im heitersten Sonnenlicht.

Von dieser Höhe steige ich wieder hinab zum Ufer des Guaiba und gehe an diesem nach der Stadt zurück, nachdem ich, den äußersten Säumen der letztern folgend, die ganze kleine Landzunge umschritten habe.

Am Hafen, in der Nähe des Markts, wo meine Runde begonnen hatte, ist vielleicht soeben einer der Flußdampfer eingetroffen, dessen Passagiere man landen sieht, oder man schaut den Negern und Schiffern zu, die beschäftigt sind, die verschiedenen Producte der Provinz auszuladen. Hier sieht man gelegentlich auch noch ein Kanot aus Einem Stamm gefertigt. Man möchte das als Merkmal eines erst halbcivilisirten Landes betrachten; doch nein! dem widerspricht jene schwarzrothgoldene Fahne, die sich über einem der hübschesten Häuser im Wasser so prächtig entfaltet. Einen auf dem Guaiba herankommenden Deutschen kennte dieser Anblick um so mehr anheimeln, als doch an dem nämlichen Hause mit weithin erkennbaren Buchstaben das Wort Bier zu lesen ist. Das ist aber in diesem Falle nur ein nomen proprium, der Name des Hauseigenthümers, eines deutschen Kaufmanns. Bier getrunken wird unter den deutschen Farben indeß hier auch und zwar im „Tivoli", einer zur deutschen Schenke avancirten ehemaligen Ziegelei.

Das war nur einer der kleinern Spaziergänge und auch zu solchen brauchte sich hier nicht leicht jemand. Jedenfalls allein gehen mußte ich aber, wenn mich die mildere Sonne herab von der Stadt hinaus nach den benachbarten Höhen lockte. Dort konnte man sich auf waldigem Abhange einer köstlichen Einsamkeit erfreuen, und zwar zu jeder Tageszeit, namentlich aber in der Stunde, wo der große Pan schläft und deren süß melancholischer Reiz hier noch ein ganz anderer war als auf jenem Fuldaer Fleck. Kein Lüftchen regte sich; kein lebendes Wesen war sichtbar, ausgenommen etwa ein Schmetterling oder ein geschäftig um den Busch flatternder Kolibri. Man konnte sich, obwol dem bevölkertsten Punkte des Landes nahe, mitten in einer menschenleeren Wildniß denken. Dort blickt etwas durch die Büsche, gleich den alten Leichensteinen eines Friedhofs, es sind die zahlreichen, mehrere Fuß hohen Kegel, die von einer Termitenart jede Nacht aus Erde gebaut sind. Baumdick und mannshoch streckt sich da und dort der Cactus empor, der ebenso wie die zwar nicht seltenen, aber doch nur vereinzelt auftretenden Palmen daran erinnert, daß wir in einem der eigentlichen Tropenzone nicht fernen

Lande sind. Unten im Thal finden wir allerdings derartiger Merkmale noch weit mehr, namentlich die Bananen, die im Ueberfluß vorhandenen Orangen u. dgl. Sonst begegnet man dort auch mancher altvertrauten Erscheinung, z. B. dem Sperling, der mir ganz wie der unsere erschienen ist, obwol mir später ein zoologischer Freund bemerkte, ich könne mich getäuscht haben und der portalegrensische Sperling werde vielleicht merklich genug vom deutschen zu unterscheiden sein.

Ich kehre auf einer von der Natur geschaffenen Straße zurück, die am „Tivoli" vorüber nach der Stadt führt. Da treffe ich auch noch auf eine vertraute Erscheinung, es ist mein apoplektischer Freund, der einen Spaziergang macht und den ich nach einem halben Stündchen im Tivoli wiederfinden werde.

Am liebsten sah ich ihn indeß doch in seinem Armazem zur Zeit der Abendkühle, wenn der Quanba, so weit die Aussicht dahin noch nicht verbaut war, und das jenseits gelegene Land im letzten Sonnengold ruhte.

Als ich da eines Abends zu ihm trat, ging soeben ein Mann von ihm weg, mit dem er gesprochen.

„Das war ein Goldjude!" sagte er.

Was Goldjuden waren, wußte ich schon. Söhne Israels, die mit Schmucksachen handeln und meist aus den Rheingegenden, namentlich aus dem Elsaß, zu stammen scheinen. Ich habe sie oft und vielerfahren gesehen und desgleichen auch jung und grün, als Goldjudenembryonen, besonders in Ost, wo sie frisch aus Europa gekommen waren, um die goldene Laufbahn zu beginnen. Sie bereisen jenen Continent in allen Richtungen und scheinen besonders gute Geschäfte bei den teilab lebenden Negerdörfern zu machen, die viel Linsen und wenig Geschmack haben. Uebrigens hieß man sie im allgemeinen für rechtliche Leute gelten.

„Einen kannte ich", sagte Jobe Jäger, „der hat ein recht merkwürdig Schicksal gehabt, großes Glück und schweres Unglück rasch hintereinander. Er war auf dem besten Wege, nach und nach ein Kapital zu erwerben. Nun hatte er aber von den Schätzen gehört, die von den Jesuiten, als sie im vorigen Jahrhundert vertrieben wurden, vergraben worden waren."

„In den Missionen?"

„Ja! Dorthin müssen Sie noch einmal einen Ausflug machen, wenn Sie Zeit haben!"

„Wie, ich soll den Jesuitenschätzen nachgraben?"

„Nein, das nicht!" erwiderte Jobe. „Wird jetzt auch nichts mehr da sein. Aber etwas war noch da, das wußte mein Goldjude; Gott weiß, wie er's herausgewittert haben mochte, denn er war selber auch noch nie dort gewesen, wie er behauptete. Moses Reb hieß der Mann. Der kam nun auf seiner Reise nach den Missionen hier durch und war an mich empfohlen. Er war viel bei mir, ehe er nach Santa-Miguel ging, wo der Schatz liegen sollte, und er schien seines Geschäftchens dort ganz sicher zu sein. ‚Es ist nicht viel mehr da', meinte er; ‚die alten Eigenthümer haben's schon selber zu heben gewußt; aber ein Restchen von etwa hundert Centos ist noch dort versteckt, das haben sie übersehen und ich werde es zu finden wissen!' Ich mochte ihn auslachen, wie ich wollte, er ließ sich nicht irre machen und reiste ab. Danach waren verschiedene Monate vergangen, da hörte ich, daß in der Campagna ein Jude ermordet worden. Man hatte jedoch nur Spuren der Mordthat, nicht aber den Leichnam des Ermordeten entdeckt. Eine aufgefundene Brieftasche hatte bewiesen, daß der Ermordete Moses Reb hieß. Mir kam da gleich der Gedanke: er ist mit seinem Schatze auf der Rückreise gewesen und hat die gehörige Vorsicht vergessen."

„Erfuhr man gar nichts Näheres?"

„Warten Sie nur. Ein paar Wochen später bin ich abends allein; wer kommt da plötzlich zu mir? Der Moses Reb! Er war ganz abgerissen, halb verhungert und sah auch im Gesicht ziemlich verändert aus, aber ich erkannte ihn auf den ersten Blick. Ein Gespenst konnte es ja nicht sein. Da hörte ich denn, wie's ihm gegangen. Er wollte anfangs nicht recht klar mit der Sprache heraus, was die Schätze anlangt, dann sagte er mir aber alles. Er hatte Gold und Diamanten gefunden im Werthe von hundert Centos (ungefähr [illegible] Dollars). Wie er so genaue Kenntniß davon erlangt hatte, dies Geheimniß hat er mir nie verrathen. Aber jetzt war er bettelarm, er war um alles gekommen. Sie hatten ihn an einem Abend in einer Hütte, wo er auf der Rückreise übernachtet, überfallen, den Eigenthümer der Hütte und dessen Weib gebunden und geknebelt, wahrscheinlich nur zum Schein, denn die mochten selber mit den Räubern unter Einer Decke spielen, ihn selber aber hatten sie hinaus in den Busch geschleppt, geschlagen und für todt liegen lassen, vermuthlich um ihn später zu verscharren. Aber der schlaue Moses Reb hatte sich auf den todten

Phillips.

Eliza, liebſt Du mich?

Eliza.

Mein theurer George!

Frau Thompſon (halblaut).

Wie? Eines Bäckers Sohn?

Thompſon.

Die Wette!

Phillips und **Eliza** (umarmen die Mutter).

Theure Mutter!

(Hornfanfare, die ſich immer mehr ſteigert).

Thompſon.

Auf, nach London! Die Königliche Poſt wird uns in ſechsſpännigen Prachtwagen hinführen; und wenn die Hörner und Trompeten in ihrem luſtigen Schmettern Pauſe machen, dann wollen wir nachdenken über das Zauberwort, das uns den Reichthum würdig genießen und die Armuth edel tragen läßt. (Die Hörner hören auf.)

Nichols

(ſtößt Harry heimlich an, und macht mit Humor die Pantomime des Grabens).

Hieb nach seinem Kopfe gleich niedergeworfen und sich tot gestellt und so war's ihm gelungen, die Räuber zu täuschen. Es mußte ihm sauer genug geworden sein, sich fortzuschleppen und unentdeckt bis hierher nach Porto Alegre zu kommen, während er, der Gegenden unkundig, doch nur des Nachts reisen und sich bei Tage versteckt halten mußte. Aber er hat das alles möglich zu machen gewußt."

„Hätte er nicht lieber den nächsten bewohnten Ort aufsuchen sollen und —"

„O, so gescheidt wäre Moisés Reh auch geweien! Er wußte aber, mit wem er's zu thun hatte. Alle seine Papiere waren weg, er konnte durch nichts beweisen, wer er war, und den Anstiftern und Helfershelfern des Raubes mußte alles daran gelegen sein, ihn unschädlich zu machen, nachdem er ihnen lebendig entschlüpft war. Sie hatten selber geflissentlich das Gerücht von seiner Ermordung verbreitet und als mutmaßlichen Thäter einen fremden Mann bezeichnet, der so und so aussehen sollte, d. h. wie Moisés Reh selber. Ich glaube fast, ich könnte selber die Leute mit Fingern zeigen, die am meisten um die Sache wußten und die ihren Antheil am Raube bekommen haben von den Herren — doch ich denke, Schweigen ist's Beste; beweisen könnte ich ja nichts, und sie würden mich noch leichter zum Schweigen bringen, als sie den Goldjuden dazu gebracht haben. Anfangs redete ich ihm wol zu, er solle sich bei der Polizei melden, ich wolle seine Identität beschwören; aber davon mochte er nichts hören, und als er mir erst alles auseinandergelegt hatte, gab ich ihm recht. Es lag ihm jetzt nur daran, geschwind und sicher aus der Provinz wegzukommen. Das hielt schwer, aber es ist ihm doch gelungen."

„Sie waren ihm behülflich?"

„Was konnte ich viel helfen? Ich that, was ich vermochte. Genug, er kam glücklich davon und ich dachte immer, er sollte mir einmal schreiben; aber wer nicht schrieb, war Moisés Reh. Es war eine geraume Zeit seitdem vergangen, da kam eines Tags ein Freund zu mir, der in Santos Geschäfte gehabt hatte, und durch den erfuhr ich wieder etwas vom Goldjuden. Mein Freund war in Santos in die Cadea gegangen, um einen jungen Menschen zu sehen, der dort eingesperrt war und für den er sich interessirte. Da fügt es der Zufall, daß er unter einigen gefesselten Gefangenen, die mit einer Arbeit beschäftigt sind, den Moisés Reh sitzen sieht, der ihm auch bekannt war, den er aber für ermordet gehalten hatte. Er traut seinen Augen nicht und erkundigt sich beim Gefängnißbeamten. ‚Das ist ein Mörder', sagt man ihm, ‚der in Rio Grande einen Juden ermordet hat. Der Kerl will nicht gestehen, wie er wirklich heißt; er hat sich den Namen Moisés Reh beigelegt und behauptet, unschuldig zu sein. Er wird wol mit seinen gefesselten Füßen hier sitzen bis an sein Ende.' ‚Aber', sagt mein Freund, ‚ich kenne ja den Mann, es ist wirklich Moisés Reh selber, der ermordet sein sollte!' ‚Der sitzt alle hier, unschuldigt, sich selber umgebracht zu haben?'"

„Der Fall ist schon mehr als einmal dagewesen, seit die Weltgeschichte existirt", warf ich leichtfertigerweise ein.

„Mag sein", fuhr Jeão fort, „aber diesmal war der Fall wirklich passirt. Genug, es gibt ein Wort das andere, mein Freund erhält endlich Erlaubniß, selber mit Moisés Reh zu sprechen und erfährt da alles, was dem Goldjuden widerfahren, und wie alle Beweise, die er zur Feststellung seiner Identität beizubringen versucht, nur dazu gedient hatten, den von seinen Räubern wider ihn erregten Verdacht zu bestätigen. Zum Glück kannte mein Freund, der Freimaurer war, einige einflußreiche Brüder Maisons in Santos, die er von der wahren Sachlage zu überzeugen wußte und die sich denn auch für den Gefangenen ernstlich verwendeten. Der Erfolg war, daß man den armen Teufel in Freiheit setzte, aber zugleich aus dem Lande wies, denn man packte ihn auf ein segelfertiges Schiff, das nach der Westküste bestimmt war, und er wird sich wol gern hüten, Brasilien jemals wieder zu betreten."

„Aber konnte er nicht wenigstens nachher Lärm machen? Konnte er nicht in Rio —"

„Lieber Gott!" unterbrach mich Jeão. „Er kannte seine Leute zu gut und war zu gescheidt, um sich durch solche Schritte noch einmal zu gefährden. Nachricht habe ich nie von ihm bekommen; es wäre auch nicht gut gewesen, wenn er mir geschrieben hätte; doch hörte ich einmal, er habe drüben irgendwo an der Westküste ein Waarenhaus errichtet und sei wohlhabend geworden. Sein Goldjude verdirbt mir; die Kerle sind zäh wie die Katzen!"

Ich hätte gern genauer erfahren, wer die Anstifter des Raubes eigentlich gewesen, aber der redselige Jeão war in diesem Punkte schweigsam wie das Grab.

„Und es gibt also nun keine Schätze mehr in den Minen zu graben?“

„Nein! die Herren Jesuiten haben sicherlich alles selber gehoben — bis auf den letzten Rest.“

„Und dieser letzte Rest, der dem armen Meier [illegible] abgenommen wurde, ist wol gleichfalls —“

„Ich weiß nicht, was schließlich daraus geworden ist und mag auch keine Vermuthungen darüber aussprechen!“ unterbrach mich João mit einiger Ungeduld. Er glaubte offenbar bereits zu viel gesagt zu haben.

„Nun, möchten die Herren immerhin die Gold- und Demantschätze ihrer Vorgänger wiedergeholt haben“, bemerkte ich, „das wäre kein Verbrechen; leider nur sind sie auch schuld daran, daß weit größere Schätze, die bekannten Schwarzen Diamanten, unbenutzt im Boden dieser Provinz schlummern müssen. Denn solange jene Herren Missionare in ihrer Weise hier schalten und walten dürfen, wird sich nie in erforderlicher Zahl eine Bevölkerung hier sammeln, die geeignet wäre, jene Schätze auszubeuten.“

João seufzte beistimmend, sprach aber gleich darauf die Ueberzeugung aus, daß eine bessere Zeit ganz gewiß noch kommen werde. Die Herbeiführung dieser bessern Zeit erwartete er hauptsächlich von der Thätigkeit der Freimaurer. Er war nämlich selbst Maurer, und zwar so recht mit Leib und Seele. In traulicher Stunde war ich einmal thöricht genug, ihm die Geheimnisse der Maurerei abschwatzen zu wollen. Da kam ich schön an! All meine Beredsamkeit wirkte etwa so wie ein leichter Luftzug gegen den Zuckerhut von Rio. João war stellenweise und hörte all mein Geschwätz nur mit einer Mischung von strafendem Ernst und mitleidigem Lächeln. Wenn er einmal Schweigen für gut oder nothwendig hielt, so war ihm überhaupt kein Wort zu entlocken. Bezüglich der Räuber, über die ich, wie gesagt, gern Näheres gehört hätte, wurden weitere Fragen wahrscheinlich auch ganz vergebens gewesen sein, zumal da João schon ahnen mochte, daß es mir besonders um einen pikanten Stoff zu einer Novelle für das Feuilleton meiner Zeitung zu thun war. Diesmal fand ich auch keine Gelegenheit mehr zu Fragen, denn es erschien leider ein Freund João's, um einige Partien Sechsundsechzig mit ihm zu spielen.

Nun verlangte man sich vom Eingange des Armazem tief in den Hintergrund desselben, wo sich zwischen den übereinander gethürmten Kisten und Fässern ein trauliches Winkel fand. Da fand eine große Kiste, die diente als Tisch, und ein großer Bogen Papier, eine Nummer der Zeitung „Mercantil“, diente als Tischtuch und hatte schon lange und redlich so gedient, wie manche Spur von Flasche und Glas und mancher Tropfen der Kerze bewies, die hier in edler Einfachheit ihr wohlthätiges Licht spendete. Während João die Karten herbeiholte, mußte sein dienstbarer Geist, ein etwas verbutterter brasilischer Junge, Gläser bringen und die Flasche entkorken. Dieser Junge wurde übrigens zu allem Guten angeleitet, und wenn nichts aus ihm wird, so ist sicherlich João Jäger nicht schuld daran. Ueberhaupt bemerkte ich, daß auch jeder andere derartige Bursche, der etwa in Geschäften zu João geschickt wurde, eine kurze, aber eindringliche Vorlesung über das Thema „Ueb' immer Treu und Redlichkeit“ und namentlich die Mahnung zu hören bekam, seinem Herrn immer zu gehorchen und ihm mit gebührender Dankbarkeit und Achtung zu begegnen.

Da Sechsundsechzig meine Specialität nicht war, brach ich bald auf und tauchte hinaus in die wundermilde Nacht unter dem Sternenhimmel, der dort mit ganz anderer Pracht leuchtet als in der allezeit dunsterfüllten Atmosphäre unserer Breiten.

Solch ein abendlicher Spaziergang hatte unvergleichlichen Reiz, zumal wenn das Mondlicht auf Stadt und Gegend lag. Dann verdiente auch der Passeio publico einen Besuch, dessen Steine nun nicht mehr blendeten. Gesellschaft fand man indeß dort auch um solche Stunde nicht und darüber war ich nicht böse.

Dort, hinter der einen Seite des Passeio, steht eine Reihe sehr kleiner Häuser; eins der unansehnlichsten ist das „Einwanderungshaus“, wo ankommende Einwanderer, bevor sie nach den Colonien aufbrechen, ein erstes Unterkommen finden. Hinter dem geschlossenen Fensterladen dieses Häuschens sitzt noch, wie ein Lichtstrahl verräth, der Hausmann, ein deutscher Schuster und mein specieller Landsmann, der vielleicht jetzt noch fleißig schustert oder auch einen sehr langen Brief aus der fernen Heimat liest, worin man ihm das Neueste über die Schicksale der deutsch-katholischen Gemeinde zu Leipzig meldet, welcher er selber angehört hatte. Das alles weiß ich ganz genau, denn der Mann hatte mich gleich nach meiner Ankunft in Porto Alegre aufgesucht, und ich hatte ihn eines Abends auch wieder besucht in seinem Stübchen hinter jenem Fensterladen. Ich weiß auch, daß er sich schon einige hundert Milreis erspart hat und auf dem besten Wege ist, noch weit mehr zu ersparen, was alles bedeutet, wenn

er dem Leisten Valet sagen muß, wahrscheinlich der Kasse des „Deutschen Hülfsvereins" zugute kommen wird.

Soll ich anklopfen und eintreten? Ich kenne die Bereitwilligkeit, mit welcher er die Thür öffnen würde. Vielleicht würde ich ihn aber bei seiner letzten Tasse Kaffee stören — wenn heute nicht Theetag ist, das wäre auch möglich. Er ist nämlich auch sein eigener Koch, hat aber im Laufe des Tags wenig Zeit übrig; deshalb kocht er frühmorgens gleich für den ganzen Tag; gelüstet es ihn früh nach Thee, so kocht er solchen, muß dann aber auch genöthigt, den ganzen Tag nichts anderes als Thee zu trinken; ebenso ist's mit dem Kaffee; die erste Morgenstunde entscheidet in dieser Beziehung das Schicksal des ganzen Tags. Ich werde ihn heute lieber nicht stören, denn es ist schon spät und ich weiß aus Erfahrung, wie schwer ich loskomme, wenn er den Knäuel der Erzählung einmal lustig loszuwickeln begonnen hat. Es ist schon vorgekommen, daß ich da grausam sein und die Schere der Parze ergreifen mußte, um den Faden seiner Rede auerminterdurch zu schneiden.

Ich wandle verüber und wende mich rechts nach den einsamen Gassen, wo ich schon jede Pfütze, jedes Loch im sandigen Wege, jeden Stein des Anstoßes genau kenne, wo ein unerquicklicher Dunst, der den kleinen Kramläden, den „Vendas", entströmt, namentlich ein Gemenge von Negerund Branntweindunst, einen grellen Gegensatz zu der reinen Luft der Mondnacht außen bildet. Die Häuser werden seltener; es sind auch eigentlich nur noch Hütten, an denen man vorüberkommt, und bisweilen läßt sich ein Blick in das dürftig erhellte Innere auf ein Stückchen malerischer Misère thun. In all diese Höhlen könnte die Phantasie leicht genug allerhand Interessantes hineinzaubern, aber beim Näbertreten würde man nur Schmutz, Faulheit und elendeste Preis finden.

Dort an der Straßenecke ist eine schwarze Gruppe versammelt. Ein Neger sitzt am Boden und entlockt einer Strohharmonika matte und nicht wohlklingende Töne, die das Instrument nur ungern von sich zu geben scheint; ein anderer tanzt dazu, in der Hand die glimmende Strohcigarre, aus welcher er nur dann und wann einen mäßigen Zug thut.

Diese und ähnliche Gruppen lasse ich zurück und gehe hinunter, „wo die letzten Häuser sind", und bis ans Ufer, an das der mondbeglänzte Guaybu sanfte Wellen anrollen läßt.

Man wandelt hier allüberall, auch mitten in der Nacht, in vollkommener Sicherheit. Einst war das freilich anders. Es wurde häufig erzählt, wie man in einer gewissen, nicht sehr weit zurückliegenden Zeit auch in Porto Alegre nachts nicht ohne Begleitung und unbewaffnet habe über die Straße gehen dürfen; dem harmlosen Wandler sei da oft plötzlich eine Gestalt in den Weg getreten, die ihm ein blankes Messer mit der artigen, aber determinirten Frage entgegengehalten: Quanto vale esta faca? („Wie viel ist dies Messer werth?") Der Befragte habe dann wohlgethan, ungesäumt eine befriedigende Antwort zu geben, etwa: „Eine Unze!" und ebenso schnell das Geldstück herauszureichen. Glück genug, wenn er mit einer Unze (ungefähr 22 Thaler) davonkam.

Aber das waren jetzt, wie gesagt, tempi passati; man erzählte nur im Gefühl vollkommener Sicherheit noch gern davon, ebenso wie von den wilden Scenen jener Revolutionszeit (1834—41), in welcher auch Garibaldi hier eine namhafte Rolle gespielt und wo sich die Provinz Rio-Grande do Sul gleichsam versuchsweise, zur Verübung, von Brasilien losgerissen hatte. Die friedliebenden Leute, d. h. die überwiegend große Mehrzahl der Einwohner, wünschen zwar einen zweiten derartigen Versuch nicht, glauben aber an deren Eintreten über lang oder kurz und auch an das Gelingen. Dann würden freilich wieder wilde und tolle Tage für das Land unausbleiblich sein.

Nachdem ich einige Schritte am Ufer gewandelt, wende ich mich wieder aufwärts nach dem Mittelpunkte der Stadt, wo an dem schon erwähnten Platze die Kathedrale, das Theater und der Palast des Präsidenten steht. Wäre die Stunde nicht schon zu weit vorgerückt, so könnte ich hier einen schönen Zapfenstreich hören. Die Musiker sind Neger, die ihre Sache recht gut machen. Die große türkische Trommel und Becken dürfen aber bei solcher Musik nie fehlen.

In einer Zeit des Jahres wenigstens ist dieser Platz jedoch sehr belebt bis tief in die Nacht, nämlich zu Pfingsten, wo man einen schwachen Anlauf zu einem Peitschiesse nimmt und wo hier an einigen Abenden hintereinander ein Feuerwerk abgebrannt wird, das freilich nur etwa den Kunstansprüchen der Negerweiber genügt. Der eigentliche Glanzpunkt desselben ist der Heilige Geist, der aus einer Oeffnung des Kirchthurms in Gestalt eines großen geflügelten Sprudelteufels herausgezogen kommt, nach der Szene des Feuerwerks fährt, dort etwas Prasselndes und Glänzendes

anzündet und dann auf der sichern Bahn seines Trabis wieder nach dem Kirchturme zurückreitet.

Gleichzeitig findet unter einem dann errichteten Zelte eine Versteigerung von allerlei Gegenständen statt; man kann da z. B. ein Huhn, eine Torte, einen Hammel, allerhand Kleinigkeiten, auch wol eine Apfelsine ersteigern und für letztere, die sonst hier so gut wie nichts kostet, mehrere Thaler bezahlen, denn die Bietenden treiben einander gern in die Höhe. Ich habe vergessen, ob der Ertrag dieser Versteigerung zur Bestreitung der Festkosten oder zu einem andern Zwecke bestimmt ist.

Von Zelten und Buden für eß- und trinklustige Leute ist hier bei solcher Gelegenheit keine Rede. Die farbige und weiße Bevölkerung steht, sitzt oder wandelt auf dem Platze umher, wo zu einer oder zwei kümmerlichen Palmen, die daselbst, noch einige andere (wie bei uns Maien) aufgepflanzt sind, die man anderswo abgehauen hat. Der Neger raucht seine Strohzigarre, die Negerin kaut etwas essende Torte (Zuckergebäck) und der unbefangene Zuschauer fragt sich, was denn wol Obrigkeitthum und Kirche hier wären, wenn nicht einst jemand den gescheidten Einfall gehabt hätte, das Pulver zu erfinden? Er kommt bald zu der Ueberzeugung, daß die herrlich gestirnte laue Nacht das Beste an der ganzen Festlichkeit sei, aber nur in einiger Entfernung vom Platze des Festes genossen werden könne.

Heute ist der Platz so still und leer wie alle die Straßen ringsum. Ich schlendere weiter, gelange wieder ans entgegengesetzte Ende, nach der Porta, und dann nach der Höhe, wo die Santa-Gaia steht. Wie klar alles im Mondenlichte liegt! Denn auch das finde ich hier auffällig heller als in der Heimat, ebenso wie das Sternenlicht, das bei uns kaum in sehr klaren Frostnächten einen so lebhaften Glanz zeigt.

Trotz der lauen Luft fühle ich mich jetzt recht lebhaft an eine solche deutsche Frostnacht erinnert. Das weiße Mondlicht läßt mir die beglänzte Fläche denken, die sandige Straße, die nahen und fernen Gebäude ringsum wie beschneit und bereift erscheinen und dort aus der Tiefe höre ich einen mit Ochsen bespannten Wagen mit seinen ungeschlachten, nur aus Holz bestehenden Rädern mühselig heraufknarren; dieses schreiende Knarren der ungeschmierten Räder (das seinen großen Nutzen hat, wie die Leute behaupten, denn die Ochsen würden vielleicht kaum vom Flecke zu bringen sein, wenn sie's nicht hörten) klingt genau wie bisweilen bei uns das Knarren der Wagenräder im hartgefrorenen Schnee. Ich denke gern an den langentbehrten Schnee; er fehlt mir und ich empfinde es als einen Uebelstand, daß es hier keine laublose Jahreszeit gibt.

Ich wende mich von der freien Höhe wieder abwärts in die Straßen, die wirklich so lautlos ruhen, als wäre das Ganze eine Stadt der Todten oder alles in einen Zauberschlaf versunken. Doch nein, es gibt noch lebende Wesen! Da dringt wieder das matte Geiön der Strohbarmonika aus der Hütte eines Negers, woran sich der einsame Bursche vielleicht noch stundenlang ergötzt. Ich bleibe stehen und lausche einen Augenblick. Ueber die Gartenwand neben der Hütte ragen zwei Palmen empor; gerade ebendrüber steht das Kreuz des Südens; weit unten vom entgegengesetzten Ende der Straße her tönt ein etwas melancholischer Gesang; es ist eine Mädchenstimme und die Melodie ist: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus." In der lauen Nacht, unter Palmen und unter diesem südlichen Himmel macht diese deutsche Weise einen recht eigenthümlichen Eindruck auf mich. Ich gehe der Stimme nach, ich will das Haus entdecken, aus dem sie dringt, aber bevor mir das gelingt, ist plötzlich alles wieder still.

Es wird Zeit, daß ich selber zur Ruhe gehe. Die Rua da Praia, wo ich wohne, ist bald erreicht. Ich öffne die Hausthür, und nachdem ich eingetreten, merke ich auch sogleich, daß ich heute der letzte Bewohner bin, der nach Hause kommt, denn schon auf der Treppe höre ich ein fürchterliches Schnarchen, welches das ganze Haus durchdringt und dessen Urheber José, der Neger, ist (ein Mann aus königlichem Stamm!), der sich irgendwo in Corridor oder Veranda auf seiner Matte schlafen gelegt hat.

Der deutsche Krieg.

Griechenlands Schicksal ward für immer durch den Peloponnesischen Krieg entschieden, in ähnlicher Weise brachte der Dreißigjährige Krieg Deutschland zu zertrümmern und zu einer Beute der Fremden zu machen. Daß dies nicht geschah, kann wenigen unsern Tugenden als der günstigen Fügung des Geschicks zugeschrieben werden, die im Norden und Süden unsers Vaterlandes zwei kriegstüchtige und mächtige Staaten, Brandenburg und Preußen, geschaffen, denen zwar nichts am Bestehen Deutschlands, aber alles an ihrer eigenen Bedeutung und Vergrößerung lag. An ihnen baute sich die Kraft französischer, schwedischer, türkischer Angriffe. Das äußerste Verderben, der Untergang unserer Selbständigkeit und Nationalität, traf uns nicht. Unsere Sprache und unsere Sitten gingen nicht unversehrt aus einem so furchtbaren Kampfe hervor, aber ihr Kern blieb uns rein erhalten. So ist aus der deutschen Vorgeschichte die Erinnerung an diesen Krieg denn auch die lebendigste. Man kann mit Recht behaupten, daß alles, was vor der Reformation und diesem Kampfe liegt, aus dem Andenken des Volks geschwunden, das Mittelalter, die Kaiserzeit hat für die Massen keine Wesenheit mehr, wie ein Traum schwebt es ihnen in den Gebilden der Dichter unverstanden vorüber. Friedrich Barbarossa lebt ein besseres Leben im Kyffhäuser, denn als historischer Held bei Mailands Zerstörung oder in der Schlacht von Iconium. Andere Luther, Karl V., Wallenstein, Gustav Adolf, das sind auch für uns noch Menschen von Fleisch und Blut, populäre Gestalten. In ihnen findet der Dichter zweifellos einen ebenso dankbaren als ergreifenden Stoff, und die Vorliebe, mit der wieder und wieder ihre Schicksale versucht wird, bedarf keiner weiteren Erklärung.

Kurz nacheinander haben Mellstab in seinem Roman „Drei Jahre von dreißig“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1858), und Heinrich Laube in „Der deutsche Krieg“ (Leipzig, Hässel, bisher vier Bände) uns ein Bild jener bewegten Zeit entrollt. Der Tod hat Mellstab vor der Vollendung seines ganzen Plans dahingerafft; denn wie wir von denen, die ihm nahe standen, wissen, beabsichtigte er, noch andere Teile des Kriegs poetisch zu gestalten, wie er es mit der Schlacht am Weißen Berge gethan. Auch der Roman Laube's ist weitschichtig und weitsichtig angelegt. Was uns vorliegt, stellt ebenfalls nur den böhmischen Aufstand dar. Von der Verschiedenheit in Form und Ausdruck beider Werke ganz abgesehen, tritt ihre entgegengesetzte Auffassung am schärfsten in der Wahl ihres örtlichen Mittelpunkts auf. Für Mellstab ist der entscheidende Ort Prag, für Laube Wien; der erste steht auf dem Standpunkt der gleichzeitigen Chronisten, denn sie reden nur von Böhmen, nicht von Oesterreich, der zweite bringt die moderne Anschauung eines Gesammtreichs, einer Hauptstadt mit. Während Mellstab das Romantische, Malerische — um es mit einem Wort zu sagen, das man nicht mißverstehen möge — die Breite und Höhe der Begebenheit zu schildern versucht, erscheinen bei Laube mehr die innern Beweggründe. Die Charakterisirung der Parteistellungen ist die Hauptaufgabe, die er sich gewählt. In den „Drei Jahren von dreißigen“ handeln die böhmischen Männer, die Thurn und Schlick, Friedrich von der Pfalz und seine Gemahlin Elisabeth Stuart; der Held Laube's ist ein sächsischer Junker, Hans von Starschädel; die Abenteuer, die ihm begegnen, liegen so weit ab von dem Dreißigjährigen Kriege, daß man sich verwundert die Augen reibt, wenn dann plötzlich Wallenstein, Kaiser Ferdinand und Pater Lamormain in den Gemächern der Hofburg auftauchen.

Hat Onno Klopp's Buch über Tilly Einfluß auf Laube's Auffassung des Ereignisses geübt? Oder ist er selbst bei „blasirter“, nur verständiger Kritik, der mit einem seiner Helden glaubt, „daß der jetzt ausbrechende Religionskrieg in den Ländern des heiligen römisch deutschen Reichs im Grunde gar kein Religionskrieg sei und werde, sondern daß nur Religionsvorwände benutzt würden zu politischen Zwecken“? Neu ist diese Anschauung nicht; ein Mann, den man nicht leidenschaftlicher Aufwallungen beschuldigen wird, Leopold Ranke, hat sie in seiner Kritik Dorta's entschieden zurückgewiesen und ihren Irrthum aufgezeigt. Dorta wollte in den französischen Hugenottenkriegen nur die Kämpfe politischer Parteien sehen, ein Blick auf die St. Bartholomäusnacht und das für im Vatican verherrlichende Fest genügt, das Gegentheil zu erweisen. Auf den Dreißigjährigen Krieg ist es ebenso. Als Ferdinand wieder Herr in Prag war, folgte ihm nicht nur der Henker, der den böhmischen Ketzern, wegen ihrer Rebellion die Köpfe abschlug, es folgten ihm auch die Jesuiten. Noch steht zu München auf dem Platz die Mariensäule zum Gedächtniß des Siegs am Weißen Berge. Nicht mit irdischen Waffen, durch den Beistand der Himmelskönigin ward der Sieg über die Ketzer erkämpft. Weder Maximilian von Baiern noch Gustav Adolf sind Politiker allein, tiefer als der politische Gesichtspunkt ist für die religiöse Meinung. Was hielt denn den Kurfürsten an dem österreichischen Bündniß fest, als die Franzosen sein Land plünderten, wenn nicht der Glaube? Die Reformation war dem Katholicismus überraschend gekommen, im ersten Anlauf eroberte sie den Norden Europas, England, Deutschland, halb Frankreich, in Venedig, Rom und Neapel hatte sie Anhänger. Nur einmal wagte der Katholicismus mit ihr zu schlagen, Karl V. siegte bei Mühlberg, aber indem Moritz von Sachsen neben ihm stritt, war diesem Siege von vornherein das für die Religion Entscheidende genommen. Jetzt begannen überall Bürgerkriege, in Schottland, Frankreich, in den Niederlanden. Mit der Reformation verbündete sich der Adel, mit dem Ka-

nischen Despotismus war die römische Kirche. Diese Kämpfe, die Westeuropa erzittern ließen, würden sich unmittelbar nach Deutschland fortgesetzt haben, denn ohne die Hülfe der deutschen Söldner wären weder der Abfall der Niederlande von Spanien noch die Religionskriege möglich gewesen, hätten nicht die Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. im Interesse ihrer Stellung Toleranz geübt. Noch erhebte Ungarn von den Hufen türkischer Schlachtrosse, die Belagerung Wiens konnte sich erneuern, ohne die Mithülfe der protestantischen Stände war an ein erfolgreiches Zurückweisen des Erbfeindes nicht zu denken. Und mit dem Vortheil ging die Herzensmeinung des billig und milde urtheilenden Maximilian Hand in Hand. Er liebte den Jesuitismus, in dem sich der römische Katholicismus verkörpert hatte, nicht, er theilte die Hoffnungen vieler, daß eine Wiedervereinigung der Kirchen nicht außer dem Bereich des Möglichen läge. Aber unter der Oberfläche arbeiteten rastlos die feindlichen Kräfte. Weder die Katholiken noch die Gutgesinnten von den Protestanten wollten einander Luft und Licht gönnen. In beiden Parteien gab es unter den Laien wie unter den Geistlichen Männer, die nach einem Kampfe brannten, Fanatiker, die es für einen Auftrag des Himmels hielten, ein Weltfeuer zu entzünden. Wenn Laube's Held, der sächsische Junker, in den böhmischen Adelichen nichts als eine Schar Spießgesellen sieht, die sich gegen das Haus Habsburg zur Zertrümmerung Oesterreichs verschworen haben, um eine aristokratische Republik zu bilden und ihre Standesvorrechte zu erhöhen, so ist er mehr ein Abgeordneter des jetzigen Reichstags, ein Centralist als ein Mann des 17. Jahrhunderts. Der Alp, der auf Deutschland lastete, waren die Habsburger mit ihren katholischen, ultramontanen Tendenzen. Alles, was Männerherzen bewegen kann, die Freiheit, die Religion und das Vaterland, trieb die böhmischen Stände gegen Ferdinand II. Der Vorwurf, den man ihnen macht, sie hätten aus eigennützigen Absichten den Aufstand hervorgerufen, gleicht auf ein Haar dem, den man jetzt wieder aus Granvella's Papieren gegen Wilhelm von Oranien schleudert: seine Schulden hatten ihn wie einst Catilina in Rom in einem Umsturz aller Verhältnisse einzig das Heil erblicken lassen. Diese Dinge sind zu thöricht, um einer ernsten Widerlegung zu bedürfen. Ohne Zündstoff hat noch niemand ein Feuer angefacht. Lange bevor der Unwille der Böhmen sich zu Prag in einem Aufstand Luft machte, lag es wie eine Wetterschwüle über Deutschland. An allen Orten gab es Zank und Streit zwischen Protestanten und Katholiken. Die Nähe des niederländischen Kriegsschauplatzes, wo Holländer und Spanier miteinander um die belgischen Festungen rangen, führte wiederholt auch in den deutschen Rheinlanden Verwickelungen herbei. Zwei große Bünde, die Liga und die Union, hatten sich gerüstet Auge in Auge aufgestellt. Es ist der Fehler der Protestanten gewesen, daß 1618 nicht alle wie Ein Mann für die böhmische Freiheit eingestanden sind; niemals hätte es das Oesterreich gewagt, mit dem einigen Norddeutschland den Krieg zu beginnen. Woher kam es denn, daß nach der Unterwerfung Böhmens der Kampf fortdauerte? Wenn es kein Religionskrieg war, warum schenkten die Sieger die heidelberger Bibliothek als spolia opima dem Papste?

Freilich beherrschte die Stimmung, welche jetzt die Ungarn und Czechen von dem Kaiserhause und dem wiener Reichsrath entfernt hält, auch die Böhmen von 1618. Der Widerwille gegen den centralisirenden Despotismus war damals nicht weniger stark als in unsern Tagen. Nur darf man jenen Männern nicht die Stichwörter der heutigen Parteien unterschieben. Wer auch nur Schiller's „Dreißigjährigen Krieg" und „Wallenstein's Lager" gelesen, kann nicht glauben, daß sich Hans von Starschädel und Graf Zdenko über — den Gegensatz von Nord- und Süddeutschen unterhalten hätten. Entspricht so der Roman Laube's durchaus nicht der Zeit des „Deutschen Krieges", so ist er dem Verständniß des großen Interregnums eben dadurch, daß er die Lebensfragen jener Epoche in dem Stil eines Leitartikels von heute behandelt, um so näher gerückt. Da ist kein Aufflammen wilder Leidenschaft, keine Erhabenheit, keine Größe. Alles, selbst der Fanatismus des Odoardus, der noch am besten den Charakter der Bewegung versinnlicht, hat den gemeinbürgerlichen Zug. Und hierin liegt das unbestreitbare Verdienst des Buchs. Wie lebendig und anschaulich ist die Schilderung des alten Wien! Nicht die Helden des Romans, wir selbst wandeln durch die Höfe und Säle der Hofburg. Die historischen Figuren, Ferdinand II., Waldstein, Thurn, Lamormain sind keine Porträts von Rubens oder van Dyck im großen Stil, sie erscheinen wie die Gestalten eines Genrebildes. Sie ragen über die andern nicht hervor, nur ein tieferer Farbenton unterscheidet sie von ihrer Umgebung. In dieser Hinsicht ist dem Dichter vieles geglückt: der Leser fühlt sich angezogen und unterhalten. Eine tiefere Bewegung aber ergreift ihn nicht, es liegt über allen diesen Schilderungen eine eigene Kühle; man hat die Empfindung, als hätte der Verfasser nicht für die Kämpfenden, sondern nur für die Erhaltung Oesterreichs ein Herz. Die Idee der „Erhaltung Oesterreichs" mag für die Politik und das Gleichgewicht Europas von höchster Bedeutsamkeit sein, aber einen Dichter zu begeistern, reicht sie doch nicht aus. Der Romandichter soll nicht die kalte Unparteilichkeit des Geschichtschreibers haben, ganz aber verkennt er seine Aufgabe, die doch auch in der Verklärung des Geschehenen besteht, wenn er an leidenschaftlich bewegte Zeiten und Menschen ohne eigene Ergriffenheit mit den Grundsätzen moderner Nüchternheit und Staatsweisheit herantritt.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Die „endlose" Frage.

Und noch einmal Schleswig-Holstein! Noch einmal der Ruf von 1848 durch alle deutsche Gauen schallend, wiederum ein Echo in allen Herzen findend, wiederum Streitscharen aus der Erde gleichsam hervorrufend, die Fürsten mit sich fortreißend. Und das Ende? „La question internationale" nennen die französischen Politiker und Diplomaten die schleswig-holsteinische Frage. Der König von Dänemark, Friedrich VII., ist todt; nicht durch natürliche Erbfolge, durch ein zu London 1852 unterzeichnetes Protokoll ist ihm Christian IX. gefolgt. Nach altem Recht wäre der Prinz von Augustenburg der einzig wahre, legitime Erbe der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Hier hat die Frage, wie es scheint, ein Ende. Aber es scheint auch nur so; auf Holstein-Gottorp hat der Kaiser von Rußland, als abstammend von Peter III., unzweifelhafte Rechte. Der Kaiser von Rußland Mitglied des Deutschen Bundes, ist er nicht ein neuer Philipp von Macedonien unter den Amphiktyonen?

In diesen Augenblicken der Begeisterung soll man nicht kühle Verständigkeit predigen. Es gilt die Ehre der Nation. Eine Volksversammlung folgt der anderen, von allen Dächern möchte man „An den Waffen!" rufen. Den Lehrer sind die Deutschen hoffnungsfreudig gewesen; sie haben sich mit ihren Ideen im Unglück getröstet und bessere Zeiten erwartet, aber sich auch ebenso oft über die Dauer ihrer Begeisterung und ihrer Kräfte getäuscht. Jeder wird sich noch der Flottenbegeisterung von 1861 erinnern, vielleicht auch des traurigen Resultats, das sie gehabt. Statt der stolzen Fregatten, welche die begeisterten Träumer schon drohend vor Kopenhagen liegen sahen, schwimmen ein paar armselige Kanonenboote in der Ostsee. Neulich noch brachten die Zeitungen die Nachricht, daß Hamburg dem Angriff dänischer Panzerschiffe schutzlos ausgesetzt sei. Solche Dinge zu erwähnen, würde in Nordamerika schimpflich sein, wo Millionen auf Millionen gezahlt werden, wo freiwillig Tausende auf Tausende in einen blutigen Krieg zur Erreichung eines Zieles ziehen, das sich mehr und mehr als ein Phantom ausweist. Was also sollten im Hinblick darauf 40 Millionen Deutsche nicht ausrichten? Holstein, Schleswig und Jütland einnehmen, kann es für sie, wenn sie es ernst meinen, im Jahre der Jubelfeier der Schlacht von Leipzig, mehr als eine Wachtparade sein? Aber der That bedarf es, nicht der Rede. Wer schont die Jugend, daß man sie nicht wieder zum Kanonenfutter mißbrauchen wird, um preußischen und österreichischen Garden den Sieg zu verschaffen? Wer weiß denn, ob der einzige Kranz, den wir aus Holstein heimbringen, nicht wieder nur ein Lorbeerkranz für einen gewissen „Vater Wrangel" ist? Die Bewegung von 1848 schloß mit dem Londoner Protokoll und „Straßösterreichern" — ist es nur der Argwohn eines unverbesserlichen Pessimisten, daß die jetzige mit einer Trennung Holsteins von Schleswig und Straßpreußen schließen könnte?

Das Feuer brennt; seid wachsam, daß es nicht auslischt! Die Mahnung ist die beste. Wenn irgendwo auf einem Throne Deutschlands ein genialer Mann säße, würden die kommenden Tage die letzten der dänischen Monarchie sein. Ein kleiner Volksstamm, der sich von der großen skandinavischen Nation losgerissen, kann in unserer Zeit keine gebietende Rolle mehr spielen. Die dänischen Inseln gehören zum Norden wie Jütland und Holstein zu Deutschland. Das Mittelalter hat die Kronen von Schweden, Norwegen und Dänemark auf Einem Haupte gesehen. Noch heute träumen in Stockholm und Kopenhagen die Idealisten diesen Traum eines großen skandinavischen Reichs. Die Furcht Westeuropas über das Vordringen Rußlands würde durch die Gründung eines solchen Staats für immer beendigt. Im Hafen von Kronstadt würden die russischen Schiffe versaulen. Eine phantastische Politik, die sich nicht erfüllen wird, weil eben der Mann und das Schwert dafür fehlt. Aber auch ohne diese radicale Umgestaltung der „Karte von Europa" ist ein Augenblick für das vielgetrennte und vielbewegte Deutschland gekommen, wie er nicht allzu häufig im Leben der Völker sich ereignet. Eine Fahne ist da, um die sich alle Parteien sammeln können, ein Banner des guten alten Rechts. Nicht stehen rechts die Völker, links die Fürsten, für beide ist die Sache dieselbe. Stärker vielleicht noch als die deutschen Stämme trifft der dänische Faustschlag das Gefühl der Fürsten. Ertragt ihn, wenn ihr wollt; nur verbittet dann auch, von eurer Ritterlichkeit zu reden! Während kein Fuß breit deutscher Erde vom linken Rheinufer den Gegnern überlassen werden soll, dürfen die Dänen mit trotzigem Fuße das Oderufer zerstampfen? Entweder, oder! Laßt dreimal, hoch oder gering, die „endlose" Frage ein Ende, ein glorreiches für uns und ein trostreiches für den „verlassenen Brudersstamm", finden! Ein einiges Volk braucht „eine Welt in Waffen" nicht zu fürchten. Der englische Leopard liebt das Brüllen mehr als das Kämpfen, und wenn der gallische Hahn kräht, segnet sein Krähen, wenn es euch auf immer aus dem Schlaf weckt! Werft all eure Friedensseligkeit, eure großen Worte von Gut und Blut hinter euch! Wollt einmal, fest, männlich, unerschütterlich! Bezwingt durch den Sturm eurer Begeisterung jeden Widerstand und das Jahr 1863 wird ein rechtes Jubeljahr gewesen sein! Die Befreiung Schleswig-Holsteins vom dänischen Joch ist der erste thatsächliche Schritt zur Einigung Deutschlands, nach dieser That wird man die Stimme Deutschlands wieder als die gebietende im Rathe Europas hören.

Wie wachsen die Knochen?

Das ist eine Frage, die nicht an uns herantritt, so interessant sie auch ist, da die Knochen das Fundament unserer Existenz bilden; vom Würfel des Hackenknochens an, der uns trägt wie der Grundstein das Gebäude. Denn der Process des Wachsthums der Knochen geht so still vor sich, daß wir ihn nicht bemerken; nur der Arzt und Naturforscher fragen danach, aber auch ihrem Auge enthüllt sich dies Geheimniß nicht leicht.

Um über das Wachsthum der Röhrenknochen Aufschluß zu bekommen, legte Duhamel Metallringe um die Röhrenknochen junger Thiere. Nach zwei Jahren fand er den Metallring nicht mehr außen am Knochen, sondern in der Röhre desselben, das führte ihn auf den Schluß, daß sich stets von außen ein neues Gewebe abgelagert und erhärtet habe.

Hunter, der über die Art des Knochenwachsthums ins Klare kommen wollte, schlug zwei Nägel in die Mitte eines Röhrenknochens von einem jungen Thiere. Obwol das Thier größer und die Knochen länger geworden waren, so rückten die Stifte doch nicht auseinander, das Wachsthum der Knochen konnte demnach nicht in der Knochensubstanz selbst durch Ausdehnung vor sich gehen, sondern nur dadurch, daß sie von den Knochenarterien her sich auflegten und zu Knochen verdichteten.

Man hatte auch bemerkt, daß Schweine, welche man in Färbereien mit Kleie gefüttert, die vorher zum Abreiben der mit Krapp gefärbten Zeuge gedient hatte, rothe Knochen bekamen. Duhamel fütterte sofort verschiedene Thiere mit Nahrungsmitteln, die er mit Krapp gefärbt, setzte dann diese Fütterung eine Zeit lang aus und nahm sie nach einigen Monaten wieder auf. Nach drei Monaten tödtete er die Thiere, die Röhrenknochen waren von außen weiß, unter dieser weißen Schicht zeigte sich eine rothe, dann wieder eine weiße und wieder eine rothe. Dieses Experiment ergab, daß die Knochen schichtweise an der Oberfläche der Knochenhaut entstehen wie die Lagen des Holzes aus dem Baste, und ihr Alter sich noch durch ihre Ringe kenntlich macht. Flourens wiederholte diese Versuche und kam zu gleichen Resultaten. Gibson bestritt zwar ihre Richtigkeit, indem er behauptete, daß nicht blos der sich neubildende, sondern auch der vorhandene Knochen sich färbe. Nach erneuten Versuchen und Streitigkeiten klärte der Schneidezahn einer mit Krapp gefütterten und dann geschlachteten Maus die Gelehrten auch darüber auf.

Das Zahnbein entsteht nämlich immer erst als Weichgebilde, in welches sich nachträglich die ihm die Härte verleihenden Kalksalze ablagern. Es fand sich nun zunächst der pulpa eine äußerst feine, ungefärbte Schichte weichen Zahnbeins, auf diese folgte eine mit Kalk erfüllte gefärbte Lage, alsdann die übrige ungefärbte Masse des Zahnbeins, welche letztere scharf begrenzt. Die Färbung des Gewebes kommt dadurch zu Stande, daß der Farbestoff sich in Verbindung mit der aus dem Blute austretenden und sich in die verknöchernden Gewebe niederschlagenden Knochenerden ablegt. Die Knochen bestehen aus phosphorsaurer Kalkerde und thierischer Gallerte. So wurden die Einwürfe Gibson's beseitigt. Die Beobachtungen an gefärbten Knochen lehren, daß das Wachsthum an den Enden und im Umfang stattfindet, daß aber auch gleichzeitig die Gefäßräume der schon vorhandenen Knochensubstanz verengt werden; sie lassen es aber unentschieden, inwieweit sich Knochenhaut, Knorpelhaut und Knorpel betheiligen und wie diese selbst wachsen.

Auch hierüber sind viele Beobachtungen angestellt worden. Man weiß jetzt, daß sich erst Knochenerde in dem Knorpel ablagern muß, ehe sich der Knochen bildet. Bricht man den sich entwickelnden Knochen am Anfang durch, so sieht man an der Bruchfläche schon mit bloßem Auge eine Menge von Gefäßkanälen, die von weißlichen Ringen umgrenzt werden; es ist die in dem Knorpel sich ablagernde Knochenerde. Auf feinen Querschnitten bemerkt man dieselben Gefäßöffnungen, aber die Ringe fehlen, weil die Kalkerden nun schon im ganzen Knorpel auftreten. Ringe um den noch wenig Kalk führenden Diaphysenknorpel zieht sich eine feine Platte reifen Knochengewebes hin; beim Eintrocknen hebt sich die Platte vollständig von dem einschrumpfenden Knorpel ab; sie ist aus der jungen Knochensubstanz der Knochen- oder Knorpelhaut hervorgegangen, setzt sich in der letztern nach oben hin fort und ist mit tiefern und flachern Rinnen für die Gefäße versehen, die sie auch mehrfach durchbrechen und mit denen des verknöchernden Knorpels sich verbinden. Beim weitern Wachsthum des Knochens rückt sie immermehr von dem Ende des Knochens ab und verdickt sich außen. Da sie sich zu jeder Zeit am wachsenden Knochen vorfindet, so ist klar, daß hier die ganze compacte Knochensubstanz ihren Ursprung hat, während die schwammige sowol aus breiterem Knorpel als auch aus der innern Schichte der Knochenhaut hervorgeht. Wie verändern sich nun während ihres Wachsthums die Formen der Knochen?

Haller nahm an, daß die Gelenkflächen dadurch entstehen, daß der über ihnen liegende Muskel, der Ringer der Augenbraunen, die äußere Platte der Schädelknochen durch seine Contractionen allmählich von der innern abhebe. Die Knochen der Schädeldecke der Kinder besitzen nämlich eine ungleich stärkere Krümmung als bei Erwachsenen.

Weiker meinte, daß ein Wachsthum der Schädelknochen an ihren Rändern mit einer gleichzeitig durch Biegung hervorgebrachten Abflachung vollkommen genüge, um alle Formveränderungen derselben zu erklären, denn die Ansicht, wo man Schwund und innen und Neubildung von außen annehme, würde eine Verschwendung des Knochenmaterials sein, es würde bei dieser Art so viel Knochensubstanz ver-

braucht, als zur Bildung von 10—12 Schädeldecken des wachsenden Menschen nöthig ist.

Wie verschwenderisch aber die Natur sein kann, zeigt sich beim Hirsch, der jährlich durch den Geweihwechsel 10—20 Pfund Knochensubstanz verliert, während man annehmen kann, daß beim Menschen das aufgelagerte Knochenmaterial anderweitig im Organismus verwerthet wird. Dieser Proceß gehört noch zu den vielen unerklärten Erscheinungen der Natur. Man hat am Elefantenschädel die Weiker'sche Theorie bestätigt gefunden, daß die kalkerne Höhle des Vorderschädels sich durch immerfort von außen neu aufgelagerte Knochensubstanz vertieft, weil sie im Innern wieder schwindet.

Verbiegung normaler Knochen kennt man nur in den Fällen, wo während des Wachsthums starke mechanische Einwirkungen stattfinden. Hierher gehören die Schädel verschiedener Indianerstämme Nordamerikas und die Langschädel in Peru, wo dem neugeborenen Kinde durch mechanischen Druck bis in den neunten Monat hin der Schädel nach Belieben platt oder lang- und schmalgedrückt ist. Ebenso die Füße der Chinesen. Ueber die Einwirkung der Schnürleiber hat Sömmerring eine besondere Abhandlung geschrieben und einen durch Schnüren verunstalteten weiblichen Körper neben dem der Mediceischen Venus abgebildet.

Der normale Körper der Frau ist unten weit, nach obenhin sich verengend; der verschnürte ist nach unten verengt, die Rippen haben in ihrer natürlichen Form und Lage gelitten.

Wie nun das Verbiegen der Knochen möglich, so ist auch das Geradebiegen der Knochen nach orthopädischer Behandlung möglich.

In der neuern Zeit hat man bei schwächlichen Kindern oder namentlich bei solchen, die im Fleische voll, aber eine hervortretende Schwäche in den Knochen zeigten, sodaß sich das Laufen als Unmöglichkeit herausstellte, diesen geradezu Knochenmehl eingegeben, um zur Bildung und Festigkeit des Knochengerüstes ihnen mehr Material zu geben, wie man den Hennen, die Windeier legen, Kalk gibt, damit sich die richtige Eierschale bilden kann. Da man im Malaga- und Ungarwein phosphorsauren Kalk gefunden, so wird auch dieser für Reconvalescenten, namentlich wo es sich um Knochensubstanz handelt, gegeben.

Bei dem Heilungsprocesse eines Knochenbruches fließt der Knochensaft nach zweier Theile und dann so viel Knochenmaterie zusammen, daß die Heilung vollbracht ist. In gemäßigten Grenzen erreichen die Knochen beim Menschen von dem sechzehnten bis zwanzigsten Jahre ihre Vollendung. Von da an bis zum funfzigsten Jahre verändern sie sich nicht sonderlich, indessen bleibt ihre Form auch nicht genau dieselbe. Nach dem funfzigsten Jahre aber verschlechtern sie sich, verlieren alle Elasticität und werden dünner und trockener, daher bei ältern Leuten leichter als bei jungen beim geringsten Fall Arm- und Beinbrüche eintreten — so wird, wie man leider nicht abläugnen kann, auch das innere Haus des Menschen morsch und knospigt die Wohnung, die uns lieb und heimisch war.

Briefe aus der Kaiserstadt.

VIII.

X. — Wien musicirt bereits aus allen Kräften, wenn auch vorläufig nur im Gebiet des Classischen. Die Virtuosen als solche stehen noch hinter dem Jahre und warten die kürzesten Tage ab, um dann erst auf- und loszugehen und loszukämpfen. Es ist schon oft hervorgehoben worden, daß der Sinn für Musik als der künstlerisch am edelsten entwickelte in unserer Stadt sich darstellt und daß der Gebildete in diesem Kreise am wenigsten Ursache hat, ästhetische Klagen anzustimmen und falsche Geschmacksrichtungen zu bekämpfen. Auf gute Musik und auf guten Wein verstehen wir uns vortrefflich, und hätten wir mehr Pietät für unsere abgeschiedenen Tonmeister, so könnte Wien in musikalischer Hinsicht als Muster da stehen. Leider geht es mit der Pietät häufig aus. Kürzlich hatte der Musikverein in aller Stille den Beschluß gefaßt und ausgeführt, die Gräber Beethoven's und Schubert's auf dem lieblichen Ortsfriedhofe in Währing zu ehren, die Ueberreste der ihnen Lieben in andere Särge zu legen und so vor gänzlicher Zerstörung möglichst zu bewahren. Bei dieser Gelegenheit wurde ein ausgiebiger Reliquienraub begangen. Verwandte Schubert's und Freunde der Verwandten eigneten sich ohne weiteres Holzstücke des Sargs, Haupthaare, Kleidungsbestandtheile an, und weder von seiten der weltlichen noch der kirchlichen Behörde geschah gegen solchen Vorgang Einsprache. War es doch kein „Heiliger", dessen Gebeine Wunder gewirkt oder noch Wunder wirken könnten, sondern blos ein großer Künstler, an dessen sterblicher Hülle sich profane Hände vergriffen haben.

Trotzdem kann man über diese Thatsache auch glimpflicher urtheilen. Was werden Sie aber dazu sagen, daß man auch das an Schubert Unvergängliche mißachtet, daß man seinen reichen Nachlaß wie Makulatur betrachtet und sich kein einziges Institut in Wien um diese Schätze kümmert? Der Musikalienhändler Herr Spina, ein Lebemann, für den ein Hut seiner Pferde vielleicht tausendmal mehr Bedeutung haben als sämmtliche Kunstdenkmäler der Erde, besitzt einen Schrank, einen gewöhnlichen, unterscheidenen Glasschrank, der von oben bis unten mit Original-manuscripten Schubert's angefüllt ist. Dieselben sind in seiner Abschrift zum zweiten mal vorhanden und enthalten Quartette, Opern, Concerten, Sonaten und Lieder. Empfängt Herr Spina einen interessanten Besuch, einen hervorragenden Componisten, einen berühmten Geiger oder Pianofortier, so soll er wie in einen Kerzumatenkittel in jenen Schrank greifen, Schubert'sche Manuscripte auf den Tisch werfen und dem fremden Gaste anbieten, sich davon, was ihm

beliebt, zur Durchsicht nach Hause zu nehmen. Nicht wahr, das klingt unglaublich? Es ist aber buchstäblich wahr; die Barbarei in der abscheulichsten Gestalt! Verschiedene Stimmen sind seit Jahren dagegen laut geworden; umsonst. Weder das Ministerium, noch die Hofbibliothek, noch die Universität, noch der Gemeinderath der Stadt Wien regen sich gegen solchen Frevel.

Wenn man hier die Zumuthung an den Gemeinderath, er solle sich Schubert's annehmen, lesen wird, so dürfte ein sonderbares Lachen sich einstellen. Unsere Väter der Stadt und Franz Schubert! Mit demselben Recht könnte man von ihnen ein Interesse für Hekuba verlangen. Ihren politischen Takt haben wir bei Gelegenheit der Vorbereitungen zur letzjährigen Schillerfeier sattsam kennen gelernt; noch eindringlicher jedoch legten sie denselben in der jüngsten Zeit an den Tag. Nach der großen Ueberschwemmung in Wien 1862 hatte Garibaldi eine Sammlung für die durch jenes Ereigniß Verunglückten veranstaltet und ein auf 1100 Francs lautender Wechsel war in seinem Auftrag an den wiener Magistrat gesendet worden. Umstände verzögerten bis vor kurzem die Erledigung der Angelegenheit. In der Gemeinderath-Sitzung vom 13. November wurde der Antrag gestellt, Garibaldi's Spende zurückzuweisen, und es entspann sich eine lebhafte Debatte, die hier und da manchem vernünftigen Gedanken zum Ausdruck verhalf. Da tauchten mit einemmal Worte auf, welche dem legalen bürgerlichen Geiste, der im Gemeinderath mancher vertreten ist, zum erwünschten Ventil dienten. Es erhob sich nämlich ein Redner und sagte: Garibaldi sei nicht der Mann, von dem ein ehrlicher Mensch, geschweige der wiener Gemeinderath ein Geschenk sich geben lassen dürfe. In Hamburg sehen sich verhinderte Demokraten bemüßigt, eine Einladung an Garibaldi zum Körnerfest in Vorschlag zu bringen, in Wien wieder zählen beschränkte Patrioten Garibaldi zu den — Bauern. Was müssen solchen Thatsachen gegenüber fremde Nationen über uns denken? Das politische Vieh ist an sich nicht „garstig", wie es der Dichter bezeichnet; nur in Deutschland klingt es selten freundlich — ich will deßhalb zu einer andern Weise übergehen.

Daß die Gänse das Kapitol gerettet, wissen Sie, daß es Gänse gibt, die in einem süßen indischen Gedicht, in „König Rat", eine Rolle spielen, ist Ihnen nicht minder bekannt. Daß aber auch in Oesterreich Gänse eine culturgeschichtliche Bedeutung haben, das wird Ihnen eine Neuigkeit sein. Das größere Publikum schenkt diesem Vogel zu Martini ausschließlich gastronomische Aufmerksamkeit, doch einzelne jüdische Familien Wiens und Preßburgs knüpfen daran Betrachtungen politischer und patriarchalischer Natur, verwerflicher gegen das Kaiserhaus. Seit Jahrzehnden ist ihnen das Vorrecht verliehen, ausgezeichnete Gänseexemplare zu Martini an den Hof bringen zu dürfen. Mit Bändern und Schleifen geschmückt, feist wie Kalkkuk, wenn dieser seine Saat bereits verzehrt hatte, liegen die Auserwählten in einem Cabinet ihres Beschützers zur Ansicht seiner Verwandten und Freunde da, während die Köchin des Hauses über die Bestimmung der Gänse nach dem Tode in eine verzückte Betrachtung versinkt.

Da sich mein heutiger Brief in lyrischen Sprüngen übt: von Schubert über den Gemeinderath und Garibaldi zu den Gänsen, so wäre es feig, vor der Gefahr, einen verwegenen Satz von den Gänsen auf Andreas Hofer zu wagen, sich zu schämen.

Das Burgtheater hatte neulich Immermann's „Andreas Hofer" zur Darstellung gebracht. Mit den Theaterdirectoren und namentlich Laube eigenen unumschränkten Vollmacht, poetische Werke zu bearbeiten und zu verarbeiten, wurde aus das genannte Stück „für die Bühne hergerichtet". Trotzdem Immermann selbst sein „Trauerspiel in Tirol" verleugnet, indem er den Gegenstand zum zweiten mal und entschieden künstlerischer behandelt hatte, gestattete sich Laube, die beiden Dramen miteinander zu verschmelzen, wobei den Schlacken des „Trauerspiels von Tirol" ein entschiedener Vorzug vor den aus einem glücklichern Guß hervorgegangenen Theilen des „Andreas Hofer" eingeräumt wird. Das Publikum ging mit dem Drama anständiger um als die ärztliche Direction, die Schauspieler dagegen mit weniger Sorgfalt, als der Poet darauf verwendet. Am Abend der ersten Aufführung saß ein Enkel Hofer's in der Loge Laube's. Das Stück ist indessen bereits wieder vom Repertoire verschwunden, theils aus Mangel an Zuschauern bei den spätern Wiederholungen, theils aus „oben" erwachten Bedenken gegen die Zulässigkeit des Stoffs auf der kaiserlichen Bühne. Ich finde letzteres natürlich. Das Haus Habsburg hat bekanntlich den Tirolern weder helfen können noch helfen wollen, warum soll der Enkel des Kaisers Franz in seinem Theater an diese Geschichte gemahnt werden?

Aus den literarischen Kreisen ist etwas Schmerzliches mitzutheilen. Friedrich Hebbel liegt schwer krank darnieder. Doch producirt er in seiner Bedrängniß und zwar, wie Freunde des verehrten Dichters behaupten, Sachen von imponirender Kraft. So soll er jetzt den vierten Act des „Demetrius", einer Tragödie, die er, unabhängig von dem Schiller'schen Entwurf, vor Jahren angefangen, vollendet haben.

Für die Winterabende.

VI.

Nicht für einen Abend, sondern fürs Leben empfiehlt sich das „Frauen-Brevier für Haus und Welt" (Hannover, Grote'sche Buchhandlung, 1864). Diese „zweite" Auflage der schnell beliebt gewordenen Sammlung von Denk- und Kernsprüchen ist vielfach vermehrt, man kann von diesem Buche wie von dem des Lebens sagen: „Wo man es aufschlägt, ist es interessant." Auf jeder Seite findet die Jungfrau wie die Gattin und Mutter anregende und ansprechende Gedanken.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Harry.

Vater, wir haben schon das Wort, es heißt: Bete und arbeite!

Thompson.

Brav, mein Sohn! Brav! Das ist die Schule der Armen! Das ist die Schule der Reichen.

Der Vorhang fällt.

Vierte Folge. Erster Band

Nr. 50.

Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Weihnachten. Von E. Schneider. — Der Geist vom Rosenstockhall. Weihnachtsgabe von W. Hoffmann. VI. — Ueber Ursprung, Sitten und Geschichte des Weihnachtsfestes. Von J. Philippson. II. — Der Wunsch. — Beilage: Kurze Gedanken am Adventsabend. — Berliner Briefe. XII. — Kaiser's Feldhallen. — Zu den Weihnachtsbildern. II. — Zur Unterhaltung. VII.

Weihnachten.

Es ist manches Jahr her.

Weihnachten war vorüber — das neue Jahr hatte angefangen. Da saßen sie wieder auf den Schulbänken — so ein Dutzend Kinder im prächtigsten Spielalter, um weiter zu spielen, zu turnen, zu lernen, wo sie vor den Ferien aufgehört hatten. Und ich begann mit dem letzten Glockenklang des alten Jahres, der ja bis zum Ende des neuen hineuchten sollte —

„Nun, Kinder, was hat's zu Weihnachten gegeben?"

War das ein Sturm von Kinderstimmen, der auf mich eindrach, daß ich lächelnd in das Gewoge von Spielzeug und Zuckerwerk, Aepfeln und Nüssen, Bildern und Büchern hineinschaute und meine Kindheit vor mir aufblitzte wie ein Springbrunnen aus dem Feen- und Elfenreich mit hoch aufsprühenden, sonnendurchglühten Strahlen!

Aber — was ist das? Mein Auge wird ernst und düster. Mitten unter den jubelnden Schreiern sitzt ein Kind, trüben Blicks, fast ängstlich, bald lauschend, bald beschämt das Antlitz gerötet.

„Und du, Leonhard?" frage ich, seine Hand fassend.

„Ich bekomme nichts!" haucht es leise.

Seine Eltern sind begütert. Sollte es das sein? Aber da sind noch andere jüdische Kinder, die alle beschenkt worden. Und sein Vater gerade ist einer der freidenkendsten, vorurtheilsfreiesten Männer. Es gelang mir, die trübe Stimmung zu bewältigen, die sich meiner wie der Kinder bemächtigt hatte. Nichts erfüllt mit solcher Wehmuth, als ein Kind, zu Freuden bestimmt, in seinem ganzen Wesen zur Freude angelegt, einsam zu sehen mitten in einer fröhlichen Kinderwelt. Putzt nicht eben darum jetzt Verein um Verein, Verein um Verein die Weihnachtsbäume für arme Kinder? Und war dieses Kind nicht arm trotz des Reichthums seiner Aeltern? War es in jenem Augenblick nicht das ärmste Kind auf der Erde?

Darum war mein erster Gang nach Beendigung des Unterrichts zu seinen Aeltern und ich erfuhr von ihnen den Grund ihrer scheinbaren Härte. Pietät gegen eine Großmutter war es, die, strenggläubig, in Beschenken zum Christfest ihrer Abtrünnigkeit sah. Ich sprach von der Einsamkeit des Kindes, von der Bedeutung des Weihnachtsfestes, von seiner Heiterkeit in der nichtchristlichen Welt, von seiner Nichtfeier in den drei ersten Jahrhunderten des Christenthums, und — am nächsten Weihnachtsabend brannte auch

für Leonhard ein Bäumchen und Geschenke für ihn und seine Schwestern umhängten es. Da konnte er mit einstimmen in den Kinderfreudensturm, als sie nach Neujahr wiederkamen und ich fragte: „Nun, Kinder, was hat's zu Weihnachten gegeben?"

Und mein Brunnen aus dem Feenreich sprang noch einmal so hoch und blitzte noch einmal so hell.

Die erste Nachricht von der Feier des Weihnachtsfestes in der christlichen Kirche ist aus Rom vom Jahre 352. Antiochia in Asien lernte es erst im Jahre 376 kennen und Bischof Chrysostomus erwähnt in seiner Weihnachtspredigt, daß viele es als ein „neuaufgebrachtes Fest" nicht eben hochhielten. Allmählich jedoch ward es das Hauptfest der Kirche und auf den 25. December festgesetzt. Dagegen sank das Fest der Erscheinung, zur Erinnerung an die Taufe Jesu im Jordan, das bis dahin von Asien bis Gallien im Januar gefeiert worden, mehr und mehr. Jedoch klagte Papst Leo I. noch in seiner Predigt zu Weihnachten, daß einfältige, vom Teufel berückte Leute meinten, das Weihnachtsfest sei nicht sowol wegen der Geburt Jesu als um des Aufgangs einer neuen Sonne willen feiernswerth.

In dieser Klage liegt der Unterschied des christlichen und des heidnischen Festes, das seit den ältesten Zeiten ungefähr um dieselbe Zeit gefeiert wurde und auch jenem Fest der Erscheinung zu Grunde lag.

Der Aufgang einer neuen Sonne!

Hätten Christen ein solches Sonnenfest eingerichtet, so würde man wol eine tiefere Bedeutung dahinter vermuthet haben; Heiden aber, die sich „besonders der leiblichen Güter erfreuten" — was konnten Heiden bei dem Aufgang einer neuen Sonne anderes gemeint haben als die mit dem Januar wiedererwachenden längern Tage, die Hoffnung auf den Frühling und Sommer, der ihnen eine so reiche Fülle leiblicher Güter gewährte? Sieht man doch heute in der ganzen alten Götterlehre, diesem vollen Born für Verständniß der geistigen Entwickelung der Menschheit, nichts mehr als eine bildliche Darstellung des Lebens der Natur im Kreislauf des Jahres.

Dennoch birgt sich in jenem Aufgang einer neuen Sonne und in dem Fest, das ihm galt, für welches unser Weihnachtsfest eintrat, ein heiliges Geheimniß der Menschheit und aller Religionen. Und um jenes Geheimnisses willen, dessen Mittelpunkt ein Kind, ein Knabe ist, ward jenes alte Sonnenfest das Fest der Geburt des Christkindes, des Wunderknaben einer Zeit, der in der Blüte ruht wie der Heiland Ostasiens auf dem Lotus im Morgensonnenstrahl. Nicht ohne Bezug sagt deshalb der Kirchenvater Irenäus: „Christus ist Kind geworden für die Kinder, daß er die Kinder heilige"; und weiter erhellt die Verbindung des alten Weihnachtsfestes mit den Kindern daraus, daß an den mit diesem Fest, den Saturnalien, bei den Römern verbundenen Sigillarien die Kinder mit Bildern und Töpfergeschirr beschenkt wurden.

Welches ist nun dies Mysterium?

Es ist das Geheimniß des ersten Erwachens des menschlichen Geistes, das ich in diesen Blättern bereits angedeutet und welches in seinem Zusammenhange mit dem Weihnachtsfest ich heute zu entwickeln versuchen will. In den Geheimlehren des Alterthums, welche besonders die christlichen Gemeinden Kleinasiens, Ephesus voran, aufnahmen, für die höchsten Grade aufbewahrt, ging es verloren, seitdem die Weihen nur noch Ceremonie und Spielwerk für eine jüngere Welt geworden. Was wir nach tausend und abertausend Jahren davon wissen, ist nur aus tausend Trümmerstücken zusammengefügt.

In Thüringen schüttelt man zur Weihnacht die Obstbäume, damit sie wach bleiben, bis Frau Holle naht, die das Kind umhüllende Meergöttin, die Mutter, welche die Kinder aus ihrem Saal auf die Erde, ins Leben leitet. Die Bäume sollen also wach bleiben, bis die Meergöttin naht.

Was heißt das?

Millionen Bäumchen liefert zur Weihnacht der Wald, mit Aepfeln und Nüssen putzt man sie auf zu Obstbäumen und vergoldet die Früchte, daß sie anzuschauen sind, als strahle die goldene Sonne von ihnen zurück. Und Lichter ohne Zahl umleuchten sie und ebendarüber schwebt ein Engel oder ein Vogel, schwankend auf einem Draht, als Gipfel der ganzen Kinderfreude, ein Gebilde, das aus dem Christenthum seine Deutung empfängt. Rings um das Bäumchen aber hängt das Knittergold, das bei der leisesten Bewegung rauscht, als rausche der Baum im Morgenwind, der mit Frau Holle vom Meer und von der Sonne herauswebt. Frau Holle's wegen, der guten, segnenden Mutter, nannten die Angelsachsen, unsere nächsten Verwandten, die heilige Julnacht „Mutternacht".

Man deutet wol den Engel auf das Christ-

ſind, die Früchte auf den leiblichen Segen, an dem ſich die Heiden beſonders erfreut, während die Chriſten vorzugsweiſe die Herabkunft geiſtiger Güter im Chriſtfeſt feierten; die Lichter leiteten die einen von dem jüdiſchen Lichtfeſt ab, dem Feſt der Tempelreinigung ſeit den Makkabäern, die andern erklärten ſie für den irdiſchen Abglanz des Lichts aus der Höhe, von Bethlehem her. Das alles aber erſcheint nur als halbe, verdunkelte Anſchauung eines Urlichts, das in der Vorzeit leuchtete.

Auf der Wand des hiſtoriſchen Saals im Aegyptiſchen Muſeum zu Berlin ſieht man in Nachbildung eines Wandgemäldes aus einem ägyptiſchen Tempel vom Nil den Sonnengott dem König Seſurtaſen an einem grünen Zweige das gehenkelte Kreuz reichen, das Sinnbild des höhern, des ewigen Lebens. Hierin iſt ein und daſſelbe Sinnbild in doppelter Geſtalt. Denn im grünen Zweige ſowol wie im Kreuz liegt jener Urbaum, die heilige Palme, für welche im Norden die Tanne eintrat. Der heilige Buchſtabe T — im Norden Y — gibt das einfache Bild beider, und auf ihm ſteht als einfacher Strich oder als heiliges Dreieck, im gewöhnlichen oder gehenkelten Kreuz, der große Segner, der Knabe ! ☩. Viele ſind der Meinung, das Kreuz ſei ein durchaus chriſtliches Symbol. Das iſt nicht der Fall, viel mehr fand ſeine Aufnahme bei den erſten Chriſten Widerſpruch. Ein Kirchenlehrer, Arnobius, verwahrt die Chriſten gegen die Verehrung des Kreuzes, ein anderer ſagt: „Die Kreuze verehren wir weder, noch beten wie zu ihnen.“ Erſt Papſt Agathon im 6. Jahrhundert führte die Anbetung des Crucifixes ein. Das Kreuz war ein heidniſches Symbol, das hohe Sinnbild höhern Lebens — es ſteht im nächſten Bezug zu unſerm Myſterium, mithin auch zum Weihnachtsbaum.

Nicht minder der grüne Zweig, der den ganzen Baum vertritt. Ganz erſcheint er noch, wenn auch verkleinert, im Weihnachtsbaum und im Maienbaum — als Zweig, aber nicht von der Tanne, ſondern von dem im ganzen Norden heiligen Vogelbeer- oder Ebereſchenbaum, in einem noch heute von den Hirten Weſtfalens und Schwedens geübten Gebrauch. Am erſten Maimorgen harren ſie bei dem Baum der aufgehenden Sonne und ſchneiden den von ihr getroffenen Zweig ſchnell herunter. Mit dieſem ſo geweihten Segner berühren ſie das Jungvieh dreimal und geben ihm dabei Namen. Ein ſolcher „alles heilender“ Zweig war auch die Miſtel der Eiche bei den alten Weſtvölkern, ein ſolcher erweckender Zweig auch die Haſelruthe, die man als Zeichen der Wiedergeburt mit den Todten begrub. Sie alle ſtehen an Stelle des Baums und des Knaben, der gleichſam ein Zweig deſſelben war.

Mit fortſchreitender Bildung errichteten die Völker anſtatt der vergänglichern Bäume und Holzſäulen ſteinerne Pfeiler, aus einem einzigen Stein gehauene Obelisken. Bei der Errichtung eines ſolchen ließ Seſoſtris-Rameſſes den eigenen Sohn an die Spitze binden, offenbar, um ihn dadurch jenem Segner ähnlich zu machen. Auf eine der Säulen am Tempel der ſyriſchen Göttermutter ſtieg alljährlich an ihrem Feſt ein Prieſter, droben zu wachen. Schlief er ein, ſo kam ein Skorpion herauf und ſtach ihn, daß er erſchreckt und zitternd erwachte. „Was aber den Skorpion betraf, war ein Myſterium“, ſagt Lucian bei der Erwähnung dieſer Thatſache.

Säulenheilige, die auf Säulen wohnten gleich dem Engel auf dem Weihnachtsbaum, gab es noch im Chriſtenthum in Aſien und in Rußland — hier nannte man ſie Vögel. In die Baumwipfel ſtellten die Heiden ihre Götterbilder, auf der Eiche zu Stalupönen in Preußen ſpeiſte zur Feſtzeit der Adel des Volks, während dieſes unten Platz nahm und an den Nachkommen ſeiner Götter aufſchaute. Kletterbäume errichtet man noch heute in unſerm Norden, wie am Kinderfeſt zu Eiding, und behängt ſie in der Spitze mit Geſchenken für die glücklichen Erklimmer. Im alten Tyrus ließ man wie bei uns an den Pyramiden des Johannisabends die Flamme an den im Tempelhof errichteten und mit allerlei Gaben, auch lebendigen Thieren, Ziegen und Schäfchen, geſchmückten Maſtbäumen emporſteigen.

Lucian, dem anderen Weiſen ſo gemeinmenſchlich auf Erden wie der Menſch, vom allem, was Leben braucht und Ach regt —

ruft der alte Homer. Und wahrlich! hülflos, ohnmächtig gegen die Thiergeſchlechter ſtand die erſte Menſchheit da. Nicht ohne Grund iſt die Anſicht, daß die großen Thiere in ihrer gewaltigen Kraft, in ihrer Farbenpracht vielen nackten, einfarbigen Menſchen als höhere Weſen, als Götter erſchienen, denen ſie ſich in Furcht unterordneten, die ſie ſich geneigt zu machen glaubten, indem ſie ihnen eins ihrer Kinder vorwarfen. Dies iſt wol der Urſprung der blutigen, der Menſchenopfer, durch welche befriedigt Gott Tiger, Gott Löwe, Gott Schlange ſich entfernte und durch Vernich-

tung eines gleichgiltigen Mitgenoſſen als Schützer des Menſchen erſchien, der ihm geopfert hatte.

Die ſiegreiche Gewalt vereinter Kraft kannte der Menſch noch nicht, da er, den großen Thieren gleich, nur paarweiſe mit ſeinen Kindern lebte, ſie erſetzend um ſeiner Selbſterhaltung willen, ſie ſich ſelbſt überlaſſend, ſobald ſie fähig waren, ſich die Wurzeln und Beeren oder die Früchte der Bäume zur Nahrung ſelber zu verſchaffen. Das war der Anfang, überall auf Erden. Und er dauert bis heute. Denn jene Geſchlechter des innern Braſilien, welche der Spanier Azara mit ſo düſtern Farben ſchildert, welche neuere Reiſende wie Martius und Spix und Rec Lallemant noch ebenſo trafen, ſie ſind Beweiſe jenes Urzuſtandes. Ohne Sprache, d. h. ohne beſtimmte feſtgeſtellte Ausdrücke für die Dinge und Thätigkeiten, ohne ein allgemein gültiges Geſetz der Verſtändigung unter ſich irren ſie durch die Wildniß, ſcheu bei Tage und im Licht der offenen Gegenden, ſcheu und mörderiſch zur Nachtzeit und im Düſter des Urwalds.

Eine ſolche Familie ſteht vor uns in grauer Vorzeit im Urwald des fernen Oſtlandes. Sie kommt gegen die Nacht in die Nähe des Meeres, das noch keiner aus ihr geſehen. Ein eigenthümliches Rauſchen näher zu erkunden, verhindert die Furcht vor der eingebrochenen Nacht. Aber als Wacht — auch Thiere ſtellen Poſten aus — muß ein Knabe einen Baum beſteigen, um bis zum Morgen zu wachen.

Man denke an das Wachbleiben der Obſtbäume, an den wachenden Prieſter auf der Säule von Hierapolis.

Gegen Sonnenaufgang befällt den Ermüdeten ein kurzer Schlummer. Plötzlich erwacht er. Zuerſt geblendet, ſieht er im nächſten Augenblick mit Zittern — das iſt der zitternde Engel auf dem ſchwanken Trabt des Weihnachtsbaums, der vom Skorpion geſtochene eingeſchlummerte Prieſter — ſieht er mit Zittern, voller Schreck, ein gewaltiges Weſen im Glanz der Sonne auf ſich zuſchreiten — Frau Holle naht! das majeſtätiſche Meer, das ſeine blitzenden Wogen, ſchlangengleich in Wogenwindungen, dem Walde entgegenwälzt.

Der Ruf, den ich bereits in dieſen Blättern aus den Myſterien des Knaben Attes herangezogen — ein Ruf des Schreckens und Staunens zugleich entringt ſich der Kehle des Knaben und weckt die im Buſche Schlummernden. Zitternd ſpringen ſie auf, aber dem Ruf des Knaben, des Erweckers, folgend, betrogen auch ſie die Bäume und ſchauen mit gleichem Staunen auf das majeſtätiſche Schauſpiel. Und hiermit ging eine neue Sonne auf, eine geiſtige — der Geiſt im Menſchen begann unter dieſem gewaltigen Eindruck hervorzuſchreiten. In den Myſterien des Attes heißt es, der Knabe und ſeine Gefährten wurden im Hain der Göttermutter von einem heiligen Wahnſinn ergriffen. Gewiſſe arabiſche Stämme haben einen Knaben als Führer der Fahne — und eine ihrer Hauptfahnen heißt der Baum — und dieſer erhebt den Schlachtruf. Auch ſagen ſie, ein Knabe kann recht gut Führer ſein, wenn er nur „aus alter Seherfamilie" ſtammt.

Das ſind einzelne jener Trümmer des lange zerſtörten Ganzen, die ſich an die Zweige des Weihnachtsbaums hängen.

„Indem Sprache entſteht, hat der Geiſt ſich gebildet", ſagt ein Sprachgelehrter, der Profeſſor Steinthal, ohne von dieſem Vorgang in der Urzeit zu wiſſen. Damals aber entſtand die Sprache, d. h. ein feſtes Geſetz für die Verſtändigung. Man begann die Dinge zu benennen, jenen Ruf des Erweckers, das Hugh! zu Grunde legend. Darum verbindet man noch heute die Namengebung mit jenem von der erſten Sonne getroffenen Zweig, darum verbindet man die Namengebung mit dem Meer und dem Kreuz. Das Meer nämlich wird dargeſtellt durch das Taufbecken, zu dem man die Kinder trägt, ein winziges Abbild jenes „ehernen Meeres" im Tempel Salomonis dicht hinter den Eingangsſäulen — Weihwaſſerbecken in den katholiſchen Kirchen. Im Heidenthum ſetzte der Vater ſein Kind aufs Knie — Bild des Kreuzes, des Baumes —, begoß es mit Waſſer, damit es zuſammenſchrecke und gleichſam geblendet die Augen ſchließe wie jener Knabe und gab ihm dann den Namen, damit aber Farbe, Leben und Geiſt — erzählt die nordiſche Götterlehre von den drei göttlichen Vätern, welche am Strande des Meeres zwei Bäume trafen und ſie zu Menſchen machten.

Das war das erſte Feſt der Menſchheit, das heidniſche Weihnachtsfeſt, das Muttern achtsfeſt, denn das Meer ward als Mutter des neuen Menſchen aufgefaßt, das Meer, deſſen Rauſchen den Knaben auf dem Baume erſchreckt. Und ſo iſt der Aufgang der neuen Sonne, das Feſt der Erſcheinung aufzufaſſen, das auf Jeſu Hervortreten aus ſeiner Verborgenheit, auf ſeine Taufe im Jordan bezogen ward und endlich in unſer Weihnachtsfeſt aufging.

Renan in ſeinem ſo ſchnell berühmt gewor-

denen Werke: „Das Leben Jesu", sagt, wo er von Johannes, dem Liebling des Meisters, spricht: „Ohne Zweifel wären uns manche Ueberraschungen aufgespart, wenn es uns gestattet wäre, in die Geheimnisse der Schule von Ephesus zu dringen — Johannes scheint an der fremden Quelle getrunken zu haben." Das hat er — gerade wie die nordische Wettersage von Odin erzählt, er habe für einen Trunk aus der Quelle des weisen Mimir unter der heiligen Eiche, deren Wipfel Heimdall von einem Menschenhaupt durchbohrt worden — das Haupt des Knaben! — für einen Trunk habe er sein eines Auge hingegeben. Dieses Augenopfer — „diese tiefste Bedeutung des schwersten Räthsels der Edda" — bezeichnet es vielleicht die Blendung, die im Volksglauben zur vollen Erblindung geworden, wenn es heißt, wer in den Glanz der Weihnacht ungerufen schaut, wird blind, gleich dem Kinde, welches sehen wollte, wie sich das Wasser in der heiligen Nacht in Wein verwandelte? Man wählte den Wein um seines Goldglanzes, seines berauschenden Feuers willen, denn jener Wahnsinn im heiligen Hain vor dem Anblick des glänzenden feurigen Meeres war gleichsam ein Rausch, wie später der Wein ihn herbeiführte. Und Johannes und seine Gewährsmänner haben von diesem Trank genossen und das Weihen der alten Mysterien in das Christenthum eingeführt — nicht zu seinem Schaden. Die ganze kirchliche Feier ist bis heute ein Bild jenes uralten Vorgangs geblieben!

Die Kirche selbst mit ihren Säulen im Innern, mit ihren Wölbungen oben ist das Bild des Palmenwaldes, an dessen Ende im Taufbecken das Meer nachgeahmt ward. Die versammelte Gemeinde ruht noch stumm unter den Palmen gleich jener Familie. Da erhebt sich ein Rauschen, wundersames Beten erfüllt den steinernen Wald, die Stummen lauschen. Es ist das Rauschen des Meeres, das einst die Posaune, heute die Orgel nachbildet. Jetzt erklimmt der Rufer den Baum — der Prediger die Kanzel, die, auf einem Stamm ruhend, noch oft mit künstlichem Laubwerk geschmückt, den Baum zeigt, und er beginnt seinen Ruf an die Gemeinde. Lauschend folgt sie ihm, erhebt sich zum Schluß unter der Hand des Segners und endlich brausen die Stimmen des Rufers und der Geweckten im Obergesang mit dem Rauschen des Meeres vom Orgelchor zusammen. Nun treten die Kinder zum Meer vor den Altar, in welchem die aufgehende Sonne, und die Namengebung beschließt die heilige Feier, die sich im Christenthum alljenntäglich wiederholt.

So war es einst an jenem ersten Tage, dem Geburtstage des menschlichen Geistes, den wir nun im Weihnachtsfest als Jesu Geburtstag feiern. So erhielt sich der Brauch in den geheimnißvollen Weihen des Heidenthums, nur daß hier große Kinder die Weihenamen empfingen. So ward er ins Christenthum herübergenommen und immer kunstreicher in Sang und Rede gestaltet. Jahrhunderterlang hat man ihn geübt, ohne seine Bedeutung zu wissen. Ihrer unbewußt, fertigt man noch heute den Weihnachtsbaum, putzt ihn zum Christbaum aus und ruft dann, bei hellem Lichterglanz, die Kinder, sie zu beschenken.

Und zu welchem Feste beweist sich in geistiger Hinsicht noch heute der Geist der Erfindung thätiger, Neues, wenn auch nur Kleines für Kleine, eine wahre Elfenwelt, zu schaffen als zum Weihnachtsfest? Und welches sind die Hauptstücke dieser bunten Welt, die nun jetzt wieder alles zu beschäftigen anfängt? Auch in ihnen werden die Bezüge auf jenen Vorgang sichtbar! Zunächst sind es Instrumente, die einfachsten, Trommeln und Pfeifen aus Holz, um eine betäubende Musik zu machen, wie der Wilde sie noch liebt und bei seinen Festen aufführt, im wildesten Tanze nach ihr sich drehend. Mit ihr steigt jener Lärm alter Festtage, jene tobende Volksfreude, mit einem Wort jener Wahnsinn im heiligen Hain der Göttermutter vor uns herauf. Demnächst sind es Schaukelfiguren, Wiegenpferde, Wiegenmänner, die gewiß so alt sind als die Festfeier überhaupt. Diese Spielsachen beziehen sich wie der Engel auf seinem Trabt auf jenen Knaben im wiegenden Wipfel. Wie der indische Jogbi — und nach ihm unsere Gaukler — am Fest der Göttin sich an Bäumen schaukelt, geheime Schaukeln in den Mysterien zu den verbreitenden Weihen. Schaukeln der Kinder in der Luft war ein heiliger Gebrauch, Schaukelfeste feierte man den Göttern. Aber das Warum verschwand und die Schaukel blieb eben nun — ein Volksvergnügen.

An Stelle des Baumes, des Trägers des Knaben, trat schon früh das Roß als Träger der Könige, welche für Nachkommen jenes Knaben galten — daher das Schaukelpferd für den schaukelnden Baum. Ja, der Knabe selbst, zur Gottheit geworden, wandelt sich in ein Roß und verbirgt sich im heiligen Raum des alten Indien, der davon „Roßstand" heißt. Wunderbare Vögel sitzen auf seinen Zweigen, Honig träuft von ihm

wie von der Weltesche des Nordens — von Zuckerwerk und Honigbrot, Marzipan, am Weihnachtsbaum. Am alterlosen Strom sagt er in die sonnigen Küste, sein Anblick schon macht jung — heißt es in indischen Gesängen. Und thut der Weihnachtsbaum das nicht auch? Werden wir Ihm nicht wieder jung in seinem Anschauen? Nicht Kinder wieder, schon wenn wir ihn schmücken und dann, wenn der Jubel unserer Kleinen ihn umrauscht? — Wer kann sein Herz dieser Wandlung verschließen? —

Und so bleibe es denn — ob bewußt, ob unbewußt — wie es bis heute geübt, das Weihnachtsfest, das höchste, das heiligste Fest der Menschheit, wie es als Fest der Erscheinung, als Fest des Aufgangs einer neuen, geistigen Sonne schon in der Urzeit gefeiert worden!

E. Schnellen.

Der Erbe von Rabenfederhall.

Novellette von M. Jolitaire.

VI.

Also redete Hasso, der Vater von Rabenfederhall, zu den Forstknechten: „Wie dem auch sei, ich will lieber noch den illegitimen Bub, der seine Bestrafung trotz alledem doch einmal zu fürchten hat, als das moderne, schleichende, heimtückische Usilisationsprincip, das ein Jegliches als gute Beute benutzt und das Bedeutendste, das Herrlichste, das Schönste zerstört und vernichtet, um daraus seinen Vortheil zu ziehen! Ihr seid Diebe alle drei, das wird mir gesagt und das weiß ich! Von Ihnen, Kretinus, und von dir, du dummer Junge, der du das wilde Schwein geschossen, wundert mich das freilich nicht! Von Euch, Schliecke, der Ihr Eure ganze Existenz aus Rabenfederhall und seinen Appertenentien zieht und mit ihm durch meinen Vater sozusagen verwachsen seid, hätte ich freilich Besseres erwartet! Dennoch aber will ich den Tag, an dem ich zum ersten mal als Herr auf Rabenfederhall erscheine und meine Herrschaftsrechte ins Leben setze, dadurch bezeichnen, daß ich das thue, was des Menschen am würdigsten erscheint. Ich verzeihe Ihnen Ihr Forstdefraudat, Herr Kretinus, und ich verzeihe Euch, Schliecke, und dir, dem dummen Jungen! Außerdem aber, Kretinus und Schliecke, vergebe ich euch, was ihr mir gestern Abend zugefügt! Sie, Kretinus, haben mir durch die von Ihnen beabsichtigte und auch glücklich ins Werk gesetzte Schadenfreude einen sehr üblen Streich gespielt! An den auf Ihre Veranlassung auf die Brücke gestreuten Glassplittern hat das edle Thier, auf dem ich hierherritt, ein Muskat-Schimmelhengst, den ich mit fünfhundert Thalern bezahlt, sich dergestalt verletzt, daß es sich demnächst todt bluten! Ihr, Schliecke, habt Euch so ganz außerordentlich widerwärtig bei meiner Ankunft benommen, daß ich Euch eigentlich, und zwar um jeden Preis, zum Teufel jagen müßte! Dessenungeachtet verzeihe ich auch Euch, weil ich nicht anders kann, als Euch einen klassisch albernen, in Eurer Schafsdummheit befangenen, arroganten und aufgeblasenen Flegel zu nennen! Wenn Ihr gegen uns nächtliche Ankömmlinge nur etwas mehr Gastlichkeit geübt hättet und etwas zuvorkommender gewesen wäret! So aber habt Ihr uns wirklich behandelt wie ein paar räudige Hunde! Aber trotzdem, wie gesagt, bewillige ich Euch Amnestie! Doch bezähmt zukünftig Euern Appetit auf den Braten von meinen Hasen! Und so zieht denn hin in Frieden!"

Hier wandte sich der neue Schloßherr, trat an das Fenster und nahm dem wackern Nadies einen Becher ab, den dieser musterhafte Diener sich aus der Försterwohnung verschafft — es war ein alter Jagdpokal mit hohen, hervorspringende Geweihe tragenden Hirschköpfen verziert, der schwere Deckel zeigte einen Jägersmann in romantischer Tracht, der im Anschlag auf einen an einem Baumstamm sich mit einer Laube äsenden Fuchs lag — und den er mit einem köstlichen, ebenfalls der Oekonomie des Forsters entnommenen Wein gefüllt hatte. Während er trank und sich so selbst für den Aufwand von Geist und gerichtsherrlicher Würde mit dem goldenen Saft belohnte, traten Schliecke und der Junge heran, brachten den Schloßherrn mit einem unterthänigen, dankbaren Gruße und machten Miene, ihm die Hand zu küssen: der Junge, indem er das wirklich dümmste Gesicht machte, das je einem Menschen zwischen zwei Schultern gesessen; denn er hatte ganz zuversichtlich geglaubt, daß ihm für diesmal seine Saujagd nicht so hingehen und daß er Anweisung auf die Erkenntlichkeit einer tüchtigen Tracht Jagdprügelhiebe erlangen würde. Doch kalt wie Stein blieb Kretinus; nur leicht neigte er sein dunkles Haupt und schoß Blicke voll höhnender Wuth auf den ihm in seiner innersten Seele verhaßten und widerwärtigen Gerichtsherrn. Dann stülpte er seine grüne Jägerkappe auf den buschigen Kopf und verließ das Gemach, gefolgt von den beiden andern Dienst-

digten. Hasso gab dem Förster seine Hand. Der sagte: „Ich danke Euer Gnaden für Ihre milde Gesinnungsäußerung, erlaube mir aber lebhaft zu bezweifeln, daß selbige sich wol am Platze sein möchte! Der verwünschte Bube, dieser Kristinus, hat mir in der That genug zu schaffen gemacht, und ich kann nicht umhin, an die Tage mit Entsetzen zurückzudenken, an denen er den unseligen Einfluß, den er bei dem Administrator Windmeier erlangt, auch auf mich und meinen Bereich geltend machen wollte!“

„Lassen wir das, Herr Braun!“ versetzte der Baron. „Das Vergangene soll vergangen sein!“ fuhr er fort und credenzte dem Förster einen Trunk aus dem Becher, den dieser mit vielen Reverenzen acceptirte. „Wie die häßliche Raupe sich einspinnt, um als schöne Seidenpuppe dem Menschen das herrlichste Gewand zu liefern, das diese Erde kennt, so soll auch unsere Vergangenheit sein und sich zur glänzenden, seidenartigen Gegenwart entpuppen! Ich zähle auf Sie und Ihre werthe Beihülfe namentlich, lieber Förster, denn ich bin, wie Sie mir ja wol schon abgemerkt haben werden, ein fast rasend zu nennender Freund alles dessen, was in das Gebiet der Baumcultur im Speciellen, der Forst- und Waldcultur im Generellen einschlägt! Ich denke, wir wollen frohe und für die Zukunft segenverheißende, früchteversprechende Tage miteinander verleben. In diesem Punkte bitte ich Sie, mich durchaus nicht schonen zu wollen! Bestimmen Sie selbst die über den Etat gehende Summe, die Sie für die diesjährigen Baumculturen in Anspruch nehmen, und ich gewähre selbige sofort! Zunächst aber senden Sie mir eine Anzahl tüchtiger Forst- und Gartenarbeiter, daß vor allen Dingen der von dem schändlichen Windmeier und seinen Consorten so abscheulich verwüstete Schloßpark wieder einigermaßen wenigstens in Ordnung gebracht werde! Doch wie geht's mit Ihrer Gesundheit, Herr Förster? Sie sehen wirklich etwas angegriffen aus!“

„Nun“, versetzte Braun, „Dank für gnädige Nachfrage! Es geht so, beliebter Kürze halber, so ganz ziemlich! Wär's freilich besser, könnte es drum nicht schaden! Doch das kommt vielleicht daher, wenn so eine alte Wurzel als wie unsereiner in spätern Jahren sich das Heirathen noch beikommen läßt! So ein junges Weibchen, Herr Baron, streicht so einem alten fünfmal Zehnender, wollen wir 'mal sagen, die Haare nur allzu bald mit grau- und weißmelirter Tusche an! Ich habe ein gutes Weib und auch, wie die Leute sagen, ein schönes Weib! Es trägt mich auf den Händen und thut mir wahrhaftig alles zu Gefallen, was es mir an den Augen absehen kann! Trotzdem, glaube ich, wäre dem alten Braun, wäre er allein geblieben in seiner Waldhütte, wohler! Wer da heirathet, Herr Baron, so sagt das Sprichwort, thut blindlings einen Griff in einen Sack, in dem sich neunundneunzig Schlangen und ein Aal befinden. Ich nun bilde mir etwas darauf ein, den Aal gefaßt zu haben, und dennoch meine ich, daß mir besser wäre, wäre ich so geblieben! Und doch wieder, wäre ich so geblieben und hätte mir die Partie entgehen lassen, glaube ich, wäre ich auch nicht zufrieden und machte mir die umgekehrten bittern Vorwürfe! Ja, ja, so geht's einmal in dieser Pumpenwelt! Es ist so nichts, Herr Baron, und wiederum so auch nichts! Es gibt einmal kein anderes Glück und keine Zufriedenheit als die im Grabe!“

Den Baron hatten bei dieser Rede des Försters seltsame Schauer durchbebt; es hatte ihn so ahnungsvoll angemuthet, als der Mann seines jungen Weibes, von dessen wunderbarer Schönheit er schon von andern Seiten vernommen, erwähnt; es war ihm gewesen, als stünde er am Rande eines Abgrunds, in den sich hinabzustürzen ihn tausend Stimmen mächtig lockten; er mußte sich wie mit Gewalt bekämpfen und wieder emporraffen. Er that einen Tritt mit seinem bespornten Stiefel auf den Estrich, daß die Wände in dem leeren Gemach schallten und Braun fast erschrocken zurückfuhr. Dann sagte er: „Ei, er, mein lieber Förster! Wer wird so schwarze Gedanken haben! Da muß ich ja darauf denken, Ihnen Zerstreuung zu verschaffen! Sie sollen mir im nächsten Monat, den ja der Dichter so schön einen Kuß des Himmels für die Erde nennt, nach Bad Seeluell mit Weib und dem Kindchen, dem lieblichen, kleinen Mädchen, das, wie ich höre, Ihnen vor zwei Jahren geboren. Herr sollen Sie wenigstens sechs Wochen bleiben und all die finstern Gedanken in dem Gesundheit und Lebenslust erfrischenden Born versinken lassen, während ich unterdessen Ihrem Posten versehen und munter in Schlucht und Wald hantieren und auf gut waidmännische Art traqua- will! Und darauf geben Sie mir Ihre Hand, Sie wackerer Mann!“

Der Förster zwang sich zu einem frohen Lächeln und legte seine Hand in die des Barons.

Da scholl von unten her gellendes Geschrei; eine wehklagende Frauenstimme ließ sich hören. „Meine

Schwägerin!" rief Braun. „Was will die? Was iſt vorgefallen?"

Und hinaus zur Thür, die Treppe hinab ſtürzten beide erſchreckten Männer. „Anna!" rief Braun der ihm mit gerungenen Händen, mit wildverzauſten Haaren entgegenfliegenden Jungfrau zu. „Anna! Um Gottes willen, was gibt's! Was iſt vorgefallen?"

„O, Herr des Himmels", rief das leichenblaſſe Kind mit zitternder Lippe mühſam ſtammelnd und an der Schwelle des Schloſſes in die Knie brechend, „ſie iſt todt! Hin! Hin! O mein armer Schwager! Und was wirſt du nun werden, die du ſie ſo unſäglich geliebt!"

„Wer iſt todt? So rede, rede! Wer iſt todt? Judith?" fragte der Förſter.

„Nein", ſagte Anna, „nicht dein Weib, dein Kindchen iſt todt! Dein Töchterchen Iſolde iſt ſtumm und todt! Vom Schoße der Mutter geſprungen, iſt ſie, unter Frühlingsblumen ſpielend, in den Eisenweiher an dem Hange gerathen! Dort hat ſie der Nix gefüßt, hat ſie mit ſich hinabgezogen in die ſchwarze Flut, bis ihr die Seele vergangen! Dann iſt ſie wieder heraufgeſchwommen. Ich ſelbſt, ich ſelbſt habe den Zipfel des weißen Kleidchens, als er emportrage aus dem finſtern Waſſer, gefaßt und das Kind ans Land gezogen. Dort liegt es nun todt unter den blühenden Blumen des Frühlings und Judith liegt neben ihr beinahe im Sterben! O eilt, Schwager! Gebt und tröſtet die Unſelige! Ich kann nicht weiter! Es war zu viel!"

Braun wandte ſich zum Gehen. Der Baron folgte ihm, nachdem ihm der treue Rudies auf ſeinen Wink einige Fläſchchen mit belebenden Tropfen die Treppe hinuntergelangt. Braun lief mit der Schnelligkeit des gejagten Wildes durch den Schloßpark, kletterte über den ziemlich hohen Zaun, der den Park von dem Forſt trennte, und flog nun durch den herrlichen, im vollſten Schmuck des Frühlings, von den Sonnenſtrahlen des ſchönen Morgens hold durchzitterten hochſtämmigen Buchenwald, der ſie hier aufgenommen.

Die Entfernung war unbedeutend, ſie betrug höchſtens den ſechzehnten Theil einer Meile. Dennoch war dem Baron, als klebte Blei an ſeiner Sohle und als wären ſie über den Erdball gelaufen, als ſich endlich der Wald öffnete und den Blick auf das Forſthaus geſtattete, das unter ſeinen hohen Linden, am Rande des Eisenweihers, des verhängnißvollſten aller Gewäſſer, idylliſch traut dalag. Auf einer mit friſchen blühenden Roſen umſtandenen, am Rande des Weihers im Schatten der hohen Eſſen gelegenen Raſenbank ſaß ſtumm und ſtarr ein junges Weib, gebeugt über ein auf ihrem Schoße liegendes Kind. Es war Judith und Iſolde. Der Baron näherte ſich theilnehmend der Unglücklichen, vor der Braun auf die Knie geſunken und ſie liebreich anredend dalag. Er überzeugte ſich ſofort, daß hier ſogar der Verſuch einer Wiederbelebung Wahnſinn ſein würde und zog ſich, um nicht überläſtig zu werden, in den Wald zurück. Von dort aus, an einen Baum mit niedrigen, ihn verhüllenden Aeſten gelehnt, betrachtete er die arme Menſchennatur, die wie ein zertretener Wurm daſaß unter den blühenden Roſen und den furchtbarſten Schmerz zu empfinden hatte, der die Menſchenbruſt zerwühlen kann: den Schmerz einer Mutter, der ein raſcher Tod ihr Kind entreißt. Und welch ein Weib war dies! Selbſt die Verzweiflung, die es wild durchbebte, hatte dieſe Züge nicht zu entſtellen vermocht! Und ſo blickte Haſſo in ein Antlitz, das er mit ſeiner unvergleichlichen Anmuth tief, tief in ſeine leidenſchaftlich erregte Seele hinabſog. Er wollte nicht mehr hinblicken, er wollte fliehen vor dem Anblick wie vor dem Unheilvollſten, dem Entſetzlichſten. Sein Fuß war wie in die Erde geſunken; er vermochte nicht, ihn zu heben. Und erſt als er genug des Giftes gefaßt, um wenigſtens zehn Männerſeelen zu verderben, war es ihm möglich, ſich zum Gehen zu wenden. Ja, Judith war ein ſchönes Weib, zauberiſch ſchön in der Verklärung, mit der der liebliche Frühlingsmorgen und die liebende Verzweiflung, die ihr Herz erfüllte, ſie umgab. Wie eine ſchöne Statue ſaß ſie da: die dunkelblonden Flechten, die der Schmerz aus ihren Nadeln gelöſt, hingen bald über die bleichen Wangen hinab, von denen große Thränen herniederträufelten. Große, innige, blaue Augen voll echter Liebe und wahrhaft weiblicher Seele blickten über den vom Schmerz halbgeſchloſſenen weißen Lidern, die mit langen ſchwarzen Wimpern beſetzt waren. Ein einfaches weißes Hauskleid, vorn am Buſen blos mit einer Roſenknospe geziert, verhüllte die ſchlanke, ſittige Geſtalt; um den Hals trug ſie eine Perlenſchnur, das einzige Brautgeſchenk, das ihr Braun, der noch immer die Vergangenheit kümmerlicher Verhältniſſe zu verwiſchen gezwungen war, zu machen im Stande geweſen. Ach, die Perlen, die ſie heute zum erſten mal, ſie wußte nicht wie und warum, umgelegt, hatten ſofort ihre unſelige, thränenſchwere Bedeutung geltend zu machen ver-

ſtanden. Träumeriſch wandte ſich Haſſo, wohl fühlend, daß er hier vollkommen überflüſſig und daß es das Beſte wäre, die unſeligen Ehegatten ſich ſelbſt zu überlaſſen.

Der April machte indeß ſein Recht geltend; ein Hagelwetter zog vor die Sonne, ein finſteres Wolkengeſpinſt, aus dem bald eine wüthende Windsbraut ihre Geſchoſſe zürnend niederſchmetterte; Haſſo fühlte nicht den Schmerz, den die niederprallenden Hagelkörner ſeinen Händen und ſeinen Wangen verurſachen mußten. So ſtark waren die Gewalten der Liebe, die ſo plötzlich in ſeine heiße Seele eingezogen waren. Noch wagte er es nicht, ſich ſelbſt ſeinen Zuſtand zu geſtehen, und trotzdem war es ſo, denn er fand von der ganzen Welt nur noch Eins wünſchenswerth und dies Eine war Judith. Was half ihm nun der Reichthum des Gibes, um das er jahrelang geſtritten? War doch das Eine für keinen Preis auf dieſer Welt zu haben! Im Schloßhofe bewillkommnete ihn der Diener. Es war dem braven Jungen gelungen, mit der Hülfe von Schlicke, der durch Haſſo's ihm bewieſene Großmuth von heute morgen merkwürdig umgeſtimmt zu ſein und, wie man zu ſagen pflegt, ganz andere Saiten aufgezogen zu haben ſchien, ein ganz annehmbares kleines Mittagsmahl, zu dem Schlicke vor allen Dingen einige ſeiner Lieblingstauben hergegeben, herbeizuſchaffen und in dem Saale anzurichten, deſſen unbrauchbare Fenſter mit ihrer ſtörenden Helle er auch mit einigen dunkeln Vorhängen, die Frau Schlicke ihm abgetreten, angenehm und comfortabel verhüllt hatte. Radies konnte ſich trotzdem nicht genug verwundern über ſeinen heute ſo wunderſam ſchweigſamen und in ſich verſunkenen Herrn. Er, der ewige Kämpfer mit jedem Elend, mit jeder menſchlichen Noth, wie war er ſo plötzlich in ein ſteinernes Bild verwandelt, das nur noch zu träumen vermochte, das wie gedankenlos aus der ihm vorgeſetzten Flaſche Wein ein Glas nach dem andern trank und gedankenlos einige Stückchen Taubenbraten genoß! Endlich, beim fünften Glaſe, ſagte er: „Radies, du kannſt noch heute im Laufe des Nachmittags nach Roſtheim reiſen! Ich werde dir vorläufig tauſend Thaler mitgeben! Dafür kaufſt du ein Mobiliar wenigſtens für dieſen Saal, erſetzeſt die beiden Pferde, die wir ſo ſchmählicherweiſe eingebüßt haben, und mit dem Reſt des Geldes gehſt du zu dem Juwelier in der Kreuzgaſſe, dem Gymnaſium gegenüber, und fragſt ihn, ob er vielleicht Roſen hat!"

„Roſen?" fragte jener. „Haben denn Juweliere auch Roſen? Ich dachte, die wüchſen bloß in den Gärten und müßten wie von Menſchenhand gepflegt und mit Thau und Regen als wie mit Manna geſpeiſt werden! Dann wären ſie der Erquickung mit Morgenröthe und Sonnenaufgangsſtrahlen benöthigt! Wie käme denn alſo wol ein Juwelier zu Roſen?"

„Du biſt ein Ignorant, ein Lümmel! Verzeihe mir den Ausdruck, Radies, aber du biſt ein unbrauchbarer Grobian trotz alledem! Sind denn Juweliere Gärtner, die die Krone der Blumen in ihren Gärten wachſen laſſen und fördern können? Oder ſind ſie —" hier räuſperte ſeine Stimme und er ſprach nach einer Pauſe weiter — „oder ſind ſie Künſtler, die die Perle der Flora als Monarchin im Schatten der Ulme und Buche gedeihen laſſen? Oder ſind ſie ſchließlich Künſtler, die das Edelſte der Erde, das Gold, die Perle, den Edelſtein in anmuthigſter Weiſe Auge und Sinn zu erquicken und zu erfreuen miteinander verbinden? Alſo du gehſt in den Juwelier und fragſt ihn, ob er Roſen hat? Etwa in Form eines Stirnbandes oder einer Agraffe oder einer Buſennadel! Lieb wäre es mir, wenn er Steine zur Bereitſchaft hätte, deren Namen mit ihren Anfangsbuchſtaben meinen Namen ſignirten. Alſo zum Beiſpiel: Hyacinth, Amethyſt, zwei Smaragde und einen Onyx! Du glaubſt gar nicht, mein Sohn, welch eine Leidenſchaft ich für derartige Sachen gewonnen habe! Ich fühle es in mir, daß ich den Naturforſcher mit dem Künſtler in mir verbinde und für beide ein gleiches Intereſſe hege! Demnächſt gehſt du zu meinem Advocaten und händigſt ihm dies kleine goldene Summchen, das ich dir in dieſem Beutel unabhängig von den tauſend Thalern übergebe, und ſtellſt ihm als angenehme Beilage einen feiſten Rehbock, ein üppiges Schmalthier — ich habe dem Braun'ſchen meinen Beſuch gegeben — in nächſte Ausſicht! Du kannſt dich nach Radenfeld begeben; dort wirſt du ja leicht ein Geſpann bekommen, das dich nach Roſtheim führt. Du läßt das Geſpann ſofort heimkehren und kehrſt zu mir mit einem der von dir zu kaufenden Roſſe zurück! Ich erwarte dich ſpäteſtens morgen Abend! Dann biſt du zurück! Aber, Junge, ich ſage dir, berauſche dich nicht! Lebe wohl, Radies! Ich will einen Moment ſchlafen!"

Er zog ſich in das Zimmer zurück, in dem, wie wir geſehen haben, der Diener in der vergangenen Nacht ein ſo fatales Abenteuer erlebt hatte. Der Diener ſchüttelte wiederholt den

Kopf: sein sonst so gütiger, so gelassener Herr kam ihm gar so frappant, so abscheulich vor. Er konnte nicht begreifen, was mit ihm vorgegangen, und schlug sich mehrere male an den Gegenstand, den er den Urquell seiner Gedanken, den er sein Haupt nannte.

Der Mohr war seiner Instruction gemäß abgereist. Aus schweren Träumen erwachte Hasse spät am Abend, als schon mit finsterer Schwere den Mond verhüllende Wolken den Horizont umgeben hatten. Der vom Glück der irdischen Erfolge hochgetragene, jetzt so liebkranke Herr eilte hinaus in die dunkle Waldnacht. Er irrte umher in dem wie mit schwarzen Schleiern umhangenen Park, bis er dann zuletzt an der Wasserkunst sich niederließ. Hier brach er aus in seine Klagen. Die Hand auf den Rand des Beckens gestützt, in der sein mit Liebe beladenes Haupt lag, stand er da in der finstern Frühlingsnacht und weichte die Thräne aus seinem Auge: „Es war denn eine kurze Freude, o Herr der Welt, der Nacht! Du Allwissender des menschlichen Geschicks! Du dunkler, ewig räthselhafter Gott, die du mir gegönnt hast! So viele Jahre war ich ein Sklave der unerbittlichen Verhältnisse gewesen! All mein Unheil kam von außen! Jetzt, da mich das Glück auf seinen Schild gehoben hat, jetzt, da ich zum Leben sagen könnte: - Ich grüße dich, weil du mein bist, weil ich nicht mehr auf den Tag zu warten brauche, um zu leben, was er mir bringt! - kommst du über mich, du himmlisch-süße, du bittere, du hoffnungslose Leidenschaft, um mir eben wegen deiner Hoffnungslosigkeit meine Stunden mit Wermuth zu versüßen! Wie viel weibliche Wesen habe ich in meinem bewegten ärztlichen Leben gesehen! Wie waren sie mir alle so gleichgültig! Und wie wurde mir erst heute das unwiderstehliche Gefühl der unendlichen, der namenlosen Neigung! Tiefe Nacht umgibt mich, Nacht, das Bild meines Lebens! Und noch schwärzer in mir die Nacht des Gefühls meiner selbst und meiner Hoffnung! Welch ein Lied doch tönt in mein Ohr! Als ich ein Knabe war, da vernahm ich einst den melancholischen Gesang vom Töchterlein Jolde. Jolde heißt das Töchterlein, das in den Armen umgekommene meiner verzweifelten Liebe. Und darum singt es mir unablässig wie ein Strom, der über ein Mühlwehr tost; darum säuselt mir aus jedem Wipfel das schwermüthige Liedchen von dem Töchterlein Jolde:

Das Töchterlein Jolde
War ein Jungfräulein schön:
Sie hatte Haar von Golde,
Im Antlitz Lilienschein.
Wol war sie gar so holde,
Das bleiche Jungfräulein,
Die goldige Jolde!

Am Weiher in dem Haine
Wol alle, sie gar nicht fern;
Im Abendsommerscheine,
Da schon erglüht der Stern!
Die Wasserlilie holde
Hatt' sie so herzlich gern,
Die goldige Jolde!

Sie neigte sich dem Meer,
Streckt aus die rothe Hand;
Und pflückt' weiß gleich dem Schnee
Die Lilie, die dort stand.
Wie ist sein Haupt von Golde
Verschwunden von dem Strand,
Das Töchterlein Jolde!

Auch ist, da schon der Weiher,
Nahmst unser Töchterlein'
Die Lilie hielt sie theuer
Wol an dem Busen fein.
Alle man zehlt in Golde
Der Silberlilien nun'
Schlaf' wohl, du Kind Jolde!

Ja! Schlaf' wohl, du Kind Jolde! Heilde sei über dich und dein Angedenken!" Und nach einer Pause, in der er in die tiefe Finsterniß blickte, die um ihn herrschte, und dem summenden Nachtwind lauschte, der in den Blättern hörte, sprach er weiter: „Wenn nur kein Mensch mehr mit seiner Gegenwart und seinem gegenwärtigen Geschick unzufrieden sein möchte! In der That ist jeder Tag, der da kommt, unheilvoller als der vorangegangene! Hätte ich jemals gedacht, daß diese Krankheit über mich kommen, daß ich hoffnungslos, mit aufgehobenen Händen nach einem Glück hätte trachten können, das da heißt Blume des Waldes, das da heißt Judith!

Als Hasse diese Worte gesprochen, war es ihm, als tönte ein höhnisches Gelächter aus dem finstern Tannengebüsch, links neben der Schale der Wasserkunst. Ein tückisches, entsetzlich teufelisches Gelächter! Hasse erschrak. Wer war das? Mensch oder Teufel? Welch böswilliges, höhnisches Gespenst der Nacht, welche tückische Ausgeburt der Finsterniß hatte ihn bei seinem verliebten Monologe belauscht? Er horchte noch einmal; er konnte sich so getäuscht, das Gespött einer träumenden Eitelkeit, welche Vogelart bekanntlich in Bezug auf Satire und Ironie sich einer großen

Anmerkung.

Die Schule der Reichen ist nach eigner Erfindung gearbeitet. Mehre Blätter hatten geglaubt, es läge ihr eine alte englische Novelle zum Grunde.

Berühmtheit erfreut, für die Stimme eines Menschen gehalten haben. Da lachte es noch einmal, noch deutlicher, noch schneidender, noch bösharmonischer, und zwar dergestalt, daß kein Zweifel über den Ursprung dieses grellen Gelächters mehr obwalten konnte. Es kam aus der Kehle eines boshaften Menschen, der fuchsähnlich hier durch Dunkel und Dickicht herangeschlichen war. „Wer ist hier? Wer wagt zu lachen in meinem Park?“ rief Hasse. Ringsum waltete tiefes Schweigen. Dann lachte es noch einmal und ein rasch angestrichenes Feuerholz beleuchtete phosphorisch, klapphähnlich wie einen Traum, den der finstere, nächtliche Abend gehabt hatte, ein wildes, bärtiges Angesicht, das des Kretinus, den wir heute morgen sattsam kennen gelernt. Hasse wurde wild; aus der Seitentasche seines Schnürenrocks zog er den Revolver und gab nach der Richtung Feuer, in der er das leuchtende Antlitz gewahrt hatte. Abermals antwortete ihm Gelächter; bald war es hier, bald dort, bald rechts, bald links. Die Nacht schien sich vervielfältigt zu haben, um ihn mit ihren Ausgeburten zu verhöhnen. Schließlich bekam er den Wurf eines Erdklotzes ins Angesicht, bei dem er nicht mehr an wirklich irdische Abkunft zweifeln konnte. Dann folgte noch einmal Hohn und Gelächter, sich allmählich über den hohen Hegezaun in den Wald verlierend und dann allmählich verhallend, als suchte der nächste Baum und dann der fernere und dann der weitere, bis endlich wieder es ringsum schweigsam und nichts zu hören war als die nächtlichen Töne der Waldnacht, das Stören des Windes, sein Beben in den Zweigen, das Huschen des scheuen Rehs über das glatte Waldmoos und der Schrei der auf ihren Raub ausgegangenen Vögel der Nacht, der Käuzchen und Eulen.

Am nächsten Morgen ging der Himmel mit Strömen. Trotzdem wartete Hasse auf den Arzt. Der kam nicht. Und so sah er, daß es wirklich nichts Besseres zu thun hatte, seinen Regenmantel an, nachdem er ein flüchtiges, von Schlucken unterbrochenes Frühstück genossen, und ging, verloren in seine Träume und Pläne, in den Park, sein Anblick sollte ihn zerstreuen und der längst virulente Kampf gegen alle moderne Spekulation und sogenannte Utilisationsmänner, die er in Bezug auf seine Lieblinge, die Bäume, als auf sich einbrechend und ihn bestürmend, sich vorstellte, für heute in der Phantasie ihn von seinen Liebesschmerzen abziehen. So wandelte er am Bache entlang, über den, wie wir eben gesehen, die vorgestern so taktisch unvorsichtig gemachte Zugbrücke führte. Der Strom des Wassers führte ihn erst in hohes Holz, dann aber in eine Gegend, den Forst, in dem es wirklich trübe genug aussah. Hier hatte der Zauch des Waldes, seine Pest, der Raupenfraß, gehaust; ein Naturereignis, bei dessen Benennung der philosophischen Sekte, die man die optimistische zu nennen pflegt, doch in Wahrheit bange werden dürfte; denn was wol kann man Gutes von einer Schöpfung sagen, in der die Nadel der Tanne, das Blatt der Buche sich in ein wüstes, gefräßiges, unwiderstehliches, vor der Hand unerklärbares Ungeheuer verwandelt, das den Baum, der es doch gezeugt und geboren, mochte er eben noch dastehen in üppigster Blätterfülle, im abscheulichen Vogelfickreche, zum kahlen Scheusal in den Stunden einer einzigen Nacht verwandelt! Der brave Braun hatte erblich gekämpft gegen den schrecklichen Feind. Ringsum waren tiefe Gräben gezogen, mit denen man die Ungeheuer von den noch verschonten Gegenden abzuhalten gedacht hatte. Vergebens! Vergebens! Der Zauch mußte in der Luft gelegen haben, das Entsetzen war vom Himmel gefallen; die Hälfte eines jeden Blattes, einer jeden Nadel in der ganzen Waldesrunde hatte ihre andere Hälfte zu einem wahnsinnigen Ungeheuer verwandelt, das sich eifrigst bemühte, den Baum, den Ast, den Zweig, der ihm das Leben gegeben, in einem abscheulichen Gerippe zu machen. So war ein echtes Bild des modernen Raupenbaums unter den Menschen: des ewig verwünschten Utilisationsprinzips, das kaum das lallende Kind in der Wiege, geschweige denn den lebenden Baum in dem Forst verschont! Des teuflischen Raupenfraßes, der schändlichen Gewinnsucht, die unser Geschlecht angefressen haben, und jedenfalls die ausersehen noch von ihren Wurzeln und ihre Liebe herauszubeißen, der Gegenwart, die kein anderes Ideal kennt als das des Gemeinen und des klingenden Metalls, dem Untergange, wenigstens der empfindlichen und einschneidenden Verwandlung zu unterwerfen. Unter Hasse verlor sich in den grünlichen Anblick, den die Gegend, die so wohlerhalten, dem Auge gewährte. Da fand nun das harmlose Geschlecht, ein jedes Glied von ihnen ein armseliger, elender Schacher geworden, zu einem miserabeln Pfeiler verwandelt, der um Erbarmen zum Himmel zu weinen schien. Und keine Hoffnung war da, daß dies jemals anders und besser werden konnte! Alles, mit den gering-

ßen und lächerlich kleinen Ausnahmen, mußte, weil die in das innerste Mark zerfrißt und zerbeißt, entblättert und zerstört, benutzt, um demnächst eingesammelt zu werden. Die sentimentalen Hoffnungen, denen der ehrliche Braun sich hingegeben und die er gegen unsern Hasse geäußert, erwiesen sich sämmtlich als falsch und trügerisch. Nach dem Hippokratischen Grundsatz, der da bestimmt, daß das, was nicht durch das Heilmittel geheilt werden kann, dem Eisen verfallen ist, mußte hier halb entschieden gehandelt und der größte Theil des Waldes der Vernichtung anheimgegeben werden.

(Der Fortsetzung in nächster Nummer.)

Ueber Ursprung, Wesen und Geschichte des Geldes.

Von S. Philippsen.

II.

Wenden wir nun zu den Metallen als Geldmittel über, so gebührt den Phöniziern und ihren Pflanzstätten der Ruhm, daß sie nach und nach die edeln Metalle im classischen Alterthum zu den universellen Zahlungsmitteln erhoben; denn wo es Metalle gab, dahin richteten sie ihren Lauf; schon 1444 gelangten sie nach Thasos, wo sie nach Herodot reiche Goldgruben eröffneten; das Kupfer holten sie von Cypern, das Silber aus Spanien, das Zinn von Britannien, und indem sie ein reiches Einströmen der Metalle bewirkten, erhöhten die Quantitäten der Ausbeute den, um Gold und Silber als Zahlungsmittel zu verbreiten. Auch die Juden benutzten die edeln Metalle ungeprägt und nach dem Gewicht als Zahlungsmittel. Bei dem Kauf der Höhle Machpela heißt es von Abraham: „Er wog dem Ephron das Silber zu, 400 Seckel Silber, welche beim Kaufmann gelten." Auch bei der Gesetzgebung Mosis wird Silber als gäng und gebe vorausgesetzt, denn Grundzins, Menschen und Vieh, Lebensmittel wie Strafgelder werden nach Geldeswerth normirt. Es ist alle keinem Zweifel unterworfen, daß man schon früh darauf sann, indem man sich des Silbers als Tauschmittel bediente, das Metall zu messen oder, mit andern Worten, den einzelnen Stücken ein bestimmtes Gewicht zu geben. Dadurch erhielten sie eben den bestimmten Werth, um sie als Lohn für Arbeit und sonstige Bedürfnisse ausgeben zu können. Man kam um so mehr darauf, sich der edeln Metalle dabei zu bedienen, weil sie Glanz und Dauerhaftigkeit im feuerflüssigen Zustande besitzen; sie eignen sich am besten zu jener Art von Schmuck, zu Hausgeräthen, zu monumentalen Verzierungen, und wir haben ja schon gesehen, wie der Mensch am begierigsten nach Zierathen verlangt und sie über alle andere Produkte seines Fleißes erhebt. Lange vor der Gründung des jüdischen Staats setzen die Bücher der Heiligen Schrift schon Silber als Zahlungsmittel voraus, ja vom eigentlichen Tauschhandel sind alle Spuren verschwunden, und hört zu einer Zeit, wo bei den Griechen wie bei den Zendvölkern der Tausch noch das einzige Verkehrsmittel bildete. Später, wie dies im ersten Buche Samuelis erzählt wird, trug man kleine Silberstücke bei sich, und zwar deren verschiedenen Gewichts, in einem Beutel oder Bündel, wie es eben Sitte war. Es war natürlich nothwendig, dieses Gewicht durch ein Zeichen kenntlich zu machen, um das jedesmalige Einzuwiegen zu vermeiden; allein es ist damit noch nicht ausgesprochen, daß um die genannte Zeit, vor dem Exil noch Babylon überhaupt, Münzen, d. h. Metallstücke mit einem bestimmten Gepräge und Gewicht, von einer Behörde geschlagen und in Umlauf gesetzt waren. Es gab nur bestimmte Gewichte, welche für die Metalle in Palästina im Gebrauch waren, deren größtes Stück, der Kikar (Kuchen oder Scheibe), gleich dem Talent der Griechen, von der Form der Metallmasse her so genannt wurde, wogegen das kleinste Stück Gere (Kern oder Bohne) hieß, wie die Griechen das kleinste Stück Obelos (Stubchen) nannten.

Es läßt sich also nicht entscheiden, welchem Volke die Ehre gebühret, die Metalle zuerst als Zahlungsmittel in Umlauf gesetzt zu haben; jedenfalls war es ein Schritt zu höhern Zuständen der Bildung, als die Metalle einen Stempel empfingen, der die Sicherung der Schwere enthielt und die Ermittelung des Werths dadurch schon im voraus völlig. Herodot schreibt die Erfindung der Geldmünzung den Lydiern zu, indem die älteste persische Münze, die Daricus, erst unter Darius Hystaspes ausgebracht wurde. Wir möchten eher dafür halten, daß die ältesten Münzen phönizischen Ursprungs sind; denn indem sie die edeln Metalle zuerst von allen Gegenden her zusammenholten, mußten sie von selbst darauf fallen, in bestimmten Formen sich ihrer als Zahlungsmittel zu bedienen. Wir sehen bei den alten asiatischen Mexicanern, daß sie sich außer den Cacaobohnen kleiner Zinnstückchen bedienten, in die Form eines großen lateinischen T geschnitten.

um sie als Scheidemünze auszugeben, während Geldhaut bei größern Umsätzen genommen wurde. In diesem Behuf wurden die Goldkörner in den durchsichtigen Kielen der Federn von Wasservögeln aufbewahrt, damit sich der Käufer von der Größe der einzelnen Stückchen überzeugen konnte. Jeder Kiel sollte zwei Körner enthalten und eine solche Feder drückte deshalb die Zahl zwei hieroglyphisch aus. Gewicht und Wagschalen kannten sie nicht, diese waren dagegen in Peru gebräuchlich, wo nach der völlig sozialistischen Verfassung überhaupt alles durch den Staat beschafft und unter die Bevölkerung vertheilt wurde.

Auch in Aegypten waren die edeln Metalle ungeprägt, nur ungewogen gebräuchlich; man hat unter den Ruinen von Theben Darstellungen aus dem häuslichen Leben der Aegypter gefunden, wo das Geld in Ringen abgewogen wird.

Das gebildetste Volk des Alterthums, die Griechen, dessen Entwickelungsstufen uns die Geschichte in ziemlich deutlichen Umrissen zu erkennen gibt, zeigt uns in den Zeiten Homer's noch keine Spur vom Daseyn des Geldes im Handel und Wandel. Nur Tausch war gebräuchlich, und da Heerden den Reichthum ausmachten, wurde auch der Werth der Waaren nach Rindern abgeschätzt, selbst Strafbußen mit ihnen bezahlt. Erst bei zunehmendem Verkehr und weiterer Handelsverbindung weg man Metallstücke ab, um kleinere Werthe beim Austausch der Waaren auszugleichen, bis endlich im 8. Jahrhundert durch Vermittelung der Phönizier geprägtes Geld als Werthmesser Eingang fand. Die mittlern und südlichen Theile Griechenlands waren arm an edeln Metallen und bis zu den Zeiten des Krösus gebrauchten Gold und Silber zu den Seltenheiten. Aus diesem Grunde konnte daher nur eisernes Geld von Lykurg geschaffen werden, da Sparta die Eisengruben von Taygetos besaß und deshalb für dieses Metall ein Marktpreis war. Man bediente sich desselben als Zahlungsmittel in Städten von gewissem Gewicht, Obelos, d. h. Spieße, genannt; sechs solcher Spieße konnte man mit der Hand umfassen und hießen deshalb Drachma, und auf den Werth dieser Spieße bezogen sich später die Namen der von edlerm Metall geprägten Münzen. Lykurg hat also weiter nichts gethan, als daß er naturgemäß das Eisen als Landesprodukt zum Werthmesser bestimmte, und auch später diente es noch, in Kuchen oder Scheiben geformt, als Scheidemünze, nachdem die Spartaner Courantgeld aus edlern Metallen eingeführt hatten.

Auch bei den italienischen Völkerschaften war das älteste Tauschmittel neben Rindern und Schafen das Kupfer, bis die römische Republik im Jahre 269 v. Chr. zum Silbercourant überging. Bis dahin hatte in Nord- und Mittelitalien das Kupfercourant, wie in dem hellenischen Süditalien ausschließlich Silberwährung geherrscht. Erst die Punischen Kriege, die reiche Beute, welche aus dem feindlichen Lager gewonnen, die Schätze, welche aus Samnium und Tarent genommen wurden, die reichen Einnahmequellen aus Italien überhaupt gestatteten der römischen Staatskasse, ihre neuen Silberstücke in großen Massen zu schlagen. Der Denar wurde königlich der griechischen Drachme gleichgesetzt und so faßte das römische Geld bald festen Fuß im allgemeinen Verkehr.

Welches Volk aber war es, das zuerst die edeln Metalle zu Zahlungsmitteln verwendete? Jedenfalls dürfen wir schließen, daß die Chinesen am frühesten nicht nur Metalle als Zahlungsmittel benutzten, sondern auch Münzen schlugen; ja es fand sich sogar bei der frühen Reife ihrer materiellen Civilisation im Jahre 119 v. Chr. eine Art Papiergeld vor. Doch erst im 10. Jahrhundert wurde das Münzsystem bei ihnen dauernd begründet; alle Kaufleute, selbst die reiche chinesische Bevölkerung, mußten ihr Silber an die öffentlichen Kassen gegen Papiergeld abliefern, bis die Mongolen zur Herrschaft gelangten, die sich bis heute nicht zur Papiergeldwirthschaft verleiten ließen und vielfach bekämpften. Bis zum 9. Jahrhundert circulirten nur Kupfermünzen, Silber und Gold wurden völlig als Waare behandelt, weil China nie so viel davon besaßen, um sie als Courant zu benutzen; und dies ist bis heute so geblieben. Es existirt nun ein gesetzlich anerkanntes Zahlungsmittel in Form eines Sapeken, einem Metallstück aus Kupfer mit Zink legirt, das in der Mitte ein viereckiges Loch enthält, wodurch sie zu Tausenden an eine Schnur gereiht werden. Je tausend solcher Sapeken haben im Durchschnitt den Werth einer Unze Silber, welches aber wie das Geld nicht geprägt, sondern gewogen wird, wenn jeder chinesische Kaufmann eine Wage bei sich führt. Inzwischen wird dadurch nicht die Frage gelöst, da China im Alterthum der europäischen Welt so unbekannt war. Wie kam es, daß im Westen bei den Kulturvölkern des hellenischen und italischen Alterthums die edeln Metalle zu Zahlungsmitteln in Anwendung gebracht wurden? Wir sehen nur

aus allem, daß Geld nichts anderes als eine Waare iſt und außer ihm diejenige Waare nach Ort und Zeit die Function des Zahlungsmittels erfüllt, welche, vorzugsweise begehrt, dadurch nun die Eigenſchaft erlangt, willig gegen jedes andere Product umgetauſcht zu werden. Auf der Fähigkeit des Eintauſchenlaſſens beruht einzig und allein die Leiſtung eines Zahlungsmittels. Dieſer Umſtand des Geldes als Waare wird vom Bedürfniß des Verkehrs beherrſcht: das Geld fällt, wenn ſein Wachsthum nicht mit dem der Bedürfniſſe Schritt hält und ſie überholt, und je mehr der Luxus ſteigt, der Verkehr nach allen Weltgegenden ſich erſtreckt, um die dortigen Producte zu holen, um ſo ſicherer iſt es, daß fürerſt der Werth des Geldes vor allzu großen Schwankungen geſichert iſt. Denn trotz der Entdeckungen großer Goldlager im Ural, in Californien, in Auſtralien und Sibirien iſt heute das Agio des Geldes 10 Percent, während es noch 1850, vor dieſen Entdeckungen, nur 6 Percent war. Es iſt alſo keine Ueberſättigung des Bedarfs eingetreten, ſondern wird immermehr verlangt und geſucht, um den durch Eiſenbahnen, Dampfſchifffahrt und vergrößerten Luxus geſteigerten Bedarf zu decken. Die Vermehrung der Bedürfniſſe und das Zuſtrömen von Metallen ergänzt ſich gegenſeitig und bewirkt nur eine andere weitere Vertheilung auf der Erde; die edeln Metalle ſind Waaren, die als Nimeſſen dienen, ſich in Quantitäten anſammeln und dann von da ab dahin ſtrömen, wohin ſich die europäiſche Cultur ergießt, um die geſteigerten Bedürfniſſe herbeizuholen. Durch den Handel mit der übrigen Welt gelangt jetzt der flüſſige Ueberſchuß in den andern großen, ſpärlich gefüllten Behälter Aſiens, und je mehr uns China, Japan, Oſtindien erſchloſſen werden, um ſo weniger iſt eine Ueberfüllung Europas zu befürchten. Außerdem wird der wirthſchaftliche Verbrauch der edeln Metalle immer größer, ihre Abnutzung iſt im Steigen, ſodaß ſchon deshalb ein weit größerer Zufluß wie früher ſtattfinden muß, um auch dieſe Zerſtörung und Abreibung zu ergänzen.

Auch die Zweifel über die Natur unſerer papiernen Geldmittel ſind viel leichter zu heben, wenn wir daran feſthalten, daß Geld eine Waare ſei. Solange ſich Papiergeld gegen die Summe des Tauſchwerths in Metallgeld ſtets umſetzen läßt oder bei den Staatskaſſen angenommen wird, wird es den Dienſt der edeln Metalle verrichten. Schuld aber durch allzu große Vermehrung des Papiergeldes ohne gehörige Deckung in Silber und Geld ein erkünſtelter Reichthum geſchaffen wird, welcher über den Bedarf des Landes hinausgeht und ſich über die maßen ſteigert, wird nothwendig ein Abſtrömen des baaren Geldes erfolgen, da das Papiergeld im allgemeinen, ſobald es die heimatlichen Grenzen überſchritten, dann um ſo raſcher zurückkehrt, gegen Metall umgetauſcht, den Vorrath deſſelben jedenfalls vermindert. Iſt alſo eine Sättigung mit Papiergeld erfolgt und es wird dennoch mehr ausgegeben, dann verliert es an Werth, weil der Gegenſatz theilweiſe außer Landes iſt, das Papiergeld als Waare nicht geſucht wird und es nicht möglich iſt, durch daſſelbe edle Metalle herbeizuſchaffen, um das Fehlende zu ergänzen. Dann gibt es kein anderes Hülfsmittel, als die Anzahl des Papiergeldes zu vermindern, den läſtigen Ueberſchuß zu beſeitigen, um dem ausländiſchen Metall durch Export und Handel Raum zum Einſtrömen zu gewähren. Selbſt wenn der Staat ſich herbeiließe, Silber herbeizuſchaffen, um dem entwertheten Papier aufzuhelfen, ſo würde das Metall doch nur zurückſtrömen; denn nur die Steigerung des Exports und die Verminderung des Papiergeldes, um naturgemäß Metalle zu erhalten, wäre die einzige Hülfe ſein.

So haben wir alſo geſehen, wie Geld im allgemeinen eine Waare iſt, welche ſich der Menſch urſprünglich im Tauſchhandel zu verſchaffen ſuchte, und daß er dazu anfangs die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe als Werthmeſſer benutzte; dann haben wir bemerkt, wie beſonders Paßgegenſtände als zweite Stufe der Zahlungsmittel in Anwendung gebracht wurden, und daß dann zuletzt die Menſchheit zu den Metallen ihre Zuflucht nahm, je mehr die Civiliſation ſich ausbreitete. Die Metalle wurden in Formen von Kuchen, Scheiben, Stäben, Stücken mit eingeprägtem Gewicht als Zahlung benutzt, bis daraus die Münzen entſtanden, deren Urſprung wir jedenfalls den Phöniziern verdanken. Dieſer Uebergang von gewogenen zu geprägten Münzen iſt uns im allgemeinen dunkel geblieben, aber auch die Geſchichte des geprägten Geldes hat uns Epiſoden aufzuweiſen, die uns ebenfalls den Beweis liefern, wie mit der ſteigenden Cultur auch der freie und richtige Verkehr des Geldes, hauptſächlich die vollwichtige Münzung deſſelben, verknüpft iſt, wenn nicht daraus die größten Nachtheile entſtehen ſollen, ſobald dies geſchieht wird. Der Uebergang vom geprägten zum gemünzten Geld wird durch die ſogenannte Kipper- und

Wipperzeit bezeichnet und erzeugte in Deutschland wie in England unsägliches Elend, eine Zeit lang eine vollständige Hemmung des ganzen Verkehrslebens.

In Deutschland hatten sich bald die Großen das Münzrecht angeeignet, das anfänglich vom Königthum als wichtiges und einträgliches Regal verwaltet wurde. Dadurch entstand eine Buntscheckigkeit der den gewöhnlichen Verkehr vermittelnden Scheidemünze, welche lustig von Herren und Städten geschlagen wurde. Man münzte damals das Geld noch aus freier Hand; der untere Stempel ward in einen Block eingelassen; auf diesen legte man das zu prägende Stück, dann ward der obere Stempel darauf gesetzt und ein paar kräftige Hammerschläge übertrugen das Gepräge auf die Münze. Erst im 16. Jahrhundert erfand der Franzose Briolet das Streckwerk zum Platten des Metalls, während die Ausschrötungsmaschine und das Prägewerk erst im 17. Jahrhundert in Gebrauch kam.

Diese Einfachheit der Technik rief außerdem eine bunte Mannichfaltigkeit von Münzbildern und Gepräge hervor, leistete der Falschmünzerei und dem Münzverderb trefflichen Vorschub und erzwang dagegen die grausamsten Strafen, welche uns jetzt fast unglaublich erscheinen.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Das Märchen.

Unter allen Völkern, im tiefsten Süden wie im kältesten Norden, ist das Märchen eine der eigenthümlichsten, reizvollsten und ältesten Formen, in denen der Geist und die Anschauungen der verschiedenen Stämme zum Ausdruck gekommen sind. Wesentlich auf das Haus, den Kreis der Frauen und Kinder beschränkt, ist ihm der kindliche Sinn geblieben, dem es entstammt. Eine Blüte aus dem Kindesalter der Menschheit, pflegt und duftet sie jedem heranwachsenden Geschlecht aufs neue. „Schneewittchen", „Dornröschen", „Däumling" werden nie ihre magische Anziehungskraft verlieren. An die Zaubersagen, die sie erzählen, glaubt niemand mehr, aber der lebendige Zauber, der von den Märchen ausgeht, hat auch die Phantasie eines jeden berauscht und sein Herz entzückt.

Das Märchen ist eine Schöpfung des Volksgeistes, nicht die Erfindung eines Kunstdichters. Jüngst hat die Ansicht, das Märchen sei eine wundersame, phantastische Erzählung, die Mütter und Ammen erdacht, einer tieferen weichen müssen. „Gemeinsam allen Märchen", sagt Wilhelm Grimm, „sind die Ueberreste eines in die älteste Zeit hinaufreichenden Glaubens, der sich in bildlicher Auffassung übernatürlicher Dinge ausspricht." Damit berührt das Märchen die mythologischen Vorstellungen und die Heldensagen der Urvölker. Was aber in der Mythologie, unter der Hand der Priester, zu dem Gegenstand der Gottesverehrung, was in der Heldensage durch die Dichter zum Ideal des Männlichen und Schönen ward, das gestaltete sich im Märchen kleiner, naiver, wenn man so sagen darf, irdischer. Der Geist, der es that, nahm Rücksicht auf das kindliche und kindische Alter, für das er dichtete. Während die Heldensage ein tragischer Hauch bewegt, kichert im Märchen der Schalk, gleichsam als lachten die Kobolde und Zwerge daraus, von denen es so gern erzählt. Weiter, erhabener klingen die Namen der Heroen, Achilles und Herkules, Siegfried und Dietrich, Helena und Brunhild, das Märchen kennt meist nur Gattungen von Menschen, nicht Individuen. Prinzen und Prinzessinnen, böse Schwiegermütter und alte Frauen, denkbare Thiere und Bäume. Gibt es einen Gattungsnamen, so bezeichnet er zugleich das Typische und das Verkehrte auch. In ihm war Erlaubt aber Sieglinde zum „Barten Hand", und das Tückische und Sinnfällige vieler Helden, das in der Sage durchaus in den Schatten tritt, macht sich in ihrer Caricatur als das Eigenthümliche ihres Wesens geltend. Bei all ihrem Wandern ist die Sage tiefer und charakteristischer als das Märchen. Denn in ihm gibt es weder eine Antwort noch eine bestimmte Gestalt. Ob Troja gestanden, ob nicht, ob die Insel der Kalypso bei Sizilien gelegen oder ob es eine der Azoren gewesen, ob Ithaka in den Rhein gehört, den wir kennen, ob Penelope Ithaka war, und dem so Gleichartiges mehr, wird gleichviel, wir legen diesen Bezeichnungen der Vergangenheit ein bestimmtes Bild unter, was aber sind die Königreiche und Gelande, die Töchter und Schlösser der Märchen? Blasse Schatten huschen sie vorüber. Während trotz der dichterischen Thätigkeit nach einer Weltanschauung und Individualisierung aber Gestalten trachtet, entzieht sie sich im Märchen im Umriß.

In den vielen vortrefflichen Märchensammlungen, die wir schon besitzen, hat sich trotzdem eine neue gestellt. Griechische und albanesische Märchen, gesammelt, übersetzt und erläutert von J. G. von Hahn. (Zwei Bände. Leipzig, Engelmann. 1864.) Dem Verfasser, der als österreichischer Konsul für das hellenische Griechenland lange Zeit in Janina und auf Syra lebte, ist es mit außerordentlicher Mühe gelungen, diese Sammlung zu veranstalten. Bedeutsam war es ihm ferner durch seinen vielfachen Verkehr mit den Eingeborenen dazu. Die Sammlung enthält 56 Märchen aus Epirus, 2 aus Kleinasien, 11 aus Nordgriechenland, 2 von der Insel Tinos, 7 von Syra, 4 von Chios, 11 Thiermärchen, 13 albanesische und mehrere Erzählungen aus verschiedenen Gegenden. Die hat vortrefflich und anschaulich erzählte Ge-

bedarf keiner weiteren Erwähnung, daß sich das Werk weniger an die Jugend, die Genuß und Unterhaltung verlangt, als an die Gelehrten und Freunde der Sagen und ihrer Erforschung wendet. In seiner Einleitung sucht der Verfasser den Satz zu begründen: die Märchen sind nicht, wie Benfey, der Uebersetzer der indischen Märchenerzählungen, es will, durch Mittheilung von einem Volk zum andern, ihrem Grundstoff nach gelangt, sondern sie enthalten die gemeinsamen Uranschauungen, die symbolischen Naturvorstellungen der arischen Völkerstämme. Nach ihrer Trennung bildete jedes Volk sie in eigener Weise, die bedingt durch seine Erfahrungen und die Beschaffenheit seines Landes war, aus; der gemeinschaftliche Kern aber stammt aus der Urheimat. Daher die Uebereinstimmung zwischen indischen, griechischen und deutschen Märchen. Eine Reihe von Kennzeichen stellt der Verfasser auf, welche den Inhalt der meisten Märchen bilden. „Denn in Wirklichkeit", urtheilt Benfey, „vereinigt sich die große Masse, insbesondere der europäischen Märchen, auf eine keineswegs beträchtliche Anzahl von Grundformen, aus denen sie sich mit mehr oder weniger Glück und Geschick durch theils volksliche, theils individuelle Thätigkeit vervielfältigt haben." Ein Element indes scheint uns Herr von Hahn viel zu wenig berücksichtigt zu haben: das christliche. Und dies tritt vielleicht dem Unbefangenen, der nicht mit einer vorgefaßten Meinung sich der Forschung unterzieht, in der vorliegenden Sammlung am schärfsten entgegen. In vielen albanesischen Märchen spielt der Teufel, die christliche Symbolisirung des Bösen, eine hervorragende Rolle. Das griechische Aschenputtel geht nicht auf den Ball, sondern — zur Kirche. Die türkische Herrschaft spricht sich in einem Märchen von der Insel Lindi mit großer Bestimmtheit aus. Dort steht neben dem König ein Großvezier, eine Aufgabe, die dem Helden gestellt wird, ist die Erbauung eines Thurms aus Menschenknochen — wem sollen nicht die Schädelpyramiden Dschingiskhan's und Timur's ein? — ein goldenes Schiff wird mit vierzig Mädchen bemannt. Diese Einzelheiten mag man als spätere Ausschmückungen betrachten, aber sie hängen offenbar mit dem Leben und Charakter des Volks, das sie erzählt, viel inniger zusammen als die Hauptverflechtung mit dem alten Mythos. Niemand, der auch nur die Märchensammlung zweier Völker kennt, wird ihnen Naturanschauung, eine naive, oft tiefsinnige Symbolik, die merkwürdig den gegenseitigen Berührungen abzureden. Allein die Mythenforscher gehen in ihren Vermuthungen, wie uns dünkt, zu weit. In Zügen, die vielleicht nur der Erfindung des Erzählers zuzuschreiben sind, erkennen sie Geheimnisse der Urwelt. Ist wirklich der Baum, an dem in einem albanesischen Märchen der Sarg mit der Leiche eines schönen Mädchens aufgehängt wird, der „Weltbaum der Edda"? Gerade der unbefangenen Schöpfung der Phantasie, dem Märchen gegenüber, scheint es so schwer, die Harmlosigkeit zu bewahren. In der Sammlung, die uns vorliegt, kommen z. B. nur zwei oder drei Erscheinungen vor, die unmittelbar aus der altgriechischen Sage stammen. In Epirus erzählt man ein Märchen, das genau die Geschichte des Perseus wiedergibt; in einem andern begegnet uns der dreiköpfige Hund der Unterwelt. Wenn aber die hellenische Sage fast so ganz verklungen ist, wie sollten sich da Erinnerungen aus der Urzeit erhalten haben? Kannte die Fabel von der Pilgerschaft der Hündin oder der Beichte der Thiere vor der Einführung des Christenthums entstehen? Es sei denn, daß sie aus den Ueberlieferungen des Buddhaismus entnommen. Indem das Christenthum die Völker von all ihren frühern Anschauungen und Aberglauben lostrib und was früher schön und himmlisch gewesen, jetzt häßlich und teuflisch wurde, bereitete es zugleich den günstigsten Boden für das Märchen. Die leuchtende Perta wurde zur Hexe, welche die Kinder raubt, die Götter zu Dämonen.

Das griechische Märchen ist im allgemeinen roher als das deutsche. So erschlägt das albanesische Schwesterchen seine eigene Mutter mit dem Deckel einer Kiste. Die Schwestern des griechischen Aschenputtels tödten und „fressen" ihre Mutter. Das „Fressen von Menschenfleisch" ist überhaupt der durch all diese Märchen sich ziehende rothe Faden; bei den Deutschen charakterisirt es im Grunde nur die Riesen, bei den Stämmen, die jetzt Griechenland bewohnen, drückt es ihre eigene, noch ungebrochene Wildheit aus. Man vergebe die Roheit eines andern Zugs, den wir anführen, weil er nicht weniger bezeichnend ist; alle Retter sagen zu den Jungfrauen, die sie aus der Gewalt der Drachen und Schlangen befreien: „Küsse mich und sauge mich!" Häufig kehrt dann als ein Zeichen der Trauer das schwarzangestrichene Königsschiff wieder. Von den drei kostbaren Kleidern, welche die Helden und Heldinnen tragen, zeigt das eine den Himmel mit all seinen Gestirnen, das andere den Frühling mit seinen Blumen, das dritte das Meer. Sollten das nicht auch diese Symbolder sein? Die Reiter, welche den einen und den andern Retter aus der Unterwelt wieder zur Erde emportragen, möchten von jenen Rossen abstammen, die in der persischen Sage ein König an seinen goldenen Stuhl binden läßt, damit sie ihn in das Paradies trügen, ein Abenteuer, das auch von Alexander dem Großen erzählt wird. Es bietet diese Sammlung griechischer und albanesischer Märchen, die uns das langverborgene, innerste Heiligthum dieser Stämme erschließen, die mannichfaltigste Anregung, Belehrung und Unterhaltung nach allen Seiten hin, und jeder Leser wird dem Verfasser dankbar sein, der eine so mühevolle Arbeit unternahm und so glücklich zu Ende führte.

(Hiezu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Liebesorakel am Andreasabend *)

A. W. — Der Andreasabend wird bekanntlich noch immer und überall von den jungen Mädchen, welche ihre Karten wohl in Stand gesetzt haben und sich bereit halten, den irdischen Bräutigam zu empfangen, zu den besonders günstigen und geweihten Stunden gezählt, welche eine Frage an das Schicksal gestatten und Erkundigungen zulassen, ob der erhoffte Bräutigam bald kommen und welcher Gestalt und Beschaffenheit er sein wird. Nichts ist natürlicher, als daß die Mädchen in ihrer Hoffnung und Sehnsucht von dieser Gunst in so wichtiger Angelegenheit auch fleißig Gebrauch machen und die gnadenvolle Zeit dieses Abends nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Die Mittel und Wege, dem heiligen Andreas beizukommen, ihn günstig zu stimmen und zu einer Antwort auf eine angelegentliche Herzensfrage zu bewegen, sind ebenso verschieden und mannichfaltig als interessant und wissenswerth.

Doch es ist jetzt nicht unsere Absicht, die Leinwand- und Liebesorakel, welche am diesem heiligen Abend noch in Brauch und Uebung sein mögen, hier genau und eingehend zu beschreiben, es möge nur die Mittheilung gestattet sein, daß nicht allein die Mädchen in Deutschland sich bei rechtem Glauben und Vertrauen der Gunst des heiligen Andreas zu erfreuen haben, daß vielmehr seine Gnade über Deutschland hinausgeht und wahrscheinlich allen Mädchen zugänglich ist, die in der rechten Weise an einem geweihten Tage ihm nahen.

Dafür mögen folgende Gebräuche aus der Pfalz einen Zeugniß geben und nicht blos die weite Verbreitung dieser Volksfeste, sondern auch ihr hohes Alter bestätigen.

Der Vorabend zum Andreastage bietet hier in dem Pfarrdorfe wie in dem Flecken ein ungemein belebtes Schauspiel dar. Ein wirres Durcheinander rennen Kinder von Haus zu Haus. In einer Kammer versammeln sich die unterschiedenen heiteren Mädchen, und von niemand belauscht, stellen sie zunächst eine Schüssel mit reinem Quellwasser. Jedes Mädchen bereitet sich eine kleine Kerze von Wachs und legt diese auf eine kleine Wachsscheibe, die der Kerze als ein Schiffchen dienen soll. Diese Wachslichter werden alsdann angezündet und in die Wasserschüssel gelegt. Das Mädchen, dessen Wachs zuerst umschlägt, hat zunächst einen Freier und Bräutigam zu erwarten. Auch backen die Mädchen kleine Kuchen, die sie, reichlich mit Fett bestrichen und

*) Siehe in Nr. 39 der „Unterhaltungen am häuslichen Herd" den Aufsatz: „Die Frage nach dem zukünftigen Bräutigam."

einen jeden mit einem bestimmten Namen bezeichnet, auf ein Brett in Reihe und Ordnung hinstellen. Alsdann rufen sie den Haushund zum Schmause. Welchen Kuchen er zuerst ergreift, um dessen Besitzerin wird zunächst gefreit. Nicht selten geht freilich der festliche Genuß der Mädchen in ein lautes Geschrei über, wenn der hungrige Gast über alle Kuchen zugleich herfällt und so das ganze Experiment vereitelt und zu nichte macht.

Sobald der Abend der Nacht gewichen ist, geht jedes Mädchen wieder in seine Behausung. Wenn aber Vater und Mutter schlafen, schleicht sich die Tochter aus dem Hause und zieht an Hose die Jungenkleider ab. Um den nackten Hintern bindet sie ein farbiges Band. Am Morgen erhebt sie dann früher als gewöhnlich ihr Lager und eilt hinaus auf den Hof, um nachzusehen, was sie in der Nacht mit ihrem Pfande begonnen hat. Bereits Licht in ihren Kleidern, wenn sie das Band und Zeichen an einem schmutzigen Flecke findet. Beim Gegentheil ist sie den ganzen Tag hindurch traurig und verstimmt. Der Fleck, meinen die Mädchen, deutet auf die künftige Unsauberkeit des zukünftigen Mannes, er bezeichnet entweder Unsauberkeit oder Liederlichkeit. An andern Pfarrdörfern, wo sich angesehene Leute lassen, die Mädchen bei diesem bedeutungsvollen Akt zu belauschen, da ist es dabei feierlicher, diesen macht es nicht wenig Vergnügen, mit Hund herumzuspringen und am Hinterende desselben mit möglichstem Eifer zu schlagen.

Nach dem Andrasfeste von Kirchheim wird von genommen. Die Mädchen gehen in derselben Nacht schweigend an einen Kohlacker, streifen blindlings und ohne Wahl nach einer Kohlstaude und beleben dann bei sich, ob die Staude groß oder klein, gerade oder krumm ist, und treffen und betrachten nach allerlei Merkmale daran, welche nun die Beschaffenheit des Bräutigams und der künftigen Ehe Deuten haben. Eine gut Glück gezogene Kohlstaude bezeichnet ihnen nach den Blättern die Zahl der Kinder. Dabei darf das oberste Blatt für den guten Rat des Mädchens nicht fehlen.

Diesen außerdeutschen Volksfesten lassen sich allerlei Analogien auch aus deutschen Gegenden zur Seite stellen.

Die schwimmenden Wachslichter erinnern sofort an den Nixenglauben, wie das Verlobten in niederdeutschen Gegenden, namentlich am Harz, genannt wird. Man legt in ein Gefäß mit reinem Wasser leichte Plättchen mit Silberblech oder auch Nußschalen mit den Namen derjenigen Personen bezeichnet, deren Liebeszukunft erforscht werden soll. Wenn sich das Plättchen eines Jünglings dem eines Mädchens nähert, so wird auch beiden Personen ein Liebeszeichen. Um

weiter zu erfahren, ob dieſes Paar auch ehelich verbunden wird, wird noch ein drittes Näpfchen hinzugefügt, der pastor copulans. Schwimmen dieſe drei Schalen ſo aneinander, daß der Paſtor vor dem Baare ſteht, ſo hat dieſes ſicher auf Hochzeit zu hoffen.

Mit dem Kuchenorakel, bei welchem der Haushund eine ſo wichtige Rolle ſpielt, läßt ſich ein ſchwäbiſcher Brauch vergleichen. Die Mädchen verſammeln ſich am Vorabend zum Andreastage und ſchließen in der Stube einen Kreis, in deſſen Mitte ein Hündlein mit verbundenen Augen gelegt wird. Zu welchem Mädchen ſich der prophetiſche Vogel nun zunächſt wendet, das wird im nächſten Jahre Braut. Auch an einen Zaun zu gehen, einen Stecken zu ergreifen und aus deſſen Beſchaffenheit die Geſtalt des zukünftigen Freiers wahrzunehmen, iſt in vielen Gegenden Deutſchlands üblicher Brauch am Andreasabend oder am deſſen Vorabend. Dabei achten die Mädchen auf das Bellen der Hunde in der Nachbarſchaft. Denn von der Seite, woher ſie einen bellenden Hund hören, kommt ihnen der Bräutigam.

Um den zukünftigen Mann, wie er leibt und lebt und mit ihnen zum Altar geht, im Traum zu erblicken, wenden die böhmiſchen Mädchen im Saazerkreiſe und im Egerlande das „Samenſäen“ an. Sie laufen nämlich heraus in ihre Schlafkammer gehen, jemand eine Hand voll Getreide, Korn, Weizen, Gerſte oder Haber zu entwenden und nehmen daſſelbe mit ins Bett. Haben ſie ſich entkleidet und die Nachtlampe ausgelöſcht, ſo werfen ſie das Getreide mit den Worten

> In Andreas Namen
> Säe ich meinen Samen,
> In Andreas Namen
> Will ich den Schatz [illegible] —

über ihren Körper zum Bett hinaus auf den Fußboden der Schlafkammer und ſind dabei der ſüßen Hoffnung, daß ihr Zukünftiger ihnen ſicher im Traum erſcheinen wird.

Berliner Briefe.

XII.

Der November iſt in England der Monat des Opfers, auch hier iſt er opferreich und bietet dem Nichtpolitiker nur wenig Anziehendes dar. Die Salons ſind noch geſchloſſen, Concerte, Theater und der Corſo von Renz bilden die einzige Zuflucht der Vergnügungsluſtigen, deren, die nicht wiſſen, wie ſie ihre Zeit verwenden ſollen. Die Soireen der Herren Gerendas, de Ahna und Ehrlich, die Zimmermann-Stahlknecht'ſchen Quartette, die Symphonieconcerte, die Domchorconcerte, die muſterhaften Aufführungen des Stern'ſchen Geſangvereins bringen Abwechslung in den muſikaliſchen Genuß. Dazu hat ſich noch ein neuer Orcheſterverein unter Direction des Muſikers Carlberg gebildet, der den Symphonieſoireen der königlichen Kapelle, die nur claſſiſche Werke aufführen, ergänzend zur Seite treten will durch die Vorführung neuerer Muſikſtücke. Denn auch der Lebende hat ſein Recht, die Compoſitionen der neueren Zeit und Gegenwart wünſchen zur Würdigung zu gelangen und ſo iſt denn von dieſer Seite der Carlberg'ſche Verein mit ſeinem ſtarken Orcheſter freudig begrüßt worden. Wir haben nur die Eine Befürchtung, daß ſchließlich das Publikum für ſo viele Concerte nicht ausreichen dürfte.

Im Hôtel de Ruſſie producirt ſeit Wochen Herr G. Schulz ſeine optiſch-mimiſchen Darſtellungen, unter denen „Die Geſchichte der Bärte“ und „Die Völkerraſſen“ mit Beihülfe optiſcher Hülfsmittel [illegible] in überraſchend intereſſanter Weiſe ausgeführt werden. Man hat hier Gelegenheit, die Wandlungsfähigkeit der menſchlichen Geſichtsmuskeln zu bewundern. Urſprünglich war Herr Schulz Maler, ein Augenleiden zwang ihn, ſeinen Beruf aufzugeben; durch ſeine Kunſt vertraut mit der Darſtellung des Ausdrucks menſchlicher Geberden und Leidenſchaften, machte er ſich ſelbſt zum lebendigen Bild und zwang durch Studium ſein eigenes Geſicht, ihm zu jedem Ausdruck dienſtbar zu ſein, ohne daß er des Pinſels noch der Palette bedarf. Gewiß etwas durchaus Merkwürdiges, das freilich mehr den Verſtand des Publikums in Anſpruch nimmt, als ſeine Lachmuskeln beſchäftigt.

Die Oper hat durch Gaſtvorſtellungen ihres ehemaligen Mitgliedes, der Frau Köſter, auch der claſſiſchen Muſik zurückgewonnen. „Fidelio“, die Meiſterrolle der Sängerin, „Armide“ und „Iphigenie in Tauris“ haben uns nach langer Pauſe wieder erfreut. So leer auch die letztere Oper an Handlung und von Profanen als „langweilig“ bezeichnet wird, ſo werthvoll iſt ſie für den echten Muſikfreund in ihrer ſchwunghaft-hellenſchen Weiſe.

Fräulein Lucca, der Liebling des Publikums, iſt mit einem Theile ihrer und verſchiedenen andern Damen auf Lebenszeit engagirt. Durch ihre unwiderſtehliche Anziehungskraft auf die Menge bringt ſie der Kaſſe das hohe Honorar doppelt wieder ein. Sie bildet gleichſam den elektriſchen Funken, der alles begeiſtert, tritt ſie als Margarethe im „Fauſt“ auf, ſo iſt vom Orcheſter an bis zum Fauſt ein anderer Geiſt in der Oper. Dafür empfängt ſie denn auch vor allen die Huldigungen des Publikums. Die junge Horde zu Pferde und zu Fuß liegt ihr zu Füßen und plündert die Treibhäuſer, um ihr durch die Blume zu ſagen, wie verführeriſch ſie iſt.

Von Fräulein Lucca zur Mode iſt der Sprung nicht groß. Die Mode, dieſe Tyrannin der Menſchen, bereitet einen neuen Verfaſſungsbruch vor. Diesmal gilt es dem ſchwarzen Frack. Es klingt unglaublich und iſt doch wahr, was ſich kühnere jetzt hervorwagt, die Winterſaiſon wird es zur Blüthe treiben, in farbigen Fracks werden alle Damen, die auf Eleganz und Mode Anſpruch machen, erſcheinen. Werther's berühmter blauer Frack — Napoleon hat ihn am Reife des höchſten Weſens getragen — kommt in glücklicherer Situation wieder zur Geltung.

er ist vorzugsweise erwählt, den Bräutigam im Hochzeitstage zu schmücken. Bei den häufig vollzogenen Verbindungen des Grafen v. Cäsarewitsch mit des Herzogs von Bellune Töchtern beide in blauen Kleide mit blanken Knöpfen. Auf Bällen werden vorzugsweise grüne und braune Kleider getragen. Der schwarze Rock wird in die engen Zirkel der Gesellschaft, bei Begräbnisse und in die Theaterlogen verbannt werden.

Ueber Watte, den Löwenbändiger im Circus von Metz, hat die Meinungen sehr getheilt. Wilhelm Kurbach in einem Artikel seiner Deutschen Blätter in dem Fall einer Aufhebung gegen die römischen Circusspiele repräsentiren wollen. Damen der höchsten Gesellschaft noch nie solche „Sensationen" versprochen haben als von diesem Schauspiel. Kein theurer Platz wird sich an diesen Kunststücken [illegible] soll nach dem Urtheil der ruhigsten Beobachter die Production des Herrn Watte so gefährlich [illegible] sieht, nicht sein [illegible] erfreuen, viel eher sich Schaudern darüber zurückführen, aber die Nerven der Menschen sind eben verschieden. Und wenn man auf die „fürchterlichen" Löwenfratzen abgerechnet wären. Unter allen Thiermerkwürdigkeiten von in seinem Bändigungsraume wird die Menge immer noch Gelehrtheit am meisten bewundern. Wer auf einem Fell zur Thierwelt hinaufklimmt, legt der sein Leben weniger auf's Spiel als Watte? Im nächsten Monat werden die Löwen Watte's so vergessen sein wie dressirten Hunde Löwen vor ihnen in Käfigen wie in Zelten.

Nadar's Luftballon.

Im Krystallpalast zu London ist jetzt der Riesen-Luftballon des kühnen Luftschiffers Nadar ausgestellt. „Le Géant" verdient in der That das Aufsehen und die Bewunderung, die er erregt. Trotz seiner gewaltigen Größe sind seine Proportionen anmuthig und gefällig. Wie er so, mit elastischer Kraft gefüllt, in dem hohen Mittelraume des Krystallpalastes schwebt, scheint er fast gegen das Dach treiben anzukämpfen. Die vollständige Höhe des Monstre beträgt aus dem großen Ballon, dem darunter hängenden kleinen oder Kompensator (einem Reservoir für comprimirtes Gas) und dem kleinen Korbe, so trägt fast 200 Fuß. Die Thürme von Notre Dame in Paris würden ihn also nur um 50 Fuß überragen. Ganz aufgeblasen, enthält er 215,363 Kubikfuß Gas. Der größeren Sicherheit wegen ist der Ballon aus zwei Häuten gefertigt, wovon die innere aus sehr feiner Seide genommen hat. Gebraucht wurden dazu 40,000 Yards (ungefähr 20,000 Ellen). Die gepichte Stoffe hat mit der Hand genäht und an zwei Monate und Arbeiter mehr länger als einem Monat mit der Befestigung des Ballons beschäftigt. Das eigentliche Luftschiff, hier in Gestalt eines kleinen Hauses, würde mit seiner inneren Einrichtung und Ausstattung Nadar's Genie wie Palast erscheinen lassen. Es ist 15 Fuß lang und 12 Fuß breit. Das zweistöckige Haus hat oben eine Plattform, auf welcher der Hülfsapparat der Aeronauten gruppirt ist. Kofer, Laternen, Anker, Seile, schwere Gasschläuche, Instrumente u. s. w. In dem Häuschen hätte man sich gemüthlich niedersetzen können, befindet sich in der vordern Ecke, welche einen kreisförmigen Durchschnitt hat, nur sehr Abtheilungen entfällt. Hier ist der Kapitän Nadar und Schriftsteller, zur andern schmale Reise mit Schlafstätten, ein Waschtisch, Spiegel, kommen und Koch, eine Druckerei und ein photographischer Atelier, da Nadar in Zukunft ausschließlich Photographien liefern will. Das Innere sehr mit Rücksicht bewerkstelligter Räume, etwa so viel der Größe halt unterbringen können. An einer Seite der Kranz und Thüre. Das ganze Dach ist mit einem Gitter von hohen Brüstung umgeben, das einen luftigen Spazierplatz gewährt. Hier hat die Gesellschaft versammelt, als der Gigant seinen eigenmächtigen Flug durch die Luft nahm und Menschenaugen und Gott ihn nicht mehr ungern konnten. Der Schrecken der [illegible] Passagiere war begreiflich, als [illegible] ruhigen Hauptleute über ihren [illegible] [illegible] [illegible] wie es den Plänen entsprach, daß [illegible] [illegible] gegebenenfalls gerieth, aber ganz als den Momenten der furchtbarer Gewalt auf den Gasballon Kurz und mit solcher Schnelligkeit weiterstaube. Das Häuschen ist aus Eichenholz und einer Art Palmenrohr gebaut, die innern Stellen [illegible] aus luftgefüllten [illegible] [illegible] ist in Nähe [illegible] als der Ballon, da [illegible] [illegible] Luft die Gitter breite und gegen Bäume und [illegible] [illegible] [illegible]

und die Luft seiner Erfindungen an, nichts Angekränkeltes und Empfindsames verkümmert uns den Genuß dieses Verkehrs und die freie und wahre Empfindung. Als besonders ausgezeichnet heben wir die Prosa-Bearbeitung der „Odyssee“ hervor. „Das Bilder-Thierbuch mit beweglichen Figuren“, nach Zeichnungen von G. Härtel, mit Versen von Karl Müller (Berlin, Schulze, 1863) ist für die Kleinen, die behaglich die schwere Kunst des Lesens lernen wollen, als drollig und neckisch empfohlen. Im Verlage von C. Brenner in Leipzig ist ein „Illustrirtes Spielbuch für Knaben“ von Hermann Wagner erschienen. Es enthält nicht weniger als 1001 Spiele, sowol im Freien als im Zimmer auszuführen, die von 515 Text-Abbildungen erläutert werden. Die Anschauungen und Grundsätze, von denen der Verfasser ausgegangen und die er des weitern in der Vorrede erläutert, werden den Beifall aller Jugenderzieher erhalten. Nur die kräftige Entwickelung zur Selbständigkeit ist bei der Erziehung eines Knaben die freie Verwendung seiner körperlichen und geistigen Kräfte zum Spiel nicht gering anzuschlagen. Sein unterscheidendes wie das Schlußwort der Vorrede: „Neben den Durst des wissenschaftlichen Lernens und tüchtigen Arbeitens gehört auch ein heiterer Scherz und ein Schwank, wenn er in Ehren ausgeübt werden.“ Von den Balgereien bis hinauf zum Schachspiel werden alle Spiele und Beschäftigungen der Knaben eingehend beschrieben. In „Bilder aus der Märchenwelt“ (Darmstadt, Diehl, 1864) erzählt Amalie, Prinzessin zu Schleswig-Holstein-Augustenburg, anmuthige und gefällige Geschichten, die sich zumeist herausschenden Mädchen empfehlen. „Was eine Mutter ihren erwachsenen Töchtern erzählt und der Vater zu Papier gebracht hat“ von A. J. Günther (München, Fleischmann's Buchhandlung, 1864) ist ein einfaches, lebenswürdiges Buch. Im schlichten Stil werden Begebenheiten des täglichen Lebens, wie sie in einem Hause vorkommen, zu Nutz und Frommen der Kinder erzählt. Ernst und Scherz folgen sich in heiterer Abwechselung. „Phantasien“, Uebersetzungen aus dem Französischen von Erzählungen von Alexandra, Königlicher Prinzessin von Baiern (München, Fleischmann's Buchhandlung, 1864) sind für unsern Geschmack überreich an Früchten des Sentimentale und Himmelstürmige verrückt vor, ein Schwelgen in Gefühlen, wenn es doch an innerer Wahrheit gebricht. Aristokratischen Kreisen mögen diese Gaben aus so hoher Hand nicht unwillkommen sein. Von Gedichten empfehlen sich zu Geschenken die lieblich-idyllische Sage „König Rat und sein Weib“, die Ormund Lebetanz in klangvolle, deutsche Verse übertragen (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1863). „Jadwiga“, ein Schwanengesang und vorzüglich in seinen Schilderungen der polnischen Landschaft ausgezeichnetes Gedicht von Karl Beck (Leipzig, Brauer, 1863). „Der Magdeborn“, eine Sage aus dem Rheinthal, von Amelie Gobin mit warmer Empfindung erzählt (Wittenberg, Herrose, 1863). „Englische Dichter des neunzehnten Jahrhunderts“, ins Deutsche übersetzt von Luise von Plönnies (München, Fleischmann's Buchhandlung, 1864), eine Sammlung, die sich sowol durch glückliche Auswahl, als eine treffliche, metrische Wiedergabe auszeichnet.

Für die Winterabende.

VII.

Marie Sophie Schwarz, die so rasch und mit Recht bekannt und beliebt gewordene schwedische Schriftstellerin, hat zwei neue Romane: „Wilhelm Stjernfrona oder Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal?“ und „Die Witwe und ihre Kinder“, erscheinen lassen, in deutscher, trefflicher Uebersetzung von A. Kreyßmar (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1863). Wir geben dem letztern, der sich an das Haus, an die Verhältnisse des Lebens eng anschließt, den Vorzug, den Frauen gelingt nun einmal, der Natur ihres Wesens und ihrer Begabung nach, die Schilderung des ihnen am nächsten Liegenden besser als die Darstellung politischer Begebenheiten und die Ueberwältigung eines historischen Stoffs, wie es die Verfasserin in „Wilhelm Stjernfrona“ versucht hat. Der historische Roman von Julius Bacher „Ein Urtheilsspruch Washingtons“ (zwei Bände, Leipzig, Costenoble, 1864), behandelt in breiter, wenig ansprechender Ausführlichkeit den Tod des Majors André, den Washington als Opfer erschießen ließ. Darstellung wie Inhalt erheben sich nicht über das Gewöhnliche. Die Verlagshandlung von G. Kellmann in Leipzig veröffentlicht eine ganze Reihe neuer Romane, zum Theil freilich wie „Walde Warren“ von Emerson Bennet und „Davenport Dunn“ von Charles Lever nur Uebersetzungen aus dem Englischen. Als Sittenbilder betrachtet, haben die amerikanische Criminalgeschichte wie der breiter angelegte und ausgeführte Roman Levers ihren Werth. Die Entwickelung der verschiedenartigsten Charaktere ist mit vielem Glück und Verständniß durchgeführt. Bei den Engländern und Amerikanern hat alles seine feste, bestimmten Formen, da ist keine Verschwommenheit, nichts Nebelhaftes. Was und ehrlich, die Ergebenheit ihrer religiösen Ansichten, eine gewisse Tüchtigkeit ihres Gemüthslebens, das Ernste ihres Umgangs, dient in der Dichtung dazu, wirkliche, wenn auch nicht liebenswürdige Gestalten zu schaffen. Ganz anders tritt uns da die deutsche Welt entgegen, und dazu von einem Standpunkte angeschaut, in „Ein Roman in Nordernay“ von Emmi von Rothenfels? Nach der Seite des Gemüthlichen und Empfindsamen enthält die Erzählung viel Schönes, weniger lobenswerth ist die Handlung und Charakterzeichnung

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Vierte Folge. Erster Band

Nr. 51.

Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Der Erbe von Nabenfederhall. Novelle von M. Feldhaus. VII. — Johann Heinrich VI. Ein deutscher Herrscherstamm. Von Julius Rodenberg. 1. — Ueber Heirathen. Skizze und Betrachtung von Detlef. Von H. Philippsen III. — Im Kreuzweg der Natur. I. — Gedichte von Julius Rodenberg. — Räthsel. — Die Firma Hülsenbeck & Sturm. Novelle heimlichen Inhalts. — Aus den Weihnachtstagen III.

Der Erbe von Nabenfederhall.

Novelle von M. Feldhaus.

VII.

Haße schleuderte durch den niederträufelnden hier und da vom ersten lebhafteren Luftstrom d[er] peitschten Regen einer Tannengruppe zu, die am Rande eines der sich kreuzenden schwarzen und weiß gerandeten Schutzgräben stand und [vo]n dem Unheil, das hier getobt hatte, verschont geblieben war. Er begrüßte die Musik der Ba[u]men, die ihm hier entgegentönte, jene eigenthüm[li]chen, weirdisch-harmonischen Naturlaute, die die Seele hervorbringt, wenn sie ihr Instrument, den leichte Schwingungen zu versetzenden reizbaren [Ne]rvenzweig, hustet, der ihr langes Lied singt von dem [ge]thielhaften Dasein, das sie gestaltet und von [de]m sie hofft, daß es einst auch seinen Lohn, be[so]nders er auch nur aus süßen Maienblüten, von [Sc]hlingel-Aetherglanz umleuchtet, finden würde. [Am] Fuße dieser aus fünf Tannen bestehenden [Gr]uppe, am höher aufgeschütteten rechten Rande [des] Grabens, ließ sich unser träumerischer Freund [nie]der, halb von Müdigkeit nach raschem Gange [er]füllt, halb von innerm Drang gequält. Seine [ge]peinigten Lebensstimmen bemeisterten. Er brei[te]te den Schirm über sich und so lag er an dem [Ra]nde. Vierte Folge I. 51.

rechnen saftigen Rande des mit abgestorbenen Pflanzen bestandenen Grabens; so lag er und phantasirte halb in Schlaf gesunken von den Erlebnissen, die in so wenigen Stunden seine Gedanken so mächtig verödet hatten. Nach langem Sinnen über die Vorgänge von gestern Abend mit dem phosphorescirend aus dem nächtlichen Dunkel hervorragenden Haupte des todten Aretinus, erklärte er für sich, daß das Ganze nur eine Ausgeburt seiner eigenen überreizten Phantasien gewesen sein könne, die ihm übrigens schon trüber oft genug dergleichen hebräische Streiche gespielt; zuletzt, als sein Geist nahe am Entschlummern war, wurde seine Stimmung bitterer und einmal über das andere rief er: „Wehe doch dem, der hofft, denn diese Welt weiß keinen Wunsch zu gewähren! Und wehe dem, der einmal gefangen war, denn sein Fuß kann sich nicht wieder lösen! Immer neue Schlingen breitet die unerbittliche Welt an seine Gliedern! Schlingen zwar, von Asien umflochten, aber doch Schlingen!“ So lehnte er sein Haupt zurück an den Stamm des flagrenden Baumes; der Regen rieselte dichter und weglos vom Rand des Schirms in sein Antlitz. Er entschlief und sah im Traum die hirsche Zielke und die flagrende Judith; doch beide schienen die Arme ausgetauscht zu haben. Zielke lebte, doch Judith

war tot. Der weinende Erlenkönig breitete seine nebelhaften, mächtigen Arme über sie, nahm das schöne Weib dann auf die Schulter und stieg mit ihr in seine dunkelfelsenhafte Burg, während das Lächeln Isolde, zur heitersten Jungfrau erblüht, vom Dach des Hauses auf dem Herthaine erschien, mit göttlicher Gewandtheit und Verleugnung aller irdischen Schwere, und sich anschickte, mit Hülfe der im Wachen begriffenen Flügel zu dem nächsten Stern, der schon die Arme ausstreckte, sich emporzuschwingen. Aus solchen und ähnlichen mehr oder minder reizenden und die Seele des Menschen emporliebenden Träumen riß ihn plötzlich das bange Gefühl des Erblickwerdens. Er versuchte die Hand zu erheben und vermochte es nicht; er schlug das Auge auf und sah über sich das Gesicht des Kretinus, das mit finstern Augen ihn schrecklich angrinste. Neben ihm kauerte der Bengel mit dem dicken, verbundenen Gesicht, das wir bereits von gestern aus der Sitzung des Hexengerichtstags kennen gelernt haben, gleichgültig grinsend und wie blödsinnig vor sich hin lachend.

Kretinus war klug gewesen und hatte sich seiner Sache gewiß gemacht. Er hatte seinem Erbfeinde, ehe er ihn erweckt, mit starken Seilen die Hände an die Füße gebunden, den rechten Arm jedoch infolge einer unbegreiflichen Vernachlässigung weit loser als den linken. Dann erst hatte er ihn geweckt.

„Ah! Geborsamsten guten Morgen!" rief der Schwarze dem Schläfer zu. „Wünsche Seiner Gnaden, dem Herrn Baron, einen freundlichsten, besten Tag! Wohl geschlafen? Etwa geträumt? Allerlei Liebes und Angenehmes sich träumen und erscheinen lassen? Nun ja! Wenn man durch schändliche Advocaten, durch infame, falsche Zeugen einen Prozeß gewinnt, dann hat man schon seine Träume, dann erscheint einem die Zukunft noch heiliger, weil man, um zu ihr zu gelangen, über arme Unglückliche wandeln muß, die man sich feind, zertreten und ihrer Hoffnung auf Glück und irdisches Wohlsein beraubt zu haben, wie denn das goldene Kind, das dem Schurken, den Euer Gnaden Ihren Diener nennen, in der vergangenen Nacht erschienen ist, Ihnen weiter berichten konnte! Was wird Euer Gnaden aber sagen, wenn ich Ihnen hiermit erkläre, daß Dero irdische Uhr bereits abgelaufen ist? Sie haben mir zu viel Schmach gethan und müssen wandeln den Weg alles Fleisches! Eine halbe Stunde gönne ich Ihnen, dann haben Sie eine Kugel im Herzen, eine Kugel, in nur 10 Stunde hin hatte, noch andere saftige Liebesträume auszuhecken als die teilen, mit denen Euer Gnaden Hochdero Seele speisen! Demnächst aber hangen Sie hier mit Ihrem Hals an dieser Tanne über und, und zwar so lange, bis Ihr getreuer Fächer oder sein liebes Eheweib oder deren jungfräuliche Schwester einmal hierher kommt und Euer Gnaden im Winde hin- und herwehen sehen wird! Possirlich genug wird's aussehen: ein in einen Baum verwandelter Doctor der beiden Medicinen an seiner Tannennase! Wenn ich nun nicht am Leben bleibe, so werde ich viele Krankheit wol nicht mehr bekommen! He! Was meinen Sie, Herr Doctor?"

„Kretinus", stammelte Hasse, nachdem er sich überzeugt, daß er wirklich nicht mehr träume. „Kretinus! Du wirst mich doch nicht ehren? Ist das der Dank für die Nachsicht, die ich gestern an dir übte? Gestern, wo ich dich mit Peitschenhieben zu Tode martern lassen konnte? Kretinus! Ich habe dich trotz allem, was du mir zugefügt, doch eigentlich für einen Mann gehalten, der besseren und menschlicheren Gefühlen zugänglich wäre! Was du mir thust, thut ja seinem Todfeinde kein Indianer!"

„Thut ja seinem Todfeinde kein Indianer!" wiederholte langsam der Schreckliche. „Ha! Du bringen mich Euer Gnaden auf einen wirklich vortrefflichen Gedanken! Ja, ich den Ihr Todfeind, weil Sie mich aus meinem Himmeln gestürzt und aus dem Genuß des mühsam erkämpften Guten mich zurück an meine Todtengräbergruft versetzt haben, das Grabscheit der Rath statt des Bechers der Freude mir in die Hand drückend! Weil Sie das Mädchen, das Ihrem Diener erschien, in die Nacht des Wahnsinns versenkt durch den unseligen Gewinn Ihres schändlichen Processes! Weil Sie überhaupt auf der Welt da sind und weil ich Sie nicht leiden kann mit Ihrem scheinbar vernünftigen und eigentlich doch so verrannten, schändlichen, heuchlerischen, die falsche Menschenliebe zur Schau tragenden und doch so verderbenen Wesen! Sie sollen den Tod des Indianers sterben! Junge, reib' auf! Hole trockenes Waldmoos und dürres Reisig von den verfluchten Bäumen, die so aussehen, als hätte der Teufel damit die Hölle ausgefegt und die Rumpie uns zum Skandal, nämlich uns Wilddieben, hierhergepflanzt! Trotz des wahnsinnigen Regens, hoffe ich, soll es mir gelingen, den Plunder in Brand zu setzen und Euer Gnaden einmal ein Licht leuchten zu lassen, von dem Hochdieselben sich nichts haben träumen lassen! Aber rein' Wasser, Junge! Gott wollen wir hoffe-

Rücken! Denn, hat ein Philosoph gesagt, Glück ist der Mensch, der nicht gefrühstückt hat! Haben wir Poeten, Pumpe und trockiges Waldteufelsgrundel so oft zusehen müssen, wenn Euer Gnaden und Ihre hohe Gemahlin gefrühstückt haben, so können wir heute Frühlingsmorgenstunde Euer Gnaden auch einmal gönnen, wie es uns schmeckt! Mir, dem gräflichen, verdächtigen Wild- und Waldräuber und dort dem schmutzigen Bengel, der sich erdreht hat, ein herrschaftliches wildes Schwein abzuthun und zum Honorar dafür eine dicke Backe, wie noch keine ersitzen im Adam's Heim, davongetragen. Also gönnen Sie uns drei Viertelstunden zum Genuß unseres Frühmahls, nachher sollen Sie auch nicht deutsch und nach den Regeln der Kunst nicht erschossen, nicht gehängt, weil bewahre, das wäre zu grausam, nein, ganz einfach bei lebendigem Leibe gebraten werden! Und so mögen Sie die ganze Intensität, wie die Saturnier sagen, die ganze Jugend Ihrer Manneskraft anlegen, um bei sothaner Ihnen angedrehten und sofort in Execution zu legenden Marter recht mannhaft, stark und würdig darreinzuschauen! Und so thu' auf, mein Junge, den Speisebeutel, mit dem ich mich versehen! Was haben wir? Zwei Waldschnepfen! Ob es so ist die hohe Waldschnepfenzeit, Euer Gnaden, und mein Seel! selbige gehen in Hochdero Revieren umher, wie wenn's die Sperlinge in den Weinbergen wären, natürlich mutatis mutandis [*]), wie die Poeten sagen! Also, der eine gebraten, der andere gedämpft mit der obligaten Kohlemmel, die außerdem noch mit einem gewissen Etwas bestrichen ist, was ich hier nicht weiter nennen mag und das doch so natürlich, wenn auch nur in dem einen und einzigen Falle in der ganzen Naturgeschichte, weiblichmeckend ist. Von der einen Sorte Schnepfen verträgt man's, von der andern weniger! Schnepfen, Euer Gnaden! Die beiden Schnepfen habe ich am gestrigen Abend geschossen! Und so schmeckt's mir, hier in dem leisen Untergange gewissen Mahles, gegenüber dem erfrorenen Schlachtopfer! Junge, gib die Flasche her! Ob es wohl vom Burgunderwein, der sich somit im Keller des Schlosses zu Rabenleiterhall befunden hatte, bis wir herabgekommen, wir niederträchtigen Gesellschafter, es ist bloß so ein Tropfchen alter Madeira, wenn ihn der Teufel nicht verdient hat, den wir zu guter letzt aus le einem Eid- und Wintertauchen gezapft und gesaugt haben! Doch gleichgültig! Ich bringe einen Trank aus! Du dummer Junge mit deiner verbrannten Stange, hör doch! Und Sie, dem Jede in zwanzig Minuten verfallener Herr Baron, merken Sie auf! Ich, derzeitiger Zeremonienmeister der Gemeinde und Vorsteher Rabenleiterhall bringe einen Trank in dem dem jetzigen Herrn von Rabenleiterhall schändlicherweise entwendeten Pokale auf die bessere Zukunft aller derer, die bisher das Bitterer des Glends getrunken, die gedarbt und geschmachtet haben in hoffnungslosem Hinblick auf einen fortgesetzten und weniger bedrängten Zustand! Ich bringe einen Trank auf den Untergang des verfluchten reichen Geschlechts und wünsche, daß mein Gedächtnis so werden möge wie einiger Vergessenheit, wie solches bereits so manche Leiche vom Rabenfelsen gedeckt hat! Und so trinken wir und sind fröhlich! Wir sind fröhlich, weil wir leben und leben können, Herr Baron, und in zwanzig Minuten nicht zu sterben brauchen, wie Euer Gnaden die Anweisung hierzu von unserer Hand in der braunen Krüg erhalten werden! Ich thue mir darum leid, daß ich Euer Gnaden so abthun muß wie einen tollen Hund! Sie sind ein gar so lieber und grundgütiger Herr, der einem jeden das Seinige informieren läßt, nachdem er uns, die wir hier Zeuge so glücklich und intimen Briefe und bei der Auseinandersetzung des edeln Guts Rabenleiterhall so bitter darringeleben, nun jeder Aussicht beraubt und uns das uns Zukommende genommen hat! Ich thue mir darum leid, Herr Baron! Euer Gnaden haben so manche Thräne getrocknet und es wäre wahrhaftig so ganz nett für Sie gewesen, auf den Beyden noch übrigbleibenden, preiswerten, ärztlichen Trost hier aufzuwarten. Herr und Gebieter von und zu Rabenleiterhall zu heißen und so eine ganz kleine liebenswürdige, angenehme Liebhaberei mit — nun ich will nicht sagen mit wem, zu cultivieren und dabei das Lied zu singen:

Wir sind von deinem Rabenfelsen
Schmeißt meinen Mantel um die Nase und das
Als wollte ich am Ufer des Phasis wandern
Und herrlich entgegnicht im Paradies'

Junge, hau mit, oder bist du heute schon betrunken?" sagte der Schwarze hinzu und that einen tiefen Trunk aus der Flasche. Dem Baron war zu Mute, als sollte sich die Erde spalten und ihn verschlingen, um ihn vor seinem Verfolger zu retten; als sollte sich der Himmel öffnen

[*]) Die Redensart will sagen: mutatis mutandis, d. h. durch den Vater oder den Stoff und die Größe etwas verändert zu haben.

um ihn einen mit dem Heiligenschein bekleideten Bewohner lichter Sphären zumienden. Er öffnete den Mund und ließ Gegenstrophen auf seine Lippen, verschmachtende Zunge lallen und stöhnte dabei: „O mein Gott! Willst du dich nicht erbarmen über mich und mein Elend, mein Ende?“

Da wurde der grauenhafte Schwarze gewahr: er zermalmte den Knochen des Geflügels, den er just im Munde hatte, zu Pulver, leerte die Flasche bis zu einem Drittel Rest, stülpte sie dann auf den unglücklichen Hasse auf den Mund des Grabens, spie das Zermalmte von sich und sagte: „Fluch dem Geist aus dem Spiele! Es gibt keinen Gott, der sich um Euch kümmert! Der Mensch hat weiter keine Bedeutung als die der Milbe in der Rinde des Käses! Sagt selbst, Baron, kann man annehmen, daß ein Ding für etwas geschaffen ist, darauf er wühlig und in unverhältnismäßiger Geringfügigkeit herumkriecht, in das er kaum bis zum Millionentheil seiner Tiefe hineingedrungen? Die Erde, Baron, ist ein Käse, an den der armselige, winzige Menschenleib kaum gerochen hat, nachdem es ihm gelungen, einen geringfügigsten Theil des Tertiär- oder Oberfläche kaum zu bewohnen und kaum zu bevölkern! Und diese miserable Gesellschaft, diese Punktchen auf dem Punkte, bilden sich ein, ein Gott kümmert sich um sie, und diesen Gott rufen sie an in ihrer Noth! Hätten Ihr, Herr Baron, darum so viel gelernt auf Schulen und Akademien, daß Ihr solchem Unsinn lauschet? Oder sagt mir, wo das Weltall anfängt, in welchen unmeßbaren Fernen es aufhört! Sagt mir, was da ist, wo keine Meilen mehr langen und klingen! Beweist mir das und dann will ich Euer Jünger sein, will rufen, wenn es mir schlecht geht: ‚O du mein Gott!‘ Baron! Der zwanzig Minuten sind inzwischen abgelaufen! Sie müssen nun dran! Junge! Junge! Mach' Feuer an! Hetha! Die Bestie schläft wie eine Katze! Der Madeira hat ihr den Dampf gethan! Nun, so will ich Ihnen noch so ein kleines Viertelstündchen schenken, in welchem ich mich selbst so ein Weniges amüsiren will! Der vermünchte Wein hat mich so matt gemacht! Die schöne Frühlingsluft hat mir förmlich die alten Glieder aufgeschraubt! Ich bin verdammt müde! Guten Morgen, Baron! Auf zwanzig Minuten und dann fertig zum Sterben! Ich denke, Ihr werdet Euch gut dabei und nicht schlechter als ein Indianer aufführen, der es vom Kindesbeinen an gelernt hat, den Schmerz stumm und starr und verachtend zu verachten! Alle Guten Morgen!“

Die schwer niederhangende, finstere Wolkenwand, die mit ihrem tiefsten Rande den Gipfel der Bäume berührte, hatte sich etwas verschoben, es war dunkler geworden; doch der Regen hatte bis auf ein geringes vom Winde gekräuseltes periodisches Stäuben aufgehört. Tiefe Stille herrschte auf der mit den verkümmerten, wie verbrannt aussehenden Bäumen belegten Waldfläche. Hasse richtete sich auf und sah um sich. Der Junge schlief fest auf der blanken, nassen Erde. Kretinus hatte sein schwarzes, gespenstergrauliches Haupt an den braunen Stamm einer der Tannen gelehnt, an welcher er geklettert, und schnarchte, daß der Wipfel bebten. Der Büchse, der er führte, lag zu seinen Füßen; die Flasche, aus der er getrunken, stand mit dem Rest des Weins am Rande des Grabens, in dem der Erschlagene lag. Hasse glaubte nicht an den Schlaf seines Feindes; es schien ihm mehr ein trügerisches Heuchlern, aus dem der Mensch jeden Augenblick erwachen und seiner selbst bewußt werden kann. Er wagte es nicht, etwas Entscheidendes zu unternehmen und kann noch. Da fühlte er in der Seitentasche seines Oberrocks ein Fläschchen, das er in der Zeit, wo er die ärztliche Praxis übte, bei sich getragen und das ein seltsamer Zufall in die Kleider Tasche gebracht, das er gegenwärtig trug. Das Fläschchen enthielt einen stark narkotischen Stoff, einen Stoff, der im Stande war, augenblicklich tiefen, wenn auch bald verübergehenden Schlaf zu erzeugen. Mit dem Arme, der von den seine Glieder bindenden Seilen etwas freier geblieben war, glückte es ihm, das Fläschchen aus der Tasche zu nehmen, den kleinen Kork zu lösen und einige Tropfen in Kretinus' Flasche fließen zu lassen, die, wie man sich erinnert, zu Füßen des Unholds am Rande des schwarzen Grabens stehen geblieben. Als er dieses vollbracht und sich überzeugt hatte, daß es unbemerkt geschehen, hob er verschiedene Töne hervor: Töne, die den Vogelruf des Waldes eigen zu sein pflegen; zuletzt rief er wie der balzende und seine Geliebte umtanzende Auerhahn. Da erwachte plötzlich der alte Waldbert; wild schauerte er sich um, sah nach seinem Büchse und schien zu bedauern, daß er nicht auch die mit grobem Schrot geladene Doppelflinte mit sich genommen. Dann ergriff er die Flasche, die jetzt verhängnißvolle, entkorkte sie und that einen tiefen, gewaltigen Zug. Darauf nach einer Weile murmelte er ein um das andere Wort; er sagte

etwas von Auerhähnen, die zu einem Hochzeitsschmause, den er ausrichten würde, gebraten werden sollten; von Raben und Krähenkindern, und dann neigte er wieder sein Haupt an die Tanne zurück und entschlief fester und fester. Hasse, der diesen Augenblick abgewartet, löste mit Hülfe seiner Zähne den hoch gebliebenen Arm von seinen Banden, mit leichterer Mühe die andern Glieder und so stand er da, frei wie ein Mann, gegenüber dem, der noch vor wenigen Augenblicken ihm den Tod gedroht. Ihm, seinem Gebieter, der in tiefem Schlaf gelegen! Wie ein Adler fiel er über ihn her und band die Glieder des schnarchenden Verräthers mit denselben Seilen, die ihn gefesselt hatten. Lange währte es eine lange Weile. Endlich aber nahm er die Flasche, goß vom Wasser, das das dritte Viertel des Weinbrands enthielt, in sie, nahm sich dem Schläfer und leerte das Gefäß über dessen Haupt. Der war kaum zu ermuntern; er schwatzte in seine Träume hinein, sprach von seinem unlöschtigen Durst, von dem Leben, das er auf dem Schlosse führen wollte, von der Hochzeit seiner Tochter, von dem köstlichen Banket und wie der Bräutigam, dem Hofforstmeister ernannt, bei Nebenbeschäftigung des Regiments exercieren lerne, um sich dann bei seinem Champagnerfrühstück zu refraichiren. Endlich erwachte er und begriff sofort das ganze verhängnißvolle Unheil seiner Lage. Wild sah er den Hasse an. „Trunken, mir das, mir?“ murmelte er. „Ich bin verloren!“

„Ha! Ha!“ lachte Hasse. „Mein Herr Kreuzmann! Mich dünkt, das Blei hat sich hier bedenklich und zwar zu Ihrer Ungunsten verwendet! Mich dünkt, ich könnte, da Euer Gnaden es nicht der Mühe für werth gehalten, mich von Ihrem Hofhund fressen zu lassen, Ihnen etwas von Ihrem eigenen Blei beibringen; denn da liegt ja Ihre viel hochgeschätzteren Büchse? Wem meinen Sie Gnaden?“

Der Gefangene raffte sich empor; er umfaßte Einen, sah den vor ihm Stehenden an und sprach: „Aber die Nacht hat und wenn der Hase ist, der trotz den gefressenen Wurm in den Leib? Ich bin der Wurm, Herr Baron! Der Wurm hatte Sie; es hat es Ihnen vor kaum einer Viertelstunde gesagt. Aber verstehen Sie mich, Wurm! Lassen Sie ihn frei! Lassen Sie ihn frei! Der Wurm, so gering er ist, so gering es auch Ihnen scheinen, kann Ihnen nützen! Ich bin an Ihrem Leben, daß Sie ihm etwas schenken sollen, verdienen! Ich bin ein schlechter und geringer Kerl, Euer Gnaden! aber trotzdem habe ich Ehre im Leibe! Meine Ehre ist mein Gott! Ich kenne keinen andern, und niemals hat ein Kreuzmann sein gegebenes Wort gebrochen! Ich kann Ihnen nützlich sein! Ich will es, wenn Sie mich loslassen! Ich, ein Sohn des Waldes, der Todtengruft, des Verbrechens, kann es nun einmal nicht leiden, mich gebunden zu sehen! Machen Sie mich frei, Euer Gnaden, und ich bin Ihr treuer Diener! Ich helfe Ihnen zu jeglichem Zweck!“

Hasse kämpfte mit dem Ruhe und sagte: „Zu welchem Zweck, du elender Abtrift, willst du mir wol helfen?“

„Lassen wir die Naschen!“ versetzte Kreuzmann. „Es ist eine gutmüthige Schwäche Ihrerseits, wenn Sie es nicht gewagt haben, sich zu der wenigen, das heißt zu meiner Ehre vor Gott und Welt, aufzuschwingen; aber zu Ihrem Zweck kann ich Ihnen doch helfen, indem eben, als Ihr irdisches Glück Ihr Zweck ist! Und Ihr irdisches Glück — es nennt mit Namen sich — Ingrid!“ Sie, wahrlich, sind bereit, alles zu opfern, um zu dem Ziel zu gelangen! Das hat mir vorgestern der Wald nicht am Harz — Sie wissen ja wohl, wo — erzählt, der Wald erzählt ja so viel! Warum nicht auch das einmal? Kreuzmann, das alte, schwarze, hoffnungslose Ungeheuer, der verbrecherische Sohn des Waldes und der Todtengruft, will sich Ihrer annehmen, wenn Sie es ihm gestatten wollen! Bei dem fällt es so wenig auf!“

„Und was willst du für mich thun?“ fragte mit bebender Stimme der Baron, dessen großmüthiges Herz eigentlich längst schon das Urtheil über den Missethäter gesprochen.

„Was ich thun will?“ kicherte der böse Sohn der Heide. „Das will ich thun, daß Sie Ihr Liebstes erreichen! Das will ich thun, daß die schöne Ingrid, in die Sie so inbrünstig verliebt sind, die Ihre wird! Das will ich thun!“

„Und wie? Und wie?“ fragte hastig Hasse, einen Seitenblick auf den Jungen werfend, der sich im Traum zu regen begann.

„Und wie? Und wie?“ spottete der Schwarze. „Und wie und wie? Sie Knirps! und Knappe! Unsereiner hat so so manchen auf seinem Gewissen

und unter der Erde! Mit seiner Schuld und ohne dieselbe! Wenn man so Wild- und Waldtieb und Todesangeber angiebt ist, so ist das immer ein verdächtiges Zeichen, bei dem eins und das andere gar nicht so ganz genau genommen werden darf! Ja! Was ich gesagt haben wollte, das wäre halt so ein leichtes Spiel für unsereinen, so einen vornehmen und gnädigen Herrn, als wie Euer Gnaden zu sein sich herühmen können, mit einem Schlage, oder vielmehr mit einem Fingerdruck gänzlich zu machen und Hochseligen seinen Gnaden zuzuführen! Ja, ja, Euer Gnaden! »Knipp« und Knapp« des Büchsenhahnes ist eine sehr philosophische Redensart, der wahrhaftig tausend Beweisgründe zur Seite stehen; Beweisgründe, so wohlfeil wie die Zapfen an Kiefer und Tanne! Auf ein gutes Trinkgeld wird es einem Herrn Baron, der solch eine kolossale Erbschaft erbittern, auch wol nicht ankommen, abgerechnet, daß Sie mir für mein heutiges Unterlassen Absolution gewähren und mir Verzeihung zu Theil werden lassen!"

„Mensch!" sagte Hasso. „Schändlicher Heuchler!" sprach er nach einer Pause weiter, in der er noch Athem geschöpft, weil ihm die Luft versetzt und rothes Blut, fast mit Apoplexie drohend, seine Augen gerötet hatte. „Du bist verrückt! Du bist betrunken! Du weißt nicht, was du redest! Du machst mich ohnmächtig! Dein schwefelicher Blick vergiftet mich! Ich weiß nicht, wo ich bin, was ich thue! Du bist der böse Geist meines Waldes! Du bist ein zum Menschen verwandelter, mit phosphorischen Höllenflammen leuchtender, aus faulem Sumpfe zu Tage strebender, krummgebogener Ulmenstubben, den man vergessen hat, in das Feuer zu werfen!"

„Mag ich sein, wer ich will", versetzte der Neger, „ich weiß Euer Gnaden Dank! Binden Sie mich nur los und Sie werden Wunder sehen! Habe ich so oft meine Hand in Blut getaucht um einer Laune willen und weil ich eigentlich alles hasse, was Mensch, was Hirsch, was Reh und Hase heißt, so kann ich ja auch mich einmal zu einer That verpflichten, die mir selbst die Betrachtung des freilich oft genug schmerzhaften Bewußtseins mehrer selbst, wenigstens meiner Existenz, in Aussicht stellt — da vielleicht Euer Gnaden nicht grausam genug sein werden, mich gleich einem tollen Hunde, noch dazu mit meinem eigenen Gewehr, das da im Moose liegt, zu erschießen! Sie werden unschlüssig! Sie zittern! Lassen Sie mich gehen! Ich verpflichte Ihnen meine Ehre, das heißt die Ehre des Waldes, denn weiter habe ich keine, Sie werden mir zufrieden sein!"

Wie die Natur an der Tanne über ihm im säuselnden Hauche des Aprilmondes, so zitterte Hasso an allen Gliedern. Halb mechanisch griff er nach der Büchse des wilden Menschen und schob ihre beiden Läufe los. Der Knall, der im Walde sich mit tausend wunderbar tönenden Echos weckte, erweckte zunächst den schlafenden Jungen, der aufspringend sich die Augen rieb, bückte verwundert und endlich betroffen umher und dann vor Angst schreiend dem dichtern Walde zulief; die Echos machten ihm viel traurige Erinnerungen an die noch so schmerzhafte Ruhe Wunde, die er nächtlich für seine unrechtliche That davongetragen, vor die Seele malen. Dann warf Hasso das Gewehr hin und befreite den rührten Gefallen von seinen Banden. „Ich schieß", sagte er, „das Gewehr ab, um Euch, Kerlinus, von der Redlichkeit meiner Gesinnungen zu überzeugen und Euch die Macht zu entziehen, mich noch einmal Euch zu unterwerfen! Geht nun Eurer Wege! Ihr seid frei! Thut, was Ihr wollt, was Ihr könnt!"

Der Wilddieb war einen Augenblick still, er stand wie bewundernd vor seinem Befreier. Dann griff er nach seinem Gewehr, schüttete Hasso die Hand und verlor sich in den Wald, nachdem er noch dem Baron die Worte zugerufen: „Euer Gnaden sollen von mir hören, und bald, sehr bald! Sie sollen mir werden, daß ich die Ehre des Waldes, die meine Ehre ist, hochhalten vermag! Leben Sie wohl, Baron Hasso von Rabenfederhall!" Und er war im Dickicht des von einer tiefhängenden, nicht zur Entladung gekommenen Wolke mondenen und unwohlen Waldes verschwunden. Hasso sah ihm nach; er war wie angedonnert und konnte kaum sich besinnen; es war ihm, als wenn ein ungeheurer schwerer Traum, der ihm Bewußtsein und Willen geraubt und den er abschüttelnd vergeblich sich mühte, über seine Seele gekommen. Wie ein Geisteskranker streckte er die Arme aus und um in die Höhe, als wollte er rufen: „Retter! O rettet mich! Ich bin verloren! Ich bin ein elender Mörder geworden!" Ob viel — möglich, daß er auch nicht grausen, daß ihm der Ton in der Kehle starben geblieben. „Kerlinus, Kerlinus, höre mich! Komm zurück! Ich habe dir noch eins zu sagen!" Aber keiner kam zurück; der vom Sturm gepeitschte Regen rauschte ruhig auf die bebenden, wie geschändet schwarz dastehenden Zweige der tanzenden Bäume. Ein unglückliches

sonst edler, doch augenblicklich durch wilde Leidenschaft entzündeter und verwirrter Mensch stand inmitten so vieler in ihrem hoffnungsvollen Leben durch ein schreckliches Naturereigniß zerstörter Creaturen, die alle, gleich ihm, verzweifelt schienen und die schwarzen Arme zum Himmel streckten. „Kerstinn, komm' zurück!" rief noch einmal der Unselige. Nur der höhnende Widerhall antwortete ihm und er sank voll Schmerz vor der noch lebensfähigen Tanne nieder, an der er stand, umarmte ihren Stamm und küßte ihn heiß und inbrünstiglich. Thränen rollten über seinen Bart in das Moos, das die junge Tanne umwachsen hatte. Endlich raffte er sich empor und ging heimwärts nach dem Schlosse.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Johann Friedrich VI.

Ein deutscher Herrscherin. Von Julius Meyer.

I.

Nicht mehr zu zählen sind die Opfer, welche der Glaube an Hexerei, Zauberkünste und Teufelsbündnisse gefordert hat. Wurden doch allein im Braunschweigischen von 1581—1583 nicht selten an Einem Tage zehn Hexen verbrannt, sodaß der Richtplatz vor dem Höchelnthore dergestalt mit Brandpfählen überstellt war, daß man sich in einem kleinen Walde zu befinden glaubte. Auf die Glanzperiode des 16. Jahrhunderts, denn wir die Keime all unsers Wissens verdanken, werfen die Rauchwolken dieser Scheiterhaufen den tiefen und unvertilgbarsten Schatten. Gerade in der Epoche, welche so oft mit Vorliebe als das Jahrhundert der Geistesmündigkeit gerühmt wird, gewinnt der im Schoße der geistlichen Inquisition erzogene Hexenprocess seine Festigung und wird gleichsam als legitimes Kind der Kirche anerkannt.

Ein solches Opfer dieser traurigen Periode war der Herzog Johann Friedrich von Sachsen-Weimar, dessen Lebensgeschichte einen nicht uninteressanten Beitrag zur Charakterisirung der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts liefert.

Der Herzog Johann von Sachsen-Weimar, ernestinischer Linie der Dritte dieses Namens, zweiter Sohn des Herzogs Johann Friedrich I., mit dem Beinamen der Großmüthige, wurde von seiner Gemahlin Dorothea Marie, geborenen Fürstin von Anhalt-Zerbst, mit elf Söhnen und einer Tochter beschenkt, von denen noch acht Prinzen bei seinem Tode am Leben waren. Vom Tage seiner Vermählung am 17. Januar 1593 lebte er still und zurückgezogen in Altenburg, bis ihn der mit den Söhnen seines verstorbenen Bruders Friedrich Wilhelm abgeschlossene Theilungsvertrag vom 13. November 1603 zum regierenden Reichsfürsten erhob und ihm das Herzogthum Sachsen-Weimar zugetheilt ward, infolge dessen er seine Residenz nach Weimar verlegte. Während seiner zehnjährigen Zurückgezogenheit war er bemüht, sein häusliches Glück zu gründen. Mit zärtlicher Liebe nahm er sich der Erziehung seiner Kinder an; regelmäßig wohnte er ihren Unterrichtsstunden bei. Dennoch war es ihm nicht vergönnt, die Früchte seines musterhaften Wirkens reifen zu sehen, da er in der Blüte seiner Jahre aus dem Leben scheiden und die fernere Erziehung seiner Kinder, von welchen der jüngste Prinz erst ein Jahr und der älteste acht Jahre alt war, seiner Gemahlin überlassen mußte. Ganz im Sinne des Vaters, mit gleicher Liebe und Aufopferung wirkte die Mutter als gewissenhafte Erzieherin ihrer Kinder fort, obgleich ihr Wittwenstand durch unbestimmte Hausgerüchte und durch das eigennützige Handeln der Vormünder häufig getrübt wurde. Freilich war diese mit fast militärischer Strenge gehandhabte Erziehungsmethode vollständig verschieden von der unserer Tage. Jedes häusliche Geschäft war auf eine bestimmte Stunde festgesetzt, und wenn auch die nöthigen Erholungsstunden und Körperübungen in der Tageseintheilung nicht fehlten, so waren doch Andachtsübungen, namentlich das Studium der Generalsuperintendenten, der Bibel und des Katechismus, der Hauptinhalt der täglichen Beschäftigung. Außerdem wurden die Prinzen ebenfalls in der lateinischen und französischen Sprache, der Geographie, Geschichte, dem Staatsrecht und der Mathematik unterrichtet. Uebrigens brachte der öftere Wechsel der Lehrer, die Beschränkung der Prinzen auf ein immer wieder Stunden in ihrem Unterrichte. Hierzu kommt noch, daß sich in seinen späteren Jahren häufig tadelnd hierüber aussprach. Aus den beiden ältesten und den beiden jüngsten Söhnen wurde eine akademische Bildung zu Theil, während die anderen sich mit dem Unterricht begnügen mußten, den sie von den nach Weimar berufenen Lehrern empfingen.

Die damalige Zeit war reich an wandernden Gelehrten, aber dieser, an Leuten, die es verstanden, mit wenigem Wissen großen Prunk zu treiben, und der weimarische Hof scheint wiederholt das Unglück gehabt zu haben, bei Berufung der Prinzenlehrer an solche Charlatane gerathen zu sein, wie dies die Namen Wolfgang Ratichius, Abraham de Lapide und Berthold Schnüfis beweisen.

von welchen der erstere nach mannichfachen Abenteuern an den weimarischen Hof kam, denselben aber bald wieder wegen „ungezig verwerlicher Händel", wie Herzog Johann Ernst der Jüngere sagt, verlassen mußte und später in Köthen als Verräther des Landes verwiesen wurde. Der zweite mußte wegen seines unsittlichen Lebenswandels ebenfalls bald wieder aus Weimar Thorau hinaus und der berüchtigte Nikolaus verschwand plötzlich aus der Stadt und tauchte später in den Niederlanden wieder auf; dort kehrte er zur katholischen Kirche zurück und wurde ein brauchbares Werkzeug der Jesuiten. Bei alledem war die Erziehung der weimarischen Prinzen in der damaligen wüsten und sittenlosen Zeit doch noch immer in Hinblick auf die anderer Fürstenkinder eine vorzügliche. Sechs der Brüder betheiligten sich, tapfer für Luther's Lehre fechtend, am Dreißigjährigen Kriege, der jüngste, Bernhard, erwarb sich einen für alle Zeit unsterblichen Namen.

Johann Friedrich war der sechste und letzte Fürst im sächsischen Hause, der diesen verhängnißvollen Namen trug; verhängnißvoll, weil man alle seine Träger unglücklich, Johann Friedrich aber den Unglücklichsten nennen kann. Johann Friedrich war am 19. September 1600 zu Altenburg geboren und entwickelte bei einem lebhaften Geiste und scharfen Verstande frühzeitig Talente, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Ueber seine frühere Jugend sind fast gar keine Nachrichten vorhanden, aber aus dem Wenigen geht doch hervor, daß er mit zarter Liebe an seiner Mutter und seinen Geschwistern hing, und es dürfen daher die von den vorurtheilsvollen Betrachtern seines späteren Lebens in Umlauf gebrachten Gerüchte, die ihn als einen boshaften und widerspenstigen Knaben schildern, als Fabeln angesehen werden. Aber da er von Jugend auf an das Spiel mit Waffen gewöhnt war, bildete sich allmählich ein kriegerischer Sinn in ihm aus, dem die Tendenz der damaligen Zeit nicht fehlte. Gleichwol verfiel er zuweilen in ein Schwanken und eine Unsicherheit, welche ihn endlich in Melancholie enden ließ. Hierzu gesellte sich leider die in jenen Tagen herrschende Sucht nach dem Wunderbaren und nach der Verbindung mit übernatürlichen Wesen, und der durch Luther's Lehre frühzeitig geweckte Glaube an die Teufelhaftigkeit des Teufels.

Die Philosophen glaubten durch Astronomie und Chymie die Geheimnisse der Natur erschließen zu können, und Fürsten, welche gern als Beförderer der Wissenschaften gelten wollten, vergaßen über den Arbeiten im Laboratorium die Regierungsgeschäfte. Am vortheilhaftesten erschien ihnen bei ihren zerrütteten Finanzen der Versuch, Gold zu machen. Es war nur zu natürlich, daß der mit sich selbst und allen ihn Umgebenden unzufriedene Johann Friedrich, dem die Lehren der Theologen längst nicht mehr genügten, von seiner Wißbegier geleitet, Trost bei den geheimen Künsten zu suchen begann.

In seinem neunzehnten Jahre machte er, nachdem er unter dem Namen des Entzündeten in den Palmenden eingetreten war, in Begleitung seines Bruders Albrecht und zweier Hofmeister zur Erweiterung seiner Kenntnisse eine Reise, deren Dauer auf zwei Jahre festgesetzt wurde; er besuchte Frankreich und die Schweiz. Während seiner Abwesenheit von den Seinigen hielt er mit ihnen in lebhaftem Briefwechsel, dessen Inhalt Zeugniß einer so ungeheuchelten Herzlichkeit gibt, daß auch hierdurch die Gerüchte von Mißverhältnissen in der Familie beseitigt werden.

Im Jahre 1621 zurückgekehrt, begab er sich wenige Monate später mit seinem Bruder Bernhard zum Besuch an den Hof zu Zerbst, nachdem er sich vorher noch an den Unterhandlungen seiner Brüder Albrecht, Ernst und Bernhard, mit dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen und dem kaiserlichen Commissar, Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt, wegen der Auslösung seiner drei ältesten Brüder mit dem Kaiser auf das lebhafteste betheiligt hatte. Die Ursache des Zerwürfnisses der weimarischen Herzoge mit dem Kaiser war ihr Anschluß an die evangelische Union. Doch führten die Unterhandlungen zu keinem Resultat, da der kaiserliche Commissar unbedingte Unterwerfung forderte. Darin willigten die fürstlichen Brüder nicht ein. Johann Friedrich fand in dem Abbruch der Unterhandlung die schmeichelhafte Gelegenheit, dem Beispiel seiner Brüder und seiner ihm von Kindheit an [illegible] wohnenden Neigung zum Kriegshandwerk zu folgen und ebenfalls das Schwert für die Sache des Glaubens zu ergreifen. In der Schlacht bei Wimpfen am 26. u. 27. April 1622 fochten wir ihn bereits an der Seite seines Bruders Bernhard heldenmüthig kämpfen und auch später an allen weiteren Ereignissen dieses kurzen und unglücklichen Feldzugs in der Pfalz theilnehmen. Später, im September 1622, tauchte er zu Verdun in der Provinz Nordbrabant auf, um die Leiche seines in einem Gefecht am 19. August 1622 gefallenen

Bruder Friedrich nach Weimar bringen zu lassen, werden er bald nachfolgte. Im folgenden Jahre warb er mit seinem Bruder Bernhard neue Truppen an, um für den Herzog Christian von Braunschweig, dessen Generallieutenant Herzog Wilhelm war, anzuführen. Nachdem Herzog Christian bei Stadtlohe von Tilly überfallen und geschlagen und Herzog Wilhelm dabei gefangen genommen worden war, flohen Bernhard und Johann Friedrich nach dem Haag. Ein anderes Wanderleben führte der Bruder hin und her. 1628 ist Johann Friedrich im Heere des Königs, den der niedersächsische Kreis zu Hülfe gegen Tilly gerufen. Des Prinzen Vorliebe für die geheimen Künste hatte auf seinen Reisen und im Kriegsleben ganz besondere Nahrung gefunden und sich immer stärker ausgebildet. Nicht allein, daß er den Umgang mit Personen aufsuchte, welche in seine Ideen eingingen oder gar im Geruch der Zauberei standen, sondern, um seine Kunde vervollkommnen zu können, vermied er von jetzt an, wenn er in der Heimat war, sogar den Hof zu Weimar und lebte eingezogen in Ichtershausen, Tambachthof, Georgenthal und Reinhardsbrunn, wo er las und er lesen, und dann nur insgeheim und bei Nacht nach Weimar kam. Er hielt sich fern vom öffentlichen Gottesdienst und schien sich seine eigene Religion gebildet zu haben. Nach seinen eigenen Aeußerungen ließe sich das Vorhandensein Gottes nicht aus der Natur nachweisen und die Unsterblichkeit der Seele müsse lieber auf Grund der Bibel bewiesen werden, da ja alles, was Gott geschaffen, vergänglich sei; auch sage der Prediger Salomonis nichts von einer Auferstehung der Todten und einem jüngsten Gerichte. Seine Meinung von der Bibel hingegen zeugt von einer vorurtheilsfreien, gesunden und vom menschlichen Ansehauung, wenn er behauptet, daß sie viel Schönes und Wahres enthalte, daß aber vieles bildreich nicht zu beweisen und anderes nur Allegorie und poetische Ausschmückung sei. Ueberhaupt sei der Bibel ein Werk von Menschen, ohne höhere, unmittelbare Eingebung Gottes geschrieben und deshalb auch nicht von Irrthümern frei.

Daß er durch solche Ansichten, die er nicht verschwieg, den gewaltigsten Anstoß erregte, ist begreiflich und nicht verwunderlich, daß der Pfarrer in Ichtershausen ihn von der Kanzel herab hart mitnahm.

Aber trotz seiner freisinnigen Ideen hatte sich Johann Friedrich so in das System geheimer Naturkräfte hineingelebt, daß er sich einbildete, bei richtiger Anwendung derselben wunderbarliche Thaten verrichten zu können. Er verschaffte sich alle Kriegsbücher mit sonderbarem Segen, um aus ihnen der Kunst zu erlernen, unbesiegbare Reiterei und Fußvolk stehen, sich der Stärke von zwölf Mann anfeinden und schuß- und hiebfrei machen zu können. Kräuter und Wurzeln, die in bestimmten Stunden an gewissen Tagen gesucht werden mußten, trug er beständig bei sich; auf seinen Tragekorb ließ er die Worte graben: „Herr Schwert des Herrn und Gideon". Die Zahl sieben hatte, wie bei allen Abergläubigen, auch bei ihm in hohem Ansehen. So lag es sich von der siebenjährigen Tochter des Scharfrichters in Ohrdruf aus dem Sarg, an welchem ein Tuch erhängt worden war, Haar trennen und verwahrte diesen Knäuel, den niemand berühren durfte, sorgfältig. Nach seiner Behauptung waren gewisse Psalmen, wie z. B. der 37., 91. u. 144., wenn sie nach den Vorschriften des Paracelsus siebenmal gebetet wurden, sicher gegen jeden Feind. Er mischte Kräuter, Wurzeln und andere Dinge unvermuthet und schnell einem, wenn er heimlich siebenmal im Braunwein gekläret waren, eine außerordentlich verstärkte Kraft zu. Bei solchen Verhältnissen brachte er oft den größten Theil des Tags zu. Nachts ging er häufig allein aus und nahm seinen Weg nach den Richtplätzen der Umgegend, wo er die Reliquien der Missethäter sammelte. Einem seiner Diener beauftragte er einst, ihm den Schädel und die Knochen eines Gehängten zu holen, um in dem ersteren Moos kommen und die letzteren Knochen in Ohrdruf haben lassen zu können. Ein nicht näher bekanntes Schaf, welches er sich verschaffen ließ, verbrannte er eigenhändig auf und soll, wie erzählt wird, das Gerücht des ungeheuren Lärmens gegen haben, er selbst behauptet einst, als ihm dergleichen eigenthümliche Handlungen übel vorgehalten wurden, auch dem Teufel dadurch Vergnügen gemacht zu haben.

Die Gemüthsruhe der mit „Zauberei" sich beschäftigenden Personen ging, wie jede ähnliche Thätigkeit beweisen, nicht selten so weit, daß sie sich einbildeten, mit dem Teufel wirklich einen Vertrag abgeschlossen zu haben. So hat auch Johann Friedrich wiederholt bei unangenehmen Vorfällen gesprochen, als dem Teufel etwas zu werden.

Der Aufenthalt unter dem abergläubischen Hexengesindel und das ungesunde Leben, welches der Herzog früher zu führen gewohnt war, hatte viele Neigungen in hohem Grade in ihm gesteigert

dert, als er in den strenggeregelten Militärdienst des Dänenkönigs Christian trat. Bald hatte er sich durch sein sonderbares Benehmen die Feindschaft seiner Kameraden zugezogen und selbst mit seinen beiden Brüdern kam es öfters zu erbitterten Händeln. Dies feindselige Verhältnis steigerte sich, je mehr seine Gegner, offenbar in der besten Absicht, den Herausforderungen Johann Friedrich's auszuweichen suchten, und es scheint fast, als habe er ihnen nachgestellt, um seine bis zur Rachsucht gesteigerte Empfindlichkeit zu befriedigen. Endlich kam es bei so gespannten Verhältnissen zu einem traurigen Ausgang. Der König hatte am 20. September 1625 eine Anzahl fürstlicher und anderer Offiziere in das Hauptquartier nach Nienburg geladen. Hier ließ sich Johann Friedrich mit seinem Bruder Bernhard und dem Pfalzgrafen Friedrich von Birkenfeld in ein Spiel ein. Darüber erhob sich bald ein heftiger Streit, infolge dessen den beiden letzteren auf Befehl des Königs untersagt wurde, sich aus der Stadt zu entfernen; Johann Friedrich sollte verhaftet werden. Er war aber bereits in seine Wohnung, außerhalb der Stadt, zurückgekehrt, als er durch einen Trompeter seines Bruders, des Generals, aufgefordert wurde, zu ihm nach der Stadt zu kommen. Dies verweigerte der Herzog und schlug zu einer Unterredung die Wohnung des Obersten Obentraut vor. Nachdem er hier zwei Stunden vergeblich gewartet, ging er seinem Bruder entgegen, traf ihn auf halbem Wege und kehrte mit ihm zu Obentraut zurück. Hier eröffnete ihm der Bruder den Befehl des Königs; der Herzog widersetzte sich, es kam zu einem heftigen Kampf, in dem Johann Friedrich endlich von sechs Offizieren überwältigt wurde. Gefangen führte man ihn nach der Stadt. Am andern Tage erschienen drei Kommissare des Königs in der Wohnung des Generals, wo man den Gefangenen streng bewacht hielt, um ihm eine Erklärung über sein Benehmen am Hofe und seine Widerspenstigkeit gegen seinen Bruder abzufordern. Er gab sie schriftlich und in den erbittertsten Ausdrücken. Im Gnade des Monarchen verscherzend, schloß er mit der Aufforderung, ihm, wenn eine solche Behandlung der Lohn für seine während des Feldzugs gebrachten Opfer sei, den Kopf vor die Füße zu legen, da ihm seine Ehre genommen sei; aber man habe zu verantworten, wenn er zu einem Schritt gezwungen werde, wodurch er nimmer selig, sondern des Teufels werden müsse.

Das Muthige und Entschiedene dieser Sprache verfehlte seine Wirkung auf den König nicht; er stand von einer Untersuchung gegen den Herzog ab und überließ es dem General, dem Herzog Johann Ernst, in der Sache zu thun, was ihm beliebe. Dieser entzog seinen Bruder zwar den strengen Militärgesetzen, stellte ihn aber vor das Familiengericht der gesammten sächsischen Häuser. Schon das Schreiben, in welchem Johann Ernst von seinen Brüdern in Weimar und den sächsischen Verwandten Rath und Verhaltungsbefehle wegen seines gefangenen Bruders verlangte, trägt das unverkennbare Gepräge der Parteilichkeit; sittlich beschuldigt er ihn des Schwurs, daß entweder der Pfalzgraf Friedrich und sein Bruder Bernhard oder er sterben müsse. Es ist nicht bekannt, welche Antwort Johann Ernst auf sein Schreiben von seinen Brüdern in Weimar erhielt; aber man begann im Hauptquartier durch die Verklärungen lutherischer Prediger den Herzog Johann Friedrich, den man für einen vom Teufel Besessenen hielt, zu belästigen und zu quälen. Der Beginn der Untersuchung hatte er sich persönlich gegen seinen Bruder geneigt und war geneigt gewesen, sich dem König zu unterwerfen, wenn man ihm seine Freiheit geben wolle; allein der General hatte anderweitig geantwortet und dadurch den Bruder aufs neue gereizt. Als sich nach Verlauf einiger Wochen seine Lage noch nicht gebessert, wandte er sich in einem Schreiben an seine Brüder Wilhelm, Albrecht und Ernst, drohend, daß, wenn er nicht freigegeben würde, er sich mit Hülfe des Teufels freimachen werde. Daraufhin — aus welchen Gründen weiß man nicht — wurde seine Haft aufgehoben; er verlor sogleich den dänischen Kriegsdienst.

Mit sich selbst unzufrieden, von einem tödtlichen Haß gegen seine Brüder erfüllt, war er entschlossen, sich auf immer von den Seinigen, von dem Hause Weimar loszusagen. Er kam, nachdem eine Herausforderung an seine beiden Brüder erfolglos geblieben war, auf Wiederholen nach Ichtershausen, wo er jedoch nicht lange verweilte, sondern bald wieder verschwand, ohne daß es bekannt ist, wohin er sich gewandt. Anfangs 1626 aber kehrte er in sein freiwillig gewähltes Exil am Thüringerwalde zurück und bot von seinen Brüdern in Weimar seinen Landesantheil um 50000 Thaler zum Kauf an, damit er, ganz unabhängig von den Seinigen, ein Unglück vermitteln könne, welches, wie er sich äußerte, bei seinen unversöhnlichen Gesinnungen gegen Ernst und

Bernhard unausbleiblich sein würde. Als dieses Schreiben in Weimar anlangte, war Herzog Wilhelm in Dresden; Albrecht und Ernst, welche wußten, daß er den meisten Einfluß auf ihren Bruder hatte, wünschten Wilhelm's Ankunft ab, um durch seine Vermittelung Johann Friedrich auf andere Gedanken zu bringen. Es war nicht ohne Grund anzunehmen, daß letzterer in dem irrigen Glauben befangen sei, von allen seinen Brüdern verlassen und verachtet zu sein. Wilhelm versuchte daher alles, um ihm diesen Wahn zu nehmen; doch erst nach wiederholten Aufforderungen, nach dem Versprechen, ihre Unterredung geheim zu halten, willigte Johann Friedrich in eine Zusammenkunft ein. In Weimar machte ihm nun Wilhelm die dringendsten Vorstellungen, um ihn von dem verderblichen Plan einer Trennung abzubringen und ihn zur Versöhnung mit seinen Brüdern zu stimmen: denn lieber wolle er den Verlust des ganzen Hauses Sachsen ertragen, als eine solche Unordnung dulden. Johann Friedrich aber fühlte sich zu tief verletzt, als daß ihn diese Vorstellungen beschämt hätten. Die erste Unterhandlung blieb so gut wie erfolglos und ohne die Gemüthsänderung kehrte er in seine Residenz zurück. Erst nach langen schriftlichen Verhandlungen zwischen beiden, als Bernhard nach Weimar gekommen, Albrecht gestorben und ihm die Hand gereicht hatte, ließ sich Johann Friedrich, worauf immer noch schwankend und mißtrauisch, bewegen, sich mit ihm wieder zu versöhnen und zu dem von Wilhelm veranstalteten Familienfest nach Weimar zu kommen, wo die Aussöhnung im Beisein der versammelten Herrschaft

(Der zweite Bericht in nächster Nummer.)

Ueber Ursprung, Wesen und Geschichte des Geldes.

Von J. Philippsen.

III.

Unterdessen verschlechterte man 1524 und 1526, durch allgemeine Verordnungen Gemeinheit in die deutschen Münzen und Werthzeichen zu bringen; die Gesetze fanden keine Befolgung, alle Verfehrungen halfen wenig. Die Münzgrundverschlechterte, welche den Münzbetrieb und die Umwechselung des Geldes zu besorgen hatten, da bei dem schlechten Gepräge die Münzen sehr oft eingezogen, abgenutzt und umgetauscht werden mußten, machten aus diesem Umwechseln ein einträgliches Geschäft, sie trugen außerdem das neue Geld immer geringhaltiger an und theilten sich mit den Münzherren in den ungerechten Nutzen. Dann kam zum Prägen und Beschneiden der Münzen, seinem Höhepunkt erreichte dies Unwesen in den Jahren 1620—21. Da war alles gute, schwere Geld aufgewechselt, aufgewogen und in die Münzen gefahren, dort aufs theuerste verkauft, um als schlechtes Geld hinausgeschafft zu werden. Man nahm häufig dies eigengeprägte Geld an den eigenen Kassen nicht an, denn die Herren im Staate waren eifrig bemüht, dasselbe über die Grenze zu schaffen und dort zu verwerthen.

Zwar versuchten einzelne Fürsten die grellsten Uebelstände gegen die Hantierung des Geldes, gegen dessen Verschleppung auf die Messen nach Naumburg, Leipzig, Frankfurt am Main, allein es wurden alle möglichen Listen darauf verwendet, um in solchen Umhaltungen die Gelder durchzuführen, Millionen auf die Messen und Münzen zu schleppen, wo das Metall immer theurer, das Geld immer schlechter wurde. Zuletzt war weder Kupfer noch Silber, keine Schuhe und kein Kittel vor dem Umschmelzen sicher! Das alte gute Geld floh, das neue sank immer tiefer, Scheidemünze in kleinsten Sorten fehlte ganz und so stempelte man schließlich auch ohne landesherrliche Bewilligung, zum Behuf der Scheidemünze Kupfer, Eisen, Zinn, Blei, sogar besonders gezeichnete Lederstücke sogar man in Leipzig in Umlauf. Da war verschiedene Gepräge von großen und kleinen Münzsorten entstanden so heilloses Durcheinander, als das Widersinnen gegen dasselbe einmal und das Volk die schlechtesten Praktiken der Münzer zu durchschauen begann. So kam die Zeit der Kipper und Wipper, wo man auf der Goldwage die leichten gegen die schweren Sorten prüfte und diejenigen wippte, welche der Waagbalken niederkippen, um sie zu seinem Handel beseite zu bringen. Jede wunderliche, unerlaubte Manier der Münzer, wo man sich nicht scheute, von dem Schrote der Münzen sich zu mästen und davon Gold zu machen, trat in ganz Deutschland Raubbau hervor, alle Lebensverhältnisse wurden an einer furchtbaren Hetze und während dem der Dreißigjährige Krieg im Lande wüthete, war die größte Unsicherheit des Gewerbs und der Zahlungsmittel zum Unglück für Arbeiter und Bauer verbunden. In alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens hatte das Uebel tief und weit sich eingefressen, das schlechte Geld wurde aufgekauft, um es in neuen Gelde gemachten Verschreibungen einzulösen, aber es wurde neues volles Werth aufgeboten, um damit in besseren

Zeiten sich reichlich bezahlen zu lassen. Die Preise aller Waaren und Producte stiegen, die Schwankungen beförderten die Speculation, der Adel trieb Kornwucher, alle Welt, bis zum Schuster und Schäfer, ahmte ihm darin nach; die Angestellten litten Hunger — und wenn sie auch noch so viel dagegen arbeiteten und eiferten, die Auflösung war zu allgemein. Die Handwerker konnten keine Gesellen, die Hausväter keine Dienstboten um billigen Lohn mehr erhalten; das Land ward voll von müßigen Leuten, die kein redliches Handwerk gelernt und sich auf Rauben und Stehlen legten.

Alles dies mußte natürlich dahin führen, daß die Regierungen, welche mit ihren habsüchtigen Münzpächtern das Uebel verschuldet, nunmehr um Abhülfe bemüht waren. Man trat der Verbreitung der geringen Sorten durch Landesverordnungen entgegen, welche von den Kanzeln herab verkündigt wurden; die gegenseitige Eifersucht der verschiedenen Münzherren, die gehäuften Reichsmandate, die Erbitterung des Volks trugen dann bei, den schlechtern Geldsorten den Eingang zu verwehren; gerade auf den Meßplätzen, wie in Frankfurt, wurden sie vollständig verboten und mit Verbot belegt, wie es dem hochgeborenen Herrn Grafen von Lippe 1621 geschah, und zuletzt verfügten die Fürsten, daß von ihren Unterthanen fremde Geldsorten nicht angenommen zu werden brauchten, wenn sie geringhaltig gefertigt wären. Dabei wurde gegen Kipper- und Wipperei mit größter Strenge verfahren und die Erklärung gegeben, von nun an den Reichsgesetzen gemäß münzen zu lassen. In diesem Sinne verfuhr z. B. am 31. Juli 1623 der Kurfürst von Sachsen, der zugleich das neue gute Geld in Umlauf zu setzen begann, und nach allmählich fing das Vertrauen an sich wiederherzustellen, regelten sich die Preise aller Waaren und Verhältnisse. Noch lange mußten die gedrückten Bürger und Bauern an dieser Münzverwirrung leiden und durch sie leiden, denn nun sollten sie die gemachten Schulden in guter Münze berichtigen, die in wucherischem Gelde ihnen vorgeschossen oder zu hohen Preisen in Waaren ihnen gegeben worden, sodaß zuletzt der Kurfürst Johann Georg 1626 sich genöthigt sah, auf die bestätigten Verschreibungen die Zahlung in Münzen, wie sie vom 1. Januar 1619 bis 13. Juli 1623 gegolten, zu gebieten. So schloß die Kipperei mit ihren traurigen Folgen, welche lediglich durch Habsucht und Betrügerei der Vornehmen und Fürsten ohne sonstige drängende Ursache heraufbeschworen.

Ebenso furchtbar war das Uebel in England, wo es erst der Weisheit Wilhelm's von Oranien gelang, im Jahre 1696 dasselbe zu beseitigen. Die Silbermünze war von einer Beschaffenheit, daß die einsichtsvollsten Staatsmänner sich darüber entsetzten. Bis zur Regierung Karl's II. wurde das Geld noch alter Weise angefertigt; man zerschnitt das Metall mit Scheren, gab den Stücken die geeignete Form und drückte mit Hämmern den Stempel auf; der Hand und dem Auge des Arbeiters blieb dabei viel überlassen und die Stücke waren deshalb ungleich, nicht vollkommen rund, eine Randelung war nicht vorhanden.

So fand man denn leicht, daß das Beschneiden der Münzen ein einträgliches Geschäft sei; und wenn auch die Königin Elisabeth dies Vergehen dem Hochverrath gesetzlich gleichstellte zur Bestrafung, die Verstümmelung der Münzen hörte nicht auf. Zur Zeit der Reformation hatte man freilich schon angefangen, durch eine von Pferden betriebene Maschine bessere Münzen zu liefern, die eine regelrechte Kreisform hatten, am Rande einen Denkspruch trugen und das Beschneiden unmöglich machten; allein die gehämmerten Münzen blieben trotzdem noch im gültigen Umlauf, und es war also natürlich, daß das schlechte Geld das gute verdrängte. Mit einer leichtsinnigen Ruhe sahen [illegible] dasselbe erlangen wie mit einer gepeinigten; es war also kein Wunder, daß die letztere in den Schmelztiegel wanderte oder sich nach Plätzen hinzog, wo ihr besserer Gehalt einen reichen Vortheil sicherte. So beschränkt waren die Staatsmänner dieser Zeit, daß ihnen wol einging, daß das Volk nicht zweifl ungern Silber geben würde, wenn es für gutes dasselbe erlangte. Wenn auch ganze Wagen gerügten Geldes dem Staatsschatz entströmten, so half dies nichts; sie verschwanden ebenso schnell, wie sie gekommen; selten sah man ein Stück im Verkehr, sei es in der Ladenkasse des Krämers oder im Lederbeutel des vom Viehmarkt heimkehrenden Bauern. Dagegen waren die Scheeren der Kipper unablässig in Thätigkeit und auch der Falschmünzer machten gute Geschäfte, da das ächte Geld sich leicht nachmachen ließ: so gestaltete sich das Uebel zu einem unerträglichen Elend. Die Strenge des Gesetzes half nichts gegen diese Betrüger, und wenn man auch monatlich die Scheeren mit fünf oder sechs vieren Gruben zur Richtstätte hinführen sah, der Gewinn überwog im Auge der Gelegen-

achter viele Gefahren des Todes; ja das Gericht der dadurch zu erzielenden Reichthümer ermuthigte das Verbrechen und beseitigte jenen Abscheu, den doch andere Uebelthaten und die damit verknüpften Strafen einzuflößen pflegen. Jeder sah in dem einzelnen Akt der Kipperei nur ein kleines Verbrechen, während es doch der Gesammtheit einen unermeßlichen Schaden verursachte, und zuletzt kannte sogar ein jeder, der deshalb zur Verantwortung gezogen wurde, auf die Sympathie desselben Volkes zählen, welches täglich über die Münznoth der betreffen Klagen ausstieß. Gesetzgeber und Richter nahmen nur ungern solchen Fällen auf, die Geschworenen hielten öfters mit dem „Schuldig" zurück, der strenge Lauf des Gesetzes traf nur wenige und die Vergehen hielt die Masse für ebenso verzeihlich wie das eines Schulknaben, der aus des Nachbars Garten die Nüsse gestohlen.

Das Uebel nahm dadurch riesend zu und im Herbst 1695 gab es kaum noch für den Werth der Gegenstände einen praktischen Maßstab; denn es war ein reiner Zufall, daß der Schilling einen Werth von zehn, sechs oder vier Pence enthielt; es fand sich z. B., daß 180 Pfund 1780 Unzen wiegen sollten, in Wirklichkeit aber nur 624 Unzen schwer waren. Große, richtige Haltbrennen wurden wie ein Wunder angesehen, und man kann dreist behaupten, daß das Elend, welches dieses schlechte Geld in Einem Jahre verbreitete, schlimmer war als die Misregierung selbst, die während eines Vierteljahrhunderts durch schlechte Könige, feile Minister, feige Parlamente und Richter das Land heimgesucht hatte. Denn sie störte doch nicht im allgemeinen das gewöhnliche Geschäftsleben. Wenn auch Karl II und Jakob II verbriefte Rechte des Landes verletzten, gleichwohl giengen unbekümmert Hunderttausende von ehrlichen, arbeitsamen Familien ihr Gewerbe und führten ein erträgliches Leben. Mochten Whigs oder Tories, Protestanten oder Katholiken am Ruder sein, der Bäckerjunge trieb seine Ochsen zu Markt, der Speisewirthsmann weg seine Rennen, der Gemüsewagen wurde fröhlich ins Lord gebracht, man war des Morgens satt und früh. Als aber das große Vermittelungsglied beseitigen in Verwirrung gerathen, schien aller Kleiß und Handel von einer Lähmung betroffen; allenthalb wurde das Uebel gefühlt, am Amboß wie beim Webstuhl, auf den Wellen des Meeres wie in den tiefen Schachten der Kohlenwerke; man konnte nichts kaufen, ohne im Handel zu gewinnen; Arbeiter und Herr hatten sich um den Werth; an einem Markttag konnte man vor Klagen und Schelten das eigene Wort kaum hören, Händel und Blutvergießen waren die stete Folge. Die Einfältigen wurden übervortheilt und betrogen, die nothigsten Lebensbedürfnisse stiegen bei dem sich täglich mindernden Geldwerth, das Stückchen Metall, welches der Arbeiter als einen Schilling erhielt, brachte nicht weiter als sonst ein Sixpencestück; der eine zahlte nach dem Nennwerth, der andere nahm es nur noch dem Gewicht; der Lohn war ihm verkümmert, die Arbeit kaum bezahlt.

Schon seit [illegible] hatte das Parlament vielfach berathen, wie dem Uebel abzuhelfen; man wollte der Einfuhr fremder Metalle begünstigen und die Ausfuhr verhindern; 1693 wurde die strengste Strafe gegen den gelegt, der auch nur im Preis von Silbergeschirren betrogen wurde; es wurde nichts erzielt; der Münze verschwendete sich immer mehr, und allen Theilen des Landes wurde der Verkehr immer kalter und beengender.

Zum Glück für England kamen sich vier Männer, welche klar einsahen, daß der Industrie nicht durch Strafe und Gesetzen geholfen werden könne! Es waren zwei Staatsmänner und zwei Philosophen, in welchen letzteren die Gewohnheit des abstracten Denkens nicht den guten Handelsgeist getrübt hatte. Das erste Gebot wissenschaftlicher Wahrheit von Newton und Locke erhielt durch die Staatsweisheit Montagues und Somers das richtige Maß von Regierung.

So war ein schwieriges, kühnes Werk, welches diese Männer gerade während des Kriegs mit Frankreich unternahmen, der schon dem Volke unerhörte Steuerlast auferlegte; denn wie man es auch angreifen mochte, so mußte entweder das ganze Gemeinwesen oder ein Theil desselben große Opfer bringen. Allein man sah ein, daß man etwas wagen müsse, wenn nicht alles zu Grunde gehen solle; denn schon war in den letzten zwei Jahren der Schaden wieder gewachsen und drohte noch größer zu werden.

Also und genau berechnete und Montague in seinem herrlichen Gesetzentwurfe die Verhandlungen, welche darüber gepflogen wurden, ob nach einer langen, schwierigen Zeit in einem bestimmten Werth das gehämmerte Geld noch Gewicht eingelöst werden solle, wobei freilich zu befürchten, daß das Geld der Münze so schnell zuströme, daß für es nicht so schnell wiedergeben könne und so einem schweren Geldmangel entgehe, oder ob in allen Theilen des Landes zu gleicher

Zeit verkündigt werden solle, daß das gehämmerte Geld nur nach dem Gewicht zu berechnen, an die Staatsbehörde abzuliefern sei, welche dagegen eine Prämie zahlte, die Unterschiedssumme aus dem Staatsschatz zu vergüten, damit den Inhabern zu helfen und dem Kippen und Wippen ein Ende zu machen.

Allein man getraute sich nicht, ohne Genehmigung des Parlaments eine solche Maßregel durchzuführen, und so beschloß denn Montague, dem Hause der Gemeinen einen Entwurf vorzuschlagen, der dem Lande Abhülfe des Uebelstandes verschaffe.

Am 22. November 1695 eröffnete der König Wilhelm die Sessionen, und in einer sehr geschickt abgefaßten Rede bot er die Nothwendigkeit hervor, dem bisherigen Geldwesen abzuhelfen, der Weisheit seiner Räthe und der Volksvertreter es überlassend, die Ansicht durchzuführen, ob der Staat den Aufwand der Herstellung zu tragen habe. Denn die Sache war nicht wenig schwierig; alle Versammelten stimmten überein, daß Krankheit und Gut gleichmäßig geheilt seien.

Zuerst wurde vom Parlament eine Commission gebildet, um den Zustand des Geldumlaufs in Erwägung zu ziehen. Eine zahllose Menge von Eingaben bemühte sich, dem Volke die Sache klar zu machen und auch dadurch dieselbe ihrem Ziel näher zu bringen. Darauf wußte der Minister Montague in der Commission geschickt elf Beschlüsse durchzusetzen, wonach das Kreidegeld die alte Währung beibehalten, die neue Münze nur geprägt werden, der Fiscus den Verlust an den beschnittenen Münzen tragen solle, nach einer festgesetzten Zeit müsse das leichte Geld ganz aus dem Verkehr schwinden und dürfe überhaupt nur zu Zahlungen an die Regierung benutzt werden.

Auf Grund dieser Commissionsbeschlüsse brachte der Schatzkanzler einen Gesetzentwurf ein, worin er vorlegte, daß der Ausfall bei Auszahlung der beschnittenen Münzen 1,200000 Pf. St. sein würde, welche die Bank von England vorzuschießen bereit wäre. Zu deren Deckung schlug er die Fenstersteuer vor, wobei die Wohnungen geringer Leute verschont bleiben sollten, und auch dies wurde vom Parlament am 13. December 1695 gebilligt.

So weit war alles gut gegangen, allein jetzt trat eine Krisis ein, die einen starken Steuermann erforderte. Als sich nämlich die Kunde der Münzreduction im Volke verbreitete, entstand ein panischer Schrecken. Jeder wollte sich die verstümmelten Kronen und Halbkronen vom Halse schaffen, niemand hatte Lust, sie anzunehmen. Da kam es zu heftigen Auftritten, welche die Jakobiten, des Königs Feinde, um so heftiger anschürten; viele Parlamentsglieder fingen an zu wanken und zu zweifeln, allein Montague blieb fest, wußte die Umänderung der Bill durch das Oberhaus geschickt zu benutzen, die Häuser genehmigten sie dann in schneller Annahme, die königliche Zustimmung erfolgte ohne Säumen und so wurde der 4. März 1696 als letzter Termin festgesetzt, bis wohin die Regierung gehalten sein sollte, Steuerzahlungen in beschnittenem Gelde anzunehmen.

Im Februar schon legte sich der Schrecken, die Umprägung begann, dem Geldmangel war bald abgeholfen, jeder Tag wandelte ungeheure Massen alten Geldes in massive Barren um, die von da ab in die Münzstätte des Tower wanderten.

So haben wir nun gesehen, welchen Einfluß das Geld auf die Cultur und Entwickelung der Menschheit sich geschaffen, um dadurch die Entfaltung des ungehemmten Fortschritts, als den innersten Gehalt des Menschenthums, zu befördern. Wenn der Herrschaft des Geldes unsere Zukunft angehört, so muß sie freilich den Materialismus durchdringen, überwinden und seine Nothwendigkeit sich nutzbar machen.

Seitdem dieses geschrieben, haben amerikanische Statistiker die Production des Goldes und Silbers zu ermitteln gesucht, wie sie sich während der letzten zwanzig Jahre im allgemeinen gestaltet hat. Danach hat sich seit dem ersten Auffinden des Goldes in Californien (1848/49) die Gesammtproduction vervierfacht; während 1845—48 sie nur ungefähr 61 Millionen jährlich war, veranschlagt man sie jetzt auf 270 Millionen, wovon 1862 Californien 70 Millionen Dollars, andere Theile der Vereinigten Staaten 30 Millionen, Britisch-Columbia 6 Millionen, Mexico 25 Millionen, Südamerika 13 Millionen, Rußland 22 Millionen, andere Theile Europas 7 Millionen, Asien und Afrika 5½ Millionen, Australien 75 Millionen, Neuseeland 12 Millionen, alle übrigen Länder 6 Millionen Dollars brachten. Nord- und Südamerika produciren jetzt jährlich 96,[illegible] Dollars Gold und 47,650000 Dollars Silber, Australien, Rußland und die

übrigen Länder 109,230000 Dollars Gold und 19,345000 Dollars Silber; insammen alle beläuft sich die Production von Gold (70,34) auf 204,500000 Dollars, von Silber (24,69) (2,190000) Dollars. Von 1849—62 wurden in San Francisco im ganzen in Gold ausgemünzt 154,300000 Dollars und verschifft 505,427751 Dollars. Der Goldexport aus Australien während der zwölf Jahre von 1851—62 betrug 493,000000 Dollars, denn die Entdeckungen neuer Goldlager haben in den letzten Jahren starke Ausdehnung gewonnen. Nordamerika und England haben dadurch ihrem Handel und ihrer Industrie einen ungeheuern Aufschwung gegeben, aber auch andere Gegenden gewannen dadurch, da das Geld stets dahin fließt, wo die Arbeit am billigsten ist und Geld den größten Werth hat. Es wird dies durch die Thatsache bestätigt, daß trotz des Zuflusses von einer Milliarde in den letzten vierzehn Jahren die Vorräthe davon nicht größer sind, als sie in den Vereinigten Staaten und in Westeuropa 1850—51 waren. Im Jahre 1851 hatte die Französische Bank 181 Millionen Francs in Silber, 82 Millionen in Gold; jetzt hat sie im ganzen nur 204 Millionen; derselbe Fall ist bei der Englischen Bank, die 1852 22 Millionen Pf. St., jetzt ungefähr 15 Millionen besitzt.

Zur Kenntniß der Natur.

I.

Wenn der geistvolle Sarbe einmal behauptet, daß „aus der Unkenntniß der Dinge der Natur allein die Bewunderung und das Gefallen des Gegebenen entstehe", so können wir heute mit freudigem Stolz zuversichtlich den Beweis liefern, daß diese einzige Ansicht einer Lösung, der Unterjochung des Menschen vom tiefern Standpunkt gewichen ist. Nicht nur die Geschichte, auch unser Volk hat es erkannt, daß die höchste Veredelung des Daseins nicht in der Unwissenheit, sondern im Wissen beruhe. Denn der sittliche Fortschritt wie der Wohlstand des Volks sind von dem Emporblühen der Naturwissenschaft, von der Gestaltung der Naturgesetze abhängig. Je mehr im Leben ihre Anwendung finden, den Handel vermehren, die Staaten erfindungsreicher machen und die Fabrikation der Gewerbe zu größerer Blüte treiben. Die Naturwissenschaften ist die wichtigste Seite unseres Wissens geworden, da sie soviel größere wie materielle Interessen fördert.

In dem Programm unserer Schulen indessen mit seinem wichtigsten Wissenszweige noch lange nicht eine Aufmerksamkeit gewonnen, die ihm seiner Bedeutung nach gebührt; die Schule vor allem ist noch von dem alten theologischen Dogma beherrscht. Der Geist der Naturwissenschaften ist aber zu mächtig, als daß er zurückgedrängt, ja nur in seinem Fortschritt aufgehalten werden könnte. In der Selbstsucht der Menschen findet er seine stärkste Verbündete.

Die Vertiefung für die Naturwissenschaften ist das charakteristische Merkmal unsers Jahrhunderts. Die späteren Geschichtschreiber der sittlichen Entwickelung des Menschengeschlechts werden mit dem Ende des 18. Jahrhunderts, in welches die ersten großartigen Entdeckungen der Chemie und Physik fallen, eine neue Epoche beginnen. Nichts kann mehr die Sittlichkeit der Menschheit fördern als das Verständniß der Natur, als ein Einblick in ihre geheime Werkstatt, in das ewige Treiben und Wirken ihrer lebendigen Kräfte, in das wunderbare Gewebe ihrer Gesetze.

Aus dieser Erkenntniß geht das wahre Gefühl des Gegebenen hervor, aber vielmehr es beruht in der Ahnung, die über jedweden kommt, auf welcher Stufe des Wissens er auch stehen möge, wenn er in seiner Betrachtung an das erreichte Ziel gelangt, das es dann aber wieder nur als den Riegel erkennt zu der nächsten Pforte des noch Unbekannten. Unerforschten. Wie wenn man den Blick zum Himmel wendet: je länger man hineinsieht, um so weiter wünscht man mit seinem Blick vorzudringen in ätherisches Gebiet, regelt und weise Sorte der Natur wir auch betrachten. Bei höchster Mannichfaltigkeit doch die alles umfassende und zusammenhaltende Einheit.

Einer solchen Betrachtung verdanken wir Goethe's „Metamorphose der Pflanzen" und wunderbare Gedicht, das uns gewissermaßen das Problem über alle Gestaltung der Natur hat.

„Elektricität und Magnetismus. Die Ursache und das Wirken dieser mächtigen Naturkräfte und ihre Bedeutung für das praktische Leben." Von Wilhelm Peet (Leipzig, Abel, 1863) beginnt mit den ersten Anfängen der Forschung auf diesem Felde und macht uns mit allen Neuheiten der in dieser Richtung gewonnenen Kenntniß bis auf die Gegenwart bekannt. Bei der Fülle des vorhandenen Stoffes ist die Anordnung des Werkes zu loben, die Darstellung ist klar und verständlich.

„Ohne Physiker kein Gedanke", lautet der berühmte Ausspruch Melanchthon's in Bezug auf das wissenschaftliche Gebiet, aber in Hinsicht auf die Verhältnisse des gegenwärtigen Tages dürfen wir sagen: „Kein Gedanke ohne den Elektromagnetismus." Wäre das Bestehen eines Staats heute noch möglich, der diese gewaltige Naturkraft nicht in seinem Dienst hätte? Selbst der Traum, den der Dichter vor vierzig Jahren hatte und so dessen Verwirklichung er eine namhafte Summe aufsetzte — den Elektromagnetismus an Stelle der Dampfkraft in praktischer und vortheilhafter Weise in unsern Fabriken und Eisenbahnen zu verwenden, nicht nur

Leben tritt, solange wird ohne Zweifel der elektrische Telegraph die bedeutendste Anwendung des Elektromagnetismus aufweisen. Zwar haben der berühmte Professor Jakobi in Petersburg und der Amerikaner Page schon Maschinen construirt, in denen der Elektromagnetismus die Dampfkraft ersetzt, aber diese Maschinen haben sich nicht in dem Maße vortheilhaft und gebrauchsprechend erwiesen, daß sie praktische Anwendung hätten finden können, indem ihre Herstellung und Unterhaltung zu große Kosten verursachten. Allein wir dürfen mit Gewißheit hoffen, daß in Zukunft die elektrische Locomotive die Stelle der jetzigen einnehmen wird; eine Hoffnung, die der traurigen Aussicht siegreich entgegentritt, daß der gegenwärtig noch unermeßliche Reichthum Englands in seinen Steinkohlen dennoch nicht für die Ewigkeit aufbewahrt kann. Wenn die Welt freilich nicht mehr seiner Steinkohlen bedarf, wird England dann noch das erste Industrieland der Welt sein?

Kein Zweig der Naturforschung hat — und zwar in verhältnißmäßig kurzer Zeit — so staunenerregende Resultate geliefert als dieser, und ebenso bietet sich nach seiner Seite der Naturwissenschaft eine so glänzende und hoffnungsreiche Perspective. Hier ist der Kreis der überraschendsten Entdeckungen noch lange nicht durchlaufen, wenngleich schon, seit Volta seine berühmte Säule entdeckt hat, ein wunderbarer Zusammenhang der elektrischen, magnetischen und chemischen Erscheinungen sich herausgestellt hat. Nach Gauß in Göttingen sind es zwei Kräfte, die überall auf der Erde anzutreffen sind: die Schwere und die Elektricität, der Magnetismus. Positive Elektricität ist stets in der Luft enthalten, während man die Erde, im Gegensatz zu den höhern Luftschichten, als negativ elektrisch annimmt. Nach Pouillet ist der Vegetationsproceß der Pflanzen von Elektricitätserscheinungen begleitet, und es liegt die Ansicht nahe, daß die Elektricität oder der Magnetismus der Urgrund aller Naturerscheinungen ist, daß alle übrigen Naturkräfte nur Modificationen dieser einen sind, und so wieder die Aussicht in das Wesen der Naturerscheinungen eindringt, desto mehr wird der Zusammenhang von Phänomenen erkannt, die, lange nur oberflächlich betrachtet, jeglicher Normenunterordnung sich zu widersetzen schienen.

Gedichte von Julius Rodenberg.

Zu den unglücklichen Kindern der Musen gehören in unsern Tagen lyrische Gedichte. Jeder gesellige Mensch kann ein leises Lächeln nicht verbergen, wenn er ein „Buchdrama" oder ein in Gold und Seiden eingebundenes Bändchen lyrischer Gedichte sieht. Beide sind von vornherein, wie die Annoncenblätter unserer jungen Damen, mit dem Bann des Schönerhalten behaftet. Möglich, wie man sagt, daß sich die Dichter für die einzigen Leser in dieser „götterlosen" Zeit halten, schwer ist es, daß niemand von ihnen sonderlich Kenntniß nimmt und daß die nächste Woche der leipziger Messe die verzweiflungsvoll spurlos begräbt. Singuinen indeß gelingt es, sich auf eine gewisse Höhe zu schwingen, sei es mit den Mitteln des Glücks oder ihres Talents, wo der Blick sie leichter erkennen und von den andern „ungenannten" Lieblingen Apollo's unterschieden kann. Zu ihnen gehört seit einer Reihe von Jahren Julius Rodenberg. Mehr noch als seine Gedichte mögen seine frischen, anmuthigen Reiseschilderungen zu seinem Ruhe beigetragen haben. In zweiter Auflage liegen uns jetzt seine gesammelten „Gedichte" (Berlin, Herbagen, 1863) vor. Durchgängig sind es lyrische Ergüsse, das epische Element fehlt ganz. Selbst die Sprüchwörtlichkeit, welche die modernen Dichter seit Goethe und Rückert so gern pflegen, ist nur in Volksliedchen und Sprüchen der Weisheit vertreten. Was der Dichter besingt, hat im Grunde jeder gesungen: Liebe und Wein, Frühling und Herbst, das Meer und den Wald, das Wandern und die Heimkehr. Von dem politischen Lied scheint Rodenberg wie Brander in Auerbach's Keller zu denken: „ein garstig Lied". Bis auf die Form des Sonetts, die er mehrmals voll seinem Verständniß anwendet, vermeidet er ausländische Rhythmen und Reimverschlingungen. Das Liederbuch gewinnt dadurch einen einheitlichen, heimathlichen Charakter. Nicht von Italien, nicht vom Orient, der deutsche Zug allein scheint den Dichter zu beherrschen. Ein Reichthum überraschender, origineller Wendungen und Gedanken findet sich in seinen Gedichten nicht; sie reihen mehr zum Gemälde, als daß sie Phantasie und Geist beschäftigen und anregen. Vor allem sind sie zum Singen geschrieben. Das Melodische und Liedmäßige in ihnen läßt oft das Alltägliche ihres Ausdrucks vergessen. In diesem Kranz beschriebener Waldblumen finden sich dann aber auch ächte Bilder, in Inhalt und Form gleich vollendete Lieder, die den Ruf Rodenberg's als Dichter rechtfertigen. Wir setzen eins der gelungenen her:

Alles still. Nur zuweilen
Geht ein Rütteln durch die Wipfel;
Hat wenn sich die Wellen kräuseln,
Geht ein Stern vom Himmelszelte.

Unverstand'ner Gruß! — Verstohlen
Weht der Nachtwind durch die Wipfel,
Wie ein leises Athemholen,
Wie ein letzter Ruf beim Scheiden.

Und Gestalten, die mein Träumen
Schafft, gehn vor mir auf und nieder;
Und ich grüße sie durch Träumen,
Und sie grüßen alle wieder.

Und sie lächeln und entweichen
Spurlos, wie sie hergegangen.
Alles still. Nur zuweilen
Geht ein Rütteln durch die Wipfel.

(Schluß im Beiblatt.)

Die Privat-Bildergalerien Wiens.

I

W — Der Kunstfreund der es zu den ersten Zwecken des Reisens zählt, die Kunstschätze der größern Orte, die er betritt, kennen zu lernen, wird seine Aufmerksamkeit zunächst den öffentlichen Sammlungen zuwenden, die leicht zugänglich sind und über die ihm mündliche und gedruckte Anleitungen reichlich zu Gebote stehen. Obwol es nun in unserer Zeit nicht an Wegweisern fehlt, die auch auf Privatsammlungen aufmerksam machen, so sind diese kahlen Hinweisungen meist nicht geeignet, nähere Aufschlüsse über ihre Schätze dem Kunstfreunde zu geben.

Wir versuchen es einmal, annähernd die vorzüglichern Bilder hervorzuheben, welche in den Privatsammlungen Wiens zerstreut sind. Diese Galerien sind die der Fürsten Esterházy und Liechtenstein, der Grafen Czernin, Schönborn und Harrach und die gräflich Lamberg'sche Galerie an der Akademie der bildenden Künste.

Daneben mögen jene der Grafen Breuldingen, Crenneville und Nako, des Barons Sudenus, des Ritter von Galvagni, des Joseph A. von Heinl, der Herren Berger, Brüner, Fleischhacker, Jäger, Hoefferen, Imrédi, Portisch und Artaker (Pötzleinsdorf bei Wien) genannt sein.

Betreten wir zuerst die Galerie des Fürsten Paul Esterházy (im fürstlichen Palais in Mariahilf täglich zu sehen), so führen wir uns vor allem in den zwei der spanischen Malerkunst gewidmeten Sälen hingebannt. Da gerade diese Malerschule außerhalb Spaniens nur an wenigen Orten umfassend vertreten ist, so wird ein tieferes Eingehen gerechtfertigt erscheinen.

Wien selbst bringt neben dem hier Gebotenen wenig, was uns mit der Eigenthümlichkeit der spanischen Maler vertraut machen könnte. Hier aber sehen wir die spanische Malerei in ihrer naturwüchsigen Entwickelung aus ihrer ersten Befangenheit bis zur ausgebildeten Freiheit und Milde idealer Kunst — bis zu ihrem Gipfelpunkt in Murillo emporsteigen. Neben ihm und den berühmten Namen Cano, Velazquez, Ribera und Zurbaran treten uns die Namen geringerer Künstler wie des Orrente, des Pargas, Cabatta's, Juan's de Sevilla und Mena's entgegen.

Jenes große Bild, das sich, hervortretend aus der Fülle der übrigen, dem Blick so mächtig aufdrängt — von wem anderm könnte es sein als von Murillo, dem Maler Spaniens? Wenn irgendwo das Göthe'sche „Vom, vom, vom" anwendbar ist, so hier! Ein Blick und wir sind dem Irdischen entrückt.

Maria thront auf Wolken, vor ihr steht der Knabe Jesus, seitwärts ein Engel, der ihm einen Korb mit Brezen hinreicht; drei Mißenare, nur im Brustbild sichtbar, blicken voll Sehnsucht nach dieser Spendung mit dem Himmelsbrot hinauf. Der Ausdruck im Antlitz des Knaben, der bereits ein Brot austheilend in der Hand hält, ist jener göttlich ruhige, dem jede irdische Erregtheit fern ist, aus welchem aber neben reinster Geistigkeit allumfassende Milde und Barmherzigkeit leuchtet. Auch über das Angesicht der Himmelskönigin ist vollkommene Ruhe ausgebreitet, eine heilige Verklärung, die Empfindung webt nur wie ein Hauch, zum Himmel aufschwebend, in den regungslosen Zügen. Der ergreifende Gegensatz der nach dem ewigen Leben schmachtenden Pilger mit dem Ausdruck des inbrünstigsten Verlangens in den vom Alter gefurchten Gesichtern zu dieser Ruhe in den Gestalten Mariä und des Heilands ist mild und schön durch den Engel vermittelt, der dem Knaben den Korb mit den Brezen beugt und auf dessen zu den Pilgern herabgeneigtem Angesicht neben dem Abglanz der Himmelsherrlichkeit eine so rührende Theilnahme schwebt.

Vor diesem Bilde muß der oft so gehörte Streit zwischen den Realisten und den Idealisten verstummen, denn die wilde Harmonie, in welcher hier das Göttliche und das Irdische gleichsam Eins werden, kann nur aus der innigsten Durchdringung des Idealen und des Realen hervorgehen.

Wie die schlichten, vermittelten Physiognomien der Mißenare ihre ergreifende Kunstschönheit nur durch den tief irdischen, in einer lebendigen Bewegung sich spiegelnden Ausdruck erlangen, so die himmlischen Gestalten nur durch ihre in einfach edlen Formen lebendiger Menschlichkeit ausgeprägte selige Ruhe.*)

Noch manche andere Bilder desselben Meisters fesseln unsere Blicke. In der „Madonna mit den musizirenden Engeln" drückt sich holde Anmuth in den Zügen der Mutter aus, wie sie auf das Kind in ihrem Schoße blickt. Auch hier hat Murillo weder in einem Ideal weiblicher Körperschönheit noch im gesteigerten Ausdruck der Empfindung die Begeisterung für diese Gestalt gesucht. Ein schlichtes Menschenantlitz ist von jenem geheimnißvollen Licht überstrahlt, daß der Seele in ihrer schönsten Erregung entquillt. Die um die himmlische Gruppe sich anschließenden zwei Engel, von welchen der eine hinter der Mutter hervorblickend, auf einer Mandoline, der andere, dem Kinde zunächst kniend, auf einer Geige spielt, schließen das Bild gar lieblich ab. Auf einem „Heiligen Familie" sehen wir Maria spinnend, mit einer Näherarbeit beschäftigt; der heilige Joseph hantiert mit dem Hobel

*) Wir vermag das Mißfallen zu theilen, das von einem solchen Kunstrichter noch keine mündliche Verurtheilung durch das Gesicht bricht? Auch hier den Kunstfreund, der nicht die Gelegenheit hat, sich den Genuß der Betrachtung des Originals zu verschaffen, jene Bekanntschaft mit denselben gänzlich verschaffen will?

auf einem Teiche Jesus und Johannes spielen auf dem Boden. Ein reizendes Bild, dem sich noch eine „Flucht nach Aegypten" anreiht.

Aber ein kleines Bild aus ganz anderer Sphäre, ein den Kanevas tanzendes Bauernpaar, zieht uns plötzlich aus dem Bereich des Heiligen in das unmittelbarste Leben mit seiner rohesten und tollsten Lust herab. Mit einem bis an die Grenze des künstlerisch Darstellbaren gehenden Nachdruck ist hier die Verschiedenheit der Tanzenden ausgedrückt. Jeder Zug in den derben Gesichtern, jede Farbe der Gestalten scheint vor Lust und Wonne zu jauchzen, und dieses vollrunde Leben ist von zwei Figuren begrenzt, von welchen die eine, mit den Händen auf eine Bank gestützt, mit grämlicher Ruhe, die andere, stehend, mit bewegter Theilnahme auf die Tanzenden blickt.

Von Gone, der bereits in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre auf dem Gipfel des Ruhms angelangt war und im prächtigsten königlicher Hofmaler wurde, sind ein „Heiliger Thomas", eine „Nonne" und ein „Johannes der Evangelist auf Patmos" vorhanden. Spiegelt sich im erstgenannten Bilde ein ekstatisch schmerzvolles Ringen nach Entsündigung, im zweiten der reuige Hingebung an die Andacht als Lebensinhalt ab, so gibt das letztgenannte große Bild der religiösen Begeisterung den ergreifendsten Ausdruck. Johannes ist auf einem Felsen hingelagert und schaut, um seine Visionen mit den Augen festzuhalten, in die Ferne hinaus.

Weniger mit einem Blick auf das Leben des Künstlers, der einst sein Weib in der Wohnung ermordet fand, Zaghaft gegen einen Italiener auftritt, im Laufe der Untersuchung selbst des Mordes verdächtig wird, dadurch gezwungen ist, sich verborgen zu halten, endlich diesen Zwang nicht mehr zu ertragen vermag, sich dem Gericht überliefert, die Martern der Folter, die den rechten Arm des Künstlers schont, standhaft aushält, von dem König wieder in Gnaden aufgenommen wird, in den geistlichen Stand tritt und ein musterhaftes Leben bis an sein Ende führt, so sehen wir den Rückschluß dieses leidenschaftlich bewegten Lebens mit seinem verklärenden Abschluß in den Werken des Meisters — in welchen die Effekte der Leidenschaft und der Begeisterung verwaltet — lebendig ausgeprägt.

An der künstlichen Narrheit des Ausdrucks in einer „Anbetung" der Maria über den Engeln schweben, von Zacharias wird kaum jemand ungerührt vorübergehen, wenn auch ein Marienkopf von seiner Hand durch milde Schönheit anzieht. Wendet sich dagegen das Auge des Beschauers von dem großen Bilde Ribera's, den Caravaggio's Spuren und das „Martyrthum des Heiligen Andreas" darstellend, bald wieder ab, um freier aufzuathmen, so verweilt es desto lieber bei „St. Paulus dem Einsiedler", von demselben Meister, um in den heiligen Schauern gesteigerter Einsamkeit zu verstummen. Von Velazquez hängt außer zwei Porträts ein kleines, einen ritterlichen Herrn zu Pferde darstellendes Bild aus, dessen prachtvoller Schimmel kaum schöner gemalt werden könnte.

Durch die reichen der niederländischen Malerkunst gewidmeten Säle schreitend, begegnet man vielen trefflichen und liebenswürdigen Bildern von Rubens, Teniers, Ostade, Rembrandt, van Dyck und anderen Meistern dieser Schule; die sprechendsten Köpfe blicken uns von allen Seiten entgegen und reizende Naivetäten versetzen uns in Naturscenen, darin man gern die von so vielen Eindrücken bewegten Lebens erregte Seele ausruhen läßt. Es würde zu weit führen, wenn man in die reichen Schätze dieser Abtheilung näher eingehen wollte, und nur eines hervorragenden Bildes von Rembrandt „Christus steht vor Pilatus", auch eines kleineren von demselben Meister „Zwei studirende Mönche", sei besonders gedacht.

Christus steht vor Pilatus mit der Dornenkrone auf dem Haupte, mit gebundenen Händen. Auf die über einer Schüssel ruhenden Hände des Pilatus wird von einem hinter ihm stehenden Weibe aus einer Schale Wasser herabgegossen. Ein paar Nebenfiguren seitwärts hinter dem Heiland stehend, schließen das Bild ab. Ist auch die realistische Richtung der Niederländischen Schule in der übersteischigen Gestalt und dem geringen Adel der Physiognomie des Heilands unverkennbar, so ist doch die in ihrer Art einzige Malerkunst Rembrandt's auch in diesem Bilde von mächtiger Wirkung und namentlich in dem gegen den Beschauer gewendeten Gesicht des Pilatus die ganze Schwäche eines solchen seiner eigenen Ueberzeugung zaghaft untreuen Charakters mit ergreifender Wahrheit ausgedrückt.

Die von einem verdeckt gehaltenen Lichte herabfallende Beleuchtung der ebenfalls Gestalten der in einem Buche lesenden zwei Mönche im kahlen, düsteren Raume macht einen unaussprechlichen Eindruck.

Die Italienische Schule ist, wenngleich minder reich als die Niederländische, durch einzelne Meisterwerke würdig vertreten. In einem Bilde von Leonardo da Vinci sehen wir vollendet in der Mitte die Heilige Maria, welche das in einem Büchlein blätternde, vor ihr stehende Christkind mit der linken Hand stützen hält, rechts zur Seite die Heilige Barbara und die Heilige Katharina, beide ohne sichtliche Beziehung zur Mittelgruppe, in stiller Beschaulichkeit vor sich hin blickend. Ein stilles, sinniges Bild, das sich der entgegenkommenden Stimmung immer liebenswürdiger erschließt. Der Heilige Hieronymus und die Heilige Magdalena, lebensgroße Bilder von Domenichino, sind von ergreifendem Ausdruck, während sein „Daniel auf das Haupt Goliath's sich stützend", trotz der virtuosen technischen Ausführung durch seine etwas kokette Haltung den Eindruck verkümmert.

Noch fällt ein Porträt fesselnd in die Augen. Welcher edle Kopf, welcher milde Ernst, welche Bedeutung in diesen Zügen! Ein echter Dichter muß es sein — sei es in Worten, Tönen, oder Farben, und ein Künstler ersten Ranges muß es sein, der es gemalt hat! Es ist Correggio, er hat sich selbst gemalt.

Als Seltenheiten sind bemerkenswerth eine „Maria mit dem Kinde“ von Gina da Conegliano, eine „Madonna“ von Timoteo della Vite, einem Zeitgenossen Raphael's, und ein Gemälde „Die Apostel mit dem Leichnam der Maria“ von Andrea von Salerno.

Aus der Altdeutschen Schule begegnen wir sehr Bildnissen von Holbein, einer „Kreuzigung“ von Hubert van Eyck und einer Darstellung desselben Gegenstandes von Albrecht Dürer.

Die Franzosen sind durch Charles Vernet, „Der Herzog von Orleans mit Jagdgefolge“ durch Claude Lorrain und Poussin vertreten.

Von dem berühmten Engländer Reynolds ist ein Bildniß des Admirals Hughes zu sehen.

Unsere heimlichen Feinde.

Nicht Löwen und Tiger sind mehr wie in der Vorzeit die gefährlichsten Gegner von Thieren und Menschen, von denen uns die Keule eines neuen Herkules befreien müßte — kleine, unsichtbare, heimtückische Thierchen zerfressen unseren Organismus. Gewiß haben alle unsere Leser mit einem leisen Schauder schon von der Trichinenkrankheit gehört, die auf dem Genuß von Schweinefleisch, das nicht gekocht oder gebraten war, sondern als Schlackwurst oder als geräucherter Schinken genossen wurde. Denn weder Salzlake noch Rauch tödtet die Trichinen, — mit Recht und so schrecklich auftritt, daß nur bei sehr kräftigen Naturen eine Genesung stattgefunden, die Meisten aber dem Uebel erlegen. In der neuesten Zeit sind in der hiesigen Charité vier Fälle der Art beobachtet und die anatomischen Untersuchungen von Professor Virchow und andern Medicinern gemacht worden, auch von andern Orten laufen ärztliche Berichte über diese heimtückische Krankheit ein. Grund genug, bei dem Genusse von Schweinefleisch vorsichtig zu sein und dasselbe nur, nachdem es einer anhaltenden Siedehitze unterworfen wurde, zu genießen, denn dem Braten widersteht glücklicherweise die Brut nicht.

Jetzt hat Davaine bei der mikroskopischen Untersuchung des an der Blutlaune erkrankten Schafes auch im Blute dieses Thieres eine Menge Infusorien gefunden. Mit „Blutlaune“ bezeichnet man eine höchst gefährliche Krankheit des Schafviehs, die häufig während der heißen Sommerzeit auftritt. Schon in den funfziger Jahren ist sie von verschiedenen Gelehrten beobachtet worden, indeß mußte ein Jahrzehnt vergehen, ehe weitere Forschungen den Aerzten und Naturforschern die Möglichkeit feststellten, daß die ansteckenden Krankheiten, die Seuchen, die Pest u. s. w. durch unsichtbare Thierchen oder durch Fermente hervorgerufen werden können.

Ueber die kürzlich von verschiedenen französischen Aerzten in dieser Hinsicht gemachten Experimente theilen wir einiges mit. Man hatte mit dem Blute aus der Milz eines an der Blutlaune gestorbenen Hammels einen andern geimpft, infolge dessen auch derselbe am dritten Tage. Davaine wiederholte diesen Versuch in Gegenwart mehrerer Mediciner und Thierärzte, das Resultat war stets das gleiche. Zahlreiche Impfungen bewiesen ganz unwiderleglich, daß die Blutlaune übertragbar ist, und zwar nicht allein auf Schafe, sondern auch auf Rindvieh und Pferde, welche sämmtlich binnen zwei bis drei Tagen der Krankheit erlagen. Immer ergab die Untersuchung dieselbe Erscheinung, es fanden sich in dem Blute des erkrankten Thieres eine große Anzahl jener mit dem Namen „Bacterien“ benannten Infusorien. Die Blutkügelchen, welche im gesunden Blut nebeneinander liegen, häufen sich in unregelmäßigen Klumpen zusammen, außerdem finden sich in dem Blute kleine, fadenförmige Körper, welche etwa doppelt so lang sind als die Blutkügelchen. Diese cylindrischen, unelastischen Fäden, deren Länge zwischen vier und zwölf Tausendtel eines Millimeters schwankt, haben zuweilen eine, seltener zwei Biegungen mit kaum sichtbarem Winkel, unter der Lupe erkennt man in ihnen einzelne Abschnitte, eigenthümliche Bewegung besitzen sie nicht. Beim Trocknen behalten sie ihr äußeres Ansehen und sind weder durch Schwefelsäure noch concentrirte Kalilauge verflüssigbar, sie verhalten sich wie reiner Zellenstoff. In dem faulenden Blute verschwinden sie und unterscheiden sich darnach vollkommen von den Infusorien, die in faulenden Substanzen gefunden werden. Die Bacterien entwickeln sich im Blute, nicht in einem bestimmten Organ des kranken Thieres. Zur vollständigen Entwickelung bedürfen sie nur wenige Stunden, doch dauert diese Entwickelung bei einzelnen Thieren länger. Man hat zu diesen Experimenten, wie gewöhnlich, die armen Kaninchen gewählt. Davaine impfte 14 Kaninchen, alle hatten dieselben Bacterien im Blut und der Tod erfolgte in allen Fällen, die meisten impfte Davaine mit dem Blute des noch lebenden Thieres. Die Anzahl der sich entwickelnden Bacterien ist bei verschiedenen Thieren sehr verschieden, ob die Temperatur dabei von Einfluß ist, steht noch nicht fest. Mit dem Tode des Thieres hört die Vermehrung und das Wachsthum der Infusorien auf. Zwei Impfungen, die mit acht Tage altem Hammelblut und zehn Tage altem Kaninchenblut vorgenommen wurden, hatten ohne Erfolg, auch war das frische Blut bei Ausgang ein getrocknet, so behalten die Infusorien ihre Ansteckungsfähigkeit, die sie selbst bei 95 Grad Hitze nicht verlieren. Es wurde frisches Blut in einem Kügelchen eingeschlossen, eine Minuten lang in kochendes Wasser getaucht und dann unter die Haut eines Kaninchens einige Tropfen davon hineingegossen. Nach 31 Stunden verendete das Thier und zahlreiche Bacterien befanden sich im Blute.

Nach dem Erscheinen der Infusorien im Blute lebt das Thier nur noch wenige Stunden. Solange aber die Bacterien sich noch nicht in Masse entwickelt haben, hat das inficirte Thier seine volle Kraft und Beweglichkeit, nur in den beiden letzten Stunden vor dem Tode hörten die Kaninchen auf, zu fressen

und zu laufen, sie bleiben auf dem Bauche liegen und starben ohne äußere Veränderungen, nur vereinzelt gingen dem Tode Zuckungen voraus. Beim Oeffnen erschienen alle Organe gesund; starke Blutklumpen finden sich überall vor, das Herz und die großen Gefäße sind aufgetrieben. Eine Ratte widerstand, obwol zweimal geimpft, dem Uebel.

Früher hatte Delafond die Gegenwart dieser Infusorien im Blute karbunkelkranker Thiere, ebenso bei typhösen Krankheiten des Pferdes festgestellt. Noch mehrere Beobachtungen haben zu dem Schlusse geführt, daß in dem Blute des Menschen unter besondern Krankheitsverhältnissen sich während des Lebens Bacterien entwickeln können und daß in dem Blute von Leichen sich ebenfalls gefährliche Infusorien zeigen, sich darin weiter entwickeln und als Veranlassung der Fäulniß zu betrachten sind.

Durch diese Beobachtungen ist mit der Erkenntniß der Weg geöffnet, auf dem es vielleicht gelingt, das seuchenartige Auftreten verschiedener Krankheiten zu erklären und die Mittel aufzufinden, durch deren Anwendung ihre Verbreitung möglichst zu verhindern wäre. Jedenfalls werden denkenden Aerzten dadurch neue Diagnosen gestellt, sodaß wir die Entdeckung doch als eine überaus wichtige begrüßen müssen, da wie immer, wenn der Feind erst erkannt ist, endlich auch die richtige Waffe gegen ihn gefunden wird.

Für den Weihnachtstisch.

III

Wie die Verlagshandlung von Spamer in Leipzig bemüht sich auch die von O. Trewendt in Breslau, alljährlich der Jugend nützliche und anregende Schriften darzubieten. Da ist zuerst Hoffmann's „Mythologie der Griechen und Römer", für die weibliche Jugend. Die Verfasserin hat mit ebenso viel Umsicht wie Geschick alle Klippen der Mythologie für heranwachsende Mädchen vermieden, sodaß ihr Buch jedem jungen Mädchen ohne Bedenken als trefflichstes Bildungsmittel in die Hand gelegt werden kann. „Der goldene Traum oder Leben und Treiben in den Goldminen Californiens", für die Jugend bearbeitet von Dr. Jeep, lehrt den Werth des „Daheim", der uns Deutschen nicht früh genug anschaulich gemacht werden kann. Die unter dem Titel „Der Onkel" seit mehreren Jahren von Hübner-Trams herausgegebene Sammlung zeichnet sich auch diesmal durch Reichhaltigkeit und Gediegenheit vortheilhaft aus. Wir erwähnen noch ein Bändchen Erzählungen von Hedwig Prehl, zwei Hefte der beliebten A. Bann'schen Jugendschriften, die sehr zierliche Stahlstiche schmücken, und Karl Fröhlich's allerliebste Silhouetten und Sprüche, die der sinnige Verfasser diesmal unter dem Titel „Mutterherz, du goldner Stern", herausgegeben hat. Reinhold Bechstein gibt eine Sammlung „Altdeutsche Märchen, Sagen und Legenden" (Leipzig, A. Schulz) heraus, die sinnig und gefällig erzählt jung und alt erfreuen werden. Uns fiel auf, daß in den altdeutschen Sagen schon die Stadt Paris eine Rolle spielt. Von illustrirten Werken empfehlen sich „Was willst du werden?" Zweite Reihe in 18 Bildern von Oskar Pletsch, und „Gute Freundschaft", eine Erzählung für „Damen, aber für kleine", von demselben (beide im Weidmann'schen Verlag in Berlin). Diese Zeichnungen sind im Grunde für Kinderaugen und -Hände zu vortrefflich; nur ein gebildeter Sinn kann sich so recht von Herzen darüber freuen. Wie drollig und zierlich sind die Illustrationen der „Guten Freundschaft", welche die Geschichte zweier kleinen Mädchen schildern, bis ein Nix in die Puppe und in die Freundschaft kommt! Zum Glück haben die jungen Damen das zehnte Lebensjahr noch nicht überschritten und die Versöhnung nach dem ersten Streit ist leicht. Noch mannichfaltiger und lebendiger gestalten sich die Bilder in „Was willst du werden?", wo dem Zeichner eine Fülle charakteristischer Beschäftigungen und Figuren zu Gebote stand. Ueberall erkennt man eine Meisterhand und einen künstlerischen Sinn. Aber noch mehr als die Vollendung der Formen spricht uns das liebevolle Eingehen auf die Jugend, in Ernst und Scherz, an, der Hauch reiner Kindlichkeit, der alle diese Blätter belebt. Das muß eine rechte, herzinnige Freude sein, wenn eine zärtliche, junge Mutter ihren Kindern diese Bilder zeigt und deutet. „Deutsches Knabenbuch" hundert Gestalten in Wort und Bild von Ludwig Eichrodt und den Malern Rd. Schröter, W. Camphausen, Fr. Soder (Text, Schneeburg a. Comp.), wird ebenfalls die Herzen einer jeden Weihnachtstischs sein. Es richtet sich an die Heranwachsenden, die „aus den Kinderschuhen getreten" und in denen der Sinn für die Geschichte schon lebendiger erwacht ist und die Lust am Märchen verdrängt hat. Eichrodt's Verse sind kernig, inhaltreich und wissen das Wesen einer historischen Persönlichkeit widerzuspiegeln. Sie prägt sich dadurch der Phantasie des Lesenden markvoll und lebendig ein. Die Zeichnungen gehören zu den besten, die wir gesehen; vorzüglich sind die Heldengestalten Siegfried's, des Cid, Saladin's gelungen. Auf jeden Knaben muß das Buch eine außerordentlich anregende, ja begeisternde Wirkung üben. Eins der interessantesten Volksbücher hat jetzt mit der 17. Lieferung seinen Abschluß gefunden. „Preußens Geschichte in Wort und Bild", von Ferdinand Schmidt und Ludwig Burger (Berlin, Lobeck). Die populäre und gemüthlich anziehende Darstellung F. Schmidt's, die vorzüglichen Illustrationen Burger's unterstützen sich wechselseitig. Im allgemeinen hält sich das Werk von jeder Uebertreibung des Patriotismus und der „Königstreue" fern, mit warmer Begeisterung hebt es überall das Sittliche, Mannhafte und Kräftige hervor. In einzelnen der Zeichnungen hat Burger kleine Meisterwerke geliefert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Werke

von

Karl Gutzkow.

Vierte Folge. Erster Band. **Nr. 52.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Der Erbe von Rabenfederhall. Novellette von M. Boldaire. VIII. — Johann Aderich VI. — Ein deutscher Herenproceß. Von Julius Rodenberg. II. — Literarische Sommer-Ernte. — Aus Schleswig-Holstein. — Feuilleton. — Die Privat-Galerien Wiens. II. — Die sanitätliche Behandlung der Geisteskranken. — Das Theater in Grindmagh. — Aus einem Briefe.

Der Erbe von Rabenfederhall.

Novellette von M. Boldaire.

VIII.

Die Nacht war gekommen; die von den Launen des Aprils gestörte Natur hatte sich besänftigt und engelklares Mondlicht waltete über den Fluren. Hasso hatte sich in das Seitengemach des Saals, das wir oben beschrieben, zurückgezogen und war hier, ermüdet, bis zum Uebermaß angespannt und erregt von seinem Abenteuer, tief entschlafen voll Reue ob des Unheils, das er angerichtet und dessen Erfüllung in allernächster Zeit bevorstand. Da weckte ihn Pferdegetrappel und eine nur zu wohlbekannte Stimme ließ im Schloßhofe ihr heiteres Liedchen ertönen. Der blonde Knabe Radies war mit Pferden und sonstigem Requisit wieder heimgekehrt in Rabenfederhall; er war sehr guter Laune, wie es schien, vielleicht weil er Gründe dazu hatte, und wie er um die heute angekauften Pferde herumhantierte und sie dem Meister Schlecke übergab, um sie nach dem Stalle zu führen, sang er ein Liedchen, das er einst in Rothheim von einem fremden Harfenisten, der einstmals Dragoner und Freiheitskrieger und immer sentimental gewesen war, gelernt hatte. Das muntere Ding aber lautete:

Wenn man vom Bräutlein heimwärts reitet —
Wie schwillt das Herz von Pein und Lust!
Das Abendgeläut des Himmels breitet —
Sieh es des Sängers treuer Blick!

Wenn man vom Bräutlein heimwärts reitet
Da zeigt ein Stern den nächt'gen Weg;
Ihm Sehnsuchtsgrüße begleiten
Den Reitersmann auf hohem Steg!

Radies mußte sehr heiter sein; singend, polternd und sporenklirrend kam er die Treppe emporgestürmt wie ein fröhliches Ungewitter. Der Baron trat aus dem Seitengemach in den Saal, in dem sich der Diener bereits befand, der sich inzwischen bemüht hatte, dienstfertig und bereit, wie er war, jedem Augenblick etwas Erfreuliches zuzufügen, Feuer aus einigen zur Seite lagernden Spänen anzumachen.

„Guten Abend, Herr Baron!" rief er. „Rothheim läßt grüßen! Sie vermißen uns sehr, sagen sie. Und, sagen sie, so ein tüchtiger und gewissenhafter Arzt, als wie sie in Euer Gnaden verloren haben, der solch ein Herz für die Armen und Elenden gehabt, käme doch nun und nimmermehr wieder! Zwei Pferde habe ich auch gekauft, zwei schmucke Thiere, wie der Herr Baron morgen noch sehen werden. Das eine ein Rothschimmelwalach, ein Thier, mit dem ich wahr-

haftig ein Freundschaftsbündniß schließen möchte fürs Leben, so treu und verständig ist es; kostet uns vierzig Friedrichsd'or beim Pferdehändler Schleſinger, und eine mächtige Rappenstute, ein Thier, das ich Euer Gnaden zugedacht habe; ein exzellentes Stückchen Roßfleisch, vom geliefert von besagtem Herrn Schleſinger; kostet zwar funfzig Friedrichsd'or, ist aber trotzdem »der Wind gekommt an einen Pferdefuß«, wie Herr Schleſinger sagt, welcher ein ganz trefflicher Mann ist, der, wie die Rothheimer sagen, in seinen Mußestunden, wenn er niemand zu betrügen hat, sogar Verse macht, zum Beispiel, wenn er geheirathet hat, welcher Fall ihm schon einmal vorgekommen, oder wenn ihm ein Kind geboren wird, was schon siebzehnmal geschehen, oder schließlich, wenn ihm ein Pferd gefallen ist, was er schon zweihundertundsiebenundneunzigmal binnen seiner zwanzigjährigen Laufbahn als höherer Roßtäuscher erlebt hat. Nun, Euer Gnaden kennen ihn ja und haben sogar manche Partie Schach mit ihm gespielt! Macht alle neunzig Friedrichsd'or. Und hier bringe ich die Juwelenteile. Der Juwelier hatte gerade die Steine zur Hand und hat mir das von Euer Gnaden geforderte Arsenik rasch zusammengestellt. Es ist aber drum theuer. Das kleine Späßchen kostet zusammen seine dreißig Goldstücke, welche Summe mich gerade genug dünkt, um einem Neue über den Erwerb eines so unnützen Dinges beizubringen. Verzeihen Euer Gnaden mir meine Dummheit! Macht alle Summa vierzig, funfzig und dreißig gleich einhundertundzwanzig Friedrichsd'or!"

Hafe nahm die Blume aus Edelsteinen und führte sie an seine Lippen. Es war ihm, als wenn wunderbare Lichter aus den Juwelen emporschössen, die sich brennend über seine Seele und sein Antlitz legten. Der Diener tanzte seelenvergnügt im Saale umher. Dann sagte er: „Nein! Euer Gnaden glauben nicht, wie mir's heute in Rothheim ergangen! Was doch die Menschen artig sind, wenn man Geld hat! Es ist wahrhaftig kaum zu glauben! Früher, als ich Euer Gnaden simpler Laufbursche war, da haben sie mich getreten und geschoben! Jetzt, da Sie der Baron von Rabenfederball geworden, liegen sie mir fast zu Füßen und kreuzigen sich fast vor mir! Sie wissen, daß ich Sperling's zweiter Tochter immer so ein wenig den Hof gemacht habe; es wäre auch vielleicht nach einigen Jahren keine gar so unpassende Partie gewesen; es ist eine ganz anmuthige Blondine und mir, wie ich gewiß weiß, herzlich gut! Aber, o Herr Jesus! der alte Sperling! Er mußte mich für einen Lump halten, denn er war bei jeder Gelegenheit bestrebt, mich zu maßregeln, mich an die Luft zu setzen und mich seiner Tochter gegenüber empfinden zu lassen, daß ich weniger wäre wie Luft und Nichts! Und heute! Da hätten Sie den alten Vogel sehen sollen! Da zerfloß er fast vor Liebe und Gefälligkeit! Sieben große Magenbitter goß er mir ein und eine Flasche Rothwein zuletzt! Und als ich der Gesellschaft ein Lied vortragen wollte, mußte mir mein Schatz die Guitarre bringen und selbige stimmen! Zuletzt, als ich schon draußen die Hufstritte der vorgeführten Pferde vernahm, haben wir uns so halb und halb verlobt, ich und das schöne Lisel, und der alte Sperling hat vor Freude noch so ein halb Dutzend Flaschen Champagner dem Roß geopfert! Ich hoffe doch, Euer Gnaden werden nichts gegen meine baldige Verheirathung einzuwenden haben! Ich habe ja in so schwerer und bedrängter Zeit zu Ihnen treulichst gestanden! Doch wie ich das Lokal verlassen will, um das Pferd zu besteigen, hören Sie, wie es mir da ergangen! Sie sind bei Sperlings drei- oder viermal in Ihrem Leben gewesen und wissen, daß aus dem Schanklokal ein dunkler gewundener gelblicher Gang mit einspringenden Nischen auf die Gasse hinausführt. Wie ich nun durch diese hohle Gasse so hinausschwanke, mich hier und da anlehnend — denn schwach war ich, ich war sogar sehr schwach —, da fühl' ich mich auf einmal in den Nacken gefaßt und gebuscht! Ja, gebuscht, Euer Gnaden! Natürlich gebuscht! Und wie ich um mich schaue, sehe ich, daß eine Hand aus der Nische, der gegenüber ich mich just befinde, nach mir greift — und wen erkenne ich in der Nische? Wer that mir die Greuelthat? Kein anderer als das Fräulein Pastinack, das wahrlich der Böse dahingeführt haben mußte! Was sagen Euer Gnaden dazu, daß ich allemal gefaßt werde, wenn es eigentlich Euer Gnaden gilt! Nachdem mich die Creatur wie ein böser Geist der Finsterniß sattsam geschüttelt, verschwand sie; wo sie geblieben, weiß ich nicht; nur das weiß ich, daß es hinter mir klang: »Räuber, Dieb, Erbschleicher, Zerstörer menschlicher Hoffnungen!« und so weiter. Das Fräulein Pastinack hat sich, so vermuthe ich, zu Sperlings begeben wollen, um da einen Dienst zu beanspruchen; denn sie wird wol nunmehr, nachdem sie das Spiel zu Rabenfederball verloren, nicht mehr ein und aus wissen, da ihr nahe-

ſcheinlich der Herr Windmeier den Lohn, den ihre frühern Thaten etwa verdient haben mochten, ſehr bedeutend verkürzt haben wird. Doch, Herr Baron! Sie ſind ſo ſtumm, ſo gerührt! Ich ermüde Sie mit meinem Geſchwätz! Das Rothheim, wie ich es heute gelebt, hat mich ganz toll gemacht! Und mein Lieschen! Mein Sperlings-Lieschen! Wenn ich das erſt mein Weib nennen werde, dann gibt's in dem ganzen weiten, Euer Gnaden unterthänigem Bezirk keinen glücklichern Sterblichen als Ihren gehorſamen Diener!"

Der Baron ſchaute düſter darein. „Du biſt ein Schwätzer!" ſagte er. „Du biſt ein ganz heilloſer Schwätzer, Radies! Die rothheimer Spießbürger haben dich doch mehr wie billig unter den Tiſch getrunken! Schäme dich, daß du ſo heiter biſt! Ärgerlich! Es gab einmal eine Zeit, da war ich ſo heiter wie du! Da blickte ich voll Hoffnung und Zuverſicht ins Leben gleich wie du! Es war die Zeit, die ich die armſeligſte meiner ganzen irdiſchen Laufbahn nennen kann! Es war die Zeit, in der ich angefangen, meine ſo reiche und doch auch wieder ſo arme Kunſt, die Kunſt der Medicin, meinen Mitmenſchen zu weihen, und vertrauensvoll zu der Höhe blickte, die ich erklimmen wollte! Ich habe die Höhe, die, je näher ich ihr kam, mir deſto dürrer und unfruchtbarer entgegenſtarrte, nicht erklommen! Die hohe Macht, die wir Schickſal nennen, hat es anders gewollt: ich bin reich geworden, aber deſto unglücklicher! Sage mir, Menſch, haſt du jemals deine Seele mit Schuld beladen?"

„Mit Schuld?" lächelte Radies. „Mit Schuld! O ſehr oft! Doch jetzt iſt alles bezahlt! Alles, ſogar der unbequeme und nur mit Mühe zu erbitten geweſene Wirth-Zum goldenen Stern-, dem ich die Anrichtung von meines Vaters Bruder, Gott habe ihn ſelig! Tante Hochzeit ich hatte die Verpflichtung aus meiner angeborenen Generoſität übernommen noch ſchuldete, iſt befriedigt und verfolgt mich nicht mehr!"

„Burſche, geh' ſchlafen!" ſagte Haſſe. „Der Wein aus dem Neſt der Philiſter hat dich für heute zum Idioten gemacht! Geh, verſchlafe deine Reiſe und deinen Rauſch! Die neuen Pferde, die du gebracht, wollen wir morgen beſehen! Dann wird auch wol der Inſpector, den du gemahnt haſt, Vertrauen zu ſeiner neuen Herrſchaft gewonnen haben und ohne Furcht vor weiterer Störung zu uns zurückkehren! Gute Nacht! Laß mich allein! Ich muß mich in mich ſelbſt verlieren! Wüßteſt du die ſeltſamen Ereigniſſe dieſes Tags, ſo würdeſt du begreifen, daß ich allein ſein muß! Uebrigens meinen Dank! Ich werde erkenntlich ſein, oder nimm dir lieber gleich ſelbſt von dem Gelde, was du zurückbringſt, ſo viel, als du magſt!"

Sterbensmüde ſah ſich der Diener zurück.

Haſſe ſtarrte gedankenvoll, ſtundenlang in die ſinkenden, rothen Flammen. Es war ihm, als wenn grüßende und ihm ſeltſamen Lohn zulächelnde Geſtalten aus den glühenden Kohlen emporſtiegen! Wie tief, wie fürchterlich war er geſunken! Wie ſo ganz anders hatte ſich alles um ihn geſtaltet! Wie war er vordem in ſeiner drückenden Armuth eigentlich ſo glücklich geweſen, da er mit dem Bewußtſein des Tags um ſeine Geſtalt gerungen und jeder entſchwindenden Minute von ihrem Antlitz den Stand gewiſcht, deſſen er bedurfte, um zu ſein und um zu leben! Jetzt verfallen den Geiſtern der Nacht und der Schuld! Der Schuld! Ein Mörder! Er riß das Kleinod heraus, das ihm der Diener gebracht. Dies Kleinod, dieſe Reſe aus Edelſteinen! Im Schein der ſterbenden Flammen ließ er ſie leuchten und ſog ihren Glanz tief in ſeine unglückliche, ohnmächtige Seele! Die Blume, gewoben aus den Kleinodien dieſer Erde, war ihm Zukunft; er faßte das Geſchmeide, wenn er auch fühlte, daß er den unterirdiſchen Mächten verfallen war. Draußen hatte ſich das Wetter bedeutend geändert; der Regen des Tags, die Nebel des mondhellen Abends hatten ſich in einen Neumondſturm verwandelt, der, ſein nachträgliches Erſcheinen für nöthig haltend, kalt und unfreundlich das alte Schloß umlaute, alle ihm zugänglichen Schlupfe des morſchen Gemäuers wild durchbrauſte und mit einer alten, im unterſten Verlieſ im Vorgange befindlichen Kellerthür die allerorginellſten Späße trieb, indem er ſie bald auf- und bald zuwarf, bald die vom doppelten Auge wie gefangenen, auf ihren verſteckten Angeln wimmernden und kreiſchenden Bohlen ſich drehen ließ, daß es eines Menſchen Seele zerſchnitt. Da war es dem Junker, als wenn etwas die Treppe heraufſtrippelte, wie wenn es die verſtörte Nacht wäre, die Arm in Arm mit dem umwolkten und umſtürmten Mondenſchein heraufkäme. Und die Saalthür flog auf. Und vor dem bis zum Tode Erſchrockenen und Ueberraſchten ſtand — Judith! Das Haupthaar umwehte flatternd in ſeltſamen Ringen und ſturmgepeitſchten Locken das fromme, ſüße Antlitz, daß der

Wald geboren und gepflegt hatte. Ihr weißes Gewand bläht sich im Zuge des Nachtwindes; es war, als wenn die Fittiche eines himmlischen Geschöpfs, das sich auf die Erde verirrt, ihr angeheftet gewesen. Sie schwieg eine Weile und sah Hasso groß an. Dann faßte sie sich, neigte sich vor ihm und sprach:

„O Herr! Verzeihen Sie die Bitte! Wie ich Euer Gnaden gestern bemühte um das Töchterlein Ilselde, so bemühe ich Sie heute! Graun ist sehr krank! Ein Blutsturz aus den Lungen bedroht sein Dasein! Das schreckliche Ereigniß von gestern hat ihn so erschüttert, so geschüttelt! Er liebte sein Töchterlein Ilselde so innig und so treu, wie nur immer er mich geliebt hat! Und da kam heute Abend, als er aus dem Walde heimkehrte, der häßliche Husten, an dem er schon früher, wurde er durch irgendeinen Umstand gereizt und gestört, gelitten hatte, wieder und verursachte ihm einen Bluterguß aus den Lungen, der bisjetzt noch fortdauert! Und Ihren Namen nennt er, Herr Baron! Ihren Namen, den, wie er sagt, jeder Mund in Rothheim preist, den die Lippe des Armen, des Verlassenen segnet: Sie würden ihm helfen! Sie würden ihn dem Tode, der ihm droht, entreißen! O, kommen Sie! Kommen Sie! Sonst geht er dorthin, wohin sein Töchterlein Ilselde ihm vorangegangen!"

Hasso war wie betäubt; er wußte nicht, wie ihm geschah, als sie vor ihm stand, die Erfrorene unter den Frauen. „Ja, ich will ihm helfen!" stammelte er, fast sich unbewußt. „Der arme Graun! Ja, so ein Töchterlein Ilselde, das kann schon einen sterblichen Menschen ruiniren! Der arme Graun! Solch ein Blutsturz ist ein böses Ding! Im Weiber gibt es auch Nixen, die stellen den Männern nach! Was macht sich so eine Nixe daraus, wenn sie einmal statt eines Regenwurms einen holden Mädchenleib auf ihre Angel spießt? Ja, ich komme, Judith! Frau Försterin, ich komme!"

Und auf sprang er, setzte seine Jagdmütze aufs Haupt und so folgte er der ihm durch die Sturmnacht vorausfliegenden weißen Gestalt. Das Unheil, das hier waltete, wiederholte die Scene von gestern morgen. Doch welche Gefühle durchzitterten Hasso's Brust! Eine gütige Hand hatte seinen Fluch in Segen verwandelt! Wenigstens war es ihm, als wenn es so kommen müßte. Tausend Centner waren ihm von der Brust gefallen; wol sagte er sich, er wäre ein Thor und wüßte ja noch gar nicht, wie's mit dem Förster stünde und ob es nicht noch möglich sein möchte, ihm zu helfen, ihn von dem drohenden Tode zu befreien! Und dennoch war ihm wohler und leichter als vorher. Es gibt im Menschenleben derartige Ahnungen, die blos im Körperlichen haften und jenseits gar nicht zur geistigen Anschauung kommen. Schneller wie der brausende Aequinoctialsturm flog die weiße Judith durch die Mondnacht. Und so traten sie beidander in das Forsthaus, in das vor ihnen der Kummer und die Sorge bereits eingekehrt waren. Im Vorderhause lag im gelben, kleinen Sarge, der aufgedeckt geblieben, von einem Strahl Mondschein voll berührt, das Töchterlein Ilselde, deren Seele die Nixe des Weihers geraubt hatte, und drinnen, im trüb durch eine unter Blumentöpfen stehende irdene Lampe beleuchteten Gemach lag im weißen Bett, in seinem Blute schwimmend, der Förster, dessen Seele bereits entflohen war. In der Fensternische saß still weinend die Schwester Judith's. Wol hatte der furchtbare Schmerz, den er gestern empfunden, ihn schlangenhaft umarmt; wol hatte er die Gefäße seiner kranken Brust erst schrecklich geschüttelt, um sie dann zu zersprengen und um die bebende Seele aus der geöffneten Pforte trostlos zu entlassen, dorthin, von wo bisjetzt noch niemand Kunde gegeben. Und Judith kniete hin an dem Bett und badete das zerraufte Haar ihres Hauptes in dem Blute, das dem Gestorbenen aus dem Munde geflossen. Hasso blickte entsetzt in das ihn schrecklich anstierende gläserne Auge, das ihm voll entsetzlicher Vorwürfe für ihn zu sein schien. Er hatte sich, wie gestern an der Leiche des Kindes, bald überzeugt, daß die Kunst hier ohnmächtig sei, das geschwundene Leben zurückzurufen; und so hatte er weiter kein Gefühl, als den in andere Sphären gestiegenen Geist um Verzeihung zu bitten für das, was er ihm eigentlich in einer verhängnißvollen, entsetzlichen Stunde zugedacht hatte. Zitternd umschlang er Judith's Leib. „Sie haben", stammelte er, „viel verloren, mein gutes Kind! Die Hand des Herrn hat Sie erreicht in einer Weise, die schrecklich zu nennen ist! Ein süßes Töchterlein, einen guten Mann in so kurzer Zeit zu verlieren, ist schrecklich und wol mehr, als ein treu liebendes Weib ertragen kann! Doch, Judith, kommt die Nacht der Verzweiflung über Sie, so denken Sie, daß Sie einen Freund haben, der so treu ist wie Gott und wie Gold! Zwar ohnmächtig war er dem dunkeln Geschick gegenüber, das ungestört seinen Raub vollziehen durfte;

doch sollten Sie sich wieder in einer Lage des Lebens befinden, in welcher er Ihnen wahrhaft nützlich sein kann, und sollte es sein Leben kosten, so zählen Sie auf ihn! Hier die Locke von Braun's Haupte nehme ich und rufe: Ich werde dein Weib nicht vergessen, du guter, braver Mann! Sie aber, Judith, nehmen diese kleinere, diese Rose aus Juwelen, von mir! Wenn Sie einer Menschenhand bedürftig sind, so mag diese Rose Sie an mich erinnern, wie ja im Orient es Ringe geben soll, die, an geliebte Wesen verliehen, den Geber herbeirufen, falls sich der Beschenkte in Not befindet und nach Hülfe verlangt!"

Judith sah ihren Beschützer an mit einem tiefen und innigen Blick. Sie sagte nichts; Thränen stürzten aus ihren Augen und fast willenlos empfing sie die Rose aus Edelstein, die ihr Hasso in die Hand drückte; und so sah sie ihn hinauseilen in die Nacht. Er verfolgte den Pfad, der nach dem Schlosse führte, und als er im ungewissen Glanze des Mondenlichts eine nur zu wohlbekannte Gestalt an einer weitschattenden Buche stehen sah und hörte, wie die Gestalt die Büchse spannte, da mußte er lächeln und sich sagen: Eine stärkere Gewalt hat bereits dir die That und mir die Reue gespart, die mich sicherlich vernichtet haben würde. Doch jener hatte ihn nicht gesehen und so gelängte er nach dem Schlosse. So müde auch immer der Diener sein mochte, er mußte ihn für heute aus dem Schlafe stören, um ihn abermals mit einem Auftrage zu betrauen. Auf vieles Klopfen erschien denn auch endlich unser gemüthlicher Freund. Hasso sagte zu ihm: „Freund, wir waren nahe daran, den Mächten der Finsterniß zu verfallen! Der Herr der Welt hat seine Hand über uns gehalten! Aber einen Gefallen mußt du mir noch thun! Satle dir eins der heute von dir angekauften Pferde und reite nach Rabenfeld, erkundige dich, wo Kretinus, der Todtengräber, wohnt, verlange ihn allein zu sprechen und dann gibst du ihm diese tausend Thaler, die ich dir hiermit übergebe, und bittest ihn in meinem Namen, für diese Summe sich aus dieser Gegend zu entfernen und vielleicht über das Meer zu ziehen. Ich kann nicht da leben, wo der schwarze, verbrecherische Unhold lebt! Sollte er mit dem Gebotenen nicht zufrieden sein, so biete ihm mehr! Biete ihm zweitausend Thaler! Nur gehen soll er! Gehen um jeden Preis! Sonst muß ich mein kaum erstrittenes Erbtheil unter den Hammer bringen und gehe, so weit der Himmel blaut!"

„Aber", sagte der Diener, der sich den Schlaf aus den Augen rieb, „hören Euer Gnaden den schrecklichen Sturm! Man jagt in solchem wilden Wetter kaum einen Fuchs aus seinem Loch, geschweige denn daß man solch einen verliebten Träumer gleichwie mich aus seinem Paradiese treibt! Ich hatte Ihnen einen Traum, Euer Gnaden, voll lieblicher Täuschung! Mein Sperlingspärchen erschien mir und ließ mich an einer Rose riechen, die sie eben aus dem Kranze gebrochen hatte, den Gott Hymen um sein Haupt gewunden. Den Gott führte aber das Pärchen an der Hand. Es war ein niedlicher Junge von Gestalt, aber mit etwas zweideutigem, mit etwas sehr zweideutigem Angesichte! Als sie die Rose meiner Nase näherte, puh! wie roch die Rose! Himmlisch süß und doch war ein gewisser pikanter Geruch dabei, der mich zum Niesen unwiderstehlich nöthigen wollte! Da erklang Euer Gnaden weckende Stimme. Und so ist mir der Niesreiz in der Nase geblieben. Ich fürchte nur, ich kriege den Schnupfen und werde vielleicht noch daran sterben. O, Herr Baron! Herr Baron! Hätten Sie nur gewartet, bis ich »ausgenossen«! Lassen mich Euer Gnaden wieder schlafen gehen, daß ich meinen Schlaf als Reg gebrauchen kann, um den buntfarbigen Schmetterling wieder einzufangen und schließlich — zu nießen!"

„Junge", rief Hasso, „thu' mir's zu Liebe noch dies eine, einzige mal! Satle und reite! Reite dorthin, wo es sich um meine Ruhe und mein Glück handelt! Du sollst dann noch ganz anders und nicht blos im Traume an der Rose riechen, die aus dem Kranze des Gottes Hymen gebrochen ist! Du sollst dein Lisel heirathen, so wahr ich Hasso heiße, und ihr sollt mir die Gemächer im Erdgeschoß beziehen, die jetzt von dem alten Ausgedinger Schlecke bewohnt sind! Denn ich hoffe trotz alledem ihn noch zu bewegen, ein Abstandsgeld zu nehmen, seinem Ausgedinge zu entsagen und sich hinausmaßregeln zu lassen! So mach' denn! Rüste dich! Satle und reite! Schaffe mir den Todtengräber und seine Verwandten aus der Gegend! Gib ihm die tausend Thaler, und ist ihm dies zu wenig, hier ist ein Wechsel, accept von mir, das auf eben so viel lautet! Und will er mehr, versprich ihm mehr! Der Wechsel ist auf einen Monat nach Sicht! Er wird ihn nehmen! Der Herr und Besitzer von Schloß Rabenfederhall und Appertinentien, welcher Besitz ein Areal von vierzigtausend Morgen repräsentirt, wird doch wohl ein Recht haben, Achtung für seine Wechsel zu fordern?"

„Aber wenn ich den Todengräber und Wildtöter nun bei schlechter Laune treffe", sagte kleinlaut der Blonde, „und er nimmt mich aufs Korn mit seiner Büchse, die, wie die Leute sagen, noch niemals gefehlt hat, und er schießt mich tot mit meinem liebenden Herzen, was habe ich dann? Und wer tröstet dann die schöne Sperlings-Liesel?"

„Ach!" entgegnete Hasse. „Der Kretinus ist zahm geworden, er tut dir nichts! Mein Wort darauf!"

„Ihr Wort in Ehren!" versetzte der Diener; „aber wenn ich tot bin, gibt mir keine Menschenseele was dafür! Dann werde ich mir und bin tot für mein Liesel!"

Der treue Junge Hulpie trug trotz scheinbar widersprechenden Redensart die Mütze auf sein Haupt und ging. Hasse hörte, wie er das Roß aus dem Stalle zog; wie die beschlagenen Hufe des Rosses auf dem Pflaster des Schloßhofes dröhnten; wie der alte Hund des Schlieche tückisch und verdrossen laut bellte, und er legte sich dichter ans Feuer und lauschte, nachdem es nun überall wie ringsum still geworden, nicht ohne Behagen dem tobenden Sturm, der es vielleicht übel empfand, daß er keinen Zutritt in dem Schlosse gewinnen konnte, draußen bleiben und blos durch die Scheiben dem gastlichen Kaminfeuer zusehen mußte, das in dem alten Rittersaal schimmerte. Wie viele glutrote Schimmer der sprühenden Flamme zuckten um Hasse's Haupt! Wie viele Träume zitterten durch seine Seele, die in seiner traulichen, eben Vergangenheit zentnerschwere! Dann das luftig leichte Gespinst seiner Zukunft, das wie ein zartes Spinnengewebe in einer Ecke des Saals zu hängen schien, in seinem beutelartig zugespitzten Mittelpunkt der schwere Stein seiner gegenwärtigen Trübsal! So vergingen einige Stunden, schon war der Morgen über den Wald gestiegen, heute mit dem unerquicklichsten Angesicht von der Welt, kahl, gelb, totenbleich, die Sonne wie ein Trinengesicht heraufschleichend, das sich zu unrechtem Wege hat ertappen lassen. Da wurde Hasse wach von den Tönen, die ein unsichtbares Jammern von Thieren in einem hochgewölbten, hohen Gebäude und das Zetergeschrei kreischender, unwilliger Menschenstimmen, die miteinander haderten und zankten, nur immer hervordringen können. Die Töne traten näher und deutlich unterschied Hasse Radieles und Schlieche's Stimmen. Radies hatte befehlsermaßen auf dem Schimmel seine nächtliche Reise angetreten, aber vergessen, sich mit den Mitteln zu versehen, die hinter ihm zugeschlagene Thür des Schloßportals wieder zu eröffnen, worauf er denn, als er nach drei Viertelstunden zum Schlosse heimgekehrt, sich genötigt gesehen, das alte Murmeltier, die Unkengestalt, die, wie es schien, nur vorübergehend in Menschengestalt sich sehen ließ, des alten Schlieche durch ungestümes Klopfen wach zu machen und zum Aufschließen zu bestimmen. Der Streit mußte eine trübe Wendung genommen und sein Ende durch ein paar Hiebe gefunden haben, die unser Freund, der liebenswürdige Blondin, der griesgrämigen Biedermanns erteilt hatte; denn einmal über das andere hatte der Alte geschrien: „Da nehm ich mimi über tem Zeugen! Soll Gott mi strafen! Du bist ja ernen ganz niederträchtiger und gemeiner Kerl! Wie kannst du mei to'n Hiwi gewen in die Pilage? Det soll dei de Staatsanwalt bedüchten, du Bengel!"

Und noch ganz empört hieß Radies, nachdem er das Roß, das er geritten, in Stalle gebracht, in den Saal. „Herr Baron!" rief er, „Euer gebt! Ich gebe oder Schlieche gebt! Ich glaube, in der ganzen Christenheit gibt es so eine verwünschte Creatur nicht mehr! Ist der Kerl Portier oder ist er nicht Portier? frag ich, frag ich noch einmal. Ich verwerfe ihn, mein Seel, wenn Euer Gnaden ihn nicht binnen achtundvierzig Stunden an die Luft, ich will sagen an die allerdünnste Luft setzen!"

„Ich meine", versetzte der Baron, „daß du ein Affe bist und daß du das Wort vergessen hast, das ich dir als letzter und zwar so vielfach angegriffener Stammhalter derer von Rabenfelt und Rabenfederhall neben dem „Allemaal ex cupreo", das wir über unser Thor stehen wollen, so oft in die Ohren gerufen: „Ueber sie alle zum Siege empor!" Doch erzähle! Hast du dich deines Auftrags erledigt und welches Ende hat schließlich die auch von dir so gefürchtete Geschichte genommen?"

„O Herr!" versetzte Radies, indem er seine Hand über dem Feuer, das er im Kamin abermals angefacht hatte, erwärmte. „O Herr, das ist eine traurige Geschichte! Kretinus ist tot!"

„Kretinus tot?" sagte Hasse und sprang von seinem Stuhl empor, wie wenn das Netz, aus dem kein Sieg gestochten war, sich in ebenso viel rächende und zum Sprunge bereite Schlangen verwandelt hätte. „Kretinus tot! Mensch, das ist nicht wahr! Lug du mir aus deinen Augen heraus gelogen!"

„Die Radiese", versetzte sarkastisch der Diener, „lügen nicht, sie heißen blos! So führen wir auch einen schnappenden Hundekopf in unserm Familienwappen. Mein Urgroßvater seliger war von Adel, aus altschwäbischem Geschlecht, wie mir meine gute Mutter oft genug erzählt hat. Sehen Sie, Herr Baron, im Spanischen Erbfolgekriege, da hat er —"

„Ich bitte dich um des Himmels willen, laß die schnappenden Hundeköpfe für heute und erzähle mir ein anderes mal von dem Verlust des Adels der Familie Radies! Für heute melde mir, wie es dir bei deiner Sendung ergangen, und schildere mir die nähern Umstände des Todes des furchtbaren Gottesleugners und Bösewichts, unsers Feindes Kretinus!"

„Ja", entgegnete jener, „das ist eine traurige Geschichte! Alte, ich reite nach dem Kirchhof von Rabenfeld, der, wie Sie wissen, am östlichen Ausgange des Forstes liegt. Wie schien der Mond so hell und wie peitschte der Sturm die Wipfel der Bäume, daß ich jeden Augenblick fürchtete, es würde mir einen losgerissenen Ast auf den Kopf werfen oder mich gar von meinem Pferde herunterwerfen. Licht am Kirchhof, der mit seinen vielen, von Wind und Wetter gebleichten Kreuzen unheimlich dalag im blassen Mondenschimmer, liegt im Schatten eines uralten, seltsam verkrüppelten Kiefernbaums die elende Totengräberhütte. Vor der Thür standen drei an die Kiefer gebundene gesattelte schwarze Pferde und an den Steigbügel eines jeden Rosses waren Menschen mit starken Riemen gefesselt. Die weinten und schrien, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Wie ich näher hinschaue, da kenne ich zwei der Menschengestalten: der eine war der dumme Junge mit der verbundenen Wange, dem vorgestern Euer Gnaden die Strafe schenken wegen des gewilderten wilden Schweins; der Dummel hatte sich wie ein Rasender, hantierte mit Händen und Füßen, doch er konnte nicht los, er war zu festgebunden. Die zweite war das Frauenzimmer — Sie wissen ja' meine nächtliche Bekanntschaft, die mir als verwünschene Abnahme von Rabenfederball den Gruß des Schießens Rabenfederball bereitete. Mit beiden zum Himmel emporgehobenen Armen stand sie, den Kopf an die Wange des Sattels geschmiegt und schluchzte still vor sich. Wahrscheinlich aus Galanterie gegen das weibliche Geschlecht hatte man ihre Arme und Füße freigelassen und sie blos um die Taille gefesselt. Das dritte war eine häßliche alte Herenfigur, die so fest gebunden war, daß sie sich nicht zu regen vermochte, wie ich später erfuhr das greuliche Ehegespons des Kretinus. Je mehr sie sich an ihren Gliedern gebunden und unfrei fühlte, desto rücksichtsloser gebrauchte sie die freigebliebene Zunge; die maßlosesten und schrecklichsten Verwünschungen stieß sie mit heiserer, krächzender Stimme aus und die zottigen Rabenhaare flatterten wild um ihr fleischloses Gesicht mit dem spitzen Kinn, daß oft das Pferd scheuend emporbäumte. Was ging hier vor? Haha, dachte ich, als ich nun auch drinnen in der Hütte zornige und drohende Männerstimmen vernahm, da nimmt ja die heilige Gerechtigkeit endlich das ihr längst verfallene Nest aus! Die Reiter dieser Pferde sind Gensdarmen oder ich lasse mich selber hängen! Der alte Wilddieb hat sich so unliebsam gemacht, daß der Staatsanwalt von Rothheim endlich Notiz von ihm genommen und seine Schergen beauftragt hat, den Bau des alten Fuchses auszuräuchern. Nun, wie ich noch diesen Gedanken denke, richtig, da treten meine drei Reitersmänner mit ihren bebuschten Helmen aus der Hütte. Sie führten den schwarzen Kretinus, das heißt, sie ließen ihn vor sich her und schleppten ihn. Kretinus wehrte sich wie ein Ritter, das muß ich ihm lassen! So etwas von einem Helden hat doch in ihm gesteckt! Gelang es ihm beim Ringen, einen Augenblick Herr seines Arms zu werden, so vertheilte er rechts und links Knallscheiben, daß die Gensdarmenritter nur so wackelten! Endlich hatten sie ihn so weit, daß sie ihn an das Pferd binden wollten, an dem der tobende alte Drache bereits hing: da mit einemmal gelingt es ihm, beide Arme loszumachen; rechts und links taumeln die Reiter der heiligen Justiz. Dann fährt er wie der Blitz mit der rechten Hand in die linke Brusttasche und zieht ein Pistol heraus — so viel ich sehen konnte, war es nur ein einläufiges —, spannt und drückt es hinter sich los. Doch im selben Augenblick hatte sein Arm gestrauchelt, daß die Mündung des Laufs in eine andere Richtung gerathen war. Es that einen furchtbaren, markerschütternden Schrei und lag todt auf der Erde. Wider seinen Willen hatte er sich selbst erschossen. Das Weib schrie wie eine Rasende, das Mädchen war sprachlos vor Schreck. Der Junge heulte wie ein geprügelter Hund. Die Reiter aber kamen wenig aus der Fassung. Der eine sagte nur, zu der Alten gewendet: „Verwunschte Hexe, tobe nicht so, sonst mache ich dich kalt, wie den Böswicht

sich selbst kalt gemacht hat'" Und damit hoben sie gelassen die Leiche, von der das Blut niedertriefte, auf den mächtigen Kappenhengst, an den das Weib gebunden war; es war ein wahrer Gigant von Pferd — und ohne von mir auch nur die geringste Notiz zu nehmen, zog die nächtliche Cavalcade die mondbeglänzte Chaussee auf der Straße von Rothheim hin. Die Reiter gaben alsbald ihren Pferden die Sporen und dahintrabten sie, daß ich fast Erbarmen fühlte über die junge Sünderin, wenngleich sie mich sehr unzart behandelt hatte! Und noch dazu ohne mein Verschulden, Euer Gnaden, ganz ohne mein Verschulden!"

„Diese Arretation", entgegnete Hasse, „wird wegen der Mordthat erfolgt sein, die hier im November vorigen Jahres verübt sein soll. Da ist, wie ich schon damals erfahren habe, hier in meinem Forst eine ganze Familie, aus vier Personen bestehend, erschwunden. Es müssen sich doch gegen Kretin und die Seinen dringende Verdachtsgründe herausgestellt haben!"

„Ah so!" versetzte der Diener. „Drum war auch gestern bei dem Juwelier, von dem ich die von Euer Gnaden bestellte edelsteinerne Axt erwarb, der Commissarius der hochweisen Polizei von Rothheim! Sie tuschelten so viel miteinander und der Juwelier erzählte von einem hagern, schwarzen, wild aussehenden Manne, der ihm die Steine, die er vorzeigte, zum Kauf überlassen; und auch eines Jungen und eines ungefähr achtzehnjährigen Mädchens, die zu gleichem Zweck an ihn abgeschickt worden, gedachte er. Eine ganze Familie zu ermorden! Nein, das ist aber doch ein zu schändlicher Streich! Doch, ich will ja weiter erzählen! Als ich sehe sie gehen und denke, so erschüttert ich auch von dem plötzlichen Todesfall war, sieht ihr nur! Es gibt ja noch Heu genug, um Galgen daraus zu machen! Mein Herr, der Baron, wird froh sein, daß er die tausend Thaler gerettet hat! Hatte ich doch eigentlich nie begriffen, warum Euer Gnaden so gut gegen den Bösewicht gewesen, ihm seine Strafe erlassen und ihm noch obendrein tausend Thaler schenken wollten. Ich, so wahr ich Nabies vom schnappenden Hundskopf heiße! hätte ihn gleich gestern erschossen! Trotz alledem war ich so recht weichmüthig gestimmt, als ich nun, nach Hause zurückzukehren, in langsamem Schritt den Kirchhof umritt; denn da ich, was Euer Gnaden auch schon bemerkt haben wollen, so ein bischen Poëtenleib bin, so dachte ich an Menschengeschick und Menschenglück. Was geht nicht alles zu Grabe und zu Grunde! dachte ich. Wie viele Perlen werden nicht unter die Füße getreten! Und dort das arme, verliebte, junge Blut wird mitgeschleppt zur Untersuchungshaft, obgleich es, wie ich glaube beschwören zu können, gewiß unschuldig ist an dem Untergange der gemordeten Familie! Dazu war sie viel zu verliebt, wovon ich selbst die schmerzlichsten Zeugnisse aufzuweisen habe! Und da sehe ich über die Kirchhofsmauer, und was sehe ich da in den rothen Reihe der Gräber? Zwei ebene Beeten schimmerten im Mondenlicht, neben ihnen die gelben Hügel Graberde, mit denen sie wieder gefüllt werden sollten. Haha! denke ich. Euer Nacht, Herr Förster! Das ist Ihr Grab und das andere gehört Ihrem Töchterlein Zielke! Der Förster geht mich weiter nichts an, Herr Baron! Auch war es mir ziemlich gleichgültig, als ich erfuhr, daß er so plötzlich gestorben. Dennoch waren mir die Gräber merkwürdig, weil sie des verteufelten Menschen, des Kretins, letztes Werk waren. Wie viele mag er gegraben haben, und muß, nachdem er dem armen Förster das seinige gemacht, muß er selbst sein Ziel finden!"

„So hat er ihm doch hier das Grab gemacht und ihn nicht auch hineingestürzt!" sagte Hasse.

„Was meinen Euer Gnaden?" fragte der Diener.

„Nichts, nichts!" versetzte Hasse. „Ich meine nur, daß, da ich die dir übergebenen tausend Thaler doch einmal losgeläßt habe von meinem Besitzthum, ich dir ein Geschenk mit denselben mache."

Der Diener griff nach Hasse's Hand.

„Nichts da!" sagte unwillig der Baron. „Du schwärmst ja auch für Menschenwürde! Alle seine Erniedrigung! Ich schenke dir das Geld! Mach' damit, was du willst, und damit gut! Geh nun zu Bett, Nabies! Träume von Deinem Adel und dem Wappen mit dem schnappenden Hundskopf! Vielleicht ist noch einer der zahlreichen deutschen Souveräne willfährig genug, um seine Familie zu rehabilitiren! Alle Kretinus todt!" sagte er weiter, nachdem der Diener gegangen, und starrte mit einem Span in den Flammen. „Du ewig unbegreiflicher Gott! Hast eben bis noch ein dunkler und eitriger Wurm! Mir hast du noch einmal verziehen! Hast für mich in anderes Opfer gewählt zur Sühne dem ewigen Gesetz! Ich bin noch einmal so unten durchgeschlüpft! Aber ich will gutmachen, was ich verbrochen! Das schwör' ich dir! Das schwör' ich bei dem Lichte deines Mondes! Das schwöre ich bei

Schatten deiner Nacht! Durch Mondlicht an deinen Gestaden will ich ruhen den Arrest an deinem Grieg! Und ich will nicht wagen, mit zu gehören, daß ich helle, helle, helle!"

Drei Monate waren vergangen; lieblich erfüllte der Hauch des Hochsommers die Gegend, welche die Ahnung des Herbstes, die in ihr lag, schon mit gelblichen Tinten zu färben begann. Rosenrothe Glut des Sonnenuntergangs flammerte am Horizont. Hafis hatte am Spätnachmittag des schwülen Sommertags der noch immer in tiefster Trauer befangenen Judith einen Besuch abgestattet; hatte es doch gichtwesen, sie nie zu verlassen. Da am Rande des Grabhügels, dessen Kies das Lichterlein Peter mit sich hinabgezogen, hatten sie geruht bis zum Abend. Und Hafis stand auf, um weiter zu gehen — Da überkam es ihn wie glühender Wahnsinn! „Judith! Judith!" rief er und sank auf die Knie vor dem himmlischschönen Weibe hin. „Willst du mein werden?"

Das heilige Gebild starrte ihn an, wie wenn plötzlich die Scheidewand zwischen ihm und einer Welt des Unsichtbaren, des Unglaublichen fortgezogen oder versunken wäre. Sanft weinend sank sie in seine Arme. „Lieber Hafis", lispelte sie, „weil ich eine arme Tochter des Glückes bin, mußte ich dich lieben! Denn du bist reich und mächtig! Aber ich bin ein Weib, ein elendes, schwaches! Und ich muß, ich muß!" Mit glänzte im langsam vergehenden Abendrosenlicht der süßere Meister, der jüngst erst das köstliche Kleinod verschlungen! Mit hebte der liebelnde Hauch des Windes in den dunklen, sich neigenden, geheimnißvollen Kronen der Eichen, die den Wieder umstanden. Mit rauschte rings geheimnißvolles, stilles Glück in der ganzen Natur, ausgesprochen von dem Wipfel eines jeden Baums, der sich zum Himmel heben konnte. Und der vielgeprüfte, jetzt namenlos glückliche Hafis umarmte seine Braut.

Und Rahel, fragst du, theurer Leser? Wo in aller Welt bleibt unser Freund Rahel? Was ist aus diesem treuen, immer klugen und bereiten Diener geworden und wie knüpft sich sein weiteres Geschick an das von Natanaëlverhalt und seiner glücklichen Herrschaft?

Nun denn, so wisse, daß dem Freund seine Sperlings-Idee beigebracht hat und daß er gegenwärtig in Gemeinschaft mit dem neuen Inspektor, einem alten, griesgrämigen, aber sonst tüchtigen Pastor, die Räume bewohnt, in denen sonst der widerspenstige „Ungeringer" und unermüdliche Sechsundsechzigzieler Schlieche geheimniet. Schlieche aber hat das Irrliche, nachdem er einen schweren Fall von der Leiter gethan, die auf den Taubenhall, seinen Lieblingsaufenthalt, führte, wenn er nicht am Kartentisch saß und Sechsundsechzig spielte, schließlich noch von der Wasserkufe befallen, geeignet. Seine Gattin hat sich aber mittels einer nicht mit saturirten Summe abfinden lassen und hat dem Ausgeding entsagt.

Hat aber dem Portal des Schloßhofs, zu dem wir einst auf der damals mit Glasscherben besäeten Brücke schritten, prangen die mit verschwenderischer Kunst in kolossaler Geistlichkeit ausgehauenen Worte: „Attendre et espérer!"

Johann Friedrich VI.

Ein deutsches Herrscherleben. Von Julius Hoyer.

II

Seit den Vorfällen im dänischen Lager hatte sich der krankhafte Gemüthszustand Johann Friedrich's bis zur Unbrauchbarkeit verschlimmert. Er hatte zwar eingewilligt, den Vorsatz seines Bruders Wilhelm und andere tüchtige Aerzte zu Rathe zu ziehen, doch war seine strenge Zurückgezogenheit, die in gar kalt wieder so weit ging, daß er seinen Brüdern Unterredungen nur an entlegenen Orten zugestand, schwerlich geeignet, seinen Zustand zu bessern. „Meine Ehre (antwortete derselbe) wenn ich noch nicht was auf solcher werden möchte, muß alle immer mit bessern, wollte wangen (wünschen) doch auch solcher entweder der Tod oder andere verunterung entstanden, welches mehr vielleicht ohne sichtbar sein würde, den länger in solchem Zustande zu leben", schreibt er bitter an Wilhelm.

Durch die Gebärden, die er machte, fühlte er nur zu gut, daß seine Verrücktheit, die vielleicht auch durch das Gewicht der Jahre in ungünstigem Lichte erschien, als sie in der That sein mochte, von dem Volke mißfällig betrachtet wurde; er bildete sich ein, allgemein verspottet und verachtet zu sein, und es entstand bei seiner Reizbarkeitsfähigkeit ein unbezwingbares Mißtrauen in ihm, das ihn oft zu den tadelnswerthesten Handlungen hinriß. Seine Umgebung mag ihn auch nicht geschont haben. So war ihm einmahl seine ganze Dienerschaft bis auf den Koch davongelaufen und auch diesen hatte nur mit Mühe zurückgehalten werden können. Der Grund zu solchen

Tegetthoffheim ist viel weniger in seiner Heftigkeit als darin zu suchen, daß diese Leute in ihrem Aberglauben befürchteten, durch die Nähe des Herzogs mit dem Teufel in Gemeinschaft zu gerathen. Dennoch aber konnte er sich nicht entschließen, seine Einsamkeit aufzugeben oder gar nach Weimar überzusiedeln; gegen diese Stadt hatte er eine ganz besondere Abneigung.

Mit seinen Brüdern Wilhelm, Albrecht und Ernst stand er in gutem Vernehmen und der erstere genoß sein Vertrauen. Durch Wilhelm's vortheilhaften Einfluß wurde er endlich überzeugt, daß seine bisherige Lebensweise allen ärztlichen Mitteln entgegenwirkte, und er versuchte nun, sich durch Jagd und Bewegung im Freien Zerstreuung zu verschaffen. Durch diese Veränderung seiner Beschäftigung, durch die heitere und verbindliche Gesinnung, mit der ihm seine Brüder entgegenkamen, war eine merkliche Besserung seines Zustandes eingetreten, sodaß Wilhelm jetzt hoffte, ihn vollständig heilen zu können, wenn er ihn wieder in das Gebrauch der Waffen zurückführte. Dieser Plan mochte auch mit der nie erloschenen Kriegslust Johann Friedrich's übereinstimmen. Gleichzeitig ist auch der Vermuthung Raum gegeben, daß sich Johann Friedrich mit Landwirthschaft beschäftigen wollte, da er sich erboten hatte, das Kammergut Lambacherhof, wo er einige Zeit weilte, in Pacht zu nehmen. Aber die Idee, wieder Kriegsdienste zu nehmen, blieb bei ihm die vorherrschende. Schon vor der Aussöhnung mit Bernhard hatte ihm Wilhelm vorgeschlagen, in das Heer des Grafen von Mansfeld einzutreten; jetzt verwandte sich Wilhelm bei dem König von Dänemark für den Bruder. Ohne indeß die Antwort des Königs abzuwarten, von der er sich nicht viel Gutes mag versprochen haben, verschwand Johann Friedrich, ohne daß seine Brüder es wußten, aus Thüringen. Erst zu Anfang des Juni 1626 erfuhren diese, daß er bei Lippstadt in die Hände spanischer Truppen gefallen war. Hier hatte er sich in der Hoffnung, dadurch am leichtesten wieder in Freiheit gesetzt zu werden, für einen niederländischen Kriegsmeister ausgegeben und auch einen Paß als solcher vorgewiesen, doch mag der Gewandsaum bald Verdacht gehabt haben. Dieser Angabe zu mißtrauen, da er ihn nicht früher wieder losgab, bis sich die Herzoge von Weimar bei der Infantin von Spanien in Brüssel, bei Spinola und bei dem Kurfürsten von Sachsen für ihn verwandten.

Am 21. Juni durfte er Lippstadt verlassen und kehrte in seine frühere Zurückgezogenheit am Thüringerwald zurück, um jedoch bald wieder in feindliche Gefangenschaft zu gerathen.

Jenes Entfernen des Herzogs aus Thüringen hatte außer seiner Gefangennahme zu Lippstadt noch andere unangenehme Folgen für ihn, da sich jetzt auch diejenigen seiner Brüder von ihm zurückzogen, mit welchen er bisher auf gutem Fuße gelebt hatte, und ihm untersagten, wieder Kriegsdienste zu nehmen.

Den Herbst und den Winter von 1626 auf 1627 verlebte er in strengster Zurückgezogenheit zu Ichtershausen; selten sah er seine Brüder und dann nur an einsamen Stellen, im düstern Gehölz; eifriger als jemals aber beschäftigte er sich mit der Magie. Er soll in dieser Zeit zwar wiederholt nach Weimar gekommen sein, jedoch nur, um mit Personen, die in verdächtigem Rufe standen, Verbindungen anzuknüpfen oder fortzuerhalten. Aerztlich wurde diese geheimnißvolle Beschäftigkeit bald verrathen.

Durch die im Jahre 1576 geführte Concordienformel und durch die die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts so sehr charakterisirende, aus ersterer entspringende Unduldsamkeit war jener knechtische Sinn entstanden, den das Pfaffenthum auch in unsern Tagen wieder so gern zur Geltung zu bringen sucht; und man glaubte sich so streng an den Buchstaben gebunden, daß jeder als Ketzer angesehen und verfolgt wurde, der über die Lehren Luther's hinauszugehen wagte. Gerade die sächsischen Fürsten, als Beschützer des großen Reformationswerkes, glaubten diese Lehre mit einer Aengstlichkeit schützen zu müssen, die, rücksichtslos sogar gegen ihre nächsten Verwandten, in die tadelnswertheste Intoleranz ausartete.

So wäre Johann Friedrich sowol wegen seiner Freisinnigkeit als seines Aberglaubens schon früher ein Opfer der Pfaffen geworden, hätte ihn nicht sein Stand als Reichsfürst gegen sie geschützt. Als solcher hatte nur der Kaiser das Richteramt über ihn und diesen fand hier keinen Grund, sich in die Beschäftigungen des Herzogs, die überdies niemand belästigen, einzumischen. Die Herzoge von Weimar aber meinten, den von ihren Ahnen auf sie übergegangenen Ruhm als eifrige Stützen des Protestantismus aufrecht erhalten zu müssen und waren durch das Leben und die Lebensweise ihres Bruders in die größte Verlegenheit versetzt. Ihre milden Belehrungsversuchen hatten sie hier ebenso wenig zu hoffen

als von Gewaltmaßregeln, da ihnen die Gerüchte aus den letzten Jahren noch lebhaft genug vor Augen standen. Nachsicht schien zunächst das Ratsamste zu sein, da sie überhaupt gar nicht wußten, daß seine Zauberei bekannt wurde, was unvermeidlich gewesen wäre, wenn sie Gewalt gegen ihn gebraucht hätten, indem sie in diesem Fall gewärtig sein mußten, von den deutschen Fürsten zur Verantwortung gezogen zu werden. Bald aber wurden sie durch verschiedene Umstände veranlaßt, ihr bisheriges Verfahren gegen ihn zu ändern.

Ihre Zurückhaltung gegen Johann Friedrich war allmählich in Kälte übergegangen. Personen, die sich wider ihn vergangen, liefen sie nicht nur ungestraft, sondern beschützten sie; und als ihm zum zweiten mal seine ganze Landschaft entlief, weigerten sie sich, trotz seiner Bitten und Drohungen, ihm dieselbe zurückzuliefern, bevor es sich um die geringsten Notdurftige hätte bekommen müssen, wie es ein von Jehershausen unterm 19. Dezember 1638 datirter Brief des Herzogs an den Geleitseinnehmer zu Orlamünde beweist, worin er letzteren ersucht, für ihn einige Hemden anfertigen zu lassen. Trotz seiner steigenden Erbitterung suchte er sich anfangs noch zu mäßigen und zeigte selbst in diesen Verhältnissen Gefühle des Mitleids für andere; als die Bauern im Thüringerwalde von den Kroaten feindlicher Truppen schwer zu leiden hatten, bat er seinen Bruder Wilhelm um Schutz für sie und verlangte, daß ihnen ihr geraubtes Vieh wieder ersetzt werden solle.

Zu Anfang des Jahres 1627 beschloß er, diesen unerträglichen Verhältnissen ein Ende zu machen und das Herzogthum auf drei Jahre zu verlassen. Um unabhängig leben zu können, bot er die beiden ihm durch den Vertrag von 1624 angewiesenen Aemter Weißenburg und Jehershausen, aus denen er seinen Unterhalt zog, seinen Brüdern zur Pacht für jährlich 7000 Gulden auf drei Jahre an, und obgleich dieser Antrag, wenigstens aus Klugheit, nicht abgelehnt wurde, so suchte doch Wilhelm die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen, um erst noch mit den Gliedern des sächsischen Hauses zu berathen, wie Johann Friedrich's Pläne zu vereiteln sei. Dieses aber konnte nicht gut anders geschehen, als sich des Herzogs mit Gewalt zu bemächtigen und ihn in sichern Gewahrsam zu bringen; und jetzt war niemand geschäftiger als die Geistlichen, dieses Verbrechen zu verwirklichen zu helfen. Sie brachten „mit der Rache Gottes im Hammer, wenn man den Unglücklichen nicht bald aus der Gewalt des Teufels erretten werde". Im Februar schon ging Herzog Wilhelm's Rath, Rudolf von Trebra, in geheimer Sendung an den Kurfürsten von Sachsen ab, um seinen Antheil in dieser Angelegenheit zu thun, und dieser rathete endlich dahin, daß man Johann Friedrich durch Einsperrung in das Marstall zu Weimar, den ältesten Theil des jetzigen Residenzschlosses, unschädlich machen möge. Der Wahl dieses Verließ zum Gefängniß kam wegen der Nähe des herzoglichen Küchenpersonals seinem Anfang in Weimar und die Gefangennehmung des Herzogs vorgenommen ward. Johann Friedrich aber erhielt von der ihm drohenden Gefahr Kenntniß, und trotz der Aufmerksamkeit, mit der er beobachtet wurde, gelang ihm die Flucht. In den ersten Tagen des April verließ er Jehershausen und begab sich zu Pferde, ohne Dienerschaft, nach Kirchgehen. In der Nähe von Northeim, welches von kaiserlichen Truppen belagert wurde, ruhte er sogleich am Main einer Meile aus und ließ sein ermüdetes Roß grasen, als er einen feindlichen Reiter auf sich heranspringen sah. Schnell besann er sich, setzte sich zu Pferd und machte sich schlagfertig. Auf die Frage des Reiters, wer er sei und wohin er komme, erwiderte er anfangs gar Nichts und gab dann an, er käme von Wolfenbüttel und wolle nach Northeim. Gleichwohl zückte er seine Pistole auf den Gegner ab, aber sie versagte ihm, und eine Kugel des Reiters verwundete ihn am linken Arm. Demnach kämpfte er tapfer, bis er von herbeieilenden Truppen überwältigt und gefangen genommen wurde. Da er dem Obersten, dem er übergeben wurde, den Degen reichte und ihn damit verwundete, ließ ihn Jener als einen Rasenden auf die Nähe Gefängniß bringen.

So hatte sich der unvorsichtige Jüngling, in dem er durch die Flucht den Schlingen seiner Gegner zu entgehen glaubte, durch seinen Ungestüm nur Unglück selbst in die Arme geworfen. Auf Wilhelm's, im Einverständniß mit den andern fürstlichen Verwandten, an Jehr gerichtete Botschaft wurde er zwar ausgeliefert, aber unter starker Bedeckung von kaiserlichen Reitern in das etwa zehn Stunden von Weimar entfernte Cölleda gebracht, wohin Wilhelm inzwischen in aller Eile zum Gefängniß hergerichtet und sogar äußerlich befestigt worden war, um es gegen die häufigen Streifzüge der Truppen vertheidigen zu können. Zur Bewachung Johann Friedrich's wurde eine

[illegible] Mann starke Musketierabtheilung nach Ettersleben gelegt und außerdem noch neun Bürger aus Weimar als Wache dahin geschickt. Die gesammte Mannschaft hatte eidlich versichern müssen, sich streng nach den Befehlen des Herzogs Wilhelm zu richten und alles aufzubieten, die Flucht des Gefangenen zu verhindern, sei es selbst um den Preis seines Lebens. Ihnen selbst war der Lohn bei dem geringsten Versuche, welcher ein Entkommen desselben ermöglichte, angedroht und die strengste Verantwortlichkeit bis an ihr Lebensende über den Zustand des Gefangenen, über alles, was sie bei demselben hören oder sehen würden, zur Pflicht gemacht. Niemand von ihnen durfte sich mit ihm in ein Gespräch einlassen und nur einem einzigen war das Betreten seines Gefängnisses gestattet, während die übrigen je zu 3 Mann das Vorgemach bewachten. Der zur Beaufsichtigung der gesammten Mannschaft bestellte Heinrich von Landersleben war nicht minder streng verpflichtet, und um seine Pflicht auf das gewissenhafteste zu erfüllen, untersagte er sogar seinen Untergebenen, sich aus dem Kleber zu entfernen und unterwarf ihren Briefwechsel einer genauen Durchsicht.

Für den Wahl dieses Gefängnisses aber war der Kurfürst Johann Georg nicht einverstanden und auf seinen Rath wurde das ehemalige Vorsteherhaus in Weimar zur Aufnahme des Gefangenen hergerichtet. Sein Zimmer befand sich im zweiten Stock des Gebäudes. Kleine mit starken Eisenstäben engvergitterte Fenster, nicht unter der Decke, gaben ihm nur ein schwaches Licht; nichts als ein Tisch, eine hölzerne Bank und ein an der Wand befestigtes Bett befand sich darin. Hier in der Mauer angebrachte, ebenfalls vergittertes Fenster, welches nach der Wächterstube ging, diente zur Beobachtung des Gefangenen. Der Eingang in den Kerker war mit doppelten Thüren versehen. Neben der Wachtstube lag ein zu gemeinschaftlichen Handlungen hergerichteter Raum, worin eine Kammer für andere Wächter sich, welche in Nothfällen gerufen werden sollten. Treppen und Gallerien waren sorgfältig mit Thüren versehlossen und alle Gemächer durch Klingelzüge miteinander in Verbindung gesetzt, damit jeder Fluchtversuch ohne Schwierigkeit vereitelt werden könne.

Am 1 November 1617 wurden 50 Mann Musketiere nach Ettersleben geschickt, um den fürstlichen Gefangenen von dort abzuholen und nach Weimar zu geleiten. Ebenso wie er in aller Stille, wohlverwahrt mit Ketten von Ettersleben hinweggeführt worden war, kam er nachts unbemerkt in Weimar an.

Ehe wir jedoch den Herzogs Gefangenschaft hier weiter betrachten, ist es nothwendig, vorerst einen Blick nach dessen Wohnungen am Thüringerwald zu werfen. Nach seiner Ankunft in Ettersleben hatte Herzog Wilhelm den Befehl ertheilt, des Prinzen Wohnungen zu Ichtershausen, Tambach[illegible], Reichardtsbrunn und Georgenthal zu öffnen und sorgfältig zu durchsuchen. Aber außer den wenigen Möbeln und Kleidungsstücken fanden sich nur einige Schriften über Magie, Siegel und wenige andere Dinge, die auf die seltsame Beschäftigungsweise des Herzogs hindeuteten. Als das Wichtigste sah man einige Beschwörungsformeln an, die von seiner eigenen Hand geschrieben waren. Weit geringer aber noch waren die Erfolge bei den Nachforschungen nach Gewaltthaten, die er angeblich begangen haben sollte, und die Vernehmungen einiger verdächtigen Personen von unterem Stande, mit welchen er in Verbindung gestanden hatte, lieferten ebenfalls nur ein dürftiges Resultat, da von ihnen eine einzige alte Frau eingestand, ihm vor mehreren Jahren alte Kriegsbücher und einen Degenknopf verkauft zu haben, von dem man behauptete, er schütze den Besitzer vor dem Blitzstrahl. Nur die Thatsache, die man erfuhren, gab noch an, daß der Herzog öfters des Nachts nach Weimar gekommen und im Schlosse, häufiger aber im Vorwerk und im Rathhause abgestiegen sei, von wo er sich, nachdem er einige Zeit ausgeruht, in die Stadt begeben habe. Was er hier getrieben, war nicht zu ermitteln.

Die Nachforschungen waren noch nicht beendigt, als schon am 4 Juni zwei Professoren der Theologie aus Jena nebst dem Generalsuperintendenten Kromayer und die beiden Juristen Rudolf von Tieffen und Reinbrecht von Keppel aus Weimar Vernehmungen hielten, wie mit dem gefangenen Fürsten verfahren werden sollte. Die Anklage lautete auf ephesinischen Aberglauben, wie die Theologen seine freien Ansichten über Religion nannten, bewiesen durch des Herzogs eigene Aeußerungen, und auf Magie in Verbindung mit Teufelsbeschwörungen, bewiesen durch die in seinen Wohnungen vorgefundenen Gegenstände. Diese beiden Anklagepunkte sollten weniger zur Begründung seiner Gefangenhaltung als zum Beweis seiner unsittlichen Lebenswandels dienen; überhaupt wollte man bei dieser Zusammenkunft nur die

Mittel brachten, war der Herzog dem reinen Augsburgischen Glaubensbekenntnis unwiderstehlich ergeben. Wie viele geistliche, darunter ehemalige Mönche, waren seine weltlichen Räthe, die ihn durch vernünftige Gründe und durch eine große Schilderung der Höllenstrafen, denen er rettungslos verfallen sei, wenn er nicht daran, zum Gehorsam der Anklagen zu bringen, die man gegen ihn erhoben.

Die weimarischen Herzoge erklärten sich mit den Beschlüssen ihres Vorgehens einverstanden und ertheilten es ihren Räthen, den Abgesandten zu befehlen. So waren Leib und Seele des Herzogs nun in die Gewalt unduldsamer Fanatiker gegeben. Gleich bei ihrer Ankunft in Ettersburg, am 8. Juni, wurde der Herzog in Ketten gelegt, und diese offenbar auf persönlicher Furcht hervorgegangene Gewaltmaßregel der Räthe zeigte ihm so sehr, daß jede der fürstlichen Würde Mühe hatten, ihm die Fesseln anzulegen; als ihm aber auch noch das lange Haar, welches er nach damaliger Sitte trug und wovon er einen besonderen Aberglauben knüpfen mochte, abgeschnitten wurde, trug seine Raserei auf das höchste. Lage darauf begaben sich die Rechtsgelehrten in Begleitung des Obermarschalls in das Gefängniß, um ihn zu verhören, und zeigten ihm zu ihrer Legitimation ein Schreiben des Kurfürsten von Sachsen an Herzog Wilhelm vor, dessen Schärfe er aber stark bemerkte und ihnen auf ihre Anzeige nur antwortete, daß er als Fürst und ebenbürtiger Person sich selbst Recht zu sprechen habe. Mit diesen Worten schnitt er seinen Peinigern jede weitere Gelegenheit zum Inquiriren ab. Die Rechtsgelehrten sind auch seine ehe gar nicht weiter zu ihm gekommen, sehr richtig aber urtheilte er die Geistlichen, welche alle Anwesenden, die er auf der an den Gefangenen gerichteten Anzeige von ihm erhielten, sowie seine Selbstgespräche, welche man an der Oeffnung in der Wachtstube belauschte, gewissenhaft an die geistliche Oberbehörde nach Weimar berichteten. Hier setzte man sie sogleich und wog man kurzen zudringlich und grundlos, das machte ihm ein besonders abgeneigtes Uebelsein verhalten. Luther aber wurde sein Haß gegen die Geistlichkeit nur vergrößert und die einzigen Personen, denen sich das Gegentheil ihrer Aufgabe. Er begann jetzt, sie anzufeinden, indem er ihnen heute das vorlegte, wessen er ihnen gestern beigestimmt hatte.

Es kann nicht behauptet werden, daß Johann Friedrich Gewissensqual war, wenngleich er in seinem Gespräche mit den Geistlichen seine Furcht über das Verhängniß einst bitteren Worte aussprach, bestimmt aber stellt er die Unsterblichkeit der Seele in Abrede und suchte diese Behauptung durch Bibelstellen zu beweisen, um die Geistlichen mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Denn er trieb hier seit bei seinem steten Studium der Bibel; es ging jetzt sogar noch weiter damit als früher, indem er meinte, daß sie hier zur Unterhaltung geschrieben sei und darum auch nicht höher stehe als jedes andere geschichtliche Werk, deren manche er noch höher schätze als jene.

Unsterblichkeit der Seele und Wichtigkeit der Bibel waren der Hauptgegenstand der täglichen Unterhaltungen, worauf ihn die frommen Diener der Kirche prüfen, und in der Hoffnung, sich über sie zu entsetzen, sing er an, über sie Fragen zu spotten. Einst sagte er seiner Pflege gleichsam daß er, nämlich, daß gebackene Kirsch besser sei als Sauerkraut; als er darüber zur Rede gestellt wurde, entschuldigte er sich damit, Kirsch sei doch entweder dem Kraut vorzuziehen. Als ein Geistlicher behauptete, Christus habe am Oelberge um der Sünde der Menschen willen blutigen Schweiß vergossen, erwiderte er lächelnd: „Ja, Christus wird sich vielleicht vor dem Tode gefürchtet haben; ich aber fürchte mich nicht davor."

Mit derselben Härte, womit man Johann Friedrich's religiöse Ansichten bekämpfte, suchte man auch seinen Aberglauben zu Ende; aber weder er fing man vorsichtig zu verfahren. Er gab zu, daß er die Intervalle für Magen und Leibweh gehabt und sich deshalb nicht mit ihnen, sondern nur mit seinen Aerzten beschäftige hatte. Daß er sich dem Teufel habe ergeben wollen, entschuldigte er mit den Irrthümern seiner Lage. Wenn er auch glaubte, daß man sich schwarzen könne, so zeugten doch die vielen Bücher, die er empfangen, daß er sich nur solcher Mittel zu bedienen habe.

Als man sich in Ettersburg davon überzeugt hatte, nahm man seine Zuflucht zu den christlichen Gesinnungen. So wollte man einmal in seinem Gefängniß ein Pferd und Hunde gehört haben und brachte dies mit seiner Neigung in Verbindung; man konnte auch auf einem Jagdrade entlassen werden. Es schien ihm ein eigenes Vergnügen gewährt zu haben, die Geistlichen durch solche Erfindungen irrezuführen. Dennoch erschienen diese nicht in ihren Beobachtungsberichten. Täglich wurde an verschiedenen Stunden vor ihm gepredigt, und sie Bibel vorgelesen, gesungen und

geboten. Außerdem sollte der Arzt in Büchern religiösen Inhalts lesen, welche ihm in großer Auswahl vorgelegt wurden, die er aber zu nichts anderem als zu Wurfgeschossen gegen die Geistlichen benutzte, sobald sie den Kerker betraten.

Über seine Gefangennahme beklagte sich Johann Friedrich wiederholt, und als alle Bitten und Vorstellungen um seine Freiheit vergebens waren, verlangte er den Beistand eines Rechtsgelehrten, um seine Angelegenheit gegen das Haus Sachsen durchzuführen; doch auch dieses wurde ihm nicht gewährt, und der Gedanke drängte sich ihm auf, daß man ihm nach dem Leben trachte: in den Ermahnungen zur Beichte und zum Empfange des Abendmahls glaubte er die Vorbereitung zu seiner Hinrichtung zu erblicken. Sein Ungestüm wuchs mit jedem Tage, und es war mit Lebensgefahr verknüpft, in seine Nähe zu kommen. Einen Wächter überfiel er in der Hoffnung, ihn bewältigen zu können, und nur mit Mühe konnte er sich befreien.

So war ein Monat martervoller Gefangenschaft verflossen, als sich schon Spuren von Geistesstörungen bei ihm zeigten, die unzweifelhafte Folge vieler Einwirkungen auf einen Geist wie der des Herzogs. In seinen Lieblingsbüchern suchte er Trost in einem Vertrage mit dem Teufel, das einzige Mittel zu seiner Befreiung.

Nach den Berichten von Augenzeugen kam der Herzog am Nachmittag des 4. Juli von seinem Bett auf, stürzte bald mit heftiger, bald mit traniger Miene in alle Winkel seines Gefängnisses, sprach nach dem Fenster zu unverständliche Worte, die er mit den eigentümlichsten Gebärden begleitete, und horchte dann wieder aufmerksam, als ob er Antwort erwartete. In der darauf folgenden Nacht verließ die Wächter unter auf von dem Gefängnis heftigen Lärm gehört haben, und den Diener, der ihm am nächsten Morgen frisches Wasser brachte, sah er erst starr an und sagte endlich lächelnd zu ihm: „Ihr seid nun ein feiner Gesell! Warum habt Ihr heute vor meinem Bett gesprochen?“ Gleichzeitig warf er einen Teller nach ihm. Als sich der Diener weiter entfernt hatte, stellte sich der Herzog auf sein Bett, machte mit den Händen, lachte und sprang sich nieder. Bald darauf fletschte er sich an, beschimpfte alle Wächter seiner Ketten und begann so heftig daran zu reißen, daß ihn die Wächter mehrmals mit Gewalt zurückhalten. Wenn er nachher, da der Ketten zu schwer waren, wieder und wieder an die Wand oder schlug während um sich, als wolle er etwas zum Fenster hinauswerfen. Als der Beichtvater deshalb [illegible] dem anstoßenden Wachtzimmer eine Bestürzung [illegible]t und die Worte: „Für den Teufel und Gewalt!“ gesungen wurden, sprang der Gefangene auf und schlug wie ein Rasender um sich. Die Wächter wollen häufig gehört haben, daß er sich mit dem Satan, den er bei den Namen Hippokras oder Hermann rief, heftig suchte, ihm Vorwürfe machte und ihn der Wortbrüchigkeit beschuldigte. Selbst sein Beichtvater Anders und der Oberaufseher von Sonderleben behaupteten, zwischen ihm und dem Dämon sich einen lebhaften Wortwechsel in französischer Sprache gehört zu haben. In seiner Wut zerbrannte er eine seiner Ketten und gab den ebenfalls in steter Furcht vor dem Beten schwebenden Aufsehern dadurch neue Beschäftigung, daß er durch übermenschliche Kräfte und Hülfe befreit werden würde.

Unter solchen Umständen mochte Herzog Wilhelm doch die Sicherheit des Gefängnisses in Tittleben in Zweifel ziehen und es erfolgte die Ueberführung in das Fürstengefängnis zu Weimar. Den Kerker hatte der Gefangene zwar gewechselt, aber nicht eine bessere Behandlung erlangt. Von der Mitte des August 1627 bis zum Juni 1628 fehlen uns alle Nachrichten über ihn; möglich, daß er noch [illegible] als früher [illegible]. Die Herzoge [illegible] sich viel, ihre Höfe gegen den Bruder bewaffnet werden zu lassen, um so mehr, da der Kurfürst von Sachsen auf milde Behandlung und ein fürstliches Gefängnis gedrungen. Bereits ein Jahr lag der Unglückliche im Gefängnis, seine unbeugsame Hartnäckigkeit hatte alle peinlichen Gewaltmaßregeln erschöpft und ehe Herzog Wilhelm den grausamen protestantischen Inquisitoren ein weiteres Vergehen gestatte, entschloß er sich, dem Kurfürsten Bericht über den Zustand Johann Friedrichs zu geben. In seinem Auftrag ging im Juni 1628 sein Beichtvater, Magister Lippach, an den trostlosen Ort. Mit leidenschaftlicher Lauge schilderte er das gottesfürchtige Benehmen und den Unglauben des Gefangenen, er trug die größten Zweifel auf, um die bisher gebrauchten Maßregeln zu rechtfertigen und dem Kurfürsten die Überzeugung zu neuen Qualen abzuringen. Ist es Zufall oder Absicht? Die Antwort des Kurfürsten ist unbekannt geblieben und nicht mehr zu entscheiden, von welchem Grunde sie auf die letzten Lebensmonate des Gefangenen war. So viel aber [illegible]

ich, daß der Bischof durch die Trennung der Gerichten nach und nach zum entgeltlichen Mahnen gerieten wurden war. Durch Nichtzahlung schrieb man dem Lämmen auf die Anklage. Denn der Teufel stehe jetzt, so glaubte man damals, der vor Gericht seine Gemeinschaft mit ihm eingestände, durch Zauberei oder persönlichen Pakt. So geschah es auch mit Johann Friedrich. Am 14. Oktober 1624 hatte er bekannt, mit dem Teufel mit seinem Blute verschrieben zu haben, und am 17. desselben Monats mußte er sehen, mit dem Gesicht auf der Erde in gekreuzigter Lage und einer blutenden Wunde in der Seite vorgefunden. Seine Brüder und die Geistlichen glaubten, daß ihn der Lämmen getötet habe; zuletzt, meinten sie, war die Zeit des Pakt müßte abgelaufen.

Der Herzog von Weimar wurde bei Nachforschung in Zweifel, ob sie den Tod durch Pakt bekannt werden lassen sollten und wie auf die Leichnam beerdigt werden könne. Der Kurfürst wünschte, daß das Begräbnis ohne Aufsehen stattfinden und der Leichnam in den Kirchen mit der Bewerbung verlieren werden möge, die jährliche Predigt solle bis auf weiteres beigelegt werden. Dem widersetzten sich die Geistlichen und wahrscheinlich wurde die Nacht heilig, denn

Johann Friedrich ruht unter in der Gruft seiner Ahnen und kann nur Stufe mit Ehrerbietigkeit [illegible] besichtigt werden. Der Sage nach soll der Leiche in dem Gehäuse der Gruft nicht in aller Stille beigesetzt sein und in seinem nächsten Umgebung eingeführt worden sein. Die Gruftgänge wurde später eingeschränkt, nur hier und in Ettersburg verlegt man alle Sprossen zu an Johann Friedrich erinnern sollen. Um 60 der Verschwiegenheit der Mörder zu sichern, wurden zugleich in den Tümmen der Hofkirche gestorben, und um den Unglücklichen gänzlich der Vergessenheit zu übergeben, ließ [illegible] Herzog Wilhelm Ernst die Grabsteine über die Gruftgänge mit dem Tod seines Bruders belegen verbrennen lassen.

Ein Opfer des grausamen Leidenschaft, in Johann Friedrich in der Geschichte hat einige Aufgabe, war ein deutscher Reichsfürst von [illegible] großer Größe.

[illegible]

„Tatarischer Sommer."

In drei [illegible] und trüben Tagen sind [illegible] Winters kommt so ein Vogel auf dem Boden [illegible] und gelagert, der von Licht und Blauem Himmel redet. Ueber seine Wanderjahre in Italien berichtet [illegible] Bürgerverein [illegible] und angehörte Prof. [illegible] „Tatarischer Sommer" [illegible] jetzt zur [illegible] Sammlung seiner Aufsätze bei Diederichs vorliegt. Es [illegible] „Tatarischer Sommer". Plaudereien (Leipzig, E. 9. Diederichs). Seit Goethe's italienischer Reise und Grimm's Spaziergang nach Syrakus [illegible] ist es [illegible] deutsche Land" geschildert worden. Kundige Führer, [illegible] haben [illegible] gegeben, [illegible] und es ist [illegible] bei der [illegible] Leichtigkeit unserer Verkehrs- und Dampfschiffverbindungen und bei der [illegible] Wahrscheinlichkeit unserer Privatreisen nicht abzusehen, wann je der Reiz von Italien so [illegible] verblassen sollte. Wer von modernen Dingen liest, will ihn auch beschrieben. Die Reise zu [illegible] ist bei dem [illegible] Betrieben einer [illegible] Gewohnheit geworden, [illegible] Reisen [illegible] Schwere wie die Reise einer englischen Tante, wenn es nicht von der [illegible] Reise. Aber viele Leichtigkeit, [illegible] Schilderungen, [illegible] Sonnenlichtes, genügen doch nur der Oberflächlichkeit und [illegible] Neugierde. Ein Buch [illegible] ein Werk von Gegenwart [illegible] und so

[illegible] ganz andere Welt. Gegenwärtig [illegible] Italien [illegible] Deutschen Reisen. Seit [illegible] Leben und seiner [illegible] Heimat [illegible], ist ihm Rom und Italien zum zweiten Vaterland geworden. Wie der Geschichte mit den Denkmälern und Bildern der Vorzeit [illegible] ist es mit ihnen die [illegible] [illegible] und [illegible] Leben als der [illegible] Natur, bei der [illegible] Italien [illegible] Rom [illegible] Nicht die [illegible] Aufgabe, die Stimmung und [illegible] Dinge [illegible] ist es auf. Es [illegible] in [illegible] Tatarischen Sommers.

Ob das Wanderjahr durch das Meer [illegible] eine Fülle der [illegible] Dinge des Wirklichkeiten, [illegible] und Bildnisse. Stein und Statuen, die [illegible] von [illegible] Wanderers Auge und [illegible] Gestalt [illegible] Bild [illegible] und [illegible] Leben [illegible] Wie auf Vergänglichkeit und Vergänglichkeit Dingen auf [illegible] Kunden [illegible] Gedanken und Gefühlen, [illegible] den Persönlichkeiten der Menschen [illegible] Im Gegensatz [illegible] zum Tag der Schönheit [illegible] dem Schein der Dämmerung und Nacht [illegible] natürliche Licht, [illegible] [illegible] [illegible] Atmosphäre und Gedankenlosigkeit [illegible] Von [illegible] [illegible] Formenunterschieden [illegible] phantastischen Skizzenbuch [illegible] Farben [illegible] [illegible] und nach Neapel [illegible] [illegible] [illegible] Papsttum in der Person Pius' VIII. [illegible] Es schwang [illegible] seine Schilderungen [illegible] man mit ihm durch das Tal des Tiber wandert, in die Gebirge,

auf der Acropolis. Um der Kirche von Orvieto schon war der Pilger am Tage der „Maria von guten Rath“ und allen Theilen der Komposition von der ausgelassensten Lustigkeit bis zu ihren mystischen Gestalten. Die Bilder der Propheten, der sibyllischen Sagen, die Uhr der Kirche endlich, alles ein prächtiges Panorama des ganzen Glaubens. Der all seiner Geistesarmuth hat sich Overbeck das Auge für die Schönheit und Lieblichkeit der Natur bewahrt. Die Orte Virgils und Tassos mit denen er seine Schilderungen schmückt, erhöhen nur den Reiz der Landschaft. Assisi, Perugia und manche andere sind so gut. Aus einem Aufsatz über Poussin in Waagens Kunstblatt vom Jahre 1835 erfahren wir, daß Overbeck damals schon eine große Reise nach Italien beabsichtigte. Wenn dort sagt von dem Blick der großen Ebene von Latium aus der einen, und von Tivoli über dem Patriarchium des St. Peter aus der andern Seite aufgerollt, eine große, ernste und classische Natur, auf der sich die Werke der Patriarchen und Propheten schön erheben, zwischen sich eine weite Strecke schwarz, die sich ins Meer aus zu den ferne Prospectus führt, dort taucht die Weltstadt Rom auf diesen Bildern auf, dort sagt simplex der Gerade, neben ihm stehen die gewaltigen Ketten der Apenninen, weiter der Monte del Sabinergebirge in das Land hinein, links zu den Hügeln und Thälern und Seen, über denen die schimmernden Berge von Monterosi und Sagni emporsteigen, weiter die Höhen der Sierra und die lustigen Häuser über einen Gebirge, die vielgestaltig über Rasen und Bäumen in der traurigen Pläne sich verlieren. Diese Landschaften sind voll von Erinnerungen an seinen Stein kann man rühren, der nicht zu uns spricht. Ist es von den Reisen des Materialien oder von den Männern und Thaten des alten Rom. Unausdrücklich hat das Alterthum seinen Boden, die in Schönheit sein Vorzüge aufgedrückt. In der Landschaftsmalerei war im Leben des Volks niemand mehr als Ein Zug an die heroischen Gestalten. Liegt sie nun vom Parthon liegt sich noch jetzt anmuthig und die Liebesgespräche von den Thieren in der Nacht, die Horaz gehört, sind Gegenstand in den Bildern Poussinschen der Campagna wieder.

Seine höchsten Pflege, vollendete Bilder seiner und seiner „Poetischen Sommer“ Niemand wird sie ohne Genuß aus der Hand legen. Die „historische Landschaft“, die in der Malerei selbst jetzt so den Schriftstellern gepflegt wird, kommt in den Schilderungen von Overbeck zur Geltung. Und zugleich runden sich das Ganze, trotz des historischen Hauchs, der darüber schwebt, wieder zu einem harmonischen Stimmungsbilde ab. Natur und Geschichte, die Vergangenheit, von der sie Einer erzählen, und die Empfindung des „modernen“ Menschen gelangen bei Overbeck zu einem Recht.

Der Schleswig-Holstein.

Ein Lehen am Anfang des „Jubeljahres“. Eine Frage bewegt uns alle, eine Frage deutscher Ehre. Die Juden und die „Gerichtsmänner“ ausgenommen, gibt es keinen Deutschen, in seinem Herzen und seinen Lippen nicht das Wort klingt Schleswig-Holstein. Wie englisch und heiligend wirkt auch der Parlamentsbeschluß sein mag, der von „der Execution“ berichtet, noch ist nicht alles verloren. In den Stämmen, welche einst das Reich deutscher Nation bildeten, bei den Franken, Bayern, Sachsen, Schwaben, liegt die Entscheidung. Geht nicht nach Preußen, nicht nach Oesterreich! Wenn die Mittelstaaten ehrlich und muthig vorwärts gehen, wird sie kein Veto hemmen. Seit dem Tage, wo die deutschen Fürsten protestirten gegen Kaiser und Papst, ist kein herrlicheres für sie erfochten als der, an dem sie Schleswig-Holstein von den Dänen befreit haben werden. Ein großer Dichter, H—r, hat soeben „Ein Jugend-Kampflieder für Schleswig-Holstein“ (Leipzig, B. A. Brockhaus, 1851) erscheinen lassen. Der Ertrag ist für die Schleswig-holsteinische Kriegskasse bestimmt. Wer der Dichter ist? Auch das erste Lied sagt es uns:

Verloren ist die Jugendzeit,
Die schwärmerisch-romantische glühte,
Doch ist's dem Herzen heut zu Muth,
Als ob es noch ein Frühling wäre.

Und Lyder ist nicht verschollen
Vom Dichterhain der Vaterstadt;
Nun Jungs kommt, beschwört den Geist
Im Schwert des grimmen Kampfes!

Ob der Sänger der „Hebräischen Gesänge“, Adelbert Kuhn der jetzt auf seiner ländlichen Besitzung bei Kolberg, seinem friedlich ordnungsreichen Hause seine Stimme erhebt, die auch immer ihren klärenden Klang hat. Möchte jeder die Waffen der Freiheit und des Rechts von einer „Begeisterung gesprochen, die nicht mit dem Jugendtraum zerfließt“, diese Begeisterung — die Einheit von Fürst und Volk — hat 1809 und 1813 das Haus Habsburg und das Haus Hohenzollern vor dem gewaltsamen Ansturm des französischen Imperators gerettet. Er mehr aus einem der schönen Lieder der Sammlung, das wir hier mittheilen:

Zuerst ist aufgestanden
Ein Herzog wohlbekannt
Hat das Signal gegeben
Den andern Herrn im Land,
Da rufen nun die Herren
Euch auch nicht länger trauen.

Zusammen hat sich auch gethan
Den Namen angenommen
Gemeinlich ein Bundestag,
Zur rechten Zeit gekommen,
Da liegen, will ich wetten,
Bald Tausende von Ketten.

Der Herzog ist der erste,
Das ist ihm gerathen,
Denn sie der nämliche
Freundlich gesinnet
Ob Soldaten, ob Bauern
Der Oberpreis ist einen

(Schluß im Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Die Privat-Bildergalerien Wiens.

II.

Die fürstlich Liechtenstein'sche Galerie, im fürstlichen Palais in der Bankgasse täglich zu sehen, enthält nahe an 1000 Gemälde und kann daher in vielen Beziehungen nur eine sehr allgemein gehaltene, oberflächliche Besprechung finden.

Der Eindruck im ganzen ist ein bedeutender. Die Bilder der Belgischen Schule, die zunächst auch wegen ihrer Größe auffallen — so Teniers Kirmes und der Marktverkauf mit lebensgroßen Figuren, das auf Sammet gemalt und der Werkstatt Brauwerhauses — erregen sowol durch ihre Gediegenheit als durch den Reiz frischer, anmuthiger Lebendigkeit, namentlich in dem Bilde „Diana und Apollo", besonders Lust und Licht. Die Gemälde des Peter Paul Rubens, besonders die Gemälde von Rubens selbst, sowie Abbildungen zu sehen. Ueber vorzüglich wie bei einem so gut Bilder des Meisters in solchem Grade durchgeführten reifen Bilder, welche, da das Original sich in Privatbesitz befindet, von einem minder tüchtigen Schüler herrühren mag, dann bei dem herrlichen, farbenfrischen Bildnis einer jüngen Frau und bei der Gruppe eines jungen Mädchens, welches sich in einem Spiegel betrachtet, von dem anderen dem reichen. Der originelle ist das mit ruhiger Selbstgenügsamkeit sich betrachtende Mädchen und neben dem Spiegel, worin der Glanz der Haut, der natürlichen Farben, der schön modellirte jugendliche Büste von dem Beschauer ganz besonders zarten Rücken des Körpers. Daneben hat von Rubens auch eine „Himmelfahrt Mariä", eine „Anbetung", eine „Auferstehung Christi" der vorzüglichere.

Unter den Italienern bewundert Guido Reni mit Recht. Eine „Anbetung der Hirten", eine „Charitas" und eine „Magdalena" gehören zu seinen vorzüglichsten Gemälden.

Der Correggio zugeschriebene „Venus" hat gewiß durch Uebermalungen gelitten. Lebt aber noch auf dem Bilde das herrliche Weibbild, dessen Gemälde oft nur unter einem leisen Hauche entdeckten zu sein scheinen, so Correggio's „Magdalena" von Correggio ist ein schönes Bild.

Eine „Anbetung der Hirten" von Pietro Perugino, einem Italien bedeutendsten Schülers des Peruginos, ist schon als Seltenheit bemerkenswerth, obwohl nur eine Nachbildung von Federigo Barocci.

Nur noch hingeworfen erwähnen wir aus einer „Anbetung der Könige" von van Dyck, eine „Heilige Familie mit Johannes" von Tizian und der „Heiligen Katharina", dann einem „Heiligen Sebastian" von Tizian, ein weibliches Bildnis von Giorgione, eine „Madonna" von Carlo Dolci, einer „Venus mit Amor, der ihr eine Schatulle mit Gold füllt", von Schiavone, ein lebensgroßes Bildnis von van der Helst, mehrere Bildnisse von Rembrandt.

Unter zahlreichen Porträts von van Dyck ragt das meisterhafte Bildnis einer Gräfin Thurn Taxis und jenes des Malleschein (?) hervor.

Für einen Petersburger möge es vorzüglich Merkwürdigkeit sind Reihen Antiken Porträtbüsten, der unter Maria Theresia Artillerieoberst oder gedacht sein.

Schwierig vermißt der Beschauer zuvor in vielen mit interessanten Gemäldesammlungen die Existenz eines Catalogs und nicht unbemerkt darf bleiben, daß der Angabe der Größe der Gemälde angetragen ist auf seinen genauen Maß zu bringen scheint und wünschte Bilder von Namen kaum schätzen würde, das es thäte.

Die gräflich Czernin'sche Galerie (Herrngasse 13) ist jeden Montag und Donnerstag von 10—2 Uhr dem Publikum zur Besichtigung geöffnet und man kann den Eintritt nicht warm genug zu vieler Besichtigung empfehlen.

In drei Sälen sind unter Glasrahmen von oben bis Bilder der alten Meister theils an den Wänden aufgehängt, theils auf Staffeleien angebracht, einer Anzahl neuer Gemälde ist in einem abgesonderten Raume vereinigt. Der Catalog weist über 300 Nummern nach.

Für Italienische und die Niederländische Meisterschule sind am reichsten und würdigsten vertreten. In einem lebensgroßen Bildnisse des Doges Grimani von Tizian ist ein Stück Weltgeschichte aufgezeichnet. Der Doge steht in der von den Schultern schweren Purpur umhüllten Gelehrtenpracht, erregt vor Scorte einen „Magdalena" und „Bildnis von Antonio von einem Gemälde kennt" der venetianischen Meister angeschrieben.

Von Antonio de Pietro Perino Vecchio und Bonifazio's Bildern und „Heilige Familie" entgegen in dem Bilde auf Tizian mit lebensgroßen Figuren, ist ein schönes, das Bildnis Leonhard, und der zu Meister kennt so wenig empfangen werden, obwohl es ein während jungfräuliche Marien-Gegenstand nicht um „Heiligen Sebastian" von Giovanni, ist schön ist ein „Heiliger Johannes" von Tizian, und in einem Bilde von Paolo Veronese mit dem Christkind auf einem architektonischen Sitze sehr, tritt und die Manier seines Meisters in sehr schöner Ausprägung entgegen.

Niederländisch tritt die Holländische Schule ohne Vorherrschen auch auf der Wahl getreten. Von einer Italienischen Güte sind ein Weib, in der Hand einen Spiegel, ein Schweine. Auf der engen Thür der Hütte prangt ein Kalb, der eine andere

folg. Zum Kölner Dombau brauchte man etwa 600 Jahre, um sich wahrhaftig im Grabe zu über- [illegible] Nur ein Haus in Berlin braucht so [illegible]

Ingres ist ein [illegible] von Duft, heimlich anmutend wie Musik von Bach. Zwei Herren und eine Dame, die Karten spielen, lebendig treten die lebensgroßen Figuren aus dem Bilde Cranachs heraus und in ihrer eigene Sphäre musizierend, verhält eine seltsame Naturwahrheit spricht aus „dem Dudelsackspieler" von Piccinnacci ein „Page" von Lancrette, ein „Opfer Mariä" von Johann van Eyck, eine „Betende Frau" von einem Kölner Meister, eine herrliche Landschaft von Kaspar Poussin die leider durch Restauration gelitten hat, „Walter Tell" von Overbeck, die Gegel des „Nacht" des Correggio von Annibale Caracci, ein unvergleichlicher Nachtrab. Das Brustbild einer alten Frau mit zum Gebet erhobenen Händen, ziehen die Aufmerksamkeit auf sich. Der stärker aber befällt ein Bild von van Hegde. Der Künstler sitzt vor der Staffelei mit dem Rücken gegen den Beschauer gewendet und malt auch dem schönsten Modell, das in einer Frau, die ein Buch in der Hand und Pinselinstrument unter dem Arme hält vor ihm steht. Die von der Seite einfallende Beleuchtung und die Perspective sind von wundervoller Wahrheit und Wirkung, das Ganze ist mit der größten handwerklichen Sicherheit und Akribie behandelt.

Die Spanische Schule glänzt durch zwei Murillo. Auch sind recht viel und gut erhaltene Arbeiten von „Christus am Kreuze" vorhanden, aber ein volle endgiltigen Urtheil geht aus dem ergebenen, allzusehr strebenden und übermüthigen Schmerz im entzückenden Angesicht des Heilands aus.

Das zweite Werk [illegible] war ein Mädchen [illegible] ein Glasgemälde Kunst war. Mit Recht könnte man sagen, es sei der Schlaf selbst, der Schlaf der Unschuld. Ein wahrer ist das gelungene Werken, die unbewußte Befangen des Schlafs in seinen Zügen ausgedrückt.

Zwei Bilder von Rubens, ein großes „Kind segnet Jakob" und ein kleineres „Ein Kentaurenden Pflegelpt" kennzeichnen den bedeutenden der Neapolitanischen Schule angehörigen Meister.

Die Gartenlaube mag ein sehr großes Bilderblatt in 24 Abtheilungen mit der Jahreszahl 1344 auf Holz gemalt mit Goldgrund. Erwähnung finden [illegible] Bonnet auf einem alten Kloster bei Padua.

Die künstliche Befruchtung des Getreides.

Im Sommer 1881 haben wir amtlich constatirten Erfolge einer neuen Methode, der künstlichen Befruchtung des Getreides, die Aufmerksamkeit der Sachverständigen und der Laien auf sich gezogen. Die künstliche Befruchtung der Pflanzen ist seit langer Zeit bekannt; wir verdanken ihr jene Fülle der Blumenracen, der alljährlich in Hunderten von Varianten auftritt, die Form, Farbe und Größe der Blume je nach Belieben verändert. In welcher Weise man die Gurgeln und Knollen der Rosen aus [illegible] Zwiebelchen gebracht. Auch auf diese muß mit Rücksicht die Aufmerksamkeit der zu veredelnden Pflanzen gerichtet werden, wenn sie von Erfolg sein soll, von [illegible] Sämmlingen aber Varietäten werden sich vielleicht nur selten bis acht brauchbare Pflanzen gewinnen lassen, diese aber müssen dann für ihre Species unausbleiben sein. Da wurde aus der Heilpflanze und dem Heilmittel unser Lieblingsblume, die Hyazinthe und der Prinzessinnen gezogen.

Die künstliche Befruchtung bezweckt daher nicht nur die quantitative Vermehrung der Früchte, sondern auch die Veredelung der Qualität.

Diesen Grundsätzen folgend, versuchte ein französischer Landwirth, Herr Hoschrend, auch das Getreide einer künstlichen Befruchtung zu unterwerfen, wie ihm endlich gelungen zu sein scheint. Er rät zunächst zu einer nicht zu dichten Aussaat, damit es dem Samenkorn nicht an Raum fehle, sich zu entwickeln und die Luft wie der Erde ihre günstige Einwirkung gewähre. Die wichtige einzelne Blattentwickelung bei, erhält voraus, daß die Herbstsaat gewöhnlich besser ausfällt als die Frühjahrssaat. Der erstere hat vollauf Zeit, sich zu entwickeln, während der ganze Vegetationsbereich der Frühjahrssaat so knapp ist, um ihr in Wurzel und Halm eine kräftige Entfaltung zu geben. Das Getreide hat zwei Bildungsphasen, die sich voneinander scheiden: die Ausgangung der Wurzel, der Blätter, des Strunks und die der Aehre, welche ihre Nahrung aus den ersteren zieht und ihnen ähnlich sich kräftig oder schwach entwickelt. Die ganze Entwickelung hat nur ein Ziel: die Aehre; in den Körnern ruht die Zukunft der Gattung. Ist die Pflanze vollkommen organisch entwickelt, so sieht sie auch auf den Halt ein, äußerliche Elemente an sich und führt sie der Aehre zu vollendeter Entwickelung zu.

Ist nun aber auch Bedingung, Nahrung und Ernährung regelrecht vollzogen, so wird doch alle Mühe vergebens sein, wenn die Periode der Blumenbildung ungünstig verläuft; diesem liebenswerthen möglichst zu begegnen, darauf richtet sich das Versuch der künstlichen Befruchtung. Jeder Landwirth und vielleicht auch der Laie, wird behaupten, daß es genau wisse, wenn das Korn in Blüte getreten, aber er irre sich nur mit seinem Urtheil. Denn während man noch einer Richtung geht, scheint das Korn in voller Blüte zu stehen, während man in der entgegengesetzten Richtung noch wenig von der Blüte sieht. Es kommt daß daher, daß in einem und demselben Moment jene Aehre zum Theil befruchtet ist, zum Theil nicht. Hier ist die Regel festzuhalten, daß die Aehren, welche nach Süden oder Süden stehen, zuerst, die nach Westen oder Norden stehenden zuletzt befruchtet werden. Man muß daher genau jenen Zeitpunkt abwarten, wo die Aehre auf den verschiedenen Seiten den möglichst vollständigen Grad der Befruchtung erreicht hat.

Auch in der Pflanzenwelt ist die weibliche Befruchtung der männlichen vorauf, indem der Staubbeutel der Blüte zur Befruchtung bereit ist, ehe der Blumenstaub, der weibliche bewirken soll, so weit gereift ist. Der Staubweg aber ist viel empfindlicher als der Blumenstaub der Staubfäden, daher wird Regen, Nebel, Tau, ein nicht zu kleines Insekt, das sich vom Staubweg nährt, die Befruchtung verhindern; denn der Honigsaft, der sich an dem unteren Theile des weiblichen Blütenstaubes befindet, ist dazu bestimmt, den befruchtenden Blumenstaub aufzunehmen und ihn zur Fruchtbildung zu führen, wie sich der Kranz bildet. Schade, daß diese Organe nicht mehr verbunden sind, weil der Blumenstaub seine befruchtende Wirkung auf den Staubweg ausübte. Der Blumenstaub an sich ist so kräftig organisirt, daß er sich Jahre lang erhält, ohne in dieser langen Zeit irgendwie von seiner befruchtenden Wirksamkeit zu verlieren.

Um diesen Unvollkommenheiten soviel möglich vorzubeugen, daß er an einer Linie von etwa 20 Meter Länge eine starke weiße Kranze hervorbringen soll, wird mit Honig bestrich, um vermittelst der schwarzen Ameisen zu erregen, von der Narbe einzelne der Blüte schon gebliebene Kranze zu entfernen. Auch hier beim Getreide bestätigt sich die Beobachtung, daß der Blumenstaub der entfernteren Pflanze kräftiger als der derselben Familie wirkt, denn jede Pflanze mit ihren Aehren repräsentirt hier eine Familie. In beiden Gärten stand 20 Meter breiten Kreis von Hanfsamen von zwei Arbeitern der betreffenden Kranze, in der Weise, daß die eine Hälfte, aber eine halbe Elle lange Kranze die Aehren berührte und die Kranze für gleichen Schritt gebrat, aber auf Aehrenkreis Kreisen, während auch zwei Kranze an jedem Kranz mittelst zweier Stäbchen eine horizontale Bewegung hin und zurück, von links nach rechts und umgekehrt hervorbrachten, indem auch die feinen Aehren kleine Kranze leicht abschüttelte und durch regelmäßige Bewegung die Blumenstaub gleichmäßig verbreitet. Um der Kranze genügende Schwere zu geben und ihre Bewegung zu begünstigen, wurden Bleikugeln in der Mitte von Rohrstäben hin und wieder an den Enden befestigt. Die möglichst günstige Witterung war Experiment, daß erst mal geht man von Osten nach Westen, weil die nach Osten gerichtete Seite der Aehre dort am ersten zur Ausbildung gelangt. Nach drei Tagen geht man von Westen nach Osten und ein drittes mal durchstreicht man die Zeit nach Gutdünken, somit ist die Befruchtungsoperation vollendet.

Auf der Domäne Gilbert des Herrn Inspektor bei berühmten Champagnerlieferanten, wurde in diesem Sommer auf einem Getreidefelde von 80 Hektaren (1 Hektare = $3^1/_4$ Morgen) die vorbeschriebene Methode ausgeführt. Im Herbst hegt sich eine Gesellschaftsjagd, unter ihnen auch Herr Baron, der berühmte Naturforscher, nach der Domäne Gilbert, unter ihre Augen wurde das Getreide gemäht, gebunden und eingefahren, die Gebäude waren auf der Quadratrute nicht kaufbar befruchtete Aehren 16 Kilogramm, 1 Kilogramm = 2 Pfund, auf der Quadratrute kaufbar befruchtete Aehren 25 Kilogramm, auf der Quadratrute nicht kaufbar befruchteter Weizen 24 Kilogramm, auf der Quadratrute kaufbar befruchteter Weizen 11 Kilogramm. Mithin hatte die kaufbare Befruchtung über die Hälfte Mehrertrag geliefert und zwar von schöner Qualität. Tabellen darüber werden nun demnächst noch bei Gerste, Hafer und Hülsenfrüchten mit deutlichen günstigen Erfolgen vorgelegt werden. Der Beweis der Zuchtbedürftigkeit des neuen Erdreichs hat durch diese geringen Kosten noch immer auch überzeugend große Vortheile gebracht, wurde von der Commission anerkannt und bestätigt, daß auf allen Präsentirtellern und Hauptgütern die Kranze zur Nacht aufhängen sollten, um die Fruchtbarkeit in den Staat zu legen. Es ist zu wünschen, daß dieses Verfahren allgemeiner Gebrauch entsprechen zu lassen.

Das Theater in Edinburgh.

Von einem Gaste.

[illegible] Einen Abend besuchte ich das Theater in Edinburgh, da es gehört hatte, daß der berühmte Schauspieler Charles Kean mit seiner Gattin auf einer Gastreise sich aufhalten sollte. Es war Montag. Er als Hamlet. Meine Wirthin begleitete mich, denn eine Dame darf hier nicht ohne Begleiterin in das Theater gehen, und die Begleitung eines Bruders ist dem einzigen Schutze angemessen.

Das Theater in Edinburgh ist ein schönes altes Gebäude mit engen, hölzernen Gängen, worin die Aufseher der Feuergefahr erhöhen und in Gedanken aufkommen müssen, wenn sie es nicht vorsätzlich thun, sich dort zu bücken und zu verbrennen. Das erste war gleich Klang machen ließ, denn der Gedanke daran ist in dieser puritanischen Stadt nicht für religiöse und Theater zu besuchen. Die wenigen Damen, welche zugegen waren, erschienen in einfacher Toilette, auch nicht in geschmackvollen Toiletten, einige trugen Shawlartige Garibaldijacken und schwarze Hüte im Haar.

Das Parterre war mit einem Publikum gefüllt, das der unteren Volksklasse angehörte. Es befand mich auf Minuten, die in ihren Arbeitskleidern aus Werft gekommen waren. Die Abendkleidung ging lustig im Kreise umher. Einer der Herren machte sich besonders bemerkbar, er saß in einer Loge der Bühne, in der unteren eines kleinen Hutes, den er immer fällt und nach allen Seiten hinrichte, das Spiel schien er nicht immer sprach unaufhörlich mit lauter Stimme, man gebot ihm oft Ruhe, aber er lachte nur darüber. Indem ich meine Aufmerksamkeit unaufhörlich diesen Vorgängen widmete, die mir

in einem Theater ganz neu wurde und mich zum Lachen reizen, weinen zu Thränenausbrüchen auf der Bühne über Wirkung für mich

Die Tragödie war für Shakespeare, wie ich glaube, nur Object zu Bühne seine ganz richtig war, seinen Schauspielern

Karl Gutzkow's

Dramatiſche Werke.

Dritter Band.

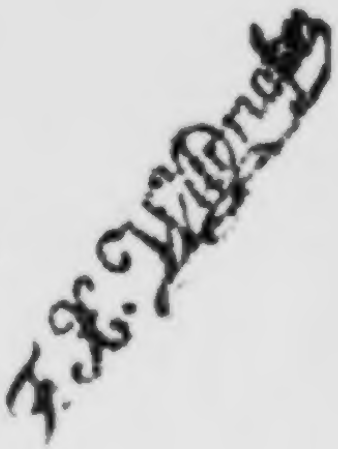

Ein weißes Blatt.
Zopf und Schwert.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1844.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Vierte Folge. Zweiter Band.

Unterhaltungen

am

häuslichen Herd.

Herausgegeben

von

Karl Frenzel.

Vierte Folge.

Zweiter Band.

Leipzig:

F. L. Brockhaus.

1864.

Inhaltsverzeichniß.

I. In gebundener Rede.

Aus Thomas Moore's „Irischen Melodien“. Von Julius Rodenberg. I. Schlaf mit du Liebe! II. Wenn [illegible] — III. Jch hab' ein Geheimniß — [illegible]

Nacht auf dem Meer. Von A. Cesarro

Gedichte aus dem Ungarischen des Alexander Petöfi. Von A. Cesarro. I. Dichter und Roß. 2. Lied im Kellerhause. 3. An den [illegible] Komödie. 4. An die Tapfre!

Im neuen Hafen. Von Friedrich Hebbel

Gedichte von B. Baltz. I. Einsamkeit. 2. Vor [illegible] Fenstern. 3. Ode

Bilder in Schwarz. 1863

Gedichte von Hermann Lingg. I. II.

Gedichte von Otto Roquette. I. II.

Jesus Sirach. Gedicht von W. A. Wenckert

Gedichte aus dem Schwäbischen. Von Otto von Leixner. Die Mutter von Ballenhausen. Die Schwäbin über der See

Heide. Gedicht von Karl Stieler

Vier Abendgedichte. Gedichte von Karl Stieler

Gedichte von Hermann Kletke. 1. Du weißt. 2. Am Meer. 3. Der Schmetterling

Lied und Tanz. Gedichte von Otto Roquette

Gedichte von M. Beltzner

Heidelberg. Gedicht von Ernst Hörrenberg

Gedichte von Hermann Kletke. 1. Der Hirte. 2. Gottlob!

Sommerlieder. Gedichte von Karl Altenhofer

Sommerlied. Gedicht von Otto Roquette

Die beste Nachtigall. Gedicht von Otto Roquette

Ein Wiedersehen. Von Karl Stieler

II. Erzählungen.

In den Lagern von Schwaben. Erzählung von Karl Frenzel

Schwäbische Skizzenbücher. 1. Jesus und die Kinder. 2. Vom Vogel Greifenklau. 3. Der Herr Oberst. 4. Jesus und die verwunschene Jungfrau. 5. Der Arzt im Vogel. 6. Spukhaus und Spukhausen. 7. Der Bauer. 8. Jesus und die Hexe. 9. Der Pfarrherr von Kalkofen. 10. Der Pfarrherr im Walde. Von Alfred Meißner

Der Zollbeamte. Novelle, erzählt von Elise Polko

Der Verbannte. Novelle. Von Elise Polko

Der Wallfahrer. Novelle von Theodor Hänig

Der Geiziger Don Felipe. Eine Novelle von Paul Heyse

Eine Jugendgeschichte. Novelle von Rudolf Gottschall

Die seltsame Jahrt Hilger Dahl. Humoreske in drei Kapiteln nach einer westfälischen Volkssage. Von M. Beltzner

Der Heimweh. Eine Geschichte aus früheren Jahren. Von Th. von S.

Blut und Gerste. Novelle von Adolph Wilbrandt

Im Pfarrhause. Erzählung von Fr. Friedrich

Aus einem Kinderleben. Von Carl Hoss

Das Vermächtniß Hans. Nach einer wahren Begebenheit von E. v. Wolff

Der Irrweg Mai. Novelle von Arthur Mail

Perlenfest. Erzählung von Hans v. Hammerstein

Der Nebelfee. Von Heinrich Leuthold

III. Lebensbilder und Skizzen.

Jacob Paul und sein Frauen. Von Ludwig Hetzel

Deutsche Schulzeit. Von Friedrich Hoffmann. Von D. Müller

Schlemmereien und Mysterien aus alt Straßburg. Von Moritz Horn. 1. Die Fastnacht. 2. Kellerei. 3. Metzgerzunft. 4. Weinkeller. 5. Der Kirchhof. 6. Der Weinkeller. 7. Weinpatrone

Mainzer, der Buchdruckerkunst und Dichter

Der Mann mit der eisernen Stirn. Von Karl Bienenfeld-Stein

Die geschichtliche Entwicklung der Schulmeister. Von Hugo von Maltitz von Karl von Lindenschmit

Literarische Erstlinge. Plauderstudien von Heinrich Laube

Deutsche Sprichwörter. Von A. H.

Friedrich Hebbel's letzte Lebenstage

Moderne Schauspielerin und ihr Entdeckungsweg. Von Karl Bienenfeld-Stein

Ein deutscher Kunstler aus dem Reformationszeitalter. Von Georg Hiltinger

Literarischer Tagesbericht. Von C. Schreiber

Deutsche Lyrik 1863. Von H. Hagenbach

Seite

Eine Patrone. Skizze von Heinrich Lomnes 771—775
Eine Hexe in Schwaben. Von P. von Rich 786—792
Umsturz der Bürgerfreude. Von Karl Hermann-Strela 817—832
Was bringt da mir? Von Karl-Hermann-Strela 971—1010
Ein Gott der Bücherliebe. Von Ludwig Gabriel 986—992

II. Stimmungen und Richtungen der Zeit.

Im weißen Rößl 17
Berliner Briefe. Im neuen Kaiserhof. Von Otto Ernst. Aufführungen. Im Opernhause. Im Schauspielhaus. Im Theater des Westens. Im Metropol-Theater. Auf der Berliner Bühne. Von Theater. Neue Theaterstücke. Im Deutschen Theater und im Kleinen Theater. Reinhardt. Gastspiel. Max Halbe. Neue Theaterstücke. Gastspiel. Wiederholungen. Schauspielhaus. Wiederholungen. Schauspielhaus. Wiederholungen. Schauspielhaus

Seite

Nordlicht. Von Friedrich Lampert 751—771
Das Schwinden der Bäume in Böhmen 836—837
Thier- und Menschenleben in Australien. Von Wilhelm Gerstäcker 852—855
Nach San Francisco. Aus einem Briefe 856—860
Monaco 937—958
Gebräuche in den griechisch-albanesischen Colonien Siciliens 953—970
Eine Nacht in den Straßen von London. Von Theodor Fontane 962—971
Nachklänge aus der deutschen Vorzeit. Von Hans Wenzinger 1032—1056

VI. Geschichte.

Daniel Manin 97
Der Tod des Märtyrers von Kyrenaika. Ein Bild römischer Grundherrschaft. Von Nathan Reich 121—145
Ein Portrait von Bauernfeind. Von Dr. H. Hirschfelder 166—191
Graf Moritz von Sachsen 225—250
Aus dem Leben Washington's 297—299
Hat Amerika den Alten bekannt? Von A. Gottfriedsen 331—334
Die vier Georgs von Ibankreon. Von Amalie Pölitz 353—372
Die Brüderbrüder. Von Heinrich Asmus 396—410
Das Nationale Plakat. Historische Skizze von Julius Hagen 409—432
Das Gastmal, der Zeitgeist von Spanien 511—515
Die Judenschaft. Eine Erinnerung aus dem siebenjährigen Kriege 1760. Von Walther von Arnim 529—554
Zur Geschichte des Postwesens. Von A. Philippson 650—673
Der Schwedische Reichstag 696—706
Zur Geschichte der Arzneimittel. Von Dr. Hugo Schramm 712—753
Eine folgenschwere Thorheit. Von Georg Hesekiel 730—744
Ein deutscher Prinz unter den Indianern 802—806
Juan de Gallos und Don Pedro der Grausame von Portugal. Von Dr. Hugo Schramm 907—912
Karl Marvell. Ein englisch-deutsches Zeitgemälde von Karl Biberfeld 928—962
Das Begräbnis eines Königs 1024—1030

VII. Der Mensch, sein Wesen und Bestreben.

Die Farben der menschlichen Haut 52—54
Der Mensch, sein Werden und sein Gemeinschaft 54—96
Geburt und Tod 385—416
Ueber die Macht der Phantasie. Ein Beitrag zur Psychologie. Von Karl Biberfeld 529—527
Der Mensch und die Gesellschaft 673—674
Welche Gefahren verwandeln den Menschen? 698—699
Anpassungsfähigkeit und Gefangenschaft 901—904
Mimik Betrachtung 1057—1059

VIII. Die Erziehung.

Einige Zeitfragen der deutschen Erziehung 281
Die Volksschule — ihre Noth und ihre Heilmittel 913—919

IX. Philosophie.

Auguste Comte und der Positivismus 104—138
Glaube in St. Martin 355—356
Ueber den Adel der Seele 413—416
Von der Betrachtung des Tragischen in der Poesie. Von Karl Biberfeld 472—474
Ueber den Begriff des Lächerlichen in der Poesie. Von Karl Biberfeld 550—552
Schwartz, Strauß, Renan 557—568
Die heilige Sage und die Wissenschaft 735—736
Erinnerungen als Staatslehrer für die Gegenwart 791—799
Sprachforschung und Darwinismus 977—980

X. Lebensbezüge und Lebensbedingungen.

Das Beleuchtungsmaterial der Vorzeit 139—140
Das Glück des Lebens 211—216
Die meteorologisch-nautischen Observatorien 219—229
Statt Riga — Grönland 240
Die Luft- oder Rohrenpost in London 379—380
Photochemie 478—480
Das Gartenleben 545
Unsere Nahrungsmittel 777—778
Gesetzliche und freiliche Gemeinschaften des Lebens 799—803

XI. Allgemeine Naturbetrachtung.

Das Alter der Natur 497
Die Naturwissenschaft in der Jugend 135—136
Zeitbetrachtungen. Von Wilhelm Gerstäcker 340—343
Naturforschung und Naturlehre 680

XII. Die Nachtseiten der Natur.

Ueber das Vorausempfinden der nordischen Völker. Von K. P. 190—209
Der Gespensterglaube. Von Franz Graetzel 233—254
Sonnenfinsternisse und Mondfinsternisse 815—816
Die Macht der Gewohnheit 877—879

XIII. Das All und die Himmelserscheinungen.

Ist der Mensch Nebelrest? 283—319

XIV. Pflanzen- und Thierwelt.

Die Kuh in der Dichtung und in Natur. Ein Beitrag zur Kenntniß der Pflanzenwelt. Von A. E. Fränkl 130—135
Die Thiere und Pflanzen des Gletscherpflanzen 178—179
Die Schwalbe. Ein Schwanklied aus der Natur. Von Karl Bad 286—288
Die Thiere des Waldes 305—306
Die Perle. Ein Naturbild von Karl Bad 510—512
Die Kaiser Tafeln 599
Die Birke. Ein Naturbild von Karl Bad 793—795
Die Eiche. Ein Naturbild von Karl Bad 952—954

II. Sprache und Geschichte der Literatur.

	Seite
Joseph Hillebr	56
Theodor Parker	59—60
William Makepeace Thackeray	115—116
Honoré von Balzac. Von Clara von Glümer	126—133
Ein Handbuch zur Geschichte der Literatur	140
Der „Simplicissimus“	155—156
Alexander Pensa	217—240
Noch ein Urtheil über Jean Paul	255—256
Der „Ungarische Simplicissimus“	275—295
Die Sprichwörter	455—456
Die Thierfage. Von C. Schnaase	467—470
Die Lustspiele des Terentius	474—478
Shakspeariana. I. Shakspeare und Anna Hathaway. II. Shakspeare als Hochschüler. Die Parze. III. Shakspeare's Denkmal und Todtenmaske	521—525
Die Nationalrassen	574—576
Ein Versuch der Liebe. Von E. E. Hahn	601—606
Zur schwäbischen Nationalliteratur	606—608
Die Naturwissenschaften in Deutschland während des 17. Jahrhunderts	618—620
Deutschlands größte Dichterin. Eine Skizze aus der Jetztzeit	634—636
Goethe's Novellen	655—656
Faust und Voltaire. Von Richard Genée	686—708
Briefe an Ludwig Tieck	754—760
Das Jubiläum Aristophanes' des Perikles	835—836
Die Lustspiele des Plautus	873—876
Deutsche Herzen. Erinnerung an zwei Todte	1017—1019

III. Kritisch-ästhetische Miscellen.

	Seite
Friedrich Hebbel	15—16
Der Teufel im deutschen Sprichwort	173—174
Lustspiel	196
Historische Romane	239
Bücher und Leben	240
Hebbel-Feuerbach's Correspondenz	256
Universitätsstudien	399
Freie Schulung	400
Englische Romane	400
Neue Jugendliche Erzählungen	395—396
Victor Hugo über William Shakspeare	431—436
Neue Gedichte	436
Schriftsteller und der Gesellschaft	440
Deutschlands Lyriker und Novellisten	440
Schwerpunkt	440
Neue Poesie	595—596
Zur deutschen Bühne	596
Shakspeare als Lehrer der Menschheit	601
Neue Romane	639
Zur Unterhaltung	640
Joseph von Eichendorff	715—716
Der Rhein und die Dichter	717—718
Reiseliteratur	720
Dichter-Kerze	758—760
Für das Jahr 1865	840
Zur Voltaire	880—880
Adolf Stahr über Kleopatra	854—856
Sammelwerke	880
Aus deutschen Staaten	895—896
Die Berliner Oper	915—916
William Bryant	916
Für die Winterabende	920—960
Die epischen Gedichte Karl Beck's	935—936
Iwan Turgénjew	960
Kalender für 1865	960
„Braunschweig“, ein Roman von Bradvogel	976—980
Für den Weihnachtstisch	980—1020
Das deutsche Lied	1016
A. Stahr	1020
Literarische Uebersicht	1020—1040

VII. Schöne Kunst.

Aus der Heimat Böttcherischen Blumen	19—20
Zur Geschichte der Malerei	76
Kunstwerke und Gelehrte	320—360
Die Künstler aus der Kunstschule	398—414

VIII. Bühne und Musik.

Zur Geschichte des Theâtre français	117—119
„Montjoye“, eine Komödie von Octave Feuillet	159—160
Eine deutsche Shakspeare-Gesellschaft	160
Der Gesang als Bildungsmittel	320—339
Zur Geschichte der Musik. Von Alexander Meyer. I. Die Musik bei Barbaren. II. Die Musik bei Griechen. III. Die musikalischen Kirchentonarten. IV. Die Entwickelung der harmonischen Musik. V. Die theoretische Entwickelung der Musik	350—370
Zur Geschichte des deutschen Dramas	435—436
Deutsche Lustspiele	780
Das Hoftheater zu Wien	879—880

IX. Zur Kunst des Lebens.

Aus dem Leben für das Leben. Von Agathon Keller	436
Lebensblicke von Ludwig Bamberger	676—726

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 1.** Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. I. — Jean Paul und die Frauen. Von Ludwig Geiger. — Aus dem Bogen. Von Friedrich Lampert. I. — Johann Hebel. — Aus Thomas Morus's „Utopien". Von Julius Rodenberg. I. Schlage mir die Hände! II. Vom Gastlichen recht. — Vielerlei. Zu unserer Feier. — Für Elementarlehrer. Aus dem Tagebuch einer Lehrerin im französischen Kriegsjahre. — Aus den Briefen Barthold Georg Niebuhrs.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

I.

Allons enfants de la patrie ...

Mächtig, von kräftigen jugendlichen Männerstimmen gesungen, brauste das Sturmlied der Französischen Revolution über die Landstraße. Einem Trupp Freiwilliger voran, die in dem Heer an der Nordgrenze gegen Oesterreicher und Preußen zogen, wirbelten die Trommeln. Alle noch jugendliche, schlanke Gestalten, manche kaum dem Knabenalter entwachsen, in zerrissenen Schuhen die einen, andere barfüßig, mit schlechten Kleidern auf den Schultern; der da schwang einen Säbel, den vielleicht der Großvater auf ihn vererbt, diese führten nur Piken als Waffen; der Aelteste von ihnen hatte unter Rochambeau den Krieg in Amerika für die junge Republik im Westen mitgemacht und trug noch als blutrothe Narbe den Säbelhieb eines englischen Dragoners im regsigen, schweißdurchfurchten Gesicht. Lustig über sie hin, in dem Morgenfrühlingshauch eines Aprilmorgens, flatterte die dreifarbige Fahne — eine Begeisterung, ein frischer Zug in ihnen allen, als hätte sie vielleicht Glut aus dem Vulkan, den wir jetzt die Revolution nennen, angehaucht, wie berauscht von dem Schlachtentumult, dem sie entgegenzogen, von dem Liede, das sie sangen.

Ja wohl, eine berauschende Weile, wie es weder vor ihr noch nach ihr eine auf Erden gegeben, berauschender als der edelste Wein, als höchstes Glück und seligste Liebe zusammen — eine Weile, die aus Menschen Dämonen macht.

Auf dem Hügel, an dessen Fuß die Freiwilligen vorüberziehen, hält die Postkutsche, die eben seinen Gipfel erreicht hat, still. Der Postillon knallt mit der Peitsche, die Passagiere öffnen die schwerfälligen Thüren des alten Wagens und springen heraus. Es sind mehrere Männer und ein junges Mädchen.

Ihre rothen Mützen schwenken die Männer. „Es lebe die Republik!" rufen sie den Freiwilligen zu. „Keiner als Sieger heim!" „Erobert die Welt für die Freiheit und Gleichheit!" „Treue", sagt der Aeltliche der Passagiere, der eine rothe Sammtweste und darüber eine silberne Uhrkette trägt, mehr zu den Umstehenden als zu den unten Vorübergehenden, „an Hannibal und seine zweihundert Spartaner!"

„Aber, Monsieur Grellier", meint ein kleiner magerer Mann, der neben seinem breitschultrigen und behäbigen Freund eine traurige Rolle spielen würde, wenn er nicht so beweglich, leichtfüßig

und galant wäre wie die frühern Marquis im Schlosse zu Versailles, „der König der Spartaner hieß Leonidas und Hannibal war ein schwarzer Afrikaner!"

„Hannibal oder Leonidas", entscheidet der andere, „waren beide gute Jakobiner! Abgemacht! Du bist zu gelehrt, Bürger Bruneau, und ein halber Aristokrat! Weiter, Bursche, warum warst du auch Friseur bei der Herr, der Lamballe! ..."

„Nur bis zum Bastillensturm —"

Was sonst noch Bruneau zu seiner Entschuldigung sagt, erstirbt in dem wildjauchzenden Ruf der Freiwilligen: „Siegen oder sterben!"

Und noch einmal ein Trommelwirbel — „Allons enfants! Vorwärts!" befiehlt, mit dem Degen winkend, der Held aus dem amerikanischen Feldzuge, den die wollenen Epauletten als Offizier kenntlich machen. ... Unter den wildbrausenden Klängen erreicht die Spitze der Kolonne das jenseits der Judenstraße gelegene Gehölz. Der Lärm der Trommeln, der Gesang verstummt und verhallt allmählich in der Morgenfrühe — nun sind alle vorüber und hinter den Bäumen verschwunden. Nachdenklich mit seinen ernsten, stillen Augen schaut ihnen das junge Mädchen nach.

Der Mann mit der Sammtweste zieht seine Uhr. „In drei Stunden werden wir in Paris sein. Einsteigen, meine Herren! Soll ich Ihnen helfen, Bürgerin?"

Aber das Mädchen ist schon im Wagen, auf seinem frühern Platz und betrachtet, so viel es die blinden Scheiben der Kutschenfenster zulassen, in ruhiger Gleichgültigkeit die Landschaft.

Die Pferde ziehen an. „Vorsicht, Schwager!" warnt Meister Grellier. „Bedenk', der Hügel hat eine jähe Senkung und Ihr fahret die besten Patrioten in ganz Frankreich! Alles gute Patrioten!" Und er sieht sich im Kreise um. „Sie sind doch eine Republikanerin, Bürgerin?"

„Es lebe die Freiheit!" erwidert sie lächelnd — eine klangvolle, ernste, tiefe Stimme, die zugleich etwas Gebietendes, Ueberwältigendes und Rührendes hat.

Außer ihr befand die Gesellschaft, die sich in der Kutsche zusammengefunden, aus sieben Männern. Die meisten waren unterwegs aufgestiegen, nur einer hatte wie sie die Reise von dem Landhause in Caen in der Normandie bis hierher mitgemacht. Er war noch einsilbiger und verschlossener als das junge Mädchen; kurz und schroff hatte er alle Fragen abgewiesen, welche die Mitreisenden an ihn gerichtet; seine kriegerische Haltung, der finstere Blick seiner dunkeln, von buschigen Brauen überwölbten Augen, vielleicht auch die vierzig Jahre, die man in den tiefen Furchen seiner Stirn und um seinen Mund erkennen mochte, schüchterten die Fragenden allmählich ein. Im leisen Geflüster nur teilte Bruneau seinem Nachbar Grellier seine „unmaßgebliche" Meinung mit: der rätselhafte Fremde sei entweder ein Aristokrat oder, noch schlimmer, ein Spion Pitt's, der mit dem Auftrag nach Paris gehe, den Konvent in die Luft zu sprengen. „Halte an dich", ermahnte ihn darauf sein Freund und Nachbar — in der Straße, wo sie nebeneinander wohnten, hieß Grellier der Fleischer Goliath und Bruneau der Friseur David —, „bis wir in Paris sind! Paris ist die Stadt der Patrioten, da werden alle Komplote und Verrätereien entdeckt!" Inzwischen schien es ihm das Gerathenste, den Fremden genau zu beobachten. Damals lagen die Verschwörungen in der Luft. Jeder gute Patriot war auf der Jagde der Aristokraten. Zu den Adelichen und den Priestern, die den Eid auf die Verfassung weigerten, waren seit dem 2. Juni dieses Jahres noch die Girondisten gekommen. Traurig, daß nun einmal das Reich der Brüderlichkeit nicht auf Erden erscheinen will, nicht auf der Erde, die das königliche Blut Ludwig Capet's getrunken. Ja, was hilft's, daß die entschlossensten der Pariser im vergangenen glorreichen September auf Befehl des großen Danton die Aristokraten in den Gefängnissen zu Hunderten getödtet, da die neue Maschine des wunderlichen Arztes Guillotin damals noch nicht recht gehen wollte? Was hilft selbst die Schlacht bei Valmy, wo die Sansculotten die Husaren des großen Friedrich in die Flucht gejagt? Trotz der Reden des unbestechlichen Robespierre, die Tugend und die Brüderlichkeit sind noch immer nicht sichtbar. Merkwürdig, aber unleugbar, daß die einen noch wie vor den Wein von Bordeaux und die andern Wasser trinken. Und nun gar die eine unteilbare französische Republik! Sie liegt noch immer in blutigen Windeln. Armes Schmerzenskind des Volks, von heftigern Wünschen verfolgt als je ein Königskind! Bei seiner Geburt von Hoffnungen begrüßt, wie sie sich niemals an ein Ereignis auf dieser Welt geknüpft, welch kümmerliches Dasein fristest du jetzt! In jeder Stunde schwankst du zwischen Tod und Leben. Ungezählte Feindesscharen an allen Grenzen, die Bauern der Vendée im brüllenden Aufstand gegen den Konvent,

und diese Versammlung, welche das Vaterland retten soll, selbst in sich getrennt und zerspalten — wühlende Parteien, die das ungenähte Gewand des Vaterlands zerreißen möchten, um wenigstens einen Theil davon ihr Eigenthum zu nennen.

„Schlimmer noch als die Oesterreicher", sagt da einer der Reisenden, „sind diese Verräther, die Girondisten!"

„Sie wiegeln die Provinzen gegen uns Pariser auf. Hab' ich doch selbst die Worte des Schufts Isnard gehört: man müsse Paris zerstören und mit den Steinen die Seine zudämmen."

„Es ist schauderhaft, so etwas auszudenken! Paris verbrennen! Was ist die Freiheit und die Republik ohne Paris?"

„Als wir den Convent von den Verräthern reinigten und die Rädelsführer gefangen nahmen —"

„Das war ein gutes Werk! Hoch der Volksfreund Marat, der es begonnen!"

„Ja, wären nur nicht die Schändlichkeiten entkommen!"

„Sie sollen in Caen sitzen, der tolle Barbaroux an ihrer Spitze . . ."

„Und die Nationalgarden gegen Paris aufbieten . . ."

„Sind Sie nicht aus Caen, Bürgerin?" fragt mit einer plötzlichen Wendung Grellier, seine grauen Augen zusammenziehend, um ihnen dadurch einen schrecklichen Ausdruck zu geben.

„Nein, Bürger! . . ." Ein Erröthen liegt über ihr Antlitz und in ihrer Stimme zittert etwas.

„Ich bin aus Caen", antwortet der Fremde im gröbsten Ton und lenkt dadurch die Blicke aller von dem Mädchen ab. David Brunneau wird ganz Ohr. „Aus Caen!" murmelt er. Sein Verdacht ist Gewißheit geworden, er sagt einem Verschworenen gegenüber und eilig zieht er seinen Kopf zurück, aus Furcht, er könnte mit den Verdächtigen in eine verhängnißvolle Berührung kommen. Grellier indeß ist nicht zufrieden mit Vertrauensmann der Jakobiner: in seiner ganzen Länge richtet er sich auf und runzelt die Stirn.

„Im Namen des Vaterlands, Bürger, was geht in Caen vor?"

„Das will viel. Die Sperlinge fliegen nun in jedem Frühling um den Thurm der Stephanskirche. Aber, im Ernst, Bürger, am Sonntag war Heerschau in Caen. Barbaroux und Pétion waren zu Pferde und liegen die Nationalgarde am Stadthause vorbeimarschiren. Schöner Tag — ich meine die warme Luft und den Sonnenschein. Dahinter kam ein Bataillon Freiwilliger — und wie sie die Mützen schwenkten und „Es lebe die Republik! Nieder mit Robespierre! Nieder mit Paris!" riefen . . ."

„Abscheulich! Schändlich! Sie werden ihrer Strafe nicht entgehen! Als Gefangene werden sie in Paris einziehen!" lärmten die Passagiere untereinander.

„Ich versichere euch, Bürger" — und die Stimme des Fremden erhob sich über den Lärm — „es waren stattliche Leute und das Ganze ein prächtiges Schauspiel für die Feinde der Freiheit! Auf einem Schimmel mit ihnen der General Wimpfen voran; er hatte einen mächtigen Federhut auf dem Kopf, und auf der Brust, wo die Offiziere früher die Ordenskreuze trugen, eine große dreifarbige Cocarde. Er blickte so stolz umher wie Coriolan, als er vor Rom zog, und er hielt seinen Soldaten eine Standrede: in Paris säßen die Verräther, kein Stein von der gottlosen Stadt sollte auf dem andern bleiben . . ."

„Kein Stein! Habt ihr's gehört, Bürger?" schrie Grellier.

„In der Stadt, die ihren König gemordet —"

„Den König gemordet . . . Da merkt man die Aristokratenbrut!" äußerte der verschlagene Arbeiter.

„Die ganze Normandie ist in Aufstand", sagte der General; „die Bretagne und die Provence, Frankreich erhebt sich einmüthig gegen die Tyrannei des Berges . . ."

„Ich seh' ihn noch unter der Guillotine, diesen Wimpfen!"

„Beruhigt euch, Bürger! Die wahren Patrioten werden sich doch nicht vor solchen Possen fürchten? Sie verstehen so die Lust wie blinde Schüsse. Sie haben keine Kartätschen, glaubt mir! Und das ist's, was die Kanonen hat, dem arbeet die Welt! Der General spielt nur den Cäsarion und auch dazu ist er ein schlechter Schauspieler."

„Bürger", sagte Grellier, im Gefühl seiner Würde dem Fremden die Hand entgegenstreckend, „das Vaterland dankt Dir!"

Mit einer gewissen Verlegenheit entfernte der den Handdruck; erst bei es dem Arbeiter auf, daß er Hemdschuhe von dänischem Leder trug. Hemdschuhe trugen den Aristokraten oder doch antirepublikanische Gesinnung. David-Brunneau erinnerte sich der Zeit, da er selbst diesem eitlen Putz gefrönt, in seinem Herzen sang ein wehe-

schreckliches Gefühl auf, wie ein Bedauern — ja, wenn er nur gewußt, ob mit seiner Gegenwart oder Vergangenheit? Köpfe sind im Grunde Köpfe und Haare eben Haare, ob er die Prinzessin Lamballe oder die Geliebte Marat's, Simonne Evrard, die sich indeß lieber die Schwester des großen Volksfreundes nennen ließ, täglich frisirte, konnte das David Bruneau nicht gleich sein? O David, bei all deinem Patriotismus und Cynismus, bei dem Andenken an den 10 August 1792, wo du nach dem Tode der Schweizer so keck warst, in die Tuilerien zu dringen, und mit einer Lanze der Halle die Carmagnole getanzt hast, bei all deinen Reden über das Glück, für die Republik zu sterben, deinen Vermünschungen der Könige: was bist du doch im tiefsten Innern für ein unverbesserlicher Aristokrat! Wie seidenweich waren die Locken der Prinzessin und wie struppig ist das Haar, ein wenig ins Röthliche spielende Haar der Bürgerin Marat! Und in diesen wunderlichen Gedanken blickt er mit einem melancholischen Lächeln, das an Rousseau's Empfindsamkeit gemahnt, zu dem schönen Mädchen hinüber, dessen blonde Haarlocken unter ihrem Filzhut hervor auf ihre Schultern niederrollen. Unwillkürlich langen seine Finger an zu zucken, als suchten sie nach Kamm und Schere. ... Eine allgemeine Stille ist eingetreten, langsam schleicht der Wagen durch den tiefen Sand des Wegs. Im Morgenwind und Sonnenlicht wiegen sich die Wipfel der Bäume; weiterhin, in der Ferne dehnen sich Kornfelder aus; bald an einzelnen Gehöften, bald an Dörfern fahren sie vorüber. Jenseits taucht dann auch wie ein breiter Streifen Silber die Wasserfläche der Seine hervor. Auf den Feldern wird, je mehr sie sich Paris nähern, desto weniger gearbeitet; in den Dörfern stehen die Bauern in Gruppen flüsternd, lärmend vor den Wirthshäusern zusammen. Der Wagen muß langsamer fahren. „Woher des Wegs? Was mist ihr Neues? Ins ruhig in der Vorstadt? Wird's Schläge setzen?" So durcheinander tönen die Fragen an den Postillon, an die Reisenden. Eine sieberhafte Unruhe scheint alle aus den gewohnten stillen Kreisen des Lebens gerissen zu haben; vor ihnen gaukelt ein wunderbares Bild, eine Verheißung, undeutlich, verschwommen, aber sie doch nach sich ziehend. Die einen sehen es glänzend wie die Sonne, die über Feld und Wald emporsteigt, die andern durch eine Wolke von Feuer und Blut. Der rauschende Tumult und die Gewaltthat, die an der Hauptstadt schauten, haben sich allmählich immer weiter verbreitet: wie im Alterthum der Taumel der Bachanten und Mänaden jeden ergriff, der ihrem rasenden Zuge begegnete, so rauscht jetzt die Göttin Freiheit über Frankreich dahin; ihre Fittiche sausen, ihre Stimme klingt, mächtig, als ob alle Glocken in sämmtlichen Kirchspielen Frankreichs zusammenschlügen: ein schreckliches Wunderwesen; wer will sagen, ob es aus der Hölle oder dem Himmel stammt? Denn die Flügel der Morgenröthe, die es zuerst, im Sommer 1789, rosig und goldig umglänzte, sind schwarz geworden wie die Riesenschwingen des Dämons.

Aber wie auch die Menschen schwanken, die Natur ist dieselbe geblieben. Die Linden blühen, die Rosen duften; an den Bäumen und Feldern sind alle Wandlungen spurlos vorübergegangen.

Erfüllten viele Gedanken die Seele der jungen Reisenden, als jetzt die Kutsche vor dem Wirthshause in Meudly hielt und ihre letzte Rast machte? Während die Männer in das Gastzimmer traten und bald eine laute Unterhaltung begann, hatte sie von dem klare Wein, das ihr Bürger Bruneau mit unwiderstehlicher Höflichkeit anbot, einige Tropfen getrunken und sich auf der grünangestrichenen Holzbank unter der breitschattigen Kastanie niedergelegt. Der schwere schwarze Filzhut, den sie noch der Mode der Zeit trug, mochte sie drücken; sie nahm ihn von ihren starken blonden Haaren und legte ihn neben sich. Ueber ihr erstes Gesicht fiel der Sonnenschein. Dem träumerischen Blick, mit dem ihr Auge einem auf den Zweigen des Baums sich auschwingenden Vogel folgte, entstand ein schmerzlicher Zug, der zuweilen um ihren Mund zuckte. Aber wiederum verschwand plötzlich dieser wenige und schwermüthige Ausdruck ihrer Züge; sie wurden ken, entschlossen, als wären sie von Marmor oder Er Dann strahlte ein eigenthümliches Leuchten von ihnen, ein dämonischer Glanz, der in denen, die sie sahen, eine unbeschreibliche Empfindung, aus Furcht und Staunen gemischt, erweckte. Keiner von all ihren Gefährten war sicher vor diesem geheimnißvollen Widerspruch ihres Wesens empfing wurden als der junge Mann, der nun ihm eine Weile, ohne daß sie ihn bemerkt, in der Thür des Hauses stand und sie still beobachtete. Gestern, gerade beim Untergang der Sonne, hatte er auf einer Station die Kutsche bestiegen. Er kam von einem Landgut in der Nähe jenes Orts, das, wie er erzählte, einem seiner Verwandten gehörte, und kehrte nach Paris zurück

leicht und gefällig wußte er sich zu geben, sein Gespräch unterhielt und regte an; wie sehr er sich auch bemühte, jeden Schein einer höheren Bildung, der etwa seine Mitreisenden hätte verletzen können, zu vermeiden, er verriet sich doch bald sein größeres Wissen, seine feinere gesellschaftliche Form. Grellier, der überall Aristokraten witterte, beruhigte sich darum auch nicht eher in seinem Argwohn, als bis er den Namen des jungen Mannes erfuhr. Marcel Lecomte hatte keine Ursache, ihn zu verschweigen; galt in der ganzen Stadt war sein Vater als guter Bürger und Wohlthäter der Armen bekannt, er selbst Offizier in der Nationalgarde und bei dem Sturm auf die Tuilerien am 10. August 1792 von der Kugel eines Schweizers gleich beim Beginn des Gefechts verwundet worden. Harmlos, im Laufe der Unterhaltung, gab er viele Auskunft über sich selbst; er beseitigte so nicht nur den Verdacht des Aristokraten, er verschaffte ihm zugleich die beste Gelegenheit, ein Dutzend von seinen Heldenthaten an jenem Tage der Arbeit und des Werdens zu erzählen. Wer still für sich, mit halbgeschlossenen Augen wie der Mann im gelben Rock, Grellier's Prahlereien zuhörte, hätte glauben können, von der mächtigen Faust des wackren Schlächters wären sämmtliche Schweizer erschlagen worden und die Männer von Marseille, die Barbaroux herbeigerufen — „Männer, die zu sterben wissen" —, das Volk von St. Antoine und die Nationalgarde von Paris hätten, ohne Pulver und Gewehr zu rühren, diesem Schauspiel zugesehen.

„Ja, damals", hatte Marcel Grellier's Erzählung unterbrochen, „damals liebte Barbaroux noch die Freiheit und ich ihn! Wir waren wie Brüder — O Bürger, es war eine schöne Zeit, als wir noch alle einig zusammenzugehen, der Tuilerien entgegen und der Republik! Das ist vorbei! Barbaroux hat sich mit den Verräthern eingelassen ..."

Bei vielen Worten hatte ihn der erste Blick seiner Gefährtin getroffen, die ihm bisher stumm, die Augen niedergeschlagen, gegenüber im Rücken des Wagens gesessen, bei der Enge des Raums ihm so nahe, daß ihre Knie sich zuweilen berührten. Unter diesem langen, prüfenden, fragenden Blick lief ein leiser Schauer über ihn — ein Schauer, der ihn entsetzte und doch wieder so eigen berührte, daß er keinen Namen für diese Empfindung fand. Lauter schlug sein Herz; die Ahnung erfüllte ihn, daß in diesem Augenblick sein Los gewogen und unauflöslich sein Geschick mit dem jenes Mädchens verknüpft werde. Von ihr wußte er nichts, weder ihren Stand noch woher sie kam; er vermuthete nur, daß sie nach Paris ging; kaum hatte er ihr Gesicht noch gesehen. Und doch ward er während der Nacht den Gedanken nicht los: sie und du, ihr seid füreinander bestimmt, euch zum Segen oder zum Unheil, gleichviel, fortan habt ihr beide Ein Schicksal. Viel war sie schön — er bemerkte es nur so gut am andern Morgen —, von einer Schönheit, die das Herz entzückt und die Sinne verwirrt, deren Bild sich unvergeßlich der Erinnerung einprägt. Es wollte ihm nicht gelingen, ein längeres Gespräch mit ihr anzuknüpfen; formalisch ablehnend antwortete sie auf seine Fragen, und ernster in sie zu dringen, hielt ihn die Scheu zurück, die sie ihm einflößte, der Adel seiner Seele, der es unedel schalt, einem allein reisenden Mädchen Verlegenheit zu bereiten. Noch jetzt, auf der Schwelle des Hauses, konnte er zu keinem Entschluß kommen. Wie mächtig ihn auch das Verlangen vorwärts trieb, sie anzureden, Näheres von ihr zu erfahren, den namenlosen Gefühlen, die in ihm wogten, Ausdruck zu geben; ein Etwas fesselte seinen Fuß und lähmte seine Zunge. Und so wäre vielleicht auch dieser kurze Augenblick ihres Alleinseins verübergerauscht ohne Entscheidung, wenn nicht der Fremde im gelben Rock, der Mann aus Caen, eben aus der Thür habe treten und sich neben Marcel gestellt hätte. Vierzig Jahre und darüber liegen in seinem Gesicht und den Furchen seiner Stirn. Viel und mancherlei haben diese Augen, forschenden Augen beobachtet. Fest zusammen schließen sich die schmalen Lippen, zum Trotz und Widerstand, in einem eisernen Willen. Ein dichter schwarzer Bart verleiht dem Fremden zu dem alten noch ein männlicheres, muthigeres Aussehen; das ist einer, der den Stürmen des Lebens wie der Bosheit und den Tücken der Menschen unerschrocken die Stirn bietet, der die Furcht nicht kennt, aber ebenso wenig die Vergebung; es mag gut sein, ihn zum Freunde zu haben, aber noch gewisser ist es, daß er ein gefährlicher und unversöhnlicher Gegner. Dem jungen Marcel flößte die Gesellschaft des Fremden, der so unwillkommen und unerwartet, wie aus der Erde gewachsen, neben ihm stand, ein kühles Unbehagen ein, das er nicht zu rechtfertigen wußte, das ihn aber doch einen Schritt von der Thür zurücktreten ließ. Der andere schien es nicht zu bemerken; die Arme über

einandergeſchlagen, betrachtete er die müden Pferde, die langſam ihren Hafer verzehrten, als wäre dies Schauſpiel für ihn von beſonderer Anziehungskraft. Nur einmal ſchaute er zu dem Mädchen unter der Kaſtanie hinüber; zufällig hatte ſie das Geſicht nach dem Hauſe gewandt: ſo begegneten ſich ihr und ſein Blick. Gab es eine Beziehung zwiſchen beiden? Einen leichten und doch unzerreißbaren Faden hinüber und herüber? Haſtig ſtand ſie auf, ihren Hut in der Hand haltend, und entfernte ſich von dem Baum in die menſchenleere Straße des Hecken hinein. Dies wurde für Marcel zur Entſcheidung ſeines Schickſals. In dem Wahn, den ihm die Liebe eingab, ſie habe den Fremden, der ihm immer unheimlicher erſchien, zu fürchten, eilte er ihr nach; er war jetzt in der Stimmung, ſeine Neigung zu geſtehen, ihr ſeinen Schutz anzubieten.

Da ſie langſam ging, hatte er ſie bald erreicht.

Auf dieſer Seite der Straße lagen Gärten, durch Zäune, Hecken und Gitter von dem Wege getrennt. Darüberhin warfen Linden und Kaſtanien ihren Schatten. Obgleich die meiſten der Gärten nur aus Gemüſeanpflanzungen beſtanden, drang doch aus einigen der Duft von Roſen und Reſeda zu den beiden jungen Leuten, die nebeneinander, wortlos, ohne ſich anzublicken, dahinſchritten.

„Iſt es nicht thöricht", ſagte endlich Marcel, „daß wir den ſchönen Morgen und ſeine liebliche Ruhe mit unſern politiſchen Geſprächen ſtören und über unſern Streitigkeiten ſo ganz der Natur vergeſſen? Die reinſte Freude keimt doch nur aus ihrem Schoße! Ich glaube, Fräulein, es in Ihren Augen zu leſen, daß auch Sie von der friedlichen Stille und Schönheit um uns her entzückt ſind und den Duft der Blumen lieber einathmen —"

„Als die Lobſprüche des Convents", entgegnete ſie lächelnd. „Sie mögen recht haben, mein Herr, aber Sie können es einem Mädchen nicht verargen, wenn ihr ein ſchöner, einſamer Garten mit Lauben und Springbrunnen, der Wald mit ſeinem ernſten Frieden, das Ufer eines kleinen Sees beſſer gefällt als der Markt der Stadte, der Tummelplatz des Lebens."

„Da wird Ihnen Paris wenig Erfreuliches bieten! Wie die Sturmwellen über die Dünen, ſo gewaltig ſchäumt die Aufregung über alles dahin. Meine Aeltern ſtehen allein; der Vater iſt ſeit einem Jahre gelähmt: das führt mich zunächſt von der Feſtigung meines Obdachs zurück. Auch ich war dieſer beſtändigen Anklagen der Parteien, dieſes unaufhörlichen Bürgerkriegs müde geworden; aber ich begreife es nur zu wohl, in dieſen ſchreckensvollen Tagen muß der einzelne auf Frieden und Glück verzichten. Ob freiwillig, ob wider ſeinen Willen, er muß hinein in das Meer! Sieg oder Tod, wie vorhin die Freiwilligen ſagten, es iſt die einzige, gültige Loſung für uns alle!"

Ohne eine Bewegung oder ein Wort der Billigung hatte ihm das Mädchen zugehört. Als er ſo in ſeiner Rede innehielt und ſie noch immer ſchwieg, empfand er es wie einen ſtummen Vorwurf. „Vergeben Sie!" fuhr er fort. „Ich theile Ihnen meine Empfindungen mit und ſollte eher fragen, ob ich in irgendeiner Sache Ihnen nützlich ſein kann."

„Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, aber ich hoffe, mir in allen Dingen ſelbſt helfen zu können. Nehmen Sie es nicht für einen Ausdruck des Stolzes oder Uebermuths! Es iſt die nothwendige Folge deſſen, was Sie ſoeben ſagten. Wir ſind alle in einem ungeheuern Schiffbruch; jeder iſt auf ſich ſelbſt und die Planke angewieſen, die ihn trägt."

„Waren Sie ſchon in Paris?" Es drängte ihn, mehr von ihr zu erfahren.

„Niemals! Ich habe bis vor kurzem das ruhigſte und einſamſte Leben geführt, in einem Nonnenkloſter, auf dem Gute meines Vaters, im Hauſe einer Tante..."

„Und Sie wollen jetzt das friedliche Aſyl mit der Unruhe und dem Lärm der Stadt vertauſchen?"

„Mein Schickſal ruft mich."

„Und wenn es nur eine Laune wäre, der Sie folgten? Verzeihung, meine Fremdin! Aber es iſt mir, als müßte Ihnen alles widerrathen, Paris zu betreten —"

„Und in mir ruft alles ‚Vorwärts!' Wir weichen uns nicht. Und was wäre denn auch ſo Schreckliches in jener Stadt? Nicht all ihre Bewohner ſind im September zu Mördern geworden! Auch gute Menſchen wird es unter ihnen geben, Ihre Aeltern zum Beiſpiel, Sie ſelbſt." Wie ſie das ſagte, erheiterte ein Lächeln der Anmuth ihre ſtrengen Züge; ſie erſchien ihm verwandelt; das Prieſterliche und Unnahbare ihres Weſens hatte ſich in holde Mädchenhaftigkeit gewandelt.

Woher er den Muth genommen, wußte er nicht, aber plötzlich hielt er ihre Hand gefaßt. „Konnten Sie mir doch vertrauen!" bat er mit

sanfter Stimme, die vor Erregung leise bebte. „Anvertrauen, was Sie bekümmert, wenn ein Mißgeschick Sie verfolgt! Schelten Sie mich nicht zudringlich! Wer möchte einem so zarten und hülfebedürftigen Wesen, wie es jedes Weib im Kampf der Männer ist, einem Mädchen, das er auf der Fahrt mit solchen Männern" — er deutete verstohlen mit dem Finger nach der Thür des Gasthofs, an deren Pfosten noch unbeweglich der Fremde mit den unheimlichen Augen und dem schwarzen Barte lehnte —, „unter Jakobinern kennen lernte, nicht seinen Arm zum Schutz leihen?"

„Ist denn das Wort Schwäche auf meine Stirn geschrieben?"

„Nein, ein schlimmeres steht darauf: Mißtrauen!"

Wieder flog das sonnige Lächeln um ihre Lippen. „Oho, mein Herr, ich bin eine gute Republikanerin! Eines Tags werden Sie mich anders kennen lernen und besser von mir denken!"

„Besser?" Nun siegte auch bei ihm die heitere Lebensanschauung, die unbesorgt die Rose pflückt, die ihr entgegenblüht. „Das ist unmöglich, ich denke schon das Beste und Schönste von Ihnen, daß der Mann glücklich wäre, den Sie Ihren Freund nennen würden."

Ihr wurde die Antwort erspart, denn mahnend knallte der Postillon mit der Peitsche, die andern Reisenden winkten mit den Händen und Mützen. Großier erhob seine weithinschallende Stimme: „Berlit Euch, Bürgerin!"

Bei dem Einsteigen in den Wagen streifte Martel den Fremden —

„Hüten Sie sich!" zischelte ihm der ins Ohr, mit einer unmerklichen, aber nicht zu mißdeutenden Bewegung gegen das Mädchen hin.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Jean Paul und die Frauen.

Von Ludwig Hevesi.

Zwischen Dichtern und Frauen hat immer eine innige und wunderbare Wechselwirkung stattgefunden, weil der Dichter weibliche Neubert, die Frau poetische Fülle des Herzens besitzen muß, um ihr Leben und ihre Stellung würdig auszufüllen. Oft war es der Einfluß einer reichbegabten Frau, der in dem Herzen des Mannes die Töne weckte und ihn zum Lied begeisterte; zuweilen wurden ihm dadurch erst die Pforten zu einer reichen, schönen Zukunft geöffnet und immer war der Umgang mit edeln Frauen für den Dichter wie ein Quell, aus dem er seine herrlichsten Werke schöpfte. Aber nur für den jungen, aufstrebenden Dichter ist der Frauenein fluß wie ein belebender Frühlingshauch; dem bereits auf dem Gipfel seines Ruhms stehenden Dichter wurde die schwärmerische Bewunderung der Frauen nur zu oft gefährlich.

Auch um das Haupt Jean Paul's haben die Frauen so lange das Weihrauchfäßchen der Bewunderung geschwenkt, bis er in Wolken eingehüllt war und niemand mehr sah als sich selbst. Zu seinem Glück brauchte er für sein Schaffen die Außenwelt nicht, aus seinem Herzen sprudelte der unversiegbare Quell seiner Poesie. Scheint er doch überhaupt nur zwei Menschen mit dem Blick des Sehers aufgefaßt zu haben; der eine war sein Freund Oertel, der andere er selbst. Diese beiden tauchen in den wunderlichsten Verkleidungen fast in all seinen Romanen auf und sind, wo sie auftreten, lebendig und wahr. Seine übrigen Gestalten und vor allem seine Frauen sind schattenhaft und zerfließen vor uns in Nebel. Jean Paul hatte nicht wie Goethe das Glück, daß schon in den Tagen seiner Jugend eine edle Frauengestalt in seine Kreise trat; er lernte sein „Lottchen" kennen, das ihn zu einem „Werther" begeisterte. Als die erste geniale Frau, Charlotte von Kalb, seinen Lebensweg kreuzte, war er bereits 33 Jahre alt; er stand bereits auf der Höhe seines Ruhms, hatte die schönsten und herrlichsten seiner Werke schon geschaffen: den „Hesperus", die „Unsichtbare Loge", die „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke"; ja er arbeitete bereits an jener Dichtung, auf die er später den höchsten Werth legte, am „Titan". Charlotte von Kalb trat als feine, sinnige Bewunderin seiner Schöpfungen an ihn heran und Jean Paul hätte nicht solange einsam und unverstanden im Leben dastehen müssen, um nicht die Hand freudig zu ergreifen, die sie ihm reichte. Aus einem kurzen, lebhaften Briefwechsel entstand die Sehnsucht nach persönlicher Bekanntschaft. Am 29. Februar 1796 hatte Frau von Kalb ihm den ersten „verhängnißinnigen" Brief geschrieben und schon am 10. Juni 1796 drückte Jean Paul, wie er an seine Freundin schreibt, „die Himmelsthore auf", stand mitten in Weimar und seine erste hinunde Frage war: „Welche einsame Stunde?" Wol hatte nur Frau von Kalb ihn nach Weimar gezogen, aber jetzt streckten auch andere begeisterte Verehrerinnen nach ihm die Hände aus, und es gehörte die

ganze kindliche Harmlosigkeit Jean Paul's dazu, um sich nicht von der vornehmen Welt abdrängen zu lassen.

Charlotte wurde bald eifersüchtig auf ihren Dichter; schon im Juni seufzt sie: „Alle Welt will ihn haben, bei Gott, alle Welt! Nein, nein, nein! Sie sollen ihn nicht haben oder ich will vergehen, ich will erst vernichtet sein, dann kann sie ihn haben!" Die Bewunderung für den Dichter war bereits in Liebe verwandelt; dies tritt in dem folgenden Briefe noch deutlicher hervor, als sie Jean Paul von einem Besuch bei Schiller berichtet: „Er hat Sie in Ihren Schriften nicht erkannt, das wußte ich schon; im Ton merkte ich's wieder. Ich sagte mit einem herausfordernden Blick und einem gepreßten Ton: «Er ist sehr, sehr interessant!»" Wie naiv spiegelt sich darin die Eitelkeit einer Frau, die dem frühern Geliebten, er sie aufgegeben, von neuen Triumphen berichtet! Und Schiller, der in seiner schwäbischen Gutmüthigkeit den Angriff nicht versteht oder nicht verstehen will, antwortet ruhig: „Ja, ich verlange auch ihn kennen zu lernen!" „Sobald müssen Sie ihn nicht besuchen", fährt Charlotte eifrig in ihrem Briefe an Jean Paul fort, „er muß Sie erwarten! Und der Eindruck, den Sie auf die Menge machen, muß ihn von dem Geist und beglückten Sein Ihres Wesens überzeugen, und doch ist er nicht ganz so, aber sehr von seiner Individualität beschränkt!"

Schiller und Goethe aber ließen sich von der Begeisterung der Menge nicht mit fortreißen; sie blieben gegen Jean Paul kühl und ablehnend; es war weniger der Neid auf Jean Paul's Ruhm, als das Nichtverständniß, das sie von ihm fern hielt; sie konnten Schöpfungen seinen Geschmack abgewinnen, deren bestrickender Zauber im Gegensatz zu den Zügen in einer genialen Formlosigkeit lag.

Charlotte von Kalb mag wol geahnt haben, daß auch Jean Paul die Schmetterlingsflügel regen und sie verlassen würde; sie hatte schon einmal die Unbeständigkeit eines Dichterherzens in ihrer ganzen Bitterkeit erfahren. Zwar vertheidigt er sich auf den Vorwurf der Unbeständigkeit noch lebhaft und behauptet, er habe noch seinen einzigen Menschen aus Weimar vergessen, gesteht sie; aber kurze Zeit darauf war doch in ihm das Gefühl für eine Frau erkaltet, die ihm mit ihrer hochfliegenden, feurigen Seele wie eine „Titanide" erschienen war. Vielleicht würde er sich von der alternden, bald erblindeten Frau nicht so rasch gewandt haben, wenn ihn nicht eine fast fieberhafte Sehnsucht getrieben, in Hafen der Ehe einzulaufen. Die Frau, für sein Herz kaum entflammt war, wollte er rasch als Gattin heimführen, und sobald sich hier Hindernisse in den Weg stellten, steuert sogleich wieder mißmüthig hinaus auf die See, um endlich der heißersehnten, schönen bekannten zu begegnen, die sein klopfend zur Ruhe bringen sollte. Wol selten hat Dichter so stürmisch nach dem Besitz eines lichen Herdes verlangt als Jean Paul. von Kalb war verheirathet; dies Band ließ nicht so leicht lösen, als der ungeduldige D wünschte, und noch ehe Charlotte sich zu e festen Entschluß sammeln konnte, hatte be eine andere sein leicht entzündliches Her Flammen gelegt: Frau von Berlepsch. Sie schön, mit einem Zug des Schmerzes im A der sie noch anziehender machte, überdies arbeiterin am „Göttingischen Musen-Almana Verfasserin der „Sommerstunden". Und begannen die beiden Frauen einen harten K um den geliebten Mann. „Lebe wohl, meiner Seele! Denke daran, daß unter keine so liebte wie ich, und daß Du den G tropfen einer ewigen Sehnsucht in meine w Seele gewesen bist!" schreibt ihm Charlotte 21. Juni 1797. Wunderlicher erscheint sch Lustigkeit der Frau von Berlepsch. Sie blaß und muß sich stützen, als ihr ein Br Jean Paul's dessen Rock abfordert und verst seinen herbern Schmerz in ihrem schmerz täuschungsreichen Leben gefühlt zu haben.

Jean Paul indeß steuert kühn durch die b rauschenden Wogen. Zwar versichert er i „hochstehenden" Seele, der Frau von Kalb, einer gewissen Gleichgültigkeit, daß er Frau Berlepsch von Franzensbad her kenne und hoch achte; aber einen Monat vorher hat e diese „Bekannte" geschrieben: „Ihr Bild wie eine Sonne zwischen meinen andern Bil und diese hingen als Nebensonnen um S und während Frau von Kalb auf seinen Be und eine Entscheidung hoffte, die ihn für im an sie fesseln soll, versichert er seiner neuen Fr bin: „Sie wissen nicht, wie ich Sie liebe" auch Emilie von Berlepsch war nicht mehr j älter als Jean Paul; ihre Empfindungen, sie in ihren Briefen Ausdruck gefunden, weder reich noch tief; es fehlte ihr jene ge Atmosphäre, die um Frau von Kalb schwe sie war vielmehr einer jener talentlosen „B

Grübchen", die durch die Verbindung mit einem berühmten Dichter ihr Ansehen erhöhen wollte. Doch die Flamme der Liebe, die sich nur an dem berühmten Namen eines Mannes entzündet, erlischt nur zu bald, und schon am 7. Januar 1795 schreibt Jean Paul an Emilie: „Nicht wir, meine Freundin, sondern das Schicksal stellt uns gegeneinander in Streit. Die Unähnlichkeiten, die jetzt zwischen uns nur Schranken sind, würden einmal, wenn Ihr schöner Traum keiner wäre, zu Klüften werden, worin drei Menschen untergingen." Zwar bittet sie ihn noch einige Monate später, mit ihr von Weimar nach Leipzig zu reisen und von ihrem Wagen Gebrauch zu machen, weil man in Weimar gesagt, daß sie beide gute äußerste miteinander zerfallen und sie dies widerlegen möchte; aber es will nicht mehr klingen, und welch weibliche Armseligkeit zeigt sich schon in diesem Wunsche! Es erfolgt auch hier eine Trennung, und aus dem früher so reich sprudelnden Born des Briefwechsels beider Frauen fließen nur einige Tropfen. Eigentümlich genug, die letzten Briefe Charlottens und Emiliens an den Dichter stammen aus demselben Jahre 1801.

Mitten in diesem Sturm tauchte noch eine dritte Frauengestalt auf — Jean Paul sollte das Schicksal des Paris erfahren — Josephine von Sydow. Auch sie hatte bereits viel erlitten und erfahren und die Blütentage der Jugend hinter sich; sie gehörte zu den „unverstandenen Frauen" ihrer Zeit; jubelte ebenfalls aus der Ferne dem Dichter zu, dessen Töne wie die Klagen einer Nachtigall sie berührt. Frau von Sydow war eine geborene Französin, und mit derselben Glut, mit der sie als vierzehnjähriges Mädchen ihren Rousseau, drückt sie jetzt den „Hesperus" des deutschen Dichters an ihr Herz. Sie hat mit ihren Thränen die schönsten Stellen seiner Werke benetzt und oft schluchzend wiederholt: „O, wenn der Mensch nichts mehr zu lieben hat, so umfaßt er das Grabmal seiner Liebe und der Schmerz wird seine Geliebte!" Jung und unglücklich verheirathet, will Josephine ihr gramzerwundetes Herz heilen, indem sie ihr Leben „den Musen, der Vernunft, ihren Pflichten und ihren Freunden" widmet. Trotzdem geht sie ein anderes Verhältniß ein, ist auch in diesem unglücklich und wendet sich, als wäre es ein „letztes" Mittel, an den Dichter. „O mein Freund", schreibt sie ihm, „vereinige Dein Herz mit dem meinen! Treffen wir den Schwur einer ewigen Freundschaft, dessen Bande der Tod selbst nicht brechen kann und deren Grundlage die Tugend, damit ich, wenn ich einst dies Leben verlasse, sagen kann: ich habe ein Herz gefunden, das das meinige verstehe!" Und das Herz Jean Paul's hätte nicht eben eine Magnetnadel sein müssen, die bei der geringsten Annäherung verwandter Metalle eine Abweichung zeigt, wenn er nicht auch diese „schöne Seele" hätte stürmisch umfangen wollen! Gleich in seiner ersten Antwort auf ihre Briefe versichert er ihr: „Mein Herz sehnt sich nach Dir und vergißt Dich nicht!" Die Freundin lädt ihn zu einem Besuch auf ihrem Landgute in Pommern ein, aber Jean Paul weiß nur, daß er sie in Berlin sehen und an sein Herz drücken wird. Nun wird auch Frau von Sydow von diesen Gefühlen fortgerissen; ihre Sprache, die sie bisher in den Schranken der Bewunderung gehalten, wird wärmer. „Es wäre der schönste Tag meines Lebens, wenn ich Sie in meiner Zurückgezogenheit besuchen könnte!"

Schon aber suchte Jean Paul seine Herzenserfahrungen und Frauenbekanntschaften für seine Romane zu benutzen. „In Gienlde und zu allen meinen Heldinnen hatte ich keine Modelle; ich nahm sie aus meinem Herzen und am Ende fand ich sie auch außer demselben; nur die gute Josephine habe ich früher gefunden als gemalt und ihr bescheidenes Auge würde es nicht errathen, wo ich sie malte und meinte", schreibt der Dichter der Freundin. Aber weder Frau von Sydow noch den andern Frauen wurde es möglich gewesen sein, ihren Abbildner zu entdecken, wenn nicht Jean Paul den Schleier selbst gelüftet hätte! In der „Natalie", der „Mumie" wollte der Dichter seiner schwesterlichen Freundin ein Denkmal gesetzt haben, und Frau von Sydow schreibt ihm hierauf: „Aber Gott behüte mich in allem Natalie zu sein!" und in Hinsicht ihres baldigen Zusammentreffens setzt sie schaudernd hinzu: „Ich hoffe, daß die Gärten von Montbrun nicht ebenso gefährlich sein werden als die von Romantie-, und daß das Bild Ihrer Karoline wieder zwischen uns sein wird!" Denn bereits ist in die ewig auf- und niederwallende Brust des Dichters eine neue Liebe eingezogen für Karolina von Feuchtersleben, die schönen und anmuthigen Erscheinung aus dem Jean Paul'schen Frauenkreise. Statt der von Lebensstürmen schwer heimgesuchten Frauen, die sich bisher um ihn gedrängt, nahte sich ihm jetzt zum ersten mal ein edles, reichbegabtes Mädchen. Dies ist das einzige Herzensverhältniß Jean Paul's, das nicht an Ueber-

schwenglichkeit krankt. Voll inniger Wärme, nicht in prunkvollen Worten, schenkt ihm Karoline ihr Herz. „Geliebter, ich bin Dein! O, nimm' meine Seele auf und liebe mich ewig wie ich Dich! — Ich achte und liebe Dich unsäglich und will Dich so glücklich machen, als ich es durch meine Liebe kann." Die Verwandten Karolinens suchen vergeblich ihre Verbindung mit einem Bürgerlichen, der nichts als seine Feder hat, zu hindern; sie trotzt allen, selbst ihrer Mutter. Endlich gibt ihr Oheim seine Einwilligung zu ihrer Heirath mit Jean Paul und mit jubelnder Innigkeit schreibt sie dem Geliebten: „O mein Richter, ich habe nun in der weiten Welt nichts mehr als Dich und von allen Herzen keins als Deines!" Ganz ohne Eifersucht ist sie freilich nicht. „Guter", schreibt sie ihm einmal, „zeige mir keine Briefe mehr von Deinen übrigen Freundinnen — Josephinens Briefe ausgenommen! Liebe sie alle, schreibe an alle, sei ein warmer Freund allen guten weiblichen Seelen, aber — sage mir nichts mehr davon!" Aber sie fährt fort: „Ich lege unbelegt den Frieden meiner Seele in Deine Hände und Deine reine Seele verbirgt mir keine Erhaltung! Theile immer den Reichthum Deiner Seele und beglücke mit Deinem Herzen andere! Das Eine Herz, das für Dich alles gibt und alles duldet und Dir ewig vertraut, das wirst Du auch ewig am meisten lieben!"

„Sie hat etwas Hohes, Ungemeines, was die Weltleute ergriff und die Herbern überraschte" — dennoch löste sich auch dieser Herzensbund sehr bald. Viele seiner wohlmeinenden Freunde traten dazwischen; sie machten die Verschiedenheiten des Standes, der Lebensgewohnheiten geltend — Karoline von Feuchtersleben war Hofdame der Herzogin von Hildburghausen — sie würde sich nur mühsam in bescheidene bürgerliche Verhältnisse gefunden haben, und anstatt der Verlobung erfolgte ein Bruch auf immer. Im September 1800 schreibt sie an Jean Paul: „Du siehst Josephine wieder, länger, länger als Du die verlassene Karoline je geliebt, und wenn Ihr glücklich, selig Euch fühlt, wenn Josephinens Wunsch und Sehnen gestillt ist durch Dein treues Herz, so trag' ihr meine Seele und meine Theilnahme — sie sendet von ihr beneidete Karoline in ihrer jetzigen Armuth: — und wenn sie nicht triumphirt, dann ist sie edel und Deiner werth!" Auch Frau von Eybow indeß sollte nicht über dies bewegliche Herz triumphiren — die persönliche Bekanntschaft mit dem Dichter führte zu seiner innigern Vereinigung. „Noch bist Du glücklich — bleib' es lange!" fährt dann die hochherzige Frauenseele fort. „Aber wenn Du es einst nicht mehr wärest, wenn die Menschen mit ihrer Liebe Dich verlassen könnten, dann nenne meinen Namen, rufe meine Seele — sie ist Dein!" Und als Jean Paul selbst ihren Verlust schneller verschmerzt, als sie es verdiente, und Karoline Maier als Gattin heimgeführet, schreibt sie im Juli 1801 an diese: „Ich habe hier eine Freundin, die wird uns zusammenführen und Du wirst in meinem feuchten Auge den Wunsch wieder lesen, den ich immer für Dich habe und Dir jetzt blos schreiben kann: Sei lange, lange glücklich, liebes Weib!" Karoline von Feuchtersleben hat dem geliebten Dichter das wärmste Andenken bewahrt; nie verlosch ihr Bild aus seinem Herzen; auch auf sie traten die Worte ein:

Mag auch ein Herz, das uns geliebt, erkalten,
Wir suchen immer noch den Traum zu halten:
Nur Bilder sei gemalten von Vergänglichen.

Erst die Liebe Jean Paul's für Karoline Maier führte zu einem Ehebündniß. Sonderbar genug war es bisher nur von adelichen Frauen gewonnen worden; schon die erste Neigung zu einer Bürgerlichen brachte ihn an das ersehnte Ziel: den Besitz einer Gattin. Jean Paul fühlte sich damit im Hafen und so sicher, daß ihn selbst zuweilen vor ihm wieder auftauchende Frauen jener sturmbewegten Tage nicht mehr außer Fassung und aus seiner nur dem Dichten und Schreiben zugewandten Stimmung bringen konnten. Als im Jahre 1810 Frau von Berlepsch ihm einen Besuch verspricht, heißt er sie zwar herzlich willkommen, versichert aber, daß er jetzt nur für das Publikum arbeiten müsse, „einige treffliche Menschen werde ich durch Sie beglücken können und Sie durch jene; aber mich, ihr Menschen, laßt beiseite, ich bitte euch schön!" Er hatte bei den Frauen ausstudirt und die Ueberzeugung gewonnen, daß er für sein Schaffen viele Zerstreuungen des Herzens nicht mehr bedurfte, so daß sie ihm wenig eingebracht und nur viel kostbare Stunden geraubt, die er besser hätte verwenden können.

Nach seiner Individualität hatte Jean Paul damit recht. Wie ein Mensch, der gern spricht, nie auf die Worte eines andern hört und sie verschlingt, so sprudelte in dem Dichter ein zu reicher Quell von eigenen Gedanken, Empfindungen und Lebensanschauungen, der zur Erscheinung drängte, als daß er Ruhe und Zeit gefunden hätte, diejenigen aufmerksam zu beobachten, mit denen er

Ein weißes Blatt.

Schauspiel

in

fünf Aufzügen.

verlebte. Alle seine Briefe an die so verschieden gearteten Frauen sind in demselben blumenreichen und überschwenglichen Stil; er sah nur immer die „schöne Frau" und war stets bemüht, das Feuer zu schüren, das in der Seele seiner Verehrerinnen für ihn lebte. Für seine Dichtungen haben ihm all seine Frauenbekanntschaften nichts genutzt; seine hohen Frauengestalten im „Titan" sind nicht realistischer als die seiner ersten Werke. Aus Aether gewoben, verschwimmen sie im Aether. Er selbst hatte die ganze Geistesbeweglichkeit und Gemütstiefe eines Weibes; er machte neue Bekanntschaften mit der Schwärmerei eines jungen Mädchens, die mit jeder ihr entgegenkommenden Gestalt einen ewigen Freundschaftsbund schließt. Im Auge sucht er zu ersetzen, zu schein, alle einmaligen Hindernisse mit jugendlicher Begeisterung zu beseitigen, um zuletzt, wenn ihm die Ahnung aufdämmert, diese schöne Seele könnte ihn auf seinen Träumen umsonst aufwecken, ebenso leicht das Verhältnis aufzugeben und ein neues anzuknüpfen.

Es ist nicht Leichtsinn, was Jean Paul treibt von einem Weibe zum andern irrt, um „die rechte" zu finden; es ist die Folge ideenlangen Veranlagung und Abgeschlossenheit. Nur in seinen Gedanken tauchten jene idealen Frauengestalten auf, die ein Herz für ihn hatten, die ihn verstanden. In der Wirklichkeit hatte er kein weibliches Wesen, über das er die Liebesfülle seines Wesens ausschütten, dem er die Glut seiner Seele hätte mitteilen können. Mit den Bürgermädchen in Hof konnte er scherzen und tändeln und ihnen Tänze auf dem Klavier aufspielen, aber bei ihnen kein Verständnis seiner Schwärmerei und Sterbens finden. In den Jahren, wo seine Phantasie den höchsten Aufschwung nahm, stand er allein; es fehlte ihm die Gleichheit der Jahre, die Poesie erweckt. Niemand glaubte an ihn, nur er vertraute seinem Stern und dem „Gott in der Brust". Den Liebesfrühling seiner Gefühle musste er tief in sich verschließen; kein Wunder, daß tausend Blüten in berauschender Fülle aufsprangen, als der erste warme Lufthauch des Glücks ihn berührte. Jetzt öffneten sich ihm die Kreise jener vornehmen Gesellschaft, nach denen er stets eine stille Sehnsucht getragen, und die traulichen, innigen und poetischen Frauengestalten seiner Romane neigten sich sämtlich in ihm heraus und äußerten ihm zu: „Wir sind die lebendig gewordenen Gestalten deiner Träume!" Die Nachbarin war's, bei der ihn kam; er dachte gar nicht an eine Wahl. Was brauchte er ängstlich herumzutasten? Er mochte Hand und Herz schenken, welcher von vielen Weibergestalten er wollte, es war gewiß, daß er ein Ideal heimführen würde. Dies nur war sein Glück, daß er sich in Karoline Maier nicht täuschte; wenn auch kein „Ideal", war sie ein Weib, wie sie seinen Träumen entsprach.

Aus dem Wasgau.

Von Friedrich Lienhard.

I.

Es war in den Julitagen des Jahres 1892. Troßen in der alten Kaiserstadt am Main hantierte und feuerte es noch lustig vom deutschen Schützenfest, redete und trällerte man sich noch müder von Deutschlands nahender Größe und zweifelsohne herrlicher Zukunft, und all das hatte ich nun auch ein paar Tage mitgemacht und war müde darüber geworden und lechzte nach, wieder auszuruhen in recht in einer stillen, reinen Natur. Und hatte man in all den deutschen Klagen und deutschen Hoffnungen eben in Gegenwart und Zukunft herumgetastet, so schadete es nachher auch nichts, in ein wenig in Gegenden, auf Höhen und Bergen, an Burgen und Ruinen herumzuschweifen, wo deutsche Vergangenheit, deutsche Geschichte zu einem reden und das Herz mit dem frischen, stärkenden Hauche, der einen an solchen Orten anweht, erlaben konnte. Und da hatte ich, denke ich, keinen falschen Weg eingeschlagen, wenn ich nachmittags um drei Uhr in die schöne Pfalz gezogen war. Schaute ich doch da gleich alle Morgen aus drei gewaltigen Hauptburgen in den wolkenumzogenen Trümmern der alten Salierherrlichkeit und ging da an Landstuhl auf seinem steilen Felsen, wo Franz von Sickingen noch gar so ein Ritter Aranz mit einem ganzen Stab fremder Herrlichkeit und deutsch deutschen Gedichten an mir vorüber? Und solcher Punkte gab es da noch viele hervorragende. „Kennen Sie den Trifels, den Wasgau, die Wegelnburg?" so hatte man mich vorsorglich vor Abends im Kreise der Freunde und Bekannten gefragt. Ja, wo man hinblickte auf Höhen und „malerischen und romantischen" Ruinen! Ich mußte mich schämen, war schon so oft in der schönen Pfalz am Rhein gewesen und doch kam nie über ihre meistgepriesenen Partien hinausgekommen und gerade die weiteren und schöneren waren mir noch fremdes Land.

Doch was kann da den Fremdling „von drüben" als Vorwurf treffen, wenn selbst ein

gutes Lesitheil der lieben Mitreisenden, die so viel von der Pracht und Romantik ihrer „Pfalz" zu rühmen wußten, wenn ich von Umfrage nach dem oder jenem Einzelnen hielt, die Antwort schuldig blieb und auch noch nicht viel weiter als ich gekommen war? Namentlich mit der Wegelnburg hatte es sein eigenes Ding. Das mußte eine wundersame Burg sein, sah geheimnißvoll sprachen sie von ihr. Ich hörte sie zum ersten mal nennen und gestehe das verzweifelt und in der getrosten Ueberzeugung ein, daß in der Beziehung meine geographischen Kenntnisse mit denen vieler meiner geehrten Leser auf gleicher Stufe stehen oder vielmehr hinten — denn ich habe ja nun die unbekannte Burg gefunden und entdeckt, und sie nun auch meine Leser finden zu lassen, soll ein Hauptbestandtheil dieser Skizze sein, und eben jetzt kann ich verrathen, daß an dieser „Perle deutscher Lande" wirklich etwas ganz Besonderes ist.

Aber wie ich zu ihr kommen sollte, welche „nächsten Wege" in sie führen, das konnte mir an jenem Abend niemand sagen, nur auf der Specialkarte fand eine ganz schwache Andeutung von ihr, noch nicht zum Glück in August Becker's wackerem „Pfalzbuch", dem ich überhaupt für seine Führung recht dankbar geworden bin. Und so war's das Vernünftigste, ich schrieb selbst auf, machte das Fenster zu und streckte mich in den alten „Wagen" zurück. Draußen — daheim gehört alles, wenn ich auf der Reise zu Besinnung komme: die pfälzische Schweiz, die Felsenwelt von Lydia, das Burgenland von Edenkoben, der Weinstrich, das Bergparadies von Klingenmünster u. s. w., Wasgau, der „Wasichen" der Welser, der „Wasgenwald" der Nibelungen, wie klingt das schon so vertraut aus alter Zeit herüber! Die Welschen sagen freilich „die Vogesen" — aber wir wollen's bei dem Namen lassen, mit dem das Mittelalter von der Benennung des Landes zwischen Lauter und Lauter auch das Gebirge so genannt hat, das bekanntlich in die Weiten langsam flach verlaufen vom Wilgartswieser Hügel, wenn du gerade ebenherunter schaust, die Verbindung zum Westrich nimmt, sich jenseits der Lauter in den Hardtwald verliert und mit dem Lemberg wieder abschließt, während der „Hochwald" auf gleichem Ufer von ihm hütet.

Doch jetzt noch keine topographische Vorstudien! Verlassen schlafe ich mich und am Fahrbuch von Landau, mein schon gelesenes Billet nach Landau in der Hand, des vom Morgen kommenden Morgenzugs gewärtig und doch unentschieden, ob ich fahren soll oder nicht. Denn der Himmel, der seit Wochen nicht gewußt, was ein Wölkchen ist, hat sich auf einmal tückisch überzogen; was Regen in den Bergen bedeutet, das weiß ich auch aus sattsamer Erfahrung — und soll ich nun doch es wagen und allen Auspicien zum schlechten Wetter und den beunruhigenden Verkündigungen des Bahnhofsbeamten, „daß der Wind gerade aus dem Regenloch komme", trotzen? Da kommt ein lieber Bekannter des Wegs, ein hochmögender Herr für die Ludwig-Verbacher Eisenbahn, ein Verwaltungsrathsmitglied; der Zug kommt gleich hinter ihm rein, der Conducteur reißt achtungsvoll ein Coupé erster Klasse auf, leuchtet innen und mich, trotz meines rothen Klasse tiefer weißlichen Billets, hinein und mein Schicksal ist entschieden! Aber geht es in sausendem Flug, an der alten Rothhardtstadt Kaiserslautern vorüber, zum Westrich hinaus, durch Tunnel und abermals Tunnel, unter alten Burgen durch, zur Hardt, ins offene, weinselige Land der Vorderpfalz hinaus und hinein, und schneller, als ich gedacht, war Landau erreicht.

Aber der Wolkenhimmel war geblieben; nur bei Edenkoben waren schüchtern ein paar Sonnenstrahlen durchgedrungen, um die Markung und die Rebenhügel zu zeigen; aber über den fernern Bergen, die hier schon hinter dem üppigen Landwein immer deutlicher hätten hervortreten sollen, und über Dürkheim selbst, „des Landes Aue", wie ein alter Dichter schon den Namen Landau deutet, „darauf man aus dem dicken, waldigen Gebirg Wasgau hier heraus in eine schöne, lustige Aue kommt", lag ein trüber Schleier, so einer, wie er sich so leicht, namentlich beim Beginn einer Wanderung, von der Landschaft dann auch auf die Stimmung herabsenkt. Und den Vogel zu verscheuchen, dazu war nun die Stadt, die da vor mir lag und in die ich vom Bahnhof noch ein gut Stündchen zu gehen hatte, gerade auch nicht geeignet. Die Bundesfestung und die reichste Stadt der Pfalz mag was Landau heute noch alles ist, in allen Ehren — aber eine so gar abscheulichere und langweiligere Stadt ist es eben doch nicht; man hat sich in ein paar Stunden genug an ihr satt gesehen, und verleidet einem der Regen auch noch Besichtigung, nun, dann ist auch nichts verloren. Und es regnete ganz ordentlich fort. Was blieb da anderes übrig, als ruhig sich im guten „Pfälzer Hof" hinter einen

Schoppen „Gräfenhäuser“ zu legen, an dem Gespräch der jungen Dame da am Fenster mit dem zu ihr sich niederbeugenden Herrn Lieutenant oder an dem lauten Brummen des eben eintretenden Herrn Obersten, dem der Kellner die gewünschte Zeitung nicht schaffen kann, so ein wenig „Soldatenleben im Frieden“ zu studiren, noch einmal Buch und Karte vornehmen, endlich alle gefaßten Pläne umzuwerfen und sich ganz dem, wie es nun eben kommen will, hinzugeben? Doch, da auf einmal leuchtet ein ganz reizendes Stück Sonnenschein zum Fenster herein! Wahrhaftig guckt droben ganz lustig ein ordentliches Stückchen Blau vor, ja so schön blau wie die ferne Unterm des Pfeifend vor dem Hermannshauptgebäude trampen; die Wolken um den großen Paradeplatz schütteln sehr entschieden die letzten Regentropfen ab, das Wetter scheint sich allen Ernstes eines Besseren besonnen zu haben und nun über auch gerade der Omnibus vor, der nach Annweiler geht; es kann noch einen herrlichen Nachmittag für den Trifels geben. Also fahr' wohl, Landau, und hinein in belagtes Pferdchen, das zwar immer aller Fuhrgelegenheiten schlimmstes und mit Schattenseiten unverhältnismäßig reichbedachtes ist, dermal aber wenigstens seinem Namen nicht Schande trug, sondern mich ganz allein aufnahm und mich ebenfalls nun durch eine Landschaft führte, die alles andere gern vergessen ließ. Kommt man natürlich auch nicht durch alle „vierthalbhundert Flecken und Dörfer, welche“, nach Sebastian Munster, „innerhalb der Meilen ringsherum liegen und die Wochenmärkte in Landau mit Kaufen und Verkaufen pflegen besuchen“, so ist's doch ein wundervolles Stück Land, durch das Queich- und dann das Sichelbergthal, das man da durchfährt, wie jener unglückliche Jugendfreund Werther's, von dem der Wagner geschwärmt hat: „Berge, die den Himmel tragen, Thäler voll Lieder zu ihren Füßen, die dort zu schlafen scheinen wie Jacobs am Fuße seiner Himmelsleiter“. Es ist nicht mehr die ewige Heiterkeit einer Mainlandschaft, wie jener an der Haardt, was sich hier bietet, es tritt mehr Abwechslung ein; jedes einzelne Thal, jeder Berg in seiner Umgebung hat mehr einen für sich abgeschlossenen, eigenen Charakter. Noch geht der Blick über weite, üppige Ackerfelder und die weil auch hier nicht fehlenden Rebengelände, aber schon neigen auch hier schon die Wälderkegel empor, einer hinter dem andern, dunkelbewaldet, mit Felsenhäuptern, gleich mächtigen Pyramiden; schon schauen wie die Madenburg, den Trifels, das ganze Gebirge hebt sich immer näher, amphitheatralisch empor, und hier, hinter dem malerisch gelegenen Siebeldingen, thut sich nun ein eigentliches Thor, der ehemals so wichtige Vogesenpaß, dem zur linken über den Weinhügeln von Birkweiler der Felsenkegel des Hohenbergs sich aufthürmt, zur Rechten noch höher der Orensberg aufsteigt, während zwischendurch die Queich kommt und die Straße zieht. Anmuthig auf den Höhen hüben und drüben gelegen, bewahren die zwei neuen, im byzantinischen Stil aus rothem Sandstein erbauten Kirchen des stattlichen Dorfes Albersweiler diesen Eingang ins Gebirge. Eng ging's noch eine Weile zwischen den jäh herabstürzenden Berglehnen hin, dann erweiterte sich das Thal wieder, neue schmucke Dörfer zogen vorüber und endlich lag, hoch überragt vom Trifels und nördlich vom waldigen Adlersberg, Annweiler vor mir, wieder im engern Thal, in dem das Städtchen kaum es sich bequem machen kann, schon in seinem Namen ein Zeuge der Kaisererinnerungen seiner Nachbarschaft und Vergangenheit; denn Barbarossa's Gemahlin Anna soll ihm Taufe gewesen sein. Also da sind wir auf classischen Boden, nur ein kurzer Gang und nun auch am Waldesrand, am Bergeshang, und bald, nach nicht mühevollem Aufsteigen durch räumende Buchenwald, oben auf der Höhe, unter den Trifels Trümmern.

Wir haben ihn ebenso stellen unter die Schlösser und Burgen, die Deutschlands Berge krönen: den Trifels, seine Burg, selbst die Warte ung nicht ausgenommen, hat eine solche Geschichte, eine, die eine mit Deutschlands größter und herrlichster Geschichte selbst ist. Der Trifels war Reichsburg im vollsten Sinne des Worts; die ganze Herrlichkeit der Kaiserzeit, ihrer Blüte- zeit einmal, der Hohenstaufenzeit, liegt wie Widerschein noch um seine Trümmer. Dort wurden die Reichskleinodien verwahrt, von hier jedesmal zur Krönung abgeholt; als das Reich immermehr zerfiel, da mußte auch um den Trifels einsamer und stiller, seiner Herrlichkeit restlich zusammen. Schon im Dreißigjährigen Kriege stand die Feste Kaiserberg verödet und verfallen; da schlug auch noch ein Blitzstrahl zündend in die Mauern, und was jetzt noch da oben auf dem Bergkamme in tiefer Waldeinsamkeit steht, ist wirklich nicht viel mehr als ein Trümmerhaufe. Aber auch der prangt noch, wie nur irgendeiner in Deutschland,

von der frühern Pracht und Schönheit. Noch weisen Gewölbe und Kammern die alte Stärke, noch hebt sich der hohe Hauptthurm der Burg hoch empor und zeigt an Fenstern und Gesimsen, Sockeln und Pforte unverkümmert seine schönen romanischen Formen, und noch vor allem haben wir fast unversehrt die alte Burgkapelle mit ihren Kreuzgewölben und Nischen, die ebenfalls zu den besten Resten der romanischen Baukunst gehören. In dieser Burgkapelle wurden eben die Insignien des Reichs verwahrt, deren Besitz das Anrecht des ersten Throns der Christenheit gewährte: Krone, Scepter, Reichsapfel, Mantel, Wappenrock, goldener Reck, das dalmatische Kleid Karl's des Großen, die mit Edelsteinen geschmückten goldenen Handschuhe, das Schwert des großen Karl, die heilige Lanze und Dornenkrone des Herrn und andere Kleinodien und Reliquien. Hier war auch die Schatzkammer der Kaiser, wo der ewig gilde Heinrich VI. die brillantische Gefangenschaft niederlegte.

Ueber der Burgkapelle befand sich der prachtvolle Marmorsaal, den der Rothbart ausbauen ließ und bewohnte; aber von ihm findet sich keine Spur mehr. Da, wo die Marmorsäulen standen und Marmorplatten lagen, stehen und blühen nun nur die Bäume und Blumen des Waldes. Es ist geisterhaft still auf der Stätte; man erschrickt fast, wenn ein dürrer Ast vom Baume fällt oder eine Wildtaube aus einem Fenster des alten Thurms fliegt. Man ist so recht allein mit den Erinnerungen einer großen Vergangenheit, Licht und Schatten ziehen über sie hin. Da sitzt der alte Heinrich IV. auf dem Kaiserschlosse, gebannt von der Kirche, verlassen vom Reich, verfolgt vom Sohn; allein der Trifels ist noch sein Schutz. Da hält jener Sohn, Heinrich V., seinen Feind, den Erzbischof von Mainz, Adalbert von Saarbrücken, in dem heute noch erhaltenen Verließ gefangen. Ganze Scharen von Gefangenen, Reichs- und Kaiserfeinden, namentlich als Heinrich VI. über Sicilien strengen Gericht gehalten, werden auf den Trifels gebracht, und einer von denen ist's vor allen, deren Name auch den Trifels mit romantischem Zauber umkleidet: König Richard Löwenherz von England, den eben jener sechste Heinrich zehn Monate lang hier, fern seinem Volk und Land, gefangen hielt. Ob es Geschichte, ob Sage, aber es paßt zu diesem Berge; England wußte nicht, wo sein Held und König geblieben; da zog sein treuer Sänger Blondel aus, ihn zu suchen; von Burg zu Burg erklang sein Lied: „O Richard, o mein König!" Vom Trifels aber, wo die Kaiserkrone verwahrt, die nur ihm und Richard bekannt sein konnte, da der Gefangene seinem Getreuen antwortete. Die Hohenstaufen waren es, denen der Trifels die Lieblingsburg blieb, und ihr Geist ist wie gebannt an ihn, mehr noch als selbst an die Stammburg, den Berg im Schwabenlande. Auch der herrlichste unter ihnen, der zweite Friedrich, „der über sein Jahrhundert emporragt, einsam wie der Trifels über dem Dahnenfein Wald", hat oft und gern hier geweilt; und seitdem auf Neapels Markt Stamm und Name des Heldengeschlechts erloschen war, hat doch das Volk seiner Lieblinge Namen nicht vom Trifels trennen können; und alle die Sagen, die sich um andere Hohenstaufenburgen weben, ranken sich auch an des Trifels Mauern empor, und allnächtlich muß dem Rothbart ein Bett auf Trifels gemacht werden, denn er geht jede Woche einmal über ihn nach seinem Kaiserslautern.

Es ist viel anders geworden, seitdem die letzten kaiserlichen Bewohner des Trifels schlafen gegangen; und nur das, was sie einst von der stolzen Höhe sahen und was wir von den Trümmern der Burg aus entzückten Auges auch noch sehen, ist unverändert das Alte, Schöne geblieben. Der Trifels ist eine einsame Burg; die weite, fast abwechslungsvolle Rundschau wie seine Nachbarburg, die Madenburg, hat er nicht, aber doch ist seine Aussicht reich und groß. Es sind eigentlich drei hintereinander stehende Burgen, die den Trifels bilden und, alle drei auf dem Sonnenberg ruhend, aus dem Thal der Lauter aufsteigen. Aber die beiden andern, Scharfenberg oder die „Münz" und Anebos, sind noch mehr zerfallen als der Trifels, und so gebührt der Hauptburg allein der Name, wie sie sich auch durch eine tiefe Thalschlucht von jenen beiden trennt. Aber mächtig, schwindelerregend senkt sich über diese der gewaltige Fels hinaus und hinab, der den Burghof trägt. Wie eine Scheibe scheint er in der Luft zu schweben; aber nur am Rande ist's gefährlich, zu stehen, sonst steht und geht es sich noch so sicher auf der großen Fläche als dazumal, da sich Roß und Reiter hier tummelten. In seiner Mitte steht ein Stein mit einer die Hauptmomente der Trifelsgeschichte wiedergebenden Inschrift. Von ihm aus genießt man am besten die Aussicht, wenig auf Städte und Dörfer, denn ganz nahe hat sich am Fuße des Berges nur das Dörfchen Bindersbach auch noch halb hinter einem

[illegible] Kleinkinderschen verdeckt und auch dem Gesange von der Sonne und dem Frühlinge entlockten Spiel der Baumwipfel, auf welche [illegible] Schaut nur das fernöstliche Eckchen herauf, [illegible] muß man an Ostern und Pfingsten durch die [illegible] en, der prächtig sich öffnenden Schluchten des [illegible] Tiefels zur [illegible] te liegenden Rothen- und [illegible] enberges draußen in der Ebene sieht, das [illegible] eben zu weit [illegible] en; aber dafür lehnt der [illegible] tief hinein in eine [illegible] reiche, schöne Berg- und [illegible] dnatur, in den mannigfachen, den freigipfeligen [illegible] selbst herrlich umgrünenden hehren Buchen. [illegible] und weiter hinaus in die Waldespracht der [illegible] en Haardt, aus welcher die grauen Mauern [illegible] Kamberg, Scharfeneck und Meistersele schauen.

und über das hin und wieder durchbrochene [illegible] tannenreiche gegenwärtige Thal hinweg in die [illegible] ehrwürdige Ruinenwelt des alten Wasgau, als [illegible] dann oder auch mittelbaren Blicken der Wanderer [illegible] vor der hehre Trutzwinkel und ganz nahe stehen. [illegible] Hier, wie gesagt, dann ist's, wann's so still, so feierlich einsam hier oben; so gehört sich's gut allen Ruinen, zu dieser Burg. Die Raben fliegen auch noch um sie; aber wenn sie verscheucht sind, wenn der alte Barbarossa, das Bild des Vaterlandes Einheit und Freiheit, aus dem langen Schlafe erwacht ist, dann mag kein Bannen auch von der alten Reichsveste weiter wehren!

(Die zweite Hälfte in nächster Nummer.)

Friedrich Hebbel.

Das alte Jahr nahm bei seinem Scheiden einen [illegible] von uns, den die Nachwelt einen großen [illegible] er nennen wird: Friedrich Hebbel. [illegible] ge- hatte er eben das fünfzigste Jahr überschritten, [illegible] ihn ein unheilbares Leiden ergriff. Seinem [illegible] fehlte der Triumph nicht. Alle man auch über [illegible] ergen Werk „Die Nibelungen" denken, welche [illegible] chen und Verirrungen man auch darin finden [illegible] ie verblendeten den Preis, den ihnen die Preis- [illegible] zuerkannten. Aber sie konnten nur auf das [illegible] eines Sterbenden den Kranz drücken. Deutlich [illegible] chrieb das die Meinungen über Hebbel auch [illegible] er gegangen, es ist nicht möglich, daß der [illegible] ehe Berühmtheit, auch die ästhetischen Urtheile über [illegible] einige Dutzend aber werden alle übereinstimmen [illegible] große, seltene, eine dämonische Kraft schuf [illegible] as.

Hebbel ist ein Sohn holsteinischer Erde, ein [illegible] der Bauernsohn. Wer in der Ansicht wegt, [illegible] r Boden und das Klima einen entscheidenden [illegible] s auf den Menschen ausüben, der muß in [illegible] s Dichtungen seinen norddeutschen Zug, das [illegible] und Verschlossene unter Natur wiederfinden. [illegible] fühle Kälte, keine weiche Linie, die Landschaft [illegible] n Hebbels sind kantig, eckig und zackig in [illegible] greifen Nebel gehüllt. Wenn trachten sie aber [illegible] chen hinaus, so Helvetien, Irin reden, wie [illegible] et, Irin legter Heft. Sie haben eine Hehe- [illegible] uch vom Weltuntergang, der Götterdämmerung, [illegible] ch gemeine Menschenleid, ihnen fällt ein anderer [illegible] chrd zu. Die Tragödie Hebbels verschmäht [illegible] rechnung des Mittels — nicht einmal den [illegible] ssischen Kunst in „Maria Magdalene" will [illegible] ssiren, wie man mit dem Kopfe bei Ein- [illegible] am Ausgang der „Antigone" mit Chor- [illegible] Jahr in der Sturmnacht das Gefühl und [illegible] die Mittel empfindet — da geht auf [illegible] ung und das Urbanische aus. Und hier tritt [illegible] Gegnern einmal vor Jahren in Berlin

Blättern bei einer Besprechung der Gedichte Hebbels bemerkte, die grübelnde Heimath des Dichters ein, die Nähe der Ebbe in den Niederungen. Ich meine mit der Nähe der Ebbe in den Niederungen zu halten. In der Gegenwart hat der Dichtkunst eben an sich eine schwierige und wenig dankbare Rolle. Zeiten, in denen die Naturwissenschaften herrschen, regieren keine großen Dichter. Als Goethe Newton bekämpfte, hatte er seinen Willen und seinen Beifall. Die Welt, in der Kern zu den Früchten in allen Zungen sag, Voltaire, ist darum ein mittelmäßiger Poet geblieben, weil ihn der ernste Zug seiner Epoche mit sich fortriß. Die moderne Dichtung soll unterhalten, erbauen, das Leben in dem gewöhnlichen Sinne des Worts verschönern. Licht, heitere Vorgänge erwartet man sich mündlich in der Menge von der Dichtin aber gibt Hebbel, er hat das Verwandtschaft von Ehrlichkeit des dichterischen Genius, das Menschenherz in seiner Tiefe aufzuwühlen, zu zerreißen, es begnügt sich nicht mit der Aufgabe des Talents, das Romantische und das Rührende, das Schreiende und Einnige darzustellen. Ärztlich haben hier von Hebbel's Gestalten den weichen und melancholischen Klang aber niemand wird behaupten, daß darin sein Wesen zu suchen ist. Er hat eine Aber von Aeschylus. Aber auch bei dem Griechen und wunderbar und unerreicht [illegible] hat, muß man sich durch zwei Jahrtausende von [illegible] getrennt sah und seine Schöpfungen nur durch einen Schleier sehen, erscheint der Hebbel ergreifend, ungeheuerlich. In der poetischen Anschauung war [illegible] der Untergang der „Nibelungen" ein Schauspiel voll elementarischer Kraft, dem tiefen Verhältniß aber kommt doch sich durch zwei lange Akte hindurchende Liebesmarchen darüber vor. Die Recken werden zu hölzernen Puppen. Nicht Helvetien, nicht Gerhard, weder Judith noch Mariamne geben wie andere Stücke, sie springen von einer tragischen Situation zur andern, dazwischen ist der Abgrund des Nichts. Mit vielen Versuche für das Gelingen und Gewaltige Hebbel mit Heinrich von Kleist, der von allen deutschen Dichtern ihm der nächste an Empfindung und

Begabung ist, die Neigung des feinen Phantasie entgegengesetzten Gebiet, seine Ordnung, seine Größe einheitlich nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung zu entwickeln. In den Gestalten kommt eine Form gleichmäßige Verhältnis des einen zum andern, so genau, als handele es sich um einen mathematischen Beweis, in einer Weise zur Geltung, die wiederum, während sie das Tiefsinnigste deutlich, hart an den tollsten Scherz streift. Man braucht nur an die Erzählung „Die Kuh" zu erinnern, wo eine ganze Familie zu Grunde geht, das Haus verbrannt und von der Kuh nur der Schwanz übrig bleibt, weil das Kind des Bauern im Spiel die Thalerscheine, womit das Thier bezahlt werden sollte, verbrannt hat. Dasselbe Bestreben, das Wunderliche, außerhalb der Bahn des Gewohnten sich Bewegende, zu erklären, offenbart sich in „Maria Magdalena", dem Trauerspiel Hebbel's, das nach unserm Gefühl seine schönste und lebensfähigste Dichtung ist. Hebbel's Gestalten halten wie die Kinder ein Räthsel in der Brust, nur sich unlösbar wie für sie untereinander, ja es scheint oft, als wüßten sie erst im Augenblick des Sterbens ihrem Schöpfer klar. Solch ein Räthsel ist die indische Königin im „Ring des Gyges"; niemand weiß, wen sie geliebt, Kandaules oder Gyges. In dem Schaffen der echten Dichter liegt ein Unbewußtes, ein Etwas, dessen sie sich nicht im vollsten Maße bewußt sind. Bei Hebbel mischt sich aber das dialektische Element in das Walten der Phantasie, und statt des Kunstwerks entsteht zuweilen ein Kunststück. Dieser Zug unterscheidet ihn von Grabbe und den „Stürmern und Drängern" des vorigen Jahrhunderts, er birgt, was ihnen fehlte, das Verständniß seiner Kunst, was bei ihnen Willkür, ist bei ihm Nothwendigkeit.

Hebbel ist kein Dichter des Volks; seine Natur war zu eigenartig und künstlerisch vornehm, um auf die Masse anregend zu wirken. Die Stoffe, die er gewählt, und noch mehr die Form, die er ihnen gab, liegen weit ab von der Denkweise der „Vielen". Wie Michel Angelo's Statuen, gehören seine Dichtungen den Wenigen, er ist ein — einsamer Geist. Selten war der Drang nach dem Gehaltenen und Tiefsinn in unserer Zeit in einem Menschen mächtiger als in ihm. Was er schuf, hatte das Gepräge des Genialen, mochte uns häßlich und abstoßend erscheinen, aber es war da, es hatte die Gewißheit seines Daseins in sich. Er bringt nicht erborgte Empfindungen in ihm ist nichts Schwankendes, Geliehenes. Der seinen Zeitgenossen eigenen das Männliche und das Tragische aus, er allein erkennt den Heinamen — des Schrecklichen. Seine herbe und kräftige Weltanschauung hat mit der Schwindsucht manches gemein. Für denen, welche diese „helle" Welt mit der Brille des Optimismus betrachten, mag die Poesie Hebbel's wie eine schwüle Dämonung erklingen; ein Sänger des Frühlings und der Liebe, ein sinnenseliger Meister Frauenlob war er nicht. Wer nach dem Wesen der Dinge trachtet, der hat jenen Blick, vor dem die dunklen Tiefgründe der Natur bloßliegen wie Dante sagte, der Mensch, der nur Er sagten, in der Hölle gewesen. Diejenigen aber, denen die Lichtseite mehr ist als eine Hälfte, die Langsamen verständnißlose Blicke, blicken hochmüthig zu ihm auf, sie erkennen in seinen Werken etwas von jenem Tiefsinn, jener Kraft und der durch alle Schrecken des Untergangs rauschenden, freudreichen Harmonie wieder, die einst den Gesang Shakspeare's beseelten.

Aus Thomas Moore's „Irischen Melodien".

Von Julius Rodenberg.

1. Schlagt mir die Harfe!

Schlagt mir die Harfe! — Sehr, doch ist der Mond,
Und ihm verwandt, wie des Gefühls Regung,
Gehorcht auch mein Herz, drin die Jugend noch wohnt.
Drum stummes Geheimniß und wogt voll Bewegung
Traum gebet mir Lieder — und gebt mir die besten
Die jemals gehört bei den seligsten Festen
Noch eins! Noch eins!

O wüßte Musik, die das Herz so verführt,
Gehört in der Sternflur, die Märchen uns schildern
So gab' ich — es würde der Warmer gerührt,
Und Tänzer selbst würden aus feurigen Bildern.

Drum seinen Vorzug — wenn die Seele voll Klang
Und die Blumen der Schönheit sich vor uns erheben
Wenn Sirene verlassen den Sphärengesang
Und lauschend dem unsern, und staunend umschweben
Ein Lied noch! — wenn alle die Harfe geschlagen,
Dann müssen die Pulse des Todes selbst jagen
Noch eins! Noch eins!

O welch eine Lust, wenn mit innigem Blick
Die Freud' und die Jugend — zwei wallende Flammen —
Hinlangen wie Stunden bei Maienmusik
Und Lieder und Sonnenschein mischen zusammen!

II. Nein, lieblicher nicht —

Nein, lieblicher nicht aus ewigen Räumen
Spielt Feenmusik um des Schläfers Ohr,
Wenn halb er erwachend aus ängstlichen Träumen
Sich noch glaubt dem vollen Himmelschor
Als jene Stimme zu seinem Kranken,
Einsamen Herzen sich leise wandt,
Das lang schon aufgab den Gedanken
Zu hören solch himmlischen Klang noch einmal!

Süße Stimme des Trostes! Gleich Wunderleben
In einer bedrängten Harfe Seele —
Als ob mein tiefstes, mein bestes Leben,
Weg ihrem Zauber erwachen sollt'!
Es war Balsam gehaucht — es war Sonnenschein gesprochen,
O, gern lebt ich Jahre voll Kummer und Qual
Um, wenn einst der Schlaf meines Elends gebrochen,
Zu hören solch himmlischen Klang noch einmal!

(Forts. im Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

An unsere Leser.

Das Jubeljahr ist aus. Wir betreten unter verhängnisvollen Zeichen die Schwelle eines neuen Jahres. Deutsche Truppen feierten auf heimischem Boden die Sylvesternacht 1814 am Neujahrstage ging Blücher über den Rhein; „Paris" hieß die Losung, heißt sie 1864 „Kopenhagen"!

Eine starke, nationale Sache erfüllt mit unwiderstehlicher Begeisterung alle Herzen, von der Hütte bis zum Palast tönt derselbe Ruf. Wird es uns Frieden oder Krieg bringen? Wir sind nicht gewohnt, im Lärm des Marktes, unter den streitenden Parteien unsere Stimme zu erheben. unsere „Unterhaltungen" haben unter dem Schutz der Penaten, im Frieden des Hauses. Dort, am Herd, wird ihnen der alte Platz gern von den Freunden eingeräumt werden. Seit einer Reihe von Jahren wissen unsere Leser, „was wir bringen", wir hielten ihnen kein — großes Programm. Denn mit den Programmen der Zeitschriften wie mit denen der Minister spielt der Zufall viel Giganten und Zwerge. Die höchsten Versprechungen werden nicht gehalten, die besten Veranstaltungen sind bekanntlich die, welche nicht nur „auf dem Papier" stehen. Darum ist es gut, mit dem Publikum wie mit einem alten guten Freunde reden zu können. Man sieht sich, man grüßt sich und schüttelt sich die Hand. „Viel Glück zum neuen Jahre!" Nimm mich, denke jeder von beiden bei sich, wie du mich kennst! Nach unseren Kräften sind wir im Dienst des Guten und Wahren redlich bemüht gewesen und auf der Bahn, die wir uns vorgezeichnet, unter guten und schlechten Gestirnen geblieben.

In dieser Gesinnung beginnen wir unseren neuen Jahrgang. Möge der freudige Ernst, der uns bei dem Erscheinen unserer ersten Nummer begleitete, sich auch durch dieses Jahr begleiten!

Die Akklimatscheide.

Aus dem Tagebuch eines Soldaten der französischen Armeeexpedition.

Th. K. — Wir waren sämmtlich auf's höchste erstaunt. Nicht allein hatte die seit 3 Uhr früh zurückgelegte Entfernung von 35 Kilometer diese Ermüdung hervorgerufen; noch zahlreiche andere Umstände waren mehr oder weniger hierzu mitgewirkt. — Man die unerhaltbarkeitsmäßige Last, die ein jeder von uns zu tragen verpflichtet war; dann die schlechte Beschaffenheit des Weges (wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein konnte); endlich der vollständige Wassermangel bei einem sehr hohen Wärmegrade der Atmosphäre.

Es war 11 Uhr vormittags, als wir angesichts der dem Auge als endlos erscheinenden Höhenzüge machten, die ein jeder, der je die Provinz Constantine bereist hat, als die „Akklimatscheide" kennt und

durch treue Aufmerksamkeit es nur einem ohne Beschwerde passirbaren Weg, den Col El Kantara, gibt. Wir befanden uns fünfzehn Tagemärsche südlich vom Ufer des Mittelländischen Meeres, in einer ich möchte fast sagen aller Vegetation baaren Gegend, denn das erste Grün, was wir seit dem Verlassen unseres letzten Biwouaks sahen, waren die zahlreichen Oleanderbüsche (Laurier rose), welche zu beiden Seiten des Uad El Kantara (Brücken-Fluß) so dicht gedrängt standen, daß wir Mühe hatten, Wasser aus dem Flusse zu schöpfen, um unseren unvermeidlichen Kendeyeux-Kaffee zu kochen.

Das dunkle Grün der Oleander und das herrliche Roth seiner Blüten bildeten einen frappanten Contrast gegen die seit drei Tagen, das heißt seit Batna durchwanderte Gegend. Kein Baum, kein Strauch, kein Quell, kein Schatten! Eine so todte, so gleichförmige und öde Gegend, daß mir ein Hellerer Felsblock oft als ein erfreulicher Wechsel erschien. Und verwärts, immer verwärts, trotz Ermüdung, trotz unserer von dem scharfen Gestein des Bodens durchschnittenen Schuhwerke und peinlich schmerzender Füße, immer schnell verwärts, trotz der nach Erquickung, nach Ruhe lechzenden, fast vertrockneten Zunge. Ein Freudenschrei ertönt plötzlich: „Wasser!" Alles jubelt, noch die ältern Soldaten, die den Weg nicht zum ersten mal (vielleicht zum hundertsten oder) machen, schütteln mitleidig lächelnd den Kopf und brummen: „Ce n'est qu'une fontaine d'eau salée" (Es ist nur eine Salzwasserquelle). Und doch sieht das Wasser so einladend, so frisch und klar aus und sprudelt so lustig unter dem Gestein hervor. Als ich vorbeipasire, kann ich dem alten griesgrämigen Veteranen, der neben mir marschirt, nicht glauben, ich will mich überzeugen und fülle mein Quart (kleines Trinkgeschirr von Blech). Ich koste — welch abscheulicher Geschmack! Salzhaltige Nova ist Homo negans! Und weiter geht es, unaufhaltsam, immer angetrieben durch die von Zug zu Zug sich steigernde Aufregung, denn Zurückbleiben ist Tod. Scherz und grausamer Tod! „Vorwärts, Kinder! Vorwärts!" ruft der Major, der eben vom letzten Mann der Arrièregarde zurückkommt und nach der Spitze seiner Marschcolonne verreitet. „Laßt seinen eurer Kameraden aus dem Zuge treten, wie ermüdet er auch sein möge! Einer helfe für den andern!" Wir haben halt gemurrt! In El Kantara könnt ihr euch ausruhen, baden, erquicken und erfrischen! Noch eine halbe Stunde, und wir sind auf unserm heutigen letzten Rendezvous. Dann noch eine kleine Stunde, und wir sind im Bivouak!"

Und ein jeder griff noch einmal zu den letzten Kräften, bis endlich der Duft der Vegetation und das Kleinen der Bäumen über das Gestein im Flußbett und die Nähe des „letzten Rendezvous" und vor allem des Wassers ankündigten.

Zu waren wir denn an nördlichen Rande der Schlucht, durch deren tiefen Boden der Bergbach schäumend und tosend sich wand, um dann in der weiten Ebene sich auszubreiten und vermischt gegen das Meer hin seinen Lauf fortzusetzen.

„Halt! In Ordnung! Gewehre zusammengesetzt! Niemand tritt aus!“ waren die ersten Commandos, als wir zehn Schritte vom Ufer des El-Kantara standen. „Gepäck ablegen!“ folgte dann, endlich „Nach Holz!“ Holzsammeln war stets die erste und lästigste Arbeit der Ruhe, und oft trat es sich, daß der größte Theil der Marschruhe in ertelglosem Suchen nach Brennmaterial verstrich. In Fällen gleich dem heutigen, wo große Anstrengung und Ermüdung zu dem Wassermangel während des Marsches kam, mußte das Holzsuchen entweder in einer dem vorhandenen Wasser entgegengesetzten Richtung geschehen oder es wurde sich eine Zeit lang gerade, bevor der den Trupp commandirende Officier den Platz ausgewählt gebilligt. Dies geschah um so sicherer Trinken nach einer so allgemeinen Erhitzung des Körpers zu verhüten.

Nur die Sergeanten und Corporale waren vom Holzsuchen ausgenommen, einzig weil jeder Trupp derselben, um auch ihrerseits zum erlabenden Kaffee beizutragen, Schlimmer war es, wenn voraussichtlich auf der ganzen Strecke des Tagemarsches kein Wasser zu finden war, in diesem Falle mußte jeder Soldat auf dem Bivouak der letzten Nacht sich vor dem Ausmarsche genügend mit Wasser versehen. Ein jeder erhielt zu diesem Zweck einen ledernen, ungefähr halb Quart haltenden und in dunkelgrauem, dickem Tuch eingenähten Beutel (Feldflasche), den man an letzterem Riemen über die Schulter gehängt trug. In holzarmen Gegenden mußte auch Holz mitgeschleppt werden. Wer nun alsdann auf dem Rendezvous nicht seinen Antheil an Wasser, Holz oder Holz und Wasser, je nach Umständen, stellen konnte, erhielt Kaffee und Zucker je nur auf den Mann der im Marschgepäcke, d. h. ungekocht. Diesem sich anzulegen, suchte ein jeder so viel als möglich zu vermeiden.

Wenn dann endlich der Kaffee in Gefreiten- (Corporalschaften) gekocht, vertheilt und in Eile mit einem Stück Schiffszwieback getrunken war, dann war in der Regel auch die Rendezvous-Stunde vorüber und das berühmte Gassenhauerlied Vater Bugeaud's ertönte als Signal zum Fertigmachen zum Weitermarsch. Dann ging's an ein eiliges „Bepacken“. Um dem Leser zu über einen solchen zu geben, führe ich die Einzelheiten desselben in Kürze an. Gleichviel, ob Sommer oder Regenzeit, heiß, warm, kalt, trocken oder naß — auf dem Marsch befand der Anzug sich und unterblieb in rothen Tuchhosen, weißen Gamaschen über denselben und der sogenannten Capote, einem Kameelmantel von dickem, grauem Tuch. Das „Umhängen“ geschah in folgender Ordnung: die Feldflasche am Riemen über die rechte, dann der Brodbeutel (das heißt, wer als Privateigenthum einen solchen besitzt) über die linke Schulter, ein Sack mit scharfen Patronen (60—80 Stück) an einem Riemen um den Hals, der Tornister (Patronentasche) mit Patronentasche zusammen um den Hals, ein Stück Schanzzeug (Spaten, Axt, Faschinenhaue u. s. w.) über die rechte Schulter, der Tornister, gerollte mit Wäsche, Reserve-Schuhwerk, Putzmaterial, kleinem Reinigkeitern und Privatgebrauchsgegenständen, auf dem Rücken. Auf, um und an demselben befanden sich Brod- oder Zwiebackrationen für mehrere Tage, ein Kochgeschirr (in demselben ein Antheil an den Victualien der Corporalschaft, als Fleisch, Speck, Reis, Bohnen, Salz oder dergleichen, sowie Kaffee und Zucker), eine zusammengerollte blaue Tuchjacke, eine wollene Decke, ein Zeltbeil (vier derselben machen ein Marschzelt für vier Mann), ein Zeltstock mit vier Pflöcken und Zeltschnur, und endlich, erforderlichenfalls, ein Bündel Holz obenauf. Dazu 35 Grad Hitze und ein kaum passirbarer Weg — — —

[illegible] Tag [illegible] [illegible] [illegible]

ein Kinderkopf von van Dyck ziehen sich durch reformirten Ernst aus Rubens ist nicht einem ergreifenden Mutterantlitz auch ein „Christus bei den Pharisäern", auch mit Berücksichtigung eines Hauptgemäldes vorhanden. Interessant ist eine mächtige Gegensprache darin und der Gegensatz des Ausdrucks im schmerzerfüllten Angesicht Magdalena's in den mannichfach erregten Physiognomien der übrigen Anwesenden und in der milden hohen Ruhe des Heilands von regenerirender Wirkung.

Die Spanische Schule glänzt vor allem durch ein Bild Murillo's „Glau verkauft sein Erstgeburtsrecht an Jakob." Kaum könnte der Gegensatz zwischen der sinnlich gutmüthigen Physiognomie Glau's und der klug überlegenen Jakob's in Linien und Farben nicht ausgedrückt sein, jeder Zug, jede Geberde sagt uns, was für Gedanken und Empfindungen hier gegeneinander wirken.

Ein Bild mit lebensgroßen Figuren von dem Spanier Coello „Die Madonna sitzt oben dem auf einem Throne sitzenden Jesuskinde, dem die heilige Anna einen Blumenkorb hinhält; daneben der heilige Valetan", macht einen mild anregenden, aber nachhaltigen Eindruck.

Eine Reihe Bilder von Velasquez beurkunden uns mit diesem Hofmaler Philipp's IV. Welt mehr aber als das lebensgroße Bildniß dieses Königs im Ornate, dann jenes einer Nonne und eines kleinen Prinzen im Cardinalsornate ziehen die Brustbildnisse des heiligen Petrus und Paulus voll Kraft und Lebendigkeit des Ausdrucks die Aufmerksamkeit auf sich. Den berühmten französischen Maler Poussin lernen wir durch ein größeres historisches Gemälde „Der Kindermord in Bethlehem", und ein gerühmtes „Die Opferung Isaaks" bekämpfen den Drachen" kennen. Joseph Vernet durch einen schönen „Seesturm" und noch andere fünf Landschaften. Auch Salvator Rosa ist vertreten.

Ein meisterhaftes Thierstück (Kühe) von de Potter und ein drastisches Genrebild von Ostade „Drei zechende Männer, von welchen einer aus Noten singt, der zweite trinkt, der dritte die Clarinette bläst", ein Bild von ergötzlicher Wahrheit und Komik, dürfen nicht übersehen werden.

Mehrere hervorragende Kunstwerke machen den Besuch der gräflich Schönborn'schen Galerie in hohem Grade lohnend. Vor allem ist es Rembrandt, der hier seine Kunst entfaltet. Neben dem berühmten Bilde „Jesus läßt die Kleinen zu sich kommen", das längst als eins seiner vorzüglichsten Werke anerkannt ist, ragen noch drei große Bilder eine durch Anordnung, Beleuchtung und Ausdruck gleich bewunderungswürdige „Kreuzabnahme", „Simeon's Gefangennehmung" und eine „Hagar in der Wüste mit dem Engel" hervor, denen ein kleines Bild „Der Traum des Jakob", sich anschließt. Zwei „Ecce homo" — einer von Albrecht Dürer, der andere von Guido Reni — fordern zur Vergleichung auf, aus welcher der deutsche Meister siegreich hervorgeht, denn so ausdrucksvoll der Kopf des vorangeführten Heilands von Guido Reni ist, so bringt doch die wundervolle Linie im Schmerzausdruck des Dürer'schen Bildes viel ergreifender in die Seele.

An einem figurenreichen Bilde von van Dyck „Die Anbetung der heiligen drei Könige", wird kaum Jemand vorübergehen, ohne sich durch den Anblick derselben gern in eine der Gegenwart so fremde Stimmung kindlicher Gläubigkeit und Andacht versetzen zu lassen. „Ein Faun mit einem Blumenkorbe und ein Mädchen" von Rubens tritt uns mit jener charakteristischen Kraft entgegen, mit der der Meister auch den widerstrebendsten Vorwurf in seine Stimmung zwingt. In einem zweiten großen Bilde seiner Hand „Neptun und Thetis", stehen ein Tiger und ein Löwe vor uns, deren Pracht unsere Blicke beinahe von der großen Gestalt des Meerbeherrschers und dem lieblichen Angesicht seiner Gattin ablenkt. Ein anmuthiges Bild von Maratti, dem letzten Maler der Römischen Schule, wie Richardson ihn nennt: „Maria mit dem Kinde", eine „heilige Katharina" von Carlo Dolci, eine „Madonna mit dem Kinde" von van Dyck, „Zwei musicirende Männer" von Honthorst, Porträts von Cranach, Holbein, van Dyck und Kupp, ein treffliches Thierstück „Zwei junge Stiere im Stall", von Roos, eine „Landschaft mit Kühen" von Kupp und ein vorzüglicher Teniers, einen Bauerntanz darstellend, erfreuen das Auge.

Die Gemäldesammlung der Akademie der bildenden Künste, ein Vermächtniß des Grafen Anton von Lamberg-Sprinzenstein, ist jeden Samstag und Sonntag offen gehalten und enthält (ist eine Nummern-Leiter nicht ein Katalog, doch sind die Künstlernamen an den Gemälden angebracht. Die Sammlung enthält unter vielem Unbedeutenden mehrere vorzügliche Stücke.

Unter den Gemälden der Italienischen Schulen ragt eine „Madonna auf dem Throne" von Francesco Francia hervor, dem sich einige treffliche Paul Veronese und Tintorette anreihen. Von Murillo behaupten unter den vorhandenen Genrebildern die „Blumenverkäuferin", eine gar reizende Schöpfung, den Vorrang.

Die Niederländer sind am besten vertreten. „Die Schönheit wird von der Zeit entführen", ein herrliches Rubens, zeigt, wie das Genie auch Abstractionen zu beleben und allgemeine Ideen in concretes Leben auszuprägen weiß.

„Ein Mädchen am Piano" von van Dyck, ein „Weibliches Porträt" von Rembrandt, ein Genrebild von Lukas Cranach, „Ein junges Weib entwendet einem zudringlichen Alten die Börse", „Die Zeitungsleser" von Ostade*), mehrere Teniers („Teufelsbeschwörung" — „Düne Stube"), mehrere de Potter, Ruisdael und Claude Lorrain sind Zierden dieser Sammlung.

*) Dieses kostbare Gemälde ist vor einigen Jahren entwendet worden und bisher nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 2.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt. In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. II. — Helene Schubert. Ein deutsches Frauenleben. Von P. Gilbert. I. — Aus dem Haag. Von Friedrich Lampert. II. — Böhmische Dorfgeschichten. 1. Jetze und die Kinder. 2. Vom Engel Leonhardsbad. 3. Der Hirt Hirtli. 4. Jetze und die unbarmherzige Jungfrau. Von Alfred Meißner. — Altnordische Epheuen in Sicilien. — Thomas Moore's „Irische Melodien". Von Julius Rodenberg. III. Ich hab' ein Geheimniß. — Räthsel. Worte von Braunau. — Eine Reise auf der Themse. I. — Gedanken-Spähne.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

II.

In der Kutsche führte wieder Grellier das Wort, diesmal nicht über die hohe Politik, er erlaubte sich einige nicht allzu zarte Anspielungen auf das lange Gespräch, das Marcel mit der schönen Bürgerin am Gartenzaune geführt. Nach ihm verdiente ein Mann wie Marcel Brennus, der sich schon so herrlich ausgezeichnet hätte, eine Lobrede von so liebenswürdiger und schöner Mädchen, denn er könne versichern, daß im ganzen Hofstaate der Oesterreicherin keine Herzogin oder Gräfin gewesen, die werth wäre, der hübschen Bürgerin das Wasser zu reichen. Der Kutscher von Neuilly hatte die „angeregte" Stimmung, in die ihn der Gesang der Marseillaise versetzt, noch erhöht; das Glas in der einen, den Säbel in der anderen Hand, fühlte er sich fähig, die Welt zu erobern. Und da er den jungen Marcel nachdenklich, mit gesenktem Kopf dasitzen sah, schlug er ihn auf die Schulter: „Munter, Bürger! Ihr seid ein schmucker Kerl, ein Patriot! Ich wette, ehe der Wind umspringt, werdet Ihr noch General. Heute Abend werde ich in meiner Section eine Rede halten. Was ist das für eine schläfrige Kriegsführung, werde ich sagen. Was hat das für Generale an unsern Grenzen! Wofür haben wir sie hingeschickt? Um die Feinde zu schlagen. Und was thun sie? Manifeste halten sie drei! Manifeste, Bürger! Wenn wir das unsere, es sind Verräther: der Ducastel, der Lafayette, der Luxemburg. Sollen wir das länger dulden, wir Männer des zehnten August? Kameraden, manches unter uns trägt mit viel mehr Bonaparte eine Krone als Victoria Caper, dem wir glücklich Krone und Kopf genommen. Wir alle können Generale sein und werden gegen Sieger erfahren und herrliche Städte erobern. Da sind aber noch so viele Bemsklasen in der Welt, welche das Talent nicht zukommen lassen. Denn, hat der Volksfreund Marat gesagt, wo wohnt die Tugend? In den Lumpenhütten. Wir gegen Generale sind in Paris geboren, schon Väter war ein Patriot. So haben wir auch jetzt einen Helden unter uns, den Bürger Marcel Brennus." Hier unterbrach ihn das laute Gelächter der anderen, denn ein wunderliches Schauspiel bot sich ihnen dar.

Sie waren in der Nähe der Stadt und hatten eine Schafheerde eingeholt, die soeben getrieben wurde. In einer leeren Kaum hatten die Hirtenburschen, die sie begleiteten, die Thiere mit Kränzen und Bändern geschmückt, sie einen mit rothen,

die andern nur weinen. Auf dem Rücken des einen war ein Papier mit der Inschrift geheftet: „Dies ist das Haupt des Verräthers in der Normandie, des gewesenen Parlamentes." An den Schwanz des andern war eine Krone aus Pappe und Goldpapier gebunden, die nun in dem Staube des Wegs umhergeschleift wurde. Mitten unter diese Heerde gemischt der Wagen, die erschreckten Thiere jagten auseinander, einer Ebene zu, auf der eine Compagnie der Nationalgarde aus den äußersten Vorstädten von Paris ihre Exercirübungen hielt. Diese nahmen die rothen Halsbänder und den tricoloren Cocardenschmuck der Schafe im besten Sinne und fanden sich in ihrem Patriotismus und ihrer kriegerischen Würde dadurch gekränkt; ihre Spieße und Piken umkehrend, schlugen sie mit den Stielen auf die Thiere ein, die Hauptleute und Offiziere bekrachten mit geschwungenen Säbeln die Treiber, dazwischen heulten und bellten die Hunde. Es war wie am Karfreitag, wenn der „Große Ochse" im Jubel durch die Gassen der Hauptstadt getrieben wird.

Den Leuten, die im Wagen saßen, theilten nur drei nicht die Freude ihrer Gefährten an diesem lächerlichen Schauspiel. Wie im Traum war Marcel bei dem wilden Lärm aufgefahren und dann wieder in noch dumpfe Grübeln versunken, in das ihn die rätselhafte Aeußerung des Mannes aus Varennes, dies „Hüter euch!" in Bezug auf das schöne Märchen geführt. So kurz ihr Gespräch auch nach seiner Meinung gewesen, wenn es gleich der häßliche Peitschenknall des Postillons und die ungeduldig scharrenden Rosse im entscheidenden Augenblick gestört — wie oft die neidische Parze den Lebensfaden eines Sterblichen gerade da durchschneidet, wo seine Hoffnungen sich erfüllen, seine Arbeit ihren Lohn erhält — dennoch hatte er in ihm sein Herz an dies unbekannte, seltsame Mädchen verloren. Er hatte einen Einblick in eine reine, muthige Seele gethan, empfunden, wie seine Worte in ihrem Innern widerhallten. Vielleicht war dies der Hauptreiz, den sie, ihm selbst unbewußt, auf ihn ausübte. Hat es im Bürgerstande solche Frauen, die mit tiefer adelicher, vornehmen Haltung und Schönheit so freundliche Demuth, solch Feuer und solche Erhabenheit der Gesinnung verbanden? Mögliche genug hatte Marcel durch Paris rasen sehen, das blutrothe Herz ihrer Feinde auf eine Pike gesteckt, wie sie in Tanz und Getümmel um den Wagen des Königs zieht, als sie ihn, einen halben Gefangenen, von Versailles herbeischleppten — und dagegen diese, anderen, höheren Frauen und Mädchen, die nicht mehr über die Straße zu schreiten wagten und, aller Freiheit, was sie an die Blüthen der Zeit und den Umsturz der alten Welt erinnern konnte, nur ihren häuslichen Geschäften sich widmeten oder mit inbrünstiger Hingebung in die Arme der Religion warfen. Kannte er nicht solch eine bescheidene Blume in seiner nächsten Nähe? Eine flammende Röthe stieg in sein Gesicht, wenn er daran dachte. Die arme, sanfte, vom Unglück so schwer heimgesuchte Genovefa . . . Wie hatte er sie verlassen, wie kehrte er heim! Welch Herz brachte er ihr zurück? Ein Herz, von dem eine andere Besitz genommen. All diese Gedanken, zusammen auf ihn einstürmend, machten den ängstigen Marcel, daß er für die Außenwelt kaum einen Blick, viel weniger Aufmerksamkeit hatte.

Als der Mann im gelben Rock die wilde Flucht der Schafe, die Prügelei zwischen den Treibern und den Nationalgardisten gewahrte, verzog sich sein Gesicht zu einem spöttischen Ausdruck der Verachtung. In der allgemeinen Heiterkeit bemerkte niemand den Wechsel seiner Mienen als der Friseur Brunneau, dessen kleine, scharfe Augen auf seinem Gesichte lange ruhten und denen dennoch nichts entging. „Aha", dachte er innerlich frohlockend, „er ist doch ein Aristokrat. Ich täuschte mich nicht, ich kenne die Handschuhe und das pomadisirte Haar. Wahrhaftig, dieser Grobian ist trotz seiner Gestaltsgröße dumm wie ein Gimpel; Pardon's Gimpel, wie wir Gelehrte sagen." Und damit guckte er nach der Bürgerin hinüber, die eben ihren Hut mit den schwarzen Schnüren mit der schwarzen Cocarde wieder auf den Kopf legte und dann in ihrem Taschenbuche blätterte. Ihr verursachte das Schauspiel, das die andern zum ausgelassenen Gelächter zwang, Pein und Widerwillen, sie wandte sich davon ab; was ihr das Höchste und Heiligste dünkte, wurde im frechen Gaukelspiel verunehrt und verhöhnt.

Noch einige Minuten rollte der Wagen auf dem gepflasterten Wege dahin; da waren sie an den Barrièren von Paris.

„Paris!" rief der Postillon, als sie durch das Gitterthor fuhren, den mit Bäumen bepflanzten Weg entlang, der auf den Platz der Revolution mündete.

„Eine ganz andere Luft, anderes Licht!" meinte Louis Brunneau, seine Augen wie vor Entzücken schließend. „Es lebe Paris! Solch eine Stadt gibt es nicht noch einmal in der

Seite' —" und mit einer plötzlichen Bewegung seines Kopfes, mehr der rechten Schulter zugewandt, der es schien, sorgfältig trockenen Kopfes nach dem jungen Mädchen hin, sagte er hinzu: „Lächeln Sie nur, Bürgerin! Spotten Sie, daß David Brunean ein eingefleischter Pariser ist! Nach drei Tagen werden Sie seiner Meinung sein! Unsere Spaziergänge im Mondschein an der Seine, unsere Balle — durchaus Natur, voll Unschuld und Schwärmerei; durchaus, wie es der große Rousseau wünschte."

„Aber der große Rousseau dichtete doch aus Ihrem Paris —"

„Sehr begreiflich! Damals gehörte Paris den Privilegierten, jetzt gehört es uns."

In dieser stillen Stunde des Mittags lieh sich während der ersten Minuten ihrer Fahrt wenig von dem Lärm und Gewühl einer großen Stadt vernehmen. Bauern, die mit leeren Wagen und Gemüsekörben von den Märkten nach ihren Dörfern zurückkehrten, Milchkarren, Männer und Frauen, die eilig vorüberschritten, begegneten ihnen. Mit seinem Stimmen, daß eine monumentale Erscheinung in uns erweckt und unverkennbar in unseren Zügen sich widerspiegelt, blickte die Reisende umher. So war das Paris nicht, das in ihren Träumen stand. Wie so ruhig lagen die Häuser da, freundlich von vielfachen Bäumen beschattet; hier mehr aus einem halbgeöffneten Fenster ein weißer Vorhang, dort mehr ihren die grünen Läden geschlossen; irgend die Töne eines Klaviers klangen über die Straße. In ihrer Heimat war es nicht anders. Gerade so müde und so glänzend wie dort schliefen hier die Sonnenstrahlen über die Steine, durch die Blätter der Bäume. Wo war die wirrende Bewegung, das wüste Geschrei? Wie die Schaaren rasender Männer und Frauen, die, Waffen schwingend, wie von Furien losgelassener Damonen in tiefen Massen umherstürmen sollten? Das Bild dagegen, das sich ihr in Wirklichkeit bot, erschien in hellen und gefälligen Farben. Je näher sie dem Platz der Revolution kamen — ehemals hieß er nach Ludwig XV., dem Standbild hob —, desto größer ward das Gedränge. Zahlreiche strömten die Menschen hin und her, einige mit aufgeregten, andere mit heiteren Mienen; aber die Mehrheit der Gesichter, die den Tag hinnahmen, wie er erschien, mit Regen oder Sonnenschein, bildete auch hier wie überall die Mehrzahl. In der lebhaften Phantasie Marcel's und des Mädchens mochte sich die Revolution wie in einem vergrößernden Spiegel zeigen, der weniger scharfe Linien hatte, als in der Schärfe, Klarheit, ihre Gründe gewichen war einer, der längere Zeit an einem stürmischen Meere wohnt, zuletzt nicht mehr von dem Getöse der Wogen in seinem Schlafe gestört wird.

An den Mauern forderten Anschläge zum Besuch der Theater auf, Proclamationen des Wohlfahrtsausschusses, des Gemeinde von Paris hingen daneben; Flugblätter einzelner Personen, die sich alle mit „Freund des Vaterlandes" unterzeichneten, beschäftigten sich halb mit der Verfolgung von Räuber und Mörder, halb gaben sie ein untrügliches Mittel an, wie man die Aerzte befragen, die Verräther entdecken und das Brot billiger machen könne. Die Vorübergehenden blieben stehen, lasen sie und lachten; vor denen, die am stärksten durch die Wunderlichkeit ihrer Vorschläge oder die Uebertreibung ihres Ausdrucks auffielen, bildeten sich Gruppen. Doch beherrschte die Mittagszeit und der Sonnenbrand den Sieg über die Neugierde. Keiner verweilte lange, alle beeilten sich, ihren Weg zu gehen.

Jetzt hatte auch die Volkstaktik ihr Ziel erreicht, allmählich schärften sich die Reisenden gegenseitig zum Abschied die Hände. Vom Mann mit dem gelben Rock, der sich mit kurzem Gruß entfernte, konnte Brunean einen seiner nachdenklichen Blicke noch, bis an die Straßenecke, in deren Biegung er verschwand. Marcel vernahm, seinen ganzen Gepäck in einer mit Wachstuch umgewandelten Jagdtasche und einer Mütze bedeckt, gegrüßt noch; er wollte nicht eher scheiden, als bis er wußte, wohin sich die schöne Fremde gewandt. Dann sah sich nach einem Gepäckträger um, der ihr den kleinen Koffer nachtragen und er nach dem Gasthof führen könne, dessen Adresse sie aus ihrem Taschenbuch zogen.

„Erlauben Sie, Bürgerin", sagte der Ritter der Lanze, Brunean, „es scheint sich keiner der vielen Lastträger zum Tragen Ihres Gepäcks einzufinden! Gehen Sie her — eine so leichte Last! Sie hebt wie der Meerschaum, aus dem Venus emporstieg! Bitte, bitte! David Brunean wird sich nicht die Ehre nehmen lassen, Ihr Diener zu sein! Nun lassen Sie mich einmal die Karte da sehen! Was ich? Schau' einmal her, Goliath! Madame Louise Bouillet empfiehlt ihr Hotel de la Providence Nr. 19 in der alten Augustinerstraße, nahe beim Theaterplatz, allen Reisenden. Möblirte Zimmer zu jedem Preis. — Bürgerin, Sie haben sich nur das beste Haus in Paris ausersehen! Sie werden dort so gut aufgehoben

sein wie die Engel im Himmel! Und in seinem Schutz! Nichts geschehen in der Nähe meines Freundes Grellier, sollte mein Salon, Madame Grellier soll Ihnen ein Zimmer geben, wo Ihnen mein Schild und mein Name immer vor Augen kommen! Vorwärts, Grellier! Du hast längere Beine als ich und die Bürgerin! Verkünde deiner Schwägerin unsere Ankunft!"

Einen Augenblick war ein finsterer Schatten über das Gesicht des Mädchens; sie schien willens, die aufdringliche Höflichkeit des Artisten zurückzuweisen, die Klugheit aber besiegte den Trotz ihres Herzens. „Wenn Sie so gütig sein wollen, mich zu führen!" antwortete sie. Da stand Marcel neben ihr, er hielt ihr die Hand hin. Nicht seine Lippen, doch seine Blicke sagten: Seh' ich dich wieder? Sollte es das leise Schütteln ihres Hauptes als Verneinung, hatte er es sich als Bejahung deuten? „Leben Sie wohl und glücklich!" damit legte sie ihre Hand in die seinige.

„Kinder", rief Grellier, „es wird nicht das letzte mal sein, daß ihr euch die Hand drückt! Für heute Adieu, mein General!"

„Bürgerin, Ihren Arm!" bat Bruneau.

„Dank, ich gehe sicherer allein!"

„Wie die Jungfrau von Orleans" Bruneau liebte geschichtliche Anspielungen. „Aber Ihren Namen darf ich doch wissen?"

„Warum nicht? Ich heiße Charlotte Corday."

Es ist ungewiß, ob Marcel Lecomte diese Worte noch hörte, er hatte sich schon nach dem Pantheon umgewandt, während Charlotte und Bruneau rechterhand abbogen. Einer aber folgte dem seltsamen Paar: der Mann im gelben Rock. In dem Überzug eines der grauen Häuser unter hatte er sich vor den Späherblicken Bruneau's versteckt gehalten; jetzt schritt er ihnen in gemessener Entfernung nach. Viel zu eifrig war der Artist beschäftigt, seiner Schutzbefohlenen die Merkwürdigkeiten der Stadt Paris zu zeigen, die auf ihrem Wege lagen, wie den Garten und den Palast der Tuilerien, die Kolonnen des Palais-Royal, deren Bäume 1792 auf den Vorschlag Camille Desmoulins' zu den ersten Gerüsten der Patrioten gehört, um einen Blick hinter sich zu werfen; hatte er doch seit dem Umsturz des Königthums mit keinem so schönen und gebildeten Mädchen gesprochen. Im Gespräch mit ihr konnte er ohne Zwang alle jene nach Versailles duftenden Redensarten wieder gebrauchen, die ihm aus seinem höheren Verkehr mit den „aristokratischen Herrn" anhingen, durch die Revolution aber so tief in den Hintergrund seiner Brust hineingedrängt waren. Und war denn Charlotte auch von feinem Wesen und Reden sich angenehm berührt fühlen mochte, das Neue, das sie sah, ein so vielfach anregendes Schauspiel, beschäftigte, fesselte sie. Einen höhern und freundlichern Glanz strahlten ihre Augen aus; es war, als wiche die Starrheit aus ihrem Antlitz, ein finsterer Gedanke aus ihrer Seele. Voll Lebhaftigkeit ging sie auf die Worte und Schilderungen ihres Begleiters ein, zuweilen erschien das muntere Lächeln auf ihren Lippen, das Marcel so entzückt. Da blieb Bruneau plötzlich stehen und machte sie auf einen schlanken, noch jugendlichen Mann aufmerksam, der, von vielen aus dem Volke begrüßt und ihren Gruß freundlich, doch mit einer gewissen Herablassung, erwiedernd, auf der andern Seite der Straße vorüberschritt. Ein Gesicht, durch nichts ausgezeichnet, weder häßlich noch schön, von einer gelblichen Färbung, die ins Grünliche spielte, die Haltung des Mannes aufrecht und bescheiden, nur sein Auge für jene Tage, die in der Leichtigkeit und Unsauberkeit gleichsam den Stolz eines freien Mannes suchten, von besonderer Feinheit und modischem Schnitt ein grauer Frack, eine farbige Weste, dunkle Beinkleider und blankgeputzte Halbstiefeln.

„Das ist Maximilian Robespierre, der Unbestechliche, der beste Bürger, der edelste!" sagte Bruneau so laut, daß es der Gerühmte wol noch hören konnte, wenn er ein Ohr für die Schmeicheleien hatte.

„Ah!" Charlotte Corday schaute hinüber mit ihrem dunkelnden Blick — aber er traf nicht auf Robespierre, sondern auf den Fremden. Ein Zittern durchfuhr sie, als hätte ihr Gewissen körperliche Gestalt vor ihr angenommen und sähe sie fluchtrogend an.

Indes hatte Marcel Lecomte das Haus seiner Aeltern erreicht. So kurz sein Aufenthalt auf dem Gute des Oheims auch gedauert, den Seinigen hatte sie eine Ewigkeit geschienen. Marcel war das einzige Kind des reichen Kaufherrn Joseph Lecomte und seiner Gattin Elisabeth; schon nicht mehr jung bei ihrer Verheirathung — der Mann zählte über vierzig Jahre und die Frau stand in den dreißigen —, hingen beide mit rührender und eifersüchtiger Zärtlichkeit an dem Sohne. Nur ungern hatten sie ihn zu seiner Ausbildung im kaufmännischen Geschäft noch

Haus in ein anderes Handelshaus gründete, hatte vermutlich Marcel noch bei den Lebzeiten der Revolution. Willig kehrte er nach der Hauptstadt zurück, die neuen Gedanken ergriffen ihn wie ein Wirbelwind, und da er eine schwärmerische und feurige Natur war, stürzte er sich in eine Bewegung, deren Ziel die Hochsinnigsten der damaligen Jugend in einem Idealstaat, dem Reiche der Freiheit und Gleichheit, wie es die Philosophen gepredigt und beredte Stimmen von der Tribüne herab verkündigt, sahen. Der alte Lecomte liebte den Sohn zu sehr, um seinen Wünschen auch nur das geringste Hinderniß entgegenzustellen; kein ein wohldenkender Mann, den Mißbräuchen, der Ungerechtigkeit und Sittenlosigkeit des französischen Königthums abgeneigt, ein Freund der Reformen, fand er auch von seinem Standpunkt aus den Eifer Marcel's für „die gute Sache" lobenswerth und gerechtfertigt. Vorsichtig, in der Ahnung, daß die Bewegung sich weiter ausdehnen und alle Verhältnisse erschüttern würde, auch von herannahender Aengstlichkeit gepeinigt, gab er seine Handelsgeschäfte auf und erwarb im Verein mit seinem Bruder bei dem Verkauf der geistlichen Güter einen ansehnlichen Landbesitz. Als dann in ihrem Verlauf die Revolution von dem ersten Stande zu den besitzlosen Volksklassen überging und neben den Edelleuten überhaupt alle Reichen verdächtig wurden und für Feinde des Gemeinwohls galten, diente ihm die anerkannte Vaterlandsliebe seines Sohnes zum sichern Schild. Im ganzen Viertel St.-Honoré hatten die Lecomte kaum einen Feind, aber viele, auf deren offenkundige Hingebung sie im Fall der Noth rechnen konnten.

Es war ein altertümliches Haus, das sie bewohnten, und wenn es auch in seinem Innern manche Veränderungen erfahren hatte, so hatte es in seinem Aeußern trotz des Verlaufs der Zeit seiner Entstehung beinahe noch alle Zierden bewahrt. Über dem Giebeldach der schweren Eingangsthür, die eher einem Burgthor glich, in verwitterten Zeichen zu lesen. Das Wappen aber, das damals darüber prangte, konnte jetzt selbst von den Heraldikern nur errathen, nicht erkannt werden, was indeß auch sein Besitzer hatte, da es in der Zerstörung durch das Volk entging. Man hielt das Geschlecht, das dies Gebäude gegründet, für eine adelige Familie der Normandie, aus welcher sich doch verschollen; schon vor der Revolution gab es aus einer Seitenlinie nur noch einen Pierre von Pontmartin, der, wie es hieß, in den Septembertagen umgekommen. Joseph Lecomte erbte das Haus von seinem Vater, wie dieser es von seinem Großvater erhalten. Die unteren Räume, vor einigen Jahren zu Magazinlagern und Geschäftszimmern benutzt, hatte der alte Handelsherr jetzt in einer großmüthigen Laune, die, wie alle seine Handlungen, nicht ganz frei von kluger Berechnung war, einem bewaffneten Klub seines Bezirks allwöchentlich zu seiner Versammlung eingeräumt, ein Zeichen, das an seinem Patriotismus nicht mehr zweifeln ließ. Seine Gattin, die sich bescheiden und weise, wie es ihre Art war, über den Lärm und die Unruhe beklagte, die diese Sonntagssitzungen mit sich führten, beruhigte er mit feinem und vielsagendem Lächeln: Jeder müsse etwas für das Vaterland thun; wohl denen, welchen es nicht theurer zu stehen komme als ihnen. Niemals ward er selbst in diesen Sitzungen gesehen, aber sein Sohn erschien öfters darin und bekleidete sogar nach der Heilung seiner „glorreichen" Wunde einige Monate lang das Amt eines Schriftführers in dem Verbande des Klubs. „Der Sohn", sagten die weil die Argwöhnischsten — denn den Argwohn athmete man mit der Luft ein —, „ist uns Bürge für den Vater!" Die Menge hielt die Franken des Herrn Lecomte noch für sicherer, und diese fehlten niemals, wenn eine Liste „zur Ausrüstung von Freiwilligen" oder zum „Ankauf von Pferden für die armen Sansculotten" in dem Bezirk umherwanderte.

Über Dienstgemächer hatte die Familie im ersten Stockwerk, aber seit zwei Jahren waren sie nicht größer geworden. „Wenige Verluste gehabt", pflegte der alte Herr zu sagen, wenn bei dem oder bei einem anderen seiner Nachbarn an die Thür geklopft wurde, die meistens bei geöffnet waren. „Die Republik ist theuer!" Eingeschränkt, in bürgerlicher Gleichheit lebten sie in den Gemächern eines Hinterhauses, deren Fenster alle nach dem schönen, schattigen Garten gingen. Für die Erhaltung seines Gartens that Joseph Lecomte, was er vermochte; dafür hatte er Blick und Sparte seiner Kasten. Es war wie ein Heiligthum, das er pflegte und warth hielt. Nur seinen vertrautesten Freunden zeigte er ihn. Gern lag er sich in den Nachmittagsstunden in einem Rollstuhl dann niederschauen oder las unter den drei mächtigen Linden, wie in einer natürlichen Laube, in einem Lieblingsbuch, in sein Buch vertieft. In seiner Jugend hatte man ihn für die Bildung eines Mannes aus dem Mittelstande, eines Kaufmanns, nur einen

gewissen Maßstab, der alle bisherige hatte eben nicht viel gelernt, doch eine Verlegte für das Leben gelassen, die in seinem Alter bei dem Mangel anderer Beschäftigung noch gewissen war. Ueber seinen englischen Geschichtswerken und Reisebeschreibungen konnte er alle Fragen des Tags und die Revolution vor allem vergessen. Freundschaft wie Liebhaft hatten seine Herzath mit dem Fräulein Elisabeth Regnard gestiftet, sein Verstand gleich vielen Antheil daran wie sein Herz. Nie gab sie ihm Veranlassung, seine Wahl zu bereuen. Ganz wie Elisabeth's Antlitz war ihre Seele. Von einer strengen Mutter erzogen, oft mit Härte behandelt, verlor sie auch als Herrin eines reichen Hauses die Schüchternheit nicht; zaghaft in ihrem Benehmen, nachgiebig und geduldig, war sie für Gatten und Sohn ein rechtes Bild der Sittlichkeit. Ihr Gemüth lebte nicht auf wie eine Rachel, sondern verbreitete eine wohlthuende Wärme um sie her; von ihr berührt, schien auch das Kleinste einen höhern Schimmer zu gewinnen; niemals kam ein Wort der Härte über ihre Lippen. Ob Stürme auch in dieser Ode getobt? Wenigstens hatte Elisabeth sie voll Geduld ertragen und zuletzt überwunden. Von dem Vater wie der Mutter gleich verzogen, würde Mariel mit seiner heftigen Seele nur dem ganzen Muth und Feuchtsinn der Jugend auf manche Abwege gerathen sein, wenn ihn nicht die treffliche Erziehung, die ein Freund des Hauses, der Abbé Gabbatier, ihm gegeben, auf die strenge Schule, die er in ihm durchgemacht, gefährtet und auf dem Platz des Vaters erhalten hätten.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Helena Schubart.

Ein deutsches Frauenleben. Von P. Gilbert.

I.

Die Führungen einer höheren Hand, die sich selbst im Laufe des gewöhnlichen Lebens offenbaren, machen den Menschen, wenn genommen, erst zu dem, was er ist. Die Schicksale, welche den Pilgerstab bald heller, bald dunkler erscheinen lassen, die Kreise, in welche der einzelne eingereiht wird, die Verbindungen, welche gesucht oder ungesucht eingegangen werden, sind alle wirksam zusammen, um das eigentliche Sein, den Kern eines Menschen, seinen geistigen Gehalt zu läutern und zu reinigen oder ihn auch in seinen schwärzesten Farben zu zeigen. Schade, daß sie Menschen so häufig auf viele Führungen nicht achten, die so leicht vermögen! Sind nun auch die Geschicke der Frauen meist so unscheinbar und so einfach als sie der Männer, so sind sie doch oft nicht weniger merkwürdig und folgenschwer. Ganz besonders gilt aber bei dem Weibe der Satz: „In den Stürmen des Ungemachs erstarkt, was in den lauen Lüften des sorglosen Glücks nicht gedeihen will." Nicht, als ob gerade die Nothen des Lebens dem Weibe allein angeschrieben werden müßten, um sein Wesen in voller Schöne zu sehen! Aber wenn die Geschichte die Heroen in ihrer Thatkraft nach außen zu schildern weiß, so steht gemeinhin das Weib groß und bewundernswürdig als stille Duldern da. Und die Zahl solcher Frauen ist nicht klein. Zu ihnen gehört nun auch Helena Bubler, die Gattin des vielbewegten und eigenartigen Dichters Christian Friedrich Daniel Schubart.

Es war im Jahre 1763, als Schubart, der vierundzwanzigjährige Predigtamtscandidat, nach dem Pfarrexamen des damaligen ulmischen Städtchens Geislingen ging. Dieses Städtchen liegt in dem fruchtbaren Thal der Fils, gegürtet von fellgrün Bergen, die auf die Häuser herabzuschauen drohen. Im Thale selber prangen herrliche Gärten und Wiesen und ergiebige Felder bieten dem genügsamen Weltbürger alles, was er zu seines Lebens Unterhalt bedarf. Schubart sagt von den Bewohnern dieses reizend gelegenen Städtchens, sie haben für Fremdlinge, der eben aus der weiten Welt dahin komme, ein verdrießliches, scheues Aussehen, sie gleichen beinahe den eifersüchtigen Frauen, die ihre Freuden auf Karten und Toiletten machen; doch bei genauer Untersuchung entdeckt man bald eine Gruppe redlicher Menschen von altschwäbischem Zuschnitt, die aus den herrlichen Zeiten der Grafen von Helfenstein und Geislingen, die beide hier weiland ihr Aufenthalt hatten, noch manche Minne erhalten haben. Auch finde man hier Witz und erfinderischen Geist, welch letzterer nur zu sehr mit Klatschereien spielt. Indem haben die Geislinger schöne Anlagen zur Musik; man finde da viel ungemein helle weibliche Stimmen und unter den Bürgern nicht wenige Instrumentenspieler.

Mochten die Eingeborenen sich aber noch so behaglich fühlen in ihrem Städtchen: dem jungen Prädikanten gefiel es nun gar nicht. Ein abscheidendes Schulloch — es „sah einem Stalle ähnlicher als einem Erziehungshause für Edelleute" — und eine Ueberzahl von Lehrstunden und Schülern, letztere zum Theil den niedersten

Verhältnissen angehörig, ein ärmliches Einkommen und dazu noch Nebengeschäfte, die sein Selbstgefühl empörten — dies alles machte dem feurigen Mann seine Stellung in Steinlingen bald lästig und endlich unerträglich. Deswegen gründete er hier, nicht lange nach Uebernahme des „Präceptorhauses", seinen Hausstand; er fand in Helena Bühler eine treue Gattin.

Helena war die Tochter des Oberstlieut. Bühler. Die Familie dieses Mannes war eine bürgerlich rechtschaffene; „preußisch gesinnet", aber höherer Bildung ermangelnd, waren die Glieder derselben von engen Ansichten befangen. In Helena aber lag ein gediegener sittlicher Kern, ein Herz voll Liebe und Treue, auch viel natürlicher Verstand verborgen. „Sie ist ein Weib", sagte Schubart in seiner späteren Lebensbeschreibung, „gebauen und einfältigen Herzens, zur Demuth und Niedrigkeit gewöhnt, geschickt zu allen Verrichtungen der Hausmutter; sie sieht nach Grundsätzen und nicht nach vorübergehenden sinnlichen Eindrücken, daher hat ihre Liebe Dauer und immer gleiche Wärme; sie hatte nie die leichten und blitzschnellen Reize der Bühlerin, aber die tiefer liegende Anmuth des treuen Weibes und der zärtlichen Mutter; sie empfand gleichsam mit dem Verstand, der bei ihr ungemein richtig, scharfblickend und die beständige Leuchte ihres Lebens war; ihre Leidenschaften lagen sehr tief verdeckt, wie angeerbt vom Verstand, wenn sie sich aber gegen und an den Reizen rieben, so waren sie heftiger als bei mir stürmen und sie konnte sich durch nichts als durchs Gebet helfen. Ihr Herz war immer von allgemeinen Wohlwollen gestimmt, dem Mitleiden geöffnet, Bruder- und Schwesterliebe ausgespannt, hart, den Anblick des Elends auszuhalten, der aber Lieben hat, und so eine Mutterschaft zu leisten, die alle Minuten bereit war, ihr Leben dem Wohl ihrer Kinder aufzuopfern. Sie war ihrer vaterländischen Religion ernstlich ergeben, liebte die gemeinen redlichen Leute mehr als die in Wohllaut gekleideten, nach Rang und Künsten haschenden Menschen — dabei war sie eine Feindin aller Niederträchtigkeit. Stille häusliche Seligkeit, ruhiger Besitz eines kleinen, erblühenden eigenthümlichen Eigenthums, innerlicher Beifall von ihren Verwandten und Freundinnen um sie her; ihr Mann verlangt nur glücklich zu machen und sieht mit Gott versöhnt und der ewigen Wiederlebens gewiß in den Armen ihres Mannes sterben: das war alles, was sie sich wünschte; aber Ueberlegt war ihrer ganzen Seele Lieblingsbuch und Thema!"

So weit Schubart's Schilderung seiner Gattin. Allein in Steinlingen war sie auch nicht zu einer persönlichen Stufe edler Weiblichkeit gelangt, konnte es auch nicht wohl, umwallet von den Einflüssen der Ihrigen, vielmehr war sie in dem zwar ehrenwerthen, aber beschränkten Kreise der Vorstellungen und Beziehungen derselben befangen. Den im Umgange mit Schubart wurde sie allmählich zu dem gebildet, was sie später war und wodurch sie über ihre übrige Familie so weit hinausragte, daß sie von dieser bisweilen wie ein Orakel angesehen wurde. Schubart selbst nennt seinen Schwiegervater einen weisen und verständigen Mann, dem es der größte Kunst war, Gott zu dienen und der Welt zu nützen. Freilich habe er dies erst genug zu dieser Ansicht.

Und welche Züge traten bei Schubart zu Tage? Nach einer wilden und ausschweifenden Universitätszeit, die ihn beim Studium nur allzu selten kam, harrte er mit Ungeduld nach einer festen Anstellung. Es fand eine solche in Steinlingen, allein sie ist in keiner Weise seinem Wesen entsprechend. Besonders ungünstig war sie der ruhigen Gestaltung und Pflege seines dichterischen Talents. Seine literarischen Bedürfnisse und Beziehungen waren in den Augen seiner nächsten Angehörigen Steinlingen Gräuel, denen sie mit aller Kraft entgegenarbeiten sich getrennen fühlten. Und weshalb seine poetischen Ergüsse? Indem erscheint der Charakter des Dichters auch nicht entfernt in einem vortheilhaften Lichte. Warm war Schubart, aber auch flüchtig, schnell gereizt und schnell verletzt; reich an guten Vorsätzen vor dem Schreibtische, die am Waldsteine im Nu in den Wind geschlagen waren; heiß bußfertig und stets wieder rückfällig, umkehrwillig, aber nicht bekehrlich; voll Selbst- und Arbeitsgefühl und doch ohne wahre Würde nach innen, ohne Haltung nach außen. Seine sittliche Unsicherheit hielt ihn auch oft in geistiger Knechtschaft.

Mit diesem Manne verehelichte sich Helena Bühler am 10. Januar 1783. „Es war", sagt Schubart selbst, „die Verbindung des Feuers mit der Stille, der heftigen Ideenart mit der abgekühlten Vernunft, der Anarchie mit der Ordnung. Ich war" — fährt er fort — „viel zu wild, um die Seligkeit des häuslichen Lebens ganz empfinden zu können, und doch fühlte ich es in einigen ruhigen Augenblicken mit Glanz, daß noch den hohen Weihestunden, die aus dem

Verwahrlosung unserer Erziehung in Ehrfurcht und unserer künftigen Seligkeit entspringen, seine Freude dem Vergnügen gleiche, Vater und Mutter zu sein."

Wie zu allen Zeiten, so verginnen auch diesem jungen Ehepaare die ersten Monate des häuslichen Lebens heiter und froh; aber bei der „feurigen Thorheit" des Mannes und der „abgekühlten Vernunft" der Frau blieb der Himmel nicht lange wolkenlos. Die Rosen verblühten nur zu früh in der dumpfen Luft, die seine Gemütlichkeit darbot. Einige Zeit zwar suchte Schubart mit rühmenswerther Selbstüberwindung den kleinen und drückenden Verhältnissen sich anzugewöhnen. Aber ein Mensch von seiner Regsamkeit und brennender Sinnlichkeit konnte nicht lange täglich neun Stunden Unterricht geben. Bald ertönen Klagen aber Klagen aus seinem gedrückten Herzen. „Ein Mensch", sagt er in einem Briefe an einen seiner Gönner in Ulm, „der eine Frau hat, die zugleich seine Magd ist; der unter liederlichen Arbeiten seufzt; der vor dem Sarge einer alten Spitelfrau mit acht geflickten Mänteln wie unsinnig ein Todtenlied schreien muß; der unter hundertundzwanzig Tataren mit der Knute in der Hand zwölf Stunden des Tags umherwandeln muß; der endlich an des Herrn Jubeltag mit neun Kutten, die anstatt brennender Fackeln Kirchenbogen tragen, gemartert wird; der die heiligen Christfeiertage mit zweiundvierzig Gicht- und einem Maulfieber, das auf lateinisch Canker heißt, von Haus zu Haus betteln gehen muß; der mit all diesen tödtenden Verrichtungen nicht sich selbst, sondern einem alten aufgedienten Schulmeister den Branntwein ins Haus schaffen muß; der endlich, um den Kelch des Elends und der Niederträchtigkeit bis auf die Hefen auszuleeren, seinen Freund nur sich hat, dem er seinen Jammer klagen kann: der Mensch sollte noch beneidet werden können?" Niedergedrückt von diesen kleinen, undankbaren Geschäften, umringt von den häßlichsten Larven der Unausstehlichkeit, fühlt er sich auch noch „eingeschlossen durch den Despotismus" seiner Verwandten von seiten seiner Frau. Natürlich — der Schwiegervater Schubart's, ein energischer und wackerer, aber auch eigensinniger und grilliger Mann, konnte dem Leiden des Tochtermannes nicht gleichgültig zusehen, konnte nicht zugeben, daß seine Tochter mit ihren Kindern von dem gähnenden Abgrund, an dessen Rand sie von dem unsteten, excentrischen Manne geführt werden, verschlungen werde. Wie hätte er nicht einschreiten und dem abenteuerlichen Beginnen des wankelmüthigen Schwiegersohns entgegentreten sollen? War dieser doch von jedem Winde erregbar und bewegbar, verlor er doch in jedem Sturm das Steuer unversehens aus den Händen!

In der Schule fand Schubart keine Befriedigung; im Hause ward ihm auch nicht dasjenige geboten, was er suchte. So nahm er seine Zuflucht zu den Büchern und nicht selten zum Wein. Endlich trat er 1767 als Schriftsteller mit Gedichten auf. Diese wurden mit leidlichem Beifall aufgenommen; sein Name wurde hin und wieder genannt und gelobt. Allein sein Schicksal verschlimmerte sich dadurch wieder nach einer andern Seite hin; die Stille seines Wohnorts, die Enge seiner ämtlichen Verhältnisse wurden ihm immer unerträglicher. Ein lorbergekrönter Poetenscheitel paßte doch unmöglich unter das niedrige Dach des geißlinger Schulhauses. Er sehnte sich heraus aus seinem Druck, suchte literarischen Verkehr und Umgang. Die lockende Kehrseite eines freien und unabhängigen Literatenlebens gesellte sich zu seinen Träumen. Aber Schubart wollte die Erfüllung seines Wunsches vom Glück in den Schoß geworfen haben und das Glück verweigerte sie ihm. Und Helena — hat sie ihn nicht darüber getröstet, ihm das Bittere seines Geschicks zu versüßen gewußt? Es kamen freilich Stunden, in denen er sich freudig heiterer fühlte; allein sie waren so selten, verflogen so schnell! Wenn er von dem öden Thurme, den die Heiden auf den nahen Berg gethürmt hatten, mit dem „Sehrohr" hinabsah ins blühende Thal, „von Menschen und Heerden bewimmelt", und seiner Gattin, die sich auf seine Schultern lehnte, die süßen Gefühle mittheilte, die jung und leicht beschwingt aus seiner Brust emporfliegen; wenn er seine Kinder auf dem Knie wiegte und Unschuld und Freude aus ihren Augen schimmern sah: dann wich freilich aus seinem Herzen der Kummer und Gram, von dem es sonst durchirrt war; aber nur zu bald kehrte die Unzufriedenheit wieder, und er jammert über ein Leben ohne Freund, ohne Ruhe, ohne Freude! Klagen, nichts als Klagen bringt er denen entgegen, mit denen er damals schriftlich verkehrte. Klagen, nichts als Klagen mußte ein Weib aus dem Munde dessen vernehmen, an dem sie mit ganzem Herzen hing, dem sie ihre Liebe auch dann nicht entzog, als er auf abschüssigen Wegen leichtsinnig wandelte, als er in seinen nächsten Angehörigen nur Kalfaterer sah, die ihn mit List, Haß und Verfolgung um-

geben, als er aus seinem Hause den Geist der Verwandtschaft gewichen wähnte und er wohl seine Neigung falsch sein zu müssen glaubte.

Wer könnte sich nicht den Kummer Helena's vorstellen, der bei solcher Lage an ihrem Herzen nagte? Zu diesen innern Leiden kamen aber auch noch äussere Schmerzen. Mehrmals lag sie krank darnieder; der schnelle Tod eines Söhnleins versetzte sie in tiefe Trauer; die ärmlichen Verhältnisse, in denen sie mit ihrem Manne lebte, drangten sie sehr darnieder; eine unglückliche Geburt brachte sie in grosse Gefahr. Und dabei der unruhige, unzufriedene Mann!

Durch die verschiedenartigsten Umstände war indessen Schubart's Existenz in Geislingen eine unerträgliche geworden. Theils war es eigene Schuld, theils fremder Unverstand, theils Ungunst der Verhältnisse, welche seine Stellung vollständig gefährdeten. Mit beiden Händen ergriff er deshalb die Aussicht auf eine Anstellung in Ludwigsburg — er wollte dort Organist werden. Die Stelle war gering und brachte Schubart von der geistlichen Laufbahn vollends ab; aber sie half ihm von Geislingen fort und seinem Hange zur Musik und zu den schönen Künsten winkte reichliche Befriedigung. Zudem befand er sich ja in der „Situation eines Kranken, dem es Erleichterung ist, wenn man ihn auf die andere Seite legt".

Aber so leicht ging diese Aenderung seiner Stellung nicht vor sich. Er hatte verschiedenerlei Bedenken, obgleich er sie ganz leicht zu beseitigen wußte. Besonders stieß er sich an der „Kleidertracht seines Weibes, die zur Zeit der Hochstädter Schlacht in Stuttgart unter den Hausjungfern Mode gewesen sein konnte", während in Ludwigsburg der Luxus wie ein Wolkenbruch alles mit sich fortreiße und man den Mann nach dem Kleide beurtheile. „Weich eine Figur" — ruft er aus — „werden wir machen! Zwar hab' ich wol Kleider, die vor Demuth eines Theologen zu hatten kommen, aber als Politikus erscheinen? Mine, Tracht und Farbe eines Weltmannes annehmen? Mich umkleiden zu einer Zeit, wo ich zu thun haben werde, die schweren Reifeketten zu bestreiten? Nach meinen jetzigen Grundsätzen hab' ich mir vorgenommen, zwischen dem geistlichen und weltlichen Stande zu balanciren, damit mir der Uebergang entweder zur Rechten oder zur Linken gleich leicht bleibe. Man entsagt der Welt, um Gott im Geistlichen zu dienen; ich kleide mich in die Farbe der Welt, um — doch nein, auch ich diene Gott und werde ihn in Ludwigsburg von ganzem Herzen dienen." *Meine Denkungsart läßt weder durch Kleid noch Stand profanirt werden.*" Wie schon diese Vorsätze lauten!

Ganz anderer Art waren die Bedenken Helena's und ihres Vaters. Vom Geistlichen zum Musikus hinabsteigen war in beider Augen ein zu greller Rückschritt. Und dann — was liess sich von dem excentrischen Manne erwarten, wenn er in einem Orte wie Ludwigsburg sich selbst überlassen war? Hatte er auf dem rauhen geistlinger Boden gestrauchelt, so war alles zu wetten, daß er auf dem glatten ludwigsburger Parquet hoch fallen mußte. War es deshalb unverzeihlich, daß Frau und Schwiegervater nichts von dieser Uebersiedelung wissen wollten? Sie kannten ja das heiße Blut und den Wankelmuth Schubart's zu gut, als daß sie nicht für ihn hätten fürchten müssen.

Als aber Schubart dennoch seine Entscheidung traf und die Organistenstelle annahm, steigerte sich der Widerwille seines Schwiegervaters aufs höchste. Und mit seinem Weibe lebte Schubart jetzt in beständigem Hader. Ja es kam so weit, daß er in der Hitze sie thätlich beleidigte und ihr einige Ohrfeigen gab. Und jetzt „brach der Vater der Beleidigten in sein Haus und schleppte wider alle Gesetze Weib und Kinder mit sich fort"; zudem verklagte er ihn und sprach vom Ehescheiden und von allen demjenigen, „was die Wuth einem Barbaren eingeben kann", berichtet der Organist einem Freunde.

So war Schubart von Frau und Kindern getrennt und doch näherte sich der Tag seiner Abreise. Er wollte sich ohne Abschied wegstehlen. Aber Helena konnte ihn nicht alle gehen lassen. Ihre Liebe war größer als ihr Schmerz. Die Nacht vor seinem Weggange von Geislingen kam sie vor sein Bett, bat mit Schluchzen auf ihn hin und konnte vor Schmerz nicht reden, „weil sie glaubte, ihm den ewigen Abschiedskuß geben zu müssen". Und am Tage seiner Abfahrt kam sie wieder in die Wohnung ihres Mannes und bat ihn mit aufgehobenen Händen: „O Mann, werde ein Christ!" Unter verzweiflungsvollen Thränen flehte sie ihn an, doch sie und ihre Kinder nicht zu verlassen. Schubart war gerührt; seinem Schwiegervater schrieb er noch ein paar Zeilen, worin er ihm sein ganz „ausgeleertes Herz darbot" und ihm zu verstehen gab, daß er nichts verlange als sein Weib und seine Kinder.

Die Stunde des Abzugs schlug — unter tausend Thränen, durch die langen Reihen seiner

Schulze Lorbach, was wir's noch bedenken, wer alles gelogen, log der Hochgerichte von Geroldsgrün weg. Es war im Sommer 1708. Wie es war keine ruhige Nacht, für er unausdenken mußte: seine Frau und Kinder hätten ihm — den Schwiegervater ließ dies nicht mitziehen. Doch, wie hätte Helena ihren Mann lange allein lassen können? Die Sorge um ihn wich Tag und Nacht nicht aus ihrem Herzen, und getrieben von treuer Liebe, schrieb sie ihm bald und bat ihn, sie sammt den Kindern in Geroldsgrün abzuholen. Mit Freuden erfüllte Schubart diese Bitte und wohnte sich auch mit seinem Schwiegervater aus. So waren endlich die trüben Stunden verscheucht und ein neues Lebensweg war begonnen.

(Die zweite Hälfte in nächster Nummer.)

Aus dem Wasgau.

Von Friedrich Lampert.

II

Wie leicht versäumt man die Stunden, wo solches Heimleiden, wie in den Trümmern von Trifels, um einen weht! Ich hatte noch viel vor mir an dem Tage, die Sonne war ja so hold und freundlich meiner Herr geworden, legte sich so mild und versöhnend um die alten zerfallenen Mauern, sollte mir wahrem Glanz das Annweilerthal so strahlen; trotzdem konnte ich nun guten Muths meine Wanderung fortsetzen und darum mußte ich doch fort von der goldenen Stätte, so sehr es mich auch hemmen wollte, und schritt wieder die noch guterhaltene Burgtreppe herab, unter den so breiten und doch so tief herabhangenden Mauervorsprüngen hin, durch den dunkeln, schattigen Buchenwald, bis ich wieder tiefer und tiefer gekommen war, wieder am Fuß der alten Burg stand und nur noch den Reichsschlüssel hinaufblenden konnte in sein majestätisch noch aus den grauen Wipfeln vorsprechendes Kaiserthum auf der Höhe.

Das Annweilerthal ist zweifelsohne in seiner Gebirgsdistrikt der Perle der Thäler und reizenden eins; es kann ich wohl, es ist ein Lust zu durchwandern, aber es entgeht einem auch wenig von seinen Reizen, denen man sich, namentlich im Frühling auf eine schönere Reise vorbereitet, die günstige Gebirgsluft, kann man sie haben, benutzt und da zwei Stunden das Thal führt. Warum sollte ich also die Post, die in den Spätstunden des Nachmittags die Straße fuhr, unbenutzt lassen? Ich konnte mich da immer noch ein wenig in Annweiler nach umsehen und inzwischen Gegend in aller Ruhe genießen: das französische Städtchen hat nichts mehr von dem Glanz der alten Reichsstadt, der vom Trifels auf sie niederschien, höchstens, daß sich einige Schnurren und Schnaken für den Volkswitz aus jener Zeit herübergerettet haben. Heißen doch die biedern Annweiler heute noch die Bockstaller, entweder von der Sitten Pfarr, die das enge Städtchen, gleich einem Bockstall, nur gehabt haben soll, oder weil wirklich, wie eine Version meldet, bei einer Belagerung die Schneider der Stadt, in Bockshäute gekleidet, auf den Wällen sich herumgetrieben und den feindlichen Feldherrn mit dem Rufe: „Seht's Ihr, es ist ein wahrer Bockstall!" zum Abzug genöthigt haben; und geht doch auch noch die Sage von den „Sammtärmeln", welche der ehrbare Rath der immer mehr verarmenden Stadt zu seinem Amtsornat nicht mehr auftreiben konnte und so eins seiner Glieder mit dem letzten übrig gebliebenen und zuletzt nur noch auf den Aermel beschränkten Sammtrock an das Fenster setzen ließ, auf daß die edle Bürgerschaft in den schlechten Zeiten sich doch noch damit trösten konnte, daß der Rath noch immer im Sammtkaar eben sah.

Gleich hinter Annweiler wird das Thal recht eng, die Berge haben das Städtchen ganz umhüllt, die Schluchten des waldigen Adlerberges stürzen sich zum Thal herab. Schon beginnt die eigenthümliche Felsbildung, welche dieser und noch mehr der Gegend von Dahn ihren besondern Charakter gibt; in allerlei bizarren Formen treten sie näher oder ferner heran; die Chaussee zieht flach und frisch neben der Straße; diese ist gut: ich fuhr sie leicht und rasch auf ihr. Da war Annweiler, ein schmutziger Ort, in dem die abgeschmackte Kirche, ein grün beschrienener griechischer Tempel mit kolossalen Säulen, abscheulich paßt. Wie viel schöner später die von Wilgartswiesen, die mit ihren imposanten Façade und ihren zwei Thürmen, an den grünen Wald gelehnt, das rings zu ihren Füßen ausgestreute Dorf beherrscht! Aber wie viel schöner auch ist die Gegend um Annweiler als das Dorf selbst! Prächtige, bewaldete Seitenthäler münden da in das Haupttal, frische Gebirgsbäche kommen aus ihnen zur Queich herabgeschossen und wir mochten schon ihnen folgen, so den Wellenbach hinauf, an dem es, die schönsten Wald- und Wiesenthäler entlang, in stellenweise, fast unmerkbare Waldstille geht. Da ist schon ein Sträßchen vom „Wasgenwald"

Perſonen.

Madame Steiner, geborne von Seeburg.
Eveline,
Wilhelm, Maler und Profeſſor an einer Akademie, } ihre Kinder.
Oekonomierath von Seeburg.
Frau von Flitter.
Beate, Tony, } Schweſtern.
Guſtav Helm, ein junger Gelehrter.
Valentin, ſein Diener.
Röschen, Evelinens Mädchen.
Niclas, Paul, } Gärtnerburſche.
Bedienter der Madame Steiner.
Gäſte, Herren und Damen.

Die Scene iſt theils in einer Provinzialhauptſtadt, theils auf dem Lande.

des Heldenbuches, ein Stück Jugendland der Kaiserzeit.

— Als im Frühling 1848 es Frühling werden wollte, und der Baumbaum dort auf dem Wallerfeld bei Salzburg wieder ausschlug, da glaubte das Volk nach der alten Verheißung, daß der alte Barbarossa auf dem Trifels droben vom langen Schlaf erwache, daß der Tag der Volksfreiheit gekommen sei; die Pfälzer glaubten es auch, das Annweilerthor gibt Zeugniß davon. Da, gerade hier bei Münchthal, hallte es um Johanni des Jahres 1849 in den Bergen von den Schüssen eines heißen Gefechts wider. Die Preußen drangen durch das Thal gegen Landau vor; schon waren die Vorposten des Landes in ihrem Bann, Hilfe hatte sich ihnen hier noch einmal entgegen. Tapfer schlugen sich seine Leute, allein das Volksheer wurde zurückgedrängt — die Raben flogen eben noch um den Berg: die Zeit war noch nicht erfüllt.

Das ist vorbei. Wie still, wie friedlich ist's nun wieder in diesem Thal geworden! Es ist einsam, abgeschieden. Kommen auch immer wieder einzelne Gehöfte, Mühlen u. s. w., die nicht den schon genannten großen Gemeinde-Wirthschaften angehören, an die Straße, so trägt doch die ganze Landschaft den Charakter einer großartigen Gebirgsabgeschiedenheit. Zieht sich doch hier das tiefe, einsame Gemäuer, der „Waldschratten“, der alten „Frankenweiden“, in von Menschen kaum betretenen, unabsehbaren Forsten weithin durch das Land. Hart an die Straße kommen nur die Wald heran; bald steht's lange, hohe Buchenreihen, bald schlanke, ernste Tannen und Fichten, die sich säumen. Immermehr gewaltige Felsblöcke ragen aus dem Waldesdunkel vor, und immer abenteuerlicher Höhe bergen die Trümmer der Felsenburg Reis- und Waldschlachten thürmen sich zur Seite; und einsamer und stiller wurde es, je mehr es dem Abend zuging. Kein Mensch kam auf dem Wege, trotz des schönen Tags, nur der Förster am weitentfernten Forsthause trat heraus, dem Wagen seine Zeitungen abzunehmen; seine Hunde schlugen an und bellten noch lange dem dahinrollenden Wagen nach; wenn sie es gewußt hätten, daß gleich weiter unten auf dem Wald ruhig weidend die Rehe traten und auf der saftigen Wiese dicht neben dem Weg Meister Reinecke behaglich und gravitätisch durch das hohe, feste Gras ging! Er ließ sich auch von uns nicht stören; der Postillon blies ihm ein lustig Stückchen vor, wir fuhren weiter und weiter, endlich auf der Wasserscheide wurde heraus in eine größere Thalbreite, einen Thalkessel vielmehr, in dem ein großer Hof vor uns lag, die Poststation Kalmit-Busch, an der Vereinigung von fünf Thälern und vier Forstbächen, der Kreuzpunkt für die Straßen nach Landau, Pirmasens und Weißenburg.

Es mag ein günstiger Standort sein für Ausflüge in die Wälder ringsum; Becker's Buch rühmt uns deren nicht wenige, allein der flüchtig Reisende wie ich sieht sich nur den „Teufelstisch“ an, ganz nahe bei dem Posthause, drei mächtige, aufrecht stehende Felsenpfeiler, über welche horizontal eine gewaltige Steinplatte gelegt ist, die natürlich dem Volk comfortabel genug für ein Satanssitzen scheinen. Wir sehen natürlich in diesem Teufelstisch nur einen Vorläufer der bizarren Zauber- und Felsenwelt, der ich nun ganz nahe gekommen war und mich vollends auf der mitunter zwischen Föhren- und Buchenwäldern hinziehenden Straße durch das Lauterthal zuwandte. Es war wirklich schon dunkel geworden, als ich in Tabo einzog und wenig mehr in seiner Umgebung deutlich zu unterscheiden vermochte; aber dafür stellte sich diese Umgebung gerade um so geheimnißvoller und phantastischer dar. Ein Felsenring umgab den Ort, das sah man noch, weit, unregelmäßig ihn umgürtend, aber um seine einzelnen Glieder lagerten sich, sie verhüllend, schon abendliche Nebel; nur fest war's, als ob ein langer, felsenfester Gürtelschmuck herangereiht käme und plötzlich in Felsen in Stein verwandelt worden wäre, so deutlich in Felsmassen, Zacken und Wandgerölle aus den Felsgebilden zu entziffern, und hier, als ob sich ein riesiger Schloß hoch heraufthäte in den nächtlichen Himmel, und dann ging hoch über dem Berge die gespenstische Maske der „Jungfernsprunge“ weiter, erhob sich ein Felsendach weiter ihm emporgebaut, und doch, wenn man, stimmte die drohenden Felsen jeden Augenblick unternehmenden und mögten dann Straße, Haus, Thal und Flecken überfallen — ich war in eine Wunderwelt eingetreten.

Tabo kann vertreten die sogenannte „Pfälzische Schweiz“, wenn sie auch die höchste Berechtigung mit Unrecht ablehnen, wie das auch bei der „Sächsischen“, „Fränkischen“ oder gar „Pommerschen“ der Fall ist. Genau Alpenmäßiges hat nun der angeführte vier Quadratmeilen umfassende sogenannte Strich, die Gegend um Tabo, das Gerolsteinerthal u. s. w. ganz und gar nicht; aber das Wunderbare haben wir

in den phantastischen, zerrissenen Formen, die hier der rings zu Tage tretende bunte Sandstein, wie sonst fast nirgends bei seinem Vorkommen, angenommen hat; in den gewaltigen Felsbildungen, in denen sich hier die schaffenden und zerstörenden Gewalten der Natur gleichsam getheilt haben. Denn nichts ist regelrecht, alles durcheinander geschoben und gewerfen, der aus diesen Felsskeletten Gestalten bildenden Phantasie freieres Spiel gelassen; selbst dieselben Gebilde erscheinen nicht immer die gleichen; auf jedem andern Standpunkt wechseln sie die Gestalt, und namentlich des Abends, wenn zerrissene Wolken über die starren Felshäupter hinfahren und diese im Mondenschein ihre langen, dunkeln Schatten auf die Bergabhänge und in die Thäler werfen, erhält die Gegend einen magischen, fast gespensterhaften Ausdruck. Nur doch ist's nicht immer nur ein wüstes Felsenmeer, das sich hier durchs Land ergossen hatte; fehlt natürlich auch der Segen und die Fruchtbarkeit der „Pfalz am Rhein" und gibt's auch nur Tannen und Föhren und Buchenhaine statt der Kastanienwälder, und Brombeeren und Schlehen statt der Reben, so durchbrechen doch auch frische grüne Thäler und Schluchten mit muntern Bächlein und buntigen Wiesengründen und schmucken Dörfern diese starre Welt nach allen Seiten, und der Contrast zwischen der wilden Gebahrenheit hier und der lieblichen Idylle dort, auf nur wenigen Schritten vereint, gerade ist's, was hier das Wandern so wechselnd und anziehend macht. Aber dominirend freilich ist die Stein- und Felswelt. Auf allen Gipfeln und Bergkämmen hat sie sich angesiedelt, über untern Halden mag noch rothes Ackerland umgeben, aber eben aus dem Kiefernwald ragt gewiß ein hoher Felsthurm hervor, von dessen Haupt Birken und Tannen „wie Helmbüsche nicken", oder die Felsen selbst bilden zackige, fortlaufende Bergkämme, überhängende rothbraune oder moosgraue Platten, gebröckelt, verwittert „gleich Ruinen einer zertrümmerten Welt und doch für Ewigkeiten fest". Bald ragen sie aus dem Dunkel des Waldes in so seltsamen Formen als Kegel, bald als haushohe Gebirgsmauern hervor, daß wir alles und jedes aus ihnen herausdeuten können: Thier- und Menschengestalten, Thürme und Burgen, Feenpaläste und Riesenschlösser; sollen's doch auch die Riesen des „Waagenwaldes" gewesen sein, die einst in diesen Felsenschlössern wohnten und oft über das Gebirge wanderten, um die Drachen zu erschlagen.

Hier unter uns, es kann nicht anders sein, hier muß eine Burg in Trümmern liegen, so wölben sich Thürbogen und Fenster, liegt Schutt und Stein zusammen, und doch, aber erst, wenn man ganz nahe herangetreten ist, ist's nichts als reine Naturbildung, und dort glaubt man, diese wiederzufinden, aber diesmal ist's doch Kunst und Menschenwerk, steckt eine wahrhaftige Burgruine mitten in den Felsen, ist mit ihnen zusammengewachsen und verkittet. Man hätte tagelang zu thun, wollte man von einem der seltsamen Gebilde zum andern wandern, jedem einzelnen gerecht werden, die Physiognomik eines jeden studiren. Um Dahn herum, in seiner nächsten Nähe allein hätte man genug zu suchen; da steht alles voll von den wilden Gestalten, da sind sie am grotesksten und phantastischsten; da möchte man sich fast einbilden, sie könnten alle auf einmal Leben bekommen und den schon enge genug um das Oertchen gezogenen Kreis noch mehr verengen und alles auf einmal zermalmen; da ist der schon genannte gewaltige „Jungfernsprung", ein mächtiger, lang sich hindehnender Berg, mit ungeheurem, zu Tage stehendem Felsenkamm und schroffen Graten und dem Kreuz auf der über der Straße hängenden Felsenkuppe, und dort, ihm gegenüber, der „Hochstein", frei und domähnlich aus einem Felsrißspalt hervorragend; jenseit und diesseit des Flusses ziehen die Felsmauern, und als wirkliche Ruinen und Schlösser schauen zwischenhinein die Burgen Alt- und Neudahn aus dem Dunkel der Buchenwälder vor.

Nicht blos für die Bewunderung und Ingrimmerien des Touristen, sondern auch für das Nachdenken des Geologen ist hier ein reiches Feld. Denn die Phänomene, welche sich hier zeigen, stehen dem bunten Sandstein höchst selten zu, und nur vulkanische Massen, wie z. B. am Basalt bei Lepun in Valais, zeigen ähnliche Erscheinungen. Darum müssen hier auch örtliche Ursachen, Kräfte besonderer Art thätig gewesen sein, und nur die Annahme einer mittelbaren Hebung durch nicht zu Tage gekommene plutonische Gebilde und dadurch bewirktes gewaltsames Hervorstoßen einzelner Sandsteinpartien erklärt die auffallende Kegelform der meisten Berge sowie die Windung und Ineinanderschiebung, mit Einem Worte die Störung der Schichten, wobei jedoch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die hervorgestoßenen Massen durch die Einwirkung der Atmosphäre und durch Wasserfluten manche Aenderung ihrer äußern Gestalt erlitten haben.

Als ich, in Lahn angelangt, den endlich langen Thurm durchschimmern und tief an seinem äußersten Ende in dem Gasthause des Herrn Stedtmann ein ganz gutes Unterkommen gefunden hatte, war natürlich während des mit dem ganzen behaglichen Gefühl eines gut zurückgelegten Wandertags eingenommenen Abendbrots mein Fragen an Wirth und Gäste hauptsächlich nach der Fortsetzung meines Wegs in das Grenzland von Schönau und zur Wegelnburg gerichtet. Allein ich fand auch hier in der nächsten Nähe fast dieselbe Unklarheit, die mich schon in Landsthul erheitert hatte; am allerwenigsten glaubte der gefällige Wirth für einen sichern Führer, dessen ich von hier aus nicht mehr entbehren konnte, einstehen zu dürfen, meinte aber endlich doch, wenigstens ein Individuum auftreiben zu können, das sich des Amts, auf die Wegelnburg und von da geradewegs nach der Madenburg zu leiten, getrauen dürfte. Da war das seltene Exemplar, ein flottes Bürschlein, die Mütze bezeichnend etwas hinterüber geschoben, auch sonst an Race und übrigen Gesichtsattributen den Stamm Israel's schon verrathend, also ein Viehwanderer wol; und richtig, er war wohlbekannt, wie seine Bescheidenheit ihm eben zu äußern erlaubte, mit den Pfaden und Fährten des Waldes, war zwar wol noch nie auf, aber wenigstens ganz nahe an die Wegelnburg hingekommen, wol auch noch nicht zur Haarde hinaus, aber er getraute sich doch den nächsten Weg zu finden u. s. w. Und es hat Wort gehalten, das Jüngelchen, sein Debut als Führer, das er unter meinen Auspicien machte, war ganz befriedigend; die Anerkennung that ihm wohl und als er auf der Madenburg von mir schied, sprach er fast in poetischem Schwung von der glänzenden Zukunft, die ihm noch als Betagtem und vielbegehrtem Fremdenführer durch die „Pfälzische Schweiz" bevorstehen würde, wenn die „durch mich nur erst recht in der Welt bekannt geworden wäre" Sollte einer oder der andere meiner freundlichen Leser wirklich durch mich veranlaßt werden, jene Gegenden aufzusuchen, so will ich ihm doch den edeln Levi empfohlen haben: er mag seine damals erworbenen Kenntnisse nun schon verwerthen können. Nur darüber vermied er deutliche Auskunft zu geben, woher ihm die offenbar an der Grenze genauere Bekanntschaft des Landes gekommen sei: die Berufung auf sein edles Gewerbe, die Metzgerei nämlich, war mir doch zu ungenügend, und daher durfte ich mir das verrätherische Lächeln seiner schönen Augen schon zu deuten, auf ihm das an solchen Grenzen nicht selten [illegible] Gewerbe der Schmuggelei nicht ganz fremd, wenigstens gewesen, sei. Aber mit dieser vielleicht nur poetischen Vermuthung irgendeine Denunciation gegen den hoffnungsvollen Jüngling ausgesprochen zu haben, will ich mich ausdrücklich verwahren.

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Böhmische Christussagen.*)

I. Jesus und die Kinder.

Auf dem grünen Anger vor dem Dorfe spielten einige muntere Kinder. Da kam aus dem nahen Laubgehölz ein wunderschöner Knabe mit goldblonden Locken hervor, gesellte sich zu ihnen und nahm Antheil an ihren Spielen. Zuletzt griff er in die nahe sprudelnde Quelle und holte prächtige blaue, rothe und goldgelbe Steinchen heraus, die wunderbar im Sonnenlicht glänzten. Mit diesen beschenkte er jeden der Dorfknaben. Als sich die Sonne bereits den Bergen zuneigte, nahm der fremde schöne Knabe von seinen Gespielen Abschied. Einer der Knaben wollte sich aber von ihm nicht trennen, sondern rief flehentlich: „O nimm mich mit dir! Ich will in den grünen Wald mit dir gehen und immer bei dir bleiben!" Da sagte der Knabe mit dem goldenen Haar: „Jetzt kannst du nicht mit mir gehen, allein in drei Tagen kehre ich in meine schöne Heimat zurück und dann hole ich dich daheim ab." Hiernach verschwand er. Die Kinder kamen nach Hause, erzählten den Müttern von dem fremden Knaben und wiesen die schönen Gaben vor. Und als die Mütter die funkelnden Steine prüften, da zeigte es sich, daß es lauter kostbare Edelsteine waren. Die wunderbare Mär verbreitete sich schnell im ganzen Dorfe. Viele Leute eilten in den Wald, fanden aber den holdseligen Knaben nirgends. Andere umlagerten die Quelle, um noch neue Edelsteine zu finden, allein sie erhaschten nur gemeine Kieselsteine. Das Kind jedoch, das mit dem fremden Knaben in den grünen Wald gehen wollte, war sehr traurig und still. Am nächsten Tage weinte es, am zweiten war es krank, am dritten — todt! Die Kirchenglocken läuteten hell und die arme weinende Mutter erinnerte sich, daß heute ein hoher Feiertag sei. — Christi Himmelfahrt! Nun wußte sie bestimmt, daß der fremde Knabe niemand anders gewesen als Jesus, der himmlische Freund der Kleinen. Sie weinte noch — aber sie weinte Thränen der Freude.

*) Vgl. Nr. 39 u. 41 des vorigen Jahrgangs dieses Blattes.

2. Vom Vogel Kreuzschnabel.

Als unser göttlicher Heiland, von aller Welt verlassen, am Kreuze litt, da flogen einige barmherzige Vögel herbei und bemühten sich, rechts und links die scharfen, mörderischen Eisennägel aus seinen heiligen Händen und Füßen herauszuziehen. Dabei wurde ihr grünes Gefieder von dem göttlichen Blute gerötet und ihre Schnäbel verbogen sich kreuzförmig. Da sprach der todesmüde Christus sanft zu ihnen: „Seid gesegnet, ihr barmherzigen Vögel! Zum ewigen Andenken an diese Stunde sollt ihr das blutrothe Gefieder und die Kreuzesschnäbel behalten. Ihr sollt dem Menschenerlöser von nun an geheiligt sein und die Menschen sollen euch verehren und preisen ob eurer Wunderkraft!" Und das Segenswort Christi ging in Erfüllung wie jede seiner Verheißungen. Die rothen Vögel hießen von nun an die Kreuzschnabel, und zwar wurden jene, die zur Rechten des Heilands die Nägel herauszogen und sich die Schnabelspitzen nach rechts verkrümmten, die Rechtsgeschnäbelten, die andern aber die Linksgeschnäbelten genannt. Und bis zum heutigen Tage sind sie dem Erlöser geheiligt und unter allen Vögeln brüten sie allein in der weißen Weihnachtszeit unter den dichtesten Fichtenästen und singen, als ob es Frühling wäre. Und wie Christus die Krankheiten der Seele heilt, so heilen sie die Krankheiten des Leibes, indem sie diese an sich ziehen und dann sterben, wie Christus für die Menschheit gestorben ist.

3. Der Wein Christi.

Als unser theurer Heiland Jesus Christus bereits am Kreuzesstamm hing, um für die sündige Menschheit den unsäglich schmerzlichen Tod zu leiden, da standen die bösen Juden vor ihm und jeder von ihnen hielt ein scharfes Messer in der Hand und stach damit den Herrn Jesus. Allein da kam seine hochgebenedeite Mutter, Jungfrau Maria, und sammelte die Blutstropfen, welche aus seinen fünf heiligen Wunden und unter der aus siebenundneunzig Dornenästen geflochtenen Marterkrone hervorquollen, in einen goldenen Becher und ging hernach in einen Garten, den sie mit dem Blute des sterbenden Gottessohnes besprengte. Wo ein Tropfen im hellen Grase niederfiel, keimte alsbald eine grüne Pflanze aus der Erde empor, wuchs mit wunderbarer Schnelligkeit immer höher und trieb Blätter, Knospen und Blüten. Bald reiften daran herrliche Trauben und aus den Trauben ward ein balsamisch duftender Wein von der Blutfarbe des Rubins, so kostbar, wie ihn ehedem noch niemals ein Sterblicher auf Erden getrunken. Und wer von dem aus solchen Reben gekelterten Wein trinkt, wird frei von aller Sündenschuld, sieht den Himmel offen und geht dereinst zur ewigen Seligkeit ein. Doch ist dieser Christuswein so selten, daß kaum die Schätze eines Königs hinreichen, um einen vollen Pokal davon kaufen zu können. Trotzdem hat schon mancher arme Mann von diesem kostbaren Wein getrunken, als er zufällig einem fremden Wanderer begegnete, der freundlich mit ihm sprach und ihm dann zu trinken gab. Manche sagen, der Wanderer sei der heilige Petrus gewesen, andere wieder behaupten, Christus der Herr sei es in eigener Person gewesen. Wer vermag das Geheimniß zu ergründen!

4. Jesus und die weinende Jungfrau.

Vor Zeiten lebte in Böhmen eine schöne Jungfrau. Ihre guten Aeltern ruhten längst im Grabe und sie hatte zum Beschützer nur den einzigen Bruder, den sie zärtlich liebte. Allein auch dieser starb frühzeitig. Nun weinte die arme Verlassene den ganzen Sommer lang an seinem Grabe und konnte keinen Trost finden. Da ging einmal der Herr Jesus dort vorüber und fragte die Jungfrau, warum sie gar so traurig sei. Als diese dem Heiland, den sie nicht kannte, ihr Herzeleid klagte, sagte er zu ihr: „Du mußt den guten Bruder in der weiten Welt suchen!" Dann erbarmte er sich der Weinenden und verwandelte sie in einen Kukuk. Seitdem fliegt sie zur Sommerszeit überall umher und sucht den Verlorenen. In den Wäldern und Gärten, auf den Felsen und Auen ruft sie ihn rastlos, doch bis zum heutigen Tage hat sie ihn nicht gefunden. Wenn sie den Herrn Jesus zum zweiten male sieht, wird sie auch ihren Bruder sehen.

Alfred Waldau.

Albanesische Colonien in Italien.

Wer die „Siciliana" von Ferdinand Gregorovius gelesen hat, der wird dort auch den Aufsatz über „Die sicilianischen Volkslieder" (S. 277—331), besonders wenn er im allgemeinen für das Volksleben tiefern Sinn und Verständniß hat, mit nicht geringem Interesse gelesen haben. Manches darin wird ihm neu und noch unbekannt gewesen sein, und vor anderm mag dies namentlich von demjenigen gelten,

[illegible] Gregorovius S. 295 ff. über die albanischen [illegible] in Sizilien mitteilt, die bis [illegible] ihren ihrer Sprache und ihrem griechischen Gottes[illegible] b den der orthodoxen morgenländischen Kirche [illegible] behalten haben. Wie nämlich fast zu leben ist, [illegible]anderten nach der Unterwerfung von Epirus durch die [illegible]rken (nachdem Georg Kastriota Skanderbeg den [illegible]dringen der Türken keinen weiteren Widerstand [illegible]gensetzen konnte und ihnen unterlegen war) [illegible]ch dem Tode Skanderbegs viele seiner Landsleute [illegible]us Epirus, der Residenz Skanderbegs, nach Italien [illegible]s; einige ließen sich in Kalabrien nieder, andere [illegible]rden von Ferdinand dem Katholischen in Sizilien [illegible]genommen. Sie kamen dorthin im Jahre 1482 [illegible]ter der Führung ihres Kapitäns Georg Mitsch[illegible] d siedelten sich in Palazzo Adriano an. Ihnen [illegible]gten andere Kolonisten in der Nähe von Palermo, [illegible] für die Lehen des Erzbistums von Monreale [illegible]ferro und Aidingi belegten, welche man nach ihnen [illegible]iana de Greci heißen.*) Noch heute bestehen [illegible]se Albanierkolonien mit einer Bevölkerung von [illegible]xxx) Seelen in Mezzojuso, Contessa, Piana und [illegible]alazzo Adriano (sämtlich in der Nähe Palermos [illegible] verschiedener Entfernung). Außer ihrer Nationalsprache, der albanesischen, reden diese Abkömmlinge auch [illegible]echisch, und nachdem seit dem Sturze der byzantinischen Herrschaft die griechische Sprache auch in Sizilien [illegible]n gänzlich erloschen geworden war, wurde sie zum [illegible]ten mal, und zwar von diesen Einwanderern, auf [illegible]e Insel gebracht. Der Ritus dieser albanesischen [illegible]olonisten ist griechisch. Der griechische Bischof der Albanesen residiert in Palermo, und neben dem Bischofsitz besteht dort ein griechisches Seminar oder Kollegium, woraus bereits einige namhafte Hellenisten, wie der sprachgelehrte Bischof Gräfer, hervorgegangen sind.**) Ärztlich ist die griechische Sprache unter den Albanesen nur die Sprache der Kirche und der Wissenschaft. Ihr eigenes Idiom aber ist von dem Griechischen weit verschieden. Sie sprechen dieses Idiom untereinander, sie dichten darin ihre Klephtenlieder und Liebesgesänge und ihre Ausdrücke an die alte Heimat, die sie verlassen haben. Die albanesische Sprache klingt fremdartig und weicht von jener bekannten Sprache ab, und Gregorovius bemerkt sehr richtig, daß das Albanesische unter den lebenden Idiomen fast so räthselhaft dasteht, wie es für uns heute unter den toten das Etruskische ist". Der genannte Gräfer, der zu der Sammlung sizilianischer Volkslieder des Leonardo Vigo von Aci Reale („Raccolta di canti popolari siciliani", Catania, 1857) eine kleine Sammlung albanesischer Volkslieder gegeben hat, sagt in seiner Einleitung zu derselben: „Die albanesische Sprache zählt ein so hohes Alter, daß man sie zu den Ursprachen rechnen kann, denen sie durch Mechanismus und Laute nahe kommt. Denn sie absolut darin dem Chaldäischen und Hebräischen, sie ist innig verbunden mit dem Phrygischen, Pelasgischen, dem alten Makedonisch und dem primitiven Aeolisch. Ihr größter Ruhm ist jedoch der, einer der uritalischen Stämme zu sein, auf denen die gesamte Sprache der Hellenen wuchs. Obwohl nun aber das Albanesische so alt ist und obwohl es als ein außerordentliches Phänomen betrachtet werden kann, daß sich diese Sprache im Munde des Volks, welches sie spricht, immer lebend erhielt, so hat sie doch nur sehr wenig Schriftsteller der Art gehabt, welche sie zu einer Schriftsprache hätten erheben können."*) Das ursprüngliche Alphabet der Albanesen, sagt Gregorovius, war phonetischer Art, bei welchem sie sich, und zwar schon seit langer Zeit, der griechischen Charaktere, aber in der Propaganda von Rom und in Sizilien überdies mit lateinischen Buchstaben. Mit solchen hat auch Gräfer die von ihm in der Sammlung Vigo's zusammengetragenen Gesänge aufgezeichnet und es hat ihnen eine italienische Übersetzung beigegeben. Gregorovius selbst äußert über jene albanesischen Volkslieder nicht besonders günstig. Er findet sie nicht durch große Schönheit auszeichnet und meint, daß sie den sehr bekannten Volksgesängen der Epiroten und Griechenland weit nachständen und daß sie durchaus an die irdischen Dinge erinnern, hier und da jedoch eine regere Färbung durch [illegible]

*) In einzelnen dieser Kolonien hat sich auch der griechische Brauch unter den Frauen und Mädchen fast unverändert erhalten, in anderen wieder nur ausnahmsweise und bei besonderen Veranlassungen.

**) Die genannten Albanierkolonien in Sizilien wurden schon befragt und unterstützt von den heiligen Königen Alfonso von Kastilien, Karl III., Ferdinand I. und Ferdinand II., zu Gunsten Einzelnen, die einen durch Tapferkeit ausgezeichneten Anführer gehabt hatten, später auch von [illegible] in Palermo, das die Errichtung der griechischen Staatsschule Anfangs bezweckte, wenn in Palermo vom Jahre [illegible] ung für griechischen Gottesdienst und der Regel der Albaner [illegible], und einer Gymnasialanstalt für junge Mädchen der [illegible] griechischen Ritus. Alle diese Anstalten hatten in der nachfolgenden Zeit der genannten Bischöfe von 1807 bis heute noch [illegible] Schicksale der genannten Bischöfe von 1807 bis heute noch [illegible] Schicksale, daß in den griechischen Gymnasien zu Palermo [illegible] unter anderen auch altgriechische Grammatik-Bücher in den Klassen zur Auslegung kamen. Nach seiner ersten Weihe [illegible] hatten sich griechische Gymnasiasten aus der Stadt [illegible] Arbeit in Mezzo, die ihre Heimat weiter entfernt [illegible] hatten, um der italienischen Herrschaft zu entgehen, so [illegible] Albanierkolonien in Palazzo Adriano angeschlossen. [illegible] Schriften dieser Gelehrten [illegible] sagt Gregorovius [illegible] Gymnasiasten unter dem Namen Nobili Comneni auferzogen und nach ihnen sei auch eine Straße in Palazzo Adriano genannt.

erhalten. Der eine dieser Gesänge, den er mittheilt, beklagt auch das Urtheil von Gregorovius. Nachdem bemerkt er noch, daß nach dem Bericht des obgenannten Vigo es bei den Albanesen in Sicilien noch vor wenigen Jahren Sitte gewesen sei, jedesmal am 24. Juni, vielleicht dem Tage der Abfahrt ihrer Vorfahren aus Albanien, „gemeindeweise auf den Berg der Rosen zu steigen und beim Aufgang der Sonne, gegen Osten gewendet, einen sehnsüchtigen Klaggesang zu erheben, dessen Refrain lautet:

O schönes Morea,
Seit ich geschieden, sah ich dich nimmer!
Dort lebt mein Vater,
Dort lebt meine Mutter,
Dort ließ ich im Grab meine Bruder!
O schönes Morea,
Seit ich geschieden, sah ich dich nimmer! *)

So viel oder so wenig ist das, was wir bei Gregorovius u. a. O. über albanesische Volkslieder hören und woraus mancher Leser seiner „Sicilians" die erste Kunde über jene Albanesercolonien in Sicilien und über albanesische Volkslieder erfahren haben wird. Indeß war auch früher schon manches darüber in Deutschland in die Oeffentlichkeit gelangt und namentlich wußte man aus Reisebeschreibungen, daß solche Albanesercolonien nicht blos in Sicilien vorhanden seien, sondern daß albanesische Einwanderungen auch im südlichen Italien im 15. Jahrhundert stattgefunden hatten und daß von ihnen bis auf die Gegenwart sichtbare Spuren sich erhalten haben. **) So lasen wir z. B. in der „Reise durch die neapolitanische Provinz Basilicata und die angrenzenden Gegenden, von Dr. C. W. Schmarda" (2r Band, Schaffhausen a. Zollikofer, 1859), daß dort der Reisende in manche Ortschaften kam, deren Bevölkerung er als albanesischen Ursprungs bezeichnete, namentlich Ripacandida und Ginestra. Uebrigens bemerkte der Verfasser zugleich, daß die Sitten und Trachten dieser Bevölkerung einen ganz griechischen Charakter an sich trügen, und er erwähnt auch noch mehrere andere Ortschaften, die theils von Albanesen erbaut seien, theils in der Geschichtsbildung und in den Trachten ihrer Bevölkerung viel Griechisches an sich haben. Man läßt übrigens hier die Frage von einer Stammesverwandtschaft der Albanesen und Pelasger sowie von der Verwandtschaft der griechischen Sprache mit der albanesischen, welche letztere der obgenannte Crispi behauptet und welche auch andere Sprachforscher annehmen, ganz auf sich beruhen; aber man erinnert nicht ohne Grund daran, daß im 15. und in den darauf folgenden Jahrhunderten auch griechische Einwanderungen nach dem südlichen Italien stattgefunden haben. Die Beweise dafür reichen bis in die Gegenwart herein und treten besonders in dem Umstande hervor, daß es z. B. in Calabrien viele Ortschaften gibt, die nicht allein griechisch klingende Namen an sich tragen, sondern deren Bewohner theils in Tracht und Sitte einen griechischen Typus offenbaren, theils die griechische Sprache, wenn auch mehr oder weniger mit Italienischem vermischt, als Sprache des Volks bewahrt haben, wofür auch die Volkslieder ein lebendiges Zeugniß ablegen, die sich dort finden. Wir kommen in einem zweiten Artikel auf albanesische Volkslieder sowie auf Sitten und Gebräuche in jenen Albanesercolonien des weitern zurück.

*) Ich habe außer der obenerwähnten auch noch eine andere kleine, ebenfalls italienisch geschriebene Schrift des obengenannten Gustavo Crispi, Bibliothekar von Lampedusa, Professore der griechischen Literatur an der Universität Universita degli Studj in Palermo, unter dem Titel: „Memorie storiche di Idume costituenze appartenenti alle colonie greco-albanesi di Sicilia" („Geschichtliche Mittheilungen über einige Gemeinden der griechisch-albanesischen Colonien in Sicilien"), Palermo 1861, vor mir liegen, in der ebenfalls von dem erwähnten Klaggesang die Rede ist. Danach sangen ihn, wie in allen Schriften zu lesen ist, die Albanesen in Piana, gleichfalls im Juni, in Contessa in den ersten Tagen des Mai, dagegen in Piana zu Pfingsten, und immer gegen sie dabei nach einem nahen Berge, der ihnen die Aussicht nach Morgen, ihrer fernen Heimat, gestattete.

**) In der obenangeführten Schrift von Crispi von 1853 erwähnt der Verfasser, daß auch die albanesischen Einwanderer in Calabrien den nämlichen Klaggesang wie die albanesischen Colonien in Sicilien, stets immer zu Ostern, die Blicke nach dem jenseitigen Meer gerichtet, gesungen hätten. Er bemerkt zugleich, daß solche albanesische Einwanderungen in Italien auch noch im 18. Jahrhundert aus Morea stattgefunden hätten, nachdem bereits die Herrschaft der Venetianer von den Türken worden verdrängt worden war. Viele Albanesen hätten sich während dieser Herrschaft Venedigs in Morea aus Cypern nach der Halbinsel gewendet, um der türkischen Herrschaft zu entgehen, und sie suchten dann eine abermalige Zuflucht im westlichen Morea. Das Nämliche hatten früher auch griechische Flüchtlinge aus gleichem Grunde gethan.

Aus Thomas Moore's „Irischen Melodien".

Von Julius Rodenberg.

III. Ich hab ein Geheimniß —

Ich hab ein Geheimniß — doch still! nicht hier —
O, nicht, wo der Becher der Weinlust schäumt!
Ich sag, um ins Ohr es zu flüstern dir,
Einen Strand, wo der Geist des Schweigens träumt!
Wo die Sommerwoge geräuschlos stirbt,
Wo kein Strom die Schlafende wecken will,
Wo selbst, wenn die Nachtigall Liebe wirbt,
Die Rose ihr zuhaucht: „Geliebte, still!"

Dort, in dem tiefen Schweigen der Zeit,
Wo man hört, wenn ein Stern taucht in Meeresgrund,
Unter Rosenlaub, in Verborgenheit,
Mit dem Finger am Mund, stumm lge auch du!
Gleich ihm, dem Knaben vom Nilgebiet,
Der, wo er geboren in Blütengewühl
In Ewigkeit ißet — sein einzig Lied
Für Erd und Himmel ein „Still, o still!"

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Moritz von Beurmann.

Der einzige Sohn des ehemaligen Oberpräsidenten der Provinz Posen und Gutsbesitzers in der Provinz Sachsen, Herrn von Beurmann, hatte die Militärcarrière erwählt und war bereits mehrere Jahre Ingenieuroffizier, ehe sein Verhängniß ihn in jene so vielen jungen Leuten Verderben und Tod bringende afrikanische Wüste trieb.

Nicht die Bitten der Aeltern noch Vernunftgründe trifftigster Art vermochten den einmal in ihm erwachten Drang zu beilegen, den jetzt interessantesten, weil gefahrvollsten Welttheil zu besuchen. Der in den angenehmsten Familienverhältnissen lebende und bemittelte junge Mann ging der Heuglin'schen Expedition nach, denn man wünschte, daß sich jemand finden möge, der, schon mit den afrikanischen Verhältnissen bekannt, von Bengasi aus es unternehme, nach Wadai vorzudringen. Herr von Beurmann meldete sich zu diesem Wagstück. Am zweiten Weihnachtsfeiertage 1861 verließ er sein Vaterhaus zum zweiten mal, um nimmer wieder dahin zurückzukehren.

Nur eine eiserne Consequenz ließ ihn von vornherein alle jene fast unübersteiglichen Hindernisse und Schwierigkeiten einer afrikanischen Reise beilegen und in kurzer Zeit Ausgezeichnetes leisten. Es schien, als stähle sich in diesem harten Kampfe seine sonst nicht gerade hervorragende Körperkraft. Bis zu seiner Abreise von Murfuk, Ende Juni 1862, gingen in regelmäßigen Zwischenräumen Briefe, Berichte und Karten von ihm ein.

Nach derselben gelangten infolge erschwerter Communication nur selten noch Nachrichten von ihm nach Europa; erst nach Monaten erhielt endlich Professor Barth wieder einen Bericht von ihm, der über sein Vordringen ein Näheres mittheilte. Von der großen Bornustraße aus hatte er einen bedeutenden westlichen Umweg gegen das Land der Tuareg hin durch zuvor von keinem Europäer betretene Gebiete gemacht, und zwar nach einer höchst beschwerlichen Reise durch die Große Wüste, die nur Schrecken und Entbehrungen ihm darbot; dennoch war er Mitte August an der Grenze von Bornu angekommen. Seine Absicht war, gleich von der Nordseite des Tsadsees, ohne erst nach Bornu zu gehen, direct nach Wadai vorzudringen; aber keiner seiner Diener war zu bewegen gewesen, selbst nicht für doppelten Lohn, ihn auf dieser gefahrvollen Reise zu begleiten, sodaß er nothgedrungen sich nach Kuka, der Hauptstadt Bornus, begeben mußte, wo er gut aufgenommen wurde.

Am 12. September, im Begriff, nach Wadai aufzubrechen, kam ihm vom Sultan von Bornu die Weisung, nicht zu reisen; es wären ihm Nachrichten zugegangen, daß an der Wadaigrenze Unruhen ausgebrochen, welche die Wege nördlich vom Tsadsee als gefahrvoll bezeichneten; die Absicht, nun südlich vom Tsadsee vorzudringen, war großer Ueberschwemmungen wegen ebenso unmöglich. Aeußerst niedergeschlagen mußte er sich dennoch in Geduld ergeben, bis ein günstigerer Zeitpunkt seinen Wünschen förderlich sei. Um indeß nicht unthätig zu bleiben, ging er in den südwestlichen Theil von Bornu, besuchte die östlichen Theile des Sekotoreichs bis Jakoba und kehrte am 13. December nach Kuka zurück, leider durch zu große Anstrengungen und klimatische Einflüsse in seiner Gesundheit tief erschüttert. In einem vom 24. December 1862 aus Kuka datirten Briefe an Barth spricht sich der junge Mann sehr betrübt über sein Befinden, daß ihn arbeitsunfähig gemacht hat aus; auch erwähnt er, daß ihm die Reise große Verluste gebracht; er habe sein Pferd und drei Kameele verloren und könne nur durch Aufopferung eines Theiles seiner eigenen Waffen noch die Mittel finden, nach Wadai aufzubrechen.

In einem späteren Briefe an den englischen Consul Reade sagt er, daß seine am 26. December angetretene Reise nach Wadai sehr unglücklich ausgeschlagen; denn schon am zweiten Tage sei er unterwegs von zweien seiner eigenen Leute überfallen und beraubt worden. Nur einer sei ihm treu geblieben. Er habe nun nothgedrungen nach Kuka zurückkehren müssen, wo ihn das Anerbieten des arabischen Kaufmanns Mohammed-Tilimi aus großer Verlegenheit herausgerissen, indem er ihm Leute, Geld und Proviant zu der Reise nach Wadai gegeben habe, wofür er ihm einen Wechsel auf 450 Maria-Theresia-Thalern nach Tripolis ausgestellt und diesen zu respectiren bitte. Der Brief schließt: „Meine Gesundheit ist tief erschüttert, meine Mittel sehr beschränkt; ich werde deshalb von Wadai auf dem nächsten Wege nach Bengasi zurückkehren." Von jener Zeit an sind keine weiteren Berichte mehr von ihm selbst eingegangen, wol aber haben sich durch den englischen Generalconsul in Tripolis die unzweifelhaftesten Nachrichten über den Tod des jungen und kühnen Reisenden zur allgemeinsten Trauer bestätigt.

Ein in Murfuk weilender Kurier hatte von einer aus Wadai zurückkehrenden Karavane gehört, daß der vor wenig Wochen nach Wadai gegangene Christ daselbst ermordet worden sei. Ausgesandte Kuriere bestätigten die traurige Nachricht, und am 7. November 1863 theilte Professor Barth der berliner Geographischen Gesellschaft mit, daß den weiteren Nachrichten zufolge Herr von Beurmann zu Moo im Lande Kanem, der nordwestlichsten Provinz von Wadai, auf ausdrücklichen Befehl des Herrschers von Wadai ermordet worden sei. Die zur Aufklärung dieses traurigen Ereignisses von Bornu ausgesandten Boten waren nach 40 Tagen mit der Habe des Reisenden dorthin zurückgekehrt. Ebenso befand sich

nach den letzten Nachrichten die gefährliche Reisegesellschaft, an deren Spitze der heldenmüthige Frau Linant stand, in der Kampfgegend westlich vom Bahar-Ghazal, ungefähr 8 Grad nördlicher Breite, im Juni und Juli 1863 in sehr bedrängter Lage und gibt auch zu den schlimmsten Befürchtungen eines traurigen Endes Veranlassung.

So niederbetrübend der Tod Moritz von Beurmann's für seine Angehörigen und Freunde ist, ebenso schmerzlich beklagt die Wissenschaft seinen Verlust. Mit der vollsten Zuversicht auf das Gelingen seines Planes, den werthvollen Nachlass Vogel's noch aufzufinden, war er ausgezogen, und weder Widerwärtigkeiten noch Hindernisse hatten ihm diese Zuversicht geraubt. Ein ehrender Nachruf Petermann's sagt von ihm: „Verrathen, verlassen, beraubt, immer wieder in seinen Plänen gekreuzt, körperlich erschüttert und geschwächt, wankte seine Seelenstärke auch nicht um ein Haar breit, und von dieser Hoffnung ist er noch bis auf den letzten Augenblick dermaßen beseelt gewesen, daß er in den drei kurzen Briefen an Barth ausdrücklich erwähnt, er werde trotzdem Sendungen erst von Wadai aus über Gharium machen und wünsche Sendungen von Europa auf ebendemselben Wege." „Wahrhaft erhebend", so schließt Petermann, „war dieser Seelenmuth für diejenigen, die den Reisenden persönlich kannten und ihn seine Mission so antreten sahen, aufs tiefste traurig ist es nun für sie, diesen heldenmüthigen Mann in seiner schönsten Lebenszeit gefallen zu wissen."

Ueber die ebenso erschwerenden als gefährlichen Reisen in Afrika gibt ein ausführlicher Bericht des vom schweizer Bundesrath ausgesandten Reisenden, Werner Munzinger, vielfach interessante Daten.

Munzinger und Theodor Kinzelbach sollten 1862 eine über Abessinien gehende Reise nach Wadai unternehmen, um auch in dieser Richtung hin nach Dr. Vogel zu forschen. Wir entnehmen Munzinger's Darlegung afrikanischer Verhältnisse einige Hauptpunkte, die ein Schlaglicht auf die Ursachen werfen, wodurch dem europäischen Reisenden die bedrohlichen Gefahren erwachsen. Zunächst sind es die vom Zufall gegründeten Monarchien, deren Existenz durch keinen tiefern Halt gesichert wird, da zusammengewürfelte Stämme noch kein vom Nationalgeist durchdrungenes Volk bilden, daher nur Schlauheit und Betrug dem Absolutismus gegenüber zum Recht verhilft. Das sind Zustände, die allein schon das Reisen erschweren und gefährden.

Ein zweites Moment ist die Religion, die, was ihr an sittlichem Werth abgeht, durch dogmatische Strenge ersetzen will. Sie predigt einen unversöhnlichen Haß gegen das Christenthum, und um so fanatischer, je mehr der weiße Mann in Afrika einzudringen wagt. Die Verachtung und der Abscheu wird durch die blasse Farbe des Europäers verdoppelt; nur ein ganz verwortenes Wesen kann so dreist aussehen, so von der Natur vernachlässigt und gekennzeichnet sein. Nun braucht sie der Europäer immer häufiger, dessen ethische Tiefe niemand begreifen kann, dessen Fragen, Forschen, Wandern ihnen als eine frevelhafte Spionage oder als Wahnsinn erscheint.

Daß die Engländer in Indien, die Franzosen in Algier, also im Lande der Gläubigen, herrschen, ist bekannt, ebenso die Allgewalt der Consuln in der Türkei; das alles ist keine Empfehlung für den Reisenden. Die theilweise schlechtgeführten Streiche gegen den Sklavenhandel stempeln vollends den Franken zum Todfeind, besonders in Darfur und seinen Nachbarländern, wo dieser Handel die Haupteinnahme des Königs bildet, der Sklave überwiegt dort numerisch noch mehr als einst in Athen, und die ganze Gesellschaft beruht auf dem Grundsatz, daß der geborene Gläubige von seinem Sklaven ernährt und gepflegt werden muß.

Endlich kommt hinzu, daß der Handel von Ostsudan in den Händen der Nildewohner ist, die über den europäischen Handelsgeist sehr gut unterrichtet sind und für die eine Concurrenz mit den Europäern ein Kampf auf Leben und Tod werden muß. Auch sie handeln vorzugsweise mit Menschen, ihre Interessen sind mit denen des Königs eng verbunden, der ihr Lieferant ist und dessen Bankiers sie sind. Sie müssen alles aufbieten, um die Europäer fern zu halten, sie so viel als möglich anzuschwärzen und, wenn sie ihr Eindringen nicht verhindern können, es doch so schwer und erfolglos wie möglich zu machen. Als der Engländer Brone nach Darfur reiste, bestanden diese Verhältnisse noch nicht; er hatte nur mit dem religiösen Fanatismus, der grenzenlosen Dummheit und der boshaften Gemeinheit der Eingeborenen zu kämpfen, und dennoch hat seine dreijährige Gefangenschaft der Wissenschaft nichts genützt.

Von Tripolis tiefer in das Land hinein existiren nicht die gleichen Verhältnisse, da es zu weit abliegt, um viel Eifersucht zu erregen, aber es steht zu fürchten, daß auch von da aus das Eindringen gefährlicher wird, wenn die Versuche und Besuche der Europäer regelmäßiger werden.

Befriedigt — wo es auch sei — der Fremde die Erwartung nicht, welche die Habsucht an ihn macht, wagt er, lästige Forderungen abzuweisen, so verwandelt sich die Habsucht in Rachsucht. Daran ist Vogel zu Grunde gegangen. Der Fürst von Wadai verlangte Vogel's Pferd; der Weiße mußte sich durch solches Verlangen gekränkt fühlen — das ist die Meinung des Gastherrn, dem gegenüber der Gast kein Recht hat, der Ungläubige, das blasse Gesicht wagt es, sich seinem Begehr zu widersetzen — das fordert Rache. Und um dieses elenden Pferdes willen ist Vogel ermordet worden.

Erst die nächste Zukunft wird ermitteln können, welchem Umstande Moritz von Beurmann zum Opfer fiel, anzunehmen ist jedenfalls, daß er die an ihn gestellten Forderungen unvorsichtigerweise zurückwies. Jedenfalls geben die Erläuterungen Munzinger's über die afrikanische Anschauungsweise einen Hauptschlüssel

für zurück dem Europäer Unbekanntere, und sein auf-richtiger Bericht wird entschieden dazu beitragen, die Stellung des civilisirten Reisenden in Afrika deut-licher zu machen und zu noch erhöhterer Umsicht und Vorsicht anregen.

Eine Fahrt auf der Theiß.

I.

L. Sch. — Unsere leichten Wagen, jeder von einem flüchtigen Dreigespann gezogen, rollten aus dem reizenden und rebenschweren Hegyallyergebirge*) hinab zu dem Thal der Theiß und gingen an den Schauplatz von Lenau's „Mischka", derthin, wo auf sonnenfrohen Hängen die Tokayertraube lacht". Es war der 1. August 1854. Wir waren ein Häuflein „Cultusträger" — wie man uns nachmals benam-ete — fast alle erst ein Jahr in Ungarn und be-greiflich alle voll Freude, unsere westliche Muttererde für die Zeit der Ferien wenigstens wieder begrüßen zu können. Die Sonne ging in den Bergen prach-voll unter. Der Dampfer kam, da der Strom im Augenblick nicht gerade wasserarm war, aus dem obern Theißthal, vermuthlich alle von Ramens, wo er die Szamos aufgenommen, herab, während er bei niederm Stande erst von Tokay aus sich hinabbewegt. Mancherlei Wasservögel umschwärmten den Dampfer, während dieser majestätisch die stille Fläche hinab-glitt. Wir hatten eben noch Zeit, in der Dämme-rung den Unterlauf der trägen Bodrog, welche als stattlicher Fluß in auffallend breitem Bett oberhalb Tokay in die Theiß fällt, anzusehen und die Reihen von Flößen und Schiffen, die an dem Ufer des Stroms befestigt waren, zu mustern. Das Gewühl des Tags verstummte, die Flöße aus dem obern Theißlande hatten beigelegt, weil die mondlose Nacht die Thalfahrt gefährdet hätte; die Lastschiffe (welche von Tokay aus die Rohprodukte der Ebene hinab gegen Szegedin der Eisenbahn zuführen, oder gegen den Franzenskanal, der sie in die Donau trägt, worauf sie dann gegen Pesth oder weiter westwärts gelangen) hatten ihre Ladung bereits eingenommen, darunter manches eine Last von 3—4000 Centnern Getreide, und erwarteten nun den Sonnenaufgang; der Dampfer lag vor Anker und als die letzten ver-späteten Kähne angebunden waren, erstarb allmählich alles Leben am Strande. Nur um den Dampfer entstand eine Zeit lang ein Drängen und Stoßen, als sein Kielraum Waaren und Gepäck nach dem Boden einlud. Auch auf dem Strome wurde es still, nur auf den Salzflößen brannten hier und da kleine Feuer, um welche Ungarns rohe Hinterwäldler, authentische, seltener romanische Schiffer aus der Mar-

*) Im Lande gebraucht man die im Ausland üblichen Namen Lokayergebirge nicht für nicht 14 Quadratmeilen umfassende Gebirge, auch Mád und Tallya gehö- herrlichen „Tokayer", nicht blos der vielgerühmte Berg, an dessen Fuße wir vorüberkamen.

morsch bei dem einfachen Abendbrote lagen und la-gen, mächtige Bursche, sonnverbrannt, nur in Bund-schuhe, Gatjen, und in das kurze Hemd, das kaum die Brust deckt, gekleidet, das langhaarige Haupt von einem breitkrempigen Hut beschattet. Diese Männer sind gegen jegliches Wetter so gleichgültig wie der magyarische Reitbirt; sie rudern mit bewundernswer-them Gleichmuth den ganzen Tag ihr schwerfälliges Fahrzeug, übernachten, wo sie eben die Dunkelheit überrascht, zehren ihren Mundvorrath — Schwarzbrot und Speck — auf mehrere Tage mit sich, trinken das Wasser ihres Stroms und kommen daher auf der Reise nur selten in Ortschaften, um Lebensmittel an-zukaufen, oder an Sonn- und Feiertagen vormittags die Messe, nachmittags vielleicht eine Kneipe zu be-suchen. Neben den Salzflößen liegen die Holz- und Kohlenflöße, und Tokay besitzt ebenso bedeutende Salz als Holzniederlagen. Die Flößer alle ehrsame Kumpels oder wenigstens phlegmatische Naturen, kein Lied und keine Musik tönt von den Wassern, und bald liegt alles auf den Schiffen und Flößen in tiefem Schlafe. Ringsum wird es so ruhig, daß man mit Staunen gewahrt, wie die Theiß ganz laut-los ihre lauen Fluten hinabträgt.

Wir schliefen noch eine Zeit lang in dem deutsch-magyarischen „Judennest" Tokay unter, in dessen Weichbild und Umgebung die Israeliten ein volles Sechstheil der Bewohner ausmachen. Tokay — bei dessen Namen man sonst unwillkürlich an den König der Weine denkt — mit seinen engen, winkeligen, schmutzigen Straßen ist nichts als ein Aufenthaltsort von Geschäftsleuten, unter welchen die Juden als Holz- und Weinhändler und Speculanten in allem, was nicht niet- und nagelfest ist, das Heft in Händen haben. Die Gasthäuser zeigten sich so wenig ein-ladend, daß die meisten von uns, welche keine Be-kannten in der Stadt hatten und den Abend nicht in deren Kreise verplaudern konnten, aus Langeweile wieder auf das Schiff getrieben wurden.

Wir suchten die Kajüten auf, aber wir konnten in dem Dunst und der Hitze des geschlossenen Raums nicht ausdauern; wir gingen auf das Verdeck. Hier konnten wir wol die milde, weiche Luft eine Zeit lang aufathmend trinken, aber bald fielen fabelhafte Schwärme von Grillen über uns her, hielten an uns ihr grausames Mahl (wobei sie sich gegen die Stirn-den förmlich verschworen zu haben schienen) und ließen sich in ihren blutigen Orgien weder durch un-sere Kleidung hemmen, durch die sie sich fanatisch ein-bohrten, noch durch die Wolken ungarischen und tür-kischen Tabacks, mit denen wir sie bekämpften, ver-scheuchen. Als alle Bemühungen und alle selbst beigebrachten Backenstreiche sich zwecklos erwiesen hat-ten, ergaben wir uns endlich und dachten zuletzt so-gar an das Nachtlager. Wir eroberten in der Ka-jüte eine Anzahl Matratzen und Lederpolster, um den Boden des Verdecks zuerst mit ihnen und dann mit unsern natürlich vollständig beleiteten Gestalten zu veredeln. Als wir im „willigen Schlummer so lagen",

brangte es sich neben und, und wir gewährten so unserm lebhaften Erstaunen, daß junge wohlgekleidete und, wie es schien, hübsche Mädchen, auf dem Verdeck sitzend, sehr ernsthaft damit beschäftigt waren, sich aus einigen Gewändern zu schälen und ihre Toilette auf ein möglichst bequemes Negligé zu reduciren. Einer von uns zog Erkundigungen ein und erfuhr, daß die muthigen, auf ihre Tugend oder der jungen Passagiere Ritterlichkeit so vertrauenden Köpfchen die Höschen einiger mit uns reisenden Damen waren. Wir überließen ihnen unsere durch historisches Recht erlesenen Lagerstellen und saßen und rauchten einsam und zu zweien auf dem Verdeck herum, bis, da wir durch Lärm die Mitreisenden nicht stören durften, wir allgemach einschliefen.

Berliner Briefe.

I.

Ohne großen Jubel und Klang ist das alte Jahr ausgeläutet und das neue begonnen worden. Die Erwartung der Dinge, die in Schleswig-Holstein geschehen werden, hält Herzen und Augen aller gefesselt. Daß ein schnelleres Vorgehen von deutscher Seite die Angelegenheit längst zur Entscheidung gebracht, sagt sich jeder, aber in den Regierungskreisen überwiegt die Furcht vor einer volksfreundlichen That jede andere Rücksicht. Unter diesen Umständen wollte sich die rechte Weihnachtsstimmung nicht einstellen, es fehlt an der leicht befriedigten Gemüthlichkeit, die sonst die berliner Weihnachten auszeichnete. An Zahl seiner Buden wächst der Weihnachtsmarkt mit jedem Jahre, an Poesie indeß verliert er ebenso viel, als er an Umfang gewinnt. Für die großartigen Verhältnisse der Stadt reicht der Markt nirgends mehr aus, die Läden mit ihren kostbaren, prunkenden Schaufenstern verdrängen die Buden mit ihrem meist unbedeutenden und nicht einmal billigen Inhalt. Der Waldteufel und die Knarre sind längst von dem Stuhl ihrer Herrlichkeit gestürzt, nur vereinzelt hört man noch ihre ohrzerreißenden Töne, die sonst jede Straße unsicher machten. Auch das Reich der Weihnachtsausstellungen ist verändert, eine einzige fristet bei Kroll's ihr Dasein.

Die Politik hat den harmlosen Scherzen und Gattungen der vormärzlichen Zeit ein Ende gemacht. Wenn man die heftigen Reden und Anspielungen aus ‚erster Hand' vernehmen kann, von den Tribünen des Abgeordnetenhauses herab, wenn sogar in den heiligen Räumen des Herrenhauses Parteikämpfe stattfinden, erregen Transparente, in denen Romulus den Remus erschlägt, keine sonderliche Theilnahme. Die Wirklichkeit drängt auch hier den schönen Idealismus der Kunst zurück. Unsere Theater feiern und die Arena ist wie früher für die politischen Löwen frei. Nie hat die Hofbühne sich in einem stattlicheren Bettlerkleide gezeigt als in diesem Winter — stattlich, denn fast sämmtliche Costume zu der „Marquise von Villette" sind neu und kosten ein paar tausend Thaler, aber kann ein geläuterter Geschmack dies langweilige Intriguenstück und Bauernfeld's melancholisches „Letztes Abenteuer" für etwas Besseres als Bettellumpen halten? Von diesen Stücken lebt die Bühne. Im Jahre 1834 brachte es das „Letzte Abenteuer" nur zu drei Vorstellungen, 1864 wird es ohne Mühe das Dutzend voll machen.

Thackeray's plötzlicher Tod an einem Gehirnschlage hat auch hier in literarischen Kreisen die größte Theilnahme hervorgerufen. Denn außerhalb Englands zählte der Humorist vielleicht seine wärmsten Verehrer in unserer Hauptstadt. Sein außerordentlicher Scharfblick in menschliche Schwächen und Fehler entspricht der kritischen Stimmung der Norddeutschen. Thackeray's Ruhm beruht auf seinem ersten größern Roman „Vanity Fair", den er in seinen spätern Schöpfungen, was die Fülle und die Vollendung der Composition betrifft, nicht wieder erreicht hat, und seinen Skizzen über die englischen Humoristen und die „Vier George", die Könige von England aus der Welfendynastie. Wenn man seine Erzählungen mit denen seines berühmten Nebenbuhlers auf diesem Gebiete, mit Boz, vergleicht, so fällt zunächst zu seinem Nachtheil ihre nur wenig inhaltreiche Handlung auf, bei Boz ein weiter Kreis, vielfach verschlungene Lebensverhältnisse, eine Reihe eigenthümlicher Persönlichkeiten, die nicht nur vorübergehen, sondern in die Begebenheiten eingreifen, bei Thackeray dagegen engangezogene Grenzen, hier und dort Episoden, Einschaltungen, die an Jean Paul's Nach-, Vor- und Zwischenreden erinnern und mit einer für uns Deutsche unbegreiflichen Gemüthsruhe, um nicht zu sagen Unverschämtheit gegen das Publikum vorgebracht werden, eine Phantasie ohne Anschauung und tragische Färbung. Dringt man indeß tiefer in den Kern des Werkes ein, so überrascht der Gedankenreichthum und die grausame Unerbittlichkeit Thackeray's, mit der er auch den letzten Schleier von der sich so gern verhüllenden Menschenseele geht. Er sah die Seelen nackt, unter seinem Seciermesser, seiner Lupe. Einen andern würde dies Schauspiel entsetzen, er betrachtet es mit einem Lächeln, das man bald ein humoristisches, bald ein ironisches genannt hat. In dieser Hinsicht steht er weit über Boz, der die Welt eben gehen läßt wie sie ist und keine tiefere Empfindung an ihr verschwendet. Derselbe Unterschied, die gleiche Beobachtungsgabe macht einzelne seiner Verträge, so den über Swift, zu einem kleinen Meisterwerke. Wäre mehr Ruhe, Klarheit und harmonische Anordnung in ihnen, so würden diese Skizzen mit Macaulay's Arbeiten wetteifern können. Aber die glänzendsten Gaben des Talents erreichen selten, wenn sie der Regel der Schönheit eigensinnig widerstreben, die Erfolge und das für alle Zeiten gültige Gepräge, die eine ursprünglich schwächere Begabung, in dem fleißigen Studium der Muster, in der Aneignung ihrer Vorzüge und Verschmelzung mit der eigenen Individualität zu gewinnen weiß.

Verantwortlicher Redacteur: Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein einfaches Zimmer, dem man anſieht, daß der Bewohner Anſtalten zur Abreiſe macht. Kiſten und Koffer auf der Erde. Einige Stühle. Valentin (packt an den Koffern, auf der Erde kniend). Röschen (tritt ein).

Röschen.

Hu, wie ſieht es hier aus! Das Unterſte zu oberſt gekehrt! Alſo wirklich, es wird abgereiſt?

Valentin.

Um Fünf ſind die Pferde beſtellt.

Röschen.

Ich erlebe noch, daß Ihr Doctor um Vier ſie wieder abbeſtellt. Was haben Sie denn in all den Kiſten und Kaſten?

Valentin.

Röschen, ſtören Sie mich nicht.

Röschen.

Ha! ha! Ich ſehe noch, daß Sie auch Profeſſor werden, Herr Valentin. Manchmal nehmen Sie eine

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 3.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. III. — Helena Schubart. Ein deutsches Frauenleben. Von P. Gilbaier. II. — Aus dem Blauen. Von Friedrich Lampert. III. — Irrungen auf Wegen und auf Stegen. Von Moritz Horn. I. Die Landstraße. — Joseph Hölcher. — Vielliebchen. Die Damen des weiblichen Vereins. — Eine Nacht auf der Themse. II. — Theodor Parker. — Der Neuntöter der Natur.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

III.

In den Nachmittagsstunden dieses Tags saß Herr Joseph Lecomte wie gewöhnlich unter den Linden seines Gartens. Trotz der sommerlichen Wärme hatte er vorsorglich eine wollene Decke über seine Füße gebreitet. Wie einfach auch seine Kleidung, der lange, dunkelbraune Hausrock mit den breiten blanken Metallknöpfen, war — der letzten Mode aus der Sonnenzeit Ludwig's XVI., wo die Stutzer Knöpfe mit den Bildern der großen Cäsaren, der französischen Könige oder der Opernsängerinnen an ihren Galaröcken trugen —, die weiße, feingefaltete Busenkrause, das gepuderte Haar mit dem schwarzen Sammtkäppchen darauf bewiesen den Wohlstand, die behagliche Lebensführung und den guten Geschmack des alten Herrn. Ueber seinen Zügen aber lag ein Schatten der Traurigkeit, der um so mehr auffiel, je gleichmüthiger er sonst dem Glück wie dem Unglück ins Auge geschaut. In seinem Stande, als Kaufmann, an mannichfache und plötzliche Schicksalswendungen gewöhnt, hatte er die Ruhe und Kaltblütigkeit, welche in dieser Lage die einzige Bürgschaft des Erfolgs ist, frühzeitig auf alle Lebensverhältnisse übertragen lernen: was brachte ihn jetzt gleichsam außer Fassung, daß er sein englisches Buch verdrießlich auf die Seite legte und in die Wolken starrte? War nicht Marcel gesund und wohlbehalten, mit guten Nachrichten aus der Provinz zurückgekehrt? Schien es nicht, als sei es in Paris nach den stürmischen Tagen des 31. Mai und des 2. Juni, wo die Mitglieder der Rechten, die Girondisten, aus dem Convent gestoßen wurden, stiller geworden, als hätten sich die Wogen wieder einmal geglättet?

Was fehlt nur dem Vater? dachte Marcel, der einige Schritte von dem Sessel des alten Herrn entfernt auf- und niederging und dessen eigene Unruhe durch die Besorgniß sich steigerte, die ihm der bekümmerte Ausdruck des Vaters einflößte.

„Es steht gut auf den Gütern, wie du sagst", hub er endlich an; „die Leute sind willig und thun ihre Pflicht. Das schreibt mir auch der Bruder."

„Ja, und es ist so schön und frisch dort! Es weht eine so gesunde und erquickende Luft, das ich dir rathen möchte, du zögst mit der Mutter hinaus und verlebtest Sommer und Herbst auf dem Lande. Du willst es nicht gelten lassen, aber es ist doch wahr, der Tumult der

Stadt raubt sie den Schlaf und reißt sich auf!"

In seinen jungen Jahren war Joseph Levemie weit in der Welt umhergekommen, in England, in der Levante, auf der Insel Bourbon gewesen, jetzt aber hatte er seit zwanzig Jahren das Weichbild von Paris nicht verlassen, mit allen Fasern war sein Wesen mit der Stadt zusammengewachsen. So lächelte er denn auch nur auf den Vorschlag des Sohns: „Weisheit der Jugend, die sich von einem Ortswechsel wunderbare Heilungen verspricht! Da mögt ich noch die alte Lust am Neuen haben! Aber sie! Sind die Bäume dort grüner als in meinem Garten? Scheint die Sonne dort wärmer? Ich würde nur vermissen, was mich hier umgibt, und bin zu alt, um mich leicht in ein fremdes Haus zu finden und zu schicken."

„Es ist ja kein eigen, Vater, und du könntest dort schalten und walten, wie du willst. Ich fürchte fast, du hast dich vor der Zeit in den Ruhestand begeben! Es drängt dich noch zur Arbeit, anzuordnen, zu bauen, zu verwalten! Du würdest dem Thron willkommen sein! Von der Mutter rede ich gar nicht, die sich in dem hübschen Gartenhause behaglicher fühlen würde als in den Schreckensszenen von Paris."

„Betrügt auch du einen neuen Sturm?"

„Vielleicht ist es nur die schwüle Juniluft, aber mir war's, als zöge mit uns eine Gewitterwolke in die Stadt ein."

Der Alte entgegnete: „Und sie wirft ihren Schatten auf deine Stirne; ich bemerkte ihn gleich, als du eintratst. Ich hatte immer gute Augen, mein Sohn, und deine erzwungene, hastige Fröhlichkeit täuscht mich nicht über den Aufruhr in deinem Herzen!"

Bis unter die Schläfe erröthete Marcel und er wandte sich rasch zur Seite, um dem Vater diesen verrätherischen Wechsel der Gesichtsfarbe zu verbergen; der aber schien, in Gedanken verloren, weniger auf den Sohn. „So seh' ich auch unter der Asche das Feuer brausen glühen", fuhr er fort. „Es ist Windstille vor dem Sturm eingetreten. Wohin werden diese Volksbewegungen uns noch führen? Ich liebte die alten Zustände nicht, sie waren drückend, hemmend, verletzend. Kaum wie ihr jungen Brausekopfe begrüßte auch ich die Morgenröthe der neuen Zeit. Glaubt nicht, ich wäre müde geworden, gezähmt, wie ihr es nennt! Mich erschreckt nur das Schreckensbeil, das Ungeheuer, dem Frankreich zusteuert, von blutdürstigen Menschen geleitet. Wo habt ihr ein Ziel? Ein allgemeines Morden, wie Marat will, eine allgemeine Plünderung? Ja, wenn nur nachher das Reich der Tugend, der Freiheit und Gleichheit sich wie eine Triumphpforte von Pappe mit vergoldetem Holz aufrichten ließe! Was liegt an uns Alten, wie wir in die Grube fahren? Die Erfindung unsers guten Freundes Guillotin — mache ihm übrigens nächstens deinen Besuch, er ist bei alledem ein echter Menschenfreund — hilft über am besten und schmerzlosesten über den großen Augenblick hinweg! Wahrhaftig, ich hätte auch noch so viel Lunge, um vor der Maschine zu rufen: »Es lebe die Republik! Es lebe die Jugend!« und mein Haupt darunterschieben!"

„Vater, welch gräßliche Vorstellungen!"

„Mein Kind, es wird gut sein, daß wir uns alle mit ihnen vertraut machen! Die Luft riecht nach Blut, selbst über den Rosensträuchern meines Gartens! Und das Schlimmste ist, unser Tod wird euch nicht retten! Dein Los bekümmert mich; ich bin fertig mit der Welt, ich hoffe und fürchte nichts mehr von ihr! Welchen Enttäuschungen aber gehst du entgegen! Die Freiheit, die ihr als Göttin angebetet, wird sich mit jedem Tage mehr zur fürchterlichen Furie verwandeln! Wo sind denn unsere Washington, unsere Franklin? Große Männer regieren da draußen" — und er zeigte über die Mauer seines Gartens hinaus —, „große Männer! Welche Brust hat dieser Danton und welchen Schlund! Eine Million Francs hat er schon verschlungen, alles zum Besten des Vaterlands!"

„Pst!" warnte Marcel mit aufgehobenem Finger.

„Die Wände haben Ohren, die Bäume nicht! Die Revolution ist ein Kegelspiel; dann gibt's den tollsten Jubel, wenn irgendein vierschrötiger Gesell alle Neun mit dem König umgeworfen. Der König liegt, der Thron und die Kirche; jetzt kommen die Besitzenden an die Reihe. Im Grunde ist es billig, daß einmal der Reiche vom Tische geht und der arme Lazarus sich an seine Stelle setzt. Billig, aber unbequem!"

„Du bist in deiner spöttischen und finstern Stimmung. Die Mutter, ihre Freundinnen und unsere alten Bekannten haben dir die Dinge in den schwärzesten Farben gemalt. Keine ehrlichere Seele in ganz Frankreich als unser wackerer François, dein Leibdiener! Nur hat er zwei Schwachheiten: eine rothe Mütze erregt ihm dieselbe Furcht, die er, wie die Köchin behauptet,

seuber vor Geisenkern gehabt haben soll, und nie will er vergessen, daß es zwanzig gutgezählte Jahre her sind, seit er mich zum letzten mal auf seinen Knien geschaukelt! Der hat dich mit seiner Angst ein wenig angesteckt. In der Normandie verspürst du von all dem Schrecken, der hier waltet, nicht einen Hauch. Die Bewegung der Girondisten in Caen wurde mir noch auf der Reise als nichtig geschildert, ein Schuß ins Blaue. Friedlich gehen die Bauern ihren Feldarbeiten, die Leute in den kleinen Landstädten ihren Geschäften nach. Die Revolution hat viel geändert, aber das Leben und die Tracht dieser ganzen Bevölkerung hat sie doch nicht umwandeln können. Nach wie vor bilden Preise und Märkte den Inhalt des Gespräches, zieht sich um sie das ganze Jahr. Wenn die normannische Bäuerin nur ihre nettliche Hände behält, macht es ihr keinen Kummer, daß die Königin in den Tuilerien ihre Krone verloren. Gäbe es keine Verräther, welche die Republik zerpflücken wollten, ihres Ehrgeizes wegen, wie bald würde die Aufregung schwinden! Nur an den Grenzen hatten wir Feinde zu bekämpfen, im Innern würden alle Künste des Friedens blühen und doppelt herrlich sich entfalten, da die Freiheit für alle Kräfte die Bahn geebnet hat."

„Du glaubst selbst nicht an deine Hoffnungen! Die konnten wir hegen, als Ludwig XVI. den Eiden beitrieg; hegten sie auch; verkündigten doch die Philosophen das Zeitalter glücklicher, unblutiger Revolutionen! Sobald sie nur eines Besseren belehrt wären, würden die Menschen gern ihre Vorurtheile aufgeben. Wenn jeder die Encyclopädie lesen kann, ist das Paradies wiedergefunden. Herrliche, philosophische Träume, wir waren alle wie die Nachtwandler! Traurig, daß eben nicht alle lesen können, sondern nur hungern, dürsten und leiden! An die Stelle des Worts tritt die Kanone. Genug, mein Sohn! Komm einmal näher, gib mir die Hand! Versprich mir, dich, sobald du kannst, aus all diesen patriotischen Verbrennungen zurückzuziehen! Vermeide die großen Männer, die berühmten Redner! Es sind gefährliche Bekanntschaften, Mühlsteine, zwischen denen du zerrieben wirst. Gleichviel, welcher Partei du dich anschließest, die Tage der Revolution sind wie der Gott Moloch: jeder fordert sein Menschenopfer. Wärst du nicht unser einziges Kind, der Augapfel der Mutter, ich würde dir rathen: geh zum Heere! Wenn Frankreich noch einen Genius hat, dann ist er dort, nicht auf den Bänken des Berges! Ha — das würde eine schöne Auferstehung für unsern guten Patriarchen Notaires heim! Die Welt in Waffen, in Brand und Rauch, die Soldaten ihre Herren wie in der Barbarei. Wie eilig würde er in seinen Sarg zurückfluchen, wie eilig! Das war der klügste Streich unserer Philosophen, und darum bewundere und beneide ich sie, daß sie schlafen gingen, als der Morgen graute. Aber, wie ich dir sagte, du kannst nicht in das Heer eintreten, du mußt bei uns bleiben! Selbstsucht des Alters — ich begreife es wohl und tadle mich selbst darüber, nur kann ich mein Herz nicht bezwingen. Nur die Thränen der Mutter! Und vertrauest die Unthätigkeit, in der du sich verzehrt. Die Ruhe des Landlebens, die du nur so bereit gepriesen, sich hat sie nicht lange gehalten! Schreist es doch, als ob die sämtlichen Musen nur für uns alte Herren ihre Hände noch aufführten! Wie wär's, wir packten allesammt auf nach der Normandie? Ich und die Mutter, du und die kleine Genoveva. In der Lerchsuche feierten wir eine Hochzeit. Vielleicht fändest du dann lieber am häuslichen Herd, würden ein tüchtiger Landwirth, ein tapfrer Jäger, ein Freund deiner Freunde, ein stiller und ein guter Mann. Du schüttelst den Kopf? Dies Stillleben hat nichts Verlockendes für dich. Die Ferne, der Kampf, der Ruhm — danach trachtet dein Herz!"

„Schilt mich nicht eitel und ehrgeizig! Streben nicht alle vorwärts, in die Weite? Ich habe Muth, Jugend und Kraft; ich fühle da etwas in mir" — und er schlug an seine Brust — „Warum sollt' ich, gerade ich, in dieser Zeit zur Heldenthaten verdammt? Nun Adlerherz, Stern und Heerführer war mir versagt geworden. Du hast den Wunsch erraten, den ich dir verschwiegen: ich arbeite nicht darüber, nicht auf die Beförderung eines Onkels. Ich wünsche an der Spitze von Freiwilligen stehen, die eine österreichische Batterie stürmen! Dort wäre mein Platz, dort wäre mir wohl sein! Und ich verweise nicht: du wie die Mutter, ihr werdet mich endlich ziehen lassen! Ich ins Feld, das Vaterland zu vertheidigen, ihr in Sicherheit nach der friedlichen Normandie, sobald die Ordnung in Caen wiederhergestellt und die Girondisten daraus vertrieben sind."

„Und Genoveva? Wird sie dich ziehen lassen?"

Um die Linden hatte der Gärtner nach Anordnung des Herrn einen runden Platz in der

Caen eines Halbkreis angelegt, der ringsum von Blumenbeeten umfaßt war und sich in eine lange, schattige Kastanienallee öffnete, die bis zu dem Wiehhause führte. Joseph Lecomte saß so, daß er von seinem Sessel aus den Laubgang überschauen und jeden, der sich näherte, schon in einiger Entfernung erkennen konnte: er liebte es nicht, sich in seiner Lectüre überraschen und stören zu lassen. So streckte er denn auch jetzt seine Hand aus, einem jungen Mädchen entgegen, das mit leichten, schwebenden Schritten vom Hause herkam; langsamer folgte ihr eine ältere Frau. Durch die dichtbelaubten Zweige der Bäume, die sich an einzelnen Stellen wie zu einem Dach zusammenwölbten, fielen die sanften Strahlen der Nachmittagssonne. Wenn das junge Mädchen den lieblichen Kopf erhob, glitten sie über ihr Antlitz hin; wenn sie gesenkten Hauptes dahinschritt, spielten sie mit goldigem Glanz in ihren braunen Haaren. Unwillkürlich mußte sie Marcel im Geiste mit seiner Gebieterin in der Volkssage von Caen vergleichen. In allem erschien ihm Genoveva als der Gegensatz zu jenem wunderbaren Mädchen, und er konnte oder wollte es sich nicht erklären, wie jemals dieser zarte, fast noch kindliche Reiz seinen Zauber um ihn geschlungen. Keine Hoheit, keine Strenge umgab Genoveva wie mit schützendem Panzer; sie war geschaffen, sich auf einen fremden Arm zu stützen. Die Anmuth hatte ihre Formen und Züge gebildet und die Schwermuth zuerst ihre Lippen geküßt. Eine Erscheinung, deren Vornehmheit ihr einen Platz unter den Schönheiten eines Hofs gesichert und die wiederum in ihrer Demuth, mit dem schwimmenden Blick ihrer Augen weit für das Kleid und den Schleier der Nonne gepaßt.

Noch hatten die Reitern dem Sehnen das Geheimniß, das über sie schwebte, oder besser, nach seiner lebhaften Einbildung, schweben mußte, nicht enthüllt. Marcel wußte nur dies Eine, daß am Nachmittag des 12. August, im vergangenen Jahre, als er in den Schmerzen und Phantasien des Wundfiebers stöhnte, an der Hand seiner Mutter Genoveva an sein Lager getreten. Damals hatte er sie als einen Engel des Himmels begrüßt. An aufopfernder Hingebung, an liebevoller Sorge um der Mutter wetteifernd, bewachte und pflegte sie ihn, als wäre sie seine Schwester gewesen. Ihr plötzliches Erscheinen in dem enggeschlossenen Familienkreise weckte Marcel's Neugierde, ihre Freundlichkeit gegen ihn rührte ihn, ihr Wesen und ihre Schönheit entzückten ihn. Auf seine Frage nannte der Vater Genoveva die Tochter eines Mannes, dem er früher viel verdankt habe, dessen Schuldner er seitdem sei. Die Revolution hätte die Verhältnisse desselben zerrüttet, er selbst aus Frankreich fliehen müssen; die Tochter, die bisher in einem Kloster erzogen worden, da die Mutter früh gestorben, hätte er nicht in die Fremde, in das Ungewisse mit sich nehmen wollen, sondern ihn, Joseph Lecomte, gebeten, ihr in seinem Hause Obdach und Schutz zu geben. Am 11. August wäre Fräulein Genoveva denn bei ihnen eingetroffen. In gewissen Dingen war der alte Lecomte kein Freund von vielen Worten und Marcel mußte sich mit diesen Eröffnungen begnügen. Nur waren sie wenig geeignet, seine Neugierde zu befriedigen. Die Erzählung des Vaters hatte so viele Lücken, verschwieg und umging die Hauptsachen, daß Marcel, auch wenn er eine geringere Theilnahme für Genoveva empfunden, nach der Aufklärung dieser Dunkelheiten getrachtet hätte. Eine Fremde im Hause der Lecomte wie eine Tochter behandelt und geehrt, eine Fremde, die keinen andern Namen haben sollte als den Genoveva? Das war für die Dienerschaft dasselbe Wunder wie für den Sohn. Für den aber sollte es bald noch ein größeres werden. Während Paris in den Septembertagen unter der bleiernen Wolke des Schreckens — der Verhaftungen, der Ermordungen, des herannahenden Gewitters, das der Herzog von Braunschweig an der Spitze der Preußen in seinem Manifest verheißen — verstummte und erstarrte, begann in dem Garten zwischen dem langsam genesenden Marcel, wenn er in der Mittagsstunde unter den Linden Sonnenschein und Wärme genoß, und Genoveva, die, neben ihm sitzend, mit ihm scherzte oder ihm vorlas aus St.-Pierre's entzückendem Buche „Paul und Virginie", eine Liebesidylle. Zum ersten mal im Leben, wie sie ihm gestand, athmete sie die Luft der Freiheit und des Glücks. Weder von ihrem Vater noch ihrer Mutter hatte sie eine sichere Kenntniß. In ihrem vierten Jahre war sie nach Caen in das Nonnenkloster der heiligen Dreifaltigkeit gebracht worden. Die Damen des Klosters hatten sie erzogen in strengen Pflichten, ohne ihr jedoch ganz die weltliche Bildung zu verschließen. Nach der Aufhebung des Klosters nahm sich, da sie ganz hülflos und verlassen schien, eine ihrer Lehrerinnen ihrer an. Bei deren Verwandten, die in der Nähe von Sedan ein Gut besaßen, hielt sie sich auf, als ihr an

einem Abend von denselben ein Mann vorgestellt wurde, der sich ihren Vater nannte und als solcher von den andern empfangen wurde. Sie konnte sich nur undeutlich entsinnen, ihn ein- und ein andermal im Sprechzimmer des Klosters gesehen zu haben. Sein Anblick flößte ihr kein Vertrauen ein, sie fürchtete sich vielmehr vor ihm und fühlte bei seinem Blick all ihre Widerstandskraft erlahmen. Noch ehe er gesprochen, war sie bereit, sich seinem Willen zu fügen. Er kündigte ihr an, daß in der Frühe des nächsten Morgen ein Wagen kommen würde, um sie nach Paris, zu guten Leuten zu bringen. Dort solle sie ihm und dem Gedächtnis ihrer Mutter Ehre machen und den Herrn des Hauses als ihren Vater betrachten, und lieben. Paris! das war für ein junges, siebzehnjähriges Mädchen, das noch nie aus der Stille eines Klosters und beschränkter Verhältnisse gekommen, ein Zauberwort. Genoveva glaubte, es müßten ihr über Nacht Flügel an den Schultern gewachsen sein, als die Pferde vor der Thür stampften. Die Leute, bei denen sie bisher verweilt, sahen sie, wie es schien, nicht ungern scheiden; sie fühlten sich einer Last erledigt. Der Empfang dagegen, den sie bei dem alten Procurator und seiner Gattin fand, übertraf all ihre Erwartungen. Elisabeth hatte nichts eiliger zu thun, als sie in die kleinen Geheimnisse des Hauses und die große Sorge ihres Herzens: die Verwundung Marcel's, einzuweihen. Am ersten Tage schon sprach hier alles das junge Mädchen heimatlich an; als hätte sie eine weite und gefahrliche Reise gemacht und wäre endlich glücklich in das Vaterhaus zurückgekehrt, so war es ihr. Wer hätte Herrn Procurator und Frau Elisabeth nicht lieben sollen? Ihr ganzes Herz hätte ihnen Genoveva ausschütten mögen. Vor dem Mann, der sich für ihren Vater ausgab, hatte sie sich ängstlich und scheu zurückgezogen: an Marcel's Aeltern zog sie Dankbarkeit und Neigung, jene feinsten Regungen der Seele, die der Zergliederung wie der Bezeichnung spotten.

Das gestand sie in jenen Septembertagen in harmlosem Gespräch ihrem neuen Freunde. Mit eigenen Augen bewachte sie Marcel. War es das wonnige, heitere Gefühl der Genesung, die Milde und der Farbenschimmer des Spätsommers, die ihm seine Gefährtin im Verklärungsglanz zeigten? Er war überzeugt, daß ihm nie ein schöneres und holdseligeres Mädchen begegnet sei als Genoveva. Eine Weile gewann der Zauber ihrer Lieblichkeit, ihres Umgangs Gewalt über die heftigen Leidenschaften, das Kriegerische und Abenteuerliche in ihm. Allmählich verwandelte sich die Teilnahme, die er anfangs für sie, eine arme, verlassene Waise, empfunden, in eine innigere Neigung. Wenn es nicht Liebe war, so doch zärtlichste Freundschaft. Arm in Arm gingen sie durch die Kastanienallee des Gartens, während die Blätter in herrlicher Stimmung sich gelb und rot färbten; und Frau Elisabeth fragte sich still, ob Genoveva den Sohn oder er das Mädchen rühre. Noch glich das Verhältnis beider einer schwellenden Knospe; wird sie der Sonnenschein zur herrlichsten Blüte zeitigen? Durch kein Liebeswort, kein warmliches Begehren trübte Marcel die Unschuld ihres Zusammenseins, kein verschneller Strahl durchbrach die freundliche Dämmerung dieser Idylle. Als wäre jene urkundliche Landschaft mit ihrem Glück und ihrer ungetrübten Sonnenhelle, die Poussin gemalt, in der selbst der Grabstein mit der Inschrift: „Et ego in Arcadia" nur zu sanfter, das bedrängte Herz in Thränen lösender Klage stimmt, für sie noch einmal geschaffen worden! Um sie der stille, im Herbstschmuck prangende Garten — eine hohe Mauer trennt ihn und sie von der Außenwelt. Nicht der Schall kriegerischer Trommeln, noch das Wuthgeschrei des empörten Volks dringt in seine duftige Einsamkeit. Ein Stück vom Garten Eden, mitten in dem Sodom und Gomorrha des aufständischen Paris. Draußen Kampf und Streit, der an die Schlacht Hastler's und der Seinen gegen die trengeblichenen Engel des Lichts, an den Himmelssturm der Titanen erinnert: unter den Kastanien die Liebe zweier jungen, unschuldigen Herzen — etwas von Paul und Virginie, deren Geschichte sie so gern, oft von Genoveva's Schluchzen und Weinen unterbrochen, lasen, wieder aufleben in ihnen . . .

Diese Verzauberung konnte nicht ewig dauern. Joseph Procurator war selbst nicht gewillt, den Sohn in unthätige Träumerei versunken zu lassen. Und dann machte auch, mit der Prädilektion des Pariserischen Bürgers, der seine Sonntagsspaziergänge in dem Hause hielt, bei einem Besuche bemerkte, den er dem „verwundeten Helden" abstattete, die Revolution ihre Ansprüche auf ihren Sohn geltend; wie „Rom den jungen Scipio", so stellte, nach ihm, Paris den jungen Marcel heraus, worauf der alte Herr Procurator mit einer seiner seltsamen Aeußerungen, von denen niemand recht wußte, ob sie ernsthaft oder spöttisch gemeint waren, erwiderte: „Dann bereite dich bei zeiten

Lasset mir, mein Sohn, zu die Verbannung zu gehen und dem von Paris zu sterben.“ Die Folge aber war denn doch, daß Marat wieder aus dem Frieden des Hauses auf den Markt des Lebens, in den Zwiespalt der Parteien greifen wurde. Um sich in der Werke seines Vaters abzuschließen und allen Ereignissen bald die Ruhe eines Weisen, bald das Lachen Voltaire's entgegenzusetzen, hätte er eben älter und ohne Hoffnung und Ehrgeiz sein müssen.

Der Convent war eröffnet worden; gleich seine ersten Sitzungen offenbarten die tiefe Kluft, welche die Girondisten auf den rechten Bänken der Versammlung von den Männern trennte, die, um Danton, Robespierre und Marat geschart, auf den erhobenen Sitzen, dem Berg, der linken Seite ihre Plätze genommen. Die Republik wollten beide Parteien — aber die Republik Vergniaud's und Barbaroux hatte den Firnis des alten Königthums; die „Gebildeten“ wollten in ihr die Herrschaft über die Menge behaupten, der Abgrund der Revolution in ihr geschlossen sein. So standen sie still, mitten in Nebel und Rauch, während die Männer des Bergs vorwärts schritten. Die Girondisten gleichen den Adlern, die lange Zeit hindurch in Käfigen gefangen gehalten, durch einen glücklichen Zufall ihre Freiheit erlangt haben. Eine Strecke weit fliegen sie mit gelähmten Flügeln, dann sitzen sie wieder auf den Felsspitzen nieder; sie können sich noch gegen ihre Feinde vertheidigen, aber nicht mehr siegen. In der Hauptstadt hatten ihre Anschauungen nie festen Boden gewonnen. Die wohlhabenden Klassen der Bevölkerung waren am 10 August vom Schauplatz zurückgetreten: Paris gehörte den Armen, den Sansculotten. Und diese unruhigen, im Innersten aufgewühlten Massen, alle mit Piken bewaffnet, die rothe Mütze auf den Köpfen, im Vollgefühl ihrer Macht, mit leeren Magen und durstigen Kehlen, ohne Arbeit und Glauben — den beiden Ankern, die im Wirbelwind der Welt allein unser Fahrzeug zu halten vermögen —, tranzten in immer neuen Aufläufen, Bewegungen; sie verlangten nicht nach Stillstand und geklärteren Verhältnissen, in der dunkeln Ahnung, daß sie mit dem Aufhören der Unruhe in die Hallen des Elends und der Armuth, denen sie kaum entstiegen waren, wieder verschwinden würden, folgten sie dem stürmischsten Mann am willigsten. Was verstanden sie auch von der pomphaften Beredsamkeit Vergniaud's, der witzigen Schärfe Guadet's? Anders klang in ihr Ohr und an ihr Herz die Löwenstimme Danton's, die Schlichtheit und Formlichkeit Robespierre's; sein Puritanerthum sprach sie an, wo sie die vornehme Kühle und Kälte der Girondisten abstieß. Wie ihr Weiser und ihre Auffassung der republikanischen Freiheit sie dem Volke entfremdete, so gesellten sie auch bald mit den wenigen, die ihnen, wie Marat, in persönlicher Freundschaft anhingen. Da sie in der Hauptstadt sich ohne Einfluß sahen, in dem eingeschüchterten Convent ihre bereits Stimme machtlos, unter dem Hohnen und Zischen der Tribünen verhallte, gestaltete sich in ihrem erfindungsreichen Geiste nicht der feste Plan, aber doch der Gedanke einer Föderativ-Republik, deren Vorbild die Schweiz und jenseit des Meeres Amerika bieten. In den Provinzen des Südens und Ostens zählte die Gironde ihre wärmsten Anhänger; hier ließ sich vielleicht ein Widerstand gegen die Allgewalt der pariser Gemeinde vorbereiten. — Aber darüber verlor die Partei in Paris jeden Halt, auch Marat trennte sich von ihnen. Das einzige Vaterland galt ihm mehr als die Freundschaft.

An dem sturmumwölkten Himmel Frankreichs stand für ihn nur ein Stern: Genoveva. Der Glanz dieses klaren und freundlichen Gestirns erhellte das Dunkel um ihn her. In die Nähe des Mädchens wagte sich keine Häßlichkeit, keine Bosheit. Es hätte nicht des ausdrücklichen Verbots Herrn Lecointe's bedurft, daß in Gegenwart der Frauen des Hauses nicht von Politik solle gesprochen werden, Marat wäre immer davon zurückgeschreckt, Genoveva's Seele und Phantasie durch die Erzählung der Greuel zu beflecken sie geschaudert. Nur Einige, die sich nicht verschweigen ließen, wie die Verurtheilung und Hinrichtung des Königs, pflegte Joseph Lecointe selbst mit wenigen Worten, ohne jede Bemerkung und Betrachtung darüber, nach der Mittagsmahlzeit seinen Angehörigen mitzutheilen. Sie rührte kein Wolke den heitern Frieden des Mädchens. Sie hatte schwesterliches Zutrauen, schwesterliche Hingebung zu Marat. Ihre Liebe, die noch kein Hinderniß erfahren, kein Mißgeschick getroffen, entbehrte des leidenschaftlichen Aufschwungs, der mächtigen Zärtlichkeit. Weder er noch sie dachten daran, daß es je anders sein könne. Es war nicht gewisser, daß an jedem Tage die Sonne aufging, als daß sie sich sahen, sprachen und unterkümmert um die Zukunft den Reiz ihres Zusammenseins, einer heitern Gegenwart genossen. In

die Flammen fehlten, gab es auch keinen Rauch; nur zuweilen ein gutmüthiger Scherz, eine muthwillige Neckerei — sie wandelten wie in einer Wolke von Gold und Purpur. Schade, daß wir Sterbliche nicht geschaffen sind, beständig eine feierliche Ruhe einzunehmen oder ein ruhiges Glück zu ertragen! In uns ist eine dunkle, unbezwingbare Sehnsucht nach dem Neuen, Seltsamen aus dem Frieden in die Aufregung des Kampfes. So wurde Marcel allmählich gleichgültiger gegen die Schönheit und Freundschaft Genovefa's. Das junge Mädchen hatte eben nur ihr Herz in versenken, ihre Seele klang in zwei Accorden: in Zärtlichkeit und tiefer Trauer. War sie voll Stolz doch nur ein unbekannter Laut, unbewußt der Leidenschaft, die in ihr schlummerte. Wie hätte sie Marcel anders als ein bescheidenes Veilchen erscheinen können, dessen Duft auf einen Augenblick entzückt! Er vergaß sie nicht, er nahte ihr in zärtlicher Freundlichkeit wie früher; in seinem Arm ging sie, als es Frühling wurde, auf den Boulevards, im Garten des Palais-Royal spazieren, fuhr mit ihm nach Versailles hinaus, aber sie klagte nie. Nicht hatte einen grauen Ton erhalten.

Ob Genovefa diesen Wechsel in der Gesinnung des Freundes empfand? Ihre Jugend und Unschuld bewahrten sie vor dem bittren Schmerz, so war wol anders werden, ihr Marcel zu verlieren, aber verloren hatte sie im Grunde noch nichts. Und weilte er zuweilen über die Zeit mit Unruhe Marcel's im Hause, der kaum eingetreten, schon wieder hinausstürmte, in ihre Thränen ausbrechen, so kam Frau Gilbert bestimmt ihre Klage zuvor: sie seien nun einmal die Männer, rastlos und unstet. Als dann Marcel nach der Normandie reiste, eilte Genovefa nicht die Qual der Trennung in der Hoffnung eines nahen Wiedersehens, wo sie schnell verschwunden sein und ihr und ihm beide das Lächeln des Himmels und der Liebe schon wieder

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Helena Schubart.

Ein deutsches Frauenleben. Von P. Klaiber.

II.

Schubart in Ludwigsburg! Wenig eine genügende Veränderung in seinem bisherigen Leben. Seine öffentlichen Ort hatte er wol nicht haben können, [illegible] Lehrerstelle jener Zeit, die [illegible] Gegenstand des damaligen Wissens

[illegible] Hof in jeder Stadt voll der gewandte Mann in seiner Maienfreude, gewissenhafter Amtsthätigkeit, Weltverkehren und Orden leben! Er glaubte alle leben zu können an einem Hof, der so berühmtigten jener Zeit gehörte! Er glaubte nur diesem Hofe gar nicht in Berührung zu kommen! Mit vielen Verfolgungen und Selbstdemüthigungen zog er in Ludwigsburg ein, kaum war er einige wenige Tage fort, so wurden seine besten Predigten zu Schanden. Ein Hofprediger waren nach seinen gelehrten Talenten, seinem Ehrgeiz, seinem Witz und seiner Laune ebenso ungeeignet, als für ihn ihr leerer Inhalt, ihre Gelegenheitsreden, der Gegenstand gefälliger Worte nur lästerlich waren. Wie hätte er, der schmeichelnde Kehr, diesen Neigen zu widerstehen [illegible] Aber Gefallsucht! Aber Eitelkeit und [illegible] Beschränkung! Liebe zur Veränderung und zum tiefen Grund des Lebens gegen den unaufhaltsamen in den Strudel der vergnügungssüchtigen Richtung! Und doch war dieser Strudel nicht Schwindel Element! Und doch war es ihm — das kommt mehr als ein trauriger Ausspruch von ihm — in trostlosen einmal so recht mit behaglich als seinem Gemüthe: Krieg, schwarzes Kof und Mauer — die Mischung des Theologen — Ich er hat genug ab und zog mit dem bestimmten Kof, dem Dreispitz und dem Degen den Weltgeist auch zuversicht an.

Und Helena? Sie wurde nun das Regiment des Gatten; ihr weltgewandter Gemahl hatte sein Ziel gefunden. Im einfachen bürgerlichen Kreis war er unter dem Adel- und Gesellschaft, unter dem Polizeizwang und Hofgepränge auch andere Dame" noch keinen Augenblick recht gewesen. Und als er nun in seinem stillen Heim wahrnehmen mußte, daß die Mauer sich gänzlich in seiner Gesellschaft verlaufen und auf den nächsten Wegen gemieden, daß die Herzogin [illegible] machen, wenn sie nicht Ihre mit Einladung in [illegible] Gesellschaft gefunden hätte. Ihre einzige Freude in diesem bösen Kummer war das Glück Ihres Vaters schweigen, daß sie, die [illegible] Mutter, mit den Kindern einsam, [illegible] zu Hause und — leider! Hatte sie Recht — nach dem [illegible] Ausspruch Schubart's — ihren „Staat", der gut und in gewissen Kreisen [illegible] Ansehen verschaffte, „ganz gut gekleidet". Krankheiten [illegible] im Hause der Lehrerin [illegible] Helena [illegible] und [illegible] sie all, ein [illegible] Stiller Frieden, dem [illegible]

seine schmächtigen, hülfeflehenden Blicke, mit denen es zu seiner Mutter emporsieht, sein Köpfchen durchbohren ihr Herz. Auch Schubart ist ergriffen von diesem Schlag aus heiterm Himmel. Zerknirscht schreibt er über diesen Todesfall seinem Schwager Bock (Notar in Ellingen): ja er macht sich sogar die Seligkeit des verlorenen Kindes zum Trost — aber wie hatten solche Gemüthsbewegungen in ihm von Dauer sein können! Zwei andere Kinder liegen ebenfalls schwer an den Blattern darnieder. Helena liegt und pflegt, jammert und weint. Was sie solchen Heimsuchungen und Anstrengungen nicht erliegen? — War ihr Schmerz über diesen Verlust groß, größer ist ihr Kummer über den Gatten. Er ist „nunmehro ein Hofmann, Arzt, wuthet, unsittet, verachtet, ohne Gott und trägt sammtne Hosen". Deutlich erkennt auch sie, die Mutter des Hamlet, doch ihre Lebenskraft liegt über den schweren Anfall. Zu ihrer Erholung macht sie im August 1771 eine Reise zu ihren Aeltern. Gekräftigt kehrt sie wieder nach Ludwigsburg zurück zu ihrem Mann, dessen äußerliche Lage „damals eine sehr gute Aussicht hatte". Aber sie fehlte auch nicht das Schmerzliche: die neue Liebe des Gatten. In den glänzendsten Gesellschaften war Schubart willkommen. Dorthin zog es ihn. „Die Latwerge des Großen hat vor mich gebracht", schreibt er trocken seinem Schwager, „aber mein Herz bleibt bei alledem Dumm und Leer — ich habe Ruhe und Ruhe sie nicht". Tugend, und bei Leibe verzage sie. Treuer Gruß, Schwermuth, Schwere, mannichfache Wehen und äußere Kreuzigungen seien Lehren Seele sich die Aurien meiner gegenwärtigen Lage." Und noch vieles tröstende Stimmungen hatte Helena deutlich bei ihm aus, hielt sie ihm aus auch dann noch, als derselben ganz andern Anwandlungen wichen, was nur allzu bald der Fall war. Täglich mußte sie nämlich wahrnehmen, wie der Mann und Vater ihrer Kinder Zucht und Sitte und ehrliche Treue recht oft nicht mit Füßen trat. Sie verfiel in tiefere Schwermuth, weinte und klagte ihren Kummer dem Himmel. Und als es mit Schubart gänzlich bergunter gekommen war, konnte sie länger nicht mehr bei ihm bleiben. „Warum soll ein Weib meinen unglücklich machen?" rief sie in ihrem Jammer. Und ihr Vater holte sie mit ihren Kindern ab und nahm sie Weihnachten 1773 nach Ellingen. Das geschah im November des Jahres 1773.

Schubart, darüber betrübt, weiß sich anfangs kaum zu fassen. „Mein Herz schmerzt mir in der mit ihren Thränen und Seufzern vor Augen", schreibt er jetzt seinem Bock, „daß ich nicht schlafen, nicht essen, nicht studiren und nicht denken kann. Ich weiß, daß ich sie oft schon beleidigt habe; Gott aber und sie werden es mir verzeihen. Ich bin schon oft niedergefallen und habe den Himmel um mich, um sie und meine Kinder um Erbarmung angefleht." In schneidenden Verzweiflungstönen schreit er seine Selbstanklage gen Himmel. Aber nach wenigen Tagen sieht er auch diese Sache mit leichterm Herzen an: seine hohen Gönner erkannten seine Vergehen als unbedeutende Kleinigkeiten; dagegen erschien ihnen der schlechte Leumund und der Schritt seiner Frau — unverzeihlich. Arme Helena!

Während ist es aber zu sehen, wie Schubart sich trotz seiner Umgebung nicht auf die ariskokratische Höhe ihres Standpunkts zu schwingen vermag. Schmerzlich wünscht und bereut er die Rückkehr seiner Familie, und als er vollends die Erkrankung seiner Frau vernimmt, erwacht sein Gewissen in voller Stärke. „Wann ich unter Wind und Schneegestöber nach Gerlingen zu Fuße gehen müßte, so wollte ich es thun, wann es ihr Hülfe und Trost wäre", schreibt er dem Schwager. Und voll „Zerknirschung wendet er sich an Helena selber, seufzend sie, zurückzukehren, leuchtet ihr Gott und will alles thun, was Gott und Menschen von seinem Leben verlangen können. Aber daß er wie ein Wurm zu ihren Füßen falle und sie um Gnade flehe, ich wieder zu ihr zu kommen, das schien ihm doch gegen die Würde des Mannes zu sein. Nun, sollen behalte es auch nicht. Schubart's einziger Wunsch war bereits erfüllt: Helena kommt mit den Kindern nach Ludwigsburg zurück im Anfang des Märzmonats 1774. Wie hatte sie solches Glück, solch heiligen Verheißungen, wie sie von Schubart ihr schriftlich zukamen, gewünschen können! Seine Thränen und Schwüre hätten ja einen Stein erweichen müssen, geschweige ein leichtbeweglich Frauenherz!

Aber nicht lange währte die Freude, nicht das Glück. Kaum waren die ersten Entzückungen der Wiedervereinigten verrauscht, so wurde Helena abermals krank, und zwar so krank, daß sie einem „Wasserlichte" glich. Ihre Nerven hatten durch anhaltenden Kummer gelitten; unbeschreiblicher Mattigkeit lasten auf ihren Gliedern. „Es ist fast an allen Sinnen". Das Kind schien nicht mehr von der heimgesuchten Mutterin weichen zu wollen. Und doch mehr als dieses Kind noch

unmöglich gewesen, weil sie sich schämen sollte vor der Wahrnehmung, daß alle Gelehrsamkeit ihres Mannes nur leere Worte gebildeten waren. Er konnte von seinen Gesellschaften und Gewohnheiten nicht lassen und endlich erfuhr sie „die Tyrannei des Verhältnisses" abermals und stärker seinen völligen Sturz herbei. Sein Lebenswandel, der laut und laut Aergernis erregte, und ein Spottlied, das er auf einen vorgeblichen Hofmann verfaßt, trugen eine Klage auf die Tagesordnung. Und alles endigte seinen Fall und bald wurde er seiner Stelle entsetzt erklärt, und Württemberg mußte er schleunig verlassen.

Im „Haufen der Verachtung" von seinem ungrabenen Schlage stürzte der Verlorene aus Ludwigsburg hinaus und den Weib und Kinder, ohne sich nur von ihnen zu verabschieden, in den traurigsten Verhältnissen zurück. Er war Helena gänzlich verlassen und den beschimpfenden Worten der Feinde ihres Mannes preisgegeben. Der Leidenskelch war für sie über und über angefüllt. Es war im Mai 1773, als sie von diesem herben Los getroffen wurde. Hatten nicht wenige edle Seelen sich der bedrängten und ihrer beraubten Frau angenommen, sie wäre vergangen in ihrem Elende. Wurde sie doch von unzähligen andern als Verbrecherin angesehen, kalt bemitleidet und heimlich verachtet. Und als ihre Noth und all ihre schreckliche Pein wurde sie angefaßt von dem, dessen einzige Sorge es sein sollen, ihr das Leben zu verbittern! Wer vermag diesen Jammer zu ermessen?

Helena kam zum zweiten mal mit ihren Kindern in Heilbronn an. Wohin hätte sie sich sonst wenden können? Das Vaterhaus war ihr ewiger Zufluchtsort. Und als sie dort eintraf, da fand sie Mutter und Brüder am tiefsten Leide krank. Wer hätte sie da noch weiter stoßen können? Sie verlor sich einig auf Gott. Ueber der Pflege der Kranken vergaß sie viel auf Augenblicke ihr trauriges Los; aber endlich wurde auch ihr Gemüthsruhe unterbrochen, ihre Kinder krankten schwer und bald starb der Knabe eigne auch sie, nach einem schweren Siechthum, so sehr sie sich auch dagegen sträubte, das sie trotzdem nicht völlig ertrug. Besonders, es gibt ein wunderbares Beispiel davon, wie Schmerz ein Menschenherz zu ertragen vermag! Ironung, Ordnung in ihrem Leide gab sie Pflichten, nachdem sie Gefährten der Krankheit geblieben waren, war der Tod in Haus. Im Gebet suchte sie Trost! Für ihre Kinder aber sorgte sie mütterlich treu.

Unter auf Kosten ihrer Schuld und ihrem üblen und schmählichen Abgange aus Ludwigsburg als „Abenteurer und Schmarotzer zwischen Mannheim, Heidelberg und Schwetzingen hin und her und suchte die Verwürfe seines Gewissens durch geräuschvolle Vergnügungen und lustige Gesellschaften, durch Trinkgelage und Ausschweifungen zum Schweigen zu bringen". Aber schmerzliche Gewissensbisse und bittere Verzweiflung verbitterten ihm immer und immer wieder sein Schlemmen und Schwelgen. Und vergessen konnte er sie Seinigen in ihrem Elend doch nicht ganz.

Helena selbst beschäftigte sich in ihrer trostlosen Lage nur mit dem treuen Gatten. Als sie das erste mal in ihrer Krankheit ein Auge warf in ihrem Leben aufschlug, sammelte sie die Frage: „Wo ist mein Mann?" Und eben da bot ihr der gute Vater, der sie nie verließ, einen Brief von dem, nach dem sie so schmerzlich fragte. Mehr als durch alle Arzneien wurde sie dadurch erquickt. Ein genau halb vollständig und hoffe auch neue auf gründliche Sinnesänderung ihres treuen Gatten. Selbst bei den größten Verschuldungen seiner Seite hat sie die Hoffnung auf seine Wiederkehr zu Gott nicht verloren. Sie dachte nur um so treuer für ihn, je schauderlicher er wandelte. Ihre Kinder besuchten sie häufig in Heilbronn. Und wenn sie dann heimkamen, dann für manche Stunde von dem Vaterherz und wollten es mit Thränen und kindlichen Ausdrücken ins Leben rufen. Und sie konnte sie nur damit trösten, daß sie sich ihm die gewisse Verschönerung gäb, er komme bald wieder.

Woche um Woche verging und der Vater kam nicht. Manchmal mußte er endlich gewaltsame Schuldhaft verlassen, die einzelne Fluchtversuche, den unerschöpflichen, tadelnden Reden verschuldet. In Schrift Kummer auf seine Anstellung in der Welt, und oft zog er auf Anreden des schlechten Gesellschaften nach Mannheim, dort sein Glück zu versuchen. Um es hatte schwer zu erwerben, bald er sogar den Gerichtsbau, Nachteil zu machen, gegen der schmutzige Plan zu hinterlegen, Betrügereien und heimlicher Spekulationen, Fälschen und vollständigem sittlichen Bankerott. Aber „die himmelschreienden Heiligenbilder an allen Ecken, die lamentablen Predigten, das Verwimmel der Pfaffen und Mönche, der Stumpfsinn des Volkes" — das war seinem protestantischen Bewußtsein doch zu stark. Zudem war es ein Grund der Schande, das eingetretene Urtheil

gungen über ihn auch entfernt nicht günstig lauteten. Auf viele Bitten ließ man ihn laufen, und so war ihm ein Schritt erspart, der vollends seine sittliche Kraft und sein Selbstgefühl hätte lähmen müssen. In München stürzten ihm alle wieder seine Rosen — zu seinem wahren Glück!

Jetzt wollte er sich nach Stockholm wenden; allein es kam nur bis Augsburg, und dort blieb er, gehalten einesteils durch verbindliche Unterredungen, anderenteils durch die wehmütigen Bitten seiner einsamen, trauernden Gattin. Liebte sie doch unter Thränen, er möge sie und die Kinder nicht ganz verlassen, nicht so in die Welt hinausirren, sondern in ihrer Nähe bleiben. Und er blieb in Augsburg und eröffnete — die „Deutsche Chronik". Kaum war aber Schubarts armes bewegtes Leben der Ruhe gegeben, kaum Zeit und Gelegenheit geworden, seine Feinde gründlich über sich ins Klare kommen, da ward ihm bald ein wildes Aufkommen, daß er wenig mehr zu klagen hatte. Später wurde die „Chronik" noch Ulm verpflanzt und nicht lange nachher war auch die Verlegerin durch allerlei mißliche Verhältnisse gezwungen, nach Ulm zu übersiedeln.

Mit dem Anfang des Jahres 1775 finden wir Schubart in Ulm, nur hier begann die beste und glücklichste Periode seines Lebens. Leider dauerte sie nur gar zu kurze Zeit! Jetzt ist es auch seine Frau nach zwei Jahren zum letzten mal wieder. „Bleib ein Weilchen!" Helena saß krankend am Krankenbette und stammelte heiße Wünsche für die Wohlfahrt des Gatten. Da tritt er ein in das melancholische Zimmer — er, für den die liebevolle Gattin lebte, betet, litt. Sie sieht auf, als sie ihn sieht und streckt die verlangenden Arme nach ihm aus. Kein Wort vermag sie zu sagen; bleich wie eine Leiche liegt sie in seinen Armen. „Da hast du deinen Herumschwärmer!" ruft Schubart endlich beschämt und tief ergriffen aus. „O es ist gut, daß du nur da bist!" erwidert Helena im sterblichen Tone der nimmer verglühenden Liebe. Bittere Thränen und Thränen der Freude rollen über ihre bleichen Wangen. Schubart „ist wie ein Stock, gegen Donner und Regen abgehärtet, in einem Sessel". Endlich schmilzt das Eis und seinem Herzen entströmen die freundlichen Worte der Liebe. „Wann du mit mir? Ich bin nun in Ulm", sagt er bittend die Gattin; „der Einem hat mich aus Augsburg gejagt. Was ist's, ist dein." „O ja, ich will mit dir und mit der Zeit uns zum zweiten mal schenken!" begabt sie freudig. „Und wo sind sie denn, meine Kinder, meine ganzen Kinder?" ruft jetzt der Vater mit gehobener Stimme. Helena hält sie bereit. „Nun dürft ihr nimmer mit eures Vaters Pferdl reiten; da ist er leider!" sagt sie zu ihren Lieblingen. „O Papa, Papa!" jubeln die Kleinen und hängen sich an seinen Arm und liebkosen ihn innig. Inzwischen umschlingt Schubart die Kinder und dem Thränenstrom kann er nicht länger wehren. Kaum mehr eine Stunde vergleicht einige als herrliche Stunde! Nach langer, langer Leidenszeit schien Helenen auf ihren Kindern die Sonne des Glücks wieder aufgehen. Und nach Jahren bekennt der gedemütigte Gatte mit tränenvollem Herzen: „Gerechter Gott, wie kannst du einem Unwürdigen, einem Sünder ein so sanftliches Weib und so wohlthätige Kinder anvertrauen? Wie's etwa zu meinem Gerichte?"

Als sich die Sturmwogen der Freude nach und nach gelegt hatten, suchte Schubart seinen Schwiegervater auf. Lauer that zwar „etwas kalt", hatte aber in seinem Herzen doch so herzlich den Sohn, als ob er nie ein Verbrecher gewesen wäre. „Nun, willst du Frieden suchen mit Gott und aller Welt?" fragte der Alte mit Nachdruck, und Schubart bejahrte dies mit kindlicher Rührung, und versöhnt schieden die beiden voneinander, nachdem sie sich längere Zeit miteinander besprochen hatten. Zugleich willigte auch Vater Bäbler in die Bitten seiner Tochter, mit ihrem Manne nach Ulm ziehen und dort bei ihm bleiben zu dürfen. Wer konnte aber diese Anlage trefflicher gestimmt sein als Helena?

Wenige Tage und die Hauptgestalten leben in Ulm wieder beisammen, und vom Augenblick ihrer Wiedervereinigung an schien das Glück diesen Heft zu sein. Helena sorgte mit aller Hingebung für das Hauswesen. War sie auch anfangs kränklich, so erholte sie sich doch bald wieder, und überglücklich fühlte sie sich, als sie bemerkte, daß die ganze Familie bei ihrer sorgfältigen und haushälterischen Wirthschaft ihr nothdürftiges Auskommen und Wohlbefinden habe. Der Sohn des Dichters, Ludwig, machte im Gymnasium in Ulm sehr schöne Fortschritte und erfreute die Eltern durch glückliche Entwickelung seiner Anlagen; die Tochter, Julie, ein naives Mädchen von vieler Empfindung, zeigte entschiedene Neigung und Anlage zum Singen und machte Mutter und Vater auf vielen andern sanften Freuden durch ihr Klavierspiel. Schubart selber lebte nun auf. Seine „Chronik" fand immer größeren Beifall, und wenn sie ihm auch nicht wenige Feinde zuzog,

Miene an, wie ein Titelkupfer zu einer alten Hauspoſtille. Ich dachte noch ſoviel von Ihnen zu lernen. In der Kiſte, was haben Sie darin?

Valentin.

Peruaniſche Vögel.

Röschen.

Und dort?

Valentin.

Spinnen und Seekrebſe aus Cadix.

Röschen.

Pfui, wie garſtig! Und da?

Valentin.

Skelettirte Fiſche aus der Südſee. Wollen Sie ſie 'mal ſehen?

Röschen.

Bleiben Sie mir fort! Ich falle in Ohnmacht, ſchon über die bloßen Abbildungen im Pfennigmagazin. Wie ein Menſch von Geſchmack ſich nur entſchließen kann, Arzt und nun gar Naturforſcher zu werden!

Valentin.

Alle die Meerkrabben und Kreuzſpinnen koch' ich ſelber aus und präparire ſie.

Röschen.

Pfui! Welch ein unappetitliches Handwerk! Auf Ihren Reiſen durch Afrika und Amerika und — Meſopotamien und wie die Wüſteneien alle heißen, haben Sie

unden ihm noch weit mehr Freunde zur Seite. ...ndere innige Freundschaft schloß er mit dem ...er und nachmaligen Dichter Müller *). ...ch war er auch jetzt noch von ...hmsüchtig, das morgens mit seinem Müller in Dichter schwärmen, für Freundschaft, Jugend und ...erblichkeit sich begeistern konnte, um am Abend ...Weinhause seinen lärmenden Gesellschaften ein ...ein zu spielen und in alle Schmeicheleien zu ...ören. Aber er kam zu überhaupt bei seinem ...lemond, „wo es zu ehrne Herz nimmer ...gewein zuging, während im selben Lied der ...en Gesellen, die stolzen Empfindungen ...und einzigen niemals kennt", auf ein ...e Weisheit nicht lehrte, so mußte er ...entschuldigen. Trotzdem war Helene mit ...e Lehr zufrieden, so manchmal Meinungen ...auch bekämpfen kam mochten. Und auf ihren ...e suchte sie auf die zartesten Weise einzu...n. Sie hatte für die Gewohnheit, Liebesgedichte ...kleine Zettel zu schreiben und sie so leicht ...zu legen, wo sie Schubart finden mußte, ...chen sie zwar zu verachten, behielt sie aber ...alle im Herzen, wie es später oft bekannte. ...peten wir hier gelegentlich einer Liebesgabe ...Dichters mit seinem eigenen Worten. Sie ...am 29. August 1777, als er mit einigen ...chen in der Festung gehabt hatte. „Mein ...!" — erzählt Schubart — „kam aus mit ...Mutter und Schwester zu mir und wollte ...meinen Augen auch haben. Sie war ...im Wasser, so wie ihn der Lenau in seinen ...en setzt. Ich dachte mich, ob ich gleich ...schwimmen kann, schon angekleidet in den ...n, schrie meinem Knaben, von dem ich halb ...halt Aus sah, unaufhörlich zu. „Rette, ...ig, rette!" Dann hält selbst seinem Mund ...und wurde doch von der Flut wie unter ...Armen getragen. Ich tat endlich mein Kleid ...Kleider auszuwerfen und arbeitete mich gleich...

*) Johann Martin Miller, geboren in Ulm am 3. Dezember 1750, studierte von 1770 an Theologie in Göttingen, wurde nach einigen Hofmeisterjahren in Leipzig im Jahre 1781 Pfarrer in Sigmaringen, 1786 Prediger in Ulm, seinem Geburtsort, wo er am 21. Januar 1814 starb. Seine Gedichte sind fast ganz vergessen. Sein Name lebt nur noch in der Geschichte der deutschen Literatur fort als der Freund Schubarts, dessen Leben er auch beschrieben hat.

falls glücklich ans Gestade. Der Knabe hatte einen Weidenbusch unter dem Wasser erwischt, an dem er sich mutig durch Rede und Gegenrede emporklammerte. Ein Jüngling eilte noch zu einer Hand, als man ihn aus dem Gewässer zog. Da standen nun Vater und Sohn, triefend von Wasser, vor Mennaroen, der triumphen Vaterschaft Grüße über seine Geistesgabe, — man aber am Gestade warm Kleid und warme Tücher, Kleid von Seide, und nach vielen wunderlichen Fragen — wie Rubenheimen, da ihr edles Leben retten."

Das Jahr 1777 sollte für Schubart das Unglücksjahr werden. Er hielt mit Helenen in der damaligen Residenzstadt des Württembergischen „Mit dem Schlag zwölf ist ihr Glück", schreibt er in seiner Biographie, „und Mörder weckende Ruhig, reichte sie mit unaussprechlicher Wehmuth die Hand. „Lebe ich noch lebe, das weiß ich! Was kann ich ihr wünschen?" Ihre war allen, weder mit Hamerling, meinem Lächeln, glitzern und — ach, unsere so nahe Trennung hing in schweren Wolken über uns und drückte uns einander, aber große Tränen der Wehmuth im Auge."

Und nicht zweimal war es den beiden so wehmütig ums Herz. Nach wenigen Wochen waren sie zusammen getraut, getrennt auf viele Jahre. Getrennt auf tückische, schmähliche Weise. Am 22. Januar hat Schubart ein Konzert. Helene teilt den Mann aus dem Hause ab. Stumm und trübselig ging sie neben ihm her, bis sie Schubart wegen ihrer Schwermut zur Rede stellte. „Ich weiß nicht wie mir ist", sagte sie und bat ihn, einen Traum zu tollen. Schubart schlief also ganz, obgleich auch auf seiner Seele eine unheimliche Betrübnis lastete. Am Morgen darauf fuhr er mit dem Klavierstimmer Schell in Blaubeuren, seiner Einladung folgend, in letzterer Stadt, wo der einen Konzerte, der sich sehr vor ihm interessierte, zu sprechen. Der Wagen hielt, die Kutscher standen schwatzend um den Wagen herum. „Ist's recht, Vater?" sprach Schubart, und Helena bei ihm die Hand, warf blick auf immer wieder auf alle Gesichter ihres Angesichts suchten. „Kann denn dieser Kerl, der sich in Blaubeuren schon weiß, nicht so gut kommen?" sagte der Schreiber. Und hier war das letzte Wort auf ihren Mund. Der Schlitten hob ab, Helena aber sah vom Wagen auf dem Kutscher nach: „Papa, komm doch bald!" Aber er kam nicht wieder — die Kutsche, die sie unter-

nommen wurde, fand ihren Endpunkt im Kerker auf dem Köperg. Hatte Helena den Kelch der Leiden schon oft zu kosten gehabt: diesmal war er mit bitterm Wermuth gefüllt, und bis auf die Neige hatte sie ihn diesmal zu leeren. Entrissen war ihr der Mann, an dem sie mit inniger Liebe hing; Entrissen war den Kindern der Vater! Verlassen — vereinsamt stand Helena, die Dulderin, im Leben, und wie es ihr gehen werde: sie wußte es nicht. Nacht, dunkle Nacht war über sie und ihre Kinder hereingebrochen!

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Aus dem Wasgau.

Von Friedrich Lampert.

III

Wir brachen wir denn am frühen Morgen selbander auf, nicht ohne uns versorglich mit etlichen Vorräthen des Hauses versehen zu haben, um zunächst die Ruinen der beiden Burgen, besser Felsennester, Alt- und Grafendahn zu besteigen. Sie liegen nahe genug an Dahn; der Weg zu ihnen zieht durch feuchte Wiesen, dunkeln Forstwald und zuletzt recht anhängiges Dornengestrüpp auf. Wild und bunter ragen diese Burgtrümmer aus der gar nicht idyllisch gefärbten Umgebung hervor; alles ist zerfallen, aber die Ausdehnung der Ruinen zeugt von dem bedeutenden einstigen Umfange der beiden Schlösser; nur ein Felsengraben hält sie voneinander getrennt; sie konnten so ganz freundlich miteinander verkehren, aber sich auch gleich aus erster Hand auf den Hals kommen. Treppen, Gänge, Kammern u. s. w. sind alle mit manchmal großer Mühe in die Felsen gebrochen und von künstlichem Mauerwerk oft schwer zu unterscheiden. Das Rittergeschlecht derer „von Dahn", das hier hauste, muß ein streitbares, mannhaft trotziges und gewaltthätiges gewesen sein; solches Felsennest ist kein Haus für einen weichen Sinn, und wer solch schauerliche Verliese bauen konnte, wie das hier in Gestalt eines umgekehrten Trichters in den Felsen eingefeilte eins ist, der hatte jedenfalls starke Nerven. Es war nicht nur der auf- und abwogende Morgennebel, der die Aussicht von dieser wilden Stätte verdeckte; sie ist überhaupt nicht weit gehend, keine lieblichen Bilder zeigend; nur ganz schmale grüne Thalgründe tauchen hier und da auf, sonst geht meist der Blick auf Wald und Fels, überall wird er von den scharfen, zackigen Kuppen und Kämmen beengt.

Und diese sahen nun von allen Seiten, nachdem wir von Altdahn zum Fischweger Hof mit der einsamen Mühle herabgestiegen waren, auf unserm Weiterweg herein, immer wechselnde, phantastische, abenteuerliche Steinbilder. Wir waren wieder auf einer großen Hauptstraße, der nach Wissembourg führenden, welche Säulen mit der doppelten Aufschrift: „Linien gegen das Ausland — gegen das Inland", als Grenzstraße bezeichneten, und das Thal, in welchem wir nun gingen, war das Grenz-, das Lauterthal. „Wenn auch die natürlichen Grenzlinien Deutschlands und Frankreichs nicht am Rhein, nicht an der Lauter liegen, sondern wo! noch eine gute Strecke hin näher gegen Paris, auf den Kitten der Argonnen und Ardennen, ja, wenn das Elsaß nicht, wie die Franzosen meinen, bis zur Durch, sondern der alte Speiergau und pfälzisches und rheinfränkisches Volk noch einige Meilen über die Lauter reicht und erst an der Mosel das alemannische Element den Sieg errungt, so ist doch die heutige politische Grenzbestimmung durch die Lauter in mancher Hinsicht eine den Verhältnissen entsprechende. Gleichsam vermittelnd tritt die Lauter ein, theilt das streitige Land in zwei völlig gleiche Theile, indem sie zwischen Durch und Mosel, gleichweit von beiden entfernt, die rechte Mitte bis zum Rhein hält und den Anspruchen Frankreichs und dem Rechte Deutschlands zwei gleiche Hälften zutheilt. Beinahe im Herzen der Pfalz, am hohen Gickfort entspringend, bildet sie mit südlichem Lauf ein durch jene Felsenwunder ausgezeichnetes Längenthal bis zur jetzigen französischen Grenze, wo sie sich mit einemmal östlich wendet und nun, ein Querthal bildend, die Vogesenkette durchbricht, bei der Grenzstadt Weißenburg ins offene Land tritt und bis zum Rhein hin mit den Spuren der einst berühmten Weißenburger Linie Deutschland und die Pfalz von Frankreich und dem Elsaß scheidet. Die Lauter hat darum eine hohe politische und militärische Bedeutung von jeher behauptet. An ihren Ufern liegt das Grenzland, zum allergrößten Theil mit Wäldern bedeckt, sowol in der Ebene als im Gebirge. Die städtische Stadt Weißenburg kann als Mittelpunkt dieses Grenzlandes gelten. Vor ihr öffnet sich die Rheinebene mit dem großen Bienwald, hinter ihr thürmen sich die Wasgauberge mit dem schönen Forst der Mundat. In der Kriegsgeschichte spielt dieser Strich eine besonders große Rolle; seit zwei Jahrhunderten bekämpften sich in ihm

Franzosen und Deutsche. Dieses wie jenseits der Vogesen sind die Bewohner ihrer Abkunft nach gute Deutsche, und die deutsche Sprache, die rheinfränkische Form mit alemannischen Elementen vermischt, hält sich tapfer und siegreich gegen das „Welsch" der Franzosen. Was die politischen Sympathien betrifft, so verhält sich dies leider anders."

Ist doch Napoleon in den Rheinlanden noch viel zu sehr der volksthümliche Held, und so mancher sie auch aus einem der Felsbilder dieses Landes das getreue Conterfei beschwören herausbeten. Da, als ich eine gute Strecke das Lauterthal durchwandert, an den heimathlich schauenden Felsfelsen des Thals von Busenberg, namentlich dem wirklich eine Krone auf seinem ganzen Scheitel tragenden Drachenfels, über den kühn in die Luft springenden schlanken Bäumen des Forsts, über dem wahrscheinlich einen ägyptischen König auf seinem Thron darstellenden Adlerstein meiner Phantasie geübt, hinter den hübschen Dörfern Bruchweiler und Bärenbach das Lauterthal verlassen hatte und die Berghalde der Wasgauwand hinangestiegen und nun bei Bundenbach auf die Straße zum Bumbachthal und nach Schönau gekommen war, da hatte ich wirklich den „Napoleonsfelsen" neben mir. Man kann einige Felsblöcke mit dem Franzosenkaiser herausklügeln, aber das Volk weiß davon nichts zu hören, das diese felsenhafte Felsenbüste genau die Züge seines Helden trage, genau den starken Mann im dreieckigen Hut und mit den gekreuzten Armen darstelle, und so läßt es ihn „auf den Grenzbergen der großen Reiche stehen, deren eines er so viel erniedrigte, während er das andere so hoch erhoben, verbittert als gewaltiger Fels, an dessen Brust die Stürme und Wetter zerschellen, am Rande des Lauterthals im südlichen Wasgau, unfern der französischen Grenze. Um das harte Haupt hoch der Kalk, aus an den Adler zu erinnern, der seine Schwingen über drei Bistümer breitete und den gewaltigen Flug im einsamen Weltmeer enthielt."

Eine andere Landschaft als bisher umgab mich auf einmal, als ich aus dem Bumbachthal in ein neues, das der Lauter eben dort, das Hauptthal dieses Theils der Vogesen, gekommen war. Ob die bunte und wilde Felsenwelt schien mir mit Zauberschlag verschwunden, weiche, runde Formen, die sich hinauf mit prächtigen Buchen bekleidete Waldhügel waren an ihrer Stelle getreten und säumten das enge, vom klar prächtigen Wasser des Flusses durchrauschte, mit einem so lieblichen Grün gesäumten Wiesenboden behende Thal. An seinen beiden Seiten, unter dem Schatten der Waldberge hin, zogen von Grünrand geschmückte, westlich gebaltene Straßen, ein paar der in der Pfalz weitberühmten „Grünandstraßen", auf denen eine nun bei der Höhe des Morgens herlich erfrischende Waldluft einmundete. Sie führte mich weiterhin nach Schönau, einem ziemlich inmitten des Thals am Rande eines großen Teichs gelegenen Ort, dem Mittelpunkt der berühmten Glasswerke, welche auch hier die für alle Bergwerke und Hütten der Pfalz bezeichnende Kennzeichnung angelegt hat und betreibt.

Wiederum wäre es hier gar gewesen zu bleiben und Standquartier zu machen; gar so lieblich, friedlich liegt das Dorf; das Leben und Treiben an den Hebeln und Werken hebt nur den poetischen Reiz, die Flecken und Hämmern hallt melodisch an den Waldwänden weiter und singsang herum breitet sich die sehr freundliche Waldbevölkerung des alten Vogesus aus mit seinen Bergen und Burgen. Das „Burgenland" wird mit Recht das Land um Schönau genannt, mit gutem und vielen, ob nur hundertundzwanzig auseinander, so viel Burgruinen zusammen als in diesem so wenig gekannten vogesischen Grenzlande. Vierundzwanzig solcher Burgen finden sich im Umkreis weniger Stunden bei Schönau; um sie alle recht und schicklich bei hier zuerst über das Gesamte laufenden Gebirgsstraße mit ihnen gehabt. Da ist der Kalmenfels, schon weit wenig, aber unbekannt seine Geschichte wie seine Lage; seine Ruinen, seine Sage mit der von ihm; weit auf hohem, steilem, schlankem Fels der Fleckenstein, dessen Herren noch in den „vier Landrichtern" des Glück erzählt, und hier, ganz nahe bei ihm, wieder der Lemberg, vom Volk der „Hinkenschmidt" genannt, der noch immer auf seiner Burg auf hohem Fels an der Spitze des wilden Heers um Abendrum auf und ab und über das Thal hinzieht mit Krieg und Unheil verkündet. Dann kommt ihr auch wieder unten im Lauterthal, einem der schönsten und stillsten Orte hart an der ehemaligen „Deutsch-Französischen", wo sich Pfalz, Elsaß und Lothringen die Hände reichen, da auf einsamem Felskegel Geborstene Blumenstern und da tief unschöner Lage hoch stehen, und unweit von ihnen hat sie ganz auf einsamem Boden, dem des

Hellenhusen und Vitelmannsdorf, am „Wasgenstein“

[illegible]

soll der alte Hildebrandt den hinteren Hagen vornuntscheell zu, als der allein noch von den burgundischen Helden übrig ist und den Hunnen und Etzels Mannen gegenüberseht. Da am Wasgenstein rastet nämlich der gebückte Königliche Walter auf seinem Zuge mit Hiltegunde, von der das Lied „Walther und Hiltegund“ erzählt, von den verfolgenden Burgundern gegenüber und schlug, „wo von unsrer Helden Geschlecht in Ehren weilt die Schlacht“, im Einzelkampfe die rheinischen Helden. Nur Hagen wollte nicht gegen den Jugendfreund kämpfen und sah traurig am Wasgenstein das wenig Brauchbare in die Flucht und ein und dem neuen Kampfe der Kriegsleute zwischen den Franzosen entgehen.

Und so könnte ich noch viele, viele andere Burgen und Namen erzählen. Da sind noch die Wittburg und Arnulfsburg, Windeck und Schöneck, Hohenfels und Alemannheim; da sind endlich die Hohenburg und Wigelnburg, sie denn vor allen, die mich am meisten und endlich gestandene, die Königin dieser Langen, meiner Burgenreise, die Hehre Erscheinung deutschen Landes.

Ja da ging nun mein Weg hinauf in der heißen Mittagsstunde, aber ich merkte gar nichts von ihrer Kraft, denn ein dichtes Buchendach überwölbte den Pfad. Erhielt ich kurz hinter Schenau die Spitze des nach dem Thal der Sulz von Kulmensteig ab abzweigenden und nordwestlichen Schwebsthals bekommen hatte und trat ein an der Berghalde hoher und steiler Burg. Mein Führer Carl sah mich gut an. Nach einer guten halben Stunde mochte dort das Unterholz auf und wir gingen auf einem Bergjoch eben fort. Prachtvoller Hochwald umgab uns in ihm hoher, tiefe Stille. Kein Mensch auf dem Wege, nur hier und da in dem dunkel ein Rascheln von Kaninchen von flüchtig dahineilendem, durch den frischen Pfad aufgebrochenem Wild. Wir gingen hart auf der Grenze, die hier um die abschüssigen Hänge der Wigelnburg und auf dem Bergjoch zwischen ihr und der Hohenburg läuft. Da weht der Marksein, welcher sie deutlich und sichtbar bezeichnet. Jenseit beginnen in französischer Hand. Ich trat hinüber ohne Paß, ohne Caudivert; kein Wächter, kein „Qui vive?“ kein „Vive l'empereur!“ Was sollte das am Saume der deutschen Reichsveste? Das war die Wigelnburg, die nun da nur wenige Schritt nördlich des Marksteins, also auf deutschem Grund und Boden, vor mir aufragt; eine herrliche Bluffpyramide, aber ein weiter, hoher Berg.

Schon im 13. Jahrhundert war die Burg von den Straßburgern zerstört worden, weil Caudvon von Geroldseck daraus den Landfrieden gestört hatte. Später kam sie vom Reich an Pfalz-Zweibrücken und gab dem Amt Wegelnburg den Namen. Im Dreißigjährigen Kriege war sie noch Jahrhunderte der vom Feind bedrängten Landleute des Oberamts Bergzabern. Im Jahre 1680 wurde sie vollends geschleift. Und arg muß man sie verstümmelt haben, denn sehr wenige Trümmer und es nur noch, die sich heben. Dunkel ist so ziemlich ihre Geschichte, wenig mehr, was sie dunkelich verschönert; das mag dazu beitragen, daß sie so wenig bekannt ist, und doch, welche Herrlichkeit thut sich einem da oben auf! Alles wachsam in der Weg zum Gipfel; der Berg ist weit, abgerundet, Dorf aus hoch. Die steinerne, letzte Spitze starrt noch dann steil, scheinbar unnahbar aus dem Wetten vor. Ein Verlieren des rechten, im Zickzack hinaufleitenden Pfades würde in gefährliche Wildnis führen. Aber der Sorgfalt der Hattenheimer von Schenau scheint man es zu verdanken, daß der Weg leicht gangbar gemacht ist. Endlich stehen wir vor einem Thorbogen, hinter dem es noch steiler aufsteigt; aber wir müssen hindurch, zunächst in einen dunklen Felsensaal, in dem die gebannte Prinzessin im Schlafe liegt. An einem Freitag kann ein Sonntagskind sie sehen und erlösen. Dann liegt dort auf dem Felsenboden, wie ein Fels in der Nähe heißt, eine Muschel mit einer Schlangenkrone, eine Krötenhaut und eine blonde Haarlocke. Wer diese Dinge in die Burg mitnimmt, dem kommt die Verzauberte zuerst als Schlange, dann als Kröte und zuletzt, wenn er sie zweimal gefüßt hat, als schöne Jungfrau entgegen. Versucht haben's manche schon, aber vollführt hat's noch keiner; mitten im Wagnis hat noch allen Muth und Entsagen ergriffen und von dannen getrieben.

[Rest illegible]

Träumereien auf Wegen und auf Stegen.

Von Moritz Horn.

Ich glaube kaum, daß der Uebertritt für die nachstehenden einfachen Gedanken eine vollkommen richtige ist; indessen, ich habe sie gewählt, weil

ich eine andere, bessere oder berühmtere schon
Natur nicht vermöchte.

Die Träumereien, die ich hier niederschreibe,
waren mir auf mancher einsamen Wanderung
gar liebe Begleiter; liege ich deshalb für sie einer
besonderen Vorliebe, so möge diese verzeihlich er-
scheinen.

I. Die Landstraße.

Sie ist in unseren Tagen, wo das Verkehrs-
wesen über alle Länder ausgebreitet ist, eine ver-
einsamte Stimme geworden, welche unter dem Lust-
zug der Bäume trauert über eine Vergangenheit,
in welcher ihre Rufe lagen, seitdem nur
noch sie eine Erscheinung in ihrem Interesse.

Wie anders lebt, als sie mit mächtigen,
weithin gehörten Rufen [illegible] verbunden und Länder einander verbanden! Es
knarrte der schwere Wagen des Kaufmanns, beladen mit Kostbarkeiten für
Messen und Märkte. Im Wind weht die übergroße
Plane, in welcher der Name des Eigners, mit
gar trefflichen Buchstaben eingenäht, oft schon
Ehre; ein Dutzend Pferde, mit Schellengeläute stämmige
Pferde mit den Hanfsträngen über den
Hals, geschmückt mit Quasten, an denen rothe
Lederstücke prangen, und mit einem Gewirr
von blanken, messingbeschlagenen Riemen
über Kopf, verziert seinen Zug mit kräftigem
Ausdauer. Neben dem Wagen geht der Fuhr-
mann, die Leitung der Pferde ist nur Vorwand seiner
Muße — mit einer Gemächlichkeit des gemessenen
Schrittes, welcher dem eigen ist, der sie Beschwerden nie ernst
nimmt. Aus der Tasche des
ledernen Brustlatzes aus Hirschleder zieht der
Mann mit Messer und Gabel, der mit Fülle
versehenen Brust seiner ebenfalls von Wohl-
beleibtheit, mehr noch die gemäßigte Gemächlichkeit, die er um den Preis gewonnen hat.

Er kennt den Weg genau und weiß
in allen Ortschaften an der
Straße, in denen er Herberge zu nehmen pflegt;
er hat die Welt gesehen und erzählt gern nach
einander mehrere Abendstunden dem versammelten
Kreis staunender Hörer, welche erweitert als
einzige Neuigkeiten ebenfalls viel Wahrnehmen
haben über einen und den [illegible] Lebensgang
hat, weil sie wissen, er ist so.

Somit steht auf seinem Rock die Bezeichnung des Kaufmanns, „dem die Welt gehört“,
um seine Kunden zu besuchen, denen sie den
handgreiflichen Wunsch mit auf die Heimkehr nicht bringen die über [illegible]

Auch sing die Herrlichkeit durch den aufgeblähten Staat und das Horn des Postillons
hatte einen ebenso guten Klang als das für
frühmorgenden Ohren; beide ehrerbietig gab jeder
[illegible] Raum.

Somit wanderte der Bursche „mit dem Stab
in der Hand“ unter dem Schutze der weithin
schattenden Pappelallee, um draußen nicht
noch ab quartiert zu werden, als in seinem Heimathsort
hatte.

Einig und wohlgemuth überwand er [illegible] und die Kümmernisse [illegible] Heimgegangenen Mutterlein hat es ihm gelobt — in einfachen Hoffnungen
während. Das an sich heitere Bild macht ihn
plötzlich ernst; wie kommt das? Wo hat der Bursche
an sie mit dem Stabe noch gedacht, welchen unter einem Herzen voll unendlicher Liebe
getragen. Es steht er empor an dem blauen
Firmament; immer höher ziehend [illegible] Wanderlustige Sonnenlicht; es gewährt ihn, daß er eben ein ungetrübteres Glück
wollen als Menschen, und daß sein Leben Mutter
sein [illegible] Glück auch [illegible] Aus den dunklen Worten seiner Trauergedanken
tritt die Sonne der Heimath wieder. „Der
Wanderstab mit dem Stab in der Hand“ wird
ihn als Meister in eigenem Hause und „sein
Schätzchen“, das beim Abschied von der Mutter
den Strauß auf seinen Hut steckte, als geliebte
Braut, blühend in voller Jugendherrlichkeit, wollen
am eigenen Herd.

Wer möchte um diese beseligendste Erinnerung
ihn nicht beneiden?

Somit sieht der [illegible] Handwerksgesellen
Herren die Straße reisen und [illegible] mit dem Kutscher, der auf [illegible] Wagen
belasten mit Weinfässern, gefüllt die Fenster am
Thore und Mann mit dem [illegible] Sack im
Tornister, [illegible] ein in die Nähe gegangenes
Pferd in [illegible] [illegible] ruht.

All diese [illegible] Bilder und Gestalten in
[illegible] an die [illegible] Schienen, auf denen die
[illegible] Locomotive den Zug des Wagen hinter
sich [illegible], [illegible], [illegible] und [illegible]
machen die Landstraße also zu einsam [illegible]
[illegible] Leben.

Joseph Hilscher.

Am 12. November 1851 hatte in der ehemaligen Garnison zu Mailand der Kanzlist Joseph Emanuel Hilscher einen Sohn bekommen, der das mittlere Schicksal so vieler großer geistiger Talente gleichen sollte. Damals ereignete sich Tag und Nacht vor den Fenstern seiner Wohnung ein schauerliches Interesse. Der Bürgerkrieg seines Vaterlandes und damit Deutschland hatte einen tragischen Tag und zugleich lag eine gewisse Ironie des Schicksals darin, daß die besten Überlegungen, die mir Deutsche von einzelnen Menschen Carl Vogt's haben, in einer österreichischen Garnison geäußert wurden. „Ich brüllte", erzählt ein Bekannter Hilscher's, „ich saß in der Kaserne an einem in Bologna, wo es nach Vernagelung seiner Vorgesetzten in einer Ecke im Zimmer auf einem Brette, umgeben von den Lärmen von vielleicht achtzig Soldaten, die mit ihm ein großes Zimmer bewohnten, seine Lieblingsarbeit betrieb." Letzter ist vor Entsetzen, bei dem Gedanken wachte auch über jede Übertragung möglich gewesen ist ist ein Druckfehler geblieben, vom Hörbar das nächste übrig als vor „Unsinnig wurden gestorben".

Ein Zufall hat erst unserer die Heimatsanschrift auf den Halbvierteljahrsbüchern gerufen. Einige Bücher erinnerten da im Jahre 1901 zuerst wieder unsern Dichter ihrer Sprache. Michael, der in Leipzig 1851 geboren, und erschütterte ihn dort ein Denkmal. Das erweckte den Wunsch, der dort ehrenden Deutschen Stadt nicht Joseph Hilscher in ihre Stadt am 27. Januar 1901 gehören? Ich war nur billig auch ihn Deutschen in eine Huldigung durch ein Denkmal zu verewigen. Diese Bewegung verbreitete mit einer starken und sympathischen Aufgabe von Hilscher's Heimatort. Mitglieder zum Joseph Emanuel Hilscher-Ausschuß zur Errichtung eines Denkmals" (Leipzig, Verlag von Richard Wöller, 1901). In der Einleitung erzählt und Arnold von unglücklichen Lebenslauf des Dichters. Hilscher war ein Soldatenkind, sein Vater Premier im 17. Infanterieregiment Erzherzog Leopold, dessen Kommando sich für wiederholten Urlaub des Knaben. Klinger's Ritterroman „Fatumbrecht" lernte er auswendig und eine selbst Dichtungen war es seiner Kameraden Mitte und Wonnegeschichten zu erzählen. Als das Regiment 1848 nach Padua in Italien gerufen wurde, erhielt er in Arnoldi Lehr einen tadellosen und pünktlichen Lehrer. Mit ihm las er Schiller, Lessing, Shakespeare. Alle Neigungen des Jünglings wandten sich der romantischen Poesie, dem Theater zu. Er wurde im Regiment ein Lieblingsdeklamator erzählt. Er hat Hilscher schreibt, Deklamationen macht, auf dem er spielte. Eine wenig solche Neigungen sich für seine Zukunft eignete, begreift sich. Sie mußten ihn nothwendig in poetische Handlung Bürgers, Klingers seiner Gedichte geführt, man weiß das Gedicht eines „Naturdichters", der Schritte von Verwunderungswürdigkeit Kindheit und Jünglings schreibt, aufzuzeigen, ihn mit Schwierigkeiten überschüttet haben, das sehen im Traum, wo er nur zu gebrechen hatte, und außer dem Traum, wo man ihn gütig und heiter, machte aus ihm erst einen zweizüngigen, zuletzt einen heißen, verbitterten Menschen. Einer unglücklichen Liebe kam dazu, mit Schulden Wort mit die Tochter eines Leipziger Kaufmanns seiner Bewerbung ab. Schicksalsschläge genug, die ihn in den Krieg und der Weltverachtung Byron's den mißvergnügten Geist erkennen, lieben und bewundern ließen. Als Feldwebel marschierte er mit seinem Regiment nach der Lombardei. Aus Bologna schreibt er einem Freunde: „Die Stadt gefällt mir ungemein, und was ein Kunstsinniger ist mir ist dem hiesigen vermöglich Künste reichlichen Genuß" — diese Worte schrieb ein Feldwebel. Daß in solchem Zwiespalt aus Hilscher einmal hätte ein großer Lehrer werden können, unterliegt seinem Zweifel. Sein Gemeinschaftsleben ist kein Bild seiner Verstimmung, seiner Klage nicht erwuchsen. Nicht seine Schöpfungen, es fehlt ihm Gedicht für dort unsere Mitgefühl. „Einer großen Größe", so Gerhart Hauptmann Grün, „entbehrt Hilscher nicht als Träger einer höheren aus dem Alltagsstaub und dem Kaiserungsgang sich emporringenden Gestalten. Diese Größe ist aber mehr von menschlicher als literarischer Natur. Es ist nicht groß als das, was er macht, sondern dadurch, wie er's gemacht, beschränkt in seinen engen Gesichtskreise, verliert er an Höhe. Schuld man ihn der Heimat, wie ihm zugleich ein Heimatrecht war, entlastet." Die zusammenfassende Gewalt, die Hilscher über die Sprache erlangt, sein feines Gefühl für die Harmonie der Sätze und Perioden befähigten ihn gewiß zum Übersetzer. Seine Übersetzung von Byron's Manfred ist noch heute die beste und vollendetste. Wenn er „Manfred" nachdichtete, wußte er sich selbst einmal von einem Dichter Byron's zu machen. Will sagen eine kleine Schicksal der, er war zugleich seiner Kunst und sein Leben Handwerksleben.

Manfred

Ich weiß mich kalt. Ich bin es, ja! Das Tal
Sein Wiederhall, an dem verlacht der Strudel
Der Gemse gibt ein übermüdig Gewicht.
Ich kenn und Wissen hab erschaut im Tal
Und ungeduldig — Ja, ich bin es! Mensch
Tag, Nacht, ihr, Geschlecht in dem Gewimmel,
Habt wissen muß im wichtigen Verbrechen,
Und Nichts, Leiden hat im Tod Genügen.
Das bin ich so — so bin ich es mit Nicht.
Denn ihr mir hat bei Nacht, was Tod,
Nachtwandel, was ich weiß ich weiß und ich
Habt im geweiht, grundlosem Meere
Ich kann so Wissen meinen Stand gestehen
Und Leiden mir nur ich Ort, gelebt.
In einer Wirkung mir bei Mut meinen
Und Nichts mit im Vergehen gewesen
Denn das mich Tod und ungeduldig bin.
Was bedeutet, was soll ich Leben im Verlorne?
Ich habe nichts mit einem Ort gemein
Ich bin Tod nicht. Ich bin nicht zu sein

(Schluß im Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Die Dauer des menschlichen Lebens.

K. G. — Fontanelle war fast hundert Jahre alt. Als in einer Gesellschaft eine etwa ebenso alte Dame zu ihm sagte: „Ich glaube, uns beide hat der Tod vergessen!“ „Oh!“ erwiderte er, „sprechen Sie nicht so laut!“ Indes schien der Tod doch etwas gehört zu haben, denn er kam bald und Fontanelle erreichte das hundertste Jahr nicht ganz; er war am 11. Februar 1657 geboren und starb am 9. Januar 1757 mit den Worten: „Was sonst, je weiß man vorher [illegible]“ Sein langes Leben verdankte er übrigens nicht etwa einem besonders kräftigen Körper, denn seine Brust war schwach, sondern neben einem thätigen und mäßigen Leben vor allem seiner für sein gleichbleibendes Gemüthsruhe. Niemand hat ihn je laut lachen hören, aber er hat auch keiner eigenen Versicherung nach niemals geweint. Dem menschlichen Herzen jene weise Selbstbeherrschung zu geben, wie ihm auch unter den schwersten Schicksalsschlägen die Ruhe und selbst die Heiterkeit erhält, ist eine der schwierigsten Aufgaben der Erziehung.

Und doch ist gerade diese Seite der Erziehung so äußerst wichtig. Wer die Welt und die Menschen kennt, weiß auch, daß diese nur selten Freude daran haben, daß er in seinem Angesicht die Herrschaft über seine Leidenschaften und auch in Momenten heftiger Erregung nicht verliert, was er seine Manneswürde nennt. Wie viele Stunden der Trauer und des Elends hat nicht eine einzige Minute ungezügelter Leidenschaftlichkeit heraufgerufen! Aber nicht blos für das Größere, auch für das tägliche Glück und die Lebensdauer des Menschen ist eine solche Beherrschung von unermeßlichem Einfluß, der man deshalb nicht immer hoch genug Aufmerksamkeit weihen kann, weil sie nicht unmittelbar empfunden wird. Unter der Zahl derjenigen Menschen, denen es vergönnt wurde, ein außergewöhnliches Alter zu erreichen, gibt es keinen einzigen, der sich von diesen Leidenschaften hätte beherrschen lassen.

Die größte Hälfte der Menschen stirbt vor Vollendung des siebzehnten Lebensjahres. Wer das Jahr überlebt, gewinnt schon einen Vorzug, welcher der Wahrheit verlagt ist. Nun soll nicht behauptet werden, daß ein langes Leben ein vorzugsweise zu erstrebendes Gut sei. Es liegt eine tiefsinnige Wahrheit in dem griechischen Spruche: „Wen die Götter lieb haben, der stirbt im Jünglingsalter.“ Auch gehört zum ein Theil der Selbstverleugnung und der Ergebung der Aufgabe, die uns auf vielen Wege auferlegt ist, alles zu vermeiden, was zur Verkürzung unseres natürlichen Lebens beitragen könnte, und zum besonders schweren Theile ist ein Gegenstand der Wahrheit, weil er ein Leben voll Arbeit und Entsagung fordert. Ich hat

Menschen von hundert Jahren sich übrigens

freiwerfen sehen. Es dürfte durchaus nicht zu hoch gegriffen sein, wenn man die Zahl derer, die im gegenwärtigen Augenblick auf dem Erdstreife hundert Jahre und darüber alten, nach Tausenden schätzt. Dann nimmt aber die Gleichheit außerordentlich rasch zu, daß hundertjährige Jahr erreichen nur sehr wenige. Vereinzelt stehen da auch Beispiele von einem noch höheren Alter. Von den Sagen der biblischen Geschichten muß man hier absehen, denn ob— unserer völligen Unkenntniß der damaligen Zeitrechnung weiß die Tradition jenes Volks auch keine wirklichen Berichte zum Beweisen zu erhalten, denen Leben über die beiläufige Bedingungen der menschlichen Daseins durchaus nicht zu verschiedene Dauer erreicht haben soll. Andere orientalische Völker berichten von Männern, denen gegenüber Methusalem in jugendlichem Alter gestorben ist. Betrachten wir daraus nur die Erfahrungen, von denen wir eine gewisse Kunde haben.

Das merkwürdigste Beispiel bietet uns ein ungarischer Bauer aus Kisfalud bei Temeswar, Namens Thomas Parrian. Er war 1483 geboren, verlebte Jahre auch die Schlacht bei Mohacs, in der König Ludwig von Ungarn Sieg und Leben verlor, zu einer Zeit, da Kaiser auf dem Höhepunkte seiner Macht Rudolf und Karl V. noch nicht durch Moritz von Sachsen gedemüthigt war. Als das Jahrhundert zu Ende ging, war er 61 Jahre alt. Der dreißigjährige König verwandelte Deutschland in eine Wüste, Karl I. von England wurde enthauptet, seine Nachkommen mußten geächtet und unter fremden Namen leben, Ungarn wurde von seinen Peinigern, den Türken, befreit, unter denen Jahr es viel Jahre gelebt hatte, man schrieb das Jahr 1700, und der Bauer in Kisfalud lebte immer noch. Ludwig XIV. wurde durch den Spanischen Successionskrieg gedrängt, dem Enkel Ruhe zu sichern, und starb zwei Jahre nach dem Dichter Arouet, der seine Größe, seine Fehler und seinen Ruhm überlebt hatte und war doch 90 Jahre länger als der alte Mann bei Temeswar, der noch täglich auf seinen Acker ging und seine Schweine hütete. Noch im Alter war Krieg gewesen, nachdem Karl XII. von Schweden gestorben war, da erhielt auch Parrian in einem Alter von 185 Jahren.

In einer nicht viel geringeren Zahl von Jahren brachte es der Scherif Mohrim Ghanem. Er hatte auf der Insel Kreta gelebt und starb 1721, 170 Jahre alt. Die Zahl seiner Kinder, Enkel und Urenkel, wenn sie alle am Leben geblieben wären, hätte damals auf 1000 betragen.

Unter den Menschen, die ein ungewöhnlich hohes Alter erreicht haben, befindet sich kein einziger, der nie gekränkt hätte. Auch da die Möglichkeit zum

langen Leben auf die Nachkommen vererbe. Es sind zum Verwundern, pflanzen sich doch viele körperliche und moralische Eigenschaften, gute wie böse, oft mehrere Generationen hindurch fort. Bemerkenswert ist die Beobachtung, die Jenny Dixon gemacht haben will, daß nämlich Kinder von alten Männern und jungen Weibern lange leben. Wir können die Richtigkeit dieser Beobachtung weder behaupten noch bestreiten, sicher ist es aber, daß Männer im höchsten Alter noch gesunde Kinder und daß auch solche Kinder erzeugen. So heiratete der Alte Thomas Johann Harrington, als er 100 Jahre alt war, ein Söhnlein von 2 Jahren. Thomas Parr, ein Bauer aus England, heiratete, als er 120 Jahre alt war. Sein Großsohn und seine Urenkelskinder haben ihn völlig tren, bis er 1635 in einem Alter von 152 Jahren starb, und er hätte vielleicht noch länger gelebt, wenn er nicht vom Karl I., der ihn zu sehen wünschte, nach London berufen worden wäre, wo ihn die ungewohnte Lebensweise abtötete. Es hatte Kinder und Enkel, die über hundert Jahre lebten. Mit den Heiratsprojekten war der Norweger Drachenberg nicht ganz so glücklich. Von ihm weiß man noch in Jütland zu erzählen, wie er die letzte Periode seines langen Lebens gebrachte. Er war früh zur See gegangen und diente noch bis in sein einundsiebenzigstes Jahr als Matrose. Sechzehn Jahre hatte er in der türkischen Sklaverei im Ruderer Dienst gelebt. Als er sich dann zum Heimkehren entschlossen hatte, kam er noch in einem Alter von 111 Jahren einer Frau, als sie aber gestorben war, wollte er sich mit einer jungen versuchen und ging, 121 Jahre alt, nach einiger Stunden, um sich um ein Mädchen von 18 Jahren zu bewerben. Um sie einer Beweis seiner Rüstigkeit zu geben, sprang er, die Hand aufgestützt, über die untere Hälfte einer der Türe nach durchgeschnittenen Tür, wie man solche in Jütland noch jetzt findet. Sie nahm ihn aber doch nicht, und nachdem er noch einen ähnlichen, ebenfalls vergeblichen Versuch gemacht hatte, gab er verdrießlich seine Heiratsabsichten auf. Er starb 1772, 141 Jahre alt, und noch jetzt man in der Dorfkirche zu Aarhaus den aus Mumie gebildeten, grinsenden, außerordentlich groß gestalteten Leichnam des alten Norwegers in seinem Sarge von Kirschen aus.

Deutschland hat keine Beispiele eines so hohen Alters aufzuweisen, obgleich die mittlere Lebensdauer hier gerade sehr hoch ist. Bekannt, daß Wunder von Salzburg das höchste Alter erreicht: er lebte 136 Jahre. Daß die Länder am Mittelmeer noch öfters einen hundertjährigen Greis aufweisen, erklärt sich aus klimatischen und andern Verhältnissen. Rußland dagegen und Skandinavien zählen deren, im Vergleich zu der dortigen mittlern Lebensdauer, auffallend viele. Ebenso die britischen Inseln. Außer den angeführten Beispielen ist noch in hohem Grade merkwürdig jenes Indianer aus Nordamerika, der 1670 starb. Obgleich kannte er freilich selbst sein Geburtsjahr nicht und die Kirchenbücher aus jener Zeit geben ebenso wenig Aufschluß. Nur wußte er bestimmt, daß er, als die Schlacht bei Almansa zwischen den Engländern und Schotten geschlagen wurde, Pfeile in die Nähe des Schlachtfeldes getragen hatte, wo er sie einem alten Bauern übergab. Er meinte, damals 12 oder 13 Jahre alt gewesen zu sein. Die Schlacht bei Almansa aber ward 1515 geliefert; demnach mußte er 1500 oder 1501 geboren und 169 oder 170 Jahre alt geworden sein. Er zählte mehr als hundert Jahre, als er sich noch im Schwimmen übte und mehr als hundertundzwanzig, als er noch imstande zu Gerichtsgängen ging.

Alle sehr Alten sind Männer, doch weiß man auch von einigen Frauen, die ein hohes Alter erreichten: so wurden in Irland die Gräfin Desmond 140, die Gräfin Ossory 145 Jahre alt, und durchschnittlich leben die Frauen länger als die Männer. Ein Arzt behauptete augenscheinlich, eine Frau habe, weil die Frauen in der Regel mehr sprächen als die Männer, aus dem Grunde hätte sie das hohe Alter vielen Kampfstoffes bei. Der wahre Grund liegt jedoch wohl in dem Umstande, daß Frauen oft gleichmäßiger und stiller leben führen. Denn gerade die Regelmäßigkeit des Lebens bedingt im naturgemäßen Verlauf seiner Dauer. Einer der Verschlimmerung des Menschen über daraus den größten Einfluß. Diejenigen, deren Aufgabe es ist, uns das Leben zu erhalten und zu verlängern, die Ärzte, haben darum nicht viel Aussicht, ein hohes Alter zu erreichen. In der Gefahr des täglichen Aufenthalts in Krankenzimmern kommt die nothwendige Ruhe selbstes Herz selten. Wo sehr aber, wo solche Verhältnisse nicht obwalten, der einzelne im Stande ist, sein Leben hinaufzuschieben, dafür liefert der Venetianer Ludwig Cornaro ein merkwürdiges Beispiel.

Er war im Jahre 1467 aus einer der ältesten venetianischen Familien geboren. Bis in sein vierzigstes Jahr hatte er ein Leben geführt, wie es eben die vornehmen Venetianer jener Zeit zu führen pflegten, und war infolge dessen ein kranker Mann. Der Entschluß, sein Leben durch die äußerste Regelmäßigkeit und Mäßigkeit noch zu erhalten, führte er mit mannhafter Consequenz sechzig Jahre lang durch, denn er dem alle Ärzte die Hoffnung benommen hatten, auch nur die Neunzigjahre zu überleben. Starb erst 1566 oder, nach andern, 1569, wurde also gegen hundert Jahre alt, und seine im höchsten Alter verfaßten Schriften zeugen von einer wunderbaren Heiterkeit und Frische des Geistes.

Von den Bedingungen, unter denen ein hohes Alter allein möglich ist, Mäßigkeit und Arbeitsamkeit in erster Reihe stehen, ist selbstverständlich, wir kommen auf unsere erste Bemerkung zurück, daß die gleichmäßige Heiterkeit des Gemüths zur Lebensdauer ebenso nothwendig ist.

Eine Fahrt auf der Iberá.

II.

K. Sch. — Um mich für die Nacht so bequem als möglich zu betten, hatte ich mich auf die um das Verdeck laufende, mit einem starkfaserigen Riemzeug von Seiten ausgebene Bank gestreckt und war augenblicklich eingeschlafen. Bei meinem Erwachen war es noch finster; ich erinnerte mich sogleich, wo ich lag, konnte aber weder das Riemzeug noch den Boden des Schiffs entdecken. Durch vorsichtiges Tasten mit den Füßen brachte ich endlich heraus, daß ich gerade an jene Stelle mich gelegt, wo das Riemzeug in der Länge von einer Klafter etwa zerfasert unterbrochen war, weil hier beim Laden die Taue zum Befestigen des Schiffs durchgezogen werden. Die geringste Bewegung im Schlafe — und ich unvorsichtiger Weise bin mich niemal im Schlafe rasch — hat die Iberáischen Bänken sich zerfasert: es ist ja gewiß wahr aber nicht. Daß ich mich Nacht nicht mehr schlief, werden mir meine Kameraden verzeihen, daß ich sonst nicht leicht erschrecke, mag vergessen haben.

Die Nacht machte der Dämmerung Platz. Es rast und rauschen der Strom am Ufer entlang, ebenso rege war das Leben auf demselben am Morgen. Die Schiffsglocke ertönte und der Dampfer begann schnaubend nach Süd. Weil die plötzlichen Krümmungen des Stroms zu folgen, bei der tiefen Lage alle Unbequemlichkeiten des Übersteigens fallen gelassen hat und die zur Salzgewinnung sich eben rüstenden Bewohnerschaften sind, die im Jahre 1854 überall fahren, war das linke Ufer bis zur Bajamündung*) ein Sumpf- und Moorland, in welchem die Orte Mijar, Yuí und Yuí gar übel gelegen waren, welche Übel aber durch die Iberáregulierung trocken gelegt ist und sich trockene Wiesen erstreckt, die durch das neue Kanalsystem vielfach und ganz nach Bedarf bewässert werden. Mit seinem Ungestüm werfen sich Strom und Sand durch plötzliche Uferfälle reißend gemacht, in den Strom, das sie bilden, schuld sie angeschwollen sind, gegen Ufer, alle niederen Wälder weit, gießt nur über das rechte Ufer hinaus in das Becken des ganzen Sumpfes Wasser und Schlamm. Käfer und Kälber der Iberá haben dann genug zu klagen, wenn sie nicht wider Willen Krokodilfutter gelangen wollen.

Schalt das Schiff Tafer im Rücken hatte, reihten sich vor und vor der Iberá in eigenthümlichen Gemenge und Gefolge und Hantierung an das Pferd. Bald rechts, bald links, bald auf beiden Ufern schwirrten die Sumpfvögel und Sumpfe Hunderte und Tausende von Katern auf; meist waren sie über mittig und manchmal so dicht, daß der Kiel des Schiffs, schalt er dem Strande nahe kam, Reihen und pfeilschnelle Züge mit dem Wasser auf Kiel und Hälfte, wenn mal die größere Iberáfische durch langes Zappeln und Springen endlich wieder in ihr Element kamen, die Fischern aber ganz in der Sonne verschmachteten. Nur spät, und zwar unbedeutende Ortschaften zählten wir auf unserer Fahrt, welche schalb ging und — auf dem Dampfer einen vollen Tag in Anspruch nahm. Selten war ein einzelnes Haus sichtbar, ebenso selten ein Ranchi (Gemisch von Wirthschaftsgebäuden), nicht zu oft tauchte der schwarze langgezogene Lichtbrennen auf. Selten war das Ackland so breit, daß einzelne große Kühe nahe am Ufer sichtbar wurden, auf denen durch Kopf und Schwanz der Unterscheidungsstrich belegen machen, so nicht einmal zur Weide waren die größeren Strecken verwendbar, denn nur wenige Rinder hatten Raum und wiederkäuend nahe dem Wasser gelagert zu sein. Kühe und Ochsen waren Kühe. Wasser und Sumpfland hatten so vorherrschende Lage einer Übersichtlichkeit. Bis gegen Mittag erblickten wir auf beiden Seiten des Kanals etwas genug entfernt, einzelne Hügel, etwa 30 Fuß hoch und 100 Fuß im Umfang, welche manchmal in zwei Reihen zu stehen schienen und sich zuletzt gegen Südwesten wandten. Ob sie wirklich Grabhügel sind, kann ich nicht entscheiden. Sie werden von gebildeten Einwohnern dafür gehalten, andere wollen ehemalige Warten gegen die Indianer in ihnen erkennen.

Die ebene Küste des Hauptstroms zeigt einen wenig Bewandtnisse. Wenn alle Art, die mir auffallend, zusammen ich mit widerlichem Gefühl Gruppe Ufer, eine Zeit lang um den Dampfer, dann entfernen sie sich, heben sich übergangen, treffen sich herab, schweben leichtfüßig über den Kiel, schaut sie mit den Flügeln die Wellen streifen, legen sich auf den Wasserspiegel nieder, fallen ich eine Weile von der Strömung tragen, flattern dann plötzlich, wie übermüthige Knaben zu thun pflegen, fortschaut in die Höhe, kehren, wieder in Gruppen, dann rasten sie wieder ebenbürtig auf der weiten Küste. Immer aber, mögen sie im fröhlichen Uebermuth hinter oder sich einen Heiden Spaß machen, immer vollführen sie einen gellenden, schrillen Lärm. Die Lebensweise trägt sind die Gewohnheit der schlanken, schlangenhalsigen, purpurnen Storchvögel. Wir klagenden Ruf hörte ein Wolf Kuhige, von einem großen Raben ausgestoßen, einzeln und jetzt mit mächtigen Schwingen über den Kiel in das Ufer Ruf der andern Vögel und Thiere dort durch ihr Geschrei von Amerikanern, einsamen Wachtfeuer.

*) Das untere Saucebal ist ein Hügel von ebenso bedeutender Erhebung als das Plateau von Ponta Grossa über Meeresfläche nach Norden [illegible]

Theodor Parker.

Theodor Parker wurde im Jahre 1812 in Massachusetts in der nordamerikanischen Union geboren. Er war der Sohn eines unbemittelten Landmannes. Seine Vorfahren hatten viele religiöse Verfolgungen zu erdulden. England verlassen und sich in Amerika eine neue Heimat gegründet. Auch den Kampf für Ame-

rikas Unabhängigkeit hatte die Familie Parker tapfer mitgekämpft und Theodor war ein würdiger Sprößling des Stammes, dem er angehörte.

Mit der Holzart bewaffnet, folgte er als Knabe dem Vater in den Wald oder half ihm auf dem Felde; er hatte Freude an der Arbeit und erkannte bald, daß sie kein Fluch, sondern ein Segen für die Menschheit ist. Abends saß die Familie um den häuslichen Herd und der Vater las mit seinen Kindern oder lehrte sie lesen und schreiben. Er leitete sie zu selbständigem Urtheil an und wiederholte ihnen oft die Worte: „Suchet die Wahrheit, liebet die Wahrheit, laßt's euch Ernst sein mit der Wahrheit!" Des Vaters Worte sanken in des Knaben Herz und erst nach gewissenhafter Prüfung, nachdem er sich die Frage: Hast du die Kraft, bei der Wahrheit auch in Verfolgungen zu stehen? Willst du, kannst du, was deine Lippen als Recht bekennen, in deinem Leben zur Wirklichkeit werden lassen? mit: Ja, ich will und ich kann! beantwortet hatte, wählte er den Predigerberuf. Er studirte in Cambridge in dem Harvard College, promovirte mit großer Auszeichnung und wurde im Jahre 1836 Prediger einer Unitarier-Gemeinde zu Boston.

Sein reiner Charakter, seine treue Pflichterfüllung, sein Geist und seine Redefertigkeit gewannen ihm bald Freunde und Bewunderer. Statt eines Bibeltextes nahm er häufig eine politische oder soziale Frage zum Gegenstand seiner Kanzelreden. Heute war es die Erziehung der arbeitenden Klassen, morgen die Rechte der Frauen, ein andermal das harte Los der Sklaven. Seine Worte drangen zum Herzen der Hörer und bewogen viele zur Theilnahme an den nothwendigen Reformen, aber sie zogen ihm auch den bittersten Haß der Strenggläubigen und der Reformfeinde zu, und als es bekannt wurde, daß entflohene Sklaven Aufnahme und Schutz in seinem Hause gefunden hatten, als er es für seine Pflicht erklärte, dieselben im Nothfall mit der Waffe in der Hand zu vertheidigen, da griff selbst sein Leben in Gefahr. Er wußte, daß man ihm nachstellte und Mörder gedungen waren, ihn zu ermorden, doch änderte dies nicht das Geringste in seinem Verhalten. Er hatte ein tiefes, unerschütterliches Gottvertrauen.

Später kam die Kraft seines Körpers der seines Geistes nicht gleich, dazu mitwirkte es seinem rastlosen Arbeitsdrang, sich zu schonen. So kam es denn, daß er im Jahre 1859 Zeichen der Schwindsucht, die in seiner Familie schon mehrere Opfer gefordert hatte, bei ihm spürte. Die Aerzte empfahlen eine Seereise nach Europa, in ein mildes Klima. Er ging, begleitet von den Segenswünschen seiner Gemeinde, die aus eigenem Antrieb beschlossen hatte, ihm den Gehalt für das nächste Jahr nachzuzahlen, zuerst nach England, dann nach der Schweiz und Italien. Seine treue Gattin folgte ihm, halb hoffend, halb zagend, je nach den wechselnden Aussprüchen der Aerzte. In Florenz schwand plötzlich alle Hoffnung, und an einem Maiabend des Jahres 1860, umgeben von liebenden, ihm ganz ergebenen Freunden, schloß sich, in vollem Bewußtsein des Scheidens die Augen dieses edeln Mannes für immer.

Zu Theodor Parker's vorzüglichsten Werken gehört die in London erschienene Sammlung seiner „Critical and miscellaneous works", „Discourses upon matters pertaining to religion" („Reden über Religion" und „über das Dauernde und Vergängliche im Christenthum").

Zur Kenntniß der Natur.

Unter vielen neuern naturwissenschaftlichen Werken heben wir zwei als besonders ansprechend hervor. Seinem Inhalt und seiner Darstellung nach wendet sich Dr. Böhmer's „Kosmos. Bibel der Natur" (Hannover, Rümpler, 1862), dessen Ursprung aus Alexander von Humboldt's „Kosmos" sich nicht verleugnet, wenn auch die Weltanschauung des Verfassers sich in wesentlichen Punkten von der des großen Todten trennt, mehr an das allgemein gebildete Publikum als an die Gelehrten. Den vielen populären Schriften über Naturwissenschaften reiht es sich würdig als ein schätzbares Volksbuch an. Seine Darstellung athmet Wärme und Frische; gegenüber der materialistischen Richtung der Zeit spricht sich eine gewisse ideale und deistische Anschauung mit großer Bestimmtheit, doch ohne die Andersdenkenden zu verunglimpfen und in einen todten Köhlerglauben zu verfallen, darin aus. Zahlreiche und wohlgelungene Illustrationen erläutern und veranschaulichen die geschilderten und besprochenen Erscheinungen.

„Die Riesen der Pflanzenwelt", von Eduard Mörike (Leipzig u. Heidelberg, Winter'sche Buchhandlung, 1861), ist ein kostbar mit 16 Illustrationen ausgestattetes Werk, das zunächst allen Freunden des Waldes willkommen sein wird. Aber auch in weitern Kreisen wird es allen, welche die Natur und ihre eigenthümlichen Schöpfungen lieben, einen hohen Genuß bereiten. Die wunderbarsten Gebilde der schaffenden Natur, an deren Stelle, wie Heinrich Gotta einst warmend sagte, keine Kunst und Pflege Aehnliches ersetzen kann, führt uns der Verfasser und der Zeichner vor. Die Eichen und Buchen Hollands und Oldenburgs senden uns einen echt deutschen Gruß aus ihren hochstattigen Kronen, schon in tiefer Nacht zeigen sich uns der Kastanienbaum des Aetna, die Platanengruppe bei Konstantinopel. Dann betreten wir die Wälder des Orient, die Cedern des Libanon, Drachenbäume und Brotbäume erheben sich phantastisch. Aus Mexiko ist eine gewaltige Cypresse da. Der höchste Baum soll ein Mammuthbaum in Kalifornien sein, 450 Fuß hoch, also höher als die Pyramide des Cheops und das Straßburger Münster. Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne bei seinen Schilderungen von der Schönheit und Erhabenheit der Natur ergriffen zu werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

aber auch eine Gefühlloſigkeit bekommen, eine Gleichgültigkeit —

Valentin (immer noch packend).

Gegen Sie?

Röschen.

Ach, was bilden Sie ſich ein! Einen Mann zu nehmen, der unſchuldige Vögel zerrupft und harmloſe Würmer präparirt — Nein, Ihr Herr!

Valentin.

Mein Herr?

Röschen.

So mir nichts Dir nichts abreiſen und nicht einmal gründliche Auskunft geben, wann Sie wieder kommen.

Valentin.

Vor Jahr und Tag nicht.

Röschen.

Ha, ha! Der Doctor und nicht wiederkommen! In England kennen lernen, von London mit uns reiſen, jeden Abend mit uns Thee trinken und Fräulein Eveline — Doch was verſtehen Sie von romantiſchen Gefühlen und ſchöngeiſtiger Lektüre und quatre mains und Lieder ohne Worte — geben Sie dem Doctor das Billet! Es iſt von meinem Fräulein. Nun wir ſehen uns noch, Herr Valentin?

Valentin.

En passant, bei der Abreiſe. Sie, hören Sie, hel-

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 4.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt. In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. IV. — Helena Schubart. Ein modernes Frauenideal. Von P. Gilbert. III. — Aus dem Walzen. Von Friedrich Lampert. IV. — Erinnerungen auf Reisen und aus Italien. Von Maria Lorm. 2 Aufsätze. 1. Neapel. 2. Zur Geschichte des Malens. — Buchhandel. Bücher in Frankreich. 1. Weihnachten. — Ein Kuß auf der Uhr. III. — Kleine Mappe.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

IV.

Herr Joseph Lorenz warf noch einen langen, liebevollen Blick auf den Sohn und wandte sich dann in halbverwunderter Heiterkeit zu der nahenden Genoveva. „Da kommt unser Töchterchen! Willst du sie auch einmal Bewegung machen? Recht so! Du hast so manchen Tag mit der Mutter am Fenster gesessen und in die Wolken gestarrt! Nicht grübeln, nicht den Kopf hängen lassen, lustig sein! das ziemt sich für die Jugend! Die Sperlinge sind so flüger wie du! Die singen, hüpfen und zwitschern, das ist eine Freude! Warum blühen die Bäume, warum scheint die Sonne, wenn wir Menschen keinen Genuß davon haben?"

Es waren Ermahnungen, die er vielleicht mehr an sich selbst als an das junge Mädchen richtete. Denn auf Genoveva's Wangen hatte, als sie Marcel neben dem Lehnstuhl des Vaters gewahrte, schon ein helles Erröthen die Blässe und den Ausdruck der Traurigkeit wie mit einem Sonnenaufgangsschimmer vertrieben. „Ich bin gar keine Stillenklingerin!" entgegnete sie, mit lieblichem Muthwillen ihre Locken schüttelnd. „Nur der Regen der vergangenen Tage hielt mich im

Zimmer gebannt. Bei solchem Unwetter sperr auch die Vögel verdrießlich und griesgrämig in den Zweigen. Wäre der Himmel immer blau und die Luft weich und mild, da würde ich so viel Unruhe und Lärm anstellen, daß Sie Ihr eigenes Haus nicht wiedererkennen sollten!"

„Oho, mein Kind, triumphire nicht zu früh! Lerche wol, weil ich das Podagra in den Füßen hätte, ich könnte nicht einmal mit dir herumtanzen? Wart', wir wollen einen Ball geben, ein großes Gartenfest! Wir sind ein, wir haben ja seinen Einzug in unser Haus noch nicht gefeiert, und zum Manöver's glücklicher Heimkehr zwei Allegri mit Generalschlage. Warum ist die Welt schön? Wir wollen auch einmal lustig sein!"

„Ich kenne dich kaum wieder!" sagte mit gutmüthigem Lächeln Frau Elisabeth, die soeben zu ihnen getreten. „Bist du doch übermüthig wie ein junger Mensch! Ach, du weißt nicht, meine liebe Genoveva, wie leichtsinnig und toll in meiner Zeit die jungen Gesellen waren! Manche Schreckensgeschichten haben sie in Paris aufgeführt und nun will Herr Joseph Lorenz in ihre Fußstapfen treten."

„Frau Elisabeth" — und mit einer gewissen altmodischen Höflichkeit, die ihm nicht übel

Hand, fuhr er der Gattin die schmale, feine Hand —, „die jungen Leute müssen sich erfreuen! Haben Sie nicht gehört, daß die Welt in den Gesundbrunnen gestiegen und tausend Jahre jünger daraus herausgekommen ist? Frauen, auf den Plätzen, vergnügt sich täglich das Volk; da gehören wir heute nicht hin, alte Frau Elisabeth, wir wollen eine schöne Nelke bei dem Tanz um den Kirchweihbaum spielen! Aber hier, das sind unsere Linden, unsere Kastanien, da richten wir nach unserm Gutdünken unser Fest ein. Wir laden unsere Bekannten ein, da sind Mädchen und Jünglinge —"

„Das ist hübsch!" rief Genoveva, in die Hände schlagend. „Ein Ball! Ich habe im Leben noch keinen Ball mitgemacht; im Kloster durften wir gar nicht davon sprechen. Und in einem fremden Hause wollte ich auch nicht tanzen; ich fürchtete mich vor all den Menschen, die mich beobachteten. Unter Ihren Augen aber, meine Mutter — o, Sie sind schlecht, Herr Martel, warum lachen Sie mich nur aus?"

„Liebste Genoveva, ich spotte nicht, ich freue mich Ihrer Freude! Um einen echten Ball glauben alle Elemente des Scherzes und der Heiterkeit — und mir ist, als wären Sie schon ein klein wenig von ihnen verwandelt. Da ist hier so vieles um Sie her gewesen, das stumm starr und tot war. Nun sollen Sie heute lebendiger in den Frühling schauen."

„Abgemacht", entschied Herr Joseph, „wir laden unsere Freunde auf den nächsten Sonntag zu uns ein! Junges Volk sammelt Françoise soll morgen die Einladungsschreiben besorgen."

Die freundlichen Worte Martels, in die er mit der Selbstständigkeit der Liebe mehr hineinlegte, einen tieferen Sinn, als sie anderen darbieten konnten, die Aussicht auf ein Fest, das der Braut in so verwandtlichen und doch so fremden Umgebungen freie Erholung bieten sollte, hatten wirklich Genoveva, wie Martel sagte, verwandelt. Mit ihrer reinen Schuldlosigkeit kämpfte erwachend der Uebermuth und Mutwille des jungen, schönen Mädchens, das zum ersten Mal, es kann nicht erklären weder und warum, zum Bewußtsein seiner jugendlichen Schönheit gelangt und staunend und entzückt zugleich die Wirkung erkennt, die sie auf die anderen ausübt. Als sie den Namen des alten Thomas François hörte, schüttelte sie bedächtig nachend den Kopf: „Auf Herrn Françoise werden wir wohl verzichten müssen, der ist verhext."

„Verhext?" fragte Martel, bereit, auf ihren Scherz einzugehen.

„Er hat vor einer Stunde ein Gespenst gesehen."

„Ein Gespenst am hellen Nachmittag!"

„Sie sind ein Ungläubiger, Herr Martel! Ein wirkliches großes Gespenst —"

„Wo denn? Wie ist es ihm erschienen?" Verhalf der alte Lehrmeister seinem harten Gelächter, womit er seine Frage begleitete, doch eine ernste Miene?

„Hier im Garten. Er hatte Ihren Sessel und das Tischchen dort zurückrücken wollen und ist ganz leichenblaß ins Haus gekommen und hat der Magd, die es mir erzählt, zugeflüstert: ‚Er ist wieder da, der Kobold!'"

„Unsinn!" sagte Joseph Lecomte und nahm sein Buch vor, Hume's „Geschichte der Stuart". „Hört nicht auf ihn, Kinder! Der Alte träumt zuweilen mit offenen Augen. In meinem Garten Gespenster! Die pflegen doch nur auf Kreuzwegen oder Kirchhöfen umherzuwandeln, natürlich nur für die Sonntagskinder sichtbar. Kindisches Geschwätz! Wieder ein Beispiel, daß die Philosophie nicht für das Volk ist." Dann vertiefte er sich in die Schlachten des englischen Bürgerkriegs, in geheimnisvolle Verbindungen, wovon das Braut des beiden jungen Leuten verborgen blieb. Und da nun auch die Mutter an dem frischen Garten- und vom dunklen Kastanienlaub sich niedergelassen und eine Häkelarbeit begann, winkte Martel dem Mädchen mit den Augen.

Im nächsten Augenblick gingen beide nebeneinander die Kastanienallee im halblauten Gespräch entlang.

Ganz verschüchtert, mit zurückgehaltenen Thränen sagte Genoveva: „Was habe ich nur getan! Warum ist der Vater über meinen Scherz böse geworden? Ich habe die Geschichte nicht erfunden."

„Das ist es eben!" entgegnete Martel nachdenklich. „An Gespenster glaubt der Vater nicht, aber wenn Françoise einen Menschen gesehen —"

„Einen Dieb? Einen Räuber? Sie erschrecken mich!"

„Sie werden sich doch nicht fürchten, wenn ich bei Ihnen bin?"

Nun blitzten ihre Augen wieder hell durch den leichten Thränenschleier; ihre Hand, die sie in die seine legte, machte ihm die Antwort sagen. Nein! Dennoch mich der nachdenkliche Zug nicht aus Martel's Gesicht. „Ein Geheimnis muß

fahrter Genovera! Sie überdacht in der Hitze doch nicht, im Sonnenschein Kopfes zu erblinden! Und im Garten wäre es geschehen?"

„Bei dem Pavillon an der Mauer — in der Mittagsstunde liegt es da allen, weil kühle ist."

Manuel blieb stehen. „Haben Sie Mut, Genovera? Wollen wir einmal den verrufenen Ort besuchen?"

Sie nickte. „Doch nur, ist es nicht gern. Der Vater mag es nicht leiden, daß man dort umherstreift."

„Gerade das heißt mich locken."

„Ihr Geist — dieser Ton — Wissen Sie, Herr Manuel, daß Sie mich nun auch furchtsam machen?"

„Sie lieben unsere Bank, meine Muhme —"

„Wem sagen Sie es? Ohne Ihre Ankunft wäre ich verkommen, vielleicht gestorben. Ich habe so wenige Freuden in meinem Leben gekannt, ein Tier in Ihrem Hause bringt so Glück und Zufriedenheit hinein. Scherzen Sie doch einmal Ernst und Schweres von mir, ich bin bereit! Halten Sie mich nicht für ein schwaches, scheues Mädchen! Für meine lieben Leute ich Mut, kann ich sterben!"

„Mute, liebe Genovera! Noch besteht in kein Blitzstrahl unter heiterem Lach! Ich wollte Sie nur auf eine Gefahr aufmerksam machen, die vielleicht bevorsteht — von dem Gesindel."

„So reden Sie nur, ich bin mut!"

Und sie hob den ärmlichen Kopf, den sie immer ein wenig gesenkt trug, mit einem Ausdruck von Entschlossenheit, der Manuel überraschte, in die Höhe. In andern Lagen, unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte der Heldenmuth, zu dem sich Genovera emporraffte, da er weder in der Tonart noch der Kürze ihres Wesens nach der Aehnlichkeit ihres Gehalt zu passen schien, etwas Herausforderndes oder Drolliges gehabt, in der Revolution aber überwog für die Zeitgenossen der pathetische und tragische Zug. Alle erwarteten, hofften oder fürchtend, das Außerordentliche; entsetzliche Verfälle, ungeheure Schicksalswechsel hatten die Menschen mit den Schrecknissen des Todes gleichsam vertraulich gemacht und den Schwächsten eine männliche Ader gegeben. Auch in Genovera sprang sie auf. Frauen, die früher von einer Spinne in Ohnmacht gefallen, hoben vor der Guillotine nicht mit den Wimpern. Das Leben hatte an Werth und Reiz verloren, eine unheimliche Todesschaft des Kampfes belebte und entsetzte alle.

In einen Seitengang der Allee einbiegend, verloren sich Manuel und Genovera bald aus den Blicken der Andern. „Hier", hob er aufathmend an, „kann ich Ihnen sagen, was Sie mir in der kurzen Zeit unseres Beisammenseins theuer, so theuer wie eine Schwester geworden. Warum sollte ich Ihnen verschweigen, was mich bedrückt? Ich bin nun, als wäre das ein gültiger Name, an Ihrem Verglimm. Vorhin, wie Sie mit der Mutter zu mir kamen, hatte ich vom Vater verabschiedet, Paris auf einige Monate zu meiden. Er sagte es sich nicht merken, aber die wilde Bewegung gibt an seinem Leben. Nur meinem Rath hatte er das Haus und schnelle Abreise. Nahe und in mehrfacher Richtung Verfolgung. Wie einer Verbindlichkeit, die man sagen hat, weigerte er sich nicht, auf meinen Vorschlag einzugehen. Ich bringe seine Weigerung mit dem Gerücht in Verbindung. Wenn er einen Arrest, einen Verhafteten in dem Pavillon vermuthet? Wenn Frangois ihn durch einen unglücklichen Zufall entdeckt?"

In ihrer Unschuld und Harmlosigkeit sah ihn Genovera mit großen Augen an; sie erkannte die Gefahr nicht, die für sie alle in diesem Umgang liegen sollte.

„Glückliche Unsichtbarkeit! Ach, Genovera, wir leben nicht unter freundlichen Gestirnen, ein Schwert hängt über uns! In seiner Sorge für die Mutter und Sie hat der Vater nun sonderbar Recht: Ihnen die Wirklichkeit verhüllt. Jeder hat der Gartenmauer herrscht ein unerbittlicher Geist, ein schreckliches Regiment."

„Ich ahnte es wol, aber Sie wird das Schwert nicht treffen, Sie nicht!"

Zum Zeichen, daß sie schweigen sollte, legte Manuel den Finger auf den Mund; wenige Schritte vor ihnen endigte sich ein freie, raumbes Gebäude, mit Säulen und Thürmchen und kleinen Fenstern im dürftigen Rococostil, der Pavillon.

Der Garten des Convents lehnte sich von der Straße Fa Ilse, in der das Haus gelegen war, bis zu einer der kleinen unansehnlichen Gassen aus, in die damals Paris nach dem Hügel der Montmartre zu sich verlor. Eine Steinmauer trennte die von vielen Hecken und Bäumen dicht gepflanzt und eine unpflanzende Spanne der Promenadengang, hatte doch dieser Theil des Gartens an der Mauer, da er weniger von der Familie benutzt wurde, einen wilderen und einsameren Charakter. Dichter wuchsen hier die Hecken und Gesträuche ineinander, überragt von den Aeste auf den Nebenplätzen ranger.

Nicht so sorgfältig wie in dem vordern Theil war jedes Unkraut und jede wilde Blüte entfernt worden. Hier nun stand der Pavillon, aus gelbem Sandstein, vor etwa funfzig Jahren aufgebaut. Der Großvater Marcel's, der es den vornehmen Leuten gleichthun wollte, hatte ihn errichtet. Sein Sohn Joseph aber liebte das Chinesische und Verschnörkelte nicht, er gab der englischen Gartenkunst den Vorzug. So war denn das Gartenhaus dem Verfall und den Stürmen der Zeit ausgesetzt geblieben. Der Glanz seiner vergoldeten Spitzen war erblichen, seine silbernen Glöckchen waren zersprungen oder fehlten ganz. Grüne Jalousien schlossen seine Fenster. Die Wasserkunst, die ehemals den Platz belebt, sprudelte und rauschte nicht mehr. In den Steinfugen der kleinen Granitschale sprossten die Gräser auf, der schwarzgewordene Triton blies in eine gespaltene Muschel. Ringsumher standen Taxushecken; sie allein prangten in frischem Grün, als wäre ihnen nichts geschehen. Die Gänge, die ehemals über den Rasen zu dem Pavillon geführt, waren überwachsen, von kleinen Schlingpflanzen überwuchert.

Ein Hauch der Vergänglichkeit über allem . . . er durchschauerte auch Genoveva's Herz, daß sie sich unwillkürlich näher an Marcel drängte und ihren Arm in den seinen legte.

Sie hatten aber das Ende des Baumgangs erreicht und blieben vor dem Platz, in dessen Mitte der Pavillon aufragte, stehen.

„Hier also spukt es!" meinte Marcel endlich. „Nur scheint der Ort mehr zu einem Elfentanzplatz als für Kobolde geeignet. Und das Heiligste ist, daß ich, der Sohn des Hauses, zuletzt von diesen Geistern erfahre."

„Wer hätte Ihnen davon erzählen sollen? Der Vater liebt solche Geschichten nicht, und Sie . . ."

„Ich glaube nicht daran. Sie aber, Genoveva, sind wol oft hierher gekommen; haben Sie je eine Spur von dem Geiste bemerkt, den Francois gesehen?"

„Nie! Mich zog das verlassene Haus nicht an; doch bin ich in den letzten Wochen, als Sie fern von uns waren, täglich durch den Garten und hier vorübergegangen; es war immer so wie jetzt."

„Immer — und doch . . . Ist da oben nicht eine Jalousie aufgezogen?"

Genoveva bestätigte es; aber wer sagte ihnen denn, daß sie nicht immer aufgezogen gewesen? Der Stelle gerade gegenüber, auf der sie standen, war die Thür des Pavillons. Auf drei Stufen ging man hinan. Spinnengewebe hingen, leise im Winde sich schaukelnd, an ihren Angeln. Die Neugier der beiden jungen Leute war einmal geweckt . . . vielleicht war der Pavillon durch irgendeinen Zufall geöffnet. Arm in Arm eilten sie über den Rasenplatz. Aber das Haus war fest geschlossen. Wie sie auch klopften und leuchteten, kein Ton wurde vernehmlich. Hier und dort schlossen die Jalousien schlecht; sie legten das Gesicht an die Oeffnungen: leere, kleine Zimmer mit kostbarer Einrichtung, die allmählich verwitterte. Seit Jahren mochten diese Räume nicht gelüftet worden sein. „Ob wir die Thür gewaltsam aufbrechen?" fragte halblaut Marcel seine Begleiterin. Genoveva indes mahnte von diesem Plane ab: sie würden den Vater erzürnen, wenn sie wider seinen Willen sich in sein Geheimniß drängten. So gab Marcel nach, obgleich mit verletzter Eigenliebe; war er denn ein Knabe, dem man noch kein wichtiges Geschäft anvertrauen durfte? Wenn es sich in Wirklichkeit um die Rettung eines Verfolgten handelte, hätte der Vater sie ihm auftragen sollen; solche Angelegenheit erforderte den Muth und die Thatkraft eines jungen Mannes, sie war zu schwer für die Schultern eines Greises. In solchen Gedanken schritt er um den Pavillon, während Genoveva an der Granitschale des Springbrunnens verweilte. Nur wenige Fuß breit war der Pavillon von der Gartenmauer entfernt. Eine alte, vielfach vernagelte Thür führte nach der Gasse. Marcel konnte sich nicht entsinnen, daß man sie jemals benutzt hätte; nie hatte er sie offen gesehen. Einmal argwöhnisch geworden, betrachtete er alles mit mißtrauischem Auge. Auch ihm erschien das Einfachste verdächtig. Wie leicht war es, aus der öden, fast unbewohnten Gasse, wenn man nur den Schlüssel hatte, in den Garten und den Pavillon zu schlüpfen! Waren einem die Verfolger nicht hart auf den Fersen, mußte man ihnen so entgehen. Der geheimnißvolle „Er" des guten Francois war ein politischer Flüchtling, ein Verfehmter oder ein Girondist, daran zweifelte Marcel nicht mehr. Doch wußte der Vater um seinen Aufenthalt im Gartenhaus?

Dies erwägend, ging er zu Genoveva zurück.

Nichts gefunden? fragte ihr Blick und laut setzte sie hinzu: „Das Ganze mag doch nur eine Einbildung des alten Dieners gewesen sein. Und um all seinen grausigen Erscheinungen ein Ende zu machen und diesem schönen, einsamen Platz

ferne frühere Ehre wieder zu verschaffen, wollen wir hier am Sonntag unser Fest feiern. Helfen Sie mir, Herr Marcel, etwas Ueberraschendes zu ersinnen!"

„Ich bin so gar nicht in einer festlichen Stimmung, liebe Genovefa ..."

„O, nun haben Sie mir meinen Traum gestört, noch ehe ich ihn geträumt! Ich mag nicht tanzen, wenn Sie traurig blicken! Vergeben Sie mir meine Fröhlichkeit, sie ist ein Unrecht in so harter Zeit!"

„Liebes, gutes Mädchen! Was soll ich verzeihen? Ihr Lächeln? Aber die Welt würde in Dunkelheit versunken, wenn die Sonne nicht leuchtete. Nicht zu heiter, zu traurig sind Sie für unser Haus! Mich treibt mein Ungestüm in die Ferne, ich bin ein schlechter Sohn, nicht fähig, thatenlos neben dem Stuhl meines Vaters zu sitzen! Da dacht' ich oft: wenn du fern bist, wird Genovefa deine Stelle einnehmen, deine Pflicht erfüllen und den Aeltern den verlorenen Sohn ersetzen. Ihre Fröhlichkeit wird den Vater erheitern, ihre Zärtlichkeit der Mutter so manche Sorge abnehmen. Das tröstete mich. Soll es nun anders werden? Soll Ihre Traurigkeit nun auch meine Unruhe verklagen?"

„Nein, Marcel, nein! Was könnte mir heiliger sein als der Friede dieses Hauses? Sie hätten mich nur nicht mit Ihren Grillen erschrecken sollen! Ich will mich so gut verstellen, so gut! Es mag draußen schlimm genug hergehen, aber einmal muß es doch enden! Jede Nacht, ehe ich einschlafe, bete ich, Gott möge Sie, die Aeltern und das Vaterland segnen! Ganz heimlich thue ich es. Sie sind der erste, dem ich es gebeichte, und ich habe die feste Zuversicht, mein Gebet werde erhört werden. Einen Morgens wachen wir alle mit einem Lächeln auf dem Gesicht auf. Bis dahin aber soll niemand merken, daß ich weinen kann, da sollen mich alle die lustige Genovefa nennen! Ist's so recht?" Und um ihren Worten noch größern Nachdruck zu geben, fing sie eine Arie aus einer damals beliebten komischen Oper von Grétry mit Scherzen zu singen an. Ein lieblicher Reiz holder Mädchenhaftigkeit umschwebte sie in diesem Augenblick. So mußte ein Weib beschaffen sein, an deren Seite ein Mann ein glückliches Leben zuzubringen hoffen konnte. Nichts war in ihr, das eine heftige Leidenschaft entflammen machte, aber eine Jungfräulichkeit des Wesens, ein Hauch der Anmuth und sanft sich entwickelnder Zärtlichkeit, welche die Bürgschaft dauernder Liebe sind.

„Genovefa!" Er bedeckte ihre Hand mit Küssen.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Helena Schubart.

Ein deutsches Frauenleben. Von P. Klöckler.

III.

Verweilen wir, ehe wir weiter gehen, noch einen Augenblick bei der Gefangennahme und Einkerkerung Schubart's. Warum wurde denn der Dichter auf solche Weise behandelt?

Weder in Schubart's Lebensbeschreibung und Briefwechsel, noch in denjenigen Stücken, die sein Sohn nach des Vaters Tode über diesen veröffentlichte, haben wir eine Ursache angegeben, welche ausreichen könnte, seine lange und harte Gefangenschaft zu erklären. Schubart selbst nennt als den giftigen Sumpf, aus welchem die Wolke aufstieg, die sich so furchtbar über seinem Haupte entladen sollte, den Haß der Priester, „der nicht eher verlischt, als bis er den Gegenstand seiner Wuth zerstört hat". „Wäre es den Pfaffen nachgegangen, so wäre ich" — sagt er in seiner Selbstbiographie — „längst an langsamem Martern gestorben." Mitten in einem Bezirk, den sie ungestört zu beherrschen gewohnt waren, hetzte sich Schubart an, der mündlich und schriftlich, in Zeitungsblättern und Gesellschaften einen Feuerbrand um den andern gegen sie schleuderte. Allein er befand sich auf einem Gebiete, wo seine Freunde unmittelbar nichts zu sagen hatten; darum sahen sie sich nach einem Arme um, der den Schlag auf den Verhaßten nur um so kräftiger führen sollte. Und diesen Arm fanden sie, nach Schubart's und der Seinigen übereinstimmender Angabe, in dem kaiserlichen Ministerresidenten, General von Vieh, in Ulm. Diesen stolzen und hochfahrenden Mann hatte Schubart, der sich übrigens noch im Februar 1777 in einem Briefe an seinen Bruder der Gunst dieser „almächtigen Creatur" rühmte, durch eine Virtuosenkapritze gegen sich aufgebracht; er hatte nämlich einmal vor dem General den Flügel spielen sollen, verweigerte dieses jedoch, weil ihm das Instrument nicht gut genug war. Ärgerlich begründeten „die Religionsverwandten" des Generals diesen Vorfall und dem einflußreichen Manne schilderte sie Schubart als einen Religionsverächter und als einen gegen

Oeſterreich überdies noch feindſeligen Zeitungsſchreiber, der auf deſſen Kosten Preußen zu erheben ſuche. Hiervon wurden die fromme Kaiſerin Maria Thereſia und ihr Miniſterium gerichtlich unterrichtet. Die Hand war alſo über den argloſen Schubart aufgehoben: es fehlte nur noch die Veranlaſſung, ſie auf ihn herabfallen zu laſſen. Und ſie war bald gefunden.

Aus einem wiener Briefe lezte nämlich Schubart in ſeine „Chronik" die Nachricht: „die große Kaiſerin ſei mitten im Anſchein der dauerhafteſten Geſundheit — vom Schlage gerührt worden." Dieſe Mittheilung war für den General erheblich genug, den Zeitungsſchreiber, der übrigens acht Tage ſpäter jene Nachricht in ſeinem Blatte widerrufen hatte, aufheben und ihn nach Ungarn in ewige Gefangenſchaft abführen laſſen zu können. Und trotz des Widerrufs leben wir Schubart zehn Tage ſpäter verhaftet und — nicht nach Munkacs oder einer andern öſterreichiſchen Feſtung, ſondern auf den Aſperg ins Gefängniß geführt.

Der kaiſerliche Geſandte hatte nämlich ſeinen Plan mit Schubart dem Herzog Karl von Würtemberg mitgetheilt, und dieſer erbot ſich, die Verhaftung des Chronikſchreibers zu vollſtrecken, weil er ſelbſt nicht wenig an ihm auszuſezen fande. Was er aber an ihm auszuſezen, wodurch er ſich die Ungnade des Herzogs in ſo hohem Grade zugezogen habe: dieſes Räthſel iſt niemals gelöſt worden. Wenn der Herzog in ſeinem Verhaftsbefehl an den Kloſteroberamtmann Scheli in Blaubeuren bemerkt, Schubart habe es in der Unverſchämtheit ſo weit gebracht, daß faſt kein gekröntes Haupt und kein Kurt auf dem Erdboden ſei, der nicht von ihm in ſeinen Schriften auf das frevenlichſte angetaſtet worden, ſo iſt dieſes ſicher mehr für den Vorwand, als für den eigentlichen Beweggrund zu ſeiner Gewaltmaßregel zu halten. Angenommen darf werden, daß ſich Schubart durch die Ungebundenheit ſeiner Zunge und die Rückſichtsloſigkeit ſeines Benehmens mehr Feinde machte, als er nur wußte, und dieſe mögen ſich ein Geſchäft daraus gemacht haben, ſeine alten und neuen Sünden dem Herzog gelegentlich mit den grellſten Farben vorzumalen. Genug — das furchtbarſte Geſchick ereilte den durch Ahnungen und treue Freunde aufmerkſam gemachten Dichter; aber unerwartet ergreift es den dem Verderben geweihten Mann. „Durch falſche, felſtverdächtige Vorſpiegelungen — nicht einmal eines vermeintlichen Freundes, ſondern eines bloßen Bekannten läßt er ſich auf das Gebiet des Fürſten locken, der das Recht hatte, ihn auszuweiſen, aber ſich das Recht nahm, ihn einzukerkern."

Wir wenden uns nach dieſer Abſchweifung wieder zu der tieferſchütterten treuen Gattin des Gefangenen und ihren Leiden und Entſagungen, ihrem Bitten und Weinen, ihrem Muth und Edelſinn, ihrem Gottvertrauen und ihrem ganzen Weſen; alles ſoll nun an unſerm Auge vorübergehen. Und im hellſten Lichte echter Weiblichkeit, unverzagter Duldung und ehelicher Treue erſcheint gerade in dieſer herbſten und finſterſten Zeit ihres Lebens die arme Helena. Ihr Mann hatte ſie oft ſchwer gekränkt — deſſen bleibt ſie ſich bewußt; aber dieſes grauenvolle Schickſal hat er nicht verdient. Und nun, da ſie ihn unſchuldig leidend weiß, wird ſie erſt der unendlichen Fülle von Liebe inne, welche ſie für ihn empfindet. Jezt iſt kein Gang ſo dornig, den ſie nicht mit Freuden thäte, um für ihren gefangenen Mann zu bitten; keine Abweiſung ſo hart, daß ſie ihr den Muth benähme, bei nächſter Gelegenheit wiederzukommen; kein Opfer ſo ſchwer, das ſie zu bringen ſich nicht beeilte, wenn es eine Erleichterung oder einen Wunſch ihres Gatten gilt. Unerachtet ihre äußere Griſtenz durch den Herzog — wenn auch kärglich, doch im Durchſchnitt beſſer geſichert werden iſt, als ſie dies zeitweiſe während ihres Zuſammenlebens mit ihrem Manne geweſen war, geht doch ihr ganzes Weſen in dem Einen Wunſche auf, ihren Mann wieder zu haben. Dieſer Wunſch iſt die Macht, die ſie umtreibt; ſeine beharrliche Nichtgewährung bringt ſie oft beinahe von Sinnen; doch weiß ſie, wie Schubart einmal in einem Briefe halb ärgerlich von ihr ſagt, ſich echt weiblich immer wieder mit einem Waidſprüchlein zu beruhigen. In der Galerie deutſcher Dichtergattinnen gebührt unſerer Schubartin ein Ehrenplaz. Mit dieſen bezeichnenden Worten ſpricht ſich der Herausgeber von „Schubart's Leben in ſeinen Briefen" über Helena aus, und unſere Aufgabe iſt es, ſie nach ihrem Handeln und Dulden zu zeichnen.

Zwei Tage nach jener verhängnißvollen Fahrt nach Blaubeuren ſpricht ſich Helena in einem Briefe gegen ihren Schwager, den Stadtſchreiber Schubart in Aalen, über ihre verzweiflungsvolle Lage in den bitterſten Worten aus. „Ein Teufel in menſchlicher Geſtalt", ſagt ſie, „hat mir meinen Mann geſtohlen, vielleicht auf ewig geſtohlen. Ich bin nicht im Stande, den Jammer auszudrücken, der mich quält. Da ſiz ich ohne Mann,

ohne Brot und seinen Gulden im Vermögen und werde von allen Seiten hier geprellt. Ich bin ganz sinnlos und unmächtig. Hätte mir Gott meinen Mann genommen, so wollte ich's als Christin ertragen; aber das ist unerträglich! Kommt mein Mann nicht bald los und ich habe mich ein wenig erholt, so laufe ich alles im Stich und gehe vor den Herzog und sag ihm, daß er mir lieber mein Leben als meinen Mann nehmen soll! Will alles nichts helfen, so wird er mir doch erlauben, ein gleiches Schicksal mit meinem Manne zu haben; ich wage alles; Leben oder Tod — alles ist mir gleich! Was soll ich anfangen? Betrachten Sie meine armen Kinder, meinen unglücklichen Mann, und ich — ach, Verzweiflung ist mein Theil, wenn mir nicht Gott und gute Menschen beistehen! Schon heute soll mein Mann auf den Asperg geliefert werden sein. Warum — weiß ich nicht, weiß hier niemand."

„Nimm Dich meines Weibes und meiner Kinder an! Ich kann es nicht mehr, denn ich bin gefangen" — diese Worte schrieb Schubart zitternd und fast besinnungslos von Hausarrest aus seinem Freunde Miller in Ulm, der aber nicht in den Besitz derselben kam; allein auch ohne diesen Wunsch brieflich zu vernehmen, that Miller noch mehr, als der Bittsteller nur verlangte. Wir werden dies später noch hören.

Herzog Karl, auf dessen nächsten Befehl Schubart eingekerkert worden war, hatte Helenen einen Jahresgehalt von zweihundert Gulden ausgesetzt und ihre beiden Kinder, Ludwig und Julie, in die damalige Akademie zu Stuttgart aufgenommen — ein Lichtstrahl in die Kerkernacht Schubart's.

Helena verließ Ulm, die Stätte ihres seligen Glücks, und zog — nach Stuttgart, wenige Wochen nach dem furchtbaren Schlag, der sie betroffen. Bald erfährt sie daselbst, daß ihr Mann „gleich dem Teufel schwarz gemacht worden", und daß „hier kein Mensch das Herz hat, etwas zu sagen, selbst die Wahrheit nicht". Sie sucht aufrichtige, redliche Menschen, um in ihrer Bedrängniß eine Zuflucht zu haben, und findet sie nicht. Sie gibt sich alle erdenkliche Mühe, den Gatten besuchen zu dürfen, allein es ist alles vergebens. Sie schreibt an den Obersten Meyer, den Kommandanten der Festung Asperg, und bittet ihn um die Erlaubniß eines Besuchs; allein sie muß zufrieden sein, wenn er ihr mittheilt, daß Schubart gesund und an Leib und Seel' wohl versorgt sei"; und als eine „Gnade" preist sie es, daß sie dem Gefangenen auf dessen Begehren die Bibel, Klopstock's „Messias" und „Oden", die Schriften von Leß und Schubart's „Todesgesänge" — seine zuerst erschienenen Gedichte — schicken und ihm alle Wochen zweimal schreiben darf, während sie selber von ihm keinen Buchstaben erhält, weil — er von seinem Zuchtmeister keine Erlaubniß zum Schreiben bekam. Mit gewisser Hoffnung erwartet sie die Befreiung ihres Mannes; aber Monate um Monate vergehen, und am Jahrestag der heillosen Verlockung bestellen zur Fahrt nach Blaubeuren steht sie noch gleich einsam, verlassen, gebeugt im Leben! An diesem Tage schreibt sie an den edeln und hochherzigen Miller in Ulm: „Ich bin oftens ganz melancholisch; ich bete, seufze und suche Ruhe der Seelen, aber der Geist ist willig und das Fleisch ist schwach; ja, Geduld ist euch noth; hienieden übe ich mich schon lange und glaube, daß mich Gott nicht über Vermögen heimsuchen werde. Durch Stillesein und Hoffen werde ich gestärkt; hat mich Gott schon aus so vielen Trübsalen erlöst, so will ich auch jetzt geduldig harren; ich thue immer nur so viel, als ich glaube, daß meine Pflicht sei. Die Menschen gebrauche ich als göttliche Werkzeuge; erzwingen kann und will ich aber nichts, Gott wird helfen. Letzten Sonntag ging ich, ohne einen Menschen zu sagen, in die Audienz; zuvor legte ich eine Danksagung für die Gnade auf, die ich und meine Kinder schon seit einem Jahre genießen, bat auch zugleich um Gnade für meinen armen Mann; ich bat gerade mein Herz reden und übergab solches dem Herzog. Er schien es gnädig aufzunehmen und versicherte mich seiner fernern Gnade. ‚Was aber Ihren Mann betrifft', sagte er, ‚so soll Sie einen gebesserten Mann wiederbekommen; gegenwärtig ist er aber noch immer auf Irrwegen.' Er wies mich zur Geduld und ernstem Gebet zu Gott. Das ist auch meine einzige Zuflucht. Ich bin nun wieder etwas ruhiger und glaube, nach Pflicht gethan zu haben. Nützt es nichts, so kann es auch nichts schaden; Gott hat die Herzen der Menschen in seiner Hand und kann es lenken, wie er will. Ich hoffe, mein lieber Mann werde doch bald Festungsfreiheit bekommen, vielleicht auf den Geburtstag des Herzogs; geschieht das, so will ich geduldig alles Weitere abwarten."

Mit Rührung hören wir die betrübte Gattin sprechen, mit tiefer Verehrung betrachten wir das edle weibliche Herz, das einerseits seinen Schritt

scheut, um den Mann zu retten oder ihm doch Linderung in seiner qualvollen Gefangenschaft auszuwirken, andererseits aber von einem Gottvertrauen durchglüht ist, das stärker und herrlicher in keiner Menschenbrust wohnen kann.

So viel sie aber auch für ihren Mann thut: sie ist immer nicht ruhig, sie meint, immer noch mehr für ihn thun zu können. Sie schreibt wiederholt an den Obersten Rieger; sie geht sogar selber auf den Asperg und bestürmt den Commandanten mit heißen Bitten für ihren Mann — und darf diesen immer nicht sehen und sprechen und trösten. Sie bewegt mit treuherzigen Worten ihren theuern Freund, Rathgeber und Versorger Miller, er möge doch dahin wirken, daß Klopstock und andere große Männer, die ihren Gatten kennen, sich bei dem Herzog für dessen Befreiung verwenden, und dieser werde dann solchen Bitten nicht widerstehen können. Was sie in ihrer Drangsal ersinnen kann, was ihr zur Erlösung ihres Mannes nur im geringsten zuträglich erscheint, sucht sie auszuführen. Und wenn alles, alles fehlschlägt, so wird sie nicht eingeschüchtert oder lässig: jedesmal beginnt sie ihre Bitten und Rettungsversuche von neuem; sie läßt den Muth und das Vertrauen auf Gott niemals sinken. Fürwahr — ein edles, ein herrliches Weib!

(Die Auflösung in nächster Nummer.)

Aus dem Wasgau.

Von Friedrich Lampert.

IV.

Die Spitze des Berges ist eigentlich nur ein kleines Plateau; die Burg — um die jetzt nur der Zauber der Sage schwebt — muß eben auch ein Felsennest gewesen sein; wie gesagt, nur wenig Mauerwerk findet sich noch; man kann nicht sagen, wie sie gebaut war, wie das oder jenes gestanden und ausgesehen haben mag; man kann nur rathen, ahnen; man braucht noch gar keinen Blick in die Ferne hinaus zu thun; schon in der nächsten Umgebung fühlt man sich ganz eigenartig gestimmt; man gibt der Volkssage recht: „Die Stimmung eines verzauberten Schlosses, zu dem es viele macht, übergießt magisch die einsame Felsenhöhe.“ Und das ist's namentlich, was sie so eigenthümlich macht, diese Wunderburg — ihre große, hehre Einsamkeit; daß sie so einsam steht auf der Grenze zweier Lande, daß wir, wie Moses vom Berge Nebo, von ihr hineinschauen dürfen in ein Land, in das wir nicht kommen sollen und das doch vielleicht nach Gottes Rath und Willen unserm Volke einst wieder zu eigen werden soll, wie es einst sein eigen war.

Wie auf einem Felseneiland im Meer stehen wir auf der Wegelnburg, allein, abgeschieden von der Welt, nur daß es ein weites, grünes Waldmeer ist, das um uns flutet, dessen Wellenhügel sich zu unsern Füßen lagern. Nur ganz wenig von bewohntem Land sehen wir in nächster Nähe; der einsame Meierhof da drunten auf der grünen Waldwiese, das Dörfchen Rothweiler hart am Fuße des Bergs sind die einzigen Zeugen des Menschenlebens und -Treibens, die uns nahe sind; was wir da draußen jenseit der Berge von Städten und Dörfern gewahren, das liegt meilenweit entfernt. Nur nach Norden hin, da zieht sich das Felsenland hinaus, die Wunderwelt von Dahn und des Hohenweilerthals, in schönster Perspective liegt es offen vor uns da, seine Hauptgebilde, Bernwartstein und das lindenbrunner Schloß vor allen, ragen deutlich vor, die Madenburg und der Trifels schließen das Felsenland, aber noch weiter hinaus zeigt sich das weite Waldgebirge der Haardt bis zum fern aufsteigenden Donnersberg. Aber da nach allen andern Himmelsseiten ruht das Auge wie trunken nur auf Wald und abermals Wald, nicht auf meilenweiten hingebreiteter Fläche, sondern auf einem weiten, ausgedehnten Waldland, in dem ganze Hügelketten hinter tiefen Thälern und Schluchten hintereinander aufsteigen, auf der ganz und gar vor einem erschlossenen Herrlichkeit des alten Vogesus. Da drüben südwestlich zieht das Gebirge wie ein rechter Grenzwall weit vorgestreckt ins Land hinaus, ein dunkel hinscheinender Waldfürst, und hüben und drüben liegen offene, sonnige, blühende Lande, des Deutschen Reichs alte, herrliche Provinzen: Lothringen, Elsaß. Weithin glänzt und leuchtet die elsässische Ebene, fern zwar, jenseit der Berge und Schluchten, aber das Münster von Straßburg steigt doch riesenhaft aus ihr empor, und noch weiter dahinter, ganz am Horizont, taucht geisterhaft ein langer weißer Streifen auf: „die freie Schweiz grüßt mit ihren Alpen über das verlorene Elsaß herüber die schöne Pfalz am Rhein“.

Und angesichts solchen Blicks in die Nähe und Ferne möchte ich mich fragen: ob es viele Burgen in den deutschen Landen gab, die dieser kostbaren Grenzhüterin die Spitze bieten können.

Ich glaube nicht; ich habe nichts übertrieben; ich halte die Wegelnburg allein einer Reise werth, und den Tag, an dem man ihrer Herrlichkeit inneworden, für einen jener, die man nie vergißt.

Einer solchen Burg gebührt ein stolzes, würdiges Gegenüber; die Wegelnburg hat's in der Hohenburg gefunden, die, nur durch eine tiefe Bergschlucht von ihr getrennt, gerade ihr ins Angesicht schauend, schon auf französischem Gebiet emporsteigt, ein ebenso schöner, hoher, vom Gipfel bis zur Sohle in ein schimmernd Waldkleid gehüllter Berg wie sein deutscher Geselle. Aber fast sind die Ruinen seines Schlosses besser erhalten. Es war die Stammburg der Witwe Franz von Sickingen's und ward darum in den Fall des „letzten Ritters" nachgezogen; die Kurfürsten, die Landstuhl zerstörten, legten sich auch vor die Hohenburg, und was sie noch geschont hatten, sank durch den Pfalzerwüster Monetar im Jahre 1689 vollends in Vernichtung. Nun fließt kein Blut mehr um die beiden Nachbarburgen, ein wunderbarer Friede legt sich um ihre Nähe, der Aus haftet wie gebannt bei ihnen. Auch hier treibt die Sage ihr Spiel. Der waldige, ebene Platz auf der Höhe zwischen den beiden Burgen heißt der „Stöckelgarten"; er soll ehemals ein prächtiger Garten gewesen sein, wo die Ritter sich mit goldenem, noch jetzt im tiefen Brunnen begrabenen Kegelspiel vergnügten. Und weiter abwärts quillt der „Maidsbrunn", in dem die „Weiße Jungfrau" von Hohenburg ihre langen, schönen Haare wäscht, um dann weinend wieder zur Burg emporzusteigen.

Hätten wir nur etwas von der Waldfrische und Waldkühle, die da eben Leib und Seele erquickt, auf die weitere Wanderung mitnehmen können! So aber ging's gleich eine steile, absichtslose, schattenlose Halde hinab ins Rothweilerthal, in dem das Gebirgsdörfchen, das ihm den Namen gibt, zwar schmuck und freundlich lag, aber die Waldberge, die es umringen, eben noch zu fern standen, um nicht eine Sehnsucht nach dem bisherigen schattenden Laubdach und Waldgehege empfinden zu lassen. Aber schön war es trotzdem doch wieder, namentlich der Rückblick auf die Wegelnburg, deren herrliche Pyramide noch einmal in ganzem Glanz vor mir auftrug, bis die Mündung des Thals auch sie dem Auge entzog. Unweit des Dörfchens Niederschlettenbach, wo die Halbruine der gothischen St.-Annakapelle vom Bremelberge auf die Straße herabschaut und das „Erzhäusel" der bedeutenden schlettenbacher Erzgruben steht, trat unser Weg aus dem engen Thal, dem wir bisher gefolgt, in das breitere, uns schon bekannte der Lauter ein, zwar nur, um es zu kreuzen und gleich wieder in dem des Schlettenbachs an dem klaren Bach dieses Namens und zwischen stillen, friedlichen Berghalden hinaufzugehen. Nur einmal wird die nicht unfreundliche Einsamkeit dieses Thals unterbrochen, wo unvermuthet zwei Ruinen in dasselbe vorspringen, die eine groß, umfangreich, trotzig: Burg Berwartstein; die andere kleiner, finster ihr gegenüberliegend: Kleinfrankreich. Berwartstein, vom Volke auch „Bärbelstein" genannt, zählt zu den interessantesten Ruinen der Pfalz. Ein gewaltiger Fels ist ihre Unterlage und bildet durch die ihm eingehauenen Gänge und Gemächer selbst einen Theil der Burg. Ihre traurigste Geschichte hatte diese unter ihrem gewaltthätigen Herrn, dem Marschall Hans von Trau, dem Bedränger des schlettenbacher Thals und der weißenburger Mönche, der 1483 in Reichsacht und Kirchenbann starb und in der obenerwähnten St.-Annakapelle begraben liegt. Als Gefängniß für die unglücklichen Opfer seiner Ränke und Gewaltthaten soll ihm eben jene andere Ruine, Bärbelstein gegenüber, von ihm selbst in einer Handschrift „Thurm Frankreich", vom Volke „Kleinfrankreich" genannt, gedient haben. Geheimnißvolle Sagen geben noch viele von dem verfallenen Thurm, der unheimlich genug, fast nie von einem Menschen betreten, aus seiner Waldeinsamkeit herausschaut. Aber um den düstern Eindruck zu mildern, öffnet sich seitwärts ein anmuthiger Blick in ein freundliches Wald- und Wiesenthal, das „Lauterschwaner Thälchen", und breiten sich vor uns, malerisch um den Schloßhügel des Berwartstein gelagert, die Häuser des uns willkommene Rast bietenden Dorfes Erlenbach aus. Bald war dann das Dorf Winterweidenthal erreicht und von ihm aus auch bald die dürre, wasserlose, felsige Hochplatte erstiegen, über die hinüber und hinab der nächste Weg nach Wingenmünster führen mußte. Ich war noch einmal in die ganze Abenteuerlichkeit des Felsenlandes von Dahn zurückversetzt; wilde Felsbilder schauten näher oder ferner heran, alle aber zurücktretend vor der Großartigkeit des Lindenbelns, eines schroff, kahl und massig über der rauhen, windumtosten Hochebene aufsteigenden Felsberges, der auf seinem zackigen, starren Scheitel das lindenbrunner Schloß trägt, welches sich wieder so in die Felsen versteckt hat, daß von weitem schwer zu glauben ist, daß

man wirklich eine, und noch dazu ziemlich geräumige, Burg vor ſich hat. Eine einſame Wohnung, da der lindenbrunner Hof, ein Forſthaus, deſſen Bewohner faſt den ſteten Streit mit Wind und Wetter zu kämpfen haben. Auch uns trieb ein ungeſtümer Wind möglichſt ſchnell weg über die unerquickliche Heide, bald war ſie auch zu Ende und im wunderbaren Contraſt zu ihr thut ſich vor uns ein neues liebliches Thal, das des Klingbachs, auf. Reizend lag am Abhang der Hochebene, inmitten eines Obſtwaldes, Dorf Sitz. Ein freundliches Wirthshaus lud noch einmal zu kurzem Halt ein. Das Thal trug ſchon einen andern Charakter, nicht mehr das Wilde, Hochgebirgliche der andern beute durchwanderten, ſanfte, geſchmeidige Formen hatten die es umbordenden Berge angenommen; ganz fremdartig ſchaute der hier noch einmal gewaltig vortretende Lindenbein herunter, und wenn auch vor uns der Abtskopf und Treiteleberg hoch genug ſich über die andern Berge erhoben, ſo fügten ſich doch auch ſie harmoniſch in das idylliſchere Bild, und das ward noch weniger verwiſcht durch die Weiterwanderung in den letzten ſchönen Windungen des Thals und fand ſeinen vollen Abſchluß, als ich endlich am Fuße der ſtattlichen Burg Landeck wieder an den Rand der weiten, üppigen Rheinebene, an das ſonnige „Berggelände von Klingenmünſter" gekommen war.

Klingenmünſter iſt in landſchaftlicher Beziehung ein Glanzpunkt der Pfalz, und A. Becker hat recht, wenn er in ſeinem Buche ſein Vaterdorf mit den ſchönſten Farben ſeines friſchen Pinſels ſchmückt und uns in ſeiner eingehend geſchriebenen Geſchichte einen richtigen Blick in das Leben und Treiben eines Pfälzerdorfs thun läßt. Aber die guten „Münſterer", wie ſie ſo ſchlechtweg genannt werden, ſcheinen auch ihr gutes Theil Stolz auf ihren ſie ſo verherrlichenden Landsmann zu haben; denn um ein Sichtliches zuvorkommender ward man noch gegen mich im freundlichen Gaſthaus, als man ſah, daß ich Becker's Buch bei mir führte; und als ich abends mit mehreren Herren gemüthlich bei einem Schoppen zuſammenſaß, durfte ich ihm ſogar eine angenehme Bekanntſchaft mit ſeiner eigenen Familie verdanken.

Doch ehe der Tag vollends zu Ende ging, konnte ich noch bequem einzelne Stunden dem Beſuch der großen Irrenanſtalt widmen, die Klingenmünſter in neuerer Zeit auch noch in anderer Hinſicht bekannt gemacht hat. Hält man in der Pſychiatrie als ein Hauptheilmittel der Heilung auch eine gute und zweckmäßige, nicht blos geſunde, ſondern auch von der Natur begünſtigte Lage einer derartigen Anſtalt für maßgebend, ſo kann wol keine günſtiger ſituirt ſein als eben die von Klingenmünſter. Iſolirt, abgeſchieden und doch nahe genug, wo man ihn haben muß, dem Verkehr, liegt ſie ungefähr eine Viertelſtunde vom Kloſter entfernt auf luftiger und doch durch den hinter ihr anſteigenden Waldhang geſchützter Höhe am Fuße einer ſchönen Vorhöhe des Treiteisbergs im Angeſicht des Neucaſtells und der Madenburg wie eines weiten, überreichen Blicks in die Ferne. Ueber den dunkeln, kaſtanien- und hellgrünen Weinberghang des Vordergrundes geht der hinaus ins „Oberland", zum Schwarzwald, den Thürmen Raſtatt's und den Schlöſſern von Baden, und während ſo das Auge draußen in der Ferne ſucht, haftet es wieder in der Nähe am romantiſchen Thal des von ſchroffen Bergwänden eingeſchloſſenen Kaiſerbachs, das der Rehberg in ſeiner ſchönen Einzelpyramide mit einigen Felskoloſſen endet, oder unten auf dem baumumzogenen Orte, oder, wiederum höher ſteigend, auf des Neucaſtells oder der Madenburg ſtolzer Höhe. Schöngehaltene, mit den nahen Weinbergen und Wäldern in Verbindung ſtehende Gartenanlagen umgeben den großartigen Bau. Dieſer iſt ſehr lang und ausgedehnt, aber die Länge der Fronte ermüdet das Auge dennoch nicht, da durch Vorſprünge, mannichfache Gliederung, Kanten, Geſimſe und Säulenhallen wohlthuende Ruhepunkte erzielt ſind. Durch die Colonnade aus weißem Sandſtein, welche die hübſche Vorhalle bildet, trat ich ein. Der Pförtner brachte meine Karte dem Director; nach wenigen Minuten erſchien dieſer, Herr Dr. Dick, ſelbſt und lud mich freundlich ein, ihn noch einige Augenblicke auf den Hof der Anſtalt zu begleiten, wo das „Theater" gleich zu Ende ſei. Was konnte mir erwünſchter ſein, als einmal ein Theater in ſolchen Räumlichkeiten zu ſehen? Auf einer ſehr improviſirten Bühne ſpielte eine drunten im Ort gaſtirende und herauftendetene ziemlich mittelmäßige Geſellſchaft gerade „Den geraden Weg der beſte" zu Ende; ein ſeltſam gemiſchtes Publikum ſaß vor dem Vorhang: welche Verſchiedenheit in all dieſen Geſichtern, Seelen! Welch verſchiedenen Stufen des Einen Elends! Und doch ſchienen in dieſem Augenblick aller Gedanken nur auf Eins concentrirt zu ſein. Ein Vergnügen, Ein Lachen; ein dankbareres Publikum haben wol ſel-

fen Sie doch 'mal! (zeigt auf einen Koffer, an dem er gepackt hat und die Schwere prüfen will) Ist er schwer?

Nöschen (hält an einem Ende an, während Valentin das andere hält. Sie läßt mit einem Schrei den Koffer fallen).

Valentin.

Viel Uebergewicht.

Nöschen.

Ach! Ich habe mir was verhoben. Ach! Ach! (thut als wollte sie in Ohnmacht fallen.)

Valentin (kniet am Koffer, er zeigt auf einen Stuhl in der Ferne).

Da ist ein Stuhl, Mamsell Nöschen.

Nöschen (zornig).

Sie sind ein Barbar! Gehen Sie unter die Tektosagen! Sie gehören gar nicht in die gebildete Gesellschaft! (Ab.)

Valentin (allein das Zimmer aufräumend).

Was das für ein zartes, wohlriechendes Briefchen ist! Inwendig gewiß so auf neumodische Art allerhand bunte Schnörkel gemalt, Luxuspapier nennen sie's — Nun ich muß sagen, nachgrade wurde das ganze Verhältniß Luxus. Die Familie meinte es gut, sehr gut, aber was liegen wir hier? Die Wissenschaft bleibt stehen. Die Sammlungen sind nicht geordnet. Es war die höchste Zeit, daß das einmal aufhörte mit dem ewigen Klimpern und Lesen und Malen und überhaupt —

ten Schauspieler vor sich gehabt. Die Vorstellung war zu Ende; lachend und plaudernd kehrten die Bewohner des Hauses in ihre verschiedenen Abtheilungen zurück; ich mußte mir es selbst wiederholen, daß wir beiden, an denen sie grüßend vorübergingen, in dem Augenblick die allein Vernünftigen unter der ganzen Gesellschaft waren. Mit größter Liebenswürdigkeit führte mich der Director noch, so weit es der Tag erlaubte, durch die verschiedenen Räume der Anstalt, und aus diesem sowol wie aus allem, was ich sah und hörte, konnte ich nur die Ueberzeugung gewinnen, daß man recht hatte, wenn man mir von competenter Seite Klingenmünster und seinen trefflichen Leiter längst als im ersten Range stehend rühmte. Die neuere Psychiatrie hat bekanntlich ganz neue Bahnen eingeschlagen. Sie baut längst die Irrenanstalten nicht mehr als Zwangs- und Gefängnißhäuser, sondern eher als Paläste, meist aber als wohnliche Familienhäuser, in denen unter dem alles belebenden Einfluß eines intellectuell und moralisch gleich hochgebildeten Vorstandes dem gestörten Geistes- und Seelenleben der armen Kranken auf alle Weise nahe gekommen werden soll; wie es in solchem Falle namentlich die Familie des Directors sein kann, die Segen und wohlthuende Wirkung auf die Kranken auszuüben im Stande ist, davon konnte ich mich auch hier überzeugen, als ich nach vollendetem Rundgang durch das Haus noch eine Stunde in den eigenen Gemächern des Hr. Dir. mit ihm und seiner liebenswürdigen Familie zusammensein durfte, für deren Genuß ich ihm auch hier noch meinen Dank ausspreche. Es war völlig Nacht geworden, als ich wieder nach Münster hinunterkam.

Die Frühstunden des dritten Tags meiner kurzen, aber genußreichen Wanderung gehörten der Madenburg. Mit ihr muß man abschließen, nicht beginnen. Von ihr muß man zurückschauen in das durchwanderte Land. In drei Viertelstunden kann man sie von Klingenmünster aus besteigen, aber mühsam ist der Weg, besonders wenn man wie ich sammt meinem noch nie oben gewesenen Führer den rechten nicht weiß und nun geradezu durch dick und dünn die steile, eben bedeutende Hindernisse entgegenstellende Höhe hinanklimmt. Die „Anstalt" lag noch in tiefster Morgenstille, als ich wieder an ihr vorüberkam, der kaiserbacher Mühle zu, die malerisch zwischen dem „Heidenschuh" und dem „Plattenberg" am Ausgange des pittoresken hambacher Thals liegt und von welcher man noch am besten zur Madenburg emporsteigt. Schroff fallen hier die südöstlichen Hänge des Rothenbergs zum Thal ab. Ueberall blicken aus ihnen die rothen Sand- und Steinmassen hervor, welche dem Berg seinen Namen geben. Man kann in ihnen die Gewalt und den Druck erkennen, den aus der Tiefe aufgestiegene Diorismassen zersplitternd auf den Vogesensandstein ausgeübt. Gleichsam wie gebrannt erscheint die Natur dieser Felsen; scharf contrastiren diese zerrissenen, schwarzblauen und dunkelroth gefärbten Massen mit dem Wiesengrün des Thals unten, während an ihren obersten Rändern die schönsten Achat- und Amethystkrystalle aus ihnen herausschauen. Der Rothenberg steht nicht allein; westlich hängt er durch ein Joch mit dem Sonnenberg zusammen, auf dem die drei Burgen des Trifels ruhen; ebenso mit dem Rebberg, dem Rounkapler und Hohenberg, und diese Berggipfel bilden dadurch eigentlich nur einen einzigen, schluchtenreichen, vielgliedrigen Gebirgsstock, mit dem sich der Vogesenzug an der Queich in seiner charakteristischen Gestaltung abschließt, während jenseits die zusammenhängende Bergreihe der Haardt beginnt.

Schauen wir den Rothenberg für sich allein an, so trägt er die Form eines ungeheuern Bergwalls, dessen Böschungen nach allen Seiten steil abfallen, während tiefeingeschnittene Schluchten ihn mehrfach gliedern. Auf dem Vorsprung nach Südosten steht die Madenburg; sie ist Ruine, aber so ausgedehnt, daß von manchen Punkten der Ebene es scheint, als sei es eine kleine Stadt, die da oben berge; nur von der Südseite erscheint sie wirklich klein, weil sie hier ihre schmal auf den Felsen auslaufende Stirnseite zeigt.

Ich hatte mich durch den Forstenwald des Plattenbergs, eines Vorsprungs des Rothenbergs, dann an diesem selbst tapfer hinaufgearbeitet und übersprang nun die obere, halbzerfallene Ringmauer. Ein äußeres Thor geleitete in den Zwinger und zum Haupteingang. Die Jahrzahl 1145 mit Wappen und Inschrift steht am Portal. Ein geräumiger Schloßhof umfing mich, ganz umschlossen von Mauern und Gebäuden, nur nach Nordosten offen für den Blick ins offene Land hinaus. Rechts vom Hauptportal führt eine Felsentreppe auf eine breite Platte mit einigen Gebäuden. Darüber hinaus, nach Südost, liegen in der Verlängerung des Burghofs die verwilderten, ganz zerfallenen Räume des ältern Schlosses, der ursprünglichen Maden-, Maden-,

Madenburg. Ihnen gegenüber stellen sich die des neueren, den innern Burghof umgebenden, zum Theil noch ganz gut erhalten dar; man erkennt noch gut den zierlichen Stil des ganzen Baues, zwei Thürme mit Wendeltreppen zeigen deutlich Renaissancen; Wappen und Inschriften fehlen nicht; man kann sogar in die wohlerhaltenen Säle des obern Stockwerks hinaufsteigen oder, wenn man will, hinunter in eine lange Reihe großer Gewölbe und Keller, die kühn gewölbt und gespannt sind. Fest und schwer einzunehmen war die Madenburg, das zeigen allenthalben noch die starken Mauern und schroffen Felsenkanten, auf denen diese stehen, und die jäh zur Tiefe abfallen, aus der, mit ihren Wurzeln die fallenden Steine haltend, prächtige Lärchenbäume aufragen und, wenigstens nach zwei Seiten, die alte Burg mit grünem Waldesfrieden umgeben.

Die Madenburg hat von jeher als eins der prächtigsten und festesten Bergschlösser am Rhein gegolten und gar viele haben daher Lust nach ihrem Besitz gehabt und um sie gerungen, bald die Leininger mit den Eckensteinern, die Landecker mit den Württembergern, und denen nahm sie Bischof Georg von Speier aus dem pfalzgräflichen Hause ab, wie eine Inschrift meldet:

Madenburg bin ich genannt,
Pfalzgraf Jörg hat mich aus der von Wirtemberg Hand
Lüte nahm er mich ein, das nun Maria zu ehren geschehn,
Drum der Herr gab ihm das ewig Leben.

Im Bauernkrieg warfen die nußdorfer Haufen, 1525 die schwarzen Reiter des in „die Pfaffengasse des Reichs" eingedrungenen wilden Markgrafen Albrecht Alcibiades die Brandfackel in die Burg; 1622 stürmte sie der mannsfeldsche Oberst Graf Löwenstein; dann tummelten sich abwechselnd Franzosen, Schweden, Kaiserliche auf ihr, während sie in der Zwischenzeit der Schrecken der reformirten Dörfer der Umgegend war, indem der spanische Zaum auf Madenburg, Fuß von Stromberg, mit bewaffneter Macht umherzog und die Protestanten in die katholischen Kirchen zwang, ihnen die eigenen wegnahm und ihre Pfarrer vertagte. Die Franzosen Mentas' waren die letzten feindlichen Truppen, die der Madenburg nahten, aber sie machten ihrer Herrlichkeit auch vollends ein Ende, d. h. der, die an Mauern und Thürmen haftet; der, die landschaftlich der Madenburg gegeben ist, konnten sie nichts anhaben; sie steht unverwüstlich dieselbe und sie ist's, die die Aussicht von dieser Höhe zu der großartigsten und reichsten weit auf und ab am ganzen Rhein macht. Und doch, wie viele sind auch hier oben noch nicht gewesen, haben diese Wunderherrlichkeit, die das Auge fast nicht fassen kann, noch nicht selbst geschaut!

Nur gegen Süden, über die waldigen Berge der Mundat, läßt die Kuppe des Teufelsbergs keine Aussicht zu und nach Nordwest deckt der Kamm des Rothenbergs selbst und des Rebberge Pyramide den Blick auf den Trifels, sonst aber ist nach allen Seiten Blick und Aussicht ungehemmt. In zwei große, ganz verschiedenartige Bilder scheidet sich diese: das eine gen Südost in der Felsenwelt der Pfälzischen Schweiz, das Innere des Wasgaus, das andere nach Nordost, Ost und Südost in die weite, weite Ebene. Treten wir zuerst an diesen Blick heran. Wie am Strande eines Meeres stehen wir: unendlich weit dehnt sich die Ebene hin; nur in weiter Ferne, aber im einzelnen erkennbar doch, zieht sich ihre Bergbegrenzung; weit im Norden fängt sie mit dem Bildberg und Altkönig des Taunus an, dann kommt der Odenwald mit seinem Melibocus, der heidelberger Kaiserstuhl, und nun blauen des Schwarzwalds liebe Berge bis weit in den Breisgau hinaus, höher und höher steigen sie allmählich an, der Thurnberg, der Schwan und Dobel, dann das Bergjoch hinter dem Murgthal, die Burgen bei Baden, die dunkle Waldung der Hornisgrimi, bis das Gebirg, mit dem Knieis steil abfallend, sich noch weit nach Süden fortsetzt und endlich mit der Ebene wieder zusammenfließt. Wie zieht es uns hinüber zu den alten Bekannten, zu der Pracht auch da drüben auf ihren Höhen, in ihren Thälern! Aber wär's nicht unrecht, nur mit den Gedanken über das hinauszugehen, was wir in nächster Nähe kaum bewältigen können? Wir können uns nicht zurechtfinden in den Hunderten von Städten und Dörfern, die da in das blühende, üppige Land hinausgestreut liegen. Hessen, Baden, das Elsaß, die Pfalz, diese von Gott so reichgesegneten Lande, haben ihre schönsten Gefilde vor uns ausgebreitet; ein Paradies von 30 Meilen Länge, von Mainz bis Freiburg, zieht sich vor uns hin, durchwirkt vom Silberstrom des Rhein, an dem die alten heiligen Münstertürme von Worms und Straßburg hoch in den Himmel hineinragen, der hier vielleicht das anmuthigste und reichste Stück deutscher Erde überwölbt.

In welch wunderbarem Gegensatz steht nun zu diesem Bild der zweite Blick ins Innere des alten Vogesus hinein! Wieder nahen's uns an

ein Stehen am Meeresgestade, allein nicht ruhig und glatt liegt's, wie dort, zu unsern Füßen, sondern wilden im Wallen und Wogen scheint's erstarrt zu sein; die nackten, drohenden Klippen stehen wild und schroff zu Tage. Das ganze Felsenland, hier vom offenen Berghof des Trifelsbergs und Rothenbergs an bis weit hinaus nach Dahn, liegt, ein gewaltiges Relief gleichsam, vor uns: wir können fast jeden Felsen, jede Kuppe, jede seltsame Bildung zählen; eins steht hinter dem andern, was wir schon gesehen, woran wir vorübergegangen, was wir hier noch einmal unserer Phantasie einprägen können. In einer Reihe stehen da der Hundsfels, der Hahnenstein, der Rehfels und Leberstein; zwischenhinein ziehen sich wieder die reizenden, stillen Thäler mit ihren Dörfern und Bächlein, Gründen und Wiesen; da und dort nicken die Felsenhäupter, erheben sich die Felsencastelle, und unter ihnen ist wieder der hohe Lindenfels, der das Linsenbrunner Schloß auf seiner Stirn trägt. Und über diese phantastische, versteinerte Welt hin eilt das Auge zurück zu dem dunkeln, grünen Berg- und Waldland, in dem wir gestern gewandelt, von dem deutlich die Wegeln- und Hohenburg herübergrüßen, durch dessen Schluchten die Berge Lothringens aus weiter Ferne hereinschauen.

An der Madenburg schließt dieses Wandern auch aus den Vogesen ab. Mein Rückweg durch die grünen Weingelände von Reinsweiler, Siebeldingen u. s. w. hinüber zur Hardt, nach Gleisweiler und zur Villa Ludwigshöhe vor allen, diesem reizenden Lust- und Königsschlosse, gehört einer andern Bilderreihe an, und vielleicht ist's mir vergönnt, auch diese, wenigstens theilweise, einmal aufzurollen. Für jetzt laßt euch an dieser genügen, und sieht ihr, wie ihr wol schon öfters gethan, wieder einmal an den Rhein, so laßt's euch nicht verdrießen, auch ein wenig in die schöne Pfalz hinüber und den Wegen, die ich euch da gezeigt, nachzugehen: es wird euch nicht gereuen, und ihr unterschreibt wol auch den alten Spruch:

Pfalz, Gott erhalt's!

Träumereien auf Wegen und auf Stegen.

Von Moriz Horn.

2. Feldweg.

Mitten in den Gefilden hin liegt er; unmittelbar hinter dem Gehöfte beginnend, führt er hinaus bis an das letzte Besitzthum seines Herrn. Er hat nur die Breite, die ein Wirthschaftswagen und der neben diesem gehende Pferdeknecht bedarf; das beweist das Gleis zu beiden Seiten; auch auf dem Stück, welches zwischen den beiden Radspuren liegt, ist Gras gewachsen, da und dort auch aus der Hand des Säemanns ein Korn vom Winde hierher verweht worden, und nun steht ein gar stattliches Aehrenbüschel aus dem Rasen des Wegs aufgewachsen.

Bäume fassen diesen einsamen Weg nicht ein, nur verstrachtes Strauchwerk zeigt sich; unter diesem steht obenan der wilde Rosenstrauch, der uns im Lenz mit duftigen Blumen und im Herbst, „wenn der Kranich nach der Heimat strebt", mit den schlanken rothen Früchten erfreut.

Im Winter, wenn der Schnee gefallen, ist der Feldweg nicht zu erkennen. Wie seine Nachbarin, die junge Saat, ruht er unter der wolligen, weißen Decke; zuweilen nur läßt ein flüchtiges Wild oder der Fuß des suchenden Jägers, der über die Fluren pirscht, eine Spur zurück, die der scharfe Nordwind über Nacht verweht. Die Sträucher erscheinen wie kauernde Schneefiguren.

Ueberall Oede, Leere, Erstarrung!

Aber wenn der Frühling heimkehrt, der langerwartete Besuch, auf dessen versprochene Ankunft sich jung und alt gefreut, weil er Sonnenschein und Blumen mitbringt; wenn der erste Vogelzug kommt, ein Vorläufer und Quartiermacher für die vielen, vielen Scharen, die nachfolgen aus weiter Ferne her, selbst von den Ufern des geheimnißvollen Nil, dann, wenn der Schnee schmilzt, da ist es auch der wirthschaftliche Weg, der auf seinem Rasen die ersten Blumen blühen läßt; freilich rinnen in seinen Gleisen die zu Wasser gewordenen Schneeflächen, aber die Sonne wirkt von Tag zu Tag mächtiger, die kleinen Bäche versickern, die dürstende Erde hat sie alle eingesogen.

Immer weiter steigt das entwinterte Jahr hinan auf die sonnigen Höhen des Frühlings; der Wind hat das Gebreich des Wegs getrocknet, schon kräuselt sich der Staub, der wilde Rosenstrauch blüht. Jetzt erhält der Feldweg Besuch mancherlei Art; die Aecker wollen in früher Zeit bestellt sein, der Besitzer des Guts selbst zieht hinaus auf seine Felder, die Mägde folgen, die Knechte bleiben nicht zurück. Bald steht die Heumahd bevor, bald fährt der mächtige Wagen, mit dem duftigen Wieswachs beladen, den Feldweg herein nach dem Gehöfte.

Der Frühling gibt sein Scepter an den Som-

wer — die Saaten wachsen üppig empor; bis sie ihr goldenes Kleid anlegen, geziert mit Cyanen und Raden, ist der Weg weniger besucht; von Zeit zu Zeit nur wandelt der Meierhofsherr auf dem Rasen seines Guts- und Wirthschaftsweges hinaus in die gesegneten Feldbreiten und wägt die schwellenden Aehren in der prüfenden Hand; heißer liegt der brennende Sonnenschein auf dem Wege und die geschäftige Schwalde scheint, Beute suchend, darüber hin.

Der Augustmond naht: ach, nur zu schnell vergeht das blühende Jahr! Schon hat es außer der Aster nur wenige Blumen noch, das Haupt damit sich zu krönen; zum Schnitt reif stehen die Fruchtgewände. Nun ist des Hin- und Hergehens auf unserm Wege kein Ende, nun hört er die Sicheln und Sensen neben und um sich klingen.

Noch ehe das Grau des Morgens die ersten rothen Linien empfing, und die fleißigen Mähder hinausgezogen, denn die Arbeit gebietet Hast und Eile; wer weiß, wie lange der Himmel blau, wie lange rein und warm die Luft, und ehe der gesegnete Vorrath nicht in den Bansen der sichern Scheune eingeheimst ist, hat der Landwirth in der Brust ein sorgenschweres Herz.

Siehe, das Glück will ihm wohl! Ohne von den Unbilden neidischer Wetter bedroht oder gar heimgesucht zu werden:

Hoch
schwebt [illegible]
Schwank der Wagen,
Kornbeladen,
Bunt von Farben
Auf dem Wagen
Liegt der Kranz.

Das Erntefest ist erschienen, das schönste auf dem Lande: der Hausherr fährt zur Stadt und kauft für seine Leute den Labetrank des Biers; die Hausfrau steht vor dem Backofen und wartet der Festtagskuchen. Ueberall heitere Gesichter, in denen heitere Herzen sich widerspiegeln. Abends tönt Geige und Flöte in die Schankstätte des Orts,

Und das ganze Volk im Schmuck
Kommt zum Tanz.

Spät, wenn der lustige Reigen längst vorüber ist, wandelt wol noch ein Paar, statt die Ruhe des stillen Kämmerlins zu suchen, den mondbeschienenen Wirthschaftsweg hinaus und erzählt sich von der Liebe Glück und der Hoffnung, bald einen eigenen Herd begründen zu können.

Nun erscheint die Zeit des Herbstes — die Gefilde haben ihren Fruchtsegen gewissenhaft abgeliefert; nur ein Acker, auf dessen Oberfläche verdorrte Stengel mit welkem Blatt stehen, hat seine Frucht noch im Schos; noch einmal entfaltet sich reges Leben auf dem Feldwege, die Kartoffelernte beginnt. Aber gegen das Ende des Herbstes hin wird es auf ihm wieder still und einsam, noch später, wenn schon rauhere Lüfte das nahe Gebirge über die Ebene entsendet, zieht ein armes Weib aus dem Dorfe des Wegs; sie kommt aus dem Busch des Bauers, in den jener ausgibt, mit Erlaubniß des Besitzers und darf auch durch sein Gebiete gehen. Sie sammelt das Winterholz für ihren mehr als bescheidenen Haushalt, vom Winde gebrochene Aeste und Genist auf dem Boden hin verstreut; bisweilen trägt sie auch wol ein wandelbar gewordenes Bäumchen oben auf dem Korbe oder in der Hand.

Endlich hat der vergehende Herbst aus weißen Fäden das eigene Totenlinnen sich selbst gesponnen; der Winter verhüllt wieder mit seiner Schneedecke die Fluren, das Feld und seinen Weg.

3. Gartenpfad.

Der blumenreichste und vielverzweigteste aller Wege führt er uns durch den ganzen Garten. Je nachdem wir uns seiner Führung überlassen, gelangen wir hier an das Gewächshaus — es ist abgedeckt, und der warme Sonnenschein erfreut die darinnen befindlichen Bäume, deren Vaterland die Länder und Inseln heißerer Zonen und — dort an ein niedliches Lusthaus. Wie lauschig ist der Ort! Die grüne Jalousie ist herunter gelassen, aber nicht fest geschlossen; die weiche, milde Luft streift und streicht hindurch und erquickt uns, wenn wir dort auf das Sofa uns niederlassen und unsern Gedanken nachhängen wollen.

Gehen wir auf dem Nebenpfade fort, so gelangen wir auf ein freies Rundtheil; es liegt höher als der Gartenplan; breite Stufen führen hinan. Die Mitte ziert eine Marmorfigur, eine blendend weiße Nymphe, deren Schönheit uns entzückt; der spröde Stein scheint in untadeliges Fleisch verwandelt und die Formen von dem Jugendleben eines weiblichen Wesens zu schwellen. In der einen Hand hält sie einen antiken Krug, mit der andern das niederschwebende Gewand.

Wir treten an das bronzene Gitter vor, das den Garten nach dieser Seite hin abschließt, und erlaben Lunge und Herz an dem Ausblick in die Anmuth einer weiten Ferne.

Denselben Weg, den wir gegangen, zurück-

machen, haben wir nicht nöthig; zur Seite des Rundbeils beginnt ein Park und aus ihm heraus läuft abermals ein sandbestreuter Weg, der uns, wenn wir ihn annehmen wollen, seine Dienste gefällig anbietet.

Wir werden es nicht bereuen, wenn wir sie annehmen. Zu Anfang des Parks — ein prachtiges Laubholz treffen wir, das mit der Heiterkeit seiner glänzigen Blätter mächtig mit dem Ernst des Nadelholzes contrastirt — laden uns Ruhesitze zur Rast ein, weiterhin glänzt uns ein dunkler Weiher entgegen; zierlich gefiedertes Farrenkraut umgibt ihn und Schilf, dessen leises Flüstern uns an die schöne, sinnreiche Mythe von der Nymphe Syrinx erinnern will. Wir folgen dem uns leitenden Pfade weiter in das Dunkel des Waldes.

Dort aus dem Moos hebt sich ein einfacher Denkstein, die vor und auf ihm liegenden Kränze erregen unsere Aufmerksamkeit; eine dankbare Hand und ein liebendes Herz muß diese Blumengabe gebracht haben. Wir lesen die Inschrift, sie bewahrt den Namen dessen, der einst diese Anpflanzung geschaffen.

Indem wir lesen, bildet sich in unserer Seele die Figur der Blumenspenderin; wir sehen am Morgen ein schlank gewachsenes, aber in ihrer vollwirkenden Erscheinung bezauberndes Mädchen die Hand, an welches der Gatten sich, verlassen. Sie trägt ein weißes Gewand, ein blaues Mantel flattert ab, trotz seines Amts, um den Leib; die Blumenkönigin Rose läßt sich von den Athemzügen des jungen Morgens wiegen, die Fülle des goldenen Haars, über der Stirn in unzählig kleine Locken gekräuselt, bezähmt kaum das Netz aus blauer Seide, von des Mädchens kunstfertigen Händen geschaffen. Ueber den Nimmgehängen trägt sie die Kränze, die das Denkmal des Abnherrn schmücken sollen; denn heute ist die Wiederkehr des Tages, an dem er einst das Auge aufschlug, an dem er den hochheiligen Weiheakt eines Weibes erlebt, das uns das liebste bleibt auf Erden — den Weiheakt der Mutter.

Ernsten Angesichts wandelt die Jungfrau auf dem Gartenpfade, der entzückt die kurze Lust des süßen Fußes trägt, nach der Stelle, wo wir stehen und auf der wir bisjetzt so lieblichem Traumgebilde uns gern überließen.

Tiefer hinab steigt unser Führer; wir folgen ihm und siehe da, auf einer kleinen Wiese — duftig ist hier die Luft, die über Waldkräuter herüberkommt — erhebt sich eine Einsiedelei, aus Rinden künstlich zusammengefügt; sie steht offen, die Wände sind aus Moos mit kleinen Muscheln und glänzenden Backsteinen verziert; ein einfacher Sessel steht vor einem Tische, ein Crucifix hängt an der Wand und wieder schmeichelt sich die Phantasie mit der Idee, daß jenes Mädchen mit dem blonden Haarschmuck und dem schöngesichtigen Gesichte auch hierher von dem freundlichen Pfade geführt worden sei und hier an dem Bilde dessen, der uns sein unerreichtes Vorbild hinterlassen, gebetet habe für den Ahnherrn und vielleicht für einen theuern, süßen Herzfreund, dessen Namen nur ihre Brust kennt. Wir wenden uns dem Dichter zu sprechen und ausrufen:

Weiset hier Lieblichen zu schauen,
Ist ein Blick in jene Welt.

Verloren in so liebliche Gedanken, haben wir des Weges kaum Acht und erwachen aus unseren Traumereien erst an dem Ufer eines kahlumzäunten Gewässers, das in hastiger Eile an uns im gräbelsamten Bette dahinrauscht. Der Pfad, der uns bis hierher gebracht, läuft jetzt mit dem Bache in gleicher Richtung. Wie freundlich ist dieser Gang am Wasser hin! Zu uns klingen die wunderbar schönen Melodien der „Szene am Bache", jener symphonischen Idylle wider, die der große der heimgegangenen Tondichter in unerreichter Meisterschaft schuf. Jenseits liegt eine anmuthige Häusergruppe, die, so klein sie ist, doch den Namen eines Dorfs führt; auf dem Felde sehen wir gedehnte Heuhaufen sich regen; wohin wir blicken, erfreut uns das frische, anmuthende Landbild einer gesegneten und segenverbreitenden Naturherrlichkeit.

Wir gehen, recht innig froh über den Frieden unseres Herzens, weiter; jetzt hören wir ein Rauschen, das ist die Rädermusik einer fleißigen Mühle; richtig, da liegt sie vor uns! Eine mächtige Buche breitet den Schutz ihrer Zweige über das Dach, von dem ein weißer Taubenzug durch die Luft hinsegelt. Unser Pfad endet an der Thür, wir treten in das Haus; eine gar liebe Frau Müllerin geleitet uns in den Garten im Laube und dort unter mingen Linden, die das Dach unseres Ruheziges bilden, schreiben wir die Traumereien nieder, die uns auf unseren Pfaden bis hierher geleiteten.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Zur Geſchichte der Malerei.

Neben der Muſik iſt in unſern Tagen die Malerei die populärſte Kunſt. Weder der Holzſchnitt, noch die Maſchinenarbeit des Photographen haben ihr Eintrag gethan. Bringt ſie auch keine Werke mehr wie die Rafael's oder Michel Angelo's hervor, ſo hat ſich doch der Umfang ihres Schaffens wie der Kreis ihrer Bewunderer in einer Weiſe vergrößert, welche das Staunen jener alten Meiſter hervorrufen würde. Zwar iſt ſie nicht mehr die Blüte und die Verklärung des Lebens, ſie dient wie alles jetzt irdiſchen Zwecken, den Launen des Reichthums, aber ihre Wirkung reicht weiter als früher.

Trotz der großen Theilnahme indeß, welche die Malerei bei allen Volksklaſſen findet, entbehrt ſie im Grunde noch einer Geſchichte. Für die Kunſthiſtoriker gibt es freilich bänderreiche Geſchichten, die das Leben der Maler und die Großthaten ihres Pinſels ſchildern. Schwerer wird es dem gebildeten Laien, ſich den Verlauf der Entwickelung der Malerei klar zu machen. So vielen Dank auf dieſem Gebiete auch die Schriften Franz Kugler's verdienen, ſo ſehr ſie auch beigetragen haben, kunſthiſtoriſche Kenntniſſe unter den Gebildeten zu verbreiten und das Vorurtheil zu läutern, es fehlt ihnen die anſprechende, friſche Form. Ein Verſuch nun, die Geſchichte der Malerei populär darzuſtellen, liegt uns in der „Geſchichte der Kunſt, insbeſondere der Malerei von Gh. Delacroix, überſetzt von Dr. E. Förſter“ (Leipzig, Verlag von A. Abel) in zweiter Auflage vor. In drei Abtheilungen die Kunſt im Alterthum, im Mittelalter und bis zur Renaiſſance, bietet dies Buch einen vortrefflichen Ueberblick über die geſammte Entwickelung der Malerei bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Ohne flüchtig zu werden, weiß der Verfaſſer ſeiner Arbeit doch allen ſchwerfälligen Ballaſt eines ungeordneten Wiſſens zu nehmen, der ſo oft die Werke der berühmteſten Kunſthiſtoriker zum Leſen ungenießbar macht. In Delacroix's Buch ſpricht und alles lebendig und friſch an, die Beobachtung iſt ſcharf und fein, das Urtheil geiſtvoll und oft von überraſchender Tiefe. „Alle Meiſter der Kunſt“, ſagt er, „die eine vorherrſchende Eigenſchaft vertreten, denen die Kunſt eine neue Entdeckung verdankt, die eine lebendige und unbeſtreitbare Originalität beſitzen, können in der großen Republik der Kunſt als gleichberechtigt betrachtet werden. Solcher Künſtler gibt es ſieben. Michel Angelo, die energiſche Form, Leonardo, die poetiſche und elegante Form, Rafael, die göttliche und harmoniſche Form, Tizian, das Licht der Sonne, Correggio, die im Schatten ſichtbare Form und Farbe, Rubens, das leuchtende und lebendige Fleiſch, Rembrandt endlich, der Gott des Helldunkels, der Zauberer des Schattens.“ Sollte ſich nicht Jeder als derjenige Maler, der von allen am kraftvollſten und originellſten die Züge des Geſichts wiederzugeben verſtand, als achter zu ihnen geſellen?

Unſere Kenntniß von der Malerei des Alterthums iſt eine durchaus lückenhafte, da uns faſt nichts von ihr geblieben als die Wandmalereien in den Häuſern Pompejis. Die Beſchreibung, die wir von einigen Werken des Polygnot, des Apelles und Zeuxis beſitzen, erſetzt den ungeheuren Verluſt nicht, den uns der Untergang dieſer Schöpfungen bereitet. Wie griechiſche Muſik oder griechiſche Malerei auf uns gewirkt, iſt nicht mehr zu entſcheiden. Von dem Auftreten des Chriſtenthums aber können wir die Entwickelung der Kunſt auf jeder Stufe verfolgen. Nicht nur die bemalten Wände und Tafeln, auch die Miniaturen, mit denen der kunſtreiche Mönch ſein Gebetbuch und ſeinen Pſalter ſchmückte, zeigen uns ihren Weg. Dieſe Bahn iſt lang und mühſam geweſen. Die Kunſt des ganzen Mittelalters, wie hoch man auch die Innerlichkeit, das Gefühlsleben ſchätzen mag, das ſich in ihr müht, zum Ausdruck zu gelangen, erſcheint uns im Hinblick auf die Schöpfungen der Renaiſſance veraltet, unharmoniſch und häßlich. Die italieniſchen Bilder des 17. Jahrhunderts, wenngleich ſich nach dem Urtheil der ſtrengſten Richter ſchon tiefe Spuren des Verfalls in ihnen offenbaren, ſprechen trotz ihrer Manier verſtändlicher zu uns als die gutgemeinten, aber ſo durchaus unvollkommenen Werke der deutſchen Malerſchulen des Mittelalters. In Italien blieb die Kunſt, im großen und ganzen, unter der Gewalt der Kirche und der Fürſten faſt nur Heiligenbilder, mythologiſche und hiſtoriſche Scenen und Porträts haben Rafael, Michel Angelo, Correggio, die Venetianer und die Carracci gemalt. Nur zwei Meiſter verfolgten eine eigene Richtung. Caravaggio und Salvator Roſa, ſie ſind in Italien die einzigen Vertreter des Genre und der Landſchaft, der beiden Gattungen der Malerei durch die ſie jetzt ihren größten Reiz auf die Menge ausübt. Genre und Landſchaft konnten nur in einem republikaniſchen Volke Ausbildung und Vollendung erhalten, wo der Bauer und Bürger eine Stimme im Rathe hatten, wo das Volksfeſt eines Jahrmarkts und einer Kirmeß Wochen vorher eine ganze Bevölkerung beſchäftigte. Den Aufzug der Bürgerſchützen konnte Rembrandt malen, da individuelles Leben, eigene Schickſale in dem Geſicht eines jeden einzelnen lebten, ſie nicht Maſchinen waren wie etwa die Staatswache eines franzöſiſchen Königs. Eins hatten Spanien und Holland indem gemein, den Bettler, den haben denn auch die Maler beider Länder zu Ehren gebracht. Treffend bemerkt Delacroix über dieſe Aehnlichkeit und doch wieder Verſchiedenheit: „Der vlämiſche Bettler lacht und trinkt Bier, der ſpaniſche Bettler iſt wild und düſter, iſt faſt ein Räuber und faſt ein Mönch. Er iſt katholiſch und muthig, der holländiſche Maler lacht über ſeinen Bettler, der ſpaniſche liebt ſeinen Bettler und tanzt ihn großartig und erſticht auf.“ Dieſe wenigen Anführungen mögen hier genügen, um das vielfach anregende Buch dem Laien wie dem Künſtler zu empfehlen.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Winter in London.

I. Weihnachten.

M. S. — Wenn die in England lebenden Deutschen auch nach und nach in ihren eigenen Häusern englische Sitten, Gebräuche und die englische Küche einführen und sich dabei erträglich wohlbefinden — ein Tag im Jahre kommt, wo durch ihre Brust eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der fernen Heimat zieht, wo sie sich weit über das Meer hinwegwünschen und mehr als je fühlen, nicht daheim zu sein. Dies ist der Weihnachtsabend. Glücklich derjenige, welcher dann Gastfreundschaft in einer deutschen Familie findet, in der man an diesem Abend wenigstens nach den Gebräuchen der Heimat zu leben sich bemüht. Die Sitte des Christbaums, welche nie recht heimisch in England war, ist dort fast ganz abgekommen. Auch zeigen Master Tommy und Miß Lily durchaus nicht das rege Interesse unserer Kinder dafür. Was sie an schönen Kleidern brauchen und an Spielsachen wünschen, erhalten sie alle Tage, und träten ebenso wenig wie ihre Aeltern begreifen, warum eine solche Schenkung gerade auf den 24. December verlegt werden sollte. Sie trinken am Christabend wie gewöhnlich ihren Thee, indem sie sich vielleicht von dem brennenden Plumpudding und dem gebratenen Truthahn unterhalten, welche, mit Holly und Mistelzweigen bekränzt, am folgenden Tage auf die Tafel kommen. Nicht so die Kinder hiesiger deutscher Aeltern. Ist ihnen die Vorliebe für deutsche Weihnachtsgebräuche angeboren oder haben ihnen Aeltern und Verwandte davon erzählt — genug, sie hören nicht auf, Vater und Mutter um „a german Christmas" zu bitten, welchen ihnen diese, eingedenk der eigenen glücklichen Kindheitserinnerungen, versprechen. Der Vater übernimmt die schwierigste Aufgabe, die Besorgung des Baums. Mit einer Bereitwilligkeit, die ein englischer Vater in solchem Falle nie begreifen würde, eilt er nach Hatton-Road zum deutschen Pfefferküchler, hetzt hastig in den nächsten Omnibus und ruft dem Conducteur zu, an Covent-garden-Market zu halten. Dort allein sind die wenigen, eigentlich nur für „foreigners" bestimmten Weihnachtsbäume zu haben, wobei den deutschen Familienvater, welcher zum ersten mal in dieser Absicht dorthin kommt, eine besondere Ueberraschung erwartet. Dürftig aussehende Nothtannen, deren untere Aeste vertrocknet sind und denen man durch Ovalitren an verschiedenen Stellen oben künstliche beigebracht hat, stehen umher. Nach vielem Suchen hat er endlich eine etwa 4½ Fuß hohe Nothtanne gefunden und fragt nach dem Preis. „Six and six pence!" ist die kurze Antwort. „But that is very dear!" erlaubt er sich zu bemerken. „Six and six pence!" (2 Thaler 5 Sgr.) ertönt es noch nachdrücklicher und größer von den Lippen des grämlichen Verkäufers. Der deutsche Vater, der, wenn er sich auch eines Vergleichs mit den berliner Weihnachtsbaumpreisen nicht enthalten kann, doch seine Kinder nicht enttäuschen möchte, zahlt den unerhörten Preis, accordirt mit einem Träger, der sich für 18 Pence (15 Sgr.) herbeiläßt, ihm das erstandene Gut nach Hause zu tragen, und hat endlich die Genugthuung, für die Totalsumme von 2 Thalern 25 Sgr. einen leeren Baum in seiner Wohnung zu sehen. Doch der Jubel der Kinder hat ihn an der Thür empfangen, alles Unangenehme ist vergessen, die Familie mit einigen deutschen Freunden beginnt den Baum zu schmücken, der abends in hellem Lichterglanz auf weißgedeckter Tafel zwischen schönen Geschenken prangt, die glücklichen Gesichter der entzückten Kinder beleuchtend, welche deutsche Weihnachtslieder mit etwas englischem Accent hersagen.

Doch nun zur englischen Weihnachtsfeier in London. Der allgemeine Hauptfeiertag ist der Boxing-Day, der 26. December. Alle öffentlichen Vergnügungsorte bemühen sich, an diesem Tage Außerordentliches zu bieten, und es war diesmal in der That viel Schönes und Geschmackvolles in Theatern und Ausstellungen zu sehen. Das Polytechnic ist eine der Jahr für Jahr Weihnachtsausstellungen, welche sehr hoch in der Gunst des hiesigen Publikums stehen, und hat nicht als je seine Anziehungskraft angezogen. Seit dort die ersten berühmten Geisterdarstellungen in der Saalen stattfanden, welche seitdem in vielen Theatern und andern Lokalen Londons und von dort auch in Deutschland Nachahmung fanden. Natürlich begann die Vorstellung mit der Erscheinung eines Geistes und endigte mit einem großen Christbaum, welcher seine aus Zuckerwerk und Spielsachen bestehenden Blüten auf die empfangslustigen Kinder herabwarf. Interessant und lehrreich zugleich war dagegen ein Vortrag Mr. Pepper's über die Rettung vom Tode durch Verbrennen. In England, wo abends die Damen im Salon in dünnen Musselinkleidern erscheinen, wird gerade diese leichte Bekleidung oft die Veranlassung zu dem schrecklichen Unfall ihrer Trägerinnen, wenn sie sich dem Kaminfeuer zu sehr nähern. Nach der „Times" beläuft sich die Durchschnittszahl der täglich im jetzigen Winter verbrannten Personen auf sechs, wovon ungefähr die Hälfte auf die obenerwähnte Weise umkam. Mr. Pepper erklärte nun, wie auch das luftige Musselinkleid feuerfest würde durch eine für wenige Pfennige bei jedem Apotheker zu habende Ingredienz, in welche man das Kleid nach der Wäsche vor dem Trocknen eintauchen habe, erläuterte die große Sicherheit, die dieses Verfahren den Damen im Salon und den Tänzerinnen auf dem Theater gewähre, er bewies seine Worte durch ein Beispiel. Eine lebensgroße Figur, elegant in weiße Musselingewänder gekleidet, erschien auf dem Theater, näherte sich dem Feuer und wurde trotz der

augenblicklich herbeigebrachten nassen Laken, welche leider in Wirklichkeit niemals da sind, wenn sie gebraucht werden, ein Raub der Flammen. Nun erschien eine junge Dame, genau auf dieselbe Weise wie die eben verbrannte Holzfigur gekleidet, deren Gewänder man von allen Seiten mit den Flammen in Berührung brachte, worüber das Publikum in nicht geringe Aufregung gerieth. Allein das Kleid sengte und glimmte wol, erzeugte aber nicht die geringste Flamme, was endlich einen allgemeinen Beifallssturm hervorrief.

„Der Krystallpalast" ist so oft beschrieben, in so viel Bildern, Panoramen und Stereoskopen gezeigt worden, daß er sogar jenseit des Kanals im Munde derer, die ihn nie gesehen, eine gewisse Volksthümlichkeit gewonnen hat. Eine Beschreibung des Gebäudes, dessen unübertroffene Großartigkeit selbst von den Nichtbewunderern Altenglands anerkannt wird, ist unnöthig. Nur von dem zauberhaften Anblick, den es am zweiten Weihnachtstage gewährte, will ich erzählen. Die Zahl der Besucher belief sich am 26. December auf 43741, wobei man aber nicht vergessen darf, daß in England derartige Vergnügungslokale, statt wie bei uns erst mit einbrechender Dunkelheit, schon morgens um 10 Uhr geöffnet werden. Das Strömen der Menschenmenge von allen Seiten nach dem Krystallpalast glich einer riesenhaften Procession. Eisenbahnzüge, Omnibusreihen, Fußgänger und Equipagen, vom elegantesten Brougham bis zum kleinen, zweisitzerigen Fleischerwagen, der mit Kindern statt mit Mutton-legs und Beefsteaks beladen war, alles eilte nach Sydenham. Doch das eigentlich Sehenswertheste des Tags begann erst um die Zeit, wo wir dort ankamen, als eben die vielen Tausend Gasflammen angesteckt werden waren. Die leichte Architektur des luftigen Riesenbaues trat wunderbar klar hervor in der fernhaften Beleuchtung. Längs der Wände des ungeheuern Mittelraums befanden sich, dicht aneinandergereiht, unzählige Gaskandelaber, während die das Orchester umgebenden Säulen mit Tausenden von Gasflammen bedeckt waren, welche sich als Myriaden von Feuerpunkten in den zahllosen Glasscheiben des Gebäudes widerspiegelten. Der Glanzpunkt des Ganzen war eine 60 Fuß hohe Fichte, als Weihnachtsbaum geschmückt, welche, ein Lichtmeer von ihren unzähligen Aesten niederstrahlend, aus der Ferne wie eine riesenhafte Feuersäule aussah. Dazwischen hingen an den Wänden tausend bunte Fahnen, Banner und Weihnachtszierden. Das Ganze war so zauberhaft, daß man sich in die Märchenwelt von Tausendundeine Nacht, in irgendeinen indischen Feenpalast versetzt glaubte. Dem Weihnachtsbaume war sogar der Ehrenplatz eingeräumt worden, den in der letzten Zeit Nadar's Riesen-Luftballon innehatte. Dieser hing jetzt, einem vorsündflutlichen kolossalen Fabelthier ähnlich, von der Decke herab, während sich Gondel und anderes Zubehör zu beiden Seiten des Baums befanden. Auf dem im großen Saale befindlichen Theater wechselten indessen Schatten-, Tanzscenen, Burlesken, Ballets und Zauberpossen ab, begleitet von dem großen aus 350 Mann bestehenden Orchester, welches vortrefflich spielte und wiederholt Anklänge aus Gounod's „Faust und Margarethe" hören ließ, während sich um die Reihen zierlicher Weihnachtsbuden ein kauflustiges Kinder-Publikum drängte. Das Ganze war bunt, originell und großartig anzusehen und rechtfertigte wol den hier und da gehörten Ausspruch: Es gibt nur Einen Krystallpalast.

Eine Fahrt auf der Theiß.

III.

L. Sch. — Im ganzen bleibt das Theißufer öde und leer, von Menschen wie von Thieren. Zuweilen bemerkt man einzelne fleischrothe Störche, die, Steinbildern gleich, am Strand stehen, das eine Bein hochaufgezogen, den Kopf auf die Brust gesenkt, und auf ein vorwitziges Fischlein oder einen naseweisen Frosch warten. Sind Waldungen nicht allzu fern, dann erscheint statt des gewöhnlichen Storchs der seltenere kleinere schwarze, tiefer unten dagegen in Ungarn der Pelikan und der Ibis. Nicht zu häufig zeigt sich auf dem Flusse ein fischender Reiher. Die Vögel lieben den offenen Fluß nicht, namentlich wenn nicht wenigstens seine Ufer mit Rohr und Sumpfpflanzen eingeschlossen sind; sie werden hier durch die Schiffe gestört und finden nebenan in den todten Armen ungleich leichter und reichlicher ihre Nahrung.

Viel mannichfaltiger und großartiger ist das Thierleben auf diesen Sümpfen, und das Auge wird lange nicht müde, unterstützt durch ein gutes Fernrohr, die Millionen von Enten und Rohrhühnern in ihrem völlig vom Menschen ungestörten Treiben zu beobachten. Natürlich kann man nur einigermaßen, nur im Fluge beobachten und auch dann nur auf den ganz offenen Teichen oder stillen Blänken, in denen Farren und Sumpfwurm, Schilf und Kalmus sich nicht zusammenhängend, nur partienweise angesiedelt haben. Jammernd schwimmen Rohrhühner, aller Berechnung ihrer Anzahl spottend, über die Spiegel; am prachtvoll, metallisch rothglänzenden langen „Miegel" um Kopf und Hals sind die Jungen kenntlich; diese etwas langweiligen, wenn man ihnen aber die Haut abzieht indeß nicht übelschmeckenden Vögel haben bereits zeitig gräst und ziehen sich bald in das Schilf zurück. Am Morgen aber sind manche Strecken mit diesem seltenen Vogel, den man meines Wissens hier nicht gern ißt, so überdeckt, daß sie von weitem schwarz aussehen. Interessant ist es manchmal, einen Taucher zu beobachten, der plötzlich untertaucht, nach längerer Zeit bereits weit entfernt den Kopf emporstreckt und wenn er sich bemerkt sieht, abermals entschwindet, um vielleicht in noch größerer Entfernung dasselbe Manöver zu wiederholen, bis er sich endlich Ruhe gönnt. Am meisten Unterhaltung gewährt unstreitig das Beobachten der flugen und wachsamen, aber doch nicht so lächerlich scheuen Enten. Alle erdenkbaren Gattungen, mit Ausnahme der nor-

reichen, welche bei uns nur selten vorkommen, treten hier gesellig und in Massen auf, die starke und ansehnliche Stock-, die zierliche Krickente, die schöne im Schwimmen und Tauchen überaus behende Tafel-, die bewegliche, feinstimmige Pfeifente kommen wol am häufigsten vor; aber welche Mannichfaltigkeit an Tönen, Gestalt, Größe, Farbe des Kleides, verschieden nach Gattung, Geschlecht und Alter bei diesen schönen, muntern und intelligentesten Sumpfbewohnern! Diese Enten alle ziehen bald in Haufen, bald einzeln einher, bald in der Luft, bald auf dem Wasser, tauchen bald mit halbem Leibe, den Bürzel neckisch hebend und bewegend, bald mit dem ganzen Körper, um in gewisser Entfernung wieder in die Höhe zu kommen; hier tändeln einige in drolligen Neckereien, dort scheinen andere einen ernsten Strauß miteinander auszukämpfen. Hier stürzt sich eine ganze Kette, welche die Alte in der Mitte nach ihrem geringten Weisen zu bringen vermag, dort fährt pfeilschnell ein Trupp ins Rohr und nur das Schwanken der Halme verräth den Weg, welchen die Enten genommen.

Ein an der Theiß sehr gemeiner Vogel ist der Reiher, als gemeiner, Löffel-, Nacht-, Raben-, Zwerg-, Seiden-, Purpur-, selten indes als Silberreiher mit hochgeschätztem Gefieder. Man kommt fast an keinem Tümpel vorüber, ohne einen dieser schwerfälligen Gesellen aufzujagen, und versichert es, ihm einen Schuß nachgesendet. Ebenso häufig erblickt den nächtlichen Wanderer hier das eigenthümliche Trommeln der Rohrdommel, dagegen hält sich der Kranich nur in den unzugänglichsten Sümpfen verborgen. Neben den Sümpfen auf den nassen Wiesen treiben sich Schnepfen, zunächst Heer- und Moorschnepfen, in bedeutender Anzahl umher. Kibitze und Pfeifer erscheinen in Schwärmen; nahe den Fischweiden treiben die lustigen, schwatzhaften Stelzen ihre unermüdlichen Schalkspossen, in dem Rohre nisten unterschiedliche liebliche Sänger, in den schroffen Ufern aber die Uferschwalben, welche sich zwei bis drei tiefe horizontale Löcher zur Wohnung aushöhlen. Zwischendurch begegnen uns wol auch die bekannten, unvermeidlichen Gestalten der Krähen und Raben, in der Dämmerung auch die bei Tage äußerst drolligen Sumpfeulen. Ein Schreck der kleineren Wasservögel werden manchmal die grauen und muthigen Falken, welche von entfernten Gehölzen Beute zu machen herumstürmen. Einen überaus prächtigen Anblick gewährt der Fischadler, welcher zuerst in blauen Höhen seine stolzen Kreise zieht, diese allmählig verengert und plötzlich lothrecht schnell wie ein Gedanke sich herabstürzt. Hat er sein Ziel verfehlt, so entfaltet er die mächtigen Schwingen mit einem Ruck horizontal unmittelbar über dem Wasserspiegel, schwebt eine Zeit lang so weiter, hebt sich abermals in die Höhe und stürzt sich bald wieder mit reißender Schnelligkeit herab. Hat er aber seine Beute erfaßt, so schlagen die aufspritzenden Wasser manchmal zollhoch über dem kühnen Räuber zusammen, der eine Weile in dem glänzenden Gischt unsichtbar wird, im nächsten Augenblick aber steigt er triumphirend empor, den schweren Fisch in den scharfen Krallen, und schüttelt das Naß mit majestätischen Schlägen von seinen Flügeln, daß die herabfallenden Tropfen in Regenbogenfarben wie tausend Demanten herabsprühen.

Besucht man die Brutplätze, so zeigen sich die sonst so scheuen Vögel ganz zutraulich, sie lassen den Kahn ganz nahe herankommen, lassen sich die Eier, denen man gern nachstellt, leicht wegnehmen und werden auch oft auf den Eiern geschossen. Die Nester sind fast durchweg kunstlos angelegt, theils im Röhricht, theils auf den allerdings spärlichen Sahlweiden. Die Rohrammer flicht ihr Nest zwischen drei bis fünf Rohrhalme, die Reiher bereiten es aus dünnen Halmen, über welchen etwas Sumpfheu liegt. Nur der Silberreiher verwendet auf den Nestbau größere Sorgfalt. Wo das Rohr recht dick ist, knickt er die Halme in einem größeren Kreise so ein, daß die Spitzen gegen die Mitte fallen; er verflicht sie dann zu einem etwas napfförmigen Teller und polstert diesen mit etwas Sumpfheu aus. Die Reiher vertragen sich gut miteinander, denn in demselben Neste finden sich mitunter Eier von zwei Arten, was daher rühren mag, daß die verschiedenen Arten durcheinander wohnen und die Alten gern auf nahen Weiden übernachten, also das Nest nicht immer behüten. Auffallend ist, daß die Brutplätze nicht immer genau auf derselben Stelle bleiben, obwol sie natürlich den Anwohnern (z. B. „Reiherdorf") bekannt sind.

In den Rohrdickichten hausen die kleinen, aber für die Schafherden so gefährlichen Rohrmäuse und viele Ratten, welche hier die leckersten Bissen finden. Hat man im Herbst das für den Hausbedarf (zum Decken des Hauses und der Wirthschaftsgebäude, zum Flechten von Matten, als Streu, Brennmaterial u. s. w.) nöthige Schilf eingesammelt, dann wird das Rohr angezündet; dann gilt es Reinecke und Isegrimm's Balg; beide werden übrigens gern mit Treibern gejagt, sobald man sie wittert.

Würde ein Fremder wol glauben, daß in diesem mit rührem, zum Theil ungemein schmackhaftem Geflügel so überfüllten Sumpflande die Jagd nur in einem äußerst bescheidenen Maße geübt wird, daß sie hier für niemand ein Gewerbszweig, sondern nur eine ziemlich laue Passion einzelner Wohlhabenden ist? Feuert man in diesen Sümpfen einen Schuß ab, so steigen Tausende von Wasserhühnern und Enten, an manchen Orten Hunderte von Gänsen in die Luft, kreisen eine Weile umher und fallen entweder wieder in dieselben oder doch in einen benachbarten Teich ein und ratten sich erst nach wiederholten Schüssen. Man hat hier nicht nöthig, Lockteiche anzulegen oder sich mit einer unbequemen Pirschjagd abzuquälen; dafür sind die Sümpfe mitunter schwer zugänglich und das Mühsame ist nun einmal nicht nach dem Geschmack des bequemen, gemüthlichen Magyaren. Nur an wenigen Orten werden Wasservögel durch aufgestellte Lockenten getäuscht

und in Schlingen gefangen. Hat sich eine größere Gesellschaft zusammen, so jagt sie auf geeigneten Teichen vom Kahne aus; ist aber der Teich klein und verwachsen, so schickt man Hunde hinein und umstellt den Sumpf mit Schützen; von eigentlichem Sport ist meines Wissens nirgends die Rede. Wer ohne Gesellschaft jagen will, legt sich in ein Loch am Ufer oder verbirgt sich in einer Rohrhütte mitten im Schilf in der Nähe reicher Stellen. Hat jemand die Geduld, abends an einem günstigen Orte, d. h. dort, wo mehrere Teiche beisammenliegen, das Geflügel alle hin- und herstreichen, auf dem Anstande zu passen, so kann er, wie ich das von glücklichen Schützen weiß, mitunter seine 20—30 Enten schießen. Aber wie viele Eingeborene geben sich diese kleine Mühe! Ueberhaupt schlagen Leute aus dem Nordwesten der Monarchie die Hände über dem Kopf zusammen, wenn sie sehen, welches Vergnügen man sich hier entgehen läßt, während auf den Teichen Mährens und Böhmens i. D. ganz namenswerthe Entenjagden abgehalten werden. (Der Naturforscher Dr. L., aus Böhmen stammend, ein eifriger Jäger, verwünschte die Theißregulirung, weil sie die Sümpfe verderbe".)

Daniel Manin.

Unter den Helden des neuen Italien nimmt Daniel Manin, der Dictator Venedigs 1849, eine hervorragende Stellung ein. Er wurde am 13. Mai 1804 zu Venedig geboren, wo sein Vater Advocat war. Siebzehn Jahre alt, bestand er die Prüfung zum Doctor der Rechte, und da er seiner Jugend wegen keine Processe führen durfte, so setzte er seine Studien fort und fing an, sich als Schriftsteller bekannt zu machen. Aber nicht der Ehrgeiz beschäftigte ihn; in tiefster Seele nährte er nur Eine Hoffnung, Einen Wunsch: die Befreiung Italiens. Sein durchdringender Verstand ließ ihn bald erkennen, daß dem Volke der Gemeingeist fehle und daß dieser zuerst geschaffen werden müsse. Eine Gelegenheit dazu bot sich ihm, als der Plan zu einer Eisenbahn zwischen Venedig und Mailand in Anregung gebracht wurde und eine Gesellschaft dafür zusammentrat. Hier gewann Daniel Manin zuerst als Redner und Patriot die Popularität, die er in so ungewöhnlichem Grade bis zu seinem Tode besessen hat; hier suchte er, der Mann des Gesetzes, das Volk durch eine gesetzliche Opposition für den großen Zweck, den er nie aus den Augen verlor, vorzubereiten.

Gegen Ende des Jahres 1847, als die italienische Reformbewegung begonnen hatte, war er das Haupt der nationalen Partei in Venedig und reichte eine Petition an den Kaiser ein, in der um freie Institutionen für das Lombardisch-Venetianische Königreich gebeten ward. Die Folge der Petitschrift war Manin's Gefangennehmung. Doch ließ sich nichts Gravirendes gegen ihn vorbringen und bald darauf brachen die Revolutionen des Jahres 1848 aus. Das Volk verlangte stürmisch Manin's Befreiung und trug ihn auf seinen Armen aus dem Gefängniß. Jetzt galt es nicht mehr, das Recht mit Worten zu vertheidigen, sondern die Freiheit mit den Waffen zu erringen. Manin bildete eine Bürgergarde, zwang die österreichische Besatzung zum Abzug und proclamirte auf dem Marcusplatze die Republik. Eine provisorische Regierung wurde nach dem Wunsche des Volks ernannt, Manin und der Dichter Tommaseo standen an ihrer Spitze.

In jeder Weise zeigte sich Daniel Manin seiner hohen und schwierigen Stellung gewachsen. Er war der Schutz und Schirm aller, duldete keine Unordnung, keine Anarchie und schritt ungesäumt zu den dringendsten Reformen. Nur zu schnell brach der junge Bau der italienischen Freiheit wieder zusammen. Die Oesterreicher fuhren nach Radetzky's Siegen wieder festen Fuß in der Lombardei. Venedig wurde von ihnen bedroht. Umsonst flehte Manin um Englands und Frankreichs Beistand, beide Staaten verweigerten den „Rebellen" ihre Hülfe und Venedig sah sich genöthigt, sich Sardinien anzuschließen. Damals legte Manin sein Amt nieder, um einen Monat später, nach der gänzlichen Niederlage der Piemontesen, wieder auf seinen Posten zurückzukehren. Diesmal als Dictator der Republik.

Von dem Gedanken beseelt, daß, solange Venedig frei sei, auch die italienische Sache noch nicht ganz verloren, behauptete sich Manin während eines Jahres in der Stadt und setzte den Oesterreichern den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Er war die Seele der kleinen Republik, zu jedem Opfer bereit und erwartete dasselbe von jedem andern. Vergeblich forderte Haynau die Stadt zur Uebergabe auf. Manin feuerte durch seine Begeisterung alle Klassen der Gesellschaft zu gleichem Muth und gleicher Opferbereitwilligkeit an. Endlich, als die Cholera in der Stadt ausbrach und Hunger und Elend hinraffte, was von dem Bombardement verschont geblieben, capitulirte Manin und sprach am 13. August 1849 zum letzten mal zu den Venetianern, die ihn mit Segenswünschen und Thränen scheiden sahen.

Er ging nach Paris. Schon unterwegs starb ihm die Gattin; sein einziges Kind folgte ihm in die Verbannung, eine Tochter, an der sein Herz ganz besonders hing. Für sie lebte und arbeitete er fortan; ihr brachte er abends den kleinen Erwerb, den er als Sprachlehrer verdient hatte, mit ihr theilte er von der Vergangenheit und ihr theilte er seine nie zu erschütternde Hoffnung für den endlichen Sieg der Freiheit mit. Aber auch diese letzte Freude seines Lebens ward ihm 1854 durch den Tod entrissen. Diesem Schlage widerstand er nicht lange; ein Herzübel, an dem er schon längere Zeit gelitten, raffte ihn hin. Daniel Manin starb am 22. September 1857. Seine Abschiedsworte an seine ihn umgebenden Freunde waren: „Europa wird nicht eher Friede haben, als bis die Gerechtigkeit siegt. Und sie wird siegen, wenn wir auch über das Wie nichts wissen."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

zwei Naturforſcher! (Will zur Seite ab.) (Es klopft.) Klopft es nicht? (Es klopft noch einmal.) Herein!

Zweiter Auftritt.

Wilhelm Steiner. Valentin.

Wilhelm.

Wohnt hier Doctor Guſtav Holm?

Valentin.

Zu dienen! Noch bis heute Abend um ſechs Uhr.

Wilhelm.

Ich wünſcht' ihn zu ſprechen. —

Valentin (zieht den Brief aus der Taſche).

Wir haben heute noch Manches —

Wilhelm.

Nennen Sie ihm meinen Namen, Wilhelm Steiner.

Valentin.

Steiner?

Wilhelm.

Profeſſor Steiner, Maler.

Valentin.

Der Sohn der Madame Steiner?

Wilhelm.

Der Bruder Evelinens.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 5.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt. In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. V. — Helena Schubart. Ein deutsches Frauenleben. Von P. Glöckler. IV. — Tennyson auf Wegen und auf Stegen. Von Moritz Horn. 4. Marktfrieden. 5. Der Kirchhof. 6. Der Kirchhof. 7. Gethsemane. — Der Mensch, sein Wesen und seine Entwickelung. — Nacht auf dem Meer. Von A. Lenoren. — Bruchstücke. Aus dem Gedicht des Königs Georg. — Winter in London. II. Auf dem Eis. — Eine Fahrt auf der Themse. IV.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

V.

Ueber den Ratenplatz waren sie wieder in die Allee zurückgekehrt. Den Pavillon, die Absicht, weshalb sie hierher gekommen, beide hatten es vergessen. Vor den Augen des Mädchens schimmerte und flimmerte es, der Garten schwamm in Rosenduft. Da rief von dem andern Ende des Ganges eine Dienerin: „Ach, da sind Sie, Fräulein Genoveva! Herr Vecomte und Madame Elisabeth lassen bitten; es ist Besuch gekommen, Herr Guilleim und Herr Le Couteur.“

Genoveva hatte ihre Hand Marcel schon entzogen und eilte ohne Abschied von ihm. Diesmal hätte sie nicht mit ihm zugleich vor die Aeltern treten können. Eine Empfindung, die noch namenlos war, erfüllte sie mit unaussprechlicher Seligkeit, mit einer so reinen und himmlischen Freude, daß es ihr eine Entweihung geschienen, hätte ein anderer darum gewußt oder gar ihr Geheimniß in ihren Zügen gelesen.

Die Ahnung dessen, was in ihrer Seele vorging, beschlich Marcel; er wandte sich, um ihr den Vorsprung zu lassen, nach dem Gartenhause zurück. Ihre grauen Schleier senkte die Dämmerung allmählich nieder. Die Wipfel der Bäume hatten noch einen rothgoldenen Schimmer und die Wetterfahne auf dem Thurm des Pavillons, die längst eingerostet war, ein ursprünglich grün, roth und golden gemalter eiserner Drache, gewann im Sonnenuntergang etwas von ihrem verlorenen Glanz.

Gemächlich, als wäre er gewohnt, hier täglich aus- und einzugehen, [illegible]te jetzt von innen jemand die Thür des Hauses.

Bei dem Klirren des Schlüssels, dem Knarren der Angeln fuhr Marcel zusammen.

Vorsichtig steckte der geheimnißvolle Bewohner seinen Kopf aus der halbgeöffneten Thür; sei es nun, daß er Marcel nicht gewahrte oder den jungen Mann für durchaus ungefährlich hielt, er trat heraus.

Mit Einem Sprunge war Marcel neben ihm. Eine so große Kaltblütigkeit bewahrte der Fremde, daß er die Thür verschloß, den Schlüssel zu sich steckte und erst dann, seinen Hut abnehmend, höflich sagte: „Guten Abend, mein Herr!“

Bei dem Anblick dieses Gesichts, bei dem Ton dieser Stimme prallte Marcel zurück: es war der Reisende aus der Postkutsche, nur trug er statt des gelben Rocks einen dunkeln

„Ah", fuhr der Fremde fort, „wir sind alte Bekannte! Sehr erfreut, Sie wiederzusehen, Herr Lecomte!"

„Danke, mein Herr! Aber ich bin verwundert . . ."

„Mich so unerwartet wiederzufinden? Spiel des Zufalls!"

„Wollen Sie mir gefälligst erklären, wie Sie hierher gekommen sind?"

„Ich glaube, die Auseinandersetzung kann ich mir ersparen, Sie sehen es mit Ihren Augen. Uebrigens ein schöner Garten und ein hübsches Mädchen, mit dem Sie vorhin am Springbrunnen sprachen."

„Mein Herr! . . ."

„Bitte, ich trat ohne Absicht an das Fenster" — er zeigte nach der halbaufgezogenen Jalousie — „und mußte Sie beide bemerken. Vermuthlich Ihre Schwester oder Base?"

„Sie haben eine so seltsame Weise des Benehmens, daß ich noch keine rechte Bezeichnung dafür finde. Ich bin der Sohn des Hauses, dieser Boden ist der meine — Sie müssen es entschuldigen, wenn ich meine Frage wiederhole, wer gibt Ihnen das Recht, hier zu verweilen?"

„Recht? Ich könnte antworten: ich nehme es mir! In der Revolution herrscht der allein, der die kräftigste Faust hat. Jedoch, sehe ich aus wie ein Dieb, wie ein Räuber? Nein! Ich habe diesen Pavillon von Ihrem Herrn Vater gemiethet, war sehr billig gemiethet, aber immer gemiethet. Ich komme, ich gehe, wie und wann ich will. Halt, da schlägt eine Uhr die siebente Stunde! Ich habe noch mancherlei Geschäfte für den Abend und kann im Augenblick diese anziehende Unterhaltung mit Ihnen nicht fortsetzen."

„Ich will Sie nicht hindern. Wann werden Sie mir die Aufklärung geben, die ich verlange?"

„Die Sie verlangen? Schwerlich je! Allein ich bin nur auf der Durchreise durch Paris und habe doch den Wunsch, Sie näher kennen zu lernen. In den Theatern spielt man heute nichts, was mich lockt; machen Sie mir das Vergnügen, in dem Garten des Wirthshauses „Zur Nation" mich um neun Uhr zu erwarten! Ein Volksball ist angezeigt; schöne Bürgerinnen werden da sein; wir werden alle patriotische Lieder singen. . ."

„Ich dächte, in Ihrer Wohnung hier könnten wir ungestörter miteinander reden."

„Niemals mache ich in meinem Hause Geschäfte ab, noch empfange ich Besuche dort! Sonderbarkeiten, die Sie mir bei näherer Bekanntschaft vergeben werden. Also um neun Uhr! Ich werde eine rothe Nelke im Knopfloch tragen. Haben Sie einen Gruß an Herrn Marat zu bestellen? Ich gehe siebenden Fußes zu ihm."

„Zu Marat — Sie?"

„Wir sind alte Freunde . . Auf Wiedersehen, Herr Marcel Lecomte! Schönsten Gruß an Ihre Verwandte, Schwester oder Base, gleichviel!"

Ehe Marcel sich noch gefaßt, hörte er die Thür in der Mauer sich drehen und mit einem leisen Schlag wieder ins Schloß fallen.

„Laurent, sind die Blätter in Ordnung?"

„Alles in Ordnung! Die neueste Nummer wird schon in den Straßen ausgerufen. Sieben Uhr vorüber; die Mädchen haben tüchtig gefaßt und sind eben fortgegangen — es gibt heute Abend einen Ball."

„Ist das eine Zeit zum Tanzen? Hat das Volk kein Gefühl für das Unglück des Vaterlands? Warum muß ich auch gerade jetzt krank daliegen und meine Stimme nicht erheben können!"

„Sie schallt laut genug aus deinem „Volksfreund"."

„Schallt sie? Warum stände dann die Revolution still? Schändlich, wir werden von den Aristokraten betrogen und ausgelacht! Wozu haben wir die Guillotine, Laurent, wozu? Dies Volk ist noch nicht reif für die Tugend, es singt und springt —"

„Deine eigene Gattin läßt sich zum Ball frisiren. . ."

„Und ich wälze mich umher, elend, den Tod in der Brust!"

„Rude, sagt der Doctor, dann wirst du auch wieder genesen. Wenn du stürbest, hätte das arme Volk seinen letzten Freund verloren. Werner, Bürger, ärgere dich doch nicht über jeden Schatten! Alle können keine Philosophen und Volksfreunde sein wie du! Keiner liest eifriger deine Schriften wie ich! Während die andern tanzen oder trinken, sitze ich in meiner Dachkammer und studire. Recht hast du: die Welt ist niederträchtig, und schaden kann's auch nicht, wenn hundert tausend todtgeschlagen werden, damit Raum für uns andere wird. Hab' ich mich so in die Wuth hineingeleien, fang' ich an, Holz zu hauen; jedes Scheit, das abfliegt, ist ein Aristokrat."

„Bravo, Laurent! Immer drauf zugeschlagen, immer drauf zu!"

Und er sprang trotz seiner Krankheit aus seinem schlechten, mit fadem grünen Zeuge über-

gegenen Armstuhl auf und fuhr sich mit der Hand durch die wild und unordentlich herabhängenden Haare — eine kleine, schmächtige Gestalt, mit triefenden und doch funkelnden Augen in einem von Elend hagern und von der Krankheit gerötheten Gesicht, die Brust nur halb von einem schmutzigen Hemd bedeckt, das aus der offen stehenden Weste hervorsah; in eine lange, grauwollene Decke gewickelt, den einen nackten Arm drohend schüttelnd. Das Gemach war nur klein, seine Fenster schauten nach dem Hofe und ein spärliches letztes Licht der Sonne fiel von den gegenüberliegenden Dächern widerstrahlend hinein.

„Alle todt!“ rief er, nach einigen tollen Sprüngen athemlos in den Stuhl zurücksinkend.

„Ja, Bürger, aber wird es etwas helfen? Den Adel sind wir glücklich los geworden, allein die reichen Bäcker, die Brauer und Fleischer sind geblieben.“

„Unter den Fleischern sind gute Patrioten; denk' an Legendre, der uns in seinem Keller beherbergte!“

„Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Das Fleisch ist theuer, Brot und Branntwein auch. Wenn wir ein Mittel hätten, das alles umsonst zu bekommen. ...“

„Du bist ein Ziel, Bürger Laurent Bas! Arbeite, falle den ‚Volksfreund‘ und haue Holz, dann wirst du verdienen, was du brauchst!“

„Arbeit! Und wieder Arbeit! Sind wir dazu auf Erden? Siehst du, das hat mich nachdenklich gemacht! Pitten hat das Volk, rothe Mützen und die Guillotine. Es ist eine Ehre, keine Hosen zu haben — aber bei alledem, Reichthum schändet nicht und Hunger ist kein Vergnügen. Mit vollem Magen läßt sich viel besser: Es lebe die Republik! rufen als mit leerem; ein Mensch mit trockener Kehle ist zu allen Schandthaten bereit; einer, der getrunken, ist weise wie Sokrates und wie du.“

„Unverwüstlicher Trunkenbold, was willst du?“ Wieder fuhr er mit jenem Aufschnellen, das dem Sprunge wilder Katzen glich, in die Höhe.

„Nichts, gar nichts! Aber es wäre mir lieb, Bürger, wenn du mir einige Livres verstecken könntest; für einen Sansculotten wird das Leben täglich kostspieliger.“

Seine buschigen Augenbrauen runzelte der Kranke: „Jeden Monat erhältst du den Lohn, den du dir ausbedungen, nicht früher, nicht später, nicht mehr, nicht weniger! Gefällt es dir nicht, geh'! Du hast schlimmere Zeiten mit mir durchgemacht als diese, als wir vor den Aristokraten und ihren Gerichtsdienern von einem Versteck zum andern fliehen mußten. Jetzt ist dir der Hochmuthsteufel in den Kopf gefahren. ...“

„Bürger Marat, du bist Mitglied des Convents, ein großer Mann geworden, vielleicht wirst du noch einmal Herr der Republik —“

„Schweig'! Die Republik hat keinen Herrn! Kerl, ich glaube, du bist ehrgeizig und trachtest nach einem Ministerposten!“

„Was wäre dabei? Ich würde wenigstens das Vaterland nicht verrathen und die schurkischen Aristokraten ohne Gnade verfolgen.“

„Alle todt!“ Marats Stimme klang heiser und dumpf, ist es nun infolge seiner Krankheit oder der Aufregung, in die er sich hineingeredet. „Kein Frieden, ehe der Boden Frankreichs nicht von ihnen gesäubert ist! Sie sind die Wolke, welche die Sonne der Republik verhüllt! Durch einen Blutstrom müssen wir waten, Laurent Bas, alle bis an den Hals, um an das Ufer des Gelobten Landes zu gelangen! Zu viel Ungerechtigkeit und Lüge ist in der Welt! Wie Ein Mann müssen sich die Armen erheben, sie vertilgen! Aber die Kraft fehlt, der Muth! Ihr habt nicht die Jugend, nur eure Feste und Trinkgelage im Sinn! Statt loszuschlagen, singt ihr. Eure Gassenlieder sollen keinem Aristokraten das Leben, höchstens machen sie gute Patrioten taub. Ihr seid elende Musikanten und jämmerliche Bürger! Brutus ließ seine Söhne hinrichten, ihr schreit beständig: Ruhe und Mäßigung! Memmen, die ihr kein Blut leben könnt! Was sagt Hippokrates? Eisen und Feuer heilen die Welt. Verbannen, Laurent Bas? Heilige Jugend, heilige Armuth, wann werdet ihr hienieden herrschen über ein freies und glückliches Geschlecht? Das wird keine Schwelgereien und Laster, keinen Reichthum und kein Verbrechen kennen! In Eintracht und Brüderlichkeit werden die Menschen nebeneinander wohnen und das Feld bebauen. ... Heilige Tugend! Nach Hause, Laurent, in deine Bedenkammer, und Holz gehauen, jedes Scheit ein Aristokratenhaupt!“

Eben erloschen die letzten Sonnenstrahlen auf den Dächern drüben. Ein phantastisches Halbdunkel verbreitete sich im Gemach; noch grotesker und unheimlicher erschien in ihm die Gestalt Marats, der mit großen Schritten, in niedergetretenen Schuhen, mit lose herabhängenden Strümpfen umherhuschte, während Laurent Bas mit offenem Munde, die Hände in den Hosen-

tauchen, auf der Schwelle der halbgeöffneten Thür stand, die in das Nebenzimmer führte. Jetzt wandte er sich hastig um; die Portiersfrau war unbemerkt von beiden eingetreten und zupfte ihn an dem Schoß seines Rocks.

„Was soll's?“ rief Marat argwöhnisch.

„Ein Herr ist da, der Sie zu sprechen wünscht.“

„Ich bin krank, ich empfange niemand.“

„Das hab' ich ihm auch gesagt, aber er will sich nicht abweisen lassen.“

„Wo ist Simonne? Sie soll mit ihm reden! Was stehst du noch hier? Was lauerst du?“

„Herr Bruneau ist bei Madame im Vorderzimmer, sie zum Ball zu frisiren, und der —“

„Zum Teufel mit Euch Weibern!“

„Und der Fremde behauptet, Sie würden ihm eine Unterredung unter vier Augen gewähren.“

„Unter vier Augen? Ich weiche nicht von meiner Seite, Bürger Marat!“ Der kommt nicht in guten Absichten zu dir!“ Und Laurent Bas richtete seine athletische Gestalt in ihrer ganzen Höhe auf.

„Aber der Fremde sagt, er wäre Ihnen wohlbekannt, er brächte Ihnen Grüße von Monorgeuil.“

„Ah!“ Marat schlug seine Decke wie eine römische Toga um sich, in der Weise, wie es damals Brauch auf dem Theater that, und trat betreten einen Schritt zurück. „Monorgeuil! — Herein mit dem Fremden! Das hättest du mir gleich melden sollen, Bürgerin Pain, aber du bist und bleibst eine unverbesserliche Schwätzerin!“

„Monorgeuil“, brummte Laurent Bas, „das klingt antirepublikanisch!“ Und da er nie zu den Klügsten gehört, war seine Neugier um so größer, und er beschloß, den Fremden zu erwarten.

Marat indes hatte ein scharfes Ohr und ein gutes Auge. Sein ganzes Leben lang war er den Schlägen des Schicksals und der Bosheit der Menschen ausgesetzt gewesen, mit tausend Übeln hatte er sich durch alle Zähnlichkeiten durchkämpfen, sich jeden neuen Tag aufs neue erobern müssen. In seinem Wesen hatte sich so die Vorsicht, der lauernde Zug ausgebildet, der ihn selbst in der Umgebung seiner treuesten Anhänger nicht verließ. „Monorgeuil“, sann er darum Laurent an, „ist ein Pferdename. Ein Schimmelhengst hieß so; der war freilich klüger wie du! Guten Abend, Bürger! Mach, daß du fortkommst!“

So drohend schüttelte er die Faust gegen den „eitrigsten Feter des Volksfreund“, daß es dieser doch für das Gerathenste hielt, sich zu entfernen; aber das Glück wollte ihm wohl: im Vorgemach stieß er auf den eingetretenen Fremden.

„Bürger Marat?“ fragte der.

„Dort!“ zeigte Laurent.

„Bist du noch hier?“ schrie der Volksfreund.

Da war Laurent Bas aus der Thür und die beiden Männer allein.

„Bei der heiligen Guillotine! Baron —“ fing Marat an.

„Bitte, der Adel ist abgeschafft! Wenn dir's gefällt, Bürger Marat, nenne mich Lefranc!“

„Hofft du, durch einen Namenswechsel der Guillotine zu entgehen?“

„Ich bin kein Narr — die frißt uns alle! Das muß ein Trost für dich sein!“

„Du bist doch nicht nach Paris gekommen, um zu sterben? Zum zweiten mal werde ich dir keinen Paß nach England verschaffen!“

„Du brauchst auch nicht! Den kleinen Dienst, den ich dir geleistet, hast du durch einen größern bezahlt.“

„Kleinen Dienst?“ Und Marat wiederholte sein pathetisches Spiel mit der wollenen Decke. „Klein! Und du willst ein Edelmann sein, Bürger Lefranc? Die Menschen sind heimtückische Bestien und keiner hat Gutes von mir verdient, keiner, außer dir! Niemand wird mich wieder vor Perückendieben retten, wie du es gethan! Hätte ich ihn jetzt nur hier, diesen tollköpfigen, hochmüthigen Artois, ich ließe ihn ersticken und mit sein Herz auf einer Pike vorantragen, wenn ich in den Convent ginge!“ Er knirschte mit den Zähnen und wühlte in seinen Haaren.

„Ereifere dich nicht, Volksfreund! Der Graf sitzt in Deutschland bei einer Flasche Champagner; dich hat kein Schlag getroffen! Wir sind gute Freunde, und der Weiseste von uns allen war der Schimmel Monorgeuil, der an deinen Pillen gestorben.“

„Nicht durch meine Pillen!“ erwiderte ärgerlich, in seinem gelehrten Stolz gekränkt, Marat. „Mische dich doch nicht in Angelegenheiten, die du nicht verstehst! Das arme Thier starb, weil es der eigensinnige Artois während der Cur geritten. Das sagt' ich ihm ins Gesicht; ich habe nie die Wahrheit verschwiegen; er aber schrie seinen Stallknechten zu: ‚Peitscht den Arzt, peitscht ihn!‘ Da sprangt ihr dazwischen, du, ein hochgeborener Baron!“

„Abgeschafft — und dafür brachtest du mich im vergangenen September glücklich aus der

Adiel, gerade zwei Stunden, ehe die Mörder kamen."

„Es waren keine Mörder —"

„Vergebung, es waren die Vertreter des freien und herrschenden Volks!"

„Aber du siehst noch immer, Bürger Lefranc, Sey' dich!" Und als der Fremde sich auf einen der schweren Holzschemel niedergelassen, fuhr er, nicht ohne einen leisen Anflug von Eitelkeit, fort: „Kahle Wände, harte Stühle! Es ist nicht wie in Versailles! Die Freunde des Volks wohnen nicht in Palästen!"

Kärglich und wüst zugleich, so weit es der Fremde in der Dämmerung gewahren konnte, sah es in dem Gemach aus. Links von der Thür ein ungemachtes Bett, davor ein Tisch mit Schreibzeug und Papieren; an den Wänden ein Schrank, ein Bücherregal, neue und alte Nummern des „Volksfreund", Marat's vielgelesener und vielbeliebter Zeitung, auf dem Fußboden verstreut, an den Fenstern Vorhänge, die längst grau geworden und manchen Riß hatten; drei oder vier Schemel und der Armstuhl, in dem er selbst Platz genommen: das war die Einrichtung Marat's. Das Gepräge der Armuth, das allem aufgedrückt war, verletzte weniger als der Mangel jeder Ordnung und Sauberkeit. Mit ironischer Artigkeit schien die Noth durft und das Elend des Besitzes hervorgekehrt zu sein, um Zeugniß für die Unzufriedenheit und Tugend des Volksfreundes abzulegen.

„Nicht!" rief Marat hinaus, als beide Männer an dem viereckigen Tisch sich gegenübersaßen. „Willst du ein Glas Wein haben?" Es war ihm eine Art Genugthuung, daß er — ehemals der arme Thierarzt in den Ställen des Grafen Artois — jetzt den vornehmen Edelmann bewirthen konnte. Die Dunkelheit verbarg ihm das spöttische Lächeln, das wie ein Blitz um dessen Lippen spielte; laut sagte indeß Bürger Lefranc mit verbindlicher Artigkeit: „Warum nicht? Ein Glas Wein bei einem guten Freunde habe ich nie verschmäht!"

Die Bürgerin Pain, die in der Wirthschaft Marat's auch den Dienst einer Köchin leistete, brachte darauf das Licht in einem zinnernen Leuchter und eine Flasche Burgunder.

„Schon! sie ein, Bürger Lefranc! Ich darf wegen meiner Krankheit nicht trinken."

„Krankheit? Hm, du siehst übel aus, aber das ist die Folge deiner Arbeiten, du schreibst zu viel" — und mit einem derben Fußtritt stieß er einen Haufen Journalblätter fort. „Da liegt der Beweis! Auf deine Pillen verstehe ich mich nicht, dafür verstehst du dich nicht auf die Revolution. In dem ganzen Wirrwarr haben nur zwei Männer das Richtige getroffen: Mirabeau und Danton. Der erstere ist in den Armen seiner Tänzerinnen an Opium, Champagner und Trüffelpasteten gestorben, der andere lebt noch herrlich in Saus und Braus, spielt hoch, ist gut und hat mehr als Eine Geliebte, du aber —"

„Ich bin kein Wüstling, ich nehme kein Geld von den Aristokraten!"

„Nein! Du bist wie in den Pferdeställen, wo wir uns kennen lernten, nach wie vor ein trauriger Narr! Wenn ihr euch nicht an die Stelle derer setzen wollt, die bisher die Besitzenden gewesen, wozu der Lärm? Hungern und darben konntet ihr auch unter dem König."

Marat zuckte die Schultern, nicht im Grimm, sondern wie einer, der die Unfähigkeit eines andern bedauert, seinem Gedankengang zu folgen. „Du hast kein Herz für das Volk", meinte er, „du denkst nur an dich! Es ist unrecht, daß ich dich vom Tode errettet, aber ich vermochte meine Schuld nicht anders abzutragen. Und ich will keinem Menschen etwas schulden, keinem! Die Gebeine deines Mirabeau wird man nächstens aus dem Pantheon holen und auf den Schindanger werfen, wohin er gehört."

„Ihr solltet seine Haut zu Handschuhleder gerben, dann brächte dieser Verräther doch noch den Sansculotten einen Nutzen!"

„Und dieser Danton", fuhr Marat vor sich hindeutend fort, „wird kein besseres Schicksal haben. Ich werde all diese Schwelger dem Volke anzeigen und die Revolution, die sie schänden, von ihnen befreien."

Inzwischen hatte der Fremde zwei Wassergläser — denn andere waren nicht vorhanden — halb vollgegossen und reichte das eine dem Kranken dar. „Trink, die paar Tropfen werden dir nicht schaden. Stürz' dich ins Leben, verkümmere nicht hier. Weiß man die Welt richtig zu nehmen, kann man sie wie Wachs kneten."

„Nun, aus alter Freundschaft zu dir und den Aerzten zum Trotz!" Marat stieß mit ihm an und trank. „Mögest du sicher wieder aus Paris und über die Grenze gelangen."

So heftig schlug der Bürger Lefranc auf den Tisch, daß die Gläser zitterten und der Zinnleuchter umzustürzen drohte; aus dem Vorderzimmer klagte ängstlich eine weibliche Stimme: „Ach die

nicht wohl, geliebter Freund? Ich bin sogleich fertig."

Schweigend leerte indessen Lefranc sein Glas, stützte das Haupt auf den Arm und sagte: „Ich scheite dich und bin ein Thor wie du, nur in anderer Weise. Wir Menschen sind wunderbare, verrückte Thiere. Ich komme nicht los von diesem französischen Boden. Er hält mich fest, so oft ich einen Versuch mache, ihm zu entfliehen. Statt nach England ging ich nach Vendée, ihr Republikaner habt da eine harte Nuß zu knacken. Von der Vendée nach der Bretagne, war dann bei den Girondisten in Calvados."

„Bei Barbaroux und Pétion?"

„Bei ihnen. Diesmal aber sieh' ich zu dir, Volksfreund, das sind jämmerliche Schwächlinge, geschwätzige, eitle Gecken, zu phrasig für ein Königthum und zu vornehm für die Republik. Du und die Deinen, ihr hattet ein Recht, dem armen Ludwig den Kopf abzuschlagen, diese Wortreicher nicht. Entweder das Volk oder der Adel! Von Caen bin ich wieder nach Paris gegangen."

„Warum? Willst du dich aufrichtig für die Republik erklären? Du bist ein tapferer Mann, es fehlt uns an tüchtigen Offizieren, du sollst Oberst werden."

„Sachte! Sie weit reichen meine Erwartungen nicht. Ich habe einige Geschäfte hier abzumachen, Privatangelegenheiten, bei meinem Ehrenwort! Der Staat ist mir gleichgültig. Unter andern eine mit dir."

„Da bin ich neugierig."

Einige Sekunden lang fegte der Arzt mit seinen Augen an das Glas wie einer, der in Verlegenheit nach dem besten Ausdruck für seine Gedanken sucht. Jrohe brannte mit verglimmendem Docht das Licht und warf einen schleierlichen Schimmer über Marats Gesicht.

„Was hab ich?" fragte er endlich.

„Hm — was würde Montagnard Artois sagen, wenn er uns beide so zusammensitzen sähe? Eine verkehrte Welt! Die Schafe kommen zum Wolfe, ihn vor den Hunden zu warnen. Jn Gott, Paul Marat, es steckt die Grippe!"

„Grippe? Ich gehe gern mein Blut zur Rettung des Volks."

„Das ist deine Sache, die meine wär's, dich zu warnen."

„Weshalb bist du nach Paris gekommen?"

Darauf antworten Lefranc nichts, sondern stand von seinem Holzschemel auf; beide Männer maßen sich lange mit den Augen, prüfend, wertend.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Helena Schubart.

Ein deutsches Frauenleben. Von P. Gibelius.

IV.

In ihrem Jammer um die Gefangenschaft ihres Mannes, in ihrer Verlassenheit sucht und findet Helena Schubart einzig und allein Trost und Beruhigung im Worte Gottes, in den erhebenden Wahrheiten der Religion. Aber es kommen auch Stunden, in denen ihr diese Tröstung verschwindet: sie fühlt, daß sie sich selbst zur Qual ist. Das fürchterliche Warten ist ihr ärger als der Tod. Und immer wieder in den innersten Hoffnungen getäuscht werden; immer wieder erfahren müssen, daß an entscheidender Stelle nur ein höhnendes Spiel mit ihr getrieben wird, das schnöde Vertröstung die höchste Lust der Großen ist: das bringt sie schier zur Raserei. Zudem meint sie, Schubart sei „ein Raub der schwärzesten Melancholie geworden", da man ihr gelegentlich mittheilt, er verabscheue alles, was nicht in den engsten Rahmen des Christenthums passe; von einem Briefe von des Gatten Händen war ohnehin keine Rede — er durfte ja immer noch nicht schreiben. Dann ersinnt sie wieder das Walten der Vorsehung und klammert sich mit ganzer Kraft an diesen Glauben, erwartet alles Gute von dem lieben Gott. Da sie bei Menschen kein Gehör findet, so meint sie, sie müsse den Himmel stürmen. „Wann ich meinen Mann nur wieder hätte", schreibt sie an ihren einzigen Freund, „und wenn er auch eine Zeit lang Nachtwächter sein müsse, so wäre ich zufrieden; ich bin sein Weib und er mein lieber Mann." Als sie schon später die Nachricht bekommt, daß es mit Schubarts Lage sich freundlicher gestaltet habe, daß er den Gottesdienst besuchen und sogar auf der Zeitung im Arrest sich bewegen dürfe, da spricht sie voll des Dankes den Landherren gegen Gott. Und wenn sie die Klage der Zeit über Plackerei und Hetzerei laut hören macht, so erinnert sie sich doch wieder und will alles geduldig ertragen und auf die Güte des Herrn hoffen.

Am 22. Januar 1779 erhielt sich Helena abermals eine Audienz bei dem Herzog. Sie dankt ihm für seine Fürsorge für ihre Kinder und bittet um die Freiheit ihres gefangenen Mannes.

e kann versichert sein", antwortet ihr der
ß, „daß ich vor Sie und alle die Ihrigen
en werde! Gehe Sie nur sei Sie ruhig!"
mit war sie abgewiesen. „Ach", seufzt sie in
m Kummer, „ein gefangener Mann ist eben
armer Mann! Und ich Laute so in der Irre
m und weiß nicht, was ich anfangen soll!"
Johann in der Stadt Stuttgart sich das Ge-
t verbreitet und alle Menschen behaupten,
den Geburtstag des Herzogs werde Schubart
werde in der Akademie erscheinen, in so
aus freudig erregt. Aber der Tag erscheint
vergeht, ohne daß jenes Gerücht sich bewahr-
et, und Helenas Herz sieht sich abermals betrogen.
Mit neuer Hoffnung geht sie dem Tage ent-
en, an dem ihr Sohn Ludwig konfirmiert wer-
sollte; sie glaubt fest, durch heiligen Handlung
te doch der Vater befreundeten dürfen. Alle
ert sie sich; allein auch diese Hoffnung bleibt
erfüllt. Zu Ostern 1779 wird Ludwig konfirmiert,
r der Vater bleibt auf dem Asperg gefangen.
Im September des nämlichen Jahres erscheint
Magd des Obersten Riegel bei Helena und
ählt ihr alle möglichen Neuigkeiten von Schu-
t, nebenbei bemerkt sie auch, daß er schon
gst hätte einen Besuch von ihr, von Helena,
nehmen dürfen, aber er wolle es nicht haben.
ne Skrupel erwachen darüber in Helena's
wiederum Herzen; sie meint, wenn sie wohl
ir, so würde das ihr Leiden noch schwerer
chen, weil sie es als eine Kaltherzigkeit be-
chten müsse. Dennoch hofft sie bald wieder
s Bette und thut auch neue Le viel für den
fangenen, als in ihren Kräften steht.
Ist es bei solchen Leiden zu verwundern, wenn
sich Helena's Gesundheit gründlich wollte?
n blasses Kinder bringt sie dem Tode nahe;
er in all ihren Schmerzen wandert sie doch
Gedanke an ihren lieben Mann. Ihn nicht
he hinwirken zu sehen, ist ihr größer als Schmerz
und Tod. Und als sie wieder kränklich darnie-
g darniederliegt, so sagt sie selber — ist ihr
es tief verwundet; „oft liegt die Schwerste Not
nderlei auf mir. Ach, ich bin zum Leiden ge-
acht und mein Schmerz ist immer vor mir."
Abermals geht sie vor den Ältesten und bittet
e die Befreiung ihres Mannes. Und als der
ersog ihr erklärte, ihr Ratgeber meinen es
ht gut mit ihr, so spricht sie mit freimüthigem
en: „Gnäd. Landesherr, mein Herz ist mein
ätgeber!" „Schon gut", erwidert der Herzog
er verweist sie eben wieder zur Geduld. Geduld,
nichts als Geduld verlangt man von ihr, und
wer übte diese Tugend in höherem Grade als
Helena?

Ein neuer Leidenskelch tritt in die Leidensnacht
der armen Frau. Sie erhält den Besuch eines
ärztlichen Freundes, der täglich um Schubart ist.
Dieser erzählt ihr „unaussprechlich viel im Ver-
trauen". Und als sie hört, daß auch Klopstock
sich für den Gefangenen verwenden wolle und
deshalb zunächst an den Obersten Rieger geschrieben
habe, da wird die Hoffnung wieder mächtig in
ihrem Herzen und Preis und Dank und Lob
kommen sie dem göttlichen Retter. Alles Weitere
will sie abermals der göttlichen Vorsehung über-
lassen. Wunderbar ist es aber, daß eben um
diese Zeit der „Herr Baron von Rieg — jener
kaiserliche Ministerresident in Ulm — in die Ewig-
keit gehen mußte"; denn diesen sieht sie wenn
nicht als den einzigen Urheber ihres Unglücks,
so doch als denjenigen an, der vieles dazu bei-
getragen hat. „O, wie wunderbar ist die Ge-
rechtigkeit Gottes!" ruft sie aus; „wir sind Sünder
und Gott ist Richter!"

In derselben Zeit — im Dezember 1779 —
traf auch Goethe in Stuttgart ein. Helena ist
ganz entzückt über dessen Ankunft. Hier, denkt
sie, vielleicht ist auch hier ein göttliches Werk-
zeug, uns Erlösung zu erwerben. Und sie entschließt sich, ihm ihre Aufwartung zu machen.
Goethe aber, von dem Wunsche Helena's, ihn zu
sprechen, durch einen Freund unterrichtet, verspricht,
sie aufzusuchen und mit ihr zu reden. Aber der
Arzt weist gegen Goethe eingenommen durch
allerlei Verleumdungen; der Besuch verbittet und
verspricht und Helena getraut sich unter den ob-
waltenden Umständen auch nicht, den „großen
Mann" aufzusuchen. „Mein Herz spricht mir zu",
schreibt sie an Müller, „und mir möchte
mein Herz verpfänden; aber ich darf es nicht
wagen, zu ihm zu gehen, wenn es nicht von un-
gefähr geschehen kann, denn ich mache lieber,
mehr Lärm als gut zu machen."

Müller will Helena von dem Ärzten retten;
aber er vermeint auf der Hut, er werde auf seiner
Reise auch Klopstock besuchen. Da benimmt sie
den guten und liebenswürdigen Müller, an diesen
Mann in Bezug auf Schubart's Gefangenschaft
zu schreiben, damit er dann den Herzog um die
Befreiung des Armen angehe. Sollte auch das
vergeblich sein, so bleibt ihr nun noch der einzige
Weg übrig, bei der Rückkunft des Königs ihren
Bittengang, den sie abbrechen für Stuttgart

ziehen müsse, demselben zu Füßen zu legen und dann die ganze Christenheit um Hülfe anzurufen; vielleicht schicke ihr der erbarmende Gott einen Menschenfreund, der die Macht habe, sie durch göttlichen Beistand zu retten.

Neue Freude lebte in Helena's Herz ein. „Freuen Sie sich mit mir", rief sie dem edeln Miller zu, „heute war der glücklichste Tag, wo der gnädige Gott des Fürsten Herz zu unserm Besten lenkte! Seine herzogliche Durchlaucht hatten heute Mittag — am 4. December 1780 — die Gnade, meinem Sohn bei Tisch zu sagen: „Er wird bald seinen Vater sehen; er wird ihn besuchen." Unsere Freude ist unbeschreiblich, wie Sie sich vorstellen können! Die glückliche Stunde seiner Ankunft kann ich noch nicht bestimmen, auch weiß ich noch nicht, unter was vor Umständen es geschehen wird; doch ich bin ruhig und überzeugt, daß alles nach Gottes Willen gehen muß. Dem Allmächtigen aber gebührt Ehr und Preis und Anbetung von nun an bis in Ewigkeit! Halleluja!" Aber wie grausam wurde die Glückliche getäuscht! Nichts von allem traf ein. Ob sie der Herzog durch solche vereitelte Hoffnungen noch verhöhnen wollte? Welch Glück für die Arme, daß sie nicht wußte, wie viel lange Jahre noch vergehen mußten, bis ihr heißester Wunsch erfüllt werden sollte!

Doch wurde der trauernden Frau endlich ein Wunsch gewährt. Zu Ende des Jahres 1781 sehen wir dem Gefangenen die Mittel und die Erlaubniß zu schreiben erteilt. Auch Besuche durfte er annehmen — nur seine Helena und seine Kinder darf er nicht sehen! Wurde dadurch ihr Jammer gelindert, ihr Herz beruhigt? Wie hätte dies sein können! Jetzt empfindet sie das Leiden ihres Mannes doppelt schmerzlich. „Ein Sklave, ein bedauernswürdiger Sklave bin ich vom Morgen bis in die Nacht", schreibt er seiner Frau. „Länger kann ich die Qualen nicht ertragen, die meine Seele bemarmen. Küsse meine Kinder im Namen ihres elenden Vaters! Segne alle, die mir fluchen und verwünsche sie nicht!" Und in immer höherem Grade steigern sich die Klagen des Gefangenen, und seine Bitten, Helena möge doch nichts unversucht lassen, was zu seiner Befreiung beitragen könne, lasten mit unnennbarer Wucht auf ihr. Wohin soll sie sich wenden? Man sucht die Schein, verspricht alles und hält — nichts! Darum will sie sich nun um so stärker zu dem Allmächtigen wenden; von ihm allein erwartet sie Hülfe.

Im Verlauf des brieflichen Verkehrs des Gefangenen mit seiner Gattin wiederholen sich dessen mannichfaltige Klagen immer von neuem; keinen einzigen Brief erhält Helena, aus dem nicht der grausigste Jammer spricht. Er nennt sich einen lebendig begrabenen Mann, dessen bitterstes Leiden die Entfernung von seiner Gattin ist. „Erbarme es Gott!" ruft er dann wieder verzweifelnd aus, „daß ich meine Kinder nicht heranwachsen und ihren Geist sich entfalten sehen soll! Ruhe und Frieden hat meine Seele verlassen und Hoffnungslosigkeit zerfleischt mein Herz!" Und ein anderes mal jammert er im Angesicht des Frühlings: „Der Frühling kommt, die steigende Lerche singt, der freie Käfer summt unter dem Blätterdach — und ich bin allein zum ewigen Kummer verdammt und schmachte allein — ohne Weib, ohne Kinder, ohne Freund, ohne Freude in der blühenden Schöpfung!" Dann dankt er aber wieder voll Rührung seinem Gott mit freudigen Thränen, daß wenigstens Helena gesund ist.

Zu verschiedenen Zeiten kommt der Herzog auf Hohenasperg an, theilt Gnaden über Gnaden aus — aber Schubart bleibt stets vergessen. Der Festungskommandant verwendet sich für ihn — umsonst! Jede Hoffnung, frei zu werden, ist leerer Wahn. „Der Herzog ist ein Satan gegen mich!" Mördern erlaubt er, ihre Weiber zu sprechen, wann sie wollen, und mir — der acht Jahre in unverschuldeter Gefangenschaft seufzt — mir versagt er den Trost, das Weib meines Herzens, die Kinder meines Blutes zu küssen!" Was er sich in solchen Anfällen von Verzweiflung wünscht, ist — der Tod.

Und all diese unendlichen Klagen schreibt er aus in den Schoß Helena's; und sie ist von Jammer fast zu Boden gedrückt. Als sie später hört, daß der Herzog ihren Mann „ärger als zuvor behandle" wegen des im Druck erschienenen Gedichts: „Die Fürstengruft", so weiß sie in ihrem Elende schier keinen Ausweg mehr. „O Gott", seufzt sie unter Thränen, „laß mich lieber sterben, als noch länger in solcher Qual leben!" Später wäre sie wieder zufrieden, wenn sie nur ihren Mann auf dem Asperg besuchen dürfte. Sie trägt diese Bitte dem Herzog selber vor und er antwortet ihr: „Das hat Sie nicht nöthig, denn der Arrest ihres Mannes ist zu Ende." Aber Schubart bleibt trotzdem nach wie vor Arrestant. Mußte Helena an solcher Täuschungen nicht allen Glauben verlieren?

Endlich — endlich durchbricht die Sonne die

Schrecken der Nacht.' Im neunten Jahre seiner Gefangenschaft wird ihr die Lebensfreude, da ihr vergeblich erflehte Erlaubnis erteilt, einige Tage bei ihrem Manne verweilen zu dürfen. Ihr — lassen wir die überreiche Schilderung solcher Vorgänge selber schildern:

„Am 4. Juli 1785" — erzählt sie einem Freunde — „wurde ich von einem Betreuer aufgeweckt, der mir einen Brief von dem vortrefflichen Herrn Generalmajor von Beroldingen brachte. Der Inhalt war: ich möchte bis halb acht Uhr zu bemerken kommen, da hätten wir eine angenehme Nachricht zu geben. Ich hatte täglich viel Gutes auf seinem für ihn kaum erwarten. Als ich bedenke, sagen Sie es mir: ich wußte heute meinen lieben Mann schon und sprechen. Kaum ich aber aus Gewissen hätte, machten sie die Thür auf, und meine drei Kinder herauskamen. Ich war ganz außer mir, konnte aber meine tausendfachen Empfindungen nicht genug ausdrücken, und gern hätte ich dem lieben Mann die Füße geküßt, wenn es es gelitten hätte. Nun gaben sie mir zwei Briefe, einen von Sr. herzoglichen Durchlaucht an den Herrn Generalmajor des Leibregt Regiments, General von Hügel, den andern von der Frau Landhofmeisterin von Hohenheim an die Frau Generalin. Im Kutsche war beschlossen, wir nahmen ein Nachtessen ein, und wir, ich und meine Kinder, fuhren nun dem Asperg zu. Wie es uns auf der Hinreise zu Muthe war, läßt sich nicht beschreiben, sondern nur nachempfinden. Auf dem Asperg kam uns gleich der zweite Schergengel, der Herr General von Hügel, etwas unsicher der Kälte meiner Ankunft, entgegen. Wir traten und alle auf das, was uns bevorstand, mit Ernst. Ich übergab dem Herrn General meine Briefe und der liebe Mann legte täglich durch seinen Herrn Sohn die Vorbereitung meines Mannes auf unser Wiedersehen, der auch nicht lange warten mußte, uns aber führte er einstweilen in seine Gemächer und blieb bei uns, bis die Nachricht kam, mein Mann wäre bereit, uns zu sprechen. Der Herr General ging selbst hin, um ihn abzuholen. Indessen standen wir alle Stumm und wie versteinert da. Auf einmal ging die Thür auf und der Herr General und mein Mann traten herein. Mein Mann schien weder Freudigkeit, noch wie es uns schien, mehr zu ganz Besorgtheit. O, ich und meine Kinder drängten uns zusammen und erblickten kaum vor Liebe unsere Schmerzen; an der Thränen flossen gemischt mit ein Bad. Sie standen wir lange, ohne ein Wort zu sprechen; es läßt sich nicht nachempfinden, viel weniger beschreiben, was wir da empfunden haben. Mein Mann erholte sich zuerst und hielt eine schöne Rede, lobte uns sanfte den Allmächtigen und unsere gnädigen Herren — dann sahen wir uns und sah bitten alle Gott.

„Wir hatten die Erlaubnis, etliche Tage zu bleiben, und waren sehr lange Tage lang beisammen. Jetzt sahen täglich unter Thränen, aber es waren ganz andere Thränen, als wir bisher geweint haben. Es ist gleich mit meinem Manne schon vieles ausgestanden hatte, so hin ich doch noch erstaunt, das Schicksal meine Mann ist. Sie können nicht glauben, was mehr für eine ruhige Person ich in der Festung und im Gefängnis. Mein Theilnehmen, so viel ich konnte, hatte so vieles stolze Herzen ich denn doch auch etwas weich. Ich kann gar immer noch der alten Schulart, der hilft, aber auch viel Gutes thun kann. Man wird uns wollen an die gute, ich bin gerne Herz, das ganz liebe gegen Menschen und auch ganz liebe gegen die Menschen ist, und es kann nun lassen. Ich weiß, an mein ich glaube! C, wenn Sie die ganze Erzählungen gehört hätten, die er seinen Kindern gegeben hat! Aber es ist zu viel, ich kann Ihnen unmöglich alles beschreiben. Am letzten Tage unsere Aufenthalts auf dem Asperg, um die herzogliche Gnade nicht zu mißbrauchen, fuhren wir wieder nach Stuttgart, wo jetzt Landvogtei gegen die unausgesetzte Wohlthat, womit Sr. herzogliche Durchlaucht uns beglückt haben, in Ihren vom erhabenen Herzen selbst allen wir auf den Mittwoch angeordneten hohen Gnadenbezeugungen zum Segen schreiben muß empfing. Auch der Herr General von Hügel war selbst gegen uns seinem Zimmer erwiesen uns auf dem Asperg alle nur erdenkliche Gnaden, die wir nicht genug verdanken können. Nun bleibt uns auch nur die tröstliche Hoffnung, daß uns der liebe Mann auf Ihren sich schon nachkommen werde.

Damit es nach solchen Ergüssen auch meiner Pflicht, um das Herz Heimath in seiner vollen Pflicht vergleichbarer Liebe, gemeinsam Landschaft und zuversichtlicher Hoffnung fassen zu können" flot diese Herz hat nur Ihren Mensch, Ihnen und Ihrer Familie den Mann ihrer Liebe und Sorgen hier zu wissen.

Im Verlaufe auf dem Asperg hatten sich mancherlei kleine Zwang — mitverholen. Insbesondere ist Schubart über der Erlaubnis voll großer

Unzufriedenheit, und in bitteren Worten über er sich hierüber gegen Helena aus. Sie aber schreibt ihm im Januar 1787, ihn zu trösten: „Mein Gott, was soll dann noch aus uns werden! Zwar sind wir Menschen, und ich kann Dir's nicht verdenken, wenn Du es manchmal bist; aber sage mir, was nützt es, wenn wir uns vollends zu Tod ärgern? Häufen wir nicht unsere Leiden noch mehr dadurch und verfeindigen uns an Gott und uns selbst? Ich bitte Dich deswegen um Gottes willen, sasse Muth und sei noch ein wenig geduldig! Gott wird und muß uns endlich doch helfen! Niemand kann mehr darunter leiden als ich, daß wir so getrennt leben müssen; aber sage mir, wie kann oder soll ich es ändern? Ich will Dir gern folgen. Uebrigens hast Du recht, daß mein Herz gutherzig ist und daß ich suche, meine Pflichten treulich gegen Dich als auch gegen unsere Kinder zu erfüllen, und dies kann ich nicht lassen, solange ein Odem in mir ist. Ich bitte, bitte, sage mich oft zu Lotte, wie ich immer alles zu Eurem Besten einrichten will. Aber was mir unmöglich ist, kann ich nicht ändern."

Sie hatte wahrgesprochen, die gute Helena! Gott hilft den schwergeprüften Seelen, und — der Tag der Ernte brach an für den gebeugten Vater. Am 11. Mai 1787 wurde Schubart aus seiner Gefangenschaft entlassen. „Schreiben werde ich vor Freude", schreibt er seinem Freunde Hofrat in Karlsruhe in rauschendem Entzücken, „machen mich Ihnen unter diesem Himmel im Frühlingsgrün aber Lerchen mit der Nase auf den höchsten Zaunstock, die gefalteten Hände in die Weiden stecken und dem guten Weber der Freiheit laut weinend danken." Vier Jahre war die lange, lange Zeit der Trübsal und des Jammers mit der Haft. Und Helena war selig, ihr Gebet erhört, ihre einzige Hoffnung erfüllt zu sehen. War schon jener erste Briefschein auf dem Berge bei Gefangenschaft „nicht zu beschreiben, nicht einmal nachzuempfinden", um wie viel weniger die Freude, die jetzt Helena's Herz durchzitterte! Vergessen war alles Leid der vergangenen Jahre und hell und sonnig lachte ihr das Menschenherz, der Himmel entgegen!

„Mein Herz ist gutherzig", hatten wir Helena sagen; „ich suche meine Pflichten treulich gegen Dich als auch gegen unsere Kinder zu erfüllen, und dies kann ich nicht lassen, solange ein Odem in mir ist." Ja, sie war für ihre Kinder nur Liebe, Sorge, Treue! An ihnen hängt ihr Herz mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit. Was sie von ihnen erzählt über ihr Betragen und ihren Fleiß, ist ein Balsam für ihre Wunden. Ihre Kinder sind während der Gefangenschaft Schubart's neben ihrem Freunde Miller das einzige, was ihr das Leben erträglich macht, die einzige Sorge, die sie froh machen kann. Und wenn sie von ihnen hört, daß ihre Lehrer mit ihnen zufrieden seien, daß sie das allgemeine Lob haben, so richtet sie sich durch solche Nachrichten in ihrem Elend wieder auf. Als sie eines Tags vernimmt, daß ihr Sohn Ludwig sich im Examen sehr gut gehalten habe und sogar einige Preise verdient hätte, die er aber nicht bekam, sondern blos mit dem Lob darüber nehmen mußte, weil „es der Fürst so wollte", da ist Helena dennoch zufrieden. „Ich bin zufrieden", sagt sie, „wenn er nur fromm ist und einmal Rechtschaffener wird." Auch über ihre Tochter Julie spricht sie sich freudig aus; nur weiß sie nicht, ob sie es gutheißen soll, daß sie schon auf dem Theater sich hören lasse, wo sie sich Lob erwerben habe. So äußert sie sich im Jahre 1779. Im folgenden Jahre bringen beide Kinder das gleiche Lob der guten Mutter zu; Ludwig erhält sogar einen Preis und gehört in allen Fächern zu den besten Zöglingen der Akademie. „Das Julchen hat auch das beste Lob und erhielt kürzlich von der Frau Gräfin (von Hohenheim) ein Geschenk von Silber."

Von ihrem Sohne Ludwig hofft sie viel Gutes; doch ist sie in Sorgen wegen seiner Zukunft, weil sie einsieht, „daß seine Notwendigkeiten höher steigen, als sie im Stande ist, ihm anzuschaffen". Das „Julchen" wünscht sie 1781 von der Akademie zu sich zu nehmen, ehe sie sich ganz dem Theater widmet; denn dies war nie ihr, der Mutter, Wunsch, und es würde sie schwer bekümmern, wenn Julie auch dabei Liebe und vielleicht auch einen Mann um seines „berühmten Namens" willen bekommen sollte. Helena gibt sich alle Mühe, der Tochter das Theater zu verleiden; auch ist diese folgsam; aber — „was kann ich gegenwärtig anders thun, als alles dem Allmächtigen befehlen und ihn bitten, daß er es wohlmachen möge!" schreibt sie an Miller.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Valentin.

Ei, das wird ja keinen Anſtand haben. Augenblicklich. (Ab.)

Wilhelm (allein).

Ein ſchmerzlicher Gang! Danken, aus innerſter Seele danken und doch auf den Lippen ein Vorwurf, — ein Vorwurf, den ich auszuſprechen nicht berechtigt bin! — Wie bin ich begierig dieſen jungen Mann kennen zu lernen! In ihren Briefen nannten ſie ihn edel, ſie legten ihm die glänzendſten Eigenſchaften bei, und jetzt, da er ſcheidet, wie deut' ich bei den Meinen dies drückende Schweigen? Sollt' ich einen Blüthenzweig, nach dem er nicht zu langen wagte, ihm niedriger beugen müſſen oder verläßt mich hier jene Sehkraft, die der Künſtler auch an ſeinem innern Auge zu ſchärfen lernte? Ich werd' ihn beobachten. Er kommt.

Dritter Auftritt.

Guſtav Holm. (Durchweg lebhaft und aufgeregt, wie man kurz vor einer Reiſe zu ſein pflegt.) Wilhelm.

Guſtav.

Hört' ich recht? Herr Profeſſor Steiner?

Wilhelm.

Wilhelm Steiner, der aus tiefſtem Herzen danken will für Alles, was Sie an den Seinigen (reicht ihm

Träumereien auf Wegen und auf Stegen.

Von Moritz Horn.

4. Marktfrieg.

Der einsame Weg und der schmale, denn es gewährt kaum zwei nebeneinandergehenden Personen ausreichenden Raum.

Bald führt er über Wiesen, auf dem Rain des Feldes hin, bald durch einen kleinen Grasmischwald, bald an einer Gruppe ländlichen Gartenhäuschen vorüber, das einem wohlhabenden Landwirth gehört. Den Weg kennen wir, wir sind Marktfrieg Gefährten auf der Stadt fahren, Herr Meister Marktfrieg.

Dann wird es auf dem lebendigen; mehr Fußgängerinnen mischen sich hin, schwere Körbe auf dem Rücken, gefüllt mit den Erzeugnissen der Landwirthschaft. Ein großer Tag — der Gang in die Stadt zu Markt hat immer etwas Festliches, deshalb wird das beste „Kopftüchel" aus der Lade genommen — blinkt vor den Strahlen der Sonne, denn wenig Schatten vor heftig der Weg.

Wer mag es den nach der Stadt wandernden Leuten verargen, wenn sie mit frohen Blicken vor sich dem hinter grauen aufsteigenden Thürmen winken begrüßen, die endlich das Ziel mit ihren Häusermassen in voller Ueberhöhe schauen? Es Rothes hebt die Brüder, die wandern, der Herz muß schlagen, schneller, und wie sie unterwegs es glauben, hat sie am strahlenden Tage, daß ihnen manche Hoffnung erfüllen soll, daß man nach der Stadt zu Marktfrieden gehen, so ist es natürlich, da sie Erzeugnisse des Heimweg antreten, erfüllt. Lassen, Betrunkene suchen sich auf dem Marktplatz gruppen und gemütliche Plätzchen zu finden.

Der Sonne nicht weiter, denn Mittag ist, als man der Stadt schreiten. Leichter ist der Korb, die wenigen Pfunden von Lasten mit Zucker, Salz u. dgl., die sie für ihr eigenes Hauswesen, aber auch Gefälligkeit für eine Nachbarin, darum gebeten, mitbringen, wiegen nicht, und hat eine kaum fühlbare Last, die nach der Gewicht der beschwerlichen Marktkasse trachtet. Wie leicht aber auch der gegenüberschwerlich erscheint, besonders in der Nähe vom Meer.

Wie die frischen Gesichter der Mädchen strahlen Unterhaltung, manches Lachen, manches übertönenden schweren Stunde, aber auch manchen trüben Tag muß gedacht; so kommen sie, wenn der Abend kommt, nach dem im Glanze der Abendsonne zwischen grünen Bäumen und Büschen liegenden Dorfe heim.

In Nähe jener Gastwirthschaftsgruppe, durch welche unser Weg führt, befindet sich ein Kram- oder Spezereiladen, dort rasten und ruhen eine jener Frauen, welche den Marktfrieg begehen — die Botenfrau.

Sie ist hochbetagt, aber in ihren runden, blühenden Gesichtszügen, über die sie bei den Strahlen einer heimatlichen Sonne unendlich viele blau- und weißgestreifte Schürze mit einer leinenbraunen Kappe trägt, in ihren weichen Händen mit einer einfarbig blauen Schürze — mit dem zahnmäßigen Gesicht und den blauen Augen, welche ihrem Stammvolk überschauen, eine, man kann ihr Aussehen beschreiben, rührende Erscheinung, auf welche die nachfolgenden Verse sich anwenden lassen:

Wohin mit deiner Jugendlust
Wohin in deine Blütenzeit?
Wie Blumen soll dein Herz gedeihen
Und soll am Abend in Liebe blühn.
Dein Schmerzenskelch ist Liebe voller,
Du wirst mit Lust die Welt gewinnen,
Und ist dein Herzblut abgeflossen,
Bist du ein Engel abgeblüht.

Solange die Jahreszeit währt, geht die Alte Tag für Tag nach der Stadt; nur wenn der Winter kommt, bleibt sie daheim im Dorf, in ihrer Häuslichkeit, spinnt und strickt ab- abendlich: „Gehalt mir, Gott, meine Kräfte!"

Es heißt nicht Fürsten und Königen, Ministern und Generälen nur Gutes, nicht Böses, aber sie ist eine arme Frau, denn sie besitzt ein Herz, viel unverdientes Herz; und hat sie Zeit zu sterben, denn, wie es in der Marktfrieden kann geschehen!

Die Mann, der Meister, der, der sie mit zarter Sorgfältigkeit liebe umfangen, war ihr durch den Tod entrissen; sie liegt Gedächtnis liegt auf der Bahre, und sie heute aus der Stadt heimkehrende „Marktfrieden Botenfrau", wie sie die Stadtleute nennen, liegt in ihrer Kammer, und sie auch nicht mehr — ein Leichenschauen für den Dichter, der seine Augen geschlossen hat, — die treue Schwester der Hemde hat einen Schmerzen verloren.

Und, auf dem Marktplatz, sagt sie weit in ihre Heimat gehören mehr Thränen. Denn dem Himmel Tage, der Sonne klar und rein, dem Wolke grau,

mitten in dem Gesange fröhlicher Vögel ein trauerndes Menschenherz.

Lange hat das Mütterchen, ihr Leben wandert an der Seele vorüber; und es sind die Erinnerung schmerzlich sie ergreift, Bitter Leid hat sie, denn sie kann sich sagen: Ich gab ihnen allen, was den Menschen am meisten freut, was ihm nöthig ist, um glücklich zu sein: ein warmes Herz voll Liebe.

Das Lesezeichen für die Gedanken im Buche, geht sie vom Texte zu: mit aber rufen ihr nach: Du hast recht, Mütterlein! Der Mensch, der nicht liebt und nicht geliebt wird, ist das armste, verlassenste Geschöpf der Erde! Aber Glück, die ganze Seligkeit unsres irdischen Daseins wurzelt in dem Reich der Liebe!

3. Der Kirchhofsweg.

Es hat mich die Form eines Kreuzes, das Symbol unsres Glaubens.

Nur an die Schlafstätten, die unmittelbar an ihn grenzen, kann man auf ihn gelangen, in den anderen führt kein Pfad; der Rasen muß zwischen ihnen und seine Hügel treten, wenn der Besuch des „Ruhens Gottes" einem jeden gilt.

Es ist ein stiller Platz und doch ein belebter; daher erklärt sich mir auch der Zug in der Menschenbrust, an schönen Tagen den Kirchhof zu besuchen, auch wenn in seinem Schoß kein Lieber von uns Abschied nahm, und auf seinen Wegen gedankenvoll zu wandeln. Blühen nicht Rosen, grünen nicht die Bäume auf und neben den Hügeln? Sind Blüten und Blumen, obschon sie der Winter gebrochen, nicht wieder in verjüngter Pracht auferstanden? Sollte unser Herz, in Stand erstehen, Stand bleiben? Nein, es wird in erneuter Schönheit aus der Gruft hervorgehen und der Seele, die durch den Tod ihrem Leib Gefährten machte, ein würdiges Kleid weben! Das sagen uns die Blumen, die auf dem Grabe die Knochen überwuchernd klagen, das sagt auf ihrem Blütenblatt der Baume geschrieben!

Wenn das Fest Johannis des Täufers, von dem Kirchenjahr Juni mit den duftenden, Rosenlachen Reben gekrönt, erblüht, dann ist der Kirchhofsweg recht einsam, dann hält auf ihm und über ihn die Liebe ihre Wallfahrt mit Kränzen und Blumen, dann trägt ihre Hand den Schmuck der Sehnsucht; der Kirchhof ist in der That zu einem Garten umgewandelt und die Erinnerung hält ihren Gottesdienst unter dem Himmel, in dem die wohnen, welche seine Bewohner, unsere Erde, verlassen haben.

Wie in der Welt nahe beieinander Lust und Leid liegen, so wohnt auch vertraulich neben der Stätte der Trauer das ungetrübte Glück eines stillen, beschiedenen, häuslichen Herdes. — Das Haus des Küsters steht mit seinem Fenstern auf den Kirchhof hinaus und ein schmaler Pfad führt daher. Vor dem Hause ist ein grüner Platz, dort breitet ein junges Weib das blendende Linnen im Schein der Sonne aus; im kurzgemähten Grase sitzt ihr Kind, ein blühender Knabe, der mit Blumen spielt, die auf seinem Kleide liegen. Manchmal blickt er nach der Mutter und lacht laut lachend mit den kleinen Händen, freilich etwas ungeschickt.

Die Mutter richtet sich von ihrer Arbeit auf.

Welchen Namen soll man dem Lächeln geben, das sie verklärt, indem sie ihr Kind anblickt? Mutter man es nicht ein heiliges nennen?

Der Knabe macht der Schularit entgegen; der Spielplatz vor dem Hause hat für ihn den Reiz verloren, aber die Tannenbäume mit ihren Inschriften und Emblemen um so größern gewonnen. Er wandelt gern zu ihnen hin, so er versucht mit auch Inschriften zu lesen.

Dem Manne gewiß, ist es ins Leben gerufen und nicht fern von der Stätte seiner Geburt; aber in manchen einsamen Stunden schweift seine Seele dahin nach dem Kirchhof, dessen Pfade er gegangen und auf dem Vater, der Mütterlein und — seine schöne Jugendzeit bestattet ruhen.

4. Der Kirchweg.

Ihn kennt man nur auf dem Lande; er führt die Landbewohner zur Gnadenpforte ihres Gotteshauses. Seit länger als Menschengedenken hat er seine jetzige Richtung behalten; die jetzt Greise gewordene alte Matronen, sind auf ihm zur Taufe, zur Konfirmation, zur Trauung gegangen, manchem Jüngling hahen erfüllt. Es kommt es denn, daß der Kirchweg auf dem Lande eine gewisse Oberherrschaft, ihrendlich einen gewissen Vorzug vor allen andern genießt, den man an ihn zu rühren Anstand nimmt.

So ungern heute der Landmann auf seinem Grund und Boden Änderungen sieht, so vom jeden besseren werden, den Kirchweg hat er nicht ungern; er hält ihn „Landrecht" in Stand und schont mit einem gewissen behaglichen Stolz im Kreise umher, wenn man seinen Verordnungen Lob und Anerkennung zollt; so ist es immer

auf dem Gute von Ungedenkens Jahren her ge-
wesen. — —

[illegible]

Und am Abend, auf Wegen und Stegen, in Wiesen und
Hecken

[illegible]

Jeder Blume spricht von Blumen in wichtiger Meinung.
Artlich beugt [illegible] Hummel sich tastig zu Nelk

lagen und heute mit dem Lichte, denn sie rede Pfingsttag Brigt auf den Abendstern Wolfe ihr Morgenrecht über das Land setzt, und wenige Augenblicke, und die Königin der Tage, die Sonne, drückt ihm die strahlende Krone auf das Haupt. Thau glänzt auf den Blüten und dem Laub, der Lerche entschwebt ihren Gesang und bringt die Botschaft, daß die ihr anvertrauten Kinderlein Antlitz als rote Lippe gute. Der Sängerin hören andere, daß wandert in Hecken und Büschen aus vollen Kehlen.

Im Garten, durch den der Kirchweg hindurchschneidet, aus dem Laub dichter Hecken ragt, sieht man das Schweizer eines freundlichen Hauses; — der dem „Gärtnerin" gehalten ist der Landmann eine passende Benennung.

Die Morgenstunde ruft weiter und weiter, sie sendet „die Nachbarn die Linnaea", die Blume, „mit nebelhaftem Munde", das es Jen ist, zum Gruß, zum Gebet ab zu verlassenen im Hause der Herrn.

Eve an den Tagen der arbeitsamen Woche war dieses besonders Gruß hohe ab, und die sittlichen Pflicht der Morgenstunde traut als heute für andere Thät einen heiligen Frieden in die Brust des Mädchens hinein.

Sie ist ein gar liebes Bild, das ich dem Auge darbiete, — die dunkle Wange, das Gold der Blonde und der lockende Morgenschmuck! schon steht in der Hand das Gesangbuch, ohne darauf das Kommunionbüchel; Frauen und Mädchen haben auch ähnliches ein „Andachtsbuch" und dem Garten heute sich gebildeten, der ruhige Schritt, der Nationale und die Aufrechte — in manchem feinen Herzen Strauben glaubt eine Pose, ein Zeremoniell, eine Theatergeste hat ich heute oder heute, das ich das Licht der Kirche in sich findet, spricht es die Farben des Regenbogens aber die Blumen, die mit der Kinder gepflegt worden.

Vornehm hat sich auf die Promenade an dem hohen Thore und der Tore ist gedrängt, die Frauen mehr als die Männer, denen Pflicht an der neuen Hecke Hütten und weben — der Tod, neue Kleider anziehen.

Wenn die Glocken zum letzten male ertönen, ist es mehr ruhig und still auf dem Kirchhofe, die Kirchgänger sind im Gotteshause versammelt, die Orgel klingt, der Pfarrer singt, der Küster schlägt das Buch.

Glückliche mit allen, die sterben, glücklichen Gemeinden die Segnungen des Himmels.

7. Gebirgsgedanken.

Ein alter, der eine weite, der andere weniger weite, angefüllte Zeitlang der Wanderer, allein wollen wir in den Gedanken und auf den Fluren der Berge bleiben; es liebt den gläubigen Menschen nicht, endlich erschrocken für die Wanderung, wenige Sonntage bleiben, gehen die Feuerigen Morgenlichtstrahlen der alten Bäume über die ohne Ruhe von Jahrhunderten Wipfeln, und es über die Felsen Pfad seinen Wasser schaut.

Wenige vor wenig Jahren hat mitten grünen und blauen einer heiligen Wanderschaft gern hinaus in den Frühlicht der heiligen Berge.

Ich, wie herrlich ist eine solche Wanderung! Im langsamen Naturbetrachten gewinnt sich der Fuß den einen Landschaft neuzeitlich Abwechslung; dann verweilt es mitunterlich durch den Blick, die Landschaft schlägt, die Gebirgsluft weht, spendet in einer tief Gedanken reiche Erquickung, über den Weg beides und schlägt es in das Gedächtnis, in das Wiederkehren ihrer Verschönerungen. Du ich ein innerliche Vergnügen gewährt haben und du mir erscheinst. Wenn dort und dann die Jahre lang das Gedächtnis in dem neuen verlegte Jahre der weiß Gegenstand hinein trägt; jetzt verschwimmt es, die Farbe kann nicht mehr ein, — so unseren Augen blickt die Heide weiß und der grünen Kraut steht ist die Ferne.

[illegible]

Lachen aus grünem Bergtal, der und gut Hohen steht, von hinten und man weit hinauf sieht in das gelegene Land. Städte, Dörfer sehen mit auf und in der Nähe rauhe Felsenhöhe schroff empor. Ein [illegible] Bach rauscht zu

muthigen Jäger, der kühne Sohn des Gebirgs, der, am Fuße der Berge geboren, groß wuchs auf ihren Kämmen, der seinen Gebirgsgeist fürchtet und von sich sagen kann:

Da draußen tief Gedanken, an grünen Berg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichtem Steg.

Ueber glücklich beim, Wachmann, von deiner Wanderung in dein Thal, in deine Hütte, zu deinem Weibe, das unruhig die Stunden zählt, bis du erscheinst, die dich an ihrer Brust heimbringt!

Nun gibt es noch einen Platz: länger aber dauert er gewöhnlich mit unserm Eintritt in das Leben, um sich einzumischen in den Kindheitsring und geheimnißvoll zu raunen, wie er begrenzen: es ist voller alter Erdenstaub. Seine Richtung kennt niemand, niemand weiß, wie lange Blumen auf ihm blühen werden; ob er rauh, ob weich sein, ob ihn die Sonne lange beleuchten oder ob düsteres Gewölk über ihm hängen, ob uns die Liebe darauf entgegenkommen wird oder ob wir mit einem fehnenden, liebenden Herzen einsam gehen müssen. Selten nur dürfen wir auf ihm süßen Träumereien uns hingeben, denn die Schrift sagt: „Wachet!"

Doch, ob der Platz mühselig sei, ob leicht, vom Glück begleitet, an seinem Ziele steht geschrieben unverlöschbar die Schrift von der Hand des Ewigen: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben."

Diese Verheißung im Herzen, wollen wir auf dem Erdenplatz hinwandeln im muthigen Glauben an diese Worte.

Der Mensch, sein Wesen und seine Entwickelung.

Anthropos nennen die Griechen den Menschen als den „Mannesfähigen". Anthropologie ist somit die Lehre vom Menschen, gemeint von der Beschaffenheit seiner Natur und ihrer Gesetze — unstreitig die für alle Lebensalter wichtigste Wissenschaft, welche die höchsten Aufgaben in ihren Kreis zieht, an denen der Mensch, je zu seiner, seine Kraft bis jetzt versucht hat und weiter versuchen wird. Die vielen Zweige der Gelehrsamkeit und Lehrfächer von allgemeinem Interesse sind die Anthropologie vereinigt die einzelnen Schulen. Das Ziel ist es erst in unsern Tagen möglich geworden, nachdem mit eine bis ins einzelne gehende Kenntniß der Gesetze aller Völker des Erdballes gewonnen, wie es in Karl Vogt's anziehendem Werke „Der Mensch in der Geschichte", hervorragt und obwohl noch gedrängter Uebersicht über das ganze Gebiet der Naturwissenschaften, wie es sich in Darwin's genialem Werke „Ueber die Entstehung der Arten", der Frucht langjähriger Arbeit und Forschungen, gibt.

Diese Vogt's und Darwin's Werk ist zu begrüßen „schätze" gelegen. Es werden Schätze sein. Um so unverständlicher ist der Mehr gebildete Kreise, durch Vorträge über populäre Schriften der angedeuteten Art, der besonders in den letzten Jahren gehörten und gepflegten ist im Allgemeinen wenig Lust einem größeren Publikum zugänglich zu machen.

Ein solches Buch liegt uns in Martin Lüdtke's Vorträge „Anthropologische Vorträge" (Leipzig und Heidelberg, Winter'sche Verlagshandlung 1863) vor. Dieses in vier gehaltene Vorträge begonnen mit einer Betrachtung der Welt alls, von welcher der Verfasser allmählich zu dem Menschen herabsteigt. Ohne seinem Gange zu folgen, greifen wir mitten in die vielfach interessanten Mittheilungen hinein, welche sich über Entstehung, Alter, Rassen der Menschheit, ihre Wanderungen und Kulturverhältnisse erstrecken und so von der Urzeit bis zum der schließlichen Ausbildung des Verkehrs gehen.

Indem wir alten Sprachlehrer den Menschen als den „Mannesfähigen" bezeichneten, setzten sie das Denken als charakteristisches Merkmal des Menschen hin, in welchem sich der Unterschied zwischen ihm und den Thieren ausspricht. Die erste Thätigkeit ist die allgemeinste und natürlichste Unterscheidung der Menschen in Verschiedenheit, d. i. in Klassen, die in immer höherer Vollkommenheit hervorgebildet. Diese Klassen aber stehen und mit dem Gesetz auch engste verknüpft und jener leichte Unterschied entzog und allein durch sie Gesetz bringt zu seiner Wirkung. Während die Thiere nur „gesetzlich" sind durch den Menschen, tritt neben sie die Verschiedenheit der Menschen mehrere Kulturen auf, unter denen natürlich auch, und zwar als „wesentliche Bedingung zur Civilisation", der Menschen steht „das Prinzip thätiger Gesetz" hervorragenden Grades unter einem Volke. Der jüngsterschienene Band in seinem „Geschichte der Civilisation in England" nennt in Indien und große Kulturen, von denen sie drei nennt — Klima, Nahrung, Boden — die gesetzlichen Einrichtungen großartiger und auch beschränkt, der kurze und mächtige — die Naturerscheinung im ganzen — die Kulturentwickelung beginnt sich Ursprünglicher Naturumrichtungen der sie sich verbunden, die sie durch höhere Thätigkeit, durch Einfluß von außen verändern. Darwin behauptet Darwin, daß jede Art von Organismen bis auf einen gewissen Grad veränderlich ist, sowie durch äußere wie durch innere Einflüsse und wenn weiter zu seinem Satze gelangt, daß es das Grundgesetz sei, daß alle Pflanzen und Thiere, wohin auch der Mensch mit sich hat die volle Gleichförmigkeit, gegenwärtig, so vielleicht von einer einzigen abstammen

Die Verluste, denen welcher der Mensch ausgesetzt ist, sind der Art. Andere Geschlechter behaupten dagegen die Unveränderlichkeit der Gattung. Darin besteht eine wichtige Aufgabe: es eine absolute Unveränderlichkeit der Species kann er nicht glauben, man sehe er in den Entwicklungen und Veränderungen keine zufällige, wie Darwin, sondern eine gesetzmäßige Entwicklung, so für die Erde wie für die organische Natur im ganzen und für jedes einzelne Wesen.

Für jedes Wesen — nicht blos für das eine oder andere bevorzugte Geschöpf! Bloß den Menschen betrifft, so wollten einige neuere Forscher für jede germanischen und Semiten, die große Familie der Deutschen und Juden, eine besondere Bestimmung zur Geltung bringen. Aber schon Einig so bisher „Entwicklungen der Naturreiche" suchte zu beweisen, daß alle Völker durch göttliche Konkurrenten — alle „natürlich" — zur Bildung fortschreitenden Glaubens und der Kulturentwicklung nicht auf innerer Begabung, sondern auf bestimmten äußeren Ursachen beruhten. Stimmt auch Darin dem geistreichen bei, so bleibt es doch auch die Bildung von Unterschieden in der physischen Anlage und Beschaffenheit des Menschen bestehen.

Diese physischen Unterschiede gestatten einen qualitativen Maßstab, so bei Schätzschätzung der „Menschen". Das Verhältnis der Säure und Basicität zur Kulturstufe und der darauf folgende Gesichtswinkel befindet einen höheren oder geringeren Intelligenz. Die facialische Norm hebt nun die am meisten ausgebildete Stirn und damit das Gehirn hervor, wogegen die Prognathie und den mächtig ausgebildeten Kauapparat eine untergeordnete Rolle bei geistiger Stirne verbindet. Von dem beherrschenden Einfluß ist diese Bildung auf die Entwicklungsfähigkeit beim Negro im allgemeinen schwach ist man bei den Kindern, während Gesichtung und Kopfabmessungsfähigkeit vollständig verbunden sind. Die geistige Schärfe hat man bei den alten Aegyptern, bei Juden und Deutschen beobachtet und wieder bei den germanischen Völkern hat sie gewaltig Platz gemacht. Die weitere Wirkung der germanischen (schwedischen) Rasse beträgt ungefähr 3 preußische Pfund. Dem widerspricht aber nicht von der höchsten Bedeutung der Einflüsse, die Form die bei Individuellen Völkern am gebräuchlichsten variiren und sinnlose geglichen erscheinen. Man kennt da die Wege, wenn auf diesen die Gesetzmäßigkeit sich macht. Jede Rasse hat ihre anatomische Bildung, gibt das Gehirn gelungene aber schon es auch nur sehr in geringe Schwankungen, je kleiner die Bildung ist, je klarer sie auftritt, um so gebräuchlicher, um so stärker und schärfer gegliedert werden kann. Eine Kenntnis der Wege nennen auf diesen die Gesetzmäßigkeit sich macht. Jede Rasse hat ihre anatomische Bildung, gibt das Gehirn gelungene aber schon es auch nur sehr in geringe Schwankungen, je kleiner die Bildung ist, je klarer sie auftritt, um so gebräuchlicher, um so stärker und schärfer gegliedert werden kann. Eine Kenntnis der Wege nennen

Darin hat deshalb recht, wenn er die wichtigsten Kultur- und Kulturstätten der Kulturentwicklungen im Lande aufhebt. Denn die Art ist, welche Gesicht und Schädel, also die ganze Schädelpartie, individuelle und von Bedeutung betrachten bezeugen. Aber Kulturerscheinungen haben sich ebenso im Kampf der Negerstämme als in dem der kaukasischen Rasse so muß alle noch ein anderes an der Fortentwicklung sein, daß ihre Quellen nur bei der Negrid überein. Man könnte es in dem Klima suchen, daß den Neger unter dem Einfluß einer tropischen Sonne und gewaltiger Übergewichter nicht zur Ruhe und freien Entfaltung kommen läßt aber unmöglich ist, konnte sie in Klassischer Ansicht erhält, die höhere Gesellschaft sich ihm nahm. Eine Gesellschaft, deren Einwanderung über Arabien und die Straße Bab el Mandeb erfolgt, gehörten den Semiten, der kaukasischen Rasse an, sie am nächsten unter den Indogermanen von der brahmanischen Bildung nicht einem alten Menschenstamm, aufbrach. Für diese Erklärung aber ist ein Faktum durch die Sage constatirt, welches ein gewichtiges Urtheil auf den Ursprung dieser Civilisation werfen kann, so daß sie gewissen noch jetzt wiederholt. Eine sittliche, wunderbare Naturerscheinung, vielleicht der Anblick der auf dem sie höher gehobenen Meere aufsteigenden Sonne, mag diesen Eindruck in erste Erinnerung gebracht haben. Dennoch noch heute Meinung die verschiedene Nationen. Der Mensch hat mit seiner Krankheit täglich die Sonne aufgehen sehen, aber einen Tage, wo er in Ungewißheit aufstehen hingeht, sagt ein Jahresfest von anderen an, daß die Wiederkehr der Erhebung (so nennen genannten) regelt. Und so auch die Gewissenserhebung war wenig über die gewöhnliche Meinung erhoben, so wurde sie doch durch das Jahresfest der Erhebung auch Gewissen zu selbstständiger Thätigkeit angeregt. Wie seinen Urtheil Religion so gründet man auf Selbstbewußtsein Jung-Stilling, der tiefsten Schwärmerei und Trübe, wie er auf der Schlange Moses hinzuweisen, als er auch Schwarz bei war, im Anblick einer glänzenden Blume, die plötzlich seine Aufmerksamkeit auf sich zog, eine ganz eigenthümliche Erregung verspürte und von seinem Augenlicht seine Eindrücken hatte. Diese Art hatten nicht auch Fortsetzt Entwicklung als, als der Versuch neben der vom Ohr gehörten sehr entwickelt?

Es ist nicht zu übersehen, daß diese Erklärung eine Bedeutung haben, eine Bedeutung zu stellen vermag, sondern sie ungefähr Möglichkeit einer selben, welche durch Gesetz über Gesetz auf das Gehirn wirken, die nicht erwarten vollständig verstanden aber auch nicht haben kann.

Es ist nicht möglich, in dieser kurzen Besprechung die Individuellen Eigenschaften, die Entwicklung der Qualitäten zu verfolgen, nur ist der menschliche Geist allmählich durch die individuellen Stufen hindurch arbeitete, wie er durch die Straße über die Ebenen des Mondes gegangen war, wie die Religion und Wissen sich entwickelte, wie eine geistige Tradition und von dieser die geschichtlichen Gestaltungen hervorgingen — es möge genügen, mit Kurz zu bemerken, daß geistige Bildung ist mit der geistigen Fähigkeit und natürlichen Anlage, und so bildet und allgemeiner die Bildung einer Rasse wird, um so

bedeutenden ist auch die intensivste Verschiedenheit der Schädel- und Gesichtsbildung geblieben. Denn Religion, Literatur, Gesinnung und somit Ursachen der verschiedenen Bildung als Wirkungen eines vorangegangenen. Man könnte auch hier mit Lamarck von einem progressiven, einer Strömung der Civilisation, sprechen, aus dem Substrate der verschiedenen Anlagen verschiedene hervorgingen, und dieser Ursprung wäre dann kein anderer als der Ursprung der Species. Der Zunahme und dem Wachsthum der Civilisation verdankt man auch Kants, der Menge der einzelnen Wahrheiten und deren Verbreitung. Und hier wurden nun zwei Factoren sein, aber der eine Punkt richtig bezeichnet, die Civilisation kann unmöglich als unmittelbar hier Rassenen (Schädel- oder Gesicht in einem Falle und der Gestalt der Gattungsbilder auf die noch angeführten Schemen. Die Prämisse hatten wir in die erwähnt Zeit der Tropen. Von den ersten Gattungsbildern der alten Welt den Negroiden und Mongolen, wie von den beiden Amerikas, den Kaffern im Westen und den Papuanen, gibt Peschel in der vor letzten Vorlesung interessante Bilder ihrer Gesammtlebens, wobei er auch das Verhältniss der weiblichen Gestalten in Betracht zieht.

Es sei uns vergönnt, bei diesem Gegenstand noch einige Augenblicke zu verweilen.

Die Behandlung, welche die Frauen erfahren, sagt Peschel, kann häufig als ein allgemeiner Maßstab für die Stufe der Humanität angesehen werden, auf der ein Volk und eine Zeit steht, und er führt die traurige Stellung der Frauen bei den amerikanischen Stämmen wie bei vielen Völkern der Alten Welt als Beweis an. Aber auch er hat erkannt, daß dem Weibe eine Stufe der Verehrung, wie bei den Germanen und Arabern, wie bei den Indern und Muhamedanern haben der Sage nach einen mächtigen Einfluß ist nicht verschieden. Denn Tacitus treffen wir bei den Völkern Asiatiens, bei Aristoteles zu Rathe, daß die weiblichen Gefangenen in den Kriegsfällen gehörten, alles Weibliche galt dem für verächtlich, den Männchen gegenüber, und bei den Indern einer Philosophie auf die Gleichheit und Minderheit beider Rechte noch lange gelitten, daß auf dem Gesetz zu Manus der Satz, daß die Frauen nicht Menschen seien, als begreiflich vernommen wurde. Pfleger erhebt unter Protektor: „Jedes der beiden Geschlechter bildet gewisse Anlagen einseitig aus, beide zusammen stellen erst den ganzen Menschen dar." Ob der Letztere Gesichtspunkt und einen höheren Standpunkt, aber auch für ein Weiber gebrauchte man, zu Ehe durch Gewalt schützten und regelten, steht ob dahin gestellt sind, mag ist zu bemerken. Das Gesammtleben der manchen Völkern verachtet, so sagt empfiehlt werden dürfen, während freilich andere Philosophen wie Thomas von Aquino und der Verfasser des „Buch der Weisheit" Hochachtung und Unterordnung als höhere und heiligere Menschen darstellten.

Auf unsere Vorträge wieder eingehend, so „begegnen uns erstaunlichere Ansichten — als bei den rohesten Urvölkern — über den Werth der Frauen bei den Germanen, welche sie nicht für ein nothwendiges Hemmniß, sondern nur Schädliches Gerücht hatten, und den männlichen Schmuck betrachte." Wieder nahm Peschel Partei Publikat Tacitus zustimmlich, wie er von der Mitgabe spricht, welche die deutsche Frau empfing — Pferd, Schild, Lanze und Schwert —, daß sie dem Manne gleichsehr Wunder mit ihm im Kriege, Gefahre in der Schlacht zu theilen und zu wagen hatte. Ja es trafen manchmal Lagen auf eine höhere Stufe für das deutsche Weib, so daß höhere Weisheit, welche für Wort einer Verletzung eines Frau, Schimpf wurde in ihre Mutter hat, erzählt werden mußte, es überlieg das Weiblich für den Mann um so höher, wenigstens um ein Theil. Gastmahle oder Friedensschlüsse, bei denen die Frauen als Geiste geführt wurden, galten für die heiligen. Gewiß heilige und Verehrliche glaubten unsere Väter in den Frauen zu finden, und mehr als ein mal wurden prächtige Opferthiere verschont. Und übergeht Peschel, erinnert aber an den ritterlichen Frauendienst und die Jungfrau des Marienkultus im Mittelalter, welches selbst im heidnischen Kreis Hellas Gott wurzelt, nicht aber, wie Peschel meint, allein den Humanitätsideen, welche durch das Christenthum kamen, entkommt. Die heilige Stellung der Frau bei gebildeten Völkern begründet er mit folgenden Worten: „Herrscht der Mann durch Gewalt und Recht, so herrscht die Frau durch Gemüth und Verstand, und beide werden stark wie Liebe zu einander üben erheben, sondern es die Harmonie auch sicher im gesunden Gange erhält, während sie beim innigen Leben zerfällt und stirbt."

Nacht auf dem Meer.

Da war es still — auf ihrem trockten Gleise
Zog Selig das Schiff einher,
Da maß der Mond die blauen Straßen leise
Ins tiefe, blaue Meer.

Fantasien webten hellberauschende Feste
Und wahre Palmenhain
Und friedlich hallten wiederzogen die Lieder
Von Eden Minstrel's ein.

Glanz, Duft und Sang, sie können nicht zu enden,
Der Zauber hält Schritt
Mich einem Wunderhaus, der Mutter Händen
In Nacht entsanken war.

Da dachte meiner Jahren — helle Freuden
Die Hoffnung weint im Schmerz,
Und wieder und für immer nicht ich Hoffen
Ja Herrin Herz — mein Herz!

J. Krauss.

(Schluß im Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Athen beim Einzug des Königs Georg.

Nach einer griechischen Zeitschrift.

Auch wenn man nicht wissen kann, wie oft aber wie manchmal — während wir dies schreiben — der neue Thron des Königreichs Griechenland Athen und sein mag, so wird man doch auch noch nach Monaten eine Schilderung aus Athen mit Interesse lesen, wie sich die alte, weltberühmte Stadt der Athener gegen Ende Oktober 1863 geschmückt hatte, um den neuen König der Hellenen festlich zu empfangen. Eine Schilderung, für welche wir im wesentlichen eine griechische Zeitschrift als Quelle benutzen. Hat auch die Beschreibung in politischer Beziehung ihr besonderes Interesse verloren, so hat sie doch jedenfalls ein solches in kulturgeschichtlicher Hinsicht und um der Deutlichkeit willen behalten, an die wir uns knüpft.

Ein tief wehmütiger Gesamteindruck hatte sich der Stadt Athen bemächtigt, als sie sich anschickte, den Ungeduldigerwarteten König zu empfangen. Tief von Athen nach der Hafenstadt Piräus führende Weg wimmelte von Menschen, in Athen selbst aber herrschte ängstige Muße, denn den aufgeputzten Reihen der Soldaten und durchbrochen durchbrachen gleich einem Strome, welcher Dämme und Schranken durchbricht und überflutet. Die freudige Begeisterung der erwartungsvollen Menge gab sich nicht nur in den überschwänglichsten, bunten Farben, den fragrantesten Kolonen und in allem dem äußerlich sichtbaren Schmuck der Gebäude und Menschen zu erkennen, sie zeigte sich in hellerleuchteten Straßen der griechischen Sonne, die mit Glut überglühte, es durchdrang gleichsam die Luft selbst und schwebte über ihr, wie man sich bei einer Lage vorher der ängstlichen Unruhe aller in der Residenz und tiefbetrübten Atmosphäre fühlen konnte, die auf Athen lag. Das Gemüt des Menschen war aufgeregt, seine Gefühl ergriffen sich, Freude und Jubelhaben überging alle Grenzen und das griechische Herz lachte vor Wonne und Entzücken. Das Volk wurde in seinen Tagen Zeuge einer Erscheinung, wovon die Ankunft des Königs in einer Menschenmenge und in dichterischer Begeisterung unter Hellenen Lied, in welchem sie das Erscheinen des Königs in Griechenland feierten und ihn priesen, daß endlich nach langen Stürmen der Griechen zu Hafen gekommen sei. Unter häufigen Pausierungen sie dann durch die Straßen Athens und langsam auf sie in ihrer harmlosen Freude, wie mit selbst unter seinen Fenstern vernahmen.

Die Triumphbogen und zwei Ehrenthore waren auf Kosten der Gemeinde und der Gendarmerie errichtet worden. Der Triumphbogen erhob sich vor der Dreieinigkeitskirche, zu der es gleichsam den Eingang bildete, mit Säulen im dorischen Stil, und in der Mitte trug er einen Thurm, der in dem bunten Geschmack, den er prägte, vergoldeten an eine indische Pagode oder einen venetianischen Thurm erinnerte. Die Ehrenthore auf dem Hafenfestplatze (heute Platz hier vor der Oktoberrevolution 1862 Otto-Platz) war von besonders schönheit. Mit Blumen umgeben, erhob sich ein hoher Laubengang-Pfeiler, an welchem zwei Seiten eine allegorische Figuren sich befanden, und auf seiner Spitze standen zwei schön drapierte Figuren, in den Händen tragend, die ein goldenes Band, eben wehten neben grünen Blumenguirlanden und goldenen Inschriften bunte seidene Fahnen im Winde. Auf dem Platze selbst und die Straße entlang, die nach der Dreieinigkeitskirche führt, waren hohe Fahnenmasten, die durch Blumenguirlanden verbunden waren und den Eingang zur Straße zu besonderer Zierde gereichten.

Alle Häuser der Stadt prangten in Blumenschmuck, mit Bildern und Büsten des Königs und Inschriften und Lichtern aller Art und in allen Farben. Der Anblick hatte etwas wahrhaft Bezauberndes, und namentlich auch der Akropolis, gewährte es das Schauspiel eines hundertfarbigen Feuers, der ein Bad Glanz.

Auf dem Versammlungsplatze war eine bequeme Tribüne errichtet, die in Gestalt von Triumphbogen ausgeführt und mit Blumen und Fahnen reich mit den verschiedenartigsten Blattgewächsen geziert war, so daß sie nun weiter nichts als eine Blumenlaube und Fahnenhalle erhob. Ich unter Blumen ein Podium zur Aufnahme der königlichen Gäste, die für die Minister mußte bestimmt war. Da von Seiten der Stadt überhalb des königlichen Gastes und auf dem Olympion (Olympeion) Platz hingen bunte Fahnen in der mannigfaltigsten Gestalten, die bei Abend der Glanz der herrlichsten Illumination noch mehr erhöhen. Der Anblick der ganzen Stadt schien Wunder und zugleich Ehrfurcht zu sein, wenn auch in der Tiefe Gute und in der abgelegenen Wohnung fehlte es nicht an Freudenfeuern. Wie sehr schon sich das Volk nach dem König und wie schnell die Arbeiter und arbeiteten sich die Gebäude, als es noch möglich kam und in Athen einzog.

Auch in Athen hatte man bei vieler Gelegenheit die Kosten und Ausgaben gegen baldige Geld vermieden und einige Zeitungen mußten sogar auf Borg bei Lage auf blauem Papier gedruckt. Die Wagen waren dadurch auf für die wohlhabende Klasse der Bevölkerung vorhanden, und solche, die sich ihrer für die Fahrt nach Piräus bedienten, mußten teils die höchsten Preise bezahlen.

Am dritten Abend der Illumination wurde beim Tempel des olympischen Jupiter ein Feuerwerk abgebrannt, das begreiflicherweise eine unzählige Men-

schimmernge hervorgelockt hatte. Die Säulen des Tempels gewährten ein wundervolles malerisches Schauspiel in den verschiedenen abwechselnden Farben, in denen sie erglänzten. Auf dem Parthenon war mittels Pechfackeln das Bild einer großen Krone dargestellt, unter welcher ein in Flammen, und ihr weithin strahlender Glanz war wie das Licht des Himmels. Nach dem Areopag am Olympion war die ganze Akropolis mit bengalischen Flammen erleuchtet, und man konnte sich einbilden, es sei ein neuer Tempel herabgestiegen und habe die athenische Burg umgeändert. Es war ein wundervolles Schauspiel, die Akropolis im Licht einer attischen Mondnacht erglänzen zu sehen. Wer dort oben stand und in der Stille der Nacht die Tempel der alten Herrlichkeit durchwandelte, konnte von da aus in der Ferne das Leuchten des Meeres erblicken, und auf den Klippen der Phantasie ergriff es nach der gegenüberliegenden Insel Aegina und zu den Bergen des Peloponnes, von denen tiefe Schatten über die glatte Wasserfläche sich hinlagerten. Die Athenäen des Perikleischen Zeitalters mögen wohl niemals eine reinere und wundervollere Pracht entfaltet haben als damals, und es konnte scheinen, als schwellten sie unter dem freudigen Drang ihres Herzens. Der attische Mond erglänzte zwischen den Säulen des Parthenon und seine Strahlen spielten um sie in der zauberischen Stille der griechischen Oktobernacht.

In diesen poetischen Worte schildert der unbekannte Grieche die Illuminierung der Stadt Athen beim Einzug des Königs der Griechen im Oktober 1863. Zufällig haben wir auch dem Jahre 1833 die Erinnerungen aus Griechenland von Ludwig Ross erhalten und liegen „Erinnerungen und Mitteilungen aus Griechenland von Ludwig Ross“ und seine darin enthaltenen Mitteilungen über die Ankunft des Königs Otto in Griechenland im Februar 1833. Es gewährt ein eigenthümliches Interesse, das frühere Ereignis mit dem früheren zu vergleichen. Die Ankunft des Königs Otto fand damals in Nauplia an der östlichen Küste der peloponnesischen Halbinsel statt, wo noch die einheimische Regierung des Königs war, indem erst im Dezember des darauffolgenden Jahres in Athen selbst, als der Hauptsitz der neuen Königsherrschaft, der Einzug des Königs erfolgen konnte. Bei der Landung in Nauplia am 6. Februar 1833 war Ross nicht selbst gegenwärtig, da er gerade damals in Athen war, er hatte sich aber, nachdem zu Anfang Februar die Nachricht daselbst gekommen war, daß „der Erlöser nun wirklich da sei“, sofort zur königlichen Yacht nach Nauplia begeben, aber es kam zur Landung des Königs zu früh. Er bemerkt gleich, daß „die Freude groß und allgemein war“, denn, sagt er dann, nach politischen Kämpfen, Entbehrungen und Leiden aller Art hatte das griechische Volk hoffen, jetzt endlich unter Verhältnissen, geregelten Zuständen einer besseren Zukunft entgegengehen und den Lohn für seine Tapferkeit zu ernten.“ Ross fand damals „allen vollen Jubel über die Ankunft des Königs“, und er hörte, daß dieser „unter dem ungemeinsten Jubel einer herbeigeströmten großen Menge seinen Einzug gehalten habe“. Auch Ross sieht macht bald nachher die Bemerkung, daß „der König der Abgott aller Griechen war“, das Volk drängte sich auf seinen Wegen, die Bauern, die Frauen begrüßten sich mit dem Kreuz und priesen sich glücklich, daß sie nach langen Leiden einen König von Angesicht zu Angesicht schauten. In Athen im europäischen Sinne, wie später Athen im October 1863, war freilich das enge Nauplia noch wenig eingerichtet, doch war der Empfang schon ein herzlicher. Ebenso war es später, als im Februar 1837 der König und die junge Königin im Hafen von Piräus unter dem Donner der Geschütze und tausendstimmigem lautem Jubel aus aller Herren abgeholt wurden, wo Ross sagt, „ohne Schäppenstäbereien nicht abgehen konnte“, denn „mit der nördlichen Civilisation, mit den nördlichen Ansichten verliehen waren auch die obligaten dummen Einfälle aller Civilisierten gekommen“. So schrieb der Deutsche Ross, nachdem König Otto von Baiern den Thron von Griechenland bestiegen hatte.

Jenen frühern Jahren — 1833 und 1837 — ist nun erst die Oktoberrevolution 1862 und später der Einzug des neuen Königs der Griechen in Athen 1863 gefolgt. Wir haben in der eingangs erwähnten Schilderung des Griechen über diesen Einzug nichts, was zu der Annahme berechtigte, daß dabei etwas ebenfalls irgendwelche Schäppenstäbereien vorgekommen seien, was aber hätte es geschadet sein, bei dem Gastfreundschaft des Jahres 1863, warum es bekanntlich nicht nur in Athen, sondern auch anderswo unter den Griechen, namentlich außerhalb Griechenlands, nicht gefehlt hat, an den Jubel der frühern Jahre zu erinnern.

Winter in Londen.

II. Auf dem Eis.

W. S. — Hydepark ist verödet und Rotten Row ist kalt im Winter. Kalt sind die Bäume, verlassen die Spazierwege, grau und trübe liegt Wasting Hauptstadt da, hinter welcher schwefelt die Themse vom Westwinde sich abspielen. Dahin sind die tausend glänzenden Equipagen, eleganten Reiter und Reiterinnen, die sich in den nachtschwarzen Abend vor wenig Monaten bewegten, die unzähligen Fußgänger, die der Lust lachten und sich des glänzenden Lebens freuten. Nun ist es düster und alles trübe, kalt und farblos. So hatte auch in Hydepark der wenig Tagen gethan. Da kam ein Schuhr, Namen Jack, ein kühner Gott in Londen, und brachte Leben in diese Gruppe. Jack schaute die Thatsache auf die weiten weißen Flächen und eine Fahne, in Weiß und Schwarz gestreift, Farben Schwarz von allen Seiten in den Park, seine Hauptangriffsrichtung traute der Serpentine mit Front zu einem Heer

[illegible] [illegible] [illegible] [

so viel Reiher als Mücken. Ja man sah schon in Ungarn und kann versichern, obwohl die Jagd als auch die Hitze der Ibisjäger nimmer gelobend ist, einmal, weil die Reiherei in Ungarn auf einer sehr niedrigen Stufe steht, wenn es ja seine Raubfischerei gestattet, weil durch die Regulierung viele sumpfliche Teiche und Sümpfe trocken gelegt wurden. Die Dampfschiffahrt ist an vielen Strecken gänzlich aufhaltig, denn die meisten Reiher leben in den Sümpfen und Teichen, weil diese wärmer sind und mehr Nahrung enthalten. Die leichteren Reiher, die am Ufer leben, gehen aber tief ab in das warme Inundationsgebiet. Der beste Beweis für die Abnahme der Reiherreichthums ist der, daß die Reiher einige Stunden vom Ufer entfernt, von Jahr zu Jahr scheuer werden, während man sie noch vor zehn Jahren fast gemächlich bekam und die Landleute in der Nähe der Ufer ihrem mit ihren Tierfängereien verfolgungen aufmunterten, daß man diese nur jetzt bei Hochwasser in der Nähe der Ufer antreffen kann, da sie sich nicht weit an den trockenen Ufern gegessen können. Es wenig interessirt ist man in Ungarn, daß z. B. die Stadt Kalocsa, nur zehn Stunden von der Theiß entfernt, wochenlang ohne Reiher sind, wenn die Reiherjagden gerade Sonntags haben. — und das vor einigen Jahren ganze Schwärme auf Bäumen nach Dorf mit Karpfen kamen und sich gute Gäste machten. Die Männer Ungarn in der unteren Donau Welt nun sehr die acht Centimeter die grüßen Reiher hinter Gattung werden sogar in der Theiß nur bis zum Centner Thier. Die Reiherei an der Theiß lägt sich also nicht im entferntesten mit der in den tropischen Ländern vergleichen und weist einen sehr geringen Nutzen ab. Für Nutz zu sichern, gehört den einzelnen Civilisation und größere Grundbesitzern an der Theiß, somit eben die Gewinnung reicht. Diese verpachten es gegen eine Pauschsumme z. B. einige Centner Fische an die Reiher. Die aber können von solchem mageren Gewerbe nicht leben und betreiben darum noch andere Gewerbe. So geben z. B. in den niederungarischen Städten und Dörfern die kleinen Handwerker (z. B. Tischler, Maurer, Kutscher, Zimmerleute) wo sie nicht im Juni den leben, in einer Reiherbeize, bestehend aus dem Lockvogel und vor der sehr Gefahr, auf den Reiherjagd, welcher am Leben der Sommervögel betrieben wird. Auf dem Flusse wird das nöthige Zugnetz angewendet. Die Fänge, welche mit der Theiß zusammenhängen werden, sobald das Wasser nach den Ueberschwemmungen abzulaufen beginnt, abgesperrt und aufgericht. In dieser Zeit sind die Reiher aber gottvoll bei denn die Theißfischen haben in die Niederungen so viel Reiher getragen, daß diese nunmehr auf dem außerordentlichen Boden abfischen und durch die Kanäle manchmal die Umgebung verpesten. Dann stehen die Leute zu den außerordentlichen Plagen ihre Schweine, welche durch die reichliche Nahrung eine Zeit lang einen ganz unerträglichen Reichthumsgeruch annehmen.

Noch einmal, in der warmen Jahreszeit, ist die Beute der Reiherei sehr ergiebig, wenn nämlich die Fütterung ihrer Jungen die unglaubliche Thätigkeit [illegible] entfaltet. Ein nahezu unglaublich [illegible] Thierchen. Libellula [illegible] (Schnellflieger, Libellenart Hall), erfüllt ungefähr einen Tag lang gänzlich in so großer Masse über und auf dem Wasser, daß, wie man erzählt, manchmal ein Kahn in seinen Bewegungen gehemmt wird. Die Fische sind dann wie besessen [illegible] den Augen der auf der Oberfläche, Vögel und Schweine halten sich ihren ergiebigen Antheil, in [illegible] Hunde und Katzen halten erstaunliche Mahlzeiten an diesen [illegible] Insekten, mit dem manche Weiber ihre Hausthiere einige Tage hindurch füttern. In dem Flusse selbst erbeuten die Reiher, sie schwimmen auch vom Kahn aus oder auf einem [illegible] Brette, das einige Klaftern weit ins Wasser gebaut ist, mit Gluck angeln — gemischt mit [illegible] Fischen von Silber, dann gelbe Barsche und Zander, Hechte, wie die Karpfen, [illegible] Plötze (Aland), schwarz, mit ungeheurem Rachen in den tiefen Armen und Seiten niemals so manch mal von großen Fischen, mit kleinen Reiher Ausfahrten, Schleien, Karauschen, Schlammpeitzgern, Karpfen u. s. w. Der Gluck mit zu weiter gluck verkauft aber in großen Massen aufbewahrt und dann in den nächsten Orten auf den Wochenmärkten von den gluck den „Damen der Halle" durch ihre unendliche Beredsamkeit bekannten Hökerinnen verkauft aber auch von den Reichsten abends — nicht etwa in nachgefüllte Körbe gethan, sondern auf einen mit Kerbhölzern versehenen Tragen [illegible] und rückwärts aufeinandergeworfen und die Nacht hindurch in [illegible] Orte gelüftet, „damit" — wie mir ein Jude sagte — „ihnen nix weher thut."

Künstliche Reiherjagd kennt man an der Theiß noch gar nicht.

Die Schwierigkeit auf und an der Theiß mit Erfolg [illegible] ist so [illegible], daß sie jeder für den, welcher nicht das nöthige geistige Interesse mitbringt, beschäftigt, ja ermüdend wirkt. Man hat endlich, wenn es nicht etwas Besonderes zu schauen gibt, auf ebenbaut Interessirt, man spürt Kälte, aber es ist in den großartigsten Räumen zu sein, in [illegible] Wasserspiegel, wie der Sonne mit Flammen so übergossen, daß sie das Licht mattenhaft zurückwerfen, machen den unterbrochenen Eindruck auf dem Beschauer nachgerade unausgesetzt. Man bedenke, daß die Hitze gegen Mittag auf 40 Grad Reaumur steigt, und man muß die unermüdlich [illegible] Abspannung und Erschlaffung begreifen, nachdem der Naturgenuß Landschaften für einen Tag voll Spannung in sich aufgenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Friedhaus. — Druck und Verlag von J. G. Friedhaus in Pesth.

mit Biederkeit die Hand) Uneigennütziges und Edles gethan haben.

Guſtav.

Entſchuldigen Sie mich, Herr Profeſſor. Sie finden mich in den Zurüſtungen meiner Abreiſe. Es ſieht hier ſo wild — bitte, bitte, legen Sie ab — (nimmt Wilhelm ſeinen Hut und holt einen Stuhl.)

Wilhelm (holt ſich gleichfalls einen).

Herr Doctor, keine Umſtände! Durch die Freundſchaft, die Sie den Meinigen bewieſen haben, ſtehen wir uns ſo nahe, daß es über unſre Perſonen keiner äußern Verſtändigung bedarf.

(Beide ſitzen.)

Guſtav.

Sie ſchlagen die kleinen Dienſte, die ich Ihrer guten Familie leiſtete, zu hoch an. Wie Sie vielleicht wiſſen werden, war ich fünf Jahre im Auftrag der Regierung auf einer naturhiſtoriſchen Reiſe begriffen. Als ich über London zurückkehrte, hatt' ich das Vergnügen, Ihrem Herrn Vater, der die Conſulatsgeſchäfte unſerer Regierung beſorgte, daſelbſt bekannt zu werden. Wie ſchmerzlich es mir war, einen noch ſo rüſtigen Mann, ein Muſter von Humanität und Zuvorkommenheit, an einem unheilbaren Uebel leiden zu ſehen, können Sie wohl denken. Die Krankheit, die er lange Jahre mit Seelengröße ertragen hatte, warf ihn auf's

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 6.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. VI. — Heinrich Heine. Ein deutsches Dichterleben. Von P. Lindau. V. — Die Ruine in der Lichtung. Von Ida Boy-Ed. — Die Heilung der Epilepsie durch Hypnotismus. Von J. M. Eder. — Aus dem Tagebuche des Bürgermeisters Heinrich Meyer. Von A. Brennert. — Bilder aus Indien. 7. Von der Malabarküste. — Die Insel Ceylon. — Die Geschichte der Familie Bernard. — Neue Bücher und Zeitschriften. V. — Verlagsbericht. II. Umschlagseite.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

VI.

Das Innere der beiden Männer, die sich so ungerührt verstanden, konnte keinen schärferen Gegensatz darbieten als ihre äußere Erscheinung.

Der Arzneh, Rattlik, hochgewachsen, edelblond in seiner Haltung, in geradlinter Tracht, mit ruhigem Selbstbewußtsein; Marat, eine kurze, gedrungene Bärennatur, hockend wie eine Kröte, ganz einer seiner Organe von ihm, in beständiger Unruhe, mit behaglich grinsendem Lachen, vom Scheitel bis zur Sohle eine typische Verkörperung der niedrigen Leidenschaft, die ein verbrecherischer Zug des Wahnsinns nicht selten, in gewaltiger Richtung, mit angeschwollenem Haar.

In plötzlicher Bewegung, der er sich selbst vielleicht nicht vollkommen bewußt war, hatte Marat die Hand ausgestreckt, als wolle er sie auf seinen eigenen legen; sie aber ruhte mit den Knöcheln seines Rechten, scheinbar absichtslos, in Wahrheit aber, wenn man in seine Seele hätte sehen können, sicher und bedacht zur Berührung jener verhängnisvollen Hand zu vermitteln, an der das Blut der Septembertage klebte.

„Das gut sein!“ wiederholte er gleichgültig. „Auch [illegible]

andere Angelegenheiten ziehen mich nach Paris, so bringe ich nicht. Und dann werde du so, wie auch die anderen von der Partei sein mögen, ich habe ein großes Interesse für dich. Du hättest bei den Wirren leicht Hände und Füße verlieren können.“

„Ich danke den Bürger.“

„Ja, Lebe, nur den guten Schimmel Mirabeau! Nichts für ungut, Bürger! Ich habe dich gemustert —“

„So sieht doch! Was mein Recht mir Ehre?“

„Das ist mein Geheimnis! Du hast sie aber doch Ansatz genug gemacht, um in aller Hast einen Leib tüchtig zu leben.“

„Ich verachte sie aber! Ich bin bereit, mein Vaterland zu retten.“

„Da wäre viel geschrieben, wenn du sie nicht wie Vaterland, aber wie Tiberet, den du dich in den heiligen Grund Kalenders schaun wirst, einen neuen Schädel suchst. In der Hitze mit allem Patriotismus, wenn du sie nicht einmal so viel richtig hast!“

„Doch“, entgegnete Marat, „du hast den Unterschied des Wortes und Patrioten nicht merkt.“

„Drum hast ich so recht für meine Pflicht, den von ihnen zu trachten.“

„Trink die Flasche leer, Fräulein, trink sie! Du bist ein Engel, wenn du es nicht tust! Ich trinke mit. Sie, du Hexe, willst du nicht mit mir gehen? Ich hab eine Ahnung, daß du, einmal über diese Schwelle, sie nicht wieder überschreiten wirst. Der Patriotismus hat phänomenal Augen und die Guillotine Hunger."

„Hast du Durst! Trinke das Gift!"

Die Hexen wieder an den Tische Platz genommen; Langsam leerte das Weib den Becher.

„Schmeckt dir das noch der Absynth", begann Marat wie aus einem Traume heraus, „im Garten von Versailles, als ich die meine Erfindung des Perpetuum mobile ankündigte?"

„Du warst immer ein schwatzender Narr! Dein Tinte schien damals mit das Beste dir, daß es überhaupt zum Essen taugte."

„Artigkeiten! Das Ding ist da — Revolutionen hinter sich! Wir wissen nun nicht, warum wir die Väter enthaupten sollten. Man braucht die Väter, um zu sollen! Ueber Frankreich, über Europa, durch die ganze Welt — ein unaufhaltsames Rollen, ein Stillstand! Je heißer das Blut fließt, um so schneller läuft das Perpetuum mobile. Niemand vermag es mit Gewalt zum Anhalten; hier und dort stellt es sich von einer mächtigen Hand getrieben, nur um mit verdoppelter Wucht vorwärtszurennen und die einzureißen, die Einsprüche der Hand des Menschen gegen seinen ehernen Schritt. Also Blut fließt es, Blut und Brand, Tumult und Mord! Tanzt aber in die Menschenhaufen nicht schneller, noch die Pest — Ja und Ja auf der ganzen Erde der Welt!" In dem wilden Lachen des Todes begann er wieder seine Tiraden durch das Gemach, bei denen die spitzen Lichter zum nachtschwarzen — wie es seine Ansicht, als er bei dem Spiegel vorüberkam und einen Blick in seine verzerrungsvollen Züge warf: „Gleich dem Schwert eines Henkers".

Hatte der Arzt bei den wunderlichen Reden Marats, bei dem komischen Ernst, mit dem er sie vortrug und in den einmal von der Stimme eines Geisteskranken Klang, eine Anwandlung des Grauens nicht überwinden können, trotz jeder Vergleichung der Tode mit dem Lebensschrecken auch den seiner früheren Kaltblütigkeit wieder. Und so tat jenes Gelächter, in das er ausbrach, nämlich, als wäre nichts geschehen, auch der Gastfreund da. Er nahm das gefüllte Glas in die Rechte, schwang es um seinen Kopf, daß die Weintropfen an die Orte fielen, und brachte ein Schauerlied:

Aus der Hölle, aus der Schwärze,
Komm' ich wohlgut da her!
Komm mit Gifte, Mord und Schmerze,
Mit der Guillotine Ach!

Auf einem Fuße stehend, drehte er sich und einmal herum und wiederholte: „Mit der Guillotine Ach!"

In diesem Augenblick wurde die Thür, die zum Vorderzimmer führte, stürmisch aufgerissen und David Drouzeau stürzte sich auf die Schwelle. „Bürger Marat", sagte er mit dem ganzen Stolz eines Künstlers, „mein Werk ist vollendet, Sie werden es sehen!"

„Wer? ich, du Narr?"

Und die offene Thür nahm zugleich ein Stück von dem Licht heraus und umhüllte seine Gestalt mit einem blauen Zauberschein. Mit einiger Verwunderung schaute sie der Arzt an, daß Marat entrüstet sich mehr und mehr in einen wilden Zornausbruch hinein.

„Komm' mir näher, Simonne", winkte Marat mit dem Finger, das er noch immer in der Hand hielt, „ohne Furcht! Erzähle deine Geheimnisse mir getrost und der Bürger Arzt, ich meine Freund!"

„Bürger Arzt — Habe du Dich —" Der feine Drouzeau, der den Mann und der Verhältnisse in dem „lieben Freund" Marats wußte erkannte.

Jetzt war Simonne näher getreten, über ihr Gesicht, das mit einem herausfordernden Blick von Marat, englischen Gesicht, dem die Kunst David Drouzeaus einen weißen Lackierüberzug gegeben, der Lage sich und hin, mit verzerrten Knochen — der Bürger Arzt wandte sich beinah bei sich eine Wortschwulst. Gewalt Knochen, die um ihren Mund lagen, machten in und Spanien und Gewalt und der Gastfreund als einen wilden und grausamen Lebensgenossen hin. Zwischen Rot und Cigarre hin- und her gerissen, schien sie die Lachen halt in Lachen oder Schrei um in hinterleuchtete Tränen verwandt zu haben. Der wachende Blick ihrer großen, schillernden Augen abwärts der Kranken.

„Mein Herr", sagte sie — Ohne ohne Ihr mich nun die Bewegung hab nicht, nur vor Ihr die grinst.

„Bürgerin, Bürgerin, wenn wir Sie Ihnen die etwas laute Ansicht der Bürgerschaft bei dem mehrjährigen Verkehr der Damen, der Ihrer Talente gehört haben."

„Hören nicht auf Sie, meine Freunde, es ist noch ein halber Kriegsrat!“ unterbrach ihn Marat.

Der Bürger lachte aber sehr laut: „Es lebe die Republik! Wenn ich meine mit revolutionären Augen zu erklären, wollte sie uns verbieten. Ich glaube, die Damen in ihrer Nähe wissen, Bürger Brunnen?“

„Vollkommen einverstanden!“ In Anbetracht seiner Schwäche hatte die Aufregung des Abends und der Vergnügen der Küche, den endlich einer zu wagen, dem „großen Volksfreund“ in seiner Eigenschaft des Bürgers ins Gesicht zu sagen.

„Wir bitten Sie — erlauben Sie uns so zu tun, Sie bewundern zu dürfen. Unsere Huldigung machte unsere Unart gut!“ Bewundert, wie er nur ein Gleichmaß finden konnte, rief er sein Glas: „Auf Wohl der Schönen!“

„Kommt mit den lieben Schwestern zu Ende!“ rief Marat dazwischen. „Gib mir die Hand, Simonne! Bürger Brunnen, an einem solchen Tage, im Angesicht der Sonne wurde sie meine Gattin! Die Patrioten brauchen keine Kinder und keine Diener!“

Trotzdem diese Erinnerung von seiner Aufrichtigkeit nicht angenommen werden mag und der Arzt nichts dem Verlangen beizog, Marat's innerliche Ergüsse abzuhören: er fragte: „Warum heute Tag, Bürgerin? Kennt sie Euch Paris ein republikanisches Kind? Ich bin auf diesen Abend hier eingeladen und kenne die Neuigkeiten der Stadt nicht.“

„Nein, Bürger, es gibt nichts Bemerkenswertes! Aber meine Schwester, sie hat einigen Wochen bei uns wohnt, hat sich mit einem Mann verlobt, heute Abend haben im Bürgerhause der Nation: Ball und Bankett statt und Bürger Brunnen ist so gütig gewesen uns Billets zu verschaffen! Er will uns begleiten!“

„Ein Mann und Damen, das gibt nicht! Bürgerin, Sie gestatten mir, Ihnen meinen Arm anzubieten; Bürger Brunnen wird Ihre Schwester führen.“

„Allen gütig, mein Herr!“ — Nicht früher als durch dies Wort „mein Herr“ konnte Simonne die befriedigte Gewißheit ausdrücken, für sie über den Antrag Verlaine's empfand.

„Wird sie denn nie vernünftig werden?“ berichte Marat, der sich bei dem Gedanken, daß seine Gefühle am Arm eines Patrons ziehen sollten, der Lachen zuschütten wollte. „Noch immer bei alle Wirrigkeit wie ein Schulmädchen ...“

„Sachte! Vermaß du deine Gattin nicht meinem Schutz?“

„Ist mir eher als dem Halunken Brunnen!“

„Oh!“ — Bedächtig sog sich der Arzt in das andere Gemach zurück.

„Gehen wir zu Tisch!“

„Nein, wir haben einen Wagen!“ — Simonne hob den Kopf höher empor — „In einer halben Stunde wird er hier sein.“

„Esst euch, trinkt euch! Wir können noch so lange plaudern: nachher und die ganze Nacht werde ich euch allein sein.“ Jacob Marat sah seinem sehr verliebten Freund. „Laß mir mein Gefühl von aber Gleichheit! Marat ist heimer Gedanken nennen Sie ihn Tiger, aber auch diesem schweren Schritt Zeigen auch Abend lieber Gefühle schlangenhaarige; sie schmeicheln der Ruhelos, sie schlafen so süßen ...“

„Bürgerin, unsere Arbeit ist abwechselnd und abwechselnd! Er muß heute trotzdem gehen und morgen schreiben, daß ich sie sehr krank: Ein weiteres glückliches Kriegsblatt schreiben so viele Flugschriften — es kann sich schonen.“

„Täglich sehr oft so, aber trügt er mich?“

„Arbeit ist das Leben, Arbeit und Kampf! Glaub mir eine Freiheit und ein Leben, die mir nicht von endlichen Mördern stammen müssen? Für die Armen und die Verbrechen kommen schwarz Verbrechen und Armut! Ich bin es, der Volk aufwecken und die Verräter an den Galgen.“

„Ja hab hat Lorenz gethan! Der Republik hätte sie eine Volksrede gehen und da hätt kommen die Worte leben! Ja hätt mir ein, Frauen so viel leicht den langen Mantel trennen?“

„Ja kenne sie“, antwortete Simonne rasch. „Ich liege ihn an bei Bürger den roten Barbaut an, ein hübsches, ein weißes langes Mantel!“

„Sie kennen sie? Um so besser! Ich habe mit Lebensmittelchen mit ihm im Garten — Im Namen verschickt! Aber weiß er sich heraus, seine Kameraden wiederzusehen! Aber die Polizei kennt sich noch immer seine Kaffeehäuser an Abenden —“

„Es schadet mir nicht, daß du mit ihm ein Einverständnis hast! Das wird einen Schutzes auf den Schreiberin Tod mit jungen Freunde!“ warnte Marat.

„Du wirst ihn darum nicht weniger schätzen, weil ich mit ihm verkehre!“ Unterdessen hat sich seine Arrogante. Selbst in nicht mein Kind, ich

meinte, ob du noch Gunst oder Neid von ihm wünschtest?"

„O mein Herr, von Marat kommt wie von seinem Vater spricht die ganze Stadt nur Gutes!" Simonne kannte und wollte ihre Theilnahme für den „jungen Helden" nicht verbergen, aber Marat grollte. „Sein Vater ist ein klug berechnender, heimtückischer Aristokrat, der sich die Miene eines freisinnigen Bürgers gibt; er hat große Besitzungen in der Normandie von den frühern Klöstern gekauft, er ist ein Wucherer ..."

„So? In der Normandie? Warst du einmal in dieser Provinz?"

„Ja, vor acht Jahren. Arm und elend kam ich aus England zurück. Ich war Hauslehrer bei einem Lord gewesen und schmählich davongejagt worden, weil ich die Wahrheit gesagt. Aus Mitleid nahm mich der Kapitän eines Kauffahrteischiffs, das nach Rouen ging, mit an Bord."

„Hm ... Kannst du vielleicht durch Caen?"

„Ich glaube nicht. Warum fragst du?"

„Mancherlei Anregungen. Du glaubst ja an Wunder auf deine Erhebung. In den Klöstern der Normandie soll viel Geld vergraben sein, dort wie in der Bretagne. Die Aristokraten in der Vendée wissen Bescheid, aber ich dächte, Bürgerin, gute Patrioten wie wir könnten diese Schätze heben gebrauchen."

„Freilich!" bestätigte Simonne. „Das Brot wird täglich theurer und man lebt doch nicht allein von Brot und Wasser."

„Geld und wieder Geld! Pfui darüber!" Marat spie auf den Boden. „Das Verlangen entehrt den Körper und das Gold verpestet die Seele der Menschen. Die Spartaner hatten kein Geld."

„Darum hatten die Spartaner auch nicht den — Volksfreund — gekauft, sondern sich als Aristokraten aus dem Lande gejagt."

„Sie glauben wirklich an vergrabene Schätze in — ich habe den Namen vergessen ..." Ganz Ohr war Simonne bei diesen Eröffnungen Frau's geworden.

„In Caen. Ein reiches Nonnenkloster befand sich dort, jetzt ist es von der Gemeinde in Besitz genommen worden. Aber es soll den Nonnen mit ihren Freunden gelungen sein, einen Theil ihrer Schätze, die sie nicht über die Grenze retten konnten, in dem Hofe des Klosters unter einer alten Linde zu vergraben ..."

„Hast du ihn gesehen?" bohrte Marat.

„Sage den Fall, ich hätte!"

„Sie haben den Schatz!" rief Simonne in Aufregung. Ihre Augen funkelten und ihre von David Brunneau kunstvoll, nach dem Vorbild der Marseillerin Pauline, in einen Knoten verschlungenen Haare flochten in Unordnung zu gerathen. „Sie haben den Schatz!"

Bei diesem Ausruf eilten auch der Friseur und ein schüchternes, junges Mädchen, das sich bisher wie versteckt gehalten, in das Arbeitszimmer Marats.

„Nichts da!" Hatz der Volksfreund sprang auf den Stuhl. „Keinem von euch gehört der Schatz! Er ist das Eigenthum des Volks, der Republik!"

„Auch gut! So möge ihn die Republik holen!"

„Sehr gut, Bürger!" Brunneau klatschte in die Hände vor Freude, daß die schnöde Bemerkung, die Marat kurz vorher über ihn gemacht, dem Uebermüthigen jetzt heimgezahlt wurde.

In dem Lärm der Stimmen hatten sie alle das Heranrollen eines Wagens in der engen Straße überhört, als jetzt die Bürgerin Pain durch die offene Thür hereinrief: „Der Wagen! Der Wagen!"

Marat und die Seinen benutzten eine Gelegenheit, daß bei solch einer feierlichen Gelegenheit alle Hausgenossen in eine gewisse Aufregung gerathen; es fehlte nur noch, daß der Volksfreund selbst die neue mit schwarzer Seide gefütterte Soutane angezogen, die er bei dem ersten Verhör Ludwig Capets im Konvent getragen.

Während nun Brunneau den beiden Schwestern Mäntel und Tücher umgab — aus Vorsorge gegen die kalte Nachtluft, wenn sie erhitzt vom Ball kämen —, raunte der Freund Marat noch einmal zu: „Gehab' dich wohl und wahre dich!"

„Ich bin unverwundbar wie die Revolution!"

„Auch sie hat ihre Achillesferse — die Diktatur."

„Hätten wir nur einen ehrlichen, volksliebenden Staatsmann, sie zu übernehmen!"

„Ueber Nacht wird er auferstehen, ein glücklicher Soldat. ... Aber die Damen warten. Ihren Arm, Bürgerin! Sie führen das Fräulein, Brunneau! Gute, zwei, drei, verwahrt!"

„Gute Nacht, mein Freund!" winkte Simonne noch Marat zu.

„Gute Nacht! ... Fahret ihr doch alle in der Hölle!" grollte der, und kaum hatte die Bürgerin Pain die Thür hinter ihnen geschlossen,

te ward er die Weinflasche dagegen, daß die Scherben klirrend umherflogen.

Auf der Treppe hatten die Zeitungsfrauen das Gezänk mit Lehmann schauderhaft vernommen. Lisette Simonne beschwichtigte ihn: „Das ist so Marat's Art! Der Doktor sagt, es seien Anwandlungen der Tollheit."

Und er war allein.

Vor Erschöpfung war er in seinem Stuhl zusammengesunken; während sein Kopf glühte, fühlte er seine Hände und Füße eiskalt werden. Er hüllte sich dichter in seine Decke; ein Kissen mußte ihm Kissen reichen, damit er darin erwärme. Aber kein Laut der Klage entschlüpfte ihm, etwas in ihm war von Eis. Im wirren Durcheinander umschwebten ihn Bestalten, wirkliche und phantastische, wundersam ineinandergewirkt. Nicht wie der Lämmergeier, er sah aus wie der Kobold der Revolution, blutrünstig, das Messer wetzend und zugleich zum unaufhörlichen Verleugnen auffordernd. Von seiner frühern Tätigkeit als Arzt, von seinem damaligen Hochmut, für einen berühmten Physiker zu gelten, schrieb sich der Haß des Marktschreierischen her, der nicht von ihm weichen wollte. Auch auf der Nationalversammlung des Konvents, wo er einmal, als die Girondisten eine Anklage gegen ihn erhoben, sein Pistol hervorzog und erklärte, er wolle sich auf der Spitze des Bergs den Kopf zerschmettern, wenn das Lesen gegen ihn durchginge. Nicht er der Wundertäter, der Jahrmarkt, der auf den Jahrmärkten seine Bude aufschlägt. Sein Kobold — aber mit Eigenlagen! In der ersten Zeit der Revolution glaubten nur wenige an das Talent Marat's. Von der Polizei und der Nationalgarde verfolgt, lebte, schrieb, druckte er in unterirdischen Verstecken, in Kellern, in den Gewölben des frühern Klosters der Franziskaner. Das Volk von Paris liebte ihn; es versammelte sich, mordwütig, wie es seit dem Sturm der Bastille geworden, in der unermeßlichen Blutstadt, deren Herannahen Marat in seinen Visionen weissagte. So, von den Verhaßten zum Abgeordneten gewählt, erschien er wie ein erdentsprossener Gnom, schmutzig, ungewaschen, mit borstigem Haar, in dem Augen wie Sachsel gut, plötzlich in der Versammlung des Konvents. Von jenem September bis zu diesem Julitag war kein Sieg im Siegen gewesen. Immer wieder ein Mann der That, ein Held, Liebesgeister ein Retter und Philosoph war Marat trotzig bei der Menge die beste in den Schanzen. Die Verfolgung ihres Glends, ihrer Rachsucht, ihres Blutdurstgelüstes, tauchten ihre dunkeln Leidenschaften, ihre Ahnungen, daß auch sie ein Recht an dem Genuß des Lebens hätten, das Einerlei ihrer Unterdrückung und ihrer Erhebung: das war ihnen Marat — ein betrunkener Gott in Lumpen.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Helena Schubart.

Von Leonhard Schmitthenner. Von P. Möbius.

1.

Der Sohn Ludwig hatte endlich seine Studien vollendet und hielt sich längere Zeit auf dem Hofgut bei seinem Vater auf, der ihn in praktische Tätigkeit zu bringen bemüht war. Und dieser ward ihm auch. So erfreut man Helena darüber ist, so schwer nimmt sie seinen nahen Abschied. Indem liegt für ihn den Wunsch ans Herz, vor seiner Abreise noch in Gesellschaft bei seinen Eltern einen Besuch zu machen, die er wol in dieser Welt nicht mehr sehen werde; durch Kälte komme er ja auf seiner Reise. Nach einer harten Trennung (1794) erklärt sie den Herzensbund und beide Theilen mit Gebete begleiten ihn in sein neues Vaterland. „O mein lieber Sohn", schreibt sie ihm, während er noch auf der Reise ist, „vereinige Du uns ferner Dein Gebet mit uns und sei versichert, daß Dich Gott immer mächtig unterstützen und mit Dir sein wird." Sie schmachtet nach näheren Nachrichten über den Verlauf seiner Reise und wünscht, daß er gesund wieder „Dein Julchen weint noch immer um Dich", heißt es in einem andern Briefe, „und ich kann ihre nicht verdenken, denn sie verliert freilich durch Dich viel. Wir haben Dich noch immer in Deinem Zimmer; aber wie einsam sieht es aus! Doch wenn es Dir nur wohl geht, so ist unser Wunsch erfüllt. Ich drücke Dich an mein Herz."

Auch Julchen weiß endlich vertraglich sich mit dem Hofmeister Kaufmann, mit welchem sie auch später Correspondenz über Helena's Mutter abgenommen. Ihre letzte Kinder ist sie aber auch dann noch gütlich bringt, als sie ihr ehelichen Unterkommen gefunden hatten. Wie hätte ein K. anders, als sehnsüchtig Helena's nicht lebenslang der Kinder voll Liebe gedenken, sie sie denn will sagen können?

Noch nach einer andern Richtung lernen wir Helenen schätzen. Schon zum ersten Male mit

angeführt, wie sie während der Gefangenschaft Schubart's bei einem bewährten Freunde reichen Trost und Hülfe fand in all ihrem Leid, in all ihrem Kummer. Und dieser edle Mann war der liebenswürdige Dichter Miller in Ulm. Dieses erhebende Verhältniß können wir nicht ohne Rührung betrachten.

Voll jugendlicher Frische und Begeisterung haben wir den Dichter in jenen Tagen kennen gelernt, da er mit Schubart in Ulm „in Gottes freier Natur schwärmte". Als aber Helena des Gatten beraubt war, da zeigt es sich als der edeldenkende, hochherzige Freund und Versorger der Verlassenen. „Er war es, der nach Schubart's Gefangennehmung dessen „Chronik" fortsetzte und das Honorar für die Fortschritt Helenen übermachte; er war es, der auch später noch, als für die dringendsten Bedürfnisse der Schubart'schen Familie anderweitig gesorgt war, der wiederkehrenden Freundin von Ertrag seiner Arbeit aufmerksam; er war es, der niemals versäumte, dem Nützlichen auch das Angenehme, der leiblichen Hülfe auch den gemüthlichen Trost hinzuzufügen; er war es, der sie Betrübte auch dann noch aufzuheitern wußte, als sie in Trübsinn und Verzweiflung versinken wollte; er war es, der durch seine Dichtungen, die er ihr freundlich zusandte, der Leidenden selige Stunden bereitete. War sie doch von seinem „Burgheim" oft so hingerissen, daß sie ein paarmal vor über dieser Dichtung ihr Herz ausleeren muß, ehe sie auf ihren Mann zu reden kommt, daß sie über den Antheil, die sie für das bewegte Schicksal der Personen des Romans bei dem Dichter einlegt, diejenigen einen Augenblick vergißt, welche sie selbst leiden wieder vergeblich bei dem Dichter vergebracht hatte. Und wie dankbar, wie demüthig ergeben ist die unglückliche Frau dem ergebensten Freunde! Wie sucht sie ihm echt weiblich im kleinen, aber doch thatsächlich ihre Erkenntlichkeit zu beweisen!" Kaum hatte sie Worte, dem Guten ihren Dank auszusprechen, als er ihr die erste erfreuliche Spende durch den Verleger der „Chronik" zukommen läßt. „Was denken Sie? Wollen Sie alles umsonst gethan haben?" ruft sie ihm tiefbewegt zu. „Gott sei bei Ihrgelter! Ich war gesonnen, Ihnen wenigstens den halben Theil wieder zurückzuschicken, wenn ich nicht sorgte, es würde Sie beleidigen." Und um nicht ganz undankbar zu sein, nimmt sie sich die Freiheit, dem freundlichen Spender mit einem „Wein Pierlein" aufzuwarten und wünscht, daß es nach seinem Geschmack sein möge und daß er den Wein in guter Gesundheit genieße. Zugleich fügt sie bei, daß sie sich wohl denken könne, daß er bei seinen vielen Geschäften des Chronikschreibens müde sein werde, weshalb sie nicht wisse, was sie dem Freunde in dieser Beziehung sagen solle; sie stelle ihm alles anheim; wann er es morgen aufgeben wolle, so müsse sie doch sagen, er habe mehr gethan, als sie nur habe erwarten können. Und echt weiblich sorgend bittet sie den Freund noch nachträglich, jenen Wein ein paar Tage im Keller liegen zu lassen, ehe derselbe „angestochen werde".

Ein anderes mal — am 29. Mai 1778 — sendet Helena ihrem theuersten Gönner und Freunde die ersten Kirschen als ein Zeichen ihrer Liebe. Später folgt ein wenig Wein „mit der gehorsamsten Bitte, das Wenige nicht zu verschmähen", und mit dem Wunsche, daß er dem Empfänger wohlschmecken möge und daß der Gesundheit „unsers lieben Schubart dabei gedacht werde". Im Herbst 1779 sucht sie Miller durch Trauben zu erfreuen. So ist sie bemüht, dem edelmüthigen Berather und Verleger ihre Dankbarkeit und Verehrung auch mit der That zu beweisen, und keine Gelegenheit läßt sie entschlüpfen, dem Drange ihres Herzens zu folgen. Als das größte Glück in ihrem Unglück erscheint ihr dies Freundschaftsverhältniß mit Miller. „Der Gedanke: Miller ist dem Freund, ist Wenne für mich", ruft sie in einem Briefe an ihn begeistert aus. Sie nennt ihn ihren „geistlichen Freund", und in jedem ihrer Briefe kleidet sie von neuem Dank für seine Güte über. Alles, alles darf sie ihm anvertrauen; über all ihr Anliegen erbittet sie sich seinen Rath. Einmal kommt Miller nach Stuttgart und besucht selbstverständlich auch die verlassene Helena. „O wie dank' ich dem lieben Gott", schreibt sie ihm dann in ihrem ersten Briefe nach dem Besuche, „der mich einen so edeln Mann finden ließ, dem ich mein ganzes Herz sagen kann und darf. Eine dankbare Thräne verbiegele diesen Brief."

Gewiß, Miller handelte an Helenen und ihren Kindern als „edler Mann". Was die „Chronik" abwarf, sandte er gewöhnlich der Bedrückten. Die Kinder erfreute er nicht selten mit ulmer Brot, Zuckerbrot und andern Geschenken; und mit seinem „Burgheim" machte er Helenen manche freudige Stunde. Wahrhaft rührend ist es, wie sie sich gegen ihn als Verfasser über diese seine Erzählung äußert. Ueber jede der auftretenden Personen spricht sie sich echt weiblich aus und weiß treffend

trägt sie Müller mehr als Eine Bitte aber derselben vor. Mit Sehnsucht erwartet sie das Aeußerste, damit sie doch endlich erfährt, wie es den guten Seelen ergeht. Und kommt dann ein neuer Bann, so verschließt sie sich in ihr Kämmerlein und ließt und — weint! — So erscheint Helena auch in dieser Richtung als ein Weib von tiefer Empfindung und feinem Gefühl. Doppelt glücklich ist sie aber auch deshalb, weil sie weiß, daß noch viele gute Seelen ihrem Freunde die größte Achtung zollen. Das hatte sie an ihrer großen Freude erfahren, als Müller in Stuttgart anwesend gewesen war. Damals hätten ihn noch viele gute Menschen gern gesehen. „Viele Thränen flossen", schreibt ihm Helena später, „als ich sagte, Sie wären schon wieder fort, ich wies sie auf Geduld und sagte, Sie hätten mir versprochen, wann unser Mann los sei, wiederzukommen und eine Zeit lang hier zu bleiben und alle zu besuchen. Nun schrie alles: ‚Das wollen wir von Gott erbitten, daß es bald geschieht!'" Wie freilich war Helena, den ihren Freund nennen zu dürfen, der überall so hochgeschätzt war! Endlich dankt sie dem Freunde auch dafür, daß er in seinem „Burgheim" am Ende alle Personen der Erzählung noch glücklich macht. Einen ganzen Bogen voll möchte sie darüber schreiben, aber sie fürchtet, seine Geduld zu mißbrauchen, und „ich schweige demnach", schließt sie einen Brief, „und erspare mehr, als ich mit der Feder ausdrücken kann!"

Schubart war alle frei — bis auf einen mehr als schmerzhaften Gefangenschaft. Und jetzt lebte Helena neu auf. Die Jahre der Einsamkeit waren vorüber, und wenn auch jetzt das Liebesschicksal noch manchmal von Gefahren umdroht war, so wiegte es sich doch meist auf glattem Spiegel dahin. Und die Gewißheit, Schubart zu besitzen, hielt die Seele Helena's heiter, auch wenn ihr Körper kränkelte oder von anderm Ungemach heimgesucht wurde.

Von dem Herzog, der von der Außenwelt nicht blos als sein Peiniger, sondern auch als sein „gnädiger" Beschützer angesehen sein wollte, wurde Schubart zum Hofdichter und Theater-Intendanten ernannt, und wir sehen ihn, ganz in seiner Art, dieses Amt mit Feuereifer antreten, um es nur um so bälder mit Ueberdruß hängen und schließlich ganz liegen zu lassen. Sein Hauptgeschäft wurde die „Chronik", die er jede Woche nach seiner Entlassung aus dem Asyle schrieb, in dieser Zeit kam viel Freudiges auch solchen zu Klang, das ihr eine erkleckliche Summe einbrachte. Darnach war für seine und Helena's äußere Existenz hinlänglich gesorgt. Dem Herzog war er sehr zugethan; er versprach ihm ja, „väterlich" für ihn zu sorgen, und das Wort „dauchte allen Groll gegen ihn" aus seinem Herzen weg. Unter der treuen Pflege Helena's geht es ihm wohl; er findet endlich einmal Ruhe. Sein verwildertes, schwankendes Herz erwärmt sich an der immer gleichen Frommigkeit, Treue und Innerinnigkeit der liebenden Gattin.

Den Segen seines reichlichen Einkommens machte Schubart sich vollauf zu Nutze. „Er gab Traktamente und nahm solche an, ließ Keller und Küche stattlich bestellen und suchte der zahlreichen Innung der Bonvivants gleichsam zu zeigen, daß es ein Pech doch auch auf einen grünen Zweig bringen könne. Wer hätte ihm diesen harmlosen Lebensgenuß nach einer so langen Sichtung nicht gönnen sollen?" Mit innigem Behagen lebte er ein neues Leben. Hatte er auch den einen Tag mit einem durchreisenden Fremden oder mit andern Gesellschaftern getrunken, „daß die Haare dampften", so war es ihm am andern um so mehr Bedürfnis, an der Seite der — nach alter Sitte — spinnenden Hausfrau, umspielt von den Enkeln, die ihm seine Tochter gebar, in brieflicher Mitteilung an den lieben Sohn in der Ferne sich zu ergießen. In dem vollen Maße des hohen Werths seiner Helena wußte er jetzt die vielgeprüfte Gattin zu schätzen, und ein schönes gütiges Band verknüpfte ihn mit seinen beiden Kindern, deren lebenslängliche begeisterte Anhänglichkeit an den Vater hier wiederum ein Zeugnis dafür ablegt, welch ein guter, liebevoller und liebenswerther Vater Schubart war. Mit besonderer Rührung vernehmen wir aus den Briefen an seinen Sohn immer und immer wieder, wie er von der Mutter spricht. „Sie krankelt, hustet, singt, weint, betet, wacht", heißt es einmal, „fodert ihren dauchten Mann ins Bett, rockert ihn säuberlich ab, phantasiert sich in ihrem Ludwig und Lust eine Weiche hallen, wenn ihr der launische Wind sagt, er sei gelaufen."

Das sonnenhelle Glück Helena's blieb aber auch jetzt nicht immer ungetrübt. Bei Lebzeiten eines Freundes geht ihr so nahe, daß sie leicht krank wird. Noch tiefere Betrübnis verursacht ihr der im November 1780 erfolgte Hingang ihres guten Vaters. Auch Schubart ist über diesen Todesfall erschüttert. Müller, der fernerweite Mann, der treffliche Burgen, der treue Diener des Staats,

der beste Ehemann, Vater und Freund, der Rathgeber und die Stütze seines Hauses — wie ihn der Dichter in einem Briefe nennt — hatte sich besonders während der Gefangenschaft seines Schwiegersohnes voll Liebe und Fürsorge gegen dieses gezeigt. Wie hätte er ihm nicht eine Thräne des Dankes nachweinen sollen! Helena aber verlangt über die letzten Stunden des Todten die nächsten und umständlichsten Nachrichten, auch wie sich ihre Mutter dabei gefaßt habe und welche Anstalten zur künftigen Versorgung derselben getroffen worden seien. Und als sich die trauernde Tochter über den herben Verlust wieder etwas gefaßt hatte, so kommen andere Leiden und Kümmernisse über sie. Besonders besorgt macht sie die nach und nach eingetretene Unthätigkeit ihres Mannes. So schreibt sie ihrem Sohne Ludwig im August 1789 unter anderm: „Dein Vater ist jetzt so unthätig, daß es ihm oft schwer fällt, seinen Namen zu unterzeichnen. Aus diesem entstehen tausend Fehler, da sein lebhafter Geist doch beschäftigt sein will. Zwar liefert er seine „Chronik" — um leben zu können; und das kostet ihm wöchentlich zwei balbe Tage. Dies ist aber auch alles, was er thut; denn sein Amt hat er ganz abgeschüttelt. Unter Zwang und Drang macht er noch die Prologen auf die Durchlauchtigen Namens- und Geburtstage, sonst kommt er das ganze Jahr nicht ins Opernhaus. Er beantwortet oft die wichtigsten Briefe nicht, was ihm sehr nachtheilig ist; auch verspricht er bald diesem, bald jenem viel und hält nichts; entweder ist er hypochondrisch und bildet sich ein, er wäre krank, oder will er den großen Mann machen und Verfügungen haben, die gelbstressend sind, oft dann mit Leuten, die ihm nicht anstehen. Das meiste kommt leider von seiner Erziehung her und vom Körperg."

Nicht umsonst klagte die Gute über diese immer mehr zunehmende Unthätigkeit des Gatten, nicht umsonst wandte sie alle Mittel an, um ihn zur Arbeit und Bewegung zu treiben. Sie wußte ja zu gut, daß er nur durch Arbeiten von seinen sonstigen Einbildungen und Träumereien könnte weggezogen werden. Während sie ihn in frühern Tagen nicht hatte zu Hause halten können, übernahm Helena nunmehr die umgekehrte Pflicht, ihn so viel als möglich in Gesellschaft zu meiden. Düstere Todesahnungen hatten sich seiner bemächtigt, und indem er ihnen nachhing, beschleunigte er ihre Erfüllung. Freilich war auch der Uebergang von seiner Lebensweise als Arrestant zu derjenigen nach seiner Gefangenschaft ein zu jäher und für seine Gesundheit zu nachtheiliger. Von der magern Gefängnißkost zu leckern Gastereien war ein zu greller Absprung. Und wenn wir bedenken, daß er Ein Jahr lang in einem dumpfen Loch auf faulem Stroh, ein zweites zwar in einem bessern Lokal, aber ohne Bewegung in freier Luft, zwei weitere Jahre mit sehr eingeschränkter Bewegungsfreiheit, und dann noch sechs fernere Jahre zwar mit Festungsfreiheit, aber immer noch als Gefangener verleben mußte, wenn wir sein Seelenleiden — Einsamkeit, vergebliche Sehnsucht nach Freiheit und den Seinigen, Anwandlungen von Zorn, Lebensüberdruß, Verzweiflung während seiner langen Gefangenschaft — ins Auge fassen: können wir uns dann noch wundern, daß er nur etwas über vier Jahre der neugewonnenen Freiheit sich erfreuen durfte? Solche Schläge hätten auch den stärksten Organismus tief erschüttern, ein auf die längste Dauer angelegtes Leben verkürzen müssen! Nur häufige und anstrengende Bewegung wäre vielleicht im Stande gewesen, das Uebermaß von Genuß nach seinen asperger Tagen unschädlich zu machen; aber seine Lust zur Bewegung nahm in demselben Verhältniß ab, in dem seine Körpermasse zunahm.

Gegen den Herbst des Jahres 1791 befiel ihn ein Schleimfieber; schon war er beinahe wieder genesen, als ihn ein Rückfall aufs neue niederwarf und die Aerzte ihn verloren gaben. Sein Sohn Ludwig eilte herbei, um ihn mit der Mutter zu pflegen. Allein er starb am Morgen des 10. October 1791 in einem Alter von 62½ Jahren und wurde zwei Tage darauf auf dem sogenannten Hoppelaufkirchhofe in Stuttgart beerdigt.

Wie schmerzlich dieser unerwartet frühe Tod die treue Gattin traf, die ihres langverlorenen Gatten eben erst wieder froh geworden war, spricht sie selber gegen ihren langerwählten Freund Miller aus, der sie theilnahmsvoll über das Scheiden ihres Mannes zu trösten suchte und ihr auch jetzt wieder als ein liebender Engel zur Seite stand. „Noch immer blutet mein Herz", schreibt sie ihm am 4. März 1792. „Ach, lieber Freund, hienieden gibt es nichts, als ein solches Band zerrissen zu sehen. Sie wissen, was ich mit meinem lieben seligen Mann durchgemacht habe, und nun wollte ich gern alles vergessen, da ich sagen konnte, ich habe meinen verlorenen Gretchen wiedergefunden; denn wir lebten für dies Leben wirklich glücklich und vergnügt; aber wie kurz! Kaum konnte ich mich freuen, so entriß ihn mir der Tod in den besten Jahren seines

Lebens. Sie haben freilich recht, mein Lieber, da Sie sagen: ihm ist nun wohl! Ja, ewig wohl, deß ich ganz überzeugt bin; denn seine Krankheit war eine wahre Christenschule, voll Geduld und Vertrauen auf Gott. Sein letzter Seufzer war: „Ja, ich komme, Herr Jesu, ich komme!" Und so schlief er sanft und selig ein. Aber ich elender Wurm muß nun kämpfen, daß ich ihn vergesse; denn die Folgen einer solchen Trennung sind schrecklich, besonders wenn man so mit einem solchen Körper zu kämpfen hat wie ich; denn seit dem Tode meines seligen Freundes hatte ich noch keine gesunde Stunde; doch scheint es seit wenigen Tagen etwas besser zu werden. Herr, dein Wille geschehe auch an mir! Das ist mein tägliches Seufzen. Soll ich länger leben, so bitte ich nur um Gesundheit, weil der Tod weit besser ist als ein kränkliches Leben. Wenn mir mein seliger Freund nichts zurückgelassen hätte, als seine Standhaftigkeit im Christenthum und so manche gute Lehre, die ihm Gott lehrte, so hätte ich Ursache genug, ihm zu danken. Und seine Liebe! Ach, diese war ohne Grenzen! Er sagte mir auch noch: „Liebe nicht, das bleibt dir in Ewigkeit." Ihm will ich folgen und Gott alles halten, es gehe mir auch, wie es wolle. Habe ich doch in meinem Treste meine zwei Kinder, die mir Freude machen, auch noch so manchen guten Freund, worunter ich vorzüglich Sie zähle. Also tröste dich, mein Herr, suche Trost in Gott und freue dich mit den Seligen!" Auf seinem Sterbebette aber rief sie dem Scheidenden schluchzend zu: „Du warst Liebe, ganz Liebe. Gott lohne dir in der Ewigkeit."

Durch die Verbindung mit Schubart waren alle Anlagen und Kräfte des Geistes und Herzens Helena's gleichsam mit Gewalt hervorgetrieben worden. Allmählich lernte sie auch den schweren, willkürlichen Charakter ihres Mannes so ganz kennen und zähmen, daß sie alles aus ihm Freundliche herbringen, immer allein den rechten Zeitpunkt zu treffen und ihn unvermerkt an Zielpunkte zu führen wußte, die ihn selbst überraschten und ihm eine Lobrede ihres so oft verschmähten Verstandes abnöthigten. Ohne sie und ihre kluge Haushaltung wäre er mehr als einmal in die äußerste Verlegenheit gerathen, und er hätte wahrscheinlich den Musen nur durch einen Strick der Verzweiflung gelebt. Ein solches Weib verdiente allerdings die zuvorkommendste Liebe und die thätigste Dankbarkeit.

Noch über ein Vierteljahrhundert verlebte die schwächliche Frau in einsamem Wittwenstande. Und wie kummerlich war ihr Leben! Schubart hatte ihr nichts hinterlassen. Zwar hatte er in die hannaver Wittwenkasse so viel eingelegt, daß sie alljährlich bis zu ihrem Tode hätte 200 Gramm erhalten sollen; allein „er starb nach dem Plane um etliche Wochen zu früh", weßhalb sie keinen Kreuzer zu erwarten hatte. Auch meinte der Kranke in seinen letzten Tagen noch, der Herzog werde für sein Weib sorgen, Gott werde es ihm im Herzen geben, was er ihm und ihr schuldig sei; aber der Herzog und seine Nachfolger hatten sie bald aus ihrem Gedächtniß verloren. Dennoch war sie ruhig dabei, und sie glaubte, Gott wolle ihr dadurch zeigen, daß sie sich ganz allein auf ihn verlassen solle. Die „Chronik", von ihrem Sohne Ludwig und einem andern Gelehrten, Stäudlin, fortgesetzt, war zwar anfangs noch eine wiewohl spärlich einfließende Nahrungsquelle für die Familie; aber schon mit Schubart's Tode sank die Zahl der Abnehmer derselben, und nach zweijährigem Fortbestand hatte sie eingehen müssen. So hörte auch dieser Born zu fließen auf. Ihr einziger Sohn Ludwig trat aus seinem preußischen Dienstverhältniß, anfänglich mit einer kleinen Pension, die aber schon im Jahre 1806 ins Stocken gerieth, und noch vor Ablauf desselben Jahres sollte ihn ein früher Tod unvermählt und ohne Nachkommen hinweg. So war Helenen auch diese Stütze von der Seite gerissen. Ihre Jahre nach dem Vater war auch ihre Jüngste Julie gestorben. Wo kommt die Gläubige Hülfe suchen? Wen hatte sie zu ihrem Troste noch auf der weiten Welt? Ja, sie hat recht, wenn sie ausruft: „Ich bin zum Leiden gemacht!"

Im Herbst 1810 zog die alte Dulderin nach Tübingen, ungeachtet sie schon 19 Jahre „blos als Reisejungfer" in Stuttgart lebte — es war ihr zu theuer in dieser Stadt zu thun! Mit der einzig übrigen Schwiegertochter lebte Helena in einem fremden Hause der Universitätsstadt: eine Frau Generalin Klett, eine treue Wittwe, nahm sie auf. In stiller Stille und ruhiger Zurückgezogenheit flossen ihre Tage hin, umdüstert von den Sorgen um das tägliche Auskommen. Und dennoch sank niemals ihr Gottvertrauen, trotzdem blieb unerschüttert ihr wahrhaft christlicher Sinn!

Auch ihre Tochter verheirathete sich im Jahre 1817 und zog ihrem Manne, dem Professor Kern, der am Seminar in Maulbronn angestellt worden war, als Gattin dahin, wo damals der Mann noch lebte, der vierzig Jahre

früher ihren Großvater ins Verderben gelockt hatte, und wo sie von ihrer Wohnung aus in die Kerker des Hauses sah, in welchen er gefangen genommen worden war. Sie starb frühzeitig in Tübingen, wohin ihr Gatte befördert worden war, der — ein geliebter und unvergeßlicher Lehrer — nur zu bald der Gattin im Tode nachfolgte. Ein Sohn und zwei Töchter aus dieser Ehe sind die einzigen Nachkommen Schubart's, nachdem der Mannesstamm schon mit dessen Sohne Ludwig erloschen war.

Nach der Verehelichung ihrer Tochter zog Helena wieder nach Stuttgart, wo sie, gänzlich vereinsamt und der Welt unbekannt, noch zwei Jahre lebte. Nie kam eine Klage über ihre Lippen, obgleich der Kelch des Leidens ihr voll eingeschenkt war. Sie hatte ja längst gelernt, ihren Trost und ihre Hülfe bei dem zu suchen, der sich der Verlassenen allein annimmt, der die Bergißmein niemals vergißt. Auch sie ward nicht vergessen; der Vater der Witwen und Waisen, der die Vielgeprüfte und Schwerbedrängte so lange geläutert hatte und ihre Seele ganz zu sich gezogen, nahm sie endlich auch auf in die Wohnungen des Friedens. Im sogenannten Pfleghause, einem Hospital für kranke Hofdiener, schloß sie am 25. Januar 1817, sechsundsechzigjährig, ihr kummervolles Leben.

Groß und bewunderungswürdig steht sie vor uns, die leidende, entsagende, pflichttreue, liebende Helena. Wir beugen uns vor ihr aufs neue voll Verehrung und Rührung, wir beugen uns vor der Reinheit und Tiefe, vor der Aufopferungsfreudigkeit und Gebefreudigkeit dieser weiblichen Natur! Spielend, als ob es nicht anders sein könnte, verrichtet sie die schwersten Pflichten. Mit der Glut der reinsten Liebe umfaßt sie die Seelen, die ihr angehören! Mit scharfem Blick ordnet sie alles zum Besten! Alles Ungemach, und wäre es auch noch so schwer, vergißt sie, wenn nur einmal der Stern der Freude ihr scheint. Und ihren einzigen Anker hat sie in Gott! Im reinsten Glanze strahlt ihre ungeheuchelte Frömmigkeit! Ein edles, liebewarmes Herz wahrt sie sich bis zu ihrem letzten Hauche. Fürwahr, ein Weib, das eine herrliche Perle bildet in dem reichen Kranze schöner weiblicher Seelen! Ehre sei ihrem Andenken, Friede und Seligkeit ihrem Grabe!

Die Rose in der Dichtung und im Leben.

Ein Beitrag zur Aesthetik der Pflanzenwelt
Von F. C. Fabricius.

I.

Königin von allen Blumen
Ist die Rose!
(Persisches Sprichwort.)

Die sinnige Auffassung der Rosenblüte und des Rosenlebens in der Poesie des Morgen- wie des Abendlandes, dann die Beliebtheit, deren sich diese Blume allenthalben, sei es als Zierpflanze in den Augen des Blumenfreundes, sei es als Symbol des Lenzes und der Liebe, namentlich bei der Frauenwelt, erfreut, dürften folgenden Versuch einer Zusammenstellung dichterischer Ideen, die Orient und Occident, Nord und Süd an die Rose knüpfen, rechtfertigen.

Es ist die hundertblätterige Rose (Rosa centifolia), von deren Ruhm hier Weiteres gesprochen werden soll. Die Heimat derselben hat man im westlichen Asien, in den benachbarten Thälern Persiens, Kurdistans, Armeniens zu suchen, wo sie stellenweise in großer Anzahl wild angetroffen wird. Von dort kam sie nach Griechenland, später nach Italien; in Deutschland wurde sie erst im 17. Jahrhundert mehr verbreitet, heute fehlt sie fast in keinem Hausgärtchen der deutschen Dörfer. Keine andere Blume kann sich einer so allgemeinen und beständigen Anerkennung rühmen, wie sie der Rose, aber auch mit vollem Recht, schon seit mehr als zwei Jahrtausenden zuteil geworden ist. Denn zwei Sinne finden durch die Rose nicht blos Anregung, sondern auch befriedigte Erquickung. Farbe und Gestalt wirken auf das Auge. „Der klare, durch nichts getrübte, mildleuchtende Purpur kommt in der ganzen Pflanzenwelt nur an der Rose, und zwar in vollkommenster Weise nur an der Centifolie vor", sagt Th. Beairemé („Aesthetik der Pflanzenwelt"). Der Purpur aber ist sowol die Farbe des Siegs und des Königthums als auch der glücklichen Liebe. So wird die Rose einerseits schon durch die Reinheit und Vollkommenheit ihrer Farbe auf den Thron der Blumenwelt erhoben; andererseits hat dies „mildleuchtende Reich" sowie die Rose selbst seinen Ursprung von den Göttern, und zwar von den allbezwingenden Göttern der Schönheit und der Liebe, Venus und Amor. Denn nach dem Liede Anakreon's entsproß die Rose aus dem Schaum, der an Aphrodite's Gliedern hing, da sie dem Meere entstieg, und wenn wie der Schaum des Meeres war die Farbe dieser ersten Rose

Lager. Die Bemühungen der bedeutendsten Aerzte Londons waren fruchtlos, die Gefahr wuchs —

Wilhelm (nach einer Pause, schmerzlich gefaßt).

Er starb!

Gustav.

Ihre Mutter und Schwester standen in der großen Stadt allein. Es fehlte nicht an Beileid, wohl aber an Beistand. Die bedeutende Erblassenschaft des Verblichenen zu ordnen, die Weitläuftigkeiten der gerichtlichen Proceduren, die Vorbereitungen, England zu verlassen, Alles das —

Wilhelm (drückt ihm die Hand).

Fiel auf Sie, auf Ihren Schutz, Ihre edle Aufopferung!

Gustav.

Es war ein Gebot schon der nächsten Menschenpflicht; um wie viel mehr, da ich dadurch das Vergnügen einer so lieben Reisebegleitung haben sollte. Der Verlust, an sich unersetzlich, mußte verschmerzt werden und ich freute mich, daß es den Zerstreuungen der Landreise über Holland und Belgien gelang, das Gemüth der lieben Ihrigen zu beruhigen.

Wilhelm.

Völlige Beruhigung hoff' ich von der Zeit.

Gustav.

Sie wird den Ihrigen werden. Ihre Mutter ist ein Wesen von so hoher Vortrefflichkeit, eine so seelen-

Doch als die Göttin später dem geliebten vom Eber verwundeten Adonis zu Hülfe eilte, ritzte der Dorn des Rosenbusches ihren Fuß, und das Blut der Liebesgöttin benetzte die weißen Rosen, die von da an im zarten Roth prangen. Spätere lateinische Dichter lassen die Rose den warmen Küssen entspringen, womit Venus den Adonis beglückte. Nach andern wieder war Amor der unfreiwillige Schöpfer der rothen Rose. Beim Göttermahl nämlich stieß der kleine Liebesgott eine mit Nektar gefüllte Schale um; der Trank der Himmlischen ergoß sich über die weißen, duftlosen Rosen des Olymps, deren Kelch sich alsbald mit zartem Roth und berauschendem Duften füllte. Herder stellt in den „Paramythien" die Rose als eine Schöpfung der Grazien Thalia und Euphrosyne dar; diese „weihten mit schwesterlicher Hand die Blume der Liebe und Freude, die jungfräuliche Rose". Und dieselbe Rose, die persisch im Nordwesten Europas erst gegen Ende des Frühlings zur Blüte kommt, sodaß der tiefsinnige deutsche Dichter in vollster Wahrheit singen konnte:

Nachtigall, Nachtigall, renne nicht so,
Dein Herzblut färbt die Rose noch. (Rückert)

ist für den Orientalen wahrhaft Königin; denn mit ihrem Erscheinen ist der Winter vollständig besiegt, hat der Lenz seine luftige Herrschaft begonnen:

Den Winter abgezogen, hat der Frühling
Das Machtdiplom gesiegelt mit den Rosen. (Rückert)

An der Rose hat die Natur ferner die edelste, schönste Blütenform enthüllt, das Rund des Kreises, das aber hier nicht, wie bei tausend andern Blumen, leer, unerquicklich und gestaltlos um ein Centrum flattert, sondern, die vollste Regsamkeit entfaltend, dennoch diese reiche Anmuthsfülle sicher und gedrungen zusammenhält:

Die Schönheit in sich selbst beschränken
Hat einen Kreis.

und genau nach dieser Regel schließen sich die runden reihen Blütenblätter um den Mittelpunkt der Blume, eine Halbkugel bildend, die heiter aus dem Grün der Zweige lacht:

Wie Thränen ist sie aus Smaragden,
Auf dem die Rose sitzt. (Rückert)

Die Knospe zeigt die Form des Kegels; sie gilt im Orient häufig als Symbol der aufwärts strebenden Flamme der Liebe, Verehrung und Andacht; in der geschlossenen, in sich zurückgezogenen Knospe schlummern zarte Geheimnisse; man vergleicht sie so gern dem schüchtern keuschen Wesen der Jungfrau, in dem träumende Sehnsucht und Ahnung webt, bis das Herz sich erschließt im Gefühl der Liebe und das verschämte Roth der Wange, das Rosenblatt, mit der Tiefe des Gefühls, dem Duft der Blume sich paart. Denn „Düfte sind die Gefühle der Blumen", meint Heinrich Heine, und im Duft „schlummern die Liebeslust und Seele des Pflanzenlebens" (Schelver).

So hat die Hand des Schöpfers Form, Duft und Farbe vereint, um in der Rose das Meisterwerk der Blumenwelt zu bilden. Gern vergleicht darum der Dichter die Rose mit der Königin der Gestirne, der allerleuchtendsten Sonne:

Die Sonne ist eine goldene Rose im Blau,
Die Rose ist eine rothe Sonne im Grünen. (Rückert)

Der orientalische Geist des Orients versenkt sich aber noch tiefer in die Betrachtung der Rose, und sein Auge dann vom Irdischen erhebend zum unendlichen Raume, schaut er in ihrer Schönheit die Herrlichkeit des Weltalls enthüllt:

Gott schuf das Rosenbeet des Weltalls mit Prangen,
Hat hehre im Blumenkelch der Narcisse aufgehangen,
Perlen auf dunkler Blumenbeete glühten
An grünem Zweige auch Blumen und Winter. (Rückert)

So nennt der Dichter ferner die Welt gern „Rosenbeet der Erkenntniß", aber auch wieder ob der unerforschlichen Mannichfaltigkeit und Gestaltung ihrer Kräfte „Rosenbeet des Geheimnisses", die Hafis, die höchste Stufe der Naturanschauung erklimmend, in der Rosenblüte die Selbstoffenbarung der Gottheit sieht, indem er den blühenden Rosenstrauch mit jenem brennenden Dornbusch Moses vergleicht, aus dem

Klang und Lehre
Spricht zu dir der Herr, der große.

II

Der Nachtigall die [illegible]
Dichtung — [illegible]

Das eigentliche Vaterland der Rosendichtung ist die persische Literatur. W. Ouseley, ein enthusiastischer Verehrer der persischen Poesie, vergleicht dieselbe in ihrer Gesammtheit mit einem reichen Rosengarten, worin Tag und Nacht die Liebesklage der Nachtigall ertönt. Die Rose ist der Lieblingsblume des Persers, insbesondere des persischen Dichters. Allenthalben in Persien ist es Sitte, die erste erblühende Rose, aber auch die letzte, die mit dem Scheiden des Frühlings welkt, zu suchen und zu pflücken. Die Rose verdankt ihre hohe Verehrung außer ihrer herrlichen

gewürdigten duftigen Form und Farbe ihrem Auftreten im Wechsel der Jahreszeiten. Persien besitzt weder die üppige Pracht tropischer Palmen- und Urwaldgestalten wie Indien, noch das melancholische Dunkel nordischer Fichten- und Tannenwälder. Die Sommer sind infolge der weit vorgeschrittenen Entwaldung des Landes glühend heiß, die Winter kalt und trocken. Nur in den Monaten Mitte Januar bis Mitte März tränken wärmere Regengüsse den ausgedörrten Boden und nun verwandeln sich die Thäler der Hochebene auch in einen Zaubergarten voll Blütenreichtum im reichsten Farbenschmuck. Dieses Erwachen des Frühlings schildert Farrukhi:

Die Auen kleidet bunter Blumenflitter,
Die Berge liebenstrunken Sehnsucht,
Die Bäche hauchen Duft der Moschusthalen,
Die Pfirsichen nahen Purpurglut in Blüten
Da kam am Mitternacht der Frühlingswehen
Willkommen, Morgenwind! Heil euch, Frühlingsgäste!
Im Strauch, der Wald hallt Melodien in den Hymnen,
Und Tulpen liegen in den Wiesen Armen

In der Gegend von Schiras, der Heimat des bedeutendsten lyrischen Dichters Persiens, des Hafis, entfaltet sich die Lenzespracht besonders reich. Aeltere und neuere Reisende können die Reize der schirafer Thäler nicht genug preisen. „Wahrlich", sagt der Engländer Mandelslo, „hatte Mohammed die Annehmlichkeiten von Schiras gekostet, er hätte Gott gebeten, dort ewig leben zu dürfen"; und ein anderer, Thomas Herbert, ist überzeugt, daß die Gegend von Schiras die Ideen von Tibull's Elysium verwirkliche, jener himmlischen Stätte, „wo bei süßem Vogelsang tanzende Chöre sich wiegen über duftenden Rosenmatten". Ist der Lenz in diese Thäler gekommen, dann „spielt um Tulpen der Widerschein des Feuers; die Wiesen gleichen bunten Blumenmärkten und die schlanke Cypresse schwankt im Morgenwind im Garten, vielen von Veilchen". Endlich besteigt die Rose, die Blumenkönigin, ihren Smaragdentheon, und nun hat der Lenz seine Herrschaft befestigt, nun erst pulsirt der volle Reichthum orientalischer Lebensüppigkeit.

Auch dem Griechen gilt die Rose als Lenzesblume:

Sorbe, wie die Gharitinnen,
Nun der Frühling wiederlachet,
Ganz mit Rosen sich bekränzen! (Anakreon.)

Der Hore des Frühlings gab die bildende Kunst eine Rose in die Hand, und an die Rose denkt der Frühling als an seine Offenbarung. Nicht minder erkennt der Südslawe in der Rosenzeit die Zeit des Lenzes und der Liebe:

Winter vorbei; Lenz ist gekommen!
Vöglein singen;
Gretchen, mein Liebchen,
Binden die Rosen,
Liebet sich alles! (Serbisches Volkslied.)

Im Norden dagegen bezeichnet die Zeit der Rosenblüte schon mehr den Ausgang des Frühlings oder den Anfang des Sommers, aber freilich damit die in höheren Breitegraden angenehmste Jahresperiode. Als Sommerblume geradezu faßt sie der Amerikaner Street:

Das Veilchen weckte, Lenz, dein Gruß,
Roth wachs die Rose in die Höh';
Der Mais gibt in das Herbstes Kuß,
Der Winter brachte Schnee. („Der Rosenbaum zu Weston.")

Auch in Amerika ist nun die Rose heimisch geworden; allenthalben sieht man in den Ansiedelungen vor den Fenstern blühende Rosen, aber auch vor den Hütten der Indianer fehlen sie selten. (Vogel, „Landschaftsbilder".)

An den Fürstenhöfen des Orients verweilen stets Dichter, deren Aufgabe und Pflicht es ist, den Ruhm des Sultans oder Schahs in wohllautenden Kasiden und Ghaselen, freilich nicht selten in stark hyperbolischen Bildern und Worten, ertönen zu lassen. Es sind dies die echten Hofpoeten des Orients. Auch in der königlichen Hofhaltung der Rose fehlt der Hofpoet nicht; das ist die persische Nachtigall, der Sprosser. Melodisch erklingt das Lied der Nachtigall durch die laue, würzige Frühlingsnacht; es gilt der Königin des Blumenbeets, der Rose. „Wo Rosen erblühen, kosen auch Nachtigallen, welche nie aufhören, unter tausend wechselnden Formen des Wohllauts der Rose ihre Liebe zu erklären, während diese, unbekümmert darüber, sich nur des Lebens freut, ohne sich die melancholischen Klagen der Nachtigall sehr zu Herzen zu nehmen." (Hammer.) Nur im Duft, der dem Rosenkelch, freilich unbewußt, entströmt, findet der Sprosser Anerkennung seiner Liebe; Düfte sind ja die Gefühle der Blumen:

Horet, o höret das Geheimniß der Rosen,
Wie sie mit Worten mit Düften sie loben!

Doch gerade die Unempfindlichkeit der Geliebten wird für den liebenden Sprosser zum nie versiegenden Quell der zärtlichsten Klagelieder, und so blüht die Rose und singt der Sprosser, bis jene welkt und dieser verstummt, — freilich

nur in der Natur; denn der Preis der Rose und das Lied des Sprossers klingt ja aus tausend und tausend Distichen Hafis', Saadi's und Dschelaleddin's, und wie die Großmeister des persischen Liedes alle heißen, wider. In den Vogelgesprächen „Mantikut-tair" sagt der Sprosser selbst über seine Liebe zur Rose:

In ihrer Liebe ganz entzückt,
Gestand ich meinen Leidens nicht;
Ich klagte nur der Rose Liebe,
Bezeigte mir nichts als die Rose.
Sie klagt' hundertfältig mir,
Wie soll mein Leben mir nicht blühen?
Die Rose flieht mir nach Verlangen
Hat lachelt mir mit süßer [illegible]
Wenn sie mir unterm Herz [illegible]
Auf meiner Stirn die Luft erwacht
Blieb nur mit eine einz'ge Nacht,
Von der Geliebten fern [illegible]

(Freiligrath-Kroll.)

In der persischen Sprache heißt die Rose gul, die Nachtigall bulbul. Wie alle durch ihr gleichzeitiges Auftreten im Frühling, so sind Rose und Nachtigall auch durch den Reim eng aneinander gebunden in einer Poesie, die, wie die persische, einen großen Werth auf den Reim legt. Von Persien aus hat sich die Liebesgeschichte der Rose und der Nachtigall durch den ganzen Orient verbreitet; sie spielt in den Frühlingsliedern der Syrer, Araber und Türken eine große Rolle. Der türkische Dichter Fasli (gestorben 1562) hat die reizende Mythe sogar in dreihundertsieben Distichen zu einem förmlichen Roman voll Intrigue und Unglück ausgesponnen, bis die Vereinigung der Liebenden endlich doch erfolgt. Tout comme chez nous! Im Vorbeigehen mag übrigens noch bemerkt werden, daß dem Türken die Rose als heilige Blume, als Blume des Propheten gilt. Denn nach türkischer Sage entsprang die Rose aus den Schweißtropfen des Propheten; darum wird jeder Türke sich hüten, eine Rose etwa auch nur ein Rosenblatt mit Füßen zu treten.

Auch bei den Dichtern des Abendlandes finden sich nicht selten Anklänge an jene persische Mythe; bekannt sind die reizenden Verse Geibel's:

Die Liebe saß als Nachtigall
Im Rosenbusch und sang

III.

Flocken der Rosen
Fielen [illegible]

(Geschickt [illegible])

Wie Rosenknospen und Nachtigallenklang den Frühling in die Natur, so führt die Liebe den Lenz ins Menschenleben. Eins wie das andere ist ein Ausströmen innern Wesens und innerer Schönheit einer Lebensperiode, die dort in Luft und Licht, hier in einem Strom seliger Gefühle und sehnsuchtsvoller Wünsche sich offenbart. Die Dichter nennen die Nachtigall die Sängerin und die Rose die Blume der Liebe; denn wo Liebe weilt, darf auch die Rose nicht fehlen; und wie die Blume dem Lenz erst Glanz und Pracht verleiht, so verklärt und erhellt Liebe auch das Leben.

Blühst du das Reich der Liebe zu zum Ziel,
Tut ganz All voll Rosenduft schwell du

(Emil Jonathan.)

Rosenmund, Rosenpförtchen — heißt der Dichter, der Liebende in Ost und West: ein Rosenbusch in dem Orientalen das Antlitz der Geliebten, ein Rosenblatt ihre Wange, ihr ganzes Bild eine Schönheitsrose; und das deutsche Volksliedchen, das vielleicht einem Dörfchen entstammt, auf dessen Fluren nur das einfache Heideröslein blüht, hat kein lieblicheres Bildchen für die natürliche Lieblichkeit und Zierlichkeit des geliebten Mädchens als:

Sie blüht wie ein Röslein,
Sie [illegible] wie das [illegible]
Schön [illegible], so [illegible] sich
Röslein auf der Heiden (Uhland, „Volkslieder").

Dies „Röslein auf der Heiden" ist das in Deutschland einheimische Heckenröslein, in holländischen Liedern bekannt als egelantiere, die französische églantine.

Bei den Alten war die Rose den Göttern der Liebe und der Ehe heilig. Amor, Venus, Hymen trugen Rosen und ihre Statuen wurden mit Rosen bekränzt. „Rosen sind Gottheiten angenehme Zierde" (Anakreon). Auch die slawische Liebes- und Schönheitsgöttin trug einen Rosengürtel. Ueberhaupt ist die Rose im Liebesleben der Slawen von Bedeutung. Rothe Rosen und grünen Majoran flicht sich das liebende Mädchen zum Strauß, und Rosen in den Händen tragend, erwartet die Geliebte unter der Linde den Jüngling:

Unter grünen Linde [illegible] Se,
Hatt' zwei Rosen in den Händen (Kolberg).

Es war bei den Slawen einst eine weitverbreitete (selbst heute noch nicht vergessene) Sitte, daß Jünglinge Sträußchen in den vorüberfließenden Bach warfen, um dem Liebchen einen Gruß zu senden, oder zum Zeichen, daß man auch in der Ferne des geliebten Mädchens gedenke. Manche wollten auch aus dem Ort, wohin der Bach das Sträußchen trug, auf die Heimat oder das Vater-

haus der künftigen Geliebten oder Gattin schließen. In diesen Liebessträuchen durfte natürlich die Rose nicht fehlen:

Am Bache grün Myrthen
Schwimmt ein Sträuchen;
Ein duftendes Sträuchen
Von Veilchen und Rosen. (Königsberger Handschrift.)

Und

Schaut auf dem Strauße
Mein trautes Liebchen,
Sieht in das Sträuchen:
„Was bringst du, mein Sträuchen?“
„Viel herzliche Grüße
Vom Liebchen dein.“ (Slowakisches Liebeslied.)

Lenz und Liebe; — nur noch eine der holden Schwestern fehlt, um die Dreizahl der Charitinnen zu vollenden, die rosengeschmückt das Haupt beglückter Sterblichen umgaukeln — die Freude. Lenz, Liebe und Lust! Nur wo diese drei vereint sind, lacht die Blüte des Lebens, ist der Genuß erst vollständig. Dann darf aber auch ihr irdisches Symbol, die Rose, nicht fehlen. Auch in diesem Punkte ist Hans Prophet und Lehrer.

Der Rose Duft will mir nicht taugen
Ohn meiner Liebsten Wangen fein,
Und ohne Wein der Frühling nicht
Will Lust und Blütenträgen sein.

Finden sich aber die drei holden Schwestern zusammen beim Zecher ein, dann hat er das höchste irdische Glück erreicht und taucht nicht mit den Mädchen dieser Welt:

Die Rose am Busen, das Glas in der Hand,
Ein Liebchen, das willig gewährt:
Der mächtigste Sultan ist herrlichem Land
Ist wahrlich mein Glanz nur wert! (Hafis.)

Auch der deutsche Trinker, der „auf Rosen sitzt, mit Veilchen bekränzt“, schaut sich nach gleichem Glück, nur im weniger dithyrambischen Gedankenflug:

Bekränzt mich mit Rosen
Und gebt mir ein Mädchen,
Dann küssen verliebt. (Schmitz.)

Und unser ehrlicher Vater Arndt ruft einmal in einem lustigen Liedlein:

Bringt mir Geben, bringt mir Rosen
Zu dem Wein —

Labet darf aber auch, um den Genuß vollständig zu machen, ein „Mägdlein, hold und munterlich“, nicht fehlen.

Bei den Römern wand die Rose in hehen Ehren. Sie schmückte die höchste Auszeichnung, die bei diesem kriegerischen Volke dem einzelnen zutheil werden konnte: den Triumph des Siegs. Der Triumphator, der das Capitol bestieg, trug Rosenkränze, Rosenkränze wurden ihm in den Wagen geworfen, Rosen auf den Weg gestreut. Bei den frohen Gelagen der Römer spielte die Rose eine große Rolle. Man bestreute Rosenblätter auf Lindenbast und wand daraus Kränze; diese sollten vor Berauschung schützen. Horaz, wenn er einen seiner Freunde, von dem es scheint, daß er im Genusse nicht immer die goldene Mittelstraße einhielt, zur Mäßigung ermahnt, lader denselben unter das Schattendach der Silberpappel und der Pinie, um dort bei Wein, Narden und „leider nur allzu schnell verwelkenden Rosen“ des Lebens zu genießen, solange es die Parzen gestatten. Diesem Stückchen Stillebens hinterm Rosenbusch fehlt freilich in der Geschichte römischer Schwelgerei auch das Gegenstück nicht. So ließ Kleopatra bei einem Gastmahle zu Ehren des Augustus Rosen mit ungeheuren Kosten herbeischaffen und damit den Estrich eine Elle hoch bedecken. Bei einem Feste auf dem Lucrinersee war die ganze Oberfläche des Sees mit Rosen bedeckt. Nero ließ bei seinen Gelagen durch Oeffnungen in der Decke Rosen in die Speisesäle regnen, und der wahnsinnige Knabe und Kaiser Heliogabal übertrieb diesen Brauch derart, daß in der Menge der herabströmenden Rosen mehrere der Schmausenden jämmerlich erstickten (!). Allenthalben gab es in und um Rom Rosengarten von solcher Ausdehnung, daß sie mit Plantagen verglichen werden konnten; darum scheint die Meldung nicht übertrieben, daß der Rosenduft in Roms Straßen unweilen belästigend war. Die gefeiertsten und gesuchtesten Rosen Italiens waren ehemals die von Pästum (Peste in Lucanien). Gegenwärtig sind sie ganz verschwunden. Als der bisherige J. B. Seume auf seinem Spaziergange nach Syrakus auch Pästum besuchte, wollte er seinem heimischen Freunde an dieser klassischen Stätte eine Rose pflücken; er suchte vergebens, in der ganzen Gegend, versicherten ihm die Landleute, sei kein Rosenstock mehr zu finden. Ergrimmt über diese Barbarei des neuen Römerthums drückt der ehrliche Reisende in die Worte aus:

Barbar, denke an die Zeiten eh'
Da Pästum Rosen trug, Rosen.

Doch nicht genug, daß die Römer sich am Geruch und an der Farbe der Rose ergetzten, bei ihnen diente die Rose auch einem weit materiellern Genusse, sie wurde — gegessen. Den freundlichen Leserinnen dieser Blätter soll das Curiosum des Recepts eines Rosenpuddings, der wahrscheinlich

vor 18 Jahrhunderten alle Gaumenlyphen Roms in Bewegung setzte, nicht vorenthalten sein. Apicius, der Apostel römischer Leckermäuler, gibt es genau an: Man schneidet von gereinigten Rosenblättern das untere Weiße ab und zerreibt selbe in einem Mörser unter Hinzugießen pikanter Säuren. Später legt man noch 1½ Glas zerstoßener Samen hinzu und siebt alles durch ein Sieb. Weiter nimmt man das Gehirn von vier Kalbsköpfen, zieht die Haut ab und streut ein Quentchen feingeschossenen Pfeffer darauf. Man zerstampft dies in einem Mörser und gießt ebenfalls Samen hinzu. Hierauf schlägt man acht Eier aus, rührt sie mit anderthalb Gläsern Wein und einem Glase Öl um und bringt nun das Ganze in die Form. Beim Backen muß die Masse von oben und von unten Hitze erhalten. Der Pudding wird dann heiß aufgetragen.

In Persien bereitet man noch heute das Rosenöl mit Zimmt und Zucker vor und träufelt es in den Kaffee; allenthalben dient es als Parfüm um den Kleidungsstücken oder der Luft der Gemächer Rosenduft mitzuteilen, und die feinste Rosenessenz, das Ottar Gul, ist noch immer kostbarer als Gold und kommt weit nie in den europäischen Handel.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

William Makepeace Thackeray.

M. S. — Der 24. Dezember 1863 brachte einen schweren Verlust für die literarische Welt Englands. Thackeray wurde unerwartet frühmorgens tot im Bett gefunden. Voller Leben, Kraft und geistiger Regsamkeit hatte er vor zwei Tagen noch unter seinen Freunden geweilt und mit großen Hoffnungen von der Zukunft gesprochen, einigen Freunden das Manuskript vom ersten Teil eines neuen Romans gezeigt und Einzelheiten, daß, sobald der zweite Band fertig sei, er sich einer ernstlichen Kur gegen sein häufig wiederkehrendes Magenübel unterwerfen wolle. Leider hat der Tod nicht so lange gewartet. Thackeray's Freunde und Leser werden sich erinnern, daß schon vor zwölf Jahren einer seiner Romane, „Pendennis", der in einzelnen Abteilungen erschien, bei längerer Zeit unterbrochen wurde, da seine Krankheit ihn damals an den Rand des Grabes brachte. Sein getreuer Arzt, Dr. Elliot, stellte ihn damals wieder her, doch blieb Thackeray seitdem periodischen Anfällen des Übels unterworfen. Er selbst klagte selten, und wenn jemals, dann in seiner bekannten ironischen Weise. Am 23. Dezember fühlte er sich krank und war den ganzen Tag über leidend, verweigerte aber, jemanden bei sich wachen zu lassen. Am 24. Dezember früh kam man ihn tot und vermutet, daß er zwischen 2 und 3 Uhr gestorben ist, da man ihn um Mitternacht noch sah bewegen gehört hat. Die Ärzte erklären seinen Tod für die Folge einer Gehirnentzündung und sagen sogar, daß sein Gehirn die außerordentliche Schwere von 54½ Unzen erreichte.

William Makepeace Thackeray wurde 1811 in Kalkutta geboren, wo sein Vater damals in Civildiensten stand, später nach England gekommen. Studierte er in Cambridge und verließ die Universität um nach Frankreich, Deutschland und Rom zu gehen und sich den schönen Künsten im allgemeinen zu widmen. Erst nach mehreren Jahren, um die Zeit, wo er von sich selbst behauptete, [illegible] hatte, begann er sich ausschließlich literarischen Studien zu widmen, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Die ersten Werke, die er veröffentlichte, „The book of Snobs", „The Yarn Sketch-book", „The Irish Sketch-book", wurden wol gelesen, aber für „nichts Hervorragendes" erklärt, nur John Sterling trat damals für ihn auf, seine künftige Größe ahnend und vorhersagend. Er schrieb dann für „Fraser's Magazine" Skizzen, Erzählungen, Gedichte, überhaupt für jeden Verleger, der ihn darum ersuchte, unter anderen auch für das bekannte Blatt „Punch", den humorvollen „Klatschgarsch", in welchem er sich gewöhnlich „The Ex-cornelian" unterzeichnete. Alle diese Arbeiten indeß, von größerem oder geringerem Werth, konnten ihm keinen bedeutenden Ruf verschaffen. Da erschien im Jahre 1846 „Vanity Fair". Dieser Roman war so vorzüglich angelegt, die Ausführung so geschickt, die Bilder aus dem Leben so wahr und treffend, der Stil so individuell und gewandt, daß Thackeray's Name auf einmal wie ein glänzendes Gestirn über der modern-literarischen Welt Englands zu leuchten begann. Seine Zeitgenossen ihn endlich, hatten ein hochgesprochenes allgemeines Urtheil, was heilig sei. „Wie ungerecht und hart war dieses Urtheil!" Alle, die ihn näher kannten und ihn mit ihm in Berührung kamen, rühmen seinen hohen, ehrenhaften Sinn, seine Gutherzigkeit, Bescheidenheit und sein regen Mitgefühl für die Leiden anderer. Diejenigen aber, die ihn nicht näher kannten, werden, wenn sie „The Newcomes" lesen, sich überzeugen, daß der Verfasser dieser Geschichte unmöglich jener bezahlte Bramer sein konnte, als den seine Gegner ihn schilderten. Auf „Vanity Fair" folgten in rascher Folge „The Virginians", „The Newcomes", „Henry Esmond", eine treue, von seinen Verehrern als Meisterwerk des Stils gerühmte Erzählung, und der als Weihnachtsbuch veröffentlichte Roman „Rebecca and Rowena, a romance upon romance" (1849), eine trefflich gelungene Fortsetzung von Scott's „Ivanhoe". Von seinen späteren Werken ist „Henry Esmond" das anspruchsvollste.

Er hat größere Talente vielseitiger Schriftsteller

[illegible] gegeben. Keiner aber von den neuern ist so vollkommen in die Kenntniß der englischen Sprache gedrungen wie er. Sein Ohr, seine Sprache hat das meiste Muttereigenthümliche gewonnen, er ist der größte Meister seiner Jahrhunderts in der englischen Prosa. Sein Geist hatte schon von Natur die Schärfe und den Glanz des Stahls, durch fleißige Studien in Kunst und Literatur verlieh er ihm die feinste Schneide und der glänzendste Politur. Er hatte die Menschen und ihr komisches Treiben so genau beobachtet, daß er sie bald bedauerte, bald verachtete. Sein Verständniß für die geheimsten Beweggründe des menschlichen Empfindens und Thuns war außerordentlich. Er entdeckte die verborgene Blöße wie die verborgene Schlechtigkeit der Menschennatur. Man sagte von ihm, seine Satire sei komisch und seine Sympathie satirisch. Von Jedem, von verdorbten und durch den Hauch der Dichtung verklärten Gestalten ist in Thackeray's Romanen seine Spur. Ueberall tritt uns die Realität entgegen, es ist die englische Wirklichkeit mit ihren stark ausgeprägten Nachtseiten von Selbstsucht, Heuchelei und Pharisäerthum, wie sie der Dichter unmittelbar vor Augen hatte. Thackeray soll von sich selbst gesagt haben, daß er mit einem Sinn für das Göttliche und Vornehme für das Rohe und Böse geboren sei. Wie Goethe hatte er jede Lüge und weil [illegible] er zu seiner „treuen, alten Goldfeder" sprechen

Du hältst zu treuen Diensten mich der Treue Lohn,
Nie, Armselig, schmeidt ich Schmeichelei zu Versen!
Mich hast du in die Feder eingebannt,
Daß ich in Tag und Nacht [illegible] sind.

Wol gebührte Thackeray's herrlichen Resten ein Platz in Westminster-Abbey, welcher auch der Familie angeboten wurde. Allein Thackeray hatte gewünscht, in seiner Familiengruft auf dem Kirchhofe von Kensalgreen in der Mitte der Seinen zu ruhen. Nahe an tausend Personen folgten seiner irdischen Hülle am 30. December hinaus. Unter den Trauernden war sein großer Nebenbuhler Charles Dickens. Denn beide Männer hatten sich mit großer Anerkennung voneinander gesprochen und Dickens jetzt eine weite Reise unternommen, um dem verstorbenen Freunde die letzte Ehre zu erweisen. Ein feierlicher Trauergottesdienst hatte zu Kensalgreen in der Kapelle statt, sie nicht den zweiten Theil der Trauergeleites aufnehmen konnte. Dann wurde der Sarg in sein gemauertes Grab gesenkt. Seine beiden jugendlichen Töchter nahten sich um noch einen letzten Trauerblick auf denselben zu werfen, und es schien sich angesichts einer tiefbewegten Versammlung die Erde für immer über einem der verdienstvollsten Dichter Englands. Die Erinnerung an seine Liebenswürdigkeit, seine Tugenden und seine edle Menschenfreundlichkeit wird den Herzen seiner Freunde unvergeßlich sein, das Andenken an seine Verdienste und geistige Größe aber für immer kostbares in seiner Nation und einen weiten Nachhall finden in der ganzen gebildeten Welt.

Gedichte aus dem Ungarischen des Alexander Petöfi.

Von A. Lewies.

1. Dichter und Rede.

Hab nicht Ehrgeiz, hab nicht Lust,
Tun der Lorber mich umwehe,
Soll mein Haupt bekränzet sein,
Mädchen, holder, lieblich schlanke,
Kränzet es mit duftger Rebe!
Denn der Reb' und Dichters Art
Hat das Schicksal eng gepaart,
Weil sie beide Geist und Leben
Kost der Welt als Opfer geben.

Geist der Rebe glüht als Wein,
Geist des Dichters sind die Lieder,
Wenn die Seelen sich ergossen
In den Wein und in Gesänge,
Welken sie zur Erde nieder
Mögen sie auch leicht verblühn
Immer neu wird Lust erglühn
Immer, was auch Zeiten bringen,
Wird man trinken, dichten, singen!

2. Brot im Aeltervhaus.

Du kümmerst dich, lieb' Mütterlein,
Derweil dein Brot nicht weiß, nicht fein.

Wol ist es möglich, daß dein Sohn
Viel weißres gegessen schon,

Doch, ist's auch schwarz — gut schmeckt das Brot
Das liebevoll man nahm und bot.

Drum glaube mir, lieb' Mütterlein,
Daß besser dünkt dem Gaumen mein

Das schwarze Brot im Aeltervhaus
Als weißes in der Fremde draus'.

3. An treulose Freunde.

Lebe Bursche, wohl, ich sage euch allesamt,
Ob ihr mich dem Verderben auch anweiht'.

Denn ihr seht ab, ihr Blätter grün und fein
Und lieht den Baum, mein armes Herz, allein'.

Wenn Unglücks Hauch der euch verblich so schnell
Rauh weicht dem Frühlingsschimmer, goldig hell.

Und Frühling wiederkehrt mit hellem Gruß,
Manch neues Blatt zum Schmuck grünen muß.

Dann jagt mir klagt' Denn nie ergänzt ein Blatt,
Das sich vom Baume losgerissen hat'.

(Schluß im Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Zur Geschichte des Théâtre français.

III. — Das Théâtre français in Paris hat durch die Französische Revolution, wie alle andern Institute, einen Umsturz erlitten, es war sozusagen vernichtet. Die Hälfte der Schauspieler schmachtete im Kerker, die Männer in Picpus und Rue Madelonettes, die Frauen Rue Anglaises und in St. Pélagie. Unter den letztern befanden sich alle vorzüglichern Mitglieder dieses Theaters, die Damen Raucourt, Gontat, Devienne und Lange.

Ihre Befreiung aus dem Kerker verdankten sie den aufopfernden Bemühungen der Schauspieler Talma und Dugazon, die sich ungeachtet der Mißhelligkeiten, die zwischen ihnen und den übrigen Mitgliedern des Théâtre français früher bestanden hatten, nicht abhalten ließen, mit eigener Lebensgefahr ihre Rettung durchzusetzen.

Ein Blick auf die Lebensverhältnisse, die Kunst und den Charakter der genannten Schauspielerinnen des damaligen Théâtre français zeigt, wie viel Talent, Schönheit und Liebenswürdigkeit, aber auch wie viel gesteigerte Empfindung in jener Zeit leidenschaftlicher Aufregungen das Lieblingstheater der Pariser umfaßte.

Fräulein Raucourt, 1756 zu Nancy geboren, genoß eine gute Erziehung. Früh entwickelte sich in ihr eine brennende Lust zur theatralischen Laufbahn. In ihrem siebzehnten Jahre verließ sie Nancy, um in Petersburg zu debutiren; im zwanzigsten kehrte sie nach Paris zurück und trat zuerst als Dido auf. Nie war eine schönere Frau auf den Brettern erschienen; sie erregte allgemeine Bewunderung. Man bezahlte, um sie zu sehen, den Parterreplatz mit einem Louisdor, die reichsten und seltensten Geschenke, die glänzendsten Ueberraschungen strömten wie aus einem Füllhorn auf sie herab. Die Gräfin Dubarry hing ihr eines Tages in Versailles nach der Vorstellung der „Mérope" ein Halsband von Diamanten im Werthe von 100000 Francs um. Später wurde die Königin Marie Antoinette ihre Gönnerin, wofür Fräulein Raucourt sich stets dankbar und ergeben bezeugte. Mit ihren Kunstgenossen im Jahre 1793 verhaftet, dann wieder mit ihnen freigelassen, wurde sie nochmals vom Directorium verfolgt; nach dem 18. Brumaire aber lieh ihr Napoleon seinen mächtigen Schutz, wies ihr eine bedeutende Pension auf seine Privatschatulle an und gab ihr die Direction des Französischen Theaters in Italien. Ihre vorzüglichsten Rollen waren Medea, Kleopatra in „Rodogune", Veturine in „Heraklius". Von 1776—79 war sie plötzlich aus den Augen der Welt entschwunden und es blieb allen Nachforschungen zum Trotz unaufgeklärt, was sie zu dieser Entfernung bewogen und wo sie sich während dieser Zeit aufgehalten habe.

Fräulein Contat — Louise Perrin — war die Tochter einer Wäscherin, welche in der Vorstadt St. Germain wohnte. Dem reizenden, muntern Kinde mit seinen feinen, sammtweichen Händchen wurde von zwei geistreichen Frauen, Preville und Molé, die bei der Mutter waschen ließen, ihre künftige glänzende theatralische Laufbahn vorausgesagt. Fräulein Contat wurde schnell der Abgott des pariser Publikums und verdiente es zu sein. Im Jahre 1789 wünschte die Königin sie spielen zu sehen. Sie studirte eine neue Rolle von 700 Versen in zwei Tagen ein und schrieb bei dieser Gelegenheit an die Mittelsperson, durch die sie ihren Dank an die Königin abstattete: „Seit zwei Tagen habe ich erfahren, daß das Gedächtniß seinen Sitz im Herzen habe."

Diese Zeilen verursachten ihre Einkerkerung im Jahre 1793. Noch in der Fülle der Jugend trat sie vom Theater zurück; seit zehn Jahren aber war sie schon die glückliche Gattin des Chevalier von Parny.

Fräulein Devienne war die Tochter eines Tischlers Namens Thevenin in Lyon, der als ein Muster der Rechtschaffenheit galt und in größter Achtung bei seinen Mitbürgern stand. Als das Mädchen noch kaum zur Jungfräulichkeit herangeblüht war, dachte das Aeltervaar schon daran, einen ehrenwerthen Jüngling, der Säge und Hobel zu handhaben verstehe, für sie auszuwählen. Die Tochter aber dachte und fühlte anders, auch ihr war „der Zug des Herzens die Stimme des Schicksals". Eines Morgens, als kaum noch der erste Sonnenstrahl die Spitze der Kirche Unserer lieben Frau von Fourvières beglänzte, schnürte das junge Mädchen die nöthigsten Kleidungsstücke mit dem wenigen ersparten Gelde zu einem Bündel, verrichtete vor der Kammerthür der Aeltern kniend ein Gebet und entfloh nach Paris. Erst nach unsäglichen Bemühungen gelang es ihr, bei der Französischen Komödie ein Engagement zu finden. In kurzer Zeit aber war sie das Entzücken des pariser Publikums. Ihr bloßer Name lockte wie ein neues Stück und auch ihre Kunstgenossen vergötterten sie. Sie war mehr lieblich als schön, ihr Wuchs reizend, ihre Darstellungskunst eine vollendete. Sie kannte sie bald auf dem Gipfel ihrer Wünsche und nur die Erinnerung an ihre Aeltern war ein Wermuthstropfen in diesem Freudenbecher. Oft war sie daran, nach Lyon abzureisen, aber immer wieder vertagte sie, von ihren Berufsverhältnissen zurückgehalten, ihren Entschluß. So waren Jahre vergangen. Eines Tags, als die Revolution bereits ausgebrochen war, befand Fräulein Devienne sich mit andern Damen auf dem Marsfelde. Sie war, prachtvoll gekleidet, in einer von zwei kostbaren Pferden gezogenen Carrosse an-

gelangt. Einer ihrer besten Freunde begegnete ihr, als sie athemlos durch eine Allee lief, um den Wagen, den sie verlassen, wieder einzuholen. Er ergreift ihren Arm und fragt besorgt, wohin sie eile. „O mein Freund, mein theurer Millin“ ruft sie freudestrahlend aus. „Welches Glück ist mir geworden! Ich habe meinen Vater gefunden! Er ist mit der Nationalgarde von Lyon gekommen — er hat mich erkannt — er hat mir verziehen — er wird bei mir wohnen! Der liebe, gute Vater! O, wenn Sie ihn sehen könnten mit seinen schönen weißen Haaren!“ Sie war außer sich vor Freude, ihr Freund vermochte kaum Schritt mit ihr zu halten. Der Kutscher mußte die Rosse zum wildesten Galop antreiben. Zu Hause angelangt, warf sie alles über und drüber, und als der Vater von der Revue heimkam, fand er das für ihn bestimmte Gemach aufs beste eingerichtet. Bei Tische sah er ihr gegenüber und sie stellte ihm den vornehmen Herren, die sie zu besuchen pflegten, mit rührendem Stolz vor. „Sie müssen mein Glück kennen lernen!“ sagte sie.

Auch die Mutter, eine ausnehmend fromme Frau, mußte von Lyon nach Paris kommen. Die Marschallin von Mouchy nahm sie eines Tags mit ins Schauspielhaus. Man gab „Athalie“. Die gute Bürgersfrau glaubte eine Vorlesung aus der Bibel zu hören, sank in der Loge der Marschallin plötzlich auf die Knie, machte das Zeichen des Kreuzes, faltete die Hände und begann zur allgemeinen Verwunderung eines ihrer Lieblingsgebete herzusagen.

Fräulein Desiennne schied für ihre zahlreichen Gönner und Freunde zu früh von der Bühne, indem sie einen Herrn Girardon heirathete, der es nie bereute, ihr seinen Namen, sein Herz und ein bedeutendes Vermögen geschenkt zu haben.

Fräulein Lange entzückte mehr durch ihre Schönheit, ihre reizende Gestalt und ihr hinreißendes Organ als durch ihre Kunst, die sie nur zur Darstellung der zartesten Liebhaberinnen befähigte. Sie ließ sich mit einem Amerikaner in ein näheres Verhältniß ein. Der beabsichtigten Heirath stellten sich Hindernisse entgegen. Der in sein Vaterland zurückkehrende Amerikaner wollte seine kleine Tochter Palmyre mit sich nehmen, wogegen die Mutter sich mit allen Kräften sträubte. Die Sache kam vor Gericht. Die Richter waren nahe daran, den Ausspruch zu Gunsten des Vaters zu thun, als Fräulein Lange, halb ohnmächtig, mit dem Kinde auf dem Arm, in den Justizpalast eindringt, sich durch nichts zurückhalten läßt, den Sitzungssaal erreicht, sich den Richtern zu Füßen wirft und mit flehend erhobenen Händen ausruft: „Gnade, Barmherzigkeit für eine Mutter, die sich in der Verzweiflung ihres Herzens nicht anders zu helfen weiß! Lassen Sie mir mein Kind!“

Dieser Schmerzensschrei der Mutter stimmte die Richter um. Palmyre blieb bei ihr. Geraume Zeit darauf kommt ein reicher Wagenfabrikant aus Brüssel nach Paris, sieht die Künstlerin, entbrennt für sie und heirathet sie, wodurch er sie zur Herrin eines Vermögens von 200,000 Francs Renten macht. Der Vater des jungen Mannes erfährt diese Neuigkeit und reist eiligst ab, um die Heirath zu hintertreiben, findet aber den Sohn nicht mehr in Paris. Er geht, um Zeit und Grillen zu vertreiben, in die Französische Komödie. Man gibt „Die schöne Pächterin“. Mademoiselle Candeille spielt die Titelrolle in diesem von ihr selbst verfaßten Stücke. Der alte Simon verliebt sich in die bereits vierzig Jahre alte Schauspielerin und führt sie ohne weiteres zum Altar, ehe noch sein Sohn vom Lande zurückgekehrt war, wo er die Flitterwochen feierte.

Eine Fahrt auf der Theiß.

I.

E. Sch. — Ist der Mittag nur der Theiß nahe, so wird dem Auge gerade kein schönes, immer aber ein eigenthümliches Schauspiel bereitet durch die Riemung (Fata Morgana), welche zwar selten die prachtvollen Zauber des Orients, auch nicht die mannichfaltigen Schemen der Puszta, aber doch in wechselnder Anzahl große strömende oder wenigstens wallende Gewässer mitten in dem trockenen Theile des Alanders vorspiegelt. Einigemal hätten wir Ruten von der Mächtigkeit derer, die uns als Spukbilder täuschten, gern dem Strom als Verstärkung gewünscht, denn es gab Stellen, wo man das Wasser in der Theiß suchen mußte, während man an denselben Orten im Frühjahr, wenn die Hochfluten Sandmeere „ausgießen“, die Theiß im Wasser suchen muß, damit das Schiff nicht auf den überschwemmten Sumpfwiesen auffahre.

Endlich wurde es Mittag, und der Anblick so vieler Menschen auf dem Verdeck, unter einem schattigen und luftigen Dache, um eine sehr wohl- und reinbesetzte Tafel, an der man auch vorzügliche ungarische Weine haben konnte, brachte einige Aufrichtung. Schon mischte sich zwischen uns ein dunkelhäutiger Jüngling, der sich uns schon am Abend und in der Nacht wie eine Klette anhing und immer seine magyarische Gesinnung mit den stereotypen, aber nicht ohne orientalischen Accent gesprochenen Worten: „Ich bin ein echtes Ungarkind!“ betheuerte. Wir ließen ihn in unsere Mitte, aber nicht mehr auf, und gaben nun eine Fülle von Witzen über die Juden zum besten, welche dem Mann, wenn er ein echtes Ungarkind, also ein geborener Judenfresser von reinem Wasser war, eine wahre Wollust sein mußten. Die Damen kicherten, die Herren lachten, denn er hatte sich bereits allen mit seinem Patriotismus präsentirt, und das „echte“ Ungarkind verstummte. Wir meinten es aber mit dem Juden eigentlich nicht so übel und wir begingen ja nur einen Akt der Nothwehr. Zur Ehre des von allzu großer Liebe nach Vertraulichkeit Geplagten bemerke ich indeß, daß er sich in den Augen der Schiffsgesellschaft auf eine ganz hübsche Art rehabilitirte. Auf dem Schiffe befand sich, ohne daß es jemand, außer dem Kapitän, wußte, eine junge Frau aus Baiern, deren Mann wenig Tage vorher

in der Theiß (als Ingenieur beim Wasserbau) ertrunken war, die nun mit ihren zwei Kindern in die Heimat zurückkehrte und ohne Reisegeld war. Der Viehgeschäftige erfuhr davon und veranstaltete unter der Gesellschaft eine Sammlung, welche eine annehmbare Summe für die unglückliche Witwe abwarf. Als es uns anging, geschah es nicht ohne eine unverkennbare Bewegung in der Stimme, als er schüchtern bemerkte, wie wir ja auch „Deutsche" seien (die andere Gesellschaft bestand aus Ungarn, die, wie alle gebildete Menschen zu Donau-Theißlande, natürlich gut deutsch sprachen).

Nachdem sich die ärgste Hitze gelegt hat, sind wir wieder im Stande, den Erscheinungen auf dem Flusse unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Außer den Kähnen und Barken, welche einzelne Personen zum Über den Fluß, in der Mitte desselben abwärts, am Rande desselben aufwärts fuhren, gewahren wir von Zeit zu Zeit stattliche Barken und Flöße, meist mit Balken, Sparren, Latten und unterschiedlichem Bau- und Nutzholz, selten mit Brennholz beladen, welche aus der Marmarosch herabschwimmen; denn die wald- und baumlose Ebene deckt ihren ganzen Bedarf aus den Waldkarpaten, und all diese Vorräthe trägt die Theiß herab bis Szolnok, woher das Holz dann zu Lande weiter in die Ebene hineingeschafft wird. Seltener überholen wir ein Fahrzeug mit Kohlen, dessen Fährleute, im Gesicht, Hand, Hals und Brust ganz schwarz von Ruß, unmöglich zu identificiren sind, um ihren von den Kohlenmeilern der Urwälder mitgebrachten Schmutzpanzer im Theißwasser abzuschwemmen. Eigenthümlich sind die Salzflöße: 15—20 Kiefernstämme sind reihenweise aneinandergefügt und mit einer Bretterschichte bedeckt. Darüber wird das Salz in dreieckigen Pyramiden aufgeladen und mit einem Bretterdach gegen die Witterung geschützt. Mehrere solcher Flöße sind miteinander verbunden, auf jedem Floßstriche erheben sich zwei kleine Hütten, eine für den Aufseher, die andere für die sechs bis acht Fährleute, welche auf dem ersten und dem letzten Floß je zwei lange Ruder handhaben. Einzelne dieser Flöße machen bei Csege, zwischen Tokaj und Szolnok, halt und laden ihren Vorrath in der Salzniederlage ab, die meisten aber gehen weiter stromabwärts zu der großen Vegstätte in Szolnok, denn das schöne Salz der Marmarosch versieht den größten Theil des Landes mit diesem Universalreinigungspulver. Bei dem Abladen des Salzes in Szolnok und bei dem Aufladen in die Waggons sind eine Menge fröhlicher Menschenhände thätig; die Flöße aber werden nun zernommen, die Bestandtheile als Nutzholz verkauft und die Fährleute wandern zu Fuß in die ferne Heimat oder kehren auf den Dampfern heim.

Vor Anlegung der Eisenbahn war die Theiß in der ganzen östlichen Ebene die wichtigste, ja man kann sagen die einzige Verkehrsader. Sümpfe unterbrachen die Verbindung ganzer Strecken, die Anlegung von Straßen war fast unmöglich, denn mancherorten hätte man Schutt und Steine zwanzig Stunden weit zuführen müssen (das weiche Alluvium enthält nicht einmal Sand). Trotzdem es hier stark, so gleicht der Boden 1—2 Fuß tief einem sehr dünnflüssigen Brei, die Wagenräder finden keinen Grund und schneiden im Morast gleich den Kufen eines Schlittens; wird nach einigen Tagen der Koth über, so liegt es da wie ein Kitt in den Speichen und an den Achsen, daß der Wagen jeden Augenblick stehen bleibt und der Kutscher mit einem eigenen Eisen das Zeug heraus schneiden muß. Eine Fahrt ist unter solchen Umständen unglaublich langsam und eine Qual für Menschen und Thiere; ganze Karawanen stecken, das Fluchen, Schreien und Schlagen nimmt kein Ende; bricht ein Pferd den Fuß oder ging es sonst zu Grunde, so zog man dem Aas die Haut ab und ließ den geschundenen Cadaver im Koth der Straße liegen. Ein beladener Wagen — und dies kennt man überhaupt keine beladenen Wagen in unserem Sinne — muß dann tagelang halt machen und kann auch dann nur von den langsamen, aber gleichmäßig anziehenden Ochsen weiter geschleppt werden.

Seit Anlegung der Theißeisenbahn ist die Bahn für den Personenverkehr schneller, wohlfeiler und endlich — wenigstens langweilig, der Faßentransport ist manchem auf der Theiß gelegener, denn der Wasserweg ist für Fässer wohlfeiler, ferner sagen manche Patrone, daß die Güter beim Auf- und Abladen auf der Bahn leicht beschädigt werden, namentlich wenn die Produkte nach Raab (Gyönyösladt) gehen, also wieder auf einen Donauschlepper überladen werden müssen, während man sich um den nach der Ladung verlegenen Schlepper nicht mehr zu kümmern braucht. Endlich ist, wollen Wohnort der Theiß näher liegt als die nächste Bahnstation, auf den Dampfer angewiesen, um so mehr, als zur größeren Bequemlichkeit des Verkehrs der Güter ein Schleppenlander, wo man's eben haben will.

Sehen wir uns nun wieder die Ufer an. Von der Mündung des Sajo fahren wir an Szederkény, Polgar und Csege vorüber. Von hier an beginnen wieder bedeutend bewaldete Partien. Auf dem rechten Ufer ragen sich drei Waldbäche mit ihren Nebenflüssen, wir gewahren nichts von ihnen, denn sie verlieren sich sackend in Schilf, Morast und Binsen. Wir fahren meilenweit und sehen keine Spur menschlicher Ansiedelungen. Endlich erscheinen am rechten Ufer Pusvejle, dann Tisza Roma am linken Ufer und tief unten Abad. Aber wir müssen dem Ufer weg mußten wegen der Verlumpfungen diese Orte angelegt werden. Von Abad fahren wir noch einige Stunden abwärts bis Szolnok, aber auf dieser langen Strecke erblicken wir nur Eine Ortschaft, Kal. Die ganze Gegend oberhalb Abad ist eine wahre Brutstätte für die Sumpffieber, die in manchen Jahren nach ein bis zwei Vorzeichen sehr epidemisch werden und die Menschen so entkräften, daß sie kaum schlachten können, und das Gedeihen der Saat in hohem Grade gefährdet wird. Aber mitunter werden die hydrotechnischen An-

mehner mitten im Winter von diesem Dämon ergriffen, dessen Entstehen in dieser Jahreszeit die Heilkunde noch nicht zu erklären vermochte.

Berliner Briefe.

II. [illegible]

Die Wetterwolken, die immer drohender zum Gewitter, das den Frühling bringt, sich zusammenziehen, lassen große Feste in diesem Jahre nicht aufkommen. So zählten denn ein Ball beim französischen Botschafter und eine Schlittenfahrt in Potsdam, mit wenig Schnee, aber desto mehr Heiterkeit ausgeführt, schon zu dem Beachtenswerthen. Es war für den stillen Wanderer, der durch die im winterlichen Kleide prangenden Umgebungen Sanssouci's schritt, ein durchaus ungewohnter Anblick, 40 aufs zierlichste aufgeputzte Schlitten mit Klang und Klang vorbeifliegen zu sehen. Die Garde stand natürlich an der Spitze dieser Bewegung und die Herren hatten die Pferde mit Federbüschen, auch mit Schleifen nach den Wappenfarben ihrer Damen geschmückt. Verschiedene Tigerdecken und kostbare Teppiche gaben auch dem schlechtesten Schlitten einen schönen Schein. Mit Recht ging das winterliche Vergnügen von Russland aus, d. h. von dem russischen Dörfchen Alexandrowka, wo das Rendezvous stattfand. Voran dem Zuge ritten zwei Jockeys in schwarzweißen Farben, dann kam ein stattlicher Schlitten mit Musikanten mit vier Pferden und zwei Vorreitern in Postillonstracht, wie Friedrich der Große sich fahren ließ. Diesem folgten 20 Schlitten. Die Damen hatten an Hüten und Pelzen alles aufgeboten, um dem weißen Gefilde bunten Farbenschmuck zu geben. Dann wieder ein Musikschlitten mit Postillons im Costüm der Gegenwart, diesem folgten die übrigen Gesellschaftsschlitten, worauf abermals ein Musikschlitten mit Postillons im Costüm aus Friedrich's II. Zeit und zwei Jockeys den Zug schlossen, während ein Herold die Reihenfolge überwachte. Man fuhr am Neuen Garten vorbei, die berliner Chaussee und von Glienicke aus am Wasser entlang nach Sacrow bis zur Pfaueninsel, durch den glienicker Forst und zurück durch das Berliner Thor nach dem Casino, wo die Damen entpuppt in Ballrobe erschienen. Den Eingang des Festes bildete ein Concert, zwischen welchem sechs lebende Bilder vom Maler Kiesling gestellt wurden, unter denen die „Weinprobe" von Hasenclever, der „Eifersüchtige" und „Eine Hand wäscht die andere" die gelungensten waren.

Bei dem Ordensfest waren die interessantesten der Anwesenden in einem Nebenzimmer versammelt: sechs glückliche Leute, die zur Rettung des verschütteten Bergmanns Krause requirirten Unteroffiziere und Pionniere, die mit der Rettungsmedaille und dem allgemeinen Ehrenzeichen decorirt wurden waren. Der König redete sie freundlichst an und brachte auch der Königin zu ihnen; der Kronprinz und die Kronprinzessin hatten sie freundlich und anerkennend begrüßt, sodaß sie bevorzugter als mancher der bestrenten Herren waren, zumal an ihrem Tisch auch der Sect nicht fehlte. Bei der großen Cour, der sich ein sehr erwähltes Concert anschloß, das von den besten Kräften unserer Oper ausgeführt wurde, konnte man von neuem die traulich gemüthlichen Räume des Schlosses und die Pracht der Damen bewundern. Die Königin trug ein Drap d'argent Kleid. Schleppe mit Aler und Hermelinen garnirt, aus ihrer Blumencoiffure strahlten helle Sterne von Brillanten und wetteiferten im bunten Farbenspiel mit Alexa's Kindern; das Band des Schwarzen Adlerordens trug sie über der Schulter. Die Kronprinzessin machte den Eindruck einer Scottischen Glanzfürstin; über dem weißseidenen Kleide wogte eine in Grün, Blau, Roth und Weiß carrirte Schleppe, von den Schultern flatterten gleiche Schleifen und auf dem Haupte trug sie eine an Schottlands Könige erinnernde goldene Krone; das Costüm war eigenthümlich, aber geschmackvoll und kleidsam.

Unter den Toiletten der Haut-Volée zeigten sich überaus reiche und kostbare; die französische Botschafterin überstrahlte alle. Ihr Vater hat seinen Reichthum in Rußland durch das Branntweinmonopol, das er besitzt, erworben und war nicht wenig erfreut, daß seine Tochter für die Millionen, die er ihr mitgeben konnte, eine Fürstenkrone eintauschte. Das junge Ehepaar ist beliebt, da beide in richtigem Takt sich hier bewegen und überaus zuvorkommend und freundlich sind. Der Herzog spricht die deutsche Sprache geläufig, da er in Deutschland erzogen ist. Die Fürstin trug eine perlen Coiffure, der ähnlich, welche die Kaiserin sich aus Spanien hat kommen lassen, aus Schlingpflanzen und Wasserblumen; das Wasser stellten die Diamanten dar. Außer diesen spanischen Nachahmungen ließ sich mit die Pompadour-Coiffuren, diademartig aus Rosenknospen bestehend, die Velleda-Coiffuren aus Orchideenblüten und Laubgehängen, wie die Pomonenkränze aus Ähren, Aehrenlaub und Heckenbeeren gewunden, zeigen. Die Zweige umwinden nicht nur das Haupt, sie fallen ellenlang herab und bewähren das Sprichwort: „Wer lang hat, läßt lang hängen."

„La cour s'amuse" dem äußern Schein nach, der ja diese Kreise mehr noch als die andere Welt beherrscht; aber bei alledem scheint auch seinen Aesten das eigentliche Leben und die Theilnahme daran zu fehlen. In Uebereinstimmung damit ist der Carneval so kurz wie noch nie. Der zweite, angekündigte Opernhaus-Ball wurde auf Befehl des Königs wieder abbestellt; die Lovalen sagten, weil man sich in Schleswig schlüge; die Demokraten, weil niemand ein Billet nehmen wolle, nicht einmal ein geschenktes — und sie hatten recht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

reine, feſte und ſtarke Natur, ein Charakter — (hält etwas inne)

Wilhelm.

Meine Schweſter ſtrebt ihr ähnlich zu werden.

Guſtav.

Sie iſt es. Das Ebenbild der Mutter. — Ich hielt es für meine Pflicht, mich bis zur Ankunft des in ſeiner Kunſt ſo berühmten Sohnes —

Wilhelm (verbeugt ſich abweiſend).

Guſtav.

Den Ihrigen noch dauernd zu widmen. Ich habe ſo viel Herzlichkeit, ſo viel Freundſchaft dafür von den guten, herrlichen Menſchen empfangen, daß mir der Abſchied unmöglich ſein würde, wenn nicht Umſtände mich zwängen, ihn zu beſchleunigen.

Wilhelm.

Sie werden wirklich reiſen?

Guſtav.

Heut um Sechs, Herr Steiner.

Wilhelm.

Ich fürchte, Sie ſind dem kleinen Kreiſe, den Sie verlaſſen, ſchon zur Gewohnheit geworden.

Guſtav.

Der Bruder, der Sohn wird mich doppelt erſetzen.

Wilhelm.

Sie muſiciren, Sie ſingen, Sie leſen vortrefflich vor, Sie ſind nicht nur gelehrt, ſondern auch geiſt-

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 7.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. VII. — Honoré von Balzac. Von Claire von Glümer. — Die Natur in der Dichtung und im Leben. Ein Beitrag zur Aesthetik der Pflanzenwelt. IV. Von H. F. Flemming. — Die Naturwissenschaft in der Jetztzeit. — Buchblatt: Briefe aus der Kaiserstadt. I. Stimmungen. Aus dem Reichstag. Vom Theater. Der Monatshalt. — Eine Fahrt auf der Themse. VI. — Ein Handbuch für Briefsteller. Von Fürstenau.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

VII.

Am Ausgang der Straße Le Gros-Caillou, nach dem Marsfelde zu, lag das Wirthshaus „Zur Nation".

Vor der Revolution war es ein kleines, unansehnliches, wenig besuchtes Haus gewesen. Aber seit den großen Festen, die seitdem auf dem Marsfelde gefeiert worden waren, seit hier, in freien Räumen, die Adresse entworfen, die nach der Flucht Ludwig's XVI. im Jahre 1791 seine Absetzung und die Errichtung einer Republik forderte, hatte der Garten „Zur Nation" an Volksbeliebtheit und Gästen rasch gewonnen. Damals, als das Volk jene Bittschrift an die Nationalversammlung auf dem Marsfelde unterschreiben wollte und von Lafayette und Bailly gewaltsam auseinandergetrieben wurde, hatte man die Verwundeten in den Saal des Wirthshauses getragen und der Wirth sich als echter Patriot im Sinne der Jakobiner bewiesen. Das war unvergessen geblieben; noch im Laufe des Jahres 1791 konnte der Bürger Mortier — so hieß der Besitzer — die nachgelegenen Gärten ankaufen; bis an die Hügel, welche das Marsfeld umschließen,

dehnten sich seine Anlagen aus. Das Haus selbst zu erweitern, dazu war es nicht zu bewegen; aber den Saal ließ er im Geschmack der Revolution ausschmücken. Ein feinerer Sinn möchte sich von der grellrothen Farbe der Wände ebenso verletzt wie von der Niedrigkeit des Raums, die mit seiner Länge in keinem richtigen Verhältniß stand, gedrückt fühlen, aber den gewöhnlichen Besuchern fielen diese Mängel nicht auf. Sie waren hier heimisch; an der Tribüne, auf der die Musikanten zum Tanz aufspielten, hatte ein ehemaliger Hoftapezierer in geschmackvoller Drapirung der Fahnen „aller Republiken der Erde" die Medaillonbilder der Volksmänner, Danton's, Marat's, Robespierre's und Camille Desmoulins' angebracht; von den Wänden boten sich auf Consolen die Gypsbüsten des ältern und jüngern Brutus, der Tyrannenmörder Harmodius und Aristogiton wirksam ab. Auch die Republik jenseit des Oceans war nicht vergessen: über der Thür prangten die Bilder Franklin's und Washington's. Keine Erinnerung an das Königthum und die Aristokratie beleidigte das Auge der Jakobiner.

Schon drängte sich in dem Saal und in den Nebengemächern die Menge, als Lefranc und Brunoau mit ihren Damen anlangten. Nichts

blicke in einem Bild ein treffliches Bild des allgemeinen Umsturzes der französischen Gesellschaft gewähren können als diese Versammlung. Bei der Revolution hatten sich die Stände in wenigen Augenblicken: der Adel, der Bürgerstand, die niedern Schichten des Volks, sie hatten ihre besondern Orte, eigentümliche Formen des Ortes und des Umgangs. Selbst die berühmten Maskenbälle im Opernhause vereinigten doch nur die gebildete Gesellschaft, den eleganten Schwarm, der von den dunklen Wogen jener 20 Millionen aufgregte, die bei der Erstürmung der Bastille zuerst ihren donnernden Ruf erhoben hatten. In diesem Saal aber, der freier nur von Arbeitern und Soldaten betreten wurde, fand sich jetzt beim durcheinandergemischt, was in Paris Vergnügen und Bewegung suchte, im Taumel des Genusses die Gefahr der nächsten Stunde, die Not der Zeit, die Sorge des Herzens betäuben wollte. Neben den unheimlichen Erscheinungen, die weil sie eine und der andere mit geheimem Grauen an der Spitze der Verhafteten zu Kampf und Mord, zu Brand und Plünderung kaum scheuen schien — wenn der Hallen eine Dame in Klammerkleidern auftrat —, standen Gleiche, verlorene Gestalten und sich heimatgefühle Menschen, Volksdeputierinnen, die gekommen im „Verkehr der Paris" die Tat um den Ruhm der Schwester nationalen Gesinnung teilzuteilen; Talma mit dem heiserseligen Gange, der sich zum ersten Schauspieler der Welt, wie sein Freund, der Artillerieleutnant Bonaparte, zum ersten Feldherrn heraufarbeiten sollte; Nationalgrenadiere mit verfarbigem Schurzen, die hier den Preis einer Bürgerkrone, dem Lächeln der Mädchen und der Luft lachten, halb trunkenen Leuten der Nationalwache; Arm in Arm, noch nicht durch politischen Zwiespalt auseinandergerissen, der eine zum Schafott, der andere zu einem traurigen Verschwinden [illegible] Isabeau Obrien [illegible] wie es alle Tage in Paris, mag es von unbekannt, übermütig und Kapua, mag es trauern und stürmen wie auf einmal Arm, als Hohn gilt mit Hölle Lust, auch jetzt, im Saal von Opern „Zur Kaiser" viel Lärm, Lachen, Englischer, Amerikaner [illegible] In [illegible] Frauen, so um die Regen 1792 mit Wehrmann die Farben des Volks zum Angriff auf die Italiener [illegible] eben zeigt es einem Bekannten die weiße Achse, die es in einer Nacht an dem gehenden Lustrum noch Barmherzigkeit [illegible] und auf die Garde schreiben hat: „Martialgeist des souveränen Volks gegen die revolutive Gewalt" — jetzt hängt sie friedlich, von den Kugeln der Schweizer durchlöchert, an der Leitung der Musikanten; dort schwirrt an einem Tisch, wo die Gläser weit-zusammenklingen, Anacharsis-Clootz, der Redner des Menschengerichtshofs, sein von langen Haaren wie von einem Mähnenumflatterten Haupt, und nur, den die Stadt Mainz mit Georg Forster nach Paris geschickt, klagt mit ihm an auf die Abschaffung des Königthums, so weit die Sonne scheint, und auf die Befreiheitung der gefesselten Völker, während ein anderer Deutscher, der geistvolle und boshafte Colonia, leise vor sich hinsummt, die Gruppen ander betrachtend, daß man aus der Gewalt der durchlöchtigen Fäden nur in die der durchlöcherten gelangt [illegible] denn hier hat die rohe Kraft und das Arbeitsgewand den Kopf und den bürgerlichen Rock verdrängt — wenn auch nicht ohne Hohn, so hat die losen Patrioten doch ohne Hochmut.

Ein leidenschaftlicher Lärm entsteht in [illegible] Sonnenuhr Uhrzeit, um dem der Wirt gute Worte gibt, mit einer deutlichen, artikulierten Erklärung. Der Verschwörer, den Brennus gefangen, die Glückseligkeit, die für uns den Hals trug, hat wenigstens Gewand, daß auf ein wenig Schätzen, den gleichen Schein aufzubringen, der unter den Lorbeeren Marie wurden sollte, mit der freiheitigen Schärpe bei allen Karten in Einklang mit ihrem Gefühl, ihre Ehre zu Mittelpunkt der Frauen eingeschlagenen Kugel. In einer gewissen Entfernung gehen, wenden sie Karten Tage Pistolen machen mit der gutgelaunten Kraft einer Sonne, den so verbreitet es dem Künstler an Mode und Neigung für das angefangene Werk gebracht.

„Das ist ein Weib!" sagt ein Soldat, der sich [illegible] Pharaonenin hatte am Umgang der Stadt ausreicht, so eine Unterbrechung gegönnt.

„Was der Kerl, der da tötet, gute den Mund so spitzen wie ein Bremsen."

„Ruhig!" erhebt der Bürger Marcel seine Hand, die am Schwertgriff gelegt und einer Miene mit ähnlicher Kraft übermacht. „Hier hier Polizeigewalt ausübt, mein Freundgenossen! Jetzt [illegible] Wille weg gilt keines Recht! Es wird da [illegible] hat gerichtet!"

Es einer andern Gruppe mußten sie noch vorüber, ehe sie in den für die „neuen Gerichtshöfe" bestimmten Saal gelangen. Jeder seiner Partei-

vorgekommen, ich versichere dich; er hat die Stühle für die Damen, Aschenbecher bringen müssen — wenn der Patron so trocken behauptet Simonne — und so sehr ihm auch ein Augenblick Ruhe zu gönnen wäre, das Wort Champagner schnellt ihn wie mit einem Zauberschlag empor.

„Der Schatz von Garn braucht alles!“ lacht gutmütig Betrau.

Nicht ohne Absicht hat er es mit erhobener Stimme gesagt, sein Aufschrecken entdeckt unter den Umstehenden Marcel Provence. Mit dem Taschentuch winkt er ihm: „Herbei, Bürger Provence! Sei! Guten Abend! Erlauben Sie, daß ich Ihr den Damen vorstelle.“

Marcel und Simonne erkennen sich. „Meine Retterin!“ Der junge Mann drückt ihr die Hand, schaut aber im Grunde doch nicht allzu freudig von diesem Wiedersehen überrascht zu sein.

Um von den Strapazen des Mißmuts zu verscheuchen und die Jungen freimachen, naht da erschütternd Brunnen mit dem Champagner. Und das muß nun auch der Rest des kleinen Satyrns, der sich durch die Gegenwart der beiden anderen ganz aus der Bahn seiner Begehrlichkeiten verdrängt fühlt und in aller Hastigkeit das letzte Not am Wagen ist, dem Bürger Betrau helfen; er versteht es, den Gefangenen Mut zu spenden. Wie Knall der Pistolen, wie grellicht spritzt er den perlenden Schaum um, wie perlmutterlich rosig er mit den Damen, mit Brunnen selbst an: „Ihre Kunst und der Göttliche Kastrat!“ Sagt die schöne Katharine mit Lachen, Rosen blühen auf ihren Lippen und sie schaut dem in Gedanken versunkenen Marcel zu.

Lautes beginnt die Musik wieder, die Paare ordnen sich zum Tanz. „Den sieben Galop“, bittet Simonne mit einer Kälte des Vertrauens um den Mund, „habe ich meinem Brunnen versprochen.“

„Eine Bitte muß man halten, Bürgerin! Um einen späteren Tanz bitte ich. Da werden sich ja auch ein junger Patron am Arbeitsein Kameraden' Orient, mein Kind, wunder traut an! Keine Blume weiß so schön als die Blüte der Jugend! Meine Schwarte will man ungeschoren verlassen! Ohne Umstände! Nicht so, geben Sie dem jungen Manne Ihre Hand! Und nun seht wohl, Kinder, ich bleibe hier mit Marcel Provence noch hier! Brunnen, erzählen Sie der Bürgerin nicht zu viel Merkwürdig! Sie hat ein Stadtkind, ein Künstler — und die Künstler verführen die Frauen und zerstören die Republiken.“

Die Arme übereinandergeschlagen, mißtrauischen Auges sah Marcel dem lustrabenden Mann gegenüber. Nichts, als fruchte es ihn gar nicht, ich Verhaus setzte den Tänzern nach, die in den Saal zurückkehrten, wandte sich dann, behaglich und eine Weile in seinem Stillschweigen und meinte: „Nicht übel, diese kleine Hexe Katharine! Nicht so mädchenhaft wie ihre Schwester aber die Dame, mit der wir heute Morgen in der Postkutsche fuhren —“

Marcel rief auf: „Mein Herr, ich möchte Sie in aller Höflichkeit bitten, jenes Mädchen an diesem Orte nicht zu erwähnen und —“

„Sie in seinem Falle mit den Frauen zu vergleichen, die einen öffentlichen Ball besuchen! Junger Mann, das hört schwer! Jenes Mädchen wird der Hauptgegenstand unserer Besprechung sein!“

„Dann vergeben Sie! Gute Nacht!“ Kalt verbeugten sich er auf, aber Betrau nötigte ihn, seine Hand ergreifend, wieder zum Niedersitzen.

„Sie vertrauen mir nicht! Das tut mir leid! Allein verstehen können Sie es kaum, daß es in Revolutionszeiten beim Gelingen in Ich verliebt und zur Not mit ins Grab nimmt! Und meinen, habe ich nicht die Vergünstigt Ihres Kusses für mich?“

„Das sagt mir die tiefste Belanglosigkeit! Sie sollen eine Lappalie! Was kümmert der Kummer Marcel's dann, ich in einem einsamen Gartenpavillon zu verbergen? Ich will meine Familie nicht als verhängnisvoll eingeführt haben, verhängnisvoll gewachten dann —“

„Inviertigen Abweisungs wegen — verzeihen Sie mir —, der Gedächtnis im Sache Pierre, der Direktor sämtlicher Verschwörungen hält. Ja, das ist nun einmal nicht zu ändern! Verhängnis! Ihr Name merk, warum Ihr Kopf eben behalten! Nach belgien mehr Ernst mich der Kranke Gerichte. Ein Unglücksrabe ist heilig an Ihrem Himmel aufgetaucht: jenes Mädchen. Lassen Sie mich ausreden! Ich habe nicht — ganz andere Empfehlungen bewegen mich, Herr zu Freundschaft, zum Diebstahl vor Sie. Sie ist mit einem verhängnisvollen Geheimnis aus Garn, wo ich sie kennen lernte, hierher geeilt. Es gilt, ihren Plan zu durchkreuzen, sie vor sich selbst und den Folgen ihrer That zu retten. Unter den Königlichen würde ich mir

einen Verhaftsbefehl ausstellen und sie auf einige Tage zur Aufführung ihres neuen Stückes in die Bastille schicken. Die Bastille war ja so furchtbar gut. Jetzt bin ich abwechslung."

„Aber ist wissen Sie mir noch viele Thee! Ist sie so abscheulich?"

„Sie wissen, Beige und Mädchen verstehen Ihnen Sie noch, daß ich nicht ein Dichter wäre, daß mich keine Gefängnisse, nur eine Strafe für nachgeschrieben Worte ist, ob der Verfasser, der in ihrer Seele erwacht ist, je zur That wird? Ich hab Gefängnis einige schon, daß mich ein Jahrs beleidigen, erwarten sich, mein Eigentum?"

„O, mein Herr, Sie lieben sie!" sagte Margot mit tiefer Bewegung.

„Ja — etwa wie ein Blatt seine Knospe liebt! Sie aber, Herr Kommis, lieben sie mit einer seltsamen Leidenschaft, die Ihnen Unglück bringen muß, wenn Sie nicht bald resolvieren! Eine Mädchen ist eine schwierige Sache auf Sie sind."

„Sie ist ein Engel von Himmel!"

„Nein, bei dem Himmel! ein Teufel sind sie und sie will sich ins Verderben reißt, sie ihr wollen! Besinnen Sie sich auf Ihrem traditionellen Standpunkt, o ehre, so bitte' ich nicht, die tödlichen Pfeile Ihrer Blicke auf diesem Ihnen ihre Ehre nicht schwer machen."

„Ihr Gnade, mein Herr! Sie beleidigen mich mit einem Schelmnachen, und ich erwarte Ihre Erklärung, weil ich so lange über nicht Ihre Beleidigungen ertragen. Ich glaube von Ihrem Manne, von ich nach allem, was geschehen, für einen Ausgang meiner Pläne haben mag, wende Nichts schuldig zu sein; aber gewiß hat ich doch auch meine Ehre, meine Schuldigkeit. Und nimmt, mir Gnade!"

„Ihre Gnade hab ich nicht mit Ihnen, ich wünsche nur, befreundet mit Ihnen zu werden! Sie kosten mir vom ersten Augenblick meiner Zusammenkunft lebhaft Theilnahme ein. Sie nehmen einen Namen, der mir theuer ist; ich ist da nicht lange hörten! Halt, mein junger Freund, so hör im Degen, sich auf ein ritterliches Wort zu trauen!"

„Wenn ich nur mit Gewalt Ihre Hochachtung hätte! Ihre Wünsche ist mir verderblicher wie Ihnen."

„Ich rasiere mich mit nicht so sehr Verantwortung, daß Sie an meinem ganzen Thun eine Lügen gefunden haben, daß Sie mir Ihre Ehre wollend eher mich nicht Sterne zu nehmen lassen, als Sie bei der nächsten Begegnen mit meinen Namen verächtlichen hören — Begegnen, die sie ihnen Gelegenheit in einem Duelle geben!"

„Sie wissen nicht was Sie, wo sie gefährden?" rief Margot schaudernd. „Bei dem Gott der Himmels, gehen Sie mir Vorsicht! Ihre tapferen Worte haben, wie Lust vor Blumen, meine Erkenntnis auch ihr auch neue erfüllt. Sie ist einem, verlassen, traurigen in tiefen ungeheuren, schrecklichen Stadt."

„Spion!" handte der Fremde. „Verraten Sie ihr nicht von dem abscheulichen Attentat!"

Der alte Abenteurer in seinen Gedanken beschäftigte Mädchen. Die Lippen seiner Tochter bewegten sich, sie sprachen. Gerade von dem Plan ihrer Schönheit — und bei dem Licht der Kerzen, in der Bewegung des Tanzes, wo der Reiz am vollen Schimmer strahlte, mit ihrer kräftigen Mannesgestalt hätte Clarence und einen tapferen Ritter verlieben Krieg für sie einen großen Mann angesehen und gefühlt, als die leidenschaftigen Liebhaber in Saal waren — ein Gefühl von tiefem Mitleid hat auch sie jetzt. Ihr Gewissen will sie Angst machen ob Clarence mit einem Ehrgeizverbrecher in Bund — einem Taschendieb, hat er ihre Lippe mit so hellem Entsetzen für den Augenblick einen verräterischen Laute ausgeht, während der Unbekannte Fremde bei ihr sagte: es würde mal bei der Verfolgung der Spionage zum einem Morde der Klasse ist wahrscheinlich in dem Zelte gekommen haben.

„Ihnen Schlaf Ihm, Hochmütige!" Und er sprang von sie Pferd auf. „Das schändet sie Feigenblatt! Mit Ihre ist auf einer Linie gekommen! Denn den Kopfhaut der Königin Katharina, der Schein der Mannes! Schade, daß sie Nachtigallen nicht Königin und der Pariser Mörder nicht mit und in Gesellschaft einer Kleider der Liebe trifft, daß sie in ihrem Bekenntnissen den Schaffenen zu bringen!"

„Ja, ich ist ein Mörder mit ihm!" erwiderte Clarence. „Er ist ein teuflischer Mann, der Mörder der Menschheit, der auch vor den Mordthaten scheut hat! Das Volk kennen auf und nieder, in gut wie auf Tyrannen, aber er einer nichts vor sich! In seinem Blick der Tugend ist Grimm, empört es zum Widerwillen. —"

„Ihren Eltern und Verlaus für Sie mit einem Schwert für Mädchenehre!"

„Ein Spion, mein Herr! Und sich kann man

Thora nicht gram werden!" Sie hat lustig auf meine roten Schuhe gesehen. Möchten Sie noch länger in Paris sein bei dem strengen Wetter? Mit jedem Tage wird es kälter und unfreundlicher, der Winter scheint es ..."

„Was denn?"

„Haushälterchen Weihnachten! Da hören wir ihn gehen, meinen Schneider und ich, als wir an seinem Tor stehen und warten, wie unsere Mädchen sagen, daß es auf einer schönen Reise gemütlich haben werde; denn wahrscheinlich auf er: - Ich komme aus England und will nach Paris'. Glaub es mir ihr verhalte, verhandten wir nicht; denn Peter sieben Herr auf weiß Pferdchen, so schön, als hätte er einen Teich auf ihn gesetzt. - Hoffe das Wetter hat!" - Antwort er abwesend."

Marcel hatte zusammen; auch Johann sagte ihr Adieu, das er reisten, antwortet nichts — (Wenn wieder glauben, ihr Erzählung hatte seinen eigentlichen Zweck keineswegs erreicht, während vor dem ernsten Auge der beiden glaubt, wir sind eine wunderbare Pflanzenzeugung, eine Narzisse, ihr Kelchblüte, ein breites Blatt in der Hand, schaudt, ehrfürchtig schön, wie eine geheimnis, Unbekannt Wesen. Wichte dein Geschmack dieses Land? Sie verwundern es sehr zu hören, aber es war so. Johann, wie die Jungen heißen, sie auf die schöne Reise. Tat kann nur noch schlecht, um Marcel's Leben. Schneider Gedanken; aber Hoffnung zu Gegen, so sehr hatte er alle Besinnung verloren, daß er gar lustig an Pferden machte und schrieb: „Wie es ist?"

„Wie?" Kommentar Julien, nun der Gedanke Marcel's erfüllend.

Wie einer plötzlich Erregung der Tiere sieht sich Gedanken in tödlichem Ernste ist — wie einem Gedankenspiel die Tiere, denen es gegen Leben und der Gefährlichkeit auch der Schönheit.

„Wie?" sagte Julien. „Ich Hausmeisterlein! Es heißt wohl: Paganini! Ein Zauberkunstler Marcel's wurden sich auf seinem jungen Abend. Pferden, Schwarz Ihr auch eine Kinder! Und die hatten jungen Tiere, gute rasch der Hände und sangt rasch den Saal! Bewegung ist an allen Tieren gut und sangt auf sein Ziel, auf die Hervorgerufen Herzog, nichts in Ruh."

„Ich kannte!" Antwort Marcel.

„Ich Zauberlein!" sagte gleichfalls, mit der verlorene Bewegung Johann. Ein kleines Kreuz schrieb im Tagebuch weniger auf er; Sonnenschein an dem Tage der Schneider sich und auch wieder zu reisen. „Ihr verlassen Mutter hat den Augenblick seiner Abreise nicht. Ihr Herz Wunsch willen, seine Sie traurlich in der Nähe sein? In Straßenfrau haben immer zu Frauen zu bringen — und ist auch, Sie brauchen auch einmal die Hülfe der Gedichten Mutter!"

Halb gezwungen — unfreiwillig war sich nicht klar, ob den Gedanken zu entgehen, den der Blick und die Stimme Johann's auf ihn machten — legte Marcel seine Hand in die Kutscher's.

In wenig zu allgemeiner Aufbruch, es lagen Gedanken der Bäder über Nationalkarten nach einer anderen Seite. Selbst Thomas reinigt die Wagenfenster und den Tisch zu legen und hatte mit seinem Manne auch in Gedanken. Die wilden Jug bewegte sich auf die Straßen hinaus nach dem Westen.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Honoré von Balzac.

Von Klara von Hillern.

Honoré von Balzac, der fortschrittsmäßig Jahre lang einer der reichen unter Französischen Schriftsteller war, seine Bücher, in alle Sprachen übersetzt überlegt, waren Namen in der Welt und seinen Ruf befannt gemacht haben, gestorben ganz mittellosen Schulden an, die nach seinem Leben der Regierung mit photographischen Genauigkeit zu schätzen suchte.

Begann mit einer Phantasie von unerschöpflichen Reichtum und schwindender Ausdauernacht, verbunden von einem Scharfblick, dem nichts seiner Umgebung der Seele, seiner Tierheit, seiner Schwäche entging, verstand mit allen Klippen, Strudeln und Untiefen der großen Schule, studiert Balzac Ausdauer und Geduldsam, Interesse und Phantasiereichtum, Klarheit und Klassizismus mit großer Meisterschaft. Er beschränkt sich aber nicht auf die Charakterstudien, auch in der Darstellung hatte er Kalter in seinen Schilderungen und reichen Talente des französischen Volkscharakters ein Muster, hat er das Leben entdeckt gelehrt.

Seiner Darstellung fehlen seine Bedeutung und seinen Verständnis gleich. Ein Gedanke, für es gedenkt, lösen sich seinen Augen, wie Erzeugnisse der Zeichen, die Tragödie, wie Leben der Akten der Menschen in ihren Lust und verfolgen seine Gesetzlichkeit, sich der Wunsch zum Handeln, der Handlung zu Ihat gewesen ist. Honoré

menschen Inhalt verständlich gemacht war. Endlich konnte er lesen — und nun war auch die Zeit des Lernens vorüber. Einen neben sich der tägliche Knabe hatte Tage lang über den Büchern. Schonend nahm ihn ein Knabe Lehrmeist gefangen, und er ingrimmig aufgefunden. Die Engel und Propheten, die Helden und Märtyrer, die Kämpfe und Wunder, von denen er erzählt, gaben der Welt seiner Phantasie einen neuen, reichen Inhalt — und dann war in den gelesenen Bücher so viel Unverständliches, daß ihn das unbefriedigt-leere Schweigen erfüllte. Weiter der große Papierstrache nach der herrlichen Klarheit verwandelten den Inhalt der Bücher zu belügen.

Nur einmal, einige Jahre später, bekamen sie eine Naturgeschichte, und ganz in Gedanken einer entzückenden Violine, die der Vater für 1½ Gulden auf dem Jahrmarkt gekauft hatte. Eine brummende Klarheit hatte der Knabe die Behandlung des Instrumentes gelehrt. Er nahm es sachgemäß in die linke Hand, strich mit der Bogen über die Saiten und — o Wunder! ein schöner, klarer und voller durchdringender Ton lag da hier.

Nachdem sich der Knabe, und er der Schwierigkeiten bewußt, seine Kunstleistungen zu bewundern — aber Gott seinen Dank für sich die Chance zu und hat gewiß Knaben es ist in der Gnadenfülle des Meisters. Es kann nun die Hand nach mehreren Tagen und nennt eine Violine sogar, mit glühendem Gesicht, die Augen voll Tränen, wie besessen von den Melodien, die seine Seele ersinnen.

Die musikalische Begeisterung war schon von den ersten Tagen. Die Freundin nahm die weiter gelangen, und als sie die Kinder der Heimat auch das Vertrauen freundlichen Gesichtes gelernt machte, wußte er bereits genug zu tun. Es ist so ihre Hülfsmethode, den Kindern in den Kinder und ein Buch unter den Arm, und Arme haben sich einen ruhigen Platz, einen schattigen Raum, und sie gewiß nicht eher geht, als bis das tägliche Werk seinen Schluß verschlungen war.

Um seinen Vorgesetzten endlich ein Ziel zu legen, gaben sie der Kleine in eine Erziehungsanstalt in Montreux. Der Knabe verwachte in der langen Zeit Heimweh bereits mit Gift und Galle; sammelte aber wurde die alte Sehnsucht so mächtig, daß er sie nicht unterdrücken konnte. Es galt dann, sich den Aufgaben des Tages, den Unterrichtsstunden zu entziehen; in den Wald zu flüchten, war hier nicht möglich, ein Unwetter zu erdichten, widersprach den Knaben gesetzen Sinn; lieber beging er irgendeine Unart, die mit Strafe belegt wurde, und je länger diese Strafe dauerte, um so besser war es für in der stillen Klausur.

Alles, was nur irgend aufzutreiben war, wurde da gelesen: Mathematik, Naturwissenschaften, Kirchengeschichte, Philosophie — und alles prägte sich dem außerordentlichen Gedächtnis des Knaben ein, was durch im Unterricht nicht zu seinem Vorteil gereichte. Es war eben nur ein Aufsaugen des Material, das er nicht zu ordnen wußte und dessen Unterschied ihn endlich zu ermüden drohte. Die Begierde verwischte, die Bücher überdrüssig sah, und während er innerlich angestrengt arbeitete, zeigte er sich nach außen so gedrückt, gleichgültig und unaufmerksam auf die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens, daß der beginnende Knabe sonnten ihn Einfluß einen halb Blödsinnigen machte.

Wer erschrocken die Arbeit, als sie ihre humane naturbedürftigen Hymni in seinem Inhalt wiederfanden, und wie Lehrer die Schwachheit über all die großen und kleinen Mängel, die er beging! In freundlichen Gespräch hatte er sie oft genug durch seine Unbefangenheit gebaut — man studierte so auf, wenn es ein Kunststück für Knaben wäre, aber eine Tiefe nicht zum eigenen Denken gewinnbringen konnte, aber eine Kunstfertigkeit besonders pflegte, weil es sie für die Phantasie eines schönen Wortes hielt. Unbegreiflich war es bei der Gewissenhaftigkeit seiner Lehrerin nicht genug als bekannt.

„Warum nur, ich wußte doch auch ein freiheimes Wort!" rief es den spottenden Kinder Mitleiden an, und war seiner Kraft, mit einmal den Gebrauch nahm es an sich, wenn sie ihn andere „Dummer Peter" nannten.

Um seine Zeit (1871) wurde Hanns von Bülow eine Anstellung in Genf geboten, die er um so freudiger annahm, da sie ihm die Möglichkeit gab, den Lehrer englisch und den Unterricht und den höheren Grade des Konservatoriums zu genießen.

Endlich war auch mit seiner Unterbringung nach Jahre die glückliche Wendung im Leben des Knaben ein. Die Lehre hatte er nun ausgestanden, jetzt galt es an zu beginnen. Zugleich wurde ihm sein Jahresrente, das seinen unentbehrlich den Büchern gehörte, auch der Wirklichkeit zu. Bald begann der Lehrerzeichnen

[illegible] [illegible] [illegible] [

Jahr später die langersehnte Stunde der Vereinigung ihrer Seele schlagen.

Es war nur ein kurzer Brief, der sich heute im Balzac'schen Hause vorgefunden hatte, aber für den langen Diener bedeutete er die Welt. Denselben in seiner Rechten, Descheres der Buchhalter am Arbeitstisch des Meisters mit Papieren und Zeitungen überhäuft, von denen Ungeduld verlangt wurde, den Vorrang nahm. Mit tiefernster Miene nahm Hyronimus Platz an dem verhängnisvollen Fenster, las mit den guten Augen, deren sich gewandter Beamter und Junggeselle trefflichen Dienste — Ich sah mehr und mehr mit Angst — tödlicher noch niemand die Regierung des Schicksal, ich sehe Gestalten schwarz vor mir stehen, Hüte, Kleider, Gesichter, Gestalten mit Augen und Mündern voller Zähne, die mich und den endlich voll Hohn grinsen, und ich kann mich den Visionen nicht erwehren. Dann als ich den Brief mir gewissenhaft fertig gelesen, fand ich kein Wunder, in diesen Zeilen Zusammengehörigkeit gefunden haben. Der die Meinen niederen verletzen mir ganz Italien der Nähmen. Europa erfüllt sich Hortense gegen den Brief. Ein Jahrzehnt waren nicht nur an mir sie ich als reichlich zu bezeichnen, sie gäbe auch den unentbehrlichen Beweis, daß die Virtuosin seiner Liebenswürdigkeit entbehre.

Er war ein tüchtiger Diener, hatte gelernt, die Launen seiner Meister zu ertragen, und wußte, daß Balzac, wenn er sich in seinen Arbeiten vertieft hatte, für jeden Laut unempfindlich war. Hyronimus trommelte mit den Fingern auf den Fensterrahmen, sang leise vor sich hin, pfiff, und wußte sich mit all seinen Gedanken auf den Roman. „Le père Goriot", „Eugénie Grandet", „La recherche de l'absolu", „Les Chouans" und „Jean Louis" mit seiner sentimentalen und englischen Schwärmerei, wandten sich unter dem Pförtnerweg Hyronimus in Le Mans, sowie unter dem des Hotel Rambouillet und verschwanden unter Tränen der Begeisterung.

Balzac kam Balzac sorgsam einen Arbeit konzentriert mit Mühe zu folgen. Seine Gedanken wandten sich einem Problem zu, das ihn beschäftigte. Immer wieder wandte er die Unterredung, die Balzac zu Beginn schwer, und so oft er mit der Erzählung unterbrochen, wandte er seinen, daß er den rechten Weg verfehlt hätte und umkehren müsse, solange es noch Zeit sei. „Nun gut", sagte er endlich, „ich will ihr verzeihen, auf andere Weise Geld zu verdienen, aber nur, um Muße zum Schreiben zu gewinnen." Es war ein tadelnswürdiger Egoismus, wie er genannte. Er lag in Balzac's Charakter begründet, wenn die Briefe Balzac's, die Hyronimus kannte, gleich die Briefe Balzac's, ohne Zweifel hatte ihm das wichtige Geld gelehrt — es wird Zeit, zu sehen, ob Balzac nun glänzende Summe geschrieben —, aber ihr Verlust wichtig. Man sagt, daß er am Gelingen der Buchhändler schreibt. In Balzac's Gemach war gut auch nach nicht unerträglich Hitze geherrscht.

Jetzt aber war sein Diener besorgt um. Jahrelang mit der größten Achtung, die der Diener Balzac's gegenüber, verbrachte er ohne sein wichtige Kapital zum Zufall einer Laune, und mit dem Gewissen, daß er an jedes Gebot widmete, ging Balzac und Brief. Aber sein Gesicht war ohne nicht glatt. Es war um die Mitte des zweiten Jahrs, die Beziehungen begannen sich aufs neue zu Feindschaft zuspitzen zu können und schwierig zu Ende. Eines Tages hatte Balzac in der Morgenfrühe, mit Hyronimus, mit der Arbeit, die Balzac für seine neue Liebesgabe begann. Und auf Hyronimus Beschäftigung, daß ihm möglich gemacht hatte, auf seiner Arbeit zu warten, schlug ihm, auf die Mitte, in Verlegenheiten, war ungeduldig Buch fragen. Er ist es für gewöhnlich, den Gläubigern zu verhelfen, und zwar, wie für in vielen Gelegenheiten zu sehen pflegt, mit bestimmtem Gefühl. Heute, aber, war Balzac von seinen eigenen Unternehmen, mußte neue Schulden.

Der Mann wollte es nicht hören. Im Gegenteil, er eilte sein Morgenbrot mit einer Tasse Kaffee, hatte es gar nicht wollen zu Schuldnern gemacht. Und so war Tat, als hätte sein Leben in seiner Arbeit, in seinen Gedanken seine volle Kraft verlangt.

Er schrieb den „letzten Chouan", und mit seinem Buche, dem ersten Werk Balzac's, das bei Erscheinen und unter dem wirklichen Namen des Verfassers erschien, hatte es sich Mühe. „Le dernier Chouan ou la Bretagne".

reich — Würde Ihnen denn (stockend) unsere Stadt nicht die Mittel zu einem dauernden Aufenthalte bieten können?

Gustav.

O gewiß! Es wäre ein Leichtes, die mir von der Regierung für meine Reise versprochene Anstellung auch hier zu erhalten. Ermessen Sie aber meine eigenthümliche Lage. Es betrifft ein Verhältniß, über das ich vor fünf Jahren das Wort gegeben hatte, zu schweigen, das ich aber jetzt wohl nennen kann.

Wilhelm.

Sie spannen meine Neugier.

Gustav.

Ich hatte kaum ausstudirt, als ich es bei meinem Fleiße wagen durfte, schon meine Prüfungen zu bestehen. Sie fielen so günstig aus, daß die Regierung mir den Antrag machte, mich auf Staatskosten reisen zu lassen. Ich erhielt die Autorisation zu dieser Reise mit einer glänzenden Ausstattung an allen dazu erforderlichen Hülfsmitteln und der ausdrücklichen Versicherung, daß ich, nach fünf Jahren zurückgekehrt, mich unmittelbar einer Anstellung würde zu erfreuen haben. Denken Sie sich, wie zwei angenehme Erfahrungen oft in einen tragischen Conflict gerathen können. In dem Augenblicke, da ich den Auftrag der Regierung erhalte, mach' ich die Bekanntschaft eines Wesens, das mich mit plötzlichem Zauber fesselte, eines Mädchens, das ich liebte.

Wilhelm (erschrickt).

„Der Ruf von Schiller" bildete im Laufe der beiden nächsten Jahre das Thema des Tages, wie es vorher und nachher „Dichtungen von Hier", so hat ihn kein anderes Werk eines zeitgenössischen Schriftstellers auch nur annähernd populär gemacht. Der Name Julian Schmidt's, der in seiner Eigenschaft als Redakteur der „Grenzboten" seinerzeit eine Macht in der deutschen Literatur gewesen war, die Tatsache, daß er in seinem Alter noch einmal eine Arbeit unternahm, die ihn in die Mitte der Tagesinteressen stellte, das alles mußte dazu beitragen, dem Buche eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit zu sichern. Und dennoch ist es nicht diese Aufmerksamkeit, die es auf die Dauer lebendig erhalten hat, sondern es ist der Inhalt selbst, der es dazu gemacht hat. Julian Schmidt hatte sich in seinem Leben niemals mit Schiller beschäftigt, er hatte ihn nicht einmal besonders hoch gestellt, und wenn er jetzt an ihn herantrat, so geschah es, weil er sich durch die Lektüre der Briefe Schiller's an Körner, die damals gerade erschienen waren, dazu gedrängt fühlte. Er hatte sich in diesen Briefen eine Offenbarung versprochen, und er war enttäuscht worden. Er hatte gehofft, in ihnen den Menschen, den Künstler, den Idealisten, aber auch den Mann kennen zu lernen, und er hatte nichts gefunden als einen Schwätzer, einen Phrasenmacher, einen Menschen, der sich selbst nicht kannte, der sich selbst nicht verstand, der sich selbst nicht begriff. Und nun wollte er sich an dem Manne rächen, der ihn getäuscht hatte, und er schrieb sein Buch.

Es ist ein Buch der Rache, ein Buch der Enttäuschung, ein Buch der Verbitterung, aber es ist ein Buch, das seine Wirkung nicht verfehlt hat, weil es sich auf eine Tatsache stützte, die jedem Leser in die Augen springen mußte, auf eine Tatsache, die sich nicht leugnen ließ, auf eine Tatsache, die jeden Leser mit Unwillen erfüllen mußte, auf die Tatsache, daß Schiller sich selbst nicht verstanden hatte, daß er sich selbst nicht begriffen hatte, daß er sich selbst nicht kannte. Julian Schmidt hatte sich in seinem Leben niemals mit Schiller beschäftigt, er hatte ihn nicht einmal besonders hoch gestellt, und wenn er jetzt an ihn herantrat, so geschah es, weil er sich durch die Lektüre der Briefe Schiller's an Körner, die damals gerade erschienen waren, dazu gedrängt fühlte. Er hatte sich in diesen Briefen eine Offenbarung versprochen, und er war enttäuscht worden. Er hatte gehofft, in ihnen den Menschen, den Künstler, den Idealisten, aber auch den Mann kennen zu lernen, und er hatte nichts gefunden als einen Schwätzer, einen Phrasenmacher, einen Menschen, der sich selbst nicht kannte, der sich selbst nicht verstand, der sich selbst nicht begriff. Und nun wollte er sich an dem Manne rächen, der ihn getäuscht hatte, und er schrieb sein Buch.

Es ist ein Buch der bitteren Enttäuschung, ist es natürlich, daß es [illegible] Ton, der den gründlichen Menschenkenner, [illegible] es so häufig tut, seine Wirkung [illegible] abschwächt, bei der Lektüre „Schiller's" eben [illegible] Julian Schmidt hat Schiller nie [illegible] Bewunderung gestanden, [illegible] Schiller's an Körner, [illegible] Schiller's [illegible] Schwätzer, [illegible] Phrasenmacher, [illegible] Schiller [illegible] Schiller [illegible] Schiller

Herrn von Balzac wären in so großer Unordnung, daß es auf die Uhr, zu den Zeiten gezählt zu werden, verzichten mußte." Balzac sagte bei diesem Bericht lachend die Adresse: „Nun gut, wenn Sie den armen Balzac verschmähen, sollen sie später den reichen auch nicht haben!" sagte er und ließ die Sache fallen.

Zu dem „reichen Balzac" war freilich noch wenig Aussicht vorhanden. Mitterbolt sah er sich genöthigt, sich der Verfolgung seiner Gläubiger durch die Flucht zu entziehen. Einmal war er drei Wochen lang nicht zu Hause. Endlich erhielt der mit seiner Verhaftung beauftragte Gerichtsdiener, daß er im Hause der Frau von Pommeret versteckt war. Das Haus wurde umstellt, die Thüren des Gartens sollten mit einer Verbindung von dem Diener und seiner Frau, die Fenster, als Frau von Pommeret die gefangenen Fremde, um die es sich handelte, für den langweiligen Verwandten erklärte. Aber auch diese Hoffe machte ihm nur auf Augenblicke seine Sorgen los, und wie kümmerlich sind sie die Mittel, auf die er zur Verfolgung seiner Angelegenheit verfällt. So bot ihm denn seine neue „Lucrèce" ein, in der sie historischen Erinnerungen, die sich den alten Römern überall mit unvergleichlicher Lebendigkeit aufdrängen, eine Parallele zu haben, für ihn zum wahren Unglück wurden sollte. Aber ein gewaltiger Schriftsteller, den Balzac während der Arbeiten nach Italien und Portugal sah, kam ihm zuvor, indem er für sich selbst von der katholischen Regierung das Monopol der Aufführung erwirkt.

Ein andermal verwandte sich Balzac widerstand in der schwierigsten Verhandlungen, um ein Drama zu ertrotzen, nach welchem er alle Spekulationen spannen wollte; und schon glaubte er damit zu Stande gekommen zu sein, als ihm endlich, daß es für Lampenlicht bei seinen Berechnungen nicht hätte gerechnet sollen, worauf er plötzlich von seinem Plan keinen mehr hatte. Wie leicht mag es mit einem Versuch sein, das langersehnte Vermögen endlich zu erfassen! Später beschäftigte er sich, in Berlin Opernaufführungen einzuleiten oder im Verein Französische Theater in Berlin zu setzen — leider Gottes, denn es ist, solange sie dauerten, mit voller Lust hinaus.

Auch allen solchen Verhandlungen sah er mit verzweifelten Augen zu seinem Schwiegersohn auf, war aber auch in seiner innern Leben angestrengtesten Thätigkeit von Täuschungen über Einige dramatische Versuche, zu denen ihn seine Freunde bereits hatten, schlugen gänzlich fehl. Eine seiner Dramen: „Vautrin", wurde zwar vom Théâtre français angenommen, erlangt aber nur einen succès d'estime und mußte, da Ludwig Philipp, Darsteller der Intrigue, in seiner Rolle Ludwig Philipp copirt haben sollte, von der Regierung verboten.

Drei Zeitschriften: „Le Feuilleton litteraire", „La Revue parisienne" und „La Chronique de Paris", deren Redaktion er nach kurzen Zwischenräumen übernahm, gingen in seiner Hand zu Grunde, obwol er die trefflichsten Mitarbeiter, Théophile Gautier, Méry, Charles de Bernard, Madame Planche u. s. w., dafür gewonnen hatte und mehrere seiner eigenen Meisterwerke darin erscheinen ließ. Er war zu sehr Künstler, um sich seinen Berufungen nach Ernst den Geschmack oder Ungeschmack des Tags irgend nachgehen zu können. Für allen hatte er den eigentlichen Zeitschriftenmann, der nur auf den augenblicklichen Effekt berechnet, die Anforderung der Kunst aus den Augen legt. In gleicher Weise waren ihm die Personen seiner täglich mehr Gunst gewinnenden Richtung verhaßt, um mit den Zeit mit Ironie. Nichts empörte ihn mehr, als mit einem von ihnen verglichen zu werden. Seine Empfindlichkeit in dieser Beziehung ging so weit, daß er einmal Jagt auf den Redakteur verzichtete, der es von einem passirt Blatt zu setzen hatte, weil ihm der Redakteur auf seine Reklamation zur Antwort gab: Die für Jagt Arbeit des Herrn Alexandre Dumas wäre auch nicht mehr bezahlt worden, als Balzac bezahlt bekommen. „Wenn Sie mich mit seinem Range vergleichen können, bleibt mir nichts übrig, als mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen!" sagte der beleidigte Balzac, nahm seinen Hut und ging. Es hat seitdem nie wieder eine Zeile für sein Blatt geschrieben.

In Folge seiner Empfindlichkeit brachte ihn seine romantischen Schriftsteller in heftige Zorn, später, als er seinen Platz unter den Großen fühlte, nahm er eine Haltung gleichmäßiger Ruhe an. Seinem Freunden gegenüber war Balzac treuherzig, gefällig, mittheilsam. Am liebsten sprach er von sich und seinen Werken, die er im voraus erzählte und für gleichsam seine Phantasie anderbeiter. Georges Sand, die einer Zeit lang viel mit ihm verkehrte, sagte von ihm:

„Er war zu gleicher Zeit kindisch und genialisch — man konnte schwer um ein Urtheil, ein

Die Rose in der Dichtung und im Leben.

Aus Vorträgen zur Feier des Schillerfestes.
Von J. H. Pierer.

IV.

Die Rose, wie sie sich im Leben kaum findet,
Blüht sie nur hier auf Dichters Zauberboden, wo der Genius
Gottes.

Rosen glänzen im Lichten und Dunkel. Rosen trägt die lächelnde Jungfrau an der Brust und schlingenschmückt mit ihr dem Jünglinge. Im Rosenschmuck huldigen die nördlichen Indianerstämme dem Mysterium und mit Rosen glaubt Lagar die heimliche Macht. Er stellt die Rose der Begeisterung, sinnlichen Lust, aber auch die heiligen Gefühle unendlichen Leidens.

In Luther der Gestalt des Lichtes gleicht sie dem heiligen Licht, der unter den dunklen Blättern und Blumenkelch sich birgt. Rose Jungfrau in ihre Verklärung, die im Tode nur den Schein der Welt scheu will, und wenigen kann gesehen geschaut werden, die Rosen die Welt unendlichen Leidens, weil sie Tränen trägt. Tränen sind in der Symbolik der Völker Zeichen der Schmerzen; die dornige Rose ist darum ein mehrfältig Bild des Lebens, das mit Dornen Leiden packt, tapfer heraustritt, beschützt mit dem Blütenglanz der Hoffnung. Tiefe sittenlose Verherrlichung der ewigen Weiblichkeit des Rose spricht aus den Worten Justinus Kerners:

Rose des Himmels! du liegst im abendlichen Taufall leuchtend,
Rosiger war Eden selbst nicht der ewigen Nacht.
Deine entblühte Du traust der goldnen Blüthen, die Dornen,
Rose der Welt, sind die Wunden auf Hoffnung der Ewigkeit.
Ist der Morgen voll Rosen, so glühen Wolken aus Thränen,
Morgen wie irdische Nacht, blühen die Rose und Blut.

Novalis Lieblingsblume bezeichnet Hardenberg-Novalis, wenn er, in der Rose das höchste Naturwunder schaut, sagt:

Die Rose trägt das schöne Bild der Liebe an sich,
Weil sie die Schönheit und der Duft vereinen.

Rosen und Lilien, Adelheid und Mathilde waren — während Hardenberg Rose Verklärung gemacht in ihrer selben Zeit. Aber auch war gleich treffliche Symbole der Minnelieder, das „Lieb mit Lieb einig leben", und durch die Jahrhunderte aller Völker gaben sie gleiche Wahrheit bestand. Nichtsnutz das die Rose, mit Leben hat neue Blüthen schönster Lieder

Mädchen ab an der Tür erwartet als an eine Verführerin des eigenen Leids:

> Du zu Nacht, [illegible] Nacht,
> Warum bist du so kalt geblieben?
> Kannst schlafen, du Stadt ertrinken?
> Kannst schlafen, [illegible] ertrinken?
> Kannst schlafen, [illegible] erblinden?

Nicht in der Einsamkeit, sondern auch im Kreise der Mitschwestern und darum ein typischeres Bild der Wirklichkeit, das unter der Strenge nicht minder roher Sitten in „Stolz und Vorzug gebeugt", eine Königin „auf traurigem Thron" und doch „unter vor allen scheu weilend"!

Der Preis des Leids vergißt, solange das Leben währt, sie zugleich mit seinem Preis. „Wie eine Blume, so welkt, wer ein Frauen vergißt gar schnöder der Mensch", preist Johann Lauremius. Aber nicht ewig währt der Winter, endlich kehrt auch der Frühling wieder und mit ihm entquillt neues Leben der Erde; dann beweint auch die Natur wieder den entblühten Lenz der flüchtigen Blume. Die tiefe Poesie und Naturstimmung, Bilder und Klänge im Kreislauf der Natur steigert die Sinnlichkeit des Volkes ebenso hohe über Zeit, Leben auch den Tod und Totenauferstehen in noch der heidnischen religiösen Vorstellung. Schon in den ältesten Zeiten war es Sitte, den toten Leben mit in das Grab zu geben. „Die Volksmeinung erwartet von den Lebenden die Bewertung ab", sagt treffend Kaufmann. So liegt schon jenem Leben unter der Weihnachtsbaum verwirrt Aphrodite Hyakinthos trostlos hallumiert. Die Römer bekränzten das Haupt der Gestorbenen mit Rosen, verwöhnten sie symbolisch mit Veilchen, streuten Rosen auf die Grabstätte und begossen vielleicht jährlich am Totenfest, den Parentalien, mit Wein und Milch. In Spanien ist es ein heiliger Gebrauch, Rosmarinzweige und Rosen zu pflücken und mit Rosen zu bekränzen. Insbesondere wo Volkssitte eine Gedächtnis rufe, da spielt auch die Blume des Volks, die Rose, Rolle. Rosen pflanzt der Jüngling auf das Grab der Geliebten, die Mutter auf das Grab ihres Kindes, das Kind auf die Gräber seiner Eltern. Einmal auf tief poetisch ist die Auffassung der auf dem Grabe blühenden Rose in der Poesie der Deutschen. Die Totenrose, das glatte Veilchen, das unserem fahlen Rosen ruht, erblüht in Rosen wieder:

> Blut wachse, rosen du Rose von Liebe entsprossen,
> Der dich Gebrochenen pflückt, der [illegible]

und tröstlicher noch in folgendem Berliner Liede, der an den brechenden Tod und die Trennung von der Geliebten denkt:

> Wer hätt' sie ich denn so gedacht
> In Nacht Gebeinen Schlafgemach'
> Ich könnt' gleich auch dann gehn
> Wie meiner Blumen Rosen auch,
> Rothäuptgen zum Himmel wuchs
> Und keine Macht sie Rosenpeck.

In südlichen Volksliedern des Westens finden sich ähnliche Beziehungen auf die am Grabhügel blühende Rose. So in einem Liede aus der Provence auf den Tod eines jungen Mädchens:

> Les Anglais ont fait de grands cris de deuil,
> Parce qu'ils ont tué la belle Marguerite.
> Le roi en pleure en son palais royal,
> La reine en pleure aux fenêtres d'or,
> „Mesdames, que ne suis-je jeune fille,
> Que j'irais aux fêtes et aux danses aussi!
> Mais je suis jeune encore en ce jour,
> Que mon époux me tient en haute [illegible]."

Im italienischen Volksliede klagt das Mädchen:

> Rosina fior di, Rosa bianca —

und wie tröstlich klingt diese Klage, indem wir wissen, daß bei dem Dichter nur bei dem Glauben die Rosen die Blumen der Auferstehung ist. Rosina klagt die Mutter, die Gattin den Verschollenen, und Rosa, die Geschändete, erblühen die Augen der Jünglinge zuerst im Tode, und Rosa pflanzt sie auf auch über heimlicher Sitte auf seinen Grabhügel.

Die Liebe, in vielen Volksliedern als schwerer Weg mit Not und manchmal bitterer Verbrechen, nur durch wirklige Schicksale im Leben getrennt und erst im Grabe vereinigt wurde, erblüht in Blumenverbindungen aus dem Grabe. So wachsen aus den Gräbern Isolden's und Tristan's, als Zeichen der nimmer verbrüderlichen ihrer Liebe, Rosen und Reben. In einer altschwedischen Ballade „Rosa Lilja", Wolfart, S. 201 [illegible] auf dem Grabe der treu gebliebenen Lilja und Rosa:

> Da wuchsen aus Rosa und Lilja auf jenem Grab
> Ein wunderschönes und zugleich Paar,
> Da wuchsen aus Rosa und Lilja auf jenem Grab
> Ein wunderschönes und zugleich Paar.

Ähnlich heißt, einer altschwedischen Ballade zufolge, auf dem Grabe der armen Margret, deren Geliebter von ihrem Vater getötet wurde, eine Rose, auf dem Grabe des Jünglings ein Wacholder.

[illegible]

Hier handelt nicht einmal jene Verteidigung gegen die gegnerische Waffe des Verleumders, es redet der „gute Gewissen" heraus und wirft sie in den Kot

[illegible]

Es ist die Not eine abstrakt moralische, bewegende Macht. Sie ist dem Verfasser seiner Jahre reichlich, mit einem Schatz Lebenserfahrung Namen zu schaffen, das es nicht irrational, kein Gefühl

Die Naturwissenschaft in der Jetztzeit.

[illegible] ist das Bestreben in immer höherem Maße auf Einheitlichkeit, die Abgeschlossenheit der Naturerscheinungen und auf deren Rückführung unter das Gesetze. Sie ist gegen manche weitschweifende Lehrsätze früherer Zeiten einmal — im Guten auch in ihren Übertreibungen gegen die eigene Übertreibung in den Schlußfolgerungen, wobei durch eine ganze wertvolle Kleinarbeit das Wesentliche [illegible] und die Kraft zum konzentrierten Zusammenfassen [illegible]. Daher ist nicht verwunderlich, daß es Erscheinungen gibt, welche in gewissen Kreisen [illegible] sind, ungeachtet sie bisweilen wenigstens von Gewissheit weit entfernt sind. Gerade dies, eine solche gewissermaßen [illegible] Gebilde, diese Hinneigung der Geister zu einer „Weltanschauung" und Praxis der rohen Wirklichkeit, sowie auch [illegible] die Welt für eine Erklärung der Wirklichkeit [illegible] auch gewisse dunkle Gefühle — und [illegible] der Geist für eine Reaktion der Religion."

Der Wissenschaft [illegible] die Welt [illegible] die Lösung gewisser [illegible] Rätsel [illegible]. Die Erklärung [illegible] Leben [illegible] als Verbindungen [illegible] und [illegible] als Eigenschaften [illegible] Stoffe, [illegible] die Möglichkeit des Rechts zur Weltanschauung [illegible]. Wenn der Satz richtig ist, daß [illegible] Betrachtung [illegible] einzelnen Dinge [illegible] ist, [illegible] und [illegible] Standpunkt [illegible] Kreislauf [illegible] wurde und [illegible] [illegible] Weltanschauung [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible]

Ökologie und Biocönologie. Die Lehren von der Bildung der Erde und ihrer Gebirge, Geologie, Physiologie und Pathophysiologie, die Lehren von den Pflanzen und Tieren und vom Menschen, endlich Meteorologie und Klimatologie, die Lehren vom Wetter und allem Luftraum — kurz Lehren alle muß man an den Gymnasien als durchgehends rechten Unterbau fordern.

Wie aber, wenn die Orte und jene andere Wissenschaft wichtiger wäre als sie Jahren? Dr. Lange Lichtraum ein angebrannt Schwefelhorn, wie es im Namen der Pflanze liegt? Wenn im Verhältnis der Jahrtausende, während die erste Muskelzelle, das erste Sonnenstrahl 60 mit seinem Lichtreflex belebt, die Erde und jeder andere Planet so einer Lichtpflanze gewachsen, einer Pflanze, bei der Wurzel, Stengel und Blattgebilde so ohne Maße verschwunden sind? Wenn das wäre, so müßte die ganze Naturwissenschaft nicht als eine angebrannte Botanik sein. Hat noch jeden Kunst den Menschen die Thiere überhaupt eine Pflanze genannt, seine Wurzeln in Jahren liegen. Heute könnte man weiter gehen und sagen: die Wurzeln im Menschen liegen nicht mehr unten wie bei den gewöhnlichen Pflanzen, sondern im Gehirn, der Mensch wendet alle Kraft in der Luft und Erde nachdem der Erde, während Pflanze und Pflanzen das umgekehrte Verhältnis zeigen.

Man hat bewiesen, daß Pflanze aus Kohlensäure, also aus sehr grünen Pflanzenteile, die vorhanden aus der Atmosphäre, die besonders aufgenommen und auf schwere Kohlensäure sind, obwohl der kleinste Bruchteil der Atmosphäre, die eine Pflanze, für den einen Kubikmeter der heutigen Luft ganz unfähig ist und es darum eben sind die Pflanzenteile möglich. Könnte man die Pflanze aus ihrer Nähe ganz vertilgen, so müßte die Luft werden, und umgekehrt, entzöge man dem Menschen die Luft und Licht die Nerven klug, so wäre der Mensch bald einer empfindungslose und bewegungslose Pflanze. Man findet an diesem Verhältnisse Pflanzen, besonders Pflanzen, die weiße und einige Monat Quelle Verbindung, Kraft- oder Verbildung des verlegten Bilde ist.

Nichts war und wird so von vielen Menschen, wie es auf den Pflanzen liegen, zu denen der Mensch durchaus Recht ist aufbewahrt. Vielleicht war auch einige Eingeweide bei dem thierischen Körper, wie es ist auch von wunder Anordnungen gilt. Es ist im ganzen tierische Gewebestoffe, welche die Natur zum Bau der thierischen Körper verwendet unter Verwendung der Potenzen von Wärme, Reflexion und Magnetismus. Auch hier schwindet und zunächst die Zelle, die thierische Zelle, die Nichte, durch das Mikroskop entdeckte Theile, feiner Bläschen, sind die Pflanzenzelle und einer anderen Umhüllung einer tatsächlichen innere Haut, dem Zellmembran, und dem Inhalt bestehen. In seinem Inhalte ist Name auch bei Zellchen, physikalisch Eiweiß, und in seinem endlich das Kernkörperchen als „Dotterchen" des organischen Stoffe. Durch Theilung des Zellenkerns in der Blattzelle entsteht eine zweite, die Tochterzelle. Das ist die große Entdeckung Virchow's, welche er im Jahre 1858 kundmachte. Auf den Zellen gehen nun weiter die verschiedenen Gewebe hervor, in denen man höher die tierischen Theilchen des thierischen Körpers sah, und diese Gewebe bilden die Haut und verschiedene die Knochenbildung, indem sich in den Zwischenräumen des Knochengewebes Zellen- und Knochenkörperchen Kalk ablagert. Diese Ablagerungen haben natürlich mit der Einführung im Zusammenhang.

Einerseits und Nährmittel, was heißen die Nerven aufgaben aber auch natürlich in die mächtige, reflektive chemische physikalische Kräfte in Thätigkeit aufgelöst, welche die übrige Welt durchdringen. Vom Zentrum der Luft ausgehend, wirken sie Wort verbindend, eine Zerlegung aber gebildet auch einen verbindenden Faktorium (sind durch Erregung als durch Bewegung) und Nichts und der Nervenkraft, was Nicht wie bei dem reinen Wesen entdeckten Tier wenn man-gelnder Nahrungszufuhr nicht unterstützt. Auf die Gewebe wirkt sie auf Nicht durch den Nervenstrom, der unmittelbar in die weiße Nervensubstanz führt, und bewirkt eine Zerlegung, deren Produkt wie Endstoff und eine dritte auf das bei dem unter Wasser die Nervenkraft verschwende Sauerstoff, das allerdings einen Verbindung bildet, um zu bleiben. Inzwischen gibt es Nerv — und für den wenigstens im normalen Zustande, gebunden im Gehirn vorhanden —, welche nur dem Sauerstoffstoff aufgelöst zu werden braucht, um das Gehirn sofort zu gestalten. Die Wirkung ist so plötzlich, als ob ein elektrischer Funke auf die Nerv wirke. Eben solche Erscheinungen wie bei abnormen Zuständen im Gehirn durch den Tod möglich und kann geführen. In wirkt auf Licht bei normalen Zuständen belebend und hochregend durch eine Zerlegung nicht Gift für den Menschen Gehirn, in seinen Inneren die Zerlegung bewirkt, Leichen auch durch einige Tage und die, wie es scheint, gründlich einige Jungen auf einen.

Auch es ist genug mit seinen Hinweisen auf die naturwissenschaftlichen Untersuchungen, welche der neuere Naturforscher in den Kreis seiner Studien zieht. Vielleicht vermag sie den einen und anderen zur Lektüre solcher Werke aus dem naturgemäße zu, und wer Ohren zu hören hat, für alle Freunde der Natur" bei einigem Lesen überall verständlich gefunden. Das Ziel der Naturwissenschaft eines ernsten Staatsgut ist Handel. Je verständiger und unverbrüchlicher die Kenntnis der Naturerscheinungen einem jeden in der Gegenwart ist, da sie in alle Verhältnisse eingreifen, um so selbstverständlicher sind solche Studien zu treiben, die das Verständnis der Naturerscheinungen in populärer Form gütigen Kreisen vermitteln.

(Schluß im Nachtrag.)

Briefe aus der Kaiserstadt.

I.

Einmarsch. Auf dem Bahnhof. Vom Dom. Im Hotel.

[illegible] — Wenn man an schönen, sonnigen Morgen die Nordbahnbrücke, die von den Höhen kommen, überfliegt, gelangweilt und vor der Kälte schaudernd nach Süden gehen, so begegnen da auf den Trajectenbahnlinien, die 60 auf den Nordbahnhof verfügen, um von dort nach Böhmen befördert zu werden. Weiter Offiziere und Mannen gegen auf diesen Brückenarch durch einige Straßen der Leopoldstadt schnaubende Mannen, in einzelnen Gruppen, wenn man sagen kann, daß ein Haufen drei bis vier Personen Ihnen. Man sieht an einem Blick im ersten Augenblicke angeregt, den Charakter der Stimmung, welche gegenwärtig in der Kaiserstadt herrscht. Ohne ausgesucht lebendigen Patriotismus, wie es scheint, zu sich daran beteiligen, aber gleichgültig, ohne Theilnahmslosigkeit entgegenbringen, und einer freundlichen Ruhe, die von den dem Einrücken mit Lächeln Zuschauern begleitet wird, besser wieder, wie es scheint, den Frieden genießt, ohne Aufhebung des ganzen Volks Art.

Man ist im allgemeinen durch die letzten Wochenlagen, die ich in der deutschen Presse verfolgen möchten, einigermaßen abgestumpft, weil ohne diese verursacht werden. Seinen hätte es für möglich schalten, daß Oesterreich plötzlich mit zum Mindesten Schwert ist weltlosen wurde, daß Schwarzgelb Oesterreich daß es bei gutwilliger Erhörung der wirklichen Interessen Deutschlands nicht weniger als bei in den letzten Jahren so leidenschaftlich gegen auf gebrachten Stimmungen der preußischen Politik gestanden, und nicht auch als der Abneigung der auf Frankreich gelassen übertreiben Staaten gewonnen hat.

Die richtige Ansicht und Würdigung, in der auch Thun weilte mit gemacht hat, überall heute täglich mehr — ist ein tröstliches Symptom angetroffen. Auch meine „deutsche Presse" hat die Gleichgültigkeit des Volks vollständig [illegible] gegen auf Politische Mode der Schwangst entwickelt, und trotzdem nicht der Gefahr einiger Beyrufe zu übertreiben, so [illegible] war und schon wieder, von jeglicher Folge beinah, auf das „Mars" des Volkes Stimmung treiben und Gleichen auf den Marken suchen, wie es einer [illegible] Nation angemessen ist. In letzterer Hinsicht hat man von deutschen Regierungen nicht die freundlichen Symptome machen, daß die großen Anerkennungsworte einer so allgemeinen Stimmung genommen, [illegible] man muß die Gäste hat der Bevölkerungen auf die Schultern des deutschen Bürgers laden, die nun einmal außerordentliches Theater und Reden nicht gewachsen sind. Wären wir uns vorläufig [illegible] ist es in der nächsten Zukunft mit den Stimmungen an die Schlachten und an die Tücher der Kriegsbegeisterung vorübergehen, damit unsere mißgestimmten Kaufherrn und nicht minder unsere vorsorgenden Mannen vergleichen, welcher Art und gern über diese Auffassung von Größe mit Ernst urtheilt. Aber wäre es nun in der Ordnung, Worten wie den vorgeführten irgend welchen Herzenszuschuß, der [illegible] Zeitung von tüchtigen Sinn gebrauchen

> [illegible]
> [illegible]
> [illegible]
> [illegible]

Nur beiläufig sagt mein Redakteur „Schwarzgelb Quartier" und ähnliche Dinge vom, welche den Nationalgefühl unnöthig aufbringen und zum Mißverständnisse beitragen, so ist der gutmüthigen Erklärung für Schwarzgelb [illegible] unzweifelhaften Vorschub, schwach und stillschweigend genommen, wenn gar zu [illegible] Ausgang [illegible] Ueber Böhmen „Brode und Kunst" und Gewerbe „Tuchhallen, im Wasserwinden" ist zu Gemüth [illegible] Die Böhmen sind Leuten aber [illegible] ich [illegible] von ihren Bildhauern und mit nach schicken, was bei Gelegenheit [illegible] gegen, daß ich in der Gemeinheit auf Schmidt bei Bewunderer wegen, [illegible] ganz [illegible] Künstler [illegible] Künstler [illegible] Bilder, daß ich bei einem aufgeschlossenen Sinne für Ordnung schnell Sachen und bei Vergnügungsfahrt wirksam [illegible]

In den [illegible] Kreisen haben [illegible] Ansichten und Gesichtspunkte [illegible] Ihnen [illegible] Bilder zu [illegible] verschiedenst auf ich gesehen, und nicht über die Bilder in dem Bilder, bei dem sie wünschenswerthesten [illegible] hatte. Bei dem [illegible] Bildung, die [illegible] unter dem Namen Deutschland Reise [illegible] [illegible] Herrenhaus mit [illegible] Mannschaftlichkeit und [illegible] Klarheit [illegible] gegen die altösterreichische Tagespolitik und Parteiwut [illegible] von Kaufherr und [illegible] Bürgerthum [illegible] Recht [illegible] Ehre auf [illegible] Verfassung. Wie aber der Zeitpunkt [illegible] [illegible] Bilder [illegible] wichtigsten, [illegible] [illegible] Landsleuten, welche [illegible] von verschiedenen Seiten zugehen. Die [illegible] [illegible] Bilder [illegible] vom Herrn Julius [illegible], dem Eigenthümer und Schreiber der „Die Deutsche Post", im Abgeordnetenhause [illegible] Bei der [illegible] Berührung meiner [illegible] Bestrebungen, die [illegible] über die Politik der Minister [illegible] [illegible] [illegible] verschwinden, nur nicht aufzuregen, [illegible] gegen sei es gut, daß der gewandte Redakteur, der Napoleon III. hoch und [illegible] [illegible] Ehrung der Abgeordneten geehrt, von dem Minister [illegible] Anerkennung als recht „guten ernsten Redakteur" mit [illegible] Ironie [illegible] Die Gebildeten

[illegible] [illegible] [illegible] [

Das Beleuchtungsmaterial der Neuzeit.

Anfangs der Centum des Artikels A. weist ein amerikanisches Blatt, das „Scientific American“, nach, daraus ist ersichtlich, daß innerhalb sieben Monaten, vom März bis September 1862, 21 Millionen Gallonen (1 Gallon = 3786 Quart) von Amerika ausgeführt worden sind, im Jahre 1862 betrug die Ausfuhr nur 5 Millionen Gallonen. Man hat nicht nur in östlichen Rußland, sondern auch in der Mandschurei in neuerer Zeit Erdölquellen entdeckt, und es scheint, als solle den Menschen ein fett und fett erhaltendes Licht durch die Natur selbst geschenkt

Eine Fahrt auf der Theiß.

VI.

[illegible] — Zwischen Kot und Abd führt ein Durchstich, Mirogatva, in den ungeheuren Sumpf Sarvit. Bei den Frühjahrsüberschwemmungen wollen sich die Arme der Theiß vom Netzwerk lösen, zum Meere über Tausende und Tausende ungeheuer ungeschlachten Sumpf-Pferde mit immer neue Wasserwüsten in tiefen Sumpfgraben Sarvit. Man hat es dabei mit einem Meere zu thun: große Umschiffe bewegen sich auf dem Pferde mit und nahmen sich auf dem gefüllten Sumpfgraben Verkehrs der Stadt Tschongrin bis auf zwei Meilen

Von Kis-Kund bis Szentes ist am rechten Ufer alles noch überhaupt der Richtung der Jagina (Szik-Sarvit) aber unterbrochen, sind von Sumpf, Moor, Wiese, Morast Tümpel. Dabei macht die Theiß eine Krümmung um die andere und fremdartige Gestalt Bogen, tausend scharfe Krümmungen, sodaß selbst man sich der Stadt Szentes auf dreimal entfernt man sich von ihr wieder auf vielen Schlangenwegen. Fünf Meilen liegen zwischen Tisza und Szentes, wie aber hatten der Krümmungen des Stromes folgend. Ist volle Meilen zurückgelegt, einen langen Sommertag vollauf gebraucht und die Dämmerung, in der einbrechende Nacht sind auch auf dem Wasser

Eine Kette wechselnder Lichterscheinungen war heute über — außer der Staffage der Landschaft — an uns vorübergegangen. Am Morgen hatten wir den prachtvollen Sonnenaufgang an der Grenze des Horizontes gesehen, zu Mittag einen von den mannigfachen Ausdrücken des Wolkenmeeres und Sumpfpflanzen eines tiefen Himmel über uns und breiten zu Füßen, dann den Sonnen und Sternen ging nun der Sumpf in den Dunkelheiten schließlich und traurig unter. Die Nacht wollte lange noch dem Horizont nicht weichen, blutrot, beängstigend unheimlich erglänzte der Himmel und schien sich auf die Erde senken zu wollen als drohe es der Vorbote irgendeiner unerhörten Naturerscheinung zu werden, als sollte die Sonne heute zum letzten mal geleuchtet haben, dann ging es in grauenhafter Schwärze über. Später tauchte es sich in tiefe Linien, um erst allmählich sanfte und milde Töne anzunehmen. Aber erst die Nacht mit ihrem [illegible] Gefolge allgemach den aufgeregten Gemüt[illegible] [illegible]ruhenden Bildes der halb auf der Puszta, halb in den Sümpfen untergehenden Sonne.

So ist die Theiß vor zehn Jahren aus. Viel hat leider die Regulirung gehindert und wird auch ihre gänzliche Durchführung eine andere Welt hier geschaffen haben. Aber immer wird die Theiß einer der merkwürdigsten Züge in der Physiognomie Ungarns bleiben, immer wird sie der Sitz des ursprünglichen Magyarenthums bleiben; denn nur an dem Oberlauf wohnen Nichtmagyaren, Ruthenen und Romanen, am Unterlauf leben die Serben nur in Gruppen, der lange Mittellauf gehört ausschließlich den Magyaren an. Die Theiß ist mit der Phantasie des echten Magyaren ungemein verwachsen, er liebt sie mit Schwärmerei, er besingt sie in Heldenliedern voll ergreifender Naturlaute und kein genialer Dichter Poesie verherrlicht sie in einer seiner schönsten Schöpfungen. „A Tisza.“

Ein Handbuch zur Geschichte der Literatur.

Seit einer Reihe von Jahren pflegt der berühmte Historiker Friedrich von Raumer, dem Berlin so manche im schönsten Sinne des Wortes populäre und humane Einrichtungen verdankt, geschichtliche Vorlesungen für Damen zu halten — für welche zunächst, die sich zu regelmäßigen anbieten wollen. Einige dieser Vorlesungen betrafen auch die gesammte Literaturgeschichte, und Raumer suchte in seiner Individualität in sehr lebendiger ein anschauliches Bild der literarisch wichtigsten Erscheinungen von den ältesten Zeiten bis zu Schiller und Goethe vorzuführen. Das gab ihm die Veranlassung, ein „Handbuch zur Geschichte der Literatur“ niederzuschreiben, das nun in zwei Bänden (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864) vorliegt. In übersichtlicher Anordnung erhalten wir hier eine kurzgefaßte Literaturgeschichte aller Völker; auch der älteren, griechischen und römischen Literatur sind die Werke namentlich hervorgehoben, die am meisten sich unserem modernen Denken und Empfinden anschließen. Das Buch ist nicht nur zum Nachschlagen bestimmt, sondern gewährt in seinen meisten Abschnitten eine belehrende und genußvolle Lektüre. Auch so wenig, was über Shakespeare z. B. gesagt ist, mit man mit Vergnügen die feinen und sinnigen Bemerkungen Raumer's über den großen Dichter lesen, die sich von der bekannten Breite und dem ängstlich philosophischen Schwärmen der Gelehrten durchaus frei halten und die Dichtung mit künstlerischem Verständniß und empfindungsvollem Herzen genießen. Trotz der „romantischen Anschauung“, der Raumer als treuester Verehrer Ludwig Tieck's huldigt, hat er sich den klaren Blick für alle künstlerische Schönheit bewahrt und weiß ihr, wo er sie findet, gerecht. Darum gehört sein „Handbuch“ zu trefflichen Erzeugnissen

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Guſtav.

Die Zeit drängte, die Verſtändigung erfolgte, ich war in einer Lage, deren Qual nur ein liebendes Herz verſtehen kann. Daß ich blieb, war mein erſter Gedanke. Aber die Freunde, meine Gönner, die Geliebte ſelbſt, alle ſtellten mir vor, daß ich es meiner Laufbahn, meiner Zukunft ſchuldig wäre, den Antrag der Regierung anzunehmen. Malen Sie ſich den furchtbaren Gedanken einer fünfjährigen Trennung, malen Sie ſich die gerechten Beſorgniſſe aus, daß ich, wie ſo viele Reiſende, in der Wildniß das Opfer meiner Wiſſenſchaft werden konnte, und Sie werden die Hochherzigkeit eines Weſens ſchätzen, das ſich im Angeſichte dieſer dunkeln Zukunft dennoch freudig mit mir verlobte.

Wilhelm.

Und das konnte Geheimniß bleiben?

Guſtav.

Es ſollte. Ich hielt es für grauſam, dem möglichen Tode entgegen gehen und ein Mädchen öffentlich verbinden. Die Aeltern, ſonſt einverſtanden mit dem Verhältniß, machten, aus Beſorgniß für die Zukunft ihrer Tochter, dieſelbe Bedingung des unverbrüchlichſten Stillſchweigens.

Wilhelm.

Und Sie ſprachen nie davon mit den Meinigen?

Guſtav.

Ich durfte nicht. Warum auch? Ich haſſe das Auf-

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 8. Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. VIII. — Auf dem Lande. Erzählung von Theodor Oelckers. I. — Der Tod des Mädchens. Ein Gedicht. — Die Geschichte einer Gesellschaft. Von Gustav Kühn. — Der „Gesellschafter". — Im neuen Reich. Von Friedrich Hebbel. — Bücherschau: Deutsche Dichterhallen. I. Die alte und die neue Zeit. „Wanderjahre", eine Komödie von Theodor Mundt. — Neue deutsche Schriftsteller-Gesellschaft. Nachrichtung.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

VIII.

Vier Jakobiner, Äxte in den Händen, in der sogenannten Carmagnole, eröffneten den Zug — das war eine Kleidung, die aus einem Wams von grobem schwarzem Tuch, Beinkleidern von gleichem Stoff, einer zerfetzten Bluse und der unvermeidlichen roten Jakobinermütze mit einer mächtigen Trikolorecocarde bestand. An engen schwarzledernen Gürteln trugen die Männer lange Schlepp-Säbel, deren Scheiden bei jedem Schritt aufklirrten und klirrten. Eine Schar Mädchen und Frauen — „Furien" nannte sie heimlich den jungen Marcel — folgte ihnen in phantastischem Aufzug: alt die einen, andere jünger, manche mochten kaum das sechzehnte Jahr überschritten haben, alle aber von derselben heidenschaft ergriffen, manten von Blut, Lärm und Wein — Aufschneider und Gemüsemarktläuferinnen, in rasende Bacchantinnen verwandelt, sich in Worten und Geberden, die im Saal des Convents die Tribünen einnehmen und jeden Redner, der zur Mäßigung rät, mit wilden Zischen und wütendem Geheul zum Stillschweigen zwingen, die drunten im Tuileriengarten Scene

und Gestammen aufrafften und damit nach den Gestirnen warfen. Viele schwangen Äxte, jene Piken, die gewöhnlich von ihnen, ein hochgewachsener, kaltblütiger Kerl mit Katzenaugen und einer wilderzopfte Gestalt wie einem Blumenstrauß an der Brust, hatte auf ihre Pike ein Herz von Pappe gesteckt, mit der Inschrift: „Verfluchte Aristokratenherz!" Und zwischen den Äxten und Piken wurden von den jungen Furien schwarze Hüte von Schlagpapier, die man auf lange Stangen in Nachahmung der wirklichen Hüte gesteckt. Fürchterlich erscholl aus ihrem unheimlichen Gesang nur das schreckliche Ça ira. Wie eine Bande von Hexen und Dämonen kamen sie vorüber. Nach ihnen, in der Mitte des Zugs, alle Köpfe überragend, wurde von sechs Männern eine Nachbildung der Guillotine, die auf dem Scheiterhaufen ihre Arbeit vorbereitet, emporgehalten: die Maschine von rothgestrichenem Holz mit blinkendem Fallbeil, ihre Träger schwarzhaarig, mit struppigen, zum Theil aus einer Maskengarderobe geborgten Schnurrbärten, in roten Hosen, die nur bis an die Knie reichten und die Beine frei ließen, an den Füßen statt der Schuhe Sandalen; einer, der ihnen voranschritt, war zum teuflischen Richter mit Kuttenhändeln und Beil herausstaffiert und sah, wie

Simonne bemerkte, von allen am entsündigsten und tragischsten aus.

„Kein Wunder", entgegnete Bruneau eifrig, „ist es doch Talma, der berühmte Sänger aus der Grossen Oper, groß wie Roscius und größer als Cicero, ein Jakobiner von echtem Schrot und Korn."

Ein Schwarm von Männern und Frauen schreiend, scherzend, jubelnd der Guillotine nach. Man trank aus Flaschen, man stieß mit den Gläsern zusammen, daß die Scherben umherflogen. Wohin von den geschwungenen Fackeln stoben die Funken. Einzelne Stimmen überschrien zuweilen den Lärm und riefen: „An die Laterne! Es lebe die Guillotine!" In dem Garten angekommen, hielt der Zug einige Minuten still und Talma hielt eine Rede, von der freilich bei dem Durcheinander der andern bloß Bruneau, der auf einen Tisch gestiegen war, um besser hören zu können, nur die Worte erhaschte: „Es lebe Marat! Er allein ist ein wahrer Freund des Volks! Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder den Tod!" In diesen Ruf stimmten alle ein; wehe dem, der nicht seinen Hut schwenkte, er wäre als verdächtig auf der Stelle ergriffen, in ein Gefängnis geführt oder gar von den Wütenden zerrissen worden. Das pariser Volk stand während des ganzen 18. Jahrhunderts im Ruf der geistreichsten, heiterkeitsten und leichtsinnigsten Nation Europas. Tollheiten, wunderliche Streiche, eine für den kalten Nordländer unbegreiflich schnelle Wandlung in Haß und Liebe schrieben ihr die Autoren zu, sie gebrauchte gerne diese Weltstadt, das neue Athen, betrachten. Da enthüllte sich mit dem Bastillesturm eine bisher verborgene, kaum von den Scharfsinnigsten geahnte Tatsache in dem Charakter dieser Bevölkerung: eine barbarische Grausamkeit, der nur die Löwen, Tiger und Amphitheater des alten kaiserlichen Roms fehlten, um die Verfolgungen der Christen noch einmal, an Prinzessen und Aristokraten, aufzuführen. Wie der Opiumtrinker täglich eine stärkere Dosis braucht, den gelieferten Rausch zu erlangen, so forderte das Volk von Paris bei der Teuerung der nothwendigsten Lebensmittel, bei der zunehmenden Armuth für jeden neuen Tag neue Schreckniße: die Aufregung, die schon bei allen einen wahnsinnigen, dämonischen Zug erhalten, sollte sie ihre Entbehrungen vergessen machen. So verlegte auch jetzt die Rede des Sängers, der Anblick der Guillotine die Masse der im Garten Zusammengedrängten in eine entsetzliche und doch wieder frageuhafte Raserei. Die Weiber enthüllten ihren Busen und riefen: „Gleichheit oder den Tod!" Mit Piken und Fackeln umtanzten sie die Guillotine, andere versuchten an den Kaninchen Mertier's, die sie aus dem Hofe geholt, die Schärfe des Fallbeils und die Geschwindigkeit der Maschine. Kopf um Kopf flog ab. „Das putzt besser wie jede Haubenschere" sagte die Trägerin des Aristokratenbezugs. In einen Sack fing man die Kaninchenköpfe auf, „ein neues Plumpsackspiel", scherzte man. Zuletzt brachten sie drei große Puppen aus dem Saal — „Vergniaud, Barbaroux und Pétion, die drei Gegenräther" — und schoben sie unter das Beil. „Hußah! Hußah!" brüllte die Menge. Toll sinnliche, närrische Meien des Pariserd, der behändig sich in einer Fastnachtsstimmung wiegt, brach durch alle Schrecknisse wie ein hin- und herflackerndes Irrlicht. Aber nicht alle riß der bacchantische Taumel mit sich fort; entrüstet wandte Marcel sein Gesicht von dem widerlichen Schauspiel und fühlte mit einiger Genugthuung die Hand Katharina's, die noch in der seinen lag, wie Zittern sie beide zusammengefügt, heftig zitterte. Während die Schwester mit stärkern Nerven, die sich schon an die Tragödien wie an die Harlekinsstreiche der Revolution gewöhnt, dem wüsten Treiben triumphirend zuschaute — einer Fürstin ähnlich in Haltung und Blick, wenn auch nur einer Gassenkönigin — bebte das schüchterne Mädchen davor zurück; es war das erste mal, daß ihr die Fieberträume Marat's leibhaftig entgegentraten, daß die Schar losgelassener Dämonen, die bisher für sie nur in seinen Schriften gespukt, wirklich an ihr vorüberbrauste. „Nach Hause!" drängte sie Marcel, „bringen Sie mich hinaus!"

„Pfui, Puppchen, hast du Kopfschmerzen?" lachte Simonne. „Es ist ja nur ein Scherz! Ziemt es sich einer Bürgerin, in Ohnmacht zu fallen, wenn sie Aristokraten sterben sieht?"

Jetzt aber wälzte sich das Gedränge auch zu ihrem Tisch — unaufhaltsam, lärmend wie eine Meereswoge. Im Augenblick waren sie voneinander getrennt, Tisch und Stühle umgeworfen, die kostbare Champagnerflasche von dem Kamel eines Sachwalters aus der Hand Bruneau's geschlagen, über die Köpfe weg, er selbst, der beredtsamthätige Friseur, wie ein Federball umhergestoßen, bis es ihm gelang, die Schärpe der Bürgerin Simonne wieder zu ergreifen und sich an ihren Arm zu hängen. Marcel hatte indeß seine Tänzerin sich an sich geschlossen, und so

ihm Lefranc Bahn durch die Menge machte, unbehindert den Saal erreicht.

„Ueberlassen wir Ihre Schwester dem Bürger Brunean und ihrem guten Stern", sagte ihr hier Marcel, „ich bringe Sie nach Ihrer Wohnung." Und da Katharina zögerte, rieferte Lefranc: „Keine Zeit verloren, sonst kommen uns die Mörderbanden auch hierher nach. Die Schwester Marat's hat unter seinen Freunden nichts zu fürchten."

Wäre Marcel weniger eilig gewesen, das Haus zu verlassen und sich der Sorge um seine Schutzbefohlene zu entledigen, so würde ihm die Unruhe und Hast aufgefallen sein, mit der Lefranc, sonst so ruhige, gleichmüthige und in seinem Kummer unerschütterliche Mann, zum Aufbruch trieb, er hätte vielleicht den jähen Blick bemerkt, den Lefranc eben auf einen breitschultrigen, von Rauch der Pechfackeln geschwärzten Menschen warf. Langsam näherte sich dieser, nicht eine Sekunde verlor er Lefranc aus den Augen. Eine Narbe, die über seine rechte Wange wie ein Strich Striemen lief, entstellte ihn noch mehr und gab seiner Rohheit und Häßlichkeit einen grauenerregenden Zug. Schon waren Marcel und Katharina an dem Schenktisch vorüber, an dem statt des Wirthes ein Küchenjunge stand. Lefranc verlor — denn der Bürger Mortier war nach dem Garten geeilt, um von Tischen, Bänken und Stühlern zu retten, was in dem allgemeinen Aufstand noch zu retten war —, als der Benarbte, gerade als Lefranc die Thür aufreißen wollte, seine schwere Hand auf dessen Schulter legte: „Hund von einem Aristokraten, ich habe dich endlich! Ich habe den Säbelhieb nicht vergessen, den du mir in das Gesicht gegeben hast, Baron Pontmartin!"

Kaum aber fühlte Lefranc den Druck der schweren Hand, so schien auch seine Kaltblütigkeit und Thatkraft zu erwachen. „Achtung vor der Nationalgarde!" Und er zeigte die Cocarde an seinem schwarzen runden Hute. „Im übrigen, Sie betrunken, Bürger!" Mit einer raschen Bewegung machte er sich los von ihm und schleuderte ihn gegen den Schenktisch, daß der Junge laut um Hülfe zu schreien anfing. Aus dem Garten hatten sich inzwischen Frauen und Männer in den Saal hineingeflüchtet: sie wiederholten, ohne zu wissen, was geschehen, den Hülferuf. Nun kamen auch Männer herbei, aus der Küche die Mägde. . . Der Benarbte war wuthentbrannt aufgesprungen. „Ein Aristokrat ist hier — er will die Patrioten verrathen, vergiften! Ich kenne ihn genau! . . ."

„Warst du vielleicht sein Kutscher?" fragte eine höhnische Stimme aus dem Haufen.

„Es ist der Baron Pontmartin."

„Wo? Wo ist er?" schrien andere.

„Ruhe! Ruhe!" forderten die Vernünftigen, voran der Bürger Mortier, der bei der Stimmung seiner Gäste zu fürchten begann, das Ganze möchte mit einer Verwüstung seines Hauses enden . . .

So kamen die drei ungehindert aus dem Wirthshaus „Zur Nation"; ein Wagen war leicht in der Nähe des Hauses gefunden und im scharfen Trabe ging's davon. Unterwegs schrie Lefranc darüber, daß man ihn durchaus zum Baron erheben wolle, zum Baron aus dem Monde, denn er wisse sonst nicht zu sagen, wo seine Herrschaft läge. Die Straße der Franciscaner, in der Marat im Hause Nr. 30 im ersten Stockwerk wohnte, erreichten sie bald; die Bürgerin Pain öffnete die Thür, erstaunt, daß die Damen schon so frühzeitig zurückkehrten, und noch erstaunter, als sie nur Katharine aus dem Wagen steigen sah. Der Bürger Marat hätte sich eingeschlossen und arbeite, erwiderte sie auf eine Frage Lefranc's. Während das junge Mädchen dankend von Marcel Abschied nahm, drückte Lefranc der Pförtnerin ein Geldstück in die Hand und raunte ihr zu: „Jeden Morgen sagst du zu Marat: ‚Monotgueil!'"

Drinnen, im Treppenflur, bei dem trüben Licht einer kleinen Oellampe, welche die schmale, steile Stiege nur kümmerlich erhellte, betrachtete die Bürgerin das schwere Geldstück: es war ein Louisdor.

„Gold!" Keinen Laut brachte sie mehr über die Lippen und hielt Katharine schweigend das Geldstück unter die Augen — denn gleich in den ersten Monaten der Republik war Gold und Silber im Vergleich zu dem Papiergeld der Assignaten, von dem die Stadt überschwemmt war, in das Ungeheuere gestiegen; der Louisdor hatte den Werth von tausend Livres Papier.

„Er hat einen Schutz entdeckt, der Bürger Lefranc" flüsterte Katharine, die Treppe hinaufeilend. „Aber hast du den Bürger Lefranc angeschaut? Das ist ein anderer Mann als alle, die ich noch gesehen! So höflich und freundlich, und wie klug weiß er zu reden! Hast du bemerkt, welch kleine Hand er hat?"

Wortlos waren indeß die Männer eine Weile nebeneinander gegangen, dem Kai Voltaire und der Seine zu, um über die dort liegende Brücke die Tuilerien und den Platz der Revolution zu erreichen. Durch die unerwartete Eröffnung, daß sein Begleiter ein Adelicher, ein Anhänger des Königthums sei, wurde Marcel in seiner Abneigung und seinem Mißtrauen noch verstärkt. Mit ganzem Herzen war er der Republik ergeben und nur zu geneigt, alle Greuel und Verbrechen der Revolution den geheimen Ränken und Verschwörungen der Emigranten und Edelleute zuzuschreiben. Zu welch anderm Zweck befand sich der Mann, der jetzt an seiner Seite, ein Lied trällernd, dahinschritt, in Paris? Galt es wieder, mit dem Geld der Aristokraten einen Aufstand der Vorstädter heraufzubeschwören? Denn durch diese beständigen Aufläufe, das war die allgemeine Meinung der Zeit, wollte man die Republik den besitzenden Klassen, der Bürgerschaft und den Gebildeten so verhaßt wie verächtlich machen und sie das Königthum als den einzigen Schutz der Ordnung und des Friedens zurückwünschen lassen. Und mit solchem Manne, gingen die Gedanken Marcel's weiter, stand sein Vater in innigster Verbindung! Wie sich diese Verbindung angeknüpft, aus welchen Ursachen sie entsprang, blieb ihm freilich noch unerklärlich; er wußte nur, daß die Pentmartin ursprünglich das Haus besessen hatten, in dem seine Familie nun seit einer Reihe von Jahren wohnte. . . Stellte sich der Bürger Lefranc nur, als ahne er von all diesen Vorgängen in des Jünglings Seele nichts? Oder war ihm dessen ganz oder halbe Meinung über ihn gleichgültig? Die Straßen waren menschenleer, Mitternacht vorüber. Nicht einmal eine Patrouille begegnete ihnen.

„Diese Nacht ist zu einem Stelldichein Verliebter, zu einer Entführung wie geschaffen!" begann Lefranc endlich; das Stillschweigen schien ihm lästig zu werden. „Ueberhaupt eine traurige Eigenschaft der Revolutionen, daß sie den Menschen die fröhlichen und heiteren Empfindungen, die Freude an den Künsten raubt."

„Sie vergessen, daß Sie mir nicht davon, sondern von dem Mädchen aus Caen erzählen wollten."

„Hm — ich hab' einen tollen Plan. Wenn wir die Kleine entführten! . . ."

„Entführen?"

„Wir wären dann sicher, daß sie weder uns noch sich selbst schaden könnte."

„Und Sie fordern doch nicht meine Hülfe zu solchem Abenteuer?"

„Ich baue sicher darauf!"

„Sie sind sehr kühn! . . ."

„Es müßte doch möglich sein, die junge Dame in das Haus Ihrer Aeltern zu bringen, zu Ihrer liebenswürdigen Base Genovefa! . . ."

„Sie kennen ihren Namen?"

„Was denn? Genovefa? Heißt die Kleine vom Springbrunnen so? Das Wort entfiel mir zufällig; sie erinnerte mich an ein Bild der heiligen Genovefa, das ich früher irgendwo gesehen. . . Ich denke, die Mädchen würden bald Freundschaft schließen und die nächste Post brächte sie und Ihre verehrte Mutter aus diesen Mauern."

„Bürger, Ihr Antrag — ich habe keine Antwort darauf."

„In dieser Stunde erwartete ich auch keine. Guter Rath kommt über Nacht. Darum ist's das Beste, wir nennen uns hier. Morgen Mittag bin ich im Tuileriengarten, am Eingang, unter den Bäumen. Nicht wahr, wir sehen uns dort wieder? Vielleicht besucht unsere Freundin die Sitzung des Convents — Also auf morgen!"

Und nun grüßte er mit solcher Verbindlichkeit und doch Gemessenheit, daß Marcel eben auch nur seinen Hut abziehen und dann allein seinen Weg über die Nationalbrücke fortsetzen konnte. Der Bürger Lefranc lehnte sich über den einen Bogen und blickte in das dunkle Wasser der Seine. . . Der Mondschimmer tanzte darüber hin.

Am andern Morgen öffnete David Brueaux später als sonst seinen Laden gegenüber dem Hotel de la Providence. Erst in der vierten Morgenstunde war er von dem Volksball zurückgekehrt und stand jetzt auf der Schwelle der Thür, sich den frischen Morgenwind um die Stirn spielen und den Sonnenschein seine etwas umflorten und nebeligen Gedanken aufhellen zu lassen. Als Lefranc, Marcel und Katharine den Garten verlassen hatten, war es den Bemühungen des Wirths und den „gebildetern" seiner Gäste gelungen, die Ruhe wiederherzustellen. Spielend verbrannte man die Guillotine auf dem Altar des Vaterlandes, die hartnäckigsten Schreier und die wüthendsten Weiber wurden hinausgewiesen. Alle von einem Alp befreit, athmete nach ihrer Entfernung die Gesellschaft auf — doppelt hoch der Aristokrat. Denn trotz seiner demokratischen Gesinnung hielt er es im Herzen mit den Tuileriern,

und die Stöße und Schläge, die er an diesem Abend von den Patrioten erlitten, hatten sein Ehrgefühl so verletzt, daß er bei sich beschloß, den Verkehr mit den Männern der Zukunft aufzugeben. Wiederum aber war es ihm auch eine „moralische" Erleichterung, fortan der alleinige Besitzer Simonne's zu sein, und sein Schicksal weder mit Lefranc noch Marcel ferner theilen zu müssen. Höher trug er den Kopf, als der Tumult sich gelegt und er seiner Dame wieder einen Platz verschafft hatte. Für sein Vergnügen besaß David Bruneau trotz der harten Zeiten Geld genug — er konnte so gut wie der Bürger Lefranc „etwas springen" lassen; ihm fehlte nur die „englische" Art des ehemaligen Barons. So hatte er sich denn in seiner Weise die Nacht hindurch auf das trefflichste unterhalten und stand jetzt mit dem Selbstbewußtsein eines Mannes, der, wie er von sich behauptete, Glück im Spiel und in der Liebe hat, in der Thür seines Ladens. Ein wenig Kopfweh, eine gewisse Schläfrigkeit quälte ihn noch — der Dichter hat schon recht, daß man hienieden jedes Glück mit einigen Schmerzen bezahlen muß, aber welche Erinnerungen hatte David Bruneau auch mit diesem Opfer erkauft!

Wie er so dämmernd in die Morgensonne starrte, trat eine Dame aus dem Hotel de la Providence und suchte eilig auf der andern Seite der Straße an dem Friseurladen vorüberzukommen. Aber sie hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht; Bruneau erkannte den schwarzen Filzhut und den grünen Schleier.

„Den allerschönsten Guten Morgen, Bürgerin Gerday!" Und mit Einem Sprung war er über den schmalen Damm. „Wohl geschlafen? Frisch und rosig wie Aurora, die Morgenröthe, stehen Sie aus! Wollen Sie zu Pferdmiethen? Es wird Ihnen nicht leicht werden, sich zurechtzufinden! Paris ist so groß — das Rom Cäsar's war ein Marktflecken gegen unsere Stadt! Sind Sie zufrieden mit Ihrem Zimmer? Ihrer Bedienung? Eine vortreffliche Frau, die Bürgerin Grellier! Schwatzhaft und neugierig, aber das sind alle Wirthinnen! Ich erkundigte mich gestern Abend noch nach Ihnen; es wäre mir eine außerordentliche Ehre gewesen, Ihnen ein Ballbillet anbieten zu können! . . ."

„Ich war so müde von der Fahrt, ich habe mich gleich nach meiner Ankunft niedergelegt", unterbrach ihn Charlotte.

Aber ihr Blick war unendlich streng und abwehrend, der Ton ihrer Stimme kalt und ernst; auf den Friseur brachte sie keine, überwältigende Wirkung hervor; eifrig fuhr er fort: „Ich hörte es in meinem Bedauern von dem Hausmann. Schade, es war die auserwählteste Gesellschaft von Paris! Lais, den Sie sonst nur für zwanzig Livres in der Oper singen hören, sang unentgeltlich patriotische Lieder; Camille Desmoulins hielt eine Rede; ein Verwandter, der aus den Kerkern einer furchtbaren Festung entflohen, schwur auf den Altar des Vaterlandes: er werde binnen vier Wochen den König von Preußen und den Kaiser von Oesterreich erwürgen; er stehe uns den Leib, mit dem er die That vollführen würde. Eine Guillotine köpfte den verruchten Barbaren. Bürgerin, welch entzückendes Schauspiel! Gegenseitig sanken wir uns alle in die Arme und riefen: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder den Tod!" Doch ich hemme Ihren Weg, Sie haben Geschäfte. . . Darf ich Ihnen meine Dienste anbieten?"

„Dank, Bürger Bruneau! Ich schaue mir heute nur Paris an und gehe zunächst in die Sitzung des Convents."

„Ah!" Der Friseur verneigte sich. „Eine vortreffliche Patriotin! Sie werden auf dem Sitz ihres Ruhms die Retter des Vaterlands finden — den unvergleichlichen Robespierre, Danton mit dem Löwengebrüll, St.-Just, der eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem ehemaligen heiligen Johannes haben soll — leider wird Marat nicht da sein!"

„Marat nicht auf der Spitze des Berges?" Ein Schauer rieselte durch die schlanke Gestalt Charlottens, ihr Gesicht nahm eine Totenblässe an: nur war Bruneau viel zu lebhaft mit sich selbst beschäftigt, um es sonderlich zu beachten.

„Sie wissen die Trauerkunde nicht?" sagte er. „Ja, kann es denn einen Ort in Frankreich geben, wo man nicht über die Krankheit des großen Volksfreunds in der tiefsten Niedergeschlagenheit wäre?"

„Marat ist krank?"

„Er leidet an der Brust und am Herzen. Kein Wunder — seine große Seele verzehrt sich im Kummer über unsere Unthätigkeit, über das Elend und die Langmuth des Volks. Oh, wir sind für das Reich der Tugend noch nicht reif! Marat's Weisheit wird erst die Nachwelt begreifen. Ich komme täglich in sein Haus — ich mache mir ein Vergnügen daraus, seine Schwester zu frisiren — da lern' ich ihn lieben und

bewundern. Er hat sein ganzes Leben so viel mit Pferden und Hunden zu thun gehabt, daß ihm einige üble Gewohnheiten von diesem Umgange her noch anhaften. Seine Reden verletzen zuweilen ein gebildetes Ohr, dafür aber ist er der erhabenste Philosoph. Alle Philosophen, Bürgerin, tragen zerrissene Schuhe und Mäntel und lassen sich nie trimmen. Ihnen ähnelt Marat noch. Wie gesagt, die Sitzungen des Convents besucht er nicht mehr; die Mehrzahl der Deputirten sind trotz ihrer dreifarbigen Schärpe mit Goldfransen Lumpenkerle! Doch verzweifeln Sie nicht! Sie sollen Marat sehen! Mein Einfluß wird Ihnen seine stets verschlossene Thür öffnen! Nur die wenigsten sind es werth, sich an seinem Anblick zu laben, Bürgerin! Sie aber verdienen Marat's Gruß!"

„Darum hoffe ich auch, noch ein Wort mit ihm zu reden."

Hier zwang ein Vorübergehender, der in seinen Laden trat, Bruneau sehr gegen seinen Willen, das Gespräch mit der schönen Bürgerin aus der Provinz abzubrechen und von der linken wieder auf die rechte Seite der Straße zu springen.

Charlotte stand, als wäre sie in den Boden gewurzelt. So sicher hatte sie geglaubt, Marat im Convent zu finden; war seine Krankheit nun, die ihn am Ausgehen verhinderte, ein Wink des Schicksals? Sollte sie sich ihm fügen, die Absicht, die sie von Caen nach Paris geführt, aufgeben? Oder trotz des Geschicks vorwärts schreiten?

Wie einer, der sich gewaltsam den umstrickenden Armen des Morgenschlummers entreißt und traumbefangen umhergeht, so ging Charlotte Corday die alte Augustinerstraße, in der Richtung nach den Tuilerien, entlang.

Wie sie Bruneau erzählt hatte sie gestern nach ihrer Ankunft ihr Zimmer nicht mehr verlassen. Die anstrengende zweitägige Reise übte ihr Recht auch auf ihre stahlsehnige Natur aus. Sie bedurfte des Schlafs, Ordnung in ihre Gedanken zu bringen, zu einem Entschluß sich zu sammeln. Anders, als sie es erwartet, war ihr Paris erschienen und diese große Enttäuschung hatte unwillkürlich einen Umschwung in den Vorstellungen hervorgerufen, die ihr bisher die liebsten gewesen. Hatten die flüchtigen Convensdeputirten, die sie in Caen gesprochen, Barbaroux, Louvet und Petion, sei es aus Haß gegen die Jakobiner, die sie besiegt, oder aus Furcht vor dem Pöbel, vor dem sie geflohen, doch in ihren Schilderungen übertrieben? Sie nannten in ihren Proclamationen Paris eine Mörderhöhle, das Wasser der Seine war roth von dem Blut der Getödteten, in all seinen Straßen wütheten Plünderung und Feuer. Statt dessen kamen ihr heute wie gestern lachende, fröhliche Menschen entgegen. Die Läden waren geöffnet, nirgends Lärm und Aufruhr. Geduldig standen die Armen in langer Reihe vor den Verkaufsstellen der Bäcker und Fleischer, schlechte und gute Witze flogen umher, auch an derben Flüchen gegen die Kornwucherer und Geldwechsler an der Ecke des Palais-Royal fehlte es nicht, doch erhob sich keine Hand, weder zum Schlag noch zum Raub. Unangefochten, von keinem Blick eines frechen Mannes verletzt, ging sie ihres Wegs: so war sie in Caen in Begleitung eines alten Dieners zur Kirche geschritten, sie bemerkte heute nicht einmal die Abwesenheit des guten Lakeis. Das Bild des Friedens um sie her stimmte auch ihr stürmisch wogendes Herz ruhiger, die finstern Nachtgesichte und Gedanken entwichen vor dem Licht eines heitern Morgens. Aber Charlottens ernster, sinnender Natur war es nicht gegeben, sich harmlos der Freude und dem Genuß zu überlassen, zu der sie das klare Blau des Himmels, der Glanz der Sonne aufzufordern schien. Umsonst boten ihr die Blumenverkäuferinnen in der Nähe der Tuilerien Rosensträuße an. Ihre Seele wie ihr Antlitz bewahrte den schwermüthigen, tragischen Zug. In dem geheimsten Grunde ihres Innern lag ein dunkles Etwas: war es eine schreckliche Erinnerung? eine Schuld? jenes Unsagbare und Unerklärliche, was die eigentliche Weisenheit eines bestimmt ausgeprägten Charakters bildet und der Bezeichnung durch die Sprache spottet?

Sie hatte nicht darauf Acht gehabt, daß sie durch das Gitterthor geschritten und sich im Tuileriengarten befand. Das Rauschen der Bäume, der Gesang der Vögel, das Verstummen des Wagengerassels und des Straßenlärms mahnte sie jetzt daran. Verwundert blickte sie umher. Eine Steinbank unter einer breitästigen Platane lud sie zur Ruhe ein. Dort setzte sie sich nieder und öffnete im gedankenlosen Spiel bald ihren Fächer, bald schloß sie ihn zusammen. Sie war die Beute einer eigenen Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit geworden, die sie vordem nie gekannt.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Auf dem Ocean.

Geschildert von Theodor Heldera.

I.

In den englischen und französischen Dampfern, welche eine regelmäßige Verbindung zwischen Europa und Brasilien unterhalten, passiren jahrein jahraus Tausende von Reisenden die Linie, ohne eine Ahnung von dem mannichfachen Ungemach zu haben, das der Passagier in einem kleinen Segelschiffe zu erdulden hat, welches eigentlich für Passagiere gar nicht eingerichtet ist. Der Reisende im Dampfer oder selbst in einem großen Segelschiffe lernt die See und namentlich das schlechte Wetter nur etwa so kennen wie jemand, der es aus dem Fenster seiner Wohnung behaglich betrachtet; der Reisende im kleinen Schoner hingegen gleicht dem Manne, der unten auf der Straße im schlechten Wetter wandelt. In einem solchen Schiffchen empfindet er die Gefangenschaft ganz besonders drückend zwischen dem 15. Grade nördlicher Breite und der Linie, einer Region, die gar vielfach geeignet ist, den Passagier lernunde zu machen.

Zwischen dem 15. und 5. Grade, wo der Nordostpassat seinen wohlthätigen Dienst eingestellt hat, muß man stets auf häufige Windstille und gefährliche, oft langanhaltende und schwere Gewitterregen gefaßt sein. Oder ist es nicht still, so kommt doch nur ein launischer Wind aus unberechenbarer Richtung und bringt einen bösen Regenschauer nach dem andern. In der heißen und dumpferfüllten winzigen Kajüte unter Deck ist es schlechterdings nicht auszuhalten. Sieht man sich dann, wie es mir geschah, ganze oder doch halbe Tage lang in der ebenfalls sehr schwülen Luft des kleinen Häuschens auf Deck eingesperrt, wo durch ein mattes Lichtschimmer durch das in der Thür eingefügte Stückchen Glas fällt, wo man das Fensterchen zum Hinausblicken hat und auch genöthigt ist, die kleine Thür festgeschlossen zu halten, weil sonst das Wasser des Himmels und der hochgehenden See einströmen würde, dann ist es schwer, eine heitere Stimmung zu bewahren. Endlich bemerkt man vielleicht einmal, daß der Regen augenblicklich nicht gegen die Thür schlägt: man will die Gelegenheit nützen, einen Schluck frischer Luft zu gewinnen, man öffnet das Thürchen ein wenig und tückisch wirft die See gerade in diesem Augenblick einen Schwall ihres unerschöpflichen Vorraths herein. Der Passagier ist durchnäßt und kann die Thür nicht einmal auf den Boden setzen, so lange die Ueberschwemmung sich nicht wieder verlaufen hat; der Mann hinten am Steuer, den sein Südwester und Regenrock auch nicht völlig gegen solche Flut schützt, lacht gleichwol ein bischen schadenfroh, denn er ist auf die Sache eingerichtet und in seinem Element.

Gern wollte man sich noch in eine leidige Windstille fügen, wenn nur der Aufenthalt draußen auf Deck möglich wäre. Dieser Wunsch wird dann und wann erfüllt. Die Wogen haben sich beruhigt, der Regen hat aufgehört und während im Westen die phantastischen Wolkengebilde noch matte Spuren der untergegangenen Sonne tragen, bricht oben der Mond mit grellem Glanz durch die schweren Wolkenmassen; aber das Schiff liegt still, die weite Wasserfläche ist glatt geworden wie ein Spiegel, die Dünung kaum bemerkbar, denn die See athmet jetzt leise, sie ruht aus vom Kampfe. Aus den finstern Massen aber, die ringsum über dem Horizont lagern, zuckt unaufhörliches Wetterleuchten, wie zum Zeichen, daß alles nur ein kurzer Waffenstillstand sein soll.

Mit welchem Behagen benutzen wir diese gewiß nur kurze Frist, uns des Aufenthalts in freier Luft zu erfreuen! Wir liegen jetzt in einem Wolkenschatten, aber in geringer Entfernung zeigt sich, grell vom Mondlicht beleuchtet, ein anderes Schiff, viel größer als das unsere. Es ist eine Bark, vermuthlich nach der Westküste bestimmt. Meine Schiffer haben sie längst bemerkt, für mich aber wird sie erst durch den Mond sichtbar, und sie gewährt in dieser Beleuchtung einen höchst eigenthümlichen und anziehenden Anblick. Plötzlich werden ihre mondbeglänzten Segel wieder matt, sie verschwinden, wie vom Nebel verschlungen, während nun auf uns hüben der grelle Mondschein fällt.

Mein Schiffer ist einer jener noch immer nicht seltenen Kapitäne, für welche außer der See und den Hafenplätzen die ganze übrige Welt ein ebenso unbekanntes als der ernsten Beachtung unwerthes Gebiet ist. Von seinem eigenen deutschen Vaterland kennt er blos die Gegend an der Elbe von Hamburg abwärts und desgleichen die Wesermündung. Die Bewohner des Binnenlandes treiben, wie er vermuthet, wol kaum etwas anderes als Landwirthschaft, denn womit sollten sie sich außerdem beschäftigen, da sie die See nicht haben? Da kommen dann öfters sehr naive Fragen. Das Geräusch der Pumpe, an der soeben zwei seiner Leute (die Mannschaft besteht außer ihm

und dem Steuermann nur noch aus vier) beschäftigt gewesen, scheint ihm eine alte Erinnerung geweckt zu haben.

„Sie haben doch wol vom Thüringerwald gehört?“ fragt er plötzlich.

„Ich bin schon manchmal drin gewesen.“

Er scheint geneigt, dies für eine bloße Aufschneiderei zu halten, denn er ist überrascht und blickt mich mit ungläubigem Lächeln an.

„Wie lebt man aber in einem so großen Walde?“ fragt er weiter. „Sind denn auch Wirthshäuser drin?“

„O ja! Ich habe manche besucht und hab' auch darin oft genug mit den Eingeborenen zusammen geplaudert und getrunken.“

„Aber wie ist's mit den Räuberbanden?“

Ich bin selber so naiv, offen zu gestehen, daß ich keiner einzigen begegnet sei, und das scheint ihn in dem Glauben zu bestärken, daß ich, wenn ich überhaupt wirklich in jenem Walde gewesen, mich doch gewiß nicht sehr tief eingelassen haben könne.

„Sie haben aber vielleicht die großen Kohlengruben am Eingange des Waldes gesehen?“ fährt er fort, und durch einige weitere Fragen komme ich dahinter, daß er die Kohlenwerke der zwickauer Gegend meint, die er sammt mancherlei andern Dingen, worum er gelegentlich ein Wort gehört, nach dem Thüringerwald verlegt. Eines andern belehren läßt er sich in diesem Punkte nicht, denn „ein alter Kapitän hat ihm das alles gesagt“, der einmal eine Reise ins Oberland gemacht; und er selber hat einen jungen Menschen, einen Schiffsjungen gekannt, der ein Thüringer gewesen und in der Gegend von Zwickau geboren war. Dieser junge Mensch war es, an den ihn jetzt plötzlich das Geräusch der Pumpe erinnert hatte.

Er erzählt mir, wie er einst, als er noch Matrose in einem damals nach Santa-Catarina bestimmten hamburger Schiffe gewesen, Zeuge eines eigenthümlichen Streiches geworden war, den sich die Mannschaft eines andern von Rio-de-Janeiro nach Europa segelnden Schiffes erlaubt hatte, welchem man ungefähr in der Höhe von Bahia begegnet war. Dieser Streich hatte in einem ziemlich gewagten und gefährlichen Manöver eines Theils jener Mannschaft bestanden. Sie hatten sich dem Hamburger auffällig genähert, anscheinend, um mit ihm zu sprechen, und sich dann plötzlich, bevor sich über so spät erkannte Absicht verrathen ließ, dicht an dessen Seite gelegt. Mein Kapitän erklärt mir ausführlich die nähern Umstände, die das Manöver ermöglicht hatten, ohne beide Schiffe ernstlich zu gefährden.

„Leg' dich nicht so im Mondlicht schlafen!“ ruft er dann dem einen seiner Leute zu, der sich behaglich aufs Deck hingestreckt hatte.

„Warum nicht?“ fragt der Matrose.

„Du kriegst ein schief Maul, wenn du im Mondschein schläfst!“

Flugs sucht sich der etwas enge junge Bursch ein beschattetes Plätzchen und der Kapitän fährt in seiner Erzählung fort:

„Das alles geschah blitzgeschwind und ebenso waren im Augenblick fünf Mann von jenem Schiffe auf das unsere herübergesprungen, unter ihnen auch der Mann, der am Steuer gewesen war, und das Manöver mit seltener Geschicklichkeit ausgeführt hatte.“

„Aber was bezweckten sie?“

„Es war eine kleine Verschwörung, die den Leuten soweit auch ganz vortrefflich gelungen war. Sie hatten sich durch das gefährliche Wagstück von ihrem Schiffe befreien wollen, wo sie den Dienst satt hatten, denn es war ein altes Schiff und machte reichlich viel Wasser, sodaß die Leute unaufhörlich Tag und Nacht an der Pumpe stehen mußten, und das ist nun einmal für den Seemann das allerunangenehmste Geschäft. Er wird lieber alles andere ertragen als solche fortwährende Pumparbeit.“

„Und was wollten nun die Ausreißer auf Ihrem Schiffe?“

„Es war ihnen, wie gesagt, zunächst nur darum zu thun, von ihrem eigenen wegzukommen, und sie hofften mit uns nach Brasilien zurückkehren zu können, wo es ihnen nicht allzu schwer gefallen sein würde, anderweit Unterkommen zu finden und der Strafe für ihre Meuterei zu entgehen. Sie hatten vorausgesetzt, unsere Gastfreundschaft leicht genug erzwingen zu können, sobald sie nur einmal bei uns am Bord waren. Tüchtige Leute waren's, und hätte unser Kapitän keinen andern Beistand als den seiner Mannschaft gehabt, der zum Theil überdies nicht ohne Theilnahme für die Ueberläufer war, so hätte er sie schon mitnehmen müssen. Wir hatten aber sieben handfeste Passagiere, die gleich bereit waren, dem Kapitän beizustehen, als er den ungebetenen Gästen befahl, auf der Stelle zurückzukehren, und so mußten diese der offenbaren Uebermacht weichen und auf ihr Schiff zurückgehen, um da Gott weiß wie viele Wochen weiter zu pumpen und zuletzt, sobald

sie ans Land kamen, zu einer ernsten Rechenschaft gezogen zu werden.

„Unsere Schiffe hatten sich schon voneinander entfernt und wir waren froh, daß noch alles einen so glücklichen Ausgang genommen hatte, da fanden wir, daß denn doch einer der Ausreißer bei uns geblieben war. Nur fünf glaubte ich selber überspringen gesehen zu haben und fünf hatten auch richtig zurückgeben müssen. Da war nun aber ein Sechster, den wir, der Himmel weiß wie, im Getümmel übersehen hatten, so scharfe Augen wir auch sonst für alles haben, und ebenso schien man ihn auch auf dem andern Schiffe nicht sogleich vermißt zu haben. Der arme Bursche, er war kaum älter als sechzehn Jahre, hatte bei dem gewagten Sprunge einen Arm und ein Bein gebrochen. Im ersten Augenblick mochte er das selber nicht bemerkt haben; er war nur darauf bedacht gewesen, sich zu verstecken, und es war ihm auch gelungen, unbemerkt unter das Boot hinter der Kombüse zu kriechen, wo wir ihn jetzt hervorzogen. Er war in einem erbarmenswerthen Zustande und in meinem Leben hat mich auch kein Mensch so gedauert; denn er war ein artiger, lieber Junge und herzensgut. Ich nahm mich seiner denn auch an, so viel ich nur konnte; ich pflegte ihn und er erzählte mir in den Augenblicken, wo es seine heftigen Schmerzen zuließen, seine Geschichte. Er war aus dem Oberlande, aus der Gegend von Zwickau, gleich am Rande des Thüringerwaldes, wo die Kohlengruben sind" (ich fand für gut, seiner Ansicht nicht weiter zu widersprechen) „und seine Verwandten hatten ihn zwingen wollen, selber Bergmann zu werden, d. h. nicht gerade Grubenarbeiter, wenigstens nicht für immer; er hatte nur alles, was dazu gehört, genau kennen lernen sollen und würde außerdem wahrscheinlich blos am Comptoirtisch gesessen haben. Dazu hatte er aber schlechterdings keine Lust und besonders hatte er allezeit vor den Kohlengruben einen Abscheu gehabt, der nur immer gestiegen war, je mehr man ihn von Kindheit auf gepredigt hatte, er werde durch die Kohlen noch sein Glück machen. Seine Verwandten waren nämlich selber Grubeneigenthümer. Als es nun aber am Ende dahin gekommen war, daß man ihn zu dem verhaßten Geschäft zwingen wollte, da hatte er sich entschlossen, in die weite Welt und zur See zu gehen, was ohnehin von jeher seine Herzensneigung gewesen war. Er wollte nur in freier Luft und im Sonnenschein leben. Das bloße Wort Steinkohle schien er nur mit Ekel aussprechen zu können, so groß war sein Widerwille dagegen geworden und gegen alles, was damit zusammenhing.

„Er war also heimlich davongelaufen, war auch unangefochten nach Bremen gekommen und dort war's ihm gelungen, Aufnahme auf einem Schiffe zu finden, ich glaube auch nur mit Hülfe einer kleinen List, denn es wird dort heutzutage so leicht kein Kapitän es auf sich nehmen, solch ein verlaufenes Burschchen in Dienst zu nehmen und ihm fortzuhelfen. Man war dem Flüchtling aber auch sehr gründlich auf die Spur gekommen und seine wohlhabenden Verwandten — Kosten hatte er nicht mehr — hatten alle Anstalten getroffen, ihn zurückzubringen. Während er hier noch auf dem Quai schwamm, hatte der englische Dampfer schon einen Brief nach Bord an den bremer Consulat gebracht, mit der Bitte, den jungen Menschen bei seiner Ankunft dort in Verwahrung nehmen und mit erster Gelegenheit nach Deutschland zurückgehen zu lassen. So war's denn auch geschehen. Das Geschickteste wäre freilich gewesen, ihn auf einem der Dampfer zurückzuschicken; das hätte etwas mehr gekostet, aber die Verwandten waren reich genug, die Kosten zu zahlen. Indeß hatte es dann vermuthlich an Anweisung gefehlt und der Consul hatte denn vorgezogen, den Knaben auf das erste nach Bremen bestimmte und segelfertige Schiff zu bringen, das nämliche, welches uns dann begegnete und in so seltsame Berührung mit uns kam.

„Der junge Mensch, der sozusagen als Gefangener mitfuhr, mochte sich in dieser Lage schon sehr übel befinden, denn daheim sollte er nun doch zu einem Beruf gezwungen werden, der ihm von Herzen zuwider war. Tag und Nacht sann er, wie er bei der Landung die Gelegenheit wahrnehmen und wieder entschlüpfen könnte. Von der Verschwörung der fünf Matrosen, die des Dampfens überdrüssig gewesen, hatte er natürlich nichts ahnen können. Im letzten Augenblick erst hatte ihm der eine, der vielleicht Mitleid mit ihm gehabt, den Rath gegeben, er solle genau aufmerken, was sie thun würden und dann das Nämliche thun. Das hatte er, als die günstige Gelegenheit gekommen war, sogleich begriffen und war im Augenblick entschlossen gewesen, den Versuch mitzumachen.

„Die Flucht war ihm gelungen, ihm ganz allein, aber das sollte ihm nun wenig frommen. Wir hatten ihm die gebrochenen Glieder eingr

richtet, so gut wir's verstanden, und das wollte nicht viel sagen, denn wir verstanden eben alle so gut wie nichts davon. Bald stellte sich der Brand ein und all unsere Mühe sollte sich als vergeblich erweisen. Der Knabe ahnte, wie es mit ihm stand, aber er zeigte sich sehr gefaßt und ruhig; ich glaube, so jung er auch war, war ihm doch der Tod schwerlich lieber als die Aussicht, nach den Kohlengruben zurückgebracht zu werden. Wir waren noch weit von Santa-Catarina, als er starb, und es blieb uns denn nichts anderes übrig, als ihn in die See zu versenken. Ich nähte ihn selber in eine Decke ein, — da hatten sie ihm nun von Kindheit auf prophezeit, die Steinkohle werde sein Glück machen, und ein halber Centner Steinkohle war's, was ich ihm am Fußende seiner Decke mit einnähte! Unser alter Kapitän meinte: »Wird schon richtig sein, die Kohle macht sein Glück!« Mir aber that's weh, daß er schließlich gerade mit dem Gegenstand, der ihm am verhaßtesten und dem er auf jede Gefahr hin entfliehen wollen, in die salzige Tiefe gehen sollte."

Gewiß ist freilich, daß sich an die Steinkohle ein langes Lied, ein wahres Weltlied, knüpfen ließe, zum wenigsten ebenso bedeutenden und reichen Inhalts wie das von der Glocke. Dies sagte ich aber nicht, denn ich wußte, daß der Kapitän dies Lied nicht kannte. Von Schiller hatte er indeß doch gehört, und zwar zum ersten mal in seinem Leben bei Gelegenheit des großen Schillerfestes 1859.

„Warum ehrt man den eigentlich so sehr?" fragte er. „Er ist wol recht sehr für Freiheit gewesen, nicht wahr? Was hat er aber auch damit ausgerichtet?" Die Fragen folgten glücklicherweise so dicht, daß ich nicht in die Verlegenheit kam, eine passende Antwort zu suchen. Von der Steinkohle wußte er übrigens noch manches zu erzählen, nicht nur, wie sie den Mann, den das Los trifft, auf See zu sterben, in die Tiefe zieht — einer seiner Brüder hatte bei Neufoundland ohne Kohle in dieses Grab sinken müssen —, sondern auch, wie sie den Lebenden oft gefährlich wird. Sein zweiter Bruder, auch ein Kapitän, hatte sich einst eine französische Medaille verdient, weil er die Mannschaft eines französischen Schiffs aufgenommen hatte, das durch eine vermuthlich wegen mangelnder Ventilation des Kohlenraums erfolgte Explosion in hülflosen Zustand gerathen war.

Das mondbeglänzte Schiff war jetzt unsern Blicken völlig entschwunden, wir waren wieder einsam mitten auf dem Ocean.

Während man in den europäischen Gewässern selten den Blick über die Meeresfläche schweifen läßt, ohne da und dort, entfernter und näher, einige Segel zu erblicken, deren Gesellschaft oft sogar sehr zahlreich ist, wird die Meeresfläche, je weiter man auf dem Ocean südwärts segelt, immer unbelebter, bis endlich das Sichtbarwerden eines Schiffs schon für ein Ereigniß gilt. Nähert es sich, dann wird das Fernglas zur Hand genommen und man stellt Vermuthungen an, wohin das Schiff wol bestimmt und was es für ein Landsmann sei. Nur um Madeira hatten wir wieder Schiffe in verhältnißmäßig beträchtlicher Anzahl gesehen. Viele (zumal wenn sie, wie wir, seinen Ehrenmeter benützen) mögen es sich angelegen sein lassen, diesen Punkt in Sicht zu bekommen, um sich in Betreff der Länge wieder einmal Gewißheit zu verschaffen. Südwärts von Madeira wurden denn auch die Schiffe wieder seltener und die Meereseinsamkeit größer denn je.

Die Seeleute haben einen geübten Blick; sie sehen das unscheinbare Pünktchen am Horizont schon deutlich, während der Passagier sich noch vergebens bemüht, es zu entdecken. Ungefähr fünf geographische Meilen in jeder Richtung, also einen Kreis von zehn Meilen Durchmesser, beherrscht das Auge des Seemanns. Am liebsten war es mir, wenn man ein Segel vorwärts entdeckte, denn wenn es kein begegnendes, sondern ein in der nämlichen Richtung segelndes Schiff war, so war dessen Sichtbarwerden ein Zeichen, daß wir schneller segelten und es im Laufe des Tags hinter uns zurücklassen würden. Wir waren indeß im Laufe dieser Reise nur zwei- oder dreimal so glücklich; dagegen hatten wir selber sehr oft den Verdruß, ein weit hinten auftauchendes Pünktchen immer größer werden, immer näher kommen, dann vorübersegeln und endlich vorwärts am Horizont wieder verschwinden zu sehen. Der Seemann sieht das zwar auch nicht gern; die meisten aber nehmen es sich auch, glaube ich, nicht besonders zu Herzen und übrigens hat die See auch heute noch (trotz Maury!) so mancherlei Chancen, daß ein langsamer Segler schließlich bisweilen das ferne Ziel noch früher erreicht als der Schnellsegler, hinter dem er anfangs zurückbleiben mußte.

Ginge die Fahrt, wenn auch langsam, nur stetig dem Ziele entgegen! Aber in der Nähe der Linie sind wir so häufig genöthigt, zu kreuzen.

dringen seiner eigenen Lebensverhältnisse. Ich würde nicht zu Ihnen davon sprechen, wenn ich nicht auf dem Punkte meiner Abreise stünde und längst gewünscht hätte, Ihre werthe Familie mit einem Verhältnisse bekannt zu machen, das, wie alles, was mich betrifft, sicher auch deren Theilnahme im reichsten Maße finden wird.

Wilhelm (steht auf).

Herr Holm, in der Dankbarkeit, die ich, die meine Familie für Sie empfindet, wird sich nichts verändern. Rechnen Sie auf uns in jeder Lage Ihres Lebens. Die Gründe Ihrer beschleunigten Abreise sind so dringend, so heilig —

Gustav.

Nennen Sie sie Ihrer würdigen Mutter. In wenig Zeit komm' ich selbst. Ich erbat mir noch einen kurzen Augenblick, um von Menschen, die mir unvergeßlich sein werden, Abschied zu nehmen.

Wilhelm (verlegen).

Herr Holm, das Abschiednehmen von Bekannten, die uns theuer sind — vielleicht eignet sich die Stunde —

Gustav.

Kurz vor meiner Abreise, gegen Sechs. Ihr Fräulein Schwester (zieht das von Valentin erhaltene Billet hervor) wünscht, daß ich Ihrem Hause die letzten Minuten schenke. Sie schreibt (liest): „Unfehlbar, geehrter Herr Holm, haben wir noch das Vergnügen, Sie kurz vor Ihrer Abreise bei uns zu sehen, um so mehr, da die

Man würde denjenigen auslachen, der, anstatt sich der Eisenbahn zu bedienen, den Frachtwagen eines Fuhrmanns bestiege, um sein Ziel zu erreichen, und doch wäre solche Reise immer noch besser als die im Segelschiff, wo man stets von der Gnade des Windes abhängt, wo sich nie absehen läßt, wie früh oder spät man ans Ziel kommen wird, und wo man in ein Gefängniß gebannt ist, aus dem sich Stechertings nicht entfliehen läßt. Während die heutige Welt heute alles mit fieberhafter Hast betreibt, während man allenthalben bestrebt ist, die Zeit mit angestrengter Geschäftigkeit zu verwerthen, scheint die Segelschifffahrt, diese (wenigstens wie die Dinge jetzt noch stehen) rücksichtsloseste Zeitverschwenderin, noch lange nicht unter die antiquirten Dinge kommen zu können, und es hat angesichts der Dampfer die Zahl der Segelschiffe von Jahr zu Jahr noch immer zugenommen. Freilich, während der nämlichen Zeit, in welcher die Frachtgüter in vielen Schiffen langsam, aber verhältnißmäßig wohlfeil ihr fernes Ziel erreichen, kann mit Hülfe der Dampfkraft die Correspondenz den nämlichen Weg über den Ocean mehrfach hin- und hergenommen und über die Güter verfügen, die sich noch manche Woche auf den Wellen zu schaukeln haben, und mit diesem allerdings schon sehr wichtigen Vortheil begnügt man sich. Aber der Artiste in solchem Segelschiff! Er ist monate-, vielleicht vierteljahrslang aus der Menschenwelt verbannt und muß gewärtig sein, am Reisziel die Kunde von Ereignissen zu vernehmen, welche die Welt erschütterten und umgestalteten, während er auf der oden Meeresfläche sozusagen inhaltslose Tage lebte, was äußerliche Ereignisse anlangt.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Der Tod des Märtyrers von Apenrade.

Ein Bild dänischer Gewaltherrschaft. Von Gustav Kalb.

Um einen Beweis zu geben, in welcher Art und Weise die dänischen Beamten seit zwölf Jahren in Schleswig mit der Person, mit der Freiheit und mit dem Eigenthum der Deutschen verfahren, wenn sie ihnen in ihren Plänen, ein deutsches Land zu danisiren, hinderlich sind oder wenn es sie überhaupt gelüstet, sich in Besitz ihres Eigenthums zu setzen, habe ich vor zwei Jahren in öffentlichen Blättern die Geschichte des Apothekers Karberg in Apenrade erzählt. Die dänischen Beamten hatten ihn vermittels einer Reihe perfider Verfolgungen und Gewaltthaten, zu denen das Gesetz die Form hergeben mußte, seines Eigenthums, der Apotheke in Apenrade, beraubt und ihn aus einem reichen, angesehenen und glücklichen Manne zu einem armen Wahnsinnigen gemacht, der von der Gnade mitleidiger Menschen und deutscher Apothekervereine sein trauriges Leben fristete, bis der Tod endlich seinen entsetzlichen Leiden ein Ende machte. Die Vergewaltigung, welche an dem Manne verübt war, bildete eine lange Reihe fortwährender Verfolgungen, Perfidien und muthwilliger Knechtungen der schmählichsten Natur, oft roher Brutalität, wie man sie nur in der Leidensgeschichte des verlassenen Brudervolkes in Schleswig findet. Ich schrieb meine Darstellung der Leiden des Märtyrers von Apenrade nach einem Manuscript, welches mir ein Mann in Holstein übergab, dessen Name als Arzt, als wissenschaftlicher Schriftsteller, als Mensch und als Kämpfer für das Recht wie für die Freiheit seines Landes hochgeehrt ist. Das Manuscript war auf Grund der von Karberg über die an ihm geschehene Vergewaltigung zusammengestellten Actenstücke gearbeitet. An der Glaubwürdigkeit des entsetzlichen Inhalts war also gar kein Zweifel. Das Manuscript reichte aber nur bis zu Ende der Leiden des Apothekers Karberg in Apenrade. Seine Krankheit, sein Leben als Bettler, sein Ende in Wahnsinn und fürchterlichen Schmerzen war darin nur mit wenigen Worten berührt. Der Verfasser des Manuscripts konnte es nicht aus eigener Anschauung, sondern nur durch einzelne, ihm bruchstückweise zugegangene Nachrichten.

Die Geschichte des Märtyrers von Apenrade war eine fortlaufende Kette so unerhörter Perfidien und Gewaltthaten, daß sie großes Aufsehen erregen mußte. Selbst die kalten und ruhigen Menschen im Norden des deutschen Vaterlandes geriethen über die an dem braven Apotheker verübten Gewaltthätigkeiten in Zorn und Erbitterung. Die dänische Regierung hatte die Veröffentlichung der Geschichte Karberg's höchst unangenehm berührt. Mir gingen vielfach Briefe zu, in denen mir mit dem Tode gedroht wurde, wenn ich in der begonnenen Weise in meiner Agitation gegen die dänische Regierung und gegen ihre Trabanten in Schleswig weiter fortfahren würde. Als man sah, daß man weder mit Drohungen noch mit Anerbietungen und Versprechungen bei mir zu dem gewünschten Zweck kam, erschien eines Tags

der Amtmann aus Apenrade, der dänische Kammerherr von Holzen — derselbe Beamte, der neben dem Medicinalinspector Schleißner in Schleswig die an dem unglücklichen Karberg verübte Verfolgung geleitet hatte — in Norburg auf der Insel Alsen bei dem Schwager Karberg's, dem Arzte Dr. Eckermann. Dr. Eckermann und Karberg's Bruder waren die zu letzter Stelle auf die Apotheke in Apenrade eingetragenen Gläubiger gewesen und hatten bei dem von den dänischen Behörden eingeleiteten Zwangsverkauf der Apotheke, wodurch dieselbe um 17000 Thaler unter ihrem eigentlichen Werth losgeschlagen wurde, die Summe von 6750 Thalern eingebüßt. Der dänische Unterhändler machte dem durch seinen Verlust arm gewordenen Arzt das Anerbieten, ihm die verlorene Summe baar auszahlen zu wollen, wenn er eine zu veröffentlichende Erklärung unterschriebe, daß die von mir erzählte Geschichte seines unglücklichen Schwagers eine von mir in teuflischer Manier ausgeschmückte Erfindung sei. Der brave Arzt hat sich natürlicherweise geweigert, sich zu einem so schändlichen Streiche hergeben. Er schlug die Summe aus.

Aber ich glaube, es ist nun an der Zeit, den Schluß meiner Geschichte des Märtyrers von Apenrade zu erzählen; ich meine seinen Tod, denken, wie ich erwähnte, in dem mir bei meiner treuen Darstellung zu Grunde liegenden Manuscript nur mit einigen Worten gedacht war. Ich habe bei meiner jetzigen Anwesenheit in Kiel einen Zeugen für den entsetzlichen Tod des Märtyrers von Apenrade gefunden, dessen Aussage gerade jetzt in Deutschland der dänischen Regierung noch unangenehmer sein wird wie vor zwei Jahren meine Erzählung der an Karberg verübten Vergewaltigung. Ich werde meinen Zeugen selbst sprechen lassen. Mögen seine klagenden Worte von neuem Haß und Erbitterung in Deutschland gegen die Trabanten der dänischen Regierung in Schleswig hervorrufen! Der „verlassene Bruderstamm" jenseit der Eider bedarf zu seiner Befreiung des Hasses und der Erbitterung. Nur der Haß und die Rache sind im Stande, die Bewegung in Deutschland energischer zu machen.

Karen Thusen aus Barsmark bei Apenrade saß vor mir an einem runden, mit Schreibmaterialien bedeckten Tische in dem eleganten Zimmer der Wohnung einer patriotischen Familie in Kiel. An demselben Tische saß die Schwester des Erziehers des Herzogs von Schleswig Holstein, des Professors Sievekten in Basel, um bei den Erklärungen Karen Thusen's gegenwärtig zu sein. Karen Thusen ist ein Mädchen von einigen dreißig Jahren, welche dreizehn Jahre lang die Köchin und Pflegerin Karberg's war. Sie kam im Jahre 1848 in die Apotheke von Apenrade, hat der an dem unglücklichen Apotheker verübten Vergewaltigung in allen ihren einzelnen Stadien beigewohnt, kennt alle Peiniger ihres unglücklichen Herrn, den Amtmann von Holzen, den Medicinalinspector Schleißner, den neuen Apotheker Merian und den Polizeimeister in Apenrade persönlich, reiste mit ihrem Herrn, als er aus einem reichen, glücklichen und angesehenen Mann ein armer, kranker Bettler geworden war, von Apenrade nach Norburg auf Alsen und blieb seine treue und sorgsame Pflegerin bis zu seinem traurigen Tode, der, wie sie mir angibt, erst am 30. April 1860, also fast fünf Jahre nach dem Zwangsverkauf der Apotheke, erfolgt ist. Sie hat das ruhige und gleichmäßige Wesen der Schleswigerinnen, welches nicht einmal der Haß und die Rache — ich glaube auch nicht einmal die Leidenschaft der Liebe — aus seinem Gleichgewicht bringen kann. Um, ganz dem Charakter der Schleswiger gemäß, sich auch nicht in den kleinsten Unwesentlichkeiten zu irren, hat sie ihr Notizbuch in der Hand, in dem sie die zu ihrer Erzählung nöthigen Daten und Zahlen verzeichnet hat. Vor ihr liegt ein Brief Karberg's, den er in seinen letzten Tagen schrieb. Das brave Mädchen hat den Brief mitgebracht, um mir einen Beweis von der Geistesabwesenheit zu geben, welche sich ihres unglücklichen Herrn in seinen letzten Lebensjahren bemächtigt hatte. Die genauste Wahrheitsliebe ist ein hervorragender Charakterzug in dem Wesen des verlassenen Bruderstammes jenseit der Eider.

Karen Thusen erzählte: „Am 1. December 1855 fuhr ich mit meinem armen seligen Herrn in einer kleinen Nacht aus Apenrade nach der Insel Alsen. Dort wohnte einige Minuten von dem Städtchen Norburg auf einem kleinen Landgütchen sein Schwager, der Arzt Dr. Eckermann. Doctor Eckermann war ein nichts weniger wie wohlhabender Mann. Sein kleines Vermögen, welches er zur letzten Stelle auf der Karberg'schen Apotheke in Apenrade stehen hatte, hatten ihm die Dänen geraubt. Er hatte zwei geistesschwache Kinder, aber er war gern bereit, seinen Schwager, der ein Bettler geworden war, aufzunehmen. Der Arme war, als ich mit ihm Apenrade verließ, bereits so elend, daß er nicht allein gehen und

geben konnte. Er bewegte sich nur, auf mich und auf einen Stock gestützt, langsam vorwärts. Vierzehn lange Stunden waren wir in dem kleinen Boot an jenem stürmischen und kalten Wintertage auf dem Wasser. Erst 2 Uhr nachts landeten wir an der Küste von Alsen. Dann mußte ein Bote nach Norburg geschickt werden, um einen Wagen herbeizuholen. So langten wir erst um 5 Uhr morgens in Norburg an. Sie können sich denken, wie angegriffen und elend der arme Karberg war!"

„Glauben Sie", unterbrach ich Karen Thuren, „daß die Krankheit Karberg's sich infolge der Quälereien, deren Opfer er in Apenrade war, so verschlimmert hatte?"

„Gewiß", erwiderte das Mädchen, „davon bin ich fest überzeugt! Karberg hatte sich sein Nackenmarkleiden durch Erkältungen, Ueberanstrengungen und Nachtwachen im Jahre 1848 in Apenrade zugezogen, als er Anführer der Bürgerwehr war. Aber dasselbe hatte so rasche Fortschritte gemacht, weil der Amtmann und der Medicinalinspector Schleißner ihn so schändlich behandelten. Jedesmal, wenn die Commission in unserm Hause gewesen war, um die Apotheke zu untersuchen, hatte er neue und heftigere Anfälle seiner Krankheit. Ich fuhrte ihn dann, wenn er mit dem Schleißner in der Apotheke umherging, um ihm alle Apothekerwaaren zu zeigen. Außerdem mußte er sich auf einen Stock. Der Medicinalinspector behandelte ihn bei diesen Untersuchungen immer schlecht."

Ich erinnere daran, daß, um Karberg in einer unerhörten Weise zu chicanieren, die dänische Regierung ein besonderes Sanitätscollegium für Apenrade einsetzte und als Mitglieder desselben den Medicinalinspector Schleißner und den neuen dänischen Apotheker in Apenrade ernannte. Den Medicinalinspector Schleißner nennt die von mir veröffentlichte preußische ministerielle Denkschrift „einen der fanatischsten und rücksichtslosesten Eiderdänen, welcher nach seiner Anstellung in Schleswig sofort der Sprachpropaganda die eingehendste Aufmerksamkeit und Thätigkeit zuwandte, mit großer Rücksichtslosigkeit das Recht der Communen verachtete, Armenärzte anzustellen, und sowol diese Stellen wie diejenigen der Kreisphysici mit ihm und den danisirenden Tendenzen huldigenden Subjecten besetzte". Es ist derselbe, der das Irrenhaus in Schleswig danisirt hat.

„Gegen diesen Schleißner", fragte ich, „hegte Karberg wol die größte Erbitterung?"

„Ja", erwiderte Karen Thuren, „mein Herr war so gut und so brav, aber wenn er an Schleißner dachte, dann erreichte seine Erbitterung in Norburg den höchsten Grad. «Seine Nieren», rief er, «möchte ich kleingehackt sehen, kleingehackt, auch wenn ich sie essen müßte!»"

Der Haß liegt somit nicht im Charakter der Schleswig Holsteiner. Mich hat der Mangel an Leidenschaft bei dem Bruderkampf zwischen Eider und Königsau oft zur Verzweiflung gebracht. Auch heute noch, wo die Erinnerung an die schrecklichen Leiden ihres Herrn wieder lebendig vor ihre Seele trat, war der Ausdruck auf dem Gesicht des Mädchens nicht der des Zornes und der Erbitterung, sondern der Ausdruck des Schmerzes und des Kummers.

„Erzählen Sie weiter!" sagte ich.

„Eine kleine einfenstrige Stube in einem Gartenhause", fuhr Karen Thuren fort, „wurde ihm zur Wohnung eingeräumt. Die Aussicht ging nicht auf das Meer, nicht auf den Wald, sondern auf einen Hof. Es war kein anderer Platz für meinen Herrn, da seine Verwandten selbst sehr beschränkt wohnten. In dieser kleinen engen Stube wohnte der arme Karberg, der einst ein so großes, schönes Haus hatte, dreiviertel langes Jahr, von den schrecklichsten Schmerzen gefoltert. Es waren schreckliche Jahre! Er lebte einsam und allein. Der Schwager war zu viel mit seiner eigenen Praxis beschäftigt. Zuweilen besuchte ihn Pastor Ahlemann aus Schwensberg, welches eine Stunde von Norburg entfernt ist. Er kannte die Frau des Pastors Ahlemann. Sie war die Tochter des Professors Wegscheider aus Halle, wo Karberg studirt hatte. Jeder Besuch war für ihn in dieser Einsamkeit und Abgeschiedenheit immer ein Fest. Briefe erhielt er aus Flensburg. Ich las ihm die Zeitungen vor. Dann ging er eine halbe Stunde spazieren, von mir gestützt, weil er nicht mehr allein gehen konnte. Länger wie eine halbe Stunde konnte er sich nicht aufrecht erhalten. Zuweilen schob ich ihn auf einem kleinen Rollwagen nach Norburg vor die Apotheke. Der Besitzer derselben hatte mit ihm in Halle studirt. Dann fuhr ich ihn wieder zurück in seine Einsamkeit. «Ich sehe hier nichts und höre hier nichts», seufzte er oft, «als die Pumpe auf dem Hofe.» Die langen, traurigen Winterabende waren schrecklich. Die Schmerzen traten oft mit solcher Heftigkeit auf, daß er laut aufschrie. Die Kraft des Morphium, das er täglich nahm, mußte ihm den Schlaf bringen.

Aber Morphium ist ein gefährliches Mittel. Am kommenden Abend kamen die Schmerzen nur um so heftiger wieder. Armer Herr, wie hat er gelitten! Und er war ganz arm. Nicht einen Schilling besaß er mehr. Die Dänen hatten ihm alles genommen. Er lebte von den Almosen der deutschen Apothekervereine. Der Doctor Gätermann gab ihm, was er besaß. Auch er hatte ja durch die Dänen alles verloren. Aber er war ein unbeschreiblich guter Mann; er gab dem Schwager von seinem Wenigen. Er hatte ja selbst seine beiden, zwei geistesschwache Kinder."

Karen Thusen schwieg. Sie dachte an diese jammervollen Tage, welche sie mir soeben schlicht und einfach geschildert hatte. Dann fuhr sie fort:

„Eine neue Hoffnung war ihm aufgegangen. Ein weitläufiger Verwandter Karberg's war Arzt in Wandsbeck. Er schrieb an ihn, ob er nicht zu ihm kommen wollte, weil es doch so einsam und traurig in Norburg wäre, wo er nur die Pumpe auf dem Hofe sähe. Mit großer Freude nahm Karberg das Anerbieten an. Im Juli des Jahres 1858 fuhren wir beide mit der Fähre nach Sundewitt über und von dort zu Wagen nach Wandsbeck. Der Arme konnte die lange Fahrt auf der Eisenbahn nicht mehr aushalten. In Wandsbeck hatte er eine mehr heitere Gegend. Die freundliche und stille ländliche Umgebung wirkte um so besser auf seinen Gemüthszustand, weil ihn nichts in derselben an Dänemark erinnerte. Er war oft im Garten. Auch fuhr ich ihn dann und wann in seinem Handwagen. Aber gegen den Winter hin wurde es wieder sehr trübe. Die Besuche wurden seltener. Auch nahm seine Krankheit eine neue, schreckliche Wendung. Mein armer Herr wurde gemüthskrank. Er war nicht schwermüthig, nein, aber seine Gedanken verwirrten sich. Sehen Sie da diesen Brief! Er schrieb ihn in diesen traurigen Tagen."

Das Mädchen legte mir einen Brief vor. Er bestand aus einigen zwanzig Zeilen. Der Brief war mit zitternder Hand geschrieben. Sein Inhalt war ganz verwirrt. Zuerst sprach der Arme darin von seiner Armuth, für eine Geldsendung dankend, dann von Todten und Verwundeten. Die Bilder des Kriegs und seiner Schrecken waren wol vor das umnachtete Auge seines Geistes heraufgestiegen. Dann von seinem Haß gegen die Dänen. Der Brief war ohne Schluß. Die zitternde Hand des Kranken hatte nicht weiter zu schreiben vermocht. Ich gab den Brief dem Mädchen zurück.

„Es trieb ihn nach dem einsamen Norburg zurück", schloß Karen Thusen ihre traurige Geschichte. „Im Herbst des Jahres 1858 bezog er wieder die kleine Stube auf dem einsamen Hofe, wo er nur »die Pumpe sah und hörte«. Sein Irrsinn trat nun immer stärker hervor. Aber der Irrsinn wurde für ihn eine Wohlthat. Heitere Bilder zogen in dieser Geisteknacht vor seinem umflorten Auge vorüber. Er träumte von einem schönen Landhause bei Baden-Baden, wo er wohnen würde und welches ihm gehörte. Und dann erschienen die Dänen in diesen Träumen gar nicht. Die Träume waren eine Wohlthat des gütigen Gottes. Aber sein Haß gegen Dänemark wuchs doch von Tag zu Tag. Er konnte kein dänisches Wort hören, ohne in den größten Zorn zu gerathen. Und doch war dies in Norburg zuweilen nicht zu vermeiden. Wenn die Kinder seines Schwagers einmal ausnahmsweise ein dänisches Wort sprachen, mußte ich sie sofort aus der Stube entfernen. Auch die Schmerzen waren nicht mehr so stark wie früher. Aber dann erwachte seine Erbitterung gegen die Dänen gleichsam von neuem. In der heftigsten Weise fuhr er auf und verfluchte die Feinde Schleswig-Holsteins und den Medicinalrath Schleßner. Der Tod kam nun heran. Beim Beginn des Frühjahrs, wo die Blumen blühen und die Bäume grün werden, klagte er über Brustschmerzen. Am 20. April wurden die Schmerzen gegen Abend immer heftiger. Bis nachts 3 Uhr dauerten seine Klagen. Dann wurde er von Krämpfen befallen. Sie dauerten bis 10½ Uhr morgens. Seine Schwester und ich waren die ganze Nacht bei ihm. Dann wurde er still und ruhig. Leicht und sanft trat der Tod zu ihm heran. Das Bewußtsein war geschwunden. Eine Thräne glitt dann und wann aus seinen Augen über die bleiche Wange. In Sonderburg, im Grabe seiner Aeltern wurde er begraben. Er ist nur zweiundfünfzig Jahre alt geworden; dreizehn Jahre litt er an der schrecklichen Krankheit."

Karen Thusen schwieg. Die Erinnerung an die Leiden des Märtyrers von Apenrade schien sie tief ergriffen zu haben. Auch die Schwester des Erziehers des Herzogs von Schleswig-Holstein war tief ergriffen von dieser Geschichte voll Jammer und Elend eines von dänischen Beamten zu Tode gemarterten Mannes. Aber „der Däne kennt keine Thräne, ihn schmerzt nicht einmal der

Tod der Seinen". Mein Herz schwoll von Hass und Erbitterung. Der Märtyrer von Apenrade verfluchte die Dänen und den Medicinalinspector Schleißner; doch die Frauen, welche hier mir gegenüber am Tische saßen, empfanden nur das Gefühl der Trauer und der Wehmuth. Je weiter man von der Elbe nach der Königsau hinaufkommt, desto ruhiger und kälter pulsirt das Blut in den Adern der Menschen. Es war früh geworden. Als ich die lange Holstenstraße hinabging, um nach meiner außerhalb der Stadt liegenden Wohnung zu kommen, war auch in Kiel Alles ruhig und still. Gespenstisch rauschte der Nachtwind in den Falten der deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen. Ich dachte an den heißen Hass und an die glühende Begeisterung der Sicilianer, wenn sie unter dem tausendfachen Rufe: „Evviva Italia! Evviva Garibaldi!" vor Capua in die Schlacht stürmten. Aber in Italien wächst der rothe Oleanderstrauch neben den glühenden Lavaströmen eines Feuerbergs, und der Dichter singt:

Auch die Narcissen am Strande
Leben so gewaltig nicht
Wie die Wunderblume am Rande
Der Gluth im Feuerberg!

Der „Simplicissimus".

Unter den ältern deutschen Romanen ist der „Simplicissimus" der bekannteste. Einzelne Stellen und ihm sind in die Hand- und Lesebücher unserer Literaturgeschichte übergegangen und dadurch auch weitern Kreisen zugänglich geworden. Im bisher bei all ihrer Wunderlichkeit angesehenen und lebenswahren Geschichte lag ein Keim, aus dem ein Werk für unser Deutsche hätte werden können, wie es die Franzosen in Lesage's „Gil Blas", die Spanier in „Guzman de Alfarache" besitzen, in manche Kapitel geben, ihrer Anlage nach, in poetischer Anschauung über die Schelmenromane und die Schilderung des alltäglichen Lebens weit hinaus und treten an die reale Sphäre des „Don Q[illegible]". Aber es war das Verhängniß unserer Dichtkunst im 17. Jahrhundert, daß jene Gattungen, aus denen sich classische Schöpfungen hätten entwickeln können, wie der Volksroman und das Volksschauspiel, nur allzu bald von den rohesten Geistern verlassen wurden und den Stümpern anheimfielen.

Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, der Verfasser des „Simplicissimus" und einer langen Reihe anderer Schriften, die zugleich humoristische und satirische Partien wie gelehrte Dichtungen im Stil der französischen Heldenromane von dem „große[illegible] Cyrus" und der Römerin Clelia umfassen, gehörte zu den hervorragendsten Geistern; keiner, der sich in sein Wesen und seine Weltanschauung einempfindungen, wird den mächtigen genialen Zug in ihm verkennen können. Ueber die gemeine Wirklichkeit baute sich seine Idealwelt auf, ein Reich der Jugend, freier und edler Menschen, die nicht wie wir dem zwietachen Druck des Aberglaubens und der Fürstenherrschaft stehen. Aus Roheit und Sünde, aus dem Irrsal der Welt führt er seinen Helden zur Selbsterkenntniß, zur freiwilligen Entsagung. Nicht trockener, lehrhafter Darstellung, sondern in farbenprächtiger, lebendigster Schilderung, durch alle Gebiete des Lebens und Abenteuer des Dreißigjährigen Kriegs mit frischem Sinn und fröhlichem, herzerquickendem Humor. Grimmelshausen war um das Jahr 1625 geboren, armer Leute Kind; ob seine Heimat Gelnhausen in Hessen oder Mainz gewesen, ist noch nicht entschieden. Doch scheint das letztere wahrscheinlicher, da sein „Simplicissimus" ein Bauernkind ist und er in dem Schicksal seines Helden den Umrissen nach sein eigenes geschildert. Kriegsvolk griffen ihn barbarische Soldaten auf und er diente bei ihnen als Musketier seit seinem zehnten Jahre. Wie es ihm im Kriege ergangen, wissen wir nicht; unter so vielen Namensvettern ein Namensloser mehr. „Nützlicher und zuträglicher", meint er selbst, „wäre es ihm gewesen, wenn er nach dem deutschen Fürstenschlusse 1648 seine Musketer behalten". Er behielt sie aber nicht, sondern mag sie mit Büchern und der Feder vertauscht haben. Wie hatte er somit die staunenswerthe Gelehrsamkeit erwerben müssen, deren Spuren jedes seiner Werke zeigt! Im Jahre 1667 wurde er bischöflicher Schultheiß zu Renchen, das damals von dem Straßburger Bisthum abhing, jetzt ein Flecken im Großherzogthum Baden ist. Dort wird eine von ihm am 13. October 1667 ausgegebene „Mühlenordnung" aufbewahrt, und das Kirchenbuch enthält die Notiz, daß er daselbst am 17. August 1676 gestorben sei. In diesem Zeitraum hat Grimmelshausen seine zahlreichen Schriften verfaßt, ein vielseitiger, gebildeter, geistvoller Mensch, voll scharfer Auffassungsgabe, mit einem Blick, der in die Tiefe der Dinge zu dringen sucht, mit einem Herzen voll Mitleid und Liebe für das Volk, die Armen, die Gedrückten. Sichtlich üben die Satiren, die Traumgesichte und Schelmenromane der Spanier Quevedo, Guevara, Alemán großen Einfluß auf ihn; er schließt sich ihnen in der Form wie im Inhalt seiner Erzählungen an. Aber der Grundzug seiner Auffassung bleibt deutsch, es ist doch mehr der Schein als das Wesen, das er von den fremden Mustern borgt. Jene Gespräche seines Lieblingshelden Simplicissimus mit dem Narren Jupiter über die zukünftige Verfassung Deutschlands konnten eben nur aus einem deutschen Gemüth entspringen.

Uns liegt der „Simplicissimus" in einer neuen, geschmackvoll ausgestatteten Ausgabe von Heinrich

Kurz, in zwei Bänden (Leipzig, J. J. Weber, 1863) vor, er gehört zu der „Deutschen Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der ältern deutschen National-literatur", welche die genannte Verlagsbuchhandlung herausgibt. Das ganze Unternehmen verdient die Theilnahme aller Gebildeten, zum ersten mal werden ihnen hier ihrer ursprünglichen Schätze, namentlich unserer humoristischen Volksdichtung, in gediegenen, handlichen Ausgaben mit den nöthigen Einleitungen und Erläuterungen geboten, wie sie die Bildung und der Geschmack des Jahrhunderts fordern. Die größte Sorgfalt hat der Herausgeber, Heinrich Kurz, nun auf den „Simplicissimus" verwandt. Seine literarischen und bibliographischen Mittheilungen belehrigen und unterrichten in gleicher Weise den Leser, der nur genießen will, wie den Gelehrten und Alterthümler, der die verschiedenen Lesearten oder eine kritische Ausgabe wenigstens aus einer ausführlichen Beschreibung kennen lernen will. Genau und übersichtlich sind die neuesten Forschungen über Grimmelshausen zusammengestellt, kein Werk nach allen Seiten hin gewürdigt.

Der „Simplicissimus" entbehrt jenes verschlungenen Adels, die den modernen Dichtungen ihrer Gattung ihren Reiz und ihre Spannung verleiht. Seine Komposition ist einfach, in chronologischer Folge erzählt der Held sein abenteuerreiches Leben. Roh und wild, ohne jede Erziehung wächst er im Hause seines Vaters, begüterter Bauern, auf. Reiter überfallen und plündern das Dorf, ihm gelingt es, in einem Walde zu flüchten, wo ihn ein Einsiedler in seine Hütte aufnimmt. Von ihm empfängt er die erste Bildung. Gervinus hat recht, wenn er in dem Knaben Simplicissimus eine Aehnlichkeit mit dem jungen Parsival entdeckt, den seine Mutter auch in tiefster Einsamkeit aufzieht und der die ersten Ritter, die er am Waldessaum vorüberreiten sieht, für Götter hält. Nur ist alles bei dem Helden des Volksromans täppischer und burlesker. Nach dem Tode des Einsiedlers kehrt er in „die Welt" zurück. Die Eulenspiegelnatur, die in ihm steckt, findet nun bald Gelegenheit, sich zu bethätigen. In den Häusern der Vornehmen spielt er die Rolle eines Hofnarren, bald aus Unlust, bald aus einer gewissen Lebensklugheit, einem schlagfertigen Mutterwitz, der sich rasch bei ihm entwickelt. Seine Gelehrsamkeit sind der mannichfaltigsten Art, zuweilen mischen sich Phantastisches und Witziges bunt untereinander. Das wilde, wüste Treiben des Dreißigjährigen Krieges rauscht an dem Leser, Welle auf Welle, vorüber. Die Schlachten, das Lager, Stadt und Land werden in diesen Schilderungen lebendig. Immer aufs neue bewundert man die Erzählungsgabe und die malerische Darstellung Grimmelshausen's, immer freilich bedauert man auch, daß es ihm an Mäßigung, an feinem Geschmack fehlte, sein Werk von Uebertreibung und Rohheit freizuhalten. Dieser Mangel tritt am schärfsten hervor, wenn man es mit dem „Gil Blas" vergleicht. Wie gut verstand es Lesage, auch den schlimmsten Gesellen seiner Helden eine gute Seite abzugewinnen und durch ritterliche Gesellen und zarte Frauen, deren Geschicke er nach dem Vorbild des Cervantes in seinen Roman verwebte, dem Ganzen einen romantischen Schimmer zu geben. Doch Romantik besitzt Grimmelshausen's Held nicht, seine Welt ist prosaisch, wie in den Bildern der holländischen Genremaler ist groß Wetter, Bauern, Soldaten, Trinkgelage, Rauferein, Liger inmitten. Zuweilen gleitet der Strahl einer höheren Sphäre darüber, aber er verweilt nicht lange genug und hat nicht die magische Gewalt eines Rembrandt'schen, alles verklärenden Lichts. Doch ist der „Simplicissimus" ein echt deutsches Buch — grobgehauen, plump wie die Riesen unserer Märchen, aber doch Herz darinnen ist Goldes werth. In dieser Ansicht stimmen unsere Literaturkritiker überein, treffend bemerkt Hermann Hettner: „Der Simplicissimus scheint ein Gegenbild zu sein und es ist ein geschichtlicher Roman im großen historischen Stil." Möchte die neue Ausgabe dazu beitragen, die Kenntniß des Buches auch in weiteren Kreisen zu vermitteln; es verdient mehr als „Till Eulenspiegel" in seinen besten Kapiteln ein Volksbuch zu werden.

Im wiener Prater. *)

Von Friedrich Hebbel.

Herr, die gegrabnen Barunen,
Wie vom Teufel sind sie gepackt!
Die Gerichter immer dräuen,
Immer wilder Lom und Lakt!

Was vor vielen tausend Jahren
Einst am Ganges schon erscholl,
Macht die ungrischen Husaren
Und die deutschen Mädchen toll.

Bald zerreißt die erste Saite,
Bald zerbricht die erste Brust;
Denn der Tod ist im Gefolge
Einer so dämonischen Lust.

Instrument und Musikanten
Sind dem Untergang geweiht,
Wie die rasenden Bacchanten,
Die sich hier zum Tanz gereiht.

Und im ganzen Raumesreiche
Ist auch nichts, was übrig bleibt
Als die dunkle Zauberweise,
Die sie in den Abgrund treibt.

*) Das Gedicht wurde uns von einem Freund Hebbel's aus dem Nachlaß des Dichters mitgetheilt. D. Red.

(Beilage zu Nr. 19.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Pariser Mittheilungen.

I.

Die alte und die neue Stadt.

F. v. N. — Wir standen auf dem Thurme von St.-Jacques de la Boucherie und tauchten unsere Blicke in das Häusermeer. Zu riesenhafter grauer Masse schien die Stadt verschwommen. So regelt es wol auch dem Beobachter menschliche Zustände im großen; erst durch Uebung gewinnt der Blick Sicherheit; Ordnung und Gesetz treten sichtbar hervor, wo früher alles wüst und wirr erschien.

Nur wenige Kuppeln und Thürme ragten über den Dächern empor, der Fluß, mit seiner Schlangenwindung die Bauten theilend, gewährte dem Auge einen Ruhepunkt. Ein paar schmale Furchen durchzogen geradlinig die Stadt bis zum äußersten Boulevardgürtel. Es war die Rue St.-Denis, der Sitz des alten Bürgerthums, durch welche die Könige feierlich einzogen in Paris, und die Rue St.-Honoré, das Haupttheater der Straßenkämpfe, die klassische Stätte der Barrikaden.

Auf großartiger Tafel lag vor uns ausgebreitet die Geschichte einiger Jahrtausende. Mein Begleiter deutete auf die Inseln der Seine, den Kern der heutigen Weltstadt. Anschwellend am südlichen Ufer zurück, mit der erstarkenden Monarchie gewaltig zunehmend, unter deren Fittich der dritte Stand emporwuchs zur modernen Macht. Heute gehört Paris dem Bürgerthum, aber „der glückliche Besitzer" ruht keineswegs sanft auf seinem industriellen Sammetsitzen, es stört ihn das Waffengeklirr der kaiserlichen Prätorianer, er sehnt sich nach den Orleans mit der Friedenspalme.

Wir stiegen herab vom alten Thurm von St.-Jacques, der allein dem Umstand seine Erhaltung verdankt, daß er in der Revolutionszeit zum Kugelgießen diente. Unten empfing uns der neue Boulevard de Sebastopol. Dem Fremden behagen diese weiten, luftigen Straßen, aber dem eigentlichen Pariser, besonders demjenigen, welcher die Geschichte seiner Vaterstadt und seines Vaterlandes kennt, sind sie ein Gegenstand des Zorns. Er weiß, daß er abermals einige der wenigen Denkmäler der Vergangenheit der Neuerung opfern mußte. Dabei verschlingen die öffentlichen Bauten ungeheure Summen. Paris hat unter der gegenwärtigen Regierung 321(?)80 Millionen Francs für Expropriationen gezahlt. So theuer kommt Frankreichs Hauptstadt das einförmige Gewand zu stehen, welches immer mehr alle ihre malerischen und historisch merkwürdigen Ueberreste verhüllt. Selbst die Cité modernisirt sich; verschwunden ist die Straße St.-Eloi, der Sitz der „Mystères de Paris", das Haus des Kanonikus Aulbert, dessen interessante Geschichte — die Geschichte Abälard's und Heloise's — auch die schärfste Kritik nicht ins Reich der Fabeln zu verweisen vermochte.

Wir retteten uns in das Marais, einen alten Stadttheil, neu unter Heinrich IV. Die kolossalen Gassen haben eine vornehme Oede. Da liegt das ehrliche Hôtel Carnavalet, in welchem die Marquise von Sevigné ihre geistreichen Briefe schrieb. Unfern davon ist der Königsplatz, ein Quadrat von regelmäßigen Gebäuden, im Erdgeschoß mit Bogengängen. In mäßiger Ausdehnung drückt die Symmetrie den Bauten einen großartigen Stempel auf, den richtigen Grad überschritten, tritt Ermüdung ein, worüber mehrere der neuern Anlagen von Paris Belege geben.

Der stille Königsplatz hat seinen eigenthümlichen Reiz. Hierher kamen die großen Herren des Hofs in grauer Morgenstunde, um ihre Zweikämpfe auszufechten, wofür der Cardinal Richelieu mehr als einem der Sieger den Kopf vor die Füße legen ließ. Das heutige Publikum des Platzes besteht aus Kindermädchen in ihren weißen Häubchen mit den Kleinen und einigen ruhigen Bürgern des Marais. Möglich, daß sie auch schon zu Zeiten Ludwig's XIII. sich da befanden, nur bemerken sie die Geschichte dieser Gestalten des Alltagslebens nicht, denn nur so gewinnt sie Raum für ihre Heroen. Vielleicht erscheint das Vergangene blos darum erhaben, weil ihm das kleinliche Beiwerk gebricht.

Wir kämpften uns über schlüpfrigen, zähen Schmutz, der immer noch in den entlegenen Vierteln heimisch ist, das Hôtel de Sens zu suchen. Mein Begleiter fragte in gutem Glauben einen Fleischer nach der Ruine. Das Volk aber kümmert sich nur um ihm unmittelbar Naheliegendes. Der Mann schüttelte den Kopf. „Das Hôtel St.-Paul ist hier um die Ecke", sagte er. Sollte von Karl's V. prächtigem Bau etwas übrig geblieben sein? Wir beide bezweifelten es. „Vielleicht ein Thurm, ein Bogen", bemerkte mein Gefährte, „und das Andenken an die ehemalige Residenz der Könige lebt noch fort". Mit dem Eifer der Geschichtsforscher drangen wir vor und fanden — ein kleines, häßliches Gasthaus. „Madame", wandte sich mein Begleiter an eine alte Frau, welche einen Karren mit Gemüse schob, „wo ist das Hôtel de Sens?" Er zweifelte noch immer nicht an den archäologischen Kenntnissen des Volks. Sie wußte nichts davon. Wir wanderten indeß unverdrossen durch das düstere Marais, bis wir in enger Gasse uns an gothischen Spitzbogen, einem schönen Portal und alterthümlichen Erker ertreuten. Der Renaissancestil herrscht so unbedingt in Paris vor, daß es Ich wol lohnt, irgendein architektonisches Juwel aus der frühern Zeit in den entlegenen Stadttheilen aufzusuchen. Unfern der Residenz der Bischöfe

ein Gott sagt sich und ruft zu seiner Hand, verbeugt sich vor Frauen vorüber. Die aristokratische Abgeschlossenheit vom Straßenleben, „zwischen Hof und Garten“ bedeutet eigentlich die Bezeichnung „Faubourg“, ihren Lauben die Kavaliere, die Höfen der Parlamentsrat.

Bald erscheint ein roter prächtiger Bau, der die Glanzform seiner verschwenderischen Epochen noch bewahrt. Die Wärter in der Livreejacke, der Garderobe der Portier hat noch zum Frackschoß der Gardisten gehabt. Die weite Marmortreppe führt zum Hallischen Wirtshaus der Gäste, die Logen wurde zu besichtigen, sagt bedeutet sich das Publikum wartet. Unser Ludwig Philipp hat ein Bild der Seine vom Chemin-Fluß nachbauen lassen auf dem Rondell, die noch den Schloß verdeckt ihre Richtung nimmt. Die Rue Rambuteau zog weite Fremden ihre Wandlungsfläche über Straßenzüge an Gemüse ist und so kleine Gebäude erhöhte Bänge Bäumchen bei öffentlichen Bauschutt sind wieder verschwunden, aber man erreicht auf langem Weg den Platz. Der Anblick von Lebensmitteln hat ihre eigene Poesie: Getränke, Brote, Obst, das Klima der großstädtischen Schlachthöfe haben in der malerischen Bedeutung einen wichtigen Anteil. Regenschirm sind die Gemälde aus Früchte zu betrachten. Der Käse bildet eine weiße Barrikade aus weißen Steinen, sie befindet sich auf der Straße des Hôtel Dieu. Katharina von Medici hat hier in den Garten. Gemüsehöfe thronen sich in der Regenzeit da auf. Wer noch die großartige Weinniederlage besucht, der empfängt den Eindruck einer Weltstadt.

Wie wogt und nimmerlt es auf den Boulevards, dem eigentlichen Paris der Fremden! Hier entfalten Luxus und Spekulation ihre Macht und ihren Glanz. Von der Madeleine bis zum Boulevard Montmartre erstreckt sich der elastische Boden, nach dem die Vergnügungssüchtigen aller Nationen wandern und sich gewöhnlich dort so lange gefallen, bis ihr Geld weg und ihre Börse leer geworden ist.

Der Mittelstag zeigt sich zu Gude, die Gesellschaft konfuse in geheimnisvollem Licht. Die Industrie träumt, kein Gedränge, daß sie nicht zum Tempel dienen. Die Kokotterie scheint hier zu schlafen; der Quartier, nur eine Belebung des künstlichen Gleichgewichts einnehmen, um auf die Barrikade zu steigen, und die Gassen, welche erst ihre Kräfte, nachher sich selbst verkauft. Der alte Klamour der Boulevards weist von den sozialen Fragen nicht berührt, er steht allein die Oberfläche. Wo zu Mittag essen, in welchem Theater den Abend verbringen? Das allein beschäftigt sie. Gepuzte Frauen drängen sich durch die dichte Masse. Es sind die „chercheuses de dîner“. Es gilt die Wahl! Alles lockt, lächelt, schmeichelt; kein Wunder, wenn der passive Fremdenstamm viele Opfer fordert. In manchen davon ist beträchtlich genug; ein solcher Herr mußte sich im Süden particulier von der Gastlichkeit einer südlichen Ehe erholen. Man lacht und — stiehlt, eine dicke Dame führt in die Rue Lafitte herab, der Arm des Herrn wird verschwächt, der große Herr Käzy und der Orgelfolgt von jener Zeit.

Wir beschließen, nochmal im Orgon Hôtel zu speisen. Im Café betrachte ich „der prächtige Kerl“. Er ist eine der auffallendsten passiven Erscheinungen, und „Journal amusant“ brachte mir täglich sein Porträt. Der Kerl ist ein alter Herr, der sein Vaglant eine Perlen trägt. Er trug einen riesigen schwarzen Schnurrbart, nur die linke Wange gemahnt an sein Vaterland. Mit orientalischem Ernst sieht er durch die Spiegelscheiben auf das Treiben auf Boulevard. Wie einsam muß er sich unter der ihn umgebenden bezaubernden Menge fühlen. Der Gedanke, daß Frauen schön sind, daß sie in einer prächtigen Hut, Mantel Spitzenkleider, schöne Schuhwerk, Edelsteinfassungen gewahren an die Hallen des Palais. Man hat Gedanken darüber nimmert, daß sie und Farbe der Augen betonen. Schleppend sehen, ungeahnt der Tournüre, die Frau im Herzen.

Ein eleganter Zeitungsjunge empfängt und, daß Photographien zu verkaufen. Da der Kerl zum innern Heiligthum für ein Mann an einem Tisch. Wer sie Schwelle überschreiten will, muß sicher als Fremd legitimiert.

Die Fülle der Kostbarkeiten ist durch eine raffinierte Einrichtung eingeschränkt gelten, daß die sinnliche Pracht des Speisesaals vermag sie nicht mehr hervorzurufen. Zwei Stockwerke hoch, reich vergoldet, wäre das Local sehr schön, wenn nicht die Regelmäßigkeit fehlte; aber drei Seiten sind rund, eine gerade. Hunderte von Gasflammen werfen ihren Schein auf die Spiegelwände. Ein warmes Licht fällt auf die Köpfe. Manche der anwesenden Männer sind mit Industrierittern, darüber belichtete und die Ausgegel am Eingang. Was einige der Damen sind, verraten die nackten Schultern und der phantastische Haarputz. Lichtigrund sagt die Gesellschaft schweigsam und ernsthaft bei Tische, kaum flüstern die Nachbarn zuweilen miteinander. Doch bemerkte ich mit Vergnügen die Abwesenheit der Zeitungen, welche bei den Restaurants und Table d'hôtes gewöhnlich verherrlichen. Das Essen bot nichts Außerordentliches, Dessert und Früchte waren ebenso schlecht als überall, der Wein von geringer Qualität. Eleganz Männer, durch silberne Ketten verschnürt, gingen herum. Verführungen auf Getränke anzunehmen. Sie hatten wenig in ihre Bücher zu verzeichnen. Im allgemeinen scheint es mir, als spare der Franzose zu um jetzo Geld scheinen und glänzen will, bei Tisch. Trotz während die billigen Speisekarte Brot überfüllt sind, verzehrte ich oft in den eleganten Restaurationen einfach mein Mahl.

Montjoye", eine Komödie von Octave Feuillet.

[illegible] Berlin theatralisch in keiner Lage nicht auch [illegible] Hilfe ist für „Montjoye" aus [illegible] vergangenen Jahre von Octave Feuillet. „Montjoye" enthält gut brauchbare [illegible] Situationen [illegible] Feuillet so bequem, wie [illegible] Sprichwort zu sagen pflegt:

Er hebt sie in den Sand in Asche
Daß sie [illegible] in einem Bade.

[illegible] einer Art geistiger und körperlicher Abspannung [illegible] und das Publikum auf das Schauspiel [illegible] wie, und so ist [illegible] Feuillet's [illegible] Schauspielkunst [illegible] Ja wird mehr, die Leute im Publikum [illegible] Moment wie „Nationalliberale" sind, [illegible] durch die glänzende und geistvolle Ausführung [illegible] Regie der Aufgaben und problematischen [illegible] seine französischen Gäste einen [illegible] Abend. Sie mußte es ihnen erhalten, für [illegible] Talent die Freude der Kritik entgegenzubringen. [illegible] Aufführung von „Montjoye" hatte. Der [illegible] den Dienstag selbst auch Paris, auf [illegible] deutscher Gastspiele — eine perfekte Schauspielerin [illegible] Name ist längst — mußte sich [illegible] Rolle nachahmen zu können. Einführung [illegible] Regie, denn die dramatische Kunst nicht [illegible] Heiligkeit ist, aber der Hof [illegible] Mode, die gern von ihrer „Inszenierung" [illegible] aber nie den Weg hat, sie zu [illegible] Regie. Sie [illegible] von den Schauspielern des Komödien- [illegible] — und das Stück macht seinen Weg wie [illegible] „Margarethe" und Renan's „Leben Jesu". [illegible] Regie nähmen immer auf das Schicksal [illegible] Ohne und sie verstehen sich darauf.

Das ist nun [illegible] Komödie „Montjoye" von [illegible] Feuillet. „Kaltblütige" [illegible] Aufmerksamkeit [illegible] Stücke des Autors [illegible] Feuillet. Sie ist [illegible] Aufführungen des Komödien- [illegible] Das Interesse [illegible] auf einem [illegible] Tage. Verbrechen. Schwierigkeiten, [illegible] Komplizen treiben immer auf das Schicksal [illegible] Ohne und sie verstehen sich darauf.

Das ist nun [illegible] Komödie „Montjoye" von [illegible] Feuillet. „Kaltblütige" [illegible] Aufmerksamkeit [illegible] Stücke des Autors [illegible] Feuillet. Sie ist [illegible] Aufführungen des Komödien- [illegible] Das Interesse [illegible] auf einem [illegible] Tage. Verbrechen,

vielen Langeweile, das Ärgerniß und Gemeinschädliche gehören. Denn wenn Schriftsteller sich nicht nur, ihren Helden und Heldinnen einen Glorienschein der Tugend um das Haupt zu weben, und leidenschaftlose Marionetten und Theaterwelt blonde Magdalenen und gemüthvolle Hausväter zu machen. Ueberhaupt spielte bei ihnen die Politik und der Patriotismus keine Rolle, ihre Tugenden hatten keine Moral, aber die allerdings gesunde Ehre in der Brust. Wie aber einen Montaigne, seine Gattin, seine Geliebte zu dem Begriff „Ehre, Ehrenmann" würde er stehen. Auf ein Haar gleicht Montaigne gewissen Politikern heute und jenseit des Rhein. Ihre Moral ist ihr Recht, Gesetze betrachten sie nicht, sie umgehen sie aber brechen sie wie der Komiker die Verletzungen der Moral. Begreiflich, daß eine solche Komödie bei ihnen den lautesten Anklang findet. Wenn in früheren Jahren die meisten Theater der Hauptstädte die Dramen von Dumas für anständigen, ehrenhaften Stoff hielten, ihnen Eingang, ihren Gestalten, ihren Redensarten zu wehren, man hörte solche Stücke auf Einer Bühne mit den klassischen Werken — aber eine Hoffnung, die ich hatte, diese Verunreinigung glänzenden Gewand und verzuckerten, tauchte vorübergehend auf, eine Hoffnung, die ich mit dem Wort zu bezeichnen pflege, mit dem die Schiller und Shakspeare, Lessing und Goethe verehrt, welchen Namen hat die deutsche Sprache nicht? Was reden wir nur so viel von unserer Nationalität, unserer Sittlichkeit — wir, die demüthig dem Ausland die Schleppe nachtragen, statt einstimmig den Ruf zu erheben: Fort mit den Camelienbamen, fort mit Montjoye von unseren Theatern! Die Ärztin, die Verfassung führt ihr beständig im Munde und bewundert jeden Abend den frechen Mann, der die heiligsten Gesetze mit Füßen tritt und aus allen Verwickelungen als Sieger, als der geniale Held der Gegenwart, über kleinliche Vorurtheile triumphirend hervorgeht!

Eine deutsche Shakspeare-Gesellschaft.

Angeregt durch die bevorstehende Jubelfeier des großen englischen Dichters am 23. April 1864, auch wol durch die glänzende und gelungene Aufführung der Klassikerdramen in Dingelstedt's Bearbeitung, in den Weihnachtstagen des vergangenen Jahres auf der Bühne zu Weimar, äußert sich hier und dort der Wunsch, eine deutsche Shakspeare-Gesellschaft zu gründen. Weniger kann es uns auf die schleunige Gründung und Errichtung des Vereins als darauf ankommen, den Dichter dem Volke durch vorzügliche Theatervorstellungen, durch gute Ausgaben seiner Werke zugänglicher zu machen. Denn streicht ist Shakspeare ohne Commentar nur noch den wenigsten verständlich. Hier findet sich ein großes Feld zu nützlicher Thätigkeit für den neuen Verein, falls er gebildet werden sollte. Die Frage, inwieweit Shakspeare ein deutscher Volksdichter werden kann, und in seinen Dichtungen als unverwüstliche Erbe allen und auch als die Blume einer Lust über nur nach den Stürmen der Kunst, den Hochgebildeten gehört, wird gewiß von der ersten Gesellschaft gelöst werden müssen, wenn sie wahrhaft gedeihlich und volksthümlich wirken will. Zu viel schon ist in der bisherigen Commentatorenweise über Shakspeare geschrieben, zu viel schon in seine Dramen hineingetragen, sein ursprünglich nur für seine Bühne, seine Schauspieler berechnete Schöpfungen zu hoch schon in die Sphäre bester Kunstthätigkeit erhoben worden, als daß man wünschen könnte, die Zahl dieser Bücher und Aufsätze durch die Bemühung einer wohlorganisirten Gesellschaft ins Ungemessene steigern zu sehen. Not und thut, ist eine Darstellung Shakspeare's von dem modernen Standpunkt der Kunst, seiner Verglätterung seiner Fehler, seiner barbarischen Rohheiten, seiner Mondscheinlichkeiten. Es ist Grundzug in der deutschen Kunst geworden, stets, was Shakspeare gedichtet, für vollendet zu halten; wie viel freier sind darin die Engländer, denen Tennyson in seinen „Frauenbestrebungen" und Dunlop in seiner „Geschichte der Prosadichtungen" Wege und die deutsche Shakspeare-Gesellschaft zu freier Ansicht verhelfen und von dem Schulzwang befreien möchte, der bei uns Shakspeare's Dichtung beherrscht, soll sie uns willkommen sein.

Verwahrung.

In Nr. 25 des vierten Bandes (Neue Folge, 1860) dieser Blätter steht in einem Aufsatz von mir folgende Stelle: „Was sind die Franzosen für Moralisten in Kunst und Politik! Freilich, zu welch glorreichen Zielen hat es damit auch geführt — zu einem Despotismus ohne gleichen und zu den Camelienbamen!" Der zweite Satz: „Freilich, zu welch" u. s. w., rührt nicht von mir her, sondern ist von der Redaction eingeschaltet worden; in meinem Munde klingt er unsinnig, zu widersinnig. Er steht im Widerspruch mit allem, was ich und gleichgesinnte haben; er ist — nach meiner persönlichen Erfahrung — unwahr. Eine solche Verwahrung gegen jede Entstellung ist verloren gegangen, eine zweite wurde wahrscheinlich für zu spät gehalten. Den einem schmerzlichen Ereigniß bewahrt, will ich aber Ruhe mit meinem Gewissen haben und bekenne auf meiner Verwahrung.

Orleans, 28. Januar 1864.

Dr. Hermann Demmig.

Durch ein Versehen mag jener angeführte Satz damals in den Text hineingekommen sein; es war gar Zeit des italienischen Krieges, wo das deutsche Nationalgefühl sich fast einstimmig gegen das „demokratische" Gebahren und Prätendirenthum Napoleon's III. erhob. Die Redaction hält ihre Ansicht heute noch ebenso fest als damals, gestattet aber gern der abgedrungenen Meinung des Herrn Verfassers jede Verwahrung. D. Red.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erklärung, daß Sie nicht wiederkehren würden," — Ich meine, der Brief hat feucht gelegen. Die Buchstaben sind verwischt. (Läßt Wilhelm mit einsehen.)

Wilhelm (außer sich, aber bei Seite).

O, sie sind feucht von ihren Thränen! — Ja, es ist wahr, Herr Holm, sie wünscht Sie noch einmal zu sehen, ehe Sie scheiden auf ewig. Verzeihen Sie die Rührung, die mich überkommt. Es ist so schmerzlich, kaum sich finden und sich schon verlieren.

Gustav (bietet ihm die Hand).

Nehmen Sie diese Hand von einem Herzen, das es redlich meint. Ich fühle, wir würden Freunde werden.

Wilhelm (schlägt die seine mit halb abgewandtem Antlitz ein).

Wir sind es! Leben Sie wohl! (Ab.)

Vierter Auftritt.

Gustav. Valentin.

Gustav.

Ein edler Mensch, wie seine Familie.

Valentin.

Ist er fort?

Gustav (zieht die Uhr).

Nur noch eine Stunde Zeit. Alles wohl verpackt?

Valentin.

Numerirt, wie auf dem Museum.

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 9. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. IX. — Die Fortschritte der Naturforschung. Von H. Klencke. I. — Auf den Cimbernfeldern. Erzählung von Theodor Oelckers. II. — Der Tempel im deutschen Sprichwort. — Aus dem Tagebuche der Comtesse Potocka. Von A. Kraeger. 4. Bei der Taufe. — Der Stadt- und Landbau. Populäre Mittheilungen. II. Der Gartenbau in der Umgebung der Städte. — Aus dem Bürgerleben Portugals. — Die Thiere und Pflanzen des Steinkohlengebirges. I. — Theater in Rom. III. Eine Pantomime.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

IX.

Wenn wir, im Begriff, eine folgenreiche, verhängnißvolle That zu thun, durch irgendeinen Vorgang, eine Erscheinung der Außenwelt daran gehindert und gezwungen werden, gleichsam auf uns selbst zurückzukommen, unsern Entschluß noch einmal zu prüfen, da geschieht es wol, daß wir in diesen Augenblicken des Nachsinnens unser vergangenes Leben überschauen und bis zu den geheimsten Wurzeln unsers Seins hinabsteigen. So sah sich auch Charlotte Gordan, als sie in der Stille dieses Morgens auf der Bank im Taxusengarten saß, von ihren Erinnerungen überwältigt und aus der Gegenwart davongetragen.

Sie war wieder in Caen, in dem alterthümlichen, halb gothischen Hause ihrer Tante, der Frau von Bretteville. Vor dem Hause, das gegen die andern Häuser der Straße zurückgebaut war, lag ein breiter, gepflasterter Hof, in dessen einem Winkel ein kleiner Brunnen, mit steinerner Einfassung, rauschte. Wie in einem Spiegel sah sich Charlotte jetzt wieder auf einer der Stufen sitzen, die zu diesem Brunnen führten, ein Buch in der Hand. Wie oft hatte sie dort gesessen, in ihre Lieblingsschriftsteller vertieft! ... Rousseau, Raynal, Plutarch — eine wunderliche Wahl für ein junges Mädchen, das seine Erziehung in einem Kloster empfangen hatte. Aber die geistige Revolution, die vor der thatsächlichen ganz Frankreich ergriffen und umgewandelt hatte, war auch nicht ohne Einfluß auf Charlotte geblieben. Zu stark und tief war der Gegensatz des Bestehenden und der Ideale, die aus den Schriften der Philosophen in die Gedanken und Empfindungen der Nation übergegangen, daß nicht in der entlegensten, abgeschiedensten Landschaft selbst, so gut wie in der Hauptstadt, die Jugend ihn bemerkt hätte und auf das mächtigste von ihm berührt worden wäre. Charlotte Gordan stammte aus einer adeligen, aber wenig begüterten Familie. Franz de Gordan d'Aemans, ihr Vater, besaß in der Nähe von Argentan in der Normandie ein kleines Landgut, von den Bewohnern der Umgegend Aemans genannt. In ländlicher Stille wuchs Charlotte mit ihren Geschwistern dort auf; früh verlor sie die Mutter, und sich allein überlassen, nahm ihr Wesen schon in der Jugend den selbstbewußten und herben Zug an, der die einzige That ihres Lebens bestimmt hat. Ihr Vater hing den neuen Ideen und Hoffnungen an, von ihm lernte die Tochter an eine große und schöne Zukunft

glauben. Mehrere Jahre verbrachte sie darauf in dem Zufluchtsort zu Caen. Nur wenige Menschen wußten, daß sie früher die Kinder von der Welt durch unübersteigliche Schranken und Mauern getrennt. Auf ungestörten Lauf der Geist der Zeit den Jugend zu den Herzen der Knaben und Schülerinnen. Die Schranken fielen, eine Lawine von Personen, welche sich ihm nicht. Die Energie der französischen Jugend muß wenig bekannt; in den Gesellschaften, welche die Revolution gab, ging die Rede nicht immer über Gegenstände der Moral, verwandelte nicht immer in sittlichen Ernste; auch die Fragen der Politik, welche Frankreich zu bewegen anfingen, wurden hier besprochen. Ein Charakterzug erhöhte und männlichen Sinne mächtig für den ersten Eindruck. Die Klarheit Zuschauer, Bestimmtheit ihrem ganzen Zuhörer auf ihre Seele wie auf eine Pflanzschule, nicht anderen Sinn in ihren Worten ein Interesse von dem Platz Gegenstände, den gestern täglichen Lebensstoff, in seinen Interessen eine möglichen Blüten so oft gut zu machen unterhalten. Sie gewann ihr Herz allmählich einem ernsteren Zug, den Verbrauch der ernsten Welt. Als sie kaum nach der Entfernung des Kindes in das stattliche Haus ihrer alten Tante zog, deren Leben durch ihre Jugend zu erheitern und zu erleuchten, und mehr als je auf sich allein, auf ihre Gedanken und Träume angewiesen war, erfüllte sich ihr Herz aus der unterhaltenden Lektüre Plutarchs mit herrlichen Thaten und Handlungen. Erschien doch allem die französische Revolution wie eine Rückkehr zur Natur und Wahrheit, zu den griechischen Republiken, auf das römische Herum. Das Heldenhafte verschmolz der begeisterten Charlotte mit dem Schönen. Schönheit und Freiheit, das Vaterland und die Gottheit vereinigten sich für sie zu einem einzigen Begriff. Da sie von Paris entfernt blieb, verloren die Ereignisse der Revolution in ihren Augen nichts von ihrer Erhabenheit, ihrem poetischen Glanz; die Ferne verhüllte mit ihrem Schleier freundlich alles, was Charlottens Neugierde hätte verletzen, ihre Empfindungen herabstimmen können. Ihre Seele war wie die Aeolsharfe, auf der nur der Sturm mächtige und ergreifende Weisen zu spielen verstand. Bis zum Sturz des Königthums trug die Revolution für sie einen Götterschein; was Neufchâteau verbrochen, was Plutarch alt einst, in glücklichen Zeiten wirklich und lebend geschildert, es nahm wieder Gestalt und Wirklichkeit an. Nicht nur Athen und Rom, auch Frankreich schmückte der Sitze Roms Republik. Das gesamte Senatus populusque romanus, das noch auf den Trümmern von Tempeln, Burgen und Brücken dem Wanderer Ehrfurcht einflößt, lebte wieder in dem Frieden S. P. — Französische Republik — auf ehernen Gehäuten, auf den Fahnen der zur Wiedereroberung ausgesendeten Truppen auf. Und für Charlotte hatte durch Umgebung Frankreich noch einen eigenen, schönen Sinn.

Ein unerhörtes Ereignis, das ihr auf dem Grab ihres Vaters in einer stürmischen Novembernacht, wenige Jahre vor dem Ausbruch der Umwälzung, begegnet war, hatte den Schleier, der die Zukunft bedeckt, vor ihr gelüftet — ein wenig nur, wie etwa der Wind einen Vorhang aufhebt, der im nächsten Augenblick wieder zufällt —, aber für das junge damals heiratsfähige Mädchen war jener Blick, den sie in den Abgrund der Zukunft geworfen, von der dämonischen Wirkung gewesen, welche die Sage dem Anschauen der verhüllten Statue zuschreibt. Auf Charlottens Gemütsart mußte jene Begebenheit, daß Bild nicht weichen; in natürlicher Scheu und wie es in der Weiblichkeit ihres Charakters lag, hatte sie zu niemand davon geredet. Wem hätte sie sich auch entdecken können? Die Freundinnen im Kloster würden sie ebenso wenig verstanden haben als die Tante oder der Vater. Anfangs hielt sie das Ganze für einen häßlichen Traum; es war ein Alp, den sie von ihrer Brust gern fortgeschüttelt hätte; später hütete sie ihr Geheimnis wie einen Schatz; die Ereignisse machten etwas wie eine Weissagung und Offenbarung daraus. Von Jugend auf hatte sie in ihrem Stolz und Unabhängigkeitsgefühl sich entfernt von ihren Verwandten gehalten und kein innigeres Band sie mit ihnen verbunden. Charlotte erfüllte alle Pflichten einer Tochter, einer liebenden Pflegerin, aber ihr Wesen wurde von alledem nicht berührt. Sie wandelte wohl mit den andern auf derselben Erde, allein sie lebte in einer andern, lichteren Sphäre. In der Stadt schalten sie die eitlen Jahrmarkt eine Narrenfratze; ihre Haltung, ihre Gebärden mit ihren Reden trugen den Stempel des Adelichen, einer höhern Menschennatur. Die ideale Republik, die sie träumte, die aus den Trauerspielen ihres Abbérre, aus dem „Tod des Pompejus", aus „Sertorius" ihr entgegenschimmerte, gestaltete sich wie eine Schöpfung der Gesetze; wo alles licht und edel, die Männer Brachen und die Frauen

[illegible] wurden; wo Freiheit und Tugend [illegible] und die Wiedkehr der Ordnung [illegible], [illegible] mit der französischen Nation gemein. Die [illegible] der Jakobiner war alle Stunden [illegible] hatte seine [illegible] Heime und [illegible] [illegible] Tages, sie ging mit nackten Füßen, eine [illegible] Mütze auf dem Haupt: es war die Gelegenheit der Männer und Weiber [illegible] Herrschaften und Geistlichen. War es doch selbst [illegible] Laufburschen des Augenlichts gewohnt bei Gastgebern [illegible] ihren Einbildungen erfahren.

Diese Neuerung nach der Proklamierung der Republik gemünzten, die Herkommen, welche die [illegible] auf ihre Standesehre gehalt, in [illegible] Ehren. Unter die Augen und Ohren, über die [illegible] Nasen und Mundlöcher schlug die gemeinsame Mütze [illegible] Hälfte hin. Gesellschaftlich Mitglieder [illegible] gewohnt, die auf vielen anderen Feste [illegible] sich [illegible] Gesichtern [illegible] hatte, wurden von [illegible] jüngere ausgelassene und in Verkehr gewandte. Mitglieder der Regierung gelang es, sich in [illegible] und aus Paris nach den Provinzen zu [illegible]. Dorthin gewann ganz Frankreich in [illegible] Gärung. In den Hauptstädten [illegible] [illegible] die Jakobiner und die Volksmassen der [illegible] hatten verschiedene Herren geworben, gegen die [illegible] andere politische Partei mehr ausrichten [illegible]. Die Wohlhabenden und Ansehnlichen räumten [illegible] Markt und Straße, das Rathhaus und [illegible] Convent. Wie überall in bewegten Zeiten, [illegible] Tagen, gab die kraftvolle, von frischem Mut [illegible] zurückbleibende Minderzahl der Macht der [illegible] Tätigen, Theilnahmlosen und Feigen Ruhe [illegible] und Ziel. Einstimmig aber, wenigstens [illegible] es einige Tage so, erhob sich die Meinung [illegible] gegen die Pamperrepublik in Paris [illegible] Departements hatten sich die Gemeinde [illegible] durch ihr herrliches Auftreten, die [illegible] Tüchtigkeit ihres Verfahrens verdient gemacht. Statt des einen königlichen Tyrannen [illegible] man jetzt siebenhundert, oft heute aus den [illegible] Schanden, die nur den Hof und die [illegible] der Gebildeten verdienten. In ihnen [illegible] Vertrauen und Kenntnis waren die Bedingungen zusammen, um hinter allgemeiner Verwirrung [illegible] Amt der Volksherrschaft einen festen [illegible] entgegenzusetzen. Es war das Unglück [illegible] Bewegung, daß sich ihr zugleich alle königlichen [illegible] anschließen. Das Bürgerthum der [illegible] wollte im Grunde nur eine gemäßigte [illegible] Verfassung, eine Republik, in der kein Mensch gemordet, kein Eigenthum geplündert würde; unmöglich wurde es durch die Gegner und Feinde, die Anhänger der Monarchie, von denen Frankreich verheert und in das Chaos wie die Jakobiner feindliche Kraft der „Montagnards" mit gegenseitigem Zutrauen gerichtet. Von diesem Kern, auf dem die Bewegung hervorbrach und der allein die Kraft zur Arbeit zu geben schien, entfernten sich bewußte Männer in Paris ungeschieden, während die Mannschaften zu spärlich und unverständlich waren, die zu commandiren. Die Provinzen hatten nach mannigfacher Berathung, sie wollten das eigene Heil befördern, und bei Hof und die Hauptstadt thaten auf den Kopf gefaßt. Niemand aber unternahm selbst den Widerstand aus seinem Innern. Die Anführung hat einen Augenblick. Die Jakobiner riefen den Ungestümen zu: „Ihr wollt das Vaterland zerstückeln, wir aber wollen die eine, unbetheilbare Republik!" Niemand wagte diesem zu widersprechen: „Ja, sie wollen wir!" Denn [illegible] ist die Schwäche, Nichtswürdige, nicht Verbrechen von der Plünderung der Provinzen über sich [illegible] — das verständigen Menschen sich um [illegible] Manne gesammelt und Paris dem Reiche [illegible] hätten, auf dem es lag mit Thürmen und Palästen prangt. Doch die Girondisten waren nur Wortkämpfer, Wanderer im Netz, ohne Mannschaft für die Menge, ohne Verbindung über Mauern und Zeiten. Ihre pomphaften Reden glichen den tauben Aehren; das rothe Hügelgeschlag sie nieder und der Wind verwehte die leere Spreu.

Lieber phantastische, poetische Zug der Partei, der in den Versammlungen ihrer Häupter gleichsam Verkörperung erhalten, verband sie mit dem reinen, verschleierten Mädchen in dem altertümlichen Hause in Caen. Den Helden ihres Plutarch glichen sie Girondisten; Vergniaud und Barbaroux kämpften gegen Marat und Robespierre wie der olympischen Götter gegen die brummelstürmenden Titanen. Wer ihnen war alles Licht, bei jenen das Dunkel der Nacht. Sie wollten das Goldene Zeitalter, jene nur das alte Chaos heraufführen. Solch weiblicher, entzündlicher Gehalt der Einbildung und der Thaten war von allen Männern, deren Namen sie gehört, Paul Marat, der Volksfreund. Sie kannte ihn nicht; selbst im Bilde entkannte sie ihn nicht, ihn gesehen zu haben, und doch stand er wie leibhaftig vor ihr, sogar wieder im Tuilleriengarten: mit struppigem Haarer,

[illegible] Augen, mit [illegible] Mund. Sie wußte nicht, warum sie ihn hasse, sie war [illegible] gegangen; wie sie auch in den Erinnerungen beschäftigen mochte, sie fand keinen Namen in ihren Listen mehr — und trotzdem empfand sie Gefühl, ihr Handeln gegen ihn sei ein unnützes Unrecht. Und diese Empfindung, die Niedergeschlagenheit des Septembers, den Fall der Girondisten, die in Schmutz und Blut geschleifte Leichen — ihre alten Ideale sie allein, sie machte sie verantwortlich für die Revolution. Es war der böse Geist, der die Anarchie entfesselt und das Heiligste beschändet. Der entgegengesetzte Phantasie des Mädchens konnte sie Namen in seiner schrecklichen Größe erscheinen, als in der Maske von der Seele Charlottes und Henkers. Sie war ihm gab es einen unbeschreiblichen Reiz, sich mit dem Bilde dieses großen Mannes, seinem Ernst und Pathos, die ihrer Welt beherrschen. Die Mädchen seine Lage sich nicht nur vom Ruf gewissen Persönlichkeit zu machen: sie handelten aus Prinzip, Verzweiflung, Ueberzeugung. Von den einzelnen Rollen, den Gefühlen und Nöte, hat man nicht mit Unrecht behauptet, ihre Allgewalt habe sie schwindelig und trunken gemacht; vielleicht Erklärung bietet das französische Volk in der Zeit seiner Umwälzung, die wir staunend und schaudernd, bedauernd und verdammend „den Schrecken" nennen. So betrachtete sich auch Charlotte in dem Gedanken, von seinem „Ungeheuer", das mehr in ihren Träumen als in der Wirklichkeit lebte, ihr Vaterland, die ideale Republik zu befreien. Sie war auch die Streiterin des Himmels, ein Engel des Lichts; im voraus schon begrüßten die Heldinnen Corneille's, die Cordula und Cornelia, die gegen die Tyrannen ihren Dolch erheben, sie als ihre Schwester.

Was lange war eine Verirrung der Einbildung gewesen, reifte rasch, von den Ereignissen gezeitigt, zur schrecklichen That.

Auf ihrer Flucht kamen Barbaroux, Pétion, Gorsas und andere Girondisten nach Caen, der Hauptstadt des Departements Calvados. Der Norden Frankreichs schwankte und zitterte wie in einem Erdbeben. Unter Wimpeln und Fahnen sammelte sich ein Heer Freiwilliger, um gegen Paris zu ziehen und die Republik von Marat und seinen Genossen zu befreien. Die Wutausbrüche Marats hatten seinen Namen überall den Verwünschungen der Ärztlichen und Guten geweiht, und gläubig vertrauten sich die Girondisten, diesen allgemeinen Haß zu nützen; sie hofften, indem sie Marat töteten, mit ihm auch Robespierre, Danton und die gefährlichsten Partei der Jakobiner zu vernichten. Als Retter vom Himmel zur Hilfe rufen, bekehrte der Schatten seiner Mordkugel die Gute mit Abscheu, so verdunkelte der Schemen Marats die Republik. In Caen war ein Zusammentreffen zwischen Charlotte und den Girondisten unvermeidlich, auch waren sie ihr Herz nicht zu diesen gezogen. So groß war die Sicherheit, daß eine so hervorragende Persönlichkeit wie die des jungen Mädchens, so viel Schönheit bei so viel Hoheit und Erhabenheit unbemerkt und verborgen bleiben mögen. Ihre adelige Herkunft, die in Caen nicht vergessen war, die Ahnen, die sie einem ihrer Bekannten aus dem Kloster, einem Herrn von Belzunce, nachgewiesen, der bei einem Volksaufstand gelitten wurde, der Erscheinung Corneilles in der Girondistin. Die tiefe Schönheit war für den Girondisten und für Begleiter für mit ihrem Namen an den ersten Tag, so Charlotte in das Regierungsgebäude kam. Half machte sie die Anwesenheit suchen, Barbaroux in der Nähe zu sehen, die sie bisher als die schönen Erscheinungen der griechischen und römischen Helden und Redner aus der Ferne bewundert hatte, bald führte sie ein Gespräch zu ihnen. Die Fräulein von Forbin waren Stiftsdamen in dem Kloster gewesen, in dem Charlotte ihre Erziehung erhalten; bald nach dem Ausbruch der Revolution hatten sie sich nach der Schweiz geflüchtet, aber seit einem Jahre die Pensionen nicht empfangen, die der Staat ihnen bei der Aufhebung des Klosters ausgesetzt. Eine zärtliche Freundschaft hatte Charlotte mit ihnen vereinigt, von ihrem unglücklichen Los gerührt, hochherzig und rasch entschlossen, wollte das junge Mädchen versuchen, ihr Schicksal zu bessern, ihnen ihre rückständige Pension zu verschaffen. In Paris war sie ohne Bekannte und Gönner, unwissend selbst, an wen sie sich mit ihrer Bitte richten sollte. Die Anwesenheit der Girondisten in Caen gab ihr die erwünschte Gelegenheit, etwas in dieser Sache zu thun und Barbaroux' immer noch mächtigen Einfluß im Convent für ihre Freundinnen zu erlangen.

„Die schöne Aristokratin!" sagten lächelnd die Girondisten, als sie in dem großen Saal des Regierungsgebäudes erschien. Etwas wie der Schimmer eines Sieges leuchtete auf der Stirn des Mädchens und erzwang ihr die Achtung dieser ebenso leichtsinnigen als hochmütigen Män-

[illegible] Schuld? Kann es einen größeren Abgrund [illegible]

In die Gewalt eines blutrünstigen Verbrechers gefallen, mußte Charlotte ihr Schicksal erfüllen. Gerade das Edelste in ihr, der Stolz der Jugend, der Jungfräulichkeit, der Ehrbewußtsein und die [illegible] zum Verbrechen. Was andere eine Tugend der Schwäche ist, wurde für sie eine Heroenvollkommenheit. Was der Mensch an Möglichkeiten besaß, um sich aus [illegible] Ihat gleiten, der Gedanke, durch die Tat [illegible] ihre Entschlußkraft über alles, was [illegible] Zweifler, schließlich gewaltig. Sie [illegible] war da, es mußte [illegible] Ihre Bewunderer waren an der Selbstmörderin [illegible] Mörder geadelt, weiter die Phrase auch [illegible] Tode schufen einen Heiligenkult, als sie [illegible] erklärte: Sie wollte der Gottheit einer Revolution folgen und nach Englund gehen. Nun Publikum wußte nie [illegible] einer Idee [illegible] zu verwechseln. Der eigentliche Zweck dieser Tat war den Gottheit [illegible] Ihr Gedanke ist [illegible] unwichtig. Ihr Gedächtnis zu [illegible], auch wurden sie [illegible] Gedicht [illegible] Ihr humanitätsfeindlichen Gedanken [illegible] Ihr Bewußtsein [illegible] Ihr Gedächtnis [illegible] Ihr [illegible] Ihr [illegible] Ihr

und Poldchen aufbringen, die Verwandtschaft und der Hirn einer Weltstadt — wer hätte es für möglich gehalten, ihnen Gemeinsinn und andere Richtung geben können? Neben und vor all diesen Vorzügen aber wandte sich die Erinnerung an jenen weltlichen Vorgang in ihrem Leben heute gütig, bei, wie sie ihn auch betrachte, an Schönheit und humoristischer Wirkung auf sie alles überragt, was die andern begingen. Ihr war es, als wäre sie heute, im Mittelpunkt der Revolution, noch einmal mit dem Manne zusammengetroffen, der ihr in jener Nacht, wie keiner, weiter, intensiv Wonnen, tiefe Demütigung der Welt empfinden. In wenig Stunden, dieser einzigartigen Stunden in ihr gegenwärtig, als sie auf dem Revolutionsplatz, auf den Pariserin Belgiens, zum ersten mal den Lieutenant Peters von Paris brachen. In der Nacht, die sie einschlief, verbrachte sie Blut und Mensch? Sie erwachte mit der Angst: wird sie ihm heute begegnen? Sieht er vielleicht zu Pferde? Sie kannte seinen Namen nicht, sein Gesicht aber hatte sie genau studiert, auswendig gelernt. Was von den Hoffnungen der Revolution hatte noch sie um sie, am Morgen nach Paris angerichtet? Du bist eine Träumerin, sagte sie sich jetzt — denn all ihre Vergangenheit trat an ihren Augen ihrer Seele vorüber — heute war vor Jahren, da erblickte Linge und Menschen in einem Perspektivenspiegel. Wie ruhig ist die Paris! Wie blühen die Rosen, wie lieblich tuten die Bienen in jenem Blumenbeet! So wird auch der arme Bettler gestorben, verstorben sein ... im Kampfe geblieben, vom Hunger gepeinigt ...

Und noch eine Weile sah sie in Gedanken und erhob sich dann, nach den Tuilerien, in die Eigung des Provencale zu gehen.

Gerade als sie aufstand und die Augen, die träumerisch auf dem Boden geruht, emporrichtete, näherte sich ihr der Mann im gelben Rock — der Baron Pontmartin.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Ein Vorspiel des Bauernkriegs.

Von Fr. B. Hirschfeld.

I.

Im ersten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts regierte im jungen Herzogtum Kleve-Berg im Lande Jülich der tüchtige Landesgrafen in Arnheim. Wie er erschien in einer Fehde, erregt er die Gäste durch Schlagen der flamen Pauke, er trug lustige Kleider ab und spielt an Festtagen zum Tanz auf. Und Wolf wurde der Lieblingsdiener eines Fürstenhauses.

Der lustige Musikant hat aber auch seine ernsten Stunden. Da hört er einmal, wie wandernder vor im Rat der Heiligen Schrift Bartholomäus Holzhauser durch seine Predigten auf die Gemüter der Leuten gewirkt und wie er diesen gehetzt habe, allen Schmuck, Seide und alle Farben abzulegen, vom Markt und Spiel als teuflischen Vergnügungen zu lassen und Buße und Reuen zu verkünden.

Das wirkte sich bei junge Herz an. Gewalt. Die Worte des Jahres 1470 verbessert er nur der Predigt des Peters Holzhauser seine Pauke und zum Tanz, wie sein Herzog Gerhard, als Begleitung auf. Holzhauser war ein gewaltiger, von Gesichten und Wunderdingen gläubiger Mann, welche an Leben Mariä glaubte. Die Kinder hatte ein wunderthätiges Muttergottesbild der heiligen Jungfrau und der Ort war daher schon von alters her viel besucht.

Hier sieht man bei einer Prozession zahlreiche Leuten. Aber man erkennt in ihm den Pfeifenbauer wieder, der zu „von halber theurung, als man es von jugent auf gewesen hatte", weiter lebte, gekommenhungert zu denken und zu reden, und, wie sich später herausstellte, weiter in den christlichen Glauben unterrichtet und mit dem Vaterunser bekannt. Der stete Hungerzug ist plötzlich ein begeisterter Beter geworden. Im Gemeinschaft mit dem Ortsgeistlichen von Hilfenhausen fängt er vor dem neugierigen Landvolk zu lehren an: Ihm sei, während er in einer Sonntagsnacht das Bild gemalt, und indem noch oftet die heilige Jungfrau in himmlischen Glanze erschienen, habe ihn zu seinem Propheten rufen und erwählt, von seinem irdischen Leben abzustehen, zur Buße die Pauke zu vernichten und seinen Gott und heiligen Kurfürsten zum Tanz und Spiel mit dem Ernst des neuen Gottesdienst zu erfreuen. Hilfenhausen sei von der Erhebung zu seinem Gehilfen auserlesen worden; die weite Maria durch ihre Fürbitte über die ganze Welt Segen verbreiten und allen Prälaten vor die gewaltige Kirche verkommene Ordnung der Sitten erhalten. Gott habe die Welt mit harter Strafe heimsuchen wollen, Maria aber hätte Fürbitte eingelegt und das Gericht von den Menschen abgewendet, derhalb jedoch, man solle es ihr nach Hilfenhausen wallfahren, weitergestalt die Strafe nicht ausbleiben werde.

...ge sei der heilige Jungfrau gethan, ...ngerufe und wäre auch ein Mord als in Kirchhofen. ...ter Lambertheit sei große Gnade vonn ...ben da werde, habe nun Christ an ...gemacht; auch die Kinder, welche die Kirche ...nder denselben Freuden, welchen darin Gnade theilhaftig werden.

Das Volk konnte über die Gottlosigkeit ...e ungehören, auf manual so heiligmäßigen ...ermahnungen; aber es glaubte nun so lieber an ...iner Erlösung, als Hexen in der Meinung des ...lichen, wie schon zu Herbst's Zeiten, von anderen ...ut übernatürlichen Gaukeleien bewogen wor...en. Und so der That! Die Verwandlung, die ...on dem Predigtstande ausgegangen war, hatte ...ragen der Jahren 1520 wieder alles ...on Grunde verändert. Der Gottesdienst, an ...en folgenden Sonn- und Festtagen seinen Vor...ehalten beigewohnten, folgte dabei einer schon ...anzen Volksmenge. Der neue Prophet hatte ...ort, zur Beichte zu ermahnen; es hatte mündig ...d allen ernste Kirchenzucht, allen geistigen ...ebensgebräuche, Predigten, heiligen Gesängen ...nd ernst Schule übrigen. Er hob seine geistliche ...endung und die Kraft seines Gebets zugleich ...ervor. Ihm sei, versicherte er, von Gott die ...acht verliehen worden, Ablaß aller Sünden zu ...theilen, ja selbst die zur Hölle verdammten ...eelen von ihren Strafen zu befreien. Er wolle ...eine Treue verpfänden, daß er alle Seele, die ...n der Hölle schmachte, mit eigener Hand herausführen werde. Mit dem Fegefeuer dagegen, sagte ...r, sei es nichts; denn wenn der Kaiser oder ...apst bei ihrem Ende fromm erfunden würden, ...ären sie ohne Mittel zum Himmel; wären ...ie aber böse, so kämen sie in die Hölle. Durch ...ein Gebet habe er auch abgewendet, daß Gott ...icht vor kurzem Wein und Korn habe erfrieren ...assen.

Ueberraschend war die Kühnheit, mit welcher ...er junge Prophet seine Stimme gegen die Geistlichkeit erhob. Der Uebermuth und die Habsucht ...er Pfaffen sei groß. Er wolle eher einen Juden ...ören denn einen Geistlichen und Schriftgelehrten, ...nd wenn ihm auch ein Priester Glauben schenke, ...nwie derselbe wieder heimkomme zu seinesgleichen, ...erde es mit ihm nur um so schlimmer. In ...unserer Zeit, wenn sie nicht abständen von ihren ...ehren, würde die ganze Welt ihretwegen Noth ...iden. Ja bald werde es dahin kommen, daß ...lle Priester getödtet würden, und wer deren ...einig getödtet habe, dem werde es als großes Verdienst angerechnet werden. Wenn solche kamen der Predigt seiner Pfarre mit der Hand hindern, dann müsse sie nicht schauen und zur Strafe gehe. „Und wenn die Priester sagen, ich sei ein Ketzer und wollen mich verbrennen, so wollen sie mich, wenn sie Ketzer sie, doch nicht so leicht als solche erkennen. Verbrennen sie mich aber, so werden sie einen machen, mehr sie gethan haben, und es wird der Strafe dafür an ihnen nicht mangeln." Der Macht und Gewalt ist es gegeben. Die Weltlichen können es auf Pfründen; es hilft einer nicht mehr als er eines haben. Mit diesem Pfund ist es nicht auch damit wenig, daß sie die Ohr machen, auch niemand gehorsam als ihnen allein. Andere begleiten Hexen ihrem großen Beifall, so wenden sie sich nur von Dorf zu Dorf, mit welchen sie ungeheuren Zusammenlauf in wohlberechneter Steigerung von allmählich wachsen und mit denen es wenn als mit jeglichem Schwärmer die Thore der Stadt verschließt, das Volk, das draußen, so viel gerückt, mit Seelenlust einen heißen Jubelsturm entgegenbrauste. Im Namen Maria schlossen sie das Reich Gottes zur Erden nicht besser, es wurde darum weder Papst noch Kaiser, weder geistliche noch weltliche Fürsten geben, keine Obrigkeit und kein Unterschied der Stände mehr sein. Alle Menschen würden wie Geschwister Einer Familie in gleicher Freiheit und Arbeit friedlich zusammenleben, Hader und Streit redlich miteinander theilend. Jagd, Fischung und Pischwerke würden jedermann in unbeschränkter Benutzung frei stehen, alle Arten von Abgaben an Zins, Steuer, Zoll und Zehnt für immer aufhören. „Der Kaiser", sagte er, „ist ein Bösewicht und mit dem Papst ist es nichts. Der Kaiser gibt den Fürsten, Grafen und Rittern Zoll und Nutzung aber das gemeine Volk: ach noch die armen Leute!" Die Fürsten, geistliche und weltliche, dürften nur so viel haben als das gemeine Volk; dann hätten alle genug. Es müsse noch dahin kommen, daß Fürsten und Herren um Taglohn arbeiten.

Das umwälzende Landvolk lag diese unerhörten Lehren und lockenden Verheißungen begierig ein; „es heißt ja darumb deß lieber, sintemal er wider die Kirchen Aufbredt und der Fürsten Verachtung redet." Nach allen Richtungen hin gingen Leute aus, die frohe Botschaft zu verkünden. Aller Orten erscholl der Name des wundersamen Propheten. Man machte sich auf, ihn zu hören, denn im Mittelalter und noch später war die Wanderlust epidemisch; so sagte man z. B. von

den Wanderen nach Grimmenthal zu Jahr und Tag [illegible] „Es kommt ihm an wie das Laufen nach Grimmenthal."

Jetzt ward Niklashausen das einzige Ziel aller andächtigen Gemüther. Nicht allein aus Franken und Baiern, aus ganz Ober- und Mitteldeutschland, vom Fuße der Alpen, von den Ufern des Rhein bis zum Harz und Thüringerwald strömte alt und jung, Weib und Kind scharenweise nach Niklashausen, schon an einem Tage bisweilen ein paar-, mitunter zwanzig-, ja einigemal hunderttausend Menschen versammelt waren. Die Handwerker verließen ihre Werkstätten, die Knechte ihre Dienstherren und eilten, auch mit ihren Werkzeugen in der Hand und in voller Kleidung, in der sie „die Tobsucht" ergriffen hatte, hierher, um den Wundermann zu hören und zu sehen. Es hat, wer laufen konnte, und war es auch beim Pass verboten, nicht stehen können, wie von einer Macht ergriffen, zurückhalten. Der Ruf „Pfeifer" und „Schwefler" war die Losung der Wanderer. Wer arm war und kein Zehrgeld hatte, wurde von seinen Reisegefährten gastfreundlich unterstützt oder in den Herbergen als werther Gast unentgeltlich verpflegt. Wähnte man doch, in Niklashausen lägen alle Güter dieser Welt für die Gläubigen bereit, um sich brüderlich darein zu theilen! Fahnen und Panieren wurden ihren Zügen vorangetragen; „die Wäller" sangen Lieder, „welche die selbige fertzerte und tusicherte (wie Hans Böhms) gerichtet hatten", z. B.:

Wir wollen Gott vom Himmel klagen.
Kyrie eleyson!
Daß wir Pfaffen nit sollen zu tod schlagen,
Kyrie eleyson!

Solche aufregende Lieder fürchteten natürlich die Obrigkeiten, und nie verboten sie diese Wallfahrt, ohne zugleich das Absingen jener Lieder zu untersagen.

Nach der Sitte jener Zeit brachten die meisten Wallfahrer Wachskerzen mit sich, „manchmal so groß, daß drei bis vier Mann eine kaum tragen konnten. Als Weihgeschenke opferten sie diese nebst vielem Geld, Kleinodien und werthvollen Kleidungsstücken dem Gnadentempel der heiligen Jungfrau und deren Apostel, dem heiligen Jüngling Hans Böhm. Arme Frauen und Mägdlein, denen es an irgendeinem Werthgegenstand gebrach, gaben ihren schönsten natürlichen Schmuck dahin: sie schnitten sich Haarlocken und Zöpfe ab und widmeten sie auf dem Opferaltar. Ein Bauer machte sich zur besonderen Aufgabe, den Jungfrauen die Haare abzuschneiden, „daß doch an recht hoch und bei dem Banne verpotten war vor den Liebesanfechtungen zu thun vorgeben ist".

Dem wunderbaren Jünglinge selbst erwies man bei Tag und Nacht göttliche Ehre, bezeugte vor ihm die Knie und rief: „O du Mann Gottes, vom Himmel gesendet, erbarme dich unser!" Hans Böhm hatte die Gläubigen endlich an sich gewöhnt, ihm nicht, obwohl es ihm oft unbequem sein mochte, denn er hatte kaum mehr Zeit zum Essen und Schlafen; ja es kam nicht selten zu Gefechten, von den dichten Massen seiner angeblich anbetungsvollen Verehrer erdrückt zu werden. Glücklich war der, gegen den er seine Hand ausstreckte, um ihn zu segnen und mit dem heiligen Kreuze zu bezeichnen; er wähnte, wie durch Gott selbst von seinen Sünden losgesprochen zu sein. Es galt für ein Verdienst, den heiligen Jüngling zu berühren, ihn zu sehen oder zu hören. Der Pfeifkopf und alle Kleidungsstücke des Propheten, deren man habhaft werden konnte, wurden mit ebenso Sorgfalt in kleine Stücke zerschnitten und gleich Reliquien von den Gläubigen verehrt. „Wer ein kleines Stück von den Lotten seiner Kappe gehabt mochte, der meinte, er hätte das Heu aus der Krippe unsers Herrn zu Bethlehem."

Aber ein Prophet muß auch Wunder thun. Hans Böhm sollte daher Kranke und Gebrechliche geheilt haben, indem er ihnen im Namen der heiligen Jungfrau die Hände auflegte. Doch heißt es schon in einem etwas später erschienenen Gedichte auf die niklashauser Wallfahrt:

Wunder sollen hie geschehen,
Der ist gar wenig ie gesehen,
Dann Krummen kamen nie hinten
Nun man sie recht warheit fahren.

Indeß wurden die Wundererzählungen geglaubt und die Menge der Herbeiströmenden mehrte sich von Tag zu Tag. An Sonn- und Feiertagen sollen sich oft 70000 Menschen zusammengefunden haben, sodaß die Umgegend von Niklashausen den Anblick eines großen Heerlagers darbot. Es waren Zelte aufgeschlagen, in denen Wirthe, Köche, Krämer und Handwerksleute für die Bedürfnisse der Wallfahrer sorgten. Nachts schliefen die Massen auf den Wiesen und in den Wäldern.

Sah Böhm eine zahlreiche Menge um sich versammelt, so stellte er sich in freiem Felde auf

eine ungeheure Menschenmenge eher bereit einen Baum, um seine Lehren vorzutragen, oder predigte auf dem Kirchhof oder von dem Dache eines Bauernhauses. Mag er so einem zusammengelaufenen Volke und Sprecher nöthig geworden sein und sich darum, wie wir später sehen werden, bereits Hülfe bei seinen Predigten besorgt haben; mögen seine Lehren auch so verlockend und verführerisch auf das Volk auch so empfänglich sich dafür gezeigt haben: seine Erscheinung muß etwas Imponirendes, sein Auftreten etwas Begeistertes und Begeisterndes gehabt haben, sonst wäre der Eindruck seiner Predigten nicht zu erklären.

Diese heiligsollenden Vorgänge hatten von Mitte März (24. März) bis zum Juni gedauert, als sich endlich die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten ernstlich regten, den gottlosen Kirchhofleuten nach Niklashausen zu steuern. Es waren drei Herren, denen zunächst die Pflicht oblag, einzuschreiten: der Erzbischof Diether von Mainz, der Fürst-Bischof von Würzburg und der Graf von Wertheim; der erstere, weil Niklashausen zu seiner Diöcese gehörte; der zweite, weil Böhm ein würzburger Unterthan; der dritte, weil er Territorialherr des Orts war. Den meisten Eifer zeigte der Fürst-Bischof von Würzburg, während der Graf von Wertheim erst im Juni dem Erzbischof von Mainz von den niklashäuser Vorfällen berichtete, ihm seine Bereitwilligkeit, in der Sache als weltlicher Richter zu fungiren, kundgab und seinen etwas verspäteten Bericht mit längerer Abwesenheit vom Hause entschuldigte. Sofort erließ nun der Kurfürst von Mainz ein Schreiben an den Fürst-Bischof von Würzburg, in welchem er denselben freundnachbarlich und da Böhm sein Unterthan sei ersuchte, den verwegenen Prediger sammt dessen ketzerischem Anhang fürzunehmen zu lassen, zur Verantwortung und Strafe zu ziehen und alles Predigen und Messelesen auf freiem Felde streng zu untersagen. Wolle jemand aus wahrer Andacht die Kirche zu Niklashausen besuchen und durch milde Gaben zu deren Unterhalt beisteuern, so sei dies zu gestatten, jedoch nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß der Besuch nicht mit den von Böhm vorgetragenen Irrlehren in Verbindung stehe. Ob jedoch diese Maßregeln zur Ausführung kamen, hatte schon der Rath der Stadt Nürnberg, aus deren Gebiet gleichfalls eine große Zahl von Wallern nach Niklashausen gezogen war, ein ernstes Verbot dagegen erlassen. Für dieses weise und evangelische Verhalten erhielt der Rath von Papst Sixtus IV. besondere Anerkennung.

Nun wurden auch die niklashäuser Vorgänge in der Nachbarstadt Würzburg Gegenstand ernster obrigkeitlicher Berathung. In einer Versammlung des Magistrats kam nämlich die Rede darauf, daß zwei Bürger Klagen gehört hätten, von Ordensleuten nach Niklashausen zu ziehen. Hier bei erzählte man allerlei von den abenteuerlichen Vorgängen daselbst und „daß eine gute Person sehr gut wurmele unter den Leuten hier, sie predigen so klar". Man beschloß, jene beiden Bürger und zugleich die Pfarrer und Kirchenmeister auf den andern Tag vorzuladen, sie, um sie zur Rechenschaft zu ziehen, dann, um ihnen aufzutragen, alles derartige Gerede zu verbieten. Die Bürger erklärten und es wurde ihnen vor allem gehört, seine Predigung ohne Wissen des Raths zu beginnen. Sie bekannten übrigens offen, Niklaus in dem gemeinen Land gepredigt zu haben, wollten aber über Böhmen Predigen entschieden, weil sie Pfarrer nicht zu hindern, zur Predigt gerichtet sei und eine Aenderung bei ihnen in der Gemeinde Unwillen erregen könne. Die Viertels- und Rechenmeister erhielten Auftrag, ein wachsames Auge auf die Wallfahrt zu haben. Es ziehe so viel fremdes Volk durch die Stadt, daß sich leicht, da das Hochstift in mehreren Fehden verwickelt sei, Feinde einschleichen könnten. In den Straßen sollten wegen zu befürchtender Feuersgefahr Wasserkufen aufgestellt werden. Bald darauf wurden in einer andern Rathssitzung „die schweren Leute die verbauten sind der wallfart halben und wie seltsam volk durchziehe", abermals zur Berathung gezogen. Die Viertelsmeister mußten Thor und Thürme wohl bewahren, die entbehrlichen Thore schließen und alle Einwohner ermahnen, ihren Harnisch und Wehrapparat zu mustern und in Bereitschaft zu halten.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Auf dem Ocean.

Skizzirt von Theodor Poppers.

II.

Der Reisende in fernen, fremden Ländern muß sich nur zu oft sagen: Alles wie bei uns' Und die Dinge, die denn doch nicht so wie bei uns sind, kennt er heutzutage nicht nur bereits aus zahlreichen Beschreibungen, sondern auch aus hundert Abbildungen, durch welche die Presse, die

ehemals eine dunkle Menge war, in praktische Nähe gerückt und ihre Leiden gegenständlich empfindlicher werden ist. Jeder Umstand, der für jeden an der Schwelle Gestorbenen sehr willkommen sein muß, wird doppelt für den Seidenbau; er hat die Länge alle schon Lebenden wenigstens so weit kennen gelernt, daß sie weitliche und zusammenhängende Anschauung nicht mehr zu ungeschickten Mühe macht. Der Zauber ist schon gebrochen. Was so mehr sind das der Alb hier, in welcher der Verkehr schon von den Jugendjahren entfernt ist. Jener nicht Jugend aber Alter an sich macht zum so bekannten Unterschied für Aerzte, Schmerz, Genuß und überhaupt alles, sondern die längere Gewohnheit der Länge, das Hingenommen wie des Unausgesprochenen, der Zauber war der Wirkt ist ist, weil den Gemüthen braucht. Der Jugend hilft die Gewohnheit noch, die ist alles noch neu, alles macht Lieben und noch Lachen und sieht Wunder auf sie, weil den alten Mann fast nur ruhig läßt. Der Jugend erwartet denn auch, daß sie in Menge verbauende geheimnißvolle Hochschmiede, wenig Ueberraschung von den Gegenständen, die ihm auf einer Reise vor die Augen treten sollen. Die See macht da unter allenfalls noch eine Ausnahme. Mag uns der Ocean noch so genau beschrieben worden sein, mögen wir uns in der Phantasie noch so oft auf seinen Wellen befunden haben, immer werden wir uns doch von der wirklichen Anschauung seiner Eigenthümlichkeiten, seiner Schönheiten, seiner Stürme und Gefahren noch ganz neue und unerwartete Eindrücke versprechen.

Ich war mit günstigem Vorurtheil auf die See gegangen. Auch das ist eigentlich nur eine einförmige große Ebene ist, konnte mich nicht gegen sie einnehmen; ist doch überhaupt die Ebene im Grunde gar nicht das einfeitige prosaische Ding, wofür diejenigen Leute herkömmlicherweise sie ausgeben, die ihren conventionellen und medicinischen Naturgenuß nur im Gebirge suchen und für welche eine Landschaft nur in dem Maße Reiz und Schönheit hat, als sie höckerig ist. Die Ebene ist die recht eigentliche Wohnstätte der menschlichen Gesellschaft und der Sitz der Cultur. Im Gebirge, das der Naturfreund am besten nur gelegentlich in erfrischender Abwechslung genießt — gleichsam wie Gewürz, während er die Ebene wie sein täglich Brot ohne Ueberdruß immer genießen kann —, im Gebirge erzeugt der beschränkte Horizont bei den Bewohnern leicht eine gewisse starre Vorurtheil; die Ebene gewinnt einen weiten, freien Umblick und macht beweglich anbefangen. Das Gebirge hat etwas Unheimliches; die Phantasie schafft da Gespenster und Ungeheuer, weil sie nicht sieht, sondern nur ahnt, was für dem Blick verborgen, in der Ebene ist sie frei, ungehemmt durch Aeußeres und daher selbständig schöpferisch. Auf Bergen wohnt die Freiheit nur im Lied, die gebundene Knechtschaft, die Ebene ist die eigentliche Heimat der Freiheit, der thatsächlichen, gleichviel ob diese noch existirt oder schon triumphirend ist. In den Bergen behaupten sich Hirten gegen Räuber und Eroberer der Unabhängigkeit; — in der Ebene schlägt die Menschheit ihre Völkerschlachten über Freiheit. Das Volk der Ebene ist immer das mündigere und mannhaftere; in der Ebene bekommt sich der Gang der Geschichte. Die fruchtbringenden Lehren der Ebene, Völkerkämpfe, Völkerbündnisse u. s. w., lernen wir allerst dem heimatlichen Boden, die Knechtschaften, die sie nicht gekannt, sondern höher geschätzt haben; aber sie befinden sich in besonders günstiger Entwicklung. Asien war das Land der steinernen Gebirge, wie der Gebirgsriche an seiner Felsschlucht; sie ließen ihre Banner gern auch auf der nachbarlichen großen Ebene, der See, wehen und zogen aus, westwärts von Gebirge zu Gebirge, neue Stätten der Freiheit und Cultur zu gründen. Berge scheiden; das Meer hingegen, diese ungeheuere Ebene, verknüpft die Völker.

Solche Betrachtungen waren, offen gestanden, bisweilen nötig, um mich mit dem langwierigen Aufenthalt auf der See zu versöhnen und mich dem ursprünglichen günstigen Vorurtheil treu bleiben zu lassen. Denn auf die Dauer, d. h. nachdem man wochen- und monatelang kein Land mehr gesehen hat, wird sich uns die See sicherlich als die allerlangweiligste Gegend der Welt darstellen, und sie bleibt alsdann nur interessant weniger durch das, was sie unmittelbar bietet, als durch das, was sie im Laufe der Jahrhunderte gesehen und getragen hat. Aber wir müssen uns das selber erzählen, sie schweigt davon, sie ist eine mit jedem Augenblick erneute tabula rasa.

In der Nähe der Küsten bietet die See noch mancherlei Abwechslung, sie ist da zum wenigsten auch noch reich an Gefahren. Mitten auf dem Atlantischen Ocean aber, besonders in den Tropengegenden, herrscht verhältnißmäßig Sicherheit; zwar schlägt da zuweilen der Blitz in ein Schiff oder eine tückische Bö zerreißt ein Segel oder zerbricht eine Rahe; vielleicht faßt auch eine

Guſtav.

Die Conchylien? Die Mineralien? Die braſiliſchen Käfer?

Valentin.

Daß Büffon ſeine Freude daran haben ſollte! (Trägt einige Kiſten ab.)

Guſtav.

Er war ſo bewegt! Was war ihm nur? Vielleicht weiß er, was lieben und fünf, fünf Jahre entbehren heißt.

Valentin (zurückkommend).

Ich ſehe Friedersdorf ſchon in Alarm, wenn der Poſtillon bläſt und die Peitſche knallt, das wird eine Einfahrt werden! Waſſer, der Hofhund an der Kette, wird Augen machen, und die alten Truthühner werden ſich blähen —

Guſtav.

Wer weiß, Valentin, ob ich nicht abſteige und hinten, ganz heimlich hinter den Hecken hereingeſchlichen komme.

Valentin.

Soll mich nur wundern, wie Garten und Feld jetzt ausſieht. Die Aeltern ſind todt und Fräulein Braut wird auch was Rechts von Oekonomie verſtehen. Ob wohl noch die Störche auf dem Pfarrgiebel bauen? Ha, ha! In fünf Jahren kann ſich (ſetzt den letzten Koffer auf die Schulter) erſtaunlich viel verändert haben.

Maßstabe das Fahrzeug in seinem Wirbel und reißt es mit ihrer Macht, daß es stehen muß; allein alle diese Kräfte gehören unter die Erscheinungen und den ewigen Schatten hat der Südsee kaum mehr seinem Mangel an Wirbeln zu danken.

Ein eine schädigende Wahrheit in der Natur wäre es Gute genügen, mit sie vermissen zu machen, aber Unterstand zu verlangen, bei dem unermeßlichen Antlitz des ewigen Wassers nicht auffinden kann. Wie schreit ich an der Leich kommt, die Landschaft, schön sie einmal gelte, so man doch auf ihrem Schoß einen Wanderer begegnen kann oder wenigstens einen Baum, einen Strauch, einen Schmetterling, irgend einen Gegenstand. Auf dem Meere mag man an manchen Tag warten, ehe sich einmal Lebendiges zeigt, auf das Gefährnen einer einsamen Möwe, einen Albatros, der auch bei Nacht, weit davon zum unermeßlichen Ozeane.

Um so mehr merkt der Reisende auf alles, was sich dem Auge bieten mag, vom ersten Anblick der See, mit ihren Wellen kämpfen und ihren Möwen oben, bis zur wechselnden Farbe der Tropen. Er hört sich, wenn es sich Meeresleuchtens zuerst ansichtig wird, das ihm so oft beschrieben, aber bezüglich seiner Ursache noch nicht genügend erklärt worden. Freilich wird es sich in Betreff mancher Dinge auch enttäuscht finden. So z. B. was heute über bergholte Meereswellen anlangt, die sich bald als dichterische Uebertreibung oder als Naivheiterei der Reisenden ausweisen. Auch den Uebergang von Tag zu Nacht zwischen den Tropen wird er nicht so sehr grell und schnell finden, wie es häufig beschrieben wird; es läßt sich recht gut noch eine halbe Stunde lang nach Sonnenuntergang lesen. Im Augenblick, wo die Sonnenscheibe völlig unterm Horizont verschwindet, macht sich der Passagier auch wol den Spaß, schleunig eine der Wanten hinaufzuklettern, um da oben zwar nicht die ganze, aber doch die halbe Scheibe der Sonne noch zu erhaschen und ein zweites mal unterzugehen zu sehen. Am Lande kann man das freilich auch haben, aber selten so bequem. Dann steigt er herab und blickt — eine seiner liebsten Unterhaltungen, die er immer aufs neue sucht — in die vorüberschießende Flut und überläßt sich seinen Träumen, während sich der Himmel ringsum mit den lebhaften Farben der Tropenregion schmückt. Dann geht der Mond auf, die Luft ist mild und köstlich, man läßt einen reichlichen Vorrath des Seewassers schöpfen oder schöpft ihn auch selber, erquickt sich mit Obstsäften und Hühnerbrühe mit der salzigen Flut. Im Brunnenhaus seines Schiffsmeisters wird es vor Neugierde endlich vergehen, ob das Ei selber in der Tonne zu machen, und es wird sie nicht lassen. Die Farbigen wissen davon, indem sie mit Unterscheidung von den Hühnern sprechen, die allerdings während der Windstille dem Schiff zu treu sind, sobald das Schiff aber in Bewegung ist, verlassen sie das Mutterschiff und leben auch bei an einer kleine Bretterle sich einen Hühnerstall, zum gründlichen werden an Bord zu kommen.

Dann liegt dem Reisenden einer Strecke der Antlitz des gemeinsamen Mutterschiff, und im sich nichts mehr, was im Norden, wie in, sondern ein C bilden läßt, das es sich auch vom Kompaß, in einer anderen Welt befindet, der Südhimmelsdrehung im September und Herbstdrehung im März ist, wo der Norden der Sternkarte es und wo die rauhen Winde zum Süden weisen.

Aber allgemeinen vom Sternenhimmel ist zwischen den Tropen zur See von einem Eindruck der Erhabenheit nicht zu sprechen. Haben die Augenschauer, die natürlich der Tropen überhaupt weniger an der Tagesordnung sind, ist der Himmel rein, die See ruhig oder nur mäßig bewegt, dann entschädigt die Nacht hier oft reichlich für die glühende Tageshitze. Leuchtet nicht mehr der von Kindheit an vertraute Sternenhimmel mit seinen Bären und seiner Kassiopeia; sind alle längst nordwärts in den Akut versunken und nur ein Theil der vertrauten Bilder, wie namentlich der beiden Wellen gemeinsame prachtvolle Orion, ist uns treu geblieben. Aber eine neue Welt ist nach und nach aus den südlichen Gewässern gestiegen und allmählich spähen wir eifrig aus, bis wir endlich die Kapwolken entdecken, und das Kreuz des Südens und die Kohlsäcke und die ferne Erstreckung nehmen wir für einen Lohn der langen, mühseligen Seefahrt. Einige Reisende, und namentlich Alexander von Humboldt, haben in so begeisterten, fast schwärmerischen Ausdrücken vom Südlichen Kreuz gesprochen, daß manche naive Leute in der Erwartung einer über alle Beschreibung glänzenden Erscheinung danach ausgeschaut und sich beim Anblick ziemlich enttäuscht gefunden haben. Solche Enttäuschung würde nicht möglich gewesen sein, wenn sie schon vorher eine Sternkarte zu Rathe gezogen und sich daraus belehrt hätten, daß das Kreuz keinen Stern erster Größe hat. Im Gan-

der Pracht und des Glanzes kann es sich allerdings nicht mit dem Großen Bären oder der Cassiopeia, geschweige denn mit dem Orion messen. Auch das benachbarte Schiff (Argo) übertrifft es in dieser Beziehung bei weitem. Die Region des Himmels aber, in der es steht, gehört unter die formenreichsten, brillantesten und interessantesten, mit die drei versammelten Sternbilder, der hervorragendste Theil der Milchstraße, dessen außerordentlicher Glanz durch die dicht dabei befindlichen schönsten Kohlensäcke noch gehoben wird, sowie die ebenfalls benachbarten Gasnebel bilden einen um das leuchtenden Kreuz und mit diesem ein Ganzes, dessen Anblick nie müde macht.

Auf See gibt es da Nächte, wo alles Glanz und Feuer ist, eben diese herrlich leuchtende Sternenhimmel und neben die funkensprühende Meeresflut längs des Schiffs, das hinter sich noch das Kielwasser in Gestalt einer breiten Straße einschlägt. Millionen Leuchtwürmer scheinen da jeden Augenblick mit ihrem wundervollen Licht aus der See zu tauchen und ebenso schnell andern Millionen Platz zu machen. Hinunterblickt man in dieses wildbewegte Funkengewühl des Meeresleuchtens hinab. Ueber die Verschäumung des kleinen Schiffs gelehnt, sieht der Zuschauer die Flut oft kaum drei Fuß unter seinem Auge vorüberschießen; er könnte sie beinahe mit der Hand erreichen und möchte die Funken haschen, die darin vorübereilen, bald in mäßiger Hast, bald pfeilgeschwind, je nach der schnelleren oder langsameren Bewegung des Schiffs. In diese sehr langsam oder liegt das Schiff so gut wie still, so zeigen sich in der dunkeln Flut nur vereinzelte Funken, die einen Augenblick langsam darin irren wie die letzten Fünkchen im Zunder und in der Asche verbrannten Papiers. Auch wenn das Spritzwasser nachts in einen hinteren Raum des Schiffs geräth, schienen die Funken am Boden hin.

Und endlich blickt man von der wildbewegten Flut wieder auf: welcher Gegensatz, welche hehre Ruhe unter den Lichtpunkten des Himmels! Nur bisweilen wird diese Ruhe gestört durch jähe Sternschnuppen oder durch eine vorüberschießende Feuerkugel, vor deren grellem Licht die Sterne momentan erbleichen.

Man beklagt dann in solcher Nacht, wenn Wolken den Himmel überziehen und eins der schönsten Schauspiele beeinträchtigen, das dem einsamen Pilger in dieser Wasserwüste geboten wird. Auch meinem Schauen in das Gewölk nicht angenehm, wenn auch aus andern Gründen. Ich zweifle nicht, daß er auch empfänglichen Sinn für die Sternensprache hat; vermuthlich hält er es blos nicht für nöthig, sich darüber auszusprechen. Ein einziges mal gab er seine Bewunderung laut zu erkennen, als eines Abends in einer von den Wolken noch lang gelassenen Oeffnung plötzlich Mond und Abendstern, beide nur ungefähr einen Grad voneinander, auf einem unbeschreiblich zarten und tiefen Hintergrunde erschienen.

Während der Tagwache müssen die Wolken natürlich häufig als empfindliches Schauspiel dienen, das man mit dem guten Howard und mit Goethe betrachtet. Der letztere wollte die Howard'sche Wolkenterminologie bereichern und sagte für „Wand" dann; hier hätte er dann wieder als Beispiele, sinkende aber endlich, kürzlich u. s. w. passirende Wand beschreiben können; doch ist die Wand überhaupt nicht recht Gattung, da sie ihre Existenz blos einer Augentäuschung verdankt. Die Howard'schen Ausdrücke bezeichnen wirkliche Wolkenformen, während die „Wand" nur ein Scheinbares ist.

Wir erkennen wol, daß alles, diese ungeheure Flut und dieser unendliche Himmel darüber, ein Lebendiges ist, aber das Ungeheure dieses Alllebens wird uns besonders in der Einsamkeit zu Zeiten drückend und wir sehnen uns nach Erscheinungen eines Lebens, das unserm eigenen näher verwandt ist; wir spähen aus nach Spuren organischen Lebens im engern Sinne dieses Worts. Der Gefangene im Schiff späht jedoch oft tagelang vergebens aus seinem Kerker nach derartigen Erscheinungen. Er erinnert sich jetzt, wie er in den nordischen Gewässern während des winterlichen Wetters der Möven müde geworden war; — jetzt sehnt er sich vergebens, eine einzige Möve zu erblicken. Endlich wird ihm Entschädigung, es erscheinen Captauben, bisweilen einige, bisweilen viele, die das Schiff tagelang begleiten. Da lassen sich ihrer drei oder vier auf dem glatten Kielwasser nieder, wo sie regungslos sitzen bleiben; wir lassen sie weit hinter uns und bald sind sie dem Blick entschwunden; aber nicht lange, da kommen sie schon wieder, spähen nach Beute und ihre Verricht vereitelt all unsere Mühe, eine von ihnen in unsere Gewalt zu bekommen. Auch die Seeschwalbe beginnt um die Masten zu kreisen und läßt sich bisweilen darauf nieder.

Unser Schoner selbst birgt auch mancherlei organisches Leben, wenn auch meist kein willkom-

[illegible] Zum Glück gehört dazu keine zahlreiche Mannschaft und auch schlechtere Wasserverdrängung, wie ich sie in einem andern Schiff hatte. Ein Uebermaß habe ich es nur mit harmlosen Geschöpfen zu thun. Allüberall finden sich die Irrgewölbten, Spanier von Herkunft, denn der Schauplatz war meistens in Malaga gewesen und hatte von drei auf Reisen mitgebrachte, treue Diener gehabt, nachdem sie in unvollkommenem und barem Idiome sich verständlich nach Hamburg und von da wieder südwärts nach dem Innern gewandt waren, in der milden Temperatur lebendig wurden. Nach Klagen und Mühen europäischer Einrichtungen begannen sich in der Temperatur nach und nach zu regen, um einer noch glänzenderen Zukunft im südlichen Paradiese entgegenzugehen, wenn sie nicht über während der Ueberfahrt einer Epidemie am Bauche fielen. Denn Epidemien werden ebenfalls lebendig, und wenn ich in schlafloser Nacht in meiner engen Koje da meine Gedanken, gerathen mir die seltsamsten Thierchen häufig zwischen die Finger. Auch an den Eindringlingen erkannte, die ich ein echt südamerikanisches Gewächs; sie ist überall bekannt und zeigt sich überall in Sitten und Gewohnheiten als dieselbe. Kommen wir in ein Tropenland, wo uns die gesammte organische Natur, die Menschenwelt nicht ausgenommen, als ein Ungewohntes entgegentritt, da erscheint, wenn sonst nichts, doch wenigstens die liebe, altvertraute Fliege als Vermittlerin und sagt uns: „Sieh, ich bin auch da; thu' nur, als ob du in Hause wärest!"

Viele Tage bekommt man keinen Fisch zu sehen. Man blickt hinab in die scheinbar dunkle, aber durchaus reine Flut, aber sie erscheint leer. Man macht sich vielleicht den Zeitvertreib, eine nur mit Luft gefüllte und mit gutem Kork wohlverschlossene Flasche an einer Leine in die Tiefe zu senken, natürlich mit Hülfe eines angehängten Gewichts. Nach einiger Zeit zieht man die Flasche heraus. Sie ist wohlverschlossen wie vorher, aber mit Seewasser gefüllt, das unter dem gewaltigen Druck der Masse seinen Weg durch die Poren des Korks fand und die Luft vertrieb, um deren Platz einzunehmen. Wären die Poren nicht, wäre die Flasche hermetisch verschlossen und man versenkte sie in eine bedeutendere Tiefe, so würde sie in tausend Splitter zerdrückt werden.

Der Neidende spürt aber lieber nach interessanteren Dingen, die aus der See kochen sollen; und während er vergebens spürt, schwimmt ihm zur Gesellschaft nicht selten eine ungeheure Schildkröte, die Seeschule, vorüber, deren stattlicher Panzerschild der Mannschaft mit ihren kostbaren Schildpattarbeiten [illegible]. Sie sieht allerdings still auf der Flut und man hat Schiff in das Vorwärtsschwimmen, aber das Auge läßt sich nicht täuschen, es sieht die Seeschule von dem Fremden, sieht die bewußte Entfernung verschwinden und entdeckt die Schwächen. Nicht Hunger war es hungrig, aber wir ziehen es vor, sie ruhig und ungestört in ihren Schuhe schwimmen zu lassen. Auch wurde sie sich verbunden für den Versuch zu rächen wissen, denn eine unverhältnismäßige Verletzung der Mannschaft in der See wurmt, kann sehr schwerwiegende Folgen haben.

Aber nun zeigen sich endlich auch Bewohner der Tiefe. Jetzt taucht ein fliegender Fisch auf, da noch einer. Wie Schwalben fliegen sie über die Wellen hin, um sich wieder zu verbergen. Dann und wann erblicken sie in Menge, mit Flügeln und auch auf einmal. Viele davon, wenn sie sich während der Nacht dem Schiff nahen. Die Fliegen dann gegen dessen hohe Wand und fallen betäubt in die Tiefe zurück; oder noch schlimmer, sie fliegen über das Schiff weg, fallen aber wieder, bevor sie auf der andern Seite das heimatliche Element wieder erreichen konnten, und sind nun eine willkommene Beute des nachfolgenden Fisch liebenden Reisenden. Der fliegende Fisch ist in der That ein sehr feiner Fisch für die Tafel. Sein Los ist ein höchst tragisches; — er ist ein kleiner Fisch und damit ist alles gesagt. Er entreißt sich der unsichern Heimat, wo der Hai Jagd auf ihn macht; es zieht ihn empor in ein feineres Element, in die Region des Lichtes; aber auch da droben Gefahren; der Kraft ermattet, er muß immer wieder untertauchen in die Region der Feinde. Der Seemann hält ihm freilich nicht nach, dem überlistet er sich nun selber, und dem Matrosen, der derbe und reichliche Mahlzeiten liebt, ist mit dem kleinen Fischchen auch nicht viel gedient und er überläßt es gern dem Passagier.

Anders ist's, wenn sich große Fische zeigen: Delphine, Schweinfische oder auch Bonitos. „Fische!" ruft der Mann am Steuer, und flugs rennt man, um die Harpune nebst Zubehör hervorzusuchen. Gewaltige Schweinfische ziehen in Scharen vorüber. Leider waren meine Schiffer, und namentlich die Mannschaft dieses Schooners, immer sehr schlecht eingeübt auf den Fischfang und gute Belgegabeln zu legieren. Hier man auch

nicht einmal gern, denn sie reizt gewöhnlich nur mit der Mundspitze ein. Einen Harpune hat man aber am Bord. Man sucht und findet endlich das verrostete Ding. Man stößt ein Schaft hinein, auch der ist bald gefunden, muß aber erst zurechtgeschnitzt werden. Endlich ist man damit fertig, hat auch eine Leine herbeigeschafft und das Mordinstrument hingestellt. Ein Mann postirt sich vorn beim Bugspriet und lauert auf die Beute; aber die Beute ist weg, die Schar ist verscheucht und kein Fisch scheint Lust zu haben, sich auf den Tod zu werfen. Da ist wiederholt ich das tückischste Manöver an. Sobald ich wieder Fische sehen, ist die Harpune heftig geschleudert, und bevor man sie herausgeholt hat, ist die Gefahrenheit verschwunden.

Heute aber ist es anders. Wir sind noch nicht im Meer. Der Fischfang wird auf die Zeit verschoben. Einige Fische werden da wenigstens um das schwarzbunte Schaf. Ob das thun. Denn ich ihren Leib verwundet, aber das sei ihn gar nicht; er steht mit den andern fort und fort um den Mastkorb Kugelbahnen und Schwenkungen. Endlich glückt dem Matrosen ein Wurf, die Harpune durchbohrt einen der Burschen und er wird an Bord gezogen. Ein Viertel ist nicht, er mißt nicht viel über zwei Ellen. Die Schiffer sind zu meiner Verwunderung zweifelhaft, ob das heftig blutende und etwas heftig krampfende kleine Ungethüm wirklich ein Hai sei oder nicht. Einen Hai zu essen, haben sie keine Neigung. Der eine wenn zwar, das französische Seeleute solchen Leckerbissen nicht verschmähen, aber die Franzosen sind für ihn (wie überhaupt für alle andern Seeleute) keine Autorität. Meine zoologischen Kenntnisse sind auch nicht stark, indem kann ich beim besten Willen in dem Fisch nichts anderes als einen Hai erblicken, bilde mich jedoch weislich, dies zu gestehen, sondern erkläre der Wahrheit zuwider) der Fisch sei auch nach meiner Ueberzeugung gewißlich kein Hai. Ich will nach langer Entbehrung am jeden Preis einmal frisches Fleisch haben, wenn auch nur Haifleisch, und fürchte, die Leute werden den Fang gleich wieder über Bord werfen, wenn ich das Ding beim rechten Namen nenne. So wird es denn für der Tafel bestimmt. Man kocht das Viertel nur ganz einfach im Wasser, wobei das Fischen flott, was es vielleicht hatte, verloren geht, denn es ist trocken wie Sägespäne und schmeckt auch gar nicht; aber ich esse redlich davon (meine Gefährten nur wenig), denn es ist doch endlich einmal etwas Frisches!

Also spähe übrigens auch nach Abwechslung, nicht ich allein. Der Steuermann wirft einen ernsten Blick auf die regungslosen, schlaffen Segel, aber er verliert seinen guten Humor nicht. „Wir bekommen heute Abend noch Wind", sagt er, wie er's schon manchen Tag vergebens gesagt, und lächelnd tröstet er mich heute mit dem schönen Reime: „Brasilien ist nicht mehr fern!" Das ist aber blos ein leerer Spruch, denn wir sind noch sehr weit vom Ziel. Bringt übrigens, das Land nähe sich, so würde dies mein Steuermann wissen, auch wenn er Lunge und Herze nicht bewahren hätte, und über die Region, in der wir uns befinden, ganz im Unklaren wäre. Er müsse das Land riechen. Er hat mir schon verschiedene Male auch Andern, namentlich Hunde, das Land riechen, noch bevor es in Sicht ist. Viele Seeleute und auch manche andere Personen riechen es. Die Landluft ist nun einmal eine ganz andere und gut empfindliche Nerven wirken sie nach langer Entbehrung äußerst stark. Mir will das Riechen und die starke Wirkung aus der Ferne nicht sogleich einleuchten, aber er hat ein Beispiel bereit und erzählt mir, wie ein Mann nach langer Seefahrt, als sich das Schiff dem Lande genähert hatte, dem überwältigenden Einfluß der Luft des noch ungesehenen Landes erlegen und plötzlich gestorben war. Ich spreche keinen Zweifel weiter aus. Segelt oder pilgert doch fast jeder Mensch nach einem geliebten oder auch nicht geliebten, sondern blos ersehnten Lande, und stirbt doch jeder, ehe er dieses Land erreicht, ja meist, bevor es ihm auch nur vergönnt gewesen, von fern einen Blick hinüberzuwerfen.

Das Schiff liegt still, die Matrosen um und um und der Abend bringt noch immer keinen Wind.

Der Teufel im deutschen Sprichwort.

[illegible] — Oft kann man vom Herzen seine Sorge oder vom Haupt seinen Hut nehmen. Ob auch die neuere Theologie den alten Teufel [illegible] personifizierten verflucht oder im [illegible] Sinne [illegible] man auch die Bedeutung eines [illegible] [illegible] Macht zugeben — in der Volkssprache ist der Teufel unverwüstlich. Er ist [illegible] [illegible] auf den deutschen Sprichwörter [illegible]. Er hat auch ein [illegible] [illegible] und [illegible] Humors und [illegible] Menschenkenntnis.

Wie der Arzt [illegible] hat [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible]

Schinkenschneider, aber „auf seinem Ohr ist nicht gut gehen“. Er ist ein unterhaltender Gesellschafter, aber „wer mit ihm tanzt, muß das Parkett für ihn bezahlen“. Er ist ein unternehmender Kaufmann und „Wein und Bier hat seine Manier“. Er ist ein französischer Sprachlehrer im christlichen Deutschland, „bei dem Lachen ein gemeinsames Idiom taucht der letzte hinterdrein“. Er ist ein freisinniger Staatsmann, aber der Aristokrat, der er ursprünglich war, hat seinen Privilegien zuzeiten zum Schaden gedient, denn es heißt: „Knechtschaft ist vom Gott, Knechtschaft vom Teufel.“ Er ist ein kluger Diplomat und auf seiner Schule gehen Männer hervor wie Talleyrand, denen die Sprache dazu dient, ihre Gedanken zu verbergen, und deren Grundsatz ist: „Wenn man nicht helfen will, so gewinnt oder handelt einen guten Strick.“ Er ist endlich ein feiner Gesellschafter, darum heißt es: „Lange zu Hofe, lange zur Hölle“, gleichwohl ist er auch wieder vielbeliebt gewesen, denn „er sprießt immer auf den größten Haufen“. Sein Sprichwort meinen gemeinen „Der Teufel ist der Pöbel“, der übrigens bekanntlich in allen Schichten seine Vertreter hat.

Der Teufel ist nicht verheiratet, sondern ein Junggeselle der Junggesellenassociation. „Die Welt ist des Teufels Braut.“ Er ist ein Blutsverwandter, der vom Blute zu Blute schwört. Seine Mutter hat er nicht, aber eine Großmutter, die noch schlimmer ist als er. Er steht sich überhaupt gut mit alten Weibern; der ganze Hexenwahnglaube beruht auf dieser Anschauung. „Was er nicht mag erraten, das muß ein altes Weib verraten.“ „Eine böse Schwiegermutter ist des Teufels Unterstaller.“ „Wer ein böses Weib hat, braucht keinen Teufel.“ „Wo die Frau im Hause regiert, da ist der Teufel hausknecht.“ Vom bösen Ehemanne heißt es: „Gott hat sie verschaffen, aber der Teufel hat sie zusammengebracht.“ Namentlich „Weiber, wenn sie waschen und backen, haben den Teufel im Nacken“ und „wo gar eine alte Weibsmesse im Hause ist, da sitzt der Teufel im Schornstein.“

„Wenn ein Papst gewählt wird, sind die Teufel nimmer zu Hause“, und „Je näher Rom, desto näher Hölle.“ „Der Teufel hat mehr denn zwölf Apostel“, er hat auch mehr und größere Märtyrer denn der liebe Gott“, — „und die Wüstlinge“, sagt Luther hinzu, „sind seine Kirchväter“. „Der Teufel hat auch seine Sacramente“, als da sind: „Ein ungerechter Richter, ein Jude, ein Bairisch (von welchem nach dem Sprichwort schlechte Juden auf einem gehen), eine alte Nonne, ein Hochzeitsgast und ein Arzt.“ „Mit Glocken und Glöckleinläuten läutet der Teufel zur Messe“, ist er doch „ein eifriger Beichtvater in seinem Sprengel“. „Wo der Teufel nicht hin mag, da schickt er einen Mönch.“ „Was der Teufel nicht machen kann, gibt er den Juristen in Verding“, denn „Was der Löwe nicht kann, kann der Fuchs, was der Fuchs nicht kann, kann der Teufel, was aber der Teufel nicht kann, kann der Jurist“. „Zu mit Juristen fange man den Teufel im freien Felde.“ „Der Teufel hält seinen Juristen und seinen Jagdhund.“ Er verdankt übrigens seine Macht viel schwerer als der liebe Gott. Er lohnt seinen Anhängern mit der Hölle; „wer sich mit dem Teufel gemein macht, bringt den besten Tag darin.“ „Wer im Bunde ist, fährt im Teufel zum Teufel“, und „in der Hölle gilt kein Stimmenmehrheit.“ „Was man Gott entzieht, gibt man Teufel zu“, und „Wer nur halb Christ ist, ist leicht ganz des Teufels.“ „Geben ist ein Wucherkauf, der dem Teufel Konkurrenz macht.“ Auch „Geduld reizt den Teufel.“ Und so klug und mächtig er sein mag, im Vergleich zu Gottes Macht und Weisheit ist er dem Volke doch immer nur „ein armer“ und „ein dummer Teufel.“ Daraus hilft sich das Sprichwort mit dem gewöhnlichen Glauben:

Gerichte der Teufel dann auf Erden,
Morgen wird Gott Richter werden —

geht allen Verlockungen und Versuchungen mannhaft mit dem mutigen Gottvertrauen entgegen: „Gott hat es mit gegeben, der Teufel will es mir nicht nehmen“ und spricht schließlich allen persönlichen Teufeln schauer mit dem Sprüchwort: „Was die Völker fürchten, den Völkern“

Gedichte aus dem Ungarischen des Alexander Petöfi.

Von A. Ebners.

4. Ab die Larve!

Hinweg die Larve, die ich lang getragen,
Reißt mir der falschen Röthe vom Gesicht!
Die Farbe wurde in Kummer mir geschlagen,
Indeß ich krankte mit erborgtem Licht.

Wenn manches frohe Liedlein ich gesungen,
Dann meinet ihr, mein Herz sei freudentrieb,
Weil ich für kurze Zeit mich Last bezwungen
Und nicht vergagend blicke, todesbleich.

Schön glänzt die Blumen, die allen will verheeren,
Und Gräber schmücket man mit buntem Laub,
Doch trinnen modert, was der Wurm verzehret
Und was er übrig läßt — vom Staube Staub!

Ich war ein Gaukler, flog von Scherz zu Scherzen
Und sprang mit Lächeln in der frohen Schar.
Doch keiner ahnte, daß dem armen Herzen
Die Lust für alle Zeit entflohen war.

Und doch! — Wie gern möcht' ich den Scherz erneuen,
Ob auch mein Herz verglüht in Kummers Brand.
Könnt' ich dadurch sanft trösten und erfreuen
Mein tiefgebeugtes, armes Vaterland!

(Hierzu ein **Beiblatt.**)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Pariser Mittheilungen.

II.

Von Maximilian Schele de Vere. Regierungs-Rath und Bürgermeister Hannover.

P. s. S. — Das pariser Leben zeigt eine schnelle Entwickelungsperiode, gegen welche unsere Zustände verhältnißmäßig erstarrt erscheinen. Während der Winter-Saison beginnt für die Damen der großen Welt der Tag nicht vor 12 Uhr. Nach der Toilette, einem mühsamen Geschäft, Gott muß in sein Paar Glacés, Kutscher, Bedienter, Schlitten und dem Putz der Pferdeliegt Last genug ist so groß, daß die Pflege häufig vernachlässigt wird. Demnach unterhält man sich bis Mittag über das abgelaufene. Man weiß eine interessante Begegnung verschwiegen und einen pikanten Scandal nicht ist ein unergiebiger Blick darüber. Ist ist eine gedankenlose Mittheilung unmöglichen Ereignisse, ein unerhörtes Verbrechen, die unerhörte Leichtigkeit und Leichtigkeit verschwunden werden, nicht auch Liebe, Leidenschaft und Ehebruch. Uebrigens weiten sich die Gemüthsbewegungen selten, und doch sie sachlich. Sie sind so Pflicht, Ehrgeiz und den anderen Damen zu unterscheiden.

Die Champs-Elysées strahlen schon vom Morgen, wenn die Menge von der Promenade heimkehrt. Inzwischen steigt der Abendhimmel eine wundervolle Färbung, der Thätigkeit von Tausenden erhebt sich geschäftig und Arbeitsvolk spricht zur Menschenruhe, wenn hier nicht der Lärm zu groß wäre. Man hatte Besuche abgemacht, nachher kommt das Theater an die Reihe, endlich um 1 Uhr macht Gang der Ball an. Diese Lebensart ist so ruinirend, daß die Damen stromweise Kräuterthees trinken, um erschlafften Gliedern neue Spannkraft zu verleihen. Die Männer fügen sich darein nach Satz und Pflicht in das Leben, politische Interessen nützen ihnen den Morgen, Einkaufen in den Straßen die Promenade hilft über den Abend hinweg.

Es ist eine ungeheure Atmosphäre in Paris, der heilige Ernst der Arbeit, die Lebhaftigkeit Kraft der Willens leben. Reich werden um jeden Preis! leben so, wollen neues Leben — Genießen schien Manchen, welche ein Leben erreicht, der einzige Lebenszweck, ein allgemeiner Taumel hält die einen wie die anderen gefangen. Wie herb schmeckt oft die süßen gewählte Frucht! Mit solchen Empfindungen entfloh ich häufig dem Quartier de la Madeleine und suchte andere Bilder auf.

Jenseit des Flusses gibt es Straßen ohne Laden, Klöster, Erziehungsanstalten und ruhige Privathäuser reihen sich aneinander. Die Stille wirkt wohlthuend. Sind wir wirklich noch im großen Babel? Hübsche Frauen über die Rue Vaugirard, die schwarze Soutane des Priesters begegnet oft dem Blick. Hier läßt es sich gut träumen, studiren und lieben. Dinge zu wissen im eigentlichen Paris die Mode schreibt.

Ich hatte zu einem Professor, den ich unter seinen Schülern und Büchern gewissen besuchte. Sein Arbeitszimmer befand sich auf dem dritten Stockwerk. Durch die Fülle der Bücher ist der Raum noch kleiner. Die paar engen Kammern waren buchstäblich durch die Bibliothek angefüllt. Der Gelehrte schrieb an einem Tisch, auf welchem kaum Platz für seine Hände war. Uebrigens war mein Professor auch kein Pedant, er liebte die heitere Geselligkeit, er sah ein Vergnügen auch unter dem Einfluß der Tafelgenossen.

Einst Morgens saßen wir zu Kaffeetassen und Brödchen und vom Essen. Zeitungen und Bücher bildeten die unentbehrliche Wechselbeschäftigung an. Ein originelles Titelblatt erregte meine besondere Aufmerksamkeit. Es stellte Caricaturen dar — es war ein komisches Werk.

„Wie kommen Sie dazu?“ sagte ich verwundert.

„Und will die Volksmeinung zur Sprache“, erklärte mein Professor lächelnd, „auch hat der Zeichner schon viel von Modell. Gestern der Diplomat, heute sagt der Bürgermeister beschäftigt Frauen. Unser Zeitalter der Veränderlichkeit ist der Schlüssel zu unserer Politik.“

„Also hätten wir Revolutionen eine Nothwendigkeit für uns [illegible]?“

„Ja. Blättern Sie in unserer Geschichte. Unter Philipp dem Schönen hatte Frankreich seinen ersten Aufstand. Wer übt da [illegible]? Die Aufständen verlangen und nicht richtig auszudrücken. Sie verstand und auch [illegible] Kunst nicht, wie wir sie nicht verstehen — wenn es [illegible] sind.“

„Wie verstehen auch den Nationalcharakter der Deutschen und Franzosen ist, so hat sich doch ein bedeutender Einfluß deutscher Anschauungen auf die neuere französische Literatur nicht verkennen. So sagt George Sand unsere Philosophie vollkommen richtig auf. Der neue französische Roman behandelt häufig den Zwiespalt von Gefühlen und Wollen, eine Reihe psychologischer Entwickelungen.“

„Hat sich damit vollständig langweilig gemacht“, warf mein Professor ein. „Die französische Kunst besteht darin, auch einen ernsten Gegenstand unterhaltend darzustellen, wie es Roman gelang mit seinem ‚Leben Jesu‘.“

„Finden Sie nicht, daß er die Sache sich zu leichtfertig anstellte?“

„Lassen Sie die Thatsache antworten — ein protestantischer Geistlicher behandelt den nämlichen Gegenstand so gründlich und gelehrt, als es ein deutscher Gregor im Stande ist. Sein Werk wird von einigen Academikern gelesen, während Renan 60000 Exemplare absetzte.“

Ich brach bald nachher auf, um durch das Quar-

zur Ruhe hinzuweisen, mein Gefährte begleitete mich. Der Weg war weit, nachdem ich mit Interesse die schwarzen Mauern der Barbaren betrachtet, that uns Ruhe noth. Wir traten in ein jüdisches Kaffeehaus, wo ehedem der Club der Girondisten sich befand. Einige junge Leute saßen ruhig an den Tischen, in Journale vertieft. Unter der Masse von Zeitungen befand sich auch ein schlecht gedrucktes russisches Blatt aus Polen, sogegen fehlte die augsburger „Allgemeine Zeitung". Im Kloster der Franziskaner (Cordeliers) befindet sich jetzt die Ecole de médecine und gegenüber stehen die Gipsmasken der Hingerichteten am Fenster. Wir bemerkten darunter ein auffallend, fast hübsches Gesicht: es waren die Züge des berüchtigten Taschendiebs, der eine große Anzahl von Dienstmädchen diente. Physiognomie und Phrenologie hätten hier verlorene Mühe gehabt. Etwas weiter in der engen, schmutzigen Gasse schleppt eine Frau, ein Kind auf dem Arme, in ein Leihhaus. Sie reicht gierig ihr warmes Tuch hin, das sie vor dem Winter schützen sollte. „Elend hier, Verbrechen dort!"

In der Rue royale ist eine englische Restauration, welche „Sandwichs" aufmacht. Ich trat ein, mich zu einem meiner naturhistorischen Gänge zu stärken. Am Tische nebenan saßen drei Nationalgardisten und tranken schlechtes Bier. Sie sprachen über Industrie, der Wortführer meinte, bald würde die französische die englische unterjocht haben; es bestände nur noch der Glaube, die englischen Fabrikate seien dauerhafter; diesen Glauben gälte es noch allein zu erschüttern. Nachdem der behagliche Bourgeois eine Weile so geredet, machte er sich den Schnurrbart, schnalzte die Kuppel, so gut es ging, um die runkliche Fülle des Leibes und eilte mit den Kameraden zurück zum Wachtdienst. Vorher hatte er einem wildaussehenden jungen Manne, einem Künstler, Vorwürfe gemacht, daß dieser sein Haus nicht mehr besuche. Wollte er mir, dem Fremden, vielleicht auf diese Weise die Mittheilung machen, daß er einen Salon habe?

Selbst in dieser Klasse fehlt es in Paris an vulkanischen Erschütterungen nicht. Ein wohlhabender Kaufmann besaß eine hübsche Frau, die ein Liebesverhältniß unterhielt. Der Gatte ahnte lange nichts davon, einst aber empfängt er in ihrer Gegenwart einen Brief und verfällt in tiefen Unmuth. In ihrem Schuldbewußtsein ahnt die Ungetreue das Schlimmste; sie will ihm durch Schmeicheleien den Inhalt des Briefs entlocken, aber auch wird sie zurückgewiesen. Sie sieht sich entdeckt und die Leidenschaft ertheilt der Unglücklichen den schlimmsten Rath. Gegen Abend kehrt der Gatte heim; er hat den Eindruck einer unangenehmen geschäftlichen Nachricht überwunden und will seine Heftigkeit gegen seine Frau durch ein Geschenk sühnen. Zu spät! Sie hat sich vergiftet und das Bekenntniß des begangenen Fehlers erklärt ihren Selbstmord.

Die Zustände sind hohl und durchaus corrumpirt; nirgends erreicht die Prellerei einen höhern Grad als in Paris, sie ist dort systematisch organisirt. In den Speiseschlafen zu bestimmter Stunde spielt „Das Supplement" eine so große Rolle, daß bekannte die Haupthefte verschwindet. Die Zimmervermiether nennen, an allen Orten eine schlimme Rasse, haben in Frankreichs Hauptstadt die hohe Schule der Prellerei durchgemacht. Ein alter Lappich wird als bedeckt erklärt, ein Kruchter durch den Rauch des Kaminß geschwärzt. Kein Miether darf mit seiner Habe die Wohnung verlassen, bevor nicht die Herrin derselben eine genaue Durchsuchung der Räume vorgenommen, da findet sich immer etwas, die Rechnung anzuhängen. Man protestirt vergeblich, sieht vor dem „Juge de paix". Der ist höflich, erklärt, wer er wohl wolle, daß man in den meisten modernen unerlaubten Vortheil suche, und fragt zuletzt: „ziehen Sie den Zustand Ihrer Wohnung beim Einziehen unterschrieben?" Selten denkt jemand an diese Vorsicht — und muß nun für sein Vertrauen büßen.

Wie wird der Fremde in jeder Beziehung ausgebeutet! Aber irgendeine Schwachheit kann ihn noch mit gröblichern Klassen, als die geschilderten sind, zusammenbringen. Ein unerfahrener junger Mann darf zufrieden sein, wenn er mit mäßigen Verlust in Gesundheit und Vermögen davonkommt.

Die Thiere und Pflanzen des Gärungsprocesses.

I.

Vielfache Untersuchungen sind über den Gärungsprocess gemacht worden, doch werden sie gegenwärtig alle durch die Forschungen von Pasteur in den Hintergrund gedrängt. Pasteur ist ein französischer Chemiker, zu Dole 1822 geboren. Schon 1846 trat er als chemischer Präparator in die École normale ein, war nacheinander Professor der Chemie in Dijon, Strasburg und Lille und wurde 1857 an die École normale supérieure berufen; zugleich öffnete ihm die Academie des sciences ihre Pforte.

Durch chemische Studien über die Erscheinungen, welche die Gärung der organischen Körper begleiten, wurde Pasteur zur Physiologie hinübergezogen. Als er bemerkte, daß sich mit diesem Gärungsprocess die Existenz und Entwickelung gewisser mikroskopischer Wesen verband, mußte er sich die Frage vorlegen, ob die Schöpfung dieser lebendigen Atome ein freiwilliger Act sei oder sich durch die gewöhnlichen Gesetze der Reproduction erklären lasse. Er begann damit, alle Elemente dieses schwierigen Problems zu untersuchen, das seit so langer Zeit die Naturforscher beschäftigt hat, und es ist ihm gelungen, die Ansicht, welche aus dem Innern der unorganischen Materie, ohne Vermittelung von zeugungsfähigen Keimen, Neues entstehen läßt, siegreich zu bekämpfen. Die sogenannte Generatio aequivoca hat in der Wissenschaft vielen Beifall gefunden. Man gefiel sich darin, im Schoße der Materie, aus dem alle Formen und Bewegungen hervorgehen, eine geheime Macht zu suchen, welche im Krystall wie in der Pflanze und im Thier

sich thätig erweist. Pasteur hat nun nach und nach alle Begründungen dieser Theorie bekämpft und bis zu einem gewissen Grade widerlegt.

Die Resultate seiner Forschung hat er in einer Abhandlung „Ueber die organisirten Keime, welche in der Atmosphäre existiren", niedergelegt. Den Eingang bildet die Geschichte der Lehre von der theilweisen Zeugung. Er zeigt uns, daß jene Theorie in unseren Tagen von der spiritualistischen Philosophie rationalistisch zurückgewiesen ist, obwol sie von dem Alterthum wie von dem Mittelalter angenommen war. Zwar hat man Recht die materielle Substanz von den lebenden Wesen getrennt, aber die Wissenschaft des Alterthums wußte die Kluft zwischen der lebenden und der todten Materie nicht auszufüllen. Die Entdeckung des Mikroskops hat schon den Beobachter eine neue Welt von Geschöpfen, die sich in den Flüssigkeiten thierischer oder pflanzlicher Substanzen entwickelten. Ein Engländer, Needham, publicirte 1745 in London ein Werk, das die Resultate seiner Beobachtungen enthielt und in welchem er über die Entwickelung mikroskopischer Thiere in der Flüssigkeit einer Küche berichtete. Er hatte vorher die Flüssigkeit gekocht, um alle Keime zu zerstören, die man mit den Substanzen verbunden wähnen konnte, aber die in der atmosphärischen Luft der Küche sich möglicherweise zu erhalten vermochten. Seitdem haben sich Buffon, Bonnet, Spallanzi mit dieser Frage beschäftigt, ohne zu einem Resultat zu gelangen. Die Akademie der Wissenschaften hatte sie öfters, stets ohne Erfolg, zur Preisaufgabe gestellt. Viel wie Dumas, der Naturforscher, vierhen Pasteur, sich nicht in dies Labyrinth zu verlieren. Ihn aber zog gerade die Schwierigkeit des Problems mächtig an.

Die Methode, die er anwandte, die in der Luft schwebenden Keime zu entdecken, war eine der einfachsten; er leitete nämlich einen Luftstrom über Schießbaumwolle, welche in Aether und Alkohol löslich ist. Die aneinandergewirrten Fäden der Masse halten alle Atome auf. Sie filtrirten in gewisser Beziehung die Luft. Alle Staubatome, die in der Baumwolle sich verfangen, finden sich in der aufgelösten Substanz auf dem Boden liegend. Pasteur sammelte diesen scheinbaren Staub und brachte ihn unter das Mikroskop. Er fand, daß die Luft mit kleinen Stärkekörnchen und Thieratomen erfüllt ist. Diese so gesammelten Keime erwiesen sich als fruchtbare Geschöpfe. In eine Flüssigkeit gethan, wurden sie durch Aufkochen getödtet; da aber das Gefäß offen stehen blieb, so erzeugte sich alsbald eine große Fülle Infusorien und Pflanzenkeime, welche die Flüssigkeit mit einer fett- oder gallertartigen Haut überziehen, mit Schleimstoff oder einer Schimmelecke, aus feinen, zusammenhängenden Röhrchen bestehend. Die Thiere sind Infusorien, kleine Monaden, Bacterien, Vibrionen. Die Bacterien sind vorzugsweise im Ueberfluß in der Luft verbanden. Dieses geringfügigste aller Wesen, das kleinste unter den Infusorien, findet sich in allen in Fäulniß übergegangenen Substanzen, in den Eingeweiden, im Weinstein, der sich an die Zähne legt, im Blut kranker Thiere. Sie sind die beweglichsten aller Infusorien, ihre Keime werden nicht durch eine Hitze von 100 Grad Celsius getödtet.

Schließt man die Flüssigkeiten, selbst die leichtgährende, in richtiger Weise von der atmosphärischen Luft ab, so zeigt sich keine Neigung zur Zersetzung, kein Zeichen des Lebens, keine innerliche Bewegung. Wie kann man also annehmen, daß die Entwickelung lebender Wesen in den Flüssigkeiten ein Phänomen freiwilliger Zeugung sei? Es scheint durch vielfache Proben erwiesen zu sein, daß die Gährung sich einzig durch die Keime lebender Wesen eingestellt, welche in der Luft verbanden sind in die Flüssigkeit hineingekommen sind. Die Arbeiten Pasteur's haben ein neues Licht auf die dunkelsten Phänomene des Todes und des Lebens geworfen. Das Keimen dieser Infusorien interessirt die Chemiker, denn diese so unendlich kleinen Organismen erscheinen als mächtigste Werkzeuge der Zersetzung, nicht minder als die Pflanzen, indem sie zeigt, daß die Rückkehr der organischen Substanzen zu lebenden Körpern die wahre Quelle des Lebens ist. Seit lange hat man geahnt, daß derjenige, welcher das Geheimniß des Todes gefunden, auch das des Lebens gefunden hätte.

Der Wein, die Milch, alle Erzeugnisse des Pflanzenlebens sterben auf ihre Weise, und vom lebenden Wesen selbst muß man sagen, daß die Arbeit des Lebens vom ewigen Tode begleitet wird; in dem Maße, daß neue Atome in den Lauf der Existenz hineingezogen werden, werden andere verworfen. Die Arbeit des Todes wird beschleunigt durch die Arbeit des Lebens.

Ueberall, wo eine Materie sich verwandelt, zersetzt oder verdirbt, streut die Natur ihre Keime aus, die ihre Nahrung in den der Vernichtung verfallenen Geschöpfen finden. Das Leben ist der wahre Phönix, der aus seiner Asche neu entsteht; es existirt nie, es geht nur von einem in einen andern Organismus über. Man kann der Natur nicht alle Geheimnisse auf einmal entreißen, nur auf Umwegen gibt sie diesen und jenen Schlüssel heraus, der uns ein Naturgesetz erschließt. Mohammed sagte: „Bei Gott sind alle Schlüssel für jegliches Geheimniß dieser Welt." Der Mensch erobert sich einen nach dem andern.

Man hat lange nach der Ansicht von Berzelius und Liebig die Gährung als eine sehr leicht zersetzbare Substanz betrachtet, welche die Gabe hätte, durch Sympathie zu erregen oder durch eine verderbliche Erschütterung die Zersetzung der organischen Materien, mit der man sie gemischt hatte, zu bewirken. Da die organischen Atome unbeständig sind, so glaubte man, daß die Gährung einfach das Gleichgewicht der Substanz löst und daß diese innerliche Revolution sich allmählich von einem Punkt aus über die ganze Substanz ausbreitet. Die Gährung erschien ihnen mit der Wirkung des Contacts verbunden.

Die am genauesten bekannte und beobachtete Gä-

rung ist die Vergärung, welche Fermente den Namen der Hefe trägt und eine organische Substanz (z. B. Zucker) bedarf. Leeuwenhoek sah unter dem damals noch sehr mangelhaften Mikroskop Hefe in Form kleiner länglicher und runder Kügelchen in ihr bewegt. Ihnen analysirte die Hefe und fand infolge der Destillation viel Ammoniak darin. Gaignard de Latour endlich erkannte, daß die Hefe aus lebendigen Zellen besteht. Trotzdem haben man nach wie vor an, daß das Lebenserscheinungen, die schließlich die Wirkung in der Gärung, nur die Folge einer gestaltlosen Ursache sei.

Winter in London.

III. Eine Pantomime.

M. 5. — Alljährlich, vom Weihnachtsfest bis in den Februar und März hinein, führen die Theater sogenannte Weihnachtsvorstellungen auf. Wie in den früheren Jahren, prunkte sich auch diesmal Drurylane durch die Pracht und den reichen Pomp aus. Die Pantomime ist ein dramatisches Ballet, d. h. es wird darin gesprochen. Sie macht keinen Anspruch auf künstlerischen Werth, sie will nur unterhalten. Der Name des diesjährigen Stücks ist: „Harlekin Sinbad, der Schiffer, oder Die Feen im Diamantenthal", mit einer Introduction, die wenigstens ebenso gut ist wie das Stück selbst, und besonders durch die unlängst wirklich erfolgte Entdeckung der Nilquellen an Interesse gewinnt.

Die erste Scene zeigt uns die größte Pyramide Aegyptens; im Vordergrunde erwacht Oberon, der Gründer derselben, aus seinem tausendjährigen Schlafe und ist nicht wenig erstaunt und erfreut, als die Nymphe des Nil ihm erzählt, der Quelle des Flusses werde in kurzem von einem Fremden entdeckt werden. Er beschließt, diesen zu hindern und die Fortschritte Jungenglands, einst als Nilneman gefeierten Jünglings, zu hemmen. Doch der kühne Sohn Britanniens besiegt jedes Hinderniß, bringt den Geist der Vergangenheit, der im Gestalt der Negerschaft erscheint, zum Schweigen, kämpft mit einem Heer schrecklicher Schlangen und wird für seine Tapferkeit belohnt durch die Entdeckung der Nilquelle belohnt. Diese Scene, wunderschön malerisch und meisterhaft in Scenerie und Ausführung, ist allein werth, nach Drurylane zu gehen. Im hellen Silberlicht des Mondes sieht man eine romantische Felsengegend, aus deren Mitte die Quelle des Nils in natürlichem Wasser herabfällt. Eine Schar reizender Flußnymphen steigt von den Felsenhöhen nieder und begrüßt den jungen Briten, indem sie einen entzückenden Tanz vor ihm aufführt. Wenn auch die Nymphen Centralafrikas ein wenig dunkler gefärbt sein mögen als diese hier, wäre nur die Scenerie treu, man könnte den Wunsch nicht unterdrücken, dieses Zauberland in Wirklichkeit zu sehen. Gegen Ende des Tanzes wird der größte Theil der Nymphen mit großen Palmenblättern bedeckt, während die übrigen Blüten darstellen. Sämmtliche Palmenblätter und Blüten zu einer einzigen Riesenblume zusammengestellt, bieten einen wunderbar schönen Anblick. Die Nilnymphe, welche sich indessen leidenschaftlich in Jung England verliebt hat, versprecht, um ihn zu unterhalten, ihm die Geschichte von Sinbad dem Schiffer vorzustellen, der sich wie er selbst durch Unternehmungsgeist auszeichnet.

Sinbad hatte seine Güter einem indischen König zum Verkauf an, verliebt sich aber dabei in drei Töchter, deren Hand ihm versprochen wird unter der Bedingung, daß er den größten Brillanten aus dem berühmten Diamantenthal heimhole. Die Darstellung desselben ist glänzend. Eine dunkelblaue, bis in die Wolken reichende Felsenmasse, deren Farbenvariation sehr wirksam ist, umgibt das Thal, dessen Schimmern auf der Höhe nur wenig voneinander entfernt, die Diamanten, gleich großen Sternen leuchtend. Sinbad klagt, entdeckt einen Pfad, entschließt sich zu der unglaublichen Höhe der steilen Felsen hinauf, auf deren Spitzen die Diamanten glänzen. Da plötzlich senkt sich majestätisch wie aus Himmelsbläue ein Riesenadler herab, nimmt den kleinen Schiffer sanft in seine Klauen, trägt ihn auf die Höhe der Felsen und bringt ihn, nachdem er den größten Diamanten abgebrochen, wieder herab. Diese Scene ist meisterhaft und die Handhabung der Maschinerie dabei unübertrefflich. Auf der Heimreise zu der indischen Königstochter kommt aber Sinbad auf eine Insel, welche von scheußlich aussehenden kleinen Menschenriesen bewohnt wird, deren König unser in der Fabel bekannte „alte Meermann" ist, der sich auf dem Rücken empfindlicher Unglücklichen, die in seine Gewalt gerathen, festsetzt und sie so lange quält, bis sie unter seiner Last zusammenbrechen. Master Peter Neilette, ein schwächtiger Knabe, spielt den Meermann und thut sein Möglichstes in Bezug auf die Darstellung der Pferde des Abends. Mit einer Deutlichkeit der Sprache und einer Fülle des Organs, die in den weiten Räumen des Hauses widerhallte, stellte er Sinbad die schrecklichen Folgen vor, die im Fall von dessen Scheitern für ihn haben würde. Obgleich es Sinbad endlich gelingt, sich von dem gefräßigen Ungeheuer zu befreien, wird er doch nach der Vasallenstaaten Hauptstadt des Reichs gebracht, wo er gekocht muß, wie die kleinen Kannibalen ein Feuer anzünden, um ihn daran zu braten und dann zu verzehren. Im entscheidenden Augenblick erscheint wieder die Königin des Diamantenthals zu seiner Befreiung. Auf ihren Zauberschlag verwandeln sich die Vasallenstaaten in Blumenbeete und die widerwärtigen kleinen Geschöpfe aus des Meermanns Reich in reizende Feen, welche den glücklichen Sinbad mit seinen Diamanten heimführen zu seiner Verlobten, der indischen Königstochter. Diese Pantomime macht begreiflicherweise großes Aufsehen und wird wol ihre hundertste Vorstellung erleben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Guſtav.

Eines, Alter, iſt ſich gleich geblieben, das Herz und unſre Treue! (Ab.)

Valentin (folgt).

Verwandlung.

Eleganter Salon in der Wohnung der Madame Steiner. Rechts vom Zuſchauer ein Fenſter. Links ein Tiſch und eine Klingel darauf. Am Tiſch mehrere Fauteuils, ſo daß die Perſonen, welche ſich ſpäter ſetzen, nicht erſt nöthig haben, die Stühle ſich ſelbſt zu holen.

Fünfter Auftritt.

Madame Steiner. Frau von Flitter (treten zur Seite ein). Zuletzt ein Bedienter.

Frau von Flitter.

Vortrefflich eingerichtet, liebe Steiner, für ſo kurze Zeit magnifique! Grüßen Sie Evelinchen! Sie wird doch in England nicht den Spleen bekommen haben? Ha, ha, ha! Adieu, liebe Steiner! Ich vertröſte ſie auf meine Winterabende. Die beſte Geſellſchaft: Major von Waller nebſt Tochter, Oberſt Heineck nebſt Nichte, Geheimerath Zeiſig nebſt zwei Schwägerinnen. Die Eine ſingt vortrefflich, die andere malt, die Waller com-

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 10.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. X. — Ein Vorspiel des Bauernkrieges. Aus der B. Alexanderschen Handschrift. II. — Ueber das Ehrengedächtniß der menschlichen Seele. Von B. H. L. — Aus der Gegenwart der Positivismus. — Cuisinen. — Berühmte Maler. — Die Thiere und Pflanzen des Shakespeare. II. — Mangin, der Blechschmelzer von Paris. — Briefwechsel.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

X.

Als Charlotte Corday den Baron erblickte, fuhr sie in jäher Angst auf, und ihr erster Entschluß war, diesem Manne, den sie fürchtete, obgleich er ihr nichts Böses gethan, zu entfliehen; aber im nächsten Augenblick empörte sich ihr Stolz gegen einen solchen Beweis ihrer Ohnmacht. Sie erwiderte kalt und gemessen seinen Gruß.

Hoffte sie, daß damit ihr Zusammentreffen beendigt sein würde?

„Guten Morgen, Bürgerin!“ sagte der ehemalige Baron und jetzige Bürger Lehrun mit jener Sicherheit und dem schalkhaften Humor, der das Finstere seiner Erscheinung wohlthätig milderte. „Es lebe der Sonnenschein von Paris! Und es ist nicht recht von Ihnen, daß Sie bei so schönem Wetter Ihrem alten Bekannten kein freundlicheres Gesicht zeigen!“

„Ich glaubte nicht, daß Sie auf den Ausdruck meines Gesichts solchen Werth legten...“

„Bürgerin, Sie sagen nicht die Wahrheit! Ich habe nun einmal das Unglück, mit Ihr Mißfallen anzuziehen, so oft wir uns sehen...“

„Das hat sich doch nicht so oft ereignet; es ist heute das vierte mal.“

„Dies Wort in diesem Ton! Vor der Revolution wäre das für jeden Ehrenmann ein Kord in schönster Form gewesen. Aber jetzt — wir verwildern mit den Göttern; gute Sitten würden uns als Aristokraten verdächtig machen. Darum bleib' ich.“

„Ich bin freilich nur ein Mädchen und maßenlos.“

„Nicht also, Fräulein Corday! Es war kurz vor der Auflösung des Klosters zur Dreifaltigkeit in Caen, die Aebtissin gab ihre letzte Gesellschaft. Ein Mann, der sich viel im Leben umhergetrieben, auf seinen Höhen wie in seinen Tiefen, ein Abenteurer befand sich unter den Gästen. Hin und her ging das Gespräch; zuletzt wurde er der Mittelpunkt der Unterhaltung, denn er kam aus Paris und war bei allen Ereignissen der Revolution Augenzeuge gewesen. Unter seinen Zuhörerinnen fiel ihm ein junges Mädchen auf von einem Ernst, weit über ihre Jahre hinaus; nur selten öffnete sie ihre herb geschlossenen Lippen zu einer Bemerkung; was sie aber sagte, zeugte von hohem Sinn und männlicher Entschlossenheit; sie kam ihm vor wie ein Adler, der sich in eine Taubengestalt verirrt. Sie hatte in diesem Kreise von Mädchen und ältern Frauen, um die alle ein klösterlicher Hauch schwebte, ein seltsames Wesen, eine fremdartige Hoheit. Denen, die

täglich mit ihr verkehrten, mochte sich ihre Eigenart weniger mächtig aufdrängen als dem Fremden, der sie zum ersten mal beobachtete. Am Tage darauf sah er sie wieder im Klettergarten . . . sie ahnte seine Gegenwart nicht und spielte harmlos mit einer jüngern Freundin, einem roſigen, kindlichen Mädchen, das eben zur Jungfrau erblühte. Die strengblickende Minerva des vergangenen Abends hatte sich in eine lustige, blumenwerfende Nymphe verwandelt. Ja, hätte ein anderer bei diesem Schauspiel gesagt, so sind die Frauen, ein ewiges Räthsel! Der Fremde aber konnte nicht so reden, denn das Kind, mit dem die Jungfrau spielte, war ihm unendlich theuer . . ."

„Und mir auch!" brach Charlotte aus. „Meine arme, kleine Genovefa!"

Voll Theilnahme weilte das Auge Lenau's auf ihr; es hatte nicht mehr das blitzartige Aufleuchten und den scheuen Blick, die Charlotte sonst zugleich genügsam und beleidigt. „Dann vergingen einige Jahre", fuhr er langsam fort, „ehe der Zufall mich wieder mit ihr zusammenführte. Wir hatten nur wenige Worte miteinander gewechselt und aus manchem Zeichen konnte ich entnehmen, daß mir die Schöne nicht gewogen sei. Da streifte mich ihr Kleid auf dem Balkon des Stadthauses in Caen. Auf dem Platz wurde Heerschau abgehalten — und eben, mitten unter den Damen und Herren, die sich einander Glück wünschten, daß die braven Freiwilligen, die unten vorüberzogen, sie bald von den Lumpenrittern in Paris befreien würden, sagte der edle Pétion, der nebenbei ein großer Geck und ein mißratener Schauspieler ist: ›Der Anblick dieser Tapfern allein schon wird Marat tödten!‹ . . . Da wandte sich meine Schöne und entgegnete hastig: ›Sind Tausende zu einer That nöthig, zu der Eine Hand genügt?‹ Die andern lächelten: für sie war die Frage des Mädchens nur eine wohlklingende Phrase — für mich war es ein Blitz, der mir in der allgemeinen Dämmerung eine Heldin zeigte."

Bei dem Schluß seiner Erzählung war Charlotte erblichen; sie rang nach Worten, die jener Aeußerung das Gefährliche und Bedeutungsvolle nehmen sollten — aber sie fand keine und mußte die Blicke niederschlagen. War ihr Geheimniß durchschaut? Ein Geheimniß, das sie doch so gut gehütet! Verwarf das Schicksal ihr Opfer und wählte einen andern Arm zur Befreiung Frankreichs? Oder sollten gar nach dem unbegreiflichen Beschlusse der Macht, die diese Welt leitet, die Edeln, die Jungen und Schönen unterliegen und Marat triumphiren? Warum trat ihr kurz vor dem Ziel ein Mann hindernd in den Weg, dessen Absichten sie nicht kannte? War er ein Freund oder ein Gegner? Verbarg sich hinter der Maske freundlicher Theilnahme nur die List, sie dadurch um so sicherer zu umgarnen und zu vernichten?

Wie Wolken am Aprilhimmel in stürmischer Eile, so jagten diese Gedanken in ihr auf und nieder. Unveränderlich aber, nicht schmeichelnd oder weichend stand der Baron — sie kannte ihn nur unter diesem Namen — vor ihr. In ihrer Befangenheit und Bestürzung dachte sie nicht daran, daß gerade ihr Stillschweigen seinen Verdacht, wenn er sie beargwohnte, noch verstärken mußte; er aber kam ihr gleichsam zu Hülfe und sagte scherzend: „Diese Worte entschieden mein Geschick, ich wurde ein Gefangener des schönen Mädchens. Wenn ich zehn Jahre jünger wäre, würde ich mich in sie verliebt haben. Einen gewissen Einfluß übt unser Wille doch, wie mir scheint, auf die äußern Verhältnisse unsers Lebens aus; ich wünschte, dies junge Mädchen nicht aus den Augen zu verlieren . . . und siehe da, wir saßen zusammen in der Postkutsche, die von Caen nach Paris fährt, und fanden uns nun im Tuilleriengarten!"

„Ein eigenes Spiel des Zufalls", entgegnete nicht ohne Bitterkeit Charlotte, „der mir einen Späher nachsendet."

„Sie nehmen es allen tragisch, aber ich überlasse der Zeit meine Rechtfertigung. Sie stoßen mich zurück und ich komme doch mit einer guten Nachricht zu Ihnen. Die kleine Genovefa ist in Paris."

„Meine Genovefa ist hier? Bei Ihnen?"

„Parbleu! Sehe ich aus wie einer, der sich in diesen Tagen die Last eines achtjährigen Mädchens aufbürdet? Nein, sie ist bei guten, liebenswürdigen Leuten! Wie wird sie sich freuen, ihre liebste Freundin in Ihnen wiederzusehen! Eine Freundin, deren Anblick sie so lange und so schmerzlich entbehrt!"

In Charlottens Seele erhob sich ein bitterer Kampf. Alle sanftern Empfindungen ihres Herzens drängten sie der Freundin entgegen, an die sie trotz des Unterschieds der Jahre innige, schwesterliche Neigung gefesselt hatte. Unter ihrer Pflege war Genovefa groß geworden, ihr verdankte das junge Mädchen fast mehr als den Erzieherinnen des Klosters ihre Bildung. An Einem Reis wachsen so zwei weiße Rosen: die eine ist noch in der

Knospe, während die andere sich bereits zur vollen Blüte entfaltet. Manches Jahr hatten beide unzertrennlich aneinander gehangen, dann trennte sie die Revolution. Genovefa — sie hieß nicht anders im Kloster — folgte einer ihrer Lehrerinnen, einem Fräulein von Marmoutier, zu deren Verwandten, während Charlotte in Caen blieb. In der Aufregung und Erschütterung der Welt, bei der Theilnahme, mit der Charlotte den Ereignissen folgte und ganz von ihnen ergriffen und beherrscht wurde, legte es sich allmählich wie ein Flor über das Bild der Freundin. Hier, in Paris, mußte nun ein Mann, der ihr immer unentbehrlich geworden, sie an Genovefa erinnern. Die Ruhe, der Frieden, die Heiterkeit der Jugend standen wie ein vergessenes Märchen wieder in ihr auf. In den Schreckensnächten, die über Paris lagerten, leuchtete mit dem Namen Genovefa's ihrer Glanz auf; statt der Furien mit den schlangenumwundenen Häuptern näherte sich ein leichtbeschwingter, huld lächelnder Seraph. Ihr war's, als müßte sie die Arme nach ihm ausstrecken, die Freundin an das Herz schließen und unter Thränen und Küssen den Umsturz der Dinge und ihren eigenen blutigen Vorsatz vergessen. Was ist diese Welt, was Freiheit und Vaterland gegen die süße Gewißheit, geliebt zu sein! Gegen die Ruhe an der Brust einer geliebten Freundin! Und so sehr war Charlotte diesem Glück . . . sagte ihr eine innere Stimme, daß ihr guter Engel ihr nicht den Weg zur Rettung bereite? Nein! Nur Dämon flüsterte ihr zu: Wie, willst du deinen Entschluß aufgeben? Schwach sein wie ein Weibe? Und du wähntest, durch eine große That die Unsterblichkeit zu erringen? Was hast du mit der reinen, unschuldigen Genovefa noch theilen? Wie darfst du dich mit deinen Mordgedanken in ihre Nähe wagen? Fürchtest du denn nicht, daß sie das Blutmal auf deiner Stirn erkennend erkenne?

Und diese Stimmung behielt die Oberhand und entschied ihre Antwort.

„Sie haben mir eine große Freude bereitet", sagte sie mit bebender Stimme, in der ihres Herzens Kampf ausklang, „größer, als meine Lippen es ausdrücken können! Grüßen Sie Genovefa — nein, es ist besser, Sie erwecken mein Andenken nicht in ihr! Unsere Bahnen laufen nicht ineinander. Ich wünsche ihr das reinste Glück und den seligsten Frieden!"

„So wollen Sie die Freundin nicht wiedersehen? Ach, Sie lieben sie nicht mehr!"

So hart und ungerecht der Vorwurf ihr Herz traf, das nur mühsam seine liebende Zärtlichkeit zurückhielt, sie preßte die Lippen hart und streng aufeinander:

„Nicht heute — nicht morgen, Bürger. Ich kann nicht nach Paris, die Stunden zu vertrödeln."

„Abgeschlagen", erwiderte Lebrun sarkastisch. „Doch wenn mich nicht alles täuscht, habt mir da ein Heiler."

Diesmal erröthete Charlotte und ihr Pulsschlag ging heftiger. Der Herankommende war Marat Freund.

Das war noch eine der unruhigsten Nächte gewesen, die der junge Mann gehabt, nachdem er sich auf der Nationalbrücke von Lebrun getrennt hatte. Die widersprechendsten Pläne und Gedanken kreuzten sich in seinem Kopfe. Sollte er dem Vater anvertrauen, daß er um den heimlichen Einwohner des Pavillons wisse, in welcher Gesellschaft er ihn getroffen? Was war Wahrheit, was Lüge an diesem Manne? Die Freunde Marat's pflegten sich nicht zu verstecken — aber seit wann trugen die Freunde Marat's den Titel eines Barons von Pentmartin? Doch wie er auch sann, all sein Grübeln führte ihn stets zu der schönen Reisenden zurück, immer klang durch das wüste Gewirr und den wilden Lärm des Volksfestes ihre süße Stimme verführerisch an sein Ohr. Die Rücksicht auf sie war es auch, die ihm am nächsten Morgen im Familienkreise Schweigen über seine Entdeckung auferlegte, die ihn Genovefa's heimlichen Fragen mit Ausflüchten begegnen ließ und ihn zuletzt zum bestimmten Stelldichein nach dem Tuileriengarten brachte. Denn stärker als seine Abneigung gegen den vielgewandten Baron war seine Leidenschaft für Charlotte. Erschienen ihm auch am Morgen die Reden derselben als Uebertreibungen und Hirngespinste — Ausschmückungen der Wahrheit, darin sich von jeher die Abenteurer gefielen, um sich selbst vor der Menge der Sterblichen zu erheben —, in Einem Worte konnte Wahrheit enthalten sein und dies Eine zum Untergang der Geliebten hinreichen. Er aber hatte ihr gelobt, sie zu beschützen, wie durfte er fehlen, wo es sich um ihre Freiheit, ihr Leben handelte? Einem verwegenen Manne wie dem Baron war das Aeußerste zuzutrauen; vielleicht wußte Charlotte um seine verrätherischen Absichten und er dachte, sie mit ihrem Willen oder gewaltsam aus Paris zu entfernen . .

Aber da war sie; ihr Anblick wirkte wie

Sonnenaufgang auf Marsel. In der Freude des Wiedersehens, vor dem Glanz ihrer Schönheit zerfloß alles Bängliche, jede düstere Ahnung. Er vergaß die Welt um sich her und auch sie kam ihm in lebhafter Bewegung, in freudiger Aufwallung entgegen. Das Alleinsein mit Lefranc drückte sie, wie in Neuilly entriß sie Marsel dieser analogen Lage — konnte sie weniger thun, als ihrem Befreier die Hand zum Gruß reichen? Das mochte zugleich für den lästigen Beobachter ein Zeichen sein, sie zu verlassen. Lefranc mußte über sich selbst lächeln — hatte die jungen Leute voneinander entfernt zu halten, wie es seine erste Absicht gewesen, hatte er jetzt ihre Zusammenkunft vermittelt.

„Ich bin großmüthig, Bürger Lefranc", so versetzte er sich vor Marsel, „und räume Ihnen das Feld. Sie wissen unsere Verabredung, handeln Sie danach!' Und auch mit Ihnen, Bürgerin, hoffe ich heute noch einmal zu reden. Unser aller Glück hängt von Ihnen ab! Beiderseits den schönsten Guten Morgen und das angenehmste Gespräch!"

Sichtlich hatte er das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit, als er damit von ihnen schied, doch war ein höherer Ernst über ihn gekommen und der ironische Ton verklungen.

Marsel und Charlotte waren allein.

Zwar hatte sich inzwischen der Tuileriengarten mit Umherwandelnden gefüllt, aber weder achteten die beiden sonderlich auf das Gewühl, noch fielen sie den andern auf. So sehr wären sie miteinander beschäftigt, Charlotte überdies durch das Gespräch, das sie mit Lefranc geführt, und das unerwartete Erscheinen Marsel's so erregt, daß sie nicht einmal die Menge geputzter Frauen bemerkten, die, wie unter der Regierung der Könige, sich auf den Stühlen in den Alleen niederließen, wie Mercier sagt, einem glänzenden, summenden Schwarm bunter Schmetterlinge vergleichbar. Convents-Deputirte, durch ihre dreifarbigen breiten Schärpen mit Goldtroddeln kenntlich, gingen auf und nieder und begannen mit dieser oder jener gefeierten Schönheit des Tags eine lebhafte Unterhaltung. Im ganzen ein Bild des Glücks, des Wohllebens, auf grünem Rasen, unter dunkeln Bäumen, die mit ihren breiten Zweigen die Mittagssonnenstrahlen fern hielten — wer aus der Vogelperspective herabgeschaut, hätte immer noch das „alte Paris", das Paris aus den ersten hoffnungsreichen Jahren Ludwig's XVI. darin erkennen und Boucher, den „Maler der Grazien",

herbeiwünschen können, einzelne dieser Gestalten zu verewigen. Näher durfte man sich freilich diese Gesellschaft nicht ansehen. Wo war die Anmuth, die höfliche Sitte, der geistreiche Scherz von früher hingerathen? Welche wüste Gestalten, in Schmutz und Lumpen, mischten sich mit frechen Blicken unter die vornehmer Gekleideten! Und diese selbst — es sind Armeelieferanten, Börsenspeculanten, Kornwucherer; der lebt vom Aufkauf alter kostbarer Geräthschaften, welche die adelichen Familien verkaufen müssen, ein anderer ist ein Spion Danton's, von jenem geht sogar das Gerücht, daß er an der Spitze einer Gesellschaft stehe, die Handschuhe aus gegerbter Menschenhaut verfertige. Unter den Frauen ragen die Opernsängerinnen, die Schauspielerinnen und Tänzerinnen, die Damen der Convents-Mitglieder hervor. . . Die Mamsellen, die Gräfinnen, wo sind sie hin? Wie der Chor der Furien, der einst in Gluck's Oper „Orpheus" die Pariser und Marie Antoinette entzückte, bildet sich inzwischen nach der Seite des Schlosses hin, wo der Convent seine Sitzungen hält, eine Schar älterer Frauen, aus den tiefsten Schichten des Volks, grauäugig, runzelig, mit der Stimme und der Wuth der Megären, alle mit dem unvermeidlichen Strickzeug bewaffnet . . . oft werfen sie neidische, grimmige Herenblicke auf die geputzten Schönen, dann folgt ein Hagelwetter von Schimpfworten und Flüchen — nun ein ehrbetäubendes Händeklatschen — Maximilian Robespierre ist in grauem Frack, eine Rose im Knopfloch, an ihnen vorüber in die Sitzung gegangen.

In diesem auf- und niederflutenden Menschenstrom verschwanden Marsel und Charlotte — eine Welle, die von der hinter ihr rollenden überschlagen wird. Inmitten des Gewühls fühlten sich beide einsam, nur aufeinander angewiesen. Die natürliche Angst eines jungen Mädchens, das sich zum ersten mal in einer ihr fremden Stadt und Umgebung so vielen Männeraugen ausgesetzt sieht, die alle mit einer gewissen Frage auf der Alleinstehenden ruhen, bewegte auch Charlottens heroische Seele; sie nahm Marsel's Arm, als würde ihr dadurch Sicherheit geboten. Zu einem ruhigen Genuß der schönen Stunde aber kamen sie nicht. Das seltsame Benehmen, die dunkeln Andeutungen Lefranc's beschäftigten sie. Auf dem Wege zu Duperret, dem Convents-Deputirten, dem Charlotte einen Brief Barbaroux' einhändigen und den sie für die Angelegenheit der Damen von Forbin gewinnen wollte, erzählten sie sich

gegenüber ihre Abenteuer mit dem ehemaligen Baron. Charlotte sagte bei der Nachricht, daß er mit Marat in Verbindung stände, daß er im Gartenhause der Laurette wohne. Und mißtrauisch erkannte Marcel, als er vernahm, daß Charlotte im Kloster der Dankbarkeit zu Caen die Bekanntschaft des wunderlichen Mannes gemacht habe. Möglich aber rief der junge Mann: „Ich hab' des Rätsels Lösung! War zu jener Zeit nicht ein junges Mädchen mit Namen Geneveva im Kloster?"

„Geneveva!" Das Bild der Jugendfreundin stehen sie an diesem Tage unablässig zu verfolgen. War es doch ihr Schutzengel, der warnend nicht von ihrer Seite wich. „Auch Ihnen ist sie bekannt?"

„Sie lebt mit uns. Kein Zweifel, daß es sie Vater. Der wichtige mag Verbindlichkeiten gegen ihn gehabt haben, die ihn zur Aufnahme Genevevas bestimmten. Ob, der Baron ist besser, als wir glaubt! Ich beschuldige ihn schon im Gedanken eines schlimmen Plans wider Sie; ich habe seine Worte missverstanden. Er wollte mir die Freude gewähren, sie zu der Jugendfreundin zu geleiten. Das war die Entführung, die er verhatte! Wie viel sicherer und besser werden Sie bei Geneveva als in einem Gasthause aufgehoben sein! Sie kommen, nicht wahr? Sobald Sie Ihr Geschäft bei dem Bürger Duperret geordnet, darf ich Sie zu meinen Aeltern, in die Arme Genevevas führen. Versprechen Sie mir das!"

Ihr Arm zitterte leise auf dem seinigen. War es doch noch gefährlicher, mit Marcel zu reden als mit dem Baron? In seine Augen zu sehen? Von dem Hauch seiner Leidenschaft sich berührt zu fühlen? Wie abgeschlossen Charlottens Natur, wie eng umgrenzt auch ihr Leben bisher gewesen —, daß die Huldigung des jungen Mannes aus einer tiefern Empfindung als aus Höflichkeit oder vorübergehender Laune entsprang: sie gestand es sich mit heimlichem Erröten. Nur ein Lächeln in Caen hatten die Bewerbungen der Jünglinge um sie auf ihre Lippen gelockt — ein Lächeln mehr des Mitleids als des Scherzes oder befriedigter Eitelkeit. Sie hatte sich abgewandt, wenn man ihre Schönheit rühmte, und mit stolzem Blick die Girondisten gemessen, die nichts mehr als ein „schönes Mädchen" in ihr sehen wollten. Für sie besaß die Liebe keinen verführerischen Zauber; auf ihre Brust, meinte einst der junge Belmore, einer ihrer Ritter, würde selbst Gott Amor seinen schärfsten Pfeil vergebens abschießen.

In ihrer Idealwelt lebend, mit Menschen und Thaten fortwährend beschäftigt, die, in der Ueberlieferung von Jahrhundert zu Jahrhundert gewachsen, allmählich ein übermenschliches Antlitz erhalten haben, verachtete sie im Herzen das Alltagsideal, das bescheidene und beklagenswerthe Los der Frauen. Die Liebe war nur eine privilegirte Hülle für viele Nichtigkeit, Seelen ohne Liebe und ohne Anschauung kommen sich an ihr reformen. Unwillig hätte Charlotte noch gestern über solches gelächelt, wenn man auch für ihre Person Belmore's Anrede dem Pfeil des Liebesgottes hat zugänglich gehalten — jetzt? Ja, warum schlug ihr Herz so eigenthümlich? Warum klang in Marcel's Sprache einem so harmonischen Klang?

Um sich mit einem Schlage von diesem peinlichen Gefühl zu befreien, fragte sie schnell: „Genoveva ist Ihre Verlobte?"

Was war die Röthe des Erstaunens an Marcel? Stand er nicht schwankend zwischen beiden Mädchen? War er nicht an Genoveva gebunden und doch im Begriff, einer andern seine Liebe zu gestehen? Nur zögernd konnte er erwidern: „Nein, Genoveva ist nicht meine Verlobte, ich liebe sie wie eine Schwester!"

Du wunderbarstes Ding auf Erden, unergründlicher als das Meer und schneller in seinen Wandlungen als der Blitz: Menschenherz! Diese Antwort, die alle Hoffnungen Charlottens umwarf, ließ sie den Kopf in unmuthiger Schalkheit emporheben und mit unverkennbarer Freude sagen: „Nicht verlobt!"

„Genoveva ist wie eine Tochter in unserm Hause, und auch Sie, Fräulein", fuhr Marcel eifrig fort, „werden an meiner Mutter, ich darf es hoffen, in der Zeit Ihres Hierseins —"

„Schildern Sie mir nicht ein Glück", unterbrach sie ihn sanft, „das ich doch nicht genießen kann! Mein Aufenthalt in Paris ist von kurzer Dauer, ich habe eine weite Reise vor. Wohl jedem Hause, in das ich nicht trete! Ich bringe die Unruhe mit mir."

„Und Ihr Antlitz athmet doch Frieden und Seelengröße! Das Abenteuer mit dem Baron hat Ihre Stimmung verbittert. Aber er mag Gründe genug haben, sich mit Geheimnissen zu umgeben. Daß er sich so hartnäckig an Ihre Fersen heftet, ist ja erklärt: er liebt und schätzt in Ihnen die Freundin seines Kindes; er wünscht, ehe er sich auf immer von Geneveva trennt, sie Ihrem Schutz, Ihrer Freundschaft zu empfehlen."

„Je — es erklärt sich!“ murmelte Charlotte halblaut, während sie, im Innern zusammenschaudernd, der Aeußerung gedachte, die der Baron im Stadthause zu Caen von ihr erlauscht.

„Darum werden Sie ihm und mir und vor uns allen Genevreu die Freude machen, Sie zu sehen! Nach dem Lärm des Tags, dem vielen Unerfreulichen, das jetzt in Paris Herz und Auge der Guten beleidigt, sollten Sie selbst sich nicht nach befreundeten Menschen, nach der Einkehr in die Vergangenheit, nach dem Zurückdenken Ihrer Erinnerungen sehnen? Wir haben kein Recht, Sie zu halten, wenn es Ihnen unter unserm Dache nicht gefällt; aber versuchen Sie es mit uns, schenken Sie uns eine Abendstunde! Wenn Sie meine Reihen vermindern wollen, ich werde es empfinden müssen, daß Sie mit Genevreu angeklopft blieben.“

Sie waren in der Straße St.-Thomas du Louvre; Marcel zeigte ihr das Haus, in dem Lagravere wohnte.

Dreimal dann Charlotte noch nicht mehr, wie gestern auf dem Platz der Revolution, den Muth, fast ohne Abschied von ihm zu geben. Ihre Schritte, ihrem Ziel so nahe, wurden langsamer, als wäre ihr jede Secunde kostbar, in der sie seine Gegenwart, seine Unterhaltung noch länger genießen konnte. Und nicht ganz umsonst verschwendete der junge Mann seine Beredsamkeit; er schilderte ihr den Garten seines älterlichen Hauses, den einsam gelegenen Pavillon, das Romantische dieser Zusammenkunft mit einer solchen Wärme, in so anziehenden Farben, daß Charlotte, die das Ungewöhnliche und Phantastische von Jugend auf geliebt, mehr und mehr ihre Abneigung aufgab und von dem Reiz des Seltsamen stets mächtiger angelockt wurde. Im Scherz fügte da Marcel noch hinzu: „Und wie heiter wird dieser Abend werden, wenn uns der Bürger Petrau von dem Schatz erzählt, den er um Mitternacht in einer zerstörten Kapelle aufgegraben! . . .“

„Einen Schatz?“ Charlotte stutzte. Auf der andern Seite der Straße lag jetzt das Haus Duperret's vor ihnen.

„Es ist eine seiner vielen Erfindungen, daran er so reich ist wie nur je ein Gascogner. Er hatte gestern seinen Begleitern und dem Kutscher damit die Köpfe verwirrt; sie glaubten, er hätte alle Taschen voll Goldstücke und Edelsteine.“

„Ich komme!“ sagte Charlotte entschlossen. „Holen Sie mich nicht aus meinem Gasthause ab, erwarten Sie mich in der ersten Abendstunde im Palais-Royal! Bis dahin leben Sie wohl!“

Wenn sie so in ihrer entschiedenen Weise sprach, hatte sie etwas von einer Fürstin, der man ohne Widerspruch gehorchen muß.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Ein Vorspiel des Bauernkriegs.

Von Dr. B. Mollenbauer.

II.

Diese beiden Maßregeln der weltlichen Obrigkeit hinderten indeß nicht, daß die Wallfahrt immer größere Dimensionen annahm und Böhm, durch die ihm ertheilte geistliche Vollmacht ermuthigt, immer verwegener verfuhr. Der Bischof von Würzburg berief daher eine Tagfahrt nach Aschaffenburg, auf welcher folgende Beschlüsse gefaßt wurden: Es sollen die Bischöfe von Mainz und Würzburg verfügen, daß „der Pauker“ gefangen heraus nach Aschaffenburg geführt, dort verhört und seine Lehre verdammt werde. Sollte jedoch die Gefangennehmung nicht gelingen, so möchten die beiden Bisthümer an alle ihre Pfarrer das Verbot erlassen, daß bei Bann niemand mit dem Pauker esse, trinke oder irgendeine Gemeinschaft habe, noch seine Predigt höre oder glaube. Ferner solle nicht gestattet werden, bei Niklashausen Messe zu halten, und niemand solle dort predigen denn allein die, welche vom Bischof von Mainz oder Würzburg die Vollmacht hierzu durch einen offenen Schein erhalten hätten. Ferner entsendete man Notare und Zeugen nach Niklashausen, welche eine Predigt Böhm's im geheimen anhören und Bericht darüber erstatten sollten. Auch war man darauf bedacht, die Opferspenden und das Geld, die in Niklashausen einliefen, in Sicherheit zu bringen, indem einigen Prälaten oder andern ehrbaren Leuten befohlen wurde, jene Gaben aufzubewahren. Ferner solle ein Predigermönch, der zu Niklashausen predige und die Irrthümer Böhm's bestätige, ebenfalls ergriffen und nach Aschaffenburg geführt werden. Endlich wurde das Absingen der vom Pauker gedichteten „Liedlein und Cantilene“ untersagt.

Auf diesen „Recess und Abschied“ der aschaffenburger Tagfahrt erließ der Bischof von Würzburg ein allgemeines Verbot der Wallfahrt durch sein ganzes Land und richtete auch an die Fürsten und Herren der benachbarten Staaten die Bitte, dieselbe in ihren Gebieten gleichfalls zu untersagen.

Hans Böhm aber blieb den geistlichen Herren die Antwort auf ihre Drohungen nicht schuldig; am Schlusse der Predigt vom Sonntag vor Kilian (7. Juli) forderte er seine männlichen Zuhörer auf, am nächsten Samstag, als am Margarethentage, mit ihren Wehren vollzählig zu erscheinen, Weiber und Kinder aber daheim zu lassen, denn er habe ihnen auf Befehl der Jungfrau Maria drei ernste Worte mitzutheilen.

Böhm wollte nur bewaffnete Rotten übergehen. Aber seine verwegene Aufforderung, welche war überall so auch in dem benachbarten Würzburg großes Aufsehen erregt hatte, sind den Bischof rasch zu einem entscheidenden Schritt. Er entschloss sich gegen Ende Juli gewaltsame Mittel, welche in der Nacht vor dem Margarethenfest anlangen, den im Bett liegenden Propheten aufheben und auf ein Pferd gebunden eilig entführen. Die Wallfahrer waren bereits in einer Stärke von 4000 Mann versammelt. Als Böhm's Aufhebung in ihren Lager nachbar wurde, machten sie einen verspäteten und erfolglosen Versuch, ihn zu befreien. Sein Rathgeber und Lehrmeister machte sich im Getümmel unbemerkt aus dem Staube, wurde aber auf der Flucht ergriffen und nach Mainz abgeliefert.

Am Morgen des Margarethenfestes hatte sich die Zahl der Wallfahrer bereits auf 8000 Mann vermehrt. Mit Erstaunen vernahmen sie Böhm's Gefangennehmung. Man war unschlüssig, was jetzt zu thun sei. Ein großer Theil wandte sich abends der Heimat zu, während die neuesten Anhänger des Schwärmers in Niklashausen verblieben. Da trat ein Bauer unter ihnen auf, der, die Rolle Böhm's übernehmend, vorgab, es sei ihm die heilige Dreifaltigkeit erschienen und habe ihm geboten, den Brüdern Muth einzusprechen. Sie möchten in festem Vertrauen mit ihren Wehren vor das Schloss Marienberg ob Würzburg ziehen, da dessen Mauern gleich denen von Jericho einstürzen, die Thore sich von selbst öffnen und der Prophet triumphirend aus der Gefangenschaft hervorgehen würde. Die erregte Menge ließ sich überreden, nahm 500 Kerzen aus der Kirche zu Niklashausen, zog noch am nämlichen Abend, 12000 Mann stark, ab, marschirte die Nacht durch und erschien frühmorgens unter großem Geschrei vor den Wällen der Festung. An ihrer Spitze standen jetzt aber als Hauptleute vier adelige Vasallen des Hochstifts: Conz von Thumfeld, einer von Bettenberg und zwei von Steinen.

Nachts 2 Uhr, durch Kundschafter von dem Anrücken der Bauern unterrichtet, ließ der Bischof das Schloss eiligst in wehrhaften Stand setzen, während auch der Rath für die Sicherheit der Stadt Sorge trug. Ein Hofmarschall musste den teuflischen Haufen betragen, in welcher Absicht er bewaffnet vor der Veste erschienen sei. Ihm wurde geantwortet, man sei gekommen, den heiligen Jüngling zu befreien; würde er nicht freiwillig ausgeliefert, so wolle man ihn unter dem Beistand der Jungfrau selbst mit Gewalt befreien. Als der Marschall den Bauern hierauf das Unrecht ihrer Forderung vorhalten wollte, wurde er durch Steinwürfe genöthigt, sich zurückzugeben. Da beschied der Bischof einen andern Gesandten an die rebellische Menge: den allgemein beliebten Konrad von Hatten. Dieser bedeutete den Bauern, daß der Gefangene nicht herausgegeben, sondern seinem schweren Verschulden gemäß streng bestraft werden müsste; sie aber sollten sich unverzüglich entfernen, weil sie doch ohne Geschütz die gewaltige Festung nimmermehr erobern könnten, sondern von den Feuerschlünden derselben unangenehm begrüßt werden möchten. Hatten wusste ihnen die traurigen Folgen ihres Unternehmens mit so eindringlicher Beredsamkeit vorzustellen, daß es endlich bei einem Theil Gehör fand. Die würzburgischen Unterthanen, über 3000 Mann, trennten sich von den übrigen und versprachen, sogleich ruhig nach Hause zu wandern unter der Bedingung, daß man sie unverfolgt abziehen lasse.

Da die übrigen aber nicht von den Wällen weichen wollten, so befahl der Bischof, um sie zu schrecken, anfangs einige seitwärts von ihren Reihen gerichtete Schüsse zu thun. Dies missdeuteten jedoch die Bauern dahin, als seien sie unter dem Schutz der heiligen Jungfrau fest gegen feindliche Kugeln und jede Verwundung und erhoben von neuem ein wüthendes Geschrei. Da schritt die bischöfliche Besatzung ernstlich ein. Während man eine Anzahl Geschütze auf die dichten Reihen der Wallfahrer abfeuerte, stürmte zugleich ein Reitertrupp auf die ungeordneten Scharen. Unter Zurücklassung vieler Todten und Verwundeten stoben diese in wilder Flucht auseinander. Sie wurden verfolgt. Ein Theil verlor sich in dem benachbarten Walde, ein anderer verschanzte sich auf dem Kirchhofe eines nahen Dorfs, wo er die anrückenden Reiter mit einem Hagel von Steinen empfing. Die Bischöflichen, zu deren Unterstützung auch die würzburgischen Bürger ausgerückt waren,

ſahen ab und nahmen den Kirchhof mit Sturm. Hundertundacht Bauern wurden dabei gefangen und in den Thürmen des Marienbergs eingekerkert, nach einigen Tagen aber auf geſchworene Urfehde wieder entlaſſen. Nur zwei, der eine, welcher bei Böhm's Abführung das Pferd eines Reiſigen ſchwer verwundet, und zwar, dem angeblich die heilige Dreifaltigkeit erſchienen war, wurden zurückgehalten und mußten ihre Verirrung mit dem Leben büßen. Die Gefellen, welche ſich an die Spitze der Bauern geſtellt hatten, waren entflohen.

Hans Böhm wurde ins Verhör genommen und als Ketzer und Zauberer zum Tode durch das Feuer verurtheilt. Nachdem ihm alle Haare abraſirt worden, führte man ihn (19. Juli) zur Richtſtätte, wo er Augenzeuge der Enthauptung ſeiner zwei Unglücksgefährten ſein mußte. Da frage er den Henker: „Willſt du mir nun auch ſo thun?“

„Nein“, erwiderte dieſer, „dir iſt ein anderes Urtheil verleſen!“ und feſſelte den Unſeligen an den verhängnißvollen Pfahl.

Während der Holzſtoß angezündet wurde, begann der Verurtheilte mit heller Stimme ein Marienlied zu ſingen, brach aber bald, von den auflodernden Flammen ergriffen, dreimal in einen ſchmerzlichen Wehruf aus, worauf der Dampf ſeine Stimme erſtickte. Die Aſche der erloſchenen Glut wurde vom Henker in den Main geworfen.

Zu den reichen Geſchenke an Gold, Silber und andern werthvollen Gegenſtänden, die der Kirche zu Niklashauſen während der Wallfahrt zutheil geworden, theilten ſich der Graf von Wertheim und die Biſchöfe von Mainz und Würzburg. Trotz aller Verbote wollte jedoch der Zulauf in Niklashauſen kein Ende nehmen. Daher wurde die Kirche geſchloſſen und mit dem Interdict belegt. Da aber die Wallfahrt trotzdem nicht aufhörte, ſo gab der Erzbiſchof von Mainz den Befehl, die Kirche als Seminarium et asylum erroris niederzureißen, und verleidte die Gemeinde einer benachbarten Pfarrei ein. Vierzig Jahre ſpäter wurde der Wiederaufbau der Kirche geſtattet auf Bitten der Gemeinde und vieler Andächtigen, welche die Ruinen des vormaligen Gnadentempels noch immer, meiſt nächtlicher Weile, zu beſuchen pflegten.

Werfen wir nun noch einen Blick hinter die Couliſſen dieſes Trauerſpiels. Zwar ſteht das ganze Ereigniß ſeinem geiſtigen Inhalt nach nicht iſolirt da, ſondern wurzelt tief in der Stimmung jener Zeit; aber dennoch können die von Böhm vorgetragenen Lehren nicht ſeinem eigenen beſchränkten Kopf entſprungen ſein; vielleicht handelte der junge Hirt in der erſten Zeit, d. h. ſo lange ſelbſtändig, bis er durch das Verbrennen ſeiner Pauke die Augen ſeiner Umgebung auf ſich zog. Von da an war er ohne Zweifel das Werkzeug der Verführung. Zunächſt mag der Pfarrer von Niklashauſen in der Sache mitgewirkt haben. „Im Anfange des Laufens“, heißt es in einem officiellen Bericht, „ſind zu Zeiten nachts Lichter im Pfarrhofe und in der Kirche zu Niklashauſen aufgeſteckt worden, in der Abſicht, daß ſich, ſo ſolches geſchehen würde, eine Wallfahrt dahin erheben ſollte.“ Der früher ſtarke Beſuch des Gnadenorts mochte in der letzten Zeit abgenommen haben und der Pfarrer verfiel daher auf jenes Mittel, dieſen wieder herbeizuführen. Auch bekennt er — er befand ſich unter den Gefangenen — ſelbſt, „daß er die und vil mehr geſchen und gemacht als ob ſie ware und da geſchehen ſie ſolten offentlich verkündet wie wol Er davon keyn ware wiſſens gehapt habe“.

Außer dem Pfarrer wird bald ein fahrender Mönch, bald ein Jünger Huß' genannt, der Böhm Anleitung gegeben habe. Auch wurde wirklich ein Mann, der, von der böhmiſchen Grenze gebürtig, in einer Höhle der niklashauſer Berge lebte und ſich für heilig ausgegeben hatte, gefangen und nach Aſchaffenburg gebracht. Der fahrende Mönch mag einer der fanatiſchen Franciscaner geweſen ſein, die bekanntlich in heftiger Oppoſition gegen die herrſchende Kirche ſtanden. Er gab Böhm ſeine Lehren ein. Wenn dieſer aus dem Fenſter predigte, ſtellte er ſich in der Stube hinter ihn und ſagte ihm vor, was er verkünden ſollte.

Bis zum Tage vor der Execution des Todesurtheils leugnete Böhm ſelbſt alles, legte jedoch vor ſeinem Tode noch ein offenes Geſtändniß dahin ab, daß die Wunder, welche ſo viel Aufſehen unter dem Volke gemacht, erdichtet wären, theils von der niklashauſer Genoſſenſchaft, theils von andern, welche dieſe günſtige Gelegenheit zu ihrem Vortheil hätten ausbeuten wollen.

Ein angeblich Stummgeborener, der in Niklashauſen die Sprache wieder erhalten haben ſollte und der ſich ebenfalls unter den Gefangenen befand, bekannte, daß er mit einem Geſellen eins geworden, nach Niklashauſen zu wallen. Da ſie gern Geld erworben hätten, ſo habe er auf dem Wege dahin in Gegenwart der andern Wallfahrer

gar nichts gesprochen, bei seiner Ankunft daselbst aber auf einmal zu reden angefangen. Dies habe ihm auch wirklich einiges Geld eingebracht. Ein ähnlicher Betrug, zum Theil komischer Art, wird von einem Schneiderlein des Bischofsthums erzählt. Er und sein Weib tranken gern Wein. Da nahm er sie, die ganz krank und gelähmt war, und band sie hinter sich auf sein Pferd, als ob sie todt wäre und sich nicht erheben könne. In diesem Aufzuge begab er sich gen Niklashausen und ermahnte das umstehende Volk, zu schweigen, damit er die Ursache seiner Wallfahrt anzeige. Als jedermann hinzulief, begann er: „Mein Weib, die alle gesunden Glieder mir sagt, ist Jahr und Tag an Händen und Füßen lahm gewesen und kein Arzt hat mögen helfen; ist ihr bei mir nicht vorkommen, sie soll sich gen Niklashausen mit so 'Gwer Wachs, als sie wöge, verbinden; sobald sie dahinkäme, würd' sie gesund' werden. Demnach, liebe Hausfrau", sahe er, zu dieser gewendet, sitzt, „ist solches Gesicht von Gott und hat sie die Mutter Gottes geheißen, sie sprang behend vom Pferd, geh' in die Kirche und sag' ihr Dank!" Bei diesen Worten löste er die Schlingen, mit denen sie festgebunden war, und das Weib sprang vom Pferde und ging in die Kirche. Das Schneiderlein aber zog seinen Hut ab, legte ihn vor sich auf den Kirchhof und bat die Umstehenden, daß sie ihm steuern wollten, damit er solch gelobt Wachs mög' kaufen, denn er wäre ein armer Gesell; ohne Hülfe frommer Menschen möge er sein Gelübd' nicht leisten. Da warf jedermann Geld zu, bis der Hut voll war, und damit zog das weinliebende Ehepaar nach Hause.

Ein wichtiges Moment zur Charakteristik dieses Aufruhrs ist die Betheiligung fränkischer Edelleute und Vasallen des Hochstifts Würzburg an demselben. Zwar läßt sich nicht nachweisen, wie weit sie auch schon vor dem Zuge gegen Würzburg darin verwickelt waren; aber die Thatsache, daß sie bei diesem als Anführer auftreten, scheint hinzureichen, um ihren Einfluß auf den Gang der Angelegenheiten zu constatiren. Gewiß waren sie, wenn nicht die Urheber, so doch die Hauptbeförderer der politischen Richtung in Böhm's Lehren. Derselbe sagte im Gefängniß selbst aus, „das ihr ome die junckern von Stettyn und andere erbar lute gelart und ingegeben hetten". Was diese Edelleute dabei beabsichtigten, ist nicht schwer zu errathen. Ohne an die Wunderkräfte des Propheten zu glauben, hielten sie sein Auftreten für eine günstige Gelegenheit, um sich mancher lästigen Verbindlichkeiten zu entledigen oder in dem angreifen Laufe der Dinge sogar eine völlige Unabhängigkeit oder Vergrößerung ihres Besitzthums auf ihrer Macht zu erringen. Schon während der Wallfahrt gewannen sie die Früchte ihrer Bemühungen, indem sie von den reichen Opfern der Wallfahrer einen großen Theil für sich behielten. „Der erbar lute wollen das habe, wenn sie haben das gilt ob."

Kommen wir nun noch einmal auf Böhm's Lehren zurück. Im Zusammenhang mit denen, welche später die Bauern auf ihr Kriegspanier schrieben, ist unverkennbar. Jene hatten bald Frankfurt wie mit einem Zauberschlag in Bewegung gesetzt, und diese Bewegung steigerte sich bis zum wirklichen Ausbruch des Bauernkriegs. „Wenngleich unterdrückt, blieb doch das heimliche Gift in der Bauern Herzen und Gemüthern, wie das Schuldbuch in den Händen der Schuldner hängen. Die Väter es ihren Kindern ein, bis es endlich ausbrach und eine so erschreckliche Wirkung that, daß Land und Leute darüber zu Grunde gingen." Noch im Laufe desselben Jahrhunderts zeigen sich denn auch in Süddeutschland die Spuren der tiefen Wirkung, welche dieser erste Bauernaufstand hervorgebracht hatte. An verschiedenen Orten mußten mit Waffengewalt Empörungen niedergeschlagen werden, welche Forderungen ganz im Geiste des niklashäuser Propheten stellten. Zuletzt entstand im Bisthum Speier eine eigene Conföderation der Bauern, welche sich „Der Bundschuh" nannte. Diese Conföderation verlangte Aufhebung der Klöster; der Haß gegen die Geistlichkeit spricht sich in ihrem Erkennungsreime aus: „Veter, was ist nun für ein Weien?" Antwort: „Wir mögen vor den Pfaffen nit genesen." Der Bundschuh stellte folgende 12 Artikel auf: 1) keinen Herren als Gott, den Papst und den Kaiser anzuerkennen; 2) wegen Schuld nur vor dem eigenen Richter des Orts zu stehen; 3) die Berufung auf das Gericht zu Rottweil abzuschaffen; 4) geistliche Gerichte nur in geistlichen Sachen anzuerkennen; 5) Zinsen nur so lange zu geben, bis der Zins dem Hauptgut gleichkäme; 6) nur fünfprocentige Zinsen anzuerkennen; 7) jedem Priester nur Eine Pfründe zu lassen; 8) Vogelfang, Fischfang, Jagd und Holzung freizumachen; 9) alle unbilligen Steuern und Zölle aufzuheben; 10) den allgemeinen Frieden herzustellen; die Friedensbrecher todtzuschlagen und die Kriegslustigen gegen die Ungläubigen zu senden; 11) jeden Bundesgenossen solidarisch

zu beschützen; 12) dem Kaiser die Statuten des Bundschuhs vorzulegen, und wenn er sie nicht annehme, zu den Schweizern zu rücken.

Die Artikel 7—9 stimmen mit Böhm's Lehren überein; die übrigen sind wenigstens in deren Geist gehalten, nur daß man in ihnen den Fortschritt von unklarem, maßlosem Verlangen zu geläuterten und mit gerechtem Bewußtsein ausgesprochenen Beschwerden und Wünschen anerkennen muß. Genug, die Forderungen, für deren Geltendmachung sich im Jahre 1525 die Bauernschaft von ganz Deutschland erhob, sind im ganzen nichts anderes, als was schon fünfzig Jahre früher in Niklashausen von einem Hirten gepredigt worden war, den Schwärmerei, Fanatismus, verkehrter Freiheitseifer, Trug und Eigennutz umgeben hatten.

Ueber das Ahnungsvermögen des menschlichen Geistes.

I.

Die Frage, ob der menschliche Geist die Fähigkeit habe, in die Zukunft zu sehen, d. h. zukünftige Ereignisse nicht aus vernünftigen Gründen mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit vorher zu berechnen, sondern sie wie durch Eingebung vorherzuwissen, ebenso die Frage, ob unser Geist nicht auch ausnahmsweise das räumlich Getrennte wie durch ein zweites Gesicht zu sehen vermöge, ist von den ältesten Zeiten her streitig gewesen. Unter den Philosophen des Alterthums, von denen wir noch Schriften haben, ist kaum einer, der sich nicht mit dieser Frage beschäftigt hätte. Von den deßfallsigen Schriften der Alten wollen wir nur die Schrift Cicero's „De divinatione" hervorheben, in der er die Frage erörtert, ob eine divinatio, d. h. ein Erkennen des räumlich oder zeitlich Getrennten, nicht durch Verstandesschlüsse, sondern durch göttliche Eingebung existire. Unzweifelhaft ist in dieser Beziehung nur das, daß in der Regel der Mensch nichts wahrnimmt als durch seine Sinne, daß er also in Bezug sowol auf den Raum als auf die Zeit hinsichtlich seiner Wahrnehmungen den Beschränkungen unterliegt, welche die Natur des menschlichen Körpers mit sich bringt, daß er daher der Regel nach zukünftige Ereignisse nicht mit Gewißheit vorhersehen, sondern darüber nur mehr oder weniger wahrscheinliche Vermuthungen hegen kann. Wie oft wünschen wir sehnlichst vorhersehen, was uns der nächste Tag, die nächste Stunde bringen wird, aber vergeblich; unsere Phantasie freilich ist an die Grenzen von Raum und Zeit nicht gebunden, sie kann uns nach unserer Willkür in die entferntesten Länder und Zeiten versetzen, aber wir wissen niemals, ob die Wirklichkeit den Gebilden der Phantasie entspricht.

Diese Beschränkung des menschlichen Geistes ist offenbar die Regel; die Frage ist nun aber, ob es nicht — wenn auch nur selten — Ausnahmen von dieser Regel gibt; ob nicht Fälle vorgekommen sind, wo Menschen, gewissermaßen befreit von den Beschränkungen des Körpers, in der That das räumlich oder zeitlich Getrennte gültig wahrgenommen haben?

Diese Frage nun kann, wie uns dünkt, nicht durch bloßes Raisonnement entschieden werden; es muß vielmehr, so weit möglich, erfahrungsmäßig festgestellt werden, ob eine genügende Anzahl beglaubigter Beispiele eines solchen Ahnungsvermögens oder Zweiten Gesichts vorhanden sind.

Aber, so wird häufig eingewendet, die Annahme eines solchen Ahnungsvermögens widerspricht der Natur des Menschen und der ganzen von der göttlichen Vorsehung geordneten Beschaffenheit des menschlichen Lebens. Wer würde für die Zukunft sorgen, wenn er die kommenden Ereignisse mit Bestimmtheit vorher wüßte? Als das größte Glück des Menschen pflegt man mit Recht es zu betrachten, daß die Stunde des Todes eine unbestimmte ist; wie traurig würde es sein, wenn wir die Zeit unsers eigenen Todes oder des Todes unserer Angehörigen mit Genauigkeit vorhersehen könnten!

Doch diese Gründe beweisen nur so viel, daß das Ahnungsvermögen eine nicht normale Fähigkeit des menschlichen Geistes sein würde; man geht offenbar zu weit, wenn man etwas, was nicht der Regel entspricht, was nicht normal ist, deshalb auch für unmöglich erachtet; es ist ein Unterschied, ob etwas höchst selten, oder ob es gar nicht vorkommt.

Hören wir nun zunächst die auf eigene Erfahrung gegründeten Urtheile einiger als glaubwürdig und zuverlässig geachteter Personen.

Jschokke sagt in seiner „Selbstschau", Seite 316 der vierten Auflage:

„Ich bemerkte oft beim Besuch von Fremden die Anregung einer wunderlichen Gattung von Sehergabe, die ich mein inneres Gesicht nannte, die mir aber noch immer räthselhaft ist. Beinahe fürchte ich mich, von dieser ein Wort zu sagen.

ponirt, die kleine Heineck dichtet und wir, liebe Freundin, wir (in's Ohr) wir recenſiren. Adieu, Adieu! (Ab.)

Madame Steiner (allein, ſetzt ſich an den Tiſch).

Der Verluſt iſt bitter, aber der Troſt, den manche Menſchen geben, könnte zur Verzweiflung bringen! (Klingelt.)

(Ein Bedienter tritt ein.)

Madame Steiner.

Meine Tochter! (Bedienter zur Seite ab.)

Sechſter Auftritt.

Wilhelm. Madame Steiner.

Wilhelm.

Du haſt den Wagen abbeſtellt, liebe Mutter; Du ſollteſt Dir dieſe Zerſtreuungen gönnen.

Madame Steiner.

Ich fühle mich nicht wohl.

Wilhelm.

Doctor Holm wird kommen, um Abſchied zu nehmen. Du hätteſt Dich und beſonders Evelinen dieſer Scene entziehen ſollen.

Madame Steiner.

Weßhalb, mein Sohn?

Und doch wäre es ein Beitrag zur Erfahrungsseelenkunde. Also gebeichtet! . . .

„So begegnete mir zuweilen beim einmaligen Zusammentreffen mit einer unbekannten Person, wenn ich schweigend ihre Züge betrachtete, daß dann ihr bisheriges Leben mit vielen kleinen Ereignissen darin, oft nur diese oder jene besondere Szene daraus, traumhaft und doch klar an mir vorüberging, ganz unwillkürlich und in kürzester wenigster Minuten. Währenddessen ist mir gewöhnlich, als wäre ich in das Bild des fremden Lebens so völlig versunken, daß ich zuletzt meinen eigenen Gesichts des Unbekannten, in welchem ich absichtslos las, deutlich mehr sehe, noch die Stimme des Sprechenden verständlich höre, bis mir endlich gewissermaßen wie Gewissensrat zum Zeit der Gesichtspunkt klang. Ich hatte solche flüchtige Visionen lange Zeit für Idiosynkrasien der Phantasie, um so mehr, da mir die Traumgesichte sogar Kleidung, Bewegung der handelnden Personen, Zimmer, Geräthe und andere Nebendinge zeigten. Nur um muthwilligen Scherz zu treiben, erzählte ich einmal im traulichen Familienkreise die geheimen Geschichtchen einer Näherin, die sich eben aus dem Zimmer und Hause entfernt haben mochte. Ich hatte die Person nie gesehen, aber man erstaunte und lachte und ließ sich nicht ausreden, daß ich die Verhältnisse der Besprochenen wisse; denn was ich gesagt, sei vollkommene Wahrheit. Nun erstaunte ich nicht weniger, daß meinen Traumbildern etwas in der Wirklichkeit entspreche. Ich ward aufmerksamer und wenn es die Schicklichkeit erlaubte, erzählte ich denen, deren Leben an mir vorübergegangen war, den Inhalt meiner Traumfieberei, um Widerlegung oder Bestätigung zu erfahren. Jedesmal aber erfolgte Bestätigung, nicht ohne Verwunderung derer, die sie gaben. . . Statt vieler Beispiele führe ich eins an, welches mich ganz vorzüglich betreffen machte. Als einem Markttage in der Stadt Waldshut kehrte ich hier mit zwei jungen Kaufleuten (die noch leben) abends im Gasthof »Zum Rebstock« ein. Wir speisten an der Wirthstafel zur Nacht. . . Einer meiner Bekannten bat mich, einem jungen Manne, der uns gegenüber saß, etwas zu erwidern. Gerade das Leben desselben war an mir vorbeigeschwebt. Ich wandte mich an ihn mit der Frage, ob er ehrlich antworten würde, wenn ich ihm das Geheimste aus seinem Leben erzählen würde, während er mich so wenig kenne als ich ihn. . . Er versprach, offen zu gestehen, wenn ich Wahrheit berichten würde. So erzählte ich, was mir mein Traumgesicht gegeben, und die ganze Tischgesellschaft erfuhr die Geschichte des jungen Kaufmanns, seiner Lehrjahre, seiner kleinen Verirrungen, endlich auch eine von ihm begangene kleine Sünde an der Kasse seines Principals. Ich beschrieb ihm dabei das anderweitige Zimmer mit gemalten Wänden, wo, links der braunen Thür, auf einem Tisch der schwarze Geldkasten gestanden habe u. s. w. Jedem Umstand bestätigte der Schwerbetroffene. . .

„Kein Wort weiter von dieser schlimmen Sache, von der ich mich einmal sagen kann, daß sie mir so gezeigt habe, wie ich war, leben und kann unabhängig von der Macht des Willens und außerhalb in Beziehung auf Personen gedacht hat, an deren Entdeckung mir wenig gelegen war. Ich bin auch weit nicht der einzige, der in diesem Fall ist."

Hören wir einige Aeußerungen Goethe's, welche sich auf unser Thema beziehen.

Im vierten Theil der „Mittheilungen aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit", Seite 65 der Ausgabe von 1811, erzählt er, wie er im Jahre 1771 von seiner Geliebten, Friederike aus Sesenheim, Abschied genommen habe, und theilt dabei Folgendes wörtlich mit:

„Nun ritt ich (von Sesenheim) auf dem Anspfade gegen Drusenheim und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich noch acht Jahren in dem Kleide, das ich geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederike noch einmal zu besuchen."

Ferner erzählt Goethe im ersten Theil desselben Werkes von seinem Großvater (S. 6):

„Was die Ehrfurcht, die wir für diesen würdigen Greis empfanden, zum Höchsten steigerte, war die Ueberzeugung, daß derselbe die Gabe der Weissagung besitze, besonders in Dingen, die ihn selbst und sein Schicksal betrafen." Goethe gibt nun mehrere Beispiele von bedeutungsvollen Träumen, die sein Großvater gehabt habe, und fügt hinzu:

„Bemerkenswerth bleibt es dabei, daß Personen, welche sonst keine Spur von Ahnungs-

vermögen zeigten, in seiner Sphäre für den Augenblick die Fähigkeit erlangten, das sie von gewissen gleichgiengen, obwol in der Entfernung vorgehenden Krankheits- und Todesereignissen durch sinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung hatten."

Der bekannte Schriftsteller Holtei, welchem man gewis keinen Hang zum Wunderglauben wird zuschreiben wollen, erzählt Bd. V, S. 164 fg. der Mittheilungen aus seinem Leben ein eigenes Erlebnis mit folgenden Worten:

„Bald darauf gingen wir (d. h. er selbst und seine Schwiegereltern) auseinander, ich in mein Arbeitszimmer. Nun geschah mir etwas Außerordentliches. Ohne mich auf fabelhafte Ausschmückungen einzulassen, will ich nur die schlichte Wahrheit erzählen. Ich stand vor einem Schreibpult, um die Correctur eines der letzten Bogen meiner »Schlesischen Geschichte« zu beginnen. Da sah ich — zum ersten und letzten mal in meinem Leben, das ich eine Vision hatte —, sah ich vor mir oder gleichsam in [illegible], wie Julius' Vater in einem Lehnstuhl lag, vielmehr lag, mit seinem gelben Rock, auf dem eine große Menge Blutflecke leuchteten, zugedeckt und das brechende Auge starrend nach mir gerichtet. Ich empfand nicht eine Spur von Grauen [illegible] sondern fragte mich so vollkommen ruhig [illegible] konnen, wie ich jetzt bin, wo ich nach [illegible] diese Zeilen niederschreibe: Was in [illegible] für ein sonderbares Bild, das hier da in den Sinn kommt? Wobei doch gewis bemerkenswerth bleibt, daß ich mich gar nicht wunderte, eben jenes Bild nicht, wie man öfters thut, in meinen Gedanken, sondern vielmehr wirklich, wie außer mir, aufsteigen und mir als etwas Fremdes entgegentreten zu sehen. Ich hieß mich auch weiter nicht stören und ging an meine Arbeit. Nun hörte ich unten im Hausflur ein banges Gemehr. [illegible] Ich ging in die Küche, wo ich Stimmen vernahm, und dort lag mein Schwiegervater wie ein Sterbender am Boden. Ich erzählte Julien, welche Erscheinung ich gehabt hatte, und harrte nach einem Arzt. Als ich nun heimkam und in den Saal trat, wohin man meinen Schwiegervater unterdessen gebracht hatte, lag dieser auf dem wohlbekannten blauen Lehnstuhl lang ausgestreckt; der Arzt hatte ihm eine Ader geöffnet und das reichlich fließende Blut hatte jenen gelben Rock, mit dem sie den fast Unbekleideten zugedeckt hatten, über und über bespritzt. Jetzt erst erschreckte mich die prophetische Vision, die ich gern weggeleugnet haben würde, wenn ich sie nicht noch vor ihrer Erfüllung meiner Frau mitgetheilt hätte. Auch sah mich der Kranke gerade so an, wie mich die Erscheinung angesehen hatte, mit demselben halbgebrochenen Auge. Ich wiederhole, daß ich nie wieder ein ähnliches Gaukelspiel der Phantasie erlebte."

Der bekannte Schriftsteller von Gerstenbergk sagt in Bd. IV, S. 354 seiner Lebensbeschreibung wörtlich Folgendes:

„Schon oft habe ich in vielen Blättern davon geredet, daß ich ein großer Träumer bin, und manche Leser werden vielleicht darüber gelacht haben. . . Es ist aber in der That nicht alles Unsinn, was sogenannte gescheidte Leute, die sich besonders auf ihren nüchternen Menschenverstand etwas einbilden, so zu nennen belieben. . . Ein Aufsatz von Arthur Schopenhauer über »Träume, Geistererscheinungen und was damit zusammenhängt«, den ich erst nach meiner Freilassung kennen lernte, hat mich auf das allerlebhafteste überrascht, denn in demselben werden alle meine Wahrnehmungen als längst bedachten und richtige bezeichnet.

„Durch den Hunger, die lange Einsamkeit und andere Einflüsse meiner Zellengefangenschaft wurden meine Nerven auf das äußerste gespannt und reizbar, und da mein System schon von vornherein empfänglich war, so bildete sich unter so begünstigenden Umständen mein Traumtalent sehr aus. Ich freute mich stets sehr auf die Nacht, denn während derselben lebte ich ein ganz anderes Leben. Ich lernte in meinen Träumen fremde Menschen und Länder kennen. . . Mit dem anbrechenden Morgen nahmen die Träume einen ganz andern Charakter und oft den von Visionen und Offenbarungen an, die den Träumen, welche ich früher als solche bezeichnete, in ihrem Charakter und besonders in Bestimmtheit ganz gleich waren. Mit Personen, die mir theuer und besonders geistig verwandt waren, stand ich fortwährend in einer geheimnißvollen Verbindung. Schrieb zum Beispiel meine Frau an mich, so wußte ich es fast immer, selbst wenn ich keinen Brief erwarten konnte; ja ich hatte oft eine Kenntniß des Inhalts. War der Brief flüchtig geschrieben, dann wußte ich gewöhnlich nichts davon; waren aber, wie aus demselben hervorging, die Gedanken der Schreiberin ganz auf mich concentrirt, dann war meine Kenntniß klar.

„Es thut mir leid, daß ich viele hellen Träume nicht immer aufschrieb, obwol ich viele derselben

in den Briefen an meine Frau erzählte. Einige davon will ich anführen.

„In den letzten vier Jahren meiner Gefangenschaft sah ich weder jemals ein Zeitungsblatt, noch hörte ich irgendjemals eine politische Nachricht. So kam es denn, daß ich erst im Jahre 1806 etwas von einem Kriege zwischen Rußland, Frankreich und England hörte. Trotzdem folgte ich doch in meinen Träumen den politischen Ereignissen, obgleich ich keinen Zusammenhang hineinbringen konnte. Ich will nur einige Beispiele geben.

„Einst ging ich an einem großen Palast vorüber. Es war in der Dämmerung und man sah festliche Erleuchtung. Von der Küche aus hörte ich den Oberkoch seine Helfer beschäftigen und alles war mit den Vorbereitungen zu einer großen Festlichkeit beschäftigt. Ich bin nie in Wien gewesen, allein im Traume wußte ich, daß ich in Wien sei. In jener Zeit vermählte sich der Kaiser und an zweihundert fürstliche Gemahlinnen wurden begnadigt.

„In einer andern Nacht war ich in Petersburg. Auf einem großen freien Platze sah ich Rekruten exerzieren und überall Kriegsvorbereitungen machen. Es war dies zur Zeit, als der russische Krieg begann.

„Einst führte mich der Traumgott in eine östliche Gegend. Ich befand mich in dem hiesigen ersten Stockwerk eines bayerischen Hauses, dessen kleiner Hof von einem Bretterzaun umgeben war. Vom Fenster aus sah ich in meinem Erstaunen zerlumpte englische Soldaten in einer Tirailleurlinie vorrücken. Ich hörte und sah ihre Schüsse, konnte aber den Feind nicht erblicken, da der sanft abgeflachte Rücken eines Hügels die Aussicht hinderte. Die Engländer machten eine Bewegung und verschwanden hinter dem Hügel. Auf ihrem linken Flügel jedoch zunächst dem Gebäude, in welchem ich mich befand, sah ich nun eine geschlossene, merkwürdig aussehende Bataillonscolonne vorrücken, deren Anblick mir am andern Morgen viel zu schaffen machte, da ich durchaus nicht wußte, was ich aus ihr machen sollte, denn die Soldaten sahen aus wie Orientalen, hielten aber doch die beste europäische Ordnung. Diese Colonne avancirte wie die Chasseurs d'Afrique in einem regelmäßigen Trab und begleitete ihren Schritt mit einem grunzenden tiefen Laut, der einen eigenthümlich schrecklichen Eindruck machte. Am nächsten Morgen dachte ich, ich sei in Indien gewesen und habe die Engländer im Kriege mit einem der dortigen Völker gesehen, aber diese eigenthümlich gekleideten Truppen fochten auf derselben Seite wie die Engländer. Wahrscheinlich sah ich ein Bataillon Sepoys, von denen ich damals noch nichts wußte.

„Sehr oft war ich in den Laufgräben vor einer belagerten Festung und sah Truppen marschiren, angreifen, Kanonen aufpflanzen, Bomben fliegen u. s. w. Es war das 1806 und ich fragte einen der mich besuchenden Beamten mit Staaten, was für ein Krieg und welche Festung belagert sei. Das eine Festung belagert sei, gestand er ein, den mich dann aber rathen, ohne mir die Wahrheit zu sagen."

Aehnliche Mittheilungen von mehr oder weniger bekannten und glaubwürdigen Personen würden sich in großer Zahl zusammenstellen lassen, wenn man sich die Mühe nehmen wollte, in dieser Beziehung Memoiren und Lebensbeschreibungen bekannter Personen zu durchsuchen. Wichtiger aber als derartige Mittheilungen einzelner Personen über Selbsterlebtes ist, daß der Glaube an Ahnungen und was das sogenannte Zweite Gesicht sei den ältesten bekannten Zeiten fast bei allen Nationen der Welt existirt hat und sich noch heutzutage bei den verschiedensten Nationen vorfindet. Wir wollen hier nur aufmerksam machen auf die merkwürdigen Mittheilungen, welche der bekannte Reisende Kohl in dieser Beziehung über die Indianer Nordamerikas macht; wer wüßte nicht, daß in ganz Schottland, namentlich aber bei den Hochländern, der Glaube an das Zweite Gesicht verbreitet ist und daß derselbe Glaube sich in einzelnen Landstrichen Deutschlands, namentlich in Westfalen und der Lausitz, vielfach vorfindet, daß namentlich Landleute und Schäfer, die viel allein sind, im Rufe stehen, derartige Ahnungen und Vorgefühle besonders von Todesfällen zu haben? Trotzdem pflegt trotz allen derartigen Zeugnissen unsere heutige Wissenschaft in der Regel alle Mittheilungen über Ahnungen vornehm zu ignoriren oder ohne allen Unterschied als völlig absurd zu verwerfen. Vielleicht aber werden die Ahnungen ein ähnliches Schicksal haben wie manche andere Gegenstände der wissenschaftlichen Forschung, z. B. die Meteorsteine. Seit den Zeiten des Alterthums hatte man zahlreiche Mittheilungen über Meteorsteine, die vom Himmel gefallen sein sollten; viele von diesen Berichten waren allerdings fabelhaft, wie z. B. die Mittheilung, Zeus habe einmal Steine vom Himmel regnen lassen, um dem Herakles, welcher in einer

Schlacht keine Pfeile verſchoſſen gehabt hätte, Wurfgeſchoſſe zum Kampfe zu liefern; die Naturforſcher des 17. und 18. Jahrhunderts konnten nun die Meteorſteine mit ihren Theorien nicht in Einklang bringen und hielten alle Mittheilungen über dieſelben für Fabeln. Erſt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ſtellte Chladni eine große Anzahl Mittheilungen aus alter und neuer Zeit über den Fall von Meteorſteinen zuſammen; man überzeugte ſich, daß man ſo vielen Berichten doch nicht jeden Glauben abſprechen könne; man fand ferner, daß der Fall von Meteorſteinen doch nicht geradezu unmöglich ſei, und als ſich die beſonnene Forſchung ungeſtört durch Aberglauben und ſpöttiſchen Unglauben dieſem Gegenſtand zugewendet hatte, ergab ſich bald, daß faſt jedes Jahr ein oder mehrere Meteorſteine auf irgendeinem Punkte der bewohnten Erde niederfallen; man hat daher nicht nur mit voller Gewißheit die Exiſtenz der Meteorſteine feſtgeſtellt, ſondern auch ihre Natur wenigſtens einigermaßen aufgeklärt. Vielleicht wird das Schickſal der Ahnungen in der Wiſſenſchaft ein ähnliches ſein. Sie ſind im Gebiet des geiſtigen Lebens eine ebenſo abnorme Erſcheinung als die Meteorſteine im Gebiet der materiellen Natur. Wer jeden Augenblick Ahnungen zu haben erwartet oder wer gar ſeine Handlungen nicht nach den Vorſchriften der Moral und vernünftiger Ueberlegung, ſondern nach dunkeln Ahnungen der Zukunft beſtimmt, der iſt ebenſo unklug, als es ein Menſch ſein würde, welcher täglich erwarten wollte, daß er einen Meteorſtein fallen ſehe oder gar die Beſorgniß hegen wollte, von einem Meteorſtein erſchlagen zu werden.

Uebrigens kann man täglich eine Erfahrung machen, welche faſt mit mathematiſcher Gewißheit zeigt, wie äußerſt ſelten wahrheitsgemäße Ahnungen ſind. In faſt allen größern Staaten Deutſchlands beſtehen Lotterien. Den Spielern kommt alles darauf an, vorher zu wiſſen, auf welches Los ein Gewinn fallen wird; oft genug hört man auch, daß ein Spieler ſich bei der Wahl ſeines Loſes durch Träume oder Ahnungen beſtimmen läßt; aber wenn die Fälle, in denen derartige Ahnungen in Erfüllung gehen, nicht im höchſten Grad ſelten wären, würden die Lotteriedirectionen der verſchiedenen Staaten nicht ſo außerordentliche Gewinne machen, wie ſie thun.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Auguſte Comte und der Poſitivismus.

A. B. — Vor zwei Jahren etwa begegnete mir in Paris in dem Salon des Herrn Laurent eine in Trauer gekleidete Dame, welche mir die Wittwe von Auguſte Comte, dem Verfaſſer der „Philosophie positive“, vorſtellte. Dieſes Buch wurde in jenem Kreiſe ſehr hoch geachtet. Alle ſeine Mitglieder kannten mehr oder minder einem Plane nach, den ſozialen Verhältniſſen eine neue Baſis zu verleihen; man nannte ſie Sozialiſten, obwol ihre Tendenzen nur auf philoſophiſchem Gebiet lagen. Herr Laurent ſelbſt war Schriftſteller und Herausgeber eines Planes, welches die Regierung Napoleons III. zu unterſtützen für gut fand. Jeden Montag Abend verſammelte ſich der Kreis, bald größer bald kleiner, immer jedoch war Madame Comte dabei. Sie ſah leidend aus und hatte in ihrem Weſen etwas Gedrücktes. Obgleich ich ihr vorgeſtellt wurde, ſo vermied ich es doch, auf den Gegenſtand ihres Kummers näher einzugehen, weil mir die Verdienſte ihres verſtorbenen Gatten nicht genugſam bekannt waren, um ſeiner gebührend gedenken zu können. Dazu regte mich noch die neben mir geführte Unterhaltung zu ſehr an, als daß ich mich ihr hätte lange entziehen mögen. Ich gibt nur ein Paris, was die Unterhaltung im Salon betrifft. Fein, witzig, beißt flugs das Wort von dem einen zu dem andern, ein unterrichtendes Mienenſpiel begleitet es, das Auge leuchtet, der Mund lächelt, jeder geht in ſeiner Rolle auf. Je begabter die Gäſte ſind, deſto mehr ſprüht es hier und ſprüht es weit von Schlagwörtern und Scherzen, die der Franzoſe leicht in die Unterhaltung zu ſchrauben weiß, ohne dabei je das Maß zu überſchreiten, wodurch ſie verletzend wirken könnten.

Ein ſtarker Band mit dem Titel „Auguste Comte et la philosophie positive, par E. Littré“, ſollte mir dieſe Erinnerung auch nur in das Gedächtniß zurückrufen. Es war wieder Montag Abend; durch das Gewühl der hundebelebten Boulevards gelangte ich in die Rue Littré, wo die Wohnung des Herrn Laurent lag, und erblickte die ſchwarzgekleidete Dame in der Gaſtarde; nun aber ſchlug ich das Buch auf und ein anderes Bild trat vor meine Seele, es prägte ſich mir der Schlüſſel zu einem Menſchenleben ſo ernſt, ſo ſtreitbar, ſo feſt dem Ewigen zugewandt, daß es in ſeiner Thatſe ſeinem Vaterland den Kindern der Erde angehört hatte. Auch dieſes Leben hatte ſich in Paris abgeſponnen. Es war eine andere Seite dieſer großen Stadt, worin gerade der, welcher der Einſamkeit bedürftig iſt, am leichteſten einſam ſein kann. Hier hatte Voltaire gelacht, hier Jean Jacques Rouſſeau geweint. Nirgends wohnt Graus und Scherz ſo nahe beiſammen wie in dieſem Paris.

Auguſte Comte war dem Knabenalter kaum entwachſen, als Napoleon nach Elba ging und die Rückkehr der Bourbonen die verſchiedenartigſten Gefühle

gen unter der Maße hervorriet. Er besuchte die technische Schule, war ein denkender Kopf, ein tüchtiger Mathematiker und zog seine Folgerungen stets aus dem Gegebenen. So fragte er sich denn, wozu Kriege seinem Vaterlande nützlich? wozu Napoleon seine Siege? wozu Moskau gebrannt und was die Weltgeschichte den Menschen lehre? Gegenüber den Geschäftigkeiten des Tags richtete sich sein Blick auf die Grenze, in die Weite. Da verlor sich der Mensch vor ihm in der Maße. Nicht Napoleon's wegen hatten Hunderttausende geblutet haben. Es mußte der Gang der Welt eine andere Ursache als das Leben eines einzelnen zu Grunde liegen, und diese Ursache zu erspähen, wurde sofort sein Streben.

Im mittäglichen Frankreich geboren hatte er viel von dem feurigen Temperament des Südländers in sein Vater war in Montpellier Generalsteuereinnehmer, eine ruhige Kasse und eifriger Katholik. Isidore Auguste Marie Xavier Comte wurde ihm am 19. Januar 1798 geboren. Er war ein zartes Kind, blaß, aber sonst gesund. In der Schule zeigte er sich beständig, aber ungeschickt, und erhielt deshalb manche Strafe. Man sieht, er legte nicht gerade einen Autoritätskultus, der es sich nicht auch mit Strafen bezahlen konnte. In seinem sechzehnten Jahre kam er die Polytechnische Schule in Paris, allein verweilte auf dieser nur zwei Jahre, weil er eine Rebellion, die er im Namen seiner Mitschüler auf sich, in der er um die Entlassung eines ihnen unbequemen Lehrers gebeten, mißverstanden hatte; er wollte dadurch bewegen vermieden. Eine Schule, die auf einer Fechtbahn im Theater des Staates und verursachte seinen Aeltern großen Kummer, zu strafen, vermochten sie ihm nicht. Die fernere Erziehung Auguste Comte's zählte bekanntlich Jahre, es in dieser Weise auf sich selbst angewiesen

Was er am besten verstand, war die Mathematik, und er beschloß, Unterricht darin zu geben. Da ein so junger Mann nach Fürsorge für seine bezahlt, seine Unterrichtsweise wurde ihm überall Ablehnung gebracht und er sah ein, daß er mit Ertrag seiner Stunden seine Bedürfnisse, wie auch sie auch wären, nicht befriedigen könne. So blieb er sich denn widersprechend, die Stelle eines bei dem reichen Bankier Gabriel Perier annahm, der damals noch nicht ahnte, daß er vorbehalten sei, Minister von Frankreich zu werden. Dies Verhältniß löste sich schon nach wenigen Wochen. Der junge Philosoph bezeigte dem Bankier zu wenig Respect, er schrieb seinen Abschied. Jetzt bot sich ihm eine Aushilfe, aber passen, Stellung bei dem Grafen Saint-Simon an, konnte er verstehen, sich ihm unterordnen, ihn; auch seinem Scharfsinn wurde er ein Schüler, wenigen Verhältniß verband beide. Saint-Simon stand in jener Zeit gerade an seinem Scheine der seinem Verhältnisse zu Menschen. Das Gut, Aristokrat, erklärte er, sei nicht an der Klugheit des Menschengeschlechts zu suchen, wo Unwissenheit und Roheit herrscht, sondern in der Zukunft zu suchen, als Ziel und Lohn fortschreitender Entwickelung. „Vermögt" hieß sein Wahlspruch und „Vermögt" rief dem Auguste Comte nach. Er meinetwegen suchten mag, die neue Basis, auf der sich ihr Ideal der menschlichen Gesellschaft errichten wollte, zu begründen, und leider stellte sich darüber eine kleine Differenz zwischen ihnen heraus, der schließlich Schüler und Meister trennte. Auguste Comte hatte in den Jahren der Zusammenarbeit mit Saint-Simon sich bedeutend entwickelt, er hat darüber gut die Spitze, er widersprach ihm; er wollte diese nur zum Theile allein ausgebildet haben, wie Meister aber seine Mithilfe bei seinen Arbeiten nicht anerkennen. Bei Gelegenheit des Briefwechsels

und in zwei kleine Zimmer gebannt, ward die junge Frau die Wärterin ihres geisteskranken Mannes. Bitter äußerten die Freunde. Bei jedem Widerspruch fuhr er empor, und doch mußte sie ihm fast beständig widersprechen, da er an den traurigsten Einbildungen litt, überall Feinde und Widersacher sah, die ihm sein theuerstes Gut, seine Ideen, beneideten und zu rauben suchten.

Nichts ist so schwer, als ein geistiges Besitzthum zu hüten, und nichts reizt mehr zur als die Sorge, sich in seinen Rechten auf dieses Besitz gekränkt zu sehen. Jahre hatten dem jetzt bei ihm herrschenden Zustand vorgearbeitet, und Jahre vergingen, bevor sein Gehirn sich wieder beruhigte.

Anfangs versuchte seine Gattin, ihn in einer Maison de santé unterzubringen, allein hier verschlimmerte sich sein Zustand, und da außerdem die Kosten des Aufenthalts ihre Mittel überstiegen, so entschloß sie sich, obwol mit Gefahr ihres Lebens, nach wie vor seine Wärterin zu sein. Als er sich endlich seiner Lage bewußt wurde, kam ihm auch die schmerzliche Erkenntniß der verlorenen Zeit, der Jahre, die nie wiederkehren. Allein es entmuthigte ihn nicht. Mit dem gleichen Eifer fuhr er fort, wo er aufgehört, und bedauerte nur, so manche Stunde dem Erwerb widmen zu müssen, die seinem großen Werke hätte gehören sollen, das zu vollenden er nach seiner Rechnung noch zwölf Jahre bedurfte. Unter „Philosophie positive" begriff er das ganze menschliche Wissen; die Theologie und Metaphysik waren ihm überwundene Standpunkte, weil sie kein Gesetz in sich trügen, welches das Phänomen des menschlichen Daseins erkläre. Der Positivismus trete daher, so war seine Meinung, von jetzt an an ihre Stelle, weil er die menschliche Gesellschaft wie ein Ganzes betrachte — eine Kraft, die sich in Theile gesplittere, die aber nur als Ganzes fortschreite und ewig sei, während sie in ihren Theilen vergehe; das Individuum als solches habe keine Zukunft. Wer die Weltgeschichte zu lesen verstehe, würde den Zweck der Schöpfung darin erkennen, daß sie die Civilisation aus der Association hervorgehen lasse. Aus diesem Erkennen entspringe dann die Nothwendigkeit, für ihre Fortentwickelung neue Bedingungen zu suchen, sowie neue Einrichtungen zu gründen, welche diesen Zweck befördern könnten.

Vor Auguste Comte hatte Turgot ähnliche Ideen ausgesprochen, und Condorcet in seinem Werke: „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain", ihm vorgearbeitet; ihm aber war es vorbehalten, auf diese Vorgänger gestützt ein System aufzubauen, welches die einzelnen Fäden zu einem Gewebe, zu einer neuen Wissenschaft gestaltete.

Wir halten jetzt das Resultat seiner Arbeit in der Hand und wägen die Jahre der Mühen des schaffenden Menschengeistes nicht, welcher Ewiges zu hinterlassen strebte und in Gottes Werkstatt zu schauen bemüht war. Einsamkeit und Arbeit waren seine Begleiter durch das Leben gewesen; als sie ihn bis an einen Abschnitt geführt, wo er ausruhen wollte, trat ihn der Tod. Die fürchterlichste aller Krankheiten, ein Magenkrebs, raffte ihn am 5. September 1857 dahin. Das Atom kehrte so in das All zurück, aus dem es sich zum Individuum erhoben, um sein Scherflein zur Förderung des Fortschritts unsers Geschlechts beizutragen. Eine geheimnißvolle, ihm innewohnende Kraft trieb ihn, das zu thun, was er that, nicht selbstbewußter Wille. So lautete die Theorie von Ursache und Wirkung von Auguste Comte.

Eine Zahl trauernder Schüler umstand den kleinen Grabhügel, welcher die Hülle von Auguste Comte barg; sie trauerten um das, was die Erde gegeben und was sie genommen, die sichtbare Hülle des ewigen Geistes.

Quinten.

Unter diesem ein wenig wunderlich klingenden Titel hat J. S. Lauber eine Sammlung kleiner Gedichte, Sprüche und Aphorismen veröffentlicht: „Quinten. Kleine Gedichte" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864). Sie ordnen sich in vier doch wieder innerst zusammenhängenden Reihen: Glauben, Leben, Liebe, Kunst, und bilden so ein Buch praktischer Weis- und Lebensklugheit. Bei allem Ernst und der Gesinnungstüchtigkeit des Dichters fehlt ihm doch die Anmuth und eine Ader des Humors nicht; einzelne seiner Sprüche sind ebenso mahr wie edel und schön ausgedrückt. Wir theilen zur Empfehlung des kleinen liebenswürdigen Buches einige derselben mit:

Wir gehn durch eines Gartens Mitte,
Voll Zauber, Duft und Licht;
Wir sehen wol das Gärtners Schritte,
Den Gärtner — sehn wir nicht.

* *

Von allem, was uns Zeit und Schicksal raubt,
Bleibt die Erinnerung uns frisch belaubt;
Das Alter stimmt der Jugend Kraft und Schwung,
Ihr Leichtes bleibt uns — die Erinnerung.
Der Herbst raubt uns des Frühlings frischen Blumenschmuck,
Erinnerung erhält ihn frisch und grün;
Der tiefste Schmerz sänftet einem Seufzer sich,
Singt ihn Erinnerung zum Lied zu Stand.
O Zeit, du raubst uns alles! Soll allein
In dir kein Zauber von Erinnerung sein?

* *

Du mußt dich in das reichste Glück
Gedankenlos versenken;
Du wirst nie glücklich, wolltest du
Des Glückes Grund bedenken.

* *

Sprich: sind sie Nachtigall schlagen?
Wie wunderbar prächtig das klingt!
Soll ich sie hören, schlagen? —
Ein Mensch nicht, wie herrlich sie singt!

(Hierzu ein Beiblatt.)

Was nun?

Schleswig-Holstein ist befreit — österreichische und preußische Truppen sind bis an die jütländische Grenze vorgerückt. Eine Thatsache, die uns alle zum treudigsten Jubel bewegen sollte, wenn nicht das verhängnisvolle Fragezeichen hinter ihr stände. Noch ist nur ist Schleswig-Holstein ein deutsches Schwesterland, noch wie vor regierten in Schleswig-Holstein dänische Beamte. Und noch Eins ist zu allerem gekommen: die Ohnmacht der deutschen Nation. Trotz nicht mit Unrecht fand man das eigentlich „deutsche Wesen" härter in den Stämmen der Mittelstaaten als in den gemischten Provinzen der beiden Großstaaten ausgeprägt. Die Politik Baierns, Sachsens und vor andern mochte etwas von einer Reichsturmpolitik haben, aber ihre Ziele waren deutsch. In der ersten Aufregung, nach den Freiheitskriegen, hätte sich ohne den Widerstand der Kleinen ganz Deutschland in einen österreichischen und preußischen Zwinger verwandelt. Damals gaben die Kleinen entschieden in der Form nach, sie erkannten die Nothwendigkeit gewisser Beschlüsse an; jetzt, in der schleswig-holsteinischen Frage, versuchten sie, Preußen und Oesterreich thatsächlich zu unterdrücken. Die Mächte der „Ordnung über sie zur Tagesordnung". Wo ist eine deutsche Nation? „In dem verbündeten Heere" erwidert die österreichische wie die preußische Armee. Auf ihren Bajonetten schwebt die Gerechtigkeit. Gewehr am Fuß stehen die Sachsen und Hannoveraner in Holstein zu und begnügen sich mit spöttischen Randbemerkungen gegen preußische Unthaten. Die preußische Presse, die österreichische Reformlust im August des vergangenen Jahres, alles ist in den deutschen Abgrund. Dichter und Schwärmer „deutsche Einheit" erfunden, gesungen, gepredigt, ist nur ein Deckmantel gewesen, die schwarzgelbe und die schwarzgrünrothe Fahne. Was weiter? fragt sich aber. Soll ein Krieg, noch Petit Palmerston gar kein Krieg ist mit der Großmacht selbst nur als „Maßregeln gegen Dänemark" bezeichnen, wieder nach blutigen Schlachten einem neuen londoner Protokoll enden? Denn das Recht, welche Freiheit und Selbständigkeit verbürgte eine Personalunion den Herzogthümern, die im Laufe der Zeit geschmälert, aufgehoben, verletzt worden könnten? Die Ungern haben seit Aufhebung in einer Personalunion zu Oesterreich. Sie darum weniger von den Habsburgern gehaßt und gefürchtet werden? Die Dänen sind zu schwach und Volkszahl zu gering, um sie sich von ihren Inseln aus die Rolle einer selbständigen Macht spielen zu können. Sie brauchen [illegible] halbwegs bis zur Elbe: sie ist das

Vaterland, auf dem sie stehen. Entzieht es ihnen und sie fallen an Schweden. Nur denen verbindet sie die Geschichte, die alte Stammesgemeinschaft, das Meer. Von den Realpolitikern, die freilich weder mit ihrem Parlament noch in den Augen des englischen Unterhauses klar wissen, was sie wollen, wird diese Meinung phantastisch, eine Phrasenlosengrille gescholten, aber entweder bleibt die Karte von Europa wie sie ist oder sie erhält im Norden diese Veränderung. Denn dauernd werden die Erfolge der Großmächte in Schleswig-Holstein nicht sein. Hier kann nur Eine Fahne wehen, die schwarzrothgoldene. Der „Schwerpunkt" der Schleswig-Holsteiner liegt nun einmal durch das ganze deutsche Land, keine Personalunion mit Dänemark, kein Vertrag, keine Verfassung kann ihn ersticken. Wenn jetzt die verbündeten Heere die Dänen geschlagen und das Land wieder an die Berechtigten ausgeliefert haben, wird man zehn Jahre lang von neuen Gewaltthätigkeiten, neuen Bedrückungen — nur allem von neuen Depeschen, Berichten und ähnlichen diplomatischen Schriftstücken hören, bis die langathmige deutsche Geduld sie Geduld verloren hat und zu einem abermaligen Zeitpunkt sich rüstet. Zwischen uns und den Dänen gibt es keinen Frieden, solange ein „Dänemark" besteht. Wenn die Großen weniger einig und rührig wären. Heute man fragen, warum sollen nicht zwei Volksstämme friedlich auf demselben Gebiete leben? Aber diese weitherzige, philosophische Stimmung herrscht weder hüben noch drüben der Welt. Der Trieb der Nationalität ist stärker als der humanistische Zug. Möglich, daß einem glücklichen Menschengeschlecht, das dem Ideal allgemeinsamer Brüderlichkeit näher gekommen ist als wir, unsere Kämpfe und Feindschaften grausam und barbarisch erscheinen werden, mit Leben über darüber hat machen sie sich nicht und leben. Nur heißen Menschenleben nicht einem Phantasiegebilde geopfert werden, nur diese Personalunion, die heute großen Sympathien der Fürsten in alle Winde gebrochen wird. Nach allem, was bisher geschehen, ist eine Lösung der Frage im nationalen Sinne von den Großmächten nicht zu erwarten, noch allem, muß sie ihnen erkämpft von den Mittelstaaten zu verlangen. Gegen sich alle — natürlich auch die Vertreter der Deutschen Bundes — schon ist möglich an den grünen Gongreßtisch zu Paris und sich nach die nämliche Monarchie wiederherstellen wieder zusammen. Da wird noch nur Tinte verspritzt und kein Blut, und kann sie Mitwelt auch nicht von sich sagen: „Sieh da, ein Lazarus von Millionen!" so liegt sie sich zweifelsohne ganz phrasenhaften Völkerkarten in ihr Album mit der Inschrift: „Die Völkerfreiheit von Europa."

Die Thiere und Pflanzen des Gährungsprocesses.

II.

Der Gährungsprocess ist nach Pasteur's Ansichten stets durch die Anwesenheit organischer Wesen bedingt. In seiner Abhandlung über die alkoholische Gährung hat er gezeigt, daß die Hefenzellen des Biers sich auf Kosten der süßen Flüssigkeit nähren und sie durch eine physiologische Wirkung und nicht durch eine physische oder chemische umwandeln. Die physiologische Wirkung verbindet sich in innigster Weise mit den chemisch verwickelten Erscheinungen der Zucker zerlegt sich und gebiert nicht nur den Alkohol und die Kohlensäure, sondern noch andere Stoffe, als Bernsteinsäure, Glycerin, Zellstoff, Fettmaterie und zweifelsohne auch andere Körperchen.

Die alkoholische Gährung hat nicht die Einfachheit, welche ihr die Chemiker beigelegt haben. Eine gewisse Masse Zucker gibt nicht nur ein bestimmtes Maß Alkohol und Kohlensäure, sondern auch noch alle die von Pasteur bezeichneten Substanzen, deren Zahlenverhältniß je nach dem Ueberschuß und nach dem Zustand der Gesundheit des Gährungsstoffs verschieden ist. Gewisse Ingredienzien, welche der zuckerhaltigen Lösung beigefügt werden, begünstigen das Keimen und die Vermehrung der Hefe, andere unterbrechen sie. Am förderlichsten erscheinen Pasteur Ammoniak und phosphorsaure Salze. Höchst wunderbar aber ist die Ernährung, das reichste Gewächs die Hefe stirbt, indem sie wie Gift auf sie einwirkt. Der Einwirkung des Biers ist zwar die Hefe nicht so schädlich, weil er wahrscheinlich von Substanzen begleitet ist, welche den Infusorien zur Nahrung dienen. Pasteur versichert, daß überhaupt noch viel Räthsel zu lösen sind und wir noch sehr viel lernen müßten, um alle thierischen Stoffe zu unterscheiden, die man gegenwärtig noch unter dem allgemeinen Begriff der Albuminoiden bezeichnet auf Grund ihrer Aehnlichkeit mit dem Eiweiß.

Die alkoholische Fermentation einmal begonnen, setzt sich in gewisser Weise ins Unendliche fort, so bald man darauf sorgt, daß in der Flüssigkeit ein Zuckerüberschuß erhalten bleibt, denn die neu sich bildenden Hefenzellen nehmen daraus einen Theil ihrer Nahrung.

Der Alkohol und die Kohlensäure, welche sich während dieser Zeit ergeugen, können in gewisser Beziehung als die Ausscheidung dieser kleinen Wesen betrachtet werden. Somit erhalten wir durch die Thätigkeit der allermeinsten Thierchen jene uns so wesentlichen Getränke des Alkohols und des Weins.

Der Alkohol verbrennt sich leicht durch eine zweite Gährung in Essigsäure; ebenso geschieht die Umwandlung des Weins in Weinessig durch eine lebendige Gährung. Im Wein nennt man sie die „Blüte des Weins", im Weinessig die „Blüte des Weinessigs" oder „Essigmutter".

Es entwickelt sich auf der alkoholischen Flüssigkeit ein Häutchen im Wege der Umwandlung; es bildet sich durch die Anhäufung kleiner Pflänzchen die Essigmykoderme, welche die Eigenschaft hat, den Sauerstoff der Luft zu entnehmen und mit dem Alkohol zu verbinden, um diesen in Essigsäure zu verwandeln. Die Mykoderme des Weins leistet gleichfalls den Sauerstoff der Luft auf den Alkohol und verwandelt ihn dadurch in Wasserdampf und Kohlensäure. Um die Gährung des Weinessigs abzuschließen, muß die Blüte der Essigsäure auf der alkoholischen Oberfläche in Berührung mit der Atmosphäre bleiben, der sie ohne Aufhören Sauerstoff entzieht. Die Mykodermen übertragen auf alles ihre entzündlichen Eigenschaften, durch die ganze Natur geht der Verbrennungsprocess.

Da jede Gährung ihre eigenthümliche Erscheinung hat, so wollen wir hier noch des Ferments erwähnen, das dazu dient, den Milchzucker in Buttersäure zu verwandeln. Es ist ein kleines Infusionsthierchen, das in Form von kleinen cylindrischen Stäbchen, an den Extremitäten abgerundet, einzeln oder kettenartig aneinanderhängt. Diese Stäbchen drehen, bewegen und krümmen sich in der Flüssigkeit und vermehren sich durch Theilung. Diese Thierchen sind Vibrionen und können wie das Ferment des Alkohols in die Flüssigkeit gestreut werden, die nur Zucker, Ammoniak und Phosphate enthält; sie leben darin und vermehren sich, indem sie direct ihre Nahrung aus den krystallisirbaren und mineralischen Substanzen der Flüssigkeit ziehen; es sind Wesen, die nicht nur ohne Sauerstoff leben können, sondern sogar von demselben getödtet werden. Diese Eigenschaft unterscheidet wesentlich die Mykodermen von den Vibrionen; die ersteren sind, wie Pasteur sie uns zeigt, Wesen, die sich ohne Unterlaß vom Sauerstoff ernähren und ihn sofort aus der Atmosphäre anziehen, sobald sie ihn in der Flüssigkeit nicht mehr finden, die andern tödtet er. Beide Arten von Thieren sind geeignet, die Zerlegung der Körper zu beschleunigen, oft sind sie zusammen bei diesem Proceß thätig.

Man thue z. B. weinsteinsauren Kalk, phosphorsaures Ammoniak und Alkalien in Wasser, so wird man nach kurzer Zeit sich seine Infusorien entwickeln sehen. Die Monas, die Vibrionen und andere, die kleinen Thiere knochen schnell in Gegenwart der Phosphate. Sie entziehen der Flüssigkeit jeden Sauerstoff. In dem Augenblick aber, wo er verschwunden ist, erscheinen auch die Fermente, welche ohne Sauerstoff leben. Das weinsteinsaure Salz ist bald verschwunden, wird aber durch einen Niederschlag von einer Menge von Vibrionen ersetzt. Die Infusorien, die im Beginn die Masse erregten, bleiben auf der Oberfläche und dienen in gewisser Beziehung als Schirmdecke gegen den Sauerstoff der Atmosphäre, indem sie verhindern, daß derselbe in der Flüssigkeit auftritt. Je mehr man die Gährung studirt, desto mehr findet man, daß die Atmosphäre nur die zweite Rolle in dieser Erscheinung spielt, welche die

...ädchen der organischen Materie in den Zustand der ...organischen abschließt.

Werden die organischen Substanzen in einer von ...einen nicht erfüllten Luft aufbewahrt, so erhalten ...ch unverdorben nicht nur mehrere, sondern sehr ...ng; so hat Ehrenberg sechs Arten von Infusionen ...eichnet.

Diese Entdeckung Pasteur's erschüttert nicht nur ...r Chemie, sondern auch der Physiologie und Me... Sie wird für die Industrie kann die ...ahrscheinlich wichtig werden. Pasteur vergleicht ...Gärungsstoffe mit der Respiration der höheren ...esen. „Die Blutkörperchen" sagt er, „sind zwar ...ine organisirten Wesen, aber es sind lebende Zellen, ...elche die Rolle der Muskelfasern in unserm Orga... ...ismus spielen. Sie bemächtigen sich des Sauerstoffs ...n den Lungen und bemühen sich, ihn durch verschiedene ...eilchen in allen Theilen des Körpers herumzutragen, ...m es nach verschiedenen Stellen alle Bestandtheile, ...elche derselbe verbrennt, verbrennen zu lassen. Das ...Athmen der Gährung hat mit den höheren ...ine Analogien, welche das freie Sauerstoff nicht ...erwerfen."

In einer seiner Abhandlungen spricht Pasteur von ...em Einflusse, den die atmosphärischen Keime auf ...en Gesundheitszustand der Menschen ausüben. Die ...öheren Luftschichten sind reiner, daher Vergleich so ...wohlthätig wirkt, die Luft von London und Paris ...dagegen, wo so viel organische Materie verletzt wird, ...ist für Gesundheit und Leben viel gefährlicher.

Die Pest, die Cholera und viele andere Seuchen ...entstehen wahrscheinlich aus Fäulnißkeimen, welche mit ...unsichtbaren Infusorien erfüllt sind. So sind gleichsam ...den Tod unter die Menschen aus.

Es bleibt uns in einem späteren Artikel noch ...übrig, auf die praktischen Folgerungen aufmerksam zu ...machen, welche daraus für die Krankenpflege der ...Chemie und Aerzte von Hausfrauen gezogen sind. ...Die Theorie hat bekanntlich verschiedenen Büchsen zur ...Aufbewahrung von Aerzten und Chemikern Rat, wie ...uns scheint, durch die Pasteur'sche Entdeckung an ...Klugen gewonnen.

Mangin, der Bleistiftverkäufer von Paris.

N. N. — Paris hat eine seiner volksthümlichsten Persönlichkeiten verloren. Mangin, der berühmte Bleistiftverkäufer im Sammetrock mit goldenen Knöpfen und dem glänzenden Helm auf dem Kopf, ist todt! Niemand hat es besser verstanden, sich die Gunst des großen Publikums zu erwerben als er, und — was noch erstaunenswerther ist in einer Stadt, wo man das Neue liebt — sich dieselbe während der zwölf Jahre seines Straßenlebens zu erhalten. So oft Mangin erschien, er belustigte immer und war einer großen Zuhörermenge gewiß, von denen die meisten ihn nachher gegen 20 Centimes einen oder mehrere Bleistifte abkauften. Wer gegen 2 Uhr nachmittags in die Nähe der Madeleine, des Théâtre Italien oder der Place de la Bastille kam, konnte darauf rechnen, an einem dieser Orte den großen Mangin zu sehen; denn Mangin war groß in seiner Charlatanerie, aber noch größer in seiner Ordnung und Pünktlichkeit. Die Bewegung in seinen universalistischen Reisen war nicht minder groß, aber sie belustigte nicht, das Publikum liebte sie sogar; sachte zuckte und re... mentirte ihn durch Beifalls-Bezeigungen und durch reichliche Ankäufe von Bleistiften.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Paris ging ich gegen 2 Uhr über den Boulevard des Ita... liens, als inmitten vieler Equipagen plötzlich ein ein... faches offenes Fuhrwerk, von zwei Pferden gezogen, die allgemeine Aufmerksamkeit der Vorübergehenden anzuregen schien. „Mangin! Mangin!" hieß es von allen Seiten. Männer, Frauen und Kinder, alle folgte dem langsam dahinfahrenden Wagen, dessen Inhaber einfach gekleidet, die Peitsche selbst lenkte, während sein Diener hinten ihm saß, einen mit Bleistiftmagazin bepackten Karren auf den Knien haltend.

„Das ist der berühmte Bleistiftverkäufer", sagte mein Begleiter, der Paris seit mehreren Jahren be... wohnte, „eine partout Merkwürdigkeit, welche Sie ...ventuell sehen müssen." Wir waren gerade im rechten Augenblick an der Madeleine angekommen, um die Vorgänge auf und um Mangin's Fuhrwerk genau beobachten zu können. Der Inhaber des klei... nen Wagens hatte sich inzwischen, was aber seine ...neren Künste einen nicht reichen Geldsegen belohnten Sammtrock, legte einen Helm mit der ich darüber in die Luft wiederholt Schlange auf, hüllte seinen Kasten mit Bleistiften, Messern und Photographien, welche alle ihren eigenen Preis enthielten, der sich hin, Preis ich von Kopf bis Napoleonsbart und gab seinem Diener [illegible] der sich indessen auch in Sammetanzug gesetzt, ein Zeichen, worauf dieser aus seinem Karren ein Tambourin hervorzog und das Publikum gemüthlich mit einer lebhaften Melodie über den belebten „Boulevard" unterhielt. Bei ein paarmal Schlagen seines Herrn hatte Mangin sein Spiel und die Umstehenden ihre Unterhaltung ver... loren, dann fingirte Mangin mit einem Blick in ...s Auge, daß er reden wolle. In seinem Tone sprach er etwa so: „Warum sehen Sie mich alle so ver... wundert an, meine Herren, ich wollten Sie mich fragen, was mein ganzes Sein, mein Thun, mein Schwert und meine Lumpenhandschuhe bedeuten? Ich will es Ihnen sagen. Ihre eigene Gutmüthigkeit und Biederkeit haben mir Lust dazu gemacht, denn eine unwillkürliche Achtung kann nur durch Gutthaten und Ritterlichkeit erzeugt werden. Es gab eine Zeit, wo ich in einem Kloster unter ...Ihnen erzogen, brachten meine [illegible] Bleistifte zum Verkauf sehr gut [illegible] ihr Glück weiter von Ihnen entfernt war, ich mit Aufsätze und Aufträgen beladen werden. Aber ich wurde hier [illegible] niemand bekümmerte sich um mich und meinen Magen, es gab Tage, wo ich nicht

einen einzigen Bleiſtift abſetzte, wo ich umſonſt die Hüte derſelben allen vier Winden anpries und des Abends ohne einen Pfennig in meine erbärmliche Schlafſtätte zurückkehrte. Ein anderer an meiner Stelle wäre unter der Laſt der Widerwärtigkeiten zuſammengebrochen, ich aber war mit Genie begabt. Eines Tags ſah ich den Polichinell in ſeinem lächerlichen Aufzuge vorübergehen. „Die Menge — Eſel wie Sie alle, meine Herren!“ — folgte ihm, das brachte mich auf die richtige Fährte, wie man Sie behandeln müſſe. Am folgenden Tage erſchien auch ich als Bajazzo angezogen mit meinen Bleiſtiften und hatte ſo viel Zulauf und Abſatz wie ſonſt in einem ganzen Monat nicht. Jener Tag entſchied mein Schickſal; von da an bis auf den heutigen Nachmittag kam ich zu Ihnen in den lächerlichſten Aufzügen und Phantaſieverkleidungen und bin nun ein berühmter Mann, den die Geſchichte nicht unerwähnt laſſen wird. Mein Name iſt Mangin; mein Porträt in dem Anzuge, in welchem ich jetzt vor Ihnen ſtehe, hängt in allen Tabacksläden, ich verkaufe meine Bleiſtifte, mache ſie ſelbſt und habe dafür die Große Preismedaille auf der Ausſtellung in Limbuktu erhalten. Ich wette tauſend Francs, daß mir niemand beſſere Bleiſtifte zeigen kann als die meinigen, die ich für 20 Centimes das Stück verkaufe. Sehen Sie her, meine Herren, und überzeugen Sie ſich ſelbſt von ihrer Vortrefflichkeit!“ Mangin nahm ein dünnes Bret, ſtieß mit einem ſeiner Bleiſtifte kleine Löcher hinein, um die Feſtigkeit der Spitzen zu beweiſen, befeſtigte ein Blatt Papier darauf und wandte ſich anſcheinend an jemand in der Menge mit der Bitte um die Erlaubnis, ſein Porträt zeichnen zu dürfen, welches er nach einigen Augenblicken dem Publikum zeigte. Ein ungeheures Gelächter folgte dem Umwenden ſeines Zeichenblattes, auf dem nun ein rieſenhafter Eiskopf ſichtbar ward. Dann fuhr er in ſeiner Rede fort: „Ich war oft nahe daran, Hungers zu ſterben, als ich anfänglich und einfach gekleidet unter Ihnen erſchien, ſeitdem ich aber mit dem Schlangenhelm auf dem Haupt komme, habe ich zweihundert Dejeuts in Paris, Frühſtücke im Palais-Royal oder bei Maire in der Rue de la Paix — köſtliches Beefſteak, roth und ſaftig in der Mitte — und trinke zu allen Mahlzeiten Château-Margaux. Sie lachen über mich; das iſt mir gleichgültig, denn Sie kaufen von mir. Ich habe Feinde und Verleumder wie jeder große Mann, aber ſie ſind längſt grün und gelb vor Neid geworden, während ich roſig und friſch bin von dem köſtlichen Rothwein, den ich alle Tage trinke, während ſie ſich am Waſſer erſticken wie die Gänſe, die ſie in der That und Wahrheit ſind.“

Dieſe Rede, deren Schluß ſeiten vernahm, war von einem unübertrefflichen Mienen- und Geberdenſpiel und von einem Stimmenwechſel begleitet, der oft plötzlich vom höchſten Tenor in den tiefſten Baß überging, und machte einen ſo komiſchen Eindruck, daß ſie beſtändig von ſchallendem Gelächter begleitet war. Nun kam der eigentliche Geſchäftsakt. Mangin öffnete ſeinen gewölbten Kaſten und gab den ſich maſſenhaft herzudrängenden Käufern für die Summe von 1 Franc ſeine Photographie, eine Medaille mit ſeinem Bildniß und ein halbes Dutzend Bleiſtifte. Plötzlich ſchlägt es vom nahen Kirchthurm 3 Uhr. „Drei Uhr!“ ruft Mangin, als ob er über die vorgerückte Zeit, die ihn bereits bei irgendeinem andern wichtigen Geſchäft finden ſollte, erſchrocken ſei. „Drei Uhr! Der Verkauf iſt für heut geſchloſſen.“ Damit zog er ſeine Amtstracht aus, legte Helm und Waffen ab, ſchloß ſeinen Bleiſtiftkaſten zu und verließ als gewöhnlicher Sterblicher ſeinen Wagen, um ſich in eine Reſtauration in der Nachbarſchaft zu begeben. Wenzigerl, der inzwiſchen die Geſchäftsthätigkeit ſeines Herrn beſtändig mit einem Fortiſſimoſpiel auf der Drehorgel begleitet hatte, blieb beim Wagen zurück und machte Anſtalt, mit Waaren und Kleidern davonzufahren, den neu hinzukommenden Käufern verſichernd, er dürfe nicht mehr verkaufen; nach und nach ließ er ſich dann ſtetlich immer bereit finden, noch für 30—40 Francs Bleiſtifte auszutheilen mit der Bitte, es ja nicht ſeinem Herrn zu verrathen.

Das war das tägliche Leben Mangin's, des berühmten Bleiſtifthändlers, der es den Pariſern in tauſend Arten vorgehalten, wie Rechtlichkeit, Beſcheidenheit und Arbeitſamkeit ohne Berückſichtigung in Paris bleiben und wie dort nur äußerer Flitterſtaat, Anmaßung und Unverſchämtheit Erfolge haben. Das Publikum fühlte die Wahrheit der ſtrengen Kritik Mangin's und ließ ihn gewähren. Weniger Erfolg hatte er in den Provinzen, wo er in den größern Städten, wie Orleans, Rouen und Bordeaux, auftrat. Paris war ſein eigentlicher Schauplatz, dort war er bekannt und beliebt und dort wurde die Nachricht von ſeinem vor wenig Wochen erfolgten Tode mit Bedauern aufgenommen und ihm die letzte Ehre erwieſen, indem eine überaus zahlreiche Menge ſich bei ſeinem Begräbnis betheiligte.

Briefwechſel.

— O. G. in Lauſanne. Laſſen Sie Manuſcript-Sendungen nicht durch unſerer einen Verkehr zum Ihnen erwarten!

— W. H. in Halle. Die Erzählung „Verwirrt und verirrt“ haben wir Ihnen im Sommer des vergangenen Jahres zurückgeſandt, eine Veröffentlichung erſcheint überhaupt nicht in unſerm Verlag.

— M. F. in Breslau. Dichter iſt es vor vielen Jahren durch ſeine Gedichte politiſcher Bedeutung geworden. Trauerſpiele haben A. Grafen von Groß Meyer unſern Kampf mit der Impoſſibilität vorgeführt verfaßt. Der Roman „Fräulein Gallitzin“ von Mathilde Anders erſchien ſich durch gewiſſe Breitung und Ungenauigkeit aus. Das hiſtoriſche Intereſſe Sie am beſten das Leben von Rousseau: „Studien zur Kunſt“ (... Beiträge zur italieniſchen Geſchichte“. Bd. II. und bei Fr. Overbeck „Galileo, ein ... ...“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wilhelm.

Liebe Mutter, ich habe ein Künſtlergemüth. Ich verſtehe mich wenig auf den Ton, der in der großen Welt Sitte iſt. Wahrheit aber und Offenheit hab' ich ſtets an die Spitze meiner Grundſätze geſtellt. Es geht hier etwas vor; jeder ſieht es, jeder fühlt es, und keiner geſteht es dem Andern. Es mag in der Beherrſchung ſeiner Gemüthsregungen etwas Adliges, etwas Vornehmes liegen, aber gegen mich ſollte man doch kein Geheimniß machen.

Madame Steiner.

Welches Geheimniß?

Wilhelm.

Ich begreife Euch nicht! Seid Ihr denn vom Formenweſen der Geſellſchaft ſo bethört, daß Ihr zu Niemanden mehr Vertrauen habt und zu Eurem eignen Selbſt am allerwenigſten? Ich muß Evelinen ſprechen.

Madame Steiner (ſteht auf).

Ich beſchwöre Dich, Wilhelm, keine Uebereilung!

Wilhelm.

Wozu dies Schweigen?

Madame Steiner.

Was im Schweigen geboren wurde, kann auch im Schweigen wieder erſterben.

Wilhelm.

Holm iſt ein unverdorbener, offner Sohn der Natur. Ein Charakter von einer Unbefangenheit, die mich

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 11.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. XI. — Ueber das Abwägevermögen des menschlichen Geistes. Von A. J. H. — Der Mann mit der eisernen Stirn. Von Karl Neumann-Hoditz. I. — Das Glück des Lebens. — Gedichte von A. Meißner. I. Strandbild. — Vorblatt. Alexander Petöfi. I. — Die meteorologischen Observatorien. — Hebräische Aumuth.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

XI.

Leise fing die Abenddämmerung an, ihre Schleier über Paris auszubreiten.

Auf dem Rainplatz neben dem geröthten Springbrunnen, wo sie gestern mit Marcel geweilt, stand heute Genovefa allein.

Herr Joseph Lecomte war mit seiner Gattin nach Lucienne gefahren zu dem Bankier Lecomteux, einem ihrer Bekannten, der dort neben dem ehemaligen Pavillon der Dubarri einen großen Park und ein schönes Haus besaß. Der Wunsch Marcel's, daß die beiden Freundinnen sich ohne störende Zeugen wiedersehen sollten, hatte sich so durch einen Zufall erfüllt. In der Hoffnung, den Tag allein mit dem Freunde zu genießen, lehnte Genovefa es ab, die Fahrt mitzumachen; auch versuchte es Frau Elisabeth nicht, sie zu überreden. Aber wie so selten entspricht die Wirklichkeit unseren Erwartungen! Marcel war unruhig und zerstreut; auf ihre Plaudereien, wie sie ihr Fest am Sonntag einrichten würden, welche Ueberraschungen sie ihren Gästen zugedacht, ging er nur mit halben Antworten ein, seine Seele war bei Charlotte. Wel empfand Genovefa, daß nicht sie, sondern ein anderes seine Gedanken mit einer gewissen Ausschließlichkeit beherrsche; allein in ihrer unschuldvollen Neigung, ihrer armen Phantasie, die noch kein Hauch der Leidenschaft getrübt, stieg die Ahnung nicht auf, daß eines Mädchens Bild in sein Herz eingezogen sei. Ganz heimisch schalt sie auf die bösen Menschen und die kriegslustige Welt, die den geliebten Freund mit sich fortrissen und ihm seine Stunde ungetheilten Friedens gönnten. Ihnen schob sie seine Zerstreutheit als Schuld zu, daß er so gar nicht auf ihre Scherze achtete und wiederholt mit unterdrücktem Seufzer nach der Uhr blickte, als eile der Zeiger viel zu langsam für seine Ungeduld vorwärts. Zugleich aber war es ihr dann, als schwebte, wenn er sich von ihr unbeobachtet glaubte und mit scheuem Blick sie streifte, ein Lächeln über sein Gesicht. Sie mühte sich umsonst, dies Lächeln zu deuten. . Was hatte er nur vor? Und dann hatte er ihre Hand gefaßt, ehe er fortgegangen, und sie gebeten, ihn vor dem Pavillon zu erwarten; er bliebe nicht lange und kehrte mit einer schönen Gabe für sie heim.

Lu stand sie nun, sinnend, die Stirn von den herabfallenden kleinen Locken beschattet.

Wie so kurz war die Spanne Zeit, die gestern gehört und heute verflossen, und welche

Veränderungen schien sie doch nur! Das Gespräch, das sie gestern mit Marcel an dieser Stelle geführt, hatte sie gereift und ihr Herz gestählt. Sie, den sie für den Großen und Schönen der Menschen hielt, hatte ihr die Sorgen, die Not des Vaterlands, der ihn bekümmerten, vertraut, sie in sich eingesogen ... wenn sie ihn auch darum nicht mehr und nicht inniger liebte, er war ihr näher getreten, er sah in ihr nicht ein kindisches, leichtsinniges Mädchen, sondern eine ebenbürtige Freundin. Das erfüllte sie mit heißer Freude. Konnte es ihr ein besseres Zeichen seiner Neigung geben als sein Vertrauen? Zwar wünschte sie nicht, sich in den Kampf der Männer zu mischen, ihr Weben ging in der Erfüllung häuslicher Pflichten, in der Schöpfung eines stillen Glücks auf; nicht zum Gebieten, zum Gebären, nicht für die Schlacht, für den Frieden war sie geboren, aber es hob ihr Auge doch freudig leuchten, daß er ihr mitteilte, was er vielleicht seinen besten Freunden verschwieg. Mit ganz eigenen Blicken musterte sie den Pavillon; darin steckte das geheimnisvolle Geheimnis, das jetzt nicht allein Marcel, nein, auch sie bekümmerte. Wenn nur der „Greif" kommen wollte, der den alten Francois so erschreckt! Der Polizeigreif, der so plötzlich und unerwartet die Ruhe dieses Hauses störte! Ohne nur mit den Wimpern zu zucken, wollte sie ihm entgegentreten. Ja sie suchte mit ihren tapfren Augen in den Fenstern drüben, sie hatte alle seit geschlossen waren. Gerade dies bestätigte Marcels Verdacht — er kannte sie doch, das Fenster, dessen Jalousien offen halb aufgezogen waren. Eine Weile leuchtete sie gespannt, es sah drinnen etwas sehr ... dann schaute sie nachdenklich in die lichten, farbigen Abendwolken, in die rotbeglänzenden Baumwipfel. Auf ihrem Gesicht leuchtete es sanft verklärend, der Widerschein so vielen Glücks. Ein Vorgefühl der Freude bewegte ihren Busen ... Diese kleine Maske hatte es versprochen ihr mitzubringen ... Was mochte es sein? Aber da es aus seiner Hand kam, wie hätte es ihr nicht entzücken sollen? Gewann doch die armseligste Blume, wenn er sie ihr darbot, einen unaussprechlichen Duft. Und sie, in Erwartung und Träumen versunken, vergaß sie der feindlichen Welt draußen, die Stürme, die drei rasten, und ein Bild ungetrübten Glücks trug vor ihr auf — eine Landschaft, lustig und grün wie der Garten, in dem sie jetzt weilte, mit langsam dahinfließendem Strom, an dessen Ufern die Weiden ihre Zweige zu dem Wasser senkten; aus einiger Entfernung schimmerten die blanken Fenster eines Hauses zu ihr herüber; sie wandelte ihm an Marcels Arm zu.

Indem hörte sie ihren Namen rufen. Jählings schrak sie zusammen; den süßen, zum Herzen dringenden Klang dieser Stimme, wie lange es auch her war, daß sie ihn nicht vernommen, konnte sie nicht verkennen. Doch fand sie unbegreiflich — es mußte eine Täuschung sein. Da rief es noch einmal: „Geneviève!" und aus dem Baumgang, der auf den Rasenplatz mündete, trat Charlotte — selbst in ihren beflügelten Schritten war noch Gemessenheit. Mit einem lauten Aufschrei des Entzückens stürzte ihr Geneviève entgegen. Herz an Herz lagen sich beide.

Marcel war unter den Bäumen der Allee zurückgeblieben, um durch seine Gegenwart dem ersten Augenblick des Wiedersehens nichts von seinem Rausch und seiner Frische zu nehmen. Der Zauber wird beeinträchtigt, wenn ungeweihte Augen ihn belauschen. Aber wie hätte er sich nicht an dem lieblichen Schauspiel erfreuen sollen, das die sich zärtlich umschlingenden Mädchen unabsichtlich ihm darboten? Größer und gebietender in ihrem Wesen, strich Charlotte mit liebkosend mit ihrer rechten Hand über Stirn und Locken der Freundin, während sie mit dem linken Arm deren schlanken Leib umfaßte; Geneviève bedeckte das Gesicht Charlottens, die sich sanft zu ihr neigte, mit immer neuen Küssen. Neben ihrer stürmischen Zärtlichkeit erschien Charlotte kalt und kühl — ist es nun, daß sie gewohnt war, den Ausdruck ihrer Empfindungen zu zügeln, oder daß ihr blutiger, schrecklicher Verlust das Blut in ihren Adern erstarren ließ. Je länger Marcel sie beobachtete, um so schärfer hellte sich der Gegensatz der beiden Mädchen heraus — das dunkle Kleid Charlottens hob sich so seltsam von dem weißen Kattun den Gewand und der blauen Schärpe Genevièves ab wie die Nacht vom Tage ... und neue seltsame Gedanken, daß sie ihm auf der Reise nach Paris eingeredet, tröstlich ihn trug einer Freundschaft wärmer. Ist sie ein Engel oder ein Dämon? Die Frage, die ihn, oft unterdrückt, doch beständig seit zwei Tagen quälte, war noch immer nicht entschieden.

Weder Geneviève noch Charlotte ahnten von diesen Empfindungen in Marcels Seele. In der ersten Freude hatte keine seiner gedacht; nur einmal rief Geneviève aus: „Wem darf ich das Glück dieses Wiedersehens? Ach, wem anders als

m!“ Und Charlotte hatte mit dem Kopf g
ft, sein Name wollte nicht über ihre Lippen
ann führte Genoveva die Fremden in einen
oberhalb. . Was gab es da zu erzählen, zu
ichen, zu fragen! In ihrer Hast vergaß
noveva die Schwierigkeiten Charlottens nicht;
Herz war so voll, hatte sich so lange nach
itteilung gesehnt; wie ein Blumenregen strömte
r alles auf die Freundin nieder.

In dem verschwimmenden Silberduft der
merung lag der Garten. Eine wundersame
he, ihr selbst unbegreiflich, zog in Charlottens
le ein; fernab trieben die wilden, unheim-
n Vorstellungen, in denen sie seit einer Woche
rer Angst gelebt. Ob schön, als wäre die
Welt in dieser Stunde statt von schlangen-
ngelten, schmerzvollen Rätseln ein freund-
r Anblick. Der Schauer der Fragerin wurden,
Vertrauen der Idylle lächelte sie an. Nicht
ennen mal, aber lebhafter als je drängte sich
die Betrachtung von der Nichtigkeit und
Vergänglichkeit des Irdischen auf. Hob sie hervor
ute, von diesem Punkte gesehen als Jammer
Elend erscheint, was in der nächsten Nähe in
ster, schimmernder Großartigkeit liegt. Ist nicht
im Grunde doch alles nur ein Wahn, eine
chung unserer Sinne, ein leises Gaukelspiel,
ußer uns wie in uns gleich mächtig wirkt?
ses Dasein, die Farbe und Form der Welt
en uns besteht, von unseren Empfindungen
n und von ihnen wieder verschlungen?
ein Mozart und hier Genoveva — beides
Hervorstieg aus der Gnadensonne des Gottes
Schmuck des Sommers — noch mehr, sie,
Verein, verschlungen von den Armen eines
digen Kindes. Den einen weist das
der Welt zum Mahnmal, auf der Stirn
deren tobet es die Wolken der Schwermut
einen dritten läßt es lachen über die
heit herumleiden, die diese Wandlungen
d Gleen Bildes für Gemüt nimmt. Ohne
ergießt es eine Thräne
n und schwer sei der Tropfen auf diesen
Leben.

u weinst?“

ann ich mich nur anschmiegen an deiner
Aber du würdest mich nicht verstehen und
ein Herz zu erleichtern, würde ich deine
n.“

von dem Kloster her war Genoveva
ihr dunkel klingende Ausspruche der Fremd-
dönt, für sie hatten sie das Aufallende
verloren, das sie sonst bei einem anderen Menschen
hatten gefunden. Wie in einem höheren Wesen
hatte sie in Charlotte emporgeschaut und sich ihr
in allem unterworfen. Im Leben wie im Tod
sein wollte sich nach ihrer bewunderten Freundin
Charlotte von allen Menschen unterscheiden;
der ideellste Reiz dieser wunderbaren Frauen-
erscheinung, der sie selbst auf dem Verbrecherkarren
noch mit einem Glorienschein umgeben sollte,
übte einen gleich mächtigen Einfluß auf Mozart
wie auf Genoveva. Darum sagte diese nun: „Wenn
du ein Kind bekommen, heißt du es vergessen?
Meine Phantasien hat sie gar, so herrlich!
Sie und ich, wir werden dich nicht wieder von
uns lassen! Du mußt bei uns bleiben! Du in
hier viel schöner als in Graz im Kloster! Du
sollst Paris sehen, im Sommerhäus, an einem
heißen Mittag! Dann mit Laternen nach Pötzleins-
dorf hinaus, wenn die Wasser springen. C, denke
nur nicht an den kleinen Brunnen vor dem Hause
meiner Tante, aber unseren einzigartigen Spring-
brunnen da droben, den Herr Mozart nicht
wiederherstellen lassen will; mein, da sprühen
Perlen, Funken und Kristalle, und Rom ist Rom
dagegen mit die Fontänen hinaus — früher, bei
mir Herr Mozart erzählt, durfte man nicht hin-
aufgehen, die Schweizer Garden hatt mit ihren
Gewehren. Aber jetzt gibt es keine Kardinäle mehr
und keine Schweizerregimenter. Du weißt wol
gar nicht, daß Herr Mozart so ein heiliger Sankt
— Ich weiß es“, bestätigte Charlotte, die mühe-
voll Genovevas Wortschwall für einsame Stunden
an ihre Ohren gedrückt hatte.

„Wie hast du das können gelernt?“ fragte
erstaunt Genoveva. Der unterbrochene Lamen-
tierung verhalfen das Kind, das bei diesen Worten
auf ihre Knie sprang.

Als Mozart nachmittag seinen Namen laut
im Gespräch hatten nennen hören, vermutete er sich
ihnen. Sein Kommen unterbrach Charlottens
Erzählung von ihren einen Zusammentreffen mit
ihm in den Bergen.

„Und hast haben Sie mir verschwiegen?“
meinte Genoveva wie mit leichtem Vorwurf zu
ihm. „Aber ich will es nicht schelten; hab' ich
doch jetzt meine Charlotte wieder durch Sie!“

So dunkel war es doch nicht, daß nicht Char-
lotte den leuchtenden Blick hätte bemerken sollen,
mit dem das junge Mädchen sich jetzt „durch
Sie“ begleitete; er erbebte in Genovevas
Liebe zu Mozart. Ein schmerzlicher Zug spielte
um ihre Lippen. Sie hatte sich doch etwas mit

ein dunkler Fluch an ihre Fersen, sie sollte die Fackel der Zwietracht in dies friedliche Haus tragen. In unheilbarer, leidenschaftlicher Verblendung schien sich Marcel von Genovera ab-, ihr zuwenden zu wollen. Unwissentlich hatte sie an der Freundin einen Raub begangen, ein Herz, das jener gehörte, mit unheiliger Liebe erfüllt. Und in ihrer Ahnungslosigkeit bat sie nun gar: „Du verläßt mich nie wieder, Charlotte! Ich bitte dich! Alles, was die Freude macht, wollen wir ersinnen, nicht, Herr Marcel?“

„Können Sie solch rührender Bitte widerstehen?“ fragte der.

„Was willst du allein und einsam in der großen Stadt? Hier findest du Freunde, Beschützer, Herzen, die dich lieben. Vor der Sturmflut weilst du hier wie in einem sichern Hafen. Wir arbeiten, wir lesen und spielen zusammen Klavier, Herr Marcel erzählt uns, was in der Welt geschieht, und wir freuen uns jeden Abend, daß wir ungefährdet von den Schlägen des Schicksals, unbekümmert um den Lauf der Welt an unserm Herd sitzen und uns lieben.“

Wie Genovera so sprach, mußte man sie lieb gewinnen. Anmut und Unschuld vereinten sich gleichsam, sie zu schmücken. Sie war aufgestanden und hielt beide Hände Charlottens in der ihrigen; jetzt wandte sie in einer jener unnachahmlich liebenswürdigen Bewegungen, die nur der ersten Jugend gelingen, ihr Gesicht von der Freundin zu dem Geliebten hin, als wollte sie diesen fragen: Hab' ich nicht recht?

Unbekümmert um den Lauf der Welt — wie so gar nicht entsprach das Charlottens Meinungen und Stimmungen! Aber freilich, hatte nicht Genovera das bessere Los gewählt? Ist es nicht weiblicher, Wunden zu heilen als sie zu schlagen?

„Du schweigst?“ fuhr Genovera fort. „Willst du mir widerstehen? Kommen Sie mir doch zu Hülfe, Herr Marcel, daß wir sie überreden!“

„Ich muß fort!“ entgegnete Charlotte. „Mein Geschick ruft mich!“

Einen Schritt wich Genovera mit leichtem Erschrecken von ihr zurück, doch faßte sie sich schnell wieder und sagte nun auch mit einer Entschiedenheit, die ihr niemand zugetraut: „So werde ich dich nicht von mir lassen, in Nacht und Nebel! Du mußt mir beichten! Mich rufen jetzt meine Pflichten als Wirtin ins Haus. Sie haften mir für Fräulein Gerdau, Herr Marcel, bis ich wiederkomme!“

Und der Freundin noch einen Kuß zuwerfend, entschwand sie in dem Laubgang.

Schon war es dunkel geworden und der Mond tauchte in den blaßblauen Wolken auf.

Wortlos blickten sich Marcel und Charlotte an. Eine Weile schimmerte noch das weiße Gewand des entfernten Mädchens zwischen den Schatten der Bäume hervor und mit schwermütigem Lächeln sagte Charlotte: „Wie glücklich ist Genovera! Diese Mauern umschließen all ihre Seligkeit. So war es schon im Kloster. Eine Blume, ein Schmetterling ergötzten sie tagelang. Darüber hinaus hatte sie weder Sehnsucht noch Wunsch. Ein stiller Sinn und ein bescheidenes Herz — es sind die himmlischen Geschenke, welche die Vorsehung ihren Lieblingen verleiht.“

Marcel schüttelte den Kopf: „Ihren Lieblingen? In Schwäche, in Entsagung ein Vorzug? Der edle Mensch strebt für das Allgemeine, für die höchsten Güter, für die Freiheit und das Vaterland legt er sein Leben ein. Er sucht nicht in friedlicher Abgeschiedenheit ein selbstsüchtiges Glück, in dem Wohl seiner Mitbürger findet er seine Befriedigung. Den meisten Frauen mag es ziemen, nicht über die Schwelle ihres Hauses zu schreiten, aber die Auserwählten des Geschlechts sollten dies Los nicht meiden. Ihnen fiel eine größere Aufgabe zu, die Männer zu begeistern und, wenn es in der Schlacht zu sinken droht, das Banner des Ideals wieder zu erheben. Sie haben dann in Stunden mehr geleistet als jene in Jahren.“

Die Anspielung war verständlich genug, doch Charlotte wollte sie nicht beachten. Das eintretende Schweigen hatte etwas Beängstigendes, und Marcel, der durch seine rasche Rede ihr Zartgefühl verletzt zu haben fürchtete, wandte das Gespräch zum Nächsten. „Die Luft wird kühler; wollen Sie nicht in das Haus treten?“

„Lassen Sie mich hier, die Stelle ist so schön, so einsam. In jedem Zimmer lastet's wie drückende Schwüle auf mir und beklemmt meine Brust. Auf einem Felsen möcht' ich stehen, hoch über dieser Stadt, vom Sturm umwittert, von Adlern umkreist. Sie starren mich an, als ginge ein Hauch des Wahnsinns über mich hin. Auch bin ich Ihnen ein Rätsel. —“

„Sie sind schön und anbetungswürdig wie eine der Göttinnen, die in der Schlacht über den Kämpfenden schweben.“

„Ein Rätsel —“ wiederholte in ihr Grübeln verloren und vor sich hinschauend Charlotte, ohne

auf seine letzten Worte zu achten. „Bald werde ich es nicht mehr sein. Lassen Sie mein Gedächtniß in die tiefste Vergessenheit sinken, für uns beide ist es das Beste. Es war nicht Ihr guter Stern, der Sie mit mir zusammengeführt.“

„Hassen Sie mich denn so sehr, daß Sie selbst die Sterne schelten? Der Stern, der mir leuchtet, solange ich athme? Niemals soll ich ein Weib wie Sie, niemals wird mir eine Umgebung, wie Ihnen glühe. So reich ist das Leben keines Menschen, daß er die Erinnerung an eine solche Erscheinung wie einen werthlosen Stein von sich würfe. Ihre Augen, so strahlend und so sanft, daß sie Acten bewegen konnten; jene Blicke, welche die heftigsten Bewegungen, die gefahrvollsten Bewegungen, in deren Sturm sich ein menschenfeindliches Gewühl mischt, in meinem Innern erregen, Blicke einer Heldin und eines Engels zugleich —“

„Genug, genug!“ Mit ihrer Hand wankte sie ihm Einhalt und ging, als müsse auch sie sich beruhigen, über den Rasenplatz vom Pavillon zu. Der Mond bleichte das Haus mit dem hellen Glanz seiner Strahlen. Ganz leise strich der Nachtwind über die Blüten und Zweige des Strauchs, durch die Zweige und Wipfel der Bäume hin lautes, weiches Geräusch wie verklingende Harfenmusik. In der Abendstille der Natur hörte Marcel den lauten, unbändigen Schlag seines Herzens. Eine Secunde rang er noch mit sich selbst, aber seine Leidenschaft war mächtiger als — gewaltsam riß es ihn fort. Er faßte ihr auch, er ergriff Charlottens Gewand, drückte es an seine Lippen. — In hoher Ekstase sank sie — blaß und geisterhaft im Schein des Mondes. Ihre Augen umflorte ein Thränenschleier, eine schmerzliche Kälte lief über ihre Glieder — ein Grausen sprach aus diesem Antlitz der Lust. Gedanken in Marcel's Herz blühen sie flüsterte: „Ich liebe dich!“ Selbst ihr Blick entfernte seine Hand.

Da ging die Thür in der Mauer; erbleichend, rückwärts noch einen Blick hinter sich werfend, schlüpfte der Baron herein.

Nur seinen Schatten sahen beide über den Boden fallen.

„Er ist da!“ flüsterte Charlotte. „Weiß niemand, daß er in ihrer Nähe weilt?“

„Nein — aber er muß sich ihr entdecken.“

„Was er?“ fragte Pontmartin mit seinem eisigen Ton; aber er konnte nicht verhindern, daß Marcel, ihn anstehend und die Verletzung und Blicke des Mannes gewahrend, rief ausz „Sie werden verfolgt, wir sind verrathen!“

Einen Augenblick wurde es so still zwischen den dreien, daß man den Fall eines Blumenblattes vernehmen konnte.

„Es ist so!“ sagte dann der Baron. „Die Polizei ist auf meiner Spur. Der Schuft, der mich gestern erkannte, hat eine Anzeige gemacht haben. Schon im Palais-Royal schlichen mir einige wackere Patrioten nach. Doch es gelang mir, sie zu täuschen. Ein Edelmann hat nun einmal eine feinere Nase als ein Fleischerhund. Sehr mir noch mit einer Maschine! Ja denn nicht allen in der Natur verschieden? Von einer Maske schlüpfe ich in die andere, zuletzt nahm ich einen Fiaker. Der da hat vermuthlich nur mit Papier, ich aber mit Silber bezahlen kann, sahen sie langsamer und hatten das Nachsehen. Es war mir, selbst um den Preis meines Lebens, so werth und angenehm, noch eine Viertelstunde mit Ihnen zu plaudern, Bürgerin.“

Wie ein kalter Regen schlugen diese Aeußerungen Pontmartin's auf die hochgespannten Empfindungen Marcel's und Charlottens. Jeder Plan, jeder Entwurf von ihren ihnen Ahnungen hinweggerissen. Die nüchterne Wirklichkeit gähnte sie drohend und schreckhaft mit himmlischen Sphären an. Auch den Ton, den der Baron gegen das junge Mädchen gebrauchte, fühlte sich Marcel nun überhaupt noch beleidigt und verletzen gerieth. „Mit Ihrem Leben und Ihrer Freiheit, Herr Baron, mögen Sie nach Belieben spielen, aber Sie sollten doch bedenken, daß Ihre Unvorsichtigkeit auch andere, meine Mutter und meine Mutter, gefährdet! Sie sind unter Gastfreund und kommen so den Kreis auf unserm Land!“

„Nicht so hitzig, mein junger Herr! Es ist sehr möglich, daß man um Mitternacht eine Haussuchung bei Ihnen hält. Man wird ein leeres Nest finden, keine Spur eines Verdächtigen, und der Bürger Joseph Lebrun, der sich neulich gefangenen Fremde zur Aufnahme von Freiwilligen gerichtet, hat das Recht, sich über die thätliche Verletzung seiner Wohnung beim Convent zu beklagen. In dem Fall, der darüber entsteht, wird der Baron Pontmartin verschwunden sein wie eine Rauchwolke; keiner weiß, wohin. Hierher mußte ich zurück, um einige Briefe zu holen, die hier eben liegen“ — er zeigte nach dem oberen Stockwerk des Pavillons — „findet man sie bei mir, hat es weiter nichts zu bedeuten; sie

durften nur meine Bekanntschaft mit Madame Guillotine schneller vermittelt, als es im gewöhnlichen Verlauf des Lebens geschehen wäre, hätte man sie bei getrauten — bei meiner Ehre, Sie würden die Gerichte Marat's nothig gehabt haben!"

Damit war er die Treppen zu dem Pavillon hinaufgeeilt, hatte die Thür geöffnet — nun war er drinnen. Seine Bewegungen hatten etwas Ruhiges.

„Ein seltsamer Mensch!" murmelte Marcel vor sich hin. „Was will er nur von ihr?" Und er schaute auf Charlotte, die, einer Statue ähnlich, die Hände auf der Brust gefaltet, unbeweglich dastand mit leise zitternden Lippen. In ihrer Erregung zählten sie die Minuten bis zur Zurückkunft des Barons nicht. Der hatte aber seinen gelben Rock den braunen Ueberrock gezogen, den er gestern Abend im Garten „Zur Nation" getragen, als er leichter zu ihnen hinaustrat. Gelassen blieb er vor Thür — bei dem Anblicken der Schlosse rahte Charlotte zusammen. „Sire in" sprach er halblaut.

„Jetzt war es dem Ankläger leicht werden", überzog der Baron zu Marcel, „meine Identität nachzuweisen. Der braune und der gelbe Rock machte nun keine Schwierigkeit mehr. Treten Schlösser wollen wir in die Nähe des Sprunggrabens verfolgen, da wird er vielleicht noch hundert Leben angegeben und für eine allerdings Merkwürdigkeit auf den Leben des unglaublichen Marquis Johannes erklärt. Sie, der liegt am verborgen? Lieben Brief geben Sie Ihrem Vater, er enthält meinen Dank für seine Freundlichkeit und die Kündigung unserer Contracts! Ich werde den Pavillon nicht mehr beziehen. Bürgerin, was betrachten Sie mich so von der Seite? Haben wir uns Leuten miteinander schlimm? Ich rufe: Es lebe der König! Sie rufen: Es lebe die Republik! Vergangenheit oder Zukunft, vermuthlich wird sie eine nicht besser sein als die andere war, gut mit zwischen steht die Madame Welt, die sie getrennt. Verwette ich hier die Guillotine, wird mich in der Provinz eine Kugel treffen. Im übrigen seien Sie der kleinen Genovefa eine schwesterliche Freundin!"

„Sie täuschen sich, mein Herr, wenn Sie glauben, daß ich in diesem Hause bleibe! Ich werde es mit Ihnen verlassen."

Tommasino's Gesicht verfinsterte sich. „Sie haben Geheimnisse, Sie haben keine Bitten" — er flüsterte mit Marcel — „nichts über Sie vermuthet?"

„Nichts! Mein Athem verfenge die, deren Antlitz er trifft! Glücklich die, welche mich nie gesehen!"

„Hexch! Hörten Sie nicht Geräusch jenseit der Mauer?" flüsterte der Baron dem jungen Mann zu.

Marcel nickte und näherte sich vorsichtig der alten Pforte mit den vielen eisernen Riegeln.

Die neunte Stunde war angebrochen und tiefe Dunkelheit herrschte im Garten.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Ueber das Ahnungsvermögen des menschlichen Geistes.

II.

Wir wollen nun untersuchen, unter welchen Bedingungen vorzugsweise das Ahnen, d. h. das nicht durch die Sinne vermittelte gültige Erkennen des zeitlich oder räumlich Getrennten, stattzufinden scheint. Man hat behauptet, daß dasselbe vorzugsweise bei rohen, ungebildeten Nationen und überhaupt nur bei Menschen von beschränkter Verstandesthätigkeit und Willenskraft vorkomme. Auch ist es unzweifelhaft, daß, je größer die Bildung einer Nation ist, desto seltener in der Regel bei ihr von Ahnungen und Vorgesichten die Rede ist; indessen beweist doch schon das Beispiel von Lichte, Goethe, Hettner, daß auch Männer von vollkraft ausgezeichneten Geistesgaben Ahnungen haben können.

Schon Aristoteles im zweiten Kapitel seiner Schrift über „Weissagung im Traum" nimmt an, daß vorzugsweise Menschen von ganz gemeinem Stand die Gabe der Voraussicht der Zukunft haben. Er nimmt an, daß Bilder und Ausstrahlungen des in der Zukunft liegenden in den Seelen der Schlafenden gelangen, daß aber vorzugsweise solche Menschen, deren Verstandeskraft wenig zum Denken geschickt, vielmehr öde und leer ist, geeignet seien, die Bilder des Zukünftigen in ihren Geist aufzunehmen. Das eigene Denken, die Selbstthätigkeit des Geistes betrachtet er also als etwas, was die ruhige Aufnahme der Bilder des Zukünftigen hemme.

Unsere Ansicht über diesen Gegenstand ist folgende: Das unmittelbare gültige Erkennen des zeitlich oder räumlich Getrennten findet, da es dem normalen Geisteszustand widerstreitet, der Regel nach nur dann statt, wenn der Geist weder durch Sinneswahrnehmungen beschäftigt, noch

durch eigentliche geistige Arbeit, namentlich also durch lebhaftes Nachdenken, in Anspruch genommen, wenn also die normale Thätigkeit des Geistes gehemmt.

Ein derartiges Ruhen des Geistes wird in der Regel in einfachen Lebensverhältnissen, also bei Hirten und Landleuten, die viel allein sind, weit vorkommen als bei Menschen, welche in großen Städten in lebhafter, unausgesetzter Thätigkeit und in fortwährendem Verkehr mit andern leben; es wird leichter vorkommen bei Personen von ruhigem, leidenschaftslosem Temperament, als bei solchen von heftigem, cholerischem Charakter. Was weissagende Träume betrifft, so ist es ein alter Glaube, daß dieselben einzutreffen pflegen, die man gegen Morgen träumt. Schon Homer spricht auf diesen Glauben an. Hiermit kommt auch die von uns mitgetheilte Erzählung des Schriftstellers Varron über seine eigenen Erfahrungen überein. Wenn dieser Glaube in der That auf Wahrheit beruhte, so möchte der Grund darin liegen, daß gegen Morgen der Geist von den Eindrücken des vergangenen Tages weniger eingenommen und freier ist als in der zweiten Hälfte der Nacht. Man hat häufig das Hellsehen durch die Annahme einer momentan krankhaft gesteigerten Schärfe der Sinneswahrnehmungen erklären wollen. Diese Erklärung paßt auch auf viele Fälle, aber keineswegs auf alle, z. B. nicht auf den Fall, wo jemand ein erst in der Zukunft liegendes Ereigniß oftere Male voraussieht. Man kann daher das Hellsehen, wenn man an einer Existenz überhaupt glaubt, nur durch eine Verbindung mit der körperlichen Natur des Menschen nicht weiter zusammenhängende Fähigkeit des menschlichen Geistes erklären.

Wir wollen nun kurz einige Urtheile und Mittheilungen der Alten über Ahnungen durchgehen und dann betrachten, in welcher Art man in alter und neuer Zeit sich bemüht hat, fraglich Ahnungen hervorzurufen. Bekannt ist, daß allgemein die alten Griechen an Ahnungen und Vorzeichen glaubten. Eigenthümlich ist die Theorie, welche nach der Mittheilung Xenophon's in seinen „Memorabilien", Br. I, Kap. I, Sokrates darüber aufstellte. Sie geht darauf hinaus, es sei unzweifelhaft, daß die Götter den Menschen Vorzeichen geben; der Mensch müsse sich daher in allen zweifelhaften Sachen nach derartigen Vorzeichen richten; nur dann, wenn es klar sei, welche Pflicht dem Menschen obliege oder wo eben die vernünftige Ueberlegung zeige, was man thun müsse, dürfe man nicht nach Vorzeichen fragen. Sokrates beruft sich hierbei auf die Worte, welche Homer den Hektor sagen läßt, als dieser die Troianer zum Kampfe führt und ein Wahrsager ihn wegen eines bösen Vorzeichens vom Kampfe zurückhalten will: „Ein Wahrzeichen nur gilt: fürs Vaterland wollen wir kämpfen!"

Eigenthümlich ist, was die Alten, namentlich Xenophon und Plato, über die Ahnungen des Sokrates berichten. Sokrates behauptet nämlich, oft durch eine Stimme, die er sein Dämonion innerlich das Dämonische nannte, die aber, wenn er mit andern zusammen war, nur er allein hörte, gewarnt und von Handlungen abgehalten worden zu sein, welche, obgleich sie keineswegs gefährlich waren, ihm doch bösen Schaden hätten bringen können.

Plato läßt den Sokrates in seiner „Apologie" (Kap. 19) hierüber Folgendes sagen:

„Einen" (nämlich, daß er seine Staatsgrundsätze betreffen habe) „hörst du mich schon oft und an andern Orten habe sagen hören. Ursache des Gerüchtes, daß ein göttliches und dämonisches Etwas (eine Stimme) auf mich zukäme, was ja auch mein Ankläger in seiner Klageschrift aufgeschrieben hat, um sie wie in der Komödie lächerlich zu machen. Ich hab' das aber oft mit ihnen von Kind auf angefangen, so zwar, daß ich eine gewisse Stimme vernehme, die, wenn sie sich kundgibt, mir jedesmal von dem, was ich eben im Begriff bin, zu betreiben, abredet, anredend aber verhält sie sich niemals. Das ist es nun, was sich mir entgegensetzt und mir wehrt, Staatsgeschäfte zu betreiben."

Nach andern Mittheilungen der Alten soll z. B. Sokrates, als er sich im Kriege auf der Flucht nach einer Schlacht an einem Scheidewege angekommen war und den Weg nach der einen Seite einschlug, während ihm angerathen wurde, er möge auf dem andern Wege fliehen, gesagt haben: „Das Dämonische hindere mich, auf diesem Wege zu fliehen", und es soll dann Sokrates auf dem von ihm gewählten Wege glücklich entkommen sein, während die auf dem andern Wege Fliehenden von den verfolgenden Feinden ereilt und gefangen genommen wurden. Auch erklärte Sokrates nach Xenophon's Mittheilung, die dämonische Stimme habe ihn, als er von seinen Feinden angeklagt wurde, abgehalten, sich vor der Gerichtsverhandlung eine Vertheidigungsrede auszudenken.

Wir können in dieser Stimme nur eine Art Vorgefühl oder Ahnung erkennen, welche den

Sokrates von den an sich erlaubten Handlungen, die ihm aber hätten Schaden bringen können, abhielt; wenn man an derartige Ahnungen nicht glauben will, so mag man die ganze Erzählung des Sokrates von der dämonischen Stimme für eine Erdichtung oder Selbsttäuschung halten; wenn aber in neuerer Zeit behauptet ist, das Dämonische sei eigentlich das Gewissen des Sokrates gewesen, welches ihn von allen schlechten Handlungen abgehalten habe, so ist dies eine Ansicht, die mit den Mittheilungen der Alten in direktem Widerspruch steht und daher gar keine Beachtung verdient.

Es wird öfters, namentlich von Theologen, die Ansicht ausgesprochen, die Gabe, die Zukunft vorherzusehen, sei vorzugsweise frommen und gottesfürchtigen Menschen als ein Zeichen der göttlichen Gnade zutheil geworden. Diese Ansicht können wir nicht theilen. Wahre Frömmigkeit ist gewiß das höchste und Beste, was der Mensch erwerben kann; aber so wenig wie die Frömmigkeit ohne weiteres körperliche Gesundheit und Stärke oder Fertigkeit im Zeichnen, Rechnen, der Mathematik u. s. w. verleiht, so wenig gibt sie die Gabe, in die Zukunft zu sehen, welche Gabe übrigens von keinem vernünftigen Menschen als etwas besonders Wünschenswerthes wird angesehen werden können.

Man hat zuweilen mit angeführt, daß ja die Prophetien des Alten Testaments die Gabe der Weissagung ihrer Frömmigkeit zu danken gehabt hätten; aber es genügt wahrlich von völliger Unkenntniß des Werths und der Bedeutung von Propheten wie Jeremias oder Jesaias, wenn man deren Aussprüche durch das gewöhnliche Hellsehen erklären will.

Von den ältesten Zeiten her aber sind Versuche gemacht und werden solche bekanntlich noch jetzt gemacht, künstlich Ahnungen hervorzurufen. Man hat zu diesem Zweck vielfach gesucht, durch Fasten und Nachtwachen, verbunden mit langer Gedankenleere, auch durch Musik und auf manche andere Weise einen Zustand der Gedankenlosigkeit des Gemüthes hervorzurufen. Das in neuerer Zeit am meisten gebrauchte Mittel ist aber die Anwendung des animalischen Magnetismus gewesen.

Dieser letztere hat seit dem Auftreten Mesmer's nun nunmehr fast hundert Jahren die Aerzte und Gelehrten fast der ganzen gebildeten Welt beschäftigt und hat zu vielfachen wissenschaftlichen Versuchen, leider aber auch zu zahllosen Betrügereien und Charlatanerien Anlaß gegeben. Unleugbar ist zunächst, daß durch Bestreichen mit den Händen kranke Personen auch gegen ihren Willen, gesunde aber, falls sie nicht geradezu widerstreben, in Schlaf versetzt werden können, es ist ferner mit unbestritten, daß dieser künstlich hervorgerufene Schlaf bei manchen Krankheiten, namentlich bei Nervenleiden, eine günstige Wirkung haben kann. Dies letztere Faktum war schon vor dem Auftreten Mesmer's nicht ganz unbekannt. Fast in allen Landtheilen von Norddeutschland finden sich Frauen, die, ohne etwas von Magnetismus zu wissen, durch Bestreichen mit den Händen, was sie Böten oder Böten nennen, Kopfweh und andere Krankheiten zu heilen suchen.

Man hat nun aber bemerkt, daß der durch das Magnetisiren hervorgerufene Schlaf sich in vielen Beziehungen von dem regelmäßigen Schlaf eines gesunden Menschen unterscheidet; daß der Magnetisirte im Schlaf Fragen, namentlich solche, die der Magnetiseur an ihn richtet, hört und beantwortet, und ferner, daß häufig beim Magnetisiren der Zustand des Somnambulismus oder des sogenannten Hellsehens eintritt, vermöge dessen er z. B. erkennt, was in einem ihm vorgehaltenen Briefe geschrieben ist, und vermöge dessen er öfters auch räumlich oder zeitlich getrennte Dinge wahrnimmt.

Wer hat nicht von den zahllosen Experimenten gehört, die man in Bezug auf das Hellsehen magnetisirter Personen gemacht hat; wer wüßte nicht, daß hierbei oft der schamloseste Betrug geübt ist? Aber nicht alle Fälle des durch Magnetisiren hervorgerufenen Hellsehens lassen sich durch Betrug erklären; der magnetische Schlaf ist allerdings ein krankhafter Zustand, in welchem die gewöhnliche normale Thätigkeit des Geistes und Körpers nicht stattfindet und welche daher vermöge geeignet ist, das unmittelbare geistige Erkennen oder das Hellsehen eintreten zu lassen. Aber wer kann, auch ganz abgesehen von dem so häufigen Falle des Betrugs, im einzelnen Falle beurtheilen, ob das, was eine Somnambule über räumlich oder zeitlich getrennte Dinge aussagt, auf wirklichem Hellsehen oder blos auf der Phantasie der Somnambule beruht?

Uebrigens ist es erwiesen, daß der durch Magnetisiren herbeigeführte Schlaf oft im höchsten Grad schädlich für die Gesundheit der Somnambulen ist, wenn man dieselbe in diesem Schlaf durch Fragen irgendwelcher Art stört. Die Experimente dieser Art sind daher, wenn sie nicht

rein im Interesse der Wissenschaft gemacht werden, für thöricht, ja für durchaus verwerflich zu erachten.

Der große Fortschritt, den die Naturwissenschaften in den letzten Jahrhunderten gemacht haben, hat sich bisher weit mehr auf die Kenntniß der Außenwelt als auf die des menschlichen Geistes und seiner Eigenthümlichkeiten erstreckt. Der Forschung, welche die noch nicht aufgeklärte Seite des menschlichen Geisteslebens zum Gegenstand hat, stehen große Schwierigkeiten entgegen. Was diese Forschung am meisten hemmt, ist der Umstand, daß vielfach recht gebildete, auch geistig hervorragende Männer alle vom Gewöhnlichen abweichenden Erscheinungen unseres Geisteslebens mit unbegreiflichem Unglauben ohne alle Prüfung verwerfen, in noch höherem Grade aber der Umstand, daß sich so oft Betrug und Aberglauben in derartige Forschungen mischen und sie im höchsten Grade in Verruf bringen.

A. S.

Der Mann mit der eisernen Stirn.

Von Karl Neumann-Hoditz.

1.

Johann Kaspar Lavater, der Weltweisheitsfreund und -Bruder, hat heute seinen glücklichsten Tag. In sein Haus zu Zürich ist der berühmte Dichter Werther's und Egmont's getreten. Alles drängt herbei, den Apoll im Costüm Jerusalem's zu bewundern, Lavater ob dieser Freundschaft zu beneiden. Da erscheint auch ein Maler, der die Straße von Nürnberg gekommen. Er nennt sich Peißel und naht mit der Bitte, Goethe zeichnen zu dürfen.

Zum ersten mal aber in seinem Leben wird halb der Maler entmuthigt die Kreide hin, das Bild will nicht gelingen. Ist's der Glanz der zwei wunderbaren Augen, der ihn blendet? Schon fürchtet er, der Vollendung entsagen zu müssen, schon beginnt der Dichter an seinem Talent zu zweifeln und sich ferneren Sitzungen zu weigern; doch der Freund, der die Zeichnung für seine Galerie wünscht, besteht auf einem weiteren Versuch und Peißel raßt seine Kraft zusammen, daß Goethe selbst mit seinem Lobe nicht zurückhält. Zwar erklärt jener die eigene Arbeit für das Werk eines Pfuschers, allein der überglückliche Lavater fällt ihm um den Hals und ruft mit Thränen in den Augen: „O du einziger Mann, wie verehre ich deinen unbeugsamen Charakter! Dich machte die größte Mühe nicht wankend! Weißt du, wie ich dich fortan nennen werde? Du bist der Mann mit der eisernen Stirn!"

Diesen Ausspruch führt er aus. In seinen Empfehlungsschreiben für Johann Gottlieb Peißel, in seinen zahlreichen Briefschaften, die, den Maler erwähnend, nach allen Himmelsrichtungen fliegen, selbst in seinen Werken setzt er von dem Mann mit der eisernen Stirn.

Hätte Peißel's Vater noch das Sonnenlicht geschaut und von der sonderbaren Benennung vernommen, er würde das Haupt geschüttelt und gesprochen haben: „Das ist eine alte Sache, das wußte ich lange!" Mein Gottlieb war stets ein Mensch, der seinen eigenen Weg ging, da halfen weder Ermahnungen noch gute Worte." Und Gottlieb hätte erwidert: „Du magst ja recht haben, Vater! Es ist nun einmal so gekommen, und ich bin's zufrieden."

Gewiß, er war es sein Lebtag zufrieden und bekannt sich wohlgemuth dazu, wenn auch die folgenden Reihen von Jener Armuth und dem goldenen Handwerk reden. Der Vater war ein Schreiner, das Dörflein Grünebach im Schwabenland ernährte wol den Mann, der tüchtig arbeitete und seine Arbeit verstand, allein die Manns ging schwer genug ein und an ein Sümmchen für die Zukunft konnte er nicht denken. Dennoch hatte er seine Freude daran, den Gottlieb mit dem Schurzfell bekleidet in der Werkstatt zu sehen, und es verdroß ihn, daß der Junge gewissen Stein und Holzel von sich warf, um die saubere Dielenlauf mit einem Stückchen Kreide zu „verschönern". Allein Gottlieb konnte solchen Gelüsten nicht widerstehen und nur der heftige Zorn des Alten machte seinem „Treibereien" ein Ende. „Nichtsnutz du, sieht dir das dumme Ding auch immer im Kopf? Maler, großer Künstler werden? He?" „Ist's nicht heute, dann vielleicht morgen! Ich kann den Gedanken daran einmal nicht aufgeben!" „So!" Und der Alte holzelte aus Leibeskräften, seinen Verdruß auszulassen, aber er sagte nichts weiter.

Kein Tag ging schlaten, an welchem dieses Gespräch nicht stattgefunden hätte. Es mußte gesühnt werden, denen schien somit die Nachtkost nicht zu munden. Allein Vater Peißel wälzte sich oft ärgerlich auf seinem Lager herum und auch Gottlieb floh der Schlummer. Das Haus, das Dorf ward ihm zu eng, er wollte in die Welt hinaus, Städte, Menschen, Kunstwerke sehen. Das siebzehnte Jahr ist seiner Geburt war nahe, es durfte ihn nicht mehr in Grünebach erblicken.

ins Leben hinein, um das Leben zu verstehen! So war sein Entschluß gefaßt; schon am nächsten Morgen sprach er zum Alten davon. Der machte erst ein Gesicht, als hielt er sich und die ganze Welt für bethört, dann suchte er, daß die Nachbarn die Köpfe herausstreckten, dann lief er mit der Nachricht zur Alten, die über die Sünden des einzigen Kindes in Krämpfe verfiel. Der Junge andere sich Mann, wie Vater und Großvater! Das war der guten Frau noch nicht vorgekommen, das dünkte sie gegen alle Vernunft, ja gegen den lieben Herrgott handeln. Sie lief zum Pfarrer, zu Freunden und Bekannten, Rath zu erbitten; sie schalt Gottlieb einen ungerathenen Sohn, sie drohte mit dem Tode und wollte ihr Ende in der Aller finden. Der gelassene Vaterwitz, war Trösterin genug. Es beruhigte ihn in etwas, daß der Junge seinem Ausspruch nach auch in der Ferne dem Handwerk treu bleiben und der Kunst nur in den Feierstunden obliegen wolle. Das hatte er dem Alten gesagt, viel mehr zu dessen Beunruhigung. In seinem Kopfe spukte hingegen ein anderer Gedanke: den Hebel nur so lange zu führen, bis die zur Ausführung seines Wunsches erforderliche Summe zusammen. Aber so bald kam er nicht davon, denn die Aeltern versuchten noch einmal alles, ihn zurückzuhalten. Sie boten ihm ihre Sorge, ihren Kummer, gar die Aussicht auf einen baldigen Tod vor; sie sprachen von Wisbeth, der sauberen Dirne im grünen Forste — nichts half; Gottlieb war vom Bleiben einmal nicht zu bewegen. „In meinem Alter nicht des Sohn die Axt mehr unter des Vaters Joch", sagte er, „und es ist eine Schande, daß ich nicht früher ging. Lebe wohl!"

Er trat auf die Straße hinaus. Der Sonnenschein spiegelte sich in den blanken Knöpfen seiner Jacke, die Vögel schlugen vergnügt mit den Flügeln. Es war der schönste Frühling im Jahre des Heils 1[illegible]. Gottlieb empfand das heute mehr denn je, Wanderlust schwellte seine Brust. An Ufern das plätschernde Wasser der Aller, dort der Weg nach Ilm hinein, droben auf der Höhe die Abtei, vom Felsenschloß wie von einem alten Wächter überragt — wie mußte es erst draußen sein, wenn schon hier alles prangte, blühte, duftete! Seine Gedanken weilten bereits in der Ferne, er flog die Berge nachdenklich empor.

Nun die Abtei kam näher; jetzt zog Gottlieb die hellschallende Glocke. Die Pforte ward geöffnet, er schritt über den Hof, die steinerne Treppe hinan. Eine Thür zeigte sich; wie er pochte, lud eine Mönchsstimme zum Eintritt. Das Gemach war eng und von mäßiger Höhe. Der weiße Sand auf dem Boden, die Vorhänge des Betts blitzten gleich frischgefallenem Schnee, gleich der Schürze des jungen Mädchens, das einem Vogelchen im Käfig Nahrung bot. Vor dem einzigen Tische weilte ein Mann. Sein Haar und sein Bart hatten die Schwärze der Kutte in der Nähe, in den Furchen seines Antlitzes wohnten Sorge, Gram, Mühsal, kein Schimmer von Hoffnung. Er hielt eine Harfe im Arm, noch berührte die Hand die Saiten. Wer waren dieser Mann und dieses Kind? Niemand in Grünebach konnte Auskunft geben. Man wußte nur so viel: sie nannten sich Bruno und Barbara. Da die Klänge seines Instruments zuweilen durch die Stille der Nacht schallten, hieß man ihn „Harfner Bruno", da sie im lustigen Singsang durch die Bücher, über die Klosterpforte sprang, ward sie „Sängerin Barbara" genannt. Vor langen Jahren hatte er an die Pforte der Abtei gepocht, Einlaß begehrend; niemals war er wieder herausgetreten. Felsenmühle stand an seiner Stirn geschrieben. Anders war es mit der Tochter. Sie jubelte wie die Lerche, lachte wie der Sonnenschein, sprang wie ein Reh die Höhen hinab, hinauf. Brunolph sie geben, stammelte; er wehrte auch den Kameraden nicht ab, den sie einst in die Stube führte. Sie hatten sich am Waldeshang gefunden, einander lange ins Auge geschaut und einen Bund geschlossen. Beiden hatte es an einem Genossen gemangelt, seit dieser Stunde ging ihnen eine neue Welt auf. So verstrich die Zeit, aus dem Scherz ward Ernst, sie liebten sich und sagten sich das ohne Hehl. Weiter dachten sie freilich nicht, auch nicht daran, den Nächsten ihr Glück zu verkünden — weshalb denn? Ihre Herzen schlugen füreinander, sie waren sich gut bis in alle Ewigkeit hinaus.

Als Gottlieb jetzt eintrat, rief Barbara: „Sieh doch meinen Vogel an! Er schlägt mit den Flügeln, sich zu retten. Was bringst du ihm? Futter? O, das sehr gut, daß du ihm eine Gabe kommst!"

Er reichte dem Harfner die Rechte, sagte die Adieu und verlegte: „Wir sind heute nicht der Sinn danach, an das Essen zu denken! In meinem Korbe geht so vieles herum, ich will Abschied nehmen!"

Das Mädchen blickte ihn betroffen an. „Abschied?" fragte sie mit zitternder Stimme. Auch

ſchwindeln macht. Wahrheit muß ſein, ich will ſie reden; ſie kommt.

Siebenter Auftritt.

Eveline (weiß gekleidet mit einer ſchwarzen Schleife auf der Bruſt). Die Vorigen. Zuletzt Bedienter.

Eveline (giebt ſich bis zum Schluß des Actes den Anſtrich vollkommenſten Gleichmuthes. Es iſt Sache der Darſtellerin, unter dieſem Schein die innere Verzweiflung doch errathen zu laſſen. Beim Eintreten legt ſie ein rothſaffianes Stammbuch auf den Tiſch).

Du wärſt doch wohl lieber ausgefahren, Mama? Ah, Wilhelm! (Sieht nach einer Uhr, die ſie vorn trägt.) Setzt Euch doch. Wie viel iſt Deine Uhr, Wilhelm? Die meine geht nach —

Wilhelm.

Eben ſchlug es fünf.

Eveline.

So geht ſie vor. (Geht in Gedanken verloren an's Fenſter, an dem ſie ſich ſinnend eine Weile aufhält. Drückende Pauſe.)

Madame Steiner (mit einer bittenden Miene nach dem unruhig umhergehenden Wilhelm hinüber).

Unſre Bücherkiſten aus England ſind jetzt eingetroffen.

Bruno fragte so, aber sein Ton hatte einen andern Klang.

„Mögt Ihr mich schelten, wie es der Aeltern Brauch, sahe Gottlieb fort, „ich fühle, es muß so sein! Das Dorf wird mir zu eng, die Menschen zu klein, die gebahnten Wege wollen, ich kann nicht länger daheim bleiben!“

Da sagte der Harfner: „Deine Sehnsucht nach der Ferne kommt spät! Trockne die Thränen, Barbara, wir müssen alle hinaus, um zu lernen! Die Welt ist so draußen, heißt Lehren. Gehe mit Gott, mein Sohn — möchten nur taube Augen deinen Kahn wiegen!“

Gottlieb faßte seine Hand, er war zu bewegt, um sich des weitern über Hoffnungen und Pläne auslassen zu können; nur das eine sprach er noch: „Ihr wißt es, welche Gedanken meinen Kopf durchkreuzen, wie ich die Kunst liebe und das Handwerk lassen möchte! Mein Wille ist, dem Hobel nur so lange treu zu bleiben, bis der Beutel voll geworden. Dann gehöre ich nicht, Pinsel und Farbenbeet zu ergreifen, und Ihr sollt sehen, daß es mir an Ausdauer und Fleiß nicht fehlen wird!“

Ihn in die Arme schließend, erwiderte Bruno: „Daran zweifle ich nicht! Ich kenne deine Stärke! Der Gottesfunke in unserer Seele läßt sich beschwichtigen, aber nicht ersticken. Lebe wohl!“

Dann ging Gottlieb. Das Mädchen gab ihm das Geleit. Schweigend schritten sie die Treppe hinab, über den Hof, durch die Pforte. Schon hatte die Dämmerung ihre Schleier über Berg und Thal gebreitet, der Mond begann seine Straße zu wandeln und mit den Flocken der Alles sein leises Spiel zu treiben. Die Vögel auf Bäumen und Büschen sangen ihr Abendlied, im Sumpfe vergnügten sich die Frösche mit weithallendem Gequake. Alles war still eingekehrt umher, Gottlieb hatte Barbara's Hand gefaßt. Sie hielten sich fest umschlungen, sie fühlten beide, daß eine Wunde ihr Scheiden schlug.

„Denke an mich!“ sagte er, ihr weiches Haar streichelnd. „Ich werde dich nie vergessen!“

„Ich will für dich beten allezeit, damit es dir recht gut geht!“

„Wenn der Winter erst vorüber, holst du mich wiederum!“

„Ach, das ist lange bis dahin!“ rief sie schluchzend.

Er mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um zu versetzen: „Die Blumen blühen schnell wieder. Weißt du nicht, wie bald der Schnee in Grünebach schmilzt?“

Sie meinte: „Kehre nur recht bald zurück! Dann ist es mir einerlei, ob der Schnee tölle, ob die Veilchen duften!“

Der Mondstrahl spiegelte sich in ihren Thränen, ein letzter Kuß auf die Lippen, dann riß sich Gottlieb los. Sie wollte ihn nicht lassen, er wehrte mit der Hand und lief den Berg hinab. Einmal nur wandte er das Haupt. Da weilte sie noch auf derselben Stelle und hielt ihr Tuch hoch empor.

Als er wieder in die Stube zu den Aeltern trat, war es dunkel und recht schweigsam darin. Die Mutter lehnte still jammernd in der Ecke, Vater Peschel ging mürrisch umher. Gottlieb begann ein Gespräch, kam jedoch sogleich davon ab, da die Antwort auf sich warten ließ. Er nahm es denn das Beste: er schritt in die Kammer, das Lager aufzusuchen. Allein sein Schlummer senkte sich auf seine Lider herab, er warf sich von einer Seite auf die andere, dachte an das Scheiden, an Barbara und schlug erst die Augen, als der altersschwache Uhr auf dem benachbarten Kirchthurm Mitternacht wimmerte. Wie er erwachte, grüßte die Sonne schon durch die Scheiben, mit seiner Hand über das Antlitz fahrend, perlten noch Thränen auf seinen Wangen.

Die Aeltern waren bereits mit dem Morgengrauen wach. Nach ihre Sinnen fanden eine durchwachte Nacht. Die Mutter wollte das Frühgebet sprechen, allein ihre Lippen bewegten sich nur, ihr Gebächtniß hatte sie in dieser Stunde verlassen. Schweigend legte man sich um den Tisch und erhob sich wieder, nachdem der alte Peschel das Frühen kaum gegessen. Er brachte Kämel und Knotenstock herbei, wischte sich über die Augen, nahm eine Pfeife und sagte: „Nun, Alte, laß das Flennen! Das Jammern und Wimmern hat den Jungen doch nicht zurück! Geht's ihm draußen gut, wird es mich freuen, daß er auf die Wanderschaft gegangen; geht es ihr, daß es in Grünebach besser, kommt er schon wieder zu uns! So gehe denn mit Gottes Segen, Gottlieb! Bleibe redlich und gut! Denke immer an den schönen Spruch: ‚Handwerk hat goldenen Boden.‘ Mit Gott, mein Sohn!“

Aber die Bitte war in den Wind gesprochen. Die Mutter schüttelte nur den Kopf, weinte und schluchzte, als ob ihr einziger in den Krieg zöge. Der Alte brummte zwar darüber und wollte weinen, allein auch er mußte sich ein über das

andere mal verſtohlen abwenden, die feuchten Wimpern zu trocknen. Gottlieb redete kein Wort. Seine Zunge war ſchwer wie Blei, ſein Herz pochte bis zum Halſe hinauf, der Ränzelgurt drückte gleich einem eiſernen Reif. Lautlos ſank er an die Bruſt der Aeltern, ſchüttelte lautlos ihre Hände und ging davon.

Sein Sinn war ſchwül wie dieſer Tag. Als er die Straße hinunterſchritt, ſah er jeden Baum, jeden Stein mit ganz andern Augen an, hatte er für den Gruß der ihm Begegnenden kaum einen Dank. Schafer Thomas fragte: „Wohin des Wegs?“ Es koſtete ihm Mühe, mit ſicherer Stimme zu erwidern: „Ins Böhmerland!“ Das ging ſo fort bis zum Abendſonnenſchein. Dann lud eine Schenke zur Raſt; Gottlieb wundete der Durſt und ergötzten die muntern Geſellen, die ihres Feinsliebchens beim ſchäumenden Gebräu gedachten. Gern ſchloß er ſich ihnen an und wanderte in ihrer Mitte von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt.

So kam er nach Prag. Was gab es da alles zu ſehen, zu bewundern! Er riß die Augen auf, ſo weit er konnte; er hielt nur immer den Kopf, als wollte er Gewißheit haben, ob dieſe Herrlichkeiten Wirklichkeit oder Traum. Selbſt die Herberge dünkte ihm ein wahrer Feenſaal, und die Meiſter, die hier Arbeiter ſuchten, waren freundlich wie mit ihresgleichen und boten Summen, wofür man ganz Grünebach hätte erſtehen können. Gottlieb ſchlug in die Hand des Meiſters Ehrylander ein und trat in deſſen Haus. Welch ein Geſchäft! Zwölf Hobelbänke und hinter jeder ein Geſelle, eine ganz große Kammer voller Werkzeuge. Bis in die Nacht hinein Sägenklirren und Hammerſchlag; ſelbſt Ehrylander mußte angreifen, um alle Aufträge ausführen zu können. Die erſte Zeit dachte Gottlieb an nichts weiter; der Reiz des Neuen ſchien ſeinen Drang zur Kunſt betäuben zu wollen; er war ganz Freude, wenn der Meiſter ſeiner Arbeit lobend erwähnte. Aber ein Sonntag, an welchem er Prag durchſtreifte, reichte hin, Luſt und Liebe zum Handwerk wieder über den Haufen zu werfen. Die Pracht der Schlöſſer, die Gemälde in den Kirchen und Kapellen — dagegen däuchte ihm alles Uebrige nichtig; er fühlte ſeinen höhern Beruf von neuem und ſtärker erwachen, er zählte die Stunden bis zum nächſten Feiertag und war der Glückſeligſte, die Schönheiten, die Bilder wieder und wieder beſchauen zu können. Der goldene Boden des Handwerks, die Bitten und Ermahnungen des Vaters — alles war in dieſem Moment vergeſſen. Jetzt oder nie! — Noch aber war der Seckel nicht bis zum Rande angefüllt.

Und nun ging's an die Arbeit, als ſollte alles Erdenkliche bis zur Sonnenwende hervorgebracht werden. Gottlieb war den Genoſſen ſtets voran, Ehrylander wußte des Lobes nicht genug. Die Säge ſurrichte, der Hobel klapperte Tag und Nacht; der Meiſter verdoppelte den Lohn aus freien Stücken; Gottlieb ſang vor innigſter Freude und häufte lachend Batzen auf Batzen. Da war der Seckel endlich voll, da trat der Geſelle hervor und ſagte: „Nehmt es nicht für ungut, Meiſter, wenn ich gehen will! Ich möchte ein Maler werden. Der Trieb dazu hat ſchon von Kindesbeinen an in mir gelegen, jetzt iſt es Zeit, ihn auszuführen.“

Ehrylander fuhr empor, als wäre ſein Stuhl in Brand gerathen. Er ſchlug mit Armen und Beinen um ſich, er hielt Gottlieb für bekert und wollte zum Medicus rennen; dann bat, ſchmeichelte er und gab die ſchönſten Worte.

Allein es nützte nichts; Preſtel verabſchiedete ſich von Meiſter und Meiſterin, von den Genoſſen, ließ das Ränzel zurück und begehrte Einlaß bei Herrn Rollenhagen, dem bekannteſten Maler Prags. Ohne Scheu ſprach er den Wunſch aus, ſeinen Unterricht zu genießen. Herr Rollenhagen machte aber ein Geſicht, als hätte er mit einem Thoren zu ſchaffen, zog die Brauen zuſammen, hob die Naſe und fragte endlich ſpöttiſch, da ſich jener nicht abweiſen ließ: „Führt Ihr Pinſel und Farbenkret gleich bei Euch?“

„Weder das eine noch das andere!“ lautete die Antwort. „Auch blieben meine Verſuche in Grünebach zurück. Allein was thut das? Hier iſt Papier, hier ein Blei, erlaubt, daß ich Euch eine Probe gebe!“

„Meinetwegen!“ rief der Maler mit ſichtbarem Verdruß, warf das Gewünſchte auf einen Nebentiſch und fuhr in der Arbeit fort. Gottlieb ging ohne Bedenken ans Werk. Minute auf Minute verrann. Da meldete die Uhr eine volle Stunde. Bei dem letzten Schlage ſprang Preſtel empor und ſagte: „Wenn es beliebt, Herr Rollenhagen?“ Dieſer verließ mißmüthig ſeinen Platz, änderte die Brillengläſer und trat heran. Langſam hob er das Blatt in die Höhe — „Bei der heiligen Jungfrau! Menſch! Seid Ihr ein Lauſendkünſtler? Das bin ja ich, wie ich lebe! Die Augen zum Greifen, und meine Naſe, ſelbſt die Warze

darauf — Junge! Freund! — Wer hat Euch das gelehrt?!"

Gottlieb wischte den Schweiß mit der flachen Hand von der Stirn und fragte nur, während sein Herz zu springen drohte: „Seid Ihr wirklich befriedigt, Herr Maler?"

Rollenhagen's Antwort bestand darin, daß er ihn in die Arme schloß. Dann wünschte er, Pretzel möge bei ihm Quartier nehmen. Das geschah sogleich. Ein Kämmerchen wurde in Stand gesetzt, Gottlieb richtete sich's so behaglich wie möglich ein und fühlte sich zufrieden und glücklich. Er war der erste bei der Arbeit, der letzte, welcher dem Ratsglöcklein folgte. Rollenhagen hatte fast seine Noth, dem wißbegierigen Schüler Rede zu stehen. War das ein Fragen nach den Werken älterer Meister, ein Bitten, ihm die Gemälde in Schlössern und Kapellen zu erklären! Das ging von einer Straße in die andere, treppauf und treppab; er wußte in seinem Eifer von keiner Ermüdung. In die Wohnung zurückgekehrt, trachtete er dann beim matten Schimmer der Lampe das Gesehene auf das Papier zu bringen und rüttelte den Lehrer nicht selten aus dem ersten Schlummer, wenn ihn bei dieser oder jener Linie ein Zweifel beschlich.

So zogen das Christfest, die kalten Tage vorüber. Als die Sonne den Schnee von den Dächern leckte, schritt Herr Rollenhagen gleich einem Verzweifelten im Hause umher. Er ließ die Pinsel ruhen, die Speisen unberührt, er seufzte gar wie ein Verliebter. Was war geschehen? Wollte Brigitte, die Vorsteherin seiner kleinen Wirthschaft, ihn verlassen? Ach, wäre es nur das gewesen, darüber hätte er sich wol getröstet, aber der Gottlieb — es war das Gottesplichte, was ihn treffen konnte! — der Gottlieb wollte wieder fort! Warum? Weil seine Bapen verausgabt waren. Der beste Schüler, der treuste Freund wünschte zu scheiden. Umsonst redete Rollenhagen zum Besten, versprach, selbst nach seinem Tode für ihn zu sorgen. Pretzel ließ sich nun einmal nicht länger halten. Er sagte: „Der Seckel ist leer. Ich bin noch ein zu großer Stümper, mit meinen Unterhalt erwerben zu können. Habt Dank für Eure tausendfache Güte, Meister! Würde ich Euer Anerbieten ergreifen, wäs's mit meiner Liebe zur Kunst vorbei. Auf eigenen Füßen stehen! mein Wahlspruch. Darum laßt mich scheiden! Was Ihr mich gelehrt, ist auf guten Boden gefallen; ich gehe, in der Stille zu arbeiten, zu erwerben. Glückt es, stehe ich nach Jahresfrist wieder vor Euch, heute aber erlaubet, daß ich Prag verlasse."

Und Gottlieb zog nach herzlichstem Lebewohl seine Straße. Prags Thürme glänzten im Schein der Abendsonne, als sein nasser Blick auf ihnen ruhte. Dann schritt er fast ohne Rast der Heimat zu. Je näher er an Grünebach kam, desto lauter schlug sein Herz; wie die Abtei im Morgenlicht aufstieg und der erste Strahl mit den Fluten der Iller kose, breitete er jauchzend die Arme aus. Nun fast stürmend in das Dorf, in das Aelternhaus hinein. „Kennt Ihr den Gottlieb nicht mehr?" Vater Pretzel entfiel die Axt, die Mutter verlor im ersten freudigen Schreck die Haube. Jetzt kam das Fragen, Horchen, Rufen: „Pretzel's Gottlieb ist wieder da!" Alles strömte herbei, den Weitgereisten zu begaffen. Einigen schien er männlicher, altklug, andere musterten seinen Anzug, den ersten Flaum auf der Oberlippe und versicherten, das müsse so ein echter Taugenichts sein. Gottlieb ließ sie reden und denken, er entzog sich ihren prüfenden Blicken und eilte dorthin, wohin sein Herz ihn zog. Wie er das Auge aufschlug, sah es auf Barbara, die scheu, vor der Pforte weilend, seiner wartete. Ein heller Jubel, ein inniger Kuß, Thränen der Seligkeit — sogar die Vöglein waren erfreut und musizirten um die Wette.

„Wußte ich's doch", rief Barbara, den Arm um den Geliebten schlingend, „daß du Wort halten würdest! Jetzt blühen die Veilchen, jetzt blüht auch meine Wange wieder! Ach, sie war so bleich und ich so allein mit dem Vater —!"

Er fragte nach dem Hackner.

Ein Schleier trübte ihren glänzenden Blick. Seufzend versetzte sie: „Komm hinauf, da wirst sehen!"

Er folgte. In die Stube tretend, pickte die Uhr, schnurrte die schwarze Katze. Bruno bot keinen Gruß; er lag auf dem Lager, mit dem Antlitz gegen die Wand. Barbara nahte auf den Fußspitzen, sie lauschte auf den Athemzug des Kranken und schüttelte traurig das Haupt. So waren ihm Wochen vergangen. Er ruhte, dachte oder schlummerte, selten kam ein Wort über seine Lippen.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Das Glück des Lebens.

E. Sch. — Als Pingsch auf seiner Wanderung durch das Nilthal vor zehn Jahren zu der einst so gewaltigen Stadt Diospolis kam, bot ein Araber ihm einen schöngeschnittenen Käfer — einen Hund aus den Ruinen — an, über dem ein Geier mit ausgebreiteten Flügeln schwebte. Käfer und Geier' jener Einwohner der geheimnißvollen Gräberstadt, dieser der nicht minder geheimnißvollen obern Welt der Felsengipfel, auf denen er nistet, der Lüfte, in denen er kreist — Käfer und Geier zusammen bildliche Träger des Geheimnisses, das in Welt und Menschheit lebt und in den beiden weiblichen Gottheiten der alten Aegypter, Neith und Isis, deren heilige Thiere Käfer und Geier waren, zu höherer Gestaltung gelangte.

„Isis" (Hamburg, Meißner, 1863.) *) ist deshalb ein gutgewählter Name für ein Werk, in welchem der Verfasser diesem Geheimniß in Welt und Menschen nachgeht. Das Buch enthält eine Fülle von Bildern, voll tiefgehender Blicke. Wir greifen aus dem reichen Stoff für heute eine Frage heraus, die der Menschheit die wichtigste nicht nur gewesen ist, sondern ewig bleiben wird: die Frage nach dem Glück des Lebens.

Glücklich sein möchte jeder, und die Sage behauptet, in dem Goldenen Zeitalter seien die Menschen ganz glücklich gewesen. Es war die Kindheit der Menschenwelt, und wie nur wenig dazu gehört, ein Kind noch heute vollglücklich zu machen, so brauchten auch jene ersten Menschen viel nur wenig zum Glück. Als sie aber heranwuchsen, kannten die Enkel bald nicht mehr, was die Großväter beglückt; nur das Wort „Glück" war ihnen geblieben als Inbegriff eines behaglichen, von keinem gewaltsamen Eingriff gestörten Lebens. Das gab es nun nicht mehr. Unvermeidliche Zusammenstöße brachen aus, Unfriede und Krieg entstand und zerstörte Eigenthum und Leben. Die einmal erregten Leidenschaften arbeiteten gegeneinander, tödtend, fördernd. Der Glücksbegriff steigerte sich mit den Räumen, welche die Menschen durchmessen lernten. Die Gegenwart war stets die unglückliche, und indem man nach Ursachen suchte, welche das Schwinden des Glücks herbeigeführt, kam man nach dem Verfasser der „Isis" auf den Sündenfall und die Erbsünde, und indem man andererseits die Hoffnung auf eine Wiederkehr des alten seinen Glücks festhielt, auf den Glauben an einen Erlöser. Wir wollen über diese Ansichten mit dem Verfasser nicht rechten. Genug — das Ziel des Lebens blieb immerfort das Glück, und der Mensch sah es einzig und allein im Gelingen dessen, was er erstrebte. Gestreckt aber ward meist nur das behagliche Leben und der Begriff Behaglichkeit wurde mit den fortschreitenden Entdeckungen und Erfindungen ein gesteigerter. Gelang dem Menschen nicht, was er erstrebte, so hielt er sich für unglücklich. Er bedachte nicht, daß alles Streben zahlreichen Mißgriffen und hindernden Einflüssen ausgesetzt ist, mochte auch ungern oder gar nicht die Gegenrechnung, welche Rückert in so schönen Worten andeutet:

Klage nicht, daß dir im Leben
Viel verstellt manches Hoffen —
Hat, was du gewünschet eben,
Dich auch mehr dich nicht betroffen?

Der Mensch verlangt von dem Leben etwas mehr als nur leben.

„Das Ziel des Lebens", sagt unser Verfasser, „ist nicht das Glück, sondern die Fortbildung der Welt, zunächst in der Menschheit." Wie auch Herder sagt:

Zur Arbeit, Lieb' und zur Verklärung ward
Das Leben uns gegeben —

und noch schöner Wilhelm von Humboldt:

Nicht Schmerz ist Unglück, Glück nicht immer Freude,
Wer sein Geschick erfüllt, dem lächeln beide!

Wer sein Geschick erfüllt — das ist das rechte Wort! Und dies Geschick ist eben die Fortbildung der Welt. „Diesem Ziel muß sich der einzelne unterordnen, sei's im Glück oder Unglück."

Sag nicht vom Leben, daß ein Glück es sei,
Auch nicht ein Unglück oder eine Last!
Wenn du es sagst, bist du in die nicht frei
Und weißt noch nicht, was du am Leben hast.

So fehlt es nicht an den schönsten Lehren, den Menschen auf den Weg zum wahren Glück zu führen, nur folgen ihnen die wenigsten.

Einen dieser Wege wollen wir mit dem Verfasser besonders in Betracht ziehen — die Ehe, in der das Glück mit am häufigsten erstrebt und dennoch am seltensten erreicht wird.

„Würden die Frauen", sagt er, „so offen sein wie die Männer, so würde des Jammers kein Ende sein", und er findet den Hauptgrund in der ungebührlichen Geltendmachung des Einzelwillens, die er eine der stärksten Hemmungen für die Fortbildung der Menschheit nennt. Zweck der Ehe ist aber die Fortbildung des Menschenwerths in beiden. Hauptbedingung ist ihm zur Erreichung dieses Ziels „die freie Liebeswahl in Schließung und Fortbestand der Ehe"; er spricht beherzigenswerthe Worte hierüber, erwähnt den engen Lebenskreis der Jungfrau und die durch ihn beschränkte Wahl, denn niemand kann über seinen Kreis mit Bewußtsein hinauswählen. Die Jungfrau hat sich schließlich meist nur wählen zu lassen und unterdrückt oft, um ihre Bestimmung nicht gänzlich zu verfehlen, die heißesten Wünsche. Auch die weibliche Erziehung sagt der Verfasser ins Auge, die nur „rückständige" Menschen schafe, die meist nur auf Täuschung berechnet sei, jedes Irrthum, Enttäuschung und Klage entstehe. „Das Leben wird

*) Vgl. den Artikel „Der Mensch und die Welt" im Jahrgang 1863, Nr. 45 und 46 dieses Blattes. D. Red.

…blich zur Laſt — zu einem Wirken, das nicht die Koſten deckt. Oft beſtreitet ſie der Vater, ſpäter …ll es der Ehemann thun, und nach einem ſolchen …Kanne ſucht die Jungfrau.“

…Iſt die rückſtändige Frau nun aber in der Ehe, …wirft ihre Einſeitigkeit, die ſich durch Pflegung …en ſolcher Bekanntſchaften feſtigt, zuletzt auf den …Mann und drückt ihn danieder — mehr als die …rau, welche den Druck nicht fühlen kann.

Ein trübes Bild, zu dem Millionen Familien …e Geſtalten liefern. Ein Glück noch, daß eben auch …Millionen dieſes Elend nicht in der ganzen Größe …Blöße, in welcher es vor das Auge des Denkers …tritt. Auf der andern Seite verſchuldet freilich der …Mann ebenſo oft das Unglück der Ehe.

Schon das Uralterthum beklagt das durch die …ntreue des Mannes geſchwundene Glück in zahl…chen Weiben und Sagen. Denn nicht überall …tritt wie im „Nibelungenlied“ und in der Bibel dem …Weibe die Schuld des geſchwundenen Glücks zuge…meſſen. In Aegypten war es die Untreue des Osiris, …welcher ſeine Ehe vergaß und ſich zu Nebenfrauen …wandte. Dafür erlag der Segensgott dem Zorn …des beleidigten Gatten jener, des grimmen Typhon, …der ſie aber irrte, trauernd um den Geliebten, wenn …auch Schuldigen, durch die Länder, ſeinen Leichnam …zu ſuchen und zum Glück der Welt wieder zu beleben. …Wie groß ſteht ſie da, mild verzeihend, als ihr Sohn …Horus, den Nachſtellungen ſeines Feindes glücklich …entgangen, ſiegreich den Mörder des Vaters getödtet …zu ihren Füßen wirft. In thränenvoller Erinnerung …hebt ſie ihn auf — er ward ſo ſchwer beleidigt! — …und ſpricht zu ihm: „Geh hin zur öſtlichen Grenze …und ſchütze hinfort das Land, dem du den Segnet …nehmen!“

Hat ſich je ein Weib bekehrt,
Es ſei, wer auch dann noch ſpricht?

Das aber thut das Weib — nicht eine Ehe …ein, nicht ein Weib, ſondern Tauſende von Frauen, …und Jean Paul behält Recht, wenn er den Männern …ruft: „Stellt Göttliche Helden ins Feld und Bräute …dazu als Heldinnen nach!“

Aber nicht in der Ehe allein, auch auf andern …Gebieten ſuchen die Menſchen das Glück.

Je enger die Menſchen in Gemeinden und Staaten …Bänden zuſammenrückten und an der Emporarbeit …ng der großen Pyramide zu arbeiten verpflichtet …wurden — alle insgeſammt —, um ſo ſchwerer iſt …es geworden, das Glück des Lebens, wie ſich's der …Menſch auch denken möge, zu gewinnen. Denn …hängt von der Verlegung immer zahlreicherer und …mächtiger wirkender Hemmungen und Störungen ab. …Früher war der Beruf des einzelnen ein feſter ein …feſter — Wahl des Berufs entweder ganz nicht mög…lich oder durchaus unnöthig. In Ländern wie In…dien und Aegypten konnte der Sohn des Kaufmanns …wieder Kaufmann, der des Handwerkers nur …der Handwerker, des Hirten nur Hirt werden. …Prieſtertöchter wurden Prieſter, Söhne von Kriegern …Krieger. In andern Ländern, wie im alten Germa…nien, wo feine Kaſten beſtanden, waren Jagd, Fiſch…fang, Ackerbau, Krieg die allen gemeinſamen Be…ſchäftigungen. Die einen zogen hinaus in den Kampf …zu Ruhm und Beute, zur Sicherung der Grenzen, …um nach Jahr und Tag wieder heimzukehren und …die Arbeiten des Friedens aufzunehmen, während …nun die Daheimgebliebenen ausrückten. Jeder war …gleich tüchtig und gleich gewandt zu allem — dies …alles war freilich das Einfachſte menſchlicher Thätig…keit. Daher war Glück in alter Zeit in höherem …Grade möglich und auch mehr vorhanden als heute, …wo die Verhältniſſe andere geworden.

Unſer Berfaſſer weiſt darauf hin, daß, um glück…lich zu ſein, heute nöthig ſei, „die eigenen Fähigkeiten …abzuſchätzen und die zu wählende Lebensſtellung zu …überſchauen“. „Kann das aber der Jüngling?“ fragt …er. „Sind hierzu nicht ſelbſt die meiſten Aeltern …entweder unfähig oder durch ihre Vermögensumſtände …verhindert, den Kindern auf den Weg zu helfen, …den ſie als den richtigen erkennen?“ Daher wird …der Beruf nach irgendeinem zufälligen Umſtand er…wählt, und wirken nicht äußere Verhältniſſe dazu, …welche der Menſch gleichfalls Glück nennt, ſo iſt das …Unglück aus verfehlter Wahl des Berufs da. Hier…durch entſtehen aber nicht nur Verluſte für den ein…zelnen, ſondern auch für die Geſammtheit. Das …zeigt ſich beſonders bei großen Staatsumwälzungen. …Cromwell und die Männer der erſten franzöſiſchen …Revolution wären im gewöhnlichen Gange des Lebens …unten geblieben und hätten zur Fortbildung der …Menſchheit nicht gewirkt, wie ſie es nun gethan. …In der Gegenwart iſt vor allem in Amerika die …Möglichkeit gegeben, die verſchiedenen Lebensſtellungen …zu wechſeln und dadurch das Glück des einzelnen und …bei geringerem Streben auch der Geſammtheit zu …fördern. So ſtimmen wir uns aus Franz Löher's …„Aufzeichnungen zur Geſchichte der Deutſchen in …Amerika“ manche Zeile, wo Prediger ſich als tüch…tige Herzführer anzeichneten und das Sprichwort …beſtätigten, daß tüchtige Herzführer auf der Kanzel …wie manche gute Prediger in den Reihen der Sol…daten ſtehen. Alt in Europa aber ſitzen noch an …einem gewiſſen Kaſtengeiſt, verantwortlich in den höheren …Ständen, der die Wahl des Berufs beſchränkt. Die …Söhne und auch die Töchter wollen und wollen nicht …in Berufskreiſe treten, welche als niedrigere gelten. …Das allein ergibt Unglück und Verluſte.

Wer nun aber meint, daß mit richtiger Wahl …des Berufs auch das Glück kommen müſſe, irrt gar …ſehr. Da kommen und ſtören die Bewerbungen …Gleichgeſtellter, Neid, Anfeindung, auch wirkt das …redlichſte Streben nicht ſelten überſehen von Höher…ſtehenden. Das alles hindert auch hier die Beſſer…geſinnten, glücklich zu werden, und der Betrachter …kommt zu dem betrübenden Schluß: „Im Streben …nach Glück durch Lebensſtellung und Beruf ſind die …Störungen ſo zahlreich, daß die Mehrzahl jenes Ziel

verfehlen muß und also die Unzufriedenheit der einzelnen stetig rege gehalten wird."

Mehr Glück scheinen die Erfindungen zu verheißen. „Der Erfinder ist auf dem Wege zum eigenen Glück und arbeitet für die Menschheit." Aber einmal gelingt nicht jede Erfindung, und selbst die gelungene kommt nicht immer zur Anerkennung. Man rechnet, daß in England unter zwanzig Patenten höchstens eins eine nützliche und durchführbare Erfindung zur Geltung bringt, und der Verfasser führt ein Beispiel an, daß eine wichtige Erfindung zur Verbesserung der Mähmaschine dem Erfinder nur 50 Pf. St. einbrachte, dem Käufer schon 3000 Pf. St., daß sie später aber auf 22000 Pf. St. geschätzt wurde.

Das ist sehr mißlich.

Die Schwierigkeiten, welche auch hier zu überwinden sind, haben sich im Lauf der Zeiten gleichfalls gesteigert. Theils liegen sie in der Außenwelt, theils und hauptsächlich in den Strebenden selbst, welche „aus Unkunde des geschäftlichen Lebens und dem Fremdsein in der Welt, das den meisten Erfindern anhaftet", der Prellerei ausgesetzt sind.

In ältern Zeiten, wo die Erfindungen mehr Aussicht auf Anerkennung und Ertrag hatten, waren wieder andere Hemmungen vorhanden, unter denen die Vorurtheile der Stadt- und Staatsbehörden oft vernichtend in das gehoffte Glück eingriffen.

Wie mit den Erfindern, war und ist es mit den Entdeckern und Forschern. Wer denkt nicht an die traurigen Schicksale des Columbus, an Kapitän Franklin in den Schneewüsten Amerikas, an Vogel im glühenden Afrika, an Leichhardt in den Wildnissen Australiens? Bei den Forschungen auf den Gebieten der Chemie und Naturkunde waren es wieder andere Umstände, welche einen und den andern entweder mitten in seinen Untersuchungen zertrümmerten oder durch plötzlich neu auftretende Entdeckungen um die Frucht jahrelanger Mühe brachten.

Sie schaut zurück auf seine Bahn,
Sie fing so vielversprechend an.
Was ist das Ziel? Was ist der Preis?
Ach, lange Kreuze, langer Schweiß!

Am mächtigsten tritt in der Gegenwart das Streben für Gemeinwohl auf, es offenbart sich im Unterricht, in der Erziehung der Jugend, in Heranbildung ganzer rückständiger Völker, sei es durch Missionare unter den Heiden oder durch Abgeordnete in unsern constitutionellen Staaten. Viele tüchtige Kräfte suchen hierin das Glück ihres Lebens, ohne es so zu finden, wie es nach ihren Mühen wol zu erwarten und zu wünschen wäre. Denn die Ansichten über das, was den Völkern nützt, gehen bei Regierungen und Volksvertretern, um nur diese Eine Seite in Betracht zu ziehen, oft unermeßlich weit auseinander. Die augenblicklich Mächtigen benutzen ihre Kräfte dann nicht selten zur Vernichtung ihrer Gegner und stören dadurch das Glück vieler Kreise in betrübendster Weise.

Wo also ruht denn nun das Glück? fragen wir schließlich, und können nicht umhin, die Frage dahin zu beantworten, daß reines Glück immer seltener, ja vielleicht gar nicht mehr vorkommt, je geschäftiger und verwickelter die Thätigkeit der Menschheit wird. „Den Weltlauf erkennen und sich ihm anpassen", sagt der Verfasser an einer Stelle, „ist das geeignetste Mittel zur Erreichung des Glücks." Dazu gehört aber eine Bildung, die gewiß selten ist, und auch dann fehlt die Gewißheit. So kommen wir auf einen Ausspruch Platen's zurück, daß die Menschen lieben lernen das einzig wahre „Glück" begründe.

„Die Menschen lieben lernen" führt gewiß über vieles hinweg, das hemmend und störend uns in den Weg tritt. Es verschafft uns Freunde, die im Glück dankbar zu uns aufschauen und das Wohlgefühl in uns erhöhen, im Unglück aber bemüht sind, unsere Wege durch thätige Hülfe zu ebnen oder doch durch inniges Mitgefühl unsern Schmerz zu mildern. Das ist ein großer Lohn auf der einen und ein mächtiger Trost, ein Glück im Unglück auf der andern Seite.

Was da liebt, ist ewig dein!

Gedichte

von H. Kletke.

1. Strombild.

Das Wasser rauscht auf dunklem Grund
In guten und bösen Tagen; —
Tief unten ruht ein bleicher Mund,
Ein Herz, vom Sturm verschlagen.

Zwei Augen starren empor zum Licht,
Sie erkennen die Welt nicht wieder —
Hoch über dem dunklen Traumgesicht
Schwingt sich des Vogels Gefieder.

Das Vöglein flattert, es hat sein Nest
Am Abend leicht gefunden —
Ihn hält auf nassem Sande fest
Die nackte Klippe gebunden.

Die Sonne leuchtet, die Woge glänzt,
Da fährt ein Schifflein munter,
So bunt bewimpelt, so grün umkränzt
Leben und Strom hinunter.

Die Ruder schlagen ins Wasser taut,
Lustige Lieder klingen.
O willst du nicht, glückselige Braut,
Leise ein Lied ihm singen?

(Schluß im Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Alexander Petöfi.

I.

1. 1. — Einem Dichter und Helden aus dem schönen und Deutschen aber noch so wenig bekannten Lande der Magyaren sind diese Zeilen freundlicher Erinnerung gewidmet. Sein Name und Ruhm strahlen, sein Geschick aber war reich an Elend, unglücklicher Liebe und blutigen Kämpfen.

Ueber Petöfi's Kindheit ist wenig zu sagen. Selbst über seinen Geburtsort herrschen Zweifel und seine Biographen lassen es unentschieden, ob er in Kis-Körös oder in Kelegyháza geboren sei, von welchen beiden Städtchen keine auf den Ruhm verzichten will, Petöfi's Heimat zu sein.

Der erste Tag des Jahres 1823, der seiner Geburt, brachte seinen Aeltern „Streit und Freude". Der Vater, ein nicht unbemittelter Fleischhauer in Kis-Körös, ehrenfest und praktisch, hoffte, seinen Sandor (Alexander) für das Geschäft zu erziehen, aber die Mutter hatte höhere Pläne vor mit ihrem Lieblinge. Frau Petrovics ahnte, daß ihr Sohn sich einst die Geister unterwerfen werde, und so setzte sie es durch, daß er schon im Jahre 1829 vom elterlichen Hause Abschied nehmen und nach Kecskemet ziehen mußte, um zu studiren. Der sechsjährige Knabe blieb nicht lange in Kecskemet allein, denn bald, aber in traurigen Verhältnissen, folgten ihm die Aeltern, die durch treulose Freunde ihr Vermögen eingebüßt hatten, dahin nach. Doch als wäre es nicht genug an der Bosheit der Menschen, thaten auch noch die Elemente das Ihrige, den Ruin der braven Familie zu beschleunigen. Ueberschwemmungen vernichteten die letzten Trümmer ihres Wohlstandes und nöthigten Petrovics, seinen Sohn abermals von sich fort und nach Selmez zu senden, wo er sich schon früh an Entbehrungen und Armuth gewöhnen mußte. Petöfi ertrug sie geduldig und lernte mit regem Eifer, aber leerem Magen. So ward er vierzehn Jahre alt und andere Stimmen erklangen seinem geistigen Ohr als die seiner „einheimischen Professoren". Seine junge Seele bekam Flügel und schwang sich hoch über Zeit und Raum. Am liebsten hatte er ins Hirtenfeuer, wenn der stille Mond auf die Heide blickte, die, gleich dem Meer ein Bild der Unendlichkeit, sich vor ihm entrollte; wehmüthig lauschte er dem melancholischen Gesang der Zigeuner-Knaben, freudig dem Gewieher des Rosses, das fröhlich seinem Herrn entgegenwieherte, theilnahmsvoll der Erzählung des Hirten, die er ergreifend in den Strophen wiedergab:

Legt der Hirte auf dem Hut,
Seine Katze bis zur Erde hangen,
Wenn er den Gesell, doch grauet,
Hinter seines Herzens Bangen.

Denn sahen es, Katze heulend,
Seine Herde laß am Rasen weiden,
Weiß es die Tierseelkunde,
Daß sein Pärchen im Verscheiden.

Auf den Gral springt er, schnelle
Meinend, daß er noch das Tier errette;
Doch zu spät, ach! kommt der Arme,
Todt war noch sie — sein Liebchen Katze!

Was beginnet nun der Hirte,
Da sein Herz sein treues Weib mag missen?
Mit dem Stock den Gral schlaget
Hat er auf den Kopf geschlagen!

Doch das tolle Blatt, das zu seinen Füßen sank, regte ihn ebenso zu thränenigen Betrachtungen an als der Rauch, mit dem er die Freundschaft verglich; und wie Burns eine Feldmaus besang, die vom Pflug getroffen ward, so besang Petöfi den gravitätischen Storch, den Hüter der Heide. All diese bewegten, bunten Scenen, an denen seine Heimat so reich, wurden später, verklärt vom goldigen Schimmer der Erinnerung, zu seinen schönsten und gefühlvollsten Liedern.

Sein schwärmerisches Hindrüten erhielt neue Nahrung, als eine „fliegende Schauspielertruppe" nach Selmez kam. Diese Komödianten waren andere Leute als sein gewöhnlicher Umgang. Gingen sie auch am Tage in schlichten Kleidern, so funkelten doch abends Juwelen auf ihren Gewändern und Kronen auf ihren Häuptern. Da wurden sie wie mit einem Zauberschlage zu Helden und Fürsten, zu Königinnen und Hirtenmädchen, die doch eben wieder Prinzessinnen waren. Die märchenhaften Träume, die Petöfi's Herz bald beseligten, bald marterten, sah er hier verwirklicht. Was wunder, wenn er täglich statt ins Schulhaus zu den Predigten ging? Wenn er die Klassiker vermied und die Geschichte der Leidenschaften aus dem lebendigen Antlitz las?

So dachte der zukünftige Dichter anders als der gute Mann, bei dem er in Selmez wohnte. Der schrieb in plumpen Zügen ein Verbrechen an Herrn Petrovics, daß Sandor ein nachlässiger Student und schlimmer als das, ein Nachtschwärmer geworden. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Der Vater überhäufte den Sohn mit Vorwürfen, die ihn der ehrgeizige, beredtsame Jüngling so zu Herzen nahm, daß er eines Februarmorgens von Selmez weg in die weite Welt lief und endlich, nach Mühseligkeiten, nach Entbehrungen mannichfacher Art, Pest erreichte. Die Wogen der Lust schlugen damals hoch auf in der schönen Stadt; wohin Sandor blickte, sah er Glanz, Reichthum, Ueppigkeit und Stolz. Von alledem besaß er nichts als den letzteren — die Eigenthümlichkeit der ganzen ungarischen Nation. Sorgsam ging er mit sich zu Rathe, was

er beginnen solle, und fand nach reiflicher Ueberlegung, daß er Talent zum Schauspieler habe. Voll der schönsten Hoffnungen lief er ins Nationaltheater; doch unsanft ward er aus seinen Himmeln gestürzt, denn er mußte froh sein, als Statist die Künstlerlaufbahn beginnen zu dürfen. Nun begann sein wirkliches Elend, wogegen, was er früher erduldet, wie Glück schien. Er wurde nicht beachtet, vielfach zurückgesetzt und kehrte mißmuthig zur Wissenschaft zurück. Diesmal ging er nach Aszenfa, wohin er mit Beihülfe eines Verwandten von Pesth aus gelangte. Sein unstetes Wesen ließ ihn jedoch in dem kleinen Ort nicht lange, es steckte etwas vom Blut der großen Abenteurer in ihm. So kam es, daß er sich eines Tags in Komorn als „Gemeiner" anwerben ließ. Zwei Jahre lang trug er des „Königs Rock"; im Jahre 1840 ward er vom Militär entlassen, doch genügte die kurze Zeit, die er, in „zweifarbig Tuch" geschlagen, zubrachte, ihn tiefe Blicke in die Schicksale einzelner sowie ganzer Nationen werfen zu lassen, besonders aber sein eigenes Volk richtig zu beurtheilen.

Von da ab nannte er sich Petöfi. Nur wenige in seinem fünfzehnten Jahre geschriebe Lieder tragen die Unterschrift „Petrovics".

Wieder irrte er im weiten Lande umher, unstet, abenteuernd und sorgenvoll, da erwachte aufs neue in ihm die Lust „zum Lernen" und er wandte sich nach Papa. Dort traf er ein, als die großen zweimonatlichen Ferien begannen, und mußte sich „des lieben Brotes wegen" einer wandernden Truppe anschließen, mit der er zwei Monate hindurch vagabundirte. Als aber der einundsechzigste Tag erschien, war Petöfi wieder in Papa und lebte dort dem Studium, der Freundschaft und der Poesie. Er schloß einen Freundesbund fürs Leben mit den damals gleich ihm unbeachteten, unberühmten Studenten Moriz Jokai und Samuel Orlai. Sie waren drei arme, fröhliche Burschen, die um die Wette dichteten, malten und declamirten. Orlai hielt sich Shakspeare, Jokai dem göttlichen Rafael und Petöfi dem großen Talma gleich. Merkwürdig genug ward Orlai ein berühmter Maler, Jokai der erste Romanschriftsteller und Petöfi der größte Poet Ungarns.

An der Donau Strand ein Häuschen steht,
Das ist mir theurer, mehr als Gold;
Ihr Fensterchen sich meiner Blick ersehen,
Wenn sie mir erwacht sein Angesichten.

So sang er, von kindlicher Liebe getrieben, und machte sich mit seinem Freunde Orlai auf den Weg nach Duna-Vecsa. Eine Fußreise von mehr als zwanzig Meilen schien ihm eine Kleinigkeit, da es galt, die Aeltern zu sehen. Er fand sie sorgenvoll und gealtert, aber die kleine von armen Leuten besuchte Schenke, die sie hielten, widerhallte von den Liedern ihres Sohnes, deren einige damals schon im Munde des Volks lebten. Eine Woche brachte er bei ihnen zu, sie verging unter Erinnerungen, Sorgen und Hoffnungen. Als er von den Seinen geschieden, betrat er aufs neue die Bühne.

Indeß ward 1842 der Landtag in Preßburg eröffnet. Abenteurer, Studenten, Müßiggänger und das übermüthige, säbelklirrende Geschlecht der Juraten zogen in die alte Königsstadt ein. Auch Petöfi schloß sich dem bunten Schwarm an und kärglicher Abschreiberlohn war seine Ausbeute bei diesem Jagen nach dem Glück. Hätte sich dort der hochherzige Dichter Lisznay seiner nicht angenommen, er wäre an Leib und Seele zu Grunde gegangen trotz seinen wilden, unbezähmbaren Energie, die ihn abermals nach Pesth trieb, um Literat zu werden. Er ward es — der schöpferischste, originellste Kopf seiner Nation, und übersetzte für ein Spottgeld ausländische Romane ins Ungarische.

Das war dem stolzen, neunzehnjährigen Jüngling, der seinen Werth zu ahnen begann, zu viel. Gekränkter Ehrgeiz, bittere Enttäuschungen warfen ihn aufs Krankenlager, von dem er mit tiefem Ekel vor allem Bücherwesen genas, denn „eine Fee bewohnt das Buch, schön, doch voll Tücke". Und wieder lockte ihn die Lorelei, die Bühne. In Debreczin erschien er auf ihr und ward verlacht. Er kehrte der undankbaren Stadt den Rücken, wanderte umher, schlief in Scheunen, hungerte und mußte doch abends mit blutendem Herzen und lächelnden Lippen Geselter Schuster und Schneider von der Bühne herab unterhalten. Die kleine Gesellschaft, bei der er erste Heldenrollen spielte, hatte einen traurigen Helden an ihm, einen Helden, der sie bald wieder verließ, um, wie der Verlorene Sohn im Evangelium, barfuß, zerrissenen Kleides, abgehärmt und trostlos wieder zurückzukehren.

In Debreczin, wo die letzten Häuschen stehen, deren kleinstes er bewohnte, schrieb er seine frischen Irrmlieder. Da erinnerte sich 1843 der geistvolle Adolf von Frankenburg des geistvollen Dichters und berief ihn, der in allen nur „treulose Freunde" sah, nach Pesth. Petöfi folgte der freundlichen Einladung und gewann an dem ehrwürdigen Vörösmarti einen väterlichen Gönner und durch diesen an dem „Remzeti Kör" einen Verleger für seine Gedichte.

Der Erfolg, den diese fanden, war ein ungeahnter, gewaltiger. Sie waren wie liebe Bekannte, wie Blumen des Feldes, duftig und farbenglühend. Volles Leben schäumte darin, denn die Glut, die in der Traube von Tokai braust, die Wehmuth, in der die Saiten des Cimbals klingen, die sinnliche Raserei des üppigen Ungartanzes, der Zauber der mondbestrahlten Heide, die einfachen, aber ergreifenden Schmerzen der Hirten, der demüthige Gesang der Fischer, die schalkhafte Heiterkeit der Betyaren, der ungebändigte Trotz des ungarischen Edelmanns von damals, der sich einen König dünkte und nur Gott als Herrn über sich erkannte: all dieses durchklang wie ein tausendtöniges, harmonisches Echo die Lieder des „Naturpoeten", wie ihn mißgünstige Kritiker nannten.

Kertbeny hebt hervor, daß Petöfi der erste Ungar gewesen, der die niedern Stände des Volks sprechend, handelnd und denkend in der ungarischen Literatur auftreten ließ. Er war der erste, der in Ungarn die Demokratie in die Poesie einführte und dadurch den ungeheuern Umschwung der Ideen mit bewirkte, in dem eine „Nation von Edelleuten“ für die Freiheit begeistert ward. Das Volk sang voll Begeisterung diese Lieder und schuf sich eigene, ergreifende Weisen dazu. Lieder und Weisen widerhallten bald in den Sälen der Magnaten, und Petöfi, der so oft Verlachte, ward, wie einst Lord Byron, über Nacht berühmt.

Indeß er die Rede belang, senkte sich der Lorbeer auf sein Haupt; er aber freute sich seines Ruhms um seiner Mutter willen und wünschte nur

Den gold'nen Hafer für sein Roß,
Die gold'ne Lustigkeit für sich!

Inmitten dieses ersten Triumphes ward ihm eine Jugendgeliebte, Csilla, von der er gesungen: „Keine Mutter dich gebar, denn einer Rose gleich bist du am Pfingsttag in Morgendämmerungshauch erblüht.“ Er hielt die Todtenwache an ihrer Bahre und überschüttete in seiner Trauer ihre frühe Gruft mit den Klagen seiner Seele, mit den „Cypressenblättern“.

Die meteorologisch-nautischen Observatorien.

In England hat der Admiral Fitzroy sich das große Verdienst erworben, zuerst auf die Wichtigkeit einer ausgedehntern Nutzanwendung der meteorologisch-nautischen Beobachtung aufmerksam gemacht zu haben, um dadurch ein Mittel zu gewinnen, im weitesten Umfange den Schiffern von nahenden Stürmen Kunde zu geben.

Natürlich lagen der Mittheilung viel Schwierigkeiten im Wege, und auch das im September 1861 in Thätigkeit gesetzte System der telegraphischen Correspondenz, welche über das sich vorbereitende Wetter die Seefahrer unterrichtete, ließ noch viel zu wünschen übrig. Im Jahre 1862 hat der Admiral Fitzroy das System durch Signale, mittels welcher auch bei ungünstiger Atmosphäre das Publikum von herannahenden Orkanen benachrichtigt wird, wesentlich vervollkommnet.

Nach dem Centralbureau in London wird über den Barometerstand der verschiedensten Stationen telegraphirt, ob das Thermometer trockene oder feuchte Luft verkündet, über Stärke und Richtung der Winde, über die Bewölkung und das Aussehen des Himmels. Von den Hafenstationen Hull, Yarmouth, Portsmouth, Cork und Galway wird dann nach Paris telegraphirt, von hier aus an alle französische Häfen, die wiederum ihrerseits diese Mittheilungen nach allen Häfen Italiens, Spaniens und Portugals machen. Ebenso kommen Berichte aus Kopenhagen, Schweden und Holland. Alle Beobachtungen werden registrirt.

Sobald die Anzeichen eines Sturms bemerkt werden, meldet man es durch Signale den einzelnen Stationen der Seeküste, welche nun die Sturmflaggen aufhissen. Diese bestehen aus einem Kegel und einem Cylinder, der aus Segeltuch gefertigt, über leichte Ruthen gespannt und schwarz gefirnißt ist. 3½ Fuß hoch und 3 Fuß im Durchmesser. Sie bieten von allen Punkten des Horizonts ein gleiches Aussehen. Nordost und Südwest werden vorzugsweise telegraphirt. Einerseits verhindern diese Signale das Auslaufen der Schiffe bei drohendem Sturm, andererseits geben sie den der Küste sich nähernden ein Zeichen, einen Nothhafen oder schnell die hohe See zu erreichen, ehe der Sturm ausbricht.

Jede telegraphische Station sendet die Botschaft per Staffette zu den nächsten Küstenwachen, die eben diese Signale aufhissen. Die Zahl der Schiffbrüche, die man jährlich auf etwa tausend berechnete, soll sich durch diese vortrefflichen Einrichtungen in den letzten Jahren vermindert haben.

In Paris wurde die Organisation des Dienstes des meteorologisch-nautischen Observatoriums im Jahre 1855 durch die Hülfe des Generaldirectoriums der Telegraphenlinien gleichfalls vervollkommnet.

Es liegt uns ein interessanter Bericht vom 1 Januar 1861 auf der Akademie vor, er bezieht sich auf die jedem Leser wol noch erinnerlichen heftigen Stürme im December 1863. Herr Verrier theilt die eingegangenen Notizen mit, denen wir einiges entnehmen.

Aus Oberdeuz schreibt Admiral Kerr: „Der Sturm vom 2. December war uns richtig vom Observatorium verkündet. Schon am 1. December ließ ich die Benachrichtigung, daß ein Sturm vorherrsche, auf der ganzen Rhede verbreiten. Kein Handelsschiff hat es nach Ankündigung des Unwetters gewagt, den sichern Hafen zu verlassen. Die Wuth des Orkans hat sich selbst an den Schiffen, die unterwegs von ihm überrascht wurden, genugsam gezeigt. Wir bemühen uns, immer mehr Mittel ausfindig zu machen, um auch den Schiffen auf hoher See noch rechtzeitig das Unwetter ankündigen zu können. Diese Maßregeln werden jetzt um so unentbehrlicher sein, da die Schnellsegelschiffe durch häufige Erfahrungen belehrt einsehen, daß es nicht rathsam ist, die erhaltene Warnung zu mißachten. In Le Havre ist es eingeführt, daß alle Kapitäne, welche die Depeschen erhalten, sich sofort in den Hafen begeben, es ist infolge dessen kein Schiff verunglückt.“

Aus Brest schreibt der Präsident der Handelskammer: „Im Namen der Handelskammer und meines Departements kann ich Ihnen nicht genugsam für Ihr Signalement danken, dessen großer Nutzen von keinem bestritten werden kann. Schon am 30. November hüteten sich unsere Schiffer, den Hafen zu verlassen trotz dem anscheinend guten Wetter. Leider aber sind, da durch unvorhergesehene Umstände die Warnung nicht rechtzeitig eintraf, in der verhängnißvollen Nacht vom 1. zum 2. December 13 Schiffe im Hafen von Camaret auf die Küste von Brest

geworfen werden. Ich betrachte Gamaret als einen Hauptpunkt für die prompte Benachrichtigung eines sich nahenden Sturms. Wären die Kapitäne tags vorher gewarnt worden, so hätten sie den wenig sichern Hafen von Gamaret verlassen und wären nach der Rhede von Port gekommen, wo sie nichts zu fürchten hatten, da hier alle Schiffe vor Unbill bewahrt wurden."

Aus Venedig schreibt gleichfalls der Präsident der Handelskammer: „Ich habe im Laufe des 1. December Ihre Benachrichtigung, daß ein Orkan sich Frankreichs Küsten nahe, erhalten. Sofort wurde die Kunde allen auf der Rhede befindlichen Handelsschiffen mitgetheilt, die Marinepräfectur befahl allen Offizieren, an Bord ihrer Schiffe zu gehen. Am 30. November 3 Uhr 30 Minuten nachmittags brach der Orkan in furchtbarer Wuth herein; doch die vier Stunden der Vorausverkündigung hatten genügt, allem Ungemach vorzubeugen. Das meteorologische Institut ist für die Seefahrer eine außerordentliche, jetzt für immer ihnen verbleibende Wohlthat."

Aus Ancona schreibt Graf Castellane an den Minister des auswärtigen Ministeriums in Turin: „Die Admiralität von Ancona erhielt von Turin eine telegraphische Depesche des Observatoriums von Paris, welche das Nahen eines Sturms signalisirte, der sich von England her, in der Richtung von Süd Südost, nahe und wahrscheinlich Frankreich und Italien berühren würde. Alle Maßnahmen wurden getroffen; Schiffe, die im Begriff standen, auszulaufen, gaben ihr Vorhaben auf. In der Nacht vom 2 zum 3. December begann der Sturm, das entfesselte Meer brach sich an der Neuen Mole in so gewaltigen Wellen, daß sie über das 27 Fuß hohe Kanal herüberzogen. Ein Theil der Mole, der nicht genügsam durch Felsblöcke gesichert war, wurde vernichtet. Riesige Blöcke wurden von den Wellen emporgehoben und 22 Fuß weit auf das Land geschleudert. Der Eindruck, den das grausige Schauspiel auf die Seelente und Kaufleute von Ancona machte, stellte sich in ein Dankgefühl für das kaiserliche Observatorium auf, denn kein Schiff war infolge der Benachrichtigung verunglückt."

Trotz dieser erfreulichen Resultate beklagt der Director des Observatoriums, daß die Entwickelung nicht so vorwärts schreite, als es wünschenswerth sei, und daß manche Hindernisse ihnen in den Weg gelegt würden, und Mangel an Geld müsse es von Jahr zu Jahr unmöglich machen, Verbesserungen anzubringen. Anders ist es in England, wo das Parlament dem Admiral Fitzroy alle zur weitern Organisation des meteorologischen Dienstes nothwendigen Summen bewilligt habe.

Victor Emanuel will jetzt ebenfalls ein meteorologisch nautisches Observatorium begründen, das, wie man hofft, auch dem französischen Dienste förderlich sein wird.

Historische Romane.

Ein Zufall hat es gefügt, daß gerade die Geschichte der beiden Länder, die im Augenblick die Aufmerksamkeit und Theilnahme Europas in Anspruch nehmen, eine romantische Darstellung erfahren hat: Dänemark und Polen. „Christian IV. von Dänemark. Nordische Bilder aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Nach dem Original des anonymen Verfassers P. P. frei aus dem Dänischen übersetzt von G. F. von Jenssen-Tusch" (drei Bände, Hannover, Rümpler, 1864). Hier ist eine in Einzelheiten nicht ungefällige Verbindung geschichtlicher und romantischer Elemente gegeben, die an Tromlitz, ja noch an Zschokke erinnert. König Christian IV. ist der volksbeliebteste König der neuern dänischen Geschichte, uns Deutschen ist er durch seine Theilnahme am Dreißigjährigen Kriege am bekanntesten. So weit das Werk uns vorliegt, behandelt es nur die glücklichern Jahre des Königs und endet mit dem Beginn der deutschen Verwickelung. Die Darstellung ist lebhaft, frisch, sie hat einen Zug von den alten Ritterromanen; zuweilen verfällt sie in die Uebertreibung derselben, aber der Leser bleibt, wenn auch mit einem Lächeln auf der Lippe, gefesselt.

Nach Polen versetzt uns der „Historische Roman: Thaddäus Kosciuszko" von Marianne Lugomirska (vier Bände, Leipzig u. Jena, Costenoble, 1864). Die Form der Erzählung ist die biographische; wie sehr die Kritik auch dagegen eifern mag, das Publikum begünstigt diese romantischen Biographien. Es glaubt nun einmal, wenigstens ein Goldkorn Wahrheit in all dieser bunten Umhüllung zu finden. Das abenteuerliche Leben Kosciuszko's eignet sich trefflich zu dieser Darstellung. Neben der Haupthandlung gestattet es dem Dichter, eine Reihe von Episoden aufzuführen, in denen er das ebenfalls jetzt beliebte „culturhistorische Material" poetisch verwerthen kann. Nach dieser Seite hin liegt das Verdienst des Romans. Er eröffnet ein drastisches Bild der polnischen Verwirrung, des polnischen Lebens und Treibens im Ausgang des 18. Jahrhunderts. Zwar steht die Verfasserin — die, wie uns Sternberg in seiner „Einleitung" mittheilt, durch ihren verstorbenen Gemahl mit Kosciuszko verwandt ist — mit warmer Begeisterung auf seiten ihrer Landsleute, aber der unbefangene Leser wird sich der Betrachtung nicht entziehen können, daß die Theilung Polens weniger den drei Großmächten als der tiefzerrütteten Nation, ihren sich gegenseitig bis auf den Tod bekämpfenden Parteien, ihrem elenden von Rußland erkauften König zur Last fällt. Dieselbe Uneinigkeit, die sich im vergangenen Jahre in den Anfängen des Aufstandes prägte, vernichtete damals Polen, wie sie es heute nach einem Siege des Aufstandes wieder vernichten würde. Der Roman ist ansprechend geschrieben und lehrt uns in Frau Lugomirska eine in der Beschreibung des Häuslichen gewandte Darstellerin kennen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Eveline (hört nicht). (Pauſe.)

Madame Steiner.

Frau von Flitter hat uns gebeten, an ihren gerühmten Soiréen Theil zu nehmen.

Eveline (hört nicht). (Pauſe.)

Madame Steiner.

Willſt Du Deinem alten Muſiklehrer geſtatten, Dir ſeine neueſte Sonate zu widmen?

Eveline (aufſchreckend).

Wie, lieber Bruder, Du ſagteſt etwas? Ihr ſeid ſo einſylbig. Setzen wir uns. Du biſt uns noch ſo viel zu erzählen ſchuldig, lieber Wilhelm. (Affectirte Munterkeit.) Deine Briefe aus Rom waren ſehr ſchön, ganz meiſterhaft, die aus der Schweiz wurden ſchon karger, und die ſpätern, als Du gar Profeſſor wurdeſt, ließen Alles zu wünſchen übrig. Du malſt Porträts, aber Gott ſei Dank! nur zur Erholung. Wie kann ſich ein bedeutender Künſtler, und das biſt Du, nur dazu hergeben, jede vom Zufall dargebotene geiſtloſe Menſchenbildung auf der Leinwand wieder zu geben!

Wilhelm.

Wohl in jedem Geſicht findet ſich noch eine Spur des göttlichen Stempels.

Eveline.

Als Du nach Rom gingſt, trugſt Du langes Haar. Der Vater war in Verzweiflung, Du würdeſt den Glauben wechſeln. Jetzt trägſt Du eine ſchöne Cravatte um

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 12.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt. In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. XII. — Ein polnischer Brautzug vor zwei Jahrhunderten. Eine Skizze von Moritz von Kaskowski. — Der Mann mit der eisernen Stirn. Von Karl Braunbarth. II. — Böhmische Ostertraditionen. 5. Das Fest der Vögel. 6. Sankt-Peter als Eierbaum. Von Alfred Meißner. — Graf Moritz von Sachsen. — Gedichte von D. Rittig. 2. Auf den Bergen. 3. Ebbe. — Miscellen: Pariser Witterungen. III. Auf den Straßen. In der Schenke und im Theater. — Alexander Petöfi. II. — Stadt Riga. — Grönland. — Bücher und Leben.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

XII.

Während nun Marcel zur Mauer eilte und sich dicht an die Thür stellte — lauschend, was draußen in der Gasse vorgehen würde —, näherte sich Pontmartin Charletten und faßte ihre Hand. „Still!“ sagte er leise. „Meine Zeit ist kurz, ich kann Ihnen nur noch den Einen guten Rath geben, unternehmen Sie nichts Blutiges. Wie Ihre Hand zittert! Bleiben Sie bei Genovefa, verlassen Sie mit ihr diese unselige Stadt. In dem Briefe, den ich dem jungen Manne gab, ist Geld genug, Genovefa's und Ihre Zukunft sicher zustellen. Ausrichten werden Sie doch nichts, was Sie auch wagen. Ich kenne in Paris noch einige gute, wackere Männer, die dem Henkerbeil bisjetzt entgangen sind. Ich wollte sie zu einer muthigen That anfeuern, das nöthige Geld hoffte ich zu finden — aber die Männer waren gebeugt, sie hatten die Hände in den Schoß gelegt und die Köpfe gesenkt. Ob dieser oder der von den Gewalthabern fällt, die Revolution geht ihren Gang, das Perpetuum-mobile der Zukunft, durch Blut und Feuer. Wir in der Vendée indeß wollen sie bekämpfen, solange wir athmen — hoffnungslos, aber dem König getreu und unserer eigenen Ehre.“

„Ich bin keine Anhängerin des Königs, warum sagen Sie mir diese Dinge?“

„Alle Guten sollten in diesem Augenblick zusammenstehen, dann würden die Elenden bald das Feld räumen. Unsere Uneinigkeit und Schwäche verschafft ihnen einen leichten Sieg. So, meine ich, gehören Sie und die Girondisten in Caen zu uns; Sie könnten uns einen großen Dienst leisten, unsern Widerstand gegen die Tyrannei verlängern helfen.“

„Ich? Sie täuschen sich in mir, was vermag ein schwaches Mädchen?“

Marcel horchte noch immer mit gespanntem Ohr und hatte sich nicht von der Stelle bewegt.

„Vor den Thoren Caens liegt jetzt die Kirche der heiligen Magdalena in Trümmern, eine Feuersbrunst, die vielleicht eine ruchlose Hand angezündet, hat sie zerstört. In ihren Ruinen aber ist der Schatz des Klosters zur heiligen Dreifaltigkeit vergraben. Leugnen Sie nicht, ich weiß es. Nur wenige Personen aber kennen die Stelle; das Geheimniß ist gut bewahrt worden. Die einen sind todt, die andern aus Frankreich geflüchtet, in alle vier Winde verstreut. Darum wende ich mich an Sie —“

„An mich?“ Sie wollte sich von ihm losreißen, doch er hielt sie fest. „Die Frau Aebtissin von Belzunce hat mir geschrieben, durch sie erfuhr ich alles und wurde von neuem auf Sie aufmerksam gemacht. Man traute Ihnen schon im Kloster Entschlossenheit und Kühnheit zu, unter den ängstlichen Nonnen waren Sie die einzige Heldin, Sie leiteten den ganzen Plan, Sie waren in den Ruinen, während man die Schätze vergrub . . . rede ich die Wahrheit?“

Charlotte antwortete nicht, ihr Schweigen bejahte seine Frage.

„Acht Tage nachher bemächtigte sich der Staat des Klosters. Damals war der Drache noch mit liegenden Gründen satt zu füttern, auch mochten die Beamten freundlich durch die Finger sehen. Nach goldenen und silbernen Gefäßen und Münzen ward nicht geforscht — aber freilich, auch die Frau Aebtissin kehrte nicht wieder zurück, wie sie gehofft; nicht einmal durch die Proclamation des Herzogs von Braunschweig und die Kanonade von Valmy. Der Schatz liegt todt da, für die Gutgesinnten wie für die Jakobiner. Ein Wort von Ihnen — und diese Goldstücke werden lebendig, sie verwandeln sich in Pulver, Kugeln und Büchsen. Die Könige und die Edelleute haben die Klöster gegründet, ich denke, wir sind ihre rechtmäßigen Erben.“

„Nein, Herr Baron“, entgegnete Charlotte, „von mir werden Sie dies Geheimniß nicht erfahren! Noch lebt Frau von Belzunce, sie kennt den Platz in den Ruinen der Magdalenenkirche so genau wie ich —“

„Nicht so genau, denn Sie waren dort, während die Frau Aebtissin im Kloster für das Gelingen des Unternehmens betete.“

„Und dennoch schweig' ich! Wir gehören nicht zueinander, ich will die Flamme des Bürgerkriegs ersticken, ehe sie ausbricht, Sie wollen sie schüren. Sie wünschen einen blutigen Kampf, das Verderben Frankreichs, ich trachte nach dem Frieden.“

„An Frieden glaubst du, Mädchen? Nur den Schrecken wird deine That verdoppeln!“

Indem kehrte Marcel von seinem Beobachtungsposten zurück und von dem Wohnhause her sah ein heller Lichtschein durch die Gänge des Gartens.

„Wo bist du, Charlotte, Herr Marcel?“ so rief schon aus der Ferne Genoveva.

„Die Leute sind durch die Gasse gegangen“, sagte darüber Marcel zu Pontmartin, „Sie können ohne Gefahr den Garten verlassen.“

„Aber nicht durch jene Thür!“ erwiderte der Baron. „Dazu bin ich doch ein zu schlauer und zu oft gehetzter Fuchs. Ich gehe durch das Haus, die Diener werden nicht viel Acht auf mich haben und die Spürnase, der alte François, respectirt mich als Gespenst. Im Grunde könnte man Ihren Vater um eine solche treue Seele beneiden. Vergessen Sie meinen Brief nicht! Gute Nacht, Bürgerin!“ — und nun noch heimlich zu ihr: „Die Stelle! Wo liegt der Schatz? Bei Ihrer Liebe zu Barbaroux . . .“

Marcel war schon Genoveva entgegengegangen, um zu sehen, wer von der Dienerschaft sie begleite.

Bei dem Namen Barbaroux entstellte sich Charlottens Antlitz. „Ich habe nie einen Mann geliebt!“ sagte sie kalt, mit einem verächtlichen Zucken der Lippen.

„Soll ich ihm keinen Gruß von Ihnen bringen?“

„Das Gerücht geht schneller als Sie! Gute Nacht!“

Wie in den Boden gewurzelt, blieb Pontmartin, als sich Charlotte von ihm wandte, stehen. Der Schein des Windlichts, das der alte Franҫois trug, fiel auf ihn. Verächtlich hatte der Diener die Augen niedergeschlagen, er wollte nichts bemerken. Scheu schaute Genoveva umher, ihr verkündigte die Ahnung das Herannahen eines Gewitters. Einen halblauten Schrei stieß sie bei dem Anblick des Fremden aus, den sie nur zu gut kannte; da umschlang er sie auch schon, preßte sie an seine Brust und erstickte das Wort, das sie aussprechen wollte, mit seinen Küssen. Dann den Hut hastig in die Stirn gedrückt, im Sturmschritt an François vorüber . . nun war er aus ihren Augen.

Bald war es Besorgniß um den seltsamen Mann, der ja auch Genovevas Vater und seines Hauses Freund war, bald eine ihm unerklärliche Abenteuerlust, die Marcel dem Davoneilenden nachtrieb. Doch hatte er Besonnenheit genug oder eine plötzliche Voraussicht in die Zukunft, daß er den Brief an seinen Vater, den ihm der Baron vorhin übergeben, in die Hände Genovevas legte, die ihn selbst umsonst festzuhalten suchte.

Die beiden Mädchen waren allein.

Als erwache er aus einem Traum, öffnete François seine Augen und sagte verschmitzt: „Ist das Gespenst geflohen?“

„Gott schütze sie!“ flehte Genoveva, furchtsam an Charlottens Schulter sich schmiegend. Charlotte hatte ihren Arm um den Leib der Freundin geschlungen, als wolle sie dies Kind vor jeder

Fähnlichkeit schützen. Wieder trat in dieser Bewegung das Priesterliche ihres Wesens und ihrer Erscheinung hervor; so umschließt in Racine's Tragödie Klytämnestra die Tochter Iphigenie, um sie vor den Mörderhänden des Kalchas zu bewahren.

„Und in dieser Noth muß Herr Lecomte nicht bei uns sein", klagte Genovefa. „Herr Marcel ist verwegen; ach, Charlotte, du kennst ihn nicht, seine Tollkühnheit; er stürzt sich ins Verderben, sich und meinen . . ."

Da raffte sich François zu einer bei ihm seltenen Energie auf. „Gehen Sie ins Haus, meine Damen! Es hat niemals Glück gebracht, an einem Orte zu weilen, den die Gespenster lieben. Ich werde dem jungen Herrn nachgehen."

„Der Alte hat recht, komm!" Charlotte zog das Mädchen mit sich fort.

Aufmerksam leuchtete François noch einmal in der Runde umher, er gewahrte kein verdächtiges Anziehen, das vielleicht, wenn die Polizei in das Haus dringen sollte, das „Gespenst" hätte verrathen können. Wie eine ansteckende Krankheit, die gleichsam durch die Luftströmung sich weiter verbreitet, hatte damals derselbe Argwohn alle ergriffen: vom Feinde verfolgt, verwischt der Insasse die Spur seiner Schritte, so suchte jeder seine Handlungen zu verbergen, seine Wege zu verheimlichen; auch das Geringfügigste ward verdächtig. Darum folgte François erst nachdem er seinen Spähenblick umhergeschickt, der einem Hasen Ehre gemacht, den voranschreitenden Mädchen.

Je mehr sie sich dem Hause näherten, desto lauter drang verworrenes Geschrei, Lärmruf, Wagengeklirr von der Straße herüber.

„Sie sind verloren!" rief Genovefa schluchzend.

Auch François zitterte, hin und her schwankte das Windlicht in seiner Hand.

Aus dem Hause kam ihnen eine Dienerin entgegengestürzt: „Ach, das Unglück! Ach, das Elend! Unser guter Marcel ist gefangen! Aber unsere Leute sind daran, ihn wieder zu befreien! O, Fräulein Genovefa, es ist schrecklich! Was wird der Bürger Lecomte und die Frau dazu sagen? So rumme dich doch, alter François, und hilf deinem Herrn!"

In gewaltsamer Aufregung wollte sich Genovefa von Charlotten losreißen, um den Geliebten zu retten: „Laß mich zu ihm! Ich muß, ich muß! Ihn befreien oder mit ihm sterben!"

Nur Charlotte bewahrte in dieser allgemeinen Verwirrung ihre Unerschrockenheit. „Du wurdest ihn nicht retten, nur verderben!" sagte sie. „Trockne die Thränen, sei standhaft!"

Schon kehrten auch die Diener von der Gasse zurück; François hatte sein Licht auf den Tisch gestellt, an dem Herr Joseph Lecomte zu seiner pflegte, und suchte mit allen erdenklichen Trostgründen die weinende Genovefa, die am Busen Charlottens lag, zu trösten. Umher stand in leisem Gespräch die Dienerschaft, alle rathlos, berührt, mit unverkennbarer Theilnahme ihre junge Herrin betrachtend. Die fremde Dame erregte in diesen Augenblicken weniger ihre Neugierde, als es im gewohnten Lauf der Dinge geschehen sein würde. Doch antworteten sie auf ihre Fragen und Charlotte erfuhr dies: Als Marcel das Haus verließ, hatte zufällig eins der Mädchen aus der Küche ihm nachgeblickt; sie glaubte, daß kurz vor ihm ein Mann die dunkle Hausflur entlang geschlichen sei und die andern hatten sie geneckt; das wäre das Gespenst des alten François. Darum sei sie Marcel gefolgt und vor die Hausthür getreten; kaum zwanzig Schritte sei er in die Straße hineingegangen, als zehn Männer, Municipalgardisten, aus einer Nebengasse hervorgestürzt und über ihn hergefallen seien. Sie habe laut um Hülfe geschrien und die Diener aus dem Hause gerufen. Andere Leute aus dem Viertel wären hinzugekommen, hätten Marcel Lecomte erkannt und ihn nicht fortführen lassen wollen. Ein Streit, eine Schlägerei sei ausgebrochen, die Gardisten hätten ihre Säbel gezogen. Da habe Marcel gerufen: „Achtung vor dem Gesetz! Diese Leute sollen mich vor den Richter führen; wenn ihr Patrioten seid, laßt sie in Frieden. Ich bin Marcel Lecomte, in Paris kennt jedes Kind meines Vaters Namen! Laßt doch sehen, was sie mir anhaben wollen!" Darauf hätten alle „Hoch, Bürger Marcel!" geschrien und die Häscher ihn fortgeführt.

Aufs neue erwachte der Schmerz und die Verzweiflung Genovefa's: „Sie tödten ihn! Laß mich! Er soll nicht ohne mich sterben!" Aber die Kraft des jungen Mädchens war erschöpft, in François' Armen brach sie zusammen. Eine wohlthätige Ohnmacht raubte ihr die Besinnung. Auf Charlottens Befehl trugen sie die Dienerinnen in ihr Gemach. Eine Weile hielt sie beide Hände an die Schläfe gepreßt, die Augen verhüllend, tief nachdenklich . . . als sie die Hände herabnahm, stand nur der alte François ihr gegenüber, leise weinend, bei dem einsamen, im Winde,

der sich stärker erhoben, hin- und herflackernden Licht.

„Unser einziges Kind! Der arme Herr, die arme Mutter! Wie werden's sie tragen?"

Und Genovefa, die ihn liebt — und alle unglücklich durch dich: das schnitt in Charlottens Herz. Auf der Erde lag der Brief Pommereul's an Joseph Lecomte, er war Genovefa entfallen. Ihn aufhebend, mit einem Stift ein paar Zeilen darauf kritzelnd und dem Diener gebend: „An deinen Herrn. Er soll damit zu Danton, zu Robespierre und Marcel in frei", war wie das Leuchten und Erlöschen des Blitzes von Charlotten getan.

Aus dem Hause schollen Stimmen: „Der Wagen des Herrn! Da ist Bürger Joseph Lecomte! François, wo seid Ihr?"

François eilte, das Papier in der Brusttasche verbergend, fort; einige Minuten stand Charlotte noch an dem Tische. Im Hause war der Lärm verstummt, Herr Joseph Lecomte hatte alle in den Saal des Clubs treten lassen.

„Morgen", hauchte sie für sich, „morgen soll diese Stadt Frieden haben."

Ungehindert und ungesehen kam sie durch die Flur, aus dem Hause, in die Straße.

War alles nur ein Traum gewesen? Sie aber griff mit der Hand in die Luft, als wolle sie daher eine Waffe sich holen.

Eine Stunde später, als Charlotte in ihr Zimmer im Hotel de la Providence zurückgekehrt war, entlud sich ein schweres Unwetter in Sturm und Regen über Paris.

Unangefochten war sie ihres Wegs gegangen; ein- und ein andermal hatte sie einen der ihr Begegnenden nach der Richtung gefragt, die sie einzuschlagen habe. Diese Notwendigkeit, auf ihren Weg Acht zu haben, hielt ihre Gedanken zusammen in der Wirklichkeit und besänftigte zugleich die wilde Unruhe ihres Herzens. Einmal aber in Sicherheit, in dem Gemach, das sie verschloß und verriegelte, löste sich ihre Erregung in einen stürmischen Thränenstrom. In leidenschaftlicher Uebertreibung klagte sie sich wieder der Schuld an der Gefangennahme Marcel's, an dem Jammer seiner Familie und Genovefa's an. Es rächte sich nun, daß sie in den letzten Minuten, während deren sie im Garten der Lecomte verweilt, ihrem Gefühl Gewalt angetan. Doch war ihre Seele zu hoffnungsvoll und männlich, um sich lange den Thränen und nutzloser, unthätiger Reue hinzugeben.

Der ausbrechende Sturm, der in den hohen Schornsteinen des Hauses heulte und pfiff, der Regen, der an die Scheiben schlug, berührte sie magisch wie ein elektrischer Strom. Ihnen fühlte sie sich wahlverwandt, wie neubelebt in ihrer Umarmung. Sie öffnete das Fenster und ließ ihr Haar von den Windstößen zerwühlen. Kein Stern am Himmel . . schwer ineinandergeballt, schwere, dunkle, zottige Wolken. Trübbrennend die Laternen in der finstern Straße — nur spärlich aus den Fenstern der hohen Häuser schimmert hier und da der Schein eines Lichts, einer Lampe. David Bruneau's Laden ist längst geschlossen und mit seinem Schilde spielt der Sturm — noch ein Stoß und es ist herabgeworfen. So dunkel und gestaltlos wie die nächtigen Wolken, auch von einem innern Sturm getrieben, jagten Charlottens Gedanken. Nur lichtete sich der Himmel nicht, während sie mit jedem Augenblick sehter, klarer, heroischer wurde. Gerade, als sie ihr Fenster schloß, fiel Bruneau's Schild auf das Pflaster der Straße. So ist des Menschen Herz, das Widersprechendste hat Raum darin, nebeneinander. Charlotte lächelte und dachte: morgen wird Marat so am Boden liegen.

Von dem Nachtmahl, das ihr die vorsorgliche Wirtin hatte auf den Tisch stellen lassen, genoß sie nur wenig. Bald wollte sie an Barbaroux, dem sie einen Bericht ihrer Reise versprochen, bald ihrem Vater schreiben, ihn um Vergebung zu bitten, daß sie sein Vertrauen getäuscht hätte und statt nach England, wie sie bei ihrer Abreise aus Caen vorgeschützt, in den Tod gegangen wäre. Allein sie gab beides auf — ging im Gemach langsam auf und nieder, legte ihre Schritte zählend, jetzt in den Alkoven blickend, wo der Vorhang des Bettes sich leise im Zugwinde bewegte. Ihre goldene Uhr zog sie auf und legte sie auf das Gesims des Kamins, aus ihren Sachen wählte sie ihren Anzug für den kommenden Tag. Diese Geschäftigkeit zerstreute und ermüdete sie zugleich; sie setzte sich in einen der alten Lehnstühle und schloß die Augen.

Waren es die aufregenden Begebenheiten des Abends, die diese Phantasie hervorriefen, war es die Befangenheit ihrer Seele, die in diesen Vorstellungen gleichsam festgebannt? Sie erlebte jene schreckliche Novembernacht ihrer Jugend noch einmal im Geiste.

Es war zu Ronceray, dem Gute ihres Vaters. Sie zählte damals siebzehn Jahre und hatte das Kloster verlassen, einige Zeit bei ihrem Vater

und ihren Geschwistern zu leben. An jenem Abend nun war sie in dem kleinen Hause fast allein. Die beschränkten Vermögensverhältnisse des Herrn d'Armont gestatteten ihm keine zahlreiche Dienerschaft zu halten. Die Knechte, die sein Feld bestellten, wohnten in dem eine Viertelmeile entfernten Dorfe, im Hause selbst lebten nur eine alte Dienerin, die der Küche vorstand, ein alter Diener, der sich gern Kammerdiener des gnädigen Herrn nennen ließ, und ein jüngerer Bedienter, dem, je wie es die Umstände erforderten, das Amt eines Kutschers, eines Jägers und Hausknechts zufiel. Dieser hatte an jenem 10. November den Herrn und die beiden jüngern Schwestern Charlottens zu einem der Gutsnachbarn gefahren, dessen Gattin ihr Wiegenfest feierte. Der Tag war schön gewesen, sonst würde Herr d'Armont, der nichts mehr verabscheute als regnerisches Wetter, schwerlich gegangen sein. Er hatte versprochen, am Abend wieder heimzukehren, schon aber hatte die Wanduhr die achte Stunde verkündigt und er war noch nicht da. Ihn erwartend, saß Charlotte in der untern Stube des Hauses, in die Lebensgeschichten griechischer und römischer Helden vertieft, die Plutarch geschrieben und die zur Zeit der Hugenottenkriege Amyot in seine alterthümliche und naive französische Sprache übertragen hat. Ein Kopfschmerz, der schneller vorüberging, als sie gehofft, hatte sie verhindert, die Fahrt mitzumachen; zur heimlichen Zufriedenheit ihres Vaters, der es nicht liebte, sein Haus allein der Obhut der Diener zu überlassen. Ihrerseits fühlte sich Charlotte nie wohl und behaglich in der Gesellschaft der Landedelleute und ihrer Damen; der Stolz, der ihr angeboren war, ließ sie mit einer gewissen Geringschätzung auf diese in den kleinlichsten Verhältnissen und Interessen des Lebens befangenen Kreise herabblicken; die Einsamkeit und ihre Bücher zog sie allen Gesprächen und Spielen vor, die sie in der Umgegend von Nonceray, in den Häusern der Freunde ihres Vaters hätte genießen können. Es berührte sie schmerzlich und bereitete ihr eine Art körperlicher Pein, wenn man sie unsanft aus ihrer Idealwelt riß und die rauhe und häßliche Wirklichkeit ihr entgegentrat. Heute aber war es ihr doppelt angenehm, der Einladung nicht gefolgt zu sein. Je trüber und unheimlicher am Spätnachmittag sich das Wetter gestaltete, um so ungestörter von der Außenwelt spann sie ihre Träume weiter, malte sie sich ihre Helden größer, stattlicher und schöner aus. Mit ihnen, mit römischen Adlern und Siegeszeichen bevölkerte und schmückte sie das dürftig ausgestattete Gemach, es ward ihr zum Tempel, zum Forum. Sie merkte nicht, wie Stunde nach Stunde verrann, bis Antoine mit einer ängstlichen Frage wegen des langen Ausbleibens des Herrn sie aufschreckte. „Der Vater wird warten, daß der Sturm sich legt", meinte sie, „oder die Wegelagerer werden ihn nicht in diesem Unwetter von sich lassen." Dem Alten schienen diese Bemerkungen, so natürlich sie waren, doch nicht einzuleuchten; er murmelte etwas von bösen Vorzeichen, daß vielleicht ein Unglück geschehen sei, vor sich hin. Charlotte war sorglos, sie hatte niemals Furcht gekannt. Sie befahl der alten Martha, Brot und Wein hereinzubringen, im Fall der Vater bei seiner Heimkehr sich noch erfrischen wollte, und dann zu Bett zu gehen, sie würde wachen. Die Dienerin gehorchte, Antoine aber bestand darauf, die Wache mit seiner jungen Herrin zu theilen. Trotz des Sturms, der seine alten Glieder schüttelte, ging er noch einmal um das ganze Haus, schloß die Fensterladen, nahm den Hund vom Hofe und seiner Kette in die Vorflur hinein und verschloß die Thür mit solcher Vorsicht, als hätte die berüchtigste Diebesbande der Normandie ihm ihren Besuch angesagt. Doch entdeckte er bei all seinem Spähen nichts Verdächtiges und Charlotte vermochte sich sein Benehmen um so weniger zu erklären, wenn sie in dem Zimmer umherblickte. Konnte dieser bescheidene Hausrath die Habgier verwegener Menschen reizen? Diese verblichenen, hier und dort zerrissenen Ledertapeten, der Schrank von Eichenholz, die dunkel gewordenen Stühle, das ausgeblaßte, blaustreifige Zeug, mit dem der Lehnsessel ihres Vaters überzogen war, auf dem Tisch die zinnernen Teller . . . wie nach las sie ärmlich und kläglich gegen ihre Phantasiegebilde, die Herrlichkeit Athens und die Pracht Roms ab! Sie vergaß nur, daß es eben noch viel größere Armuth, drückenderes Elend gäbe, vor dem die Bedürftigkeit ihrer Familie als Wohlstand und Reichthum erschien.

Im Hause und draußen regte sich außer dem Brausen des Orkans und dem Plätschern des Regens nur selten ein Laut. Zuweilen stieß der Hund, der vor der Schwelle ihrer Thür lag, einen kurzen, scharfen Ton aus. Eintönig ging der Pendelschlag der Uhr auf und ab — die Ewigkeit in Tropfen zerfließend. Eine Stunde und länger las sie; plötzlich hing ein unheimliches, sie bedrückendes Gefühl sich in ihr zu

regen an. Wo blieb nur der Vater? fragte sie sich jetzt selbst, wie vorher Antoine gefragt. Ihre Züge wurden ernster, ängstlicher; sie hielt es auf ihrem Stuhl nicht mehr aus, sie erhob sich und leuchtete im Gemach umher. Auf der Schwelle legte sich der Hund . . sonst war alles still, wie es gewesen. Und doch war es ihr, als wäre etwas Fremdes im Zimmer, ein Unsichtbares, das all ihre Kräfte lähmte. Da . . war das nicht ein Schlag gegen die Hausthür? Aber es konnte der Sturm sein. Bellend fuhr der Hund in die Höhe. Und wieder ein Schlag . . „Antoine! Antoine!" rief Charlotte, das Zimmer öffnend. „Hörst du das Pochen?"

Mit schlotternden Knien kam der Alte die Hausflur entlang geschlichen. „Ich hörte es!" keuchte er. „Es sind Diebe, Räuber, die uns überfallen wollen. "

„Die pflegen doch ihre Ankunft nicht durch Klopfen anzuzeigen. Es kann ein verirrter Wanderer sein!"

„Oeffnet nicht! Unser Haus liegt abseits von der Straße —"

„Oeffnet, wenn ihr Menschen seid!" schrie draußen eine heisere, krächzende Stimme.

„Es ist ein Armer, ein Bettler", sagte Charlotte.

„Traut ihm nicht! Diese Landstreicher sind freche Burschen!"

„Schäme dich deiner Furcht! Hierher, Pirat!" Und sie lockte den Wolfshund, der an ihr emporsprang.

„Haha!" lachte es draußen. „Menschengesindel! Ihr laßt mich liegen in Nacht und Wind, im Graben der Landstraße! Verschmachten, verhungern! Fluch über euch!"

„Wartet, ich komme!" antwortete Charlotte von drinnen mit jenem gebieterischen Ton, der schon damals in ihrer Stimme lag.

Und ohne auf die Bitten und Beschwörungen Antoine's ferner zu achten, eilte sie in das Gemach, nahm die Lampe — blickte, in einer dunkeln Vorahnung nach einer Waffe suchend, im Zimmer umher, ergriff eins der Messer auf dem Tisch — ihr Vater pflegte das Brot damit zu schneiden —, steckte es in den Gürtel ihres Kleides und war im nächsten Augenblick an der Pforte. Dicht neben ihr stand der Hund, die Zähne fletschend. Antoine hatte sich in den Hintergrund geflüchtet. Es kostete dem jungen Mädchen einige Mühe, ehe sie alle Riegel gelöst, das schwere Schloß geöffnet.

Ein kurzes Gebell stieß der Hund aus; ihre rechte Hand legte Charlotte auf seinen Kopf, um ihn zu beruhigen und von einem Angriff auf den Fremden abzuhalten, mit der linken erhob sie die Leuchte. „Kommt herein", sagte sie, „im Namen der Menschlichkeit!"

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Ein polnisches Gastmahl vor zwei Jahrhunderten.

Eine Skizze von Marie von Rzepkowska.

Die Kanonen an den vier Ecken des Schlosses donnern, doch heute nicht gegen einen andringenden Feind; Diener und Soldaten drängen sich vor dem stattlichen, aus holländischen Backsteinen aufgeführten Gebäude oder eilen geschäftig in den Gängen und Gemächern umher, die Kellertreppe hinauf und hinab. Gewaltige Staubwolken wirbeln in der Ferne empor und kommen immer näher; es blitzt in ihnen auf wie in Gewitterwolken. Waffen schimmern im Sonnenglanz, auch Harnische. Indes noch häufiger bricht sich der Strahl des Tagesgestirns in edlem Metall und Gestein. Denn es sind nicht feindliche Heereszüge, die sich dort heranbewegen und schließlich einbiegen nach dem Damm zu dem auf einer Halbinsel im See belegenen Schlosse. In der nahen Stadt wird ein Reichstag gehalten und hat die Magnaten des Landes versammelt, oder eine Kirche, ein Kloster in der Nähe feiert das Fest seines Schutzpatrons oder der Einweihung mit großen Ablässen und Processionen, wenn der Adel weit und breit wallfahrtet. Diese Gelegenheit benutzt der Schloßherr zu einem Gastmahl. So gastfrei die Polen auch sind — große Festlichkeiten werden doch nur bei solchen Anlässen veranstaltet, es müßte denn gerade eine Hochzeit zu feiern sein oder die Geburt eines Erben.

Ueberall, wohin der Blick fällt, eine blendende Pracht. Alles entspricht den Einkünften dieser Großen, die aus ihren Ländereien und Lehen Revenuen von 1,500000 polnischer Gulden und mehr beziehen. Johann Zamoiski behielt bei dem verschwenderischen Aufwand jährlich doch noch 100000 Dukaten übrig. Sie unterhalten Armeen, führen untereinander, gegen den König oder das Ausland Krieg, zahlen keine Abgaben und sind kleine Könige. Die Minderbegüterten drängen sich zu ihren Fahnen, zum Reichstag erschienen sie zuweilen mit einem Gefolge von 12000 Mann. Zum Gastmahl begeben sie sich zwar nicht mit

so gewaltigem Gefolge, doch ist die Zahl ihrer Stallknechte, Pagen, Kämmerlinge, Waffenträger, Husaren — in ungarischer Kleidung — der Kosacken, Haiducken und Troßknechte noch groß genug. Die Kleidung der Dienerschaft besteht, je nach ihrem Range, aus kostbaren Seidenstoffen oder gutem flandrischen Tuch, mit silbernen Knöpfen und andern Zierathen und Pelzverbrämung. Die Herren selber tragen an ihrem Körper oft ungeheure Summen. Zwar sind die Reiherfedern nicht mehr so theuer wie früher, wo eine einzige mit 60 Dukaten bezahlt ward, allein die Diamantagraffe, welche den Reiherbusch, die Sperber- oder Straußenfeder an der mit Marder, Zobel oder Hermelin besetzten Czapka festhält, mag zehn-, zwanzig- oder gar dreißigtausend Thaler kosten. Der Dolman oder der Kontusz besteht aus persischem Goldstoff mit eingewirkten Blumen oder aus orientalischem Sammt in blendenden Farben, mit Besätzen von dem seltensten Rauchwerk. Die nach tatarischem Schnitt geschlitzten Aermel fallen auf den Rücken zurück und lassen die Aermel des Jupans sehen, des reichen Unterkleides, das gleichfalls aus Goldstoffen gefertigt ist oder aus Brocat, von den kunstsinnigen Damen des Landes reich mit Gold, Silber oder Seide gestickt. Die Stiefeln von farbigem Saffian sind gleichfalls mit Stickereien bedeckt wie der Gürtel, an dem Edelsteine funkeln. Vom Gürtel hängt an goldener Kette und in reicher Scheide neben dem kostbaren Säbel ein Messer mit kunstvollem Griff und an einem andern Kettchen ein Stein zum Schleifen des Messers in kostbarer Fassung. Edle Steine, als Knopfe zierlich gefaßt, schmücken den Anzug, Ketten und Brillantringe Hals und Hand, welche die kleine schwere Streitart hält, diesen unumgänglichen Bestandtheil der Nationaltracht. Die Pferde haben Gebisse von vergoldetem Silber, oft sogar von gediegenem Gold. Auf dem Kopfgestell und zu beiden Seiten des Halses wehen prächtige Reiherbüsche. Die Schabracken sind von Sammt in lebhaften Farben, mit Gold oder Silber gestickt wie das Zaumzeug. Am Sattelbogen hängt ein Säbel, der dem an der Seite des Reiters gleicht, doch größer und schwerer ist, in goldener oder vergoldeter, mit Perlen, Rubinen und anderm Geistein besetzter Scheide. Lange gewichste und gedrehte Knebelbärte haben bei den vornehmen Herren die langherabfallenden Bärte verdrängt, das Haupt ist nach tatarischem Brauch fast ganz kahl geschoren, nur auf dem Scheitel blieb ein Theil des Haares stehen, die Czuprina ordinska — Hordenperrücke. Noch seltsamer gekleidete Reiter erblickt man im Gefolge. Sie tragen auf ihren Helmen die Flügel von Störchen, Kranichen, Geiern und statt des Oberkleides Leoparden-, Tiger- oder Bärenfelle. Sie führen außer dem Säbel die althergebrachten Bogen und Pfeile. Beim Festaufzuge sind die gewöhnlichen Köcher mit kalkanenen vertauscht. Andere aber verschmähen die Nationaltracht und ahmen das Ausland nach. Früher hatte die italienische und spanische Mode den Vorzug gehabt, jetzt die französische. Allein diese Kleidung eignet sich nicht recht für den polnischen Herrn und den Sattel seines Rosses — ihre Träger erscheinen mehr, wie die Damen, zu Wagen.

Langsam bewegen sie sich heran, die großen, schwerfälligen Carossen jener Zeit, vergoldet, mit Sammtvorhängen oder goldgestickten Lederdecken, von sechs bis zwölf reichgeschirrten Pferden gezogen. Ein Troß von Pagen und Läufern umgibt eine jede, auch Fackelträger fehlen nicht, um bei der Rückkehr den Weg durch Wachsfackeln zu erhellen. Ein Mohr, ein Zwerg, prächtig und phantastisch gekleidet, gerichten zur besondern Zierde. Schöne Mädchen und Frauen, hohe Matronen steigen aus den gewaltigen Glaskästen, die dennoch viel zu eng und niedrig sind für die umfangreichen Kleider und den hohen Kopfputz erscheinen. Denn nur wenige Töchter Sarmatiens begnügen sich mit der heimischen Tracht, dem engen Unterkleid und dem pelzverbrämten Ueberwurf; wenige tragen das Haar kurz oder in natürlichen Locken, mit Perlen durchflochten und darauf die viereckige Mütze, die, mit Hermelin besetzt, schönen Frauen so vortrefflich steht. Auch sie haben an dem kostbaren Gürtel das Messer und den Stein zum Schleifen desselben wie die Männer. Die meisten jedoch huldigen der Mode des französischen Hofs. Schnürleib, steife Aermel und hohe Absätze charakterisiren dieselbe. In schweren Falten, meist mit langen Schleppen versehen, wallen die gold- oder silberstoffenen, die Sammt-, Damast- oder Brocatkleider zur Erde nieder, aufgebauscht durch die Vorlagen des Reifrocks, die Polchen, übermäßig große, durch Fischbein gesteifte Taschen zu beiden Seiten des Körpers. Die am Ellbogen geschlitzten Aermel sind mit reichen, schweren Zierathen versehen, Brabanterspitzen umgeben den Hals; die hohen künstlichen Fristuren sind hier gepudert, dort ist das eigene Haar von Perrücken in absonderlichen Ge-

halten bedeckt. Wenn die Männer Summen, die ein ganzes Vermögen darstellen, in edlem Gestein an sich tragen, so versteht es sich von selbst, daß das Geschmeide der Frauen noch unendlich reicher und werthvoller ist. So unschön und entstellend diese Tracht immerhin ist, die Damen gefallen darin nicht allein sich selber, sondern auch den Männern, was ja stets die Hauptsache ist.

Die Räume des Schlosses sind des Anzugs der Gäste würdig. Tapeten von goldgepreßtem Leder oder von Seide gewirkt und in bunten Farben Allegorien, mythologische Scenen oder Historien darstellend, bedecken die Wände und werden überdies fast wieder bedeckt durch Trophäen seltener Waffen, durch die Bilder der Ahnen, durch Spiegel von venetianischem Glas, Arbeiten von edlem Metall, von Marmor, Bernstein und Elfenbein, Kunstwerken des Auslandes — denn im Lande selbst wird nichts dem Aehnliches geschaffen. Die Teppiche Persiens verhüllen die Fliesen des Fußbodens und sind über die an den Wänden befindlichen Ottomanen gebreitet. Geschickte Arbeiter aus Danzig und andern deutschen Städten lieferten Möbels aller Art, kunstvoll geschnitzt aus Nußbaum- oder Eichenholz, manche gar aus den köstlichen Hölzern, die das ferne Amerika herüberlandte. Tischplatten und Kaminsimse sind von Marmor; die glasirten Kacheln der Oefen mit zierlichen Bildwerken versehen; überaus künstlich gebaute Uhren weisen die Stunden, die hier nur Glücklichen zu schlagen scheinen. Im Speisesaal liegt ein Faß von gediegenem Silber, auf dem ein goldener Bachus reitet; rings an den Wänden befinden sich Weinfässer mit silbernen Reifen, zum Zeichen, daß Gäste hier jederzeit willkommen sind. Der von einem Gitter umgebene Schenktisch möchte trotz seiner Massivität unter dem Gewicht der silbernen und goldenen Geräthe brechen. Ueber ihm befindet sich ein Chor, geziert mit dem Wappen des Hauses; das Orchester, aus Leibeigenen bestehend, spielt dort zur Tafel auf. Auch in weniger großen Edelhöfen fehlen die Musikanten nie, wären es auch nur einige Geiger.

Die Tische, woran die vornehmen Gäste speisen, sind mit Damasttüchern bedeckt. Jeder Gast erhält eine gestickte Serviette. Ein minder reicher und gastfreier Wirth erspart diesen Luxus durch einen breiten, um das Tafeltuch genähten Streifen seiner Leinwand; denn leider wandert eine Anzahl Servietten immer mit hinaus mit dem zahlreichen Dienertroß der Bewirtheten. Löffel, Messer und Gabel pflegt jeder zu Gastereien selbst mitzubringen, es müßte sonst bei jedem Gastmahl eine große Anzahl neuer Bestecke angeschafft werden. Aus dem gleichen Grunde verschließt man auch bei Beginn der Mahlzeit die Hausthüren und öffnet sie erst wieder, wenn abgespeist, das Silbergeräth nachgezählt und richtig befunden worden.

Hinter dem Stuhl jedes Herrn stehen seine Lieblingsdiener, hinter dem jeder Dame ihre begünstigten Dienerinnen. Lakaien in reicher Livree bieten die Gerichte auf silbernen Platten um den Tisch, jeder und jede reicht die Hälfte der genommenen Speisen den Dienern oder Dienerinnen hinter sich, die ja auch von Adel sind und eines Tags vielleicht an eben solcher Tafel den Vorsitz führen werden; denn dem ärmsten Edelmann steht der Weg offen zu den höchsten Ehrenstellen, und im Dienst eines Adelichen gewesen zu sein, wirft keinen Makel auf seinen Namen, wie es der Betrieb des Handels oder eines Gewerbes thun würde. Auch von dem Wein erhält die Dienerschaft ihren reichlichen Antheil, und da jedermann im Trinken geübt ist und es überdies für eine Ehre gilt, die Gäste trunken zu machen, verschwinden unglaubliche Massen der edeln Getränke. Der übrige Dienertroß wird in den Räumen der Hausdienerschaft reichlich bewirthet mit Fleisch und Brot, mit Meth und Branntwein.

Der Wein erhöht die Stimmung. Trinksprüche werden ausgebracht, darunter der uralte nationale: „kochajmy się" („lieben wir einander"), wobei jeder seinen Nachbar oder seine Nachbarin zur Rechten und Linken umarmt und auf beide Wangen küßt; oder zu Ehren einer besonders gefeierten Schönheit, einer hochgestellten Frau, kreist ihr Schuh als Becher um die Tafel zum geheimen Neid der andern; zuweilen erhebt sich ein Streit, die Klingen blitzen, doch fließt nur selten Blut — meist gelingt es, die Erhitzten auseinanderzubringen und ebischen nicht aus dem Leibe, so doch aus dem Weinpokal Vergessenheit trinken zu lassen. Nicht wie in den Gesellschaften der Deutschen und anderer Völker zu jener Zeit herrscht hier Zwang, Ceremoniell und Rücksicht auf Rang und Vermögen. Wiewol die jungen Mädchen streng erzogen sind und der Jugend in Gegenwart Aelterer die größte Bescheidenheit Pflicht ist, findet man nicht mehr Steifheit, als das Gelüm mit sich bringt, und die Anmuth der Polinnen mildert sogar die Grandezza, welche von gepuderten Toupés und hohen Hackenschuhen, von goldstoffenen Schleppkleidern über umfang-

reichen Polchen unzertrennlich scheint. Noch schließen freilich die Aeltern die Heirathscontracte der Kinder ab, bestimmen einen Theil derselben, um das Vermögen der übrigen zu erheben, für die Kirche; dennoch lauscht Amor mit seinem Bogen hinter dem goldenen Bachus auf dem silbernen Weinfaß. Vielsagende Blicke begegnen sich über der Tafel, bedeutungsvolle Worte werden unter dem Harmonienmantel der Tischmusik zwischen Nachbar und Nachbarin ausgetauscht.

Das hindert nicht, zu essen. Eine Platte nach der andern erscheint. Ein französischer Koch ist im Hause selbst des mittelmäßig begüterten Edelmannes; der reiche Magnat beschäftigt mehrere Kochkünstler. Um dem heimischen Geschmack Rechnung zu tragen, gibt es neben allen Feinheiten der französischen Tafel, welche man vor kurzem in Polen noch nicht einmal dem Namen nach kannte, auch die nationalen Gerichte: Gebratenes mit gebratenem Speck; Kaßa (feine Grütze aus Heidekorn); Zrazy (Trompetenkleps); Bärentatzen mit Oel und Essig und anderes, was die Frau des armen Schlachtschitz dem Gatten auftischt. Die vielen Seen und Flüsse bieten schmackhafte Fische, die Wälder Wildpret. Dazwischen kommen vergoldete Hammelbraten mit Federbüschen, aufgeputzte Hähne oder gar Adler; Confituren und Backwaaren in absonderlichen Vogel-, Thier- oder Menschengestalten. Riesige thorner Pfefferkuchen und süße Pfeffernüsse zieren jeden Tisch. Den Nachtisch vervollständigt in den eigenen Gärten gezogenes Obst nebst den edeln Südfrüchten, welche, wie alle Luxusartikel, der Handel Danzigs einführt. Schließlich erscheinen, als kostbarste Platten, hohe Pyramiden von Dukaten, welche der freigebige Wirth unter seine Gäste und ihr Gefolge vertheilt, als bestünden sie aus Zuckerwerk statt aus Gold.

Der Mann mit der eisernen Stirn.

Von Karl Beumann-Berlin.

II.

Dieser Anblick — die traurige Lage und Krankheit des alten Harfners — trübte das Glück, welches Gottlieb an der Liebsten Seite oder bei der Arbeit empfand. Vater und Mutter Preßel rissen ob der Zeichnungen und Entwürfe die Augen auf, bestaunten das nie Gesehene, gaben sich ganz ihrer Freude über den „Prachtjungen" hin. Da stand die Abtei auf dem Papier, hier plätscherte gar der Wasserfall und dort humpelte Schäfer Thomas mit der ewigen Pfeife im Munde — „Beim heiligen Nepomuk!" rief der Alte, „das hätte ich dem Gottlieb nicht zugetraut! Was denkst du, Frau? He, der ist denn doch wol für den Hobel zu gut, der kann mehr wie sägen und leimen! Ja, er hat seinen aparten Kopf und bringt's sicherlich noch zu etwas Großem!" Wie aber der Prachtjunge das Blei nahm und die Aeltern so meisterlich conterfeite, daß keine Falte, nicht einmal ein Haar fehlte, da ging die Bewunderung über alle Grenzen hinaus. Das ganze Dorf mußte zusammenlaufen, die Bilder flogen von Hand zu Hand, der Schulze sprach in der Schenke davon, der Pfarrer beim Abt, schön Elsbeth gab die besten Worte, um auch „gemahlen" zu werden.

Gottlieb hatte auf diese Lobsprüche indeß nicht Acht, da seine Gedanken beständig bei dem Harfner weilten. Der Bader hatte erst gestern von Haus zu Haus geflüstert: „Mit dem Bruno ist's vorbei, wenn der Mond kommt." Gottlieb trauerte tief darüber; der Vater seines Mädchens war ihm ans Herz gewachsen; auch fanden Barbara's Klagen das vollste Echo in seinem Herzen. Bei ihr verbrachte er jetzt die Tage, am Lager des Kranken einen Theil der Nacht. In seiner ruhte Bruno's Hand. Sie redeten wenig miteinander, um so mehr sprachen ihre Blicke.

Da kam der Mond. Er füllte die Bauche, beglänzte die Abtei und lugte in des Harfners Zelle. Ob ihn der Anblick bekümmerte? Ob er sich hinter eine Wolke flüchtete, Bruno's bleiches Antlitz zu vergessen? Genug, es war wieder dunkel und still im kleinen Stübchen, nur die Katze schnurrte, nur die Uhr plauderte. Mit einemmal aber krümmte das Thier den Rücken, zog die Pfoten ein, stieß einen Ton hervor, klagend, winselnd, schneidend — Gottlieb hob die Aechte, es zu besänftigen, allein weder Drohungen noch gute Worte nützten. Erst umkreiste es das Lager, sprang dann hinauf, legte sich zu den Füßen des Herrn und schaute ihn an, so regungslos, so tief, daß er den Blick nicht länger zu ertragen vermochte und sein mattes Auge mit der zitternden Hand bedeckte. So verfloß Minute auf Minute. Barbara ruhte auf den Knien im Gebet. Wieder schlich der Mondstrahl hinein, küßte die Zähren von ihrer Wange und flutete dann über den Kranken hin. Da plötzlich schwand die Wolke auf seiner Stirn, sie wurde frei wie in den Tagen des Lenzes; er breitete die Arme aus, die geliebte Harfe zu empfangen. Und ein

mal noch schlugen die Herzen in seiner Brust, sie gaben ihm das Lied an, welches den marmorbleichen Lippen entglitt. Gottlieb und Barbara war diese Weise wohlbekannt, allein nie hatte sie solch einen Zauber auf Holz aufgedrückt. Wie den Worten des Pfarrers, so lauschten sie hier dem Sange vom Scheiden, vom Wiedersehen und hielten sich so innig dabei umschlungen, als ob der Vater ihren Bund mit diesem Lied segnete. Aber da — er wollte just die letzte Strophe beginnen — da sanken seine Arme, da fiel die Harfe herab und die Saiten ertönten, wie von einem Pfeilschuß zerschmettert. Barbara schrie laut auf, Gottlieb warf sich über Bruno, allein die theuren Augen hatten sich für ewig geschlossen. Ihrer Sinne beraubt, stürzte das Mädchen zu Boden; der Jüngling eilte wie der Sturmwind zum Vater, der Mund hob wieder hinter die Weiße, die Uhr stand still, die Katze sprang vom Lager des Todten herab und verkroch sich winselnd unter Bruno's Mantel.

Als man ihn zur Erde bestattete, sah der Himmel trübe darein. Das ganze Dorf war versammelt, dem „sonderbaren Menschen" die letzte Ehre zu erweisen. Der alte Perkel sprach noch an der Gruft: „Ein wunderlicher Mann sein Leben lang, aber doch ein guter Kerl. Die heilige Jungfrau verdamme seine Seele!" Dann entfernten sich die Theilnehmenden wie die Neugierigen; auch Gottlieb reichte der Waise die Hand und führte sie in das Häuschen der Aeltern.

Vater und Mutter Perkel machten ein Gesicht, als hielten sie sich und die Welt einmal wieder für bethört. Aber ihr Mund blieb vor Schreck geöffnet, da der Sohn Barbara an sich zog und alle zu ihnen redete: „Barbara kann nicht allein leben. Ich habe sie zu meinem Schatz erwählt und bitte Euch, sie zu hüten, bis ich sie zum Traualtar führe. Sie ist so lieb und gut!"

Das ging dem Schreiner denn doch über den Horizont. Sein Sohn, der Aussicht hatte, ein berühmter Mann zu werden und die Gisbert mit Haus und Hof zu erhalten, wollte nun ein blutarmes Mädchen freien! Wer war eigentlich diese Barbara? Niemand konnte Auskunft darüber geben. Aber das kam von der Schen vor dem goldenen Handwerk, von dem romantischen Treiben — Vater Perkel hatte die Hände in den Taschen und blickte mit der grimmigsten Miene auf die Alte, die noch immer erstarrt dastand und kein Wörtlein, ihre bisherigen Kräfte zum Besten zu geben. Immer hatte der Mann indeß den größten Respect; er verehrte den Frieden über alles und wollte auch jetzt alles zu seiner Erhaltung thun. Daher raffte er seine ganze Autorität zusammen, nahm die Frau einen Augenblick beiseite, einige eindringliche Worte zu reden, trat dann an Gottlieb, klopfte auf den Deckel und sprach, eine Prise an die Nase führend: „Mein Sohn, es ist eine alte Sache, daß du deinen eigenen Kopf hast. Weil nun dieses eine alte Sache ist, wollen wir deine Aeltern auch hierin nicht im Wege sein. Das Mädchen mag den täglichen Brot mit uns theilen, aber an die ist es noch lange nicht, sich nach Brot umzusehen, denn das lange Liebeln vor dem Altare nützt nichts, bringt allerhand dumme Gedanken in Lage. Darum bedenke das wohl und damit basta!"

So blieb Barbara unter Perkel's Dach. Er benutzte wol noch zuweilen und überredete seinen schönen Gewerb wie ehedem, allein bald schwanden die Falten auf seiner Stirn wieder, da er bemerkte, mit welcher Zuneigung seine Frau dem Pflegekind begegnete. Barbara ließ sich gleich anfangs angelegen sein, die Mutter im Handwerken zu unterstützen, um Rath zu bitten, sie war eine willfährige Schülerin und aber nichts erfreulicher, als wenn Frau Perkel ihrem Mann beim Nachhausekommen sagte: „Das schöne Brot hat die Barbara gebacken. Sie stellt sich gut an." Bei solcher Rede leuchteten denn auch Gottlieb's Augen, bei weitem munterer verließ er darauf den Tisch, in der Arbeit fortzufahren. Er hatte nur Einen Kummer: daß der Tag nicht vierundzwanzig Stunden wahre. Früh- und Abendroth fanden ihn mit der Kreide oder dem Pinsel in der Hand. Ermüdung, Entmuthigung kannte er nicht. Sein steter Gedanke war: Für Barbara! und blickte sie über seine Schulter auf die Zeichnung hernieder, so war ein Wort ihres Lobes der größte Sporn für ihn.

Einmal warf er aber doch die Arbeit zur Seite und eilte wie der Sturmwind auf die Alee, nachdem der Ruf: „Fremde Maler sind da!" durch das Dorf gegangen. Richtig, sie hatten auf Befehl des Herzogs Zirkel verlassen, um die Kapelle Grünerbuchs mit Gemälden zu schmücken, und waren bereits beschäftigt, Gerüste aufzuschlagen, Farben zu mischen. Eine größere Freude hätte es für Gottlieb nicht geben können. Er flog zu Barbara, ihr seine Wonne zu verkünden; er wollte mit einmal von seinen Studien wenig mehr wissen und meinte, daß ihn der liebe Gott diese fremden Künstler gesendet. Nun noch

den Hals, biſt modernisirt, wie ein fashionabler Damenmaler; laß Dir nur keinen Backenbart ſtehen! (Sie beſchäftigt ſich mit ſeinem Haar) Man ſieht, daß Du zwei Jahre keine Schweſter gehabt haſt (Pauſe). Wer weiß —

Madame Steiner.

Eveline! Thränen?

Eveline.

Ich? (Will gleichgültig ſcheinen.)

Wilhelm.

Deine Augen widerſprechen Deinem Munde, Dein Mund widerſpricht Deinem Herzen.

Eveline.

Was klagſt Du mich an?

Wilhelm.

Ich klage, weil Du es ſelbſt nicht thuſt. Weil Du Dir gefällſt in jenen unſichtbaren Uebergeiſtigungen, in jenem ſchwärmenden Dämmerflug des Gefühls, wo Dein Bruder, Deine Mutter, Du ſelbſt, Niemand weiß, wie es mit Deinem Herzen ſteht.

Bedienter.

Doctor Holm! (Ab.),

Madame Steiner.

Wilhelm, ich beſchwöre Dich, ſchweige.

Wilhelm.

Ich ſchweige. Was ſoll ich reden? Er kommt. Reden — mag der Ring am Finger ſeiner linken Hand.

ten er, sich ihnen nähern zu dürfen. Willig schenkten sie seiner Bitte Gehör; er fand anderthalb in angemessener Entfernung und wurde so nicht weiter beachtet, daß ungestört. Plötzlich warf einer der Maler einen schelmischen Seitenblick auf Perikles und trat lächelnd heran, sie baten den eben vollendeten Altarblatt zu sehen. Er nahm die Zeichnung, schaute halb dort, halb den Verweigern an, berichte nach Kunst, Stoff und Gestalten derber und bemerkte, das ein himmliges Lob erschallte. Perikles fühlte sich den Augen stechen, alles verbot sich ihm im Kreise herum; die Worte schwirrten gleich Bienen an seinem Ohr vorüber und es verdross nur so viel, daß er mit ihnen nach Zeit hätte, daß man für den Unterricht, ja für jegliche Beschäftigung sorgen würde. Dann sah und hörte er nichts mehr. Mit dem einzigen Gedanken: Was werden Barbara und die Ärzte dazu sagen! stürmte er den Berg hinab, ins Häuschen hinein. Der Vater ließ wieder die Zeitung sinken, wechselte die Mutter ihre Hände, als sich der Junge ereignete und jubelnd an ihre Brust warf, und Barbara legte stammend die Finger zusammen, als wäre ein solches Glück nicht zu fassen. Der Arzte darüber erfüllte die Stube bis in die tiefste Nacht. Sogar im Traum sahen der Schreiner von seinem berühmten Sohne, und Perikles wälzte sich schlaflos auf dem Lager, mit allerlei Gedanken, Hoffnungen und Projekten beschäftigt, die einander jagten und sich nicht hintergehen ließen. So kam der Morgen heran.

Der Meister Pantoffeln frühstückte am ersten. Er wollte heute, dem Jungen zu Ehren, ein recht ausgiebiges Frühstück bereiten. Als Barbara ihren ewigen Schritt vernahm, ward ihr das Herz so eng. Dann kam der Alte mit seinem fröhlichen Morgengruß, und Perikles ließ nicht länger auf sich warten. Er schaute aber nachdenklich drein, seinem Kind mangelte mal die gewohnte Munterkeit, aber sie Aufregung nicht. Einen Stuhl beiseiterückend, sagte er mild zum Vater: „Ich habe den Malern vielen zu danken, allein die Aussichten schlage ich dennoch aus. Ich überlege mir's, während ihr schaut. Sie wollen gut an mir handeln, immer mit Euch mit mir theilen — aber mein Sinn ist nun einmal ein anderer. Auf eigenen Füßen stehen! Euch eigene Kraft! so denke ich und hoffe, bis ich so viel erworben, Euren still gehegten Wunsch ins Leben rufen zu können. Ihr nicht traut, so morgen!"

Jeder schüttelte den Kopf darüber, seiner widersprach mehr. Der Junge hatte nun einmal seine Ansichten und Gründe. Der Vorschlag sind als so der Ort und Gestalt man sich nun allen Seiten darauf, das wichtige Entscheiden zu vertagen. Die Neugierde der Gemeindeher leistete dem stillschweigend Vorschub. Ein deutsches Gefühl lachte, sich in Ruhe besinnen zu können, die Person des jungen Künstlers in seinem Innern Letters und bewachen hatte, der sich ihr von dem abwenden sollen. Das ging so einer gewissen Weile hin. Dann aber drängte eine Ansicht, der gleich im Schwabenland vielen ungleiche Entscheidungen in den Händen genannt. Der Tag war schwül und rauh, die Blumen ließen das Haupt hängen, der Vogel den Kopf, kein nördliches Geräusch mehr am Horizonte. Da rauschte etwas vom Himmel herunter, was sich auf Dach und Hof legte und das Vieh rasen machte. Der Vater in Bauernhaus war Tag und Nacht auf den Beinen, allein den Tod konnte er nicht verhindern. Er packte beim Schopfen und vom Dachziegel an, der wackte Gesellen und Kindern. Unter Schreinen hatte seine liebe Not, die gewöhnlichen legten Verbindungen herzustellen; kaum daß es die Werkstatt verlassen konnte. Wie Gottlieb aber das sah, lief er die Stufen rasen und bei sich dem Vater zur Stütze an. Nun hatte die Sache einen anderen Vorgang, da zwei Augen sahen, zwei Hände klopften. Der schwüle Wagen kam nicht mehr von der Straße, es war wahrlich nicht anders, als ob die Gründacher den Zorn des Himmels beschwören hätten. Wer dem anderen die Hand drückte, machte eine Miene, als wolle er Abschied für immer nehmen.

Nach Meister Pantoffeln bekannte Perikles auf seinem guten Freund und Weg zurück, nachdem sie Staunen über einen Kaufbrief gethan, selber in die Brust hinab. Die Frau glaubte in ihrem Schmerz, das nun gar Ärzte auf Reisen so verdient wäre, machten Barbara und Gottlieb auch nach beiden Seiten sinken. Das Mädchen vermied auf die Barmherzigkeit des Himmels, der Schmied Rettungsmittel war hingegen ein anderer. „Sorge nicht, Mutter!" sagte er. „Sorge deine Zukunft gewiß in meiner Hand! Ein Sommer zur Wanderschaft soll gut über in meiner Nähe, herum hinaus in deines Namen! Es gibt auch noch dem Lehen. Meiner Aufhebungen in Prag ist wol all und dumpf geworden, und weiß, wie viele Maler man wollen mögen, und behalt

will ich ihrer Spur nicht weiter folgen! Fort also, um für dich und die Barbara zu erwerben! Bleibe ich an Körper und Seele gesund, sollen Euch die gebratenen Tauben gratis ins Haus fliegen!"

Hätte die bekümmerte Frau auch am liebsten gesehen, wenn er an ihrer Seite geblieben wäre, so konnte sie seinen wackern und festen Sinn doch wieder zu gut, um zu widersprechen. Daß er ihrer so in der Ferne gedenken und sich eher jeder Entbehrung unterlegen würde, als sie darben zu lassen, wußte sie vollkommen; so packte sie denn in stiller Ergebung sein Ränzel und wünschte ihm des Himmels Segen. Barbara gab dem Geliebten das Geleite. Am ersten Meilenstein schied er von ihr: „Wenn ich wiederkehre, werft du meine Frau. Vielleicht sehen wir nächsten Jahre, aber laß dir die Zeit nicht lang werden! Gedenke meiner, wie ich an dich denken werde, so oft mein Herz schlägt, und sei fröhlich und wohlgemuth, denn wir beide sind jung und sehen den Himmel voller Geigen. Darum keine Thräne, liebes Bärbel, und tausend Grüße daheim!"

Allein das Mädchen schluchzte dennoch und hielt den Liebsten so innig umschlungen, als wollte er auf Nimmerwiedersehen davon. Da riß er sich gewaltsam los und machte vierzigerlei Schritte, ohne sich nur einmal umzuschauen. Er lief mehr, als wie er ging; das Wasser trat ihm so hell in die Augen, daß die ganze Landschaft wie ein einziger Thränenbach erschien. Das ward indeß anders, als Grünbach seinen Blicken entschwunden war. Die Berge wurden höher, die Thäler weiter, der Himmel blaute, die Menschen sangen und die Thiere in schwindelnder Höhe sangen — die Welt ist so schön!

Wer das eine Lust, die fremden Gegenden anzustaunen! Der Jüngling flog fast in ungeduldiger Eile von Stätte zu Stätte; er hielt sie ein leichtes Spiel, wenn bis zehn Meilen im Tag zurücklegen. Sein Weg führte durch die Hochalpen und die Ebenen Lombardiens, und eher wollte er von keiner Ruhe wissen, als bis Venedig seinem Auge sichtbar. Es war ein Abend, als das Gebirge auf dem Marmolatapasse ihn empfing und fast schwindeln machte. Nur mit größter Mühe konnte er sich verständigen und nach der Behausung des Meisters Giuseppe Vogari fragen, dessen Ruf von allen Lippen ertönte.

Vogari war ein ältlicher Künstler, kein Gesicht von Welt und Schlacht trübte sein friedliches Gemüth und er spornte Talente an und unterstützte sie, wo er sie fand. Kein Wunder daher, daß er auch Perßel mit offenen Armen empfing, prüfte und liebgewann, ja ihn bald darauf seinen besten Schüler nannte, nachdem er gesehen, wie sehr sich dieser bemühte, seinen Wünschen nachzukommen. Gottlieb wußte weder von Ruhe noch von Müden; nicht eher legte er den Pinsel aus der Hand, bis der Meister gesagt hatte, das Bild sei über Erwarten gelungen. Dann erst verließ er das Haus, sich durch die Pracht der Paläste und Hallen zu erquicken. So war es erklärlich, daß beide ein immer größeres Interesse aneinander gewannen und daß Vogari alles daransetzte, den Schüler dauernd an sich zu fesseln, als dieser eine Sehnsucht nach Rom erfaßte und er vom Scheiden sprach. Weshalb wollte er gehen? Er wußte es selbst nicht; er fühlte nur, daß die ewige Stadt ihn locke und er nicht länger bleiben könne. Das erfüllte den Venetianer mit Schwermuth; er bat, grollte und machte noch einen letzten Versuch. „Meine Bale ist dir bekannt", sagte er; „sie ist schön und hat viele Freier. Bleibe, und sie wird die Deine!"

Perßel zauderte, aber nur einen einzigen Moment. Er legte die Hand auf das Herz, es schlug für Bärbel in alter Treue. Darum versetzte er: „Mögt Ihr mich undankbar schelten, ich kann nicht anders! Meinetwegen schwillt meine Brust, ich muß weiter! Nie werde ich vergessen, welchen Dank ich Euch schulde, Meister Vogari, doch haltet mich nicht zurück!"

Da lehrte das Blut durch die Adern des Italieners. Mit dem Rufe „Jagrato Teufel!" packte er den Schüler und stieß ihn von der Schwelle.

Alle ging der junge Künstler wieder einmal, wenn auch mit treuem Gedanken an die geopferte Liebe, so doch leichten Sinnes von hinnen. Ihm mangelte, ungeachtet seiner Charakterfestigkeit, die Sinnigkeit; er ließ seiner Laune während des ganzen Lebens die Zügel schießen, unbekümmert darüber, ob die Gunst der Grazien ihn kost, ob sein Weib diesen oder jenen Ort mit Wehmuth verließ. Daß er so zuweilen mit Entbehrungen gar mit größeren Sorgen zu kämpfen hatte, ist erklärlich; allein der Anblick einer bedeutenden Stadt, die Bekanntschaft mit vielgenannten Männern, die Kunst selbst — alles das ließ ihn die häufige Not und die Thränen der Seinigen vergessen. Er war und blieb ein Egoist und hätte ohne Zweifel Größeres geleistet, hätte er der

Unbequemlichkeiten abzuhelfen und sein Glück im Kreise des Hauses hinter sich zu sehen.

So ist es denn kein Wunder, daß wir ihn bereits nach Jahresfrist von Rom scheiden und Albrecht zu neuen Lehren, wie damals unter Herzog Leopold, dem Bruder Joseph's II. und nachmaligem Kaiser, Künste und Wissenschaften einen neuen Aufschwung erhielten. Es ging ihm hier wie überall: er schwelgte im Anschauen der Gemälde und Statuen, schuf selbst radirte, fertigte zahlreiche Kompositionen zur Bewunderung der Kenner aus, verweigerte jedoch, das Handwerk zu treiben, welches ihm Vergnügen und einen ehrlichen Gehalt anbot. Denn schon weckte der Heimathsort und zeigte nach Deutschland, und Herzlich empfand plötzlich eine namenlose Sehnsucht, die Eichen, die Tiere wieder rauschen zu hören. Deshalb schied er zum Bedauern des Herzogs, wanderte mit Riesenschritten durch Bologna, Venedig und suchte auf, als der erste Laut der Muttersprache sein Ohr berührte. Der Mensch war scheu und ungebeugt, der Sklave freilich schmächtig. Lieber hatte er sich behalten, als die Mutter und Barbara darben zu lassen, und Rath war die größere Hälfte des Gewerbsinnes in Nürnberg eingerissen.

Wen er jetzt finden, wer ihn bewillkommnen würde, wußte er. Barbara allein, denn die Alte war im letzten Winter zum Ahnen hinübergegangen, weil sie es ohne ihn nicht hatte aushalten können. Das Mädchen weilte auch schon Tag für Tag auf der Veste und ließ sich weder durch Sturm noch durch Sonnenbrand verdrießen. Endlich hatte Pirkheil seine Ankunft gemeldet, er würde kommen, um ihre Hand mit Würde zu erbitten. Ob er Wort hielt? Nächtens geweint und des Langen und Breiten erzählt werden, wenn sie beim Pfarrer wären, das Aufgebot zu bestellen, und wenige Sonntage darauf hatten sie Gemahlsbader das unaussprechliche Vergnügen, das vor Kapelle scheidende Paar mustern zu können. Es war ein schöner Tag. Erde und Himmel lachten, die Sonne glühte durch die Bogenfenster, und als das Glöcklein läutete, stimmten alle Vögel ein „Heute hat das Leben!“ Hunderten der Pfarrer der Neuvermählten, als sie auf dem Heimwege am Grabe der Mutter knieten.

Schon nach einigen glücklich verlebten Stunden hatten wir unsere Pferden auf die Straße nach Augsburg. Der Tag einer gelungenen Kunstreise war Pirkheil vorangegangen; die Kunstfreudigen empfingen ihn, eine Schar von Schülern versammelte sich um ihn, schon er hatte seine Werk heute, die Anfänger, den mündlichen Preis und Ansporn gereicht zu werden. Niemand war fröhlicher daheim als seine Gattin, aber auch niemand ging sein plötzlicher Entschluß, nach Nürnberg zu wandern, weiter zu Herzen. Nichts half, man suchte auf und redete Augsburg zum Verbleiben ähnlicher Freunde. In Nürnberg erschien ihr eine neue Welt für Gemüt. Die Reihe von Handzeichnungen älterer Meister entzückte sie für den Kupferstich, und ohne Zaudern machte er den Point gegen den Greifer um. Sein Blick fuhrte seine Hände; er bot die Sachkundigen am Tisch, ihn sich, ohne gemalt zu werden, und hatte endlich die Freude, seine Platten begehrt, gesucht zu sehen. Aber um diese Zeit sollte er auch den Leidenschaft an seinen Leben lernen: sein Größerer trat ihr große Arbeit in die Unentschlossenheit an. Das war ein Schlag, der den sonst so starken Mann tief zu Boden drückte, der ihm das Leben in Nürnberg verleideten — und wieder griff er zum Stab, um in der Schweiz, in der Lombardei sich selbst wiederzufinden, seinen Schmerz zu vergessen. Barbara blieb zurück mit einem Riß im Herzen, sie wollte vom Hügel ihres Kindes nicht weichen, auf ihm den einzigen Trost suchen. Ihr Mann genäherte sie seinem. Nur an sich denkend, war er davongegangen, und ein volles Jahr verstrich, bevor er sie wieder begehrte, um mit ihr an den Rhein zu gehen.

Auch hier von Stadt zu Stadt, von Land schaft zu Landschaft. Mit der Reiselust beim Schauen war es vorbei. Auf seiner Stirn lagerte ein bedenklich Wolken, eine Unruhe war in sich und der Welt, nichts war Genüge und es kamen Jahre, wo er nur arbeitete und träumte, ohne an die Kunst zu denken. Gestärkt, daß das Handwerken unter solchen Umständen von Schaden hinausgeht wurde. Die Frau ist schon besorgter, sie versuchte alles, ihren Mann zu beleben, ihn anzuspornen — umsonst. Da plötzlich erschien, als sterbte die Not ihr furchtbar Antlitz gezeigt hatte, der kaiserliche Rath von Luttery, gleich einem rettenden Engel. Seinen Bemühungen war es zu danken, daß Pirkheil mit dem edlen Traum erwachte nach Frankfurt ging und hier, mit Beifall empfangen, einen neuen mit Eifrig gefreuten Wirkungskreis erhielt. Es fehlte nicht an Schülern, an zahlreichen Bewunderern; er legte sich nur in neuen Kräften an den Stab und versuchte, das

nicht nur das ganze gebildete Deutschland, sondern auch England seinen Blättern Bewunderung zollte.

Barbara athmete wieder auf, denn ein neuer Geist war über ihren Mann gekommen. Er lachte mit ihr und konnte ein Kind mit seinem ihm am Christabend geborenen Kinde sein. Nur dann trübte sich Barbara's Blick, wenn Gottlieb zuweilen den Stab nahm, um die Ufer des Rhein einmal wieder entlang zu schreiten; allein sie brauchte dennoch nicht zu sorgen, denn aber ein Kleines kehrte er mit freudlichster Miene und einem Auge zurück, in dem das Blau des Himmels sich widerspiegelte. Schmollte sie wol ein wenig, so pflegte er zu erwidern: „Das änderst du nicht, mein Bärbel! Das ist nun so und wird mein Lebtag bleiben! Will ich nicht, mahnt mein Stecken, und da geht's nicht anders! Auch meine Lust ist das Wandern, und ich weiß, daß ich ein zweiter Ganger Jude würde, wenn ich rich nicht hätte!"

Ihre Lust blieb die alte; ehe sich ihr Haar zu bleichen begann und sich der Begleiter des Alters, das Podagra, einstellte. Auch diesem setzte er seine eiserne Stirn entgegen und bot ihm Trotz; mußte er auch die Lippen aufeinanderpressen, um eine Strecke fortschreiten zu können, so ließ er doch nicht vom Schweifen durch Flur und Wald. Oft sah man ihn auf einem Stein am Wege ruhen, die Gräser und Bäume betrachten; oft stützte er das Haupt, vergangener Stunden gedenkend, zukünftiger Tage oder des Todes.

Aber nein — er fühlte sich glücklich in seinem Wirken, seinem Kreise. Jetzt durfte bal Gute nicht nahen, nicht jetzt, wo Frankfurts Bürger ihn ehrten, beim Bau des Museums seinen Rath begehrten, wo seine Zeichnungen und Gemälde die Wände des Palastes schmückten. „Ich will nicht!" — und ob der Tod sich vor der eisernen Stirn entsetzte? Genug, er blieb treu. Mit jugendlichem Feuer griff Veith noch einmal zum Pinsel, ein großes Bild herzustellen, welches den Kaiser Matthias zeigte, wie er in Gegenwart vieler Bischöfe und Fürsten dem Magistrat die Belehnung ertheilte. Einstimmig pries man es als Meisterwerk und gab ihm den hervorragendsten Platz im eben vollendeten Museum.

Dann kamen Stunden, in denen Thränen der Wehmuth in Gottlieb's Augen perlten, denn sein Haupt barg Pläne und Entwürfe; aber die lahm gelähmte Hand versagte den Dienst. Auch er mußte erkennen lernen, daß der große Steinmann selbst über eiserne Stirnen spottet. Das war an einem Tage, wo die Sonne lachte, die Vöglein sangen. Veith hatte eine Sehnsucht nach Blättern und Blumen gefühlt; er war trotz des schwankenden Körpers hinausgegangen, das matte Auge an dem Glanz zu laben. Wie er den silbernen Main gewahrte, lachte ihn seine Ufer, und er ließ sich auf den grünen Teppich nieder, um die Wellen, die Kähne kommen zu sehen. Es war so still umsumher, überall Friede und Fröhlichkeit. Auch in Veith's Brust zog dieser Friede ein. Er stützte das Haupt, um zu denken, zu träumen; er verhüllte den Blick, um die Tage der Vergangenheit vor seinem innern Auge vorüberziehen zu lassen, und so verfloß Stunde auf Stunde. Der Mittag kam, die Sonne sank, es kam das Abendroth — da hoben heimkehrende Fischer einen Todten empor, über dessen Antlitz der glühende Himmel sein Feuer goß.

Wie der Blitz flog die Trauerkunde von Haus zu Haus. Die Kaufleute schlossen ihre Gewölbe, alles strömte herbei, den verehrten Meister auf dem letzten Wege zu begleiten. Der Sarg, mit Kränzen und Blumen bedeckt, stand im Museum vor dem Bilde des Kaisers Matthias, und hier sprach ein junger Gelehrter, Karl Ritter, dessen Name in spätern Tagen über den ganzen Erdball schallte, scheidende Worte zum Gedächtniß des Geschiedenen. Heute noch wird seines Wirkens mit Liebe gedacht und seine eiserne Willenskraft zur Nacheiferung empfohlen.

Böhmische Christussagen.*)

1. Das fest der Vögel.

Ehe Jesus seine Himmelfahrt antrat, lud er alle Vögel zu einem großen Feste ein, denn er war ihnen sehr hold. Die Vögel sollten aber selbst all die guten Speisen und süßen Getränke herbeholen, nachdem Jesus ihnen gesagt hatte, wo sie selbige finden würden. Alle gehorchten gern, nur der Specht sagte: „Das thu' ich nicht, denn ich würde mir den schönen Schnabel beschmutzen, aber eben und trinken will ich!" Ob dieses Ungehorsams zürnte der Herr Jesus und sagte zu dem Specht: „Gehe mir aus den Augen, du garstiger Vogel! Von nun an sollst du dein dürres Futter mühsam zwischen Rinde und Holz suchen und sollst nur trinken, wenn es regnet!" Da mußte sich der Specht im dunkeln Forst verbergen, während die andern Vögel auf einer

*) Vergleiche Nr. 2 dieses Jahrganges der „Unterhaltungen".

genauen Werke sorgfältig notieren. Noch heute sieht man den Spruch in die Bäumstube nach Hainer Hahra und großen Durchreisen, wenn lange Zeit kein Regen gefallen ist. Dann sieht er sorgfältig gen Himmel, worauf sich der Herr Jesus seiner erbarmt und Regenwetter sendet; doch muß der Spruch die Regentropfen in der Luft auffangen. Der Spruch ist seit jener Zeit nie mehr zu einer Vogelscheuche gebraucht worden. Er erzählte mir ein altes Mütterchen; ob es wahr ist, weiß ich nicht.

6. Sankt-Peter als Spielmann.

Als der Herr Jesus seine Himmelfahrt antreten wollte, sagte der heilige Petrus zu ihm: „O Meister, du gehst von hinnen und ich muß vereinsamt auf Erden zurückbleiben.“ Da gab mir doch etwas, womit ich mir meine täglichen Bissen verdienen konnte!“ Da gab ihm der Herr Jesus zur Antwort: „Hier hast du eine Geige, Petrus, und ziehe mit ihr durch die weite Welt! Wenn du darauf spielst, wird alles jubeln und tanzen!“ Da sagte der Herr und flog unter großem Glanze in den offenen Himmel auf. Sankt Peter aber nahm die Geige und wanderte durch die Welt und verdiente sich täglich sein gutes Brot. Eines Tages gelangte er zu einem großen Walde, der mitten in einer wüsten Gegend lag. Da kam plötzlich der Teufel zum Vorschein und sprach: „Petrus, entlage deinem Herrn und diene mir, und ich will dich zum König eines großen Reichs machen!“ Sankt-Peter empfand große Lust, dem Teufel eine recht derbe Antwort zu geben; doch besann er sich eines Klügern und sagte: „In Schmerzen, wenn ich auf deinen Wunsch eingehe, müßte ich mir eine Gelegenheit erwarten!“ Welche wäre?“ fragte der Teufel neugierig. „Ich will für mich sieben Geiger und siebzig Pfeifer und so lange dienen, solange ich geige. Darauf wollen wir über die Sache weiter reden!“ Der Teufel stand nicht lange und willigte ein. Da nahm Sankt-Peter Geige und Fiedelbogen und zog den Teufel. Plötzlich begann der Teufel die Beine in die Luft und in der Höhe zu springen. Nach einer Weile war er über alle maßen müde geworden und bat Sankt-Peter, doch aufzuhören; allein Sankt-Peter geigte immer schneller und der Teufel mußte sich vor Müdigkeit drehen. Endlich gerieth er sogar in ein Fieber und die scharfen Dornen peinigten ihn bei seinem wilden Tanz, zwischen ihr an den Felsen mit erschrecklichem Ziegenbart. Nun erst merkte der Teufel, daß er hinters Licht geführt worden sei, und bat mit jämmerlichem Geschrei um Gnade. Sankt-Peter wollte jedoch nicht hören, bis ihm der Teufel versprach, er wolle sich nie wieder als Verführer vor ihm stellen lassen. Erst dann hing Sankt-Peter seine Fiedel ab und der gnädige Teufel lief, mit Dornen übersäet, so schnell, als ihn seine Pferdefüße tragen konnten, von dannen. Seit dieser Zeit hatte Sankt-Peter Ruhe vor ihm und spielte noch recht oft zum Vergnügen der Menschen für Wanderspielleute, die ihm sein theures Herz und Meister zu seinem Himmelfahrtstage geschenkt hatte.

Alfred Meiche.

Graf Moritz von Sachsen.

A. B. — Das Studium sächsischer Geschichte ist in neuester Zeit dem Interessirtesten vielfach erschwert worden und manches Dunkel hat sich bisher nicht aufgehellt. Der Kauf vom Archiv, Inventar des Staatsarchivs zu Dresden ist, wie schon Band gezeigt, auf diesem Gebiet ganz ausnehmend thätig und hat in den letzten Jahren eine Reihe bisher unbekannter Documente veröffentlicht, die nicht zum geringen Theil einen ungeahnten Einblick gewähren. Seine umfangreiche und verdienstvolle Arbeit beschäftigt sich mit dem berühmten Grafen von Sachsen, dem Sieger von Fontenoy, der zwischen Augen von Sachsen und Frankreich vom Glücken als Schlachter in der Mitte steht.

Graf Moritz von Sachsen, Sohn der schönen Gräfin Aurora von Königsmark und Augusts II. von Sachsen, ist eine Gestalt, welche die Phantasie beschäftigt. Denken wir an ihn, so denken wir an seine schöne Mutter, an den Liebeshof seines Vaters, an die „Nuit galante“ von Pillnitz und an die ihn verwandte Linie seines Enkels, des Grafen von Klinckowstroem, der im Schloß zu Hannover ein traulich Gast sah. In neuer Beleuchtung geht ihr dann die weiter vom Kriegsruhm und der Kriegskunst des Grafen Moritz.

„Bildsam ist“, sagt Graf Karl von Moltke, „sagt in seinem Roman von Königsmark 1874, auch dem rücksichtslosen Verschwender seine Bravheit und Tapferkeit Ruhm, um den Kurfürsten von Sachsen und späteren König von Polen um seine Verwandtin zu machen. Der Kurfürst liebte sie eine Zeit lang leidenschaftlich und der Gatte Moritz. Obwohl nun nach damaliger Sitte es stets Verschwägerung für Ehre hat, die Kinder Geliebter zu sein, so machte es doch nicht erträglich als seine Kinder Mutter auftreten. Die Neigung des hohen Herrn war auch bereits erkaltet, als sie heimlich in Gestalt von Knaben auf seinen Namen in das Kirchenbuch eintragen ließ und

kann in Quedlinburg ihr Leben als Rebellion beschließt.

Kinder der Liebe waren sie beide. Moritz war so lange nur Liebreich. Er liebte das Nothdürftige, Schönheit und Leben, und als er in späteren Jahren das Versäumte nachholen wollte, war es ihm nicht mehr möglich. Friedrich sei ihm die Orthographie ihre Schuld und nie überwand er seinen Mangel. Seine Mutter hatte ihn zärtlich und lieb nicht allzu französischen Laut zu vermeiden, die das Recht des Kindes zu sorgen. Auch erhielt dieser Lehrer, Hauslehrer und nach seinem sechzehnten Jahre wurde er Chef einer Kompanie. Der junge Oberst ging mit seinem Soldaten 1713 nach Polen, wo damals August II. verweilte. Wie er später in „galanten Abenteuern“ als seinem Vater gleichgültig verschwor, so heißt es ihm damals eine schöne Gräfinnen bestehen — er verstand nicht französisch und hatte deutsch Schulden. Deshalb schickte man ihn mit einer großen Gabe, Victoria von Villiers, zu verheirathen. Die Braut war nicht weniger ungeeignet wie der Bräutigam war. Aber sie auch nicht eben in der Kunst der Selbstbeherrschung. Der König sah beide wenig, erklärte und am 12. März 1714 fand im Schlosse zu Merseburg die Trauung statt.

Bald stieß wurde der junge Gatte der ehelichen Treue überdrüssig, verschwendete sein Vermögen und vernachlässigte seine Gattin. Diese wandte sich mit Klagebriefen an den König, der sich schließlich gezwungen sah, die Ehe wieder zu lösen.

Der abenteuerlustige Jüngling lebte sich inzwischen auch Abenteuern. In der Heimat gab es für ihn nichts Bedeutet als Liebschaften und Spiel, so beschloß er, nach Paris zu gehen und dort sein Glück zu versuchen. Dieser Schritt war für seine Zukunft entscheidend. Zwar verginge noch zehn Jahre, bevor er im Dienste Frankreichs als Heerführer auftrat. Einstweilen erstand er dort ein Regiment und gab Proben seiner Kunst es einzuexerzieren. Schrieb auch sogar während einer Krankheit in schlaflosen Nächten eine Abhandlung über die Kriegskunst.

Sein Thätigkeitstrieb ließ ihn nie lange Ruhe finden. Kaum alljährlich kehrte er nach Dresden zurück, eine Reise, welche in damaliger Zeit nicht so schnell wie heute zu bewerkstelligen war, hatte er bisher mit ihr machen in Warschau, dann gar in Wien und schließlich in Petersburg. Denn nichts Geringeres schwebte seinem Ehrgeiz vor als die Krone von Kurland nebst der Hand einer kaiserlichen Prinzessin. Diese Hoffnungen schwanden plötzlich. Er kehrte nach Paris zurück und schrieb das langgewollte vom Grafen Brühl die Kanzleien des französischen Hofs. Da gab ihm der 1733 ausbrechende Polnische Erbfolgekrieg Gelegenheit, sich als Soldaten zu bewähren. Er focht an der Spitze der französischen Truppen siegreich in den Niederlanden gegen die Engländer. Sein glänzendes Feldherrentalent bewährte sich dann bei Fontenoy, bei Lafelt, und als er nach Paris zurückkehrte, hob Ludwig XV. ihn Zimmer in seinem Schlosse einräumen und das Publikum empfing ihn im Theater mit stürmischem Beifallruf. Der Kranke, der Protektion selbst vertrat als Letzten Generalissimus des Marschall von Broglie vertreten, ist im Laufe der Zeit die höchsten Ehrenbezeugungen erlangen, so weit sein Glaube und gelang. Der König setzte ihn „Mon cousin“ an. Krankreich besaß in seinem Augenblick seinen größeren Feldherrn als ihn. In seinem Wagen hatte er durch das Hauptthor des Louvre zum König, er erhielt alle Vorrechte eines Prinzen vom Geblüt. Ehrenbezeugungen wurden ihm geschenkt, seine Nichte die Gemahlin des Dauphin. Die Prinzessin Josepha zählte sechzehn Jahre. Moritz reiste ihr auf den Wunsch Ludwig's XV. bis Nancy entgegen, um ihr in den ersten schweren Tagen eine Stütze zu sein. Im Übrigen richtete er sich ritterlich ein, er hielt sein eigenes Theater und brachte seine Zeit dort stets an der Tafel zu. Von seinen Abenteuern hat die bekanntesten das mit der Schauspielerin Favart erneuert, das Gerücht zu seinem Drama benutzt hat, und jenes mit der Sängerin Lemarl, die er mit Erlaubnis des Königs ihrem Mann gewaltsam entführte. Er starb am 30. November 1750. Kurz vorher hatte er zu seinem Arzt gesagt: „Das Leben ist nur ein Traum; das meinige war schön, aber kurz!“ Er zählte erst zweiundfünfzig Jahre. Friedrich der Große widmete seinem Andenken eine Elegie. Seine Asche ward nach Straßburg gebracht und dort in der lutherischen St. Thomaskirche beigesetzt. Die katholische Geistlichkeit weigerte sich, die gewünschte für ihn zu tragen. Bei dieser Gelegenheit schrieb ihr die Königin von Frankreich bedauernd: „Nicht ein Te gewünschte für den Mann, der so viele Ursache seines Sieges wegen feiern soll.“

Gedichte

von H. Hirthe

I. Nur ein Traum.

Das höchste Glück ist nur ein holt Erinnern
Ein Traumbild des besiegten Alls.
Ein Glanz vom Abendrot, das will im Innern
Den Tag verjüngt und mit prämpften Glut
Die Wange malt, die nun belämpft sacht

II. Ode.

Was ich dir gebe, gibst du wieder
Weckt dich die Sehnsucht meiner Lieder
Gibst du die Sehnsucht mir zurück —
So traumgeboren,
So traumverloren
Ist all mein Glück!

(Hierzu ein Beiblatt.)

Pariser Mittheilungen.

III.

Aus den Briefen [illegible] an ihre Eltern.

P. S. — Wir hören auch gar manche Mißstände der französischen Straßen, wenn wir sie mit denen Deutschlands vergleichen. In guten Quartieren, in den Hauptstraßenzügen gehört, wenige Ausnahmen der neuen Stadt Napoleons, haben französische Häuser und Straßen Vorzüge. Napoleon hat dem Trottoir und Pflaster Fortschritte gegeben, die Paris zu einer der schönsten Städte machen. Privatwege zu Pferde, in ihrer ganzen Ausdehnung, haben sie in allen deutschen Städten zu Reihen Seiten, selbst die Hauptstraßen gut auf. Durch französischen Straßen, namentlich auf denen Mitte der Straße, Pflaster für das Fuhrwerk, Seite für die ganze Bevölkerung, so eine ziemlich große Masse zusammen. Obwohl haben ich in Frankreich noch Hauptstädte, Städten der verschiedenen Städte angetroffen, in der Straße trocknen. Der Pariser erfindet vollkommen „ultramontanen" Gassen, der Fußgänger nützt seine Lage und die Mitten auf dem Pflaster, das für den andern Haushalt gehören.

Die Stadt wird durch den Straßen, zwischen dem Palast der Herrscher Residenzen und den vornehmen Häusern. Die Tuilerien hat Kaiser Napoleon III. vergrößert, ist ein Palast in Gemeinschaft. Diese schönen Plätzen stehen das Haus an mit dem Hause, das Pferde, Gemälde und Bilder und Bilder sind, in welchen Häuser, in welchen Häuser auf. Neben herrlichen Plätzen haben sie schöne auf Platz über Platz, durch Straßen verbunden, geben für den Plätzen einen herrlichen Eindruck. Trotzdem aber ist an den Abschnitten und Plätzen auf Plätzen. Besonders wünschenswerth ist an Gasbeleuchtung der Fußgänger. Ich sah sie in Italien, in Wien, sonst, photographirt. Andere Nationen haben Bänder und sind selten gerade in Fällen. Während vom großen Spaziergang in neuen Richtung. Dies ist Straßen haben der Straßen sowohl die Kanäle nicht, sind in Wirklichkeit abgemacht.

Deutsche Bücher sah ich wenige, nur Volksschriften. Bücher sah man bei den Bilder Hefte Hefte. Sie sind hier viel Bedürfniß. Pariser kaufen sehr wenig einmal vom Monat auf. Empfehlen einen Buchhändler, welcher Kind und deutsche Schriftsteller. Sie sind auch auch im Fluche, meine Erkundigungen zu bringen.

Ich gehe aber den Text zu Ende und von Zeitschrift, einer Gesellschaftsabhandlung hinzuschreiben. Der französische Gesellschaft. Deutsch und wünschte. Einige Bücher Bücher auf den Tisch. Die Bücher sprechen gut, der ganze Verhandlung ist so beredt, daß man sich gewöhnen auf die Bücher wichtig glaubt. Heute besucht es einer Abschrift. Der

Beweis der Bücher, die Bücher. Sehen wir, daß die Zeit eines Tages für Gesellschaften Bücher Bücher einen Roman gelesen. Bücher ein Bücher Bücher in der Gesellschaftsbedeutung einen Bücher Bücher. Ich war der Zeit nicht überrascht. Ich war der Zeit nicht überrascht. Ich war der Zeit nicht überrascht

auf der Tribüne. Unter tosendem Applaus betrat [illegible] [illegible] Frau [illegible] [illegible] Arm in Arm mit ihrem alten Freunde Mario.

Kaum als diese Szene vorüber war, da begann auf der Bühne [illegible] [illegible] Mann seiner Bewunderin auf die Bühne. Er hatte den Platz in der [illegible] gewählt und [illegible] die Verabredung so [illegible] konnte. Seine Kleidung war [illegible] gebrauchte [illegible] Im [illegible] Erscheinung [illegible] Gesicht an. Das Haar hing [illegible] und verfilzt auf [illegible] Kragen von [illegible]. Der Mann hatte nicht gefrühstückt.

Wissgierigkeit unterbrach meine Betrachtung des Fremden, welchen ich [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] für der Braunbart, weil er durch [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] man ruh an den Galgen [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] Magnaten, die nach Art der [illegible]
[illegible] [illegible] und der ruthenischen Bevölkerung [illegible] durch den
[illegible] [illegible] [illegible] Bauern [illegible] Vermögen
[illegible] der Fremde verpfänden, [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Auch inmitten dieser Trübsal überkam [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] und mit verhaltenem Ingrimm [illegible]

[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]

Im Jahre 1847 [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] mit dem [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] Johann Nepom[illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [

der Erinnerung geweiht, und mit ihm klagt die ungarische Nation.

Petőfi erlosch wie ein Stern, der einer unterirdisch leuchtenden Lava hinter sich zurückläßt. Lange während es bis sein Volk an den Tag des Dichters glaubte, hatte ihn der eine, hatte der andere gesehen, noch das war fromme Selbsttäuschung oder frommer Betrug. Traut man an das tragische Ende dieses schöpfungsgewaltigen Dichters, dann muß man schmerzlich die Wahrheit seiner Worte anerkennen:

Nur ist der Kuckuck ein Segensvogel,
Der Sonnenstaub, der sich in Thränen bricht.

Seinem jungen, schönen Weibe, das „seinem Leben Licht gewesen", wurde das Warten zu lange. Nachdem Petőfi auch noch im Jahre 1852 verschollen blieb, ward es auf Anrufen seiner Frau „amtlich für todt" erklärt und Frau Petőfi heirathete einen andern.

Das ist der Lauf der Welt.

Statt Nizza — Grönland.

Neuere Reisende berichten von dem milden Klima Grönlands, und wer weiß, wie bald ein geeigneter Punkt Dampfschiff sich findet, der wie in Hamburg im südlichen Frankreich eine allgemeine Krankenstation statt gründet und es gar Mode macht, einen Winter in Grönland zu verleben.

Anstatt statt der Palmen und Oliven nur Eberesche und Ahorn? Auch ist es und hier gestattet, die Grönländische Anomalie dieser vermeintlichen Insel näher zu beleuchten, die neuere Forschungen auch im äußersten Norden mit dem Antlitze von Amerika gleichmachungen soll.

Auf der nördlichen, westlichen Küste Grönlands, dem sog. „77 Grad breit. Bis ist der Continent mit dem westlichen Continent von Amerika überraschend groß. Die Isothermenkarte zeigt, daß die Januar-Linie von Nullen der Null entlanggeht, so daß z. B. die Januar-Isothermenlinie von 12 Grad Kälte (= Blutgefrieren) nördlicher in Grönland als im Innern von Nordamerika, und auf gleicher Parallele (67 Grad nördl. Br.) verläuft auf dem Continent die Januarlinie von 20 Grad Kälte, aber auch an der Westküste Amerikas nicht nur im Innern des Landes, dessen südliche Klimawelle wie in Grönland, und auch weniger wärmebedürftig für eine Erklärung an der analogen Ostküste Asiens, wo Kamtschatka mit gleicher Januarlinie um 10 Breitengrade südlicher liegt als Grönland.

Durch Nansen's Forschungen ist dann von der höhern Annahme, daß Grönland eine Inselwelt darstelle und deshalb ein ozeanisches Klima besitzen müsse, zurückgekommen. Nansen fand, daß das ganze Innere mit einer über 1000 Fuß mächtigen Eisdecke überzogen ist, und diese spricht gegen die Annahme einer Inselwelt und befindet eine beträchtliche Erhebung des Innern.

Nun ist Nansen nachgewiesen, daß an der Ostküste der großen Eisdecke Ströme süßen Wassers sich finden, die sich ins Meer ergießen. Damit tritt eine neue Deutung der klimatischen Verhältnisse Grönlands auf. Die vorhandenen Gletscherbäche berechtigen, wie Nansen anführt, zu der Folgerung, daß im Sommer auf der Oberfläche des Gletscherlagers eine Schmelzung des Schnees und des Gletschers erfolgt, ehe nun das Schmelzwasser an die Unterfläche gelangt und längst verloren abfließt, durchdringt und durchtränkt es das ganze poröse und luftreiche Gletscher. Dadurch erhält das Innere eine gleichmäßige Temperatur von 0 Grad Reaumur. Diese verhältnißmäßig hohe Temperatur geht auch während der Winterkälte nicht verloren, da das Eis ein schlechter Wärmeleiter ist. Gletscherbäche der gesammten Theil der 1000 Fuß mächtigen Eismasse in der Oberfläche davon berührt werden. Somit sagen die Physiker, daß Grönland in dem Gletscherlager einen Ofen von 0 Grad Temperatur über sich ausgebreitet. Überall da, wo die Oberfläche des in permanentem Vorrücken begriffenen Gletschers nicht zu hoch liegt, um im Sommer unter den Grad der Sonne eine bedeutende Erwärmung zu erfahren, die Isolinie aber nicht bis 2000 Fuß Höhe im Meer zusammen.

Ähnliches gilt von Island, Spitzbergen und anderen derartigen Orten, aber auch von den überwinternden Vögeln, diesen abgebrochenen Boten der Gletscher der Mittelzeit. Nansen meint auch, daß es weit längere Zeit zum Zurückwerfen brauchen würden, wenn es nicht durch und durch Eis wäre, sondern nur 0 Grad Reaumur temperirt wären.

Bubne und Leben.

Die Bühnenerfahrungen meines Lebens und vom Leben, vom Schein und der Wirklichkeit hat der Novelle „Bühne und Leben" entlehnt und mit Novelle geschildert werden. Ein neuer Versuch wurde die Sage und in einem umfangreichen Roman „Bühne und Leben". Von August Silberstein (Pseudonym für Fr. Friedrich) 1864. Der Roman hatte Plätze, hatte die Bühne, entsprechende Novelle und Verfasser. Die Welt spielt, auch in realistischer Anwendung von Glück und Unglück und politischen Zuständen aufgenommen, ist weniger eine Bühnenangelegenheit als das Leben einer neuen Abenteurerin und ausnehmigen Natur. Dieser Darstellung. In der Schule Wartburg ist das Glück geblieben. Dem Verfasse schildern den Blick nicht über die Bühnenangelegenheit der weiten Kreisen, so daß eine Welt und Menschen gleich entsprechende Schilderung. Die beiden Mädchengestalten Klara und Lina treten glücklich und sympathisch hervor, um sie gruppirt sich die Handlung. Das Intrigenspiel und Schicksal und der Wirklichkeit läßt sich nicht leugnen, als man gefordert, aber es weist Klara gelungen, es befriedigend zu entwirren und zu lösen, als der Novelle es gethan.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von A. B. Brockhaus in Leipzig.

Guſtav (tritt ein).

Eveline (erblickt den Verlobungsring und ſtößt einen unterdrückten Schrei aus. Am Fenſter ſucht ſie ſich zu ſammeln).

Achter Auftritt.

Guſtav. Die Vorigen.

Guſtav (an der Thür ſtehen bleibend).

Stör' ich?

Madame Steiner (winkt ihm, näher zu treten).

Guſtav.

Ich bitte um Verzeihung, ich bin in meinen Reiſekleidern.

Madame Steiner (tonlos).

Nur näher! Nur näher!

Guſtav.

Behalten Sie Platz, Alle, Alle! Laſſen Sie ſich durch nichts ſtören. Alles iſt geordnet, meine Sammlungen und Bücher ſind gepackt, auch die freundlichen Andenken, die Sie mir laſſen wollten, ſind nicht vergeſſen, der Wagen holt mich hier ab, und ſo iſt mein Wunſch erreicht, Ihnen noch meine letzten Augenblicke widmen zu können.

Madame Steiner.

Eveline! Herr Holm.

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 13. Wöchentlich 1½ Bogen

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. XIII. — Die Schwalbe. Eine Schwalbe auf der Mauer. Von Karl Gok. — Aus Landschaften, Skizzen, erzählt von Otto Ruppius. — Wissenschaftliche Rundschau. Die Planeten. X. Jupiter und die Sonne. — Von Maschinen und Menschen. XII. Das Maschinen- und Werkzeug. — Buch und Bibel. Von Julius Rodenberg. — Bücherschau. Das evangelische Kirchenlied in Deutschland. — Neueste Mittheilungen. IV. Le nouveau monde. Die deutschen Bauern in Texas. — Für Mutter und Kind. Die Mode in den Kinderstuben. — Für fleißige Hände. Häkelarbeiten.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

XIII.

Der Mann, der bei toten Worten Charlotte erinnert hatte von einem Licht über Räubern, war es, der an der Thür heraufkam. Plötzlich in den Augen, den Säbel schwingend, der Pistole hat in die Knie gesunkenen Antoine verschwörte, rückte. Vom Regen troff sein Mantel, sein Hut, sein bärtiges Haar; bleich und hager war sein Gesicht, von langer Wanderschaft und vom Hunger ermüdet. Als ihn der Fischerin traf, schien es ihr Augen; sie wollten in an ein Traumbild gewöhnt, daß der plötzliche Schimmer sie blendete. Sie suchte mit dem rechten Auge und wollte, um nicht zu fallen, sich an die Wand lehnen. Sein Gesichten erwachte mehr das Gefühl der Wirklichkeit der Dinge, und dennoch empfand Charlotte eine unwiderstehliche Hingebung des Widerwillens, der sonst solchen mit körperlichen Mißempfindungen ihm gegenüber, noch ehe er ein Wort gesprochen.

„Kommst näher!“ sagte er; aber ihre Stimme war nicht mehr so fest als früher. „Schleich dich Thür, Antoine!“

Jetzt öffnete der Knecht seine Augen, tastete

schnell schwarzen Augen, schaute forschend in der Runde sich um, in das Gesicht des langen Mädchens, dessen Haar ist und matt über auf die Achsen des Bettes. „Vergebung, meine Freundin“, begann er, „wenn ich Sie vorher durch meine ungestümen Fragen und Scherze so übereilt habe! Wären wir zwei Fremden, wie ich in solchen höflichen Worten weiter, vermuthe sie gegenüber mir, wie ich am Kaufhof hätte fragen, um ein Obdach bitten können. Ich sage, wie ich kam vor dem Kaufhaus des Unglücks ge- leben, war ein Bauer, der mir ein Lied singen hat in der Nähe Lagen sind, wo ich eher sachen können. Ihre wunderte ich an, aber ich verfehlte in Staune und Bewahren den richtigen Weg. Meinen Retter, meine Verwunderung mit- teilt meinen Unterstand schildert ich Ihnen nicht — nur ein Lager, wie Sie es erfahren werden, Schutzbefohlenen der Mutter Gottes!“ Und er schlug sein schönstes und ergriffen Lachen auf. „Es erschien mir unerwartet ein Retter, Schutzen hilfsbedürftig, in Ihr und Ihrem Hause. Der schreckte mich ich nicht hatten — ich bitte in den Straßen, die neben der Landstraße läuft, und verfolgte mit den Rad. Weshalb mir meine Kost nothig, mir meine schlechten Gewehre wieder zu- zuspringen; ich rufte mich auf, schleppte mich

weiter … so ist es!" Ihr Ton seiner Stimme war heiter und freundlich, aber seine Worte, die Art, wie er sie zu sagen wußte, verrieten einen gebildeten Mann; und wie sehr sie auch Charlotte von einem Handlungsdiener, der von dem Fremden ausführlicher, wortreicher und schmeichelnder berichtet hatte, die Neugierde, welche die seltsame Begegnung und das ganze Wesen des Fremden in ihr hervorgerufen, war nicht die Unbefangene.

„Nehmen Sie dann meine Hand zum Dank an!" versicherte sie. „Mein Vater und meine Geschwister wissen in dieser Stunde von einem Retter in der Nachbarschaft beschützt. Dürfen sie ich sie rufen meine Dankbarkeit zu fühlen?"

„Ja und Gottesgaben für einen armen Mann bitte," lächelte meinen Wunsch auf, aber Nachmittag!" sagte der Fremde mit einer Wendung, die Charlotte sein fühlte, zu Antonie. „Gut muß nicht so von der Seite an." Ich bin leider kein Straßenräuber, sondern ein Retter der Bedrängten!"

Damit folgte er der voranschreitenden Charlotte in das Gemach.

„Nehmen Sie vorlieb mit Brot und Wein!" Sie wies auf den gedeckten Tisch und rückte ihm einen Sessel hin, in dessen Stuhl pflegte die Mutter zu sitzen.

„Ich danke, ich danke!" Er saß schon und ergriff ein Stück Brot.

Einige Minuten hatte jener Gedanke, der jede Gab rasche aus seinem Hunger auf seinen Durst zu stillen. Er gewann Charlotte Muße, ihn genauer zu betrachten. Sie saß abseits vom Lichte, im Schatten der Kaminecke, während das volle Licht der Lampe auf ihn fiel. Ein Mann, aber vielleicht kaum dreißig Jahre dreißig, kein, von schulderem Bau, mit unterarmlangen Augen, dunkle volle Locken und ebenso volle Backenbärte sich einrahmten, die Hände gebräunt, die Nägel in beträchtlicher, unnatürlich Bewegung, von einem Glanz, der von den zierlichen gebaut zu sein schien, in verwahrloster Kleidung, ein tiefes Tuch in langen Falten um den nackten Hals geschlungen: die ganze Erscheinung hatte etwas Fremdartiges und doch Vertrautes — wie es Schauspieler gibt, von denen wir trotz all ihrer Schreckhaftigkeit und dem Widerwillen, den sie uns einflößen, doch nicht die Blicke abzuwenden vermögen; denn auch das Gewöhnliche und Natürliche hat seinen Zauber. Die erste Hälfte Charlotte hielt einen Mann gehalten. Die Armen, die sie kannte, waren Bettler, Leute aus dem Dorfe, in schlimmen Fall Landstreicher; sie hatte ihnen ein Almosen gereicht, nach ihrem Elend gefragt, ihre Klagen angehört, aber niemals aus ihrem Munde Worte vernommen, wie sie der Fremde zu ihr gesprochen. Aber vielleicht war er wohlhabend und nur durch einen Zufall, durch ein grausames Geschick in diesen traurigen Zustand versetzt worden; doch auch unter den Personen ihrer Umgebung, die einen vornehmeren Kreis des Lebens angehörten, fand Charlotte niemand, den sie ihm vergleichen konnte. Alles an ihm war ihr absonderlich, überraschend, ja ganz im Gegensatz zu ihren Vorstellungen von der Welt und dem Leben. Und je mehr sie sah, daß sie selbst in ihrer idealen Hoheit, mit dem Schwung ihrer Seele, der Größe ihrer Empfindungen zu dem Fremden in seiner Nähe, seiner schmutzigen Erscheinung, dem rohen und gewöhnlichen Anstand seiner Gestalt, das nur ein allzu getreuer Spiegel seines Innern war, dieses Gegensatz bildete, daß in ihnen beiden sich Tiefe und Höhe entgegenstanden, es ein Zeichen des Chaos und der Nacht, der eine Tochter des Himmels

Er hatte seinen Hunger gestillt, ein und ein anderes Glas von dem leichten rothen Tischwein der Normandie geleert und blickte nun nach seiner Wirtin hinüber. „Sie müssen mich für einen Wüterich halten … ich hatte seit dem Morgen nichts genossen. Ein schmerzliches, unterwindliches Verhängnis, der Mensch! Er hat vielleinen Bedürfnisse wie das Tier, aber es ist so hoch, so ideale zu befriedigen: mit dem Brot des Leibes und dem Wasser des Stroms. Wie oft hab ich dem Kärrner abgeschworen und mich ganz in seine Natur werfen wollen, heilige Natur! Wie oft! Ich Erhebung über mich und zu Sklaven des Gemüthes und der Vorurtheile … Armen Land für Ihre Bewirthung, Fräulein!"

„Sie war gering, aber ich hatte keine bessere."

„Bessere? Ha! Wie viel Menschen haben Brot und Wein zum Nachtmahl? Hätte Ihnen bessere kann einer! Ihr Wirthschaftung ist nicht einen Heller werth."

Ihn und ist schwebte einer Magen im Gemach, die Erinnerungen auf und ab, zu den Kupferstichen, die aber der Jahre trugen und Bilder und Landschaften Poussin's darstellten — wie einer Ader, die in die Höhe schwillt, sprang es vom Stuhl auf, hastig nach dem Fenster und

[illegible] ab vor Charlotte. Ein Zittern lief durch die Glieder des Mädchens, aber sie nahm ihre Willenskräfte zusammen und erhob wieder ihren ruhigen Blick.

„Haben Sie immer so ruhige Gelassenheit gehabt?“ fragte er.

„Bis zu meinem vierzehnten Jahre, darauf schickte mich der Vater zu den Nonnen, wo ich diese Unruhigkeit nach Gott.“

Der Fremde sagte die Schulterin. „In den Nonnen? Und den Klöstern bilden sie künftige Mütter des Volks heranerziehen? Nicht zu Mütterinnen? Mit Feuer und Schwert müssten diese Retter der Unschuldigen auf die Menschheit von dem Gottlosen verfolgt werden?“ Der Mensch wartete es nicht ab; er ging an das Fenster und riegelte das Buch, das Charlotte vor sich liegen hatte.

„Plutarch? Timoleon — Was in Teufels Name Plutarch?“

„Nein? Ich las im Plutarch, ehe Sie kamen.“

„Sie lasen die Geschichte des Timoleon? Der sein Gesicht im Mantel verbirgt, damit auch nicht die Scham, der Ingrimm, noch der Schmerz der Verbrechereien sich?“

„Ich las da von bewundernswerten Timoleon.“

Seine Hand schlug auf das Buch über den Tisch zurückfuhr und starrte nachdenklich das Mädchen an. „Ein bewundernswerter Timoleon“, wiederholte er halblaut. „Wissen Sie, daß nur die wenigsten Männer so empfinden wie Sie, ein Mädchen?“

„Ich weiß es nicht, ich sage nur, wie ich fühle.“

„Sie glauben, es ist eine vergessene Geschichte, die nicht wiederkehrt?“

„Ist der Geist von dem Timoleon? Sollte es auch heute Männer wie Timoleon und Brutus geben?“

„Ja.“ Der Fremde schwieg und starrte vor sich hin. Ihre beharrliche Verneinung der Existenz eines Timoleon, ihr ruhiges Klagen, ihre heroische Plutarch?

Timoleon hatte auch den Timon von Athen gelesen, war manchen Abend mit den Menschenfeinden gegen die Irrthümer. Auch der Hund, der vor der Thür auf der Schwelle lag und durch seine wiederholtes Gebell seinen empfangen, hatte ihn beruhigt. War der Fremde nur seinen unruhigen Gedanken doch ein gleichgültiger Gast?

„Haben Sie einen Geliebten?“ fragte er plötzlich, sich wieder zu Charlotte wendend. Und als er eine dunkle Röthe, halb des Zornes, halb der Scham, über ihr Gesicht sich breiten sah, sah er hier: „Nein? Aber es wird die Zeit kommen, wo Sie lieben werden; dann werden Sie den Schwärmer Plutarch und seine albernen Geschichten vergessen.“

„In das thörichte, wenn unser Herz mit Begeisterung und Liebe zur Tugend erfüllt?“

„Tugend? Was wissen Sie von der Tugend? Sie sind ein Kind in der Welt. In drei Jahren werden Sie anders denken, anders sprechen. Ein Mensch ist tückisch, ungerecht, selbstsüchtig. Das Leben ist ein Schlachtfeld und die Schlechtigen fechten ihre Gefechten; der Tugend ist der Degen von der Pflicht, und sie ist so stumpf. Die Timoleon, du war ein Narr, ein geschwätziger Narr vermutlich. Siehe dem, der für das Wohl der Menschheit arbeitet! Sie schlagen aber fragen ihn! Zwanzig Jahre quälte ich mich für die Menschen, diente ich für die Wahrheit — und in mein Leben ich muß um ein Stück Brot betteln.“

„Der Herr“, entgegnete Charlotte, „hat mein Gebet“ — und sie wies auf den aufgeschlagenen Band des Plutarch — „mich gelehrt, daß wenn Leben in Not sind.“

„Geschieht Ihr Plutarch seinen Lauf, seinen Hunger? Hat er seine Augen, die Herrlichkeit der Welt zu betrachten? Hallt sein Ohr in seinen Ohren? Pocht sein Herz nicht begeistert? Gemahlt ist es ein Trügen mit seiner trockenen Gerechtigkeitsfanatismus oder ein Schwert, das nicht zu biegen weiß. Warum muß ich mein Haupt auf einen Stein der Leidenschaft niederlegen, während ein Anderer sich auf seinem Kissen wälzt? Wo ist die Gerechtigkeit der Schöpfung, wo die Harmonie der Schöpfer? Jener Mensch hat betrogen, gemordet, verführt, aber es ist recht; ich bin elend, arbeitsam, aber ich bin arm. Gerechtigkeit ruft das Schicksal dem einen zu, dem andern. Harmonie der Welt — ha, die Gesetzlichkeit ist ein alter schmutziger Lappen, der längst in hundertausend Scherben zerrissen wäre, wenn ihn die Kehrichtkinder, die Diebe und die Mörder nicht immer aufs neue mit ihren Leibern umhüllten.“ Er hielt inne, griff mit der Hand an seine Stirn, als wolle er sich Ruhe gebieten, sagte verächtlich wieder die Schulter.

„Ich schenke Ihnen, Sie verstehen mich nicht.“

Die gewisse Kälte wieder er, wenn er Charlotte betrachtete, weil zu seiner Aufregung haben, so sah unbeweglich auf dem Stuhl in der

Aeußerniche, ganz gewaltig von einem Weiten wie in dem Anblick einer seltenen und gewaltigen Naturerscheinung. Oft war ihre Phantasie über die Grenzen ihrer engen Häuslichkeit, über die Mauern des Klosters in die Ferne hinausgeschweift, aber diese Ferne strahlte von Gold und Purpur, überall in dem Lande ihrer Einbildung standen Tempel und Paläste, auf allen Wegen kamen Helden, edle Frauen daher... Wie anders war die Welt des Fremden! Und er war draußen gewesen, er hatte den Schiffbruch des Lebens erfahren — er durfte mit einigem Mitleid auf sie, das arme unwissende Mädchen herabsehen.

„Waren Sie gestern in Paris?" begann er wieder.

„Nein, über Argenteuil und Bezons bin ich noch nicht hinausgekommen!"

„Aber Sie haben Sehnsucht nach dem rauschenden, bunten Treiben einer großen Stadt?"

„Sie sind der erste, der dies Wort zu mir spricht. Mein Vater ist nicht reich, ich habe früh von ihm Genügsamkeit gelernt."

„Und wollen hier bleiben? Hier wie ein Einsiedler ausgehen?"

„Wäre dies Schicksal so beklagenswerth? In der Mitte der Seinen zu wirken, für sie zu leben?"

„Ja, Sie haben eine Heimat, ein wohleingerichtet Haus, einen Garten, dessen Bäume mit Ihnen grün geworden sind! Sie werden heirathen, Mutter werden — es ist immer derselbe Tropf!" Und als ergriffe ihn wieder sein eigenes Elend, die dämonische Pein des Spottes, welche der Anblick des jungen Mädchens, der Ausdruck des Friedens in ihrem Gesicht jedesmal gewaltsam, mit erneuerter Gewalt, packte er die Verlumpen auf dem weißen Leichtuch in kleinen Kügelchen, schleuderte sie gegen die Wand und rief: „Warum sind die Schöpfer einem Lehmklumpen seinen Odem ein? Warum brachte uns Prometheus das Feuer des Himmels? Ob der seine gegorenen Lumpenleiber jagen als diese. Sein Jahrtausenden kracht die Menschheit in Blut und Noth, von der Geburt zum Tode auf sich die dicke Finsternis mit bunten Fetzen und Goldflittern aus: Liebe, Freundschaft, Tugend, Segen Sie; drei Genien, die das Leben belügen, verhüllen. Ja, für die Narren und die Neugierigen. Was ist Liebe? Ein Haufen Aehnlichkeit und Schmutz, der in Flammen gerät mit! Glauben Sie nur den verführerischen Blicken und Verheißungen eines Mannes, lassen Sie sich nicht von den Wallungen Ihres eigenen Herzens betrügen, in diesem wilden und wüsten Triebe einen ätherischen Funken zu suchen. Sie sind das blinde Werkzeug der Natur; wozu, weiß ich nicht, aber die Natur braucht täglich neue Menschen und um zu ihrem Zweck zu gelangen, spiegelt sie uns vor, wir liebten einander. Wir spielen mit Kegeln, die Gottheit mit Menschen und Würmern."

„Ein solches Leben aufzugeben, ist eher, ist besser, wäre Pflicht und Tugend."

„Weiter, es ist, als sei die Seele des alten Cato in Sie gefahren! Freilich thäten wir alle am besten, uns an einem Baum aufzuhängen, aber die Bestie in uns hängt am Leben. Sie duldet die scheußlichsten Qualen, Schmach und Erniedrigung selbst, ehe sie sich durch einen entschlossenen Sprung in das Wasser rettet und der unnützbaren Macht einen Strich durch die Rechnung macht. Sie sind zu jung und zu weich geboren, um mit dem Selbstmord zu spielen, ich hab's gethan. Zwei Empfindungen lähmen unsere Hand: Feigheit und Hoffnung. Die Natur ist die infamste Betrügerin, indem sie stets neue Hoffnungen vor uns aus dem Nebel auftauchen läßt, führt sie uns an der Nase herum. Pfui über die Hoffnung, pfui über die Liebe — Nebel ist die eine, Schmutz die andere."

Ihre großen stillen Augen ruhen Charlotte zu ihm, der sich so wieder gehärtet hatte und sie mit seinem unheimlichen, halblauten, hohnvollen Gelächter anfuhr: „Hatten Sie keine Mutter, die Sie schützte und pflegte?"

„Wollen Sie hinaus? Innen wird man verrenken, schlichten, gutreichen, nachher scheiten, gemeinhandeln, tarfuchen. Die Jungen vertragen sich nicht mit den Alten in demselben Neste. Ich, ich liebte meine Mutter und wurde auch geliebt; ich liebe meine Geschwister: doch, besser das mein Elend? Im Gegentheil, halten Sie solche Empfindsamkeit von sich fern! Es ist mein Unglück! Ich bin ein weichmüthiger Narr, der an der Welt hängt. Kehren und Verwandte sind wie Heu da, hab wir sie begraben und betrauert. Im übrigen hindern sie uns auf unserer Bahn. Die Familie ist die Schlangenhaut, die wir nachschleppen. Weh dem, der sie muthig zerreißt! Sie kennen ja die römische Geschichte — der geschichtliche unter allen Kaisern war Nero: er steckte Rom in Brand und ermordete Mutter und Gattin. Eine halbe Million Menschen soll durch seine Verfolgungen und seine Kriege ums Leben gekommen sein. Hundertundvierzig

Kopie! Wenn man solch Plutzbat doch einmal in unserm Frankreich erneuern könnte!"

Entsetzt sprang Charlotte auf. War er ein Wahnsinniger? War es ein Dämon der Hölle, der menschliche Gestalt angenommen?

„Bleiben Sie in Ruhe, Fräulein!" lachte er, ihr Erschrecken bemerkend. Und zum Tisch gebeugt, goß er das Glas Wein über die Platte: „Menschenblut ist nicht besser! Die Welt sieht nicht aus den Augen, wenn eine Million Würmer weniger in ihr umherkriecht und ihr reine Luft mit ihrem Athem nicht mehr verpestet. Im Grunde bin ich ein Menschenfreund, meiner Kunst nach ein Arzt. Aber das Vorurtheil und meine reichen Gelehrten haben mich unterdrückt, meine Harmotheken als Teufelszeug verlästert. Die Gesellschaft gab ihnen recht. Wie Rhadamanth bin ich weltvergessen, wie das gekrönte Bild der Wahrheit. Ich scheue überall die Wahrheit, ich riß allen die Larve vom Gesicht. In den erhabenen Empfindungen und Gefühlen steht nur Ein gekannter Kerl: der Mensch will eben und verdauen. Das ist das Interesse der ganzen Maschine! Aber ich langweile Sie — verschaffen Sie sich einmal die Werke des großen Philosophen Lukrez und studieren Sie darin den Traum Alkmenens! Hui, die Schuppen fallen einem da von den Augen und die Menschenverächtlichkeit steht in ihrer Nacktheit vor uns! Wie gesagt, Kobol oder Schwarzkünstlerin hat der Sterbliche die Wahl. Hätte ich Gott, wäre ich ein Gott oder gar ein Teufel, würde ich Sie, wie Sie da sind, in meinen Wagen heben und Ihnen die Welt zeigen. Sie sind hübsch — Mutter, nein, Sie sind eine große Schönheit! Sie würden gewiß wie Kleopatra, und wenn Sie klug wären, nicht so unanständig leben wie die ägyptische Königin. Wahrhaftig, ich sehe Ihnen ein Kompliment! Sie sollten Ihr Glück versuchen! Mit Ihren Augen kann es Ihnen nicht fehlen!"

Lachend verbeugte sich Charlotte in Höflichkeit nicht; sie hatte nur die Absicht, daß er ein unbedachtes Wort sagte, und ein Entsetzen, wie sie sich noch nicht gefühlt, ergriff sie in ihrem Herzen. Die wunderlichsten Vorstellungen irrten durch ihren Kopf: Gedanken, Bilder, die bei anderen Mädchen eine zärtliche Neigung oder eine heftige Leidenschaft erregt, wurden bei ihr durch die rohen und häßlichen Worte eines Mannes hervorgerufen. — Sie sah nicht den lüsternen, frechen Blick, mit dem er sie streifte, aber sie empfand ihn. Mechanisch strich sie durch das Gesicht, berührte — alles blut rot — als er der Thür nahe kam, knarrte der Hund. Unter seinen haltlosen Augenblicken brennt sprühte er nach Charlotte. Sie fand am Tisch, die Hand darauf gestemmt, das entblößte Gesicht auf die Brust gesenkt, über einen dunkeln Rock trug sie eine Art Spenzer von grünem Tuch, der eben von einem Spitzenkragen eingefaßt war. In natürlichen Locken hing ihr Haar, goldbraun braun und gelben schimmernd, auf die Schultern.

„Wenn ich nicht ein Narr wäre und das Gute recht thäte", murmelte der Arzneyer, unbeirrt für sie, gleichen den Zähnen, durch den Ritz der Thüre, der noch in dem Glase war, bis auf wenige Tropfen aus, warf sie in den Kamin und sagte: „Ich rede wirres Zeug, aber wenn Sie gelitten gewesen sind, werden Sie gefühlt, daß ich richtig gesprochen. Wir Schaum werden Ihre Phantasien verzeihen! Gut essen, gut trinken, das ist die Hauptsache! Schade noch einmal, daß ich kein Preis bin! Wir wollten die wenigen Tage genießen, die den Leichen noch beschieden sind! Eine schwere Wolke über die heranziehen. Was ist recht, werden bald Tausende treffen. Warum gibt der eine in Schaulust, im Heroismus, im Wahnsinn, und wir haben kaum ein Hemd, unsere Blöße zu decken? — Ist das eine gerechte Einrichtung? — Ihnen für — Schuß eine heiße Büchse! Und aus den Höhlen und Hütten, aus den Kellern und Dachkammern stürzen sie hervor: heißhungrig, zerlumpt, schmutzig, Männer und Weiber, die dunkle Masse, die die Kanaille nennt, Hunde, die heilige Kanaille ist da mit Messern und Beilen, mit Dreschflegeln und Hämmern! Nicht mehr sieht sie gaffend vor einem schmutzigen Palaste und bewundert eine Pracht! Sie streckt auch ihre Klauen nach der Welt — sie schwingt Fackeln und Pfeile! Das will ein Hundsfott weiter, mein Fräulein! Die großen Lügner, die Leute mit hohen Kragen, gewinnt, die Staat und die Kirche, sie werden in ihrer Hölle et[illegible] weiter! Tausend und früher werden sie in Flammen aufloben! Gelobt sei, Amalia! Sie in höllische Gerichte nur bereit mit einer noch eine Schulter haben, um sich herauszuziehen!" Und das Glas von neuem vollgießend, bot er es ihr an: „Komm, trink mit mir auf den Tag der Offenbarung und die heilige Kanaille!"

Schaudernd wandte sich Charlotte ab, und als er, ihre Bewegung nicht beachtend, auf sie zugehen wollte, sah sie, wie zum Erschrecken ver-

ſchloſſen, ihrer ſelbſt nicht mehr Herr zu ſein, das Meſſer aus dem Gürtel und ſtand da, ſtarrend ihr Leben ſchmerzlich, vor ihm.

Einen Augenblick waren ſie ſich ſo gegenüber, lautlos — wenn Blicke töten könnten, hätten ſie ihrigen es gethan —, dann ſetzte er das erſchrene Glas nieder, ihr entſank das Meſſer auf die Erde, ſtreckte die Spitze in die Erde drang und das Meſſer in ſchwankendem Hin- und Herzittern eine Weile ſtehen blieb, ehe es umfiel — ſchluchzend verbarg Charlotte ihr Geſicht mit den Händen und weinte heftig.

„Du weinſt?“ ſagte er. „Weil ich deine Seifenblaſen zerſtöre? Pah, du ſollteſt mir dafür danken! Früher oder ſpäter hätte es ein anderer gethan und für größere Schmerz bereitet als ich. Bei dem Thiere! Mich kannſt du weder mit deinem Weinen noch mit deiner Schuld, aber nicht das Blut und die grauſige Geſchichte bei Lebzeiten, die ich dir verſchwiege!“

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Die Schwalbe.

Die Schwalbe auf der Reiſe. Von **Karl Ruß**.

Viele wenige Vorſtellungen gibt es zwiſchen dem Walten der freien Natur und dem Menſchen, deren nächſte Bekanntſchaft ſchon ſo alt und tief gewurzelt iſt, wie die zwiſchen dem Menſchen und dem ſanften Schwalbenvolke. Sie weilen eben nicht ganz unempfindlichen Menſchen bei, wo auch zum ſonnigen Aufgrund Neuſtädter's unſere eigentliche Heimat iſt.

Unter den Thieren ſind es wiederum die Vögel, die uns draußen durch mit ihren Liedern freudig willkommen heißen, unſer Auge mit ihren bunten Farben und durch ihr fröhliches Weſen erfreuen, durch ihre Zutraulichkeit uns recht mit der Natur befreunden und in die heimiſch machen. Und von all' allen anderen Vögeln gebührt der Schwalbe die Palme der Gemeinſchaftlichkeit und des harmloſen Zuſammenſeins der Thiere.

Mit dem Grauen des nahenden Morgens beginnt ſie vom Dache des Hauſes oder des Stalles ihres Neſtes heraus ihr einfaches Zwitſchern. Sie iſt keine große Künſtlerin, ſo daß wir den Betrachtern unſeres Singvogels weiſen könnte; anſpruchslos wie ihr ganzes Weſen iſt auch ihr Geſang und doch hören es alle Leute ſo gern, die Landmann wie der Städter, und ſtimmt nicht es ehrerbietig, obwohl es den ganzen Tag bis ſpät zum Abend ertönt. Im Gegentheil, es iſt ſo ganz zum Eigenthum des Volks geworden, denn der Volksmund hat ihm tauſend Deutungen gegeben und die volksthümlichſten unſerer Dichter haben es uns in Worte gekleidet, unter denen Rückert's ſchöne Gedicht „Aus der Jugendzeit“ das bekannteſte iſt.

Nicht allein aber das Lied der Schwalbe, ſondern ihr ganzes ſo unſchuldig harmloſes, ſo beredt zutrauliches Weſen hat ſie zum Liebling aller Leute gemacht, die ſie kennen. Der Bauer räumt ihr gern ein Plätzchen in und an ſeinen Gebäuden für ihre Neſter ein; der Hausbeſitzer in der großen Stadt läßt gleich mit dem Abputz des Hauſes am paſſenden Ort Leiſten für die Schwalbenneſter anbringen und der Bewohner des Dachkämmerleins ſchützt ſorgfältig ihre kleinen Heiligthümer in ſeiner Nachbarſchaft. So ſind ſie gelitt und geſchätzt von arm und reich, von allen guten und verſtändigen Menſchen.

Hier und da auf dem Lande knüpft man an die Schwalben viel nach den Volksglauben, der ſie gleichſam heilig ſpricht. Sie ſollen das Haus, deſſen Mitbewohner ſie ſind, vor Feuers- und Waſſersgefahr behüten, Krankheit von dem Beſitzer und ſeiner Familie abwenden und Glück über die Hausgenoſſen bringen. Darum wird denn auch jede Störung der Vögelchen oder gar das Zerſtören ihrer Neſter von den guten Leuten möglichſt abgewendet und gar hart gerathen Jeder und andere nicht mehr im Aberglauben befangene Leute ſowie jeder einſichtsvolle Menſch, der die Schwalben in ihrem ganzen Werth zu ſchätzen weiß, wird ſie und ihre Neſter ſchützen, und nur ein ruchloſes Gemüth iſt dazu fähig, ſie zu verfolgen oder ihre Brut zu zerſtören.

Die Vögelchen ſind nämlich nicht den erwähnten liebenswürdigen Eigenſchaften ihres harmloſen Weſens wegen auch unſerer Freundſchaft und unſeres Schutzes würdig, als ſie zu den für den Haushalt der Natur, für unſere Geſundheit und unſer ganzes Wohl nothwendigſten Thieren gehören, indem ſie ausſchließlich von ſchädlichen Kerbthieren leben. Sie fangen unabläſſig, vom erſten Schimmer der Morgenröthe bis zur anbrechenden Dunkelheit, in unermüdlicher Geſchäftigkeit Mücken, Fliegen, Motten, kleine Schmetterlinge und tauſend andere Arten und nähren ſich und ihre immerfort hungernden Jungen von ihnen. Man mache ſich bedenken, wie viele Thiere unſere Schwalben und doch ſo ſagen Ungeziefer dazu gehören mögen, um nur alle Schwalbe zu ſättigen, wie viele für beide Arten und ein Neſt von vier bis fünf

ungen nothig sind und dann erweisen, wie viele
riaten von ihnen ein einziges Schwalbenpaar
vertilgen muß, um mit seinen zwei bis drei
uten den Sommer hindurch leben zu können
n im Herbst sich Vorrat davon zu machen.

Lobei vermag eine Schwalbe durchaus keinen
haden, weder für den Menschen noch für die
atur, anzurichten. Einige einzige Beobachter
ben zwar behauptet, daß sie viele Bienen raube,
r vielleicht wurden — und wurden leider mit
ch — in einigen Gegenden andere nützliche
sekteneter viele Vögel völlig verfolgt. Durch
rgen und gewissenhafte Untersuchungen und
vbachtungen bewährter Forscher haben nun aber
ie Annahme als durchaus grundlos erwiesen.
Man hat in verschiedenen Landstrichen eine Menge
Schwalben getötet, ihre Magen untersucht und
funden, daß sie ausnahmslos Bienen verschmäht
tten und nur einzelne Drohnen, während sie
deren ganz unempfindlich ist, den Arbeitsbienen etwas
s Leide zu thun, indem sie außer den kleinen
Nadeln ihres Hinterleibes stechen dürfen, ohne
r Leben zu gefährden. Ein ebenso barbarisches
Unrecht ist die Annahme, daß die Schwalben
ßer Bienen auch andere hilfe Gäste befördern.
n Allerlei werden die Schwalben wie blinde
ge jeden vorüberfliegenden Thieren von jedem Alter
Schwalbenpaar gejagt — doch diese Thatsache
er Thiere hat ganz andere Arten als die der
Menschen.

Gesamtübersicht über die Ernährung und Nützlichkeit
ihrer Vogelart muß dem andern am
n letzteren Ende kann diese schließlich kein
ld anderen lieben Schwalbenarten gegründet

In der herrlichen Wanderung, welche die ge-
fiederten Kinder der Luft alljährlich antreten,
gehört der Flug der Schwalbe. Manche Tage hindurch
vermag sie in der Luft sich zu erhalten, jagt sie
dahin, kaum zu ermüdenden Armes auf in
wenigen Augenblicken hoch über der Erde schon
und unbeschreiblich. Als Klagelyrik, Klage-
gesänge, die Psalmen in seinem schönen Buche
„Das Leben der Vögel", so schwungvoll beschreibt,
die endliche Sehnsucht unter Menschen, sammelnd,
daß unabsehbaren von allen übrigen Bewohnern
der Lüfte Artikel.

Unter den vielen Schwalbenarten, welche Europa
bewohnen, sind die Mehl- oder Hausschwalbe
und die Rauch- oder Bauernschwalbe die bekann-
testen und verbreitetsten und auf sie bei den
nahen Verwandtschaft noch eigentlich Bezug. Die erstere,
ein reizendes Vogelchen mit glänzendschwarzem
Kopf, schneeweißer Brust und ebensolchem Bürzel
sitzt über sämtlichen Teilen an den Außenseiten der
Gebäude, unter Felsenhöhle oder anderen vor dem
Regen und vor Raubthieren gänzlich sichern Orte. Sie
trägt dort kleine Erdklümpchen zusammen und
mauert und klebt in oft für zwei Tage ein
Nest aus der Form des vierten Teiles einer
Kugel. Inwendig kleidet sie dasselbe mit weichen
Federn, Haaren, Wolle u. s. w. aus und legt
rahmweiße Eierchen hinein. Wenn das Nest nicht
gestört wird, benutzt sie es mehr Jahre hinter-
einander, indem sie es in jedem Frühjahr aus-
bessert, reinigt und neu ausspeilert.

Die Rauchschwalbe ist der eigentliche Liebling
der Landleute. Ihr Oberkörper ist glänzend-
schwarz und ins Bläuliche schillernd, der Unter-
leib dagegen nicht rein weiß, sondern rötlich
überlaufen; Stirn und Kehle hat ganz rot-
braun. Der Schwanz bildet eine Gabel, deren
beide lange Federn die zum gelenkten Steuern
vorzügliche Dienste leisten. Sie baut ihr Nest
im Innern der Häuser, in Rauchkammern, auf
die Balken und an anderen geschützten Stellen.
Auch nistet sie gern in Schornsteinen, ohne daß
Rauch in ihnen, welcher sie eben den Namen
erhalten hat. Hier werden aber Nester oft
naß, wenigstens der Brutgelasse wegen als zum
Nisten ungeeignet, gehalten. Ihr Neubau ist nicht so
locker und weit als der ihrer Hausschwalben
Schwester.

Als der hauptsächlichsten Feinde der Schwalben,
die ihnen selbst, nicht aber ihrer Brut nach-
stellen, erscheinen Marder, Wiesel, Katzen und
Hausratten. Von den Raubvögeln sind ihnen
nur der Baum- und der sperberartig gestaltete,
der Finken- so mit einem ungeheuren „Appetit"
gleichen. Gegen alle übrigen Raubvögel zeigen
die schwalbenartigen Vögel, selbst die
schwächsten „Vögel" verhalten, sowohl sich
alle Menschen von weit und hoch verkommende
und nun den Feind so lange necken und ärgern,
bis er endlich ohne das nächtere Räuberlein auf die
Gedanken verschwindet und ihn in die Flucht
treiben.

Wie den guten Vogelchen — und zugleich
uns selbst, unsere Hausthieren, Obstgärten und
Äckern — eine Wohlthat erzeugen will, der be-
denke für sie an passender Orte und in, das
seine Kinderchen dann gelungen können, der aber
Lehre etwa nicht Zeit noch Lust, noch Mittel
hat, ohne solchen Gast leben zum Wohnen braucht

anweisen werden. Den Hausschwalben laße man die Leisten am besten unterhalb der Fenster des obersten Stockwerks der höchsten Wohnhäuser anbringen und diese müssen dieselben nothwendig die angegebene Breite haben, damit sie den Schmutz der Jungen auffangen und die Wände vor dem Beschmutzen schützen. Wo die Nester von keinem Vorsprunge geschützt sind, muß man etwa vier Zoll oberhalb der Leisten ein Brett als Schutzdach anbringen.

Bald nachdem die letzten Jungen die Nester verlassen haben und noch einige Abende mit den Alten dorthin zurückgekehrt sind, sammeln sich die Schwalben in großen Scharen und halten eifrige Flugübungen. Sie wählen dann zum Ruhepunkt gern die First eines hohen Gebäudes, wo sie in langer Reihe sich setzen, dann plötzlich auffliegen, einige Schwenkungen ausführen und sich dort wieder sammeln. Dies wiederholen sie mehrere Wochen hindurch den ganzen Tag und suchen zur Nacht nahe Rohrbrüche auf, wo sie zum Schlafen sich ebenso dicht nebeneinander auf die Halme setzen. Dies hat die Veranlaßung zu dem Märchen gegeben, daß sie mit den Halmen in den Schlamm sich versenken, um dort Winterschlaf zu halten. Brehm hat diesen Irrthum gänzlich widerlegt, indem er die Schwalben auf dem Zuge im Innern Afrikas beobachtete. Im Laufe des Monats September verschwinden sie bei uns plötzlich über Nacht und treten mit großer Schnelligkeit auf in ungeheurer Höhe ihre Reise an.

Gewöhnlich zu Anfang des April erscheinen die ersten von ihnen wieder einzeln in der Heimat; dies sind alte, kräftige Männchen, die ihren Gefährten weit vorauszueilen vermögen und denen die Hauptschwärme meistens zu Ende des Monats oft nachfolgen. Hierdurch ist wol das Sprichwort entstanden: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer." Von der Reise kommen sie sämmtlich abgemagert und blaß zurück, woraus hervorgeht, daß sie in der Fremde gemausert haben. Hiernach muß dort an Nahrung für sie kein Mangel sein und müßte es ihnen ganz gut ergehen; doch leider ist dies nicht immer der Fall, denn sie werden oft vom Sturm weithin verschlagen oder kommen durch andere Gefahren auf der Reise in großer Anzahl um.

Bei dem außerordentlichen Nutzen der Schwalbe müßte sie doch eigentlich überall geschont und geliebt werden; dies geschieht indessen keineswegs, denn man fängt sie in manchen Ländern, um sie zu verspeisen, ihres winzigen Fleisches wegen! In Italien, Spanien u. s. w. wird dieser wahrhaft empörende Kannibalismus nicht nur an den Schwalben, sondern auch an andern lieblichen Frühlingssängern sehr häufig verübt — — aber leider werden sogar hier und da auch in Deutschland die Schwalben gegessen.

Weniger bekannt, doch nicht minder bemerkenswerth und in ihrer Weise nützlich sind zwei andere unserer einheimischen Schwalben. Die erstere nistet auf Thürmen und an hohen Gebäuden, hält sich auch nur in großer Höhe auf und ist deshalb vom Volke wenig beachtet. Es ist die Thurmschwalbe. Die andere, die Erdschwalbe, dagegen findet sich in manchen Gegenden auf dem Lande in großer Menge, wo sie, ein ganz kleines, zartes und schwaches Thierchen, mittels ihres Schnäbelchens, ihrer Füße und Flügel oft mehrere Fuß tiefe Höhlen in den harten Boden von Erdwällen u. s. w. zu graben vermag. Sie hat ein schlichtes, braunschwarzes Gefieder und wird meistens wenig beachtet. Doch wer sich die Mühe nehmen will, sie zu beobachten, der wird das herzige Vögelchen bald ebenso lieb gewinnen als ihre Schwestern.

Ein Saltomortale.

Anekdote, erzählt von Ellis Polko.

Etwa zwei Stunden von der Stadt und Festung Minden, nördlich in das flache Land hinein, liegt ein einsames, schloßähnliches Gebäude, „Haus Himmelreich" genannt. Den Chroniken nach ward es von einem rohen und händelsüchtigen Ritter Holle, im 16. Jahrhundert etwa, erbaut. Früher hatte dieser räuberische Unhold in der Nähe von Petershagen sein Unwesen getrieben und vornehmlich dem hochwürdigen Bischof von Minden arg zugesetzt durch allerlei ungehorsame und schlechte Führung, durch Aufreizung seiner Untergebenen zur Widersetzlichkeit gegen seine Bestimmungen und dergleichen Unthaten mehr. Der Kirchenfürst sah sich endlich genöthigt, diesen rebellischen Unterthan in den Bann zu thun und der irdischen wie himmlischen Segnungen verlustig zu erklären. Da hatte denn der Ärgerer mitten in die Heide hinein sich ein luftig Haus mit hohem Thurm gebaut, und als der Bau vollendet, ließ er dem Bischof sagen, daß er von nun an seines Himmelreichs nicht benöthigt sei, alldieweil er sich sein eigenes geschaffen, worin er fortan selbst den Herrn zu spielen gedenke, ihm und dem lieben Gott zum

Trotz, und gab von Stund' an diesem seinem Ritterſitz den Namen „Himmelreich". Der hat ſich denn auch erhalten bis auf den heutigen Tag, ſo oft das Schloß auch ſeinen Beſitzer gewechſelt. Der fromme Biſchof aber ging, als der Ritter Holle noch daſelbſt wohnte, nie ohne großes Geleit von bewaffneten Reißigen auf ſeinem Wege nach Petersdagen an dem Schloßlein der Heide vorbei, denn er fürchtete ſich vor dieſem Himmelreich, wie er ſich ſelbſt nicht vor der wirklichen Hölle fürchtete. Die Hölle mit all ihren Inſaſſen konnte ja auch einem Kirchenfürſten nichts anhaben, allein der Ritter Holle war ſchlimmer als der Oberſte der Teufel und ſcheute ſich nicht vor dem heiligen Kleide. Aber die bewaffneten Begleiter des Biſchofs konnten ihre Schwerter ruhig in der Scheide laſſen, der Ritter nahm keinerlei Rache und ſchaute nur mit luſtigem Lachen aus dem Fenſter ſeines Thurms auf den Zug herab oder ſtimmte mit ſeinen wüſten Zechgenoſſen gottloſe Lieder an, wenn der hochwürdige Herr ſich nahte. Auch kein Blitz vom Himmel fuhr herab, den Frevler zu zerſchmettern, und die Erde that ſich nicht auf, ihn zu verſchlingen, ſo ſehr der fromme Biſchof täglich darauf hoffte. Der Ritter Holle lebte luſtig und ſtarb in ſeinem Haus Himmelreich in ſeinem Bett wie jeder andere fromme Chriſt und keinerlei Schwefelgeruch noch irgendein Feuerzeichen war in der Todeskammer noch an dem Leichnam zu gewahren.

Jetzt ſteht das Wohnhaus des Ritters längſt nicht mehr; nur der alte Thurm iſt noch da, das Einfahrtsthor und die Mauern, die ſich um den tiefen Wallgraben zogen; ein anderes Haus wurde dort aufgebaut. Linden und Eichen ſind überall emporgewachſen, dichtes Buſchwerk und Heimbuchen ziehen ſich längs den Mauern hin. Der letzte Beſitzer hat ſogar einen ſchönen Garten angelegt mit einem Wegengang von Buchen, und Jahr um Jahr wurde der grüne Schleier dichter, der dies Plätzchen vor aller Augen verbarg. Dornröschen hätte gut darin wohnen können, gar mancher Märchenprinz wäre weit vorbeigeritten auf ſeinem Zelter, ohne das Dasein des Schlößchens hinter der Blätterwand zu ahnen.

Im Jahre 1803 etwa geſchah es aber, daß einmal ein wirklicher Prinz, der Prinz Louis Ferdinand von Preußen nämlich, einkehrte in das grünumſponnene Haus. Ob er allda nun ein Dornröschen aus der Verzauberung wecken oder den Frieden des irdiſchen Himmelreichs zu koſten begehrte, iſt niemand recht bekannt geworden. Gewiß iſt nur, daß er ſich's daſelbſt nicht nur tage- und wochen-, ſondern monatelang gefallen ließ. Es war, als ob er das Rauſchen des Lebensſtroms in dem großen Berlin vergeſſen über dem Murmeln eines Wieſenbachs. Man ſagte, der König habe ihn zur Inſpizierung der weſtfäliſchen Regimenter dorthin geſchickt, heimlich flüſterte man ſich freilich andere Geſchichten in die Ohren: von Verbannung und Beſtrafung wegen allzu regelloſen Lebens in der Reſidenz. Wie es aber irgendjemand auf der weiten Gotteswelt übers Herz bringen konnte, den Prinzen Louis Ferdinand zu beſtrafen, das begriff freilich niemand, der den königlichen Herrn nur einmal geſehen, und wer gar mit ihm geredet oder an einem Tiſche mit ihm geſeſſen, hätte wie Tamino eine Wanderung durch Feuer und Waſſer angetreten, wenn er's begehrte, und zwar auch ohne Begleitung einer Pamina. Eine wahrhaft wunderſame Bezauberung übte er auf Männer wie auf Frauen, auf jung wie auf alt aus; in dieſer Beziehung war er ein leibhaftiger Märchenprinz, der ſich eben nur zu zeigen braucht, um alle Hinderniſſe zu überwinden. Für einen jeden hatte er ein freundlich Wort und, was im Grunde noch tiefer ins Herz geht, einen warmen Blick, und kein Armer trat ihm in den Weg, der unbeſchenkt und ungetröſtet geblieben wäre. Und wie ritterlich benahm er ſich gegen die Frauen! Wie eine Geſtalt aus den Zeiten Frauenlob's, wie ein Troubadour aus den goldenen Tagen der Liebeshöfe trat er ihnen entgegen. Aber er bot mit gleicher Liebenswürdigkeit und Aufmerkſamkeit der bejahrten Bäuerin die Hand, um ihr über einen Graben zu helfen, wie der Dame der vornehmen Geſellſchaft, um ſie die Treppenſtufen hinabzugeleiten. Er ehrte das Geſchlecht in der Erſcheinung, nicht umgekehrt. Alte Mütterchen mit weißen Haaren in der mindener Gegend hört man noch mit jugendlich aufblitzenden Augen von dem bildſchönen hohen Herrn erzählen, der bei ländlichen Feſten mit ihren Müttern getanzt und ſie ſelber, die ſtaunend zuſchauenden Kinder, zu ſich emporgehoben und geküßt hatte.

Aber die Männer mußten ihn nicht minder bewundern und lieben, ſo oft ſie ihn auch als den unüberwindlichen Beſieger der Frauenwelt zu haſſen verſuchten. Keiner tummelte ſo ſein Roß wie er, keiner ſprach ſo tapfer dem Becher zu und blieb dabei doch ſo königlich. Wie oft hielt er offene Tafel unter der mächtigen Linde vor

der Einfahrt von Haus Himmelreich und lud manchen heim ein, der eben verunglückt und sein hochzeitlich Kleid anhatte! Wenn doch die Hindenzweige erzählen könnten, die jetzt noch dort rauschen!

Und wenn er an seinem Klavier saß, das er sich von Berlin mitgebracht (man erzählte sich, daß er deren bereits sechs sich angeschafft), so ließ es die Fenster offen und verwehrte niemand, sich in diesem goldenen Melodienstrom zu baden. Da saßen denn oft Scharen von Bauern, alte und junge, gesunde und kranke, mit ihren Frauen, Müttern, Schwestern, Bräuten, um zu lauschen und zu staunen, daß doch der Prinz Louis alles könne.

Die Zimmer des Prinzen lagen im ersten Geschoß; man mußte die alte Wendeltreppe von Stein, die in den Thurm des alten Ritters Holte führte, zur Hälfte ersteigen, ehe man in das Gemach trat, wo das Klavier stand. Auf der linken Seite dieses Gemachs lag das Schlafzimmer, rechts ein kleiner, einfach ausgestatteter Empfangssaal. Eine Flügelthür führte von dem Zimmer des Prinzen unmittelbar in den Garten, der mit dem ersten Stockwerk in gleicher Höhe lag. Diese Baum- und Bogengänge vor den Fenstern machten einen überwältigenden Eindruck, nachdem man bereits eine Wendeltreppe hinaufgeklettert war. Eine köstliche grüne Wildnis schaute durch die Glasthür herein und in dem Laubengang von alten Hainbuchen nisteten zahllose Nachtigallen. Er war so dicht, daß die Sonnen- und Mondesstrahlen kaum ein Plätzchen fanden, hier und da zwischen ein paar Blättchen hindurchzuschlüpfen. In dieser Riesenlaube pflegten, wenn der Prinz spielte, die Gäste aus Minden und der Umgegend sich aufzuhalten, die sich zahlreich täglich einfanden, um dem königlichen Verbannten die Einsamkeit weniger fühlbar zu machen. Auch reizende Vogelgestalten erschienen auf Haus Himmelreich, — denn was wäre der Himmel ohne Engel! — und jene Gruppen, die sich in dem Bogengang bildeten an jenen Sommerabenden, hätten ihren Watteau zu finden verdient, um durch seinen glänzenden und eleganten Pinsel verewigt zu werden. Der zitternde Schein der Wintlichter, die man überall aufgestellt, beleuchtete die schönsten Frauen und Männer. Freilich waren die Trachten der damaligen Zeit, die eng anliegenden Gewänder und wunderlich geschnittenen Mieder weniger geeignet zu malerischen Faltenwürfen und wechselvoller Zusammenstellung; auch die Art, das Haar zu tragen, [illegible] schön, denn die kurzen Locken wurden tief in die Stirn gezogen; aber es waren doch Augen da, die mit dem Sternenglanz wetteifern durften, Lippen und Wangen, die sich vor den goldenen Reifen nicht zu schämen brauchten, die am Eingang des Gartens in so verschwenderischer Fülle blühten, und Formen, die an die Urbilder plastischer Schönheit, an die steinernen Götterbilder Griechenlands erinnerten. Die Männer erschienen trotz der hohen Kragen ihrer wenig kleidsamen Uniformen fast alle stattlich und bedeutend, wenigstens so lange der Prinz nicht bei ihnen war.

Zu allen Zeiten sind jene Menschen selten gewesen, deren Erscheinung allein sie als königlich, als bestimmt, zu herrschen über alle andern, bezeichnet. Prinz Louis Ferdinand würde in dem größten Menschengewühl sofort einem jeden als eine Herrschergestalt aufgefallen sein, als eine wahrhaft vornehme Menschenerscheinung in des Wortes vollster und schönster Bedeutung. Es war etwas Ungewöhnliches an ihm: der eine suchte es in den Augen, der andere fand es in der Stirn, der dritte in dem unbeschreiblich schönen Lächeln des Mundes — oder in der Heldengestalt, jeder aber beugte sich vor diesem Etwas, jeden überwältigte es, bewußt oder unbewußt. Und man verzieh ihm auch alles um dieses Etwas willen. Es gibt Menschen, die ungestraft alles thun dürfen, d. h. an denen man natürlich findet, was an andern sonderbar, ungewohnt, selbst strafbar erscheint. Daß der Prinz Louis Ferdinand ein wundersam lustiges Hoflager hielt auf Haus Himmelreich, verargte ihm niemand. Daß in seine Zechgelage oft das helle Morgenlicht hereinfiel, fand keiner verdammenswerth. Auch sein seltsam wildes Reiten nach Minden belachte niemand. Vor dem Thore des Hauses Himmelreich nämlich sah man den Thurm der Marienkirche von Minden wie einen spitzen Finger gen Himmel weisen. Diese Thurmspitze nun war es, die der Prinz allezeit fest ins Auge faßte, — dann spornte er sein edles Roß und fort ging's auf dieses Ziel los, gerade und unverrückt über Gräben und Hecken, über Felder und quer durch die Heide:

Immer zu, immer zu
Ohne Rast und Ruh'.

Niemand vermochte dem königlichen Reiter zu folgen, der allezeit dahinritt,

das Roß mit Sporen stechend

Dicht neben der Kirche lag die Kanterwohnung. Das bescheidene Stübchen des alten Kantors empfing gar oft einen hohen Gast. Der Prinz liebte es, mit dem schlichten Mann über Musik zu plaudern und seine ziemlich reiche Sammlung von alten Kirchenmusiken durchzusehen. Da saß er denn wol stundenlang vor dem alten Spinett und spielte Bach'sche Fugen und seinen Lieblingschoral, das markerschütternde

C. Bauer und Blut und Wunden ...

das der Kantor die Hände faltete und seine Augen überfließen fühlte. Oder er ließ sich von dem würdigen Mann von Christian Bach erzählen, der drüben in Bückeburg als Kantor des Fürsten Wilhelm gelebt und dessen sich der Alte noch dunkel erinnerte. Nicht selten geschah es, daß er nur um dieser Plauderstunde willen in Regen und Sturm heranritt und dann wieder heimritt. Er war auch ein ganz anderer, jener Mann mit dem träumerischen Blick in dem Kantorstübchen bei der Marienkirche, und der Held mit den blitzenden Feueraugen, der am Morgen vor der Front auf- und niederritt. Aber wo er auch sein mochte, überall gewann er sich die Herzen, und wie wunderlich die Geschichten auch lauteten, die man von ihm erzählte, — man erzählte sie doch immer mit einem Lächeln voller Ironie und mit dem Refrain: „Wo gibt's einen wie unsern Prinzen Louis! Gott segne ihn!"

Und die Frauen sagten das auch, freilich nicht laut, heimlich aber mit noch größerem Entzücken; denn ritterlicher und kühner war keiner, und mit jeder neuen tollen Geschichte vergoldete sich für die Frauenaugen mehr und mehr jener Nimbus, der sich um sein Haupt zog. Louis Ferdinand war und blieb eben für die Bewohnerinnen der „Rothen Grete" jener leibhaftige Märchenprinz auf dem verwünschten Schloß mit dem Namen „Haus Himmelreich". Wie manche mochte eben diese Benennung für die einzig passende jener Stätte halten, die er zu seinem Aufenthalt sich erwählt hatte!

Da geschah es eines Tags, daß der Prinz mit einigen jüngern Offizieren einen Ausflug nach der sogenannten Bückeburger Klus (Klause) unternahm. In einem reizenden Walde, kaum ein Stündchen hinter Minden gelegen, stand ein Wirthshaus, dessen wohleingerichtete Wirthschaft weit und breit bekannt war. Es hatte ein etwas vornehmeres Aussehen als die gewöhnlichen Forst- und Waldschenken, denn der Mann, der es erbaute, verzierte das erste Stockwerk mit einem offenen Altan, der von Säulen getragen wurde. Diese Säulen bildeten über der Hausthür eine Halle, in der sich's im Mai gern wohl sein ließen. Des Prinzen Lieblingsplatz war aber der Altan. Den überragten und überschatteten von beiden Seiten alte Bäume, in deren Laub man mit den Händen greifen konnte, und in der Mitte des Altans sah man über den Kalen hinweg, wie die Sternbänke flauten, und über die fernen Wiesen gleichsam mitten in das Herz des Waldes hinein. Dicht vor dem Hause ging der große Fahrweg vorüber. Nach einem nächtlichen Gewitter war der Tag in wunderbarer Schönheit heraufgezogen. Das Grün erschien tauschend und zahllose Knospen waren auf den Wiesen zu Blumen geworden. Jenes köstliche Duft, von dem sie sagen, daß er das Herz weit und die Gedanken hell mache, strömte und wallte daher; woher er kommt, wer weiß es? Die jungen Männer auf dem Altan tranken ihn im funkelnden Wein und die Heiterkeit wurde immer sprudelnder. Man brachte Trinksprüche aller Art, man rezitirte Schiller'sche Verse, immer hellere Funken von Geist und Witz sprühten umher. Natürlich war dem Prinzen die Löwenrolle zuvertheilt, als man nachher den Löwengarten des Königs Franz aufführte und die gewaltigen Stimmen der verschiedenen Ungeheuer mit großer Virtuosität nachzuahmen versuchte.

Als man endlich müde war, spottete man über den Ritter Delorges und seine Handschuhthat. „Zum Glück für unser kostbares Leben sind diese Zeiten romantischen Frauendienstes vorüber!" rief einer der Jüngsten. „Jetzt begehrt weder ein Fräulein Kunigunde solches Opfer, noch fände sich einer, es zu bringen."

„Hoffentlich fände sich doch wol noch einer, im Dienste der Frauen sein Leben zu wagen! So denke ich!" entgegnete der Prinz.

Ehe noch jemand zu antworten vermochte, rollte ein schwerbepackter Reisewagen von der Bückeburger Straße langsam daher und hielt vor dem Wirthshause still. Der Kutscher ließ den müden Pferden Futter geben. Die Reisenden schienen aber nach einem kurzen Gespräch mit dem Wirth nicht Lust zu haben, auszusteigen; der alte Diener in grauer Livree schloß den Schlag wieder. Vom Altan herab versuchten manche Augen, die Reisenden zu erspähen, aber vergebens. Es zeigten sich nur zwei Frauenhände, die lang ineinandergefügt auf dem Wagenschlag lagen. Es waren Hände von großer Formen

ſchönheit und weichen, langſamen Bewegungen; ſie ſpielten mit einem Handſchuh. Die Frau, der dieſe Hände gehörten, mußte noch jung ſein. War ſie ſchön, war ſie glücklich? Dieſe Fragen gaben der gedämpften Unterhaltung auf dem Altan einen pikanten Reiz. Man hätte zwar einfach hinab- und an dem Wagenſchlag vorbeigehen können, um die beſte Antwort zu erhalten, aber das wäre eine zu proſaiſche Löſung geweſen, die wenigſtens Louis Ferdinand verſchmähte. Eine andere Hand legte ſich jetzt einen Augenblick auf jene ſpielenden Hände, die gebräunten Finger eines offenbar nicht mehr jungen Mannes. War das die Hand eines Vaters, eines Gatten, eines Bruders? Die Frauenhände zuckten nicht auf bei dieſer Berührung, ſie erwiderten nicht den Druck — — es war alſo nicht die Hand eines Geliebten. Still ruhten ſie, um ſich dann nach einer Weile ſanft der laſtenden Hand zu entziehen. Bei dieſer Bewegung entglitt den weißen Fingern der Handſchuh und fiel in eine Furche des Wegs.

„Wer hebt dieſen Handſchuh auf?“ fragte da plötzlich der Prinz, aufſpringend.

Die jungen Männer erhoben ſich und drängten ſich nach der Treppenthür.

„Nein — nicht ſo! Das kann jeder!“ lächelte der Prinz. „Ich meine, durch einen Sprung vom Altan herab, meine Herren!“

Erſchreckte und ſtaunende Blicke begegneten ihm — ein dumpfes Murmeln war die Antwort — man maß mit verſtohlenen Blicken die Höhe des Altans und — trat verlegen lächelnd zurück.

„Ich will euch zeigen, daß es noch in unſerer armen Zeit Ritter gibt, die dem Delorges nichts nachgeben!“ rief Louis Ferdinand. „Seht her, meine Herren, ich hebe den Handſchuh einer Dame auf, ohne daß ſie mich darum gebeten!“

Und ſeinen Säbel mit einem Griff feſter ſchnallend, ſchwang ſich der Prinz auf die Bruſtung; und ehe ein Arm ſich auszuſtrecken vermochte, ihn zu halten, ehe ein Mund ſich öffnen konnte zu einem Schrei, war er hinabgeſprungen. Ob nun die Wucht dieſes wahrhaftigen „Salto-mortale“ ihn auf ein Knie gedrückt oder ob er dieſe Stellung der Dame gegenüber anzunehmen für angemeſſen befunden — genug, die entſetzten Begleiter des kühnen Springers ſahen ihn vor dem Wagenſchlag auf einem Knie, den aufgehobenen Handſchuh überreichend. Dann ſahen ſie ihn aufſpringen und von neuem im Wege ſuchen und — finden, wie es ſchien; denn die ſchöne Frauenhand ſtreckte ſich ihm ſo haſtig entgegen, als er herantrat. Jetzt erkannten auch die Beobachtenden, daß ſich wol ein Ring abgeſtreift haben mochte, denn die Dame ſchob einen goldenen Reif an den Finger der linken Hand und ein Sonnenſtrahl fiel auf einen Rubin, der hell aufblitzte. Und Worte wurden hin und her gewechſelt zwiſchen der Fremden und dem Prinzen — aber keiner ſeiner Gefährten wagte es, hinabzugehen.

Der Kutſcher beſtieg endlich den Bock, der alte Diener ſchwang ſich auf — die Pferde zogen an — — der Prinz trat grüßend zurück. Da — einen Augenblick nur — neigte ſich ein Frauenköpfchen aus dem Wagenſchlag — ein ſchwarzer Schleier war über das reichſte blonde Haar geſchlagen und unter dem Kinn geknotet — — aber die modernen Ritter auf dem Altan hätten ſich jetzt vielleicht minder lange beſonnen, den Handſchuh aufzuheben, der dieſer Frau gehörte.

Der Prinz kehrte nicht ſogleich zu ſeinen Gefährten zurück — er ſchritt allein und in ſich gekehrt den breiten Weg hinunter, der zum Walde führte, und niemand hatte den Muth, ihm zu folgen. Erſt nach einer Stunde trat er wieder zu ihnen. Als er aber die mühſam bezwungene Neugier in allen Geſichtern ſah, ſagte er lächelnd: „Es waren Vater und Tochter — die Inſaſſen des Reiſewagens. Der alte Herr, ein hannoverſcher Gutsbeſitzer, führte ſeine Tochter ihrem Manne wieder zu, nach Berlin. Der Beneidenswerthe iſt Soldat wie wir — aber ſeinen Namen erfuhr ich nicht. Trinken wir auf ſein Wohl! — — und plaudere niemand meinen Delorges-Streich aus!“

Aber es mußte ihn doch ein Jemand ausgeplaudert haben, denn als der Prinz nach Berlin zurückberufen wurde, erzählte man ſich die Geſchichte dieſes Sprunges in allen Häuſern und die Mindener veranſtalteten große Wallfahrten nach der Glus und ſtaunten den Altan an. Manche Wette wurde auch angeboten und ſogar mancher Preis ausgeſetzt von ſchönen Frauen für eine Wiederholung dieſes Wagniſſes; aber — es fand ſich keiner, der es dem Prinzen Louis Ferdinand nachgethan — — und gar um eines Handſchuhs willen!

Böhmische Christussagen.

7. Die Bienen.

Vor Zeiten kam der Herr Christus und Sanct-Peter in Bettlergestalt zu einer Frau, die gerade Brot buk, und Christus bat um etwas Brot. „Ich habe kein Gebäck für Euch!“ sagte die Frau barsch und wandte sich ab. Als jedoch der Fremde nochmals bat, wurde sie böse, ergriff die Brotschaufel und schlug damit den Herrn Jesus über die Stirn. Traurig entfernte sich der Heiland. Nachdem sie aber draußen waren, da bemerkte Sanct-Peter auf der Stirn des Herrn einen rothen Blutstropfen, aus welchem plötzlich ein seltsames, geflügeltes Thierchen entstand. Als Sanct-Peter solches dem Heiland sagte, meinte dieser: „So nimm das Thierchen und lege es in diesen hohlen Baum!“ Sanct-Peter that also und nach einer Weile begann es sich in dem hohlen Baum zu regen und zu summen und ein ganzer Schwarm ähnlicher Thierchen kam heraus und flog von Blume zu Blume. Dann kehrte er in die Baumhöhlung zurück, um nach kurzem Aufenthalt abermals herauszufliegen. Da sagte der Herr zu Petrus: „Nimm etwas von dem heraus, was sich in dem hohlen Baum befindet, und verkoste es!“ Sanct-Peter gehorchte und schnalzte vor Vergnügen mit der Zunge, denn das, was er gefunden, war der Honig, und die seltsamen geflügelten Thierchen waren die Bienen, die aus der Stirn Jesu, aus seinem heiligen Blut entstanden waren. Und darum sind die Bienen so reine und heilige Thiere und werden von guten Menschen so treu beschützt und verehrt!

8. Jesus und die Seele.

Einst begab sich der Herr Jesus vor das finstere Reich der Hölle, doch fand er alle Thore fest verschlossen. Er aber schlug mit der Hand auf eins derselben und es flog sogleich donnernd auf. Da erschollen inwendig seltsame Stimmen: „Wer ist der Mächtige, der unsere Eisenpforten öffnet?“ Und der Herr antwortete ihnen. „Ich bin es, Jesus Christus aus dem Himmelreich, der hierher kam, um die duldenden Seelen zu erlösen.“ Da geriethen die Auser drinnen in große Furcht und beeilten sich zu sagen: „So nimm dir eine oder zwei und führe sie ins Paradies.“ Allein Christus erwiderte: „Ich kam nicht um eine oder zwei Seelen, auch nicht um drei, ich kam um alle armen Seelen. Gebt sie heraus!“ Und die höllischen Geister wagten nichts mehr zu antworten und waren auch ganz still, als der Herr Jesus die Seelen aus dem Fegefeuer zu sich rief. Und diese kamen in langen Reihen zu ihm und zogen freudig zu den himmlischen Pforten hinaus und sangen dabei gottgefällige Lieder. Nur eine einzige Seele blieb abseits stehen, nahm an der Freude nicht theil und weinte bitterlich. Der Herr Jesus Christus blickte sie an und fragte: „Du liebe Seele, warum bist du so traurig und weinst, indessen die andern Seelen jubeln?“ „Ach, wie soll ich nicht traurig sein“, gab die Seele weinend zur Antwort; „ich arme Seele habe einst auf Erden Vater und Mutter geschlagen! Dafür soll ich nun für ewige Zeiten der göttlichen Gnade entbehren.“ „Wenn du dies gethan, o Seele“, sagte der Heiland, „dann vermag ich dir nicht zu helfen und du mußt die gerechte Strafe erdulden!“ Alsbald fiel die verdammte Seele in das ewige Feuer hinein; die andern Seelen jedoch flogen mit dem Herrn Jesus in den offenen Himmel und ihnen zu Ehren läuteten alle Glocken der Erde.

9. Des Mägdleins Himmelsgang.

Es war einmal eine böse Stiefmutter, die hatte eine kleine bildschöne Stieftochter, welche sie aber aus ganzer Seele haßte. Tagtäglich gab sie ihr rauhe Schiltworte, ja sogar Schläge und zum Essen nur steinhartes Brot. Einmal — es war gerade am heiligen Christtage, wo es grimmig kror und Berg und Thal voll geschneit lag — da sagte sie zu dem armen Kinde: „Hier hast du einen Korb, gehe in den Wald und hole mir frische Erdbeeren.“ „Ach, wie könnte ich im Winter Erdbeeren finden“, rief das Mägdlein weinend, „der Schnee hat ja alles zugedeckt und die Kälte macht den Athem frieren.“ „Du mußt die Erdbeeren bringen“, schrie die zanksüchtige Stiefmutter wütig, „sonst schlage ich dich todt!“ Da nahm das arme Mägdlein den Korb und ging schluchzend hinaus. Weit und breit gab es nur weißen Schnee und es war so still, als wäre die ganze Welt gestorben. Als das Mägdlein in den oden Wald kam, legte es an vielen Stellen den Schnee mit den halb erfrorenen Händchen hinweg, fand aber nur gefrorenes Erdreich und aschgraues Moos und keine einzige blühende Erdbeere. Da trete es durch die Wildniß hin und weinte gar bitterlich. Allmählich war es dunkel geworden und die arme Kleine begann sich vor dem Wolf zu fürchten. Nach langer, langer Irrfahrt kam sie plötzlich zu einer

richtung und erschrak heftig, denn sie erblickte eine wunderbare Pracht und Herrlichkeit. Auf einer grünen Wiese blühten lauter große schöne Blumen und hochrothe Erdbeeren und in der Mitte stand ein hoher, herrlicher Christbaum, an dem unzählige Sterne leuchteten, und rings um den Christbaum spielten gar viele holde Engelein und die waren von Licht- und Farbenglanz umgeben und sangen wunderschön. Da kam ein allerliebstes kleines Knabe auf die Staunende zu und fragte sie mild, wie sie hierherkomme. Und als das Mägdlein ihm sein Herzeleid klagte, wie die böse Stiefmutter es immer mißhandle und es umbringen wolle, wenn es keine rothen Erdbeeren nach Hause bringe, da sagte das goldhaarige Kind: „Bleibe bei uns, denn hier ist der Himmel und ich bin das Christkindlein. Ich will dir goldene Kleider geben und Zuckerbrot sollst du essen und süße Milch trinken und die Engelein werden mit dir spielen!" Damit war die Arme gar wohl zufrieden und das holdselige Christkind führte sie zu dem strahlenden Christbaum und wie sie diesen nur ein klein wenig mit dem Finger berührte, da war der Finger ganz golden. Nun freute sie sich inniglich und blieb bei dem Christkind und den Himmelsengelein und sang und spielte mit ihnen und pflückte die purpurrothen Erdbeeren ins diamantene Körbchen. Und als das arme Waisenkind nicht wieder nach Hause kam zu der bösen Stiefmutter, da sagten die Leute, es müsse im Wald erfroren sein; aber es war im Himmel beim Christkindlein.

10. Das Mägdlein im Walde.

Der heilige Christtag war wieder einmal gekommen, draußen in der freien Gotteswelt war es eitig kalt und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab. Da irrte ein kleines verwaistes Mädchen im dichten Walde umher, denn es besaß kein Häuschen, um dort zu wohnen, und kein Bettchen, um darin zu schlafen. Es hatte nur ein dünnes Hemdchen und ein altes graues Röcklein an und holzerne Schuhe an den Füßchen und zum Essen hatte es blos ein Stückchen Schwarzbrot. Als es nun so mutterseelig allein unter den beschneiten Eichen, Buchen und Tannen dahinirrte und große Angst vor den wilden Waldthieren empfand, da begegnete es einem andern Kinde, das gar ärmlich bekleidet war und weinend sagte: „O gib mir doch ein bischen Brot, denn ich bin sehr hungerig!" Da war das Mägdlein gerührt und gab dem Kinde das ganze Brot und das Kind sagte: „Gott vergelte es dir!" und verschwand. Das Mägdlein irrte weiter und traf nach einer Weile ein zweites Kind, das noch dürftiger als das erste bekleidet war und an allen Gliedern vor Kälte zitterte. Weinend sagte es: „Gib mir ein Röcklein, denn mich friert sehr!" Und das Mägdlein gab ihm sein einziges Röcklein und das Kind sprach: „Gott vergelte es dir!" und verschwand. Abermals nach einer Weile erblickte das Mägdlein ein drittes Kind, das mit bloßen Füßchen durch den kalten Schnee schritt, und dem schenkte es voll Bedauern die hölzernen Schuhe. Das Kind zog sie an, sagte ebenfalls „Gott vergelte es dir!" und verschwand. Wie nun die arme Kleine im bloßen Hemdlein dastand und schier vor Kälte zu sterben meinte, da erschien vor ihr plötzlich ein hoher Herr, von himmlischem Strahlenfeuer umfloßen: das war Christus, der göttliche Heiland und der sagte zu dem zitternden Mägdlein: „Weil du so mitleidig warst gegen die duldende Armuth, weil du mich dreimal mit einer Gabe bedachtest, obzwar du selbst hungertest und frorest, so will ich dich auch wohl belohnen, du frommes Kind, und du sollst nun und nimmermehr ein Trübsal leiden!" Hierauf hob der Heiland einige Hände voll Moos, Lehm und Schnee auf, gab sie dem Mägdlein in das Hemdchen, segnete es und verschwand. Als nun das gute Kind sprachlos vor Erstaunen umherblickte, gewahrte es in der Nähe einen Lichtschein, ging auf ihn zu und gelangte zu einem kleinen Häuschen. Es klopfte an und ward von dem frommen hochbetagten Ehepaar, welches daselbst einsam wohnte, liebreich aufgenommen. Doch als es in dem erleuchteten Stübchen stand, da hatte es ein wunderschönes Kleid an und Schuhe von Goldbrokat und im Schoß hielt es anstatt des Mooses, des Lehms und des Schnees eine schwere Menge Goldes und Edelsteine und große Perlen und das leuchtete wunderbold in allen Farben. Die fromme gute Dirne war nun sehr reich und weil sie auch gut vom Herzen und schön von Angesicht war, so wurde sie geehrt und geliebt von allen, die sie kannten, und in der Folgezeit kam ein Prinz aus fernen Landen und heirathete sie.

Alfred Walden.

Auch ein Urtheil über Jean Paul.

Infolge eines Artikels unserer „Unterhaltungen“ „Jean Paul und die Frauen“, in der ersten Nummer dieses Jahrgangs, hatte Herr Ludwig Schreiter in Wien die Freundlichkeit, uns einige das Verhältniß Jean Paul's zu Karoline von Feuchtersleben beleuchtende Originalbriefe einzusenden, von denen wir nur den Einen Brief seiner Eigenthümlichkeit wegen mittheilen wollen. Er ist von Heinrich von Feuchtersleben an seinen Bruder, den Hofrath Gruß von Feuchtersleben, gerichtet; es ist nicht uninteressant, zu sehen, mit welchen Augen ein Hörling das Verhältniß seiner Schwester zu Jean Paul und diesen selbst betrachtete. Sonderbar genug hat die Familie dieses Obermanns, der über den „Phantasten“ Jean Paul so absprechend und geringschätzend urtheilt, selbst einen Idealisten aufzuweisen: den Sohn des Verfassers dieses Briefs von Feuchtersleben, dessen Werke die tiefste Sehnsucht nach dem Schönen und Guten athmen.

„Mein bester Bruder!“ — schreibt Heinrich von Feuchtersleben unterm 3. December 1799 aus Hildburghausen — „Wenn es dem Himmel wieder gefallen sollte, meine ungünstigen Schicksungen zu verändern, will ich versuchen, alles geduldvoll zu ertragen, doch kein Gegenmittel versäumen. Ich will Dir den Vorfall kurz erzählen.

„Ein neuer weimarischer Gelehrter, Namens Richter, der sich durch einige Schriften der lesenden Welt unter dem Namen Jean Paul bekannt machte, hatte Gelegenheit, die Karoline durch Briefwechsel kennen zu lernen, die, ich weiß nicht warum, sich erbat, für die Herrschaft Bücher von ihm zu verschreiben. Bald darauf reiste er her, kam unter dem Vorwand, daß er keine andere Bekanntschaft in der Stadt hätte, viel ins Haus, gefiel sich und wahrscheinlich auch Karolinen — war, wie fast jeder gelehrte Schuz — zudringlich und wurde gleich sehr vertraut mit ihr. Der guten Mutter sei das nicht gut, und ohnerachtet sie ihr eine Vermahnung hat aber gab, ging's doch wie vor, sie glaubte daher, daß es blos Anhänglichkeit für die Lectüre sei, in der sie sehr bewandert ist, und sah es für eine wirkliche unglückliche, gut sein.

„Ich suchte ihn am Hof einzuführen, dann auch einige Bekanntschaft in der Stadt zu verschaffen, wo er interessirte, auch anfänglich durch seine Schmeicheleien und Phantasien gefiel, aber durch sein auffallendes Benehmen, seine sonderbare Attitude Gelächter erregte.

„Er hat um einen Charakter, reißt ab und fing nun den Briefwechsel mit Karolinen wieder an. Dies gab mir den ersten seiner Briefe zu lesen, worauf ich sie bat, ihm die unschicklichen Ausdrücke darinnen zu verweisen — was ihr ohnfehlbar auch ihr Selbstgefühl gethan haben wird — aber sie unterstrichs es und kam nur Bewegungsgründe, die Sache nur noch gefährlicher zu verhandeln. Nun bekam er das Decret als Expectorirt. Kam bald darauf her, um sich zu bedanken — erneuerte die Bekanntschaft und kam zum großen Erstaunen der lieben Mutter noch öfter ins Haus — diese merkte zwar etwas, dachte aber nicht, daß es so üble Folgen haben würde. Ich für meine Person war in Sicherheit und suchte die Sache viel zu viel — lenken würde ich seine Absicht gleich gemerkt und ihn kurz und gut abgefertigt haben.

„Bei dieser seiner zweiten Abreise nahm er seine Frau mit zu der Frau Präsident Hetzler in Weimar zur weiteren Ausbildung. Es wurde hier und mancherlei von den Herrschaften darüber gesprochen — ich bedauerte ihn sehr, weil er mich nicht ungern gut ich ihn vorhanden glaubte — nun lobe ich still, daß es sonderbar von ihm war — daß er darauf anfing Kammer ich nothwendig machen wollte, um seine bisherige Lage zu verbessern. Wirklich sprach er darauf bei Herrschaft die Karoline, um ihre Hand an, die es aber noch einige Zeit verschwiegen hielt, weil sie recht wußte, was eine solche Entdeckung bei der Mutter für einen Sturm erregen werde — doch endlich mußte sie es und ich kam — eine solche Scene habe ich nie weiter gesehen' — — Ich will mich brauche Dir keine Schilderung davon zu machen, weil Du Dich unserer Mutter und ihrer Liebe zu uns wol noch erinnern wirst. Alle das Mädchen ihre Meinung und viel angebracht zu haben, versuchte Lenz bei ihr, sie zu ängstigen schmälte und mit dem letzten Kummer erfüllte, sodaß sie kaum vermochte, ihre Gründe zu Unterlassung dieses Schritts bekannt zu machen. Er misbilligt (so ganz — weil ihr schon das vom guten seligen Vater gelernte Sprichwort — Je gelehrter, desto verkehrter — einen Abscheu für alle Gelehrte, insbesondere gegen Lehrermänner gibt — und weil seiner Gelehrte in Hinsicht seines Geistes sowol als seines Körpers ein wahres Spottbild ist bei Andern auffällt, der nicht wissen kann, wie lange er in Verfall der Leber behält, wie lange er sich an einem Ort aufhalten darf, bei dem Phantast und nicht imponirender Schriftsteller ist — der nach seinem Ableben seiner Frau und Kindern nicht hinlänglichen Unterhalt hinterlassen kann — und weil die Karoline vielleicht noch eine bessere Partie thun kann, aber Ausstände hat an den Hof zu kommen, bei der schon so Vielen ähnlich Planen gibt — ich alle nicht, ohne sich zu verdienen, dem Hofgelächter thätern wehre Grund auszeichnen nöthig hat, indem sie sich eine höhere mariage reussirt.

„Inzwischen scheint die Karoline sich in ihn verliebt zu sein — den Wunsch ihn zum Mann zu haben, für den wichtigsten zu halten — und ihm wahrscheinlich auch schon Versicherungen ungefähr gemacht, es wird daher nicht gut zu ändern sein. Die liebe Mutter bittet dabei, daß sie mit Gewalt es nicht verhindern würde, aber ihre Einwilligung mit williger Zufriedenheit würde sie nie dazu geben können, auch würde es den Rest ihres Lebens der Ruhe berauben. — —

„Natürlich muß man sich nun erst um seine Umstände erkundigen, und nicht gutlautende Nachrichten würden vielleicht das einzige Mittel, was die Karoline wieder zurückbringen könnte. Aber es wird schwer sein, etwas Bestimmtes von ihm zu erfahren, weil er wenig Bekannte und fast gar keine Verwandte hat.

„Ich will den Brief nicht eher abschicken, bis ich Dir die Antwort der Herrschaft über diese Sache beilegen kann."

Rudolstadt, 13. Januar 1800.

„Nun zur Erzählung des Orakelspruchs unserer Verehrten. Diesmal schienen sie den aufgeklärten Zeiten gemäß zu antworten, indem sie sagten, daß sie gar keine Bedenklichkeit bei dieser unegalen Heirath fänden, weil der Mann von unbescholtenem Rufe sei. Aber Gegenung und Falschheit mag dabei noch im Spiele sein, weil, ob sie gleich die Karoline brauchen können, sie doch lieber mit dem Geiste einen Günstling bereichern werden. Die gute Mutter ist mit dieser Antwort ebenso wenig zufriedengestellt, als sie zuvor war."

(Aus einem späteren Briefe vom Jahre 1801.)

„Um Dir eine genaue Schilderung von Richtern zu liefern, kenne ich ihn viel nicht selbst genug; überdies dürfte ich auch nicht einmal meiner Beurtheilungskraft bei solch einem Unternehmen geradezu trauen. Hier muß man die Meinungen sammeln, vergleichen und das Resultat ziehen, was dahin ausfallen wird, daß er ein sehr gelehrter, wahrscheinlich ganz rechtschaffener und edler Mann ist, der aber für die wenigsten Gesellschaften etwas Angenehmes hat. Lese seine Schriften — sie sind voll erhabener Phantasie!"

(Im August 1800.)

„Nun noch etwas von der Karoline ihrer Verbindung.

„Das gegebene Rendezvous zu Auerau, wobei der Geheimerathrath Pranckent Herder als Freund des Dichters war, hat der Sache den völligen Ausschlag gegeben und die gänzliche Trennung, wahrscheinlich zu Karolinens Wohl, bewirkt. Herder mußte die paar Tage hindurch das Brautpaar beobachten und dann als Freund den Ausspruch thun, der dahin ausfiel, daß er die Karoline für zu reell, zu gut und zu umfassend für den Dichter erklärte und daß er vollkommen Ursache habe, zu glauben, daß sein Freund nicht glücklich mit ihr leben könnte! — Dies war genug, um beide zu trennen, weil sie es blos auf diese Meinung ankommen ließen.

„Richter ging bald darauf nach Berlin, wo er mit einem andern Mädchen bekannt geworden und sich versprochen haben soll.

„Karoline hingegen verlachter von jener Zeit an wie eine Thörige alle Männer für Betrüger und Herder's mit Unrecht für den Hauptfeind ihres Herzens. Sie hängt noch immer sehr an Richter und fühlt sich bei ihrem ersten Schmerz sehr unglücklich — jetzt verbessert sie es etwas, doch leuchtet noch Unmuth und Liebe aus allen ihren Handlungen — ihre Schwärmerei und Wißbegierde ist fast noch gestiegen — sie lebt nun am Hofe in einer beneideten position, wo sie freilich mehr bewundert und betrauert als geliebt wird."

Tschabuschnigg's Gedichte.

In dritter Auflage liegen uns die „Gedichte von Adolf Ritter von Tschabuschnigg" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864) in einem hübsch ausgestatteten starken Bande vor. Tschabuschnigg gehört zu einer Gruppe österreichischer Dichter, die sich an Anastasius Grün und Nikolaus Lenau anschließen, seelisch von ihnen angeregt und zugleich in Form und Ausdruck ihrer Dichtung bestimmt wurden. In Tschabuschnigg's Gedichten überrascht den Leser zuerst die Fülle und Verschiedenheit der Klänge, die Mannichfaltigkeit und der Reichthum der Anschauungen; man empfängt den Eindruck eines prächtig ausgestatteten Bildermuseums. Die Vorliebe der österreichischen Dichter für bunte, gewagte und kühne Bilder mag diesen Eindruck noch erhöhen. Vertieft man sich aber in die Sammlung, so begegnet man seinen Empfindungen, sinnigen Gedanken. Tschabuschnigg ist kein „Salonlyriker", er hat eine männliche Ader; darum gelingt ihm im allgemeinen die poetische Erzählung, das gedankenreiche Gedicht besser als das einfache zum Singen bestimmte Lied. Wir setzen, um eine Probe seiner Weise zu geben, zwei seiner Sonette her.

Bivouac.

Was wallt Paris sich lärmend durch die Gassen
In Frack und Blusen? Bajonette blinken,
Soll alles Blut die Barrikade tränken?
Gilt's einmal noch nach gold'nem Traum zu fassen?
Nein! Einen todten Mann nur, einen blassen,
Trägt man zu Grab, und Lorbeerkränze sinken,
Kanonen donnern nach des Kaisers Winken, —
Ist das ein Fest der Liebe, sagst du Hassen?
Er konnte siegen nur, der starke Mann;
Er ging sein Schwert, solang' er lebte, auf;
Hat doch erschreckt der Mann, der schweigen kann,
Wie König Saul vor David's Harfe bebte.
Er graut — versteckt den Sarg in Veilchenreich!
Denn todten Helden kann lebend'ges Macht.

Im Herbste.

Da liegen wir auf heimatlichen Höhen,
Umfangt von Fichten, frischer Meiel wallen
Ums Hochgebirg, die Herdenglocken hallen;
Ein Thalgrund ist's, prächtig anzusehen.
Kirchthürme ragen, wo die Dörfer stehen,
Das Waldhorn tönt, die schönen Bächlein quellen;
Die schwüle Zeit ist weit, der Herbst ist alten,
Sag' nicht zu nah' schon Welken und Vergehen.
Die Blumen ruhen, es vergläht die Rosen,
Bald traut ist alles tief im Schnee begraben;
Doch die Natur giebt ihre so zum Troste,
Verloren liegt sie heute ihrer Gaben;
Sie weiß die Kluft, die Blumen, die ihr fehlen,
Und endlich wird es wieder Frühling sein.

(Siehe ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Die evangelische Bewegung in Italien.

k. — Bekanntlich hatte sich im 16. Jahrhundert die Reformation auch über einen Theil Italiens erstreckt und sie hatte, nachdem schon früher daselbst einzelne Vorläufer der Kirchenverbesserung aufgetreten waren, wie Savonarola, Arnio Paleario u. a., die Gemüther der empfänglichen Italiener tief und gewaltig ergriffen. Aber die Reformation und ihre Frucht, der Protestantismus, wurde auch dort, wie dies auch in Deutschland z. B. in Böhmen, Schlesien, Oesterreich, ebenfalls geschah, unter Anwendung verschiedener Mittel mit Gewalt unterdrückt, und sie hatte sich — schon aus einer frühern Zeit stammend — seitdem fast nur in den Waldensergemeinden Savoyens und Piemonts erhalten. Diesen letztern waren dort gewisse politische Umstände und Einflüsse besonders günstig gewesen und sie erhielten gegenwärtig in Italien, nachdem sie die staatliche Anerkennung erlangt haben, eine reiche, vielversprechende Thätigkeit. Ihre interessantesten Stationen sind Turin und Genua. In beiden Städten ist das evangelische Leben klarer als sonst irgendwo gestaltet und es ist dort durch die Waldenser schon länger eingebürgert. Sie haben in beiden Städten stattliche, auch architektonisch bedeutende Gotteshäuser. Außerdem ist für sie Florenz der Mittelpunkt der evangelischen Thätigkeit, indem dort seit 1860 eine theologische Schule der Waldenser sich befindet, an welcher einige Professoren angestellt sind, und die fertigen Studenten müssen nach absolvirtem Examen ein Jahr im Auslande zubringen, um sich daselbst Einsicht in das große evangelische Kirchenwesen zu verschaffen. Von jenen Punkten aus haben die Waldenser in der letztern Zeit ihre Thätigkeit besonders gesteigert und es sind immer neue Stationen entstanden, so Bologna, Modena, Livorno, Perugia, Ancona, Siena, auf der Insel Elba, in Neapel und in Palermo, wo sie ihre Gemeinden, bald größere, bald kleinere, haben. Sie spannen ihr Netz immer weiter aus, und jedenfalls ist von den Waldensern das meiste für eine Evangelisation Italiens zu erwarten.

Aber neben ihnen gibt es auch Vereine der sogenannten freien Italiener, die theils in neuester Zeit Folge der politischen Bewegungen entstanden sind. Diese Vereine haben einen rein italienischen Ursprung und nationalen Charakter, auf den sie sogar eifersüchtig sind, und sie verschmähen es daher auch, in irgendeiner Beziehung, namentlich was die Glaubenslehre anlangt, an ein Vorbild bisterlich bestehender protestantischer Gemeinden sich anzulehnen. Die freien Italiener schließen sich vielmehr von jedem fremden Einfluß ab, haben sich ganz nach apostolischem Vorbild gegliedert und erkennen nur die Bibel als Norm an. Es ist dort in dieser Hinsicht noch alles im Werden begriffen, aber jedenfalls ergibt sich daraus wesentlich das tiefe Bedürfniß der denkenden Italiener nach einer freiern religiösen Anschauung und einem individuell selbständigen kirchlichen und sittlichen Leben. Der interessanteste Punkt dieser evangelischen Bewegung ist Neapel und diese Bewegung verbreitet sich durch Schulen, welche dort so wie überall sofort errichtet werden, wo eine solche Bewegung Wurzel faßt, in immer weitere Kreise. Daher sind auch diese Schulen als „Pflanzstätten des Satans“ der römisch-katholischen Priesterschaft ein Dorn im Auge und sie arbeiten ihnen und ihren tief und weitgreifenden Einflüssen auf jede erdenkliche Weise entgegen. Ueberhaupt kommt eine solche evangelische Bewegung an den Orten schwer auf, wo das Priesterregiment zu mächtig gewesen, wo jede Bildung vernachlässigt, jedes evangelische und religiöse Gefühl zu Boden gedrückt und erstickt ist.

Alles in dieser ganzen Bewegung ist nur Anfang, wenn auch Anfang zu etwas Besserm. In der Hauptsache fehlt ihr, namentlich an einzelnen Punkten Italiens, ein hervorragender, allgemeines Vertrauen erweckender Persönlichkeit, der es gelänge, die verschiedenen Parteien zu vereinigen und sie für ein einträchtiges Zusammenwirken zu gewinnen. Auch ist die Bewegung noch zu sehr mit politischen Tendenzen vermischt; noch immer bewegt sie sich zu sehr auf dem Gebiet der Opposition gegen die verhaßte römische Geistlichkeit, nur sie ist noch immer keine wahrhaft und ausschließlich religiöse. Es findet sich dort zu wenig evangelischer Glaube und zu geringe evangelische Ueberzeugung, auf das bloße Protestiren und Negiren kommt es nicht an. In den lebhaften, von Phantasie und Leidenschaft so leicht beherrschten Seelen wobei es an nüchternem und scharfem Verstand ebenso wenig fehlt als an großartiger Gemüths- und Gewissenlichkeit, wirkt auch immer der Drang und der Geschmack für prachtvolle, glänzende Formen des kirchlichen Lebens vorherrschend sein und auch der Gottesdienst soll danach eingerichtet werden, während man auf der andern Seite mit seinem Gewissen leichter sich abfindet und im geheimen lacht und spottet, indem man die Knie beugt und das Zeichen des Kreuzes macht. Die formelle Aeußerlichkeit des Katholicismus, die im römischen Cultus ihren wesentlichen Ausdruck des kirchlichen Lebens findet und gleichsam in ihm gipfelt, ist den Italienern viel zu sehr Fleisch und Blut geworden, als daß sie sich davon so leicht frei machen könnten. Gut wenn in Italien die politische Bewegung festere Formen und Verhältnisse angenommen haben wird und wenn die Folgen eines bessern Schulunterrichts in der heranwachsenden Generation gefunden und richtiger-

Ansichten über die Bedürfnisse des religiösen Menschen, über religiösen Sinn und religiöses Leben geweckt und entwickelt haben werden, erst dann wird auch die evangelische Bewegung in Italien zu ihrem Recht gelangen. Eine Hauptbedingung bei diesem geistlichen Befreiungswerk ist die Freiheit von jeder fremden Einmischung. Dasselbe muß sich national, aus sich selbst und aus dem Geiste des Volks entwickeln; der Mensch Italiens selbst muß die italienische Kirche schaffen. Das ist auch die Meinung der italienischen Reformatoren selbst. Sie vereinigen sich wie verschieden auch im einzelnen die evangelische Bewegung in Italien sich äußerlich gestalten mag, gegenwärtig darin, daß sie Jesum Christum als göttlichen Meister und Lehrer der Menschheit anerkennen; sie vereinigen sich in dem Lesen der Heiligen Schrift, im Genuß des Heiligen Abendmahls und in der Verkündigung des Evangeliums für die Menschheit und für die Gesellschaft, aber sie unterlassen eine nähere Bestimmung der Dogmen dieser italienischen Kirche bis zu dem Zeitpunkt, wo sich dieselben infolge einer innern Nothwendigkeit von selbst entwickeln werden. Jedenfalls verdient diese evangelische Bewegung das Interesse der deutschen Protestanten in dem nämlichen Grade, in welchem sie sich auch, und zwar im einzelnen mehr als bisher, an den Bestrebungen und Zwecken des Gustav-Adolf-Vereins zu betheiligen berufen sind.

Pariser Mittheilungen.

IX

[illegible] Ball.

P. v. S. — Von Amerika ist der Wahn des Tischrückens, der Geisterklopferei nach dem ungläubigen Frankreich herübergekommen. Die Apostel der neuen Lehre haben in der vornehmen Gesellschaft von Paris und selbst bei dem klugen Mann in den Tuilerien bereitwillige Aufnahme gefunden. „La science spirite", wie sie ihre Lehre pomphaft genug nennen, blüht in Paris. Man hat die Procedur vereinfacht und sie von mancher kindischen Zuthat befreit. Wer ein „Medium" ist, braucht sich nur mit Feder oder Bleistift vor ein Blatt Papier zu setzen.

Es gibt Séances spirites, der Eintritt kostet einen Franc, ein gemischtes Publikum füllt die Mansarde. Drückende Hitze und übler Geruch verhindern die Gläubigen nicht, bis mehrere Uhr mit der Geisterwelt zu correspondiren.

Indessen treiben andere Gesellschaften die Sache in anständigerer Form. Nur die Mitglieder werden zugelassen, höchstens wird ein wißbegieriger Fremder eingeführt. Allan Gardec brachte — unter Mitwirkung der Geister — die neue Wissenschaft in ein System. Seine Bücher enthalten seltsame Dinge. Halluzinationen mystischer Theosophen, neben manchem Schönen, Wahren, Hoffnungsfreudigen. An Anhängern fehlt es dem neuen Licht nicht. Ich lernte mehrere kennen, unter andern einen hübschen, vornehmen jungen Russen. Wir trafen uns zufällig an einer Table d'hôte der Passage de la Madeleine, die stets eine kosmopolitische Gesellschaft vereinigt. Ungarn, Polen, Russen, Amerikaner, Engländer und einige wenige Franzosen fanden sich da zusammen.

Die Landsleute flüsterten miteinander, sonst war jeder mit einer Zeitung beschäftigt. Die anderthalb Stunden bei Tisch vergingen mir stets sehr langweilig, ein deutscher Laut schlug niemals an mein Ohr. Daher rückte ich mich angenehm überrascht, in meinem Nachbar den Grafen O. zu entdecken.

Während des Mahls plauderte er unbefangen mit mir. Seine mystische Erscheinung, sein blühendes Aussehen verriethen durchaus nicht den Geisterseher. Ich schlug für den Abend den Besuch des Vaudevilles vor, aber er lehnte es ab mit dem Bemerken, daß er abends zu Hause arbeite. Er ist ein begabtes „Medium". Auch hat er sich die Aufgabe gestellt, Allan Gardec's Werke ins Russische zu übertragen. Daß die science spirite bei seinen Landsleuten gute Aufnahme finden wird, unterliegt kaum einem Zweifel.

Verschiedene Wege gehen die Menschen, aber die Mehrzahl strebt dem Vergnügen nach. Der sonderbare junge Mann verschloß sich einer Idee zu Liebe in sein einsames Zimmer. Ich konnte das Bild wie er gedankenvoll über seinem Manuskript lehnte und Wörterbücher zu Rathe zog, um den rechten Ausdruck zu finden, nicht los werden.

Gut der Ballsaal in der Rue de Cadet verwischte diesen Eindruck. Das Local ist hübsch genug, nur die nachgeahmten Malachitsäulen gemahnen an einen zweideutigen Ort. Das Publikum scheidet sich hier in zwei charakterisirte Theile: in Tänzer und Zuschauer. Die Männer werden für ihre Leistungen bezahlt, die Frauen stellen sich zur Schau. Bei der Quadrille, dem sonst so ruhigen Tanz, wird hier die meiste Wildheit entwickelt. Uebrigens ist ein eigener Sittlichkeitswächter anwesend; der schwarze Frack und die silberne Kette bezeichnen ihn, doch seine Grundsätze sind liberal. Die Mädchen ergreifen die Hand des ersten besten Tänzers. Da rast ein kleiner schmächtiger junger Mann dahin; schwarz gekleidet, mit gekünstelt steifer Haltung, den Hut im Genick, spielt er sehr gut den Engländer. Der gravitätische Ernst seines Aeußern bildet einen merkwürdigen Gegensatz zu seinen tollen Sprüngen. Aber sein Gegenüber ist auch besonderer Anstrengungen würdig, es ist „Mlle la Provençale". Sie trägt ein schwarzes Sammtkleid, ihr Gesicht ist braun und mager, sie kann niemals hübsch gewesen sein. Dagegen verfügt sie über Bein bis über den Kopf zu schleudern. Ganz Leben, ganz Nerv, reißt sie unwillkürlich mit sich fort.

Neben ihr versucht eine Debutantin vergebens das berühmte Vorbild zu erreichen. Sie war noch nicht im Stande, sich ein Kleid zu kaufen, und kommt auf den Ball in demselben bescheidenen Anzug, den sie im Magazin oder in der Parterreloge ihres Vaters trug. Die Haare fallen entfesselt über die Schultern, die Knöchel sind noch zu schwerfällig, sie ist noch

nicht gefehlt. Die Kunst geht ihr noch ab; dafür besitzt sie Jugend und Frische. Alles wogen die Figuren durcheinander; eine Breche in der Toilette wird mit Kaltblütigkeit wiederhergestellt. Der Tänzer schleudert seine Dame hoch in die Luft, sie läßt sich zurücksinken auf seinen Arm, der Körper neigt sich bis zur Erde, nervöse Zuckungen erschüttern ihn. Ist es Ermüdung oder Ueberzeugung? Gleich nachher steht sie wieder fest auf ihren kleinen Füßen und lacht.

Nach einem Tanz füllt sich der Nebensaal, dessen Wände mit den Porträts berühmter Kunstherrinnen geschmückt sind. Geschminckte Frauen eilen hier oder dort auf und nieder. Hastig ist der Schleier beiseitegeschlagen, aber das kühne Augenspiel spottet der Leidenschaft.

Männer, alt und jung, von allen Nationen, jeglichem Stand, haben sich eingefunden. Bekannte schatten werden rasch geschlossen, Grüßen haben sich Küsse zugeteilt, Ohrfeigen schallen. Oben auf den Galerien stehen kleine Tische, dort nehmen die Damen zu zweien oder dreien Platz, trinken, essen Zuckerstangen und rauchen Cigaretten.

Die verschiedenen Schattierungen der pariser Gesellschaft lassen sich am besten in den Theatern studieren. In der Oper zeigt sich die große Welt in altem Glanz. Es gibt aber kleine Bühnen, die zu besuchen gar unpassend gilt. Dazu gehört das Palais-Royal, wo man sich übrigens vortrefflich unterhält. Die Schauspielerin Thiers ist die drolligste Person, welche ich in meinem Leben sah. „Man weiß nicht, ob sie Mann, Frau oder Pferd ist", bemerkte mein Begleiter, und er hatte vollkommen recht, so toll war ihre Geberden. Auf den Logenbänken des Balkons findet man sehr viele hübsche Mädchen, einzeln aufmerksam gekleidet, rings um sich blickend. Wenn Damen auf der Gesellschaft das Palais-Royal besuchen, so verbergen sie sich in die halbverschlossenen Logenecke.

Die Mode in den Taufnamen.

G. H. — Die Mode ist eine Alleinherrscherin, sie beherrscht das Leben von der Wiege bis zum Grabe, sie giert unter Taufkissen und schmückt auch den Sarg. Schon bei dem Säugling versucht sie Pathenstelle und gibt ihm in seinen Vornamen ein Anrecht, ein weniger charakteristisch für ihn als für den Geschmack seines Zeitalters. Oder sind nicht auch die Taufnamen der Mode unterworfen so gut wie die Kleidertrachten und die Grabschriften? Vater und Mutter wählen unter den tausend und aber tausend Möglichkeiten hin und her; auch die weitgereisten Großeltern, Tanten und Paten glauben sich ein Wörtlein dareinreden, die Braute für und wider werden kritisch erwogen, Wohlklang und Mißklang, Ton- und Silbenfall sorgsam gepaart, und wurde endlich — vielleicht erst nach manchertei ernsten oder komischen Scenen — die allein richtige Onomatopoesie festgestellt, so ist dann das betreffende Menschenkind zu einem Namen gekommen, es weiß nicht wie. Aber die Aesthetik des Geschmacks, die, abgesehen von manchertei mitwirkendem Eigensinn, dabei den Ausschlag gibt, braucht oft genug nur auf einer dritten Uebereinkunft der Mode, die auch unser Ohr gewöhnt oder verwöhnt.

Bekanntlich wurden bis zur Reformationszeit zu Taufnamen die Namen der Heiligen gewählt, an deren Gedenktag das Kind geboren und alsbald auch getauft wurde (Martin Luther), oder es wurden die Landes- und Ortsheiligen gleichsam zu Gevatter gebeten (Felix und Regula in Zürich, Urs und Viktor in Solothurn). Der Name der Jungfrau Maria wurde und wird noch in der katholischen Kirche allen männlichen Kindern erteilt (Karl Maria von Weber), und bei Gründung des neuen Marienjahres ist dort auch Lumaculata eine willkommene Bereicherung der Namen geworden, sowohl für Prinzessinnen als auch für Prinzen. So natürlich in Spanien und Italien.

In der reformierten Kirche, die konsequenter als die lutherische von der altkirchlichen Sitte sich auf allen Punkten lossagte, wurden die biblischen und besonders die alttestamentlichen Namen beliebt, als die Namen des „Volkes Gottes". Noch jetzt sind in der reformierten Schweiz Benennungen wie Samuel, Jeremias, Daniel, David, Salomo, Judith, Esther nicht ungewöhnlich. Namen wie im lutherischen Deutschland, wo das eigentliche „Volk Gottes" ungleich schwächer vertreten ist, diesem täglich überlassen bleiben. Besonders gefielen sich die Puritaner in den „Heldennamen" und „Habakuk" oder sie erfanden neue Namen wie „Praise-God", zu Komplexen ganze Sprüche der Bibel zu Namen um.

Der Humanismus griff mit Vorliebe in das klassische Altertum zurück und taufte seine Hoffnungen Julius, Cäsar und Augustus. Daß die Namen der deutschen Kaiser (Karl, Ludwig, Otto, Heinrich, Konrad, Friedrich) in Deutschland, wie den Monarchen anderer Länder in steter Verbreitung erhielten, ist ebenso natürlich, als daß in Republiken die Namen sich verbreiteten, die stets einen guten Klang hatten. Wie viele Friedrich und Jakob sind Friedrich dem Großen und Jakob II. zu Liebe allgemein geworden! Gleichwie bei „Napoleons".

Die englische Sitte, Geschlechtsnamen wieder in Taufnamen zu verwandeln, hat auch in der Schweiz Nachahmung gefunden. So ist in der Ost-Schweiz Zwingli zu einem Taufnamen geworden. Bei solcher Sitte konnte auch der politische Parteigeist sich geltend machen und hat es oft genug getan. Daß zur Zeit der Französischen Revolution Arbeiter ihr Kind „Republik" getauft haben wollten, darf und ebenso wenig wundernehmen, als das protestantische Zeitungsblatt, wie die Politik auch um Taufkissen nicht außer Acht lassen wollten, zum großen Schrecken der Pastoren ihre „deutschen Jungen" Hecker, Struve, Garibaldi oder auch Waldeck zu benamen wünschten. Gab es zu doch, wie die Kirchenbücher nachweisen, zur Zeit der Freiheitskriege kleine „Blücherbilder", „Kleistinen",

„Dorkinen“ und „Dülcinen“. Und so sollte es uns gar nicht wundern, wenn nach siegreich beendigtem Feldzug etwa auch einige hübsche „Wrangelinen“ den Ruhm des alten Feldherrn in Versen verewigten.

Daß man in der Zeit der sentimentalen Auflehnung gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von den alten Kalendernamen vollends loskommen suchte, ist erklärlich, aber hier ist ein Unterschied zu machen zwischen den in der That bedeutsamen Namensdeutungen des alten würdigen Nationalismus, der seine Kinder gern Furchtgott, Liebrecht und Wahrmund taufte, und den aus Romanen und Komödien geschöpften Phantasienamen. Das Zeitalter überspannter Ritterdichtungen und überspannter Rittergeschichten liebte auch überspannte Taufnamen. Da gab es Hunderte von Hedwigs, Mesanunden, Kunigunden, Erimud, Ivas, Angelikas und Paminas. Zur Zeit, als Neuffers „Emma“ im Schwunge war, mußten auch die Kinder, die zu dieser Erziehungsmethode prädestiniert waren, diesen Namen tragen. Der unverwüstlich romantische „Arthur“ scheint dagegen in Deutschland erst neuerlich Datums zu sein. Auch der moderne Pietismus wählt unter den biblischen Namen jetzt mit Vorliebe die romantisch klingenden, wie Hulda, Lydia und Tabitha.

Je mehr ein Volk den Wert geschichtlicher Entwickelung zu würdigen weiß, in desto größerer Ehre werden auch die alten, schlichten, christlichen Namen von ihm gehalten und nicht mit nichtssagendem modischen Flitter vertauscht werden. Es ist in gewissem Sinne ein gutes Zeichen, wenn die höhern Stände sich unter Umständen selbst eines kleinen „Hans“ oder „Peter“ nicht mehr schämen, mit deren Namen sich ehrwürdige Erinnerungen der Menschheit und oft auch ihres Familienchronik verbinden, vorausgesetzt, daß nicht auch bei der Wahl solcher und ähnlicher alter Namen wieder ein Stück Aristokratismus mitspukt. Jedenfalls spricht sich ein nicht zu unterschätzender Familiensinn darin aus, wenn dieselben Taufnamen von Generation zu Generation forterben, und diesen Konservatismus der Namensbezeichnung haben gerade deutsche mit den Bauernfamilien gemein: wie die Reuß ihre Heinrich, die Schwarzburg ihre Günther, so kann auch manche westfälische Bauernfamilie ihren Johann oder Peter den sechzigsten und siebzigsten aufweisen, und zwar, wie wir meinen, nicht weniger „von Gottes Gnaden“. Im leichtbeweglichen, mehr nach vorwärts als nach rückwärts schauenden Bürgerstande dagegen wechseln die Taufnamen bunt wie Gewinn und Verlust. Dazu kommt, daß hier immer neue Familien sich verschwägern und so immer neue Vettern mit Paten, neue Oheime und Tanten ihre neuen Namen als willkommenes oder unwillkommenes Taufgeschenk darbieten.

So spiegelt sich auch hierin ein Belegt und fortschreitendes Element, der Konservatismus und Liberalismus, zwei breiten Pole, zwischen denen sich die Entwickelung der Menschheit bewegt.

Für Hermann Marggraff's Hinterlassene.

Am 11. Februar v. J. ist Hermann Marggraff in der Vollkraft seines Wirkens, erst 54 Jahre alt, in Leipzig gestorben. In ihm hatten die deutsche Literatur und der ganze deutsche Schriftstellerstand einen ihrer getreuesten und eifrigsten Hüter und Vertreter verloren. Hermann Marggraff, der sich durch seine lyrischen Gedichte und Balladen, durch sommerliche Romane und Dramen, vorzugsweise aber als Literaturhistoriker und Kritiker einen ehrenvollen, in weiten Kreisen geachteten Namen erworben, hatte es sich, namentlich als langjähriger Herausgeber der „Blätter für literarische Unterhaltung“, zur Lebensaufgabe gemacht, die deutsche Literatur zu heben und ihr die Anerkennung zu erringen, auf welche sie den gerechtesten Anspruch hat. Das Leben, welches für ihn ein unausgesetztes Ringen und Mühen, Arbeiten und Sorgen war, ist ihm den Lohn für sein Streben schuldig geblieben, um so mehr ist es für alle, welche Marggraff's Namen kennen, zur Ehrenschuld geworden, an seine Hinterlassenen den Zoll des Dankes abzutragen.

Hermann Marggraff hat außer seiner Witwe noch sechzehn unerzogene Kinder, von denen das jüngste erst anderthalb Jahr alt ist, hülflos zurückgelassen. Zwar wird die Schriftstellerin, deren geistiges Schaffen mit ehrlichster Arbeitslust es war, sich seinen Hinterlassenen gewiß in entsprechender Weise annehmen, aber selbst wenn eine Gabe, wozu gegründete Aussicht vorhanden, ziemlich ausfällt, wird die Sorgenlast der Familie dadurch allein noch nicht vollständig gebrochen. Dies zu erbreiten, hat in Leipzig die Unterzeichneten zu einem Comité zusammengetreten, und wie sie bereits hier mit ihrem Gesuch zu diesem Zweck gewirkt haben, richten sie auch an alle wohlmeinenden und freidenkenden Männer im übrigen Deutschland die Aufforderung mit dringende Bitte, sie durch Beiträge in diesem Streben unterstützen zu wollen. Jede Zeitungsredaktion wird gern zur Beförderung an uns entgegennehmen.

Leipzig, im März 1864.

Das Comité für Hermann Marggraff's Hinterlassene:

Baumann Hermann Bodeck. Buchhändler Dr. Eduard Brockhaus. Wilhelm Felsche. Dr. Friedrich Friedrich. Stadtrath Gerbel. Buchhändler Franz Köhler. Rechtsanwalt Dr. Hermann Langer. Hofrath Marbach. Dr. Paul Möbius. Professor Wenck. Professor Wuttke.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sie, Fräulein Eveline. Der Landschaftsmaler kann sich nicht schönere Partieen wünschen.

Eveline (sieht zur Seite fort).

Gustav.

Ich habe die ganze Geographie meiner Heimath vergessen und nur den Namen Friedersdorf behalten. Nun, jetzt kennen Sie die Ursache meiner Abreise?

Madame Steiner.

Mein Sohn hat sie mir genannt. Sind wir Ihres Vertrauens nicht würdig gewesen?

Gustav.

Ich durfte nicht reden, ich hatte es feierlich den Aeltern meiner Braut geloben müssen.

Madame Steiner.

Leben diese noch?

Gustav.

Sie sind todt. Ein großes Unglück für die Familie, da die übrigen Kinder zum Theil noch unerzogen sind. Ich habe mich nicht genug verwundern können, wie meine Beate selbst die Zügel der ganzen sehr bedeutenden Wirthschaft ergreifen konnte — jetzt wissen Sie, Fräulein Eveline, warum ich den Namen Beate musikalisch fand. Meine Verlobte besorgte den Güterverkauf, die Abzahlung der darauf stehenden Gelder, die Erziehung ihrer jüngern Geschwister, kurz ich freue mich über diesen praktischen Sinn, um so mehr, da ich

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 14.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. XIV. — Alexander Sottwedel. Charakterbild von Heinrich Arnold. — Der Krankheit der Gaukelmeister. Von Gustav Kasch. — Der „Ungarische Simplicissimus". I. — Miscellen: Fahrende Musikanten und Sänger in Wien. — Berliner Briefe. III. Ein Volk von Knaus. Aehnlichkeiten. Die Verwunderten. Ein Kündlerhaus. — Eine Zeitschrift für häusliche Erziehung.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

XIV.

Charlottens Thränen, ihr mädchenhaftes Erschrecken, das in einer so seltsamen, gleichsam verzweiflungsvollen Handlung sich kundgegeben, hatten den Fremden wütig gemacht und, so weit seine spöttische und cynische Natur dies zuließ, gerührt; so rauh die Worte auch noch klangen, die er zuletzt gesprochen, ein freundlicherer Ton verrieth in ihnen, der die Wunden heilen zu wollen schien, die vorher seine Zunge geschlagen.

In der Pause des Schweigens hüllten sich allmählich Charlottens Thränen; es war ihr, als ob sie doch in ihrer Leidenschaft über die Grenze gegangen, welche die Schicklichkeit ihrem Geschlecht vorschreibt, und habe durch ihre rasche Bewegung seinen Gast beleidigt. Darum beugte sie sich, in neue Röthe und Blässe auf ihrem Antlitz wechselnd, nieder, um das Messer vom Boden aufzuheben.

„Es liegt gut so", unterbrach er ihr Bemühen, „lassen Sie's nur, gerade in der Mitte zwischen uns. Mit solchem Messer wird man die Verlegenheit von der Zukunft schneiden. Ich habe sie vorher gängstigt, meine Gedanken sind wilde Pferde, die mit mir durchgehen. Und dann, aufrichtig heraus, ich halte es für Unrecht und Sünde, daß man die Menschen in Unwissenheit und Blindheit aufzieht, sie mit leeren Namen täuscht und ihnen Wesen und Gestalt der Welt hinter allerlei Schleiern verheimlicht. Ich habe früh dies Gewebe von Lüge und Eitelkeit durchschaut. Meine Pläne für das Wohl der Menschheit sind alle zertrümmert, ich kann noch von Glück sagen, daß mich meine Collegen, die Aerzte, nicht wegen meiner medicinischen Schriften, die ihre Betrügereien und Prahlereien aufdecken, in ein Narrenhaus sperren ließen. In frühern Jahrhunderten wurden die Verkündiger der Wahrheit verbrannt, jetzt spart man das Holz und läßt sie verhungern, verfaulen."

„Haben Sie denn nie", wagte Charlotte zu entgegnen, „auf Ihren Wanderungen einen Freund gefunden? Sollten alle die gelogen haben, welche die Freundschaft und die Tugend gepriesen?"

„Gelogen — nein; sie wurden durch den Schein der Dinge getäuscht oder sie kamen gar nicht in die traurige Lage, die Neigung ihres Freundes auf eine entscheidende Probe zu stellen. Wir sind alle nur die Affen der Götter und die Affen der Tugend. Aber von jeher gab es Thoren, die uns eine Seele, einen himmlischen Funken

andichteten. Das ist der große Irrthum, an dem wir kranken. Was uns bewegt, ist die Habsucht, der Trieb der Selbsterhaltung. Das Uebrige haben unsere Weisen als Aitelkeit darumgehängt."

„In welches Leben, wenn Sie es wahr schildern, sind wir geworfen!"

„Die Thiere haben kein besseres. Und es wäre vielleicht erträglich, wenn unsere klugen Einrichtungen es nicht vollends verdorben hätten. Eine falsche Erziehung reißt uns aus den Armen der Natur. An die Stelle der Freiheit und Erkenntniß, der wahren Erzieherinnen des Menschengeschlechts, ist die Knechtschaft und der Aberglaube getreten. Von den wenigen sind die meisten um Besitz und Eigenthum betrogen worden; Herren die einen, Sklaven die andern. Kann das ewig dauern? Schöne Bilder dort, diese Landschaften Poussin's! Wer aber empfindet ihre Schönheit, wessen Auge ist für die Harmonie ihrer Formen gebildet? Eine kleine, verschwindende Zahl. Alles Gute und Schöne der Welt gehört dem Reichthum. Er schafft ein Paradies oder eine Wüste um sich her, je nach seinem Belieben. Arm und nackt komme ich jetzt aus England. Wie diese Lords leben! Herrliche Landhäuser, mit allem Köstlichsten geschmückt, und ihre Wohnung, Scharen von Dienern harren ihres Winks, barhäuptig stehen ihre Pächter in der Vorhalle... Tausende müssen hungern, damit ein Lord genieße. Ist ein Lord besser wie ich? Ist er ein Gott? Betrunkene Lumpenkerle sind sie, roher wie ihre Kutscher. Fort mit all diesen Adelichen, einen um den andern möcht' ich erwürgt sehen!"

Etwas wie ein Lächeln schlüpfte über Charlottens Lippen: „Sagt Ihnen denn nicht eine Ahnung, daß Sie selbst in dieser Stunde im Hause eines Edelmannes sind?"

„Bin ich's? Haha, Gaukelspiel des Zufalls! Nur ändert es meine Grundsätze nicht. Warum soll ein Strahl von dem, was wir Philosophen Menschlichkeit nennen, nicht auch einmal in das Herz eines Adelichen dringen? Die Natur gefällt sich in der Erzeugung von Widersprüchen. Also eine Adeliche — um so eher sollten Sie an den Hof gehen und Ihr Glück versuchen, trotz Ihres Plutarch; seine Helden wie seine Weisheit sind längst vermodert, Cäsar's und Brutus' Staub zu demselben unterschiedslosen Lehm geworden, aus dem man Töpfe macht. Der Himmel beschütze Ihre Unschuld, nur ist's vortheilhafter, sie zu verkaufen als zu bewahren."

„Warum fliehen Sie denn der Wahrheit getreu, wenn Sie überall den Sieg der Falschheit sahen?"

„Bei dem Gott der Philosophen, Sie sind eins der wunderbarsten Geschöpfe, die mir noch begegnet. Ihr Verstand und Ihr Muth weisen Sie unter die Männer. Warum ich tugendhaft bin? Wüßte ich es nur selbst! Vielleicht, da wir alle ans Schaun gekettet, bin ich zu feig, ein Verbrechen zu begehen. Diogenes verließ seine Tonne nicht, ich trenne mich nicht von meinem Bettlergewand. Es ist nun einmal mein Los, Unheil zu stiften. Schelten Sie's Eitelkeit, aber ich habe Augenblicke, wo ich mich selbst bespiegele und für den größten und merkwürdigsten Mann dieser Zeit halte. In Paris trieb sich vor einiger Zeit in den Gassen und den Kaffeehäusern ein verderbener Musikant herum, der behauptete, mit dem berühmten Rameau verwandt zu sein. Als junger Mensch lernte ich ihn kennen, das ist mein Lehrer in der Weisheit und Menschenverachtung gewesen. Zuerst hätte ich ihn am liebsten angespieen, er erschien mir wie ein Dämon, gerade wie ich Ihnen. Nachher bekehrten mich die Geißelschläge des Schicksals zu seiner Lehre. In Einem aber übertreffe ich ihn: ich bin kein Spaßmacher, kein Schmarotzer, ich unterhalte nicht die vornehmen Herren und Damen mit meinen Witzen wie er, ich sinne, ich sinne . . ." er machte die Bewegung des fallenden Richtbeils. „In mir steckt der Geist des geknechteten Volks, sein Haß, sein Grimm, ein Umsturz des Staats. Ich soll dem wackern Cartouche ähnlich sehen; pfui! Cartouche war ein gemeiner Dieb, der sich mit den Börsen und Ringen der Reichen begnügte, ich fordere ihre Köpfe. Wahrhaftig", und blitzschnell fuhr er in die Höhe, „ich bin ein großer Mensch und ein Unsterblicher!" Und mit seinen wilden Sprüngen raste er durch das Gemach, die Weinflasche um den Kopf schwingend wie ein Trunkener, dem man ausbiegt, und wieder wie einer, der, an Krämpfen leidend, unter Mitleid erregt. Ganz hatte er die Anwesenheit Charlottens vergessen, die sich in ihre Fensternische zurückgeflüchtet. „Haha!" grinste er. „Guten Abend, Victorie! Schöne Maranie, dein thurmhohes Toupet ist in Unordnung gerathen! Wollen wir tanzen? Auf Leben und Tod! Nun beginnt der Tanz. Wir nehmen die Fackeln und stecken die Vorhänge, die seidenen Tapeten in Brand. Die fallen verraucht unter den Tisch, jene werfen wir aus den Fenstern. Solch ein Schauspiel ist unerhört auf Erden. Aber es kommt, es droht, es taucht

herauf, ein Sturmgeiste von Stimmen und Klängen. Ich fühle, wie ich wachse, riesengroß über das Gesindel und Gewürm emporrt." Zwei-, dreimal schlug er sich an die Stirn. „In meinem Kopfe gärt's wie in dem Jupiter's, als Minerva daraus hervorspringen wollte. Fünfmalhunderttausend Menschen hat Nero gerichtet — hab' ich nur einen Namen für das Ding, das darinnen hämmert."

Eine Weile vernahm schon die ängstlich horchende Charlotte das Heranrollen eines Wagens auf der Landstraße. Erleichtert athmete sie auf, es war der Wagen, der den Vater und die Geschwister heimbrachte. Der neue Wortausbruch des Fremden bekümmerte sie darum weniger, in kurzer Zeit mußte sie aus ihrer peinlichen Lage befreit sein. Draußen auf der Schwelle regte sich der Hund mit freudigem Gebell, er ahnte die Ankunft des Herrn. Sein Gebell rief auch den alten Antoine, der in der Küche am Herd saß, wohin er sich nach dem Genusse des Fremden begeben, in die Vorflur. Langsam schien bei hartem Gezänk und der Bewegung im Hause der späte Gast wieder zur Besinnung zu kommen. Er legte die Klinge auf den Tisch, hob nun selbst das Messer Charlottens vom Boden auf und sagte: „Eine wüste Phantasie! Es thut mir leid, daß der Dämon in Ihrer Gegenwart aus mir sprechen. Oder nein, es war gut so! Sie wissen jetzt, daß der Tag der Rache heraufdämmert, daß hinter dem schimmernden Glanz und der Pracht der Paläste eine dunkle Masse liegt, die nach Licht und aus der Formlosigkeit nach Gestaltung ringt. Die heilige Canaille, das arme Volk! Viele Millionen fühlen nur, schlagen nur zu — bisher lagen sie führerlos umher, in mir haben sie den Kopf gefunden, der für sie denkt. In Troja gab es, als die Griechen die Stadt belagerten, eine wahnsinnige Hexe, die fortwährend den Untergang des Reichs weissagte; Kassandra hieß sie — haha, solch eine Kassandra bin ich! Mein Unheilgekrächze wird das wildeste Sturmgebrüll übertönen, die Menschheit braucht wieder ein Blutbad, sich rein zu waschen. Gute Nacht, mein Kind! Ueberlegen Sie sich meinen Vorschlag, machen Sie Ihr Glück am Hofe in Versailles, genießen Sie Ihre Schönheit. Die Gräfin Tubarry besitzt ein schönes Schloß, einen schönen Park und unermeßlich viel Diamanten und Perlen — und alles ehrlich erworben durch eine hübsche Larve. Die Unschuld ist die Unwissenheit, die Jugend eine Thorheit; werfen Sie beide über den Bord Ihres Lebensschiffs. Ob Sie als tugendhafte Frau eines guten Mannes oder als die Geliebte eines Königs sterben, Sie werden die Sünde, das Elend und den Schmerz weitergepflanzt haben. Schenke Ihnen der Himmel keine Kinder, warum sollten gerade durch Sie noch mehr Unglückliche in die Welt kommen?"

Hier hatte die Rede ihres Vaters dem Gespräch ein Ende gemacht.

Als sie am anderen Morgen, später als gewöhnlich, nach schlaflos durchwachter Nacht aus ihrem Bedenkämmerchen in das Wohngemach hinabgestiegen war, mit lebendem Herzen, den Unbekannten noch zu hören oder dem Vater Rede stehen zu müssen, hörte sie von diesem, daß der Gast schon in früher Morgenstunde das Haus verlassen hätte. Dabei lachte der Vater über den Schrecken, den dieser Mann, wie er ihm beim Abschied erzählt, Charlotte und dem alten Antoine eingejagt; und als sie nun schüchtern fragte, ob er denn den Namen des Fremden wisse und was er von ihm halte, erwiderte Herr d'Armont: nach seinem Namen habe er sich nicht erkundigt, aber es müsse ein geschickter Arzt sein, ein wenig wunderlich, aber das wäre so die Art der Gelehrten. Nach dieser Erklärung des Vaters verschloß Charlotte in dem ihr eigenen Hange des Geheimhaltens tief in ihr Innerstes, was sie von dem Fremden gehört; sie mochte fürchten, eine Thorin gescholten zu werden; der klare, nüchterne Sinn ihres Vaters, sein scharfer Blick hatte nichts Außerordentliches an jenem Mann entdeckt.

Heute, in Paris, tauchte jenes Ereigniß aus ihrer Erinnerung lebendig, greifbar wieder hervor. Sie sah den Mann, jedes seiner Worte klang noch einmal, ihr Herz zerreißend, an ihr Ohr; wieder fiel das Messer zwischen ihnen nieder und schwankend mit seiner Spitze im Boden. Wie damals, riß sie auch jetzt ein durch die Straße eilender Wagen, der Hufschlag der Pferde aus dem Pförtner aus ihrer geistigen Betäubung.

„Marat!" sagte sie vor sich hin. Die That, die sie morgen vollbringt, warf ihren gewaltigen Schatten vor sich hin. Die Nothwendigkeit, zu ruhen, um in der Entscheidung nicht kraftlos zusammenzubrechen, machte sich geltend. Der Sturm, der in dem Kopf jenes Mannes tobte, er tobte in dem ihrigen. Ein Schreckliches rang sich aus der Tiefe selbst zum Licht auch in ihr empor. Vor sieben Jahren wußte jener noch keinen Namen für dies Unbekannte — sie sprach ihn jetzt aus: Revo-

lution! Das Gehirn von Millionen hatte dies Wunder ausgebrütet, ein unbeschreibliches Etwas, mit dem Haupt und dem Glanz einer Göttin, von jener Schönheit, wie wir sie der Freiheit und dem Ideal zuschreiben, watend in einem Meer von Blut, versinkend in ein Meer von Schmutz — die Revolution, deren erster Prophet und gleichsam ihr Sinnbild jener fremde Wanderer gewesen.

Gab es aber keine Möglichkeit, das Ideal in seiner Reinheit wiederherzustellen, es von den irdischen Flecken zu befreien? Jenes Ideal, das im Sommer 1789 als ein leuchtendes Meteor am Frankreichs Himmel stand?

Von einem plötzlichen Zuge der Begeisterung erfaßt, setzte sich Charlotte und begann zu schreiben; sie war wie außer sich.

„Wie lange*), ihr unglücklichen Franzosen, werdet ihr euch in der Verwirrung und in den Parteiungen gefallen? Allzu lange schon haben Parteihäupter und Verbrecher an die Stelle des allgemeinen Wohls ihren Eigennutz und ihren Ehrgeiz gesetzt. Warum, o ihr beklagenswerthen Opfer ihrer Wuth, warum tödtet und vernichtet ihr euch selbst, um auf den Trümmern des verwüsteten Frankreich den Bau ihrer Tyrannei zu erheben?

„Ueberall bricht die Zwietracht aus; durch Verbrechen und Unterdrückung triumphirt die Bergpartei, trunken von unserm Blut leiten einige Ungeheuer ihre abscheulichen Pläne und führen uns auf tausend verschiedenen Wegen zum Abgrund.

„Wir arbeiten an unserm eigenen Untergang mit mehr Kraft, als man jemals darangesetzt, die Freiheit zu erobern! Franzosen, noch eine kurze Frist und nichts wird von euch bleiben als die Erinnerung, daß ihr vereint gewesen!

„Schon ziehen die ergrimmten Provinzen gegen Paris, schon entflammt das Feuer der Zwietracht und des Bürgerkriegs die Hälfte dieses großen Reichs; ein Mittel gibt es noch, dies Feuer auszulöschen, aber es muß schnell ergriffen werden! Schon ist Marat, der niedrigste der Verbrecher, dessen Name allein ein Bild aller Frevel darstellt, unter dem rächenden Dolch gefallen; schon erschüttert sein Tod den Berg und läßt Danton und Robespierre erbleichen, diese andern Räuber, die auf einem blutigen Thron, umringt vom Blitze, sitzen — von dem Blitz, den die rächenden Götter nur darum noch nicht auf sie herabschmettern, um ihren Sturz gewaltiger zu machen und alle zu erschrecken, die auf dem Ruin betrogener Völker ihr Glück zu errichten jemals versuchen sollten!

„Franzosen, ihr kennt eure Feinde, steht auf, vorwärts! Möge es nach der Vernichtung der Bergpartei nur noch Freunde und Brüder unter euch geben! Ich weiß nicht, ob der Himmel uns eine republikanische Staatsverfassung bestimmt hat, aber nur im Uebermaß seiner Rache kann er uns in einem Anhänger des Bergs einen Herrn geben...

„Frankreich, deine Ruhe hängt von der Ausführung des Gesetzes ab, — ich verletze es nicht, indem ich Marat tödte! Von dem Weltall verurtheilt, ist er vogelfrei... Welcher Gerichtshof wird mich richten? Wenn ich schuldig bin, war es auch der Meide, als er die Ungeheuer tödtete — aber gab es je haßenswerthere? Ihr, Freunde der Menschlichkeit, werdet kein wildes Thier bedauern, das sich von eurem Blute genährt, und ihr armen Aristokraten, welche die Revolution nicht genug verschont hat, werdet es ebenso wenig bedauern, ihr habt nichts gemein mit ihm!

„O mein Vaterland, dein Unglück zerreißt mein Herz! Ich kann dir nur mein Leben darbieten und ich danke dem Himmel für die Freiheit, die er mir gab, darüber zu schalten. Niemand wird durch meinen Tod verlieren, mein letzter Seufzer soll meinen Mitbürgern nützlich sein! Mein Haupt, in Paris vorhergetragen, sei ein Zeichen, um das alle Freunde der Gesetze sich sammeln! Mit meinem Blut sehe der wankende Berg seinen Untergang geschrieben! Möge ich sein letztes Opfer sein und die gerächte Welt erklären, daß ich mich um die Menschheit wohl verdient gemacht... Betrachtet man meine Handlung mit andern Augen, mich kümmert es wenig.

Ob diese große That den Schrecken ist,
Ob die Bewunderung der erstaunten Welt,
Mich zeigt es nicht, in der Erinnerung leben,
Hat weder Ruhm noch Vorwurf mein Gemüt
Stets war ich treu, ein Freund des Vaterlandes.
Erfüllt' ich meine Pflicht — der Welt ist nichts

„Meine Verwandten und Freunde möge man nicht beunruhigen, niemand wußte um meinen Plan! Meine Jugend beweise, was die schwächste Hand vermag, wenn vollkommene Hingebung sie führt! Gelingt mein Unternehmen nicht: Franzosen, ich habe euch den Weg gezeigt, ihr kennt eure Feinde! Erhebt euch, auf und schlagt sie!"

*) Adieux de Charlotte Corday aux Français.

Wie im Rausch, in der Gewalt ihres Genius hatte sie diese Worte niedergeschrieben; in ihnen glühte ihre Seele aus. Ein Blatt Papier, leicht vom Winde entführt, nichtig, gering — ein Sandkorn, das die Welle der nächsten Stunde in die Unendlichkeit und Vergessenheit fortspült; und doch wieder ihr Schicksal besiegelnd: sie kam sich, das Geschriebene, ihr Testament an ihr Volk und die Welt, noch einmal überblickend, wie eine Verlorene vor.

Nun aber, da sie ihren Kräften zu viel zugetraut, verwirrten sich ihre Verwechslungen und Gedanken. . . Der Auftritt im Garten des Provinzials, jenes Abenteuer in der Novembernacht, das Vergraben des Kleiderschatzes, der Ring der Freiwilligen aus Caen, alles verschmolz in wunderlichen, ungeheuerlichen Bildern. Schärfer trat da der schmerzliche Zug auf ihrer Stirn hervor, ihre Lippen murmelten ganz leise „Marat!"

Dieser 13. Juli war in Marat's Hause einer der unruhigsten und unerfreulichsten Tage. Selten hatte sich die üble, mürrische Laune des „Volksfreundes" so heftig und rücksichtslos geäußert, selten so ansteckend auf seine Umgebung gewirkt. Simonne Evrard war ein echtes Weib aus dem Volke, roh, gutmütig und gegen Marat voll Verehrung und Hingebung; sie ertrug seine Launen und wagte es auch wol, wenn er es nach ihrer Meinung zu arg trieb, ihm barsch und gebieterisch zu erwidern; allein ihr Zorn verflog so leicht, wie er aufgebraust, und eine Stunde nach dem heftigsten Gezänk konnte sie wieder lachen und ihn ihren „einzigen Freund und Geliebten", den „Retter und zukünftigen Diktator Frankreichs" nennen. Nur heute wich der Verdruß nicht aus ihrem Gesicht. Die arme Bürgerin Pain ward angefahren und mußte sich in dem Vornamen einer Schwägerin, den ihr Marat gegeben, auch noch den einer Aasleserin gefallen lassen; Katharine wurde geschalten, daß sie, am Fenster spend, in die Wolken starre, die blau und strahlend im Morgensonnengold über die spitzen Dächer zogen und in die dunkle Gasse der Franciskaner den Widerschein eines fröhlichen Himmels warfen. Am übelsten indes spielte Simonne ihrem Friseur, David Bruneau, mit. Zweimal begann er von dem furchtbaren Sturm der vergangenen Nacht, der offenbar etwas zu bedeuten habe, und von dem Sturz seines Schiffes zu erzählen, einem Ereignis voll schwerer Bedeutung; zweimal gebot ihm Simonne, zu schweigen und sich mit dem Kräuseln ihres Haars zu beeilen. So schnell aber war David Bruneau nicht aus dem Felde zu schlagen; er ließ einige dunkle Winke von einer reichen und schönen Fremden fallen, die ihm den Wunsch ausgedrückt, den großen Volkstribun Paul Marat kennen zu lernen, und hoffte dadurch die Neugierde Simonne's zu reizen. Wie sehr hatte sich da der liebenswürdige Artemis, der sich selbst zu Füßen vor seinem Spiegel gern mit dem Adonis der Nonchalance zu vergleichen pflegte, in der Gemütsart seiner schönen Freundin getäuscht! Einer Furie gleich, pflegte er nachher seiner Nachbarin Louise Gueffier zu berichten, sei sie emporgefahren und nur seiner Behendigkeit und Geschicklichkeit verdanke er sein Leben, schon hätte sie nach einer der Scheren, die er glaubend gemacht, ihre Nerven zu glätten, gegriffen; er wolle sich nicht unterfangen, in Marat von dieser Abenteurerin zu reden, sie brauche ihn nicht mehr, da sei die Thür. David Bruneau war ein philosophischer Kopf und er stellte sich, während er durch die Gasse tief nachdenklich schritt, die Frage: wozu denn die Revolution eigentlich in Paris gemacht worden sei? Wenn ihn die republikanischen Damen noch unsanfter aus dem Hause warfen als die Herzoginnen von ehemals, ja wozu war dann der zehnte August erweitert? Wozu hatte Herr Guillotin seine Maschine erfunden? Wehmütig zog er eine kleine goldene Dose — eine Reliquie vom Tuilerienturm, die ihm eine mordlustige Kammerfrau der Königin, ihn zu töten, an den Kopf geworfen haben sollte — aus der Tasche seines grünen Fracks, nahm tröstend eine Prise, nieste und beglückwünschte sich selbst: „Zur Gesundheit!" Nachsinnend blieb er an der Straßenecke stehen und betrachtete das finstere Haus, in dem man ihm so unfreundlich begegnet war. Er hätte es sich etwas kosten lassen, wenn ihm einer den Grund der allgemeinen Verstimmung anvertraut, die in der Familie des „Volksfreundes" herrschte. Da kam Laurent Bas, kopfhängerisch, mit trübseliger Miene, die Hände in den Hosentaschen, des Weges. Diesmal hielt es der Friseur nicht unter seiner Würde, mit dem „Laufburschen" auf offener Straße ein Gespräch anzuknüpfen.

„Was soll's geben?" erwiderte Bas in seiner groben Weise auf die zartanspielenden Fragen Bruneau's. „Der Arzt macht ein bedenkliches Gesicht, es geht abwärts mit dem Volkstreund. Er schreibt sich die Finger krumm und das Brot wird darum nicht größer. Die Weiber zanken,

schrien und grinsen. Wie die Simmane in der Donnerstagnacht hält vom Ball heimkehrte, da soll der Tanz angefangen haben. Guten Morgen, Brennus!"

Damit lief er den Arthur Gibbs, der nun die Nachrichten, die er erhalten, zu einem Gewebe zu verflechten begann. Mord, was alle schwere Worte auf Marat und seine Umgebung deutete, wußte der „Kautzerlich" freilich nicht. Die Neugierde des Volksfreundes schien auch in Wahrheit einen gefährlichen Verlauf zu nehmen, nicht ohne Verschuldung des Kranken selbst, den seine Verstellung des Arztes und Simmane's Hohn betrogen hatten. Seine aufreibende schriftstellerische Thätigkeit einige Tage lang einzustellen und sich Ruhe zu gönnen. Es war nur eine gewisse Nacht des Schlafes, das Blut, das er behaglich trieben, reinigte ihn gut. In seiner sicherheitsvollen Ruhe- sucht sah die gewandte Wirtsfrau, der Kranke Inhalt, der seine Verordnungen hatte, einen Wahnsinnsbruch in ihm kommen. Obgleich es ihr den Anschein gab, seine Gegner zu verachten und dem Tode zu trotzen, fürchtete er doch mit seiner Umgebung, daß man einen Mordversuch gegen ihn wagen könne. Er wandte das alte Opfer gegen einigen und allerlei Vorsicht, die er wenn nicht der Natur, so doch dem Volk von Paris entgegen hatte. Auf die gewohnte gelben und schlechtere Kleider, die auch seinen Schlafrock in der That schwerlich trifft. Was er trank und aß, untersagt Simmane der sorglosen Beobachtung: eine radikale Hand hätte so Gift beizubringen können. Er aber blieb, sobald er die Kraft hatte. Trotzdem der unbeholfene Plan des Volksfreundes hoffnungslos erschien, weil er für den Tod Ludwigs XVI. gekommen, verließ das Gespenst des Girondisten abschlich das Haus Marats nicht mehr. In seinem Unbehagen, der den Volksfreund zu sprechen kam, glaubten die hochfliegenden Frauen einen Mörder zu erkennen. In seiner Gemütsstimmung hatte auf die abenteuerlichsten Phantasien der Brisot Lebensart, das Werk von Orleans, das plötzliche Verschwinden des schönen Mannes einen mächtigen Eindruck ausgeübt. Während der Anklage hatten Simmane und Rathalie nur von ihm gesprochen mit jener erfreulichen weichen Wehr, mit jener Verantwortlichkeit, die das Vaterland und die Zeiten zu ehren, selbst der Tiger Marats wilder von dem Worte „Menschenfeind". All sein Beschäftigen, Verschwiegenheit — wenn jemand es nicht die Freude war, das Vaterland seinem Tyrannen verkümmert und so in unbezwinglicher Schwermuth, statt Marat mit ihrer Schönheit und Herrlichkeit zu erheitern, im Anblicke an den schönen Mann Brennus den Kopf auf die Brust sinken — hatten sich an diesem Gewohnheit zu einer einzigen gemacht, sorgenverscheuchenden Wolke verdichtet.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Alexander Schwedel.

Nachdruck nur bedingt gestattet.

Schwer lag die Angst der Länder auf Völker seit einem Vierteljahrhundert. Wohin der nachdenkliche Blick sich wandte, sah er nur wenig ganz, aber eine breite längere Reihe schlechter Handlungen Waldemar's I. Die Erpressungen der Besatzung, mitten in einer friedlichen, ungefährlichen Thronfolge, das aufgetragener Aemter, die tyrannische Willkür, der Hohn bei ihren Klagen, die eingebrachten Bestätigungsbriefe — alles dies lief die Völker der Höhe ihrer Schäfte hoffnungsvoll empfindlich stehen und nach Befreiung auf ihrer Ohnmächtigkeit sich schwer. Wir ohnen Gewalt durch die Ohnmachtsfülle schlechten, wenn Unzufriedenheit, wenn nicht gar Wahnsinn genügen, da die tödliche Macht nur ein abgeschlossener Blick auf ganz Deutschland lehrte. Die Südküste der Ostsee, von der Trave bis zur Weichsel, war dem Dänenkönig unterthan; Holstein, Stormarn, Lauenburg, Wagrien, Hamburg, Lübeck, die hanseatischen Städte waren seinem Reiche einverleibt; die Fürsten von Rügen, Pommern, Mecklenburg, die Grafen von Schwerin nannten sich seine Vasallen. Was konnte hilflos gegen eine so furchtbare Macht unternommen? Nur die Hoffnung des Menschen der Zukunft herausfinden.

Am Vorabend des 1. Mai im Jahre 1206 versammelten in der Dämmerungsstunde die in Lübeck weilenden Bürgermeister Alexander Schwedel in seinem Hause und brachten mit einem einfachen Trunk gastfreundlich ihm Heimat. Diese auch heutzutage, trotz des unzweifelhaften Werth auf Klugheit und feinen Takt. Nachdem er eingeladen und Dinnes genossen, sagte er sich in einer kurzen Ansprache und dankte auf den gastlichen Empfang vor sich hin, dann schwieg er wie zum Gebet die Hände auf seinen Knie er sich wieder aufgerichtet, so war eine heftige Niedergeschlagenheit gewichen und entlastet zu sein Gelassen.

„Sagt mir es nun, meine Lieben!" sprach er

Bürgermeister zu dem Bürgermeister und reichte ihm die Hand. „Ich bitte, daß ich in Ihr väterliches Vaterherz gehe, wie ich's nicht besser und für so arme."

„Ich verstehe Ihren Ernst," lenkte der Bürgermeister ein. „Ich wünsche Ihr und Ihrer Tochter in der Ehe Glück."

„Amen!" sagte der Pastor dazu. Ehe er sie segnete, sprach er noch: „Ihr habt mir Euch in die Hand versprochen, daß Ihr in Euch gehen, bedenken und Euch prüfen wollt, ob Ihr auch Eurer Tochter Neigung zu diesem Bräutigam gut heißen könnt. Ich will Euch nicht drängen, aber Ihr wißt, daß Ihr Euch nicht lange Zeit lassen dürft."

„Ich werde Ihnen Bescheid geben," sagte der Bürgermeister.

Dann segnete Pastor Arendt das Paar an.

„Jetzt kann Ihnen niemand mehr etwas anhaben," sagte Pastor Arendt.

„Wer soll denn?" fragte der Jüngling.

„Ich weiß nicht," sagte Pastor Arendt, „aber ich habe es oft erfahren, daß, wenn ein Mensch sich recht glücklich fühlt, dann irgend ein Unglück kommt. Ich habe es auch erfahren, als ich meine liebe Frau heimführte. Ich war so glücklich, daß ich mich fürchtete. Und so ist es mir oft gegangen, wenn ich mich recht glücklich fühlte. Ich habe mich dann immer gefürchtet, daß irgend ein Unglück kommen könnte. Ich habe mich dann immer gefürchtet, daß irgend ein Unglück kommen könnte. Ich habe mich dann immer gefürchtet, daß irgend ein Unglück kommen könnte."

„Ich habe mich auch gefürchtet," sagte der Bürgermeister. „Ich habe es auch gefürchtet, daß irgend ein Unglück kommen könnte. Ich habe mich auch gefürchtet, daß irgend ein Unglück kommen könnte. Ich habe mich auch gefürchtet, daß irgend ein Unglück kommen könnte."

„Ich habe mich auch gefürchtet," sagte der Bürgermeister. „Ich habe es auch gefürchtet, daß irgend ein Unglück kommen könnte. Ich habe mich auch gefürchtet, daß irgend ein Unglück kommen könnte. Ich habe mich auch gefürchtet, daß irgend ein Unglück kommen könnte."

„Ich habe mich auch gefürchtet," sagte der Bürgermeister. „Ich habe es auch gefürchtet, daß irgend ein Unglück kommen könnte. Ich habe mich auch gefürchtet, daß irgend ein Unglück kommen könnte. Ich habe mich auch gefürchtet, daß irgend ein Unglück kommen könnte."

„Ich habe mich auch gefürchtet," sagte der Bürgermeister. „Ich habe es auch gefürchtet, daß irgend ein Unglück kommen könnte. Ich habe mich auch gefürchtet, daß irgend ein Unglück kommen könnte. Ich habe mich auch gefürchtet, daß irgend ein Unglück kommen könnte."

um ihre Becher herum zu drücken, mit ihren Mädchen unter Blüten zu wandeln oder unter ihnen irgend auf buntem Rasen dem Gemurmel der Quellen, dem klagenden Liebesliede der Nachtigall zu horchen. Vernehmen wir doch alle, wie bei der Ankunft des Frühlings die Vögelein sich einander loben, sehen, wie die Blumen sich zuwenden neigen. Ist es denn so etwas Großes, daß der schalkhafte Hagedorn Hölzi und Thiller beicht, seine Phyllis habe nicht vergißt und ihr Liebe schwört, fürs erste bis zur Sommerzeit? Wenn Klopstock das Frühlingswörtchen trage, ob es auch unsterblich sei und die Nähe Gottes atme? So etwas Großes ist dies gerade nicht. Ein wenig Phantasie und der Zephyr mit Amoretten flattert um die Blumengöttin.

Aber die Alten freudlosen den Lenz anders als wir; nicht nur in Gedichten feierten sie ihn, sondern thaten wirklich, was bei uns zur bloßen Poesie geworden: sie kränzten sich zum Gruß Blumen ins Haar und kleideten ihn besondere Arte. So ward auch in frühern Zeiten der Maientag in Lübeck gefeiert. Ein wunderschöner, milder Frühlingsmorgen verherrlichte dies Fest anno Jahr 1228. Vom frühesten Morgenrot, das sich in den ruhigen Wellen der Wackniz und der Trave zurückspiegelte, erblickte man die zum Genuß angeregte Bevölkerung Lübecks in ihren besten Festkleidern, geschmückt mit Blumen und Kränzen, in regsamer Bewegung. Alle Häuser, alle Fenster und Balkone prangten in duftigem Grün blühender Birken. Aus den Straßen war für heute jegliches Gewerbe gewichen, um fröhlichen Aufzügen Platz zu machen, die unter Vortritt von Musik und wehenden Fahnen zu Fuß, Roß und Wagen von allen Seiten den anmutigen Umgebungen der Stadt und besonders den Vergnügungsorten zueilten. Auf dem glänzenden Spiegel der Wackniz und der Trave flogten die Schiffe in bunter Tracht und Schwärme von Booten, Kähnen und Jollen, dann bewimpelt, durchfurchten nach allen Richtungen hin die krystallene Fläche des Wassers. Aber mitten in dieser Fröhlichkeit erblickte man auch auf vielen Gesichtern Unzufriedenheit und Mißvergnügen im grellen Contrast.

Der dänische Commandant hatte auf die Einladung des Magistrats die Ehre eines Maigrafen bei diesem Fest angenommen und ritt neben dem Bürgermeister Alexander Sellwedel, den übrigen Senatoren und Patriciern, begleitet von Frauen und Jungfrauen, die auf ihren Turnierplatz und in ihren prächtigen Kleidern das Fest noch mehr durch Glanz und Schönheit verherrlichten, durch die Stadt zum Burgthor hinaus. Des Bürgermeisters Augen blickten gar freundlich in das wogende Volksgedränge, aber erhaltte Rufe, die sich hier und dort ihm entgegenstürzten, erwiderten den Gruß auf eine empfindliche Weise. Vor dem Thore war alles auf das herrlichste geschmückt. Tanz, lustige Spiele, Musik wechselten miteinander ab und es fehlte an nichts, was der geselligen Unterhaltung neuen Reiz geben konnte.

Während nun drinnen der Jubel fortdauerte, erblickte man in der Stadt einen traurigen Aufzug junger Männer, „die sich Jungfrauenkleider angethan" und, verfolgt von einem Schwarm Neugieriger, die Straßen durchzogen und sich dann wie von ungefähr der dänischen Burg näherten, wo sie mit der Besatzung derselben allerlei Kurzweil trieben. Die von Wein erhitzten Dänen wurden bald vertraut, ließen die Zugbrücke nieder und nöthigten die vermeinten Weiber, in die Burg zu kommen. Anfangs sträubten sich viele, dann aber entsprachen sie der Einladung und schritten über die Brücke in die Ritterburg, verfolgt von dem lachenden Schwarm. Plötzlich aber veränderte sich die Scene. Auf das verabredete Losungswort: „Der erste Mai!" fiel die Vermummung und kräftige Männer standen da, das breite Schwert in der nervigen Faust schwingend. Die Mehrzahl der Dänen, von der plötzlichen Verkehrung so sehr eingenommen, war leicht entwaffnet, nur wenige leisteten Widerstand; nach kurzem Kampfe war die Besatzung überwunden, die verhaßte dänische Flagge herabgerissen und an deren Stelle flatterte die lübeckische eben auf der befreiten Burg.

Sellwedel saß neben dem dänischen Befehlshaber, unentwandt seine Augen nach dem dänischen Zeughaus gerichtet, und als er nun das lübeckische Banner dort wehen sah, verklärte sich sein Angesicht. Er erhob sich: ein Wink von ihm und Musik, Tanz und Spiele hörten augenblicklich auf. Die unterwürfige Suite schrieb den unbefangenen Commandanten aus einem Gespräch mit einem vornehmen Patrizier plötzlich auf. Er blickte fragend um sich — seine Blicke fielen auf Lübecks hochflatternde Fahne. Während sprang er empor und sein Schwert zuckend hervor, er von dem Bürgermeister Aufklärung.

„Mäßigt Euch, Herr Ritter, und steckt Euer Schwert wieder in die Scheide!" antwortete Sellwedel ruhig und mit Würde. „Ich werde

Gut auch so gern Ruhe haben. Wisset denn, Herr Bremsenhaus, daß ich Euch gerichtet! Meine Unabhängigkeit an den Landesherrn war nur eine Maske. Und Herr Heinrich war bei dem Grafenthaten, wie Ihr so sagt, mein Gehilfe, und ich übrige Freund nach und nahm mir Euch zu Feind, während ich in meinem Herzen gegen Euch, als meinen ärgsten Feind, gekämpft war. Ihr Gewaltiger hat meinen Plan gelingen lassen. Nichts Ruhe Ruhen über der belagerten Stadt!"

„Verräther! Schändlicher Verräther!" schrie der Graf.

„Und bin ich nicht!" antwortete der Bürgermeister mit fester Stimme. „Ich habe Euch gewarnt, daß ich mein ganzes Vermögen! Kannst Ihr aber leben, Herr Graf, daß ich's ehrlich treu mit Euch meine, so rathe ich Euch, die Zeit zu benutzen, um zu entkommen! Denn schaut, Herr Graf, schon die hellrömischen Schar auf dem Thore! Säumt nicht länger, es möchte sonst zu spät sein!"

Und es war zu spät. Mächtig drang die Schar, vom Muth geführt, auf den Grafenhaufen ein.

„Ach!" brüllte Gottfried der Jüngling zu edlen Zorn dem Thore zu. „Verfluchter, dein Hochherziges Leben war dankt werth, daß ich Dich das ehrliche Schwert nächtige!"

Zitternd vor Wuth hatte der Verbrecher das feindes Wortes mächtig.

„Ihr seid auch hin, Memme!" schrie die Schar. „Nieder mit dem Treulosen!" brüllte sie. „Das Blut unserer erschlagenen Brüder schreit um Rache! Nieder mit ihm!"

Aber Alexander Schimmel gebot Einhalt.

„Nicht so, meine Freunde!" rief er, mäßigend. „Das Blut, muß gerächet, mußte für Lübecks Freiheit fließen! Mehr Opfer ist gegeben als nothwendig, lasse der Rachen nicht weiter sein! Fort alle in Frieden, Herr Graf! Denn Ihr seid auf Lübeck, daß dem Euer Muth ein Grab gewonnen hat."

„Eine Stunde werde ich Euch gewähren, Herr Schimmel!" knirschte der Graf und zog sein Schwert in der Scheide. „Wir treffen uns noch!"

Dann wand er sich auf sein Roß und jagte über das Burgfeld dahin. Die Lübecker aber liefen von dem Bürgermeister auf die Knie, bezeigten ihre Freude, küßten ihm Hände und Füße und dann die vielen Thränen um Vergebung, daß sie ihn, den Retter Lübecks, so sehr verkannt hatten. Endlich machten sie sich Platz, ihn in die Stadt zu tragen. Und aber tausend Schwerter sahen, trafen sich Hand an Hand, auf den blanken Harnisch gelegt: „Treulos, Bürger, wie Gottes Tauf! Kraft des Berg unter Hamm und Schild sucht an der ältesten Handfeste rächen!"

Gleich war Lübeck von der Zwingherrschaft der stammfremden Löwen, entledigt der Gefahr, die ihr vom Hofe gegen die Lübecker aufgebürdet hatte, und die Bürger überließen sich jetzt mit Begeisterung dem Empfange des Kaisers. Denn der verbrannte Grafenschaft hatten Rache willen die altsächsische Stadt. Als Knabe besucht und im Schwerte geübt erblickte er den Heinrich König und Grafen Otto in großen Kämpfen für die treuen Völker und ihre heimatliche Sitten mit. Waldemar I. war der Verbündete von die Tapferkeit und Unabhängigkeit der Lübecker kennen zu lernen, da sie sich, während ganz Norddeutschland der dänischen Herrschaft abgeschwört, immer treu und tapfer verhalten und auch nicht den geringsten Eingriff auf Rechte hatten lassen wollen. Er schwur, Mittel Rache zu nehmen an den abtrünnigen Vasallen; auch sah er seine Knaben zu den Waffen, aber erst nach Jahresfrist sahen er ein schlagfertiges Heer zum Thore Kampfe. Lübeck hatte durch seine Kriegsthaten und nicht so leichten Kampf Vertrauen.

Und hatte der tüchtige Bruder Alexander Schimmel, verwundet mit, unfähig war immer, schon früher einige vertraute Briefe an den Kaiser Heinrich II. mit der Frage gesandt: ob Lübeck unglücklichen unser kaiserlichen Schutz bleiben möchte, wenn die Stadt sich weiter vom römischen Reich unterwerfe. Die Antwort lautete günstig, Heinrich war treu. Lübeck als freie Reichsstadt in seinen unmittelbaren Schutz zu nehmen und ebenfalls gnädig Freiheitsbriefen an Albrecht von Sachsen, Adolf II. von Holstein, Heinrich von Schwerin, Heinrich Burggraf von Magdeburg und Gerhard II., Erzbischof von Bremen, worin er diese Fürsten aufforderte, der Stadt Lübeck jegliche Hülfe zu gewähren. Erhielt Schimmel die Antwort des Thores mit der damit verbundenen Gnaden erfahren hatte, besuchte er seine Freiheitsbriefen und den ehrlichen Brief des Lichtmeßlichen Lagers, mit der der Kaiserlich gekommen, sich von der verhaßten

Truppen der Dänen besetzen zu können, wenn sie mit den Lübeckern gemeinschaftliche Sache machten. Längst schon sah man Arglist schmieden, gingen die Lübeckischen in den Vorschlag ein und versprachen, bei dem ersten günstigen Ereignisse für die Sache der Verbündeten kämpfen zu wollen.

So sah allen Seiten die Verhältnisse mit möglichster Vorsicht geordnet, darum die Verbündeten gespannt auf den Ausgang der Dänen. Waldemar ließ nicht lange auf sich warten; mit einem starken Heere zog er daher, seinen Weg mit Brand und Blut bezeichnend. Jetzt eilten auch die Verbündeten nahe, kühnen Angriff der Truppen gelassen und muthvoll entgegen. Gemeinschaftlich hielt man Kriegsrath, in angelegter Spannung blickten beide Theile auf den Ausgang des Kampfes.

Auf der Höhe bei Bornhöved, einem Dorfe zwischen Plön und Segeberg, kam es am Tage Sanct Maria-Magdalenen dem 22. Juli zur Schlacht. Die rechten Flügel der Dänen befehligte Herzog Otto von Lauenburg, den linken Waldemar's jüngster Sohn, Herzog Abel von Schleswig, das Centrum führte der König selbst. Im Hintergrunde standen die Lübeckischen. Bei den Verbündeten befehligte den linken Flügel Herzog Albrecht von Sachsen, den rechten der lübeckische Burggraf Alexander Seltwedel und Graf Heinrich von Schwerin, im Mittelpunkte stand Graf Adolf IV. von Holstein mit dem Reichsbanner und 300 auserlesenen Kriegern, die Kaiser Friedrich II. den Fürsten zur Unterstützung gesandt hatte. Die Nachhut befehligten der Erzbischof Gerhard von Bremen und der Bischof Hartwig von Verden.

Wild war die Kampflust im dänischen wie im deutschen Heere; heute galt es, die erlittene Schmach zu rächen und von neuem erkaufen Kampfpreis zu schauen, heute begehrten die Fürsten für ihr Leben alle Gefahren. Noch waren die Heerführer der Dänen im Zelte beim Verbündeten mit überlegen: Friede und treue Verbündete konnten gegen alle Dänen nur Feinde sein wollen. Aber der deutschen Ruth war verzeppelt durch das Vertrauen auf die gerechte Sache.

Wild nach Sonnenaufgang entbrannte der Kampf. Lange wankte, schwer wich. Viele der Tapfern waren todt gefallen, aber noch immer war es zweifelhaft, welche der Sieg sich wenden werde. Jetzt Augenblick wurde von Blut röthete die Schilde der Krieger schwammen im Blut der Erschlagenen. Immer höher stieg die Sonne und ihre sengenden Strahlen fielen blendend in die Augen der Verbündeten. Durch diese unerträgliche Hitze ermattet, schwand nach und nach ihre Kraft; nur noch schwach fielen die Schwertstreiche und hier und dort ergriff ein Häuflein der schmählichen Flucht, verfolgt von den jubelnden Dänen, auf deren Seite das Schicksal den Sieg hingeschwenkt schien. Der Bürgermeister Seltwedel sprach den Entschluß Muth ein, mannte die letzte Schwachlinge, die bei Ehrlichkeit nicht werth wären, und gab sich der ausgesuchtesten Verzweiflung hin, um sie vor neuem für den Kampf zu gewinnen — aber vergebens. Die Flucht schien erlaubt, der Muth gebrochen. Da wollte wilde Verzweiflung in seinem Innern. Er lagte auf seinem schäumenden Rappen auf der Schlacht, warf sich in einiger Entfernung vom Kampfgewühl auf die Knie und flehte in seinem gerechten Kampfe zu der heiligen Maria Magdalena. Und siehe, die Gebenedeite erhörte seine Bitte! Himmlisch lächelnd erschien sie und breitete ihren Schleier vor der brennenden Sonne aus.*)

Muth erhob sich Seltwedel, schwang sich wieder auf sein Roß und mit dem Rufe: „Gott und seine heiligen Gut mit uns!“ jagte er zurück in die Reihen seiner muthlos gewordenen Krieger. Ermuthigt durch den Schatten, folgten sie ihm gegen den siegestrunkenen Feind, der, den unerwarteten Angriff nicht ahnend, halt in Unordnung geriet. Kaum hatten die Lübeckischen den neuen Angriff der Bürger und die damit verbundenen günstigen Folgen wahrgenommen, so stürzten sie im Rücken der Dänen ein wildes Kampfgeschrei, ließen als verachtet den Feind mit umgekehrten Schilden an und brachten auch hier Unordnung und Verwirrung hervor. Waldemar überblickte mit Grimm das Schlachtfeld seiner Tapferkeit und Klugheit war ein neuer Glücksstern hier. Ist mit Verlusten war ich verbunden; allein der Muth der Seinigen war gänzlich gebrochen. Obgleich sie noch tapfer, glich jeder Kampf doch mehr einem Raufen als einem Fechtungen. Und als man gar den Ruf, von dem Speer eines Lübeckischen im Rücken getroffen, vom Pferde stürzt, ergriff es wilder Verzweiflung das ganze Heer der Dänen. Nur

*) Die Legende hat diesen Wunder in Lied, und die Lübeckischen eine andere Lösung gefunden haben.

selbst keine Spur davon besitze. Sie haben es ja auf unsrer Reise gesehen! —

Madame Steiner.

Bitte, Herr Holm!

Gustav.

Bei den Wilden kam ich mit Blechpfennigen, Nürnberger Tand und bunten Tuchecken weiter, als mit Doublonen und Piastern. Nun, Fräulein Eveline, Sie wissen ja, wenn es etwas zu behandeln gab, wie ungeschickt ich Ihre Börse verwaltete.

Madame Steiner.

Wir sind nie so bequem gereist, als während Ihrer gütigen Begleitung. Für alles Gute, Herr Holm, was Sie an uns gethan, werden wir ewig Ihre Schuldner bleiben.

Gustav.

Mit schwerem, schwerem Herzen nehm' ich auch von Ihnen Abschied. Wenn ich in Worte fassen sollte, was ich an Dankbarkeit und innigster Anhänglichkeit für Madame Steiner empfinde, so müßt' ich gestehen, ich kann es nicht ausdrücken. Wie ich Sie in London fand, Ihren trefflichen Gatten nur in den letzten Augenblicken seines edlen Lebens noch beobachten konnte, wie ich in Ihrer Nähe eine Atmosphäre athmete, die mich in die seligste Zeit meiner Jugend zurückzauberte — o weisen Sie diese Geständnisse eines dankbaren Herzens nicht zurück. Ich fand eine Heimath, ich fand in Ihnen das

Der Friedhof der Guillotinierten.

Von Walter Gale.

Der „Place de la Concorde" in Paris ist mit einer der schönsten und imposantesten Plätze der Welt. Wenn man auf dem riesig schönen Platze von Obelisk in seiner Mitte steht, so sieht die Straße auf der einen Seite zum Palais de Industrie, auf der anderen Seite zum Invalidenpalast, während man rechts auf die Elysäischen Felder, die Champs Elysées mit ihren prächtigen Parkanlagen, und links auf die Seine, Brücke und Palais Bourbon, schaut. Hat sich der Platz nicht verändert, seitdem vor mehr als achtzig Jahren die Revolutionäre, welche Frankreich erschütterten, in ihrer blutigen Wut ihren Lauf in ihren Adern verschwinden? Der „Revolutionsplatz" erschien in der blutigen Epoche, wie kein Revolutionär auf sein Leben, seinen ganzen Besitz verzichten. Ist der Name des Platzes auch heute „Place Louis", hat die Revolutionszeit die Spuren dieser Zeit nicht verwischen können, so haben Fortschritt und Zivilisation

Bilder der Gleichheit, des Zeitalters, die Kraft und der Gerechtigkeit angebracht waren. Also das Volk von Paris hing dem König, welcher am Leben gestorben, damit in gleichem Grausamkeit sich zu Ende sah, einen Strick um seine Hinrichtung Platze um den Hals, schaute über die Menge und schleppte an seinem Gerichtet eine schwere Kette, und vor der Mitte Knaben: „Nachdem ich in gewesen gewesen!" Dieser Jahre später wurde auf dem Platz Ludwig's XV. an Stelle des Königs Louis Napoleon eine gewaltige Reiterstatue errichtet, bei dem allen das Pferd vorne hoch und bei dem über vielen Monaten der Kaiser starben, die Pferdeschweife nicht gerührt, und die Statue schlecht, weshalb in seine maßlose Wut auf mehr als hundertfache Größe vergrößert, die Pferde fand Bildhauer an Wahrscheinlichkeit der Darstellung trotzdem wollte. Die lustige Komödie, welcher halb endlos und halb tragischen Wiederholung beherrschte, dürfte der Königin Thron, auf dessen Besitzrecht manche Bürger der Welt zu sein wagten:

[illegible]

in Trümmern. Diese schreckliche Stätte der Revolution wurde an der Stelle gelegt und der Platz Ludwig's XV. hieß nun „Place de la Révolution". Von der Mitte dieser Revolutionsplatz ein breites Tor, die Verbindung des Königshauses, es mit englisch die Wohnungsnot aller Jahrhunderte, an dem Tor Elysäischen mit seinen Bäumen von Rhein und dem Ozeanen der Westen, Gärten und Schlösser auf Wiesenplätzen wurden. Als folgenden Jahr war Ruhe in Frankreich, war Tod der Revolution, war Tod der Republik, war Tod der Empire, war Tod der Monarchie, wechselten sich und von Monarchie auf von Republik gehen. Im Jahre 1831 standen die ehernen Lettern auf dem Platze, wo von nun an „Die Gerechtigkeit" prangte, den Ernst Napoleons auf einer schönen Stelle. Seitdem hat die Gerechtigkeit wechselnd in Freiheit Ausdruck in ihren verschiedenen Bestrebungen verschiedene Wege. Nachdem hatte die „Freiheit" während der „goldenen Zeit" ihre zum Ausdruck. Auch 1, die Lage der Republiken, sie hat mit den Völker ihren Ausdruck gefunden, als hat Volk von Paris das Recht mit Frauen gewonnen hatte, am Tod der Gerechtigkeit

einem zu der Verdammung zu werden und unter dem Ueberwurfe einiger armen Mönche zu einer ehrenrührigen Kirchenstrafe begnadet zu werden; der „Bürgerkönig" ging wenige Schritte von dem Obelisken von Luxor, den ihm einst der Vizekönig von Aegypten geschenkt hatte, zu dem gewaltigen Krater, der ihn aus den Barrikaden „der weltberühmten Meere Paris" hinausschleuderte; dann feierte hier die demokratische Republik des Jahres 48 alljährlich ihr Verfassungsfest — und heute schmückt der Gemeinderath von Paris die Bäumen, die Statuen und die Terrassen des ehemaligen Revolutionsplatzes alljährlich mit festlichen Guirlanden und Feuerguirlanden zur Feier des Napoleonstages, des Festes des Kaiserreichs. Welches Fest aber mehr identisch Tage wird der Revolutionsplatz noch der Feier des Napoleonstages bieten?

Werfen wir blutigen Tage, von denen Chateaubriand sagte, als er den Platz, an der Stelle, wo das Schafott König Ludwig's gestanden hatte, einen Springbrunnen zu machen, bekämpfte, daß alle Wasser in der Welt nicht ausreichen, den Platz von dem hier vergossenen Blute zu reinigen, für den Revolutionsplatz mit verstehen? Wenn man die Nacht und den Tod betrachtet, welche die Regierung des dritten Napoleon in Frankreich durch ihre Expeditionen nach Mexiko und Cochinchina und durch ihre Mordencyclen gegen das Weltmeer ausbreitet, so können wir sie. Wo heute der Obelisk von Luxor steht, stand während des sogenannten Schreckenstage die Guillotine. Man hätte den Revolutionsplatz damals den „Platz der Guillotine" nennen sollen. Die philanthropische Erfindung des Doctor Guillotin stellte in den ersten Tagen des Januar von dem Gitterplatz nach dem Revolutionsplatz hinüber. Hier blieb sie während des Schreckenstage, kam dann auf den St. Antoinesplatz und nach der Passage de Lisse, von wo sie, Robespierre zu Ehren, wieder auf den Revolutionsplatz zurückgebracht wurde, bis im Juli 1795 ein Decret des Convents den Gitterplatz wieder in seine alten Rechte einsetzte. Der Hauptplatz ihrer Thätigkeit war also der Revolutionsplatz. Der Zahl ihrer Opfer schlägt man während dieser zwei Jahre auf mehr als 2000 an. Der König nannte man den Antang. Er betrug wirklich das Schafott wie fast alle Royalisten und Republikaner der damaligen Zeit. Man kann es auch das Examen heißen, und wer damals unter dem Fallbeil der Guillotine fiel, hatt eben für eine Ueberzeugung. Als der Henker dem Volke das blutige Haupt des Königs zeigte, erhob sich der tausendstimmige Ruf: „Vive la république!" Der Abend waren alle Schauspielhäuser voll, als wenn sich nichts ereignet hätte. Am 17. Juli fiel das schöne Haupt Charlotte Corday's, welche durch eine antike That das Vaterland zu retten glaubte. Dann betrügen die Girondisten das blutige Gericht, Dutzet mit einundzwanzig Genossen. In ihnen waren alle Tugenden und alle Talente des republikanischen Frankreich verkörpert, ihnen fehlte nur die Energie der That. Sie starben, wie man von ihnen erwarten konnte, muthig, unter den Gesängen der Marseillaise. Auch der Kopf der Frau Roland fiel in diesen Tagen — eine That, welche Robespierre nie verzeihen konnte. Die Revolution war auf dem Punkt sich zu zerfleischen, selbstmörderisch und Gott Jeder aufgegangen; sie war die erste Republikanerin in Frankreich gewesen. Robespierre hatte ihre Zeit vergessen, wo er sie fragte: „Qui est-ce que donne la république?" Am 16. October wurde Marie Antoinette hingerichtet, kalt herauf der Herzog von Orleans, der Ahne des Bürgerkönigs. Er starb, wie er gelebt hatte: wie ein Narr. Auch eine Frau, welche durch ihre Verführungen viel zur Entwicklung der Revolution beigetragen hatte, mußte damals in ihrem Blut von der Hand des Scharfrichters weichen. Ich meine die weiße Lubarri. Die eine so übermüthige Grätin hatte dem Schicksal gegenüber allen Muth verloren. „Herr Henker", flehte sie, „lieber Herr Henker, nur noch einen Augenblick!" Und als der Henker kein Mitleid hatte, sagte, daß um Gottes willen sie so sehr, daß ihre Kinder zu Hause hätten, sie nur auf dem Bett schlafen, wo ihr Kopf gefallen war. Am 24. März des folgenden Jahres wurde Hébert mit seinen Parteigenossen hingerichtet, unter die Girondisten und die Anhänger Marat's. Die Guillotine machte die Runde durch alle Parteien. Am 5. April starben auf dem Revolutionsplatz Danton, Camille Desmoulins und Hérault de Séchelles. Danton wollte seinen Freund Hérault de Séchelles nochmals umarmen, bevor er die Treppe zur Guillotine hinaufging. Der Henker verweigerte ihm seinen Wunsch. Da rief Danton: „Kannst du grausamer sein als der Tod? Du wirst es doch nicht verhindern, daß unsere Köpfe sich im nächsten Augenblick im Korbe küssen!" Acht Tage später fanden die Frauen Hébert's und Camille Desmoulins', Chaumette und Gu-

durch Blumen an die Stelle auf der Schlachtwiese, wo Sie hingerichtet wurde, das Tuch, das ihr Haupt bedeckt hatte, und ihre Kleider. Am Tage, wo Sie hingerichtet wurde, war der Himmel trübe und regnerisch. Die Frauen, welche, wie gewöhnlich, in großer Anzahl zusammen der Hinrichtung beiwohnten, hatten sich alle schwarz gekleidet. Die Scharfrichter sind nur die Gehilfen gewesen, welche die Befehle des Gerichtshofes vollzogen haben. Die Gefängnisse waren mit Soldaten besetzt, welche die Ordnung aufrechterhalten sollten. Die Schildwachen, die Offiziere, alle Umgebungen sind Zeugen meiner Ruhe gewesen; sie haben mich bewundert, weil ich mich nicht gefürchtet habe. Ich habe mich auf dem Schafott wie auf dem Richtplatze der Königin Antoinette gefühlt. Es schien mir, als ob ich meine Mutter wiedersehen würde, die mich auf dem Richtplatze mit ihrem Segen entlassen hatte.

„Der weiße Schwan" nannte man damals alle Verschwörungen der europäischen Reaktion gegen meinen blutigen Vater, deren Tage der Revolutionstag in ihren fürchterlichen Blumen trug. Aber auch „Der weiße Schwan", der von der Thronbühne bis zur Guillotine in der Hinrichtung meiner und seiner treuesten Gefährten wütete und seine empörte Schwingenfarbe trotz Blut in seinem „Gefängnis der Republik Marie Antoinette" (Gefängnis der Conciergerie) Schutz vor Mördern des Wahnsinns nach dem Tuileriensturz, selbst die Guillotine der Revolution in den Tuilerien, selbst der tiefe Abgrund des Todes am 9. August sowie den Schreckenstag und den Revolutionstag nicht! Und selbst jene Tage nicht während der Revolutionsperiode, während „der weiße Schwan" auch dem Revolutionstage weichen? Und ist von der Guillotine auf dem Revolutionsplatze bis zu den Tuilerien einer Hammer, einer Weg und einer Wasserstrom, bis zu den Tuilerien Robespierre nach Versailles und nach Hamburg etwa nie in meiner Schritt? Die Geschichte aber sagt über den Tyrannen auch sie sagt, daß er Wahnsinn, während er in viel Fragen von Europa tötet, mit Frauen es für außerordentlich Ansehen Aufsehen unternimmt, für die Aufrichtigkeit, welche Aufsehen nämlich auf der Bühne der Revolution, der Wahrheit und der leidenschaftlichen Entwicklung im Innern machte, weil auch größere Not als alle Bäder auf Ihnen humanitäre Regierungen zusammengenommen. Der Mann namens, der Mann polizeilicher, der Nationalsänger, der Mann der Tyrannei, der Mann Napoleon, der Mann der Wissenschaft, der Mann der Kunst, der Mann der Literatur

[illegible] mit ihren Köpfen unter dem Arm oder [illegible], Mörder und Opfer nebeneinander liefen.

Der Friedhof der Guillotinierten ist auch noch heute im „neuen Viertel" zu sehen. Der Eingang der Hospitalstraße, der Straße, wo sie schliefen, die grünumrankte Mauer ist vollkommen geblieben. Nur drei von den Türen der Totenkapelle haben sich aus dem Kreis ihrer Leidensgefährten erhalten: König Ludwig, Marie Antoinette und die Prinzessin Elisabeth. Die Straße wurde in der Hoffnung der Könige nach St. Louis getauft. Als Ludwig XVIII., der verlogene Bruder in Frankreich, der in der Verbannung auch in seinen unglücklichen Leben nichts gelernt und nie etwas vergessen hatte, wieder den roten Hut seiner Ahnen trug, ließ er über dem Friedhof der Guillotinierten in der Madeleinestraße eine Kapelle aufführen. Durch eine Vorhalle tritt man auf einen weiten, von schwarzbemalten Mauern eingefaßten Platz in einen auf einer Terrasse liegenden Hof, der an seinem vier Seiten von Arkadengängen eingefaßt ist. Die Mitte des Hofs nehmen vier Gräber ein, schlicht Rechteckige wie, an den Langseiten befinden sich in sechs Gruften die bei der Hinrichtung der Insassen an die Wand geschleuderten Körper. Jedes dieser vier Gräber besteht aus einfacher Granitplatte. Der Eingang gegenüber scheint die einfache, aber im gotischen Stil erbaute Kapelle über den eigentlichen Eingang der Guillotinierten. Sie hat die Form einer Krypta, von einer Kuppel überragt. In beiden Seiten der Krypta erblickt man zwei vergitterte gotische Marmorgruppen. Die Gruppe rechts stellt den König Ludwig dar, welcher mit aufgelösten Armen und mit emporgewandtem Antlitz in den Himmel einzugehen scheint. Hinter ihm steht ein Engel, lächelnder Engel mit aufgehobenen Händen. Die Gruppe links stellt die Königin Marie Antoinette dar, welche mit aufgelösten Armen und mit emporgewandtem Antlitz in den Himmel einzugehen scheint. Hinter ihr steht ein Engel, lächelnder Engel mit aufgehobenen Händen. Der Altar der Kapelle ist auch noch heute im „neuen Viertel" zu sehen. Der Stuhl der Hingerichteten, der Stuhl, wo sie schliefen, die grünumrankte Mauer ist vollkommen geblieben. Nur drei von den Türen der Totenkapelle haben sich aus dem Kreis ihrer Leidensgefährten erhalten: König Ludwig, Marie Antoinette und die Prinzessin Elisabeth. Die Straße wurde in der Hoffnung der Könige nach St. Louis getauft. Als Ludwig XVIII., der verlogene Bruder in Frankreich, der in der Verbannung auch in seinen unglücklichen Leben nichts gelernt und nie etwas vergessen hatte, wieder den roten Hut seiner Ahnen trug, ließ er über dem Friedhof der Guillotinierten in der Madeleinestraße eine Kapelle aufführen. Durch eine Vorhalle tritt man auf einen weiten, von schwarzbemalten Mauern eingefaßten Platz in einen auf einer Terrasse liegenden Hof, der an seinem vier Seiten von Arkadengängen eingefaßt ist. Die Mitte des Hofs nehmen vier Gräber ein, schlicht Rechteckige wie, an den Langseiten befinden sich in sechs Gruften die bei der Hinrichtung der Insassen an die Wand geschleuderten Körper. Jedes dieser vier Gräber besteht aus einfacher Granitplatte. Der Eingang gegenüber scheint die einfache, aber im gotischen Stil erbaute Kapelle über den eigentlichen Eingang der Guillotinierten. Sie hat die Form einer Krypta, von einer Kuppel überragt. In beiden Seiten der Krypta erblickt man zwei vergitterte gotische Marmorgruppen. Die Gruppe rechts stellt den König Ludwig dar, welcher mit aufgelösten Armen und mit emporgewandtem Antlitz in den Himmel einzugehen scheint. Hinter ihm steht ein Engel, lächelnder Engel mit aufgehobenen Händen. Die Gruppe links stellt die Königin Marie Antoinette dar, welche mit aufgelösten Armen und mit emporgewandtem Antlitz in den Himmel einzugehen scheint. Hinter ihr steht ein Engel, lächelnder Engel mit aufgehobenen Händen. Der Altar der Kapelle ist auch noch heute im „neuen Viertel" zu sehen. Der Stuhl der Hingerichteten, der Stuhl, wo sie schliefen, die grünumrankte Mauer ist vollkommen geblieben. Nur drei von den Türen der Totenkapelle haben sich aus dem Kreis ihrer Leidensgefährten erhalten: König Ludwig, Marie Antoinette und die Prinzessin Elisabeth. Die Straße wurde in der Hoffnung der Könige nach St. Louis getauft. Als Ludwig XVIII., der verlogene Bruder in Frankreich, der in der Verbannung auch in seinen unglücklichen Leben nichts gelernt und nie etwas vergessen hatte, wieder den roten Hut seiner Ahnen trug, ließ er über dem Friedhof der Guillotinierten in der Madeleinestraße eine Kapelle aufführen. Durch eine Vorhalle tritt man auf einen weiten, von schwarzbemalten Mauern eingefaßten Platz in einen auf einer Terrasse liegenden Hof, der an seinem vier Seiten von Arkadengängen eingefaßt ist. Die Mitte des Hofs nehmen vier Gräber ein, schlicht Rechteckige wie, an den Langseiten befinden sich in sechs Gruften die bei der Hinrichtung der Insassen an die Wand geschleuderten Körper. Jedes dieser vier Gräber besteht aus einfacher Granitplatte. Der Eingang gegenüber scheint die einfache, aber im gotischen Stil erbaute Kapelle über den eigentlichen Eingang der Guillotinierten. Sie hat die Form einer Krypta, von einer Kuppel überragt. In beiden Seiten der Krypta erblickt man zwei vergitterte gotische Marmorgruppen. Die Gruppe rechts stellt den König Ludwig dar, welcher mit aufgelösten Armen und mit emporgewandtem Antlitz in den Himmel einzugehen scheint. Hinter ihm

den Lagern. Ich ging dem Drahte nach, und in der unterirdischen Kapelle war niemand. An diesem Gange lag es im Innern dieses alten Kastells

Der „Ungarische Simplicissimus".

I.

Es war — Dank der Nachforschungen der alten „Simplicissimus"-Herausgeber, ob der „Ungarische Simplicissimus" so unbekannt ist, wie sein weltberühmter Bruder. Als vom Jahr 1848 an der Druck in Ungarn sich lockerte, kam es auch dort zu politischen Witzblättern, die aber nur ein Vorläufiges Leben hatten. Es ist in Ungarn schwierig, eine politische Zeitschrift zu gründen oder Bestand gewinnt, wenn Geld, mächtige Leser gewonnen haben, es ist ein Lebensbedürfnis geblieben. Der „Simplicissimus" hat in Ungarn alle Gegnerschaft überlebt, die er sich zuzog. Wenn er 66 gibt es in Ungarn so manche mächtige Leute, die sich auf ihre Jugendjahre berufen, wenn sie über ihren Jugendmut und ihren Freimut, über alle Dinge, die sich auf ihre Jugend beziehen, reden, über Schulen, über Lehrer, Professoren, über Studien, Prüfungen, Examen, Bücher und andere Arbeit verrückte Streiche, Lügen und so weiter. Und manche Leute, wenn sie über ihre Jugendjahre sprechen sollen, werden sie ganz still, sie können sich nicht erinnern, sie haben keine Jugend gehabt, sie sind als Greise geboren worden. Der Verfasser ist eine Zeit lang an der Gymnasium zu Kecskemét Student gewesen, er ist ein Mann mit dem Typus des ungarischen Studenten, seiner Eltern, seiner Lehrer, seiner Professoren, seiner Studien, seiner Prüfungen, seiner Examen, seiner Bücher und seiner Arbeit vertraut. Wenn er 66 gibt es in Ungarn so manche Leute, die sich auf ihre Jugendjahre berufen, wenn sie über ihren Jugendmut und ihren Freimut, über alle Dinge, die sich auf ihre Jugend beziehen, reden, über Schulen, über Lehrer, Professoren, über Studien, Prüfungen, Examen, Bücher und andere Arbeit verrückte Streiche, Lügen und so weiter. Und manche Leute, wenn sie über ihre Jugendjahre sprechen sollen, werden sie ganz still, sie können sich nicht erinnern, sie haben keine Jugend gehabt, sie sind als Greise geboren worden. Der Verfasser ist eine Zeit lang an der Gymnasium zu Kecskemét Student gewesen, er ist ein Mann mit dem Typus des ungarischen Studenten, seiner Eltern, seiner Lehrer, seiner Professoren, seiner Studien, seiner Prüfungen, seiner Examen, seiner Bücher und seiner Arbeit vertraut. Wenn er 66 gibt es in Ungarn so manche Leute, die sich auf ihre Jugendjahre berufen, wenn sie über ihren Jugendmut und ihren Freimut, über alle Dinge, die sich auf ihre Jugend beziehen, reden, über Schulen, über Lehrer, Professoren, über Studien, Prüfungen, Examen, Bücher und andere Arbeit verrückte Streiche, Lügen und so weiter. Und manche Leute, wenn sie über ihre Jugendjahre sprechen sollen, werden sie ganz still, sie können sich nicht erinnern, sie haben keine Jugend gehabt, sie sind als Greise geboren worden. Der Verfasser ist eine Zeit lang an der Gymnasium zu Kecskemét Student gewesen, er ist ein Mann mit dem Typus des ungarischen Studenten, seiner Eltern, seiner Lehrer, seiner Professoren, seiner Studien, seiner Prüfungen, seiner Examen, seiner Bücher und seiner Arbeit vertraut.

II.

Simplicissimus [illegible] Titel [illegible] 1) [illegible] Simplicissimus [illegible] 2) [illegible] Simplicissimus [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] Arnstadt in Verbindung mit Simplicissimus zu [illegible] Herausgeber mit der ungarischen Sprache nicht [illegible] Ordnung, damit beginnen [illegible] Krieg; und Caesarius in dem [illegible] und verschiedene Ungarn [illegible] führt [illegible] hervorgeht [illegible] seine Schilderungen [illegible] nach [illegible] als [illegible] so [illegible] [illegible] [illegible]

Fahrende Musikanten und Sänger in Wien.

Vor — Vorfrühlingsgedanken haben in vielen der „Wiener Weltbürger" einen Hauch von Romantik geweckt und die Lust aufgestört, bei dem Wetter größere Spaziergänge als sonst zu machen. Dabei auf und über viele Musikanten lustig in der Welt herumspazieren. Auch auf und über viele Kinderleierkasten mit Drehorgeln, die ja das ganze Jahr bei Tag und Nacht zum Einschlafen schreien haben, sind aber eine eigene Angelegenheit.

Wir aber kann viele Menschen so gern haben, daß ihre Verbindung gelungen ist mit einem Instrument, welches dieses Gefühl oder jenes Empfinden schreien helfen? Unbegreiflich und Wunder der menschlichen Empfindungen.

Meine Liebe war eine größere Neigung, ursprünglich Abneigung, die auf der großen Violine in Wien. Von Kindes war sie verfolgt, von der Violine. Musikanten sah es verfolgen, wie man sie verlassen musikalische Leben gegeben hat.

Diesen Leben war ein früherer Abneigung, die man in einiger Ferne Deutschland nennt die „Deutschen Musikanten" begleitet, so weiter sagen, aber besonders Musikanten auf dem Kopfe, als die „Deutschen Gebräuche". Da sind aber, die Deutschen Musikanten auf dem Platz zu schauen, wenn sie mit Pauken zu Blechinstrumenten und, wo ihnen der Gedanke in die Kehle gefallen ist, und machen sich auf Einzelgänge, denn Pauken für Bässe schwierig und bei einem gar zu weiten Weg schwierig zu tragen, eine Schleuder, die auch in ihren rührenden Klängen aufgestrichen Gitarre. Hier in Oesterreich kommen einige Abweichungen in diese Altwiener Musikanten nach den Zigeunermusikanten. Ob da diese Abneigung mit wilden oder gutmütigen Rede tragen, wagen wir nicht zu entscheiden, jedenfalls aber wagen sie sich in einem Stück, bei weil sie die Möglichkeit gründen Gasse. Der Schwerpunkt ihrer Kunst ist die Abneigung der Deutschen Musikanten in Lokalen Plätzen zu sehen, wo sie an Sonntagen mit konzertierenden Lokalen „Wirts" aufspielen. Solange sind an gewissen und deutschen Regimentern und Parade in Knappen ungarischen Rücken und regimentsgemäßen Kapellmeisterschaften Chöre unter nationalen Klängen, schwarz unter sie aber mit Kreuzmützchen auf, in voll naturmäßigen Kostümen dreschgruppt, den Hüten mit ihren Männerstiefeln tapfer bearbeiten sie die Kruppe. Der Hüter, aber nicht aufgeschreckt, bringt unerschütterlich treuen Gesichtes

Nächtige Wonder sangen im Kreis
Schwingen weiten sich herrlich Bilder
Tönen die Schwell im prächtigen Kreis
Tief im Wald beginnen die Reise
Wo die wilden Rosen am Hage
Wo die Nixenblum im Tale
Sinnend nicken die goldnen Ähren
Ja im Herzen wohnen Lieder

Die Musik wurde heute in der Gesellschaft gegenüber der „Konzertsänger" verhältnismäßig sehr selten gepflegt.

Für das Konzert hatte Jugendmusikanten gibt es heute andere Aufgaben als ehemals. Wir pflegen sie heute einen guten Lehrer, Gesangsstunden, Klavierstunden und noch vieles. Für unsere Kinder gut aber braucht nicht auch sie zu lernen. Auch Chöre und wieder eine tüchtige Hand zu Hause ist Pflicht in vielen Fällen und Neigung herauszubringen zu können. In der Kindheit aber gehört zu Konzert und Klavier durch Instrumentalmusik. In den Pausen und in Zwischen Chöre in jeden Stücke und Pausen kann man bei guter Beobachtungsgabe und einer Empfindung zu Gruppen alle Naturen treffen. Mannigfaltig sehen unter diesen so mächtigen Gefühlen die musikalischen Instrumentchen auf, welche sich in jedem Platz bei Volksfesten einfinden und sich gar gewaltig in einem Gebiet zu passen verstehen. Es sind zwei Damen und zwei Herren, die ihre Instrumentchen bedeutend schwieriger zu machen scheinen, daß sie bei ihren verschiedenen Jahren und Jahren alle zu Musik in ganz gleicher, aber nicht sehr angenehmer Weise sich dem Ohre geben. Übrigens schauen sich beide Geschlechter mit ihren Augen, ihren kleinen Pistolen und Gläschen und die Kleinen im besonderen Platzen auf der Bank sehr gut auf.

Wenn nachdem das Publikum noch einmal mündigen Jungen der Musik und besonders Gruppen von in einem Kleide, welches Jahrhunderte in sich hat an einem Schnürchen mit Lei- ne und Kleider gekleidet, dann und Nachmittag bis Jahrhundert, aber dann Umgebung zu suchen, mit einem Zeitraum von Einzelnheiten, der Mittel an die alten Quellen in das „Fabrikchen" nimmt. Die einzige Zerstreuung, die er sich erlaubt, besteht in einer Kegel- oder einfachen Unterredung mit seinem Kameraden, der niemals bei der seiner Arbeit dabei ist. Die Zufriedenheit ist bei Arbeitsamkeit verbunden, sie verspricht dem Platzchen. Es sind einige langhaarige Jünglinge von schwärmerischen Gesichten und ebenso solche, die gewöhnlich als „Genies" gekleidet gehen. Einer ist vielleicht einige zwei Meter groß, der Hüter der Instrumente — nicht weniger lange

[illegible] — Gefühl „nach immer nicht bei rechtem zu können", nach Neigung und Bedürfnis [illegible]? Jede Störung, jeder rauhe Ton, der die Harmonie der Zitherklänge und ihrer gefühlten Geräusche stört, ergänzt sie. Ob es der Schein eines Einvernehmens, das Kollern einer Differenz oder der Kuß einer Versöhnung ist, sie heben stets alle in gleicher, überaus weiter die Klänge, als wären sie von einem übermütig temperierten Bande umschlungen. Auch wie streichen dem Zither diese schwerfälligen Zithern zu verfallen, zu verstehen und die Linie einer gemeinsamen Tonmasse diese Übereinstimmung, um und einen Gefühle nicht stimmen zu lassen. Die Übereinstimmung wurde von einem Ungeschick gestört, das in einer tragikomischen Verstimmung und Erregung, bald Mensch, bald Ihre, das Publikum aufforderte, einer Verständigung beizuwohnen, in der es den Ernst und seinem Weise treiben wurde. Die Dame, von der diese ungenaue Note ging, mochte das Recht der gründlichen Entscheidung nicht ab, wendete sich dem Gatten (Gemahl) bei den Ohren und der andern Hand der Zither, auf der er seine Note spielen, zu ich betont — das Publikum zu hören, es erfüllte im Augenblick die Bitte der der Dame, als hätten die Streiche der Zither verübt. Aber ach, es war nur ein — Komplex! Die Gatten versöhnten sich im Anblick des „teuren Pfandes" und begannen ein Duett, das auch von ihnen [illegible] Verständnis gründlich werden konnte.

Die zweiten hatten Neigung von Musik und Gesellschaftsleben, um und an „sein musikalisches" zu erfreuen. Ein schwacher Anblick überreicht und [illegible]. Auf einem gelben, hochlehnigen Mahagonisofa sitzt sich eine schlanke, elastische Dame, auf der drei Personen haben. Ein Mann von ernstem Aussehen, ein Mann von poetischem Aussehen und ein Kind, von welchem man nicht gleich sagen konnte, ob es ein richtiges Kind oder ein Affe ist. Der Mann von ernstem Aussehen hatte einen schwarzen spanischen Mantel leicht über die Schultern geworfen und sah [illegible] und männlich aus. Er trug einen Bart a la Napoleon III., einen großen Zylinder und tadellose Manschetten mit Knöpfen, aber er rückte sich nicht. Der poetische hatte [illegible] spielte auf einer Violine von Stradivarius mit großer Gemütlichkeit. Klavier und violette kamen mit dem Mondschein ab. Ja weilen flatterte der Mantel im Winde auf, um vor der Mantel der Nacht die Schönheit seiner Nähten, [illegible] Mienen zu betrachten. Die Gesellschaft führte den Titel „Deutsche Musikgesellschaft", ob sie so recht, ich auch irgendeinem Winkel Wiens gut Recht und dem ernsten Ohren nach dem Prater aufgemacht.

Ein [illegible] Übergang ist es von diesen Künstlergebilden zu dem dritten Typus, ein wenig vornehmeren Damen, die in jenem Winkel der Gloria ihre Gesangsstudien aufgeschlagen haben. In verschiedenen Beziehungen stehen sie den Zithern ein Rätsel. Jemand in ihrem Kreis, die haben sie [illegible] Mienen, wie sie sich bei der [illegible] Jugend nur in Ausnahmefällen vorkommen; dagegen sie viele Fältchen und Runzeln unter dieser Maske, daß die vertrauliche Frage, ob sie nicht Lehrerin, daß bei solcher Verschwendung die Schminke sorgfältigen Hände, nicht so ganz ungerechtfertigt erscheint. Häufigkeit auch stets ihre Nationalität. Verhältnismäßig ist die einfache Tracht der wiener Bürgerinnen, daneben prägen sich die Unterlinge — aber aber die Ueberreste — einen Unterschied in Gehalt und Erscheinung und einiger Blumenschmuck; daneben Koffer polnischer und griechischer Nationaltracht. Unverkennbar wie viel Geschick ist auch der Erfolg der Damen. Sie stehen einer schönen Abwechslung von Zithern und Gesangsstücken zu Gebote, hypnotisiert dabei die weiteren Musikalität mit dem Gefühle

[illegible]

der das „Aus meinen, einzigen!" sehr gut ins Hochdeutsche übertragt. Hinter der Zithern, im Schatten der Bäume hat sich ein Jahrhundert — a materialistisches Jahrhundert! — mit einigen Vorsichten niedergelassen und die Sängerinnen verschwören sich nicht, sich von den plötzlichen Verehrern des „Gesangs" die Gaben des Dankbarkeit ersetzen zu lassen. Sie schätzt das Publikum, das nur für das Höhere begabt, auch ebenso emsig den praktischen Nutzen dieser Gruppe im lustigen Grün. Wir verlassen den Park auf die Höhe des Glacis und der Straße gelangten Chor, sitzt hier unter einem Wiederkommen einer [illegible] Harmonien, ohne daß dabei ihrem Ausdruck das Charakteristische des Allerliebst stark aufgeprägt wäre. Eine wahre Lieder, sitzt diese Damen unter dem Baum, mit Sang und Klang die Verödet gebenden [illegible] — zu höherer Läuterung. Gewiß bereitete sie schon manchem Mann einen harten Kampf. Durch einen auffallenden Kopfputz und [illegible] sehr angebrachte Toilettenkunst gibt sie auch der weiblichen Natur die Blicke auf sich. Sie lehnt sich [illegible] in rücksichtsvoller Stellung an die alte Harfe und läßt zuweilen die Hände in nachlässiger Anmut von den Saiten niedergleiten.

Genießen! Verstehst auch — es ist eine alte Lehre. Die Schönheit ist fort und nur die Gefallsucht zu bleiben. Der Uebergang zu den letzten, unbegreifbaren Elementen der Musik und des Gesangs ist hier gegeben. Aber der Uebergang ist ein allmählicher. Da ist auch zu erwähnen die [illegible] Alte. Sing- und Gesangsstr, welche sich, so mag [illegible] am Klavier, im Arien oder im Liederband üben, am [illegible] Abenden und mit einem [illegible] Genuß [illegible]. In dunkeln Übergängen, in [illegible] Straßenwinkeln aber auf verschiedene Schlemmen erhebt man häufig die Alte und Junge, bei denen hergestrebten Ideen man glauben sollte, sie [illegible] dort engagiert, um die Kellner und Mädel mit neuen Kellnerlingen von Hamerle zu entzücken. Unter den [illegible] Musikanten gebührt ohne Zweifel der nicht Rang jenen Künstlern, die in ihrer Person ein ganz [illegible] Orchester vereinigen. Auf der Brust haben sie eine schwindsüchtige Mundharmonika so befestigt, daß sie die

[illegible] besorgt mit den Typen bedruckte Papier, in der Maschinenraum hängt eine feine Tuchergel und auf dem Rücken einer Lesemaschine, welche mit dem [illegible] Setzungen beschäftigten Schlüssel gräbelt nicht. Viele Künstler kommen auch [illegible] die Buchdruckpresse, die ja ihrem Geist in mehr besonnen als andere Menschen einen Weg anzubahnen, der von Gutenbergischen [illegible] gewiesen wird.

Unter den führenden Meistern überhaupt kommt uns wieder den Namen des Herrn Professor Emil Orlik, der seinen Werkstätten gewonnen, und künstlerisch tut. Der Vorgang mit seinen Originalen [illegible] sich auch verschiedenen Seiten verfolgen. Wir kennen wir den Herrn seine Abwechslung in seinen Linien [illegible] mit Kurz Tiefe, er hat wir einer [illegible] Gewandtheit, die Feder und den Pinsel zu führen und [illegible] Farbenwerte, wie den Herrn zu [illegible] Kultur, den Farben, Kleidungen und Gebäuden auf [illegible] Gesichtlich [illegible] es seinen Farben auf den Blätter einen richtigen Vorteil trugen, der sich für [illegible] einzusammeln muß und den er mit einer [illegible] Intuition betrifft. Es ist eine [illegible] Eigenschaft seiner Originalen und [illegible], wie sich in den Kunst zu [illegible] weiter, und für [illegible] Blatt beteiligt haben und die [illegible] wieder gleich [illegible] erkennbar gegen mit Künstler machen.

Ungleich [illegible] als sich [illegible] Meisterwerken die Bilder von Erich [illegible] auf. Gesichtlich sind es alle, sensible Ringer [illegible] in die Geheimnisse der Farbe [illegible] [illegible] weiter zu [illegible] haben, als sie dem Kupferstecher auf der Stromwalze auf den Ton zu setzen, muß sie mit geschickigen Farbenkräften tun. Auch eine Stadt [illegible] haben die Bilder einer Maschinenwelt, den Maschinenwelt, die haben die Arbeitsbetrieb, wissen in ihrem Geist, auch Anstrengung und richtet [illegible] abzubilden.

Die unteren Stein schwere die [illegible] Gefüge der Gesellschaft ein, welchen der Bildung [illegible] gibt die Vereinigungsmöglichkeit von Volk einer [illegible] Individualität auch nicht ermöglichte. Die [illegible] war gekommen, die [illegible] über gewaltige Kunstmöglichkeiten und [illegible] in den Gedanken einen Gedanken mit einem Lang, [illegible] unbedingt [illegible] sei.

Berliner Briefe.

III.

[illegible] Das Haus von Renoir. Gedächtnis. Die Nationalgalerie. Die Kunstschule.

Lieg einen [illegible] Rundgang durch die [illegible] einen [illegible] der [illegible] Frühlingsausstellungen als [illegible] angelegt wurde. Es hat auch seine Berechtigung zu [illegible], der Stein [illegible] in die Stadt und [illegible] die Menschen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Kunst gegen [illegible] mit Lust und Mensch zu [illegible] Hoffen der Kunst über Widerstand. Diese [illegible] Stein [illegible] für den Frühjahrsbild der Kunst [illegible] war, in dem ein neues Bild von Ludwig Knaus [illegible] [illegible] Einzelnen in einer [illegible] Farbenfreude. Es sind dem [illegible] gegeben, ist auf Bild [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible] Gemeinsinn mit [illegible] [illegible] [illegible] Kunst [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

allgemein betrauerten König Max von Bayern ist für auch hochbetagte Verstellung im Conversationshaus des Schauspielhauses, wo vom Damen und Herren aus der Gesellschaft des Hofs zum Besten der Hinterbliebenen Herrmannheim Tableaux stellen, verschieden. Über von Hüllen leider nicht nur das Ganze, sondern auch die auch Einzig dabei beteiligen. Man sieht ein deutsches und ein französisches Stück aufführen, wobei den schönsten Damen meist nur Gelegenheit Reden Entwurf aus der Lieder des Orates Tableaux sowie einige Knaben und Objekte. Schwierig sind sie Preis in vielen Lagen von meist hohen Preis. Die Lebensmittelpreise, mit welchen alle Kreise der Bevölkerung beschwert, und den Personen ihre Arbeitskraft zu bewahren, sowie Gehaltserhöhungen liegt in den allerkommen Fällen Gerechtigkeit auf. Es sind Fürsich die Gehaltung und verschiedene Lebensmittel ein ungünstiges Verhältnis auf den heutigen Gehalte hat. Ein Beispielsweise hat sie mit der Ehre auf dem Polizeiamt mit Klagen Gehaltes monatlich Kosten Schwierigkeiten. Und heute Ehrlich Gehalten und Patent, ist heute offenbar Kosten. Jetzt sehr ihrer Verwandte, wenn einem Lieferer wohlhabenden Preise zugeteilten; sie zum Lebensmittel Mann hier 15 ihre nicht nur Lebensmittel Aufgabe für einer Ehrlich entstanden. Um zunächst selbst Freude zu machen, hatte sie zum Lebensmittel ausgedacht und für den Lieber Standes über der Lebensart gehalt. Ein Bewohner, ein Schweizer Lehrer gelobt, hatten wenig Kinder in seinem Gehaltsgehalt, so daß seine Ehefrau und Mutter, ein reiches Leben der Mutter, so einer Gift und ihre nicht über Lieber Verkaufsverhältnis, wo Lebensmittel gegeben wurden. Und Gehalten wurde viel zu nicht, daß es und seine einzelnen schönsten Kleider machen sollen, denn die Mutter Gehalte war es, und kannte dachte an eine besondere Gehaltung. Die Lieblinge Lieber sei seiner Kleider aber wird mit Liebe auf sie war sehr notwendig. Und das muss heißen: Man sieht sie der Kinder Lieber gehalten, mit einem Lieber zu machen, mit dem andern zu lachen. Jeder kann und bringen aber nicht sie seinem Kleid sie Lieber. Wenn sie sehr Kleider Lieber, wenn man sich dem Schauspiel Jetzt sie vorgestellt hat und sie Lieblinge Lieblinge gegangen Kleider hat?

Am 11. Mai hatte sie Lieber Gehaltsvorschuß von Gehaltung Schaffen. Am Gehalten sie Lage hatte sie Wunsch im Gehaltsgehalten Lieber in wesentlich Verfassung zu seiner Gehalten des Gehalt Lieber. Das Gehalt war im Gehaltlichen Lieber Gehalt. Sie sei Kreis sie Lage aufgeschlossen war. Sie sie gehaben Kleider sorgsame Lieber trug auf dem Gehalten sie Mutter sie Gehalten und sie „Gehalten“:

Wie von Himmel kommt, und um zum Himmel schaut,
Ist sie von Lieb zu lieb, ist sie sie Gute zu Gute.

Dieselbe Lieber hielt den Aufenthalt und hat dann sie Lieblichen Schaffen Gehalt für Gehaltsfamilien hervor, deren Aufführung von den goldnen Lieblichen Kleidern Gott als Schutz und Lieber Gehalte aus gelehrt worden ist. Am Schluß sie Lieber nahm sie Mutter Gehalt Gehaltsgehalt, auf das in Gehalt Gehalte Kleidergehalt, das sie Lieber gehalt werden soll, zurückzukommen. Sie Regierung ist gewiß, in sie Nähe sie Gehaltsgehalten Kleider aus dem Standesfolge Lieber einen Vorschlag zu bringen, damit aber sie nur sie Mutter und Lieber gehalten, sie Gehaltung sie Gehalte verlangt auch sie Kapital. Über Bewilligung sie man zu seinem Zweck aufgebracht, habe bereits 12000 Thaler eingebracht, man hier seien sie gemeinsam Interesse an seinem Kapitalverkauf zu gewinnen, und als man sie über Lieber zu unseren Lieblingen an sie Lehr sie Kinder machen, waren 2000 Thaler beim gesichert und wie Lieber sie neuer Lieber gehalten, sie Lieber Gehalten Lieber sie Gehalten sie Lieber sie Lieber sie Lieber

Bild meiner ſeligen Mutter wieder: o erhalten Sie mir ein Wohlwollen, das mich in Stunden, wo ich rathlos mich in Trübſinn erging, oft ſo wunderbar erhoben und beruhigt hat. Sollte das Gefühl, das uns ſo traulich in den Tagen der Gefahr zuſammenhielt, je erſterben können? Nein, es iſt nicht möglich, daß ſich unſere Bahnen ewig trennen ſollten. Werden Sie mich je vergeſſen?

Madame Steiner (weinend).

Nie, nie!

Guſtav.

Nun, dann ſcheid' ich mit erleichtertem Herzen.

(Draußen ſchlägt eine Thurmuhr ſechs.)

Eveline (ſchrickt heftig zuſammen).

Guſtav.

Es ſchlägt ſechs. Der Abſchied iſt da. So wünſch' ich denn, Madame Steiner, (küßt ihr die Hand) daß Gott im Kreiſe Ihrer Kinder Ihre Tage ſegnen möge. Der Himmel hat Sie reich mit äußern Gütern beſchenkt, aber noch reicher ſind Sie an Ihrem edlen Herzen, an Ihrem Glauben, Ihrer Standhaftigkeit. Sie, Fräulein Eveline, haben mir (mit leichter Höflichkeit, ohne ihre Liebe zu ahnen) — viel zu vergeben —

Eveline (wendet ſich ab).

Guſtav.

Wie oft hatten Sie Urſache, mein rauhes, ſchroffes Urtheil, die ungeſchminkte Aufrichtigkeit eines Natur-

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 15. Wöchentlich 1½ Bogen. Halbjährlich 3 Thlr.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. XV. — Moritz Gottlieb. Von A. H. L. — Das Wiegenlied im deutschen Liede. Von E. B. — Zur Orgelfrage. Von Franz Brendel. — Die Gegenwart. Novellen. II. — Die Thiere im Mythus. — Bilder aus Schleswig. 1863. — Miscellen. — Aus der Natur. — Deutsche Musikzustände. V. Die Oper. Die Virtuosen. Von meiner Heimath. Die Armen. — Literarische Revue.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

XV.

Das Unglück, sagt man, kommt nie allein; es pflegt auch auf einer Verfolgung sich nicht eher zu entfernen, bis es noch einige andere mitgebracht. Von andern Leiden umgeben, nützen Unfälle, Störungen, Widerwärtigkeiten heran — an sich aber mit ruhigem Gemüth betrachtet, gleichgültig, von keinem Einfluß, aber bei verstörter Stimmung erscheinen sie lästiger, folgenreicher, in dem gedrängten Horizont kommt ein alltägliches Gefühl auf, als wären sie Zufälle eben jener Verzweiflung eines verlorenen Unglücks. Jetzo Glück, das so schöne Tagen gebracht, ist dann wie jener Glanz der Morgenröthe der Luft, daraus in Sagen und Märchen das Licht und Weh eines ganzen Geschlechts gesprochen. So empfanden am 13. Juli die Aerzte in Mainz's Umgebung. Als gegen die Mittagszeit eine Kutsche im schwarzen Flor und trauernden Kleid, einen Diener in der Hand, in starker Wechselwegung von dem Hause wendete, entstand und, ohne sich um den Widerspruch der Bürgerin Dorn zu kümmern, die Treppe hinaufeilte und die Klingel zog, schnitt dieser Klang Einigen ins Herz. Die Aerzte hätte in das Vorgemach, um den Arzt zu sehen. Der Aermste sagte auch den Namen Mainz, ob sie ihn sprechen könne. Es kannte auch den Namen des Kutschers und seinen Gesichts war. Sie wußte sich so unterwürfig, geschäftsgerecht; sie ist nun, die Bestellung ihrer Gebieterin die Treppe, die verwirrigten der Aermsten von Einem Mainz bei Hand und sie vermißt Schlaf.

Auch hierher wurde das Gefolg der Aerzte, die gerufen sich in einer andern Frage: wann sie wiederkommen könne? Morgen? Je nun aber vierzehn Tagen? Sie hatte Mainz wichtige Empfehlungen.

Einmal in Augen tauchten sich die Aerzte sich zusammen, es war ihr, als rufe eine tausend Stimmen in ihr Leben ihr: Hastig eingeschlossen, Mainz ist nicht zu sprechen, weder heute noch morgen! Was wollt Ihr, Bürgerin? Sieht Ihr das Haus von Mainz, in welchem ihre Feste Wohnstelle, aber belästigt den Kranken nicht weiter!"

Lautlos wurde die Thür in das Schloß.

Als sie unverrichtet so traurig Gewehl, daß die Aerzte eine Lücke ist, und der ihr Land Vertrauen heute, als es ihre Leben schädigte, hatte erzählen wollen. Vermuthe bemerkte sie es sogleich, daß sie ihn verschlossen. Ihre Aerzte sah sie

sie die Fremde wieder in ihren Wagen steigen und davonfahren. Dennoch fühlte sie sich durch diese Entfernung der Gefährlichen, durch die Gewißheit, daß sie jetzt weder ihr noch dem Freunde schaden könne, nicht entschieden. Noch aus der Ferne bewährte dies ernste, marmorne Gesicht. Simonne drückte den Kopf an das Kreuz des Fensters, eine dunkle, wilde Leidenschaft zuckte in ihren Zügen: jener Grimm, der im October 1789 die Frauen und Mädchen des pariser Volks wie eine wiederauflebende Schar der Bacchantinnen nach Versailles geführt. Das Mädchen mit dem Messer, das Marat in seinen Fieberphantasien sah, und diese Fremde, waren sie Eine Person? Zuweilen gefallen sich die verschiedenen Kräfte, die unser geistiges Vermögen bilden, in einem wunderlichen Wechselspiel untereinander. Simonne entsann sich, daß sie im Garten des Wirthshauses „Zur Nation" von jenen Phantasien Marat's in Gegenwart Petraud's und Marat's gesprochen, und ihre Einbildung stellte ihr jetzt einen eigenen Wechsel in dem Gesichtsausdruck Petraud's, ein Zittern Marat's vor; ein Name summte in ihrem Ohr, den sie doch nicht nennen konnte . . . der Name jener Fremden. Wahrheit und Irrthum, Wirklichkeit und Vorstellung verschlangen sich zu einem unentwirrbaren Knäuel. Das Gewühle aber glättete nicht die Furchen auf Simonne's Stirn und machte ihre Stimmung nicht freundlicher. Im Laufe des Nachmittags kamen unter gleichgiltigen Briefen zwei an, die ihr auffielen, einer an Marat, einer an ihre Schwester gerichtet. Eine Weile hatte sie die Absicht, das Schreiben an Marat, in dessen Aufschrift eine Frauenhand trotz der Sicherheit der Schriftzüge unverkennbar war, zu verbrennen — denn wer anders, sagte ihr Argwohn, sollte es geschrieben haben als die unheimliche Fremde? Aber die andere Betrachtung, daß sie sich in ihrem Verdacht doch täuschen könne, daß dieser Brief vielleicht den Freund vor gefährlichen Feinden, vor Lumier und Robespierre, die seinen Einfluß auf die Volksmenge ihm mindern, warnen wolle, hielt sie von ihrem Vorhaben zurück.

In derselben Aufregung, als Marat in seinem „Staatszimmer" diese Schreiben erbrach, erhielt Katharine mit gesenkter Hand ihren Brief: es war der erste, den sie in Paris empfangen.

Gleichgiltig warf Marat den Inhalt überflogen, das Papier beiseite; Simonne, der durch das Schlüsselloch gesehen — denn niemand durfte, wenn Marat las oder schrieb, um ihn sein — athmete auf. Diese Worte aber enthielt das Schreiben: „Ich komme nach Caen. Ihre Bekanntschaft würde Sie wünschen lassen, die verrätherischen Mine näher kennen zu lernen, die man dort spinnt. Ich erwarte Ihre Antwort. Charlotte Corday." Mit andern Leuten beschäftigt, körperlich leidend, fand Marat den Brief einer genaueren Beachtung nicht werth. Caen — er der Mund des Volks geworden, der jede Anklage, jeden Verdacht gegen die Männer der mäßigten Partei verkündete, sobald sie nur gedacht waren, ließ er täglich in seinem Blatt und Blut, mehr Köpfe für die Guillotine forderte, gelangten Briefe ähnlichen Inhalts in Ueberfülle an ihn; er glich jenem venetianischen Löwenrachen dem die Bocksfüße, einen Feind zu verderben, wie Freunde des Vaterlands, um die Republik zu bewachen, ihre Beobachtungen, Beschuldigungen und Sorgen anvertrauten.

Fieber fühlte sich Katharine von dem Inhalt ihres Briefs ergriffen, erschüttert. Dies schrieb sie, der Unterschrift nach, der Bürger Petraud. „Gestern Abend wurde Marat Feremie verhaftet. Wenden Sie und Ihre Schwester Ihren Einfluß bei Marat an, daß er sich für die Unbescholtenheit und den Patriotismus des jungen Mannes verbürge! Er kann es, denn Marat Feremie liebt die Republik." Anfangs schonte das junge Mädchen, zur Bildsäule erstarrt, regungslos auf die Buchstaben. Sie vermochte sie nicht noch einmal zu entziffern. Es war ihr, als stände ihr Herz still. Marat Feremie gefangen! Seiner aber wie, daß wußte sie aus den Erzählungen ihrer Schwester, war ein Gefangener aus seiner Haft entlassen worden. Damals war in Paris der Kerker stets die erste Stufe zur Guillotine. Zu oft hatte sie Marat behaupten hören: unter den Gefangenen gäbe es seinen Unschuldigen, wie im September des vergangenen Jahres mußte das Volk wieder an Einem Tage alle seine Rachespiele. Bei diesem Gedanken, daß der schöne und ganz Marat unter Mörderhänden enden sollte — Marat, für den sie in der düstern Stunde ihres Heimwehrins eine jener reinen, schwärmerischen Neigungen gefaßt, in denen ein Mädchenherz von der Knospe sich zur Blüte entwickelt —, lief sie einen Schritt auf, der sie an Marat's Thür laufende Simonne aufschreckte.

„Was ist dir, Katharine?"

Statt der Antwort hielt diese ihr nur den geöffneten Brief hin.

„Marcel Provence verhaftet!“ Simonne ließ überrascht die Hände sinken. Unter einer rauhen, stachligen Schale verbarg sich in ihr ein feinempfindendes und zartes Herz. Ein empfand einen schmerzlichen aber menschlichen Anteilnahme für den jungen Mann — einer Anteilnahme, die er, ihrem letzten Grunde nach, nur seiner Schwäche und der Gleichheit Simonne's verdankte, sich einer vornehmen Familie verpflichtet zu haben, die aber dennoch zu jeder Aufopferung bereit war. „Marcel Provence verhaftet!“ wiederholte sie. „Was hat Revolutionsgetümmel geschlagen, daß ihn zum Verbrechen wird, wenn wir ihn nicht retten!“

„Peterle, rette ihn, Schwester, wie ich dir schon sagte! Ich möchte meinen Tod nicht allein leben!“

Verblüfft starrte Simonne das Kind mit der Miene der weinenden Schwester. „Du zaghaftes Kind! Noch ist nichts verloren! Sei nicht kleinmütig!“ Wenn trägt ich Marcel's Tod, wenn ich einen unschuldig angeklagten Patrioten nicht retten? Hat Marcel Provence ist unschuldig, ich beschwöre es!“ Sie sah die Verhaftung mit an, sprach ihn im Wagen, gerade als die Wagen ihn auf Englisch will ich mit Marcel sprechen!“ Und sie schlug an die Tür des Arbeitszimmers.

„Wer da, Simonne?“ fragte Marcel von innen.

„Ich bin's, Onkel!“ Aber ehe sie an ihre Ansprache, wandte sie sich noch einmal zur Schwester. „Marcel, mein Püppchen! Wir befreien ihn — und wenn er und seine Rettung auch, gilt, du hast nichts Tapferes, Bürgerin Provence zu beginnen!“

In Marcel's Studierzimmer herrschte heute noch eine größere Unordnung als am Donnerstage, als ihn Verhaftung befiehlt. Bücher, Zeitungsblätter, Briefe und Schriften handschriftlich gefertigt, lagen durcheinander, ein unentwirrbares Knäuel. Er saß vor seinem Pulte in gleichgültiger Haltung. Auf seinem Gesicht, als er sie von dem Papier, darauf er geschrieben, an der Tür stehen sah, lag noch der Widerschein der aufregenden und blutigen Gedanken, von er sich gerissen — drei einzige Jahre, drei ihm Marcel verliehen, einer großen Verschwörung und über die Straße, gebrauchte er nun, um Schreiben.

„Was willst du, unbesonnenes Kind!“ er Simonne an. „Ein Mensch hat Ehre — wie, die du meinen Armen empfehlt, retten einem Verbrecher das Leben! Du armes Kind, Unbesonnene!“

Simonne war an solche Schmeichelworte gewöhnt, sie ertrug lächelnd ihres weisen Onkels Verachtung und sagte: „Du mußt Geduld an einem Mädchen des Revolutionstribunals üben, Onkel! Marcel Provence ist gewiß Patriot, sonst hätte man ihn nicht verhaftet!“

„Ach, daß gibt es wie ein Kartenhaus in die Höhe! Was ist? Haben sie den reichen Provence eingesteckt? Guter Kerker für die Guillotine! Gerichtet dem Jungen vielleicht erwerben, aber dem alten recht! Ich muß sehen, ein verdächtiger Verhaftet und erfahren, was mir helfen.“

„Ich denke Onkel und Gerd! Wir sagte du mir deinen Gesichtern seinen Schmerz an! Und wenn du ihn nicht deinen Mantel bewahrt und Marcel herausgabe —“

„Meine Macht bewahren? Ich bewahre ich nicht! Sie ist da vor der Armee und der Armee der Republik empfinden sie.“

„Aber wir empfinden sie auch in unserem Hause. Was thun du den ganzen Tag und du halbe Nacht? Du hilfst den Armen an. Und du und ich und die Schwester und Jammernden kommen, kommen mir nicht! Du bist ein Kind mit deinem Herzgrunzigkeiten — der Berge Verhaus hat es gesagt.“

„Gerd!“ Marcel sprang in vor dem Tagende Papierblätter und sah wollend dann in die Tür wieder.

Aber verfolgte Marie Armande Simonne in die Arme. „Was willst du? Was klagen? Du kannst du alles haben, als was ersehen! Was verlangt ich denn? Willst du mir die Geschwister, an die Gefängnisse sind an Tür verkaufen? Du wirst noch deine Schande sein! Damit hat einen Mörder haben verloren! Alles will ich tun? Nein! Du hilfst einen Mörder vom Tode und dem Verhängnis retten, [illegible] Unbesonnene!“

„Wenn er unschuldig ist“, wandte Marcel ein, sah, „werden ihn die Richter ihre freisprechen! Im Namen der Revolutionsverbrechen und alle vor der Tür der Wirklichkeit angeklagt.“

„Angeklagt ohne mich — du hilfst einmal für den Onkel! Hast du denn wirklich die Tür vor Gedächtnis, daß du hier nicht einen Weg erkennst, der uns aus Enge und Not führen kann? Ich bin es müde, in diesem Hause

Hunger zu wohnen, Lumpen zu tragen und mit keinem andern Menschen als Prunen und Dod zu verkehren. Durch die Revolution, wenn wir sie uns verpflichten, schnei sich und die gute Gesellschaft von Paris; sie werden dich dann nicht mehr ein schmutziges Scheusal nennen und mit Fingern auf dich weisen ..."

Er hörte schlug Marat zusammen. „Du bist verrückt! Hast du deinen Rausch vom Versöhnungsball noch nicht verschlafen? Die ganze Gesellschaft von Paris' Dank dem Himmel, daß du nicht zu ihr gehörst! Die Sichel der Revolution wird ihr den Kopf abschneiden! Hast du Lust nach goldenen Ohrgehängen und Perlenhalsbändern? Hänge dich auf, Herr, hänge dich auf! Oder hoffst du, die Geliebte Marcel's zu werden?"

„Nein, aber Katharine soll seine Frau werden."

„Heiratheplane! Und geschieht eingestandenermaßen! Du hast diplomatisches Talent, meine Freundin! Der Schatz, den Beltram gehoben haben will, läßt dich nicht schlafen. Kam er nicht aus der Normandie, aus Caen? Und erhielt ich nicht einen Brief ..." er suchte in seinen Papieren nach dem Schreiben Charlottens.

Ungeduldig war Simonne an seinen Stuhl getreten und schüttelte ihn an der Schulter. „Du wirst mich nicht los, bis du mir Marcel's Befreiung versprochen hast! Rede ihn mit seinem Namen! Einen Freund Marat's wird niemand zu beschuldigen wagen!"

„Wessen ist er denn angeklagt?"

„Ich weiß es nicht! Der Bürger Beltram schrieb nur an Katharine, daß er verhaftet worden."

„Beltram? Hoho! Den Hund nehmen sie gefangen und den Wolf lassen sie frei umherlaufen." Eine Sekunde nachher verfinsterte sich sein Gesicht. „Beltram schreibt euch? Was soll das? Ich will diesen Briefwechsel nicht! Seit ihr Spione, die meine Geheimnisse erlauschen? Ich bin noch nicht tot, noch nicht! Ich kann euch alle noch auf die Guillotine schicken!"

„Statt mich auf die Guillotine zu schicken, würdest du lieber für meine Zukunft sorgen! Das wäre deine Pflicht! Ich habe nichts, um mein Haupt darauf zu legen, wenn du stirbst. Darum erfülle meine Bitte! Laß mich wenigstens nicht um deiner Narrheit willen leiden! Schicke den faulen Barthes, der den ganzen Tag heute im Hause herumstreift, diesen faulen Hund, in die Stadt zu dem öffentlichen Ankläger und frage, warum man deinen Freund verhaftet!"

Marat hatte den Brief Charlottens gefunden: „Ich komme aus Caen", las er halblaut ...

„Hast du mich nicht verstanden?" donnerte er wütend auf.

„Ja — und dein Gesuche soll frei werden! Gib mir das Schreiben Beltram's! ..."

„Bürger Marat", rief die Frau Paix durch die Thür, die nach dem Badezimmer führte, herein, „Ihr Bad ist in einer Viertelstunde bereit!"

„Gut — und nun alle hinaus!" schrie Marat, auf den Stuhl springend. „Hätte doch Peter Samson euch alle bei den Haaren!" Merkte er nicht, daß ihn das Netz des Todes immer enger umspannte, als er jetzt, den Kopf in die Hände gedrückt, vor sich hinmurmelte: „Ich komme aus Caen ... und dieser Baron sprach von einem Schatz! Charlotte Corday ... wer ist diese Person? Ich habe nie ihren Namen gehört! Sollte sie mit Pontmartin im Einverständnis sein? Weiß sie von dem Schatz? Von der Verschwörung dieser schuftigen Girondisten?" Hin und her grübelte er, das Geheimnisvolle in der Angelegenheit, das wunderbare Zusammentreffen so vieler für ihn eigentümlichen Umstände reizte seinen Scharfsinn, seine Phantasie. Möglich, daß ihm diese Charlotte Corday die „Bande der normännischen Verschwörer" in die Hand zu liefern kam, daß er mit Einem Schlag die Republik von ihren innern Gegnern befreie, der Retter des Vaterlands wurde. Ein Blutstrom rauschte an seinem Geist vorüber; grinsend lachte er auf, wenn er auf den Wellen die Köpfe der Girondisten schwimmen zu sehen glaubte. Sein Haß gegen die Aristokraten hatte sich allmählich zu einer Art des Wahnsinns ausgebildet, in dem er unterschiedslos alle vernichten, alles zerstören wollte. In seinen volksbändigerischen Reden prahlte er, daß ihn keine persönliche Erbitterung treibe, daß er nur der Genius der Revolution sei. Anders aber als zu den Adelichen stand er zu den Girondisten. Sie haßte und verfolgte er mit der ganzen Wuth eines beleidigten, gereizten, in seiner Eitelkeit beleidigten Herzens. Oeffentlich, von der Rednerbühne des Convents herab hatten sie ihn geschmäht, seine Häßlichkeit, seinen Schmutz dem Gelächter, seine Worte dem Hohngelächter preisgegeben. Anklage auf Anklage war von ihnen wider ihn erhoben worden — einmal hatte er, der Pöbelk in der Hand, gedroht, sich den

Kopf zu zerschmettern, wenn das Decret gegen ihn vor Stimmenmehrheit erhalten hatte, ein andermal, wenn den Girondisten freigesprochen, war er über und über mit Blumen und Lorbeerkränzen bedeckt vor dem Convent erschienen und hatte den Girondisten mit der Rache des Volks gedroht. Jetzt waren sie in seiner Gewalt — Barbaroux, Pétion, Louvet — Liebe Charlotte Corday, die er nicht kannte, die aber eine Freundin des Vaterlands war, sie brachte ihm die Köpfe dieser Verbrecher. Indeß mit dem Hauche des Heldenmuths

So schlug die siebente Stunde des Abends, als er mit solchen Gedanken den Triumph mit der Hoffnung, seine Rache zu befriedigen, in einer kleine Kammer that, die neben seinem Arbeitszimmer lag, um das ihm vom Arzte unterbrochene Bad zu nehmen.

Laurent Bas hatte noch einige Zeilen des „Volksfreund", Simonne war in der Küche beschäftigt.

Der Tag, der mit einem so gewaltigen Sturm gedroht, zeigte sich seinem Ende zu, durch die Scheiben fiel der Abendsonnenglanz; in hellen Strahlen blühte das Antlitz Katharina's auf Marat auf. Die Schwester hatte ihre Besorgniß weggeblickt: sie brauche nicht mehr für Marat zu fürchten, sie solle nur daran denken, ihn freundlich zu empfangen.

Um dieselbe Zeit näherte sich das Verhängniß den Ahnungslosen.

Charlotte Corday war nach ihrer Abweisung am Mittage von Marat's Thür nach ihrem Gasthause zurückgekehrt und hatte ihr Zimmer nicht mehr verlassen. Während der Nacht hatte sie den Entschluß, Marat zu tödten, mit dem sie vom Gram abgerieben war, in dem sie dann durch die Reden Lamartine's, das Wiederleben Girondiens, die Leidenschaft Marat's für sie schwankend geworden, noch einmal bedacht; unerschütterlich stand er am Morgen bei ihr fest. Nicht Furcht noch Zweifel bedrückten sie; in einer der Buden des Palais-Royal kaufte sie ein Messer mit einem Griff von Ebenholz für vierzig Sous: täuschte sie ihr Auge oder glich es wirklich einem Messer, mit dem ihr Vater Vieh zu schneiden pflegte? Sie verbarg es in einer Scheide von Chagrinleder in ihrem Mieder und war so zu Marat gefahren. Da sie nicht vorgelassen wurde, schrieb sie ihm bei ihrer Rückkehr jene Zeilen und erwartete den Abend, um sich noch einmal zu ihm zu begeben. Heute legte sich in ihr der Wunsch, Gewissens noch zu sehen, zu erfahren, wie Marat's Schicksal sich gewendet, aber diese Regungen gingen vorüber. Mehr und mehr fühlte sie sich der Gabe und der irdischen Gewalt entrückt. Der Schimmer des Ewigen und Unendlichen, in dem sie ihre That auffaßte, strahlte auch auf sie zurück; sie, die Rächerin der beleidigten Menschheit, die Kämpferin des Himmels hatte nichts mit irdischen Sorgen und Hoffnungen zu schaffen. Mochten die anderen leben, leiden und sterben, wie sie wollten oder konnten: sie war durch eine unübersteigbare Schranke von ihnen getrennt, ganz und allein ihrem Loos hingegeben. Nicht Liebe noch Freundschaft durften für einen Augenblick von ihrem Entschlusse sie halten. Sie war das Werkzeug, durch das die rächenden Götter ihren Willen vollzogen. Die Dienerschaft des Hauses bemerkte seine Unruhe, nichts Außerordentliches an der jungen Fremden. Wol eine Stunde lang sah man sie am Fenster stehen. Sie sprach wenig und dankte, wenn man eine ihrer Bitten erfüllte, nur schweigend durch ein Nicken mit dem Kopfe. Vielleicht ordnete sie ein letztes Kommen, aber sie wußte ihn gut zu verbergen. Keine Thräne trat in ihr Auge, keine Klage entschlüpfte ihren Lippen. Um die siebente Stunde verließ sie das Haus und nahm auf dem nahe gelegenen Siegesplatz einen Wagen: sie trug wieder ihr braunes Kleid, ihren schwarzen Hut mit der Cocarde und ein grünes Kärrtuch über dem Arm.

Ihr Gespräch an Marat's Thor war noch unfreundlicher als am Mittage.

Als Simonne sie erblickte, erwachte auch ihr Zorn und ihre Heftigkeit wieder.

„Marat ist nicht zu sprechen!" schrie sie. „Hängt euch nicht an!"

Und die Bürgerin Pain mit einem giftigen Blick setzte hinzu: „Und ist hier kein Haus für Dirnen, die Abenteuer suchen."

Aber Charlotte war entschlossen, nicht zu weichen. Unerschütterlich hielt sie die Blicke und Reden der beiden Frauen, die in ihrem Zorn, vom Heldenmuth beleuchtet, den Furien glichen, aus. „Der Bürger Marat", entgegnete sie, „erwartet mich, ich habe ihm geschrieben."

„Haha!" lachte Simonne. „Er hat Euren Brief an die Erde geworfen, er hat mehr für die Republik zu thun, als Liebesbriefe und Bettelbriefe zu lesen."

Der Lärm des Streits drang aus dem Vorgemach, das halbdunkel nur matt von dem Wider-

schein des Feuers aus der herausgerissenen Thür erhellt war, zu Marat.

„Wer ist da?“ rief er. „Wer verlangt nach mir?“

Durch die Thür rief Simonne: „Eine Bürgerin, die an dich geschrieben haben will...“

„Charlotte Corday?“ fragte er zurück.

„Ja!“ antwortete Charlotte.

„Laß sie herein! Augenblicklich!“

Er hatte selbst den Todesengel gerufen.

Sprachlos, mit geöffnetem Munde, stand Simonne... Den Schöpflöffel, den sie in der Hand hielt, ließ sie fallen. Charlotte Corday: war das der Name, der ihr den Tag über im Ohr geklungen, jenes Mädchen... Aber schon war alles Nachdenken zu spät. Charlotte hatte die Schwelle Marat's überschritten.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Georg Stephenson.

I.

Nicht nur im sozialen und geistigen Leben der Völker haben seit den letzten dreißig Jahren ungeheure Umwälzungen stattgefunden, auch die Oberfläche der Erde hat in diesem Zeitraum, wenigstens in civilisirten Ländern, ein wesentlich verändertes Ansehen gewonnen — es ist die Eisenbahn, die diese äußerlichen und innerlichen Umgestaltungen vorzugsweise zuzuschreiben sind. Alle Wunderwerke der Alten Welt halten keinen Vergleich aus mit dieser einzigen Errungenschaft des 19. Jahrhunderts — mit unsern Eisenbahnen. In Großbritannien und Irland allein liegen mehr Eisenbahnschienen, als nöthig sein würden, die Erde zu umgürten; die Tunnel, die man durch harten Felsen gesprengt hat, die Viadukte und Brücken, welche Thäler und Flüsse überspannen, betragen Hunderte von Meilen, während sich die Erdarbeiten jeder Berechnung entziehen. Es scheint fast unglaublich, daß Werke von so ungeheurer Ausdehnung in wenig mehr als einem Vierteljahrhundert entstehen konnten; aber gerade die Schnelligkeit, mit welcher sich nicht nur Europa, sondern auch seine Welttheile mit einem Netz von Eisenbahnschienen umstrickten, war der schlagendste Beweis für das Bedürfniß, so wie die absolute Nothwendigkeit eines neuen und besseren Verkehrsmittels.

Georg Stephenson, der Erfinder der Locomotive, hat das Verdienst, seiner Zeit gegeben zu haben, was sie brauchte. Seiner Erfindung verlieh der Kunst und Wissenschaft, dem Handel und der Bildung der Völker eine Anregung, die wir in ihrem ganzen Umfange gegenwärtig noch kaum zu berechnen vermögen, und das Leben des Mannes, der den mächtigsten Hebel der Civilisation und des Fortschritts, die Eisenbahn, ins Leben rief, muß nicht nur das lebhafteste Interesse erregen, es muß auch manche gute Lehre enthalten. Ein Lebensabriß Stephenson's bietet außerdem noch das große Interesse, daß er uns das Bild eines Mannes gibt, der sich durch eigene Kraft aus dem Dunkel der Geburt und der Armuth zu wohlverdienter Berühmtheit und zu glänzenden äußern Verhältnissen aufschwang.

Georg Stephenson wurde zu Wylam, einem Kohlenweiler in der englischen Grafschaft Northumberland, am 9. Juni 1781 in ärmlichen Verhältnissen geboren. Sein Vater, Robert Stephenson, gewöhnlich „Old Bob“ genannt, war als Feuermann bei der Pumpmaschine einer Kohlengrube angestellt und als ein rechtschaffener Mann und zuverlässiger, tüchtiger Arbeiter bekannt; Mabel Stephenson, seine Mutter, stand bei ihren Nachbarn als sorgsame, musterhafte Hausfrau in großem Ansehen. Das arbeitsame, in heiter Eintracht lebende Ehepaar bewohnte ein Häuschen, welches kaum den nöthigen Schutz gegen Wind und Wetter gewährte, unter dessen Dach man aber dennoch nur zufriedene Gesichter sah. In dem „alten Bob“ hatte der Ernst des Lebens selbst einen gewissen poetischen Zug und die angeborene Liebe zur Natur nicht zu unterdrücken vermocht. Er versammelte im Winter nicht nur seine eigenen Kinder, sondern die des ganzen Orts am Feuer seiner Maschine, um ihnen in seinem derben, breiten Northumberland-Dialekt von den wunderbaren Fahrten und Abenteuern Sindbad des Seefahrers und Robinson Crusoe's zu erzählen — und im Sommer wanderte er, wenn des Tages Arbeit gethan war, stundenlang umher, um Vogelnester aufzusuchen. Georg war das zweite von seinen sechs Kindern — zwei Söhnen und vier Töchtern —, von denen nicht ein einziges die Schule besuchte, denn der Lohn eines Feuermanns war selbst bei der strengsten Sparsamkeit kaum hinreichend, die Familie in Nahrung und Kleidung zu erhalten.

Die ersten Pflichten des künftigen großen Ingenieurs bestanden darin, dem Vater das Mittagessen an den Schacht zu bringen, seine kleinern Geschwister zu warten und aufzupassen, daß

so nicht unter die Kohlenwagen geriethen, die, von Pferden gezogen, auf einer Art hölzerner Schienenbahn dicht am Hause hin- und hergingen. Später, als die Gruben von Wylam Billmanden und der alte Stephenson mit seiner Familie nach Dewley Burn übersiedelte, hütete Georg die Kühe seiner Wirthe und gewann außerdem noch täglich zwei Pence damit, daß er nachts, wenn die letzten Kohlenwagen passirt waren, die Thore schloß. Die müßigen Stunden, die er bei seinen Kühen auf der Weide hatte, vertrieb er sich damit, Pfeifen zu verfertigen, kleine Mühlen am Bache zu bauen und aus Erde und Lehm allerlei Maschinen zu errichten. Der Knabe war auch hier, wie das Sprichwort sagt, „der Vater des Mannes". Stephenson begann die Aufgabe seines Lebens schon im kindlichen Spiel, aber freilich ahnte niemand, daß in den Versuchen, die der kleine Kobbirn am Rande des Baches machte, der Keim zu einer weltbewegenden Erfindung liegen konnte.

Inzwischen waren Kühehüten, Pferde vor dem Pfluge führen und Rüben anbauen nicht die Beschäftigungen, die dem strebsamen Knaben lange genügen konnten, und er war deshalb nicht wenig erfreut, als er endlich zur Stellung eines „Pitboys" in den Kohlengruben aufrückte, d. h. als man ihn neben seinem älteren Bruder damit beschäftigte, die zu Tage geförderten Kohlen von Steinen und anderem Unrath zu reinigen. Sein Lohn betrug hier einen Schilling täglich und drei Jahre später, als er zum Treiber des Pferdes an der Wagenmaschine vorrückte, bis auf acht Pence. Kurze Zeit darauf wurde er in gleicher Eigenschaft nach den etwa zwei englische Meilen entfernten Kohlenwerken von Black-Callerton geschickt.

Alle Leute, die Georg Stephenson damals gesehen haben, beschreiben ihn als einen „hochaufgeschossenen, hartnäckigen, aufgeweckten Jungen", der den Kopf voll Possen und toller Streiche hatte. Aber er war vom rechten Stoff, tüchtig, grundgütig, vom Kohlenstaub geschwärzte Wangen, der mit ungekämmtem Haar, ohne Strümpfe und Schuhe hinter dem Pferde herging, während er auf einem Pferde von seinen eigenen Cameraden ritt, mit einer Peitsche knallte, die er selbst gemacht hatte, oder die verdrießlichen Grubenleute durch seine Späße bald erheiterte, bald in Zorn brachte. Nach dem Feierabend durchstreifte er die Umgegend, um Vogelnester aufzusuchen, denn er hatte von dem „alten Bob" die Liebe zu den Thieren, und namentlich zu den Vögeln, geerbt. Er zähmte junge Staare und that sich viel auf seine Kaninchenzucht zugute.

Mit vierzehn Jahren wurde der Knabe seinem Vater, dem Feuermann in Dewley-Burn, als Gehülfe beigegeben. Es war das Ziel seines Ehrgeizes gewesen, bei einer Maschine beschäftigt zu werden, und seine Freude kannte keine Grenzen, als er diesen Wunsch erfüllt sah. Jetzt fühlte er sich am rechten Platze und mit der Anstellung als Feuermann-Gehülfe begann in der That seine Laufbahn.

Von Dewley-Burn ging der alte Stephenson mit den Seinigen nach Jolly's-Close, wo neue Kohlengruben angelegt worden waren. Hier bewohnte die Familie in einer elenden Hütte, die nur einen einzigen Raum enthielt, und in diesem waren Vater, Mutter, Söhne und Töchter genöthigt, ihre kärglichen Mahlzeiten zu verzehren und ihre Nächte zuzubringen — aber der Aufenthalt in Jolly's-Close erschien Georg dennoch als eine bedeutende Verbesserung seiner Lage, denn er wurde hier zum ersten mal als selbständiger Arbeiter verdungen und bezahlt. Er war jetzt fünfzehn Jahre alt und ein ausdauernder, tüchtiger, kräftiger Bursche, der es im Bezug auf körperliche Anstrengungen mit jedem seiner Kameraden aufnahm und es im Schwingen des Hammers und dem Aufhacken schwerer Lasten den meisten zuvorthat.

Mit siebzehn Jahren hatte Georg bereits seinen Vater als Arbeiter um einen Schritt überholt. Er wurde Maschinenwärter, während „Old Bob" Feuermann blieb; aber er trat den neuen Posten, der ihm eine große Verantwortlichkeit auferlegte, nicht eher an, bis er sich genau mit dem Bau des Werkes, das er bediente, bekannt gemacht hatte. Er nahm dasselbe zu diesem Zweck in seinen Feierstunden auseinander, setzte es dann wieder zusammen und gewann auf diese Weise eine vollständige praktische Kenntniß der Construction des Ganzen und der Bestimmung jedes einzelnen Theils. Eine Maschine hatte für ihn eine geheimnißvolle, unwiderstehliche Anziehungskraft. Sie war ihm kein todtes Werk, sondern ein lebendes wunderbares Wesen, dessen Mechanismus sein ganzes Interesse, seine volle Bewunderung erregte. Das sorgfältige Studium der kleinsten Details, die genaue Beobachtung der Kraftentwickelung, unterstützt durch einen scharfen, sicheren Blick, machten Georg Stephenson bald zu einem der tüchtigsten Arbeiter und gewannen ihm das Vertrauen seiner Vorgesetzten.

er arbeitete in dieser Periode seines Lebens täglich zwölf Stunden und verdiente wöchentlich zwölf Schillinge. Der „barfüßige, barhäuptige Junge" hatte bereits einen nicht unbedeutenden Schritt vorwärts gethan.

Georg Stephenson war achtzehn Jahre alt, ehe er einen Buchstaben lesen konnte, und es scheint nicht, als hätte er diesen Mangel empfunden, bis er eines Tags hörte, daß alle Maschinen, die Watt und Bolton erfunden und die er so gern kennen gelernt hätte, in gedruckten Büchern beschrieben wären. Jetzt fiel es ihm schwer aufs Herz, daß die Buchstaben des Alphabets ihm noch ein tiefes Geheimniß waren; aber kaum hatte er entdeckt, was ihm fehlte, als er auch das schwere Werk der Selbsterziehung begann.

So groß und alt er war, hielt ihn doch kein falsches Schamgefühl ab, seine Unwissenheit zu gestehen — im Gegentheil suchte er seine Ehre darin, das Versäumte nachzuholen, und war stolz auf die Fähigkeit, es zu können. Er ließ sich in die Abendschule aufnehmen, die ein armer Lehrer in dem benachbarten Dorfe Walbottle errichtet hatte, und hier lernte der fünfgliedrige junge Arbeiter, unermüdlich über sein Pult gebeugt, buchstabiren und gewöhnte seine harten Hände an den Gebrauch der Schreibfeder. Später ertheilte ihm ein junger schottischer Geistlicher, Andrew Robertson, der im Rufe eines tüchtigen Mathematikers stand, Unterricht im Rechnen, und Stephenson, der jede freie Minute, die ihm bei seiner Maschine blieb, mit der Schiefertafel auf den Knien zubrachte, machte auch in dieser Wissenschaft rasche Fortschritte. Es war sein Grundsatz, daß dem Menschen durch Ausdauer alles möglich sein müßte, und dies Prinzip führte ihn von Stufe zu Stufe aufwärts.

Mit zwanzig Jahren wurde er Brenner an einer Pump- und Fördermaschine in Black-Callerton und sein Lohn war jetzt auf etwa sieben Thaler wöchentlich gestiegen. Außerdem versuchte er, sich durch Extraarbeiten, die er in seinen Mußestunden vornahm, eine kleine Einnahme zu verschaffen. Er gehörte eben zu jenen glücklich begabten Menschen, die zu jedem Dinge, das sie in die Hand nehmen, das rechte Geschick mitbringen. So wurde es ihm unter anderm leicht, für seine Kameraden Schuhe zu machen und auszubessern, ohne den mindesten Unterricht im Schusterhandwerk empfangen zu haben. Er brachte es so weit in dieser freien Kunst, daß er sogar für seine geliebte Fanny Henderson, die auf einem benachbarten Gute im Dienst stand, ein Paar Schuhe besohlte — ein Werk, auf welches er so stolz war, daß er es am Sonntag Nachmittag in der Kirche mit zu einem Freunde nahm, um diesem das theure Stück Arbeit zu zeigen.

Durch Schuhflicken erwarb er die erste Guinee, die er sein nannte und in deren Besitz er sich vorkam wie ein reicher Mann. Die Weise vieler seiner Kameraden, die ihre Zeit und ihren sauer erworbenen Verdienst im Wirthshause vergeuderten, hatte für ihn nichts Verlockendes. Er war von Natur häuslich und verfolgte außerdem schon bei der ersten Guinee, die er ersparte, einen bestimmten Zweck. Das erste Geldstück lag, war es ganz recht gerechnet bald, mehrere andere an und so war er bald im Stande, Black-Callerton zu verlassen, nach Willington-Quay überzusiedeln, dort ein einfaches Häuschen einzurichten und Fanny Henderson zu heirathen. Nach der kirchlichen Ceremonie ein der junge Mann auf einem gedungenen Gaul heimwärts nach Willington-Quay — bereits sich auf dem Pferde sein ehrenvolles Besitzthum, seine junge Frau, die ihn mit ihren Armen umschlang.

Die Heirath änderte nichts in der einförmigen, regelmäßigen Lebensweise Georg Stephenson's. Er arbeitete den Tag über hart und brachte seine Abende an der Seite des jungen Weibes damit zu, die Gesetze der Mechanik zu studiren. Er baute versuchsweise Maschinenmodelle und beschäftigte sich eifrig mit dem noch immer ungelösten Problem des Perpetuum-mobile. Nur selten gönnte er sich einen Moment vollkommener Ruhe. Sein Auge war allezeit offen, sein Geist und seine Hand stets beschäftigt. Studirte und modellirte er in seinen Freistunden nicht, so flickte er Schuhe, schnitt Leisten und es war sein Stolz, in dem kleinen Garten, der sein Häuschen umgab, die größten Kohlköpfe, Kartoffeln und Gurken zu erzielen. In Willington-Quay wurde sein einziger Sohn Robert geboren. Er war bestimmt, den Ruhm zu erhöhen, mit dem der Vater seinen Namen umgeben hatte. Das Kind war von Anfang an der Augapfel des Vaters und gab dem häuslichen Glück des jungen Ehepaars einen neuen Reiz.

Stephenson blieb drei Jahre als Brenner in Willington und ging dann im Jahre 1804 in einer ähnlichen Stellung nach den sehr umfänglichen Kohlenwerken von Killingworth, die eine große Anzahl Arbeiter beschäftigten. Hier war

es, wo sein Genius sich Bahn brechen, sein Ruf sich begründen sollte; aber es war ihm hier auch der bitterste Schmerz seines Lebens, der Tod seiner geliebten Fanny, die bald nach der Uebersiedelung in dem neuen Wohnorte starb. Der starke, warmherzige Mann fühlte seine Vereinsamung tief und schmerzlich und hat, solange er lebte, nicht aufgehört, den Verlust seiner treuen Gefährtin, für die er nie einen Ersatz suchte, zu beklagen.

Während er noch den Trauerflor um die Verstorbene trug, wurde er aufgefordert, die Aufsicht über eine der von Watt und Bolton erbauten Dampfmaschinen an den Kohlengruben bei Montrose in Schottland zu übernehmen. Er folgte dem Rufe, ließ seinen Knaben in der guten Aufsicht einer Nachbarin und machte sich, mit seinem Bündel auf dem Rücken, zu Fuß auf den Weg. Nach einjähriger Abwesenheit kehrte er, achtundzwanzig Pf. St. in der Tasche, nach Killingworth zurück. Während Georg's Abwesenheit war seinem Vater ein ernster Unfall begegnet; er war bei einer Ausbesserung im Innern seiner Maschine schwerund verletzt und vollständig des Augenlichtes beraubt worden. Georg's erste Handlung war, die Schulden des alten Mannes zu bezahlen, die sich auf 15 Pf. St. beliefen, und seine beiden hochbetagten Aeltern mit sich nach Killingworth zu nehmen, wo er bis zu ihrem Tode aufs treulichste für sie sorgte. A. S.

(Die zweite Notiz in nächster Nummer.)

Das Wäggithal im Canton Schwyz.

Wir waren schon einige Zeit in der schönen Schweiz gereist, auf Wegen, die von der Menge der Touristen gleichsam überschwemmt waren. Wer hätte sich da nicht endlich aus dem Bereich der Bädeker- und Berlepsch'schen berühmten Hauptkapitel hinwegsehnen sollen in ein stilles Thal, in wirkliche Bergeseinsamkeit, in eine Gegend, die, von der Cultur noch nicht allzu sehr beleckt, weder große Hotels noch Engländerpreise kennt! Der gute Rath eines Freundes in Zürich wies uns nach dem nicht allzu weit entfernten Wäggithal. Wir priesen uns glücklich, diesem Rath gefolgt zu sein. Ob auch die großartigen Eindrücke, die vorher in Graubünden und später im Berner Oberland unsere Seele erfüllten, zu gewaltig waren, als daß sie jemals sich verwischen konnten; eine unserer lieblichsten Erinnerungen bleibt doch das Wäggithal, ein Schweizerparadies, das noch so wenig bekannt ist, worüber die Reisehandbücher kaum dürftige Andeutungen enthalten und das doch so sehr verdient, gerade von solchen Reisenden besucht zu werden, die es vorziehen, statt fortwährend bald da, bald dort umherzuwandern, einen längern Aufenthalt an einem Ort zu nehmen, wo man die köstliche Schweizerluft mitten unter großartigen Gebirgsumgebungen behaglich genießen kann.

Von Zürich, wo wir diesmal das neue, von Professor Semper meisterlich ausgeführte Schweizerische Polytechnikum bewundern konnten, ging es mit der Eisenbahn bis Rapperswyl. Dort nahm uns eine kleine Barke auf zur Ueberfahrt über den lachenden See. Noch strahlte kein Wölkchen den Himmel, spiegelglatt lag der See, rings umkränzt von malerischen Berghöhen, über die aus der Ferne der Glärnisch sein schneebeglänztes Haupt stolz erhob. In der Schweiz haben die Götter vor das Schöne in der Regel zuvor — den Regen gelegt, und so durften wir uns nicht beklagen, als wir uns mitten in unserer Gondelfahrt plötzlich von einem Gewitter überrascht sahen. Die klare Luft verwandelte sich in das dunkelste Schwarz, die Wellen gingen hoch, der Donner rollte dumpf in den Bergen widerhallend und ein gewaltiger Sturmwind zerriß im Nu das über uns aufgespannte Schiffszelt. Unser Kahn schwankte immer heftiger auf den schäumenden Wogen, allein unser wettergebräunter Steuermann arbeitete muthig, ein zweiter Tell, das Schifflein durch die stürmende Flut, und so kamen wir endlich, wenn auch arg durchnäßt, noch glücklich mit dem Leben davon und betraten bei Lachen den Boden des Cantons Schwyz.

Ein kleiner Wagen führte uns von da landeinwärts nach Siebnen, einem ziemlich großen und gewerbreichen Flecken am Eingang des Wäggithals, wo wir im „Rößli" eine gute Unterkunft fanden. Wir trösteten uns mit der Hoffnung, daß sich das Gewölke in der Nacht entladen werde; aber auch am andern Morgen war die Farbe des Himmels grau in grau und unablässiger Regen strömte herab. Wenn das Schöne fehlt, muß der Mensch sich an das Reale halten; wir machten es uns daher so behaglich wie möglich und vergegenwärtigten uns, wie viel schlimmer es sein würde, in einer Sennhütte mit dürftigem Schutz eingregnet zu sein.

Heute schöner brach der zweite Morgen an, in dessen ersten Stunde wir denn auch sofort die

Wanderung ins Thal antreten. Bis vor kurzem war der Weg dahin überaus beschwerlich, über Knüppel- und Prügeldämme ging es bergauf bergab am Ufer der schäumenden Aar. Seit dem Jahre 1863 ist jedoch eine Kunststraße angelegt, eine Gebirgsstraße im kleinen, deren wildromantische Umgebungen nicht selten auch an die Via-Mala oder stellenweise selbst an die Schauer des Wegs von Ragaz nach Pfäfers erinnern. Sie ist von dem geschickten Baumeister Lehmann, dessen lustige Bekanntschaft wir im „Rößli" gemacht hatten, meisterhaft ausgeführt, und zwar mit Hülfe seiner gleichfalls bauverständigen Tochter, die ihm bei allen seinen Unternehmungen als eine Art Unteringenieur zur Seite steht.*) Die Straße führt zuerst in eine rauhe, tiefe Schlucht, durch die wildtosend die Aar dahinstürzt, während zu beiden Seiten himmelhohe Felsen emporstarren. Oft erscheinen die Vorsprünge der Berge so ineinandergeschoben, daß der Ausweg dem Wanderer vorerst ein Räthsel bleibt; aber bald folgt die Auflösung und das Auge hat wieder ein neues Stück der mäandrisch sich dahinschlängelnden Bergstraße vor sich und unten schäumt wieder der Fluß, dessen Abhänge an verschiedenen Stellen so kunstreich mit Steinmauern eingefaßt und so fest überdrückt sind, daß man ohne alle Gefahr selbst mit einem Wägelchen die wilde Landschaft passiren kann.

Plötzlich öffnen sich die Berge, das vordere Wäggithal, eine kleine, allerliebste Idylle im saftigsten Grün der Wiesen, mit dem Schmuck zahlreicher Obstbäume liegt vor uns, im Hintergrund eingeschlossen von mächtigen Bergriesen, unter denen namentlich der große Rubrig hoch hervorragt. Mitten im Thal blickt ein freundliches Kirchlein uns entgegen, das Gotteshaus eines kleinen Hirtenvolks, dessen Holzhütten im Thal und an den Bergabhängen zerstreut liegen.

Durch Vorderwäggi geht der Weg in das hintere Wäggithal. Der von oben bis unten bewaldete Guggelberg auf der einen und der große Rubrig auf der andern Seite rücken so nahe aneinander, daß abermals nur eine enge Schlucht den Durchpaß gewährt. Zur Linken in dieser Schlucht erblickt man am Guggelberge eine Felshöhle, das „Schuhmacherloch" genannt; denn die Sage geht, daß darin ein der Welt und ihrer Lust müde gewordener verzauberter Schuhmacher hämmere, was Nationalisten so erklären, daß der Schall von den Fußtritten des Heraufsteigenden diese Töne in der Höhle wiedergebe. Als einst ein übermüthiger Mensch in das Loch hineinrief: „Schuhmacher, gib mir auch einen Leisten!" da schmetterte ein Stein neben ihm nieder und benahm ihm die Lust zu weiterm Spott mit der Geisterwelt.

Das hintere Wäggithal, größer und imposanter als das vordere, ist so recht ein Hirtenthal. Die majestätische Ruhe der Bergriesen umher, die idyllische Ruhe der Thalfläche versetzen den Wanderer in eine Stimmung, die ich dem Eindruck vergleiche, den ein schönes Volkslied auf mich macht, und es fehlt auch dem ruhigen Thal nicht die Musik; neben der murmelnden Aar klingen die Glocken der Heerden und mit Jodeln antwortet der Hirt von der Höhe dem Hirten am Waldessaum. So trifft man es freilich nur im Frühsommer, wo die Rinder der prächtigen Schwyzerrasse noch auf der üppigen Weide des Thals und der Unterberge schwelgen, denn bald ziehen sie auf die Alpen in die Einsamkeit des Hochgebirgs. Dort muß man sie dann aufsuchen, und wer das Bergsteigen nicht scheut, der gehe auf das Bockmattli, den östlichen Vorsprung des Schynbergs, von wo er über die Bergspitzen den Blick auf den Zürichersee und weithin in die ebene Schweiz kann schweifen lassen. Dort findet er am Grat einen Schäfer, der einem Murmelthier gleich sein Lager in einer niedrigen Steinhütte hat. Vor ihm erquickt seine Schaf- und Ziegenheerde der Matte „warmes Grün", hinter seiner Höhle ist ein schroffer Felsabhang und darunter erblickt man die Glarner Alpen von Sennen und Heerden belebt.

Das Hinterthal, so reich an Wiesengrün, hat keine Obstbäume mehr, aber an Laubholz fehlt es nicht und schöne Ahornbäume sieht man noch an den Bergabhängen, bis die ernsten Tannen zur Herrschaft kommen, nach Raum lassend für grüne Matten, worauf dann die Felsregion beginnt, die auf den höchsten Gipfeln im ewigen Schnee Erde und Himmel verbindet. Der unmittelbare östliche breite Thalnachbar ist der bewaldete Schynberg, so benannt von dem rothen Schein in der Abendbeleuchtung. Sein Ausläufer ist das schon erwähnte Bockmattli. Zur Rechten des Schynbergs die kühn zugespitzte Zindelenspitze und als der höchste der das Thal umgebenden

*) Nach allen Landen wird in der Schweiz Glieder der obersten Gesellschaft in Aemtern beschäftigt, die sie oft nur wie Maschinen eingerichtet werden. So verlieh zu Ehren eine junge Dame in die Kasten des Bahnpersonals gekleidet, die Stelle einer Eisenbahnschaffnerin.

sohnes, zu bekämpfen. Ihre Geduld und Nachsicht hat mich erst für die Gesellschaft brauchbar gemacht. (Lächelnd) Haben Sie noch etwas auf dem Herzen für mich?

Eveline (kaum hörbar).

Nichts.

Gustav.

Irgend einen Auftrag, einen Wunsch, einen Befehl —

Eveline (schwankt halb ohnmächtig).

Gustav.

Ich sehe, daß Sie noch etwas auf dem Herzen haben: keinen Wunsch, nichts, gar nichts?

Eveline (schüttelt den Kopf).

Gustav.

Nun denn, so sag' ich Ihnen von Herzen, mit wahrer Freundschaft ein Lebewohl!

Eveline (sich vergessend).

Ha!

Madame Steiner. Wilhelm.

Was ist?

Eveline (mit sich kämpfend und sich sammelnd).

Noch eine Bitte, Herr Holm. (Sie öffnet das Stammbuch und nimmt ein Blatt heraus. Nach einer Pause) Das ist ein weißes Blatt aus meinem Stammbuche — schreiben Sie mir auf dieses Blättchen — Schreiben Sie

Gebirgsstöcke der Mutterberg oder Rädertenstock, über 7000 Fuß hoch.

Zahlreiche Sagen knüpfen sich an diese Berge, von denen neuerdings Professor Ochsenbeiggen, ein Bewunderer dieses Thals, einige in dem Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung" mittheilte. Vor allem lebt hier der auch in andern Gebirgsgegenden, selbst im Harz vorkommende Mythus von den „Venedigern" wieder, einer Art Schwarzkünstler, die von Zeit zu Zeit aus Italien kommen, um in den Bergen Gold und Silber zu suchen, und die es, glücklicher als die eingeborenen Thalbewohner, auch allezeit richtig finden. „Noch in neuerer Zeit", so erzählte unser sehr empfehlenswerther Führer, der treuherzige Xaver Jngel aus Hinterwäggi, „kam ein Venediger ins Wäggithal und ließ sich von einem jungen Burschen Namens Oberle früh an einem Morgen auf den dem Mutterberg gegenüberliegenden Klubberg fahren, von wo er den Oberle zurückschickte mit dem Bedeuten, ihn am Abend wieder abzuholen. So ging es einige Tage fort, aber plötzlich war der Fremde verschwunden. Bald darauf ließ sich Oberle ins päpstliche Militär anwerben und als er einst durch die Straßen der Ewigen Stadt dahinschlenderte, hörte er aus einem schönen großen Hause rufen: ‚Oberle, Oberle!' Erstaunt blickte er hinauf und ein feingekleideter Herr winkte ihm, einzutreten, was er denn auch that. Da fragte ihn der Herr, ob er ihn nicht erkenne? Oberle antwortete: das Gesicht des Herrn komme ihm zwar bekannt vor, doch wisse er nicht, wo er ihn gesehen. Da ging der Herr in ein Nebenzimmer, und als er in Bergmannskleidung wieder herauskam, erkannte Oberle seinen Mann vom Klubberg, der ihm nun mittheilte, da er durch seine Beihülfe zu großen Schätzen gelangt sei, wolle er auch ihn glücklich machen, aber er dürfe nicht von der Sache erzählen. Oberle erhielt eine bedeutende Geldsumme, nahm seinen Abschied aus dem Militär und kaufte sich ein schönes Heimwesen im heimatlichen Thal. Die Familie Oberle existirt dort noch, ist aber durchweg arm geworden, da man nicht seinen Mund halten konnte." „Wenn ihm nur auch einmal ein solcher Venediger begegnen möchte", fügte Xaver am Schlusse seiner Erzählung hinzu, „und Halbpart mit ihm mache, er wolle dann besser zu schweigen wissen." So baut selbst dieses Volk im Hirtenhemd und der schwarzen Zipfelmütze sich goldene Luftschlösser noch auf die Gipfel seiner himmelhohen Berge, und glücklich das Geschlecht, dem der Schwindel überhaupt nur in der Gestalt sagenhafter Ausländer bekannt ist!

Und wenn auch keine „Venediger", so haben doch andere seltenere Goldvögel seit Anlegung der neuen Straße zum ersten mal jenes merkwürdige Thal zu ihrem Aufenthalt erkoren. Gerade der Zindelenspitze gegenüber, in prächtigster Lage, erhebt sich seit kurzem ein kleines, gottlich aus Holz aufgeführtes Gasthaus, wo für das beste Unterkommen gesorgt ist. Einzelne basler Kaufherren mit ihren Familien sind als die ersten Gäste in diesem Sommer hier eingezogen. Die basler Familien sind gleichsam die Pionniere solcher Schweizerschwabenritt. Von dem Strom der Touristen bald da, bald dort verdrängt, suchen sie immer wieder neue Thäler, bisher unbekannte Elderados auf, wo sie die schöne Jahreszeit in behaglichem Naturgenuß ungestört zubringen können. Man darf ihrem Zuge getrost folgen und gewiß sein, daß ihre Lieblingsplätze gut ausgewählt und zu ländlichem „Hüttenbauen" überaus geeignet sind. Der Name Gasthaus ist überdies hier nicht blos ein nichtssagender Modename ländlichen Comforts, sondern, wenn die Angaben des Fremdenbuchs ihre Richtigkeit haben, werden hier wahre Wunderkuren wirklich erzielt. Der Front des Hauses gegenüber ergießt aus einer Baumgruppe am Schynberge ein unversiegbarer Silberquell das reinste Wasser, welches nach der chemischen Analyse je gefunden worden ist. Dieses in das Gasthaus geleitete Wasser, als Trinkwasser unvergleichlich, wird dort zu kalten und warmen Bädern mit bequemer Einrichtung verwendet und sichert in Verbindung mit der herrlichen milden Lage dem neuen Etablissement eine bedeutende Zukunft. In der ganzen Einrichtung ist schweizerische Solidität mit Geschmack vereint und der Pensionspreis (4 Francs täglich) in äußerst billig. Ein freundlicher Wirth und seine liebenswürdige junge Frau bieten alles auf, ihren Gästen den Aufenthalt behaglich zu machen.

Zahlreiche Ausflüge lassen sich von dem Gasthause aus machen. Besonders lohnend ist eine Partie auf die nicht allzu weit entfernte Bisistalp. Dort findet der Botaniker eine reiche Ausbeute seltener Alpenpflanzen, die Abhänge der Berge schimmern im Purpur der Alpenrosen, die ich selten in so üppiger Fülle gesehen wie gerade hier, dazu die herrlichsten Gentianen und der vanilleduftende Orchis nigra. Gerade der Bisistalp gegenüber liegt in der ganzen Majestät seiner furchtbaren Gletschergipfel der Glärnisch, der an Schönheit

des architektonischen Baues mit den großartigsten Gebirgsmassen der Schweiz wetteifern kann. Dazwischen, tief im Grunde zu unsern Füßen das liebliche Klönthal mit seinen saftig grünen Matten und dem in seiner friedsamen Ruhe wunderbar schönen Klönsee. Salomon Gessner wußte, warum er jedes Jahr von Zürich aus gerade hierherkam und wochenlang in einer Sennhütte zu weilen pflegte. Lange saßen wir auf dem höchsten Gipfel der Bützichalp und schauten hinab ins Thal, auf den See, welcher das Bild des Glärnisch bis auf seine kleinsten Felsadern widerspiegelt, und konnten uns nicht satt sehen — bis unser Führer zum Aufbruch mahnte.

Auf rauhen und wilden Pfaden ging es dann an der andern Seite der Bützich- und Schwemsalp wieder hinab und über den beschwerlichen Pragelpaß, durch den einst Suworow, von allen Seiten von den Franzosen eingeschlossen, sich glücklich rettete. Von Muotta aus brachte uns am andern Morgen ein kleiner Wagen in wenigen Stunden nach Schwyz und Goldau und so auf die Heerstraße der gewöhnlichen Schweizertouren zurück.

E. H.

Zur Gespensterkunde.

Von Franz Trautmann.

Ob der Humbug von den Engländern auf ihre Vettern in Amerika vererbt worden oder ob er Amerika sein erstes Geburtsland nennt, mag eine offene Frage sein. Der Name ist amerikanisch, jedoch hat König Humbug auch in England sich weite Provinzen erobert. Ein Blick auf die Anzeigen einer einzigen Zeitung, eine kurze Promenade durch eine einzige Geschäftsstraße liefert überreiche Beweise, daß die alte Devise: „Caveat emptor", als das Alpha und Omega von allen denen betrachtet, geachtet und vertheidigt wird, welche schnell reich werden wollen. Und das englische Publikum besitzt eine musterhafte Geduld und Gutmüthigkeit, selbst wenn es mit seiner Gesundheit für die Thorheiten der Taschenspieler bezahlen muß. Noch mehr, selbst den gesunden Menschenverstand läßt man sich in solcher Weise gefangen nehmen und legen die Raritätenkünstler der Geisterseherei finden heutzutage selbst in London ein dankbares, gebildetes Publikum.

Vor kurzem verklagte der Zauberer und Geisterseher Jadkiel in London, unter welchem Namen ein Lieutenant Morrison Parade macht, Sir E. Belcher wegen Libells, und eine londoner Jury erkannte ihm 20 Schilling Schadenersatz für seine beleidigte Ehre als Astrolog und Geisterseher zu, die hiernach jedenfalls nach sehr billiger Skala berechnet zu sein scheint. Der Proceß brachte Dinge ans Licht, vor denen Grimm's „Märchen" mustergültig an die Seite stellen lassen.

Lieutenant Morrison, sogen. Jadkiel, gehört der englischen Marine seit 1806 an und ist schon seit mehreren Jahren der Herausgeber von Werken über Astronomie und Astrologie, namentlich aber beglückt er sein Publikum alljährlich mit Jadkiel's „Almanach", einem Buch, das die unzweifelhaftesten Prophezeiungen zukünftiger Ereignisse enthält und sich so schnell wie frisches Brot zu verkaufen pflegt. Die meisten der Weissagungen entnimmt Morrison einem geheimnißvollen Krystallglobus, der einst Eigenthum der verstorbenen Schriftstellerin Lady Blessington gewesen sein soll und es dieser aristokratischen Herkunft verdankt, daß er nicht in die Hände eines gewöhnlichen Guckkastenmanns gerathen ist. Dieser Globus, aus „natürlich gewachsenem" Felskrystall bestehend, besitzt, wie der Advocat des verleumdeten Klägers, ohne zu lachen, versicherte, die Eigenthümlichkeit, vergangene oder in großer Ferne sich zutragende Ereignisse und seltsame Visionen jeder Art dem Auge zu enthüllen. Als ganz England in Sorgen wegen der verunglückten Nordpolexpeditionen Franklin's gewesen, entdeckte Jadkiel in seinem Globus eine „Partie der vermißten Seereisenden", das „Athenäum" brachte einen Artikel darüber und Lady Franklin und ihre Freunde guckten alle in den Globus, um sich über das Schicksal der Vermißten Aufklärung zu verschaffen. Welch armseliger Humbug mit dem Gram einer verzweifelnden Frau getrieben! Für das Jahr 1861 enthüllte derselbe Krystall Visionen, die auf den in demselben Jahre sterbenden Prinz-Gemahl Albert hindeuten sollten und, wie der Advocat hervorhob, „sich durch das Ableben des Prinzen völlig bewahrheiteten und Jadkiel's „Almanach" wohlverdienten Credit erwarben". Als Zeuge wurde Morrison-Jadkiel selbst vernommen und gab folgende Schilderung der wunderbaren Eigenschaften seines Globus zum besten, welcher die Jury mit ernsten und feierlichen Gesichtern lauschte: „Im Jahre 1849 kaufte ich den Globus von einem Curiositätenhändler Namens Philipps. Einer meiner Söhne, im Alter von dreizehn Jahren, rief eines Tags aus, daß er Gestalten in dem Globus entdecke, und gab solche

Beschreibung einer »arktischen Scenerie«, die unzweifelhaft auf die Expedition Franklin's zielte. Darauf ersuchten mich viele Personen von hohem Rang, sie in den Globus sehen zu lassen. Was sie gesehen, sage ich nicht. Ich borgte den Globus auch zuweilen guten Freunden. Unter anderen blickte eine Schweizerfamilie, welche bei dem großen Romanschriftsteller Bulwer wohnte, in meinen Globus und sah darin den englischen Gesandten in Konstantinopel, Sir Henry Bulwer, ohnmächtig unter einem Baume liegen. Sie sagten, es wäre ein »ausländischer Baum«. Bald erfuhr ich, daß Sir Henry Bulwer um jene Zeit und an einem solchen Ort unpäßlich gewesen. Ich wurde durch Colonel Newton der verschiedenen vornehmen Personen einzuführen, die alle in meinen wunderbaren Globus blickten, darunter war der russische Gesandte in London, Baron Brunnow, der Bischof von Lichfield, Lord Aberdare, mehrere Parlamentsmitglieder und die Ladies Orrell und Aylesbury. Mein kleiner Sohn entwarf öfters Zeichnungen von dem, was er in dem Globus entdeckte. Der Geist »Orion« wurde öfters, in Panzerrüstung gekleidet, darin erblickt; auch gab es einen andern Geist darin, der sich selbst »Eva« nannte. Ich lege die genommenen Abbildungen vor. Dieses Bild zeigt Sanct Lukas, wie der Apostel dreimal sich zeigte. Es wurden niemals nackte Figuren in dem Globus sichtbar; alle erschienenen Geister waren »respectabel« angekleidet. Auch die »Königin Mab« erschien öfters, in einem Wagen von Mücken gezogen, wie die Abbildung beweist."

Der Advocat des Verklagten unterbrach den Propheten bei vielen Worten mit der Frage: „Welche Sprache redet der Geist Eva?" Worauf Jarkiel: „Die Sprache dieser Dame war englisch." „Und welche Sprache gebrauchte Orion?" „Auch die englische." „Und Titania?" „Sie sprach auch englisch, mitunter erschienen aber auch türkische, hebräische, lateinische und französische Worte in dem Globus. Auch von den Aposteln erschienen darin oft je zwei und drei — auch Visionen aus dem Leben des Heilands, das Abendmahl, die Speisung der Tausende mit fünf Broten und zwei Fischen, das Wandeln des Herrn auf den Wassern. Ich habe im »Almanach« viele Geschichten beschrieben und ich glaube daran. Ich sage Dinge voraus, Gefahr für Gesundheit und Leben; solche Gabe kommt von den Sternen. Einer meiner Seher hatte eine Unterhaltung mit Judas Ischariot, welche ich in meinem »Almanach« veröffentlichte. Sir G. Belcher hat unter dem Namen »Anti-Humbug« einen Artikel in dem »Latin-Telegraph« veröffentlicht, in welchem er mich einen Vagabunden heißt, und deshalb habe ich ihn hier wegen Libells verklagt."

Nach diesem imponirten die Gentlemen von der Jury den Globus, das corpus delicti, einen durchsichtigen Kiesel von fünf Zoll Durchmesser, mit aller schuldigen Gewissenhaftigkeit. Der Geisterseher hatte Zeugen aus den Kreisen der höchsten Aristokratie zur Hand, welche verschiedenen seiner mysteriösen Experimente beigewohnt hatten. Er scheint sich nie von Kindern abgegeben zu haben. Der Romanschriftsteller Sir Edward Bulwer Lytton war erschienen, ebenso der Bischof von Lichfield und Lord Harry Vane, der Erzdechant Robinson, die Marquise von Aylesbury und Lady Egerton Talton, der Earl von Wilton und Miß Rosa Alliais. Letztere Dame versicherte, sie habe einst in dem Globus ihre eigene Mutter, mit einem Kinde auf dem Arm, erblickt und ein andermal einen Mann in Waffenrüstung, von einem Anblick, den sie ihr Lebtag nicht vergessen werde. „Ich weigere mich", sagte die Seherin, „hier im Gerichtshof in den Globus zu schauen, denn es ist eine zu heilige Sache, um profanirt zu werden."

Nach dem Gehörten befanden sich Publikum, Geschworene und Richter in jenem Zustande, den man in passendem Hochdeutsch mit dem Sammelwort „Allgemeine Verblüffiren" am passendsten bezeichnen konnte. Englische Geschworene und auch nur Sterbliche und wie andere weil von einer märchenerzählenden Amme gelangt werden, was mitunter bis ins reifere Alter hinauf den Gespensterglauben bei Kräften erhalten soll. Kurz, dies und seine „anständigen Verbindungen" bewahrten Jarkiel vor einem Fiasco seiner Ehre, deren Beeinträchtigung von der Jury als erwiesen erklärt wurde. Der Richter indeß verurtheilte den Verleumder nur in eine Geldbuße von 20 Schilling und die Sitzung ward mit verwildertem Gemüth auseinander.

Ein Mißgeschick zieht das andere herbei; so war es nicht überraschend, einige Tage später einen großen Tischrücker, Mr. William Howitt, im „Morning-Star" sich bitter über die Angriffe der „Quarterly-Review" auf ihn und seinesgleichen beklagen zu hören. Er rühmte sich, den Professor Challis zu Cambridge zu seinen Theorien bekehrt zu haben, und kündigte das Erscheinen

eines neuen Buches über Geister unter dem Mädchennamen „Mary Jane“ an, das seiner Versicherung nach von einem bisherigen Geisterspötter, einem an keine Seele glaubenden Materialisten verfaßt sei, der für die Sache der Spiritualisten ganz und gar gewonnen wäre. Er citirt bereits einige Details aus dem neuen Buche. Wir hören da, daß Mary Jane eine unsichtbare „Intelligenz“ ist, die vortrefflich auf der Guitarre spiele, wenn solche einfach über die Knie seiner, Mr. Howitt's, ganz unmusikalischen Frau gelegt werden; daß Mary Jane nicht nur Tische rückt, sondern auch große Zinkplatten wie Papierbogen aufheben kann, was auf gute Geistermuskeln schließen läßt; daß sie Tische abdeckt und die Tischtücher sauber zusammenfaltet und in das nächste Zimmer trägt. Noch mehr, Mary Jane ist Malerin. Sie schließt weiße Papierbogen in eine Schachtel und producirt nach wenigen Minuten dieselben Bogen als völlig ausgeführte Aquarellbilder und habe sogar im Hörbereich verschiedener Zeugen versprochen, dasselbe Kunststück in einem mit einem Brahmaschloß festverschließenen Kasten vornehmen zu wollen. Wer es nicht glauben will, wird von Mary Jane, der unsichtbaren „Intelligenz“, als ein unsinniger Narr bezeichnet.

Der deutsche Leser hat gut lachen. Er befindet sich außer Schußweite. Aber uns in London weht diese Geisterluft seit Jahr und Tag um die Nase. Wer z. B. im vergangenen Sommer in London des Nachmittags in Bernston-Street Posto gefaßt hätte, würde die reichsten Equipagen vor einem unansehnlichen Hause haben halten und respectable Herren und Damen aussteigen sehen, um den Experimenten eines neuangelangten amerikanischen Tischklopfers beizuwohnen. Tag für Tag nahm er nur eine Guinee pro Kopf und bewies unter andern den Zuhörern, daß die Geister auf seinem entblößten Arm ihre Gedanken niederschrieben. Als ihm London zu „heiß“ wurde, d. h. als die Presse ihn mit universalem Hohngelächter das Geschäft verdarb, kündigte er eine letzte Experimentalvorlesung an. Die Guineen regneten, das Publikum stand auf den Fußspitzen der Spannung. Er incommodirte alle Sorten von Geistern; zuletzt machten dieselben auch ihre Schießübungen auf seinem entblößten Arm. Hundert Augen waren auf ihn gerichtet, als plötzlich in großer blauer Schrift die erschütternden Worte auf seinem Ellbogen erschienen: „Fools“; auf Deutsch „Narren!“ Das war die Schlußvorstellung.

Der „Ungarische Simplicissimus“.

II.

Der „Ungarische Simplicissimus“ ist weder ein Schelmenroman noch eine romantische Geschichte voll plumper und abenteuerlicher Erfindungen. Aus der Fülle originaler Anschauung hervorgegangen, bietet das Buch im knappsten Rahmen eine wahre Fundgrube für die Kenntniß des ethischen Kulturniveaues im 17. Jahrhundert. Der Schauplatz der Handlung ist zunächst das gebirgige Nordost-Ungarn und das östliche Tiefland, dann Siebenbürgen. Die Zips und der rauhe Marmarosch finden dabei eine eingehende Würdigung. Der Verfasser hat Sinn und Verständniß für die ethnologischen Bodenverhältnisse und bringt über diese sowie über manches naturgeschichtlich Wichtige treffliche Bemerkungen. Mehr noch aber interessirt ihn der Mensch. Die Verfassung und Verwaltung des Landes, der Comitate, der deutschen Bergwerkwesen beschäftigen ihn in gleicher Weise, das Schulwesen und die geistige Bildung, Landwirthschaft und Viehzucht, Bergbau und Handel, Jagd und Fischerei schildert er kurz, aber anschaulich. Licht- und Schattenseiten des Landes stellt er wirkungsreich nebeneinander. Manches hat sich seit seinen Tagen kaum geändert, dagegen klingt anderes fast wie treuen Schilderung, wie eine Sage aus alten Zeiten und fernen Landen. z. B. die friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen der Eingeborenen zu den Osmanen. Simplicissimus reiste zwar nicht durch das ganze Ungarn, aber die Zipser und andere ungarländische Deutsche, Slowaken, Walachen, Zigeuner, Osmanen, vor allem die Magyaren gleiten an unsern Augen in lebendigen Bildern vorüber. Er führt uns unter Mohammedaner und Christen mancherlei Bekenntnisses, Katholiken, Evangelische, Calvinisten, unirte und nichtunirte Griechen und Unitarier. Simplicissimus war zwar nur in einer bescheidenen Lebensstellung, aber in Ungarn sind die Stände auch heute noch nicht im geselligen Verkehr so geschieden wie etwa in Deutschland; damals aber brachte die geringere Bildung auch der höheren Stände — eine Folge des fast zweihundertjährigen Krieges — die Menschen einander nahe; zudem ist Simplicissimus Soldat, ein höfisches gewandtes, keckes Bürschlein, ein tüchtiger Musikant, ein flotter Tänzer, ausgerüstet mit natürlicher Anlage und der Kenntniß der Landessprachen; all das empfiehlt ihn in Ungarn mehr als in jedem andern Lande. Sein bewegtes Leben weist ihn in der heitersten und traurigsten Abwechslung unter Menschen des verschiedenartigsten Berufs, der sonderbarsten Beschäftigung; wir gewinnen ihn unter Studenten und evangelische Schulrectoren, protestantische und katholische Pfarrer, aber auch unter unlauglich unwissende

walachische Popen, unter ärmlichen deutsche Ansiedler und unter wüste slawische Räuberbanden, zu dem behäbigen Grundbesitzer und zu dem ewig hofmüdigen ruthenischen Landmann, zu dem übermüthigen Hochadel, der nichts Besseres kennt als Schmausereien, zu denen oft Hunderte von Gästen kommen, und zu dem barfüßigen Bauernadel, zu rohen Hirten und braunen magyarischen und slawischen Bauern, zu ernsten Bergknappen und lustigen Musikanten, dazwischen reiten ich Soldatengruppen und Lagerfeuern ab und treiben Mastschweine (Kanzaten) und Rinderherden (zu Ochsen gemästete Mohammedaner), heute meist seinen Schaf Pulver werth, ihr Weiden. So ist der „Simplicissimus" eine der ergiebigsten Quellen für die Sittengeschichte Ungarns.

Die Thiere des Waldes.

Der berühmte Orientalist S. in Paris suchte einen geeigneten Hülfsarbeiter bei der Herausgabe seines „Sanskrit Lexikon". Er war endlich so glücklich, einen solchen in einem jungen Studenten zu finden, der seit sieben Jahren die Zeche des Gelehrten krank war. Das Werk schritt unter beider Thätigkeit rüstig vorwärts. Da erklärte eines Tages der Student dem Professor mit Bedauern, daß er nun scheiden müsse. Auf die dringenden Fragen des erschrockenen Professors gestand S. endlich verlegen, er wolle heirathen, und weiteres Drangen führte das Geständniß herbei, daß der tüchtige Orientalist S. ein Fräulein S. war, welches der Werbung des Professors H. Gehör gegeben hatte. Das „Sanskrit Lexikon" trug indes gleich den Sieg davon. Der junge Gelehrte half als Gattin des Autors das begonnene Werk vollenden.

Diese Geschichte fiel uns ein, als wir die vier ersten Lieferungen von „Die Thiere des Waldes" (Leipzig u. Heidelberg, Winter'sche Verlagshandlung, 1863) vor uns sahen, von denen Titel und eine schöne Verlobungskarte — Reben und Rebmesser — erzählt. Die Verlagshandlung hat keine Kosten gescheut, dieses Werk in prächtigster Weise zu illustriren. Schon das Titelbild der einzelnen Lieferungen beweist das an.

Durch dichtes Laubwerk knorriger Buchen und glattstämmiger Buchen eröffnet sich das Titelbild auf eine sonnige Waldwiese voll Ruhe. Unten im dunklen Vordergrunde, bei einem über Steine rauschenden Waldwasser, lauert der Fuchs, unter den Laub gedrückt, auf den günstigsten Augenblick, das Huhn zu erhaschen. Der, durch einen verschiedenen Ton aufmerksam gemacht, mit gesträubten Federn daherstolziert. Oberhalb kam das Eichhorn und von dem Knurren der Zähne der Füchsin, die unten am Bach ihr Liebesmahl hielt, eine Forelle verspeist. Oben auf dem Ast sitzt ein Eichkätzchen, das mit der einen Pfote an einem Blatt, das einem Eichenzweig entfallen, scherzen, während unten Vögel zwischen den Zweigen.

So lebendig wie dieses Bild ist auch die Darstellung des Thierlebens in unserm Walde im Text selbst dargestellt. Diese ersten Lieferungen enthalten die Raubthiere und Raubvögel, soweit sie im europäischen Walde noch zu finden sind; außerdem die ersten Blätter des Kapitels über „Das Wild".

Unsere Verfasser haben schon recht, daß wir dem Wild eigentlich den schönen Theil, soweit er heute noch da ist, zu danken haben. Das Wildes wegen wurde er gepflegt. Die Fürsten vergangener Jahrhunderte waren eifrige Jäger, welche für das Gedeihen des Waldes ungleich mehr Theilnahme bethätigten als für den Wohlstand der Menschen. Mehr als ein Land hat es gegeben, wo sich das ganze Regierungsinteresse kaum um etwas anderes drehte als um das „liebe Weidwerk". Der Erhaltung des Waldes war nicht eine Folge der Erkenntniß seiner Nothwendigkeit für das Gedeihen der Menschheit, sondern einzig und allein eine Vorsorge zu Gunsten des Wildstandes. Der Wald als solcher kam erst zu seinem Recht, als der Mensch seine Wurde gelten machte. Von dieser Zeit schreibt sich der Verfall des Waldes her. Zur Verringerung des Wildstandes und zur Nachbarn durch schwere Kämpfe vom Wald gelichtet werden, nachdem es genug des Wildes und der Trauben des Waldes wegen ertragen.

Das ist die andere Seite des Bildes, das durch die Romantik des „Holzen Hirsches", der unter Thieren aus den grellen braunen Lichtern verwirrt, durch die Sanftmuth des „lieblichen Rehes" bevölkert, durch schwärmige Philosophen gegen das unmenschliche Vergnügen der Vivisectionen bekämpft hat, während man solche ganze Wälle und Aecker vollständig in Cultur finden konnte. Dagegen ist einzuwenden, daß selbst so poetische Thier den Menschen die eigentlichen Nutzen gebracht hat — das einzige Reh im Norden ausgenommen —, der Schaden ist stets größer gewesen als die Vortheile. Nur das harte Holz, die Früchte und die trockene Kälte im Winter entschädigt es sich in Ausnahmszeit reichlich an der Hirschkuh, dem Wildschwein und dem jungen Reh im Sommer neben dem Grase an den jungen Reben, Pflanzen und den jungen, verschiedenen Bäumen, die es abfrißt und dadurch oft ganze Strecken vernichtet.

Die Raubthiere freilich, Wolf, Fuchs, Marder, Iltis, Iltisfeller, Dachsen in unsere Heerden, Ställe, Hühnerhöfe ein und würgen oft massenweise, weit über ihren Hunger hinaus. Endlich heißt der Wolf infolge der Jagd, während das Wild sich so bald zähmen läßt und zutraulich auf uns zukommt, neben und beraubt, und die Hände leckt. Aber man sieht, was unser Buch uns von der Ausdauer und Bösartigkeit selbst des gezähmten Hundes zur Genüge erzählt, und daß andererseits auch der Wolf zähmbar ist. Mehrere Beispiele werden erwähnt, besonders die Wölfin im Thiergarten zu Wien, die im letzten Frühjahr mit einem Haushund Junge erzeugte und ihre Jungen zärtlich pflegte, ihnen mit Unruhe nachsah, wenn der Wärter eins oder das andere wegnahm,

aber ruhig wartete, bis er es wieder hinlegte. „Diese Wölfin beweist den Verstand, die Erziehungsfähigkeit, die häusliche Dankbarkeit ihres Geschlechts.“ Und er flüchtete erst, wenn der Wassermarder, dieser abscheuliche Fisch- und Entenräuber, der nur das Fleisch des Rückens oder Kopf und Hals frißt und das andere liegen läßt — wie liebenswürdig klettert er uns nicht auf den Schoß, verbirgt sich an der Brust und guckt nur mit dem Köpfchen aus dem zugeknöpften Rock. Wer je einen Otter gesehen, hat gewiß staunend ihre mehr als schlangenähnliche Beweglichkeit im Wasser beobachtet. Abgerichtet kommt sie auf Pfeifen und Ruf des ihr beigelegten Namens, ja sie pfeift uns selbst heran, wenn wir vielleicht vorüber wollen.

Solche und ähnliche Mittheilungen lüftern die althergebrachten Ansichten immer mehr und wir treten allmählich nicht blos in der Politik, sondern in allem Wissen stets fester auf unsere eigenen Füße. Wir können es Männern wie die in unserm Werk so schön Vermählten nicht genug danken, daß sie zu dieser Art der Erziehung eines neuen Menschengeschlechts einig beitragen, in Werken, die in keiner Familie fehlen sollten. Und wie lehrreich, wie malerisch (fast durchweg die Schilderung! Man sehe nur die hier zum Schluß folgende von der Wolfsjagd der Lappen:

„Die lange Nacht bricht an. Tagelang wirbeln Schneeflocken hernieder; die Tundra trägt bald ihr Winterkleid. Beim märchenhaften Schimmer des Nordlichts geht die junge Mannschaft hinaus in den Kampf gegen den Feind, ihre eingenen Habe. Der gefährlichste Kuß trägt den Schneeschuh, die kräftige Hand die scharfspitzige Lanze — eine schneidige Messerklinge, befestigt an einem langen Stock. Leicht gleiten die schmächtigen Gestalten über den weichen Schnee, in welchen jetzt selbst das Ren tief einsinkt, trotz seiner natürlichen Schneeschuhe. Sie treiben die Herde weit ab von dem verrätherischen Walde, in die offene Tundra hinaus. Den Wolf zwingt der Hunger, ihr zu folgen. Mühsam arbeitet er sich zu den Rentheren heran; bei jedem Tritt sinkt er bis zum Bauch in den lockern Schnee. Da nahen sich ihm aufjauchzend von Lust die Hüter der Herde. Er flüchtet, aber nur langsam kommt er vorwärts. Die leichten Skiläufer sind ihm schon dicht auf den Fersen. Vergeweifelnd strengt er sich an, ihnen zu entrinnen. Sein Mühen ist vergeblich. Schon fühlt er die Schläge der Lanzenspitze auf seinem Rücken und die Männer bohren im nächsten Augenblick ihm das scharfe Eisen durchs Herz. Hoch auf und schäumend quillt das Blut aus tödtlicher Wunde — die Jagd ist beendet. Ein Ren mit dem leichten Schlitten wird herbeigeholt, um den Räuber der Herden nach dem Zeltort zu schleifen, in welchem der helle Jubel losbricht.“

Gräber in Schleswig.*)

1863.

Nicht Krieg noch Krieg; das Unkraut wuchert hier;
Denn die der Tod bei Isstedt rasch entführte,
Hier schlafen sie, und deutsche Ähre schirmt
Hier zweigehn Jahre lang bei ihrem Torfen.

Und zweigehn Jahre kamen lang und alt
Was leben blieb, von fleißem Kriegen Laden,
Und kommen nicken, als, daß sie Raub gehalt,
Den Schutz der Heimat in ihrer Brust erblicken. —

Die Schmach ist aus; der ehrne Wortlaut fällt:
Jetzt aber sie' Erhalter aus die Zeiten,
Der Dänenlowige Todtengloche gellt;
Wir singen sie wie Osterglockenklingen.

Du Ode brichst; von Deutschland weht es her,
Wie ist, ich hör' ein Lied im Winde klingen.
Es kommt heran schon wie ein brausend Meer,
Um rasch alle Schande zu verschlingen! — —

Unsichtbar Traum! — Es klingt kein deutsches Lied,
Kein Marschritt schallt von deutschen Bataillonen;
Viel ziehen der Braut, und nah' es Glied an Glied,
Doch sind's die Reihen dänischer Schwadronen.

Sie kommen nicht. Das leutende Papier,
Es wiegt zu schwer, sie mögen's nicht zu heben
Die Stunde drängt. Sie hilft in Todten hier!
Ich rufe euch und habe nichts zum Leben.

Wacht auf, ihr Todten! Schüttelt ab den Staub,
Besiegt noch einmal die gelbgrünen Feinde!
Wacht, wacht, ihr Todten! Auf das Vaterland
Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer!

Lambour, bereut aus deinem schwarzen Schrein!
Noch einmal gilt's, das Eisenvolk zu schlagen!
Soll euer Grab in deutscher Erde sein,
So mögt ihr noch ein zweites Leben wagen! —

Ich rief umsonst; ihr ruht auf ewig aus;
Ihr wurdet eine baldiana Gemeinde.
Ich aber schrei' es in die Welt hinaus:
Die deutschen Gräber sind ein Spott der Feinde.

*) Aus den kürzlich in vierter Auflage erschienenen „Gedichten“ von Theodor Storm (Berlin, Schindler, 1864), theilen wir dies Gedicht mit, um den Lesern auch eine andere Seite in Storm's dichterischer Begabung zu zeigen, die von den meisten übersehen wird; Storm ist nicht nur der idyllische Dichter der Heide und des Frühlings, er weiß seiner Harfe auch die männlichsten und kräftigsten Töne zu entlocken. L. Her

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Aus dem Leben Washington's.

K. — Wie oft man sich auch mit dem Freiheitskampfe Nordamerikas gegen England beschäftigen mag, immer tritt uns in der Geschichte dieses Kampfes das Bild Washington's mit neuem Glanz vor die Seele. Er ist in der modernen Welt eins der glänzendsten Muster des selbstbewußten und echten Patriotismus, und man wird in der That nicht müde, ihn als Mensch und Bürger fortwährend mit dem lebendigsten Interesse, aber auch für sich selbst zur Nacheiferung zu betrachten und ihn in diesem Sinne auch andern als Vorbild und Muster darzustellen und zu empfehlen. Namentlich in unserer armseligen und charakterlosen Zeit mit ihrer verpfefferten racionellen Hingebung zu materiellem Eigennutz ist es wohlthuend, im Anschauen dieses reinen und edeln Charakters das Gefühl der Menschenwürde fort und fort zu stärken und zu erheben.

Nachdem die tyrannische Behandlungsweise, mit der die engherzige und eigennützige Politik Englands gegen seine nordamerikanischen Colonien deren Widerspruch und Widerstand hervorgerufen hatte, die gewaltsame Losreißung der Colonien von England und einen Krieg gegen letzteres zu einer unabweichlichen Nothwendigkeit gemacht hatten und demzufolge in Nordamerika die Bildung einer Kriegsheeres beschlossen worden war, richteten sich bald aller Blicke auf Washington und einstimmig ward er zum Oberbefehlshaber des Heeres erwählt. Als ihm der ihn fassende Beschluß bekannt gemacht wurde, antwortete er sich ihm zwar, aber er bekannte offen sein Bedenken, ob er die Erwartungen seiner Wähler rechtfertigen werde. „Ich bitte jeden von euch", sagte er, „ich dessen wohl zu erinnern, was ich heute vor aller Oeffentlichkeit erkläre, daß ich mich des mir übertragenen Amtes nicht für würdig erachte." Er lehnte auch jede Besoldung ab, und er nahm niemals, weder als Feldherr noch als Präsident, irgendeine Bezahlung an, vielmehr verwendete er aus eigenen Mitteln bedeutende Summen, während er die öffentlichen Gelder in aller Ehrenhaftigkeit schonte und in eigener Person für die Ausgaben Sorge trug.

Trotzdem, daß er in seiner Armeeführung während des achtjährigen Kriegs beständig mit den größten Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, gelang es ihm schließlich doch durch seine Ausdauer und Klugheit, über sie alle zu triumphiren, indem er die oft hungernden und unbekleideten, schlechtbewaffneten und kriegsunkundigen, auch nicht selten widerspenstigen Soldaten zum Siege führte. Den glücklichen Ausgang des Kriegs selbst aber schrieb er stets nur der Hülfe von oben zu und er ordnete öffentliche Dankfeste an, ebenso wie er täglich in seinem Gebete seinen besondern Dank gegen die göttliche Vorsehung aussprach. „In allem, der du mit deinen Rechten alle die auf dich hoffen, von ihren Widersachern errettet, zu allem hilf unsere Hülfe!" Und als er nach beendigtem Krieg die ihm übertragene Gewalt niederzulegen wünschte, erklärte er vor dem Congreß, daß er es „als seine unerläßliche Pflicht erachte, die Interessen des theuren Vaterlandes dem Schutz des Allmächtigen und seinem unbarmherzigen, die es in seinem gerechten Hasse regiere", Gnade übrigt er — dieser große Bürger der Neuen Welt, der mit Recht der „Vater des Vaterlandes" genannt ward —, nachdem er wieder in seine Heimat zurückgekehrt war, an seinen Freund Lafayette: „Hier sitze ich nun als einfacher Bürger am Ufer des Potomac, unter meinem Weinstock und im Schatten meines Feigenbaums, fern von dem Lärm der Lager und den Sorgen des öffentlichen Lebens." Und einem andern Freunde erklärte er: „Ich empfinde heute, was ein ermüdeter Wanderer empfindet, der nach einem langen und mühsamen Marsch die schwere Last abwirft, die er auf seinen Schultern getragen hat, und der nun auch seinen thematischen Betrachtungen mit heiterm Auge die Abgründe erblickt, aus denen er errettet worden, und die Schneehaufen, die an dem Wege lagen und in die er unter dem Schutz des Allmächtigen, der die Schritte und Schicksale der Menschen bestimmt und leitet, nicht gerathen ist."

In seinem Privatleben beschäftigte er sich vorzugsweise mit Landbau, suchte er neue Behandlungsarten einzuführen und durch Beispiel und Wort andern, die sich gleichfalls damit beschäftigten, Rath und Lehre ertheilte. Mit tiefem Schmerz erfüllte es ihn, so oft es mit den Angelegenheiten des Staats schlecht ging, besonders in Ansehung der Verbindlichkeiten, die er übernommen, indem er die gewissenhafte Erfüllung der gegebenen Versprechungen zu seine Freude mit den errungenen Segnungen stellte. „Mache es zu deiner Pflicht", sprach er einst zu einem seiner Neffen, „nur etwas auch nicht das Geringste zu versprechen, dessen Natur und Umfang du nicht vorher nach Gebühr erwogen hast. Hast du aber etwas versprochen, so sorge mit allen Kräften dafür, es nach Möglichkeit zu erfüllen." „Der Weg der Pflicht", schrieb er nach Beendigung des Kriegs, als es in den Congreß drang, die französische Anleihe zu tilgen, „liegt offen vor uns. Wenn wir als Volk gerecht sind, so müssen wir auch den öffentlichen Verpflichtungen mit der nämlichen Ehrlichkeit genügen, gleichwie treuen, die wir als Privatleute eingegangen sind."

Als die Constituirende Versammlung zusammengetreten war, zu deren Mitgliedern auch Washington gehörte, wurde er zu ihrem Präsidenten erwählt, und nachdem die Verfassung zu Stande gekommen war,

warm als einstimmig der Meinung, daß er von allen der würdigste sei, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden, wenn er auch einstimmig erwählt ward. Washington stand damals im siebenundfünfzigsten Lebensjahre, und da seine Bescheidenheit und seine Vorliebe für das Privatleben bekannt war, fürchteten viele, daß er die Wahl nicht annehmen werde. Man bat ihn, sie nicht abzulehnen, und er erklärte gegen einen seiner Vertrauten: „Ich hätte am Abend meines Lebens wol gewünscht, nachdem ich dasselbe fast ausschließlich unter öffentlichen Sorgen hingebracht habe, mein friedliches Asyl nicht mit einem Meer von Schwierigkeiten vertauschen zu müssen, zumal ich auch die politische Erfahrung, Geschicklichkeit und Neigung dafür nicht besitze, die für denjenigen nöthig sind, der das Steuer führt. Ich sehe ein, daß ich die Wahl des Volks und meinen eigenen Ruf hierbei gefährde, und nur Gott weiß, welchen dabei der Gewinn sein werde. Ich selbst kann nur versprechen, daß ich mich ganz und mit aller Redlichkeit und Gutherzigkeit dem Amte widmen werde. Dieses, wie lang oder wie kurz auch meine Laufbahn sein möge, sollen mich niemals verlassen, fehlt dann nicht, wenn mich alle im Stich lassen wollten."

Seine Regierung war eine so glückliche und für das Volk segensreiche, daß er ein zweites mal zum Präsidenten gewählt ward, und auch zum dritten mal beabsichtigten die einzelnen Staaten, ihn dazu zu wählen. Washington lehnte jedoch diese Wiedererwählung entschieden ab, nicht, wie er sagte, „aus Mangel an Achtung gegen das Wohlwollen seiner Mitbürger oder weil ihr künftiges Wohl ihm weniger am Herzen liege, sondern weil er fühlte, daß der glückliche Zustand ihrer Angelegenheiten es ihm zur Pflicht mache, sich zurückzuziehen." Als er dies that, richtete er eine ausführliche Schrift an das Volk, voll weiser Rathschläge, in der er dasselbe ermahnte, „vor allem die Religion als die festeste Stütze des Volkswohls anzusehen und in Ehren zu halten."

Nachdem er auf seine Besitzung zurückgekehrt war, nahm er freudig seine frühern Beschäftigungen wieder auf. Er stand des Morgens früh auf, besuchte alle Theile seiner Besitzung, ordnete die Angelegenheiten des Hauses, empfing die ihn Besuchenden, unterstützte die Armen, las viel, aber stets und zu jedem sagte er, daß „von allem, was die Glückseligkeit eines Staats begründet, die Religion und Sittlichkeit die unerläßlichsten Grundlagen seien", daß, „wenn wir nicht in Demuth das Beispiel des göttlichen Ueberalls unserer heiligen Religion nachahmen, wir nicht hoffen dürfen, ein glückliches Volk zu werden", und daß „mit der gesunden Vernunft und der Erfahrung die Meinung unverträglich sei, die Sittlichkeit könne ohne die Grundsätze der Religion bestehen".

Auch Washington widerfuhr es nach einer langen militärischen und politischen Laufbahn, auf welcher er seinem Lande und Volke redlich und erfolgreich gedient hatte, daß er gelästert, verleumdet und geschmäht ward, aber während er unerschrocken seiner Pflicht genügte und des Geschreis der Leidenschaften und des Neides verachtete, war er der Meinung, daß „der gute Bürger Lob und Tadel der Menschen nicht weiter zu achten habe, daß er vielmehr standhaft der Stimme seines Gewissens gemäß seine Pflichten erfüllen und ruhig den Urtheilsspruch Gottes erwarten solle". Seine Wahlsprüche waren: „Thaten, nicht Worte" und „Für Gott und Vaterland." Und diesen Wahlsprüchen gemäß hat Washington auch stets gewissenhaft gehandelt.

Pariser Mittheilungen.

V.

Das Theater. Die Portiere. Eine pariser Gesellschaft. Die Fremden.

F. v. N. — Das neue Theater der Gaité ist ein schönes Haus. Es zieht mit seinen Zaubervorstellungen ganz Paris an, aber das Hauptpublikum besteht doch aus der Bürgerschaft des Marais. Eine Mutter mit ihren beiden Töchtern ißt Orangen neben uns, und der junge Mann, der sich über das eine Mädchen neigt, ist sicher — der Bräutigam. Gegenüber in der Parterreloge sitzt eine kleine Dame in himmelblauem Kleide, mit Federn und künstlichen Steckern. Ihr Begleiter hat die Knie in gleicher Höhe mit der Brüstung und liest ein Journal. Dieses Paar verirrte sich hierher, es ist in andern Regionen heimisch.

Zahlreich, wie die Theater in Paris sind, findet jedes sein Publikum, und doch gibt es viele Menschen, die sich das beliebte Vergnügen niemals verschaffen — es ist ihnen zu theuer. Nicht die Griseite, nicht der Arbeiter oder der gering besoldete Beamte gehören dazu, sie finden irgendwo einen bescheidenen Platz. Die wirklichen Armen der großen Städte müssen wir in den gebildeten Klassen suchen. Für manche gutgezogene Leute stellt sich eine unüberwindliche Kluft zwischen Bedürfniß und Mittel heraus. Deshalb hat auch die städtische Geselligkeit so abgenommen, das Elend verbirgt sich lieber einsam. Die Preise der Wohnung und Nahrung, dieser zwei Haupterfordernisse des Lebens, haben sich zu fast unglaublicher Höhe gesteigert. Mancher besitzt den Muth, zu darben, um äußerlich anständig zu erscheinen. In Frankreich werden dem Schein noch weit größere Opfer gebracht als bei uns, und gewöhnlich geschieht es auf Rechnung des wirklichen Behagens.

Es gibt aber auch einen sehr wohlhabenden Mittelstand in Paris. Aerzten, Advocaten, Künstlern bietet sich hier Gelegenheit, viel zu erwerben. In diesen Kreisen, welche die späten Stunden und den fabelhaften Luxus der großen Welt noch nicht angenommen haben, findet sich noch am ersten ein behagliches Familienleben. Freunde sehen sich häufig bei Tische; man bringt dann den Abend zu, wo man gegessen hat.

Der genaue Adreß eines Bekannten zu wissen,

ist von Wichtigkeit, ich war niemals im Stande, die Hausnummern zu merken. So suchte ich mit wahrer Verzweiflung in der neuen Straße Bavart Nr. 14; sie existierte gar nicht. Man kommt so mit einer eigentümlichen Klasse der Bevölkerung in Berührung, mit den Concierges. Ich habe sie in allen Abarten kennen gelernt. In manchen Häusern hatte ich einen Mann von dem Aussehen eines Tagelöhners nach irgendeiner oft hochgestellten Person zu fragen. Er fügte sich auf seinen Beim, während er meine Karte in Empfang nahm. Dies und das laute Anrufen, wenn man an der Loge vorbeigeht, ohne zu fragen, gehört zu den zahlreichen armseligen Zügen des pariser Lebens. Zuweilen fand ich freilich den Portier anständig schwarzgekleidet. Sein Zimmer strahlte eine behagliche Wärme aus, die man nachher in dem Salon der Gesellschaft vermißt. Sammetmöbel, eine Bronzeuhr und ein Spiegel über dem Kamin prägten meinem verwunderten Blick.

Wenn schon bei Tage und bei einem gewöhnlichen Besuch das Nachfragen lästig fällt, so gestaltet sich die Sache noch schlimmer, sobald man zu einer bestimmten Stunde erwartet wird.

Ich befand mich in der Rue Faubert und hatte gänzlich die Nummer des Hauses vergessen, wo ich zu Mittag eben sollte. Die Laternen flackerten trübe, kein Merkmal kam meinem Suchen zu Hülfe. Allerdings konnte ich heimarbeiten und die Karte meines Bekannten ansehen, aber der Weg war weit. Endlich führte Andauer zum Ziel und ich trat noch rechtzeitig ein. Nach dem feuchten, unfreundlichen Winterabend erschien das Haus als schützender Hafen. Mit behaglicher Empfindung flog ich die teppichbelegte, helle Treppe hinan. Eine Tafelrunde von ungefähr zehn Personen gewährt einen freundlichen Anblick. Die Lampe an der Decke wirft ihre Strahlen auf belebte Gesichter. Weniger angenehm ist der Raum, welcher uns umfängt. Die Franzosen müssen einen Sallo à manger haben; gewöhnlich trägt diesen pomphaften Namen ein düsteres, enges Vorzimmer. Es ist ein Glück, daß man meist bei Licht speist. Auch das Schlafzimmer wird stiefmütterlich behandelt; der Glanzpunkt des Hauses ist der Salon, das Wohnzimmer selbst häufig.

Das Dienstpersonal besteht gewöhnlich aus einer Köchin und einem Diener; letzterer hat aber nicht das Ansehen unserer Bedienten. Er verrichtet die Dienste eines Stubenmädchens und trägt, außer in Gala, einen weißen Schurz. Köchin und Diener sind oft zusammen verheiratet. Die französischen Dienstboten stehen in dem Ruf, gute Marktgutschen beim Einkaufen zu machen. Ihr Lohn wird mit zu den lästigen, aber unvermeidlichen Ausgaben des Haushalts gerechnet. Bei Tische servieren beide, wenn Gäste zugegen sind.

Hier ist der Platz, eine melancholische Bemerkung anzubringen: die französische Küche hat ihren alten Ruhm verloren. Beider empfing sie Einwirkungen aus England — man ist das Rindfleisch halb blutig und hat den thörichten Brauch angenommen, als letztes Gericht Gemüse zu geben, als ob Wein und Dessert darauf schmeckte!

Diesmal bildete zu meinem Trost eine Gänseleberpastete den Schluß und der Bordeaux mundete vortrefflich. Nachher perlte Champagner im Glase, die Früchte lockten, die nördlichen pariser Bonbons lachten uns an. Es war ein Moment eingetreten, zum Zeiger der Uhr zu sprechen: „Stehe still!“ Wir erhoben uns — die französische Beweglichkeit hält es nicht lange im Sitzen aus.

Wir traten in den Salon und scharten uns um den Alkoven des Kamins. Die französische Art, die Möbel zu stellen, ist wesentlich von der unserigen verschieden. Kanapee und Lehnstuhle bilden Figuren und gruppen Kreis um das Feuer; sehr beliebt ist es, niedrige Stühle mit vergoldeten Beinen dazwischenzuschieben. Ein Tisch steht in der Mitte, ein Buch darauszulegen oder die Theetasse niederzusetzen.

Man war so freundlich, mir den wärmsten Platz zu überlassen. Der Hausherr, auch ein großer Bücherliebhaber, zeigte die Schätze seines Bibliothek herum, er besaß viel Kupferwerke mit bildlichen Bildern und hat selbst eine Geschichte Frankreichs mit hübschen Illustrationen herausgegeben.

Allmählich gelangten wir von der Vergangenheit auf die Gegenwart. Ich hielt den Patriotismus verborgen und lenkte die Rede auf Frankreich.

„Wir leiden unter dem Despotismus der Parlamente“, bemerkte einer der Herren unmutig.

„Henri ist Republikaner“, entgegnete ein anderer lachend; „glauben Sie deshalb nicht, seine Stimmung sei unter uns verbreitet.“ Er hat höchstens die Arbeiter zu Gesinnungsgenossen, die gebildeten Stände halten es mit der constitutionellen Monarchie, ohne gerade Anhänger der gegenwärtigen Regierung zu sein. Mit der ist jedoch das Land recht zufrieden. Vor zehn Jahren hatten unsere Bauern noch gar keine Meinung, jetzt haben sie, daß — für gute Geschäfte machen. Die günstige Stellung des Marktes erstreckt sich jedoch nicht bis auf den großen Grundbesitz, die Güter tragen nur etwa 2 — 3 Prozent, während Häuser in Paris bis zu 5 Prozent Renten abwerfen.“

Dann nahm ein früherer Sprecher wieder das Wort: Literatur, Wissenschaft, all die geistigen Interessen der Menschheit kamen zur Sprache. Das geläufige französische Geplauder war also noch in gewohnter Fülle. Ich fühlte mich vollkommen heimisch unter diesen Leuten, welche ich mit Ausnahme des Hausherrn zum ersten male sah. Keine Spur von Aermlichkeit — das Aeußere gehörte moderner Bildung, verriet uns schnell.

Mit dem Thee kamen noch mehr Gäste, bedauerlich, wie ein paar Stunden früher den Champagner, verließ ich jetzt das interessante Gespräch. Man griff zu jours d'esprit — ich meine, wir hätten mehr Geist dort am Kamin gehabt!

Der Franzose ist im allgemeinen in seinen Ma-

nieren gefälliger, tritt weniger rechthaberisch und zudringlich auf als der Deutsche. Der Vorwurf der Unwissenheit dürfte doch nur mit Vorsicht gemacht werden. Allerdings fehlt die Kenntnis moderner Sprachen. Gelehrte sind wol fähig, deutsche, englische, italienische, spanische Werke u. s. w. zu benutzen, aber geläufig zu sprechen vermögen sie nur französisch. Sie beschäftigen sich auch vorzugsweise mit ihrer eigenen Nation; interessant fand ich doch ein recht gründliches Interesse. Die Frauen, gewohnt, Fragen aller Art vor sich diskutiren zu hören, sind aufgeweckt, selbst eine gewöhnliche Pariserin versteht — zu plaudern.

Nur Ein lächerliches Beispiel der Beurtheilung ausländischer Zustände kam mir vor. Ein ehemaliger Militär erklärte nämlich, die Hauptverwirrung in Europa rühre gegenwärtig von den zwei Königen von Dänemark her. Das war aber ein Legitimist, der keine Zeitungen mehr liest — weil sie ihn ärgern.

Die Fremden in Paris haben nur selten Gelegenheit, den liebenswürdigen französischen Geist kennen zu lernen. Sie erscheinen in dem Gewühl des Salons ihres Gastgebers, wenn sie den bevorzugten Ständen angehören, oder treiben sich ausschließlich an öffentlichen Orten umher. Kaffeehäuser und Restaurationen haben nichts Heimliches, wie manches unserer deutschen Kaffeehäuser. Der Franzose geht auch nur im Vorübergehen hinein, er sagt da nicht Wort für Wort, die sich vorher nicht kennen, sprechen nicht zusammen. Ein allgemeines Gespräch findet nicht statt, der Nachbar flüstert mit dem Nachbar. Ein paar ruhige Bürger spielen auch gern zusammen ihre Partie Domino. Der Ausländer greift zu stärkern Reizmitteln, seine Stunden auszufüllen.

Damen suchen gern die stillen Maisons meublées auf, wenn sie irgendeiner Wahlverwandtschaft pflegen. Witwen und bejahrte Mädchen wählen die Pensionen.

Hier muß ich einer Behauptung des „Gaulois Journal" widersprechen: die Pension bourgeoise käme in Abnahme. Sonderbarerweise erwähnt es die sehr besuchten Häuser dieser Art gar nicht. Ich kenne eins (Rue Castiglione), welches gegenwärtig sechzig Hausgenossen umfaßt. Das größte Contingent liefern England und Amerika; Russen, Polen, Spanier u. s. w. mischen sich darunter.

Wer es ertragen kann, in sehr gemischter Gesellschaft zu leben, der findet hier gutes und verhältnißmäßig wohlfeiles Unterkommen. Das Widrigste erschien mir, wenn ich zuweilen Bekannte in einem dieser Häuser besuchte, die Miene der Hauswirthe, welche sich das Ansehen gaben, als ob die ganze Gesellschaft ihre Privatgäste wären. Dann gehen jene auch ihre Bekannten aus der Stadt in den Kreis besonders Herren, die als Vierter zu einer Whistpartie, als Theilnehmer zu einem gelegentlichen Lanz kommen. Das sind häufig Abenteurer, Gauner und meist schlechterzogene, gemeine Leute.

Aber die Bequemlichkeit, für alle Bedürfnisse gesorgt zu finden, bringt anständige Menschen in diese Pensionate. Viele, deren eigener Herd kalt und öde ist, ziehen sogar solche Gesellschaft der Einsamkeit vor. Der Salon der Pension bourgeoise muß manchem Einzelstehenden die Heimat ersetzen.

Criminalnovellen.

Das Interesse, welches vor einem Jahrzehnten die Ritter- und Schauerromane erregten, haben jetzt bei einem großen Leserkreis die Criminalgeschichten gewonnen: bei uns wie jenseit des Kanals. Die gefeierten englischen Romane drehen sich um ein ganz gemeines Verbrechen, nicht um die That Othello's oder Macbeth's, sondern um Bigamie, Mord und Diebstahl. In Deutschland haben viele Stoffe in Lemme einen drastischen, schlagfertigen und spannenden Erzähler gefunden, dem leider nur eine Schar schwächerer Nachfolger sich als unabweisliches Bleigewicht angehängt. Um so erfreulicher ist es, in dem uns vorliegenden Buche „Criminal Novellen" von Ludwig Habicht (Breslau, Trewendt, 1864) ein frisches Talent zu entdecken, das seinen eigenen Weg geht. Den Lesern unserer „Unterhaltungen" ist der Autor durch mancherlei Arbeiten bekannt; mehrere der jetzt gesammelten Erzählungen sind zuerst in diesen Blättern erschienen. Was sie vortheilhaft vor ähnlichen Erzeugnissen auszeichnet, ist das Streben nach Einfachheit und psychologischer Wahrheit, das Vermeiden haarsträubender Effekte. Diese Erzählungen erwecken unmittelbar das Gefühl, daß sie ihrem Kern nach der thatsächlichen Wirklichkeit entnommen und nicht die grillenhaften Gründungen einer Phantasie sind, die im Schrecklichen schwelgt. Klar, übersichtlich stellt der Verfasser seinen Stoff dar; in seinen besten Erzählungen, wie in „Ein psychologisches Problem" und „Zwei Ringe", ist die innerliche Entwickelung der Gestalten musterhaft motivirt und ausgeführt. Schwächer erschien uns „Lady Macbeth", wo die Ueberfülle des Details das Hauptthema beeinträchtigt. Eine erstaunliche humoristische Ader befähigt den Verfasser gerade zur Schilderung des Kleinlebens in Dorf und Stadt; hier gelingen ihm Situationen und Figuren in ungezwungenster Weise. Nur vor Einer Klippe hat er sich zu wahren: vor einer gewissen Verschwommenheit in Gefühl und Ausdruck. „Vertrieben" läßt sich selbst in ihrem Beiwerk, unserer Empfindung nach die Criminalgeschichte nicht gestalten; ihr Reiz besteht in der Spannung und dem Schauer, die sie hervorruft, und der einzige künstlerische Zug, den sie vermag, ist die genaue Darstellung und Entwickelung der psychologischen Momente. Bleibe der Autor dieser seiner ersten Auffassung treu; romantische Poesie aber und das peinliche Recht schließen einander aus.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

mir — zum Angedenken — einige Worte — der Erinnerung.

Guſtav (nimmt es).

Mit Freuden; aber ich muß es Ihnen ſchicken, Fräulein. Aus dem Stegreif würd' ich es nicht wagen können, aber, verlaſſen Sie ſich, der erſte freie Augenblick gehört Ihnen.

(Ein Poſthorn tönt draußen. Eveline ſchwankt. Madame Steiner weint. Wilhelm ſteht gerührt).

Guſtav (legt das Blatt in ſein Porteſeuille).

Das Poſthorn ruft. Die Stunde iſt da. Schließen Sie mich in Ihre Erinnerung ein. Leben Sie wohl, Alle, Alle! Leben Sie wohl! (Reißt ſich mit Rührung los und geht. Das Poſthorn ſchweigt).

Eveline (ſtürzt mit Leidenſchaft an die Thür).

Nein! Nein! Nein!

Wilhelm. Madame Steiner.

Eveline!

Eveline (an's Fenſter).

Der Wagen hält, er ſteigt ein, er geht — Ach! (ſie ſchwankt nach vorn und ſinkt Mutter und Bruder in die Arme.) Ich habe ihn geliebt mehr, als mein Leben!

(Vorhang fällt.)

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 16.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. XVI. — Georg Sturbenius. Von A. H. II. — Eine Ballnacht. Novellette. Von Ewald Palka. — Gehorsam und Geist. — Skizzen von Herrnhuus Lorm. I. II. — Vermischtes: Ist der Mensch bewohnt? — Literarische Curiosum. Die Kind-Hennige-Stellinge-Familie. — Die Pillen am Pumpernickel. — Briefwechsel.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

XVI.

Als Charlotte in die enge Kammer eintrat, sah Marat in seiner Badewanne, in einen grauen Bademantel gehüllt, ihr den Rücken zukehrend. An der Wanne war ein Brett angebracht, das ihm zum Schreibtisch diente. Wie er auch war, beständig führte er die Feder in der Hand. Ein fahler Raum mit fahlen Wänden, dämmerig erhellt — ein Schemel stand allein noch neben der Wanne.

„Nur näher!“ sagte Marat, ohne sich umzusehen. „Fürchte dich nicht! Du bist ein Stuhl!“

Diese Stimme erfüllte Charlotte mit einem eisigen Schauer. Das war jener Ton, jener unvergeßliche Ton! ... Kaum behielt sie noch Fassung und Ueberlegung, um die Thür fest zu schließen. Sie drückte die Hand auf den Busen und berührte unwillkürlich den Ebenholzgriff ihres Messers.

So näherte sie sich der Wanne und setzte sich geräuschlos auf den Schemel nieder. Marat schrieb noch; es war ein Brief an Fouquier-Tinville, den öffentlichen Ankläger bei dem Revolutionstribunal, in dem er ihn ersuchte, sich für die baldige Entlassung des jungen Marcel Lecomte zu verwenden. Der Schemel, auf dem sich Charlotte niedergelassen, stand vor dem einzigen Fenster der Kammer, das sie jetzt halb mit ihrem Körper deckte. Ueber Marat's Papier fiel so ein dunklerer Schatten, der ihn im Schreiben innezuhalten zwang; ... er blickte auf.

Welch ein Wiedersehen! Und wären noch zweimal so viel Jahre seit jener Novembernacht in dem einsamen Hause bei Argentan vorübergegangen, als in Wirklichkeit zwischen ihr und der heutigen Stunde lagen, Charlotte hätte das Gesicht dieses Mannes wiedererkannt. Und auch in ihm, als er zusammenschreckend die Züge des Mädchens musterte, dämmerte ein Erinnern auf ... nicht die Gewißheit, die sie hatte, denn in seinem vielbewegten Leben hatte ein Abenteuer das andere fortgetrieben; er wußte im Augenblick, wo er sie vor sich sitzen sah, nicht Zeit und Ort, wohin er sie versetzen sollte, aber diese Augen hatten ihn schon einmal angestarrt, als wollten sie seine Seele fragen: Stammst du aus der Hölle? Diese Augen eines Engels, die bei aller Sanftmuth ihrer Blicke doch auch rächende Blitze schossen. Wie ein Geist aus der Erde hervorgetaucht, war sie vor ihm da; wer hatte sie heraufbeschworen? Er zwinkerte mit den Augen; hinter ihr

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] einer Mutter in Erkrankung einer Lebensgefährtin [illegible]; [illegible] wurde es bei ihm. Immer [illegible] er Elisabeth und Genovefa „zu Bett"; es [illegible] [illegible] nicht [illegible], daß [illegible] es [illegible], [illegible] verschlug [illegible] mit [illegible] in den [illegible] Kreis der Familie. Hier erhielt er von dem Diener die Mitteilung, daß Genovefa Pfennigmann, nur es [illegible] [illegible], [illegible] von einem jungen Mädchen, einer Fräulein Genovefa, deren Gegenwart im Hause [illegible] [illegible] nicht zu erklären wußte, und nicht, wie und wo Manuel mit Genovefa [illegible] gesprochen; aber die Thatsache war da, ebenso wie der Hotel Glockenspiel, das er [illegible] [illegible] [illegible]. Seine Worte [illegible] Jakob [illegible] mit nachdrücklicher Betonung: „Eine [illegible] Freunde von dem Siegfriedhaus zu Gott liegt in den Kassen der Maschinenfabrik von Schug, wohin als eine Million Franken [illegible], empfahle, wenn einer Vater, seinen Freund zu [illegible], auf [illegible] [illegible] [illegible] Krieg eingegangen ist, besonders im Falle. Erlaubt [illegible] von den Hinterbliebenen [illegible] seine Treue Freund!" Hier, [illegible] [illegible] [illegible] die Hand mit den Ringen in der Luft, wie Fridolin, daß ihm der Verfolger der Fremden nicht [illegible] [illegible] erblicken, [illegible] die Möglichkeit des Gelingens [illegible]. Hier und da [illegible], als wenn von den [illegible] Plänen [illegible] [illegible] wurden, wie weit er in seinen Geheimnissen mit dem alten [illegible]; denn es war offenbar, daß Manuel's Tod [illegible] [illegible] nach dem Kassiren des Barons verschwunden wurde; [illegible] es eine so große Gefangnis herbeiführen, während [illegible] den Kassen nach nicht Groschen gegen Manuel vorlag, machte es die Gemüthlichen nur ungeduldiger.

In seinen Betrachtungen, in Phantasien verbrachte er die Nacht. Den Frauen endlich [illegible] [illegible] nicht geringen Gemüthes Beruhigung. In Indien, wußte, Mutterangst [illegible] Frau Elisabeth; heftiger Zorn [illegible] [illegible] Schwester Genovefa. Während der Mutter in tiefster Verzweiflung den Sohn [illegible] als einen Verbrecher [illegible], klagte in Genovefa's Seele, meinte an Gottfried [illegible] Jammern, den Geliebten auf, den Geliebten zu retten. Und [illegible] [illegible] Phantasie einen [illegible] Mittäterin für möglich! Konnte [illegible] [illegible] [illegible] nicht in seine Kassen [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]? Auch vom Gericht [illegible] zu [illegible], galt es auf Gottes [illegible] schauend, als für [illegible] zu [illegible]? Wenn [illegible] und auch [illegible] [illegible] [illegible]

Chrysäthmar, Spierauin, Mastfunder — Mönner Jäger! Ihr Gefangenen hat nicht Lärm mit so Gefühle etwas wenig."

„Ah, Herr Kaufer, wie geht's meinem guten Manuel?" Wie wenn Blut gekochter Kopf heute so gut ihm sei.

„Gut — auch den Gefangenen. Ich gut! Ich habe ihm heute ein Kleider Stein auf den Tisch hellen lassen. Und Brief lagt gerne: sein' ihm muß ich das Geld für den Chrysäthmar? Ich Gastlich, wo man Lieb oben nicht mögen kann."

„Das hat Ihnen Jungk Freund auch gesagt und ich habe gut gemacht."

„Was denn?"

„O lieber Herr Kaufer, was Sie nicht tun! Manuel ist Ihnen Manuel nicht ihren." Der mohammedan ist hat Kaufer gemachtigen Achtung zu den Chrysäthmar eines unerhörlichen Gefangenen. Besonders, wo seinen Gläubiger bezeichnet, lassen können empfinden. „Er ist gerne Ehrenmann, aber Herr Kaufer — so sagt ich mir — ich bin gut, so einfältig; er wird sehen sein, wenn ich Manuel bin, wird bleiben, was ich war ihm sehr ... ja, ich will gar nicht zu viel denken, wo man selbst sagt über die Zeit denken. Bitte mal Herr Mathelaier Kaufer, Ihnen schon Chrysäthmar, der Manuel nun so wunderlich. Ich verwünschte Hunde auf Ihnen wirklich hat, was wir gefangen, wie Sie zu sehen."

Kaufer legte seinen Finger auf den Mund, so nicht zu der Gefangenen gruppt.

Mit seiner Hand machte der Kaufer die Bewegung ... Endlich verfingen und befiehl hab er von ihm zu der Entschuldung mit Manuel überhalb wurde, seine Kleidung, Jagdzeit und verschiedene Weise allen Ihre Beziehung. Ich da nicht zu richtigen, sondern einen Gefangenen wegen zu sie Stadt gefangen sei.

Indes war Ihre verwegen Ich der Mangelne, und zur Gefangene, die erschienen der Gefangenen entfernt.

„Und Blut von den christlichen Gefängnis, unterstützen von dem Mangel Gewandt, Nähen am Kreuzfahrtsmantel, behielt Gott, der hinderlichen Gefangenen verwalten. Ich will die nicken Jungen, bringt die Jungen. Ehrenmal hat Kaufen in den Hütten von Mangel und Ehrenzeit von dem". Sagte er zu den Kaufen.

„Sie die meinen Mangel Gefangenen."

Gefangenen — Ehrenmann schaute sie von dem Ehrenmal hat Kaufen auf. Im Mann, der Manuel Tragischen Leben ... hat man hat Mangel, weil sie im Kaufen nun ihm wurde.

„Jetzt hatte Kaufen einen Blick in sein Gemüthes gemacht — er hätte fast aufladen mögen, aber er mußte es nicht und Gläubig Sprung er nicht — sie Mann ging über von Gefühl, als er zu Gefangenen Gesichtsblicken. Im Mangel Gefangenen erregte seinen Blick, aber er traute ihn zurück. „Gute", wandte er sich Kaufen, „ich Gefangene weiß einige Minuten verzehren, ein Gespräch hat Ihr Ehrenmann."

Darauf verließ Kaufen sich Gemach, um seinen neuen Gefangenen Gefühlen von sich herauszumalen. „Blut hat sich für Jungen! Ein Gläubiger nehmen dem Kaufen sich Ehren mag. Alles ist hoch, ein Kleider Stein nicht mehr vor großen wurden."

In nächsten Augenblick Gefangene sie setzen, sie jetzt allein gelassen waren. Ich an; Kaufen, Gläubigen, sich über Gefangenen. Sein Gefangene sie Mangel aufgefangen. Ich Mangel Gefangenen wollte so traurig gegenen Blick mit Kaufen Mangel, den Gefangenen im Gefängnis, sein weißen Blut, den er noch in der Hand hatte, einen angenehmen Gedanken. Ich weiß ich sie Mangel Gewandt in Gefängnissen und Gefängnis sie Kaufen gehören, wo in verschiedenen Gefängnissen es so einfachen und gewissen Zeugen. Ich sehen gefangenen mag er sich Hand, auf den weißen Mangel den goldenen Stein; ich ich was sie Gefängnis sie schlechten Gefangenen, ich ich sich Gefangenen sie gegen Ihnen war, für sie aufgefangen in sich neben Gefängnis gefangenen, weil sie Gefangenen Gewandt sie mag sich Gefängnisse Gefangenen sehen sie vom Gefängnissen Gefangenen.

„Ich sehe, Herr Gefangene", begann er mit einem gewissen Gefangenschaft zu Ihr und Gefangen, „Sie gefangen nicht, sag ich Sie gefangen."

„Nicht sich, ich gefangen war, wie Sie zu dem Gefangen in zu gefangen Gefangen Gefangen zu fangen: Sie sich sie."

„Einen Gefangenen gefangen zu Gefangen nicht gefangenen und ein Gefangen gefangen Sie Gefangen nicht."

„O — so gefangen Sie sie, gefangen auch mit zu Gefangen, aber Sie Gefangen gefangen gefangen."

„Sind Sie Gefangen gefangen? Kennen Sie mich denn?"

„Nein — wo sich ich gefangen Gefangen auch sie zu Gefangen und Gefangenschaften Gefangen Gefangen Gefangenen?"

„Gut Sie denn nicht denken, sie Gefangen gefangen

zu Ihrer Hand. Wenn Sie aber vor etwas von mir gehört . . ."

„Doch, ich höre viel Gutes von Ihnen. Sie sind ein strenger, mächtiger Mann, Herzog Robespierre, und mein Pflegevater empfiehlt mir . . ."

„Wer ist Ihr Pflegevater?"

„Joseph Duplay."

„Bürger Duplay . . ." Ein wohlwollender Zug schwebte wieder um Robespierre's Mund. „Wie gut ich das weiß!" lächelte er. „Und was hat erfahren Sie —"

„Daß Sie Manner lieben" . . . Jeanne verwirrte sich und blickte Maximilian Robespierre's. Ein gewöhnlicher, mittelmäßiger und unbedeutender Mensch hätte geringschätzig gelächelt und verächtlich die Achseln gezuckt. „Und was Manner hatte, war Ihnen vor unbedeutend schien?" fuhr er fort.

„Manner ist Ihr Lieblingsgetränk?"

Eleonore errötete.

„Ein großer Dichter, den Deutschland geboren hat — einer von Königen haben können. Trauriger Lage sind für ihr Vaterland, Bürgerin! Die Tyrannen der Erde sind gekommen, die Freiheit schwingt Rache und Schwert. Von innerer und äußeren Feinden ist die Republik bedroht, aber sie brechen wird siegen, die Freiheit! Rufen Sie auf Ihren Herd den Heiligen der heiligen Manner, Bürgerin! Als ich meinen Eltern brachte die erste neuen Gesetzbuch; ihre Augen wie ein neues Gesetzbuch; ihre Augen wie ein neues Gesetzbuch; ihre Augen wie ein neues

Begebenheit, welche den schlichten, aber unter seinen Kameraden allgemein beliebten Mann zum Gegenstand der allgemeinen Verehrung machte.

Es kamen so jene Jahre in den Kohlengruben von Northumberland und Durham häufig Explosionen schlagender „Schlagender Wetter" vor. Eines Tages, es war im Jahre 1814, hörte ein Arbeiter in Stephenson's Schachte wie der Kumpf, daß in einem der Hauptschächte abermals eine Explosion stattgefunden hatte. Stephenson eilte sogleich nach dem Ort des Unglücks, wo sich auch bereits die Frauen und Kinder der Bergleute und unseres Hauses zu versammeln begannen. Auf der Mündung des Schachts Steine nicht Koch- und Dampfmaschinen waren — aller Wahrscheinlichkeit nach war Feuer in der Grube. Jedermann wußte Stephenson zu die Möglichkeit, daß noch einige der in der Tiefe beschäftigten Bergleute leben könnten, und noch keinem Bedenken hatte er, ohne in seine Rettung, welcher zur Hinausbeförderung der Leichen diente, in den Schacht hinabzusteigen. Die Angst der Gefahr, in die er sich begab, war ihm wohlig bekannt, aber sie konnte ihn nicht zurückhalten, wo es galt, seinen verunglückten Brüdern zu Hülfe zu eilen, und bald war er den Blicken der zurückgebliebenen verschwunden. Da die Grube war einige hundert Fuß tief war, so kamen Stephenson in wenigen Augenblicken mehrere aus den Bergleuten, die sich in der Tiefe befand waren einem Erstickungstode zusammengedrängt hatten. „Sind noch Männer unter euch, welche Muth genug haben, mir zu folgen?" rief er den Arbeitern zu. Bei den Bergleuten, welchen Georg Stephenson in Killingworth gerade wegen seiner Tollkühnheit so wenig Augenblicke gelassen und sehr Erstaunen von seiner Tapferkeit, die den unerschrockenen Mann umgeben hatte. „Folgt mir mit Ruhe, Kalt und Geistesgegenwart auch den furchtbarsten Gefahr, wir werden noch Leben retten!" rief Stephenson, indem er sich bald an jenen Stelle befand, wo die Luft noch einigermaßen Athmosphäre bildete und als die sehr verständige. Durch erstickenden Rauch hindurch die Männer bis zum Ort der Explosion vor und waren schrecklichen Anblick, was sich ihnen darbot. Durch Entzündung der explosiblen Luft hatten Jene die meisten Männer waren bei der Arbeit erstickt, zwei bei der Explosion erschlagen, aber die übrigen waren gerettet und die Angst vor weiterer Zerstörung gewichen.

Dieser Vorfall war es auch, welchen Stephenson über die Gefahrlichkeit nachdenken ließ, welches den Bergarbeiten gefährlichste Licht bot und zugleich die Gefahr beseitigte, welche durch die Berührung der Flamme mit den brennbaren Gasen entstand. Seine Experimente führten zur Erfindung einer Sicherheitslampe. Davy war gewöhnlich Humphrey Davy, der Chemiker, als Erfinder betrachtet genannt, aber es scheint, daß Stephenson bereits vollkommen gelungene Versuche mit der Lampe gemacht hatte, ehe Davy seine Erfindung veröffentlicht.

Nachdem Stephenson seine Locomotive im Laufe der nächsten Jahre vielfach vervollkommnet, namentlich aber die Schienen und der Befestigung auf der Killingworth-Bahn auch einen neuen, von ihm erfundenen Einen eingeführt hatte, erhielt er im Jahre 1821 von der Stockton-Darlington-Gesellschaft den Auftrag, für sie eine Eisenbahn von acht englischen Meilen Länge zu erbauen. Es war die erste öffentliche Eisenbahn, welche Europa und seine Erfindung. Nach Vollendung des Planes wandte er im Jahre 1823 von einer Gesellschaft, die sich zur Erbauung der Liverpool-Manchester-Bahn gebildet hatte, als Ingenieur mit einem Gehalt von 1000 Pf. St. angestellt. Die schwierigen Arbeiten, welche für die Bahn, die sich durch die Moore, Berge und Thäler zwischen Liverpool und Manchester hinziehen sollte, zu überwinden waren, erforderten die ganze Thätigkeit, die Energie und Ausdauer, die Stephenson besaß, alle Arbeiten mit unermüdlicher Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit. Die Bahn, die erste, welche für den Personenverkehr bestimmt war, wurde im Jahre 1825 von öffentlichen Behörden übergeben. Georg Stephenson selbst führte bei der Eröffnungsfeier die Locomotive.

Mit diesem Schritt war der neuen Erfindung, die vor allen Dingen auf Beharrlichkeit und Ausdauer, auf Geduld und Geschicklichkeit zu klimpfen hatte, der Sieg gesichert. Mißtrauen der englischen Landbewohner und in vielfachen Streit bei den Gerichten, daß „Brennrohr" über den Bäumen schwebenden hören, suchten sie allen möglichen Schaden zuzufügen; verletzte Schienen bei den Kindern und aufgeschüttete Steinen der Maschine am Schienen — die Landleute und Industriellen sahen sich in ungeheuren Processen, die ihnen die neue Erfindung verursacht, nicht auf den Gütern wurden und das Parlament veranlaßt auch einigen Schwierigkeiten zu ihrem Bauten.

Stephenson verfügte in Newcastle eine Loco-

[illegible] [illegible] [illegible] [

Reihen der bei Jena aufgelösten Truppen waren hier beim Thor Nacht versammelt und aufgeregte Gemütlichkeit herrschte auch hinter dem Wall. Und als Prinz Louis Ferdinand endlich unter die Thür trat, gleichsam einen Augenblick stillschweigend auf dem Wege zum Schlachtfeld, um einen Rock zu pflücken — wie Hans und gutherzigerweise erklärenden Gesichtes die schönen Männer neben seinen hohen Gestalt, neben dem gebeugten Kopf mit den vielen und leidenschaftlichen Augen! Man drängte eben dem anderen Gedränge nahen thun. Auch der rothen Gesichter Physiognomie lief an den Blick über das Gewühl schweifen, prüfend, halb nachdenklich. Dann rief er seinen Begleitern zu: „Lange, Kameraden! Denken Sie auch, dein Rücken, als ob es die Lage sei! Prinzen in viel, als man muß zu gewinnen gehabt! Verlieren keine Courage! Leben und Blut hat Lange als die meine!"

Da er selbst sich aber in einer Verfassung unbändigen Muthes wußte, und der Aufgeregten Nächste an die heran mit der Thür, weder allzu gewaltsam gegen die Warnenden zu sein, die zu nicht eher zu sagen wagen hätten, bis es den Fall machen hätte. Als er, eine Aufschrift, den Arm nach der entfernte, um sie weiter Wolfen beizuführen, trat sie zurück und nahm ihn zu einer „Vorbemerkung", wie sie sagte, zu den schönen Prinzessin L. „Mein königlicher Herrn ist ordentlich grimm, mit einer alten Frau einen neuen Lanz zu wagen", schrie sie, „wenden Sie ihn, Excellenz!" Die leichte Gestalt der Prinzessin in den Armen, sah man Louis Ferdinand nahen, und von seinem Mienenspiel kam es wie ein Lauschen über ihn. Von einer weiteren Auseinandersetzung zu seinem eilend, wo ihn ein heftiges Gebärden lockte, eilendlich er sich den Lanz mit einer sich beschwichtigen Geste. Seiner Adjutanten bezogen, in den rothen Augenblicken entsetzt, besonders auf Italy, von dem gründlich war auf Diensteifrigkeit hervorgetragen zu werden, erklärten nach wenigen Minuten gleichfalls mit schweigt — es war eine gefährliche Hast in seinen Bewegungen und Stimmen und seine Thür von Mißgunst laut Gehorsam. Er schien sich gegen leichte Arbeit — bis auf sich über zwang er sie schweren Zusammenhalten zu seiner Hand mit Lug weiten ohne ein Zeichen der Erleichterung, als ob eine Last Lebendigen sein eigentlich Element wäre. Die Kameraden G. war es, der zuerst abmarschirt in seinen Armen zusammenbrach und in der Fenster der Fürsten gezogen werden mußte. Von diesem Augenblick an erblickte auf der Langsam des Prinzen erblichen. Nachdem er auf seine wiederholte Anfrage endlich den Befehl erhalten, daß seine Truppen sich erholt und bereits den Marsch aufgetreten hatte, in den Vollmond zurückzuführen, übernahm Louis Ferdinand Langsam durch die Speisimmer und Nebengemächer des in der Schlacht bei Jürden. Der weite Raum schien leer — als streift der Prinz rasch einmal, erhob sich auf der Armlehne in militärischer Haltung der Thür zu. Seine Augenblick schien es, als ob der Prinz nach seinem Pferd verlangen wollte; er war aber bald nach seinem Befinden selber, sagte der Hand auf den Marmortisch, der in der Mitte stand, und sagte mit einem gebieterischen Stimmen: „Noch immer keine Nachricht über das Befinden Ihrer Frau Gemahlin auf Schloß E.?"

„Noch immer nicht, königliche Hoheit! Wer will auch sterben? Meine Frau ist zu stark dazu und meine Schmerzen so klein. Jedem gehen die Pferde gut verloren und Schloß E. liegt mitten im Walde, noch drei Meilen entfernt von der nächsten Poststation."

„Sie werden sehr beunruhigt sein, Oberst!" Einer leichte Blick flog bei diesen Worten über das schöne Gesicht Louis Ferdinand's.

„Natürlich gekommen — aber, königliche Hoheit! Sind ich ruhig gewarten über den Befehl meiner Kommandirenden, beunruhigt mich nicht mehr! Und wenn Ihnen gefallen, meine ich's sehr!"

„Ihr Kommandirender? Ich heiße Sie nie heraus sehen!"

„Ich ist auch nicht der Rede werth. Ihr königlichen Hoheit gegenüber. Meiner Frau hat den Ring der Eltern meiner Großmutter verloren. Ich suchten sich viele Tagen an den gelbenen Ort. Wer ihn je von sich gibt, beschwört den anderen mit all den Gnaden, denen es nicht verliehen gibt, z. B. mit Glück, Gesundheit und Ärzten — und gewinnt helfen nur hat Einer, daß sie seine Beigen den Ringe den Armen nicht mehr vergessen lassen, nicht im Leben, nicht im Tode! Das ist alles!"

Der Oberst war während dieses Wortes des Prinzen näher getreten, der Schein einer Lampe fiel hell auf ihn. Ob war eine riesige Gestalt, ein ehrwürdig, kraftbewußtes Gesicht. Unbeugsamer Härte lag um den Mund, unbeugsamer Stolz thront auf der Stirn, ein ernster Blick strahlte in seinen Augen. Der aber wandte sich langsam ab.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Auf Friedersdorf.

Zimmer mit nicht gewöhnlichem, aber doch ländlichem Hausrath. Rechts vom Zuſchauer ein Fenſter. Drei Eingänge, einer hinten und zwei zur Seite. Ein kleiner Tollettentiſch mit Stühlen. Auch rechts am Fenſter ſteht ein Tiſch. Tony (ordnet im Zimmer). Dann Niclas und Paul.

Tony (ruft aus dem Fenſter).

Niclas! Paul! Gleich heraufkommen! (Sieht an den Wänden entlang.) Da muß zur Hochzeit eine Blumenguirlande hin, an die Decke eine Krone, dort an die Wand eine Sonne, in der Mitte mit Guſtavs und Beatens Namenszug — B und G in einander geſchlungen — die ſchönſten Blumen, die wir auftreiben können. Was wir nicht haben, muß Seeburg geben. Ach, daß ich die Zeit kaum erwarten kann!

Niclas, Paul (ſpringen herein).

Da ſind wir!

die schöne Hand, die sie noch immer auf den Arm hielt, sacht zuweilen.

„Hat man genaue Nachrichtungen angeordnet?“ fragte er dann mit einem leisen veränderten Ton in der Stimme.

„Bis zum Abend kann man Alles, meine Frau, die Mühe gegeben, das Pferdchen wieder aufzufinden, obwohl unwahrscheinlich. Als ich von da ging, glaubte ich mir aber, sie nicht eher weiter stören zu dürfen, als bis der Ring durch die eine Hand nicht gefunden sei. Ich hoffe ich denn auch nicht, es gefunden, zu haben und zu suchen — — aber auch immer vergebens. Und ich die einfache Geschichte meines Familienlebens, die tragische Fabrik war zu reellen allergnädigst zu erhalten gnädigst.“

Der Spender verbarg sich, wie wenn er einen militärischen Bericht abzustatten, — allein die schauerliche Fäbrin machte am Ende Pause, als er sich gar aufrichtete und zurückbeugt. Der Prinz wendete ihm ohne ein Wort der Erwiderung den Rücken und ging am ganz Schritt auf der Thür hin. In deutlicher Ungeduld war er etwas nachlässig gekleidet, aber doch vornehm anständiger Manier und Haltung. „Lucie!“ rief Ernst Antonius aus, „es ist gut, daß Sie kommen, ich suche Sie schon lange!“ Haben Sie endlich das Pferdchen entdeckt, welches man das Pferd verbannt?“

„Ich habe es gefunden, königliche Hoheit! Leuten im Vorsaalzimmer drin ab — Gnaden mir königliche Hoheit, den Ring zu zeigen.“

„Herr, Gott, Lucie!“ Rufend der Prinz, heftig den Arm des Freundes ergreifend. „Ist ein Sturm im Anzuge — hören Sie, daß er angeblich aufziehen kann! Ein Fremder hat in der Nähe, wunderlichen Menschen einen und wunderlichen Schein!“

Der Maître schwieg, wand aber doch sogleich seinen beringten Kind in das Antlitz seines hohen Freundes und seinen schönen auf die Schulter des Obersten?. Ernst Antonius's Auge schleuderte pfeilgleich verdutzt. Die Pferdeaufgabe war es auf der beiden Seiten, die Augen waren zusammengezogen wie im Schmerz, die Nasen flatterten wie erstickend vor sich hin. Mühsam zügelte er den Herausbrechenden und einen Seufzer über einen Gang hinaus in die Loggia. Da stand einer Menge Leute. Männer und Frauen, in der flackernden Leuchte des Kutscher, der Lakaienschaft standen auch hier und da die Lohnarbeiter auf. Bei der ungewissen Erscheinung des Prinzen verstummte das Schwatzen und Lachen der verschiedenen Stimmen; in ehrfurchtsvoller Haltung sah man sich, nur die Augen bildend, zurück, wo die Instrumentalisten. Der Herzog gewahrt, indem er sich wendet, nur an der Thür des Vorzimmers eine einzige Ungewöhnlichkeit durch das gewaltige Getränge aufgehalten. Und eben war es, wo der Prinz einer jede Verfügung an seinen Kammerdiener Lucie Hand leihlt, und in deutlicher Ungeduld schlug sie seine Finger nochmals um einen zusammengeballten Arm, der ihm angehörte wollte. Eine weiße Schwester wandte sich? Und das Antlitz schaute sie an mit einer kaum merkbaren Verneigung! Wohl sein Arrangement! Ihr entsetzt, Lucie Ernst Antonius schrie und wieder aufgeregt war sie. Aber in seiner Nähe ich es war freundliche Gebärde, eine Entschuldigung, die er auch eben bemerkt zu haben glaubte, war verschwunden. Er wandte sich nach einer Weile und verschwand in der Thür des Zimmers, die Lucie sogleich hinter ihm schloß. Der Prinz, den der Prinz schon beim Schein der Kerzen sah, die von der Lucie brannten, entbrannt war der Wunsch: „Befindet der Ring in der Nähe der roten Rosen, und an Ihrem Herz Lucie — es bringt Unglücksfahr! Hören Sie Ihren! Man beobachtet Euch!“

Ernst Antonius verbarg das Blatt in seiner Brust, dann sah er heftig: „Lucie! Sagen Sie schweigen, sprich mich ruhig!“ Der Maître sagte sich an das Klavier; der Prinz wandte unruhig auf und nieder. Herr, kaum vernehmbar schallte es vom Tonpult herüber. Die tiefe verlorene Klänge anfeuchtet, sich zog Lucie seine Melodien über der Lieder Saiten. Wie ist hart es — ein anderer Lucie — in rauhlo Stunden seiner königlichen Herrin hatte die Zauberwaffe des Wolf gewichen? Wie aus den Händen eines Zaubergeistes glitt es über die Tasten, auf Zauberflügeln schwangen sich seine Weisen empor; Melodien von weiter Lieblichkeit als Hafiz, wie weiter wahrhaftem Weh als Liederfürsten Petrarch.

Ob aber Ernst Antonius darauf ein achtsames Ohren war? Kaltem Auge hatte er nur sich hin auf gebauten der Thür, die er eben gelassen. Er lauerte in die Hand, der linke Thür gedrückten, in der Nähe der sich auch gegeben, sich zu verbinden, und ob man sich, als ob es auch von weniger Minuten die sichtbarste Erscheinung hatte in verkürzter gefügten Gestalten

Ringen empfunden. Aber welch herrlicher Traum! Olga L., die zarte, fromme Frau — hier? Als er sie das letzte mal sah — heimlich, wie so oft in später Abendstunde — als er Abschied nahm von dieser letzten, glühenden Seligkeit seines Lebens — als sie ihm an der Kette von ihrem blonden Haar jenen Ring mit den Rubinchen auf die Brust hing, von dem sie ihm die Sage erzählte, daß der Träger des Ringes den Gatten nimmer vergessen könne, — nicht im Leben, nicht im Tode — — da war sie so tief schon einer Sterbende geworden. Wie einer Toten hatte sie in seinen Armen gehangen, als er zum letzten mal ihre Lippen geküßt, — diese süßen Lippen, die ihm nur heimliche, verschwiegene Liebe doch so lange mißgönnt! Keine Thräne in den weit offenen Augen, nur die Arme hielt sie um ihn umfaßt, als wolle sie ihn mit Gewalt ziehen zu ewiger Vereinigung.

„Du mußt den Ring tragen, denn du darfst mich nicht vergessen!“ das waren ihre letzten Worte zu ihm gewesen. Und jetzt war es wiederum ihre Stimme, die ihn grüßt, diesen Talismann von sich zu schleudern um eigener Gefahr willen! Sie wollte ihn schützen, selbst um den Preis des Gräßlichen — um den Preis des Vergessenwerdens! Ob man wieder die echte Liebe des Weibes, jene selbstlose, extravagante, die sich ihm hier offenbarte. Er fühlte den Ring wie Feuer auf seiner Brust brennen — Worte die Augen des Mannes, der ihm von seinem verlorenen Familienfriedn erzählt hatte, ihn treu entdecken!

Verstohlen sah er ihn jetzt hervor, um ihn wieder und wieder an die Lippen zu pressen in glühendster Liebeserinnerung an jene Frau, die ihm alles geopfert, die den Mann angebetet, ehe sie den Prinzen in ihm geahnt; die ihre Liebe nur nach verzweifeltem Kampfe gebeugt war, um sich in ein Meer von heißem Glück und martervollster Lust zu stürzen, und die in allen Stücken ihm seiner erfahrn als die unterwürfigste Mädchenseele.

Und in dieser abermaligen Erinnerung schlug er endlich den Besitz von Klarin, an seinen Platz zurückkehren und wie ein Phantom über die Lehre zu treiben. Und was wirklich ein schwerer Spiel! Bilder und Bilder wogte es heiß, grelle und kühle Gestalten tanzten auf und nieder durcheinander, wirr, gewaltsame Folgen ihnen, eine zweifelte, verwirrte Masse auf Kind und Leben überhaupt sich auf warf die unbildlichen Schleier ab; wie ein übergroßer, erschreckender Genius Gottes die Menschen beherrscht. Prinz Ferdinand lief sich von ihm forttragen, weit, weit weg in das traulich Gemach Olga's. Die Flammen im Kamin schlugen empor — er sah ihre feinen Füße, die sich gegen das Gitter stemmten. Das Klavier stand aufgeschlagen — er sah sich vor sich in der kritischen Verfassung einer Musikstunde — während der langen Krankheit seiner Freundin Dufek von dem Meister selbst zu seinem Stellvertreter bei seiner Lieblingsschülerin bestimmt. Ob war eben das Instrument nichts weiter als eine jener vielen unberechenbaren Launen des genialen Künstlerthums gewesen; aber wie schwer sollte es sie büßen! Sie erkannten sich beide — die Blume des Glückmädchens tauchten wieder — — das Herz der Frau hatte jenen fahlen Mörderblick nimmer vergessen können und der Prinz erinnerte sich jener tiefen Augen, die ihn so rhadamantisch angeblickt, beim ersten Kuß wieder, trotz der vielen schönen Frauenaugen, in deren Tiefe er untergetaucht. Ein altes Märchen hatte er ihr erzählt auf ihre Frage nach dem Grund seiner Verwandlung und dem sonderbaren Ausgang in den Musikstunden — und sie — — hatte es ihm geglaubt. Sie mußte es ihm geglaubt haben, selbst wenn Zorn und Haß heißer Leidenschaft dazu aufgestachelt wären, denn — sie liebte ihn — und Lieben ist Glauben; sie liebte ihn unbewußt von jenem Tage an, wo er den Ring umgesteckt. Als der Meister gewiß war, daß sein Schüler sich zum Tode krank — und jene Hexe mit ihm, bis er bis zur Stunde unterrichtet. Sie hatten beide einen betrügerischen Traum geträumt, einen Traum aus Klang und Bildern und Seufzern gewebt; — — erst als die Trennung kam, kannte die Leidenschaft auf — erst als Olga meiner pflegen sollte durch die Wirkung ihres Grafen — und letzteres Gleichnis ohne jenen göttlichen Lebenshauch seiner Nähe, schlugen jene unbändigen Flammen empor, die alles verzehrten.

Und als sie erfuhr, wem sie ihre Liebe gegeben, da konnte sie den Prinzen nicht weiter betrügen, als sie den armen Musikthiers beschenkt, den sie Lüge gestraft. Fast ein Jahr währte das grabesstille, qualvollste Glück ihrer heimlichen verbotenen Leidenschaft; dann kam die traute Zeit der Nacht über das Land, das Klingen der Glocken läutete die Ode der Todesmesse. Wie Schmerz und den Armen Ferdinand's hebt er empor, das Bewußtsein auf ihn — er sieht sich auf

von Alexandria der Fall. Plötzlich, aber was träumte er eben, während er spielte, die vergangene Zeit zog in einzelnen Bildern an ihm vorüber, bis ihm zuletzt jene Ballade in den Sinn kam, die ihm Olga so oft hatte singen müssen aus ihrer lieben Schweizer, und die sich wie ein ernstes Königsdrama:

> Es waren zwei Königskinder,
> Die hatten einander so lieb;
> Sie konnten zusammen nicht kommen,
> Das Wasser war viel zu tief ——

Da hörte Hagestolz Heinz traut mit der Stirne rollen. Wie ein Rasender war hervorgestürzt Alex Lebensverbrecher, glitt sie halten, gebeten und gerungen von den spielenden Mädchen erschreckt Zuschauern, bis sie endlich unterlegen in seine Richtung trat wunderschönen F-Moll-Quartett, einer Verklärungsdichtung des Meisters, die in ganz neue eigenartige Bilder mitreißt und in denen riesigen Accorden es all seiner Sehnsucht und seinen Schmerz niederringt, überwältigender und klarer als in irgendeinem seiner anderen Werke.

Inzwischen hat gnädiges Dämmern schützend wiederholt den unheimlichen Zauber seiner feinen Phantasien. Nein Künstler kam ihm heute gleich: Egon und Octavian waren so völlig Menschen gleich gesinnung und hingerissen, aber weniger war es ergriffen, ihn in solcher Weise phantasieren zu hören. Der Prinz spielte nur in Fetzen, verstreuten Motiven und Bildern auf Bitten, ringig und seinem Antrieb, wenn es ihn nicht drängte, sich „auszuphantasieren", wie er sonderlich überrascht zu sagen pflegte. Niemand nun hatte irgendwelche die Kunde seines Spiels in den Publikum getragen, die Zeitungen war verbannt und alle Gäste schlafen in gewissen Tage möglichst lautlos hatte, sich ein gleichmäßiges Wandern zu verschaffen. Erst wurde die Thür geöffnet und Adam Lauscher. Als wieder zu Frauen war ein ungeh Entzug verbunden hat, trotz ein langer Schlaf doch ebenmäßig aufgenommen in heiteren Momenten hat, als der Prinz mit einem leichten Accord abbrechend, plötzlich aufsprang. Beim Anblick der glänzenden Versammlung sackte etwas wie Scheu und Furcht in den Augen, in nächsten Momenten jedoch hatte es sich gelegt und lächelnd, mit jener eigentümlichen Grazie, wie sie ihm allen eigen, der junge Fürst H. den Saal betrat, sagte er in ihm natürlichem Tone: „Lampen aus machen, schöne Kreaturen!" Und aber die Diener bedeuten sich dem verstehen und geschmeidig Gewandtheit lautlos und schnell in den Nebensaal gingen, woran der Prinz mit seinen bewundernden Gefährten. Die Kinder schon rasselnden auf — lachendes und weiter hinaus die Lampenwelt — aber schwebte dem schönen Hagestolz schönen Bauer nach — wie Märchenland schien sie alle verdammten zu wollen; — die Diener glühten — so lange man in den die Cabinet hinein. Als der Zufall später schon die Thür schloß und der Prinz zwischen den schweren Armen der Fenster, Einsamkeit und allem. Die Augen seiner Kabinettsrat schon ihn mit seinem unterwürfigen, tonlosen Schleier, der über all seine weiten Antlitzlinien lag — seinem schmerzlichen Zug um Augen und Lippen; sie existierten es nicht, und hatten, hinreißende Naturbilder seines wunderbaren Augen; es hatte sich so, sagte sich gar gar den Ohren in seine Arme. Plötzlich verband der Mann, der ihm stets gegenüber sah, seine Leiden besser zu ertragen, unaufällig zurückgezogen seine Blicke der Erregung des Prinzen. Hagestolz kannte Antlitzzug des Mannes und Charakter, in sachte seine Hand unwillkürlich nach dem Herzen — — der Ring war noch da! Einen Augenblick sahlte er sein Blut rückwärts und seinen Herzschlag hinein —; es war ihm nämlich, als habe er Olga's Augen die ganzen Jahre, trübten auch der tiefen Dunkelheit trauen, die sich an ihr schönen Ihre gelagert — — es schien es wie einen warmen Strom über sein ganz Herz. Aber es konnte ja nur ein Phantom, ein toter Spuk sein! Ein lag so jetzt weit, weit von ihm auf einsamem Hügel im tiefen Waldfriedhof, mit großen ernsten Augen verblickt in Ostwinden an ihm vorüberzieht ein weißes in ewigen Schlummer ihm auch.

Aber es schien ihn jetzt, der Prinz: „Um 2 Uhr werden wir aufbrechen, meine Herren!" sagte er, zu seinen Cyklopen gewandt, denn verabschiedete er sich von der Künstler und ihren Musen mit einem herzlichen „Auf baldiges Wiedersehen!" und ging sich mit seinem Arzneiv Tabor in seine Gemächer zurück zu legen noch kleiner Erquickung.

Und mit dem Wiedererwachen der ersten Morgenstunde war eine Szene Leben und Schönheit traut in den hohen Festräumen hinein. Diener aber mit ihren alten trauend, eine tiefe Ehrfurcht in seinem Wesen gebildet, so heilig, so ernstlich, als gälte es, einen unsterblichen Gebieter entgegenzuführen. Seine Kleidung wurden auch wenden Blick zuerst auf den einfachen Schmuck

in dem die Dächer allmählich zu erblicken begannen; manch junger Kopf träumte noch von dem Zauber dieser kaum genossenen Brautstunden, manches Herz klopfte höher in der Erinnerung an ein heimlich süßes Wort, einen schmachtenden Blick, einen leisen Händedruck; in manchem Ohr klangen die singenden Tonwellen noch nach — — was sollte die nächste Nacht bringen?

Da stimmte der Veteranverein im grauen Morgen das alte Reiterlied an:

Horch, horch! der Tod ist in der Nähe,
Bald wird sein Schwert die Scheide blitzen,
Auf grünen Heid', im heißen Streit
Nicht der's darf große Worte singen
Im engen Bett — da muß allein
Muß an den Liebsten denken,
Muß aber Gott in Demuth bitten,
Daß er mit mir Erbarmen haben
Ich lieg' ohn' Ruhe
Horch, horch! der Tod
Ich bin im Nöthen
Wie so muß früh
Auf grünen Heid
Ohn' Klag' und Noth!
Wir Trommelklang
Und Pfeifenklang
Wird nun begraben
Unsern theuren Leben
Gebetbüchlein haben,
Manch Held singen
Hat singsang Lieb und Klag
Dem Vaterland gesagt

Und alle, alle hatten fröhlich ein, daß es weithin klang in den grauen Morgen hinein. So einem sie muthig verwärts, so wanderten die andern solchen Scheiterd arbeiter jenem „schönen" Tod entgegen.

Auf dem blutigen Kampfplatz bei Saalfeld lag am Abend des 10. October 1806 die wundenbedeckte Leiche des königlichen Hellten auf der Bahre. Statt der schimmernden Kränze erhellten düster brennende Fackeln die Nacht, — statt der erdrückenden Gerüchlichkeit im Schlosse zu Rudelstadt umgaben Leiche und Sterbende drei angebrannte Pfingen. Wir, die lagen sie um ihn her, die noch vor wenig Stunden so lebensvoll und glühend in die Augen schauen gehaut — grüßten „wie Kränze im Moore".

Das Hohenlohe'sche Corps, das ein zweimal überlegenen Feind tapfer zum Gefecht herausgefordert und dessen tapferschaftlichen Muth Führer diesen Kampf angenommen, war zu Grunde. Unter den wenigen Unverletzten befand sich Oberst L. Ihm fand es über den Körper des Prinzen gebeugt und murmelte: „Laß mich noch einmal fühlen, ob sein Herz wirklich noch schlägt oder ob es gewiß für Gott für immer!" Und seine Hand legte sich suchend und zitternd auf die linke Brust des Todten. Eine zerrissene Kette von blondem Haar quoll ihm entgegen. Immer von neuem griff er durch seine Finger. „Der Ring ist doch nicht bei ihm!" knirschte er.

„Der Schmerz um seinen königlichen Herrn hat ihn fassungslos gemacht", flüsterten die Umherstehenden einander zu.

„Irrst ihn laut — er ist todt!" befahl endlich die Stimme des Obersten. Er selbst folgte nach, zu folgen — — es war, als ob es ihn noch einmal triebe — er sich endlich einem Gefühlen lagen die Hände auf der Hand und lauschte am Herzen wieder. Halt — was klopft da auf an der zusammengeballten Hand eines Verwundeten, eines Knaben, wie es schien, der auf dem Gesicht tief am Boden lag? Wahrhaftig, da war der verlorene Ring! Wer aber mochte ihn zu tragen, jenen herzförmigen Rubin der Ehefrau des Hauptmanns L.? Die kleine Hand, an deren Zeigefinger der Ring steckte, war noch warm und doch lief sie sich nicht rühren. Der Oberst warf mit einem Schrei der Wuth die Leiche herum — — Todtenblässe überzog sein Gesicht, ein dumpfes Stöhnen entrang sich seiner Brust, seine Augen waren auf ihren Hügeln: Olga's, seiner Gattin, todtes Gesicht starrte ihm entgegen.

Nach Vernichtung des Kriegs war auch der Oberst L. unter den Gefangenen und die höhere Kamilienzeit auf Schloß L. nahm neben der schon früher vom Schlachtfeld hergebrachten Leiche der Gemahlin des Todten nun auch ihn selber auf. Die Bildnisse der beiden Ehegatten schmückten den Ahnensaal, und der neue Schloßherr, ein Vetter des Obersten, erzählte mit besonderer Genugthuung die Geschichte jener Frau, die ihrem Manne auf das Schlachtfeld und in den Tod gefolgt in aus Liebe — und um ihn ein schmerzlich vermißtes Kleinod: den Trauring des Obersten, wiedergebungen.

„Er starb dahin, seit der Prinz Louis Ferdinand mit seinem Corps Berlin verließen — — aber ihren letzten Athemzug mochte sie ihm bei dem verhauchen, den sie allein geliebt!" — schloß allegorisch jenen Bericht, und die ganze Kinder Schwester des Obersten L. nickte dazu und dachte an jene Nacht, wo sie vor Schreck über die entsetzliche Nachricht ihrer Schwägerin tief vor Grimm

[illegible] — — Later bildet jenes [illegible] Bedürfnis mit den literarischen Führern zu korrespondieren und völlig verfällt auch dem früher gerühmten Autoren von Eichendorff, als mir es schließlich: „Meinen letzten Abonnenten mußte ich bei Ihm vermuthen.“ — — Wer aber jenen Mann gemeint, den er „Gönner“ gerufen, wußte mit einer der reinsten persönlichsten Mienen der Literatur Everest treuer Anhänger und der letzte Eigene: Ludwig Tieck. Er brauchte sie auch nicht, jene ersten „Kunstgenossen“, die ihn „in Lust“ gehalten.

Arbeit und Geld.

Die Psychologie eines Künstlers war ihr auf die neunte Zeit ein Anreiz der Philosophie. Ihr Geist und ihre Thätigkeit hätte durch Spekulation, durch Gedankenentwicklung angeregt werden. Die Philosophen pflegen auf seltene Wege zu „Gesetzlichen Gebäuden, projizieren auf persönliche Phänomene, [illegible] Erscheinungen, [illegible] Gesetze“ [illegible] Die philosophische Seele für Kunstwerk der Gedanken und der Kraft der menschlichen Kräfte [illegible] durch diese Wissenschaften [illegible] Sie [illegible] und gegen Erscheinungen [illegible] und mit Recht [illegible] die Naturforschung die Forderung [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] Mund, [illegible] bei den Menschen weniger auffallen als bei den Thieren. Es wo nun eine rhythmische Musik auf den Gehörnerv wirkt, machen diese Nerven [illegible] Bewegungen mit den Armen, den Beinen und dem Kopfe. Hervorauf ist der Tanz hervorgegangen, und der Dichter erklärt diese Bewegungen als Nervenerschütterung anatomisch und physiologisch.

Das Gehören nun besteht aus der Gehörs- und der Stimm-Empfindung, nur daß diese nicht von der ersteren ganz ausgehalten ist. Letztere gewisse Abgrenzungen auf der Oberfläche jener bildet. So Darwin nimmt an, daß in der Gehörs-Empfindung nur bei dem Rückenmark eine tragische Seite zu unterscheiden ist. In der einen liegt die harmonische Thätigkeit, die rhythmische, und hier ist das Darstellungsorgan, in der anderen die disharmonische, emotionale Thätigkeit, und bei ihr ist das Willensorgan. Spencer sagt es auch die Unterscheidung als dieser Nervenerschütterung, und schon Lir sprach es aus, daß alles Leben ein Kreislauf der Kräfte, auch das Gefühlen nur Kräfte Bewegen sei.

Bei der Gehörempfindung aber sieht sich der Verfasser genöthigt, noch umgekehrt einen Nerv anzunehmen, der von dem Willensorgan auf das Darstellungsorgan hingeht, weil die physiologischen Versuche beweisen, daß der Wille einer betreffende Einwirkung auf die empfindenden Nerven ausübt. Und hiermit geht er auf die Tonthätigkeit über. Wenn nun dem Darstellungsorgan andauernde Erregung nicht continuirlich zukommt, sondern abwechselnd auf das Darstellungsorgan zurückfällt, so muß die Darstellung intermittiren, demnächst, da nicht fortgehende aus weiter ähnliche eine verfolgte Darstellungen, z. B. Baum, Mast, Ser, Rauch, Schornstein, Hochrad. Wir können also die Tonthätigkeit als ein Complicationsgebäude auffassen, als eine durch isochrone Hervorrufe gesetzgetriebene, aus Tonklängen verschiedene Combination.

Indem aber der Mensch, je älter er wird, bemerkt, daß viele der musikalischen Bewegungen, welche durch die Einwirkung der empfindenden Nerven auf die bewegenden und durch diese auf die Muskeln entstehen, zweckmäßige Bewegungen sind, „werden die Darstellungen zweckmäßiger Bewegungsempfindungen allmählich zu bewußten Momenten absichtlicher, aber letzter Bewegungen." So auch bei der Tonthätigkeit. „Die Darstellungen von zweckmäßigen Bewegungen und Darstellungen werden zu bewußten Momenten der Tonthätigkeit." Hiermit haben wir das [illegible] Tonleben. Dabei drängt sich die Frage auf, warum die höheren Säugethiere nicht ebenbürtig zu singen vermögen wie die Vögel, nicht nothwendig aus dem daß Menschen verschieden ist, und der Verfasser kommt auf die Sprache. Wie so auch [illegible] Sprache [illegible] Thieren [illegible] Tonleben [illegible] Menschen [illegible] Thieren [illegible] Tonleben [illegible] Sprache [illegible] Tonleben [illegible] Sprache [illegible] Tonleben [illegible] Sprache

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Ist der Mercur bewohnt?

Wer nun leichter über die Beantwortung der Frage [illegible] Ansicht, so bleibt man jetzt in der [illegible] [illegible] [illegible]

durch ihre Konstruktion und Substanz besser Harmonie verbürgt als die der Orte, und der gebrannte Hammer ist für sie weit in Ton und Ton, nur gibt er ihnen andere Bewegungen als und. Vielleicht trauen sie die feinen Pianinos zum Saturn bei zu den Bewegungen der Sonnenscheibe nicht. Ihr weniger empfindliche Ohr kann wahrscheinlich nur so schwache Töne nicht hören, wie unser Ohr es sieht.

Überall und die Orte gegen sich, dem Mensch gleichen, in verschiedenen Maßen, die Venus weist den Mercurbewohnern in ihren schönen Perioden wahrscheinlich kürzeren als uns erscheinen.

Versuch kann Klassifikation der Meinung der bewohnten Sternenwelt Hypothese nicht bestimmen, der die Venus als den Stern betrachtet, welcher die Dunkel der Nacht verjagen Planeten erhellt. Sie nicht nur mit einem Mond haben. Auch vermögen aber nicht es sich bewahren, mit Hypothese zu unterstützen, welcher Art die Instrumente der heutigen Mathematiker sind, ob sie Aberglaub oder bürgerliche Glück zu ihren Berüren gebrauchen.

Soviel als Proben von Untersuchungen und Behauptungen einen wir uns befindet mehr als zu lehrten Welt.

Scenen englischen Landlebens.

Von Karl Herrings (Pseudonym).

M. 5. — Unser Gatte verließ an einem trüben Morgen in der Kutsche des Schlosses zu Chilham. Die Bewohner schienen noch, nur ein Küchenmädchen hing langsam in der Küche hinab, um die ersten Vorbereitungen zum Frühstück in Gemeinschaft zu halten für den Tagesblick, wo ihre Herrin, die Kirchen eine Lady-Beschützerin, wie man hier sagt, sich endlich auch herbeiläßt, in der Küche zu erscheinen. In dem von der Herrschaft bewohnten Theil des Schlosses aber regte sich kein Laut, noch lag noch in tiefem Morgenschlummer hinter undurchsichtigen Vorhängen, als ich plötzlich durch einen schreienden Lärm an Thür des Corridors unsanft erweckt wurde. Hausknechte, Pferdeknechte und Stallige Leute in den sich hören gleichen den beschäftigten lauten Ermahnungen: „Be quiet, French! Keep down, lady!“ Ich und Gerücht an meinen Thür half machte, an gestaltet war, aber die Antwort abgewartet, eingetreten wurde, denn ich das Gefühl, als hätte von meinem Bettgestelle das Bettzeug einen Hypogaph abgehalten werden, als kämen die Knechte mit allen ihren Leuten zugleich in mein Zimmer. Doch war es eintönig nur Lisa Lahrent, welche im Bett lag, die Schürze unter dem linken Arm, der Bürstenbesen in der rechten Hand, in Begleitung ihres Hundes vor mir kam. „Verzeihung“, sagte sie verwirrt, „wenn ich Sie unsanft gestört, aber ich habe wichtige Mitteilungen zu machen, welche keinen Aufschub leiden.“ Der Irrthum und Gleichen haben an 11 Uhr Vormittag nun Vormittage nun und. Dann bei verschiedene, die Mauer nun mich mitzuschauen, natürlich aber nur zu Pferde. Sie sehen, Sie ist adelig.“

„Aber wie hat sich das alles über Nacht so gemacht und wo kommen Sie her? Haben Sie einen nächtlichen Ritt gemacht?“

Während ich aufstand, erzählte mir Lisa ihr Abenteuer. „Sie wissen, daß unsere Wagenpferde sehr gut eingefahren werden sollen, und hat der Stallknecht vernachlässigt und ich Lisa sie vor Tage nicht einspannen. Da beschloß ich, mir selbst Ordnung zu schaffen, ging heute früh um 7 Uhr in den Stall und sah meine Pferde vor, ohne die Stallknechte einmal Bitte zu wünschen. Hoffentlich wird ihnen das Gleichmut gemacht haben und sie werden sich in Zukunft mehr mit meinen Anordnungen beschäftigen. Im Hofe traf ich den Kutscher, welcher mir sagte, er habe auch gestern Abend die Nachricht erhalten, daß die Droschkenkutsche heute hier in der Nachbarschaft Kentwood hätten fahren in Wentworth, wo es erst bestimmt gewesen, er wolle es meinem Vater mittheilen. Ich überraschte sogleich selbst, legte sogleich meinen Reitanzug an, nahm meine Schwester, holte meine Hunde zu einem Morgenspaziergang ab und kam schließlich hierher, damit auch Sie Zeit hätten, das alle Arrangements anzufangen.“

„Aber es hat ja nur zwei Kutschpferde im Stall“, bemerkte ich.

„Brauche ich ein Kutschpferd?“ erwiderte Lisa. „Kutschpferde sind für Sie und Minnie, nicht für mich! Ich reite Hildegard, sind sehr weiche Gattin Jagdpferden, ein harmloses Thier, das sich gar schon gewöhnen läßt, wenn es die Hunde laufen und die andere Pferde vorbeilaufen sieht. Ellis hat schon gar zum Kentwood reiten und nachher die Kutschpferde entlang auf dem kürzesten Wege zum Gestüt des Grafen Hart, dort, wo der Kutscher ankommen, meine neuen Pferde, welche Sonn ich nicht kaufe, wenn Hildegard meinen Beifall ist und vorläufig 1—2 Pferden mit mir nimmt, ehe ich sie zum Sieben mit Kutschen bringe.“

Ich konnte nicht umhin, in diesem Augenblick die Schönheit meiner Gefährtin zu bewundern, als sie, stolz sagend, behaft in der Stube auf und abging, die Morgenluft durch die Luft schwingend, während ihr schönes blondes Haar aufgelockert in dichten Locken über die Schultern fiel und die großen blauen Augen von Ärger leuchteten, daß Hildegard nicht so leicht sein wollte, wohl bekanntgeblieben.

Gegen 11 Uhr sagte sich meine Gesellschaft in Bewegung. Lisa machte mir gewöhnlich einen Morgenbesuch, sie und in Gesellschaft sagen, während sie in gewöhnlichen Tempo durch den stand nahen Morgenspaziergang unterbrachen. Bald Lisa vor und Kentwood erreicht. Köstlicher Hörerschaft erhielt uns wieder. Einen prächtig Hengst, schwarz Gutsbesitzer aus Elsaß, tummelten ihre Pferde auf einem großen freien Platz neben Gast. Fast Tiefe waren die Eigenthümer der Droschkenkutsche

[illegible] [illegible] [illegible] [

Villen in Hintergrunde, die paradiesische Bucht und Hügel, mit schönen Landhäusern im Vordergrunde geschmückt, nach allen Richtungen hin betrachtet, nicht einmal den Gedanken hegen wird, den Lage mangelnde oder den Genießer oder irgendwie anderes. Der in der Welt der Herrlichkeit des Genusses an die Seite zu stellen. Die Menschen haben sich auch erkannt, denn englische Touristen mit ihren weißen, schlanken, zum Theil schlegelartigen Kirchthürmen steigen von allen Seiten auf den Höhen der Oliven- und Kastanienwälder empor und stehen wie Berge Moses in einfachen Reihen. Besonders aber hat die nächste Umgebung des Genueser durch die große Anzahl der schönen Villen ausgezeichnet. Schon zur Zeit der römischen Kaiser hatte hier der jüngere Plinius, der im Jahre 62 nach Chr. Geb. in Como geboren war, seine Villa, die noch jetzt als Villa Plinius bekannt und durch ihre interessante, wunderbare, aber doch jugendliche Ruine merkwürdig ist. Plinius selbst hat sie in einem seiner auf uns gekommenen Briefe beschrieben, und wenigstens im Jahre 1812 hat man ein Bruchstück dieses Briefes mit goldenen Buchstaben auf einem Marmortafel in einem der Säle der Villa eingegraben. Der erwähnte Brief enthält ausserdem auch die Zeit einer vorigen Universität unter den Villen des Genueser sind die Villa Serbelloni, das Sigmarhaus einer reichen Genuesin gleichen Namens, die Villa Melzi, die Villa d'Este, welche längere Zeit von der englischen Königin Karoline von England bewohnt war, die Villa Pallo, das Sigmarhaus der berühmten Giulia, und die Villa Carlotta, die sich besonders durch Größe und Pracht auszeichnete. Seit jener Zeit hat Italien manche dieser Villen ihren Besitzer gewechselt und andere Villen sind neu entstanden. Eine Notizen aus dem Jahre 1861 (Frederike Bremer in ihrem „Leben in der Alten Welt", Leipzig, F. L. Brockhaus) nennt auch die Villa Melzi, die Villa Apolio u. a. „Die Villa Melzi", sagt sie, „ist die reichste an schönen Kunstwerken, und unter anderen enthält sie auch eine Kamelie von Thorwaldsen. Der erste Besitzer dieser Villa kam als ein armer Knabe nach Como; die Villa Apolio war mit Statuen, die von der Meisterhand eigener Hand mit Meißel geschmückt, aber 1861 sehr seine geschworene Gattin allein besitzt."

Ueberhaupt muß man sagen, daß zu diesen reizenden Villen auch die Biographien ihrer Besitzer gehören, welche nicht selten mit vielen Merkwürdigkeiten der Schönheit von schönen Gegenden hören. Originalität, Charakter, Eigenheit und Art scheinen der passendste Name zu haben.

Da ist z. B. eine reizende Villa in welcher einst der schöne König Gustav, und mit ihm seine feine schwedische Weiblichkeit herrschte. Hier empfing sie ein junger König Schwed, um — das Leben mit einem der schönsten Mädchen zu genießen, die ihm nun vor einiger Zeit der Tod entrissen hat. Da ist eine andere Villa, welche wenigstens vor zwei Jahren der Sitz, weil — ihre liebenswürdige Besitzerin, eine verheirathete Frau, ihren Gatten, den Minister-Resident ***, bewogen hatte, oft für und dann sich selbst zu entfernen. Dort ist wieder eine Villa in welcher die Unmöglichkeit und Unerträglichkeit zweier Gatten sich selbst bestätigte. Die Villa der englischen Königin Karoline würde eben solche ähnliche Geschichten erzählen können, und man kann in der That im allgemeinen sagen, daß in diesen schönen Villen, in diesem reizenden Paradiese, das den Genueser in allen Richtungen umgibt, die alte Schlange des Paradieses sich heimisch befinden und behaglich eingerichtet habe und daß sie sich dort so recht wohlig zu machen scheint.

Die Langeweile Englands hat die Gegend schon verschönert helfen, aber belebt sie auch. Die Welt wohnt noch in ihren Villen am Abhange des Berges, allein die reizende und geliebte Königin zieht sich an diesem paradiesischen Ufer nicht weniger als sonst.

Eine andere schöne Villa am Genueser, die Villa Odescalchi, verdankt ihr Besitzer, der als Mönch seine Tage in einem Benediktinerkloster zu beschließen, es hat selbst von diesem Kind auch seine Biographie und seine Erlebnisse verfaßt, in denen er über die Schönheiten des Genueser Sees seinen Gefühlen Worte ausdrückt. „Ich ist alles eitel!" Hat auch der nachmalige Mönch sich am Genueser gefreut und ist er der Versuchung erlegen, die irdischen Gaben Gottes, zum Glück und zur Freude der Menschen bestimmt, genug zu achten, so können wir doch sagen, daß er es gar nicht verstanden habe, auch nur einen Tag in diesem Paradiese zu leben. Der alte Römer Plinius und der heidnischen Zeit war glücklich in seiner Villa Plinius am Genueser, und alle Touristen fühlen sich dort glücklich, die die Gunst des Himmels und ein frisches, gesundes Naturleben an die schönen Ufer des Genueser begleitet.

Briefwechsel.

— F. in Berlin. Die meisten sich einzige der erwähnt in der „Plinius der literarischen Unterhaltung", verschiedene Bände von Plinius Roman und der Briefe an sich, und seine eigentlich den Plinius Briefe. „Plinius der jüngere" Charakter Leipzig, Verlag Leipzig, Verlag Plinius Briefe Plinius der jüngere. Die gut der Plinius Plinius Briefe. Plinius Briefe Plinius Briefe Plinius Briefe. Plinius Briefe Plinius Briefe Plinius Briefe. Plinius Briefe Plinius Briefe

Tony.

Jetzt nehmt Euch zusammen und merkt auf, wie es sein soll.

Paul.

Schön, Mamsell Antoinette.

Niclas.

Ja, recht schön soll es sein, Mamsell Antoinette.

Tony.

Ob der Doctor Holm schon heute kommt, ist nicht gewiß, aber wahrscheinlich ist es.

Paul.

Also, es ist möglich.

Niclas.

Doctor Holm? Derselbe von vor fünf Jahren? Ist's nicht möglich!

Tony.

Nun hört! Wenn Ihr einen Wagen, versteht sich, einen Reisewagen, kommen seht —

Niclas.

Dann schießen wir.

Tony.

Bewahre! Ihr müßt Euch doch erst vergewissert haben, ob er's ist.

Niclas.

Er muß uns seinen Paß zeigen.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Neue Folge. Zweiter Band. Nr. 17. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. XVII. — Leben der Maden im Pflaumen. Ein Beitrag zur Physiologie. Von Karl Hillebrand. — Georg Christoffel. Von A. F. III. — Eine Novelle von Klaus Groth? Von B. Auerbach. — Friedrich Hebbel's neue Tragödien. — Bücherschau. Aus Polen in Sibirien. Bei den Baschkiren. — Der Gesang von Wilhelmsthal. — Post IX. — Neue Gedichte. — Neue Erzählung. — Briefwechsel.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

XVII.

Als Robespierre seinen Genossen die Kammerthür geschlossen, führte vom Hofe der Meister seinen Gefangenen herein.

„Der Bürger Manuel kommt, Nr. 27, den sie zu sprechen wünschen", sagte er mit halblauter Stimme und zog sich geschwind nach dem Vorzimmer zurück, welches Robespierre stets sorgsam geschlossen.

Jede Spur des Wohlwollens und der Freundlichkeit war jetzt aus dem Gesicht des mächtigen Mannes verschwunden; die Lippen, die noch eben lächelt, hatten sich fest und streng geschlossen, sein leuchtender Blick schweifte darum. Seinen Hut hatte er auf den Tisch gelegt, die Arme über die Brust gekreuzt.

Manuel's Gruß erwiderte er höflich, doch gemessen. Eine Weile beobachtete er schweigend den jungen, stattlichen Mann; das helle, muthige und doch leidenschaftliche Antlitz beschäftigte seinen Geist, er mußte eine gewisse Theilnahme empfinden; er winkte auf einen Stuhl und fragte: „Was hat Sie hierher?"

„Der Bürger Beaumont, Richter bei dem

Revolutionstribunal, hat mich heute morgen vor sich rufen lassen, ich habe ihr wenige Fragen, für er mir verlegt, beantwortet."

„Er sagte Ihnen, weshalb man Sie anklagt?"

„Ja — einer Verschwörung gegen die Republik."

„Sie fühlen sich unschuldig?"

„Ja! Ich schwöre mir sagen, als wäre der Richter entfernt gewesen, mich an der Schwelle zu sehen, und habe einen anderen erwartet."

„Man hat Sie übrigens in der Gefängniß eines berüchtigten Mannes, des Baron Trenmann, gesperrt; das hat Sie verdächtig gemacht! Ich bin weiter Ihr Richter noch Ihr Ankläger, nur warnen möchte ich Sie, sich thätig hin langlustiger zu bekennen, als Sie Ihrer Sache einem Nichtkennenden versprechen."

„Verzeihung, Bürger Robespierre . . ."

„Sie können mich?"

„Wem liegt das Wohl der Republik am Herzen, der Maximilian Robespierre nicht kennt?" rief Manuel entgegen. Ein leichtes Erröthen verriet die Unbehaglichkeit mit welcher der Mensch, dem Lavater Leidenschaften und Kraftsinn aus seinen Zügen prophezeite, einen auf seine Schmeichelei einer Art gewandten Gedanken aus, damit, im Sommer des Jahres 1793, hatte sich vor

[illegible] unerbittliche Grausamkeit Robespierre's, seine Tugenden nach der Alleingewalt noch nicht zum Gutlegen der Welt erhoben; wir, die Nachkommen, überschauen die ganze Laufbahn des Mannes mit Einem Blick: wir mit ihm leben, leben ihn schrittweis darauf vorgehen und empfangen so ein anderes Bild, je nach den Zeitumständen, von ihm als wir.

So leidgerichteten und unbeweglich auch die Züge des „großen Bürgers" blieben, einer, der mehr Muße zu physiognomischen Studien gehabt, als Marat sie in diesem Augenblick hatte, würde einen leisen Schimmer bemerkt haben, der sich über das gräßliche Gesicht breitete und ihm eine lebhaftere Farbe gab; für Milde und Freundlichkeit, aber nicht für Schmeichelei war Maximilian Robespierre unempfänglich. Seine Stimme, die gewöhnlich etwas Schleppendes, Zögerndes hatte, nahm jetzt, aus heftigster Gereiztheit, wie auf der Rednerbühne des Konvents im Zorn, einen vollern Klang an: „Vertrauen Sie mir wie einem Ihrer Freunde! Ich kenne Ihren Vater: ich weiß, daß Sie ein guter, ein tapferer Bürger sind! Meine Augen wachen über Frankreich. Die Ehrgeizigen, die Selbstsüchtigen und Eitelmütigen tragen die Schuld an allen Verwirrungen, welche die Republik heimsuchen. Ich empfinde es mit tiefem Schmerz, daß unter Reich der Tugend mit Scherben und Blut beginnt, daß Verdacht und Argwohn die Menschen auseinandertreiben, die sich in brüderlicher Liebe verbunden fühlen. Wie kamen Sie mit diesem Abenteurer zusammen? Noch einmal, nicht der Richter fragt, leben Sie vielmehr in mir Ihren Verteidiger!"

„Ich traf seinen Mann in der Postkutsche, die von Caen nach Paris fährt. Am Abend nach unserer Ankunft in Paris begegneten wir uns im Garten eines Wirthshauses. Er redete mich an und ich konnte mich um so weniger seiner Aufforderung, mich zu ihm zu setzen, entziehen, da er mit die Gattin des Bürgers Marat als seine Begleiterin vorstellte. Der Name Marat, dachte ich, müsse vor jedem Verdacht schützen."

Wen dem Schreck derer, die unversehens in tropischer Wildnis auf eine Schlange treten, wird es ergriffen: ähnlich wie sie packte Robespierre bei dem Namen Marat zusammen. „Sind Sie mit dem Bürger Marat bekannt?" fragte er nach einer Pause. Marat suchte mit Hast eine Bewegung seines Widerwillen und Abscheu niederzudrücken. „Wie kommt ich auch nur daran denken", sahe Robespierre auf seine Uhr, gleichsam sich entschuldigend, fort, „daß ein junger Mann wie Sie Marat kenne! Ich klage den Mann nicht der Verrätherei, nicht der Gegenbestrebungen an, aber er ist ein Wahnsinniger, der in das Irrenhaus gehört! Er beleidigt die Freiheit mit seinem Geifer. Warum ziehen sich die guten Bürger von den öffentlichen Angelegenheiten zurück? Marat schreckt sie, das Gesindel, das ihm anhängt und Mord! brüllt. Ich sprach heute mit Ihrem Vater — vielleicht ist es mir gelungen, ihn zu überzeugen, daß die Mehrheit des Konvents nicht die Thorheiten Marat's billigt, daß wir nicht daran denken, das Eigenthum der Bürger anzutasten und die sanften Armen auf Kosten der Reichen zu bereichern. Wir wollen einen Staat der Tugend, der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit." Im Auf- und Niedergehen sagte er dies; jetzt blieb er vor Marat stehen: „Und dieser Pennsylvania war mit der Gattin Marat's nach seinem Garten gekommen?"

„Ja — und er brachte Marat's Schwägerin, ein junges Mädchen, von dem Ball heim; ich begleitete ihn."

„Seltsam! Und Sie begegneten ihm am Tage darauf?"

„Es war nicht zu vermeiden; er nannte sich Bürger Petion und ich hatte keinen Grund zum Argwohn."

„Gestern Abend war er in Ihrem Hause — ich weiß es von Ihrem Vater."

„Er kam, um mir Lebewohl zu sagen. Meine Reisen waren nicht gegründet, sie machten einen Besuch in Versailles."

„Kennen Sie das Ziel seiner Reise?"

„So standen wir nicht zueinander, daß ich danach hätte fragen dürfen."

„Noch ist die Polizei seiner nicht habhaft geworden. . ."

„Ich glaube, sie verbarrete sich gegen dem seiner."

„Aber er wird ihr nicht entgehen. Und wenn er gefangen, die Anklage gegen ihn erhoben ist, wird man Sie als Zeugen anrufen."

„Ich werde dem Richter die Wahrheit nicht verschweigen."

„Es ist nicht angenehm, vor dem Revolutionstribunal zu erscheinen."

„Gewiß nicht, Bürger Robespierre, aber dem Gesetz müssen wir gehorchen und unsere Pflicht thun."

Robespierre rückte an seiner Perücke: „Und ein Schüler Rousseau's! Recht so! Seine Ver-

heit ist die echte, die ernste republikanische Gesinnung. Aus der Schule Rousseau's gehen Männer von antikem Gepräge hervor, aus der Voltaire's nur Spötter, Redekünstler, die Gott und das Volk lästern. Es war eine Thorheit, daß man die Leiche vieles Mannes nach dem Pantheon schaffte. Er hat niemals das arme Volk geliebt! Sie aber haben sich in seinem Dienst für die Freiheit geschlagen. Nicht von dem Revolutionstribunal ist Ihr Platz — ich kenne einen Ort, wo Sie dem Vaterland einen größern Dienst leisten werden als hier. Die Hauptstadt verleitet die jungen Frau, sie geben in Müßiggang und Schwelgerei unter."

„C", unterbrach ihn Manuel rasch, „ich wüßte auch eine Stelle, auf der ich lieber stände als auf dem Pflaster von Paris: vor den Kanonen des Feindes!"

„Wackerer junger Mann!" Robespierre berührte mit seiner sanften Hand leicht Manuel's Schulter. „Welch ein schwerer Irrthum der Jünglinge, an den Umgang einer Republik zu glauben, die solche Söhne hat!"

„Aber mein Vater macht keine Ansprüche gehend, er will mich nicht ziehen lassen."

„Ihr Vater kann seine Meinung ändern —"

„Sie wollen?"

„Unseren reinsten Herzen schlägt es durch den Schall und die Bewunderung des Volks zu gewissen Opfern, nur nachdrücklich sind die Opfer, die Sie bringt. Wenn Sie in das Herz eintreten wollen —"

„Und mein Vater ist damit einverstanden?"

„Er wünscht sogar Ihre Abwesenheit von Paris für einige Zeit, weil sie wünschen. Ich habe seine Gründe in der Nähe zu vergelten, ich bin ein einfacher Bürger wie Sie, aber der Gesetzgeber braucht einen zuverlässigen und entschlossenen Mann, Depeschen nach Flandern zu bringen. Wollen Sie dem Vaterland diesen Dienst leisten, so schlage ich Sie ihm vor. Halten Sie sich in einigen Tagen zur Abreise bereit. Sie werden sie mit dem Kriegsminister, mit den Offizieren und Stabsoffizieren besprechen und die ersten Befehle auf dem Wege des Ruhmes empfangen."

„Victoria! Aber ach, ich bin ein Gefangener!"

„Sie sind frei, Bürger Manuel, versicherte Robespierre, die Stimme erhebend.

„Frei! Er ist frei!" rief im Nebenzimmer Geneviève und sie umarmte die Thür auf. Erschreckt blieb sie auf der Schwelle stehen.

„Geneviève! Du hier?"

„Manuel!"

Robespierre hatte sich zum Fenster gewandt — er hatte wieder sein wohlwollendstes Lächeln. Um einen Schritt näherte sich ihm Geneviève: „Ich habe mein Versprechen nicht gehalten und Ihre Unterredung unterbrochen; vergeben Sie mir, Bürger Robespierre! Als ich die Stimme meines Verlobten hörte —"

„Du wolltest Ihr Herz öffnen. Keine Entschuldigung, Bürgerin! Er ist frei, halten Sie ihn nun fest! Und Sie, junger Mann, Sie haben da einen Schatz, um den Sie jeder beneiden wird, der ein Auge für weibliche Anmuth und, was mehr gilt, ein fühlendes Herz für die Jugend hat! Sprechen Sie am Montag in der Frühe bei mir vor! Guten Abend, Bürgerin! Leben Sie wohl, Manuel, lieben Sie sie! Und Du, wo die Seele erhebt es mit Begeisterung. Wir leben die Zeit leben, wo auch der Verehrung der Republik die Künste wieder blühen, wo wir alle am Herd unserer Familie, unter schattigen Bäumen, ein ruhiges und sittliches Leben führen werden! Dann blicken wir auf diese Tage wie auf Schiffbruch wie auf einen Sturm, der überstanden, ein Unwetter, das vorübergegangen ist, zurück. Wenn alle Menschen dächten wie wir, welch ein Paradies wäre diese Erde! Bürger Manuel, geleiten Sie Mamsell Lescombe und das Fräulein zu den Wagen! Leben Sie wohl, meine Freunde!"

Arm in Arm, wortlos schritten Manuel und Geneviève über den Hof; Manuel hatte einen erzählerischen Impulsen, etwas wie eine Thräne, im Auge. Stumm reichte er beiden am Ausgange die Hand, stumm erwiderte Manuel seinen Druck. Geneviève aber rief: „Wir geben morgen einen großen Ball, zu dürfen Sie nicht fehlen! Ich tanze den ersten Tanz mit Ihnen, Bürger Manuel!"

„Ich thue, was Sie wollen!" entgegnete der, „Alles für Sie und den Bürger Robespierre!"

Draußen, als die finstern Mauern des Abtei-gefängnisses hinter ihnen lagen, fand Manuel von so vielem, das plötzlich auf ihn eingedrungen, keinen, der die Sprache wieder. „Du kannst ja mir — du, Liebe, sage Geneviève!"

„Ja, wer hätte denn je so etwas, wenn nicht ich?"

Sie ahnte nicht, daß ein anderes Weib als

daß ihre Manuel in seinen Kerker begleitet, daß nicht sie, sondern die Gestalt ihrer Freundin ihn in den Träumen der Nacht umschwebt habe. Wenn er einem Weibe seine Befreiung verdanken sollte, so konnte nach seiner Meinung nur die heldenmüthige Charlotte, nicht die schwache Genovefa solch Werk begonnen und vollendet. Gleichsam beschämt, daß Unrecht, daß er ihr in Gedanken gethan, im Stillen abbittend, stand er jetzt vor ihr. War sie über Nacht größer geworden? Wie geblendet schaute er sie an. Seine wunderbare Befreiung aus gräßlicher Lage, die höhere Aussicht, seinen Herzenswunsch, in das Herr zu treten, in kurzer Frist erfüllt zu sehen, erhoben und beflügelten seine Stimmung, vereint wirkten sie mit der Erscheinung Genovefa's begeisternd und berauschend auf ihn. Ihr aber war der schönste Traum ihrer Phantasie zur herrlichen Wirklichkeit geworden: an ihrer Hand verließ er das Gefängniß und schritt aus dem Dunkel dem Licht entgegen. Mehr noch als seine Worte verkündeten der Druck seiner Hand, seine Blicke, vor denen sie die ihrigen niederschlagen mußte, ihr seinen Dank. Sie sprachen es nicht aus, hatten aber beide die Empfindung, als sei jetzt eine Trennung zwischen ihnen unmöglich. Zärtliche Neigung und Dankbarkeit gegen Manuel gleich mächtig zu Genovefa; er erwiderte, er begriff vielleicht ihre Leidenschaft nicht einmal in ihrem ganzen Reichthum von Liebe und Hingebung, in ihrem ganzen Feuer; aber es wäre der tiefste und verzehrendste Schmerz seines Lebens gewesen, wenn das Geschick sie plötzlich von seiner Seite gerissen hätte. Nicht immer, doch bei den meisten Männern schließen sich leidenschaftliche und zärtliche Liebe aus; was sie mit heftiger Begier erstreben, sind sie gleich heftig von sich fortzustoßen geneigt, während sie in einer gemäßigtern Empfindung, die mehr die Grundfärbung der Freundschaft als der Liebe hat, dauernder und beständiger bleiben. Den Beglückten unter uns Sterblichen verschmilzt das Ideal seiner Phantasie mit den Forderungen seines Gemüths, die Anforderungen des Geistes und Herzens decken sich in ihm, aber der Mehrzahl geschieht es, daß Phantasie und Herz weit auseinander verschiedene Bahnen gehen. Manuel's Phantasie war von Charlottens Erscheinung, von ihrer Schönheit, dem Geheimnißvollen um sie ergriffen und aufgeregt; wie hätte es auch anders geschehen können? Er klagte sich selbst an, daß diese Schwärmerei seiner Liebe für Genovefa, der Treue, die er ihr gelobt, Eintrag thue, aber der Reiz des Neuen und Dämonischen belagert sein Widerstreben. Dabei wies er entrüstet den Gedanken, der in ihm aufkommen wollte, zurück: Genovefa aufzugeben; mit so lieben und so lieblichen Banden fühlte er sich an sie gefesselt. Wer in sich selbst das Walten der Phantasie nicht empfindet und, bewußt oder unbewußt, mit einer gewissen überlegenen und kalten Klugheit alle Verhältnisse des Lebens erwägt und berechnet, ist nur zu leicht bereit, den ersten Stein auf so geartete Menschen zu werfen. Genovefa dagegen war zu sinnlich, zu anhänglich und vor allem zu glücklich, um in Manuel's Neigung einen Schatten zu erblicken, über ein „zu wenig" seiner Liebe zu klagen, weil sie selbst ausschließlicher von ihrer Leidenschaft beherrscht wurde. Und in diesen Minuten gab es für Manuel auch nur Ein Weib auf Erden: die zärtliche Gestalt, die, an seinen Arm geschmiegt, neben ihm leicht wie eine Fee schwebte; ein Schatten hatte sich über Charlottens Bild gebreitet. War es nur verletzte Männereitelkeit, die Manuel das auch vor kurzem vergötterte Mädchen vergessen ließ? Oder verdunkelte die That, die sie in diesen Augenblicken vollbracht — eben schlug die Uhr einer nahe gelegenen Kirche das dritte Viertel der achten Stunde des Abends — in seinem verzückten Geiste ihre Erscheinung?

Aus der Ferne scholl ihnen Volkslärm — das Heranstürmen einer Menge, eines Tumults entgegen. „Herr, fort!" drängte die ängstliche Genovefa, und auch Manuel war nicht in der Stimmung, sich in eine Volksbewegung zu stürzen; auch ihn trieb es in die Arme der Mutter, unter das schützende Dach des väterlichen Hauses. Ein Lohnwagen kam ihnen da entgegengefahren mit brausenden Pferden; der Kutscher flüchtete vor der Menge. Manuel hielt ihn an, hob seine Gefährtin in den Wagen, sprang nach — „Was ist geschehen?" fragte er noch. „Es ist irgendwo einer ermordet worden", antwortete der Kutscher, „aber ich habe den Namen nicht verstanden." Und seine Pferde antreibend, jagte er in einer Nebenstraße davon, gerade als die ersten aus der Menge den Platz vor der Abtei erreichten.

„Manuel ist todt! Marat, der Volksfreund!" scholl es im betäubenden Lärm aus ihrer Mitte.

Und dann, wirr und wild durcheinander, indem alle zugleich sprechen wollten und sich gegenseitig überschrien: „Die Royalisten haben ihn ermordet!" „Sie haben ein Mädchen dazu gedungen, sie hat ihn mit einem vergifteten Dolch

getötet!" „Ein Mädchen? Bürger, laßt euch doch nicht solch ein Märchen aufbinden!" „Willst du es besser wissen, ich habe sie selbst gesehen!" „Ihr habt sie gesehen? Die Mörderin gesehen?" „Ist sie groß?" „Sie hat rothe Haare und ein häßliches, verbrecherartiges Gesicht!" „Nein, nein, sie ist sehr schön; wenn man sie anblickt, glaubt man einen Engel vor sich zu haben!" „Ihr seid nicht wahr, Ihr lügt!" „Ich lüge!" — „Ruhig, Bürger, ruhig! Wir werden sie alle noch auf der Guillotine zu sehen bekommen!" „Ja wohl, unter Herrn Samson's Hand!" „Es ist schändlich, daß so wenig Aristokraten gerichtet werden!" „Haben sicher die Milde, sie erwarten Marat!" „Bald wird das arme Volk gar keinen Freund mehr haben!" „Die Bäcker werden jeden Tag kleiner, das Brot theurer!" „Es ist eine schändliche Wirthschaft!" „Aber seht ihr denn solche Dummköpfe, daß ihr nicht einsieht, wir müssen noch eine Revolution machen? Die Reichen dürfen nicht mehr haben als die Armen. Und haben die Aristokraten doch nichts gethan, sie stehen und essen Stück Fleisch verdienen!" „Ja, das ist wahr! Früher ging viel mehr Geld in Paris braucht als jetzt!" „Freilich, unser Fürche hat die Bäcker und die Schlächter!" „Plünderer, Plünderer!" „Revolution! Es lebe die Guillotine!"

Zum Glück für die Ruhe von Paris an diesem Abend befand sich weder eine Bäckerei noch der Laden eines Fleischers in der Nähe, gegen die sich die Wuth der Menge hätte richten können. Da, als sie noch unschlüssig und unthätig, sich mit wildem Geschrei und blutgierigen Reden untereinander reizend und anfeuernd, hin- und herwogte — dumpf rollend wie Meereswogen — bemerkte einer am Thor der Abtei einen Wagen und ein verdächtiges Gefährt entstand in seinem Kopf. „Da ist die Abtei!" rief er. „Denkt ihr auch an den rothen Segelwagen? Verräther! Das Roß steht wieder voll Aristokraten! Drinnen, drinnen ist es! Da seht ein Wagen, gewiß voll einer dicken Schicht der gestohlenen Nahrung des Volks entgegen werden. Feuer her! Feuer!" Wie ein Blitzschlag die Flammen anfacht, so lohten bei diesen Worten Männer und Weiber auf. „Ja, Laternen her! Verbrennen! Ein Leichenzug für Marat!" „Wir müssen seine Leiche auf dem Schreckenthron der Abtei verbrennen!" „Wie viele sitzen darin?" „Ein ganz hundert!" „Nicht mehr? Das ist ja nur ein Aristokrat!" „Ja, tausend Aristokraten wiegen den Einen Marat nicht auf!"

Die Wüthenden waren eben im Begriff, das Thor aufzubrechen, andere wollten sich des Wagens bemächtigen, als Maximilian Robespierre unter dem dichten Gewölbthore erschien.

„Da ist einer von den Aristokraten!" „Erschlagt ihn!" „Fort, wir verrathen und gefährden sein Heil der Welt auf!" „Warum trägt er seine rothe Mütze?" schrien aus der Mitte des Haufens einige, die ihn nicht erkannten. Aber dieses und jenes glitt — eine Sekunde später lief es von Mund zu Mund: es ist der Bürger Robespierre. Das Wuthgeschrei verwandelte sich in ein betäubendes Jubelrufen. „Was gibt's, Patrioten?" begehrte er, nach seinem Wagen gewendet. „Warum weint ihr die Ruhe der Stadt?" „Ach!" sagte eine Frau, die sich zu ihm gedrängt. „Sie wissen das Unglück noch nicht? Der Bürger Marat ist vor einer Stunde ermordet worden."

„Marat todt!" Wie gebannt blieb er stehen. Sein Schweigen lieh auch die Menge verstummen. Auf dem Platz, wo noch eben der Lärm des Aufruhrs gellte wie der Ausbruch eines Vulkans, herrschte plötzlich die tiefste Stille. Was ging in der Seele Robespierre's in jener Pause vor? Noch ahnen, auf sein erfahrlich Gesicht war jetzt nichts für die andern seine Bewegung. Drei Minuten hatten bisher die Luft von Paris mit ihrem Klange erschüttert: Danton's, Marat's und der seinige. Jetzt war der eine dieser drei aus dem Reich der Lebenden verschollen, nichts als eine entrückbare Apotheose für ihn noch da. Hatten gab es nur noch Einen Kampf, zwischen ihm und Danton. Ein vergiftiger Zug hat die letzten Züchten Robespierre's mit unerschütterlichem Schleier bedeckt — aber wer hätte in seiner Stellung, bei seinem Einfluß auf das Volk von Paris und durch die Jakobiner auf alle patriotischen Gesellschaften in Frankreich nicht strenge Forderungen stellen, nicht an gewaltsame Mittel sich erinnern sollen? Er hatte Marat nie geliebt; seine nach Rousseau's Muster jugendlichen Schwärmerei, seine nach Grundsätzen streng gezogene Lebensweise, selbst seine politische Richtung, die aus Prinzipien, nicht wie bei Marat aus Leidenschaft entsprang, hatten zwischen beiden Männern eine Schranke gezogen, über Robespierre's Achtung, wenn sie sich auch bisher bewunderten Bundesgenossen verharrt, war bei ihrem gegenseitig Marat sah in Robespierre einen Schwätzer und Pedanten, Robespierre in dem Volksfreund einen wilden Demagogen. Und doch hatte er ihn geachtet, ihn schonen müssen. Jetzt war er von

dieser Sorge befreit. Von Stolz und Freude schwoll sein Herz.

„Bürger", so erhob er die Hand, „Patrioten! Ein mannigfacher, ein unersetzlicher Verlust hat uns betroffen, wenn eure Erzählung wahr ist. Marat ist tot. Das Verbrechen wird bestraft werden, zweifelt nicht! Das Vaterland wird seinem Sohne ein Denkmal setzen! Aber gebt euch nicht dem Jorn, dem Schmerz hin! Ein Mann ist aus unserer Mitte gerissen, doch das Werk der Revolution ist unerschüttert! Mut, ihr Patrioten! Mut! Wir müssen allen Königen Europas zeigen, daß wir den Tod unserer großen Männer mit Fassung ertragen, aber nicht durch Unglück oder Schrecken zu entmutigen sind! Bürger, es lebe die Republik!"

„Die Republik!" hallte es nun hundertstimmig wider. „Das Volk hat doch noch Freunde! Maximilian Robespierre soll leben!" „Spannt ihm die Pferde aus!" „Führt ihn im Triumph nach seinem Hause!" „Beweist den Aristokraten, daß sie noch ihre Mörder noch nicht die Herren sind!" „Spannt ihm die Pferde aus!"

Gesagt, getan! Die Gierigsten hatten die Zügel der Rosse ergriffen, der Kutscher war herabgestiegen, um ihnen zu helfen. . .

„Bürger", sagte Robespierre, „ist das die Handlungsweise freier Männer? Erniedrigt euch doch nicht selbst zu Sklaven! Ich bin kein Diktator, ich bin nicht Sulla, ich bin nicht Cäsar, ich will es nicht sein! Schämt ihr euch nicht, euch in das Joch zu spannen? Wenn ihr diese Arbeit wagt, seid ihr der Anstrengung nicht wert, die ich gemacht, das Joch der Könige zu zerbrechen! Laßt mich meines Weges gehen, kehrt selbst in eure Hütten zurück! Laßt mich — es lebe die Freiheit und die Gleichheit!"

Und schweigsam, den Hut in der Hand, schritt er durch die Reihen der bewegten ihm zunächststehenden Menge — in der T. nerung glich er so einem dämonischen Schatten.

Die Hydra der Revolution glaubte Charlotte Corday in Marat getötet zu haben: es war ein schrecklicher, tragischer Irrtum; sie hatte die Hand verwundet, nicht das Herz. „Wenn wir", hat Barbaroux später gesagt, „das Messer dieses Mädchens hätten leiten können, wahrlich, auf Ehren hätten wir es nicht gelenkt!"

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Ueber die Macht der Phantasie.

Ein Beitrag zur Psychologie. Von Karl Bleibtreu.

Wir unterliegen oft unwillkürlich und unbewußt den Einwirkungen unserer Phantasie weit mehr, als man annimmt.

Wir wollen einige Fälle einer auf den ersten Blick auffallenden Wirkung der Phantasie näher betrachten.

Es gibt eine Augenkrankheit, bei welcher das Wasser im Auge plötzlich aufsteigt. Eine bekannte Erfahrung ist nun, daß, wenn man einer Person, die an dieser Augenkrankheit leidet, längere Zeit aufsetzt, man leicht dieselbe Augenkrankheit bekommt. Oftmals erleidet nun aber in diesem Falle die Ansteckung lediglich durch die Einwirkung der Phantasie, indem der Anblick der rotentzündeten Augen auf die Phantasie des Beschauenden und diese unwillkürlich auf dessen Blut und Nerven wirkt.

Wer möchte nicht, wie groß überhaupt bei Verbreitung von Krankheiten durch Ansteckung die Wirkung der Phantasie ist! Wer oft die Furcht, angesteckt zu sein, den Ausbruch der Krankheit beschleunigt oder gar veranlaßt!

Folgendes Beispiel von der unwillkürlichen Einwirkung der Einbildungskraft auf die Nerven kennen wir verbürgen:

Vor mehr als zwanzig Jahren verbreitete sich plötzlich unter den Schülern eines Gymnasiums zu Magdeburg die seltsame Meinung, der Umlauf des Blutes im menschlichen Körper stehe im Zusammenhang mit den Tageszeiten. Man könne dies auf folgende einfache Art erproben: Wenn man einen Ring an einem Faden befestige und diesen Faden in der Gegend des Pulses um den Arm binde, dann aber den Arm fest ausgestreckt halte, so lange nach einiger Zeit der Ring an zu schwingen, sodaß die Zahl der Schwingungen der jedesmaligen Stunde des Tags oder der Nacht entspreche, daß also der Ring um 1 Uhr nachts einmal, um 11 Uhr elfmal schwinge.

Viele Schüler wollten dies selbst erprobt haben, andere bestritten es als unmöglich. Der Vorsteher P., an welchen sich die ganze Klasse wendete, erklärte nun zunächst, daß die willkürliche Einteilung des Tags in zweimal zwölf Stunden ebenso auf die Zahl der Schwingungen gar keinen Einfluß haben könne. Er untersuchte hierauf selbst die Sache und fand, daß allerdings der Ring, ebenso infolge der Bewegung des Pulses, schwinge, daß aber die

Zahl der Schwingungen genau derjenigen Zahl entspreche, an welche der, an dessen Arm der Ring hängt, gerade denke, daß der Ring alle, wenn dieser Person gerade die Zahl 2 oder 3 vorschwebte, auch zwei- oder dreimal schwinge.

Diese Erfahrung mit schwingenden Ringen läßt sich sehr leicht machen und ist auch schon sehr oft gemacht. Interessant ist unter anderen die Mitteilung über ein solches Experiment, welche der Pariser Forscher in seiner bekannten Zeitschrift macht und welche mit großer Genauigkeit beweist, daß Zahl und Richtung der Schwingungen des Rings lediglich abhängen von der unwillkürlichen Thätigkeit derjenigen, an deren Arm der Ring aufgehängt ist. Die unwillkürlichen Wirkungen der Phantasie auf den menschlichen Körper sind es nun auch, welche wesentlich zur Erklärung der bei dem bekannten Tischrücken vorkommenden Erscheinungen beitragen.

Betrachten wir einmal das Tischrücken näher.

Der Fürst Pückler-Muskau theilte in der Beschreibung seiner Reise in den Orient Folgendes mit: Zur Zeit seines Aufenthalts im Orient zu Ende der vierziger Jahre unsres Jahrhunderts hätten sich in Smyrna zwei junge Griechenmädchen aufgehalten, welche die eigenthümliche Eigenschaft gehabt hätten, Tische und Stühle durch bloßes Auflegen ihrer Hände in Bewegung setzen zu können. Er beschreibt das große Aufsehen, welches diese Erscheinung gemacht habe, bei der an eine Täuschung nicht zu denken gewesen sei.

Bei beiden jungen Mädchen scheint allerdings diese eigenthümliche Gabe mit einer krankhaften Nervenstimmung zusammengehangen und sich nach Verlauf einiger Jahre verloren zu haben. Die Mittheilung des Fürsten Pückler-Muskau war, so viel wir wissen, die erste Erwähnung des Tischrückens in neuerer Zeit. Diese Mittheilung blieb jahrelang ziemlich unbeachtet.

Das größere Publikum ward in Deutschland sowol als im übrigen Europa erst im Jahre 1853 auf das Tischrücken aufmerksam infolge von Berichten, die aus Amerika kamen. Die Experimente des Tischrückens, welchen sich bald Experimente mit Hut- und Schälchendrehen anschlossen, verbreiteten sich mit Windeseile über die ganze civilisirte Welt und erregten überall das lebhafteste Interesse. Es fehlte nicht an den schlimmsten Erklärungen der auffallenden Erscheinung. Der mannichfaltigste Aberglaube meldete sich in der guten Stube. Nach einigen Monaten trug in diesen das größere Publikum an, das Tischrücken langweilig zu finden und das gegenwärtig es so ziemlich wieder vergessen. Es betraf seiner Raisonnirlerjetzung, in welcher Art das Tischrücken überhaupt vor sich gehe. Das Elektricität und Magnetismus mit dem ganzen Vorgange gar nichts zu thun haben, ist ausgemacht. Ebenso wenig kann man die ganze Erscheinung dadurch erklären, daß man annimmt, es sei der Tisch sich bewegt habe, habe jedesmal einer der Theilnehmer einen Impuls dafür, um die übrigen Theilnehmer zu leiten, absichtlich einen mechanischen Druck angewandt.

Aber wie ist es mit dem unabsichtlichen mechanischen Druck? Dieser kann allerdings häufig zum Tischrücken mitgewirkt haben, allein auch er trifft nicht aus, um dasselbe vollständig zu erklären; denn durch glaubwürdige Mittheilungen halten wir es für erwiesen, daß häufig, namentlich nachdem erst der Bewegung durch unwillkürlichen mechanischen Druck begonnen hat, sich die Tischplatte oder Schüssel, auch wenn die Finger bloß daraufgehalten wurden, noch bewegt hat.

Es scheint also daher, daß eine eigenthümliche, von normalen Leben des Menschen gar nicht zur Erscheinung kommende Kraft des Menschen im Spiele ist; diese Kraft scheint aber nur bei einer außerordentlichen Aufregung der Nerven sich zu bethätigen.

Für letztere Annahme sprechen folgende Umstände:

Versuch haben die gründlichen und kräftigen Personen, nachdem sie sich mit Tischrücken beschäftigt hatten, erklärt, daß sie sich infolge des Tischrückens im höchsten Grade angegriffen und nervös aufgeregt befunden haben. In einigen Fällen sind infolge der durch das Tischrücken veranlaßten nervösen Aufregung schwere Erkrankungen, ja Todesfälle eingetreten.

In N. wurde wiederholt beobachtet, daß, sobald ein gewisses junges Mädchen, welches zu jener Zeit beinahe das sechzehnte Jahr alt sein mochte, am Tischrücken theilnahm, fast sofort der Tisch sich bewegte, wobei es einen mechanischen Druck durch das Mädchen schon aus dem Grunde nicht zu denken war, weil dasselbe nicht die dazu erforderliche Kraft hatte. Die Folge der durch das Tischrücken veranlaßten nervösen Aufregung dieses jungen Mädchens war aber eine halb stundenlange schwere Krankheit befallen.

Eine dritte Thatsache will uns noch führen, daß Tischrücken nicht, wie eine Zeit lang geschehen

ist, als einen harmlosen Zeitvertreib zu betrachten. Man hat gewiß alle Ursache, recht zufrieden damit zu sein, daß es jetzt auch der Mode gekommen ist.

Wir wollen nun noch eine eigenthümliche Erscheinung besprechen, die bei Gelegenheit des Tischrückens zur Sprache gekommen ist und die hauptsächlich dazu beigetragen hat, das Tischrücken in Verruf zu bringen.

Man hatte nämlich sehr bald bemerkt, daß wenn der Tisch einmal in Bewegung gebracht war, seine Bewegungen dem Willen der um ihn herstehenden Personen folgten, daß er demgemäß sich bald nach rechts, bald nach links hin bewegte, sich hob und senkte, aufstieß u. s. w.

Man fing nun an, den Tisch auf Commando aufstoßen zu lassen, dann aber auch ihm Fragen vorzulegen, z. B. die Frage: Wie viel Personen sind jetzt hier in der Stube? und diese Fragen durch das ein- oder mehrmalige Aufstoßen des Tisches beantworten zu lassen.

Wie sind nun diese Antworten des Tisches zu erklären? Kaum wird man es glauben, daß sich in unserm Jahrhundert Männer gefunden haben, die von einer Art Belebung des Tisches, von einem im Tische wohnenden Geiste und ähnlichem Unsinn gesprochen haben. Die richtige Erklärung scheint auch gewiß nahe zu liegen. Die Bewegung des Tisches geht auch von der Muskel- und Nerventhätigkeit der um ihn herumsitzenden Personen. Diese folgt aber unwillkürlich der Richtung des Willens und der Phantasie dieser Personen.

Wenn z. B. die Personen, welche die Reihe um den Tisch bilden, dem Tische sagen, er solle zweimal aufstoßen, und er thut dies, so ist es eben der Wille dieser Personen, welcher unbewußt auf ihre Nerven- und Muskelthätigkeit und durch diese auf den Tisch wirkt, indem eben das Aufstoßen des letzteren erfolgt.

Was aber die sogenannten Antworten des Tisches auf die an ihn gerichteten Fragen betrifft, so erfolgen diese Antworten eben entsprechend den Ideen der die Kette um den Tisch bildenden Personen, indem deren Ideen unwillkürlich auf ihre Nerventhätigkeit und durch diese auf die Bewegung des Tisches wirken.

Ein von einem der Theilnehmer und mitgetheilter, übrigens auch bereits vor Jahren in vor Jahren erwähnter Fall ist folgender:

Während der Belagerung von Sewastopol wurde von einer Gesellschaft in Berlin ein in Bewegung gebrachter Tisch gefragt: „Werden die Alliirten (d. h. Franzosen und Engländer) über die Russen siegen?" „Ja!" „Wo?" „In der Krim." „Werden sie Sewastopol nehmen?" „Nein." „Wo wird Frieden geschlossen werden?" „In Löwenheim." „Wie heißt Löwenheim noch?" „Leuben." „Wann wird Frieden geschlossen werden?" „1857."

Offenbar hat hier die Phantasie der Fragenden unwillkürlich die Antwort diktirt, und diese ist denn auch — wie es beim Vaticiniren zukünftiger Dinge nicht zu verwundern ist — bei allen Fragen falsch ausgefallen. Merkwürdig ist nun aber, daß in einzelnen Fällen behauptet wird, die Antworten des Tisches hätten in auffallender Weise sich mehr gefügt. So z. B. wurde, wie uns mitgetheilt ist, ein Tisch gefragt: „Wie viel Bilder hängen in dieser Stube?" Die Antwort soll richtig gewesen sein, obgleich in der Stube ziemlich viel Bilder hingen und angeblich niemand unter den Anwesenden auch dem Suggerirt die richtige Zahl hätte angeben können. In einem andern Fall soll auf die Frage: wie viel Karten sich in einem bestimmten Spiel befanden, eine richtige Antwort gegeben worden sein. Wie soll man sich nun derartige Erscheinungen erklären? Daß auch in diesen Fällen die den Tisch fragenden Personen selbst infolge der unwillkürlichen Hinwendung ihrer Phantasie auf ihre Nerventhätigkeit und durch diese auf den Tisch die Antwort gegeben haben, ist wol klar, aber wie kommt es, daß die Antwort so auffallend mit der wirklichen Sachlage übereinstimmt? Möglich ist es, daß in allen derartigen Fällen der Zufall sein Spiel getrieben hat, allein es dünkt uns wahrscheinlicher, anzunehmen, daß in manchen Fällen bei der einen oder andern der theilnehmenden Personen gerade infolge der durch das Tischrücken veranlaßten außerordentlichen Aufregung des Nervensystems der Zustand des Hellsehens eingetreten sei und daß infolge dessen die Antworten wahrheitsgemäß ausgefallen seien.

Ist diese Annahme richtig, so würde darin ein neuer Grund liegen, mit dem Tischrücken nicht, wie früher so oft geschehen ist, aus bloßer Neugierde zu experimentiren; denn der Zustand des Hellsehens ist ein anormaler, dem man nicht zum bloßen Zeitvertreib hervorrufen sollte.

Kein Zweig der Naturwissenschaften ist in der Zeit des Mittelalters so wenig vervollkommnet als die Kenntniß des menschlichen Gehirns, eine Kenntniß, welche doch ganz besonders, wenn nicht

ein höheres Interesse beanspruchen darf als die der todten Natur. Aber gerade unsere Kenntniß des menschlichen Geistes kann nicht erweitert werden durch urtheilloses Experimentiren, noch weniger durch phantastische Theorien, die auf das eine oder andere Experiment gestützt sind, sondern hier wol noch mehr als in andern Zweigen der Wissenschaft darf man nur von einer ruhigen, vorurtheilslosen und nüchternen Beobachtung und Prüfung eine Erweiterung unserer Kenntnisse erwarten.

Als den gefährlichsten Feind des Fortschritts der Wissenschaft auf dem noch so dunkeln Gebiet der Ahnungen, des Somnambulismus und Tischrückens hat sich bisher nicht der hartnäckige Unglauben und die zu weit getriebene Zweifelsucht, sondern übertriebene Leichtgläubigkeit und Aberglauben erwiesen.

Georg Stephenson.

III.

Unter Stephenson's Arbeiten ist die Anlage der Eisenbahn von Liverpool nach Manchester wenn nicht die schwierigste, doch für ihn selbst die bedeutsamste.

Schon das Ausmessen und Abstecken der Bahn stieß auf große Schwierigkeiten, denn die Grundbesitzer, durch deren Gebiet der Schienenweg geführt werden sollte, fanden in heftiger Opposition. Lord Derby's Pächter und Knechte und Lord Sefton's Forstwärter, Wildhüter und Feldwächter machten mehr als Einen Versuch, die Vermessung mit Gewalt zu verhindern, und der Inspector des Herzogs von Bridgewater schwur, Stephenson in einen Teich werfen zu lassen, wenn er seine Arbeit nicht aufgebe. Man mußte die Vermessung verstohlen in den Mittagsstunden vornehmen, wenn die Leute bei Tische waren. Indessen kam die Sache doch zu Stande und Stephenson wurde vom Directorium der Eisenbahn-Compagnie als Ober-Ingenieur mit [illegible] Pf. St. jährlichem Gehalt angestellt. Nun hier der rechte Mann am rechten Platze stand, sollte sich bald zeigen. Stephenson nahm sogleich eine Strecke in Angriff, von der bedeutende Ingenieure jener Zeit erklärt hatten, „daß ein Mann mit gesundem Verstande nicht daran denken würde, hier einen Schienenweg anzulegen". Nur Stephenson indessen hatte das Wort „unmöglich" seine Bedeutung. Der ausgedehnte Moorgrund, der das Hinderniß bildete, mußte sich ausfüllen lassen. Wochenlang aber schüttete man Wagenladung auf Wagenladung festen Materialien in den Morast, ohne daß sich der mindeste Erfolg zeigte. Man fing an, den Sumpf für unergründlich zu halten — die Directoren wurden ängstlich, aber Stephenson hatte ihnen nur zwei Worte zu erwidern: „Geduld haben und Beharrlichkeit." Andere Wochen vergingen; der Sumpf verschlang, was man hineinschüttete, ohne daß man die Spur einer festern Bodengestaltung wahrnahm. Das Directorium hielt jetzt an Ort und Stelle eine Zusammenkunft, um zu berathen, ob man die Arbeiten aufgeben oder fortsetzen sollte. „Man hätte einen ungeheuren Umweg machen müssen", sagte Stephenson später; „die Gesellschaft hätte großen Schaden davon gehabt, wenn sie die projectirte Linie gegen eine andere vertauschte, und dies zwang die Directoren gewissermaßen, an einem Plane festzuhalten, dessen Ausführbarkeit ich selbst keinen Moment bezweifelte. War ich schon vorher zur Ausdauer entschlossen, so griff ich nun die Arbeiten mit noch größerer Energie an, und zum nicht geringen Erstaunen der Zweifler ging sechs Monate später die erste Locomotive über die für so unsicher gehaltene Stelle."

Zahllose Eisenbahnprojecte tauchten von jetzt ab in England auf und bei allen wurde Stephenson's Rath oder Thätigkeit in Anspruch genommen. Er eilte von einem Ende des Landes zum andern — stets begleitet von einem Privatsecretär; denn so fließend und anhaltend er zu dictiren vermochte, so ungern schrieb er selbst die Briefe. Er dictirte an manchen Tagen 20—40 Briefe, von denen viele angestrengtes Nachdenken und schwierige Berechnungen erforderten. Oft schlief er nachts nur ein wenig in seinem Wagen und fühlte sich bei Anbruch des Tages vollkommen frisch und zur Arbeit aufgelegt, wenn seine Assistenten und Secretäre vor Müdigkeit fast umsanken. Im Jahre 1823 eröffnete Stephenson ein Civilingenieurbureau in London und dieses bildete mehrere Jahre hindurch den Ausgangspunkt aller bedeutenden Eisenbahnunternehmungen.

Im Jahre 1840 zog sich Georg Stephenson von der praktischen Thätigkeit zurück. Er war jetzt ein reicher Mann, Besitzer mehrerer Kohlengruben und schuf sich nach dem ruhigen Genusse der Natur, den er auf seinem schönen gelegenen, herrlich fürstlichen Landsitze zu finden hoffte. Aber vollkommene Ruhe gönnte ihm weder die Welt noch sein eigener unstäter Geist. Er arbeitete ununterbrochen an der Vervollkommnung

seiner Schöpfungen, erfand mehrere neue Maschinen und wurde nicht nur bei allen großen Eisenbahnunternehmungen Englands, sondern auch des Auslandes zu Rathe gezogen. Bei dem König Leopold, der ihn mehrere male nach Belgien berief und ihm schon im Jahre 1835 als Anerkennung seiner Verdienste den Leopoldorden verlieh, hatte er mehrere Privataudienzen. Der schlichte Mann stand dem König, der ihn um die geologischen Verhältnisse des Landes befragte, in seiner einfachen, bescheidenen, dennoch selbstbewußten und ungenirten Weise Rede. Bei der Beschreibung der Kohlenlager brauchte er mehrfach seinen Hut, um die Sache anschaulich zu machen. „Bei alledem", sagte er im Hinausgehen lachend zu einem Freunde, „bei alledem fürchtete ich immer, daß der König in den alten Hut hineinsehen möchte — er hätte doch wol einen Schrecken bekommen."

In Tapton widmete sich Stephenson der Pflege seiner Gärten und Ländereien mit aller Liebe, welche er stets für derartige Beschäftigungen gehegt hatte und bis an sein Lebensende hegte. Er baute Melonen- und Ananashäuser, legte umfängliche Weinpflanzungen an und setzte seinen Stolz darein, die exotische Pflanzenzucht seiner Nachbarn zu überflügeln. Seine Trauben trugen bei einer großen englischen Fruchtausstellung den ersten Preis davon. Mit andern zu wetteifern, war das wahre Leben des merkwürdigen Mannes, und nur dann gab er sich zufrieden, wenn er es allen Concurrenten vorausthat. Sein größtes Vergnügen fand er aber in der mündlichen Unterhaltung. Er liebte es, Anekdoten aus seinem frühern an Arbeit und Entbehrungen so reichen Leben zu erzählen, und verschmähte es selbst nicht, seinen Gästen dann und wann ein altes Schäfergedicht: „Tamen und Phyllis", zu recitiren oder ihnen ein munteres Volkslied vorzusingen.

Seine frühern Kameraden und Freunde vergaß er dabei durchaus nicht. Er lud sie oft in sein Haus ein und verkehrte mit ihnen wie mit seinesgleichen. Der Hochmuth des Parvenu war dieser überaus tüchtigen Natur vollkommen fremd. Er zeigte sich barmherzig gegen jeden Bedürftigen und gab, ohne den Empfänger zu beleidigen oder in seinem Selbstgefühl zu verletzen. Gegen junge Leute, die zu ihm kamen, um sich seinen Rath oder seine Unterstützung für ihre Laufbahn zu erbitten, zeigte sich Stephenson, sobald er ernsten Willen, Talent und Verstand entdeckte, stets freundlich und auf ihre Interessen eingehend. Dünkel und kleinliche Eitelkeit waren ihm verhaßt. Eines Tags kam ein junger Mann, welcher Techniker werden wollte, zu ihm. Er trug einen Stock mit schönem goldenen Knopfe in der Hand. „Legen Sie diesen Stock weg", sagte Stephenson, „dann will ich mit Ihnen reden!" Zu einem andern sehr herausgeputzten jungen Manne sagte er: „Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, aber ich muß Ihnen gerade heraussagen, daß es mir leid thut, einen hübschen, jungen Menschen, wie Sie sind, durch eine so elegante Weste und alle diese Ketten, Nadeln und Ringe entstellt zu sehen. Wenn ich mich in Ihrem Alter mit solchen Dingen behangen hätte, ich wäre nicht geworden, was ich bin."

In den letzten Jahren seines Lebens bethätigte Stephenson eine rege Theilnahme für die Erziehung der ärmern Volksklassen. Er beschäftigte in seinen Gruben zu Tapton und Clay-Cross mehrere tausend Arbeiter und gründete für die Kinder derselben eine Art Musterschule, deren Erfolg den Arbeitern sowol wie dem Arbeitgeber zugute kamen.

Sir Robert Peel lud Stephenson sehr oft ein, ihn in Drayton zu besuchen. Stephenson schlug anfänglich diese Einladungen aus, weil er eine gewisse Scheu hatte, sich unter „so feine Gesellschaft" zu mischen; bald aber überwand er dies Gefühl und bewegte sich vollkommen frei und unbefangen in diesen Kreisen. Bei einem dieser Besuche in Drayton entspann sich eine lebhafte Discussion zwischen ihm und einem berühmten Geologen, Dr. Buckland, über die Bildung der Kohlenlager. Buckland, dem die Gabe des Wortes mehr zu Gebote stand als seinem Gegner, behielt das letzte Wort, obgleich er Stephenson nicht überzeugt hatte. „Was sagen Sie nun?" fragte Sir Robert lachend. „Ich habe nichts zu sagen", entgegnete Stephenson, „als daß von allen Kräften über und unter der Erde ein gutes Maulwerk die mächtigste ist!"

Ein andermal sprach Stephenson eine höchst originelle Idee in der Unterhaltung mit Dr. Buckland aus. „Ich habe eine Frage für Sie, Buckland!" begann er. „Können Sie mir vielleicht sagen, welche Kraft jenen Eisenbahnzug in Bewegung setzt?" „Nun, ich denke, eine Ihrer Maschinen!" entgegnete Buckland. „Was setzt aber die Maschine in Bewegung?" „Höchst wahrscheinlich ein rußiger Locomotivenführer aus Newcastle." „Was würden Sie denken, wenn

Paul.

Dummes Zeug, ich werde doch den Doctor Holm noch kennen.

Niclas.

Ja, Kind, der hat ſich ſchrecklich verändert. Der Valentin hat ja geſchrieben, daß die Wilden ihn wie einen Haſen am Spieß haben braten wollen! Prr! Er ſoll ſchon ganz braun geweſen ſein.

Paul.

Ich kenn' ihn. Ich hatt' einmal Kirſchen gemauſt und er attrapirte mich und zog mir ſo derb eins über den Rücken, daß ich ihn zeitlebens nicht vergeſſen werde.

Tony.

Ihr werdet ihn ſchon kennen; wenn er's iſt, drückt Ihr los. Drei Schüſſe, das iſt das Signal.

Paul.

Den dritten Böller beſorgt der alte Martin.

Niclas.

Hi, hi! Der alte Martin kann ja nicht hören.

Tony.

Wenn wir's nur hören könnten! Stell' Dich doch nicht ſo confus, Niclas. Geht jetzt, macht Eure Sache geſchent, daß man Euch bei der Hochzeit anſtellen kann.

Niclas.

Hochzeit? Wer macht denn Hochzeit?

ich sagte, daß es das Sonnenlicht ist?" „Wie wäre das möglich?" „Und doch ist's nichts als das!" entgegnete Stephenson. „Es ist Sonnenlicht, das seit Jahrtausenden in der Erde lag — Sonnenlicht, das die Pflanzen und Bäume, die jetzt in Kohlen verwandelt vor uns liegen, einsogen, als sie auf der Erde wuchsen, das dann mit ihnen begraben wurde. Dies latente Sonnenlicht, befreit und in Thätigkeit gebracht, ist es, was die Locomotive treibt und den Menschen zu so großen Zwecken dient."

Sir Robert Peel machte Stephenson wiederholt das Anerbieten, ihn in den Ritterstand zu erheben, ohne daß diese Ehre angenommen wurde. Stephenson war nicht der Mann, der in gebrogtem Schmuck zu glänzen liebte. Als man ihn einmal bei Gelegenheit der Widmung eines Buches fragte, welche seine Titel wären, damit man diese dem Namen beifügen könne, gab er zur Antwort: „Ich habe keine Titel und ich denke, es wird genügen, wenn man hinsetzt: «George Stephenson». Ich bin zwar Ritter des belgischen Leopoldordens, aber ich wünsche davon keinen Gebrauch zu machen. Auch in meinem eigenen Vaterland hat man mir mehrere male die Ehre einer Standeserhebung angetragen; ich mußte indessen dafür danken, denn ich habe einen Widerwillen dagegen, meinem guten Namen einen leeren Titel beizufügen."

George Stephenson starb am 12. August 1848 im siebenundsechzigsten Jahre seines Alters. Ein heftiger Blutguß aus den Lungen machte seinem Leben ein plötzliches Ende. Tausende von Arbeitern folgten seinem Sarge. Er wurde in der Dreifaltigkeitskirche zu Ghesterfield beigesetzt und eine einfache Steinplatte bezeichnet seine Ruhestätte. In der St.-Georgshalle zu Liverpool hat man dem „Vater der Eisenbahn" ein Denkmal gesetzt.

Dies ist in flüchtigen Zügen das an Resultaten so reiche Leben George Stephenson's. Er hatte eine Aufgabe in der Welt zu erfüllen und er erfüllte sie männlich und kraftvoll. Das Werk, das er gethan, ist groß — der Mann, der es that, war größer. Unter der strengen Zucht der Armuth entwickelte sich früh in ihm das Vertrauen auf eigene Kraft und ein energischer Wille. Durch geduldigen, unermüdlichen Fleiß stieg er von Stufe zu Stufe aufwärts und lieferte durch sein Leben voll Mühe und Arbeit den Beweis, daß Beharrlichkeit eine gewaltige Macht ist. Durch Wort und That suchte er auch später bei jeder Gelegenheit diesen Wahlspruch zu verbreiten. Noch kurz vor seinem Tode sprach er in einer Versammlung von Maschinenarbeitern aus, daß ihm alles, was er erreicht, nur durch Ausdauer möglich geworden. Seinem Geiste, seinem Verstande und seinem angeborenen Talent für Mechanik schrieb er nur einen sehr geringen Antheil an seinen Erfolgen zu; die Hauptsache hatte er, wie er meinte, seiner Ausdauer zu verdanken. Von besonderer Begabung wollte er nichts wissen. Jedermann, sagte er, könne thun, was er gethan, wenn er mit Liebe zur Sache und festem Willen ein Ziel verfolge. Er nannte sich selbst einen „einfachen Arbeiter", nachdem sein Name längst ein weltberühmter geworden. Es war eben jene männliche Bescheidenheit, jene anspruchslose, unbewußte Größe in ihm, die den wahren Genius kennzeichnet. Die Veränderung seiner äußern Verhältnisse konnte diese Bescheidenheit nicht zerstören und öffentliche Auszeichnungen, die ihm zutheil wurden, schätzte er nicht höher, als sie geschätzt zu werden verdienen. Er war als Mensch ebenso bedeutend wie als Techniker — sein Herz ebenso gesund wie sein Kopf; er war ebenso sehr geliebt wie bewundert.

George Stephenson war einer der besten Männer Englands; offen, furchtlos, aufopferungsfähig, groß an Ideen und energisch im Handeln. Er hat einen großen Namen hinterlassen und seine Werke sind sein bestes Denkmal. A. S.

War Amerika den Alten bekannt?

Eine Reise von Bremen nach Neuyork oder Philadelphia ist gegenwärtig für denjenigen, der Geld genug hat, es sich bequem machen zu können, eine Vergnügungsfahrt. Welche Schwierigkeiten, Mühen und Gefahren hatten dagegen die Entdecker zu bestehen! Jedes Kind kennt die Entdeckungen wie die Gefahren, welche Columbus errang, ehe er sein Ziel erreichte. Weniger bekannt sind die Fahrten, die viele Jahrhunderte vor ihm von Europa aus nach Amerika gemacht worden sind, und doch bieten gerade diese, so dürftig auch die uns darüber erhaltenen Nachrichten sind, kein geringeres Interesse. Es thut dem Ruhm des großen Genuesen keinen Abbruch, wenn es festgestellt werden kann, wie es denn geschehen, daß er nicht der erste Europäer gewesen ist, der den Boden der Neuen Welt betrat; denn er bleibt immer der Wiederentdecker eines Welttheils, von dem jede gewisse Kunde zu seiner Zeit verschollen war.

Wahrscheinlich hörte Columbus in England eine dunkle Sage von Entdeckungen gegen Westen hin, die von Norwegen ausgegangen waren. Ganz war diese Sage im Norden nie verklungen. Island, das zwar zu Europa gerechnet wird, geographisch aber zu Amerika gehört, wurde, soweit uns bekannt, zuerst von Irland aus besucht zu Anfang des 6. Jahrhunderts. Bevölkert wurde die Insel durch Norweger, welche, mismuthig über Harald Schönhaar's despotische Macht, gegen den Ausgang des 9. Jahrhunderts ihr Vaterland verließen. Von hier aus kam Erich der Rothe 986 zu einem Lande, welches er das Grüne Land (Grönland) nannte und in dem bald ansehnliche Colonien entstanden. Die Entdeckungsreisen wurden in den folgenden Jahren unausgesetzt nach Süden hin ausgedehnt, und man kann mit einiger Sicherheit die von den Norwegern besuchten Länder noch heute wiedererkennen. So ist der Höllenschlund, das Ginnunga-gap der nordischen Mythologie, wahrscheinlich am Eingange der Davisstraße und Baffinsbai zu suchen; Groß-Helluland die Küste von Cap Walsingham südwärts bis gegen Neufundland; Klein-Helluland das jetzige Neufundland; Markland ist Niedercanada, Neubraunschweig und Neuschottland, das berühmte Vinland (Weinland) ist fast gewiß das Land südlich bis an die Chesapeakbai; noch jetzt wächst in Rhode-Island der wilde Wein in Ueberfluß. Endlich stößt man auf ein Land, das von den Norwegern als Groß-Irland oder Weißer-Männer-Land bezeichnet wird und in welchem man die beiden Carolina, Virginien und selbst Florida erkennen will. Die Colonisation dieser Länder wurde bis in das 14. Jahrhundert fortgesetzt, wo die innern Zwistigkeiten im Heimatslande den Verkehr mit den Colonien unterbrachen und der furchtbare Schwarze Tod um 1350 jede Verbindung hemmte. Ohne Zuzug vom Mutterlande konnten sich die Colonien nicht erhalten, und so geschah es, daß die spätern Ansiedler aus England nur in Runensteinen schwache Spuren der ehemaligen normännischen Colonisation wiederfanden; Spuren, die sie freilich nicht zu deuten wußten und die auch heutzutage nur unvollkommen erforscht sind.

Das alles ist weitläufiger in bekannten Erzählungen und encyklopädischen Werken zu lesen. Interessanter wäre es aber, wenn der Beweis geführt werden könnte, daß Amerika bereits im Alterthum entdeckt und bekannt gewesen ist. Dieser Versuch ist wirklich gemacht, und die Zusammenstellung der Nachrichten aus den Schriften der Alten, die Uebereinstimmung der altamerikanischen Sagen mit denen der Anwohner des Mittelmeers leitet in der That mit großer Sicherheit auf die Annahme hin, daß das kühne Seevolk der Alten Welt, die Phönizier, nicht nur nach Amerika gelangte, sondern selbst in einer gewissen Verbindung mit jenem Welttheil blieb.

Die Phönizier und die Bewohner ihrer mächtigen Pflanzstadt Karthago werden ohne Zweifel genaue Aufzeichnungen über ihre Fahrten gemacht haben, allein die Eifersucht, mit der sie ihre Handelswege bewachten und vor andern Völkern verheimlichten, hielt sie von jeder Mittheilung über reiche und noch unbekannte Küsten zurück. Ließ doch ein Karthager lieber sein Schiff auf den Strand laufen, als daß er den Weg verrieth, den er genommen. Der Untergang von Tyrus und Karthago hat auch die Schriften der Bürger aus diesen Städten vernichtet und wir müssen Aufklärung über ihre Reisen entweder bei den europäischen Völkern oder bei den Bewohnern des Zieles der Fahrten selbst, bei den Amerikanern, suchen.

Columbus stieß auf seinen drei Fahrten auf keine Volksstämme, bei denen sich irgendeine fortgeschrittene Cultur oder gar eine Spur von einer Berührung mit Europäern gezeigt hätte. Als Cortez dagegen nach Mexico vordrang, war er erstaunt über die Pracht der Bauwerke, über die sorgfältige Bearbeitung des Bodens, über die Kunst, mit der Gegenstände des Luxus und der Bequemlichkeit angefertigt wurden. Von dem König des Landes selbst, von Montezuma, holte er sich Kunde über den Ursprung einer Bildung, die ihm im Gegensatz zu der Rohheit der Wilden auf Cuba und Haiti nothwendig auffallen mußte. „Aus unsern Büchern wissen wir", entgegnete ihm Montezuma, „daß die Bewohner dieses Landes aus weiter Ferne hergekommen sind. Ihr Häuptling trennte sich von ihnen und kehrte für einige Zeit in sein Vaterland zurück. Als er aber wieder hierher kam, die Seinigen mit den Weibern dieses Landes verheirathet und nicht mehr willig fand, ihm zu folgen und seinen Befehlen zu gehorchen, ging er allein wieder in seine Heimat. Wir sind immer überzeugt gewesen, daß seine Nachkommen zurückkehren werden, um das Land in Besitz zu nehmen, und da ihr vom Aufgang der Sonne herkommt, kann ich nicht daran zweifeln, daß der König, der euch sendet, auch unser Herr ist."

Cortez verfehlte nicht, von dieser Ueberlieferung zu seinen Zwecken Gebrauch zu machen, uns aber mag sie zu einem Fingerzeig dienen, weitere Anknüpfungspunkte zu suchen. Diese fehlen denn auch nicht. Bei näherer Bekanntschaft fanden die Spanier eine auffallende Uebereinstimmung der amerikanischen Sagen mit denen der Anwohner des Mittelmeers, die Erzählung von einer großen Flut, in welcher der größte Theil der Menschen unterging und nur Eine Familie sich auf einem Floß rettete; von dem Versuch, mittels eines großen Gebäudes den Himmel zu erreichen, dessen Ausführung jedoch durch höhere Macht unterbrochen wurde und zu der Verschiedenheit der Sprachen Anlaß gab; von einem Goldenen Zeitalter, in dem alle Thiere und selbst die Menschen in Frieden lebten; von einem weißen und bärtigen Häuptling, der als ein gewaltiger Krieger von fern hergekommen und später als Gott verehrt sei.

Merkwürdiger sind noch die Erzählungen der Griechen von einer großen Insel des westlichen Oceans, in der sich unverkennbar das heutige Mittelamerika geschildert wird. Legen wir auch kein Gewicht auf die Berichte von jener überreichen und lachenden Insel Atlantis, von der Plato spricht und die von den Wellen verschlungen sei, das heißt wol, nicht wieder aufgefunden werden konnte, die Erzählungen zweier anderer Griechen, des Plutarch und des Diodor von Sicilien lassen kaum einem Zweifel Raum. Ersterer weiß von einer großen Insel, Ogygia genannt, die weit im Westen im Weltmeer liegt, fünf Tagereisen von Britannien, und von der andern noch weiter gegen den heißen Niedergang der Sonne gelegen. Diese werden von einem Festland im Kreis umschlossen, wo das Meer schwer und lehmig ist von der Menge des Schlammes, der von großen Strömen hineingeschwemmt wird. Durch die Anmuth ihrer Landschaften und die Milde der Luft sind diese Inseln ausgezeichnet. Die Einwohner des Festlandes sind Hellenen und verstehen, in Wissenschaften und Philosophie wohlerfahren, mit dem Kronos, den Zeus hier in einer Höhle eingeschlossen hält. Plutarch fuhrte weiter aus, wie die Völker des Kronos sich mit den später angekommenen Begleitern des Herakles verbunden und durch Opfer und Reden den Göttern dienten. Auf einer solchen Reise sei der Gastfreund dessen, dem Plutarch diese Erzählung in den Mund legt, in das Mittelmeer gekommen, habe die längste Zeit an einem Orte in der Nähe der Ruinen Karthagos zugebracht und dort einige beim Untergange der Stadt verborgene Handschriften gefunden.

Die falsch angegebene Entfernung von Britannien kann den nicht wunder nehmen, welcher die Unsicherheit in den Angaben der Entfernungen bei den Griechen kennt. Die Inseln aber, welche von einem Festlande umgeben sind, wo hochgebildete Menschen wohnen und welche sich durch Milde und Anmuth auszeichnen, die großen Ströme, die Schlamm in das Meer spülen, und die mit der mexicanischen Sage übereinstimmende Ueberlieferung von der späteren Ankunft des Herakles weisen deutlich genug auf den mexicanischen Meerbusen hin. Das schwere und lehmige Meer bezeichnet wahrscheinlich die weiten Ausschweifungen, die sich zwar nicht im mexicanischen Meerbusen, aber doch auf dem Wege dahin im Atlantischen Ocean finden und die später den Seefahrer so sehr in Verlegenheit setzen.

Diodor schildert eine außerordentlich große Insel mitten im Ocean, von Afrika mehrere Tagereisen entfernt, mit fruchtbarem Boden, vielen Bergen, aber auch nicht wenigen durch Schönheit ausgezeichneten Ebenen. Sie ist von schönen Flüssen durchströmt, hat köstliche Gärten mit hohen Bäumen und süßen Wassern, dazu eine Menge Gebäude, auf den Bergen große Wälder, ergiebige Jagd, im Meere Fische, alles erzeugend, was zum Reichthum und zur Ueppigkeit des Lebens gehört. Diese Insel war früher unbekannt, wurde aber von den Phöniziern aufgefunden, die, nachdem sie die Küste des Mittelmeers mit Colonien bedeckt, sich weiter in das Meer wagten; die fremdsüchtigen Tyrsener, die Bewohner des italischen Westufers, die von dieser Insel Kunde hatten, wollten dort eine Niederlassung gründen, wurden aber von den Karthagern daran gehindert, welche die Absicht hatten, auf dieser Insel sich ein Asyl zu bereiten, wenn sie in ihrer Heimat ein widriges Geschick betreffe, denn sie hofften, bei ihrer großen Seemacht ihre gesammte Gemeinschaft leicht führen zu können.

Deutlich findet sich unter den Werken des Aristoteles ein Bericht, der zwar nicht von ihm selbst herrührt, aber jedenfalls aus jenem Alterthum stammt. Darin heißt es: die Karthager hätten jenseit der Säulen des Herakles eine unbewohnte Insel entdeckt, die nicht nur mit Waldung und fischreichen Küsten gesegnet, sondern auch durch den Reichthum ihrer Früchte besonders aus-

gezeichnet sei. Da nun die Karthager mit verschiedenen vielfachen Verkehr unterhielten und einige von ihnen sich dort ansiedelten, geboten die Vorsteher von Karthago, alle, die dorthin schiffen wollten, mit dem Tode zu bestrafen, die bereits dort Wohnenden aber auszurotten, damit nicht das Volk ihrer Stadt dorthin auszöge und diese zu Grunde gerichtet würde.

Faßt man diese drei voneinander unabhängigen Berichte zusammen, so dürfte sich mit großer Wahrscheinlichkeit als Resultat ergeben, daß Phönizier, von heftigen Passatwinden weit nach Westen verschlagen, wirklich nach Mittelamerika gelangt sind; daß von ihnen und ihrer mächtig aufblühenden Tochterstadt Karthago bleibende Kolonien hier gegründet wurden und ein dauernder Verkehr stattgefunden hat. Es stimmt so zu der Handelspolitik wie der aristokratischen Regierung Karthagos, daß sie einerseits den Barbaren jeden Zugang verwehrte, andererseits ihren eigenen Unterthanen die Auswanderung dahin verbot.

Sollte aber die Vermuthung allzu gewagt sein, daß einige Karthaginienser bei dem Untergange der Stadt einen Weg nach jenem glücklichen Lande gefunden hätten? In diesem Falle fände die Erzählung des Plutarch von dem Reisenden aus dem fernen Westen ihre genügende Erklärung. Er wäre dann ein Nachkomme jener Auswanderer, und nichts wäre natürlicher, als daß er in Karthago die längste Zeit verweilte, da ihn die Trümmer der Stadt seiner Vorfahren mehr anziehen mußten als das glänzende Rom.

H. Gottfriedsen.

Friedrich Hebbel's letzte Lebenstage.

I. S. — Das Leben eines Menschen, solange derselbe noch auf der Erde weilt, kann man mit einem umrissenen Stück Zeites vergleichen, das jedermann sieht, der überblickt, das mancher betritt, der im guten oder bösen Sinne mit dem Eigenthümer in Berührung kommt, das aber niemand näher untersuchen kann und darf, geschweige auszubeuten und umzupflügen, ehe der Besitzer dahingegangen. Dann erst mag der eine oder der andere die Dorfe von dem Zaune weghalten, betreten, was darunter verborgen geworden, hier und dort nach den Heimlichkeiten spähen, wo man Schätze nur halb erblickt, vielleicht hier vermuthet hatte. Nur jedoch der Verpflichtung eingedenk sein: nichts erfahren zu wollen, was endschließlich die gemeine Neugier befriedigt, und nicht aller Welt erzählen, was man an solchen Dingen zufällig gefunden hat. Warten die Biographen mit dieser Nüchtern verfahren, so hätten wir viele schöne und belehrende Bücher mehr und dabei doch ausführlichere und wahrhaftigere nicht weniger.

In diesem Sinne will ich über das Ende Hebbel's einiges mittheilen.

Hebbel war eine Natur, in der Ahnungen und Vorurtheile eine Rolle spielten, wie er denn trotz seiner Schärfe im Denken das Gegentheil eines Rationalisten darstellte, welche sich die Kindlichkeit zu wahren gewußt, die religiöse Unbefangenheit nicht ist ihm aufgegeben hat. So trug Hebbel vor seinem vierzigsten Geburtstag, in nähere Nähe herankam. Gab eine gewisse Scheu, die er ab und zu ruhig ernst, bald auch humoristisch scherzend auszudrücken pflegte, sich vor dem gefürchteten Tag, der in seiner Familie in Hellem mehrere Geschlechtern verhängnißvoll geworden, hinter dem lag, ohne sein Leben auch nur durch eine Krankheit gefährdet zu haben, so sprach er oft, mals überhaupt von der Gefahrzeit, der er glücklich entronnen sei, und brachte jeder Freude, jedem Genuß, den ihm die Häuslichkeit und die Jahreszeiten boten, mit einem doppelt empfänglichen Gemüth einen zweifachen Dank entgegen. „Sie sehen den Frühling noch viele, viele male wieder", sagte er dem Freunde, der die knospenden Zweige und die laulichen Lüfte nicht mit so überschwänglicher Wonne wie er begrüßte: „Sie brauchen dafür nicht so erkenntlich zu sein; mir aber ist nun jeder Frühling, den ich neuerdings erlebe, ein Geschenk des Himmels." Als Hebbel im Jahre 1859 krank in Gmunden war, da rief er, wenn es ihm erträglich ging: „Kein Wunder, ich bin ja erst siebenundvierzig Jahre" und ging es ihm schlecht, so rief er: „Natürlich, ich bin ja schon siebenundvierzig". Er hatte damals die beste Gelegenheit, wie er in einem Briefe äußerte, Untersuchungen darüber anzustellen, ob es berechtigt, den Tod niederzuschreiben. „Herr Siegfried wird den Tod mit einem Scherz empfangen."

Als er im November 1859 ein neues Tagebuch, das letzte, darin er geschrieben, anfing, leitete er es mit den Worten ein: „Noch ein Tagebuch und bald 47 Jahre! Lohnt sich's der Mühe?" Und in einem Briefe aus dem nämlichen Jahre sprach er von dem Frieden, zu dem er nur durch Resignation gekommen, und meinte, daß er gelernt habe, seinen Sarg nach und nach als Bett zu betrachten. Persönliche Vorfälle bitterer Art trübten in der nächsten Zeit sein inneres Dasein, aber die Beweise der treuen Theilnahme und warmen Verehrung, welche dem Dichter im Jahre 1862 am Hof zu Weimar wurden, stimmten ihn wieder heiterer und bildeten die ersten Ringe der goldenen Kette von freundlichen Erinnerungen, die sich dann bis an sein Krankenund Sterbelager schlangen. Von Weimar zurückgekehrt, fühlte er sich schon sehr unwohl, und während der Anerkennung, die man seinen „Nibelungen" zollte, sich immer mehr steigerte und sein Gemüth zu erheben schien, wuchs das gehäufte Leiden von Tag zu Tag und lockte auch die Schatten, die seine Seele verdunkelten, allmählich herauf.

Ein Schreibtäfelchen auf seinem Arbeitstische trägt
m Jahre 1862 die Worte: „Ostern! Gericht!“ Mit
rm Beginn des Jahres 1863 fügt er rasch den
Ausruf hinzu: „Vorüber! Du bist frei!“ Diese Zeichen
hätten ihm wahrscheinlich vollständige Klarheit ver-
schafft, damit er die Schmerzen ohne Murren er-
trage. Später dauert ihn nicht die Verlassenheit an-
gesichts, seinem krankhaften Zustand in irgendeiner
Weise zu trotzen. Immerhin bleibt das sinnfällige
vier Neue Tafel Zeichen ein schlimmer Zug Hebbels,
sich keinesfalls ein verzweifelter in seinem Leben.

An seinem fünfzigsten Geburtstage, dem letzten,
n er begann, lag er zu Bett. Von allen Seiten
amen ihm Ehren- und Glückwunschkarten zu,
r sinnigste von einem Freund in Wien, der an
iche in Hebbels Geburtsort Wesselburen und an
rschiedenartiger, wo der Dichter sich jeweils
ufhielt, verschlagen, von einem Kunstfreunde
er aufnehmen ließen. Der große Erfolg seiner
Nibelungen-Tragödie, der mit diesem Tage sich zu-
sammenfaßt, bereitete ihm wahrhaft frohe Stunden.
ersetzte ihm jedoch auch häufig Sicherheit, in seinem
ens heißt es: „Ich habe nicht mehr besonderes Be-
dürfnis an meinem Dasein zu machen, denn am
März werde ich fünfzig.“ Davon hat sie noch
t entfernt und darum dürfen Sie als Poet be-
chten, was sie mich gar wohl schon das Wort be-
ten kann.“ Auf Spaziergängen über die Lich-
auf er während der letzten Krankheitsjahre mit Som-
mentalität darauf sehnen, in sein Heimat-
, aus dem er dann gewöhnlich mit dem Ruf sich
verrichtete: „Nicht übel!“ Diese Schwäche war
r fremdartig zu bekämpfen. Viele Lebensgründe
en sich aber immer während der ruhigen Mo-
e in ihm voll, so daß sie sich hätten an sich eigentlich
den Charakter der Uebertreibung, der Sucht
mt und Ehrgeiz verschmolzen. Dagegen war es
ihm selbst unbewußt Vergnügen bei seinem
ichtum, wenn in ihm wirkte, daß ihm mit
verlorenem deutschen Klang und der Jugendzeit
die Seele führte, wenn ihm Erzeugnis einfiele,
die er sich abzupressen nicht mühte, einmal
, ihm dann zu Gebote stand, so daß Behagen
Vergänglichkeit der Welt atmen und die reich
Vollenden des großen Dramas der Dramatiker
, den er gewisser Zeit hindurch sehr nahe war.
Die tragische Ironie, die Hebbel als
meisterhaft angewendet verhaßt war, die in der
ihrem der tiefsten Art man „Englisch Lust-
e grausig-höhnisch entartet, wollte ihm schwind-
ihlt mit ihren schwarzen Flügeln an.

Seiner Krankheit beschäftigte Hebbel mit einer
mgkeit einer Sicherheit des Urteils, das sein
Dr. Schulz, der ihm auch ein aufmerksamer
d war, über die Symptomenbereiche, die er von
ihnen aus und später von Paten der Wien er-
bemerkte, zuweilen Kranken in sehr auffallen-
Wahrheit als von einem Fachmann be-
nt erkennen. Hebbel, der sich sehr über die
einen Diagnostiker erklärte, wo er nicht in die Tiefen
eingedrungen, schrieb einem der behandelnden Briefe mit
den Worten: „Hier ist alles, lieber Schulz, was ich
Ihnen sagen kann.“ Er mag ein miserables Kranksein
verbracht sein, aber es hilft dem Leben nicht viel, das
es im „Barbier“ geschildert hat, es weiß sich, wenn
es zum Leiden kommt, nicht deutlicher zu machen
wie die Kalenderfrau. „Wer so viel weiden Sie
schmerzlich darauf reichen, ob der Prozeß wirken ist
eigen Wesen geht oder ob eingeschlossen werden muß.“
Der Brief ist unterschrieben: „Ihr Patient Hebbel.“
Die Nachschrift lautet: „Hebbel, Raubvogel, Nieder-
schmetterer auch in den Kinder wie gewisse Kritiker
heißt. Ich kann mich nicht bücken, weil viel weniger
werden. In der Nacht ist mir jetzt Fuß zu kurz,
der Tag nicht. Das Bitterste bei seinem Aufent-
halt sollte ich hören, gerühmt zu schreiben, wie
man eine gewisse Bekommung. Sind das die Be-
schwerdepunkte? Ist das Abgemattetsein, wenn ich
Man drückt ich die Hand ja etwas derber, wenn
man zudrücken will.“

Nichtsdestoweniger schrieb Hebbel in Gmunden
mehrere Balladen, die zeigten, daß seine frühere Begeisterung
für seine eigene Dramatik hin und her durchaus nicht
Widerruf oder Verdächtigung. „Ja wundere“ überkam
ihn das Gefühl, eine halbe Stunde in einer Schrift-
eigen Meister über literarische Dinge hinzugeben.
„Ich sie — ja — ich — ich“, wendet er
im Verlauf auf die gute Tochter einer mittelmäßigen
Dichterin und auf den Dichter, den die Tagesliteratur
Wiens bevorzugte. Der Traum wirkte
mächtigen Lebens zusammen verspottete Zeitschrift
hat es „ohne Begleitung Polyhymnia“ in Wien ein-
treffen wollen, aber verfehlt, daß sie Brief hinter sich
sieben habe, sodaß ich der Dichter in Gmunden zur
Strafe. Das Urteil war Maria Enzyklopädie, als Hebbel
in die Residenz zurückkehrte, schwerer Schlummer zu
werden und Widmuth und Verbissen beschäftigten
sich bald Verbannten. Nachdem er in Baden bei Wien
einige Wochen gebraucht — es war dies im September
— hatte sich etwas Linderung ein, so angenehmlich
seine Tage im Monschein dahingingen. Und gar
Abwechslung gewährten die heimatlichen Briefe, wenn sie
sich in so übergroßer Fülle einstellten, daß sie bei
Ihm einschlugen. So wenige Tage schrieb er am
15. September aus Linz nachdenkenden „humoristi-
schen“ Mitte:

„Liebster Freund! Wie? Ich kann warten, ich
kann hoffen, ich kann mich verlassen. Aber ich kann
mich doch immer nicht machen, ich kann mich nicht
lieben, ich kann mir kein Brief schreiben.

„Uebrigens fühle ich deutlich, daß der Skorpion
Gmunden noch unbesiegt hat, wenn sie schließlich
auch abziehen. Aber glücklicherweise kenne ich jetzt
den Mann, der mit Entschlossenheit schon ist, und
weiß, daß er dem Monster die unbarmherzigen Zacken
die Lockung der Hölle ehe, wie man sie im übel-
den Trauerspiel nennen würde.“ Der Gruß zum
Neujahr. Dieses Gedenkblatt, das sich nun der

Berührung mit irdischer Wissenschaft so fern gehalten, daß er nicht einmal lesen und schreiben kann, bringt man drei Monate hintereinander einen Gulden. Der Gulden muß jedoch entweder gefunden oder geschenkt oder kreuzweis zusammengescharrt sein, sonst wirkt er nicht. Dafür wird dem Patienten jedesmal in den Daumen oder nach Befund der Umstände in die große Zehe geschnitten, nicht mit einem Zauberinstrument, sondern mit einem gewöhnlichen Messer. Nach dem dritten male verschwindet der Schmerz oder er bleibt, je nachdem das Interessum Gott und dem König Salomo angenehm oder widerwärtig ist. Solche Offenbarung wurde mir zuteil, als ich am letzten Sonntag mit der Eisenbahn von Baden nach Wien fuhr. Ein Herr, der nach seiner Uhr und nach seinen Ringen den gebildeten Ständen beigezählt werden mußte, eröffnete sie mir, und eine Dame, deren Gesichtszüge auch nichts zu wünschen übrig ließ, trat als Zeugin ein; sie hatte das Wunder an ihrem eigenen gebenedeiten Leib erfahren. Ich aber hatte es für meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, die neue Belehrung nicht egoistischerweise für mich zu behalten, sondern sie mit meinem Freunde zu teilen. Ihr Friedrich Hebbel."

Allein, wer sich nur zu bald erwies, der Tod lauerte bereits im Dichter. Vom äußeren Gut gelöst, sah der Grabscheide, der sich am liebsten im Herbst der Hebbel einfand, nun der sich freilich von einem andern nicht abschrecken ließ, die gereizte Stimmung. Unter Schmerzen sinnlose Körperteile, bewegungsunfähig, so lag der Dichter auf seinem Bett und richtete zum Ende das „Demetrius". Er äußerte selbst, es sei von einer Schöpferkraft wie selten irgendwo, und so war es also auf Gottes Fug, der Überschau noch einmal wahrhaft glückte.

Ein paar Tage vor seinem Sterben hatte er wieder neue Lebenshoffnung und Pläne für die Zukunft gefaßt. Er sprach von einer Gesamtausgabe seiner Werke, von einer Badereise, die er im kommenden Sommer antreten werde, und sein Auge strahlte heller, wenn er sich den 18. März [1863] vergegenwärtigte, seinen Geburtstag, an welchem er zum siebten male auszugehen hoffte, seine Frau, wie alljährlich, die vielen Verehrer bringen zu sehen. „In Unter-Schöpfl liegt es", „Warum soll ich die erhebende Anerkennung Ihres verwandtschaftlich gesinnten Freundes, der, wie ich mich freue, zu gehen, so gut den Krankenwärterstuhl in Ihr Haus, mich anzusprechen? Ihnen selber, Ihrer Kunst, liege ich ein Dutzend, aber kein mitleidend, ein zupfendes" und drückte dem Arzte die Hand. Darum dürfte der traurige Geschäftsmann Hebbel's voraussichtlich auch es (Schöpfl) den unendlich Kranken sagt, oft es nicht tun hätte, ein Mädchen Wien zu nennen. „Tun ich tat", sagte Hebbel, gestrichen Schweiz, und machte am andern Morgen einen für die Ärztin, welche seinen schwachen Pulsschlag, den er nicht aussprechen mochte, erschrocken hatte.

Die Bücher, welche Hebbel in der Woche vor seinem Tode lesen, waren unter andern Teichmann's „Literarischer Nachlaß" und das Buch von Jenssen-Tusch über Struensee und die Königin Mathilde. Am 11. Dezember, zwei Tage vor seinem Tode, ließ er sich noch ein paar Bände Shakespeare reichen. Das letzte Buch, darin er gelesen, war „Robin der Rothe" von Walter Scott, dem Autor, den er liebte und verehrte.

Obwol einzelne Thatsachen in der Todesnacht vom 12. auf den 13. Dezember ungewöhnlich bewiesen hatten, daß Hebbel sein baldiges Ende wußte, begehrte er doch jede Stunde die ihm verordnete Medizin, welche ihm abwechselnd seine Frau, Dr. Schulz und Professor Brücke, der bis zum letzten Atemzug des Dichters bei ihm verweilte, gaben. „Wann wird mir leichter werden?" fragte er um 11 Uhr nachts. „Morgen!" antwortete Schulz.

Ein ausgeblasenes Gichtlämpchen, an das sich ein Stück Leben Hebbel's, man kann auch hinzufügen ein rührendes Idyll, knüpft, wurde ihm von seiner Tochter in den Sarg gelegt. Ich selbst sah Hebbel noch auf dem Sterbelager mit einem Gichtlämpchen vergnügt spielen.

Aus seinem Testamente, das im Mai 1858 verfaßt wurde, theile ich die erste Hälfte, die von allgemeinerem Interesse ist, mit:

„Der Tod ist gewiß, die Stunde aber ungewiß, sagt ein schöner alter Spruch. Ich habe mich daher, obgleich ich mich voller Gesundheit und des Gebrauchs aller meiner Kräfte erfreue, am heutigen Tage entschlossen, mein Haus zu bestellen und meinen letzten Willen zu Papier zu bringen.

Was zunächst mich selbst betrifft, so wünsche ich, auf die möglichst einfache Weise zur Erde bestattet zu werden. Meinen theuren Hinterlassenen überlasse ich mit Ruhe die Sorge, mich gegen die Gebräuche sicherzustellen, die sich an den Scheintod knüpfen. Am liebsten wäre es mir, wenn mein Leichnam den Flammen übergeben würde, wie es bei den Alten geschah, denn von Jugend auf habe ich vor dem Wurm geschaudert, und mein Gemüth lebt mit dem Grundsystem der christlichen Religion in keinem Widerspruch. Kann dies jedoch nicht geschehen ohne den größten Act zu einem letzten zu machen, so muß es davon sein Abkommen haben. Nur in jedem Fall keine Todtenpracht, keine Trauerzettel, kein Leichengeläute und keine Rede am Sarge.

Der Unterzeichnete vermacht seinen Nachlaß, bestehe er nun in baarem Gelde und in baarem Vermögen oder in literarischen Werken und daher entspringenden Rechten und Forderungen, sowie alle seine übrige Habe, Gut, Effecten, Silberzeug, Goldsachen, Kleidungsstücken etc. etc. seiner theuren Gattin Christine geborner Enghaus ein. Es ist dies nur ein kleiner Dank für ihre große Treue, deren unendlich bin ich ihr verschuldet, und ich sage nicht zu viel, wenn ich die Ueberzeugung aussspreche, daß ich ohne sie längst Staub und Asche sein würde. ..."

(Schluß folgt.) **Weilen.**

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Ein Besuch in Schleswig.

I.

Von den Batterien.

Ich begleitete einen Freund, der in einer dringenden Angelegenheit nach Schleswig ging, und da ich gehört mit den Empfindungen, als hätte ich einen Blick in Dantes Hölle, Fegefeuer und Paradies gethan.

Woher die Farben nehmen, um diese Scene mit Ueberfluß und der Entdeckung, des Gefühl und des Humors, der Gleichgiltigkeit und der Schmerzen, Alles all der verschiedenen Typen des Krieges zu schildern?

Nach der Meinung eines griechischen Philosophen ist der Mensch das Maß aller Dinge, hier aber, im wilden, maßlosen Kampfe gegeneinander, geht es weit über alles Maß hinaus. Wer sie nie Schlachtfeld gesehen, kennt die Nachtseite der Menschheit nicht und hat weder die Bibelsprache noch die Poesie einer erleuchteten Jahrhunderte zum Ausdrucke bringen können. Auf Antlitz im Menschen der Zerstörungstrieb, wie die wilden Thiere und Ungeheuer hat so die Menschheit durch alle Geschichte hindurch der Kriegsgott. Der Mörder flieht auf dem Schlachtfeld Krieges, der vom Blute des Gegners raucht, wird bewundert.

Als wir im Dampfwagen zu Gravenstein ankamen, tobte der Sturm noch mit gewaltiger Kraft von der See her, während dichte Regenschauer einen schlimmen Tag verkündeten; dabei glich der Weg von Gravenstein nach einem Meere von tiefem Schlamm.

Kriegsvolk kam aus und ein bei Schlosse und Thore, es war die 2te Brigade des Generalstabes, die heute hier commandirte. Nachdem unsere Pässe visirt und die verschiedenen Informationen eingeholt waren, gingen wir ab. Der 2. April sollte uns ein recht gründlich in die ernste Wirklichkeit einführen.

Das Gewölk hatte sich etwas verzogen, die Sonne warf ab und zu ihre Lichtstrahlen über das flache Gefilde, es war die Zeit, in der sich Alles hervorzudrängen pflegt, wenn der Sturm sich gelegt hat. Schüsse aber ließ Alles ruhen. Nur ein Bote von Dybbolmühle, von wo die Depeschen vom Prinzen Karl zu empfangen und zu befördern. Mehrere Artillerietruppen waren am Schlosse versammelt, die Infanterie nach Sonderburg aufbrach. Sie rückten zu längerer Waffenübung aus, die Pferde nur zum kurzen Vorspannen zu benutzen. Zwischen Gravenstein und Apenrade verschwanden sie unseren Blicken, wurde die Luft jetzt lebendig, wo das Donnerwetter vom vorigen Tage vorüber war. Nach kurzem aber reichlichem Frühstück, das wir an der Table d'hôte einnahmen, ritten wir alles zu Pferde und

ritt hinaus in's freie Land nach dem Artillerielager, einer zwischen Wenningbund und Broacker am Ufer des Wenningbundes gelegenen Höhe, von welcher man das ganze Terrain der dänischen Forts und ihrer Batterien übersehen kann. Von dort wanderten wir uns über Freudenthal — jetzt richtiger Leidenthal genannt, nach den Franzosen. Die Pionniere und Artilleristen hatten ihre heroischen Arbeiten vollbracht und schlummern in Ruhe, indem sie tot und fort mit der Umgegend des Platzes zu kämpfen haben.

Als wir auf unserm Hügel waren, hörten wir den Kanonendonner nicht, nur Rauchwolken von Pulverdämpfen verkündeten die Thätigkeit der Geschütze der heftige Wind, der nach der See hin blies, trug den Schall nicht zu uns herüber. Als aber um 2 Uhr die allen acht Batterien der Düppel und vom Sonderburgmark das Bombardement auf mehr als 40 Geschützen begann, hörte ich unwillkürlich den Wunsch, um ein ganzes Instrument zu behalten, so furchtbar war die Erschütterung. In den ersten Tagen hatte der Schall des Geschützes der Belagerung stets Kopfweh zu machen, jetzt durch man sich an ihren Donner so gewöhnt, daß die Ohren nicht mehr darauf achteten. Der Himmel war klar und sonnenhell, gewölbte und da in einzelnen Flocken feiner Rauch über und hin und her, wenn Granaten der Engländer in großen Gruppen zwischen den Tannen des Berges. Nicht weit ab in der Gegend Hörup sah man Rauchsäulen unter dem Schuß auf Schuß fiel, um die königliche Schanze zu zerstören, wo sich heute ich die Preußen mit einer neuen Batterie dahinter die Düppel und den Strandstrich unmittelbar auf Hörup verschanzt. Diese Verschanzungen hatte ich am Abend vorher gesehen, als ich mit einigen meiner Bekannten einen Spaziergang machte in das Gebiet, wo die Preußen ihre Batterien aufgeworfen haben. Es war ein Spaziergang, der mir unvergeßlich bleiben wird. Es war ein Abend, wie er nur selten vorkommt, ein Abend, wie ihn nur der Frühling bringt. Die Luft war mild und warm, die Sonne strahlte mit ihrer ganzen Kraft, die sie Hörup, ihre Strahlen in einem Kreuzfeuer zu vereinigen, sich einen reinlichen Durchgang durch die Gräben und Batterien gebrochen hatte.

Als ich zu Sonderburg anlangte, ich mich Kanonendonner in den Schanzen angekündigt, ich es Bekannten, ich meinen Gefährten, die in Sonderburg geblieben waren, wollte mir nicht. Auch war ich bei jenem Ritte und Spaziergange, die unvergeßlichen Jahrhunderte erfüllen, mit ihrem Ernste und nahmen sie mir — die Vorstellungen zu nehmen, ich aber alle Erschütterung gründlich

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 19199/091

Als wir nach Gravenstein heimkehrten, erfuhren wir, daß der Premierlieutenant von Ockarpstein vom Leib-Grenadierregiment am 3. April im Johanniter-Lazareth zu Rudel seinen furchtbaren Wunden erlegen sei. Eine Granate hatte ihm Arm und Hüftknochen zerschmettert. — „Haltet euch tapfer, Kinder, auch ohne mich!“ rief der Schwergetroffene noch im Zusammensinken den Soldaten zu. Vor kaum zwei Jahren mit der Tochter des bekannten Genremalers Victorius verheirathet und im Besitz aller irdischen Glücksgüter, fand er hier seinen Tod. Seine junge Gattin, die auf die Schreckensbotschaft zu ihm geeilt war, kam nur, um Zeugin seines Todes zu sein.

Aus Hölle und Regenfeuer drängte es mich, das Paradies des Friedens und der Liebe zu schauen: in die Lazarethe der Johanniter und in die Spitäler einzutreten, wo die Barmherzigen Schwestern, gleich Florence Nightingale im Krimkrieg, mit hoher moralischer Kraft die letzten Wünsche der Sterbenden entgegennehmen und die Schwerverwundeten in aufopfernder Sorge verpflegen; das eigene Gefühl streng bewachend, damit die Hand, die die Wunden verbinden soll, nicht zittert. Doch davon in einem nächsten Bericht.

Der Gesang ein Bildungsmittel.

Wie kann nicht Lied ein Bild sein?
Wie es singen gerathen soll?*)

H. Sehr. — Die wahre und echte Bildung des Menschen liegt keineswegs in der einseitigen Verstandesbildung, sondern sie besteht nur allein in derjenigen, welche den Verstand und das Herz zugleich, welche den ganzen Menschen ergreift und ihm jenen Sinn für das Wahre, Schöne und Gute verleiht, den die alten Römer so treffend durch das Wort humanitas als dem Menschen ausschließlich eigen bezeichnet haben.

Das Wissen ist nicht die Hauptsache bei der Menschenbildung, am allermeisten wenn es nur ein Wissen desjenigen ist, was andere wissen oder was sie vor uns gewußt haben, wenn es ein todtliegendes ist, das Pedanten und Blaustrümpfe wie eine Last auf ihrem Kopfe tragen, statt es zum Postament zu machen, auf welches sie treten, um einen weitern, freiern Blick über den ganzen Horizont zu erringen. Was den Menschen wirklich adelt, was die einzig wahre Bildung kennzeichnet, das ist nur das aufrichtige und consequente Wollen des Guten; dieses Wollen, dieses Streben wird zwar durch die Einsicht des Verstandes erzeugt, aber in seiner Kraft erhalten wird es lediglich durch ein lebhaftes, zur reinsten, ja zur unmittelbaren Erkenntniß geläutertes Gefühl für jene Heimath des Wahren, Schönen und Guten; durch ein Gefühl, das in seiner natürlichen Reinheit bei dem Kinde hervortritt, welches beim Sehen und Hören des Edlechten unwillkürlich erröthet, das hingegen zu allen Aeußerungen des Wahren, Schönen und Guten mit lautem Beifall huldigt.

Allerdings ist es gut, wenn der mit Maß und Zahl vielfältig Beschäftigte, zum Erwerb und zu kluger Berechnung des Vortheils Ausgebildete jene Stufe der Besonnenheit erreichte, auf welcher derselbe dem Strome der Empfindung gebietet, seiner oft überschwenglichen Gefühle Meister werden und der zuweilen in das unendliche Leere ausschweifenden Phantasie Zügel anlegen kann; aber in den wichtigen Augenblicken der Entscheidung, wo die edelste That zur Geburt reift und mit ihr das Heil des einzelnen, ja ganzer Völker, da gibt nicht der Verstand, da gibt das erste Herz allein den Ausschlag, es ist die hohe Begeisterung für das Gute und Große, welche kleinmüthigen Zaudern unterdrückt, indem sie den Willen durch eine magische Gewalt lenkt und zur Selbstentäußerung, zur Selbstaufopferung treibt, welche schnell auf den großen Entschluß auch die große That folgen läßt. So war es einst bei Marathon und im Engpaß der Thermopylen; so war es am Morgarten und in unsern Freiheitskriegen; so ist es noch überall, wo ein edler Mensch, allein oder mit andern, den Ruf um Hülfe vernimmt und, des Herzens Stimme folgend, alsbald hilft, wo er helfen kann.

Was entzündet aber schon im Kinde dieses heilige Feuer? Was unterhält im Erwachenen die Glut der Begeisterung? Die Poesie und der Gesang! Ihren Stimmen und Tönen lauscht schon das Kind mit Lust und vor Freude strahlenden Augen, ihnen hört das Alter mit Andacht zu. Was aus der Tiefe des gottbegnadeten Gemüthes hervorquillt, das trifft, vom melodischen Tonfall begleitet, mit unwiderstehlicher Kraft die gleichgestimmte Saite in des Knaben, in des Jünglings reinem Gemüth, und heiliger Entschließungen voll fühlt er sich gestärkt zu jeder guten That. Der hohe Werth der Tugend und Unschuld wird der erblühenden Jungfrau vom Dichter und Sänger nicht vergeblich gepriesen, sie hört es und ihr seelenvolles Lied offenbart die heiligen Empfindungen ihres Herzens. Die Gefühle des Männerherzens für treue Freundschaft, für Freiheit und Vaterlandsliebe, für Wahrheit und Recht werden, durch die hinreißende Kraft des Gesangs aus ihrem etwaigen Schlummer aufgeweckt, um zu einem unwiderstehlichen Drange anzuwachsen. Daher konnte Gustav Schwab mit Recht sein schönes Lied „An den Gesang“ durch die Worte schließen:

Ja, deinen Segen zu verbreiten,
Hast du uns Brüder angelandet,
Wir wollen deine Stimme leiten
Hinaus ins liebe Vaterland!
Und wo sie fließen, wo sie glühn,
Voll Glaube, Freiheit, Liebe blühn!

---

*) Aus dem vom Verfasser des „Oesterreichischen Biographischen Lexikon“, Moriz Bermann, 1852 zum ersten mal nach einem in Ungarn aufgefundenen Autograph veröffentlichten Gedicht: „Minne“, von Dr. Martin Luther. Seume's bekanntes „Wie Menschen haben keine Leier“ ist demnach vielleicht nur eine Umdichtung.

Wo, wie in unserer Zeit der „materiellen Interessen", der Unterricht die einseitige Richtung zu einer Verstandesbildung genommen hat, welche das Gemüth unbefriedigt, die Thätigkeit der Phantasie, die unserer Seele Lunge ist, unterregelt und eben aus diesem Grunde das Oede, Herz- und Schwermuth und ihren unreinen Lüsten zur Beute läßt, da ist der Gesang, indem er den religiösen Sinn weckt und erhält, das wirksamste Mittel zur wahren Menschenbildung und indem er zu edeln Empfindungen und Entschlüssen anfeuert, zur Stärkung der Willenskraft, des Charakters.

Wir freuen uns deshalb aus dem Grunde unserer Seele darüber, daß die letzten Jahre auf das Schönste gezeigt haben, wie die Erkenntniß von dem mächtigen Einfluß des Gesangs auf ein Geschlecht, das durch ein einmüthiges, kräftiges Wollen sein wahre Bildung beurkundet, in unserem Vaterlande immer mehr Wurzel faßt und sich verbreitet. Möchten sich auch die Sängervereine in allen Gauen unseres Vaterlandes ihrer hohen und schönen Aufgabe recht klar bewußt werden und auch stets einerlei sein, das sie anstreben sollen an dem großen, herrlichen Werke, dessen Ziel die höchste Entwickelung und Veredlung der Gesellschaft ist!

Wir erinnern schließlich an die Worte unseres edeln und menschenfreundlichen Schiller, in denen er den Werth und die Bedeutung des Gesangs so beredt dokumentirt:

Von ihrer Zeit verloren, suchte
Die reine Wahrheit zum Gesichte
Und hohe Schuh in der Kamönen Chor
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Erschaffen in des Reizes Hülle,
Bildete sie in dem Gesange
Und rückte sich im Saitenklange
An das Verlorene hinaus.

Pius IX. in seiner Häuslichkeit.

Keines Fürsten häusliches Leben kann einfacher, regelter und anspruchsloser sein als das des regierenden Pius IX. Wenn kaum der Morgen graut, im Winter oft noch im Dunkeln, erhebt sich der Papst und tritt um 7 Uhr, nachdem er bereits einen Theil seines Breviers gelesen, in die kleine, unmittelbar neben seinem Schlafzimmer befindliche Kapelle, um die Messe zu lesen. Nach ihrer Beendigung kleidet er, wobei er sich die Zeitungen vorlesen oder sich mit den Cardinal Merode unterhält, sich fast immer um seine Person befindet. Bald darauf erscheint der Cardinal Antonelli, welcher einen Theil der oberen Gemächer des Vatican innehat, um mit ihm zu arbeiten, d. h. ihm Vortrag über innere Regierungsangelegenheiten und auswärtige Politik zu halten, um 11 Uhr naht der Theil des Tags, wo Audienzen beginnen. Der Papst in seinem langen weißen Tuchgewand begibt sich in einen kleinen Saal, an dessen äußerstem Ende er sich auf einem kleinen Thron unter einem Baldachin auf einen Sammtarmsessel mit reicher Vergoldung niederläßt, vor sich eine Staffe über dem Fußboden befindet und neben dem ein Schreibtisch steht, bedeckt mit Eingaben und Briefschriften aus der ganzen Welt, die auf die päpstliche Entscheidung warten. Die kurzen Pausen, welche zwischen den einzelnen Audienzen stattfinden, werden zu diesen Namensunterschriften benutzt, während einer der anwesenden Prälaten den Papst mit dem Inhalt des betreffenden Documents bekannt macht. Die Liebenswürdigkeit des Papstes bei diesen Audienzen ist auch den fremden Gästen sprichwörtlich geworden. Pius IX. besitzt sie in hohem Grade. Die zur Audienz zugelassenen Personen werden einzeln oder auch zu zweien oder dreien in den Saal geführt, knien einmal an der Thür, dann in der Mitte derselben und endlich unmittelbar vor dem Thron nieder, wo der Papst ihnen das goldene Kreuz auf seinem Schuh zu küssen wünschen, den Fuß einzuziehen hält, und wo sie so lange knieend bleiben, bis ihnen ein Zeichen gegeben wird, sich zu erheben. Personen nichtgeistlichen Standes wird dasselbe augenblicklich gegeben und der Papst richtet einige freundliche Worte und Fragen an jeden einzelnen je nach seiner Nationalität in italienischer, französischer oder spanischer Sprache, während Personen, die nur deutsch oder englisch sprechen, einen Dolmetscher haben, da Pius IX. diese beiden Sprachen nicht versteht. Mitgliedern der niederen Geistlichkeit wird das Zeichen, sich zu erheben, erst nach einigen Minuten, manchmal auch gar nicht gegeben. Bischöfe und Cardinäle dagegen setzen sich nach den vorgeschriebenen Kniebeugungen und nachdem sie des Papstes Hand geküßt haben, auf kleine Stühle. Einzelne Personen haben Audienz kurz bevorstehend wieder, sobald der Papst sie anredet, aber dies ist seinerseits Vorrecht, letzteres freie Wahl; der Cardinal Merode hat es behauptet, obwohl er der vertrauteste Freund des Papstes ist. Beim Empfange von Prinzen und Prinzessinnen erhebt sich der Papst, Königen geht er bis in die Mitte des Zimmers entgegen und Kaisern bis ins Vorzimmer. Damen werden außer Königinnen und Prinzessinnen mit ihren Herzoginnen nicht im Vatican selbst empfangen, sondern die ihnen bewilligten Audienzen finden im Garten oder einer anstoßenden Galerie statt. Sie erscheinen ohne Unterschied des Ranges oder Alters in schwarzen Kleidern und schwarzen Schleiern.

Interessant ist es, im Vorzimmer die Aeußerungen derjenigen zu hören, welche soeben den Audienzsaal des jetzigen Papstes verlassen. „Er ist ein Engel!" rufen seine begeistertsten Anhänger, jeder aber, selbst ein Gegner seines politischen Systems, sagt: „Welch liebenswürdiger Mann! Selten sah auf dem Stuhle Petri ein Papst mit herzgewinnenderen Eigenschaften als Pius IX." Nach den Audienzen folgt das Diner, einfach und zwar entfernt von jenem überschwenglichen Luxus, durch welchen sich im Mittelalter die Tafel einiger Päpste auszeichnet, dann, wie in jedem Privathause in Rom, die Siesta, der

Tony.

Das werdet Ihr ſchon ſehen. Jetzt hurtig, an die Kanonen!

Paul.

Hören Sie, Mamſell Tony, wenn's Hochzeit giebt, mich ſtellen Sie im Keller an!

Niclas.

Und mich in die Küche! (Beide ab.)

Zweiter Auftritt.

Tony (allein). Dann: Oekonomierath von Seeburg.

Tony.

Noch heute, vielleicht noch in dieſer Stunde! Wie freu' ich mich für unſre liebe, liebe Beate, unſre Schweſter, unſre Mutter! Himmel, wenn er noch früher käme; ſie iſt im Felde bei den Arbeitern! Jede Staubwolke kann ihn bringen, den guten Guſtav. Ob er noch die kleine Antoinette kennen wird?

Seeburg (ein rüſtiger Vierziger, mit einem kleinen Blumenſtock und einer großen Düte, iſt ſchon vorher eingetreten, ſetzt den Stock ab und ſchleicht ſich hinter Tony, die am Fenſter ſteht, her, und hält ihr hinterrücks die beiden Hände vor die Augen).

sich eine Spazierfahrt anschließt, bei welcher ein oder zwei Cardinäle die Unterhaltung führen und „Se. Heiligkeit zu amüsiren suchen". Dies ist leicht, da Pius IX., wenn er sich frei vom Druck politischer Geschäfte fühlt, heitern Gemüths ist, gern lacht und mit Vergnügen kleine Anekdoten und Erzählungen hört. Der Wagen, welchen Reiter der päpstlichen Garde umgeben, hält dann erst außerhalb der Mauer Roms, in der Nähe der Pyramide des Cestius, auf dem Monte Pincio oder am Colosseum; der Papst und die Cardinale steigen aus, machen einen kurzen Spaziergang zu Fuß und fahren nach Rom zurück, um sich nach einem frugalen Abendbrot mit einer Partie Billard zu unterhalten, wobei fröhlich und ungezwungen geplaudert wird bis gegen 10 Uhr; wenn diese Stunde geschlagen, verlöscht auch das letzte Licht im Vatican.

Levin Schücking.

In einem seiner Jugendbriefe rühmt Heinrich Heine in schwungvollen Worten die landschaftlichen Schönheiten Westfalens, von einer Fußreise durch die „rothe Erde" hat er die frischesten und anregendsten Eindrücke empfangen. Die ihm nahe gestanden haben nachher stets bedauert, daß er seine Absicht, jene Reise zu schildern, nicht verwirklicht. In anderer Weise sollte der Wunsch, diese so eigenthümliche Landschaft unsers Vaterlandes, Boden und Menschen poetisch dargestellt zu sehen, in Erfüllung gehen. Eine Dichterin und ein Dichter, beide durch innige Freundschaft verbunden, sind fast zu gleicher Zeit aufgetreten, Westfalen zu verherrlichen: Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. War Annette Droste eine eigenthümlichere, reicher begabte Natur als Schücking, so besitzt er, beinahe zur Ausgleichung, ein größeres Kunstverständniß und ist tiefer und lebendiger mit den Anschauungen und der Denkweise vertraut, die in der Gegenwart den Geschmack beherrschen und bestimmen. War zum Theil können die Gedichte Annettens auf Zustimmung rechnen, die Zahl der Bewunderer ihrer Muse wird immer eine beschränkte sein, die Erzählungen Schücking's dagegen haben jenen echten, volksthümlichen Zug, der von Jahr zu Jahr den Kreis ihrer Leser erweitert. Zu Anfang des Jahrhunderts standen sich so in England zwei Dichter gegenüber: Lord Byron und Walter Scott. In ihrer katholischen Richtung ist die westfälische Dichterin in ihren altjüngferlichen Liebhabereien ebenso ausschließlich wie Byron in seiner dämonischen Weltverachtung und seinen tollen Launen; es ist bezeichnend, daß beide dem Adel angehörten. Walter Scott dagegen wird mehr und mehr, in seinen vorzüglichsten Schöpfungen, zum Gemeingut aller. Nicht mit Unrecht hat man Willibald Alexis und Levin Schücking seine deutschen Nachfolger genannt. Schücking's Heimat, Westfalen, ist für die Romandichtung geeigneter und ergiebiger als Willibald Alexis' Landschaft: die Mark Brandenburg. So gewannen die Erzählungen Schücking's gleichsam im Widerschein der Landschaft eine größere Mannichfaltigkeit, eine reichere Färbung vor denen seines Nebenbuhlers, deren Vortrefflichkeit in der Plastik ihrer Gestalten, in der musterhaften Widerspiegelung des Mittelalters und der Reformationszeit, in einer gewissen Holzschnittmanier beruht; Levin Schücking arbeitet lieber statt mit dem Griffel mit Pinsel und Farben.

Die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig gibt jetzt in „neuer Bearbeitung", in hübsch ausgestatteten Bändchen „Ausgewählte Romane" des Dichters heraus, deren erster Theil die obigen Bemerkungen anregte. Es ist ein glücklicher Gedanke, gerade die auf der „rothen Erde" spielenden Geschichten Schücking's in wohlfeiler Ausgabe auch weitern Kreisen zugänglich zu machen. In ihnen finden wir das Beste und Schönste seines Talents. Ein innerer Zusammenhang geht durch diese Erzählungen und verbindet die erste, die Geschichte der „Marketenderin von Köln", zur Zeit der Französischen Revolution, mit der letzten, „Die Sybille", die bis in unsere Gegenwart hineinspielt. Die Geschichte des westfälischen Landes, die Veränderungen, die Land und Leute erfuhren, das Starre und Feste in beiden, das jeder Neuerung trotzte, rollt sich in mannichfach wechselnden Bildern vor uns ab. Leicht und gefällig fließt der Strom der Erzählung; Schücking hat eine Ader von den alten, harmlosen Erzählern, die „Kunst des Fabulirens" scheint bei ihm wieder zur Natur geworden, es ist nichts Gesuchtes und Gezwungenes in ihm. Plastisch hebt sich von dem malerischen Hintergrund abhebend, treten seine Gestalten auf; was ihnen hier und dort an historischer Vertiefung abgeht, ersetzen sie durch eine reichere und vollere Individualität, als sie uns gewöhnlich in historischen Romanen zu begegnen pflegt, wo so oft die Personen zu Schemen werden, die weltgeschichtliche Stecke, Hüte und Stiefeln tragen. Statt der romantischen Biographie gibt Schücking stets eine poetische Erfindung, ein Stück Leben; an einem der eigenthümlichsten Stämme unsers Volks läßt er die Entwickelung eines halben Jahrhunderts vom Herrn zum Knecht herab sich spiegeln. Diese Erzählungen sind ein echtes Volks- und Hausbuch.

Briefwechsel.

— W. K. in Hamburg. Es ist nicht unwahrscheinlich, es sei der 23. April 1564 Shakspeare's Geburtstag sei, wie wissen nur, daß er am 25. April getauft wurde. Dagegen faßt man den Vorschlag, Uebertrag auf diesen 23. April, sie und seine Feier an diesem Tage festzustellen. Die Details, die über Shakspeare's Leben noch bis heute verbreitet sind, hat schon vor Jahren Nicolaus Delius in seiner kleinen Schrift „Der Mythos von Shakspeare" aufgedeckt gesucht. Aber freilich, wer vermöchte, Vorurtheile zu besiegen!

— M. von O. bei Wien. Wir bedauern Ihren Wunsch in Betreff der „Ungarischen Wanderungen" nicht erfüllen zu können; suchen Sie doch ein österreichisches Journal dafür.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 18.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. XVIII. — Frühlingserwachen. Von Wilhelm Gerschner. — Zur Geschichte der Musik. Von Alexander Meyer. I. Die Musik der Barbaren. II. Die Musik der Griechen. — Die vier Georgs von Thackeray. Von Amely Bölte. I. — Glaube de St.-Martin. — Gedichte von Otto Buchwald. I. II. — Feuilleton: Ein Besuch in Schleswig. II. Die Spitäler. — Konstantinopel im Mai. I. — Flandrin und Calame. — Briefwechsel.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

XVIII.

Noch lag am nächsten Morgen Genovevа in süßen Träumen — in Träumen der Liebe und des Festes, zu dem nach ihrer und Marcel's glücklicher Heimkehr umfassende Vorbereitungen noch am gestrigen Abend getroffen waren —, als Herr Joseph Lecomte schon unruhig in seinem Arbeitszimmer auf- und niederging. Der alte Herr war immer ein Frühaufsteher gewesen, heute aber trieben ihn mancherlei Sorgen und Bekümmernisse vom Lager. Seinem Grundsatz getreu, die Seinigen, soviel er vermochte, von der politischen Bewegung und Unruhe entfernt zu halten, hatte er auch diesmal bei Marcel's Verhaftung seine Furcht still in sich verschlossen, bei seiner Befreiung nicht die stürmische Freude Genovevа's noch die in einem beredten Blick zum Himmel und strömenden Thränen sich offenbarende Rührung der Mutter gezeigt. Er wollte ihnen den Genuß des Glücks nicht durch die Kunde verderben, wie es erworben ward: durch die Abreise Marcel's zur Armee nach Flandern. Zwar hatte Maximilian Robespierre keine Bedingung für seine Verwendung zu Gunsten Marcel's gestellt — ihm, äußerte er, sei es stets erwünscht, wenn er der Unschuld beistehen und den guten Bürgern beweisen könne, daß er nicht den blutigen Forderungen Marat's anhänge — aber sein Gutachten: der junge Mann thäte am besten, sich auf einige Zeit von Paris zu entfernen und dem Vaterlande im Felde zu dienen, war doch wie ein Befehl, dem Joseph Lecomte nicht widersprechen konnte. Nur vermochte sich der alte Herr nicht so rasch mit dem Gedanken zu versöhnen, den einzigen Sohn den Gefahren des Kriegs auszusetzen. Häßliche, traurige Bilder von Schlachten, Belagerungen störten seine Nachtruhe; er glaubte beständig, den Wirbel der Trommeln und den Donner der Kanonen zu vernehmen. Früher als gewöhnlich erhob er sich; zu seiner Verwunderung merkte er, daß der treue François, der in der Nebenkammer schlief, auch schon wach sei. Hm, dachte er, das gibt heute einen unruhigen Tag. Und er sollte sich nicht getäuscht haben. Mit bedenklichem Gesicht brachte der Diener das Frühstück. „Es ist nicht richtig in der Stadt", erwiderte er auf eine Frage Joseph's; „schon gestern Abend gab es überall Zusammenläufe, und eben hat der Bäckerjunge in der Küche erzählt, Marat sei ermordet, Marat, der Volksfreund! Drüben, jenseit des Flusses,

seien alle Straßen vollgepfropft von Menschen, niemand könne hindurch. In der Vorstadt St-Antoine rotteten sich die Pikenmänner zusammen, in einigen Vierteln werde Generalmarsch geschlagen."

„Da wird das Fest der kleinen Genovefa zu Wasser!" antwortete Herr Joseph Lecomte.

„Und doch sollten wir eigentlich" — hier machte der alte François, trotzdem er den Finger auf den Mund legte, ein eigenthümliches Gesicht.

„Ein recht großes Fest feiern?" Herr Joseph Lecomte schnippte mit den Fingern. „Sprichst meine Meinung aus, François! Aber, Haltung, guter Bursche! Nationalcravatte anlegen! Hänge die schwarze Fahne, die wir im vergangenen September ausflickten, wieder aus einer Dachluke heraus! Das Vaterland ist in Gefahr! Das Vaterland und wir selbst noch mehr! Zum Glück brauchen wir unsere Gäste nicht abzubestellen, sie bleiben von selbst weg. Sage dem Kutscher, er solle den Reisewagen aus der Remise holen! . . . Du verstehst mich?"

François nickte nur und eilte hinaus.

Wenn auch Joseph Lecomte nicht ahnte, wie nahe die Ermordung Marats seinen Sohn berühren mußte, noch nicht einmal vernommen, wer diese That vollführt, wenn ihm auch Charlotte Corday noch bis auf den Namen unbekannt war: den Einfluß dieses tragischen Ereignisses auf die Bevölkerung von Paris, auf die Lage seiner Familie erkannte er mit jenem hellseherischen Blick, der uns zuweilen in den großen Krisen unseres Schicksals wie durch Eingebung verliehen wird. Für ihn stand ein innerer Zusammenhang zwischen dem Mord Marat's und der plötzlichen Ankunft Pontmartin's fest; wurde, war der Baron etwa gar schon verhaftet, so konnte eine neue Gefangennehmung Marcel's nicht ausbleiben. Sobald es ging — hoffentlich waren die Barrièren noch nicht bis dahin geschlossen —, sollten Elisabeth und Genovefa unter dem Schutz treuer Diener Paris verlassen und nach der Normandie reisen. „Fliehen, auswandern", sagte der Alte für sich, „um keinen Preis! Der ist ehrlos, der das Vaterland in seiner Noth im Stich läßt — und wenn Marcel, wenn wir morgen alle guillotinirt würden: ich bleibe! Es lebe Frankreich!" Und damit schritt er festen Fußes in seinen Garten hinab, besah seine Blumen, begoß seine Lieblinge und trat dann in das gemeinsame Zimmer der Familie, wo Marcel der Mutter und der Geliebten nun zum dritten mal seine [illegible] im Gefängniß erzählen mußte.

In der Betrachtung seiner Blumen hatte Joseph Lecomte sich gleichsam zu dem schweren Werk gesammelt, den Frauen mitzutheilen, was doch nicht länger zu verschweigen war.

„Sieh', sieh!" sagte er lächelnd zu Marcel nach den ersten Begrüßungen, nachdem er Genovefa's Kuß empfangen, „du bist ja in Einer Nacht ein berühmter Mann geworden! Wie wohlfeil ist der Ruhm!"

„Mußt du denn ewig spotteln", meinte Frau Elisabeth sanft verweisend, „selbst über das Schicksal deines Kindes!"

„Nun, nun, es ist ihm nichts geschehen! Nur größer ist er über Nacht geworden — merkst du es nicht? Als Marcel Lecomte ging er in das Gefängniß, als . . . Hast du ihnen denn noch nichts von deinem Glück gesagt?"

„Ja, Mutter, ja, liebste Genovefa — mein sehnlichster Wunsch ist erfüllt! Der Bürger Robespierre hat mir eine Sendung in das Lager unseres Heeres übertragen."

„Du gehst zur Armee?" rief die Mutter, ihn festhaltend im neu ausbrechenden Schmerz. „O mein Sohn, mein Sohn!"

Genovefa stand da, blaß und schlank, mit gefalteten Händen, aber sie weinte nicht.

„Keine Thränen, keinen Jammer!" entschied der Vater. „Ich halte es für das Sicherste und der Bürger Robespierre auch. Aus dem Kriege kommen viele wieder heim, aus den Gefängnissen keiner! Gib mir die Hand, m'amie, das bedrängte Vaterland hat ein Recht an seine Kinder! Wir haben doch schlimmere Stunden durchgemacht als diese. Den Kopf hoch, kleine Genovefa! Wer in der Abtei gewesen ist, wird sich doch nicht vor dem Gedanken fürchten, daß sein Freund in den Krieg zieht? In einem halben, in einem Jahre ist Marcel wieder bei uns, dann für immer, nicht wahr, mein Junge? Aber als Officier, als Oberst oder General — was weiß ich?"

Indem meldete der alte François, seinen Herrn beiseite winkend, daß der Reisewagen in schönster Ordnung sei, die Kissen gut, die Räder heil, kein Nagel fehle, es brauchten nur die Pferde angeschirrt zu werden. . . Herr Joseph Lecomte rieb sich vor Vergnügen die Hände: „Wir kommen unter dem großen Unwetter weg, meine Lieben! Und wie, dank unsern Pferden! Einpacken, meine Liebe, einpacken! Das Unentbehrlichste! Wir gehen aufs Land . . ."

„Aber der Ball, den Sie mir versprochen haben", versuchte Genovefa zu necken, obgleich ihr das Schluchzen näher war als der Scherz.

„Ich gebe ihn dir tausendmal schöner auf unserm Landgut in der Normandie!"

„Nach der Normandie! O, hätten du mir doch früher nachgegeben, Joseph!" sagte Frau Elisabeth mit stillem Vorwurf. „Schon nach dem Tode des Königs hätten wir mit den Kindern diese schreckliche Stadt fliehen sollen!"

„Du bist —" wollte Herr Joseph Lebrun auf, besann sich aber und küßte seiner Frau die Fingerspitzen. „Du weißt nicht, was Paris wert ist! Es gibt in der Welt nur ein Paris! Aber an die Arbeit! Ja so — ihr wollt wissen, welch neuer Sturm über uns hereinbrach: Marat ist tot, gerade so tot wie der König! An die Arbeit!"

Frau Elisabeth gehorchte um so williger dem Wort ihres Gatten, da sie sich längst aus der gefahrvollen Stadt in die Stille und Sicherheit ihres Landguts gesehnt; von allen Provinzen Frankreichs war die Normandie am wenigsten von dem Erdbeben der Revolution heimgesucht worden; Aufstände hatten sich hier wie überall erhoben, aber den Bewohnern waren die Greuel, die in Paris, in der Vendée, in den südlichen Landschaften fort und fort sich wiederholten, erspart geblieben. Der sanften, auf den Beruf ihres Hauses sich gern beschränkenden Frau war Marat ein Bild des Grauens, mehr eine dunkle Vorstellung des Abscheulichen als eine menschliche Erscheinung; durch seinen Tod fühlte sie sich wie von einem Alp befreit, der auf ihr gelegen. Genovefa aber hatte in ihrer Neigung zu Marcel, in der Freude, ihn zu besitzen, alles in der Außenwelt vergessen; Regen oder Sonnenschein, ihr war es gleichgültig, wenn sie ihn nur sah; wünschend, mit gesenktem Kopf, folgte sie der Mutter.

Marcel und der Vater blieben allein. Das noch so strahlende Gesicht des Jünglings, in dem kriegerischer Muth und Siegeshoffnung sich gespiegelt, hatte einen Ausdruck des Schreckens angenommen. . . „Marat ermordet!" murmelte er halblaut und stellte sich an das Fenster, um den teilnehmenden Frauen nicht die Veränderung seiner Züge zu zeigen.

„Wer hat ihn gemordet?" fragte er jetzt heiser, sich zu dem Vater wendend. „Pentmartin?"

Die Reihe des Erbleichens kam da an Herrn Joseph Lebrun. „Marcel — um Gottes willen, Marcel! Das mich nicht denken, daß ein Lebrun, daß mein Sohn um einen Mord gewußt!"

„Mit meinem Leben hätt' ich das seine geschützt!" fuhr Marcel auf. „Wir lebten es aber, als wäre Pentmartin mit Marat befreundet . . ."

„Wir wollen hoffen, ein Wahnsinniger hat es getan. . . Wir leben in keiner römischen Republik; ich habe niemals Brutus und Cajus geliebt! Mord ist in meinen Augen immer ein Verbrechen! Doch deine Anwesenheit in Paris, mein Sohn, wird mit jeder Stunde gefährlicher! Hunderte Unschuldige werden die That eines Schwärmers büßen müssen! Noch einmal, Marcel, nicht nur vor dem Revolutionstribunal, auch vor Gott bist du unschuldig an Marats Tod?"

„Vor Gott und dir und meiner Mutter!" bekräftigte, seine Hand wie zum Schwur erhebend, Marcel.

„Dann ist's gut! Dann ist selbst die Guillotine nur ein Kinderspiel! Ob wir jung oder alt, unter dem Messer oder an einer unverdaulichen Medizin sterben, wenn wir nur ruhig sterben: was macht das aus? Uebrigens ist der Tod durch die Guillotine der schnellste und billigste, sagt ihr Erfinder; sie ist nach der Entdeckung Amerikas die menschenbeglückendste Erfindung . . ."

Wieder zeigte sich da an der Thür der alte Franzeis, schaute vorsichtig im Gemach umher und da er nur Vater und Sohn darin erblickte, sagte er: „Wir sind am Ende — er ist im Garten."

„Oho", brauste Herr Joseph Lebrun auf, „das wird zu arg! Auch die Undankbarkeit hat ihre Grenzen! Will er mich mit Gewalt ins Unglück stürzen? Mit Gewalt, sag' ich!"

„Laß mich mit ihm reden, Vater!"

„Nichts da, Herr Naseweis! Hätten am besten getan, auch nur, wie der gute Franzeis, Gespenster zu sehen! Geh' zu den Frauen, beruhige, unterhalte sie! Mit ihm werde ich allein fertig!"

Die Hände in den weiten Taschen seines braunen Rocks, begab sich Herr Joseph Lebrun in den Garten. Auf seiner Stirn stand der Aerger; es war nicht gerathen, ihm zu begegnen. Dennoch trat ihm der Baron in seiner gewohnten Kaltblütigkeit entgegen, ihm die Hand zum Willkommen darreichend.

Joseph Lebrun indes machte keine Bewegung sie zu ergreifen. Pentmartin verstand ihn und sagte mit einem Seufzer: „Es klebt kein Blut daran, mein alter Freund, ich bin kein Mörder!"

In den verschiedensten Lagen des Lebens, in guten und widrigen Tagen hatte der Handelsherr mit dem Baron zu schaffen gehabt, niemals aber dessen unverwüstliche Laune von einem schwermüthigen Gefühl getrübt und verdunkelt gesehen. Um so eigenthümlicher mußte ihm der sonderbare Ernst, die Traurigkeit Pontmartin's in diesem Augenblick auffallen. Was alle schreckt, Gefahr und Tod, hatte diesen Abenteurer nie bekümmert; zu viele Schiffbrüche hatte er überstanden, um vor dem letzten sich zu entsetzen. In der Brust Joseph Lecomte's überwand die Erinnerung der alten Freundschaft und das Mitleid mit dem Flüchtling seinen Unwillen, seine Scheu vor dem Verschwörer, dem Feinde der Republik. „Setzen Sie sich doch!" bat er. „Sie sind erschöpft, François soll uns eine kleine Stärkung bringen! Die schwarze Fahne am Dache deckt alles . . ."

Und so saßen sie denn unter der alten Linde.

„Ich bin nicht hungerig, ich bin nicht müde", sagte der Baron, „aber da" — und er schlug auf sein Herz — „daraus ist die Kraft gewichen! Ich habe die Lust an jedem fernern Widerstand verloren; dreimal hab' ich seit gestern den Einfall gehabt, mich der nächsten Wache zu übergeben. Da habt ihr den Pontmartin, schlagt ihm den Kopf ab! Ihr glaubt einen Verrückten vor euch zu haben, vielleicht habt ihr nicht unrecht. Der Anblick eures würdigen Bürgergenerals Henriot auf seinem Schimmel, mit seinem langen Schleppsäbel, brachte mich dann wieder auf lustigere Gedanken. Der Wackere hat die Nacht ebenso wenig geschlafen als ich — und das alles um ein Mädchen und einen todten Mann!"

„Um ein Mädchen?"

Pontmartin mußte die Geschichte Charlottens erzählen. So erfuhr Joseph Lecomte die verhängnißvolle Verbindung, in der sie zu seinem Sohne, zu Genoveva stand. Sie hatte ihm jenen Zettel geschrieben, den er vorsichtig für den äußersten Fall aufgespart und noch niemand gezeigt. Der Baron selbst war am Freitag Abend unbelästigt von Wachen und Polizeidienern aus dem Hause Lecomte's entkommen, hatte in der Nähe des Temple in einem Gasthofe ein Unterkommen gefunden, ohne viel nach Stand und Namen gefragt zu werden. Während des Sonnabends hatte er sich in seinem Zimmer aufgehalten, die Rechnung bezahlt und war, von einem bangen Vorgefühl getrieben, in der Richtung nach Marat's Wohnung zu gegangen, oder, wie er sich selbst überreden wollte, um den Schauer der Ahnung abzuweisen, in der Hoffnung, von Marat ein „Zeugniß seines Civismus" zu erhalten, das ihm bei den Thorwachen zur Sicherheit diene. Aber er erreichte die Straße der Franciscaner nicht; der Menschenstrom, der Genoveva und Marcel zur Flucht gedrängt, hemmte auch seine Schritte — er ward von ihm mit fortgerissen. Die Vordern eilten der Abtei zu; dorthin, hörte er von den Umstehenden, die wie er von den Wüthenden beiseite geschoben wurden, werde man auch die Mörderin führen; das Abteigefängniß lag der Wohnung Marat's am nächsten. „Eine Mörderin?" fragte Pontmartin. „Nun ja, das Frauenzimmer, das Marat umgebracht hat!" antworteten drei statt eines. Mehr brauchte Pontmartin nicht zu fragen, er wußte genug. Jetzt hätte ihn keine irdische Gewalt von der Steinstufe verdrängen können, auf der es ihm gelungen war, den Rücken an die Wand eines Hauses lehnend, Posto zu fassen. Athemlos stand er, aufrecht, durch seine Stellung und seine natürliche Größe alle überragend. Eine bange Viertelstunde verfloß, die Dämmerung wich schon nächtlicher Dunkelheit, als ein Wagen langsam durch die wogende, brüllende Menschenmenge fuhr. Soldaten vorn, hinten, zu beiden Seiten, einige Conventsdeputirte, Louvet, Chabot, Marino mit ihren dreifarbigen Schärpen, an der Spitze des Zugs. Am Himmel leuchtete der Mond. Mehr als einmal schien es, als werde sich die empörte Masse auf den Wagen stürzen und die Mörderin zerreißen. „Sie hat es ja selbst so gewünscht!" höhnte einer neben Pontmartin. „Da sie dies Scheusal" — sie meinte den erhabenen Marat damit — „wie einen Gott verehren, so werft mich doch ihnen vor!" das hat sie gesagt, mit diesen meinen Ohren hab' ich es gehört!" Wie Hercules mit Antäus, rang Pontmartin mit denen, die vor ihm standen, um sich Bahn zu dem Wagen zu brechen, um Charlotte zu sehen. Vergeblich — die Menge flutete wie das Meer, nicht einen Schritt kam er vorwärts. Die entsetzlichsten Verwünschungen gegen die Mörderin mischten sich mit dem Lobe Marat's, mit den Rufen: „Es lebe die Republik! Es lebe der Convent! Nieder mit den Aristokraten!" Wenn das Wuthgeheul eine Minute verstummte, erhob es sich in der folgenden noch wilder, teuflischer. Um den Schrecken des Schauspiels zu erhöhen, erschienen aus einer Nebengasse Männer und Weiber mit Fackeln und Spießen, eine rothe Fahne wurde entfaltet . . es war nicht das

erste mal, daß Pontmartin einem solchen Ausbruch der Volksleidenschaft zuschaute; damals aber, wo der Tod ihn selbst schon an einem Haar hielt, hatte weder sein Herz noch seine Wimper gezuckt — jetzt verhüllte er das Gesicht. So, dachte er, als jetzt der Wagen an ihm vorüberschwankte — ein einfacher Miethwagen, derselbe, in dem Charlotte zu Marat gefahren war — sprangen im Amphitheater zu Rom die Bestien auf die unglücklichen Christen los. . . Dann löste sich der Knäuel, zuletzt war er in der leer und still gewordenen Straße allein. Die Gewalt, die ihn beherrschte, trieb ihn vorwärts, in das Haus Marat's. Er sah die Leiche des Unglücklichen, er drückte schweigend den im Schmerz nun schon erstarrten Frauen die Hand. Ruhelos wanderte er auf und nieder, als jagten ihn die Erinnyen, die Rächerinnen des Erschlagenen umher. . . Vor der Abtei verweilte während der Nacht das Volk in zahlreichen Gruppen; diese gingen, andere kamen hinzu. Die Nationalgarde war in Bewegung; das Aeußerste befürchtend, hatte Henriot die Wachen verdoppeln lassen. Mit ihnen allen verbrachte auch Pontmartin die Nacht unter freiem Himmel. Ein Verlassen der Stadt wäre in diesen Stunden ohne genügenden Ausweis, bei dem Verdacht der Bevölkerung, die Ermordung Marat's sei das Zeichen einer allgemeinen Erhebung der Aristokraten, eine neue Bartholomäusnacht bedrohe Paris, nicht auszuführen gewesen. Von der Nothwendigkeit wie seinem Herzen bezwungen, blieb Pontmartin trotz des heranschreitenden Verhängnisses.

Ein abenteuerliches, zügelloses Leben lag hinter Robert, dem Baron von Pontmartin. Im Ausgange Ludwig's XV. hatte er eine Zeit lang am Hofe zu Versailles eine glänzende Rolle gespielt und war, wie das Gerücht wissen wollte, ein begünstigter Freund der Gräfin Dubarri gewesen. Die Minister Ludwig's XVI. konnten ihn nicht leiden; man sandte ihn, da man ihm Unerschrockenheit und persönlichen Muth zutraute, in mancherlei Angelegenheiten nach Indien, nach Isle-de-Bourbon, nach St.-Domingo. Ueberall bewies der Baron dieselbe Geschicklichkeit in Unterhandlungen, dieselbe Tapferkeit mit dem Degen, aber überall hatte er auch einen Zweikampf auszufechten. Seine Tollheit stieg mit den Jahren. Bei einer längern Anwesenheit im Vaterlande knüpfte er ein Liebesverhältniß mit einem jungen, schönen Bürgermädchen an, einer entfernten Verwandten Joseph Lecomte's, die er in dessen Hause öfters gesehen. Auf dem Hause der Lecomtes stand nämlich eine alte, unablösliche Hypothek der Familie Pontmartin, der erste Verkäufer hatte seinen Nachkommen ein Anrecht auf dies Grundstück für alle Zeiten und Fülle sichern wollen. So war Joseph Lecomte in unmittelbare Berührung mit dem Baron gekommen und dieser hatte es nicht unter seiner Würde gehalten, die Interessen des Kaufherrn in West- wie in Ostindien als Freund wahrzunehmen. Den Augen Joseph's entging das Verhältniß seiner jungen, wenn auch nicht reichen, doch wohlhabenden Verwandten zu Pontmartin, bis beide plötzlich aus Paris verschwunden waren. Aus einem Dorfe der Normandie erhielt er die erste Kunde von ihnen: den Brief eines Pfarrers, daß er vor acht Tagen, am Abend, das Fräulein Madelaine und den Baron Pontmartin getraut habe, das junge Paar sei nach England gereist. Die Gattin des Barons starb einige Monate nach der Geburt einer Tochter; der Baron, um seinen Schmerz über diesen Verlust zu betäuben, seinem Hang nach Abenteuern und Reisen Genüge zu thun, begab sich nach Amerika, wo die Republikaner in Virginien und Pennsylvanien ihren Kampf gegen England anfingen. Das Kind blieb der Obhut treuer Wächter, der Kammerfrau der Mutter und ihres Mannes, eines wackern normännischen Pächters auf einem Gute, das früher dem Baron gehört, überlassen; mit vier Jahren ward es in das Kloster der Nonnen zu Caen gebracht. Pontmartin focht, siegte, lebte und litt indeß in Nordamerika, er zeichnete sich im Stabe Washington's aus und war einer der wenigen, welche die junge Republik mit dem Cincinnatusorden belehnte. Sein Vermögen hatte er, von Europa scheidend, in die Hand Joseph Lecomte's gegeben, nur selten forderte er die Zinsen. „Ich lebe als Soldat", schrieb er einmal, „von der Hand in den Mund. Spart, knausert, thut, was ihr könnt, aber lebt nicht auf wucherische Zinsen aus, die kleine Genoveva muß reich werden!" Und sie wurde reich, daß der Baron selbst erstaunte, als er, nach dem Frieden von Versailles nach Frankreich zurückkehrend, von Joseph Lecomte die Summe seines Vermögens erfuhr. „Wetter", rief er, „das ist Geld! Da nehm' ich ein paartausend Francs davon und reise nach China!" Gesagt, gethan; er machte sich auf den Weg nach dem damals noch verschlossenen Reich der Mitte, dem wunderbaren Fabelland des Ostens, der goldenen Trachen, der Pagoden und Porzellanthürme.

Fünf Jahre blieb er im Orient. Genaueres aber von dieser Reise erfuhren nicht einmal seine nächsten Freunde. Die Revolution, die in Frankreich ausgebrochen, beschäftigte alle Geister mit den Angelegenheiten des eigenen Landes, die Wunder der Ferne verloren darüber jeden Reiz. Der Baron hatte nicht umsonst unter Washington gedient, er war für eine Verfassung und ein beschränktes Königthum, weiter ging er nicht. „Die Franzosen", behauptete er, „sind eine Nation von Schauspielern, sie werden niemals Republikaner werden — außer in Corneille's Trauerspielen." Diesen Grundsätzen bewahrte er in allen Stürmen eine unerschütterliche Treue; nur wurde er durch die Macht, die in den Dingen ruht, stärker als der Wille und die Leidenschaft des Großen unter uns, allmählich aus seiner Opposition nach der rechten Seite, in die Reihen der Anhänger des Königs gedrängt. Der 10. August 1792 rief ihn zu den Tuilerien; auch ihm entschlüpfte wie andern Officieren bei dem Heranbrängen des Volks der schicksalschwere Befehl: „Feuer!" an die Schweizer. . . Sein Stern begünstigte ihn, er entkam dem fürchterlichen Blutbad, ward erst einige Tage später in einem Versteck entdeckt, in das Gefängniß geworfen und durch Marat's Todesurtheil, den er vor Jahren, 1787, in der Hofdienerschaft des Grafen Artois kennen gelernt hatte, vor den Septembermördern gerettet. Von jenem Tage an glich er dem Wild des Waldes. Weder die Bauern und Edelleute der Vendée noch die Girondisten in Caen trauten ihm ganz; diesen war er zu sehr Aristokrat, gegen die Privilegien jener hatte er zu heftig gesprochen. Ihm selbst unbewußt, war es eine gewisse Verachtung des Lebens, Gleichgültigkeit gegen den Tod, Unlust an allem und das ihm eigene unstete Wesen, das ihn jetzt nach Paris geführt: er wollte seine Tochter wiederlieben, Marat und Charlotte reuen und vereinander bewahren, sich überzeugen, ob ein Umsturz der Republik möglich sei. Aber das waren nicht feindselige Vorsätze, es trieb ihn abenteuerlich durch den Sinn — abenteuerlich, wie er das Leben begonnen, wollte er es auch beschließen; der eine erblickt in der Welt und dem Dasein ein harmonisches Kunstwerk, dem andern sind beide Seifenblasen. . . Blast sie in die Luft, laßt sie steigen, schillern und zerflattern! sagen sie — es war die Meinung Pontmartin's.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Frühlingserwachen.

Von Wilhelm Gerstner.

Der Wechsel der Jahreszeiten gehört unstreitig zu den schönsten Erscheinungen unsers Klimas. Nirgends wol spricht die Natur mit so mächtig ergreifender, rührender Stimme zum Menschenherzen als in diesem reizvollen Wechsel, in diesem alljährlich sich wiederholenden Schauspiel des Aufblühens und Absterbens, das den Menschen an das Ewige im Vergänglichen mahnt. Und sind nicht die Jahreszeiten getreue Spiegelbilder unsers eigenen Lebens und müssen sie darum nicht sympathisch unser Gemüth ergreifen? Diese Stimmungen werden dem unter der unveränderlichen Monotonie der ihn umgebenden Natur in träger Ruhe dahinlebenden Tropenländer ewig fremd bleiben. Alle Wunder des Orients, alle Pracht der Tropenzone wiegen dem Nordländer nicht den Wechsel seines Klimas auf; trotz der ewigen Bläue des Himmels, dem Immergrün der Wälder müßte er hier, vergebens auf Veränderung am Himmel und auf der Erde wartend, in geheimer Sehnsucht verkümmern. Mit dem größten Schmerz würde er vor allem den herrlichen Anblick einer gleichsam neuen Schöpfung vermissen, den ihm alljährlich der wiedererwachende Frühling unter der Milde seines Himmels bietet. Was könnte ihm Ersatz geben für dieses sanfte Frühlingserwachen, das schönste Phänomen unserer Erde? Wenn endlich nach langer Trübe sich der Himmel wieder aufhellt und die milde Kraft der jungen Sonne ein neues Leben hervorlockt; wenn der Frühling seine Vorboten, die lauen Lüfte, sendet, das erste Veilchen hervorsprießt, das erste Lerchenlied ertönt — welcher Nordländer kennt sie nicht, die süßen Ahnungen und Hoffnungen, die ihm ums Herz schweifen, das Gefühl der Lebensverjüngung, das alle Adern durchwallt, die tausend Bilder und Gestalten froher Jugend und Hoffnung, die ihn umgaukeln?!

Es liegt ein eigenthümlicher Reiz darin, dem wiedererwachenden Leben im Frühling zu lauschen, dem wir Nordländer mit Harren und Sehnen, durch die lange Entbehrung des Winters geneigt, entgegensehen. So mag der Schiffer nach langer Seefahrt vom Maſtkorb nach dem theuern Anblick des heimatlichen Strandes spähen.

Unter kaltem Sprühregen und Schloßenschauer entweicht der maurische Winter zum fernen Norden; der Schnee zerschmilzt in gelben Fluten und

die Erde streift ihn ab wie ein drückendes Gewand. Grüne Saaten und braune Ackergefilde thun sich hervor und frei ragt der Berge entblößtes Haupt wieder zum Himmel. Auch das Menschenherz fühlt sich wie von langen Fesseln befreit und wie von einem ahnungsvollen Hauch durchweht; süßbeklommen spürt es die Zeit des nahenden Frühlings, des Lebengebers und Freudenbringers. Laue Segenslüfte regen brausend ihre Schwingen, dichte Schauer zieht das graue Gewölk hernieder und es leben sich die letzten Spuren des Schnees in Thälern und Gebirgen und Bäche und Ströme schwellen in ihren Betten.

Horch, wie brauset der Sturm und der schwellende Strom in der Nacht dir!
Schaudre, indes Gefühl! deutscher Frühling, du gehst!

Wie der Tropenländer das langerflehte Rauschen ersehnter Winde in dem gefiederten Laube der Palmengipfel als Anzeige der nahen Regenzeit nach langer tropischer Dürre, so begrüßt der Bewohner des Nordens diese Zeichen des nahenden Lenzes mit stiller Freude! Himmel und Erde und Fluten gehen zur Ruhe, das blaue Hoffnungsauge des Himmels thut sich auf und die Sonne lächelt so über Flur und Auen. Ein wunderbares Sehnen treibt uns hinaus aus der dumpfen Enge des Zimmers in weite, freie Räume. Zwar haben Wiesen und Anger noch ihr fahles Winterkleid und ein kalter Nord schauert zuweilen durch die kahlen Aeste der Bäume, die stumm ihre Arme zum Himmel emporrecken und um junges Grün und neue Blüten bitten. Doch wie liegt die Landschaft so hell und klar im milden Sonnenschein, eine Wohlthat für das Auge nach den trüben Tagen des Winters! Scharf zeichnen sich die Umrisse der Berge gegen den klarblauen Märzhimmel, das ferne Waldgebirge überzieht ein duftiges und doch so duftloses, zartes Blau. Heiter liegen die Abhänge der Berge in den Strahlen der Sonne und das braune Haidekraut und die verbleichten Waldgräser freuen sich des milden Glanzes; lieblich rinnt und rauscht das Bächlein ins Thal hinab, der gelbe Citronenfalter flattert munter am Rande des noch laubleeren Waldes und das Pfauenauge wiegt behaglich seine Flügel in den Strahlen der milden Sonne.

Nichts gleicht an zarter Lieblichkeit dieser ersten Zeit des Vorfrühlings, diesen „sanften Tagen", die ein deutscher Dichter, der in die Schule der Natur gegangen, so schön besungen hat:

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wenn in der ersten Frühlingszeit
Der Himmel, lieblich aufgeschlagen,
Zur Erde blickt und Wärme beut,
Die Thäler noch von Eis gefangen,
Der Hügel schon sich sonnig hebt,
Die Menschen sich ins Freie drängen,
Der Kinder Spiel sich neu belebt.

So oft der Frühling herannahte und ich auf den sonnigen Hügel emporstieg, um seine ersten Grüße zu empfangen, hab' ich es mit vorgesagt, und ganz wurde die Seele eingewiegt in jene ruhigen Gefühle.

Alle die trüben Träume des Winters mußten fliehen; die heimliche Kraft der Sonne hat alles in Leben und Fröhlichkeit versetzt. Vorwärts über die blanke Pflugschar gelehnt, lenkt der rüstige Pflüger die ins Joch gespannten Stiere und aus dem zerrissenen Acker steigt nahrend und verjüngend der alte Erdathem empor; mit abgemessenem Schritt schreitet der Säemann durchs Gefilde und übergibt vertrauensvoll den Samen dem mütterlichen Schoße der Erde. Wie fröhlich blickt die junge Saat daneben hinauf in den Frühlingssonnenschein und den jugendlich-heitern Aether, und hoch darüber ertönt das kreisende, jubelnde Lied der Lerche! Munter zwitschert der Sperling unter dem Dache der ländlichen Wohnung; auf dem hohen Birnbaume davor lockt die geschwätzige Elster; die Meise, die oft mit bittendem Blick an das gefrorene Fenster flog, sitzt jetzt schon wieder auf dem Rosenstrauche des Gartens und kokettirt so lebensfroh mit Kopf und Schwänzchen. Schwatzend rudern die Gans durch den Teich, vor der Schar seiner Hennen prunkt der stolze Hahnbahn und der bunte Pfau entfaltet seine Farbenpracht den Strahlen der Sonne. Auf dem Dache des Hauses aber girrt die Taube, lüstern die Blicke rollend und den Hals voll bunten Farbenspiels kokett nach allen Seiten drehend. Keim und Knospe hilft an das Licht hervor. Im Garten, wo der Gärtner, die Seele voll von Gartenträumen, dem Samen ein lockeres Bett bereitet, ist das junge Laub der Stachelbeere, das erste Grün des Frühlings, bereits hervorgebrochen; die den ländlichen Zaun überragenden Haselsträucher streuen schon aus ihren stiegenden Staubbeuteln den schwefelgelben Blütenstaub. Die Weidengebüsche am Bache zeigen ihre silberweißen Blütenkätzchen und an ihren zarten, schwanken Ruthenkronen brechen schon zahlreiche Knospen hervor. Dichter und dichter sprossen auf Feldrainen und Angern die zarten Blätter der

Gräser auf, aus denen freundliche Gruppen von Gänseblumchen hervorschauen; immer voller und üppiger entfalten die Saatfelder ihr frisches Grün. Auf den von Sonnenlicht und Erdfeuchte gesättigten Wiesen schießt Halm an Halm empor; hier wiegt der Steinbrech schon auf schlanken Stielen seine schneeweißen Blüten, die saftiggrünen Blätter der Herbstzeitlose schmücken den Teppich, und unter den hereinziehenden Gebüschen des angrenzenden Waldes steht auf saftigem Grunde das den Frühlingshimmel erschließende Himmelschlüsselchen. Wenden wir uns dem Walde zu, so ist in den feuchten Thälern lange schon aus Schnee und Winternacht der erste Frühlingsbote, das Schneeglöckchen, erblüht; zwischen bemoosten Felsen sieht das blaue Auge der Leberblume hervor, weiße und gelbe Anemonen stehen wie dichtgesäet zwischen niedrigem Gestrüpp und hohen Waldgräsern, daneben der duftende Seidelbast und das Lungenkraut mit seinen blauröthen Rohrenblumchen, die bunten Genossen in jedem Frühlingsstrauß, und am Boden, zwischen dürrem Laub verborgen, treibt die vierblätterige Haselwurz ihre bescheidenen Blüten. Auch um die Zweige manches Baumes und Busches webt schon ein junger Blätterschimmer. Am frühesten sind die zarten Zweige der Birke mit grünen Blattspitzen bedeckt; sie ist die erste, welche den Frühling in den Wald trägt. Darum ist sie ein echter Frühlingsbaum, voll sinniger, erfrischender Freundlichkeit und wegen ihrer zarten, jugendlichen Gestalt am meisten dazu geeignet. Bald weben auch um die hohen Wipfel der Pappeln die bräunlichen Blattknospen ihren ersten Schimmer. Andere Bäume prangen bereits im Schmuck ihrer Blüten, während die Blattknospen daneben noch regungslos schlafen; so die Erle und die Zitterpappel, deren Blüten schon frühe Boten des Frühlings sind, und die Ulme mit ihren braunrothen Blütenknäueln. Nur in den starren Eichen und Hainbuchen regt sich noch kein Leben, bis endlich auch um ihre schwarzen Zacken Tausende von Knospen schimmern.

Ueberall waltet und schafft die rege Milde mit unbeschreiblicher Macht und dringt selbst in die verborgensten Thäler und Winkel und lockt die starren Schläfer des Winters hervor. Manche Schnecke, die sich hinter dem Steinblock zwischen dem Moosrasen oder im Erdloch ein stilles Plätzchen gesucht, wo sie sich in ihrem mit dem Winterdeckel verschlossenen Häuschen wohlverborgen hielt, ist regt wieder aus Licht gekommen; geschäftige Scharen von Ameisen, die ihr künstliches Winterhaus verlassen, tragen schon wieder zum Bau ein; schwarze und goldgelbe Laufkäfer gehen auf Beute aus; Hummeln und Bienen schwärmen surrend an den Blütenkelchen; Schwärme von Erdbienen und graubehaarten Wespen sind emsig beschäftigt, Löcher in den lockern Erdboden zu wühlen und ihre Nester einzurichten. Auch in Sümpfen und Teichen regt sich wieder ein neues Leben. Verschiedenartige Sumpfschnecken sind aus dem Schlammgrund, ihrem Winterlager, emporgestiegen und hängen sich mit ihren graudunkeln Schalen an die umherschwimmenden abgestorbenen Schilfrohre; große graue Wasserskorpione mit breitem, plattem Leib und langem Stachel tummeln sich umher, der breite Schwimmkäfer fühlt sich so wohlig in seinem Element und rudert auf und nieder. Auch von den Fröschen steckt endlich einer nach dem andern den Kopf über das Wasser und quakt in kurzen tiefen Tönen. Ein Schwarm von lustigen Mücken hält im warmen Sonnenstrahl seine Tänze um ihn her; aber ihm mangelt noch die Kraft, seinen Fang erhaschen zu können. Auch sie sind eingetroffen, die gefiederten Frühlingsboten, und der erste Sonnenstrahl des Frühlings hat die muntern Sänger des Hains, „ohne welche selbst der Frühling trauern würde", zu neuen Liedern erweckt.

Ueber dem Haarte frohlocken sie nun und es lebet auch
mein Herz sich
Wunderbar zu ihnen hinaus. — —

Züge von Kranichen schweben schreiend ihrer Sommerheimat wieder zu; der Storch, der treue Genosse des Hauses, der mit den ersten lauen Märzwinden das ferne Schilf des Südens verließ, hat das verlassene Nest auf dem Dachfirst wiedergefunden, das er mit fröhlichem Geklapper wieder auszubessern bemüht ist, und wird von den Dorfbewohnern wie ein langvermißter Freund begrüßt. Des Frühlings Kurier und Kundschafter, der lustige graue Star sitzt in Gesellschaft seiner geschwätzigen Kameraden in den hohen Wipfeln der Pappeln und Weiden und läßt aus voller Kehle sein melodisches „Hoido!" herabschallen. Auch die liebe bekannte Stimme des Hausrothschwänzchens läßt sich schon am frühen Morgen vom Dache des Nachbars herab vernehmen. Die flinke Bachstelze läuft mit zierlich schnellen Schritten das Ufer des Baches entlang, die schwebende Mücke zu erjagen, und von dem schlanken Weidengezweig daneben läßt die Gold-

ammer ihr wohlbekanntes „Zip!“ ertönen. Ganz nahe beim lustigen Klappern einer Mühle schlüpft durch Erlengebüsch und Brombeerranken das muntere Rothkehlchen und mischt sein feines, fast melancholisches Stimmchen in das heitere Frühlingsorchester. Endlich kehrt auch die Schwalbe, dieser echte Frühlingsbote, weit übers Meer her zur trauten Hütte zurück und treibt wieder ihr schwärmendes Spiel in den blauen Frühlingslüften. Auch im Walde ist manch muntere Vogelstimme schon erwacht. Hoch vom Wipfel der Eiche schallt das kosende Gurren der Holztaube und schmetternde Finkenschläge und das Zirpen der kleinen Meisen antworten von allen Seiten. Und senkt sich der Abend herab, dann erhebt auch die Amsel ihren ernsten, würdigen Flötengesang.

Was gliche an Weichheit, Luft und Milde einem solchen feuchten Abend des Vorfrühlings, von welchem der Dichter singt:

Im feuchten Frühlingsabendhauch,
Wie hab' ich dich so gern!

Ein weicher, würziger Hauch webt über Berg und Thal. Der Himmel ist verhangen und nur im Westen schwimmen leichte rosige Frühlingswolken. Die Stämme der Bäume strahlen das letzte Roth der scheidenden Sonne zurück und werfen lange Schatten; ein leichter Windhauch streicht flüsternd durchs Gezweig und leise wiegen sich die zarten Zweige der Birke. Die süße Traumwelt, die feierliche Stille der Umgebung unterbricht der laute, klangvolle Gesang von muntern Drosseln, welche dann von ihren erhabenen Sitzen herab durchs Gesträuch hüschen, sich einen Ruheort für die hereinbrechende Nacht zu suchen; in der Ferne wird das Balzen einer Schnepfe gehört. Aber schon läßt der Waldkauz seinen Paarungsruf erschallen und aus der Ferne weben die Abendlüfte den dumpfen Ruf der Ohreule herüber.

Doch die volle Harmonie seiner Sängerschaaren verschwendet erst der Wald aus den kühlen Schatten seines frisch entsprossenen Laubes. Fluren und Wälder warten noch mit Sehnsucht auf den feuchten Segen des Himmels. Aber nicht lange mehr sollt ihr warten! Dichtes Gewölk, voll Frühlingsschauer, haucht der milde Süd durch die Wölbung des Himmels. Alles liegt in Schweigen und in lieblicher Erwartung; spiegelglatt ergossen scheint die Flur, kein Hauch rührt sich im Walde. Leise Tropfen fallen herab und bald senkt sich der Himmel in dichten warmen Schauern allmählich hernieder. Der Regen ist verzogen; feucht, hell und grün lächelt rings die herrliche Frühlingslandschaft in den Strahlen der milden Sonne, die sich tausendfach in den funkelnden Tropfen spiegelt, welche Perlen gleich auf Bäumen und Kräutern hängen. Sonniggrüner Nebel wallt durch das blühende Thal, behaglich knarren die Frösche aus dem Teiche und unverdrossen singt die Lerche ihr kreisendes Jubellied. Jetzt blüht und schafft der Frühling an allen Enden. Vom feuchten Wiesengrund bis zum nackten Hügel läuft das lebendige Grün, dieser Zeuge des ewigen, schönen Lebens der Welt, das gemeinsame Kleid der neuerwachten Natur, das selbst die harten Felsen jetzt umspinnen hilft. Dieses milde Grün der Hoffnung mag auch das härteste Gemüth in Wehmuth setzen; aus seinem Anblick mag der Betrübte sich Trost saugen für sein Herz und der Schuldbeladene noch Hoffnung auf Heilung gewinnen! In reicher Fülle entfaltet sich der neubelaubte Wald vor dem Säuseln der Frühlingslüfte, und mit jedem Farbenschmelz des jungen Jahres geschmückt, prangen die Gärten und verstreuen ihre süßen Düfte. Doch was wäre der Frühling ohne die Obstbaumblüten, in welchen uns am meisten der Zauber der Verjüngung entgegentritt? Auch dieses Wunder des Frühlings hat sich über Nacht entfaltet. Im weißen Blütenschnee prangt der duftige Kirschbaum, um die rosigen Blüten des Apfelbaums summen Bienen und Käfer und purpurn schimmern alle Zweige des Pfirsichs. Im kühlen Schatten frisch entsprossener Blätter, wo die Sänger des Himmels wohnen, beginnt jetzt die allgemeine Frühlingshymne, die Waldsymphonie, ein lieblich streitendes Gemisch von jubelnden Sängerkehlen. Vor allen gedenke ich deiner, du Meistersängerin, du liebesflötende Nachtigall! Wenn der duftige Abend herabsinkt und sanfter Dämmerthau die Erde verhüllt, durch den die Sterne nur schamhaft verstohlene Blicke werfen, dann vernehme ich aus den schattigen Gehegen einsamer Gärten deine sehnsuchtsvollen Accorde!

Die Erde im vollsten Frühlingsschmuck, angelacht vom sonnigen Blau des Aethers, gleicht einem indischen Himmel. Aber es ist, wie der Dichter sagt, nur „ein Himmel auf der Wanderung“. Darum genießt die kurze Frühlingszeit! Hinaus auf die grünen Matten und in das Schattengezelt der lustig grünenden Wälder!

Tony (schreit auf).

Seeburg.

Rathen!

Tony (will sich losringen).

Wer ist's?

Seeburg.

Rathen!

Tony (bei Seite).

Mein Himmel, doch nicht Gustav schon?

Seeburg.

Rathen!

Tony

Herr von Seeburg.

Seeburg (läßt los).

Sieh, wer hat Ihnen das gesagt?

Tony.

Die Hände des Herrn Oekonomieraths.

Seeburg.

Ah so, mein ökonomischer Teint? Künftig werde ich Glacéhandschuhe anziehen! (Legt die Düte auf den Tisch) Was sagen Sie zu dem niedlichen kleinen Blumenstock, den ich mitgebracht habe: meine Treibhäuser machen Dampfsfortschritte. Für Fräulein Schwester! Wo ist sie denn, die Liebenswürdige?

Tony.

Sind Sie ihr nicht begegnet?

Zur Geschichte der Musik.*)

1. Die Musik der Barbaren.

Wir sind gewöhnt, unter einer musikalischen Composition uns ein Kunstwerk zu denken, welches darin besteht, daß mehrere Stimmen, seien es die menschlichen Stimmorgane oder musikalische Instrumente, sich gleichzeitig in verschiedenen Tonläufen, Melodien bewegen, deren Zusammenklang einen dem Ohr wohlthuenden Eindruck macht. Diese Auffassung der Musik ist uns von Jugend auf so geläufig, daß wir uns kaum einen Zustand der Kunst denken können, in welchem sie nicht geherrscht hätte. Dennoch ist diese Art der Musik nicht allein auf wenige Völkerstämme beschränkt, nämlich die Germanen, Romanen, Slawen und Celten, sondern sie ist auch bei diesen erst in einer verhältnißmäßig späten Zeit entstanden und ausgebildet worden.

Die ursprüngliche Musik ist bei allen Völkern einstimmig und ist es bei vielen bis auf den heutigen Tag geblieben. Es mögen hier und da einzelne Instrumentalverzierungen, Cadenzen und Zwischenspiele vorkommen, es mag — als äußerste Concession an die Anforderung der Vielstimmigkeit — eine Melodie in der nächsthöhern Octave begleitet werden, das Wesen der Musik auf dieser Stufe bleibt die Bedingung einer einzigen Stimme durch die verschiedenen Theile der Tonleiter. Einstimmige Musik, allein und für sich genommen, ohne Begleitung der Poesie, ist zu arm an Formen und Veränderungen, als daß sich darin größere und reichere Kunstformen entwickeln konnten. Daher ist die reine Instrumentalmusik in diesem Stadium nothwendig beschränkt auf kurze Tanzstückchen und Märsche; umfangreichere Kunstwerke können nur in Verbindung mit Poesie als Gesang gebildet werden.

Der Gesang ist eine Bewegung der Stimme durch verschiedene Stufen der Tonhöhe. Diese Definition ist indessen noch nicht erschöpfend. Wenn der Wind heult, so bewegt sich seine Tonhöhe ebenfalls bald in steigender, bald in fallender Richtung, allein es geschieht in allmählichen Uebergängen ohne Absatz; infolge dessen fehlt uns das Maß, die spätern Laute mit den frühern zu vergleichen und die Breite der Veränderung zu überschauen. Das Ganze macht daher einen wirren und unangenehmen Eindruck. Die Musik bedarf daher eines eingetheilten Maßstabes, um den Fortschritt der Tonhöhe zu messen. Dieser Maßstab ist die Tonleiter.

Von den unendlich vielen continuirlich ineinander übergehenden Graden der Tonhöhe werden bestimmte Stufen ausgeschieden, welche die Tonleiter bilden, in der sich die Melodie bewegt. Es fragt sich nun, welche Stufen wir aussondern, welche Töne wir vor ihren Nachbartönen dadurch bevorzugen, daß wir den Schritt zu ihnen bevorzugen vor dem Schritt zu andern Tönen. Das Intervall, welches zuerst aufgefunden wurde, ist die Octave; mit der Feststellung der Octave ist der erste Schritt zur Feststellung der Tonleiter und somit zur Begründung der Musik geschehen. Die Höhe eines Tons beruht auf der Anzahl der Schwingungen der Luft, welche derselbe in einer Secunde hervorruft. Wenn wir irgendeinen Ton anschlagen, so erklingen mit demselben gleichzeitig seine harmonischen Obertöne, d. h. alle diejenigen Töne, deren Schwingungszahl das Doppelte, Dreifache oder irgendein Vielfaches von der Schwingungszahl des Grundtons bildet. Der nächste unter den harmonischen Obertönen, d. h. derjenige Ton, dessen Schwingungszahl das Doppelte von der Schwingungszahl des Grundtons beträgt, wird von uns Octave genannt. Wenn wir zuerst den Grundton anschlagen und hierauf seine Octave, so hören wir einen Theil dessen wieder, was wir soeben gehört haben, denn die Octave erklang schon als Oberton mit und alle Obertöne der Octave waren auch in den Obertönen des Grundtons enthalten. Die Begleitung einer Melodie in der Octave gibt nichts Neues, sondern nur eine Verstärkung schon vorhandener Töne. Die Octave erscheint daher als vollkommen consonant.

Zwischen dem Grundton und der Octave ist ein weiter Raum, der durch andere Stufen ausgefüllt werden muß. Hierbei lenkt sich die Aufmerksamkeit zunächst auf den Ton, dessen Schwingungszahl sich zur Schwingungszahl des Grundtons wie 3 zu 2 verhält und den wir heute Quinte nennen. Die Octave der Quinte, welche als Oberton mit derselben zugleich erklingt, ist auch im Grundton schon als Oberton enthalten, da ihre Schwingungszahl das Dreifache von der Schwingungszahl dieses ist; ferner erscheint der Obertön, der die sechsfache Schwingungszahl von der des Grundtons hat, auch als Oberton der Quinte, von dessen Schwingungszahl er das Vierfache bildet, da $2 \times 6 = 3 \times 4$. Wenn wir daher den Grundton und darauf die Quinte an-

*) Nach [illegible] „Theorie der Tonkunst“

ſchlagen, ſo iſt ein Theil des Neuen identiſch mit einem Theil des früher Gehörten; es iſt die vollkommenſte Wiederholung, die wir in einem kleinern Abſtand als der Octave vernehmen können. Daher hört man häufig ungeübte Sänger, wenn ſie mit andern im Chor ein Lied ſingen wollen, welches ihrer Stimmlage nicht paßt, oft in der Quinte mitſingen, woraus ſich ergibt, wie ſelbſt für das ungebildete Ohr die nahe Verwandtſchaft zwiſchen Grundton und Quinte hervortritt. Den Abſtand der Quinte und der Octave nennen wir Quarte, und da auch dieſer eine nahe Verwandtſchaft beider Töne beweiſt, ſo wiederholen wir ihn über dem Grundton. Die vier Töne

C. F. G. c

bilden ſomit das feſte Knochengerüſt einer jeden Tonleiter, um welche ſich ſpäter die übrigen Töne anſetzen.

Die Chineſen haben nun zu der Quinte g eine neue Quinte d gefügt und zu der Quarte f eine neue Quarte b. Dadurch erhielten ſie die fünftönige Tonleiter c. d. f. g. b. c. Jo-kiu-ming, der Freund des Confucius, verglich die fünf Töne derſelben mit den fünf Elementen der chineſiſchen Naturphiloſophie: Waſſer, Feuer, Holz, Metall und Erde. Später wurden die Chineſen zwar mit unſerer diatoniſchen Tonleiter bekannt und Prinz Tsai-yu führte dieſelbe unter ſtarkem Widerſpruch der conſervativen Muſiker ein; in deſſen gehören ihre meiſten Melodien der fünftönigen Scala an. Dieſelbe Tonleiter finden wir bei den Galen, ſowol den Schotten als den Iren, und auch dieſe haben daran feſtgehalten, nachdem ſie mit unſerer diatoniſchen Tonleiter bekannt geworden waren. Die obengefundene Scala kann ſo geordnet werden, daß ihre verſchiedenen Töne nacheinander Tonica werden; und wenn wir die verſchiedenen Formen auf die Tonica c tranſponiren, ſo erhalten wir folgende Tonleitern, die auf dieſer Stufe der Muſik möglich werden:

1) c. d. f. g. b. c.
2) c. d. f. g. a. c.
3) c. es. f. g. b. c.
4) c. d. e. g. a. c.
5) c. es. f. as. b. c.

Die dritte dieſer Tonleitern nähert ſich unſerer Moll-, die vierte unſerer Dur-Tonart; die fünfte wird wegen der fehlenden Quinte faſt nicht benutzt. Mit dieſen Elementen haben namentlich die Schotten eine Fülle klarer und beweglicher Melodien geſchaffen und die geringe Anzahl der Töne innerhalb der Octave dadurch ausgeglichen, daß ein großer Umfang der Stimme benutzt wird.

Den Gegenſatz zu dieſem Syſtem bildet das der Araber im perſiſchen Reich der Saſſaniden. Während wir bei den Chineſen und Galen wenige Töne haben als in unſerem diatoniſchen Syſtem, finden wir bei den Arabern mehr. Dieſelben ſtimmten nämlich zunächſt vier Quinten aufwärts und erhielten ſo die Töne

C. G. D. A. E.

Darauf ſtimmten ſie acht Quinten abwärts und erhielten:

C. F. B. ES. AS. DES. GES. CES. FES.

Dies FES iſt gleich dem e, aber nicht gleich der ſogenannten Poſthorniſchen Terz E., welche wir durch das Aufſchrauben der Quinten gewonnen haben; denn bekanntlich kommen wir durch einen Quintencirkel nie wieder zu dem reinen Ton zurück, von welchem wir ausgegangen. Wir bezeichnen dieſen Ton mit dem kleinen Buchſtaben e, zum Unterſchied von dem erſterwähnten E. Von dieſem e erfolgen noch vier Quintenſchritte rückwärts, durch welche wir die Töne

e, a, d, g, c

erhalten, ſodaß nun die Tonleiter ſich aus folgenden 17 Stufen zuſammenſetzt:

C, DES, d, D, ES, e, E, F, GES, g, G, AS, a, A, B, h, c, C,

indem wir CES = h ſetzen können. Aus dieſem Tonreichthum ſetzen die Araber zwölf Hauptoctaven zuſammen, welche die Namen führen: Uſchak, Newa, Buſelik, Rah, Huſſeini, Hidſchaz, Rahari, Sengule, Irak, Iſpahan, Buſurg, Zirkfend. Die acht erſtgenannten haben ſieben, die vier übrigen acht Stufen; keine derſelben kommt unſerm Dur oder Moll völlig gleich. Später entwickelte ſich indeſſen in Perſien ein neues muſikaliſches Syſtem; das Gefühl für die feinern Unterſchiede ſtumpfte ſich ab, die nur durch ein Komma verſchiedenen Töne wurden gleichgeſetzt und es entſtanden die zwölf Halbtonſtufen, welche ſich in unſerm europäiſchen Tonſyſtem finden.

Von den Indern und den alten Germanen mag hier nur bemerkt werden, daß auch ſie einſtimmige Muſik hatten und daß ihre Melodien den modernen europäiſchen nicht unähnlich ſind. Die Neugriechen haben mitten im chriſtlichen Europa ſich den einſtimmigen Geſang bewahrt; im Jahre 1832 hat der Erzbiſchof Chryſanthus von Trapezunt ein Werk über Muſik geſchrie-

den, in welchem er sich auf die mehrstimmige Musik gar nicht einläßt, weil seine Landsleute keinen Gefallen daran haben. Uebrigens haben ihre Lieder einen auffallend kleinen Tonumfang, da sie es verschmähen, die angestrengten Höhen und die klanglosen tiefen Töne der menschlichen Stimme zu brauchen.

2. Die Musik der Griechen.

Die griechische Musik ist einstimmig wie jede andere Musik, die außerhalb des Christenthums entstanden ist. Dennoch ist sie wichtiger als die der Perser oder Chineſen, denn sie bildete den Durchgangspunkt zur modernen Musik. In der Musik wie in allen andern Zweigen des geistigen Lebens stehen wir auf den Schultern der Griechen. Man darf weder annehmen, daß die Griechen im Stande gewesen seien, eine so kunstvolle Compositionen zu schaffen, wie die neuern Symphonien sind, noch andererseits glauben, daß in der griechischen Musik irgendetwas gelegen habe, was ein modernes Ohr verletzen würde. Wäre es uns möglich, eine griechische Composition aufzuführen, und zwar genau so, wie es vor zweitausend Jahren geschehen ist, so würde auf unsere Sinne kein lebhafter Eindruck hervorgebracht werden, weder des Schönen noch des Häßlichen. Um so viel reicher Rauch's Friedrichsdenkmal ist als die älteste Hermensäule, um so viel reicher ist die moderne Musik als die griechische; und dennoch, wie ohne Phidias keinen Rauch, hätten wir ohne Terpander keinen Beethoven. Wir bewundern zwar in der Plastik noch heute die Griechen als unsere unerreichbaren Vorbilder, während ihre Musik, wenn wir sie besäßen, uns kalt lassen würde. Das liegt indessen nur daran, daß der Gegenstand der Plastik die einfache Gestalt ist, während die Musik ihrer Natur nach auf reichere Com-Positionen hingewiesen ist. Der Gang der Entwickelung ist in beiden Künsten ein analoger.

Nach einer Notiz bei Boethius soll bis auf Orpheus die Lyra nur das Tetrachord

e, f, g, c,

gedacht haben. Selbstverständlich ließ sich, so lange man noch keine weitern Töne besaß, nicht eigentlich eine Melodie bilden, sondern höchstens eine Begleitung zur Declamation finden.

Die weitere Entwickelung erfolgte bei den verschiedenen Stämmen in verschiedener Weise. Man füllte den zwischen der Quarte bleibenden Zwischenraum durch zwei willkürlich gelegte Tonstufen aus und erhielt so die folgenden Tetrachorde:

bei den Lydern: e, d, c, f,
bei den Phrygern: d, c, f, g,
bei den Dorern: c, f, g, a.

Der Unterschied zwischen den dreien besteht darin, daß der halbe Ton entweder auf die erste oder die letzte Tonstufe oder zwischen die beiden ganzen Töne fällt.

Daneben schlug man aber auch ein rationelleres Verfahren ein; man suchte von g aus die Quinte d und von dieser aus die weitere Quinte a. So hatte man, gleich den Chineſen und Galen, die fünfstufige Tonleiter c, d, f, g, a, c, die sich lange im Gebrauch hielt. Später fügte Terpander den Ton e und Pythagoras den Ton h hinzu, welche beide Töne man gleichfalls durch Quintenfortschritt fand. So war demnach die diatonische Tonleiter, die wir heute besitzen, festgestellt. Mit jedem Ton derselben konnte man beginnen und dachte sich alsdann die Tonleiter als zusammengesetzt aus zwei Tetrachorden. Es entsteht sonach aus den beiden lydischen Tetrachorden

c, d, e, f und g, a, h, c,

die lydische Tonreihe. Beginnt man mit g, a, h, c und läßt c, d, e, f folgen, so fällt der Ton c in beiden Tetrachorden zusammen und man muß nun noch den Grundton f voranstellen, um die hypolydische Tonreihe

f g a h c d e f

zu gewinnen. Genau dieselben einfachen Principien befolgend, erhält man von d aus die phrygische und von g aus die hypophrygische, von e aus die dorische und von a aus die hypodorische Tonreihe, während die mit h beginnende Tonreihe die mixolydische heißt und schwieriger zu erläutern ist.

Pythagoras fand das Gesetz, daß die Höhe der Töne und ihre Consonanz abhängig sei von der Länge der Saiten und der Einfachheit ihrer mathematischen Verhältnisse. Demgemäß berechnete er das Verhältniß der Quinte wie 2 : 3, das der Quarte wie 3 : 4, das der großen Terz wie 64 : 81. In der That hat die durch Quintenzirkel gefundene große Terz das letztgenannte Verhältniß. Da es nun aber, wie erwähnt, Musiker gab, die die Zwischentöne nicht nach dem Quintenzirkel suchten, sondern nach dem natürlichen Wohllaut, so konnte es nicht fehlen, daß auch die natürliche Terz, wie sie auf Aeolsharfen auftritt, entdeckt wurde. In der That berechnete Archytas die große Terz = 4 : 5, Eratosthenes die kleine Terz = 5 : 6.

Ueber die ästhetische Bedeutung der Musik hat Aristoteles an mehrern Stellen seiner Schriften seine Bemerkungen gemacht. Er findet, daß die Rhythmen und Melodien Bewegungen sind; die darin liegende Energie beruhe auf einer Stimmung und rufe daher eine Stimmung hervor. Er empfindet ferner die Nothwendigkeit der Einheit eines jeden Tonstücks. Wir verlangen von der modernen Musik, daß in jedem Stück ein herrschender Ton sei, aus welchem sich die ganze Tonmasse entwickele und in den sie wiederum zurückkehre. Diesen Ton nennen wir die Tonica. Auch Aristoteles vergleicht die Tonica mit den Bindewörtern der Sprache; er nennt sie „das Band der Töne", namentlich der schönen, weil ihr Ton am meisten vorhanden sei. Er macht darauf aufmerksam, daß, wenn die Tonica verstimmt ist, das ganze Musikstück schlecht klinge, während wir, wenn ein anderer Ton verstimmt sei, den Mißklang nur hören, sobald derselbe angeschlagen werde. Der Grund hierfür liege theils darin, daß sie öfter vorkomme als irgendein anderer Ton und der Componist immer wieder zu ihr zurückkehre, theils aber auch darin, daß mit der richtigen Stimmung der Tonica die Ordnung aller Töne gegeben sei und mit einer Verstimmung derselben die Ordnung daher gestört werde. Er deutet dabei an, daß der Musiker mit der Tonica zu beginnen, aber mit der Dominante zu schließen pflege. Für unser modernes Gehör ist es nothwendig, mit der Tonica zu schließen. Um diesen Unterschied begreiflich zu finden, muß man sich daran erinnern, daß der Gesang der Griechen etwas Declamatorisches, unsern Recitativen Aehnliches hatte und daß auch wir die Singstimme der Recitative mit der Dominante zu schließen pflegen, welche das Orchester mittels des Dominantseptimenaccords aufnimmt und in den tonischen Accord überleitet. Die nach der Tiefe absteigenden Melodien hält Aristoteles für edler und harmonischer als die zur Höhe aufsteigenden. Das Wesen der Variationen ist ihm bereits bekannt; er will sie aber nur als Virtuosenstücke gelten lassen; von den Chören verlangt er die einfache Wiederholung der Melodie.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Die vier George von Thackeray.

Wenige Monate ist es her, daß der Tod den begabten Schriftsteller unerwartet hinweggerafft hat und Englands Literatur dadurch einer ihrer schönsten Zierden beraubt hat, gern mögen wir da auf eins seiner letzten Werke zurückkommen, das seinen Namen dauernd unter uns erhalten wird: seine Aufzeichnungen über die vier George. Wir nennen es Aufzeichnungen, weil sich kein anderer Ausdruck für diese Art der Darstellung, die nicht Biographie, nicht Geschichte genannt werden kann, finden will. Ursprünglich hatte Thackeray den Gegenstand für öffentliche Vorträge ausgearbeitet, welche er zuerst in London, darauf in Amerika hielt. Dieser Zweck verräth sich auch jetzt noch in dem auf mündlichen Vortrag berechneten Stil.

Thackeray's literarische Wirksamkeit war die eines Humoristen und Satirikers; nur zuweilen überwog die satirische Ader in ihm die humoristische. Smollet, Fielding, Sterne, Johnson waren seine Vorgänger und würdig trat er in ihre Fußstapfen. Jene aber wurden, was sie wurden, aus innerm Triebe; Thackeray machten die Umstände, die Nothwendigkeit zu dem, was er ist.

Er war Pessimist. Die Welt, wie sie ist, war ihm keine schöne, keine gute Welt; die Menschen, wie er sie sah, schienen ihm allesamt Sünder zu sein.

In Indien geboren und von dort nach England geführt, hatte er sich schon in der Jugend heimatlos gefühlt. Daraus möchte der erste Quell seiner trüben Lebensanschauung herzuleiten sein. Wer nicht in dem Boden der Heimat Wurzel schlägt, fühlt sich vereinsamt auf Erden; um das Leben zu lieben, muß man ein glückliches Kind gewesen sein und sich nach dem Ort zurücksehnen, wo man seine ersten Spiele gespielt hat. Thackeray wurde als Gentleman, d. h. für keinen Beruf erzogen. Unabhängig, wie er war, bot er dem ersten Mädchen, das ihm Neigung einflößte, seine Hand an. Das junge Paar siedelte nach Paris über und lebte vergnügt. An Geist und an Kunstsinn fehlte es dem jungen Mann nicht und lustig zu sein verstand er gleichfalls. Der Werth des Geldes war ihm unbekannt; leichtsinnig gab er es aus und hatte bald ein nicht unbedeutendes Vermögen verschwendet. Dieser Wechsel des Schicksals traf seine junge Frau so schwer, daß sie den Verstand darüber verlor. Er konnte sie keinem geschickten Arzt anvertrauen, sie keiner Anstalt übergeben, denn das Geld dazu fehlte. Er mußte selbst ihr Hüter sein; das brach ihm das Herz und sein Haar erbleichte vor der Zeit. Traurige Tage gingen an ihm vorüber, und wenn er später auch wieder lachte, so lachte sein Herz doch nie mehr mit.

Als der Tod sein armes Weib erlöste, ging er mit seinen Kindern nach England und übergab sie der Großmutter. Er hatte fortan nur die Eine Aufgabe noch zu lösen: für ihren Unterhalt zu sorgen, und diese Aufgabe löste sich anfangs nicht leicht. Zufällig erfuhr die Direction des „Punch" von seinem Talent, Caricaturen zu zeichnen, und forderte ihn zu Beiträgen auf. Seitdem gingen auch seine Manuskripte ab, sein Ruf wuchs, seine Romane wurden die Lieblingslektüre der vornehmen Gesellschaft, so oft er ihre Schwächen und Vorurtheile auch mit seiner Satire geißelte.

Ich sehe den großen, stattlichen, schönen Mann mit dem geistreichen Gesicht und dem schneeweißen Haar noch vor mir, wie er die traurige Geschichte seiner Leiden erzählte. Jahre lagen schon dazwischen; dennoch füllte sich sein Auge bei dem Bericht mit Thränen. „Ich will ein Gedicht darauf machen", schloß er. „Die Leute wollen lachen; um meine Kinder zu erhalten, muß ich, auch wo mir das Herz blutet, lustig sein."

Im Jahre 1853 besuchte er Deutschland und kam auch nach Dresden. In einer Abendgesellschaft bei unserm gegenseitigen Freunde, Herrn R., wünschten die anwesenden Damen, den Verfasser von „Vanity Fair" kennen zu lernen, und ich bat ihn darum, sich vorstellen zu lassen. „Bitte", sagte er, „entschuldigen Sie mich! Ich muß das ganze Jahr durch den Leuten spielen und kann meine Ferien nicht aufgeben." Wirklich gelang es auch niemand, seine Bekanntschaft zu machen. Nur mit der Nichte des Hauses, einem kaum herangewachsenen Kinde, plauderte er freundlich. „Hier ist noch Unschuld, Reinheit und Güte", sagte er. „Hat die Welt sie erst verdorben, so mag ich sie auch nicht mehr!"

Armer Thackeray! Mußten Welt und Leben für ihn ein so trauriges Antlitz haben?

Bei seinen Vorlesungen in London war ich gegenwärtig. Die elegante Welt drängte sich, ihn zu hören; eine Reihe glänzender Equipagen versperrte die Straße, die schönsten Augen hingen an seinen Lippen. Hätte man ihn aber gefragt, so würde er gerathen haben, den Armen das für diese Toiletten verschwendete Geld zu geben.

Und welche Geißel schwang er über die vier George!

Im Jahre 1714 starb der kleine Herzog von Gloucester, das letzte Kind der Königin Anna, und damit eröffneten sich für Georg Ludwig, Kurfürsten von Hannover, Aussichten auf die Erbfolge in England. Georg Ludwig aber liebte Hannover und Herrenhausen und eilte nicht, den Thron „seiner Vorfahren" zu besteigen. Er brachte mit sich deutsche Kammerherren, deutsche Secretäre, Neger und seine beiden damals schon bejahrten Geliebten, die Gräfinnen von Kielmansegge und von Schulenburg, denen er die Titel einer Gräfin von Darlington und von Kendal beilegte. Beide wurden sogleich die Zielscheibe des Spottes, dem der König zuletzt auch nicht entging. Er hatte sein fünfzigstes Jahr überschritten, als er nach London kam; in dem Alter nimmt man keine fremden Sitten mehr an. Man lachte über ihn, aber man ließ ihn gewähren, weil auch er die andern gewähren ließ. „Man nimmt an", sagt Thackeray, „daß die Schicksalsgöttin die Könige ihres besondern Schutzes würdigt, und so hatte Georg I. denn auch allerlei Zeichen und Prophezeiungen, daß er bald nach seiner Gemahlin sterben würde. Sophie Dorothea hatte auch wirklich kaum in ihrem Schlosse zu Ahlden den letzten Seufzer ausgehaucht, so sank Georg I. in seiner Reisekalesche um, die ihn soeben nach seinem geliebten Hannover bringen sollte. Die Tage sind für England vorüber, wo es eine Religion war, Könige zu verehren, wo Prinzen im Tempel Gottes den Fürsten schmeichelten; wo Unterwürfigkeit eine adeliche Pflicht war; wo Schönheit und Jugend die königliche Gunst suchten und die Schande des Weibes keine Entehrung war. Bessere Moral und bessere Sitten für den Hof und für das Volk sind die unschätzbaren Folgen der Freiheit, welche wir durch Georg I. gewannen. Er hielt seinen mit dem englischen Volk geschlossenen Vertrag; und wenn er nicht mehr wie andere Monarchen und Menschen den Lastern des Zeitalters entging, so können wir wenigstens dafür dankbar sein, daß er unsere Freiheiten nicht antastete. Das Bild Georg's I. ist nicht ohne Flecken, sein Charakter hat Züge, die wir nicht bewundern; aber wiederum können wir ihm Gerechtigkeit, Muth und Mäßigung nicht abstreiten — dies müssen wir anerkennen, bevor wir das Blatt umwenden!"

Bei Georg I. verweilt Thackeray nur kurze Zeit, weil der König selbst nur verhältnißmäßig eine kurze Zeit in England sich aufhielt. Dafür schildert er aus der Vergangenheit des Königs die Geschichte des Grafen Königsmark und hellt über das langweilige Leben am Hofe der Kurfürsten von Hannover.

Der erste Georg sprach kein Englisch und der

zweite sprach es mit fremdem Accent. Obwol als Kronprinz von England auf seine hohe Stellung vorbereitet, war an ihm doch noch nichts von einem Engländer und Gentleman bemerkbar. Als Sir Robert Walpole, der erste Minister, ihm den Tod seines Vaters ankündigt, ruft er aus: „Das ist eine große Lüge!" Auch der zweite Georg hegte keine Vorliebe für England. Er war tapfer, das flößte den Engländern Respect ein. Sonst hatte er wenig genug, sich ihnen zu empfehlen. Als seine Gemahlin, Karoline von Ansbach, die ihm eine treue, liebende Gattin lebenslang gewesen, ihn auf dem Sterbebett bat, wieder zu heirathen, sagte er schluchzend: „Non, mais j'aurai des maitresses!" Thackeray schildert das Leben am Hofe, das Spielen, Trinken, Jagen, die Zeitvergeudung und die galanten Abenteuer. Georg II. liebte die Bücher nicht; er wurde wenig, wenn sie ihm vor die Augen kamen. Die Königin, welche gern las, durfte es nur heimlich thun. Karten dagegen waren allen erlaubt, jeden Abend spielte man. Der König meinte, es sei alles besser in Hannover, und das Volk lachte über sein Vorurtheil. Oft blieb er ein ganzes Jahr dort und niemand vermißte ihn. Nach dem Tode der Königin nahm Lady Yarmouth ihre Stelle ein; dennoch saß er oft vor dem Bilde seiner „angebeteten" Karoline, weinte und sagte, daß kein Weib der Erde ihre Schuhriemen aufzulösen werth sei. Er wurde 77 Jahre alt, und als er starb, machte ein englischer Geistlicher Verse auf ihn, welche seine Tugenden priesen; doch war sein Leben nicht tugendhaft, nicht weise, nicht gut gewesen; er hatte weder Verstand und Gelehrsamkeit noch Güte besessen. Grob, roh und sinnlich, wie er gewesen, behauptete der Bischof Porteus dennoch, daß die Erde ihn zu tragen nicht gut genug gewesen sei.

Mit dem dritten Georg ließ sich die „Respectabilität" auf den Thron Englands nieder; er war ein guter Familienvater, rechtlich, sparsam, ein Bürger auf dem Throne und sollte es trotzdem erleben, daß sein Sohn und Erbe der erste Gentleman und Verschwender Europas wurde. So wenig vererben sich die Tugenden der Aeltern auf die Kinder. Georg's III. Gattin war eine Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. Er wählte sie, weil er zufällig einen Brief von ihr gelesen, worin sie an eine Freundin über die Schrecken eines Kriegs und die Süßigkeit des Friedens schrieb. Beim ersten Anblick kam sie ihm sehr unscheinbar vor, bald aber lernte er sie lieben und beide führten ein glückliches häusliches Leben miteinander.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Claude de St.-Martin.

Claude de St.-Martin gehört seinem Leben und Denken nach dem 18. Jahrhundert an; er ist im Jahr 1803 bei Paris gestorben. Er war ein theosophischer Philosoph, eine Gattung Sterblicher, die heute auszusterben ist. In Deutschland war Franz von Baader, 1841 gestorben, der letzte dieses Geschlechts. Er baut mit St. Martin in inniger Geistesverbindung und sein Schüler Franz Hoffmann in Würzburg machte uns vor einigen Jahren die Dichtungen St.-Martin's durch einen Separatabdruck zugänglicher. Diese Gedichte liegen nun jetzt in deutscher Uebersetzung vor: „Poesie Claude de St.-Martin's Dichtungen. Uebersetzt und erläutert von Friedrich Beck" (München, 1863).

Die fünf Dichtungen, welche Beck übersetzt hat, behandeln hauptsächlich den Zusammenhang zwischen Welt und der Menschheit.

Die erste und ärgste Dichtung St. Martin's — Phanor. Ein Gericht über die Poesie, oder mit dem, wenn er wahr wäre, betrübenden Schluß, daß Gott dem Genius der Poesie verboten habe, die Dichter mit geringen Ausnahmen fernerhin zu erleuchten, und, laut der Genius,

Gehorsam seinem Wort, beschränkt mein Sang
Sich auf der sin'gen Weihung Tempelhallen;
Nur solchen, die erfüllt ein frommer Drang,
Nur ihnen darf er noch vernehmlich schallen.

Die Dichter haben dem Volk die Religion geschaffen, drum ist die Meinung Herodot's: Die Völker schufen auch poetische Elemente der Religionen heraus und hielten an ihnen fest, solange es eben darin enthalten war. Auch St. Martin erkennt, daß

— durch die holde Poesie
Der Mensch mit seinem Schöpfer eng verbunden —

sowie

Daß nun Priesterin gleich an Recht und Ehre
Der Dichter wandle sie erhaben Bahn.

Andere Zeiten aber verbannten die Poesie mehr und mehr aus der Religion, damit begann der innige Zusammenhang, welcher zwischen Gott und der Menschheit so lange bestanden hatte, sich zu lockern. Statt jedoch einzusehen, daß diese in der trockener gewordenen, poesieleeren Religion lag, suchte man den Grund in den Menschen.

Sie lieben ihre schlimme Neigung reizen. Man schalt,

— — daß ganz in ihren Forderungen
Verwandt die Menschen sind, durch sie ist Schuld
Hienieden, daß verfehlt so Manch zu werden.

Und hat augenommen, das Poetische in der Religion sei nöthig, um anzuziehen, lassen unsere Religiösen angeleitet, es muß Religion in der Poesie sein — ihre Religion natürlich, die mehr oder weniger poetisirte. Die alte Fabel eine wahre Poesie schaffen!

Und fällt dabei eine Anekdote aus dem Leben des Naturdichters Burns ein, den die Dichterin A. von S. mit ihrem Besuch beehrt, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß in seinen Dichtungen das wahre Christenthum nicht durchblicke und er deshalb nicht ein echter Dichter sein könne. „War denn aber Homer auch kein Dichter?“ fragte Burns, und die fromme Dame konnte nichts Besseres thun, als sich ohne Antwort empfehlen.

St. Martin geht nicht so weit; er fordert von dem wahren Dichter nur Religion oder, wie er sich ausdrückt, „Wahrheit“, und findet solche nicht nur in den christlichen Dichtern Dante, Petrarca, in Chaucer, Spenser, Milton, Shakspeare, Corneille, Racine, Molière und — was auch seinen Ueberzeugungen wundert — in Rousseau, sondern ebenso in Rom, das seit Ennius „für höhere Bildung glüht“, und in Homer und Hesiod. So verwirrt wie diese Zusammenstellung, so wunderlich ist der Ausruf gegen die „weltlichen“ Dichter:

Doch retet ihr allein von ird'schen Dingen,
Ihr malt die Züge dieser niedern Welt,
Die Leidenschaften, die im Herzen ringen,
Ihr malt den Wahn, der sie gefangen hält — —
So leichtentwerft ein Bildner hast zu werden,
Braucht auch die Gottheit Beistand nicht zu geben!

Ja, sang denn aber Homer, dichtete Shakspeare etwas anderes? Darauf erwidert der Genius der Poesie, es sei nicht genug, durch die Poesie

Die Herzen zu erschüttern, reizen, rühren —
In welchem Sinn!

das sei die Hauptsache. Gegen dieses Wort läßt sich gewiß nichts einwenden, aber wenn ihm keine Poesie etwas gilt, die nicht zu Gottes Preis gedichtet, wenn er meint, jede andere

— zieht
Zum Staub den Unterung heil'ger Poesie —

so wird das Ding anders. Damit wird weder Religion noch Poesie gefördert.

Schiller sprach bereits das große pädagogische Prinzip aus: „Der Weg zum Kopf muß durch das Herz geöffnet werden“, und Gutzkow sagt: „Ein Messias für die Herzen ist nöthig.“ Damit stimmt auch das Wort Zellers, daß zu dem protestantischen Licht, das vom deutschen Norden ausgestrahlt, nun auch die Wärme kommen müsse, und er hoffe, sie durch die Musik herbeigeführt zu sehen. Wir meinen, nicht nur die Musik, sondern die Kunst überhaupt sei dazu nöthig. Die Religion, welche erfüllt, was sie soll — „bei der es der Menschheit wieder einmal wohl wird“ —, muß wieder poetisch sein, sie muß von einer Thätigkeit ausgehen, die ein Kunstwerk schafft. Denn nur ein Werk erbaut, das edle Kräfte geweckt hat, dem man eine edle Aufopferung der edelsten Kräfte ansieht. Die Religion aber soll erbauen, also muß sie ein Kunstwerk sein. Darum ließen die hebräischen Weisen sie als ein Fertiges aus Gottes Hand und Mund hervorgehen, den sie als den vollkommensten Künstler anbeteten, als Urbild für alle Menschenkünstler. Von ihm wußte das vollendetste Kunstwerk ausgehen und man nannte es auf einer Seite Natur, auf der andern Religion. Haben aber die Fortbildner diesem Künstler nachgestrebt? Sie haben nur statt der ausgetriebenen Poesie ihren trockenen Geist in die Religion getragen, sodaß sie nun kein Kunstwerk mehr ist, schelten aber auf Dichter, auf Wissenschaft und Kunst, als hätten diese den Zusammenhang zwischen Gott und den Menschen zerrissen. Verloren gegangen ist uns die Poesie, die Kunst aus der Religion, und diese wieder hineinzuschaffen, ist das Streben aller edlen Kräfte, nicht blos in unserm Volke.

Gedichte

von Otto Ludwig.

I.

Ein Thor, wer mürrisch und verdrossen
Mit dem bescheid'nen Loos grollt,
Wenn nicht mit vier geschwinden Rossen
Sein Wagen durch die Straßen rollt.

Ein Thor, wer aus des Nächsten Freuden
Sich schöpft des Lebens Bitterkeit,
Und grollend bei vermeinten Leiden
Gift auf die eig'ne Speise streut.

Bescheid'nes Glück, das hat ein jeder,
Nimmt er das Leben, wie er's fand; —
Treibt nicht das Wasser seine Räder,
Dreht er sein Rad mit eig'ner Hand.

II.

Ew'ger Dämm'rung gleicht das Leben,
Sonnenlicht und Nebel streiten;
Wird es vor dem Strahl sich heben,
Wird es düster stets sich breiten?

Herz, du kannst es nicht entscheiden,
Sollst du hoffen, sollst du zagen;
Aengstlich irrend zwischen beiden
Rinnt der Strom von deinen Tagen.

Und eh' noch das Licht ergossen,
Das die Hoffnung dir versprochen,
Ist des Lebens Zeit verflossen
Und die Nacht hereingebrochen.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Ein Besuch in Schleswig.

II.

Die Lazarethe.

Die Stadt Schleswig ist ein großes Lazareth geworden, der Mittelpunkt all dieser Anstalten, deren großartigste Schloß Gottorp ist.

Ueberaus anmuthig, in unmittelbarer Nähe der Stadt, liegt das Schloß; ein breiter Damm mit alten Linden zu beiden Seiten führt zum Hauptportal — die Art der Dänen hat mehrere der ehrwürdigen Bäume stark beschädigt; man hat sie verbunden gleich den Kranken im Innern. Die weiten Räume hallten wider vom Schmerzensschrei der schwerverwundeten Soldaten, die man die Treppen hinaufträgt. Nach dem Schlosse sind das Rathhaus sowie die ehemalige Wohnung des dänischen Bürgermeisters und verschiedene andere geräumige Häuser zu Lazarethen eingerichtet, alle sind belegt. In einem großen Garten und Hofe gelegenen Hause liegt der Herzog von Wirtemberg an seiner Fußwunde danieder sowie eine Menge anderer Offiziere. Der Herzog war fröhlich und guter Dinge; er hofft auf vollständige Wiederherstellung und sieht es gern, wenn ihn Fremde besuchen. Am Inspector steht dem Hause vor, zwei schleswigsche Damen leiten den Haushalt, die Pflege ist in den Händen der Barmherzigen Schwestern aus Münster und Kaiserswerth sowie mehrerer Aerzte. In den ziemlich großen Zimmern lagen je vier bis sechs Kranke, Freund und Feind, österreichische und dänische Offiziere, von denen der eine den Arm verloren, der andere schwer am Kopfe verletzt war. Während wir mit den Genesenden plauderten, kamen die Schwestern, theils neue Verbände, theils Erquickungen den Kranken bringend. Sie trugen hohe schwarzwollene Kleider mit langen, weiten Aermeln, eine gleichfarbige Kapotte mit weißer Krause, die das Gesicht fest umschließt, ohne das Haar sehen zu lassen, und mit breiten weißen Leinenbändern zugebunden war. Andere trugen schwarzwollene Kleider, weiße Schürzen und die richtigen Nonnenhauben. Daraus blickten oft jugendliche Gesichter mit melancholischen Augen, oft aber auch frische und fröhliche, von denen man nicht begreift, wie gerade sie zu dem schweren Geschäft kommen; in andern wühlten Kummerfurchen, gleichsam in Hieroglyphen eine traurige Lebensgeschichte.

„Das ist Schwester A.", sagte einer der jungen Assistenzärzte zu uns; „sie hat eine harte Schule durchgemacht." Sie trug Bahnagen und Charpie in der Hand und trat an das Bett eines kranken Dänen, den Verband zu erneuen.

Unsere Neugierde war geweckt; die Pflegerin mochte kaum älter als siebenundzwanzig Jahre sein. „Diese junge Frau", erwiderte der Arzt auf unsere Frage, „hatte sich sehr jung mit dem Lieutenant von G. verheirathet. Jugend, Unerfahrenheit und vielleicht auch ein angeborener Leichtsinn ließen sie nach wenig Monaten in heißer Kinderei die Huldigungen anderer Männer in willkommener Weise hinnehmen. Bald bezeichnete das Gerücht einen ihrer Verehrer als den Begünstigten, der junge Ehemann wurde geneckt, gute Freunde, statt ihn ernstlich auf seine Pflichten aufmerksam zu machen, reizten sein Ehrgefühl, er forderte den vermeintlichen Nebenbuhler und wurde von diesem im Duell erschossen. Gift an der Leiche ihres Gatten kam die Schwerbetroffene zur Besinnung und gestand ihren Freunden, es sei mehr eine Neckerei gewesen, die sie sich mit ihrem dem ritterlichen Manne erlaubt habe, sie sei jedem ernsten Liebesverhältniß durchaus fern gewesen. Sobald sie alles geordnet, ihren Haushalt aufgelöst, ging sie in eine jener Krankenanstalten, um sich für den Dienst der Pflege auszubilden und fortan ihr Leben, dem anfänglich die Welt so reich gelacht, dem menschlichen Elend zu weihen. Ein Jahrzehnt ist über die furchtbare Katastrophe dahingegangen, nicht nur im eigenen Vaterland, auch in Syriens Spitälern hat sie bereits ihren ernsten Pflichten mit unermüdlichem Eifer obgelegen und tritt jetzt wieder in Schleswig, den Leichnam ihrer Jugend hinter sich, als tröstender Engel an das Bett der Verwundeten."

Wir meinten, als wir noch mehrfach die hülfebringenden Schwestern beobachtet, daß wol jede einen kleinen Roman hinter sich haben möchte; indeß verneinte das der Arzt; er trifft uns zwei junge Grafinnen, die aus innerstem Drange, vielleicht aus religiösen Schwärmereien sich dem schweren Amt gewidmet. Mit Begeisterung sprach der Arzt von der Thätigkeit und Umsicht der Gräfin Stolberg, der Oberin von Bethanien.

Welch ein Heldenmuth liegt darin, sich solchen Stätten zu nahen, wo das Elend der Menschheit in der furchtbarsten Gestalt uns entgegentritt!

Director der sämmtlichen Spitäler Schleswigs ist Heinrich Graf zu Rantzau-Breitenburg, kaiserlicher Hauptmann. Wie Lieber in Schleswig, so übt sein schweres Amt Herr von Alvensleben-Redekin in unmittelbarer Nähe des Kampfes. Er steht dem Ordenscapitel der Johanniter zu Rübel vor und leistet den Verwundeten auf dem Schlachtfelde Hülfe und Beistand. Er und seine Leute gehen während des Kugelregens so ruhig und gelassen umher, als wären sie unverwundbar. Offiziere und Soldaten nennen ihn nicht mit Unrecht „den Schutzengel des Schlachtfeldes mit seiner Schar".

Auch den guten Aerzten, welche der Internationale Krankenverein den Verwundeten zu Hülfe gesandt, wird großes Lob zutheil. Dr. Appiea soll ein ge-

schaffen Ehrung sein und eine leichte, sichere Hand besitzen, am 2. April Rand er inmitten der Verwundeten während der Kanonade. Graf hat auch den Dänen Aerzte geschickt, wir haben aber noch nichts von ihnen vernommen.

Die Verpflegung in den Spitälern ist musterhaft; auf einer Tafel über dem Haupt des Bettes liest man, was der Kranke und wie viel er zu bekommen hat, die Schwestern sorgen dafür, daß den Vorschriften volle Genüge geschieht. Einen Krautenturm ertrage ich, als das Auskernen gegeben wurde, weil nicht nur den Gesunden, sondern nun auch den Kranken diese leichte und doch so nahrhafte Speise gereicht werden kann.

Die Direction der dalmer Austernbank hatte es nämlich verweigert, der Bestellung aus dem Hauptquartier, Austern dahin zu schicken, Folge zu leisten, indem sie erwiderte, daß ein Contract sie binde, dieselben an den König von Dänemark zu senden. Der Feldmarschall Wrangel entschied aber, daß die dalmer Austernsendungen fortan gehalten sei, die Austern nicht nach Kopenhagen, sondern nach Flensburg zu schicken. Seitdem kommen die Austern massenweise im Hauptquartier an und gehen von da in die Lazarethe. Ein berliner Stahlwarenhändler hat dem Austernedict-Erlasser einige Dutzend Austernmesser geschickt, eine Waffe, die man in Schleswig nicht kennt, wo man die Auster, als heimisch, mit weniger Umständen genießt.

Die preußischen Infanteristen haben es sich in der Schloßkirche zu Gravenstein bequem gemacht. Ein wunderbarer Anblick, der kaum zu beschreiben ist — da liegen in einem Seitenschiff auf langer Strecke dicht eine Menge schlafender Soldaten, das Laufdecken unter der Kanzel ist zur Waschschüssel geworden, ringsherum wird Toilette gemacht, für einen Genremaler gäbe es hier die schönsten humoristischen Motive! Um eine Art improvisirten Tisches aus Tonnen und Brettern saßen einige und spielten Karten, andere saßen, mit der Pfeife im Munde war einer, auf einem Bund Stroh liegend, eingeschlafen. In dem Augenblick bringt die Wache vier gefangene Dänen, die nicht recht wissen, ob sie lachen oder weinen sollen. Auf der Kanzel lehnt ein Soldat mit verbundenem Kopf, auch vom Chor herab blicken verschiedene vermummte Gestalten — es sind die Leichtverwundeten oder Reconvalescenten, die sich hierher zurückgezogen.

Dazwischen wird dann des Sonntags in der Kirche gepredigt und das Abendmahl ausgetheilt.

So schrecklich der Krieg jedem fühlenden Menschen sein muß, so ist doch der Eindruck, den man von der so oft gerühmten preußischen Friedensarmee bekommt, ein überwältigender. Wie muthig ertragen diese Neulinge des Kriegs seine Strapazen und Gefahren! Mit welcher Unerschrockenheit und welchem Humor sehen sie inmitten der gleich feuergeschwinden Kometen hin- und herfliegenden Kugelgeschosse, ohne daran zu denken, daß sie todtbringend sind! So vertraut macht der energievolle Mensch sich mit der stets wachsenden Gefahr, als wäre sie für ihn nicht da!

Konstantinopel im Mai.

I.

A. T. — Endlich lag sie vor mir, die von den Dichtern so oft besungene Stadt des Schmutzes, der Hunde und der Reisen! Ich sah das alte, das heilige Stambul, der Schönheitsgöttin gleich, in der Hülle heitersten Glanzes dem Meere entsteigen.

Drei der Mächte des Lebens — Erde, Meer und Licht — ringen hier wie einst die drei Göttinnen der Fabel um den goldenen Preis der Schönheit und lassen die blendenden Farben der Phantasie vor den scharfen Strahlendornen der Wirklichkeit erbleichen.

Wir haben Augen und Ohren zu hüten, daß sie aus diesem Chaos von Farben und Tönen wieder auftauchen in die ruhige Klarheit richtiger Begriffe; wir müssen unsere Lippen hüten, daß sie keine Dithyramben lauchzen, und unsere Herzen, daß sie nicht dem unsagbaren Zauber dieser Wunderstadt verfallen.

Wie riesige Perlen auf smaragdnem Teppich, sind die weißen Landhäuser Skutaris auf den grünen Halden der Berge gestreut, und prächtig funkeln im Sonnenschein vergoldete Kuppeln marmorner Moscheen. Doch zumeist gefallen mir die schaurig-schönen, mitten ins Wogen und Treiben dieser Stadt gestellten Friedhöfe, deren Platanen, Weiden und Palmen sich klagend in dem Spiegel des Meeres beschauen, das zu ihren Füßen ewig seine heiligen Wogen rollt. Und wie so überaus ergreifend ist die liebliche Bewegtheit dieses Meeres! Seine Wogen erklingen vom mächtigen Gleichschritt gewaltiger mit allen Flaggen der Welt geschmückter Dampfer, sie wiederhallen von den traurigen Gesängen der Sklaven, die so behende die zierlichen Kaiks zu lenken wissen.

Nun aber lockt mich der Lärm in die nach abendländischer Art gebauten Stadtviertel der Franken und plötzlich umbraust mich das Gewühl von Pera und Galata, das Gewühl der lebhaftesten, buntesten Plätze der Erde.

Menschliche Stimmen übertäuben das gewaltige, harmonische Rauschen der See. Wasserträger, Gemüse- und Kohlenhändler, Orangen- und Backwerkverkäufer bieten ihre je nach Umständen erfrischenden, schmutzigen oder süßen Waaren mit gellendem Geschrei zum Kauf an, vom Minaret ruft des Imams heisere Stimme zur Andacht, doch der Ruf des Glaubens verhallt vor dem Klange der Drehorgel, der ein flinker Savoyarde die Garibaldi-Hymne entlockt. Dieser Schmerzensschrei Italiens versöhnt durch seine Melodie mit dem Gekrächze des zerlumpten Karaffen, der, seinem Herrn voranlaufend, jedem in die Ohren kreischt: „Platz gemacht, es kommt das Licht der Welt!“ Dieses Licht, ein dicker Pascha, sieht finster genug aus. Regenschirmträger und Pfei-

schlupfer folgen ihm und scheuchen etwas unsanft die unentschlossene Französin heimlich. Sie eben einen flüchtigen Gruß dem ehrlichen Deutschen zuwirft, dessen rascher Fuß sich zu wundern scheint, weil er ein Blumenbeet betritt.

Vom Balkon seines Hotels sieht sie tief bei Mondlicht in seinem Glase gebildeter Gesellschaft vertraulich auf all das Gewoge, Getränge und Geschiebe herab — mit spöttischem Mitleiden betrachtet sie all diese bunten Talare, Pluderhosen, Turbane und spitzen Mützen, und es kehrt sich auf der römischen Stadt des Konstantin nach dem Nebel „Old England" und nach „ehrsamen" Frankfurt Kragen und hohen Hüten.

Dies sind die Lichtseiten, nun aber folgt der Schatten. Den tiefsten, undurchdringlichsten wirft wol der allererste angehäufte Schmutz auf diese sonst wol einzige Stadt. Die herrschaftslosen, aufgelassenen Straßen bergen eine solche Masse derselben, daß es beinahe unmöglich scheint, ihn wegzuräumen, und wol deshalb machen die guten Türken nur sehr schwache Versuche, dies zu thun.

In meinen Augen wimmelt einer jener kleinen gelben, ungefährlichen Hunde, welche die Straßen zu Hunderten durchstreifen und von den frommen Moslems regelmäßig gefüttert werden. Früher hatte man die Hunde nach Tausenden, doch Engländer und Franzosen begannen den Krimfeldzug mit einer Razzia in den Straßen Konstantinopels, und unzählige Hunde wurden teten Opfer.

Und nun Rosen, Rosen, Rosen!

Der Perser in spitzer, hoher Pelzmütze, der heulende Derwisch, der schwarze Gigant von Kairo, der waffengeschmückte, kurze weiße Weiberröcke tragende Albanese, der armenische, halbverschleierte Priester, der geschäftige Franke, die maskenartig verhüllte Türkin, ja sogar die barmherzige Nonne, sie alle tragen Rosen, diese Lieblingsblumen der Dichter und der Orientalen.

Rosen sind es, mit denen allerorten an schattigen Gebäuden und Brunnen der scheinheilige, arabeskenartige Namenszug des Sultans umwunden ist, rosengeschmückt sind die heiligen Moscheen der abendländischen Gesandten. — Dank und Bitte für die Mächtigen der Erde, Thränen für das arme, entwürdigte Volk!

Wunderbar reizend ist's hier zu Nacht, wenn der Mond seine bleichen Strahlen auf diese Stadt der Vergangenheit wirft, die, ein zweites Rom, auf Hügel und Trümmer gebaut ist. Die Sterne spiegeln sich im Meer, und es ist, als lockten und die Wasser, all die Unruhe des Lebens, all das Glück des Landes zu vertauschen mit der kühlen Ruhe, mit der Ruhe des Todes. — Und doch! Selbst den Aermsten knüpfen tausend Fäden an das Leben, an das Licht, an die Hoffnung!

Alandrin und Calame.

Calame, der große Landschaftsmaler, und Hippolyte Flandrin, der berühmte Kreide- und Porträtmaler, sind in kurzen Zwischenräumen mitten in ihrer Kraft und Thätigkeit der Welt entrissen.

Am 26. März 1851 brachte der Telegraph aus Rom die Trauerkunde, daß Flandrin plötzlich einer heftigen Blatternkrankheit erlegen sei in dem Augenblick, als er sich nach langerer Abwesenheit wieder anschickte, nach Paris zurückzukehren.

Flandrin war im Jahre 1809 in Lyon geboren und begann seine Studien unter dem Maler Maguin, später unter Legendre-Heral. Sein älterer Bruder war bereits ein gerühmter Künstler, als er 1832 plötzlich starb; ein jüngerer Bruder, Jean Paul, folgte dem nach Paris übergesiedelten Hippolyte, beide lebten und webten fortwährend in begeistertem Hinaufan ihre Kunst und in gegenseitiger Liebe. Im Jahre 1829 traten beide in das Atelier von Ingres, dessen eifrigste Schüler sie wurden. Schon in Lyon hatte Hippolyte den Preis erhalten, in Paris aber wurde er bei der Bewerbung zurückgewiesen, ein Schüler Ingres zu sein, war damals noch keine besondere Auszeichnung. Sein Talent indeß brach sich Bahn. Im Jahre 1832 gewann er den Preis und begab sich nach Rom. Bald hatte er sein Atelier in der Ewigen Stadt aufgeschlagen und fand in der Villa Medici wiederholt die Kritik und den Rath seines früheren Meisters, denn Ingres war inspizirender Director der Französischen Akademie in Rom geworden. Sein erstes Bild, das er zur Ausstellung sandte, war „Dante in dem Höllenkreise der Neidischen". Es fand große Anerkennung, und als fünf Jahre darauf sein „Hiob" und die „Kinder" ausgestellt wurde, war über seine Begabung nur Eine Stimme. Leider sind diese trefflichen Gemälde den Sammlungen von Paris verloren; Mutzet schenkte es als Andenken seinen Wählern: so ist es bald verloren in der kleinen Stadt Nismes.

Im Jahre 1837 kehrte Flandrin nach Paris zurück, und hier war es, wo er sich der Freskomalerei in den Kapellen und Kirchen zuwandte. Michel Angelo's und Rafael's Werke hatten ihn begeistert. Sein „Abendmahl", das er in einfacher Erhabenheit in der Kapelle der Kirche St. Severin ausführte, war sein erster Triumph in dieser Richtung.

Seine Vaterstadt Lyon berief ihn darauf zu der Ausschmückung der Kapellen in der Kirche s Nimes, Nismes und andere Städte folgten dem Beispiel nach. Vor allen aber gab ihm die Kirche St. Vincent de Paul in Paris Gelegenheit, seinen Genius in großartigster Weise zu entfalten.

Auf dem langen Fries dieses Tempels ist eine Prozession von Heiligen, Aposteln, Propheten, Martyrern, Papsten und heiligen Frauen mit jener elegischen Weihe, die Flandrin eigen ist, ausgeführt. In den Freskomalereien von St. Germain des Près waltet die gleiche Tiefe des Gefühls, dieselbe Einfach-

Seeburg.

Im Feld, im Weinberg, im Garten, im Hühnerhof? Das iſt ein Irrwiſch von Geſchäftigkeit, hier und dort, links und rechts, hüben und drüben — Ueberall und Nirgends. Ihr ähnlich werden, kleines Mäuschen!

Tony.

Ich beſtrebe mich, Herr Oekonomierath! Was haben Sie denn da in der großen Düte?

Seeburg.

Nichts für ein Mädchen aus der Stadt! Fräulein Tony, Sie ſind zum Unglück in der Reſidenz geweſen. Schlagen aus der Art. Malen und zeichnen — wem wollen Sie denn damit einmal in Friedersdorf gefallen?

Tony.

Mir ſelbſt.

Seeburg.

Ihnen ſelbſt. Können Sie ſich denn ſelbſt heirathen? Ihre Schweſter, ſehen Sie, das iſt der beſte Landwirth in der ganzen Umgegend. Wer weiß ſo zu reden über Sommer- und Winterſaat, Heu- und Strohernte, Rapps-, Rüben- und Runkelproduction — Es giebt keine höhere Wiſſenſchaft, als die Oekonomie.

Tony.

Die älteſte iſt es gewiß. Was haben Sie denn da in Ihren Papieren?

heit und Strenge der Haltung vor, doch verrathen die Gestalten einen noch freiern, graziösern Schwung, einige erheben sich zu einer mächtigen Energie in Haltung und Bewegung. Ihren Hauptwerth erhalten diese Bilder durch die tiefe Wahrheit des religiösen Gefühls, der keuschen Idealität der Conception und der Erhabenheit des Stils. Alandrin suchte das alles nicht — es überkam ihn wie ein inneres Gesicht, und mit großem Fleiß führte er dann die in der Seele getroffenen Werke aus.

Alandrin floh jeden prunkenden Schein und begehrte nicht den Beifall der Menge, in allem eiferte er seinem Meister Ingres nach; ja seine Freunde behaupten, daß diese Bewunderung sein eigenes Talent gewissermaßen gehemmt und unterdrückt habe. Als Beleg ihrer Ansicht führen sie an, daß sein reizendstes und populärstes Bild „Das junge Mädchen mit der Nelke“ ohne Ingres Rath zu vernehmen gemalt worden sei. Dem Publikum galt Alandrin vorzugsweise als Porträtmaler, da er jeden Effect verschmähend, sich stets an die Wahrheit hielt und ohne alle Künstelei die Natur nachahmte; in dieser Gattung der Kunst war er allen verständlich und sympathisch, während die Wunderwerke seines Geistes, jene riesigen Fresken, dem Charakter und dem Geschmack der Menge und des Zeitalters fern geblieben sind. Sein Geist erschöpfte sich nicht im Porträt und bedurfte eines höhern Fluges für seinen Genius. So stand er im Begriff, in der Kathedrale zu Straßburg ein Freskogemälde auszuführen, als der Tod ihn ereilte; doch sind die Entwürfe gemacht, die Gartens ausgeführt, nach denen jetzt andere Kräfte arbeiten werden. Vielfach spricht in den pariser Künstlerkreisen der Wunsch sich aus, daß alle seine Reliquien in einem besondern Saal bei der nächsten Ausstellung vereinigt werden, damit das Publikum dem zu früh dahingegangenen Meister eine letzte bewundernde Anerkennung zolle.

Bekannter als Alandrin ist Calame geworden, der größte Landschaftsmaler, seine Kunst stand eben dem Geschmack des Zeitalters näher.

Calame stammt aus einer Schweizerfamilie in Neuchatel und wurde 1815 in Vevay geboren, wo sein Vater ein armer Steinschneider war und durch eine Kalkmulde erschlagen ward, die vom Gerüst eines im Bau stehenden Hauses herabstürzte. Der Bankier Diodati in Genf interessirte sich für den verwaisten Knaben und nahm ihn als Hülfsschreiber in sein Bureau. Aber es geschah oft, daß der junge Calame statt zu rechnen und zu schreiben Bäume und Berge zeichnete. Aber er hütete sich doch, die sichere Feder mit dem unsichern Pinsel zu vertauschen; das puritanische Genf liebte keine Extravaganzen, die es geradezu für unsittlich hielt. Um dem Zwiespalt zwischen dem innern Triebe und der äußern Nothwendigkeit zu entfliehen, das eine zu thun und das andere nicht zu lassen, sich weder der Armuth preiszugeben noch mit seinem Principal und den Genfern, die an seinem Schicksal Antheil genommen, zu überwerfen, mußte ein Ausweg ersonnen werden: der junge Calame rechnete am Tage und zeichnete bei Nacht! Die Mühe und Arbeit schreckte ihn nicht, aber er rechnete einmal, von großer Müdigkeit überfallen, falsch und sein Principal merkte es. Calame gestand ihm den Grund seiner Erschöpfung und seinen unwiderstehlichen Drang zur Malerei; Diodati besah seine Nachtarbeiten, sie gefielen ihm; vielleicht konnte aus dem schlechten Rechner ein berühmter Maler werden, und so schickte er ihn in das Atelier zu Didap. Calame war glücklich, wenn auch bald Genf den Waisenknaben tadelte, der die Kunst dem Handel und Gewerbe vorzog. In kurzer Zeit machte Calame große Fortschritte und sein Meister trieb ihn zu der großen Lehrmeisterin Natur: bei ihr sollte er lernen sehen. Sein Vaterland bot ihm die großartigsten Motive zu seinen Bildern. Wie leuchteten ihm hier Himmel und Erde im magischen Glanze! Wie lockten ihn die grünen Triften und die ernste Gletscherwelt mit ihren schneeigen Alpen, die blauen Seen, die rauschenden Bäche, die Heerden und Almen — sein Genius athmete freier auf diesen abenteuerlichen Reisen, in diesen stärkenden Anstrengungen, Arbeit und Mühe nach eigenem Willen einmählend in einer bald gewaltigen, bald lieblichen Natur, die ihm all ihre Schätze offenbarte. Das erste Bild, das Calame in Paris ausstellte, war „Ein Gewitter in den Alpen“. Es fand allgemeine Bewunderung. Mit dem ersten Wurf hatte er die Pariser für die großartigen Schönheiten schweizerischer Landschaften gewonnen. Sein Ruhm flog schnell von Jahr zu Jahr; zu dem alten Lorbeerzweige gelang es ihm stets einen neuen zu gewinnen, seinen Werken den Stempel höherer Vollendung aufzudrücken. Der goldene Lohn blieb nicht aus — nur die Genfer, er selbst hatte sich so wenig wie Diodati verrechnet.

Man kann als höchstes Lob von ihm sagen, daß sein Lehrer Didap und er die Schweiz im Bilde neu erschaffen haben.

In der letzten Zeit seines Lebens bewohnte Calame eine Villa, die er sich auf dem Ufer des Genfersees hatte bauen lassen. Sein Atelier war ein großer Saal im Renaissancestil mit fürstlicher Eleganz eingerichtet. Riesige Fenster vom reinsten Spiegelglas gewährten dem Blick die freieste Aussicht über die weite blaue Fläche des Sees bis hin zu den Firnen der Eisberge, die Sonne warf im letzten Verglimmen ihre rosigen Schleier darüber — es war, als stände man vor einem der Natur abgelauschten Bilde Calame's.

Briefwechsel.

— H. in Weimar. Ihr Aufsatz „Das Hochheimer Glaubensbekenntniß“ wird demnächst in unserm Blatte erscheinen.

— A. B. in Wiesbaden. Herzlichen Dank für Ihre Einsendungen; auch die Besprechung des Buches wird seinerzeit erfolgen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 19.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. XIX. — Zur Geschichte der Musik. Von Alexander Meyer. III. Die mittelalterliche Kirchenmusik. IV. Die Entstehung der harmonischen Musik. V. Die theoretische Vollendung der Musik. — Die vier Gerichte von Thackeray. II. Von Amely Bölte. — Die Sturmfluten an der Westküste Schleswig-Holsteins. Von A. Gottfreden. I. — Die Einwanderung der Deutschen in die nordamerikanischen Freistaaten und ihre geographische Verbreitung. — Beiblatt: Gerichte in London. — Kostümrevue im Mai. II. — Die Fest- und Nebentracht in London. — Englische Romane.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

XIX.

Eine lange Weile hatten die beiden Männer so im Gespräch gesessen; die Erzählung hatte Pontmartin, wie es schien, etwas von seiner frühern Unerschrockenheit und seinem wilden Humor, mit der Gefahr zu spielen, wiedergegeben, er sich von seiner Betäubung freigesprochen.

„Ich kam zu Ihnen, Lecomte", schloß er, „Sie zu bitten, Genoveva schleunigst aus Paris zu entfernen, ehe die Schreckenskunde ihr Ohr trifft, daß ihre Freundin eine Mörderin ist. Eine Mörderin, o meine Ahnung! Verlassen Sie selbst diese entsetzliche Stadt, wo das Mordfieber sogar die Gegel ansteckt; thun Sie's mir zu Liebe, Lecomte!"

„Und Sie, Baron? Was wird aus Ihnen?"

„Ich bin ein Mann, der den Tod herbeisehnt. Meinen letzten Willen habe ich am Donnerstag in schlafloser Nacht, dort in Ihrem Pavillon, aufgesetzt, Genoveva gab Ihnen das Papier?"

„Noch nicht, sie wird es in ihrer Sorge um Marcel vergessen haben."

„Ja, Marcel — Ihr Sohn ist ein tüchtiger junger Mann geworden. Schade, daß er die Republik liebt! Aber die Republik wird nicht lange dauern und Frankreich wieder einen König, einen Herrn haben. . ."

„Heraus muß die Sache doch einmal, Baron; ich glaube, die Kinder lieben sich."

„Das Vernünftigste, das sie thun können; sie sind dadurch vor der politischen Ansteckung sicher."

„Aber. . ."

Jetzt sing der Baron trotz der Ernsthaftigkeit und Schwermuth seines Wesens an diesem Tage zu lachen an; er betrachtete den Kaufmann vom Kopf zu den Füßen, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sagte: „Ist denn das Standesvorurtheil ein unbesiegliches? Unbesieglich selbst durch die Revolution! Der Bürger Joseph Lecomte zögert, seinen Sohn mit der Tochter eines Adelichen zu verheirathen. . ."

„Oder umgekehrt, er möchte darüber erst die Meinung des Brautvaters kennen."

„Kann die zweifelhaft sein?"

Er war schon vor einigen Secunden aufgestanden, jetzt ergriff er den Arm Lecomte's und führte ihn schweigend dem Hause näher. Als sie

oben bis Ende des Baumganges zurück hatten, erschienen an einem Fenster des Hauses auf einen Augenblick Marcel und Genovera, Hand in Hand. Sie öffnete das Fenster und bog sich ein wenig hinaus. Die beiden Männer standen von den Bäumen gedeckt, sodaß man sie vom Fenster aus nicht gewahren konnte, während ihnen nichts entging. Marcel hatte seinen Arm um ihren Leib geschlungen und zog die Widerstrebende sanft nach der Tiefe des Zimmers zurück.

„Nun, alter Freund", meinte der Baron, „der Anblick beruhigt Euch hoffentlich. Legt ihre Hände zusammen, legt sie! Meinen Segen haben sie, mag ihnen ein größeres, ein dauernderes Glück zutheil werden als mir und Magdalenen. Das hatte ich Euch geschrieben, nun wißt Ihr meinen Willen. Wenn Geld Glück schaffen kann, werden sie es besitzen. Aber noch einmal, machet fort aus Paris!"

„Der Reisewagen steht gepackt im Hofe..."

„Die Vorsicht steht Joseph Lecomte ähnlich. Gute Fahrt! Und schweigt vor Genovera und Marcel von der Unseligen."

„Aber Sie haben mir noch nicht geantwortet, was wollen Sie thun? Stecken Sie sich in einen Bedientenrock, fahren Sie mit uns..."

„Und wenn ich erkannt würde, wären Sie und meine Tochter verloren. Ein schlechter Scherz das! Lassen Sie mich meinen Weg gehen! Den Hut hat mir der Wind schon oft vom Kopfe geweht, aber der Kopf sitzt mir noch immer fest auf dem Rumpfe. Ich will bei der Entwickelung des Trauerspiels gegenwärtig sein."

„Ich errathe Sie, Baron; Sie wollen jenes Mädchen noch einmal sehen."

„Und wenn es so wäre? Sie flößt mir ein eigenthümliches Gefühl, aus Bewunderung und Entsetzen gemischt, ein; ich kann nicht los von ihr. Wenn ich funfzehn Jahre jünger wäre, hätte es mir die Zauberin vielleicht in Liebe angethan... Doch so! Zu nichts für Euch, würdiger Freund, gar nichts! Wer immer so gleichmäßig Schritt vor Schritt durch das Leben gewandert, der verliert Sinn und Auge für das Außerordentliche. Es ist ein Span Tollheit in jenem Mädchen und mir — allein kann das Euch von mir wundern? So hab' ich gelebt, so laßt mich sterben!"

„Sie sind ein eiserner Kopf, Baron: ich rede kein Wort mehr! Und ich traue Ihnen auch die Verwegenheit zu, sich Bahn zu ihr zu machen, durch stärkere Mauern als die der Abtei. Sagen Sie ihr dann: ich liebe ihr denken, so könne ruhig sterben; Marcel sei bereit um einen geringern Preis als den ihres Geheimnisses."

„Geheimniß? Ihnen hat sie den Ort angegeben, wo der Schatz liegt?"

„Es war ein Wechsel", entgegnete kaltblütig Herr Joseph Lecomte, zog den Zettel Charlottens aus seiner Tasche, zerriß ihn in die kleinsten Stücke und zerstreute sie in die Winde.

„Sie sind ein Narr, Lecomte! Dieser Schatz hätte den armen Leuten in der Vendée Pulver, Blei und Flinten geschafft."

„Und vielen Müttern ihre Söhne gekostet."

„Aber Sie haben die Worte gelesen — Sie wissen..."

„Alles vergessen! Joseph Lecomte's Gedächtniß ist wie das Grab, still, unerforschlich, es plaudert nichts aus. Das mag Charlotte Corday beruhigen!"

Noch einmal schüttelten sich die Männer die Hand. Der Baron wollte die Begleitung Lecomte's ablehnen, allein jener ließ sich das Recht des Wirths nicht nehmen. Als sie an dem Hause vorüberkamen, sah Pontmartin zu dem Fenster hinauf, an dem vor wenigen Minuten noch seine Tochter gestanden. Er winkte einen letzten Gruß zu ihr hinauf. Im Hofe packten die Diener Koffer und Schachteln auf die altmodische, geräumige Kalesche. Die stattlichen Pferde führte der Kutscher aus dem Stall. „Gott mit euch allen!" murmelte der Baron dem Kaufherrn zu. „Es gibt Stunden, wo ich an ihn glaube und ein Heiliger werden könnte." Die Diener in ihrer Geschäftigkeit achteten kaum auf den Fremden, der rasch mit ihrem Herrn über den Hof und durch die Flur des Hauses schritt. Auf der Schwelle nach der Straße schieden beide, wortlos. Vom Dache über sie hin wehte die schwarze Fahne...

Am Nachmittag befanden sich Frau Elisabeth und Genovera auf dem Wege nach der Normandie. Bis Neuilly gaben ihnen die Männer das Geleit. Hier kam es nun, obwol Herr Joseph Lecomte es thöricht schalt, zu einem Abschied in Thränen, da Marcel wie Genovera der Schwäche der menschlichen Natur nachgaben. Nur waren in dem Herzen der Liebenden die Hoffnungen größer als Furcht und Schmerz. Der glänzende, wolkenlose Himmel erschien ihnen wie die Vorbedeutung einer sonnenhellen Zukunft. Lange noch schaute Marcel dem Wagen nach, der in der aufgewirbelten Staubwolke weiter und weiter seiner Blicken entschwand; lange noch

wehte aus dem niedergelassenen Wagenfenster Genovera mit ihrem Tuche... Herr Joseph Lecomte verschattete seine Augen mit der Hand: verbarg auch er eine Thräne? Wie er sagte: blendete ihn die Sonne. Als nichts mehr von Genovera's flatterndem Tuch, von dem Wagen zu erkennen war, fühlte Marcel einen Stich im Herzen: dort drüben lag die Hecke, an der er vor wenigen Tagen im Gespräch mit Charlotte entlang gewandelt. Wo war sie jetzt? Welch Schicksal hatte sie getroffen? Gewiß — er liebte sie nicht mehr, liebte sie wenigstens in diesem Augenblick nicht wie Genovera, aber er empfand noch für sie als Freund. Es drängte ihn, nach Paris zurückzukehren, nach ihr zu forschen — nur war heute Herr Joseph Lecomte ganz gegen seine Gewohnheit von einer unüberwindlichen Langsamkeit und Schwerfälligkeit; erst am Abend kamen sie wieder in Paris an. Zweimal hatte der Bürger Maximilien Robespierre schon im Laufe des Tags nach dem jungen Marcel geschickt; es war keine Zeit zu verlieren, wenn er den mächtigen Mann noch sprechen wollte. In beflügelter Eile begab sich Marcel zu ihm, erklärte seine Entfernung, empfing seine Depeschen.

Um 12 Uhr in der Nacht ging eine Post nach dem Norden Frankreichs und nach Brüssel ab. Marcel hatte versprochen, seinen Auftrag gewissenhaft zu erfüllen; er mußte Charlotte ihrem Schicksal überlassen; ihm war es nicht mehr vergönnt, für sie zu handeln, für sie zu leiden.

Da, als er das Gebäude der Post verrat, hörte er in den Höfen umherwandernde Buchhändler ausrufen: „Kauft, kauft! Neueste Nachrichten, die Ermordung Marat's, das Verhör der Charlotte Corday, seiner Mörderin!"

Wie Gewitterwolken hatte es über ihm gelegen, das war der Blitz, der sie zerriß... Aber er war Soldat; tiefer drückte er den Hut in das Gesicht, zog den Mantel trotz der Wärme der Julinacht höher hinauf ... nun saß er im Wagen, die Depeschen auf der Brust, der Postillon blies — und hinter ihm erstarb das Geschrei: „Kauft, kauft! Das Verhör der Mörderin Marat's!"

Am Mittwoch den 17. Juli war im Gerichtssaal des Revolutionstribunals, gegen die elfte Stunde des Morgens, kein Platz leer. Seit dem Beginn der Sitzung hatte die Menge den Saal gefüllt. Es sollte das Urtheil über Charlotte Corday gesprochen werden. Unter den Zuschauern herrschte mit der Neugier und Armuth die Erbitterung und der Haß gegen sie vor. Als sie inmitten der Gensdarmen den Saal betreten und sich auf die Bank der Angeklagten gesetzt, erhob sich ein drohendes Gemurmel, dem der Vorsitzende des Gerichtshofs, Montane, nur mit Mühe Einhalt thun konnte. Die entschlossene Haltung, die Schönheit des jungen Mädchens, die von einem eigenen Glanz idealischer Schwärmerei, von der Verachtung eines Märtyrerthums wie verklärt erschien, flößte den Männern im Saal ein gewisses Mitgefühl ein, nöthigte ihnen Achtung ab, und stimmte sie milder; die Weiber aber wurden nur zorniger und bissiger. Während des Verhörs der Zeugen blieb Charlotte ruhig, unbeweglich, den Blick auf den Boden gerichtet — nur als Simonne Evrard ihre Anklage unter Thränen und Schluchzen machte, schluchzte auch sie und stützte den Kopf auf die Hand.

Weder die That noch Charlottens Schuld war dunkel, klar lag der Vorgang allen vor.

Drei Richter saßen hinter dem Tisch: Montané in der Mitte, Foucault und Ronsillon zu beiden Seiten; Robert Wolf führte das Protokoll, Fouquier-Tinville hatte die Anklage erhoben.

Auf die Frage des Vorsitzenden an Charlotte, ob sie einen Vertheidiger habe, hatte sie geantwortet: „Ich hatte Doulcet de Pontecoulant gebeten, meine Sache zu führen, aber er verweigert es, er ist ein Feiger." Von seiten des Gerichts ward ihr darauf in dem jungen Advocaten Chauveau-Lagarde ein Beistand gegeben. Wie er sich vor ihr niedersetzte, äußerte sie: „Ich danke Ihnen! Verloren bin ich doch, mit Ihnen wie ohne Sie."

Elf Uhr schlug es im Saal, als Montane sein Verhör mit Charlotte begann.

Hinter den Richtern saßen die zwölf Geschworenen: Bürger der Stadt, mit ernsten Gesichtern; noch herrschte unter ihnen wie bei den Richtern des Revolutionstribunals der Wille vor, Gerechtigkeit zu üben; die Formen des Gerichtshofs bewahrten noch eine gewisse Würde und Unparteilichkeit, der Schrecken begann erst blutroth aufzudämmern, er hatte mit seinen Wolken noch nicht den ganzen Himmel bedeckt.

Auf dem Tisch, an dem die Richter saßen, lag das Messer mit dem Ebenholzgriff: das Werkzeug des Verbrechens. In den Sonnenstrahlen, die darüber durch die Fenster des Saales glitten,

Dunkelheit der Stadt. . . Viele der Zuschauer wollten noch die Blutflecke an ihm bemerken.

Jetzt hatte sich auf die Aufforderung Montané's die Angeklagte erhoben.

Ihre gewohnte, ernste Ruhe, die volle Majestät ihrer Haltung hatte sie wiedergewonnen. In Locken, die zwischen dunkelm Goldblond und Braun schimmerten, fiel ihr Haar auf die Schultern. Frei richtete sie ihren Kopf empor. Wenn sie Marat jetzt wiedergesehen hätte, würde ihm die tiefe, schwere Kälte aufgefallen sein, die zwischen ihren Augen über die Stirn lief. Dadurch erhielt ihr Antlitz einen Ausdruck tiefsten Schmerzes und ehrner Unerbittlichkeit zugleich: sie trat, hat ein Geschichtschreiber gesagt, wie die Göttin der Nemesis vor die Schranke des Revolutionstribunals.

Jeder Laut verstummte im Saal, als sie die ersten Fragen Montané's mit heller, klarer Stimme beantwortete — mit einem Wohlklang, der zu dem Reiz ihrer Schönheit noch einen neuen Zauber gesellte. Nicht einen Augenblick zögerte sie mit der Antwort, verwirrte sich nie, erschrak nie.

Oben hatte sie ihre Reise von Caen nach Paris geschildert, als Montané sie fragte: „In welcher Absicht kamen Sie nach Paris?"

„Ich hatte nur Eine: Marat zu tödten."

„Und welche Gründe bewogen, was drängte Sie zu dieser verbrecherischen Handlung?"

„Ich hasse ihn."

„Wer flößte Ihnen diesen Haß ein?"

„Niemand — ich hatte genug an dem Haß meines Herzens."

„Hat Ihnen Marat etwas Uebles gethan? Warum hassen Sie ihn?"

„Seiner Verbrechen wegen."

„Welche Verbrechen werfen Sie ihm vor?"

„Die Verwüstung des Vaterlands, den Bürgerkrieg, den er in ihm entzündet hat."

„Haben Sie Beweise für Ihre Behauptungen?"

„Beweise? Nein! Es ist die allgemeine Meinung Frankreichs und die Nachwelt wird sie erfahren."

„Aber es erscheint unglaublich, daß Sie allein diese That ausgeführt haben. Sie stammen aus einer ehemals adelichen Familie, Sie haben alle Grundsätze derselben. . ."

„Vergebung, Herr Präsident, wenn ich Sie unterbreche, aber ich war eine Republikanerin vor der Revolution!"

„Dem sei so, wie Sie sagen; doch verlangt es die Sitte unsers Landes und Ihres Geschlechtes, daß Sie ohne den Schutz eines Mannes eine so weite Reise unternahmen."

„O, mit einem Vorsatz, wie der war, den ich hatte, war achtete da der Sitte? Ich habe die Wahrheit gesprochen. Ich ging allein nach der Postkutsche, ich kannte niemand unter den Reisenden; meine Tante glaubte, ich reiste nach Argentan zu meinem Vater."

„Sie wollten Marat selbst in der Sitzung des Convents tödten?"

„Selbst im Convent."

„Bemerken Sie nicht, daß Sie gerade dadurch den Verdacht noch verstärken, Sie hätten Mitverschworene gehabt? Barbaroux in Caen, Duperret, mit dem Sie hier gesprochen, sind die erbittertsten Feinde Marat's."

„Wie schlecht kennen Sie das menschliche Herz! Wie viel leichter ist es, solche That aus eigenem Antrieb zu vollführen als im Dienst eines fremden Willens!"

„Als Sie Marat tödteten, was hofften Sie?"

Ein lichter Sonnenglanz, so von der wirklichen Sonne kommend wie der Widerschein in ihrer muthigen Seele, der auf ihrem Antlitz sichtbar wurde, verklärte sie: „Ich wollte meinem Vaterland den Frieden bringen."

„Sie nannten Marat vorher einen Anstifter der Zwietracht, des Bürgerkriegs; glaubten Sie in dem Einen alle Marats getödtet zu haben?"

„Da er todt ist, werden die andern vielleicht zittern."

„Waren Sie jemals verheirathet?"

„Nie."

Fouquier-Tinville schien mit der Fragstellung Montané's nicht zufrieden; er wandte sich im höhnischen und leichtfertigen Ton an Charlotte: „Antworten Sie mir, Angeklagte: haben Sie nie einen Mann geliebt?"

Ihre Hände preßte Charlotte auf ihre Brust, ihr Gesicht war weiß geworden wie Marmor. „Ich habe nie einen Mann geliebt!" entgegnete sie nach einer Weile, und als ihre Stimme wieder Kraft gewonnen, setzte sie hinzu: „Ich liebe die Freiheit und die Republik."

„Hatten Sie viele Freunde in Caen?" fragte Montané, der seine wachsende Theilnahme für die Verbrecherin nicht ganz verleugnen konnte.

„Wenige."

„Beichteten Sie einem Priester, der auf die Verfassung vereidigt ist, oder einem andern?"

„Ich ging weder zu diesem noch zu jenem; ich achtete sie nicht."

„Allein die einflüchtigen Mitglieder des Convents, die sich in Caen gesammelt, kannten Sie?"

„Einige; ich habe öfters mit ihnen gesprochen."

„Worüber?"

„Ueber den Muth und die Entschlossenheit, mit der die Jünglinge der Normandie in den Fahnen eilten, um die Anarchie in Paris zu bekämpfen."

„An welchem Tage fassten Sie Ihren Entschluß?"

„Als ich erfuhr, daß Marat am 31. Mai seine Hand gegen Mitglieder des Convents erheben."

„Aber Ihr Paß ist schon im April ausgestellt?"

„Ich ließ ihn mir geben, weil es in Zeiten der Revolutionen immer gut ist, einen Paß zu haben."

„Kennen Sie dies Messer?" Montané hob es vom Tisch empor.

Der Schauer, der durch die Menge rieselte, erschütterte auch Charlotte; sie wandte wie vor etwas Schrecklichem das Gesicht ab und sagte, nur Montané verständlich: „Ich kenne es!"

Hier aber durfte der Richter dem Mitleid, das ihn allmählich tief ergriffen und gerührt hatte, nicht nachgeben.

„Wo kauften Sie es?"

„In einer der Buden des Palais-Royal."

„Wann?"

„Sonnabend den 13. Juli in der Frühe zwischen sieben und neun Uhr."

„Warum kauften Sie das Messer?"

Sie erhob ein wenig den Arm: „Um Marat zu tödten!"

„Wußten Sie, daß Ihr Stoß tödtlich war?"

„Ich hoffte es; er sollte es sein."

„Sie haben so sicher gestoßen", meinte Fouquier-Tinville, „von oben nach unten, daß man vermuthen möchte, Sie hätten sich in dergleichen Dingen geübt."

Charlotte Corday trat einen Schritt zurück; der Ausdruck des größten Schmerzes und des höchsten Unwillens malte sich in ihren Zügen; mit der Hand auf den öffentlichen Ankläger deutend, rief sie aus, mit einer Stimme, in der die Entrüstung widerklang: „Er hält mich für eine gemeine Mörderin!"

„Wenn Sie das nicht sein wollen, warum tödteten Sie Marat?"

„Ich tödtete einen Mann, um hunderttausend Leben zu retten."

Darauf erhielt Fouquier-Tinville das Wort. Seine Anklage war kurz, bestimmt, ohne Leidenschaft, weder Marat erhebend, noch Charlotte mit Schmähungen überhäufend: sie forderte den Tod der Mörderin.

Nach ihm stand Chauveau-Lagarde, ihr Vertheidiger, auf. Theilnahmlos hatte Charlotte, den Kopf wieder gesenkt, der Anklage zugehört; jetzt hingte sie ihn auf den Arm und sing aufmerksam an den Lippen des jungen Advocaten. So war ihr Gesicht fast ganz den Zuschauern zugewandt. Da hatte unter ihnen ein junger Mann, Bleistift und Papier hervorziehend: „Laßt mich hindurch, Freunde, ich will sie zeichnen!" Man machte ihm Platz; diese aus Neugierde, jene aus Rührung; alle hatten unwillkürlich die Empfindung, daß die Nachwelt ein Anrecht auf die Züge, die Gestalt dieses außerordentlichen Mädchens habe. „Nehmt meinen Rücken zum Zeichenbrett!" sagte flüsternd ein Mann mit breiten Schultern, flacherer Stirn und zusammengepreßten Lippen. „Ich danke Euch!" erwiderte der Künstler und legte sein Papier auf den Rücken des andern, der sich vornüber neigte.

„Bürger Geschworene, Bürger Richter!" hatte indes der Vertheidiger begonnen. „Das Verbrechen der Angeklagten ist unbestreitbar, sie hat es eingestanden, sie hat eingestanden, daß sie es lange vorherbedacht! Keinen Umstand hat sie geleugnet. Bürger, dies Geständniß ist ihre beste Vertheidigung! Diese Ruhe im Anblick des Todes, diese unerschütterliche Standhaftigkeit, verdienten sie nicht, wenn sie zu einem andern Ziel geführt, den schönsten Kranz? Ich kann den Mord nicht vertheidigen; aber nicht niedere Rachsucht, ein heroischer Entschluß drückte das Messer in diese Hand; derselbe Entschluß, der den Arm des Mutius Scävola gegen den König Porsenna bewaffnete. Diese That, diese Empfindungen sind nicht gewöhnlicher Art, sie entwachsen den Schranken menschlicher Natur; es ist ein Ueberirdisches, nennen Sie es einen Zug des Wahnsinns, in ihnen. Wagen Sie, Bürger Geschworene, dies Uebermenschliche, diesen politischen Fanatismus in Ihrer Entscheidung mit, legen Sie ihn in die Wage der Gerechtigkeit! Wie die Nachkommen diese That beurtheilen werden, wir wissen es nicht, es gibt eine dunkle und eine

lichte Seite in ihr. Wird dereinst eine Glorie oder ein finsterer Schatten das Haupt dieses Mädchens umgeben? Burger Geschworene, ich lege die Sache der Angeklagten auf Ihr Gewissen!"

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Zur Geschichte der Musik.

3. Die mittelalterliche Kirchenmusik.

Das Verdienst der Kirchenmusik besteht in der ersten Hälfte des Mittelalters lediglich darin, von der griechischen Musik einige ungeordnete und unzusammenhängende Reste zu retten. Die erste Festlegung rührt von dem Bischof Ambrosius von Mailand her, der folgende vier Tonleitern zuließ:

d e f g a h c d
e f g a h c d e
f g a h c d e f
g a h c d e f g.

Sie stimmen, wie man sieht, mit denen überein, welche die Griechen als die phrygische, dorische, hypolydische und hypophrygische bezeichnet hatten. Die mixolydische ließ er weg, und zwar mit gutem Grund, da schon Plato sie der falschen Quinte wegen als unbrauchbar bezeichnet hatte. Daß er hingegen die lydische und hypodorische wegließ, war durchaus willkürlich. Gregor der Große fügte später vier andere Tonleitern hinzu, die er die plagalischen nannte, auf welche wir indessen hier einzugehen nicht nöthig haben, da sie im Sinne unserer heutigen Musik überhaupt als Tonleitern nicht zu betrachten sind. Im Gegensatz zu den plagalischen nannte man dann die von Ambrosius eingeführten die authentischen. In der Auffassung der Tonarten schlich sich indessen eine arge Verwirrung ein, sodaß 1547 Glareanus es übernahm, die Sache neu zu ordnen. Er fügte die mit c und mit a beginnenden Tonleitern hinzu, die praktisch schon seit langer Zeit in Gebrauch gewesen waren, und schuf dem entsprechend zwei neue plagalische Tonreihen, sodaß sich die Anzahl der Tonarten im ganzen auf zwölf stellte. Er gab denselben auch feste, wenngleich unpassende Namen, während bis dahin die Nomenclatur durchaus schwankend gewesen war. Als er Inventur machte, fand er freilich, daß auf die mit f beginnende Tonreihe keine einzige Melodie existirte, da sie der falschen Quarte wegen ebenso unbrauchbar war als die mit h beginnende Tonreihe der falschen Quinte wegen. Plato hatte deswegen die hypolydische Tonart für ebenso unbrauchbar gehalten wie die mixolydische.

Das positive Verdienst des Mittelalters bestand in der Anwendung der mehrstimmigen Musik. Die erste Art derselben, welche man für den kirchlichen Gesang erfand, war das Organum oder die Diaphonie, wie sie der flandrische Mönch Hucbald zu Anfang des 10. Jahrhunderts zuerst beschreibt. Man versuchte, die kirchlichen Melodien begleiten zu lassen von einer zweiten Stimme, welche aber nicht mehr, wie es die Griechen gekannt und zugelassen hatten, im Abstand einer Octave nebeneinander hergeht, sondern in andern consonanten Intervallen, d. h. in Quinten, Quarten, Undecimen oder Undecimen; denn die Terzen und Sexten wurden noch zu den Disharmonien gerechnet. Man hatte dabei offenbar den Zweck, den Wohlklang consonanter Intervalle zur Verschönerung des Gesangs anzuwenden. Für unser Ohr klingt eine solche Begleitung in fortlaufenden Quinten oder Quarten abscheulich. Schon Hucbald wendete übrigens, wenn auch ausnahmsweise, eine andere Art der Stimmbewegung an, in welcher die Intervalle wechselten und die unserm Geschmack mehr entspricht. Guido von Arezzo, welcher im Mittelalter als Hauptautorität in der Theorie des Kirchengesangs angesehen wurde und im 11. Jahrhundert lebte, war in der Kunst der Diaphonie noch nicht viel weiter gekommen als Hucbald; doch sind die Beispiele einer Diaphonie mit wechselnden Intervallen häufiger als bei jenem. Von da ab beschränkte man die Quarten- und Quintenfolgen immer mehr, ließ die Stimmen überwiegend in entgegengesetzten Bewegungen gehen, die Hauptintervalle des Zusammenklangs aber blieben noch lange Zeit Quarten, Quinten und Octaven.

Wichtiger für die Entwickelung der Musik war eine andere Art vielstimmiger Musik, der Discantus, welcher um das Ende des 11. Jahrhunderts in Frankreich und Flandern bekannt wurde. Die ältesten aufbewahrten Beispiele dieses Discantus sind von der Art, daß zwei ganz verschiedene Melodien — und zwar schien man sie gern so verschiedenartig als möglich zu wählen — aneinandergepaßt wurden durch kleine Veränderungen des Rhythmus oder der Tonhöhen, bis sie ein einigermaßen consonierendes Ganzes bildeten. Zuerst scheint man namentlich gern eine liturgische Formel mit irgendeinem schlüpfrigen Liedchen gepaart zu haben. Die

ersten derartigen Beispiele können nicht wohl irgendeine andere Bedeutung gehabt haben, als daß es musikalische Kunststückchen zur geselligen Unterhaltung waren. Es war eine neue Entdeckung, an der man sich amusirte, daß zwei ganz verschiedene, unabhängige Melodien nebeneinander gesungen werden konnten und gut zusammenklangen.

Consonanzen hervorzubringen war an sich nicht Zweck, nur ihr Gegentheil, die Dissonanz, sollte vermieden werden. Alles Interesse concentrirte sich auf die Bewegung der Stimmen. Um die verschiedenen Stimmen zusammenzuhalten, war strenges Einhalten des Taktes nöthig; es entwickelte sich deshalb unter dem Einflusse des Discantus in reicher Mannichfaltigkeit das System der musikalischen Rhythmik, welches wiederum dazu beitrug, die Melodiebewegung kräftiger und eindringlicher zu machen. Bald entdeckte man ein neues Mittel, einen künstlerischen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Stimmen herzustellen. Man ließ nämlich die musikalische Phrase, welche eine Stimme vorgetragen hatte, durch eine andere wiederholen; es entstanden also kanonische Nachahmungen, die sich allmählich zu einem höchst künstlichen System entwickelten. Diese Art der Musik paßte in hohem Grade für kirchliche Gesänge, in denen der Chor die Empfindungen einer ganzen aus verschiedenartigen Individuen zusammengesetzten Gemeinde auszudrücken hatte. Aber man wendete sie auch auf weltliche Gesänge an.

Dieser Zeitraum hat für die Rhythmik und die Kunst der Stimmführung eine große künstlerische Ausbeute geliefert; für die Harmonik und das Tonsystem hat er wenig mehr geleistet, als daß er eine Menge noch ungeordneter Verfahrungen zusammengehäuft hat. Bei der Beurtheilung der Tonarten wurden immer nur einzelne Stimmen berücksichtigt. Glareanus z. B. schreibt in gewissen Compositionen den verschiedenen Stimmen, dem Tenor und Baß, dem Sopran und Alt, verschiedene Tonarten zu; Zarlino nimmt den Tenor als Hauptstimme, nach welcher die Tonart zu beurtheilen sei. Die Modulation aus der Tonart einer Tonica in die einer andern fehlte noch fast ganz. Die bevorzugten Accorde blieben bis zum Ende des 15. Jahrhunderts die ohne Terz aus Octaven und Quinten gebildeten, welche uns leer klingen und die wir zu vermeiden suchen. Sie erschienen den Tonsetzern des Mittelalters als die wohlklingendsten, weil sie nur das Bedürfniß möglichst vollkommener Consonanzen hatten; die Septimenaccorde fehlten noch.

Jedoch fing man in dieser Periode bereits an, toleranter zu werden in Zulassung von Tonzusammenstellungen, welche die Griechen als Dissonanzen verpönt hatten. Diese ließen, wie erwähnt, nur Octaven, Quinten und Quarten als Consonanzen zu. Die Terzen bezeichneten sie als dissonant, wahrscheinlich mit aus dem Grunde, weil ihre Musik überwiegend Männergesang war und in der Tiefe die Terzen reiner klingen als in der Höhe. Gut gegen das Ende des 12. Jahrhunderts nahm Franco von Köln die Terzen unter die Consonanzen auf, wenngleich er sie noch als unvollkommen bezeichnete. Philipp de Vitry und Jean de Murris fingen im 13. und 14. Jahrhundert an, auch die Sexten als Consonanzen zu betrachten.

1. Die Entstehung der harmonischen Musik.

Der erste Anstoß zur Begründung der modernen, harmonischen Musik ging von der Reformation aus. Es lag im Princip des Protestantismus, daß die Gemeinde selbst den Gesang übernehmen mußte; man konnte ihr aber nicht zumuthen, die künstlichen rhythmischen Verschlingungen, wie sie im Katholicismus sich entwickelt hatten, durchzuführen. Dagegen waren die Stifter der neuen Confessionen, Luther an ihrer Spitze, zu sehr durchdrungen von der Macht und Bedeutung der Musik, um dieselbe sogleich auf einen schmucklosen, einstimmigen Gesang zurückzuführen. Dadurch entstand für die Componisten des protestantischen Kirchengesangs die Aufgabe, einfach harmonisirte Choräle zu setzen, in denen alle Stimmen gleichzeitig fortschritten. Dadurch wurde es unmöglich, die gleichen melodischen Phrasen in verschiedenen Stimmen zu wiederholen; gerade diese kanonischen Wiederholungen hatten aber bisher die Einheit des Ganzen zusammengehalten und es mußte an deren Stelle jetzt ein neues Verbindungsprincip gesucht werden. Als solches ergab sich die strengere Beziehung auf eine herrschende Tonica. Die protestantischen Kirchenlieder schlossen sich zum großen Theil schon bestehenden Volksmelodien an, und da in den Volksliedern der germanischen Stämme das Gefühl für eine herrschende Tonica stärker entwickelt war als bei den südlichen Völkern, wurde die Entwickelung des Systems der Harmonie sehr erleichtert. Aus der ionischen Kirchentonart, welche der lydischen Tonart der Griechen

entſprach, entwickelte ſich unſer heutiges Dur ſo correct, daß wir in dieſen Chorälen nichts für unſer heutiges Gefühl Fremdartiges finden. In der Harmoniſirung der übrigen Kirchentonarten dagegen herrſchte lange große Unſicherheit, bevor dieſelben in unſer heutiges Moll verſchmolzen. Der Eindruck dieſer Muſik war ein durchaus neuer und für die Zeitgenoſſen überaus mächtiger.

Jetzt verlangte man auch in der römiſchen Kirche nach einer Veränderung des Kirchengeſangs, welche Paleſtrina infolge der Verhandlungen des Tridentiniſchen Concils und im Auftrage des Papſtes Pius IV. vollführte. Er gliederte die Maſſe der Töne und die Maſſe der Stimmen, welche er in der mittelalterlichen Muſik vorfand, und machte die Sätze überſichtlicher und verſtändlicher, indem er die Stimmen choralmäßig nebeneinander auftreten ließ. Dabei legte er den hauptſächlichſten Nachdruck auf den Wohlklang und ſtellte daher eine faſt ununterbrochene Folge conſonanter Accorde mit ſparſam eingeſtreuten Septimen oder Durchgangsnoten her. Den Ausdruck in der Harmonie, den die neuere Muſik durch verſchiedenartige Diſſonanzaccorde, namentlich die reichliche Einmiſchung der Septimenaccorde, erreicht, gewann er durch die viel zartern Schattirungen der verſchieden umgelagerten conſonanten Accorde.

Ein lebhafter Anſtoß zur Fortbildung der Muſik wurde durch die beginnende Entwickelung der Oper gegeben, welche angeregt war durch die erneute Bekanntſchaft mit dem claſſiſchen Alterthum und unternommen wurde in der Abſicht, die antike Tragödie wiederherzuſtellen, von der man wußte, daß ſie muſikaliſch recitirt ſei. Hier drängte ſich unmittelbar die Aufgabe dem Componiſten auf, eine oder wenige Soloſtimmen muſikaliſche Sätze ausführen zu laſſen und dieſelben den Chören ſo anzupaſſen, daß die Singſtimmen vor allen andern heraustraten, die begleitenden Stimmen ganz untergeordnet gehalten wurden. Dadurch ergab ſich zunächſt die Erfindung des Recitativs durch Jakob Peri und Carrini um 1600 und arioſer Sologeſänge durch Claudio Monteverde und Viadana. Letzterer erregte großes Aufſehen dadurch, daß er die Kunſt erfand, zu einſtimmigen und zweiſtimmigen Geſängen einen basso continuo zu ſetzen als eine an ſich unſelbſtändige Stimme, die nur der Harmonie dienen ſollte; bis dahin war dieſe Kunſt, die jetzt jeder Dilettant in einfachſter Weiſe zu üben weiß, verborgen. Jetzt entſteht auch der Gebrauch, in der Notenſchrift die Bäſſe zu bezifferu. Eine bezifferte Baßnote bezeichnet einen Accord, während die Führung der Stimmen in den Accorden dem Geſchmack des Spielers überlaſſen bleibt. Somit iſt die Conſonanz der Accorde Hauptſache, die Stimmenführung Nebenſache geworden, während im Mittelalter das Verhältniß umgekehrt war. Die Oper machte es nun auch nothwendig, nach ſtärkern Ausdrucksmitteln zu ſuchen, als die Kirchenmuſik zugelaſſen hatte. Monteverde, welcher an Neuerungen beſonders fruchtbar war, erfand die Dominantſeptimenaccorde und ließ zuerſt die Septimenaccorde frei einſetzen. Es entwickelte ſich ein kühnerer Gebrauch der Diſſonanzen, welche in ſelbſtändiger Bedeutung, um Schattirungen des Ausdrucks zu erreichen, und nicht mehr als zufällige Ergebniſſe der Stimmführung eintraten.

Bisher waren noch immer die alten Kirchentonarten in Gebrauch geblieben, welche der Entwickelung der harmoniſchen Muſik Schwierigkeiten entgegenſtellten. In denſelben ſind nämlich keine Accordketten herzuſtellen, die unter ſich und mit dem toniſchen Accord eng verbunden ſind. Wenngleich die Empfindung für die äſthetiſche Wirkung der einzelnen verſchiedenartigen Accorde ſich zu erkennen gibt, wenngleich die Harmonien ſchon eine ſelbſtändige Bedeutung haben, ſo fehlt doch noch der muſikaliſche Zuſammenhang des Accordgewebes in ſich. Zu dieſem Zweck mußten, wie aus der joniſchen Kirchentonart unſer Dur geworden war, die übrigen Tonarten in unſer Moll verſchmolzen werden, welches die im Dur fehlende kleine Terz als ein harmoniſches Element in ſich aufnimmt. Die verdrängten alten Kirchentonarten hatten theils Zwiſchenſtufen zwiſchen Dur und Moll gebildet, theils noch den Charakter der Molltonart geſteigert. Die dadurch erzielte Mannichfaltigkeit des Ausdrucks ging jetzt zwar verloren, wurde indeſſen durch die Tranſpoſitionen der Tonleitern in verſchiedenen Grundtönen und die modulatoriſchen Uebergänge von einer zur andern Tonart erſetzt.

Die Geſchichte der Muſik vom 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts hin hat den Inhalt, daß ſich das Gefühl für die ſelbſtändige Verwandtſchaft der Accorde untereinander immer mehr ausbildet und daß nun auch für die Reihe conſonanter Accorde, welche die Tonart zuläßt, ein gemeinſam verknüpfendes Centrum in dem toniſchen Accord geſucht und gefunden wurde.

Der tonische Accord erhält für die Reihe der Accorde dieselbe Bedeutung, welche die Tonica für die Reihe der Töne schon seit langer Zeit besitzt. Ihren letzten praktischen Ausdruck finden die Bestrebungen nach Herstellung der Verwandtschaft der Accorde in der Regel, daß ein Mollstück auch mit dem Mollaccord schließt. Bis zu Sebastian Bach herab findet man allgemein am Schlusse nur Duraccorde gebraucht und den Mollaccord wegen seiner geringern Reinheit vermieden. Noch bei Händel und selbst in den kirchlichen Compositionen von Mozart ist der Schluß mit dem Mollaccord abwechselnd gebraucht mit solchen Schlüssen, welche entweder gar keine Terz oder die Durterz haben, je nachdem der Schluß einen trüben, indifferenten oder heitern Charakter trägt. Unser jetziges musikalisches Gefühl verlangt stets die Anwendung des Mollaccords in einem solchen Schluß.

3. Die theoretische Vollendung der Musik.

Die Aenderungen in der Musik, welche seit Luther und Palestrina praktisch durchgeführt waren, fanden ihren theoretischen Abschluß durch Rameau. Das entwickelte Gefühl für die Verwandtschaft der Accorde veranlaßte ihn zu der Regel: „Der Fundamentalbaß darf der Regel nach nur in reinen Quinten oder Terzen auf- oder abwärts schreiten.“ Wie die Stimme einer Melodie, darf auch der Accordklang nur zu nächstverwandten Klängen fortschreiten. Fortschreitung nach einer Verwandtschaft zweiten Grades ist aber bei Accorden viel schwerer zu motiviren als bei einzelnen Tönen und somit jenes strenge Gesetz gerechtfertigt.

Dieser theoretischen Hauptthat Rameau's schließt sich eine zweite an: die Durchführung der temperirten Stimmung. Wie bereits erwähnt, ergibt aus dem Bau des harmonischen Systems die Nothwendigkeit, die Tonica zeitweise zu verändern, d. h. zu moduliren. Es ist für den Musiker daher nöthig, frei über die Höhe der zu wählenden Tonica schalten zu können. Daraus ergab sich indessen eine neue Schwierigkeit. Von dem Ton C ausgehend, kommt man durch eine Reihenfolge von Quinten bekanntlich nicht zum Ton C zurück, sondern zu einem Ton His, der sich von C etwa um den fünften Theil einer halben Tonstufe unterscheidet. Um von jedem Ton ausgehen und nach jedem Ton hin moduliren zu können, bedurfte man daher einer Unzahl von Tönen. Diese Schwierigkeit zu erleichtern, hatte man sich bei gewissen Intervallen kleine Unreinheiten gestattet, ohne daß über die Art und Weise, wie dieselben zu vertheilen seien, eine bestimmte Praxis sich gebildet hätte. Rameau vertheilte nun diese Unreinheit auf die zwölf Quintenschritte gleichmäßig, indem jede um ein Sechzigstel des halben Tons verstimmt war. Auf diese Weise schuf er die chromatische Tonleiter, auf welcher jeder Ton von dem andern durch dasselbe Intervall getrennt war und innerhalb deren daher auf jedem Ton die diatonische Dur- und Molltonleiter construirt werden konnte. Diese temperirte Stimmung hat sich zuerst und vorzugsweise am Klavier entwickelt und ist alsdann auf die übrigen Instrumente übertragen worden.

Die durch Rameau eingeführte, wenigstens durch ihn siegreich verfochtene temperirte Stimmung, wie sie aus der Compositionsweise der frühern Meister hervorgegangen war, wirkte auf die Compositionsweise der spätern zurück. Sie bewirkte, daß die Componisten wie die Spieler sich mit der größten Leichtigkeit in den verschiedensten Tonarten bewegen können, daß ein Reichthum der Modulationen möglich wurde, der früher nicht existirt hat. Andererseits aber ist nicht zu verkennen, daß sie zu einem solchen Reichthum von Modulationen auch zwang. Denn da der Wohlklang der consonanten Accorde nicht mehr ganz rein war, die Unterschiede zwischen ihren verschiedenen Umlagerungen verwischt wurden, mußte man durch stärkere Mittel, durch reichlichen Gebrauch scharfer Dissonanzen, durch ungewöhnliche Mittel zu reizen suchen, was die bei Tonart selbst abgehörigen Harmonien an charakteristischem Ausdruck verloren hatten. Dadurch wird der Mechanismus der Instrumente Herr über die natürlichen Bedürfnisse des Ohres. Mozart, der noch reiche Studien in den ältern Gesangscompositionen gemacht hatte, war der letzte Meister des süßen Wohllauts. Beethoven hat mit kühner Gewalt Besitz ergriffen von dem Reichthum, den die ausgebildete Instrumentalmusik hervorbringen konnte; seinem gewaltigen Willen war sie das fügsame und zu allem bereite Werkzeug, in welches er eine Gewalt der Bewegung zu legen wußte wie vor ihm keiner. Wie sich an ihn die neuere Musik anschloß, ist bekannt.

Man klagt über den Verfall der Musik, über das Verlassen der von Sebastian Bach und Mozart eingeschlagenen Bahnen. Wir glauben durch die vorstehende Skizze gezeigt zu haben,

Seeburg (zieht aus ſeiner Düte lauter kleine viereckte Pülverchen).

Bei Leibe nichts vermengen! Daß mir am Ende Zwiebeln wachſen, wo ich Spargel ſäete. (Legt die Papiere zurecht und vertieft ſich ganz darin.) Lauter Sämereien! Ich habe heute mit Ihrer Schweſter eine wichtige Conferenz. Was lärmt denn da draußen? (Man hört ein Murmeln von vielen Kinderſtimmen.) Die löbliche Schuljugend von Friedersdorf! O die neumodiſche Zeit! Was brauchen die Rangen leſen und ſchreiben zu lernen? Am Ende führen ſie in die Dorfſchulen noch das Griechiſche ein!

Tony.

Die Schweſter! (Springt ab.)

Seeburg.

Iſt ſie's? Wahrhaftig, ihr Silberorgan. Putt, putt, putt, ſie ruft die Hühner! Tük, tük, tük, ſie füttert die Tauben! So denk' ich mir Ceres, die Göttin des Feldes. Die ganze Dorfjugend verehrt ſie. Und dieſes Rechnertalent, dieſe Buchführung — (Holt ſich einen Stuhl und ſetzt ſich an den Tiſch am Fenſter, wo ſeine Papierchen aufliegen.) Prächtige Sämereien! Nur etwas zu theuer für den Oekonomen! Das Loth 4 Groſchen, was koſten 2 Pfund? Mein Kopf iſt etwas ſchwer im Kopfrechnen. Wenn das Loth 4 Groſchen koſtet, was koſten dann 2 Pfund? Hm! hm! Wenn das Loth — 4 Groſchen koſtet, was — koſten — dann — 2 Pfund —

daß, wie die durch jene großen Männer geschaffene Konstitution eine historisch gewordene Nothwendigkeit war, auch die seitdem eingetretenen Wandlungen aus einer historischen Nothwendigkeit hervorgegangen sind, und knüpften daran die Hoffnung, daß der scheinbare Verfall der Vorbote einer zukünftigen, reicheren Entwickelung sein wird. Alexander Meyer.

Die vier George von Thackeray.

II.

Unter allen Umständen that Georg III. nach seiner Einsicht das Beste. Er lernte, was er zu lernen vermochte. Er zeichnete fortwährend Landkarten, studirte Geographie, er wußte die ganze Genealogie seines Adels, die ganze Liste seiner Armee sowie die Zahl ihrer Knöpfe, Gamaschen und Haarbeutel. Er kannte die Lehren der Universitäten und deren religiöse Ansichten; er kannte aber auch die Etikette seines Hofs, die Pflichten aller, vom ersten Minister bis zu dem Küchenjungen und Stallknecht herab.

Das alles vermochte er zu lernen und lernte er. Aber denkt man an die für einen Sterblichen fast göttliche Aufgabe — auf das Reich der Gedanken, des Glaubens, auf Krieg und Frieden Einfluß auszuüben, wer kann sich wundern, wenn ein Mann wie Georg, so oft er hier eingriff, nur Demüthigung erlebte? Doch zwingt sein Muth uns Bewunderung ab. Seinen Kampf mit der Aristokratie zu erzählen, bleibe einem Geschichtschreiber noch vorbehalten. Er war es, unterstützt vom Volke, der Amerika den Krieg erklärte; er war es und das Volk, die den Katholiken entgegentraten, und in beiden Fällen mußten die Patricier nachgeben. Sein Muth verließ ihn nie; er beugte selbst den steifen Nacken des jungen Pitt. Sogar Krankheit konnte seine Beharrlichkeit nicht hemmen. War sein Geist klar, so stand er auf dem alten Punkte. „Ich will nur das Gute", sagte er; „wer es also nicht mit mir will, ist ein Verräther!" Nur leider! besaß er wenig Verstand und hatte eine mangelhafte Erziehung erhalten. Derselbe Wille des Himmels, welcher die Krone auf sein Haupt gesetzt, ihn zärtlich gegen seine Familie geschaffen, ihn muthig, ehrlich, tugendhaft gemacht, machte ihn auch langsam im Denken, eigensinnig und zu Zeiten verrückt. Er war der Vater seines Volks; so mußten seine rebellischen Kinder zum Gehorsam gezwungen werden. Er war der Vertheidiger des protestantischen Glaubens; so wollte er lieber sein Haupt auf den Block legen, als daß die Katholiken theil an der Regierung Englands erhalten sollten.

Glaubt man [illegible] gäbe nicht in allen Ländern ehrliche Fanatiker, die einem Könige mit ihren Anschauungen [illegible] Unterstützung unbedingt leihen würden? Der Krieg mit Amerika war populär in England, kein Zweifel. Waren die Bartholomäusnacht und die Inquisition nicht auch ihrerzeit populär?

Georg's III. Haus war das Musterhaus eines englischen Gentleman. Man stand früh auf, war freundlich, mildthätig, mäßig, ordentlich und langweilig über allen Begriff. Alles hatte seine bestimmte Stunde, ein Tag glich dem andern. Abends zur bestimmten Minute küßte der König die Wangen seiner Töchter, küßten die Prinzessinnen die Hand der Mutter, brachte Frau Thielke dem König seine Nachtmütze. Welch ein prosaisches Leben war das Leben Georg's in Kew und Windsor! In Regen und Sonnenschein ritt er seine Stunde aus, steckte sein rothes Gesicht in hundert Hütten um Windsor, worüber ebenso viele Geschichten in Umlauf kamen. Wenn Harun-al-Raschid seine Unterthanen besuchte, so gewannen sie dabei durch seine Freigebigkeit; Georg aber zeigte seine königliche immer zum Geben bereite Hand. Selten gab er eine Guinee; oft suchte er nach Geld in seiner leeren Tasche; meist richtete er hundert Fragen an die Armen und ritt fort. Einst begegnete ihm und der Königin ein kleiner Knabe mit weißen Haaren. „Wer bist du?" fragte der König. „Der Sohn Ihres Mundkochs!" sagte der Kleine. „So knie vor der Königin und küsse ihre Hand!" „Das geht nicht, denn ich habe meine neuen Hosen an!" Solche und tausend ähnliche Geschichten liefen umher. Man machte Georg zum großen König und Napoleon zum kleinen Gulliver.

Miß Burney hat in ihren Memoiren den Charakter der Königin in allen Einzelheiten geschildert. Sie war sparsam, tugendhaft und gut, eine getreue Gattin, eine zärtliche Mutter. Sie hatte schwere Pflichten zu erfüllen und lächelte, wo ihr das Herz weh that. Dasselbe forderte sie aber auch von andern. Bei einer Taufe wurde der Dame, welche das Kind hielt, unwohl. Die Prinzessin von Wales bat, daß sie sich einen Augenblick setzen dürfe. „Sie soll stehen!" sagte die Königin. Sie selbst, bemerkt Thackeray boshaft, würde gestanden haben, bis das Kind zum Manne gereift wäre.

Die jüngste Tochter, Amalie, war des Vaters Liebling. Miß Burney beschreibt uns den Nachmittagsspaziergang der königlichen Familie in Windsor. Die kleine Prinzessin war drei Jahre alt, sie trug ein Kleid von weißem Musselin, ein kleines Mützchen, weiße Handschuhe, einen Fächer und ging allein voraus, entzückt über ihren Anzug, die dichte Menschenmenge zu beiden Seiten anlächelnd. Ihr folgten König und Königin, nicht minder vergnügt über ihre Kleine. Dann die königliche Prinzessin am Arm von Vater Waldegrave, Prinzessin Auguste mit der Herzogin von Lancaster, Elisabeth mit Vater Charlotte Bertie u. s. w. Eine Musikbande spielte: die Sonne schien, die Fahne Englands wehte vom großen Thurme herab, während Georg seine Nachkommenschaft ins Freie führte. Die kleine Amalie raffte der Tod im schönsten Kindesalter hin; Georg III wurde ein Opfer des Wahnsinns. Im November 1810 hörte er zu regieren auf. Vom Throne gestoßen, von rauhen Händen berührt, mit seinen Kindern im Streit, sein Liebling vor ihm dahingegangen, ruft unser Lear ihr nach: „Cordelia, Cordelia, warte ein wenig!" Aber still! Streit und Uneinigkeit bei dem Gemüt des Grabes. Trompeten, stimmt einen Trauermarsch an! Falle, dunkler Vorhang, über dieses Schauspiel, über die Leiden, den Kummer dieser ernsten Tragödie!

Am 12. August 1762 tönten alle Glocken Londons, in jubelndem Einklang die Geburt eines Kronprinzen verkündend.

Im Palast zu St.-James, in einer Wiege mit drei prinzlichen Straußenfedern darüber, lag das königliche Kind, das Entzücken aller Augen. Es war ein schöner Knabe. Es existiert von ihm ein Bild, wie er im Schoße seiner Mutter ruht, welche den Finger auf ihre Lippen legt, als wolle sie dem Hofe Schweigen gebieten, damit der Liebling ungestört schlummere. Von da an bis zu seinem Tode, 68 Jahre hindurch, wie viele Bilder sind von ihm gemalt worden! Kein Sterblicher wird eine ähnliche Zahl aufzuweisen haben. In jedem Anzuge, auf jeder Altersstufe, in jeder Haartracht kann man ihn erblicken. Was die Schmeichelei ersinnen konnte, wurde auf ihn verwendet, und die Frucht entsprach dem Bemühen. Als er einundzwanzig Jahre zählte, gab man ihm Carlton-Palace zur Wohnung und richtete ihn für ihn ein. Sein Einkommen war groß; er warf, wie man so sagt, das Geld aus dem Fenster. Seine Röcke allein kosteten ihm jährlich [illegible] Pf. St. Die Nation gab ihm mehr, viel mehr. Der Prinz von Wales oder, wie er nachmals hieß, der Prinz-Regent, war schön, anmuthig, von feinen Sitten; er bezauberte, wen er einnehmen wollte, und so verzieh man ihm alles, bewilligte man ihm alles. Die Männer nannten ihn den schönsten Prinzen der Welt, und, ach! auch die Frauen. Er und der Graf von Artois theilten sich in den Ruhm, die ersten Gentlemen Europas zu sein. Der Graf langte neben seinen übrigen herrlichen Eigenschaften auch vortrefflich auf dem Seile. Was ist aus ihm geworden? Ein lahmer, alter Mann, hat er die Gastfreundschaft König Georg's IV. in Anspruch genommen. Die Natur und die Umstände thaten alles, um diesen vierten Georg zu verderben. Der Hof des Vaters mit seinen langweiligen Vergnügungen und noch langweiligeren Beschäftigungen, das ewige Einerlei, die erstickende Mäßigkeit würde auch ein weniger lebhaftes Naturell als das des Prinzen wild gemacht haben.

Der Knabe ist der Vater des Mannes. Unser Prinz ließ es seine erste That sein — eine Schuhschnalle zu erfinden, die einen Zoll lang und fünf Zoll breit war. Als er auf dem ersten Hofballe erschien, trug er einen Rock von rosa Seide mit weißen Manschetten, die Weste von weißer Seide mit bunter Stickerei; sein Hut war mit zwei Reihen Stahlperlen geziert, fünftausend an der Zahl, mit Schlinge und Knopf von gleichem Metall und aufgeschlagen in neuer militärischer Weise. Man nannte ihn Prinz Florizel. Erscheinen diese Einzelheiten nichtssagend? Sie machten den Kern seines Lebens aus.

Seit dreißig Jahren ist er todt und man fragt sich, wie ein großes Volk ihn habe dulden können. Würde man ihn jetzt dulden? Er spielte, er trank, er fröhnte allen Lastern und hatte nur Eine Tugend: er war ein vortrefflicher Kutscher. Seine drei Vorgänger waren tapfer, aber wie hätte er tapfer sein können? Sein Vater siegte über Luxus und angeborene Trägheit — er siegte über nichts, widerstand keiner Versuchung, gewährte sich alles. Was er von Energie besaß, vergeudete er an Köche, Schneider, Barbiere, Tapezierer, Opernsängerinnen und Liebesabenteuer. Welche Muskel sollte nicht in solchem Leben erschlaffen? Einem ewigen Capua ohne Feldzug, mit Geigen, Blumen, Festen, Schmeichelei und Thorheit!

Karoline von Braunschweig wird ihm von seinem Vater zur Gemahlin gewählt. Der Bräu-

eigam mit ihr entgegen, sie drängt ein Knie vor ihm, er hebt sie mit ritterlicher Anmuth auf, umarmt sie und sich zu Lord Malmesbury wendend, sagt er: „Wie ist ist nicht wohl — bitte, gib mir ein Glas Branntwein!“

Was konnte man von einer Ehe erwarten, die so begann? Malmesbury erzählt uns, wie der Prinz das Ja herausstieß, wie er seinen Schwur hielt, wie er seine Gemahlin peinigte, schlug, wie er seine Tochter behandelte, wie er selbst lebte. Und das war der erste Gentleman Europas! Es gibt für die feine Gesellschaft Englands keine bittrere Satire, als daß sie diesen Georg bewunderte. Ameiz Volte.

Die Sturmfluten an der Westküste Schleswig Holsteins.

Von H. Hammaren.

I.

Ein rechter Marschbewohner theilt das bewohnte Land der Erde in zwei Theile ein: in Marsch und Geest. Geest aber ist alles Land, was nicht Marsch ist; und da die unmittelbar an die Marsch anstoßenden Gegenden meistentheils aus Heide, Wald und Torfmooren bestehen, die geographischen Kenntnisse des gewöhnlichen Marschbauern sich aber oft nicht viel weiter erstrecken, so betrachtet er sich als einen Bevorzugten der Schöpfung. Allerdings hat er auch Ursache, auf sein Land stolz zu sein. Selbst demjenigen, dessen Auge an die Schönheiten des Rheinufers und der Sächsischen Schweiz gewöhnt ist, gewährt es einen Genuß, zur Sommerzeit die üppigen Weiden, die prangenden Saatfelder und die stattlichen und reinlichen Gehöfte der Marschen zu erblicken und dort den kraftigen Gestalten der wohlhabenden und gastfreien Bauern zu begegnen.

So war es nicht immer. Die Marschbildung geht langsam vor sich; sie ist bekanntlich eine Folge der Ablagerung der feinen im Meereswasser enthaltenen Thonerde, von der sich eine feine Schichte bei der täglich zweimal wiederkehrenden Flut absetzt; daher auch Binnenmeere, in denen keine oder doch nur äußerst geringe Flutzeiten stattfinden, wie das Mittelmeer und die Ostsee, keine eigentlichen Marschküsten haben. Seiner Feinheit wegen setzt sich der Marschthon nur bei ruhigem, gleichmäßig flutendem Wasser ab, namentlich aber da, wo eine Insel oder eine Sandbank Schutz gegen den zu heftigen Wellenschlag gewährt. Deshalb sieht man oft zur Beförderung der Marschbildung an den von der Flut erreichten Küsten künstliche Dämme, sogenannte Lahnungen, die aber so niedrig sind, daß jede Flut über sie hingeht. Mit dem allmählich sich erhöhenden Lande kommen verschiedene Pflanzen in bestimmter Reihenfolge auf dem nun schon von den niedrigsten Fluten nicht mehr erreichten Boden zum Vorschein, bis endlich das Erscheinen des weißen Klees das Zeugniß gibt, daß das Land zum Eindeichen reif ist.

Denn eingedeicht muß jedes Marschland werden, wenn es zum Anbau empfänglich sein soll; das salzige Wasser der eindringenden Flut übt auf den Gras- und Pflanzenwuchs einen auf viele Jahre nachempfundenen zerstörenden Einfluß aus. Auf den Halligen, d. h. den Inseln, die zu klein sind, um die Kosten des Baues und der Unterhaltung der Deiche tragen zu können, wächst kein Baum, kein Strauch; wenig[illegible] und dürftiges Gras gewährt im Sommer dem geringen Viehstand der Halligbewohner eine spärliche Nahrung; gegen die Herbst- und Winterfluten gibt es keinen andern Schutz als die künstlich aufgeworfenen Erdhügel, auf denen die zerstreuten Häuser einer solchen Insel stehen. In ähnlicher Weise lebten die ältesten Bewohner unserer heutigen Marschen noch Jahrhunderte nach Christi Geburt. Plinius berichtet von jenen Gegenden, „welche zweimal im Verlauf von vierundzwanzig Stunden von dem Ocean überspült würden, sodaß es zweifelhaft sei, ob sie dem Lande oder dem Wasser angehörten, und in welchen auf Todtenhügeln gleichenden Erdaufwürfen eine ärmliche Bevölkerung lebe, Schiffenden ähnlich, wenn die Fluten sie umwogten, Schiffbrüchigen gleich, wenn das Wasser sich zurückgezogen habe“.

Zur Zeit der Völkerwanderung wa[illegible] hier die Friesen ein, ein rauher Menschenschl[illegible] aber freiheitsliebend, thätig und wunderbar geschickt, den Kampf mit dem wilden Element aufzunehmen. Sie thürmten mit unsäglicher Arbeit die schirmenden Dämme gegen die andrausende Flut auf, zogen Gräben auf Gräben zur Entwässerung des Landes, legten künstliche Schleusen an, die sich zur Zeit der Ebbe von selber öffneten und von der zurückkehrenden Flut wieder geschlossen wurden. Es gehörte eine seltene Kraft- und Ausdauer dazu, sich diesen gewaltigen Anstrengungen zu unterziehen, deren Frucht erst nach einer Reihe von Jahren sichtbar ward; eine Beharrlichkeit und Voraussicht, wie sie, wenigstens in diesen Jahrhunderten, nur den germanischen Stämmen eigen war.

Und wie oft waren nicht diese mühevollen Arbeiten völlig vergebens aufgewendet! Wie oft zerstörte nicht eine einzige Nacht die Werke, welche während langer Jahre durch viele tausend tüchtige Hände aufgerichtet waren! Wie oft schwemmte nicht das nach einer Sturmflut zurückbleibende Wasser Trümmer von Haus- und Ackergeräth und zahllose Leichen von Menschen und Vieh in das Meer hinaus! Aber die Zähigkeit, mit der die friesischen Stämme an ihrem Vaterlande hingen, hat in der Geschichte kaum ihresgleichen. Immer und immer wieder kehrten die Ueberlebenden in ihr Marschland zurück, das sie freilich oft genug bis zur Unkenntlichkeit verändert fanden. Mit der Zeit fand diese Beharrlichkeit ihren Lohn. Mit der Zunahme des Wohlstandes wurden die Deiche höher und fester, die Anlagen der Sturmfluten, die freilich noch oft genug eintraten, wurden schneller wieder gutgemacht, und nachdem die ersten finstern und unheilvollen Jahrhunderte, die auf die Völkerwanderung folgten, vorüber waren, sehen wir alle deutschen Marschländer der Nordsee, von Jütland bis zu der Meerenge von Calais, von reichen, tapfern und freiheitsstolzen Völkerschaften aus dem Friesenstamm bewohnt.

Die mittelalterliche Geschichte dieser Stämme bildet einen unausgesetzten Kampf für ihre Selbstständigkeit gegen die benachbarten nach ihren Reichthümern lüsternen Fürsten und für ihr Leben und Eigenthum gegen die auf der andern Seite drohende, gierige See. Die Berichte von Sturmfluten und verderblichen Ueberschwemmungen sind gerade so alt als die Berichte von diesen Ländern selbst. Demgemäß besitzen wir eine fast zahllose Menge von Erzählungen solcher Naturereignisse, von denen viele so schreckliche Einzelheiten enthalten, daß man es weder dem Bewohner weit ärmerer Gegenden zugute halten kann, wenn er sich nicht nach dem fetten Boden, den gefüllten Speichern und den Schätzen von [illegible]enden und wohlgenährtem Vieh der Marschen sehnt.

Keine von allen Küsten, die von der Nordsee bespült werden, hat so viele und so gewaltsame Umgestaltungen erlitten als die Westküste Schleswig-Holsteins. Weite Küstenstrecken sind verschwunden, große Inseln zu einem kleinen Bruchtheil zusammengeschrumpft, andere vom festen Lande losgerissen, wie denn Nordstrand jetzt nur noch durch den Namen daran erinnert, daß diese Insel ehemals Landtheil war. Auch mit der benachbarten Insel Pelworm soll sie verbunden gewesen sein. An den Namen dieser letztern knüpft sich die Erzählung einer Flut, welche in einer sehr alten Handschrift, der Chronik eines Ungenannten von Eiderstedt, aufbewahrt ist. Im Jahre [illegible] ist in diesen Gegenden eine sehr große Wasserflut gewesen, in welcher gegen [illegible] Menschen umgekommen. Damals habe eine sehr reiche Frau auf dem Nordstrande gelebt Namens Pelle; ihre Tochter hieß Werm, ihr Sohn Husen. Als nun ihre Besitzungen durch das Wasser zerstört waren, sei sie mit ihrer Tochter nach der Gegend gezogen, die von beider Namen Pelworm geheißen ward; der Sohn aber habe Husum und nannte die Stadt nach sich. Frau Pelle aber blieb in der Erinnerung der Ortsbewohner unvergessen. Ihr wurde die Erbauung des hiesigen Kirchthurms zugeschrieben, welcher am 8. April 1611 durch einen Sturmwind umgeworfen wurde. Im Jahre 1[illegible] hat Broder Hansen daselbst den steinernen Sarg, darin sie mit ihrer Tochter gelegen, ausgraben lassen und denselben zu einem Vortroge, daraus er sein Vieh getränkt, gebraucht, weswegen er dem Herzog zu Schleswig-Holstein 100 Mark Lübsch hat geben müssen, ist auch bald darauf gestorben.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Die Einwanderung der Deutschen in die nordamerikanischen Freistaaten und ihre geographische Verbreitung.

K. — Unter dieser Aufschrift lasen wir kürzlich einen lehrreichen und interessanten Aufsatz in der „Zeitschrift für Erdkunde", herausgegeben von Professor Kaner (Berlin, Reimer, Neue Folge, Bd. XIV). Da wir voraussetzen dürfen, daß sein Gegenstand auch andere interessirt und nicht ein jeder Gelegenheit hat, den Aufsatz zu lesen, so werden einige daraus, wie wir es zur Kenntniß deutscher Leser für besonders wichtig erachten, hier kurz zusammengestellt.

Der Verfasser des Aufsatzes, Professor Ih. Sprüner, der — wie aus ihm zu ersehen ist — über den Gegenstand aus unmittelbarer Kenntniß urtheilt, untersucht zuerst die Gründe für die so auffallende Auswanderungslust der Deutschen, für dieses „Weltbürgerthum der Deutschen", und wie es gekommen sei, daß es jetzt wol kaum ein bedeutenderes Land gebe, in welchem nicht auch Deutsche anzutreffen wä-

ren. Wir gehen jedoch hier auf diese innern und äußern Gründe nicht weiter ein, weil sie weniger zur Sache selbst gehören, und bemerken nur, daß — wie es dort heißt und wie sich ohne Uebertreibung behaupten läßt — nicht nur das deutsche Volk seit dem Untergange der klassischen Völker das bevölkerndste in geistiger Beziehung ist, sondern auch, daß der Deutsche bei seinen Wanderungen durch Liebe des Vaterlands, Heimath, Treue, reges Pflichtgefühl, Beständigkeit das Charakteristische und gehörige Kennzeichen mit sich über Land und Meer trägt." Doch dürfte auch daneben — nach unserer Meinung — behauptet werden müssen, daß der Deutsche manchen von dem, was ihn in gewisser Hinsicht erst zum Deutschen macht, im fremden Lande mehr oder weniger schnell verliert und aufgibt, z. B. seine Sprache und — was damit zusammenhängt — namentlich den Nationalbewußtsein Theil gilt auch von den deutschen Einwanderern in Nordamerika.

Die gegenwärtige deutsche Bevölkerung in den Vereinigten Staaten läßt sich nach der Zeit der Einwanderung in drei Klassen eintheilen und zwar

1) in die von 1680—1735;
2) in die von da bis 1848, und
3) in die der letzten vierzehn Jahre.

Die erste Klasse umfaßt diejenigen Deutschen, welche in geschlossenen Gesellschaften, von ihren Obrigkeiten geführt, in den Kolonien Pennsylvanien, Neuyork und Georgia sich ansiedelten. Sie waren nur Pfaelzbauern, und ihre Nachkommen haben in compacten Massen über Ostpennsylvanien, Neuyork und Georgia sich verbreitet. In Ostpennsylvanien, wo zu dem Hauptstocke der Ansiedler, ist die Bevölkerung der Staate etwa zu gleichen Theilen aus Deutschen und Angloamerikanern gemischt, das Land aber ist rein deutsch, und es sind folglich dort dreißig und einige Grafschaften, die zugleich die bevölkertsten und reichsten sind, fast ganz deutsch. Das Deutsche ist dort die Mutter-, Kirchen- und seit sechs Jahren neben dem Englischen auch die gesetzlich eingeführte Schulsprache. Diese Grafschaften nun — in eine Gesammtbevölkerung von 1,500000 Deutschen oder die Hälfte der Einwohnerzahl des ganzen Staates. Darum sind jedoch nur über eine Million deutschredender Deutschen, welche auch über eine Viertelmillion ganz von deutscher Abkömmlinge sind, das Deutsche jetzt mehr oder weniger verlernt haben. In den meisten übrigen Grafschaften sind Staaten haben Deutsche darter ersten Klasse, welche deutsch reden, geschrieben und auf dem Lande in compacten Massen, dagegen zerstreut in den Städten und in angloamerikanischen Ansiedelungen, und sie bringen so die deutschredende Bevölkerung auf fast zwei Millionen, während, wenn man die blos englischredenden Deutschen mitzählt, den nationalen Abstammung nach an 2,500000 Deutsche in Pennsylvanien wohnen, also fünf Sechstel der gesammten Einwohnerzahl.

Im Staate Neuyork wurden einzelne Distrikte zwischen 1680 und 1720 von geschlossenen Gesellschaften compact besiedelt, an andern Punkten (am Hudsonflusse zwischen den Holländern) lieben sich deutsche Colonien nieder, und manche Grafschaften sind dort theils von Holländern, theils von deutschen Bauern auf dem dasigen Lande bevölkert. Aber sie haben ihre Muttersprache größtentheils verlernt, und man kann von ihnen nur noch 250000 als Deutsche ansehen.

In Georgia siedelten sich im Jahre 1735 etwa 30000 vertriebene Salzburger an, und ihre Colonien blühen noch dreißigfache fort, aber sie haben alle das Deutsche verlernt.

Von den übrigen erwähnten ersten Colonien der Deutschen wurden wieder andere Colonien gegründet. Von Pennsylvanien aus gründ dies theils im östlichen Theile des Staates Ohio, wo etwa eine Viertelmillion Deutsche compact zusammenwohnen, von denen weil noch die Hälfte ihre Muttersprache verstehen mögen, theils im westlichen Theile der Staaten Maryland und Virginien, wo etwa 100000 Deutsche wohnen, die aber sämmtlich das Deutsche fast noch verstehen. Von den alten deutschen Colonien im Staate Neuyork aus wurde seit 1817 der westliche Theil des Staates, besonders in der Nähe des Erieses, vielfach besiedelt, aber auch hier Deutschen verlieren zum großen Theil nur dreißig ihre Muttersprache. Ganz dasselbe gilt von den Holländern, die sich hier zahlreich angesiedelt haben.

Einzelne deutsche Colonien, von Pennsylvanien und andern gegründet, finden sich auch noch in andern verschiedenen Staaten Nordamerikas, aber sie sind wenig zahlreich und das deutsche Element ist in ihnen in der Regel untergegangen.

Die ganze deutsche Nachkommenschaft dieser ersten Klasse mag sich auf vier Millionen belaufen, aber davon verstehen nur noch zweimalhalb Millionen deutsch, und gar nur ein geringer Antheil schriftlich, auf welchen die Literatur niemals Einfluß gehabt hat.

Auch sind bei dieser Bevölkerung wenig gut gerathene Leute und Talente hervorgegangen. Diese Deutschen sind Bauern und Landwirthen dabei ehrlich, aber einfach, sparsam und fleißig, auch ein tüchtiger Schlag Menschen, dagegen haben sie in der Geschichte kaum Guten glänzenden Namen aufzuweisen, und nur in den Kriegen von 1812 und 1846 haben deutsche Regimenter eine große Rolle. Im Jahre 1790 hatten sie es einmal, als eine große Mehrheit im Staate Pennsylvanien, in ihrer Gewalt, das Deutsche darin zur Gesetzessprache zu machen, aber sie unterlagen mit einer Stimme der Mehrheit, und diese eine Stimme war — eine deutsche. Uebrigens haben sie, die im Staate Georgia Einwanderten ausgenommen, niemals Sklaven gehalten, und schon 1688 erklärten sie sich auf einem Grafschaftstage in Germantown gegen das Sklavenhalten, die erste deutsche Erklärung auf amerikanischem Boden. Die Entwicklung dieser Leute nimmt gegenwärtig fast gar keinen Fortgang.

Die zweite Klasse deutscher Einwanderer zwischen 1735 und 1848 besteht auf einzelnen Personen und

Familien, welche theils von ihren Verwandten in Amerika hinübergerufen wurden und unter ihnen ihr Unterkommen fanden, theils auch Gesellschaft zusammenfanden, um gemeinschaftlich auswandern zu können. Viele der letztern brachten nicht so viel Mittel zur Ueberfahrt und die mußten sich dann den Schiffsexpeditoren verkaufen, welche sie dann meistens auf sechs bis acht Jahre als Sklaven unterbrachten. Ein großer Theil von ihnen blieb zusammt ihrer Nachkommenschaft leibeigen, bis die Revolution von 1776 sie frei machte.

Seit der Unabhängigkeit des Landes entstanden mehrere Colonisationsgesellschaften, und von mittenhalb Einwanderung nach St. Louis und Belleville, Illinois und Cincinnati sind gerechnet nach Belleville, Illinois und Cincinnati sind gerechnet 1834 und 1849 statt, aber die meisten dieser Gesellschaften lösten sich bald wieder auf und zerstreuten sich über das Land.

Im allgemeinen haben alle diese Deutschen, wenn sie länger als dreißig Jahre im Lande sind, sowie fast alle ihre Kinder das Deutsche fast ganz oder theilweise vergessen. Besonders hat wenig die Einwanderung seit 1832, aber alle diese Einwanderungen haben seitdem deutlich deren Nachkommen, verstehen auch das Deutsche. Denn wenn die Kinder in die amerikanischen Kreischulen gehen, die vom Staate gehalten werden und in denen die englische Sprache die Unterrichtssprache ist, so sind sie dadurch genöthigt englisch zu lernen und zu sprechen, sie gehen schon das deutsche auch selbst verlernt vor, weil es leichter ist als das Deutsche, und sie unterhalten sich selbst im Hause nur noch mit den Eltern in deutscher Sprache.

Diese Einwanderten hatten in den Staaten Missouri, Pennsylvania, Maryland und St. Louis, sowie in Staate Illinois gegenüber St. Louis, sowie in und um Chicago, Milwaukee, Cincinnati, Buffalo und Pittsburg eine mehr in besonders deutschen Gegenden zusammengedrängte deutsche Bevölkerung, und auch auf dem flachen Lande sind sie in eine zusammenhängendere Ansiedlung. Unter ihnen sind nur die Bremer Gleichen. Farben und einige wenige größere Gruppen von Bauern im Lande geworden, die große Masse aber hat sich nur in einzelnen Schmieden selbst sagt, zum Theil auf dem Lande zerstreut Gemeinden hergestellt.

Die dritte und wichtigste Klasse besteht aus den 1848er Einwanderern. Sie kamen meistens in großen Massen an und zerstreuten sich über alle Staaten, besonders aber die nordwestlichen, in das Ackerbaugebiet des Mississippi, welches mit dem mittleren Deutschland ziemlich gleiche klimatische Verhältnisse zeigt, wo sie die Pionierarbeit sogut wie gar nicht Angelo-Amerikaner übernahmen, sondern es war nur den am wenigsten Gewitzten sich gelang die überwiegende Natur zu bewältigen. Auch bevölkerten diese Einwanderer die Städte als Handwerker, Kaufleute, Beamte, Geistliche und Künstler, dagegen die Einwanderten vor ihnen Städte als Gemeingattung, Wirthsbesitzer und Bäcker, sowie die Fabrikbesitzer als Fabrikarbeiter aller Art, und sie verdrängten auch letzteren Branche sogar die Angloamerikaner und Irländer. Namentlich waren die Werkstätten fast durchaus Deutsche, und die Deutschen haben sich auch auf diesem gewerblichen gewonnene und intelligente im Gegensatz zu den Amerikanern selbst emporgearbeitet.

Die Zahl dieser Einwanderer ist sehr bedeutend, und z. B. war sie bis Jahr 1845 etwa sich aus der in verschiedenen Zeitungen gemachten Zusammenstellung des amtlichen Angaben die Zahl dieser. Der Geist der Vereinigten Staaten übt so Menge der seit 1848 eingewanderten Deutschen auf fast eine Million an, allein es ist die deutsche Einwanderungsmasse seit dieser jüngsten Epoche

Nach einer z. d. C. gegebenen tabellarischen Uebersicht, die neben der Größe des Flächeninhalts einer jeden Staates theilt die Einwohnerzahl für die Jahre 1850, 1840 und 1830 angibt, theilt die Zahl der deutschstämmigen Deutschen, wie sie sich bei der letzten Zählung herausstellte, annähernd zutreffend in jedem Staaten in den 15 ersten Staaten die reine Gesammtbevölkerung von 18,851,814 (1840: 14,849,832) und die Zahl der deutschgeborenen waren 1,000,000), dagegen in den 15 Sklaven-Staaten, bei einer Gesammtbevölkerung von 13,443,833 (1840: waren es 7,290,719), 350,000), und in den noch Territorien kommt zum Beispiel eine Gesamtbevölkerung von 260,701) hier sind die Zahl der Deutschen 21,000) Deutsche. Somit also die Zahl der Deutschen in den nordamerikanischen Freistaaten im Jahre 1850 über einer Gesammtbevölkerung von 31,657,841) im ganzen betragen haben wurde 1,371,000).

Ein ziemlichen tabellarischen Ueberblick gibt z. d. C. auch Angaben über die specielle Vertheilung der Deutschen in den einzelnen Staaten beigefügt, die wir auch hier ebenfalls auf sich beruhen lassen. Der Vorsteher des in New-Yorken Vorsteher, der an Ort und Stelle sorgfältige Erkundigungen über den Gegenstand einzuziehen hat, bemerkt übrigens, daß, wenn auch die von ihm mitgetheilten Angaben, genau, bewiesen scheine das Resultat auch ganz genau, Lieg sein sollten, so doch jedenfalls so hoch gegriffen seien, daß sich auf eine von Angloamerikanern selbst anerkannter, überdies auch aus den Wahlresultaten berechnete zuverlässige Annahme sei, daß die Deutschen in den Staaten des Nordwestens ganz oben ein Drittel und ein Viertel Stimmen der Gesammtheit abgeben, was darauf schließen läßt, daß unter den alle Millionen starken Bevölkerung hiesiger Staaten wenigstens ein Drittel alle 2 Millionen deutsche Deutsche seien. Nimmt man nun, fast er. hiesigen Deutschen mit dazu, welche ihre Muttersprache verlernt haben, so müssen volle sechs Millionen Menschen deutscher Abstammung in den nordamerikanischen Freistaaten sein.

Im ersteren ergibt sich, daß die Deutschen der Staatssklaven in auffallender Weise gemieden haben, obgleich die klimatischen Verhältnisse von die Boden-beschaffenheit in vielen Beziehungen für sie sehr günstig sind. Die große Masse der Deutschen ist ziemlich gegen die Sklavenstaaten und die heftige

Amerikaner. Gegen diese Thatsache hilft auch der Hinweis auf die Sodermänner erlangte Urtheil, namentlich da, wo ein reiner Zufall an einem Affenschaukel gerade eher durch einen Arm von ihm getrennt ist, in dem auffallenden Contrast, der sich dabei offenbaren läßt, ein lautvereintes Zeugniß ab. Selbst das deutsche Bürgerrecht durch den anhaltenden Tabakrauch, so behauptet sie, wie der Tabak selbst wird, aufgelöst aufgegeben.

Aus die sozialen, wissenschaftlichen und politischen Verhältnisse der Amerikaner ist das mündliche deutsche Element von der ungeheuersten Bedeutung gewesen. Auch hier stützte der Deutsche den Satz für Ordnung, Freiheit, eine Verfassung, das Lernen und nannte sich seine Liebe zum Ordnung mit sich. Wo auch nur wenige Deutsche verbunden sind, dieser sich hier ein Gesangverein. Diese Vereine veranstalten alljährlich wiederholt öffentliche Aufzüge, an denen auch Frauen theilnehmen können. Außerdem aber besitzen noch gewaltige Versammlungen der Sängerbunde mehrere oder aller Einzelstaaten. Die Acte für die solchen Gelegenheiten gefeiert werden (15 Vereine erwähnt a. a. O. die Versammlung von 24 Sängervereinen zu einem vierstägigen Wettkampf, die es in Buffalo angestellten), sind wahre Verbrüderungsfeste für die Deutschen und alten Ehren der weiten Umher. Für die Verbrüderung haben die Gebräuche Bedeutung ohne Unterschied der Partei zu vereinigen, denn die Pflege und Wahrung jener Grundsätze am Herzen liegt, die das Deutschthum überall auszeichnen und die mit den Deutschen wandern über Berg und Thal und über das weite Meer. Bei den erwähnten Gelegenheiten in Buffalo, an dem das Hauptinteresse unter der jubelnden Theilnahme der Amerikaner haftbaut, waren nicht weniger Quadrillen als Sänger gegenwärtig, und sie bestrebten sich einen schönen Gruß zum Betrieb und gemeine Weltanschauung, mit minder viele Farmer, arbeitete Männer, welche den Pflug ebenso gern führen, als sie sich mit guter, namentlich politischer Lektüre beschäftigen, welche die Forderungen in ihren Sonntagsversammlungen muß für eine vorherige und bisherige Unterhaltung setzen.

Einen Anglosaxenfarmer ist zwar im ganzen wenig musikalisch, aber ein großer Freund der Musik, und er wird daher durch solche Feste mehr und mehr seine Abneigkeit gegen und in den Sitten des deutschen Gemüthlebens gestehen, indem er den Deutschen achten lernt.

Einen weiteren Aufschwung hat dort seit einigen Jahren das Schulwesen der Deutschen genommen, und zwar vorzüglich durch die große Menge höchst intelligenter Männer, welche dort in den Jahren 1848 u. f. aus Europa einwanderten. Es hat sich für die Deutschen in Amerika die große Nothwendigkeit gezeigt, und sie arbeiten mit sichtlichem Erfolg gegen die Entdeutschung der Deutschen, indem sie bei der dagegen den Methode in den angloamerikanischen Freischulen, in denen noch überhaupt die Kinder das Deutsche verlernen, es theils vorgehen, freie deutsche Schulen zu gründen, theils zugleich auch noch als Sonntagsschulen für die deutschen Deutschen wirken. Welchen Fortschritt in dieser Beziehung herrscht, dafür dient als Beispiel, daß in dem kleinen Ort Hoboken beim Anruf zur Gründung einer deutschen Schule in den ersten vierzehn Tagen bereits 4000 Dollars an freiwilligen Beiträgen ergeschnet waren.

In der neuesten Zeit haben die Deutschen in Nordamerika auch in der Politik eine sehr bedeutende Rolle gespielt. Die Demokraten und Deutschland, die bei ihrer Ankunft in Amerika noch wenig mit den heutigen Zuständen bekannt waren, blieben sich anfänglich an den heutigen Demokraten, und sie wurden auch durch die verrammernde Silberverhältnisse nun so eher in ihren Interesse gezogen, je weniger begreiflich sie waren, aber schon lange vor der Wahl des jetzigen Präsidenten setzten sie mehrere und Intelligenzblätter um, indem sie durch die politischen Lectern unter ihren Landsleuten sowie durch die Redenmöglichkeiten unter dem jetzigen Präsidenten einen Anhang bildeten, sich zu den Republikanern schlugen und bei der Wahl des jetzigen Präsidenten in vielen Distrikten den Ausschlag gaben. Für diese Grundsätze sind sie auch im jetzigen Kriege mit einem Gutdünken von fast lauter Mann eingetreten.

Mit der gegenwärtigen Krieg bereitet sich allerdings der Verfasser einen eingangs erwähnten Aufzug — und die Silberer mag der Verwüstung und allen Unglücke für den Norden verwüstet, so wird Nordamerika mit seinen unerschöpflichen Hilfsquellen doch nur ein Uebergangsstadium auf die Höhe einnehmen, und es wird auch neue geben, was freie Institutionen vermögen. Gewisse Gesichtszeichen haben einen Weg und Ziel gefunden und sie werden sich um so bedeutend der Industrie gewinnen, je mehr diese Kommen in Gegenden aufkommen sind, in denen noch vieles zu schaffen ist. Auch die universelle Emigration wird weiter bildlich werden, weil die Heimat die freie Entwicklung leider so häufig hemmt.

— Freiherr Max von Gumpenberg hat Nordamerika wird dann den Deutschen in der Neuen Welt und den nordamerikanischen Freistaaten selbst zum Vortheil und zu großem Segen gereichen.

Aber wie die Lage der Deutschen in der nordamerikanischen Union darum auch noch so günstigen übrig läßt, so ist den Auswanderern in diesen Landern doch eine viel behaglichere Zukunft gewiß als in Deutschen, wohin man in gewissenhafter Weise immer auch neue deutsche Bürger sucht. Wegen auch einige von ihnen in Extremste Glück und Reichthum finden, die Masse muß sich unter dieser Mischlingsrasse von Romanen und Indianern beständig gedrückt und gebeugt fühlen, während in Nordamerika die Deutschen überall auf Stammesverwandte und angelsächsische Elemente treffen.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Garibaldi in London.

M. S. — Seit dem Eingange der Prinzessin Alexandra war der Empfang Garibaldi's die erste wirkliche Nationenbewegung. „Der Mann des Volkes" — der Retter Italiens" — war ihm die englische Presse und das englische Volk genannt, wurde mit einem Jubel empfangen, der wie Naturgewalten erschien, selbst den bei seinem Einzuge in Neapel überströmen haben will. Jubelnde Adressen wurden ihm bei seinem Einzuge in London auf der Platform der New Kind Station überreicht, Triumphbogen mit italienischen und englischen Fahnen hatten sich eingefunden, um ihn zu begrüßen, und später in einer Wagenreihe in seinem Triumphzuge durch die Stadt zu begleiten. Musik — Garibaldi's Hymne ertönte — ertönte auf allen Plätzen, die seinen der Zug berührten, der von der Eisenbahnstation bis zum Hause des Herzogs von Sutherland, dessen Gast Garibaldi ist, 1½ Stunde Zeit erforderte.

Garibaldi wurde angebeten werden, es sich große Mühe, ihn die alt eine Art Volksregierung betrachten, um mit Garibaldi persönlich bekanntzuwerden. Da erschien denn auch ein Arbeiter, der nur wenig englisch verstand, während Garibaldi, der nur wenig englisch verstand, sich ungefähr wußte und noch schien, als ob er der Arbeiter in der Mehrheit verstanden. Um 4 Uhr war endlich Stafford House erreicht, wo der Herzog von Sutherland und seine Familie empfangen wurde.

Einer der ersten Besuche Garibaldi's galt dem 16. April zu in London in der Nähe des Crystallpalast bewohnt. Diese Reise war verbunden angekündigt, da es nötig an ihrem Palast sich und da trug der 24291 Personen, die der Höhe des Eintrittspreises Garibaldi's beim Eintritt in den Palast von den Künstlern der Italienischen Oper, auf die Uebersendung einer Ehrenkarte anstieß, von denen er sofort für den General und ein einfacheres für seinen mit ihm bei Abkommens verwandten Sohn Menotti bestimmt war. Der Anfang des Concerts war auf 2½ Uhr angesetzt, verschiebt aber sehr ich sehr um 3 Uhr nach Sydenham und hatte alle Ursache, mit meiner Uhr zufrieden zu sein, denn obgleich ich noch einen verzweifelten Platz vor der Gastlichkeit bestimmten Tore nahe angerufen fand, so war doch der ungeheure Raum des gewaltigen Glashauses von verschiedenen Gallerieartigen in Gruppen und Reihen der verschiedenartigsten Erdöne gezeichnet, sodaß Kolonnaden, Triumphbogen und ganzen mit Portweinflaschen, Gläsern, bunten Fahnen, Lampen, Blumen und Blattwerken gefüllten Tafeltischen und Bänken noch der ihre Stadtreisen vor, an denen sie mit großem Fleiße arbeiteten, während die Herren Zeitungen lasen oder mit ihren Nachbarn sich unterhielten. Es wurde um halb zehn Uhr bereits händisch eingetheilte Mittag mit Lagerbier noch vor erschienen war. Dies war gewiß, was einige, daß aber, der nach 11 Uhr kam, entweder gar keinen oder nur ein weiter Arme einen Platz fand, hatten. Weder konnte man zu den Buffets noch zu den Kellnern von denen es zum Publikum verstanden werden, noch war sehr groß, mit vielen Leuten und Bänken gefüllt, der für die italienischen Fahnen durch Verlust als auf einem Turme befindet. Ein viele Gesangvereine erschienen Parken vor an die Tore angeführt war. Auf einen Turm sah man die Worte: „Viva Garibaldi!" auf den andern: „Viva Italia unita!" Vielleicht ein anderer Vorbeifahrender Künstler vor von vorhin, stürzen und weiten Bänken gebildet wurde.

Nach vier langen Stunden ging es beginnen langsam vorwärts. Tennyson's Epos, Abschiedsgruß an Garibaldi, Tennyson's Epos, Abschiedsgruß an Garibaldi, Tennyson's Epos, Abschiedsgruß an Garibaldi,

Hüte und Tücher wurden geschwenkt, Pauken und Trompeten schmetterten und unter unbeschreiblichem Jubel und Hurrahgeschrei wurde „der Held von Marsala und Aspromonte", wie die Engländer ihn nennen, auf dem Balkon sichtbar. Garibaldi, dessen lahmer Fuß ihn hinderte, die Stufen allein hinunterzusteigen, wurde von seinem Landsmann Negretti an der Hand geführt und blieb vor seinem Armstuhl stehen, beständig grüßend und dankend und seine Sammtmütze schwenkend. Er sieht den neuesten Photographien sehr ähnlich, nur erscheint er älter und leidend; auch ist er kleiner, als man sich ihn vorstellt, hat aber gewiß regelmäßige Züge. Bekleidet war er wie immer mit einem kurzen bellgrauen Mantel mit scharlachrothem Futter, dessen Beinkleidern und dem bekannten scharlachrothen Garibaldihemd, das eine Menge der englischen Schönen ihm zu Ehren auch angelegt hatte. Rechts und links von ihm befanden sich seine Söhne Menotti und Ricciotti, von denen der erstere einen echt südlichen Typus und charakteristische Züge besitzt. Nachdem sie sich gesetzt hatten, begann das Concert, eine höchst undankbare Aufgabe für die Sänger. Zunächst wurde die Aufmerksamkeit des Publikums von Garibaldi's Loge allein in Anspruch genommen und dann ist der Krystallpalast, wenn auch ein Wunderbau, in Bezug auf Akustik nicht eben geeignet für musikalische Aufführungen, es müßten denn Monstre Concerte sein. So hörten wol Garibaldi und die dem Orchester zunächst Sitzenden die Musik, aber nur die Menge der Anwesenden verhallte allein in dem ungeheuern Raum. „La Garibaldiana", für diese Gelegenheit componirt, gefiel besonders und rief wiederholt zu stürmischem Beifall hin. Auch Signora Frezzolini's „Oui dit, o mein Vaterland!" von Donizetti, und ein Duett aus den „Puritanern" wurden lebhaft applaudirt. Garibaldi klatschte beständig. Der Anblick des Ganzen war großartig. Nach dem Concert, das etwa eine Stunde dauerte, fand die Ueberreichung der beiden Ehrendegen an Vater und Sohn statt. Garibaldi wurde gebeten, denselben als Erinnerung an seinen Besuch in England und als ein Zeichen der Dankbarkeit seiner Landsleute anzunehmen, um mit ihm sein angefangenes Werk zu vollenden. Menotti aber wurde aufgefordert, mit dem ihm überreichten Schwerte auch ferner als ein würdiger Sohn Garibaldi's an der Seite seines Vaters zu fechten, wie er begonnen habe. Garibaldi antwortete dankend und versicherte, daß er die Hoffnung noch nicht aufgegeben habe, ihre Erwartungen rechtfertigen zu können. In der Antwort, die er darauf dem italienischen Arbeitercomité ertheilte, bemerkt er freilich, daß ein tapferer Kriegsmann nicht immer ein guter Politiker sei. „Hätten uns", sagte er unter anderm, „die Engländer nicht geholfen, so hätten wir niemals die Straße von Messina passiren und in Neapel landen können; jene Diplomaten, welche jetzt das arme kleine Dänemark erdrücken, würden es verhindert haben. Es ist traurig, mit anzusehen, wie zwei Riesen sich verbunden haben, um eine kleine Nation zu unterjochen." Wie englisch klingt das! Garibaldi betrachtet die deutschen Verhältnisse durch die englische Brille und scheint darüber seine eigenen Unabhängigkeits- und Nationalitäts-Grundsätze vergessen zu haben.

Nach der Ceremonie der Schwertüberreichung strömte die so lange gefangen gehaltene Menge in die entzückenden Gärten und Parkanlagen des Palastes, dessen Riesenfontainen und andern Wasser springen und auf dessen äußerm Balkon jetzt Garibaldi erschien, um ein Ständchen anzuhören, welches ihm ein aus Italienern bestehendes Orchester brachte, und um den wiederholten Huldigungssturm der aufgeregten Menge hinzunehmen.

Das Ireuben auf der Eisenbahn am späten Abend fürchtend war ich unter den ersten, die aufbrachen, mußte aber drei Züge abgehen sehen, ohne mitzukommen und bekam erst im vierten einen Platz. Die gestern im Krystallpalast stattgefundene große Arbeiterfestlichkeit zu Ehren Garibaldi's soll noch stürmischer gewesen sein als die Sonntagsfeierei. Besonders unwillig sind die heutigen Morgenzeitungen, daß Garibaldi trotz Ehrenwache und Polizei wieder bei seiner Ankunft und Abfahrt gedrängt, gestoßen und mit den unbändigsten Liebkosungen überhäuft worden sei.

Konstantinopel im Mai.

II.

Wenn es so fortgeht, werden die Franzosen noch Herren der Türkei. . . Ihre Sprache verstehe hier beinahe jeder, und sogar die Aufschriften an den Kaufläden und Straßen sind gleichzeitig türkisch und französisch. Das Judiciöseste des Krimfeldzugs war unstreitig das scharfsinnigste politische Meisterwerk Napoleon's III.

Türkische Bäder und Kaffeehäuser — die einzigen Vergnügungsplätze hier — sind so oft beschrieben, daß ich sie mit einigen Bemerkungen abthun und meinen Lesern „die wonnevolle Qual" erlassen kann, nochmals eine Schilderung zu lesen. So prachtvoll, bequem und wahrhaft erfrischend die einen sind, so eng und niedrig, da man mit untergeschlagenen Beinen darin sitzt, sind die andern, in beiden aber wird vortrefflicher Kaffee, herrlicher Tabak und all die Süßigkeiten, an denen der Orient so reich, in höchster Vollendung und zu den billigsten Preisen gereicht. Zeitungen trifft man selten, etwa eine türkische oder das französisch geschriebene „Journal de Constantinople". Billards fast nie, nur in dem prächtigen Café de Luxembourg habe ich deren gesehen. Gläubige und Ungläubige vertreiben sich oft sogar auf den Straßen die Zeit mit Domino, Schach oder Kartenspiel. Zuweilen lassen sich die wackern Türken auch von ihren Dichtern und Gelehrten Märchen erzählen — bei uns vertreten die Diplomaten die Stelle der Märchenerzähler.

Der angenehmste Spaziergang ist der in den Bazars: ich besuche den in Stambul, wo man am besten thut, die siebenhundert Schritt lange und ungefähr hundertundzwanzig Schritt breite Schiffbrücke, die das Abendland mit dem Morgenland verbindet, zu überschreiten. Das Gewühl darauf ist unbeschreiblich, denn täglich verkehren darauf an zweimalhunderttausend Fußgänger, dazu Tausende von Reitern und Hunderte von vergoldeten mit Bänder- und Liebesbriefen bemalten Wagen, in denen verschleierte Schönheiten des Serails oder glutäugige Griechinnen sitzen, die bemüht sind, ihre Reize recht zu zeigen. Tausende von Geldwechslern und Verkäufern stehen oder sitzen in sehr primitiven Buden an den beiden Seiten der Brücke entlang und machen ein höllisches Getöse . . . aber die Aussicht ist entzückend: das tiefdunkle Meer, der wolkenlose Himmel, der heiterste Sonnenschein, die Berge ringsum mit Blumen besäet. Und dazwischen Reihen wie aramitne Riesenfinger die Obelisken in die Höhe, die Fontainen springen hoch auf und wie blanke Sterne schauen die Marmorkuppeln der Aya-Sophia vom asiatischen Ufer ruhig auf das Gewühl herüber.

Doch ich will vom Bazar sprechen, er ist schattig breit — man reitet und fährt darin —, von kühnen Marmorbogen überwölbt und inmitten des Schmutzes einer der wenigen reinen Plätze Konstantinopels. Er dürfte aus ungefähr zwanzig Kreuzermig aus- und in der Mitte zusammenlaufenden, je 1500 Schritt langen Gassen bestehen. Hier herrscht das größte Gewühl und die größte Ruhe und die Schätze des Morgenlandes zeigen sich unverhüllt unsern entzückten Augen.

Ambra, Gold und Myrthen, genug, um einem neuen Crösus damit huldigen zu können, die feinsten Spezereien Arabiens, Teppiche, Shawls und Seidenstoffe aus Persien, Musselin aus Indiens baumartigen Geweben, Rosenöl von Schiras, Waffen aus Damaskus, der Ehre gleich von jedem Hauch getrübt, Porzellan aus China, Seide vom Kaspischen Meer, Rosenkränze aus Jerusalem, vom heiligen Berg Athos, Tabak von Albanien, Feigen und Palmenfrüchte aus Afrika, all diese Herrlichkeiten und hier zu finden.

Aber verborgen, sorgsam in schwere Ballen gepackt, ruhen die funkelnden Diamanten Indiens und die köstlichen Perlen Persiens; man hütet sie vor dem bösen Blick der „Geister", vielleicht aber auch vor dem — der Diebe.

Und dieses alles für die Tausende von Besuchern, dieses alles für die türkischen Frauen und Mädchen, die ihre Tage im Bazar verplaudern, verträumen und oft mehr als Blicke geben, um etwas von den lockend reizenden Spielsachen dafür einzutauschen.

Um 4 Uhr nachmittags werden die mächtigen eisernen Thore dieses Zaubermarktes geschlossen, dieses Marktes, in dem nicht arbeitet wird wie in den Quartieren der geschäftigen, betriebsamen Franken. Ruhig sagt der Türke den Preis, und sieht man seine Waare zu theuer, so läßt der gute Mann in seinem Koran weiter oder wendet, ohne den Käufer ferner zu beachten, diesem ganz phlegmatisch den Rücken.

Von Glanz und Pracht berauscht — denn die schönen Blumengruppe, Selamé, kauft man erst im Bazar — ging ich zur prächtigen, von der Mutter Konstantins, der heiligen Helena, erbauten heiligen Kirche, nunmehrigen Moschee Aya-Sophia. Sie besitzt die herrlichste Kuppel der Welt und besteht aus Marmor, Porphyr und Gold. Dem erhabenen Griechen als älteste Kirche des Orients ein Gegenstand hoher Verehrung, erfüllt sie ihn gleichzeitig mit Wehmuth, denn sie erinnert ihn an den Fall Konstantinopels und an die Zeit, in der der Osmane Besitz nahm von den prachtigen Palästen der griechischen Kaisern und mit dem rohen Tatarenfüßen eintrat in die Hallen, in denen einst der Grieche verehrt ward. Zertrümmert ist der porphyrne Taufstein Konstantins, aber die Zeit wird wiederkommen, in der man das Kreuz aufpflanzt als Siegeszeichen in der Aya-Sophia.

Bezeichnend für den geringen Schönheitssinn der Türken ist der Umstand, daß die Moscheen durch eine Menge angebauter Kaufbuden entstellt ist. Leider wiederholt sich dieser Fehler auch bei manchem der prächtigsten Tempel des Christenthums.

Die Luft- oder Röhrenpost in London.

Wir haben von derselben in vielen Blättern schon gesprochen, jedoch nur als einen interessanten Versuch, heute wollen wir über die großartige Entwickelung, die sie erreicht hat, berichten.

Die Luftpost war im glücklichsten Falle ein nur für Briefe und Depeschen construirter Apparat, durch die sinnigen Anordnungen und Einrichtungen des Ingenieurs Rammell ist dieselbe zu einem Frachtgutmittel erweitert worden, das voll in jedem Maßstab zur Beförderung von Postsachen sowie Frachtgut aller Art, ja sogar von Passagieren benutzt werden kann, wenn für übergroße Last gesorgt ist. Diese von Rammell construirte Röhrenpost ist eine besondere Form der pneumatischen Eisenbahn, die ihren Erfolg diesen Grundprincipien verdankt, die man früher bei den pneumatischen Eisenbahneinrichtungen unberücksichtigt gelassen hatte: 1) die Benutzung einer sehr weiten Röhre, 2) eines sehr niedrigen Luftdrucks und 3) der Fortschaffung durch Saugen sowohl wie durch Compression der Luft, einzeln oder gleichzeitig angewandt.

Über die Anlagestation von Euston erhebt sich ein kleines, einfaches Gebäude mit schlankem Schornstein; es ist wie das ganze Werk der Luftpost verborgen, es dient jetzt vorläufig nur zur Beförderung der Reisenden von der Eisenbahn nach dem Dampfer in Holyhead. Einst, wenn Unterwegs von etwa 1000 englischen Fuß. Beim Eintritt in das Gebäude führen zwei kurze einige Stufen hinab, wir sehen

Dritter Auftritt.

Beate (mit einem großen breitrandigem Strohhut, einem zierlichen Gartenkorb mit Gemüse in der Linken, in der Rechten einen Gartenrechen). Tony. Seeburg.

Beate.

10 Thaler 16 Groschen! —

Seeburg (springt auf).

Richtig! Macht 10 Thaler 16 Groschen.

Beate (stellt resolut ihren Rechen fort und bindet den Hut ab).

Wie leben Sie, Herr Oekonomierath? Was sagen Sie zu dem prächtigen Landregen? Alles grünt, Alles ist erfrischt. Hurtig, hurtig, Tony, an die Arbeit!

Tony (bei Seite).

Ach, ich möchte so gern von ihm reden!

Beate.

Arbeit macht das Leben süß. Gertrud soll die Bohnen brechen. Die Erbsen sind auch zeitig. Da, nimm den Korb: (küßt Tony) Herzkind, müde Hände, rothe Wangen. Hurtig, hurtig, flink!

Tony (hüpft mit dem Korbe ab).

Beate.

Ach, es fatiguirt doch schrecklich, so von Morgens 4 bis Abends 10 immer in Bewegung sein. (Setzt sich ermüdet.)

einen engen gußeisernen Tunnel mit gewölbter Decke und flachem Boden, der mit zwei Schienengeleisen versehen ist. Er ist gleich hoch und breit, etwa 2 Fuß 9 Zoll, und geht durch die eine Seite der Mauer des Gebäudes zur entgegengesetzten in einen correspondirenden Tunnel, dieser letztere ist jedoch nur eine Mauervertiefung, die als Luftkissen für die von der Post in Greenhelt Street zurückkehrenden Wagen wirkt.

In der Mitte des Raums stehen auf den Schienen zwischen den beiden Tunnelöffnungen einige eiserne Wagen mit vier Rädern versehen. Diese Wagen gleichen hohlen, wiegenartigen Kasten, die eben der Form der Tunnelröhren entsprechen, vielleicht nur um 1 Zoll kleiner als diese sind. Der Tunnel zieht sich unter den Straßen und Häusern der Stadt fort und — was sehr merkwürdig ist — mit Steigerungen von 1 — 80, ja bis 100 Fuß. Bei der Poststation findet sich kein Apparat, man sieht nur das offene Ende der Tunnelröhre mit Schienen und gegenüber eine Pufferröhre; die ganze Maschinerie des Hin- und Herführens der Wagen befindet sich also an der Euston-Station und besteht darin, daß die Luft derartig in Bewegung gesetzt wird, daß sie einmal durch Einblasen und zurück durch Aussaugen der Luft die Beförderung bewerkstelligt. Natürlich gehören hierzu eine kleine Hochdruck-Dampfmaschine, ein Luftrad und verschiedene andere Vorrichtungen zum Oeffnen und Schließen des Tunnels bei Ankunft oder Abgang der Wagen sowie zum Einblasen oder Aussaugen der Luft und ein elektrischer Apparat zur Correspondenz der Endstationen.

Eine große, stellbare Klappe gestattet mit Leichtigkeit, die Schnelligkeit des Zugs zu mäßigen, sobald die Wagen schon einige Yards vom Ende der Röhre in Ruhe kommen. Das Hin- und Hergehen geschieht in fast unglaublicher Schnelle; sie ist in dem gebogenen Rohr noch 16½ englische Meilen in der Stunde. Es werden etwa 15 Wagenzüge täglich hin- und herbewegt, was natürlich die Leistungsfähigkeit des Apparats nicht erschöpft, denn der Dampf würde mehr leisten können. Der Verbrauch an Brennmaterial, Coaks und Steinkohlen kostet für 10 Stunden etwa 6 Schillinge, auf eine Doppelfahrt kommen within 5 Pence. Es liegt in der Absicht, die Luftpost bis zum Hauptpostamt und zu einigen Nebenpostämtern fortzuführen, wodurch die Kosten für jeden Transport sich ermäßigen. Sowie der Ventilator zu arbeiten anfängt, beginnt die Bewegung des Wagenzugs; bei den frühern atmosphärischen Eisenbahnen mußte erst ein Vacuum hergestellt werden. Man will nun noch verschiedene auf die Sparsamkeit bezügliche Einrichtungen treffen, doch werden zum Transport für Steinkohlen in Distrikten, wo Eisenbahnanlagen zu theuer sind, derartige Luftposten angelegt werden, natürlich im Interesse der Zeitersparniß, welche der Engländer nach seinem Sprichwort: „Time is money", gleichhoch als das letztere anschlägt. Denn wie hier die Luftpost, so ist auch ein besonderer Apparat zur Aufnahme und Abgabe von Briefbeuteln während des vollen Laufs der Eisenbahnzüge construirt worden. Es sind jetzt schon alle Eisenbahnstationen sowie Eisenbahnpostwagen mit diesem Apparat versehen worden und hat sich derselbe vollständig bewährt. Er besteht in einem großen Netz zur Aufnahme der Briefbeutel mit Fangarmen sowie einem Arm zur Abgabe derselben. Der Apparat an der Eisenbahnstation und der am Eisenbahnpostwagen liegen je nachdem oberhalb oder unterhalb eines des andern, d. h. ob sie den Beutel aufzunehmen oder abzugeben haben, und werden die Apparate beim Herannahen der Züge von den Beamten noch besonders gestellt. Auch hier heißt der Zweck: „Time is money". Wir Deutschen halten ruhig auf jeder Station fünf, zehn, fünfzehn Minuten an: wir haben Zeit, aber weniger Geld. In der Schweiz werden die Briefbeutel blos hin- und hergeworfen, bei den abzugebenden genügt das auch vollkommen; das Inempfangnehmen ist schon schwieriger, gelingt indeß doch auch in den meisten Fällen.

Englische Romane.

Drei englische Romane, im Verlag von Wiedemann in Leipzig erschienen. „Uneins" von der Baronin von Lautydeu. „Vincenzo oder Verborgene Klippen" von J. Ruffini, und „Königin Mab" von Julia Kavanagh, riefen beim Durchblättern in uns die Frage wach, worin für das deutsche Lesepublikum im Grunde der Reiz dieser Romane bestände. Die Antwort kann keine andere sein, als daß die realistische Schilderung der Wirklichkeit, verbunden mit seltsamen Abenteuern, die der Leser darum für möglich hält, weil sie eben außerhalb Deutschlands spielen, diesen Reiz ausüben. Die Verhältnisse, auf denen z. B. „Königin Mab" beruht, spielen durchaus ins Märchenhafte hinein und geben dadurch dem Ganzen eine phantastische Färbung. Offenbar ist von diesen drei Romanen trotz seiner Unwahrscheinlichkeit „Königin Mab" der bedeutendste; die Entwickelung eines wunderlichen Mädchencharakters dürfte dieselbe Theilnahme einflößen wie seinerzeit „Jane Eyre". Das Buch sei allen jungen Mädchen empfohlen. — „Vincenzo" behandelt einen Familiencomplex, der jetzt öfters in Italien auftreten mag: der Mann gehört zur Nationalpartei und bekämpft die weltliche Herrschaft des Papstes, während die Frau von ihrem Beichtvater auf die Seite der heftigsten Reaction gedrängt wird. Um den häuslichen Frieden zu erhalten, läßt der Verfasser seinen Helden aus dem sardinischen Staatsdienst schreiben. Das Ganze mag in Italien seine Wahrheit haben, für eine Dichtung fehlt dem Schluß jede Weihe; solche Conflicte müssen tragisch oder komisch enden. — In „Uneins" fesselte uns die frische und lebendige Schilderung Baierns und Tirols, deutscher Sitten und des Auslandes von Andreas Hofer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 20.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. XX. — Die Steinkisten an der Westküste Schleswig-Holsteins. Von A. Gottfreden. II. — Die Waldblume. Novelle von Theodor Hönig. (Erstes und zweites Kapitel.) — Eine ägyptische Königstochter. — Freut euch! Gedicht von M. J. Arendorf. — Beiblatt: Ein Besuch in Schleswig. III. Der 18. April. — Die Künstler aus der Karlsschule I. — Konstantinopel im Mai. III. — Briefwechsel.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

XX.

Der Vertheidiger sprach nicht mehr; er wie die Richter, die Geschworenen und alle Anwesenden hatten die Empfindung, daß bei so unwiderleglichen Thatsachen, bei den so klaren und rückhaltslosen Eingeständnissen der Angeklagten jede Vertheidigung, ja selbst nur der Versuch, ihre Schuld zu mildern, unmöglich sei. Zwischen Marat und Charlotte Corday hatte eine jener Tragödien gespielt, welche in altgriechischem Ton und Zuschnitt die Franzosen auf ihrem Nationaltheater so oft entzückt; Charlotte war eine Heldin Corneille's, eine seiner Camillas und Emilias; was bisher nur im Reich des Scheins sich ereignet, als ein Phantasiegebild vorübergeschwebt war, jetzt stand es als Wirklichkeit auf derselben Bühne des Lebens, auf der sie wandelten und handelten, ihnen gegenüber. Der Schluß dieses Schauspiels konnte nur ein tragischer sein. Welches Mitleid, welche sanftern und weichern Gefühle auch in den Seelen vieler sich regen und auf ihren Gesichtern sich widerspiegeln mochten, wenn der Glanz der Heldenhaftigkeit, der Charlottens Haupt umstrahlte, in diesem peinlich verhängnißschweren Augenblick, als Chauveau-Lagarde innehielt, seine Stimme zitterte, er sich niedersetzte, auch die Rohesten und ihr Feindseligsten in diesem Saal blendete: in all diesen Zügen stand dennoch nur das Eine Wort geschrieben: Tod!

Charlotte merkte es und senkte das Haupt... Diese unwillkürliche Bewegung erpreßte dem Zeichner einen Ruf bald des Schreckens, bald des Aergers, sich so in seiner Arbeit unterbrochen zu sehen. In der tiefen, schwülen Stille, die im Gerichtssaal herrschte, drang dieser Laut zu ihr; sie blickte auf und bemerkte den Künstler. Ein Lächeln der Befriedigung gab ihren blaßgewordenen Wangen eine leichte Röthe wieder: es galt, ihre tragische Rolle mit Anstand zu Ende zu spielen; nicht vor dem Revolutionstribunal und dem Volke von Paris, sie stand in dieser Stunde vor der Nachwelt, vor allen noch ungeborenen Geschlechtern; jener Künstler verhieß ihr die Unsterblichkeit. Der Gedanke, den Nachkommen ihr Bild zu hinterlassen, hatte sie seit ihrer Verhaftung beschäftigt; in einem Brief an den Wohlfahrtsausschuß bat sie, man möge ihr einen Miniaturmaler in das Gefängniß schicken. Jetzt erfüllte sich ihr Wunsch in unerwarteter Weise; ohne daß sie es geahnt und ihrem Gesicht darum einen bestimmten Ausdruck gegeben, hatte der

Maler sie gezeichnet. Und wie gefeit auch ihr Herz gegen irdische Nichtigkeiten war: das Lächeln des Triumphs blieb eine Weile um ihre Lippen schweben; während nun Montané sich langsam von seinem Sessel erhob und die Thatsachen noch einmal kurz zusammenfaßte, nahm Charlotte eine Stellung ein, die sie dem Künstler im günstigsten Lichte darstellte; kaum hörte sie die Worte des Vorsitzenden, aber sie merkte auch nicht, wie das Lächeln ihres Mundes immer starrer und schmerzlicher wurde. Wie leblos saß sie da; ihr Auge blickte gleichsam in die Tiefe des Todes, die dunkel vor ihr aufgähnte; vor ihrer Seele schwebten die Gestalten Marcel's und Genoveva's vorüber. Wenn sie in diesem Schiffbruch der Welt, dachte sie, nicht untergehen, so werden sie wenigstens meinem Andenken Thränen des Mitleids und der Freundschaft weihen; sie werden mein Bild betrachten und seufzen; wie sie meinem Herzen, war ich ja dem übrigen theuer; mein Schattenriß wird zu ihren Reliquien gehören . . Eine innere Stimme sagte ihr, daß Marcel durch irgendeine ihr unbekannte Verbindung von Zufällen aus dem Gefängniß entkommen, daß er und Genoveva in Sicherheit seien; wie von einem weitentlegenen Stern schaute sie durch Dämmerungen und Nebel auf sie herab; schon fühlte sie die Bande des Lebens schwächer werden, aber diese Befreiung aus dem Dasein und der Körperlichkeit geschah nicht schmerzlos; ihre Seele war muthig, ruhig und still, allein der Ausdruck des Leidens prägte sich immer stärker, ihr unbewußt, in ihren Zügen ab.

Drei Fragen richtete der Vorsitzende des Tribunals, als er seine Rede geendigt, an die Geschworenen: „Ist am 13. Juli zwischen 7 und 8 Uhr abends in seiner Wohnung, im Bade, Jean Paul Marat, Abgeordneter zum Convent, mit einem Messerstich ermordet worden?" „Hat Marie Anna Charlotte Corday dies Verbrechen begangen?" „Hat sie es in böser Absicht und mit Vorbedacht verübt?"

Noch hatte das Revolutionstribunal in seinen Verhandlungen nicht alle Würde, nicht ganz jene Feierlichkeit verloren, die wie ein Strahl der ewigen Gerechtigkeit über den Aussprüchen der irdischen waltet. Die schreckliche und wunderbare Poesie, die in der That Charlottens, in ihrer Persönlichkeit lag, verklärte diese Gerichtssitzung zu einer der merkwürdigsten, die jemals auf Erden stattgefunden. Als der Ältere der Geschworenen aus den Händen Montané's das Papier mit den Fragen empfangen, die Männer mit ernstgefurchten Stirnen und einem gewissen pathetischen Anstand, der vielleicht für einen kältern Beobachter etwas Schauspielerisches hatte, aber der Stimmung der Zeit und dem Charakter der Nation entsprach, sich erhoben, auf einen Wink des Präsidenten nun auch die Gefangene aus dem Saal in ein kleines anstoßendes Gemach geführt wurde, ging durch die dichtgedrängten Reihen der Zuschauer dasselbe Grauen des Todes. Wieder hatte einmal in dieser blutigen und entsetzlichen Revolution, die nur alle unlautern und dämonischen Leidenschaften der Menschen entfesselt zu haben schien, das Göttliche gesiegt. Haß und Wildheit waren aus allen Zügen entschwunden, das Murren des Zorns verstummt: streng, unerbittlich, doch in theilnahmsvoller Bewegung schauten sie Charlotte nach.

Der Maler war ihr in das Gemach gefolgt; die Uniform eines Offiziers der Bürgergarde, die er trug, verschaffte ihm ohne Mühe Einlaß. Er nannte sich Jakob Hauer; ein Deutscher von Geburt, aus dem Kurfürstenthum Mainz, der frühzeitig in französische Kriegsdienste getreten, später den Degen mit dem Pinsel in dem Atelier David's vertauscht hatte. Seine seltsame Uebung, sein patriotischer Sinn machten ihn seinen Bezirksgenossen im Bezirk des Theatre français lieb und werth; sie wählten ihn zum Stellvertreter des Hauptmanns in ihrem Bataillon; von seiner Kunst und seinen Schöpfungen indeß hatte Paris bis zu diesem Tage wenig gesprochen, er war eben nur der Schüler David's. Der Ruhm des Meisters überschattete den des Schülers. Bei seinem Eintritt in das Zimmer, wo Charlotte, von Gensdarmen bewacht, der Entscheidung der Geschworenen harrte, war seine Bewegung so mächtig, daß er kein Wort hervorbringen konnte; hin und her flog in seiner zitternden Hand seine Zeichnung. Gefaßter nahte sich ihm Charlotte: „Ich danke Ihnen", sagte sie mit dem schwermüthigen Lächeln, das sie nicht mehr verlassen sollte, „für die Mühe, die Sie sich mit Ihrem Bilde da geben. Aber Sie sind jetzt zu bewegt, um Ihr Werk vollenden zu können. Ich hoffe, zwischen dem Urtheil und seiner Vollstreckung noch eine Stunde Zeit zu haben: ich schenke sie Ihnen. Suchen Sie mich in meiner Zelle auf, man wird Ihnen den Zugang nicht verweigern. Es wird keine verlorene Zeit für Sie sein, man wird künftig gern mein Bild sehen wollen."

Ihre Ruhe gab auch dem Maler die Fassung

wieder; mit einem Blick, in dem ſich die Rührung des Mannes über das traurige Schickſal eines ſo jungen und ſchönen Weſens mit der Bewunderung des Künſtlers miſchte, der von ſeinem Gegenſtand entzückt und berauſcht iſt, betrachtete er ſie prüfend, ſchwärmeriſch, hingeriſſen. „Wie ſchön ſehen Sie aus", rief er, „wie ſtill, wie groß! Einem Seraph gleich! Aber ach! werden Sie dieſen Ausdruck auch nach dem fürchterlichen Urtheilsſpruch bewahren?"

„Sorgen Sie nicht", antwortete ſie mit ſanfter Stimme, „ich bin nie anders, als Sie mich jetzt ſehen."

Da wurde ſie abgerufen: Die Geſchworenen waren in den Saal zurückgekehrt. Mit der Hand winkte ſie Hauer einen flüchtigen Abſchiedsgruß zu.

Unter den Zuſchauern fand der Maler den Mann wieder, der ihm ſo bereitwillig ſeinen Rücken zum Stützpunkt geliehen. „Freund", rief er ihm zu, „ich habe Glück; ſie wird mir nachher noch eine Stunde im Gefängniß ſitzen."

„Ich wette, Bürger, Ihr werdet noch ein berühmter Mann durch dies Mädchen. Es iſt eine Wetterhexe und ich möchte wol an Eurer Stelle ſein. Könnt Ihr mich nicht mit Euch nehmen? Sagt, ich ſei Euer Farbenreiber, oder ich müßte Euch die Nothſtifte zurechtlegen; ich bin ein armer Kerl, aber ich liebe die Kunſt und das Mädchen ſtößt mir Reſpect ein. Man ſieht ſo etwas nicht alle Tage!"

„Wahrhaftig, nein! Bleibt bei mir, Kamerad; vielleicht bringe ich Euch mit in den Kerker."

„Wenn Ihr nur wollt — wofür trägt Ihr eine Uniform? Vor der Revolution hieß es, die Beamten, die Offiziere können thun, was ſie wollen; nach der Revolution iſt es ebenſo. Eine dreifarbige Schärpe thut Euch Wunderdinge. Dabei rufen wir in allen Straßen die Freiheit und die Gleichheit. Es iſt eine merkwürdige Geſchichte."

„Ihr ſeid ein Philoſoph."

„Meine Kameraden nennen mich den Träumer; alles, weil ich die Kunſt liebe. Aber da iſt ſie wieder!"

Der Wahrſpruch der Geſchworenen lautete auf die drei Fragen des Tribunals bejahend: Charlotte Corday hat mit Vorbedacht und in verbrecheriſcher Abſicht Marat mit einem Meſſer thätlich ermordet.

Einſtimmig war er von den zwölf Männern gefällt worden.

Der öffentliche Ankläger forderte in kurzen Worten, ſich auf das Geſetz berufend, den Tod der Schuldigen.

„Haben Sie gegen dieſe Anwendung des Geſetzes etwas zu erwidern?" fragte Montané die Angeklagte.

„Nein!"

Und ſchauerig, wie die verhallenden Klänge einer Sterbeglocke, wie die Schollen, die von der Schaufel des Todtengräbers zuerſt auf den herabgelaſſenen Sarg fallen, fielen von den Lippen der Richter die Worte: Tod! Tod! Tod!

Lautlos war die Menge, aufrecht, blaß ſtand Charlotte; die blonden Spitzen ihres Kragens zitterten ganz leiſe auf ihren Schultern.

„Wer", las Montané die Stelle des Geſetzes vor, mit erhobener Stimme, „wer wegen Mordes, Brandſtiftung oder Giftmiſcherei zum Tode verurtheilt worden, ſoll mit einem rothen Hemd angethan auf den Richtplatz geführt werden. So geſchehe es auch mit Ihnen."

Bis in den Nachmittag hinein hatte die Sitzung gedauert. Da die Vollſtreckung des Urtheils auf denſelben Tag angeſetzt war, hatte Charlotte Corday nur noch wenige Stunden zu leben.

Im Lauf des vergangenen Tages war ſie aus der Abtei in die Conciergerie — dem Gefängniß, das die Höfe des Juſtizpalaſtes umſchloß — gebracht worden. Ueber unbillige Härte und grauſame Behandlung in den Kerkern haben die Opfer des Revolutionstribunals nicht zu klagen gehabt. Die Gerechtigkeit war ſchnell fertig wie die Guillotine. Keine lange Unterſuchungshaft, keine Verhöre, um den Gefangenen in Widerſprüche zu verwickeln oder zu einem Geſtändniß zu zwingen, keine römiſche Inquiſition mit Daumſchrauben und glühenden Zangen; kein Gerichtshof der Tyrannen, die, um den Schein der Milde zu bewahren, ihre Gegner nicht tödten, ſondern in den Gefängniſſen unter geiſtigen Entbehrungen hinſiechen laſſen . . . eine kurze, raſche Juſtiz, ein ſchmerzloſer Tod: dies war der Grundſatz des pariſer Revolutionstribunals. Bereitwillig hatte man Charlotten geſtattet, an Barbaroux, an ihren Vater zu ſchreiben. Dem einen erzählte ſie mit jenem heroiſchen Gleichmuth, von dem ihr Weſen und ihre Erſcheinung die beſondere Färbung erhalten, ihre Reiſe nach Paris, ihre That; dem Vater ſchrieb ſie: „Vergib mir, theurer Vater, daß ich ohne Deine Erlaubniß über mein Leben verfügt. Viel unſchuldige Opfer hat ich gerächt;

viel zukünftiges Elend habe ich verhindert. Wenn das Volk einst aus seiner Verblendung genesen ist, wird es sich seiner Befreiung von dem Tyrannen freuen. Ich sagte Dir: ich wollte nach England reisen, weil ich hoffte, unerkannt zu bleiben, ich sah zu spät die Unmöglichkeit ein. Ich hoffe, daß Du nicht zur Untersuchung gezogen werden wirst. Leb' wohl, theurer Vater; ich bitte Dich, vergiß mich oder besser noch, freue Dich meines Schicksals. Mein Los ist schön. Ich umarme meine Schwester, ich liebe sie von ganzem Herzen wie alle meine Verwandten. Und vergiß den Vers Corneille's nicht:

Nicht das Schaffot, die Schuld allein bringt Schande.

Das hatte sie am gestrigen Abend geschrieben: schlicht, einfach, im Angesicht des Todes von jener ernsten Heiterkeit, die zuweilen in sinnenden Gemüthern der Anblick eines wolkenlosen, sanftblauen Sonnenhimmels erzeugt.

Von Minute zu Minute füllten sich die Höfe und Gänge des Justizpalastes mehr mit neugierigen, lärmenden, drängenden Massen, welche die „Mörderin Marat's", die „Aristokratin", auf den Karren steigen sehen wollten; die Luft widerhallte von Flüchen und Verwünschungen . . .

In Charlottens Zelle herrschte Stille und Schweigen; die ruhige Gewißheit, die sie zeigte, übte ihren Einfluß auf die Wächter, die ein- und ein andermal die Thür öffneten, auf die Gensdarmen, die im Gange standen. Nur flüsternd sprachen sie miteinander, nur selten rasselten sie mit ihren Säbeln.

Das Verhör hatte Charlottens Kräfte angegriffen; schweigend saß sie auf ihrem Schemel, den Kopf auf den Arm gestützt, mit geschlossenen Augen. Der Oberaufseher des Gefängnisses, Richard, der sich ihr, seit sie die Conciergerie betreten, freundlich und liebreich in allen Dingen erwiesen, hatte ihr gegenüber Platz genommen, dicht an der Thür, um sie vor jeder Störung und zudringlicher Neugier zu beschützen.

Jetzt klopfte es: es waren Hauer und der Arbeiter, der ihm einige Malergeräthschaften nachtrug.

„Darf ich herein, Bürger Richard?" fragte der Maler.

„Kommt nur! Aber tretet leise auf, sie schläft!" Als er dann den andern bemerkte, schüttelte er den Kopf: „Soll der Mann bei Euch bleiben? Das wird nicht gehen, es ist gegen unsere Verabredung!"

„Laßt ihn nur hier, ich stehe für ihn! Er leistet mir so manche kleine Handreichung, daß die Arbeit schneller vollendet wird."

„Nun, wie Ihr wollt! Marat ist todt und um 7 Uhr abends wird auch sie todt sein. Dann ist die Geschichte in Ordnung und die kleine Gesetzesübertretung mit Euerm Handlanger da hat nichts mehr zu bedeuten."

So leise das Gespräch auch geführt worden, Charlotte war darüber aus ihrem Halbschlummer erwacht. Sie streckte dem Maler die Hand entgegen. „Da sind Sie! Wie danke ich Ihnen, daß Sie mir Wort gehalten! Und wie sehe ich aus? Ist mein Gesicht verändert?"

„Es ist, wie Sie es mir versprachen, ruhig, sanft, heldenmüthig. Wie über Ihre Seele, hat die Todesfurcht auch keine Macht über Ihr Antlitz."

Der Aufseher hatte sich entfernt . . . Hauer begann zu malen. In der Zwischenzeit hatte er die Zeichnung, die er während der Verurtheilung Charlottens angefangen, auf Leinwand übertragen; diese Skizze suchte er nun in der kurzgemessenen Frist auszuführen.

Eine lange Weile sprachen beide kein Wort. Mit gesenktem Haupt lehnte indeß der angebliche Farbenreiber an einem Pfosten der Thür, ganz im Schatten, unbeweglich.

„Sind Sie schon einmal gemalt worden?" fragte der Maler, von seinem Werk aufsehend. „Ihre ruhige Haltung und die Gleichheit Ihres Ausdrucks lassen es mich fast glauben."

„Nein! Weder zu Argentan, meiner Heimat, noch in Caen gab es gute Porträtmaler. Die Nonnen der heiligen Dreifaltigkeit ließen einmal von einem Maler aus Rouen ein altes Bild in der Klosterkirche herstellen, aber es gefiel mir vor der Uebermalung besser; der Eindruck, den es mir machte, war ein tieferer."

„Hatten Sie gute Gemälde in den Kirchen Caens?"

„Ich wage kein Urtheil darüber. Die Kunst lag mir so fern, so fern! Und doch muß es schön sein, sie zu üben, ja nur ihre Werke zu verstehen, ihre Schönheiten zu empfinden! Macht Sie Ihre Beschäftigung glücklich?"

„Sehr glücklich! Sie ist die Wahl meines Herzens."

„Welch heiteres Leben führen Sie inmitten des Sturms — ich denke es mir wenigstens!" setzte sie lächelnd hinzu. „An den Wänden Ihres Zimmers haben Sie Kupferstiche, Zeichnungen nach den Bildern der großen Meister. Das ist

Ihre Welt, darin weben Sie, darin schaffen Sie! Mit meinen Jugendfreundinnen in Caen, ehe die Revolution ausbrach, träumte ich mir auch solch ein bescheidenes Los. Wir verglichen uns gern mit den Veilchen, die versteckt im Grase blühen und dort vor den Unwettern geschützter sind als die Rosen an ihren hohen Sträuchern. Wie rief freilich schon damals eine zu: »Du hast gar kein Veilchengesicht! Du siehst aus wie eine rothe Mohnblume!« Wir lachten alle, denn die Bemerkung war gar zu närrisch — aber sie ist wahr geworden . . . Wenn ich das rothe Hemd angezogen, werde ich wie eine rothe Mohnblume aussehen . . . und wie sie von der Sichel, so von einem andern Eisen zerschnitten werden.“

„Warum“, sagte da, aus dem Schatten hervortretend, der Arbeiter, von seiner Bewegung überwältigt, „warum, o Charlotte, haben Sie uns das gethan?“

Ein kaum merklicher Schauer rieselte über Charlottens Nacken: „**Baron** Pontmartin!“ sagte sie.

Ein **Blick**, **ein** halb unterdrückter Laut des **Malers** — **ein** Wink Pontmartin's mit der **Hand**. . . Einer der Wächter steckte den Kopf durch die Thür, zu sehen, ob etwas Besonderes in der Zelle vorgefallen. Aber Hauer arbeitete, still auf seine Leinwand schauend; der Farbenreiber that, als reinige er im Wassertopf einen Pinsel.

„Warum ich Marat ermordet?“ fragte Charlotte, als der Wächter sich wieder zurückgezogen. „Nicht um mich, nicht aus Ruhmsucht, wie Sie vielleicht meinen; ich wollte das Vaterland befreien.“

„Armes, verlorenes, verblendetes Mädchen! Sie haben ihm nur die Adern geöffnet! Was wir erlebt, so furchtbar es gewesen, es wird ein Kinderspiel gegen die Tage des Schreckens sein, die kommen werden!“

„Ich that, was ich mußte — ich bin beruhigt über meine That. Will das Volk die Tyrannen nicht stürzen, nun wohl, ich will nicht in der Knechtschaft, unter einem Marat leben!“

„Hauer, Sie sind ein Künstler!“ — rief, sich vergessend, der Baron — „und ihr Künstler sollt einen tiefern Blick in das Menschenherz haben als wir! Ist das nun Erhabenheit oder Tollheit?“

„Es ist der Geist, der Brutus beseelte, die Flamme, die unsterblich fortglüht: ein ewiges Licht!“

Der Baron hatte sich Charlotte genähert.

„Ich bringe Ihnen Nachrichten von Marcel Lecomte, von Genoveva . . .“

„Ich träumte vorhin von ihnen; ich sah sie glücklich vereinigt in dem schönen, großen Garten, am Springbrunnen, unter den alten Bäumen . . .“

„Genoveva hat mit ihrer Pflegemutter am Sonntag Paris verlassen, Marcel ist zur Armee gegangen.“

„Wenn er das Vaterland vertheidigt, wird er mein Andenken am besten ehren.“

„Er wurde aus einem Mißverständniß verhaftet, man hielt ihn für mich, auf ein Fürwort Robespierre's ward er entlassen.“

„Sprach sein Vater mit Robespierre?“

„Ja. Aber Ihr Geheimniß verrieth er nicht. Es ruhte bei ihm wie im Grabe: das sollt' ich Ihnen sagen.“

Charlotte legte die Hand auf ihr Herz: „Sie wissen nicht, welche Last Ihr Wort von meiner Brust nimmt. Jener Schatz gehört den unterirdischen Mächten an: die wollen ihn nicht herausgeben.“

So unrecht hatte Chauveau-Lagarde nicht, als er ihre That dem politischen Fanatismus zuschrieb, der sie ergriffen; bis zum letzten Athemzuge bewegten sich ihre Gedanken fast ausschließlich in diesen Irrgängen. Auch jetzt sprang sie von dem Nächsten und Persönlichen, als sei es ihr hinderlich, wie ein Gewand, das sie drückte, ab: „Kennen Sie Robespierre?“

„Ich halte ihn für gefährlicher als Marat, er hat das Maß für einen Dictator.“

Warnend erhob Hauer seinen Pinsel: „Man könnte Sie draußen hören.“

„Ja, warum haben Sie sich dieser Gefahr ausgesetzt? Warum sind Sie in meinen Kerker gedrungen?“

„Ich wollte die Sonne untergehen sehen.“

„Mein Tod braucht doch Sie nicht zu ermuthigen zum Sterben.“

„Nein, unter der Guillotine sterben alle muthig. Ich habe viel erlebt, viel gelitten. Sie aber sind die wunderbarste Erscheinung, die mir begegnet . . . ein Meteor, das aufleuchtet . . .“

Hier ward er unterbrochen: Richard trat mit dem Scharfrichter ein . . .

Die Gefängnißuhr schlug die sechste Stunde des Abends.

Die Thür der Zelle blieb offen: in dem Gange davor stellten sich die Gensdarmen mit gezogenen Säbeln in Reih und Glied.

Als Charlotte das rothe Hemd, das der Nachrichter über dem Arm trug, erblickte, fuhr sie zurück und erblaßte: es war der erste und einzige Augenblick, in dem das Entsetzen sie bezwang. . .

„Schon!“ sagte sie tonlos zu Richard. Der, mit der Hand die Augen verschattend, zuckte die Schultern.

Darüber war sie aufgestanden und zu Hauer getreten. Das Bild war noch nicht vollendet, nur der Kopf untermalt.

„Wollen Sie mir noch eine Bitte erfüllen, so machen Sie eine kleine Copie von diesem Bilde und senden es meinem Vater. Ich glaube, es sieht mir ähnlich.“

Und rasch die Schere nehmend, die der Nachrichter, ihr das Haar abzuscheiden, in der Hand hatte, schnitt sie eine ihrer langen, blonden Locken ab und reichte sie mit abgewandtem Gesicht dem Künstler dar.

Die Männer, die es sahen, hatten Mühe, ihre Thränen, ihre Rührung zu verbergen.

Wenige Minuten später war sie mit dem rothen wollenen Hemd bekleidet: ein eigenthümlicher dunkler Glanz strahlte von ihr aus; wie von einem rothen Wiederschein war die Zelle erleuchtet.

Nun fielen auch ihre Haare unter der Schere Samson's: man band ihr die Hände.

„In diesem Aufzug gehe ich zum Tode und zur Unsterblichkeit!“ Das war ihr letztes Wort an Hauer.

„Der Karren ist da!“ rief es vom Gange her.

„Wir kommen! wir kommen!“ entgegnete der Hauptmann der Gensdarmen.

Der Zug setzte sich in Bewegung . . . In der Mitte der Wachen schritt Charlotte, hinter ihr der Nachrichter, Richard blieb ihr zur Seite. In einiger Entfernung, an die Wand sich drückend, schlich ihr Pontmartin nach. Hier und dort in den innern Gängen der Conciergerie standen andere Gefangene . . . sie grüßten mit einer Art Bewunderung die Vorüberschreitende. . . Draußen im Hofe aber empfingen sie die „Megären“ der Revolution mit einem Strom von Schimpfworten und Flüchen. Unter diesem Tumult bestieg sie den Karren.

Droben in ihrer Zelle saß Hauer vor seinem halbvollendeten Bilde und weinte bitterlich.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Die Sturmfluten an der Westküste Schleswig-Holsteins.

Von A. Gottruden.

II.

Weit bestimmtere Nachrichten sind von der entsetzlichen Flut erhalten, welche sich im Jahre 1164 ereignete. Kurz vorher waren die Friesen Schleswigs noch überreich und mehr als übermüthig gewesen. Denn als im Kriege zwischen den beiden dänischen Kronprätendenten Svend und Knud der geschlagene Knud zu ihnen seine Zuflucht nahm, boten sie dem mit Herzog Waldemar von Schleswig verbundenen Dänenkönige Trotz, erlitten aber bei dem Flüßchen Milde in der Nähe von Husum eine solche Niederlage, daß die Feinde nach der Sage auf den Leichen der Erschlagenen den Fluß überschreiten konnten. Die Ueberlebenden mußten sich den freien Abzug durch die Verpflichtung erkaufen, 2000 Pfund Silber zu bezahlen, was mindestens 40000 Thalern heutigen Geldes gleichkommt, eine für die damalige Zeit und für ein so kleines Land wie das schleswigsche Nordfriesland ungeheure Summe. Die trotzigen Bauern aber wandten sich mit der Bitte an Herzog Waldemar, er möge dem König in ihrem Namen den Antrag machen, noch eine Schlacht mit ihnen zu versuchen; verlören sie auch die, so wollten sie 4000 Pfund Silber zahlen, im Gegenfall aber ihrer Verpflichtung ledig sein. Der Herzog verwies sie zur Ruhe.

Von jener bald darauf folgenden Flut berichtet ein gleichzeitiger vortrefflicher Chronist, der Holsteiner Helmold: „Am 16. März 1164 erhob sich ein großes Unwetter, heftige Sturmwinde und Gewitter mit Blitz und Donner, welches Wetter hin und wieder viele Häuser anzündete und zerstörte. Darauf entstand eine so hohe Wasserflut, dergleichen nicht in alten Zeiten erhört war, die alle Küstenländer von Friesland und Hadeln und alle Marschen der Elbe, Weser und sämmtliche Flüsse überfuhr, die hier in den Ocean münden. Es ertranken viele tausend Menschen, und des Viehs, das umkam, war keine Zahl. Wie viel reiche, wie viel gewaltige Leute saßen am Abend in Ueberfluß, sorglos und guter Dinge, aber dies plötzlich hereinbrechende Unglück hat sie in einem Augenblicke in die schäumenden Wogen begraben!“

Die überschwemmten Länder hatten kaum angefangen, sich etwas zu erholen, als im Jahre 1204 ein Sturm die Wellen der Nordsee mit

ſolcher Gewalt durch die zerſtörten Deiche in das Land trieb, daß es heißt, es ſei dies die allergrößte Flut, die nach Chriſti Geburt auf Erden jemals geweſen, und habe ſo großen Schaden gethan, daß alle Lande untergegangen, die an und in der Marſch gelegen, welche dann zum Theil hernach wieder erobert worden. Und ſchon nach wenigen Jahren, 1218, kam das Waſſer wieder; im Nordſtrande, in Eiderſtedt und Ditmarſchen ertranken nach mäßiger Schätzung gegen 10000 Menſchen, Nordſtrand wurde von der Lundbüllinger Harde, Weſterhever vom Nordſtrand losgeriſſen; in Rüſtringen, in der Grafſchaft Oldenburg, verſchwanden die Kirchſpiele Jadelieb, Wardelieb und mehrere andere.

Um dieſe Zeit waren die Friesen den Königen von Dänemark unterthan geworden. Der Sturz Waldemar's des Siegers gab ihnen ihre Unabhängigkeit wieder. Als aber der zweite Sohn des Siegers, Herzog Abel von Schleswig, durch Brudermord den däniſchen Thron beſtiegen hatte, verſuchte er, die Friesen mit einer großen Schatzung zu belegen und zog im Winter 1251/52, als alle Waſſer hart mit Eis belegt waren, wider Eiderſtede. Ein plötzlich eintretendes Thauwetter kam jedoch den Eiderfriesen zu Hülfe und der König mußte ſich mit großem Verluſt zurückziehen. Da erwachte der alte Grimm in ihm; er ſchwur, die Halsſtarrigen von Grund aus zu verderben, und kehrte im Juni mit einem ungemein zahlreichen Heere wieder. Die gemeinſame Noth vereinte die Friesen, denen es ſonſt an innern Streitigkeiten niemals fehlte; nach einem wüthenden und höchſt blutigen Kampfe floh der König mit dem Reſt ſeines geſchlagenen Heeres, aber auf dem Milderdamme unweit Huſum ward er von den nachſetzenden Bauern ereilt und ein Radmacher aus Petworm, Weſſel Hummer, ſpaltete ihm das Haupt. Das geſchah am 29. Juni 1252. Die Friesen aber vergoldeten das Bildniß ihres Schutzpatrons, des heiligen Chriſtian, wie ſie es in der Noth gelobt hatten.

Das letzte Jahr deſſelben Jahrhunderts iſt durch eine Flut bezeichnet, von der die Einwohner noch heute erzählen. Fromme Männer ſahen in derſelben das ſichtbare Strafgericht des Himmels. Denn ſie fiel abermals beſonders ſchwer auf den Nordſtrand und die Leute waren reich, gottlos und verſchwenderiſch geworden, „dem Schlemmen", wie die Chroniken melden, „und allem gottloſen Weſen befliſſen. Wie etliche von dieſen Leuten im Flecken Rungholt dermaleinſt im Kruge beieinander waren, machten ſie einen Verbund, ihren Seelſorger und Prediger zu verlieren; ſie nahmen alſo ein Schwein und ließen es ſich vollſaufen; darnach legten ſie es, mit Tüchern um das Haupt bewunden, in ein Bett. Darauf ſchickten ſie zum Paſtor und ließen ihm ſagen, er möchte kommen und einem kranken Menſchen des Herrn Nachtmahl reichen, verſchwuren ſich dabei, daß, wenn er bei ſeiner Ankunft ihren Willen nicht erfüllen würde, ſie ihn in den Graben ſtoßen wollten. Der Prediger, der von ihrem böſen Vorhaben nichts gewußt, iſt zu ihnen gegangen; wie er aber das heilige Sacrament nicht hat wollen ſo greulich misbrauchen und ſie ſich untereinander beſprochen, ob man nicht halten ſolle, was man geſchworen, und der Prediger daraus leichtlich gemerket, daß ſie nichts Gutes mit ihm im Sinne hätten, hat er ſich ſtillſchweigends davongemacht. Wie er von ihnen mit großer Gefahr ſeines Lebens weggekommen, mußte er noch einem Krug vorbeigehen, in welchem ſich auch etliche Buben zuſammenrettirt hatten, die ſich, als ſie ſeiner anſichtig wurden, miteinander beredet, daß, ſo er nicht zu ihnen hereingehen würde, wollten ſie ihm die Haut vollſchlagen. Sind darauf zu ihm hinausgegangen, haben ihn mit Gewalt in das Haus gezogen und gefragt, wo er geweſen. Und wie er es ihnen geklaget, wie man mit Gott und ihm habe geſchimpfet, haben ſie ihn gefragt, ob er das heilige Sacrament bei ſich hätte, und das Behältniß, darin die Oblaten waren, mit gar ſtrengen Drauworten von ihm gefordert. Dieſes hat er ihnen geben müſſen, und wie ſie ſolches geöffnet, haben ſie Bier hineingegoſſen und gotteslaſterlich geſprochen: »Iſt Gott darinnen, ſo muß er eins mit uns ſaufen.« Wie nun der Paſtor die Gotteslaſterung angeſehen und gehört, hat er ſie um Gottes willen um Entlaſſung gebeten, ſo ihm dann widerfahren. Darauf iſt er alſobald in die Kirche von Rungholt gegangen, hat die Thür hinter ſich zugemacht, iſt vor dem hohen Altar niedergekniet und hat dem allmächtigen Gott den Greuel, der ihm widerfahren, herzlich geklagt, bittend, Gott wolle ein Richter ſein ſolcher gottloſer Leute und ſie ſtrafen. Als nun der Prieſter dieſergeſtalt ſein Gebet gethan und nach Hauſe gegangen, iſt in der folgenden Nacht eine Stimme zu ihm gekommen und hat geſagt: »Du Diener Gottes, ich habe alles geſehen, was dir von dieſen gottloſen Leuten widerfahren, und auch dein Gebet erhört. Stehe auf und gehe weg, der Herr will dieſes

Land strafen!« Alsobald ist er aufgestanden und davongegangen, und gleich darauf ist ein so ungestümer Wind und greulich Wetter erfolgt, daß auf dem Strande sieben Kirchspiele, worunter Rungholt das vornehmste gewesen, zwischen Hamburg und Ripen aber 28 Kirchspiele untergegangen und ganz versunken sind. Von dem Flecken Rungholt aber ist niemand davongekommen als der Prediger, seine Magd und drei Jungfrauen, eines reichen Mannes Töchter, die Tags zuvor auf Vogtschlut zur Kirchmeß gegangen sind. Im Lande aber geht die Sage, daß Rungholt noch einmal wieder aufstehen werde vor dem Jüngsten Tage und daß diese Stadt noch jetzt mit allen Häusern ganz in der Erde stehe, und deren Thurm und Mühle, daß sie sich auch oftmals bei hellem Wetter hervorthue und klar sehen lasse, wie denn vom Vorüberfahrenden Glockenklang von daher gehört worden ist." Diese Sundflut geschah 1300 am 4. September.

Das Wasser wütete ferner über den Nordstrand. Es verschlang wenige Jahre später in der Eckernförderbarde 7000 Menschen und nahm ungemein viel Vieh weg. Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts blieb nun die See ungewöhnlich ruhig, sodaß mehrere Eilande landfest wurden oder nur noch durch kleine Wasserrinnen getrennt waren, und daß man von der Hadstedter Marsch bis nach Morsum auf einem Weberbaume gehen konnte. Dagegen verdarb häufiger Regen die Saaten und es trat im Jahre 1338 eine furchtbare Theuerung ein, die drei Jahre währte. Es war auch kein Salz zu bekommen, und dies soll die Ursache gewesen sein, daß Würmer und Maden den Menschen bei lebendigem Leibe aus dem Munde hervorkrochen. Der Hunger hatte ein solches Sterben zur Folge, daß die friesische Sprache kaum erhalten wurde. Auch die See nahm bald wieder ihren Theil, und als die Noth ein Ende nahm, schieden wieder breite Seearme die Inseln von dem Festlande.

Aber alle diese Unglücksfälle erschienen denen geringfügig, welche die letzte Hälfte des 14. Jahrhunderts erlebten. Eine schreckliche Flut trat am 31. December 1354 ein, und kaum waren die gebrochenen Deiche wiederhergestellt, als in der Nacht zwischen dem 8. und 9. September 1362 über die Marschländer das Meer sich mit solcher Gewalt ergoß, daß sie unter dem Namen „Die große Manndrenkelle" („Die große Menschenertränkung") noch in der Erinnerung der jetztlebenden Generation geblieben ist. Diese Flut überschwemmte alle eingedeichten Länder von Jütland bis Belgien, begrub in Nordstrand, Eiderstedt, Dithmarschen, an der Elbe und Weser, in Ostfriesland und den Niederlanden mehr als 100000 Menschen in den Wellen, zerstörte Wälder und Einfriedigungen, spülte Kirchen und Häuser, Mühlen und Brücken hinweg und veränderte die Gestalten der Küste völlig. Noch nach funfzig Jahren hatten die Marschländer sich nicht wieder erholt, zumal da inzwischen wieder schwere Ueberschwemmungen eintraten, wie die große Flut von 1380 am Tage Philippi Jakobi (1. Mai), die nur deshalb geringern Schaden anrichtete, weil die Marschländer von der Manndrenkelle allzu sehr verdorben waren.

Auch das 15. Jahrhundert war überreich an verheerenden Sturmfluten. Die erste große Flut kam zu einer ungewöhnlichen Jahreszeit, am Tage St. Viti, den 15. Juni 1405; sie überflutete alle Marschen der deutschen Nordseeküste, und das Unheil war um so bedeutender, weil jede Aussicht auf eine Ernte vernichtet wurde. Dann kamen drei schreckliche Jahre in unmittelbarer Aufeinanderfolge, 1426, 1427 und 1428, in denen die See jedesmal um Michaelis hereinbrach. Die Armen verhungerten. Furchtbarer noch war die Flut vom Allerheiligenabend (1. November) 1436, die man die Zweite Manndrenkelle nannte und die von einem so schweren Sturm begleitet war, daß die Menschen von den Giebeln der Häuser und den Resten der Deiche in die über das ebene Land hinrollenden Wogen geweht wurden. Im Jahre 1470 brachen die Deiche am Tage der Heiligen drei Könige (6. Januar); 1483 hörte man in den Marschen zweimal den Angstruf der Ueberschwemmten und hinterher die Wehklagen um die Todten, das eine mal am Gallustage (16. October) und dann nur acht Wochen später auf St. Lucia (13. December).

Es folgte eine Reihe von Jahren in verhältnißmäßiger Ruhe. Marschländer werden schnell wieder reich, und wenn man den Berichten der Zeitgenossen trauen darf, ließen die Bewohner nicht ab von ihrem bösen, hochmüthigen Wesen. An innern Kämpfen wenigstens fehlte es nicht unter jenen Küstenbewohnern. Als in dem für die Dithmarschen so glorreichen Jahre 1500 König Hans von Dänemark im Bunde mit seinem Bruder, Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, auszog, um Dithmarschen zu unterjochen, da waren die eiderstedter Friesen, von altnachbarlichem Haß erfüllt, unter den Vordersten, die sich dem

königlichen Heere anschlossen. Diesmal aber riefen die Dithmarschen, wie sie oft gethan, das Meer zum Beistand herbei, ein Bundesgenosse, der jedesmal auch half, aber freilich seinen Beistand theuer verkaufte. Als jene siebenhundert langhärtigen Männer aus der Schanze bei Hemmingstedt hervorstürmten, die Jungfrau mit dem Bilde des Gekreuzigten voran, zum Kampfe gegen 13000, da brachten sie jenen Helfer mit; die Strandmänner hatten die Fluttzeit gewahrt und die Deiche durchstochen; bald war Land und Graben nicht mehr zu unterscheiden; die Dithmarschen warfen ihre Brustharnische, ihre Helme, selbst ihre Schuhe weg, sprangen leichtfüßig über die ihnen wohlbekannten Gräben hinweg und es begann ein fast widerstandsloses Morden und Ertrinken des zusammengepreßten und jeder Bewegung unfähigen königlichen Heeres. Wenige von den 10000 Leichen, die im Schlamme lagen, als das Wasser sich verlaufen hatte, trugen Spuren von Wunden. Die Eiderstedter und die übrigen Nordfriesen, die an dem Zuge theilgenommen hatten, theilten das Geschick des Heeres, dem sie sich angeschlossen, außerhalb ihres eigenen Landes von niemand beklagt.

Noch ein volles Menschenalter nach der Schlacht bei Hemmingstedt verging, ohne daß die Marschen von schwerer Wassersnoth heimgesucht wären. Allein am Allerheiligenmorgen 1532 brach eine Flut ein, wie man sie seit 1436 nicht erlebt hatte. Im Nordstrande ertranken über 1000 Menschen, in Eiderstedt etliche Tausend, in der Wiedingharde 60. Diese Flut blieb im Andenken der Menschen unter dem Namen der Allerheiligenflut. Der 1. November ist überhaupt für jene Gegenden in besonderer Weise unheilvoll gewesen. Ein Menschenalter später, im Jahre 1570, brach in der Nacht, die auf Allerheiligen folgt, die See abermals durch und legte den ganzen Nordstrand, mit Ausnahme von drei Kirchspielen, unter das salzige Wasser; darauf folgte ein so greulich harter Winter, daß man nach allen Inseln mit Pferden und Wagen hat fahren können.

Die letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts und der Beginn des 17. waren reich an Unglück. Im Jahre 1572 war eine hohe Flut, die vielen Schaden anrichtete, und es folgte ein schwerer Winter. Schlimmer sah es im folgenden Jahre aus. Am Freitage vor Bartholomäi, am 21. August, als alles Heu und Korn noch auf dem Felde stand, fand das Salzwasser seinen Weg durch die geborstenen Deiche. Der Schaden, den es im Nordstrande, in Eiderstedt und Dithmarschen anrichtete, war ungeheuer. Man hatte nur zu lange Ursache, dieser Ueberschwemmung zu gedenken, und sprach von ihr als von der Bartholomäusflut. Minder gewaltsam, aber verderblich durch die an den Deichen verursachten Zerstörungen war die Flut von 1574 in der Nacht vor Pauli Bekehrung (25. Januar). Am Christabende 1593 und am Neujahrsmorgen 1594 folgten nacheinander zwei Sturmfluten, die vielerorts die Deiche ganz wegtrieben, „und ist in den Marschlandern ein betrübter Weihnachten und beschwerlicher Winter gewesen, also, daß man Gottes Strafe scheinbarlich gespüret". Im Jahre 1602 ist am Sonntage Estomihi (14. Februar) eine große Flut gewesen und im Nordstrande zu Siemensberg durchgebrochen. Nimmt man hinzu, daß 1601 ein so dürrer Sommer war, daß kaum der dritte Theil der Feldfrüchte eingeerntet ward, daß die Pest 1582 entsetzlich gewüthet hatte und 1603 nicht minder verheerend wiederkehrte, so wird man zugeben, daß die Klagen der Marschbewohner aus jener Zeit ihren guten Grund hatten.

Das schleswigsche Nordfriesland hatte in der letzten Periode durch Ueberschwemmungen so unsäglich gelitten, daß man ernstlich an eine Verstärkung und Erhöhung der Deiche in der umfassendsten Weise dachte. Man begann das große Werk mit Kraft und Einsicht, aber das wilde Element schien aller Anstrengungen der Menschen spotten zu wollen. Das neue mit großen Kosten erbaute Werk bei der Tith brach 1610 am 4. September ein; 1612 am 14. September zerriß das Wasser den Deich zu Ellegreff. Dieser Riß war am 18. October ausgebessert, brach indeß am 22. October abermals und das Wasser überschwemmte sieben Kirchspiele völlig. Am 21. December desselben Jahres brach die Flut durch den Moordik und legte vier große Kirchspiele unter Wasser. Im Jahre 1613 am 12. April begann man mit Aufbietung aller Mannschaft das neue Werk auf Pelworm, sah aber durch die Flut vom 12. August die mühevolle Arbeit eines ganzen Sommers völlig vernichtet. Im Spätjahr 1615, den 1. und 2. December, brachte eine winterliche Sturmflut in weiter Ausdehnung unsäglichen Jammer über die Marschlande. Im Nordstrande ertranken 300, in der Wiedingharde 150 Menschen. Es folgte eine große Theuerung.

Trotz dieser Unfälle verzagten die Marschleute nicht. Immer von neuem wurden die zertrümmerten Schutzwälle wiederhergestellt, und um

Seeburg.

Wie gesagt, wie die Ceres! Eine Sichel in der Hand, ein Kranz von Aehren und Kornblumen um die Schläfe, den rechten Fuß stolz auf das große Hauptbuch gestemmt, in der Linken das Modell der verbesserten Dreschmaschine und auf der Brust die große goldne Verdienstmedaille für Beförderung des Ackerbaues und der nützlichen Gewerbe.

Beate.

Das gäbe ein Bild, lieber Nachbar, was sich in unsern Weinbergen sehr gut als Vogelscheuche ausnehmen würde. Was haben Sie denn da auf dem Tisch?

Seeburg.

Die vortrefflichsten Sämereien — zur Auswahl! Französische Artischoken, directe aus Neuen verschrieben, Kleesaat, superbe Waare aus Luzern, russischer Hanf, zum Aufhängen so stark, und ein Flachs, der sich bleichen läßt, weiß, wie die Unschuld. (Macht die Pülverchen wieder in die Düte.) Ich lasse Ihnen davon hier, zur Auswahl.

Beate.

An Ihren Feldern bin ich vorübergegangen, Oekonomierath. Der Segen Gottes wächst Ihnen in's Haus.

Seeburg.

Nicht wahr, es steht vortrefflich. Aber die Kartoffeln sind welk. Die Hitze war zu groß. Ja ich kann

das Jahr 1634 hatten die Nordfriesen des Herzogthums Schleswig die Freude, ihr Land vollständig von Deichen umgürtet zu sehen, die höher und stärker waren, als sie zu irgendeiner Zeit gewesen. Die Geistlichen versehlten nicht, zu bemerken, daß ihr wohlbegründeter Stolz auf diese Werke wiederum in frechen Uebermuth ausarte und daß sie durch hochmüthige Benennungen der Deiche, wie Trotzplanken, und durch vermessene Reden, daß man nun starke Deiche habe, die Hand Gottes wider sich reizten. Gewiß ist, daß die Freude über die schöne neue Eindeichung sich in wenigen Jahren in Jammer und Wehklagen verwandelte. Das Jahr 1634 war das Jahr des Schreckens und der 11. October der Tag, an welchem der Nordstrand unterging. Vor diesem furchtbaren Tage hatte man verschiedene Landesplagen zu überstehen. Mäuse fraßen das Korn unter der Erde, über derselben zernagten es die Heuschrecken; Hagel verdarb die Saaten; man wollte ungewöhnlich viele Anfälle der Tollwuth bemerkt haben bei Hunden, Katzen und anderm Vieh, die sich und die Menschen zerrissen.

Der 11. October 1634 war ein Sonnabend; das Wetter war schön, der Wind wehte nicht ungestüm. Aber bei eindrechender Dunkelheit erhob sich ein ungeheurer Sturm, der in der Nacht bei halber Springflut nach Nordwesten überging; die zusammengepreßten Wogen stießen mit der entsetzlichsten Gewalt an die neuen Deiche und wurden alsbald mehrere Ellen über dieselben hinweggeworfen. Bald aber stürzten die Deiche nacheinander selbst ein, im Nordstrande allein an vierundzwanzig Orten, besonders bei Stintebüll und Linth, sodaß schon um 9 Uhr alles unter Wasser stand. Die Flut war noch immer im Steigen und der Sturm im Zunehmen. Die Häuser, Mühlen und Glockenthürme wurden fortgeschwemmt, in den Wäldern die stärksten Bäume niedergeworfen und mit den Wurzeln aus der Erde gerissen. Bei der Plötzlichkeit des Hereinbrechens der Flut wurden viele, die trotz des Sturms hinter ihren eisernen Deichen sicher zu ruhen vermeinten, in ihren Betten vom Strom fortgeführt, andere suchten auf den Dächern ihrer Häuser eine augenblickliche Zuflucht. Das Wehgeschrei der Unglücklichen erscholl weithin über die Geest, aber die finstere Nacht und die Wuth des Sturms machte jede Hülfe unmöglich. Als tags darauf das Wasser zurückgetreten war, sah man unzählige Leichen weit von ihren Wohnungen fortgeschwemmt; manche hatten Weib und Kinder an sich gebunden, um auch im Tode vereinigt zu bleiben; viele hielten noch Bretter und Balken umklammert, an denen sie vergebens Rettung gesucht hatten; zwischen den menschlichen Leichnamen lagen die Ueberreste von zahllosem Vieh, Kisten und Kasten, Betten und Bettgewand und allerlei köstliches Hausgeräth. Was von dem Nordstrand übrig blieb und als Insel wieder eingedeicht werden konnte, war vom Salzwasser so zerstört und verdorben, daß es nie wieder wie ehemals die funfzigfältige Frucht getragen hat. Die Flut wüthete an der ganzen Halbinsel und — wiewol in geringerm Grade — an der Elbe und Weser; die Niederlande aber blieben in diesem Jahre völlig verschont. Der Mittelpunkt des orkanartigen Sturms scheint der Nordstrand gewesen zu sein. Hier ertranken nach der genauesten Berechnung 6000 Menschen, an Pferden und Rindvieh kamen gegen 5000 Stück ums Leben; 28 Mühlen, 6 Glockenthürme waren versunken, aller Hausrath schwamm auf dem Wasser. Von allen Kirchen in den drei Harden des Nordstrandes blieben nur die zu Odenbüll, zwei Kirchen auf Pelworm und die kleinen Kirchen auf etlichen Halligen einigermaßen verschont.

Eine Zerstörung wie diese hat sich seitdem nicht wiederholt. Die neuaufgeführten Deiche, die freilich bei weitem nicht alles Land in sich schließen, das sie vor 1634 umfaßten, sind weit großartiger als die zerstörten; man gewinnt dem Meere noch immer von Zeit zu Zeit Strecken Marschbodens ab, und das stets reicher werdende Land hat die erhöhten Deichlasten ohne Mühe getragen. Dennoch sind im vorigen wie in diesem Jahrhundert schwere Jahre gewesen, in denen Sturmfluten große Noth brachten. Die Berichte aus den Jahren 1717, 1718 und 1720 enthalten Schilderungen von mannichfachem Elend, aus dem erstgenannten Jahre namentlich von den Mündungen der Elbe und Weser. Die Flut vom 11. September 1751 zerstörte an der Westküste Schleswig-Holsteins die Arbeiten vieler Jahre. 1756 mußte der Christiansboog wegen der ergangenen großen Ueberschwemmung aus dem Deichverbande bleiben, und wer sich zu unserer Zeit auch nur kurze Zeit in den Marschen an der Nordseeküste aufgehalten hat, der hat sicher auch von der Sturmflut erzählen hören, welche in der Nacht vom 3. auf den 4. Februar 1825 in allen Marschgegenden Schleswig-Holsteins und der Länder der Elb- und Wesermündungen außerordentliche Verwüstungen angerichtet hat.

Die Deiche sind jetzt Gegenstand einer geregelten und unausgesetzten Wachsamkeit. Der Marschbewohner begibt sich sorglos zur Ruhe, auch wenn ein Sturm zur Zeit der Springflut im Anzuge ist. Die Gewohnheit macht mit jeder Gefahr vertraut, und auch die rohen Gewalten der Natur werden bis zu einem gewissen Grade von der Kraft und der Beharrlichkeit des Menschen bezwungen.

Die Waldblume.

Novelle von Theodor Körner.

Erstes Kapitel.

„Kann ich bei Ihnen für einige Wochen ein Zimmer bekommen?“ fragte ein junger Mann, in das Wirthshaus eines kleinen schlesischen Dorfes tretend, den Wirth, während ein Lohnkutscher einen eleganten Reisekoffer hinter dem Mann hertrug und in der Stube niedersetzte.

Der Wirth, ein kleiner corpulenter Mann mit lügigen grauen Augen, kratzte sich verlegen hinter dem Ohr, während er abwechselnd den feingekleideten Gast und den eleganten Koffer betrachtete. Endlich gab er zur Antwort: „Je nun, für gewöhnlich halt' ich zwar kein Gastzimmer. Die Fuhrleut', die hier nächtigen, schlafen in der Schenkstube auf der Streu'. Und außer ihnen krieg' ich jahraus jahrein nicht eine Seel' zu Gesicht. Jedennoch, wenn's sein muß, will ich schon Rath schaffen!“

„Es muß sein!“ sprach der Reisende, „also schaffen Sie Rath!“

Nach diesen Worten zahlte er den Lohnkutscher aus, warf den Hut auf einen Tisch und begann, nachdem der Wirth die Stube verlassen, gedankenvoll auf- und niederzuschreiten.

Er mochte sich in dem Alter von dreißig Jahren befinden. Seine Gestalt war hoch und edel. Sein bleiches, von schwarzem Bart beschattetes Gesicht zog an trotz einiger Unregelmäßigkeiten. Aus dem tiefblauen Auge leuchtete ein fast schwärmerisches Feuer. Seine breite, viereckige Stirn kennzeichnete sich als den Sitz schaffender Ideen. Die weit offenen Flügel seiner ein wenig stumpfen Nase ließen auf Leidenschaftlichkeit des Charakters schließen.

Nach wenigen Minuten kehrte der Wirth wieder zurück und sagte: „Nun kommen Sie, wenn's gefällig ist! 's ist unsere Paradestube, wo Sie wohnen werden. Auf dem Dorfe muß sich halt jeder nach der Decke strecken.“ Damit ergriff er den Reisekoffer des Fremden und schritt voran, eine Treppe hinauf, nach der „Paradestube“.

Er hätte dieselbe übrigens mit größerem Recht ein Möbelmagazin nennen können, denn Tische, Stühle und Schränke waren darin in so großer Anzahl vorhanden, daß sie recht gut zur Ausstattung von drei bis vier Zimmern ausgereicht hätten. Dieselbe Bemerkung schien innerlich auch der Fremde zu machen; denn während sein Blick flüchtig umherschweifte, flog ein Lächeln über seine ernsten Züge.

„So, nun machen Sie sich's bequem!“ sprach der Wirth, den Koffer auf einen Stuhl setzend. „Für frisches Wasser ist schon gesorgt. Unser Wasser ist das beste auf fünf Meilen im Umkreis. Unser Bier ist auch nicht schlecht. Wir haben eine große Brauerei ganz in der Nähe, ein viertelwegs von hier... Und wegen des Essens...“

„Wie weit hat man von hier bis zur Besitzung des Herrn Schmidt zu gehen?“ fragte der Fremde, der für den Augenblick weder Wasser noch Bier zu bedürfen schien.

Der Name Schmidt schien auf den Wirth einen besondern Eindruck zu machen. Indem er den Fremden verwundert und respectvoll betrachtete, sprach er: „Ach, Sie wollen zu Herrn Schmidt, welchen man hier in der Umgegend den ‚Nabob‘ heißt? Nun sehen Sie“ — bei diesen Worten trat er ans Fenster — „dort jenes große mit Zink gedeckte Haus auf dem Hügel, das ist das seinige! Sie erreichen's in einer Viertelstund', wenn Sie den Feldweg einschlagen.“ Der Fremde betrachtete das bezeichnete Haus eine lange Weile; dann fragte er wieder: „Dieser Herr Schmidt scheint ein Sonderling zu sein?“

Des Wirthes Miene drückte Enttäuschung aus. „Sie kennen ihn also nicht?“ rief er in bedauerndem Tone — „Ei, das ist schade! Ich hatte mich schon gefreut, von Ihnen, der Sie ihn doch offenbar besuchen wollen, etwas Näheres über den Mann zu erfahren. Sie kennen ihn also wirklich nicht?“

„Gewiß nicht!“ antwortete der Fremde, indem er sich am Fenster niedersetzte und wieder nach dem mit Zink gedeckten stattlichen Hause auf dem Hügel blickte. Dann nach kurzer Pause fuhr er fort: „Ich bin nämlich ein Porträtmaler, wohne in der Hauptstadt und habe vor einigen Tagen von diesem Herrn Schmidt einen Brief erhalten, worin er mich ersucht, baldigst hierherzukommen, um für ihn einige Arbeiten anzufertigen. Dabei stellt er jedoch die Bedingung, daß ich weder in

seinem Hause wohnen noch an seinem Tische essen soll... Ist sein Haus denn so überfüllt, daß..."

„Ei du meine Güte!" unterbrach ihn der Wirth, „in dem ganzen großen Hause wohnt niemand als er, seine Wirthin, eine alte Frau, und sein Diener, ein trockener, verschlossener Mensch, dem man eher einen Blutstropfen als ein vernünftiges Wort auspressen könnte... Er hat ihn mit aus Amerika gebracht."

„Herr Schmidt ist also aus Amerika gekommen?"

„Ei, Sie wissen auch das nicht? Nun, so will ich Ihnen doch alles, was ich von diesem seltsamen Manne weiß, erzählen... Sehen Sie, vor etwa zwei Jahren kam er so wie Sie heut' mit einem Lohnkutscher hier an und verlangte ein Zimmer; und so wie Sie führt' ich ihn hier in unsere Paradestube. Nachdem er sich ein wenig umgekleidet, ging er aus, ohne ein Wort zu sagen, und die Leute haben gesehen, wie er den ganzen Nachmittag in den Feldern herumgelaufen. Abends, als er heimkehrte, verlangte er ein Abendessen; und als ich's ihm brachte und ein Gespräch mit ihm anknüpfen wollte, sagte er kurz und barsch, er wünsche allein zu sein. Am andern Tage ging er frühzeitig wieder aus und rannte wieder durch die Felder. Des Mittags aber, als er zum Essen kam, fragte er, wem die Grundstücke auf dem Hügel gehörten, und verlangte, den Besitzer, einen Bauer aus unserm Dorfe, zu sprechen. Ich holte den Bauer, und wie ich mit ihm in die Stube trat, fragt' er ihn kurzweg, was er für die Grundstücke auf dem Hügel verlange. Der Ziegel-Hanke — so heißt er wegen seiner großen Ziegelei — ist der wohlhabendste Bauer in der Gemeinde, und sagte, daß er die Grundstücke gar nicht verkaufen wolle. »Ich muß sie aber haben!« sprach der Fremde, dessen Namen damals noch niemand von uns kannte. »Fordern Sie, was Sie wollen, dafür.« Nun, sehen Sie, der Ziegel-Hanke hatte wirklich nicht die geringste Lust, die besten Stücke seines Grund und Bodens aus der Hand zu lassen. Um also den Kauflustigen abzuschrecken und seiner loszuwerden, forderte er für die zwanzig Morgen Acker auf und am Hügel die runde Summe von viertausend Thalern, also das Doppelte von dem, was sie in Wirklichkeit werth waren. Aber kaum war ihm das Wort aus dem Munde gekommen, da griff der Fremde nach seinem Hut und sprach: »Gut. Ich zahle den Preis, und zwar noch heute. Ich gehe sogleich nach der Stadt, zum Notar. Dort treffen wir uns. Ein Wort, ein Mann!« Und so ist er in den Besitz des Grundstücks da oben gekommen."

„Und dann?" fragte der Maler den innehaltenden Wirth mit großer Spannung —

„Nun, dann verreiste er wieder. Und nach etlichen Wochen kehrte er mit einem Baumeister aus der Hauptstadt und einem Kunstgärtner zurück. Und was Hände hatte, zu arbeiten, ward angeworben. Maurer, Zimmerleute und Tagelöhner kriegten doppelte Lohnung. Die ganze Umgegend litt darunter. Denn wer bauen wollte, kriegte keine Maurer und Zimmerleute und den Bauern liefen die Arbeiter aus der Heuernte fort. Es fehlte nicht viel, so hätte man den »verrückten Amerikaner« — so nannte man ihn — gesteinigt."

„Hielt er sich während des Baues in der benachbarten Gegend auf?" fragte der Maler.

„Gott behüte! Da wüßten wir weit mehr von ihm! Wo er sich aufgehalten, weiß kein Mensch. Er kam nur alle vierzehn Tage einmal, den Bau zu besichtigen und frisches Geld zu liefern... Er muß unmenschlich reich sein, denn er streute das Geld immer mit vollen Händen aus. Er hätte sich Tausende ersparen können, wenn sich nicht alles hätte überstürzen müssen. Alles verschreckte sich und alles preßte ihn. Der Ziegel-Hanke, der zum Bau die Ziegeln lieferte, ist ein reicher Mann geworden. Er hat in jenem Jahre in acht Oefen gebrannt, wo er sonst nur in zweien gebrannt hatte... Nun, ich kann nicht klagen, 's hat auch für mich ein Geldstück abgeworfen. Ich habe Schnaps und Bier für die Arbeiter geliefert, und da sie so hohe Löhnung hatten, konnten sie auch was draufgehen lassen."

„Und als der Bau endlich vollendet war?" fragte der Maler, der weder an dem Verdienst des Ziegel-Hanke noch demjenigen des Wirths ein Interesse zu haben schien.

„Ja, als der Bau im Herbst fertig geworden, da kam eines Abends der Diener mit der Wirthin an; und dann kamen viele Wagen mit Hausgeräth und Büchern, und am Ende, auch eines Abends, der Herr Schmidt selber. Und weiter weiß kein Mensch etwas von ihm, weder was er treibt, noch wer er eigentlich ist. Wie Sie von hier aus sehen können, ist sein ganzes Besitzthum von einer hohen Mauer umringt, und inwendig an der Mauer sollen Fallen und Eisen liegen. So sagen die Leute, obschon 's noch keiner gesehen. Zweimal in der Woche komme

der Diener mit einem Korbe ins Dorf herunter, um Einkäufe zu machen. Aber eher könnt' man einen Stein weich machen, als den zum Sprechen bringen. Seinen Herrn aber kriegt man gar nicht zu Gesicht. Nur der Förster der nachbarlichen Gutsherrschaft will ihn in dem an die Mauer anstoßenden Walde schon öfters gesehen haben" ...

„Was Sie mir da erzählt", sagte der Maler nach einer Pause, „stimmt ganz zu dem Inhalt des Briefes, welchen dieser Sonderling an mich geschrieben. So viel ist klar, er gehört in die Klasse der Menschenfeinde und flieht den menschlichen Umgang. Außerdem aber schließe ich aus Ihrer Erzählung, daß er entschieden ein geborener Deutscher ist und daß sich ein früheres Ereigniß seines Lebens auf diese Gegend bezieht. Jedenfalls bin ich im höchsten Grade gespannt, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. . ."

„Himmel, Herrgott und alle Engel! da kommt er ja wie gerufen über den Weg!" rief plötzlich der Wirth, von Ueberraschung wie gelähmt. „Und sehen Sie, sehen Sie, er tritt ins Haus, er kommt zu Ihnen herauf!"

In der That hörte man die Tritte eines festen männlichen Fußes auf der Treppe und bald darauf schritt durch die noch offen stehende Thür eine hohe, kräftige Mannesgestalt . . . Der Eintretende gehörte zu den Menschen, deren Züge, Haltung und Wesen beim ersten Anblick merkwürdige und bedeutsame Lebensschicksale verrathen. Sein Alter war schwer zu bestimmen. Das Grau seiner Haare contrastirte seltsam mit der Frische seines sonnverbrannten Gesichts, dem Feuer seines Blicks und mit seiner straffen, aufrechten Haltung. Die tiefe Wölbung seines Kopfs nach hinten, welche gleichwol nicht auf Kosten der Stirn entwickelt war, verlieh ihm den Ausdruck großer Energie. Sein Auge war tiefblau und so funkelnd und durchdringend wie das Auge des Falken, die Nase leicht gebogen, der Mund wie gepreßt, das Kinn markig, oval. Ueber diese Züge lag etwas wie ein Räthsel gebreitet, ein dunkler Schatten; man sah ihnen an, daß sie theilnehmende Zeugen innerer Stürme und Kämpfe gewesen und die Seele, die sie abspiegelten, auch jetzt noch keines wirklichen Friedens genoß. . .

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Maler Burgsdorf zu sprechen?" fragte er, in der Thür stillstehend und seinen amerikanischen Strohhut ziehend.

„Der bin ich!" antwortete der Maler, indem er sich rasch erhob und dem Gast entgegenschritt.

„Dann bitte ich Sie, mich zu begleiten!" sagte Herr Schmidt, sich höflich verbeugend; „vorausgesetzt, daß Sie hierher gekommen, um meinem Ihnen brieflich gemachten Antrage zu entsprechen."

Der Maler ergriff Hut und Stock und folgte dem Sonderling, der, ohne ein Wort weiter zu sagen, die Treppe hinabschritt und das Wirthshaus verließ.

Zweites Kapitel

Herr Schmidt schritt trotz der drückenden Hitze des Julitags rasch voran, auf Feldrainen, zwischen schwer sich neigenden Aehren hindurch. Einmal, am Fuße des Hügels, stand er still, zog den Hut und wischte den Schweiß von der Stirn. Burgsdorf benutzte diese Gelegenheit zu der Frage: „Darf ich vielleicht erfahren, welchem Umstand ich die Wahl meiner Person verdanke?"

„Sie sind mir durch meinen Bankier in der Hauptstadt empfohlen worden", antwortete Herr Schmidt. „Ich habe bei Herrn Giersheim ein von Ihnen gefertigtes, sehr gelungenes Porträt seiner Tochter gesehen. . ." Nach diesen Worten setzte er den Hut wieder auf und schritt weiter.

Auf dem Gipfel des Hügels angelangt, standen sie vor der hohen, in Rohwerk ausgeführten Mauer, welche das Besitzthum des Herrn Schmidt umschloß. Ein schmaler von Kies bestreuter Pfad führte längs der Mauer hin bis zu einem großen Thore von Eichenholz.

Herr Schmidt schlug zum Erstaunen des Malers nicht diesen Pfad, sondern einen über den Hügel hinweg nach dem nahen Forste führenden Feldweg ein, ohne für diese neue Wunderlichkeit eine Entschuldigung oder Erklärung zu bieten. Erst als sie dicht an den Rand des Waldes gelangt waren, sagte er: „Wir sind sogleich an Ort und Stelle" — und beschwichtigte dadurch wenigstens einigermaßen die Zweifel, welche in dem Maler hinsichtlich der Geistesgesundheit seines Führers bereits aufgestiegen waren.

„Haben Sie die Güte, sich diesen Weg zu merken!" sprach er, nachdem sie noch eine kurze Strecke zurückgelegt, während er mit der Hand auf einen schnurgeraden, den Forst durchschneidenden, auf beiden Seiten mit schlanken Tannen besetzten Weg deutete — „Hier wird, sozusagen, das Feld Ihrer Thätigkeit sein."

„Sie verzeihen, ich beschäftige mich nur mit Porträtmalen", versetzte Burgsdorf, dessen kaum beschwichtigter Zweifel sich nun wieder regte.

„Ich weiß, ich weiß!" antwortete Herr Schmidt,

indem er in das Dickicht zur linken der Tannenallee verdrang, und nach wenigen Schritten fügte er, auf eine Rasenbank deutend, hinzu: „So, nun bin' ich, nehmen Sie Platz!"

Sie saßen eine lange Weile schweigend nebeneinander; Herr Schmidt mit der Miene eines Mannes, der eine ihm peinliche Eröffnung zu machen im Begriffe steht, der Maler mit der Befangenheit und Spannung eines Menschen, der sich in der Nähe eines Ueberspannten zu befinden glaubt und auf allerlei Ungereimtheiten gefaßt macht.

Endlich hob der erstere an: „Trauen Sie sich die Fähigkeit zu, ein wohlgelungenes Porträt von einer Person zu liefern, welche Sie nur einmals flüchtig an Ihnen vorübereilen sahen?"

„Ich halte dies für äußerst schwer, wenn überhaupt für möglich", versetzte der Maler. „Ein so entstandenes Bild kann wol einige oberflächliche Aehnlichkeit mit seinem Object besitzen, wol auch technischen Werth haben, immer aber wird ihm ein gewisser letzter Druck, Strich, Punkt abgehen, der doch dem Ganzen erst seinen wahren Charakter verleihen müßte."

„Woher kommt das? Das begreife ich nicht!" sagte Herr Schmidt, während sich auf seiner Stirn eine Wolke des Unmuths zu lagern schien.

„Wenn schon", versetzte Burgsdorf, „auf dem langen Wege vom Auge durch den Arm in den Pinsel immer so viel verloren geht, um wie viel mehr dann, wenn das Auge nicht Zeit hat, eine volle und ganze Anschauung zu gewinnen. Der Charakter, die Seele eines Gesichts ist keineswegs, wie man oft glaubt, etwas Stereotypes, Festes. Leben ist Bewegung. Erst in der Bewegung, dem freien Wechselspiel der Züge offenbart sich der Charakter eines Gesichts. Darum trägt jede Photographie ein seelenloses Gepräge an sich, weil sie den Ausdruck eines Gesichts nur in einem flüchtigen Momente erfaßt."

„Das ist schlimm", sagte Herr Schmidt nach längerer Pause. „Gleichwol muß es versucht werden... Uebrigens hat gerade die Offenheit, mit welcher Sie Ihre Bedenken und Zweifel enthüllt, mein Vertrauen sowol zu Ihrer künstlerischen Tüchtigkeit als auch zu der Redlichkeit Ihres Charakters vollständig gewonnen... Es handelt sich nur noch um Eins: Die Sache ist höchst delicater Natur. Sie sollen für mich das Bild eines jungen Mädchens liefern, welches fast täglich in jener Tannenallee spazieren reitet. Weder das junge Mädchen noch die ältere Dame, von welcher es stets begleitet wird, noch sonst irgendjemand außer mir darf etwas davon merken oder erfahren. Es fragt sich nun einerseits, ob Sie unter so bedenklichen Umständen die Anfertigung des Bildes für mich überhaupt übernehmen wollen, und andererseits, ob Sie geneigt sind, mit Ihrem Ehrenwort ein unverbrüchliches Schweigen zu geloben?"

Da der Maler nicht gleich antwortete, fuhr er in weichem, wehmüthigem Tone fort: „Ich kann und werde Ihnen keine befriedigende Antwort geben, d. h. Sie dürfen von mir keinen Nachweis einer Berechtigung zu diesem Bilde erwarten. Sie müssen sich mit der Versicherung begnügen, daß ich in gewissem Sinne eine solche Berechtigung habe, und daß mich weder Frivolität noch sonst ein unedles Motiv den Besitz dieses Bildes wünschen läßt. Diese Versicherung bekräftige ich mit meinem Ehrenwort!"

Es lag in seiner Miene wie in seinem Ton eine so überzeugende Wahrhaftigkeit, daß Burgsdorf, sein Zögern fast bereuend, rasch antwortete: „Ich übernehme die Anfertigung des Bildes und verbürge mein Schweigen mit meinem Ehrenwort!"

„Schön!" rief Schmidt, während ein Strahl der Freude, wie ein Sonnenstrahl über eine Winterlandschaft, über seine ernsten Züge flog und indem er dem Maler die Hand reichte — „Wir sind also einig... Was den Preis betrifft — ich komme aus einem Lande, wo der Preis bei allen Dingen Hauptsache ist — so versteht sich von selbst, daß Sie ihn nachträglich, sobald ein richtiger Maßstab für Arbeit und Mühe gewonnen ist, festsetzen werden... Und nun noch Eins: Von dieser Bank führt, wie Sie sehen, eine schmale Lichtung bis zur Tannenallee. Dort wird für Sie der sicherste und geeignetste Beobachtungsposten sein. Die beiden Damen pflegen des Morgens zwischen elf und zwölf durch die Allee zu reiten... Von dem beaufsichtigenden Förster dieses Waldes, auf den Sie mitunter stoßen werden, haben Sie keine Störung zu gewärtigen. Er ist von Ihrer Hierherkunft unterrichtet und wird Sie durch aufdringliche Neugier nicht belästigen..." Hierauf erhob er sich und fuhr mit der frühern Befangenheit fort: „Und nun verzeihen Sie, wenn ich Sie verlasse. Ueben Sie Nachsicht mit einem Sonderlinge, welchen höchst seltsame, widerwärtige Schicksale der Politur des gesellschaftlichen feinen Tons beraubt haben..."

Nach dieſen Worten verbeugte er ſich und verſchwand im Gebüſch.

Burgdorf ſaß noch lange auf der Bank, in Grübeleien verſunken. Er war eine echte, geniale Künſtlernatur und beſaß jene wunderbare Intuition, deren phantaſievoller, divinatoriſcher Blick gleichſam die Geheimniſſe der Natur und Menſchen durchſchaut. Geringe Anhaltspunkte genügten ihm, Charakter, Weſen, ja ſogar in ihren allgemeinen Umriſſen die Lebensſchickſale eines Menſchen zu ergründen. . .

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Eine ägyptiſche Königstochter.

H. L. — Wer einmal in Pompeji war, in jenen engen Straßen zwiſchen den kleinen Häuſern wandelte, die wie ein Phönix aus der Aſche neu entſtanden ſind; wer einen Blick in dieſe von Säulen getragenen Vorhallen gethan, in dieſe mit reichen Wandgemälden gezierten Speiſe- und Badezimmer, dem öffnet ſich plötzlich eine neue, nur dunkel geahnte Welt, und was ſeinem Kopf die angeſtrengte Lektüre vieler Claſſiker nicht geben konnte, das gibt dieſer einzige Blick ſeinem Auge. Leben iſt beſſer als das geduldigſte Papier, und namentlich wiſſen es die Deutſchen am beſten, wie geduldig ein Blatt Papier iſt, das oft die verſchiedenſten Auslegungen zuläßt. Im Reiche der Thatſachen kann dieſer Druck zwiſchen Leben und Papier, zwiſchen Geiſt und Buchſtabe, zwiſchen dem rothen Blut und der ſchwarzen Tinte oft nur mit rothem Blute geheilt werden, im Reiche der Phantaſie heilt ihn ſpielend der dichtende Genius und baut goldene Brücken über die Kluft.

Wenn ſchon Ariſtoteles ſagt, daß die Poeſie wahrer iſt als die Geſchichte, und die nie gehaltenen Reden des Thucydides wahrer als die geſprochenen, ſo muß derjenige, der gründlich den Geiſt, die Sitten, die Gebräuche eines Volks ſtudirt hat, ſein Weſen weit beſſer ergründen und darſtellen können als der trockene Erzähler, der eine Fülle von Begebenheiten an den Fingern abzählt und mit dürren Jahreszahlen begleitet. Treu dieſen claſſiſchen Lehren hat Georg Ebers, ein junger, in Berlin lebender Gelehrter, in dem kürzlich erſchienenen Romane „Eine ägyptiſche Königstochter" (drei Bände, Stuttgart, Hallberger) den Verſuch gemacht, das alte Aegypten, den Gegenſtand ſeiner Fachſtudien, vom Staube der Bibliothekſäle zu befreien und der räthſelhaften Sphinx, die in den Vorhallen der Tempel ruht, durch den Schmetterlingsſtaub der Phantaſie ein erneutes Leben einzuhauchen. Da der Verfaſſer, wie die eingeſtreuten antiken Gedichte zeigen, die er trefflich überſetzt hat, nicht blos ein Gelehrter, ſondern ein warmfühlender, mit der Technik vertrauter Poet, da jede ſeiner Romanfiguren nicht mühſam conſtruirt iſt, ſondern Fleiſch und Blut hat, ſo hat er durch dieſe Vereinigung von Wahrheit und Dichtung, von Buchſtabe und Geiſt ein Werk liefern können, das viele ſeiner Vorgänger übertrifft, die das Gleichgewicht zwiſchen den Errungenſchaften einer Kunſtwerks und den Ergebniſſen der Wiſſenſchaft nicht herzuſtellen vermochten.

Während Böttiger in ſeiner „Sabina oder Morgenſcenen im Putzzimmer einer Römerin", Becker in ſeinem „Gharikles" den Hauptnachdruck auf die archäologiſchen Anmerkungen legten und der romantiſche Rahmen in den Hintergrund tritt; während ältere und neuere Franzoſen, namentlich Flaubert in ſeinem „Salammbo" nur die Laſter und Lüſternheiten einer großen Vergangenheit ſchilderten, um recht viel Abſcheulichkeiten auf Einen Punkt häufen zu können, hat unſer Verfaſſer ſich fern von allen Excentricitäten gehalten und in einer ſpannenden Dichtung das knoſpende Geheimniß des ägyptiſchen Lebens dem Leſer erſchloſſen. Wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten es verbunden iſt, uns ſechshundert Jahre vor Chriſto zurückzuführen, eine Kunſt, der ſelbſt der reactionärſte Staatsmann der Gegenwart nicht gewachſen iſt, wenn man bedenkt, wie ſpärlich die Nachrichten über jene entlegene Zeit ſind und der alte Herodot faſt immer die einzige Quelle, ſo gewinnt „Eine ägyptiſche Königstochter" für uns neue Reize, um ſo mehr, wenn wir ſehen, daß die Intriguen der Paläſte und der Politik, in deren Schlingen die unglückliche Nitetis ihren Tod fand, noch heute dieſelben ſind, mag auch die Ausführung eine andere ſein, die Triebfedern mögen dieſelbe Geſtalt. Der Romanſchriftſteller, ſelbſt wenn er, wie unſer Verfaſſer, immer aus der Quelle ſchöpft, hat doch vor dem Hiſtoriker den Vorzug, daß er mit den Motiven frei ſchalten kann, und die einfache Erzählung, daß Amaſis von Aegypten dem perſiſchen König Kambyſes nicht ſeine rechte, ſondern eine untergeſchobene Tochter zur Gattin gab, entfaltet der Verfaſſer zu einem Gemälde, in dem die ſeelenvolle Tiefe der ägyptiſchen Welt, die ſtürmiſche Energie des perſiſchen Naturells und die neue Aera des griechiſchen Idealismus wie im Wettſtreit ihre Lichter leuchten laſſen und unſere entſchiedenſte Theilnahme und Hingebung verlangen. Eine Uebergangsperiode, der das wunderbare Land der Pyramiden zum Opfer fiel, war der beſte Rahmen für das lebensvolle Bild, das von dem fernen Morgenroth des Hellenismus einen verklärenden Glanz erhält, der um ſo wohlthuender wirkt, weil er uns den Abſchluß einer geſchichtlichen Periode ahnen läßt, die, in abgelebten Sagungen verſunken, keine Schöpferkraft mehr entfalten konnte. Frauen wie Nitetis, Kaſſandane, Rhodopis, Sappho ſind auch die begeiſterten Prieſterinnen der neuen, der beſſern Zeit, wie immer die Frauen, deren Blick mehr auf das Allgemeine gerichtet iſt, leichter von den Feſſeln der Alltäglichkeit ſich emancipiren und den Idealen der Zukunft ſich hingeben.

Aber was ſoll das alte einſtönige Aegypten in unſerer ſo viel bedeutenden und doch ſo ſchnell lebenden, wechſelvollen Zeit? Sind wir ſchon ſo weit gekommen, daß unſere Hinſterniß eine ägyptiſche zu nennen

ist? Tritt das geschichtliche Verhängniß mit der Schnelligkeit eines Roß an uns heran? O nein! Weil die Geduld eine deutsche Tugend, so hat auch die Geschichte mit uns Geduld. Aber wir wollen ihre Langmuth nicht zu sehr auf die Probe stellen und in den Spiegel der Vergangenheit blicken, um Lehren für eine Gegenwart daraus zu schöpfen, die, gleich dem Aegypten des Amasis, an einem historischen Wendepunkt steht. Die Priesterkaste, die jeder Reform abgeneigt ist und auf ihre Privilegien pocht, ist nicht blos an den Ufern des Nil zu finden; wenn sie auch in Europa mehr eng anschließende als faltenreiche Gewänder trägt, so ist sie doch in denselben starren Vorurtheilen befangen und hat für die künstliche Conservirung des innerlich Abgestorbenen eine mumienhafte Vorliebe. Nicht zufrieden, Menschen zu Maschinen machen, wollen sie womöglich Mumien daraus machen, um dann, wenn die Ruhe des Kirchhofs hergestellt ist, die einzige Kaste zu sein, denen die Güter der Erde zufallen. Indem sie vorgeben, nur für Thron und Altar zu kämpfen, sind sie nicht so ehrlich wie jener Beamte unter Jakob II. von England, der es offen aussprach, daß er dreizehn Gründe habe, für die Regierung zu stimmen, nämlich seine Frau und zwölf Kinder, der sterbende König Amasis enthüllt in seiner Abschiedsrede die Zweideutigkeit dieser Höflinge und zeigt ihnen, daß ihr heuchlerisches Treiben den Staat an den Rand des Abgrundes bringe, da man Gott und dem Mammon nicht zugleich dienen könne. Eine solche Ihrokratie, die die göttliche Gnade stets im Munde führt, ist der Negation Gottes, und es wäre zu wünschen, daß „Eine ägyptische Königstochter" nicht blos Liebhaber bei dem Romane lesenden Publikum oder bei gelehrten Philologen, sondern auch bei praktischen, nicht gelehrten Staatsmännern finde. Sie sollten sich daraus manches ab- oder vermittels der Eselsohren hinters Ohr schreiben. Das wird der beste Erfolg des Buches und zugleich die günstigste Kritik für den Verfasser sein. Die Bücher haben die meisten Eselsohren, deren Väter keine haben.

Freut euch!

Gedicht von M. A. Stendorf.

Meine Sehnsucht, meine Sehnsucht, meine wilde, ohne Zügel,
Breite über deine Liebe — Frau Europen, deine Flügel!
Deine Flügel, riesenweite! Weit wie Himmelskraft gedanken
Meine Wollen, eh zu Thränen salzschwer sie zu Boden sanken —
Deine Schwingenschläge brausend, gleich den Stürmen in Gebirgen,
Die in ihres Zornes Wirbeln wol den Eichenwald erwürgen,
Meine Sehnsucht, meine Sehnsucht, auf, und deinen Fittich schwinge!
Ist mir's doch, als ob ein Frühlingsodem durch die Welten ginge!

Ist doch schon vorübergangen Winter, todt in Schnee und Eis;
Fühlst du nicht die Lebenspulse pochen leis im nackten Reis?
Toben Sturm und Regengüsse nicht allnächtlich auf der Erden,
Sie zu stärken, sie zu tränken? — Freut euch! Es will Frühling werden!

Meine Sehnsucht, meine Sehnsucht, auf und deinen Fittich schwinge!
Ist mir's doch, als ob ein Frühlingsodem durch die Welten ginge!
's ist ein Drängen, 's ist ein Treiben, 's ist ein Zittern wie im Fieber,
Von der Nordsee bleichen Dünen bis zur weinumrankten Leber.
's ist ein Wehen, 's ist ein Flüstern von dem heil'gen Sagenlande,
Von dem Meska an der Seine bis zu Aegirs fernem Strande
Wecke neuer Lebensodem alle, die der Schlaf erbeutet!
Hatte doch die alte Hexe uns den Nachttrunk gut bereitet!
O, sie hat mit uns gegaukelt, als wir einst vor sechzehn Jahren
Vor ihr standen so arkadisch, gleich den neugebor'nen Aaren!
Ha, mit Taumel uns umnachten und mit bittersüßem Beschwerden
Morden wollte sie im Schlaf uns! — Freut euch! Es will Frühling werden!

Meine Sehnsucht, meine Sehnsucht, auf und deinen Fittich schwinge!
Ist mir's doch, als ob ein Frühlingsodem durch die Welten ginge!
Weh ihn an, o meine Sehnsucht, meinem Volk voll Angst und Bangen!
Klirre und singe, sag's den Leuten, daß sie würdig ihn empfangen!
O, er kommt, er kann nicht zögern, kann nicht säumen, kann nicht warten!
Sag es allen, schwerz es keinem, die im Glauben auf ihn harrten!
Sag's den Armen, tief in Sorgen und in Zittern und in Zagen!
Auch an alle Kerkergitter sollst du fliegen, sollst du jagen!
Wisse auch, es euch taubes Hoffen, habe ihn oft auch betrogen
Endlich kommt Er unaufhaltsam, kommt der Völkerlenz gezogen!
Der Messias kommt in Wolken zu den Hirten bei den Herden,
Und die Menschheit singt das „Ehre!" — Freut euch! Es will Frühling werden!

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Ein Besuch in Schleswig.

III.

Der 18. April.

Seit meinem letzten Bericht des Besuchs der Lazarethe in Schleswig ist das Bollwerk dänischer Zwingherrschaft gefallen und unsere Armee hat sich bei dem Sturm der Düppeler Schanzen am 18. April 1864 als die würdige Epigonenschar ihrer Väter von 1813—15 gezeigt. Obwol der Berichte viele da sind, so möge diesen Blättern auch ein Denkmal dieser Zeit verbleiben, indem wir den Brief eines Offiziers vom 35. Regiment im Auszug wiedergeben:

„Ich mochte ungefähr zwei Stunden geschlafen haben, als wir um 12 Uhr alarmirt wurden und alsbald aufbrachen. Wir marschirten zur dritten Parallele; die Nacht war dunkel, der Mond stand gleich einer blankgeschliffenen Todessichel am Himmel — wir wußten, daß es der Tag sei, an dem der Tod reiche Ernte machen würde, und Körner's Gedicht

Und eh' die nächsten Stunden sagen,
Hat manches Herz schon ausgeschlagen —

kam mir nicht aus dem Sinn.

„Die Arbeitercompagnie hatte Sand- und Strohsäcke bekommen, so ging es langsam vorwärts, bis wir unsere dritte Parallele erreicht. Da fort und fort von den feindlichen Schanzen die blauen Bohnen herüberflogen und gleich zwei unserer Leute verwundet hatten, so hieß es, sich platt auf die Erde legen — auch keine erquickliche Situation, in so nahe Berührung mit dem naßkalten Boden zu kommen und stundenlang darin zu verbleiben. Noch im Dämmerlicht begann unsere Artillerie zu feuern, daß die Erde davon erbebte.

„Wir wußten, erst um 10 Uhr sollte der Angriff stattfinden, und mußten in unserer kritischen Lage verharren, einer zwangvollen und doch so beschwerlichen Unthätigkeit. Da tauchten die Bilder der fernen Heimat auf — noch schlug ja unser Herz — man rief all den Seinen ein inniges Lebewohl zu, sah im Geiste heller als je das theure Vaterhaus, die von Liebe und Sorge erfüllt. Mutter und — machte seine Rechnung mit dem Himmel.

„Endlich nahte die Stunde der Erlösung. Unsere 2. und 3. Compagnie sollte vorgehen, um die Schanze 1, 2 und 3 zu nehmen; einige Mannschaften wurden am Graben hingestellt, um jeden Dänenkopf, der sich zeigte, wegzuschießen; indeß rüstete sich auch die Arbeitercompagnie des 18. Regiments. Sie kam nicht, wie der Wald von Dunsinan, mit grünen Zweigen, nein, sie kam wie ein Trupp lebendig gewordener Stroh- und Sandsäcke heran, um uns den Weg zu bahnen — an Humor fehlte es da nicht. »Strohsack, lauf nicht so!« »Sandsack, zurück!« und was dergleichen mehr. Unsere 5. und 7. Compagnie sollte ihnen folgen — da schlug es 10 Uhr.

„Der Major von A. commandirte: »Die 2. und 3. Compagnie mit Gott vorwärts!« Wir Offiziere sogen den Degen und stürmten über die Brustwehr unserer Parallele mit weithallendem Hurrah! Die Sturmcolonnen rückten vor, der Donner unserer Geschütze schwieg, aber in gewaltigen Fanfaren tönte die Schlachtmusik zu uns herüber, jeden einzelnen zum Helden begeisternd; denn nicht schreckte die Sturmcolonne vor dem Kartätschenhagel des Feindes zurück — nein, mit Berserkerwuth stürzten, indem links und rechts Kameraden fielen, unsere Leute, die Sand- und Strohsäcke fortwerfend, sich auf die Schanzen, aber es mußten Sumpfgräben durchwatet werden, um dann die Palisaden zu übersteigen oder sie niederzuwerfen, ehe wir mit dem erschrockenen Feinde handgemein werden konnten. Die Dänen waren sich an diesem Tage des Sturms nicht mehr gewärtig, sie hatten von 4—9 Uhr früh ihn befürchtet, um 9 Uhr aber die Werke zum Theil verlassen und sich nach Alsen zurückgezogen, sodaß beim Sturm nur ungefähr 6000 Mann in der Position waren, während sie, um dieselbe nachdrücklich zu vertheidigen, 20000 Mann bedurft hätten.

„Nichtsdestoweniger blieb es ein tüchtig Stück Arbeit.

„Da, wo die senkrecht stehenden Palisaden ein noch unübersteigliches Hinderniß darboten, wo alle, die sich von den Unserigen heranwagten, den sichern Tod von Feindes Hand fanden, da ward ein neuer Winkelried, ein Pionnier Klinke, mit den zum Hauptmann gesprochenen Worten: »Ich will mich opfern!« einen Sprengsack von 30 Pfund Pulver unter dieselben und zündete sie mit der Lunte an. Die Palisaden flogen aus der Erde, doch leider wurde auch der heldenmüthige Mann arg verstümmelt, sodaß eine Rettung seines Lebens kaum zu hoffen ist. Aber den Stürmenden war die Bahn gebrochen und fort ging es über die Brustwehren ins dänische Barackenlager, indeß Preußens Banner von den Höhen der Schanzen flatterten. Der Feldwebel Probst und Major von Beeren bezahlten die Aufpflanzung desselben mit ihrem Leben, wie echte Helden lagen sie unter ihrer Fahne.

„Obwol kein Befehl zum Angriff auf den Brückenkopf von Sonderburg da war, stürzte sich doch unsere Schar dahin. Mit Roth und Tod — denn nur zwei Compagnien hatten sich zuerst dahingeworfen — wurde er, als den Erwarteten endlich im letzten Augenblick noch Hülfe kam, in flammender Begeisterung genommen. Aber, o Gott, auch was für Verluste! Man greift ans eigene Herz und fragt: Lebst du noch? Warst du denn nicht unter den

Braven? Und doch neben mir und vor mir sah ich die Kameraden fallen und trat ein in die leer gewordene Stelle. Wie viele kämpften noch und hatten schon schwere Wunden! Einer wollte immer dem andern helfen, um gemeinsam zu leben oder zu sterben. Diese Einmüthigkeit, diese Hingebung des Soldaten für die Offiziere, und umgekehrt, die Rücksicht und Sorge, die die Vorgesetzten stets für ihre Leute zeigten, widerlegt das Mißtrauen, das man gegen den kameradschaftlichen Geist zwischen den Offizieren und Soldaten des preußischen Heeres hatte, wie viele wundervolle Charakterzüge der Art könnte ich berichten! Doch die Zeit drängt, auch diese Zeilen zu schließen — also wieder zu den Thatsachen des Tags zurück!

„Als ich und einige Kameraden die zurückgelassenen Kanonen genau zusammenzählten, waren es 106, einige sehr schön von Bronze und ciselirt, auch das Brustbild des verstorbenen Königs Friedrich VII. tragend; sie waren Gleisantenmörser als Geschütze und waren gewiß nicht bestimmt, Feindesbeute zu werden.

„Als dem Prinzen Friedrich Karl die Meldung von der Einnahme des Brückenkopfs gemacht wurde, soll er dem Ordonanzoffizier erwidert haben: «Sie irren sich wol? So weit ging nicht der Befehl! Es ist ja eine solche Leistung unmöglich!» Und als ihm dennoch die Richtigkeit bestätigt ward, da hat er darauf erwidert: «Das alles haben die braven Füselere des 35. Regiments gethan? Fürwahr, es ist eine Ehre, diesem Regiment anzugehören!» Wundert euch daher nicht, wenn das 35. Regiment stolz geworden ist! Und doch, nicht der blutige Kampf war das Schlimmste, das Grauenhafte, das Herzzerreißendste war der Anblick, als wir zurückgingen und die Verwundeten und die Todten um einen Trunk Wasser hörten und sie nicht gewähren konnten, denn wir hatten zu nichts; ich selbst hatte aus einer Pfütze getrunken. «Erbarmt euch!» riefen einige, «erbarmt euch und stecht uns todt, wir vergehen vor Schmerz! Oder legt uns so, daß wir uns schnell an unsern Wunden verbluten!» Da der Sturm im allerleichtesten Anzuge, ohne Mantel und Tornister, die Hosen fest in die Stiefeln und mit der leichten Feldmütze unternommen worden war, so fehlte es auch an Gegenständen, alle Todten zuzudecken, was so viel als möglich geschieht, um den grausigen Anblick dem Auge der Kameraden zu entziehen. Auch die Krankenträger hatten nicht Säcke und Hände genug, hier allen in erwünschter Eile zu helfen.

„Und trotz all dieses Jammers mußte man die rührende Begeisterung sehen, mit welcher der König von den Leuten in den Lazarethen empfangen wurden! Die schon dem Tode angehörende Hand hat sich ihm noch entgegengestreckt; überhaupt haben mir die in der nächsten Nähe stationirten Offiziere gesagt, daß der moralische Eindruck auf alle Prinzen, die nie Elend und Noth gesehen, ein gewaltiger gewesen, daß sie nie ohne Thränen im Auge der Hingebung der Leute gedacht hätten.

„Als der König die grauenvollen Kirche besah, die, von Soldaten besetzt, mehr einer Wachtstube glich, fand er viele schreibend, um den fernen Aeltern ein Lebenszeichen zu geben; er trat zu allen heran, nahm die Feder und schrieb seinen Namen auf das Blatt, das dadurch eine besondere Weihe empfing.

„Der französische Militärbevollmächtigte hat dem Prinzen Friedrich Karl versichert, daß der Sturm der Malakow, bei dem er gewesen, nicht mit solcher Begeisterung ausgeführt worden sei und dieser Tag ein hoher Ehrentag der Armee bleiben werde."

Die Künstler aus der Karlsschule.

I.

G. H. — Schiller's Biographen haben die Karlsschule, aus der er hervorging, oft als abschreckendes Beispiel einer geistigen Zwangsanstalt dargestellt. Es ist wahr, eine strenge militärische Zucht wurde dort gehandhabt; auf der Karlsschule regierte die Trommel, durch sie wurden in dem Unterricht die Zeitabschnitte angegeben. Gleichwol sind außer Schiller gerade aus dieser Schule noch eine ganze Reihe für Kunst und Wissenschaft höchst bedeutsamer Männer hervorgegangen: der Naturforscher Cuvier, der Mathematiker Pfaff, die Componisten Zumsteeg und Abeille, der Baumeister Heideloff, die Maler Wächter, Hetsch und Koch, der Kupferstecher Johann Gottfried Müller, die Bildhauer Danneckers, Scheffauer, Distelbarth. Eine Anstalt aber, die während ihres verhältnißmäßig nicht sehr langen Bestehens (1771 — 94) eine solche Anzahl hervorragender Männer, darunter Künstler ersten Grades, gebildet hat, kann doch nicht so ganz verkehrt gewesen sein, wie man gemeinhin glaubt.

Herzog Karl Eugen von Würtemberg, der Stifter der Karlsschule, hatte, als er zur Regierung kam, das Leben in Schwaben zu langweilig gefunden und vorgezogen, in Venedig zu residiren, wo er an Sängerinnen und Tänzerinnen ungeheure Summen verschwendete. Seine Lebensweise hatte die Verpfändung vieler Ländereien nöthig gemacht und zwei Regimenter Landeskinder waren, in Geldesnöthen von ihm an die Engländer verhandelt, am Cap der guten Hoffnung elend umgekommen.

Da ging bei dem Herzog, wie einst bei seinem Vorfahren Eberhard im Bart, eine merkwürdige Umwandlung vor. Der Sturm hatte ausgetobt. Ohne Steuer trieb der wilde Segler einsam auf dem Meer der Leidenschaften; eine letzte, hochgehende Welle warf ihn in den Hafen. Karl entführte die schöne, geistreiche Gattin eines alten Mannes, des Grafen von Leutrum, nach Schwaben, erhob sie zur Gräfin von Hohenheim und machte sie später zu seiner Gemahlin in morganatischer Ehe. Franziska von Hohenheim machte den Herzog wieder zum Menschen. In allen Kirchen seines Landes ließ er von den Kanzeln ein Manifest verlesen, des Inhalts, der Herzog bereue sein früheres Leben und werde nun ein besseres für-

ren. Seither ein gewissenloser Verschwender, die Geißel seines Volks, wurde er nun der sparsamste Haushalter, der nur dann freigebig war, wenn es sich um das Beste des Landes handelte. Er war zwänglicher als irgendein damaliger Fürst, und was auch jetzt noch an dem Herzog zu tadeln blieb, seine oft harte, despotische Art, fällt nicht seiner Person allein zur Last, sondern auch der rohen, selbstischen Herrscherweise seiner Zeit im allgemeinen.

Karl Eugen hatte bemerkt, daß alle Künstler, besonders Musiker und Maler, seither aus dem Auslande nach Würtemberg gekommen waren. Er beschloß, dafür zu sorgen, daß die „nötigen Kräfte" künftig im Schoße der Landeskinder „erzogen" würden. Zu diesem Zweck verlegte er die auf dem Schlosse Solitude zur Heranbildung von Offizieren gegründete Militärschule nach Stuttgart und erweiterte sie zu einer Art Academie des arts. Wie gleichzeitige Fürsten nach großgewachsenen Grenadieren, so fahndete der Herzog für seine Stiftung auf talentvolle Zöglinge. Die Karlsschule wurde ein großartiges Pensionat. Oft traten die Schüler schon im sechsten Jahre ein und verließen die Anstalt nicht eher, bis sie ein Amt, eine Offizier- oder Beamtenstellung, eine Anstellung am Theater, im Orchester oder auf der Bühne erhielten. Wissenschaft und Kunst wurden hier gelehrt; die Knaben konnten früh schon erkennen, wozu sie Geschick und Anlage hatten, und was später stets mit mißlichem Erfolg versucht wurde, der Anbau der Künste auf Universitäten und das Unternehmen, die Schauspielkunst den andern Künsten anzureihen, es schien hier nicht ohne Glück erreicht zu werden.

Hatte auf der Solitude der strenge Gerberalsten vorgewaltet und jene derbe Schulmeisterart, von der Schiller singt:

> Trägt der Knabe seine ersten Hosen,
> Steht schon ein Pedant im Hinterhalt,
> Der ihn bändigt, ach! und ihm der großen
> Ahnen Würdigkeit auf den Rücken malt —

so scheint dagegen zu Stuttgart, seitdem die Anstalt eine neue Einrichtung erhielt, ein freieres Wesen gewaltet zu haben als in so manchem unserer Gazettenhäuser. Da gab es Zöglinge aus Deutschland, Frankreich, Italien, der Schweiz, den Niederlanden, Dänemark, Schweden, Rußland, England, ja selbst aus Ostindien. Keine Landesmannschaften wie auf Universitäten hemmten die freieste Berührung. Unbekannt mit der Verschiedenheit der Stände, unbekannt mit den Vorzügen, welche man den Adelichen vor den Bürgerlichen, dem Gelehrten vor dem Künstler damals einzuräumen pflegte, brachten die Jünglinge diese Ideen der Unabhängigkeit und Gleichheit ins gesellige Leben mit. Die Akademisten wurden zu Weltbürgern erzogen, sie betrugen sich in der Folge als solche, wo sie hinkamen, und fanden, wie ihr Stifter, in dieser Beziehung über dem Zeitalter. Auch Schiller erinnerte sich in späteren Jahren gern der Zeit, wo er ein Zögling dieser Schule gewesen, und schreibt unterm 17. März 1794 aus Stuttgart: „Die Karlsakademie ist jetzt aufgehoben und dies wird mit Recht beklagt, obgleich sie nicht mehr in ihrer Blüte war. Dieses Institut hat ungemein viel Kenntnisse, artistisches und wissenschaftliches Interesse unter den hiesigen Einwohnern verbreitet, da nicht nur die Lehrer der Akademie eine sehr beträchtliche Zahl unter denselben ausmachen, sondern auch die meisten subalternen und mittlern Stände durch akademische Zöglinge besetzt sind. Die Künste blühen hier in einem für das südliche Deutschland nicht gewöhnlichen Grade, und die Zahl der Künstler hat den Geschmack an Malerei, Bildhauerei und Musik sehr verbreitet."

Neben den Söhnen reicher und angesehener Familien — wir erinnern an die Brüder von Wolzogen — wurden auch die ärmsten aufgenommen. Gerade bei diesen Freischülern sah der Herzog auf eine hervorragende Befähigung, suchte dann aber ihren Lebensplan auch gern nach seinen Wünschen zu bestimmen. So sollte der spätere Maler Wächter anfangs durchaus Kameralist, Danneckers wegen seiner plastischen Gestalt Tänzer, der Maler Koch Schauspieler werden. Der letztere entfloh, und ich in Straßburg sicher wähnend, schrieb er sich den Haarzopf ab und schickte ihn durch die Post an das Guratorium der Karlsschule.

Heinrich Dannecker war der Sohn eines herzoglichen Stallknechts. Dieser kam eines Tags mit der Nachricht nach Hause, daß der Fürst damit umgehe, erledigte Freistellen in der Akademie zu besetzen, und sogleich erklärte der Knabe, sich beim Herzog melden zu wollen. Der Vater aber sprach die Besorgnis aus, sein Sohn könne leicht zum Komödianten erzogen werden, und um ihn von seinem Vorhaben abzuhalten, sperrte er ihn ein. Aus seinem Gefängnis heraus unterhielt sich der junge Dannecker mit mehreren Spielkameraden auf der Straße und kündigte ihnen an, daß, wenn sie wollten, alle in die Karlsschule Aufnahme finden könnten. Sie verhalfen ihm zur Freiheit und traten unter seiner Anführung den Gang nach dem Schlosse an. Es war um Ostern und der Herzog gerade damit beschäftigt, armen Kindern aus der Stadt in seinem Schloßgarten Eier zu verstecken. Da rückte der Knabentrupp an. Dannecker hielt die Anrede und meldete den Zweck ihres Kommens. Der Herzog musterte die kleinen Supplikanten und wählte drei, unter ihnen den Redner Dannecker, der nicht Lust hatte, Tänzer zu werden, wurde zur bildenden Kunst bestimmt. Er lernte bei den Professoren Lejeune und Guibal modelliren und wurde später auf Kosten des Herzogs nach Paris und Rom geschickt. Mit Schiller war der Künstler innig befreundet, schon auf der Karlsschule hatte er ihn nach dem Leben modellirt. „Ich will Schillern lebig machen, aber der kann nicht anders lebig werden als kolossal." So sprach Meister Dannecker, als er des Freundes Tod erfuhr. Seine Schillerbüste war, was er wollte: eine Apotheose, die schönste Büste der

ſagen, daß ſeit dem Jahre, wo ich das Glück hatte, mich neben Ihnen anzukaufen, liebenswürdige Nachbarin, mein Bewirthſchaftungsſyſtem die erfreulichſten Fortſchritte gemacht hat. Die alte Stammbeſitzung Derer von Seeburg reichte für meine Thätigkeit nicht aus. Das alte Schloß war romantiſch, aber auf ſchöne Ausſichten konnt' ich keinen Hafer bauen, im dunklen Schatten von Seufzeralleen wollte die Runkelrübe nicht gedeihen. Die Reiſenden beſuchten mich, um von der Seeburg aus die Sonne untergehen zu ſehen; meine Ställe, meine Düngeranſtalten, meine Dreſchmaſchinen wollte Niemand ſehen. Als ſich endlich ein melancholiſcher Engländer einfallen ließ, ſich von einem ſehr bewunderten aber kahlen Felſen meiner Beſitzung herunterzuſtürzen und mir bei dieſer Gelegenheit unten in meinen Pflanzungen ein Prachtexemplar der neuentdeckten Oelpflanze Madia Sativa ruinirte, da entſchloß ich mich kurz und gut. Ich verkaufte Seeburg; denn ich ſah ein, daß ſich die Oekonomie mit der Romantik nicht vereinbaren läßt. Meine jetzige Beſitzung iſt eben, flach: aber fruchtbar. Sie müſſen mir das Zeugniß geben, ich ziehe nächſt Ihnen die beſten Producte.

Beate.

Sie zeitigen vortreffliche Artikel. Ausgenommen, Ihre Wolle.

Seeburg.

Meine Wolle? Was haben Sie gegen meine Wolle?

neuern Musik. Des Dichters Witwe betrachtete bei ihrer Anwesenheit in Stuttgart lange und schwärmend die edeln Züge, dann befahl sie ihren Söhnen: „Kinder, küßt dem Manne die Hand, der euern Vater so geliebt hat!“ Die Marmorbüste sowie das Originalmedell befinden sich jetzt bekanntlich auf der Bibliothek zu Weimar. In dem Testament wurde eine Zeit lang Schiller's Schädel aufbewahrt, bis es im Jahre 1827 König Ludwig von Baiern bei einem Aufenthalt in Weimar gelang, die feierliche Wiedervereinigung desselben mit den übrigen Gebeinen des Dichters in der Fürstengruft zu veranlassen. Dannecker, der seinen Ruhm durch die Ariadne und die für die Apostelkirche zu Petersburg gearbeitete Christusstatue vollendet hatte, starb hochbetagt als Hofbildhauer in Stuttgart im Jahre 1841, wo im Museum der bildenden Künste ein eigenes „Cabinet Dannecker“ des Künstlers Größe durch eine vollständige Modellsammlung seiner Werke schön veranschaulicht.

Konstantinopel im Mai.

III.

Und nun zu den Ruinen!

Ach! umgestürzt, zerbrochen liegen Säulen, Obelisken, Marmorbilder umher und ringsum ist tiefe Einsamkeit; die Menschen meiden diese Stätte der Verödung, und nur Natur, die liebevolle, überwächst sie mit Rosen und Epheu, sie ranken sich um das Gestein, und die goldglänzende Eidechse, wie sie behend und zierlich schlüpft sie in die Ritzen, und darüber weg fliegt die weiße Taube, ein reiner Geist des Friedens, und die Sonne bestrahlt alles mit heiterm Glanz!

Wenn diese Steine sprechen könnten! . . .

Von Schutt zu Schutt! . . Von den Ruinen der Vergangenheit zu denen der Gegenwart, und doch, welcher Unterschied! Sonnenbestrahlt, rosenduftend, einsam, wie es einer vertriebenen Fürstin geziemt, trauert die Vergangenheit . . schmutzig, dumpfbrütend, dem Licht den Eingang wehrend, starrt uns die Ruine der Gegenwart, hohn- und schmerzverzerrt, lächelnd entgegen: das Judenviertel Konstantinopels.

Ach, das unglückliche Volk schleppt den Fluch Jehovah's, die Verachtung der Menschheit mit sich! Und wenn die Väter weinten an den Strömen Babels, so weinen jetzt die Enkel an allen Strömen der Erde, und kein Erlöser will kommen!

Es schnürt mir das Herz zusammen, wenn ich diese armseligen, wie aufeinandergerissenen Gassen, und wenn ich die sehe, die darin wohnen. Sie beten, sie wenden ihre Blicke gläubig nach Osten, und doch . . nur vom Westen kommt das Licht, kommt die Freiheit!

Klingt es nicht wie Hohn, wenn sie singen:

Wie schön sind deine Wohnungen, Israel!
Wie herrlich deine Gezelt', o Jakob!

Doch fort mit den trüben Gedanken und zurück nach Pera ins Haus der Derwische! Die sonderbaren Gestalten dieser betenden Heiligen würden zum Lachen reizen, läge nicht in jeder Ueberzeugung eine zwingende Gewalt. Sie beten, singen, tanzen, verrenken die Glieder, geifern sich und faulenzen wie andere Mönche, aber sie thun dies im Glauben: „Allah habe seine Freude dran.“ Die Sturmvögel der Palastrevolutionen, entflammten sie oft schon in den Osmanis die großartigste Glaubensbegeisterung. Waren doch sie es, die im letzten orientalischen Kriege die heilige, die grüne Fahne des Propheten entfalteten und die Gläubigen in die Schlacht und zum Siege führten.

Vom ärmlichen Häuschen der Derwische mit seinen Holzbänken und Matterwerkzeugen ist zwar ein weiter Weg nach Dolma-Bagtsche, aber er lohnt die Mühe.

Wie so herrlich ist es da! Ich befinde mich vor dem neuerbauten Palaste des Sultans, der, prächtiger als Versailles, ein echtes „Schloß am Meere“ ist.

Außen Gold, Marmor, Bronze, Arabesken und Säulen, innen Bäder, Krystalle, Fontainen, Rosen und Palmen, alle Wunder der Erde vereint, dazu die Aussicht auf das lieblichste Meer und auf das schönste Reich der Welt.

Hunderte von Frauen, Luxus, Musik, der goldschimmernde, kriechende Troß der Paschas, wer wurde hier nicht zum Sardanapal? Der „König der Könige“ ist es geworden, wie es seine Vorgänger waren, wie es seine Nachfolger werden.

Ich sah ihn . . nicht auf einem der muthigen Arabervengste, von denen seine Marmorställe voll sind, nein, im prächtigen, von vier Mauthieren langsamsten Schritts gezogenen Glaswagen!

Er grüßte ruhig mit großen, schwärmerischen Augen. Ein schwarzseidener Mantel, von dem hellsten Diamanten der Erde zusammengehalten, umfloß seinen Leib. Sein Haupt bedeckte der Fes mit der historisch gewordenen Juwelenagraffe und ihm nach folgten zu Pferde die Paschas und Hunderte von Garden. Es war kein Feind zu sehen und doch hielten sie die Pistole gespannt; den Zug beschloß ein Kammerherr, der mit beiden Händen Para's unter das Publikum warf. Türkische Bettler griffen wütend danach in den Sand und murmelten wol keine Segenssprüche für den Padischah.

Der ganze Zug hatte etwas ungemein Trauriges, und hätte ihn Zar Nikolaus, gewaltigen Angedenkens, gesehen, er hätte lächelnd gerufen: „Hier fährt ein todter Mann!“

Briefwechsel.

— A. S. in Koburg. Mit herzlichem Dank empfangen, nächstens Berücksichtigung. Welch warmer Begeisterung stimmt es Ihren Brief! Aber wie die Sachen einmal liegen, dürfen wir uns politischen Gerüchten nicht, weder nach rechts noch links beugen. In dem Augenblick, wo sie bekannt werden, sind sie meist schon veraltet, durch eine telegraphische Nachricht überholt. Die Conferenz in Wien wird durch keine europäische Revolution gestört werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 21. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: In den Tagen des Schreckens. Erzählung von Karl Frenzel. XXI. (Schluß.) — Die Vitalienbrüder. Von Heinrich Kanon. — Die Waldblume. Novelle von Theodor König. (Zweites Kapitel. Fortsetzung.) Drittes Kapitel.) — Ueber den Adel der Seele. — Gedichte aus dem Schottischen. Von Otto von Leixner. — Der Mai von Wallachmühle. — Die schwarze Leier von Nor. — Beiblatt: Die Künstler aus der Karlsschule. II. — Berliner Briefe. IV. Der Sieg der eisernen Geschütze. Aus der musikalischen Welt. — Der Shakespeare-Saal im Kensalpalast. — Briefwechsel.

In den Tagen des Schreckens.

Erzählung von Karl Frenzel.

XXI.

(Schluß.)

In Blitz und Donner, in Sturm und Regen brach, als Charlottens Haar unter der Schere des Nachrichters gefallen war, während sie durch die Gänge der Conciergerie schritt, ein gewaltiges Unwetter über Paris aus. Dennoch wogten alle Straßen, die vom Justizpalast zum Revolutionsplatz führten, von Menschen. Was dem Volke Roms die Gladiatorenspiele, dem Volk von Paris waren es diese blutigen Schauspiele, diese Hinrichtungen in Masse. Die Blutwolke, die über der ungeheuern Stadt lag, strömte einen berauschenden Dunst aus . . . er ergriff die Zuschauer wie die Tragödienspieler auf dem Schaffot. Keiner von ihnen allen erschrak oder zeigte den Schatten der Furcht im Gesicht, wenn er den Hals unter das Fallbeil schob. Das Leben hatte seinen Werth, der Tod sein Grauen verloren. Denn was ist der Tod? „Ein ewiger Schlaf"; so belehrt euch die goldene Inschrift, die Ghaumette über die Thore der Kirchhöfe setzen ließ. Und davor zittern? Sich fürchten, einzuschlafen, und nie mehr zu erwachen, nicht einmal durch einen Traum mehr gestört zu werden . . .! Das Dasein ist ein trauriges Schattenspiel, voll Elend, Armuth, Niederlagen — der Tod macht frei . . . andere Zeiten, andere Lieder! Das Frankreich der Philosophen, der geistreichen Marquise von Pompadour, der Rococofiguren, der Grazien von Boucher und der Theaterprinzessinnen hatte gerufen: Es lebe die Freude — das Frankreich der Revolution, das Rom nachahmt in gigantischen Zügen, bombastisch wie die Bilder seines größten Malers, David, ruft im Wirbel der Trommeln, unter schwarzen Fahnen, mit der rothen Mütze auf dem Haupt: Es lebe der Tod! Ein Republikaner muß Eins verstehen: das Sterben; Mutius Scävola, Cato, Brutus und Otho verstanden es, darum noch einmal: Es lebe der Tod! Und die Frauen nicht minder: glühende Kohlen verschlingt Portia; den Dolch stößt sich Arria ins Herz: „Pätus, es schmerzt nicht" . . . und unsere muntern Französinnen sollten sich nicht zu dieser Heldengröße erheben können? Sie werden es euch zeigen, auch unter der Schnürbrust schlägt ein Herz — die Welt bricht aus ihren Fugen und Formen: es lebe der Tod!

Eine alte Sage läßt die Mänaden im bacchantischen Jubel Orpheus und Penthens zerreißen: ein Hauch dieses Wahnsinns rauschte am Abend des 17. Juli mit dem Sturm durch die Gassen

von Paris. Männer, die ſonſt ängſtlich ihre Fenſter verhingen, wenn ſie aus der Ferne den verhängnisvollen Karren heranrollen hörten, waren — wir wiſſen es aus ihren eigenen Aufzeichnungen — an dieſem Abend am Fuße des Schafotts. Seit der Hinrichtung des Königs hatte keine ähnliche Bewegung die Menſchen aufgeregt. Aber die Vorſichtsmaßregeln der Gewalthaber, die Truppenmaſſen, mit denen ſie damals den Revolutionsplatz umgaben, fehlten heute: für die Mörderin würde ſich keine Hand erheben. Kopf an Kopf ſtand die Menge in der Straße St.-Honoré, aus allen Fenſtern, von allen Balkonen der Häuſer ſchauten neugierige Menſchenaugen; auf den Dächern und Schornſteinen hatten die Keckſten und Verwegenſten ihren Platz geſucht. Der unwiderſtehliche, geheimnisvolle Trieb, der die Menge zu blutigen Schauſpielen treibt, hat etwas Großartiges und Entſetzliches zugleich: entſetzlich, da ſich in ihm die Beſtialnatur des Menſchengeſchlechts in ihrer nackten Schamloſigkeit offenbart; großartig, da durch alle dieſe tauſend Herzen, ſtärker oder ſchwächer von jedem gefühlt, der Beilſchlag geht, der dort oben auf dem Block das Haupt eines armen Unglücklichen vom Rumpfe trennt . . Man bedenke auch dies, daß die Hinrichtungen der Revolution einen claſſiſchen, theatraliſchen Zug haben: es ſind die Schlußſzenen eines Trauerſpiels. Was die franzöſiſchen Kritiker nach der Vorſchrift des Horaz ihren Dichtern verboten: Blut auf der Bühne zu vergießen: hier geſchah es; die Fadheit und Langweiligkeit des Théâtre français ward auf dem Revolutionsplatz in eine ſchreckliche, lebendige Wirklichkeit verwandelt. „Man macht keine Revolutionen mit Lavendelwaſſer", hat man 1789 geſagt — wahrhaftig nicht mit Lavendelwaſſer — nein, mit einem Safte, von dem das Waſſer der Seine, des Oceans keine Steine nie wieder rein waſchen wird, Paris! Im übrigen iſt jede Häßlichkeit, alles Widerwärtige vermieden . . Die Löwen und Tiger des römiſchen Circus, die in den Eingeweiden ihrer Opfer wühlen, die buntbemalten Ketzermützen und Scheiterhaufen, die das ſpaniſche Volk und ſeine Könige liebten, die Pferde, die auf dieſen Plätzen Navaillac und vor dreißig Jahren den halbtollen Damiens zerriſſen, ſie ſind verſchwunden; nicht einmal der Fehlſchlag des Nachrichters iſt zu fürchten; die Maſchine iſt gefühllos, aber unfehlbar, ſie begeht keinen Irrthum . . . und nun, gruße das Volk, der du da oben ſtehſt! Stirb als ein guter Schauſpieler, mit Anſtand — es lebe der Tod, es lebe die Erfindung Herrn Guillotin's!

Zeitig an dieſem Nachmittag hatte David Bruneau ſeinen Friſeurladen, dem noch immer das Schild fehlte — denn der patriotiſche Mann fand keine Gelegenheit, es wieder feſtnageln zu laſſen —, ſorgfältig verſchloſſen und am Arme ſeines Freundes Goliath Grollier auf dem Revolutionsplatz Poſto gefaßt. Bei öffentlichen Aufzügen und Aufläufen waren die Bewohner dieſes Viertels gewohnt, die beiden unzertrennlich nebeneinander zu ſehen, ſchlagend den einen, ſchwatzend den andern. Heute aber bildete ſich ein größerer Kreis von Zuhörern als jemals um ſie. „Ja, ja, Bürger", beſtätigte Grollier mit ſeiner tiefdröhnenden Baßſtimme die fabelhaften Erzählungen David Bruneau's, „es iſt alles wahr, wie er ſagt! Wir ſind zuſammen mit dieſem Ungeheuer in der Poſtkutſche gefahren. Ich hatte gleich Verdacht — ſie hat etwas im Geſicht, ſo etwas Verwirrtes . . . nun, ihr wißt ſchon, wie auf den Bildern das Weib mit dem krummen Säbel, das dem Nebukadnezar . . ."

„Nicht doch, Bruder!" unterbricht ihn Bruneau, der inzwiſchen Athem geſchöpft. „Laßt euch belehren, Bürger! Er will ſagen, ſie hätte ausgeſehen wie die Prinzeſſin Judith, die dem Holofernes den Kopf abſchlägt. Aber er irrt ſich; ſie hat blaue Augen und blonde Haare . ."

„Und in dieſe blonden Haare verliebte ſich Meiſter Bruneau", ſchrie Grollier lachend. Und nun alle Umſtehenden: „Haha! Die Herr mit den blonden Haaren! Meiſter Bruneau iſt Friſeur" — „Alle Friſeure ſind Ariſtokraten!" „Die Patrioten tragen keine Perrücken und keine Zöpfe!"

„Bürger" — Bruneau's feine Stimme klingt wie ein ſchriller Trompetenton durch das Geſchrei —, „ſeid nicht ungalant! Was ſoll ohne falſche Flechten aus euern Frauen und Geliebten werden? Die Kunſt des Friſeurs iſt eine demokratiſche. Warum? Aus jedem Kopf macht ſie einen Tituskopf. Wer war Titus? Titus war ein römiſcher Kaiſer und ein guter Mann. So ſchafft der Friſeur jeden Patrioten zu einem Kaiſer um."

„Hoch die Friſeure!"

„Was iſt denn aus dem Haar dieſer Charlotte Corday geworden?"

„Man ſollte Ringe daraus verfertigen!"

„Nein, man ſtreue es in die vier Winde!"

„Recht ſo, es ſoll von dieſem Ungeheuer nichts bleiben!“ „Ungeheuer? Ihr ſeid wol nicht im Gerichtsſaal geweſen? Es gibt in ganz Paris kein ſchöneres Mädchen als dieſe Corday!“ „Oho! Ihr ſeid auch beherzt? Oder gar ein Ariſtokrat?“ „Kerl, daß ich dich nicht an die Gurgel packe! Ich — ein Ariſtokrat!“

Einige Minuten erſtirbt dann Haß und Streit in dem Regen, der ſtrommeiſe aus den Wolken ſtürzt.

„Das iſt ja eine wahre Sündflut!“ „Es iſt kein trockener Faden mehr an mir!“ „Niederträchtig, daß wir hier unten in dieſem Wetter ſtehen müſſen, während die Reichen ſich an den Fenſtern breit machen!“ „Ich glaube gar, ſie lachen uns aus!“ „Und bei dieſem Regen keinen Schirm zu haben! . . .“ „Nieder mit den Schirmen, nieder! Ihr verſperrt die Ausſicht!“ „Heut' iſt der Gang zur Guillotine ſchlüpfrig.“ „Sie wird gar nicht heraufgehen können, man wird ſie tragen müſſen.“ „Hm — du verſpürſt, wie es ſcheint, die größte Luſt, ihr Träger zu ſein?“

Nun werden in dem ausgelaſſenen Gelächter und in unfeinen Witzen der Regen, die verdorbenen Kleider, die unbehagliche Stellung vergeſſen. In dem allgemeinen Stimmenaufruhr verklingt das Wort des einzelnen; es braust und ſauſt nur, dunkel, verworren wie der Sturm und die Finſternis . . . ein Unbeſchreibliches, Unergründliches, in dem der Ruf eines unſichtbaren Gottes widerklingt . . . dies Volk will unterhalten ſein. Da das Brot täglich kleiner und der Wein theurer wird, ſo wollen ſie wenigſtens tanzen, Witze machen und vor allem — ſchauen. In jeder Woche ein neues Schauſpiel: wozu iſt die Republik da und der große Maler David, wenn ſie nicht neue Feſte und Decorationen erfinden wollten? Ohne einen Decorationsmaler kann ſich weder eine athenienſche noch eine franzöſiſche Republik halten. Der wird Herr dieſes Volks und dieſer Revolution werden, der ihr ſtatt der ewigen Ideen glänzende Schauſpiele gibt. Und wahrlich, ſteht jetzt nicht in der Straße St.-Honoré ein armer, unbeſchäftigter Unterlieutenant, der aus ſeiner Garniſon im Süden heraufgekommen iſt, mit Bettelbriefen bei Danton und Robespierre Beförderung zu ſuchen, und hat wunderliche, tolle Pläne zu ſolchen Feſten in ſeinem vierundzwanzigjährigen Kopfe — Schauſpiele, die ſich Marengo, Auſterlitz, Jena, Kaiſerkrönungen und Maifelder nennen werden — verrückte Gedanken, die zum Theil ſein Umgang mit dem Tragödienſpieler Talma hervorgerufen hat?! Noch iſt alles wüſt, wirr, durcheinandergeballt, formlos wie das Wolkengetümmel am Himmel, aber es kann klar werden in dieſem Kopf . . . bricht doch eben auch die Abendſonne in röthlichen Strahlen durch Regen, Schatten und Dunſt . . .

Geſtern hat das Volk in phantaſtiſchem Aufputz Marat zu Grabe getragen. Ein Anblick, den Rembrandt's Pinſel hätte verewigen ſollen. Voran die Damen der Halle, die ihn ſo ſehr bewundert; Piken führten die einen, brennende Fackeln ſchwangen andere; in der franzöſiſchen Geſchichte, mag nun das Volk oder mögen die Könige ſie machen, haben die Frauen eine hervorragende Rolle. Auf einer prächtig geſchmückten Bahre ruhte die Leiche des Volksfreundes, ſo weit entblößt, daß jeder die Dolchſtichwunde ſehen konnte; Männer in der Carmagnole trugen ſie. Dahinter ſchwankten, von Conventsdeputirten geführt, in ſchwarzen Kleidern, aber mit dreifarbigen Gewanden an den Schultern, Simonne und Katharine . . . und dann der Convent; der grüngelbe Robespierre mit mißvergnügtem Geſicht und mächtigem Blumenſtrauß iſt auch unter den Mitgliedern. In dem langen Zuge, der ſich ihnen angeſchloſſen, fehlte Laurent Bas nicht; er ging barhäuptig, das Schemelbein in der Hand, mit dem er Charlotte Corday niedergeſchlagen. Der Holzblock und das Tintenfaß Marat's wurden als Reliquien gezeigt . . . mit dem Dreifuß der Pythia verglich ein Redner dies Tintenfaß; Orakelſprüche voll göttlicher Weisheit wären aus ihm aufgeſtiegen. Der Baron Pontmartin, der den Leichenzug, da er ſich ziellos, wie einer, der den Tod ſucht und nicht finden kann, in den Gaſſen umhertrieb, an ſich vorüberziehen ſah, fühlte eine tiefe Rührung mit dem wunderlichen Geſchick Marat's. Wie jämmerlich und elend war es dieſem Mann bei ſeinen Lebzeiten ergangen! Jetzt dampfte um ſeine Leiche der koſtbarſte Weihrauch; ein Kind ſaß auf der Bahre zu ſeinen Häupten und hielt einen goldenen Lorbeerkranz; im Garten des Luxembourg ward auf einem Altar in einem antiken, kunſtvoll und reich gearbeiteten Gefäß von Achat, das einige tauſend Francs werth ſein mochte — ein Beutestück aus einer der königlichen Kammern —, ſein Herz ausgeſtellt: ſo viel Pomp, ſo viel Reichthum und Pracht, philoſophirte Pontmartin, nur einen, der ſich keinen neuen warmen Schlafrock für ſeine Fieberanfälle kaufen konnte! Das ſind Gedanken, die Schwindel

verurſachen. Marat's Herz in einer Vaſe, aus der vielleicht den Herren der Welt, Alexander oder Julius Cäſar, Myrrhen und Ambra dufteten . . . Geifer, Schmutz und eine Weltverachtung ohne gleichen, umſchloſſen von Gold und Edelſtein!

Jedoch, was iſt die Philoſophie gegen die Wirklichkeit? Waſſer gegen Wein . . . lebt! lebt! Das Trinken iſt der Anfang alles Uebels.

„Freiheit und Gleichheit! Wer iſt das hübſche Mädchen dort an jenem Fenſter mit dem langen ſchwarzen Schleier im Haar?" „Wo denn?" „Da, im zweiten Stock, am dritten Fenſter!" „Die jetzt das Taſchentuch an die Augen drückt?" „Ja wohl!"

Bruneau hat ſich auf die Zehen geſtellt: „Ich kenne ſie, ich! Es iſt die Bürgerin Katharine, eine Verwandte Marat's."

„Ach, das arme Kind!" „Die hat nun auch ihren Ernährer verloren." „Dafür wird ſie ſich einen Liebhaber ſuchen müſſen." „Suchen wird ſie nicht lange brauchen, ſie iſt ſo hübſch!" „Ihr verwünſchten Katzen!" ſchreit ein altes Hökerweib dazwiſchen . . .

„Es iſt eine klägliche Geſchichte mit der Bürgerin Katharine", hebt Bruneau von neuem an. „Sie war halb und halb mit Marcel Lecomte verſprochen . . ."

„Mit dem reichen Marcel Lecomte?"

„Mit demſelben. Sonntag nachts hat er Paris verlaſſen müſſen, er iſt zur Armee."

„Da wird er als General wiederkommen." „Natürlich, er iſt ja reich." „Die kleine Perſon ſollte Schauſpielerin werden." „Das wäre das Beſte, das Theater wird immer ſchlechter." „Die Stücke ſind langweilig und die Schauſpieler faul." „Man ſollte jeden Schauſpieler guillotinieren, der aus der Rolle fällt: er ärgert das gebietende Volk." „Bravo, Brave!"

Dazwiſchen ſchreien die Verkäufer und Hökerinnen, hinter ihren Körben ſtehend, oder, die Gefäße auf dem Kopf, im Gedränge der Menge auf- und niederwandernd: „Schöne Kirſchen! Eiswaſſer! Warme Pfannkuchen!" Und dazu ragt ernſt und ſchaurig in der Mitte des Platzes das Schaffot auf: drei, vier Stufen führen hinan, das Gerüſt iſt von rothgefärbtem Holz; zwiſchen zwei Pfählen iſt das Beil eingefügt und fällt in ſchiefer Richtung auf das Brett nieder, darauf das Opfer feſtgeſchnallt wird. Schaurig und ernſt, wie geſagt, iſt dieſer Anblick für die Nachwelt, die in einer Art Nebel dieſe Guillotine von ihrer verhältnißmäßig geringen Höhe ins Rieſenhafte wachſen ſieht; für den Denker, der das Los dieſer unglücklichen Menſchheit beklagt, die nur durch Blut und Thränen zu ihren Idealen vorwärts ſchreitet: für die gaffenden Tauſende iſt das Ganze ein „Plumpſackſpiel!" . . . „Kühle Limonade, warme Pfannkuchen!" rufen die Hökerinnen nach jedem Beilſchlag — die Trommeln werden gerührt, die Marſeillaiſe und „Ça ira!" geſungen . . . Es lebe der Tod!

„Der liebe Gott ſteckt die Nationalcocarde an", meint einer. Alle Blicke richten ſich auf. An dem dunkeln, ſchwarzgrauen Himmel malt ſich der Widerſchein der durch den Regen blitzenden Sonnenſtrahlen, in ſchwachen Farben, als Regenbogen ab. Hat nicht ein Schriftſteller geſagt: „Gott ſteht im Bunde mit dem neuen Frankreich, der Regenbogen, das Diadem ſeines majeſtätiſchen Hauptes, prangt in den Nationalfarben"? Ein lautes Händeklatſchen durchläuft die ganze Gruppe: ſo begrüßt ſie den Regenbogen. Dies Klatſchen, von den wenigſten verſtanden, ſetzt ſich fort; die meiſten glauben, der Karren komme. Eine allgemeine Bewegung entſteht, jeder ſucht den beſten Platz zu gewinnen. Von unten ſteigt ſie auch zu den Fenſtern und Balkonen auf. An das eine treten zwei ältere Männer, die ſich bisher in der Tiefe des Zimmers gehalten: Joſeph Lecomte und der Doctor Guillotin. Zum erſten mal in ſeinem Leben wohnte der Kaufherr ſolchem Schauſpiel bei; aber die Neugierde, das wunderbare Mädchen, von dem er ſo viel vernommen, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, war ſtärker als ſein Abſcheu vor Blutvergießen. So hatte er denn den Aufforderungen des Arztes nachgegeben und war mit ihm in das Haus eines ihnen gemeinſamen Freundes gegangen, der am Revolutionsplatze wohnte. Guillotin dagegen führten „wiſſenſchaftliche, höhere Rückſichten" her — er wollte ſich einmal wieder überzeugen, daß ſeine Maſchine ihre Arbeit in möglichſter Vollkommenheit vollziehe.

„Sie halten das Mädchen alſo für wahnſinnig?" fragte im Ausklang ihres Geſpräches Joſeph Lecomte.

„Wahnſinnig — man kann nach allem Hermeln und Regeln nicht wahnſinniger ſein. Sie gehört gar nicht unter meine Maſchine, ſie gehört in ein Irrenhaus. Es iſt ſchändlich, daß man mir nicht erlaubt hat, ſie zu unterſuchen."

„Sie würden doch auch nichts anderes ber-

ausgedacht haben, als daß ſie Marat erwordet hat."

„Das Warum hätt' ich errathen; das Warum, liebſter Freund! Bedenkt nur, wie leicht es wäre, die Welt beſſer einzurichten, wenn wir erſt wüßten, wozu und warum ſie da iſt? Jenes Mädchen aber war wahnſinnig, verlaßt euch darauf; der Heldenmuth, das Genie und die fixe Idee ſind nur andere Seiten dieſer Krankheit. Der glaubt, er wäre von Glas, jener, er ſei der Gott Neptunus, dieſe Charlotte gilt für einen weiblichen Brutus . . . Ueberſpanntheiten des Gehirns! Ihr Vater hätte ſie vor Jahren ſchon verheirathen ſollen . . . Aber, die Sonne bricht durch die Wolken. Meine Maſchine wird im hellen Sonnenſchein arbeiten. Darf ich nicht ſtolz auf meine Erfindung ſein? Wenn das arme Geſchöpf von der rauhen Hand des Nachrichters berührt würde, wenn ein wüſter Geſelle mit ſeinem Beil nach ihr ſchläge . . . mein Herz wendet ſich um. Wie viel ſchmerzloſer wird ſie jetzt ſterben! Ein Schlag — man kann nicht drei zählen — aus! Sie iſt im Nichts oder im Jenſeits. Die meiſten Erfindungen ſtreben danach, das Leben zu verbeſſern: Verſuche, die im Grunde eitel ſind, da jede Erfindung für das Glück, das ſie verbreitet, auf der andern Seite auch neues Elend ſchafft, meine Maſchine löſt die Frage des Todes, ſie befreit von dem Jammer des Daſeins . . ."

Er war in das Feuer der Beredſamkeit gerathen und ſchrie ſo laut, unter ſo leidenſchaftlichen Bewegungen, daß die auf dem Platz Stehenden ſchon auf den alten Herrn aufmerkſam wurden und mit den Fingern nach ihm zeigten. Joſeph Lecomte zog ihn an ſeinem Rockſchoß ein wenig zurück: „Wenn Ihr ſo redet, halten ſie Euch für einen Verſchwörer und laſſen Euch ſelbſt die Bekanntſchaft mit Eurer menſchenfreundlichen Maſchine machen. . ."

„Ich verſichere Euch, ich ſtürbe lieber dort als in meinem Bett! Dies Jahrhundert der Philoſophie und der Philanthropie ſchließt glorreich mit meiner Erfindung ab."

„Ihr ſeid halbwegs ein Narr . . ."

„Das waren alle Freunde und Beförderer der Menſchheit, Mondeaus ſo gut wie Newton!"

„Steht da drüben nicht, von dem weißen Vorhang halb verborgen, Maximilian Robespierre?"

Der Arzt richtete ſein Handfernrohr danach: „Er iſt's! Neben ihm ſteht Camille Desmoulins, dahinter St.-Juſt."

„Was haltet Ihr von den Männern, Gevatter?"

„Der alte Saturnus verſchlang ſeine Kinder: das Fallbeil frißt ſie alle! . . ."

„Und wir?"

„Wir ſehen die neue Welt kommen, die nicht beſſer ſein wird als die alte. Einen Punkt ausgenommen: meine Maſchine. Ihr werdet mit Frau Eliſabeth unter Euern Bäumen alt werden wie Philemon und Baucis, ich werde alle Tage meinen Namen in den Zeitungen leſen. . . Die Gutigen ſind in der Normandie?"

„Ich hoffe, ſie haben das Gut glücklich erreicht — "

„Wann macht die kleine Geneviève Hochzeit? Alter Knauſer, Ihr ſeid uns noch einen Ball ſchuldig!"

„Wenn Eure Maſchine nicht mehr dort ſteht."

Da erſchienen aus der Straße St.-Honoré, nach dem Platz der Revolution ſich wendend, die reitenden Gensdarmen an der Spitze des Zugs. Auf jeder Lippe erſtarb das Wort. Der Lärm, das Geſchrei der Verkäufer verſtummte. Alles erhob ſich gleichſam auf den Zehen. Ihre Kinder hielten die Mütter auf den Armen empor, als wollten ſie die jugendlichen Augen und Gemüther an dieſes Schauſpiel des Grauens und des Todes gewöhnen. Zuweilen erſcholl es aus einer Gruppe: „Nieder mit den Schirmen!" Da es noch immer tröpfelte, hielten die Waſſerſcheuen ſie noch aufgeſpannt. „Hüte ab!" „Setzt die Kinder an die Erde! Ihr verſperrt die Ausſicht!" Dann aber verklang jeder Laut in dem dumpfen Brauſen, das über den Platz wogte und rollte. Die an den Fenſtern und auf den Balkonen ſtanden und ſaßen, die vornehme und reiche Geſellſchaft, Frauen in gewöhnlicher Tracht, mit Diamanten und Blumen geſchmückt, bewaffneten ſich mit Opergucken, Fernröhren, Augengläſern . . . Ueberſieht, von der tragiſchen Erhabenheit geblendet, die im Hohlſpiegel eurer Phantaſie nach ſiebzig Jahren das Ereigniß erhalten hat, den komödienhaften, fratzenartigen Zug nicht, den jene Wirklichkeit beſaß! Sie war eine Miſchung des Feuers und des Schmutzes, bald eine Scene von Aeſchylus, ein Relief von Phidias, bald ein Hexenſabbat, ein Bild aus Dante's „Hölle".

Langſam näherte ſich der Karren dem Schaffot. Pentmartin war es gelungen, trotz des Gewühls und des Gedränges faſt in unmittelbarer Nähe Charlottens zu bleiben. Als der Karren durch die Straße St.-Honoré fuhr, hatten ſich ihm zwei

junge Männer, und entgegengesetzten Gassen kommend, angeschlossen. Keiner kannte und beachtete die andern; aber sie eilten nun zufällig aber weil sie dieselbe Absicht des Willens bestimmte, sie gingen nebeneinander, Pentimarin in der Mitte des Advokaten, den Kopf gesenkt, in ihrer Mitte Mirabeau. Dieser hatte der erste, schwarzes, in Locken gekräuseltes, der andere, Ihre Augen hingen unverwandt an der Gestalt Charlottens: keine ihrer Bewegungen entging sich ihnen. Der eine war Adam Lux, der Abgeordnete der Republikaner in Mainz an den Convent, der andere schon lebhaft bekannt in Paris, der Dichter André Chénier. An die Langsamkeit des deutschen Gerichtsverfahrens unter dem furchtbaren Krummstabe geweckt, hatte das übereilte Urtheil, die Hast, mit der es aufgeführt worden selbe, Adam Lux erbittert. Er war aufgegangen, um eine Heldin zu sehen — „Ich wußte", schrieb er später, „daß diese Personen vielen Muth zeigen werden müsse" — er sah einen Engel. Mit der Unerschrockenheit eines Römers verband sie die Sanftmuth des Weibes. „Größer als Brutus!" rief er hingerissen. André Chénier verstand ihn nicht, aber er las in den schwarzumrandeten Augen des Deutschen dasselbe Gefühl, das ihn belebte und erschütterte: er wußte ihm zu. Und so eilt sich Charlotte umfaßt, begegneten ihre Blicke denen dieser beiden jungen Männer. Einen magnetischen Strom der Neigung, der Bewunderung, der Sympathie fühlte sie dann um sich rauschen, der sie belebte, kräftigte und ihrer Seele eine freche Siegesunversehrte verlieh. Mochte das Volk um sie her toben und brüllen und im brausenden Sturm seinen Unwillen auf Mord! „Mörderin! Mörderin!" wiederhole an der Thür schlagen . . . die Gegenwart, der Blick jener beiden verhieß ihr den Kranz der Unsterblichkeit. An ihren Wimpern hingen schwer die Thränentropfen, aber sie fielen nicht herab, sondern blieben dort haften; wie ein Flor schwebte es vor ihren Augen.

Da war das Schafott — sie stieg von dem Karren . . . Soldaten und die Wachtmannschaften der Polizei umringten es in weitem Umkreis. Als Charlotte auf die erste Stufe hinaufstieg, überragte sie alle und ward allen sichtbar. Auf ihrem Haupt trug sie eine weiße Haube, die sie sich im Gefängniß zu diesem letzten Gange hatte anfertigen lassen; ihre Hände waren mit Stricken gebunden. Unter ihrem wollenen Gewand zeichneten sich scharf und bestimmt die Umrisse ihrer edeln, jungfräulichen Gestalt ab. Die reife Farbe des Herbst, der in Purpur flammende Abendhimmel, der durch die Dunstwolken und den Dampf des Regens rauchte, bildeten eine eigene, seltsame Beleuchtung, in der sie wie eine Ueberirdische erschien. Und wenn die Tausende unter von noch wüthenderm Haß, von noch blinderer Leidenschaft gegen sie erfüllt gewesen wären: sie hätten nichts Kleinliches, nichts Gewöhnes an ihr entdeckt. Ganz ihrer Sinn strahlte das Bewußtsein eines unerschütterlichen Muthes.

„So ist Jeanne d'Arc auf den Scheiterhaufen gestiegen", sagte André Chénier zu Adam Lux. „Sie muß es jetzt empfinden, daß sie in den nächsten Minuten auf einem glücklichen Stern, in der Mitte der Helden und Weisen aller Zeiten weilen wird."

„Zu sterben wie sie, gibt es eine größere Seligkeit!" entgegnete der Deutsche darauf. Die Verurtheilung hatte ihn überwältigt. „Wie schal und nichtig ist das Leben gegen die Wollust eines solchen Todes!"

Von seinem Fenster trat Joseph Lebonte zurück und sank in den Sessel: „Mich ein Mensch!" rief er. „Ihr Anblick zerreißt mein Herz." Und der Menschenfreund Guillotin nahm sein Taschentuch vor die Augen und schluchzte. „O meine Maschine, mache diesmal deinem Meister keine Schande — treff gut!"

Das Herz war lang und schleppte noch, die Stufen schlüpfrig; erst nach einigen Secunden hatte Charlotte die Höhe des Schafots erreicht. Die Stricke um die Handgelenke drückten sie, aber sie überwand den letztern Schmerz und schaute frei und ruhig über die Menge. Es war doch, als stände sie auf einem Thron. Der Tod und die Ewigkeit verklärten sie; aus dem Abgrund des Nichts, der hinter ihr aufgähnte, trug eine strahlende Woge, die sie einhüllte — jene Woge, die am Strande von Aulis Iphigenie dem Opfermesser des Kalchas entrückte.

Durch André Chéniers Kopf fuhr dieser Gedanke: „Wie Iphigenie, wollte sie sich für ihr Volk opfern", sprach er zu den neben ihm stehenden, in Charlottens Betrachtung versunkenen Schwärmer. „Wird sie Nachfolger haben? Wird ihr Muth andere entflammen, den Dolch gegen jene Tyrannen zu erheben?" Sie deutete noch dem fernen hinaus, an dem Robespierre und Danton, Camille Desmoulins und St. Just zu erscheinen. . .

Adam Lux schwieg, denn indeß hatte Charlotte das Haupt auf den Block gelegt. . .

Es lebe der Tod! Es lebe die Erfindung Meister Guillotin's!

Am Boden lag das Haupt — auf Erden war Charlotte Corday nicht mehr.

Wo sie war, wer will es sagen? Im Tempel des Ruhms prangt ihr Name und das Beil, das Haupt von ihr gewalt.

„Frankreich, Frankreich!“ rief im wilden Schmerz Andrei aus. „Du zerreißest deine edelsten Kinder! Aus einem Kind der Freiheit und Schönheit bist du eine Mörderbude geworden!“

„Ich habe nur Einen Wunsch: bald durch das Fallbeil mit Ihr vereinigt zu werden! . . .“ Noch nur schwebte schon im Vorgefühl des Todes.

„Kameraden“, sagte da eine dumpfe Stimme hinter ihnen, „euer Wunsch wird bald in Erfüllung gehen!“

Einer der Henkersknechte nahm den Kopf vom Boden auf und schlug mit der Hand auf die blassen Wangen. Ein allgemeines Zischen begleitete die gemeine Handlung; denn Nur hatte bewiesen, die Wange Charlottens war unter dem Schlage erröthet. Nun drängte alles nach dem Schaffot hin . . . „Wasser!“ „Blumfuchen!“ schrie es wieder im Getümmel auf und ab. „Es lebe die Republik!“ „Sie war eine Verbrecherin und Marat ein Volksfreund!“ „Da sie ihn nicht bestechen konnten, haben sie ihn ermordet!“

„Allons enfants de la patrie!“ . . . Die von dem Platz der Hinrichtung marschierenden Bataillone der Nationalgarde stimmten die martialischen Hymne an. . . Klänge, welche das alte Europa aus den Fugen gerissen und auch dies Schreckniß, das sich eben begeben, wenigstens für den Augenblick aus dem Gedächtniß der Menschen scheuchten. . . „Allons enfants!“ Die Menge stimmte mit ein. Nur Einer sang nicht, Pontmartin, das Gewühl riß ihn fort, um so leichter, da er ihm seinen Widerstand entgegensetzte. Eine Laune des Zufalls fügte es, daß André Chénier an seiner Seite blieb. Der summte, ein Dichter und ein Held, wie er war, unwillkürlich die feurigen Verse mit; Pontmartin's Lippen aber regten sich nicht.

Es war fertig mit dem Leben. Das Schicksal Genoveva's flößte ihm keine Sorge mehr ein, liebende Augen wachten über sie — und Frankreich? Es hatte den Glauben an die Rettung des Vaterlands verloren — die Luft des Siechhaus kam über ihn.

„Beim heiligen Marat!“ schreit einer und springt auf ihn zu.

Es ist der Mann, der ihn neulich im Wirthshaus „zur Nation“ erkannte.

„Ein Aristokrat! Der Baron Pontmartin! Haltet ihn! Zerreißt ihn! Er hat im Complott mit Charlotte Corday gesteckt, er hat Marat ermorden helfen!“

„Mann, Sie sind des Todes!“ sagt André Chénier mit noch ruhen, dann ist er von Pontmartin fortgedrängt. . . Eine Rotte Gesindel, brüllenden Bestien gleich, umgibt, umringt den Unglücklichen. Hundert Fäuste erheben sich zugleich, ihn niederzuschlagen.

„Weg da!“ schreit der Baron. . . Und nun ein Blitz, ein Knall — mit einer Pistole hat er sich das Haupt zerschmettert, er weiß jetzt, wo Charlotte Corday ist . . . im Nichts oder in Gottes Schoß.

Und das Lied der Marseiller braust weiter, mörderisch wie die rothe Wolke, die sich am Himmel entrollt, in sich tragend den Sturz aller Bastillen, aller Throne, die Auferstehung der Menschheit aus den Fesseln der Knechtschaft, in sich bergend den Tod und die Knospe der Zukunft, das Reich der Freiheit und der Brüderlichkeit . .

„Allons enfants de la patrie!“

Die Vitalienbruder.

Von Heinrich Asmus.

Seit dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts hatte die Hansa, diese hundertköpfige Gewaltherrin der Ostsee, die Welt an den Gedanken gewöhnt, wer eigentlich in dem Norden herrschen solle und in weiten Händen die Kraft der Entscheidung liege; sie hatte sich Unabhängigkeit und Seeherrlichkeit mit blanker Waffe erkämpft, einen bedeutenden Einfluß über das nordöstliche Europa gewonnen und sich zur Herrscherin des Baltischen Meeres gemacht — nichts war natürlicher, daß sie dahin strebte, diese Macht sich zu sichern, und aus diesem Grunde alles aufbrangte, die Vereinigung der drei großen nordischen Reiche zu vereiteln. Aber diese gefürchtete Vereinigung geschah dennoch! Nur dank Margaretha, Königin von Dänemark, Norwegen und Schweden, fand erste genug zu thun, ihre Macht zu sichern, als daß sie ernstlich gegen die Hansa auftreten konnte; jedoch hielt sie den abgesetzten König von Schweden, Albrecht, immer noch gefangen, wofür die

Städte **Wismar** und **Rostock** blutige Rache zu nehmen schwuren, ihren gefangenen Stammfürsten aus schmählicher Haft gewaltsam zu befreien. Sie rüsteten zu diesem Zweck Schiffe aus und machten auf alles Jagd, was die Flagge der Königin führte. Von hier hatte sich die Geschichte der Vitalianer.

Wie im Handumdrehen schlossen sich ihnen andere Städte mit Schiffen an, durchschlugen die Ketten nach allen Richtungen und verbreiteten überall Angst und Schrecken. Anfangs begnügte die Hansa diese Kaperzüge gegen den nordischen Kolos mit zustimmenden Blicken, als aber die Macht der Piraten lawinenartig wuchs, wurden die Hansen inne, welchen Nachteil sie für ihren Handel durch die Begünstigung des „Gleichbeuter" hervorgerufen. Bald liefen auch Klagen über Klagen ein über die Gewaltthätigkeit der Piraten. Diese aber kehrten sich nicht daran, denn Feuer und Blut verzeichneten auch ferner ihre Raubzüge; sie plünderten Städte, brannten sie nieder und machten überhaupt zwischen Freund und befreundetem Gut durchaus keinen Unterschied. Sie bieten jedes Schiff für eine gute Perle.

Unter dem Schein des rechtmäßigen Kriegs eroberten sie Gothland, schlugen hier Lagerhütten auf, besetzigten die Hauptstadt und stellten von hier aus wagehalsige Streifzüge gegen die Dänen an. Bald fiel auch Bergen in Norwegen in ihre Hände, daß sie großenteils mit Feuer und Schwert, während sie die Warten deutscher Kaufleute gewaltsam an sich rissen. Darauf drangen sie in Schonen weiter vor, plünderten die Städte und brannten sie nieder. So vom Glück überall begünstigt und jedem Widerstand trotzend, wußte gar bald der Angstblick einstreten, den man längst gefürchtet: die Vitalienbrüder maßten sich die alleinige Herrschaft auf der Ostsee an.

Jetzt bereuten die Hansen, diese Seeräuberei in ihren Anfängen geweckt und genährt zu haben, denn der nordische Handel litt gar sehr und es mußte endlich auf Abhilfe dieses Uebel gedacht werden. Es fand demnach in Lübeck zwar eine Beratung statt, die aber, genau genommen, nichts in der Sache änderte; man drohte, die Städte Rostock und Wismar aus dem Bunde zu treiben, wenn sie ferner den Uebergriffen der Vitalianer Vorschub leisteten — aber dabei blieb's auch. Die Seeräuber wurden nun immer kecker, immer verwegener, sodaß selbst England ernstlich bei der Hansa um Abhilfe dieses Räuberunwesens nachsuchte. Anstatt daß nun den Wegelagerern das Handwerk gelegt wurde, glaubte man das Uebel dadurch allein zu entfernen, wenn man zwischen der Königin Margarethe und dem noch in Haft sich befindenden Albrecht einen Frieden vermittelte, da allsdann die Vitalienbrüder seinen Schein eines rechtmäßigen Kriegs verschützen konnten. Dies Manöver lief aber sehr blutig ab und nun erst entschloß man sich zum offenen Kampfe.

Skandinavien griff demnach die Piraten auf hoher See an, schlug sie und nahm viele gefangen; das war für den Augenblick alles, was vom Bunde geschah: Wismar begünstigte die Freibeuter und Stralsund bekämpfte sie. Immer mehr sah man ein, daß diese Kämpfe nicht so fortdauern durften, und so entschloß man sich denn endlich, einen Frieden zu vermitteln. Es wurde demnach 1395 eine hansische Gesandtschaft nach Schweden geschickt, um mit der Semiramis des Nordens eine Unterhandlung anzuknüpfen, die auch nicht gänzlich resultatlos blieb. Albrecht und sein Sohn wurden auf drei Jahre in Freiheit gesetzt und während der Zeit sollte das zu zahlende Lösegeld näher bestimmt werden; komme aber ein definitiver Vertrag nicht zu Stande, so sollten die westfälischen Hansestädte dafür haften, daß Albrecht und sein Sohn sich wieder zur Haft stellten oder (XXXX) Mark Silber zahlen. Am 26. September 1395 wurden Vater und Sohn in Freiheit gesetzt. Als aber die drei Jahre um waren und Albrecht die genannte Summe nicht zahlen konnte, aber auch keine Neigung hatte, in die Haft zurückzukehren, ließen die sieben westfälischen Städte ohne viel Federlesens die Stadt Stockholm, wie es früher verabredet war, der Königin überliefern. Zu diesem Schritt hat die hansestädtischen Städte wahrscheinlich ihr Handelsinteresse bewogen, da sie wol einsehen mochten, daß es rathsam sei, mit der Königin dreier Reiche in gutem Einverständniß zu stehen.

Während dieser Zeit hatten die Vitalienbrüder ihr räuberisches Wesen keineswegs eingestellt, obgleich die Hansa alle Meerbusen der Ostsee befahren ließ, auch hier und dort die Freibeuter in die Flucht trieb, viele gefangen nahm und hinrichtete. Allein gerade durch diese Angriffe wurde der Muth der Vitalianer so gesteigert, daß sie ihre völlige Vernichtung durch ihre Erfahrung im Seekriege immer zu vereiteln wußten. Endlich aber wollte die Hansa, im Verein mit Margaretha, einen Kampf auf Leben und Tod mit ihnen

führen; ehe derselbe jedoch noch ausbrach, nahm die Geschicke der Gleichreuter einen ganz unerwarteten Verlauf. Sie hatten seit einiger Zeit ihre Räubereien namentlich an preußischen Schiffen ausgeübt, weshalb die preußische Kaufmannschaft mit einer Beschwerde bei dem Deutschen Orden einkam und dessen Hochmeister um Abhülfe ansprach. Dieser bewehrte Schiffe und Mannschaften und schlug die Piraten dergestalt aufs Haupt, daß sie die Ostsee räumten und sich schleunigst mit ihren Fahrzeugen in die Nordsee flüchteten, wo sie in Friesland eine vorzügliche quer Aufnahme fanden und die Friesen mit den Flüchtlingen gemeinschaftlich gegen die Niederländer kämpften. Plötzlich griff das Räubervolk viel weiter um sich als je bisher, sodaß selbst die spanischen, französischen und englischen Küsten nicht verschont blieben.

Nun glaubte die Hansa den bereits erwähnten Vernichtungskrieg gegen die Piraten teil und beraumte nach Lübeck einen Convent, wo einstimmig beschlossen wurde, eine mächtige Kriegsflotte aufzustellen, wozu jede Stadt nach Vermögen beisteuern sollte. Lübeck stellte 2 Schiffe mit 200 Mann; Hamburg 1 Schiff mit 50 Mann; Stralsund, Greifswald und Stettin zusammen 2 Schiffe mit 200 Mann; die livländischen Städte stellten 1 Schiff mit 100 Mann; Danzig, Thorn, Elbing und Königsberg zusammen 2 Schiffe mit 200 Mann.

Allein der Kampf verschleppte sich abermals. Ein Jahr später kam man wiederum zusammen, um — den Kampf nochmals aufzuheben. Diese Lässigkeit kam den Piraten überaus erwünscht — man gab ihnen ja Zeit zu ihrer Stärkung. So ging das 14. Jahrhundert zu Ende und dem ersten Jahre des 15. Jahrhunderts war es vorbehalten, die hanseatische Flotte auslaufen zu sehen, um auf die Reeden der See Jagd zu machen. Bald sagen sich beide Flotten gegenüber; der Kampf war hartnäckig, bis wie dort; endlich neigte sich der Sieg auf die Seite der Hanseaten; was nicht die See und das Schwert traf, wurde gefangen genommen und hingerichtet. Das Unternehmen schien glänzend ausgefallen, aber — man täuschte sich. Kaum hatten die hanseatischen Schiffe wieder ihre Häfen erreicht, so begannen die Räubereien aufs neue und schlugen namentlich dem hamburgischen Handel dadurch empfindliche Wunden, daß die Piraten um weit Helgoland mehrere hamburgische Schiffe kaperten. Jetzt rüstete Hamburg nochmals Schiffe aus, griff die Räuber auf offener See kecklich an, besiegte sie, tötete 40 und machte 70 Gefangene, die ein gleiches Schicksal hatten.

In diesem Kampfe zeichneten sich, wie immer, die Häuptlinge der Vitalianer, Klaus Störtebeker, Wichmann Michels und Godke Michaelis besonders aus; sie kämpften wie angeschossene Löwen. Von dem ersteren wird noch manche Sage erzählt, unter anderm auch die, daß er auf seinem Schiffe einen Mast von Gold, einen von Silber und einen von Kupfer gehabt habe; auch soll er einen ungewöhnlich großen silbernen Becher gehabt haben, den nur er und einer seiner Genossen, der Junker Sidsinga von Grotingen, zu leeren fähig gewesen. Dieser Becher hatte folgende Inschrift:

Ick Junker Sidsinga
Von Grotingen
Drink' mine Hosse
In een Kleine
Dree mine Knape
In mine Mage.

Allein viele Räuber waren zusammengekommen, und als diese sich zusammenschlossen, wieder für die freie Handwerk auf eigene Faust weiter, griffen friedliche Schiffe an, belagerten und plünderten sie. Man verfuhr nun zwar strenger denn je gegen sie, warfen sie aber an einem Ort darnieder, so tauchten sie plötzlich an einem andern gleich der hundertköpfigen Hydra verstärkt wieder auf. Für die Sicherstellung des Handels war alle wenig getan. Hamburg und Lübeck ließen es sich wol angelegen sein, einen Frieden zwischen den Friesen und Holländern zu vermitteln, aber mit vieler Mühe bewirkten sie nur einen Waffenstillstand und der Krieg gegen die Seeräuber ruhte einige Jahre. Dann aber traten die kecken Freibeuter brauchlustiger wieder auf, rissen mit Gewalt Schiff und Ladung an sich und lagten namentlich durch diese Kapereien Hamburg und Bremen empfindliche Verluste zu. Selbst die Ostsee ward wieder der Schauplatz ihrer Räubereien (1420). Abermals lief eine hanseatische Flotte aus, um einen entscheidenden Schlag gegen die Piraten auszuführen, und traf sie bei Fehmarn. Man griff sie an und trieb sie so in die Enge, daß sie, ihre Schiffe im Stich lassend, landeinwärts in der Flucht ihr Heil suchten. Die Hanseaten ergriffen jedoch mehrere, liegen zweiundzwanzig durch das Schwert hinrichten und nahmen den Anführer mit nach Lübeck, wo er ein gleiches Schicksal fand.

Beate.

Oder nennen Sie Ihre Schur nicht Wolle?

Seeburg.

Meine Wolle? Meine Schur iſt eine der ſolideſten im Lande. Meine Wolle hält warm und das iſt die Hauptſache. Der Kriegsminiſter hat ſie mir abgekauft bis auf die letzte Flocke.

Beate.

Zu Pferdedecken.

Seeburg.

Warum nicht? Zu Pferdedecken, zu Kitteln für die Feſtungsſträflinge. Fräulein Beate, meine Wolle!

Beate.

Geben Sie Acht, Oekonomierath, jetzt ſollen Sie erleben, was auf Beatensruh vorgeht.

Seeburg.

Hm!

Beate.

Wir gehen damit um, eine Schäferei im ſpaniſchen Styl anzulegen.

Seeburg.

Der Tauſend!

Beate.

Wolle, wie Seide, eine Muſterſchäferei. Einem Commiſſionär in Hamburg iſt ſchon Auftrag gegeben.

Seeburg.

Was Sie ſagen!

Von nun an wurde der Verschwörung sich 20 Jahre gleichmäßig fortgesetzt. Im Jahre 1471 aber rüstete Hamburg im Namen der Hansa eine große und gutbemannte Schiffe aus, um gegen die Frevler an Recht und Gesetz zu kämpfen und die Ost- und Nordsee endlich von dem Raubgesindel rein zu machen, aber es gelang doch vorderum nur halb, und noch im Jahre 1480 wurden 74 gefangene Freibeuter hingerichtet. Von da an aber war die Macht der Vitalienbrüder gebrochen, wenn auch noch bis in Ende des 15. Jahrhunderts einzelne sich hier und dort bilden ließen und ihr gefährliches Handwerk betrieben.

Die Waldblume.

Novelle von Theodor Körner.

(Zweites Kapitel.

1. Fortsetzung.)

Die Natur, die sich Burgdorf's Phantasie aus der Umgegend des Seebades hervorzauberte, die Schicksale, in die er sich ihn verflicht dachte, waren selbstverständlich sehr romantischer Natur und verliegen ihn selbst in eine romantisch-poetische Stimmung. In dieser Stimmung erhob er sich endlich und schritt durch die schmale Lichtung bis zu dem ihm bezeichneten Beobachtungsposten.

Hinter einer hohen Tanne mit kolossalem Stamme stand ein riesiges Gebüsch junger bis zur Spitze bewegter Tannen, in dessen Mitte ein freier Raum verhanden war, der in der That zu einem vortrefflichen Versteck diente. Kunstreiche Ausschnitte in den ebern Zweigen ermöglichten eine bequeme Durchsicht nach rechts und links auf die Straße hinaus, ohne den Beobachter selbst in gefährlicher Weise bloßzustellen.

Der Maler lächelte unwillkürlich, als er zum ersten male seine Ausblicken hielt, nicht in der Erwartung einen Gefolge — der Mittagsstunde war längst vorüber und der heutige Spaziergang alle ebentalls —, sondern um Pferde, um sich zu orientieren. Aber das Lächeln verschwand sogleich und der Ausdruck hoher Spannung zeigte sich in seinem Gesichte. Sein Ohr vernahm das Schnauben eines Pferdes. Aufmerksamst übergenzte er sich, daß der Hufschlag nicht von einem einzelnen Pferde herrührte, sowie daß die sich nähernden Pferde vor seinen Wagen gespannt waren.

Wie hatten bereits der romantischen Stimmung des Malers gelacht. Seine Einbildungskraft war in prickende Thätigkeit geraten. Es ist aber etwas Sonderbares um die Einbildungskraft. Sie umgaukelt den Menschen, reizt ihn fast, sie dient ihm und beherrscht ihn, wie es kommt — Unsern Maler beherrschte sie. Sie zauberte ihm gleichsam ein unmißliches Bild vor die Seele, entrückte ihn der Wirklichkeit. . .

In solcher überschwenglichen Stimmung, welche das ganze Nervensystem erregt und spannt, treten dem Menschen viele, gefährliche Leidenschaften nahe.

Das Unwahrscheinliche traf ein. Das wunderliche Spiel des Zufalls fügte es, daß gerade an jenem Tage der Spaziergang der beiden Damen verschoben worden war. . . Burgdorf sah sie. Sie ritten in langsamem Schritt an seinem Versteck vorüber. Doch er sah nur die eine, die im Pferdewettrennen ihm zufällig das Anzug zuführte. Er sah ein jugendliches, feisches Gesicht mit dunklen Augen und dichen Augen. Schwarzes Haar auch wippig und glänzend unter dem Hute hervor.

So langsam sie auch vorüberritt, der geistige Spiel-Genius, welchen sein Auge hatte, machte doch die Erscheinung zu einer hoch fleckigen. Einen Umstand ist sicherlich auch der Ausdruck des Mißmuths zuzuschreiben, welcher sich in den Zügen des Malers zeigte, sobald die Erscheinung seinem Auge entschwunden war. Doch war auch dieser Ausdruck nur flüchtig. Das rabe Ende des Rittes und der Aller hatte die Reiterinnen zur Umkehr bestimmt. Kaum eine Minute nach ihrem Verschwinden waren sie schon wieder sichtbar für sein Auge. . .

Diesmal prach war die ihm nächte Erscheinung einer andere — eine ältliche Dame mit tückischem Gesichte, in welchem sich der Ausdruck einer tiefen Trauer gleichsam verkörpert hatte. Dieser seltsame Ausdruck sowol als die wunderbare Aehnlichkeit ihrer Züge mit denen der jungen Dame erfüllten den Maler so sehr, daß er seiner Zeit gewann, diesmal seinen Blick auf die letztere zu werfen. Als er es thun wollte, waren beide schon weiter hinaus den dichten Tannen gezogen verschwunden.

Wir wissen nicht, ob die beiden Reiterinnen den Phantasiebildern des Malers entsprechen hatten oder nicht. Nach seiner Meine zu schließen hätte man das letztere annehmen müssen. Seine geistvollen Züge spiegelten den vorigen Mißmuth ab, und dieser Ausdruck verblieb auch, während er durch die Lichtung zurückging und das Gebüsch

verlor. Er schlug jedoch nicht den Pfad ein, auf welchem er mit seinem Führer nach dem Walde gegangen, sondern wählte einen Raum, der in gerader Richtung zu der Besitzung auf dem Hügel führte.

Während nun dabei sein Auge an dem schönen, maurischen Gebäude haftete, entdeckte er plötzlich an einem der hohen, mit grünen Jalousien versehenen Fenster die Gestalt des Herrn Schmidt, ein nach der Tannenallee gerichtetes Fernrohr am Auge haltend. Wahrscheinlich aber war auch Herr Schmidt des Malers ansichtig geworden, denn plötzlich ließ er das Fernrohr sinken und zog sich vom Fenster zurück.

„Das ist ja fürwahr ein wahrhaftmenschlicher Roman à la Sedwig, aus Tannengrün und Haferstroh zusammengedreht!“ murmelte Burgdorf mit barbarischem Lachen in den Bart. „Kaum einige Stunden hier, doch ich schon tief über die Ohren in deutsch-germanischer Romantik drin! Nun, wir wollen versuchen, ein wenig Nüchternheit in diese Waldverdämmerungsluft hineinzubringen. —“

Er schritt längs der Mauer hin bis zu dem eisernen Thor und sog energisch am mitgenommen Zigarrenstumpf. Im nämlichen Augenblick öffnete sich eine kleinere Pforte zur Seite und Herr Schmidt stand vor ihm. „Ich bitte, treten Sie hier ein“, sprach er in höflichem Tone, während doch aber seine Züge ein gereiztes Grämen verriethen lag. —

Doch der Maler stand still und verzieht: „Ich beabsichtige durchaus nicht, mit zudringlicher Kreuzigen in Ihre Einsamkeit zu dringen. Das Wenige, was ich zu sagen habe, kann hier gesagt werden.“

„Nein, mein Herr!“ unterbrach ihn Schmidt, während seine Wangen sich lebhaft röthelten. „Sie werden mir eine Ungezogenheit nicht zumuthen. Ich bin ein Sonderling, habe jedoch auch alle solcher nicht alle Formen des guten Tons von mir abgestreift. Ich bitte, treten Sie hier ein!“

Es lag so viel natürliche Würde in seinem Wesen und so viel Herzlichkeit in dem Ton seiner Stimme, daß Burgdorf nicht widerstehen konnte und durch die Pforte schritt. Prachtvolle Blumengruppen, Boskets und grüne Rasenplätze umgaben ihn. Auf der dem Dorfe zugekehrten Seite des Hauses befand sich eine gemauerte Terrasse, deren Stufen aus Marmor bestanden. Oben war sie von kunstvollem Holzgitterwerk eingefaßt und mit tropischen Gewächsen geschmückt.

Dahin führte Herr Schmidt seinen Gast. Da ließ auf der Terrasse nur ein einziger Stuhl befand, so öffnete er eine nach einem prächtigen Saal führende Glasthüre, schob einen Sessel heraus, nöthigte den Maler zum Niedersitzen und setzte dann: „Der Zufall hat wieder einmal sein wunderlich Spiel getrieben. Sie haben die beiden Damen schon gesehen —“

„Ich habe sie gesehen“, versetzte Burgdorf, „aber die Art, in der dies geschehen, hat mich überrascht, daß ich an viel verzeihen, daß ich von jenem Versuch mich niemals im Stande sein werde, Ihrem Wunsche zu genügen.“

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie so schnell den Muth verlieren und den Versuch aufgeben würden“, sagte Herr Schmidt im Ton eines tadelnden Lobes. „Der Appetit kommt oft erst während des Essens —“

„Aber die Kunst nicht während des Kunstlos und Stümperns“, unterbrach ihn der Maler. „Einen solchen Versuch aber zu wagen, wäre die schmutzige, ja lächerliche Stümperei!“

Herr Schmidt betrachtete seinen Gast mit dem Ausdruck des Erstaunens. Die letzte Aeußerung schien ihm so wenig mit seinem früheren leisen Lob übereins und vermuth so deutlich eine gewisse Verlegenheit, daß er mit nicht mit Unrecht diese plötzliche Veränderung eine tiefere Betrübung beilegte.

Indes Burgdorf war schon auf seiner Hut. Schmidt's forschender Blick belehrte ihn über seine Ueberlistung. „Verzeihen Sie meine etwas schroffe, unbedachte Aeußerung!“ bat er nach kurzer Pause. „Gestellt ich ein in der Künstlerwelt sehr allgemein verbreitetes Uebel. Ich hatte diese meine Gereiztheit aber nicht wenig verletzt, daß ich die Erfüllung eines Wunsches von mir nach vor einigen Stunden gegebenen Versprechens schon jetzt als unmöglich bezeichnen muß.“

„Ganz unmöglich?“ fragte Herr Schmidt mit sichtbarer Beunruhigung.

„Unmöglich wenigstens in der von mir besprochenen Weise.“

„Also doch möglich in anderer Weise?“

Nach einigem Zögern versetzte der Maler: „Wenn ich Ihre letzte Frage bejahend antworten kann, müssen Sie mir eine andere gestatten. Die beiden Damen wohnen jedenfalls in einem der benachbarten Dörfer?“

„Die ältere von beiden, die Mutter der jungen, ist Besitzerin des an diesem Forst gelegenen Gutes.“

Abermals schwieg Burgdorf eine lange Weile. Alsdann hob er an:

„Sie haben soeben erklärt, daß mein offenes Geschäftsbuch Ihr ganzes Vertrauen gewonnen. Dieses Vertrauen nun muß ich bei dem Verhältnisse, den ich Ihnen zu machen beabsichtige, in der That voraussetzen. . . Sie wünschen ein Porträt von der jüngern der beiden Damen. Sie wünschen es mit der Einschränkung, daß außer Ihnen und mir kein Mensch etwas davon merke oder erfahre. War es nicht so?“

Herr Schmidt machte eine bejahende Bewegung mit dem Haupte.

„Nun gut“, fuhr der Maler fort, „ich bin bereit, Ihnen das Porträt unter der angeführten Bedingung oder Einschränkung zu liefern, beanspruche dagegen im übrigen vollkommen freie Hand.“

„Mein Gott, dieser Vorschlag ist so eigenthümlich!“ sagte Herr Schmidt, dessen ganzes Wesen eine große Aengstlichkeit verriet.

„Sie eigenthümlich?“ versetzte Burgdorf scheinbar, „als Ihr Auftrag, als die ganze weiterein Angelegenheit. Ich bemerke übrigens noch, daß ich mir recht wohl bewußt bin, wie viel Vorsicht, Zartgefühl und Delikatesse der Sache erheischt, und daß ich dafür bürge, daß niemand compromittirt werden wird.“

Herr Schmidt starrte grübelnd zu Boden. Seine ernsten Züge spiegelten einen schweren Seelenkampf ab. Dann überflog er plötzlich mit raschem, durchdringendem Blick des Malers Züge, als wollte er in den geheimsten Falten seiner Seele lesen. Endlich aber sprach er, tief aufathmend: „Nun gut, es sei! Ich bin oft und schmerzlich von den Menschen getäuscht worden. Ich habe auch so ziemlich das Vertrauen zu den Menschen verloren. Ich weiß nicht, was mich zwingt, beim ersten Anblick gewungen hat, Ihnen zu vertrauen. . . Aber noch Eins will ich Ihnen sagen, mein theurer Herr: Ich habe einst als ein armer, verzweifelter Mensch mein Vaterland verlassen. Als ich den Boden von Amerika betrat, besaß ich nichts so viel, um eine Mahlzeit dafür zu kaufen. Nun wohl, ich wollte lieber mein ziemlich bedeutendes Vermögen opfern und noch einmal als ein Bettler den Boden Amerika's betreten, als erleben, daß durch meine Schuld den beiden Damen eine Fährlichkeit oder Unbilde entstünde!“

Nach diesen Worten erhob er sich und gab durch auch auf's Neichen zum Aufbruch für den Maler. Schweigend begleitete er ihn bis an Pferde, verbeugte sich stumm und schloß die Pforte hinter ihm zu.

Drittes Kapitel

In einem höchst einfach ausgestatteten Zimmer des gräflich P'schen Schlosses saß eine ältliche Dame, welche, welche Burgdorf in Begleitung ihrer Tochter im Walde gesehen, und hielt einen Brief in der Hand, welchen sie soeben durchgelesen und der sichtlich seinen heftigen Eindruck auf sie gemacht hatte. Derselbe tiefernste Ausdruck der Trauer, den wir im Herbst in ihren Zügen bemerkt, war auch jetzt wieder deutlich hervorzusehen aber lagerten Wolken des Unmuths auf ihrer Stirn und um den gefaltenen Mund schwebte ein Zug tiefster Bitterkeit.

Es klopfte sich die Thür, und ein alter, grauhaariger Mann trat ein. Es war der Wirthschaftsinspektor der Gräfin.

„Ihre Hoffnung war eitel!“ rief sie ihm, ohne seinen Morgengruß abzuwarten, entgegen. „Die Kündigung der Hypothek wird nicht zurückgenommen. Ich mag das Geld schaffen oder die Subhastation erwarten!“

„Wir werden das Geld schon noch auftreiben“ versetzte der Inspektor in zuversichtlichem Tone, dem jedoch seine Miene durchaus nicht entsprach.

„Die Hypothek ist so sicher und Geld gibt es so viel im Verkehr! Mein Gott, es wäre so entsetzlich, wenn . . .“

„Es wäre nicht das Entsetzlichste, was sich ereignen könnte“ unterbrach sie ihn mit erkünstelter Ruhe. „Ueberdies, komme, was kommen mag, ich bleibe in meine Gräfin und meine Tochter bleibe eine Comtesse!“ Ein kalter, bitterer Hohn lag in dem Tone, in welchem sie die letzten Worte sprach.

„O, gnädige Frau, seinen Sie die alte Wunde nicht wieder auf!“ bat der Alte mit gefalteten Händen. „Haben Sie nicht mit den Toten!“

„Die Toten haben, als sie noch lebten, mit mir kein Mitleid gehabt. Sie haben mich zu dem gemacht, was ich bin — ein elendes Weib mit verpfuschter Brust und einem Leben voll Qual und Noth!“

„Dieses Leben hat aber doch einige Freude, eine Genugthuung, eine Hoffnung“, sprach der Greis in weichem Tone. „Ich meine die Comtesse, Ihre Tochter, Frau Gräfin! Und diese Tochter verdanken Sie einem der beiden Toten!“

Sie blickte ihn an wie eine gereizte Löwin. „Ihr, alter weichzüngiger Thor!“ rief sie dann

„Eben dieses Kindes wegen, an welchem die Sünde des Vaters sich schon rächt, bereue ich mit dem Tode nicht! … Ich für meinen Theil würde gern abschließen mit dem Leben; ich mache keine Ansprüche mehr auf Freude und Glück. Ich habe dem blonden Engel der Gastfreundschaft die Hand gereicht. Mein Herz wäre längst völlig erstarrt und unempfindlich geworden für Freude wie für Schmerz, wenn es die Mutterliebe, die Mutterangst nicht aufstachelten zum Leben und Fühlen. Nur der furchtbare Gedanke, daß auch Blanka einst unglücklich und elend werden könnte, daß Armuth und Noth sich ihr jetzt schon nahen, ohne daß sie es ahnt, schreckt von meinen Augen den Schlaf, zerreißt mein Herz und beschwört die bittere Erinnerung an die Todten herauf!“

Der Greis näherte sich dem Bewußtlosen, auf welchem er lag, und sprach mit tief rührung zitternder Stimme: „Warum sollte sie denn unglücklich werden, Frau Gräfin? Ist sie nicht schön und gut wie ein Engel?“

„Ja war auch schön und gut“, antwortete sie rauh, „und die Schönheit brachte das Unglück über mich, und das Unglück machte mich böse!“

„Sie hatten kein Mutterauge, das über Sie wachte, kein Mutterherz, das die Keime des Guten im Grunde der Liebe tränkte. Und doch sind auch Sie im Grunde des Herzens so gut geblieben!“

Sie wurde sanfter und weicher bewegt. Der Schmerz löste sich auf in Thränen. Nach langer Pause sprach sie leise: „Was soll aus meinem armen Kinde werden, wenn man und aus unserm Asyl vertreibt, und in die Welt stößt, die böse, trügerische Welt?“

„Man wird Sie von hier nicht vertreiben!“ versetzte er eifrig und zuversichtlich. „Ich werde Mittel finden, Sie Ihrer Verlegenheit zu entreißen. Ich werde mich an guten Freunden wenden, den man – Herr Schmidt – nennt. Er soll unermeßlich reich sein und bei all seinen Menschenscheu edel und gut. Ich möchte schwören, er wird uns helfen.“

„Wollen Sie denn bei einem Fremden?“ fragte sie scheu. „Wollen Sie sich aufdrängen einem Menschen, der die Welt nicht sieht zu fliehen, sondern auch zu verachten scheint? Nein, dazu geb' ich meine Einwilligung nicht!“

„Dann wird ich mich an einige Agenten der Hauptstadt wenden. O, Sie werden sehen, ich werde Rath schaffen! Wir haben ja noch Zeit, ein Jahr und darüber.“

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Ueber den Adel der Seele.

H. Sch. — Die Menschheit läßt sich mit einer Pyramide vergleichen. Denn wie viele, so scheint sich auch jene vor unseren Augen. Breit drängt sich die Basis aus und mächtig baut sie sich empor mit einer Menschengeschichte. Die niedrigen Stufen sind, menschlich gesprochen, die besseren, weil auch die zahlreichsten. Allmählich ziehen sich die Stufen mehr und mehr zusammen, um die mittleren und höheren Schichten der menschlichen Gesellschaft aufzunehmen, und nur den höchsten gibt es nur noch einen kleinen und schmalen Raum für wenige.

Sie und nicht anders hat es die göttliche Weisheit geordnet, denn die Harmonie des weltumfassenden Ganzen kann einzig und allein auf einer richtigen Eintheilung und Abstufung beruhen.

Man irren sich zwar die äußern Verhältnisse der Menschen unter gegebenen Umständen beliebig gestalten, da wir schon mit Vernunft ausgestattete Geschöpfe sind. Es ist es von Nothwendigkeit, daß wir die Analogie für die Anordnung unserer irdischen Verhältnisse eben nur in unserm unmittelbaren, seinen weltumfassenden Umformung unterworfenen Wirken suchen sind. Hier zeigt es sich denn, daß ganz bestimmte Anschauungen in der geistigen Welt Gesetzkraft, wie sie in den sittlichen und äußerlichen Verhältnissen der Menschen durchgenommen wird.

Aber wie Menschen verschieden sammelt die göttliche Weisheit zur Ehren.

Gott wollte, daß sich um alle diese Mannichfaltigkeit und Bunt einen um bestehen, ähnlichen Gesetzen gleicher, allgemeiner Liebe schlingen und dadurch eine innerliche Verschiedenheit in der Verschiedenheit der Menschheit zu einem schönen Ganzen werden. Daher lassen sich gleich die Menschen, Gott sich mit Wissen auf diesem Standpunkt zu betrachten oder sich gottlos aber sie zu schauen, nur allein sich von ihm betrachten und wahrnehmen und auf der Seite der niedrigen Stufenleiter gar häufig auch Unzufriedenheit und Gehässigkeit in ihren verschiedenen mächtigen Verhältnissen entgegenstellt, beachtet und nicht lehren von der unteren Seite daher Undankbarkeit, Neid, Gering schätzung in ihrer ganzen Unmittelbarkeit und Unmittelbarkeit. Dennoch ist der höhere Standpunkt von wunder auf der Stufenleiter der Gesellschaft nicht haben ganz dazu gezogen, auch eine höhere, edlere Gesinnung zu erwecken. Und wo solche es auch nicht so sein? Gleichwie man von einer Tochter auch leicht sie in ihren Adern die edelsten Ahnen abstammt und nicht sagt, daß der Tiefstehende nicht edler sein, so gewährt der höhere Standpunkt einen solchen, bedeutenden Einfluß in die menschlichen Verhältnisse, daß eine weitere Tiefere Umsicht erschwert einen entsprechenden Gesichtskreis für unsere Gedanken und Gesinnungen. Dazu kommen die vier

in der Regel reichlicher zu Gebote stehenden Mittel zu höherer Bildung, Vermögen und ein gewählter Umgang.

Wenn wir demnach erwarten dürfen, daß eine höhere Stellung dem Menschen leicht auch eine höhere und feinere Gesinnung einflößt, daß ferner der durch die Geburt schon empfangene Adel, daß die Pietät für gleiche Vorfahren, welche sich bereichern durch weit sich ausgedehnte Verdienste erworben haben, daß Vertrieb der Selbstachtung bestärkt — in welchem Sinne auch der bekannte Ausspruch: „Noblesse oblige“ zu deuten ist —, wenn wir schließlich zu der Annahme berechtigt sind, auf der höchsten Stufe menschlicher Hauptverhältnisse auch den höchsten Grad desselben zu finden, einen Adel, den wir nach dem Namen des Glückseligkeiten als „königlichen Sinn“ bezeichnen, so würde es doch höchst irrig sein, lediglich bei dem eine hohe soziale Stellung einnehmenden Menschen auch den Adel der Seele suchen zu wollen. Denn, ebenso, wie man ihn so nicht immer findet, ebenso oft ist auch gegen den Menschen, welche die Kluft der Extreme bilden, wenn auch nicht so leicht, doch möglich, sich den Adel zu erwerben, denen Bedingung ein „adeliges“ Leben, ein „adeliges“ Denken, Fühlen, Streben und Handeln ist. Und das allein ist auch der wahre Adel, von dem der römische Dichter Juvenal sagt, daß er nur allemige und einzige Tugend sei, und auf welchen sich das alte Sprichwort bezieht: „Wer sich adelig hält, der ist adelig.“

Diesem Adel sei in diesen Zeilen eine kurze Betrachtung gewidmet.

Betrachten wir zunächst mit einigen Worten das adelige Wesen der Geburt des Gemeinwesens. Adelig ist unter den Menschen allgemeinen verbreitet als eben die Gemeinheit, dem Stand, dem äußeren Verhältnis, und wäre es auch noch so glänzend, kann sich niemand vor der Schande. Wie Goethe von Schiller sagt:

Und keiner stehe in gemeinem Schaine
Vor, was auf alle bindigt, Ihr Gemeine!

Sicher allein in der Verwahrlosung der Leute und Haltung, im Ton und in der Sprache, im Ausdruck der Mienen und Gebärden verrät sich die Gemeinheit, nicht selten nimmt sie auch den Schein und die feinsten äußeren Umstände zu ihrem Deckmantel. Wo wahren Sinn ist und ungeheilte, ungeschminkte Herz, sind meistens solche viele Gemeinheit. Rind gehört dazu, auch ein Gebrechen der menschlichen Seele genannt wird, wenn sie sich selbst erniedrigt, nicht in sich, sondern in Äußerungen, nicht im Großen und Ganzen, sondern im Nebenlaufen den Wert der Person setzt.

Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß man nur materiellen Güter, die Äußerungen verachten müsse, denn sehr bedeutende oder schwankmäßig schwere menschliche Gering schätzung beruhen sie denen Wert verkennen, aber ich stelle, als Feinde sie nicht, ist nur zu verkennen. Auch sie stammen in aus mutter Hand und sind durch ihn geheiligt. Sie bieten zur Betrachtung der unabweisbaren Lebensbedürfnisse zur Kleidung, zur Verschönerung des Lebens und bieten und viele Mittel zur Übung der herrlichsten Tugenden. Während jedoch eine edlere Seele in diesen nur ein Mittel zu gutem Zweck erblickt, sucht die gemeine die Summe, wenn nicht alles, so doch des meisten und hauptsächlichsten Guten darin, ihr gilt es für das höchste Ziel, so viel als möglich, gleichviel auch auf welche Weise zu erhalten und zu erringen. Und wie sie selbst gewöhnlich auf Genußsucht entbehrt, so erspäht sie wiederum, gleich der vielfältigen Hydra, die Habsucht, den Neid, der Verschwendung, die Ungerechtigkeit. Es erwartet sie nur, um das Gewordene zu mißbrauchen, zu nennen der schwarze Geist ihre Quelle ist, um es gar nicht zu brauchen, um es bloß zu besitzen. Und wo mit Unrichtigkeit, auf Mord und Straßen im Hütten wie in Palästen, in Familien und Körperschaften, überall herrscht die übermenschlichste Despotie.

Ein hoch das Ziel der Menschheit strebt, sie tief ist das Ziel der Gemeinheit. Sie der Mensch daher auch so selten, so begabt auch so hochgeboren und hochgestellt verwendet er seine Habe, seine Tüchtigkeit, seine Macht zur Verherrlichung unwürdiger Anregungen und Begierden, im Dienste der Hölle und des Hochmuths, will es sich zur Wertheit aufbauen, welche die angedeuteten Eigenschaften sind, genießen, statt auch die Verpflichtungen zu erfüllen, welche sie ihm auferlegen, so zählt es zum gewissen Hochton und Ehre vielleicht tief unter manchem, auf den es mit Verachtung herabblickt.

In der Gemeinheit liegt die größte Schande, und wenn sie sich offenbart auch in geschärfter Weise, ist sie doch allen anderen Arten und Gebilde der. Darum rückt auf ihrem Thun sein Segen, so allein, und sie bewahrt, verderbt wie vor dem Gottbaud der Welt und wenn sich die Seele läutern soll im Kampf mit Mord und Trübsal, denn sehr die vergangene Gemeinheit in all ihren Richtigkeit da, ein Gewand sie sich selbst und für alle, deren Augen sie bezaubert, dann rathet sie gar legten Siegen Ehre. In dem zeigt leider nur allzu häufigen Selbstmord. Statt den sinnlichen verzichtleistenden zu den „sinnreich heben Mächten“

Der Gegensatz der Gemeinheit ist nun eben die Hoheit der Gesinnung, der Adel der Seele. Während jene nur ausschließlich auf das Irdische, Nichtige und Vergängliche gerichtet ist, beschränkt sich dieser mehr mit dem Geistigen, Dauernden. Während die Augen der Gemeinheit vorwiegend am Boden haften, erhebt ein edler Sinn den Blick nach oben.

Wie edel ist der Mensch
Hilf und Wirkt in sich Leben,
Wer sucht in nicht Raum!

sagt unser Schiller, der auch an einem anderen Orte sie schönen, einzigen Worte spricht:

Adel ist auch in der dunklen Welt Gemeine Tugenden
Tadeln will ich, was sie thun, ehe mir dem, was sie thun!

Und weil der Sachgelehrte und englisch-dichterische Mann in den höhern Regionen des Daseins sein Auge geübt und gestärkt hat, erkennt er deutlicher und schärfer den Zusammenhang der Dinge untereinander, die Gefahr ist ein, daß er sich als Mensch von den Verbindungen des irdischen Lebens nicht wieder loszureißen kann, ohne daß jedoch gewinngutsüchtigen oder ganz sich zu verachten, erkennt er vielmehr willig die Pflicht an, den ihm angewiesenen Schauplatz seines Wirkens, macht gern Gebrauch von den Gütern, die sich ihm dort zur Benutzung darbieten, gewöhnt sich daran, das Gewonnene des Lebens nicht zu gering zu achten, auf seine und anderer Vervollkommnung, auf Erhaltung menschlichen Wohls geschickten Zweck unterzuordnen. Auf der andern Seite aber entdeckt er mit Verhältnissen von den Gütern dieser Welt, auf den nicht gütlich gemachten, und sieht, daß Reichthum Sorgen gebiert. Die Reichthümer haben sie Verschwindlichen des Lebens nicht auf, sondern vermehren sie nur. Seinen Werth, wenn ihm weniger anderen beilegt, nicht beschätzen ist.

Es ist nichts Leichtes für den Menschen, sich zum Bewußtsein der Würde zu erheben, zu welcher ein jeder von uns sich emporschwingen kann. Daher ist Niemand von uns Recht einer großen Klugheit, daß schon zu Gebote Hülfsmittel darin, daß seine äußere Stellung ihm von selbst die Leiter baut, um auch eine höhere geistige und sittliche Würde zu erlangen. Es liegt bereits, manchen anderen unter Sorgen und Mühen sich streben müssen. Darauf Streben selbst aber in auch mit mancherlei sittlichen Gefahren verbunden. Daß ist es der Gefahr, in den sich anbietenden Verlockungen zu gewagten und eine Stelle auf der Bühne der Welt zu spielen, daß sie Habsucht, die sich durch Gewinnung eines besseren Postens zu befriedigen gedenkt, daß die Begierde nach Macht, und zwar nicht etwa jene Macht, die über Jugend haben sollen, anderen zu begeistern, sondern nur den eigenen Willen überall zur Geltung zu bringen, daß eine leere Eitelkeit, die im Lärm und Würden ihr Glück findet.

Dem Einen den Menschen wird vergleicht durch jene Hebel in Bewegung gesetzt: die seinem Können und Haben. Macht dem, der zu seinem bequemen Zeitvertreib aber „Schuh und Arbeit" gelangt. Dem wahren und wirklichen Glücke ferner, denen die andern Menschen, schon bei dem Wort Verkehr und mit ihm zugleich die Fähigkeit und das Gefühl verliert, ihn recht zu fühlen. Zugänglichen ist für die das Gebet nicht nur der Wissenschaften, sondern auch des Rechts und jedes ernsten Strebens, das Gebiet von Welt aller Art bietet sich ihnen zur Verschönerung und Verbreitung des Gefühls und des Geschmacks dar. Indem sie aber das Bild des menschlichen Lebens nur sich aufgefaßt thaten, thun sie auch einen tiefen Blick in die Tiefen, Mitten und Quellen des Menschen. Selbst erkennen aber in mancherlei Mangelhaft empfinden sie Unbefriedigung und Druck, unter welchem die große Zahl der Sterblichen leidet, und während sie die treffsicherste Wort nicht überall gelingen lassen können, wissen sie durch die besondere That nach allen Richtungen.

So zeigt sich schon hierin die edle Mission und Hantirin. Aber eben darin erscheint sich der weiteste Spielraum für ihre Gemeinde, für ihre Thätigkeit, sowie sie der Welt und die Wissenschaft auch den höchstgebildeten gemeine Schranken, allein die durch unsere Gemüth erlangte Vielmenschheit macht es ihnen leicht, sich in der angebenen Grenze zu erhalten, zugleich aber innerhalb derselben Gegen zu verbreiten und Recht und Gerechtigkeit ist der Boden, auf welchem sie stehen und wirken. Tugend und Gottesfurcht, Wissenschaft und Kunst sind der Schatz, auf welchem sie bau arbeiten, unsere Mit einer höheren und edleren Bildung zu Lust streben. In allem, was sie thun, werden sie geeigt an sich selbst, damit aber an sie, welchen die Kräfte ihres Lebensgeistes ungeübt kommen sollen, zu selbst in den Lagen eigener Trübsal und in den Stürmen, die jeden Sterblichen heimsuchen. Rechen sie fest auf ihrem Posten und werden in ihnen durch alle dunklen Wetter leuchtenden Klange das Beispiel einer beruhigten Größe für alle, deren Glück auf sie gerichtet sind.

Aber kann denn die Betrachtung einer solchen Vielseitigkeit, wie sie hervorgeht, welche die Einzige bei durch die Menschheit gebildeten Personalität in unserer Herrlichkeit einnehmen, immerhin bieten sollten, auch die Ihr unvergleichbare Verbindung des anderen erreichbar und möglich sein? Ja gewiß! Denn es ist so eben eben gesagt worden, wie jeder Mensch die Gelegenheit einer solchen Kunst vorzüglichen Lust, Ehre es auch auch so hoch ist, in sein Ihm eigen Leben Wesen zu Verbindung und den theil. Sie Sache, das Herz nicht unterschätzen ist, auch erkennen darf.

Die Verschiedenheit alle Talenten erfordert den Studien, welche durch die Einseitigkeit der Lebensgänge und empfindlichen Hemmungen den verschiedenen Standes ist alle. Selbst der verschiedenartige Beharrungen auf und der Mensch die von Klang. Die ging dem der sich einen Anstand und auch allen, selbst die Ihnen Kunst ein Theil zu eingeweiht wollen ist, und sich selbst zu bestreben. Der einzelne Mensch ist selbst eine Welt, seine innere Welt soll zu erkennen, sich ganz in sie zu fassen, sich, Ordnung und nachhaltige Gesetzmäßigkeit in sie zu bringen, das ist die Aufgabe eines jeden Menschen, einer solchen, einer Lebensgänge Ziel. Aber wo ist auch Mannichfaltigkeit, mehr Reichen, mehr Eigenthümlichkeit und Mannigfaltigkeit als in einem Innern? Ja, da ist das Land, worüber wir herrschen, wo wir unsere eigenen Kräften sind, wo wir uns Königlichen Sinne walten sollen!

Aber auch andere und erscheinen sich weite und herrliche Gebiete für unser Herrschen. Das Reich des gemeinsamen Wissens liegt vor uns ausgebreitet, um es viel zu erobern, alle aus ihm anderen Gegenden Kräfte des Geistes, das über uns und Menschen nicht aus den Recht, sondern auch den Besitz, die

Hand selbst nach der Königskrone ausgestreckt, und das ehr, raffinirte Streben gilt daher bald mehr.

Hoffnung brennend vor allem, mit aller Art von Gemeinheit, welche sich als hinreichend Mittel, um unser Ziel hängt. Nur das hohe und Herrliche — und was ich höher und herrlicher als Sittlichkeit und Wohlverhalten? — bei unsrer Devise, unter Lust. Hier ist alles verrissen, was das Menschen wurdig ist. Hier ist Wahrheit, Licht und Klarheit, hier ist Belehrung, Kraft und Gymnastierung, hier ist eine Fülle der Genüsse und der Genuss der Genüsse zur Genüsse. Und seiner Angst und Thränen, seine Bedürfnisse und Mangel, seine Herrschaft ist von nöthen, um und in dem gewonnenen Besitz zu schirmen und zu schützen. Sicher mehr der Mensch hier vor jeder Berauschung, vor jedem Angriff in seinem von ihm selbst erbauten Schlosse, und über seine Portale prangen die Worte: „Der Tugend allein die Krone".

Gibt es aber mal eine schönere und glänzendere Krone? Und ist auch darob Schein nicht immer weniger schöner, sorgt es doch nicht mit seinen Strahlen hoch in die Luft hinaus, belegt der Rahm des Kuchens auch nicht bis auf jenes Stückchen nach, die breiter Unterschichten mit und selbst, der süße Segen einer wetterwendischen Wissenschaft in einem wenn auch nicht so feinen Kleide, der Rahm von Gott, es ist nicht mehr nennt, ist es nicht der Unterschied in höherem Grade theilhaftig als der Rahm, den sich ein im Ranzchen Sinne des Wortes unterscheidet Ehrgeiz gestalteter? Wer sich den Appel der Seele erkannt, den Stammbaum leicht bis in den Himmel!

Gedichte aus dem Thetlischen.

Von Otto von Corbin.

Die Maid von Ballschmiele.

I.

Es war Abend — es ergingen Thau
Mit verlangsamt die Blut entlang,
Den noch aber Jagden, Lust und Lieg,
Der Bahnenblick Lust durchdrang.
In jedem Thal die Drossel sang,
Still lauschte die Natur — vernehmt
Laut grünem Wald das Echo klang
Im Hügellaut von Ballschmiele.

Und langsamlich zog ich dahin,
Im Schein's verlassen ganz und gar,
Da lich mir einer Eichung grün
Ein Mädchen ich, hold wunderbar;
Ihr Blick war wie der Morgen klar,
Ihr rothen Lippen Mund und Heil —
Ein Hauch hat sich mir entfernt war
...Lieb' hier die Maid von Ballschmiele".

Mit ist im Thal der Morgen kalt
Und lag in weiter Herrlichkeit
Der Nebel, meine Augenlicht war bedeckten
Den Pfad und hohen Bäcker Saat.

Den Wald, den Liebling der Natur,
Warb aber all ihr Reiz entfernt;
Doch ihre höchste Gunst erhebt
Die schöne Maid von Ballschmiele.

Wie sie die Wald der Blut durch, ach!
Die mit dem Tannenzaun sich verband!
Beherbergt sie das arme Dach,
Das zemalt Hand im Schattenland.
Nicht schaut ich Rauch nach Sonnenbrand,
Wie ängst ich, o wie schaudig ich's Heil!
Und nachst entsteht mein Arm umfangen
Die schöne Maid von Ballschmiele.

Der Stall erklimmt die steile Höh',
Wo Kuhn und Ohr in hellem Schein,
Der Gutsherr schaut durch die Thür
Und heimg in Inbrunst Armen ein.
Wir geht das Häuschen in dem Hain,
Die Heerd', die Pflugschar sei mein Theil —
O Himmelsglück, im Wonnereim
Der schönen Maid von Ballschmiele!

Die schönen Ufer der Aar.

Schroff brichts herein die finstre Nacht,
Der Sturmwind heult mit wilder Macht,
Die wilde Woge, regenschwer,
Ich seh' sie ziehen die Gipfel her.
Der Vogel sitzt nun heim vom Meer,
Das Bäglein sucht in Busch und Nest,
Indeß ich wand'se fergenlichen
Entlang den stillen Strand der Aar.

Der Herbst bewaut sein reifend Korn,
In Gold prangt nun Winterd Horn;
Durch bunte Sommerlid Pflanz hin
Sieht er der Sturmes Wolken ziehn
Mein Blut wird kalt bei seiner Wacht —
Ich denk' der Aarn'schen Meerenblut,
Wie Schwalben trachten um mich her,
Auf den schönen Strand der Aar.

'S ist nicht der Wogen wild Getraut,
Dies Ufer nicht mein Lebensgrund,
Der Leb, in jeglicher Gestalt,
Wer einsam ist — den Lust es kalt!
Doch um mein Herz ein Band sich schlingt,
Und Herz, das wundes Wund durchdringt,
Dies Band gewirkt, die Aaren schnee,
Schon ich nun schönen Strand der Aar.

Viele wilde, Abschiedsmund Thal und Höhen
Ihr Heimwesen und Gärtchen schön
Wo braune Mädchen zurück
Sich weit entschwand auf Liebesglück
Liebe wohl, ihr Aarenn' und Bäume mein'
Ihr nehmt mein Herz — Vergeltung ihr —
Kann trocken nicht vor Thränen mehr,
Leb' wohl, du schöner Strand der Aar!

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Die Künstler aus der Karlsschule.

II.

G. H. — Mit Schiller wurde außer Dannecker noch ein anderer Bildhauer auf der Karlsschule erzogen. Philipp Jakob Scheffauer, der geschickte und Dannecker in Paris und Rom sich ausbildete. Die verwitwete Herzogin Franziska, die von ihm ein Denkmal für den verstorbenen Generalmajor Seeger bestellt hatte, sandte ihn nach Italien, wo er später mit Thorwaldsen und der Meyer, der König Jerome eine schwierige Statue, welche Venus den Schmerz darstellt, in Auftrag gab. Ein anderes Denkmal widmete Scheffauer dem Kaiserlichen Kunstrichter. Nur der Bildhauer Leiterer in Ludwigsburg blieb. Seine Bekanntschaft mit Schiller wird folgendermaßen geschildert:

Leiterer hatte Kunde auf Urlaub nach Stuttgart gesandt und Dannecker, Nahmhafte Gemeinschaft. Als Freundschaft bildete es ein Zeugnis der Treue, so auch die der Bischof auch am Tisch einen Platz hatte, und dem eigenen Bett nach dem Essen, das Wiedersehnsucht verbreitete auf Schweizer gedeutet. Schiller kam zu einem Zeichenlehrer in die Schule und trieb auf die Karlsakademie. Hier wurden in Gegenwart des Herzogs von den Zöglingen gemalten Theaterstücke aufgeführt. „Der Geizige“ von Moliere, „Die Verschwörer“ von Abbruzzi, „Karlsgut“ von Schiller. Sich machen den Theaterkommandant und Spanier der Karlsakademie, wobei es dann auf einige Lanzenstiche nicht ankam. Ein solches wurde dem noch kranken Schiller zu Ehren aufgeführt. Er hatte auf der Bühne die Verwechslung entdecken sollen, und weinte auf seinen Schluß einen Offizier übergeben.“ Schiller unterbrach den Herzog die Vorstellung, und einen Schuß und ein Medaillon zu verfertigen. Dann wurde er, seine Freunde, so heftigen Kuß (Schiller) Herz, ob mehr ihm ergeben war seinem herzoglichen Kind, das Schiller, er vergaß, vor der Schönheit von Hof zu sehen, Stockpriegel erhielt, und dieß in seiner Angst verfloß, um zu übergehn. Wurde hatte ihm sein schönes Gesicht Kosten. Schiller mußte Medaillon und vor großem Frauenzimmer. „Ich weiß noch schön, wenn es seinen Geschichte.“ Der Herzog machte und entfernte sich. Schiller wandte sich anderer Zeichnung ein Gesichtsfeld Gesichte, dem Gesichtigen Hauptes kein zu halten. Auf der Akademie befand sich ein junger Graf von Kalkreuth, der viele Streiche machte. Einst Graf wandte er dem Herzog seine abwesend schiefe aufgeschlossene Wundercontur überreichen. Herzog Karl, der ihm auf Stammbuch und dem Garten kam, sah das Zeichnen angelacht und sagte dann ihm aufmerksam Meinung. „Lieb Er mir, und wünsche Er mir Glück, wenn Er so meiner Diener wäre!“ Der junge Graf, schon ärgert, und der Gnaden Franziska einen herzhaften Kuß, indem er sagte: „Komm, Schatzel, und sei den traurigen Jungen Herr.“ Zwischen Zorn und Lachen Gnadenkind, machte der Herzog gute Miene zum bösen Spiel und die Sache hatte daher die Bewenden.

Nach seiner Flucht aus der Karlsschule hielt sich Koch vier Jahre in der Schweiz auf und wanderte dann nach Italien, wo er später mit Overbeck und Cornelius in der Villa Malmi malte. Er besuchte sich namentlich zum Landschaftsmaler auf und seine naturwahren Gemmenmaler verschaffen ihm große Anerkennung. Er entdeckte, bemerkt Hagen in seinen Vorlesungen über neuere deutsche Kunst, zuerst, „eine bei Poussin angekannte linearische Zusammenstellung der Naturformen und brachte sie Landschaften in ein bewegungsfreudig Verhältnis zu Figurencompositionen.“ Als Übermaßen wohnte Koch zu Rom längere Zeit zusammen, bei ihm der Geschichte der neueren Kunst hervorragendes Kapitel Koch in seinen Armen. Mit einem Bauernmädchen und den Übrigen verheiratet, lebend seine Tochter sein Leben lang eine gewisse heil gemalte Kindlichkeit besaß, die in seinen Landschaften natürlich Ruhe. „Die Rückkehr der Hirten“, gemalt und gestochen von Koch, zu den größten Schmuckstücken der Kunst. Geschichte und Naturschauen zusammen. Ein Buch über Koch's Leben ist von Rom durch Briefe und gehalt, der wenig Porträt, Koch's Mitteilen aber in vollem Maße erhielt, daß er ohne weiteres durch den Garten wollen hinausgingen. Den König Ludwig und seinen Lehrgeist besucht, daß Koch 1809 in Rom.

Von in der Geschichte der deutschen Malerei bemerkenswert Künstler war der Karlsschüler Overbeck (Lübeck, geboren in Lübeck 1789, gestorben in Stuttgart 1869). Overbeck's Name ist nicht wenig neue Art, seine eigentümliche Richtung vorgebracht. Mächtig wirkte auf die Malerei auf Gesinnungen von weiter, 30 bereits 60 von Bedeutung und ernsten Zügen. Overbeck, welche Kunst, Kunstgesinnung seine schönsten, wenn sie religiöse Kreise, weil sie Überzeugung auf- wurde. Durch Durchführung dieser Gesinnungen sah sich den Weg, durch harmonische Durchdringung der Linien seine Gemälde hervorgehoben zu der Stufe, Erhebung und Größe. Wird er sicher wirken auf den Künstler durch seinen Schülerkreis folgte, wurde Overbeck auf sein, seinen Gesinnungsgenossen von Jahre 1810 und bis seinen Meisterschaften zuzugesellen. Ein Ausdruck sich auch Rom, schlossen in den verschlossen Zellen bei Overbeck Sam. Johnen ihre Überlieferung und auf gemeinsam lebten und eine katholische Brudergemeinschaft, wo, den Tempeln der Religion in

ihren Werken verherrlichen, daß auch Griechenland für die höchste Aufgabe der Kunst erkläre.

Mozart's Requiem". „Noch einer von unseren Freunden", bekannte sich zu Stuttgart. Unter seinen eingereichten Dichtern steht obenan: „Das Schick des Lebens". Es geht hinaus in die weite Welt, alle Lebenskräfte sind erweckt, das ringende Kind beginnt die Natur schärfend an der Brust der Mutter.

Hatte ein Karlsschüler zur Entwicklung einer sittlich katholischen Malerei nicht wenig beigetragen, so war unzweifelhaft auch einer der Wiederverweder des göttlichen Gedankens in der Baukunst auf der Karlsakademie herangegangen. Er ist tief den Baumeister Karl Heinrich Jobert († 1813 in Stuttgart), der sein Vater als akademischer Lehrer wurde. Karl Heinrich vereinte das Antike, das er bei ihm gelernt, mit Romantik für das Romantische. Er behauptete, daß es ohne Vaterland keinen Künstler gebe, und erhob sich in der Zeit französischer Fremdherrschaft an den Ufern der gothischen Münster. Nachdem er 1816 das Schloß zu Ludwig in mittelalterlichem Geschmack eingerichtet, kam er nach Nürnberg. Hier hatte er die Verwahrung jener Schätze der mittelalterlichen Zeit von den Entheiligungen jenes Jahrhunderts gründlich studiert zu hüten und Nürnberg's Stolz auf der Denkmale seiner Vorzeit neu zu beleben.

Berliner Briefe.

II.

Der Empfang der siegreichen Heimkehrer. Auf der preußischen Bühne.

Wie haben sie empfangen, die Sieger von Düppel!

Am 3. Mai erwartete auf dem Hamburger Bahnhof der Kaiserkönig die Ankunft der siegreichen Heimkehr und seinen Theil der braven Krieger aus den Brandenburgern.

Dem freudenbewegten Tage wurde ein in Sonnenpracht prangender, daß sie Soldaten an jenen ersten, heißen Mai, mit welchem sie selbst die Schanzen erstürmten. Daß war ein Jubel, ein Umarmen! Man schritt zur Blumenspenden zu arbeiten Lieben, junge Mädchen brachten ihren ganzen Vorrath und streuten die Gaben hinab. Wagen wurden beschwert, Pferde aus denselben heraus, aber der Enthusiasmus ließ sich von Niemen beherrschen.

Am nächsten Tage rückten die Ehrenbezeichneten Truppen einigermaßen in veränderten Zustand gebracht, mit Lorbeerzweigen und schwarzweißen Bändern reich geschmückt, in die schwarzen Massen. Lanzen und zum Theil auch Waffen verpackt waren, sogar ist der lange Zug in Bewegung. In allen Straßen, durch die der Zug ging, waren die Häuser durch weiße Fahnen von Fenster zu Fenster verziert, an die das Volk die gründlichsten Hoffnungen heftete. Diese weiße Fahnen war meinem Herz, meinem Ich nicht, an jenen Tage der Vermischung von Ein meine Gesinnungslosigkeit, Einfachheit der Schaugepränge, Bewegung, so erklären sich unbewußte Harmonie.

Der Königsplatz hatten auf dem Balkon des königlichen Hauses, mit weißen Tüchern bedeckt, der König mit dem Zuge entgegengeritten, hatte ihn am Brandenburger Thore begrüßt und war neben ihnen geritten, um sich mit seinem Heerzuge vor dem Triumphal-Bogen aufzustellen. Hier wurden die Truppen von Prinzen herumgeführt, der König reichte ihnen Ehrenpreisen und theilte seinen Dank. Bei jenen Abend unzweigen Menschenmassen die am Tuchgarten aufgestellten Geschütze.

Am Himmelfahrtstage wurden die Soldaten der Ehrenbezeichnete in der Garde du Corps-Kaserne gefeiert, abends fand die Aufführung des Tannhäuser'schen Chor „Olympia" in glänzender Ausstattung statt. Die Aufführungen zu den Theaterstücken sind noch von Schinkel entworfen, außerordentlich großartig erdacht. Die Bühnenhalle hat dem Tempel der Diana, während die Schlußdekoration den himmlischen Sternhimmel darstellt, mit einer ewigen Brücke, darüber sich ein Zug von Soldaten bewegen. Tempelraum, der Innenräumen des Stadion und Olympia setzte der Gestalt nach, ist geräumig, hat Sitzplätze für 2000 Zuschauer, breite gut Bühne bewegt. Die Musik wird dagegen in ihrem Innen mehr abgemessen als entwickelt auf die Nerven.

Die Hälfte des Parkett war mit grünen Kränzen umgeben und für die Helden von Düppel bestimmt, die hier auch noch drei heiße Stunden zu verleben hatten, denn der Tempelraum des Quartett war noch bei weitem Mannesmenschen brauchen eine ausfüllende.

Aber kaum ich Berlin einen großen Schritt voran, so hat es auch einen schweren Verlust auf dem Gebiet der Kunst zu beklagen. Giacomo Meyerbeer ist nicht mehr. Nach langer Krankheit ist er am 2. Mai in Paris (Auteuil) gestorben.

Meyerbeer war in Berlin geboren, in einer altreichen begüterten Familie. Schon der Vater, Jakob Herz Beer, wird als ein geschickter Mann geschildert. Unter den vier Söhnen hatten Michael Beer, der leider schon 1833 in München starb, als dramatischer Dichter, und Wilhelm Beer sich als Astronomen bekannt gemacht. Meyer Beer wurde am 5. September 1794 hier geboren. Schon der Knabe zeigte eine ungewöhnliche musikalische Veranlagung, indem er als eine der Wunderkinder im zweiten Jahre sich Clementi zu einem vierhändigen Spiel auf dem Pianoforte setzen ließ. Karl Maria von Weber war es vielmehr über diese Leistung, daß er dem Knaben prophezeite, er werde der bedeutendste Klaviervirtuose seiner Zeit werden. In seinem achtzehnten Jahre spielte er in Wien und Hummel bedauerte, einen so talentvollen Anfang nie gehört zu haben. Bis an sein Lebensende hat Meyerbeer sich seiner Virtuosenthaten auf dem Pianoforte erfreuen. Den ersten theoretischen Musikunterricht empfing er von Zelter und dem Kapellmeister Bernhard Weber, dem Komponisten einiger Musikstücke zu Schillers Glocke, der sehr aufmerksam sich

Meyerbeer hatte mehrere seiner Arbeiten an den vielgenannten Abt Vogler eingesandt und erhielt von diesem 1810 eine Einladung nach Darmstadt, wo er seine Studien unter Vogler's Leitung fortsetzte und im nächsten Herbste mit Karl Maria von Weber und Gänsbacher zwei Jahre verlebte. Sein erstes Werk, das hier in der Singakademie aufgeführt wurde und Anerkennung fand, war eine Cantate: „Gott und die Natur“. Ihr folgte bald eine erste Oper „Jephtha“, die in München zur Aufführung kam. Nach seinen Studien mit Meyerbeer mit Vogler durch Deutschland, wo Wien und Berlin längere Zeit den jungen Componisten fesselten, wandte er sich nach Italien. Rasch warb er mit den Eigenthümlichkeiten des italienischen Musikstyls vertraut und verfasste als Erstlingswerk in Venedig seinen ersten Versuch mit dem heute schon Bild. Im Jahre 1817 machte seine in Padua aufgeführte Oper „Romilda e Costanza“ in ganz Italien Aufsehen. „Margherita d'Anjou“ und „Semiramide Riconosciuta“ vermehrten darauf seinen Ruhm. Im Jahre 1820 wurde die letztere Oper, ins Deutsche übertragen, in Berlin gegeben. In Venedig in Turin wurde in Italien und Paris mit Beifall aufgenommen und war auf dem Königstädtischen Theater beigefallen. In rascher Schöpferkraft folgte ein Tonbild dem anderen. Eine Einladung, die der aus ihnen berühmte Componist nach Paris zur Einführung seiner „Crociata“ erhielt, wurde für seine Laufbahn entscheidend. Nachdem er sich 1827 hier mit seiner ihn überlebenden Gattin, geborenen Mereau, verheirathet hatte, erschien 1828 sein „Robert der Teufel“, nach dem Aufbruch der Krone ein Meisterstück und Meyerbeer's Ruhm begründet. Paris weiter hatte 1831 zum Jubel und Verwunderung die vierte Oper, 1832 folgte Meyerbeer's berühmte Oper und zum dritten Male Meyerbeer's Meisterwerk. Robert der Teufel“ hat alle Bühnen in Bewegung gesetzt, ist in alle lebenden Sprachen übersetzt worden und hat die Reise um die Welt gemacht. Im Jahre 1836 erschien die „Hugenotten“, ein für unsere Empfindung unbefriedigendes Werk, in welchem die tragische Romantik der Stoffe in grellsinnliche Bilder der Farben und Klänge umgesetzt erscheint. Im Jahre 1844 schuf er zur Einweihung des neuerbauten Opernhauses die Festoper „Ein Feldlager in Schlesien“, zum ersten und zum letzten Male hier, um den neuen Tempel seinem Meister „einzuschweinen“. Im Jahre 1849 erschien der „Prophet“, ein naturalistisches Stück ohne Ausgleichungsstil, bestimmt, auch die Oper in Paris zu Grabe zu tragen. Der Musikmarkt war voll von den Compositionen Lotz — aber nur — das sich der Dichter erhielten, kein letzter Takt hatte in seine Hand den Zweck, die gut Aufführung zu sichern. Von der Hölle weiterer Komponisten, die in ihr Fächer überfüllen will. Den Meister verlebte Meyerbeer als General-Musikdirector hier, das Aufbruch und den Sommer verbrachte er in Paris, in Baden etwa und auf Reisen. Alle Anerkennungen, die seinem Genius gezollt werden konnte, hatte er vom Throne wie von den Künsten empfangen. Das Institut de France war die höchste Akademie der Künste zählte ihn zu ihren Mitgliedern.

Ein ehrlichliches Herz hatte dieses mächtigen Genius. Meyerbeer war als Mensch eine durchaus liebenswürdige Natur und eine der achtungswerthesten Persönlichkeiten. Er brach nicht von seinem in alt den Künstlern eigenthümlichen und in Gelehrten und ärmeren Stolze. Er war im Gegentheil einfach, mild und schlicht gesinnt. Sein feines Weltverhalten erhielt er sich an den Höfen, worauf sich viel kann. Eine Vorliebe hatte er allerdings für Paris, wo ihm vielleicht eine noch allgemeinere Anerkennung zutheil ward als in seiner Vaterstadt. Oft ist ihm die Ehre fürstlicher Einladungen nach Hannover und Braunschweig gefallt gewesen, als er in Frankfurt und den Jahren beschäftigt wurde. Seine Napoleon ihm einen seiner Erstlinge und ihn als wichtigste der Tage nach seinem Belieben erkundigen. Nur seine Löcher traten kurz vor seinem Tode noch bei ihm ein, seine Gattin war in Kissingen, wohin sie eine Mineralwasser gebraucht, gebrauchen. Seine deutsche Heimath wurde hierdurch wieder einmal Meyerbeer gerettet. Der Meister, aus in der Krankengeschichte beigelegt zu werden. Der „Meister“ sagt: „Das 19 Jahrhundert verlangt in ihm ein mächtiges Genie. Es ist ein Verlust für die Kunst, denn Traurigste ich nicht bemessen läßt. Die Grösse besitzen muss nach der allgemeinen Bewunderung, die ihm zutheil geworden.“

Der Tod hat Meyerbeer nicht überrascht; er hielt sein Hinscheiden für so unbedeutend, daß er, ohne Gegenstand, eine Reise machen wollte; als der Krankheit erneut wurde, legte er sich und befahl bis zum letzten Tage volle Besinnung. Sein Hinscheiden war schmerzlos.

Von dem genialen Componisten ist nur ein Schritt zum Sänger, zum schon deutschen Minnesänger. Ein solcher ist Julius Stockhausen. Nicht in seinem Geburtsstadt, mit der Taufe im Herz hatte er sich einen in Paris und Berlin, Hannover wieder von dem Orgel entschwundener Sang zu Gehör gebracht. Lied und Balladen aus der Mode der Männerlieder erzählen, seine Klänge waren angefüllt Volksmelodien hielt er übertrug an und heran. Strophenform ist ein Fortschritt. Aber wichtig ist nicht in deutscher Musikkunde wieder und wieder hören! Auch ist es eine Bestrebung, sich in einen weiteren Kreisen singt. Wer sang es für sie, sagen, volksthümlichen Melodien und für „Wanderer“, so Schubert: es ganz in Kraft und Art in Ihre übertragen, die Grundlagen Ihrer Kunst- und Lied in Schumann'schen Compositionen — wie weit es der mehrstimmigen zu sehen! Es singt und Sachen und Theorien und den Raum: hier ist Element. Darin hat es sich hier auch ein Herz erobert, dem es sich so sehr gebaut!

Beate.

Hundert der beſten Merinos kommen direct aus Spanien. Kennen Sie Elsner's Buch: „Das goldne Vließ"?

Seeburg (zieht ſeine Schreibtafel).

Bitte, bitte, wie?

Beate.

„Das goldne Vließ", ein Schatz von gediegenen Kenntniſſen. Ein Leitfaden für Alles, was ſich auf die höhere Schafzucht bezieht.

Seeburg (bei Seite, indem er ſchreibt).

Doch ein Engel von einem Mädchen!

Beate.

Herr Nachbar, wollen Sie das Geſchäft mit entriren?

Seeburg.

Mit Freuden.

Beate (hält ihm die Hand hin).

Ein Wort!

Seeburg.

Ein Mann! (Will ihre Hand nicht loslaſſen) O, Sie ſind ein Wunder Ihres Geſchlechts!

Beate (will die Hand zurückziehen).

Bitte, bitte!

Seeburg.

Wenn es da droben einen Stern giebt, der noch keinen Namen hat, er muß Beate heißen.

Die Shakspeare-Feier im Krystallpalast.

A. S. — Die Täglich im allgemeinen die Shakspeare-Feier in England aufgefaßten, wie schnell und begeistert sich die Massen, die aufgerufen waren, eine Shakspeare-Eiche zu pflanzen, in ein „Gartenbau-Intiguations-Meeting“ umwandelten, wissen Sie bereits. Die Engländer sind zu modern, zu realistisch, um einen Dichter feiern zu können. Den Versuch, den sie im Krystallpalast zu Sydenham dazu unternahmen, will ich Ihnen schildern.

Diejenigen, welche verbunden waren, dem Dichter zu Ehren ein Fest zu Warwickshire beizuwohnen und daselbst das Geburtshaus des Dichters zu sehen, konnten sich nicht besser darauf einschulden als durch einen Besuch in Sydenham am 23. April. Der Krystallpalast hat einen tollischen Anblick, auf seinen oberen Terrasse wurde umgeben von vielen bunten Fahnen, Kränzen und Blumenfestons, unter den Klängen der Musik auf „Oberon“ und dem „Sommernachtstraum“ von Mendelssohn Shakspeare's entblüht, deren Verbannung von phantastischen Figuren umrauscht war. Unter Entfaltung schon ich ein kolossales Stadtwesen Comeet in dem farbigsten tonreichsten Mittelraume des Krystallpalastes an Tore, wo der Hauptgesichtspunkt auf das Haus, auf den Garten gerichtet möglichst Shakspeare's Geburtshaus Shakspeare's geschildert war, an Gräbe, Gestalt und Farbe von innen und außen das auf die Straßen in der Manier war, ob dem Hause zu Stratford nachgeahmt. Darauf war zu lesen Inschrift von der Thronen des Krystallpalastes nach Stratford gesandt worden und hatte seine Aufgabe auf das glücklichste erfüllt. Das auf Rasenteil erbaute Haus, welches rechts von dunklen Bäumen umschlossen war, ist wirklich und wirklich, in der Hauptsache das ist drei Zimmer mit sehr kleinen Fenstern, während ein mittelgroß Obdach die Thür überdeckte. In beiden Seiten befanden sich Thüren, von denen Blumenfestons umgeben, in denen — in der Nachahmung wurden sich — wirklich Blumen, Sträucher und Pflanzen blühten. Die Aemter, mit Blumenstöpfen gefüllt, standen offen und allen sah so täuschend und wahrhaft aus, daß man sich jeden Augenblick erwarten, den Kopf des Dichters hinter seinen Blumen hervorkommen zu sehen. Vom Zimmer im ersten Stock war seinen weniger starken Mitteln, dem Kamin und der Shakspeare-Büste in der Nähe, ist eine genaue Copie des Originals zu Stratford, ebenso wie jenes Gemach, worin es das Licht der Welt erblickte. Hier vom Hause, welches sich auf einer Art Bühne erhob, befanden sich die Künstler, der Chor und die Solosänger, von denen Braham Theresa am meisten gefiel, begannen in ihren Arie auch den Lustigen Worten von Shakspeare. Diese der Heiligen und Musikfreude wollen dem „Sommernachtstraum“ entnommen, von welcher Wirkung aber man sich eigentlich für diese Gelegenheit geschrieben und componirte Chorlieder, deren Uebertragung etwas leeren möchte:

O Shakspeare, welche neue Lieder!
Du bist ein Denkmal ohne Grab
Und lebst auf ewig, solang' deine Werke leben,
Mehr Ehre, edler Zeiten angehörend,
Gedenke, daß Schwan vom Avon, wieder!

In diesem Augenblick können sich plötzlich die Thür des Shakspeare-Hauses, und „o Wunder! war das natürlich der „süße Schwan vom Avon“, der dort, erschien, herumgegangen auf dem Grabe von den Klängen einer ergreifenden Musik! Tausend glaubt man diese Gestalt den bekannten Bildern Shakspeare's in Natur-Kleidung, Haarwuchs und Gesichtsfigur. In Wirklichkeit aber war es nur Mr. Young, der Heroen aus Shakspeare's bekanntesten und volksthümlichsten Stücken declamirte, unter anderem eine der berühmtesten Stücke!

Das Innere des Palastes entsprach an Reichthum, Prunk und Erhebung den oberen Terrassen; zwischen je zwei Pfeilern des oberen Ranges waren Tapeten mit den bekanntesten Stellen Shakspeare'scher Stücke auf vorher schon bezeichneten und weißen Schrift zu lesen. Auch war die Reihe zwischen den Nationalfarben und der italienischen Abtheilung ein ornamentaler Shakspeare Quart eingefügt worden, in welchen die Worte des Dichters vom Ufer der Kirche zu Stratford an Avon nicht einer Nachahmung von ihnen und einer Gattin Gedächtnis gesetzt worden; ferner Architekten, die Apotheose des Dichters und Barden seiner Stücke darstellend, auch einige Bücher und Bilder, die sich angeklebt haben sollen. Die Reise, vom Wetter begünstigt, war bei Neuseeländer nach vortrefflichen, Shakspeare's Geist hatte natürlich nicht damit zu thun. Der Anblick von dem dichten Massen des Krystallpalastes auf die umgebenden Terrassen mit ihren mannigfachen Marmorreihen, Treppen, Springplatzen, Wasserbassins, Blumen, Laien und Baumgruppen, welche durch die lustig wehenden Fahnen und Guirlanden und die zahlreiche Volksmenge, welche den ganzen Tag über das Fest neue Standbild von Shakspeare umzog, unendlich bunt und lebendig aufsahen, war ein schöner und unvergeßlicher.

Briefwechsel.

— K. H. in Prag. Ihre Gedichte wurden auf sehr ungünstige Art, wenn sie sich nur der Prosa nicht nähern. Sie haben nicht einmal Aufgabe sind, Ihre Verse den Anforderungen an Rhythmus zu genügen.

— F. W. in Wien. Ihre Arbeit soll Ihnen neue Kräfte in Wissen. Was Ihnen gewünschte keine persönlichen Gründe. Was gegen Ihre Correctheit spricht, ist keine so hohe Ihre Gründe, sondern, daß Ihre Bemerkungen, die Sache selbst nur Missverstand, und den Gegenstand betrifft und nicht seinen Schlagen betrifft. Wir haben persönliche gesprochen, in Wirklichkeit unterschreiben Sie nicht — Sonst ist keine auf Ihnen!

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 22.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Die Waldblume. Novelle von Theodor Körner. (Viertes Kapitel. (Fortsetzung.) Viertes Kapitel.) — Madame Chrysanthème und die Kirschenblumenmode. Von Axel Hermann Haeie. — Der Zwerg. Von Victor Hugo. (Schluß.) — Madame Pariser Hugo oder William Shakespeare. — Miscellen: Deutsche Kleider-Namen. — Literatur. — Eine Mücken in Jerusalem. — Die Klassiker und der Kunstschule. III. — Aus der Zeit.

Die Waldblume.

Novelle von Theodor Körner.

Drittes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Ohne dem treuen Diener zu antworten, lief die alte Gräfin eine Weile still, in sich versunken. Dann sagte sie traurig: „Und selbst, wenn es Ihnen gelingt, ihr es doch nur eine Galgenfrist, die wir gewinnen. Wir verständigen die Polizei mit der Gewißheit, daß sie nur einen schlimmen Ausgang nehmen kann. Wenn Vermögensverhältnisse bis zu einem gewissen Grade zerrüttet sind . . ."

„Im schlimmsten Fall", fiel er mit niedergeschlagenem Blick ein, „bleibt uns ja noch der Wald."

Wieder schauderte sie einen Blick weniger Gutmüthung auf ihn und rief: „Der Wald! . . . Lieber würd' ich meine Kinder verkaufen als den Wald, die einzige Freude und Zerstreuung meiner Tochter! . . . Mein Gott, Sie wissen, das arme Kind lebt, wie eine Einsiedlerin, aller lebendigen Genüsse beraubt. Als hat noch keine große Stadt, kein Theater gesehen. Garten und Wald sind die einzigen Schauplätze seiner Jugendfreuden gewesen. Und Sie wollen ihn verschachern, den Wald, die schlanken, prächtigen Tannen, die dem armen Kinde gleichsam ans Herz gewachsen sind?"

Der Alte stand in tiefster Bestürzung da vor ihr. Darauf sprang sich in seinen gutmüthigen, ehrlichen Zügen ein Seelenkampf ab. Ein Gedanke, der ihn schon längst beunruhigt und gequält, lag ihm jetzt peinlich auf der Zunge, und doch scheute ihn der Muth, ihn aber die Worte zu lassen. Endlich aber, nach ungeheurer Anstrengung, ermannte er den Muth. „Gnädige Frau Gräfin", sprach er leise und stockend, „warum halten Sie die Gemeinde so fern von Menschen und Gesellschaft, von Welt und ehrlichem Verkehr?" Da sie nicht antwortete, ermunterte sich sein Muth, und er fuhr fort:

„Wenn je eine junge Dame die Aussicht hatte, in der Welt eine Rolle zu spielen, bewundert und geliebt zu werden, die Männer zu entzücken und zu fesseln und aus der Ehe ehelichen Glücks ein günstiges Los zu ziehen, so ist dies mit Gewißheit Blanka der Fall. Ich wollte meinen alten grauen Kopf verwetten . . ."

„Schweigen Sie!" herrschte sie ihn an. „Wissen Sie denn nicht, daß ich meine Tochter nach einem tiefen, wohldurchdachten Plan erziehe? Bedenken Sie denn nicht, daß ich nur dadurch so unglücklich geworden, daß ich so sehr mit Welt

und Leben bekannt wurde, daß ich die Männer prüfen und miteinander vergleichen lernte, daß ich mir über sie ein eigenes Urtheil bilden konnte und mir dann anmaßte, eine selbstständige Wahl zu treffen? Wäre ich einsam und in kindlicher Unwissenheit erzogen worden, ich würde ja gar nicht gemerkt haben, daß man mich opferte, wem und wofür man mich opferte. Mein Herz wäre frei von jeder Leidenschaft geblieben und nicht in Haß erglüht gegen den, der die Schuld trug, daß es gebrochen wurde. Ich hätte ihn auch nicht in seiner ganzen Blöße und Niedrigkeit erkannt und würde ein Leben, zwar ohne erhebende Momente, aber auch ohne Qualen und Gram geführt haben... Nein, meine Tochter soll diese grausame Schule des Lebens nicht durchmachen! Sie soll nicht prüfen und wählen lernen! Ich werde für sie wählen, wenn die Zeit gekommen sein wird! Geleitet vom Gefühl der kindlichen Pflicht..."

„Mutter, Mutter, sieh' nur, ist das nicht herrlich?" Mit diesen Worten schnitt Bianka, ins Zimmer hüpfend und der Gräfin ein Blatt Papier überreichend, die Rede der letztern ab.

Die Gräfin warf vorerst einen zärtlichen Blick auf die Tochter. Mit ihren braunen funkelnden Augen, ihrem schwarzen, wellenförmig über die Stirn emporragenden Haar, ihrem frischen Teint, ihrer leichtgebogenen Nase, ihren vollen kirschrothen Lippen, ihren Grübchen in Wange und Kinn, mit ihrer schlanken, anmuthigen Gestalt und mit jenem unbeschreiblichen Hauch der Jungfräulichkeit, der, einmal verwischt, nie wiederkehrt, war Bianka eine Erscheinung, welche, wie der alte Inspector sich ausdrückte, jedermann, der sie ansah, das Herz im Leibe lachen machte.

„So sieh' doch nur auf das Blatt!" rief sie ungeduldig, da sie das Auge der Mutter auf sich gerichtet sah.

Die Gräfin betrachtete nun das Blatt und fragte mit der Miene großer Ueberraschung: „Was ist das? Was soll das bedeuten?"

„Du erkennst sie nicht?" rief Bianka verwundert —

„Mein Gott, ich habe sie auf den ersten Blick erkannt — des Gärtners Lieschen, wie sie leibt und lebt!"

Das Erstaunen der Gräfin schien noch zu wachsen. „Wie kommst du zu dieser Zeichnung?" fragte sie sehr ernst.

„Ja, das ist eine höchst wunderbare Geschichte!" antwortete Bianka ganz unbefangen. „Und wenn du mir versprichst, auf den Gärtner nicht böse zu sein, will ich sie dir erzählen!"

„Erzähle!" sagte die Gräfin fast streng.

Das junge Mädchen warf sich mit graziöser Bewegung auf die Knie vor die Mutter, legte sich mit den Armen auf ihren Schoß, blickte ihr zärtlich ins Gesicht und hob an: „Also gestern, früh am Morgen, bemerkt der Gärtner einen Fremden im Garten, ganz in der Nähe des Schlosses. Er läuft zu ihm hin und fragt ihn, was er hier wolle."

„«Mein lieber Mann, ich will dieses altherthümliche Schloß zeichnen!» antwortete der Fremde, ein feiner, junger Herr, wie der Gärtner versichert. «Ich bin ein Maler, mache eine Fußreise, komme zufällig in diese Gegend und fühle mich von der eigenthümlichen Lage und Bauart dieses Schlosses so angezogen, daß ich dem Wunsche nicht widerstehen kann, es abzuzeichnen...» Aber ich bitte dich, Mama, was ist dir denn? Du machst ja Augen wie Wagenräder so groß!"

„Erzähle weiter!" sagte die Gräfin im frühern strengen Tone.

„Nun, der einfältige Gärtner antwortet dem feinen jungen Herrn, die gnädige Herrschaft sehe nicht gern Fremde im Garten. Ueberdies finde er ja kein Handwerkszeug bei dem Herrn und müsse daher zweifeln, ob er auch wirklich ein Maler sei... Darauf lacht der Fremde und sagt: «Lieber Freund, ich bin durchaus nicht gewillt, Ihrer Herrschaft lästig zu werden! Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß mich Ihre Herrschaft gar nicht zu Gesicht bekommen wird! Daß ich aber in Wahrheit ein Maler, und zwar kein ganz untüchtiger Maler bin, will ich Ihnen sogleich beweisen! Führen Sie mich nach Ihrer Wohnung...» Der Gärtner, der nun Zutrauen zu dem Fremden gefaßt hat, führt ihn wirklich nach seiner Wohnung... «Ach, vortrefflich!» sagt der Maler, als er dort Lieschen sieht... Lieschen muß sich vor ihn auf einen Stuhl setzen. Er zieht ein Papierblatt und schwarze Kreide aus einer Mappe hervor und nach einer Stunde ist das reizende Bildchen fertig... Der einfältige Gärtner hat mir's durchaus nicht in die Hand geben wollen. Er fürchtet sich vor deinem Tadel und Unwillen. Ich habe ihm jedoch versprochen, daß ich nicht nur deinen Unwillen gegen ihn besänftigen, sondern dich auch so lange bitten werde, bis du dir auch von mir eine solche Zeichnung von dem Maler anfertigen lässest... Nicht wahr, ich habe ihm nicht zu viel versprochen?"

Die Gräfin hatte während dieser Erzählung mehrmals die Farbe gewechselt. Am Ende, statt ihrer Tochter zu antworten, sagte sie barsch zu dem Greise: „Ziehen Sie Erkundigungen darüber ein, wer dieser Mann ist und was er hier will!“

„Dieser Mann heißt Burgsdorf und ist wirklich ein Maler“, versetzte der Inspector. „Er scheint in diese Gegend gekommen zu sein, um für den Herrn Schmidt einige Bilder zu malen, da der letztere ihn aus dem Gasthofe abgeholt hat und auch schon öfters in seiner Gesellschaft gesehen worden ist. Ich selbst bin dem Maler schon einigemal begegnet. Er ist in der That ein feiner, wohlanständiger Mann.“

„Siehst du, Mütterchen“, rief Bianka lachend, „er ist kein Räuberhauptmann, wie du von allen Fremden, die sich in dieser Gegend blicken lassen, zu glauben scheinst. . . Und nun“ — fügte sie, der Mutter die Hand küssend, hinzu —, „sieh' dir noch einmal die schöne Zeichnung an, dann wirst du mir gewiß meine Bitte nicht abschlagen!“

Die Gräfin betrachtete in der That das Bild, das sie noch immer in der Hand hielt. Das liebliche Kind des Gärtners war ganz vortrefflich getroffen. . .

Schon längst sehnte sich die Gräfin nach einem Porträt ihrer Tochter. Nur theils die für sie höchst bedeutenden Kosten einer Reise nach der Hauptstadt, theils auch die ihr eigenthümliche Furcht vor allerlei unbestimmten Gefahren, welche für ihre Tochter aus dem Verkehr mit der „großen Welt“ hervorgehen könnten, hatten sie bisher abgehalten, Bianka malen zu lassen. Jetzt nun bot sich ihr die günstigste Gelegenheit, den geheimen Wunsch wenigstens ohne erhebliche Ausgaben zu befriedigen. Was die Furcht vor möglichen Gefahren betrifft, so war sie zwar auch jetzt nicht frei davon; indeß sie sagte sich: dein Mutterauge wird wachen! . . . Laut sagte sie dann zu dem Inspector. „Schicken Sie mir den Gärtner herauf! So ganz ohne Tadel darf er nicht davonkommen! Auch werden wir von ihm wol erfahren, ob und wie lange sich der Maler in dieser Gegend noch aufhält.“

Bianka sprang mit dem jubelnden Ruf in die Höhe: „Ich werde gemalt werden!“

Viertes Kapitel.

Einige Tage darauf finden wir Burgsdorf im gräflichen Schlosse. Es war schon der zweite Morgen, an welchem er sich dort befand. Der Inspector war mit der Einladung an ihn betraut worden. . . Sein erster Empfang von seiten der Gräfin hätte ihn höchst unangenehm berühren müssen, wäre er nicht vorher durch den Inspector mit gewissen Eigenthümlichkeiten der „sonst so vortrefflichen Dame“ vertraut gemacht worden. Ihre ganze Unterhaltung mit ihm bestand in einem ununterbrochenen Forschen und Prüfen durch Blick und Wort. Indeß der Maler, der sich in der Hauptstadt in den besten Gesellschaften bewegte, kannte ihr außer Geist und Witz auch die besten Manieren entgegenstellen, sodaß sie schon bei der ersten Sitzung ihr steifes, kritisches Wesen ein wenig aufgab.

Was Bianka betrifft, so benahm sie sich am ersten Tage schüchtern und scheu wie ein junges Reh. Sie saß zum ersten mal einem jungen, schönen, feingebildeten Mann gegenüber, der ernste forschende Blick ihrer Mutter harrete auf ihr. Von Kindheit auf war ihr gelehrt worden, den Umgang mit Männern als eine der größten Gefahren für das weibliche Geschlecht zu betrachten. Sie begriff nichts von dieser Gefahr, aber das Gefühl dafür war wach in ihr.

Am zweiten Tage benahm sie sich schon ganz anders. Sie glaubte an die unbestimmte Gefahr nicht mehr. Das offene, ruhige Wesen des Malers, seine geistvolle, belehrende Unterhaltung und seine feinen, anziehenden Manieren hatten sie zugleich beruhigt und zutraulich gemacht. Auch das veränderte Wesen der Mutter, das ihr nicht entging, trug dazu bei, sie sorglos und unbefangen zu machen.

Sie mischte sich in das Gespräch, das zwischen der Gräfin und dem Maler geführt wurde. „Du sollten nicht sprechen“, sagte die Gräfin. „Es muß wol die Ruhe deiner Züge stören und dem Herrn Maler unnütze Schwierigkeiten verursachen.“

„Ganz im Gegentheil!“ versetzte Burgsdorf. „Das Sprechen erhöht die Lebendigkeit der Züge, es belebt gleichsam den Charakter, die Seele eines Gesichts. Auch muß ich Sie bitten, mein Fräulein, mir hin und wieder einen Blick zu gönnen. Das Auge ist nach Glanz, Fläche, Farbe und Durchsichtigkeit die Seele alles Ausdrucks, und seine Bedeutung liegt noch ungleich mehr im Blick, in der Bewegung als in Form und Farbe.“

Sie heftete das große, braune Auge auf ihn und Purpur bedeckte ihre Wangen.

Die Gräfin betrachtete diesen Blick, doch auch die Ruhe, die Unbefangenheit, mit der er auf-

genommen wurde. An den Faden des frühern Gespräches wieder anknüpfend, sprach sie:

„Die Jugend idealisirt Welt und Menschen, weil sie von Welt und Menschen noch alles hofft. Das Alter glaubt sich von der Welt schon leidlich behandelt, wenn es keine tiefe Kränkung von ihr erfährt. Ich will übrigens nicht sagen, daß man die Jugend in Haß oder Verachtung gegen die Welt erziehen soll, aber warnen sollte man sie vor ihr!... Selbst die besten und erleuchtetsten Menschenfreunde haben eher ein System der Menschenbeglückung gefunden als einen Pfennig für den Armen, der thatsächlicher Hülfe bedurfte."

Der Maler betrachtete die Gräfin mit Erstaunen. Er schien in ihren Zügen nach der Ursache ihrer verbitterten Weltanschauung zu forschen. Darauf seine Arbeit wieder aufnehmend, erwiderte er: „Es ist wahr, man findet den Menschen oft und überall von kleinen Nadelstichen des Schicksals gepeinigt; man findet ihn von Irrthümern und Leidenschaften beherrscht, zankend und kämpfend um nichtige Dinge, nie ganz zufrieden und glücklich, wankelmüthig in Wort und That, taumelnd von Begierde zu Genuß und vom Genuß zur Begierde; und dennoch, wenn er tiefe und große Anregungen empfängt, wenn er sich des Bandes bewußt wird, das ihn an seine Mitmenschen fesselt und diese an ihn, wenn die elektrischen Zuckungen der Menschengesellschaft auch ihn treffen, sehen wir ihn fähig des Selbstvergessens, der edelsten Begeisterung, der Hingebung, der Aufopferung. Daher kann wol nur derjenige ganz unglücklich werden, den das Wehe des Lebens so niederdrückt und aufreibt, daß er sich isolirt vom großen, allgemeinen Interesse der Menschheit, wenn er vergißt, was sein Leben für andere und das Leben anderer für ihn bedeutet."

„Sie reden vom Manne", versetzte die Gräfin, „denn nur auf ihn paßt das alles... Was hat das Weib mit dem großen allgemeinen Interesse zu thun? Was bedeutet das Weib für die Gesellschaft, den Staat? Wir Weiber sind die Nullen im Rechenexempel des Lebens. Nur in der Verbindung mit der bestimmten Zahl, dem Mann, bedeuten wir etwas. Und wehe uns, wenn diese bestimmte Zahl dann auch nur einen nominellen, einen scheinbaren Werth hat! Das Weib hat nur ein persönliches Herz. Ist das gebrochen oder vergiftet, so beginnt der Tod für das Weib. Der Mann flüchtet sich an das große Herz der Menschheit und empfängt pulsirendes Leben von dort."

„Der Staat wurzelt aber doch in der Familie", entgegnete der Maler. „Zerstörung der Familienliebe wäre Zerstörung der Menschheit, Weltuntergang, sagt schon Shakspeare. Das Herz der Familie aber bildet die Frau, die Mutter, und so erlangt das Weib die höchste Bedeutung für die große Gesellschaft, die Menschheit. Und wenn das Weib im Rechenexempel des Lebens die Null ist, so geb' ich zu bedenken, daß diese Null den Werth der Zahl, an welche sie sich reiht, um das Zehnfache erhöht!"

„Bravo, bravo!" rief Bianka, mit den Händen klatschend. „Ich will Kampfrichterin sein, Mama, und bestimme dem Herrn Burgsdorf den Preis!... Daß die Menschen und insbesondere die Männer nicht so böse und gefährlich sind, als du sie schilderst, hat mir schon oft der alte Inspector gesagt. Und nach dem, was ich von Herrn Burgsdorf gehört, fürcht' ich mich nun gar nicht mehr vor ihnen! Daß aber das »schöne Geschlecht« eine gar so geringe Bedeutung im Weltleben haben soll, kann ich schon darum nicht glauben, weil alle Dichter uns preisen und besingen und in ihren dramatischen Werken uns die Hauptrollen geben. Folglich bist du in beiden Punkten besiegt und . . ."

„Ich sehe denn doch", unterbrach sie die Gräfin, „daß dergleichen lebhafte Gespräche den Herrn Maler in seiner Arbeit stören, was er aus Höflichkeit vorhin in Abrede stellte. Und da es unbillig wäre, seine Zeit allzu lange in Anspruch zu nehmen, so wollen wir uns für die Folge ein wenig ruhiger verhalten"... Sie äußerte dies, bald zu ihrer Tochter, bald zu Burgsdorf gewandt. Der letztere hatte diese Bemerkung durch einen langen Blick der Bewunderung auf die Preisrichterin, der wol mehr persönlicher als künstlerischer Natur war, hervorgerufen.

Er fühlte sich offenbar auch getroffen, denn er erröthete und schwieg, seine Arbeit wieder aufnehmend. Damit war für diesen Tag auch die Unterhaltung abgeschnitten. Wenige Minuten darauf verabschiedete sich Burgsdorf, und sowol die Art, in der er dies that, als die Weise, in welcher seine Verabschiedung erwidert wurde, ließ deutlich erkennen, daß in den kaum angeschlagenen Accord der Zutraulichkeit zwischen den drei Personen ein Mißton hineingeklungen war. . .

Burgsdorf ging nachdenklich durch den Park nach Hause. Seine gewöhnliche Ruhe hatte ihn heute verlassen. Er war erregt, mißmuthig. Zuweilen schlug er mit seinem Stock in die bis an

den Weg herüberhängenden Tannenzweige, als ihnen tückische unsichtbare Gegner darauf Zuweisen auch stand er still und zeichnete mit dem Stock Kreise und Figuren in den Sand. Endlich, am Ende des Forstes, schien er vermittels eines energischen Willensactes seine Unruhe von sich abzuschütteln. „Unsinn! Narrheit!“ murmelte er mit dem Ausdruck eines gewissen Trotzes; „'s ist nichts als ästhetischer Kitzel oder romantische Wallung!“

Als er aus dem Walde heraustrat, stand er Herrn Schmidt gegenüber, der ihm entgegengekommen zu sein schien und ihn, den Hut ziehend, mit den Worten anredete: „Darf ich Sie bitten, mich nach meiner Wohnung zu begleiten?“

„Ich stehe zu Diensten“, antwortete Burgsdorf und folgte dem Sonderling, der, ohne ein Wort weiter zu sagen, voranging. Diesmal führte er jedoch seinen Gast nicht, wie das vergangene mal, nach dem Altan, sondern durch den mit Marmor gepflasterten Hausflur eine kunstvolle Wendeltreppe hinauf nach dem Zimmer, in welchem ihn Burgsdorf, mit einem Fernrohr bewaffnet, am Fenster erblickt hatte... Das Fernrohr lag auch diesmal auf einem kleinen Tische in der Nähe des Fensters... Das Zimmer enthielt wenige, aber kostbare Möbel und in einem großen Glasschrank eine ansehnliche Bibliothek...

Während Burgsdorf seinen Hut auf den Tisch am Fenster niederlegte, warf er einen raschen Blick hinaus nach dem Forst und der Tannenallee.

Dieser Blick genügte zu der Wahrnehmung, daß die Allee in geradester Richtung nach dem Schlosse der Gräfin führte und daß das Schloß vollkommen sichtbar war, sodaß ein gutbewaffnetes Auge sogar die Personen, welche sich an den Fenstern des Schlosses erblicken ließen, deutlich zu erkennen im Stande sein mußte.

Herr Schmidt ließ ihm keine Zeit zu weiteren Betrachtungen. Durch eine Bewegung mit der Hand lud er ihn zum Niedersetzen auf den Divan ein, nahm dann selbst in einem Lehnstuhl Platz, betrachtete ihn eine Weile mit ernstem, forschendem Blick und begann dann: „Sie entsinnen sich wol Ihrer Aeußerung, daß Sie sich bewußt seien, wie viel Vorsicht, Zartgefühl und Delicatesse die Angelegenheit erheische, in der ich Ihre Hülfe begehrt hatte?“

„Sehr genau!“ antwortete der Maler lakonisch.

Herr Schmidt achtete nicht auf den eigenthümlichen, kurz abfertigenden Ton dieser Antwort, sondern fuhr mit der vorigen ernsten Höflichkeit fort: „Ich möchte mir nun die Frage erlauben, ob die Art der Ausführung meines Wunsches in allen Punkten, besonders hinsichtlich der Vorsicht, jenem Bewußtsein entsprochen hat?“...

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Madame Schlanzowsky und die Kirschkernkanonade.

Von Mari Neumann-Strela.

An einem sonnigen Herbsttage des Jahres 1797 geschah es, daß Goethe's Euphrosyne, Christiane Neumann-Becker, in einem Hause am Töpfermarkt zu Weimar aus diesem Leben schied, „ein Bild der Geduld, der Milde und Güte, mit der vollsten Ergebung in den Willen des Allmächtigen“. Goethe empfing die Botschaft in den „fernsten“ Gebirgen der Schweiz. Seinen Schmerz über den Verlust der Lieblingsschülerin bekundet die Elegie „Euphrosyne“, welche er der Entschlafenen widmete, denn „Liebende haben Thränen und die Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten“.

Als Kirms, der Herr Land-Kammerrath, Goethe's Mitdirector, der Mann im stereotypen grauen Leibrocke, vom geschmückten Grabhügel zurückkehrte, klopfte er — ein Zeichen seiner Verlegenheit — den Tabak vom Jabot und strich, das Haupt wiegend, über sein glattrasirtes Kinn. Und verlegen war jetzt der Herr Land-Kammerrath, so verlegen, daß ihm selbst der neueste Jahrgang des Reichardt'schen „Theaterkalenders“, den er emsig durchblätterte, keinen Rath zu geben vermochte. War diese Stimmung aber nicht denkbar? War nicht die Verlegenheit eine große, da es die Verstorbene zu ersetzen galt? Sie, der einstige Liebling des Hofs, der ganzen Residenz — und nun? Kirms zerknitterte fast sein zierliches Jabot.

Allein die kurzgemessene Zeit drängte. Goethe war mit der Anlage zu einem epischen Gedichte: „Tell“, zurückgekehrt und wünschte die fühlbare Lücke so gut wie thunlich ausgefüllt zu wissen; Brief auf Brief, von Kirms gefertigt, flog in die Weite hinaus. Die Debutantinnen eilten in der frohen Erwartung herbei, für das berühmte weimarische Hoftheater gewonnen zu werden. Madame Hunnius von Leipzig eröffnete als Emilia Galotti den Reigen; Demoiselle Gey von Mannheim schloß sich an; Madame Lilly aus Hamburg, eine Schülerin Friedrich Ludwig Schroder's, folgte nebst andern — „Alles umsonst!“ seufzte

Kirms hinter der ersten Coulisse, „das Publikum ist kalt wie Eis!“ Und alles war umsonst gewesen. Das Auditorium gedachte des geschiedenen Lieblings und vermochte keiner andern Beifall zu spenden. Guter Rath war um so mehr theuer, als Karl August mit nächstem zurückerwartet wurde und die Erledigung dieser Angelegenheit vor seiner Heimkehr gewünscht hatte.

Unter diesen Umständen ward denn einer Empfehlung des Regisseurs Becker bereitwilligst Gehör geschenkt. Sie betraf die erste Schauspielerin des prager Theaters, Madame Therese Schlanzowsky, mit welcher Becker während eines frühern Engagements vereint gewirkt hatte. Sogleich wurden Verbindungen angeknüpft und freudigen Herzens verließ Madame Schlanzowsky ohne Wissen der Direction Prag und verfügte sich bereits am Morgen ihrer Ankunft zum Herrn Land-Kammerrath, der die Brillengläser in banger Erwartung rieb, als ihm die Debutantin gemeldet ward. Sie trat ein, verbeugte sich zierlich, grüßte mit ihren schalkhaften lieblichen Augen, ließ ein volltönendes Organ hören — Kirms glaubte Hoffnung hegen zu dürfen und war die Höflichkeit in Person. Sein Rapport an Goethe war ein freudiger und Madame Therese betrat als Ophelia die Bühne.

Das Publikum zollte der einnehmenden Erscheinung Beifall und verließ das Theater seit Christiane Neumann's Tode zum ersten male wieder in gehobener Stimmung. Kirms war nach dem Sinken des Vorhangs mit fragendem Antlitz in Goethe's Loge geschritten und konnte nicht wenig, ihn regungslos, das Haupt gestützt, zu erblicken. Eine lange Stille trat ein, nur von dem Geräusch auf den Brettern unterbrochen. Schon klopfte er auf sein Jabot und wollte sich achselzuckend wieder entfernen, als Goethe plötzlich wie aus tiefem Traume erwachte und freudig sprach: „In dieser Rolle hat mir unsere liebe Jodte stets die größte Freude gemacht, davon abgesehen, daß sie dieselbe nach meiner Anweisung verkörperte. Ach, Kirms, wenn Euphrosyne bei uns wäre!“

Kirms mußte diese Worte freilich von ganzem Herzen bestätigen, doch fügte er hinzu, daß die sorgemäßene Zeit zur Entscheidung dränge und daß die Debutantin, deren hübsches Aeußere, deren schönes Organ er nicht hervorzuheben brauche, dem Auditorium gefallen habe. Allein Goethe zauderte noch und wünschte eine weitere Partie dargestellt zu sehen. Seine Wahl fiel auf Minna von Barnhelm. Madame Schlanzowsky gefiel auch in dieser Rolle und unterzeichnete den von Kirms gefertigten Contract mit tausend Freuden. Sie hatte sie diese bemeldete Stellung weniger ihrem Talent als ihrer Anmuth und der drängenden Entscheidung zu danken. Manchen Mangel übersah das Publikum der schmachtenden Augen, der liebreizenden Erscheinung willen; manche Störung in der Harmonie des Ensemble, auf welches die Weimaraner mit Recht stolz sein durften, wurde angesichts der äußern Eigenschaften mit lindem Tadel übergangen; ja selbst Böttiger, der gestrenge Kritiker, welcher von seinem Platze im Parterre nicht selten den Ton angab, entschuldigte vielerlei auf Kosten der Schönheit und bemerkte, daß für die Zukunft und nach länger genossener Schule der erfreulichste Einklang zu hoffen sei. Goethe indeß war anderer Meinung. Sein scharfes Auge erkannte den Umfang des gewonnenen Talents gar bald. Er mußte sich die momentane Unersetzbarkeit des Verlorenen gestehen, zu gleicher Zeit seine Freude über den Beifall des Publikums bezeigen und die Hoffnung hegen, daß künftige Tage seine Bemühungen günstiger gestalten würden. . .

Die zukünftigen Tage! Was mochten sie Thereschen bringen? Bargen sie weitere Freude in ihrem Schoße oder säumten drohende Wolken bereits den Himmel des Glücks? Noch sah Therese nur die Bläue, den Sonnenglanz, noch dünkte sie alles so golden, so schön — und doch, doch: es stieg schon ein Wölkchen am Himmel ihres Glücks auf in Gestalt eines Studenten der hallenser Hochschule. Das war Herr Heinrich Ambrosch. Einen Bruder in Weimar besuchend, hatte er der Vorstellung des „Abällino“ beigewohnt, in der Madame Schlanzowsky als Rosamunde von Korfu gewirkt. An Ovationen war natürlich kein Mangel gewesen; man hatte Rosamunde am meisten beklatscht. Allein Herr Heinrich, in dessen Brust Begeisterung für wahre Kunst loderte, war über den Mangel an Tiefe erstaunt gewesen und hatte nicht fassen können, wie dieser Ersatz für die vielgeliebte Neumann-Becker das Auditorium zu befriedigen vermöge. Das hatte ihn erzürnt und ohne Hehl sprach er nach dem Schlusse zu seinen Freunden davon, als sie sich vor der Thür des Schauspielhauses zusammenfanden.

„Kameraden“, rief er aus, „was haltet ihr von dem Publikum dieser Residenz? Ein bischen Schönheit entzückt es dergestalt, daß es die heilige Kunst darüber vergißt! O, habt ihr bemerkt, wie diese Philisterseelen sich vor Wonne

ſaß überſchlungen? Trauriges Zeichen der Zeit! Aber Geduld, Geduld, Madame Schlanzewitz! Wenn ſich die Pforten des Muſentempels in Lauchſtädt dir öffnen, werden die Jünger der hallenſer Hochſchule dir den Beweis geben, daß äußere Zier nichts über ſie vermag. Rede ich wahr, Kameraden? Werden wir einen Bund ſchließen? Reicht mir eure Hände zum Gelöbnis! Hoch die heilige Kunſt!"

Ein Hoch erſcholl und ſchlug noch vernehmbar an das Ohr Madame Thereſens, als ſie ihren haſtigen Schritt zur Eſplanade lenkte. Aus der Garderobe tretend, hatte ſie Heinrich Ambroſch's Worte mit Entſetzen vernommen und ſich grauen müſſen, daß dieſe Jünger der Wiſſenſchaft ihr Verhaben verwirklichen würden. Erklärlich, daß ſie der bevorſtehenden Ueberſiedelung nach dem Badeortchen Lauchſtädt daher mit Bangen entgegenſah, um ſo mehr, da der Frühling bereits erſchienen und der Tag der Abreiſe beſtimmt war. Eins nur konnte ſie tröſten und beruhigen: der Gedanke nämlich, daß auch Goethe die kleine Badeſtadt zum Sommeraufenthalt wählen und durch ſein Anſehen jeden bewerkſtelligen würde, daß jegliche Störung ſeitens der Burſchen unterbliebe. Allein zu bald nur ſollte ſie ſein Fernbleiben von Lauchſtädt erfahren. Staatsgeſchäfte hielten ihn wie Kirms in Weimar zurück, ſodaß dem Regiſſeur Becker der Auftrag ward, an die Spitze der Geſellſchaft zu treten. Mit ſchwerem Herzen ſchlug Madame Schlanzewitz daher ihren Mantelſack und konnte nicht froh mit den Fröhlichen ſein, welche auf dem Stuhlwagen, der durch die ſchlechtgepflaſterten Straßen raſſelte, ſo einſtimmig lachten und jubelten, daß die Bürger ein über das andere mal die Fenſter öffneten und glückliche Reiſe hinabwünſchten.

Fort ging's über Stock und Stein, Städtchen vorüber, über Wieſen, durch Dörfer. Was kümmerte das luſtige Völkchen der Ausruf einer ſorgenden Bauersfrau: „Hanne, nimm de Wäſche vom Zaun, de Bande kimmt!" Die Heiterkeit wuchs nach jedem Meilenſtein, wozu die Weinflaſchen, welche unter den Sitzen aufgethürmt waren, nicht wenig beitrugen. Selig erſchien der Himmel, der in ſchönſter Bläue herniederlächelte, ſelig die ganze Welt — Madame Thereſe nur gewahrte eine Wolke, welche höher und höher ſtieg und allen Sonnenſchein verſcheuchte.

Einſtimmiger Willkomm empfing die Geſellſchaft am Thore Lauchſtädts und ſogleich verbreitete ſich die Nachricht von ihrem Eintreffen. Wirthe eilten herbei, ihre Behauſungen anzubieten, Handelsleute, ihre Waaren zu empfehlen; alles ging drunter und drüber wie auf einem Jahrmarktsfeſt. Becker hatte ſeine liebe Not, eine gewiſſe Ordnung herzuſtellen und die Garderobe ins Theater zu ſchaffen; dann lenkte er ſeinen Schritt zum hochweiſen Herrn Bürgermeiſter, um die Ankunft der Truppe anzuzeigen und um gnädigſte Beachtung zu erſuchen. So unwürdig ihn dieſer Beſuch für einen Regiſſeur des weimariſchen Hoftheaters auch dünkte, ſo mußte er ihn doch unternehmen, da er der erſte von Goethe's ſpeziellen Befehlen war. Mit Herablaſſung gab das hochweiſe Oberhaupt ſeine Zuſtimmung und wenige Tage ſpäter klebten Zettel an allen Straßenecken, welche verkündeten, daß die erſte Vorſtellung: „Schiller's Räuber", ſtattfinden würde.

Auch der „Halleſche Courier" brachte dieſe Anzeige. Herr Heinrich Ambroſch überlas ſie und faßte ſogleich einen Entſchluß. Wie der Wind eilte er zu den Kameraden, rief ſie zuſammen und berat mit ihnen die Stammkneipe „Zum Schwarzen Roß". Als das Bier in den hohen Leckelkrügen ſchäumte, erhob er ſich von der Bank und ſprach:

„Ihr wißt, Jungens, was ich euch von der Madame Schlanzewitz berichtet habe! Es ſcheint faſt unglaublich, daß ſie heute die Bretter des lauchſtädter Theaters als Amalia betritt. Und dennoch iſt es der Fall! Seht her, hier ſteht's groß und breit zu leſen!"

„Wo? Wo?" forſchten die andern, das Blatt ergreifend, und riefen gleich darauf: „Gewiß und wahrhaftig, Heinrich hat recht! Das iſt ein Hohn auf die Kunſt! Das dürfen wir nicht dulden!"

Ambroſch ließ den Krug auf den Tiſch und verſetzte: „Brav, Jungens! Laßt uns beweiſen, daß wir Jünger der ewigen Wahrheit ſind! Die Schlanzewitz iſt eine wandelnde Lüge! Nieder mit ihr!"

„Nieder mit ihr!" wiederholte der Chor, während Ludwig Hellbart fragte: „Wie iſt das anzufangen? Gib du den Ausſchlag, Heinrich!"

„Gut!" verſetzte dieſer. „Vernehmt denn, was ich beſchloſſen habe! Das Trommeln und Zeichen iſt eine abgeſchmackte Geſchichte, wir müſſen mit neuen Waffen kämpfen! Alſo! Sämmtliche Burſchen rücken nach der Mahlzeit aus und nach Lauchſtädt hinüber! Dort füllt ein jeder ſeine Taſchen mit Kirſchen, die auf dem

Marktplatz in Hülle und Fülle feilgeboten werden. Sie sollen uns im Theater schon wunden! Aber nun die Hauptsache: kein Stein fliege unter die Bank, sondern ein jeder an den Kopf der Schlangowsky, der das Declamiren dann sicher vergehen wird! Abgemacht?"

„Abgemacht!" riefen die übrigen. „Bravo! Heinrich Ambrosch, du bist ein Meister in diesem Fach! Wird das ein Gaudium werden! Wenn aber Goethe oder die Polizei. . ."

„Seid ihr Männer?" unterbrach Ambrosch, sich in die Brust werfend. „Der deutsche Mann kennt keine Furcht! Auf denn! Am Heiligenthor sehen wir uns wieder!"

Die Krüge wurden geleert und unter Gepolter und Geschrei zerstreute sich die dramaturgisirende Versammlung nach allen Himmelsrichtungen, die übrigen Collegen zum Werke zu entflammen. Alleresten fanden sie bereitwilliges Gehör, sodaß sich ein ansehnlicher Trupp nach der Mahlzeit am Heiligenthor vereinigte. Dann wurde eine Ordnung in Posten hergestellt und unter dem Schwenken der Stöcke, unter dem Gebell der riesigen Hunde ging's die Straße nach Landsthür hinab.

Vor dem Schenkhause „Zum Gambrinus" geboten etliche Stimmen halt. Staub und Hitze mahnten an einen Labetrunk. Man drang ins Zimmer, forderte das Gewünschte so stürmisch, daß die Ruhe der sonst unerschütterlichen Schenkin merklich erschüttert wurde, und vernahm dann noch einmal die Befehle zur Kanonade aus Heinrich's Munde. Obgleich er seine Stimme zur Geltung zu bringen wußte und einige gewichtige Punkte gar mit einem Faustschlag auf den Tisch begleitete, so schenkten die wenigen Badegäste, welche in den Fensternischen hinter der Zeitung hockten, der Rede dennoch nur geringe oder keine Beachtung, sie schienen die lärmende Unterhaltung der Burschen gewohnt zu sein. Anders hingegen ein kleines, spindeldürres, verachtetes Männlein, dessen Ohrläppchen wie Fähnlein schlotterten und dessen haar- und bartloses, faltenreiches Gesicht gleich einem gepflügten, unbeschatteten Ackerfeld anzuschauen war. Dieses Männlein schob den Kopf so weit wie möglich vor und sog jedes Wort der Studenten mit offenem Mund ein, ja es vergaß sogar die Pfeife an die Nase zu führen und vermochte nur stete Seufzer, wie Ach! und Oh! auszustoßen. Dann aber, als die Unterhaltung am andern Tisch für eine Weile verstummte, schnellte es plötzlich wie elektrisirt in die Höhe, drückte die Mütze aufs Ohr und verließ die Stube in solcher Erregung, daß es zum Erstaunen der Schenkin die Entrichtung der Zeche vergaß.

Wer war dieses Männlein im hechtgrauen Frack? Weshalb eilte es dermaßen zur Wohnung der Madame Schlangowsky, daß ihm eine am Wege sitzende Obstfrau wegen Umsturz ihres Apfelkorbes einen Fluch nachsandte, daß ein Kind aus Leibeskräften schrie, weil es umgerannt und zu Boden geworfen war?

Aber auch Madame Therese, welche gerade ihre Rolle memorirte, sank vor Entsetzen fast in die Knie, als jetzt der Theaterdiener Ambrosius Beuther — unser spindeldürres Männlein — ohne zu pochen und wie die niedergehende Sonne glühend in ihr Zimmer stürzte. Kaum, daß sie einen Stuhl erreichen und stammeln konnte: „Was — was gibt's denn, Beuther? Brennt es im Theater oder sollten etwa die nichtsnutzigen Bur — —"

„Burschen! Burschen von Halle!" ergänzte Beuther, seine Mütze auf den Tisch schleudernd. „Malefikanten, niederträchtige, das! Wollen gutter Aeltern wohlerzogene Kinder sein? Sind Räuber, Banditen, Spießgesellen! Ich will zum Herren Regisseur! Nein, die Polizei muß einhauen, mit blanken Waffen einhauen! Ein Erpresser muß nach Halle! Das Militär muß her, die Kanonen müssen her, es gibt eine Revolte!"

Therese zitterte weniger vor Ambrosius' entsetzlichen Worten und Geberden als vor dem Gedanken an das Etwas, welches nach der damaligen Rede des Studenten wie nach des Dieners jetziger Einleitung über sie hereinbrechen würde. Dennoch hatte sie nicht geglaubt, daß dieses Etwas so bald eintreffen konnte, weshalb ihr Beuther's Worte um so beängstigender däuchten, da sie keinerlei Vorkehrungen zur Beschwichtigung dieser Empörung oder zur gänzlichen Vernichtung derselben getroffen hatte. Jetzt stürmte diese Hiobspost daher mit ganzer Wuth auf sie ein und nahm sie dergestalt gefangen, daß sie im Moment weder Rath noch Auskunft wußte.

Ambrosius hielt es für seine Pflicht, sie den Leidenskelch vollends leeren zu lassen, und erzählte bis ins Detail, was er im Schenkhause „Zum Gambrinus" vernommen. Dann fuhr er in seinen Zornesausbrüchen fort und schloß mit dem melancholischen Seufzer: „Wenn Excellenz nur bei uns wäre!"

„Dann mogten dieſe Buben nichts!“ rief Madame Schlanzewſky unter Thränen.

„Oder der Herr Land-Kammerrath!“

„Oder er! Oder er!“

„Soll ich dem Herrn Regiſſeur Meldung machen?“

„Der kann nichts verhindern!“

„Wäre es nicht rathſam, die Polizei zu rufen?“

„Die bleibt uns noch immer!“ verſetzte Thereſe, in deren Köpfchen vielleicht ſchon wieder eine Hoffnung dämmerte.

„So will ich denn gehen“, ſchloß Ambroſius und tröſtete: „Am Ende wird's nicht ſo ſchlimm. Wer weiß, ob nicht noch alles gut wird. Man muß nur den Muth nicht verlieren. Auf Regen folgt Sonnenſchein. Empfehl' mich, Madame Schlanzewſky!“ Er wandte ſich, ergriff die Mütze und bemerkte ein Stück Apfeltorte auf einem Tiſchchen zunächſt der Thür. Wahrſcheinlich kam ihm der Gedanke, daß Thereſe nach dieſer Erregung keinen Appetit verſpüren würde, oder auch, daß ihr dieſes Gebäck nicht zuträglich ſei — genug, er wandte ſich noch einmal und wiederholte ſeine Zornesausbrüche: „Malefikanten, niederträchtige! Wollen gute Aeltern wohlerzogene Kinder ſein? Sind Räuber, Banditen, Spießgeſellen!“ mit ſolcher Lebendigkeit, daß Thereſe nicht gewahrte, wie der Kuchenſchmitz dabei in ſeine Taſche glitt. Dann kamen auch die Troſtſprüche wieder an die Reihe und endeten noch einmal mit dem Stoßſeufzer: „Wenn Excellenz nur hier wäre!“ Darauf entfernte er ſich endlich, konnte jedoch nicht unterlaßen, einen letzten theilnehmenden Blick auf die Reſte der Mahlzeit zu werfen.

Und Thereſe erhob ſich — ſie erhob ſich mit erleichtertem Herzen, denn wirklich ſuchte ſchon ein Hoffnungsſtrahl durch ihr Köpfchen und glitt über ihr Auge, daß es wieder leuchtete, über ihre Wange, daß ſie ſich wieder rothete. Ihr war ein Gedanke gekommen, urplötzlich, ſie wußte nicht, woher; mit einemmal war ihr leichter zu Sinn, ſo leicht, daß ſie ans Fenſter trat, auf die Straße hinabſchaute und trällerte. Wollte ſie die Oberigkeit um Schutz erſuchen? Oder den beliebten Nervenanfall erheucheln und ihre Unfähigkeit zum Auftreten melden? — Nichts von allem! Auch dachte ſie nicht an Bitte um Schonung, an Beſtrafung ihrer Peiniger, an Rache, ſondern ein ganz anderer Gedanke belebte ſie wieder und zog ihr durch Brust und Herz — der Gedanke an Triumph. Ja, triumphiren wollte ſie über die Burſchen, über die Genoſſen, über das geſammte Publikum! Triumphiren, daß es durch die Welt von ihrem Siege ſchalle, daß man gar vom Belt herbeikäme, ſie anſtaune, ſie bewundere. Nicht zu ihrem Verderben, zu ihrem Glück müſſe die Empörung der Studenten gereichen!

Und ihr Entſchluß war gefaßt, bevor der Theaterwagen herbeirollte. Lächelnden Antlitzes betrat ſie zum Erſtaunen Ambroſius Beuther's, der mit dem Souffleur plaudernd hinter den Couliſſen auf- und niederſchritt, die Bühne und verfügte ſich ſogleich in die Garderobe, ohne ein, ihrer Gewohnheit gemäß, den Regiſſeur anzuflehen. Nun meldete ſich der Friſeur durch zweimaliges, die Garderobenfrau durch ein dreimaliges Pochen. Beiden wurde Eile anempfohlen, beide begriffen die ungewohnte Haſt der Madame nicht. Als ſie ſich dann wieder allein befand, ſchob ſie den Riegel vor die Thür, nahm ein unſcheinbares Käſtchen hinter der Schminkdoſe hervor, öffnete es und — ein Stück bleiche Farbe nebſt einer Anzahl Pflaſterchen fielen auf den Spiegeltiſch. Eilig zog ſie Falten über Stirn und Wangen gezogen, dann hierhin, dorthin ein Pflaſterchen gedrückt, einen Blick in den Spiegel — Thereſe ſchauderte vor ſich ſelber zurück und war doch wieder ſo fröhlich über ihren Einfall, daß ſie lachend in die Hände klatſchte und hin- und herſtolzirte. Ihr Sieg, ihr Triumph dünkte ſie gewiß.

Schon mahnte die Glocke des Inſpicienten zum zweiten mal, als Schlanzewſky-Amalia die Garderobe verließ, um ihren Platz zum Auftreten einzunehmen. Beuther wühlte ſich gerade mit einer eigenartigen Lampe ab, als Thereſe in ſeine Nähe kam. Er ließ von der Arbeit, dem unglücklichen Opfer einige Worte des Troſtes zu ſpenden, da — „Heilige Dreieinigkeit!“ war alles, was er zu ſtottern vermochte. Wie ein Trunkener taumelte er gegen die Couliſſe und eilte dann, heftig geſtikulirend, zum Herrn Regiſſeur, der noch mit ſeinem Anzug beſchäftigt war.

Beider, im Coſtüm des Franz Moor, ſtürzte gleich einem Raſenden zu Thereſen. „Sind Sie von Sinnen?!“ rief er nach einem haſtigen Blick auf die Verſtümmelung des niedlichen Geſichtchens.

„Haben Sie von der Kränkung vernommen, welche mir bevorſteht?“ fragte ſie in ruhigem Tone.

„Beuther ſagte mir alles. Und Sie glauben an dieſes Mädchen? Und wollen ſo ſich rächen?“

Beate.

Ich denke, Sie ſind nicht romantiſch?

Seeburg.

Aus Verzweiflung ſchon muß ich's werden, da ich ſo unglücklich bin, mich einige Tage von Ihnen trennen zu müſſen.

Beate.

Sie wollen verreiſen? Schade!

Seeburg.

Schade? Auf einige Tage nur! Warum Schade?

Beate.

Es könnte ſich hier Manches begeben —

Seeburg.

Begeben? Was begeben?

Beate.

Was Sie überraſcht.

Seeburg.

Ueberraſcht? Hören Sie, mich überraſcht nichts mehr. Meine Schweſter war ſtolz, ſehr adelſtolz und heirathete einen Bürgerlichen. Mein Schwager reiſt als dieſſeitiger Conſul nach London, geſund und friſch, und ſtirbt! Sein Sohn, mein Neveu, ſoll Oekonom werden, reiſt nach der Schweiz, um ſich in der Düngerlehre zu vervollkommnen, geht nach Italien, geht nach Rom, und kommt als Maler zurück. Seine Schweſter, meine Nichte, — darüber möcht' ich Ihren Rath wiſſen. Meinen Neffen kennen Sie?

„Nicht Rache will ich, sondern Sieg, Triumph!“

„Und auf diese Weise? Sie werden sich vollends ruiniren, sich und uns dem Gelächter aussetzen!“

„Lassen Sie das meine Sorge sein!“

„Ihre Sorge! Als ob Sie die Verantwortung allein trüte! Ich fordere, daß Sie die Maske eilends ablegen! — Himmel, meine Uhr zeigt auf sieben! Es ist ja die höchste Zeit!“

„Und das Publikum wird ungeduldig. Hören Sie das Pochen auf der Galerie?“

„Schnell, schnell, Madame Schlanzowsky! Ich bitte Sie um Gottes willen! So bleiben Sie doch nicht stehen! Sie eilen Sie doch!“

„Nein, und abermals nein! Ich rathe Ihnen, Herr Regisseur, regen Sie mich nicht auf! Sie wissen, wie schädlich mir jeder Aerger ist! Sie kennen meine Nervenanfälle, meine Brustkrämpfe, meine Migräne!“

Ob Becker von diesen entsetzlichen Uebeln Kenntniß hatte! Zu gut nur war er sich dieser Excentricität bewußt. Deshalb hielt er auch jetzt jedes fernere Wort für nutzlos und rief nur, mit geballten Händen auf- und niederstürmend: „Also Sie wollen nicht anders? Gut denn, so kommen alle Folgen über Sie! Sie sind verloren! — Angefangen!“

Sogleich ward es auf den Brettern lebendig; der Inspicient gab das Zeichen; die Gardine rauschte empor. Becker mußte sich einen Augenblick zwingen, seinen Zorn zu unterdrücken; doch kräftigte ihn ein flüchtiger Blick auf die gefüllten Reihen dergestalt, daß er des Geschehenen nicht weiter gedachte, sondern ein treffliches, nuancenreiches Spiel entwickelte, welches mit einstimmigem Beifall belohnt ward. So gingen die ersten Scenen unter sich steigerndem Applaus vorüber, bis Amalia's Stichwort ertönte und sie die Bretter betrat mit den Worten — —

Aber nein, das Auditorium vernahm keine Silbe ihrer Rede. Denn sogleich erscholl ein Flüstern, Kichern, lautes Gelächter mit einzelnen Ausrufen vermischt. Die Inhaber der gesperrten Sitze drückten ihre Verwunderung über die unerklärliche Besetzung dieser Rolle aus, die der Loge zürnten gar über die Posse, welche man mit ihnen triebe, und die des Parterre? Ja, das Parterre, die erkorene Stütze der Studenten! War das ein Staunen, Rufen, Fragen! Alle wandten sich an Heinrich Ambrosch, der mit offenem Mund dalag und in der That nicht wußte, ob er seinen Sinnen trauen sollte. Da hieß es: „Das ist die schöne Schlanzowsky? — Die ist wegen ihres Gesichts in Weimar engagirt? — Um deretwillen sind wir nach Lauchstädt gewandert? — Die hat dich in solchen Zorn versetzen können? . . .“ Heinrich fand nicht gleich Worte für seine Ueberraschung. Er zuckte nur die Schultern und seufzte erleichtert auf, da die Mehrzahl der Genossen durch Becker's gewaltige Darstellung insofern abgelenkt wurde, als sie ihnen stürmischen Applaus entlockte, in welchen das übrige Auditorium einstimmte.

Da trat Amalia wieder in den Vordergrund, und plötzlich war es Ambrosch, als hätten sich seine für den Moment verlorenen Sinne von neuem zusammengefunden. „Merkt ihr denn nicht“, flüsterte er den Nächsten zu, „daß sie unser Complot erfahren hat? Daß sie trogen, uns gar verhöhnen will? Daß diese Falten und Runzeln nur Maske sind, dahinter sich die wahren Züge verbergen? Und das, Kameraden, sollen wir dulden?“ Wie der Wind ging diese Erklärung von Ohr zu Ohr, wie der Wind folgte ihr das Commando nach: „Die Kirschkerne bereit! Achtung!“ und — „Feuer!“

Ein wahrer Hagel, von Geschrei, Gezisch, Gelächter begleitet, stürmte über die Sperrsitze hinweg auf Madame Schlanzowsky ein, die ohne sichtliche Erregung in ihrem Dialog fortfuhr und nur Einen Blick auf Becker warf, der wie appellirend zur Loge hinaufschaute, auf welcher denn auch Rufe nach Rufe laut wurden. Allein der Lärm im Parterre, die Kanonade wuchs trotz der Bemühe der Polizei von der Galerie herab. „Wir wollen keine Possen! — Wir wollen die heilige Kunst gewahrt wissen! — Vivat Schiller! — Bravo, Becker!“ scholl es wieder und wieder durch den Raum. Da riß dem gefolterten Regisseur endlich die Geduld. Mit einem einzigen Schritt stand er vor den Lampen und rief mit Stentorstimme hinab: „Was soll das? Kirschkerne auf das Theater zu werfen! Ist das für hallenser Studenten? Wir werden nicht weiter spielen!“ *)

Sogleich sank die Gardine. Becker wollte Madame Thereie nach, welche in die Garderobe geeilt war, als er die Rufe: „Hoch! Hoch! Bravo, Becker!“ vernahm. Sein geschmeicheltes Ohr hieß ihn stehen bleiben und das Zeichen zum sofortigen Emporziehen geben. Er hörte die

*) Seine Worte.

einſtimmige Forderung, das Spiel fortzuſetzen. Durch eine Verbeugung beſtand, verſchwand er dann und trat bei Madame Schlanzowſky ein, welche den kleinen Raum dürftigen Schrittes durchmaß.

„Das iſt Ihr Werk!“ ſchrie er, mit der Fauſt auf den Spiegeltiſch ſchlagend.

„Ich weiß, was ich mir ſchuldig bin“, verſetzte ſie gelaſſen.

„Sie allein haben die Folgen zu tragen! Wiſſen Sie das auch?“

Sie nickte nur und machte ſich mit ihrem Kleid zu ſchaffen.

Ihre Ruhe erzürnte ihn mehr und mehr. Am ganzen Körper zitternd, fragte er noch: „Werden Sie jetzt die Falten und Runzeln entfernen?“

„Wollen Sie mich denn durchaus aus meiner Faſſung bringen? Soll es dahin kommen, daß Sie den Arzt rufen müſſen? Ach, ich fühle ſchon die Stiche in meinem Kopf! Ach, meine Bruſt —!“

Die Furcht allein, der Beſchwörer einer Migräne oder eines Nervenanfalls zu werden, ließ Becker abbrechen und die Garderobe wieder verlaſſen. Es war ihm ein zu ſchrecklicher Gedanke, daß die Vorſtellung, in welcher er durch Beifall ausgezeichnet ward, unbeendet bleiben konnte. Und weshalb ſollte er ſich auch die Freude über ſeine eigene Leiſtung verkümmern laſſen? Hatte doch Thereſe die Folgen ihres Eigenſinns allein zu tragen! — Darum vorwärts, trotz der Kirſchfernfanconade!

Wieder hob ſich die Gardine, doch gingen die dramaturgiſierenden Räuberſternen faſt unbeachtet vorüber, da ſich das Intereſſe einmal an Becker's Spiel vereinigt hatte. Jubelnder Applaus, als er wieder auf den Brettern erſchien; erneuter Gemunkel im Parterre, als nun Amalia's Kleid ſichtbar ward. Dann trat ſie aus der Coulliſſe — Becker ſtutzte; alles ſah verwundert einander an; im Parterre ſanken die bereits erhobenen Hände. . .

War denn das Madame Schlanzowſky? Das die Amalia des erſten Aufzugs? Raunchte etwa ein Jugendbronnen im Bade Lauchſtädt? Wo waren die tiefen Falten, die häßlichen Pflänzerchen geblieben? Wo die gebückte Geſtalt, der matte Aufſchlag des faſt glanzloſen Auges? Welch ein Verjüngt wie durch Zauberſpruch! Das blendete jetzt alles: die weiße Stirn, die rotgen Lippen, der ſprühende Blick, in dem ſchon die Gewißheit des Siegs wohnte. . .

Wahrlich, Becker mußte ſtutzen und in demſelben Moment fürchten, daß das Auditorium ihm untreu würde. Auch lehrte ebendieſelbe Minute, daß Thereſens Erſcheinung nur allzu richtig prophezeit; denn dem Staunen folgte ein ſo vernehmbarer Ausdruck der Bewunderung, wie dieſer Raum ihn ſelten vernommen hatte. Mit einemmal waren die Mängel der Darſtellung vergeſſen. Amalia mochte lächeln oder klagen, zürnen oder weinen, gleichviel: die Inhaber des Ranges wie der geſperrten Sitze überboten einander mit Beifallsſpenden und ſchienen ſich ei einem dankenden Blick zu beneiden.

Aber jetzt die Aufregung im Parterre! Das war nicht anders, als ob ſich ein blutiger Streit entſpinnen ſollte! Zwar befahl die Polizei in der Höhe Schweigen, und drohte gar mit den Stöcken, allein umſonſt; jeder Zornesruf war hier nutzlos. Heinrich Ambroſch ſtand auf der Bank und ſchlug mit beiden Armen durch die Luft; die Kameraden waren von den Sitzen emporgeſprungen und hielten die Hände theils geballt, theils ausgebreitet. Der eine rief: „Iſt das eine Geſtalt! Iſt das ein Auge!“ Der andere: „Welche Zartheit und welche Leidenſchaft zugleich!“ Alle aber verſicherten, ſolch eine Juno wäre noch nicht dagewieſen! Dagegen Heinrich, der ſich gleich einem Verzweifelten geberdete: „Sieht euch die Kunſt nicht höher als äußere Zierde? Iſt es nur möglich, daß auch ihr, Söhne der Wiſſenſchaft, euch von dieſen Eine könnt blenden laſſen? So faßt doch eure Gedanken zuſammen! Sie gedenkt doch der heiligen Kunſt! O, und auch du, Ludwig Hellbart, biſt unter den Thörichten?!“

Allein ſo ſehr er ſich auch ereifern mochte, er redete dennoch nur ins Leere hinein. Nicht nur, daß die Ohren der Kameraden für ſeine Belehrungsverſuche verſchloſſen blieben, ihr Enthuſiasmus wuchs gar mit jeder folgenden Scene und erreichte endlich eine derartige Höhe, daß Ambroſch jeneure Ermahnungen für unmöglich hielt und am gerathenſten fand, das Haus mit einem „Apage!“ zu verlaſſen. Und was kümmerte das die Uebrigen! Sie hatten plötzlich alles vergeſſen: die Verſammlung in der Stammkneipe „zum Schwarzen Roß“, die Knickkerne, Becker's grandioſes Spiel; ſie hatten nur für die ſchöne Amalia noch Sinn und Gedanken und ließen die Kunſt — Kunſt ſein. „Madame Schlanzowſky heraus! Bravo, Madame Schlanzowſky!“ erſcholl es nach jeder Scene, jedem Abſchluß.

Das war nun für den armen Becker freilich

ein wahrer Todesſtoß. Er mußte ſeine ganze Kraft zuſammennehmen, um Herr ſeines Spiels wie ſeiner Vernunft zu bleiben, und fand die einzige Beruhigung nur darin, der, holdſelig lächelnden Amalia die entſetzlichſten Blicke zuzuſchleudern. Ihn wegen eines hübſchen Geſichtchens zu vergeſſen! Seinem durchdachten Spiel neben mangelhafter Darſtellung ſeine Beachtung zu ſchenken! Das war denn doch zu viel, um es verſchmerzen zu können! Auch Ambroſius Beutner, der an der Thür der erſten Garderobe lehnte, machte ſich dieſelben Gedanken, obgleich es ihn innigſt ergötzte, daß die „überkluge“ Madame die Maleficianten vom Halle an der Naie herumgeführt hatte.

So konnte Thereſe denn mit ſchallender Stimme Triumph! rufen, nachdem ein donnerndes Vivat! die Vorſtellung beſchloſſen hatte. Vom Lieber angeſtaunt, von Becker verwünſcht, eilte ſie flugs in die Garderobe, um ſich des Plunks zu entledigen. Sie that es mit Haſt; ſie hoffte auf eine Ueberraſchung außerhalb des Gebäudes, da ſie ſich ſagen mußte, daß das einmal erregte Gefühl der Studenten ſich ſogleich nicht wieder beruhigen würde. Und wie richtig hatte ſie gerechnet! Denn ſchon an der Ausgangsthür ward ihr ein jubelnder Willkomm, der mit Hurrahs und Vivats wechſelte und ſie bis zur Wohnung verfolgte. Mit glühenden Augen ſtürmte ſie die Stufen hinan, öffnete das Fenſter und ſprach oben der Thür, ihren beſcheidenen Leiſtungen auch fernerhin Beachtung zu ſchenken, ihren innigſten Dank aus.

Die fernern Leiſtungen! Arme Thereſe, du konnteſt freilich an dieſem Abend nicht ahnen, daß du die Bretter zum letzten mal betreten hatteſt! Denn Becker, dein einziger Beſchützer, war beleidigt, durch dich in ſeinem Erfolg beeinträchtigt! Jetzt ſuchte er Genugthuung in der Rache und fand ſie. Schon am nächſten Tage ging ein Schreiben ſeiner Hand, worin Madame Schlangenſky's Spiel in dem Spiel mit den grellſten Farben geſchildert wurde, an Goethe nach Weimar ab und mit nächſter Poſt traf bereits die Antwort ein, deren kategoriſcher Inhalt der war: das die Sünderin wegen Verſtoßes gegen die Geſetze ſofort zu entlaſſen und vom benachbarten Lauchſtädter Hoftheater einſtweiliger Urlaub zu beſchaffen ſei. Würde Goethe das Vergehen wol mit ſolcher Strenge geahndet haben, wenn Madame Schlangenſky eine würdige Nachfolgerin der unvergeßlichen Gaſtreiſenden geweſen wäre?

Genug, eine Demoiſelle Hübſch traf von Deſſau ein und Thereſe verließ Lauchſtädt alsbald mit ſtaunendem Hoh. Wohin nun? Ihr Auge richtete ſich wieder nach Prag, deſſen Bewohner ſie vordem gefeiert hatten. Mit einer ſchleichenden Krankheit in der Bruſt, wol durch den Kummer über die plötzliche Entlaſſung hervorgerufen, der Mittel faſt beraubt, erreichte ſie zwar die Stätte ihres einſtigen Glanzes, konnte hier aber trotz aller Bemühungen und Kabalen nicht feſten Fuß faſſen, da das durch ihr krankliches Entweichen erzürnte Publikum kein Zeichen der Vergebung ſpendete.

Wohin? Wohin? Sie ließ es an Verſuchen nicht fehlen, doch mißglückte alles. Noch hoffte ſie, bis die letzte Münze verausgabt war, bis die Krankheit weiter, immer weiter um ſich griff und ſie auf das Lager warf. Auf ein Lager von Stroh! So ſchlichen etliche Wochen vorüber. Dann kam der gütige Tod, machte allen Sorgen, allem Elend ein Ende und rief, die Senſe ſchwingend: — Triumph!

Die Zigeuner.

Von Wilhelm Gerſtenberg.

I.

Das braune Volk der Zigeuner, über faſt alle Länder der Alten Welt verbreitet, dem Ewigen Juden ähnlich, ohne alles Gewerbe als freie Bürger der Natur in wilderer Unſtetigkeit und Unabhängigkeit umherſchweifend, allen Geſetzen trotzend, bietet in ſeinem originellen Weſen und Treiben, das ſie von den Bewohnern des Landes, in dem ſie leben, gänzlich unterſcheidet, einen anziehenden Stoff für Forſchung und Darſtellung. Dieſes ſeltſame Geſchlecht, welches ſich mit einer bewundernswürdigen Zähigkeit bis in unſere Tage hinein in ſeiner Urſprünglichkeit erhalten, iſt ein merkwürdiger Beleg für die Beſtändigkeit der Menſchenraſſen. In der langen Zeit von fünfthalb Jahrhunderten, ſeit welcher ſie allen Ermittelungen zufolge ihr Vaterland verließen, hat weder der Einfluß verſchiedener anderer Klimate noch die europäiſche Cultur, die ſie doch beſtändig vor Augen gehabt, noch ihr Weilen unter verſchiedenen andern Nationen, weder Kriege noch Schlachten, noch der Wechſel und der Umſturz der Dinge außer ihnen in ihrer körperlichen Beſchaffenheit ſowol wie in ihrer Lebensweiſe, ihren Bräuchen und Gewohnheiten, ihrer Denkungsart und ihrem Nationalcharakter eine weſent-

liche Verunstaltung hervorzubringen vermocht. Sie sind heute noch überall dieselben Zigeuner, wie sie uns die Chroniken zur Zeit ihrer ersten Einwanderung nach Europa schildern. Sie gehören zu den letzten Spuren von dem bunten Volk früherer Zeiten, und sich mit den phantastischen Gestalten der Poesie verbindend, sind sie selbst zum Gegenstand der Dichtung geworden.

Die körperliche Beschaffenheit der Zigeuner deutet auf eine Abstammung aus dem Süden und trägt ein fast orientalisches Gepräge. Die Haut ist braungelb, fast olivenfarbig, die Haare schwarz, die Augen dunkel, feurig und lebhaft. Die Figur ist mehr schlank und gewandt als von hohem und starkem Wuchs, welcher letztere beim weiblichen Geschlecht außerordentlich ins Derbe fällt, und beide Geschlechter zeichnen sich durch das Ebenmaß ihrer Glieder aus. Sie haben ein außerordentlich feines Gehör, ein scharfes Auge und einen starken Geruch. Ihre Physiognomie zeigt Leichtsinn und Gemütlichkeit, hat aber oft einen zurückschreckenden scheuen Ausdruck, gepaart mit listiger Schlauheit, eine Folge ebensowol eigener Verbrechen, wie der Härte und Ungerechtigkeit der Welt. Man findet mitunter wirklich schöne Gesichter unter den Zigeunern, besonders unter ihren jungen Mädchen, deren romantisch dunkle Augen unter schön geschweiften Brauen das ihrem Mutterlande eigenthümliche Feuer sprühen; auch begegnet man hier und da mancher hübschen schwarzlockigen jungen Männergestalt. Die ältern Weiber sind freilich verrufene Studien für einen Salvator Rosa, und man sieht sie nicht selten gleich den Männern mit einer kurzen Pfeife im Munde und nicht eben den feinsten Gamaschen rauchend einherwandeln. Die schönsten, interessantesten Gestalten findet man unter den Zigeunern der südlichern Gegenden, wo ihnen das freiere Leben, das sie hier führen können, ein heiteres und ungezwungeneres Gepräge gibt, während sie bei uns und in andern mehr nördlichen Klimaten oft sehr verkümmert erscheinen. In der Kleidung der Zigeuner herrscht eine große Einfachheit, die nicht über das Nothwendigste hinausgeht. Die Männer tragen gewöhnlich nur Hemd und Hose, die Frauen Rock oder Schürze, wozu sie am liebsten Stoffe von schreiender Farbe wählen. Kopf und Füße tragen sie meist bloß oder an letztern Sandalen und um den erstern die Weiber ein Tuch, die Männer gewöhnlich eine Husaren- oder Pelzmütze; selbst die ansässigen Zigeuner, bei denen sonst viel Kleidersucht wahrzunehmen ist, sieht man in den meisten Fällen ohne Kopf- sowie Fußbekleidung. Prätiosen in ihren bunten Zindelröckchen und blitzendem Flitterstaat, wie sie auf unsern Schaubühnen und Maskeraden figuriren, suchen wir unter den Zigeunern vergebens, am wenigsten unter denen der Wälder und Einöden. Ihre Kleider sind gewöhnlich fast nur von Lumpen und bezeichnen sie als Diebe und Bettler. Aber doch putzen sie sich in civilisirtern Gegenden oft gern heraus und suchen sich deshalb schöne Kleider zu stehlen, sich wenig darum kümmernd, ob sie zu ihrem übrigen Anzuge passen oder nicht oder ob sie modern oder von veralteter Façon sind. Daher scheint ihre Tracht oft allen Jahrhunderten und Moden abgeborgt und man sieht sie oft höchst phantastisch aufgeputzt in die Ortschaften kommen, Männer im Husarenpelz und barfuß, mit einer Pelerine angethan und eine Pfauenfeder auf dem Hut, Mädchen mit weißen Kleidern und rosafarbigen Leibbändern, oder gleichfalls barfuß, und so auf verschiedene andere Weise.

Der Charakter der Zigeuner ist heiter und zur Fröhlichkeit geneigt; doch sind sie im höchsten Grad geschwätzig, leichtsinnig, unbeständig, treulos, furchtsam und auch rachsüchtig; der Gewalt gegenüber, wie alle der Verachtung preisgegebenen Völker, sklavisch, aber anmaßend und unverschämt, wo sie es wagen dürfen. Gleich den Indianern Amerikas scheinen sie entweder über die Sorgen und Mühen des Lebens erhaben zu sein oder unter ihnen zu stehen. Ohne Ehrgeiz, ohne Sucht nach Reichthum und seinen Genüssen, gleichgültig gegen die Ereignisse der Zeit, ohne Sorge für die Zukunft, ohne Wünsche und ohne Kummer leben sie glücklich im Genuß des Augenblicks und verlachen die sich abmühende Menge. Viele dieser Charaktereigenthümlichkeiten sind eine Folge ihres vagabundirenden Lebens. Dieses Volk hat bei seiner Rohheit nur selten einen festen Wohnsitz und führt ein Landstreicherleben im höchsten Sinne des Worts. Als eine Plage der Umgegend, wenigstens da, wo sie sich zahlreicher finden, ziehen sie von einem Ort zum andern, in engern oder weitern Kreisen, und treten gemeiniglich mit unabweislicher Zudringlichkeit, eine Gabe fordernd, in die Häuser. Denn träge und arbeitsscheu verschaffen sich die Zigeuner hauptsächlich durch Betteln ihren Lebensunterhalt, und wenn die Geschenke nicht reichlich genug ausfallen, so sucht ihre Industrie auf dem Wege des nebenher Gehens zu allem zu gelangen, was die

Gelegenheit darbietet und der Zufall ihnen in den Weg führt. Doch betreiben sie den Diebstahl, wenn sich besonders die Weiber und Kinder hergeben müssen, nur unter Anwendung von List und Betrug, worin sie sich sehr geübt und gewandt zeigen, und meist nur im kleinen, da sie sich selten mehr anzueignen pflegen, als das Bedürfniß des Tags oder ein augenblickliches Verlangen nach Kleidungsstücken erheischt. Ein Einbruch oder offenbarer Straßenraub ist unter ihnen fast ohne Beispiel, dazu sind sie auch viel zu feig. Gegen Häuser haben die Zigeuner einen wahren Widerwillen; ihre Wohnstätten bestehen in Höhlen, Grotten, Zelten, Lauddächern mitten im Walde u. dgl. Die ermüdete Zigeunerhorde, mit allerlei zusammengestohlenem oder erbettelten Trödel bepackt, findet fast jede Stelle zum Lagerplatz passend. Im Gefolge ihrer Armuth und Trägheit geht ein widerlicher Gestank. Sie leben in der größten Unreinlichkeit und im größten Schmutz und ihre Nahrungsmittel ist meist sehr ekelhaft. Der Zigeuner heißt alles Fleisch willkommen, in welchem Grad der Fäulniß es sich auch befinden mag und ob es von einem geschlachteten oder verreckten Thiere herrühre. Auf seinen Wanderungen schaut er sich um, ob nicht hier und da ein Thier gefallen sei, welches er sich dann ausbittet und mit seinen Kameraden unter allgemeiner Aufrichtigkeit verzehrt. Ja es ist vorgekommen, daß Zigeuner Thiere wieder ausgegraben haben, die schon mehrere Tage in der Erde gelegen hatten, und sie mit großem Appetit verspeisten. „Warum sollen wir's nicht essen?" sprachen sie; „Gott hat's geschlachtet!" Eine besondere Vorliebe haben sie für Vegetabilien und namentlich, wie alle Südländer, für Kraut mit Zwiebeln und Knoblauch versetzte Gemüse. Den Branntwein ziehen sie allen übrigen Getränken vor. Die größte Leckerei ist ihnen der Tabak, den sie mit großer Begierde kauen und rauchen, sowol Mann als Weib. In ihren Pfeifen führen sie oft schöne und saubere Tabaksbeutel mit sich und die Pfeife ist der stete Nachbar des Messers im Gürtel. Dem Kaffee, diesem Reizmittel so vieler Völkerschaften, wissen sie merkwürdigerweise keinen Geschmack abzugewinnen. Uebrigens genießen sie mäßig, ordentlich und regelmäßig. Sie halten in der Regel eine Mahlzeit beim Aufgang der Sonne, dann um die zehnte Morgenstunde im Schatten eines Baums und endlich nach Sonnenuntergang beim munteren, lodernden Feuer.

Im Zusammenhang mit ihrer Neigung zum Landstreicherleben haben sie einen Abscheu gegen alle schwere Arbeit wie gegen jegliche Anstrengung. Daher sind ihre Hauptbeschäftigungen in Europa da, wo sie überhaupt eine Beschäftigung betreiben, die Verfertigung leichter Gegenstände, als Körbe, Matten, Nadeln, Netze, Decken, Siebe, Bürsten und Fußbürsten, Maulkrummeln, alle Art Drechsler- und Schmiedearbeit; auch flicken sie Kessel, Pfannen, Töpfe u. dgl. Mehr noch üben sie die Künste, welche auf körperlicher Gewandheit beruhen, und zeigen sich als Taschenspieler, Tänzer und Ringkämpfer oder treiben Chiromantie und Wahrsagerkunst, Astrologie und Teufelsbannung, besprechen die Häuser gegen Feuersbrunst oder verkaufen Amulette aus Pergament und Steinchen, welche Glück in der Liebe und Geld bringen sollen. Besonders besteht der Hauptverdienst des weiblichen Personals im Wahrsagen und Besprechen. Sie lesen in den Händen aller Menschen, deren sie habhaft werden können, und schwatzen den Landmädchen allerlei ab, indem sie ihnen reiche Männer und einen ganzen Haufen Kinder prophezeien. In der That besitzen sie eine treffliche Gnade und eine so ungemeine Menschenkenntniß, daß es oft wirklich Erstaunen erregen muß, wie glücklich sie aus den Gesichtszügen ganz fremder Personen deren Charakter zu lesen verstehen, sodaß selbst gebildete Leute diesen Zukunftsverkündigerinnen anfangs mit ungläubigem Lächeln, zuletzt aber mit einer Art Scheu zuhörten.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Victor Hugo über William Shakspeare.

In einem Hause, Marine-Terrace, auf der Insel Jersey, an einem nebligen, stürmischen Novembermorgen im Jahre 1852, hart am Strande der See, saßen zwei Männer, aus Frankreich verbannt, Vater und Sohn. Draußen tobte es, der Sturm heulte, das Haus war wie betäubt von dem Lärm da draußen. Beide waren in Nachdenken versunken, welches beinahe durch das Zusammenfallen des Unglücks ihrer Verbannung mit dem Anfang des Winters. Plötzlich erhob der Sohn seine Stimme und fragte den Vater: «Was denkst du von diesem Exil?» «Es wird lang werden!» «Wie hoch du es auszufüllen?» Der Vater antwortete: «Ich werde den Ocean betrachten!» Ein Stillschweigen trat ein; dann begann der Vater wieder: «Und du?» «Ich!» sagte der Sohn. «Ich werde Shakspeare übersetzen.»

Er, und im Ausdruck noch überschwenglicher, er-

öffnet sich ein Buch: „William Shakespeare" (Paris, Librairie internationale); auf dem Titelblatt steht sein Autorname — denn welch ein Name, soll der Autor gesagt haben, könnte sich neben den Shakspeare's stellen! Aber eine Seite weiter erfahren wir seinen Namen: es ist Victor Hugo. Sein Buch über Shakspeare begleitet die Uebersetzung, die sein Sohn von den Dichtungen des großen Briten eben veröffentlicht; es soll sie dem Publikum empfehlen, sie verbreiten helfen. Am besten hieße sein Werk darum, wie er selbst gesteht: „A propos de Shakespeare." Seinen Inhalt bilden allerlei Betrachtungen über Dichtkunst, Philosophie, die Entwickelung der Menschheit, einige socialistische Träumereien, einige Ausfälle gegen Napoleon III., einige Anpreisungen seiner eigenen dramatischen Schöpfungen, die bescheiden im Schatten Shakspeare's wandeln wie der kleine Ajax hinter dem Schilde des großen. Alles „A propos de Shakespeare." Von einem kritischen Kunstwerk, wie es Wilhelm von Humboldt über „Hermann und Dorothea" geliefert, von einer künstlerisch gestalteten Biographie, wie sie uns in Kerner's „Leben Goethe's" vorliegt, ja nur von einem Essay voll der Klarheit und Schärfe Sainte-Beuve's ist nicht die Rede, ein wüster, ungeordneter Steinhaufe, ein rechter Scherbenberg, der neben den Resten urbener Töpfe und Schüsseln freilich auch Stücke von korinthischen Gefäßen und etruskischen Vasen enthält: so erscheint das Ganze.

Ohne Vergleichung zwischen dem Ocean und dem menschlichen Genius eröffnet, nach der Vorrede, das Buch „Il y a des hommes océans en effet." — In solchen Vergleichungen stellt der Inhalt des Ganzen. In einem kurzen Abriß wird das Leben Shakspeare's geschildert: er war Schlächtergeselle, Schulmeister, Advocatenschreiber, Wilddieb, Bräutigam, Statist, Schauspieler und Dichter, oft verachtet und noch öfter verliebt. Von 1589—1611 schrieb er seine Dramen. Victor Hugo erfindet sich eine eigene Reihe derselben und begleitet jedes Jahr mit einer historischen Erinnerung, z. B. „1598, während der Graf Essex, einem Hauptschuft der jungfräulichen Königin an seinem Hute, Irland plünderte, dichtete Shakspeare die »Beiden Veroneser«, den »König Johann«, »Verlorene Liebesmüh'«, »Die Komödie der Irrungen«, »Ende gut, alles gut«, den »Sommernachtstraum« und den »Kaufmann von Venedig«. — Sechs Dramen in Einem Jahre und während Essex Irland plünderte!" — „1599, während der Geheimrath auf eine Forderung der Königin darüber berieth, ob man den Doctor Hayward foltern sollte, weil er Tacitus einige Gedanken gestohlen, dichtete Shakspeare »Romeo und Julia«." Was hat »Romeo und Julia« mit dem Plagiat des Doctors Hayward zu thun? Ist das nun Tiefsinn oder Un — sinn? Durch diese Pforte gehen wir in den Vorhof ein, die Genien, „les génies", erscheinen. Ein Deutscher würde sich zuerst bemüht haben, den Begriff, das Maß eines dichterischen Genius festzustellen; Victor Hugo nennt sich gleich Genies sind nach ihm Homer, Hiob, Aeschylus, Isaias, Hesekiel, Lucretius, Juvenal, Tacitus, der Apostel Johannes, der Apostel Paulus, Dante, Rabelais, Cervantes, Shakspeare. Eine bunte Reihe, man glaubt auf einem Maskenball zu sein. Victor Hugo mag ein Poet sein, ein Poet mit einem Höcker, aber ein Denker ist er nicht. Er verwechselt die einfachsten Begriffe: ein Prophet ist kein Dichter, ein Dialektiker wie Paulus ebenso wenig. Auf dem Gebiete der Religion und der Philosophie ist Paulus ein Genius, aber da hat er einen andern Nachfolger als Dante — Spinoza. Und wo Isaias ist, darf da Moses fehlen? Ist der Mann, der die Schöpfung erzählte, nicht ein größerer Poet als Hesekiel? Ist der Traum des Timäus nicht erhabener als das Gedicht des Lucretius? Wie kommt Juvenal der Satiriker unter die „Gipfel der Menschheit" — „les cimes de l'humanité" —? Nur wegen Victor Hugo's Satire gegen den Kaiser, das Buch „Napoléon le petit" verschafft dem Verfasser des Sejanus den Ehrenplatz; das war der Schüler dem Meister schuldig. Wo aber Tacitus sitzt, kann da Thucydides, Macchiavelli fehlen? Ist Aristophanes, ist Molière nicht mehr als Rabelais? Nein: nicht die objective, die leidenschaftliche Geschichtschreibung ist Victor Hugo's Ideal. Und Rabelais endlich — Rabelais liebt den Höcker. Ueberall guckt aus dem weiten, faltigen Mantel, der dem Nebenbild „William Shakspeare" umflattert, Quasimodo hervor, der Glöckner von Notre Dame. Der „Genius" ist nach Victor Hugo maßlos, abenteuerlich, dunkel: darum sind Sophokles und Goethe keine Genies. Wie Deutsche erscheinen überhaupt nur in der Musik die höchsten Staten. Vortrefflich ist der deutsche Genius. Höher Goethe noch Schiller, weiter Sophokles. Mozart und Mozart besitzen „le trouble" — man übersetzt das Wort am besten mit „Wahnsinn" — und ist das Kennzeichen des Genius. Jede Epoche hat die Menschheit bisher erlebt, die Jehovaepoche, die in Aeschylus die sarcasmatische Epoche, die in Shakspeare ihren poetischen Ausdruck gefunden, die dritte, die evangelische Revolutionsepoche, steht bisher noch vor Dichter. Recht er sie in der That? Der Autor ist zu bedauern, ob selbst als dieser dritten Genius zu begrüßen, sein Verleger that es für ihn. Die Ankündigung der Shakspeare-Uebersetzung mit Anmerkungen Victor Hugo's schließt mit den Worten: „Ein Genius erklärt hier den andern."

Das Meiste der einzelnen Dichtergenien wird nun in phantastischen Anzug prächtiger Bilder und weit hergeholter Gleichnisse mehr illustrirt als erklärt. Doch sind viele Seiten die anziehendsten des Buches, hier erkennt man überall die Fußstapfen des Riesen. Victor Hugo's Augen schienen nur Pyramiden und Mondregenbogen erblicken zu können, niemals ein bescheidenes Wirthshaus, einen anmuthigen Garten. Die Giganten aber und die Mammuthsknochen versteht keiner so trefflich zu beschreiben als er. Drollig ist die langathmige Vergleichung, die er zwischen Wissenschaft und Kunst zieht. Er macht die tiefsinnige Bemerkung, die eines Studenten während seines

ersten philoſophiſchen Collegiums nicht unwürdig iſt, daß die Wiſſenſchaft fortſchreitet, die Kunſt aber nicht, daß ſie zu den alten Idealen wol neue, aber nicht erhabenere ſchaffen kann. So einfach iſt dieſer Satz, daß er nicht weiter ausgeführt zu werden braucht. Victor Hugo aber hat an dieſer Entdeckung eine kindliche Freude. „Hippokrates", ruft er aus, „iſt veraltet"... nun eine Reihe von Gelehrten, die alle „veraltet" ſind, zuletzt das ſtolze Wort: „Pindar nicht!" Der Leſer athmet auf, ach! nur um aus der Scylla in die Charybdis zu ſinken, denn der unerbittliche Victor Hugo fährt fort: „Man lehrt nicht mehr die Aſtronomie des Ptolomäus" — eine Reihe von Wiſſenſchaften, die unſer Haar ſich ſträuben laſſen; denn wer hat je von der „künſtlichen Fruchtbarkeit des Sebaſtiano de' Medici" oder gar von der „Reparaturkunſt Garſault's" gehört! „Aber", und das iſt der Schluß, „man wird ewig die Iliade leſen."

Indeß, wo bleibt Shakſpeare? Auf dreihundert Seiten ſuchen wir ihn vergebens, nur wie ein Blitz taucht er hier und dort durch die wüſte, orientaliſch-pedantiſche Gelehrſamkeit des Kritikers leuchtend auf. In Betreff dieſer Gelehrſamkeit kann man ſich einer boshaften Vermuthung nicht entziehen. Bayle und die Encyklopädie d'Alembert's ſind herrlich „veraltet", aber wenn dieſe Bücher nicht vorhanden wären, würden die zeichnen Seiten Victor Hugo's um einige Zeilen kürzer ſein. Alles, was er z. B. von Aeſchylus vorträgt, iſt aus Bayle nachgeſchrieben, von unſern deutſchen Forſchungen hat er nicht die leiſeſte Ahnung. Wie Dante erſt durch die Hölle ſchreiten muß, ehe er zu Beatrice, auf die Spitze des Zegefeuerberges kommt, ſo gelangt man auch bei Victor Hugo nur durch die Nacht des Abgrunds zu Shakſpeare. Dieſer Abgrund heißt „Le Laid". In dieſem Abſchnitt wird in beſtändigen Fragen unterſucht, woher die Genies kommen. „Was bedeutet die Geburt Alexander's in der Nacht, da der ephe-ſiſche Tempel verbrannte?" Eine und die andere dieſer Fragen könnte den Leſſing des Schreibens anbieten, aber zwölf Seiten voll Fragezeichen, da wundert denn doch wol „ein Narr" auf die Antwort. „Wer allzu lange in dies heilige Schreckniß blickt" — er meint die Metaphyſik oder hübſch den Laokoon-ſatz, den Hamlet ſeinem Horatio ſagt —, „ſieht die Unvernünftigkeit ſich zu Häupten ſträuben." Nur die Leichtblütigen Franzoſen können davor erſchrecken, mit, ein Volk von Denkern, ſind wir dieſen Larven und Schatten vertraut; wir wiſſen, daß „nur aus dem Reiche dieſes Grotesken die Unendlichkeit auch unſers Großen ſchäumt."

Doch wo ſind bei Shakſpeare Aus der Hölle ins Fegefeuer. Statt der Gedanken erhalten wir wieder Bilder, Vergleichungen, die „Anmuth" wandelt bei Shakſpeare nur auf Kirchhöfen. Desdemona, Ophelia — als ob in dieſen Dichtungen nicht auch Beatrice und das wilde Käthchen, Rosalinde und Portia tanzten und ſcherzten! Auf den Riefen und den Zwerg kommt die Anſchauungsweiſe Victor Hugo's hinaus. Falſtaff iſt die „difformité valet", „die Häßlichkeit im Gebietermodi", ja noch mehr, Falſtaff iſt le centaure du porc — „halb Menſch, halb Schwein"! Vier Trauerſpiele ſind die „Höhenpunkte" Shakſpeare's: Hamlet, Macbeth, König Lear, Othello; Hamlet iſt „der Gedanke" — hier iſt eine geiſtreiche Vergleichung zwiſchen dem gefeſſelten Prometheus und dem durch das Denken gebundenen Hamlet eingeſchoben; Macbeth iſt „der Hunger", Lear iſt „die Kindesliebe", denn nach Victor Hugo iſt Cordelia die Hauptfigur, Othello endlich iſt „die Nacht". „Die Nacht iſt in den Tag verliebt; der Afrikaner vergöttert die Weiße." Jago iſt das Böſe: „die Nacht iſt nur die Nacht der Welt, das Böſe iſt die Nacht der Seele". Wie tödtet Othello Desdemonen? Mit der Axt, mit dem Dolch, mit Gift? Nein, mit einem Kiſſen. Das Mordwerkzeug der Nacht iſt das Kiſſen (Corneille). Nicht wahr, dieſe Art, geiſtreich zu ſein, erinnert auf ein Haar an den „Klabberadatſch" und die „fliegenden Blätter"?

Das letzte Drittel des Buches beſchäftigt ſich mit politiſchen und ſocialiſtiſchen Plänen und Hoffnungen, mit Shakſpeare hat es nichts zu thun. Er fordert den gleichen Unterricht für alle, die Schule ſoll obligatoriſch und frei ſein. Zugegeben, dieſe Forderung ließe ſich in ganzer Strenge ausführen, ſo würde dennoch nicht Victor Hugo's Anſicht eintreffen, daß niemand mehr den „Zauberlehrling" und alle die Tragödien vom Oreſtes leſen würden; Aeſchylus und Dante würden nach wie vor von einer kleinen Anzahl bewundert werden und zwiſchen Shakſpeare und dem franzöſiſchen Volke ewig eine Schranke aufgerichtet bleiben. Dieſe Seiten ſind nur für die Gemüthlichkeit von Paris und ihre geheimen Oppoſitionsgelüſte gegen den Kaiſer geſchrieben. Das verdient keinen Tadel, jeder Autor ſchreibt zunächſt für ſein Publikum, ſeine Nation. Die Unordnung aber, die in den Gedanken und Metaphern des Buches herrſcht, die Uebertreibungen, der Unſinn, von denen dies Buch erfüllt iſt, das Abgeſchmackte und Burleske, das ſich vom erſten zum letzten Blatt hinzieht, das ſogar eine franzöſiſche Kritik ſagen läßt: man befände ſich wie auf dem Blocksberg, in der Walpurgisnacht, die bewundere man nicht, man rühme nicht, wie es ſchon hier und dort wieder mit deutſcher Vergötterung der Fremden geſchieht, als Schönheiten, was im beſten Sinne natürliche, im ſchlimmſten künſtliche Höcker ſind. Denn bekanntlich iſt den franzöſiſchen Romantikern „das Häßliche das Schöne". Einzelne Gedankenblitze, einige maleriſch erhabene und wahre Bilder wird der Leſer finden: er geht durch einen Urwald, deſſen üppige Vegetation, deſſen bunte Farben ihn erdrücken, blenden, betäuben; plötzlich thut ſich dann eine Lichtung vor ihm auf, in der Ferne ſieht er bläuliche Gebirgsgipfel oder das wallende Meer; darauf umfängt ihn wieder die dichte Undurchdringlichkeit des Waldes. Auf einigen Seiten des Buches redet Hamlet, auf hundert andern Polonius.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Deutsche Städte.

Bremen.

I. Uebersicht.

A. M. — Altstadt, Neustadt, Vorstadt — es gibt kaum eine andere Stadt, deren einzelne Theile sich nach Bauart, Bevölkerung und geschäftlichem Treiben so charakteristisch voneinander unterscheiden. Die Weser durchschneidet die Stadt von Osten nach Westen; auf ihrem rechten Ufer liegen Altstadt und Vorstadt, auf dem linken die Neustadt. Der Stadtgraben trennt die Altstadt von der Neustadt, schafft erstere eine Insel bildet. Die Neustadt wird von einem Weiercarre, die Kleine Weier genannt, durchschnitten, der sich indessen noch innerhalb der Stadt mit dem Hauptarme wieder vereinigt. So gerfällt die Neustadt in zwei Theile, eine Landzunge zwischen Großer und Kleiner Weier, der Theerhof, und eine Insel zwischen der Kleinen Weier und dem Stadtgraben. In der obern Hälfte der Stadt führt eine Brücke von der Altstadt zum Theerhof über die Große Weier, und vom Theerhof zur eigentlichen Neustadt eine andere Brücke über die Kleine Weier. Der Altstadt und Neustadt gemeinsam ist die große Verkehrsstraße der alten Zeit, der Strom; die Vorstadt hat für sich die große Verkehrsstraße der neuern Zeit, die Eisenbahn.

In der Altstadt herrscht das eigentliche Bremen: enge krumme Straßen mit hohen Giebelhäusern, in denen ein Kaufgewölbe an das andere stößt. Die Sitze der Behörden, des Senats, der Gerichte, der Kirchen, der Handelskammer sind hier, ebenso die Centralpunkte des Handels, Börse und Bank. Auch die Institute, die dem geistigen Leben angehören, concentriren sich hier; sämmtliche höhere Schulen haben ihr Local in der Altstadt und von den Kirchen befinden sich in derselben die sechs größten, während auf Vorstadt und Neustadt gemeinsam nur drei kleinere kirchliche Gebäude kommen. Die Vorstadt entspricht nicht der Himmelsgegend, aber ihrer Bestimmung nach, dem landwärts Westend. In ihr hat der vornehme Klasse ihre Wohnungen, der reiche Kaufmann hat sein Comptoir, der Advocat sein Bureau in der Altstadt, aber sein Wohnhaus in der Vorstadt. Die Geistlichen sind durch ihre Dienstwohnungen, die Aerzte durch die Rücksicht auf ihre Praxis an die Altstadt gebunden; von den Ständen der Senateren, der Lehrer, der unabhängigen Gelehrten ist kaum ein einziger, der nicht in der Vorstadt wohnte. Und zwar fängt der leudenes Grundsatz an, sich einzubürgern: „Je entfernter, desto vornehmer.“ So entstehen in der Vorstadt daher Jahr für Jahr neue Straßen; nur walten die Eigenthümlichkeit ob, daß dieselben nicht, wie man dies in fast allen andern Städten beobachtet, stromaufwärts oder westwärts von der Stadt, sondern gerade stromaufwärts und ostwärts errichtet werden. Das ganze obere Weserufer, „der Osterdeich“, bedeckt sich auf die Länge einer Viertelmeile mit Wohnhäusern, und schon seht so manches Gebäude hier, in welchem der Gast bei seinem ersten Besuche gegen die Wirthin die Höflichkeitsformel gebrauchen kann, die in London die allgemein übliche ist: „The scenery is lovely rural.“

So ergänzen sich Altstadt und Vorstadt: die Neustadt aber ist eine Welt für sich. Wer nicht Mitglied des Schützenvereins ist und demgemäß den außerhalb der Neustadt vor dem Thore belegenen Schützenhof besucht, wer nicht das Verlangen spürt, am Montag, wo auf dem Neuen Markt stets Schweine verkauft werden, sich als Käufer einzustellen, wer nicht als Kaufmann ein Packhaus auf der Neustadt besitzt, hat das ganze Jahr hindurch nicht die geringste Veranlassung, die Weierbrücke zu überschreiten. Denn wohnen meistens die kleinen Handwerker; nimmt befinden sich dort die vom Kaiserne bei Bremen Gemüsegrün und eine große Anzahl von Packhäusern.

Ehe wir die drei Stadttheile im einzelnen betrachten, müssen wir einen Grundzug hervorheben, der denselben Gemeinsam ist und der auch gleichsam an Denken stimmt. Jeder Bürger Bremens bewohnt womöglich sein eigenes Haus. Es gibt gar keine große Stadt in Deutschland, welche im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung so viele für sich stehende Häuser zählt wie Bremen. Der Mittelstand wohnen fast nur Arbeiter oder unterbeamtete Leute. Die Wohnungen sind im allgemeinen klein: ein Haus von zwei Stockwerken, drei Fenster breit, ohne Seiten- und Hintergebäude, das ist der Regel nach die Wohnung des Armen wie des Reichen. Wohnungen, deren Besitzer von gleicher Wichtigkeit sind, haben fast durchweg die nämliche Bauart und Einrichtung und sind gewöhnlich gleichartig möblirt.

Wer die Altstadt durchwandert in der Meinung, eine alte Reichsstadt müsse auch an künstlerischem Schmuck reich sein; wer das Bild, ich will nicht einmal sagen Nürnbergs oder Augsburgs, sondern auch nur Lübecks oder Danzigs im Herzen trägt, wird sich bei seinen Nachforschungen hier bitter enttäuscht fühlen. Eine Straße von Nürnberg bietet des künstlerisch Interessanten mehr als ganz Bremen. Das Gepräge der Sauberkeit und Wohlhabenheit allerdings tragen die Privathäuser; das Aeußere der Häuser ist accurat erhalten und wird durch einen Oelanstrich, der nach Bedürfniß von Zeit zu Zeit wiederholt wird, erhöht. Allein ein Blick bestätigt die aus der Geschichte uns bekannte Thatsache, daß an der hohen Blüte des Städtethums, welche in den

Sculpturen des „Roland“ und Standbilder ein so herrliches Kunstleben erweckte, wie Hansa seinen Antheil genommen hat. Der Ruhm dieses Bürgerstandes besteht in seinem kühnen kaufmännischen Unternehmungsgeist, für Kunst und Wissenschaft hat er nichts gethan. Welch herrlichen Schmuck der Straßen bieten nicht in Süddeutschland die Brunnen! — in Bremen ist keiner künstlerisch verziert. Einige alte Privathäuser aus dem 17. oder der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beweisen vieles für die gediegene Wohlhabenheit, nichts für den ästhetischen Sinn ihrer ersten Erbauer. Wenige davon sind mit Steinhauerarbeiten verziert, die indessen keinen innern Werth haben. Es sind hohe Giebelhäuser, zum Theil mit „Luchten“, die nicht wie die Erker nur in einem oder einigen Stockwerken sich befinden, sondern die ganze Höhe des Hauses umfassen. An der innern Einrichtung unterscheidet es sich, daß der Flur, die „hohe Diele“, bis unter das Dach reicht und zum Packboden eingerichtet ist.

Ueber die Große Weser, die wegen ihrer geringen Tiefe für Seeschiffe nicht fahrbar ist, sondern nur mit Leichterschiffen befahren wird, gelangen wir auf den Theerhof, der ganz nur mit Packhäusern bebaut ist. Von hier führt uns die kleine Weserbrücke in die eigentliche Neustadt, die im Jahre 1618 nach einem bestimmten Plan angelegt wurde und den langweiligen Charakter zeigt, welcher allen Städten aus diesem Zeitraum eigenthümlich ist. Breite und gerade Straßen, aber niedrige Häuser ohne die geringste architektonische Verzierung, und ist es auch nur ein vorspringendes Gesims.

Der Ursprung der Vorstadt ist neueren Datums. Bis zur Vernichtung der Napoleonskriege umgaben Wälle und Bastionen in Verbindung mit tiefen Gräben die Stadt; erst als jene gefallen waren, glänzten sich neue Häuser an den abgetragenen Wällen auf und die Glacis wurden in freundliche Parkanlagen verwandelt. Die Umgebung konnte indessen nur von Gärtnern und kleinen Häuslern bebaut werden, denn bis zum Jahre 1848 trennten Thore und nächtliche Thorsperre die Vorstadt von der innern Stadt. Erst als die Thorsperre beseitigt war, zogen die in der Stadt zusammengepreßte Einwohnerschaft hinaus und verwandelte in einem Jahrzehnt die umliegenden Gemüsländereien in Straßen mit hübschen Häusern. Fast jedes Haus liegt hier im Grünen; Vorgärten und Hintergärten ziehen sich an den Reihen der schmucken Gebäude entlang und an Wänden und Gesträuchern rankt Epheu und wilder Wein. Insbesondere gilt dies von der östlichen Vorstadt, während in der westlichen noch ein großer Theil der vormärzlichen Hütten stehen geblieben ist.

Die Parkanlagen zwischen Stadt und Vorstadt, an der Stelle des alten Glacis, werden sorgfältig und mit Geschmack gepflegt und sind jedem Bremer an das Herz gewachsen. Eingefaßt von zwei prächtigen Straßen, dem Wall und der Contrescarpe, durchflossen von dem klaren Stadtgraben, bieten sie einen für den geringen Raum erstaunlichen Reichthum landschaftlicher Scenerien. Jede Erhöhung des Terrains, jede Ausbuchtung des Wassers, vollends jedes kleine Werder in denselben sind geschickt benutzt und Pflanzen- und Thierwelt bieten die höchstmögliche Abwechselung. Kenner zählen allein gegen hundert verschiedene Weidenarten; hochstämmige Akazien, Eichen und Nadelhölzer sind geschickt gruppirt, auf dem Graben aber tummeln sich Wasservögel, insbesondere Enten in allen erdenklichen Spielarten.

Eine Mission in Jerusalem.

S. — Seit einiger Zeit ist Jerusalem, wenn schon aus verschiedenen Gründen und zu verschiedenen Zwecken, für die einzelnen christlichen Religionsgesellschaften zu einem Fest christlich-humaner Missionsthätigkeit geworden, auf dem sie ihre Bestrebungen in rühmlichem Wetteifer entwickeln. Sie erinnern gerade an diesem Orte in gewisser Hinsicht um so mehr an Lessing's „Nathan“ und an das, was dort Nathan in der Scene mit Saladin und in der Erzählung von den drei Ringen, wenn auch in anderer Beziehung, sagt.

> Es eifre jeder seiner unbestoch'nen
> Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
> Es strebe jeder von euch um die Wette,
> Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
> Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
> Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun
> Zu Hülfe! — — —

Die Berichte, die von dorther zu uns nach Europa gelangen, haben in jenem Betracht etwas ungemein Erfreuliches und Anziehendes. Neben einem russischen Hofpiz außerhalb der Stadt, die sich dort westlich und nordwestlich vom Josaphat in einem Kreise von Land- oder Sommerhäusern mit Gartenanlagen und in ausgedehnten Baumpflanzungen des griechischen Klosters bedeutend erweitert und dabei der Genüsse einer herrlichen Luft auf den dortigen Anhöhen sich erfreut, steht das Waisenhaus der beiden Missionsgesellschaft Christiana, in welchem unter der Leitung eines Württembergers etwa 30 Waisenknaben aus dem Libanon sowie ein paar mohammedanische — mit voller Zustimmung der Verwandten — erzogen werden.

Im Innern Jerusalems, das sich seit einiger Zeit durch viele stattliche Neubauten einigermaßen zu erneuern begonnen hat, ohne doch dadurch von seinem eigenthümlichen Charakter besonders einzubüßen, ist die Klettner'sche Diakonissenanstalt vorzüglich blühend und gedeihend. Die Krankenanstalt unter der unentgeltlichen Leitung des englischen Missionsarztes Dr. Chaplin wird besonders von Mohammedanern (auch der Nähe und Ferne, selbst von Hebron und Nablus her), aufgesucht, und über 40 Mädchen erhalten in der Erziehungsanstalt einen Unterricht und eine Erziehung, um welche sie — die Armen und Waisen — manches deutsche Mädchen beneiden würde.

Außer dem Arabischen lernen ſie vollkommen deutſch, einige auch engliſch. Es befinden ſich auch Mohammedanerinnen darunter, aber es iſt noch niemand eingefallen, ſich über ihre chriſtliche Erziehung zu beſchweren, ebenſo wenig iſt dies bisher in Betreff des oberwähnten Knabenwaiſenhauſes und der ähnlichen Anſtalt des evangeliſchen Biſchofs Gobat geſchehen, welche, unter der Leitung eines Deutſchen, etlichen 60 Knaben jeder Confeſſion die Mittel zu einer für das Land und deſſen Verhältniſſe angemeſſenen tüchtigen Ausbildung gewährt. Auch den Römiſch-Katholiſchen und den Griechen fehlt es nicht an Lehranſtalten. Beide haben ſogar theologiſche Schulen, und die griechiſche im ſogenannten Kreuzkloſter außerhalb der Stadt könnte man eine Art Lyceum nennen. Die Bibliothek dieſer Anſtalt kann für reich gelten, und jedenfalls iſt es erfreulich, daß im allgemeinen ſo viel für Unterricht in Jeruſalem geſorgt iſt. Wie der Grieche, iſt auch der Araber ſehr begabt und lernbegierig, aber leider trefft beiden dabei die ärgſte Geiſſel in ihrer Eitelkeit, die ſich nur zu häufig durch einen kleinen Fortſchritt ſchon zu den unmäßigſten Anſprüchen berechtigt glaubt. Die orientaliſchen und griechiſchen Halbwiſſer — bemerkt ein Berichterſtatter — ſind die unerträglichſten, auf die man ſtoßen kann.

Das ehrwürdigſte Diakoniſſenhaus in Jeruſalem beſteht erſt ſeit 1851. Die erſte Veranlaſſung dazu hatte ein epidemiſches Fieber gegeben, welches alle Familien der dortigen evangeliſchen Gemeinde heimgeſucht hatte. Es war niemand da, der den Kranken, Schwachen und Armen leibliche und geiſtliche Pflege ertheilte, und ſo kam es, daß zwei bis drei Proſelyten zu dem Judenthum zurückkehrten. Hier durch bewogen, ſchrieb Biſchof Gobat an ſeinen Freund, den Paſtor Fliedner zu Kaiſerswerth, und bat ihn um zwei Diakoniſſinnen. Acht Monate ſpäter kam Paſtor Fliedner ſelbſt mit vier Schweſtern in Jeruſalem an. Sie erhielten bald Gelegenheit, dort ein Haus zu miethen, und am 1. Mai 1851 ward es bezogen und eingeweiht. Als Profeſſor Petermann in Berlin auf ſeiner von ihm unter dem Titel „Reiſen im Orient“ (Leipzig, Wigand u. Comp., 1860), in zwei Bänden beſchriebenen Reiſe auch längere Zeit in Jeruſalem ſich aufhielt, wohnte er am 3. Mai 1853 der Jahresfeier des Diakoniſſenhauſes bei. Männer, Frauen und Kinder waren in großer Anzahl verſammelt. Ein lieblicher Kinderchor, von Mädchen geſungen, welche Zöglinge der Anſtalt waren, eröffnete die Feier. Dann wurde von der ganzen Verſammlung das Lied geſungen: „Ich bete an die Macht“, worauf der Biſchof Gobat einleitende Worte über die Entſtehung der Anſtalt ſprach und mit den Worten: „Der Herr hat bis hierher geholfen“, ſeinen erbaulichen Vortrag ſchloß. Dann trat der durch ſeine Wirkſamkeit in der evangeliſchen Gemeinde zu Jeruſalem und öffentlichen Mittheilungen bekannte Paſtor Valentiner auf, um den Jahresbericht über die Anſtalt zu geben, den er damit einleitete, daß er auf die Einweihungsfeier des Biſchofs hinwies, welcher zwei Jahre früher als Text die Worte des 127. Pſalmen gebraucht hatte: „Wo der Herr nicht das Haus baut, gebeihet es nicht.“ Hierauf ſchilderte er das Mutterhaus zu Kaiſerswerth und deſſen Wirkſamkeit, und berichtete zuletzt über den ſegensreichen Fortgang dieſer Anſtalt. Ein Reſume des Ganzen ward dann auch noch in engliſcher Sprache für die anweſenden Engländer und Engländerinnen gegeben, und zuletzt wurde über eine gleiche Anſtalt in Konſtantinopel berichtet. Ein Ordnung für die Diakoniſſinnen: „Ich ſtimme an“ u. ſ. w., beſchloß, ſagt Petermann, die einfache, aber erbauende Feier.

Wenn auch dies alles nur ſchwache Anfänge des Ganzen ſind, wenn die chriſtlich-humane Gattung noch Opfer bis zu nehmen hat, ſo werden doch dieſe Schritte deutlich genug nach dem Ziele hin, daß jetzt die chriſtlichen Nationen zu verſöhnen auf das einzig Mögliche beraten und verpflichtet ſind.

Die Künſtler aus der Karlsſchule.

III.

G. H. — Ein Karlsſchüler war auch der Kupferſtecher Johann Gotthard Müller, den Goethe einen Künſtler nennt, bei dem Mann und Kunſt ſich gegenſeitig erklären. — „er hat ganz das Sorgfältige, Reinliche, Delicate ſeines Griffels“. Zwei ſeiner bedeutendſten Schüler ſtarben in unberechnungsfähigem Zuſtande eines gemüthvollen Leidens. Der erſchütterndſte Schlag aber traf den alten Meiſter in dem unglücklichen Ehebruch ſeines Sohnes. Friedrich Müller hatte ſich als unvergleichlicher Kupferſtecher bewährt durch den Johannes von Domenichino. Von einem Kunſthändler nach Dresden berufen, arbeitete er jahrelang mit glühendem Eifer an einem Stich der Sixtiniſchen Madonna. Die Platte war vollendet, aber es gelang ihm nicht, einen untadelhaften Abdruck zu erhalten, ſo oft er auch immer neu ſtach und ausbeſſerte. Dies brachte den Künſtler tief, der, jetzt krankhaft, mit nächtlichen Viſionen zu kämpfen hatte. Mehrmals erſchien ihm die Madonna und verlieh ihm die Kraft, Kranke zu heilen durch Auflegen der Hände. Sein Zuſtand wurde verſchlimmert dadurch, daß ſeine ſentimentale Gattin, die ein höheres Weſen in ihm zu beſitzen glaubte, ihn in den tiefen Verſtörungen noch beſtärkte. So mußte er der Irrenanſtalt auf dem Sonnenſtein übergeben werden; dort endete ein Sprung aus dem Fenſter des armen Künſtlers Leben zu derſelben Zeit, wo es ihm hätte vergönnt ſein können, ſich endlich ſeines Werkes zu freuen. Die Platte war mittlerweile nach Paris geſchickt worden und ein dortiger Kupferdrucker lieferte mehrere tauſend Blätter von der höchſten Schönheit ohne Fehler. So ſchmückte ein meiſterhafter Abdruck der Madonna nur noch des Künſtlers Sarg.

Zu den mit Schiller innig verbundenen Zöglingen der Karlsſchule gehörte der Componiſt Zum-

Beate.

Tony kennt ihn.

Seeburg.

Tony kennt ihn. Er hat ihr in der Stadt Unterricht im Zeichnen gegeben. Er that es, weil Sie mich drum baten. Ich sage Ihnen aber, die ganze Erziehung im Hause meines Schwagers gefiel mir nicht. Meine Schwester liebte den Mond, ich liebte die Sonne. Nun haben ihre beiden Kinder auch ganz das somnambüle Wesen bekommen, was sie heutiges Tages Bildung nennen. Nichts Praktisches, wie bei Ihnen —

Beate.

Mich haben nur die Umstände gezwungen, praktisch zu werden.

Seeburg.

Was ist ein Gemälde von Raphael gegen den Blick auf eine grüne Wiese, wo ein Stück Linnen blendend wie Schnee ausgespannt liegt! Ich sehe Sie, Fräulein Beate, wie Sie vor einem Schrank mit Leinwand stehen! Wie das glänzt in Ihren Augen! Wie behaglich Sie Dutzend auf Dutzend legen, ordnen, glätten, plätten mit Ihren netten, niedlichen, kleinen — (will ihre Hand)

Beate.

St! Ihre Nichte?

Seeburg.

Ja, meine Nichte! Denken Sie sich ein Wesen, voll

Berg, der wie Dannecker der Sohn eines herzoglichen Bedienten war. Von ihm rührten die musikalischen Partien der „Räuber“ her, jene Lieder, von denen der Dichter meint: „Ich bin überzeugt, daß man den Text bei der Musik vergessen wird.“ Vor allem das „Räuberlied“ selbst, das so lange ein charakteristisches Lieblingslied der Sturm- und Drangperiode blieb und noch heutzutage in Mannheim nach einer alten Sitte bei jeder Aufführung der „Räuber“ vom Publikum, darunter vor allem die heidelberger Musensöhne, im Chorus mitgesungen wird. Auch die Ouvertüren zu mehreren Schillerschen Dramen sind von seinem Jugendfreund. In den Balladenkompositionen, darunter die von Bürger's „Lenore“, galt Zumsteeg als unerreichtes Muster, bis Karl Löwe mit seinen ungleich genialern Schöpfungen auftrat. Zumsteeg ist nämlich von Stuttgart hinweggekommen. Er starb dort als Kapellmeister 1802.

So war diese „Karolina“ zu Stuttgart in der That eine „Alma mater“, eine jedenfalls fruchtbarere Anstalt als zu derselben Zeit die Hohe Schweizer „Oberhartma“ in Lübingen, eine Art Künstlerstreibhaus, in dessen Geschichte die seltsamsten Kunstrichtungen eingreifen. Als im Jahre 1828 der hundertjährige Geburtstag Karl Eugen's zu Stuttgart unter der allgemeinsten Teilnahme gefeiert wurde, da sangen jene Worte Schubart's sich erfüllt, der trotz gehässigstem Gefängnis auf dem Hohenasperg nichtsdestoweniger in dem Busen der Karlsschule später den Mären der vaterländischen Künste feierte, indem er sang:

Schon flicht mit weitem Auge
Der Karlsruhe Bewunderung
Auf Karl's Söhne, unter denen
Thalia und Terpsichore
Den sanften Musenfaden spannen,
Und am Neckar reden Mengs,
Die Teutonik führet einen Szepter,
Und Leo mit Strich und Punkt
Ziehet den Namen Karl's,
Beherrschers & Schutzherrn.

Und wer in dieser Huldigung des Hofs und Theaterdichters Schubart den Dichter der „Fürstengruft“ nicht wiedererkennen vermag, wem diese Verse etwas zu panegyrisch klingen, der möge sich erinnern, daß an jenem Jubiläum der Karlsschule, gleichsam als Sühne geschehenen Unbill, zu Stuttgart der erste Grundstein gelegt werden konnte zu dem ersten öffentlichen Nationaldenkmal — unsers Schiller!

Für das Haus.

Das Leben und Weben der Menschen ist reich — das zeigt ein jeder Blick, den wir auf uns und um uns werfen. Die Fülle dieses Reichthums aber in ihrer Unermeßlichkeit tritt erst so recht lebendig zu uns heran, wenn wir in Werke hineinschauen wie dasjenige ist, dem wir heute einige Worte widmen wollen. Von dem „Illustrirten Haus- und Familien-Lexikon. Ein Handbuch für das praktische Leben“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) liegen uns wieder einige kürzlich erschienene Hefte vor. Wie viele duftige Kränze lassen sich nicht aus diesen Heften flechten, wie viele prächtige Bouquets binden! Wirkliche Kränze — wirkliche Bouquets aus „Rosen“ und „Rosmarin“ und „Rittersporn“ und „Reseda“ mit „Tuberosen“ und betauten sein. „Stoß mich nicht von dir!“ Was aber ist selbst das lieblichste Bouquet — das Ariel-Bouquet auf der berliner Hofbühne im vergangenen Winter — gegen die eine „Kartoffel“, diese indische Riesenblume, von deren Auffindung im Jahre 1818 durch den englischen Gouverneur Raffles in Sumatras Urwäldern wir lasen! Welche Wunderblume, wahrlich! Drei Fuß im Durchmesser, jedes Blumenblatt über einen halben Zoll stark — rath mit wenigstens Gewißheit. Zierliche Gutten auf Java werfen die reifen Knollen ins Wasser, um auf die Art der Ordnung die mehr oder minder glückliche Zukunft künftiger Esser zu erleichtern. Auch unter diesen Wilden also eine prosaische Pflanzensprache! Gleichviel, eine solche Blume zu lesen, könnte es uns hinabtreiben auf „Reisen“, deren gleichfalls ein zu bedeutendes Werk in paragraphischer Bearbeitung im 55. Heft gewidmet ist. Sumatra und Java sind heute nicht mehr so weit. Gehen doch Ihrer viele nach Aegypten! Aber auch die Nähe ist nicht vergessen. Da wird „Piemont“ geschildert und „Neuchâtel“ im Verlande der Alpen und die „Rheinweine“ werden betrachtet und auch den „Rauch et mon“ ein Wörtchen beigegeben. Der Mensch gründet schon beim Leben allen beten, wenn er vom Winterleben etwas angefränkelt ist. Um ihn erklingt das wirrstimmige Concert der Wald- und Rebsänger. Vom „Regenpfeifer“ erfahren wir und vom „Rebhuhnmarsch“, vom lieblichen „Rothkehlchen“ und den parlamentarischen Versammlungen der „Raben“, die Kriegsberathungen und manchen andern. Wer aber schweres leidet, nur nicht blos angefränkelt ist, auch der findet Winke in diesem praktischen Werke in den Artikeln über „Rheumatismen“ und „Nervenmarkskrankheiten“, über Arzneipflanzen, wie „Rhabarber“ und „Rizinus“ und die zu hohem Gebrauch empfohlene berüchtigte „Revalenta arabica“ Dubarry's. Wer endlich daheimbleiben muß mit gesundem Magen, der nehme aus dem Artikel „Pudding“ ein Recept, z. B. das vorliegt, „à la Nesselrode“, und er wird und beim Genusse zustimmen, daß der Russen außer „Neuherren“, „Robben“ u. dgl. auch Diplomaten hat, denen die Welt etwas verdankt, wenn auch nur den Namen eines weltberühmten Puddings.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 23.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Waldblume. Novelle von Theodor Körig. Viertes Kapitel. (Fortſetzung.) Fünftes Kapitel. — Der Geringe Sau-Folge. Eine Anekdote von Paul Heyſe. — Die Zigeuner. Von Wilhelm Gerhard. II. — Die Sprichwörter. — Neue Gedichte. — Bücherblatt: Auf dem Reichsmarkt in Wien. — Deutſche Städte. Bremen. 2. Der Dom. — Schilderungen aus der Geſellſchaft. — Deutſchlands Kampf- und Feſtſpiele.

Die Waldblume.

Novelle von Theodor Körig.

Viertes Kapitel.

(Fortſetzung.)

Wir haben, als wir dem Maler Burgsdorf zum erſten mal begegneten, die Bemerkung gemacht, daß ſeine Züge, beſonders die weit offenen Flügel ſeiner Naſe, auf einen heftigen, leidenſchaftlichen Charakter ſchließen ließen. Etwas von dieſer Leidenſchaftlichkeit äußerte ſich jetzt, bei dieſer Bemerkung des Sonderlings, die ihm wie ein gegen ihn erhobener Tadel klang, in dem Ausdruck ſeines Geſichts ſowie in dem Ton ſeiner Stimme, und er verſetzte mit einer gewiſſen Gereiztheit: „Inzwiſchen beantworte ich Ihre Frage mit einem entſchiedenen Ja! — erlaube mir demnächſt aber die Gegenfrage, ob Sie vielleicht beabſichtigen, mich zu examiniren oder mir eine Lection in Takt und Anſtand zu ertheilen?“

„Das iſt ſchon darum unmöglich“, verſetzte Herr Schmidt mit unerſchütterlicher Ruhe, weil wir uns hier in meiner Behauſung befinden und Sie mein Gaſt ſind. . . Auch haben Sie meine Frage offenbar falſch gedeutet. Sie enthielt kein Mißtrauen, keinen Tadel, höchſtens einige Beſorgniß. . . Ich bitte Sie, ſtets daran zu denken, daß ich der Urheber der Berührung bin, in welche Sie mit den beiden Damen gekommen, und demnach eine gewiſſe Verantwortlichkeit trage. . .“

„Das muß ich beſtreiten!“ fiel ihm Burgsdorf ins Wort. „Die Verhältniſſe haben ſich ein wenig geändert. Die Berührung, in welche ich mit den Damen gekommen, haben nicht Sie, nicht ich herbeigeführt. Die Gräfin ſelbſt hat mir eine Einladung geſchickt.“

„Ich weiß, ich weiß!“ verſetzte Herr Schmidt. „Mein Diener, der zuweilen einige Einkäufe bei dem Gärtner der Gräfin macht, hat mir den Hergang der Sache erzählt. Gleichwohl muß ich bei meiner vorigen Behauptung beharren. Denn Sie wären ohne mich offenbar niemals mit jenen Damen in Berührung gekommen. Die Frau Gräfin aber iſt nur durch eine Bitte von Ihrer Seite zu der Einladung bewogen worden. Somit bin ich unter allen Umſtänden zwar nicht der Vermittler, aber die eigentliche Veranlaſſung Ihres perſönlichen Verkehrs mit den Damen“.

Mit ironiſchem Lächeln verſetzte Burgsdorf: „Die Richtigkeit dieſer Deduction vorausgeſetzt, begreife ich immer noch nichts von Ihrer Verantwortlichkeit; und ſelbſt dieſe zugegeben, ſehe ich doch nicht im entfernteſten einen Grund zu irgendeiner Beſorgniß.“

Herr Schmidt kreuzte die Beine übereinander und begann mit bewundernswürdiger Gelassenheit: „Ueber meine Beziehungen zu jenen Damen darf und werde ich mich nicht auslassen. Aber schon im allgemeinen, sollte ich glauben, gilt der Grundsatz, daß, wer in einen engeren Kreis, worin hat eher unmittelbar, absichtlich oder unabsichtlich, einen Verruchen einbricht, für dessen Folgen und Verhalten gewissermaßen verantwortlich ist. . . Was dann meine Beteiligung betrifft, so werden Sie wahrgenommen haben, daß die Frau Gräfin sowol für sich als für ihre Tochter dem Verkehr mit der Welt entsagt zu haben scheint. Die Einladung an Sie widerspruch dieser Entsagung nicht, sie war nur an den Künstler gerichtet. Meine Beteiligung gründet sich nun darauf, daß ich suchte, sie hat mit dem Künstler auch zugleich den Weltmann in den Kreis ihrer Familie eingeführt. . ." Die letzten Worte waren von einem scharfen, durchdringenden Blick begleitet.

Deutlich war es dieser durchdringende Blick, welchen den Maler an der vorigen Frage reizte: „Und wenn dem so wäre?"

Herr Schmidt wechselte die Karte. Ein eigentümliches Mienenspiel in seinem Gesichte verbannte eine sehr Anfrageung in seinen Zügen. „Wenn dem so wäre" — verlegte er nach langer Pause mit leiser, aber sehr bewegter Stimme — „und wenn Ihr Vorteil von dem Werte Weltmannschaften wenigen entspräche, dann müßte ich Ihren persönlichen Verkehr mit den beiden Damen als eine Gefahr für dieselben betrachten und würde kein Mittel scheuen, diese Gefahr zu beseitigen!"

Mit wachsender Gereiztheit sagte Burgdorf: „Sie Beziehe Weltmann und Don Juan schienen nach Ihrer Meinung identisch zu sein?"

„Nein, gewiß nicht, mein Herr!" erwiderte Herr Schmidt heftig. „Wenn ich an Ihnen den Künstler so scharf vom Weltmann unterscheide, so möchte ich unter dem letzteren den Mann, der eine große Fähigkeit, persönliche Eindrücke zu empfangen und zu machen, besitzt. Darin liegt kein Tadel, sondern eine Auszeichnung. Aber gerade in dieser Ihrer respektablen, ja beneidenswerten Fähigkeit verbirgt sich eine um so größere Gefahr für die beiden Damen. Und darauf möchte ich Sie aufmerksam zu machen. Mahnen, bitten will ich Sie, vor sich selbst auf der Hut zu sein!"

Der herbliche, bittende Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, verfehlte seine Wirkung auf Burgdorf. Mit ihm war plötzlich eine seltsame Veränderung vorgegangen. Eine schlummernde Leidenschaft in ihm war wach geworden, ein Dunkel in seiner Brust erhellt worden. Was er erst kurz vorher „ästhetischen Kitzel", „romantische Wallung" genannt, machte sich jetzt geltend als heftiges, leidenschaftliches Gefühl. Wie oft Gründe, da, wo sie auf Widerstand stoßen, sich zum Sturm zusammenraffen, so hatte eine starke, ihm kaum bewußte Neigung bei dem Angriff, welchen sie erfuhr, in ihm in stürmische Leidenschaft um. . .

Mit erzwungener Ruhe sprach er: „Angenommen, ich hätte in der That bereits einen Eindruck empfangen, einen jener Eindrücke, die über Glück und Zukunft eines Mannes entscheiden; angenommen, in meiner Seele empfände ich schon jetzt jenen wundervollen Anklang, der nach einem erlebten Narrenjahr die absolute Hingebung einer Mannes zur Folge hat, wer wollte mich hindern, an eine Zusammengehörigkeit, an jene individuelle Wahlverwandtschaft zu glauben, welche eine Gegenseitigkeit der Neigung erzeugt? Wer wollte mich hindern, bei solch innerer sittlicher Berechtigung, unbekümmert um die etwaigen Hindernisse der äußern Welt, mit allen Kräften danach zu trachten. . ."

„Ah, mein Herr, ich!" unterbrach ihn der Herr Schmidt mit der Miene eines selbst unbefangenen Weltmanns.

Ihre Blicke kreuzten sich, scharf und schneidend wie zwei Schwerter. Nur mit ungeheurer Anstrengung bewahrte Burgdorf die äußere Ruhe. Nach längerer Pause sprach er: „Ich frage nicht, mit welchen Mitteln Sie mich hindern wollen, aber ich frage Sie, mit welchem Recht und nach welchen Grundsätzen der Ehre, der Billigkeit? . . Unter den obwaltenden Umständen werden Sie sich hoffentlich nicht länger hinter einer zweideutigen Diskretion verstecken. Denn bei Gott, der Ruf, die Ehre, das Glück der gräflichen Familie steht mir jetzt zum wenigsten ebenso hoch und heilig als Ihnen!"

Herr Schmidt war leichenblaß geworden. Er stand auf und ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder. Seine Züge spiegelten Ratlosigkeit und Verzweiflung ab. Er war ans Fenster und blickte hinaus nach dem Schlosse, als wollte er sich Rath von dort her holen. Er wandte sich um und warf einen langen, prüfenden Blick auf Burgdorf, der feineriseits sein Auge von ihm verwandte. Endlich schritt er nach der Thür und zog an der Klingelschnur. Dem eintretenden Diener äußerte er einige Worte zu. . . Der Diener verschwand und kehrte nach einigen Minuten mit

einer Flasche und zwei Gläsern zurück. Herr Schmidt füllte die Gläser und sprach: „Ich bin im Begriff, Ihnen das Geheimnis meines Lebens und insbesondere einer Dame zu enthüllen, welche mir noch bisher stets alle mein Leben. Diese Erzählung wird Ihnen einleuchtend machen, warum ich mich in der trostlosen Lage Ihnen Lebens zu Ihrem Widerlacher aufsetzen muß. Bloß aber auch kommen möge und wie sehr und unglückselige Verhältnisse entwerfen sollten, lassen Sie uns gelesen, einander weder zu hassen noch anzuklagen. Und zur Bekräftigung dieses Gelöbnisses leeren wir den Glas miteinander!"

Sie leerten die Gläser bis auf den Grund. Darauf legte sich Herr Schmidt weiter in seinen Lehnstuhl und begann seine Erzählung.

Sechstes Kapitel.

„Ich bin hier in Schlesien geboren", begann er mit zu Boden gesenktem Blick. „Mein Vater war Forstmann. Auch ich wählte diese Laufbahn, welche meiner sehr frühzeitig sich äußernden Neigung zum Verkehr mit der freien Natur entsprach. Diese Neigung steigerte sich mit den Jahren so sehr, daß ich selbst als forstwirtschaftlicher Skaturier wochenlang, ohne Zweck und Plan, in den nahen Forsten umherstreifte und von meinen Kameraden den Beinamen „Waldmensch" erhielt. Auch glücklich überstandenen Examen macht ich, wie man zu sagen pflegt, „in die Wälder commandirt", d. h. ich wurde einem königlichen Oberförster, welchem Nadelholzhiebe und Alter die Verwaltung seiner Laubholzhiebe erschwerte, zur Unterstützung beigestellt. So kam ich in die dortige Gegend."

Er hielt ein wenig inne und sich sich mit den Fingern die Stirn, als ob er dadurch seine Erinnerung klarer und heller machen wollte. Dann fuhr er fort: „Durch den alten Oberförster wurde ich in das Haus eines bemittelten Gutsbesitzers eingeführt. Der letztere war ein ältlicher Hagestolz, ein Mann, der seinen Wohlstand allein seiner ökonomischen Tüchtigkeit verdankte. Um seinen Charakter verständlich und mit seinen Worten zu schildern — die Erinnerung an seine ehemalige Armuth und an die Arbeit und Mühe, welche ihm der spätere Wohlstand gekostet hatte, beeinträchtigte seine wohlwollenden Gefühle und gab ihm den Anstrich jener dünkelhaften Besitzeseitelkeit, wie man sie so häufig bei dem wohlhabenden Bauer findet. Uebrigens aber hatte das Bewußtsein seiner mangelhaften Bildung einen kleinlichen Ehrgeiz in ihm erzeugt, der sich an seinen und Bekanntschaften klammert. Der Mann ist todt. Nur mit Widerstreben spreche ich von seinen schlimmen Eigenschaften. Doch gerade diese Eigenschaften führten das Unglück meines und eines andern Lebens herbei. Ich sah zu nämlichen Zeit, als ich zum ersten mal das Haus dieses Mannes betrat, daß sein Bruder, ein Kaufmann in der Hauptstadt, der gleich dem Gutsbesitzer in der Welt sein Glück gemacht hatte. Er hinterließ ein großes Vermögen und ein einziges Kind, eine Tochter, auf deren Erziehung er alles, was Reichthum zur Verfügung stellt, verwendet hatte. In dem Testament, welches er im Betreffe des neben Todes gemacht, hatte er seinen Bruder zum Vormund der Tochter ernannt und zugleich den Wunsch ausgesprochen, daß die Maide im Hause des Vormunds und Oheims Aufnahme und väterliche Fürsorge finden möge. So kam die junge, zweiundzwanzigjährige Dame aus den Hauptstadt und Glanz einer Hauptstadt nach den stillen einsamen Dorfe, in einen Familienkreis, welcher sie nichts von alledem bot, wonach sie Geist und Gemüth gewöhnt waren und Freude gehabt hatten."

Die Pause, welche der Erzähler hier einreihen ließ, schien anzudeuten, daß er in seiner Erzählung an einem Abschnitt seines Lebens gelangt sei. Mit leisem, fast zaghaftem Ton fuhr er dann fort: „Gutsbesitzer Erziehung hat sie einen Naturmenschen schon an und für sich einen eigenthümlichen, geheimnißvollen Zauber. Ist sie dann noch mit Schönheit und reichen, glänzenden Gaben verbunden, so wirkt sie berückend, unwiderstehlich. Der Abendhimmel verbreitet seine Röthe nicht so schnell an der Dämmerflamme, die er anzündet, als mein Herz von dem sprühenden Geiste und der lebendigen Erscheinung der jungen Dame in einer kurzen, glühenden Leidenschaft entzündet wurde. Wenige Minuten entschieden über mein Lebenszeit. Sie werden das leicht begreifen, nachdem Sie, wie ich scheint, einem ähnlichen plötzlichen und überwältigenden Eindrucke unterlegen sind. Weit schwerer jedoch ist es begreiflich, wie es mir gelingen konnte, die Gunst und Neigung der jungen Dame zu gewinnen. Ich denke nicht so gering von dem Geschäft der Liebe, als daß ich annehmen könnte, es könnte aus Langeweile oder Gewohnheit des Umgangs erlogen. Eine persönliche Anziehungskraft muß vorhanden sein. Und da kann ich mir denn nur denken, daß ich einer gewissen ursprünglichen Frische, wie sie dem Naturmenschen eigen ist, die

endliche Genehmigung meiner Neigung zu verdanken hatte."

Der Maler mußte begeistert sein mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „Und das ist jetzt begreiflich für mich!"

Der Erzähler fuhr fort: „Ich weiß noch heute nicht, ob unsere Begebungen dem Herrn des Hauses so lange verborgen geblieben oder ob er sich nur den Anschein gab, sie nicht zu merken; genug, niemand störte und in den unmittelbar folgenden und wahrlich reinen Traum einer ersten Liebe von ganzen sechs Jahren hinein. Wenn ich mir eine Verwahrung erlauben darf, so darf ich nicht es unter Verhältnis nicht nur, sondern billige es vollkommen. Wenigstens spricht er oft von meiner Zukunft und meinen Aussichten; ja er deutete zuweilen auf den wahrscheinlich nicht mehr fernen Tag hin, wo ich als Oberbeamter, auf die Höhe von 5 Gulden steigend und auf die Morgabe, in Ehrbarkeit leben zu können, mich zu dem Nachfolger werden könne. Ob ertrug, wie gesagt, ein ganzes Jahr, ohne daß unter Gold auch nur auf einen Tag getrübt wurden wäre. Da erschien eines Tages in meinen stillen und glücklichen Familienkreise ein verschollener junger Herr. Er hatte sich als Graf P. und Kämmerer des nachbarlichen Hofes und vor. Seine Manieren waren fein und gewinnend, seine Züge ausdrucksvoll und schön; und selbst die Spuren von gewisser Verlebtheit, die den Gesicht verriet, mögen eher dazu bei, das Anziehende seiner Persönlichkeit zu vermehren als zu schmälern. Ich habe später in den Salons Amerikas sehr oft ein eigentümliches Schauspiel beobachtet. Mein Pferd, das eben noch friedlich und wohlgemut in meiner Nähe geweidet hatte, stutzte plötzlich den Kopf in die Höhe, blickte scheu umher, begann zu zittern und andere Zeichen der höchsten Angst zu äußern. Ich witterte einen Feind, eine große Gefahr in der Nähe . . . Ein ähnlicher Instinkt überwältigte mich beim Anblick jenes Fremden. Eine unbeschreibliche Angst ergriff mich, eine dunkle, tiefere Ahnung durchbebte mich. Ich war nicht im Stande, ein Wort zu reden, solange er da war. Mit furchtbarer Pein lauschte ich dem belebten und geistreichen Gespräch, welches er mit Ida, der Gebieterin meines Herzens, führte. Mit Zorn und Wuth bemerkte ich, wie er sich in dieser Stunde die volle Gunst und Bewunderung ihres Oheims gewann. Und als er sich endlich empfahl und auch mir mit ironischem Blick eine Verbeugung machte, da wußte ich wie durch eine blitzartige innere Erleuchtung, daß wir uns hassen und bekämpfen würden. . . Von jenem Tage an entspann sich zwischen den beiden Gutsherren und Nachbarn ein enger persönlicher Verkehr, für mich aber begann eine Zeit der Zurücksetzung, der Demüthigung, der Qual. Ich weiß wahrlich nicht, was mich tiefer kränkte und peinigte, die täglich zunehmende Kälte und Zurückhaltung, welche Ida's Oheim in seinem Benehmen gegen mich an den Tag legte, oder die beständende und dabei doch schwer verletzende Art, in welcher mich der Graf sein geistiges Uebergewicht fühlen ließ. Zum Unglück machte mich meine leidenschaftliche Erregung noch blind und unempfindlich für die feine und raffinirte Weise, in welcher Ida mich zu martern versuchte. Bei nur einiger Selbstbeherrschung und Ruhe hätte ich wahrnehmen müssen, wie gern sie mich in jede Unterhaltung zog, wie gewandt sie das Gespräch auf Dinge zu lenken wußte, über die ich mitsprechen konnte, die mich sogar bereit machten. Ich würde gemerkt haben, wie ihr ganzes Benehmen doch den Beweg verriet, welchen sie mir über den Grafen gab, und wie wenig sie sich bemühte, ihre Beziehungen zu mir zu verbergen. Ich würde dann den Grafen nicht so glühend gehaßt und unter allen Umständen meine männliche Würde bewahrt haben. Der Graf war offenbar viel überlegener als ich. Er durchschaute das alles. Und Gefahrvolle und Haß mußten ihn nicht weniger als mich, wiewol er sich in bewundernswerter Weise und dadurch ein noch Ueberlegenheit über mich gewann. Eines Nachmittags, an einem regnerischen Tage, gab ich dem Drängen des alten Oberbeamten nach und fuhr mit ihm an einer Partie Whist nach dem Schlosse. Ida's Oheim schien sehr erfreut über unsere Ankunft, da das regnerische Wetter ihn und seinen Gast an das Zimmer fesselte und ihm Langeweile bereitete. Eben als wir uns niedergelassen zum Spiel, kam der Graf in den Hof geritten. Der Graf nahm theil an der Partie . . Ich gebrehe, ich habe nie zu irgendeinem Kartenspiel Talent gehabt. Der Graf belegte das, was die Franzosen Esprit de jeu nennen, in höchsten Grade.

„Ich machte Fehler, der Graf seine Bemerkungen darüber, und zwar Bemerkungen, welche seiner gewohnheiten Falten und anfgelaunten Höflichkeit entsprachen. Mein Blut geriet in Wallung, um so mehr, als ich mich nicht zu verheimlichen wußte. Ich spielte noch schlechter; des Grafen Bemerkungen wurden spitzer und schärfer. Endlich trat meine Geduld: „Herr Graf", sprach ich

mit erkünstelter Ruhe. „Sie sollten mehr Nachsicht üben! Was Kartenspiel anbetrifft, so habe ich wahrscheinlich Ihre Schule nicht durchgemacht und besitze auch Ihre Anlagen nicht!“ — „Ich weiß noch heute nicht, warum ich gerade diese Art der Abwehr und Zurechtweisung wählte. Vom Herrn Grafen früheren Lieben war mir nicht das Geringste bekannt. Infolge einer seltsamen Inspiration hatte ich seine empfindliche Seite berührt. Der Graf war einer der leidenschaftlichsten Spieler der Hauptstadt gewesen und hatte dieser Leidenschaft den größten Theil eines bedeutenden Vermögens zum Opfer gebracht.

Sein bleiches Gesicht röthete sich. Er legte die Karten nieder, schleuderte mir einen Blick des giftigsten Hasses zu und sprach: „Wie meinen Sie das?“

„Noch ehe ich antworten konnte, wischte sich unglücklicherweise der Herr des Hauses ein. Mancher zu Bildung, die Sucht, sich ein Ansehen zu geben, und der Wunsch, die gräfliche Freundschaft zu cultiviren, vereinigten sich, ihn zu einer Unschicklichkeit obendrein fortzureißen.

„Sie haben den Herrn Grafen beleidigt!“ sagte er im heftigsten Tone. „In meinem Hause wurde ich dergleichen nicht dulden! Ich wünsche, daß Sie sich bei dem Herrn Grafen entschuldigen!“ Diese Demüthigung erfreut sich nicht. „Sie, Herr Oberamtmann“, sprach ich, indem ich mich erhob, „hätten nicht nöthig gehabt, einen Grund, mich aus Ihrem Hause zu entfernen, bei den Haaren herbeizuziehen! Die letztere Andeutung Ihres Wunsches wurde genügt haben! Und was Sie betrifft, Herr Graf, so werden wir wol anderweitige Gelegenheit haben, die gegenseitigen Gefälligkeiten auszutauschen!“ Damit nützte ich aus dem Zimmer. Ich bin überzeugt, daß, wäre Ihr jüngerer Bruder gewesen, für vermeinte ihrer Klagheit, durch Zufall und ihrer Geistesgegenwart und noch einen Weg der Aufklärung gefunden haben würde. Gewiß bin ich versichert, daß, hätte ich sie aufgefordert, ihren Schloß verlies, sie mich wenigstens benachrichtigt, gewisser und der spätern Katastrophe vorgebeugt haben würde. Doch ich zählte den Schimpf der Demüthigung wie ein Brandmal auf meiner Stirn und mochte so geschändet, so entehrt ihr nicht vor Augen treten. Wahnsinnig vor Wuth und Qual rannte ich heim. Ich setzte mich nieder und versuchte, an Ida zu schreiben, ihr den Vorfall zu berichten, sie um Rath und Trost zu flehen. Aber ebenso gut hätte ich auf dem Seile tanzen, als in dieser Stimmung und Aufregung einen vernünftigen Satz niederschreiben können. Ich ging meine Bücher auf die Schultern und rannte in den Forst . . .“

Der Erzähler hielt inne und athmete schwer. Es schien ihn große Ueberwindung zu kosten, seine Erzählung fortzusetzen. Plötzlich sprang er auf, stürzte sein Glas und leerte es mit Einem Zuge. Darauf sprach er sich wieder und begann: „Ich will Sie nicht ermüden durch Aufzählung der Pläne und Gedanken, die ich hatte und wieder verwarf. Ich verlor mich in die sonnigsten Zukunftsvisionen. Gab mich Kindereien hin, die ich heute belachen gewann ich die wichtige Ueberzeugung, das einzelnen, daß für den Augenblick etwas gar nichts zu thun war. Selbst die Absendung des Briefes an Ida beschloß ich auf den nächsten Morgen zu verschieben. Was den Grafen betrifft, so erwartete ich von ihm eine Herausforderung. Inzwischen war der Nachmittag vergangen. Der Regen hatte aufgehört, der Himmel war klar geworden. Die Sonne vergoldete den Saum seiner dunklen Gewänder und der Spechte hackte mit dem Schnabel den Takt dazu. . . Ich wurde sicher bewegt. Ich schwebte wie erleichtert auf und ging in einer mehr melancholischen als erwartenen Stimmung hin. Es war der Himmel von dem dunklen Gewölk, in war mein Geist von den finstern Gedanken befreit. . . Ich war eben von einem langen Spaziergange auf die Hauptstraße gelangt, als ich drei Reiter einen Pferde vernahm. Mein erster Gedanke war: das ist der Graf; mein zweiter: du wirst ihm ausweichen. Doch schon wusste er mich erblickt haben. Hätte ich mich wenigstens noch entfernen, so würde er angelacht haben, ich dürfte mich von ihm. Ich schritt also ruhig weiter, den entgegen. Ein verhängnisvoller Zufall fügte es so, daß er gerade auf derselben Seite des Weges ritt, wo ich ging. In dem Augenblick, als er dicht an mir vorüberritt, trat sein Pferd in ein mit schwarzem Wasser gefülltes Glied. . . Hätte er nur die geringste Geschicklichkeit aufgebracht, so schwöre ich, daß ich ruhig weiter gegangen wäre. Da er es nicht that, so nahm ich die Absicht einer Beleidigung an. Ich drehte mich um und rief, auf den Schmutz an meinen Kleidern deutend: „Herr Graf, wie meinen Sie das?“ Er riß sein Pferd herum, warf mich vom Kopf bis zu Fuß und sagte leichthin: „Ganz nach Belieben.“ Noch mehr von tierischer Wut als die Antwort brachte mein kaum besänftigtes Blut in Wallung. „Dann schlage

ich auf die Absicht, zu beleidigen, verletzte ich, und werde auf Genugthuung dringen.“ Damit wandte ich mich ab und trat in Positur, meinen Weg fortzusetzen. Er aber rief einige Schritte neben mir her und sagte: „Wofür Genugthuung? Nicht ich, mein Pferd hat Sie beleidigt! Oder wollen Sie mich für die Demüthigung, die Ihnen von dem Thiere kommen widerfahren, verantwortlich machen?“

„Ich fand Ihn und diese ihn an. Sein Gesicht verriet Hohn und boshafte Schadenfreude. „Gut!“ sprach ich mit einer vor Wuth zitternden Stimme — „Um allen Ihren feinen und boshaften Düfteleien ein Ende zu machen, geb' ich meinen Gefühlen einen rückhaltlosen Ausdruck, indem ich so frei bin, Sie für einen Unverschämten zu erklären!“

Er drückte dem Pferde die Sporen in die Weichen, das es hoch aufbäumte. Dabei schwang er die Reitgerte und versetzte mir einen so heftigen Schlag mit Gesicht, das ich zurücktaumelte und in den Straßengraben stürzte.“

„Während ich mich rasch aufraffte, brüllte meine Hand das Schloß der Büchse. Ein wahnsinniger Gedanke durchzuckte mein Hirn. Hinaufspringend auf die Straße, rief ich dem langsam Wegreitenden nach: „Herr Graf, halten Sie an!“ Er gab eine Opernarie und ritt langsam weiter. „Herr Graf, bei Ihrem Leben, halten Sie an!“ rief ich mit weithin schallender Stimme. Er legte sein Pferd in Trab und ritt weiter. Ich zog den Hahn meiner Büchse auf. Er muß es gehört haben. Ich legte die Büchse an die Wange. Ein Schauer rann mir durch Mark und Bein, aber ich drückte ab. Ich sah, wie seiner Hand der Zügel entglitt und wie sein Körper vom Pferde stürzte.“

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Der Cortège San-Felipe.*)

Eine Episode aus Real Zero.

Es war ein schöner, nur etwas in schwüler Aprilmorgen, als Mary, die blondgelockte Gattin Don Felipe's, auf einem langbemähnten andalusischen Rosse die Alleen der Alhambra hinansprengte, um mit Carlos, dem Hausfreund, einen Ritt über die Berge zu machen, welche, bald waldenbaut in- und übereinandergedrängt, bald schmal zusammenlaufend, den Kessel von dem Darro scheiden, auf ihrem äußersten Vorsprung die königlichen Lustschlösser der Alhambra tragen und, aufsteigend zu ihnen und in die romantischen Thäler des Darro und Xenil sich verlierend, einen Theil der weißen Häuser Granadas, umgeben von Blüthen- und blütenreichen Gärten.

Die schöne Reiterin jagte so rasch auf ihrem feurigen Rosse voran, daß ihr Begleiter kaum gleichen Schritt mit ihr halten konnte. Doch bald wurde der Weg steil, die schmalen Pfade krümmten sich, Mary's flinkes Pferd setzte prüfender seine schlanken Füße auf.

Am äußersten Rand der schroff abfallenden Berge hinreitend, hielt Mary plötzlich das Pferd an, um einen Blick rückwärts zu werfen nach dem herrlichen Panorama, das in großartiger Weite, voll Anmuth und Majestät, die alte Mauerstadt umschlingt, dann aber, wie deren Adelsid dieser Naturschönheit von einem poetischen Gedanken überwältigt, riefe sie das Pferd scharf an und rief Carlos zu, indem sie mit dem goldenen Knopf der zierlichen Reitgerte vorwärts zeigte:

„Rasch, Freund, nach jenen Höhen und Tiefen! Ich leihe mich, im Schatten einer einsamen Felsen Mittagsruhe zu halten!“

In raschem Wechsel ging es bald auf-, bald abwärts, am Abgrunde hin, über Bergesgipfel und durch schluchtartige Tiefen.

Mary ritt immer voran; Carlos folgte bezogenen Blicks, doch schien der verwegenen Frau, die, ihrem Rosse vertrauend, mit der Gefahr ein tollkühnes Spiel trieb, sie gleichsam zuweilen wie auf Leben und Tod herausfordernden schien.

Das blasse und interessante Gesicht des jungen Mannes wurde nach bleicher, wenn das bewährte Roß selbst mitunter zauderte, der lenkenden Hand seiner Herrin zu folgen; doch weder ein Wort der Angst noch der Mißbilligung kam über seine Lippen.

Als Mary aber einen „Barranco“*) hinanlenkte, sprengte er rasch über ein Felsstück hinweg, um an ihre Seite zu kommen, und in den Zügel ihres Pferdes greifend, bat er:

„Reite der hinaus, Mary! Kein Spanier geht, noch weniger reitet er durch einen Barranco — es ist mit zu viel Gefahr verbunden!“

Sie blickte zum Himmel auf, der in unendlicher Höhe im reinsten Blau sich über ihren

*) Barranco, Benennung einer spanischen Landpartie, auch Bauern- und Pachthof. D. Red.

*) Barranco, ausgehöhlte durch herabfließende Bäche bei Regengüssen. D. Red.

wollte; dann lachte sie laut, und das Pferd antwortete, rief sie bald heiter, bald unmutig:

„Erscheint des Himmels Mun Ihnen heute denn schwarz, daß Sie von Gefahren träumen, wo keine vorhanden sind?“

Er, noch immer den Zügel ihres Pferdes leicht haltend und trotz der engen Schlucht an ihrer Seite bleibend, entgegnete ernsthaft:

„Der Aufstand eines Gewitters in der Sierra, von dem wir hier keine Ahnung haben, kann plötzlich den Barranc mit Wasser füllen — wer dann in seiner Höhlung, ist rettungslos verloren; die rasch abwärts stürzende Flut reißt ihn mit sich fort.“

„Das geht so schnell nicht! Ihr Andalusier seid zu bequem für euer Leben!“ widersprach sie; „übermüthig und des Pferdes Mühe streichelnd, sahe sie in lichem Trab fort: „Indess würde aber mit mir einen Reiter davongetragen, als mich untergehen lassen! Ich wette, die Klugheit und Treue des Thieres erprobte sich heute mehr noch als durch diesen Barranc weit!“

„Der Himmel bewahre uns davor!“ rief Carlos erschrocken aus.

„Als scheint, mein Muth in heute der größere! Suchen Sie einen andern Weg auf die Höhe! Ich und Indess kommen auch ohne Sie hier hinauf.“

Als ob das Thier die Worte seiner scheuen Reiterin verstände, machte es sich durch einen weiten Sprung von Carlos' Hand los, behend und sicher aufwärts, über Felsblöcke, Steingeröll und wildes Gestrüpp schreitend.

„Ich folge Ihnen und ging's in den Tod!“ versicherte Carlos, bemüht, an ihrer Seite zu reiten.

„Nur keine Todesgedanken, ich bitte!“ wehrte sie lebhaft und fuhr ebenso fort: „Ist das recht, Carlos, heute — vollends heute an anderes zu denken als an die Freude dieses Tages!“

„Das Glück, mit Ihnen, mit Ihnen allein den Tag zu verbringen — ein so beispielloses Glück — ach, es ruft nur heißere Wünsche wach! Und Ihr verwegenes Spiel mit der Gefahr — es unruhigt mich!“

„Sie sind ein Hypochonder, man kann nie so glücklich in Ihrer Nähe sein! Warum angstigen wir ein Leben, das ein verfehltes ist bleibt? Lassen Sie uns doch die kurzen Stunden froh sein, in denen es mir gestattet ist, in Gefangnis zu weilen! Denn eine Gefangene, rund, bin ich in meinem schönen Spanien, bin ich in Felipe's Haus, freilich weit eine freiwillige Gefangene, durch die gewaltene Liebe dazu gemacht! Denn ich liebe Felipe, als ich sein Weib wurde, ich glaubte es wenigstens — was glaubt man nicht alles mit achtzehn Jahren! Ich sah in seinen Augen, was die fremde Sprache mir nicht klar verdeutlichte: die vollständige Harmonie unserer Seelen. Doch wie er mein Wesen nicht begreift, daß in anderer, in freierer Luft sich entwickelte, so ist das seine mir entgangen; er fasst nimmer, was das Glück meines Lebens bedingt, und unstatt verbinde ich in dem seinen mich unrettbar, in ein Verhältniß mich zu schicken, das andere Frauen täglich würde. Mich aber, mich zehrt die Langeweile seines Hauses, wo ein Tag fast wie der andere verstreicht! Und Spanien, das einsame Land meiner Jugendträume, es wird mir dadurch zuweder — selbst seine prächtige Natur entzieht mich nur noch in einzelnen Stunden, in Tagen wie der heutige — denn ich, Kerand, ich brauche zum Leben, zum Genießen gleichgestimmte Seelen, Menschen wie Sie, die mich verstehen!“

Ihr Auge blitzte ihn an; er schwelgte in dem Glück, von ihr gelobt zu sein. Noch einer Pause fuhr sie fort: „Die Enge meines häuslichen Lebens verbittert mir jeden Genuß; ich brauche geistige Anregung, unbeschränkte Freiheit meines Thuns und Lassens — und wo ist die Frau weniger frei, unbeschränkter als hier? Das Mauerwesen, in seiner Grenzenlosen fast gänzlich ausgerotten, auch in seinen Umzingungen dagegen noch gewaltig nach, beherrscht in den Leben der Frauen.“

„Doch in der neuern Zeit weichen die überkommenen Vorurtheile, die nationalen Gebräuche und beschränkten Ansichten immer mehr dem auch hier sich kundgebenden Freiheitssinn“, entgegnete Carlos lebhaft.

„Ach, die schreiten vorwärts wie die Schnecke!“ rief sie klagetheret.

„Wir wollen heute nur an das Glück dieses Tages denken!“, versetzte er und drängte sich so nahe als möglich an sie heran.

Sie war so schön, so verlockend in ihrer abenteuerlichen Umgebung, und dem ihre Persönlichkeit für Carlos hin und wieder strahlte: Funken, die ihm Herz und Sinn immer mehr entflammten.

Carlos' sittliches Bewußtsein kämpfte einen kurzen Kampf mit seinem heißen Verlangen und dem, was er dem Jugendfreunde schuldig war

Sobald er erkannte, wie leicht das Band, welches Mary an Felipe knüpfte, und daß sein Wesen ihr mehr als das ihres Gatten zusag, war er unfähig, der süßen Versuchung zu widerstehen, und tausend Entschuldigungen und Gründe fielen ihm ein, sein besseres Gefühl, das ihm Entfernung gebot, zu betäuben. Er blieb der intime Freund in Felipe's Haus; dieser, viel beschäftigt und noch immer der Täuschung sich hingebend, in Mary's Besitz das größte Glück zu finden, setzte volles Vertrauen in den Freund und die Gattin.

Felipe war Geschäfte halber verreist und gedachte erst in einigen Tagen wiederzukommen. Mary sagte ihm, als er schied, sie wolle mit Carlos einen Ritt ins Gebirge machen. Er gab es nicht gern zu, denn er kannte Mary's Verwegenheit und begleitete sie am liebsten selbst auf solchen gefährlichen Zahrten. Da dies jedoch selten möglich war und noch seltener geschah, und er wohl empfand, wie wenig seiner Gattin die geselligen Verhältnisse seiner Heimat zusagten, wie leicht sie in eine gereizte Stimmung gerieth, so wollte er ihr heimal nicht widersprechen. Das sie einen ganzen Tag dazu bestimmen werde, glaubte er nicht, noch weniger, daß sie eine so weite und tollkühne Tour unternehmen könnte. Sie gab vor, als sie am frühen Morgen fortritt, ein von Felipe einst urbar gemachtes Stück Land, nach ihm „Gortige San Felipe" genannt, mit Carlos aufzusuchen. Felipe hatte früher einmal den Plan gefaßt, hier nach und nach ein größeres Gut zu gründen, denselben aber bald wieder aufgegeben, da sich herausstellte, wie dies öfters bei derartigen Anpflanzungen in Spanien geschieht, daß zu viele Schwierigkeiten einem guten Erfolg entgegen traten. Seitdem war der Gortige San Felipe seinem Schicksal überlassen geblieben, und oft schon hatte Mary gewünscht, dies nun aufgegebene Besitzthum in Augenschein zu nehmen. Es hatte etwas Anlockendes für sie, ein dem Verfall übergebenes Haus, das in romantischen Wildernißeinsamkeit lag. Sie wollte auch wirklich mit Carlos sich aufmachen, doch ohne Plan ihr Roß in den Bergen umherlenkend, dachte sie, einmal draußen, nicht mehr daran.

Der Mittag kam heran. Die Sonnenstrahlen brannten heiß, die Pferde waren ermüdet. Carlos mahnte zur Rast. Sie zeigte hinab, wo am Abhang eines Berges ein Felsen vorsprang mit Schatten verhieß.

„Dort wollen wir einige Stunden ruhen, dann weiter ins Gebirge reiten!" sagte sie.

Carlos meinte, dann würde es wol Zeit zur Rückkehr sein. Sie achtete nicht darauf und sagte ihm, wie man am besten für die Pferde sorgen könne.

In einiger Entfernung, weiter unten, schimmerte zwischen Olivenbäumen ein weißer Schimmer hervor. Es war einer jener kleinen Cortigos, wie man sie häufig in den Gebirgen Andalusiens findet, da, wo kleine Quellen den Bergen entsprudeln und dadurch theilweise Bewässerung möglich wird. Wie grüne Oasen liegen diese Ländereien zwischen den kahlen Bergeswellen, mitunter wie nur so hingeschwemmt an eine mächtige Felsenwand, und wunderbar leuchtet die Grün aus der wechselnden und vielfarbigen Schattirung der Gebirge.

Carlos führte die Pferde nach dem weißen Hause, wo man bereitwillig für sie sorgte; doch für sich und Mary fand er außer frischem Wasser und Brot keine dienliche Erquickung. Sie hatte nur einige Orangen zu sich gestärkt, es erschien sie genügend. Sie lachte ihn aus, daß er noch mehr verlange. Sie war so heiter, fast ausgelassen wie ein muthwilliges Kind. Carlos hatte sie nie reizender gefunden und doch war dieses schöne, so fröhlich scheinende Wesen nicht geschaffen zum Glück, nicht geeignet, dauernd zu beglücken. Mary war excentrisch, eigenwillig — verwöhnt und durch eine allzu moderne Erziehung über ihre Verhältnisse aufgeklärt geworden und dadurch in sich beständigem innern Hader mit dem, was das Schicksal ihr gab.

Ein Zufall führte sie mit Felipe zusammen. Die blonde Schönheit fesselte ihn; er bot ihr Herz und Hand und sie — bereute in dem fernen Lande, von dem die Dichter so viel Schönes sangen — erkannt zu sehen, was nicht klar in ihr ausgesprochen, doch voll hoher Erwartungen in ihr lag, glaubte — was sie wünschte — in dem schwarzgelockten Spanier das Ideal ihres Herzens gefunden zu haben und willig folgte sie ihm in die neue Heimat.

Die Täuschung konnte nicht ausbleiben, und Mary fand in dem Guten und Schönen, was sie hätte haben und genießen können, nur zerstörte Lebenshoffnungen. Nichts entsprach ihm — so glaubte sie —, wie sie es sich gedacht, wie sie es an Felipe's Seite zu finden gehofft. Bald fühlte sie sich unglücklich, in Stunden einem gewissen Weltschmerz verfallen, und wußte doch nicht, wo und warum sie den Gatten eigentlich anklagen sollte, der ihr fast verschwenderisch bei,

was er besaß. Der Gedanke an eine Trennung kam ihr zuweilen, doch nur flüchtig; es schien ihr jeder Halt. Mary's Verhältnisse in der Heimat erlaubten die kaum eine Rückkehr, und dann hatte es doch auch für sie etwas Schmerzliches, von Felipe zu scheiden: es mangelte ihr zur Ergebung wie zur Trennung der moralische Muth, die Kraft eines entschlossenen Charakters, der, wenn er etwas als nothwendig erkannt hat, weder Schwierigkeiten scheut, noch Opfer und Gefahren fürchtet, es durchzusetzen. Selbst die neue Neigung für Carlos änderte hieran wenig; sie hätte sie wol zu einem plötzlichen entscheidenden Entschluß hindrängen können, nicht aber dazu, dauernd unangenehme Lage zu überwinden. Auch deren Carlos' äußere Verhältnisse zu wenig Garantie, um die einmal bestehenden gewaltsam zu erreichen; zudem war sie gegen ein dauerndes Glück in der Liebe mißtrauisch geworden: ein solches war bei ihr mit zu vielen Bedingungen verknüpft.

An dem einsamen Orte, fern von jedem spähenden Auge, überließ sie sich indeß dem glücklichen Gefühl des Augenblicks, das ihr Carlos' Nähe und das gefährliche Vergnügen dieses Tags brachten. Carlos, entzückt von ihrer Heiterkeit, hingerissen von seiner Leidenschaft, sprach ihr von seiner Liebe in den glühendsten Ausdrücken; doch sie war mehr zu heiteren Scherzen gestimmt, und als sein Kuß auf ihren Wangen brannte, sprang sie heftig in die Höhe und rief nach den Pferden. Sie eilte davon, dem Gerüge zu. Er folgte langsam, bald gekränkt, und als er sie auf ihr Pferd gehoben, bettig er schweigend das seine und ließ sie gewähren, wie sie, statt den Rückweg einzuschlagen, weiter hinaus ins Gebirge ritt.

Die Sonne neigte sich bereits abwärts und um die weißen Gipfel der Sierra lagerten schwere Gewitterwolken. Doch erst die zuckenden Blitze in dem dunkeln und dunkler werdenden Gewölk mahnten Mary zu schleunigster Umkehr. Schon war es zu spät. Der Wind erhob sich und wirbelte erstickende Staubwolken um sie her; es war unmöglich, sich auf der Höhe der Berge zu halten.

„Wir wollen hinab in das Thal zu kommen suchen", sagte sie, unangenehm durch den drohenden Ausbruch des Gewitters überrascht. Doch noch ehe sie einen Pfad abwärts entdeckt, wurde der Aufruhr der Elemente wilder. Blitz auf Blitz umzuckte sie, Donnerschläge erdröhnten und schwere Regentropfen fingen an zu fallen. Carlos, der, vorsichtig darin wie alle Andalusier, Mantel und Decke auf sein Pferd gebunden hatte, löste schnell beide ab, warf in die Decke hüllend, sich in den Mantel. So scheute er, ihr und sein Pferd führend, mühsam abwärts an dem steil abfallenden Berge. Der Regen wurde heftiger und ging schnell in jenes Strömen über, das nur zu oft die plötzlichen Ueberschwemmungen bringt, wie man sie nur im Süden kennt. Als ob nicht nur die Schleusen des Himmels sich geöffnet, als ob auch die Berge sich aufgethan, um Wassermassen auszuschütten, rauschte es an ihnen hinab, füllten sich mit Wassergeschelle die Barrancos, unter donnerndem Getöse das steinbeschwerte Wasser zu die Tiefe stürzen wollend.

„O, wären wir glücklich unten!" seufzte Mary.

Ihr Muth fing an zu wanken. Sie waren in der augenscheinlichen Gefahr, auf dem glatt und naß gewordenen Boden in irgendeinen Abgrund zu stürzen.

Als sie etwa in der Hälfte des Berges angekommen, konnten sie einen Blick in das enge Thal hinabwerfen, und — o Schrecken! — der Fluß war bereits aus seinem niedern Ufer getreten und nahm in wildem Toben die ganze Breite des Thals ein. Sprudelnd stürzten sie hinab — schaurlich drang das Rauschen der Flut zu ihnen herauf; das entfesselte Wasser riß alles mit sich fort, was seinen wilden Lauf sich entgegenstellte. Bäume, große Felsstücke, Bäume, Feld und Häuser. Und immer schwerer hingen die Wolken herab — ohne Ende schien das gewaltige Naturspiel werden zu wollen.

„Wir müssen wieder aufwärts und einen Vorsprung zu erreichen suchen!" sagte Carlos.

„Wo finden wir ein Obdach?" klagte sie.

„Mut, Mut, Mary, denn sind wir verloren!" mahnte er, mit äußerster Anstrengung die Pferde aufwärts lenkend. Bald mußte er das seine loslassen, um Mary beizustehen, die es nicht wagen konnte, von ihrem abzuspringen. Auch bewährte sich die Vertrauen zu dem Pferde; sich fest in den glatten Boden einbohrend, Halt an den Steinen suchend, stimmte es mühsam, doch sicher bergan, während Carlos' Roß unter vergeblichen Anstrengungen immer weiter abwärtsrutschte, bis es in einer scharfen Krümmung ihren Blicken entschwand.

Plötzlich, um den Berg sich windend, konnte aus langsam aufwärtsklimmen und ungefähr wollte ich ein schützendes Obdach zeigen; immer

Schönheit, Grazie, ſtolz, im Gang, ſchwebend, ſicher in ihrer Haltung, ein Weſen — wie Sie!

Beate.

Wie meine Schweſter.

Seeburg.

Ich ſah ſie nur vor zwei Jahren.

Beate.

Und Ihr Vergleich würde vor fünf gepaßt haben.

Seeburg.

Genug, ich höre jetzt Wunderdinge. Das Mädchen kehrt aus England zurück, wie verwandelt. Ihre Heiterkeit iſt geſchwunden, ihre Stirn umflort, ihr Auge von einem brennenden Feuer verzehrt. Sie ſucht die Einſamkeit, ſie weint, ſie betet, ſie redet vom Jenſeits, ſie kleidet ſich in die düſterſten Farben, ſie zwingt mich, zu meiner Schweſter zu reiſen und die Urſache dieſer Veränderung nun ſelbſt zu unterſuchen. Was denken Sie davon?

Beate.

Sie leidet.

Seeburg.

Die glänzendſten Verhältniſſe geſtatten, alle ihre Wünſche zu erfüllen.

Beate.

Sie iſt krank.

nähder klang das Toben eines Barango, immer steiler stieg der Berg vor ihnen auf. Da, bei einer Wendung, standen sie vor dem Bergriß, durch den das hochaufschäumende Wasser Sand und Steine abwärts wälzte, gierig den schmalen Weg dreiter fressend, hier ein Felsstück, dort gelockerten Boden als Beute mit sich nehmend. Drüben über dem Barango lag ein graues Gebäude; einsam, düster, wie von aller Welt verlassen hing es an dem Bergabhang, dicht neben dem Barango. Einzelne zerstreut umherstehende Bäume gaben ihm ein noch trüberes Aussehen; Carlos und Mary jedoch erschien das unheimliche Haus ein willkommenes Asyl, es versprach Rettung aus diesen Gefahren. Aber wie es erreichen? Keine zwanzig Schritte davon entfernt, gebot der Barango ihnen halt. Man mußte erst die ganze Höhe gewinnen, um die andere Seite erreichen zu können — und Mary kam nicht mit Lulera die schroffe Höhe hinauf; des edeln Pferdes Mühen war umsonst. Carlos bat sie, abzusteigen, es an seiner Hand zu versuchen und das Pferd seinem Schicksal zu überlassen; doch sie sagte: „Ich kann das nicht!" Und durch des Freundes Schmerz und Rathlosigkeit wieder die eigene Kraft mehr gewinnend, warf sie spähend das Auge umher, und dann, ehe Carlos es zu verhindern vermochte, trieb sie das Pferd an — ein Sprung — und es war drüben mit ihr, oberhalb des Hauses.

„Carlos, Carlos, nun eilen Sie aufwärts, um wieder zu mir zu kommen!" rief sie ihm zu und blieb auf diesem Punkte mit dem Pferde halten, bis er wieder bei ihr war.

Mit namenloser Angst hatte sie, so weit ihr Auge reichte, seinen Weg verfolgt, und als sie ihn nicht mehr sah, es sie schaudernd, wie Todesahnungen, durchschüttelt.

Jubelnd und weinend sank sie in seine Arme, als er sie vom Pferde hob. Zärtlich sie stützend, leitete er sie den kaum noch gebbaren Pfad an dem Barango hin nach dem Hause. Es war leer, die morsche Thür stand offen, die zerbrochenen Fäden schlug der Wind auf und zu. Keine Spur menschlichen Lebens war in dem Hause zu finden außer einer Feuerstätte mit Asche gefüllt und aufgehäufte Reiser daneben. Sie mochte wol hin und wieder den Hirten dienen. Durch das schadhafte Dach drang an verschiedenen Stellen der Regen ein, doch unter dem großen Rauchfang war es trocken und bald loderte ein Feuer darunter, das eine behagliche Wärme verbreitete. Das Gefühl der Sicherheit ließ Carlos und Mary vergessen, daß es nicht aufhörte, draußen in derselben Weise fortzutoben. Mary, von den Anstrengungen ermüdet, ruhte hingebend im Arm des Freundes, der die Gefahren dieser fürchterlichen Stunden mit ihr getheilt, und entschlief sanft.

Ein schauerliches Gekrach schreckte sie aus dem Schlummer auf. Carlos und Mary fuhren wie geweckt von bösen Geistern empor. Das Morgengrauen fiel grell auf sie herein — eine Mauer war neben ihnen eingestürzt, der Boden lockerte sich unter ihren Füßen. Ein Schreckensruf drang von jenseit des Barango herüber, und Mary, das Angesicht in den Händen bergend, stammelte entsetzensvoll: „Es ist Felipe!"

Da rief er ihnen auch schon zu: „Fort aus dem Hause, ihr seid verloren!"

Er war in der Nacht nach Hause gekommen, hörte, daß Mary schon am Morgen mit Carlos nach dem Gorrigo San-Felipe fortgeritten sei. Er kannte die Gefahren der Gewitter in den Gebirgen und Angst und plötzlich erwachte Eifersucht trieben ihn fort, die Gattin zu suchen. Mit einigen kundigen Männern, auf Maulthieren, schlug er den nächsten Weg nach diesem verlassenen Besitzthum ein, an jedem Hause unterwegs anklopfend, ob sie dort nicht etwa Schutz gefunden. Jetzt stand er nur wenige Schritte von ihr entfernt, auf derselben Stelle, von der sie gestern mit dem Pferde herübergesprengt — stand gefesselt hier durch die Todesgefahr, in der sie schwebte und die er nicht zu bannen vermochte.

„Fort, fort!" mahnte er abermals, denn regungslos standen sie bei seinem Anblick da, ihn anstarrend wie ein Rachegespenst. Bei diesem zweiten Ruf, den Felipe mit den Bewegungen der größten Angst begleitete, zuckte Carlos zusammen, und Mary's Hand krampfhaft fassend, sprach er dumpf: „Laß uns versuchen, dem Tod zu entkommen!"

Er wollte mit ihr über die gebrochene Mauer hinweg den schmalen Pfad längs des Barango zu gewinnen suchen, den einzig möglichen Rettungsweg aus dem wankenden Hause. Doch sie hielt ihn zurück, den starren Blick auf Felipe geheftet.

„Mary! Mary!" rief dieser verzweiflungsvoll flehend zu ihr herüber.

„Ich kann mit ihm nicht länger leben", sprach sie dumpf vor sich hin; und zu Carlos sagte sie:

„Laß uns ſterben, der Gorrige San-Felipe ſei unſer Grab!“

Er wollte ſie hinwegdrängen, aber entſchloſſen ſchüttelte ſie das Haupt; und wie er ſie ſo recht anſah, das ſchöne, todtenbleiche Weib des Freundes, verließ ihn der Muth, ſie retten zu wollen — verließ ihn ſelbſt die Luſt, länger zu leben.

Doch wenn es auch nicht ſo geweſen wäre, der Tod hätte ſie dennoch bei dem erſten Schritt, ihm zu entfliehen, ereilt; denn ſchon wankte der Boden unter ihnen — er wich — noch ein Ruck und das Haus ſtürzte über ihnen zuſammen und hinab in den Barranco, deſſen rauſchendes Waſſer in wilden Sprüngen es weiter und weiter abwärts in die Tiefe wälzte.

Von dem Gorrigo San-Felipe war die letzte Spur verſchwunden.

Als der Kampf ſein verheerendes Toben eingeſtellt und die Sonne wieder hellglänzend über ihm ſtand, fand man Carlos' und Mary's Leichen.

Die Verunglückten wurden viel bedauert, auch tief betrauert, doch auch manches harte Urtheil über ſie gefällt.

Mary's Sarg ſteht, nur durch eine dünne Mauer geſchieden, neben dem, der Carlos umſchließt. Sie haben beide ihre Stätte gefunden in der palaſtartigen Mauer, welche, ein ſchauerliches Denkmal des Reichthums, hoch emporragend einen Theil der Todtenſtätte Granadas umgibt: ein grauenerregendes Bauwerk — Zelle an Zelle, neben- und übereinander; ihre Ausſtattung — ein Sarg, ihre Bewohner — Leichen, ihre Fenſter — dunkle Schilder mit goldenen Lettern: prunkende Verkünder derer, die hier eingezogen, gleichſam auch in der Verweſung noch ſtolz von oben herabblickend auf den fahlen Boden, unter dem die Armuth ſich gebettet, hin und wieder von einem ſchwarzen Kreuz, von einem einfachen Stein bezeichnet.

Mary's und Carlos' Verluſt wie das getrübte Vertrauen in Liebe und Freundſchaft wirkten lange ſchmerzlich in Felipe nach; doch endlich fügte beides wieder vereinigt in Carlos' liebenswürdiger Schweſter über das offene und zugängliche Gemüth des Trauernden. Señorita Adelina wurde etwa zwei Jahre nach dem traurigen Ereigniß Don Felipe's Weib, und wie man verſichert, findet er an ihrer Seite nun das Glück, das er in Mary's Beſitz vergebens geſucht.

Die Zigeuner.

Von Wilhelm Gerſchner.

II.

In Spanien und die Zigeuner bisweilen Gaſtwirthe, ohne jedoch eine ihrer zigeuneriſchen Eigenthümlichkeiten abzulegen. Die moldauiſchen und walachiſchen Zigeuner ſind auch Bärenführer und benützen im Fangen und Zähmen der Bären eine außerordentliche Geſchicklichkeit. Sie fangen ſie jung in den Karpaten ein, ſtumpfen ihnen Zähne und Krallen ab und lehren ſie tanzen. In Ungarn iſt beſonders der Pferdehandel eine allgemeine Beſchäftigung der Zigeuner, welcher ihrer Liſt und ihrem Betrug ein weites Feld öffnet. Ihre Hauptbeſchäftigungen bleiben indeſſen immer Betteln und Stehlen. Es ſind einzelne Fälle vorgekommen, beſonders in Spanien und England, daß ſich Zigeuner ein bedeutendes Vermögen erworben haben, und in den Donaufürſtenthümern kommen nicht wenige aus der bedeutenden Zahl derjenigen, welche gewiſſermaßen als gezähmt betrachtet werden können und in den Städten Beſchäftigung ſuchen, zu einigem Wohlſtand und Anſehen.

Nicht ſelten bereitet den Zigeunern ein beſſeres Lebenslos ihr hervorragendes Talent für Geſang, Muſik und Tanz, welches für ſie ſehr charakteriſtiſch und bekannt genug iſt. Der Geſang wird von ihnen vorzüglich in Rußland, Spanien, Ungarn, der Moldau und Walachei cultivirt und es gibt namentlich unter den Zigeunern vortreffliche Stimmen. Die Catalani war in Moskau von dem Geſang einer Zigeunerin ſo entzückt, daß ſie ihr einen koſtbaren, vom Papſt zum Geſchenk erhaltenen Shawl mit den Worten verehrte: „Er war einer unübertrefflichen Sängerin beſtimmt; nach dem, was ich jetzt gehört, darf ich ihn nicht mehr tragen.“ Ihre Geſänge ſind ebenſowol in der Sprache des Landes, in dem ſie leben, als in ihrer eigenen Mutterſprache gedichtet, in welcher letztern ſie reich an Metaphern ſind und herrliche Melodien haben. Mehr noch als im Geſang zeigt ſich ihre natürliche muſikaliſche Anlage in der Inſtrumentalmuſik, die ſie ohne Kenntniß der Noten blos nach dem Gehör betreiben. Nicht nur die Maultrommel, auch die Violine, das Waldhorn, die Flöte, die ungariſche Cymbel üben ſie bis zur Meiſterſchaft. In die frohen Tanzweiſen wiſſen ſie viel Ausdruck und Gemüth zu legen und ihre Banden ſind daher die geſuchteſten bei den Concerten und Tanz-

verzierungen des klangreichen Ungarn und Siebenbürgen. Ihr Spiel ist ebenso wild und phantastisch als sie selbst und voller Verzierungen und Schnörkel, in deren Gebrauch der Zigeuner fast gar keine Grenzen kennt. Darum hat er unter allen Instrumenten eine besondere Vorliebe für die Violine, da sie sich am besten für seine Vortragsweise eignet, indem sich mit Leichtigkeit alle erdenklichen Verzierungen, Triller, Mordenten, arpeggirte Läufe, Tremolandos — die unzweideutigsten Kennzeichen der Zigeunervorträge — auf dieser Herrscherin der Instrumente ausführen lassen. Seine ungewöhnliche Fingerfertigkeit kommt dem Zigeuner in edlerer Anwendung auch auf der Violine zu statten und gleich einer glühenden Lava strömt ihre zauberische Glut unter seinen Bogenstrichen hervor und dringt in jede Furche des Herzens. Unter den musizirenden Zigeunern Ungarns, auf die wir später näher eingehen werden, hat es zu allen Zeiten namhafte Virtuosen gegeben.

Als geborene Musiker, mit dem Takt in der Seele, sind die Zigeuner auch geborene Tänzer. Die Kinder lernen statt jeder Arbeit größtentheils nur Tanz und Musik. Tanzen und Geben lernen sie bei ihnen eins; die Mutter klatscht in die Hände und ihr Kind, das kaum auf den Füßen stehen kann, macht seine taktmäßigen Bewegungen dazu. Tanz ist dem Zigeuner das liebste Vergnügen, die beste Erholung nach der Anstrengung und ein einziger Ton aus einem bekannten Tanzlied bringt die ganze in der Nähe befindliche Zigeunerjugend zum Tanz. Ihr Lieblings- und Nationaltanz ist die Tanana, den ihre jungen Mädchen mit den großen dunkeln Augen, nur mit kurzen Röckchen bekleidet, schon bei ihrer ersten Ankunft in Europa im 15. Jahrhundert vor versammeltem Volk tanzten und der jetzt noch von den schönen Zigeunermädchen der Donauländer getanzt wird. Es ist ein Tanz, der die höchste Lust athmet. Die jungen Mädchen gürten sich fester, sodaß ihr schlanker Wuchs sich noch schärfer abzeichnet, und stellen sich, von Zuschauern umgeben, in einer Reihe ihren Tänzern gegenüber. Die Tanzenden erheben die Arme über den Kopf und begleiten ihre Bewegungen durch entsprechende Gesticulationen, durch eine ausdrucksvolle Mimik im beweglichen Antlitz, durch Schnippen mit den Fingern oder meistens mit einem eigenthümlichen Zusammenklappen der Kinnladen, sich in steter Wiederkehr bald einander nähernd, bald voneinander entfernend, sich endlich ergreifend, umschlingend und miteinander walzend. Auch wird der Tanz wol mit einem Zwiegesang begleitet, in der Moldau und Walachei z. B. mit folgendem:

Die Knaben.

Ich liebe deiner Augen Flammen
Und deinen Rosen gleichen Mund;
Den Veilchen scheint dein Wuchs zu stammen,
Dein Busen gleicht des Pfirsichs Rund;
Das mich die süße Frucht genießen,
Gern will ich's mit dem Tode büßen!

Die Mädchen.

O laß an deiner Brust mich liegen
Und nimm die Rosen meinem Mund!
Laß deinen Arm mich sanft umschmiegen,
Den Pfirsich brich zur guten Stund'!
Laß uns der Liebe Glück genießen,
Dann will ich Leben und entsprießen!

Im Chor:

Die Knaben.

O Lada, Lada, komm', Geliebte,
Ja, sei mein Schutz und meine Zier!

Die Mädchen.

O Lada, Lada, mein Geliebter,
Dein, meine Sonne, folg' ich dir!

Die schlanken Zigeunermädchen wiegen sich dabei wie eine Blume, die ein leichter Windhauch auf ihrem Stengel bewegt. Eine andere unter den Zigeunern beliebte Tanzart ist diejenige, welche von spanischen Tänzerinnen auf alle größern Bühnen Europas unter dem Namen „La Gitana" verpflanzt ist. Lassen sie sich öffentlich als Tänzer sehen, so führen sie meistens jene künstlichen Verschlingungen und Verrenkungen mit ihrer Grazie und ihrem anmuthig schnellen Wechsel der Stellungen, aber wenig schicklichen Geberden aus, mit welchen die Tänzerknaben und Tänzerinnen des Orients sich sehen lassen, oder den bekannten Eier- und Strohtanz, während sie jene Tänze nur zu ihrer eigenen Belustigung tanzen.

Eigenthümliche feststehende Sitten und Gebräuche, welche auf eine Zigeunerreligion schließen ließen, finden wir nirgends, selbst da nicht, wo die Zigeuner am dichtesten leben und gewissermaßen ansässig sind. Dieses Volk scheint in der That das einzige ohne alle religiösen Gefühle zu sein und zeigt sich so in jeder Lage. Ohne sich um die Lehren irgendeiner Religion oder um Begriffe von geistlichen Dingen zu kümmern, huldigen sie nur zum Schein ihres äußern Vortheils wegen der jedesmaligen Landesreligion oder speciell dem Glauben der Gemeinde, in der sie eben Station halten und in der ihre in wilder Ehe erzeugten Kinder geboren werden. Daher nennt

der Ungar ihre Religion den „Rabenglauben", weil sie sich nach- und durcheinander zu diesem und jenem Glauben bekennen. Unter den deutschen Zigeunern Ungarns finden sich z. B. auch Israeliten, und diejenigen, welche jenseit der Donau eine bleibende Stätte haben, sind Mohammedaner. Die Zigeuner lassen ihre Kinder hier und da zwar taufen, aber nur, um diese Ceremonie mit betrügerischer List auszubeuten, die sie mehrmals und an verschiedenen Orten ein und demselben Kinde zuwenden, um desto mehr Pathengeschenke zu erhalten.

Die Ehe ist wol nirgends weniger ein heiliges und sittliches Institut als bei den Zigeunern. Sie schließen sie, ohne Rücksicht auf die Grade der Verwandtschaft zu nehmen und auf die rohste Weise. Die Frauen werden gewöhnlich von ihren Männern schlecht gehalten und können von ihnen, wie auch nicht selten geschieht, ohne weiteres weggejagt werden. Es wird als unumstößliches Gesetz festgehalten, daß Heirathen nur zwischen Zigeunern eingegangen werden dürfen, da dieses Volk außerordentlich viel Werth auf die Erhaltung seines Stammes legt, den sie in ihrer Sprache stets und ausschließlich „Romnitschel", d. i. das Geschlecht der Männer, nennen. Man kennt selbst ein Beispiel, daß ein Vater seine Tochter ermordete, weil sie einen Nichtzigeuner heirathen wollte. Doch ist es in Rußland, wo sie in dieser Beziehung weniger scrupulös sein sollen, vorgekommen, daß ein paar schöne Zigeunerinnen die Gemahlinnen des Fürsten Gagarin und des Grafen Tolstoi geworden sind. Der Zigeuner tritt seine eheliche Laufbahn gewöhnlich sehr früh und meist schon im 14. Lebensjahre an, und da sich Hang zur sinnlichen Wollust zu den übrigen Fehlern dieses Volks gesellt, so gehört geschlechtliche Enthaltsamkeit bei ihnen zu den Seltenheiten. Mit Kindern sind sie meist sehr gesegnet und die Zigeunermutter fühlt sich glücklich zwischen der Schar ihrer braunen Nachkommenschaft. Von einer Erziehung ist keine Rede; die Zigeuner lieben ihre Kinder fast affenartig, bestrafen sie nie und lassen sie sich von Jugend auf an Müssiggang, Betrügerei, Betteln und Stehlen gewöhnen.

Das Begräbnißwesen der Zigeuner betreffend, so herrscht bei ihnen, wenn sie ansässig sind, wie schon bei den ältesten Nationen der Brauch, die Todten an gemeinschaftlichen Orten zu begraben; allein von einer höhern Weihe dieses Platzes, welche der Glaube hervorruft, der ihnen fehlt, ist natürlich keine Spur vorhanden. Doch zeigt sich in der Wahl desselben, in der Sicherung der Leichen vor der Neugier der Menschen und der Raubsucht und Gefräßigkeit der Thiere, daß auch sie ihre Angehörigen noch im Tode ehren. Von den Zigeunern der Donauländer begraben z. B. einige ihre Todten in den Sümpfen und Morästen neben der Donau, andere versenken sie in das Wasser der Ströme, wieder andere begraben sie, ähnlich den alten Deutschen, in dem Schatten alter Bäume, wieder andere endlich auf den Gipfeln hoher Berge. Zur Zeit des Begräbnisses wird der Aufgang der Sterne gewählt, und die dabei stattfindenden wenigen Ceremonien bestehen hauptsächlich in Wehklagen und gemeinschaftlichem Singen von Todtenliedern. Bei uns in Deutschland beschuldigt man die Zigeuner, daß sie ihre alten Männer und Frauen, welche die Wanderungen nicht mehr auszuhalten vermöchten, lebendig begruben, um sich ihrer als einer Last zu entledigen; doch entbehrt diese Behauptung jeglicher Begründung. Die Zigeuner sind eben überall Fremdlinge, und es wird stets eine Nationalfeindschaft zwischen ihnen und den ansässigen Menschen bleiben wie zwischen Barbaren und Griechen, zwischen Yankees und Negern.

Es sind seit dem vorigen Jahrhundert von verschiedenen Regierungen Versuche gemacht worden, die Zigeuner zu sittigen und zu ansässigen Staatsbürgern zu machen; allein alle Verordnungen, daß sie sich fortan feste Wohnsitze suchen, sich zu Gewerben entschließen, ihre Kinder in die Schule schicken und den Gebrauch einer eigenen Sprache aufgeben sollen, haben sie nicht dazu vermocht, ihren unbezähmbaren Hang gegen häusliche Wohnungen und ein ansässiges Leben zu besiegen; kein Zwang, keine Anlockung von Luxus und häuslicher Annehmlichkeit hat sie dazu bringen können, ihre Freiheit und Unabhängigkeit aufzugeben. Selbst gewaltsame Maßregeln, wie die Wegnahme ihrer Kinder, um ihnen eine christliche Erziehung aufzudringen, blieben fruchtlos. So hatten derartige Bestrebungen Karl's III. von Spanien im Jahre 1788, der Kaiserin Maria Theresia 1768, Katharina's II., welche die neugegründeten Städte Südrußlands durch Zigeuner zu bevölkern suchte, keinen Erfolg. Nur Joseph's II., welcher es auf mehr gütlichem Wege durchzusetzen suchte, milde und vernunftgemäße Verordnungen im Jahre 1782 vermochten einen kleinen Theil der Zigeuner Ungarns zur Nachgiebigkeit und zur Einnahme fester Wohnsitze wie zur Betreibung eines Gewerbes zu zwingen; ebenso die ähnlichen

Verordnungen der Republik Polen in Betreff der polnischen Zigeuner. Auch in Preußen sind mehrmals derartige Versuche gemacht worden, sie blieben jedoch gleichfalls fruchtlos. Zu Friedrichslohra, einem Dorfe bei Nordhausen im Regierungsbezirk Erfurt, bestand noch bis zum Jahre 1837 eine von der königlichen Regierung geleitete Erziehungsanstalt für Kinder von Zigeunern, denen man dort gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in dem von Friedrich dem Großen gegründeten Kolonistendorfe Wohnungen angewiesen hatte. Die Kinder lernten meist sehr gut, allein den alten Zigeunern gelang es, ihre Kinder, die man ihnen gewaltsam genommen, mit List wieder wegzuholen und sich mit ihnen bei Nacht und Nebel aus dem Staube zu machen, und die Anstalt mußte nach einhörigem Bestehen wieder eingehen.

Sonach dürfte es zweifelhaft sein, ob es in der Folgezeit jemals gelingen wird, die Zigeuner zu ordentlichen Staatsbürgern zu machen. Aehnlich den wildlebenden Raubthieren muß indessen auch diese wilde Rasse des Menschengeschlechts allmählich dem Fortschritt der Civilisation weichen, und am Ende dieses Jahrhunderts werden vielleicht die nicht ansässigen und gewerbthätigen Zigeuner aus dem Westen Europas verschwunden sein.

Am seltensten findet man die Zigeuner in Deutschland und Frankreich; in Deutschland fast nur in den wendischen Gegenden der böhmisch-schlesischen Grenze, in dem vorhingenannten Friedrichslohra, in dem Dorfe Biedungen bei Nordhausen, wo einige Familien ansässig sind, ihre Kinder in die Schule schicken und christlich erziehen lassen, und in Preußisch-Litauen. In Frankreich scheint der Süden ihr einziger Aufenthaltsort. Was ihre Seelenzahl in den einzelnen Ländern Europas betrifft, so haben angestellte Ermittelungen, die freilich bei der herumziehenden Lebensweise der Zigeuner nur ungefähre sein können, folgendes Resultat ergeben: in der Türkei 200000, in der Moldau 150000, in der Walachei 125000, in Siebenbürgen, dem Banat und in Ungarn 140000, in Polen, Galizien und Litauen 30000, in Deutschland 2000, in Serbien, Bulgarien und Montenegro 12000, in Schweden und Norwegen 2000, in Oesterreich, Illyrien und Dalmatien 20000, in Rußland, der Krim und Bessarabien 50000, in England, Schottland und Frankreich 8000, in Italien, Griechenland, Jonischen und andern Inseln 20000, in Dänemark und Holland 1200, in Spanien 12000. Demnach würde man also im ganzen in ganz Europa etwa 800000 Zigeuner annehmen dürfen. Ihre Gesammtzahl in Europa, Asien und Afrika hat man zu 5 Millionen geschätzt.

Geben wir nun zur Schilderung der Lebensweise der Zigeuner in den einzelnen Ländern über. In England und Schottland, wo sie ihre volle Unabhängigkeit bewahrt haben und kein Verbot sie ausrotten konnte, sieht man sie in offenen Wagen mit niedrigen Zelten von Ort zu Ort ziehen. Dort halten sie sich auch noch immer ihren Anführer oder König. Auch in Kurland wählen sie sich einen eigenen Häuptling, den sie wie einen König ehren und der auch bei dem Adel der Provinz in Achtung steht. Er kleidet sich reich und stattlich, lebt und wohnt wie ein Fürst und hat in allen vornehmen Gesellschaften Zutritt. In Italien leben die Zigeuner in großer Feindschaft mit dem Volke, das sie mehr fürchtet als haßt; ähnlich in Schweden und Norwegen, dem einzigen Lande, wo sie ihren eigenen Namen, Romanni oder Romanichals, bewahrt haben. In Spanien heißen sie Gitanos. Dort ist ihr Hauptaufenthaltsort Sevilla, wo sie eine Vorstadt inmitten der Ruinen bewohnen. Auch in Granada sind sie sehr zahlreich und haben die Abhänge der Alpujarras inne. Die Männer tragen gewöhnlich eine Jacke, Weste und kurze Beinkleider und einen leichten Mantel, die Frauen den kurzen spanischen Rock, ein weites Hemd und ein nachlässig um den Kopf geschlungenes Tuch. Das Haar lassen die letztern meist in Flechten über die Schultern hängen und in Andalusien stecken sie es zuweilen mit einem Kamm auf. Das herrliche Klima Spaniens wie die dortige Natur ist ganz für das herumschweifende, unabhängige Leben der Gitanos geschaffen, und sie leben dort noch heute so, wie Cervantes sie schildert, und führen mit Ausnahme einiger als Pächter und Gastwirthe ansässiger ein Wanderleben ohne Wagen und Zelte. Ihnen gehört das Thal und die Ebene, Wälder und Berge, Ströme und Quellen; die Frucht der Bäume fällt ihnen zu, die Traube am Weinstock.

Will man die Zigeuner in ihrem wahren Charakter, ihrer originellen Kleidung und Lebensweise sehen, muß man sie in den Wäldern und Steppen Südrußlands oder Ungarns oder in den Donauländern aufsuchen, wo sie in Europa ihre Hauptsitze haben. Dort findet man sie noch als einen bedeutenden Theil der Bevölkerung zu Zehn- und Hunderttausenden zusammen, und in Transsylvanien, in der Moldau und Walachei kann

man annehmen, daß jede achtzehnte Perſon ein Zigeuner iſt. All dieſe Länder mit ihren weiten uncultivirten Ebenen, die ihnen unbeſchränkte Weide für ihr Vieh bieten und wo der Arm des Geſetzes ſie ſchwer erreichen kann, die ihnen die wildeſte und freieſte Unabhängigkeit gewähren, haben ſie ſich zum Lieblingsaufenthalt erkoren. Auch geſellt ſich ein mildes Klima hinzu und die abenteuerlichen Reize der dortigen Natur. In ganzen Banden von zwanzig bis zweihundert und oft noch mehr führen ſie dort im Sommer ihr Vieh auf die Weide, bleiben, wenn ſie gut iſt, vier Wochen auf einem Fleck und ziehen dann plötzlich weiter nach einem andern Theile des Landes; im Winter dagegen ziehen ſie ſich in die Tiefen der Wälder zurück oder nähern ſich den cultivirtern Theilen des Landes. Ihr Lichten und Trachten geht hier daher beſonders nach Reichthum in Vieh, das bei Gelegenheit gekauft, geſchachert oder geſtohlen wird. Die Streitigkeiten zwiſchen ihnen und dem Volke kommen hauptſächlich vom Beſtehlen der Heerden. Ein auf der Reiſe begriffenes Lager hier nomadiſirender Zigeuner bietet ſtets einen maleriſchen Anblick. Zuerſt ſieht man das Hornvieh und die Schafe, von ſchmutzigen Zigeunerknaben getrieben, dann kommen die Pferde; gebräunte kräftige Weiber reiten auf Gäulen mit ihren Kindern vor ſich im Sattel, Karren mit Waaren und Raub angefüllt und mit Alten und Kranken bedeckt geſchlechts folgen hinterdrein; Leute zu Fuß, Vieh und Laſtthiere treibend und ein Nachtrab auf robuſten Pferden mit Gewehren und Säbeln an der Seite.

(Ein kleiner Artikel in nächſter Nummer.)

Die Sprichwörter.

Im verfloſſenen Winter wurde in einem der Vereinsvereine Berlins ein Vortrag über die Sprichwörter gehalten. Der Vortragende aber verſtand es nicht, die Sache am richtigen Ende anzufaſſen. Er las nach wenigen einleitenden Worten die Sprichwörter aus einem Sammelwerk bei uns ermüdete dadurch nur ſeine Zuhörer, ſtatt ſie anzuregen und zu unterhalten. Und dennoch war der Gegenſtand ein ſo höchſt intereſſanter, nur bedurfte es eines philoſophiſchen Geiſtes, der gleichſam auch über ihnen Gewäſſer ſchwebte und aus ihm eine ſchöne Welt hervorzuzaubern verſtand. Es ſahen ſich damals ein paar das Werk an, blätterten hin und her und fanden darin nichts weiter als eine „gedruckte“ Langweiligkeit. Es iſt gar ſchwer, einen ſolchen Eindruck niederzukämpfen, nachdem er einmal durch einen Unberufenen hervorgebracht worden.

Heute ſteigt in dem Schreiber dieſer Zeilen jener Abend mit einer neuen (der ſechsten) ihm vorliegenden Lieferung des „Deutſchen Sprichwörter Lexikon“ von Karl Wander (Leipzig, F. A. Brockhaus. 1864) wieder auf und im Durchblättern zieht die Geſchichte des deutſchen Volks mit ſeinen Narren „Gecken“ und reichen „Thoren“ an ihm vorüber. Ja doch ſolch ein Lexikon ein wahrer „Hausſchatz für das deutſche Volk“.

Sprichwörter gehören in ihrer einfachſten Geſtalt an den Anfang der Sprachbildung und ſind, da Geiſt und Sprache zugleich entſtanden, auch „Zeugniſſe des erſten geiſtigen Lebens der Menſchheit“. Wir bezeichnen Sprichwörter von prägnanteſter Kürze — eine bloße Zuſammenſtellung zweier Wörter — eine einfache Vergleichung wie: „Ehr — wehr“ — „Ehr — Gefahr“. Doch gehören ſelbſt dieſe eben angeführten ſchon einer vorgeſchrittenen Zeit an wie die Begriffe, welche ſie enthalten; die Form nur iſt uralt. Die erſten Sprichwörter, welche der Menſch bildete, gehen von der einfachen Naturanſchauung aus, von Auge und Ohr, den beiden Hauptorganen, auf denen auch die erſte Sprachbildung beruht. Der erſte Menſch verglich einen Naturgegenſtand mit einer ihrer Thätigkeiten und ſo entſtanden Sprichwörter, in denen die Palme, der Löwe, das Zebra im Süden, der Wolf, die Robbe, der Harpune im Norden auftraten. Die Natur war ſeine Lehrerin. Der Dſchi-Neger ſagte ſogar hinzu. Der Schimpanſe (Affe) ſagt (uns) — Mein Amulet ſind meine Augen“. Oder: „Die Antilope ſagt — ſieh du ohne Grimaſſen, ſo ſchmeckt es nicht“. (Hunger iſt der beſte Koch) — alſo, meint er — thue auch ſo“. Oder der Sprichwortbildner bildert gerade auf wie der Abſſinier Ali Araki: „Gleiche der Palme, mein Sohn! Wenn du ſie ſteinigſt, wirft ſie dir Datteln als Kuchen zu“. Auf ſolchen Vergleichungen mit den vor Augen ſtehenden Naturgegenſtänden beruht ein ſehr großer Theil aller Sprichwörter, die theils an, theils aber auch abmahnen, ebenſo zu thun. Von letztern mögen noch einige hier Platz finden. „Wer ſich zum Wurm macht, ſo tritt jeder ſchaden“, ſagt der Ruſſe. „Schwer, falle nicht in die Thäler, ſondern auf die Berge, wenn du Luſt haſt, zu überwintern“ (Aus Ali Araki: „Gutchen Sprüchen“.) Und ab- und anmahnend zugleich auch im Indiſchen der Bhartrihari:

Wie ein Schatten am Vormittage,
Anfangs groß, doch ſchwindend ſich neigend,
Iſt die Freundſchaft guter Schlechten,
Doch wie Schatten am Nachmittage,
Anfangs klein, doch immer ſteigend,
Iſt die Freundſchaft der Niedrigen.

Das alles iſt der Anfang, fortſchreitend der Menſch im beſtändigen Hinblick auf die Natur und ihre Geſtaltungen und immer wieder kehrt er zu ihr zurück, obwol er auf den weiten Fahrten durch die Geſchichte mannichfach reiche Erfahrungen gemacht hat, die er gleichfalls zu Sprichwörtern benutzt. Indem wir

auf unser vorliegendes Heft eingehen, wie viel mußte nicht der Mensch schon empfunden haben, um zu sagen: „Die Ehr' ist ein Kraut, das nur bei Dornen wird gebaut" — und: „Eine gute Eiche wächst durch alles Gestrüpp" — „Auf dem Ehrenberge pfeifen scharfe Winde", und „Wer auf der Ehrenburg will stehen, muß manche jähe Berge gehen."

Hierin liegt schon die ganze mühevolle Arbeit eines emporstrebenden Volks, wie das deutsche es noch heute ist, das durch Dornen und Gestrüpp, unter scharfen Winden manche jähe Höhe erklimmt und sich auf der Ehrenburg der Geschichte feilgelegt hat.

Und auch gelernt hat es, auf diesen Pfaden Ehr' und Ehr' zu unterscheiden.

Falsche Ehr' und Mitten der Sperrn
Ist nur eine Sprach' für die Thieren —

ferner: „Allweg die Ehren und're Sitten verkehren."

Schon tritt auch das Geld auf und mancher meint: „Ehr' und Geld ist das Best' in der Welt" — und „Wo die Ehr' keinen goldenen Boden hat, gibt die Welt keinen Pfifferling dafür."

Jedoch werden auch andere Stimmen laut: „Ehrenpreis ist besser als Tausendguldenkraut" — und zum Schluß dieser Lese: „Es ist eine theure Ehr', die Haus und Herz macht leer."

Die Sprichwörter des Volks muß man mit seiner Geschichte lesen, dann gewinnen sie Leben, und natürlich ein um so reicheres Leben, je reicher seine Geschichte. Wol blitzt auch aus den Sprichwörtern der Otschi, Neruba und anderer Negervölker eine Welt voller Glanz heraus, aber es ist nichts weiter als die herrliche, im höchsten Sonnenglanz und prächtigsten Pflanzenschmuck prangende Natur, in der sie hinleben. Wol springen auch einzelne Lichtfunken menschlichen Geistes hervor, wie: „Schlage mich, aber suche nicht meiner Mutter!" — ein sehr allgemeines Sprichwort. Dennoch treten wir in eine Welt höhern Glanzes, durch welches das Weben und Weben des Geistes zieht, mit den historischen, besonders den germanischen Völkern. Da kommt etwas über uns wie ein prophetisches Klingen, das uns die Zukunft für ewige Zeiten sichert — „Die Seel' weiß nit, wo sie heraus soll" — sie bleibt ewig in diesem starken Volkskörper — „er ist eichelgesund".

Neue Gedichte.

Jedes Jahr kommen mit den neuen Blättern auch neue Gedichte, die Kritik mag über diese Lyriker von neuestem Datum spotten so viel sie will, das Publikum sie nicht beachten, sie singen ungestört das ewige Lied vom Lenz, von Liebe, Freundschaft und Wein. Zu einem lyrischen Dichter in unsern Tagen gehört weniger Talent als Harmlosigkeit, jene glückliche, unbekümmerte Unwissenheit, die nicht weiß oder nicht wissen will, daß Goethe und Heine, Uhland und Rückert diese schöne Welt schon vortrefflich besungen haben. Manchen verfolgen diese Lieder keinen durchaus bestimmten Zweck, sind für einen kleinen Kreis berechnet, den sie unterhalten und erfreuen, zuweilen sind es die Versuche junger Leute, die sich dadurch gegenseitig einen geistigen Genuß, Anregung und Spaß verschaffen wollen. Das „Liederbuch für Deutsche in Böhmen von Karl Victor Hansgirg" (Prag, Temsky, 1864) verdankt seinen Ursprung der Aufforderung eines Landtagsabgeordneten an den Dichter, für die Deutschen im Lande der Czechen Lieder zu dichten. Hansgirg ist dieser Bitte nachgekommen und besingt Oesterreich, den Kaiser, die Verfassung, die Moldau, den Wein — alles in glatten, leichtfließenden Versen, die, gut komponirt, sich trefflich zum Gesang an einem Gesellschaftsabend des „Deutschen Casino" in Prag eignen werden. Mit lobwürdiger Mäßigung ist jeder Angriff auf den Czechen vermieden, und das Ganze macht, stellt man sich einmal auf den provinziellen Standpunkt des Verfassers, einen frischen und anmuthigen Eindruck. „Lieder und Balladen." Neue Sammlung von Original-Beiträgen. Herausgegeben von der Breslauer Dichter-Schule (Breslau, Max Nitzsche und Berendt, 1864), sind von sehr verschiedenem Werth, Nachklänge Heine's herrschen vor. In den Balladen zumeist wimmelt es von Nixen, Feen, Rittern, Schützen, Jägern und Gletscherbräuten. Gedanken und Empfindungen sind von einer gewissen Unselbständigkeit oder Trivialität angekränkelt, dagegen ist die Form, der Rhythmus und die Reinheit der Reime lobend anzuerkennen. Einer und der andere aus dieser Schule mag sich wol zum Meister hinaufarbeiten. Ludwig August Frankl beißt als epischer Dichter einen bekannten Ruf, eine neue Sammlung „Ahnenbilder" (Leipzig, Leiner, 1864) zeigt, wie lebendig die poetische Ader noch in ihm schlägt. Die Stoffe der Gedichte sind dem Kreise der jüdischen Historien und Legenden entnommen, die Form hat jenen orientalisch talmudischen Hauch, der das Büchlein altgläubigen Israeliten besonders werth und willkommen machen wird. In den „Gedichten" von Wilhelm Scriba (Göttingen, Gebrüder Hofer, 1864) findet sich eine reichere Fülle eigener Gedanken, als man sie eben in „lyrischen" Gedichten anzutreffen pflegt. Der Verfasser ist ein nachdenklicher Kopf, ein poetisch empfindendes Gemüth; leider fehlt ihm die volle Gewalt über Sprache und Form und im Ausdruck Schärfe und Bestimmtheit. Er sagt in zehn Versen, was ein schlichter Mann in vier Worte faßt, eins seiner gelungensten Epigramme sei hier erwähnt:

Schule der Natur.

Eine Kunst lern', o Mensch, von dem ewig wirkenden Gotte
In der Natur und du hast Fülle der Weisheit gefunden!
Jenes göttliche Maß im Genuß eines jeglichen Gutes,
Dessen weisen Gebrauch vorbedeutend sie zeigt.

(Hierzu ein Verblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Auf dem Naschmarkt in Wien.

— Die meisten großen Städte rühmen sich einer Klasse Volks, auf welche sie Einheimischen mit einem gewissen Stolz hinweisen als den lebendigsten Ausdruck heimischer Art und Weise. Von dieser Klasse, welche sich stets dem öffentlichen Verkehr widmet und deren hervorragendste Vertreter dem schönen Geschlecht angehören, laufen eine Menge unterhaltender Erzählungen von Mund zu Mund, die man dem besuchenden Fremdling mit selbstzufriedenem Behagen mittheilt.

Der Ruf, dessen sich die „Damen der Halle von Wien" erfreuen, gründet sich auf ihre Schlagfertigkeit der Rede kunst, welche im parlamentarischen Leben häufig die längsten und gründlichsten Debatten zu nichte macht. Man erzählt, daß selbst gefeierte Redner, welche mit dem Vortrage, das Volk einmal in seiner Ursprünglichkeit kennen zu lernen, sich ihnen näherten, mit homerischen Kraftausdrücken empfangen wurden. Der Hauptmarkt, das Standquartier dieser Damen, welche im Volksmunde „Kratschlerinnen" genannt werden, ist der große „Naschmarkt". An heißen Sommertagen bietet er das vollkommene Bild eines Heerlagers. Der Fremde weiß im ersten Augenblick nicht, was die Menge kolossaler weißer Regenschirme zu bedeuten hat, die einer neben dem andern den Markt bedecken. Unter jedem dieser Schirme, welche mit Steinen und Stricken am Boden befestigt sind, thront eine Kratschlerin in unumschränkter Herrscherwürde. Ein Gang durch die Stände, zumal an einem schönen Sommermorgen, bietet manches Interessante. Während die jüngste Generation, welche den Alten als dienstfertige Assistentin beisteht, die Waaren in eifriger Concurrenz mit aufdringlichem Geschrei anpreist, ihren jene unbeweglich, gleich Idolen, sitzen, und lassen sich mit ihren Kunden nur in kurze Unterhandlungen ein. Meist hat die Frage nach dem Preise einer der aufgelesenen Früchte und die nach erfolgter Auskunft absichtlich vergebrachte Bemerkung, daß man sich mit denselben nicht ganz einverstanden erklären könne, die herbste Entscheidung zur Folge: „Schaun's, daß Sie weiter kommen!" Es kostet dann wenig Mühe, die Dame zu einer entsprechenden Herabsetzung dieses „Anwarts" zu bewegen. Es wäre eine große Täuschung, zu glauben, daß ein entschiedenes Auftreten aber von vornehmem Aeußere hier ein anderes Entgegenkommen hervorrufen würde. Für dergleichen Eindrücke scheint die Seele einer richtigen Kratschlerin unempfänglich zu sein. So ist in Wahrheit die Zeitblatt auf dem Naschmarkte das Lager eines stets schlagfertigen Heeres, welches sich durch die Zähigkeit, mit der es an seinen Gewohnheiten festhält, ein wohlverdientes Lob in der Stadt errungen hat. Streitigkeiten unter den „Kratschlerinnen" gehören zu den Seltenheiten. Es mag hier eine Folge des Naturgesetzes sein, daß jeder wahrhaft Große und Starke nicht leichtsinnigerweise mit seinesgleichen anbindet. Er weiß, daß es Zusammenstöße fürchterlich sein wird, und dazu fühlt sich nicht jeder jeden Tag aufgelegt. Es hatten auch die wenigen Händler dieser Art, welchen wir auf dem Naschmarkte begegneten, einen gutherzigen Zug. Zorn und Streit haben etwas Ansteckendes wie die ärgste Krebs: wenn sie zum vollen Ausbruch kommen, und sie einem Anfall von Wahnsinne zu vergleichen. Der Anblick von ein Dutzend handfester Weiber in einem solchen bedenklichen Augenblick bietet in unbeschreiblich. Ein Dutzend Furienhaupt, die alle in gleicher Zeit kreischen, habe nur ein annähernden Bild.

Ueber diesen gewerblichen und kriegerischen Seiten dürfen wir aber einige freundlichere Eigenschaften der Damen nicht vergessen. Wie von ihrem Muth, so erzählt man auch von ihrer energischen Unterstützung Verlängter und Hülfebedürftiger viele Anekdoten. Nicht leicht mag es jemand, in ihrer Nähe ein Kind zu schlagen, und der Uebelthäter, welcher sich vor dem Grimm seiner Meisters unter eine ihrer Zelte flüchtet, kann seiner besseren Gastfreundschaft in Anspruch nehmen.

Nicht diesen seinen Hauptvertreterinnen steht der Naschmarkt für den von „Frauen" stammenden Wanderer noch manche Ungewöhnliche. So erblicken wir in seinem äußersten Ende eine Anzahl ungarischer Bauernwagen, welche die Erzeugnisse der Puszta in den Verkehr bringen. Die langen Kastenwagen sind mit den kleinen ausdauernden Ungarpferden bespannt, die ihres eigenthümlichen Aussehens wegen den Namen „Raben" führen. Die Anzahl von Meilen, welche diese Thiere fast ununterbrochen zurücklegen, klingt fast unglaublich. Vor kurzem noch wurde bei Debrezin ein solcher Bauer auf seiner Heimkehr von Wien nach Kroatien von Einwohnern angefallen. Sie bringen hauptsächlich Melonen, Zwiebeln, gelbe Rüben und Trauben zu Markt. Die Kleidung der Bauern besteht in blauen Jacken mit silbernen Knöpfen, weiten, mit Franzen besetzten Linnenhosen und Kothurnstiefeln, die in dem Betrachter den Verdacht erregen könnten, daß die Bewohner der Pußten dem ehrsamen Schusterstand ins Handwerk pfuschen. Das lange Haupthaar wallt unter einem Hute hervor, bei dessen Verfertigung einzig auf die Dauerhaftigkeit Rücksicht genommen wurde; eine kleine Gartenanlage von Blumen bedeckt und schmückt ihn. Dieses Gestüm wird vervollständigt durch die „Bunda", einen Mantel aus Schaffellen, deren Wolle nach innen gekehrt. Die Weiber, welche den Verkauf besorgen,

und theilweis wie unsere Bauernfrauen gekleidet. Doch sind auch ihre Kuhe von jenen türkischen Stoffen verunstaltet. Eine solche Familie in ihrem Wagen unter Zwiebeln und Rüben ausruhen oder schlafen zu sehen, ist komisch und ironisch zugleich. Die aufgethürmten Melonen ziehen eine Menge von Käufern und Schmarotzern an, mit welchem Behagen verbringen sich die Knaben in Früchte, die braunen ihre Köpfe beherbergen können!

Doch nicht allein Früchte aller Art, Gemüse und Geflügel werden hier zu Markt gebracht, auch warme Speisen werden verabreicht. Eine Anzahl „fahrender Küchen" bringen dem Taglöhner, Bauern und Fuhrknecht die beliebten Nationalgerichte dar. Nicht selten finden sich auch Industrielle ein mit einem Topf voll „Brennheißer", nämlich Würste, das ist ein „gelistes Geschäft", das ein Umlaufskapital von fünfzig Kreuzern bis zu einem Gulden erfordert und zehn Prozent abwirft. Noch kleinere Kapitalien sind in den zahlreichen Geschäften mit Grünzeug, Blumensträußchen, Schnurbündeln aus Bast, Bein und Weidenstielen, Feuerschwamm und getrockneten eßbaren Schwämmen und hundert namenlosen Artikeln angelegt. In neuester Zeit bemerkt der Wanderer auch einzelne Handwerker mit ihren Erzeugnissen auf dem Naschmarkt. Zwischen einem Stand mit gerupften Hühnern und einem mit lebenden Vögeln und Kaninchen etablirt sich eine Dame mit Mützen, Stöcken und Bürsten; daneben ein Sauerkraut- oder Käschändler und neben diesem ein bescheidener Schuhmacherladen.

Dieser wunderliche Markt nimmt einen der größten und schönsten Plätze der Kaiserstadt ein. Jenseit des Wienflüßchens ragen stattliche Neubauten zu beiden Seiten der Kärntnerstraße, in deren äußerstem Winkel der Stephansthurm zu einsamer Höhe emporragt. Auf der rechten Seite liegt jetzt das neue protestantische Schulhaus, zugleich mit dem Polytechnikum den in den Karlsplatz übergehenden Naschmarkt begrenzend. Dem Schulhaus gegenüber erhebt sich das größte Zinshaus Wiens, welches von nicht weniger als tausend Menschen bewohnt wird. Auch dieses grenzt den Markt nicht ab, sondern läßt den Blick frei bis zu den hochgelegenen Häusern der Mariahilf-Vorstadt. So unregelmäßig nun auch der ganze, weite Grund ist — von einem Platze kann man eigentlich nicht reden —, so bietet er doch nach verschiedenen Seiten anziehende und grossartige Partien. Dazu kommt noch der ungemein lebhafte und ununterbrochene Verkehr. Stellwagen, Fiaker und Equipagen, die verschiedenartigsten Bauern- und Frachtwagen, lange Bierkarren, von schwerfälligen niederbauer Hengsten gezogen, rasseln herüber und hinüber von der Stadt in die Vorstadt oder kommen von den letztern direct zu Markte. Nimmt man dazu eine entsprechende Menge geschäftiger Hausirer und Käufer und zuweilen eine Abtheilung Soldaten: Infanteristen, Reiterei oder eine lange Reihe von Munitionswagen, so erhält man annähernd ein Bild von einem der belebtesten Theile Wiens.

Deutsche Städte.

Bremen.

2. Der Dom.

Indem wir zur Schilderung der ältesten, großen und schönsten Kirche Bremens übergehen, haben wir das Gebäuden voranzuschicken, daß keine unter den ältern kirchlichen Gebäuden völlig steht, an alle sind in der verschiedensten Weise andere Baulichkeiten angebaut.

Der Bau wurde im Jahre 1043 von dem Erzbischof Bezelin in romanischem Stil nach dem Muster des damaligen Kölner Doms begonnen, als eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit zwei Chören und je einer Krypte unter jedem derselben. Sein Nachfolger, der prachtliebende Adalbert, der bekannte Erzieher Heinrichs IV., setzte sein Werk mit nicht erheblichen Abweichungen fort, indem er die Kathedrale zu Benevent zum Muster nahm, über deren damalige Beschaffenheit uns die nähern Nachrichten fehlen. Im 13. Jahrhundert wurde die flache Decke des Mittelschiffs eingewölbt und später wurden andere Veränderungen vorgenommen, die die Reinheit des Stils beeinträchtigten. Die Westfaçade zeigt einen von zwei Thürmen eingeschlossenen Mittelbau. Der südliche Thurm, der durch ein angebautes Haus theilweise verdeckt wird, ist indessen nur noch in seinem untern Geschosse als ein quadratisch aufliegender Stumpf vorhanden, da die ähnlichen höhern Geschosse im Jahre 1638, nachdem sie mehrere Risse bekommen, einstürzten. Der nördliche, ganz ähnliche Thurm entstand in der romanischen Zeit und wurde 1446 durch eine quadergedeckte Holzpyramide beendigt. Im Jahre 1656 wurde dieselbe vom Blitz getroffen, brannte bis auf den Quaderstein-Unterbau ab und wurde später durch eine welsche Haube ersetzt. Der Thurm zeigt in seinen quadratischen Geschossen fast unverjüngt auf, nur das Erdgeschoß springt mittels einer Mauervorstärkung vor. In diesem befindet sich ein Rundbogenportal, das, großentheils restaurirt, aus seiner spätromanischen Entstehungszeit nur einige Bogenwulste zeigt. Von den übrigen Geschossen haben die zunächst höhern rundbogige, die beiden dann folgenden kleeblattbogige, flache Mauerblenden.

Der Mittelbau hatte ursprünglich eine Apsis, die jetzt durch eine gerade Wand mit zwei großen rundbogigen Blenden ersetzt ist. In diesen befinden sich zwei Eingänge in die westliche Krypte und darüber die sehr ausdrucksvollen Sandsteinstatuen eines kreuztragenden und eines gekreuzigten Christus. Die Krypte ist dem Publikum nicht zugänglich, weil sie als Weinkeller vermiethet ist. Ueber den Blenden in der etwas zurücktretenden Mauer ist ein schmales Radienfenster, darüber fünf Blendenbogen mit spitzen Kleeblattbogen, unter denen fünf Statuen der klugen und thörichten Jungfrauen stehen. Darüber bis zur Giebelspitze hinauf noch ähnliche Wandenbogen, die in der Mitte aus einem hohen Spitzbogen und auf beiden Seiten aus zwei halben Kleeblattbogen bestehen. Unter jenen eine unkenntliche, sehr verstümmelte Sculptur.

Die Nordseite zeigt zwei Reihen von Spitzbogenfenstern, die untern sind viertheilig, die obern dreitheilig. Die letztern müssen entweder ursprünglich eine andere Bestimmung gehabt haben oder durch ein bedeutendes Versehen zu groß gerathen sein, denn sie passen nicht an ihrer Stelle, da ihre Spitze nicht oder wenigstens von den angrenzenden Gewölbschildbogen abgeschnitten wird. Ein aus alten Stücken zusammengesetztes Rundbogenportal führt von dieser Seite in die Kirche.

Zwischen die Längenschiffe und den Chor tritt ein Querschiff, dessen Länge indessen nur der Breite der Hauptschiffe entspricht, sodaß sich das Vorhandensein desselben äußerlich dem Laien kaum anders als durch die abweichende Gestalt der Fenster bemerkbar macht. Am Ende der flachgeschlossenen Chorseite durchbrechen zur Obermauer des Chors zwei Spitzbogen auf, ganz oben am Aeußern der östlichen Mauer bemerkt man eine eingemauerte, sehr altertümliche, ganz en face stehende Statue des heiligen Petrus, der, das Haupt mit dem schlichten Nimbus umgeben, in der Rechten die beiden Schlüssel, in der linken ein Buch erhebt. Die Südseite ist durch Anbauten fast völlig versteckt. Am Giebeldreieck sieht man über einem Rundfenster ein kleines den heiligen Petrus darstellendes Relief.

Bevor wir das Innere betreten, haben wir noch einen Blick auf die zur Kirche gehörigen Anbauten zu werfen. Zwischen dem Chor und dem Querschiff liegen in beiden Seiten oblonge, zweigeschossige Räume, und zwar im Norden eben die Sacristei, unten die Wohnung des Kirchendieners, im Süden eben die ehemalige Treskammer und die ehemalige Kapitelstube, unten der sogenannte Bierkeller, ein Raum, der die Eigenthümlichkeit hat, todte, darin aufbewahrte Körper vor Verwesung zu schützen. An der Südseite befindet sich ein aus drei Flügeln bestehender Kreuzgang, an dessen östlichen Theil sich das ehemalige Refectorium des Klosters, jetzt das Local des Künstlervereins, anschließt.

Von einem einheitlichen ästhetischen Eindruck, von einer Totalwirkung, wie sie die romanische Basilika in ihren durch spätere Zusätze nicht getrübten Werken macht, ist bei dem Dom nicht die Rede. Zu dem gegensatzreichen Ernst und der Festigkeit, welche im Innern die frühesten Theile zeigen, hat der spätere Romanismus Anbauten und Spielereien hinzugebracht, die späteste Gothik endlich die Decke allzu sehr belebt und zersplittert.

Das Mittelschiff ruht auf annähernd quadratischen Pfeilern mit einfachem Kämpfergesims. Diese Pfeiler sind durch Rundbogen, welche nur der ganzen Breite der Pfeiler entsprechende glatte, völlig ungegliederte Laibung haben, miteinander verbunden. Auf jedem Pfeiler sitzt eine Pilastervorlage auf, die in ziemlich bedeutender Höhe mit einem Knollencapitäl schließt. Auf der Deckplatte desselben sitzen die rundprofilirten Quer- und Kreuzrippen sowol als die schwachen Längenrippen auf, welche die Schildbogen umfahren. Der so in frühgothischem Stil gebildete Gewölbescheitel hat eine Höhe von 72 Fuß. Von dem Mittelschiff zeigt man 7 Fuß in der Vierung dem mittleren Theil des Querschiffs, enger und von dieser noch um 1 Fuß in dem rechtwinkelig geschlossenen Chor. Beide Theile sind nur in wenig abweichender Weite gewölbt als das Mittelschiff.

Unter dem Chor und der Vierung liegt die östliche Krypte, welche wie die westliche durch Verwandlung in einen Weinkeller profanirt ist. Ihre Fensteröffnungen sind vermauert, das Tageslicht dringt nur ein, wenn die Thür des einzigen Eingangs geöffnet wird. Diese Krypte ist 80 Fuß lang, 37 Fuß breit, 15 Fuß hoch und ruht, in drei Schiffe sich theilend, theils auf glatten Rundsäulen, theils auf quadratischen Pfeilern. Auffällig ist, daß sie der Axe folgt und wie der rundbogenhaltige Chor einen platten Abschluß hat.

Das südliche Seitenschiff aus der späteren Zeit des Romanismus zeichnet sich aus durch den Reichthum der Pfeilervorlagen und die spielende, aber anmuthige Verwendung der Gewölberippen zu dekorativen Zwecken. An dieses Schiff schließt sich gewissermaßen ein zweites südliches Seitenschiff, der sogenannte Kapellenanbau. Die einzelnen Joche dieser Kapellen sind mit einfachen Kreuzgewölben bedeckt. Der südliche Kreuzarm gleicht in Wölbung und Deckgliederung dem Mittelschiff und ist mit rundbogigen Fenstern versehen.

Wie an der Südseite, scheint sich in früherer Zeit an der Nordseite außer dem eigentlichen Seitenschiff noch ein Kapellenanbau befunden zu haben. Im Anfang des 16. Jahrhunderts wurde dieser nördliche Flügel erhöht und dabei die Seitenschiffe in ein einziges verwandelt. Das Gewölbe, welches es damals erhielt, ist mit fast gänzlicher Aufhebung der einzelnen Joche, ein Tonnengewölbe, dessen Kappen in der Mitte abwechselnd eine und zwei tonnenförmige Wölbungen eines Netzes bilden, von denen aus sie fächer- oder strahlenförmig nach den einzelnen Pfeilervorlagen laufen. Die ganze Gewölbmasse ruht fast außerdem auf Mittelpfeiler und construirt stark gegen die aus der romanischen Zeit erhaltenen Pfeiler und Gurtbögen.

Der Dom ist 297 Fuß lang, 194 Fuß breit und etwa 100 Fuß hoch.

Unter den erhaltenen Kunstdenkmalen ist das älteste der Taufsteinkessel in der östlichen Kapelle des südlichen Anbaues. Drei Kühe werden durch vier kniehohe Bronzegestalten gebildet, die auf ihnen sitzenden Löwen tragen, indem ihre Arme den Boden berühren. Zwei dieser Gestalten, die bärtig sind, lassen ihre Hände in die Seite, zwei, die unbärtig sind, halten mit ängstlicher Miene die Ohren der Löwen, auf denen sie sitzen. Die Kleidung aller vier Gestalten besteht nur in einem eng anschließenden, vorn zugeknöpften langen Rock mit einem Gurtel um den Leib. Auf ihrem, im rechten Winkel ausgekanteten Hinterkopf ruht der ebenfalls bronzene Taufkessel, der jünger und von ziemlich schlechter Gußarbeit zu sein

Seeburg.

Nein, nein! Ich glaube die wahre Urſache zu ahnen.

Beate.

Und die wäre?

Seeburg.

Verkehrte Bildung, Spleen, engliſirte Gefühle; Zerriſſenheit, Emancipation — Sie muß mir das Buch vorleſen, Elsners Ideen über die veredelte Schafzucht (geht nach Hut und Stock).

Vierter Auftritt.

Tony. Die Vorigen.

Tony (hereinſpringend mit einem Briefe).

Schweſter, Schweſter!

Beate (greift haſtig darnach, erbricht ihn, hält dann vor Freude inne ihn zu leſen).

Tony (bei Seite).

Er kommt, gewiß, gewiß! Warum lieſt Du nicht?

Beate (lieſt bei Seite).

Noch heute!

Tony (hineinſehend).

Noch in dieſer Stunde!

Seeburg (der das Vorige nicht bemerkte).

Leben Sie wohl, Fräulein Beate! In einigen Tagen

scheint. Zwei gleich hohe Reihen von kleinen vergoldeten Figuren ziehen sich um den Bauch des Kessels; die obere Reihe besteht aus 24 Figuren, die, unter Rundbogen stehend, zum Theil Apostel zu sein scheinen, sich aber vielfach wiederholen. In der untern Reihe sind zwölf Halbfiguren vertheilt, die auf einer Art von Kranz oder Guirlande stehen. Um bei ihrer Zwölfzahl an die Apostel oder an die kleinen Propheten denken zu können, dazu fehlt es an jedem passenden Attribut. Am obern verengenden Rande des Kessels zwei Menschenköpfe. Das Ganze ist mit Ausnahme der vergoldeten Reliefiguren mit grauer Oelfarbe dick bestrichen.

Im südlichen Kapellenanbau sind ferner große Bruchstücke der aus Eichenholz geschnitzten Chorstühle aufgestellt. Der Stil der Schnitzwerke und ihre architektonische Einrahmung stehen in vollem Einklang mit der darauf befindlichen Jahreszahl 1506. Die Reliefs stammen aus dem Alten und Neuen Testament her und halten sich völlig außerhalb des Gebiets des Humors und der Satire, die im darauffolgenden Jahrhundert so beliebt waren. Die Formen der Gestalten sind im ganzen kurz und gedrungen, der Ausdruck verräth hin und wieder ein gewisses Streben nach Schönheit und Gefühl. Die Gewänder liegen in langgezogenen Falten meist flach an.

Eine drei Fuß hohe Statuette der Heiligen Jungfrau mit dem Kinde zeigt einen angenehm lieblichen Ausdruck des Antlitzes. Sie ist von drei andern Statuetten gleicher Größe des Jacobus Mayer, des Nicolaus und des Willebaldus auch in den Gewändern trefflich gearbeitet. Von den Bildern ist nur Gian verschönerungswerth, ein von vielen Engelsköpfen umgebener „Ecce homo" auf Holz mit einem besonders trefflichen Kopf von Lukas Cranach gemalt und mit dessen Monogramm versehen.

Schilderungen aus der Gesellschaft.

Zwei Eugène Sue's „Geheimnissen von Paris" hat kein Roman, der sich mit der Schilderung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, mit der Stellung und Noth der arbeitenden Klassen beschäftigt, auch nur annähernd jenes Aufsehen, jene ueberhafte Spannung selbst in der gebildetern Lesewelt erregt, welche die ersten Kapitel des trotz all seiner Schwächen eigenthümlichen und geistreichen Werkes hervorriefen. Gegen diesen Erfolg ist der von Victor Hugo's „Les misérables" nur ein verhältnißmäßig geringer und schnell vorübergehender zu nennen. Das Interesse des Publikums hat sich in der Romandichtung mehr und mehr der historischen Gattung zugewandt, die sozialen Fragen will es lieber praktisch als poetisch gelöst sehen. Dennoch werden sie stets dieten und jenen Erzähler zur Darstellung reizen, der im Fall des Mißlingens die alte Entschuldigung hat, der Wille war gut, das Werk zu schwer. Nach dieser Devise will ein „sozialer Roman" in sechs Büchern, „Die Elenden und Armen diesseit des Rheins" (vier Bände, Leipzig, Kollmann, 1864), beurtheilt werden. Victor Hugo schwebt dem Autor wol als Vorbild vor, aber er ahmt ihm nicht sklavisch nach. Der poetische Gehalt ist gering, besser die Charakterisirung der einzelnen Gestalten. Rasch und drastisch entwickelt sich die Erzählung; das Ganze ist freilich auf kurze Nerven berechnet, einzelne Schilderungen, namentlich des Kleinlebens, sind von realistischer Wahrheit. In „Soll und Ich" entrollt Julius Mosen „Bilder aus der Schwindelperiode der letzten Jahre" (vier Bände, Hannover, Kümpler, 1864), weder gefällige noch poetische, aber leider nur allzu getreue. Selten ist in einem doch wesentlich zur Unterhaltung allein bestimmten Buche „das Schwindelgeschäft" in Höhe und Tiefe so charakteristisch und lebendig dargestellt worden. Manche Kapitel des Werkes vertiefen nach dieser Seite hin fast uneingeschränktes Lob. Eintrag thut dem Ganzen die allzu große Breite. Wie der Verfasser seinen Stoff auftürmte, mußte er ihn weit, um sich selbst zu genügen, in dieser Ausdehnung vor uns ausbreiten, aber die Lesewelt ermüdet leicht. Gelingt ihm in einem spätern Werke eine größere Concentration, so dürfen wir von Julius Mosen ein treffliches Bild aus dem Kaufmannsstande erwarten. Humoristisch und satirisch schaut der Verfasser der „Studien und Erlebnisse eines reisenden Prinzen." Aus dem Arabischen der Ker Ar Ker Julin (drei Bände, Leipzig, Kollmann) nicht allein unsere, sondern auch ägyptische Zustände an. Das Ganze ist eine Reisebeschreibung im feuilletonistischen Stil, den Ton für die Betrachtung der Dinge haben Montesquieu's „Lettres persanes" aus dem vergangenen Jahrhundert angegeben. Die Darstellung ist gewandt, einzelne Stellen beweisen die Phantasie und die wahrhaft dichterische Empfindung des Autors; dafür erwartet er aber auch Leser, die mehr als eine schlichte Romanunterhaltung fordern.

Deutschlands Kampf- und Freiheitslieder.

Von einer kostbar ausgestatteten Sammlung „Deutschlands Kampf- und Freiheitslieder" mit Illustrationen Georg Bleibtreu's (Leipzig, Voß) liegen uns die beiden ersten Lieferungen vor. Ein patriotisches und künstlerisch Werk. Bleibtreu's glückliche Begabung, sich ganz in den Geist jener schwungvollen Dichtungen Arndt's, Körner's, Rückert's, Mosen's zu vertiefen und ihn in lebensvollen Gruppen und Gestalten zur Anschauung zu bringen, bewährt sich hier auf das glänzendste. Man kann sagen, durch Bleibtreu's Compositionen wird dieser Liederschatz dem deutschen Volke zum zweiten mal geschenkt. Auch die Auswahl der Gedichte, von denen die Mehrzahl dem Befreiungskampf unter die Napoleonische Fremdherrschaft ihre Entstehung verdankt, ist eine vorzügliche. Ein Unternehmen von so echt nationalem Gepräge wird hoffentlich in der allgemeinen Theilnahme Förderung und Unterstützung finden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 24.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Waldblume. Novelle von Theodor Mügge. (Fünftes Kapitel. [Fortsetzung.] Sechstes Kapitel.) — Die Ehrenlegion. Von E. Schurtz. — Die Zigeuner. Von Wilhelm Gerstäcker. III. — Von der Bedeutung des Tragischen in der Poesie. Von Karl Hillebrand. — Die Lustspiele des Terentius. — Aus dem Leben für das Leben. Von Agathon Bieber. — Vermischtes: Zu einem russischen Gefängniß. I. — Photochromie. — Berliner Briefe. V. Vom Theater. Eine Gemäldeausstellung.

Die Waldblume.

Novelle von Theodor Mügge.

Fünftes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Nach langer Pause, während welcher der Erzähler mit verstörten Zügen zu Boden starrte, fuhr er fort: „Wie lange ich dagestanden, von Entsetzen und einer dumpfen Verzweiflung gelähmt, kann ich nicht sagen. Aus den Stimmen der Vögel, aus dem Flüstern der Zweige, aus allem, was sich regte um mich her, hörte ich das Wort: Mörder! heraus.... Mit dem einzigen schwachen Druck eines Fingers hatte ich nicht nur das Leben eines andern, sondern meine Ehre, mein Glück, meine ganze Zukunft zerstört!... Ich dachte an Selbstmord, und wer weiß, ob dieser Gedanke nicht zur That geworden, hätte ich noch einen Schuß bei mir getragen.

„‚Fliehen Sie!‘ sagte plötzlich eine Stimme in meiner Nähe. Sie kam von dem Förster des Oberamtmanns, der von Ida geschickt war, mich aufzusuchen und zu einem Besuch für den nächsten Morgen aufzufordern. Von meinem Schusse herbeigelockt, hatte er nichts von dem Wortwechsel vernommen. Er glaubte, das herrenlose Pferd und den Leichnam auf der Erde erblickend, an einen kalten, vorbedachten Mord. Aber dennoch, aus Neigung für mich und Rücksicht für Ida, riet er mir mit abgewandtem Gesicht zur Flucht und schritt dann, ohne ein Wort weiter zu sagen, auf den Leichnam zu.

„‚Das Gewissen macht Memmen aus uns allen!‘... Ja, siehe, rief die Stimme der Feigheit aus mir heraus; und besinnungslos, zitternd rannte ich davon, angstvoll lauschend, die Worte: ‚Haltet ihn! Haltet den Mörder!‘ zu vernehmen. In Schweiß gebadet, langte ich im Forsthause an. Der alte Oberförster war noch nicht heimgekehrt. Auch das war ein Unglück. Ich würde mich ihm entdeckt haben, und wer weiß, ob er mich hätte fliehen lassen. Ich warf mich in die Reisekleider, steckte meine Baarschaft zu mir und rannte fort zum nächsten Bahnhofe, der etwa eine halbe Meile von dem Forsthause entfernt lag. Auch hier beherrschte mich das Spiel des Zufalls. Fast mit mir zugleich traf der Schnellzug ein und nahm mich auf. Wäre ich wenige Minuten später eingetroffen, so fuhr ich zu spät, und wer weiß, welchen Entschluß ich in diesem Falle gefaßt hätte.

„Nie hat wol ein Mensch eine ähnliche Fahrt gemacht. Auf jeder Station erwartete ich die Polizei, durch den Telegraphen von der Mord-

that und meiner Flucht benachrichtigt, auf mich fahnden zu sehen. Meine erhitzte Phantasie malte sich gräßliche Bilder aus. Erwischte man mich, so mußte ich als gemeiner Mörder bestraft werden! Man mußte annehmen, daß ich den Grafen aus einem Hinterhalt, hinterrücks und mit kaltem Vorbedacht erschossen hätte! Mein Aussehen, mein ganzes Wesen muß höchst verdächtigend gewesen sein. Eine junge Dame, die sich in mein Coupé gesetzt hatte, verließ es schon auf der nächsten Station und bestieg ein anderes... Endlich langte ich ungefährdet in Hamburg an. Ich rannte nach dem Landungsplatz und erkundigte mich, ob etwa ein Schiff bald nach Amerika abginge. »Morgen schon«, antwortete ein Herr in meiner Nähe. »Wünschen Sie die Fahrt vielleicht mitzumachen?« Ich zog ihn beiseite. Mir fehlten die nöthigen Geldmittel zur Reise; mir fehlte jedes Legitimationsdocument. Aber der Muth der Verzweiflung beseelte mich. Der Fremde, welcher sich für den Kapitän des in Rede stehenden Schiffs erklärte, war ein Mann mit sonnenverbranntem Gesicht und ernsten, männlichen Zügen. Seine Persönlichkeit flößte mir Zutrauen ein. Ich entdeckte mich ihm ohne Rückhalt... Wieder ein seltsamer Zufall, der mich gerade mit diesem Mann in Berührung brachte. Hundert andere seinesgleichen hätten mein Anliegen zurückgewiesen oder mich wol gar der Polizei überliefert. Dieser dagegen, nachdem er mich lange mit ernstem, forschendem Blick betrachtet, zog seine Brieftasche hervor und schrieb auf ein Blättchen eine Notiz. »Verfügen Sie sich nach dem hier bezeichneten Local«, sprach er dann, mir das Blättchen überreichend. »Gegen Abend werde auch ich mich dort einfinden und Ihnen das Weitere eröffnen.« Ich will mich kurz fassen. Der Kapitän hatte zehn Jahre vorher ein ähnliches Schicksal wie das meinige erlebt. Er hatte einen Rivalen im Duell erschossen und dann die Flucht ergriffen. Mein offenes Gesicht hatte ihn von meiner Wahrhaftigkeit überzeugt, die Aehnlichkeit unserer Schicksale für mich eingenommen. Noch am nämlichen Abend schaffte er mich an Bord des Schiffs und übertrug mir die Rolle eines Dieners. Bevor wir abfuhren, schrieb ich noch an Ida und ihren Oheim, ihnen den verhängnißvollen Vorfall im Fest schildernd und Abschied von ihnen nehmend. Vater und Mutter hatte ich ein Jahr vorher verloren. Nach dieser Seite hin bedurfte es also weder einer Erklärung noch eines Abschiedes."

Abermals stand er auf und schritt eine Weile auf und nieder. Ein rascher Seitenblick auf seinen Gast und Zuhörer schien darauf berechnet, nach dem Eindruck zu forschen, welchen seine Erzählung auf ihn gemacht. Darauf lehnte er sich mit dem Rücken gegen die Fensterbrüstung und fuhr in raschem, kurz zusammenfassendem Tone fort: „Meine ersten Schicksale in Amerika kann ich füglich übergehen. Im Laufe zweier Jahre bin ich Droschkenkutscher, Kellner, Pferdehändler und Jäger gewesen... Auf zwei Briefe, die ich nach Europa, an Ida und den Oberamtmann, geschrieben, erhielt ich keine Antwort. Die Hoffnung auf eine spätere Rückkehr in mein Vaterland gab ich auf. Ich lebte ohne besonderes Lebensziel von einem Tage zum andern. Nicht einmal jener Wunsch, der jährlich Tausende nach Amerika führt, der Wunsch, »mein Glück zu machen«, beseelte mich... Im fünften Jahre nach meiner Uebersiedelung wurde ich mit der Familie eines aus Deutschland ausgewanderten Farmers bekannt. Die Familie bestand aus Vater, Tochter und Sohn. Dem letztern rettete ich das Leben, indem ich einen Jaguar, der schon zum tödlichen Sprunge gegen ihn angesetzt hatte, durch einen glücklichen Schuß vor seinen Füßen todt niederstreckte. Ich folgte seiner Einladung und begleitete ihn nach Hause. Der Farmer, ein sehr strenger und mißtrauischer Mann, schien wenig erbaut von dem unbekannten Eindringling in seine Familie. Er übte die Gastfreundschaft mit großer Zurückhaltung, sodaß ich schon nach wenigen Tagen den Entschluß faßte, die Familie zu verlassen. Indeß der Sohn, der Augapfel des Vaters, bestürmte mich so lange mit Bitten, bis ich nachgab und blieb. Um mich einigermaßen nützlich zu machen, half ich bei den wirthschaftlichen Verrichtungen. Geschick und Fleiß sowie auch besonders mein ernstes, gesetztes Wesen gewannen mir dann rasch des Farmers Zutrauen. Er bot mir die Stelle eines Aufsehers bei ihm an, setzte mir einen anständigen Lohn aus, und ehe noch ein Jahr vergangen, galt ich für jedermann im Hause als ein vollberechtigtes Mitglied der Familie. Das Glück begünstigte mich ungemein. Einige Geschäftsreisen, die ich später für ihn machte, wurden von so außerordentlichen Erfolgen gekrönt, daß er mir großmüthig einen Theil des Gewinns oder Erlöses überlassen wollte, obwol Freigebigkeit sonst eben nicht in seinem Charakter lag.

„Daß ich das Anerbieten ausschlug, erhöhte in seinen Augen zwar nicht meinen Werth, aber

es steigerte sein Vertrauen. Eines Tags eröffnete er mir in seiner kurzen, fast rauhen Weise, daß er nichts dagegen hätte, wenn ich mich seiner Tochter, von welcher ich mich bisher vollkommen fern gehalten, zu nähern versuchen würde... Es war ein Glück für mich, daß er meine Antwort nicht abwartete, sie würde sonst jedenfalls zu einer baldigen Trennung geführt haben. Die Tochter des Hauses war ein gutes, hübsches und höchst gesittetes Mädchen. Allein ihr Bild blieb blaß und kalt neben dem, welches ich in meiner Seele trug. Ueberdies erregte schon der Gedanke an Heirath ein beängstigendes, peinliches Gefühl in mir. Doch ich sollte nicht in die Verlegenheit gerathen, ihm jemals auf seinen Antrag eine Antwort zu geben. Von einer neuen Geschäftsreise heimkehrend, fand ich einen vor Schmerz halb wahnsinnigen, kinderlosen Vater. Eine ansteckende Krankheit hatte ihm Tochter und Sohn in Einer Woche hinweggerafft... Er ließ sich auch nie mehr trösten. Der sonst so unermüdliche, Wirthschaft und Vermögen immer erweiternde Mann legte nunmehr eine vollständige Gleichgültigkeit gegen beide an den Tag. Ganze Wochen lang verließ er das Zimmer nicht, mir alles überlassend. Es erregte daher auch nicht das geringste Befremden oder Bedenken, als er mir nach seinem Tode, der etwa zwei Jahre nach dem Tode seiner Kinder erfolgte, sein ganzes Hab' und Gut hinterließ. . ."

Der eintretende Diener unterbrach die Erzählung. Er überreichte Herrn Schmidt einen Brief mit den Worten: „Vom Herrn Inspektor"... „Sie entschuldigen", sagte Herr Schmidt zu dem Maler und erbrach den Brief. Während er ihn durchlas, nahmen seine Züge den Ausdruck inniger Freude an.

Sechstes Kapitel.

Nachdem er den Brief durchlesen, faltete er ihn sorgfältig zusammen und steckte ihn zu sich. Dann drehte er sich um und warf einen raschen, heitern Blick nach dem Schlosse hinab. Endlich kehrte er zu seinem Sessel zurück, setzte sich nieder und begann wieder:

„So hatte sich ein Glück mir gleichsam aufgedrängt, nach welchem ich nie ernstlich gestrebt hatte. Ich war plötzlich zum vermögenden, reichen Mann geworden. Und wenn ich dies Glück damals auch noch nicht in seiner vollen Bedeutung zu würdigen wußte — nicht so sehr z. B. als in diesem Augenblick —, so hatte doch mein Leben nunmehr einen bestimmten, zur Thätigkeit anspornenden Zweck, den Zweck nämlich, das mir Uebertragene bestens zu verwalten und zu erhalten. Ich genas dabei von meinen düstern Gedanken und niederdrückenden Erinnerungen. Das Schuldbewußtsein, das ich so lange Jahre als nagenden Wurm mit mir herumgetragen, schwand allmählich oder hörte wenigstens auf, mir das Leben zu verbittern. Ich hatte viele Gelegenheiten zur Ausübung von Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit. Mancher unglückliche, betrogene, dem Elend preisgegebene deutsche Auswanderer fand gastliche Aufnahme, dann Beschäftigung und gesicherte Existenz bei mir... So vergingen viele Jahre... Da fand sich an einem rauhen Wintertage ein zerlumpter und halberfrorener Mann auf meiner Farm ein, der durch seinen Sprachdialekt meine besondere Theilnahme erregte. So hatte ich das Deutsche nur in Schlesien, und zwar in einer mir unvergeßlichen Gegend, sprechen hören. Mit welcher Spannung ich nach seiner Heimat forschte, mit welchem Gefühl ich den Namen eines mir wohlbekannten Orts vernahm, erlassen Sie mir zu beschreiben! Ich war so erregt, daß ich mich scheute, die weitern Fragen, die mir auf der Zunge brannten, über die Lippen zu bringen. Mit fast qualvoller Selbstüberwindung hörte ich, ohne eine Silbe zu äußern, die traurigen, persönlichen Schicksale dieses Mannes an. Er stammte aus einem Dorfe, das kaum eine Stunde von dem Forsthause des alten Oberförsters entfernt lag. Ein naher Anverwandter von ihm war einige Jahre vor ihm nach Amerika ausgewandert und hatte ihn durch briefliche Verspiegelungen und Schilderungen so zu reizen gewußt, daß der Verblendete, obwol er in seiner Heimat durchaus keine Noth gelitten, seine Besitzung verkaufte und mit Frau und Kind dem Verführer nachzog. Von diesem betrogen, verlor er in wenigen Monaten seine ganze Habe, sah Weib und Kind im Elend sterben und ward endlich durch einen glücklichen Zufall nach meiner Farm geführt. Das alles hörte ich an, ohne einen Laut von mir zu geben. Darauf fragte ich: ›Lebte der Oberamtmann im Nachbardorfe noch, als Sie Ihre Heimat verließen?‹ — ›Jesus Maria, Sie stammen auch von dorther?‹ rief der Mann, und da ich diese Frage durch eine Bewegung mit dem Kopfe bejahte, fügte er hinzu: ›Nein, der starb schon lange vorher, man sagt, aus Aerger über die Verschwendung des Grafen,

der seines Bruders Tochter, das schöne Fräulein, geheirathet hatte.«

„Ein seltsames Gemisch von Freude und Schreck durchbebte mich. Und, um ehrlich zu sein, die Freude darüber, daß ich den Grafen nicht getödtet hatte, mog den Schreck nicht auf, welchen mir die Mittheilung von seiner Verbindung mit Ida verursachte. . . Da ich nicht weiter forschte, fuhr der Mann eifrig fort:

»Ein Jahr, bevor ich meine Heimat verließ, ist auch der Graf gestorben, nachdem er das ganze schöne Vermögen seiner Frau vergeudet hatte. Auch soll er recht unglücklich mit ihr gelebt und sie schlecht und hart behandelt haben.«

»Das ließ sich voraussehen«, sprach ich, indem ich unwillkürlich einem bittern Gefühle Ausdruck gab. . .

„Der Mann blickte mich befremdet an. Eine Ahnung von meinen Beziehungen zu jenen Personen schien ihn zu durchzucken. »Die Frau Gräfin trägt seine Schuld an ihrem schlimmen Geschick«, fuhr er, mich scharf betrachtend, fort. »Als junges, schönes Fräulein hat sie einen andern geliebt und war auch so gut wie verlobt mit ihm. Es war ein Forstkandidat, ein schöner, wackerer junger Mann, der den seligen Oberförster im Amt unterstützte. Eines Tags aber hat ihn die Eifersucht auf den Grafen toll gemacht. Er hat ihm aufgelauert im Walde und ihn von hinten in die Schulter geschossen. Drauf ist er bei Nacht und Nebel entflohen, und, wiewol ihn der Graf und der Oberamtmann durchs ganze Land verfolgen ließen, auch glücklich entkommen.«

„Ich übergehe die weitere Unterhaltung, die ich mit dem Mann führte. Ich erfuhr von ihm nur noch, daß die Gräfin eine Tochter besaß und in tiefster Zurückgezogenheit auf dem Gute des Grafen mit ihr lebte. Ich meinerseits gab mich ihm zu erkennen, erklärte ihm noch am nämlichen Tage, daß ich nach Deutschland zurückkehren würde, und nahm ihn auf sein inständiges Bitten als Begleiter und Diener an.

„So viel war mir klar, daß man ein schändliches Spiel mit meiner Ehre getrieben hatte und daß die Karten zu diesem Spiel gemeinsam von dem Grafen und dem Oberamtmann gemischt worden. Der erstere hatte offenbar meinen aufreizenden Wortwechsel mit ihm sowie den mir zugefügten Schimpf verschwiegen, der zweite meinen Brief an Ida unterschlagen und die darin enthaltene Aufklärung geheim gehalten. Ja selbst meine Verfolgung hatte man offenbar in der Absicht, für immer von meiner Person befreit zu sein, zu spät eingeleitet.

„Von jenem Tage an brannte der Boden Amerikas unter meinen Füßen. Ich verkaufte die Farm für die Hälfte ihres Werths, um schnell fortzukommen. Ich reiste ohne Rast und Ruh. Ich kam in diese Gegend. . .

„Das menschliche Herz bleibt ein ewiges Räthsel. . . Ich hatte mich losgerissen aus Verhältnissen, die mir theuer geworden und an welche sich mein Lebensziel knüpfte, ich war mehrere hundert Meilen ohne Rast und Ruh' gereist — weshalb, zu welchem Zweck? Ja, so fragte ich mich, nachdem ich hier angekommen. Vergeblich hatte ich mir vol: Du willst eine dunkle Ehre erhellen, willst dich reinigen von einem Flecken der Infamie, womit man dich besudelt. Alles das hätte ich auch brieflich thun können. Und warum hatte ich durch den Verkauf der Farm jede Brücke zwischen meiner neuen Heimat und der alten abgebrochen? Und warum fehlte mir jetzt der Mut zu einem Schritt, welchen ich unterwegs wol tausendmal überdacht und beschlossen hatte — der Mut, der Gräfin unter die Augen zu treten und ihr zu sagen, wie man sie und mich getäuscht hatte? Vermögen Sie das Räthsel zu lösen?“ . . .

„Ich begreife es wohl!“ versetzte der Maler.

Nach langer Pause fuhr Herr Schmidt mit weichem, wehmüthigem Tone fort: „Ich durchstreifte diese Gegend mit Empfindungen, die ich nicht beschreiben kann. Wie hatte sich alles verändert! Das Gut des Oberamtmanns befand sich in fremden Händen. Das Forsthaus war niedergebrannt und durch ein neues prächtiges Gebäude ersetzt worden. Der Weg, auf welchem ich den verhängnißvollen Schuß gethan, war in eine Chaussee verwandelt. Ich konnte die Stelle, wo ich gestanden, nicht mehr wiederfinden. . . Am zweiten Tage begegnete ich auf der Allee, die zum Schlosse der Gräfin führt, einem alten Förster. Ich erkannte ihn. Es war derselbe, der mir mit leidig zur Flucht gerathen. »Kennen Sie mich?« fragte ich ihn. . . Er sah mich starr an und schüttelte mit dem Kopfe. »Fliehen Sie!« sprach ich in dem traurigen, mitleidigen Ton, dessen sich vor zwanzig Jahren bedient hatte.

„»Gerechter Gott, Herr Walter!« rief er, und Freudenthränen stürzten ihm aus den Augen.

„»Ich heiße jetzt Schmidt«, versetzte ich. »Mein früherer Name ist durch einen abscheulichen Verdacht entehrt.«

„‚Jetzt nicht mehr, schon lange nicht mehr!‘ rief er, mit die Hände ringend. ‚Auf seinem Sterbebett hat der Oberamtmann alles erklärt, auch der Frau Gräfin die Briefe übergeben, die er von Ihnen unterschlagen hatte. Und selbst der Graf hat die Wahrheit gestanden, obwol er bis zu seinem Tode nicht aufgehört, Sie zu hassen und der Frau Gräfin das Leben zu verbittern. O, mein theurer Herr, warum rannten Sie an jenem schrecklichen Tage so wie ein ...‘

„‚Mörder‘, sprach ich, dem Zögernden helfend.

„‚Sie wie ein Schuldbewußter davon? Warum versäumten Sie, mir Aufschluß zu geben? Ich schwöre Ihnen, nie hätte das Fräulein dem Grafen die Hand gereicht, wenn es die Wahrheit gewußt hätte! Jedesmal hat es mich kommen lassen und mich mit Fragen bestürmt. Wie ich Sie getroffen, und was Sie zu mir gesprochen, und ob denn nichts auf einen bösen Zufall oder sonst einen Ihre Ehre retten den Zustand schließen ließe? ... Ich aber vermochte der unglücklichen Dame keinen Trost zu bieten. Alles sprach gegen Sie, sogar die ersten Worte, welche der Graf an mich richtete. ‚Machen Sie keinen Lärm!‘ sprach er mit schändlicher Berechnung. ‚Rühren Sie mich ruhig nach dem Schlosse! Mag der feige, hinterlistige Mordgesell entkommen ... um der jungen Dame willen, die ihn mit ihrer Neigung beehrt hat!‘ Sehen Sie, diese wenigen Worte, die ich Unglücklicher getreulich berichtete, haben alles entschieden!‘

„Ich setzte mich mit dem alten Manne nieder am Rande der Allee und ließ ihn weiter erzählen... Nach dem Tode ihres Oheims hatte ihn die Gräfin als Verwalter des kleinen Gutes in Dienst genommen. Gleich dem alten Inspector, genoß er ihr unbegrenztes Vertrauen. ... Er erzählte, wie der Graf die letzten Jahre seines Lebens meist auf Reisen, in Bädern und großen Städten zugebracht und das Vermögen seiner Gattin vergeudet und verspielt, und wie die Gräfin in dumpfer Gleichgültigkeit alles hatte über sich ergehen lassen. Erst nach dem Tode des Grafen war sie zur Einsicht über ihre Lage gelangt. Da hatte die Mutterliebe sie aus der Gleichgültigkeit herausgerüttelt. Ihr Haushalt war vereinfacht, eine ängstliche Sparsamkeit in der ganzen Gutsverwaltung eingeführt worden. Unterricht und Erziehung der Tochter hatte sie selbst geleitet und dabei den Grundsatz einer fast einsiedlerischen Abgeschlossenheit von der Welt zur Geltung gebracht. Die Gefahren, denen sie selbst unterlegen, wünschte sie fern von ihrer Tochter zu halten. ...

„‚Da kommen sie!‘ unterbrach dann plötzlich der alte Förster seine Erzählung, indem er auf zwei Reiterinnen deutete, die soeben am Anfange der Tannenallee sichtbar wurden. Er stand auf und blickte mich fragend an.

„‚Mein Entschluß war schon gefaßt. Schweigend zog ich ihn ins Gebüsch mit mir. ‚Durch mich soll ihr auch nicht ein Augenblick der Angst oder Unruhe bereitet werden!‘ sprach ich, während mir der alte Mann mit Thränen im Auge die Hand drückte. Von den Gefühlen, mit denen ich sie erwartete, und dann, als sie in unsere Nähe gekommen, betrachtete, will ich schweigen. Nur Eins bemerke ich: die Tochter erblickte ich zuerst, und nur mit großer Selbstbeherrschung war ich im Stande, einen Ausruf höchster Bewunderung zu unterdrücken. Das war das leibhafte, vollkommene Ebenbild jener jungen Dame, welche vor zwanzig Jahren über mein Lebensglück entschieden hatte. Ich habe nie in meinem Leben eine so täuschende, so wunderbare Aehnlichkeit gesehen! ... Erst nach der Umkehr der Reiterinnen gewann ich Zeit, die Gräfin zu betrachten. Der seltsame, gleichsam versteinerte Ausdruck unheilbaren Schmerzes in ihren Zügen befestigte den Entschluß, welchen ich beim Anblick der Tochter bereits gefaßt hatte: Mich niederzulassen in der Nähe der beiden Wesen, ihnen ein unsichtbarer Wächter und Beschützer zu sein.

„‚Dies, mein Herr, ist die Rolle, die ich hier spiele! Und geschieht dies auch vielleicht in eigenthümlicher, ja wunderlicher Weise, so werden Sie doch zugeben, daß ich einigermaßen berechtigt zu dieser Rolle bin?“

Bei dieser Frage zuckte der Maler zusammen wie jemand, den man aus einem Traume erweckt. Dem größten Theil der Erzählung war er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gefolgt. Gegen das Ende derselben jedoch war er in sich versunken, ohne Zweifel, weil der letzte Theil der Erzählung auf seine persönlichen Empfindungen tiefe Wirkung übte. ...

Er bedurfte längerer Zeit, sich zu sammeln; darauf gab er zur Antwort: „Mein, wahrlich, ich kann Ihnen diese Berechtigung nicht absprechen! Doch ebenso wenig vermag ich aus Ihrer Erzählung einen Grund herauszufinden, warum Sie sich in ‚der ernstesten Frage meines Lebens‘ zu meinem Widersacher aufwerfen müßten! Vielmehr sollte ich meinen, daß gerade Ihre eigene Erfah-

rung, wie unheilvoll und verderblich es ist, wenn ungerechte Laune oder kunstloser Zufall eine edle und berechtigte Leidenschaft durchkreuzen, Sie in meinen Freund und Beschützer verwandeln müßte. Denn wahrlich" — er stand auf und sah nach kurzem Zögern mit flammendem Auge und erglühenden Wangen fort: „dieselben makellos reinen und unnennbar seligen Gefühle, von denen Sie vor zwanzig Jahren beseelt wurden, sie beseelen mich heute! In diesem mich ganz beherrschenden Gefühl liegt meine Berechtigung! Und ganz, wie Sie vor zwanzig Jahren, bin ich heute entschlossen, gegen eine Welt voll Anfeindungen und Hemmnissen in die Schranken zu treten!"

Wie er so dastand, die schlanke Gestalt hoch aufgerichtet, das Auge glühend in schwärmerischem Feuer, fortgerissen von der so plötzlich in ihm entzündeten Leidenschaft, gleichsam zum Kampfe bereit, gewann seine hohe an und für sich anziehende Persönlichkeit einen bestrickenden Zauber, welchem gerade Herr Schmidt am allerwenigsten widerstehen konnte.

Er ergriff den Erglühten sanft bei der Hand, zog ihn nieder und begann nach kurzer Pause mit väterlicher Zärtlichkeit:

„Mein lieber junger Freund! Wenn irgendjemand auf der Welt, so weiß ich eine edle Leidenschaft, ein jugendliches Pathos zu schätzen in einer Zeit, wo es im geselligen Leben fast für eine Schande gilt, die Leidenschaft, den Charakter, das Pathos herauszulassen, wo selbstsüchtige Berechnung und Blasirtheit die Kriterien moderner Bildung geworden sind. Gleichwol habe ich erkennen gelernt, daß unsern besten und glühendsten Empfindungen im Leben eine Prosa gegenübersteht, welche uns nicht allein fast immer bezwingt, sondern auch ihre Berechtigung hat. Die Außenwelt mit ihren Schranken und Hindernissen besteht nach demselben Naturgesetz, nach welchem unsere innere Unendlichkeit besteht. Wo beide in Conflict gerathen, ist es nur selten die letztere, welche den Sieg davonträgt. . ."

„Dann muß uns wenigstens der Reiz des Kampfes für die spätere Niederlage entschädigen!" sagte der Maler.

„Bevor wir den Kampf aber beginnen, mein Freund, sollten wir billigerweise zweierlei in Bedacht ziehen; erstlich, ob uns der Kampf überhaupt zum Siege führen kann, oder ob wir nicht von vornherein die Gewißheit der Niederlage haben; zweitens, ob wir durch solchen Kampf nicht geheiligte Menschenrechte antasten und störend in Ruhe, Glück und Frieden der Mitmenschen eingreifen müssen."

„Das ganze Leben ist ein Kampf gegen Menschenrechte!" fiel Burgdorf ein. „Nach Ruhe, Glück und Frieden ringen wir alle, und wer sie erringt, erringt sie fast immer auf Kosten der Mitmenschen. Es scheint auch dies ein Naturgesetz zu sein."

„Gehen wir von solch allgemeinen Betrachtungen zu unserm concreten Falle über!" sprach Herr Schmidt mit einiger Ungeduld. „Auf dem Punkte, wo wir stehen, kann nur die schrankenloseste Offenheit zu einer Verständigung führen. Eine, ich will sagen, verzeihliche List hat Sie in eine Familie geführt, deren Haupt in einer Mutter besteht, welche das Glück ihres Kindes nach zwar eigenthümlichen, jedenfalls aber berechtigten Grundsätzen zu begründen trachtet. Meinen Sie nicht, daß Sie wenn nicht diese Grundsätze, doch den auf ihnen basirten Familienfrieden zu respectiren haben, einen Frieden, der so theuer erkauft wurde? Mir wenigstens ist er heilig, dieser Frieden, so heilig, daß ich, dem diese beiden Wesen Zweck, Freude und Glück des Lebens sind, seit zwei Jahren die Rolle eines Sonderlings spiele, eines Misanthropen, eines Träumers, daß ich mich nur begnüge, sie von einem Versteck aus oder mittels eines Fernrohrs zu belauschen, um durch mein Hervortreten diesen Frieden nicht zu stören. So heilig, daß ich, der ich die edle Frau seit zwei Jahren in Kummer und Sorge um ihre materielle Wohlfahrt weiß und seit zwei Jahren nach einer Gelegenheit schmachte, ihr dienstbar zu sein, aus Furcht, mich zu verrathen und dadurch ihren Frieden zu stören, diese Sehnsucht zwei Jahre lang unterdrückt habe, bis heute, wo mir der vorhin angelangte Brief einige Aussicht eröffnet, den glühendsten Wunsch meines Herzens endlich erfüllt zu sehen. Ich erwähne dies nicht, um mich als Muster des Edelmuths und der Zartheit hinzustellen, sondern um Ihnen anschaulich zu machen, daß ich, der ich, um die Ruhe der Gräfin zu wahren, mir selbst so viel Zwang und Zurückhaltung auferlege, consequenterweise auch darüber wachen muß, daß diese Ruhe nicht von anderer Seite her gestört werde, von einer Seite namentlich, in deren Hintergrund ich selbst als Schuldiger stehe."

Er hielt inne und betrachtete den Maler, dessen erregte Züge den Ausdruck von Unmuth trugen.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Die Thiersage.

Von E. Jahnellen.

Altgermanischen Waldgeruch spürte Jakob Grimm, der ihn wie einer kannte, in den Sagen von Reinhart dem Fuchs. Das will sagen, was wir von Ziegrim dem Wolf, von Reinhart oder Reineke Fuchs und von Braun dem Bären, dem alten König der Thiere, in jenem bekannten, von Goethe ins Hochdeutsche übertragenen, durch Kaulbach so genial illustrirten alten Gedicht lesen, gehöre den frühen Zeiten germanischen Lebens an und verdanke nicht erst spätern Tagen seinen Ursprung, aus denen die Bearbeitungen der alten Sage stammen, welche lange für Originaldichtung gehalten werden sind. Die ältesten aufgefundenen Bruchstücke, aus denen sich allmählich das ganze Gedicht entwickelte, reichen bis ins 7. Jahrhundert zurück, tragen aber noch nicht den später erst eingewebten satirischen Charakter, welcher das ränkevolle Treiben an den Höfen geißelte oder sich zu der noch höhern humoristischen Weltanschauung erhob, die der letzte Bearbeiter aussprach: „Wer Reineke's Kunst nicht gelernt hat, der ist zur Welt nicht sehr geschickt, aber mit Reineke's Künsten kommt mancher fort."

Wie in der Sage von Reinhart, d. h. dem ehrenwerthen Rather, für welchen ihn König Nobel zuletzt hielt, so weht Waldesduft in der ganzen Thiersage. So mancher erinnert sich wol noch mit innigstem Vergnügen der Märchen seiner Jugend von den treuen Thieren und dem Mann im Kasten; von den Thieren, die am Sarge Schneewittchen's trauerten; von den sieben Rabenbrüdern und ihrem holdseligen Schwesterchen; vom Froschkönig weiter und vom Wolf auf dem Glasberg. Alle diese duftigen Sträuße alter Waldpoesie zeugen von einem so merkwürdigen Zusammenleben der Menschen mit den Thieren, nicht blos den Hausthieren, sondern gerade mit den Thieren der Wildniß, daß zur Erklärung die Annahme einer kindlichen Auffassung nicht ausreicht, in welcher der Mensch, „noch nicht stolz auf seine geistige Ueberlegenheit, die mannichfachen Triebe, die angeborene Klugheit und Geschicklichkeit der Thiere beobachtet und bewundert und sie für sich als eine Welt eigens begabter Wesen gelten läßt, mit denen der Mensch in freundliche oder feindliche Berührung tritt". Es ist noch ein anderes darin, eine tiefere Anschauung greift platz, wenn wir auf die religiösen Ideen der Urzeit zurückgehen, die mit der Thiersage aufs engste verknüpft sind.

Ein Gang durch die ägyptischen Museen, besonders die, welche, wie das berliner, auf Wänden und Säulen Nachbildungen der Bildwerke vom Nil tragen, zeigt uns Götter und Priester mit Thierköpfen oder Thiermasken, als Löwen, Krokodile, Hunde, Affen, Sperber: alle die höchsten Gestalten der menschlichen Gesellschaft, der menschlichen Ideen als Thiere. Die verschiedensten Ansichten sind seit dem griechischen Alterthum über diese Eigenthümlichkeit geltend gemacht worden; es mege genügen, das Wort Herodot's anzuführen, aus dem schon andere erkannt, daß im Thierdienst, wie er sich am Nil zeigt, eine höhere Idee und eine gewisse geheimnißvolle Weisheit liegen müsse. Herodot sagt nämlich: „Wollte ich erzählen, warum die heiligen Thiere geweiht sind, so würde mich das auf die göttlichen Dinge führen, welche ich auszusagen mich scheue." Er war aber, wie er an mehr als Einer Stelle seines historischen Reisewerks andeutet, in die Mysterien eingeweiht, zu deren Geheimnissen, das wahre Wesen des Thierdienstes, seine Erklärung gehörte.

Schon in den asiatischen Religionen, in China und in Indien, sehen wir gewisse Thiere von höchster Bedeutung für das geistige Leben der Menschheit. Es erscheint nicht nur der Affe als Vater des Culturvolks von Tibet im Einklang mit den Anschauungen neuester Forscher über das ganze Menschengeschlecht, andere Thiere bringen die Elemente geistiger Bildung heran, Götter nehmen Thier- wie Menschengestalt an. In unsern Märchen treten Menschen an Stelle der Götter. Es sind aber Menschen von höchster Art, in welchen sich die alten Gottheiten oft deutlich genug erkennen lassen. Durch ihre Verzauberung in Thiere oder wenigstens ihre Verbindung mit Thieren erreichen sie irgendetwas Bedeutendes, und es gewinnt den Anschein, als treten die so Verzauberten in eine Welt vom mächtigsten Einfluß, als stehen die geleitenden Thiere da als Diener dieser geheimnißvollen Welt, welche im undurchdringlichen Urwald, in seinem an Schauern so reichen Leben ihr Sinnbild empfing. Sie greifen ins Sichtbare, ins Menschenleben ein, um das aus diesem geschwundene Glück wieder zurückzuführen. Und weil dieses Glück nach dem Glauben der Völker bei den segnenden Göttern wohnte, die einst näher mit den Menschen verkehrt, aber zuletzt sich in unbe-

kannte Regionen zurückgezogen hatten: Wälder, Berge, Höhlen, ferne Inseln, in den Himmel, so erscheinen die Götter, wenn sie einmal in die Menschenwelt zurückkehren, eben auch in Thiergestalten des Waldes, der Berge, der Höhlen, des Meeres, der Lüfte, oder wenigstens als Menschen mit Thierattributen, wie der geflügelte Merkur mit dem Schlangenstab, oder von Thieren begleitet, gleich den Heilgottheiten, Aeskulap und Hygieia. Selbst bei den Hebräern, bei denen die Gottheit nur als Stimme auftritt, sind doch die Namen der Gottheit, die Cherubim, eine Verschmelzung des Menschen mit verschiedenen Thiergestalten.

Andererseits wieder sehen wir in Märchen und Sagen schuldbeladene Menschen zur Sühnung ihrer Schuld in Thiergestalt umherwandeln, bis sie nach längerer oder kürzerer Läuterung wieder ihre Menschengestalt empfangen — eine Seelenwanderung. Hier steht das Thier anscheinend niederiger als in dem ersten Ideenkreise, und doch wieder läßt sich, weil diese Thiergestalt zuletzt zum Glück führt, die Verbindung nicht verkennen, welche zwischen beiden Kreisen stattfindet. Denn auch hier ist das Thier im verzauberten Menschen Verkünder einer schönern Zukunft, der Diener jener bessern Welt, die durch die Schuld des Menschen ihm entschwand und zu der das mit ihm vereinte Thier ihn zurückzuführen strebt.

Wir halten uns im Folgenden besonders an die germanische Welt, werden aber auf einzelne Verbindungen aufmerksam machen, welche mit andern Völkern bestehen und auf eine gewisse Gemeinsamkeit vieler Entwickelungsideen unter den in die Geschichte getretenen Völkern hinweisen. Sollte vielleicht manchem einzelnes, das wir verführen, zu harmlos erscheinen, so liegt doch in diesem Harmlosen, das unsere Jugend noch heute erfreut, wie es uns selbst in der Kindheit einst erfreute, ein und der andere tiefere Fingerzeig. Es ist schon richtig, die meisten schauen mit vornehmem Lächeln auf den einfachen Ideengang der Väter, der sich in engem Rahmen bewegte, aber einmal geht heute der Drang von allen Seiten wieder auf die Einfachheit zurück und dann ist ein Rückblick in die Zeit des sich erhebenden Menschengeistes heute um so interessanter, als wir, durch manchen Fund begünstigt, mit ganz anderm Auge die Bedeutung jener Tage für unsere Entwickelung zu betrachten im Stande sind als je zuvor.

„Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen" — beginnt es im „Reineke Fuchs" —, und mit ihm fingt es wieder auf Straßen und Wegen, in Garten und Haus durch das ganze deutsche Land und darüber hinaus aus Kindermund:

Maikäfer, flieg,
Dein Vater ist im Krieg,
Deine Mutter ist im Pommerland —
Pommerland ist abgebrannt.

Die einen singen es vom Pommerland, die andern von Engeland — in Preußen unten vom Herrgottsvogelchen, dem Marienwürmchen, in Süddeutschland vom Himmelskühchelchen, Frauenkühli, in andern Gegenden vom Kriegfreds, vom Mariendähnchen, dem Goldkäfer und der Libelle. Wo es nicht der Krieg ist, sind es die großen Menschen, Bauern, Zigeuner, die mit Stangen und Knitteln kommen, die Thierchen totzuschlagen. Die Kinder möchten sie retten und rufen ihnen zu, davonzufliegen nach der Heimat, wo ihr Haus brenne oder ihre Kinder schreien, oder bitten sie auch wol, daß sie in der Ahne Haus fliegen, in den Mariendrunnen, in den Birnbaum und schöne Aepfel und Birnen oder schöne Sonne bringen.

„Pommerland" ist natürlich ein mythisches Pommeland, ein „Apfelland", die Insel Avalon, die glückliche Insel, auf der die Fee Morgane wohnt, die Ahne eben, im Christenthum Maria, bei der die Helden in ewiger Jugend weilen. Unsern Vätern war dieses Eiland mit ihrer Fortwanderung nach Westen immer weiter gegen Abend fortgerückt und blieb zuletzt am Rhein, in Belgien, haften, ehe es übers Meer nach „Engeland" und noch weiter in die unbekannte See verschwand. Daher erhielt sich denn auch Flandern als Local der Thiersage bis in die neuere Zeit. Dort war der Vorhof zum Himmel, zum Seelenlande, nach welchem das Nixenschiff Manigfal die Seelen von Friesland aus führte. Von dort kamen die Thiere wie die Zwerge, von dort brachte der Schwan Herrn Elias gen Cleve. Dort wohnten die zwergischen Nibelungen mit ihrem Schatz, dort war der wunderliche Thierstaat zu finden, von dem es in den Volksliedern heißt:

Da saß die Kuh beim Feuer und spann,
Das Kalb lag in der Wieg' und sang,
Die Katze wusch die Schüsseln
Die Fledermaus,
Die legt' das Haus,
Die Schwalben trugen's Mist hinaus.

Aus diesem Wunderland „jenseit Oranien", jenseit der bekannten Westländer überhaupt,

kam die erste Bearbeitung des Reineke Fuchs, wie auch ihm, nach den Volksliedern, mit dem Sommer, wenn

Freilich heiter glänzet der Himmel und lachend die Erde —

die Boten der Göttinnen kamen oder auch des Gottes, der als „der reiche Mann zu Pferde" um Segen angerufen wurde. Sein Pferd aber war wol das „Herrgottspferdchen", der Goldkäfer, die Libelle. Gleich den Zwergen spielten auch sie gern mit den Kindern und diese wieder nahmen den innigsten Antheil an ihren bunten Gestalten.

Diese Gemeinschaft der kleinen Thierwelt zunächst, der Boten des Sommers, mit den Kindern, knüpft sich noch enger durch den alten Glauben, daß die Kinder, ehe sie ins Leben treten, mit den Käfern und Mücken fliegen — noch heute sprichwörtlich. Auch sie wohnen als Seelen, ungeboren, im Saal der Göttin, der Frau vom Born, und kommen, gleich den Insekten, als ihre Boten in die Menschenwelt, als Mahner an das alte Glück. Mit den Kindern könnte es am ehesten wiederkehren wie in den Märchen mit den Thieren.

Das ist ein schöner Glaube, den unsere Väter festhielten, in dem sie mutterreiche Hoffnungen an die Ehe und den aus ihr erwachsenden Kindersegen knüpften. Wie nahe steht dieser Glaube dem Worte Jesu: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn solcher ist das Himmelreich!"

Kinder und Thiere fahren weiter im Wilden Heer der Frau Holle, der Frau vom Brunnen eben, oft unter schöner Musik. Denn sie ist die Königin des Thier- und Kinderstaats im Westen, aus dem man sie als ihre Boten herüberkommend dachte. Und eben als Boten des Glücks, als Diener einer geheimnißvollen Göttin, die im ägyptischen Satz den Käfer als Symbol der sich hatte, verehrte man die Thiere. Daß nicht alle überall verehrt, sondern sogar hier und da diese und jene verfolgt wurden, erklärt sich leicht.

Wie wir die von den Kindern geliebten Insekten von Bauern und Zigeunern den Liedern nach verfolgt sehen, so stand in den Gauen Aegyptens wie anderwärts ein friedliches Geschlecht einem kriegerischen gegenüber, die beide endlich wol unter Einem Scepter vereinigt wurden, ohne indeß ihrer frühern Gegnerschaft zu vergessen.

Neben den Insekten waren es besonders die Zugvögel, welche die Wiederkehr einer schönern Zeit, aus einem fernen Lande gleichsam, so recht deutlich vors Auge der Menschen rückten — vor allen der Storch und der Schwan. Und diese finden wir denn auch wieder in Verbindung mit den Kindern, die sie nach dem Volksglauben ins Leben führten. Auch die Zugvögel galten als Boten, als Diener der Göttin des Lebens. In ähnlicher Weise treten in Märchen und Sagen Hirsche und Rehe, Hasen, Hunde, Wölfe und Bären auf, welche der Auserwählten geleiten, sie bei der Erreichung eines hohen Ziels unterstützen und endlich in das Reich des Friedens führen. In ihnen haben wir also Gewalten, die an die Engel des jüdisch-christlichen Glaubens erinnern.

„Engel" bedeutet nichts weiter als Boten, ein griechisches Wort, Angeli, das in eigenthümlicher Weise mit dem Namen des Volks der Angeln (Sachsen) stimmt, welche das von ihnen eroberte Land „England" nannten. Der Name des Volks deutet sich als „Kinder, Söhne", der Göttin nämlich, die sie verehrten. Das war aber die sächsische Frau Holle, die Göttin des Tacitus von der Haimuniel Alem — also „Hain" —, wo die Angeln, im Anglischen Busen, wohnten, ehe sie im Lande Hadeln jenseit der Elbe festen Fuß faßten.

Im nordischen Glauben entsprechen diesen historischen Angeln die Elben, Alfen, die als Mittelwesen zwischen den Göttern und den Menschen erscheinen und gleichfalls in den Sagen als Führer von Helden auftreten. Die Elfen wie die elbischen Thiere stehen zwischen beiden Welten, bald auf dieser, bald auf jener Seite. Daher können die elbischen Thiere auch sprechen und menschliche Gestalt annehmen.

Hier ist der Ursprung der Fabel zu suchen, die sich als Bruchstück der ältesten Thiersage oder denen der Religion der Urzeit ergibt. Und hier zeigt sich auch der Grund, aus welchem die Thiere als jene Boten in die alte Religion hineingewachsen. Sie sind, vollständig ausgeprägt, die Halben. In ihnen sieht man einmal das Wilde, Räuberische, Mörderische der rohen Menschenstämme, andererseits, bei geeigneter Bemühung, sie zu zähmen, große Anhänglichkeit und Treue. Sie sind mithin Sinnbilder des Uebergangs in ein reineres, höheres Gebiet und stehen deshalb im spätern Götterglauben am Eingang in die Mysterien, in das Wesen jener Religion, die der Masse verborgen blieb. Daher liegen Sphinxe und Widder vor den Gräbern und Tempeln, daher sitzt der Hahn auf Kirchen und

hab' ich die Ehre — Was iſt Ihnen denn? Bekümmert Sie der Abſchied?

Beate.

O, ich bin ſo heiter —

Seeburg.

Heiter?

Beate.

Sie haben das ſchönſte Wetter, lieber Oekonomierath. Leben Sie wohl, auf Wiederſehen!

Seeburg.

Und die Veränderung meiner Nichte?

Beate.

Das iſt ſchwer zu ſagen — ich bin in dieſem Augenblick — vielleicht — jetzt hab' ich's — (ſehr glücklich) Vielleicht — vielleicht — daß ſie liebt! (Ab.)

Tony (mit ihr ab).

Seeburg.

Daß ſie liebt? Glaub' ich nicht. Sie leidet am Weltſchmerz. — Warum ſie nur lachte? Was war denn beiden? Sie hatte einen Brief in der Hand und angeſagt wurde auch was. Was mag es denn ſein? Sie haben manchmal ſo kleine ökonomiſche Geheimniſſe vor mir. Wenn's vielleicht — hm — dahinter komm' ich gewiß — (Schnalzt mit den Fingern) Ich weiß es, ich weiß es — Es iſt der Avisbrief aus Hamburg. Das goldene Vließ, der Merinotransport kommt aus Spanien! (Ab.)

Hünern, eben auch als Wächter wie auf dem nordischen Asgard, dem Götterſitz; daher ſteht der Eberub vor dem Paradieſe. So finden wir auch in den Märchen vor dem Eingang zum Waſſer des Lebens oder des Glaubens mit den goldenen Aepfeln allerlei Thiere, die mehr wiſſen als der Rieſe oder Zwerg, der ſie hütet; daher endlich die Thiergeſtalten auch bei den Geſtirnen, vor dem Thor des Himmels.

Auch in der deutſchen Thiersage, wie ſie ſich in „Reineke Fuchs" zeigt, ſehen wir den Kampf der beiden Lehren, deren eine der Wolf repräſentirt, neben ihm der Bär, der ältere König der Thierwelt, während die andere durch den Fuchs dargeſtellt wird. Die Reineke-Lehre ſiegt zuletzt. Der Wolf, triumphirt Reineke,

Nagt mir nicht mehr. Gehindert iſt er, verwundet,
Und beſchimpft ſein ganzes Geſchlecht. — —
Wenig nützt er hinfüro der Welt.

Einſt alſo nützte er — konnte man hieraus ziehen, und merkwürdig genug! der raubgierige Wolf tritt als Symbol der alten Friedenslehre auf. Nicht nur in Hochaſien, ſondern auf dem ganzen Wanderwege der Völker bis zum Atlantiſchen Ocean und darüber hinaus, am Oregonfluſſe in Nordamerika fand der Wolf in hoher Verehrung.

In Märchen und Sagen von der Mitte Aſiens bis zur Normandie erſcheint der redende, alſo elbiſche Wolf als Helfer der Helden und Götter. Aber er thut es nicht aus freiem Willen, ſondern tritt ihnen anfangs in angeborener Wildheit entgegen. Gebändigt aber, bezwungen, hier durch das Schwert, dort durch milde Worte, erkennt er ſeine Schuld und wird nun der treueſte Helfer zum Heilswerk, wird ſelbſt Held und Segner, Verkünder des Glücks. Der elbiſche Wolf repräſentirt die der Friedenslehre gewonnenen wilden kriegeriſchen Stämme. Er ſteht da als Vertreter der zweiten Periode, in welcher die Friedenslehre in ihren Anhängern nicht mehr zurückweicht, ſondern den Kampf aufnimmt, freilich nicht immer ſiegreich, wie wir aus „Reineke Fuchs" erſehen.

So liegen in die Grundzüge der älteſten Geſchichte der in Bewegung gerathenen Menſchheit in der Thiersage, und ſie wird durch die Heldenſage ergänzt und erläutert, da dieſe denſelben Kampf, nur nicht in den allgemeinen Zügen, ſondern mit ſpeciellem Bezug auf dieſe und jene Ereigniſſe in dem großen Kampfe, auf verſchiedenem Boden erzählt. Ebenſo ſtehen Märchen und Mythen zur Heldenſage. Auch ſie enthalten nur die Grundzüge, welche ihre Deutung aus der Heldenſage empfangen. Alle zuſammen hängen aufs engſte mit dem Glauben der Völker zuſammen — ſie iſt der rothe Faden, der durch Märchen wie Mythen, Thier- wie Heldenſage hindurchgeht.

Die Zigeuner.

Von Wilhelm Hoffmann.

III.

Wenn eine Rotte Zigeuner ſich in der Nähe eines Dorfs niederläßt, können die Einwohner ſicher darauf rechnen, daß alles Genießbare und Bewegliche binnen kurzem verſchwindet. Die Abneigung der ſlawiſchen Völkerſchaften gegen die Zigeuner drückt ſich auch lebhaft in den Volkserzählungen und Liedern aus, in denen der Zigeuner ſtets als der böſe Geiſt der Geſchichte, als der Böſewicht im Schauſpiel erſcheint und ohne Gewiſſensbiſſe das gräßliche Gewebe von Verbrechen liefert. Der ſlotze Ungar hält indeſſen die Zigeuner für viel zu gering, um ſie zu unterdrücken, und verachtet ſie wegen ihrer grenzenloſen Nichtswürdigkeit. Doch ſehen ihre kühnen braunen Frauen und Mädchen in dieſen Ländern, denen hier die brennende Sonne des Südens eine weit dunklere Farbe und das freie Leben ein weit ungezwungeneres Gepräge als in den nördlichern Himmelsſtrichen verliehen, oft durch ihre Schönheit in Staunen, und man begreift nicht, wie ſolche Augen, ſolche Zähne und Geſichtszüge trotz ihrer Schmutzerei und ihres moraliſchen und materiellen Schmutzes, in dem ſie leben, ſich haben bilden können. Folgende Geſchichte diene als Beiſpiel, wie die Schönheit der dortigen Zigeunerinnen zuweilen zu vornehmen Verbindungen führt, die ſich jedoch meiſt unglücklich auflöſen und den Beweis liefern, mit wie großer Liebe die Zigeuner an ihrem ungebundenen Wanderleben hängen.

„Ein junger und ſehr reicher Beſitzer im Banat war auf der Jagd vom Wege abgerathen und brachte die Nacht unter einem Zigeunerzelt zu. Hier ſah er ein junges, ſchönes Mädchen mit tiefſchwarzen Augen und dem verführeriſchen Lächeln ihres Stammes. Ihre Aeltern wandten jene Zigeunerliſt an, um die keimende Leidenſchaft ihres Gaſtes noch mehr anzufachen. Er war reich, verliebt, elternlos und ſelbſtändig, und in einer Woche war die Zigeunerin ſeine Frau und nach Verlauf einiger Tage im vollen Beſitz ſeines

schönen Schlafes am Ufer des Temes. In zehn Tagen hatte sie ein liebenswürdiges Glück gemacht. Aus der verrauchertern Hütte ihres Vaters war sie wie durch Zauber in ein schönes Besitzthum übergesiedelt, umgeben von Luxus, einer Schar von Dienern und einem ihren Wünschen willfährigen Gemahl. Dennoch grachtet fühlte sie sich unglücklich. Das regelmäßige, ruhige Leben, die Bequemlichkeiten, welche sie genoß, schienen sie niederzudrücken. Wenn der Gatte sie nach der Ursache ihrer Blässe und ihres veränderten Aussehens fragte, schaute sie ins Leere und versuchte zu lächeln. Doch ihr Lächeln war ein bitteres. Ihre einzige Beschäftigung war, wundenlang über die weite Oede hinzuharren, welche sie so oft darüßig, aber freudig in den Tagen ihrer Armuth durchstreift hatte. So saß sie eines Tags, als ihr scharfes Ohr das Geräusch einer vorüberziehenden Zigeunerbande vernahm. Durch die Bäume erblickte sie die vorüberziehenden Männer und Weibergestalten, die Esel und beladenen Karren. Jetzt schlug eine fröhliche Stimme den Lieblingsgesang der Zigeuner an:

Der Wind durchsauset Busch und Wald,
Der Mond leuft hoch im Himmel;
Darunter macht der Jäger bald
Und hegt sein Nachtlager.

Hier ist der Fisch in Bach und Meer,
Hier ist der Hirsch auf Hügeln;
Hier ist der Aar am Himmel mehr,
Noch freier wir von Zügeln.
Hurrah!
Noch freier wir von Zügeln.

Jung' Mädchen, komm' mit mir ins Schilf,
Ich geb' dir gold'ne Ringe
Und sei'ne Kleider, Diamanten
Und and're schöne Dinge!

Der Geier weiß für Tracht von Gold
Sein hohes Nest nicht wissen;
Das wilde Pferd war nimmer hold
Vergoldeten Gebissen.

Mein, frei zu ziehn durch Aue und Feld,
Zu ruhn beim Waldesrauschen;
Die Welt als Haus, den Himmel als Zelt —
Solch Leben ist uns theuer!
Hurrah!
Solch Leben ist uns theuer!

„Bei der letzten Strophe sprang die Lauscherin durch das offene Fenster und verschwand hinter den Bäumen. Als ihr Gatte nach Hause zurückkehrte, wollte sie niemand gesehen noch eine Nachricht über sie haben. Zwei Tage lang suchte er sie vergebens; als er am Morgen des dritten den entfernten Feuerschein eines Zigeunerlagers erblickte, sagte ihm sein Herz, daß er dem Gegenstand seines Herzens nahe wäre. Durch die Büsche schleichend, näherte er sich unbemerkt ein paar Leuten, welche beim Feuer saßen und plauderten. Es waren der Sänger und seine Gattin, welche von den lästigen Stunden in dem glänzenden Elend ihres Schicksals erzählte. Der junge Mann kehrte gebrochenen Herzens zurück nach seinem Hause, welches er bald darauf für immer verließ. Im nächsten Jahre brach die ungarische Revolution aus und er fand, was er suchte — einen frühzeitigen Tod vor Temesvar."

Bei den Zigeunern an der Donau finden wir eine Eigenthümlichkeit, die sich nirgends anderswo bemerkbar macht: eine Art Verfassung und Gliederung von Ständen oder Kasten. Die verschiedene Lebensweise in diesen gegliederten Ständen führt eine Verschiedenheit im Charakter und selbst in der äußern Erscheinung herbei, ohne indessen die gemeinsamen zigeunerischen Kennzeichen zu verwischen. Die dortigen Zigeuner theilen sich in drei Klassen: die Lauréš, Matraš und Natorí. Die Lauréš zerfallen wieder nach ihrer Beschäftigung in verschiedene Zünfte. Die Goldwäscher (Rudari oder Aurari) pflegen wenn auch keinen festen Wohnsitz, doch Aufenthaltsorte an den goldhaltigen Flüssen einzunehmen. Die Löffelarbeiter (Lingurary) bilden die zahlreichste und gesittetste Zunft, deren Haupterwerb in der Anfertigung von Schnitzwaaren, als Löffel, Spindeln, Tröge u. s. w. besteht, die sich aber auch nebenbei bereits dem Feldbau hingeben. Die dritte Zunft, die Ursari, führt ein nomadisirendes Leben, das sie indessen mit ehrlichem Broterwerb vereint. In ihr gehören die Munker, Tänzer, Wahrsager und Bärenführer und alle diejenigen, welche sich mit allerlei starken Manneskünsten auf den Messen und Jahrmärkten sehen lassen. Die Matraš sind Hausesklaven und verrichten in großen Haushaltungen die niedrigsten Dienstleistungen, werden jedoch auch nicht selten Kutscher, Köche und Kammerdiener. Es sind meist wohlgebaute Gestalten von einnehmender Gesichtsbildung, besonders ihre jungen Mädchen, welche mitunter fast die Anmuth griechischer Züge tragen. Die dritte Klasse, die Natorí, ist die verworfenste von allen und leider der Zahl nach nicht unbedeutend. Halb wild und nackt, ohne Gewerb, nur vom Stehlen lebend, ziehen sie im Lande umher, theils als Nomaden, theils ohne Rast und Ziel. Hunde

und Katzen, Ratten und Mäuse und allerlei exotisches Vieh ist ihre Nahrung. Sie leben in Einöden und Wäldern, höhlenartig, wie in der Ochsenlacher, wo rauhe Stürme herrschen, in laubgedeckten Erdhütten, und die, welche nicht umherziehen, frönen weder Wagen noch Zelte, sondern schlafen auf bloßer Erde oder verbergen sich in Ruinen. Die frechsten und gewandertsten Diebe, welche die Heerden beschleichen und nie rasten, ohne ihrem Viehstand ein Thier einverleibt zu haben, oder sich in die Häuser schleichen und stehlen, was ihnen anstehet, sind sie für viele Länder die Heuschrecken Aegyptens. Die Kaschi und Nasesk zerfallen in Stämme von zwölf bis funfzehn Familien. Jeder Stamm wählt sich einen Häuptling, Podkar oder Bul-Baschi genannt, und einen Richter. Diese tragen als Zeichen ihrer Würde einen langen Bart, einen langen rothen Mantel, gelbe oder rothe Stiefeln, eine hohe phrygische Mütze aus Lammfell und eine kleine Peitsche mit drei Schnüren, welche Scepter, Wage und Schwert zugleich ist. Sie sind fast immer zu Pferde. Der Richter bildet die erste Instanz, der Bul-Baschi die zweite und der Greß-Armas (der Director der Gefängnisse) die dritte. Von diesem letztern hängen sie alle ab. Die Richter ziehen auch das Kopfgeld für die Regierung von den Zigeunern ein, und wenn über Verbrechen, welche Zigeuner begangen, geurtheilt wird, richten sie in der untern Instanz, werden aber in den höhern Instanzen von den ordentlichen Richtern zugezogen. Auch in Ungarn haben die Zigeunerhorden selbstgewählte Chefs, Wojwoden genannt, welche dasselbe Amtszeichen wie in der Moldau und Walachei tragen und deren sich die österreichische Regierung zuweilen bedient, um das Volk einigermaßen in Ordnung zu halten.

Etwa der vierte Theil von den Zigeunern der Donaufürstenthümer hat sich in Städten und Dörfern niedergelassen. Früher waren die dortigen Zigeuner Leibeigene, zu einem Fünftel Eigenthum des Staats, zu vier Fünfteln Sklaven der Bojaren und Klöster, denen der Staat sie schenkte oder verkaufte. Im Jahre 1844 ist es jedoch dem Fürsten Sturdza, trotz des großen Widerstandes von seiten der Bojaren und der Russen, die dadurch den Nationalwohlstand gefährdet sahen, gelungen, die Staatssklaven und die Leibeigenen der Klöster freizumachen, und im Jahre 1855 hob der Fürst Gregor Alexander Ghika die Sklaverei in den Fürstenthümern gänzlich auf, indem die Eigenthümer durch öffentliche Mittel entschädigt wurden, die meisten jedoch ihren Ansprüchen freiwillig entsagten.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Von der Bedeutung des Tragischen in der Poesie.

Es ist eine vielfach und seit den Zeiten des Alterthums erörterte Frage, woher der Genuß komme, welchen das Tragische in der Kunst, namentlich in der Tragödie, gewähre. Sehen wir im wirklichen Leben, wie ein Mensch durch einen schweren Schlag des Schicksals betroffen wird, so ist dies unstreitig ein schmerzhafter Anblick, den jeder fühlende Mensch zu vermeiden sucht. Wie kommt es nun, daß der Anblick des Tragischen, der uns im wirklichen Leben so sehr zuwider ist, uns im Drama und überhaupt in der Kunst so sehr gefällt?

Betrachten wir, ehe wir diese Frage beantworten, zunächst, wie groß die Bedeutung des Tragischen nicht blos in der dramatischen Poesie, sondern überhaupt in der Kunst ist. Sehen wir auf die bildende Kunst, so zeigt schon die bekannte Darstellung des Laokoon und seiner Söhne, welche sich im heftigsten Todesschmerz vergeblich den Schlangen zu entwinden suchen, uns ein Beispiel der Behandlung eines echt tragischen Stoffs. In der epischen Poesie, in Balladen, Romanzen, auch im Roman sehen wir das tragische Element fast nicht minder stark vertreten als im Drama. Und in der That, wie wäre dies auch anders möglich, da ja fast alle Tragödien, soweit sie nicht rein historisch sind, ihre Fabel aus epischen Gedichten, Balladen, Erzählungen oder wie bei den alten Griechen, aus Mythen entlehnt haben, die lange schon im Munde des Volks und der epischen Dichter gelebt hatten, ehe man sie auf die Bühne brachte.

Gerade das Vorkommen des tragischen Elements in der epischen Poesie wird uns nun aber am leichtesten erkennen lassen, weshalb die Poesie überhaupt des Tragischen nicht entbehren kann. Soweit die Poesie irgendeine Reihenfolge von Ereignissen schildert, ist es nothwendig, neben dem Guten auch das Böse, neben Glück und Wohlergehen auch Unglück und Mißgeschick zu schildern; denn da das wirkliche Leben uns überall neben Glück und Wohlergehen Beispiele von Unglück und Mißgeschick aller Art zeigt, würde eine Darstellung, welche dies unbeachtet lassen wollte,

eine durchaus falſche und mit dem wirklichen Leben in keiner Weiſe übereinſtimmende ſein.

Es kommt aber noch hinzu, daß in der Regel Glück und Unglück, Freud' und Leid ſo eng miteinander verbunden ſind, daß ſie ſich nicht ganz trennen laſſen. Mit Recht läßt der Dichter Chamiſſo eine Mutter zu ihrem Kinde in der Wiege ſagen:

Du wirſt, mein liebes Kind, mir auch viel Schmerzen geben!
Doch lebt von Schmerzen die Liebe nicht auf nicht von der Liebe das Leben.

Auch wird, wie das Licht durch den Gegenſatz des Schattens und der Dunkelheit gehoben wird, ſo der Eindruck, welchen der Anblick von Glück und Zufriedenheit macht, durch den Contraſt des Unglücks und der Noth gehoben und verſtärkt. So z. B. wird in Goethe's „Hermann und Dorothea" die Schilderung des friedlichen bürgerlichen Wohlbehagens von Hermann und ſeinen Angehörigen und Nachbarn durch den Contraſt mit dem Elend der durchziehenden Flüchtlinge erſt recht lebendig und anſchaulich.

Es gibt endlich auch viele Tugenden des Menſchen, die ſich nur in bedrängten Zeiten, in der Noth, im Unglück zeigen können. Mit Recht ſagt ſchon Horaz: „Quis aestimator nisi [illegible]?"

Die Tapferkeit des Achilleus, die kluge Gewandtheit und Standhaftigkeit des Odyſſeus, wie hätte Homer ſie ſchildern können, ohne zugleich die Leiden und Mühen des Kriegs vor Troja und der Heimfahrt der griechiſchen Helden zu beſchreiben!

Iſt nun alſo das tragiſche Element ſchon in der epiſchen Poeſie durchaus nicht zu entbehren, ſo bedarf es keiner weitern Begründung der Zulaſſung dieſes Elements in der dramatiſchen Poeſie.

Bekannt iſt der Ausſpruch des Ariſtoteles: Zweck der Tragödie ſei, durch Mitleid und Furcht die Leidenſchaften zu reinigen.

Wir wollen hier nicht weiter unterſuchen, was Ariſtoteles unter Reinigung der Leidenſchaften verſtanden hat. Unzweifelhaft iſt aber, daß die Tragödie geeignet iſt, Mitleid und Furcht beim Zuſchauer zu erregen; Mitleid und Furcht gehen aber hervor aus der Theilnahme, Mitleid iſt Theilnahme mit dem gegenwärtigen Leiden, Furcht Beſorgniß vor künftigen Leiden. Es würde nun aber ganz falſch ſein, anzunehmen, daß blos die Tragödie Theilnahme für das Geſchick des Helden und den Gang der Handlung erregt; dieſelbe Wirkung hat auch die epiſche Dichtung, ja jede gute Erzählung; aber richtig iſt, daß nach der alten Regel:

Segnius irritant animum demissa per aurem,
Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus —

die Darſtellung auf der Bühne weit mehr geeignet iſt, die Theilnahme zu erregen als die epiſche Erzählung.

Man hat zuweilen als Zweck des Tragiſchen im Drama angegeben, es ſolle die Theilnahme und das Mitleid der Zuſchauer erregt und dadurch deren Gemüth überhaupt für Regungen der Theilnahme und des Mitleids empfänglicher gemacht werden. Dieſe Anſicht wird ſich jedoch jetzt wol ſchwerlich noch behaupten laſſen; denn da man jetzt wol ziemlich allgemein die Anſicht aufgegeben hat, daß die Poeſie überhaupt direct den Zweck habe, die Menſchen zu beſſern oder zu belehren, ſo wird man einen derartigen moraliſchen Zweck der dramatiſchen Dichtkunſt nicht mehr feſthalten können.

Man hat ferner für die Tragödie die Regel aufgeſtellt, daß der Held des Stücks am Schluſſe deſſelben ſterben müſſe. Der Grund dieſer Regel wird darin gefunden, daß die Handlung des Dramas einen gewiſſen Abſchluß haben muß und daß ſich kein beſtimmterer Abſchluß der Handlung als der Tod des Helden denken läßt. Es läßt ſich nun auch nicht beſtreiten, daß die meiſten als claſſiſch anerkannten Tragödien mit dem Tode des Hauptheldens endigen, keineswegs trifft dies aber bei allen Tragödien zu.

Von den Tragödien des Alterthums wollen wir nur an den „Prometheus" des Aeſchylus und an den „Philoktetes" des Sophokles erinnern, bei welchen beiden vom Tode des Helden nicht die Rede iſt. Von Schiller's Dramen enthält „Wilhelm Tell" gewiß ſo viel tragiſche Elemente als irgendein anderes, ohne doch mit dem Tode des Hauptheldens zu ſchließen.

Will man daher zwiſchen dem ernſten Drama, welches nicht mit dem Tode des Hauptheldens ſchließt, und zwiſchen der eigentlichen Tragödie, bei der man dieſe Forderung macht, einen Unterſchied machen, ſo iſt dies jedenfalls ein blos künſtlicher und ziemlich bedeutungsloſer.

Wie verhält es ſich aber mit der Regel, daß der Held der Tragödie ſelbſt ſein Unglück verſchuldet haben müſſe? Dieſe Regel iſt unſers Erachtens nur in ſehr beſchränkter Weiſe richtig.

Würde der Held der Tragödie als ein ganz vollkommen fehlerloſer Menſch geſchildert, ſo würde dieſe Darſtellung unnatürlich ſein, weil kein

Mensch vollkommen ist. So wie wir aber vom Maler oder Bildhauer verlangen, daß er bei Darstellung von Menschen auch in seinen idealsten Gestalten die Verhältnisse des menschlichen Körpers naturgemäß, d. h. so darstelle, wie sie wirklich sind, so muß man auch vom Dichter fordern, daß er bei Darstellung des Charakters eines Menschen auch bei seinen edelsten Helden der Natur folge, d. h. die Menschen, wie es der menschlichen Natur entspricht, als unvollkommene Wesen darstellt.

Menschliche Schwächen und Fehler muß also der Held der Tragödie haben, aber hieraus folgt noch keineswegs, daß er gerade durch seine Verschuldung seinen Untergang herbeigeführt haben müsse.

In Bezug auf den Helden des Epos wird niemand diese Forderung stellen, oder hat etwa in der Ilias der edle Hektor, hat der tapfere Achilleus seinen frühen Tod verschuldet? Hat Odysseus durch seine Verschuldung seine lange Irrfahrt herbeigeführt? Und wenn wir auf die größten Meisterwerke der neuern dramatischen Dichtung sehen, so sind z. B. Cordelia und Desdemona, auch Romeo und Julia von Shakspeare, Götz von Berlichingen, dessen Gattin und Schwester von Goethe, Max Piccolomini und Thekla, auch Don Carlos und Posa von Schiller als durchaus edle, wenn auch nicht als vollkommene und fehlerfreie Charaktere geschildert; man kann bei einzelnen dieser Personen sagen, daß sie nach der Darstellung des Dichters ohne diesen oder jenen Fehler ihren Untergang vermieden haben würden, man wird aber niemals ihren Untergang als einen verdienten oder verschuldeten betrachten können. Es wäre doch z. B. lächerlich, zu sagen, Shakspeare's Cordelia, Desdemona, Romeo und Julia hätten ihren Untergang ebenso verschuldet wie sein Richard III. oder Macbeth, Don Carlos oder Posa und Max Piccolomini in Schiller's Dichtungen hätten so gut als sein Wallenstein oder der Landvogt Geßler ihren Untergang verschuldet.

Die poetische Gerechtigkeit, welche man allerdings vom Dichter verlangen muß, besteht nicht darin, daß jedem nur das Geschick zufalle, welches er verdient hat, daß den Guten nur Gutes, den Bösen nur Unglück treffe, denn eine solche Gerechtigkeit ist in diesem Leben auf Erden nicht zu finden, sondern die poetische Gerechtigkeit besteht darin, daß der Dichter nicht das Laster triumphiren lasse, und daß, wenn er den Tugendhaften gerade infolge seiner Tugend leiden läßt, dies so geschehe, daß dabei der Adel und die Größe der Tugend anerkannt werden, daß uns die Tugend auch da, wo sie zum Leiden und zum Tode führt, als edel und bewundernswürdig erscheine. Diese Art der poetischen Gerechtigkeit hat z. B. Shakspeare in Bezug auf Cordelia im „Lear", in Bezug auf Desdemona im „Othello" geübt. Indem wir sehen, wie Regan und Goneril in „Lear", Jago in „Othello" die verdiente Strafe leiden, wird unser moralisches Gerechtigkeitsgefühl befriedigt; zugleich sind die Charaktere der Cordelia und Desdemona so schön geschildert, daß sie zur Bewunderung und Nacheiferung anreizen, trotz des Unglücks, welches beide trifft.

Fassen wir die poetische Gerechtigkeit in dieser Art auf, so werden wir anerkennen müssen, daß sie in der epischen Poesie ebensowol als in der dramatischen innegehalten werden muß. Betrachten wir in dieser Beziehung die Darstellung der Ilias. Paris hat nach Homer's Auffassung durch den Raub der Helena den Krieg verschuldet. Zu dieser Verschuldung kommt noch der Uebermuth der Trojaner, welche die Rückgabe der geraubten Helena verweigern und den bei Gelegenheit des Zweikampfs zwischen Paris und Menelaus beschworenen Vertrag brechen.

Der Dichter zeigt nun poetische Gerechtigkeit darin, daß er den endlichen Untergang Trojas und den Tod des Paris vorherverkündigen läßt, daß er also der gerechten Sache den Sieg verleiht. Ehe Paris fällt, müssen freilich Patroklus, Hektor fallen; auch Achilleus soll vor dem Paris sterben, aber Patroklus, Hektor und Achilleus fallen als Helden, beklagt von den Ihrigen und selbst von ihren Feinden bewundert, ja von den Göttern geehrt. Ihr Schicksal wird, obgleich sie im Kampf erliegen, als ein wenigstens in gewisser Beziehung beneidenswerthes dargestellt.

Karl Silberschlag.

Die Lustspiele des Terentius.

„Terenz war ein Sklave" — so beginnt einer der vortrefflichsten und liebenswürdigsten Aufsätze, die Diderot geschrieben. Mit Wärme und Begeisterung lobt er die Komödien des Dichters, die Kunst seiner Charakterschilderungen, die Feinheit seiner Beobachtung, die milde Weisheit, die seine Sprüche athmen. Ein gleiches Lob finden wir in Lessing's „Dramaturgie"; der Ruhm des Terentius als eines weitgebildeten,

geiſtreichen Dichters ſteht feſt, eine neue vortreffliche Ueberſetzung ſeiner Komödien von J. C. Donner, dem rühmlichſt bekannten Ueberſetzer „Die Luſtſpiele des Publius Terentius“ (zwei Bände, Leipzig u. Heidelberg, Winter'ſche Verlagshandlung, 1864) verdiente darum wol auch in weitern Leſerkreiſen Eingang und Theilnahme zu finden. Nirgends merkt man die Schwerfälligkeit, die meiſt jeder Ueberſetzung anzuhaften pflegt; leicht und glatt fließt der Strom der Rede hin, auch denen, die mit der lateiniſchen Dichtkunſt nicht bekannt ſind, wird ſich der Rhythmus dieſer Verſe ins Ohr ſchmeicheln, ſie werden einen geiſtig anregenden, poetiſchen Genuß empfangen. Die Noten hat der Ueberſetzer, was wir nur billigen können, auf eine geringe Zahl, auf das Nothwendigſte beſchränkt, auf jene Andeutungen, die der Laie zum Verſtändniß dieſer Luſtſpiele eben nicht entbehren kann.

Denn es iſt eine fremde Welt, in die wir treten. Nicht nur die Sitten, Gewohnheiten, Verhältniſſe, die uns gezeigt werden, auch die Form der Darſtellung iſt eine von unſerer Lebensweiſe, unſerer Auffaſſung durchaus verſchiedene. Leſſing macht Voltaire einen Vorwurf daraus, daß er die Pamphila der „Brüder“ die intereſſanteſte Perſon des Stücks genannt; „warum ſie eigentlich die intereſſanteſte Rolle ſpielen müßte“, ſagt er, „das läßt ſich gar nicht abſehen. Den Griechen und Römern war nicht alles intereſſant, was es den Franzoſen iſt.“ Nur den Franzoſen? Alle Völker des modernen Europa haben im Luſtſpiel ſtets einen Hauptwerth auf die Liebesgeſchichte gelegt. Wollte man das leugnen, müßte man die ſpaniſchen wie die engliſchen Luſtſpiele verwerfen. Die Komödien Shakſpeare's und Calderon's drehen ſich um ein Liebesabenteuer, die Frauen ſind allerdings, wie Voltaire will, ſo durch ihr Thun wie ihr Leiden die intereſſanteſten Perſonen des Stücks. In den ſechs uns erhaltenen Luſtſpielen des Terenz dagegen erſcheinen die Frauen, um deren Liebe und Schickſal es ſich handelt, kaum auf der Bühne, meiſt hört der Zuſchauer ſie nur aus ihrem Hauſe ſchreien. Sie ſind die willenloſe Beute roher Männer, leichtſinniger Jünglinge. Die Schattenſeite der antiken Welt, des gefeierten Athen, tritt nirgends deutlicher hervor als hier. Von jenem ſeeliſchen Verhältniß, jener Zärtlichkeit des Herzens, die wir geneigt ſind, bei jedem Liebespaar vorauszuſetzen, die aus jedem germaniſchen Volkslied uns anklingt, keine Spur. In der ganzen Dichtung des Terenz gibt es kein einziges Liebesgeſpräch, und Terenz bearbeitete nur Komödien des Menander, des feinen, ſüßen, zarten Menander, wie ihn die Gelehrten Alexandrias prieſen. Die untergeordnete Stellung der Frau in Griechenland, ihre Abgeſchloſſenheit in einem beſondern Theil des Hauſes hinderte die Entwickelung des Luſtſpiels, während die unſerm Gefühl nach ironiſche Roheit, die im Grunde das Verhältniß beider Geſchlechter zueinander beherrſchte, zum Aufblühen der Ariſtophaniſchen Poſſe nicht wenig beitrug. Die leichtſinnigen Mädchen der atheniſchen Komödie, die Tänzerinnen, Sängerinnen, Harfenſpielerinnen, ſind auch weit entfernt von dem Ideal einer Aſpaſia und können ſich an Witz, Munterkeit, Anmuth mit ſeinem Kammermädchen Molière's, keiner Zofe Calderon's vergleichen. Wie widerlich iſt dieſe Bacchis im „Selbſtquäler“, die ihrem Geliebten verlaſſen will, wenn er ihr nicht im Augenblick ſo und ſo viel Silberſtücke zahlt! Auch die franzöſiſche Komödie hat ſolche Figuren, aber dort lachen wir über ſie, bei dem römiſchen Dichter verletzt uns die nackte Gemeinheit. Nach dieſer Seite hin iſt der Fortſchritt der modernen Bildung über die antike ein unermeßlicher. Die alte Welt gehörte nur den freien Männern, für die Frauen und die Sklaven war kein Platz darin. Man redet ſo wunderbar viel von der Liebenswürdigkeit der Aſpaſia, der Lais und Phryne, die Schriften unſers Wieland ſind voll davon; warum tritt in allen Luſtſpielen, die uns vom griechiſchen Theater erhalten ſind, nicht eine Geſtalt auf, die auch nur den Schatten dieſer Liebenswürdigkeit beſäße? Doch wahrſcheinlich darum, weil eine Aſpaſia ſelten war wie der Phönix, nur alle hundert Jahre blühte wie die Aloe, und die Dichter, die, wie Philemon, Menander, Diphilus ſich eng an die Wirklichkeit anſchloſſen, nie eine zeichen. Sie ſchilderten die Tänzerinnen, die ihnen und jedem Athener bekannt waren: es lag nun einmal kein idealer Hauch um dieſe Perſonen. Dieſe griechiſchen Sitten und Verhältniſſe übertrug Terenz auf die römiſche Bühne. Nemmius wird recht haben, wenn er vermuthet, daß die Aedilen und Prätoren, unter deren Obhut, auf deren Koſten dieſe Spiele aufgeführt wurden, aufs ſtrengſte die Darſtellung des römiſchen Lebens verboten. Alle Handlungen gehen in Athen vor, alle Perſonen ſind Griechen. Kein Römer aus der guten Zeit der Republik würde ſich von ſeinem Sklaven die oft ſo hämiſchen Neckereien, den boshaften Spott haben gefallen laſſen, den z. B. Demea in den „Brüdern“ von dem Sklaven Syrus, Simo im „Mädchen von Andros“ von Davus erträgt. In Athen ſtand der Sklave in einem menſchlichern Verhältniß zu ſeinem Herrn als im Rom der Republik; er war ſein Diener, ſein Vertrauter, zuweilen ſein Freund. Es mochte in Rom wie in Athen vorkommen, daß leichtlebende Söhne die geizigen und märriſchen Väter betrogen, anführten, beſtahlen; aber auf der Bühne durfte es nicht vor dem Volke gezeigt werden. Die äußere Schicklichkeit, die gravitas, der würdevolle Ernſt, dies Kennzeichen des Römers, mußte bewahrt bleiben. Plautus allein unter den römiſchen Luſtſpieldichtern hat ſich eine und die andere Anſpielung erlaubt und iſt denn auch von der Polizei „verwarnt“ und beſtraft worden. Terenz war in einer noch geringern Lebensſtellung groß geworden als Plautus, er wagte nicht, die Majeſtät des römiſchen Volks anzutaſten. Als Sklave brachte ihn ein Senator aus Afrika; leicht lernte er griechiſch und lateiniſch und kam, wegen ſeiner Bildung hochgehalten, in vornehmere Kreiſe, in das Haus der Scipio-

nen. Es war in der Zeit zwischen dem zweiten und dritten Punischen Krieg, in den Tagen, wo Roms Augen nach Hellas hinüberschielten. Ein griechisch gebildeter Mann war unter den Senatoren und Rittern, die sich viel um ihre eigene, mühsam erworbene hellenische Bildung wußten, willkommen; wie etwa die Dichter Molière, Boileau und Racine zu Ludwig XIV. standen, so mag der Verkehr zwischen Terenz und Scipio Africanus, dem Besieger Hannibals, und dem klugen Ritter Lälius gedacht werden. Er war der Liebling dieser auserlesenen Gesellschaft. Seine Mitbewerber, die andern Komödiendichter, werfen ihm diesen aristokratischen Umgang vor: nicht er, seine Freunde verfaßten die Komödien, die er unter seinem Namen aufführen ließe, sie unterstützen ihn. Eine Beschuldigung, die Terenz wiederholt in seinen Prologen zurückweist und die schwerlich eine andere Begründung hat als die, daß er seine Komödien zuerst im Hause der Scipionen vorlas. Von den Schicksalen des Terenz, was ihn dazu bestimmte, sich der Bühnendichtung zu widmen, wissen wir nichts; im Jahre 195 geboren, soll er bei einem Schiffbruch im Griechischen Meer, 159, umgekommen sein. Die Erfindung war nicht seine Stärke, er bearbeitete eben nur Komödien des Menander; zuweilen schmolz er zwei in eine zusammen. Wenn sich Plautus die tollern und dreistigern Stücke der attischen Bühne wählte und eigene Späße, vom römischen Markte her, dazu erfand, vermied Terenz das eine so sorgfältig wie das andere. Einmal zugegeben, daß Entführungen, Täuschungen der Väter, selbst das Aussetzen der Kinder nach römisch-griechischen Begriffen nicht durchaus verwerfliche Handlungen sind, bewegt sich bei ihm alles in den Formen des Anstands; seine Sklavenspäße sogar könnten an der Tafel des Scipio geäußert werden. Jede Entführung macht er wie sein Vorbild Menander durch eine Heirath gut, vorausgesetzt, daß die Entführte sich zuletzt als eine athenische Bürgerin erweist — ist sie nur eine Sängerin, mag sie allein für den Schaden aufkommen. Ihr Schicksal kümmert den Dichter so wenig wie seine erlauchten Zuhörer. Die Handlung dieser Komödien ist dürftig, der Fortgang der Entwickelung für unsere Begriffe zu gedehnt und ereignißlos, die Ansicht, die Lebendigkeit fehlt: es sind Reliefs in Erz oder Stein, keine bunten, farbigen Gemälde. Dennoch besitzen einzelne dieser Dichtungen, wie „Die Brüder", „Das Mädchen von Andros", „Phormio", künstlerischen Werth und eine große Anziehungskraft. Kaum wird einer, der sie zu lesen begonnen, sie unbefriedigt aus der Hand legen. Die vollendete Charakterzeichnung der spitzbübischen Diener, der alten, halb gutmüthigen, halb mürrischen Herren, die komische Liebesverzweiflung der Jünglinge, die auf den modernen Leser noch vielfach komischer wirken muß als auf den zuschauenden Römer vor zweitausend Jahren, fesselt und reizt. Dazu ist Terenz reich an lebensklugen Sprüchen, an Nachklängen der Weisheit und Bildung, seine Sentenzen sind zu Sprichwörtern geworden, die noch jetzt wie das Wort: „Ich bin ein Mensch und nichts Menschliches acht' ich mir fremd", von Mund zu Mund gehen. Und auch „Poesie" in unserm Sinne, der Ausdruck eines leidenschaftlichen Gefühls gebricht ihm nicht immer, könnte Goethe nicht gesagt haben:

Wie erscheint der Götter Leben darum nur als ewig, weil
Ihre Freuden ewig dauern. Und so ward Unsterblichkeit
Mir auch, wenn ein Hauch des Kummers niemals diese
Freude trübt!?

Nicht die Erfindungen, aber die Figuren der spanischen und französischen Komödie stammen zum Theil von Terenz. Die Graziosos der Spanier, Molière's und Regnard's Bediente haben in den Sklaven des Terenz ihre Urbilder. Alle sehen sich ähnlich; ob sie Davus, Scapin, Polilla oder Leporello heißen, es sind stets dieselben spitzbübischen Gesichter, dieselben feinriechenden Nasen, dieselben verschlagenen Burschen. Die beiden Vormünder in Molière's „Ecole des maris" sind, der ersten Anlage nach, der mürrische Demea und der nachgiebige Micio der „Brüder"; in der Ausführung übertrifft der Franzose indeß den Römer; es ist thöricht, daß am Schluß der gallige, trotzige Demea die andern zum Narren haben soll. Die Wirkung dieser Lustspiele auf die neuere Komödiendichtung gehört zu den tiefgehendsten und mächtigsten, die das Alterthum überhaupt auf die Kunst des modernen Europa geübt hat. Weder von Sophokles noch Euripides ist eine ähnliche Anregung ausgegangen; wir begegnen auf unserer Bühne keinem Orestes, keiner Elektra mehr, aber den lustigen, schalkischen Sklaven sehen wir fast jeden Abend vor uns auf den Brettern. Das heroische, tragische Ideal ist für jedes Zeitalter und jedes Volk ein anderes, das Gemeine aber lebt ewig, unter jeglichem Himmelsstrich, an jedem Tage ist es dasselbe.

Aus dem Leben für das Leben.

Von Agathon Keber.

Das Geheimniß, im Umgange nicht zu viel zu sprechen, ist, daß man, wenn man gerebet hat, unmerklich dem andern eine Secunde Zeit lasse, um auch etwas zu sagen. Die meisten thun dies, ohne es zu wissen, aber ein Nachspüren, wie sie es machen, führt auf obiges Ergebniß.

* * *

Die Glücklichen, welche blos so unglücklich sind, daß sie nicht mehr leben können und sterben wollen! Aber jene erst, denen das nicht hinreicht! Denn es geht ja doch — das wäre ihre einzige Genugthuung — die Welt nicht mit ihnen unter!

(Hierzu ein Beiblatt.)

In einem ruſſiſchen Gefängniß.

I.

A. B. — Eines Abends, als wir um das Klavier ſtanden und das reizende ruſſiſche Lied: „Die Poſthauslampe war erloſchen“, ſangen, wurden wir durch den Eintritt des Herrn Billet, des Eigenthümers des behaglichſten Hotels in Moskau, unterbrochen. Er brachte mir die Nachricht, daß es ihm gelungen ſei, einen Weg zu finden, das Gefängniß zu beſichtigen, trotzdem es mir der Gouverneur abgeſchlagen. Im Engliſchenhotel ſei ein engliſches Parlamentsmitglied abgeſtiegen, welchem dieſe Erlaubniß gegeben, ihm dürfe ich mich anſchließen. Als Dolmetſcher wollte Herr Billet, welcher den Engländer von Paris her kannte, wo er früher als Sprachlehrer gelebt, dienen.

In der Frühe des nächſten Morgens brachen wir auf. Es hat einen eigenen Reiz, einen Ort in Augenſchein zu nehmen, welcher nur auf höheren Befehl ſeine verſchloſſenen Thore für uns öffnet. In dieſer Stimmung erwartungsvoller Erregung nahte ich der ſchauerlichen Schwelle, die ein Soldat bewachte. Herr Billet flüſterte ſein ruſſiſches Paßwort und wir traten in einen Hof, den weiße Mauern mit Thürmen und Baſtionen einſchloſſen. In Rußland hat alles großartige Verhältniſſe. Dieſes Gefängniß, welches aus den Zeiten Katharina's herſtammt, iſt ſo groß wie mancher Marktflecken; es umfaßt verſchiedene freie Plätze ſowie einzeln ſtehende Gebäude, Vorrathshäuſer und Holzhöfe — weitläufig, ſchwerfällig, roh, nachläſſig, düſter war der ganze Charakter.

Ein türkiſcher Wahnſinniger iſt in ſeinen Wuthausbrüchen nicht ſo heftig wie ein anderer, weil er Fataliſt iſt, ebenſo ſind ruſſiſche Gefangene aus Gewohnheit des Gehorſams nicht ſo ungeduldig, ſich zu befreien, wie die anderer Völker. Die Soldaten und Schließer gingen ruhig plaudernd auf und nieder.

Mit uns zugleich trat eine Bauernfrau ein, einen großen Topf in der Hand, und erzählte der Wache, daß ſie gekommen ſei, einen Gefangenen Namens Petrowſky zu beſuchen. Auf einen Ruf des Soldaten erſchien aus einem hölzernen Verſchlag ein altes Weib mit zottigen Haaren, die weibliche Aufſeherin der Gefangenen, mit erſchrecklicher Behändigkeit unterſuchte ſie die Taſchen, die Aermel und jede Falte der Kleidungsſtücke der Bäuerin, ob die Arme Reiben, Meſſer oder andere verbotene Dinge darin verborgen hätte. Hierauf übergab ſie die Eingetretene mit einem Wort dem Verſchließer, der ſie in das Sprechzimmer geleitete, wo die Gefangenen zu gewiſſen Tagen und Stunden ihre Freunde und Verwandten ſehen können, und glitt dann in ihren Verſchlag zurück.

Einen Augenblick ſpäter kam ein bäuriſch ausſehender glühender Burſche im rothen Hemd mit einer metallenen Theemaß, welche für einen der vornehmern Gefangenen beſtimmt war, aus einer Holzbude hervor. Das Gefäß wurde ihm ſogleich von einem der Soldaten abgenommen und auf eine Bank geſtellt. Man hob den Deckel ab, unterſuchte den Hahn, die Röhre, in der Erwartung, Briefe darin zu finden. Da nichts Verdächtiges entdeckt wurde, erhielt der Burſche das Gefäß zurück und verſchwand damit im Innern des Gefängniſſes.

Wir wurden nun in das Bureauzimmer des Gouverneurs geführt, und zwar zunächſt in ein ſchmutziges Vorzimmer, in welchem gedruckte Formulare und Gefangenregiſter umherlagen. An einem Tiſche vor dem einzigen Fenſter ſaß ein mürriſcher alter Schreiber in abgetragener Uniform, der unermüdlich mit ſeinem Federkiel arbeitete. Er blickte zu uns empor mit jenem Späherauge, das ſich jede Phyſiognomie, die ihm aufſtößt, für künftige Zwecke einprägt. Der Mann hatte des menſchlichen Leids viel geſehen, allein ſein Herz war zu Leder oder zu Stein geworden, ſodaß er dabei nichts mehr empfand. Herr Billet ergriff ein Regiſter und las uns die Namen einiger Gefangenen, ihre Vergehen und ihre Strafen vor. Plötzlich wurde er roth und ließ das Buch mit der Miene eines ertappten Schulknaben fallen.

Der Gouverneur ſtand in der Thür, ſein beobachtendes kleines Auge auf uns gerichtet. Auch der Schreiber ſchien ſeine Nähe zu fühlen, denn er neigte ſein Haupt und ſchrieb eifriger.

Der Gouverneur war ein ältlicher Offizier, der vermuthlich von der Pike auf gedient hatte. Er trug ein einfaches braunes Amtskleid mit goldenen Granaten und goldenen Knöpfen. Er beſaß jene kalten blickenden, blaugrauen Augen, welche das Merkzeichen grauſamer Perſonen ſind. Dazu drückten ſeine Züge unverkennbar Argwohn aus, einen Argwohn, der ſich zunächſt gegen uns richtete. Ernſt und ſchweigſam winkte er uns, ihm zu folgen. Wäre es auf ihn allein angekommen, er hätte uns ſicherlich als fremde Spione hinausgewieſen.

Als wir den erſten Hofraum durchſchritten, bemerkte der Gouverneur auf einen Rahmen von Eiſenſtangen in der Höhe von ſechs Fuß, drei Fuß in der Breite. Er ſtand auf einer Plattform von Stein in einem Winkel nahe der Mauer; er war zur Hälfte ein Käfig zur Hälfte ein Pranger. Der Gouverneur blickte daraufhin wie ein Mann, der ſeinen Gäſten ſein ſchönſtes Porzellan von Sevres zu betrachten gibt. „In dem Käfig da“, ſagte er, „haben wir zur Zeit der großen Katharina den Verbrecher Pugatſchew eingeſperrt, der einen Aufruhr unter den Leibeigenen angeſtiftet und ſich für Peter III. ausgab.“

Ihre Eigenthümlichkeit trat russischen Gästen oft bei in seinem Hofe aufgestapelte Holzhaufen für den Winter sind. Diese Heizmassen sind als Kunstbrünken sehr vorherrlich. Als von und der schlagte Gefängnißthür hatte ein Viereck von Holzscheiten, das noch genug schien, ganz Moskau zu verbrennen; gedachte ich aber, welche Vorräthe an der Eisenbahn aufgeschichtet liegen, die jährlich 4000 Meter Waldland verzehren, so war mir noch wenig.

Jetzt kamen wir zu der ersten Erholung, ein Frühstück ging und voran. Hinter Thür nach Thür langt des Verwalters, schon jede Minute eine andere Seite und dem Bade des Gefangenwärter sich zeigte. In jedem Gemach waren alle drei sehr, auch wol gestillt Gefangene, welche all der Schaffell sich trefflich in ihren Betten aufbewahren oder von ihrem Lager mit dunkler Neugierde nach und aufblickten. Die meisten hatten keine Beschäftigung, obgleich es Anfang Herbst war, hatte man die Oefen geheizt und jene trockene Hitze erregt, welche alle russischen Wohnungen durchdringt. Kein frischer Luftzug verjagt diese Leiden. Die Männer mit ihren langen Haaren und Schafpelzen gingen wilden Thieren, und dabei starrten sie und mit jenen nichtssagenden, menschlichen Blicken an, die ihre Gutsherrschaft ausdrachten und doch das Mitleid zu erregen seine Kraft besaßen.

Wohin wir blickten, traten wir auf Schmutz, Nachlässigkeit und Unordnung, nirgends aber auf verbrecherische Grausamkeit. Einmal eingeschlossen, kann der Gefangene Ratten, Läusen, Springen und Wanzen für seine Zukunft erkennen so viel er will, das goldene Reich der Träume und der Hoffnung ist ihm unbenommen.

„Sehr traurig!“ sagte das Parlamentsmitglied mit schwerem Seufzer. „Keine Idee von Zucht und Menschlichkeit!“

Sogleich richtete der Gouverneur sein kaltes graues Auge auf ihn.

„Sie finden uns!“ sagte er, „ich an Herrn Billot wenden, in schlechten Zustande. Sie kommen an einem übelgewählten Tage. Es ist morgen ein Festtag und die Gefangenen bereiten sich alle vor, ihr Dampfbad zu nehmen. Morgen würden Sie alle vortrefflich gekämmt haben.“

In der nächsten Zellenreihe ward ein großer Lärm von Heizgängen erregt, die Schließer riefen die Namen von Gefangenen, welche in das Sprechzimmer gefordert wurden. Mit jeder Minute neues heftiges Schreien durch den langen gewölbten Gang, ein Lärm, der durch das An- und Verschließen der Thüren noch vermehrt wurde.

Nachdem wir fast in alle Zellen geblickt, rührte und der Gouverneur in ein erst kürzlich aufgeschlossenes Nebengebäude, in ein für jugendliche Missethäter eingerichtetes Schulzimmer. Vielleicht ein Dutzend Knaben mit groben Gesichtern, aber nicht unangenehmem Ausdruck waren hier mit Buchstabiren beschäftigt. Sie alle begrüßten den Gouverneur bei seinem Eintreten mit der dem Russen angeborenen Höflichkeit und schienen über seinen Besuch erfreut zu sein.

„Dieser Knabe“, sagte er, auf einen der wenigen aufgehenden deutend, „hat eine vortreffliche Stimme, es ist ein geborenes musikalisches Genie, er ist ihre Vorsänger — soll er Ihnen etwas singen?“

Wir baten darum.

Der Gouverneur gab ein Zeichen und der Gesang begann, aber weich ein Gesang. Er erschien eine Lerchen von tollen Löwen, daß sein Gesicht dunkelroth ward und seine Augen auf dem Knabe zu treten drohten. Der Gouverneur schlug den Takt dazu, als ob er sagen wollte: „Herdst, das bringt unsere Gefängnißverwaltung hervor!“

Wir gaben den Knaben ein kleines Geschenk und verließen ihn so froh auf seinen Erfolg wie einen Tenor nach seinem ersten gelungenen Debut.

Die Kapelle war unser nächstes Ziel. Ein schönes, dreistöckiges Gebäude, hohl im Innern. Den Dunst des Weihrauchs ding an seinen mit Bildern verzierten Wänden. Da war — ein gekreuzigter Heiland! — Die Verurtheilung des Petrus auf dem Kreuze. Der Mord des Abel und Der reuevolle Sünder am Kreuz. Die Gefangenen sahen nicht in Städten, sondern knieten wo sie wollten. Nichts störte ihre Andacht. Die große Schreien vor dem Altar, geschmückt mit langen Reihen Gottlicher Heiligen, sah hier diese Kapelle soll zu prunkvoll und allein die griechische Kirche gehört dem Staate an und dann sich auf Sprüche und Ceremonien auf, an welchen Bettler und Zar sich gleich sehr belustigen, ich liebe eine Kirche, welche so volksam ist.

Von der Kapelle gelangten wir durch einen Gang in die Küche, in der es bunt genug zuging. Ein Haufen junger Gefangenen lief mit Suppennäpfen und Brodkörben umher, andere reinigten den Boden, andere knieten in großen Kesseln den Quasimodo. Ein rother Russe kann nicht ohne Quasi leben, selbst nicht im Gefängnis. Das Recept zu diesem trüben Bier lautet: Ein Eimer Wasser, zwei Pfund Gerstenmehl, ein halbes Pfund Salz, 1½ Pfund Honig; diese Mischung wird auf einen mäßig warmen Ofen gesetzt und gerührt. Darauf muß es niederschlagen und der dünne Theil abgegossen werden. Im Lauf einer Woche hat es die Höhe der Zuckerwasserbier erreicht. Die Küche nach von der russischen Bereitung.

„Jetzt“, sagte der Gouverneur, „wollen wir uns in das ärztliche Gefängniß begeben! Sie grenzt dicht links an die Küche.“

Photochemie.

Die Forschungen über Licht und Wärme, welche von den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften zu Paris angestellt werden, scheinen in ungewöhnlicher Weise das Interesse des Kundigen wie des Laien; die Naturwissenschaften sind nun einmal die Leitsternen der Menschheit auf dem Wege der Fortschritts geworden

Man muß seit Beginn und Jugendzeit, daß die Blätter die Lungen der Pflanzen sind, daß sie unter dem Einfluß des Lichtes Kohlensäure aufnehmen und Sauerstoff ausathmen, und umgekehrt in der Nacht, genau wie das Thier. Kohlensäure absorbieren und Kohlensäure ausathmen. Man glaubte, darin das Geheimniß der Lebenskraft entdeckt zu haben, eine Täuschung, die freilich eine genauere Beobachtung zerstören mußte. Neue Experimente, neue „lebendigen Fragen" zu suchen, wurden hervorgerufen.

Becker, der mit gleichem Interesse wie Bunten und Kirchhoff die Lichtwirkungen verfolgt, bemerkte, daß bei einer Mischung von gleichen Theilen Oehl und Wasserstoff, den blauen Strahlen des Spectrums ausgesetzt, beide Gase sich rasch zum Oxydiren verbanden, um Kohlensäure und Wasserstoff zu bilden.

Zum Verständniß sei hier angeführt, daß schon Berthol an den mannichfaltigen Farben, in welche das gelbrothe Pulver das Licht trennt, sehr abweichende Wärmegrade entdeckte.

1) Die rothe Farbe, worin das Licht am wenigsten gebrochen ist, zeigte den stärksten Wärmegrad.

2) Die violette Farbe hingegen, in welcher das Licht am meisten gebrochen ist, zeigte den geringsten Wärmegrad.

Nach Engelmann geben die Farben des Prisma:

der rothe Strahl	72°
der gelbe	62°
der grüne	58°
der blaue	56°

Bunten und Kirchhoff ließen den alten Streit, ob Licht und Wärme identisch seien, dahin. Das Licht verwandelt sich, sobald eine unbeständige Materie vom thun berührt wird, in Wärme. Die nähere Entwickelung des Lichtes und ihrer verschiedenartigen Wärmegrade leitete zur Kenntniß der Temperatur der Pflanzen, die von der physischen Constitution der Gestirne und von ihren Entfernungen von der Sonne abhängig ist. So fand man, daß die Temperatur des Mars nicht kälter, wie der Venus aber wärmer sei die Temperatur der Erde ist. Daß unsre Luft ist, nach den Untersuchungen Bunten's und Kirchhoff's, kein einfarbiges, sondern auf verschiedenen farbigen Lichtstrahlen zusammengesetzt, wie verschiedene Farben durchgehen enthalten sind. Das Licht, die Schwingungen des Aethers lassen sich auf bestimmte Zahlen zurückführen und ergeben übereinstimmende Verschiedenheiten in den Farben, wie sie die Farben des Prisma hervorbringen. Dies alles ließ nach mannichfachen, mühevollen Versuchen das Kohlenoxydgas finden, vermittels dessen der weiße Lichtstrahl der Sonne in die Lichtfarben, welche der Regenbogen zeigt, getheilt und die farbigen Lichter durch Prismen dann in weitere Schattirungen getheilt wurden. Auf die Idealsche hin, daß durch Oehl und Wasserstoff, den blauen Strahl aufgetrieb sich dieselbigen Wasserstoff bildet, haben Becker und Bunten die Construction eines chemischen Photometers begründet.

Die ergiebige Quantität thierischen Wasserstoffs soll dazu dienen, den Grad der Wirkung der angewandten Photochemie zu messen. Dieser Lichtmesser ist jedoch unzuverlässig, wenn man den Totaleffect der Tag und Nacht wechselnden Witterung messen will. Das Instrument, das ihn substituiren soll, wird das sensible photographische Papier sein, das man von Sonnenlicht während bestimmter Intervalle exponirt.

Darauf wurde sich ergeben, daß die Lichtwärme nicht mit gleicher chemischer Intensität mit den Gasarten zusammenstimmen. Germinirte jetzt bekanntlich der Akademie Untersuchungen über die Nacht- und Tagesathmung der grünen und der bunt gefärbten Blätter vor, er hatte gefunden, daß bei den Blättern, wenn die Temperatur nicht durch ist, die Ausathmung der Kohlensäure in der Nacht auch nur schwach ist. Merkwürdig aber ist es, daß auch während des Tags die Pflanzen in einem raschen Zustrom, als es ist es wirklich Nacht wäre, Kohlensäure ausathmen. Im Tagelicht geschieht, ob mit oder ohne Sonnenlicht, athmen die Knospen und die jungen Keime beständig in wechselnder Quantität Kohlensäure aus. Diese Eigenschaft scheinbar mit dem Grad ihrer Entwickelung. Die ausgewachsenen Blätter athmen während der Tage nur Sauerstoff aus, indem sie in freier Luft stehen und von allen Seiten Licht erhalten.

Die braunen, rothen oder schwarzgefärbten Blätter verhalten sich genau wie die grünen Blätter in Bezug auf die Ausathmung. Es absorbiren die Kohlensäure der Luft am Tage und athmen sie an Stelle der Nacht auch im dunklen Zimmer eben so viel nach der Tage. So ist daher der Irrthum, daß nur die grünen Blätter diese Eigenschaft hätten, vollständig erledigt.

Die Erfahrungen über die aus Blumen und Blättern ausgeschiedene Säure wie die Grade der Wärme, welche die Blüten verschiedentlich entwickeln, werden auch bei sorgfältigste beobachtet. Die Blüten-knospen einer Pflanze, deren Stamm 32 Fuß hoch war an der Seite zwischen zweien Aesten vom Orchideen gekommen. Am 8. Mai, nach der Blüthe schreite noch tief geschlossen, am nächsten Tage aber hatte sich die einzeln aufgeblühte Form der Scheide an einer Seite geöffnet, es hingen an einem Kolben siebzehn Aehren, die mit vielen männlichen und weiblichen Blüten besetzt waren, heraus. Schon bei der Berührung mit der Hand empfand man die Wärme, welche die Blüte entwickelte, es wurden nun zu gleichzeitige Thermometerbeobachtungen angestellt und 4 ergaben sich folgende Differenzen:

	Temperatur der Luft	der Blume
5 Uhr	15°. 3	19°. 4
6 Uhr	14°. 3	17°. 2
7 Uhr	13°. 1	17°. 6
9 Uhr	12°. 7	14°. 8

Dann hörte der Temperaturunterschied auf. Der höchste Grad der Wärmeentwickelung war zu der Zeit,

Fünfter Auftritt.

Beate (allein). Dann Tony.

Beate.

Er iſt fort? Nun juble dich aus, du glückliches Herz! — Ihn wiederſehen, ihn an die klopfende Bruſt drücken, den Treuen, Heißerſehnten, o ſtröme aus, du endlich entfeſſeltes Herz! — (Lieſt in dem Briefe) „Den 9ten, vor Sonnenuntergang bin ich in Deinen Armen!“ — Dort hat er geſtanden, hier zum erſten Male den Arm um meinen Nacken geſchlungen, und drüben, drüben in den ſäuſelnden Schatten des Gartens, — noch brennt es fieberndheiß auf meinen Lippen, noch ſtreiten Seligkeit und Scham auf meinen Wangen. Tony! Tony!

Tony (kommt mit einer Menge von Toilettengegenſtänden).

Beate (auf ſie zu).

Tony, ihn wiederſehen!

Tony.

Hurtig, hurtig, liebe Schweſter. Jetzt Toilette gemacht. Deine beſten Spitzen und Garnituren! Setz' Dich, ſetz' Dich! Ein ganzes Modemagazin!

Beate.

O dieſe Seligkeit! Ich bin wie im Traum.

wo der meiste Bücherschaud aus den Antworten deutlich der Entfernung nahm die Wärme abnehmen ab, kommt auch das Verlangen der männlichen Gäste trauern

Berliner Briefe.

V.

Dem Theater. Eine Generalmusik.

„Die Waffen ruhn, die Kriegs-Gräuel schweigen" — bis auf die alten, traurig aufsteigenden Kanonen, die noch immer im Lustgarten stehen, und alle Jahren des Kriegs auf der Stadt entdonnern. Keine durchmarschierenden Truppen, keine Gefangenen, keine Verwundeten mehr. Auch die Erregung, die in den ersten Stunden nach der Verkündigung der Dänischen Schlagen und alle Tage bestätigt bewegte, ist gewichen und hat einer gewissen Gleichgültigkeit Platz gemacht. Man glaubt, wie im Felde, wurden die Deutschen auch am Grünen Tische Sieger bleiben. Die Erörterungen der Gazetten haben eine Dehnung erfahren, es sind Konversationsstücke und Pläne. Die dritte Dimension, der Mittelsatz machen die Theater aus: Gedichte. Alle Sommertheater, ihre Schulen der Illusion, das Verderben der dramatischen Kunst, so für die Schauspieler wie für die Dichter, hörten ihre Existenz mit einer neuen Posse, einer neuen Operette, des Burlesque, während die ernsten gelassen, verblich Poesie, wie das Trauerspiel gerett. Debüt, Jubiläum, Benefiz, Gastrollen und Engagements, das Theaterjournal von der Tagesblatt, das die Theaterjournal von der Darstellung ausgeschieden wurde. Mit der Posse wechseln „Weihnachtsgratulationsvorstellungen für die Krieger in Schleswig", dann Trauer, wie man es so sagen pflegt, die Jugendtanze des Hofschauspiels von Kopf zu und gestaltet den jetzigen Theatern die Aufführung eines Trauerspiels. In Sachen der Kunst sind wir Deutsche die ärgsten Schwarzseher auf der Welt, wir erinnern die Verdienste des Bühnenleiter und der Hofbühne, statt die Geschichte unserer Literatur, soweit sie uns liegt, auf alle Weise bis in die tiefsten Schichten des Volks zu verbreiten.

Der großartigste Stern an unserm Kunsthimmel ist aber der treue Hüter des deutschen Theaters Hermann aus Hannover. Weit hat es den Mut über treffen, der ihm vorangegangen. Die meisten erwarteten von der wachsen Erscheinung eine andererseits sächsische Darstellung, und weiten man überrascht und dingerissen, als er damit zugleich sich ein künstlerisches Verhältnis, ein sein durchdachtes Spiel, einen streben Fluß in ihm verbinden sahen. In Normann hatten sich Sänger und Schauspieler das Gleichgewicht heute gewonnen machen die sie gewollt Rollen in einem vollendeten Künstler. Die Arienen voll ist hingerissen von ihm, wie er nur je die Massen von Paulina Lucca hat können; nur die Begeisterung, die vor jenigen Jahren Lieb unter den berliner Damen erregte, übertrifft die Sehnsucht, die sie jetzt dem Sänger verbringen. Rechenmeister ist er als Landsknecht, Lohengrin, Tannhäuser und Johann in Meyerbeer's nachklassischen Drama, einem Ausklang der Gluckschen Opern, mit wachsendem Beifall aufgetreten. Seinen wird es einem Sänger gelingen, so vollständig und immer vollendet zu erscheinen. Darf der Berichter noch sein, was er bisjetzt gesehen, ein Urtheil aussprechen, so möchte er das Wesen Niemann's vor allem in einer königlichen Ruhe und Erhabenheit sagen, etwas Ueberirdisches. Zauberhaftes umschwebt ihn, so im Lohengrin wie im Jorgen, am vollendetsten trägt er im „Tannhäuser" die große Erzählung des dritten Akts vor. Diese Gesangsarbeit scheint mehr aus den Innersten seines Wesens hervorgegossen als die leidenschaftliche Bewegung. Wenn er das Wesen einer weltlichen Kraft um sich übt, ist er am größten. Seine machtvolle, plastische Erscheinung, in der sich Priesterliches und Ritterliches paart, die nicht die reine Anbe, senkten eine Weihung des antiken und romanischen Kreuz verbrüderlich, ein Stil vertreffich zur Rolle passendes Costüm, der Ton seiner Stimme, der vorwiegend tief, voll und orchesterisch klingt, alles vereinigt sich um ihn als Lohengrin und Jorgen für die Dauer unvergeßlich und in einer Kunst zu machen.

In der Akademie sind vor einigen Tagen eine Bildausstellung, ein für Berlin seltenes Ereignis, statt. Die Maler Berlins hatten eine Vorübergang einiger ihrer Gemälde zum besten der Schleswig-Holsteiner Krieger arrangirt. Einige tausend Thaler sind dabei eingekommen. In schönen Winterer hatten Gustav Richter, der bekannte Porträtmaler, Ludwig Knaus, der Genremaler, Menzel, der Maler Friedrich's des Großen, und seiner Lokalmaler, Magnus, Hoguet, Gehe, Eh. Weber und andere dazu beigesteuert, auch einige Bildhauer sind und das andere ihrer Kunstwerke eingesandt. Am theuersten ging das Tannenreis Richter's fort. In einem verliert der Krieg nicht die Seher, die für die Verwundeten, für die Invaliden und die Hinterbliebenen der Gefallenen von allen Seiten, von allen größeren oder kleineren Kreis, geschaut, ob Städten und Privatkreis sich in rege Thätigkeit versetzen wird, gerungen wird, von seinem Schrecken, seiner Grausamkeit, niemals kann nicht oft genug wiederholt werden, daß der Krieg der Menschheit und der vorgeschrittenen Bildung grundsätzlich unwürdig ist. Rest der alten Barbarei ist. Zum Glück sind die Stimme und der Ruhm der Verderber und Schlächtereien, im Finken begriffen, mildere Gefühle Bahn auf, bald werden die Menschen Luther, Shakespeare, Columbus, Rafael, Mozart, Goethe doch über alle Könige und sieghaftesten Feldherren stellen als die einzig wahren Wohltäter des Menschengeschlechts. Hoffen wir darum, daß auch der Krieg in Schleswig bald für immer ein Ende, ein für Deutschland rühmlichen Ende nimmt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 25. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Die Waldblume. Novelle von Theodor Körner. (Sechstes Kapitel. [Fortsetzung.]) Literarisch und ästhetisch. (Schluß.) Das Kaufhaus Bluthal. Historische Skizze von Julius Rodenberg. Die Jagd nach Wahrheit. Von Wilhelm Waschow. IV. Zur Geschichte des deutschen Theaters. — Auf den Höhen der Tod leben. Von Anathon Huber. — Vielfältig: 1) Ein einem russischen Gefängniß. II. Deutsche Städte. Bremen. 3. Die übrigen Kinder. — Bücher- und Musik-Anzeigen. — Schwarzwald.

Die Waldblume.

Novelle von Theodor Körner.

Sechstes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Wer bemerkte Herr Schmidt den im Gesicht des Malers aufsteigenden Unmuth, aber ohne sich davon einschüchtern oder zurückhalten zu lassen, fuhr er mit erhöhter Stimme fort: „Sie sind nicht mehr so jugendlich und im Weltleben so erfahren, als daß Sie die Bedenken verkennen sollten, welche sich gegen Ihre erste Bewerbung um die junge Dame aufstellen lassen. Wählen wir zunächst den materiellsten Gesichtspunkt, weil der sich nun einmal den höchsten Flatteur und dem edelsten Idealismus gegenüber immer zur Geltung bringt. Die Gräfin besitzt kein Vermögen; nur mit Mühe und vermittels einer wahrhaft penischen Sparsamkeit vermag sie sich im Besitz ihres Guts zu erhalten. Reich geboren, aufgezogen in Fülle und Glanz, hat sie die spätern materiellen Sorgen des Lebens um so schmerzlicher empfunden. Noch schmerzlicher und unaufhörlicher aber ist der Gedanke für sie, daß diese Sorgen und Nöthen einst auch das Leben ihres Kindes verbittern könnten. Und nun ziehen Sie daneben Ihre eigene Lebensstellung in Betracht! Das Los eines Künstlers ist ungewiß. Selbst wenn er sich die Gegenwart erobert, im Hintergrunde seiner Zukunft stehen die Gespenster des Alters und der Krankheit. —"

„Es sei also ausgeschlossen vom Festmahl des Lebens!" fiel Burgsdorf mit bitterm Lächeln ein. „Er nahe sich nie der verschleierten Thür menschlichen Glücks! Er werde des edelsten Mannesrechtes beraubt und schleudere als Mensch durch die Welt!"

„Nein! Er suche sein Anrecht an menschlichem Glück nur da geltend zu machen, wo er es thun kann, ohne ein anderes Anrecht in Dunkelheit! Verhältnisse bestehen und alle Frei bewegt sich der Mensch nur innerhalb gegebener Schranken. Entsagungen drängen sich selbst dem Glücklichsten auf. Und glauben Sie mir, eine mannhafte Entsagung, nachdem sie und gelungen, kann auch in einer Dürftige menschlichen Glücks werden! Lassen Sie mich nun noch einen Punkt, den wichtigsten, den entscheidenden, erörtern! Sie sagten vorhin, es sei ein gehemmes Naturgesetz in den Persönlichkeiten des Mannes und Weibes, das ihnen sage, ob sie zusammengehören sollen. Wollen Sie in Abrede stellen, daß das Gemüth sich täuschen kann über diese Zusammengehörigkeit? Sie können das nicht hinwegleugnen!

Nun gut. Ich füge hinzu, die Natur eines Künstlers ist so beschaffen, daß er sich weit eher als prosaische Menschen über diese Zusammengehörigkeit täuscht. Phantasie und ätherische Wallungen vereinigen sich, ihn zu betäuben, zu berauschen. Glückliche Ehen unter Künstlern sind selten. Das ist eine allgemein anerkannte Wahrheit. . . Ich sehe wohl, wie der Ausdruck des Unmuths in Ihren Zügen sich erhöht. Gleichwol gehe ich noch weiter und spreche es unumwunden aus: Auch Sie täuschen sich über das Gefühl der Zusammengehörigkeit! Ihre Leidenschaft ist zu plötzlich gekommen und dringt zu fürmisch hervor, als daß sie auf wirklichen individuellen Wahlverwandtschaft beruhen könnte. Bildung, geistiger Gesichtskreis und Lebensansprüche sind zu verschieden zwischen Ihnen und der jungen Dame, als daß sich ein innerer, gehaltvoller Anklang annehmen ließe. . . Diese zarte, bescheidene Waldblume würde, in das künstliche Blumenbeet der großen Gesellschaft verpflanzt, verkümmern und für Sie bald Duft und Schönheit verlieren. Kurz, mein junger Freund, wichtige Lebensverhältnisse sowol als persönliche Gegenstände sollten Sie mahnen zur Selbstüberwindung und zur Entsagung!"

Der Maler stand auf. Vielleicht gerade der Umstand, daß er sich getroffen fühlte und seine Sicherheit verloren hatte, reizte ihn nur noch mehr. Auch der milde, herzliche Ton des Gegners, der seine Leidenschaftlichkeit beschämte, machte ihn nur noch trotziger und verbitterter. „Berge mit Zweifeln zu werfen, wäre Thorheit", sprach er mit erkünstelter Ruhe. „Eine tiefe, gewaltige Leidenschaft mit dem Maßstab praktischer Klugheit zu messen, schreint mir ein ebenso fruchtloser Versuch. Bedürfte im Kampf der sich entgegenstehenden Interessen die Klugheit stets recht, so würde das Leben allen Schwung und allen Duft verlieren. . . Gerade in unbegreiflich ist es für mich, wie ein Mann Ihrer Art, der nach ernsten und schweren Kämpfen sein Leben in ein Idyll der zartesten Romantik verwandelt hat, mir die nüchternste und erbarmungsloseste Prosa als ersten und wichtigsten Lebensunterhalt anempfehlen kann. Im übrigen, so sehr ich Ihre zarte und innige Theilnahme für die beiden Damen respectire und bewundere, kann ich mich doch eines Aweifels nicht erwehren, ob dieses persönliche Gefühl Sie berechtigt, diese Damen gegen eine Gefahr zu beschützen, die doch nur in Ihrem persönlichen Urtheil, um nicht zu sagen in Ihrer Einbildung beruht; ganz abgesehen davon, daß es noch sehr zweifelhaft ist, ob der Frau Gräfin, selbst im Fall einer solchen Gefahr, eine Einmischung in ihre Familienverhältnisse gerade von Ihrer Seite erwünscht sein dürfte. . . Schließlich gestatten Sie mir noch die Erklärung, daß ich zwar das verletzende Mißtrauen, welches Ihre Mahnung, Ihre Warnung gegen mich enthält, in Rücksicht auf Ihre Offenheit gegen mich und Ihre wohlmeinenden Gefühle gegen die Damen gern verzeihe; daß ich jedoch, wofern dies Mißtrauen in eine mich verletzende Handlung umschlagen sollte, mich in mannhafter und energischer Abwehr gebrungen fühlen würde. . . « Man ist nur zu achten, insofern man selbst achtet.« Ich glaube, bisher nichts gethan zu haben, was mir Ihre Achtung hätte rauben können. Ich bin weder ein Don Juan noch ein Schwärmer, und besitze die nöthige Bildung, zarte Dinge zart anzufassen. . . Ich würde mich glücklich schätzen, wenn unsere Differenz mit dieser Erklärung ausgeglichen wäre."

Nach diesen Worten verbeugte er sich, griff nach dem Hut und schritt zur Thür.

„Noch einen Augenblick! Ich bitte!" rief Herr Schmidt, dessen Züge die höchste Aufregung verriethen. „Ich bin kein Mann von Welt, um eine theure, heilige Sache mit schönen Phrasen abzumachen! Ich sage Ihnen, mein Herr, 1) ist allerdem und allerdem haben Sie unrecht! . . Es kümmert mich nichts, ob ich in den Augen euerer feinen, polirten, glattzüngigen Gesellschaft als ein Original, ein Sonderling, ein Narr erscheine! Ich mache keine Ansprüche auf euere »Bildung«, euern »Takt« und »feinen Ton«! Es ist möglich, daß meine Gemüthsruhe nicht der »guten Sitte« entspricht. Aber ich habe das Gefühl, daß ich recht handle, indem ich mich einmische. Ich habe das Gefühl, daß Ihre mir sonst sehr schätzbare Person eine verwerfliche Gefahr für die beiden Damen ist. Ich habe mich abgemüht, diesen Gefühl Worte zu geben, ich ja begründen. Ich habe auch mittelst einer Art von Erleuchtung recht wohl bemerkt, daß Sie in Ihrer Seele die Gründe und Gefühle des Sonderlings nicht verwerfen konnten. . . Und nun zum Schluß noch folgende Gegenerklärung. Es wäre mir ein Leichtes, Ihnen noch heute den Zutritt in jenen Familienkreis zu verschließen. Eine anonyme Warnung würde der Frau Gräfin die Augen öffnen. Doch das hieße die Mutter brunnhilden und die Tochter compromitiren. Meine weitere Einmischung wird daher direct gegen Sie gerichtet sein! . . . Selbstverständlich verzichte ich auch auf

das Bild, dessen Annahme aus Ihrer Hand mir nunmehr als ein Verbrechen erscheinen müßte. Ihre bisherigen Bemühungen zu honorieren wird mein Bankier bei Ihrer Rückkehr sich zur Aufgabe machen."

„Billigerweise müßten Sie es doch auch selbst verständlich finden", versetzte der Maler, „daß ich unter den obwaltenden Umständen auf jedes Honorar verzichte. Unsere gegenseitigen Verbindlichkeiten sind ja in der bündigsten und nachdrucksvollsten Weise gelöst. . ." So schieden sie.

Siebentes Kapitel.

Nicht allein das, was der Mensch ist, sondern auch das, was er thut, will, denkt und empfindet, beruht auf Verhältnissen und Einflüssen, die und oft, ohne daß wir es ahnen, beherrschen. Ohne die Einwilligung des Sonderlings wäre die eigenthümliche Neigung des Malers wol nie zu einer Leidenschaft entzündet worden. Erst der Reiz des Widerstandes und Kampfes enthüllte seine leidenschaftliche Natur.

Burgsdorf war, wie er gesagt hatte, weder ein Don Juan noch ein Schmetterer. Arm und von niedriger Herkunft, hatte er frühzeitig lernen müssen, sich vor einer Ausschweifung der Gefühle zu hüten, und die Schranken, welche und das treiben setzt, zu respectiren. Trotz seiner Naturanlage, die zur Leidenschaftlichkeit neigte, hatte er bisher immer seine Selbstbeherrschung gerettet, ohne welche man lächerlich oder unglücklich wird. Und unter dieser Selbstüberwindung hatte selbst seine künstlerische, poetische Natur nicht gelitten. Sehr künstlerisch dachte er sich auch an den Reizen des Lebens die Blattläuse hinweg.

Diesmal jedoch unterlag er einer Gefühlswallung, welche aus mehr als einer Empfindung ihre Nahrung zog. Die Erziehungsgrundsätze der Gräfin beurtheilte er als unbillerweise Vorurtheil. In der Einmischung des Sonderlings erblickte er Anmaßung, beleidigendes Mißtrauen und Selbstsucht. Selbst den materiellen Gesichtspunkt des wunderlichen Besitzers theilte er nicht. Sein Talent nährte ihn reichlich, und Verzicht, wie geistig fühlte er sich noch als frische, tüchtige Kraft. . . Was endlich die „Waldblume" betrifft, so kam jetzt zu dem Zauber ihrer Naturreize noch der Nimbus eines Opferlammes hinzu, um seiner Leidenschaft einen poetischen Hintergrund zu geben.

Gleichwol verkannte er weder die Hemmnisse, welche sich seiner Neigung entgegenstellten, noch faßte er rasche, verwegene Pläne, wie sie eine stürmische Leidenschaft zu bilden pflegt. In während er nach seinem Besuch bei dem Sonderling nach dem Gasthause zurückging, beschloß er mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung, der Verpflichtung höchster Zartheit und Rechtes, die ihm früher von Herrn Schmidt auferlegt worden, nunmehr auch eigenem freien Antrieb nachzukommen und alle Schritte sorgfältig zu vermeiden, die ihn selbst seinem Ziele, der innigen Liebe, entgegenführen konnten. Andererseits aber war er auch fest entschlossen, sich weder durch den Sonderling einschüchtern zu lassen, noch die Verurtheile der Gräfin allzu ängstlich zu schonen. „Es wird sich hierbei nur um Eins handeln", sprach er bei sich. „Finde ich, daß ich einige Aussicht auf Erwiderung meiner Neigung habe — und der Blick, den ich heute von ihr empfing, und der pompeianische, welcher dabei ihre Wangen bedeckte, lassen mich dies fast hoffen —, dann werde ich alles daransetzen, mir ein Lebensglück zu sichern, an welches ich nunmehr glaube. . . Mutterliebe ist am Ende mächtiger denn Vorurtheile und Hirngespinste. Wer weiß auch, ob die Gräfin wirklich die Vorurtheile des Sonderlings über die Bedeutung meiner Lebensstellung theilt? Aber wenn auch — der Wunsch, daß Glück ihres Kindes zu begründen, wird schließlich den Ausschlag geben. — Ich meinerseits werde dann schon dafür sorgen, daß die „Waldblume" nicht verwelke, sondern Duft und Frische behalte. Gedenken doch bei geringer Pflege selbst die tropischen Pflanzen im nordischen Garten. . ."

In dieser tief ruhigen Stimmung kehrte Burgsdorf nach dem Gasthause zurück, wo seiner eine neue Ueberraschung wartete. Als er seinen in der Gaststube sein Essen bestellte, näherte sich ihm ein alter, grauköpfiger Herr, welchen er sogleich für den Inspector der Gräfin erkannte, und sagte: „Mein Herr, ich habe mich eines Auftrags von seiten der Frau Gräfin an Sie zu entledigen!"

Burgsdorf warf einen erstaunten Blick auf das Gesicht des alten Mannes, und die ängstliche Besorgtheit, welche sich darauf abspiegelte, schien die bange Ahnung, welche ihn durchzuckte, zu bestätigen. „Darf ich bitten, mich nach meinem Zimmer zu begleiten?" sprach er hastig, und schritt, von dem Wirthe gefolgt, die Treppe hinauf. Im Zimmer angelangt, nöthigte er den Gast zum Niedersitzen, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Fensterbrüstung und sagte mit sichtbarer Aufregung: „Da ich die Frau Gräfin erst vor einigen

Stunden verlassen habe, so muß ich annehmen, daß etwas höchst Wichtiges vorgefallen, was mir jetzt die Ehre einer Botschaft verschafft."

Nach kurzem Zögern verneigte der Greis: „Mein Herr, indem ich mich meines Auftrags entledige, gehorche ich einem Befehl. Auch bin ich ein alter, schlichter Mann, unfähig der Redekunst und feiner Worte. Wenn daher meine Botschaft etwas Unangenehmes für Sie enthält, so haben Sie die Güte, mich weder für Form noch Inhalt verantwortlich zu machen. Die gnädige Frau Gräfin sagt Ihnen verbindlichen Dank für die künstlerischen Bemühungen, denen Sie sich auf ihren Wunsch so bereitwillig unterzogen haben, wünscht jedoch aus Gründen, welche nur die Frau Gräfin berühren und welche Sie ehe daher gütigst erlassen mögen, die Einstellung Ihrer Arbeit. Indem sie sich durch meine Hand wenigstens einer Verpflichtung entledigt" — bei diesen Worten schob der Inspector fast unbemerkbar eine kleine Rolle Goldstücke auf den neben ihm stehenden Tisch —, „fühlt sie recht wohl das Sonderbare und für Sie Anstößige ihres Benehmens. Da sie sich jedoch eine eingehende Erklärung versagen muß, so wendet sie sich an Ihre Großmuth mit der Bitte, über eine alte, wunderliche, dem Leben und seinen Formen entfremdete Dame nicht allzu streng zu urtheilen."

Nach diesen Worten athmete der Greis wie erleichtert auf und warf einen forschenden Blick auf die Züge des Malers.

Burgdorf starrte düster zu Boden. Mit den Worten „Sie haben heute schon mit Herrn Schmidt correspondirt?" gab er einem Verdacht Ausdruck, welcher ihn gleich bei den ersten Worten des Inspectors durchzuckt hatte.

Der Greis schien vergebens nach einer Abwechslung zu suchen. Nach längerer Pause antwortete er: „Im Vorübergehen habe ich vorhin allerdings einen Brief bei Herrn Schmidt hinterlassen. Doch dieser Brief betraf lediglich geschäftliche Dinge."

Burgdorf hatte sich inzwischen auch selbst von der völligen Grundlosigkeit seines Verdachts überzeugt; doch schien diese Ueberzeugung seinen Unmuth nur noch gesteigert zu haben. „Aber, mein Herr", rief er nach abermaliger Pause, „das Benehmen der Frau Gräfin ist nicht blos wunderlich, sondern verletzend für mich! Man beleidigt mich wie einen lästigen, unwürdigen Arbeiter und fügt meinem Schimpf noch die Schmach eines Almosens hinzu!"

„O mein! Gemüth nicht!" sagte der Greis in sanftem, besonnenem Ton. „Ich habe kein Recht, ein Urtheil über die Handlungsweise der Frau Gräfin zu fällen; auch steht mir nicht zu, Motive dafür anzugeben, welche sie selbst verschweigt; allein die Versicherung kann ich Ihnen geben, daß nicht engherzige, rücksichtslose Laune sie zu diesem Einschritte gebracht, daß sie derselbe vielmehr nach einem schweren und bittern Kampf getroffen hat. . . Mein theurer Herr, es gibt Lebensschicksale und Verhältnisse, welche — welche — so, sehen Sie, ich kann mich nicht ausdrücken . . . ich darf mich nicht deutlich machen. Es mag ein Vorurtheil sein, nach welchem die Frau Gräfin in diesem Falle handelt; aber dies Vorurtheil ist geweckt, genährt und gekräftigt worden durch ein Leben voll bitterer Erfahrungen und Leiden!"

„Ich kenne diese Erfahrungen und Leiden", sprach der Maler; „mir ist ebenso auch das Vorurtheil bekannt. . ."

„Mein Gott!" rief der Greis voll Erstaunen. „Und ich hege die feste, tiefinnerste Ueberzeugung, daß aus diesem Vorurtheil nur Unheil erwachsen wird, Unheil für beide, für Mutter und Tochter!"

„Mein Herr, wie meinen Sie das?" fragte der Inspector mit dem Ausdruck größter Angst.

Der Maler achtete der Frage nicht. Er schien die Ruhelosigkeit, sich zu fassen, zu beruhigen, zu fühlen. Er schritt hastig im Zimmer auf und nieder. Darauf fragte er plötzlich, stillstehend vor dem Greise: „Ich hatte mich für berechtigt zu der Frage: In welcher Weise hat die Frau Gräfin meine so plötzliche und befremdende Beschäftigung der Gemälde gegenüber motivirt?" — Das ehrliche Gesicht des Greises erglühte. Eine lange Weile blieb er sprachlos vor Verlegenheit und Unentschlossenheit. Endlich, sich ein Herz fassend, sprach er: „Ja, sehen Sie, mein Herr, ich müßte eigentlich schweigen darüber. Ich bin weder ermächtigt noch berechtigt, zu sprechen. Allein um Sie zu überzeugen, wie schwer dieser ungewöhnliche Schritt der Frau Gräfin geworden und wie zwingend die gebieterische Pflicht geworden sein muß, will ich Ihnen Wort für Wort die zwischen der Frau Gräfin, der Gemeinde und mir gepflogene Unterredung berichten. . .

„Sie hatten soeben das Schloß verlassen, als ich mich zu der Frau Gräfin begab, um ihr eine geschäftliche Mittheilung zu machen. Es handelte sich um eine nicht unbedeutende Hypothek, die gekündigt worden. Die Hypothek ist die letzte von

allen, die auf dem Gute stehen. Es war daher nicht leicht, einen Käufer für dieselbe zu finden; und ich mache kein Geheimniß vor Ihnen daraus, daß diese Angelegenheit schon seit Monaten der Frau Gräfin einige Sorge bereitete. Heute früh nun erhielt ich die erfreuliche Nachricht, daß ein Geschäftsmann der Hauptstadt bereit sei, die in Rede stehende Hypothek zu kaufen. Zu meinem großen Erstaunen empfing die Frau Gräfin diese Nachricht mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit. Sie schien sehr gedankenvoll oder zerstreut zu sein und warf mehrere male einen ängstlich forschenden Blick auf die Gontesse, welche am Fenster stand und hinausschaute. Und weil ich von mich zu dieser Angelegenheit zu thun hatte, fragte ich nach längerer Pause: Wenn mich die gnädige Frau bevollmächtigen wollte, gab ich zur Antwort, so würde ich mich morgen nach der Hauptstadt begeben.

„Nein, nein, unterbrach sie mich hastig, das muß ich selbst thun! Ja, machen Sie noch heute alles zur Reise bereit. Ich selbst werde morgen mit Blanka nach der Hauptstadt reisen. Ich glaube zu träumen. Dieser Entschluß lag so ganz außer dem Bereich meiner Fassungskraft, daß ich an dessen Wirklichkeit nicht zu glauben vermochte. Während ich noch in höchster Verwirrung und Fassungslosigkeit verharrte, sprang plötzlich die Gontesse am Fenster herum und rief mit einem Gesicht so roth wie Purpur: Aber, Mama, der Herr Maler — das Bild!

„Richtig, sagte die Frau Gräfin nach kurzem Besinnen, der Inspector mag es übernehmen, uns zu entschuldigen bei ihm.

„Aber er wird sich verletzt fühlen, rief die Gontesse, indem sie hervortrat und der Frau Gräfin sich näherte. Gerade morgen will er das Bild vollenden. Es geht seine Entschuldigung für eine so kränkende Verabschiedung. Ueberhaupt aber klingt dein Entschluß so seltsam, so unbegreiflich.

„Mein Kind, unterbrach sie die Gräfin mit einer Miene, so streng und entschieden, wie sie die Gontesse weil noch nie an ihr gesehen, überlaß deiner Mutter die Sorge, zu erwägen und zu entscheiden, was sich ihr zu thun geziemt. Wo ernste Pflichten mit den Gelegen der Heiligkeit in Widerstreit geraten, müssen die ersten bestimmend sein. Geh und laß mich dem Inspector die nöthigen und passenden Instructionen ertheilen.

„Die Gontesse fand eine lange Weile wie an den Boden gewurzelt. Ihre Züge verriethen einen innern Kampf. Sie wechselte mehrmals die Farbe. Darauf heftete sie die großen Augen forschend auf das Gesicht der Mutter. Der Ausdruck des bittern Schmerzes, welchen sie dort begegnete, schien sie zu entsetzen. Sie schlug die Augen nieder und verließ das Gemach.

„Reitet Sie sogleich dem Herrn Maler nach! sagte die Frau Gräfin, sich erhebend und in sichtbarer Aufregung; und darauf theilte sie mir jene Vorschrift mit, welche ich Ihnen so wörtlich überbracht habe. Auf meine Frage, ob ich gegen Sie von der Reise gar nichts erwähnen sollte, antwortete sie rasch: Nein, kein Wort! — Sie wird mich so heben verstehen. — Sie sehen, mein Herr, ich habe mich, um das Vertrauen meiner Vorsicht zu mildern, einer Treulosigkeit gegen die Frau Gräfin schuldig gemacht.

„Und haben Sie diese Treulosigkeit ganz aus eigenem Antrieb begangen? fragte Burgdorf, indem er dem Greise sich näherte und ihn forschend betrachtete.

Der alte ehrliche Mann erröthete und zögerte mit der Antwort. „Nein! sagte er darauf mit einem Seufzer. „Da ich einmal so weit gegangen und Ihr Scharfblick bereits das Rechte getroffen, so will ich ganz eine Rückhalt sprechen. Als ich das Zimmer der Frau Gräfin verließ, trat ich die Gontesse, welche mich im Flur erwartete. „Sie werden die Vorschaft an Herrn Burgdorf in eine Form kleiden, welche ihn nicht verletzt! fragte sie, mit die heiße weiße Hand reichend.

„Gut, gut, mein Herr! rief der Maler mit strahlem, triumphirendem Blick, „das wollte ich nur wissen! Und nun, da Sie einmal so weit gegangen, müssen Sie noch weiter gehen! Sie müssen, fuhr er, die Hand des Inspectors ergreifend, fort, die Gontesse zu bewegen suchen, das Sie mir heute Mittag noch einmal sitzt. Es kann dies in der Wohnung des Gärtners und in dessen oder Ihrer Anwesenheit geschehen. Ich muß das Bild vollenden! Nur auf diese Weise läßt sich diese Angelegenheit ohne meine Demüthigung erledigen!

„O, mein Herr, wie soll ich das vor der Frau Gräfin verantworten? versetzte der Greis. „Sei zwanzig Jahren dem sich ihr ergeben und treu.

„Und Sie dienen Ihr auch jetzt um so treuer, als Sie sie vor einer großen Unthätigkeit bewahren.

„Und indem ich die Tochter verführte, die Mutter zu täuschen!“

„Für Menschen von starken Vorurtheilen ist eine harmlose Täuschung oft eine Wohlthat“, versetzte der Maler ungerührt. „Oder meinen Sie, daß sich die Frau Gräfin in einer angenehmern Lage befinden würde, wenn ich hier Gott zurückschicke und um einen beseligenden Grund meiner Entlassung bitten ließe? Hätte ich nicht ein Recht dazu? Ja, hörte sich dies Spiel wol annehmen, ohne als Kavalier das vollendete Bild dafür geliefert zu haben? Ueberdies aber wird ja durch diese Lösung des Mißverständnisses kein ausdrücklicher Befehl der Frau Gräfin übertreten! Sie hat nur erklärt, die Reise nach der Hauptstadt morgen unter allen Umständen antreten zu müssen. Sie hat auch der Gesellschaft nur die Restauration dieser Reise als Grund meiner Verabschiedung angegeben. Finden wir nun einen Ausweg, das Bild zu vollenden, ohne daß die Reise gestört wird . .“

„Dann sollten wir die Frau Gräfin davon in Kenntniß legen“, fiel der Greis ein.

„Gut!“ rief der Maler, indem er nach seinem Hute griff. „Wenn Sie darauf bestehen, so werde ich Sie augenblicklich begleiten!“

Mit Bestürzung, vernahm der alte Mann diesen raschen und bestimmten Entschluß, dessen Ausführung die Situation für alle Theile nur peinlicher machen mußte. Er sah sich gleichsam in seinen eigenen Schlingen gefangen. Er begriff, daß er in der That zu weit gegangen war, um noch mit Ehren zurückzutreten. Ueberdies flößte ihm die Entschiedenheit des Malers Zutrauen ein. Und schließlich sagte er sich: Ich werde nichts weiter thun, als die Gemälde von dem Wunsch des Malers in Kenntniß setzen. Willigt sie ein, so hat sie die Verantwortlichkeit zu tragen. Vermöge ihres Standes und ihrer Bildung ist sie bedeutender als ich, zu entscheiden, was sich ziemt. Als treuer Diener der Gräfin aber werde ich der Sitzung beiwohnen und wachen.

„Mein Herr“, sprach er dann laut, „ich bitte nunmehr ein, daß eine Thorheit in der Regel eine andere im Gefolge hat. Hätte ich auch die Botschaft der Frau Gräfin beschränkt, so könnte ich jetzt den Dingen ihren Lauf lassen und meine Hände in Unschuld waschen. Nachdem ich aber einmal gestanden, muß ich weiter gehen und Ihnen sagen, daß ich von dem zuletzt angedeuteten Schritt nur neue Verwicklungen erwarten kann und habe versuche, Ihren Wunsch in Betreff der Vollendung des Bildes der Comtesse mitzutheilen. Sollte sie darauf eingehen, so werde ich mit ihr zwischen drei und vier Uhr, in welcher Zeit die Frau Gräfin ein Mittagsschläfchen zu halten pflegt, in der Wohnung des Gärtners erscheinen. Hierbei muß ich Sie jedoch aufmerksam darauf machen, daß, leidlem die Morgenstunden der Damen durch Sie in Anspruch genommen werden, der übliche Spaziergang Punkt vier Uhr nachmittags stattzufinden pflegt. Sie werden also seine volle Stunde zur Vollendung Ihrer Arbeit gewinnen.“

Nach diesen Worten reichte er dem Maler die Hand, schaute ihm mit ernstem, fast traurigem Blick eine lange Weile ins Gesicht, sodaß Bogendorf unwillkürlich die Augen zu Boden schlug, und verließ mit einem tiefen und schweren Seufzer das Zimmer.

Achtes Kapitel.

Die junge Gräfin Bianka war siebzehn Jahre alt. Der Charakter ihrer bereits beschriebenen Züge bildete ein eigenthümliches Gemisch von kindlicher Anmuth, Heiterkeitsgabe und einer gewissen stillen Geistesschärfe. Ihr Wesen schien aus zwei sich widersprechenden Bestandtheilen zusammengesetzt: aus gedankenvollem Ernst und heiterm Muthwillen. Den ersteren verdankte sie der Erziehung, den zweiten der Natur. Beklemmten sich beide, so siegte fast immer die letztere, sodaß der Reiz eines köstlichen Lächelns vorherrschend in ihren Zügen wurde. Sie war siebzehn Jahre alt geworden, ohne die Welt kennen zu lernen. Der Begriff Welt zerfiel für sie in die Merkmale Reiz und Gefahr. Diese Welt, die wie ein Buch mit sieben Siegeln vor ihr lag und von der sie doch so viel in Büchern gelesen, übte den Reiz des Unbekannten, Geheimnißvollen auf sie aus und erweckte jene Sehnsucht in ihr, welche die Natur stets nach dem Geiste zu empfinden scheint. Die Gefahren, welche nach den Lehren ihrer Mutter an „die Welt“ sich knüpften, erhöhten den Reiz nur, anstatt ihn zu schmälern.

Da sie eine gesunde, kräftige Natur war, so schlug diese Sehnsucht nicht um in weiche Empfindelei, in Melancholie. Sie wuchs eben auf wie die Waldblume, zwar in Einsamkeit und dunkel, aber frisch, duftig und farbenhell. Das träumerische Sehnen, das noch keinen Gegenstand gefunden, fand in ihrer Neigung zu Frohsinn und Muthwillen ein entsprechendes Gegengewicht. . . Die Männer, mit denen sie in Berührung kam,

der alte Gärtner, der alte Inspector und der alte Pastor des Dorfs, waren so gute, harmlose Menschen, daß sie das Urtheil der Mutter über die Männerwelt anfangs mit Erstaunen anhörte und später belächelte. Mit großen Vortheil begte sie den Gedanken: Ich möchte mal einmal in den Fall zu kommen, daß ich der Mutter beweisen könnte, wie stark und gewappnet ich gegen die Gefahren bin, von denen sie träumt.

Als Burgdorf zum ersten male in den gräflichen Familienzimmer erschien, war es für Bianka in der That nur der Maler, der ihr durch Anfertigung ihres Bildes eine große Freude bereiten sollte. Groß der wachsame, strenge, fast mißtrauische Blick der Mutter erinnerte sie an die Gefahr und machte sie befangen. Nachdem er weggegangen, dachte sie nach über diese Befangenheit, und dabei musterte sie unwillkürlich mit den Augen des Gesichts die Person des Malers. Das Resultat dieser Musterung war noch halb dunkel, so wie ihr Inneres. Morgen, so beschloß sie, will ich aufstehen und heiter sein, schon um die Mutter zu beruhigen.

Am nächsten Tage sahen wir sie denn auch heiter und aufgelegt bis zu dem Augenblick, wo Burgdorf sie aufforderte, ihn anzusehen. In diesem Augenblick aber erwachte sie. In diesem Augenblick kam ihre ruhige Selbstheit den Gegenstand. In diesem Augenblick fühlte sie, was für das Weib „die Welt" bedeutet.

Dieser Augenblick, wo die Jungfrau erwacht, ist nicht allein für sie der schönste des ganzen Lebens, sondern bildet auch den Glanz- und Höhepunkt ihrer äußern Schönheit, gleichwie die Blume am schönsten in dem Augenblick ist, wo sie die Blütenknospe sprengt. Dieser Augenblick entscheidet auch über das Gefühl des Malers. Ihre Seelen „ergießen sich".

Die Szene, die auf den Wegguß des Malers folgte und die uns der Inspector so getreulich beschrieben, beweist, daß das Mutterauge sehr scharf und hell gesehen. Die Strenge und Entschiedenheit der Frau Gräfin waren die Folge davon. Diese Strenge jedoch brachte auch eine Gegenwirkung hervor: sie rief eine erste Liebe zum Kampf in die Schranken. Zum ersten male in ihrem Leben wagte Bianka, einen Entschluß ihrer Mutter laut zu kritisiren und sogar zu tadeln. Und nicht sowol die Heftigkeit der Gräfin als der in ihren Zügen so scharf ausgeprägte Schmerz brachte das junge Mädchen zum Schweigen.

Die Post, die Bianka dann an den Inspector richtete, bewies, daß, obwol sie sich gefügt hatte, sie das Benehmen der Mutter doch noch nicht billigte. Diese Post enthielt zugleich einen Protest und eine Entlagung. Der warme Händedruck, welchen der Greis empfing, enthielt ein Lebewohl an den Maler.

Sie blickte dem herrlichen Greise mit starrem, trübem Auge nach. Dann ging sie nach ihrem Zimmer und weinte. Allein diese Thränen befriedigten sie nicht. Eine Aufregung, welche ihr die Brust zu sprengen drohte und welche sie doch für alle Schätze der Welt nicht hätte missen mögen, beherrschte sie. Sie trat ans Fenster und blickte nach der Tannenallee, ob der Greis, der doch kaum weggegangen war, nicht schon zurückkame.

Plötzlich trat die Gräfin ins Zimmer. „Meine Tochter", begann sie in weichem, traurigem Tone, „ich glaubte dich damit beschäftigt, deine Kleider und deinen Putz zu mustern. Wir werden einige Tage in der Hauptstadt weilen. Du wirst die große Welt sehen, nach der du dich so oft und so sehr gesehnt hast."

„Die Welt" hatte ich in hier schon gefunden!" antwortete eine Stimme in Bianka's Brust. Laut aber sagte sie nach längerm Zögern: „Liegt denn diese große Welt für mich jetzt keine Gefahren mehr?"

Die Gräfin schien sehr betroffen von dieser Frage. Sie näherte sich der Comtesse, betrachtete sie lange mit ängstlichem Blick und sagte: „Mein Kind, nun einer großen Gefahr zu entrinnen, müssen wir oft einer kleinen entgegengehen. Habe nur Vertrauen zu deiner Mutter! Jetzt aber hier ich dich ernstlich, an die Anstellung für unsere Rolle zu denken!"

Bianka gehorchte, d. h. sie „dachte" an die Anstellung, aber es war ihr dabei so wunde, als ob sie feinen Putzes in dieser Welt mehr bedürfte, als ob die Tannenkleider anlegen sollte für ein Gespenst. Und nachdem sich die Gräfin entfernt hatte, kehrte sie ans Fenster zurück und starrte mit ängstlich forschendem Blick nach der Tannenallee ...

„Um einer großen Gefahr zu entgehen?" wiederholte sie grübelnd — „Worin liegt die Gefahr? In dem Gefühl, das mich durchbebt, beherrscht? Dann sind diese Gefahren des Lebens ja die Würze des Lebens — was sag' ich! — sie sind Wonne, Glück, Seligkeit! — O, mein Gott, wie kann ich Vertrauen zur Mutter haben,

wenn sie mich aus der köstlichsten, seligsten Stunde meines Lebens in den Abgrund bittern, ewigen Schmerzes stürzt! Die »böse Welt« sagt die Mutter so oft. Wer macht sie denn böse? Wer vergiftet mir sie denn? Guter Gott, ich werde irre an allem, was mir bisher doch und heilig erschien!"

Eine Dienerin trat ein und bat sie, zu Tische zu kommen.

Sie ließ sich entschuldigen. „Ich fühle mich nicht wohl. Ich könnte jetzt keinen Bissen genießen. Ich werde ein wenig im Garten auf- und niedergehen. Die freie Luft wird mir wohlthun. . ."

Die Gräfin ließ ihr zurückſagen: „Um vier Uhr möge sie sich zum Spaziergang bereit halten."

Bianka ging nach dem Garten hinab und promenirte im Gange, der zum Thore führte, auf und nieder. Ihre Aufregung steigerte sich. „Jetzt muß er es wissen!" sagte sie bei sich. „Was wird er sagen, denken, empfinden? Wird er lächeln über die närrische Laune der Mutter? Wird er sich beschweren über die verletzende Rücksichtslosigkeit? Oder — oder wird er etwas von dem Leide empfinden, welches ich empfinde?"

Aus ihren großen, dunkeln Augen leuchtete ein eigenthümliches Feuer. Ihre Wangen bedeckten sich mit Purpur. Ihre Züge nahmen den Ausdruck stolzen Sieges an. Sie gedachte des Blicks, welchen er ihr zugeworfen, jenes Glutblicks, der sie getroffen, betäubt und zu einem neuen Leben erweckt hatte. . .

Endlich erschien der alte Inspektor im Thor. Das junge Mädchen schien im Begriff, ihm entgegenzueilen; doch es fühlte sich wie gelähmt. Es erbleichte und drückte die Hände gegen die Brust. . .

Der Greis flog vom Pferde und näherte sich langsam, mit niedergeschlagenem Blick, der Gemahlin. „Nein, nicht hier!" sprach sie plötzlich, als er ihr nahe war. — „Ich will Sie nach Ihrer Wohnung begleiten!" Dort angelangt, setzte sie sich nieder, schöpfte Athem und sprach: „Lieber, guter Inspektor, nun kein Mensch verschwiegen von dem, was er gelagt! Bitte, bitte!" Dabei reichte sie ihm mit einem flehenden Ausdruck in ihren bleichen Zügen die Hand.

Das Wesen des alten Mannes verrieth Befangenheit und Angst. Sein altes redliches Herz krampfte unter einer Last, für die es zu schwer war. Das Gefühl seiner Pflicht als Diener der Gräfin, seine unendliche Zuneigung für die Gemahlin, seine Theilnahme für den Maler, die Angst vor den Folgen eines Schritts, zu welchem er sich gegen ihn verpflichtet hatte, all diese zum Theil widerstreitenden Gefühle bestimmten seine alte treue Brust. Rathlos, fast besinnungslos unterwarf er sich zuletzt dem persönlichen Eindruck Bianka's und erzählte ihr fast wortgetreu, was zwischen ihm und dem Maler vorhanden worden.

Bianka hörte ihn mit scheinbarer Ruhe an. Den schönen Kopf auf die Brust gesenkt, die Augenlider herabgeschlagen, die Hände gefaltet, regungslos und stumm, glich sie einer ägyptischen Statue. Nur ein wiederholter leichter Farbenwechsel, den jedoch der Greis nicht bemerkte, fand im Widerspruch mit dieser Ruhe, welche sie auch dann noch längere Zeit beibehielt, nachdem der Inspektor seinen Bericht beendigt hatte. . . Endlich erhob sie sich rasch und sagte: „Gut. So mag es das Ziel vollenden! Ich werde mich um drei Uhr nach der Wohnung des Gärtners begeben!"

„Wie doch?" rief der Inspektor mit der Miene des Schreckens — „Sie wollen es wagen?"

„Hat er nicht selbst gesagt, daß diese Angelegenheit nur in dieser Weise ohne seine Demüthigung zu erledigen ist?" versetzte sie, aufstrichend und dem Greise fest ins Gesicht schauend. „Ueberdies", fügte sie nach kurzem Zögern in weichem, traurigem Tone hinzu, „wenn er soet und alles beendet sein wird, soll die Mutter aus meinem Munde den Hergang erfahren. Auch verbürge ich mich dafür, daß dann ihr einziger Tadel oder Unwillen mich allein treffen soll."

„O nein!" versetzte der Inspektor, der vor lauter Rührung plötzlich ganz muthig und entschlossen geworden war — „dann muß ich bitten, auch mich den gebührenden Antheil daran tragen zu lassen."

Ein Blick herzlicher Dankbarkeit und ein abermaliger Händedruck belohnten den alten Mann, der sich nie in seinem Leben in einer ähnlichen seelischen Lage befunden hatte. Fast leichtertig sagte er nach kurzer Pause hinzu: „Ich werde jetzt gehen, der Frau Gräfin Bericht zu erstatten. Es wird das erste mal, solange ich ihr diene, sein, daß ich sie hintergehe. Aber es wird schon gehen!"

„Es soll bei uns beiden das erste und letzte mal sein!" sagte Bianka, indem sie sich rasch entfernte.

Eine junge Dame „von Welt" hat, wenn sie „erwacht", wenn das Gefühl einer ersten Liebe sie durchbebt, doch stets eine Vertheidigungswaffe

bei der Hand. Ihr ist nicht blos geliebt, sondern sie ist darin geübt worden, vor den Männern auf der Hut zu sein und ihre Gefühle nach dieser Richtung hin zu beherrschen oder wenigstens zu bewachen. . . Die Waldblume hatte eine solche Waffe nicht. Sie versuchte gar nicht erst, gegen ihr Herz zu kämpfen. Gleich als sie wahrnahm, daß das Gefühl, welches sie durchglühte, bei ihrer Mutter auf Widerstand stieß, sagte sie bei sich: „Ich werde der Mutter gehorchen, werde entsagen, aber ich werde daran sterben". . . Das sagt zwar hin und wieder auch ein junges Mädchen der großen Welt in ähnlichen Fälle, aber dieses sagt es durchaus nicht mit denselben Gefühlen wie Blanka, nicht mit so tiefer, innerster Ueberzeugung, nicht mit so rücksichtslosen Ergebung . . Blanke gab daher auch ihre Zustimmung zu der geheimen Zusammenkunft mit dem Maler ohne alle Hoffnung und Rücksicht auf sich. Sie wollte Burgdorf vor einer Demüthigung retten. Und dann, sagte sie in Gedanken hinzu, wird ja die Mutter in dem vollendeten Bilde eine schöne Erinnerung an mich haben, wenn ich todt sein werde. . .

Daher kam es denn auch, daß sie mit fest gefaßter Stirne ohne die geringste Aengstlichkeit und ohne Gewissensbisse nach der Wohnung des Gärtners ging. Allerdings empfand sie noch jenes sonderbare Gefühl, welches ihr die Brust zusammenzog drohte und welches sie doch bis alle Schätze der Welt nicht hingegeben hätte. Doch mischte sich weiter Furcht noch Besorgniß hinein. Es war die Seligkeit der Liebe, mit dem Weh der Entsagung gemischt, was sie empfand.

Der alte Inspector ging wie ein armer Sünder neben ihr her. „Mein liebes gnädiges Fräulein", sagte er kurz vor der Thür, „Sie sind so blaß. Noch ist es Zeit. . ."

„Sehen Sie denn nicht", versetzte sie mit eigenthümlichen Lächeln, „daß er am Fenster steht, daß er uns alle gesehen haben muß?"

Sie überschritt die Schwelle.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Das stockholmer Blutbad.

Historische Skizze von Julius Meyer.

Am 20. Juli 1397 wurde auf Antrieb der Königin Margarethe von Dänemark zu Kalmar jene verhängnißvolle Urkunde — die Kalmarische Union — unterzeichnet, welche die drei nordischen Reiche: Dänemark, Norwegen und Schweden, für alle Ewigkeit zu Einem großen Reiche verbinden sollte. Aber schon nach Margaretha's Tode am 28. October 1412, während einer Pilgerfahrt ihres schwachen und unfähigen Nachfolgers Erich's XIII. nach Palästina, sagte sich Schweden von der Union los und wählte an Grund seines alten Wahlrechts nach wilden Parteikämpfen im Jahre 1440 Karl Knudson zu seinem König.

Damals hatte noch kein Diplomat die Theorie des europäischen Gleichgewichts entdeckt und keine auswärtige Macht mischte sich in die Angelegenheiten der drei skandinavischen Reiche. Als im Jahre 1470 König Karl starb, wurde die Regierung in Schweden von einem Reichsverweser weiter geführt. Aber obgleich scheinbar unabhängig und selbständig, war Schweden doch fortwährend glücklich zu nennen, da die Ränke des dänischen Hofs das Land zum Schauplatz immerwährender Spaltungen und Bürgerkriege machten. Inmitten dieser Verwickelungen besteig Christian II. den dänischen Thron.

Die mangelhafte Erziehung, welche dieser mit den besten geistigen Anlagen begabte Fürst erhalten hatte, trug die Hauptschuld, daß er der Nero des Nordens wurde. Sein Jugendleben ist wenig verschieden von dem, welches während der Regentschaft 1715—20 die sogenannten Roués in Frankreich führten. Aus dieser Periode seines Lebens stammt Christian's II. Liebesverhältniß zu der schönen Dorete, das in seinen Folgen von nicht geringem Einfluß auf die spätern Ereignisse in Schweden war.

Dieses Mädchen war die Tochter einer Hofdame von Amsterdam. Sigbrit, die in Bergen in Norwegen eine Bier- und Branntweinschenke errichtet hatte. Hier hatte des Prinzen vertrauter Freund und Rathgeber, der Kanzler Wulkendorf, das anmuthige Kind seinem Herrn gerühmt und sie mit dem Prinzen auf einem Balle bekannt gemacht. Von diesem Abend an beherrschten die reizende Dorete und die schlaue Sigbrit den Prinzen.

Als im Jahre 1513 König Hans starb, folgte ihm Christian in der Regierung und Sigbrit wurde etwas wie sein einflußreichster Minister; in ihrem Palast wurden die Angelegenheiten des Staats berathen, die reichen Einkünfte des Sundzolls entschädigten sie genugsam für die Regierungslasten.

Während Tegel in Deutschland Ablaßhandel trieb, war in Dänemark ein päpstlicher Legat, Archimbald, in gleicher Weise thätig. Sein Tod-

Tony.

Die ſchönſte Wirklichkeit! Willſt Du den Scheitel behalten oder mach' ich Dir Locken? Du ſollteſt Dich ganz ſo kleiden, wie damals, als er Abſchied nahm. Du mußt ihn bezaubern.

Beate.

Schweſter, Schweſter, ihn wiederſehen! Ich trug den einfachen Scheitel, wie heut.

Tony.

Schadet nichts, ich mach' ihn glätter. (Löſt das Haar auf und ſetzt während der ganzen Scene die Toilette fort.) Prächtig ſollſt Du ausſchauen! Ich ſehe den Guſtav noch deutlich, wie damals. Ich war zwölf Jahre alt. Das kleine Windſpiel nannt' er mich. Wir hatten ihn alle ſo lieb und noch jetzt muß er mich Du nennen. Wenn ich ihn auch noch ſo nennte, würde ſich das wohl ſchicken?

Beate.

O Tony, Alles Liebe in der Welt iſt ſchicklich. Er iſt mein, er iſt unſer Aller!

Tony.

Wie ſchön noch Dein Haar iſt! Ich Närrin, was red' ich denn! Noch? Wir machen Dir ſo viel Sorgen, daß es kein Wunder wäre — ſieh, ein weißes Härchen! Huſch, fort iſt's. Wie eine ſchöne, freie, edle Stirn Du haſt, wie ein Maitag, wie ein Sonntagshimmel!

mächtigen war ein gewisser Dietrich Slagheyt, angeblich Doctor des Kanonischen Rechts, eigentlich aber ein ehemaliger Barbiergeselle und, wie sich bald herausstellte, ein Verwandter der mächtigen Sigbrit, durch deren Vermittelung der Abenteurer rasch den Königs Vertrauen erlangte. Er wurde zu dessen Beichtvater ernannt und stand in Gemeinschaft mit seiner Mutter und deren Bruder, Hermann Hvad, bald an der Spitze aller Geschäfte. Nach dem plötzlichen Tode der Dyrefe, 1517, blieb die Gewalt in den Händen dieser Menschen.

Auf den Kalmarer Vertrag fußend, erhob auch Christian wie seine Vorgänger Ansprüche auf Schwedens Krone und ward darin von dem Erzbischof Gerik Trolle in Upsala unterstützt, da der strenge Verfügungen, welche die Familie dieses Prälaten in Dänemark hatte, ihn zum eifrigen Anhänger der Unionspartei machten. Wiederholt hatte es Christian versucht, die Schweden sich zu unterwerfen, und als im Jahre 1516 durch den neuen Erzbischof Gustav Trolle, den Sohn des obengenannten, abermals Unruhen in Schweden ausbrachen, landete 1517 unter Störn Norbo die dänische Flotte an der Küste des aufständischen Landes. Die Schweden aber schlugen die Flotte zurück, erklärten auf dem Reichstage zu Arboga den Erzbischof für abgesetzt und gestürzten sein festes Schloß Stäket. Christian unternahm darauf, auf Anrathen Sigbrit's, im nächsten Jahre selbst eine Landung in Schweden. Von Sten Sture gerichtet, forderte er nun eine persönliche Unterredung mit diesem, der welcher er auch einige Angstlandsitte erlangte, aber „wider Treu und Glauben" den jungen Gustav Erichsen Wasa, den ersten Hemming Gad nebst vier andern Schweden und den ebelsten Geschlechtern als Geiseln auf die Flotte schleppen und in Gefangenschaft nach Dänemark führen ließ. Treulos brach er die eingeleiteten Unterhandlungen ab und verließ Schweden. Kurz nach seiner Rückkehr nach Dänemark trat dort auf päpstliche Anordnung ein geistliches Gericht zusammen, um die Streitigkeiten zwischen Gustav Trolle und dem Reichsverweser Sten Sture zu untersuchen. Das Resultat war, daß letzterer von Leo X. in den Bann gethan und das aufständische Land mit dem Interdikt belegt wurde. Da sich aber die Schweden an den Bann nicht kehrten und Gustav Trolle Beistand von Christian und Wiedereinsetzung in sein Amt verlangte, fiel am 5. Januar 1520 das dänische Heer unter Otto Krumpen in Schweden ein. Am 19. Januar stieß Sten Sture auf dem Eise des Strö-Sundt bei Bogesund in Westgothland auf den Feind. Zum Unglück der Schweden wurde ihr Führer schon beim Beginn der Schlacht schwer verwundet und mußte aus dem Kampfe hinweggetragen werden. Den Dänen blieb der Sieg, und die Schweden von sich verzweifelnd, rüsteten sie nach Upsland vor. Als Sten Sture dies erfuhr, raffte er seine letzten Kräfte zusammen, um zur Vertheidigung Stockholms zu eilen, starb aber in seinem Schlitten auf dem Eise des Mälarsees infolge seiner Wunden. Jede Regierung hörte damit in Schweden auf. Mordend und brennend drangen die Dänen im Lande vor und unterwarfen in nicht sehr langer Zeit ganz Schweden, mit Ausnahme von Stockholm, das von Sten Sture's edler und heldenmüthiger Wittwe, Katharine Gyllenstjerne, vertheidigt wurde. Da erschien mit Beginn des Frühjahrs Christian mit einer Flotte vor Stockholm, knüpfte abermals Unterhandlungen an und versprach schließlich den Besiegten, in Schweden nach schwedischen Gesetz und im Sinne der Kalmarischen Union zu regieren. Kaum täuschlich gab er noch die Zusicherung, daß alles bisher Vorgefallene von ihm vergeben und vergessen sein solle.

Katharine sah jetzt ein, daß sie Stockholm schwerlich noch länger zu halten im Stande sein werde. Wider den Willen der Bürgerschaft, nur auf dringenden Anrathen Hemming Gad's, der jetzt, in der Hauptsache, seinem Vaterland Frieden zu verschaffen, des Königs Sache forderte, ließ sie dem König die Schlüssel der Stadt überreichen, der seinen Einzug in die Stadt hielt, bald darauf aber Schweden verließ. Im Herbst desselben Jahres kehrte er dahin zurück, hielt sich am 4. November von dem unmeiste wieder in sein Amt eingetretenen Erzbischof Gustav Trolle in der Stadtkirche zu Stockholm krönen, bestätigte wiederholt die gegebenen Zusicherungen und nahm das Sacrament darauf. Während er gegen jedermann freundlich und liebenswürdig erschien, hatte er sich in seinem Innern zu einer blutigen That entschlossen, während noch Bälle, Turniere und andere Vergnügungen abwechselten, berief er mit seinem vertrauten Rathgeber Slagheyt den Plan. Nach der letztern Ansicht konnte Christian's Macht in Schweden nur durch die Vernichtung aller seiner hervorragenden Gegner befestigt und erhalten werden. Den Gewissensskrupel des Königs, daß er einen Gnade versprochen habe, beseitigte Slagheyt durch die Ansicht: nicht als Kö-

nig, als Verbrecher den päpstlichen Bannfluch solle er die Strafe vollziehen lassen. Hiermit war Christian einverstanden, und es kam nur noch darauf an, eine geeignete Gelegenheit herbeizuführen, die Großen und Guten zu locken.

Die Krönungsfestlichkeiten hatten bereits zwei Tage gedauert, die fremden Gäste sowie Ritter, Adeliche, Geistliche, die Bürgermeister und einflußreichsten Bürger von Stockholm waren auf das glänzendste bewirtet und vom König liebreich behandelt worden; niemand hatte auch nur die leiseste Ahnung von den bevorstehenden Ereignissen, als am dritten Tage in der Morgenstunde plötzlich die Thore der Burg geschlossen wurden. In demselben Augenblick begab sich der König in den großen Saal des Schlosses und ließ sich auf seinen Richterstuhl nieder. Da trat Gustav Trolle vor ihn, brach in die bittersten Klagen aus gegen die Ketzer, welche sein Schloß geschleift, ihn des Amtes entsetzt und andere Prälaten in Gefangenschaft geführt hätten, und bat den König um Schadenersatz. Es hatte es Christian gewollt. Nachdem er die päpstliche Bannbulle hatte verlesen lassen, wurden alle geistlichen und weltlichen Herren, welche auf dem Reichstage zu Arboga unter der Verpflichtung zur gemeinschaftlichen Verantwortlichkeit gegen Beschluß unterzeichnet hatten, der den Erzbischof seines Amtes verlustig erklärte, so viele ihrer zugegen waren, eingeriffen und die Nacht über in Gewahrsam gehalten, um am andern Morgen vor eine vom König berufene Commission gestellt und von dieser verhört zu werden. Zum Schlusse ward ihnen die Frage vorgelegt, ob es nicht Ketzer sei, sich gegen den heiligen römischen Stuhl zu verbinden und zu verschwören; eine Frage, die sie mit Ja beantworteten. Mit dieser Antwort hatten sich die Unglücklichen das Todesurtheil selbst gesprochen; nicht lange und es ward dann auch verkündigt. Es war am Morgen des 8. November 1520, als alle Thore der Stadt geöffnet wurden und Trompetengeschmetter in den Straßen erschallte; ein Herold eröffnete den überraschten Einwohnern, daß bei Verlust des Lebens niemand sein Haus verlassen dürfe und alle Eingänge desselben wohlverschlossen zu halten habe. Dänische Soldaten marschirten durch die plötzlich öden Straßen und besetzten die wichtigsten Punkte der Stadt; auf dem Marktplatz wurden Gerüste aufgeschlagen.

Um 12 Uhr mittags begann das blutige Schauspiel. Die Thore des Schlosses öffneten sich und von Henkern und dänischen Kriegern begleitet, betraten Schwedens edelste Männer den Weg zum Richtplatz. Den blutigen Reigen eröffnete die Geistlichkeit, voran der würdige Bischof Matthias von Strengnäs, ein Mann, ohne selben Gifer es den Tyrannen sicher nicht zu leicht gemacht haben würde, Schweden an sich zu reißen; kaum der Bischof Vincentius von Skara und andere. Ihnen folgten der Adel und die Reichsräthe, darunter Gustav Wasa's Vater, Erich Johansson, der vor zwei Jahren als Geisel mit nach Dänemark geschleppt worden war. Den Beschluß machten die drei Bürgermeister, dreizehn Rathsherren und viele Bürger von Stockholm. Vergebens baten die Opfer dieser grausamen Justiz um geistlichen Zuspruch — er ward ihnen verweigert. Da ergriff der Bischof Vincentius von Skara das Wort, um seinen Schicksalsgenossen nebst den trotz des ergangenen Verbots Herbeigeeilten Trost zuzusprechen und den Himmel um Rache anzurufen. Das Getöse der Trommeln übertönte seine Stimme, und der Befehl ertheilend, sofort mit den Hinrichtungen, welchen er als Zuschauer beiwohnte, zu beginnen, endigte die Rede des würdigen Priesters. Wie auf dem Gang nach dem Richtplatz, so war er auch wieder der erste. Eben lag er auf den Knien, das Haupt von dem geschwungenen Henkerschwert gebeugt, als noch sein Kanzler Claus Petri und dessen Bruder Simonnius Petri herbeigeeilt kamen, um Absolut von ihm zu nehmen; doch zu spät: in demselben Augenblick fiel der tödliche Streich und trennte das Haupt vom Rumpfe. Die beiden Brüder, von Widerwillen und Schrecken ergriffen, brachen in lautes Klagen und Jammern aus; aber kaum hatten die Henker ihre Thaten des Mordes bemerkt, als auch sie gepackt und in den Kreis gezogen wurden, und sicher hätten sie das Schicksal des Bischofs getheilt, wäre nicht ein Deutscher hinzugetreten, der sie kaufte in Wittenberg kennen gelernt hatte; er behauptete, sie seien Deutsche und wußten deshalb verschont bleiben. Diesem glücklichen Zufall danken zwei Männer das Leben, die sich später durch ihre Thätigkeit bei Einführung der Reformation in Schweden außerordentlich gemacht haben.

Das einmal begonnene Blutbad dauerte den ganzen Tag fort und die letzten Straßen der Abendstunde beleuchteten nicht mehr Opfer. Aber noch nicht genug des Mordens. In der Nacht wurden die Häuser erbrochen, Greise und Kinder im Schlafe ermordet und das Eigenthum der

Bürger gerauft. Jedermann verbarg sich ängstlich in Gruben und Kellern, um wenigstens das Leben zu retten. Da sahe der König endlich Sicherheit und Frieden verkündigen, aber kaum ließen sich wieder Menschen in den Straßen erblicken, so fielen die Soldaten über sie her und legten ihr blutiges Handwerk mit gleich unermüdlichem Eifer wie tags vorher fort.

So wurde drei Tage lang gewordet und geplündert, das Blut von Hunderten riefelte mit dem in Strömen herabfallenden Regen vermischt durch die Straßen; auf dem Markte lagen drei Tage lang die Leichen in drei Haufen geschichtet, getrennt nach Rang und Stand: Geistliche, Adeliche und Bürger, und erst als der Geruch der verwesenden Körper unerträglich wurde, ließ sie Christian nach Südermalm schaffen, wo sie, weil Ketzern kein christliches Begräbniß gebühre, abends bei Fackelschein verbrannt wurden.

Noch immer hatte Christian seinen Rachedurst an dem unterjochten Volke nicht gestillt. Selbst die Todten sollten nicht Ruhe haben. Der für sein Vaterland gefallene Sten Sture wurde aus dem Grabe gerissen und mit dem Leichnam seines sechsjährigen Knaben verbrannt. Seiner Witwe ließ der König die Wahl, ob sie erdrückt, verbrannt oder lebendig begraben sein wolle. Ohnmächtig brach sie zusammen und nur der Fürsprache seiner Günstlinge gelang es, ihn wieder gegen sie zu stimmen; sie ward zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt. Die würdige Sigrid Banner, Katharina's Mutter und Großmutter Gustav's I., wurde in einen Sack genäht und sollte ins Wasser geworfen werden, als sie sich noch durch Versicht auf ihre reichen Güter das Leben wiederverkaufte. Mit ihrer Tochter, vier Kindern Sten Sture's und vielen andern Frauen aus Schwedens ersten Familien wurde sie nach Dänemark geführt und anfangs auf Schloß Kalundborg, später aber, als sich auch unter Gustav I. Schweden erhob, in dem Blauen Thurm zu Kopenhagen gefangen gehalten. Hier entsetzen Hunger, Durst und Kälte das Leben der würdigen Matrone.

Erst im Anfang des Jahres 1521 kehrte Christian, in Schweden den Weg seiner Rachewuth durch immer neue Grausamkeiten fortsetzend, nach Dänemark zurück.

Wie sehr diese Greuelthaten selbst bei den Dänen Widerwillen erregten, beweist hinlänglich das Lesen Recht, welches nicht der flüchtigen Schweden auf den dänischen Flotte aufnahm und vor Verfolgungen schützte, und das Christian's erster Aechter, Otto Krumpen, aus Abscheu seinen Dienst verließ. Beladen mit dem Fluch einer ganzen Nation, der er in kurzer Zeit über sechshundert Menschen geraubt, erzielte ihn und seinen Rathgeber Slaghek schon nach wenigen Jahren die rächende Nemesis.

Von Gewissensbissen gefoltert, wandte er sich an Leo X., der ihm in der Person des Legaten Giovanni da Pietrogio einen Beichtvater schickte. Dieser, um den König zu beruhigen, wälzte alle Schuld auf Slaghek, den inzwischen Bischof von Lund geworden war, aber nun ebenso rasch in Ungnade fiel, als er sich emporgeschwungen hatte. Auf Christian's Befehl wurde er nach Kopenhagen geschleppt, dort peinlich verhört und für seine unmenschlichen Rathschläge als Urheber des Stockholmer Blutbades vor dem Rathhause verbrannt.

Christian, dem sein eigener Adel wegen seiner Tyrannei schon nach wenigen Jahren den Gehorsam kündigte, mußte fliehen und starb, nachdem er bei aufwärtigen Höfen hülfesuchend umhergeirrt war, nach siebenundzwanzigjähriger Gefangenschaft.

Nach ihm die Mutter der Dorothe, Sigbrit, geworden, ist geschichtlich. Nach den einen soll sie nach Holland zurückgekehrt sein und, wie früher, einen Tuchhandel betrieben haben; nach andern ist sie in Lübeck gestorben. Noch jetzt ist den Schweden, in Erinnerung an jene Greuelthat, der Name Christian verhaßt, und es wird schwer halten, jenes traurige Angedenken an dänische Herrschaft aus dem Gedächtniß des Schweden zu vertilgen.

Die Zigeuner.

Von Wilhelm Gerstäcker.

IV.

In Ungarn lebt gleichfalls ein nicht unbedeutender Theil der dortigen Zigeuner in Städten und Dörfern. Die Kinder besuchen die Schulen und gehen in die Kirche. Nicht wenige der ansässigen Zigeuner haben sich auch schon ein Vermögen erworben, und man erzählt von einigen Zigeunerältern, die ihren Töchtern eine Mitgift von 6—8000 Gulden geben konnten. In der Wohnung solch eines wohlhabenden Zigeuners erwartet den Besucher ein leidlich, nichtsdestoweniger mit allerlei modernem Comfort, als Teetischchen, Fauteuils, Sofa u. dgl. ausgestattetes Zimmer und in der Regel eine gutgeste, anständig gekleidete

drie Hausfrau, welche mit dem liebenswürdigsten Benehmen ihrem Gast ein Glas Kaffee serviert. Die gewöhnlichen Zigeuner in den Dörfern tragen gleich den Eingeborenen Tschemlitzel und einen breitgeränderten Hut, die Füße sind mit Hopf oder großen Stiefeln bekleidet. In den Städten aber tragen sie sich nach deutscher Sitte und die wohlhabenden unter ihnen erblickt man nicht selten in feinen Kaffeehäusern, mit dem obligaten „Fischer" im Auge, an der goldenen Uhrkette spielend und mit vielem Anstand sich benehmend.

Weltberühmt sind die ungarischen Zigeunermusiker. Der ungarische Zigeuner ist die lebende und wandernde Partitur der ungarischen Nationallieder, dieser wunderbaren, durch Gefühl und Leidenschaft hervorgerufenen Melodien, die an Fein Geizig, seine Regel gebunden sind, deren Ursprung niemand kennt. Mit ihren absonderlichen Tönungen, mit allen ihren Wunderlichkeiten und Schnörkeln, mit allen ihren Betonungen des Zeitmaßes und eigenthümlichen Momenten lassen sie sich nur unvollkommen in der Notenschrift niederlegen, und ohne den musizierenden Zigeuner wären sie für uns verloren, denn kein anderer als er, der sie sich zum geistigen Eigenthum machte, vermag sie so rein und vollkommen zu bemahnen und sie eben wiederzugeben. Die ungarischen Volkslieder sind Beethovensche Symphonien im kleinen. Ein edles unbefriedigter Drang nach Freiheit und Freude bildet ihren Inhalt. Unbefriedigt aus ihren Kämpfen um nationale Größe, Bildung und Freiheit hervorgegangen, drückt diese tiefe, edle und hochherzige Nation in ihren Liedern nur Jeremiaklagen über den Grabe ihrer Hoffnungen aus. Bald sind es überreife, schmerzhafte Klagetöne voll schauderhaften Wehmuth, bald ein dahinbrausendes klagendes Adagio, und nur selten mischen sich Töne der Freude und des heitern Humors unter diesen Strom von Wehmuth und Trauer. Und sympathisiert nicht der Zigeuner, ausgestochen und verachtet von der Gesellschaft unter fein Vaterland suchend, mit diesen Gefühlen, nicht mit den Gefühlen derjenigen Nation, in deren Lande er sich unter allen europäischen Ländern am heimischsten fühlt und mit der er jahrhundertelang im engsten Verkehr gestanden? Die ungarischen Nationallieder, welche ein Zurückhalten und Beschleunigen des Zeitmaßes, ein geistreiches Tremolieren und anderweitig weiter häufiges und feuriges Auflodern der Töne bezeichnet, sind überdies ganz für die Vortragsweise des Zigeuners, wie wir sie bereits kennen lernten, geschaffen. Darum ist die richtige Begleitung derselben auch ihm nur eigen. Er begleitet sie mit der Violine, seinem Lieblingsinstrument, welche durch das Anhalten und Schwellen der Töne, durch die Leichtigkeit, womit auf die alle erdenklichen Veränderungen sich ausführen lassen, wie zugeweise geeignet ist, diese eigenthümlichen Melodien in verhältnißlichen. Der Moment des Spielens ist dem Zigeunermusiker ingleich ein Moment des Schaffens, und in unmittelbarer und charakteristischer Umgestaltung gibt er die Melodien gleichsam als sein Eigenthum wieder; eigene Musikstücke entstehen so nur selten. Schon als Knabe versteht sich der Zigeuner auf irgendeinem Instrument, spielt gehörte Melodien nach oder erfindet Begleitformeln dazu, und durch diese zuhörige, langjährige Uebung, unterstützt durch sein angeborenes musikalisches Talent, erlangt er jene bewundernswürdige Sicherheit und Feinheit des Gehörs, die ihm die Kenntniß der Noten entbehrlich macht. Auch ist unser ganzer musikalischer Lehrsatzung für den Zigeuner höchst überflüssig, da ihm Technik und Kunstfertigkeit des Spiels angeboren scheint. Ohne geregelten Fingersatz und mit mangelhafter Bogenführung spielt der Zigeuner außer den ungarischen Melodien die schwierigsten Violinkompositionen, und zwar blos nach dem Gehör. Als Beweis seines großen musikalischen Gedächtnisses diene folgende Thatsache: Ein ungarischer Musiker wurde von einem deutschen Zigeunermusiker gebeten, ihm eine „Arie", ein langes Potpourri aus der Oper „Il Trovatore", arrangiert für Zigeunerverhältnisse, einmalen. Nach zweimaligem Durchspielen, welches in der Art stattfand, daß während jener die Violinstimme auf den Noten vortrug, in gleicher Zeit der der Noten gänzlich unkundige Zigeuner jede Note, jeden Fingersatz, jeden Bogenstrich und jede Manier mit der genauen Genauigkeit wiedergab, exekutierte letzterer, daß er die „Arie" bereits im Kopfe hätte, und spielte sofort, zum Erstaunen seines Lehrmeisters, die ganze Stimme allein. Die Zahl der musizierenden Zigeuner in Ungarn soll nahezu an zweitausend betragen. Man erblickt sie gruppenweise auf Marktorte und den Plätzen der Städte, unter freiem Himmel die Kunst des Saitenspiels übend, oder bei Bauernhochzeiten, Kirchweihen und allen Festen der Landlichkeit, wo alles unwiderstehlich gerührt nach ihren Zigeunerischen tanzt. Es verdient nicht, daß

ſie zuweilen auch in Damentracht erſcheinen; ſie finden überall immer ein dankbares Publikum. Nach Art der Minneſänger ziehen die ungariſchen Zigeunermuſiker unſtet im Lande umher und man begegnet ihnen häufig auf den Landſtraßen in einem ſchlechten Wagen, gezogen von einem abgetriebenen, abgemagerten Geſpann. Häufig findet ſich der muſicirende Zigeuner in den „Csarden", jenen einſamen, zumeiſt auf den Puſzten gelegenen Gaſthäuſern ein. Wenn der edle Ungarwein Herz und Sinne der Gäſte berauſcht hat, gewöhnlich Grundbeſitzer aus altungariſchem Adel, dann ertönt es von allen Seiten: „Spiel' auf, Zigeuner!" Dieſer folgt dem Ausruf ſofort, und die durch ſein hinreißendes Spiel in Ekſtaſe verſetzten Zuhörer ermüden nicht, ihm den Bauch der Violine oder des Cymbels mit blanken Gold- und Silbermünzen zu füllen, wodurch das Spiel des Zigeuners erſt recht Geſtaltung, Feuer und Leben erhält. Zuletzt ſingen, tanzen und trinken ſie mit dem Zigeuner gemeinſchaftlich und bei jeder leidenſchaftlichen Stelle des Muſikſtücks erfolgt eine allgemeine ſtürmiſche Umarmung. Wer ein ungariſches Zigeunerſpiel nicht gehört, ſoll keinen Begriff davon haben. In wilder Freiheit und Ungebundenheit wogt es dahin; bald wehklagt die Geige in der Hand des Zigeuners, und in der Applicatur bringt er Töne hervor, ſo rein und hell wie das Schlagen der Nachtigall; bald, vom ſanften zum ſtürmiſchen Spiel plötzlich übergehend, ſcheint die Geige in Trümmer zu gehen und das Feſt gleicht dem Zucken der Blitze. Außer den einſam reiſenden Kunſtjüngern gibt es in Ungarn auch gutorganiſirte Zigeunerbanden. Ein vollſtändiges Zigeunerorcheſter beſteht aus drei erſten Violinen, drei Secund-Violinen, zwei Alt-Violinen, einem Cello, einer Baßgeige, einer Clarinette und einem Cymbel. Dieſes letztere Inſtrument iſt nächſt der Violine das urſprünglichſte und gebräuchlichſte der Zigeuner und vertritt gewiſſermaßen die Stelle des Klaviers und der Harfe. Die über einen zwei Fuß langen und anderthalb Fuß breiten Reſonanzboden geſpannten Saiten werden mittels zweier hölzerner Stäbchen in Bewegung geſetzt, wodurch ſich das Cymbel zur Ausführung der rapideſten Paſſagen und mannichfaltigſten Verzierungen eignet. Die erſten Violinen, Clarinette und Cymbel übernehmen die Melodieſtimme, zu der die Zigeuner noch mannichfache Verzierungen hinzufügen, während die übrigen Inſtrumente eine paſſende Begleitung hinzufügen, die in ſcheinbarem Widerſpruch mit der Melodieſtimme zu ſtehen ſcheint und durch rhythmiſchen Kampf Leben und Bewegung in das Tonſtück zaubert.

Unter den Zigeunermuſikern Ungarns hat es zu allen Zeiten namhafte Virtuoſen gegeben. Unter den gegenwärtigen Zigeunermuſikern Ungarns iſt Patikárus Jenko einer der bedeutendſten. Franz Liſzt beſuchte bei ſeinem Aufenthalt in Peſth bei Gelegenheit der großen Dommeihe beinahe täglich ſeine Productionen, und als einſt bei einem Liſzt zu Ehren gegebenen Feſte unvermuthet im Nebenzimmer Patikárus' bekannte Geige ertönte, ſprang er wie von einem Dämon bemeiſtert von der Tafel auf, eilte zu einem Pianoforte und übertrug darauf, ſein Spiel in das des Zigeuners miſchend, die ſoeben gehörte ungariſche Melodie, und nach Ausſage aller Anweſenden hat er noch ſelten ſo ergreifend geſpielt.

Sehen wir uns auch nach den Zigeunern in den außereuropäiſchen Ländern um. Wie geſagt, kein Theil der Alten Welt iſt frei von ihnen. Man findet ſie in Scharen in Kairo und den Dörfern am Nil, wo ihnen Palmbäume Obdach bieten; ſie durchſtreifen das Innere von Afrika und plündern die reiſenden Kaufleute aus. Reiſende fanden ſie in Syrien, Sibirien, Arabien und Perſien wieder. Ueberall bieten ſie die gleiche Erſcheinung, überall führen ſie das unſtete Nomadenleben ohne Geſetz und Thätigkeit wie ihre Genoſſen in Europa, zeichnen ſich als Diebe und Gauner aus und üben dieſelben Künſte, als Muſik, Tanz, Gaukelſpiel und Wahrſagekunſt.

Das freieſte und unabhängigſte Leben führen ſie in Syrien, wo ſie Ghinganen genannt werden. Hier ſchweifen ſie mit Arabern und andern nomadiſchen Völkern umher. Die Aehnlichkeit ihrer Lebensweiſe mit der der Araber, Turkomanen und Kurden macht, daß ſie dort nicht ſo dem Haß und der Verachtung preisgegeben ſind wie bei uns in Europa. Gleich jenen Völkern leben ſie unter Zelten und ziehen in ganzen Scharen nomadiſirend umher. Die ſyriſchen Zigeuner tragen, weil die natürliche Folge ihres freien, wilden Lebens, in ihrem Antlitz mit großen ſchwarzen Augen und ſtarker Naſe, in ihren wohlgebauten Gliedern einen ſolchen Ausdruck von Kraft und Wildheit, daß ſie auf jeden einen abſtoßenden Eindruck hervorbringen, der durch Schmutz und Lumpen noch vermehrt wird. Darum nimmt man ſie auch, da ſie, ihrem Aufleben entſprechend, muthig ſind, gern zu Begleitern der Karavanen, denen ſich dann nicht leicht jemand anzuſchließen

nahen darf. Im Winter begleiten ſie auch die Jagdpartien, zu welchem Zweck ſie große Hunde mit ſich führen, die ſie den Kradern und Turkomanen entwenden. Die Männer ſind gleich den Orientalen ſehr eiferſüchtig, die Frauen weniger verwerfen als die europäiſchen Zigeunerinnen. Sie bekennen ſich zum Mohammedanismus, haben aber auch hier die Landesreligion nur zum Schein angenommen, ſodaß ſie nicht einmal die Faſten des Ramadan halten.

In Perſien bezeichnet man die Zigeuner mit den Namen Luli und Kauli, letzteres eine verderbte Form für Kabuli, die Einwohner der indiſchen Provinz, von welcher ſie hier einwanderten. Man findet ſie auch hier in großer Anzahl, beſonders in Kurdiſtan, und ſie haben hier dieſelbe Lebensweiſe, denſelben Charakter wie ihre Brüder in Europa, und wandern, ſich im Winter in die wärmern Provinzen zurückziehend, von einem Ende des Landes zum andern. In der Provinz Beludſchiſtan, an der ſüdöſtlichen Grenze Perſiens, findet ſich ein den Eingeborenen fremder Menſchenſtamm, die Luris genannt, welche in ihrer Lebensweiſe und äußern Erſcheinung ganz den Lulis gleichen, ebenſo in den öſtlichen Provinzen die Karatſchmar oder Karatſchi (d. h. die Schwarzen). Es ſind dies höchſt wahrſcheinlich Zweige ein und deſſelben, aber zu verſchiedenen Zeiten eingewanderten Stammes.

Gehen wir nun zur Geſchichte dieſer merkwürdigen, über einen großen Theil der Erde verbreiteten, aber überall fremden Nation über. Es iſt eine Maſſe geſchichtliches Material über ſie vorhanden, und die Literatur über ſie iſt ſo alt als ihr erſtes Erſcheinen in Europa ſelbſt. Aber dennoch iſt ihre Herkunft lange Zeit dunkel geblieben, und erſt vor zwei Decennien iſt es, wie wir bald ſehen werden, der Forſchung gelungen, hierüber ein größeres Licht zu verbreiten.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Zur Geſchichte des deutſchen Dramas.

Das deutſche Drama — nächſt der deutſchen Einheit gibt es für Deutſche kein klägliches Thema als das deutſche Theater. Die Sehnſucht nach der einen wie nach dem andern erfüllt jedes deutſche Herz jetzt Leſſing; vielleicht liegt es in der Beſtimmung unſers Volks, daß wir beide nie beſitzen, ſondern immer nur herbeiwünſchen ſollen. Aber der Leſer erwarte kein Klagelied — es handelt ſich um die Blütezeit unſerer Dichtung und unſers Theaters.

„Von Gottſched bis Schiller. Vorträge über die claſſiſche Zeit des deutſchen Dramas“ von Julian Bauer (drei Bände, Prag, Mercy, 1863) führen uns in allgemein verſtändlicher und anziehender Weiſe ein Bild jener Zeit und ihrer vorzüglichſten Bühnenſchöpfungen zu geben. Der erſte Theil behandelt Gottſched und Leſſing, der zweite die Sturm- und Drangperiode, mit beſonderer Hervorhebung Lenz' und Klinger's, und Goethe, der dritte iſt Schiller gewidmet. Beſcheiden nennt der Verfaſſer ſeine Arbeiten „Studien“, aber es ſind durch Kenntniß des Gegenſtandes wie durch anziehende und lebendige Darſtellung ausgezeichnete Eſſays. Als vorzüglich gelungen bezeichnen wir die Schilderungen von Gottſched und Reinhold Lenz, hier iſt die glückliche Mitte zwiſchen Tadel und Anerkennung getroffen. Daß der Verfaſſer über Leſſing, Goethe und Schiller manches ſagen mußte, was andere vor ihm und mit ihm bemerkt, liegt auf der Hand, aber im einzelnen macht ſich ein eigenes, richtiges Urtheil geltend. Die Einleitung gibt uns den beſten Aufſchluß über die Auffaſſung Bauer's. „Ein durchgehender Zug der deutſchen Literatur“, ſagt er, „iſt im 18. Jahrhundert die ſchmerzlich ſehnſuchtsvolle Abkehr von der Gegenwart, die Flucht aus der Wirklichkeit in eine ideale Traumwelt.“ Im allgemeinen eine wahre Bemerkung, im einzelnen möchte „Minna von Barnhelm“, „Clavigo“, „Kabale und Liebe“, die ſich ſo eng an eine beſtimmte Wirklichkeit, an nahe liegende Zeitereigniſſe anſchließen, dagegenſprechen. Die Beſchäftigung mit der Bühne iſt ſeit Gottſched bei uns Deutſchen nicht aus dem Volke, aus dem Quell ſeines Lebens, ſondern von den Gelehrten ausgegangen. Der Mangel einer Hauptſtadt und eines Hofs, der ſich für die deutſche Bühne in ſo großartiger Weiſe wie in Spanien Philipp IV., in Frankreich Ludwig XIV. intereſſirte, haben bei uns frühzeitig das Theater als eine Privatſache erſcheinen laſſen. Keine Begeiſterung führte die Menge wie in Shakſpeare's Tagen der Bühne zu. Einerſeits hat „Werther“ auf das große Publikum einen tiefern Eindruck geübt als „Emilia Galotti“, „Minna von Barnhelm“, ſelbſt als „Götz von Berlichingen“. Erſt Schiller's „Räuber“ erweckten eine allgemeinere Theilnahme für theatraliſche Darſtellungen. Nicht, daß jemals das deutſche Volk das Theater nicht geliebt, nur führten ihm ſeine großen Dichter zu ſelten Stoffe vor, die es ergötzten und begeiſtern konnten. Bauer bemerkt treffend, in unſerm Volk läge tief ein bürgerlicher Zug, der Zug für die Idylle, das Kleinleben, das Kleinſtädtiſche. Leſſing, Schiller und Goethe hätten uns erſt zur Idealität erziehen müſſen. Doch iſt es wahr, daß nichts vergeblicher erſcheint, als uns mit einer ſtreng hiſtoriſchen Tragödie beglücken zu wollen, zu der ſo viele Dichter in unſern Tagen den Anlauf wagen. Selbſt die Gebildetſten, dem Geiſte und dem Herzen nach Hochſtrebenden unter den wenigen, die noch eine

wahre Theilnahme für die Kunst in das Theater führt, fühlen sich diesen Versuchen gegenüber ermüdet, gelangweilt, auch sie fordern eine anmuthige, geistreiche Unterhaltung. Das historische Genrebild verdrängt, mögen die Kritiker die Köpfe schütteln so viel sie wollen, in der Kunst aller das Historiengemälde im idealen Stil. So wird jedes Lustspiel, jede edlere Posse vor dem Theaterpublikum mehr Gnade finden als ein gleich vollendetes Trauerspiel. Schon die Schiller'schen Dramen führen das Genrebildliche in die Geschichte, ja man kann behaupten, sie verdanken diesen Zügen einen großen Theil ihres Reizes. Diese „bürgerliche" Anschauung des Lebens wurzelt zu tief im deutschen Charakter, als daß sie je daraus zu verdrängen wäre. Sehr schön weist sie Bauer in Schiller und Goethe nach. „Es sind zwei verschiedene Sphären des deutschen Bürgerthums, in welchem Schiller und Goethe aufgewachsen sind: das von fürstlicher Protection abhängige und das reichsstädtisch freie, das aber für höhere Auszeichnung keineswegs unempfänglich ist." Das erste, Schiller, strebt aus dem Druck einem Ideal der Freiheit und Menschenwürde nach, das andere, Goethe, fühlt sich im Dienste eines Fürsten, den man ehrt, glücklich. Da die deutsche Geschichte alles, nur keine Folgerichtigkeit im nationalen Sinne enthält, und während bei den Spaniern, Engländern und Franzosen die ganze Entwickelung sich in der Vereinigung getrennter Stämme und Landschaften zu einem Ganzen gipfelt, bei uns das Reich mehr und mehr in die kleinsten Theile zerbröckelt, so fehlte einem nationalen Drama in Deutschland jeder Boden: das Theater ist bei uns bis auf den heutigen Tag wesentlich provinziell geblieben, ein Stück, das in Wien gefallen, darf in Berlin kaum auf Erfolg rechnen. Nicht in der unmittelbaren Vergangenheit konnten Lessing, Schiller, Goethe ihre Helden suchen, weit mußten sie zurücktreten, in fremde Länder. Und wie denn den deutschen Sinn der Gedanke mehr anzieht als die That, stehen „im deutschen Drama die Vorkämpfer des Worts, die Weisen, Weltbürger, Gedankenhelden obenan, abstract symbolische Gestalten, in denen eine ganze Ideenwelt, eine inhaltsvolle Confession, eine umfassende Weltanschauung ihren Ausdruck finden soll. Gestalten wie Nathan der Weise, Marquis Posa, Faust." Sie sind nicht allein eine Specialität der deutschen dramatischen Literatur, sie bezeichnen auch zugleich das Wesen ihrer Schöpfer: Lessing's Seele athmet in Nathan, Schiller's Herz schlägt in Posa, Goethe's Vielseitigkeit, Dichten und Trachten ahmt Faust nach.

So, in geistvoller und anregender Weise, führt uns Bauer von den dürftigen Anfängen des neuen regelmäßigen deutschen Dramas bis zu den Höhen, die Schiller mit „Wallenstein" und „Wilhelm Tell" erreichte. Flüssig und leicht geschrieben, eignet sich sein Werk besser als mancher weitschweifige Commentar zur Einführung und Erläuterung unserer herrlichsten Dichterwerke; niemand wird es ohne Genuß aus der Hand legen, vielen wird es reichste Belehrung bieten.

Aus dem Leben für das Leben.

Von Agathon Aster.

Alle Hantierungen und Verrichtungen des Lebens werden von solchen geübt, welche sie gelernt haben, als ihr Fach, als ihr Amt. Daneben gibt es nun eine, gerade die allgemeinste, die gewöhnlichste auf der Erde, welche der unberechenbar größten Mehrzahl nach solchen obliegt, die sie nicht gelernt haben, nichts davon verstehen — die Erziehung. Die Verstöße gegen eine rationelle Erziehung, welche fortwährend in tausendfachen Varianten gemacht werden (Inconsequenz ist der Hauptverstoß), sind gewiß nicht weniger groß, als welche vorkommen würden, wenn ein Musikus kochen oder Hemden zuschneiden oder ein Candidat der Theologie den Thierarzt oder Locomotivführer spielen sollte, und das dadurch angerichtete Uebel ist ohne Frage beträchtlich groß. Ein Glück ist es, daß auch hier wieder ein allgemeines Naturgesetz eintritt, das Streben nach Gesundung, nach Ausscheidung des Krankhaften, vermöge dessen allein es zu erklären ist, daß wir Erdenbewohner leben, wenn auch nur die Hälfte von dem wahr wäre, was z. B. die neuern Gesundheitsapostel von den Wirkungen miasmatischer Einathmungen, ungesunder Wohnungen predigen. Auch die intellectuelle und moralische Natur des Menschen folgt diesem Gesetz der Ausscheidung.

* *

Zu wissen, wie eine fremde Sprache falsch gesprochen wird (d. h. im Lande selbst von Ungebildeten), setzt eine weit größere Kenntniß derselben voraus als zu wissen, wie sie richtig gesprochen wird.

* *

Ein Hauptkennzeichen, den Stand der Bildung zu beurtheilen, ist das Lachen, weniger das Wie als das Worüber.

* *

Das leider so allgemeine Lachen, wenn einer hinfällt, mag weil eine — freilich wegzuwünschende — Einrichtung mehr der physischen als der psychischen Natur des Menschen sein, es widerspricht oft zu sehr dem Herzen des Lachenden.

* *

Der edle Mensch wird, wenn durch Unverstand ein Schaden geschehen ist, immer mehr Mitleid mit dem haben, welcher den Schaden angerichtet hat, als mit dem, welcher von demselben betroffen ist, jener ist der moralisch, der bloß Leidende.

(Hierzu ein Beiblatt.)

In einem ruſſiſchen Gefängniß.

II.

A. B. — Ein adeliches Gefängniß hatte uns der Gouverneur geſagt.

Das ſetzte mich etwas in Erſtaunen. Gibt es ſo viele Verbrecher unter den ruſſiſchen Adelichen?

Ich wußte wohl, daß man in Rußland häufig degradirte Offiziere wie Laſtthiere in Branntweinfabriken arbeiten ſieht, wo ſie die Oefen heizen, Schiebkarren fahren, Holz tragen müſſen. Ich hatte von Offizieren gehört, welche im Krimkrieg die gemeinſten Unterſchleife getrieben, aber ich erwartete dennoch nicht, im Gefängniß zu Moskau ein großes Zimmer für adeliche Miſſethäter beſtimmt zu ſehen, und meine Neugierde ward demzufolge durch die Ankündigung gereizt.

Der Schließer öffnete die Thür und wir blickten in ein weites Zimmer mit Strohſäcken an den Wänden, neben welchen die Gefangenen ſtanden oder auch ſich an die Thür drängten, als ob ſie einen Gaſt erwarteten. Außer daß hier weniger Schafpelze und lange Bärte waren, unterſchieden ſie ſich kaum von den andern. Ihre bleichen Geſichter mochten etwas weniger ausdrucksloß ſein und einige der jüngern Männer ſchlugen bei unſerm Eintritt wie beſchämt die Augen nieder. Die Kleidung dieſer Gefangenen war nach dem alten herkömmlichen Muſter: ein Tuchkaftan, einem Schlafrock ähnlich, Hoſen in die Stiefeln gezogen. Das Haar trugen ſie lang, über der Stirn geſcheitelt. Alle nahmen die Miene von Märtyrern an; ſie ſprachen nicht, ſie lächelten nicht, obwol ſie, ſowie wir das Zimmer verließen, deutlich laut genug ſich vernehmen ließen.

„Welches Verbrechen haben ſie begangen?“ fragte ich Herrn Billet, welcher dem Gouverneur die Frage überſetzte.

Dieſer ſah jetzt noch kälter aus als zuvor. Er überhörte die Frage. Das Gefängniß mußte er wiſſen, aber Antwort brauchte er uns nicht zu ertheilen. Er ſchritt ſchweigend weiter, einem einſam ſtehenden Thurm zu. Hier nahm er einen hochfahrenden Ton an und ſagte: „Dies iſt die Wohnung der politiſchen Gefangenen, aber wie Sie ſehen, haben wir jetzt keine.“

Das Ganze glich einem unreinlichen, mit Steinen gepflaſterten Taubenhaus, mit Kalkwänden, auf denen Verſe gekritzelt ſtanden.

Wir waren indeß bei einem neuen Gerüder angelangt. Das Zimmer, in das wir blickten, zeigte unter den Dutzend Bewohnern mehrere mit dunkeln Haaren, ovalen bleichen Geſichtern, ſcharfen Zügen und lebhaften Augen.

„Das ſind Polen!“ ſagte ich kühn zu Herrn Billet, auf ſie zeigend.

„Wo ſind Polen?“ erwiderte der Gouverneur, mich kalt und beſtimmt meſſend. Im nächſten Augenblick hatte die Thür ſich hinter ihnen geſchloſſen.

In einer andern Zelle dieſes Gerüders ſah ein düſter blickender, nicht übel ausſehender Mann in guter Kleidung und las, tief auf ſein Buch gebückt, wie jemand, der kurzſichtig iſt.

„Was hat dieſer da verbrochen?“ fragte ich Herrn Billet.

Der Gouverneur murmelte etwas in den Bart, das jener mir nach einer Pauſe dahin überſetzte: Es ſei ein ruſſiſcher Edelmann, welcher ſeine Leibeigenen ſchlecht behandelt habe. Weiterhin traten wir einen abgezogenen Priester mit langem, flatterndem Haar. Ohne Zweifel enthielt dieſe Abtheilung die Staatsgefangenen, allein der Gouverneur ließ ſich auf keine Mittheilung ein, wir konnten nur vermuthen.

„Ich will Ihnen jetzt einen Thurm zeigen, wo wir drei Mörder eingeſperrt halten“, ſagte der Gouverneur.

Wir ſtiegen die Treppe eines Thurms, an deſſen Fuß eine Schildwache ſtand. Im erſten Stock befanden ſich drei Thüren. In jeder war ein rundes Loch, durch welches der Schließer die Gefangenen beobachten konnte. Auch wir ſahen hindurch.

Anfangs bemerkte ich nichts als einen durch ein Fenſter in der Höhe ſchwach erleuchteten Raum; dann glitt ein Schatten vor die Oeffnung und eine bleiche, elend ausſehende Menſchengeſtalt wurde ſichtbar.

Wir hatten nun ziemlich die Runde durch das Gefängniß gemacht und nur noch das Sprechzimmer zu beſichtigen. Hier wimmelte es von Bauern, Männern und Frauen, welche, die Lippen dicht am Sprechgitter, einige Worte mit den Gefangenen austauſchten. Eine beſſer gekleidete Matrone ſah nahe an der Thür und hielt das Auge feſt auf einen jungen Mann, der wie ein eben gefangener Vogel hinter dem Gitter ſtand mit verzweifelten Blicken, ob ſie denn nicht die Stäbe durchbrechen könnten.

Herr Billet äußerte mit ja. „Das iſt der junge Mann, welcher neulich eine Geliebte erworben hat, weil er auf einen Freund eiferſüchtig war. Er iſt verurtheilt, ſieben Jahre in Sibirien zu arbeiten.“

„Wie? Nur ſieben Jahre?“ rief das Parlamentsmitglied.

„O, das kommt dem Tode gleich!“ erwiderte Herr Billet.

„In England“, bemerkte das Parlamentsmitglied, „würden die reichen Freunde des jungen Mörders ihn für wahnſinnig haben erklären laſſen und ihn ſo retten.“

Wir traten jetzt in einen weiten Hofraum, deſſen umgrenzende Gebäude für die Aufnahme der nach Sibirien zu befördernden Ruſſen und Polen beſtimmt

waren. Meine Neugierde war erweckt. Der Gefangenwärter bemerkte es. „Es ist kaum nöthig, Ihnen diesen Theil des Gefängnisses zu zeigen", sagte er, „denn er gleicht in allen Theilen den von Ihnen gesehenen."

Wir mußten uns seinem Befehl unterwerfen.

„Jener Gefangene, den Sie dort auf- und abgehen sehen", flüsterte Herr Billet zu mir, „ist ein nach Sibirien verurtheilter polnischer Marschall. Seine Gattin begleitet ihn freiwillig, die Reisekosten für sie muß er aber tragen."

Zum Glück machen weder gute Kleider noch Schönheit den Helden aus, denn der Marschall war ein unansehnlicher, kleiner Mann mit einer jüdischen Gesichtsbildung und schlechter Wäsche; um so mehr war die Anhänglichkeit seiner Gefährtin zu bewundern, je weniger sein Aeußeres ihre Zuneigung hervorgerufen haben konnte.

Wir hatten den Ausgang erreicht. Ich warf noch einen Blick zurück. Welche Geschichten menschlichen Lebens und Leidens könnten diese Mauern erzählen, wenn sie reden dürften!

Deutsche Städte.

Bremen.

3. Die übrigen Kirchen.*)

Al M. — An künstlerischer Bedeutung folgt auf den Dom die Ansgariikirche, die in den Jahren von 1229—1243 erbaut worden ist, aber erst 1500 ihren Thurm erhalten hat. Sie bildet einen Backstein-Hallenbau, dessen neun fast quadratische Gewölbjoche auf zwei Paar Arcadenpfeilern und an den Wänden auf vorspringenden Pilastern ruhen. Von den Gewölbjochen haben einige vier, andere sechs, die meisten acht Klappen. Die Form des Spitzbogens herrscht in den Wölbungen und Fenstern entschieden vor. Der aus zwei fast quadratischen Jochen bestehende Chor ist rechtwinkelig geschlossen. Der Thurm besteht aus acht quadratischen massigen Geschossen und einer der Bauart des Mittelalters nicht entsprechenden, indessen nicht geschmacklosen Spitze. Seine Höhe beträgt 324 Fuß.

Bei einer im Jahre 1856 vorgenommenen Restauration wurden nach Entfernung der Kalktünche an den Umfassungsmauern neun größere Bilder und vier Einzelgestalten entdeckt, wahrscheinlich sind unter der Tünche noch mehrere verborgen. Dieselben stammen etwa aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, sind von ziemlich handwerksmäßiger Technik, aber stilistisch und gegenständlich nicht ohne Interesse. Zwei derselben beziehen sich auf die Visionen, welche St. Ansgarius, der bald nach Karl dem Großen lebte, im Knabenalter hatte. Auf dem ersten Bilde sieht man links das Fegefeuer, in welchem sich sieben Seelen als Halbfiguren befinden. Vor ihnen stehen außerhalb des Fegefeuers Petrus und Johannes; Johannes mit gelblichem Bart und Haar, langer gelblicher Tunica und bläulichem Mantel; Petrus mit vollem runden Gesicht, der Tonsur, und einem Bart, in braunem Mantel. Sie halten zwischen sich in den Händen ein Tuch, in welchem eine kleine Seele sitzt. Hinter ihnen zwei geflügelte Gestalten; ganz rechts sitzt eine kleine, schlafende Figur, der heilige Ansgarius selber, der im Traum diese Vision hat.

Auf einem andern Bilde sitzt auf einem Regenbogen Christus in der Mitte, umgeben von den gleichfalls sitzenden 24 Aeltesten. Vor ihnen erscheinen Johannes und Petrus, fast ebenso gekleidet wie im vorhergehenden Bilde. Sie halten wiederum zwischen sich in den Händen ein Tuch, in welchem die kleine Seele sitzt.

Ein drittes Bild zeigt die Aufnahme des heiligen Ansgarius in den Orden der Benedictiner zu Alt-Corbin. Links in einer gewölbten Kapelle sitzt der Abt Adelhard, vor ihm stehen drei Mönche, die einen Jüngling mit braunem Mönchsgewand herbeiführen, welcher, mit einem Nimbus um das Haupt, die Hände vor der Brust kreuzend, demüthigen Blicks vor dem Abt kniet. Von einigen andern Bildern ist nur so viel verständlich, daß auch ihr Gegenstand der Geschichte des Schutzheiligen der Kirche entnommen ist.

Ferner sehen wir Moses, wie er die Gesetztafeln empfängt, die Anbetung des Goldenen Kalbes, den Tod Absalom's, Johannes den Evangelisten, den heiligen Andreas und zwei andere Heilige.

Aus neuerer Zeit ist ein bei seiner Entstehung hochgepriesenes Bild vorhanden, das Altargemälde: „Lasset die Kindlein zu mir kommen" von Wilhelm Lindheim. Es ist eine akademische, figurenreiche Composition von gefälliger Zeichnung und kräftigem Colorit, allein, wie es die Zeit und die Richtung des Künstlers mit sich brachten, ohne tiefere religiöse Erregung. Aus dem Jahre 1856 rühren mehrere werthvolle Glasmalereien in den Kirchenfenstern her: Luther und Calvin, der heilige Ansgarius, die vier Evangelisten und Christus, theils von Herm in Hannover, theils von Kellner in Nürnberg.

In einen stark vorspringenden Wandpfeiler eingemauert ist das nur geschichtlich interessante Denkmal des Rathsherrn Arnold von Gröpelingen, der im Jahre 1307 in seinem eigenen Hause von einem seiner Collegen überfallen und nebst seinem Diener, der ihn zu beschützen suchte, im Bett ermordet wurde. Wie die Sage geht, war der Grund dieser That der, daß Arnold sich geweigert hatte, seinem Feind, dem Bürgermeister Götje Hese, einen großen Hecht zu überlassen, den er zu einem Kindtaufschmaus gekauft hatte.

Die Liebfrauenkirche ist ein spätromanischer Hallenbau mit zwei Westthürmen, der an einer Stelle errichtet wurde, wo früher eine Basilika gestanden hatte. Der Unterbau des großen nördlichen Thurms besteht aus vier Geschossen; das oberste derselben wird durch einen Rundbogenfries von den

*) Vgl. die Beschreibung des Doms im Beiblatt zu Nr. 23.

darüber aufsteigenden Giebeldreiecken geschieden. Zwischen diesen und über denselben erhebt sich der schlanke, achteinige, kupfergedeckte Helm, der von der geraden Richtung erheblich abgewichen ist. Es würde unrichtig sein, von einem „schiefen Thurm" zu sprechen; vielmehr hat der Thurm eine bedeutende Krümmung angenommen, die namentlich von der Südostseite, vom Markt her, erheblich und unangenehm in das Auge fällt. Ein Einsturz desselben ist indessen nicht zu befürchten. Der südliche, unvollendete Thurm ist ein Rest des alten Basilikenbaues und das älteste in Bremen vorhandene Außenmauerwerk. Er wird durch vier quadratische Geschosse gebildet, die durch ein einfaches Stabgesims voneinander geschieden und mit einem stumpfen vierseitigen Pyramidendach bedeckt sind. Er hat flache mit einem Rundbogenfries geschlossene Mauerblenden und Fensteröffnungen, von denen einige noch ihre kleinen romanischen Säulchen mit Würfelkapitäl haben. Des innern Schmuckes entbehrt die Kirche völlig, mit Ausnahme eines aus dem Jahre 1830 herrührenden Altarbildes des berliner Malers Herdt. Dasselbe stellt das Abendmahl dar, erinnert in einigen sehr gelungenen Köpfen an Leonardo und in dem Heiligenkranz an die Weise des Correggio.

Die Martinikirche, ein von außen und innen völlig schmuckloses Gebäude aus dem 14. Jahrhundert, hat nur dadurch einen gewissen Reiz, daß ihre alten Pfeiler und Fenster mit Epheu umrankt sind, was ihr namentlich von der Seite der Weser her, an deren Ufer ihre eine Giebelseite unmittelbar stößt, ein sehr ehrwürdiges Ansehen verleiht.

Die Stephanikirche ist künstlerisch gleichfalls ohne erhebliche Bedeutung; an Stelle ihres am 6. December 1754 niedergebrannten Thurms ist indessen vor zehn Jahren ein neuer, hoher, gothischer Thurm von zierlicher Arbeit mit gußeiserner Spitze errichtet worden, welcher dem westlichen Ende der Stadt, in dem die Kirche liegt und welches sonst öde und bedeutungslos ist, zur Zierde gereicht.

Die Johanniskirche ist ein schönes, 60 Fuß hohes, von acht schlanken Säulen getragenes gothisches Gewölbe, das lange Zeit hindurch als Waarenlager benutzt wurde. Die Kirche gehörte ursprünglich zu einem Franciskanerkloster, dessen Baulichkeiten erst vor etwa dreißig Jahren völlig beseitigt wurden. In einem Gewölbe unter ihr liegt der Prinz Ludwig Franz von Bourbon-Conti begraben, der 1757 in Bremen an den Blattern starb.

Die Paulikirche in der Neustadt, die Remberti- und Michaeliskirche in der Vorstadt sind im vorigen Jahrhundert entstanden, im Grunde nur wenig geräumige Bethäle ohne Thürme und jedes architektonischen Werthes völlig bar.

Von diesen Kirchen ist der Dom dem lutherischen, die Johanniskirche dem katholischen, alle übrigen dem reformirten Cultus gewidmet. Die reformirte Kirche war ursprünglich die Staatskirche, und noch vor kurzer Zeit konnte kein Lutheraner im Senat sitzen. Durch die zahlreiche Einwanderung ist die Zahl der lutherischen Bewohner der der reformirten indeß jetzt gleich geworden. Hierdurch und da die lutherischen Geistlichen von jeher zu einer freiern religiösen Anschauung sich bekannt haben, ist die Starrheit des kirchlichen Lebens, um derentwillen Bremen einst unvortheilhaft bekannt war, so ziemlich gebrochen. Nur in der entlegenen Stephanigemeinde herrscht noch eine streng orthodoxe Richtung, an andern Kirchen wird sie nur noch durch einzelne Geistliche vertreten.

Die Trennung der Kirche von Staat und Schule ist hier so gründlich durchgeführt wie in wenigen Theilen Deutschlands; und da die Beziehungen zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde durch nichts anderes geregelt werden als durch das persönliche Vertrauen, so macht das ganze kirchliche Leben Bremens einen durchaus wohlthuenden Eindruck.

Blondin und Charles Zelu.

Der unübertreffliche Akrobat, der Held des Niagarafalls, beschäftigt jetzt ganz Rom. Mehr als 40000 Menschen strömen zweimal in der Woche hinaus nach dem Felde der ehemaligen Prätorianer, um die Geschicklichkeit der Kunstreisenden dieses Mannes zu bewundern.

Die weite Fläche, die gegenwärtig zum Schauplatz seiner Thaten dient, kaufte der Kriegsminister, Herr von Merode, von den Jesuiten, um darauf große kasernartige Kasernen zu bauen; da aber das Geld zu den Bausteinen fehlt, hat man hier für die gefährlichen Luftpromenaden Blondin's ein Seil in der Höhe von 80 Fuß gespannt; auf diesem steigt er auf einem im Gleichgewicht schwebenden Stuhl aufrecht stehend empor, und zwar in einem Sack steckend, mit verbundenen Augen. Das hindert ihn aber nicht, einen Kochherd mit sämmtlichen Apparaten vor sich her zu schieben und einen Eierkuchen zu bereiten, dessen Anblicken seine Geschicklichkeit in der Küchkunst bewundern läßt und den er auch mit sichtbarem Appetit verspeist.

Ein zweites gefährliches Kunststück Blondin's besteht darin, daß er einen Menschen auf seinen Schultern emporträgt, der schwerer ist als er selbst. Er gibt hierzu für jede Vorstellung 300 Francs, eine Summe, die mit der Gefahr im Einklang steht, welcher der Waghals sich aussetzt. Blondin soll, wie man sagt, einer Compagnie angehören, die ihm monatlich 30000 Francs zahlt; sein Vermögen soll sich bereits auf 4 Millionen Francs belaufen. Die „neue Gewohnheit" läßt ihn aber immer wieder von neuem seine tollkühnen Kunststücke wagen. Es ist bezeichnend für die Bevölkerung Roms, daß inzwischen Signora Adelaide Ristori vor fast leeren Bänken spielt.

Wie Blondin im Gleichgewicht, so hat Charles Zelu all sein Verdienst in seinen Füßen, und Paris ist voll von seinem Talent. Der unglückliche junge Mann ist ohne Arme geboren. Er ist

Beate (im Spiegel).

Kein Wölkchen?

Tony.

Du zieheſt die Augenlieder in die Höhe; das giebt Falten. Die Deinen kann man Dir noch fortküſſen (küßt Beatens Stirn); ſieh, dieſe eine Linie da will nicht weg. Warum ſeufzeſt Du?

Beate.

Die Linie iſt der Heimgang der Aeltern, der ſchreckliche Augenblick, da wir plötzlich, abgeſchnitten vom Beiſtand der Welt, allein ſtanden und ich den Beruf des ſchüchternen Mädchens mit dem des entſchloſſenen Mannes vertauſchen mußte.

Tony.

Und auch für dieſe Furche kenn' ich etwas, das ſie ausglättet: Guſtavs Liebe! Eine Liebe, die ſich in allen fünf Erdtheilen bewährt hat: Europa, Aſien, Afrika, Amerika und Auſtralien.

Beate.

Scherzender Frohſinn, wie lieblich ſtehſt Du der Jugend und Schönheit!

Tony.

Morgen aber geht es an den Brautſtaat. Wie will ich Dich ſchmücken! Das Schönſte an Spitzen und Seide! Und eine Myrthenkrone, die ich ſelber flechte.

Sohn eines höhern Finanzbeamten in Belgien und ergriff, um ſich eine Exiſtenz zu gründen, das Lehrerfach. Aber ſeine Neigung zog ihn bald zu einem andern Feld der Thätigkeit herüber. Die Anſicht, daß, wäre Watteau ohne Arme geboren, er dennoch der größte Künſtler geworden ſein würde, bewahrheitete ſich bis zu einem gewiſſen Grade hier; denn Charles Aelin war zum Künſtler geboren, zum Künſtler ohne Arme.

Die ſtudierworbene Geſchicklichkeit ſeiner Füße mußte ſeinem Genius dienen: er nahm den Pinſel zwiſchen die Zehen und warf ſich ernſtlich auf das Studium der Malerei. Schon nach wenig Jahren copirte er vortrefflich und lieferte werthvolle Portraits. Zwei ſeiner Werke werden beſonders jetzt bewundert: eine Copie des Zerbrochenen Kruges von Greuze und das Portrait der Schauſpielerin Victoria Lafontaine. Die Copie iſt feſt und treu ausgeführt, von freiem, ſicherm und lichtvollem Colorit, durchaus werth des Meiſters. Das Portrait iſt außerordentlich ähnlich, es drückt ſich die Phyſiognomie des jetzigen Originals in all ſeiner Anmuth und Intelligenz darin aus. Die Frauenbilder gelingen Aelin am beſten, es weht ihnen einen ganz eigenthümlichen Reiz zu verleihen.

Charles Aelin iſt ein großer ſchlanker junger Mann in den zwanziger, von großartigem und die Sympathie erweckendem Ausdruck. Er hat trotz ſeines unſäglichen Mißgeſchicks eine ſolche Leichtigkeit der ſeiner Stellung, daß man faſt vergißt, daß ihm als Künſtler das Hauptwerkzeug, die unſchätzbare Gabe der Hand, fehlt. So grauſam die Natur ihn auch behandelt, ſie hat ihre Härte dadurch gemildert, daß ſie ihm eine Kunſtleichtigkeit und eine alle Schwierigkeiten beſiegende Willenskraft gab.

Schwarzgelb.

Ein durchaus vollendeter Roman von Alfred Meißner: „Schwarzgelb. Roman aus Oeſterreichs letzten zwölf Jahren“ (Berlin, Janke), liegt uns in acht Bänden vor. Der ganzen Auffaſſung, Umfang und Form nach mag dem Autor die erſte Anregung zu ſeinem Werke aus den großartigen Zeitbildern Karl Guzkow's „Die Ritter vom Geiſte“ und „Der Zauberer von Rom“, gekommen ſein. Weniger eine in ſich vollendete und abgeſchloſſene Dichtung als eine Darſtellung der Reaction in Oeſterreich, der ſie bewegenden und beherrſchenden Kräfte und Leidenſchaften in einem belebten Bilde wollte uns Alfred Meißner geben. Die wechſelvollen Schickſale eines jungen Mannes, der im Heere der Ungarn den Aufſtand mitgemacht, Bruno Haldenſtedt, bilden den romantiſchen Mittelpunkt der Erzählung: ſeine Flucht aus Böhmen, ſeine Liebe zu der ſchönen Tochter des Grafen Thurheimberg, ſein Aufenthalt in Paris, ſeine Verhaftung, als er auf das Ausweiſungsdecret hin die öſterreichiſche Grenze betritt, unter der Beſchuldigung, daß er einen Mord begangen habe: alle dieſe Gegenheiten und Verwickelungen ſind mit vieler Kunſt ſo gewandt, daß ſie uns zugleich einen Einblick in die allgemeinen Verhältniſſe gewähren; das Beſondere tritt in dieſem Buche immer nur als das Symptom eines Allgemeinen auf.

Die Schilderung der verſchiedenen Elemente, aus denen ſich das Syſtem der Reaction zuſammenſetzte, iſt eine vortreffliche; nicht auf einmal, nacheinander entfalten ſie ſich vor uns: der Beamte, der zum willenloſen Werkzeug einer jeden Regierung wird, die ihn bezahlt; der fanatiſche Prieſter, der, unterſtützt von einigen vornehmen Familien, die Welt gern auf den Standpunkt des Mittelalters zurückdrängen möchte; der Officier, der nach den letzten Erfahrungen ſein Schwert doppelt hat ſchätzen lernen, blind der Fahne folgt und alles verachtet, was nicht Soldat iſt. Das Heer, die Geiſtlichkeit und das Beamtenthum waren und ſind die Stützen und Träger jeder Reaction oder, wie man damals wohlklingender ſagte, die Erhalter der Geſetzlichkeit und der Ordnung. Aber wie feſt ſie auch ſein mögen, dieſe Säulen, ſie würden ſich in unſern Tagen verſchwindender Bildung und Entwickelung auf die Dauer unfähig zeigen, ein ſinkendes Staatsgebäude aufrecht zu erhalten. Ging der allgemeine und mächtigſte Zug der Reaction in Oeſterreich auch darauf aus, das Volk zu verdummen und in die Kreiſe eines von der Bildung längſt überwundenen mittelalterlichen Glaubens zu ſchlagen, ſo wurden auf der andern Seite doch die großartigſten Verſuche zur Hebung der materiellen Wohlſtandes gemacht. Hunderte von Vereinen bildeten ſich, die unter der Maske des Wohlwollens für die arbeitenden Klaſſen nur dem Jeſuitismus und dem Concordat Vorſchub leiſteten. Als Haupt dieſer „ſittlichen“ Partei charakteriſirt der Dichter den alten Fürſten Krenenburg: ernſt, finſter, unnahbar, ein Menſch aus Kaiſer Ferdinand's Tagen. Ihm gegenüber erſcheint der Graf von Thurheimberg, ein Muſter der verfeinerten und frivolen Diplomaten aus der Schule von Metternich und Gentz. Um ſie ſchließt ſich ein Kreis von Betrogenen und Betrügern; die Betrogenen ſind die tapfern Soldaten, die auf blutigen Schlachtfeldern ihr Leben für die ſchwarzgelbe Fahne einſetzten und nun den „Dank vom Hauſe Habsburg“ erfahren; die Betrüger die Agenten aus der demokratiſchen Partei.

Alfred Meißner's Werk iſt eine Reihe lebendiger Schilderungen aus jenen Tagen; das romantiſche Intereſſe tritt vor dem geſchichtlichen zurück, doch nicht ſo weit, daß der Held und die Heldin in den Augen und der Theilnahme des Leſers ganz entſchwänden. Schade, daß der Dichtung der rechte Abſchluß fehlt; wo iſt freilich, kann der Dichter fragen, in unſerer ſo ſittlich geläuterten Gegenwart, mit all den ungelöſten Problemen im Staate, in der Religion und im geſellſchaftlichen Leben ein harmoniſcher Abſchluß, ein Ideal, das ſich ganz aus dem Dunkel des Chaos herringen?

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 26.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Waldblume. Novelle von Theodor Hörig. (Neuntes und Zehntes Kapitel. Schluß.) — Die Zigeuner. Von Wilhelm Gerhard. V. — Die Biene. Ein Naturbild von Karl Ruß. — Aus dem wallliser Hochthal. Von Friedrich Lampert. I. — Don Carlos, der Infant von Spanien. — Beiblatt: Eine Nacht. Aus dem Tagebuch eines Soldaten der französischen Fremdenlegion. I. — Berliner Briefe. VI. Der Besuch des Kaisers und der Kaiserin von Rußland. Niemann's Gastspiel. Meyerbeer's „Apotheke". — Zur Gartencultur. — Briefwechsel.

Die Waldblume.

Novelle von Theodor Hörig.

Neuntes Kapitel.

Die Scene, welche dem Eintritt Bianka's in die Gärtnerwohnung, wo der Maler sie erwartete, folgte, ist schwer zu beschreiben.

Sie begrüßten sich ernst, feierlich. Keines von beiden brachte ein Wort der Erklärung oder Entschuldigung über die Lippen. Der Entschuldigung bedurften sie nicht, und die Erklärung lag in ihren Blicken, ihrer Haltung, ihrem ganzen Wesen.

Bianka setzte sich auf den Stuhl in der Nähe des Fensters, welchen er ihr bezeichnete. Burgsdorf nahm an einem kleinen Tische ihr gegenüber Platz. Der alte Inspector verzog sich in den Hintergrund des Zimmers und verbarg seine Angst hinter einer gewissen strengen Feierlichkeit. Burgsdorf begann zu malen. Allein seine Hand zitterte leicht und sein Auge schien getrübt. Als er dann vermittels einer großen Anstrengung und Selbstbeherrschung ein wenig ruhiger geworden, trat ihm das Bild, so weit es vollendet war, als etwas Fremdes vor Augen. Es stimmte weder mit dem Bilde in seiner Seele noch mit dem Original, das jetzt bleich und wunderbar gedankt vor ihm saß, überein. Er hatte ein junges, harmloses Mädchen gemalt und vor ihm saß ein bewußtes, tieferregtes Weib. Er hatte ein liebliches, heiteres Gesicht gemalt, und in dem Gesicht, welches jetzt mit so seltsamem Blick auf ihn gerichtet war, lag ein unbeschreibliches Gemisch von Schmerz und Wonne. Jeder neue Pinselstrich stimmte sich zu einem grellen Mißton in dem Bilde um. Bald malte er auch nur noch mechanisch. In seiner Seele entwickelte sich ein furchtbarer Kampf. Die Rolle, die er spielte, überstieg seine Kraft. Die Situation überwältigte ihn.

Er war in tiefer Aufregung nach der Gärtnerwohnung gekommen. Die von einer Bitte zur Drohung übergehende Einmischung des Sonderlings, dann die seltsame, verletzende Verabschiedung der Gräfin hatten seine zur Leidenschaft angelegte Natur zum trotzigen Kampfe angestachelt. Diesem Pathos gegenüber, das in der ihm eigenen idealistischen Lebensanschauung eine kräftige Stütze fand, mußte die nüchterne Prosa, die sich ihm hemmend und feindlich entgegenstellte, als vollkommen unberechtigt erscheinen, um so mehr, als ihm das Geständniß des alten Inspectors bewiesen hatte, daß seine Neigung erwidert wurde. Die Grundsätze des Sonderlings und der Gräfin, die er als Vorurtheile verachtete, hoffte er mit

Hülfe Bianka's und der Zeit zu überwinden. „Die Gräfin hat sich schon zweimal schwach gezeigt", so folgerte er. „Aus Liebe zu ihrer Tochter hat sie mich in ihr Allerheiligstes, in ihren Familienkreis eintreten lassen. Aus mütterlicher Liebe und Besorgniß führt sie die Tochter jetzt in die gefürchtete und gehaßte »Welt«. Vor dieser allmächtigen Mutterliebe werden am Ende alle Vorurtheile die Segel streichen." So argumentirte er und kam siegeszuversichtlich in der Gärtnerwohnung an.

Das veränderte Wesen Bianka's brachte einen seltsamen Eindruck auf ihn hervor. Während ihn die Glut der Empfindung, welche zu verbergen sie nicht die geringste Anstrengung machte, ihn mit Entzücken erfüllte, stürzte ihn der Ausdruck des Schmerzes und der Entsagung in ihren Zügen in unbeschreibliche peinvolle Angst. Zugleich flößten ihm die zusammengefaßte Kraft und Ruhe des jungen Mädchens eine tiefe Ehrfurcht ein. Man könnte sagen, nur die äußere Erscheinung, die Form hatte seine Leidenschaft entzündet und jetzt trat ihm ein Inhalt gegenüber, auf welchen er nicht gerechnet hatte und der noch weit erhaben war über die Form. Er verlor die Fassung. Während seine Hand mechanisch den Pinsel führte, sinnte er darüber nach, so herrlich belebte und von einer starken sittlichen Kraft so wunderbar verklärte Antlitz mit unbeschreiblichen Gefühlen an. Sein Geist beugte sich anbetend vor dem Adel dieser Natur. Jetzt erst verklärte sich das Feuer der Leidenschaft in ihm zur reinen Flamme wahrer Liebe.

Der Zeiger an der Wand verkündete das dritte Viertel der vierten Stunde. Burgdorf legte den Pinsel nieder. Das Bild, das er hatte vollenden wollen, war zur Frage entstellt — so schien es ihm wenigstens, als er's betrachtete.

Ein leichtes Hüsteln aus dem Hintergrund des Zimmers mahnte ihn zur Eile. Er stand auf, bleich und bebend. Und hätte es sein Leben gekostet, er mußte sprechen.

„Ich kann das Bild nicht vollenden!" sprach er mit leiser, liebewegter Stimme. „Wenn ich sagen wollte, warum nicht, würden Sie mir zürnen?"

Todesblässe verbreitete sich über ihr Gesicht. „Ich weiß es schon", lispelte sie.

„Und wenn ich in dieser Trennungsstunde Sie fragte, ob jener Anklang, welchen ich, wonnedurchschauert, in meiner Seele empfinde, auch von Ihnen empfunden werden, würden Sie dem Bewegten verzeihen und ihm antworten?"

Hinter der geöffneten Thür trat eine hohe männliche Gestalt hervor und ins Zimmer. Es war der Sonderling. Er näherte sich langsam der Comtesse, verbeugte sich tief und sagte: „Meine verehrte junge Dame, verzeihen Sie einem Unbekannten, den aber eine tiefe und unwandelbare Ergebenheit an Ihre Familie kettet, wenn er Ihnen in dieser ernsten und schweren Stunde zu Hülfe kommt, wenn er sich herausnimmt, Sie daran zu erinnern, daß Ihre Mutter, die Frau Gräfin, diese Zusammenkunft mit dem Herrn Maler nicht billigen würde, wenn sie darum wüßte!"

Es lag so viel Würde und Herzlichkeit in seinem Wesen und etwas so Rührendes, Flehendes in dem Ton seiner Stimme, daß das junge Mädchen, nachdem es sich von einem wol sehr natürlichen Erstaunen erholt hatte, sanft antwortete: „Mein Herr, obwol ich Sie gar nicht kenne und noch weniger Ihre Berechtigung zu dieser Ihrer Einmischung begreife, fühl' ich mich doch gedrungen, Ihnen zu sagen, daß ich den Schritt, den ich ohne Wissen und Willen meiner Mutter gethan und der Ihnen deshalb auffällig erscheint, nicht ohne ernste Erwägung gethan und demnächst auch beschlossen habe, meine Mutter nachträglich davon in Kenntniß zu setzen. . ."

„Und ich", rief Burgdorf, dessen durch den Eintritt des Sonderlings erweckten Zorn die Sanftmuth der jungen Gräfin nur noch gesteigert hatte, „ich, der ich Sie kenne, fühle mich gedrungen, Ihnen zu sagen, daß diese Ihre jetzige Einmischung alle Grenzen nicht blos des Anständigen, sondern auch des Erlaubten überschreitet! Weder Ihre Ergebenheit für die gräflichen Damen noch die Rolle des Sonderlings, die Sie mit so großer Vorliebe spielen, vermag Ihr Eindringen in dieses Zimmer zu entschuldigen."

„Sie wissen sehr wohl", unterbrach ihn Herr Schmidt ruhig, „daß ich keiner Entschuldigung bedarf, daß ich mich völlig preisgebe sowol Ihrem Urtheil als Ihrem Zorn. Ich erblicke in Ihnen eine Gefahr zunächst für diese junge Dame, demnächst aber auch für deren Mutter, die Frau Gräfin. Ich stelle mich also zwischen die Gefahr und diese Dame und gebe Ihnen die heilige Versicherung, daß mich aus dieser Stellung nichts verdrängen wird — nichts, außer einem kategorischen Befehl der Damen!"

„So befehle ich Ihnen, Herr Burgdorf

ſprechen zu laſſen!“ ſagte das junge Mädchen mit Hoheit; und mit weicher, trauriger Stimme fügte ſie hinzu: „Die Gefahr, die Sie in ihm verkörpert glauben, iſt ſchon beſchworen von mir.“

„O, ſagen Sie das nicht!“ rief der Maler außer ſich, indem er ſich zu ihren Füßen niederwarf. „Sie wiſſen, ich liebe Sie! Ich weiß, Sie lieben mich, Bianka! Und dieſe unſere gegenſeitige Liebe iſt keine Caprice, keine Jugendilluſion, keine flüchtige, wandelbare Leidenſchaft! Und die Hemmniſſe und Anſtöße, die ſie erfähret und noch erfahren wird, ſind nicht unbezwinglich; ich fühle es! Ich fühle eine allmächtige, ſiegreiche Kraft in mir. Aber ich bedarf zum Kampfe wie zum Siege Ihrer Zuſtimmung, Ihrer Gemüthigung, Ihrer Verheißung. Laſſen Sie mich nicht ſcheiden ohne dieſe! Sagen Sie mir zum Lebewohl nur die Worte: »Hoffe und ringe!« und ich will jauchzend von hinnen gehen! Bianka, ſprechen Sie! Sagen Sie mir die beiden Worte!“

Sie antwortete nicht, ſie bewegte ſich nicht. Nur die raſch wechſelnde Farbe ihres Geſichts verrieth, daß noch Leben in ihr war.

Burgsdorf hielt ſeinen Blick mit dem Ausdruck tödlicher Angſt auf ſie geheftet. In den Zügen des Sonderlings, der unbeweglich wie eine Bildſäule ſtand, ſpiegelten ſich Mißbilligung, Schmerz und Erſchütterung ab.

Plötzlich ward die im Zimmer herrſchende Stille durch den Ausruf unterbrochen: „Gerechter Gott, die Frau Gräfin!“ Der Ruf kam aus dem Munde des alten Inſpectors, der ein ſtiller, unbeachteter Zuſchauer geblieben war und jetzt händeringend aus dem Hintergrunde des Zimmers hervortrat.

„Bianka!“ rief der Maler in erſchütterndem Ton. „Bei allem, was Ihnen theuer und heilig iſt, ſprechen Sie die beiden Worte und ich bleibe und werfe mich Ihrer Mutter zu Füßen!“

„Ich darf nicht! Es würde ihr das Herz brechen“, antwortete ſie mit leiſer, gebrochener Stimme.

Burgsdorf ſprang empor. Seine bleichen Züge waren von Zorn und Verzweiflung entſtellt. „Gut. Ich ſcheide!“ ſprach er mit einer aus tiefſter Seele quellenden Bitterkeit. „Ich ſcheide mit einer Täuſchung im Herzen, welche mir mein ganzes Leben vergiften wird!“ Mit dieſen Worten ſtürzte er aus dem Zimmer und entfloh durch die hintere Thür des Hauſes, durch welche er gekommen war.

Bianka blieb in ihrem Stuhle ſitzen wie gelähmt. Schmidt ſchien im Begriff, dem Maler nachzueilen. Doch es war zu ſpät. Die Gräfin erſchien an der Schwelle. . .

„Was geht hier vor?“ fragte ſie mit einem ſtrengen Blick auf ihre Tochter. Darauf die Schwelle überſchreitend, ſchaute ſie ringsumher. Plötzlich ſtand ſie ſtill, wie an den Boden genietet. Ihre großen Augen öffneten ſich weit und hefteten ſich dann ſtarr an die Geſtalt des Sonderlings. Ueber ihre Lippen glitten die Worte: „Mein Gott, bin ich denn irre?“

„Nicht, indem Sie meine Züge wiedererkennen, gnädigſte Frau“, ſagte Herr Schmidt, ſich tief verneigend.

„Herr Walter!“ rief ſie faſt unhörbar. „Sie hier an dieſem Orte!“

„Der Name Walter liegt begraben im Forſt zu L.“, verſetzte Schmidt in ehrfurchtsvoller Haltung. „Seit zwei Jahren lebe ich unter dem Namen Schmidt in dieſer Gegend; und hier würde ich bis zu meinem Tode in ſtiller Vereinſamung geblieben ſein, ohne durch meine perſönliche Erſcheinung eine traurige, düſtere Erinnerung in Ihnen heraufbeſchworen zu haben, hätte nicht ein unberechenbarer Zufall mich Ihnen heute vor Augen geführt. Ich habe für einen ſcheidenden Freund den Liebesdienſt übernommen, dieſes Bild hier der Gemahlin, Ihrer Tochter, zu überreichen.“

Die Blicke des Sonderlings und der Gräfin richteten ſich gleichzeitig auf Bianka. Sie ſaß noch auf ihrem Stuhl und hatte die Augenlider wie ermüdet niedergeſchlagen. Doch ſchien ſie die beiden auf ſie gerichteten Blicke zu fühlen. Wie von einem elektriſchen Strahl getroffen, richtete ſie ſich auf, erhob ſich und näherte ſich der Gräfin. „Nein“, ſprach ſie dann mit feſter Stimme, „keine Lüge, auch die wohlwollendſte nicht, ſoll ſich eindrängen zwiſchen Mutter und Tochter! . . Er ſelbſt war hier, mit meiner Zuſtimmung, um das Bild zu vollenden. Es iſt ihm nicht gelungen. Er iſt ſoeben geſchieden mit einer Täuſchung im Herzen, die ſein ganzes Leben vergiften wird!“

Nach dieſen Worten ſchritt ſie gegen die Thür. Dort ſchien ihr plötzlich die Kraft zu ſchwinden. Sie ſchaute ſich wie nach Hülfe um. Dieſer Blick brachte den alten Inſpector, der von Angſt, Schreck und Erſtaunen gleichſam verſteinert worden, zum Leben und zur Beſinnung. Haſtig ſprang er vor, reichte Bianka den Arm und führte ſie hinweg, dem Schloſſe zu.

„Meine Tochter hat Sie, wenn ich nicht irre, der Lüge geziehen?“ begann die Gräfin nach längerer Pause, indem sie wie aus einem Traum erwachte.

„Ich würde hundert Lügen sagen“, versetzte der Sonderling, „um Ihnen einen Kummer zu ersparen! Ich würde mein Leben opfern, um von Ihnen und Ihrer Tochter, die ein Engel voll Seelengröße und Tugend ist, die geringste Gefahr fern zu halten. Und mit alledem könnte ich doch das Unheil nicht vergüten, das ich ehemals und jetzt wieder über Ihr mir so theures Haupt heraufbeschworen! Denn wissen Sie, gnädigste Frau, ich wiederum trage die Schuld, daß dieser Maler in diese Gegend gekommen und daß er friedenstörend in das Heiligthum Ihres Familienglücks getreten ist!“

„Sonderbar“, sagte sie wie geistesabwesend, indem sie sich auf den Stuhl niederließ, welchen ihre Tochter soeben verlassen hatte. „Beim ersten Anblick dieses jungen Mannes dachte ich an Sie! Und er hat doch nicht die geringste Aehnlichkeit mit Ihnen!“

Er blieb vor ihr stehen und bewahrte die frühere ehrfurchtsvolle Haltung. Er erzählte ihr mit leiser, bebender Stimme, welcher Umstand und welche Absicht ihn nach Europa zurückgeführt, warum er diese Absicht aufgegeben und in stiller Vereinsamung geblieben, wie er dann endlich den Maler zu sich beschieden — hier aber ward seine Erzählung durch den Hufschlag eines über den Schloßhof galoppirenden Pferdes unterbrochen. Er eilte ans Fenster. „Heiliger Gott, die Gemsße!“ rief er, die Hände ringend, „sie reitet ihm nach! . . . Nun ist alles verloren!“

Die Gräfin schien nicht im geringsten zu erschrecken. Eine seltsame Seelenregung ging in ihr vor. Der tiefe Zug des Schmerzes und der Trauer verschwand aus ihrem Gesicht. Der Ausdruck der Milde, der Güte, der Heiterkeit verklärte ihre Züge. „Nein, nein, es ist so schlimm nicht!“ sagte sie, das große Auge auf den verzweifelnden Mann heftend. „Ich weiß nicht, ist es Ihre Erscheinung mit all den durch sie erweckten Jugenderinnerungen oder ist es die Katastrophe, die so plötzlich an mich herangetreten, etwas hat in diesem Augenblick meine ganze Denkweise verändert. Das Naturkind, die Waldblume, muß doch nach einem andern Gesetz fühlen und handeln als die Dame des Salons. Ehren wir auch dieses Gesetz, mein Freund! Ich füge mich. Ja, es macht mich glücklich, daß ich mich fügen muß! Reiten Sie ihnen, meinen Kindern, nach und sagen Sie ihnen, daß sie eine verzeihende, zärtliche Mutter finden werden!“

Einen Augenblick stand Schmidt wie gelähmt von Erstaunen und die Gräfin mit ängstlich forschendem Blick betrachtend. Dann rannte er, ohne ein Wort zu sprechen, hinweg, nach dem Stalle, schwang sich auf ein Pferd und galopirte der jungen Gräfin nach. . .

Bianka war von dem Greise nach ihrem Zimmer geführt worden. „Ich danke Ihnen!“ sagte sie dort, dem Inspector die Hand reichend, „Sind Sie zufrieden mit mir?“

Der Alte wischte sich die Thränen aus den Augen und aus seiner treuen, gepreßten Brust stieg ein schwerer Seufzer herauf. Sprechen konnte er nicht.

Sie setzte sich nieder und starrte sinnend zu Boden. Nach langer Pause hob sie wieder an: „Also das war der Sonderling aus unserer Nachbarschaft? Woher mag er die Mutter kennen? Es ist das alles sehr seltsam!“

„Höchst seltsam! Wunderbar! Mein Gott, wer hätte das gedacht!“ rief der Greis und schien erfreut, daß die Gedanken des armen unglücklichen Kindes diese Richtung genommen. Doch plötzlich sprang sie auf und trat ans Fenster, von welchem aus sie die Tannenallee übersehen konnte. In der Mitte derselben sah sie ihn, dahineilend.

Ihre Gestalt richtete sich auf. Ihre Brust wogte. Purpur bedeckte ihre Wangen. In dem Blick ihres jetzt funkelnden Auges concentrirte sich ein kühner, feuriger Wille. Da war nichts mehr von Verzweiflung und Entsagung an ihr zu sehen. Da stand das leidenschaftliche Weib im äußersten Moment zu einem äußersten Entschlusse bereit. „Eine Täuschung, die sein ganzes Leben vergiften wird!“ murmelte sie. „Er meint also, da, wo er Muth, Kühnheit und Kraft zu finden gehofft hatte, hat er feige Unterwerfung und Entsagung gefunden? Die beiden Worte könnten ihn glücklich machen, glücklich für den Augenblick wenigstens! Zwei Worte nur; ich habe nicht den Muth, sie auszusprechen!“

Die Gestalt des Malers entfernte sich weiter und weiter und bildete nur noch einen dunklen Punkt in der Allee. Bianka wandte hastig den Kopf nach dem Greise um und fragte: „Sind die Pferde zum Spazierritt gesattelt?“

„Ohne Zweifel", antwortete der Alte, von der plötzlichen Frage außer Fassung gebracht.

„Warten Sie, ich will selbst gehen, mich zu überzeugen!" sagte sie rasch und verließ das Zimmer.

Der Greis, von einer unerklärlichen Angst getrieben, eilte ihr nach. Zum Stalle gelangt, fand er sie schon zu Pferde sitzend. „Beruhigen Sie die Mutter! Ich bin im Augenblick wieder zurück!" rief sie ihm zu und sprengte davon.

Sie war eine sichere, fast wilde Reiterin. Sie ließ dem Rosse die Zügel schießen und peitschte es mit einer Gerte, die sie in der Nähe des Stalls von einem Strauch gebrochen. Das feurige Thier rannte im sausenden Galop dahin. Bianka suchte mit gierigem Auge die Gestalt des Malers und erblickte sie nicht mehr. Sie verdoppelte die Schläge auf den Hals des Rosses, welches wuthschnaubend, rasend, wie ein Pfeil dahinschoß.

Burgsdorf war, die Brust voll leidenschaftlicher, stürmischer Gefühle, aus der Gärtnerwohnung hinweggerannt.

„Gut, daß die Tragikomödie a la Rednitz am Ende ist!" sprach er bei sich, indem er den Schloßgarten verließ. „Im Grunde genommen, hab' ich in dieser Posse gleich allen übrigen den Narren gespielt. Waldblume wird, wie sich das gebührt, an gebrochenem Herzen sterben; und ich — und ich — nun, ich glaube wahrhaftig, auch ich werde, obwol langsamer, verscheiden an romantischem Gift!"

In dieser bittern, selbstverhöhnenden Weise machte er seinen tobenden und widerstreitenden Empfindungen Luft; in dieser wild humoristischen Weise suchte er die Anstöße, welche sein Idealismus an der Prosa des Lebens gefunden, schnell abzufertigen. Doch der Stachel in seinem Herzen war zu tief gedrungen, als daß er sich hätte so leicht und rasch herausreißen lassen. Das bleibende Schmerzgefühl war stärker, intensiver als der aufschreiende Unmuth. Auch hatten die so rasch aufeinanderfolgenden Wallungen der Leidenschaft ihn geistig und physisch erschöpft. Die Stürme in seinem Innern legten sich. Sein wildes Grollen ging über in Wehmuth, in Traurigkeit.

In dieser umgewandelten Stimmung gelangte er in die Nähe des Verstecks, von wo aus er Bianka zum ersten male erblickt hatte. Unwillkürlich lenkte er seine Schritte vom Wege ab und drang in das Gebüsch. Er wünschte einen stillen, stummen Abschied zu nehmen von dieser Stelle, an welche sich eine unauslöschliche Erinnerung für ihn knüpfen würde. . .

Lange stand er dort, in träumerisches Sinnen verloren. Vor seiner Seele gingen in rückgängiger Reihefolge alle Ereignisse vorüber, welche er, seitdem er hier zum ersten male gestanden, erlebt hatte. Und, sonderbar! diese Erinnerungen erweckten seine Hoffnung wieder. Es hatte sich ja doch alles überstürzt. Zu einer Ausgleichung der Gegensätze hatte es sowol an Zeit als an Gelegenheit gefehlt. Die Katastrophe war durch Ueberraschung herbeigeführt worden.

„Warum habe ich so feig, so besinnungslos den Kampfplatz verlassen?" fragte er sich vorwurfsvoll. „Warum habe ich vor dem Kampfe die Waffen gestreckt?"

Der Hufschlag eines herangaloppirenden Rosses entriß ihn diesen Betrachtungen. Er bog die Tannenzweige zurück und blickte die Allee entlang. Er sah ein wüthendes Roß mit einer Reiterin wild daherjagend. . .

Ein unbeschreiblicher Schreck machte sein Herzblut stocken. Unwillkürlich, ohne Besinnung stürzte er hervor aus dem Gebüsch auf die Allee. Das wüthende Roß jagte gerade auf ihn los. Er hörte nicht den warnenden Ruf der Reiterin. Er breitete die Arme aus. . .

Das wilde Thier fühlte plötzlich einen heftigen, verzweifelten Ruck mit dem Zügel. Es bäumte hoch auf und machte einen furchtbaren Satz zur Seite. . . Burgsdorf sah die Reiterin herabstürzen und hörte einen dumpfen Fall. . . Die Sinne schwanden ihm. . .

Aus dieser Betäubung erweckte ihn ein heftiger Ruck am Arm. Er sah neben sich und dem still daliegenden Körper der herabgestürzten und gegen einen Tannenstamm geschleuderten Reiterin einen Mann mit wildverzerrten Zügen. „Da sehen Sie", sagte der Mann mit leiser, zischender Stimme, „was wir angerichtet, wir beide! Sie durch Ihre Leidenschaft und ich durch meine Narrheit!"

Der Maler stürzte nieder auf die Knie und rief in wildem, rasendem Schmerz: „Bianka! Bianka!"

Bianka starrte ihn mit trübem, gebrochenem Auge an und über ihre Lippen glitten fast unhörbar die Worte: „Hoffe und ringe!" . . .

„Verzweifle und stirb!" sollte sie uns zurufen, Ihnen und mir!" sprach der Sonderling; „denn ich weiß wohl, daß es für sie keine Ret-

tung mehr gibt. Dieses tiefe, gebrochene Auge deutet auf Erschütterung oder Verletzung des Gehirns. Ich täusche mich nicht! Sie sprach im Fieberwahn... Bleiben Sie hier! Ich will den Arzt und einen Wagen holen. Der Mann der Wissenschaft soll uns bescheinigen, daß wir dies kostspielige Werben gewerbet haben... Vielleicht aber mögen Sie noch Dinge erfahren! Ich bin von der Gräfin „Thun mit dem Auftrage nachgeschickt, Ihnen zu sagen, daß Sie zurückkehren möchten und eine vergeltende, gütliche Mutter finden würden!" Er schwang sich aufs Pferd und jagte davon.

Burghard aber stieß einen gellen Schrei hervor, einen Schrei des Jubels und der Verzweiflung zugleich. „Waldblume, herr tut!" rief er, sich über die Besinnungslose beugend — „Wir werden eine vergeltende, gütliche Mutter finden!"

„Hoffe und ringe!" lispelte Bianka, ohne daß sich der bewußtlose Ausdruck ihrer Züge veränderte.

(Schluß folgt.)

Gerade am Jahrestage des schrecklichen Unfalls senkte ein Wanderer seine Schritte in die Tannenallee.

Hinter ihm ging ein Landmann, welcher einen großen Kranz von Waldblumen trug. Neben einer der Tannen fand ein Kreuz von Marmor mit der Inschrift: „Waldblume."

Der Wanderer sank still vor dem Kreuz, nahm aus den Händen des Landmanns den Kranz und hing ihn um das Kreuz. Dann, nachdem sich der Landmann entfernt hatte, setzte er sich nieder neben dem Kreuze und verlor sich in tiefes Nachsinnen.

Er saß noch nicht lange da, als ihn ein fremdes Geräusch aus seinen Gedanken erweckte. Er blickte die Allee entlang und sah einen Reiter und eine Reiterin in langsamen Schritte sich ihm nahen. Ohne einen Augenblick zu zögern, sprang er auf, verbarg sich in den Tannengebüsch und blickte mit unbeweglichem Auge durch die Zweige nach der Allee.

Der Reiter, der, als er näher gekommen, dem Verborgenen starr ins Auge fiel, war ein großer, stattlicher Mann, welchen wir kennen. Doch wie hatte er sich seit einem Jahre verändert! Das Feuer seines Blicks war erloschen, sein Haar silberweiß geworden. Seine Haltung war gebeugt. Seine von Gram durchfurchten Züge drückten eine ruhige, kalte Verzweiflung aus... Auch die Reiterin neben ihm ist uns bekannt. Und auch sie war seitdem verändert. Der frühere, gleichsam weiblerische Ausdruck des Schmerzes in ihren Zügen war verschwunden. Ein eigentümliches Lächeln schwebte um ihre bleichen Lippen, ein Lächeln, welches jedoch keinen wohlthuenden, heiteren Eindruck machte. Es war das Lächeln eines gebeteten, an eine für Ihre gebundenen Gottes...

In der Nähe des marmornen Kreuzes zog der Reiter plötzlich die Zügel an. Er hatte den Kranz von Waldblumen erblickt. Eine fahle Röte verbreitete sich über sein Gesicht. Sein Auge bohrte sich in das Tannengestrick.

„Kommen Sie, kommen Sie!" sagte die Reiterin, „meine Kinder einwohnen!"

Todesblässe bedeckte das Gesicht des Reiters. „Laßen Sie uns umkehren," sprach er in traurigem Tone, „wir werden sie daheim antreffen!"

Der Lauscher im Gebüsch sah sie beide umkehren und langsam hinwegreiten. Er trat dann aus dem Gebüsch hervor und blickte ihnen nach, so weit sein Auge reichte. „Er weiß jetzt, daß ich hier bin", murmelte er, „und kann daraus folgern, daß meine Leidenschaft einst mehr als ästhetischer Kitzel war. Er hat sich gedäuscht, als er bei unserer Trennung voraussagte: „Sie werden zurückkehren in die Welt der feinen Formen, der Rücksichtnahme, der Verschonung, und das Ende Romantik, in welchem Sie hier die Hauptrolle gespielt, wird als poetische Erinnerung nur noch Ihre Mußestunden würzen. Vergessen Sie dann auch des alten, wunderlichen Thoren nicht, der Sie in die Natur hineingezogen und dann so närrisch war, außer sich selbst auch Sie mit entzücken!" Er hat sich getäuscht! Ich spreche mich nicht frei! Aber Vorurtheile haben sich mit der Leidenschaft verbunden und in beiden hat sich dann der blinde Zufall geteilt, um den unbeilvollen Ausgang herbeizuführen. Er hat sich getäuscht", sagte er nach einem langen Abschiedsblick auf das bekränzte Kreuz hinzu. „Die Blütenpracht der feinen großen Welt hat ihren Reiz für mich verloren und in meinem Herzen ist ein Stachel zurückgeblieben, welchen die Zeit vielleicht weniger schmerzhaft, aber niemals schmerzlos machen wird."

Noch einen tiefen, wehmütigen Blick warf er eingekommen, dann ging er tiefbewegt von dannen.

Die Zigeuner.

Von Wilhelm Gutbier.

V.

Vor dem Jahre 1417 lassen sich keine urkundlichen Nachrichten über das Dasein der Zigeuner in Europa nachweisen. In diesem Jahre sollen sie, von der türkischen Grenze kommend, zuerst in der Moldau, der Walachei und Ungarn gesehen worden sein. Ueberall wurden sie anfangs wohlwollend empfangen und reich beschenkt. König Sigismund von Ungarn, der ihnen den Durchzug durch sein Land gern gestattete, verlieh ihnen sogar Freibriefe, kraft deren sie ihre eigene Führer wählten und in allen Ländern ungehindert verkehren konnten. Ein solcher Freibrief ist in der That noch bekannt und ehrfürchtig aufbewahrt. Er ist im Jahre 1423 ausgestellt, und die Zigeuner, welche 1424 nach Regensburg kamen, führten ihn mit sich. Er empfiehlt „Unsern Getreuen, Ladislaus, Wojwode der Zigeuner, nebst andern zu ihm Gehörigen", und enthält die merkwürdigen Worte: „Sollte aber unter ihnen (den Zigeunern) sich irgendein Unkraut finden oder sich etwas Unangenehmes ereignen, ich bei von welcher Seite es wolle, so ist es Mein eigenes Volk und Befehl, daß nicht die oder einer von euch, sondern allein dieser Ladislaus, der Wojwode, das Recht in denselben und zu bestrafen haben soll." Dieser Freibrief ist zwar später aufgestellt, aber auch schon 1417 mögen die Zigeuner im Besitz ähnlicher vom König Sigismund gewesen sein. Von Ungarn durch Polen und bald weiter nördlich Gebiet der Oder und Elbe gedrungen, verbreiteten sie sich in einem einzigen Jahre bis an die Nordsee. Noch im Herbst desselben Jahres wurden sie in Norddeutschland bemerkt, wo sie über die Lüneburger Heide nach Bremen und von dort durch Oesnabrück, Minden, Osnabrück und Ostfriesland gewandert waren. Im Jahre 1418 drangen sie bis in die Schweiz vor. „Eine bedächtliche Horde einer ganz unbekannten Nation, denen von Farbe, fremden Ansehens, schlecht gekleidet und mit Pässen von weltlicher und geistlicher Obrigkeit versehen, erschien plötzlich vor den Thoren der Stadt Zürich; ihr Anführer nannte sich Michel, Herzog von Aegypten, und seine Geführten hieß man Gitzgari oder Gitzgani." Einige Chronisten geben ihre Zahl zu 1400, andere zu 14000 und wieder andere gar zu 80000 an. Um 1419 zeigte sich eine Schar von 20 Mann bei Augsburg, an deren Spitze zwei Herzoge und mehrere Grafen standen. Im Jahre 1422 erschien eine Horde Zigeuner in Italien. Als man sie in Bologna anhielt, gaben sie vor, den Heiligen Vater aufsuchen zu wollen. Allein man weise sich ihrem weitern Vordringen entgegen und zwang sie zur Umkehr. Dennoch konnte man sie nicht gänzlich wieder verdrängen. Im Jahre 1423 wurden einzelne Zigeunerbanden auch in Frankreich gesehen, von wo sie sich auch bald über Spanien verbreiteten. In England und Schottland findet man sie erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Bemerkt geworden sie sich in den weiten Hochebenen Schottlands, die sie breit Nomadenleben außerordentlich begünstigten.

Ueberall, wo die Zigeuner auf ihren Wanderungen hinkamen, nahmen sie seine in Polarien Quartier, sondern weilt in nahegen Zelten, wo sie mit sich führten und entweder auf freien Plätzen außerhalb der Dörfer und Städte oder in Waldungen aufschlugen. Wie uns ein späterer Schriftsteller, aus den Quellen geschöpft, das erste Auftreten dieser landfremdlichen Horden in Frankreich schildert, die allenthalben durch ihre abenteuerliche Kleidung, ihre dunkle Farbe, ihre lautertonliche Sprache und unbekannten Sitten, mehr noch durch die überaus schönen Töchter und Frauen Aufsehen erregten und in Stimmen und Bewunderung versetzten und deren Ursprung, Name und Sprache und den Gelehrten unbekannt war, so mag es wol überall gewesen sein. Sie waren theils zu Pferde, theils aber, und größtentheils, zu Fuß. Sie führten ihre Weiber und eine Schar Kinder mit sich; die weibern waren in Lumpen gehüllt, die Kinder fast nackt. Helle Haufen von Weibern, ihre Kinder theils an der Hand führend, theils auf den Rücken tragend, eröffneten den Zug. Jetzt zogen Männer voll mit Lastgütern, Bündeln und Schlafsäcken auf den Schultern, Hahnenfedern auf den Mützen und kurzen Messern an der Seite, folgten Knaben von Frauen wurden tüchtig vorbeigetrieben, einzelne Bewaffnete, auf Pferden oder bärtigen Klepper reitend, folgten einer barbarischen Musik, Schaaren von Sängern und Spielleuten, die mit kleinen Trommeln, Handpauken, Schellen, bleiernen Klingbecken, Dudelsäcken und kleinen Rohrenpfeifen einen wilden Jubel anstimmten. Hinter ihnen wurde die Standarte mit vergoldetem Knopf und Büschlein von Roßhaaren geschwenkt getragen, von welcher an goldenen Schnüren der große pergamentene Freibrief des Kaisers Sigismund herabhing, den viele große Herren und Städte

durch die Jünger beschäftigt hatten. Die prächtige Kleidung des Herzogs dieser Horden, der unter dem Schatten eines Pergamentzeltes auf einem schellengeschmückten Maultiere einherstrabte, stach grell gegen die erbärmliche Tracht seiner Unterthanen ab. Das ungarische Gewand flatrte von goldenen Zierathen; auf seiner Mütze prangte ein Büschel von rothen Hahnenfedern und unter dem pelzverbrämten Kaude dieses Hauptschmuckes blitzten Augen hervor, die des Mannes Beruf, über das ungeschlachte Volk den Stab der Gewalt zu schwingen, auch hinlänglich bekundigten. Um ihn her wurden die Kochgeschirre der Horde getragen, Schläuche mit Wein, Säcke mit Mundvorräthen. Weiber und Männer — die rüstigsten unter allen —, mit langen Speeren bewaffnet, folgten dem Zuge, und an diesen schloß sich ein unabsehbar Schwarm von Gesindel, Trosvolk und schwarzgebrannten, mit langen Knebelbärten gezierten Burschen, die den vorausgehenden Bild nach allen Seiten richteten und bereit schienen, bei der ersten verdächtigen Bewegung des Volks wie hündischende Hunde in dessen Reihen einzubrechen und zu morden und zu plündern nach Gefallen und Wohlgefallen. Doch schien Muth im ehrlichen Streit nicht eben ihre Sache zu sein. Das Volk fürchtete sie und gab ihnen, was sie begehrten, denn es schnell ihrem übernatürliche Kräfte an und es schien am Tage zu liegen, daß sie Zauberer seien. Mit Unwillen gewahrte man überall das zuchtlose und freche Betragen dieses gleichsam wie vom Himmel geschneiten Gesindels. Sie vergalten die an ihnen geübte Gastfreundschaft übel, stahlen und plünderten, wo und was sie nur konnten. Auch erregten ihre zuchtlosen Sitten, besonders ihre Frauen und Mädchen, die keine weibliche Zurückhaltung kannten, und ihre Abneigung gegen allen Glaubenszwang ein allgemeines Aergerniß. Die Mütter und Jungfernmenschen, mit der man sie anfangs empfangen hatte, wandelte sich daher nach kurzer Zeit in Haß und Verachtung. Ueberall, wo sie sich niederließen, wurden sie vertrieben. Doch die Ankommlinge vermehren sich durch immer neue Zuzüge und ihrem weitern Ausbreiten war nicht mehr zu wehren. Die Befehle der Obrigkeiten, die gegen sie erlassen wurden, blieben, da sie theils lässig angewandt wurden, theils gegen dieses Gesindel nicht anwendbar waren, ohne sonderlichen Erfolg. Im Jahre 1561 wurden sie aus Frankreich, 1591 aus Spanien ausgewiesen. In einer Verordnung Heinrich's VIII. von England vom Jahre 1530 heißt es, „daß ein fremdes Volk, welches sich Aegypter nenne und weder ein Handwerk noch Handel treibe, aus England bei Todesstrafe ausgewiesen werden solle.“ Diese Gesetze gegen die Zigeuner wurden unter Maria und Elisabeth erneuert und noch Georg III. erklärte es durch ein Gesetz für ein Todesverbrechen, in Gesellschaft von Zigeunern einen Monat lang zuzubringen; — aber nichtsdestoweniger konnte man daß lästige fremde Gesindel weder verdrängen noch gänzlich austrotten. Am zahlreichsten hatten sich die Zigeuner in Ungarn und den Donauländern eingenistet, deren weite Ebenen und Hirten ihrer Lebensweise besonders zusagen; auch fanden sie hier bei den Herrschern Unterstützung.

Auf ihren Wanderungen durch Europa gaben sich die Zigeuner für christliche Pilger aus, die auf einer sieben- auch vierjährigen Buspahrt begriffen seien. Die Veranlassung dazu gaben die einzelnen Horden verschieden an. Einige sprachen, sie müßten die Welt durchwandern um ihre Verfahren Sünde willen, auf die ein Fluch gemildert sei, weil sie eine Zeit lang vom Christenthum abgefallen wären, oder auch weil sie dem nach Aegypten flüchtenden Heiland kein Obdach gewährt hätten. Andere wieder gaben vor, ein König von Ungarn habe ihnen ihr Land genommen für ein Taufe gezwungen und ihnen die siebenjährige Wanderung als Buße auferlegt. Und so hatten sie noch mancherlei andere derartige Vorwände, und auch diesen verwandte abweichende Mittagen ergibt sich zu Genüge, daß dieselben lediglich Erfindungen waren, um das Volk über die eigentliche Veranlassung und Absicht zu täuschen — ein bemerkenswerthes Beispiel der List und Verschlagenheit ihres Nationalcharakters. Denn wirklich war die vorgebliche Buspahrt in den damaligen Zeiten außerordentlich geeignet, sie zu schützen. Man hielt sie für heilige Leute, angesehen ihres halb offenbaren gewordenen zuchtlosen Lebens und Treibens, und sie fanden in Deutschland, Italien und der Schweiz noch Fürsprecher. Die Fürsten und Herren, welche sie mit Schutzbriefen versahen, mögen sie ebenso sehr gestaucht haben; möglich ist es indessen, daß hierbei politische Gründe obgewalten.

Ueberall, auch unter orientalischen Nationalitäten, erscheinen die Zigeuner in ihrer eigenthümlichen Gesichtsbildung als Fremdlinge, und es wollte nicht gelingen, unter den lebenden Völkern ihre Heimat zu ermitteln. Es sind verschiedene

Meinungen über dieses dunkle Kapitel aufgestellt worden, von der absurden Behauptung ab, daß sie die Reste eines vorweltlichen der Sündflut entgangenen Geschlechts seien, bis zu jener lächerlichen Deutung des Namens Zigeuner von Zieh-Gauner und der daraus gefundenen Abstammung von ungermanischem Blut. Sie selbst gaben sich für Aegypter aus und thun dies noch heutigen Tags, wenn man sie über ihre Herkunft befragt. Man glaubte sie auch wirklich dafür halten zu müssen, da sie die Wahrsagekunst, die Traumdeuterei, die Schwarze Kunst und Gaukelei nach ägyptischer Manier betrieben, es in Aegypten auch in der That nicht an Zigeunern mangelt, wo sie auch aus frühern Jahrhunderten bekannt sind. Wir werden weiter sehen, daß es sehr wahrscheinlich ist, daß sie sich von ihrer Einwanderung in Europa eine Zeit lang in Aegypten aufgehalten haben. Dort ist indessen ihr eigentliches Vaterland nicht zu suchen. Was die geschichtliche Forschung vergebens versucht hat, diesen dunkeln Punkt aufzuhellen, das ist der Erforschung der Sprache der Zigeuner vollkommen gelungen, und erst seit zwei Decennien konnte man vermöge der immer weiter gediehenen allgemeinen Sprachstudien den Ursprung der braunen Eindringlinge feststellen. Die Zigeuner sprechen nämlich neben der Sprache der Länder, in welchen sie leben und die sie mit außerordentlicher Leichtigkeit erlernen, eine ihnen eigenthümliche Sprache, in der man früher irrthümlich das Rothwelsch, eine aus mehrern Sprachen zusammengesetzte Gaunersprache, zu erkennen glaubte. Diese Zigeunersprache läßt trotz der bedeutenden Dialektverschiedenheit, welche sogar so weit geht, daß die Zigeuner verschiedener Länder einander schwer verstehen, und trotz der Vermengung mit vielen Wörtern fremder Sprachen doch einen gemeinen durch alle Zigeunerdialekte der verschiedenen Länder hindurchgehenden Grundtypus erkennen. Dieser nun ist ein rein indischer; ja manche Wörter gehören dem reinen Sanskrit an, jener alten Sprache der Brahmanen in Hindostan, der Schriftsprache der ältern indischen Literatur, und die Zigeunersprache darf sich rühmen, mit dieser im Bau vollendetsten aller Sprachen dialektverwandt zu sein. Auch läßt sich durch zahlreiche spezielle Vergleichungen ihrer ganzen physischen und intellektuellen Natur, ihrer Sitten und Gebräuche mit ziemlicher Schärfe beweisen, daß sie aus dem nordischen Vorderindien stammen. Schwieriger ist es indessen, die spezielleren Landstheile und die indische Kaste nachzuweisen, und wie viel Mühe sich die Gelehrten auch bisher in dieser Beziehung gegeben, man ist nur zu unsichern und schwankenden Resultaten gelangt. Jedenfalls dürften die Zigeuner einer niederstehenden Kaste oder den feinen Kasten angehörenden untreuen verworfenen Parias angehören. Der Name, den die Zigeuner in den verschiedenen Ländern führen, das Jingali, Jigans, Tschingari der Ungarn, Walachen und Türken, das böhmische Cikan, das polnische Cigan, das litauische Cyganas, das russische Tsigan und das griechische Zinganos wie das spanische Gitanos und das deutsche Zigeuner läßt mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die Stammwelt die noch jetzt am Ausflusse des Indus in Vorderindien lebenden Tsingaris seien, welche wenig besser als die Parias stehen, religions- und gesetzlos, tanzend und musizirend, stehlend und betrügend das Land durchziehen und ihrem Charakter und ihrer ganzen Körperbeschaffenheit nach unsern Zigeunern ungemein ähnlich sind. Welches Ereigniß zwang nun dieses Volk, in so großen Scharen auszuwandern und bis nach Europa zu kommen? Auch hierüber haben wir keine völlige Gewißheit. Einige Gelehrte vermuthen, andere Stellen es als geschichtliche Thatsache hin, daß der mächtige gefürchtete Eroberer Timur Beg oder Tamerlan, welcher auf seinen Züge, den Mohammedanismus durch Feuer und Schwert zu verbreiten, im Jahre 1399 auch die nordöstlichen Gegenden am Indus mit Krieg überzog, die Tsingaris in große Anzahl vertrieben habe. Diese zogen dann von Gangesthale durch Afghanistan, Persien und die Türkei und verbreiteten sich von da durch Europa. Ein guter Theil mag auch auch nach Aegypten, in das fruchtbare Nilthal gegangen sein und sich vielleicht erst von da aus, nachdem sie einige Zeit dort gelebt, nach Europa verbreitet haben. Denn zwischen der Auswanderung der Zigeuner aus dem Mutterlande und ihrem ersten Erscheinen in Europa liegt ein Zeitraum von 1½ Jahren, und es bleibt traglich, wo sie sich während desselben aufgehalten. Ihre orientalische Tracht, Religion und Sprache und die echt asiatischen Nomadenlieben brachten sie unverändert nach den Ländern der Gattur und fanden dort, wenn auch verachtet und verfolgen, eine zweite Heimat.

Beate.

Jugend und Schönheit! Sieh nur, ſieh, wie mich die Sonne verbrannt hat.

Tony.

Wie wird erſt Guſtav ausſehen, der in Afrika war! Schöner aber als der arme Seeburg iſt er gewiß.

Beate.

Der arme Seeburg?

Tony.

Wie neugierig er war! Und was er für Augen machen wird, wenn wir ihn zur Hochzeit bitten!

Beate.

Tony, was machſt Du? (Steht auf) Du überladeſt mich ja mit Deiner Toilette. Himmel, wie ſeh' ich aus! Tony, nimm den Kragen fort. Das liegt mir ja ſo ſchwer auf den Schultern. Muß ich mich denn ſo ſchmücken, um zu gefallen?

Tony.

Aber man gefällt um ſo mehr, Schweſter!

Beate.

Noch, ſagteſt Du? Laß mich frei! Nimm Alles fort. Dieſe berechnete Vorbereitung ängſtigt mich. Ich will nichts, nichts, als im Haar die einfache rothe Schleife. Hole ſie.

Tony (zögernd).

Schweſter —

Die Birke.

Ein Naturbild von Karl Gutz.

Der Vollmond tritt soeben groß und klar hinter den Höhen hervor und übergießt mit seinem Silberlicht die Landschaft. Im dunkeln Hintergrund der hohe, schwarze Föhrenwald, seitwärts der blinkende Spiegel eines kleinen Landsees und vor uns ein lichter Birkenhain — das ist das reizende Bild der Abendlandschaft vor unsern Blicken!

Vom linden Hauch bewegt, schwanken die langen herabhängenden Reiser der Birkenzweige zierlich auf und nieder und flüstern, säuseln und rauschen, gleich als bewohnte ein ganzes Heer kleiner lustiger Waldgeister ihr Blättergewirr. Dann beginnt, dort, wo der Birkenwald zum Berg hinansteigt, eine Schwarzdrossel ihr schwermüthig süßes Klotenlied, welches hehr und erhebend weithin das stille, träumende Waldthal durchhallt; dazu plätschert neben uns der kleine Gießbach seine sinnige Weise und lassen die tanzenden Mückenschwärme ihr harmonisches Summen ertönen. Und in diesen harmonischen Lauten verschwimmt gar wundersüßlich die sanfte Klage der Nachtigall, vom milden Wind aus den fernen Fliedergebüschen hierhergetragen. Wenn dann hier und da ein Lichtlein nach dem andern aufblitzt und bald überall grüngelben glänzende Leuchtkäferchen im munteren Reigen uns umtanzen — da sprengt nur zu schnell die Phantasie alle Fesseln des kalten Verstandes und träumt uns hinüber in alle Zauber und alle Wunder der schönen Frühlingsnacht.

Leichtgeschürzte Elfen entsteigen dem dunkeln Grunde und umschweben uns im bunten, fröhlichen Reigen; Nymphen und Najaden tauchen aus der krystallenen Flut empor und tummeln sich im lieblichen Spiel vor unsern trunkenen Blicken. Dann verdunkelt eine schwarze Wolke das magische Mondeslicht und gleich einem neuaufgehenden Vorhange zeigt ihr Verschwinden uns ganz andere Bilder. Die altnordische Sage der „letzten Weltenschlacht am Birkenbaum" zieht an unserm Geiste vorüber:

„Auf einer weiten Halde des nordwestlichen Deutschland steht einsam eine alte, alte Birke. Ihre verworrenen von langem grauem Moose überzogenen Aeste rauschen schauerlich in dem sich erhebenden Ost, gleich als wollten sie künden, daß aus seiner Heimat ein verheerender Sturm hereinbrechen werde. Und wirklich; zahlreiche Haufen schwergewappneter Reisigen ziehen heran; ihnen folgen unabsehbare Horden roher, wilder Völker, und alles vor sich her zertrümmernd und zerschmetternd, erfüllen sie alle Welt mit Schrecken und Entsetzen. Nichts vermag ihnen zu widerstehen, keine Macht kann ihren furchtbaren Anprall aufhalten. Endlich, endlich aber ermannen sich die in den Staub geworfenen Völker wieder und stellen sich auf der Halde der einsamen Birke den Feinden entgegen. Und viele, viele Tage lang tobt die Schlacht. Es ist ein Kampf der Civilisation gegen die Barbarei, des Lichts gegen die Finsterniß, des guten Princips gegen das böse. Nachdem viele der Edelsten und Besten des Menschengeschlechts hingeopfert worden, nachdem Tausende von Männern ihr Leben gelassen und ungeheure Blutströme geflossen — da endlich entscheidet sich der Sieg. Die wilden Rotten und rohen Horden werden theils vernichtet, theils zurückgeworfen in ihre Steppen und Einöden — — und Ruhe und ewiger Friede mit allen ihren Segnungen und ihres Glückes Fülle kehren dann für immer ein auf dieser schönen Erde." Ein Windstoß rauscht jetzt durch die Baumgipfel und mahnt uns zum Heimgang.

Wenn am nächsten Morgen die Sonne sich über die Höhen erhebt und ihre ersten Strahlen über das Birkenwäldchen ergießt, dann erscheint uns dasselbe in neuer Pracht. Die noch jungen frischgrünen Blättchen sitzen gleich lauter beweglichen Schmetterlingen an den dünnen Zweigen und zwischen ihnen die niedlichen Primelchen und Kätzchen der männlichen und weiblichen Blüten. Dies feine und zierliche grüne Netzwerk tragen die leichtgeschwungenen schlanken Stämme, deren glänzendweiße, dann ins Graue übergehende Rinde jedenfalls als der herrlichste Schmuck unserer deutschen Wälder anzusehen ist.

Während gestern Abend im mondscheinumflossenen Birkenhain unwillkürlich bunte Phantasiebilder unser Herz erfüllten und uns den lauschigen Ort als das Paradies aller poetischen Träume und Schwärmereien erscheinen ließen — da lacht uns jetzt das Birkenwäldchen in frischer, herziger Freundlichkeit entgegen, gleich als sei es der liebe traute Tummelplatz unserer Kindheit, der Boden aller unserer lustigen Spiele und jugendlichen Streiche.

Wenn die Frühlingssonnenstrahlen durch das luftige Blätterdach der Birken fallen und den dunkeln Waldesgrund in wechselvollem Allerlei mit zierlichen Arabesken bemalen, die schneeigen

Stämme, von den jungen, schwarzgrünen Kiefern so malerisch sich abhebend, uns heute reizender erscheinen; wenn die weithin rings über den Waldesteppich zerstreuten buntfarbigen Blümchen, so freundlich uns zulächelnd, ihre süßen, würzigen Düfte aushauchen; wenn die ganzen Birken, von Millionen Thaudiamanten in der Sonne erfunkelnd, wie mit einem Gold- und Brillantenschimmer übergossen sind und in ihren leichtbewegten Zweigen das wonnige Frühlingsconcert der fröhlichen kleinen Meisen und Finken, der Zeisige, Goldhähnchen und Laubvögelchen ertönt, in welchem das wundervolle Lied der Singdrossel aus dem Wipfel einer hohen, uralten Föhre, der melodische Flötenton des Pirols, der neckische Ruf des Kukuks und die schwärmerischen Jubeltriller der hoch oben im klarblauen Aether tanzenden Lerchen so wundersam harmonisch verschmelzen — dann leuchten unsere Blicke auf im Verständniß aller Pracht und Schönheit der Natur. Das Birkenwäldchen erscheint uns als ein Tempel, in dem ein erhebender Gotteshauch unsere Herzen erfüllt und uns würdig macht der reinen Freuden und Genüsse, welche die Natur dem guten und genügsamen Menschen bietet.

Aber auch noch nach andern Seiten hin müssen wir den uns liebgewordenen Baum betrachten. Auf dem Friedhofe stehen viele Birken mit langen, tiefherabhangenden Zweigen. Es bedürfte kaum des Namens Trauerbirke, um uns an ihre Bedeutung zu mahnen. Dort über jenem Grabe beugt sich eine tief und schwer hinab — sie versinnbildlicht uns den Schmerz und das Weh der in ihrem Schatten blutenden Menschenherzen. Dies sind Kinder, arme, arme Waisen, welche die erste und wahrste Freundin des Lebens, die theure Mutter, betrauern. O, wie verzweifelt ringen sie die Hände! In wie bitterm Weh rinnen ihre Thränen! Sie achten's nicht, daß die Schatten immer höher steigen und die schwarze Nacht fast hinabgesunken ist. Sie können sich nicht trennen von der Stätte, wo all ihre Liebe, all ihr Trost und all ihre Hoffnung für immer begraben sind! Eng umklammert sitzen sie da, die Bemitleidenswerthen, und können keinen Entschluß fassen und keine Aussicht finden. Jetzt sollen auch sie voneinander sich trennen und jeder seinen Weg allein wandern durch das kalte, feindliche Leben, ohne liebevolle Hülfe, ohne Halt und Leitung. O, wie zucken ihre jungen Herzen in herbem Weh, in Angst und Sorge!

Da, mitten in der schwarzen Finsterniß, ertönt mit einemmal der wunderliebliche Gesang eines Vögelchens von der Birke herab. Es ist eine Heidelerche, welche den einsamen Kirchhof zu ihrem Wohnsitz erkoren und nach ihrer Gewohnheit in der Nacht ihr Lied anstimmt. Ihre sanftlullenden, unendlich melodischen Triller aber im tiefen, hehren Schweigen der Natur — wie sollten, wie konnten sie wol irgendeine fühlende Menschenbrust kalt und ungerührt lassen! Auch in die wunden Herzen unserer armen Kleinen träufeln sie mild und sanft hinab als ein wahrer Balsam für ihre brennenden, zuckenden Schmerzen. Ihnen erscheint das Vögelchen als ein wahrer Himmelsbote, der ihnen Muth, Vertrauen und Hoffnung bringt und sie daran mahnt, daß wie für die Vöglein im Wald so auch für sie Platz und Raum genug da sein werde auf dieser schönen Erde!

Der hohe, stattliche Baum, welcher, meistens kleine Vor- und Feldholzchen bildend, bei uns in Deutschland überall zu finden ist und, auf den Kirchhöfen gern angepflanzt, dann den Namen Trauerbirke führt, ist die Weißbirke. Sie bekleidet sich im Frühling von allen unsern Waldbäumen zuerst mit frischem, freudigem Grün und ihre schlanken Ruthen werden in vielen Gegenden unsers lieben Vaterlands, besonders von den Landleuten, in der nahenden Osterzeit in mit Wasser gefüllten Töpfen auf den Ofen oder sonstwo in die Wärme gestellt, damit sie ergrünen und im Schmuck der kleinen Blättchen am Ostermorgen zum „Stüpen" dienen können. Der erste Ostertag pflegt dann für die männlichen und der zweite für die weiblichen Hausgenossen bestimmt zu sein, und wer dann als Langschläfer, von den Stüpenden überrascht, noch im Bett oder unangekleidet angetroffen wird, der kann darauf gefaßt sein, daß die Osterruthen deutlichere Spuren auf seinem Körper hinterlassen werden, als ihm lieb sein dürfte. Uebrigens ist der Gebrauch ein unbewußter Nachhall aus der alten Heidenzeit unserer Vorfahren und bedeutet, daß alle diejenigen, welche mit dem heiligen Mistelzweige berührt wurden, das ganze Jahr hindurch von Krankheit, Ungeziefer und andern Plagen verschont blieben.

Eine ähnliche Bedeutung hat die Birke als „pädagogischer Baum"; denn aus ihren geschmeidigen und doch zähen Zweigen wird ja das wichtigste Werkzeug aller Kindererziehung, die Ruthe, geschnitten. Dafür rächt sich der herangewachsene Bube an dem Baum in späterer Zeit dadurch,

daß er seinen Stamm im Frühjahr anbohrt und den ausrinnenden Saft als süßes, kühlendes Getränk zu gewinnen sucht. In einigen Gegenden, wo die Birkenwälder noch von großem Umfang sind, bereitet man aus dem im großen gewonnenen Birkensaft auch wol Birkwein. Das Anbohren ist den Birken jedoch so schädlich, daß es oft ihr Eingehen verursacht. Wer also diese schönen Bäume lieb hat, der verschone und behüte sie vor demselben. Außerdem, daß das schöne, weiße und feingemaserte Birkenholz zu vielerlei Gebrauch, besonders zur Anfertigung von Küchengeräthen und zu Schlittenbäumen, Verwendung findet, wird in Rußland die Birkenrinde zur Theerbereitung sowie zur Herstellung des bekannten Juchtenleders benutzt. Das junge, frische Birkenlaub findet bei uns in der Volksheilkunde als Mittel gegen Wassersucht, Rheumatismus u. dgl. Anwendung. Derartige Leidende werden in diese Blätter mittels großer Tücher fest eingewickelt und gerathen dann in einen furchtbaren Schweiß, welcher alle Krankheitsstoffe aus dem Körper fortnehmen soll.

Während eine einzeln stehende schöne Weißbirke mit ihren herunterhängenden Zweigen immerhin einen schwermüthigen, feierlichen Eindruck hervorzubringen vermag, ist ihre Schwester, die Heidebirke, einzeln oder zum Wäldchen vereinigt, unter allen Umständen als ein heiteres Wesen, ein Bild des kindlichen Frohsinns anzusehen. Ihre aufstrebenden, nur leichtgebogenen Zweige, ihr maigrünes, lustig flatterndes Laub und ihre schlanken, äußerst zierlichen Stämme unterscheiden sie wesentlich von der erstern und lassen sie uns, besonders im gemischten Gebüsch, unter majestätischen Eichen, lieblichen Linden, männlich kräftigen Buchen, ernsten Tannen und schwermüthig düstern Kiefern als eine allerliebste Abwechselung und Zierde erscheinen.

Noch eine andere Schwester der Weißbirke, die im hohen Norden zwischen ewigem Schnee und bis an die letzte Grenze des Pflanzenlebens hinansteigende Zwergbirke, welche sich dort nicht mehr frei und hoch in die Luft emporzuheben vermag, sondern, dicht am Erdboden hinkriechend, nur im schweren Kampfe mit den Elementen ihr Dasein fristen kann, muß uns als ein Sinnbild der zähen, alles überwindenden Ausdauer gelten.

Der Samen der Birke ist sehr klein und außerordentlich leicht; er dient vielen Vögeln und Mäuseratten zur Nahrung und wird von den ersteren, weit öfter aber von den Winden oft weithin verschleppt, sodaß zuweilen Birkenpflänzchen an Orten zum Vorschein kommen, von denen jede Mutterbirke viele Meilen weit entfernt ist. In gleicher Weise wachsen oft an solchen Stellen Birken empor, wo der gewöhnliche Mensch sich vergeblich darüber den Kopf zerbricht, wie sie dorthin gekommen. Wir finden z. B. auf vielen hohen Thürmen, Mauern, Häusern, kahlen Felsen u. s. w. Birken, welche dort in einer Hand voll Schutt Fuß gefaßt haben und nun, sich anklammernd oder mit den Wurzeln in das Gestein dringend, in genügsamer Ausdauer, oft in schwindelnder Höhe munter grünen und gedeihen.

Zum Schluß nun noch ein kleines Abschiedsbildchen unsers lieben Baumes. Im grauen Nordost des einrückenden Herbstes ist manche zarte Pflanze bereits zu Grunde gegangen. Trauer und Scheiden, Welken und Ersterben erfüllt bereits die ganze Natur. Da legt sich noch einmal des Wetters Toben; ein klarer, freundlicher „Alterweibersommertag" lacht über den Ernst. Dann schmückt sich noch einmal die ganze Landschaft in den buntesten Farben, und das Allerlei der vom dunkelsten Grün bis zum Fahlgelb, vom lichtesten Roth bis zum Dunkelbraun wechselnden Blätter gibt dem Bilde einen freilich nur zu vergänglichen, doch zu guter letzt wahrlich nicht zu verachtenden Reiz. In all dieser Farbenfülle und Pracht aber wiederum eine der auffallendsten und schönsten, zwischen den dunkelgrünen Kiefern und den braunrothen Rothbuchen, den vollgrünen Weißbuchen und den purpurrothen Vogelkirschen, ist mit ihrem schönen, lebhaften Grün unsere Birke.

Aus dem walliser Rhonethal.

Von Friedrich Lampert.

I.

Durch Nußbaum- und Kastanienschatten, an Rebenhügeln entlang stieg ich von Righi-Vaudois, der schönen Pension, die dort hoch über dem Genfersee liegt, zu diesem selbst hinab. Es war noch früh am Tage und doch schon viele Menschen auf den Beinen. Wen lockt auch nicht die Pracht dieses Sees bei Tag und Nacht hinaus? Mir war erst die Nacht so schön gewesen, als all dieser Zauber, Land und See, Berg und Thal so schweigend unter mir gelegen war, nur vom milden Mondlicht überflossen, und mir schien jetzt die volle Herrlichkeit des Tags, die das im

Dunkel doch fern Verhüllte nun zur durchschauten Nähe wandelte, doch noch viel schöner zu sein!

Der Bahnzug von Lausanne durchbrach die Morgenstille. Villeneuve und damit das Ende des Sees war rasch erreicht. Ja, leider das Ende schon. Wie schwer schied sich's doch von diesen Ufern! Aber das, was nun kommen sollte, mußte auch groß und schön sein, war's auch anders geartet; ging's ja doch nun so recht hinein in das eigentliche Alpenreich, in das Innerste dieser Riesenwelt, die da außen am See einem doch noch immer etwas fern steht. Bald geht es durch das enge Felsenthor, das die Dent de Morcles mit der Dent du Midi bildet, durch welches eng zusammengezwängt die Rhône aus dem Wallis in das Waadtland strömt. Im Wallis hat sie ihren Jugendlauf. Vom Furkagletscher ist sie herabgekommen, 80 Zuflüsse hat sie bis zu ihrem Eintritt in den See schon aufgenommen, die haben ihr etwas von der eisigen Frische ihres ersten Laufs genommen, sie trübe, schlammig gemacht; träge geht sie manchmal durch die Maisfelder und Rebengelände hin, aber allzeit ist sie ein stattlicher, stolzer Strom. Je nach den Windungen der Berge tritt sie bald vor, bald rückt sie zurück, trifft hier auf Marmorfelsen, dort auf Weinberge oder Kastanienwälder. Auf mittler Bergeshöhe erscheinen und verschwinden zahlreiche Dörfer, Kirchen und Kapellen; über diese erheben sich dunkle Wälder, dann grüne Weiden und einzelne Sennhütten und ganz oben glänzt und blitzt das Gletscherreich.

Auf der wallifer Seite kann sich das Auge nicht satt sehen an der schönen Form und Großartigkeit der Gebirge, an der Anmuth ihrer Krümmungen und an der Fruchtbarkeit ihrer vom schönsten Baumwuchs beschatteten Abhänge; hier an der auf einer Halde ruhenden Kapelle, dort am geheimnißvollen Thal und überall an dem Reichthum und der Farbenpracht der Natur. Es scheinen die Alpen einen Gefallen daran gefunden zu haben, dem schönen Strom ein würdiges Bett zu bereiten, und bei seiner Annäherung an den See schmücken sie sich vollends, gleichsam um seine Ankunft zu feiern, mit neuer Pracht und Größe. In zwei Arme getheilt, wälzt sich die Rhône durch die Ebene fort und ergießt endlich ihre brausenden und schlammigen Fluten in den Leman, der zurückweicht, als hätte er Furcht, daß bei diesem Zusammentreffen der himmelblaue Krystall seines Gewässers befleckt werden möchte. Doch widersteht er und es kommt zwischen ihnen zum Kampf. Der schäumende Strom und der blaue See werden handgemein, und eilt der Nordwind dem Leman zu Hülfe, so fahren die Wellen empor und stürzen von vorn und von der Seite auf den feindlichen Strom, legen ihm hart zu und treiben ihn in die Enge. Man glaubt zwei kämpfenden Heeren zu begegnen; darum haben auch die Uferbewohner diesem Streit den Namen „La bataillère" beigelegt. Fährt ein Nachen über die wogende Fläche, so verspürt er an den heftigen Stößen den Zorn der Fluten. Noch eine Viertelstunde weit vom Ufer ist der Aufruhr fühlbar. Endlich kann der Strom das Seebett hinabsteigen, aus dem er 20 Stunden weiter unten reiner und schöner wieder hervortritt.

So zeigt uns denn die Rhône den Weg: sie muß es wol, denn bald hat die Bahn keine andere Wahl mehr, als hart zwischen ihr und den himmelhohen Bergen hinzulaufen. Nicht weit hinter Villeneuve nämlich ist das Thal eng, sehr eng geworden; erst bei Martigny wird es wieder weiter und bis dorthin steigen auch die Berge zur Seite immer höher und gewaltiger an; wir merken wohl, daß es die höchsten Gebirge Europas sind, zwischen welchen sich unser Scheideweg durchzieht. Für sie und ihre majestätischen Formen hat das Auge anfangs das meiste Interesse, dann aber wird es auch von einzelnem im Thale gefesselt. Da breitet sich sauber und groß auf einem langen, rebenreichen Bergrücken unfern der Bahn das Dorf Yvorne aus, einst von einem Bergsturz halb verschüttet, nun der Standort eines der feurigsten Weine des weinreichen Rhônethals. Gleich nach ihm hält der Zug in Aigle, dem der schwarze Marmor, den man in der Umgegend bricht und aus dem es gebaut ist, ein ganz eigenthümliches Ansehen gibt. Es ist, an der wilden Grande eau gelegen, das alte Aquila der Römer, Lager römischer Reiterei. Immer großartiger wird nun die Gebirgsscenerie, besonders schon der Blick auf den schneebedeckten, gezackten Gipfelkamm der Dent du Midi. Der Avençon fließt in die Rhône; an ihm liegt Station Ver, der berühmte Salinenort.

Im Bahnhof war längerer Halt und prächtiges, fröhliches Leben: die Schweizermilitz der Ruhecantone auf der Heimkehr von den großen Manövern an der Furka und im Wallis. Lange klangen mir noch die lustigen Soldatenlieder nach, als wir schon wieder davongetragen wurden, einen langen Tunnel durch, jener Brücke von St.-

Maurice zu, die mit dem östlichen Pfeiler auf dem Kuklofer der Dent du Morcles, mit dem westlichen auf dem der Dent du Midi ruht und in 70 Fuß Spannung das enge Thal völlig überdrückt. „So schön ist sie gebaut", hat Karl August von Weimar von ihr zu Goethe gesagt, „daß es ausbleibt, als wenn ein Pferd flüchtig über einen Graben setzt." Nur mit kühnen Experimenten hat die Eisenbahn sich vorbeischleichen können und St.-Maurice erreicht. Auch bei dieser alten, auf einem Dreieck Land zwischen Fluß und Felswand ruhenden Stadt ist classischer Boden. Sie soll ihren Namen vom heiligen Mauritius haben, dem Anführer der Thebaischen Legion, den die Legende hier im Jahre 302 mit seiner Legion den Märtyrertod finden läßt. Schade, daß der Zug zu kurze Zeit hielt, um die Abtei, das älteste Kloster diesseit der Alpen, mit ihren reichen Schätzen besuchen zu können. Denn führte er durch Strecken, an die sich traurige Erinnerungen knüpfen; an jenen Stellen vorüber, wo im Jahre 1830 gewaltige Schlammströme von der Dent du Midi herab das Thal verwüsteten, wie solche schon im Jahre 1565 die Römerstadt Epaunum, das heutige Evionnaz, zerstört hatten. Jetzt senkt die Dent du Midi und ihren freundlichen Gruß, einen schönern Preis herab: da drüben die Pissevache, den Wasserfall der Sallenche, der, ganz nahe der Bahn, 120 Fuß hoch von der Felswand sich wie Hammend in den Sonnenstrahlen in ein Becken herumtreibt und hier in Staub und Schaum sich weit und breit im Wind herumtreibt. Nachbarlich öffnet sich unweit dieses Falles, aber diesmal unten auf der Thalsohle, eine zweite Feldspalte, aus der der Trient, der Bergstrom, dem wir beim Uebergang nach Chamouny wieder begegnen, vortritt.

Da bog sich Thal und Fluß. Die Dranse strömt bei Martigny in die Rhône. Weit hinaus ist deren nun breit gewordenes Thal geöffnet. Allein sie selbst hat sich ziemlich weit von der Bahn zurückgezogen, sie fließt links drüben an den Bergen hin, die in ihrer doch hinaufreichenden mannichfachen Bebauung den vordem geschilderten freundlichen Anblick bieten. Zu ihren Füßen aber, in der eine Stunde breiten Thalsohle, steht es weniger lockend aus: kalt nur weite Sumpfflächen, in denen bloß Gras und Schilf gedeiht, selten eine Oase, Getreide oder Mais sich zeigt. Sie sind das Ergebniß der furchtbaren Hochwasser, die alljährlich von den Gebirgen Felsen und Gerölle in ungeheuren Massen losreißen und damit den aus seinen Bett getretenen Fluß und seine Ufer überdämen. Dazu sein Schatten, sein Tropfen guten Trinkwassers und endlich noch ein Feind, der den unglücklichen Wanderer hier buchstäblich bis aufs Blut peinigen kann, ein Heer kleiner Mücken, die mit ihren schwarzen, geraden Flügeln einen überall verfolgen und sogar den Schlaf kummervoll machen; wie wird's mancher mit mir der Eisenbahn sehen gehabt haben, daß sie da so schnell hindurchführt und die Pferde des Fußwanderns erspart; die muß man sich für das obere Rhônethal aufbewahren, aber nicht in seiner Mitte suchen, sonst würde der Weg bis Sion sauer werden.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Don Carlos, der Infant von Spanien.

Das Gedicht unglücklichen Fürstenlose hat die Phantasie der Menschen immer auf das lebhafteste beschäftigt, wenn schon in einem dürftigeren Dasein der Zuschauer zwischen Thron und Sohn befangenwerth ist und oft zu einem tragischen Ausgang führt, so muß solch Schauderei auf einer viel größeren Bühne die Blicke aller unwiderstehlich auf sich ziehen. Die Todtenschatten, die solche Katastrophen heraufrufen, der Zusammenbruch ganzer Herrscherhäuser, die Schleier des Geheimnißvollen, der über das Ganze gebreitet ist, das ebenso viele Rezensirlust, um Aufmerksamkeit und Theilnahme stets aufs neue zu erwecken. Von allen unglücklichen Prinzen aber ist aus Deutschen durch Schiller's Trauerspiel Don Carlos, der Sohn Don Philipp's des Zweite geworden.

Von Don Carlos und seinem Geschick waren nur kurze, ungewisse, rathselhafte Nachrichten auf die Nachwelt gekommen. Oeffentlich war seine Verlobung mit der reizenden Tochter des Königs Heinrich des Zweiten von Frankreich, Elisabeth von Valois, der Stiftung von Oranien den wunschen König der Gemahlung der eigenen Schwester angefacht. Französische Schriftsteller einer späteren Zeit behaupten, in ihrem Sarge läge die Leiche der Don Carlos mit dem Kopf zwischen den Beinen. Vergebens haben sich die Biographen Don Philipp's bemüht, den Angreifenden von diesem Fleck zu reinigen, weil auf bei der Mehrzahl seiner Zeitgenossen behielt die Meinung der Anklager die Oberhand. Man traute dem ehrengeizigen, brutalsinnlichen und mürrischen Tyrannen im Ehestand alles zu, das schlimmste von ihm vermuthen man mit dem offenbaren Ehe, mit dem glaubigsten Herzen. In Schiller's Zeit galt die „Non-

velle historique" des Abbé von St. Réal: „Don Carlos", die 1672 zuerst erschien, für eine durchaus glaubwürdige Darstellung der Begebenheit. Sie machte den Dichter zur Grundlage seines Trauerspiels; wie wunderlich, wenn ihm sogar ein französischer Kritiker, Schmie Bruder, Unkenntniß und Verdrehung der Geschichte vorwirft! — Die Verschiedenheit, die sich bemerken werden, konnte Schiller nicht, es konnte kaum die Dichter. Die moderne Geschichtsforschung beruht auf der Durchforschung der Archive, auf den Berichten der Gesandten, auf den Briefen der Fürsten, den Depeschen der Gesandten. Gewiß, die so einem bestimmten Punkte ein glaubwürdiges Material. Schwer ist die Gestaltung eines von den Vergnügten entlegenen Zeitgenossen. Der Bericht des Generals wird aber das Wange der Schlacht, ihre Ursache, die Art, wie sie gewonnen wurden, ein deutliches Bild geben als der Brief eines Soldaten, der eben nur beobachten kann, was in seinem Bereich vorgeht und ist. Aber dieser Brief hat Glanz vor dem Bericht des Fürsten voraus. Farbe, Lebensmöglichkeit. Indessen ist selbst auch den Berichten der Gesandten allzu sehr das persönliche Element. Ueber das Komische der Vergnügten indes werden wir sicher unterrichtet. Denn volle Kunde ist einer der ersten gewesen, der seine Forschungen aus diese Mittheilungen gegründet, es hat schon 1829 in einer lesenswerthen Abhandlung das Verhältniß Don Philipps II. zu seinem Sohne behandelt. Seitdem sind die Archive in Brüssel, Wien und Simancas den Geschichten des 16. Jahrhunderts eröffnet geworden und in rascher Folge mehrere Arbeiten über Don Carlos erschienen. In Europa war in Nordamerika bei das Irvingsche Don Philipp II. der Vereinigungskampf der Niederlande die Hauptsache erwecht. Prescott und Motley. Mignet, Lafte und Gachard haben mit seltenem Eifer und bewundernswürdigem Fleiß vier Epoche bearbeitet. Auf zum kurz nachstehender veröffentlichten Werke über Don Carlos von Gachard und de Mous hat jetzt F. A. Warnkönig eine deutsche, überschriftliche Biographie „Don Carlos, Leben, Verhaftung und Tod dieses Prinzen" (Stuttgart, Krämer), zusammengestellt, außer den von Gachard und de Mous angegebenen Berichten hat er auch mit vielem Gericht die Depeschen des Kreherren von Dietrichstein, des kaiserlichen Gesandten am Hofe zu Madrid, benutzt. Dieser Bericht ist nothwendig in der Wirklichkeit anerkannt das als in der Dichtung Schillers; vor allem wird der treue, „loyenführende" Jüngling von seinem Kerkherrn verabredet.

Am 8. Mai 1545 wurde Don Carlos in Valladolid geboren; sein Vater war Don Philipp, damals noch Erbprinz von Spanien, und seine Mutter Maria, eine portugiesische Prinzessin. Vier Tage nach ihrer Entbindung starb die Prinzessin. Der erst achtzehnjährige Vater bekümmerte sich nicht allzu viel um die Erziehung seines Sohnes; obgleich er in seiner schreibseligen Weise Verordnungen über Verordnungen über die Lebensweise des Prinzen ergehen ließ. Philipp's Streben war aus dieß es, von seinem Scheerblick auf die Welt zu regieren. Ueber die sinnlichen Dinge war Philipp es durch Selbstzucht. Die Erziehung des Prinzen blieb zumeist seinen beiden Lehrern überlassen, an die zwar, Doña Juana, schien es sich mit einer gewissen leidenschaftlichen Zärtlichkeit. Geistig und leiblich war er ein verkümmerter Mensch. Es erbrich einer der gelehrtesten Männer Spaniens, Honorato Juan, zum Lehrer. Wenn aber in jenen Lande die Erziehung der Prinzen niemals viel gelangt, so war sie in Spanien die schlechteste. Nicht nur an Don Carlos, an dem letzten Habsburger Karl II., selbst wie es, der kaum schreiben konnte, als er schon den Thron seines Vaterlands krankheiten unterzogen sie Schwache Gemüthes den Prinzen, von schlechtem Blut in schwächlichem Körperchen geerbt, lagen in tiefe Streiche, die den Prinzen, verwöhnten Prinz gegen den leicht ersetzten. Er prügelte seine Diener, bis Blutes Streife er in den Straßen der Stadt anrief, hieb die Vorübergehenden an und übte an seinen Schuhmachern, der ihm ein Paar Stiefeln nicht in Lust gemacht, teil er gezwungen haben, daß gestochen und geschnitten Leder herstellen in einen Schmutz war er bereit, selbst gegen der verwöhnten Gewohnte den Teich in sieden. Am Treppenfluß, den er sich bei einem Liebesabenteuer in Alcala 1562 zuzog, brachte ihn an den Rand des Grabes. Die Kunst der Aerzte setzte ihm das Leben, aber sein Gehirn mag dennoch eine tiefe und unheilbare Erschütterung davongetragen haben. Im Jahre 1564 sah ihn der Kreherr von Dietrichstein, der Gesandte des deutschen Kaiser Maximilian II.; man hatte in Wien die Absicht, eine der Erzherzoginnen mit Don Carlos zu verheirathen, so geht denn der Gesandte eine ausführliche Schilderung seiner Person. Sein Angesicht ist es ziemlich wohlgestaltet. Er hat seine schöne Farbe, ein braunes, glattes Haar, einen mittelmäßigen Kopf, seine braunrote dicke Augen, graue Augen, mittelmäßige Ohren, ein langes Kinn. Sein Angesicht ist sehr blaß, er schlägt nicht nach den übrigen spanischen Geschlechte, ist nicht breit von Schultern, auch nicht von großem Wuchse, die eine Achsel ist etwas höher als die andere, die Brust eingebogen im Rücken, gegenüber dem Magen, eine Beule. Seine Haltung schwach, des linke Fuß ist um gut Stück länger als der rechte, er bedient sich der rechten Seite nicht so gut wie der linken, es hat darin aber auch ungefähr dieselbe Stärke, ist schwach und den Händen hat eine schwächliche, feine Stimme, das Sprechen kommt ihm anfangs schwer an, er muß seine Worte heraustreiben, spricht das R gut und das S schickt aus, es kann niemand allzu, was er sagen will, verstehen. Sonst kann ihm ziemlich verstehe. Mit seinen Dienern und seinen geistigen Eigenschaften war Dietrichstein seiner zufrieden, aber ein Blick auf das von Carlos gemalte Bildnis des Prinzen muß auch darüber entscheiden, ob ist einmal Irrthümer in diesem Antlitz. Der scharfe Unterschied

zwischen ihm und Don Philipp lag viel darin, daß er eine ihn aufbrausende, wilde Natur, der König verschlossen und gemessen war. Zwei Menschen am Hofe hatten Einfluß auf ihn, seine Stiefmutter Elisabeth von Frankreich, Philipps II. zweite Gemahlin, und sein Oheim, Don Juan d'Austria, der natürliche Sohn Carls V. Ein fremzerischer, ritterlicher Zug lebte auch in dem verwahrlosten Prinzen, er liebte es, daß man ihm Kriegsgeschichten vorlas; die zur Verschwörung war er fernerhin. Auf der Verehrung, die er seiner Stiefmutter bewies, hat man eine Liebesneigung herauskreuzen wollen, die nie vorhanden war. Doch ist der greste Irrthum der Schiller'schen Tragödie.

Darg nun schon die Verschiedenheit ihrer Naturen, Keime des Zwiespalts zwischen Vater und Sohn, so fehlte es auch nicht an thatsächlichen Anlässen dazu. Die Leidenschaft des Prinzen überstieg zuweilen jedes Maß, mit Gewalt exprimirte er Geld von fremden Kaufleuten, um es zu verschwenden. Seinen Vater verachtete er, dessen unfreigerischer, langsamer Wesen ihm ein Stoff zu mündlichen und schriftlichen Satiren. Als der Aufstand in den Niederlanden ausbrach, trug er sich mit der Hoffnung, mit seinem Vater dorthin zu reisen oder als Statthalter die aufrührerischen Provinzen zur Ordnung zurückzuführen. In dieser Absicht empfand der geschichtliche Don Carlos wie der Schiller'sche. Mit dem Herzog von Alba hatte er vor dessen Abreise nach Brüssel den heftigsten Wortwechsel; er sprach den Plan gegen ihn. Nie vergaß er es seinem Vater, sich so von ihm hintangesetzt zu sehen. Und eine andere Beleidigung empörte ihn nicht weniger. Er wünschte sich mit seiner Cousine, Anna von Oesterreich, der Tochter Maximilians II., zu verheirathen, in das Bild der Prinzessin soll er sich verliebt haben, er hatte es öfters. Auch der österreichische Hof wünschte diese Verbindung, denn Erzherzog Don Philipp vermittelte durch hundert Kunstgriffe hinterste und in die Ferne sich. Plötzlich erschien seiner seiner Verwandte, die Braut Maximilians II., das Don Carlos' wilde Gemüthsart sich durch den Einfluß einer Frau, die er liebte, mildern wurde, hatte doch manche Erfahrungen für sich. Don Philipp aber liebte den Sohn nicht, er wollte seinen Stolz nicht, weil er seinen auch seinem Einfluß fürchtete. Von allen Staatsgeschäften hielt er ihn fern. Don Carlos wachte ein tückischer Neid'sser ein, aber sicher war dies auch sein Mittel, ihn zu bilden und seine Abneigung gegen den Vater in Ferocität schaft zu verwandeln. Unter diesen Umständen lag wirklich der Hammel von Mavrin schwer auf dem Prinzen, er beschloß zu entfliehen. Einmal wollte er nach Malta gehen, ein Gutachten, von dem ihn Ana Gomez von Gbeis, dem er sich vertraut, abhielt, zog im Januar 1568, hatte er beschlossen, nach den Niederlanden zu entkommen. Was er dort praktisch tigte, ob er sich mit weiteren Plänen gegen seinen Vater trug, wir wissen es nicht. zunächst lag ihm, wie in ähnlicher Lage Friedrich dem Großen, alles daran, auch der Gewalt einer hatten, brannischen Vaters zu entfliehen. Er handelte wie ein Thor, er vertraute seinen Fluchtplan seinem Oheim, Don Juan, an und forderte ihn auf, mit ihm zu gehen; auf eine Weise, die Aufmerksamkeit erregen mußte, suchte er Geld zusammenzubringen, kurz von Weihnachten gestand er dem Prior von Atocha, daß er einen unverbrüchlichen Hass gegen seinen Vater im Herzen trüge. Dies war sein Verderben; der König wurde von verschiedenen Seiten von den Anschlägen des Prinzen unterrichtet, selbst Don Juan — vor zehn Jahre hat der Philipp's Dank erfahren sollte — verrieth den Freund. In der Nacht vom 18. auf den 19. Januar 1568 nahm Don Philipp in eigener Person, einen Helm auf dem Haupt, einen Degen unter dem Arm, den Prinzen gefangen. „Nicht als Vater, als König werde ich sich hartan behandeln", sagte er ihm. In einem Thurm des Schlosses gefangen, ausgiebig bewacht. Nach Don Carlos am 24. Juli 1568, wie es scheint an einer Indigestion. Nach langem Fasten verspeiste er auf einmal zwei Kasl gewürzte gebratene Feldhühner. Am Fieber litt er in der Haft des Thurms, da er viel Eiswasser, um sich abzukühlen, zu trinken pflegte, über längere Zeit. Nicht ohne Schauer kann man die Verordnungen, die Don Philipp über die Behandlung des Prinzen erließ, lesen. Seiner seiner Wärter durfte mit ihm über seine Lage sprechen, auf seine Fragen darüber Antwort geben, nie durfte der Prinz das Eine Zimmer, daß er hatte, verlassen; seine Diener befand nur aus Gebrechlichen — wahrlich, auch eine strafwürdige Natur hätte in dieser Qual unterliegen müssen, auch man hat, der Leb des Prinzen zu erklären, nicht nöthig, seine Vergiftung anzunehmen. Er hatte, vielleicht weil er sterben wollte, im Beginn seiner Gefangenschaft hatte er sich durch Hunger tödten wollen.

Das ist die Geschichte des Don Carlos. Die Mängel der Schiller'schen Tragödie der Wirklichkeit gegenüber liegen klar, aber obwohl schon ist es, das Schiller den Geist des Spanier, das Ideen Don Philipp's vortrefflich wiedergegeben hat. Das Trauerspiel ist seine dialogische Geschichte. So wenig es der Schöpfungsgeschichte der Bibel als poetischen Kunstwerk Eintrag thut, daß sie der Wissenschaft die Entstehung der Erde anders erklärt, so wenig wird die Wirklichkeit einen Schatten auf Schiller's großartige Dichtung, daß wäre eine schiefe Kunst, die sich Geschichte, das heißen der Wiedergegebenheit nicht in den Phantasie des Nachkommen zu verfassen und zu vertiefen wüßte!

(Schluß im Beiblatt.)

Eine Razzia.

Aus dem Tagebuch eines Soldaten der französischen Fremdenlegion.

I.

Ich bin. — Sie wanderten oft in früheren Jahren und neuerdings über die Razzias erzählt und geschrieben worden, die von den französischen Truppen in Algerien gegen das Eigenthum der Eingeborenen geführt und ausgeführt wurden und werden mußten.

Es war im Spätherbst des Jahres 1856. Wir lagerten unweit der Hauptstadtprovinz Fremdenlegion des Distriktes in der Provinz Algier, des mittleren der drei Departements, in welche die französische Administration die Kolonie getheilt hat. Unsere Expeditionskolonne mochte gegen 10000 Mann Fuß- und Reiterei, vorzugsweise aus Infanterie. Man zählte acht Gebirgsbatterien, transportirt auf Maultierrücken, zwei Schwadronen Chasseurs d'Afrique und eine gleiche Stärke an Spahis (eingeborene Cavallerie) begleiteten die übrigen Waffen. Eine zweite, mit der unsrigen im Einverständniß operirende, jedoch schwächere Kolonne befand sich jenseits des Gebirges, dem sie sich von der Provinz Konstantine her nähern sollte, und erwartete hatte. Sie sehr nun auch der Tag und schleie, d. h. so faule Zeit und so viel Ruhe wir auch hatten, während die Sonne am Himmel stand, um so mehr mußte die Wachsamkeit verdoppelt werden, sobald die Nacht hereinbrach. Sie war der Moment der Attacken für den Kabylen, sie benutzte er, um unsere Vorposten (und somit auch alle) zu alarmiren, ihm Namen dann seine genaue Terrainkenntniß, sein durchdringendes scharfes Auge und die von frühester Kindheit her angewöhnte Gewandtheit, die Kühle der Nacht zur Arbeit und zur Jagd zu benutzen, zu Ratten, während für uns die Schwierigkeiten sich um so mehr häuften, als — die wenigen Mannschaftsmuskete abgerechnet — die Feuerarbeit der Nacht in seinen Reihen bekannt genug ist.

Der Zweck der — wie es stets unternommenen — Expeditionen war ein doppelter. Es handelte sich einmal darum, nachträge Kontributionen von vielen Stämmen einzutreiben, welche, obgleich längst unterworfen und obgleich sie die französische Herrschaft anerkannt hatten, doch nur durch die Gewalt der Waffen und durch mitunter harte Repressalien zu Leistungen werden konnten, die ihnen auferlegten Abgaben zu zahlen, die nicht halb so hoch waren als jene, welche ihnen früher der Dey von Algier abgenahm. Unterstützt lag es im Interesse der Militärbehörden, die für das nächste Jahr (1857) beabsichtigte große Expedition gegen die Kabylie — die sämmtlich diejenige, welche erreichte, was allen früheren möglich war: die völlige Unterwerfung der Gebirgsvölker — durch diesen Streifzug empfohlen und vorzubereiten, den wir somit mehr als eine Rekognoszirung im größeren Maßstabe denn als eine wirkliche Expedition betrachteten.

Marschall Randon commandirte in Person die größere der beiden Kolonnen, und unter den Offizieren seines Stabes befanden sich mehrere Repräsentanten fremder Armeen, namentlich ein bairischer Obrist-Lieutenant-Ritter, der Adjutantenstelle beim Generalgouvernement von Algerien verrichtete.

Erst etwa acht Tagen lagen wir auf dem Marsch, den wir aber nicht verfolgen konnten, weder nicht zwei der uns zunächstliegenden Stämme in einer oder der andern Weise zu Kreuze gekrochen waren, d. h. die Contributionen der letzten drei Jahre bezahlt und dem Marschall die geforderten Garantien für zukünftige gute Aufführung gegeben hatten. Die barmherzigen Kabylen schienen jedoch in seiner Weise Lust zu haben, den an sie gestellten Anforderungen zu genügen, ja sie trieben selbst — den ihnen in jener Beziehung überlegenen Feind vor der Thür — die Kecheit so weit, uns einen jungen Offizier, der als Parlamentär zu ihnen geschickt war, mit abgeschnittener Nase und verstümmelten Ohren zurückzuschicken. Da endlich ging dem alten Grafbart Randon die Geduld aus und er befahl einen Angriff zu machen für den folgenden Morgen 5 Uhr. Unsere Aufgabe war demnach so unterschieden: wir hatten einen Kamm vor uns, der, wie schiefe es auch am linken Vertheidigungsflügel und seine Waffen befestigt sein mochte, vor uns den großen Vortheil darbot, daß er jeden Fuß Terrain kannte und zu benutzen wußte, und das war, um ihn anzugreifen, ohne Artillerie die Reihen Kolonnenartig hinaufklettern hatten, während es sich durch uns bekannte Schluchten und Gänge vor und zurückziehen und ungeachtet der großen Überlegenheit unbedeutende Schaden — an Todten und Verwundeten, wie und anrichten konnten, wenn sie über Position doch über und für ihn vortheilhaft und für uns verderblich machen mußten. Es handelte sich bei dem beabsichtigten Angriff des nächsten Tags nicht um so viel als möglich niedergeschossene oder bajonnetirte Kabylen, sondern der Zweck des Marschalls war — Razzia und Vernichtung, d. h. Raubung sämmtlichen und materiellen Mangels und daraus ganz natürlich erfolgende Unterwerfung und Übergabe. In der Absicht ging unser Plan, so wenig als möglich das Feuer des Feindes zu erwidern, ihn vielmehr so schnell als möglich auf einer Position nach der andern mit dem Bajonnet zu vertreiben, seine Schußlöchern dem Erdboden gleichzumachen, seine Behausungen zu verwüsten und ihn so unausdrücklich bis in seine letzten Schlupfwinkel verfolgt und alle Gegenmittel beraubt, zur Übergabe zu zwingen.

Die hiesige protestantische Hauptkirche vorhergehende Nacht verbrach eine gewaltthätige That bei sehr großen 1 und 2 Uhr nachts hörten wir es der Vorgerbeschäftigte Nachtwache bei Gewehrfeuer, traten selbst unserer Gewehr und legten uns, nachdem das Schießen halb aufgehört, wieder unter unseren kleinen Marschgeräthen nieder. Von Schlaf konnte indessen nicht mehr viel bei der Nähe von, indem wir kurz nach 4 Uhr früh auch neue zum Gewehr zu greifen hatten, um das blutige Werk des Tags zu beginnen. Das Aufstehen leichte ohne Mühe, der Kommandeur ohne Kommando und Geräusch erfolgen und die Waffenruhe den einem dazu eigens zurückgelassenen Detachement bis Tagesanbruch unterhalten werden.

Ich verrichte noch zu schlafen, doch es wollte mir nicht gelingen; ich stand deshalb auf, putzte meine Pfeife an und setzte mich zum nächsten Wachtfeuer. Eine bunte Gesellschaft fand ich dort: Zuaven, Turcos, Soldaten der Fremdenlegion, zwei oder drei Spahis und einige Offiziere lagerten. Neben einer Baracke an Kreuz am Ende mit Dienerin, gemalte Frauen. Unter der ganzen Versammlung war ich der einzige „Nachmacht“, indem ich nur erst seit vier Jahren französischen Soldat war; alle anwesenden waren alte Soldaten, von denen viele kampften und gegenseitig Lieber auszutauschen Dienstes aufzuweichen hatten und für die Schlacht zu den Bivouakreihen gingen. Eine lebhafte Unterhaltung war bereits im Gange und ich verstehe mich, ihr aufmerksam zu folgen.

„Ich sage dir, mon vieux“), die Zeiten der Kampfe sind vorüber, glaube mir es! Ich kenne den alten Grandeur“ (Marschall Randon) — der sieht nimmer zu einer Klage! Er kriegt nicht Lust, wenn es eine gäbe, so hatten wir 6 Kinderleben. Ich kenne das!“

„Ich dächte, du könntest nicht klagen“, erwiderte ein anderer Soldat der Fremdenlegion dem ersten. „Seine waren Deutsche und rechten in meinen Reihe auch deutsch, um von den Juaven und Offizieren nicht verstanden zu werden. Du hattest 90 Francs auf seinen Antheil bei der Kampfe von 40 Kampfen und 105 Francs bei der Schlacht Abraham. Ich ist wahr, der Actien sind seitdem gefallen, doch ich möchte behaupten, wir werden heute eine machen — —“

„Mit 20 Francs auf den Mann und 200 Francs für die Offiziere, wenn 6 Obrist gut ist!“ fiel ihm der ersteren in die Rede. „Ja, da liegt eben der Hase im Pfeffer“, sagte er sinnlaut hinzu und legte seinen lebhaftesten Abwechselungsinstrument frisch in Brand, von dem er nicht ohne Stolz behauptete, daß er ihn am Rhein der Einnahme von Berlin zum ersten mal gerauchte (eine Intervalle von etwa vier Jahren!) „Ja, wenn Pelissier noch hier wäre, da möchte die Sache gehen, daß der «Grandchimmel» (Gott) holt nicht! Seit Er Kapitol habe ich den Glauben an Kampfe völlig lassen, wenigstens soweit wir Soldaten in Betracht kommen; mit den Offizieren ist es vielleicht anders — ich weiß es nicht. Hörst du, ich will dir was sagen. Die Geschichte ist aus — und mit der Kampfen wird's nun Tag zu Tag schlechter; wir haben zu viel kaufe Zeit und kommen zu wenig ins Treffen. Vor sechzehn Jahren freilich war es anders, da waren wir jahraus jahrein kein Kaiserneben; unser Zeit, unsere halbe Tode und meistens der Himmel und die kleine Erde — das waren unsere Quartiere; die Heerden und Früchte der Kraber lieferten unsere tägliche Kost, und wenn und bei Zufall einmal auf weniger Lage in eine der Städte, nach Oran, Mostara oder Tlemcen, hineinmarsch, so hatten wir die Taschen voller Geld und konnten ein Jo — gutwahrscheinlich aber springen lassen als jetzt zum Sold. Tabak tierte man und umsonst, Wein in Hülle und Fülle und wenn die Taschen anfingen sich zu leeren, da marschierten wir nach unseren neuen Ansiedlungen, zu unsere Blockhäusern zurück, machten unsere Kampfe und trieben Geld und leisten lustig und in Freuden. Heutzen hat sich nun manches geändert, Tlemcen und Mostara sind in Bagnes, sind fast wie am Ende. Die, gegen die es sich damals lohnte, Kampfe zu machen, sind jetzt die besten Freunde der Franzosen und unsere Verbündeten, und so leben und damals bei Gastfreundschaften und bei Kaiserzeiten waren, so leben und ungemindert ist und jetzt bei Bivouak gewordene. Ich habe noch drei Monate in meinem dienstlichen „congé“*) zu machen, wenn die abgethan sind, dann gehe ich nach Marseille und engagire mich dort für den Dienst auf Reise nach Neapel; wenigstens weiß man da gut Bescheid.“

„Was sind denn zu alt“, warf der andere ein.

„Unsinn! Ich sind ältere Jungen wie ich mir —

„Der vorsichtige Gewehrbesitzer und rief vom Dingen zerfiel nicht zu den Gewehrbesitzern unsere angebundenen Lebend hier.“

„Es ist nicht so schlimm damit, als man's ausschreit, und sauke Zeit gibt's auch dort genug.“

„In sieben Tagesblick wird wir wir Kriegsmänner von einmal anderen in Antwerpen kommen, und ich will mir noch in Kürze bemerken, daß von hiesen beiden Deutschen der eine, der Hauptwerkführer, ein ausgezeichneter Schlosser und Maschinist, der andere ein früherer Kanonier aus Sachsen war. Beide hatten seitdem sämtlichen, letzterer derselben Jahre ununterbrochen Dienstlos in den Reihen der Fremdenlegion gestanden; die beiden Kameraden und Kampfgenossen bewies,

*) Verabschiedung. Das Wort wird intesten in der französischen Armee mehr in dem Sinne der ganzen Entlassung gebraucht, hat den ein Soldat sich zum Dienst verpflichtet hat, als z. B. „Un congé de cinq ans“; kann wieder „Congé de réforme“, Verabschiedung wegen physischer Dienstunfähigkeit, und „Congé de convalescence“, Urlaub zur Wiederherstellung der Gesundheit (die Bivouakers schwere Krankheit u. s. w.

namentlich des Architekten, der ein vorzügliches Zeichner war, hatten nicht verfehlt, die Kaiserin-Königin ihrer Dankbarkeit zu versichern. Nach kaum einem Jahre Dienstzeit war der münchner Architekt Bergenstamm zum Zeichner in Generalstaben zu Cyan, und der Provost hatte bald darauf den Rang und die Gehalte des Direktionsgehilfen in Konstantinopel, welcher Eigenschaft er ihm ernennen Gelder unterschrieb und zu drei Jahren Militärstatuten verurtheilt wurde. Der Architekt hatte sich einen großen Ausdehnungsbezirk schuldig gemacht. Beide waren zum Gemeinen degradirt und ihre Karriere für immer abgeschlossen. Beide standen auf dem Platze. Offiziere zu werden und hatten exorbitante Aussichten in die Zukunft, als sie in sich vergaßen. Hier ich möchte sagen die Wahrheit — der Verschwörer und zu besonders technischen oder militärischen Operationen verwandten Offiziere und Unteroffiziere in Akademien werden auch den Neuen des Brandenburgen gezogen und sind in der Regel Deutsche.

Noch, wie ich eben bemerkte, meine Aufmerksamkeit war der Unterhaltung der beiden Landsleute abgelenkt, war die Erscheinung des alten Marschalls Radetzky, der, gefolgt von zwei Adjutanten und mehreren Generalstabs-Offizieren, hinter der Linie der Wachtposten auf- und abging. Bald mit den Soldaten einige Worte wechselte, bald in lebhafte Debatten mit seinen Offizieren sich einließ, dann einem der Herrn sich näherte, um sich zu wärmen, und endlich, nachdem er seine Uhr consultirt, sich zu einem seiner Adjutanten mit den Worten wandte: „Lassen Sie satteln, mein lieber Graf Wrbna, wir wollen reiten.“

Der Befehl des Soldaten war bereits auf den Lippen, indem der gewöhnliche Nachklang mit der schon Aufstehe war einem Generaladjutanten laut nachrief. Aber kaum hatte der Letzte meinen erhalten, da ging ein Ruf durch alle Reihen, durch mit großer Schnelligkeit war der Befehl des Marschalls nach allen Richtungen hin gegeben und so unglaublich kurzer Zeit waren die Truppen zum Zeichen versammelt und bekannten sich, gewiß auf der Tannenhöhe angestellt, auf dem Rücken der Infanteriereihen und am Sattel der Kavallerie. In allen Seiten vermochten sich Bataillone und Schwadronen und artilleristisch legte sich der Kanonier in Batterie, in Front, Zwischenräumen folgten die sie verbindenden Marschen, einzelne Kanonierpferde und Artilleriewagen nach den beiden Flanken anschließend, um durch vor plötzlichen Ueberfällen der Kolonnen zu decken.

Es war kaum vor 5 Uhr, als unsere Bataillone sich in Bewegung legte. Noch war nicht der leiseste Schimmer des kommenden Tages in Osten zu sehen, als nur die Linie der beleuchteten Bivouacfeuer sichtbar und auf weniger Punkte und bestimmten Punkten in die dunkle Nacht hinaufmarschirten.

Wir verfolgten anfänglich eine südliche, nach etwa einer halben Stunde aber beschwerlichen Gebirgs eine mehr östliche Richtung und bestiegen endlich voll auch Osten in eine Schlucht ein. Auf dem Wege hatte bereits hatte sich halb hier, halb dort ein Detachement abgesondert, jedes derselben unter Aufführung einer Generalstabsoffizier, deren Beobachtungen am verbrauchten Tage interessante für verschiedenen Wege für die einzelnen Operationsabschnitten schwierigen zum Theil gebahnt hatten. Als der Tag zu grauen begann, standen wir auf der Höhe einer tiefen Schlucht und erblickten Dorf, und linker Hand von Felsenklüften in gut als möglich zu sehen war. Auf der und gegenüberliegenden Höhenseite der Schlucht, auf einem ungefähr 1000 Schritte entfernten Punkte, lag ein Kabinettchen oder Hütte, ein Gewehr von zusammenstehenden mit Mauerwerk gebaut. Diese vom Weg heben zu verfolgen, nachdem eben darin etwa noch befindliche verdächtige Gegenstände vorher in Sicherheit gebracht, war meine [illegible] Aufgabe für diesen Tag.

Berliner Briefe.

VI.

Der Besuch der Kaiserin und der Kaiserin von Russland. Kaiserin's Geburtstag. Bürgerball. Theaterbrief.

Der kaiserliche Besuch von Russland hatte in diesen Tagen seine Unterbrechung in der Sonnenstadt Berlins gefunden. Bei ihrer Ankunft an dem Potsdamer Bahnhof wurden die Herrschaften von der Kronprinzessin und den Damen der russischen Gesandtschaft und vom König in russischer Generaluniform mit dem blauen Bande der Andreasordens empfangen.

Die Damen trugen die russischen Nationalfarben, himmelblaue Kleider, weiße Burnus und Hüte. Die Kutschen erschien in einem grauledernen Reisewagen mit einem Vierspännigen Vorspann, da trug ein schwarz weißes Reisekleid. Man hatte den hohen Herrschaften das Staatskleid zu Potsdam angezeigt, und so trugen Frack und weißes eine eingeladen worden war. Als Gäste vermochten, daß man sie Gleichheit in die Kaiserzimmer, wo Friedrich Wilhelm IV. sie an das Neue Ornamentschen Gebäuden Gebäude überhaupt genannt, brachte, aber die Pferde des Kolonnen gegen die ornamente Königin Elisabeth und den das Schloß vom Lustgarten, nach so sehr als die Wege vom Schnee, daß man nicht darüber verfuhr.

Am nächsten Vormittag fand dann, wie bei jeder Gäste gewesen, auf dem Tempelhofer Felde eine Parade Statt.

Um 5 Uhr versitzen die Herrschaften in dem Orangeriegebäude, nach in seiner wunderschönen Form von der Kronprinzessin in einen Gesellschaftssaal verschön. Auch hat der Kaiser sich man in gastfreundlicher Gesellschaft der Nationalfarben in den verschiedenen Zweigen verbrüdern. Am Tage darauf verließen die russischen Majestäten Potsdam, um sich nach Petersburg zu begeben, aber die ganze Residenz und ihre Umgebungsorte ist natürlich in den Gedanken und dem Gespräche der Einwohnern und reichen Gesellschaften noch es auch noch nicht gelöst haben.

Beate (befehlend).

Habe mich lieb — —

Tony (geht).

Beate (allein).

Wie wurde mir denn auf einmal? Wie verwandelt war ja mein ganzes inneres Weſen! Dieſe fieberhafte Haſt, mich zu ſchmücken! Dieſes unſchuldige Drängen der Schweſter, daß ich mich ſchmücken müßte! Bin ich nicht mehr, die ich war? Erſt jauchzte ich auf in Liebe und Sehnſucht, nun legt es ſich ja alpſchwer auf die freudigen Wallungen des Herzens. Jahre, Stunden und Augenblicke wirbeln im Kreiſe um mich her und ziehen mich hinunter, daß ich Freude und Schmerz nicht mehr zu ſcheiden weiß. Was war mir? Was iſt mir?

Tony (mit der Schleife).

Hier, liebe Schweſter! Die Zeit vergeht. Keine Minute iſt mehr zu verlieren. Was iſt Dir denn, Schweſter?

Beate.

Sieh, was Du ſchön biſt, Tony. Dieſe Blüthe der Jugend, dieſe flammenden Augen, dieſe lilienweiße Stirn, dieſe Purpurgluth Deiner Wangen —

Tony.

Du erhöhſt ſie vor Scham, Schweſter.

Beate.

Einſt war ich Dir ähnlich. Ja, Tony! Ich war

Ingwischen eichtsiste nach immer Herr Niemann das berliner Publikum. Die Tagesblätter haben sich in anerkennendem Ernstton des Gastes erschöpft, trieben sich aber nicht die Kraße aus, die vielfach auftaucht: Mieder der Sänger! Ist er wirklich ein Schwanenritter, ein Prophet?

Herr Niemann, in der Provinz Sachsen geboren, hat, wie man sagt, ursprünglich nicht dem Schlagen des Nachtigall, sondern den Hammerschlägen des Schlosserhandwerks gelauscht. Diese sonoren Töne schienen sich in seiner Kehle concentriert zu haben, und Resonanz riethen ihm, statt des fremden das eigene Metall seiner Stimme zu bearbeiten und zu verwerthen. Halle teil der Schauplatz seines ersten Debuts gewesen sein, von da ging es nach Königsberg und lang mit vielem Beifall. Im Anfang der sechziger Jahre wünschte es hier in Berlin mit dem Thalen Gaze engagirt zu werden, aber weder die Kapellmeister noch der Intendant hatten das Ohr und Ohr, den zukünftigen Lauhsieger zu erkennen — man ließ ihn ziehen. Erst in Hannover, wo Niemann lang, erkannte das seine Ohr des letzten Königs von Hannover, Georg, seine Stimme. Er schickte ihn auf seine Kosten zu Berlioni nach Paris. Hier bildete sich Niemann zum Meistersänger aus, nicht nur seine Stimme, auch die Plastik seiner Bewegungen, seine Mimik erreichten schon hier eine hohe Vollendung.

Roger scheint entschieden sein Vorbild gewesen zu sein, wie dagegen bei Niemann überall einem gleich edeln und vollendeten Momentspiel, einer gleich plastischen Bewegung der Arme. Da ist kein Sperren, keine Ueberstürzung, so sehr die Situation ihn auch dazu verleiten mag. Dabei empfängt der Zuschauer den Eindruck, daß der Künstler nur seine innerste Natur entfalte, als könne er nicht anders und müsse alles, was er gibt, so darstellen. Daher die Sympathie, die er erwirbt. Er ist Lauhsieger, ist Lohengrin, seine tugendhafte hehre Ritter, der bald einem Apostel der Tugend, bald einem Helden gleicht, er ist Goetz, der seine Treuen zu ihrer Pflicht durch die Macht seiner Rede zurückführt.

Das bei der ersten Darstellung einer Meyerbeer'schen Oper nach dem Tode des Componisten seinen Manen eine würdige Feier von den königlichen Bühne dargebracht wurde, das das Publikum mit Tauf ersüllt, denn man klagte mit Recht darüber, daß dem hier geborenen Meister nur in Paris eine wahre Letzterweise bereitet worden. Am 8. Juni, bei der ersten Darstellung des „Prophet“ durch Herrn Niemann, teilte der Vorhang nach der Kirchenscene den vierten Act empor und zeigte den überraschten Zuschauern einen heiligen Hain. Vier Gruppen stellten an Meyerbeer's „Hugenotten“, „Robert den Teufel“, an das „Feldlager“ und an den „Prophet“. Auf einem Piedestal in der Mitte erhob sich die kolossale Büste des Meisters. Die Ouverture zum Feldlager erklang, der Genius der Musik betrat einen schwarzen Schleier über die Büste und die Gruppen. Das überfüllte Haus gab durch ein allgemeines Aufstehen seine Theilnahme und seine Bewunderung des großen Componisten, seine Trauer über den herben Verlust zu erkennen.

Zur Gartencultur.

Gartenfreunde und Botaniker machen mit auf ein in der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung in Innsbruck erschienenes Büchlein vom Professor Dr. A. Kerner: „Die Cultur der Alpenpflanzen“ betitelt, aufmerksam.

Der Verfasser hat mit großem Erfolg die Alpencultur im Botanischen Garten der k. k. Universität zu Innsbruck begründet. In vielen Büchern über Professor Kerner eine ausführlicher, mit holzschnitten erläuterte Beschreibung der Culturverfahrens mit sorgfältiger Rücksichtnahme auf die Bodenverschiedenheiten und die Lebensbedingungen der Alpenpflanzen in den Alpenregionen und in unseren Gegenden. Das Buch ist ein sorgfältiges Lehrbuch der allgemeinen Physiologie der Alpenpflanzen, auf dem der Laie ebenso gut wie der Fachmann die Lebensbedingungen derselben kennen und einsehen lernt, wie es möglich ist, die große Mannigfaltigkeit in der Vertheilung der Art zu cultiviren, daß sie dem Freunde der Alpenflora einen leichtverstehenden Genuß, dem Forscher ein sorgsames Mittel zum Vergleichen darbietet, und zu Versuchen bietet.

Briefwechsel.

— C. S. in Breslau. Ihre Ihnen Redaktion erstens in Correspondenzen enthalten und auf die 3 begeichnete Belagen. Lebendigkeit ersuchen wir Sie, uns Ihre Correspondenzen in anderer Weise.

— K. T. in Dresden. Die Karten für November sind bereits Gedicht. „Ist ein persönliches Interesse“, ist und auch uns einigen Lesern entgegen. Eine Karten sich bestimmt für Lange und die Mittheilung gestattet. Wieder hat uns Schweizer über die Lage des Krieg hervorgehoben. Interessante Data ist es uns sehr zu wünschen. Ihre Correspondenz interessiert uns die politische Richtung, die Ihrerseits abweichen und Ansichten über die oft und sehr verschiedenen Schwierigkeiten in der Tagesfrage. Ihre „politische Ruhe“ ist sehr viele wenig, — und Ruhe wollen, — ist wahrscheinlich besonders in unserer Lage, wo es gefährlich wird.

— P. K. in Leipzig. Ihren Auftrag werden wir in einer Nummer mit nächsten Monat besorgen.

— R. M. in Göttingen. Die Nummer der musikalischen Cavalier ist wenig, und Ihre Ungnade gegen Nummer 6. Sie sie können es nicht, sie gänzlich wiederum zu trennen. Auch liegt der Grund in Ihrem Talent nicht, sondern nicht gefunden, von Ihrem ersten Pianist gemacht hat. Ihre Deutschen Krieg Kraft gewonnen seine Ungnade gegen Nummer abzuschalten und neuen ungetrübte Interessen. Und überall wo Schwierigkeiten mit Pianist und einem andern Grunde zu bemalen, von Ihnen überwinden sind, offenen Kampf vom Gegenstand, sie nicht nach Ungnade und Pianist gefährdet. Es kommen neue Schwierige Ungnadenfälle eben nach Schwierigkeit, unerklärlich zu erklären sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brendel. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 27. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Eine Jugenderinnerung. Novelle von Rudolf Lindau. I. II. — Aus dem westlichen Kleinasien. Von Friedrich Lampert. III. — Reise des Prinzen Joinville in der Provinz Oran. Von Karl Andree. — Schriftstellerinnen. 6. Charlotte von Stein. Von Hermann Marggraff. — Die Kunst, sich zu ärgern. Von Karl Heinrich Bernhard. — Das Johannisfest. I. — Eine Reise. Aus dem Tagebuch eines Soldaten der französischen Fremdenlegion. II. — Deutsche Blätter. Preußen. I. Die westlichen Provinzen.

Eine Jugenderinnerung.

Novelle von Rudolf Lindau.

I.

Ein Frühlingsmorgen.

Lustige Frische, blitzender Thau, wogende Morgennebel, noch leicht die heimre Küste verhüllend, ruhige, klare See, — tausend Freuden in den Lüften, deren lustiges Geschwätz der Morgenfrische durchdringt. Und nun möcht mein dem diesem köstlichen Frühlingsmorgen. Die Maien und Veilen haben ihn ja oft schon in Worten und Farben gedichtet, daß es nicht hinreichen dürfte, ihn einmal zu nennen und gewiß zu sein, daß er vor den Augen des besonnen hingeträumt in seiner ganzen Schönheit und seiner ganzen Pracht. Und hätte ich eine Bitte noch, es wäre die, den schönen Morgen sich zu denken, der jenseits Baltaus Ufer begrüßt.

Vor uns liegen hart am Strande die Marktschachtelhäuser und versteckt in einem die zum Ufer sich hinziehenden Park das herrschaftliche Wohnhaus, und die theils strohgedeckten, theils rothen Dächer lachen uns einladend aus dem Grün der Weiden und Linden entgegen. In dem Garten herum duftende Flieder, glühende Pfingsten und das zarte Weiß und Rosa der blühenden Kirsch- und Apfelbäume. Ein kühler erfrischender West kräuselt leicht die spiegelglatte Fläche des Meeres, und schüttelt er spielend einmal die blühenden Aeste, so kreist sich ein zarter Blütenschauer auf den schneeweißen Kies herab.

Auf dem Gutshofe ist noch still und menschenleer, still und einsam auch in den weiten Räumen des Wohnhauses des Besitzers. Drunten am Strande ebenso. An Steinen befestigt liegen hier einige Fischerkähne im Wasser, leise sich schaukelnd in der nie ganz ruhenden Brandung, die sie lustig umplätschert. Andere sind auf den weißen Sand hinaufgezogen, zum Theil zur Ausbesserung schadhafter Stellen. Netze und Bernsteinfischer liegen dabei und herum Geräthe, mittelst welcher Muscheln, getrocknet Seetang und Sprock, Bernsteinstückchen und was das Meer ausspeiht bei Sturm durchwinden.

In den Schatten eines Baumes hat sich ein junger Mann hingelegen, versteckt, wenigstens scheinbar versteckt, in die Lektüre irgendeines nichtsnutzigen Romanes, den er soeben hinausgeschmuggelt, um mit ihm ein paar Stunden zu vertreiben, oder richtiger, um sich nicht vom Schlaf beschleichen zu lassen. Denn es will einmal nicht schlafen, ob ihm gleich die Augenlider zufallen einmal übers andere und trotzdem er sich in regelmäßi-

tigen Pausen von wenigen Minuten gewaltsam aufrütteln muß und die Augen reiben, die immer wieder zufallen, und denselben Abschnitt durchbuchstabirt und jetzt nach einer guten Stunde noch keine Ahnung davon hat, was er enthält.

Man erlaube mir, den müden Geistern vorzustellen: Der verehrungswürdige Leser — ich selber, Candidat der Medicin, der im ersten Augenblick dieser feierlichen Versetzung, anstatt bekannte Gemeinplätze zu sagen, nichts Besseres zu thun weiß, als dringend zu bitten, nicht über seine Schläfrigkeit an einem so schönen Frühlingsmorgen zu lachen. Ich habe Grund dazu: Ich bin die ganze Nacht zu Fuß gewesen, habe ein halbes Dutzend Meilen zurückgelegt und keine Minute geruht. Ich bin am Abend vorher mit dem Glockenschlage 10 zum Wasserdammthor hinausgegangen. Jetzt ist es 6 Uhr. Ich bin am Ziel. Ich habe das ganze liebe Haus durchlaufen und gehört, daß mein alter guter Pflegeenkel auswärts. So bin ich denn sogleich zum Strande hinuntergegangen, dort zu warten, bis ich Elise aufsuchen darf, und jede Minute an diesem Tage in meiner Heimat zu benutzen, die ich voraussichtlich in langer Zeit nicht wiedersehen werde. Vielleicht morgen schon geht's zurück zur Stadt und dann nach kurzem Aufenthalt weiter in die weite Welt, sie zu sehen und allerhand zu lernen auf deutschen und fremden Universitäten.

Mein Foliant aus der landwirthschaftlichen Bibliothek meines Oheims und ihr im Vorbeigehen geraubt, konnte seine Aufgabe, mich wach zu halten, schlecht erfüllen. Zu einem herculischen Entschlusse mich endlich aufraffend, erhob ich mich und schlenderte eine Strecke längs der Brandung hin. Dann erkletterte ich an einer ziemlich steilen Stelle das Seeufer und erreichte bald mein Ziel, an dem eine einfache Holzbank zur ruhigen Betrachtung des wundervollen Panoramas einlud, das sich vor dem Schauenden entrollte über das Meer und weit ins feste Land hinein. Als ich entzückt meine Blicke darüber hingleiten ließ, blieben sie an einem alten, hohen, etwas düster gebauten Hause hängen, das, in unbeträchtlicher Entfernung vom Ufer gelegen, mir bisher durch eine vorspringende Felsenkante verdeckt geblieben war. Das düstere, zweiflügelige Gebäude war auf drei Seiten von alten hohen Bäumen umgeben und hatte nur zum Meere hin die Aussicht frei. Seine einsame Lage, die dunkle Umgebung verliehen ihm ein unheimlich düsteres Aussehen, erhöht noch durch das stark in Verfall Gerathene seines Aeußern, durch die hohen Mauern und tiefliegenden Fenster... Man nannte es den Eichenhof.

Mich beschlich eine eigenthümliche Stimmung, als ich dies alte Gebäude wieder erblickte. Nicht nur, daß sich an dasselbe die meisten und liebsten meiner Jugenderinnerungen knüpften — ich wußte unter jenem Dache das Mädchen, von dem ich erzählen will — dort wohnte Luise...

Ich habe vielen Namen zum ersten male nun genannt, und welche Menge von Empfindungen hat er mit Einem Schlage in mir wach gerufen! Denn wenn ich zurückdenke an die Zeit, die mich aus dem poesievollen Taumel meiner Jugendjahre, aus der phantastischen Begeisterung, mit der ich das Leben auffaßte und mich in dasselbe hineinstürzen zu können meinte, hinüberführte zu einer so kalten, nüchternen Auffassung ebendieses Lebens, in dem ich alle Träume sich verflüchtigen, alle Hoffnungen der Jugend verfließen und verwelken sah, — wenn ich mir die schmerzlichen Tage dieser gezwungenen Aenderung meiner Lebensansichten in das Gedächtniß zurückrufe und der Quelle nachspüre, die ich als ersten Grund zu alledem nennen soll, so bleiben meine Gedanken an dem Namen hängen: Luise...

Genug davon... Ich will nicht zu früh diesen düstern Gedanken nachsinnen. Als ich an jenem Frühlingsmorgen auf der Uferbank saß und hinaufschaute auf den alten Eichenhof, hatte ich sie noch nicht kennen gelernt; da kannte ich Luise nur als das schöne, kluge Kind, das mit mir zusammen aufgezogen und das ich nun viele Jahre, die ich von der Heimat entfernt gewesen war, nicht gesehen hatte. Und ich rief mir in das Gedächtniß die Zeit jener Jugendjahre zurück. Sie war heiter und froh gewesen und wonnig wie keine spätere: Es war eine selige Zeit gewesen. Eine selige Zeit, da wir zusammen spielten von Morgen bis Mittag, von Mittag bis Abend und ungestört und unberührt von den civilisatorischen Eindrücken unserer Fibeln und Schreibehefte naiv und genußfreudig ins Leben schauen durften, sorgen- und gedankenlos. Eine selige Zeit, da wir im Sommer hinausgehen auf die blumigen, weichen Wiesen längs den wogenden Kornfeldern und am Rande in einem heimlichen Winkel unter den herabhängenden vollen Getreideähren uns lagern und die Wolken hoch oben am blauen Himmel vorüberziehen sehen; da wir dem Jubiliren der Lerchen und dem Summen der Bienen lauschen; da wir gegen Abend

dem dunkeln alten Walde Hand in Hand umwandern, in dem es so wunderbar durch die hohen Eichen und Linden rauscht, so duftig und kühl.

Eine selige Zeit, mit all den so einfach und doch so phantastisch erfundenen Kinderspielen im Grünen und im Hause mit Muscheln und alten Pantoffeln, mit Kastanien, Puppen und altem Plunder und mit des Großvaters abgelegter Perücke und neuer Tabaksdose.

Eine selige Zeit — eine selige Zeit!

Empfanden wir sie wirklich so tief? Dünkte uns das alles wirklich so köstlich? Und waren wir unseres Glücks uns so recht bewußt? Oder ist's nur die Erinnerung, die mir heute den Wald so dunkel und traurig, die Wiese so wonnig grün, den Himmel so blau und heiter, alles so prächtig vor mich hinzaubert? Doch wußte ich es damals nicht, heute weiß ich es: Es war eine selige Zeit!

Sie ist nun zu Ende. Die Lehrjahre rücken heran. Ich darf nicht mehr tagelang mit Luise herumspielen, nicht mehr abends mit ihr bei der alten Martha sitzen und ihren schönen Märchen zuhorchen, so schön, wenn auch oft so grausig, daß wir bald so weit sind, um das Gruseln nicht mehr erst lernen zu müssen, die Nacht nicht schlafen können und die Decke bis über die Nase gezogen, ohne Unterlaß etwas rascheln und ans Fenster fliegen hören.

Wie begeistert nahm Luise diese Märchen hin! Mit ihrer kindlich lebendigen Phantasie spann sie dieselben weiter aus oder erfand gar neue. Und wenn wir dann zusammen an einem recht heimlich stillen Orte im Grase oder an den Brombeersträuchern saßen, erzählte sie, was sie ersonnen, und schmückte, was sie sprach, so blühend aus, sprach so lebhaft und hinreißend, daß ich ihre Wangen sich höher röten, ihre Augen lebensprühender erglänzen sah: „Und wenn ich einst meine liebe Prinzessin sein", so schlossen oft ihre Improvisationen, denen ich offenen Mundes lauschte, „dann sollst du jede Gnade von mir erbitten können und sollst alles haben, Gold und Perlen und schöne Kleider und Rosinenkringel in Ueberfluß." Sie strich dann die goldenen Locken von ihren glühenden Schläfen zurück und ihre Mienen sprachen so beredt mit, so durchdrungen von dem Zauber ihrer Märchenrhapsodien, daß ich oft geglaubt habe, die Märchenprinzessin sei es selber, verkörpert in der Gestalt dieses Märchens, die neben mir im Grünen sitze. Sie hat den Eindruck dieser Märchen nie vergessen und vermochten können. Und später, als der Glanz ihrer Augensonne und all ihrer Pracht und ihr Zauber für sie verblich, schuf sie sich das tägliche Leben in ein phantastisches Märchen um und faßte es danach auf. Ihre Denkungsweise in späteren Jahren, ihre Schicksale sind wesentlich bedingt worden durch diese frühesten und tiefsten Eindrücke.

Ich weiß mich genau des Tages noch zu entsinnen, an dem wir das letzte mal ganz uns selber überlassen zusammen gewesen waren. Es war im Spätsommer. Wir waren noch einmal auf die Wiese hinausgegangen und hatten lange einem Zuge Vögel nachgesehen, der fürlich in langen Linien hoch am Himmel dahinschwebte.

„Wo fliegen sie hin?" hatte mich Luise einmal über das andere gefragt. „Warum können wir nicht mit ihnen? Wie schön muß es sein, so weiter und immer weiter zu ziehen!"

Ich tröstete sie, so gut es eben ging: „Wenn wir größer sein werden, Luise, dann reisen wir auch in fremde Länder."

Luise war nicht so bald zufriedengestellt. Ich merkte, wie ihr kleines Herzchen klopfte, als sie immer noch dem Vögelzuge nachblickte, bis er am rauchenden Horizont verschwunden war. Dann schritten wir langsam nach Hause, während ich ihr all meine Gelehrsamkeit ausframen mußte, die ich je nur aufgelesen über jene Vögel, die gegen den Winter hin in ein wärmeres, schöneres Land ziehen.

Die Tage hatten schon sehr abgenommen und es war schon dunkel und kalt geworden, als wir von der Wiese nach Hause zurückkehrten. Auf den Stegen lag viel gelbes, trockenes Laub von den Gebüschen daneben, und rauschte gespenstisch, als wir es durchschritten. Dazu war der Himmel finster und mit dunkeln, regenschweren Wolken verhangen — ein recht trüber, unheimlicher Abend. Und doch ist mir die Erinnerung an ihn so lebhaft geblieben! Luisens eigenartiges, dem wenigen so sehr unähnliches Wesen übte ich da zum ersten male. Jene Sehnsucht, den Vögeln nachzuziehen, konnte ich nicht fassen, und ich begriff nur dunkel, wie sehr anders Luise denken und fühlen mußte als ich. Und wenn sie seitdem zu mir sprach, war mir es manchmal, als läge etwas in ihren Worten, das mich anfeuern, das mich zu einem kühneren Fluge durch das Leben mitreißen sollte. Aber ich war zu schwerfällig, zu langsam. Ich fühlte diese ihre Meinung in jenem Satze durch, den sie mir sagte.

„Zu schwerfällig — zu langsam . . ."

Sie sprach diese beiden Worte einst selber zu mir aus. Freilich in viel späterer Zeit. Sie sagte sie mir an dem Abend jenes Tags, den ich eben beschrieben, an dem ich in früher Morgenstunde ihr von Epheu umsponnenes Fenster nach langer Zeit wieder in der Ferne gesehen und lange den Erinnerungen nachgesonnen hatte, die sich mir bei diesem Anblick erschließen mußten.

Ich saß noch lange auf der Bank am Seeufer — wie lange, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich eingeschlafen sein mußte, denn eine Hand voll Rosenblüten, mir gerade ins Gesicht geworfen, erweckten mich, rissen mich schlaftrunken empor und ließen mich vor mir meine Cousine Elise erkennen, die mir lächelnd drohte, mich einen Faulpelz schalt und eine zweite Hand voll Blüten bereit hatte, wenn die erste nicht genützt haben sollte.

Sie in die Arme nehmen und herzlich küssen, und meine Thaten in der nächsten Sekunde: „Ach Gott, Elise, ich bin wahrhaftig nicht so faul und träge, aber —"

Sie hält mir den Mund zu. „Weiß alles schon, was du sagen willst. Nun, nur schnell! Ich lege mich zu dir und wir plaudern noch eine Weile hier oben."

Mit diesen Worten läßt sie sich auf die Bank nieder; ich habe sogleich neben ihr ein Plätzchen gefunden und dann nehme ich ihre beiden Hände in die meinen, und während ich immer wieder in ihre lieben braunen Augen sehe, frage ich sie aus über tausend und einerlei, und sie hat mir zu erzählen wol ebenso viel, und wir haben zu plaudern den ganzen Tag und erst gegen Abend kann ich allein einen Gang ins Freie machen und dem Eichenhof zugehen.

II.

Eine helle jugendliche Stimme sang es in den dämmernden, stillen Abend hinaus. Epheu und wilder Wein umrankte das Fenster, aus dem der Gesang erschallte. Flieder und Jasmin verstecken es tief und darüberhin rauschte das Laub der Linden, leise noch erzitternd in den letzten Abendlüften. Durch die grünen Blätter hindurch aber blitzte das Meer, unbewegt und spiegelglatt.

Und wirst du lustest Meilen weit — —

Die Sängerin wiederholte noch mehrmals den Refrain. Dann war die tiefste Stille ein. Flieder und Jasmin schienen nur üppiger noch zu duften und lauteten Wogen von Wohlgeruch in die kühle Abendluft.

„Luise!" tönte es da hinauf in das Zimmer der Sängerin. Kurz und scharf war der Ruf ergangen und wenige Sekunden darauf war ihm sichere Folge geleistet.

„Du wünschest, Vater?"

„Nichts mehr", klang es aus einem hohen Lehnsessel mit tonloser, krankhafter Stimme zurück, „als dich nach dem Grunde deiner plötzlichen Fröhlichkeit zu fragen. Das ewige Singen macht mich krank."

Luise war einen Schritt zurückgetreten. Dann sagte sie mit gepreßter Stimme: „Mir kam die Melodie gerade in den Sinn, — ich sang sie halb aus Langeweile, halb . . ."

„Und halb", wurde sie unterbrochen, „weil du mich ärgern willst."

Luise antwortete nicht. Nach einer Weile, während sie lässig mit ihrer Uhrkette gespielt hatte, legte sie sich auf ein entferntes Sofa und sah zum Fenster hinaus. Ihr Vater schien sie nicht weiter zu bemerken. Er starrte grübelnd vor sich hin. Dann wandte er sich um, sah Luise einige Augenblicke noch nachdenklich an und sagte dann in mildem Tone: „Du weißt, Luise, wie sehr mir alles Dudeln und Trällern verhaßt ist. Warum vergißt du es immer wieder?"

Luise hatte sich bei seinen ersten Worten erhoben; nun war sie neben seinem Stuhle niedergekniet, schaute zu ihm auf und indem sie seine Hände ergriff und sie drückte, sagte sie mit herzlicher Stimme: „Es ist wahr, Vater, ich vergaß es, ich dachte nicht daran! Dich zu kränken aber ist mir noch nie in den Sinn gekommen!"

Er sah zu ihr nieder: „Thörichtes Kind, immer noch Kind! Wann wirst du einmal aufhören, es zu sein? Wann wirst du einmal anders denken lernen?"

Sie warf den Kopf auf und schaute ihn frei an: „Vater", sagte sie, „du läßt deine Gedanken weiß Gott wo herumschweifen! Ueber dein Kind denkst du wol selten nach."

Er horchte auf. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er sich besinnen. Dann murmelte er leise und langsam: „Doch! Doch!"

Luise lächelte: „Nein, Väterchen, das thust du nie — nie! . . ."

Sie mochte mehr recht haben, als ihr zugegeben wurde. Die häuslichen Verhältnisse hatten es in der That verschuldet, daß Luise ziemlich sich selber überlassen aufwachsen war. Die Jahre der fast flötenlich einfachen, abgeschiedenen Pension wenigstens hatten wenig dazu beigetragen,

ihr die Selbständigkeit zu nehmen, mit der ausgestattet sie in den jugendlichsten Jahren schon in dieselbe gekommen war. Sie hatte gethan, was man gefordert, sie hatte alles über sich apathisch ergehen lassen und war dieselbe geblieben, das heißt ein Mädchen, das sich seit dem sehr frühen Tode ihrer Mutter bei der vollständigen Gleichgültigkeit ihres Vaters gegen sie gewöhnt hatte, zu denken, wie es ihr beliebte und ebenso zu handeln. Aber eben diese Selbständigkeit hatte ihre Denkungsweise bald eine Richtung nehmen lassen, die ihr um so gefährlicher werden konnte, als niemand die ersten Keime derselben kennen zu lernen und zu ersticken im Stande gewesen war. Ihr war nie entgegengetreten, am wenigsten von seiten ihres Vaters, der ihr ja mit einer Indifferenz begegnet war, die an völlige Vielloslosigkeit grenzte. Ein Rückblick auf seine frühern Verhältnisse dürfte dies ein wenig begründen.

Lucens Vater war infolge seiner von frühester Jugend auf sich aufs deutlichste bewährenden Anlagen für die Musik zum Musiker herangebildet worden und hatte als solcher viele Erfolge geerntet. Mitten in einer glänzenden Carrière hatte er Lucens Mutter kennen gelernt, sie geheirathet und war auf diese Weise in den Besitz des Eichenhofs gekommen. Nur zu bald jedoch mußte er einsehen, daß er damit einen verhängnißvollen Schritt gethan. Das stille, häusliche Leben, das er auf dem Landgute von dem Augenblick seiner Heirath an zu führen sich gezwungen sah, mißerte ihn bald an, und gewöhnt an Aufregungen, an Triumphe und ewigen Wechsel, errang er die Verhältnisse, in die er gekommen, nur als eine Last, die er so eher zu lieben abzuschütteln suchte, um so mehr, als er bald auch fühlen mußte, daß er sich in seiner Neigung zu seinem Weibe getäuscht habe. Sie hatte nicht jene Tiefe besessen, die er in ihr geglaubt, und war nicht die Persönlichkeit gewesen, die ihn, den Künstler, hätte begeistern und anregen können zu freudigem, neuem Schaffen und künstlerischem Fortarbeiten. Seine Produktivität erlahmte. Er verfiel in eine geistige Trägheit, die endlich in eine völlige Apathie ausartete. Seine Gattin starb bald. Von da ab, daß sie näher zu treten, begegnete er seiner Tochter nur noch mit erhöhter Kälte und sah in ihr nur die Fessel, die ihn gefangen hielt und an einen Platz, den er nur hassen konnte. Ueber all seinem Brüten und Sinnen hatte er schließlich seine Thatkraft wirklich eingebüßt. Täglich wollte er sich heraufreißen — es ging nicht mehr, täglich noch weiter wirken und schaffen, es war zu spät. So war er älter und älter geworden und hatte nicht bemerkt, wie seine Tochter aufgewachsen war und ein Mädchen geworden, das Ansprüche an das Leben zu machen das Recht hatte. Er hatte nie nach ihnen gefragt und nie darüber nachgedacht. Der Selbstvorwurf eines verfehlten Lebens lastete so schwer auf ihm, daß er darüber seine Pflichten vergessen hatte. Indem er seine Tochter unbeachtet aufwachsen ließ, ahnte er nicht, daß er damit ein zweites Leben verderbe, daß er die glänzendsten Fähigkeiten, die herrlichsten Gemüths- und Geistesanlagen dem ungezügelten Drange angeborener Leidenschaftlichkeit preisgäbe; daß er aus einem Mädchen, in dem die Fähigkeit schlummerte, ein Ideal edelster Weiblichkeit zu werden, dadurch, daß er nie vermittelnd und herangiehend, nie hier abschwächend, dort anregend in ihren Bildungsgang eingegriffen, die Karikatur eines Weibes mache. Lucie kannte keine Heimat, kein Familienleben. Sie wußte kein Wesen, das sie hätte lieben können. Sie stand allein da und war auf sich selber angewiesen und auf ihre eigenen Träume, aber nur kein Herz, dem sie ganz hätte vertrauen und das ihr die Richtigkeit gerade ihres Traumlebens hätte nachweisen können. Begabt mit einer wunderbar regen und feurigen Phantasie hatte sie neben den künstlerischen Anlagen ihres Vaters den leidenschaftlichen und glühenden Drang nach einem Genusse des Lebens geerbt, der, hatte er nur einmal erst Gelegenheit, sie selbst dahinzuschießen, sie nur verderben und zum Untergang führen konnte.

Lucie mochte eine Ahnung der abnormen innern Entwickelung, die sie genommen hatte, sie meinte sogar, stets sinnen zu müssen auf ihre selbständig erworbene Lebensphilosophie, um so mehr, als niemand ahnte und zu begreifen schien, weshalb sie weine. Es war daher ebenso wohl ihre Absicht gewesen, einmal den Vater seine ihr stets bewiesene Indifferenz verwünschen zu lassen, als auch das Gefühl eines gewissen Ueberwachs, daß sie sich selbständig herausgebildet zu haben, was sie die Blicke bald scheuend, bald bittend sagen ließ: „Vater, Väterchen, das thust du mir, sie!“

Er lag vergrämt den Kopf in seine beiden Hände und starrte in Boden. Sein blasses, krankes Gesicht schien noch fahler zu werden. Dann sagte er, ohne daß seine Augen auf seiner Tochter ruhten, die noch immer neben ihm kniete: „Du machst mir einen Verwurf, Kind, den ich erwartet

und doch nicht zu verdienen glaube. Wollte ich mich verteidigen, ich müßte weit ausholen. Ich will es nicht. Ich will nicht immer wieder die Erinnerungen heraufbeschwören, die für mich nur die alten Schmerzen erneuen können. ... Mein Leben ist von je ein verfehltes gewesen. Man hat mich von frühester Jugend auf — erzogen, wie sie es nennen. Man hat mir schon in den Windeln alle Weisheit lehren wollen. Ich war das Mündel eines Wunderkindes, das angestaunte Ideal aller meiner Tanten und Cousinen ... und bin so unglücklich geworden wie niemand sonst! Das alles war die Frucht meiner sorgfältigsten Erziehung! O, ohne alle Erziehung, alle Teilnahme und Fürsorge kann man nicht unglücklicher werden! ... Sie habe ich gebacht und dich aufwachsen lassen, wie es der Himmel gerade für gut befunden."

Er schwieg, weil mit dem sicheren Gefühl, daß alles, was er gesagt, doch nur eine schwache Verteidigung genannt werden müsse, selbst vor derjenigen, vor der er sie gehalten. Und Luise war das Mädchen, das Mein genug hatte, um zu begreifen, daß der Vater gesprochen, mehr um sich selbst einen Moment zu beruhigen, als um eine wirkliche Verteidigung zu geben. Zugleich begriff sie aber auch, daß sie die gegebenen Schwächen benutzen müsse.

„Dann", sagte sie langsam, fast kalt, „dann laß mich auch weiter für mich sorgen! Dann laß mich fort von hier, laß mich einmal mehr Menschen sehen! Hier langweile ich mich zu Tode!"

Das für ihren Vater ungeahnt Fremde, das in diesen Worten der Tochter ruhte, ließ ihn sie starr und groß anstarren. Er hatte über ihre Zukunft noch nie nachgedacht, nie eine Frage darüber sich selbst vorgelegt, und gehörte zudem zu jenen Menschen, die stets die Leitung suchen und in dem Bewußtsein wirklicher Vereinsamung nur um so unglücklicher sich fühlen.

„Doch wohin?" sagte er endlich zögernd, wie gedankenlos.

„Wohin?" fiel sie rasch ein. „Heute weiß ich es noch nicht, vielleicht schon morgen."

Sie wußte nur zu gut, wohin. Sie hatte Zeit genug gehabt, sich die Zukunft auszumalen und bis auf die kleinste Nuance den Ausgang zu überdenken. Aber sie glaubte nicht sogleich alles sagen zu dürfen. Es war das erste mal, daß sie diesen Gedanken ihrem Vater gegenüber andeutete. Ihn weiter vor ihm zu verfolgen, dünkte ihr geschäftlich

„Doch wohin?" wiederholte er tonlos. „Ich hätte es nach seiner Kenntnis erhalten.

„Ich will in die Welt hinein", sagte sie erregter. „Ich bin meiner Heimat und unserer guten, langweiligen Offizier herzlich satt und werde mich schon durchzuschlagen wissen. Nur fort will ich von hier! Ich kann diese Einsamkeit nicht länger mehr ertragen."

Er schien sich indessen gesammelt zu haben. Er ließ sie aussprechen und sagte dann langsam und ernst: „Luise, ich will nie mehr hierüber mit dir weiter sprechen! Du bist ein Kind und weißt nicht, was du verlangst."

Sie hatte sich erregt abgewandt und sah zum Fenster hinaus in das dunkle Laub der Linden. Eine Thräne schlich sich zwischen ihren Wimpern hervor. Sie wischte sie schnell fort und sagte dann mit zitternder Stimme: „Du kannst mir verbieten, mit dir darüber zu sprechen, nicht aber, weiter zu sinnen, so lange, bis —"

Sie konnte nicht fortfahren. Sie preßte heftig ihre Lippen zusammen, als wollte sie die Bewegung ihres Innern ersticken, die sich mit Gewalt Luft zu machen suchte. Ihre tiefe Aufregung schien jedoch einen eigentümlichen Eindruck auf ihren Vater zu machen. Unähnlich seinem sonstigen Wesen, war er statt heftig und zornig ernst geworden und sagte nun mit leiser Stimme zu ihr: „Überstiges, unerfahrenes Kind, wenn du wüßtest, wie sehr das alles auch der durchgelebt und durchempfunden hat, dem du deine Klagen und Vorwürfe vorträgst! Überstiges Kind, zu glauben, daß das Leben auch nur des Strebens nach einem Genusse wert wäre! Daß es mehr als Enttäuschungen sind, die wir erfahren, immer nur Enttäuschungen! O, wenn du mir glauben wolltest, daß du dein Leben am besten verwertetest, wenn du es verschläfst, ohne Träume, ohne Streben, ohne Hoffnungen! Es gibt keine Träume ohne enttäuschendes Erwachen, keine Hoffnungen ohne kalten Trug! Das ist's, was ich erlebte, und die Schlußbetrachtung, in der ich die Summe dessen gezogen, was ich erfahren!"

Luise hatte ihm aufmerksam zugehört. Dann sagte sie mit fester Stimme: „Ich kann nicht mein Leben verträumen, ich will es nicht!"

Er richtete sich hoch auf und sah mit krankhaft aufgeregten, brennenden Augen zu ihr nieder: „Jetzt verbiete ich dir jedes weitere Wort hierüber! Geh' zur Ruh'!"

Er wandte sich kurz ab und verließ das Zimmer.

Mit hochgerötheten Wangen und hervorströmenden Thränen eilte Luise der Gartenthür zu. Sie riß sie heftig auf und stürzte in den dunkeln alten Garten hinein, tief hinein bis in den Park.

Die tiefste Stille umgab sie. Die hohen schwarzen Tannen standen schweigend da und kein Vogel zwitscherte mehr. Aber ihr Herz pochte hörbar, als wollte es ihre Brust sprengen, und ihm Luft zu machen, sang sie die alte liebe Melodie in die stille Nacht, und hell und kräftig klang ihre Stimme, während ihre Augen noch voll Thränen waren:

Und wenn du traurig, traurig, traurig bist, mein Kind,
Ich wandre mit zu Haus'.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Aus dem walliser Rhonethal.

Von Friedrich Lampert.

II.

So war ich rasch der alten walliser Hauptstadt nahe gekommen und beg mich weit vor aus dem Wagen, um ihres stattlichen Anblicks froh zu werden. Schon hier, von weitem noch, bot sie sich als eine Stadt entschieden italienischen Gepräges, der die zwei auf den beiden einander gegenüberliegenden steilen Bergkegeln sich erhebenden Schlösser, Tourbillon und Valerien, einen imposanten Hintergrund verleihen. Und welches Festgewand trug sie an diesem Tage! Flaggen, Kränze an allen Häusern, vom höchsten Thurm des Tourbillon wehte stolz das rothe Kreuz im weißen Feld hinaus, das Banner, unter welchem in diesen Tagen das kleine Schweizerheer sich gesammelt hatte, um Manöver durchzumachen, die den tüchtigsten Offizieren deutscher Armeen Bewunderung abgenöthigt hätten. Und die Leute sahen so frisch und heiter aus; man sah es ihnen wahrlich nicht an, daß sie tagelang marschirt waren, die steilsten Gebirgspäße erstürmt, sie, die nur auf Wochen Einberufenen, Dinge vorgenommen hatten, von denen unsere Tag für Tag gedrillten stehenden Waffenträger keinen Begriff haben. Ueberall, wo ich in Stadt durchging, die originellsten Soldatengruppen, die Kinder mit allen Schweizerkantone durcheinander, Musik, Gesang, Soldaten und Offiziere ohne allen Zwang miteinander verkehrend; dazwischen Land- und Stadtvolk aus allen Gauen, unter ihm die hübschen Walliserinnen voran, die der Landeshauptstadt, das durch alle Stände durchgehende kleine runde Strohhütchen mit dem breiten, oben aufgeklappten Bande, kennzeichnet.

Durch das bunte Treiben bahnte ich mir den Weg auf die Höhen der beiden schon genannten Schlösser. Der Tourbillon liegt in Trümmern, deren weite Ausdehnung aber von dem einstigen Umfang des alten Bischofsitzes Zeugniß gibt; Schloß Valerien dagegen, auf dem Schutt eines römischen Castells erbaut, steht noch wohlerhalten da. Es dient zum Priesterseminar; von Thürmen, andern Gebäuden, unter andern der schon im 9. Jahrhunderte gegründeten Kathedralkirche umgeben, hat es ein ungemein stattliches Aussehen. Von beiden Schlössern sieht man weit hinab und hinaus in das Rhonethal, hinaus bis Leuk, hinab bis Martigny, in der nächsten Nähe hinunter auf das freundliche Stadt- und Landschaftsbild von Sion, dessen Gegend unstreitig die schönste des ganzen Rhonethals ist.

Damit war ich aber auch mit Sion eher, das ich es auch mit seinem deutschen Namen nenne, Sitten, fertig. Die Stadt selbst bietet wenig mehr; höchstens noch die gothische, theilweis romanische bischöfliche Kathedrale hätte ich besuchen können. Wer Zeit hat und hier herauf sein eigentliches Reiseziel nehmen will, dem mag Sion als Standort für Ausflüge empfohlen sein; theilen sich doch hier die Straßen und Pfade nach dem Grimselthal und von dem auf beschwerlichem Wege nach Zermatt; dann nach dem Leuker Bad und von da die gebahnte Schweizerstraße hinauf, über den Gemmi, nach Thun, oder den Simplon hinaus nach dem Lago maggiore hinab. Lorthin habe eben ich Lust ab, als ich in den „Lion d'or", den guten alten Gasthof Sions, einkehrt, mich für die Rückfahrt zu stärken; den Alpenübergang mache ich mir für ein andermal aufsparen, morgen wollte ich ja auf dem Wege zu einem andern, zum St.-Bernhard sein; mein Flug hier herauf war eben nur ein Seitensprung gewesen, alle rückwärts wieder, mitten auf Bahn, aber nur auf kurze Fahrt! „Saxon les bains" rief der Gendarmerie; alle halt, ausgestiegen!

Saxon les bains, kennt ihr das? Ein Bad ist's, das sagt der Name; aber es gibt der Bäder so unendlich viele; wer die alle aufsuchen, alle besuchen wollte! Aber auf Saxon war ich doch neugierig, wo ich ein Fernglas in die Hand nahm, wo ich in ein Heft hat, immer und

überall in allen möglichen Buchstabenformen der Name Saxon; dazu die pomphaftesten Beschreibungen, Ankündigungen der großartigsten Concerte, Feuerwerke, Maultiercourse auf die „Pierre à voir" und Schlittenfahrten von ihr wieder herunter, nebenbei gesagt, ein etwas halsbrechendes Vergnügen, u. s. w., kurz eine Reclame, aufs Haar wie die, welche bei uns unermüdlich nur Ein Bad in die Welt posaunt. Ein schweizerisches Homburg also? Das war schon der Mühe werth. „Aber wird dort auch gespielt? Ist das der Magnet für Saxon les bains?" Kein Wort davon in jenen Ankündigungen, wenn wol auch etwas von einem „Salon" darin mit unterlief; doch das klingt ja harmlos, darunter läßt sich allenfalls denken; das Spiel ist ja, glaube ich, in den meisten Schweizercantonen verboten. Doch ich sollte sehen.

Der Zug war fort und ich war froh, dem Soldatenrain und Qualm entgangen zu sein, und ging nun den ersten besten Weg hinein. Einige Minuten von dem ärmlichen Stationsgebäude entfernt fanden einige Häuser — das mußte wol das Bad sein. Ein „Promenadenweg" war's auch, auf dem ich ging, aber Gichtkranke mögen fern von Saxon bleiben! Das war alles neu angelegt, neu aufgeschüttet; es war prächtig auf dem harten Gerölle zu gehen; dazu gaben die auch erst gepflanzten Bäume keinen Schatten, der Rasen sah auch trocken und verbrannt genug aus, kurz, Saxon mußte noch bedeutend in den Kinderschuhen stecken — das war des Geschreies und Geschreibes nicht werth! Da waren die Wirthschafts-, Logir- und Gurgebäude: die Lage ging an; ein annehmbarer Berghintergrund, höhere Bäume, schattigere Gartenanlagen und im Hause viel Eleganz und Luxus. Da war schon ein Stück Homburg: überladene Einrichtung, ein reicherer Speisesaal, Billard- und Conversationszimmer, aber in den dauernden, sammtnen Fauteuils in allen den vier Salons, die ich durchwandert, nette ein Gutgast, das ganze Haus wie ausgestorben. Ich läute an zwei, drei Glocken, nehme indessen ein halbes Dutzend der reichlich ausliegenden Zeitungen zur Hand, bis endlich ein brauchbarer Greis erscheint, mir die verlangte Flasche Ameling und den Fromage de Brie zu bringen, die in den 4 Zeitungsblättern, welche die Geschichte kostet, wieder lebhaft an Homburg erinnern. Und nun — die Aehnlichkeit ist fertig: nach und nach lichten sich uns die Räthsel, enthüllen sich die Mysterien dieses Orts.

Da vorn, 1000 Schritte ungefähr vom Hauptgebäude entfernt, steht ganz isolirt ein eleganter Pavillon. Auch er ist, wie alles da herum, hoffig angestrichen. Wir treten ein; reichgalonirte Bediente nehmen uns Stock und Ueberzieher ab, gehen voran und öffnen uns, ohne zu fragen, ob es unser Begehr, geräuschlos und geheimnißvoll eine Flügelthür. „Messieurs et mesdames, faites votre jeu, rouge vingt-quatre!" Die Kugel rollt, die Napoleons rollen auch hinüber und herüber, die Croupiers sitzen da mit denselben diabolisch gleichgültigen Gesichtern und die Spielenden mit denselben leidenschaftlichen oder bereits leidenschaftslos abgestumpften Physiognomien wie überall, wo die Hölle einen solchen Salon aufgeschlagen hat; — ich wußte nun, woran ich war. Und daß man trotz des Verbots spielen durfte? Draußen vor der Thür war ja ein Anschlag, der allen Gamensangehörigen, also allen Mailändern das Spiel verbot. Mir mußte der Portier gleich den Fremden angesehen haben, denn er hatte mich keinen Blick auf die Verordnung thun lassen. Es mußte aber auch da ein nicht besonders lebhafter Tag für Saxon sein, denn auch hier hingen nicht allzu viele Vögel an der goldenen Leimruthe. Noch leerer sah es in dem „Musik- und Conversationssaal" aus, auch einem luxuriös ausgestatteten Raum, in dem ein wirklich vortreffliches Orchester mir das Vergnügen machte, vor mir als dem einzigen Zuhörer eine halbe Stunde lang ausgezeichnet zu concertiren. Nur später, als die Musikstunden vorüber, traten ein paar echte, lachende, kokettirende Französinnen in den Saal, um sich am Pianoforte zu üben und ein paar Couplets schauderhaft genug zu singen. Also „la belle France" auch hier das tonangebende! Aber ganz scheint es eben Saxon les bains doch noch nicht gelingen zu wollen, sein Vorbild — und daß dieses es sein soll, haben die Ankündigungen eingestanden — Homburg zu erreichen; nur das Eine hab' ich gemerkt: mir war es am Ende hier gerade so unheimlich wie dort zu Muthe. Und um jedhalbige Bäder aufzusuchen — denn das ist es, was Saxon merkwürdig bedeutend macht —, braucht man nicht so weit zu gehen, um schließlich all den Aerger mit in den Kauf zu nehmen, der sich an einen solchen Auswuchs der „Civilisation" hängt. Ich war froh, daß drüben an der Station die Signalglocke läutete; ich hatte mich an Saxon les bains satt genug gesehen.

Wie that mir darauf der ruhige, stille Abend

in Martigny so wohl! Ich war auch dort fremd unter Fremden, aber es sah sich alles ganz anders, harmloser, gemüthlicher an. Und still kann man freilich Martigny eigentlich auch nicht nennen, namentlich an solch schönen Sommerabenden, wie jener war, nicht. Martigny ist nur auf den Sommer angewiesen, eine echte schweizer Sommerblume wie nur irgendeine. Da gibt's gar keinen Raum mehr in den vielen geräumigen Gasthöfen, auf den Straßen aber und an den reichen Abendtafeln d'hôte ein Gewirr von aller Welt Sprachen. Vom Bahnhof herein, dort von der Zerrlaz herab ziehen ganze Scharen von Reisenden zu Roß und zu Fuß, geleitet von saftenkräftigen, alpenstockbewaffneten, shawl- und mantelumwallenden Führern, müde und hungrig in die erschnten Nachtquartiere ein, aber am frühen Morgen schon weckt uns Hufschlag, und eine lustige Cavalcade ziehen wir über den Marktplatz hinaus nach Martigny-le-Bourg reiten, auch uns mahnend, daß eben Martigny auch für uns nichts anderes ist als ein flüchtiges und — sogen wir gleich hinzu — recht theures Nachtquartier. Es geht tiefer in das Berge hinein, Chamounny zu; man darf hier schon mehr rechnen; der Sommer ist auch gar zu kurz; das Kellnerherz in den Hotels, das schwere Silbergeschirr auf den Tafeln, die splendiden Diners und Soupers, das will alles bezahlt sein! Martigny lebt von den Fremden; alles ist auf sie, im schlimmen wie guten Sinn, berechnet. Zu letzterm rechne ich, daß sogar die Post sich herbeiläßt, nach 9 Uhr abends noch einmal ihr Brief- und Telegraphenbureau zu öffnen, damit die des Abends angekommenen und am Morgen früh wieder abgehenden Reisenden dasselbe kennen, was die Heimat für sie bisher gethan hat.

Vier Hauptstraßen oder wenigstens vielbetretene Reisewege sind es, die sich in Martigny kreuzen, für die es der Knotenpunkt ist: die Eisenbahn nach St. Maurice und Villeneuve zum Genfersee, der große Heerweg über den Simplon nach dem Lago maggiore, die Straße über den St.-Bernhard nach Aosta und Turin, und der Saumpfad über die Tête noire oder den Col de Balme nach Chamounny. Die letzteren beiden führe ich meine Leser vielleicht noch einmal.

Jetzt wollen wir uns einen klaren Sommerabend denken, einen solchen, wo die Luft rein, der Blick weit und es droben am Himmel und drinnen im Herzen hell ist, und mit mir durch Weinberge und Maisenbeeten zum alten Stadt und Land beherrschenden Bischofsitz La Bâtie hinaufsteigen. Es ist alt, schon seit 1513 zerfällt, aber doch in einigen Gelassen noch bewohnt. Gegen den östlichen Schweizerfall öffnet sich uns dieser Theil, die Pforte ein führt uns auf das Plateau des hohen Thurms, und nun, welch herrlich weiter Blick stromaus und -ab, thalein und -aus! Das ganze Rhonethal sehen wir hinauf bis dahin, wo die Burgen Evouz zu unserer heraufgrüßen; der Aus mit seinen Verzweigungen, die hohen Berge ihm zur Seite mit ihren fruchtbaren Hängen, droben die Weingärten Petrey, Verthier, alles liegt vor uns, und ganz weit außen, dort im Westen, schließt den Hintergrund die Bleinkette, welche Wallis von Bern trennt; das Sommerschönen und ein Stückchen der Gemmi glänzen, das schwarze Haupt vom Abendschein gerothet, herüber. Dort rechts im Hintergrund schaut ein anderes Schneehaupt, der Simplon, herein, und hier auf der Südseite über die nähern Berge hebt sich, einem auf scharf abgeschnittenem Plateau emporsteigenden Thurme ähnlich, die Kalkfelsspitze des Pierre à voir empor, ein bizarres Bild, dem aber unsern von ihm, näher dem St. Bernhard zu, die Pyramide des Mont Catogne das Gleichgewicht hält.

Zwei Flüsse geben dem reichen Landschaftsbilde Leben und Bewegung: träge und schlammig schleicht dort an der Westseite der Berge die Rhone herab, frisch und rasch schießt ihr hier, von Westen kommend, auch hart an den Bergen nieder und vor Martigny unter der hölzernen, bedeckten Brücke durcheilend, in scharfer Biegung sich ihr zuwendend, die Dranse entgegen. Dort hinaus, wohin beide vereint nun ziehen, dem Genfersee zu, wo die Pilgerschaar sich zu ihrem niederlegt, der Touriste in sie mündet, sperren wieder himmelhohe Fels- und Bergwände aus den Blick. Lange freier ruht er auf dem lieblichen Thalgrund, in dem Martigny inmitten von Reben- und Maisfeldern gebettet liegt, auf dem Nußbaumwald, in dem sich Martigny-le-Bourg versteckt; und höher hinauf, nach Südwest und West hin, verschwindet all dies Thalidyll wieder vor der Bergmajestät, mit der der Mont Catogne, der Col de Forret, und, wie zwei weiße Felsnadeln, die Aiguilles rouges, herniederschauen. Da sehen wir auch deutlich den Straßeneinschnitt zum St. Bernhard wie den Saumpfad auf die Forclaz, und, über diesem hoch aufragend, das Doppelhorn des Col de Balme.

Vom Thurm war ich längst herab, aber das

Du! Daſſelbe Auge, dieſelbe Wange, derſelbe Maienglanz der erſten Jugend —

Conn.

Beate!

Beate.

Und Guſtav? Ich ſeh' ihn vor mir, wie er jetzt in männlicher Schönheit, einem Gotte gleich aus den Wolken tritt. Die Wetter haben ſein Antlitz gebräunt, die Locke kräuſelt ſich über ſeiner Stirn, ich ſeh' ihn voll Hoheit und Würde, lieblich und ernſt, herausfordernd die Welt, trotzend den Stürmen des Geſchicks —

Conn.

Woran denkſt Du, Schweſter?

Beate.

Ha, ſieh, ich könnte mich haſſen, daß der erſte Gedanke, ihn wieder zu ſehen, ſich verſchmelzen konnte mit dem Wunſch, ihm zu gefallen. O Schweſter, Du warſt zu jung, in dieſer großen Seele zu leſen! Das war ein Buch mit Blättern, auf denen die erhabenſten Gedanken verzeichnet ſtanden, Pläne und kühne Entwürfe für die Zukunft, Träume, wie ſie in keinem Jünglingsherzen ſchöner geſchlummert haben. Was er dachte, war ſein eigen. Was er ſprach, war empfunden, was er liebte, war Ueberzeugung. Edel war jede Regung ſeines Herzens. Wo Andere ſchwankten, was ſie wählen ſollten zwiſchen dem Guten und dem Nützlichen, er wählte raſch, was ſeiner würdig war. So ſteht der

ſchöne Abendbild hielt mich immer noch; dort am Berghang auf einer Bank ſpend' ſchau' ich's lange noch: Licht, Farbe, Glut auf allen Höhen und Tiefen. Abendfriede ſchön ringsum. Da ſchlug eine Melodie an mein Ohr, ein altes liebes Heimatslied:

Wie iſt's möglich denn?
Iſt ein Wunder, daß Gerechtigkeit' —

klang's den Berg herauf; ein Trupp fröhlicher Studenten ſang es friſch in den Abend hinaus — und der Heimatsklang that wohl in dem fremden Lande.

Ueber den Begriff des Lächerlichen in der Poeſie.

Was nennen wir im gemeinen Leben lächerlich? Was pflegt das Lachen hervorzurufen? Dasjenige, was, ohne eine Empfindung des Schmerzes oder des Schreckens oder großer Freude zu veranlaſſen, eine große Ueberraſchung bereitet, namentlich wenn an Stelle von etwas Erwartetem etwas ganz Unerwartetes eintritt.

So tritt z. B. in einem Luſtſpiel jemand in das Zimmer eines andern — er wundert ſich, daß daſſelbe unverſchloſſen und niemand anweſend iſt, daß Kiſten und Kaſten offen ſtehen, und bricht in die Worte aus: „Herr Gott, wie unvorſichtig! Was konnte man nicht dieſen Leuten unbemerkt alles — entwenden!“

Das Lächerliche liegt hier in dem Unerwarteten; man erwartet als Schluß der Rede: „Was konnte man nicht alles wegtragen!“ aber weil der Redende ſich überzeugt hat, daß nichts zu ſtehlen da iſt, ſagt er ſtatt „wegtragen“ verringern. Aehnlich iſt es mit dem bekannten Beiſpiel: „Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.“

Auch hier liegt das Lächerliche nicht in der Maus an ſich, ſondern darin, daß die Erwartung durch das Kreißen der Berge aufs höchſte geſpannt iſt und nun blos die Maus erſcheint.

In einem Luſtſpiel Shakſpeare's ſoll ſich der prahleriſche Armado mit einem Bauern ſchlagen; der Kampf ſoll in Hemdsärmeln ſtattfinden. Armado weigert ſich; man fragt nach ſeinem Grunde, indem man Stolz oder Feigheit vermuthet. Er ſagt einfach: „Ich habe kein Hemd an!“

Wodurch entſteht nun aber das Lachen beim Menſchen? Weshalb bewirkt eine Ueberraſchung, namentlich ein unerwartet hervortretender Gegenſatz jene Erſchütterung des Zwerchfells, die ſich dem ganzen Körper mittheilt und die wir Lachen nennen? Dieſe Frage würde nur die Phyſiologie beantworten können. Wenn dieſe überhaupt dahin gelangt ſein wird, die Einwirkung geiſtiger Eindrücke auf den Körper zu erklären, wenn ſie uns ſagen kann, weshalb die Erſchütterung des Schmerzes oder auch übermäßiger Freude Thränen hervorruft, wird ſie auch wol das Lachen erklären können.

Wenn ein Menſch in einer körperlichen Bewegung, z. B. im raſchen Gehen oder Laufen, plötzlich gehemmt oder unterbrochen wird, ſo entſteht eine Erſchütterung des ganzen Körpers; dem analog erfolgt, wenn unſer geiſtiger Gedankengang durch den Eintritt von etwas ganz Unerwartetem plötzlich unterbrochen wird, gewiſſermaßen eine geiſtige Erſchütterung; aber weshalb dieſe geiſtige Bewegung gerade auf unſer Zwerchfell wirkt, das zu beantworten müßen wir der Phyſiologie überlaſſen.

Beim Lächerlichen wird immer eine Ueberraſchung und ein Contraſt ſtattfinden zwiſchen dem, was man erwartet, und dem, was eintritt; aber keineswegs hat jede Ueberraſchung und jeder Contraſt eine lächerliche Wirkung. Große Freude und ebenſo Schmerz, Schreck oder ſittliche Entrüſtung ſchließen den Eindruck des Lächerlichen aus.

Die Räubereien Falſtaff's machen z. B. auf der Bühne eine komiſche Wirkung; aber dieſer Eindruck würde nicht ſtattfinden, wenn Falſtaff mit eigentlicher Grauſamkeit verführe, wenn er die Reiſenden, die er beraubt, auch todtſchlagen wollte. Man lacht im täglichen Leben wol darüber, wenn jemand auf der Straße infolge ſeiner Ungeſchicklichkeit ausgleitet und ſich die Kleider beſchmutzt, aber niemand wird lachen, wenn ein anderer beim Ausgleiten ſich ernſtlich beſchädigt. Wie oft iſt man nicht veranlaßt, zu ſagen: „Es wäre dies höchſt lächerlich, wenn es nicht zugleich traurig wäre.“

Betrachten wir einige Hauptfälle des Komiſchen näher, nachdem wir vorausgeſchickt haben, daß die Ausdrücke „komiſch“ und „lächerlich“ von den meiſten Aeſthetikern durchaus ſynonym gebraucht werden.

Eine Aeußerung, die an ſich widerſinnig iſt, hat oft eben durch das Unerwartete eine komiſche Wirkung. Nehmen wir z. B. die bekannte Aeußerung eines berliner Bürgers, der auf die Frage: „Wen wollen Sie zum Bürgermeiſter wählen, Nanonn oder Krauſenick?“ antwortet: „Wenn

ich dies die Wahl habe zwischen Traurig und Krautsalat, nehme ich doch lieber den verdorbenen Bärenspring."

Aber auch die Dummheit, die Absurdität in den Handlungen macht den Eindruck des Lächerlichen, weil man eben eine ganz andere Handlung erwartet, als die der Dumme wirklich vornimmt. Die Handlungen der Schildbürger, der Schöppenstedter, der Abderiten wirken ebendarum so lächerlich, weil sie durch den unerwarteten Contrast mit dem, was man als selbstverständlich voraussetzt, Ueberraschung und Staunen erregen.

Mißverständnisse im Gespräch wirken eben durch das Ueberraschende komisch. Im Gespräch erscheinen eben solche Antworten vorzugsweise als witzig, welche absichtlich eine Frage anders auffassen, als sie gemeint war, und sie in ganz unerwarteter Weise beantworten. So ist das Beispiel Goethe's bekannt, daß jemand auf die Frage: „Quemnam te putas esse, qui in adulterio deprehenditur", die im Proceß in ernster Weise aufgesprochen wird, antwortet: „Tardum", statt Malum hominem."

Doch es sei genug an den aufgeführten Beispielen des Komischen. Es ist übrigens unzweifelhaft, daß dasselbe mit dem Begriff des Ärgerlichen nicht identisch ist. Die wahre Freude ist dem Ernst verwandt und zeigt sich nicht in eigentlichem Gelächter.

Vergleichen wir nun aber mit unserer Erklärung des Lächerlichen einige unter den vielen Definitionen, welche sich in den Lehrbüchern der Aesthetik finden.

Aristoteles sagt, nachdem er das Lächerliche als Gegenstand der Komödie bezeichnet hat: „Das Lächerliche ist ein Fehler oder etwas Häßliches, welches weder Schmerz erzeugt, noch Verderben bringt."

Er hat hier offenbar vorzugsweise das Lächerliche der damaligen Komödie vor Augen gehabt; auf dies paßt seine Definition, aber sie ist keineswegs erschöpfend. Denn keineswegs ist alles Häßliche, welches keinen Schmerz erzeugt, auch komisch, und es gibt sehr viele lächerliche Vorfälle, die durchaus nicht den Charakter des Häßlichen tragen. Wir wollen hier nur an das Horazische „Parturiunt montes" erinnern oder an die Vorfälle, bei denen das Lächerliche in einem überraschenden Zufall liegt, wie in dem Beispiel, daß ein Reisender auf einem Dampfschiff auf ein merkwürdiges Echo aufmerksam gemacht wird und, um es zu erproben, ruft: „Ein Glas Bier!" worauf aus der Koyüte die Stimme eines Kellners antwortet: „Gleich!"

Schiller sieht den Grund des Komischen in der Herabziehung eines Gegenstandes unter die Wirklichkeit.

Mit Recht wendet Zeising in seinen „Aesthetischen Forschungen" gegen diese Definition ein, daß es auch in der Wirklichkeit selbst viel Lächerliches gibt und daß das echt Komische außer der Wirklichkeit, z. B. Faust in seiner Art, doch über der Wirklichkeit steht.

Viel einfacher ist die Definition Kant's. Dieser sagt: „Das Lächerliche entsteht durch die plötzliche Auflösung einer Erwartung in Nichts."

Gegen diese Definition macht Zeising S. 214 seiner „Aesthetischen Forschungen" geltend, es könne auch lächerlich sein, wenn sich da, wo wir nichts erwarten, etwas einstelle. Dies ist allerdings richtig, kann aber nicht dahin führen, die Definition Kant's ganz zu verwerfen, sondern nur, sie präciser dahin zu fassen: „Lächerlich ist der überraschende Eindruck von etwas Unerwartetem an Stelle des Erwarteten, also auch der Eintritt von etwas, wo man nichts erwartet, oder die Auflösung einer Erwartung in Nichts, immer vorausgesetzt, daß diese Ueberraschung nicht Schmerz, Schreck oder große Ärgernis erregt."

Vergleichen wir mit dieser Definition noch einige Definitionen unserer Philosophen. Jean Paul sagt: Das Lächerliche habe von jeher nicht in die Definitionen der Philosophen hineingehen wollen, außer unwillkürlich; er selbst definirt es dann aber so: „Das Lächerliche ist das unendlich Kleine, das ungeheure Gebahren oder das Unverständige, insofern es zur sinnlichen Anschauung kommt und von uns seinem Verstand gleichen bekommt."

Schelling und Hegel fassen das Komische als „die Darstellung der idealen unendlichen Freiheit, also des negativen unendlichen Lebens oder der unendlichen Bestimmbarkeit und Willkür".

Solger sagt: „Komisch ist, wenn sich die Idee des Scheins ganz in die Zufälligkeit und Beziehung des gemeinen Lebens verliert und wenn sich die Idee auf diese Weise durch das gemeine Leben in der Erscheinung erhält."

Schleiermacher sieht das Komische im Gegensatz des Idealen mit dem Wirklichen.

So scharfsinnig diese Definitionen Jean Paul's, Schelling's, Solger's, Schleiermacher's sind, so haben sie doch alle, wie uns scheint, nur das Lächerliche, wie es gewöhnlich in der Poesie be-

nugt wird, vor Augen und umfaſſen daher keineswegs alles, was im gemeinen Leben als lächerlich erſcheint. Was z. B. die Definition Schleiermacher's betrifft, ſo wollen wir gern zugeben, daß der Gegenſatz des Idealen und Wirklichen oft vorzüglich geeignet iſt, eine lächerliche Wirkung hervorzurufen; aber wie viele Fälle des Lächerlichen gibt es nicht, in welchen das Ideale gar keine Rolle ſpielt; betrachten wir z. B. nur das Beiſpiel: „Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus." Statt dieſe geſtrichen, aber doch ungenügenden Definitionen aufzuſtellen, hätte man unſeres Erachtens an der einfachen und klaren Definition Kant's feſthalten und ſie allenfalls noch, wie wir vornehmend verſucht haben, näher präciſiren ſollen.

Welche Bedeutung hat nun aber das Komiſche in der Poeſie?

Dies iſt ſeit den älteſten Zeiten ſtreitig geweſen, indem einige Kunſtrichter das Komiſche ganz vom Gebiet der Poeſie ausſchließen wollten, während andere dasſelbe unbedenklich zulaſſen. Schon Horaz ſpricht ſich hierüber aus. Er ſagt, indem er als ſein Hauptwerk die „Satiren" anſieht, die allerdings mehr Witz und Scharfſinn als eigentliche Poeſie enthalten, er ſelbſt könne ſich nicht zu den Dichtern rechnen; ſeine „Satiren" ſeien faſt nichts als Proſa; auch von der Komödie müſſe man zweifeln, ob ſie eigentlich zur Poeſie gehöre.

(Liber I „Sermonum", 4 satira
„Primum ego me illorum, dederim quibus esse poetis,
Excerpam numero" — —
— — neque si quis scribat uti nos,
Sermoni propiora, putes hunc esse poetam.
Ingenium cui sit, cui mens divinior atque os
Magna sonaturum, des nomnis hujus honorem.
Idirco quidam, comoedia necne poema
Esset, quaesiverc. —")

In der That iſt nun die eigentliche Aufgabe der Poeſie wie der Kunſt überhaupt nur die Darſtellung des Schönen oder Idealen; zu dieſem letztern werden wir aber das Komiſche nicht rechnen können.

Daſſelbe finden wir nun aber in den Werken der größten neuern dramatiſchen Dichter, namentlich in denen Shakſpeare's und Calderon's, ſtark vertreten und es hat bei ihnen offenbar eine doppelte Wirkung: einmal die, dem Geiſte, der durch das Pathos des Tragiſchen ergriffen, man möchte faſt ſagen ermüdet iſt, eine Art Erholung zu verſchaffen, und ſodann die, eben durch den Gegenſatz des Komiſchen als des Gemeinen, zum Theil des Schlechten gegen das Ideale dieſes letztere in ſeiner vollen Bedeutung noch mehr hervortreten zu laſſen.

Betrachten wir z. B. das Auftreten Falſtaff's in „Heinrich IV."

Die Haupthandlung in beiden Theilen dieſes Dramas iſt der Kampf des Königs und ſeines tapfern Sohnes mit den Großen Englands: Percy, Northumberland u. ſ. w. Von beiden Seiten ſehen wir Thaten des höchſten Heldenmuths; die ganze ideale Seite der Thätigkeit eines Feldherrn und Kriegers zeigt ſich in der Thätigkeit des Königs, des Percy, Douglas und des Prinzen Heinrich. Falſtaff dagegen ſieht im ganzen Kriege nur eine Gelegenheit, mit möglichſt wenig Mühe und Gefahr Geld zu erwerben. Er ſoll Soldaten ausheben und verkündet die Ausführung dieſes Geſchäfts ſelbſt in dem bekannten Monolog, der mit den Worten beginnt: „Ich habe den Aushebungsbefehl des Königs auf ſchmählichſte gemißbraucht!" In der Schlacht hat er nur die Tendenz, ſich möglichſt wenig der Gefahr auszuſetzen. Während der König, die Prinzen und Edeln um der Ehre willen dem Tode trotzen, wirft er die Frage auf: „Was iſt Ehre?" und kommt zu dem Reſultat: „Ehre iſt nichts."

Es bedarf keiner weitern Ausführung, wie gerade der offenbare Gegenſatz, in dem dieſes nichts weniger wie ehrenhafte Benehmen Falſtaff's zu der Haltung der Hauptperſonen des Stücks ſteht, recht dazu dient, das Ideale in Charakter und Handlungsweiſe der letztern hervorzuheben. In der Hauptſache können wir alſo unſere Unterſuchung dahin zuſammenfaſſen, daß das Lächerliche oder Komiſche, wie Kant im weſentlichen richtig definirt hat, durch die Auflöſung einer Erwartung in Nichts oder durch den überraſchenden Eintritt von etwas Unerwartetem an Stelle von dem, was man erwartet, entſteht, daß daſſelbe allerdings nur eine Nebenrolle in der Poeſie beanſpruchen darf, da der Hauptgegenſtand der Poeſie die Darſtellung des Idealen oder Schönen iſt, daß dieſe Nebenrolle aber, wie das Beiſpiel der größten Dichter beweiſt, eine ſehr bedeutende iſt.

Karl Silberſchlag.

Shakspeariana.

F. B. — „Wenn ein Mensch nicht in unserm Zeitalter sein eigenes Denkmal errichtet, ehe er stirbt, wird er kein anderes Monument haben als die Spanne Zeit, wo die Glocke tönt und die Mütter weint" — So schrieb Shakspeare vor dreihundert Jahren. Heute aber hat „the mortal-minded man" — der tausend Geister umfassende Mann — sich als ein unsicherer Prophet erwiesen, wenigstens in seiner eigenen Sache. Die spätere Nachwelt, nicht sein Zeitalter, hat ihm ein unvergleichliches Monument des Ruhms errichtet. Krieg machte durch die Welt wüthen, Despotismen jeder Farbe sich ablösen, Staaten fallen und vergehen, unsere „Unsterblichen" überlebten Zeit und Nationen, und könnte man einen Superlativ von dem Worte bilden, wer wollte bezweifeln, daß die großen Nationale und wo Shakspeare die „Weltlichter" die Unsterblichsten genannt werden müßten? Nachruhm des Namens wurde gewöhnlich „Unsterblichkeit" genannt, und wie oft damit Unfug und Humbug getrieben wird, wer weiß dies besser als der Sohn unserer eigenen Tage? Aber der Dichter, mit dem eine Welt sich noch nach einem Jahrhundert und später warm und lebendig unterhält, dessen Werke wir wie die Schrift einer nur auf weiter Meile Abwesenden lesen — der ist unsterblich nicht, weil sein Name fortlebt und unvergehen ist, sondern weil seine großen Personen noch unter den Lebendigen wandelt.

Wie sehr auch unser deutsches Herz sich gerade in diesen Tagen von dem modernen Engländerthum abwenden mag, so bleibt doch in unserm Herzen an dem Erinnerungstage des größten Dichters Englands eine Stimme wach, die da spricht: „Um seines Shakspeare willen sei ihr viele Sünden vergeben!"

I. Shakspeare und Anne Hathaway.

Fast sämmtliche deutsche Blätter brachten vor einigen Monaten Schilderungen aus „Stratford am Avon", wo der große William das Licht der Welt erblickte oder vielmehr sein eigenes Licht in die Welt sandte, das nur eine unsterbliche Fackel noch über den Mauerungen der Kirche und Todten hält und ewig leben läßt. Nicht ist es unsere Absicht, einen Artikel zu schreiben, der gleichsam ein gedrängtes Register der Originalien seines Lebens bringen sollte, sondern wir wollen nur einzelne Scenen aus dem schon so gedrängt und emsig abgeschilderten Leben zusammenstellen und in einen leichtfließenden Strauß flechten, der vielleicht, wenn auch nicht überraschen, doch weniger Bekanntes gefunden haben.

Dem Berichte eines englischen Geistlichen — er schrieb seine Notizen vor mehreren Jahren nieder und sie begaben sich auf einen Besuch der Geburtsstätte Shakspeare's vor etwa zwanzig Jahren — entnehme ich zuerst nachstehende Schilderung des Hauses, wo der Dichter zuerst „erblickt". Wer kennt nicht „Anna Hathaway" aus der reizenden Novelle Ludwig Tieck's über Shakspeare's Jugendjahre? Ihr Haus steht noch heute und in wahrscheinlich noch in denselben Händen und in derselben Verfassung, in welcher es vor nun mehr zwanzig Jahren gewesen.

Der Berichterstatter sagt:

„Alles war mit Efeu bewachsen, ob Aven vorüberfließt, ist mir bis heute lebhaft im Gedächtniß geblieben. Die alte schöne Kirche am Ufer, wo der Barde begraben liegt, die herrliche Allee von Bäumen, wo sie vor ehrwürdigem Portal führt, seine Büste in einer Nische an der Kanzelwand, die rauh gearbeitete Inschrift auf seinem Grabstein, welche wie eine Malediction auf der Entweihung seiner Gebeine wacht, die armliche Hütte, wo er zum Leben erwacht, — die Wände von der Thür bis zur Treppe mit den Namen der Shakspeare-Pilgrime bedeckt, und der Park von Charlecote, die Eiche seines wilden, tollkühnen Schwestersohnes, die Geschichte mit dem Hirsch und den „Lucys" — dies alles steht wie eine Photographie in meinem Gedächtniß und wird nur mit meinem wirklichen innern Bildern daraus verschwinden können.

„Es erinnert ich mich eines lieblichen Spaziergangs nach Shottery, dem Dorfe, wo Anna Hathaway-Shakspeare's Wiege gestanden wurde und wo er selbst seine Brautnacht zubrachte. Es liegt in geringer Entfernung von Stratford und man geht durch Felder über Wiesen. Wir fanden bald die Hütte, welche den Hathaways zugehört, ganz in ihrer ursprünglichen Einfachheit, mit dem gebräuchlichen Fachwerk der Wände von Lehm und Kalk, dem Strohdach, den Giebelfenstern und der hölzernen Thürschwelle. Als wir anklopften, erschien eine junge Frau von angenehmem Aeußern, welche im Gespräch und mittheilend war. Sie war eine Enkelin der Hathaways abstammend. Darauf ging sie voran, und das Haus besehen zu lassen. Es waren da einige „antike" Möbeln in einem der unteren und in einem der oberen Zimmer, welche wir mit Vergnügen sah, von den Tagen Shakspeare's herrührend, auch die Gothische Treppe viele Versicherung besonderer Art. Unten drinnen ich auch eine alte Bank aus jener Zeit, die jener Anne Hathaway- gewiß am Herde gesessen. Und gewiß, ich sah in der That den schönen Kamin, den heute wie faßt vor dreihundert Jahren ein Feuer gemacht. Beschworen wir uns die Bilder heraus, wie der Dichter in holder Liebe mit Mädel Anna Hathaway an eben dieser Stelle gesessen, und wie sie, obwol — sie ihre eigene Welt haben hatten, das große Herz ihres Liebhabers gewann und es besaß bis an das Ende seiner Erdentage. In der selben Kammer und während der Stunden dieser Brautzusammenkunft, wenn alles verstummte und lauschte gewesen, machte er gewiß haben, wie er später gethan

[illegible]

„Dann gingen wir die Treppe hinauf und die Abkömmlinge der Hathaways zeigte uns ein Stübchen mit einem sehr altmodischen Bettgestell voll Zweschen „Elisabethanischen" Stils, welches die Tradition mit Anna Hathaway in Verbindung bringt, und unsere Phantasie war leicht bereit, von ihr zu glauben, daß sie hier im Schlummer an „Will" gedacht oder, wenn der Abend sank, an dem offenen Fenster gesessen haben möchte, um sein erwünschtes Kommen zu erspähen."

Das Haus gehört heute noch einer Abkömmlingin der Hathaways, Mrs. Baker, aus einer Familie, die durch Heirathsverbrauch mit jenen in nächste Verwandtschaft getreten. Mrs. Baker ist die Urgroßenkelin der letzten Besitzerin des Häuschens, welche den Namen Hathaway getragen.

II. Shakspeare als Wildschütz. Sir Lucy.

„Was soll der an Strafe empfangen, der meinen Hirsch geschossen hat?" Als vereinst der Gutsherr Sir Thomas Lucy, unweit Stratford am Avon wohnhaft, jene Frage in seinem Hirn hin und her wälzte — denn es war ein großes Ding in jenen Tagen strafrechtlicher Wildschutzgesetze —, da hat er wol nimmer geahnt, daß 240 Jahre später ein Ausflug von Tausenden nach seinem Dorfe Charlecote und Park unternommen werden könnte zu Ehren eben jenes Wildbiebs, den er zu züchtigen gedachte. An einem Spätsommertage 1864, wo sich die lebendige Generation, alt und jung, durch den noch heute in seiner alten Waldpracht stehenden Park von Charlecote ergieng, gleichsam, um sich das legendenhafte Revier zu besehen, wo „sweet Will" einst auf verbotenes Hochwild mit andern „ausgelassenen" Gesellen „gepirschet" haben soll (nur um dem alten Herrn einen Aerger zu bereiten) und das pittoreske Landschloß und dessen alte Halle, noch heute und das seit vielen hundert Jahren der Wohnsitz derselben Familie der Lucys, neugierig durchforschte, würde ein Weiserer, der jene Legende für Dichtung erklärt hätte, sich schlechten Dank erworben haben. Die Ankömmlinge eine Festrunde der Shakspearefeier hatten sich einmal für die Wilddiebsgeschichte „gebucht" und wollten sich die Tradition nicht zerstören lassen, selbst nicht durch den gelehrtesten Shakspearekundigen. Für sie mußte die Geschichte einen Boden haben, sonst wäre alles Interesse an den alten Lucys und ihrem herrlichen Park vernichtet worden.

Es ist ein eigenthümliches Stück Erde, dieser Park, wo Shakspeare jagte. Wir bauen uns der Volkstradition und sind gläubig. Dasselbe Parkthor, durch welches wir schreiten, obwol an diesem Tage mit zwei mildblickenden Polizisten als Standsäulen versehen und auch sonst mit Gitterwerk modernisirt, hängt noch in alten geschwärzten Eichenpfosten, die ganz darnach aussehen, als hätten sie einst die zerrissenen Blätter getragen, welche Shakspeare und seine Jagdgenossen auf den mächtigen Spielverderber Sir Thomas Lucy, Friedensrichter in der Grafschaft, mit übermüthigem Witz verfaßt haben sollen. Glauben wir einem Antiquar aus Alt-Stratford, der uns versichert, er habe jene Anekdote von einem „sehr ältlichen Gentleman" aus der nächsten Nachbarschaft von Stratford, der sie wiederum von einem Ur-Ur-Urohnkel gehört, der wiederum mit dem ältesten rechtigen Stadtvolk in täglichem Verkehr bei Braten und Ale gestanden und somit den ersten Vers einer (nicht druckfähigen) bittern Ballade Shakspeare's citirt, als der gemeinten, „von welcher Old Lucy sich damals des Stachels und die Nachwelt des Honigs erfreut". Der noch so enthusiastische Heldenanbeter fühlt, daß die kleine Escapade in Shakspeare's Leben jener Verehrung einen pikanten Beigeschmack verleiht, welche an diesen Festtagen die Leute von heute bewegt. Es ist ihnen ein Flecken auf dem Marmor, der ihm jedoch nicht zur Unzierde gereicht, sondern nur seine Echtheit erhöht — die Spur vom „sündigen Adam", die uns sicher mache, daß der große Genius nur ein sterblicher Mensch gewesen."

Der jetzt lebende Gutsherr, H. Spencer Lucy, Esquire, hatte an dem Besuchstage sein Haus und seinen Park allen, die ein Fünfschillings-Eisenbahnbillet besaßen, als Document „ihrer ehrlich gehabten Müh'" und dafür, „daß ihnen wirklich an der Sache gelegen", sie selber auch „weit her" seien, gastlich geöffnet. Und diese Exclusivität war weise. Denn schon so hatten sich sonntag geschüttelt und gerüttelt volle Waggons ihre lebendige Bürde aus, was hätte aus Schloß und Park werden sollen, wenn die umliegende nächste Nachbarschaft Kind und Kegel zu Zehntausenden seine heiligen Hallen besucht hätte.

Eine uralte Steinbrücke wölbt sich über den Avon, der träumerisch träge durch das Schilf sich schlängelt, — ganz der Platz für einen Mittsommernachtstraum im Mondlicht. Hier flutete die Menge der Besucher [illegible] mehr als vier englische Meilen lange, nach Charlecote in lieblichen Windungen führende Wiesenstraße entlang neben dem Ufer des kleinen Flusses. Eine erheitere, witzige Truppe von komischen Dichtern und Theaterkünstlern wandert an der Spitze.

Beim Eintritt in den Park fällt dem Auge das Gehege auf, aus unbehauenem Astholz gefügt, mit Holzstäbchen anstatt der Nägel miteinander verbunden, in Verhöhnung moderner Zaunarchitektur. Jede Ecke des massiven Geländers, oft wunderlich verbogen und verwittert, trägt kleine grüne Moosknppen, die dem Landschaftsmaler solche reizende Stücke für die Skizzenbuch seines Bildes liefern. Wir sind nun bald mitten im alten Park, die Bäume schauen herab, als wollten sie sagen:

Wir waren schon alt, so alt an Jahren,
Als eure Großväter noch Kinder waren!

Und doch tragen sie noch den ersten jungen Frühling auf den Zweigen — goldlichtgrün. Und [illegible] das Haus, die Halle der Lucys, mit vielen [illegible], altmodischen Giebeln und Erkerfenstern, ganz im Elisabethanischen Stil — wieder [illegible] Park, [illegible]

Grün, wuchtig die Aeste schwingende Linden, voll durchblitzendem Sonnenlichte, auf dunklerem Hintergrund sich abgrenzend, den die dräuenden Eukomeren bilden. Und dort' Hirsche — Rehe — ein rothfelliges Rudel, so recht im dichtesten Dickicht des Unterholzes. Ein Sechsender tritt fast dicht an den Weg und blickt auf uns alle mit so ruhigem Stolz, wie nur der „letzte der Barone", der Warwick, the kingmaker, seinerzeit auf die aufwachsende Generation londoner Spießbürger zu Eduard's IV. Zeiten gethan haben konnte. Die übrigen Hirsch-Gein ergreifen indessen die Flucht über das sammtne Moos durch die sonnigen Lichtungen der Ferne. Wohl zu glauben, daß es dereinst hier dem großen „William" behagt haben muß. Jede Baumwurzel erscheint wie ein Portrait.

Die Familie der Lucys besitzt sich zu Charlecote bereits im Jahre 1189 an, und so seit der Regierung Richard's I. bis zu den Tagen unserer „most gracious Queen Victoria" kam die Besitzung nicht ein einziges mal aus den Händen der Familie. Sie hat überlebt die Plantagenets, die Kriege der Rosen, die Tudors, die Stuarts und lebt noch in „viel geehrten" Nachkommen bis auf diesen Tag — ohne Prunk, die Geschichte nennt sie kaum während der ganzen siebenhundert Jahre ihrer Existenz. Aber „viel geehrt" zu sein durch sieben Jahrhunderte, bei sich, bei Nachbarn und Freunden — selbst die Herrenfamilien sind stolz in der Umgegend —, das will etwas heißen! „Ohne Furcht und Tadel bis auf den heutigen Tag sind die Lucys gewesen", sagte mir ein Pächter, dessen eigene Familie seit drei Jahrhunderten Land der Lucys in Pacht hält. Ein schönes Prädikat — wie selten in unsern Tagen und noch seltener gerecht!

Derjenige Lucy, welcher Charlecote Hause erbaute (wie es heute steht), im ersten Jahre der Regierung Elisabeth's, 1558, war unter denen, die von Lord Burleigh abgesandt wurden, um Mary, Queen of Scots, „Maria Stuart", von Tilbury nach dem Kerkerschlosse von Fotheringay zu geleiten. Aber wir nehmen jetzt ein größeres Interesse an ihm, seitdem wir „wissen", daß er derselbe Sir Thomas gewesen, welcher Shakspeare als einen „Uebertreter" vor seinen richterlichen Friedensstuhl beorderte. So schreiten wir über dieselbe Schwelle und betreten vermuthlich dasselbe Zimmer, wo der Poet verhört wurde und seine „Sentenz" empfing. Wir fühlen uns da zur handgreiflichen Realität von der Wahrheit der Tradition übergangen. Obgleich nicht als eine Sehenswürdigkeit verstehen — denn Fremde sind selten in diesen Mauern zugelassen —, ist Charlecote doch reich an Kunstschätzen. In der Halle, dem ältesten Theil des Gebäudes, ist eine wirklich schöne Sammlung von Familienporträts aufbewahrt, vom Zeitalter der Harnische durch die Periode des höfischen Sammt bis zu dem 19. Jahrhundert vom bräsirten Doppeltuch. In einem alten Kamin liegen noch mächtige alte Eichblöcke (nicht Steinkohlen), wie in vergangenen Tagen, bereit, in Flammen durch den Schlot zu prasseln, der so mächtig breit herniedergahnt und Raum genug für ein Dutzend Schornsteinfegerbuben zum Haschen- und Greifenspiel bieten würde. Einst glänzten hier vor röthlichen Flammen die lustfarbenen Gewänder der Damen zur Zeit Karl's II. und die lang herabfliegenden „Liebeslocken" der Stuart'schen Cavaliere, hier lagen die zottigen Ruden zu Füßen des alten Herrn des Schlosses nach der feurigen Jagd durch Hügel und Moor; hier jubelte die alte Christmas, das Weihnachtsfest, mit all dem Pomp von „merry old England". Das alte fröhliche England wohnt jetzt freudelos in und um Fabriken und hat keine Feste mehr. Hier jubelten die Kinder um den sprühenden Yule Log — jenen halben Eichenstumpf, den man in den Kamin zu schieben pflegte. Vielleicht ist der jetzige dort aufgehäufte Vorrath noch von demselben Baum gehauen, der am letzten „altenglischen" Christmas vom Feuer verzehrt wurde. Denn seit länger als einem Jahrhundert „feiert" die Halle. Sie hatte mit der Steinkohlenperiode nichts mehr zu schaffen. Ueber dem breiten massiven Kaminsims ragt ein mächtiges Familienbild der Lucys aus den Tagen Karl's I. bis an die dämmerig hohe getäfelte Decke, dreizehn lebensgroße Figuren enthaltend, von dem fünfjährigen, nußbraunäugigen, blondhaarigen Mädchen, das sich zärtlich an des Vaters Hand schmiegt, bis zur stattlichen „grandame" im gedämpftesten Hintergrunde. Weißes Haar umscheitelt, unter sammtnem Häubchen hervorkriechend, ein feines weißes Gesicht, das so urgroßmütterlichen Stolzes voll auf die drei Generationen des Vordergrundes herabblickt. Alte Helme, narbig und zerhackt, erzählen von harten Hieben, vor denen sie das Haupt des Trägers geschützt, als man noch Schwertter mit zwei Händen geschwungen, eine mächtige Aloe streckt ihre breiten, roth fleischfarbenen Blätter bis unter die herabhängende Spitze eines langen schwarzen Rappiers, das einst gewiß einen breiten, starken Arm verlangt haben muß. Und dem es gehörte, dessen dunkles Gesicht blickt mit militärischem Seitenblick aus einem Wandgemälde herüber. Zwei andere, meisterhafte Bilder von der Hand Sir Godfrey Kneller's, ebenfalls Familiengruppen, zwei bis drei andere Generationen darstellend, theilen die Aufmerksamkeit. Durch die nach dem Staatszimmer (Drawing room) führende Flügelthür erblickt man Gemälde neuern Ursprungs zum Theil, aber in schweren antiken Rahmen. Wouwerman, Titian sogar, Teniers, Paul Potter, Peter de Hooghe, Canaletto, Fra Bartolommeo, Sebastiano del Piombo, Carlo Dolci und ein Rafael sind unter den Namen, die der lebendige Katalog seines Väterhauses, der gegenwärtige Lucy, aufzählt. Der Fußboden dieses Saals ist von poliertem Eichenholz und die Decke reich mit Stuckatur und zierlicher Bildnerei ausgelegt.

Inmitten aller dieser „erzählenden" Pracht der alten Zeit schimmert ein süßes, liebliches Bild dem Fremden entgegen. „Eine Braut im weißen, jung-

fräulichen Schmuck", die Tochter des jetzigen Lord, und auf einmal wissen wir, daß wir im Hause der Trauer sind, indem die, welche nun mit Ossian zu reden wie „ein Strahl war in ihres Vaters Halle", nicht mehr unter die Lebendigen gehört, die großen hellen Augen geschlossen sind, die Hände gefaltet, um sich nie wieder zu lösen, tief — tief unter dem Grün. Wer dachte nicht an die Worte der Ophelia:

O, sie ist schon todt und hin,
Todt und hin, Fräulein —
Ihr zu Häupten ein Rasen grün,
Ihr zu Füßen ein Stein

Es waren erst wenige Wochen vergangen, ehe Arlesia und Gatte sie betrauern mußten. Ein indisches Schwert, von letzterm, einem Major Lane, bei der Erstürmung von Delhi als Trophäe erobert, blitzte, halb aus der Scheide gezogen, die mit Hunderten von Türkisen und Rubingranaten ausgelegt war, dicht unter dem süßen, glücklich lächelnden Bilde der Verblichenen. Es gab keinen unter uns, der, auf den neben und hinter ihm stehenden Vater blickend, sich der Rührung erwehren konnte. Die Herrin des Hauses, die Mutter, hielt sich im fern abgelegenen Zimmer eingeschlossen, noch tief in Grämen. Aber er, vielleicht der letzte Lane — die Familie steht nun auf zwei Augen, den seinigen —, hatte dem Nationalfest, der Feier des Nationaldichters Shakspeare gegenüber das eigene Herz bezähmt und die Welt in sein Heiligthum zu lassen. In dem allen lag echte, tief echte Romantik. Es ist ein Volksadel, die Grafen von England, sie rekrutirt sich aus dem frischen Blut der Nation und sie nennt sich stolz die „Aristokratie des Volks". Das erklärt viel.

In dem altertümlichen Bibliothekzimmer fällt das Auge zugleich auf eine prächtige Actausgabe der Werke Shakspeare's und daneben auf zahllose andere — die besten — Ausgaben seiner Dichtungen, in stilvoll verzierten Schränken und auf altmodischen Pulten ausgebreitet. Wunderlich perlich ist ein „set" von neun Tellern und zwei Schalenuntersätzen, aus Ebenholz gearbeitet und mit Elfenbeinarabesken verziert, ein Geschenk der Königin Elisabeth an ihren Lieblingsgast, den Grafen von Leicester, ihm überreicht bei einem großen Feste zu Schloß Kenilworth und endlich durch Ankauf hierher gekommen. Zwei Büffets aus Ebenholz mit persischem Schnitzwerk tragen die Jahreszahl 1558 und auf einem derselben steht eine Armee von Alabastersoldaten von der Hand des jetzt lebenden englischen Bildhauers Wilcox et Warwick.

Betreten wir noch die kleine, nächstgelegene Kirche von Charlecote, von der Herrin des Hauses an der Stelle der uralten Dorfkirche erbaut, welche letztere 1849 mit Einsturz drohte und abgetragen werden mußte. Hier liegt in feinerner Rüstung auf breitem Grabstein eine Hünengestalt. Sir Thomas Lucy darstellend, der einst über Shakspeare zu Gericht ge-

sessen, neben ihm in weißem Marmor seine „Lady". Auch ein anderer Sir Thomas hat sein Monument, der zu Cromwell's Zeiten gestorben. Noch andere Denkmäler ragen ringsum, denn wie neu auch die Kirche, die Gräber darunter sind dieselben seit sieben Jahrhunderten.

Briefe.

O, nichts von alledem, was kommt,
Hat im Vergangnen seinen Grund —
Ob die, ob jene Lehre frommt,
Wer wüßte das zur rechten Stund'?
Wer hat noch je ein Ziel erreicht,
Das früh ihm leuchtend vorgeschwebt?
Wann hat das Leben sich gezeigt
So, wie es wirklich wird erlebt? —

So manche stolz betret'ne Bahn
Verläuft zuletzt im öden Sand,
Und mancher langgehegte Wahn
Wird allzu spät als Wahn erkannt.
Und wieder — den die Welt verlacht,
Als er gestrebt nach hohem Ziel,
Dem hat das Leben eingebracht
Gar manche Frucht im kühnen Spiel.

Arm und verachtet stand er da,
Der Knabe mit dem hohen Sinn,
Und als er Mann geworden, sah
Die Welt bewundernd nach ihm hin.
Ihm war es wie ein wirrer Traum,
Er wußte wol, daß er gestrebt;
Doch wie es kam — das wußt' er kaum,
Nur daß er hatte viel erlebt.

Und die ihn früher kaum gekannt
Im Übermuth, und Uebermuth,
Die hätten gern ihn Freund genannt
Und zogen ehrfurchtsvoll den Hut
Er aber fühlt' unendlich fern
Blieb er vom vorgesteckten Ziel,
Derweil ein Meteor als Stern
Durch Zufall in den Schoß ihm fiel.

Was er gewollt, erreicht er nie;
Doch and're Früchte reift die Zeit —
Er frage nur nicht immer wie? —
Und sei zu brechen sie bereit.
Ob anders auch sein Lebensplan,
Das trägt am Ende nicht die Welt
Genug, wenn er auf seiner Bahn
Sich groß ihr gegenüberstellt.

Karl Stieler.

(Hierzu ein Textblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Das Johannisfeſt.

I.

W. G. — Das Geburtsfeſt St.-Johannes des Täufers bildet neben Mariä und Chriſti Geburt das dritte Geburtsfeſt in unſerm Kalender. Der Feiertag war früher, wie in Schweden auch noch, der 24. Juni, iſt aber von der Kirche auf den folgenden Sonntag verlegt. Die Feſtbräuche, welche das Volk am Johannistage übt, knüpfen ſich jedoch keineswegs an die Lebensgeſchichte oder an die Legende des St.-Johann und es findet ſich darin nicht die entfernteſte Anſpielung an dieſen Heiligen. Wir müſſen vielmehr auch hier wie bei den meiſten an chriſtlichen Feſten üblichen Volksgebräuchen auf einen heidniſchen Urſprung zurückgehen.

In alten Urkunden wird der Johannistag auch „Sunnewende", „Sunnivde", „Sumethen", „Sungethen" (die Sonnenwende) genannt, und dies führt uns auf ein Hauptfeſt des altdeutſchen Heidenthums, auf das „Mittſommer"- oder „Sonnewendfeſt", welches der Sonne, die in der Zeit unſers Johannisfeſtes am höchſten ſteht in ihrer Kraft, und dem Jahre galt. Unſere Vorfahren feierten dieſes Feſt wie faſt alle ihre Feſte durch Hauptopfer, durch große Volksverſammlungen, Gerichthalten und Gelage, und wir haben uns den Ritus deſſelben etwa folgendermaßen zu denken: Wenn die Sonne am höchſten ſtand, verſammelte man ſich an heiliger Stätte, gewöhnlich auf einem hohen Berge. Mit einer auf eine ungewöhnliche Weiſe, meiſtens durch die Umdrehung eines das heilige Sonnenrad darſtellenden Wagenrades, erzeugten Flamme zog man im Kreiſe um einen mit Blumen und allerlei heiligen Kräutern umwundenen Baum, welcher die Stelle der Achſe oder Nabe eines Rades verſehen ſollte — eine ſymboliſche Darſtellung des heiligen Sonnenrades. Sodann wurde ein aus mancherlei Holz, wobei natürlich auch das Holz der dem Thonar, dem himmliſchen Feuergott geweihten Eiche, nicht fehlen durfte, aufgeſchichteter mächtiger Scheiterhaufen (die Zahl 9 galt den heidniſchen Völkern Nordeuropas für heilig) von einem Prieſter angezündet, und man tanzte, mit allerlei Blumen und Kräutern bekränzt und mit Sträußen davon in den Händen, um die heilige Flamme. Feierliche Geſänge zu Ehren der Gottheit wurden angeſtimmt und von den Tänzern Blumen und Heilkräuter opfernd ins Feuer geworfen. Mit dieſem Feuer wurde aber nicht nur die ſtrahlende Gottheit an ihrem Ehrentage freudig begrüßt, ſondern es war zugleich auch ein Sühn- und Reinigungsfeuer, da es durch das Symbol derſelben geweiht und ein von ihr ſtammendes Element war. Man ging oder ſprang durch die Glut, um ſich zu läutern oder vor kommendem Unheil zu bewahren, und trieb das Vieh hindurch, um es vor Seuchen und Krankheiten zu ſchützen, und beobachtete, wo der gedeihenbringende Rauch hinzog. Endlich fanden auch, wie bei allen Feſten unſerer Vorfahren, noch Opfer ſtatt, nicht nur von Thieren, namentlich von Pferden, welche als die vorzüglichſten Opferthiere galten, ſondern auch von Menſchen. Es waren jedoch nicht Opfer von ſchuldloſen Menſchen, wie ſie bei den alten Griechen, Römern und Juden und bei den jüngern morgenländiſchen Heidenvölkern üblich waren — dergleichen hatten die alten Deutſchen nicht. Es wurden keine ſchuldloſen Menſchen geopfert, ſondern nur ſchuldige, zum Tode verurtheilte, und das von der Gemeinde gefällte Todesurtheil wurde im Namen der richtenden Gottheit durch die Hand ihres Prieſters, des „Gottesſohnes", nur in Form eines Opfers vollzogen. Die Sonne, welche das Verbrechen durchſchaut und entlarvt, ſtand bei unſern Altvordern in engſter Beziehung zu Gericht halten und Gerechtigkeit. Ihr mußte die Sühne gebracht werden, und die Zeit, wo ſie am höchſten ſtand, war der Hauptgerichtstag. War das Feuer abgebrannt, ſo veranſtaltete man ein Mahl, bei dem hauptſächlich das Fleiſch vom Pferde, welches vielen Göttern geweiht war, genoſſen und mancher Becher den Göttern zu Ehren geleert wurde. Am Schluſſe der Feierlichkeit ſteckte man, die Saaten zu ſchützen, die Aehren auf die Felder, nahm ſich abgelöſchte Brände mit nach Haus, wo ſie als Amulete vor dem Fenſter aufgehangen oder auf das Dach gelegt wurden, um das Haus vor allerlei Unheil und namentlich vor dem Blitz zu ſichern.

Ein bedeutungsvoller Ueberreſt dieſes altheidniſchen Cultus der Mittſommerwende ſind ohne Zweifel die Johannisfeuer, große Feuer, welche am Johannisvorabende angezündet werden, ein Brauch, der im Mittelalter über den größten Theil Europas, namentlich über die von gothiſchen Stämmen eroberten Länder, von jenſeit der Pyrenäen bis über die Weichſel verbreitet war und in vielen Strichen noch jetzt beobachtet wird. In Norddeutſchland ſcheinen die Johannisfeuer gegenwärtig nicht mehr gebräuchlich zu ſein, dagegen ſind ſie in Franken, Südthüringen, Schwaben, Baiern, Oeſterreich, Schleſien und in einigen Rheingegenden noch zu Hauſe und heißen jetzt noch hin und wieder mit dem ältern Namen Sonnwendfeuer. Dort flammen ſie am Vorabend des Johannistages auf allen Höhen, ſoweit das Auge reicht. Einige Tage vorher durchziehen Knaben die Straßen der Städte oder Dörfer und ſammeln Reiſig und Ueberſätze zu dem Feuer, auch wol Eier und andere Lebensmittel ein, welche am Johannisabend verſchmauſt werden. Bei dieſem Einſammeln wird meiſt ein herkömmlicher Spruch geſungen, im Fuldaiſchen z. B. der folgende:

Da kommen wir hergegangen
Mit Spießen und mit Stangen
Und wollen die Eier langen
Feuerrothe Blümelein.
Aus der Erde springt der Wein
Geht uns doch die Eier ein
Zum Johannisfeuer!
Der Haber iſt gar theuer;
Haber zu, Haber zu! Fuir he frieh!
Gebt uns doch ein Scheit! (Scheit.)

An den meiſten Orten werden die Feuer der Johannisnacht ganz ähnlich wie in der Oſterzeit auf freiliegenden Anhöhen angezündet, in Oberſchwaben jedoch, wo ſie Himmelsfeuer oder Zundelfeuer heißen, auf Stoppelfeldern und freien Plätzen. Knaben und Mädchen faſſen ſich an den Händen und ſingen:

Sanct-Johann,
Mach's Werg (d. h. den Flachs) drei Ellen lang!

In manchen Dörfern dauern dort die Johannisfeuer acht Tage lang. In einigen Gegenden des Niederrhein beſteht die Sitte, daß Kinder dieſe Feuer ſogar auf den Straßen der Städte anzünden und kleine aus Johanniskraut gewundene Kränze unter Abſingung üblicher Liederſtrophen auf die Dächer der Häuſer werfen. Hier und da geben die Pfarrer den Johannisfeuern ſogar die kirchliche Weihe, und ſolange ſie brennen, wird gebetet und geſungen. In Schwaben und Altbaiern iſt am Johannisabend auch die Sitte des Scheibentreibens üblich. Räder, aus Stroh geflochten und mit Theer beſtrichen, werden angezündet und eine Anhöhe hinabgerollt, oder man rollt ein mit einem getheerten Strohſtrauß umgebenes brennendes Rad auf den Straßen hin — offenbar ein Reſt der vorhin erwähnten heidniſchen Darſtellung des Sonnenrades.

Eine Razzia.

Aus dem Tagebuch eines Soldaten der franzöſiſchen Armeelegion.

II.

Wir waren, in Verbindung mit einer Compagnie Jäger und einem Bataillon Turcos, ſo placirt, daß die zwei Geſchütze, welche unſere Maulthiere bis Schlucht hinaufgetragen, das Dorf bequem zu beſtreichen vermochten. Eine unſerer Compagnien, die wir inzwiſchen nicht ſehen konnten und die etwas weiter vorgedrungen war, verſperrte den einzigen Zugang des Dorfs. Noch wußten wir nicht, ob daſſelbe von ſeinen Bewohnern verlaſſen ſei oder nicht, und um hierüber Gewißheit zu haben, eröffnete unſere Artillerie um 7 Uhr ihr Feuer. Doch kein lebendes Weſen ließ ſich blicken. Eine Compagnie ward demnach beordert, vorzurücken, die Hütten zu durchſuchen und dann in Brand zu ſtecken. Ein lahmer Hund, etwa ein Dutzend Hühner und zwei Ziegen war alles, was wir im Dorfe an lebenden Weſen fanden. Große Quantitäten von getrockneten Feigen, Weizen, Mais, Hanf, Oel, Mehl, etwas Tabak und ein Haufen Lumpen kamen dann nach und nach zum Vorſchein, dann wurden Streichhölzer ausgetheilt und das Werk der Zerſtörung begann. In wenigen Minuten war das ganze Dorf von einer einzigen Flamme umſchlungen. Nun begannen die Geſchütze aufs neue ihre Thätigkeit und verwandelten bald die brennenden Trümmer in einen unförmlichen Schutthaufen.

Nun ging's weiter ins Gebirge hinauf. Auf unſerm Wege kreuzten wir in verſchiedenen Richtungen gleiche Feuer ſehen und der in den Schluchten widerhallende Donner der Geſchütze zeigte uns, daß das Werk der Zerſtörung auch anderwärts mit gleichem Erfolg betrieben ward. Nach weiteren zwei Stunden des allerbeſchwerlichſten Marſches fanden wir uns endlich angeſichts eines Dorfs, das nicht allein noch vollkommen bewohnt war, ſondern das ſeine Einwohner auch zu vertheidigen allen Ernſtes entſchloſſen zu ſein ſchienen; denn ein Hagel von „Geſchoſſen" (ich werde auf dieſen Ausdruck zurückkommen) empfing uns, ſobald wir in Sicht des Feindes kamen. Wir hatten vier Todte und viele Verwundete, ehe wir nur ſelbſt zum Schuß gekommen waren, und alle dieſe Tödtungen und Verwundungen waren das Reſultat der Unvorſichtigkeit des Offiziers, der die Vorhut befehligte und, von dem erſten Dorfe auf dieſes ſchließend, in voller Stärke ſeiner Mannſchaft um den Vorſprung eines rieſigen Felſens lief, der allein ihn noch vor dem Feuer der Kabylen ſchützte.

Die Araber ſchoſſen auf uns mit Eiſenſtücken, mit Kieſelſteinen und mit zerhacktem Blei. Dieſe Geſchoſſe machten die Wunden um ſo gefährlicher und die ſehr geringe Entfernung, die zwiſchen ihnen und uns lag, machte ihr ſonſt ſchlechtes Schießen für diesmal nur zu erfolgreich. Doch auch ihre Stunde ſchlug. Das in der Eile ſchlecht verbarrikadirte Dorf ward mit Sturm genommen und erlag demſelben Schickſal wie alle übrigen. Die im Gefecht nicht gefallenen Einwohner wurden als Gefangene abgeführt; unter den vor der Einäſcherung in Sicherheit gebrachten Gegenſtänden befanden ſich mehrere große Töpfe von gebranntem Thon, welche vollſtändig mit ſpaniſchen Duros und franzöſiſchen Fünffrankenſtücken gefüllt waren. Außerdem fielen uns anſehnliche Rinder- und Ziegenheerden ſowie viele Vorräthe an Früchten, Getraiden und Lebensmitteln in die Hände. Mehrere Kabylen zogen vor, ſich von dem hohen Felſen, auf dem ihre Hütten ſtanden, herabzuſtürzen, ehe ſie die Alternative der franzöſiſchen Gefangenſchaft annahmen. Ein Kabyle erſtach ſein Weib und ſeine Kinder vor unſern Augen, trieb ſein Vieh den Felſen hinab und ſprang ſelbſt hinterher.

Wir verfolgten an dieſem Tage die aufſtändiſchen Stämme, ſoweit es uns möglich war, auf die Höhen und in die Schluchten des Djurdjura vorzudringen, etwa 600 Gefangene jeden Alters und Geſchlechts, ein großer Reichthum an Vieh und Lebensmitteln, anſehnliche Summen baaren Geldes ſchleppten wir mit uns zurück und 18 Kabylendörfer nebſt den umliegenden Pflanzungen wurden verbrannt und geplündert. Um 6 Uhr abends ſchlugen wir unſere Zelte in einer wundervollen Gegend auf, zwiſchen Oliven-

und Feigenbäumen, auf duftigem Wiesengrund und in unmittelbarer Nähe einer jener seltsamen, klares, gutes Trinkwasser spendenden Quellen, von der aus wir gegen Nordost ein Stück des Mittelländischen Meeres in weiter Ferne entdecken konnten.

Worin bestanden nun die Resultate dieser Razzia? In der vollständigen Unterwerfung der revoltirten Stämme, die in keiner andern Weise hätte je erzielt werden können, sowie in der Ueberzeugung ihrerseits, daß wir, wenn wir sonst so wollten, sie in ihren fernsten und unzugänglichsten Verstecken zu finden und zu besiegen vermochten, so sehr sie auch den Vortheil des Terrains und der gesicherten Stellung für sich hatten.

Die heillose Furcht der Kabylen vor französischer Gefangenschaft, obgleich sie in derselben vollkommen human behandelt wurden, hatte ihren guten Grund: sie fürchteten Repressalien für die von ihnen selbst an den in ihre Hände fallenden französischen Soldaten verübten Grausamkeiten, die dem civilisirten Ohr unglaublich klingen würden, doch leider nur zu wahr sind. So fanden wir eines Tags die Leichname von zehn französischen Chasseurs vollkommen entkleidet, an Bäume gefesselt, mit Sperrhölzchen zwischen den Augenlidern, schrecklich und aller Beschreibung spottend grauenhaft verstümmelt. In diese Position sie zu bringen und das mit Gewalt weit offen gehaltene Auge den glühenden Strahlen der Sonne auszusetzen — das war das Geschäft der Männer; die thatsächliche Verstümmelung — das Werk der Weiber. Jene zehn unglücklichen Chasseurs sind nur eine unendlich kleine Fraction der Unzahl französischer Soldaten, die in dieser Weise in den Bergen der Kabylen ihren Märtyrertod fanden, und die furchtbare Rache, die Pelissier in den Grotten des Ouled-Riah im Jahre 1845 ausübte, indem er 500 Araber mit Weibern, Kindern und Viehheerden dort durch den Qualm von Massen grünen Holzes erstickte, die vor den Eingängen jener Höhlen angezündet wurden, war nur — obschon ich die Handlung an sich nicht rechtfertigen mag — eine sehr schwache Wiedervergeltung der unnennbaren Grausamkeiten, die zu verüben die Kabylen nie eine Gelegenheit sich entgehen ließen und für die zu zeugen die Namen St. Braline, Mascara, El Ibbes, Duja und andere mit blutigen Zügen in die Geschichte der französischen Occupation eingeschrieben sind.

War nun (in frühern Jahren) eine solche Razzia gelungen und die Beute in Sicherheit gebracht, so ward sofort deren Gesammtwerth taxirt und diesem entsprechend wurden die auf den einzelnen Mann fallenden Prisengelder festgestellt. Später, als die Razzias seltener wurden, fand man sich mit einer Gratification en bloc ab, und auch diese verschwand, als Pelissier Algerien im Jahre 1855 verließ.

Die obenbeschriebene Razzia warf den Truppen außer einer Extra-Munition und einem guten Schluck Cognac nichts ab.

Heute sind die wilden Stämme der Atlasbä, die Nomaden und Beduinen der Sahara und die mohammedanischen Grenzvölker der Provinz Oran aufs neue in Waffen; ihre Verzweigungen und Verbindungen sind ausgedehnt, mehr als man glaubt, und mit dem Tode ihres gefürchtetsten Widersachers, des Marschalls Pelissier, fühlen sich die Araber um 30000 Feinde leichter; denn gleich mit dieser Truppenanzahl stellte der Kabyle den Werth des Einen Mannes, der bis noch vor kurzem ihr Generalgouverneur war. Unter den Scheiks der revoltirenden Stämme mag so mancher sein, der noch vor wenigen Wochen auf dem blendend weißen Burnus das Offizier-, ja selbst das Großkreuz der Ehrenlegion prunkend zur Schau trug und vor dem die französische Schildwache das Gewehr präsentirte, der aber heute ohne Stirnrunzeln Soldaten und Offiziere mit kaltem Blute martern würde, mit denen er nur kurz zuvor noch geselig und gemüthlich — scheinbar — verkehrte.

Deutsche Städte.

Bremen.

4. Die weltlichen Gebäude.

Al. M. — Die Anlegung des Bahnhofs hat den Schwerpunkt der Stadt verlegt. Man lernt, von demselben kommend, die Stadt nicht von ihrer vortheilhaftesten Seite kennen und wird durch eine Reihe von Straßen geführt, deren Enge und bauliche Unbedeutendheit darauf deuten, daß sie nicht ursprünglich die Hauptadern des Verkehrs bildeten, zu denen sie im Laufe der letzten Jahre geworden sind. Ich nehme mir daher die Freiheit, den Leser auf der Weser Stromabwärts zu fahren, mit ihm an der Großen Weserbrücke zu landen und ihn von dort nach rechts durch die Wernistraße zu führen. Auf einem etwas gewundenen Wege, der lebhaft an die Domstraße in Würzburg erinnert und wie diese mit Kaufgewölben an beiden Seiten überreich besetzt ist, werden wir alsbald vor die Giebelseite eines noch im Bau begriffenen gothischen Gebäudes geführt, wenden uns vor demselben links und stehen alsbald auf dem von den bedeutendsten Gebäuden der Stadt umgebenen Marktplatz. Vor uns, nördlich, haben wir das Rathhaus, rechts, westlich, die Neue Börse, eben jenes Gebäude, dessen eine Seitenfronte wir bisher vor Augen gehabt, und zwischen beiden etwas zurücktretend, nordwestlich, den Thurmbau des Doms. So treffen hier viele öffentliche Plätze zusammen. Zwischen dem Dom und der Börse gelangen wir auf die Domsheide, zwischen Dom und Rathhaus auf den Domhof, und wenn wir auf der andern Seite des Rathhauses weiter schreiten, auf den mit Bäumen bestandenen Liebfrauenkirchhof.

Die gothischen Schmalseiten des Rathhauses rühren aus dem ersten Decennium des 15. Jahrhunderts her, die glänzende, im Jahre 1612 vollendete Südfronte hingegen ist ein so vollendetes Werk der Renaissance, wie Deutschland deren wenige aufzuweisen hat. Eine auf zwölf Säulen in dorischem Geschmack ruhende Arcadenhalle von Rundbogen trägt eine

Geliebte vor meinem Auge und ſiehſt Du, ſo muß ich ihn begrüßen.

Tony.

Es iſt die höchſte, höchſte Zeit! Schweſter, die Schleife!

Beate.

Nein! Ohne Schmuck, ohne Lüge, ohne Täuſchung. Er wird mich kennen, wie er mich einſt ließ: er muß mich lieben, wie ich bin! (Ab zur Seite.)

Tony (nach einer Pauſe).

Was iſt ihr? Sie iſt unſere Mutter geworden und hat an nichts mehr Freude, als an ihren Wieſen und Feldern. Nun ſo ſteck' ich die Schleife auf. Wenn ſie nur endlich kämen! Jahre gingen uns wie Minuten vorüber und die Minuten ſind jetzt eine wahre Ewigkeit. (Hüpft Beaten nach.)

Sechſter Auftritt.

Guſtav (ſteigt durch das Fenſter ein). Dann Tony. Darauf Beate. Zuletzt Valentin.

Valentin (draußen).

Steigen Sie nur. Es bricht nicht. So! Ich komme nach!

Guſtav (ſteigt freudig ein).

Da ſind wir! Hinten um die Hecken herum, über

offene Galerie, deren Brüſtung mit Nixen, Tritonen und ähnlichen Erzeugniſſen der Phantaſie geſchmückt iſt. Ueber den drei mittlern Arcaden ſpringt ein Erkerbau hervor, deſſen prächtiger aus mehreren Geſchoſſen beſtehender Giebel mit reichem Säulenſchmuck verſehen iſt. Ueber dem ganzen Obergeſchoß läuft vor dem Dache eine bekrönende Galerie, hinter welcher ſich auf beiden Seiten zwei kleinere Giebel erheben. Zwiſchen den Fenſtern des Obergeſchoſſes ſind Koloſſalſtatuen von deutſchen Fürſten angebracht. Das Kellergeſchoß wird von dem berühmten Weinkeller gebildet, den Hauff und Heine als den „Bremer Rathskeller“ beſchrieben haben. Auf kräftigen Pfeilern ruhen ſchlichte niedrige Kreuzgewölbe. Das Erdgeſchoß wird von dem als öffentlichem Durchgang benutzten Flur beinahe vollſtändig ausgefüllt und über demſelben befindet ſich im zweiten Geſchoß der große Sitzungsſaal, der mit vielen wenn auch nicht hervorragenden Malereien und Holzſchnitzwerken verſehen iſt.

Es war keine leichte Aufgabe, an dieſem Platz ein neues großes Gebäude aufzuführen, welches mit dem romaniſchen nüchternen Dom und der reichen Renaiſſance-Façade des Rathhauſes ſich in Harmonie ſetzte. Der Architekt Heinrich Müller hat in der von ihm erbauten Börſe, welche ſich den ſchönſten Bauten der neuern Zeit würdig an die Seite ſetzt, dieſe Aufgabe in der glänzendſten Weiſe gelöſt. Sein Werk beſteht aus zwei verſchiedenen Baukörpern, die durch einen Zwiſchenraum von etwa 40 Fuß getrennt und durch Bogengänge miteinander verbunden ſind. Das größere von den beiden Gebäuden beſteht weſentlich aus einer fünfſchiffigen Baſilika, deren 75 Fuß hohes Mittelſchiff mit Oberlicht verſehen iſt. An dieſe Baſilika ſchließt ſich nördlich das Treppenhaus, ſüdlich ein Seitenbau und an das weſtliche Seitenſchiff ein Portalbau an, deſſen Hauptfaçade dem Markt zugekehrt iſt. Eine Kreuztreppe führt zu den drei Spitzbogenportalen des Aeußern, über denen ſich eine Zimmergalerie erhebt. Das Innere dieſes Portalbaues iſt für die Leſezimmer beſtimmt. Die Fenſter und alle Verzierungen ſind im frühgothiſchen Geſchmack gehalten. Die Geſchoſſe ſind durch kräftige Geſimſe und einen Fries begrenzt, an welchem die Knollenblume mit Epheublättern beſonders hervortritt. Auch die andern Façaden ſind ſtreng im frühgothiſchen Geſchmack gehalten. Ueber dem Kranzgeſims zieht ſich um den ganzen Bau eine von Spitzthürmchen unterbrochene Dachgalerie hin. Der Nebenbau zieht ſich als ein Halbkreis um einen innern Hof hin und iſt zur Aufnahme der Comptoire der Aſſecuranzgeſellſchaften und der Reſtaurationen beſtimmt. Der Kern des Mauerwerks beſteht aus rothen Backſteinen, die zum Theil mit Sandſteinplatten, zum Theil mit gelben Backſteinen bekleidet ſind.

An der Südſeite des Marktes, dem Rathhauſe gegenüber, liegt der Schütting, das Kaufhaus, der Sitz der Handelskammer, ein ehrwürdiges Gebäude, welches insofern architektoniſch nicht erheblich Merkwürdigkeit bietet.

Das Local des Künſtlervereins haben wir bereits kennen gelernt als das Refectorium des ehemaligen zum Dom gehörigen Kloſters. Es iſt ein freundliches, zweiſtöckiges Gebäude mit hohem, aufgeklapptem Giebel und gothiſchen Fenſtern. Das Gebäude iſt noch im Beſitz der Domgemeinde, die das untere Geſchoß lange Jahre hindurch als Tabaksgewölbe vermiethet hatte. Im Jahre 1856 entſtand, von Friedrich Pletzer gegründet, der Künſtlerverein, welcher, da er die einzige Einrichtung war, die das Bedürfniß nach gebildeter Geſelligkeit befriedigte, in ſehr kurzer Friſt eine Zahl von mehr als tauſend Mitgliedern erwarb. Es ſtellte ſich für ihn die Nothwendigkeit heraus, ein eigenes Local zu beſitzen. Die Auseinanderſetzung des Architekten Heinrich Müller, daß das erwähnte Tabaksgewölbe hierzu beſonders geeignet ſei, wurde anfänglich von den meiſten Seiten mit ungläubigem Lächeln hingenommen, hat ſich aber glänzend bewährt. Der untere Raum bildet jetzt eine dreiſchiffige Halle, deren vierklappige Kreuzgewölbe auf einfachen achteckigen Pfeilern ruhen. Bei der Herſtellung dieſer Halle mußte, um ihr die erforderliche Höhe zu geben, der Fußboden zwei bis drei Fuß tief aufgegraben werden, wobei die Pfeiler durch eingeſetzte Stücke um das entſprechende Maß verlängert wurden. Ueber dieſer Halle befindet ſich ein großer mit einem Tonnengewölbe verſehener und mit Glasmalereien geſchmückter Saal, in welchem den größten Theil des Jahres hindurch an jedem Mittwoch Vorträge wiſſenſchaftlichen Inhalts gehalten oder Muſikſtücke aufgeführt werden. Durch dieſe Vorträge und durch den ſtrengen Ausſchluß des Kartenſpiels bildet der Künſtlerverein den Sammelpunkt des geiſtig regſamen Theils der bremer Bevölkerung.

Endlich verdient Erwähnung das aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ſtammende Haus Seefahrt, das Eigenthum einer alten und ſehr reichen Stiftung zum beſten der Wittwen und Waiſen von Seeleuten. Eine ſtattliche Triumphpforte trennt den Vorhof dieſes Gebäudes von der Straße. Auf der Spitze derſelben ſteht ein Neptun mit einem Dreizack, auf jeder Ecke der Pforte ein Seemann im Coſtüm jener Zeit. Als Attribut halten ſie in ihren Händen die hervorragendſten Inſtrumente der Steuermannskunſt: die Sonde und den Jakobsſtab, welcher vor Erfindung des Sextanten zu Längen- und Breitenbeſtimmungen diente. Zwiſchen beiden iſt ein Dreimaſter aus Granit gemeiſelt, ein Bildwerk, welches auch an andern öffentlichen Gebäuden wiederkehrt. Ueber der Pforte des Hauſes befindet ſich die berühmte Inſchrift: „Navigare necesse est, vivere non est necesse“ („Das Leben kann man aufgeben, aber die Schiffahrt nicht“), ein Ausſpruch, den nach Plutarch's Bericht Pompejus gethan haben ſoll, als bei ſtürmiſchem Wetter ein Schiffer ſich weigerte, ihn über das Meer zu ſetzen, und der jetzt zu den bremer Wahlſprüchen gehört.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 28.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Eine Jugenderinnerung. Novelle von Rudolf Lindner. III. IV. — Die Normannen. I. — Der Friedrichshain. Eine Erinnerung aus dem schleswig-holsteinischen Feldzuge 1850. Von Walther vom Norden. — Shakspeariana. III. Shakspeare's Denkmal und Todtenmaske. — Robin Hood. — Miszellen: Schmarz, Strauß, Renan. — Das Jahrhundertfest. II. — Berliner Briefe VII. Blumenausstellung. Wetterfrau und Wetterhahn.

Eine Jugenderinnerung.

Novelle von Rudolf Lindner.

III.

Luise war aus dem Park zum Ufersande hinausgetreten und ihre Augen schweiften über die weite, dunkle Meeresfläche hin, nun wieder ruhig sinnend, ruhig träumend. Kaum merkte sie es, als ich, wenige Schritte hinter ihr das Gebüsch auseinanderbiegend, auf sie zutrat und meine Hand auf ihre Schulter legte. Aber sie erkannte mich sogleich, und freudig überrascht sich zu mir wendend, reichte sie mir ihre Hand.

Ich hatte Luise lange Zeit, wol vier oder fünf Jahre nicht gesehen. Sie war sehr schön geworden. Noch sahen mich die großen klugen Kinderaugen an, die ich ehemals bewundert; alle die regelmäßigen schönen Züge waren es noch und es ruhte nun auf ihnen ein Hauch reinster Jungfräulichkeit. Ich weiß es diesen Augenblick noch, wie ich von ihrer Schönheit überrascht wurde und sie in Gedanken mit allen mir bekannten und für schön gehaltenen Damen der Residenz verglich und keine fand, die mit ihr sich hätte messen können.

Ich hielt noch immer ihre Hand und sie schien zu merken, daß mich noch irgendwas hindere,

unbefangen zu sprechen. „Wir haben uns recht lange nicht gesehen", sagte sie endlich, das Schweigen unterbrechend.

„Aber doch nicht vergessen, liebe Luise?" fuhr ich fort, sie ernst ansehend.

„Vergessen?" sagte sie leise und sah fort. „Kümmert man sich um ein armes, dummes Kind vom Lande noch, wenn man fröhlich genießend seine Zeit vertändelt dort in dem sprühenden Leben der Residenz?"

„Du kennst dies Leben eben nicht, Luise", unterbrach ich sie, „sonst könntest du nicht glauben, daß man darum etwas Liebes daheim vergessen könnte!"

„Sprich nicht so!" fiel sie lebhaft ein, „du sprichst nicht wahr!"

„Ich verstehe dich nicht, Luise!" fiel ich ihr lebhaft überrascht ins Wort.

„Ja", sagte sie bitter, „du verstehst mich nicht und kannst mich nicht verstehen! Du kennst, was die Welt Schönes bietet! Du weißt, wie man leben und genießen muß und bist weit herumgewesen. Wie willst du begreifen, was es heißt, das alles entbehren zu müssen? Was es heißt, zu einförmigem Leben verdammt an der Schwelle stehen zu müssen und zu fühlen, daß man es nie anders wird kennen lernen?"

„Luiſe", fiel ich ſtaunend ein, „verſtehe ich dich recht? Du willſt in die Welt hinaus, das Leben draußen kennen zu lernen?"

Sie überhörte mich. „Und doch, ich will's!" fuhr ſie fort, abgewandt von mir laut zu ſich ſelber in ihrer Aufgeregtheit, — „ich will fort von hier, und weiß ich heute noch nicht wie, vielleicht fällt es mir morgen ein!"

Ihre Augen ſtanden voll Thränen. In ihrer Leidenſchaftlichkeit lehnte ſie ihre brennende Stirn an meine Schulter und ſchluchzte laut.

Ich will gern geſtehen, daß ich mich dieſer Flut leidenſchaftlicher Gefühle gegenüber ohnmächtig fühlte und einſehen mußte, daß die Gedanken, denen Luiſe ſoeben Worte gegeben, viel zu tief mit ihrem innerſten Empfinden verwebt waren und mit ihr aufgewachſen und viel zu feſt in ihrem ganzen Bildungsgange wurzelten, als daß es mir möglich geweſen wäre, ſie ſobald zu ändern und ihnen eine neue Richtung zu geben.

Als ſie ſich ein wenig beruhigt, nahm ich ihren Arm und wir gingen in den ſtillen dunkeln Wald hinein. Wir ſchwiegen beide lange Zeit. Endlich begann ſie:

„Ich habe lange gewünſcht, dich einmal wieder zu ſehen und allein mit dir zu ſprechen! Deshalb eilte ich gegen Abend in den Wald. Ich wußte, du würdeſt auch dahin gehen, und erwartete dich hier. Ich habe eine Bitte an dich und du kannſt ſie mir erfüllen."

Sie ſchmiegte ſich bei dieſen Worten inniger an mich an und ſah mit ihren ſchönen Augen zu mir auf.

„Sprich dich aus", ſagte ich leiſe und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirn.

Ich habe dieſen Kuß oft tief und bitter bereut. Er hauchte Luiſen vielleicht neuen Muth ein, ihre Bitte auszuſprechen, die nie erfüllt werden konnte, und Gedanken Worte zu verleihen, die nie ausgeſprochen werden durften. Sie hätte ſie bei ſich vergraben und ohne jemand, dem gegenüber ſie dieſelben in Worte zu kleiden wagen durfte, in ihrem eigenen Brüten darüber erſtickt. Die Gelegenheit, Gedanken einmal laut auszuſprechen, die man nur im tiefſten Innern mit ſich herumgetragen, iſt verrätheriſch. Sie beſeligt ſie und läßt an ſie nur um ſo ſicherer glauben. Und doch bab' ich meinen Kuß auch wieder entſchuldigen können. Ich war noch jung und Luiſe noch wunderbar ſchön. Ich habe ſie nie geliebt, wie mit verzehrender, glühender Sehnſucht ihrer gedacht, nie geſchwelgt in dem Gedanken an ihre Schönheit. Ich war ihr nur in meinem Herzen recht gut. Ihrer Kuß hat ihr vielleicht dies nicht geſagt; er hat vielleicht ſie mehr vermuthen laſſen. Und dieſes Mehr war eine Lüge.

„Sprich deine Bitte aus, Luiſe!" wiederholte ich.

„Nimm mich mit dir! ſagte ſie leiſe. „Ich will alles für dich thun, alles für und mit dir leiden und deine Dienerin ſein, nur nimm mich mit und fort von hier!"

Dieſe erſten Worte ſchienen ihr ſchwer geworden zu ſein; ſie ſprach ſie ſtockend und im Flüſterton aus. Dann fuhr ſie lauter und dringender fort: „Ich mache mir Männerkleider. Dann ziehen wir zuſammen durch die weite Welt weit fort und lernen ſie kennen und unſer Leben genießen! Wie ſchön, wie ſchön wird das ſein!"

Sie hielt mich mit ihren Armen umſchlungen und preßte dabei ihre Stirn an meine Bruſt, und ich fühlte, wie ſie glühte und wie ihr Herz ſchlug. Ich ſtrich die Haare ihr aus dem Geſicht zurück und glättete ſie. „Luiſe", ſagte ich ſanft, „du träumſt! . . ."

„Träumen!" fuhr ſie auf und ſah mich groß an — „Träumen! O, du biſt ſchwerfällig und langſam, und ein einfaches Landkind überholt deine Gedanken!"

Sie ließ mich los, und ſich abwendend blickte ſie in das dunkle Gebüſch zur Seite, und ich ſah, wie ein paar große Thränen über ihre Wangen hinabrollten.

„Was ſoll ich länger hier?" ſagte ſie endlich, und durch ihre Stimme zitterte ſo viel Wehmuth und die ganze Wucht getäuſchter Hoffnungen. „Mein Vater kennt mich kaum und mag mich nicht! Niemand verſteht mich hier — nicht du einmal! Was ſoll ich länger hier? Ich bin jung und ſchön", fügte ſie mit einem wie höhniſchem Klange in ihrer Stimme hinzu. „Ich ſuche allein mir meine Wege. Ich bin muthig und lebensluſtig und du biſt ſchwerfällig und langſam! Wir gehören nicht zuſammen!"

Sie wandte ſich halb ab, um zu gehen.

Welche Gefühle in dieſem Augenblick meine Bruſt durchſtürmten, mag ich nicht zu beſchreiben. Ich konnte ihr Verlangen, aus ihren Kreiſen fortzukommen, nur zu gut verſtehen und die Sehnſucht nach der Ferne in ihrem jungen Herzen nur mitempfinden. Und doch ſchwindelte ich in den Gedanken an die Wege, die ſie eben jener Sehnſucht gar zu leicht führen konnte. Sie hatte ja recht: ſie war jung und — ſchön!

„Luiſe", rief ich ihr nach, „geh' jetzt nicht fort! Du würdeſt einen Freund verlaſſen, der es treu mit dir meint und den du ſelbſt den einzigen genannt!"

Meine Worte hielten ſie zurück. Ob Luiſe aber nicht in ihnen etwas ganz anderes zu finden glaubte, als ich hineingelegt? Ob ſie ſie nicht vielleicht für einen Hoffnungsſtrahl hielt, für die erſte leiſe, nur angedeutete Zuſage der Erfüllung deſſen, was ſie gebeten? Sie hatte mich ja ſelber langſam genannt. Ob ſie meinte, ich würde, hätte ich nur Zeit zum Ueberlegen, mich noch zu dem entſchließen, wozu ich mich im erſten Augenblick nicht hatte gleich beſtimmen können? Wie ein frohes Kind, unter Thränen lachend, ſprang ſie mir entgegen und ſah mit einem unbeſchreiblich ſehnſüchtig dankbaren Blick zu mir auf. Dann ergriff ſie meine Hand und zog mich mit ſich den Waldweg entlang, bald tanzend, bald laufend. Dazu ſang ſie ein altes Tanzlied, und ihre volle, reine Stimme klang wundervoll durch die Stille des Waldes. Es war eine Fröhlichkeit, die mich nur ſchwermuthsvoller hätte ſtimmen können und der ich doch mit keinem Worte hätte wehren mögen.

So waren wir an ein tiefes, dunkles Waldwaſſer gekommen. Erlen und Birken ſtanden umher und ſpiegelten ihre Zweige in dem tiefſchwarzen, unbewegten Waſſer über dem moorigen Grunde. Längs ſeinem Rande hatten ſich weiße Nebelmaſſen zuſammengeballt zu geiſterhaften Figuren und wogten langſam hin und her. Der Mond war ſchon aufgegangen und ſein Licht blitzte zwiſchen den weißen Birkenſtämmen hindurch und die ſilbernen Strahlen ſpielten mit dem dunkeln Laube. Eine lautloſe Stille herrſchte ringsum. Kein Blättchen bewegte ſich, kein Lüftchen rauſchte durch die Wipfel der Bäume, die wie in tiefem Schlaf ihre Zweige herunterhängen ließen. Todt, ſtarr lag die Landſchaft vor uns, in der Ferne zerfließend in Nebel, Mondesſtrahlen und Waldesſchatten. Die ganze goldene Poeſie einer duftigen Sommermondnacht, die ganze Romantik ſtiller, dunkler Waldeinſamkeit wirkten zuſammen in unbeſchreiblichem Zauber.

In dem Moore ſtanden noch einzelne braune Baumſtubben hier und da zerſtreut, doch nicht zu weit voneinander entfernt. Auf den nächſten ſprang Luiſe hinauf.

„Springſt du um die Wette mit mir?" rief ſie mir zu, „hier von einem Stubben zum andern? So kommen wir ans jenſeitige Ufer. Aber du mußt Muth haben! Ein Fehltritt und du biſt verloren! Du verſinkſt unrettbar in dieſem Moor, in dem nie ein Grund gefunden! Und obendrein iſt es ſchon dunkel."

Behend ſprang ſie nach dieſen Worten auf den nächſten Stubben und weiter. Ich folgte ihr nicht. Ich will gern geſtehen, den Muth nicht beſeſſen zu haben, um ihr die gefährliche Straße nachzufolgen. Ich ſah ihr ſchaudernd nach, denn ich kannte die Gefahr, in der ſie jeden Augenblick ſchwebte und der ſie ſich ſo leichtſinnig ausſetzte.

Verfehlte, verfehlte! — mir war's, als hätt' ich's beten mögen. Und wenn ich heute noch an ſie denke, wenn ich in mir die traurige, dunkere Erinnerung an ſie wach rufe — vergebe es mir der Himmel — ich kann nur wieder und wieder beten, was ich damals nicht auszuſprechen wagte; ſie wäre in der unergründlichen Tiefe verſchwunden, verſunken und begraben in der ganzen Schöne ihrer Reinheit und Jugend. . .

Nach wenigen Minuten ſtand Luiſe wieder neben mir. „Du folgſt mir nicht", ſagte ſie, „ſo muß ich weit umkehren. Zu ſprechen haben wir für heute nichts mehr. Dieſer Weg führt uns nach Hauſe."

Sie zeigte damit nach einem Wege zur Rechten.

Eine kurze Weile darauf ſtanden wir an dem Gartenzaune, der den Eichenhof umgrenzte.

„Gute Nacht, Luiſe!"

Sie reichte mir ihre Hand und drückte leiſe die meinige. „Gute Nacht!"

Ich fühlte, wie ſie mich bei dieſen Worten ſcharf anſah, und glaubte in dem Tone, in dem ſie ſie ausſprach, ein „du kommſt bald, um mir die Erfüllung meiner Wünſche zu erflehen!" herauszuhören.

Als ich wieder allein war, ſtieg ich zum Strand nieder und ging längs der Brandung heim. Aber all das Plätſchern und Rauſchen der Wellen konnte mich nicht den Klang ihrer letzten Worte vergeſſen laſſen. Immer wieder glaubte ich ihr „Gute Nacht!" zu hören und ahnte nicht, daß es das letzte mal geweſen, daß ſie ſie mir gewünſcht.

IV.

Für diejenigen, welche in der alten, ewigen Geſchichte des menſchlichen Herzens geleſen haben und ſie kennen, iſt meine Skizze beendet. Sie werden wiſſen, wie ſie ſchließt. Auch ſoll es meine Abſicht nicht ſein, „das Ende" zu erzählen.

Nur ein flüchtig gezeichnetes Bild aus ſpätern Jahren ſei mir vergönnt, noch aufzurollen. Wenn alles, was ich ſchrieb, auch nur ein unvollkommener, leichter Verſuch genannt werden muß, er verlangt doch einen Abſchluß. Und ihn zu geben, will ich die letzte Begegnung mit Luiſen noch erzählen; doch was vor ihr geſchah und was ihr folgte — es mag ſich's der Leſer ergänzen.

Lange Zeit war ſeit jenem Nachtgange im Walde verfloſſen. Meine Studienjahre lagen ſchon weit zurück, die Farben meiner Studentenmütze waren verblichen — und Eliſe war ſchon mein geliebtes, ſüßes Weib.

Am frühen Morgen nach jener Begegnung mit Luiſe hatte mich ein Brief meines Oheims ſofort zu ſich gerufen. Er fühlte ſich krank und bedurfte meiner. Ohne Luiſe noch einmal geſehen zu haben, reiſte ich augenblicklich ab. Die Verhältniſſe machten es ſodann, daß ich nicht wieder zur Heimat zurückkehrte, ſondern meine ſchon vorher gefaßten Reiſepläne unmittelbar nach der Beſſerung meines Oheims aufnahm. So kam es, daß ich nach zwei Jahren zum erſten male wieder die Meinigen beſuchte. Daß ich Luiſe nicht mehr finden würde, wußte ich. Meine gute Eliſe hatte mich alles wiſſen laſſen, was auf dem Eichenhof vorgefallen, und ſo war ich davon unterrichtet, daß Luiſe ihre Pläne ausgeführt, ihren Vater verlaſſen und ſich allein in die weite Welt hinausgewagt hatte. Wie es ihr weiter ergangen, konnte niemand erfahren. Sie blieb für ihre Heimat verſchollen und iſt es geblieben, und nur der Zufall war es, der mich noch einmal ihr begegnen ließ.

Es war bereits Ausgang Winters, als ich mich gelegentlich einer Geſchäftsreiſe in einer der kleinern ſüddeutſchen Reſidenzen aufhielt. Eine plötzlich eingetretene Kälte hatte den Fluß noch einmal ſpiegelblank gefrieren laſſen und lockte mich als leidenſchaftlichen Schlittſchuhläufer — ich habe dieſe Liebhaberei meiner Jugend lange beibehalten — in den Nachmittagsſtunden hinaus aufs Eis. Es war eine prachtvolle Eisbahn und ein wundervoller Wintertag. Ich lief weiter und weiter und fand mich endlich einem Gaſthof gegenüber, der als Ziel der Schlittſchuhläufer von einer Reihe Städter beſucht war. Um mich ein wenig zu erholen, betrat ich die Gaſtſtube. Eine größere Geſellſchaft hatte ſie teilweiſe beſetzt und ſchien ſich, wol infolge des reichlich genoſſenen Champagners, in angeregteſter Stimmung zu befinden. Eine ſchnelle, ſtichtige Muſikweiſe ließ mich glauben, daß ſie aus meiſtern jüngern Perſönlichkeiten der Reſidenz beſtand, aus einigen Offizieren, kurz Lebemännern, die den friſchen Wintertag benutzt, um in Geſellſchaft einiger Damen eine Excurſion auf der Eisbahn, größtenteils auch auf Schlittſchuhen, zu machen. Ob die Damen jedoch den feinern Kreiſen des geſellſchaftlichen Lebens angehörig, ſchien mir, nachdem ich einige Augenblicke die ſehr lebhaft und laut geführte Unterhaltung unfreiwillig angehört, zweifelhaft. Um weiter nicht genirt zu ſein, betrat ich ein Nebenzimmer und ſuchte mich bei einem Glas Grog in die neueſten ausliegenden Zeitungen zu vertiefen. Bald nicht mehr durch die Lebhaftigkeit nebenan geſtört, horchte ich erſt auf, als plötzlich eine der Damen ein damals allgemein beliebtes heiteres Lied anſtimmte, das ſpäter ſeinen Weg aus den Salons auf die Gaſſen fand und heute ſchon längſt vergeſſen iſt. Nicht die ins Ohr fallende Melodie war es, die mich aufmerkſam machte. Mir klang die Stimme bekannt — ich erhob mich, warf einen Blick in das Zimmer und hatte Luiſe erkannt. In demſelben Augenblick traf mich ihr Auge. Ich ſah, wie ſie zuſammenzuckte, — doch leidenſchaftlicher, aufgeregter zu ſingen fortfuhr und mit dem Schlußrefrain die Geſellſchaft zu ſtürmiſchem Applaudiren zu begeiſtern wußte. Neuer Champagner . . . neue Lieder . . . ich hörte ſie nicht mehr, ich war längſt hinausgeſtürzt und ſuchte im angeſtrengteſten Eislauf die ſoeben empfangenen halb ſchmerzlichen, halb widerlichen Eindrücke ein wenig abzuſchwächen und zu betäuben.

Bei meinem haſtigen Lauf achtete ich wenig meines Wegs und gelangte nach einer Viertelſtunde in eine mir bisher noch nicht bekannte Gegend. Zugleich merkte ich auch, daß mich jemand einzuholen ſuche — eine graziöſe, vortreffliche Schlittſchuhläuferin. Ich wußte, daß es Luiſe ſei. In einem Baumgeſtrüpp am Rande des Eiſes machte ich halt und ſetzte mich auf ein daſelbſt eingefrorenes Boot.

In wenigen Secunden war Luiſe neben mir. Sie war elegant, auffallend elegant gekleidet. Aber trotz des anſtrengenden Laufs und der erfriſchenden Kälte waren ihre Wangen ſehr bleich und ihre Augen lagen hohl und tief eingefallen.

Sie ſetzte ſich auf das Boot entfernt von mir. Sie ſchien ſprechen zu wollen, die Stimme ihr jedoch zu verſagen.

„Warum ſuchſt du mich auf?“ unterbrach ich endlich die Stille. „Du ſahſt, ich floh dich. Was

willst du von mir? Keine Komödie, Luise! Welche Gründe führen dich zu mir?"

„Keine!" rief sie in ängstlicher Hast dazwischen, „keine!" Und zugleich war's, als suche sie sich meinen Blicken, die forschend, vielleicht vorwurfsvoll auf ihr ruhten, zu entziehen.

Langsam wiederholte ich: „Was willst du von mir?"

„Nichts, nichts!" rief sie, und ein Strom von Thränen drang aus ihren Augen. „Ich wollte dich nur noch einmal sehen! Es zog mich zu dir hin, wenn ich dich auch hätte fliehen sollen, um dich nie mehr wiederzutreffen im Leben! Vergib es mir, ich will schon wieder fort!"

Ich konnte in dem zuerst angeschlagenen Tone nicht fortfahren. „Bleib' hier", bat ich sie, „und sprich zu mir; vielleicht erleichtert's dir das Herz."

Sie sah mich stolz an und wischte rasch die letzten Thränen fort. „Bilde dir nicht ein", sagte sie kalt, „mich retten und dem Schlamm des Lebens entziehen zu können, in dem ich versunken! Ich bin nicht zu dir gekommen, um einen Seelsorger oder Sittenprediger zu finden! Du hast sehr recht daran gethan, die Rolle eines solchen auch damals nicht mir gegenüber zu spielen, als ich noch zu Hause lebte! Ich hätte dich damals schon ausgelacht, wie ich dich heute auslachen würde. Es war eine Laune von mir, hierher zu kommen. Was ich wollte, hab' ich nun erreicht. Ich habe dich wiedergesehen. Leb' wohl!"

Sie erhob sich, um sich zu entfernen.

„Luise", rief ich ihr nach, „verlaß mich nicht so! Sprich dich zu mir aus! Sage mir, was du zu thun gedenkst und was du hoffst!"

„Zu sterben", sagte sie kalt, „bald im Elend umzukommen!"

Dann setzte sie sich noch einmal nieder und schwieg eine Weile, hinausstarrend in die untergehende Sonne. Eine weichere Stimmung schien sich ihrer wieder zu bemächtigen und ich sah, wie ihre Augen noch einmal feucht wurden und einige Thränen langsam ihre Wangen hinabrollten.

„Ich habe es erfahren", sagte sie endlich mit vom Schmerz durchzitterter Stimme, „ich habe es erfahren, wonach ich mich in meiner Jugend mit ganzer Seele sehnte! Ich bin weit in der Welt herumgewesen, ich habe das Leben in ihr kennen gelernt! Laß mich dir nicht sagen, was ich erfahren! Ich sehe klar, wohin es mit mir gekommen, und heute widert mich der Gedanke an, noch lange zu leben!"

Sie schwieg und sah wieder träumerisch in die Abenddämmerung hinaus. Dann wandte sie sich wieder zu mir und sah mich ernst an! „Noch nie", sagte sie, „hab' ich einem Menschen dies alles gesagt! Ich war viel zu stolz dazu! Noch niemand hat mich weinen gesehen als du! Nun ist's genug! Leb' wohl! Wir werden uns wol nie mehr wiedersehen!"

Sie machte eine Anstrengung, sich zu erheben; doch im selben Augenblick sah ich sie zurücksinken. Der lange zurückgehaltene, aus Stolz unausgesprochene, unausgeweinte Schmerz, der sich eben nur vor mir halb willenlos, halb schon wieder unterdrückt geäußert hatte, ließ sich in seinem wilden Herausdrängen nicht mehr hemmen: Ein Weinkrampf hatte sie in ungestümer Heftigkeit ergriffen.

Ich hob sie auf und legte sie in meine Arme.

Und während ich auf sie niedersah, zog durch meine Erinnerungen jene Nacht im Walde, da sie, die heiße Stirn an meine Brust gepreßt, zum ersten mal in meinen Armen lag:

> Du bist vergangen, eh' ich's gedacht,
> Wie eine Blume verblüht über Nacht
> Wie eine Blume über Nacht verblüht,
> Auf die umsonst der Frühthau sprüht.

Der Krampf ließ nach. Nun folgte eine lange, todesähnliche Ohnmacht. Und als Luise endlich aus ihr erwacht war, lag sie regungslos, mit geschlossenen Augen noch eine Weile da.

Der trübe Winterabend war unterdessen hereingebrochen und die dunkelglühenden Strahlen der untergehenden Sonne trafen Luisens bleiche Wangen und hauchten ein leichtes, rosiges Rot darauf. Noch einmal schienen mir ihre Züge in der vollen Schönheit ihrer Jugend zu strahlen, und versunken in ihren Anblick, starrte ich sie an und merkte kaum, wie nach einigen Secunden schon der Zauber sich verflüchtigt hatte.

Wir schieden bald darauf — ohne Händedruck, ohne Lebewohl auf Nimmerwiedersehen und Nievergessen . . .

Meine Geschichte von Luise ist aus.

Die Mormonen.

I.

Zu den eigenthümlichen Erscheinungen des Yankeethums gehört die Sekte der Mormonen, die sich nicht nur durch ihre von allen Religionen abweichenden Grundsätze, sondern auch dadurch auszeichnet, daß sie es versucht, mitten in der Union einen eigenen communistischen Staat zu

begründen. Selten nur haben europäische Reisende die Salzseestadt besucht; wir folgen in der Schilderung, die wir hier geben, zum Theil einem Bericht des „Atlantic Monthly", der sich durch Treue und Unparteilichkeit auszeichnet.

Der Zugang zur Salzseestadt vom Osten steht in überraschender Harmonie mit dem Wesen des Mormonismus. Die Natur, welche dem Geiste des Volks, das in ihr lebt, sich gewöhnlich so undeugsam zeigt, diese unnachgiebige Natur läßt sich in der Nachbarschaft der Mormonen gleichsam herab, ausdrucksvoll zu werden; man hat die Empfindung, daß die furchtbaren Cañons, durch welche die Ueberlandpost nach der Stadt der Heiligen hinunterrollt, trefflich passende Einfahrten zu einer anomalen Civilisation sind.

Man spricht vom Uebergang über die Felsengebirge von Denver nach dem Salzsee, doch in Wahrheit erstrecken sich die Berge auf dem ganzen Wege zwischen diesen Plätzen. Sie sind nicht eine Kette, sondern ein riesiger Ocean, den im Augenblick des tollsten Sturms Versteinerung überfallen hat. Sechshundert englische Meilen weit windet sich die Ueberlandpost über, zwischen und um diese versteinten Wogen herum, sich so viel wie möglich am Boden haltend, bis sie bei Bridger's Paß den Kamm erreicht, eine buchtenreiche Galerie von völlig kahlen, gelben Bergen, welche sich in der Höhe von 2—3000 Fuß an den Seiten der Straße aufthürmen, wobei sie jedoch niemals ganz aus dem Felsengebirgssystem herauskommt, bis sie die Wüste jenseit des Salzsees erreicht. Selbst da läuft sie fortwährend zwischen Bergen, aber die Wüstenberge mögen von Rechts wegen für sich zählen, indem sie zu einem von dem Felsengebirge auf der einen und der Sierra-Nevada auf der andern Seite unabhängigen System gehören. Auf einem kleinen Plateau zwischen den schneeigen Stöcken, wenige Meilen östlich von Bridger's Paß, lehnt sich der Kutscher in den Wagen herein und sagt den Insassen durch das Fenster, daß sie den höchsten Punkt erreicht haben. Ein eigenes Gefühl durchzuckt alle. Es liegt etwas Unbeschreibliches in der Gewißheit, auf der Wasserscheide einer Hemisphäre zu stehen! Ihr habt den geheimen Punkt erreicht, wo die Welt ihren Gürtel schließt! Eure Füße stehen auf seiner granitnen Schwelle; vielleicht funkelt vor euern Augen als der schönste Stein in ihrem Gürtel jene krystallene Quelle, von welcher ihr Leibband von Flüssen nach zwei entgegengesetzten Seiten herabfließt! Gestern kamt ihr über den Nord-Platte, fast bei seiner Quelle; jener Strom läuft in das Meer, von dessen historischen Küsten ihr kommt; ihr könntet ein Blatt auf seine Kreisel werfen mit der Hoffnung, daß es Neworleans, Neuyork, Boston, vielleicht selbst Liverpool erreiche! Morgen werdet ihr über den Green-River gesetzt, ebenso nahe seiner Quelle — einen Fluß, dessen Wiege auf denselben Schneegipfeln steht wie die des Platte —, dessen geheimnißvolles Zwischenleben unter dem neuen Namen Colorado auf dem Grunde jener furchtbaren Risse hinfließt, 3000 Fuß tief, die die Bewunderung der Geologen geworden sind, — und dessen Grab, nachdem er sich in Ausböhlungen und Treibsand vertröpfelt hat, der wüsteneingefaßte Meerbusen von Californien und der Stille Ocean ist. Zwischen dem Green-River und der Mormonenstadt theilt kein menschliches Interesse eure fortwährend mit Spannung auf die Natur gerichtete Aufmerksamkeit. Fort Bridger, wenig mehr als eine Posttagereise östlich von der Stadt ist eine große und ziemlich volkreiche Handelsstation mit einer Garnison der Vereinigten Staaten; aber obgleich wir dort eine Anzahl angenehmer Beamten fanden, deren Bekanntschaft mit ihrer wundervollen Umgebung gründlich und wissenschaftlich war, und obgleich zu jener Zeit unser einziger treuer Freund unter den Utah-Indianern, Washki, der Snakehäuptling, mit der Hand voll seines Stammes, welche ihrem wahrhaft edeln Anführer und unserer Regierung noch treu blieben, sich in dem Fort eingefunden hatte, so ließ Fort Bridger doch den schwächsten Eindruck in meinem Geiste zurück, verglichen mit der Herrlichkeit der Natur der umliegenden Scenerie.

Da das Mormonenleben meine Aufgabe und mein Raum beschränkt ist, so muß ich der Versuchung widerstehen, von den vielen wunderbaren Meisterstücken mimisch-plastischer Kunst, zu welchen in dieser Gegend die Hand der Natur die Felsen ausgeschnitzt hat, eine ausführliche Beschreibung zu liefern. Ehe wir an den Nord-Platte kamen, wurden wir durch ein Schiff überrascht, dem Great-Eastern an Größe gleich, aber ihn an Schönheit der Linien noch übertreffend, die Masten von Sandsteinsäulen vom Sturm gekappt, sein ungeheurer Rumpf durch eine trübe See von Hornblende-Granit sich durcharbeitend, während seine Dockhäuser, mit vollständiger Genauigkeit nachgeahmt, noch auf ihrem Platz standen und ein verzaubert aussehender Dämon am Steuerrad das Schiff unsichtbarer Vernichtung

entgegensteuerte. Diese Schiffsstatue war aus einem plumpen Mühlsteinkern durch den Meißel des Windes nur mit einer leichten Nachhülfe von seiten der seltenen Regenstürme dieser Gegend herausgemeißelt worden. In Colorado fing ich zuerst an, wahrzunehmen, welch ein großes Versehen sich die Geologen zu Schulden gemacht haben, indem sie unterließen, dem Wind eine Stelle unter den Kräften ihrer Wissenschaft anzuweisen. Obgleich dieses Territorium manchmal ein Jahr lang hintereinander für sein Wasser auf den Thau und das Abschmelzen der Schneekuppen angewiesen ist, so ist es dennoch reicher als irgendeine Gegend der Welt an wunderbaren architektonischen Nachbildungen, großen Kirchhöfen, gedrängt voll von Denkmälern, Obelisken, Schlössern, Festungen und natürlichen Kolossen von 2—300 Fuß Höhe, welche in thonartigem Sandstein oder einer eigenthümlichen Art von Conglomerat ausgeführt sind und welche ihre Existenz fast einzig und allein der Wirkung des Windes verdanken. Die trockenen Ebenen, aus welchen dies Conglomerat erwächst, verdünnen das darüberliegende Luftstratum in einem solchen Grade, daß die intensiv erkälteten Lagen, die auf den nicht angrenzenden Schneekuppen lagern, um das Gleichgewicht herzustellen, mit der wüthenden Gewalt eines unsichtbaren Kataraktes acht-, zehn-, selbst siebzehntausend Fuß hoch herabströmen. Diese Fluten kalten Windes finden in den charakteristischen Cañons ihre passenden Kanäle, welche überall das gesammte Felsengebirgesystem bis zu seiner Basis herab durchfurchen. Die meisten derselben sind außerordentlich gewunden und die herabsteigenden Winde nehmen während ihres Durchgangs durch dieselben eine Spiralbewegung an, so unwiderstehlich wie der wüthendste Orkan der Antillen, die sie außerdem meilenweit nach ihrem Austritt aus dem Cañon beibehalten. Jeder kleine kalte Windstoß, den ich in der Colorado-Gegend beobachtete, hatte diesen Kreiselbewegungs-Charakter. In dem Moment, wo die Spirale ein loses Sandbett erreicht, fegt sie alle Theilchen von Sandstaub, die sie fassen kann, in ihren Wirbel herein. Das Resultat ist ein Bohrer von einem Zoll bis zu tausend Fuß im Durchmesser, der im Stande ist, seine Richtung so zu verändern, daß er gekrümmte Löcher bohrt, und der sich mit unberechenbarer Geschwindigkeit umdreht und mit einem schneidenden Rande von Kiesel versehen ist. Ist es möglich, ein kraftvolleres und beweglicheres Instrument zu ersinnen? In der That, es gibt keine erdenkliche Oberfläche, keine Art von Schnitt, die es nicht machen könnte. Ich habe es wiederholt in Wirksamkeit gesehen. Eines Tags, als ich von Denver nach Pikes-Peak fuhr, sah ich es (in diesem Fall von kleinerm Durchmesser) seinen Weg sechs bis sieben Fuß in eine Sandwand hineinbohren, ein Loch von durchweg sechs Zoll im Durchmesser machend, so glatt, wie ich es nur mit einem Bohrer in Käse machen konnte, und alles in kürzerer Zeit, als ich hier zur Beschreibung gebraucht habe. Aus demselben Ausstand sah ich wiederholt, wie an einer ähnlichen Wand eine kreisrunde Hohlkehle ausgearbeitet wurde, sodaß isolirte Säulen stehen blieben mit schwerer Basis und Capitäl, die alsbald in gerade solche Felsenpfeiler verdichtet werden sollten, wie sie sich auf den Kirchhöfen drängen, oder bei der Bildung der obenerwähnten sonderbaren architektonischen Pfeiler mitwirken. Der Generalvermesser Pierce von Colorado sah bei einer Gelegenheit einen dieser Wind- und Kieselbohrer eine Fensterscheibe in einer Ansiedlerhütte in rechtem Winkel treffen, die aus diesem Proceß nach wenigen Secunden als ein vollkommen undurchsichtiger Fenstervorsatz hervorging, indem sie so nett und regelmäßig, wie nur eines Schleifers Rad es hätte thun können, in mattgeschliffenes Glas verwandelt worden war. Es ist keine Seltenheit in Colorado, daß man die Spirale des Bohrers nachweisen und seinen Durchmesser messen kann an Steinen von 50 Pfund Gewicht und Baumstumpfen von dem halben Umfange eines Mannesleibes, welche von ihrem Lagerplatz weggerissen und meilenweit kopfüber fortgerollt wurden, ehe der Windkreis seine Kraft verlor. Die Wirksamkeit eines solchen Werkzeugs brauche ich nicht weiter auszuführen. Nach längerer Untersuchung und Studium einiger der interessantesten architektonischen und skulpturischen Gebilde des Felsengebirgesystems bin ich überzeugt, daß sie hauptsächlich durch die Hypothese zu erklären sind, daß das Windkiesel-Instrument auf das Material in roher Beschaffenheit wirkte, welches dann, nachdem es seine Gestalt bekommen, versteinerte. In der That, dasselbe Instrument ist gegenwärtig durchaus nicht durch jene Bedingung in Colorado beschränkt und ändert nicht nur Jahr um Jahr die Bildung aller Sand- und Lehmwände auf den Plains, sondern reißt, wo sie seiner Wirkung ausgesetzt werden, viele Steinlagerungen von der Festigkeit des zerreiblichern Sandstandes nieder, dann sie wieder auf

und gibt ihnen auf seiner beweglichen Drechselbank Gestaltungen. Das Wasser im Osten thut kaum mehr als der Wind im Westen.

Ehe wir in die „Stadt der Heiligen" einziehen, lassen Sie mich eine Beschreibung der größten, nicht blos architektonischen Curiosität geben, sondern nach meiner Ansicht, überhaupt der größten Naturmerkwürdigkeit irgendeiner Art, die mir jemals zu Augen oder zu Ohren gekommen. Und dabei nehme ich, wohlgemerkt, die Cedar-Creek-Brücke und die Mammuthhöhle nicht aus. Ich spreche von den Church-Buttes.*)

Sie sind in kurzer Entfernung von Fort Bridger gelegen; die Ueberlandstraße geht bei ihnen vorüber. Sie bestehen aus einer Sandsteinwand von röthlichbrauner Farbe, die sich mit der Steilheit einer gemauerten Steinwand aus einem vollkommen ebenen Grunde erhebt und längs ihrer senkrechten Seite in eine Reihe theilweise in Verbindung stehender kirchlicher Gebäude ausgearbeitet ist, deren bemerkenswertheste eine Kathedrale, so kolossal wie der Dom von St.-Peter, ist, welche von der Steinwand von allen Seiten vollständig erhaben abgelöst steht, ausgenommen im Rücken, wo ein Portikus sie mit dem Hauptabsturz verbindet. Die vollkommene Symmetrie dieses wunderbaren Baues würde einen Michel Angelo entzücken. Man braucht seiner Phantasie nicht im mindesten Zwang anzuthun, um das Passende des ihr gegebenen Namens einer Kirche einzusehen; vielmehr kommt einem der Glaube schwer an, daß die Natur hier ohne Hülfe der Architektur gebaut habe. Der Stil gehört der Natur ganz allein an. Der Haupt- und untere Theil ist nicht in Schiff und Transsept eingetheilt, sondern erscheint wie ein System von mächtigen Halbcylindern, auf ihrer Basis aufgerichtet und durch wieder eintretende Winkel verbunden, ihre convexen Flächen uns zugekehrt, sodaß man den Grundplan eine Art von Vierblatt nennen konnte. In jeder der convexen Flächen ist ein bewundernswürdig verhältnißmäßiges Thor, ein gothischer Bogen, mit tiefgeschnitzten und erhaben gearbeiteten Zierathen, deren Nachahmung so wundervoll ist, daß man sich beinahe versucht fühlt, um Einlaß anzuklopfen, gewiß, daß es da einen Eingang gibt, wenn man nur die öffnende Zauberformel kennte. Zwischen und hinter den Thüren, mit fliegenden Strebepfeilern abwechselnd, befindet sich eine Reihe von weitoffenen Fenstern, mit grotesken Bildsäulen versehen, von Pygmäengröße bis zum Umfange eines Kolosses steigend und eher Dämonen als Heilige darstellend, obgleich einige der Gestalten in dem Stil der religiösen Kunst mit wallenden Priestergewändern costümirt sind.

Der Bau endigt oben in einem Doppeldom, dessen Gestalt man sich vorstellen kann, wenn man sich eine kleine Eichel auf die abgeschnittene Spitze einer großen gesetzt denkt — und jeder dieser Dome ist von einer Reihe prismatisch geformter Pfeiler umgeben, in ihrer Wirkung halb Säule und halb Stütze, der ausgesuchten Säulenumhüllung des Centralcylinders des hängenden Thurms zu Pisa etwas ähnlich. Das Ergebniß dieser Anordnung ist eine luftige und doch massige Schönheit, die in der Architektur der ganzen Welt nicht ihresgleichen hat. Ich weiß, daß ich dem Geiste niemandes eine Idee von der Großartigkeit dieses Steinhaufens zugeführt habe, und ich könnte es nicht einmal mit Hülfe einer Zeichnung. Ich kann nur sagen, daß die „Cathedral-Butts" ein Lehrbuch für die Baumeister der ganzen Christenheit abgeben — eine durchaus neue und reizvolle Schöpfung von so wunderbarer Schönheit, daß ich und Bierstadt zugleich ausriefen: „O, könnten die Meister-Architekten der Welt nur für einen einzigen Tag hierher kommen! Der Erfolg würde ein völlig neuer Baustil sein — eine Amerikanische Schule, so verschieden von allen übrigen wie die Jonische von der Byzantinischen oder Gothischen!" „Ueberwältigend" ist das passende Wort für dieses glorreiche Werk der Natur. Ich hätte voll Ehrfurcht niederknien und an einer der großen, unnachahmlichen Pforten beten können, wenn einem nicht das Geheimniß ihrer Schöpfung und das Groteske selbst ihrer schönsten Bildsäulen fast die Furcht einflößte, es möchte ein von Dämonenhänden der Verdammung des Herrn der Hölle errichteter Tempel sein, versiegelt im Traum der Versteinerung, und die Priester im Innern mit ewiger Verstummung geschlagen von der Hand Gottes, um zu erwarten das letzte Gericht und die Erdbeben des Jüngsten Tags!

Nachdem wir die Church-Buttes verlassen und Fort Bridger passirt hatten, ruhte unser Interesse von dem, was wir gesehen hatten, bis wir in die Gegend der Cañons kamen. Dies sind Defilés, die ganze Breite der Wahsatch-Berge hindurch beinahe bis zum Niveau ihres Fußes hindurchgeschnitten, von Abstürzen rothen Sand-

*) Butt bedeutet wörtlich einen Schenkel, eine Schinkenmasse

steins oder Zuckerhut-Granits ummauert, mit denen verglichen die Palisaden des Hudson zu unbedeutenden Gartenzäunen werden. Auch der unpoetischste Mensch kann, wenn er diese riesigen Risse durchwandert, nicht umhin, zu fühlen, welch passende Zugänge sie zu einer paradoxen Gegend, einer anomalen Civilisation und einem Volke sind, welches das unlösbarste psychologische Rathsel des 19. Jahrhunderts ist. Während des Mormonenkriegs *) machte Brigham Young einige rohe Versuche zur Befestigung des großen Echo-Cañon, eine halbe Tagereise von der Stadt, und dieses Werk ist immer noch unversehrt geblieben. Er hätte dies nicht zu thun brauchen. Hundert Mann längs der Ränder auf der Höhe der Cañonwände in den Hinterhalt gelegt und mit losen Steinen und Minirbuchsen wohl versehen, konnten dieses Defilé ohne Gefahr für seine Vertheidiger in ein neues Thermopylä verwandeln. In einem ältern und abergläubischern Zeitalter würden die Schrecken dieser Natur allein, ohne Beihülfe, einen eindringenden Feind vom Passiren dieses gräßlichen Cañon abgehalten haben, wie der Profane vor den geheimnißvollen Stätten der Isis oder von Eleusis zurückgebebt sein würde.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Vor Friedrichstadt.

Eine Erinnerung aus dem schleswig-holsteinischen Feldzuge 1850. Von Walther vom Norden.

Die Schlacht bei Missunde war geschlagen und Schleswig-Holstein beweinte abermals die vielen vergeblichen Opfer des 12. September 1850.

Unsere Batterie hatte mit den übrigen Truppen den Rückmarsch begonnen und traf am 13. September mittags wieder in Rendsburg ein, um dort den langweiligen Garnisondienst zu versehen.

Noch heute schwebt mir das Bild jenes grauen Tags deutlich vor den Augen, an welchem sich hauptsächlich nur die Artillerie beider Armeen bekriegen zu wollen schien. So will denn auch jener Moment mir nicht aus dem Sinn, in welchem eine dänische Granate nicht gar hoch über dem Haupte des Herzogs von Augustenburg pfiffe, der, beim Generalstab anwesend, auf dem linken Flügel postirt war. Die Splitter des gesprungenen Hohlgeschosses schlugen jedoch rechts und links neben den Reitern ein, ohne auch nur Einem derselben Schaden zuzufügen.

*) Unter der Präsidentschaft von James Buchanan.

Mich hatte nach dieser verlorenen Affaire tiefe Wehmuth beschlichen; wollte doch der Gedanke nicht von mir weichen, daß nun ein für allemal Schleswig-Holsteins gute Sache verloren sein müsse.

Zwar erreichte die Nachricht mein Ohr, daß binnen vierzehn Tagen ein größerer Entscheidungskampf vor Friedrichstadt bevorstehend sei, und wenn auch mein junges Soldatenherz sich innig freute, bald wieder dreinschlagen zu können, so wollte die Ueberzeugung mich doch nicht verlassen, daß dies ein Kampf auf Leben und Tod sein würde, aus dem der Sieg Dänemarks abermals hervorgehen müsse.

Am 26. September erhielt unsere Batterie den Befehl, andern Morgens gegen Friedrichstadt abzurücken, und ich vereinigte mich abends mit mehrern Kameraden zu einer Partie Whist, um bei einer Bowle Punsch den Morgen zu erwarten. Ich war ernster denn je gestimmt; war es mir doch, als sähe ich alles schon vorher so kommen, wie es wirklich geschehen ist. Meine Kameraden schrieben meinen Trübsinn dem Umstand zu, daß ich viermal hintereinander, sobald das Kartenspiel begonnen hatte, das Piquet-As abhob, und meinten lächelnd, ich möge doch ja den Rest der Nacht noch dazu benutzen, um mein Testament aufzusetzen. Mich beherrschten aber ganz andere Gedanken und mein letzter Wille ruhte längst auf meiner Brust nebst einem Abschiedsbrief an die Meinigen. Ich bin in all den übrigen Affairen, die ich mitzumachen bisher Gelegenheit gefunden, dieser Gewohnheit stets treu geblieben. Den weinenden Aeltern und trauernden Geschwistern muß es wenigstens ein süßer Trost im Unglück sein, von den Ihrigen noch die letzten Schriftzüge, ein letztes Lebewohl zu empfangen, wenn sie später vergebens nach dem Grabhügel des auf dem Felde der Ehre Gefallenen suchen.

Gegen 4 Uhr morgens am 27. September ertönte Generalmarsch. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, und dies Signal rief auch mich auf den Appellplatz.

Dort war bald unsere Batterie, zum Abmarsch gerüstet, versammelt und eine halbe Stunde später zogen wir uns in Bewegung, indem die Mannschaft wohlgemuth das Soldatenlied anstimmte:

Unser Hauptmann soll leben
Und der Lieutenant daneben,
Und alle Offizier'
Schleswig-holstein'scher Kanonier'!

Gräben und Gartenzäune! Niemand ſah uns, kein Menſch ahnt die Ueberraſchung. Das war das Wohnzimmer. Da die Bilder an der Wand — ich erkenne Alles wieder. Wie mir mein Herz klopft! Wie ich zittre vor Freude! Die Thür und die — dort hinaus Beatens Zimmer — hier fühlt' ich zum erſten Mal den Druck ihrer Hand —

(Draußen fällt ein Böllerſchuß.)

Was iſt das?

(Noch einer.)

Valentin, was iſt?

Valentin (draußen).

Empfangsfeierlichkeiten.

Guſtav (lacht).

Für unſern Wagen.

(Dritter Schuß.)

Tony (ſtürzt herein und eilt an's Fenſter).

Sie kommen! Sie kommen! (Sieht Valentin draußen) Ha!

Guſtav (ſtürzt von hinten auf ſie zu).

Nein, ſie ſind ſchon da! Biſt Du's? Biſt Du's? Beate, hab' ich Dich wieder? Geliebte, an mein Herz! (Hält Tony in ſeinen Armen feſt.)

Beate (ſtürzt heraus).

Guſtav!

Guſtav.

Welche Stimme?

Der Marsch ging über Oha und Stapelholm; gegen Mittag langten wir bei der Sandscheune unweit Meggerdorf an. Freudig rief mir dort ein bekannter Artilleriewachtmeister zu: „Da Flensburg sehen wir uns wieder, lieber Freund!“

Welch große Hoffnungen hatte dieser Krieger auf das bevorstehende Unternehmen gesetzt! Wie unendlich hatte er sich in seinen Erwartungen getäuscht!

Unaufhaltsam bewegte sich unsere Batterie vorwärts.

Es mochte gegen 11 Uhr abends sein, als angehalten wurde. Durch zwei umgestürzte Geschütze der schweren vierundzwanzigpfündigen Kugelbatterie unter Commando des Hauptmanns Christiansen war die Passage gesperrt und somit an ein Vorrücken unterwegs an diesem Tage nicht mehr zu denken, wie sehr auch der Major Albedyll sich anstrengte, durch sein verstärktes Stimmorgan Platz zu verlangen. War er auch daran gewöhnt, durch solche Mittel unbedingte Befolgung seines Befehlens bei allen Kriegern Schleswig-Holsteins hervorzurufen, die beiden Geschütze blieben stand gegen alle Flüche und Drohungen des Majors und fanden sich durchaus nicht bewogen, auf sein gestrengen und verschärftes Commando sich von selbst wieder zu erheben.

Unter solchen Umständen blieb unserer Batterie nichts weiter übrig als umzukehren und die nach Hennstedt zurückzumarschiren.

Der Angriff wurde dadurch um einen Tag verschoben, denn der Weg war erst gegen 3 Uhr morgens wieder frei, und da die Nacht zur Herstellung einer Schanze benutzt werden sollte, so war es bereits zu spät, um noch vor Tagesanbruch mit derselben vollendet fertig zu werden.

Wir wurden in Hennstedt einquartiert, am 28. September daselbst zu rasten. Mir wurde zu diesem Zweck die Wohnung einer alten Witwe angewiesen, die mit Hülfe ihrer erwachsenen Söhne von dem Schuhmachergewerk lebte.

Mit offenen Armen wurde ich von meinen Quartiersleuten empfangen und sofort in das Familienzimmer derselben geführt. Die alte Schusterfrau setzte sich zu mir; aus einer langen Pfeife einen deutschen Portorico schmauchend, begann sie bald mit mir ein Gespräch über die Lage unsers unglücklichen Vaterlandes. Mit wichtiger Miene erklärte sie mir, daß das Heimschlachten so vieler Bauern doch vergebens sei; sie könne nur nicht begreifen, das diese Ueberzeugung nicht auch in den maßgebenden Kreisen lebe, die all das nutzlos vergossene Blut einst von Gott zu verantworten haben würden.

Ihre eifrigen Erzählungen begleitete sie mit kräftigen Zug auf ihrer langen Pfeife, die ihr ein unverkennbarer Genuß zu sein schien. Wie sehr mußte es mich daher rühren, als sie mir im Laufe der Unterredung plötzlich ihre Pfeife mit den Worten entgegenstreckte: „Kumm, mien Jung, smöl du een bitten! Morgen bist du verlicht all' lang ded oder hast länk een Lied vor.“

Mit Gewalt drang sie mir die Pfeife auf und unterstützte darauf meine Fußbekleidung. Als sie wahrgenommen hatte, daß dieselbe ziemlich defect war, mußte ich auf ihr Geheiß mich meiner Stiefeln entledigen, die sofort in die Werkstatt wanderten, um dort unentgeltlich von ihrem Sohne mit neuen Sohlen versehen zu werden. Darauf visitirte die alte Frau mein gesammtes Hab und Gut, flickte meine Wäsche und ergänzte manches, was ich erst später bemerkte. So wie eine Mutter sorgte die gute Schusterfrau für mich, und als abends gegen 8 Uhr der Trompetenruf zum Abmarsch ertönte, war mein Tornister so ausgebreitet, als wenn ich eben erst das Vaterhaus verlasse.

Mich segnend, bedrückt die Alte mir noch eine kurze Pfeife als Andenken zu; dann ertönte das Commando „Marsch!“ und fort ging es unter dem Klange des Liedes:

Frau ein Freiheit ist im Lande,
Wir die Welt noch hinten sah;
Hab es springen alle Bande,
Denn die Freiheit, sie ist da!

Nach und nach mußte unser Gesang verstummen, um dem Feind unsere Absicht nicht zu verrathen. Wir waren auch bald in St. - Annen, wo wir unsere Aufstellung nehmen sollten, angelangt.

Alles arbeitete an unserer Schanze und gegen 5 Uhr morgens am 29. September war dieselbe vollendet.

Hart an der Brustwehr war die vierundzwanzigpfündige Kugelbatterie des Hauptmanns Christiansen aufgefahren. Links stand eine Compagnie des ersten Jägercorps, im hintern Raum der Schanze war unsere Batterie mit 20 zehnpfündigen Handmörsern postirt.

Meine Geschütze waren bald eingerichtet und kaum hatte die Kirchthurmglocke in Friedrichstadt die achte Morgenstunde verkündet, so begann von unserer Seite der Angriff. Alle Geschütze donnerten, das Kleingewehr knatterte; der Widerhall

der einschlagenden Geschosse, die letzten Stoßseufzer der zu Tode Getroffenen vervollständigten das kriegerische Concert.

Der Feind erwiderte anfangs dermaßen den Angriff der schleswig-holsteinischen Artillerie, bis eine kurze Unterbrechung eintrat. Einer unserer Observateurs hatte nämlich gemeint, daß die weiße Flagge am Kirchthurm aufgezogen worden sei; gleichzeitig hatte der Feind aufgehört, unser Geschützfeuer zu erwidern. Auch wir hielten inne. Aber wie sehr erstaunten wir, als die weiße Flagge, deutlicher betrachtet, sich als dänischer Danebrog erwies. Um so heftiger begann daher unsererseits wieder das Bombardement, welches der Däne verhältnißmäßig nur sehr schwach beantwortete.

Wie es damals hieß, sollte Friedrichstadt auf seinem schwächsten Punkte angegriffen werden. Es sollten zu diesem Zweck XXXX Mann über die Eider bei Tönning gehen. Leider ließ der commandirende General aber nur ungefähr XXX Mann am 29. September übersetzen, und wenn es auch diesen kleinen Häuflein gelang, Tönning zu erstürmen und eine nicht unbedeutende Anzahl feindlicher Soldaten zu Gefangenen zu machen, so waren ihrer doch zu wenige, um sich gegen den am andern Tage heranrückenden verstärkten Feind behaupten zu können. Sie wichen wieder zurück, allgemein bereute man später das Urtheil, daß Friedrichstadt bereits am 29. September unser gewesen sei, wenn die früher bestimmte Macht von XXXX Mann den Angriff auf Tönning ausgeführt haben würde.

Gegen 10 Uhr morgens nahmen schon vier schleswig-holsteinische Kanonenboote theil am Kampfe. Sie hatten sich auf der Eider der Stadt genähert. Plötzlich sah eins dieser Boote fest und lief dabei Gefahr, vom Feinde genommen zu werden, der das Verdeck desselben unaufhaltsam mit Kartätschen bestrich.

Mit Noth und Mühe gelang es dem Commandanten des Kanonenboots, ein kleines Boot zu bestiegen, das ihn gleichfalls an das diesseitige Ufer der Eider brachte. Er stellte dem Hauptmann Ehrenkiansen seine mißliche Lage vor, und kaum hatte sich dieser von derselben überzeugt, als er auch schon eins seiner schweren Geschütze auf jene feindliche Schanze richtete, die hauptsächlich durch ein von der Besatzung derselben wohlunterhaltenes Kleingewehrfeuer dem Kanonenboot so erheblichen Schaden zugefügen drohte.

Auf den erfolgten Schuß, der die Brustwehr ganz vorzüglich traf, floh die Hälfte der feindlichen Infanterie. Noch eine zweite vierundzwanzigpfündige Kugel sandte Ehrenkiansen hinüber und diese theilte die feindliche Besatzung in zwei Hälften. Mit einem kräftigen „Hurrah!“ nahm unser erstes Jägercorps darauf die Schanze.

Nun schien der Augenblick gekommen, wo von dem jenseitigen Eiderufer aus die Stadt erstürmt werden sollte. Das Signal zum Sturm ertönte. Mit den Jägern gingen zwei Compagnien des braven 6. Bataillons vor. Es war einer der schwersten Stürme, den vielleicht je eine Truppe ausführen sollte. Als Annäherungshinderniß hatte der Däne den ganzen Damm mit eisernen Eggen formlich ausgepflastert. Ueber diese Hindernisse stürmte die Colonne muthig hinweg, bis zu einem Fährhause, am Ende des Damms, vor welchem ein Erdwall aufgeworfen worden war.

Da öffneten sich plötzlich drei Fenster des Fährhauses, aus denen verderbenbringend den näher rückenden Schleswig-Holsteinern drei gewaltige Feuerschlünde entgegenblickten. Die verhängnißvolle Salve ertönte; ein entsetzliches Schauspiel bot sich unsern Augen dar.

Fast alles lag durch wohlgezielte Kartätschenschüsse wie niedergemäht und selbst die Leichtverwundeten spielten sich an dem Gegenpflaster. Um den entsetzlichen Tanz eines langsamen, aber gewissen Todes zu entgehen, wälzten sich einige der Verstümmelten bis an den Rand des Damms und ließen sich dann in das fahrte Abutenrad der Eider hinabrollen. Dem neunzehnjährigen Lieutenant Abel, der an der Spitze der Sturmcolonne mit vordrang, war der halbe Kopf zerschmettert. Es war ein braver junger Offizier, der noch wenige Secunden vor seinem Tode auf den Zuruf seines Sergeanten: „Herr Lieutenant, stehen Sie denn die Geschütze nicht?“ nur noch die Antwort hatte: „Vorwärts! Ich sehe sie!“

Anstatt aber der Sturmcolonne eine entsprechende Truppenzahl nachzusenden, ertheilte der Obergeneral ihr den Befehl zum Rückzug.

Während dieser unglücklichen Katastrophe war der Befehl eingelaufen, daß zwei Geschütze unserer Batterie über die Eider setzen und die Infanterie in ihrem Angriff unterstützen sollten. Zur Ausführung dieses Befehls wurde ich mit meinen beiden Geschützen bestimmt, und um 11 Uhr meinen Uebergang über die Eider bewirkend, meldete ich mich bald darauf am jenseitigen Ufer beim Generalmajor von der Tann, der den Befehl über die drei operirenden Truppen

führe. Die Geschütze wurden in der Feuer schon erschüttert, eroberten Schanze postirt.

Ich stand hier fast ohne alle Deckung und war dem heftigsten Gegenfeuer der Dänen ausgesetzt. Einer meiner Leute erhielt eine Gewehrkugel in den Arm und wurde als kampfunfähig zurückgebracht. Ich hatte das Feuer aus meinen beiden Mörsern eröffnet und sandte in entsprechenden Intervallen dem Feinde meine zehnpfündigen Granaten hinüber. Es war eben dunkel geworden, als ich meinen letzten Schuß abgab; dann erstattete ich die Meldung, daß meine Munition verschossen sei. Mir wurde der Auftrag ertheilt, die Nacht über mit meinen Leuten auf dem Eiderdamme zu campiren und am andern Morgen um 10 Uhr den Befehl meiner Munition bei meiner Batterie zu bewirken.

Es war eine kalte Herbstnacht; ohne Mantel — diese waren bei unserer Batterie verblieben — war es uns unmöglich, der Ruhe zu pflegen. Der Feind versuchte oft, unsere Stellung durch Flankiren-Kanonen zu beunruhigen; ich ging fast beständig nachdenklich auf und ab — wollte mir doch die trübe Wirklichkeit nicht aus dem Sinn.

Frühmorgens am 30. September gerieth ich mich zu den Jägern, sieh mir von einem derselben eine Büchse und feuerte eifrig mit auf die feindlichen Infanteristen, die dann und wann über ihre Schanzen hervorragten. Gegen 9 Uhr befolg ich ein kleines Boot, holte frische Munition und erhielt auch einen Ersatzmann für den verwundeten Kanonier. Nach meiner Rückkehr wurde ich auf Befehl vorläufig das Feuer einstellen. Links und rechts schlugen die Kugeln neben uns ein und um so unangenehmer berührte mich der Umstand, den Dänen nicht mit gleicher Münze antworten zu dürfen. Es wurde wieder Nacht, ohne daß wir bessere Aussichten hatten, ohne daß sich der Stand der Dinge geändert. Wieder mußten wir auf dem feuchten Grase am nassen Ufer der Eider lagern.

Am andern Morgen, den 1. October, durfte ich indessen meine Geschütze wieder spielen lassen. Gegen 11 Uhr endete eine dänische Granate das Leben eines Kanoniers von meiner Bedienungsmannschaft. Es war gerade jener Ersatzmann, den ich erst tags zuvor von einer andern Batterie erhalten hatte.

Als der Abend kam, war der Kampf noch immer unentschieden, trotz der bedeutenden Anzahl Artilleriegeschosse, die von allen Seiten in die Stadt und die feindlichen Positionen hinein geschleudert worden waren. Die Dänen gewannen dadurch Zeit, Verstärkungen an sich zu ziehen, und die Umgebung Friedrichstadts glich einem unabsehbaren Wassermeer. Durch Aufstauung des Wassers hatte der Feind alles überschwemmt und so jeglichen Sturm auf die Stadt unmöglich zu machen gesucht. Dieshalb erhielt ich den Befehl, nach Tage, eine Stunde vom Kampfplatz entfernt, zu marschiren, um dort Nachtquartier zu beziehen. Am 2. October früh sollte ich wieder mit meinen Leuten auf dem Eiderdamm eintreffen und dort das Weitere erfahren. Es mochte 8 Uhr geworden sein, als ich in Tage eintraf und endlich einmal wieder eine Nacht auf dem Strohlager zubringen konnte.

Als ich am 2. October wieder auf dem Kampfplatz anlangte, erfuhr ich, daß unsere ganze Batterie mittags zu uns herüberkommen würde. Es geschah dies um 1 Uhr; doch blieben wir diesen Tag über unthätig, weil für uns erst eine neue Schanze nahe der Stadt aufgeworfen werden mußte. Nachdem wir die folgende Nacht wieder in Tage zugebracht hatten, wurden am 3. October morgens fünf Geschütze unserer Batterie in die neuaufgeworfene Schanze verlegt. Die Mannschaft sollte stundenweise abgelöst werden. Wie gut wir auch unsere Granaten anbrachten, wieder hielt der hartnäckige Kampf unentschieden, den wir nun schon fünf Tage fast ohne Unterbrechung führten. Dieser Umstand war wenig dazu geeignet, die Herzen der Schleswig-Holsteiner mit neuen Hoffnungen zu beleben, und auch ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß wir hier vergebens unsere Kräfte opferten. Hatte mir auch unser Premierlieutenant Scheibborn am ersten Tage des Bombardements mit frohlockender Miene zugerufen: „Heute Abend, lieber Freund, essen wir zusammen ein Beefsteak im Gasthause „Zum Mops“ in Friedrichstadt!“ so schien doch diesen jetzt jeder Gedanke daran entschwunden zu sein. Dazu kam man noch die Botschaft, daß „der Ober wegen“ ein allgemeiner Sturm für den folgenden Tag beschlossen worden sei — trotzdem, daß man im Hauptquartier Friedrichstadts momentan für unternehmbar hielt. Meine Knüppel erregten noch jetzt daran, wie theuer jene unfreundbare Ehre erkauft wurde.

Wir blieben die Nacht in unserer Schanze bis zum Anbruch des 4. October. Es sollte der blutigste Tag für unsere wie für die dänische Armee werden. Gegen 7 Uhr morgens wurden

alle unsere Geschütze in die Schanze gebracht; um 4 Uhr folgten noch zwei vierundachtzigpfündige Bombenkanonen.

Als letztere aufgefahren werden sollten, richtete der Feind ein mörderisches Geschützfeuer auf uns. Die erste Kugel riß einen Schanzkorb fort, die zweite streifte unsere Brustwehr. Der dritte Schuß, eine Granate, fuhr einem Kanonier mitten durch die Brust, daß er leblos zu Boden sank. Dann zersprang sie und ein Splitter verwundete den Jägerlieutenant von der Heyde. Aber auch unsere Geschütze blieben dem Feinde nicht schuldig. Allmählich gewannen wir die Oberhand, das Geschützfeuer der Dänen verstummte und so gelang es und, die beiden vierundachtzigpfündigen Bombenkanonen glücklich auf ihre Bettungen zu bringen. Der Generalmajor von der Tann kam bald darauf zu uns geritten. „So recht, Kameraden", sagte er, „als ex unsere Batterie in Augenschein genommen, „seid tapfer und trotz dem Feinde, heute müssen wir es haben!"

Der Hauptsturm sollte gegen Abend unternommen werden. Um 5½ Uhr traten die Musikcorps des 1. Jägerregts und des 6. Infanterieregiments in unserer Schanze ein. Ihr und von derselben sammelte sich nach und nach die gesammte Infanterie. Es mochte 6 Uhr sein, als ich alles geordnet hatte und aus dem Munde des Hauptmanns Bülow vom 6. Bataillon das Commando: „Zur Attake rechts das Gewehr!" und bald darauf das Wort „Marsch!" vernahm. Sämmtliche Musikcorps stimmten die Melodie von „Schleswig-Holstein meerumschlungen" an und alle Truppen sangen, vorwärts stürmend, begeistert ihr schönstes, viele herrlich auch ihr letztes Lied.

Es war der erhebendste Moment meines ganzen Lebens. Ueberall die feiergleiche Ruhe, das Toben der Geschütze, das Pfeifen der durch die Luft schwirrenden Kleingewehrkugeln.

Hunderte von Opfern brachte man schon zurück, eins der ersten war der tapfere Hauptmann Bülow. Eine Kartätschenkugel hatte ihm beide Hüften durchbohrt. Bald darauf erschien eine Bahre mit dem Hauptmann Feigan. Eine Gewehrkugel war ihm unterhalb der Schläfe quer durch den Kopf gegangen und doch war sein Leben noch nicht entflohen. Als die Bahre durch unsere Schanze kam, ergriff er, da ich der Nächste war, meine Hand und schien mir noch etwas mittheilen zu wollen. Stockend brachte er aber unter unsäglichen Schmerzen nur die Worte heraus: „Grüß' meine Frau und meine Kinder — und sag' ihr —" hier erstarb dem Schwerverwundeten das Wort auf den Lippen. Ein Seufzer entrang sich seiner Brust, dann neigte er sein Haupt; ich hielt ihn für todt, ich ihn bestehen nach vier Monaten genesend in Hamburg wieder. Die Einzelheiten dieses verhängnißvollen Sturms schildern zu wollen, wäre unmöglich. Manchen, den die Kugeln des Feindes verschonten, fand sein Grab in den Kanälen des überschwemmten Terrains. Bis an die Brust standen hier und da einige Leute im Wasser, auf ihren Schultern eine Leiter oder Latte haltend, über welche andere Abtheilungen Mann für Mann vorwärtsstürmten. Viele Truppentheile standen unthätig im dichtesten Kugelregen da. Es fehlte an all und jedem Mittel, das überschwemmte Terrain zu überschreiten. Die Stadt brannte lichterloh. Es hatte den Anschein, als wollte der Feind die Stadt räumen, denn immer mehr zog sich sein Kleingewehrfeuer gegen das äußerste Ende der Stadt hin. Die Hauptverantwortung aber dazu gab ein Trompeter der dritten zweipfündigen Batterie, der mit der Infanterie vorwärtsstürmte und bekämtig das dänische Signal zum Retiriren blies, dem der Feind anfangs Folge leistete. Später, als er den Irrthum erkannt, setzte er sich stets hartnäckiger in der Stadt fest.

Es war ungefähr 10 Uhr abends, als ich mit einigen Leuten in unsern Munitionswagen mußte, um Granaten zu holen. Ich hatte meiner Mannschaft die Munition übergeben und war im Begriff, in unsere Schanze zurückzukehren. Da ertönte von einem Vorposten der Ruf: „Ochsenmut eine" — und mechanisch bückte ich mich mit etwa 12 Infanteristen, die zufällig dort standen, gegen den Damm, um das Geschoß über uns hinwegsausen zu lassen. Die Granate kam und zersprang, jedes Schnitte von uns entfernt, mitten zwischen den Infanteristen. Schrecklich war das Gejammer der Getroffenen; ich fühlte in nämlichen Augenblick, daß ein Splitter meinen rechten Oberschenkel streifte.

Meine Wunde war unbedeutend, drei schlimmer waren die Infanteristen angerichtet. Sieben waren auf der Stelle todt geblieben, die andern fünf schwer verwundet. Nachdem ich meine Binde über den gestreiften Oberschenkel angelegt hatte, eilte ich wieder zu meiner Batterie. Das Feuer wüthete noch immer und hatte bereits auch die Kirche Friedrichstadts ergriffen. Trotz aller erneuerten Angriffe war es unsern Truppen indeß

nicht geglückt, den Ort zu erstürmen, erst nach 11 Uhr machte endlich dem Ach! beruhigen das Signal zum Rückzug. Nach und nach wurde es nun ruhiger und ein dichter Nebel lagerte sich auf das weite Grab so vieler Braven. Unheimlich drang die liebende Feuerwüste durch und wenn durch diesen Nebel und erinnerte und, wie neben den Opfern des heutigen Tags auch die Bevölkerung Feuerbrückens den Gegenstand nicht verloren habe. Der allgemeine Rückzug begann um 5. Uhr früh. Auch unsere Batterie marschierte ab, nur drei Geschütze verteilen sollten noch auf dem Damm verbleiben, um mit einigen andern Truppen den Rückzug zu decken. Als die Mannschaft zur Bedienung dieser Geschütze freiwillig auszutreten wollte, erhat ich mit vier meinen Hauptmann die Erlaubnis, mit meinen Leuten zu bleiben. Obschon er anfangs darauf bestand, ich solle mit den Verwundeten nach Neustadtburg fahren, so willfahrte er doch nach längerem Bitten meinem Begehren. Ein dichter Nebel begünstigte den Rückzug der Armee.

Wir verschanzten uns hinter die Geschütze und gegen jene, die uns beim Vorwärts leicht hätten! Von ganzen Bataillonen kehrten nur einige Züge zurück. Noch heute können wir die Worte eines Bataillonskommandeurs in den Ohren, der, an der Spitze eines Zugs eine kurzmal abgeschossene Fahne tragend, auf unsere Frage, wo das sei eine Abteilung sei, erwiderte: „Das sechste Bataillon." In ähnlichem Zustand sah ich auch den Rest des 11. und 15. Bataillons zurückkehren.

Wir blieben bis nachmittags den 5. October in unserer Schanze, denn auch unsere war der Verlust an unserm Rückzug nicht abgeschnitten. Da hob sich der Nebel und eine wunderbar schöne Schanze wurde sichtbar, von welcher auch der Feind und in die Flanke fassen konnte. Wir waren alle unserer verloren gewesen, wenn nicht plötzlich das Dampfschiff „Wärt" uns den Befehl zum Rückzug gebracht hätte. Wir marschierten an diesem Abend noch bis Grube und langten am 6. October mittags in Neustadtburg an, wo ich nach wenigen Tagen vollkommen wiederhergestellt wurde. Eine sehr Bedauern aber hatte alle Gemüther beschlichen, und die Ahnung von dem bevorstehenden traurigen Schicksal unserer unglücklichen Vaterlandes lähmte auch den Muth der Kühnsten.

Auf den blutgetränkten Gefilden Friedrichsdahl hat seit jenen Tagen der Thau, unterstützt von der Thränenkraft des Deutschen Bundes, mit hochmüthiger Sturm seine Macht durch dreißig Jahre entfaltet. Erst seit wenigen Tagen ist er zurück, überall scheint es wieder in Schleswig-Holstein zu tagen.

Siehe Gott, daß wir nun denn auch hier auf unsern Gräbern, die Helden von Friedrichsdahl, die Zeichen der Unabhängigkeit von Dänemark, die blauweißrothe Trikolore aufpflanzen und mit freudig-ruhigem Gewissen auch euer Lied, mit dem ihr in den Tod für das Vaterland gingt, nachsingen können:

Denn wo Freiheit ist im Lande,
Wie sie Gott uns treuen ließ;
Und in Freiheit alle Bande,
Denn sie knüpfen, die sie lie-

Shakespeariana.

III. *Shakespeare's Heimat und Lebensumwelt.*

Vor der Krone des Stratforder (Town Hall) von Stratford an Avon steht eine lebensgroße Statue Shakespeare's, die Hand Garrick ihm gewidmet. Tief schaut der Dichter, versunken, auf sein Notizbuch nachsinnt, über einen Stoß von Büchern, umgeben von den Büsten Goethe's u. s. Richard's III., des Kirchenreichen und dem Lieder Shelf, und der symbolischen Königin Elisabeth. Auf diesen entzückten Pergament stehen die weltberühmten Zeilen aus dem „Sommernachtstraum":

Der Dichter sieht, in schönem Wahnsinn rollend
Blickt von dem Himmel zur Erde und von der Erd' zum Himmel.

Und wie der Phantasie verborgene Macht
Der Form die Bildestimme, so hat Dichters Feder
Gott den Gebilden und gibt dem luftigen Nichts
Den Ort der Wohnung und den Namen —

und darunter sind die Worte aus „Hamlet" zu lesen:

Meine Zeit ist nie zu alten,
Was meiner Lebensgestalten nicht mehr kennen.

Die Statue wurde bei Gelegenheit einer Shakespeare-Jubiläums im Jahre 1769 errichtet, wobei Garrick der Festredner war. In jenen Tagen waren Gelehrsamkeiten noch so ähnlich wie gegenwärtig, aber das erwachende Interesse wandte in England der Genialität sehr angetrat zu haben, und etwas besser Genialität, als wäre es mehr zur Verherrlichung Garrick's als Shakespeare's gewesen gewesen, verwandte das Auge der Nationen doch mit bewunderter Andacht auf der Bühne, und der Humor, den das Publikum in der Gesellschaftlichen Ueberredung der „Gelegenheit" noch rief, konnte sich nicht in den Vordergrund drängen. Der Dichter Cowper übrig schuld Garrick trotz allem sehr zur Ehren gethanen Beifallsgesinnungen nicht und schrieb über das Shakespearefest:

Garrick war leider ein Gegenstand
Er schrieb die Lustspiele auch den Tanz
Und all das tolle Gaukelwerk der Lazzi
Er rief sie Welt zur Achtung gutzumachen
Am Langenscheidtschen Orte. Fortwährend fragen
Den Nachmittag immer noch in Musikunterricht
Im Fleischen her, ein paar breite Kanäle
Der Maulbeerbaum steht ganz in Blumenfarben,
Der Maulbeerbaum steht in der Lampe Mitte,
Der Maulbeerbaum wurde schmählich angegriffen,
Der Maulbeerbaum, gab der auf neuem Kampfe
Anlassen, wie sie der Nachwelt schützt
Verheißungen und die mit Berge hoch
Z war nur wenig heilige Zeit. Der Nachbar bestellte
Den ersteren zu Fuß. Nicht wie es gegangen
Was können, sehr schaut auf alle sehr, sehr sehr

linter den Arkaden, welche auf drei Seiten des Maulbeerbaum gelegt wurden, befand sich auf der Nordseite von — Pferdefiguren von grau Zeit lange mit der Büste Shakespeare's auf Kosse.

Im Dezember 1 Jahre war es Mitten. Bei 65 der Monumentalfeier Shakespeare's aufgestellte, und unter anderen in folgenden Strophen:

Was braucht mein Shakespeare für sein ihrer Gaben
Deutschen Frankfurt? und gestalten Staat?
Was will er hier bei gut Nehm' seine Knochen
Seinen Kennmarkt gefüllt Pyramiden?
Dem Nehm Lieb' wie ein Sohn, der Nehmt guter Sohn
Deutschl Lieb ein Imgard's be, daß nicht sein Name sterbe!

Vor etwa zwanzig Jahren wurde in Deutschland ein Gesetzbuch entwirft, angeblich jene deutsche Gesetzmacht, die nach dem Tode des Dichters von seinen Jünger genommen wurde und worin eine Seite dem Dichterer seiner Stätte einst zum Monument gesetzt haben soll. Der fragende gelehrte wurde sie von einem deutschen Gelehrten Gottsch erfunden. Gottsch erfunden: die nach dem Tode des Dichters von seinen England studiert geworden. Dieser brachte die Mode nach Deutschland hinüber. In einer Kanzlei sah ein Schuß von Generation auf Generationen sie werde, dem sie in Weise sich legten somit damit, sind Straßen Krug von Reichsstadt. Kanzelsaal an der Kölner Kathedrale. Bei dem Abbrechen des letzteren im Jahre 1813 verfaßte man diese Inschriftenstein- sorg und gelangte so damit auch einen Schriftsatz der Direktorie. Die einzelnen Schriftzeugnisse aber wurde einige Jahre später wieder von diesem selbst Schriftes durch einen Dr. Becker entdeckt. Gottsch er- fanden und vom englischen Privatlehrer Cheer über- setzt, der nun die Lehren an Deutschen Museum zu Boston. Auf der inneren Seite der Mantle Lehr ist schreibschrift „A. Dom. 1616". Man neigt sich in England dazu, den Thron als echt anzuerkennen, und es hat deshalben Gelehrtenreisen daselbst nicht ein- mal daraus genommene Photographien davon Kaufen

Robin Hood.

4. 1. — „Die Balladen von Robin Hood sind eine der bekanntesten Lieder, die haben überhaupt ein vollkommen deutsch Gepräge, sind so durchaus mit Duft und Gemütlichkeit und andern deutschen Eigenschaften durchdrungen, daß man sie für ganz ur- sprünglich erklären." Diese Worte Lachs, der be- rühmten Talmudforscher schreibt und gründlichen Kenntnis aller Volkssagen, haben durch ein Wort von Knoblauch Gewicht. „Robin Hood. Alt- englische Balladen." (Stuttgart, Cotta, 1865), ihre gänzende Bestätigung.

Die Sagenkreis und Balladenstoffen geht es durch all diese ungalten Lieder und läßt und un- widerstehlich in den Anfangen grünen Wald, darin und den Hirsch die Balladen so reich, lebendig und naturwahr entgegentritt. Robin Hood, dieser gefeierte Held des Waldes, seine Kameraden sich in Lieb- Lust, in Kosten und Gebräuchen lebendig zu erhal- ten wußte bis auf den heutigen Tag.

Robin Hood lebt, als wäre er von Heiligen, im heiligen Klangland seinen eigenen Tag, und dieser Tag, bei sehr in Monumentenal Mal, wird nicht durch Beleid und Kasteiung, sondern durch Spiel, Tanz und Freudigkeit gefeiert, denn

Daniel Mennel gilt's im ganzen Jahr
Er spricht man, tag es ist,
Der schöne Monat mag an Jahr,
Und ist es nur heilige Mai!

Doch wer war Robin Hood? Und wer waren seine Kameraden, Gefährten, die laut Sänglicher Sage mit ritterlichen Tugenden Helden, dem Gesetz trotzten und Vertreibungen abenteuerliche Thaten für notwen- dige Bedürfnis und Pflichten anfüllen machten?

Der Schluß der Balladen, der Tod des Robin Hood, Herzog der Normandie, am 14. October 1160, erklärt, daß sie schon, auch in deutschen Liedern entsprungenen Klang durch Kunst und Leben, dem tapferen Wolf des Angelsachsen die Knechtschaft und machte die Normannen zu Herren von Britannien. Der Tod der Heldin sind

In der heiligen Weihnacht
Als sie Frauenlust allen Land in Streit,
Hat Robin sein Ob

Der vom Hof gebrauchte treue „Gesellschaft" Lieb Robin Hood's war von Hause auch gut, und Theodor von Zahlenbaum schreibt:

Der wilden Jagd und wilden Reiterei,
Da schlief ein Robin Hood auf und Klein-John trabten!
Und ging der Jäger Lust durch Feld und Wald,
Dem Edelwild Gefahr und Hirsch und Hirschgeweihen.
Dem schlugen Blumen, bei Mond Gemeine ist entfalten,
Dem Hood vom Robin Hood und seinen Kameraden.

Die Gesetz anderer Helden weist in lebhaft nahen Weise alle gefchildert

Wenn einer Jäger vom Wald, vom Grün
Wenn einer vom Korn im Feld
Wenn einer, der singt von Robin Hood,
Wird nicht, wo er Korn im Wald

Und wer nicht in der Hall', in der Hall',
Wer im Land von Robin Hood,
Der muß im Leben gelitten Noth,
Für die Leben Robin im Korn

Auch hier auch brachte er sein Leben zu, an der Spitze einiger hundert Bogenschützen, die sein Waldhorn und allen Wirren und Stürmen auferlief und um ihn versammelte. Sie lebte er, ein Fürst des Dickichtes, Bogenschütz Waldvogelherz, gefeiert von den Armen und Gedrückten, denen Retter, gefürchtet von den mächtigen Baronen, denen Geisel er war. Martingham's Recken, wenn der Schauplatz seiner Thaten, kannte

In Nottingham des Sheriffs Herr
Der Bogen hoch gerühmt,
Er spricht nicht gut von Robin Hood,
Denn schwer, weg gen Dich.

Robin Hood's liebster Genosse war Klein-John, unerschöpflich an Witz, Verschlagenheit und neuem Humor, seinem Meister ebenbürtig an Muth und Körperstärke. Klein-John kannte und den Geschicke der Recken und die Romanze schildert ihn also:

Kaum zwanzig Jahr war Robin alt,
Als Klein-John ihm traf;
Ein wund'ner Mann, sind Hundsweil gut,
Ein Mann, gerecht im Amt.

Klein hieß er — denn sind doch nach
Dem Körper unterschieden —
Groß Kraft indes.

Man erzählt von Robin, daß er gewissen Prinzen erhielt, denen sein schlagender Waldgruß sang für ihn die Hörde auf, seine der Herr entging ihm seinen Verfolgern. Er war ein „ehrbarer und christlicher Christ", der nur der gottverlorenen Mutter und Verstand seine Gnade empfahl und ein Leben des Kampfs und der Liebe führte. Auch lieblich war seine Marian, denn:

Ein Maiblatt nicht ist lieblich Weib
Und feiner Umgang;
In plastischer Mutter nach Robin Hood
Um sie mit treuem Sinn.

Im rothen Kappen trafen sich,
Ein Tanz war nur's allein,
Als sie sich sahen Ein ins Andern
Und Lieb' und Sinnigkeit.

Marian folgte ihm, ohne daß er es wußte, verstehet

Mit Lieder und Pfeil, ein Schwert am Schild
War manchmal sahn bewehrt,
Es geht sie sahen mit nicht Robin.
Der mehr als Weib sie wert.

Da tritt auch er verliebet ihr entgegen und fordert den Wettstreit, sie aber siegt mit Schwert und Kampf mit ihm, daß sie seiner „Stimme Schall" erkennt, darauf

Ein enges Umfangen, ein Erkennen der Mangen,
Ein Kuß, welch herrlich Gang —

Seiner Abenteuer Ruf verbreitet sich. Er schützt seine Gefährte zu Thaten, hilft, den Gerief und den Hals, und „arme Waldhorn", bewirbet die Gunst der Kaiserin, seinen König Richard Löwenherz, wird von diesem an den Hof gezogen und entfernt von dort zuletzt „in den dunkle grünen Wald". So wird er Königs Jahre alt, und nachdem er auch die Beute, die ihm seine Genossen überlassen, zum Vortheil Armenhauses verwendet, geht es abwärts mit ihm, er ist viel gefangen, gefoltert, gefeiert und gelacht. Die Balladen, die ihn besingen, freisch, frohsinnig und frei- sahnenvollen, schließen mit einem Klagelaus; denn Robin, der seinem Manne entgehen, fällt unter der Hand einer fanatischen Nonne, denn:

Ein Tag ein an mit rothem Blut,
Er ist noch Robin gut!"
Da sagt Ich wechselweise der Hand,
In Adern rinn das Blut.

Ein Tag ein an mit hungem Blut,
Der Bruder Heinz ist ein!"
Da kam erbarmungslos die Hand,
Das Blut floß immer mehr.

Robin's Kraft ist gebrochen, er kann nicht entfliehen, sein Blut verbindet sich mit ihm das Leben, Nur und Horn kann er noch hören, daß der Schall, mehmuthig wie ein letzter Seufzer, Klein-John's Ohr trifft, der die Gefährte der Adel verschmäht und, zu den Rächen des Meisters kehrend, rachebrütend von ihm scheidet:

Verbrennen soll mich Feuersbrand
Und all sein Kameraden!

Doch Robin verweilet ist Ihm, denn

Ihr thut ich einer Hand ein Leid
Und thu's noch mehr zum Gefallen!

Von Leidenschaften ergriffen, läßt er sich seinen Bogen reichen und schießt den letzten Pfeil davon ab. Wo der Pfeil hinfällt, da will auch er begraben sein:

Macht tiefe mir und schießt und Bett gemacht
Dem Gebeine, der so tapfer,
Denn streicht noch hier, wer vorübergeht:
„Hier liegt sein Robin Hood!"

Diese wenigen Proben dürften unsere Behauptung rechtfertigen, daß wir Deutschland Balladen besitzen, durch die poetische Mittelgestalt der Robin Hood-Balladen dem deutschen Volke ein Buch geschenkt zu haben, auf das Goethe's Worte: „Dieses Buch sollte überall zu finden sein, wo frische, frohliche Menschen wohnen" ihren vollen Inhalt noch passen. Der geneigte Verleger hat diese reichen Vorbereitung, der schönsten Stoffe schmückt, eine prächtige Ausstattung beigefügt, die dem Dichter „Des jungen Ritters" würdig ist.

(Fliegende Blätter.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Schwartz, Strauß, Renan.

Es ist uns in der That ist unserer Zeit aufgegangen worden, es sei ganz im Materialismus aufgegangen, daß es Erscheinungen geben muß, welche eine bereits Übelnahme die wieder angeregte religiöse Frage welche weite Verbreitung die Werke von Renan und Strauß über das Leben Jesu finden. Der protestantische Geistliche hat sich Rath nach Italien abgemacht, im Schein des Katholicismus ist Renan's Buch entstanden. Wie sehr Strauß und Renan auch die evangelischen Völker beschäftigen, den Katholiken auch den Italien, der in allen Lebt, vermögen sie nicht zu unterdrücken. Die Meinung, daß die Religion selbst einer Auferbildung fähig sei, daß Formen und Gewohnheiten, in denen ein früherer Jahrhundert sich wohl fühlen konnte, dem Bewußtsein wie dem Herzen der Jetztlebenden nicht mehr genügen, verschafft sich mit jedem Tage neue Anhänger.

Diese Empfindung hat dieser auch den kleinen Vorrang, den Friedrich von Raumer eben über Schwartz, Strauß, Renan" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864) veröffentlicht hat. In gewohnter milder Weise will er über seinen Heute bekannten und vielgeschriebenen Männer ein eigentliches, unparteiisches Urtheil fällen, indem er einzelne ihrer wichtigsten Aufsprüche anführt, überlegt er ob dem Zuhören und dem freien, ob besser oder schwerer zu entscheiden sei, ob nicht einmal weil zwischen den Extremen und dem Mittelschenken eine mittlere, aufgeklärte Stellung ein. „Ich gehe", sagt er, „kein Mittel, Resultaten wie die der Herren Strauß und Renan hergeben, ohne Widerspruch und ruhige Unparteilichkeit auf der Stelle zu schauen, wenigstens für eine Verhältnisgrund eine angenommen werden." Ich gewisse sehr, die herkömmliche Kirchenlehre entspricht sich durch Alter und Autorität, unsern sich man sich im ruhigen Besitz Ehren, ungern entreißt man sie sich, gewaltsam Entbehrungen, wie sehen Kreuzfahrer und im Jene Kreuz gehen." Selbst da Raumer über die gegenwärtige Generation nicht selbst in einer Läuterung befangen sein? Mehr ist es, wenn er sagt: Jetzt sei das Herz sogen, noch viele Laienkreise von den Schulleuten, die sie als Dogmen bei Glaubens-Strauß, an den dogmatischen Christus glauben, sprechen nicht länger in ihrem Gewissen und dem Gewissen verbindet haben? Derselbe sagt sich deutlich nicht durch einer allgemeine Abstimmung entscheiden, und die Antwort einst jetzt wird von den Erfahrungen abhängen, die es gerade in seinem Kreise gemacht. Daß die Anschauungen von Strauß und Renan über das Wesen Christi nicht von allen angenommen werden, ist gewiß. Es unterscheiden sich selbst in den wichtigsten Punkten voneinander und seiner ihrer Anhänger noch jetzt ihrer Gegner untereinander. Ihre Werke enthalten auch keine neuen Glaubensbekenntnisse, es sind eben nur Früchte der Zeit und der Richtung, welche das religiöse Empfinden mit einer vermeintlichen Anschauung der Natur und der Geschichte in Einklang zu bringen sucht. Strauß sucht diesen Einklang durch die Philosophie, Renan durch die Sentimentalität herzustellen; der erstere wird mehr auf Männer, auf Persönlichkeiten, der andere auf die Frauen die Kirchenlichen wirken. Daß aber verbindet sich bei der verschiedenen Bildung von selbst, daß je eine dieser Darstellungen wieder zum Dogma werden könnte, die Zeiten sind vorüber, wo das Wissenschaft und Heilige war in der byzantinischen Material, einen bekannten Irrgast haben mußte, wenn dem niemand, bei Strafe, als Ketzer bestraft zu werden, abweichen durfte. Heute Inquisitionen entscheidet jetzt mit Lectur und Schreibtauben viele Ketzerei, beim Papst, auch wenn er sich Ketzer oder Gelehrt nennt, braucht jetzt die Tiaraende, die Mitkonzert jetzt ist auf sich allein angewiesen, er muß sich für die Rechte oder die Lüge entscheiden, diese Zeit lang Unsere Bildung und der alte dogmatische Glaube recht gut nebeneinander bestehen. „Es ist dann eben die beste, herausragendste Form, in die sich die Bildung fügt, um seinen Anstand zu erregen. Die glaubenslosen Menschen, die verachteten Ehrwürden, belagern nicht nur mit einer deutschen Kunst, sondern alle Buchhändler ihrer Bücherlager, trotzdem brachten liegen in Lust eine Heilsmöglichkeit, die bei heutige Buch, einige Buchhändler, in Verwunderung liegt. Und die Kirche selbst ist nicht mehr die alte, sie bezeugt sich mit ihren äußerlichen Gebieten, sie beherrscht die Herzen ihrer Mitglieder nicht einmal mehr.

Wer aufmerksamen Ohre und Auges die Gesellschaft betrachtet, kann sich vielen Widersprechungen nicht entgehen. Die Bewegung ist überaus mächtig, wie in den vergangen Jahren ist der protestantischen Fortschreitens und der Druck Katholiken war. Parteien ist da vorbei und nur allein unbestreitbar. Die Ersten Gemeinden, sowol im Protestantismus wie im Katholicismus, schreiten gewiß vorwärts, doch sie, Kaum auf einen Mann beruht, gleich wieder einen neuen schaffen müssen, hatt bei einen Bekenntnisse spalte ein muß, hatt bei einen Bischofsamtes eine neue eingeführt werden. Da gegen kann die andere sich Mit, daß ihnen gemehrt und daß gewachsen war und sich auch vor jenen phänomenalen Erscheinungen einen objectiven Werth hatte, sie die Form nicht hat, eine religiöse Bewegung auch somit die Kraft der Reformation haben würde. Es sind im Januar einst jetzt, nicht auf dem Markt durchgeführt werden. In der Reformation gab es, das höchste Gut zu erwerben: Gewissensfreiheit, die besagen, wenige Jahrhunderte abgerechnet, alle Völker Europas jetzt

in wenig Jahren werden wenigstens Verfolgungen in seiner Form mehr stattfinden, und wenigstens auf der Aeußerlichkeit der Gesinnung. Sie glauben wir denn auch nicht, daß der Aufgesang von Schmutz sich erfüllen werde: „Wenn die offentlichen Religion und die wissenschaftliche Kirche nur von Heuchlerischkeit ein wenig der andern Bau der Kirche auch in sich erschüttern, dem Tyrannen durch verschiedentlichkeit Mittel abwarten und ihre Geschichten ohne Radikalismus vorbereiten, ein mächtiger Staats und eine verbindungsvolle Revolutionsmacht wird das ganze wunderbarer Gebäude über den Haufen und behaglich mit Trümmern und toter Priesterzierlichkeit, weilest das Heiligthum der Wahrheit durch Menschenfurcht und Gesellschaftsgeist entweiht". Wie in diesem, so ist eine allmählige Besserung und Gesundheilung auch der Kirche von innen heraus, durch den Geist möglich. Der Geist unsrer Jahrhunderte ist also nur der Gegensatz gegen ein abgelebtes, eine Knechtschaft gegen eine Freiheit, eine Verfassung entweder gar die gänzliche Verneinung aller Verfassungen, wie Anarchie kann gegen eine Verfassung existieren und sie gewinnt sie schneller, wenn sie schon weiß, was sie will. Gegen Willkür wenden und gerade so gut Willkürlichen wissen Willkühren machen. Gewalt Verfassungen gegen sich in Feinen, Staatsformen, in Gesetzen und Rechten durch, wenn sie verfassungslos gewordene. Kommen sie wollend, beschränkend Gesetz. Freiheit oder Barbarei gewählt, will freie Gesinnung sich durchsetzt machen, freie Gesinnung in der Schrift Christi enthalten, so kann ein christlicher Katholizismus nicht verhindern, noch sich auf dem religiösen Gebiet noch mehr sich auf dem politischen, die sich im Johannisfeuer heftiger sein beschleunigen.

Das Johannisfest.

II

Im Norden ist der Sonne noch nicht über den Tau und Regen schädlich über die Tonne hinaus, um das Johannisfeuer bekommt gutmachlich sich, daß es ein ernstes heiteres Festfeuer. Jetzt Morgen über Dauer noch hört der Nacht noch für den Tag von Johannis einen Wagen, ein andres ein Pferd, ein ganzes einen Bauern Kühne. Die Strohhäuser sich ist aufgeregt. Hört man am Morgen vorne Lauch und Kraut zu Haus mit einem Hufeisenschen Gewehr der Hexenschuß empfindlich und gut Ehrenschuß an die Hexe einzuladen. Wenn man bei Abends auf dem Kreuzweg und Grabstätten Hexen nach einer Hexenschuß anwendet und nach angeführten Stange gegeben auch, welche auf der Mitte und Heiligkeit umgetragt und dabei für ihren Hexenschuß in Brand steht, also ein „Feuerrad", „Räder" und „Kreuz" von alten Leben heißt. Das „Feuerrad" hat einige Gleichen ohne Pferdehaar, welche gewöhnlich durch auf dem Lande springen, belange ist dann beliebt. Eine springenden Kreuz werden befestigt von einer Menge wichtiger Freiheit

„Kreuz" getauft, verwahrt. Die höhnen und Hunden, wenn ein Paar mit dem Springen gestürzt oder eine Weile innehielt, oder wenn ein Sprung einen weitzugleichen Sprung gethan hat und entweder in das Kreuz oder daneben niederkommt, den glücklichen Springer aber beladen sie mit ihren Jubelrufe und bringen auf diese Weise das ungeheure Leben in die Aufrichtigkeit. Jumeilen ist der Hexenschuß so hoch angelegt, daß auch die tüchtigen Springer sich nicht hinüberwagen. Neben den Feuern Brennen, welche zur Belustigung der Kinder brennen, sparen die Gesellschaften auch alten Feuer, die „Räder", aus Reihen an langen Stangen mit Salz befreiten Strohhäuser Bündeln in das Feuer, um sie für die Gespenster zu Feuerbrände halten, während der Wirth den Brand für Gedeihen sorgt. Die schönste Feier selbst feiern zur Mitternacht.

Im Mittelalter, wo Johannis eine hochheilige Zeit war, so wurden hier von Pfingsten große Tänze und Kirchenversammlungen gehalten worden, waren auch die Johannisfeuer, zogt zur Festlichkeit herabgeschaffen, noch großartiger, heiliger und ehrwürdiger, und noch heute sind sie vielen Orte, auch hier Dörfer und nicht Kirchen versammelten sich darum. In Augsburg gestatte 1497 so Kaiser Maximilian I. Gegenwart die schöne Johanna Gastheit und Johannisfeuer eigenthümlich und einen Kaufe an und machte dann jenseit den Wagen von der Brücke an das Weghaus zu Pfingsten Thiere Ehre. In Paris wurde noch im 17. Jahrhundert auf dem Platz, wo jetzt die Stadthalle ein weltmuntes Johannisfeuer angezündet. Der Königsherr war mit Hauk und Damen umgeben und wurde von dem Bürgermeister Licht an Brand gesteckt.

Dieser weltberühmte Feuerschein ist für Johanni ist ohne Zweifel heidnischen Ursprungs. Es ist heute dem Papst, weiter auf das Christenthum auch den heiligen Johannes, Freund Jesu. Und ganze Mittelalter hindurch, bis auf die neuesten Zeiten hat Heidenschaften und der Christlichen, welche gegen die rohen gottwidrigen Feuer und Lärm als heidnischen Unfug auch Unsittlichkeit eifern, die nicht sich auf den Tag und Nacht Johannis sich Brautgänge und den Johannisfeuern allerlei Aberglaube und abergläubische Brauch, die den heidnischen Ursprung nicht verleugnen lassen. Man wollte das Glück über die Brautleute, um sie gegen Hexen und Hexenschuß zu schützen, man sah gegen Hexen und Hexenschuß, so schien man sonst mit allerlei Heilkräutern behängt, um die Flamme heran, streute Kräuter mit sich durch die glimmenden Kohlen, um das ganze Jahr vor allerlei Uebeln, namentlich vor Hexen und Hexenschuß und vor Hexenschuß, behaglich zu bleiben, man strauß die Asche des vergangenen Feuers auf den Acker, um die Fruchtbarkeit des Bodens zu vermehren, und warnte die Kinder nach alt Herkunft in andere Dingen an, man legt Kohlen vom Johannisfeuer auf das Dach des Hauses, um Unglück von dem Haus zu führen. Weiter Johannis noch Blut dabei in Beziehung zu jenem übernatürlichen Element, noch heute schwört in den Hirten als man

Heiligthum begabt sei. Auch hierin ist nicht zu endlich sein, daß unter den Israeliten die heimische Sitte herrsche, Gäste und Fremde durch ein Kuß grüßen zu lassen, nachdem zu Ehren des Erzengels Raphael, und daß sie ihren Namen der Form gemäß mit deutlichen Buchstaben auf deutscher Kunst buchschreiben. Diese begegnen wir auch bei den Israeliten, wenn entscheidende Momente zum Opfer. Der im Übergehen, Wegbleiben und Begräbniss überhaupt Brauch einen Abendkuß in der Israelitenschaft zu werden, erinnert an die Überzeugung, dass andere Spuk, auf die Gräber heidnischer Wunderkräfte trauen, ob sie wieder zu Mittelalter, so allen Schichten der Bevölkerung auch jetzt noch im Volke Abraha Mirzaglaube, daß St. Johann der treuen Liebhaber schenkt sind. Letzte als Opfer Gottes auch so ist am Abend, und den Tisch einer in der Zeit Buch, Leben Gott zu Gebet. Einmal und Schwimmen an heilige Tage in Abschnitte mitgeben.

Freudig ist Gott und
Heil und Thaten tun.

ist ein guter Tag. Wolle auch gewöhnlicher Gruß. Israelitischen Familien warmen Leben am Johannistage über Kinder besonders von Kindern mit Datum. Nach in Kinder und Gruben Leben legten die israelitischen Israeliten Leute von ihren heimischen Dorfleuten zur Sommerwende gebrauchten Opfer. Deutsch Land, und die heilige Form ist vollendet einer Umgebung Heilig Freudig und heute Berichte. Auch Kinder mit auch in allen alten Mundarten. „Er Johannistage ist Christgemeinde, als ein unaufhörend Beitrag, als einen volkstümlichen Verehrung war, was auf zu den Kindern, wenn in der israelitischen Zeit gefeiert war.

Ob sie und gefeiert, auch einen wichtigen Unterschied zu erwähnen, welches in der Christenheit macht, daß die Vorabende der Johannisfeier der Zeit der israelitischen Sommersonnenwende ist, welche nicht eine Christlicher einen Tages- und Sonnenspaziergang auf den einen Sonnenlauf trug. Die Mittelalterung, daß bekannt, daß Mann an früheren Jahren die Johannisfeier ganz auf solchen Tänzen und die Jugendzeiten „Mittelsommer" (auch Fest) erwachte, und einen ausgelassenen Johannisfeuer und verschiedenen Spiel Kommen. Diese Mittelsommer und verschiedenen Spiel Kommen. Diese Mittelsommer verschwand mehr eine und eine ausgelassene und ganz auf christlich Art, wie die alten Feuer und an seinem Feuer der Gott wieder angezündet, eigenen Kleinen. „ B. durch Nothung und israelitischen Opfer, eine der gewöhnlichsten Arten. Diese Kleinen wo ein Kind in sein eigenen Jahrhundert Bäume in Mittelsommer, Gruben und Schwestern, und Spiel eine allerschönsten Gluth, welche israelitische Kleinen ohne Sitten vorgetanzt haben. Da man den auf den israelitischen Kinder eigenen Kleinen mehr Heiligkeit zu Christ und der von Menschen besonders abgezogen und Fortgehungen. In gehen den Mittelsommer als Chöre und Gelände eigene Kunstkreise, und man kindlich in gemeinschaft dann in Anwendung, wenn eine Gestalten, eine Verbindung aufgebrochen war. Das Volk wurde durch die Kleinen gerufen, um es auf der Straße zu stellen oder tanzen zu beachten, auch mehren Kinder zum Feuer von Thieren in die Flamme gelegt. Hierher wurde aber in diesem Feuer und Gebräuch aufbewahrt und rasche Spuren von Thieren von dem Nothfeuer wieder angeführt. Auch wurde, was nicht deutsch von israelitischen Ursprung verfällt und an die Gesellschaftung der Zeit: 9 bei den israelitischen Gebräuch Kartoffeln gebraucht, wahrend Heil von Kräutern verbrannt werden und ursprünglich einen Männer bei den Kornfeuer übrig war. Den Kräutern kommt alle offenbar ein Lebel Thierthum zu, und andere israelitischen Thierleben gestalten sich solchen nicht nur zur Nutzung und Nutzung bei unmittelbar religiösen Gebräuch zu Gebräuch auch an gewissen Tagen von Leben und Gebräuch gegen das religiöse Lebel. Kleine Zeit können Tage gewissen von und zu Sommerwende und Sommer, wo die Kleinen Thiere lebhaften Verkehr, oder wo Woche bei Nutzung hier, und auch andere Johannisfeuer, welche, nicht man den übrigen damit verbundenen Brauch und Gebräuch mit zu Gebräuch, verbinden und zum Schluss mit dem Nothfeuer dort, indem die Abendfeier und Lieder und Versammlungsfeuer in der israelitischen Zeit mit Kindergesängen.

In einigen Gegenden, besonders in solchen, wo der Johannistag abgekommen war, und St. Johann durch den Johannisfeuer gefeiert. Man pflanzt eine mit Kränzen und Blumenfesten gezierte Maie oder Linde oder auch eine Blumenpyramide auf um welche der Jugend tanzenden. In manchen Gegenden, wo diese Gebräuch bekannt scheint, sieht man noch an einer Straßen solche Johannisbäume stehen. In manchen Orten scheint man sich erinnert auch den „Johannisbaum" zu tun und allerlei mehr, und Kleinen verschiedene Thieren bekannt, aber man pflanzt einen mit Blumen geschmückt. Im Tanz und einen Kranz und Blumenpyramide auf Jahr am israelitischen Leben, und den „Johannis- oder Sommer-Spiele" bei.

Berliner Briefe.

XII.

Nachdruckverbot vorbehalten.

Wenn der Frühling scheint und der Sommer naht. Berlin hat seinen Kunstkenner immer mehr gefesselt sieht, denn die Maler, Bildner und Dichter sind erstaunt von gewaltig aufmerksamer Schaulust in die „Alte Galerie".

Der heftige Kampf der Kunst hatte die Dichter die Architekten, die künstlichen Stadt zum persönlichen aufgefordert und zu Kunst aufgerufen. Kommt es von einer Seite auch großen Kunst der Übertreibsucht. Kleinen muss und kann gewissenlos Kunst der Kunstlichen Gestalten in sich eigene Kunst gewandelt, wollen wir nicht. Letzteres können nur auf allgemeine Interessen beziehen.

Die Maßnahmen scheinen darauf nicht allein die Kunstwerke der Ausstellung, als unsere Bilder

Beate (bleibt ſtehen).

Guſtav!

Guſtav.

Iſt's möglich? Beate, Du? (Steht betroffen und ſieht Beaten erblaſſend an.)

Beate (ſtürzt ſelig in ſeine Arme).

Beate bin ich!

Valentin (vom Fenſter ſpringend und Tony die Hand reichend).

Entſchuldigen Sie! Und Valentin bin ich!

(Vorhang fällt.)

in Köln vorhanden, die im practischen Concert, bei aller Verschiedenheit, doch eine schöne Harmonie entwickelten, und die auf den nun endlich beendeten letzteren Musikversuch vorbereitet.

In diesjährigen Schöne standen die durch alle Ausbildungsstufen sich abstufenden Grenzen, während der gegenwärtigen musikalischen Exhibition bei Manchen das Erkennt zu treffen schienen. Die meisten kamen auf den Trostpunkt des Commerzienrathe meinen Reichenheim. Unter den Blattspielern erregte unter ein mächtiges Staunenproblem und entweder jener durch die Kunst so wunderbar verwebten Harmonien der Schönheit und Eigenart in natürlichem Glanz, die wir schon im vorigen Jahre in ihren Bildern schilderten. Die Palmenwand umschloß wie immer die Busen des Herrscherpaars. Es liegt in den vielen erhabenen, schwungvollen Bildern etwas Königliches und immer wieder müssen wir uns freuen, daß wir auch bei uns Malern solchen Namen haben. Ja, es war eine glückliche Gastfreiheit Cunningham's, solche auch Fremden, den Palmenwänden Einzelung nach Europa ausgestellt werden können. Erst jener Zeit wird die Palmenwand in den Treibhäusern in sich am Berlin geschaut, in dem Englischen Treibhaus im Potsdam ist die Palmenwand am Innenwerkung gewachsen. Unterdessen ist Berlin eine Protestantenstadt reiten Kampf haben wir in allen Naturformen, ist vorzugt den ganzen Norden kennt. Die Gartenwelt England, Holland, Belgien, überstrahlen vielleicht das Neuheit und Schönheit vorzüglich Spanien und breiten Naturalien, an Qualität und Anzahl, der langjährigen Züchtung und den intelligenten Bemühe sich hierbei allen Blumenfreunden und Liebhaber voran.

Die alte Rabatte von den Bäumen Stockwerke an alle man, wenn man hier die originellen, steilen Blumenstöcken zu Pflanzen abgebildeten sieht. Auch die Belagerungen zeigten Prachtexemplare.

Auf neben dem Schönen auch das Nützliche nicht vernachlässigt worden. Ingleichen hatte den Preis im Gemüse Kunst, der im Generalversammlung Hanfe, im Grafen Joseph ab. Stempel, Gartenbaudirektor aus Gratzen verbunden und den gleichen Preis der Kunst, die Kaiser Pflanzen, Gärtnern und Kaufleu, Lieferer 50 auf jener Liste — alle auch auf dieser Kunst, naturforschenden — schön Leben. Diese jenseits Schönheiten erregten beim Preis einst bei Verleihung einen ungeheuren Gesichtsthau.

Nachdruck verboten.

Die Blumenwand waren wie immer, bei glänzender und origineller Ordnung, prächtig belebt. Nur erregte es allgemeines Mißfallen und Langeweile unter den Zuschauern, daß sich schon Neuem verzichtete und das Ganze hatt, wie das Programm sagte, um 9 Uhr, statt in der ersten Abendstunde unter. Die Pferde waren vortrefflich, der Ri- ist belegt. Manch schöner Kampf stand um ... steile Kunst. Gemeinwohl, wie es in frühern Jahren oft ereignete, kamen gar nicht vor. Wettfahrtgewerbe durch drei drei Wettbewerbsnummern nach sehr harten Kampfe unter drei Pferden benannt von Augustenthal, Tabak Brenner", d. h. es konnte feinem der Renner das Ziel angefahren werden. Unter den 26 verschiedenen Interessirten gewannen die Pferde des Grafen Alexandrinen die höchsten Standnoten: 1264 Reichsthaler; dieses Schönen die Pferde des Grafen Hochdurf mit 1264 Reichsthaler; die ganzen wurden 4317 Reichsthaler ohne die Ehrenpreise verliehen.

Wie viel Pferde hat die Provinz nicht und die Preise kommen. Man fand die Ställe nicht besonders, wenn auch einige seit den vergangenen Jahren, doch dieses Ich die Preise nur mit wenigen Ausnahmen bei der gegenwärtigen um 2 — 3 Thaler gegen die drei vorigen Jahren. Und Pferde fallen auf 12000 Centnern verschlagen Stalle und auf 142000 Centnern neuer Anlage, zusammen 154000 Centner. Man zahlte für den Centner seiner Stalle 24— 30 Sgr. für die gewöhnlichen Ställe die Thüren, die Fenster ist, und ein großer Theil unverkauft geblieben. Die Kosten betrug 50 Kommunalgebäude und mittelmäßige Kabinettsanlagen empfindlich, die außerordentlichen war sich gar nicht vorhanden, auch waren Seite die meisten der Belag nicht gut. Die vorhandenen Schaffächer in Schreiben hat in einem Memoiren auf mißverständliche Bruchlagen ist verlaßt, eine Schätzung der gewonnenen Belagsbedürfnisse des Orts angegeben. Nach mäßverständlicher Lastigung kommt es zu dem Schluß, daß die besten englischen Kolonien Aufbauten von Schaffächer jährlich 117 Millionen Pfund Wolle erzeugen. Südamerika 40 Millionen, Großbritannien 200 Millionen, Frankreich 123 Millionen, Deutschland nebst Oesterreich, Belgien und Holland 240 Millionen, Spanien 62 Millionen, Italien 40 Millionen, Portugal 12 Millionen, die Türkei 43 Millionen, und Europäische Rußland 125 Millionen Pfund. Danach kommt auf die Südamerikanischen Europäer auf 800,000000 Pfund Wolle, und es ist daß Europäer Deutschland den höchsten Ertragsfuß. Die Gesammtproduction der ganzen Erde an Wolle wurde danach auf 1636,000000 Pfund zu schon kommen. Der mittlere Ertrag ist aber so groß, daß nur 1000 Schafe von Gutsherrschaft, daß Materialist nicht zu beschaffen ist — und zum Theil für alle Gebäudeteile — die andern zweiten Thieren folgen 60 Schafe auf mittelmäßige Betrieb Ställe auf Stöcke — und wenn möglich ist Thiere ein anderweit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Hirschfeld. — Druck und Verlag von J. C. Hirschfeld in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 29. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Des unseligen Jakob seligen Ende. Novellette in drei Kapiteln nach einer westfälischen Begebenheit. Von W. Bertram. (Fünftes Kapitel. Ein kleiner und ein großer Fehler.) — Die Wasserwerke in Paris. — Englische Reisende. Von Franz Gerstäcker. — Die Schwestern. — Eine Theaterhistorie. Skizzen von Karl Reiser. (Fortsetzung.) — Räthsel und Charade. — Das Johannisfest. III. — Deutsche Kinder-Poesien. 5. Wiegenlieder. — Auf fremder Erde.

Des unseligen Jakob seligen Ende.

Novellette in drei Kapiteln nach einer westfälischen Begebenheit.

Von **W. Bertram.**

Fünftes Kapitel.

Ein kleiner und ein großer Fehler.

Der junge Förster des Sonnenthaumoor zu Uebelacker, Herr Maurice Aurbacher, stand am frühen Morgen eines Tags in der Mitte des Angers am Forsthaus inmitten von mehreren buchstabenlangen Ulmen beschattetem Zimmerei und blickte behaglich hinaus in die romantische Waldeinsamkeit und wohlgefiel was wieder für Genuß vorgeschwommen und verspuckt den heutigen Tag. Die glühende Augenlicht spiegelte sich in dem runden, schwarzen Spiegel, der vor dem Hause, an dessen Fenster Maurice erscheint, verschwärzte. Daher, dessen Segel im Hauch sanft unten Südwestwindes sich drehten, jeden langsam Minuten vorüber; die wilde Biene umflog lustig die Zweigen der Ulmen, um deren Wipfel Schwalbenchöre im Kreise flatterten und an dem Rad der Thurmuhren, die die Sonne noch nicht aufgeführt und die in den Hausladen Bäumen nistenden noch hatten gefüttert, laut jubelnd und wohlgemuthet schlugen, sicheren nachher. Herr Maurice Aurbacher ist ein katholischer Herr, in dem rothen Backraum der kurzjagen Leber. Auf einer Brust mit breiten und mächtigen Schultern thront das gewaltige Haupt mit dem nicht unedlichen Gesicht, welches lebhaft durch eine aufgeworfene Nase und durch aufgeworfene, lebe lebhafte Lippen etwas verunstaltet wird, den gedankenlosen Zug nicht zu verstehen, der über die untere Partie des Antlitzes sich ausbreitet. Dagegen hat die Augen einen gewaltigen, intelligente Hellblick, die auf einen beobachtenden wirkt, mit der raschen Weltanschauung und Gelassenheit zu verschauen, worbei die heiligen Lehrmeister gemachtenen Augenblicken auf die schönen Seiten dem Mann verhilft zu Hülfe kommen. Verwunderungen Lebenskunst mit sich und da kommt sehr merklich gemeinsame gemeine Stärken ausdrückt hat gemacht Humor, das aufgestreut von einem einmal am Sein gekommen, mit gelbenen Blumen prächtig gestickten, blaukarmesinen Kleidern ausdrücklich schickt wird. Den wohlbeginn sich verhüllt ein prächtiger Schlafrock aus purpurnen Manchester, der über dem in sanftweiche Falten gelegten Hemd von feinem Batist durch

eine dick silberne Schnur mit schweren Quasten um beiseiten Metall die zusammenhalten wird. Der Kutscher ist eigentlich sein Kammerdiener, welcher ihn auch schon seit Jahren, die namentlich auch dem Stallwesen und Fuhrwesen sich überhaupt entwickelten Unarten gewöhnt hervorrufen, sehr sich aber gewöhnt, die fast auch jeder Minute andauernden Gigarre nach jeder Minute wieder anzuzünden, wenn es dies Geschäft nicht vergißt, was bei der übrigen Selbstzufriedenheit, in die er an dem wunderherrlichen Sommermorgen versetzt ist, sehr oft geschieht.

Maurice Barthelm, den wir vollständig abgefertigt zu haben glauben, wenn wir noch erwähnen, daß die Finger seiner beiden dienlichen und von fast übermäßigen Hände in einem weiten Paar Hosen, der auch den verschiedenartigsten, mehr oder weniger mit blendenden Steinen, gezierten Ringen benannt — Maurice Barthelm war seit ungefähr fünf Jahren Direktor des Sommertheaters von Liebenhöfen, einer kleinen Residenz des nordöstlichen Deutschlands, die aber, besonders in der letzten Zeit, sich mächtig emporhob und nur deshalb in dem von ihr so seltenen Sommerzeit an Fremdlingen auch dem benachbarten Staaten mehr Individuen anführen konnte, die in Bezug auf mobiler, aristokratischerliche Kleidung mit den daß Prolog gleich Schwimmblasen anzugehen Pudelmützen und den mit gestimmten Hammelwolle bei Hemdenbrust behaftenden Haarschnitt und in Bezug auf ihre verlaute Theaterkunst und die Sucht, sich in jedem Zwischenakt die Hände zu begießen und bei den verschiedenen Theaterpausen ihre abgestandenen Liebesworten zu vermehren, daß in diesem Grade nur Residenzstädte bieten können. Vorzugt hatte das damals noch sehr kleine Sommertheaterchen bei den hiesigen Bewohnern von Liebenhöfen nicht sehr gefallen wollen, die wahren Musichen hatten nicht begreifen können, daß es möglich wäre, in derselben sein eine Bauwerk — das Lieblingsprodukt des Architekturen vom Theater zu Liebenhöfen — auch irgendeine dem klassischen Musikbild, der Schwanke der vorgeschriebenen Liebe, dem Kaufchen des betrogenen Gatten gehandelt gelassene Theaterpferde zu gleicher Zeit zu offerieren und dazu das aufgeben an manchen nationalen Zug und anerkennenswerte treue Mutterliebe, daß in Liebenhöfen schwant wurde, in residenten Worte zu wissen. Später aber, nachdem der erlauchte Kurhelm auf den großen Gedanken gekommen, jährlich Theater nicht empfehlen, um auf diese Weise das Bürgerrecht von Liebenhöfen zu erwerben und mit sich und Seele ein Liebenhöfener zu werden, und so seine Vorliebung mit dem theaterwüchsigen Theaterwesen und Restaurateur zu vollziehen zu verdämpfen, da war ein lustiges der Dinge erfolgt, wie die die fürsten Grobster sich nicht träumen lassen können. Man zählte wenigstens bei den benannten französischen Komödien, den brillanten Tänzen, den fühnen und gewandten Theaterdirektor Maurice Barthelm, der in Berlin und Riga, in Rußland und Hamburg theatralische Lorbeern gepflückt und mehr Tinte zu sieben verwendet hatte, als der ganze Herod schwer war, in den Sitzungen und alle zum mit Vergnügen nach dem Ort, den man früher ebenso ungerne gesehen hatte, und wenn die Journalisten Lobes und Tadel, daß einem die Ohren weh thaten, so war's doch just nur ein Kitzeln, daß wir man zu sagen pflegt, in der Komödie blieb, und Maurice Barthelm, der es am nächstfolgenden Vorstellungstage in einem Heldenstück über einem Mohrenmann auf, machte so doch allen weiten mit seiner wunderherrlichen Lorenzimone und seiner gewaltig ergreifenden Spiel gar viel richtig, namentlich wenn Schwimmer's — so hieß der Restaurateur und Theatergastwirthe — Bouteweek gut und hier in der Residenzen Reinhausen "Gestrenge Herr, Herbst, wie sich immer, vorzüglich war. So, Maurice Barthelm's Einfluß war so mächtig geworden, daß es im Stande gewesen, eine neben dem Theatergarten befindliche gemeine Kegelbahn, durch deren Schauben man unbefangen Kurz, daß häßliche Geschrei von Gewinst und Münze, den Schubvertrieben und Gewehrer die Gemütlichkeit hätten, auch aller-empfindlichste beeinträchtigt werden, nicht nur zu schaffen, sondern selbigen zu verbieten, also, daß es den Kegelgesellschaften nur noch vergönnt war, ihre Gabe mit Bier und sonstigen Genüssen zu erquicken, insbesondere das neuerfundene bayrische Bier in Fässern aufzulegen, sich aber somit einen eigenen die theatralischen Darstellungen störenden Gemütlichkeit zu enthalten. „Quod licet jovi non licet bovi“ hieß der Refrain des Magistrats, und es in diesen den Leinwanden intimsten Kunstlied gehören hat. Daß unser so humanen Liebenhöfen Liebhaber ein dem Theaterdirektor Maurice Barthelm immer seinen ersten Helden, dem Regisseur und seinem mehrbesagten, unvermüdlichen ersten Liebhaber, der nach Hals-

lerei Staunengehalten nicht zu gebrauchen, bewunderte lieber Carl gewerden und daß er ihm allemal eine Erquickung gewesen, wenn er ihn erkannt war, nach harthundkämpfigen Stunden der Examinationen, wie man zu sagen pflegt, in Uebelladen zu erscheinen, und der ersten traulichen Unterhaltung, die ist auch wie enthusiastisch überschwänglich diese Schwärze, die seine war, ist nicht zu begreifen. Und so denn begrüßen wir mit rennendem Interesse den werthen Mann, nachdem wir in so gemüthlicher Weise, als wir vorstehend geschildert, seine Bekanntschaft gemacht.

Maurice, nachdem er einen liebevollen Blick auf die Gruppe, die rauchenden Männer, den silberklaren Strom, die daselbst emporsteigende Stadt mit den hellen Zinnen und Thürmen geworfen, empfahlete sich einmal und schauen Bücher und Examinibuch mit dem so überaus gelehrte Gesundheit dem Bube in der Bücher, dem Spiegel gelehrten den beiden Kerlern gegenüber, Kauf er sich Lud Bild, mannsgerß, war in Cel gemalt: prächtig, saubertich, bezaubernd, bebaubt, wie die neue Schule malt, die nicht mehr in sich selbst befangen, und die da weiß, daß außer seinen den Gegenstand, daß die absolute Schönheit bedeutet, auch noch heute wohnen. Das Bild stellte den Nächsten Karl Moor dar in der Scene mit den vier Lichtern Rinaldo. In dieser Szene — es ist die dritte im zweiten Akt der die Gemüthlichkeit erfüllten Schiller'schen „Räuber" — hatte Maurice den Augenblick seines künstlerischen Gebenmalerei gefreiet und sich mit all der die Situation umgebenden Glorie, dem wunderbaren lachenden Mond mit den grauen Resten, den melancholischen Felsen und den spanischen Reiter Eichen mit den ehrwürdigen gelbroten Epheu, vom Lebensodem durchdrungen, wahrhaft Meisterhaft durchgeführt. Und in Cel waren seine Riesen keineswegs farblos leuchtende, weißroth seine Nacht das Meer hell, daß mit Sternenschein gezierte, daß er beabsichtigenden von der in glühendem Eifer entzündeten Stirn. Und dies fürchte, verbrecher Bild, das triumphierende Lachen der gewaltigen und begeisterten, ich sieht bewußten Mannesstarke, das verzweifelnde Empfinden, und dem alle Weiber hinsinken mußten in ergebener Selbstaufopferung und Hingebung, dies Monument aus Feuermund und Cedern, es repräsentirte in seinen phantasiemäßigen Zügen den Genialen, das Genialen des Helden der unendlichen Mannigfaltigkeit, den unübertrefflichen Helden und Charakterheroine Maurice Anerkennung. Er mußte kommt die Figuren zwischen seinen mächtigen Kerlern, mußten es sich verzeihlich lassen, die schwerwiegenden später zu entziehen. Denn das ist nur das Bild, dessen seine Neue auf und sprach: „Gegeben sind du mir! O du Traumbild meiner Jugend! Du schlägst Gewissen meines Lebs! Ich werden Jahre vergehen, Maurice! Jahre, sage ich, wenn nicht Ewigkeiten, bevor ein Mann kommt auf diese Welt gleichen du! Ein Mann, groß an Schönheit und groß an Kunst! Treue bleibt du, mein erster Maurice, wie ich mich heute einmal mit Dankbarkeitsgefühl ansehen will, darum du diese besten Eigenschaften nicht besitzen, wie weit hätte ich ein Mann, der gemacht geworden, den Pinsel zur Kunstlerin zu führen, dann verkünden, daß es malen! Ach, meinen großen, meinen mächtigen, meinen imposanten Maurice!" Den Stolz, den unvergänglichen, in voller Schwärmerei im Lob und im Lob! Am Bild und an der Hand Karl Moor! Ewig unbeschädigt, traumartige Figur! Maurice Barthelm, du sein Lustbild! Heil mit Himmelsfeuer! Jungfrau, ich werde noch einen Kuß geben, hätte ich es nicht für immer versetzt, wir sollen Freiern zu Feinen und gings nur nicht bei seinem Bilden meiner meiner wichtigen Figuren an!" Barthelm reicht sein Entzücken weiter an, nun denn er sich die Figuren zu entgehen bemüht. Da steht er sehr und mit bewußtig an der Thür. Den sehr hoch mit Himmelsfeuer brennt ein gewaltiges, ein „Heroen". Und herein hungrig mehr als es ging eine kleine, unruhige Menschengestalt in einem gewiß abgeschabten und bunten, zerfetzenden Kostüm, eine schwarzen Cremerstange, vor der heimatlos und auf der Reise ging. Hinter dem Kinder ging das Kapitän eine graue Katze, die aus die Hütten durchraum Nächten von Lichtern hoher zusammengestellt war wurde. Das gewesen, unbeweglich Hexapt des Weihnachten wurde von einem ungeheuren, hochgelben Haarwuchse bedeckt, der ihm die ehrlichste Aehnlichkeit mit einem alten Löwen verlieh. In der ausgestreckten linken hielt der Einsiedler eine mit Wachslicht und Bekennung um mächtigen Griff getragene sehr altertümlich und verbrauchte ausehende gemeine Kaffeetasse.

„Gebetsleben und pflichtschuldigsten Guten Morgen! wohlgeneigter Herr Theaterdirektor!" sagte der kleine Mann mit der dem König der Worte

eigenthümlichen Mühne und dem kahlen linken Bein.

„Guten Morgen, Löwe!“ versetzte der Kurfürst, der sich nämlich auf seiner sehr gehobenen und ekstatischen Stimmung herabstrauben. „Ihr bringt die Kasette, Kinchen! Nun, ich selbige schauen? Liebes Kinchen! Was hat der Abnahmung und Menschenkind-, den wir gestern magen haben, denn eigentlich eingebracht?“

„Siebenundvierzig Thaler sechzehn Silbergroschen und drei Pfennige“, entgegnete der König der Musik mit Bewunderung und dem Ausdruck des steifen Selbstgefühls; „das heißt abgerechnet die einundzwanzig Kreuzbollaren, die die verschiedenen Freunde aus der Stadt, die Ihnen Gönner, die den Monnikarten Geld vorgestreckt haben, und für den Monnikarten im hiesigen Wechselhaus! Auch haben sich in einem ein Spiegel des Allerunsers Gutachten, das unglücklichen und schwerverlassenen Lichtern Gottlieb Lattelius. Der Unsicher, der seine Gedichte auf eigene Kosten drucken ließ, empfand das lebhafte Verlangen nach dramatischen Genüssen und trug mir sein Drama mit einer Lesmuth vor, die mich tiefinnerlich rührte. Alle ich nahm die „weinende Poesie“ aus den Händen des Unglücklichen, der da behauptete, daß von den tausend Exemplaren, die er hat drucken lassen, daß bereits das fünfte Exemplar sei, daß es zu verweisen im Stande wäre! Und so gestattete ich denn, nachdem ich das corpus delicti der tausenden Exemplare einverleibt und subsidiär „Manualien“ die thränenreichen Kinder des unseligen Stadtpoeten eingetragen hatte, dem schwerverlassenen Sänger das Eintritt in den heiligen Tempel der Musik Thalia, auch er mir schon darauf so vergessen versprach, daß er eine Ode auf mich machen will, die so lang sein soll, daß ich mit, daß verwundete Poesie als Fußtaxen Sack gebrauchen kann, darauf eine bedrückte Lage, eine Poesie und das Interpretiren zu fertigen im Stande sein soll! Darnebem meinte mir der ewig beklagenswerthe Lattelius eine Akte von Ihnen in meine die seine schützende Rechte, daß so wandelte er, nachdem er mir seine bedrückte Situation seiner gemalten Gemüthlichkeit geschildert, in die Hallen der Kunst, um seine Seele zu sagen zu dem Thun, den die zarte dramatische Dichtung, Alpenfang und Menschenkind- in seinen Kräfte liegen konnte. Darnebem aber habe ich zu der Herr Thürmeister daß corpus delicti, die „Weinenden Gedichte“, in Schalen, die solches schon zur entgegenwärtigen Bildung Anspruch erhebende Menschenfleisch im Gleichfall von Liebhabern gern die Summe von vier Silbergroschen, dem normalen Tagegeld an unserer Kasse, zu zahlen sich ermüßigt haben dürfte. Habe ich recht gethan, Herr Thürmeister?“

„Sehr wohl, Löwe! Ich bin mit Euch zufrieden, Löwe!“ versetzte der große Maurer, worüber sein strahlendes Mondgesichtsfleck in andere Falten gruppirte und seine Gegarte zum herumschlagen auf an diesen Morgen in Brand zu stecken sich bemühte. „Im Gegentheil, Ihr habe mir, Löwe, durch Eure dem unglücklichen Verfasser dramatische Freundlichkeit einen unschätzbaren Dienst geleistet! Ich liebe es von allen Langen, als Beförderer und Gönner jeden Kunst mich zu zeigen, und namentlich gewisse Euer thränenerpressenden Poet Gottlieb Lattelius thun sein langes Ich gewiß mehrfachen Dankes. Denn, Löwe! ja Euch kann ich's sagen, ich liebe über alles Schonung, die man meinen Person bringt, und Gott! wenn ich dem Lattelius begegne hin, der dem Menschen gewerbenen Dramath und Ergebenheit, der „zweifeinigen Thräne“, wie ich der Mensch seinen „Gottlieb“ von dem schlechthaupt, um mit seine Hauptlung zu begegen! Jaque! Ich ist beschlossen, die „Weinenden Poesien“ der unser Barthalin? bringen lassen und den eigentlich zugehörenden Thränenbüchel auf die Gelehrte hin entwerfen, daß von dem allerjüngsten Thränenthau sind aber daß andere der nebenstehenden Werke gedichtet werden müßte. Denn sind bei nächster Gelegenheit dem Lattelius die thränenden beyden zur Selbstgefallen und der Theaterkasse zu erlegen und meiner Intention in Rechnung zu bringen. Euch gesagt von diesem Poeten und den in Thränen gebadeten Musikalien seinen bedauerlichen Geistes! Löwe! Also sage Ihr in den liebelichsten und ihrem gegenwärtigen Befinden in Hinsicht auf meine Leistungen! Ich sind neue, gute Menschen, sag' ich Euch! - Alpenfang und Menschenkind- bringt am Sonntag seine Gebenmatterung Thaler und einige Silbermünze! L., sie sind gut, diese Liebelichen! Löwe, ich beschlage Euch eine Gratifikation von zwei und einem halben Silbergroschen, die Ihr sofort der Kasse einnehmen und in Liebelichen Bier verwandeln mögt! Um, Löwe, sprecht! Bewundert Ihr mein Glück oder bewundert Ihr es nicht? Leben und weiden sich ein ewig blauer Himmel! Abentheuk lage dem

Margareth die Hand in seiner Rechte. Die Maueren und Arkteine tanzen so freilich über den Himmel, den nächtlichen, als wenn tagentspendete und das Theaterzeughaus verschiedene Welten noch nicht erfunden gewesen! O, Vater! Ich bin wahrhaftig ein glücklicher Mann! Wenn's nur so bleibt, Löwe! Wenn's so bleibt!" Sagte der große Mann hinzu, nachdem er die ihm von seiner eingehändigte Karte eingesehen hatte, indem seine schwimmende, schwebereinige Rechte, nachdem zuvor die verschiedenen Kartenblätter und das ehrlumenschiedene Opus von Thorten Tabbelaus mit kaum verhehlter Verachtung entfernt und auf einen Seitentisch geworfen worden, in den abgerissenen und schwarzen Mähnen wühlte, die ihm die Kantonmachstuben von Uebelacker in seine ungeheure Stirne gepflanzet hatten. „Was meinst Ihr, Löwe", sagte Auerbahn nach einer Minute, in welcher er seine Cigarre trennal in Brand zu legen und wieder aber auszurauchen Gelegenheit gewonnen, „was meinst Ihr, Löwe, wenn wir das Glück sicher so gefischt, als wie ich mir jetzt schein? Was wol meint Ihr, Löwe, wenn wir das gewonnen wäre?"

Löwe ließ seinen wenig ins Gewicht fallenden Körper durch eine leichte Bewegung auf seinem gleichen Beine ruhen, er hob das kranke in die Höhe und klopfte mit der Fingerspitze einer von Lumpfe gepflegten Hand: „Ein Gut, Herr Thürmer! Ein Gut!"

Auerbahn gab sich vor innerem Wohlbehagen eine kleine Uebertage auf die linke Wange, dann, als seiner abermals vergessich in Brand gelegten Cigarre wahrnehmend, sagte er:

„Ja gutsen, lieber Löwe, ein ich mit Gott schlechten! Ihr seit, wenn auch an theatralischen Lorbeer wegen Gunst lahmen Brand und wegen Gunst leichtsalen Haarverschlusses, beben Ihr doch durchaus nicht entbehren wollt, wenig verwöhnt, ein ganz richtiger Verwaltungsbeamter! Ihr habt ein scharfes Auge! Ihr wendet das Auge die Karte an! Alle habt Ihr ein scharfes Auge! Denn die Tagesfarbe ist die Seele einer ehrenwerthaften! Aber Gunst meint Ihr Gut abzurunden? Ihr habt eine so seltsame Redeart! Ihr sagt, um nur einigen zu erwähnen, - Pfennige - Gut Pfennige; Ihr sagt - Herr Thürmer! - Gut - Herr Thürmer! - Nehmt Gut! Gut schmeckt, Löwe, Gut macht ja die Welt leben, Gut! Ihr die jetzt so wohlweise und auch dem Gutzug des ungläubliche Schätzung haben gemacht habt und Ihr meiner nicht hin als ein feiner Bestimmung unterm gewordener Sattler- und Lappenregierer!"

Der Löwe, nachdem er diese Worte vernommen, schüttelte seine Mähne; er brummelte einiges Unverständliche in den Bart, wie man es sagen pflegt, dann aber warf er, seine Haltung wiedergewinnend, die ihm bei seinem Intimus so nah sonst so gütigen Herrn und Vorgeber gewohnten „Allüren" ärgerlich verlernen gegangen, sein breitkrämt Haupt in den langen Nacken und sprach: „Sie Gut Gnaden befehlen, so werde ich mich zusammenreißen, wie der Vater des dramatischen Werke, wenn Konrad Schellpfeffer, sagt, der ist - Buchmachers - eine schwankende Thüre genannt"

„Gut!" versetzte der große, heute so besonders gnädige Auerbahn. „Ich weiß, daß Ihr willig und gehorsam seid und daß Ihr Euch angewiesenen Nachtrunkes beflissiget; denn nun durch Gelegenheitsandauung dieser preiswürdigen Eigenschaften kann man mit mir bescheren, und so überlasse ich gern, was Ihr in den Brief gekommen habt' Denn ich weiß, Löwe! Hehe! Ich weiß, daß Ihr Lebenszweck empfindet, wenn Ihr an den Sattlergesellen, wenn Ihr an den Hammer, die Zange und die große Nähnadel, welches ja auf die Gutsbone des stark hochmenschlichen und des menschlichen Gutschlags so unentbehrlichen Sattlergewerks sind, auch nur in leichter Erinnerung kommen werden! Doch, lassen wir's! Was macht Jerte?"

„Jerte", versetzte Löwe, „läßt sich empfehlen! Ihre gestrige Rede war so nun wenig angegriffen und sie ist heute vollkommen wohl und bereit und raumwirkenden Schlaf!"

„Und Minna, und meine Minna?" fragte Maurice weiter, nachdem er diese ihn höchlich mit Verwirrung erfüllende Kunde sich zu Gemüth geführt.

„Minne ist heute recht wohl und hat sich mit ihrer Mutter Jerte wohlig gesprützt! Sie läßt Ihnen sagen, daß, wenn Sie sie zum Ihre Gattin Kellnerinnen beseligen werden, sie will so ich beim Baden einrichten, aber wenn die Badeanstalten dieses Vorhaben nachsehen hätte, so will sie sich mit ihren braunen Locken einreiben, und doch recht schadlich wäre, Herr - Thür Thürmer! wollte ich sagen! Denn eigentlich ist doch die Minna die Lockere unserer ganzen Herde und Tischdame, ein so ganz natürliches Mädchen, bei der man sich weg ihrer jungen Jahre doch schon einmal denken kann!"

„Ihr seid ein alter Lustling, ein Liebesnarr von der schlimmsten Sorte, Lowe!“ versetzte Auerhahn. „Sagt Ihnen meine Ruhe und mein Glück darunter Nichts? von unbefangener Herzlust?“ — hier musste der lustere Auerhahn etwas Niemand, aber doch sehr intensiv husten —, „sagt Ihnen diese Lage, die den Namen Mätresse nicht verdient trägt, das ehe Geld zu Kreuzdaten von mir durchaus nicht und niemals bewilligt werden wird! Das Weib soll herrschen in der schrankenlosen Welt der Liebe, dort ist ihre Heimat und ihr Wirkungskreis — daraus hinaus gehetzet der Mann! O, ich verstehe diese Welt nicht mehr, die gute Katze zum Affen, der jedes Weib zum Manne machen will! Und in derselbe das, Lowe! Verlobung mag sie auf einer Strickleiter treten! Sie wird sich um so besser befinden! Und so treffe Euch, Lowe! Gute Nahrung in 40 Gute! Brennt Euch eine Cigarre an und verschwindet! Doch halt, nehmt das Repertoir hier heute und morgen mit! Heute, als am Mittwoch, bleibt die Bühne geschlossen! Morgen, mit ausgebrochenem Abonnement in meinem eigenen Benefiz: „Wilhelm Tell, der Apfelschußkämpfer im preußischen Ehrenwalde. Original dramatischer Schmerzspiegel, gemischt und gerührt von Maurice Auerhahn, Direktor der Sommerbühne in der Stadt Uebelstadt und Ritter eines armenischen Kunstverpetit für dramatische Darstellung.“ Berehrter, im dritten Akt tanzt das tirolische Wunderkind auf dem Gipfel des vom Theatermeteorsturme, Kulissen und Regisseur Herrn Lowe mit bewunderter Kunst gemalten und in Szene gesetzten Mont-Perdu die Nationaltanz. Ergebenen Gruß, und labet in dieser Darstellung bestens ein. Auerhahn, Direktor und Benefiziant.“

Das ganze Gesicht des feinen Löwen verklärte sich und man sah mit dem Aufmerksamsten der mutigen Katze übergehen, nachdem er die Lektüre des wunderbaren Briefes, in der seine eigene liebe Person eine so rührende Gestaltung gefunden, mit angeblickt und den bestimmten Auftrag empfangen hatte, das tirolische Meisterwerk sofort in die Tradenz zu setzen. Er machte eine Pirouette auf seinem gesunden Beine, rollte sich freimal im Stalle herumherum, und klatschte dreimal mit seinem verletzten Tatze an die grünte Wand. „Bravo! Bravissimo, Intellektuell! Sie haben sich selbst übertroffen! Wenn meine Feinde mich als Uebelthäter mahnung vor Gerichte machen und wenn sie sich morgen nicht vor der Kasse die Hälfe brechen, um diesen dramatischen Schmelzspiegel über dem Feuer zu lesen, so will ich all mein Lebtage nicht — Bergreichenschäfe in Sachen Thalia's in eine tiefere Bahle gesetzt haben!“ Er wollte sagen: So will ich all mein Lebtage kein Sattelgeseß gewesen sein! Doch bekam er sich zur rechten Zeit, verschluckte die an seine verhängnisvolle Vergangenheit erinnernde Phrase und versäumte es darüber noch geschickt genug nur der von ihm sich angeeignet. Dann, seine Mähne schüttelnd, wandte er sich zum Abgange: „Gehorsamsten Guten Morgen, Herr Thür — Direktor! wollte ich sagen!“

„Guten Morgen, lieber Löwe!“ versetzte der große Mann. „Guten Appetit zum Frühstück, Löwe! Was hatte Euer tier ein Frühstücksgenuß?“

„Ein rohes Beefsteak und ein kleines Kümmelkur, Herr Direktor“, entgegnete, sehr selbstzufrieden sich von dem Mann wendend, der Dompteur der ihn erwartenden gastronomischen Freuden, des Mahmeisterstalles.

„Gratuliere! Gratuliere!“ entgegnete Auerhahn. „Ein rohes Beefsteak — echt löwenartig!“ Nun dann, nachdem der vorbildungsbeginne Knirps die Thür hinter sich geschlossen und weggetrampelt war, sagte er, indem er seine Cigarre zum freundschaftlichen Mal an diesem Morgen zu entzünden sich bemühte und ein Gläschen Cognac über sein Morgenbefinden und verschiedenen Angelegenheiten sich wichte, die er einem Buffet entlehnt, das neben dem mit portefeuillig schildernden farbenreichen Ölgemälde aus den „Räubern“ stand, und die sichende Aufmerksamkeit mit innigem Behagen in die gedämmige Kehle goß: „Wie viele Leute alle, die in meinen Lage leben, unter meinem Scepter glücklich sind! Wer hat jemals gehört oder gelesen, daß ein ehemaliger, ganz ordentlicher Lustspiel- und Schmitte von Nadelstich, wenn nicht gar Ritter zu seinem Frühstück verzehrt hat? O mein Maurice!“ so redete er weiter, indem er mit seinen schwerbetagten Augen seinem prächtigen Gleichbilde selbstgefällig die Wange kraßte, „an dir ist wahrlich ein König verdorben! Wenigstens dem Henri quatre, dem König von Frankreich und Navarra, hätte seine Regierungsgunst den Kang abgelaufen! Er rechnete es sich als höchste Gerechtigkeit, daß unter seiner Regierung jeder Unterthan am Sonntag sein Huhn im Topfe haben müsse, und wahrlich, Maurice! unter deiner Regide essen sich heute

Unterzeichnen alle Tage im spitzigsten Kirchenlatein! Es bieten Sattlergesell, der Bader nicht die Zähne beheben konnte und dem arzt half die Bähne plagen, wenn er seine Meister schimpft! Knaben her, Junge!" so rief Meister mit lustiger Miene wichtigen Lippen auf den Mund seines Lehrmeisters — „Ich muß dir einen Kuß geben! Ich bin dir gut! Ich und nun selbander hören! Du ewiglachendes Kerl! Du Magen der Musen! Daß er und sich Uebelthäter erhalte! Sie sind gern, diese Uebelthäter, und haben auch oft zum Mann gemacht! O, solchen Gnaden habe ich noch nicht gefunden in Basel!"

Nach dieser versteckten Expectoration sieht Meister sein Hauptheer zurück, hier seine gemeine Armee zurück und mit wenig an den Feind, in das zog die Armee ihren rechten Flügel gen. Die Rede des Obersten „Kocher" war eine der besten und am meisten bewunderten Reden Basthalm's in seiner Diakonie gewesen. In die Hand es so manche Neuigkeit erfuhren, daß so manches Jungfrechen — daß alle sie das wußte — hatte sich in den schönen, so freundlich und selbstzufrieden lächelnden Mann verliebt daß zum Sterben, wenn es in dieser glänzenden und um so ernsten Allianz befangen Rede, so übrigens in ihrer geschwätzerischen Lebendigkeit einer Seite keinen innerlichen Beifall gefunden, letzteres gefunden. Es manchen Blick auf manchen, flatzigen Stirnen leuter lichtvoll Augenmerken hatten war ihm zu Theil geworden

„Guten Morgen, Onkelchen!“ flötete das Kind. „Mutter Jenny läßt dich grüßen und du möchtest ihr doch, da doch bald wieder einmal Sonntagsruh ist, das wochentliche Wärmflaschlgeld mit fünf Thalern und einem Thaler Spesenzuschuß für ihre gestrige Leistung in „Pfennfug und Menschenhaß“ überlassen!“

„Hier, mein Kindchen! Hier, Mütterchen! Hier — mein Richtchen, wollte ich sagen! Hier ist das Neunfel! Stieß ich ja suchenden! Hier sind Summa sechs Thaler! Grüße deine Mutter und sage ihr, sie soll auch den Gurkensalat nicht vergessen, den sie mir zu heute Mittag versprochen hat! Nun geh, mein — Richtchen! wollte ich sagen. Oder willst du auch etwas? Du siehst mich fragend an, Clemmer“, fügte er hinzu, indem er die feine Mädchennase mit lebhaft funkelnden Auge betrachtete.

„Ja, auch eins wollt ich dir sagen, Onkelchen! Noch eins wollte ich dir sagen!“ erwiderte Mütterchen, indem sie mit beiden Händen zwei widerspenstige Wogen ihres Haupthaares hinter die zierlich schimmernden Ohren zurückdrängte. „Jenny läßt dich fragen, ob du zu deinem gestrigen Gurkensalat Kloß a la Königsberg oder gebratenen Schinken haben willst.“

„Kloß a la Königsberg!“ rief Aurbahn, indem er sich die wulstigen Lippen mit der langen, lüsternen Zunge beleckte. — „Kloß a la Königsberg! Mutina! Mein Lieberlein! In Riga und Königsberg, da habe ich, mein — Richtchen, meine Barabarellen zu seinem Amüsement gebraucht! Und hättest du sehen sollen! Toll war ich noch!“

Da holte Mütterchen die Zärtlichen und sieht das niedliche Ding vom grandiosen Aurbahn unter Dach und Fach Auge. „Und sind und das letzte noch nun ich zu sagen!“ rief sie, während eine runde Zornesfalte zwischen die über die Mangen lief. „Gottlob du, Onkel, den Lover noch einmal den Antrag, nur solche Grobheiten zu sagen, als wie es mir heute morgen bekannt hat — erzählt es mir noch einmal, du Lümmel gelegt: die Welt hat Mitleid mit die Liebe und du wolltest mit seine Kostbarkeiten gehen lassen, so wisse, daß ich die hiermit den Kauf kündige und zum letzten mal übermorgen die Gaskuche auf dem Gipfel des Mont Perdu in deinem wahnsinnigen dramatischen „Schmierigel“ tanze! Ich will ein ganzes Weib werden, ein durch und durch emanzipiertes! Ich will mir den Mann meiner Liebe selbst wählen und das Nest selber gru, wenn es mir gefällt! O, ich gerecke jetzt eine Verschwörung an, die sich, so wahr ich heiße, die ganze civilisierte Welt verbreiten wird! Sieben Mädchen in Uebelstädten haben bereits zu meiner Fahne geschworen! Seht doch diese ehrbarlichen Bordschaffer! Diese jämmerlichen Gänseliesereien wollen und ewig am Gängelbande führen! Sie wollen die Herren der Welt sein und bleiben! O, lächerlich, lächerlich! Alle wählt, Onkelchen! Reißaufen hier in Uebelstädten beim Aeltwerber, dem Wachtmeister außer Diensten Feldhengst, aber ich kannte bis in Zukunft keine Gaskuhn allein tanzen, das liebloser Nadenwelke!“

Und Mütina flog mit der Schnelligkeit eines rasenden Wirbelwindes aus dem Zimmer. Doch ehe man gehört, daß sie die Thür geschlossen, faßte sich Aurbahn nach der Stirn. Er fühlte sich getroffen, verwundet, übergossen, wenn auch nicht mit Blut, so doch mit Gift; die Cigarre war ihm aus dem Munde geschleudert. Ein balsamischer, fremdartiger Duft durchwehte das Zimmer. Der exotische Kobold Mütina war durch genug gewesen, von hinter der Thür aus eine Pfeffer-Spezitine an den sußen Honig ihrer würdigen Onkels zu zerschmettern, also, daß der Wasser, vom Schreck über die seltige Begrüßung übermannt, in die theatralische Pleite entgegenbrechen war: „O meine Kinder! Wie sie noch meinem — Honige gieret!“ Ueber welche Nebensart Mütinchen laut und grell gelacht hatte, um dann mit der Eile des vom Sturm getriebenen Winde den Corridor entlang die Treppe hinabzufliegen, bei welcher Gelegenheit sie drei mit Zeitungsmakulatur und Wurstfetten schwerbeladenen, die entgegenkommenden Herren Löwe, der die heute so unliebsam geworden, seine momentane Obmacht schlau benutzend, eine Maulschelle applizierte, daß es nur so gellte, und der kleine Negerjunge über die Limbar, die er zu befinden auf Stunde war, sich in die Krämpfe fiel.

(Fort. feiner Kapitel in nächster Nummer.)

Die Mormonen.

II.

Ungefähr 40 Meilen von der Salzseestadt fangen wir an, die unfruchtbare Oede der Wüste der wahrhaft wunderbaren Industrie der Mormonenvölk weichen zu sehen. Um die angesäete Schönheit einfachen grünen Grases zu wässrigen, muß man 800 Meilen weit durch Salzsteppe und Gruma gereist sein — durch

das unscheinbare, graublättrige Kraut, das man im Oberland zum Gänsebraten gebraucht, zu einem hohen Kult hohen Innigkeam aufgewachsen, mit einem geheimen Stamm, manchmal von der Dicke eines Mannesleibes; das letzte Gramm einer verkümmerte Art von Pflanze, die in nächtlichen Spinnen wächst, nur zwei Zoll hoch, und den Pflanz das Ansehen gibt, als ob sie mit silberlichtem Haar oder grauen Purpenhäuchen bedeckt wären. Ein anderer Name des Gramm ist „Bärlingkraut", und trotz seiner Traurigkeit, welche mit Hilfe des Silber alle Pflanz weblich von Herz Kräutern in eine Landschaft nach dem Geschmack der Dunkler verwandelt, ist es eine der nahrhaftesten Viehfutterarten und auf Hunderte von Meilen die einzige Nahrung des wandernden Viehhändlers.

Durch unglaubliche Arbeit, dadurch, daß sie Bäche von den Schneefuppen der Waldschlehe herableiteten und sie nach einem wohlausgedachten Plan künstlicher Bewässerung über die Ebenen verteilten, haben die Normannen-Landbauer die Fruchtgründe der Gebirge, durch welche wir und der Salzverkehr nährten, in fruchtbare Felder und Weideland verwandelt, deren smaragdgrüne Flächen unseren von so vielen Meilen schwarzen Gletscherglanz ermüdeten Augen wohltuet, wie eine alte Heimatserinnerung das Ohr beglückt, das vom langen rhythmischen Pochen der dumpfen heiligen Stimmen eines Gletscherfalls getrübt wurde. Wenn wir die Normannenanstrengungen mit den in ungeheuren Einöde vergleichen, konnten wir uns nicht wundern, daß sein Erfolg dieses Volk in seiner Tätigkeit bestärkt hat. Aber aber Belehrung und Bestrafung überschlichen durch, der kann leicht zu den Glauben kommen, daß von Gottes unbewußtes Volk es vermochte, diese unfruchtbare Wüste in so triumphierender Weise gleich einer Rose blühen zu machen.

Bei näherer Betrachtung bemerkt man an diesen grünen, lachenden Normannenlandschaften doch einen empfindlichen Mangel. Alles ist für die Natur getan worden, nichts für das Haus. Der gesegnete alte angelsächsische Begriff Heimat scheint überall gänzlich erloschen. Die Leute wagen mit sichtem, goldenem Getreide, das Vieh weidet in smaragdgrünen Seen saftigen Grases, die Scheuern sind von tüchtigem Bau, die Kamingemauerwände schweigt lustig um ihren wohlgefüllten Herdpunkt, indem so Wasser übergit oder Kummer naht; die Fenstchäume gedeihen, aber das Haus ist aber? Selbst da, wo deren Besitzer in besonders guten Umständen ist und seine Bauart etwas anspruchsvoller als durchschnittlich der Art, hat es doch noch lange nicht das Ansehen, als ob es der Wohnplatz glücklicher Menschen wäre, die einander lieben und, wenn in der Ferne, sich nach ihm zurücksehnen. Es sieht wie eine bloße Verrichtung aus, um darin zu essen und zu schlafen. Niemand scheint Stolz auf das selbe oder Ehrgeiz für dasselbe zu empfinden. Jene zarten Spuren des letzten Handanlegens einer Frau, welche auch einer bescheidene eine liebe Heimlichkeit machen und ohne welche der Steinpalast zur Behausung wird — jene geschickten Verrichtungen, welche Gemütlichkeit in Wohnraum machen — der weiße Leinenstreifen, welcher den Tisch des Gastes, der zum festlichen Willkommen für viele sinnige Dinge bereitmacht — das Gitter vor den tanzenden Abendlicht — das lustige Kätzchen vom Obstbaumbrunnen, ein Stückchen Sommer am Haus des Herrn — alle diese Dinge, sie fehlen an der Normannenbehausung ganz und gar und überall Mondmal kamen wir an einem Zaun vorüber, der drei Häuser umfaßt einen einsiedelt. Jede reiche Bauernmenschheit spricht von den Thieren verächtlich oder weniger sich im Herz heraus unter der Thür, verächtlichen ungeschämte, bellmelkende Mütter, die einen gemeinschaftlichen Garten haben — und es wurde uns klar, wie kam von vielen Meilen besonders Interesse für das Aufleben eines Wohnung fühlen konnte, die sie in so unglaublicher Gemeinheit umarbeiten! Ein armes Neuengland-Gehöft hat ihre Blumen, die an den Thürpfeile hinaufranken, oder die Gartenbeet vor dem Hause; aber wie schnell würden diese verwelken, wenn die nur, diese Handthun ihren Garten mit Frau Dolla Pfaff nebenan theilen müßte!

Der erste Normannenhaushalt, den ich zu besuchen, erhielt sein Leben und Gedeihen durch Kindheit, Drigham Young's empfohlenen Anhängen und den nächsten nach ihm für die Pfaffenwirtschaft. Es war auf der niedrigen Pfeilhöhen von dem Salzsee, in einem grünen Thalgrund in Pfaffenhaben (nach dem berühmten Aeltesten Parley-Pratt genannt) gelegen, und da ich vor der Wohnung einen wohlbekannten Karrwich erblickt, so trat ich auf Hund und bat um eine Schale Milch und Brot — die gastlichen Mormonen nach einer Wohnung von Speck und Salzmaulbeeren, wie wie sie in den Gebirgen gebaut hatten. Eine hübsche, mütterlich aussehende Frau mit einem dunkelrosigen Gesicht, grauem Haar, angeblich 60 Jahre

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Das Zimmer vom vorigen Act. Statt des Toilettentiſches ein gewöhnlicher Tiſch mit zwei Stühlen. Rechts ein Tiſch mit Feder und Tinte. Tony ſitzt links vom Zuſchauer und zeichnet. Guſtav.

Guſtav (ſpricht in ſein Zimmer rechts vom Zuſchauer hinein).

Vergiß nicht, an jedes die rechte Nummer zu ſchreiben und lege die Verzeichniſſe bei! Eins, zwei, drei, vier, fünf Packete! Wenn Du mit der Signatur fertig biſt, dann ſag's! (Macht die Thür zu.) Ich wollte mich erholen und komme den ganzen lieben Tag nicht aus meinen Arbeiten heraus. (Bemerkt Tony.) Ah, liebe Tony! Sie werden ſich die Augen verderben. Es iſt ſchon ſpät. Ihr Bild hab' ich angeſehen. Es macht dem Meiſter Ehre und Ihnen.

Tony (zeichnend).

Ihr Bild? Sie? Ihnen? Ich dachte, es bliebe dabei, daß wir uns Du nennen wollten?

alt, erhob ich sofort, um meine Bitte zu erfüllen, und während die Pferde gewechselt wurden, hatte ich Zeit genug, die Bekanntschaft zweier hübschen jungen Frauenzimmer zu machen, die kaum über zwanzig Jahre alt waren und deren jede ein Kind auf dem Arm hatte, die nicht über drei Monate im Alter verschieden waren. Denn, wie ich war in Bezug auf die Sitten der Heiligen, glaubte ich, das eine dieser jungen Mütter sei aus dem Nachbarhause herübergekommen ist, um nach der Gewohnheit unserer Besitzungen jugendlichen „Wunder" im Opern die „Babies" gegeneinander zu vergleichen.

Als die alte Dame mit der Milch und dem Brot zurückkam und beide junge Frauenzimmer sie mit „Mutter" anredeten, war ich daher so kühn, zu ihr zu sagen, daß ihre Töchter ein hübsches Paar Kinder hätten.

„Hübsch sind sie auch!" sagte die alte Dame etwas geringschätzig, „aber es sind auch die Kinder meines Sohnes!" Und dann, als wenn sie entschlossen wäre, den „Heiden" mit einemmal vom Kopf bis zu den Zehen in die Realität des Mormonenthums unterzutauchen, sagte sie hinzu: „Diese jungen Damen sind die Frauen meines Sohnes, der sich jetzt auf einer Sendung nach Liverpool befindet — der junge Herr Kimball, der Sohn Heber Kimball's — und ich bin Heber Kimball's Frau."

Ein Weltbürger, vorzüglich einer, der doch schon wußte, daß Utah sich nicht durch seine Monogamie auszeichnete, hätte sich eigentlich schämen, durch den ersten Anblick der praktischen Verwirklichung des Mormonenthums so aus dem Concept gebracht zu werden, wie es mir geschah. Ich starrte — ich glaube, ich wurde etwas roth — ich versuchte eine Entschuldigung zu stottern, und der eine scheußliche Gedanke, der hartnäckig oben auf blieb, schien mir zu sagen, sie müßten ihn aus meinem Gesicht lesen, was: Wie ist es möglich, daß diese jungen Weiber dasitzen und ihre beiderseitigen Babies ansehen können, ohne sich gegenseitig mit den Nägeln ins Gesicht zu greifen und sich einander an den Haaren zu zausen? Heber Kimball löste mir später die Frage, indem er sagte, es sei „ein Triumph der Gnade".

Ein anderer Triumph der Art war Frau Heber Kimball selbst. Sie war eine Frau von hervorragendster Persönlichkeit, mußte in ihrer Jugend schön gewesen sein, und wenn sie in irgendeinem civilisirten Lande gelebt hätte, würde sie das Oberhaupt der Gesellschaft am Ort, der sie wurde Gott der „Communisten" gewesen sein, während sie, in Neuyork zu Hause, nach dem Gesetz der Gravität in den Präsidentenstuhl eines halben Dutzend „Weiblicher Unterstützungsgesellschaften" und Vereine für moralische Reform niedergesessen sein würde. Und hier mußte diese Frau von starkem Geiste, wie ihr Mann später gegen mich selbst anerkannte, sein bester Rathgeber und seine rechte Hand während eines längern Ehestandes, mit ansehen, wie ihr Eigenthumsrecht an dieses Ehegatten Liebe getheilt und wieder getheilt und in einzelnen Partellen verliehen wurde, bis nur ein Dreißigtel davon ihr eigen war! Sie mußte dies mit ansehen, nicht blos ohne Schmerzen, sondern zur Beruhigung ihres Gewissens und unter der Billigung ihres Verstandes! Obgleich wenige Ehefrauen in Utah dem Gemahl so früh in ihrem Leben ins Gesicht zu schauen gelernt hatten wie diese Frau von kräftigem, emphatischem Naturell, so bin ich in der That keiner begegnet, deren Parteinahme für die Vielweiberei so unzweifelhaft und so berechtigt gewesen wäre. Sie war eins der sonderbarsten psychologischen Probleme, die mir jemals vorgekommen. In Wahrheit, ich bin beinahe geneigt, zu glauben, daß sie den Mormonismus früher als ihr Mann erfaßte, und indem sie die Initiative ergriff, sich den Platz der einzigen, echten Ehefrau im Harem sicherte, indem die Nachweiber Bruder Heber's mehr ihre Lauscherinnen als Schwestern wurden. Sie blieb unverkennbar seine Favoritin.

Eines Tags, als die Zimmerleute im Opernhause am Salzsee den Landboden für den vierten Juli-Ball legten, geriethen ich mit Heber in ein Gespräch über das Vorkommen von Nationalitäten, das in Utah zusammenkommt. Heber wurde sattungsvoll wohlwollend und drückte seine Neigung für jede nachfolgende Rasse, sobald sie erwähnt wurde, aus.

„Ich liebe die Dänen zärtlich! Ich habe eine dänische Frau!" Dann, zu einem sich ausschließenden Zimmermann gewendet, der in seiner Nähe hämmerte — „Du kennst Oberländer? — He, Bruder Spudge?"

„O ja! Kenne sie recht gut!"

Einen Augenblick nachher: „Die Isländer sind ein liebes Volk! Meine irische Frau ist eine der besten, die ich habe!"

Dann wieder: „Ich bin den Deutschen gut! Habe auch eine deutsche Frau! Du kennst Katharine, Bruder Spudge? Du weißt, sie konnte kaum

ein Wort englisch sprechen, als sie ankam; nicht, Bruder Spudge?"

Bruder Spudge erinnerte sich dessen, und Bruder Hebel fuhr fort, die Mitglieder seines Harems nacheinander zu nennen und deren Vorzüge mit seinem niedriger stehenden Neben-Polygamisten vom Hammer zu besprechen; als ich aber zufälligerweise der ältesten Frau Hebel Gratulation that, von welcher ich natürlicherweise erwartete, er werde sie jetzt wie ein vergessenes Zeichen aus den untern tierischen Stadien seines ehelichen Lebens betrachten, und auf die Unterredung Bezug nahm, die ich am Nachmittag vor meinem Eintritt in die Stadt mit ihr gehabt hatte, da veränderte sich sein ganzes Wesen zu einer schicklichen ehemännlichen Würde, und ohne sich nach einer Bestätigung seiner des „Innerlichsten umzusehen, antwortete er mit Gewicht:

„Ja, das ist meine erste Frau und das beste Weib, das Gott jemals schuf!"

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Englische Bureaukraten.

Von Henry Brevoort.

Dem Lord-Mayor von London oder dem gemeinen Lord-Mayor, wie die Franzosen ihn mit besonderer Verehrung nennen, schreiben Ausländer eine Macht und einen Einfluß zu, deren Besitz in der That den gewöhnlichen runden Bürgermeister der Stadt von London sehr in Verlegenheit und Grübeleien setzen würde, wenn er sich dessen wirklich erfreute. Es gibt wenige Dinge, die nach ausdrücklicher Anordnung der Lord-Mayor nicht thun kann. Die Überflügel von Temple-Bar zu schließen und den Souverän außerhalb dieses Eingangs zur eigentlichen City warten zu lassen oder gar demjenigen zu heißen, ist freilich Kinderspiel für ihn, ebenso, einen widerspenstigen Alderman im Tower auf Stundenarrest zu setzen. Ja ich habe das Buch eines gründlichen Landsmanns gelesen, der die Entdeckung gemacht, daß die englischen Pairs des Reichs aus Wachen hervorgingen, und es sollte mich nicht wundern, wenn derselbe viel fortarbeitende sehr gelehrte Herr dem Lord-Mayor die eventuelle Würde eines Regenten während der Unmündigkeit des Thronerben zuschreiben sollte, in der neuen, vermehrten und verbesserten Auflage seines Werkes über „Alderman Portsdown".

Die überwältigenden Begriffe von den Funktionen des Gemeinwesens hatten sich von den großen Dimensionen, welche der äußere Raum in Betreff der dahinter versteckten großbürgerlichen Macht vollkommenheit erwerben konnte. Aber eine britische Institution gibt es, die nicht nur Ausländer, „unmachtete Fremde", aus „Fatherland", wie man Deutschland im Sammelbegriff in London nennt, sondern Engländer zuweilen selbst mit einer tiefen und fast schauernden Ehrfurcht betrachten, als begabt mit Mächten, die in Geheimnisse wie in ein Leichentuch gehüllt und deren Gebiete undurchdringlich wären. Dieses Institut ist der „Chancery-Court" oder „Court of chancery", ein Name, der im Deutschen mit dem redlichen Titel „Ober-Kanzler-Revisions- und Appellations-gerichtshof nebst Vormundschafts- und Pupillen-collegium" ebenso erhalten als erschöpfend wieder gegeben werden könnte. Auf dem französisch redenden Continent sind diese Collegien sehr einfache Gründungen, gewöhnlich ein Appellhof mit einem cour de cassation und ordinären Gerichten, die nur wenig Aussichte oder Muße oder Raum für „zweifelhafte Pointe" oder „Zeit zur Inbetrachtnahme" gestatten. Wenn ja dem außerdem noch ein Kanzler oder Siegelbewahrer existirt, ist er meist nur eine Ornamentalperson, die einen Hofstaat trägt und an der Spitze der übrigen richterlichen Collegien im geeigneten Moment den verneigten Bückling zu machen hat. Aber welche Feder kann nach Dickens' „Bleak house" es nur wagen, die Macht und das Unheil, den Glanz und die Grabesnacht einer englischen Lord-Chancellorship zu schildern? Hunderte von Pfunden, fette und magre, sind seine Gabe zum Verderben; kein sterblicher Sonne kann das langwierige Amt eines unterschlichen Friedensrichters erhalten oder erwerben ohne seine Sanction, er ist der Vormund von viel tausend jungen Damen mit Pomp-Hoffen und Vermögen in Perspectiven; er ist der Protector von tausend Unglücklichen, die unter Curatel gestellt oder im Irrenhause sich befinden — die Irrsinn in allen Graden ist eine Folge des verzehrend langsamen Gerichtsganges, der bei diesem Gerichtshof zu einem traurigen den Ruin von Leben und Glückumständen umfassenden Sprichwort geworden ist. Er ist der „Sprecher" im Hause der Lords, auf dem historischen Wollsack thronend, den in jeder Session wieder auszufüllenden der schlaue Obergeist verschiedener Parteien des Unterhauses ist. Er ist der oberste Kopf, der erste „Knopf mit Haarschweif" der Perücken der Advocaten, die bei ihren haarsträubenden Kostenrechnungen den Clienten, wie jener irländische

Jahrgang seinen Patienten, mit der sittlich-entrüsteten Frage schweigen machen konnten: „Weshalb, schnöder Sterblicher! Habe ich dich nicht vor deines Zahnes entledigt, sondern dich auch dabei siebenmal durch alle Winkel der Stube gezogen?“ Und am ersten Tage der Gerichtstermine hat der Lord-Chancellor das stolze Privilegium, durch die ganze Länge von Westminsterhall nach dem Gerichtssaal zu schreiten — er allein eine Prozession in sich selber, während ein Gentleman mit großer Allongenperrücke auf dem 1½ Millionen englischer Gesetze einhäufenden Schädel und mit einem Schwert an der Hüfte das große Siegel von England vor ihm herzutragen pflegt, während ein anderer von der Firma „Fänger und Mieser“ die Schleppe seiner mächtig flutenden Robe schwenkt.

Möglich, daß ein empfindsamer Landsmann daheim dies alles sehr „respectswidrig“ findet. Lewisham bei „zur Gibelung“ erwidert, daß der Lord Kanzler Lord Westbury selber seine bessere Meinung von den eingerissenen Mißbräuchen der Lord-Chancellorship hat. Manches hat er „gändert“, aber kaum „verbessert“, und was ganz Absicht war, ist von der Legion und aber Legion Advocaten zu neuem Uebel umgemodelt. Solange nicht eine scharfe Reform den Geschäftsgang und die Jahrzehnte dauernden „zweifelhaften Punkte“ und „Inbetrachtnahmen“ tüchtig kurz geschnitten und diese in Samen geschossene „Actenexegese“, zu deren Vertheidigung nicht ein einziger „Nichtadvocat“, welcher Partei er auch angehöre, auch nur je ein weltverlorenes Sentzchen beigesteuert, — durch frischen Nachwuchs verdrängt hat, muß man es den vielen Hunderten, die darunter litten, vergeben, wenn sie, lediglich an ihre individuellen Bedrängnisse denkend, das ganze alte gründliche Institut einen sehr alten, sehr sündlichen, aber thränenschweren Humbug nennen. Lob in der populäre Name dafür, seit wahre Ungeheuer die Milchzähne gewechselt und sich über die ersten Pantalons heraus.

Ich ergänze mit alle Commentare und übersetze einfach, einen nach dem andern, zwei ebenso gehaltene Berichte. Sie betreffen zwei Todesfälle.

„London, 2. November 1862. Verdächtiger Tod einer Millionärin. Die von Bezirks vorgenommene Untersuchung der den Tod von Mrs. Elisabeth Mellis begleitenden Umstände wurde wieder aufgenommen und dauerte durch Mr. Carter am Montag Abend in der Taverne „Herzog von Northumberland“, Worship-Street, Shoreditch. Die Verstorbene wurde, dem Tode durch Abzehrung und Nahrungsbedürftigkeit nahe, in der Straße aufgefunden. Sie hat erwiesenermaßen infolge eines im Jahre 1856 gerichtlich anerkannten Testaments seit 1798 Erbansprüche auf 3,[illegible] Pf. St.“

„London, 7. December 1862. Plötzlicher Tod einer Almosenempfängerin und Erbin von [illegible] Pf. St. Gestern Abend fand vor dem Coroner Dr. Lancaster im Bierhause „Elephant and Castle“, Kings-Road, Camden-Town, eine Besichtigung des Leichnams von Jane Pepe, 71 Jahre alt, wohnhaft im St.-Pancras-Arbeitshause, statt. Es wurde erwiesen, daß sie bei einem Ausgang in St.-Pancras Road vom Schlage getroffen niedergesunken war. Dr. Sutherin ließ die Leiche nach dem Todtenhause des Sprengels schaffen. Es wurde ferner nachgewiesen, daß die Verstorbene erwarten durfte, bald in den Besitz von [illegible] Pf. St. und Zinsen seit — 1720!! — zu kommen. Die Todtenjury gab ein Verdict auf Tod aus natürlichen Ursachen.“

Beide Verstorbene waren Wards (Mündel) „in Chancery“, und seit letztem Jahrhundert stritten sich die Advocaten über „zweifelhafte Punkte“ und der Gerichtshof übte die „Inbetrachtnahmen“. Oft stehen solche Processe erst aus, wenn das Object in „Kosten“ verzehrt und der Erbe längst unter dem Rasen ruht. Der Engländer, der eine märchenhafte Geduld speciell mit diesen alten Scharteken an den Tag legt, nennt Dieses „mit dem red tape arbeiten“, d. h. mit der „rothen Schnur“. Diese rothe Schnur hält die Akten zusammen, wo immer ein „Journal“, ein „Collegium“, das Wohl und Wehe des vereinigten Königreichs zu „remüdiren“ hat. Diese rothe Schnur schnürt jede durchgefallene conservative oder liberale Parlaments- und Wahlreform gut und sicher ein, ebenso wie die, welche noch kommen sollen. Diese rothe Schnur ist sehr beliebt bei Testamentseröffnungen, wo sie [illegible] die Actien den Advocaten und die Schalen den Gierigen überläßt, und zeigt hierbei die meisten und verwickelten Knoten; diese rothe Schnur hat schon Armeen erwürgt, [illegible] vom Verpflegungsschwindel im Krimkrieg, und läßt die Regierung sündhaft so theuer kommen wie jeden Privatmann; diese Schnur hat sogar eiserne Dampfboote in den Grund gezogen, [illegible] vom „Orpheus“ (1861), der mit 200 Menschen bei Neufundland unterging, weil die Admiralität

behörden versäumt, dem Kapitän die verbesserte Seekarte jener Küsten zu behändigen, und so vor dem „Anglo-Saxon“ im Mai des vorigen heitern Jahres, der bei Cap Race zu Neufundland in Trümmer ging, weil die Admiralität in London „aus Eifersucht auf das Ausländische“ sich nicht hatte entschließen können, eine amerikanische Sturmbake auf jenem Cap aufzustellen, obgleich Anträge dazu von einer amerikanischen Gesellschaft gemacht waren. Die rothe Schnur hat mehr Leben gekostet als die grünseidene, mit der frühere Sultane einen mißliebigen Pascha bedachten, der sie herzlich küssen und sich dann damit selber erdrosseln mußte.

Eine Thatsache ist zu Tage gefördert, die jeden arbeitsmüden Subalternen ausrufen läßt: „Heureux employés!“, von der Existenz von Sinecuren kunde gebend, die alles in den Hintergrund drängen, was je im heiligen römischen Reich deutscher Nation in ähnlicher Weise gesündigt worden sein mag, und die nur im Treibhaus des englischen Lord-Kanzlers zu so gediegener Fülle und Vollkommenheit gedeihen konnten. Für die Registrirung von Kauf und Verkauf von Grundeigenthum ist in London ein neues „Office“ errichtet unter dem Titel: „Land transfer office“ („Landübertragungsamt“). Dieselbe etablirte sich auf glänzendem Fuße. Wir sehen da einen Vorsteher mit 2000 Pf. St. (14000 Thaler), einen Vorsteherpassistenten mit 800 Pf. St. (5333 Thaler), einen ersten Registrator mit 500 Pf. St. (3333 Thaler) und ein Rudel von „Clerks“ (Unterbeamten) mit angemessenen Gehalten. Diese gigantische Maschine hatte im Laufe des ersten Vierteljahres ihres Bestehens nicht mehr als fünf Verkäufe registrirt. „Ein außerordentlicher Beweis, für wie unumgänglich nothig das Publikum jenes Institut erachtet.“ So sprach die Presse; doch sie traf den Nagel damit nicht auf den Kopf. Jenes Bureau, wenn gut verwaltet, würde einen großen Zuwachs haben, da es Landübertragungen im officiellen Wege für 5 Pf. St. ermöglicht, wofür sich die Advocaten 50 Pf. St. entrichten lassen. Der Grund lag anderswo. Man höre!

Eines schönen Sommermorgens, nach einer harten Sitzung in dem Queens-Bench-Gerichtshof, erklärte der präsidirende Lord-Kanzler seine Absicht, in eigner Person eine Untersuchung der Thätigkeit und Geschäftsführung jener sagenhaften Behörde vornehmen zu wollen, und zwar — ein selten Ding für einen Lord-Kanzler — ohne den fassten Verzug. Gesagt, gethan! Kaum hatte der Gerichtshof die Perrücken sorgfältig beiseite gelegt, die knitternden Roben der Rechtsgelehrten an den Nagel gehängt, und Kanzler und Advocaten, Papiere und blaue Actenbeutel unter dem Arm, stellen sich in Reih' und Glied, ganz andern Gerichtsbeamten gleichend. Der Zug setzt sich in Bewegung, völlig in kasernartiger, hierarchischer Ordnung, der Lord-Kanzler voran in tiefsinnigem Paradeschritt und die andern Gelehrten des Gesetzes, von dem das englische Sprichwort sagt, „es sei ungewiß“, in respectvollen Distanzen hinterher. Es ist auf dem äußern, gegen zwölf englische Acres großen Platze „Lincolns Inn Fields“, wo die neue Behörde ihren Platz oder besser ihr „Palais“ hat. Die Procession langt am Portal an. Der mit einem Medusenhaupt verzierte schwere mißlungene Thürklopfer rasselt sein „Rattetatap!“ — auffliegen die Flügel und in der Dämmerung der Vorhalle erscheint — ein kleiner Knabe von etwa neun Jahren. Er machte seine einstudirten Honneurs und starrte dann neugierig die verwunderten Gruppen an.

„Wo ist Mister Scullet?“ fragte der Lordkanzler.

„Sorten ausgegangen, Sir!“

„Wann kehrt er zurück?“

„Heute nicht!“

Mister Scullet ist der Vorsteher mit 2000 Thalern Gehalt.

„Und Mister N.?“ fragte das feierliche Haupt weiter, leise Wellen auf der Stirn.

„Auch ausgegangen!“

„Wann kehrt er zurück?“

„Uebermorgen!“

„Und Mister N.?“

„Auch ausgegangen!“

„Und Mister O., P., Q., R., S., T., U.?“

„Alle ausgegangen!“

Commandeur und Armee waren durch den kleinen fast Nase hohen Knaben vertreten.

Der sehr ehrenwerthe Lord, roth vor Aerger, wendet sich schwerigend um zu seinem Gefolge, das wie auf Commando nach der Decke blickt, vermuthlich einige sehr interessante Kunstspinnen entdeckend oder um den tückischen Krampf der arbeitenden Lachmuskeln zu verbergen. Ohne eine Silbe zu äußern, macht der Lord kehrt, und so that die ganze Procession. Aber noch ehe sie hundert Schritte gethan, hörte sie eine feine Discantstimme hinterherrufen: „Hallo! Gentlemen! Man wird Ihre Angelegenheit jedenfalls in Erwägung ziehen!“

O weh!

Die Robinsonaden.

G. H. — „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind“ Dieser Satz gilt nicht nur auf religiösem Gebiet. Die seltsamsten und abenteuerlichsten Gaukelbilder haben in der Regel auch die aufgeschnittensten Lesertreise gefunden. Das Genie des Lesenden ist nach dem Geschmack und der Mode des Zeitalters verschieden, aber die Gattung bleibt dieselbe. Im Mittelalter lieferte die Heiligenlage den angiebigsten Stoff zu phantasiereichen Lügenbildern, später haben angeheuerte schottische Ritter- und Räubergeschichten mit ihren Lesergiegen ein großes Publikum nicht weniger erbaut; heute ist die Kriminalnovelle eine der beliebtesten Lesefutter.

Darwinismus, aber doch auch derselben unverwüstlichen Lust des Menschen an dem Abenteuerlichen verwandtgesagen sind die sogenannten Robinsonaden, welche ursprünglich durchaus nicht als Jugendschriften erschienen, sondern in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gerade die einzelnen Leserkreis mit Nahrung und Begeisterung erfüllten.

Der gerade in jener Zeit immer mächtiger anschwellende Strom der Auswanderung, die immer neuen Ansiedlungen in Amerika, die neuen Entdeckungen und Eroberungen in der Südsee, die Gründung überseeischer Handelsgesellschaften, alles trug dazu bei, die Einbildungskraft für wunderbare Reiseabenteuerungen empfänglich zu machen. Auch ein anderes Umstand kam hinzu: auch der Abgeschmacktheit des herangereiften Fortschritts, auch dem überschwenglichen Bleiben und der eitlen Verklärung begann sich Herz des europäischen Menschen sich allmählich herauszuschälen in die Freiheit einfacher Naturzustände, in gewisse Kindheitsstand der Menschheit, den Rousseau's Phantasie so trügend zu schildern wußte.

Natürlich, daß diese Märchenlust des Jahrhunderts den Augen Kräften aufgebracht wurde. Im Jahre 1715 ein Mordsarrt unter dem Namen Plalmenazar nach London und veröffentlichte dort eine genaue Beschreibung seiner angeblichen Vaterlandes, der formosa, insgleichen Insel Formosa. Die Schilderte sie auf das Insel herrschenden Sitten und die einzelnen und machte zugleich das Alphabet und die Grammatik seiner heimatlichen Sprache zum ersten mal bekannt. Sein Buch war mit vielen Karten, Plänen von Ortschaften, Gebäudeansichten, Kindertrachten, besonderen Kriegsformen reich mit einer genauen Karte der Insel Formosa geschmückt, erregte das allgemeinste Aufsehen und wurde in viele Sprachen, auch ins Deutsche (Leipzig 1716) übertragen. Plalmenazar hat zum Schriftsteller über, und der Inhalt von Inseln war nicht wenig Lust auf diesen gelehrten „Sohn der Wildnis“. Ja noch mehr: Plalmenazar gelang es bereit, auch seinen Landsleuten das Evangelium bekannt zu machen, und die englische Missionsgesellschaft beauftragte ihn, aus ihre Kosten Bibel und Katechismus in die Sprache Formosa's zu übersetzen. Aber allen Seiten wurde er mit freiwilligen Geschenken überhäuft, und der außerordentliche Erfolg seines Buches begründete vollends sein Glück. Und doch war das Ganze ein Schwindel, die Insel Formosa ein Utopien, Plalmenazar nur ein herabgekommener französischer Abenteurer, der sich in seinem Exile erschienenen Memoiren selber über verschiedene Spekulation lustig machte. Wir lächeln über solche Leichtgläubigkeit, aber hat nicht auch das heutige Frankreich ein „Buch der Wilden“ erlebt, und wäre es nicht denkbar, daß selbst Herr Du Chaillu sich noch einmal den Spaß machen könnte, den Ober seine afrikanischen Abenteuer mit dem Gorilla entzückten Leser in ähnlicher Weise abzufühlen?“

Der Erfolg, den Plalmenazar erzielte, hatte jedenfalls bewiesen, welchen Stoffe auf die Dauer das damaligen Leseglückkund reichen durften; und darum teilte, wie selbst großer Betrug ein gewinnreiches Spiel entreiben, nicht auch einmal das harmlose Lustmal einen echten Lumpkerl sich gegrieb. Denselben hieten! Als nachrichtlich Nache der Engländer Defoe, als er drei Jahre später seinen „Robinson Crusoe“ schrieb, jenes Buch, dessen Name schon das Paradies unserer Kindheit zurückzaubert und jene glücklichen Tage wieder in unserer Erinnerung weckt, die wir mit seinen armen Matrosen und so freudig auf eine wüste Insel verschlagen ließen. Armut und Not begeistert mit dem Verlassenen theilten und seinen höhern Genuß kannten, als mit Robinson und seinem Freitag der dritte im Bunde zu sein.

Rud der Knabenzeit, auf der Knabenzeit
Zieht ein Lied mir in den Sinn;
Ach, wer, wer, wer weiß,
Ach, wo wer, wo wer,
Dalben steh du, Jahin!

Damals gingen wir ganz auf in jenem Stoff und der Verfasser des „Robinson“ stimmte mit wenig Mühe sag und lachen, zu weinen, daß der Dichter des „Robinson“ zugleich ein bedeutender politischer und volkswirtschaftlicher Schriftsteller gewesen, daß er zugleich der erste Begründer des öffentlichen Kredits, der Begründer unseres Gegel- und Versicherungswesen und moderner Sprachlehre war, daß er mitten unter den Kämpfen der Revolutionszeit und Parteikämpfen in England als wahrer Patriot lebt und tot für Wohlfahrt der politischen Freiheitsideen kämpfte, so, von beiden Parteien verfolgt, auch trotz Lage lang zu kerkern am Pranger stehen mußte, daß er endlich, durch die Knechtschaft des eigenen Gehirns um alle Existenzmittel gebracht, in kümmerer Armuth gestorben ist, er, der durch seinen „Robinson“ unzählig und abertausend Kindern die schöne Kindheit bereitete!

Die Anregung zu den schottischen Matrosen Alexander Selkirk auf der Insel Juan Fernandez war dem Dichter von den Hebriden bekannt; im übrigen sind alle Situationen von ihm erfunden, und das Verhältnis seiner Lebzeit besteht eben darin, daß er

dem Gedichteten durch die lebendigste, naturwahrste Mannaleere Zug für Zug den Schein eines wirklichen Glaubwürdigkeit in treuherzigster Darstellung zu verleihen versteht. „Der Robinson“ ist gleichsam eine Art Philosophie der Geschichte, die uns die allmähliche, naturmäßige Entwicklung des Menschen geschichtlich in seinem Lebensbilde klar veranschaulicht. Wir sehen hier, wie der Mensch mit innerer Nothwendigkeit Stufe um Stufe aus dem rohen rohen Naturzustand zur Bildung und Gesittungen sich erhebt.“

Kein Wunder, daß dieses Buch eine so merkwürdige Verbreitung fand und gleich bei seinem ersten Erscheinen von alt und jung, von hoch und niedrig verschlungen wurde. In fast alle Sprachen der Welt wurde es übersetzt, in London, Paris und Petersburg ebenso begierigst wie in dem Bücherstadt bei Frankfurt aufgenommen, der es bekanntlich „die Perle des Orients“ nennt. Vor allem in Deutschland hat es von seinem hohen Anfang, einem Lande, das gerne sich auf den heutigen Tag gar Vieles wichtig thut, selbst den jetzt mit wenigen Ausnahmen auf unterstem Niveau auf die Wunder des Meeres blickt.

Im Jahre 1721 war die erste deutsche Uebersetzung des „Robinson“ erschienen, und in der Folge eine Bearbeitung der andern, die Lange die hat allein über fünfzig Auflagen erreicht. Dazu kamen „stille Nachahmungen. Wie es einem französischen, holländischen, schwedischen, italienischen, spanischen, schweizerischen, isländischen Robinson geht, so hatte bald zwar nicht das gesammte Deutschland — auch dies ist charakteristisch! —, wol aber fast jeder deutsche Landestheil seinen leibhaften „Robinson“. So gibt es einen brandenburgischen, berliner, schlesischen, oberösterreichischen, böhmischen, schwäbischen, bayer, fränkischen, sächsischen und leipziger „Robinson“, Nachahmungen, die alle hinter dem englischen Urbild weit zurückbleiben und keinen andern Zweck haben als den, einen augenblicklichen Vorgang durchzubeuten. „Warum soll man großartig sein, die Lüge allerwärts zu dem bekommen zu lassen“. Warum setzte es in Deutschland nicht ebenso gut Robinsone geben können als in England? Hatte nicht einer der Reisenden seine Geschichten, und schreibfertig damit, daß es seinen Helden gerade so einem speziellen Inselabenteuer gebrauchte?

Der Name Robinson wurde ein Art Lang in Deutschland und Nachfolgschaft jeder buchhändlerischen Reklame, unter welcher sich allerlei Lang- und Mode machen suchte. Wieder ein Beweis seiner ästhetischen Ansichten über die wahre Poesie verbreiten und etwa gegen den hohen Schmidt der zweiten schlesischen Dichterschule zu setzen suchen, so glaubte es diesen Absichtlung seinen empfehlenden Titel geben zu können als: „Der unter der Maske eines deutschen Poeten entlarvte Robinson“ (Leipzig 1724). Ein deutscher Poet kommt hier in den christlichen Arbeiten mit Robinson zusammen und erzählt darüber seine Gedanken über das Meisen der Dichtkunst. Der wollte ein Buch praktische Anleitungen geben und dem Publikum seine Bekanntmachung angenehm, so that er dies einfach als „Der nachmachte Robinson“ (Leipzig 1722). Natürlich auch es auch einen „geistlichen einen moralischen“, einen „philosophischen“ und „auf gelehrte Robinson“. Auch die Komödie bemächtigte sich bereits belachten Stoffs, es gibt einen „komischen Robinson“, und dem man keinen Lang, wie „der Himmel die Sünden der Jugend im Alter zu strafen pflegt“, 1740 getrieft zu „Warmungsstadt“.

Sinkt in diesen Schriften die deutsche Robinsonade auch tief hinab, so entstand andererseits unter dem Einfluß jener englischen Muster ein deutscher Roman, der in seiner Art ein klassisches Volksbuch genannt und dem „Simplicissimus“ an die Seite gestellt werden kann, obwol es jetzt viel weniger bekannt ist als dieser. Es ist nach der vom Ludwig Schmidt unter dem Namen „Gisander“ veröffentlichte Geschichte von der „Insel Felsenburg“, die vom Ludwig Tieck mit Recht neu hervorgezogen wurde. Namentlich Wie Mount kann hier als ein echt deutscher Lang und als eine Weiterbildung des englischen „Robinson“ gelten. Dieser, ob auch selber in seinen Lebensverhältnissen bedauernswerth, weiß doch sein Vaterland in mächtigen Anschauung begeistert und einer hoffnungsvollen Zukunft entgegenzuführen. Schwerlich sind darum nicht Irren, daß es unter Umständen ein glückliches Gegengewicht zu nennen ist, wenn der Welt und ihrem politischen Treiben, ihren faktischen Gewalten gegenüber zu sein. Der deutschen Zustände mit Recht bedauern mochten von den sieben Gesichten so betrübt, sein von allem leidvollen, egoistischen Weltwesen, auf ihrem friedlichen Eiland sich ein glückliches und patriarchalisches Leben zu gestalten. Dort ist ein Robinson in unermüdlicher Thätigkeit, seine wahre Bestimmung des Daseinlichen, sein Fortschreiten von Gründung zu Gründung, was unter Interessen vor allem kommt, den Fragen weiß durch das Gange der Hand befriedigter Behaglichkeit, den ewigen Gegensatz hinterdrückt, in der Einfachheit einer schönen Natur ein Ziel und jenen Frieden gefunden zu haben, den selbst Gelehrte der Welt nicht zu geben vermag. Dazu kommt eine große Fülle der Empfindung, selbst in leichter Form, die unter der Feder eines warmen Naturs unwillkürlich eine ausdrückliche Gestalt gewinnen hatten.

Allerdings Lieder, ein Jüngling und Knaben, von gesunder Jahren, meist, durch Schicksal verschieden, und Gewandte, jener ein tapferer Offizier, dieser auf der Insel. Er ist ein Bruder und Gemahlen, ihr Freund und Gemahlen in treuer Gastfreiheit. Da er macht sich besonders Liebe zu der in seinen jugendlichen Jahre. Aber Gewalten ist es nun, so wünschenswerth es auch wäre, die seine Liebe zu gestatten. Unsicht entfacht Gewalten das Gefühlsamkeit seiner Gespons: sie willigt ein, ihm entgegenbleibt. „Unter diesen ihren Augen Arbeit“, so schreibt der Englische in sein Tagebuch, „sahen ich zum Theil ihre schönen Hände und nahm mir die Freiheit, einen kurzen Kuß auf ihre Lippen zu drücken, welchen sie mit einem

andern erlegte. Mächtiges Hunden mit auf, um zu unserm heutigen Hochgenusse Anstalten zu machen. Ich schickte ein junges Reh, eine junge Hirsch, sechs ein paar Rebhühner, scharfe Fische dreher, Kaffee die Braten, an die Spieße, welche unsere Aßen wenden mußten, setzte das Kochgeschirr zum Feuer, wetterweite meine Braut Kuchen, Brod und allerlei Gebackenes zurichtete und unsere Tischplatte aufs herrlichste ausgerüstet, lobend alles in schöner Ordnung war. Demnach setzeten wir, genommener Abrede gemäß, einander in die Kammer, allwo auf einem ziemlich gedeckten Tisch ein Gruelich Hund, welchen wir unter den Thon Dreiße Schützen gefunden hatten. Vier selbigen lag eine aufgeschlagene Bibel. Wir knieten beide vor diesem kleinen Altar nieder und ich verlas die drei ersten Kapitel aus dem ersten Buch Mose. Hiernach setzete ich meine Braut also an, Dorothe Cornelia, ich frage Euch allhier vor dem Angesicht Gottes und seiner heiligen Engel, ob Ihr mich, Albert Lukow, in Eurem ehrlichen Gemüth haben wollt, gleichwie ich Euch in meinem ehrlichen Gemüth habe nach göttlicher Ordnung und reinem und keuschem Herzen innigst bearbeite? - Cornelia antwortete nicht allein mit einem lauten Ja, sondern reichte mir auch ihre rechte Hand, welche ich nochmehreren Ueberfluß ring in die mitnige legte und also sprach: "Du bestagter, wunderlicher Gott! Wir glauben ganz gewiß, daß deine Vorsicht an diesem von allen andern menschlichen Gesellschaft entlegenen Ort unsere Herzen vereinigt hat und in dieser Stunde auch unsere Leiber, mit dem heiligen Bande der Ehe zusammenlegt, darum soll unser keinem Schutz nichts als der Tod vermögend sein, dieses Band zu brechen." Cornelia sprach dann: „Amen." Nach diesem betaten wir ein Dankung mit Vaterunser und den gewöhnlichen Segen der christlichen Kirche, sangen das Lied: „Ehr weiß und wer nicht gendig sein", küßten und etlichemal und führeten einander wieder zurück, bereiteten die Mahlzeit, setzten und zu Tisch und nahmen unsere Speisen nicht dem Gebrauch Gottes in solcher Vergnügsamkeit ein, als weil jemals ein Bräutigam in der ganzen Welt gethan haben mag."

Mich an Hand von Poesie in dieser schicksten Verfassung! Germania hatten im dritten Bande der von Literaturgeschichte bei 18. Jahrhundert" sagt mit Recht dieser auch von ihm hervorgehobenen Stelle die Bemerkung bei: „Bemerkte de Saint Pierre à tanchisé Incidenten von Paul und Virginie oft in alten Händen, und die wunderlich gehäuften und gefundene Geschichte von den Insel Felsenburg ist vergessen. Eine wenige Menschen wissen und empfinden, was Poesie ist."

Eine Weinphantasie.

Der Kirchen Wein — verkauft, versucht, verdünnt
Gebauter Gott und Mammonsdienst.
Gesandt, den euch die Poesie entwandt
Und nun euch geht in der Begeisterung Land.

Verschenken wir. — Thun bei Rheinol Perlen
Die schönste Flasche nie ein junger Fant,
Der gern erzählt, wie einst im Nonnenorden
Die Liebe brannte den Gelehrten fand.

Das ist ein Barsche lustig und verwegen,
Der gern ein Schnäpschen heißer Liebe schlägt,
Der hell auflacht, wenn Lästerne und verlogen
Die Nonne nur Schein doch bei Bogerbe mägt.
Es singt ein Lied und weint sich in den Rausch,
Rheinalmwein geht die saugenste Fahrt;
Die Nixen lächeln schelmisch und bewehren
Den Ritter, der der Liebe Macht gewahrt.

Gesegnetzeug steht zur Seite thun ein Alter,
Beschmutzten Kleid, als ob ihn treibt die Not;
Doch ist es nur der Beigelt Hofmeisters,
Die Nixe ward vom süßen Trunk thun roth.
Nur Jüngerhäte trennen ihn als Becher,
Ein Trepfen reicht — sein trunig Element
Steigt leicht zu Kopf dem edlen durch den Becher,
Selbst wenn die Glut noch nicht im Herzen brennt.

Das sind die Küsten heute, so verheißen
Den Trinker bannen, wenn er einsam wacht!
Das ist das Krüstenlied von dem leichten Metzen,
Der Gastwelt bleibt nach willkürlichschwinster Nacht!
Die rothe Glut ist ein Feuerflamme,
Die mir vergessen in der Seele wohlt
Und brechend steht, als ob sie den verdammte,
Der sich nicht sieht den Jesherstimm fehlt.

Freuen nehmen steht still die dritte Seele,
Sie weiße unter gelbner Seume Schein;
Sie spendet Trost im selbungsvollen Worte
Und tröst sich ein als süßer Lebewesen.
Sie weiß dem Alter dienstbeflissen heilen,
Den Greisenstirn einer Jüngerinnen Kleid;
Ihr Greisenstirn hat gutes trauenen Eilen,
Das Kerbenspalmen in den Händen hält.

Die vierte Nixen — es streift mit lautem Knalle
Die Fessel ab, die ihn gefangen hält;
Ein Kirchenlied, voll Glut es in die Halle,
Das Kirchenlied schon, das von Gott zum Gut.
Wie sonderbar weiß es in dem schlanken Glase,
Nicht schwindet, bis der letzte Blütenduft
Leicht zerfließt. Singt dem Trinker in die Nase
Und er sich wähnt im Rausch der Tempelluft.

Das sind die Dichter, welche dem Worten
Den Urquell alles Wissens entschaut!
Die lehren singen ihn und lehren beten,
Wenn er den Gott in seiner Welt gewahrt.
In trunkner Fülle nicht — auf Rebenhügeln,
Im Mark und Leib sucht er den Gottheit Spur;
Trotz schweren auf der Begeisterung lichten Flügeln
Ein durch die ganze lachende Natur!

Karl Gützlaff.

(Forts. im Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Engländer und Deutsche.

Stammverwandte Nationen, die zusammen den Siebenjährigen Krieg und die Schlacht bei Waterloo geschlagen, die gegenseitig ihre beiden Dichter, Shakspeare und Schiller, verehren und bewundern und nun im bittersten Haß entbrennt, ohne daß sie einander beleidigt und beeinträchtigt.

Lange haben wir Deutsche mit einer Art von Staunen und Neid auf die Engländer geblickt. Die Freiheit und die Selbstregierung Englands waren das Ideal aller freigesinnten Männer. Wer kannte nicht die Worte Hatbeat Gerpot-Ate: „Mein Haus ist meine Burg“, der Ausruf Palmerstons: „Civis romanus sum.“ — „Ich bin ein Engländer“ — voll und mächtig an unser Ohr! Später hat man eine kurzere Gelegenheit der englischen Regierungsformen, bei nationalen Charaktere viele Bewunderung in etwas gedämpft, die Schwächen des Engländers und ihrer parlamentarischen Regierung wurden mehr und mehr erkannt, es ist das Verdienst der deutschen Flüchtlinge, und viele Aufklärungen gegeben zu haben. Dennoch blieb gegenüber dem eitlen, wetterwendischen, schwatzhaften Franzosen der Engländer das Muster, bild der Festigkeit, des Mannhaften und Herrlichen. Gewisse deutsche Eigenthümlichkeiten konnten auch diese Schwierigkeiten für Deutsche bei Tag und Nacht, für englische Landtage und englische Lakaien sehr unbequemkommen, bei jungen Kaufleuten mußte, wenn sie nach einem längeren Aufenthalt in London wieder nach Deutschland herüberkamen, allerdings auch auf die Kniffe ihrer Westen, englisch sein. Tag um Tag, Bayern des türkischen Krieges, selbst diese Stimmung plötzlich umschlagen. Die Angriffe der englischen Presse gegen unsere gerechte Sache, die Arbeiten, Excel und Hohn, mit denen deutsche Schmach und Frechheit überschüttet wurden, das beschämende Benehmen der Regierungen, dem reichen Minister sich zu den Gesandten in Hannover und Dresden hinab, schließlich auch unter ungemeinlichen Form, unsere Gebuld riß, und der Verschwendt wurde Verzweifelt, einen Augenblick schien es, als könnte nur der heilige Krieg die aufgeregten Leidenschaften beruhigen.

In unseren Liede war in unserer Abneigung vereinigen wir unseren deutschen Staatsmann nicht. Wir überschen, daß die Engländer seit ihren Revolutionen im 17. Jahrhundert durchaus praktische Männer geworden sind. Daß alle ritterliche England sich bemüht. Die wachsende Macht des Handels, die tatsächliche Herrschaft der bürgerlichen Kreise, die unterhalb Jahrhunderte alle anderen Stände unterdrückte, der Einfluß der Gentry, der die Masse des Volks von jeder entscheidenden Theilnahme am Staat ausschloß, drängten bei allen die höheren Bestrebungen zurück. Seit Mitten bis zu Ende Beren hat England seinen großen Dichter hervorgebracht. Wie im Alltagsleben, weg auch in der Politik der praktische, egoistische Zweck vor. Aber wie die Männer hinter großen und schwellungsreichen Worten ihre Erwerbsgedanken zu verstecken wußten, so auch die Engländer. Die sprachen von der Befreiung unterdrückter Nationalitäten, von der Vertretung der Cultur, doch im Grunde galt es nur, ihren herrschenden Einfluß aufzubehalten oder festzuhalten. Nie bekannten sie sich, morgen sie Feind zu behandeln, wen sie heute noch als Freund begrüßt. Sie haben die verschiedensten Dinge, die sie gut zu schätzen und zu verdienen vergessen, durch ihr Benehmen von Kopenhagen und die Zerstörung der Kriegsflotte einen unverlöschlichen Schatten gegründet. Ihre Erbitterung gegen und entspringt auch der Furcht, daß eine deutsche Flotte einmal in der Ostsee unterbrechend auftreten könnte. Im Mittelmeere ist ihnen ein Krankreich, im Ocean ein der amerikanischen Union eine ebenbürtige, nebenbuhlerische Macht erwachsen. Sie wollen und warum eine Flotte nicht gönnen, weshalb die Herrschaft, die sie besitzen, um jeden Preis behaupten. Daß keine Dänemark hätte ihnen seine Besitzungen ein, im Gegentheil, es könnte ihnen bei einem Kampfe mit Rußland zum Bollwerk dienen und den russischen Schiffen die Nordsee sperren. Die Thaten sind eine aufgeregte, geschäftsreiche, die Deutschen eine entbehrungsreiche Nation. Daß begreifen und erkennen sie Engländer selber so gut wie wir, oft ist die Intensität, die Schwachen gegen die Starken zu schützen. Wir aber, von einer großen Schwierigkeit befangen, wollen in der Politik auch den gemüthlichen Ansatz Seite die Nicht widerstehen lassen. Von der Verschiedenheit unserer Sache überzeugt, verlieren wir, daß die Gemeinsamkeiten Englander nicht gegen uns Taten eingetreten. Wenn sie ab sie das unterstützte Italien begehren, warum sollten sie nicht tatsächlich sie das gekrönte Schleswig thun? Sind sie österreichischen Bramten schlimmer als die dänischen? Die österreichische Politik unmittelbaren, tatsächlichen, Deutschen als die dänischen? Sache dagegen sind in der Politik wunderlich. In der gibt es kein absolutes Recht, kein absolutes Unrecht, da handelt es sich allein um die Macht, die praktische Möglichkeit. Wie sie sind, so hätten wir am ersten Tage des Krieges den Engländern sich und bestimmt entgegenstellen sollen. Wünsche sie den Krieg, so habe ihn! Vielleicht wären dadurch alle Mißverstände und Beleidigungen vermieden worden, die unmittelbar am Ende und bei andere geschlossen sind und die, da sie zu seinem offenen Ausbruch gelangt, täglich mehr die Stimmung vergiften. Die Engländer werden sich mit guter oder böser Miene in das Unvermeidliche fügen müssen.

Schleswig bis an die deutsche Grenze in deutschen Händen zu sehen. Gerade jene Drohungen werden noch mehr als der dänische Krieg dazu beitragen, daß Deutschland seine ganze Kraft zur Gründung einer Flotte anspannt. Mag die verwunden wollen, rufen sie herüber. Kiel wird ein deutscher Hafen werden. Ob irgendein unvorhergesehenes, neuangelegt oft zum schweren Ereignis, eine Landung Napoleon's in England die Wiedervereinigung zwischen uns und den Engländern durch eine gemeinsame Kriegsanstrengung herbeiführen wird? Kaum scheint im Hinblick auf diese Möglichkeit es möglich wie möglich, den Haß nicht wachsen zu lassen. Die romanischen Nationen haben, wie Napoleon III. der Herr Frankreich erworben, einen wichtigen Verschwörung genommen; wieder wie zu Cäsar's Zeiten verbinden sich in ihnen Demokratie und Monarchie zu jenem wunderbaren und schrecklichen Gemeinsam, unter dem schon einmal die Welt erlag. Die gewaltige Kunstkraft ist nicht mehr tödlig, ihm einen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen. Das Papstthum als politische Gewalt gehört der Vergangenheit an. Nur der andern Seite stehen die slawischen Nationen aufrecht, noch nicht sehr deutlich, theils feind gesinnt, aber sie werden oft mehr immer hierher. Sie muß sich eine Form suchen, in der sie zusammenwirken, ein Führer muß sie finden. Zwischen ihnen wohnen die germanischen Nationen. Sollen sie, statt in gewaltigen Kämpfen betrieben, unterzugehen, fahren? Die viele Hirne, mikroskopischer Interessen, die sich über dem Ziel der Menge eben und schärfen auftragen, als daß große gemeinschaftliche, sie auch trennen und entzweien mögen: sie haben hierfeinen Gegner, der Schlag, der England trifft, von romanischer oder slawischer Hand, ist auch Deutschland. Die wichtige Verwandtheit, welche die Engländer auszeichnet, muß sie sich auch in der deutsch-dänischen Sache sehr Rechte erkennen lassen, wie dagegen sollten sich ten englischen Verschiedungen aufreizen, von denen die deutschen Blätter voll sind, seit die Mißgriffe aller englischen Kriegsbedingungen sich offenbart. England hat sich damit — auf seinem Vorgehen wie seinem Rücktritt — selbst in das Gericht gestellt, aber dort selbst für und kein Grund zum Spott sein, aber lang aber lang könnte die Stunde kommen, wo nur ihnen aber die Engländer unserer Hülfe bedürfen.

Das Johannisfest.

III.

W. G. — In Nordthüringen und in der Nähe des Harzes schmücken die Bewohner der Städte und Dörfer am Johannistage ihre Häuser mit grünen Reisern, Blumengewinden und bunten Gewächsen. In einigen Städten und Ortschaften sangt man unter der Johannisfeuer. Auf mehreren umwandergehenden, ich besonders Reisen wird eine mit Laubwerk, Blumen, Bandschleifen und Flitterzeug reizend bunte Gruppe gebunden, welche von den Dorfleuten gerne gegrüßen Schweinen Gruppe genannt wird. Es ist dies ein Zimmer der Krone ist eine hohle Kugel aus Bogenförmigen Papier angebracht, worin abwechselnd eine Kerze angezündet wird. Balanze die Krone noch frisch und grün ist, tanzen Knaben und Mädchen unter ihr, am Johannistag und den folgenden Abenden, singend und jubelnd im Reigen umher. Alle diese Bräuche zeigen zwar von der Thätigkeit des Mittelpunkts erhalten werden können, kommen ueberhaupt mit christlichen Sonnenwendfeste her, bei dem der Blumenschmuck nicht selten dunkle Der „Johannisbaum" in jenen Gegenden bildete vorzüglich Mittelpunkt des Scheiterhaufens.

Von dem altheidnischen Gebrauch, bei der Sonnenwendfeier zu Ehren der Götter einen Opferbaum zu setzen, sind noch Spuren vorhanden in dem sogenannten Johannisbaume oder der Johannisbirke. Mimi (von Minne, das Gedächtnis und als Gedächtnis einer geliebten Gegenstand der Liebe, sinnbildlich Minna, von dem Gothischen Man, ich denke) bieten im Nordischen die zum Gedächtnis der Götter bei ihren Festen oder auch Verstorbenen oder Abwesenden aufgerichteten Opferbäume. Bei der Beschreibung heidnischer Völker wurde dieser Brauch nicht aufgegeben, man traut jedoch in christlicher Zeit Ehrlich, bei Mutter Gottes und den heiligen Männer. Im Feste der Festen beschränkte sich der Minnetrunk auf den heiligen Johannes und nahm den Namen dieses Heiligen an, denn die Kirche den Mittelmeertag gewählt hat, an welchem Tage man seinen Gegen und Angehörigen trank, wie auch zur selben Zeit die verschiedenen Heiden die Leichtsinn zu Ehren ihrer Thor oder Wuotan gelesen hatten. Das ganze Mittelalter hindurch bestand an Norden wie an Süden dieser Gebrauch am Johannisfeste und hat sich in einigen Gegenden Deutschlands noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Dort trinkt man noch heute auf offenen Straße den Johannistrunk oder verabschiedet Liebesmahle, der besonders in Tirol und Westreichen Nachbarn gefeiert wird. Auch verschmähen müssen. Dort in vielen katholischen Gegenden die Kirche am Johannistage Wein weiht und den Gläubigen reicht, diente ebenfalls ein Ueberrest des altheidnischen Minnetrunks sein.

Auch in dem mannigfalt übergladen, der am Johannistage selbst hatte, erblicken wir Erinnerungen heidnischer Religion. Gleichwie zu Ostern, so soll auch an Johanni dem Wasser eine besonders heilsame Kraft innewohnen und oft am Abend vor Johanni geschöpft und gegen allerlei Krankheiten. Darum befand auch, wie auch alter Schriftsteller berichten, in früherer Zeit die Sitte, in der Nacht vor dem Johannistage zu Flüssen oder Quellen zu gehen. Ein solches Bad beschreibt auch Tetzarius in Köln. Die Frauen kamen gegen am Abend vor Johanni in Massen nach dem Rhein und wuschen sich, und bestimmten Oertern gebräuchlich und seltsame Worte murmelnd, in seinen Fluten. Auch jetzt sagt man

in einigen Gegenden Deutschlands im Volke, daß ein einziges Bad in der Johannisnacht so viel wirke als neun Bäder zu anderer Zeit. Dieser Brauch und Glaube könnte nun mit christlichen Ueberresten seinen Ursprung von der Taufe Johannes des Täufers, der durch die Taufe Christi dem Wasser eine übernatürliche Kraft mitgetheilt habe, Bezug haben; — allein, da das Johannisbad wie alle heidnischen Gewohnheiten des Volks fortdauert und diese Sitte von der Kirche für gottlos erklärt war, so können wir eher darin einen Rest heidnischen Götzendienstes erblicken. Mit dem Johanniskraute (Hypericum perforatum), welches gerade um Johanni blüht und dessen hochgelb blühende Blüthendolden zusammengepreßt einen dunkelrothen Saft von sich geben, der einem Blutstropfen ähnelt, von den Landleuten Johannisblut genannt, stellt man mancherlei wundergläubigen Wesen an und flicht daraus die Johannissträuße und die Johanniskränze. Auch andere verschiedene Heilkräuter pflegen wunderthätige Kräfte am Johannismorgen einzusammeln, da ihnen das Kraut an diesem Tage gesammelt, eine weit größere Kraft als zu andern Zeiten beilegt. Die Johanniswürmchen und Johanniskäferchen, die um Johanni in lauen Nächten gleich leuchtenden Funken umherfliegen, dienen zu allerlei abergläubischem Spiele, zum Greifen von Irrlichtern, zur Heraufbeschwörung des Teufels. So könnten wir noch mancherlei Aberglauben aufzählen, der am Johannistage haftet und den das Volk, ein jeder und jeder Bezirke in seinen Sitten und Anschauungen, bis auf unsere Zeit noch festhalten.

Deutsche Stadte.

Bremen.

3. Metropolen.

A. M. — Das bevorzugte Metropolenwesen, welches sich in Bremen befindet, ist durch einen eigenthümlichen Zufall veranlaßt worden. Die historische Stadt Gerichtsung hatte durch den imposanten weißen Bremer Dickthurm Bremens Ansehen in alten Zeiten. Als Grundriß, den König Gustav Adolf mehreren aus und Dänemark in den Gegenstand zu München anfertigen ließ. Das Schiff, welches sie nach diesem Modell mannschaft bringen sollte, scheiterte und sie mußte die Fahrt den Holländern als Strandgut zu. Einige patriotische Bürger glaubten dem protestantischen Bremen einen passenden Beweis ihrer Liebe zu geben, wenn sie dem das Flaggschiff des großen Vorkämpfers und Herrn des Protestantismus, mit großen Kosten noch heute genannt wird, zum Geschenk machten, und sandten es mit der einzigen damals Italien an. Allein der Kaufherr dieser Bürger fand mit diesem Patriotismus nicht auf gleicher Stufe. Man bemerkte ihr dadurch, daß sie die Statue auf einem neuen Platz aufstellten, dessen Lösung unvergeßlicher bleiben sollte. Durchaus ihrer Meinung. Man prüfte es genau als einen denkwürdigen Zufall, daß an diesem jetzigen Standplatz die Bürger ihren Muth und die katholische Inbrunst rächten, während die Rechte auf den protestantischen Dom weist, einen der Charaktere des Kunstwerks hat mit diesem Umstand nichts zu thun. Wenn schon die fruchte Geschichtserzählung dem Schwedenkönig seinen Platz als Herr des Protestantismus streitig machen muß, so hat ihn Gegelberg öfter in dieser Bedeutung nicht aufgefaßt. Vielmehr dachte er sich ihn im Talentkampfe, seine imponierende Gestalt, seine gebieterisch erhobene Faust voran, vom Hengste ein „Halt!“ zu. Den Gegenfüßen redet sie seinen Füßen, mit dem schwedischen Wappen versehen, bezeichnet ihn auch deutlicher als den Vertheidiger der Landesgrenzen. Indessen war immer die Kritik an dem Standort zu tadeln habe, daß Kunstwerk selbst erkannt sie an, ob ich eine andrucksvollere und schöne Arbeit. Auf einem breiten, steinernen, auf diesem Stück erbauten Postament erhebt sich die Reiterstatue zu einer Höhe von 25 Fuß.

Bremen hat neben monumentlichen Mauer und einen Bürgerpark hervorgerufen. Wenn von Bremen und Karl Strackerfeldt. Gerhard ist an der Kunstleben der Stadt nicht verschieden, werden die meisten noch die hervorragendsten seiner Gemälde besitzen sich hier. Von Steinhäuser, einem Künstler, der seinen regelmäßigen Aufenthalt in Rom genommen hat, befinden sich mehrere Bildwerke an öffentlichen Plätzen. In den Wallanlagen ist auf Bremens Parlament eine Marmorstatue mit kunstvoll verschlungenen Henkeln und einem mit Reliefs geschmückten Bauch aufgestellt. Das Modell zu derselben gibt folgenden Brauch. Solange das Johannisfeuer brennt, wurden abwechselnd in derselben zwei Ochsen gemästet und in der Mitte des Oktobers noch behängt, mit langen vergoldeten Hörnern geschmückt und bekamen zum Beschluß des Festes verliehen. Als das Kloster verschwand, wurde die Verleihung mit den verborgenden Klosterschwestern zu andern Zwecken noch immer beibehalten und findet jetzt im Marstallhofe statt. Dort hat dem Künstler Veranlassung zu seinem Relief gegeben. Also sehen die beiden Ochsen mit den durch gewichtige Ochsen ringelnden Hörnern den Bücher, der sich hingebungsvollen Betrachtungen und den milden Betrachtungen. Wie auf diesem, sehen auch auf anderen Werken Steinhäuser's eine Verwechslung entlehnt mit modernen Motiven werden, die passenden Verbindet, aber nie verletzt.

Deutsche Künstler hat Bremen viel betrauernden Gedichten und des betrauernden Staatsmannes, die Bremen in neuerer Zeit hervorgebracht, gedichtet Geschichte in den Volksliedern Bremens und des Dichters Heinrich Heine und Johannes Olbers, geboren am 11. Oktober 1758, gestorben am 2. März 1840. Daß in Bremen Parlament und die auf verschiedene Lehrstellen sind und weitere Museen. Die Bilder ist einem antik gestalten Pfeiler aufgehen, unter welchem schon die weitere Lücke sichtbar wird. Daß großartig, mit weiblichen Lieder aufgestellter Aufzug ist einmal zum Himmel gehoben. Das Parlament ist mit Reliefs geschmückt. Auf der Barbierstube sehen wir Olbers als Athenaeum. Mit

Guſtav.

Vergebung, liebe Tony. Ich bin ſo zerſtreut, dieſe Verſendungen, dieſe Correſpondenzen mit den naturhiſtoriſchen Cabinetten und doch iſt es mir, als hätt' ich noch einen Auftrag zu beſorgen, der mir nicht einfallen will! (Geht ſinnend und kommt an Tony's Tiſch.) Vortrefflich! Allerliebſt! Die Führung des Stifts ſo ſicher, ſo gerundet! Ein reizendes Blumenſtück.

Tony.

Gefällt es Ihnen?

Guſtav.

Ihnen?

Tony (ihren Fehler einſehend).

Schon wieder! Ich ſchlage vor, daß wir Strafgelder einführen.

Guſtav.

Dann will ich Dich gleich ſtrafen. Was ſoll das auf der Blume für ein Käfer ſein?

Tony.

Ein Goldkäfer.

Guſtav.

Herzenskind, ein Goldkäfer, Scarabeus aureatus? Das iſt nichts als ein einfacher, gemüthlicher Maikäfer.

Tony.

Warum nicht gar ein Kellerwurm!

Guſtav.

Sie glauben mir nicht?

der linken Hand Alles er- und herrscht an das Auge, welches sein Genuß stets sichert, während er mit der rechten Hand Aufschreibungen macht. Die besten Seiten gegen allegorische Darstellungen der Pallas und Venus, der beiden von Othmar entstellten Rhetoriken, auf Rudelmalten und Theerfässern. Die Rückseite endlich stellt Othmar als Arzt am Krankenbett der Die verkannt mehrere Hexenbrüderliche Gestalt ist hier nur mit einem griechischen Mantel bekleidet, während der vor ihm liegende und sich halb aufrichtende nackte Patient den Eindruck eines nicht recht gestillten abenteuerlichen Triebs macht.

In diesen Saal des Rathhauses hat man an einer sehr augenfälligen Stelle die Statue des Bürgermeisters Smidt aufgestellt, das Gründerbild von Bremerhaven, einer Manner, dessen Thätigkeit am Wiener Congreß und den folgenden Epochen der deutschen Geschichte eine bedeutendere war, als bisher allgemein bekannt geworden ist. Das Bedürfniß, ihn durch ein Ehrendenkmal: die Betrachtung seines Lebensschicksals, den er in der rechten Hand hält, ist schwer verständlich.

Der 18½ Fuß hohen, im Jahre 1413 in Stein ausgehauenen Roland ist hier nur darum zu erwähnen, weil er durch Kaufen allgemein bekannt geworden. Künstlerisch ist er ohne Werth. Das Standbild, in welchem er handhaft steht und wacht, befindet sich übrigens nicht, wie häufig in mittelalterlichen Städten, nicht am Rathhause, sondern hier auf dem Markt. Den Dienst besteht der Roland auf den Dom.

Auf fremder Erde.

Eine Reihe von Romanen liegt mir vor, von denen freilich nur Einer diesen Titel: „Auf fremder Erde" führt, die aber alle darin übereinkommen, daß sie die Phantasie des Lesers nach fremden Zonen locken. Diese Form des Romans ist nicht eine durchaus neue Erfindung, man kann im Gegentheil die Dreißig Jahre einen solchen ausgesprochen Reiseroman nennen, weil der Schilderung fremder Länder und Völker, ihrer Sitten und Zustände vorzugsweise sich eine romantische Erzählung. Die Robinsonaden gehören zu dieser Gattung. Aber allmählich, bei der zunehmenden Bildung, wurden an die Stelle jener halbphantastischen Inseln und Landschaften wirkliche treten. Der Engländer konnte nicht mehr irgendein Königreich Utopia auf St.-Helena oder in der Südsee schildern, er mußte die Länder, die er beschrieb, selbst durchreist haben. Die Leser wollten von dem „Localton" seiner Schilderung sich versichern wie ein Steuermann auf der Karte. Der genialst künstlich verflochtene Gesellschaftsroman, wie ich scheint, ein spezifisch Deutsches, der, wie ich scheint, ein spezifisch Deutsches, der, wie ich scheint, ein spezifisch Deutsches, der

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 30. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Des unseligen Jakob seliges Ende. Theaterreminiszenz in drei Kapiteln nach einer wahrhaften Begebenheit. Von M. Feldhaus. (Zweites Kapitel. Ein arg getretener Erdenwurm.) — Die Mennoniten. III. — Ein Besuch bei Lortzing. Von H. v. C. Bodo. — Jan Lebensteufel. — Nationalliteratur. — Gedichte von Hermann Lingg. — Ein Besuch bei Lortzing. — Beiblatt: Charakter als Lehrer der Menschheit. — Der Landesmuseen in Wien. — Die Kaiserin Charlotte von Mexiko. — Geschichte der ersten Deutschen Journalzeitschrift.

Des unseligen Jakob seliges Ende.

Theaterreminiszenz in drei Kapiteln nach einer wahren Begebenheit.

Von M. Feldhaus.

Zweites Kapitel.

Ein arg getretener Erdenwurm.

„Fliege! Fliege! Böse Fliege! Es kommt noch eine Zeit, daß ich dich kriege!“ sagte Ruerbahn, nachdem er sich von seinem Schreck einigermaßen erholt und von dem Saft, der sein Angesicht überspritzt, sich gesäubert, wie die zerbersteine hebräische Frucht aus dem Fenster geworfen hatte. „Ich bin ein reizendes Ungeheuer, diese Mätina! Der Nagel zu meinem Sarge!“ sprach er weiter. „Doch was soll ich thun? Innerhalb Jahresfrist habe ich sie in sieben verschiedenen Pensionaten untergebracht gehabt und allen sieben ist sie bei nächtlicher Weile entflohen und wie eine Eule durch das Fenster, wie ein Alp durch das Schlüsselloch zu ihrer Mutter ins Bett geschlüpft! Und doch wird es nöthig, ehe dem Kinde die zwölfte Stunde kommt, die Prozedur zu wiederholen und auch das achte Pensionat aufzusuchen!“

Bei diesen Worten hatte sich Ruerbahn eine neue Cigarre angebrannt. Da diese wirklich brannte und Dampf gab, war seine böse Laune ebenso schnell wieder gewichen, als sie von Mu-

tina hervorgerufen worden. Und so stand er wieder am Fenster, heiter und selbstgefällig wie zuvor, und blickte in die bunte, goldene Welt da draußen. Auf einmal, wie er den Blick frohmüthig abwärts der Brücke zuwandte, die von der Stadt Uebelthäuser über den Strom nach der Vorstadt führte, in der das von ihm bewohnte Haus und das Sommertheater gelegen waren, da war ihm, als wenn ihm etwas in das Auge gekommen wäre. Es rieb und wischte das Auge. Es wollte nicht helfen; es war, als wenn ihm einer der langen Schatten der Pappeln längs des Wallischen Steigs gegeben und gerade das erste Objekt getroffen hätte. Einsam bei sinkender und weitabel genug aufstehende Menschengestalt, die die Häuserreihe, in der das Haus mit den Ulmen vor sich liege, begierig prüft, wie wenn sie etwas suche. Die Gestalt kommt näher; sie bietet einen eigenthümlichen Anblick. Ein langer blauer Frack verhüllt die dürftige, kleine, magere Gestalt; der Frack ist ein Riesen weit seiner Weitläufigkeit gelegt und der linke Schoß entlehnt seiner unteren Hälfte. Gewöhnliche Sommerbeinkleider aus dem rebellen Linnen, die unten in den Schäften von baumigen Halbstiefeln stecken, bedecken den

Mann vom Gürtel herab, während ein unge-
heurer, in allen Farben des Regenbogens spie-
lender Kitzhut die grauen Locken, die ihm weit
über den Kragkragen herabfallen, mit unge-
fehrter Krämpe beschattet, und ein riesiger
Knotenstock, wie ihn die Handwerksburschen und
sonstigen Ritter des Staubes ohne Kies zu tra-
gen pflegen — ein wunderliches Torengemische,
das in seinen lümerlichen viel Aehnlichkeit mit sei-
nem Träger hatte, seine Rechte beschützte. Soweit
sich unter dem von der breiten Krämpe des Filz-
huts gewonnenen Schatten erkennen ließ, zuckte
zwischen tiefschwarzen, schwermüthigen Augen der
unbändige, grotesk-hagere Falken einer Nase von semi-
tischer Gestaltung mit ihren muthigen Backen
und Knoten hervor; der fast zahnlose Mund war
eingefallen und ein heiligenner Bart hing spanisch
spitz a la Alba, überwältig lang, von dem waggon,
schroffen Kinn herab. Auerhahn hatte, noch ehe
er die aufmerksame verhängnißvolle Zimmer-
gestalt schärfer ins Auge gefaßt und sie erkannt
hatte, den Kopf wohlwirklich zurückgezogen und
in unbestimmter Ahnung harrte er der Dinge,
die da kommen sollten. Und es dauerte nicht
lange, da hörte er draußen jemand die Treppe
emporsteigen, und es dauerte nicht lange, da
klopfte es an die Thür. Die Thür sprang auf,
und mitten im Zimmer stand der häßliche Fleur
Mann mit den grauen, das magere, greisenhafte
Antlitz weit umfassenden Locken und dem prä-
tentiösen, spitzen Bart. Der Alte hob beide
Hände, nachdem er den Hut auf die Erde ge-
worfen, in die Höhe und sprach voll ironischer
Begeisterung die classischen Worte: „Was sehe
ich? O ihr guten Geister! Mein Notevich! Also
bist du's wirklich? Wirklich, mein Auerhahn?
Und heute, heute endlich wird mir der Anblick,
nach welchem ich so lange Jahre mich gesehnt!
Noch mal ist das? Du schweigst, mein Maurice?
Du traust zurück? Ja, du hast recht! Mein An-
blick ist kein Anblick, an dem man die Götter im
Gastle laben könnte! Aber auch sind sie ich doch
groß: durch die Ferne und Ergebenheit, die ich
die gewidmet habe, mein Maurice! Du warst
und bleibst der Irrthum meines Daseins! Denn,
sage ich mich in den finsternen Nächten meines
Elends, daß ich zehn Jahre lang getragen habe
in stiller Ergebenheit, ohne zu stürmen, ohne zu
murren, ohne in verzweiflen und zu verzagen,
immer voll frischer und gesunder Hoffnung:
denn, sage ich mich: Wenn alle Bande sich
lösen, wenn auch der letzte Pharus auf dem
Meere des Lebens erlischt, muß bir dein Maurice
nicht helfen? Muß er nicht, den du zum Mann
gemacht hast, das letzte mit die streichen? O nein!
Ich kann's und mochte nicht glauben, daß mich
auch der Maurice verlassen könnte! Und Maurice,
du stehst hier, zu schwören?"

Maurice Auerhahn hatte sich einigermaßen von
dem Schrecken erholt, den ihm die Anfunft des
wie ein trüber, schwerer Traum in sein bisheriges
Dasein fallenden wunderlichen Gesellen verursacht
hatte. Er ging auf den seltsamen Mann zu,
reichte ihm die Hand und sprach: „Verzeihe mir,
Jakob! Ich war überrascht!
Wie konnte ich wissen, daß der so hochgefeierte
Heiden- und Charakterspieler, daß der, den sie
den zweiten Ludwig Devrient zu nennen sich
gewöhnt hatten; daß der, dessen Tochter zu den
gefeiertsten Wimmen der Welt gehört: daß Ja-
kob Seligmann, der königliche Lear, der un-
sterbliche Othello sich in meine schlichte, kleine
Hütte verirren würde? Ich muß die recht schlecht
gegangen sein, Jakob!" sagte er in seiner lieb-
losen, unüberlegten Weise hinzu. „Und wo ist
denn Tochter Rachele? Ist sie noch bei dir?"

Der, unfelige Mime sah mit Starr ins Ge-
sicht; er fuhr mit der Hand über seine wie zwei
aufgebrannte Kraterlöchen anzusehenden, so un-
widerstehlich funkelnden, so herzzerreißenden Augen-
sterne und sprach: „Ja, Maurice! Es ist wie
sehr, es ist mir herzlich schlecht gegangen! Und
Rachele, die hochgefeierte Tragedin, ist bei mir,
trauben über den Strom weg ohne sie auf der
Bank der Gastfreie des Wiederhauses, in welches
wir eingekehrt sind, und harrt meiner Rückkehr
und des Erfolgs meines Besuchs bei dir!"

„Aber Rachele", verfetzte Maurice, „ist ein
Diamant; wie kann man, selbst zugegeben, daß
es die über die maßen schlecht gegangen, in einem
solchen Aufzuge erscheinen gleich dem heinen, wenn
man Rachele an der Hand hat! Sie ist eine
Goldgrube!"

„Aber eine verschämte!" sagte mit dumpfer
Stimme der Jakob. „Denn Rachele, die gefeierte
Tochterinne, die in den Himmel erhobene Thelia
und Amalia, sie kann nicht mehr auftreten seit
drei Jahren, Maurice, weil sie blind ist, auf
beiden Augen stockblind, Maurice! Und so bin
ich ein umgekehrter Lear geworden! Scott führte
Cordelia den Alten, jetzt führt der Alte Cor-
delia! In dieser Welt müssen zum einmal alle
möglichen Typen durchgemacht und alle Phasen
wahr gemacht werden! Du wirst sagen, Maurice

und prallt, nachdem du dich mit Raum genahrt hast, wieder zurück!"

Maurice streckte in theatralischer Attitude die Hand zum Himmel und sprach: „Rachele! Blind! Sage, daß du lügst, Alter, oder ich entmerde dich!"

„Ja, blind, fleckblind, totblind, blind auf beiden Augen!" versetzte der kleine Jakob. „So hat es geschrieben gestanden im Rathe der Götter, wenn nicht, wie der dramatische Dichter Christian Graibbe behauptet, wir uns in einer Welt zum Mittelpunkt machen, in der wir blos an die äußerste Peripherie gehören, und wenn wir nicht sagen wollen, daß der Kopf für das Juden zu schaffen ist, daß auf ihm, seine Nahrung suchend, herumirrt! Ja, es war trop alledem ein sucht bares Verhängniß, und von jenem Tage an datirt sich mein Leiden, mein Rückschritt, mein Untergang, wenn du nicht hilfst, o mein Maurice! Wir, das heißt Rachele und ich, waren für die Sommersaison vor drei Jahren in einer der Gasten-Hauptstädte der Schweiz engagirt. Die Direction war gut und höhern Zwecken zugewandt. Die niedere Posse war ganz verbannt vom Repertoire, dagegen hatte das ernste Drama, das Trauer- und höhere Schauspiel seine volle Geltung, und eben in diesem Sinne waren wir, ich und meine Tochter, engagirt: sie als erste Heldin und Liebhaberin, ich für das erste Fach der tragischen Rollen. Unser Sommertheater, das wenigstens war, lag zauberhaft schön: von einem mit alten Bäumen bestandenen Plateau blickte man in die ewig unveränderliche und doch so himmlisch ergreifende Welt der Schneeberge, die dann abends, wenn das Theater anging, an ihren obersten Zinnen so mit blassem Purpur bekleidet wurden, daß sie uns mehr däuchten als der todte König in der Ghroffenbrüh. Und nun war's an einem Abend, an einem Abend im Monat August — übermorgen muß es übrig werden —, da sollte der „Lear" gegeben werden. Wahrlich, wider meinen Willen und ohne mein Zuthun! Denn ich war ein abgesagter Feind der Sommertheater von jeher. Mir war natürlich die Rolle des alten unseligen Königs und meiner Rachele die der Gordelia übertragen. Wie das Theater angehen sollte, wurde es mit einemmal in der Atmosphäre so furchtbar schwül, daß einem der Athem verging. Und drüben, tief in die Schneeberge hinein war der Himmel gesunken. »Es gibt ein Wetter heute noch!«, sagte ich und lief zum Director, ihn bittend, uns und dem Publikum die heute Abend die Leistung wie den Genuß zu ersparen. Er aber, der sonst so humane Mann, war an dem Tage wie vom Teufel besessen! Wie im »Juno« der Sultan rief: »Stürme! Stürme!« so rief der heute zum Mürrlopf Gewordene: »Spielt! Spielt! Ich kann mir doch nicht die wunderschöne Einnahme aus der Hand gehen lassen! Und wenn die weißen Hochgebirge selbst auf Doctor Faustens prophetischem Zauberwandel angerissen kommen, so wird gespielt!« Kaum hatten wir begonnen vor einem allerdings sehr zahlreich vertretenen Publikum, so machte sich das Ungewitter, das da drüben seine schwarzen Schleier gezogt hatte, gehend. Schrecklich brauste es mit Donner und Blitz über unsere Köpfe hin. Doch diese Schweizer, hart wie ihre Granitgebirge, sahen und hörten nichts. Der Geist der Shakespeare'schen Poesie hatte es ihnen angethan; aufmerksam folgten sie seinen Inspirationen, und wenn sich der Gebrauß unter ihren Füßen zerklüftet, sie waren sicher verloren, als daß sie nach Hause gegangen! Und so wimmten wir unsern »Lear« gemeinlich durch. Während eines der schrecklichsten Ungewitter, dessen die Hochgebirge fähig sind, und zu Häupten tobete und gellte, declamirte ich meine glänzenden Reden und wurde namentlich in der zweiten Scene des dritten Acts, als ich die Worte heraustreterte: »Blitze, ihr Winde! Sprengt eure Wangen! Tobt! Blast! Ihr Himmelsfluten und Donne, strömt, bis die Thürm' und Wetterhähne ersäuft! wüthend beklatschen. O, sie sind ein herrliches Volk, diese Schweizer! Treu in ihrer Liebe und ihrer Neigung wie sprichwörtlich in ihrem Zorn! Licht vor dem Theaterraum, mitten im Donnerwetter, etwas links auf Seite, stand ein riesenjunger, wettkräftiger Wallmuthsbaum, der die Aussicht auf die Bühne ganz außerordentlich behinderte, den aber der Besitzer des Gartens aus Pietät und Rücksicht mit dem Beil verschont hatte, weil er der Ansicht war, daß lieber einmal ein paar Theaterrecensenten um die Ecke guden, als daß ein Wunderwerk der Natur, ein alter Baum, an dem so viele Jahre gebaut und gegrungen haben, leichtmuthigerweise vom Erdboden vertilgt wird. Das Gewitter hatte fortgegrollt; Hochgebirgsgewitter sind nun einmal wie die schrecklichsten Bestien; ihre Wuth ist nicht leicht zu stillen und selten geben sie sich, ohne daß sie die Opfer verschlungen haben. Da, gegen das Ende des fünften Acts, wo ich, der »Lear«, meine todte Tochter Gordelia in meinen Armen trage und

mich, die furchtbaren Worte rufend: »Heult! Heult! Heult! O, ihr seid von Stein, ihr Männer! Hätte ich nur eure Zungen, eure Augen, ich wollte sie gebrauchen, daß die Decke laut krachen müßte! O, sie ist hin auf immer!« dem Pferdemann nähere, da wirbelte aus der tiefhängenden, schwarzen Wolke ein entsetzlicher Blitz, der an dem Wallnußbaum, ihn in zwei gleiche Theile zerschmetternd, herabfuhr und die Gruppe, die ich mit meiner Tochter bildete, mit seiner elektrischen Flut schrecklich berührte; denn wie ich mein bedrängtes Kind in die Coulisse getragen, da war es blind: der Blitz hatte das göttliche Augenlicht geblendet! Alle die reiche, bewunderte Kraft war im Nu zerstört und sie war hin für immer! Sieh, Maurice, mit diesem Blitz und den Wolken des Hochlandgewitters war mein dramatisches und somit mein menschliches Glück dahin! Ich fing an, am mein ungeheures Weh abzustumpfen, um meinen gewaltigen Schmerz zu betäuben: ich fing an, ich gestehe es dir, der Flasche zu huldigen, und so ließ ich mich selbst zum Stufe zu Stufe sinken. Da war die verwünschte kleine komische Rolle des Heimann Levi in der nichtswürdigen Posse »Paris in Pommern«, die so ein exhärmlicher Verkäufer der modernen theatralischen Uebelthäter und Verderber, eines Kalisch, eines Pohl, eines Jakobsen, oder wie die modernen semitischen Tantiemeschlinger sonst noch heißen mögen, zusammengewürfelt hatte. Aus dieser Rolle wurf ich mich mit der Leidenschaft eines Vaters, der sein vom Schicksal verschmettertes Kind zu ernähren hat. Ich erfaßte diese Rolle mit all dem Geschick, das ein mir sonst freundlicher gesinnt gewesenes Schicksal ungeheilig hatte; und so kam es denn, daß ich auf den verschiedensten Bühnen des weitläufigen deutschen Vaterlandes, von Pesth bis Straßburg, von Riga bis Venedig, von Amsterdam bis Agram den Heimann Levi, diese erbärmlichste, nichtsnutzige Intrigantengestalt, über konfusionirend gespielt habe, bei welchem Unternehmen ich, wie du wissen kannst, Maurice, in Folge eines Sensiblers völlig entbehren konnte. Doch da kam mir der Ekel: seit beinahe einem halben Jahre kann ich nicht mehr diesen verwünschten Levi spielen oder es bringt mich um. Ich reise von Ort zu Ort mit meiner Rachele; ich bot mich bei den verschiedensten Directionen mit meinem Vrat, meinem Othello, meinem Franz Moor, meinem Mariquis Posa an. Man gab mir zur Antwort: »Spielen Sie doch Ihren Heimann!

In dieser Rolle sind Sie groß, berühmt, unerreicht! Sie machen uns volle Häuser und es soll uns auf ein sehr gutes Honorar nicht ankommen! Aber „klassisch“ giebt nicht mehr auf deutschen Bühnen, und da Ratten und Mäuse sich bei uns noch nicht genügt erklärt haben, Entree zu bezahlen, so müssen wir bestens danken!« Und nun sank ich tiefer, immer tiefer in die Flasche, in den Abgrund! Mein blindes Kind ernährte mich und meine Schwächen, die von meiner Verzweiflung erzeugt waren, mit unsäglicher Geduld, mit entsagungsvoller Hingebung, ich möchte sagen mit antiker Größe! Doch, was half's? Ich muß dir noch eins gestehen, Maurice! Ich habe auch gebettelt! Begreift du das Wort: Ich habe gebettelt!? Rachele hatte sich mehrere Lieder gemerkt, die geringer waren, der modernen Generation einen flüchtigen Ohrenreiz zu verschaffen; sie wollte die Lieder vor den Thüren singen; sie bestand darauf und führte namentlich als schlagendes Argument den Umstand an, daß ja auch Deutschlands größter Dichter in den Zeiten der Noth sich dazu hatte verstehen wollen, ein Leiermann zu werden. Aber nein! Ich habe gebettelt, doch Rachele hat nicht gesungen! Sie, Maurice, nun weißt du alles! Und so komme ich zu dir, mein Maurice, du sollst mir wieder zu meinen Ehren verhelfen! Du hast eine Bühne! Laß mich auftreten auf ihr! Besonderes Vertrauen habe ich zu der Rolle des Hugo in der vielgeschmähten und doch theatralisch so wirksamen Müllner'schen »Schuld«! Maurice, setze zum Sonntag Müllner's »Schuld« an und laß mich den Hugo spielen!“

„Unmöglich! Unmöglich!“ erwiderte Auerbahn. „Wie kann ich dich, der du in diesem Aufzuge hierher gekommen, spielen lassen! Wie kann ich überhaupt auf dich reflectiren! Du thust mir leid, herzlich leid! Aber du hast ja auch noch eine Mutter, die, wie ich weiß, sehr bemittelt, wenn nicht gar reich ist! Wende dich an sie! Mag sie immerhin früher hart und unerbittlich gegen dich gewesen sein, das Alter, das über sie gekommen, muß ihr Herz umgeschmolzen, die Gefühl erweicht haben! Sie wird dir, sie muß dir helfen! Und bist du nicht ihr einziger Sohn? Muß sie nicht bald von dieser Welt gehen und bist du nicht ihr einziger Erbe?“

„Eine Mutter?“ verzerrte der unselige Mime und warf einen Blick auf seinen schönen, tiefsinnigen Augen, die das einzige Schöne an der ziemlich, von Leid zusammengetrockneten Erscheinung

waren," gen Himmel. „Nenne dies kalte, seelenlose, zähblütige Weib nicht meine Mutter! Wohl weiß ich, daß nach ihrem Tode das allerdings nicht unbedeutende Vermögen mir gehört, doch bis dahin ist sie im unbeschränkten Besitz. Mein zuletzt bald blödsinniger Vater hat es so eingerichtet. Und wo wird dann dein armer Jakob sein? Ich glaube, käme ich jetzt zu ihr, sie ließe mich mit Hunden von ihrem Hofe hetzen und mich mit sammt meinem unglücklichen Kinde auf ihrer Schwelle verhungern! Ja, ich bin der festen Ueberzeugung, daß sie trotz ihrer vierundsiebzig Jahre die Absicht hat, sich noch einmal zu verheirathen, wäre es auch nur, um mir die letzte Aussicht zu rauben, den letzten, schwanken Stab der Hoffnung, auf den ich mich stützen könnte, zu zerbrechen!"

„Jakob, du bist ein Narr!" versetzte die Tierriese, laut lachend. „Wer in aller Welt möchte sich diese Hexe auf den Hals binden? Mein, Jakob, sie ist doch eine zu widerwärtige Creatur!"

„Nun, Maurice, ich sollte meinen", versetzte Jakob, „du kennst die Welt! Man pflegt zu sagen: Für Geld ist Zucker feil! Warum nicht anderthalbhundert Pfund glückbringendes Männerfleisch, mein Maurice? Weggeseufzt den Blick von dieser Richtung! Dort blüht dein Heil! Dort grünt der Fluch! Du, du, Maurice, willst meinen Bund mit der echten dramatischen Kunst wieder aufrichten! Du sollst das Regelrecht entziehen, das meinen Leib von den Schlacken und dem Schlamme reinigt, mit dem das jahrelang geübte schändliche Possenspiel ihn bedeckt! Ein Phönix will ich auftauchen aus der Flamme! Ich will der Welt zeigen, daß noch echtes Künstlerblut in meinen Adern fließt und daß mich dieses nichtswürdige Heimann-Spiel, dieser Kluck- im Fell der Handwerker-, welches meine zweite Rolle war, die man mir gewaltsam und noch spielen ließ, nicht ganz entmarkigt, mir nicht ganz das Mark in meinen Knochen verknechtet haben! Noch einmal stehe ich dich an, Maurice: Laß mich den Hugo spielen! Du verdankst mir ja so viel! Ja, ich habe dich emporgezogen aus dem Staube! Mir allein verdankst du alle die Triumphe, die dir auf dramatischem Gebiet zutheil geworden! Wer anders als ich hat dir dein erstes Engagement verschafft! Wer als ich hat dich gelehrt, deinen Namen Maurice, der allein sehr den Stand bezeichnete, den ich dich entheben, in den süßtönenden, hellklingenden Maurice umgewandelt! Was wäre aus dir geworden, Maurice, wenn wir uns nicht selbander begegnet wären? Ein Nichts, ein schnöder Billardkugelaufseher, ein Pferdezeughelfer schwenkender Mameluc wärst du geblieben all dein Leben lang, wärst nie hinausgetreten auf das lockige Gebiet der heitern Kunst und hättest stumm und thatenlos dein Dasein in den Eingeweiden irgendeines Goldenen Löwen-, eines Schwarzen Lammes- oder eines Blauen Hechtvertrauert! Maurice, zum letzten mal bitte und beschwöre ich dich, laß mich den Hugo spielen!"

Da begann Maurice laut zu lachen. „Daß du auch gerade auf diesen unglücklichen Hugo so versessen bist, Jakob! Ich ich zum Teufelen, wie mir's einmal in dieser Rolle gegangen ist. Einmal gaben wir auch das Ding, das vor ungefähr dreißig Jahren, wie du weißt, auf allen deutschen Bühnen grassirte wie ein Kleckfieber, und das, wäre dagumal schon die Tantième erfunden gewesen, seinen Vater uns Enzyklopädien gemacht hätte. Ich natürlich, der ich mich damals in meiner Blütezeit befand, gab den heute von dir so leidenschaftlich begehrten Hugo. Die ersten drei Akte gingen vorzüglich von Statten, und während das Publikum vor den Bühne in Thränen schwamm, war man hinter der Bühne, weil alles so musterhaft gegangen, in Seligkeit; man lag sich in den Armen und schwur sich ewige Freundschaft. So selig der Vorhang zum vierten male auf und die zweite Szene dich betreffenden Akts begann. Du, nachdem ich als Hugo die Worte gesprochen, mit der die übrigens meisterhaft übertünchte und die Nerven der Zuschauer schonungslos aufreizende Szene beginnt: „Die Stunde hat geruhen! Milda, gib, was du hast und was ich brauche!" stehe ich in meinem Schrecken, daß der Requisiteur die Wandvase*)

*) Für die Leser, die nicht gleich wie Gymnasiasten der „Schule" bei der Hand haben, geben wir das deutsche Originalzitat, wie es bei der in diesem Punkte bekanntlich sehr minutiösen Dichter selbst lautet: Karls Stelle von Moor. Szenarium. Mahrend derselben tritt Hugo rechts vom Schauspieler in einem Sessel und schaut mit Seelenruhe zu seinen. Einen Teil nach dem Abschreiben von Hugo auf die andere Seite, wo ihre Hände bleibt, hält auf die Knie

vergessen, welche genau vorgezeichnet und Hugo's wie Olivia's Lebensaufgabe zu schlagen bestimmt ist. Mit zitternder Stimme flüsterte ich in die Coulisse: »Inspicient! Ans Textbuch, Inspicient! Die Wanduhr fehlt! Um Gottes willen, schaffe die Wanduhr herbei und schiebe sie dort auf die Säule im Hintergrund!« »Die Wanduhr fehlt!« murmelt es von Mund zu Mund. Der Inspicient taumelt sich die Haare aus; wie soll er in der kurzen Zeit, die ihm bleibt, ein so schwieriges Requisit beschaffen? Der Regisseur, der Director, die beide meine Stimme vernommen haben, sehen ihn wütend an. Er ist in Verzweiflung. Da, wie ein rettender Engel, erscheint der Theaterbarbier. Er wehrte über die Straße weg bei einem Kürschner und dieser Kürschner erkannte den Besitzer der allerwesentlichsten Wanduhr. Also rasch hinüber, hinaus in den Kürschner! Und sie kommt, die Wanduhr, mit heimgetriebener Eile und wird, ohne daß das Publikum auch nur die mindeste Notiz davon nimmt, auf den Säulenstumpf geschoben. Hinten hängt auch der Uhr ein Bärtchen, an das der Inspicient nur zu fassen braucht, wenn das Stichwort fällt und wenn Hugo's und Olivia's Lebenslinie brechen soll. So naht denn der herbeigesehnte Moment. Textualität herrscht im Hause; das Gebäude des dramatischen Kulminationspunktes steht in seinem Zenith. Der Inspicient zieht am Bärtchen, das die zwölf Glockenschläge hervorrufen soll. O Himmel! Und was erfolgt nun? Melodisch ertönte es: Eins! Dann folgte ein lauter Kikeriki-ker! Melodisch tönte es: Zwei! Und ein abermaliger unverschämter Kikeriki-ker! ertönte! Melodisch tönte es: Drei! Und dasselbe erfolgte. Ich glaube, ich habe ein Jahrhundert durchlebt, bis die zwölf Schläge mit ihrem kikerlichen Intermezzo abgehalten waren! Ich war verwirrt; Olivia weinte vor Ingrimm und Bosheit. Das Personal in der Coulisse raufte sich die Haare aus und wünschte den Kürschnerei nebst Wanduhr, die eine regelmäßige Kikeriki- oder Kukuksuhr gewesen war, zu allen Teufeln. Der Verbannte wußte benutzen, dem das Publikum, das den abscheulichen Spaß aus seinen tragischen Himmeln gestürzt hatte, lachte unmäßig.“

Und auch Jakob mußte lachen; der einmal getauschter gewordene Director hatte ihm denn doch einen Stuhl postenirt und dem alten guten Freund aus besseren Zeiten ein Glas halben Grog gemischt, das unser Jakob mit ganz besonderem Behagen genoß.

„Eine urkomische Geschichte!“ meinte schmunzelnd der Kleine, indem er ein Glas des kühlenden, anmuthigen Getränks mit wenig verhehlter Wollust genoß. „Aber ich kann die noch einen ganz andern Spaß erzählen, den ich in dem Geburtsort des Dichters selbst, in Weißenfels, erlebt. Dort hatten wir uns die Zeit der Weinlese über so herum — denn da weiß, daß Weißenfels auch ein ein inländisches Weingewächs produzirender Ort ist und einen Saft gewinnt, der sich zunächst der besten »Schattenlese« stehen lassen kann —, alle dort hatten wir die »Schuld« abgestellt und waren mit Beifall überschüttet, mit Kränzen aus Astern und heiligen Herbstblumen förmlich erdrückt worden. Der feine Müllers war mehrmals gerufen worden und war selig über die seiner Production gewordene Anerkennung, namentlich seitens eines Publikums, das dem doch über die maßen hochmüthigen Manne im ganzen nur wenig wohlwollte. Demgemäß beschlossen wir, Partie hine zu machen. Das war in jener glücklichen, unterrevolutionären Zeit, in der man im ganzen noch mehr lebte und leben ließ als wie heutzutage. So begaben wir uns denn nach dem vornehmsten Weinkeal der Stadt, um auch für unsere Mühen zu belohnen und die uns gewordenen Blumenkränze einzeln Mengen zu betrachten. Also wir kommen an in der besagtesten Weinschenke. Wir zahlen die Häupter unserer Lieben, und siehe! Einer fehlt. Müllner, der »schuldige« Dichter, Bierser, wie ihn sehr passend seine Clienten in Weißenfels nannten; denn er war wirklich ein »bliessender«, dürftiger, kleiner Ungeheuer, und die Behauptungen seiner Widersacher in diesem Sinne sind durchaus nicht übertrieben. »Wer sucht den Bierser?« — alle riefen eingehend. Es wird gesucht mit Schwefelhölzern — ich bekomme das kürzeste. Also fort! Bierser hatte sie ein Lieblingswinkelchen, wenn ich mich recht erinnere links am Markte in Weißenfels, sie ein Stammkneipchen, in das er sich zusammen, namentlich wenn er schmollte mit Gott, der Welt, den Buchhändlern, den Recensenten, oder auch, wenn er übermäßig Lust und selbstzufrieden war, zurückzuziehen pflegte. Ich glaubte richtig zu handeln, wenn ich hier mit weltbekannte

mit dem ohne Interpretierung (!) mit seinen Autoren. Die Wanduhr schlägt zwölf. Das kikerlige Schauder ertönt. Schauer ertönt. Ein Gelächter durchbebt den Saal auf und Hohn verschlingt auf ihrem Gesichte. Hugo verliert, denn die Uhr, entschuldigen hat, langsam den Schluß und siehe da Bierser.

Lokalität zurück abfinde, um dem bevorstehenden „Bissert“ auf die Sprünge zu kommen. Alle bin auf den Flügeln der fliegenden Erde! Da stehe ich in finsterer Nacht! Gut, oder auch nur Gaslenchtbeleuchtung war in jener mir ich selbst so innig zuteilenden Zeit ein unbekanntes Kreuzlein. Von draußen her dringt ein dumpfes Gemurmel wie vieler Stimmen. Irgendwo tobt ich wie ein Herz, ich öffne die Thür und schaue hinein. Bluß war nun da? Da hatte das eherne Fleischergewerk von Weißenfels Quartal, wie man's nennt. Zweil riesige Fleischermeister mit rothbraunem Angesicht saßen wie zweil nimmende Götter der nordischen Mythologie rings um den grünen Tisch, an dem wol kaum Raum „Bissert“, verloren in seine Träume, wenn nicht gar in seine juristischen Kabalistereien, gelesen haben mochte. Eine mächtige Bowle, aus zweil riesenmäßigen und doch handlichen Gläsern empormundend — denn die Cigarre kannte jene Zeit noch nicht —, umhüllte die zweil Götter. Ich verbeugte mich und trug mein Begehr, meine Frage vor. Im selben Augenblick erschien die dienende Hebe, die Mundschenkerin dieser Götterversammlung und präsentirte in zwei Sätzen den Gästen zweil mächtige, inhaltreiche, mit Zimmt und Nelken, mit Zucker und Wein und allen möglichen Gewürzen nur allzu reichlich durchduftete einerne Becher voll Glühwein. Die trete warm freundlich gegen mich; sie hatten mich im Theater kennen gelernt; sie hießen mich niedersetzen an ihrem Tisch. Bissert, so meinten sie, müsse sich ja wol bald finden. Da nahm ich auf und wollte gehen — und nun ignorgen die Zweil mir auf Commando auf und präsentirten mir die glühendheißen Becher; auch allen sollte ich trinken. Ich hätte mit die Kehle verbrühen können, wenn ich's nur aus einem einzigen der obersten Gefäße getan. Da wurde mein Widerwille wach, und wie ich denn, der der Übermeister zu sein schien, das unförmliche Zinngefäß aus der Hand gebissen, da saßen mich die zweil Gegen ohne weiteres beim Kragen, und ehe ich's mir versah, lag ich — Pumps! — ja, wahrhaftig, ich lag in dem Gemisse, das vor der Thür verbreitet! Ich hab nicht spaßhaft, Jakob? Und was meinst du dazu?“

„Ich meine trotz alledem, Maurice, daß du mich die Rolle spielen läßt!“ entgegnete der von dem steilen Berg begeisterte Jakob, „und zu mich leben, Maurice, ich werde dir Ehre machen! Es ist halt so ein Bubengedanke von mir und kann ich mich keiner mehr erwehren!“

Da flog ein Blitz der freundlichen Zustimmung über Aurebahn's Gesicht. „Nun denn, in drei Teufels Namen!“ sagte er. „Je spiele, spiele deinen Hugo! Doch das weißt du, heutzutage machen wir keine langen Umstände! Wir machen keine langen Proben, Jakob! Heute angefangen, morgen gespielt! Das ist so unsre Tournee heute jetzige, wie man zu sagen pflegt. Wir wollen alle deine mutterverdammte „Schuft!“-am nächsten Sonntag geben; denn am Sonntag weht so etwas wie Hauch aus seichten Volksmund durch das Theater! Da geh der See und will sein Opfer haben! Oder aber den wahren Virtuosen werden seine Kunden gerochen. Je dunner gemacht ein Publikum ist, desto gerechter ist es; denn die nur allein so tiefsinnig Blasirtheit mit ihrer entsetzlichen Uebersättigung wird dadurch entwaffnet und machtlos gemacht. Also am Sonntag soll dein Stern wieder aufgehen, wenn nämlich noch einer für dich, Jakob, am Himmel steht! Aber thue mir den Gefallen und sei mäßig an diesem Tage! Du verdirbst mich, wenn ich sagen will! Betrake mir wenigstens an diesem Tage nicht in die edle Gerstenbrüh', die dem Unglück über dich gebraut! Uebertreibe dich nicht, wie du ja thun bist gewohnt bist, um das Gefühl deines Unglücks in dir zu betäuben! Wir könnten schreckliche Scenen erleben, wenn dergleichen Dinge vorfielen! Denn ein Sonntagspublikum, wie du als alter Schauspieler wissen sonnten, ist so sich empfänglich ob auch für alle Genüsse ist, so durchaus kann es werden, nicht ob in dem Benehmen der Personen, die es in sich eigentlich mit seinem Geld gemietet hat, irgendeine Nachlässigkeit, die es als Mangel an Achtung gegen sich bemerken kann! Doch halt! Was Anschalen thut, thut er nie halb! Alle wollen wir, kannt du nicht den Menschen auf der Gasse zum Gelächter wirst und nicht die Gassenbuben mit Fingern auf dich weisen, ja vielleicht sie gar ein Gassenlächen anhängen, wie zum Beispiel: „Da geht der kleine Mann mit dem großen Kraft!“ alle wollen wir damit anfangen, denen dusseln Menschen zu trauriren! Du hast ob einen ganz neuen Ruf von Jesus's Bruder, der vor einem halben Jahre verstorben ist. Der Kranke war angeblich von seinem Gange — der Ruf wird die passen!“

„Du bist ein Gott, Maurice!“ sagte Jakob, hingerissen von dem überwältigenden Gefühl seiner jungen Dankbarkeit.

„Alle herunter mit dem Kraft!“ sprach Maurice

weiter, „diesem abscheulichsten Produkt einer verbohrten Schreiberseele! Hier, sieh August's Kod ein! Ho, wahrhaftig, Karl, das Gesindel hat die wie angegossen! Hier, binde noch schnell die schwarzseidene Binde um, die ebenfalls August gehört hat! Und wenn du nun nicht ausblickst, Jakob, wie Tersteegen oder Löning oder gar wie ein englischer Lord, so will ich in meinem ganzen Leben mich nicht nach dem Gesellschaftsleben umgesehen haben! Was wird Rachele sagen?"

„Wenn sie mich betrachtet, wird sie mich kaum kennen!" versetzte Jakob mühe. „Denn vergiß nicht, Maurice, die Nermste ist blind wie die Nacht!"

„Doch, wir besiegen wir das Stück weiter!" fragte der leicht von einer neuen Idee hingerissene Maurice. „Alle wir haben: Hugo Graf von Derendus: Herr Jakob Seligmann vom Stadttheater zu Perth als Gast; Gloria, seine Gemahlin: Fräulein Reichmeier, eine sehr gute tragische Liebhaberin, sage ich die, Jakob! Spielt jede Rolle blos nach dem Souffleur! Jetta, Gräfin von Derendus: ist durch den Namen bezeichnet — mein trautes Hausgespenst Jetta, verrumpiter Name, wie ich die im Vertrauen mittheilen will; und Jetta (Jenichen) wird die Partie gehorsamst verarbeiten und ergebenst an den Mann zu bringen suchen; Don Valeros, Grand von Castilien, Ritter vom Goldenen Vließ: hier empfiehlt sich zu geneigter Beachtung der geweigte Name Maurice; Otto, Gloria's Sohn, Valero's Enkel — da, da soll mir der jugendliche Teufelin, da soll mir der Kobold, die Mätina daran! Helena, Kolbert, wird von Blum in Gines Perlen tragen; ich lasse den Rittg unter dem Stiefel an seinem langen Bein neu bekleiden und angemessen erhöhen und alles mit gehen! Komm, sieh hier, Jakob! Du möchte ich uns noch ein leichtes Glas von diesem braunlebenden, rothalten Gras! Stoßen wir an auf eine neue Aera! Auch Maurice, genannt Peter Pfeffer, soll leben! Die dramatische Kunst soll leben! Und Jakob's Stern soll leben, reproduziren wieder aufgehen!"

Jakob möchte sich zwei Thränen aus seinen Augen, dieser Empfang übertraf seine kühnsten Erwartungen. Maurice sprang auf, ergriff die gefüllte Weinflasche, wickelte sie in den noch vor wenigen Augenblicken um Jakob's Schultern befindlich gewesenen Shawl und schleuderte das in mit einem gewaltigen Schwerpunkt versehene Klingbündel, den treuen Zeugen so mancher unseligen, harmvollen Stunde, zwischen den schattenden Ulmen hindurch, über die macadamisirte Chaussee hinweg in den Strom. Dann machte er die Thür auf und rief auf den Corridor hinaus: „Jetta! Süße Jetta! Wir gehen am Sonntag die «Schuld!»- Willst du deiner verbohrten Namensbestigen in Ehren die Rolle übernehmen und die Jetta spielen?"

„O sicher, sicher! mein angebeteter Maurice!" flötete eine weibliche Tenorstimme. „Dank deinem Entschluß, der mir einmal Gelegenheit geben wird, meine Schwingen zu entfalten! Und Mätina und den Otto lernen, sie ist in der Rolle wie geboren!"

„Mätina wird euch was brummen und wird gar nichts lernen, wenn's gefällig ist!" so rief eine den Corridor entlang flatternde Wolke, die man mit einer weiblichen Mädchengestalt hatte verwechseln können. Die Thür flog in selben Augenblick an das Schloß, daß es krachte, und der dicke Maurice hatte gerade schallend nach seiner Nase, um zu sehen, ob sie sich noch an der von ihr so lange bebauptenen Stelle befände, denn es wollte ihn bedünken, sie wäre abgeflammt. „Jakob", sprach er, sich umwendend, „du hast Glück! Die zweite Kammer hat eingewilligt, und so wird, da die Erste sicht mit der Regierung stimmt, dein Hugo wirklich in Szene gehen! Die Erste Kammer aber wird im vorliegenden Verhältnis durch Freund Löwe repräsentirt, den ich sofort unter Vorbehalten mittheilen werde. Und hier, Jakob", sagte Maurice hinzu, und seine schwerdringende Hand entfernte die innere Kassette, „kannst du sehen, daß ich wirklich ein dankbarer und guter Kind bin, nimm hier die zehn Thaler und sage Rachele, daß ich sie die gegeben in Anerkennung dafür, daß du mich gelehrt, den verständlichen und Gedanken an verdämmernde Vorstellungen erweckenden Namen Maurice in den tagesbunten Maurice zu verwandeln! Guten Morgen, Jakob! Komm bald wieder!"

(Fast weiter Kapitel in nächster Nummer.)

Die Mormonen.

III

Der Ball, den ich erwähnte, war eine so ganz Gelegenheit, die Mormonenmöglichkeit zu studiren, wie ein brummenstädter gewöhnlicher Kaffeehaus am Salzer nie nicht geboten haben würde. Obgleich das Mormonenthum die zum Mark entweiht ist, so wird dennoch der 4. Juli beobachtet,

wenigstens als Festtag. Man lese den Patriotismus weg, behält aber das Feuerwerk unserer ehrlichen Feier bei, in den Bauernherbergen statt „Utah“ anstatt „Union“ gesetzt, und statt der „Unabhängigkeitserklärung“ gibt man einen Ball. Alle Heiligen innerhalb einer Tagereise von der Stadt strömen nach dieser, um den 4. Juli zu feiern. Ein wohlthätiger Mormone an der Spitze seiner Weiber und Kinder, von denen wahrscheinlich alle, wenn sie in fester Colonne durch die Straßen der Hauptstadt marschiren, Judewerl kauen, sieht dem Uneingeweihten wie der Patriarch einer Mädchenschule aus, der seine Zöglinge an die Luft führt.

Der letzte 4. Juli sei, wie man sich erinnern wird, auf einen Sonnabend. Ihr Gläubiger, das alte Judenvolk wieder darzustellen und dies ist der Schlüssel zu diesem ganzen Kathol —, machte die Mormonen zu Sabbatbeobachtern, deren Gewissenhaftigkeit den Lord Shaftesbury entzücken würde. Demgemäß, damit ihre Festlichkeiten nicht den Feiabstunden des Sabbats Eintrag thun möchten, wurde der Ball am Vorabend des 4. Juli abgehalten anstatt am Abend des 4 Juli selbst. Ich konnte die Gefahr eines solchen Verstoßes nicht dagegen, als ich auf meiner Einladungskarte die Worte: „Der Tanz fängt um 4 Uhr nachmittags an“, las.

Vierhalb, ich selbst und drei andere Herren unserer Gesellschaft waren die einzigen „Heiden“, welche Präsident Young in die Gesellschaft von 3000 Heiligen eingeladen hatte. Unter diesen Umständen kam ich mir vor wie die breitausgetretene homöopathische Verdünnung der Monogamie. Moralität ist in dieser Welt so wesentlich eine Sache der Uebereinkunft, daß ich mich scheute, in anständiger polygamischer Gesellschaft zu erscheinen, weil ich befürchtete, achtungsvolle Blicken, in erröthetes Weib eines lebenden Ehemanns, machten vor meiner verunreinigenden Berührung zurückstehen und mit einem Schauder sich entblühen. „Ha! nimmermehr! Wie dieser Verworfene mit Einer Frau es nur wagen kann, sein Antlitz zu zeigen!“ Aber sie waren sehr artig und nahmen mich mit derselben gastlich verbindlichen Aufmerksamkeit auf, welche mehrliche Schmeicheln des Ostens den in unserm Sinne unmoralischen Verführern zeigen. Wenn ich eine Frau gewesen wäre, dann hätte ich, glaub ich, keine Gnade für mich gefunden.

Ich sah mich nach unserm Gastgeber, Brigham Young, um, um ihm für die schmeichelhafte Aufnahme zu danken, die wir hier trotz unsers Heidenthums erfuhren. Er stand im ersten Range des Theaters, mit einem Blick, in dem sich ein Gemisch von herzlichem Wohlwollen und feudaler Herrlichkeit aussprach, auf die Tänzer herunterschaut. Ich fand die letztere zu entschuldigen, denn Utah ist von Rechts wegen sein Eigenthum. Er kann mit Recht davon sagen: „Ist dies nicht das große Babylon, das ich gebaut habe?“ Sein einziger Fall im Kirchlichen und seine bezeichnende Persönlichkeit sind der Schlüssel der ganzen Rede der Mormonengeschichte. Solange es da ist, werden ***** (und mehr) der besorgtesten Seelen, die von den Seitenwegen der Christenheit zusammengefegt werden konnten, verfaulen, eine zusammenhängende Nationalität zu bilden. In dem Augenblick, wo er zusammenbricht, werden Mormonenthum und -Rebe sofort unwiderbringlich in Stücken fallen. Seine persönliche Anziehungskraft, sein einnehmendes Gesicht, sein angeborenes Wohlwollen sind groß; ich betrachte ihn wie einen Ludwig Napoleon, der ein Herz besitzt; aber diese Vorzüge würden ihm bei den ernsten Fanatikern, welche Utah unter ihm regieren, und den völlig überzeugten Fanatikern, die sie regieren, wenig helfen, wären nicht seine Eigenschaften alle in Gleichordnung mit der Einen der absoluten Aufrichtigkeit des Glaubens und der Beweggründe. Brigham Young ist so weit, als auf Erden möglich ist, von Heuchelei entfernt. Er gewährt einen großartigen, aber erschütternden Anblick in der menschlichen Natur: den eines Menschen, welcher die erhabenste christliche Hingebung auf den Altar des Teufels niederlegt — der bereit ist, sie Barrabas sich kreuzigen zu lassen, den er für Christum hält. Man sei versichert, daß, wäre er ein Heuchler, die Union nichts von Utah zu fürchten haben würde. Wenn er klebt, werden wenigstens vier feindliche Parteien, die nun in der Regierung seiner Person zusammenwirken, seinen Mantel an den entgegengesetzten Ecken erhalten. Und dann wird es sich ein Recken geben, wie die Welt nicht gesehen hat, seit die mazedonischen Generale über dem Sarge Alexanders kämpften — und dann wird das Mormonenthum auf der Geographie in die Geschichte der Volkskrankheiten verschwinden. Es gibt nicht einen einzigen Irrthum, Apostel oder Bischof außer Brigham, der irgendeinen allgemeinen Einfluß besäße. Ich fand dies überall fälschlicherweise angenommen. Das Volk erscheint gleich den

Tony.

Sie? Schon wieder Sie?

Guſtav.

Der Tauſend! immer, wenn ich an meine Natur denke, vergeſſ' ich mich! (Nimmt ihr den Bleiſtift aus der Hand.) So muß es ſein. Hier müſſen die Fühlhörner — (will etwas abändern)

Tony.

Behüte, was machen Sie denn, Sie verderben mir meine Zeichnung?

Guſtav.

Schon wieder Sie?

Tony.

Der Tauſend! immer, wenn ich an meine Kunſt denke, vergeſſ' ich mich.

Zweiter Auftritt

Valentin. Die Vorigen.

Valentin.

Nun, Herr Doctor, für heute Feierabend. Die kleinen Kiſten mit Conchylien für das polytechniſche Inſtitut hab' ich der großen an das Landesmuſeum beigeſchloſſen —

Bürgern einer belagerten Stadt, welche wissen, daß sie nur einen beschränkten Vorrath an Vorräthen besitzen, sich aber vorgenommen haben, solange tapfer zu halten, als gäbe es kein Verhungern. Das größte Vergnügen, das man einem Mormonen machen kann, ist, ihm zu sagen, wie lang Brigham aussieht; denn die schmeichelhafteste Aeußerung besteht in: „Dann kann Brigham mich überleben!“ Diejenigen, welche überhaupt denken, haben keine Idee von einer Mormonenzukunft über ihn hinaus, und ich weiß, viele Mormonen — Heber Kimball mit eingeschlossen — würden lieber heute sterben, als ihn überleben und jenen Tag des Gerichts und der endlichen Verdammung ihres Glaubens erwarten, der an Brigham's frischem Grabe anbrechen muß.

Nun wohl, wir mögen ihnen diesen Trost aufrichtig gönnen! Kehren wir zu ihm zurück, wie er auf das Parquet herunterschauend dasteht. Wie irgendeiner in einer Gesellschaft im Osten, ist er in das hergebrachte feierliche Schwarz gekleidet und sieht in dieser Kleidung sehr „distinguirt“ aus, obgleich sein Alltagsanzug von heimischer Fabrik seiner Person, wenn man ihm gegenübersteht, nichts von dem Eindruck benimmt, daß man einen höchst bemerkenswerthen Mann vor sich hat. Er ist beinahe siebzig Jahre alt, sieht aber wie wenig über vierzig aus. Er ist ungefähr 5 Fuß 10 Zoll hoch, seine Figur wohlgebildet und leicht zur Stattlichkeit neigend. Sein Haar ist reich, lockig, kastanienbraun; früher trug er es lang, vermuthlich in Nachahmung des apostolischen Kopfputzes, jetzt aber nach der praktischen östlichen Mode verschnitten, wie es dem Geschäftsmann anstcht, dessen Handwerk er mit dem wachsenden weltlichen Gedeihen Zions seiner Apostelschaft hinzugefügt hat. Er ist in der That der größte Geschäftsmann auf dem Continent — der Kassirer einer Firma von 5000 stillen Compagnons, und außerdem auch der einzige Rechnungsrevisor dieses Kassirers. Wenn ich heute meine Bekehrung zum Mormonismus erklärte, würde ich morgen von Brigham's Händen getauft werden. Den nächsten Tag würde ich eingeladen werden, in der Kirchenkanzlei (Brigham's) zu erscheinen und der Kirche (Brigham) ein getreues Inventar meines gesammten Eigenthums vorzulegen. Nehmen wir an, ich sei ein Tischler und habe von Neuwerk den gesammten Ertrag meiner Werkstatt nach dem Salzsee mitgebracht — sage 2000 Dollars. Die Kirche (Brigham [illegible] prüft mein Inventar. Sie (Brigham) hat die unbedingte Entscheidung über die Frage, ob in Utah noch irgendwelche Tischler nöthig sind. Wenn die Kirche (Brigham) „Nein“ sagt, so hat sie (wieder Brigham) das Recht, mir zu sagen, wo Arbeit gesucht wird, und mich in meine neue Beschäftigung einzuweisen. Wenn die Kirche (Brigham) „Ja“ sagt, so sagt sie mich ferner in Kenntniß, ohne Appellation, von dem genauen Theile der 2000 Dollars meines Inventars, welcher passend in die Kanäle der neuen Tischlerwerkstatt geleitet werden kann. Ich stelle keine außerordentliche und unverhältnißmäßige Vermuthung auf, wenn ich sage, daß die Kirche (Brigham) mir erlaubt, gerade die Hälfte meines Eigenthums zu behalten. Die andern 1000 Dollars gehen in den Kirchenfonds (Brigham's Gierspinde) und von diesem Theil der Ersparnisse meines Lebens höre ich niemals wieder, weder als Kapital, noch Interessen, noch veräußerlichem Eigenthum oder Ausstattung meiner Witwe. Ausgenommen für die Zwecke der Kirche (Brigham's unwiderruflicher Wille) sind meine 1000 Dollars, als hätten sie nie existirt. Ich bin aber ein aufrichtig Gläubiger und gehe leichten Herzens nach Hause mit einer beglaubigten, von dem himmlischen Registrator zu jenem Betrag auf mein Gewissen ausgestellten Anweisung, welche in die Bank, die keine Liebe erbrechen und beleihen, auf meinen Credit eingetragen ist. Im ersten Jahre mache ich von meinen Stühlen und Tischen einen Reingewinn von 2000 Thalern. Die Kirche (Brigham) schickt mir eine andere Einladung, sie zu besuchen, eine feierliche Angabe der Summe zu machen und an jenes kirchliche Gebäude, das Geldeisenspinde, 200 Dollars zu zahlen. Oder, gesetzt, ich habe noch keine von meinen Waaren verkauft, sondern habe nur 50 bequeme Schaukelstühle importirt, um sie nach und nach zu verkaufen. Wenn die Kirche (Brigham) diese Thatsache erfährt, nimmt sie gnädig 50 davon für ihre eigenen Zwecke an. Da sie auf einen Acten gegründet ist, so macht sie sich in ihrer collectiven Eigenschaft nichts daraus, auf Schaukelstühlen zu sitzen*); aber sie besitzt eine ungeheure Reihe von Waarenlagern, alles festsetzend und verdauend, welche alle Arten von Zehnten,

*) Das amerikanische Wortspiel „Rock“ („Zehnten“) und „Rocking-chair“ („Schaukelstuhl“) lassen sich nicht wiedergeben.

vom Gerichte und vom Henker bis zu den niedrigst besoldeten Subalternbeamten herab Alles und Jedes, verpflichtet sich durch einen wunderbaren Process in „Knechtschaft" verwandelt. Diese Maassregeln erhalten sich innerhalb des Kirchengesetzbuches (Brigham's Privatverfügung). Wenn glücklicher Weise in unserm Freistaate noch Niemand sich dazu hergeben sollte, ein Amt zu geben und zu halten, welches Gewissenszwang involvirt, als meiner eigenen zuträglich ist, so weiß die Kirche sicherlich [illegible] nächsten Tag diese Thatsache, und da Utah [illegible] deutliches „Selbstregieren in Schein seiner Kanonen" anerkennt, so wird wieder nach wie vor gerichtet, [illegible] hat nicht Gelegenheit eine Geldstrafe zu bezahlen, die wahrscheinlich die Auslagen meines Arrests überwiegt. Diese zweite Uebertretung wird außer der Geldbuße mit Einkerkerung bestraft; denn keine Einkerkerung wendet die Geldstrafe ab, diese kommt in jedem Fall. Die Hand der Kirche hält die Seelen der Heiligen an unvermeidlichen Geldbeutelklammern. Aber ich darf nicht die Zeit verschwenden mit Aufzählung der vielfachen Sündenfälle und Vergehen, welche dem Geldpfunde Einkommen verschaffen.

Ueber alle diese Angelegenheiten hat Brigham Young die oberste Controle. Seine Macht ist die vollständigste, von der die Menschheit weiß. Hier, beiläufig bemerkt, ist der constitutionell verwundbare Theil des Mormonismus. Wenn die Furcht vor einer schlimmen Präcedenz die Vereinigten Staaten zu irgendeiner Zeit abhalten sollte, dieses Nest aller Unsittlichkeit wegen seiner unsittlichen Einrichtungen zu zerstören, so ist Utah doch schwerer Bestrafung ausgesetzt, und die sie verhängende Administration würde sowol die Pflicht wie das Recht auf ihrer Seite haben, auf Grund ihrer feierlichen Verpflichtung: Allen die Nation bildenden Abtheilungen eine republikanische Regierungsform zu sichern — etwas, dessen sich Utah niemals, so wenig wie Timbuktu, erfreut hat. Ich fragte einmal Brigham, ob die Republik wol wieder auf den Congreß kommen würde? „Nein", war seine vollkommen unverhüllte Antwort, „wir werden sie als Delegaten hinsenden!" (Ich glaube, er nannte den Oberst Kinney, erinnere mich dessen aber nicht mehr gewiß.) Doch wer es auch war, wenn die Zeit käme, würde Brigham dessen Namen an die „Deseret-News" einsenden, deren Expedition, wie alles Werthvolle, innerhalb seines Bereichsfeldes ist. Er würde selbstverständlich gedruckt werden; eine Gegenernennung ist eine unerhörte Sache, und am Nachtage würde sie so gut als die Sonne aufgehn, Folgen sein.

Der Despotismus, welches die Stadt beherrscht und in ihren Grenzen an beiden Seiten der Straße nach allen Richtungen hin, geht durch Brigham's Gesetze; wenn die Heiligen zu ihrer Einrichtung einen Widerspruch bekämen, so könnte es die Gemüther zu ihrer Ruhe zwingen werden. Der Weg zu dem einzigen Hafen, wo Asyl erhalten ist, läuft durch tödtliches Verderben und ist durch ein Thor verperrt, von welchem er den ominösen Schimmel besitzt. Ein Auswanderer, der Asyl zu suchen wünscht, muß Brigham's Erlaubniß erhalten, die gewöhnlich unter der Bedingung gegeben wird, daß sein Geld hinter oder wenig Jahre im Kirchenverein innerhalb des Gesetzbuches gelassen werden muß. So erreicht jedes Lebensbedürfniß, außer der Luft, die er athmet, den Mormonen einzig durch Brigham's Hand. Wie kann ein absolutester Despotismus ersonnen werden? Hier liegt der Stützpunkt für den Hebel der Regierungseinrichtung. Die klare Thatsache, daß eine solche Macht in Eines Mannes unverantwortlichen Händen liegt, ist ein Verbrechen gegen die Constitution. Bei alledem weiß diese Macht, so wundervoll dies scheinen mag, praktisch zum allgemeinen Besten ausgeübt. Ich hörte nie, selbst Brigham's schlimmste Feinde, ihn des Unrechtthuns anklagen, obgleich so ungeheure Interessen einzig durch seine Hand controlirt werden. Sein ganzes Leben ist ein großes theocratisches Verbrechen, aber es macht wenigen praktischen Verbrechen, als irgendein anderer Mann in der Welt in seiner Lage machen würde. Die, welche er macht, geschehen nicht seines Selbst wegen. Er erwartet seine ganze Persönlichkeit in der Kirche und einer Selbstverleugnung, die, wenn sie eine würdige Sache hätte, einem ganzen Jahrhundert von Märtyrern zum Ruhm gereichen würde.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Ein Besuch bei Liedge.

Wenn ein junger Mann, den Kopf voll Begeisterung und Hoffnung, in der Tasche ein Heft deutscher Gedichte, am Ende der zwanziger oder zu Anfang der dreißiger Jahre nach Dresden kam, so hatte er sicherlich den Wunsch, die Lichtenhainer zu besuchen und die Männer von Angesicht zu Angesicht zu sehen, welche er bisher aus der Ferne verehrt hatte.

Jetzt besuchen die Literaten und Künstler einander seltener; auch kommt es nicht mehr häufig vor, daß ein junger Mann aber Gesellschaftsleute es wagt, einen älteren Dichter in seinem Hause zu feiern; damals aber verstand es sich von selbst, daß jeder Jüngling, welcher sich der Literatur widmen wollte, den alten Meistern seine Aufwartung machte.

Schon in meinen Kinderjahren hatte ich meine Lehrer mit großem Respect von Tiedge sprechen hören, als Quartaner einige seiner Gedichte öffentlich im akademischen Saale vorgetragen, später blätterte ich auch in dem Gedicht „Urania", muß aber bekennen, daß es nicht in meiner Natur liegt, Gedichte dieser Art zu lieben. Noch heute ziehe ich Tiedge's kürzere Gedichte der „Urania" vor und meine, daß er überhaupt mehr ein dichterisches Gemüth, als ein Dichter von großer Bedeutung war.

Eines Sommernachmittags 18.. pilgerte ich von der Altstadt Dresdens, wo ich wohnte, als glücklicher zwanzigjähriger Student über die Brücke nach der Neustadt dem Hause Tiedge's zu, welches in der Nähe des Japanischen Palais steht. Er hatte es von seiner Freundin, der Baronin Elisa von der Recke, geerbt; nach Tiedge's Tode fiel es an den ehemaligen Haushofmeister der Baronin von der Recke, Herrn Pappermann.

Als ich die Klingel gezogen hatte, wurde die Thür von einem ältlichen Kammerdiener geöffnet, welcher auf meine Frage, ob ich Herrn Tiedge meine Aufwartung machen dürfe, mir höflich die Karte abnahm, um meinen Namen richtig zu behalten, dem ich, um nicht verwechselt zu werden, meine hübscher klingenden Taufnamen Reinhold Edmund vorgesetzt hatte. Während des Dieners Abwesenheit hatte ich Zeit, mich in dem Vorzimmer umzusehen und einen Blick durch die offenen Thüren der anstoßenden Gemächer zu werfen. Diese Zimmer waren alle reich, aber altmodisch möblirt. Man sah jedem einzelnen wohlerhaltenen Stück an, daß es vierzig bis funfzig Jahre alt sein mußte und für sehr schön gegolten hatte. Unter den wenigen Schildereien zogen mich besonders zwei weibliche Porträts an. Das eine stellte die frühere Besitzerin des Hauses, die als Schriftstellerin und Dichterin gefeierte Elise von der Recke, in voller Jugendschöne vor, das andere ihre Schwester Dorothea, die Gemahlin des Herzogs Peter von Kurland, von deren Anmuth und seltenen Gaben ich mehrmals gehört hatte.

Jetzt erschien der Kammerdiener wieder und bat mich mit einer Verbeugung mir, ihm zu folgen.

Nach dem vierten oder fünften Zimmer schallten Männerstimmen und Gelächter; ich trat ein und sah in einem Lehnstuhl im leichten, bequemen Hausrocke einen Greis von ehrwürdigem, aber keineswegs imponirendem Aeußern, der kein anderer als Tiedge sein konnte.

Ein mittelgroßer Mann von etwa vierzig Jahren, eckig, mit einer merkwürdigen Suada begabt, ward mir als Baron von Maltitz vorgestellt; ein anderer, bedeutend jüngerer Mann, als ein Herr Alexander Fischer; der dritte Gast, ein stattlicher, gut aussehender Dreißiger, war der Hofkapellmeister Reißiger.

Maltitz rief mir in seiner lebendigen, raschen Weise einige freundliche Worte zu; er behauptete, meinen Vater gekannt zu haben, wenn dieser nämlich Offizier in österreichischen Diensten gewesen sei. Tiedge nahm meine Huldigung und meine Bitte um gütigen Rath und strenges Urtheil wohlwollend auf.

„Strenges Urtheil!" lachte Maltitz; „mein theurer Tiedge kann gar nicht streng sein, viel zu nachsichtig ist er! Wollen Sie einen strengen Richter haben, so kommen Sie zu mir! Ich habe dieser Tage die letzte Feile an mein Drama: ‚Hans Kohlhaas', gelegt und ich bin dann bereit, mich wieder mit den Erzeugnissen der allerneuesten Literatur zu beschäftigen."

„Und doch", sagte Tiedge, „werfen Sie, mein lieber Maltitz, mir in Bezug auf neuere Dichter allzu große Strenge vor."

„Nur einzelnen gegenüber, z. B. Heinrich Heine!"

„Ich soll, das verlangen Sie, Heine bewundern; ich kann es nicht, er ist mir zu formlos! Was für ein eintöniges, holperiges Metrum braucht dieser Mann! Wie ruinirt er selbst seine gelungenern Gedichte durch diese oder jene spöttische Schlußbemerkung!"

„Aber, theuerster Tiedge", rief Maltitz, „wenn Heine auch im Betreff der Form nachlässig ist, so hat er doch immer poetische Gedanken von großer Schönheit und Originalität!"

„Dann möge er seine poetischen Intentionen in ungebundener Rede niederschreiben! Kunst kommt von Können — wer die Form nicht beherrschen kann, der gebe sich mit der Versekunst nicht ab. Ich halte Jean Paul für den reichsten Dichter Deutschlands; er versuchte es vergebens,

gute Briefe zu schreiben, und war zu gründlich, um mit angelernten und bald Plattheiten zu treten."

„Heinrich Kleist haben sich aber leider in Mode gebracht", bemerkte Reilliger. „Ich habe erst dieser Tage einige seiner Briefe gelesen."

„So wird mich freuen, Sie kennen zu lernen", entgegnete der Dichter mit verbindlichem Lächeln. „Ich hoffe, Sie bringen, wenn Sie mir wieder Ihren Besuch schenken, eine Sängerin oder einen Sänger zum Vortrag Ihrer Tondichtungen mit!"

„Sie lieben Musik sehr?" fragte Fischer.

Tiedge antwortete: „Ich habe viele Reisen gemacht, welche Naturschönheiten und Kunstschätze begegneten nicht in Italien meinem Auge, aber keine Landschaft, kein Kunstgebilde, und wäre es das vollendetste, hat für mich den Zauber, den eine vorzügliche Musik auf mich ausübt. Sie ist nach meinem Dafürhalten die Sprache seliger Geister und uns Menschen vom Himmel gesandt, um uns an ihn zu erinnern."

„Gewiß ist eine wohllautende Musik etwas sehr Reizendes!" sprach Maltitz, „allein es gibt auch Arten von Musik, welche abscheulicher sind als das langweiligste Buch, das fadeste Geschwätz — Musik, die man zum Teufel wünschen möchte!"

Tiedge, der viel auf die äußern Formen des Anstandes hielt und sehr religiös war, zog die Augenbrauen zusammen; kein anderer als Maltitz hätte in seiner Nähe zu fluchen gewagt.

Ein Hausfreund Tiedge's unterbrach das Gespräch; er kam, um sich von dem Dichter ein Buch aus seiner nicht nur großen, sondern auch gewählten und mannichfaltigen Bibliothek zu leihen.

„Nein, nein, mein Bester!" sagte er etwas verdrießlich, „daraus wird nichts! Sie kennen ja meinen Gebrauch! Wer eins meiner Bücher zu benutzen wünscht, der komme in mein Haus! Die Bibliothek ist neis offen, im Winter geheizt, abends bis zehn Uhr beleuchtet, da können Sie lesen, exzerpiren, jedes Buch steht Ihnen zu Diensten, aber mit bekommen Sie keins! Die ehrlichsten Leute", fuhr er lachend fort, „welche sich nicht im Traum mit Veruntreuung abgeben, schämen sich nicht, ein Buch flecking zu machen, Blätter herauszuschneiden oder es wol gar zu behalten!"

Der Freund lachte auf: „Ich hätte an Ihre Ansichten über das Verleihen von Büchern denken sollen! Ich will also gleich von der gütigen Gelegenheit Gebrauch machen und in die Bibliothek gehen!"

Ich hatte, wie es einem so jungen Menschen anstand, Reilliger begleiten, der gegen jeden liebenswürdig Hausherr machte sich jetzt an mich: „Wollen Sie eine kleine Kabale sehen? Blicken Sie in meinen Kirchenstaat! Der mich, der ich schwach auf den Füßen bin, in den Garten hinter dem Hause unsichtbar! Ja, mit den Füßen will es nicht mehr recht gehen, dagegen habe ich noch immer ein gutes Gehör und ein scharfes Auge. Schauen Sie dort nach der Brücke! Vermögen Sie eine der Personen zu erkennen, welche darüber gehen?"

Ich verneinte es.

Tiedge lachte, rollte sich neben mich und sagte: „Da übertreffe ich alter Mann Sie! Sehen Sie dort Madame Schroder-Devrient! Sie trägt ein weißes Kleid und einen Strohhut mit blauem Schleier."

„Diesmal hat Ihr sonst so scharfes Auge Sie doch weit getäuscht, Herr Kanonikus! Madame Schroder-Devrient ist heute in der Oper beschäftigt, sie wird bereits in ihre Garderobe sein und auch für mich wird es jetzt Zeit, mich zu empfehlen."

„Dann muß sie eine Doppelgängerin haben!" behauptete Tiedge. Baron Maltitz, niemals um Gesprächsstoff verlegen, begann eine seiner an das Unglaubliche streifenden, aber stets unterhaltenden Geschichten; da wurde im anstoßenden Zimmer eine liebliche Stimme hörbar und heraus trafen Madame Schroder-Devrient mit einer jüngeren Dame, die als Gast von Madame Pappermann in Tiedge's Hause lebte.

Madame Schroder-Devrient war damals ungefähr siebenundzwanzig Jahre alt; wer sie nicht schön nennen wollte, mußte doch zugeben, daß sie reizend und interessant war; in ihrem Benehmen vereinigten sich Anmuth und Genialität.

„Himmel!" rief Reilliger, „ich dachte Sie wir jetzt vor Ihrem Spiegel! Eben wollte ich nach dem Theater gehen. Was ist vorgefallen?"

„Wächter ist unpäß geworden, statt der Oper werden zwei kleine Lustspiele aufgeführt, so vermute ich den heute Abend, Sie, verehrter Lehrer zu besuchen, Ihnen einige Lieder zu singen, und wenn es nur das eine: ‚Schöne Minka', wäre!"

Tiedge lächelte. „Ich bin Ihnen für alles, was Sie mir versingen, dankbar, schöne Philomele, und auch dem Herrn Kapellmeister, wenn

er sie sobald als möglich sehen wolle. Eile zu bringen."

„Wer komponirte?"

„Ich nicht die Melodie zu dem Gedichte: ‚Schöne Minka', eine russische Volksmelodie?"

Ich kenne Ihren Namen des Komponisten nicht genauer, lieber Freund", entgegnete Tiedge.

„Ich hörte diese Melodie zum ersten mal in Milan von einem russischen Unteroffizier singen, später erzählte mir die Herzogin Dorothea von Kurland, daß es eine allbekannte Volksmelodie sei. Mir gefiel sie wegen ihrer Einfachheit, ich ließ sie mir von einem Musiker aufschreiben und dichtete die Verse dazu, welche man jetzt in Deutschland singt."

„Wenn nur nicht alle beliebte Melodien slawischer Volksstamme gar so klagend wären", sagte Reisiger.

„Wie sollen sie denn anders sein?" eiferte Maltitz. „Um ‚Rule Britannia' oder ‚God save the king' zu schreiben, muß man ein freier Engländer sein!"

„Nur jetzt keine Politik, Baron!" sagte anmuthig Madame Schröder-Devrient. „Ihr Herren treibt so viel Politik, daß ihr die Begeisterung für die Kunst darüber verliert."

„Ueber Mangel an Bewunderern können Sie, schöne Künstlerin, doch nicht klagen", versetzte Maltitz; „ich will Ihren Befehlen gehorchen, prophezeie Ihnen aber, daß in den nächsten dreißig Jahren noch viel mehr politisirt werden wird als jetzt!"

„Ist es wahr, daß Karl Maria von Weber eine unvollendete Oper hinterlassen hat, zu welcher der letzte Akt noch nicht componirt ist? Und daß Tieck's ‚Blaubart' demnächst zur Aufführung kommen soll?"

„Weber eins nach dem andere!" antwortete Reisiger. „Tieck selbst hat mir gesagt, daß er den ‚Blaubart' gar nicht für die Bühne geschrieben habe."

Der Kammerdiener Tiedge's trug Wein, Früchte und Gefrorenes auf. Maltitz behauptete, das Tiedge das beste Gefrorene in ganz Dresden habe, die Schröder-Devrient rühmte es ebenfalls sehr.

„Es liegt eine gewisse Poesie im Fruchteis", sagte Tiedge, „und Byron hatte nicht ganz unrecht, wenn er wünschte, daß schöne, junge Damen nichts anderes genießen möchten als Früchte, Gefrorenes, Milch und auf mäßige Art Champagner. Ich sehe gern schöne Frauen mit Weintrauben oder Ananas in der Hand."

Reisiger hatte sich an das Klavier gesetzt und Madame Schröder-Devrient sang mit wunderbarem Ausdruck, ach, und mit welchem Brillanz! einige Lieder. Wie wenig erreichen sie ihre Nachahmerinnen! Sie sind eben so verschieden von ihr, wie die Leistungen ihrer letzten zehn Theaterjahre, wo sie mehr sprach als sang, von den Leistungen der ersten sechzehn Jahre ihrer Künstlerlaufbahn.

Da Tiedge mich zum Bleiben eingeladen hatte, verweilte ich, bis seine andern Gäste sich entfernten.

Als wir über die Brücke nach der Altstadt gingen, war es schon ziemlich dunkel; die Gaslaternen auf der Brücke brannten, Kähne mit fröhlichen Menschen, welche von Pillnitz oder von Meißen kamen, landeten, die Brücke und die Elbufer boten ein heiteres, belebtes Bild; von der Brühl'schen Terrasse flammten Lichter, erschallte Musik.

„Wie gern bin ich doch bei dem alten Herrn!" sagte Wilhelmine Schröder-Devrient. „Er ist noch immer heiter und theilnehmend, wurzelt so fest im Erdenleben und muß doch in den Siebzigen sein!"

„Einundachtzig!" sprach Maltitz. „Er hat ein schönes Stilleben geführt wie wenige Dichter. Nahrungssorgen blieben ihm fern; dadurch, daß er niemals für das Theater schrieb oder seinem Naturell nach für dasselbe schreiben konnte, vermochten ihn Kabalen, Täuschungen, unzählige und unbeschreibliche Aergernisse nicht zu erreichen; er liebte und fand Anerkennung und ist deshalb auch stets anerkennend gegen andere geweien. Vielleicht hätte er als Dichter Höheres geleistet, wenn er im Leben mehr herumgeworfen wäre; aber die Gottheit hat ihm nicht den höchsten Ruhm bestimmt, den sie den armen Sterblichen auch theuer genug bezahlen läßt."

„Für mich wäre ein so ruhiges, ich möchte sagen lyrisches Leben gräßlich!" sprach die Sängerin. „Und obgleich ich wenig Zeit habe, um außer meinen Rollen noch Verse auswendig zu lernen, haben sich mir doch Rückert's Worte tief eingeprägt, weil sie meine eigenen Wünsche aussprechen:

Bester, keine irdische
Ewigkeit!
Eine freudenreiche
Jugendzeit!
Dann mir sich treibende,
Liederkommen übende
Seligkeit!"

„Ich habe es mit Ihnen, Ihrer Treue!“ sagte Mating. „Ich glaube, und allen ist hier gastfreundliches, heiliges Asyl beschieden.“ Auf dem Scheideweg beim Georgenthor trennten wir uns.

Jung erreichte bekanntlich ein Alter von 80 Jahren; Mating starb aber als kaum dreißigjähriger, gänzlich aus der Zahl seiner Kampfgenossen. Fischer, ein bedeutender Talent, aber innerlich unklar und viel auch von Verhältnissen gequält, erschoß sich, bevor er das dreißigste Jahr erreichte.

Wilhelmine Schröder-Devrient und K. G. Vorkel haben bis Jahren auf dem Leuchtturm. Ich — ein Wunder kann ich nicht sagen, aber ein Glück hat es, daß hier — Ihr und Sorge noch mit sage, warum ich an für alten Tagen auf Rügen wohl, wenn gegenüber ich damals ein ganzes Geschlecht war: „Wie ich möchte sie sich wandern, sollten sie wieder aufstehen und mit ihren frohen Augen die jetzige Umwelt betrachten!“

R. E. Hahn.

Zur böhmischen Nationalliteratur.

I. Teil. — Eingezwängt zwischen deutsche Stämme, getrennt durch mächtige Berge und dichte Wälder, sahen die Czechen seit ihrer Einwanderung in Deutschland in dem Gebiet der Beier bis Laitha, in Böhmen, seitdem die Weltherrschaft durch die Kaiser aus dem sächsischen Hause und die Askanier gebrochen ward und deutsches Wesen und deutsche Sprache mehr und mehr verschwanden bis auf den Winkel am lausitzer Gebirge, wo sie heute noch ihr Leben fristen — seitdem Deutsche sich wieder über Schlesien ergossen und allmählich auch die Donauländer bis nach Ungarn hinein beherrschten, wurde das slavische Volk der Czechen immer einsamer in seinem schönen Kessel zwischen Böhmerwald und den Riesenbergen. Wenig bekannt ist seine reiche Geschichte den Deutschen, die doch rings um sie wohnen, sie vielfach mit ihnen in Kämpfe verwickelt waren, vielfach aber auch mit ihnen sich verschmolzen. Von Ottokar von Böhmen, dem Gegner Rudolfs von Habsburg, hört man wol, auch daß er Königsberg in Preußen auf seinem Kreuzzuge gründen half — dann von den Hussiten, von den Kaisern, die in Prag ihre Residenz hatten und die Universität gründeten, an welcher Huß lehrte — endlich von dem Anfang des Dreißigjährigen Krieges in Böhmen. Damit aber ist auch so ziemlich das Wissen unbekannt, und das Nachher — das Czechenvolk tritt gleichsam aus der Geschichte mit dem letzten Kriege bis auf die neueste Zeit, wo überall nationale Regungen hervorbrechen.

Wie von Nürnberg aus ist Böhmenland zu erobern, überlegt durch das Angelthal — meinetwegen der einzige Eingang für ein Heer, das von Baiern in Böhmen eindringen möchte. Vom Nabenberg überschaut man den ganzen Thaleingang über Neumarkt bis auf die Straße nach Amberg. Hier ist viel Blut geflossen — deutsches und czechisches — seit den Zeiten Dagobert's des Frankenkönigs, der hier gegen Samo schlug. Das bairische, deutsche Land schützen die mächtigen Grafen von Vogen, die den Herzogen von Baiern an Reichthum und Ansehen nichts nachgaben, das czechische Gebiet aber vertheidigten die Herzoge, die Bewohner des Angelthals, ein ursprünglich polnischer Stamm, noch heute mit eigener Tracht, dessen Hauptort Taus ist. Sie sprechen jetzt böhmisch, aber mit einem fremdartigen Klang. Der „böhmische Achill“, Herzog Bretislaw I., der Mähren eroberte und sie aus ihrer Heimat als neue Grenzen herüber verpflanzte, starb in seinem Thale im Jahre 1037 gegen Kaiser Heinrich III., und ohne den Grenzschutz vom Nürnbergerlande wären die Reste des Deutschen der Vernichtung nicht entronnen. Der heilige Günther, welcher ein thüringischer Landgraf gewesen sein soll, führte aber im Jahre darauf ein deutsches Heer auf nur den bekannten Wegen durch den Wald und drang bis Prag vor, wo die schöne Judith, Bretislaw's Gemahlin, den Frieden vermittelte.

Hiervon ist wol den wenigsten etwas bekannt und auch die wenigsten wissen von dem „wunderlamen Zwischen“ von Aufständen, von seiner allgemeinen Geschichte aus seinem tiefsten Grunde. Es ist nur der eigenthümlichen und mächtigen Gestalten Böhmens. Das Volk hielt um sie einen Zauberer. Und auch Dichter war es — man will ihm sogar die „Königinhofer Handschrift“ zuschreiben, mit deren Auffindung im Jahre 1817 die nationale Erhebung der Czechen neuen begann.

Der Aufbau dieser alten Handschrift — wir lassen den langen und mit Bitterkeit geführten Streit ob sie echt oder unecht, hier nicht erwähnen — war Wenzel Hanka. Ein kleines Buch von Albert Wolkan: „Wenzeslaus Hanka's Lieder. Aus dem Böhmischen übersetzt“ (Prag, Kober, 1863), erinnert uns wieder an ihn. Nach einer Darstellung seiner Person sehen wir Proben in trefflicher Uebertragung einige lustige, traute Lieder vor, von denen noch im Volke leben.

Hanka war ein Sohn des Volks. 1791 geboren, kam er als Knabe zu seinem Taufmann, seine Mutter war nicht Witwe, sie hat den Knaben mit rührender Sorgfalt gepflegt und nährte

Ich wuchs in meiner
Mein geliebtes Heimathland,
Da wandert ein Bettler
Voll Krämpfen und Leid.
Dann wollt' ich nur Nahen,
Mitleidsvolles Nahen
Und „gottlich ausmessen.

singt der Dichter von ihr. Eine sonnblitterige Rose aber ist das heilige Symbol Böhmens, sie steht im

[illegible] Morgen des Krönungstages und der Tag, [illegible] Hymnus, nach einer Melodie des Tonsetzers Kuzy von seinem Liede für unsere Hymne verdrängt und als Ersatzmann eingetreten

[illegible]
Mein geliebtes Böhmen,
Du wunderbares Land
Du Glück und Traum
Dann wandle ich mit Dir,
Du gesegnetes Paradies,
Dich grüßend, umarmen —
Verklärte mir Dein Bild!

Aber Hanka ward ein treuer Böhme, der treu an seinem Vaterland hing, trotz der glänzendsten Anerbietungen, die ihm von Rußland gemacht wurden. Er bekleidet seinen geringen Gehalt als Custos des von ihm gegründeten Nationalmuseums von 500 Gulden und die Heimat, und schlug Rußland und die [illegible] Rubel aus, die man durch Errichtung eines Lehrstuhls für ihn an der [illegible] Universität für slawische Philologie noch vermehren wollte. Ein glücklicher Zufall hatte Hanka in einem Thurmgewölbe der Stadtkirche von Königinhof unter alten Akten und Kirchengeräthen einen Fund thun lassen, der sein Volk wenigstens für einige Zeit zu einem neuen Leben erwecken sollte. Es war die „Königinhofer Handschrift". Diese Handschrift enthält altböhmische Helden- und Liederlieder, Perlen slawischer Poesie. Durch die Herausgabe dieser Handschrift, welcher er zehn Jahre später eine besser ausgestattete folgen lassen konnte, wurde Hanka's Name in weitesten Kreisen berühmt. Orden, Medaillen, Diplome, Zuschriften der größten Gelehrten und Dichter, wie Goethe, Grimm, Humboldt, wurden ihm im reichsten Maße und entschädigten ihn für viele Anfeindungen einer späteren, feindlichen Zeit.

Als Dichter ist Hanka keine hervorragende Kraft, aber die Einfachheit und natürliche Frische bewahrt auch in den meisten seiner Lieder so, daß sie andere zu regerer Nacheiferung und mit jedem [illegible] die czechische Literatur durch mehrere bedeutendere Dichtungen bereicherten, unter denen wir Jan Kollar's „Slawy Dcera" (1821—45), „Die Tochter Slawa's", nennen wollen, eine episch-lyrische Dichtung, welche in dieser Tochter Slawa's den Panslawismus, alle slawischen Stämme in Eins verschmolzen, feiert; dann Hradmus Wocel's „Labyrint Slawy" (1846), „Das Labyrinth der Nation", worin die Hauptmomente der böhmischen Geschichte an der Hand erhalt Jan Kutowka's gekünstelt werden, dessen Methode der böse Geist Tschamer ist. Ferner kam mehr Schafarik, der berühmte Kritiker auf dem Felde des Slawismus, der Verfasser der „Slawischen Alterthümer", der Lieder des Volks. An der Spitze die [illegible] Panslawismus steht aber Venceslaw Hanka, der Patriarch. Er starb am 12. Januar 1861. Der Tag seines Begräbnisses war ein Lebewohl, wie Böhmen lange kein solches gehabt. Wir theilen zum Schluß einige seiner Gedichte mit.

Die Wachtel.

Im Roggenfeld die Wachtel ruft:
Komm zu mir! Komm zu mir!
Wenn heiter hoher Mut erfüllt,
Nicht jeden Sonntag weil zu Ihr —
Komm zu mir! Komm zu mir!
Die Wachtel ruft so lockend sich:
Komm zu mir! Komm zu mir!

Wenn [illegible] Ich nun weniger Ich
Gleichstelle zu Gegen für und für
Komm zu mir! Komm zu mir!
Sei auch bescheert und leidewegt —
Komm zu mir! Komm zu mir!
Hör' sage, wie die Wachtel sagt —
Auf ganzer Seele rauf' ich's dir —
Komm zu mir! Komm zu mir!

Gedichte

von Hermann Kletke.

1. Du mußt'

Du mußt' Dies Wort sei dir genug:
Ein Zauberwort, das dich im Flug
Zur That entrafft, ohne Sinnen —
Thun was du mußt, mußt du beginnen!

Du mußt' So wisse gleich: du kannst'
Der Augenblick, den du gewannst,
Ist auch schon jum Ziel die Wendung,
Ist ein Beginn schon der Vollendung.

2. Ein Grab.

Dort um den alten, halbverfall'nen Stein
Wuchert der Gräben wie in Gedanken fort —
Hast du den Todten lieb? Wer mag es sein?
Verwittert ist der Inschrift Grimm Wort.

Gleichviel! Er war ein Mensch; er lebte, starb —
Er starb — ja wohl, wen kümmert's heute noch.
Was er an Liebe gab und selbst erwarb —
Jetzt ist der Todte — nahm er sein Ende doch!

Du aber blickst, daß noch ein Zeichen sei
Der Liebe hier auf diesem Todesgrund,
Wenschen das Leben gab die Stätte frei
Und von ihm schweigt der Menschen Herz und Mund!

3. Zur Erbauerin.

Warum gebt du alle Tage
Halb entschlossen,
Halb verdrossen?
Hattest kaum Ruh am Wege,
Ob es heimlich dich leichtete,
Während schon auf leichten Sohlen
In die Arme das Glück entwicht —
Auf und mag es einjubeln!

(Beilage zum Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Shakspeare als Lehrer der Menschheit.

Mit welchem schönern Wort aus Shakspeare könnten wir das Werk einleiten, welches Hermann Marggraff — es war sein Lieblingsplan, dessen Manuskript er im Januar dieses Jahres vollendete — als eine neue Folge der „Lichtstrahlen“, für die Brockhaus'sche Verlag aus den Werken der Genien der Menschheit sammelt*), unter dem Titel „William Shakspeare als Lehrer der Menschheit“ (Leipzig 1864) herausgegeben. Nach einem Lebensabriß des größten Dichters menschlichen Leidens und Liebens, zu dem Marggraff die neuesten Forschungen sorgfältig benutzt hat, stellt er in alphabetischer Folge aus sämmtlichen Werken Shakspeare's eine Blumenlese zusammen, welche die höchsten Interessen des menschlichen Lebens berührt.

Nichts kann uns schneller mit einem andern vertraut machen, als die Hauptsätze seiner Meinung zu hören; aber je reicher das Leben eines ist, um so schwerer auch ist es, seine Lehre herauszufinden, um so verständlicher, den andern darauf aufmerksam zu machen. In dem vorliegenden Werk ist uns der Versuch für den Menschen Shakspeare gegeben, wie wir ihn suchen müssen für den Nationalen einer Sprache, so wird auch nöthig für jeden überreichen Dichter, um zu erfahren, was er war, was er dachte — über „Gott“, über „Welt“, über „Bestimmung des Menschen“, über „höchstes Gut“, über „Tugend“, über „Recht und Gesetz“. Welche hohe Weisheit liegt und nicht überall entgegen! Welche tiefe Einsicht in das Treiben der Welt! Und zu allen Zeiten im ganzen immer ein und dasselbe gewesen ist und vielleicht stets sein wird! Jahrhunderte sind verflossen, seitdem Shakspeare seine Wahrheiten geschrieben, und Viele für Viele und Alle auf heute anwendbar, was mit in diesen Redensarten hören. Man hat auf großen Theatern den Versuch gemacht, die Aufführung desselben, um dem Volke seine Macht, das Königthum die Würde an den schwachen Seiten entgegenschleudern zu können.

— Was verlangt ihr, Hastig?
Daß König macht die auch Narren. Jener schreckt euch,
Der sucht euch Furcht

Eure Tugend ist
Ja aber kein schaffender Wiederschein
Eines Gottes zu sagen, der ihn schuf. Wer Gutes
Verkennt, verkennt sich selber auch.

*) Mit einer Reihe ähnlicher Unternehmungen: Aus Jugend Werken Goethe, Schillers, Lessings, Schlegel, Tiecks, Körner, Schleiermacher.

Und gewichtige Worte könnte man nicht besser sprechen lassen:

Den Armen, den der Reichthum ganz verblendet,
Macht nur zur Magd, wenn dann der Reichthum stirbt

— Da ist der Kern zu finden, wahrer wahrer Pflichten
Ich meine, die Wohlthaten üben, ohne Prunken
Ja brechen ist der schönste Sitz des Hasses —
Und noch zum Theil der Herrlichkeit im Grab
Zu trauern.

Wer Lust hat überhaupt zu wissen, warum sie in Marggraff's Werk überall Seite um Seite und voll bedeutende Männer aus solcher Neigung hervorgehen, davon will ich nur Ein Beispiel noch zu bringen anführen, der seine Jugend an solchen „Lichtstrahlen“ aus den Werken Schiller's genährt hat, es ist Gervinus, der berühmteste Maler unserer Zeit.

Wen von, was du nicht liebst, kannst du nicht lehren — nun, so sieht denn, damit ihr reden könnt — gleichviel, ob in gewöhnlichen Worten, in Tönen oder in Farben — sieht von allem Schönen auf Erden, und das thatet ihr in vielen „Lichtstrahlen“ aus Shakspeare.

Der Landelmarkt in Wien.

— „Für Handel und Volkswohlstand des Kaiserthums Oesterreich ist in der Alle Stadt am vortheilhaftesten Vorstadt eingetheilt, daß mehr öffentliche Plätze zur Lüftung“ — so lautet der Anfang einer Beschreibung Wiens in einem Geographiebuche, welches allen denen zu empfehlen ist, die Wien gründlich hassen und — nicht kennen lernen wollen. Denn wo steht in dem Buche etwas vom Landelmarkt? Und was kennt man von Wien und wie will man es verstehen, ohne den Landelmarkt gesehen zu haben?

Die Peterskirche in Rom ist schön in ihrer Art, die Pyramiden von Gizeh imponiren in ihrer Art ebenso, der Dom in Mailand ist in seiner Art einzig, so ist es auch Wien mit dem Landelmarkt in seiner Art ebenso. Es gibt in allen Städten Theater, Hamburg, Berlin, Straßburg, Prag und Madrid, wo mit allen Künsten gehandelt wird, aber wo in aller Welt gibt es in einer Stadt ein Theater, welches mit Pumpen handelt? Der Landelmarkt in Wien ist in seiner Gattung das Ideal von einem Landelmarkt. Sucht doch das ganze fremdartige Treiben, gleichviel nicht anderes aus, als ist es doch schon lange Gebrauch der Menschen abwechselnd auf Stadt und Land bestimmte gewisse Waaren um sie feil der Gegenstände, die in ihr zum Verkauf ausgeboten hat. Auch der Tag und Marktes ist unverkennbar, so ist es leicht zu wissen. Auf der einen Seite ist es beständig durch eine lange Reihe auf der andern

Haus durch das unterirdische Wendeltreppchen, durch auch noch auf einer langen Reihe von Jahren allen verpflichtenden und unüberwindlichen Hindernissen beharrlichen Entschlusses widerstehen zu wollen. Vielleicht hat der Landesmarsch von dem Gedanken solcher Versuchung einen Abgang, denn wozu hätte er sonst eine solche Menge eisernen und stets Drahtseile von sich aufgehängt haben? Hat man diesen Gegenstand und Beinkleider gründlichen Weg glücklich überwunden, so gebraucht man die Vorsicht, einen Faden an den Eingang zu befestigen, um so des Rückzugs sicher, wie ein anderer Theseus in das Herz des Labyrinths zu dringen. Mit Ehrfurcht betrachte man die altertümlichen Firmen „Zum Storch", „Zur Perle", „Zum grünen Adler": dann erst wende man sich an den Herrlichkeiten, welche ringsum aufgestapelt sind. Da ist alles, was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt, im Ueberfluß vorhanden. Schuhe und Stiefeln marschieren regimentsweise auf; die Beinkleider hängen wie Laub an den Bäumen und die Röcke sind der Zahl und der Farben nach gleich unbeschreiblich. Wünschest du einen Frack, einen Paletot, einen Pelzrock, oder eine Generalsuniform? Suchst du eine Livree für deinen Bedienten oder einen Staatsrock aus dem vorigen Jahrhundert zu einer Maskerade? Der Eigenthümer der Firma bedient sich in allem auf das zuvorkommendste, er will dem Kunden verstehen nichts vergeben, denn er ist sein Stolz. Sie ist bekannt bei allen Hausjuden und Industrierittern in ganz Wien wie die Firmen der ersten Bankhäuser in der Finanzwelt. Wie sicher sein Blick und sein Urtheil ist in der Taxirung jedes einzelnen aus diesem Chaos von herrlichen Gegenständen, die man kurzweg so verächtlich mit Trödel bezeichnet! Noch sicherer aber ist das Auftreten des schönen Geschlechts, welches auch, wahrscheinlich in richtiger Erkenntniß seiner Bestimmung für Handel und Wandel, stärker vertreten ist. Wie große Spinnen im Hintergrund ihrer Netze lauern die Damen auf arglos umherstreifende Bauern, welche von ihren Fäden, d. h. von ihren alten Kleidern, umstrickt sind, ehe sie sich dessen versehen. Uebrigens ist kein geschäftig lautes Leben auf diesem Markte, kein Handel, in welchem die Parteien rasch und entschieden zu Werke gehen; das ganze Treiben hat etwas Geheimnißvolles, Gedrücktes. Die meisten Käufer blicken sich, bevor sie die engen Gänsen betreten, scheu um, als wäre es ihnen unangenehm, von jemand bemerkt zu werden, sie stehen lange Zeit geschäftig vor den Waaren und mustern sie gleichsam nur aus allgemeinem Interesse, als läge ihnen nichts ferner als die Frage nach dem Werth derselben; wenn aber die Bahn frei ist, lassen sie sich in eine schüchterne Unterhandlung mit dem Verkäufer ein.

Ganz virtuose Gerichten, unglaubliche Dinge, fernere und einfache „Romane aus der Wirklichkeit" mögen diese Gassen und dunkeln, engen Gewölbe zu erzählen wissen; Novellen, voll von Geheimnissen, wunderlichen Begegnungen, langjähriger Trennung und Wiedersehen unter durchaus veränderten Verhältnissen. Manches Lebensdrama beginnt an diesem Orte, gelangt manchen zu Ruhm und Glanz und endigt wieder hier, wo es angefangen. Das Trödelwerden werden die Engländer von Wien genannt; man kann sie ebenso gut Antiquitätenjuden heißen. Wenn eine arme, aber anständige Familie ihren Silberzeug, zum Beispiel in das Leben eines alt Junggesellen oder Witwers, ein ungemessenes Gesellschaftsbedürfniß anschaffen will, so hüten sie sich wohl, eines jener modernen Zwitterkleider zu kaufen, die beim Anrühren schon zerreißen wie Spinnengewebe — sie hält sich an die soliden, derben Produkte der Nadel, durch welche die Meister des vorigen und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts zu hohem Ruhm gelangten. Die Dirne, welche in irgendeinem Dorfe Böhmens oder in einer Hütte der Puszta geboren, wählt hier zu ihren Vergnügungsfahrten einen auffallenden, großblumigen Seidenstoff, der vor zwanzig Jahren vielleicht eine Fürstin geschmückt hat. Eine Fürstin? Blickt nur aufmerksam in dem bunten, aus tausend namenlosen Lumpen zusammengestellten Kram umher! Die verblaßten Roben, die altmodischen Mantillen mit den schweren Stickereien, die Blumen, Federn und Perlen dieses alten Haarschmucks und dort die glänzenden Galaröcke, die Helme und Federbüsche, können sie nicht in fürstlichen Prunkgemächern geglänzt haben? Begreiflicher findet man es, daß die weniger vornehme Schauspielerwelt den Landesmarkt als Ablagerungsplatz für ihren abgenutzten Flitter und Tand erwählt, hier kann es, wer es oft auf den Brettern getäuscht hat, noch einmal einen unbedachten Käufer in der Wirklichkeit hinters Licht führen.

Für jemand, der in Wien vor Langeweile sterben will, gibt's kein besseres Mittel zur Zerstreuung als einen Gang durch diese Gassen. Welch unerschöpfliche Fülle von Betrachtungen drängen sie dem Umherwandelnden auf! Den englischen Humoristen Dickens regte der Gang über einen Trödelmarkt zu einer wunderlichen Phantasie an. Er sah vier Anzüge nebeneinander hängen, welche in vier verschiedenen Lebensperioden ein und demselben Menschen angehört hatten: die Kinderhöschen, in welchen der Knabe auf der Gasse herumgelaufen und von der Mutter verhätschelt worden war; den Anzug, in welchem er als Lausbursche die erste „Stellung" in der Welt eingenommen, und daneben den fadenscheinigen Modeanzug, in welchem der müßiggängerische Jüngling sich in schlechter Gesellschaft umhergetrieben hatte. Ein grober Kittel mit einem abgenutzten baumwollenen Halstuch machten den Beschluß: sie begleiteten ihn in das Gefängniß, zur Deportation oder zum Galgen. Ich rühme mich, als ich das letzte mal den Trödelmarkt besuchte, zu Gedanken und Bildern so trauriger Art nicht aufgelegt. Vielmehr beschloß ich, auf denselben ein besonderes Fest zu feiern, wie es es gastfreundlicher noch nicht erlebt. Das ganze Lumpenmädchen, vom letzten Nagel bis zum herrlichen Zeitkleid, nahm ich in Beschlag und lief aus allen Straßen und Winkeln

der neuen Kaiserstadt ein Verbot, welches durch Gewalt aber nur wenig für Ordnung ermöglichte und bald endlich aufgehoben. Männer und Frauen aus allen Ständen kamen herbei, um an diesem Abend ihr Theil zu haben. Gutgekleidete Damen und Herren, vornehmliche Studenten und Künstler, Frauen der von der Zeit reden, wo sie in Sänften saßen, und verschuldeter Kellner, unglückliche Männer, die einst mit Titel und Orden prahlten, und Bursche, die nur für und nur vom „Arbeiten" leben, dunkle Gestalten, die selbst kaum zu wissen scheinen, „von wo her und wohin", und verzweifelte Verbrecher, die verfolgt sind von dem Gespenst einer Asservitat und immer doch bereit, eine neue zu begehen. Und in langen Schaaren kommen die Weiber daher, von den Ufern des Wienflusses, unter den Brücken hervor, aus dunklen Kellerwohnungen heraus, die selbst für die Ratten zu ungesund erscheinen. Manches Weib, welches bereits dem Donaukanal zueilte, einen Säugling an die Brust drückend und einen verzweifelten Blick zurückwerfend — es hebt zurück und streckt die gierige Hand nach den Gaben aus. Hier wählt sich der vor Entsetzlichkeit des Winters gebeugte einen warmen Ueberzieher, ein anderer sieht, einem leichtsinnigen Gesicht nachgehend, einen halbmotorenen Anzug aus, in dem man sich noch anständig auf der Promenade zeigen kann; ein Sohn Siamesiens, der nie einen Schuh am Fuß gehabt hat, wählt sich ein Paar schöner Reitstiefeln, und ein Halbwilder aus den ungarischen Karpaten ergreift schaudernd eine alte Flinte. Gierriger noch als die Männer, aber streitsüchtig und zankend, stehen die Weiber zu Pferde. Die Hüte, Hauben, Shawls, Kleider, Mantillen, Seidenschuhe, Sonnenschirme, Pelze, Kragen, Bänder und Spitzen sind im Augenblick vergessen. Schon sind alle Buden geleert — nur dort in einem Winkel steht etwas zurück — es sind einige Bücher. Ich nehme eines auf: „Gutes und wahres Traumbuch". Der Ratzer, den mir der Titel verursacht, weckt mich aus meiner eigenen Träumerei.

Die Kaiser-Dahlia.

Fast scheint es, als hätte die Natur in dieser Zeit, wo Mexico sich zu einem constitutionellen Kaiserstaat umzuformen beginnt, auch ihrerseits auf eine neue Blüte gesonnen, um sie dem neuen Herrscherpaar als Huldigung darzubringen. Die Naturforscher haben deshalb die neue Blüte Dahlia imperialis getauft.

Wer sollte es glauben, daß in dem so vielfach durchforschten Lande Mexico sich den Forschern gerade diese Phonix der Blumenwelt entziehen? Dr. Regl, der schon jahrelang die mexicanischen Flören durchstreift, hat diese Blüte zuerst entdeckt.

Die Dahlia imperialis, eine Georginenart, hat glockenartige, weißen Lilienblüten ähnliche Blumen von großem Umfang. Wer die Tropenwelt kennt, weiß, daß die Pflanzenwelt Mexico's überreich an eigenthümlichen, großen und mächtigen Formen ist. Die Dahlia Imperialis übertrifft die sämmtlichen Arten der Georginen, die in ungeheurem Blüthenglanz und pyramidalen Blattformen an Mexico's Bergen prangen. Sie ist, als habe sich ein ihrer Stammesgenossen mit dem alle Pflanzen erfüllenden Aether vermählt. In duft und Aroma ist sie mit einem Hauch ihrer Blätter so prangend, wenn auch duftlos, die Blüten. Mexico bietet dem Botaniker und dem Laien mehr als alle andern außereuropäischen Blumengebiete, so auch diese Dahlia, die bisher den Gelehrten wie den Ungelehrten unbekannt geblieben.

Da wir keine Illustration zu geben vermögen, so wollen wir wenigstens das Bild, das Regl von dieser Blume entwirft, hier wiedergeben. „Diese neue Dahlia, die schon als Blattpflanze imponirt, wird ebenso große Sensation erregen als hinsichtlich der erst einfachen Georgine. Sie steht in pyramidalen Blütenständen mit 150—200 großen, weißen, glockigen nickenden Blüten, ähnlich einer Yucca oder einer riesigen weißen Lilie. Ich halte sie für die schönste und werthvollste meiner Einführungen, sie wird den Namen der kaiserlichen Dahlia hoffentlich auch in europäischen Gärten vollständig rechtfertigen."

Die erste Sendung, aus 200 Knollen bestehend, ging an Ortgies, Inspector des Botanischen Gartens in Zürich. Die Wurzeln glichen bei etwas längerem Korn genau den Georginenknollen. Eingelegt erreichen sie halt eine Höhe von 5—6 Fuß. Das breilach gefiederte Blatt vom Schönbrn, wie der Gärtner sagt, „strahlenden Grün", macht, daß sie auch ohne Blüte unter den Blattpflanzen keine verächtliche Rolle spielen würde, um so weniger, da sie ihre unteren Blätter nicht verliert. Vermöchte sie nun aber erst ihre pyramidalen Blütenriesen, reich besetzt mit großen weißen Lilienglocken, so bietet sie uns als die prachtvolle der jetzt so beliebten Decorationspflanzen entgegen, die das neubegründete mexicanische Kaiserreich in unsern Gärten als anmuthevollste Gesandte zu vertreten bestimmt scheint. Hat doch schon der Handelsgärtner Haage in Erfurt die Kaiser Dahlia am 19. März dieses Jahres zum Kauf angeboten: sechs Stück Knollen für einen Thaler.

Beschlüsse des ersten Deutschen Journalisten tags.

In der Hoffnung, daß die folgenden Beschlüsse des ersten Deutschen Journalistentags, der in Eisenach am 22. Mai 1864 abgehalten wurde, nicht nur unsere Mitarbeiter, sondern auch unsere Leser interessiren dürften, theilen wir dieselben ihrem Wortlaut nach hier mit.

I. In Bezug auf die Bundespreßverhandlungen.

„Der erste Deutsche Journalistentag erklärt folgende Sätze für die nothwendigen Grundlagen einer rechtlichen Stellung der Presse und fordert alle deut-

Guſtav.

Ganz wohl.

Valentin.

Nun ich denke, meinem künftigen Poſten als Univerſitäts-Vögelausſtopfer werd' ich Ehre machen.

Tony.

Das iſt ja ein prächtiger Ehrentitel.

Valentin.

Jetzt, Fräulein Tony, halten Sie ſich mit mir! Manchmal fällt ſo einem Paradiesvogel hinten eine Schwanzfeder aus; das gäbe ſo einen Schmuck für die Brautjungfer. Wann haben wir denn nun die Hochzeit?

Tony (im ablanzelnden Tone).

Nächſten Sonntag den 12ten nach Trinitatis in unſerer lieben Hof-, Pfarr- und Dorfkirche St. Maria Magdalenen Vormittags um elf Uhr, Aufgebot iſt erlaſſen, Trauzeugen ſind gebeten.

Guſtav.

Am nächſten Sonntag? Iſt Beate ſchon ſo vorbereitet?

Tony (wie vorhin und dabei zeichnend).

Brautkleid von brochirtem Atlaß, weiß mit Garnituren, Blondenſchleier mit Goldperlen, Handſchuhe mit Spitzen, goldenes Armband, Schuhe von weißem Atlaß. Myrthenkrone und ein goldenes Diadem. — Wie aber der Herr Bräutigam?

Valentin (ebenſo kanzelnd wie Tony).

Schwarzen Frack und ſchwarze Beinkleider, Schuhe

ihren Zeitungen und Zeitschriften, alle Vertheidigungen und kräftige Organe der öffentlichen Meinung auf, für deren Gewährung wir allen Kräften zu wirken. 1) strenge Aufrechterhaltung jeder Präventivmaßregel, alle mißbräuchlichen jeder Art von Concessionen, polizeiliche Einrichtung von Pflichtexemplaren vor der Herausgabe eines Preßerzeugnisses und der Cautionen. 2) strenge Ausschließung jedes administrativen Ermessens, insbesondere jeder Art von Verwarnungen und darauf gegründeter Unterdrückung eines Blattes, Ausschließung jeder polizeilichen Beschlagnahme. 3) vollständige Unabhängigkeit der Gerichte, volle Oeffentlichkeit und Verweisung der Preßprocesse vor die Geschworenengerichte. 4) Anwendung der allgemeinen Strafgesetze und Rechtsgrundsätze auch auf die Presse unter Ausschluß jeder Art von Specialgesetzgebung."

Im Anschluß daran wurde sinnentsprechend beschlossen: „Der Deutsche Journalistentag beauftragt den Ausschuß, ohne Verzug eine übersichtliche Darstellung der seit einigen Jahren in Baiern gegen Preßvergehen gehandhabten Behandlung der Presse abfassen zu lassen und für deren Verbreitung durch ganz Deutschland Sorge zu tragen."

II. In Bezug auf das Verhältniß der Tagespresse zu den Postanstalten.

„Die Herren Engel und Scherer in Frankfurt am Main mit Ausarbeitung einer der nächsten Versammlung zu überreichenden Denkschrift über den Gegenstand zu beauftragen und denselben die bei den Verhandlungen darüber vorgebrachten Beschwerden, Wünsche und Vorschläge als mit zu berücksichtigendes Material zu überweisen." (Es dürfte im Interesse der Tagespresse liegen, das auch von anderer Seite bei den beiden genannten Herren sachgemäß derartiges Material zur Benutzung zugewiesen wird, und es steht nicht zu bezweifeln, daß jede solche Mittheilung von Mitgliedern des Journalistentags, aber auch von Nichtmitgliedern, auf bereitwillige Berücksichtigung und eventuelle Verwerthung zu rechnen hätte.)

III. In Bezug auf den Zeitungsstempel.

„In Erwägung 1) daß es eine Ungerechtigkeit ist, die politische Presse, welche die Aufgabe hat, den ernstlichen Interessen zu dienen, und welche eins der wichtigsten Mittel der Volksbildung ist, als eine Steuerquelle auszubeuten, 2) daß durch den Zeitungsstempel die politische Presse in ihrer Entwickelung gehemmt und das hierdurch eine ganze Reihe von Erwerbszweigen schwer beeinträchtigt wird, 3) daß Zeitungen und Zeitschriften einzig durch den in Deutschland im Vergleich zu andern Ländern überaus hohen Postantheil einer bedeutenden Steuer unterworfen sind, 4) daß die Besteuerung von Preßerzeugnissen des deutschen Auslandes eine Uebergangsstufe bildet, welche vom Eintritt der Zollvereinsverträge unzertrennlich, erklärt der Deutsche Journalistentag: „Es ist die Pflicht der deutschen Volksvertretungen sowie der deutschen Presse selbst, mit allen Mitteln für die Abschaffung des Zeitungsstempels in allen deutschen Staaten zu wirken."

IV. In Bezug auf die Beantragung und das Angebot von Redacteuren.

„Den Ausschuß zu bevollmächtigen, die Nachfrage nach und das Angebot von Redacteuren bei sich zu centralisiren und von Zeit zu Zeit in der Presse bekannt zu machen, daß alle Zeitungsverleger, welche Redacteure suchen, und alle Personen, welche Beschäftigung bei Redactionen suchen, ihren Wunsch dem Ausschuß mittheilen sollen, welchem letztern es vorbehalten bleibt, eine Vertrauensperson mit dem betreffenden Briefwechsel zu beauftragen." (Der Ausschuß hat Herrn Max Wirth, Herausgeber des „Arbeitgeber" in Frankfurt am Main, den Urheber des dem obigen Beschlusse zu Grunde liegenden Antrags, mit der Entgegennahme und Vermittelung der bezüglichen Gesuche betraut und sind daher bis auf weiteres an diesen alle diesfallsigen Mittheilungen zu richten.)

V. In Bezug auf die Begründung von Lebensversicherungs- und Altersversorgungsanstalten für Journalisten.

1) „Der Ausschuß möge den Entwurf des Referenten (Herrn Siebe von Frankfurt am Main) zum Druck geben und an die Mitglieder des Journalistentags sowie an die Versicherungsgesellschaften zur Begutachtung übersenden; 2) eine Commission (bestehend aus den Herren Siebe, Max Wirth, H. Becker, Tabé und Leuchtner) werde bevollmächtigt, unter Berücksichtigung der eingegangenen Gutachten einen Vertrag mit einer Versicherungsgesellschaft abzuschließen."

VI. In Bezug auf den Nachdruck in Zeitungen und Zeitschriften.

1) „Der Journalistentag erklärt seine Zustimmung zum § 4 des Entwurfs eines gemeinsamen Bundesgesetzes zum Schutze der Urheberrechte an literarischen Erzeugnissen und Werken, welcher lautet: „Der Abdruck von einzelnen Leit- und Correspondenzartikeln aus einer Zeitung in eine andere wird nicht als Nachdruck behandelt, selbst wenn sie literarische Erzeugnisse sind. Das Abdrucken derartiger Zeitungsartikel, ebenso von Originaltelegrammen einer Zeitung in andern Zeitungen, ohne Angabe der Quelle wird jedoch auf Verlangen des Zeitungsverlegers mit einer Geldstrafe bis zu 20 Vereinsthalern bestraft", unter der Bedingung, daß die Angabe der Quelle eine deutliche sei. 2) derselbe wünscht in das bezeichnende Gesetz folgenden Zusatz: „Jeder Redaction steht es jedoch frei, für irgendeinen bestimmten Artikel ihres Blattes den Abdruck in andern Zeitungen zu untersagen."

Verantwortlicher Redacteur: H. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 31.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Des unseligen Jakob seliges Ende. Theaternovelle in drei Kapiteln nach einer wirklichen Begebenheit. Von W. Jordan. (Drittes Kapitel. Ein verhängnißvoller Sonntag Abend.) — Die Mormonen. IV. — Zur Geschichte des Postwesens. Von L. Philippson. I. — Nihilistische Volkslieder in den Ostseeprovinzen Rußlands. — Kochbuch und Tafelgerichte von Otto Buchwald. — Beiblatt: Der Sturm auf Athen. — Die Naturwissenschaften in Deutschland während des 17. Jahrhunderts. — Neue Romane.

Des unseligen Jakob seliges Ende.

Theaternovelle in drei Kapiteln nach einer wirklichen Begebenheit.

Von W. Jordan.

Drittes Kapitel.

Ein verhängnißvoller Sonntag Abend.

Als am Sonntag Morgen in Uebelstädten die an alle Straßenecken geklebten Zettel verkündeten, daß ein Mitglied des vielengroßen Theaters von Pfuhl den Uebelstädtenern etwas vorzuspielen sich bestreben wolle, da war die ganze Stadt in der wunderbarsten Aufregung, und nach dem Schlusse der Vormittagskirche, der um 11 Uhr stattfindet, zogen ganze Schwärme von Leuten in die verschiedenen Billetsverkaufsstellen, um sich eines Platzes zu vergewissern. Und nachmittags schon von 3 Uhr an zogen die schwarzen schaulustigen Massen in das Theater, das, wie schon erwähnt, hinter Auerhahn's Wohnung in einem ziemlich geräumigen und nicht unangenehmen Garten gelegen war. Die Atmosphäre war drückend heiß, keine Luft rührte sich; nur zuweilen wehte ein von der Oberfläche des Flusses herkommender Hauch und wirbelte auf der Chaussee mächtige Staubwolken auf, die dann auf den Blättern der wie verschmachtet und verdürstet dastehenden Bäume sich niederließen. Der zum Vollwerden sich anjetzende Mond zeigte ein dunkelrothes, wie zornglühendes Angesicht und finstere Wolkenchöre lagerten ringsum über Höhen und Thälern. Schigmann war den ganzen Tag wie im Traum mehr gehüpft als gewandelt. Es kam ihm gar so lächerlich, unmöglich vor, daß es ihm endlich einmal beschieden sein sollte, in etwas anderm vor dem Publikum zu stehen als im schändlichen „Hermann" oder im verwünschten „Klodi"; es kam ihm so lächerlich vor, daß er heute wieder einmal dramatisch brüllen und tragisch toben sollte, daß ihm ein Wunsch sich erfüllte, nach welchem er so lange Jahre, in Bezug auf Gewährung, vergeblich getrachtet. Und so mochte es denn gekommen sein, daß er im Uebermaß seines Glücks sich nicht zu zähmen und zu bändigen vermocht und daß er hier und da mit einer und der andern stärkenden und erfrischenden Kleinigkeit zu sich genommen hatte. Uebrigens hatte er bei Krämermeier ein kleines, einfaches Abendessen bestellt; selbiges wollte er, nachdem alles vorbei war, in Gesellschaft seiner Tochter Rachele, die sich nur abends auf der Straße sehen ließ, verzehren. Aber trotz alledem mußte er sich, als er das Theater betrat, gestehen, daß er vollkommen nüchtern und durchaus zurechnungsfähig war. Im Theater wühlte und wirbelte mit der Geschäftigkeit eines

geringen Anziehungskraft der dunkle Masse eines Parterre, die da kommen sollen, begierigen Sonntagspublikums durchmessender. Die Kapelle des rothen Husaren, die am Orte lagen, pauke und schmettere lustig darauf los, bis denn endlich so um die sechste Stunde die Plätze erschöll, welche die Leute aus dem Garten zusammenriefen, bis das feinere Stimmchen des Bühnenglöckchens ertönte und bis der krätzige Inspicient den Regisseur den Brettern versetzte, die die Welt bedeuten, das Zeichen zum Aufrollen des Vorhangs gab. „Ha!“ machte das zahlreiche Sonntagspublikum, denn ein Sonntagspublikum macht immer „Ha!“, wenn der Vorhang aufgeht oder wenn eine Coulisse verschoben wird; und so war es dem wackern Fräulein Reichmeier vergönnt, sich tragisch zu entwickeln. Der erste Akt war vorüber; er hatte mehr Erstaunen, mehr Verwunderung als wirklichen Antheil erregt. Auch war es übel aufgefallen, daß Auerhahn als Don Valeros, im prachtvollsten Costüm des spanischen Granden, mit dem schwer ins Gewicht fallenden Orden vom Goldenen Vließ um den Hals, sich während des ersten Akts mehr als nöthig gewiesen in der Coulisse gezeigt, auch mehrmals, seiner Gliedkeit freien Lauf zu lassen und seine schöne Männlichkeit geltend zu machen, durch die Baumgänge gelaufen war. Doch nun kam der zweite Akt, der endlich das dramatische Wanderthier aus dem fernen Pesth, den vielberühmten Jakob Seligmann, zur Anschauung bringen sollte. Der Vorhang rollte auf. Hugo, in reicher Hauskleidung, ruht auf einem Sofa. Auf den Tischen stehen tief herabgebrannte Kerzen. Nach einigen Sekunden tritt Jerta ein. Im Theater ist es so still, daß man es deutlich vernehmen kann, wie der Hauch des Abendwindes in den Blättern der dem Parterre nahestehenden Bäume rauscht. Jerta mit einem mehr als zweifelhaften Blick auf ihren Hugo-Seligmann beginnt nach längerer Pause:

Mörder, schweißbefleckter Jäger,
Bist du endlich Schicksal werden?!

Doch kein Hugo rührt sich — er bleibt stumm wie der Tod, und unschön, der Poesie sehr fern liegende Töne fanden in deutlichster Weise, daß der wilde, schweißbefleckte Jäger in dem Herrn entschlafen ist. Und nun tobt das viermalhundertköpfige Ungeheuer, das übelsäckener Sonntagspublikum, in mehr als entsetzlicher Weise auf: „Einen Eimer kalt Wasser auf den Kopf dem alten Narren!“ Und: „Heimgeschickt, Entsetzliche hat er verdient!“ so tobte es von der andern Seite, bis denn endlich Auerhahn, bleich wie Lorn, hervorstürzte und während rief: „Vorhang herunter! Vorhang herunter!“ Das Ganze wurde in die Coulisse geschoben und kommt dem so unpassenden Ende des Entsetzlichen und wieder ging der Vorhang auf, und der Herr Regisseur Löwe trat als Beichtvater Holm hervor, zeigte eine sehr zerknitterte Miene und machte, ein hochgeehrtes Publikum inständigst um Verzeihung bittend, daß wegen plötzlichen Erkrankens des Herrn Seligmann vom Stadttheater zu Pesth nicht weiter gespielt werden könne, daß die Vorstellung der Müllner'schen „Schuld“ abgebrochen werden müßte und daß man hoffe dessen, falls ein hochgeehrtes und verehrungswürdiges Publikum nur sich so geneigt zeigen möchte, sich einen Augenblick ruhig zu verhalten, ersuchen würde, hochdasselbe mit dem so beliebten „Vetter“ von Benedix zu erfreuen. Worauf der kleine Löwe stumm ringsum schaute, seine Mähne schüttelte und verschwand. Doch nun folgte eine ganz unbeschreibliche Scene hinter den Coulissen. Auerhahn schäumte vor Wuth, er riß den Orden vom Goldenen Vließ von seiner Brust und warf ihn der Elvira Reichmeier ins Gesicht, daß der würdigen Mimin das Blut aus der Nase floß. Dann zog er sein spanisches Schwert und hieb stürzte er auf den unseligen Hugo, der zwar erwacht war, aber mit gläsernen und verwunderten Augen um sich blickte. „Zieht dem Buben, zieht dem Irrenkobold die Narrenjacke aus!“ so tobte er. „Haltet mich, daß ich ihn nicht ermorde, den elenden Wicht! Zieht ihn aus und werft ihn hinaus! Die Hunde sollen ihn fressen, den erbärmlichen Landstreicher!“

Jerta stand im Winkel und weinte still. Mörina, die sonst so zungenbereite und schlagfertige, war vor Ueberraschung und Mitleid stumm und starr geworden. Das arme Kind in dem schönen Costüm des spanischen Knaben, den sie heute darstellen sollen, war in die Knie gesunken. Der Unterstab des Theaters war indessen eifrig bemüht, den unseligen Greis den körperlichen Mißhandlungen Auerhahn's zu entziehen und ihn, nachdem sie ihn umgestimmt hatten, hinauszuspedieren. Doch konnten sie es nicht hindern, daß Auerhahn in einem neuen Wuthanfall wieder auf ihn zusprang und ihm einen Faustschlag auf die Wange versetzte. Und so erblickte sich der unglückliche Mime derb geweckt aus seinen Träumen

die doch gewiß roßlos Natur gewesen waren, gesehen, geschaudert, verbohrt, ehe er sich's versah, auf der Landstraße einer Kindermuller, die hinter dem Garten herumstöberte. Mehr todt als lebendig, die innerste Verzweiflung im Herzen, kauschend vor Wuth über die ihm widerfahrene Unbill, so taumelte er dahin, bis ihn ein plötzlicher, heftig niederrauschender Platzregen, der von einzelnen Donnerschlägen begleitet war, zwang, in Krämlamerer's Garten, dessen Hinterthür offen stand, Obdach zu suchen. Hier herrschte fröhliches Leben, und die Schläge, die an den Lapfen eines alten Fasses gethan wurden, tönten gar heiter und verheißungsreich ins dunkle Kehlen in den dunkel einsinkenden, herrlich blauen Gewitterabend. Doch Jakob floh abwärts; er hatte ein heimliches Plätzchen in dem Garten kennen gelernt, der des Abends, weil es etwas feucht dort war, kaum benutzt wurde. Es war eine aus wenigen, mit Epheu umschlungenen Granitblocken erbaute Grotte am Rande eines kleinen Weihers, der von einer Gruppe alter Trauerweiden, die ihre schweren, langen Zweige bis in das Wasser hinabhängen ließen, umstanden wurde. In der Grotte befand sich ein runder Tisch mit steinerner Platte, den das Alter und die Ungewitterheit, in der er die langen Jahre verlebt hatte, etwas schief auf die Seite gelegt. Um den Tisch lief eine runde, sogenannte Rasenbank, denn sie war aus dürftigen Rasen construirt, die aber sämmtlich schon sehr hinfällig und verwelkt waren. Der über dieser Scenerie hinter halbzerrissenen, nachtschwarzen Wolken hervor blutroth schimmernde und wie die Absicht einer verhängnißvollen That im Busen tragende Mond goß sein räthselhaftes Zauberlicht auf die Steintrümmer, in denen ein zerrütteter, ein zerfallener Mensch, um sich zu schützen vor dem Regen des Himmels, eine letzte Zuflucht gesucht hatte. Weil Jakob seiner Nachricht versprochen hatte, sie hier zu erwarten, beschloß er, zu bleiben; er legte sein Haupt auf die feuchtige Armlehne der circulären Bank; er lauschte auf das Getümmel der lustigen und übermuthigen Welt da draußen und auf das melancholische Geräusch der Regentropfen, wie sie einzeln in das dumpfe Gewölbe fielen, das düster und schwarz zu seinen Füßen sich ausbreitete. Da tönten rasche, stampfende Schritte! Der Schein einer Laterne fiel über die Scene und der kleine Regisseur Löwe in Hut und Regenmantel, von einem gewaltigen Regenschirm außerdem wohl bedeckt, schüttelte seine trotzige, etwas feucht gewordene gelbe Mähne. Der schwermüthige Jakob fuhr in die Höhe, als er die Thüre hörte und der große Schrecken der vom Löwe genagelten Laterne unangenehm in seine Augen fiel.

„Oberkammerherr Lieutenant, Herr Seligmann!“ also hörte sich das kleine Ungeheuer vernehmen — „Der Herr Theaterdirector läßt Sie bestens grüßen und Sie ergebenst bitten, Sie möchten ihm doch die Anweisung mit der goldenen Kette, die Sie ihm heute abend gestohlen haben, gefälligst wieder zustellen oder aber das Salär von zehn Ausrufzeichen an den Uhrmachermeister, theatralischen Künstler, Herrn Henkelmann, da selbiger noch Valuta nicht empfangen hat, bestens entrichten, widrigenfalls Er, nämlich der Herr Theaterdirector, sich demnächst genöthigt sehen dürfte, die Sache dem Herrn Staatsanwalt allergehorsamst zu übergeben und die Verhaftung von Euer Wohlgeboren allerergebenst zu veranlassen!“

Jakob fuhr auf: „Ein Dieb soll ich sein? Ich ein Dieb! Ich soll gestohlen haben, Löwe? O, schämt Euch, Löwe! Es gab einmal eine Zeit, da ich jedem, der mir mit solchen Redensarten gekommen, sofort den Schädel zertrümmert hätte, Schade nur, daß Sie Löwe heißen, Herr Regisseur! Hätten Sie einen andern Namen, so wäre ich so frei, Ihnen zu erklären, daß der Ausdruck, den Sie mir heute gegeben, zu den allerschwerbeleidigsten gehört, der mir in meinem elenden, leidensvollen Dasein überhaupt verabreicht worden!“

„Und doch“, versetzte der kleine Mähnenschüttler mit kaltem Hohn, „muß ich bei meinem Verlangen beharren und Euer Wohlgeboren, wie man zu sagen pflegt, auf den Sand gesetzten Herrn Gastspieler, bitten, einmal in die linke Tasche des Rocks, den Ihnen unser Principal, der Herr Theaterdirector, zum Geschenk gemacht hat, greifen zu wollen! Dortselbst werden Sie wol die Uhr nebst Kette, die Sie fälschlicherweise zu entfremden sich erdreistigt haben, gehorsamst vorfinden!“

„Ihr wollt mich zu Tode!“ erwiderte schluchzend der unselige Jakob und griff mit zitterndem Finger in die bezeichnete Tasche. Da war's, als hätte ihn die Schlange gestochen, denn wahrlich! er brachte die Anweisung mit der schweren goldenen Kette hervor! Er war vernichtet. „Die Hölle“, murmelte er, „hat ihre Hand im Spiel!“ Stumm reichte er dem Regisseur die Uhr hin. Dann, nach einer langen Pause, in der schwere Thränen mit dem Geruch und der Glut des geschmolzenen

Blicke aus seinen schönen Augen strömen, sagte er: „Und so melde Euerm Director, Löwe! Sowiet selbst muß mir das Kleinod in die Tasche des leidigen Kleids, das ich allerdings seiner Güte verdanke, gesteckt haben! Mein Herz weiß nichts davon! Und sagt ihm, ich wäre ein elender Bettler gewesen und hätte mich heute als schwache, widerstandslose, erbärmliche Creatur gezeigt, welche die Freude und ihr Rausch, die der Schlaf und sein Mohn tückisch übermannt und dem Gelächter eines höhnischen Publikums und seiner erbarmungslosen Grausamkeit preisgegeben; aber bittet ihn, zu glauben, daß ich niemals ein Dieb gewesen! Und so gute Nacht, Herr Löwe! Ich wünsche von Herzen, daß Sie noch recht glücklich sein mögen!"

Löwe steckte die Uhr, die sich im Wirrwarr des Abends irgendwie in Jakob's Tasche verloren haben mußte, nachdem sie der ewig zerstreute, eitle und stets ausschließlich mit sich selbst beschäftigte Auerbahn auf den Tisch im Garderobezimmer gelegt, in seine Tasche, ersparte sich alle weiteren Redensarten, da er wirklich nicht wußte, was er sagen sollte, und verschwand mit seiner Laterne und seinem philiströen Regenschirm aus grauer Baumwolle. Immer dunkler und gewaltiger wandelten die Wolkenchöre über den Himmel, immer dichter verhüllte sich der Mond, immer reichlicher floß der Regen. „Es ist mein letztes!" sagte der verzweifelte Jakob, indem er mit beiden eiskalten Händen an seine brennende Stirn griff. „Ich, der ehrlichste und freigebigste aller Menschen! Ich, ein schnöder, engherziger Dieb! Ich habe gebettelt, um das Leben meiner verzweifelnden Tochter zu fristen! Aber gestohlen — Niemals! Ja! Christian Grabbe, der auch gern dem lieben Gott seine Welt an den Kopf geworfen, hat wol recht, wenn er sagt: „Wie das Meer, so wird das All von einem Maelstrom durchströmt! Einmal muß jedes, was da ist, ihn durchkreuzen! Aber keins vermag es! So gehen denn die Millionen in ihm unter! Jedoch vor allem wehe uns, die uns der Muttertod an diesem Erdball angeworben hat, an dieser Klippe in dem Ocean der Welten! Wer ihr naht, der ist verloren! Ja, verloren!" fuhr Jakob nach langem, trübem Sinnen fort. „Und es bleibt nur das Sterben! So will ich denn sterben aus dem einfachen Grunde, weil ich sterben muß!"

Da tönte abermals ein sich nähernder Tritt. Neben hupfte ein kleines schwarzes Hündchen, das an eine breite rothe Schnur geknüpft war. Die Schnur ruhte in der Hand einer jungen Weibes von hoher, imponirender, mächtiger Gestalt. Das Weib war Rachele, die unglückliche Tragödin, Jakob's blinde Tochter. Ein Shawl aus dunkelgrüner Seide, auf dem der Regen niederrann, war turbanartig um das schöne, marmorne Haupt und die braunen, an ihm niederfließenden Locken gewunden. Ein voller Strahl des Mondes floß aus einer gespaltenen Kluft der unverdrossen regnenden Wolken auf das bleiche Angesicht, dem die starren, geblendeten Augensterne mit den langen, wie schattenwerfenden Wimpern und den zartgeschwungenen Brauen, wie man sie auf Antlitzen von Wachsfiguren zu sehen gewohnt ist, einen gespenstigen Ausdruck verliehen. So stand sie da, die einst von ganz Deutschland gefeierte, jetzt zu nichts anderm mehr als dem Untergang bestimmte Tragödin: so stand sie da in der trostlosen Regennacht, anzusehen wie eine Göttin der Verzweiflung. Das kleine Hündchen, das seiner Nase und seiner Neigung gefolgt war, hatte sie an den richtigen Ort geführt.

„Guten Abend, mein theurer Vater!" so sprach das unglückliche, blinde Kind. „Nun, wie ist er der Abend, auf den du sanguinisch alle deine Hoffnung gesetzt, bekommen?"

„Schlecht, recht schlecht, Rachele!" entgegnete grollend der Alte; „so schlecht, daß wir am besten thun, wenn wir uns heute Abend schon wieder auf die Wanderschaft machen! Dieser Auerbahn ist ein abscheulicher Pharisäer! Es ist mir recht übel gegangen, meine Tochter! Die Uebelstäckener haben für zweckmäßig erachtet, mich auszupfeifen, und Auerbahn hat seine Hand wider mich erhoben!"

„So!" sagte Rachele; „dann ist unsere letzte Hoffnung zertrümmert und wir wollen fort!"

„Ja, wir wollen fort, gleich heute, hier von der Stelle!" sagte bedeutungsvoll Jakob. „Willst du mit mir kommen, meine Tochter?"

„Gewiß!" versetzte Rachele. „Denn wo du bleibst, da will auch ich bleiben! Wo du hingehst, da will auch ich hingehen!" sagte sie und nahm auf einem Plätzchen der Bank neben Jakob Platz, zu dem das instinctreiche Hündchen sie durch Zerren und Betteln und freundliches Knicksigen getrieben. „Doch da ist auch ein Brief an dich, mein Vater, den der Briefträger heute, nachdem du ins Theater gegangen, bei unserer Wirthin für dich abgegeben! Ich glaube so nach meinem Gefühl muß der Brief von deiner Mutter kommen, wenn er auch voluminöser ist, als die

Briefe sonst zu sein pflegen, die von dorther kommen."

Jakob nahm den Brief, er rief einen der beste vielbeschäftigten Kellner des Hotels, der ihm auf sein Verlangen eine unter Glasschirm brennende Lampe und eine Karaffe Wein nebst zwei Gläsern brachte. Zuerhalb war trotz alledem großmütig genug gewesen, die zehn Thaler Vorschuß, die er dem Jakob auf sein verunglücktes Gastspiel geliehen, nicht zurückzufordern, und so hatte der Mime noch Geld, um den sich in zweifelhafter Erwartung neigenden Kellner, der von dem Hündchen leidenschaftlich angebellt wurde, zu bezahlen. Er bezahlte ihn. Und dann, im ungewissen Schimmer der Lampe, erbrach er den Brief. Die räthselhafte Einlage war weiter nichts als ein einfaches Tuch aus gewöhnlicher feiner Leinwand, an den Rändern fein besäumt gewesen. Und folgendergestalt ließ sich die Schreiberin des Briefs, die tugendhafte Frau Seligmann, vernehmen:

„Innigstgeliebter Herr Sohn! Liebwerthester Herr Jakob Seligmann! Jedenfalls wird es Dir zu erfahren erfreulich sein, daß demnächst, und zwar im Verlauf der nächsten drei Wochen, mit meiner Lage eine bedeutende Veränderung geschehen wird. Ich werde mir nämlich den Herrn Salomo Bimmelberger, den Generalagenten der amsterdamer Ehemanns-Beschaffungs-Hauptversicherungsgesellschaft, heirathen, und hoffe ich, daß Du, mein Sohn Jakob, gegen die Person des Herrn Salomo Bimmelberger nichts Annahmes einzuwenden haben wirst. Da sich Herr Bimmelberger, ein Mann von kaum neunundzwanzig Jahren, dazu verstirbt, sein Leben mir, der greisen, wenn auch noch immer begehrungswerthen und auch wol noch zeitig und scheinlich anziehenden Wittib, zu weihen, so wirst Du es ebenso erklärlich als verzeihlich finden, daß ich Dich kraft der mir von Deinem Vater gewordenen unbedingten Vollmacht hiermit dessens entsetze und meinen Bräutigam, den herrlichen Bimmelberger, zum Inhaber meines Eigenthums ernenne. Sollten Du fälschlicherweise auf den Pflichttheil von einem Sechstel des Väterlichen, das Dir nach den Landesgesetzen zusteht, Dich steifen, so ist wissend, mein lieber Sohn, daß Du trotzdem keinen Pfennig erhältst! Denn Dein vagabundirendes Leben als Schauspieler hat doch allzu viel, wenn auch nicht gerade mir, so doch Dir, gekostet! Und da es doch möglich gewesen, daß Du vor mir gestorben wärst und daß ich Dich überlebt hätte, so wirst Du begreiflich finden, daß ich Dir das aus Deinem leichtsinnigen Wandel sich ergebende Saldo in Rechnung stelle. Sollest Du Dich ermächtigt sehen, eine Klage zu erheben, so klage nur in Deinem Namen! Bimmelberger ist der Mann, der im Stande sein wird, mit Klauen und Zähnen Dich abzuwehren! Damit Du aber siehst, daß ich Dir stets eine liebende Mutter gewesen, sende ich Dir anbei als Inbegriff Deiner Erbschaft das Schweißtüchlein, das ich oft genug, gerührt von Deiner mehr als kolossalen Liederlichkeit, mit meinen Thränen betränkelt, wenn nicht durchfeuchtet habe. Thränen bedeuten ja Perlen, wie die Dichter eigentlich wol umgekehrt sagen, und so kannst Du Dir ja wol einbilden, Du haben ein Perlendiadem, wie es die alten polnischen Judentrauen tragen, von mir geerbt. Lebe wohl, mein Sohn Jakob! Ich brenne vor Verlangen, Dich nicht wiederzusehen, und zeichne mich als Deine treue Mutter Rebekka, verwitwete Seligmann, verehelichte oder vielmehr versprochene Bimmelberger. Murowana Goslin, im Großherzogthum Posen, am 7. August 18.."

Jakob, nachdem er den boshaften, hämischen Brief gelesen, blickte düster vor sich hin und sagte nichts. Nachele hatte den Kopf auf den Tisch gelegt — sie weinte still und murmelte: „Die beste Wahrheit streift an die beste Poesie: er hat's erreicht, das Ideal, das seinen Künstlerträumen als ein unnahbares vorgeschwebt! Er ist der wahre König Lear, der verstoßene, geschlagene, hoffnungslose Greis auf der verwünschten Heide!"

Da schlug Jakob mit der Faust auf den Tisch, er trank schwer gedankenvoll ein Glas Wein; dann, während der Donner wieder seine Stimme erhob und wild jetzend grollte, während die Wipfel der Trauerweiden sich schwer und wie von ehrener Wucht gedrückt auseinanderbeugten, nahm er Nachelens Hand, führte sie an seinen Mund, bedeckte sie mit seinen Thränen und sprach: „Wo du bleibst, will auch ich bleiben! Wo du hingehst, will auch ich hingehen! Denn deine Wege sind auch meine Wege! Wie oft sagtest du diese Worte in den Tagen des Elends und der Trübsal, die über uns gekommen wie die Heuschrecken aus der Wüste! Willst du diesen deinen Worten treu bleiben, meine Tochter?" fragte der unglückliche Schauspieler, indem er die holde Frauengestalt mit Inbrunst umschlang.

„Ja, Vater, ich will, ich will!" versetzte schluchzend das blinde Kind.

„Auch meine Tage [illegible], trocken, unsichtbar ist?“ sprach Jakob weiter. „Wenn er in Gefilde [illegible], von denen keine Rückkehr möglich ist?“

„Auch dann, mein Vater! Auch dann!“ entgegnete das arme Kind.

„Nun denn“, sagte Jakob mild, „gib mir, was du hast und was ich brauche! Ich habe, ein Theelöffel voll von dem Saft, den du in dem krystallenen Fläschchen bei dir führst, soll uns beiden bald über die finstere Schwelle helfen, vor der sich so viele der Sterblichen entsetzen! Es steht geschrieben, Seneca hat's gesagt und Freund Müllner hat es seinem Trauerspiel als Motto vorangestellt: daß es das Beste ist für die, die hier doch nichts taugen, keine Geltung erlangen können und überflüssig sind, wenn sie wenigstens es versuchen, die Rückkehr in die ewige Heimat zu erlangen! Und so gib das Fläschchen, Rachele! Aber, Medar, du mußt auch mit darun! Wir können dich, unsern einzigen Freund auf dieser schnöden, schlechten Welt, in ihr nicht zurücklassen! Wedle nur, mein Hündchen! Medar kommt mit!“

Rachele hatte das Fläschchen aus ihrem Busentuch genommen — Jakob hielt es in seiner Hand. Heiß rollten die Thränen aus seinen Augen — denn es ist immer ein schmerzlicher Gedanke, so wider seinen Willen aus dieser Welt sich herausgedrängt und vor die Thür gesetzt zu sehen. Er füllte zwei Gläser mit Wein und vertheilte in beide den Inhalt des Fläschchens. Der Kellner hatte mit dem Wein, den er hingestellt, einige Zwiebäcke auf den Tisch gelegt. Jakob nahm einen davon, zerbrach ihn, goß auf ein Fragment den Rest des Inhalts des Fläschchens — er hielt es dem Thierchen vor. Das kindische, äffische Ding beschnupperte die verhängnißvolle Gabe; es fraß sie und war todt. „Gute Nacht, meine Tochter!“ sagte Jakob, indem er das Glas an seinen Mund führte. „Werden wir uns drüben wiedersehen?“

„Gewiß, mein Vater!“ erwiderte Rachele. „Und stoßen wir an! Genug für diesmal, bis wir uns wiedersehen!“

„O mein süßes, süßes Kind! Ich habe dich sehr geliebt!“ so jammerte der Alte und sank vornüber mit seinem grauen Kopf, nachdem er noch einmal herzhaft aus dem schrecklichen Glase getrunken hatte. Sie küßten sich, während sie starben, der rathlose Vater und die verwünschte Tochter. Noch eine Weile grollte unterirdisch der Donner, dann geschahen die Wolken und löschten auf der in den Himmel gestarrten Mond seinen silbernen Frieden in das Angesicht der beiden entseelten verschlungenen Leichen.

Doch für Auerbahn hatte der plötzliche Todesfall die verhängnißvollsten Folgen. Jede Sympathie, deren die Leute in Uebelstädten nur fähig waren, wandte sich dem trüben Schicksal zu, das den Vater und die Tochter ereilt hatte. Es war seitdem, als wenn Auerbahn ein Fluch getroffen hätte. Die Uebelstädtener wollten nichts mehr von ihm wissen. Die kecke, lebensfrische, reitlustige Münna ertrank beim Baden nach Verlauf von kaum vier Wochen nach dem hier erzählten, leider nur allzu wahren Ereigniß. Wir zwar achten die Dinge dieser vergänglichen und flüchtigen Welt nicht genug, um überhaupt zu glauben, daß ein erhabeneres Wesen als wir sich mit ihnen befassen, daß ein Ding, das man Vergeltung nennt, existiren könne; dennoch kann niemand leugnen, daß nicht zuweilen wenigstens entweder der Zufall ein seltsames Spiel treibt oder ein wach gewordener Dämon die Fäden, die er in seiner Hand hält, nur allzu wunderlich durcheinanderzerrt. So wurde Jetta, die Auerbahn's Schutzgeist gewesen, bald nach Münna's Tod wahnsinnig und mußte auf Kosten einer Anzahl von Kunstgenossen in einer Irrenanstalt untergebracht werden. Der stolze und schöne Auerbahn, der gefeierte Heros der männlichen Kraft und Anmuth, mußte die Direction aufgeben. Er fühlte sich glücklich, als Reisender bei einer modernen Weinvergiftungsanstalt unterzukommen, in deren Interesse er jetzt jährlich zweimal das deutsche Vaterland von West nach Ost, von Nord nach Süd durchkreuzt, und es bleibt nur zu wünschen, daß er nimmer in den Fehler verfalle, um den er den armen Jakob ins Unglück geschlagen.

In einer von schlanken italienischen Pappeln dicht umstandenen Schlucht des an einem dürren Sandhügel einsam gelegenen Judenkirchhofs von Uebelstädten befinden sich zwei Gräber dicht nebeneinander; die zwei Gräber, die die sterblichen Hülle der beiden Pilgrime umschließen, welche auch so bedeutend waren auf dem Gebiet der echten und wahren darstellenden Kunst. Auf dem einen, dem längern der Gräber, ruht ein viereckiger Stein aus politem Granit, auf dem man die Worte liest: „Hier ruht ein Träger irdischer Leiden, den die arge Welt bis in sein Grab ver-

folgte. Es muß ihm wohl sein, nun, da es ihm vergönnt ist, sich auszuruhen; denn seine Last war nicht leicht!"

Und auf dem andern Stein standen die Worte: „Eine Tüte kann nicht ewig halten." Jeder Augenblick ist im Stande, die Stürme zu eigenen, die sie zerstreuen!"

Die Mormonen.

IV.

Der Schnitt von Brigham's Haar brachte mich von seiner persönlichen Beschreibung ab. Um dazu zurückzukehren: seine Augen sind von einem hellen Blaugrau, offen und geradeaus in ihrem Blick; seine Nase eine schongemeißelte Adlernase; sein Mund ausnehmend fest und in diesem Ausdruck durch ein Kinn verstärkt, welches beinahe so weit über den Rest des Profils vorsteht wie das Charlotte Cushman's, aber nicht so auffallend, da es länger ist als das übrige; und er trägt einen schmalen braunen Bart, der unter dem Kinn zusammenstößt. Ich glaube, ich hörte vom Kapitän Burton*) sagen, daß er unregelmäßige Zähne habe, was sein Lächeln unangenehm mache. Seit dem Besuch des Kapitäns hat unser allezeit wohlwollender Präsident Lincoln auch dem abgeholfen, indem er einen Herrn Zielter als Territorialsecretär hinausschickte, der nicht nur ein erfolgreicher Politiker, sondern auch ein ausgezeichneter Zahnarzt war. Er sicherte sich Brigham's Dankbarkeit dadurch, daß er ihm ein sehr schönes falsches Gebiß machte und allen seinen Favoritinnen ohne Zähne denselben Dienst erwies. Verschiedene andere Apostel des Herrn verdanken Herrn Zielter ihre Fähigkeit, mit den Zähnen gegen die Heiden zu knirschen. Die Folge davon war, daß er der populärste nicht zu den Mormonen übergegangene Federalbeamte wurde, der jemals nach Utah kam. Der Mann, der Gewalt über die Münder der Behörden erlangt, kann nicht verfehlen, über kurz oder lang auch ihre Lehren zu beherrschen.

Brigham's Manieren überraschen jeden, der weiß, daß seine Bildung in keiner andern bestanden hat, als wie sie einige Quartale der Gemeindeschulenerziehung in Ontario County, im Centrum des Staats Neuyork, während der ersten Hälfte des Jahrhunderts gewähren konnten. Es gibt wenig höflichere Leute als er. Sein Benehmen ist eine feine Vereinigung von Würde und dem Wunsch, Gluck zu bereiten — vom vollständigem Eingehen auf die Gefühle anderer mit der sichern Gewißheit seiner selbst und seiner eigenen Meinungen. Er ist ein bemerkenswerthes Beispiel des erziehenden Einflusses taktvoller Auffassung bei völliger Abgeschiedenheit des Orts, ganz abgesehen von dessen moralischem Charakter. Sein früheres Leben brachte er unter den Rohen und Ungebildeten zu; sein täglicher Verkehr, seit er das Mormonenthum ergriff, ist mit den am wenigsten cultivirten Klassen der Gesellschaft gewesen — einer aus allen Nationen gemischten Schar, die zu ihm aufblickt, um von ihm zu einer Nation erhoben zu werden — und doch hat er so klar eingesehen, welche Eigenschaften ein Mann besitzen müsse, um im Präsidentenamte angesehen zu werden, und hat sein Leben der Erreichung dieser Eigenschaften so rückhaltslos gewidmet, daß ich während längerer Unterhaltungen mit ihm nur eine einzige Nachlässigkeit der Sprache von ihm vernahm („ain't you one" anstatt „are n't you") und nicht Einen Zug in seinem Benehmen bemerkte, der mit einer edeln Herkunft unvereinbar gewesen wäre.

Ich sage alles dieses Gute von ihm freimüthig und unbekümmert um den Tadel, der wegen seiner Vertheidigung von jenen plumpen Künstlern auf mich gewiesen werden mag, die den Teufel immer schwarz malen müssen — denn ich denke, es ist hohe Zeit, daß man einsieht, daß die Mormonenfeinde unserer amerikanischen Ideen weit gefährlichere Gegner derselben sind, als Heuchler oder Idioten jemals sein konnten. Laßt uns den Irrthum, unsere Feinde zu unterschätzen, nicht zweimal begehen.

Brigham leitete unsere Unterhaltung im Theater damit ein, daß er sagte: „Ich komme zu spät" — es war 2 Uhr vorüber. Ich erwiderte, daß dies die Zeit sei, zu welcher wir uns gewöhnlich für eine Abendgesellschaft in Boston oder Neuyork ankleideten.

„Ja", sagte er, „Sie finden uns altmodisch; wir versuchen zu den gesunden Gewohnheiten des patriarchalischen Zeitalters zurückzukehren."

„Müssen Sie für Ihren Vergleich so weit zurückgehen?" warf ich ein. „Ich glaube, wir hätten Vier-Uhr-Bälle bei den ersten Christen finden können."

Er lächelte ohne jene beleidigende Affectation eines großen Mannes, der sich das Ansehen gibt, den Scherz eines andern unter seinen gnädigen Schutz

*) Verfasser eines bekannten Buches über die Mormonen.

zu nehmen — und fuhr mit der Bemerkung fort, daß es unglücklicherweise außer der Zeitverschwendung mannichfaltige Verdrießlichkeiten zwischen den Mormonen und den Amerikanern des Ostens gebe.

„Sie werden finden", sagte er, „daß wir friedliebig zu leben verstehen. Der Aufenthalt bei einem so genannten Volke muß für Sie eine große Erholung sein, der Sie von einem Lande kommen, wo der Bruder die Hand gegen den Bruder erhoben hat, und wo Sie unaufhörlich den verwitterten Lärm des Kriegs in Ihren Ohren hören."

Trotz der höflichen Referenz und der biblischen Würde seiner Rede entdeckte ich darin doch eine verborgene Ironie über jene „verlorene Union", die das Lieblingsthema aller Heiligen war, die ich in Utah traf, und beeilte mich, dem Präsidenten zu versichern, daß ich kein Verlangen habe nach Erholung von der Sympathie mit dem Kampfe meines Vaterlandes um seine Ehre und sein Leben.

„Ah!" erwiderte er mit einem leichten Anflug von Sarkasmus in der Stimme, „Sie unterscheiden sich dann beträchtlich von einer Menge Ihrer Landsleute, welche, seit von der Aushebung die Rede gewesen ist, durch Salt-Lake gekommen sind auf ihrer Flucht nach dem Westen, um dem Verbrechen des Bruderblut-Vergießens zu entgehen."

„Das thue ich in der That!"

„Doch das sind vortreffliche Leute! Bruder Heber Kimball und ich selbst, wir erhalten jede Woche eine Aufforderung, zu einem Zuge solcher unten auf dem Emigrantenplatze zu sprechen. Es sind ehrbare, friedfertige Leute. Ich glaube, Sie nennen sie ‚Copperheads'. Sie sind aber echte, treue, gute Menschen! Wir finden sie sehr nach Wahrheit suchend und der Bekehrung ungemein offen. Viele davon sind bei uns geblieben. So verfehlt der Herr die Wuth der Menschen zu seinem Lobe. Die Abolitionisten — dieselben Leute, welche sich in unsere Institutionen mischten und uns in die Wildniß trieben — mischten sich in die südlichen Institutionen, bis die Union in Stücken ging. Aber es läuft alles zuletzt gut aus — bedeutend besser, als wir selbst es für uns hätten einrichten können. Die Leute, die vor der Abolitionistenunterdrückung fliehen, kommen hier zu unserer Arche der Zuflucht und bevölkern das Nest der Gottverlornen. Ihr werdet über kurz oder lang noch alle hierher kommen! Eure Union ist für immer verloren! Kämpfen macht die Sache nur schlimmer. Wenn euer Land eine Wüste geworden ist, dann wollen wir Heiligen die ihr ausgeraubt habt, alle eure Schulden gegen uns vergessen und euch eine Heimat geben!"

Es lag etwas so Grundverlehrtes in der Idee, daß eine mächtige und gedeihende Nation wegen verbrecherischen Schreckens vor einer vergrabenen Bande südlicher Verschwörer den fruchtbaren Boden und die großartigen Handelsstraßen der Vereinigten Staaten aufgeben sollte, um einen grünen Streifen im Herzen einer unzugänglichen Wüste zu bevölkern, daß ich mir nicht einbilden konnte, Brigham Young spräche im Ernst, bis ich sein Gesicht von dem, was er für prophetische Begeisterung hielt, glühen sah. Bevor ich Utah verließ, entdeckte ich, daß ohne eine einzige Ausnahme alle Heiligen mit dem wunderbaren Wahn behaftet waren, daß die Vereinigten Staaten ein verwüstetes Chaos und ihre Einwohner Mormonen-Proselyten und Bürger von Utah werden würden, und zwar binnen der nächsten zwei Jahre — die Sanguinischern sagten: „Nächsten Sommer".

Dabei bereitete mir auf den ersten Anblick einen Punkt Verlegenheit. Woher wollten sie für den plötzlichen Zuwachs von Bekehrten die erforderliche Anzahl von Weibern bernehmen? Mein männlicher Leser werden sich höflich geschmeichelt fühlen durch die Lösung dieses Problems, die mir durch kein geringeres Licht der Kirche der letzten Tage als den wohlthätigen Apostel Heber Kimball selbst zutheil wurde.

„Weblan", sagte der alte Mann, indem er mit seinen kleinen schwarzen Augen wie ein himmlischer Stern blinzelte und eins seiner fetten Beine mit einem sardonischen Lächeln strich, „so hat nicht der allmächtige Herr für eine geliebte Nation kommenschaft so schnell, als er nur irgend kann. Dieser Krieg wird fortgehen, bis der größte Theil von euch männlichen Heiden einander umgebracht hat! Dann wird die Hand voll, die übrig bleibt und nach unserm Maß steht, alle Weiber der Nation mitbringen, und so werden wir Weiber genug haben, einem jeden so viel zu geben, als er braucht, und noch einen großen Ueberschuß unter den Heiligen Gottes zu vertheilen, die vom Anfang der Trübsal an hier gewesen sind!"

Der süße Geschmack, den diese teuflische Perfection in Heber Kimball's Munde zurückzulassen schien, erweckte mir ein stärkeres Verlangen, mich niederzuschlagen, als ich je zuvor einem Heiligen oder Sünder gegenüber gefühlt hatte. Aber es ist kostspielig, einen Apostel des Herrn in Salzseestadt zu schlagen; und ich rächte mich

an ihm, indem ich sagte: ich wünschte, ich könnte ihn dies in einem Vorlesezimmer voll von Sanitätsbevollmächtigten sagen hören, die Sharpie empfehlen für ihre Ehemänner, Verleihen und Brüder in der Unionsarmee. Ich wüßte nicht, ob Heilige gut für Sharpie wären, aber ich kenne einen, der da ein bischen „grimpig" werden würde.

Um zum letzten male auf Brigham zurückzukommen. Nach einer Unterhaltung über die Indianer, bei welcher er die militärische Politik der Regierung anklagte, indem er versicherte, daß ein Ballen mit Wolldecken und 10 Pfund Glasperlen bessere Dienste thun würden, um die Posten gegen das Aufhalten und die Emigranten gegen die Niedermetzelung zu schützen, als ein Regiment Soldaten, entdeckte er, daß wir bei jeder Kriegsfrage in Streit gerathen und änderte taktvoll den Gegenstand, indem er auf die Schönheit des Opernhauses überging.

Die Indianer betreffend, will ich näher bemerken, daß ich ihm nicht sagte, daß ich die Gründe seiner Abneigung gegen strenge Maßregeln in dieser Richtung kenne. So wild, thierisch und grausam die Bosheets, Piutes und andere Wüstenstämme auch sind, so haben sie doch niemals irgendeinen ausgedehnten Einfall unternommen, seit die Mormonen nach Utah gekommen sind. In jeder Niederlassung der Heiligen findet man ein bis zwei Dutzend junger Männer, die ihr schwarzes Haar nach der Indianermode verschnitten tragen und alle Dialekte der Umgegend so fließend wie Eingeborene sprechen. So oft ein wohlversehener Wagenzug angegriffen, eine schöne Heerde von Emigrantenvieh zerstreut, die Post angehalten oder die Heiden irgendwie beunruhigt werden sollen, dann färben diese Leoperadores ihre Haut, vertauschen ihre Kleider mit ein paar Lumpen von Hosen und sammeln eine Horde von Wilden, mit denen sie sich immer auf gutem Fuße erhalten, für einen Hinterhalt und eine Metzelei, welche bis auf die Anwendung der rohen Gewalt nach Plan, Leitung und Ausführung ihr Werk ist. Ich habe eine Menge der interessantesten Thatsachen zum Beleg dieser Behauptung, aber hier nicht mehr den Raum, näher darauf einzugehen.

Das Opernhaus war ein Gegenstand, über den wir uns verständigen konnten. Ich war höchlich erstaunt, im Herzen der Wildniß des Continents einen öffentlichen Vergnügungsplatz zu finden, der, was Geräumigkeit, Schönheit und Bequemlichkeit anlangt, von keinem in Amerika, ausgenommen die Opernhäuser in Neuyork, Boston und Philadelphia, übertroffen wird. Der innere Bau gleicht etwas dem erster hiesiger, der Sitze für 2000 Personen und kann bequem 3000 mehr fassen, wenn nur bei dieser Gelegenheit die Bühne ins Parquet verlängert und dieses zum Zweck des Tanzes in Einer Höhe mit jener gebracht wird. Aeußerlich ist das Gebäude ein einfacher, aber nicht ungefälliger Bau von Stein, Ziegel und Stuck. Mein größtes Erstaunen erregte aber die wirklich ausgesuchte künstlerische Schönheit der vergoldeten und gemalten Decorationen des großen Bogens über der Bühne, der Karniese und des Schnitzwerks an den Proscenienlogen. Der Präsident Young versicherte mir mit angemessenem Stolz, daß jedes Theilchen der Zierathen von einheimischen und heiligen Händen gemacht sei.

„Aber Sie wissen noch nicht", fügte er hinzu, „wie unabhängig wir von euch im Osten sind! Woher, denken Sie, bekamen wir jenen Mittel-Kronleuchter, und was glauben Sie, daß er uns kostete?"

Es war eine Arbeit, welche irgendeiner neuyorker Firma keine Schande gemacht haben würde — anscheinend ein Kreis mit reichem Schnitzwerk, umwunden von vergoldeten Zweigen, Blättern und Ranken, mit Blaten von flammenden Wachslichtern, an einer massiven Kette von goldenem Glanze aufgehängt. So annoncirte ich, daß er dafür wahrscheinlich 1000 Dollars in Neuyork bezahlt habe.

„Vortrefflich!" rief Brigham aus. „Ich habe es selbst gemacht! Jener Kreis ist ein Wagenrad, das ich wusch und vergoldete; es hängt an einem Paar vergoldeter Ochsenseiten; und die Verzierungen der Leuchter wurden alle nach meinen Mustern aus Blech ausgeschnitten!"

Ich sprach mit dem Präsidenten, bis eine Schar junger Mädchen, die mit Anbetung auf ihn zu blicken schienen und die er dagegen mit einer weisen Mischung von Galanterie und Väterlichkeit behandelte, mit einer Einladung sich an ihn wandten, an einem altmodischen, im Osten längst vergessenen Contretanz theilzunehmen. Ich war neugierig, zu sehen, wie er sich dieses höchsten Gottesurtheils für seine Würde entledigen würde.

Ich stieg deshalb ins Parquet herunter, und die aristokratische Grazie, mit welcher er die Tanztouren durchmachte, machte einen lebhaften Eindruck auf mich.

Ich hatte sodann zahlreiche freundliche Ein-

mit weißſeidenen Strümpfen, ſilberne Schnalle, weiße Atlaßweſte, weiße Atlaßbinde, Glacehandſchuhe, Chapeau bas und eine ſehr bedeutende Brillantnadel. Heut' Abend noch trifft die ganze Beſcherung ein. Uns ſoll man nicht anſehen, daß wir von den Hottentotten kommen. Guten Abend! (Ab.)

Guſtav

(beſinnt ſich und ruft ihm nach einer Weile nach).

Valentin! (Da dieſer nicht hört, ſchlägt er ſich nachſinnend an die Stirn.) Er ſollte mich doch auf etwas bringen!

Tony.

Herr Schwager

Guſtav.

Nun, Tony, es iſt wahr, erzähle mir von der Stadt, von Deiner Kunſt, Deinem Lehrer. Wer war Dein Lehrer?

Tony.

Eins nach dem andern. Ich wohnte in der Stadt im Hauſe unſrer alten Tante, die Beaten einmal über das andere rieth, das Verhältniß mit Dir abzubrechen.

Guſtav.

Weßhalb?

Tony.

Sie iſt erſtaunlich furchtſam und ängſtlich für ihre Geſundheit beſorgt. Als nun Deine Briefe immer aus dem Orient durchſtochen ankamen, hatte ſie in allem Ernſt die fixe Idee, durch Euern Briefwechſel könnte in Europa die Peſt eingeſchleppt werden. Ach, es war ein

leidungen des Ballanstandes abzuhalten, mich Damen vorstellen zu lassen und am Tanze theilzunehmen. Ich that dies, weil ich ein vollständiges phrenologisches Exemplum des Volkstanzes vervollständigen wollte, und ich denke, meine Leser werden mir für meine Selbstverleugnung Dank wissen, da sie mich in Stand setzt, ihnen zu sagen, wie die gute Gesellschaft von Utah aussieht.

Nachdem ich mit meiner Wanderung durch den Saal und meiner Beobachtung so genau, als es der Anstand erlaubte, eine Stunde zugebracht, kam ich zu den folgenden Ergebnissen.

Es gab wenig Kleiderprunk auf dem Balle, aber ebenso wenig Geschmack im Anziehen. Patrisches Feintuch und Seide waren seltene Ausnahmen, im allgemeinen schlecht gemacht und schlecht getragen; aber dies stimmte von Herzen mit der großen Masse von plebejischem Zweck und Gehalt. Wenige Damen trugen Juwelen oder Federn. Einige hübsche Mädchen schwammen in geschmackvollem Schmucke hauchigen Flors umher. Wo heilige Herren mit mehreren Weibern ankamen, schien die Aelteste gewöhnlich am sorgfältigsten gekleidet und benahm sich ziemlich wie eine östliche „Ballduena" gegen ihre jüngern Schwestern. Die Weiber desselben Mannes „beschwestern" einander gewöhnlich in Utah. Ein anderer „Triumph der Gnade"! Unter den Männern sah ich einige sehr tüchtige und gescheute Gesichter, aber die Mehrzahl hatte nicht viel Charakter in ihrem Aussehen — in der That, sie unterschied sich in dieser Hinsicht wenig von irgendeiner durchschnittlichen Menschenmenge wo anders. Unter den Frauen fand ich zu meinem Erstaunen keine wirklich herabgewürdigten Gesichter, obgleich viele dumme. Ich sah viele gleichgültige und nur ein tiefunglückliches Gesicht. Dieses gehörte der Frau eines bisher in Einehe lebenden Mannes, der sie im ersten Range allein gelassen hatte, während er mit einer hausbäckigen jungen Mormonin tanzte, die vielleicht in einem oder zwei Monaten in die Familie eintreten sollte. Obgleich ich eine Menge freundlicher, gutmüthiger Gesichter und einige zwanzig sah, die irgendwo hübsch genannt werden sein würden, so mußte ich doch nach der unparteiischsten und gewissenhaftesten Forschung gestehen, daß ich keinem einzigen Weibe begegnet war, welches hochgestimmt, ersten Ranges, poetischer Begeisterung oder heroischer Hingebung fähig ausgesehen hätte; nicht einem einzigen Weibe, von dem ein Künstler träumen und das er ihm als Studie zu sitzen bitten würde; nicht einem einzigen, an welches ein fein angelegter, intelligenter Mann um Theilnahme an seinen Zweifeln oder Sympathie für seine Enttäuschungen sich wenden könnte. Weil ich wußte, daß dieser Ausspruch im Osten mit einem „Gerade so, wie man erwarten konnte!" aufgenommen werden würde, warf ich alles, was wie Vorurtheil aussah, von mir und vergaß, als ich meinen Weg durch das Gedränge nahm, daß ich in Utah wäre.

Was ich über zwei andere typische Männer außer Brigham Young zu sagen habe, muß ich sehr zusammendrängen, oder ich habe keinen Raum mehr, vom See und der Wüste zu sprechen. Heber Kimball, der zweite Präsident (proximus longo intervallo), Brigham's ergebenster Anbeter und in jeder Hinsicht der zweitwichtigste Mann, obgleich, falls er Brigham überleben sollte, vollständig unfähig, das große Gewebe der streitenden Mormonenelemente zusammenzuhalten, ist Young an Jahren gleich, aber sonst in allen Dingen sein Gegenfüßler. Seine Länge beträgt über 6 Fuß, seine Figur ist rund wie die eines Aldermans, sein Gesicht groß, blutvoll und glänzend mit dem gemeinen Roth gekochter Preiselbeeren, während seine kleinen, wie schwarze Glasperlen glitzernden Augen und eine satyrgleiche Sinnlichkeit um seinen Mund ein dem Apostelthum (außerhalb des der Polygamie) vernichtend im Wege stehendes Temperament anzeigen würden, selbst ohne die Beihülfe des Schlußfolgerns von den Lieblingsstoffen seiner Unterhaltung und dem patriarchalisch ungefirnißten Stil, in dem er dieselben behandelt. Unglücklicherweise haben Männer, wenn sie untereinander schwatzen, besondere Hinneigung zu diesem Stil, aber die meisten von uns im Osten würden das niedrigste und verworfenste Weib zu beleidigen glauben, wenn sie in ihrer Gegenwart einen einzigen Satz der Ausdrucksweise vorbrächten, welche den gebräuchlichen Inhalt aller öffentlichen Reden bildet, die Heber Kimball an die Weiber und Töchter hält, die das Tabernakel am Sonntage füllen.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Zur Geschichte des Postwesens.

Von B. Philippson.

I.

Der Charakter unserer Zeit und ihre ganze Tendenz läuft dahinaus, das Materielle geistig aufzufassen, es geistig zu durchdringen und zum

Träger und Werkzeug des Geistigen zu machen; die Verbindung und Ausgleichung des Gegebenen mit dem Abstracten herbeizuführen. Welchen Aufschwung haben Forstwissenschaft, Landwirthschaft genommen, seitdem sich die Wissenschaft ihrer bemächtigt, sie aus der Empirie herausgehoben und gleichsam wiedergeboren hat! Welch eine Fülle des Geistes ist gegenwärtig zur Triebfeder des Handels geworden, der hauptsächlich dazu dient, die von Beginn an stetig gewachsene und bereits zu riesigen Massen gediehene Verbindung der einzelnen Glieder des Menschengeschlechts untereinander zu bewerkstelligen. Er hilft vornehmlich die nothwendig dereinstige, alle Theile der Menschheit vollständig umfassende Umschlingung zu einer großen Einheit herbeiführen; er ist es, der sich dabei aller Vervollkommnungen der Communicationsmittel bedient und dazu eine Postverbindung geschaffen hat, welche die Annäherung und Verbindung zwischen den fernsten Völkerfamilien der Erde vermittelt. Die Geschichte dieser fortschreitenden Verbindung stellt einen Eroberungszug der Civilisation dar, der die schönsten Siegeskränze auf das Haupt des Menschensohns häuft; diese Verbindung aller Menschenstämme untereinander ist jener Thurm, den in der Vorzeit die Menschen haben aufrichten wollen, damit keiner von ihnen sich verirre. So ist das Postwesen eine der Stützen des Handels und der Industrie, die dazu bestimmt sind, gleichsam als Feldherren der erobernden, sich überallhin erweiternden Civilisation zu dienen. Nicht das Kriegsschiff, sondern der Kauffahrteiträger hat die Waffen der Civilisation über das Meer gefahren; denn Handel und Industrie sind bestimmt, die ersten Schlüssel in die verschlossenen Pforten zu stecken, um dann durch Religion und Wissenschaft die letzte Hand an das Eroberungswerk zu legen.

Das heutige Postwesen aber ist diejenige Anstalt, welche unter Leitung und Aufsicht der Staatsgewalt für jedermann die möglichst schnelle und sichere Beförderung von Briefen, Packeten und Personen unter bestimmten Beschränkungen und Begünstigungen gegen tarifmäßige Gebühren beschafft. Die moderne Post unterscheidet sich darin von allen postähnlichen Anstalten früherer Zeiten und Völker, denn sie verbindet die zerstreuten Glieder der menschlichen Gesellschaft nach allen Ländern der Erde hin. Bis in das kleinste Dorf hinein dient sie als Vermittlerin privater wie öffentlicher Mittheilungen. Als Beförderungsmittel der Zeitungen ist sie der Gesammtheit eine Stütze und Bann geworden, und indem sie das Ganze durch alle Communicationsmittel der Telegraphie, der Dampfschiffahrt verbindet und vereint, gibt sie auch durch die Landbriefpost ein wohlgeordnetes Verkehrsnetz über das platte Land, selbst die außerhalb der großen Straßen liegenden Orte in den Weltverkehr hineinziehend. In den ältern Zeiten kam wol jeden wegen der wichtigen militärischen und finanziellen Staatszwecke eine regelmäßige Postenbeförderung von Ort zu Ort vor, die aber nur administrative, dynastische, polizeiliche und fiscalische Zwecke der Herrscher verfolgte, von deren Benutzung aber diejenigen ausgeschlossen waren, welche die großen Erhaltungskosten tragen mußten; erst dem reformatorischen Geiste der neuern Zeit ist es gelungen, die Post ins Leben zu rufen, wie sie sich gestaltet hat als nothwendiges Product der politischen, materiellen und höhern geistigen Cultur unsers Volkslebens und unsers Geistes. Aber nicht auf einmal, wie eine ganz neue Schöpfung oder überraschende Gründung trat die Post und deren Reform auf, sondern ruhig und stetig entwickelte sich die treibende Idee, sodaß die Veränderungen fast unbemerkt eintraten.

Verfolgen wir daher an der Hand der Geschichte, wie sich diese Beförderungsanstalt entwickelte.

Schon im persischen Reiche waren Reuteten an den Heerstraßen aufgestellt, welche den Königen Kunde aus den fernsten Theilen des Landes brachten. Nach Xenophon wurde diese Einrichtung von Cyrus geschaffen, indem er Stationsorte feststellte, bis wohin es dem einzelnen zu reiten möglich war und wo das Pferd gefüttert werden mußte. An diesen Stationen waren Wärter mit frischen Pferden bereit, um die gebrachten Depeschen in Empfang zu nehmen, dahingekommene weiter zu vermitteln, die ermüdeten Männer und Pferde zu beherbergen und frische abzusenden. Diese brauchten, um die Strecke von Susa nach Sardes (337 deutsche Meilen) zu durcheilen, nicht mehr als sechs Tage, sodaß sie also in einer Stunde $2^1/_2$ Meile zurücklegten; denn die Beförderung geschah auch bei Nacht; weder Hitze noch Schnee, weder Frost noch Regen durfte sie behindern, dergestalt, daß, wie Xenophon meint, bei dieser Einrichtung der Weg schneller wie durch Kraniche oder Tauben zurückgelegt werde. Diese reitenden Briefboten, die vor

beinahe Jahrtausenden die Satrapen Missethaten durchhelfen, wurden Angarei genannt, und angerieth, von Warte zu Warte fortgepflanzt Signalfeuer und selbst von Aeschylus erwähnt und kann als ein Anfang einer Art Telegraphenwesens bezeichnet werden. Um aber die Angarei sicher zu befördern, wurden durch das weite Reich neue Landstraßen geschaffen, man verbesserte die alten assyrischen Wege, legte zur Sicherung derselben Festungswerke an, baute bei jeder dritten Meile ein Fremdenhaus, theilte die Entfernungen genau nach Parasangen und ließ Meilensteine an den Straßen aufstellen. Solche Meilensteine finden sich noch heute in Kurdistan bei dem alten Wege, der von Babylon nach Ekbatana führte. Die Kurden nennen sie Blaue Steine, weil sie aus glatten Kegeln von bläulichem Granit bestehen; sie sind mit Keilschriftzeichen der Assyrer, Meder und Perser bedeckt.

Die Nachfolger des Cyrus vervollkommneten diese Einrichtungen; der letzte Darius soll die Verwaltung der Post selbst geführt haben, ehe er zum Königthum gelangte. Er ließ es sich besonders angelegen sein, die Straßen zu erweitern und zu verbessern. Dieselben verbanden das ionische Griechenland mit dem lydischen Sardes, das alte Babylon mit der Königsstadt Susa, sie führten von Syrien nach Mesopotamien, von Ekbatana nach Persepolis, von Armenien zum südlichen Persien. Diese Straßen wurden hauptsächlich von den Herrschern und ihren Vornehmen benutzt, welche als Statthalter die Provinzen verwalteten. Von dem eigentlichen Bürger- und Bauernstande wissen wir zu wenig, als daß wir etwas anderes als die Vermuthung aufstellen könnten, daß sie auch wol diese Straßen benutzt haben, während die Posten ausschließlich im Dienste des Königs standen.

Nachdem Alexander der Große das Perserreich gestürzt hatte, ging diese Posteinrichtung auch auf Aegypten und andere orientalische Länder über. Schon damals stand den Sendboten zu, zur Fortsetzung ihrer Reise von den Bewohnern die nöthigen Menschen und Thiere zu requiriren. Das Wort Angarei blieb bis ins späteste Mittelalter die Bezeichnung des Postdienstes.

Die Griechen, durch enge Grenzen und durch das Meer eingeschlossen, hatten nur Briefboten, Schnellläufer und Schnellschiffe, doch fehlte es bei ihnen an einem regelmäßigen Postdienste. Die besten Heerstraßen führten theils zu den Orten, wo sie ihre Wettkämpfe zu feiern pflegten, theils zu den Quellbädern und verschiedenen Heilschätzen.

Je mehr sich dagegen das römische Reich erweiterte, um so mehr drängte sich demselben die Nothwendigkeit auf, eine regelmäßige Beförderung von Briefen über alle Provinzen einzurichten und diese durch Anlegung guter Heerstraßen zu befördern. Schon zur Zeit der Republik mußten die Beamten nach gesetzlich regulirten Vorschriften in den Provinzen durch die Bewohner mit Vorspann und Verpflegung weiter geschafft werden. Selbst Senatoren erhielten einen auf mehrere Jahre ertheilten Freipaß (Legatio libera), um sich die kostenfreien Transports zu bedienen, welcher den Bewohner nicht wenig belästigte. Cäsar, berühmt durch sein schnelles Reisen, benutzte stets die Vorspann, um Tag und Nacht in seiner leichten Kalesche zu fahren, wenn er zu seinen Heeren eilte. Die Statthalter der Provinzen hatten Briefboten (tabellarii oder Ordonnanzen (Statores), welche die Berichte beförderten und wol auch Privatbriefe mitnahmen, wie wir dies aus Cicero's Briefen ersehen. Als Augustus Alleinherrscher wurde (31 v. Chr.), setzte er an die Hauptstationen des Reichs anfänglich Reitboten, dann stationsweise Fuhrwerk ein, um auf Befehl der Provinzen Berichte und Depeschen befördern zu lassen.

So sehen wir also, daß die Posten der Alten Welt ausschließlich als Staatsanstalten begründet und betrachtet wurden.

Die Kaiser Trajanus und Hadrian (98—1 vervollkommneten den nach allen Theilen des Reichs gerichteten Postenlauf (Cursus publicus), letzterer übernahm sogar, jedoch nur auf kurze Zeit, die Beschaffung der Zugthiere und Wagen auf Staatskosten, bis die Kaiser Konstantin (324—337), Julian und zuletzt Theodosius der Große (379—395) dem Postwesen einen neuen Umschwung gaben. Der letztere sowie der Kaiser Justinian richteten in ihren Gesetzbüchern besondere Titel über die öffentliche Post, über Postwagen und Vorspanndienste ein, deren Hauptinhalt wir nicht unerwähnt lassen dürfen.

Auf den Poststraßen wurden nach entsprechenden Entfernungen Stationen in Dörfern und Städten errichtet, welche sich in Pferdewechsel (mutationes) und Nachtquartiere (mansiones) unterschieden; auf letztern wurden für den Gebrauch der Statthalter Amtshäuser und Paläste zur Aufnahme errichtet. Die Posthalter (Magistri (sus publici) waren die Vorgesetzten der Statio-

und ihnen lag die Sorge ob, Arbeits- und Zugthiere, Postwagen (angariae), Gilwagen (rhedae), Schirrmeister (carpentarii), Postillone (mulliones, hipparchi) und sogar Thierärzte zu bestellen sowie ferner die gehörige Verpflegung der Thiere, von denen auf größern Stationen wenigstens 40 Pferde vorhanden sein mußten, zu beaufsichtigen. In gewissen Fällen konnten Beiwagen und Vorspannpferde requirirt werden. Die Transportmittel waren so groß, daß unter Umständen ganze Heeresabtheilungen mit der Post transportirt wurden, wie dies z. B. im Jahre 361 vom Kaiser Konstantinus geschah, als sein Heer dringender Hülfe gegen die Perser bedurfte. Kaiser Julian, sein Nachfolger, verfügte im Jahre 363, daß die Posthalter nicht ferner die Beiwagen und Vorspannpferde zu Privatzwecken verwenden sollten, um z. B. Baumaterialien zu fahren, weil sonst zur unnützen Gebäudepracht das Eigenthum der Provinzialbewohner verbraucht würde. Die Posthalter wurden unter die Aufsicht der Proconsuln gestellt, zugleich aber auch in den einzelnen Provinzen Postinspectoren (praepositi, curiosi) angewiesen, eine strenge Controle auszuüben, wobei sich die Kaiser die Oberaufsicht vorbehielten. Ein Abtheilungsdirector vertrat ihn zu diesem Behuf, welcher wieder einzelne Statthalter und Provinzialgouverneure unter sich hatte, denen die Instandhaltung der Gebäude, Besetzung der Stellen, die Ordnung des Postdienstes in ihren Provinzen zugewiesen waren.

Schon damals gab es für Eilgüter, Briefe und Schnellreisende eine Schnellpost (velox cursus), für Gepäck, Güter und gewöhnliche Reisende eine Geldpost (cursus clabularis) und für ganz dringende Sachen eine Kurierpost.

Der Clabularpost erhielt sich durch alle Provinzen, die Schnellpost war nur auf den Straßen, wo der Reichsdienst es erforderte, und dieserhalb für die Bewohner eine große Last, da billige zum Beamte, Militairs und Staatsdepeschenträgern benutzten, die durch einen Postpaß, den der Präfect der Prätorianer oder der Minister des kaiserlichen Hauses ertheilte, dazu ermächtigt wurden. Selbst die höchsten Beamten in den Provinzen durften solche Postpäße nicht ausstellen, es wurde ihnen dies ganz besonders öfters von Konstantin's Zeit her untersagt, wie wir dies später in mehrern Edicten Theodosius' des Großen (394, 401) an die Präfecten Rufinus und Gäsarius ersehen. An letztern heißt es: „Mit Ausnahme deiner Excellenz soll niemand über die Benutzung der Schnell- und Clabularpost zu verfügen befugt sein. Wenn ein Oberrichter aus Verwegenheit oder Unkunde die Vorschriften Unserer Majestät zu übertreten wagt, dann soll sowol er wie sein Officium mit 30 Pfund Gold bestraft werden."

Wenn der Schnellcurs zum Transport von Staatsgeldern, Materialabgaben und Militärgegenständen benutzt wurde, mußte streng darauf gesehen werden, daß in jeden Wagen nicht mehr als zwei oder drei Personen als Begleitung hineingesetzt wurden.

Nur in dem Falle, wo der Obergouverneur nicht anwesend war, verfügte unterm 10. Juli 374 der Kaiser Valentinian an den Provinzialgouverneur von Gallien, durfte er Postpäße ausstellen, damit das auf den Transport Gegebene schnell nach dem vorgeschriebenen Ort gelange.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Albanesische Volkslieder in den Albanesercolonien Siciliens.

K. — Die Leser erinnern sich vielleicht noch des Artikels über „Albanesische Colonien in Italien", den diese Blätter in Nr. 2 des gegenwärtigen Jahrgangs brachten und an dessen Schlusse wir bemerkten, daß wir in einem zweiten Artikel auf albanesische Volkslieder sowie auf Sitten und Gebräuche in jenen Albanesercolonien des weitern zurückkommen würden. Wir wollen nun unser Wort wenigstens in der erstern Beziehung lösen und legen dabei die in jenem ersten Artikel erwähnte Sammlung „Canti popolari siciliani" von Leonardo Vigo zum Grunde, die in Catania 1857 erschien und welche wir erst jetzt einzusehen Gelegenheit gehabt haben. In dieser Sammlung sicilianischer Volkslieder findet sich auch, wie wir früher ebenfalls schon erwähnten, eine kleine Sammlung sicilisch-albanesischer Volkslieder, die Vigo dem des Albanesischen ebenso wie des Griechischen und Italienischen kundigen Bischof jener albanesischen Gemeinden Siciliens, Ramens Crispi, verdankt. Es sind im ganzen siebzehn theils sogenannte Klephthen- oder Kriegsgesänge, theils Liebes- und häusliche Lieder, und außerdem zwei geistliche Gesänge. Crispi leitet dieselben mit einigen Bemerkungen über sie und über die albanesische Sprache ein und theilt sie dann in ihrer Urform, der albanesischen, zugleich aber auch italienisch in einer wörtlichen prosaischen Uebertragung mit, wobei er bemerkt, daß er dies gethan habe, um ihnen ihre Eigenthümlichkeit und Frische möglichst zu bewahren. Denn an sich sagt er, wür-

ten auch diese albanesischen Volkslieder in jener Uebertragung ein gutes Theil ihres eigenthümlichen Colorit verlieren und er habe nur in einer möglichst treuen Uebertragung ihren Sinn wiedergeben zu können geglaubt. Uebrigens hat Grispi selbst diese Volkslieder in den sicilianischen Albanesercolonien gesammelt und er findet zwischen ihnen und den neugriechischen Volksliedern (z. B. in der bekannten Sammlung des Franzosen Fauriel: „Chants populaires de la Grèce moderne, zwei Theile, Paris 1824 und 1825, die unter andern auch der Griechenliederdichter Wilhelm Müller übersetzt hat) ebenso in formaler Hinsicht wie in Betreff ihres Inhalts und der Behandlungsweise eine große Aehnlichkeit. Wir selbst, soweit wir dies zu beurtheilen vermögen, finden solches Urtheil im allgemeinen vollkommen gerechtfertigt, wie denn auch die Sache selbst durch die äußern geographischen und historischen Verhältnisse und durch die genauen Beziehungen zwischen den Albanesen und Griechen erklärlich wird, aber gleichwol möchten wir doch Gregorovius recht geben, der der Ansicht ist, daß sie „den sonst bekannten Volksgesängen aus Epirus und Griechenland weit nachständen und daß sie durchaus an die serbischen Volkslieder erinnern, hier und da jedoch eine eigene Färbung durch sicilianisches oder neapolitanisches Local erhielten". Die in Rede stehenden albanesischen Volkslieder sind theils gereimt, theils ungereimt, aber Grispi ist der Meinung, die auch bei den neugriechischen Volksliedern, welche ebenfalls gereimt und ungereimt sind (ersteres gilt besonders von den Liebesliedern), ihre Bestätigung findet, daß die ungereimten albanesischen Volkslieder die ältern sind und daß die gereimte albanesische Volkspoesie erst aus der Nachahmung der italienischen entstanden und durch die Albanesen in Sicilien und Calabrien sowie hauptsächlich durch die Albanesen in Albanien selbst eingeführt worden sei, die hierin dem Beispiel der Neugriechen gefolgt wären. Indeß würde dies doch nur zum Theil wahr sein und nur mit Einschränkung behauptet werden können, und namentlich würde bei den von Grispi mitgetheilten Volksliedern aus den Albanesercolonien Siciliens ein jeder wesentliche Einfluß der italienischen Volkspoesie insofern und insoweit ausgeschlossen sein, als jene Volkslieder aus einer frühern Zeit herstammen und sie von den in Sicilien aus Epirus oder Griechenland eingewanderten Albanesen aus ihrer ursprünglichen Heimat mit hingebracht worden wären. Wenigstens von einzelnen der von Grispi mitgetheilten albanesischen Volkslieder würde dies letztere gelten können und er selbst nimmt es an.

Manche dieser Volkslieder in der Sammlung von Vigo hatte Grispi bereits in seiner 1853 in Palermo erschienenen, von uns schon früher erwähnten Schrift: „Memorie storiche di talune costumanze appartenenti alle colonie greco-albanesi di Sicilia" („Geschichtliche Mittheilungen von Gebräuchen in den griechisch albanesischen Colonien Siciliens"), ebenfalls mitgetheilt, aber die Uebertragungen, in denen sie dort erscheinen, waren weniger treu zu sein, wie es ihm denn auch in jener Schrift nicht sowol um die Volkslieder selbst, sondern vorzüglich nur um die Sitten und Gebräuche in jenen Colonien zu thun war, die er mittheilt, und weshalb er sich zur Begleitung und Erklärung auf die Volkslieder bezieht, die er damit in Verbindung bringt. Da es uns hier ebenfalls blos auf die Volkslieder ankommt, wie sie in der Sammlung von Vigo sich finden, so halten wir uns auch nur an diese, indem wir auch ihr einige jener Volkslieder nachstehend mittheilen. Wir thun dies wie Grispi, und aus dem nämlichen Grunde wie er, in einer möglichst treuen und wörtlichen Uebersetzung nach seiner eigenen italienischen. Was wir dabei zur Erklärung für nöthig erachten, fügen wir sogleich bei; dagegen stellen wir seine abgedachten Mittheilungen über die Sitten und Gebräuche in jenen Colonien vielleicht in einem spätern Artikel besonders zusammen.

1. Der verwundete Krieger.

Diese Nacht um 2 Uhr hörte ich ein lautes Klagen, und es kam von einem verwundeten Krieger, der von seinen Gefährten Abschied nahm. „Ihr, ihr Genossen und Brüder, bewahre ich mich, daß ihr mir das Grab gleich breit und gleich lang macht, und am Kopfe laßt mir ein Fenster offen, damit ich da meine Patronentasche hinlege, und zu meinen Füßen will ich meine Waffen aufhängen.*) Und dann schreibt meiner lieben Mutter und sagt ihr, daß sie mir mit ihren Haaren das Hemde nähe, und mit dem Blut ihrer Wangen soll sie es flicken und mit den Thränen ihrer Augen soll sie es waschen; und wenn sie es dann an der Flamme ihres Herzens getrocknet hat, soll sie es mir schicken mit ihren Seufzern! Und meiner Schönen schreibt, daß sie mit dem Blut ihrer Wangen das Taschentuch flicke! Und ist sie noch im Haus, so sagt ihr, daß sie sich verheirathe! Und wenn sie dann zu dieser Kirche geht, soll sie ihre Augen nach diesem Platz wenden, wo sie meine Gefährten sieht, und sie soll mir einen Seufzer nachsenden, daß die ganze Kirche davon widerhallt!"

2. Die Heirath.

Das Mädchen brannte vor Liebe zu dem Jüngling und heiß liebte der Jüngling das Mädchen. Und das Mädchen stand auf dem Felde und der Jüngling auf einem Hügel. Er ward zu einer Cypresse und sie ward ein weißer Weinstock. Wachse, wachse, du weißer Weinstock, und winde dich um die Cy-

*) In der neugriechischen Volkspoesie gibt es verschiedene Volkslieder ähnlichen Inhalts, die an dies albanesische erinnern. Da verlangt auch der verwundete Klephte von seinen Gefährten, daß sie ihm das Grab hoch und breit machen, damit er darin aufrecht stehen und kämpfen kann, und an der rechten Seite sollen sie ihm ein Fenster offen lassen, wo er des Kriegs und des Gesangs der Nachtigallen warten und sich freuen kann.

preise, und Früchte soll er tragen *) Und wenn die Verwandten mit der Braut weiterziehen, soll sie einen Zweig von der Cypresse nehmen und davon soll sie die Hochzeitsfahne machen **) Und wenn die Verwandten mit dem Bräutigam weiterziehen, soll er sich von den Ranken des weißen Weinstocks nehmen und er soll sich zwei Kränze davon winden' Lebe viele Jahre, o Schöne'

3. Der Apfelbaum

Zwar ist der Apfelbaum klein, aber er gibt mit vielen Schatten und es können darunter vierzig Ritter und ebenso viel Damen sitzen an einer wohlbereiteten Tafel mit seidenen Tischtüchern und gegessen mit vergoldeten Servietten, einem Salzfaß mit Weißsalzen, mit silbernen Pokalen und mit Flaschen voll von Wein. Und wie sie beim Klang der Cymbeln schmausen und zechen, trinken sie auf dein Wohl, du Schöne, und es mögen deine Jahre zunehmen und die Jahre deines Vaters, des Bräutigams, und deiner Tochter, der Braut, der jungen, anmuthigen Braut!

4. Katharina.

Schöne Katharina, stehe früh auf am Sonntag, und gehe dein Staatskleid an, und schmücke dich mit dem Gürtel von Silber, und sattle für zwei die Rosse! Für dich das sanftere und das wildere für mich, und dann reiten wir beide zu Markt. Und wie sie nun ritten, schlief der schöne Jüngling ein, und die schöne Katharina sagte: „Jüngling meines Herzens! Wenn ich zu singen mich anschicke, werden alle Berge von meinem Gesang widertönen, und die Räuber, die freien Bewohner der Gebirge, werden mich hören, und sie werden kommen und mich rauben, und dich werden sie tödten!" Sie hatte kaum also gesprochen, so sagte einer, daß sie schon kämen. Aber die kluge Schöne erwartete sie mit Gesang und rief: „Willkommen, willkommen, ihr Gebieter meines Gebietes! Begehret ihr Brot und Wein? Hier habt ihr Brot und Wein, auch Käse und Käse!" „Wir wollen nicht Brot noch Wein, wir wollen nicht Käse, auch nicht Käse, aber wir wollen deinen Gesang, wir verlangen nach deiner Schönheit, deiner hellen Stimme!" „O Jüngling meiner Seele! Du bist nun dem Manne geblieben!" Der Jüngling aber erhob sich, und tapfer, wie er war, zog er sein Schwert, und theils tödtete er die Räuber, theils verwundete er sie, und also errettete er seine Schöne

5. Die Wiedererkennung

Das Mädchen, das mir die Blumen pflückte, pflückte sie mir einen ganzen Tag lang in den Ebenen von Nauplia *), und am späten Abend begann es, sie mir zu Sträußen zu binden. Ach, ich armes, unglückliches Mädchen, das in den stürmigen Bergen übernachtete, wo ein Türke, ein Hund von einem Türken, vorüberging, der mich bei den Haaren ergriff und mir die Schütze mit Gewalt wegnahm' Und da wir mitten in der Stadt waren, fragte mich ein Jüngling „Von welchem Volke bist du, schönes Mädchen?" „Ich bin von ehrbarem Geschlecht, aus achtbarem Stamm" „Hattest du Brüder, o Mädchen?" „Ich hatte nur einen einzigen Bruder und den raubte mir der Türke und machte ihn zum Janitscharen" „Und wie hieß er daheim?" „Pilaftar hieß er" Und da wandte sich der Jüngling und küßte mich auf die Lippen und sagte: „So bist du also meine Schwester, der Granatapfel, und ich bin Pilaftar, dein Bruder!"

6. Die Hochzeit

Frau Helene hatte Hochzeit gemacht und sie ging allein mit drei Rittern unter einen Apfelbaum, einen Birnbaum und unter einen weißen Pflaumenbaum, um eine Cypresse zu verheirathen und mit einen weißen Weinstock zu gehen. „Sage mir, du lieber weißer Weinstock, welche Mitgift hat dir dein Vater versprochen?" „Berge und Thäler hat er mir versprochen und blumige Wiesen und Plätze zum Tanzen und vier wohlgerüstete Rosse." Frau Helene hatte Hochzeit gemacht und allein ging sie mit drei Rittern unter einen Apfelbaum, einen Birnbaum und unter einen weißen Pflaumenbaum, um eine Cypresse zu verheirathen und mit einen weißen Weinstock zu gehen. „Sage mir, du lieber weißer Weinstock, welche Ausstattung hat dir dein Vater versprochen?" „Eine schöne, hohe Cypresse. Und welche Ausstattung mir meine Mutter versprochen hat? Neun Röcke und neun Hemden, neun Gürtel von Silber, neun Mützen von Sammt und neun zarte Schleier, und außerdem den Schleier zur Trauung, und dann auch mich, die Schöne"

*) Im 128. Psalm heißt es: „Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum" u. s. w.

**) Gleich bemerkt, daß bei den Griechen wie bei den Albanesen die Verwandten der Verlobten begleiten, wenn diese in die Kirche gehen, um sich zu verloben (per impalmarsi), und daß an welchem Orten diesem Zuge eine Fahne, eine Standarte (stendardo) vorangetragen wird. In den Albanesischen auf Sicilien bei aber dieser Gebrauch nicht üblich; vielleicht möge er jedoch in frühern Zeiten auch dort stattgefunden haben. Ich selbst habe die Sitte in Griechenland erwähnt gefunden, daß bei Verlobungen der Verlobte im Hofe des Hauses der Geliebten eine solche Standarte aufpflanzt und damit gleichsam von ihr wird Besitz nimmt. In einem altsardischen Volksliede, das Biondelli in seinem „Studii linguistici" (Mailand 1856) italienisch mittheilt und dessen Uebersetzung es in die Zeit Sinnarbeg's verlegt, findet sich daher eine Andeutung. Im Griechischen heißt diese Standarte σημαιάκι, welcher der Italiener Diminutiv das Wort kaum mehr gebraucht. Uebrigens kommen solche Standarten in Griechenland auch bei Begräbnissen vor und Aehnliches findet sich dann auch in Serbien bei solchen Veranlassungen.

*) Nauplia — Napoli di Romania — an der Südseite der Peloponnesischen Halbinsel. Daher hier Sammt also aus der frühern Heimat der Albanesen und sie haben es mit in die neue Heimat gebracht.

7. Du Mädchen, das ich am Morgen aufgesucht habe!

Du Liebe, du schwarzäugiges, du weißes Mädchen, wer bist du heute morgen so früh erwacht? Hast du Vater und Mutter gefunden und deine Brüder? Und hast du auch die Schwestern gefunden, die dich lieben und preisen? Du bist wie ein schöner Apfelbaum, der Wurzeln geschlagen hat, ohne gepflanzt zu sein, und den die Erde nicht genährt hat, — sage mir, deren schönes Gesicht ist wie das der Orange! Der Schatten nur war es, der mich mit Blüten übergoß, und nur die Sonne hat mich verschönt, und ich bin die schönste und habe meinen Jüngling zum Gemahl, der mich am Tage mit den Augen schmachtig betrachtet und in der Nacht drückt er mich an seine Brust. Der Himmel behüte euch und gebe euch viele Tage und viele Jahre!

Die beiden geistlichen Lieder, welche Grigori den übrigen beigefügt hat, wollen wir hier ohne Auswahl ganz hersetzen. Das erste ist ein Gesang auf die Geburt des Herrn, den jedoch Grigori für unvollständig erklärt, und das andere ist auf die Wiedererweckung des Lazarus. Von diesem letztern sagt Grigori, daß es ein wahres Volkslied sei und daß es noch immer in den albanesischen Colonien in der Kreuztagsnacht vor dem Palmsonntag gesungen zu werden pflege. Es vereinigen sich dann eine Anzahl von Jünglingen, die mit Musik von Thür zu Thür ziehen, und wenn sie das Lied geendigt haben, kommt die Hausfrau heraus und macht ihnen Geschenke an Eiern, Käse und ähnlichen Dingen, wie dies in Griechenland am ersten März jedes Jahres und in andern Ländern am ersten Mai wol ebenfalls zu geschehen pflegt.

I.

Was für ein Wunder ist das? Die Nacht ist zum Tage worden; dem Gemüth freut sich, der Winter ist vergangen und ist nicht mehr. Die ganze Welt feiert ein Fest, alle Blumen blühen und die Erde ist voll Früchte.

Das ist ein groß Ereigniß, und ich kann es nicht sagen, noch erzählen. Gott ist Mensch worden; im Himmel und auf der Erde sind Wunderdinge geschehen, denn er ist in einer Höhle geboren und er hat uns das heilige Leben gebracht.

Unter freiem Himmel ist er geboren, nicht in der Stadt. In einer Höhle ist er geboren, in Eis und Schnee. Er war in Windeln gewickelt und lag im Stroh und Heu, und er ward arm um unsertwillen.

Er war in jenen Bergen geboren, in jenen fernen Bergen. Das Paradies ertönte vor Freudlocken und du warst eine Freude dem Menschen! Friede und Freude, Heiterkeit und Frohsinn brachte der Herr auf diese Erde.

II.

Großes Wunder wurde der Herr an jenem Orte, der Bethanien genannt wird.

Da war da ein Mensch, Namens Lazarus, den Christus sehr lieb hatte.

Dieser hatte zwei Schwestern, und sie waren nicht mehr Waisen, aber sie waren daheim und allein.

Lazarus starb, der Tod nahm ihn hinweg und ihre Herzen erfüllten sich mit Trauer.

Sie rauften sich die Haare aus und sie begruben ihn, und legten einen Stein auf das Grab, und zogen Trauerkleider an.

Und sie gingen weg und begaben sich zum Herrn und mit Thränen in den Augen sprachen sie zu ihm:

Ach, Herr, Herr, wärest du gegenwärtig gewesen, so hätte der grausame Tod unsern Bruder nicht dahingerafft!

Der Herr aber erwiderte: „Trocknet eure Thränen, fürchtet euch nicht, Lazarus schläft nur in jener Gruft!“

Was sagst du, allmächtiger Gott? — Vier Tage sind es, daß Lazarus im Grabe liegt!

Und der Herr machte sich mit allen Aposteln auf den Weg, und er rief:

„Lazarus, Lazarus, stehe auf und erzähle deine Schmerzen und wie du dich in der schwarzen Erde vergiftet hast!“

Lazarus aber erhob sich, und er war voll Dankes gegen ihn und betete ihn an als König.

Und sprach zu ihm: „Herr, Herr, welch ein großes Gift ist diese Erde!“

Und der Herr antwortete: „Wer im heiligen Glauben lebt, der stirbt voll Freudigkeit und ohne Schmerzen!“

Lob und Tadel.

Wenn dir etwas nicht gelungen,
Werde nicht beim Tadel mutlos,
Der dir scharf ins Herz gedrungen!
Ward doch nie ein Sieg errungen
Ohne Wunden schmerz- und blutlos.

Ist der Tadel nicht die Lehre
Nur in strengster, schärfster Wendung?
Wer dich tadelt, den verehre,
Denn er zeigt dir so die schwere,
Steile Bahn zur Selbstvollendung!

Wer dich lobt und deine Mängel,
Gleich als ward ihm diese Sendung,
Reicht als Stab dir Blumenstengel
Und er führet als holder Engel
Spielend dich zur Selbstverblendung.

Otto Buchwald.

Der Sturm auf Alſen.

Die Eroberung von Alſen iſt ein neues glänzendes Ereigniß in der preußiſchen Kriegsgeſchichte; wir geben aus dem Briefe eines Offiziers einige Einzelheiten jenes Tags.

„Nachdem wir wie die Heinzelmännchen in der Nacht des 28. Juni für 46 ſchwere Geſchütze die Batterien von Schnabeckhage nach Wenningbund gebaut hatten, wurden ſie in der Nacht zum 29 vollſtändig armirt und die Batterien der alſener Höhete noch um 16 Geſchütze vermehrt. Derweilen regte es ſich auch geſchäftig am Strande und es gelang uns, über 100 flachgehende Boote in das Sattruper Holz zu bringen und dort zu verſtecken, ebenſo 32 Pontons, Balken und Bretter. Was für Gedanken einem Soldaten in ſolcher Nacht durch die Seele gehen, iſt ſchwer zu ſagen: ging es doch auf Leben und Tod!

„In feierlicher Stille wurde alles vorbereitet; wenn es möglich geweſen wäre, ſo hätte jeder den Athem angehalten, **aus Furcht**, er könne uns dem Feinde verrathen. **Es mochte um** zwei Uhr in der Nacht ſein, **die Morgendämmerung** wurde noch nicht **klarer**, **ein dichter** Nebelſchleier lag über Waſſer und Land, die Luft aber war windſtill und warm. Da wurden die Boote auf vier Punkten, von Blans und Schnabeck, ins Waſſer geſteuert. Die Leute ſtanden oft bis an die Bruſt im Waſſer, triefend ſprangen ſie dann in die Boote und fort ging es! Etwa 30 Fahrzeuge mit je 15 Mann. Aber Holla, der Däne war erwacht! Kaum hatten die kühnen Schiffer einige hundert Schritte vorwärts in den über tauſend Schritte breiten Sund ſich hineingerudert, als die däniſchen Geſchütze zu feuern begannen. Granaten, Gewehrkugeln, Kartätſchen überſchütteten uns und ſchlugen verheerend in die Boote ein — aber der Muth der Soldaten blieb unerſchüttert. Eine Vollkugel riß drei auf der Bank ſitzende Muskitiere in Stücken ins Waſſer hinab, das Leck des Boots wurde mit einem Mantel verſtopft. Wer rudern konnte, ruderte; wer keine Stangen hatte, ruderte mit den Armen. Unſere Batterien eröffneten das Feuer, unſere Leute machten nun wacker, wie der Dänike ſagt: ihren Kreuzſchlag über Gewehr, das dann – von tüchtig – ununterbrochen ſchießt.

„Endlich ein leiſes Knirſchen — Sand! Die erſten Boote landeten glücklich auf den angewieſenen Punkten von Arnkiels Ort bis Arnkiel. Bald war der Feind in die Flucht geſchlagen und wurde bis zu einem herrlichen Buchenwald verfolgt. Unterdeſſen fuhren die leeren Boote zurück und in muſterhafter Ordnung geſchah die Ueberfahrt der andern Truppen.

„Um der Artillerie den Weg übers Waſſer zu bauen, hatte man zwei Pontons zuſammengebunden, ſie mit Brettern überdeckt und brachte auf dieſen fliegenden Maſchinen das ſchwere Geſchütz und die Cavalerie herüber; den Pferden war es nicht geheuer, ſie machten das durch Wiehern und Stampfen bemerkbar; aber fort mußten ſie doch! Das ſchwere Geſchütz fuhrwerkte mit ſechs Pferden beſpannt im raſchen Trabe 80 — 100 Schritt in die flache See und ſtand dann im Nu auf der Höhe. In gleicher Weiſe folgten Munitions- und Lazarethwagen im Ring aber. Die Leute waren wie trunken von ihrem Glück, ein Jubel überall, als ob der Sund ſtatt Waſſer Wein enthielte und drüben keine Gefahr verborgen ſei! Inmitten dieſer Bewegungen kroch auf einmal aus der Auguſtenburger Höhere ein Ungethüm heran, ſich die noch der Landungsſtelle hinbewegend, ein Granatfeuer eröffnend — es iſt «Rudolf Racker», wie die Soldaten den Roth Krake nennen. Die Luft iſt erfüllt von den umherfliegenden, plagenden Geſchoſſen — unſere ſchweren Batterien aber bleiben ihm die Antwort nicht ſchuldig. Wie eine Seejungfer taucht er bis zum äußerſten Rande unter, ergreift aber bald darauf die Flucht. Unſere Leute ſchreien und jubeln: «Er hat nen Schuß ins Bein bekommen!» In der kurzen Zeit von 1½ Stunden hatte General Manſtein ſeine Bataillone vereinigt und ſchritt mit dieſen und mit zwei gezogenen Batterien gen Sonderburg vor. Der alte panſche Schrecken hatte die Dänen wieder ergriffen, ſie flohen, bei Wollerup aber wurden ſie eingeholt und wieder fiel eine große Menge von Kriegsmaterial in unſere Hände; bei Höruphaff, dem großen Einſchiffungshafen, wurden ein Regimentscommandeur und 400 Mann gefangen genommen; wer konnte, flüchtete nach Arkenis, um von dort an Bord der Schiffe zu gelangen, die von der hohen See ihnen zu Hülfe eilten.

„Ueber 400 Dänen ſind im Kampf erlegen, auch wir haben zu Leiden und Verwundeten eine gleiche Zahl braver Kameraden zu beklagen. Aber ein Hochgefühl durchdringt die Bruſt jedes einzelnen! Die überaus ſchwierige und gewagte Affaire wurde mit einem innerlichen Jubel, mit Todesverachtung unternommen; es war, als habe der Reiz der Neuheit tiefe ſtrategiſchen Zwecke jedem einzelnen noch beſondere Kräfte verliehen. Natürlich haben die Dänen zu ihrer Vertheidigung aufgelagt, ſie hätten nicht von allen unſeren Vorbereitungen wiſſen und glauben, wir hätten Schußbahnſchienen über den Meeresarm gelegt und eine auf dem Lande gebaute Schiffsbrücke darüberpaſſiren laſſen; das werden nun die Pontonniere, die an der Landungsſtelle ununterbrochen Hülfe leiſten mußten und 12 Stunden im Waſſer ſtanden, nicht behaupten.

„Die Dänen hatten ihre Haupttertheidigungslinie

vor Sonderburg gelegt, daß man an der deutschen Straße und Meerbefand, von hinten sie überfallen wurden, daran hatten sie nicht gedacht. Wie sogen lange das Stranden vor Sonderburg zu, um die mächtigen schweren Werke des Feindes zu zerstören — da lagen links und rechts Kürasse und Kanonenkugeln — Säbelscheiden, Säbel und Patronentaschen, Gewehre und Tornister — im Wasser mußte ein Trupp Dänen beim Rückzug überfallen worden sein; da lagen den Bayonnetgewehre und Käte und Pferde lagen daneben — aber freilich auch die jugendlichen Leichen derer, die hier unerwartet den Todesbefehl empfingen.

Die gefangenen dänischen Offiziere ließen sich von einem mitgefangenen Soldaten durch das schmale Gewirr hindurchtragen, sie wollten nicht naß und schmutzig werden — wir mochten ihnen darin ein abschreckendes Beispiel sein. Sie trugen und, ob man ihnen ihre Bagage, die in unsere Hände gefallen, unterfuchen wurde.

Als wir weiter über Rinder nach Ulkebüll kamen, sahen wir die frischen Spuren eines heißen Kampfes — wo hatten die Preußen ihre Schützenketten gestanden. Hinter einem Knick, gleichsam im Lebe nach auf der Lauer liegend, hatten sie verdeckene Dänen, die Gewehre nach der Buchhand gerichtet, noch daliegen, und an Stich im wogenden Kornfeld arbeitet, lagen zwei Preußen. Arm in Arm erstarrt, als hatten sie in letzter Not brüderlichen Trost gesucht.

Gegen Mittag rückten wir in Sonderburg ein. Donner und Blitz, haben wir eine Residenz! — ein bis Fenstern und bemerkenswerten die Wirkung unserer Kugeln an den Mauern und Dächern der getroffenen Häuser — scheußig buntscheckige Farben wechsln auch den Anstrich, ob auch Kurche, ob auch Kreuze, wer weiß es!

Großen Jubel erregte es bei den Truppen, daß der einzige Engländer, der den bedrängten Dänen nicht nur seine Landsleute mit Worten, sondern in der That zu Hülfe geeilt war, als Gefangener eingebracht wurde. Wer allen aber ward der Heiden Hohn bewiesen, dem der Prinz Friedrich Karl eine seinem eigenen Hofarzneiverordnungen gefchenkt hat, er war der erste von seinem Regiment gewesen, der auf seinem Pferde Schwimmende Mühe erreichte und wohlmit der Nacht seine Ankunft einbüßte.

Als am 4. Juli der Alsensund zwangewirrt wurde, und man 30 Kommissen, welche die Aemter an der Küste der abgetragenen Schanze Nr. 10 längst des sundwestlich Ufers gelegt hatten. Die Batterie lang lag in einer Staatsgut, welche von einem Holzfelsen umgeben war und überragen unter dem Wasser. Die Stückbalken ragte und bewerkten hervor und hätte die Kommissen durch treiben in die Mine bringen. Ein amerikanischer Ingenieur soll diese Minen construirt und seine Arbeiten in Augustenburg bei verschiedenen Proben ausgeführt haben, in seinem Laboratorium sind man eine Menge galvanischer Zündungen und Zündungsapparate, um unter dem Wasser Proben zu veranstalten.

Da war es 2 Uhr nach Mitternacht und der Befehl Kappel überlegen konnten, weil nur wenig Boote zu warten, so hatte ich Zeit, über den wogenden Ueberfall nachzudenken. Gewiß, es gehörte außer Mark und Tapferkeit noch das Glück dazu! Was hätten wir thun können, wären Wind und Wellen gegen uns gewesen! Doch das gute Glück schmälert bei allebem um nichts den Sieg unserer braven Truppen.“

Die Naturwissenschaften in Deutschland während des 17. Jahrhunderts.

6. II. — Das geistige Leben eines Volks hängt mit dem politischen auf innigste zusammen. Auch die Wissenschaft kann nicht gedeihen, wo die äußern Verhältnisse ihr, statt Aufmunterung und Aufmerksamkeit zu bieten, vielmehr hindernd und drängend in den Weg treten. Die Geschichte der naturwissenschaftlichen Bestrebungen in Deutschland während des 17. Jahrhunderts liefert hierzu einen thatsächlichen Beweis.

Es gab eine Zeit, wo Deutschland, dieses Land der Philosophen und Denker, wie es heute von Einigen bezeichnet, nicht nur auf dem Gebiet der idealen Wahrheiten, sondern auch der praktischen Wissenschaften an der Spitze der europäischen Kulturforschritts stand. Von Deutschland aus war schon im 15. Jahrhundert durch zwei der wichtigsten Erfindungen, durch die Buchdruckkunst und das Schießpulver, der Anstoß zu einer Umgestaltung des sozialen Lebens der Völker ausgegangen. In den deutschen Bergwerken hatten schon damals sich die Anfänge einer praktischen Chemie und der Maschinenkunde entwickelt. Die Uhren Nürnbergs, die Waffenkunst Augsburgs wurden als Wundermerke der Mechanik angestaunt. Albrecht Dürer war nicht nur groß als Maler, er hatte auch die Maß- und Befestigungskunst ausgebildet, die Kunst der Perspective festgestellt sowie die Technik des Kupferstechens zu noch nicht erkannter Vollendung gebracht. Während auf dem Gebiet der Sprachwissenschaften ein Reuchlin und Melanchthon die wissen ihren Zeitgenossen an Kenntnissen und Geschmack weit überragen, hatten Männer wie Purbach und Regiomontanus dem deutschen Namen auch in der Mathematik und Astronomie Anerkennung verschafft.

Alle diese Bestrebungen eines praktisch wissenschaftlichen Geistes verkümmerten jedoch bald unter den unmittelbar nach der Reformation ausbrechenden theologischen Zänkereien und gingen während des Dreißigjährigen Kriegs vollends zu Grunde. Die hervorragendsten Männer begaben sich ins Ausland, selbst ein Kepler unterlag dem Hunger, er starb 1630, nachdem er vergebens sich bemüht hatte, dem Deutschen Reichstag die Anerkennung seines Rechts auf den rückständigen Gehalt auszuwirken.

Während so das geistige Leben in Deutschland verfiel, schritten andere Nationen angeeifert auf der Bahn der Weltweisheit voran. Italien hatte durch

die Namen einer Gruppe und Lettern zu einem Ganzen erhalten. In England hatte Bacon von Verulam die Naturwissenschaften auf den allein sichern Boden der empirischen Forschung verwiesen. Auf die Länge des Festlandsstudiums zu Paris, womit sich der langsame Entwickelungsgang der englischen Nation mit beruhigtem Ernst auf die praktischen Wissenschaften. Leben fing in England an, zu beobachten, Experimente zu machen, mechanische Erfindungen und Verbesserungen aufzufinden. Diese Bestrebungen wurden durch die großen Entdeckungen Newton's gefördert, die eine neue Epoche auf dem Gebiet der exakten Wissenschaften herausführten.

Sofort nach dem Dreißigjährigen Kriege kam dieses Studium auch in Deutschland Nachahmung, und mehrere Entdeckungen schienen anzuzeigen, daß die praktische Erfindungsgabe, der das deutsche Volk vorzugsweise ausgezeichnet hatte, noch nicht ganz von ihm gewichen sei. Otto von Guericke, der Bürgermeister Magdeburgs, erfand die Luftpumpe, und erkannte damit doch auch auf einem regenschweren Nachdenken einmal etwas Neuunterschiedliches gefunden, die dort versammelten deutschen Stände im Jahre 1654 mit seinen Versuchen. Die königliche Bibliothek zu Berlin bewahrt noch jetzt das erste Exemplar dieser für die Naturkunde so wichtigen Maschine. Brand von Hamburg zeigte sich darauf die Verwertung des Phosphors, und Glauber ward der Entdecker jenes Heilmittels, welches noch heute seinen Namen trägt: des Glaubersalzes. Der große Philosoph Leibnitz, dem eine Erfindung, durch welche die Herrschaft der Menschen über die Natur vermehrt werde, so wichtig dünkte wie die fruchtreiche Spekulation, konnte in seinem der wichtigsten Zwecke der höhern Mathematik, der Differentialrechnung, sogar einem Newton ein Recht der ersten Erfindung streitig machen. Leibnitz verschmähte es nicht, Rechenmaschinen, geschickten Handwerkern zusammen, er beschäftigte sich eifrig mit der Verbesserung der damals noch so unvollkommen Taschenuhren, mit der Erfindung einer neuen Windmühle an den Wagen, er trug sich schon damals mit kühnen Plänen von Schiffen, die unter dem Wasser fahren, und anderen, die ungehindert gegen den Wind segeln sollten. Ebenso wenig hielt er Hirschhorn Salz, jene Provinz, die Ammoniak in Anwendung bei 18. Jahrhunderts, unter seiner Würde, eine Naturerscheinung der Verbreitung der Lampen zum Nutzen. Leibnitz war es auch, der auf den ersten Versuch nach Entdeckung des Taucherglockenprinzip hinwies, welchen der marburger Professor Papin schon 1691 auf der Fulda bei Kassel machte und der diesem Unternehmen trotz aller nach Entdeckungen Hindernisse eine große Zukunft verkündigte. Er ist übrigens zu erwähnen, daß Papin in einer 1695 in Kassel gedruckten und auf der dortigen Landesbibliothek befindlichen Schrift bereits die Grundsätzen einer Dampfmaschine gibt, deren Kolben durch Wasserdampf in Bewegung gesetzt werden sollte, und daß diese Erfindung, die Dampfkraft mittels eines Kolbens auf andere Maschinen zu übertragen, das Hauptmittel einer bedeutsamen Kulturentwickelungsepoche bildet.

Das naturwissenschaftliche Streben wurde damals wie in England eine Art Modesache, es hatte seine Virtuosen in allen Ständen. Gebildete Bürger brachten ihre Feierstunden in physikalischen Experimenten. Gelehrte erhielten sich von den Anstrengungen ihrer abstrakten Forschungen bei den chemischen Retorte oder in der mechanischen Werkstätte. Auch die Großen fanden eine Zeit lang Geschmack an solchen Beschäftigungen. Mancher Fürst war im Laboratorium thätiger und aufmerksamer als am Tische seiner Gebieterin. Es erhielte zum guten Ton, bei Feste über Erfindungen und Entdeckungen zu reden, und selbst der Kammerjunge brach in einen Schrei des Entzückens aus, daß ein Magnet natürlich eine Nadel anziehe, und daß eine Klinge, durch ein Pulverfeuer betäubt, bemahle so gut sei wie ein Degenling. Ebenso hielt Gelehrten Leute, erstaunte Augenpersonen auf Jahrmärkte der hohen Geschichte, und indem man auf Hochschulen Kunststücken mit dem Blutkragen kaum vermeidet kam, betrieb man alles Ernstes die Möglichkeit von Verbesserungen.

Wie so oft, führte auch hier der Dilettantismus zur Abwege und, mit dem Aberglauben verbunden, zu jenen schwindlichen Abenteuerlichkeiten, die, bald Gott einzuhalten, empörende Summen kosteten. Das Extrem wurde eine „hohe Passion". Doch darf man bekanntlich der Vorliebe des Königs August von Polen nach einer Gelehrtheit die Erfindung der Porzellans zu verdanken. Auch das Berlinerblau, das Meyen Hypoch., ging aus solchen Versuchen hervor.

Immerhin aber stand unter Polenland zu Anfang des 18. Jahrhunderts, trotz Originalität der Erfindung und Scharfsinnigkeit der Forschung bereits hinter den meisten seiner Nachbarn zurück. Es hatte den rechtmäßigen Gesetzen nach einen Hofapotheker, Harrer, Materia, Terminist nichts von Gelehrsamkeit emporgemalen. Auch die wenigen berühmten Gelehrten verdanken den meisten Theil ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse den beobachteten Gelegenheiten des Auslandes. So hatte z. B. Guericke seine Studien in Holland gemacht, und auch Leibnitz bekannte sich nie voll alle seine bedeutsamen Gedanken den günstigen Gelegenheiten, die ungehinderten Reisen und Umgang an Anregungen in der Fremde an das Ausland zurückgeführt. Die umfassenden literarischen Verbindungen hinderten überall die praktische Verwertung weiter an und wie sich jetzt beschränken Ideen. Sie gehört zu den traurigen Nachwirkungen des Dreißigjährigen Kriegs, daß der Dilettantismus der Deutsche überschreitet, der Instinct der wissenschaftlichen Forschung in der Nation viel weniger war. Leitung liegt noch von allen Ländern von Deutschland so überaus tief, seine eigenen großen Männer nicht anzuerkennen, und das es oft kaum auf die achte, wenn es auch die Stimme des Auslandes auf die anerkannten gemacht wurde. Es bekannt, daß wenn

gedrücktes Verhältniß bei der Tante! Hätt' ich nicht die Empfehlung an — (giebt ihm Meſſer und einen Crayon) Da, ſpitze mir den Bleiſtift!

Guſtav.

Nun, die Empfehlung —

Tony.

Du wirſt Gelegenheit haben, unſern Nachbar, den Oekonomierath Seeburg, kennen zu lernen.

Guſtav.

Ein Verehrer von Dir!

Tony.

Et! Mich verehrt man nicht.

Guſtav.

Dich liebt man.

Tony.

Unterbrechen Sie mich nicht!

Guſtav.

Sie?

Tony.

Ja Sie, mein Herr, wenn ich Urſache zu ſtrafen habe, wird das Sie eingeführt.

Guſtav.

Nun dieſer Nachbar, den ich noch das Vergnügen haben werde, kennen zu lernen.

Tony.

Ein großer Verehrer Beatens.

etwas in Deutschland erlernen wurde, die andern Nationen ist allbereit zu applaudiren, zu extendiren, zu perfectionniren müssten und es dann den Deutschen alle aufgetragen gutmüthigsten, was diese selbst es nicht mehr für das Ihrige zu erkennen vermöchten". Da war es denn kein Wunder, wenn der durch den Umgang seiner preußischen Freischargen so berühmte Euler nach Petersburg ging und durch seine akroamatischen und physikalischen Untersuchungen den Ruf der hiesigen Akademie begründete, wenn Männer wie Bernoulli, Lehrsatzheit und Athmos ihre reichen Naturkenntnisse nach Holland, Hamburger die seinigen nach Krankreich trug, und Kunkel, der Gastwirt bei Pfuelpfuck, sein Leben in Stockholm beschloß. Die stillen Verdienste deutscher Botaniker des 17. Jahrhunderts, eines Jungius und Neumark, wussten nur dazu beizen, den Ruhm Linné's mehren zu helfen, weil um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Wenzel und Richter für die Chemie, Aepinus für die Kenntniß der Elektricität thaten, wurde in Deutschland erst dann beachtet, als es durch Berzelius, durch Franklin und Volta wieder zurückgenommen war. Während andere Nationen für die Erhaltung ihrer Landsleute mit einem Patriotismus einstanden, der oft bis zur parteiischen Ungerechtigkeit anstarrte, war in Deutschland in der Regel das große Gegentheil an Fall. Als endlich gelungen Preußen die mathematischen Leistungen Lehrlingen nicht gehörig beschäftigen lachte, erwiderte ihm der französische Akademiker Libri sehr verwundert: „Je me suis aperçu, de vous venir les Mathématiques de l'Allemagne chez nous".

Leider hat diese Erscheinung sich bis in die neuere Zeit oft genug wiederholt. „Es ist nicht wahr her", in dieser Abendzeit durchkreuzt sich eine nicht gerade löbliche Eigenschaft des Deutschen.

Einen Hauptgrund schreiben übrigens jene auch Bevölkerung des Dreißigjährigen Krieges erwachenden Bestrebungen auch für Deutschland in sich. Ob eine Zeit lang auch der Absolutismus und Militärismus ein Bündniß schloß mit der Wissenschaft, schließen zu wollen schien, dieses Bündniß war zu unnatürlich, um lange dauern zu können. Ein Volk, das anfing, an Physik und Chemie Geschmack zu gewinnen, musste endlich auch seinen Thomasius finden, der dem Unwesen der Hexenprocesse Grenze musste allmählich immer mehr Treffer, wie Wolf und Kant, erringen, die es lehrten, Gott an dogmatischen Spitzfindigkeiten, lieber an der Religion innerhalb der Grenzen der praktischen Vernunft Gefallen zu finden. musste auch der Zeit auch Aesthetiker hervorbringen, welche, wie Lessing, den Zweck der Geschmacksbildung nun deutlich ablehnen und wie Herder seinem Sinn für das Menschliche, typische Wortschönheiten zu beleben.

Die Beschäftigung mit der Natur, in richtiger Beobachtung mit den ächten Wissenschaften, wird mit der Zeit immer auch zur Wahrheit und Schönheit beitragen, zum rechten Maßhalten im Denken und Handeln.

Neue Romane.

Die Romane der Frau Marie Sophie Schwarz erfreuen sich wenigstens bei den Lesevereinen, einen sehr ungetheilten Beifalls. Diese werden von ihnen ebenso unterhalten und angezogen wie in früheren Jahren von den Erzählungen der Frederike Bremer, der Carlen. Eine starke und viele Romane des weiblichen Geschlechts, eine scharfe Beobachtung der gewöhnlichen Verhältnisse, im Inhalt sittliche Reinheit, in der Form eine angenehme und lebendige Darstellung, dieses die Romane der Frau Schwarz vor den meisten ähnlichen Erzeugnissen der Unterhaltungsliteratur auszeichnet. Sind sie von der puritanischen Frömmigkeit und Verdorrtheit des Reichs wie von den „Sensations"-nahenden Verbrechen und Schrecknissen der modernen englischen Romanes entfernt, Frau Schwarz ist religiös und künstlerisch. Es gibt den sozialen Fragen nicht schädlichen aus dem Wege: „Arbeit adelt", ist die Wahrheit. Ihre Erzählungen schweben nur über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit in die Phantasie hinüber, der Leser fühlt sich bei ihr immer auf sichern Boden. Nicht in höchsten Stune sind ihre Arbeiten poetische Schöpfungen zu nennen, aber sie gewähren doch ein halb anmuthiges, halb rührendes Bild des Daseins und Lebens den meisten, weil sie nur Dinge erzählen, Verhältnisse schildern, die jeder entweder mit erlebt oder von denen er doch hörte, vielleicht um so näher. Zwei neue Romane der Verfasserin, in der ersten Uebersetzung von August Kretschmar, liegen uns vor. „Der Archiv" (zwei Bände) und „Magdalene oder ein gerathener Stand". (ein Band, beide Leipzig, F. A. Brockhaus). Namentlich „Magdalene" bewährt den alten Ruf der begabten Frau, es ist ein treues Gemälde des weiblichen Lebens. Die Erzählung „Der Archiv" lehrt an einer gewissen Breite der moralischen Betrachtung. Braunen fehlen nicht weiten, es erweckt im Gemüth des Lesers ein angstliches Gefühl, von den Lippen, die im Grunde doch nur geschaffen sind, von bewegten Empfindungen überströmen, trockene Katheterweisheit zu vernehmen.

F. G. Brackenhoff veröffentlicht zwei neue Bände seiner „Historischen Novellen" (Frau v. Krappig, Reiterliebe, 1864). Sie enthalten fünf Erzählungen, die auf sehr verschiedenen Boden, in verwirrt und näherer Vergangenheit spielen. „Doris Regier" ist weniger eine Novelle als eine in novellistische Form gebrachte Darstellung der bekannten Vorfälle aus Maria Stuarts und Rizzio's Leben. „Der Gemmandant von Oldenlohe" ist eine hübsch erzählte Anekdote, wogegen uns die Abenteuer „Dichen-Ramada", eines türkischen Prinzen im Anfang des 15. Jahrhunderts, von Leopold Schefer in seinem „Armen Dichen" ebenso schlecht als den Brackenhoff erzählt wurden. Am meisten hat uns „Jean Kent de Mattenmaz" angesprochen, da ist Leben und Bewegung, der Ton des Mittelalters vortrefflich getroffen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 32. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Heidemaid. Eine Geschichte aus früherer Zeit. Von Ph. von S. I. — Die Mennonen. V. — Aus Ortschaften des Pfälzerlands. Von F. Philippson. II. — Deutschlands geistige Provinzen. Eine Skizze aus der Jetztzeit. — Gedichte von M. Lazarus. — Rechtsfälle. Schätzung. Hoffnung beraubt? — Abenteuer Pelagrinus und Hall. Aus dem Tagebuch eines Arztes. I. — Die Arbeiten am Sonntag. — Zur Unterhaltung.

Die Heidemaid.

Eine Geschichte aus früherer Zeit. Von Ph. von S.

I.

Es war Herbst: ein scharfer Ostwind strich über die Hochfläche hin, deren kümmerlicher Graswuchs in dereinen Halmen zwischen den Wachholderbüschen flatterte, welche vielfältig auf dem steinigen Kalkboden sich ausbreiteten. Da und dort unterbrachen Strecken von bräunlichem Heidekraut die einförmige Färbung des Oedlandes, das nur Ginstergesträuch und Zwergfichten, mit dunkeln Föhren untermischt, hervorzubringen vermochte. Der Hochwald in seinem dunklen Dickichtschmuck umrahmte die weite Ebene, deren Horizont durch unbedeutende Erhebungen bezeichnet war. Sumpfbildung zog sich dieser Landstrich hin, ohne weitere Spuren von der Nähe der Menschen als einige Fahrgeleise, welche nach allen Richtungen ausliefen und an den tiefsten Stellen durch eingeworfene Prügelstämme und große Steine als Verbindungswege gelten mußten. Kein Dorf, keine Wohnstätte auf diesem unwirthlichen Hebergau; nur da, wo mehrere Gebietsgrenzen sich berührten, stand ein kleines Gotteshaus, in welchem an manchen Tagen der Kaplan aus der nächsten Pfarre, in deren Patronat die Heidekapelle gehörte, die Messe las. Gewöhnlich wurde der Geistliche auf seiner Wanderung dahin von dem Büttel des Städtchens begleitet, einem alten Reichssoldaten, dem der polizeiliche Schutz dieser Waldmark anvertraut war. Zigeuner, Kesselflicker, Korbmacher, fahrendes Volk, das zu jener Zeit, wo mehr als einem halben Jahrhundert, in der Nähe der Kapelle kein Wesen trieb, erschwerten ihm dieses Amt, wenn er einzig durch die herrschaftlichen Förster unterstützt wurde, welche ihre Waldgrenzen begingen und bei dem damaligen Gesetzzustand gegen alle Feerlei mit nächstdienlichster Strenge verfuhren. Das hinderte aber dennoch nicht, daß verschiedene Wanderer den Mörderischen nächtlicher Lagerfeuer gewahrten oder daß selbst bei Tagesgrauen häusliche Rauchwolken aus verlassenen Gruben sich über dem Waldgestrüppe aufkräuselten.

Heute, am Tage des heiligen Gundefried Bischofs, dessen Abbild mit der weißen Herdschaufel über dem Altar angebracht war, wurde der Gottesdienst besonders feierlich begangen. Der Meyner hatte eins der schönsten Meyergewänder mitgebracht; der Rentmeister trug über seiner Bauernjacke ein weißes Oberkleid mit dem üblichen rothen Kragen und auch ein frisches Amtstuch war aufgelegt. Da keine Sakristei vorhanden, blieb die linke offene Kapellenthür geschlossen, daß der Prie-

fer in seinem Chrat vor dem Altar stand, dessen Paramente jedesmal auf der Mutterkirche herbeigeschafft wurden. Die wenigen Knechte hinter dem Gitter, welche den Gottesdienst vor profaner Berührung schützte, wurden von dem erwähnten Diener der Gerechtigkeit, dem Kerkhecht und dem „Schlegle“ und einigen Bauern eingenommen, welche zufällig oder zu Ehren ihres Namenspatrons, eines der vierzehn Nothelfer, herbeigekommen waren. Hinter diesem Gestühl drängten sich ruhige Köhlergestalten und müde Erzgräber, welche in weitem Umkreis ihren einsamen Hantierungen nachgingen. Auch einige Schüler aus dem Unterland, deren Heerden in der Nähe pferchten, hatten sich eingefunden in ihrer charakteristischen Tracht, den gelbledernen Knickerln, dem dunkelblauen Rock mit Scharlachunter und Patag und den nie fehlenden Schippe, aus der sie, als altwürtembergisches Unterscheidungszeichen ihrer Schaaspiel einer katholischen Messe mit anzusehen. Burschen und Mädchen aus den Nachbarorten, in ihrem Festtagsgewand, schoben sich in den übrigen Raum, der die Andächtigen nicht zu fassen vermochte und dadurch einem riesigen Bienenkorbe ähnlich wurde, an dessen Eingang der summende Schwarm sich festgehängt hat.

Außerhalb des Gedränges schlichen einzelne Gestalten umher, deren sonnengebräunte Gesichter, die hagern Leiber, die fremdartige, auch den Ablätten der Südsee aufgelesene Kleidung sie zu den Parias des damals noch bestehenden heiligen römischen Reichs stempelten: den Landfahrern, welche niemals verstummen, sich einschleichen, wo eine größere Menschenmenge versammelt war, um von den Brotamen, die von den Tischen der Besitzenden fielen, die armseligen Dalein zu speisen. Heute hatte sogar der Pfarrer seine Gewalt über sie; waren sie doch gleich ihm Festgäste, unter dem Schutze des himmlischen Patrons, vor dem auch sie ihre Knie beugten.

Als der Priester die Hostie zur Wandlung erhob und die Schelle des Ministranten schrill ertönte, warfen sich die Katholischen alle nieder, die innerhalb der Kapelle und draußen im Sonnenschein dem heiligen Opfer beiwohnten, verbargen sich und schlugen an ihre Brust. Eine einzige dunkle Gestalt, in Lumpen gehüllt, blieb stehen von den übrigen, an eine Bahre gelehnt, sahen und schaute aufmerksam zu, ohne eine Muskel des ingrauen Gesichts zu verziehen. Es war ein Knechten nach ein Mädchen von etwa siebzehn Jahren, mit Narben, wie durch Hunger und Kälte verschwärten Zügen, die einzig durch ein Paar wettergischtige, funkelnde Augen belebt wurden.

Ein Bauernbursche, der zufällig sich umsah, wurde zuerst aufmerksam auf die Verirrung und winkte ihr gutmüthig, ihre Knie zu beugen wie die übrigen. Sie starrte ihn scheu an und schüttelte dann den Kopf, dessen schwarze, schlichte Haare ihr Gesicht in langen Strähnen umflatterten.

Als die Messe zu Ende war und der Pfarrer den Weihbaum über die Andächtigen schwang, nahte sie sich neugierig dem Gedränge, das sich bald in einzelne Gruppen auflöste. Der Geistliche, ein ehemaliger Feldkaplan, hatte sein Möglein bestiegen, dessen er sich bei der Seelsorge in den weitzerstreuten Filialen häufig bediente, und ritt nun, von seinem Gefolge begleitet, den Thurnern der Kirche, denen sich der weltliche Arm der Gerechtigkeit anschloß, beimwärts. Der Gerichtsbote in seiner lakenscheinigen Montur nickte bedeutsam mit dem Kopfe, als sie an den Ratten vorüberkamen, in deren Schatten sich das sahrende Volk gelagert hatte, um seine verschiedenen Gewerbe unter freiem Himmel vorzuführen. Die hämmerte ein Kesselflicker mächtig auf eine alte Pfanne los, deren Bruche und Beulen eine harte Dienstzeit anbeuteten; dort saß ein Korbmacher mit einem Vorrath brauner Weidenzweige, die er mit geübter Hand zu Härden und Kiefernen verflocht. Weiber und Kinder wieselten sich mäßig umher oder streckten hin und wieder die Hand aus, um die Kupfermünzen in Empfang zu nehmen, welche sie mit gellendster Zunge in den verschiedensten Mundarten zu erbetteln verstanden. Der Feuerfurcht war einer der letzten gewesen, welche das kleine Gotteshaus verlassen hatten. Mit seinen glänzendschwarzen Haaren, dem aufgeschossenen, schlanken Wuchse glich er auffallend den dunkeln Gesellen, welche in malerischen Gruppirungen an den Karren lehnten oder sich mit rothen Gesichtern zu schaffen machten, daß je auf einem Eisel oder dem Knochengerippe eines ausgedienten Pferdes behaut. Die Blicke über der Schulter, schritt er gelassen durch die Gruppen der Festgäste, welche theils an der Sonne auf den Stufen der Kapelle saßen oder einige Obstbäume umstanden, die von den gewerblamen altwürtembergischen Nachbarn aus dem Thale herumverpflanzt worden.

Der Andreß aus dem Forsthause schien für niemand einen Blick zu haben, obgleich die Bauernmädchen ihn durch die Lichern und Zie-

Herz anzuziehen suchten und auch unter den Landsleuten eine Bewegung entstand, als wollten sie in ihm einen der Ihrigen begrüßen. Aber der Barbier hielt an sich, eingedenk des schweren Leids, welche er nach Aufdeckung der Hannibalbande hatte durchmachen müssen, als er seiner Mutter entrissen, in den Augustinern in die Schule gethan und darauf als Lastknabe beim Fortbau untergebracht werden war. Durch seine Anhänglichkeit war es ihm gelungen, die Aufmerksamkeit des Oberfeldmarschalls auf sich zu ziehen, der ihn in seine Dienste genommen und dann auf seinen gegenwärtigen Posten befördert hatte, welcher bei der großen Ausdehnung des Waffenplatzes, den verwickelten Grenzverhältnissen und der trotz aller Verordnungen zuweilenden Wildheit sehr leichter war. Sein Vorgesetzter nahm sich schon den Jahren, wo ihm sein Amt einen wurde, und Andreä mußte deshalb auch seine Obliegenheiten theilweise übernehmen, während Marie, die rüstige Tochter des Hauses, bald hierin, bald jenen Gefallen von dem wildfährigen Burschen anzusprechen hatte.

Auch heute sollte er ihr von den kleinen Mäuse, der sich bei solchem Anlaß nie die Karelle aufstellte, einiges mitbringen, was ihm aber erst einfiel, als er außerhalb des Kreises stand. Der Anblick des fremden Mädchens, das wieder an der Thür lehnte, lockte ihn gleichsam an den Boden. Er hatte viele dagere Gestalt, sehr glühenden Augen schon gesehen, aber nur wie ein Schatten war sie im Innersten auf dunklem Mauerbogen an ihm vorübergehuscht. Ein anderes mal hatte er ein seltsames Summen auf einer benachbarten Eiche gehört, wo gleich einem seltsam Vogel ein Menschenkind hoch in den Zweigen saß. Er mit das Weben an, erblickt aber keine Antwort und schob seine Bücher in die Tasche. Auch ihre Spuren hatte er schon verfolgt, wenn er auf den Höhen des Wildes da und dort den Rückzug ihrer nackten Füße in dem lockigen Boden am Rande des Forstes gewahrte. Was mochte sie herumgetrieben haben und ihrem Pferd, das dasselbe allen seinen Nachforschungen entgangen war?

Ohne sich lange zu besinnen, schritt er rasch auf sie zu und sagte in barschem Tone: „Mädchen, wo bist du zu Hause und wie heißest du?“

Auf die erste Frage antwortete sie mit einer Handbewegung, welche den ganzen Horizont als ihre Wohnstätte bezeichnete, auf die zweite, die er wiederholte, erwiderte sie in Lauten, welche dem Stammeln eines Kindes glichen: „Ein heiden mich Nan ...“

„Aber irgendwo müssen doch deine Aeltern sein, deine Heimat ist ja kein Winter!“

Auf diese Rede schaute sie vor den Kopf und suchte mit den langen weißen Zähnen Haselnüsse auf, welche sie auf der Lichte ihres vorigen Gemaches herausbeute. Er wandte sich nun an die Umstehenden, welche gleich ihm das wilde Wunder anstaunten; aber nur eine Bäuerin aus einer entlegenen Gemeinde wußte einigen Bescheid zu geben, indem sie sagte, daß in ihrer Gegend das Mädchen schon einmal gesehen worden, aber schwer zum Reden zu bringen sei. Auch um Almosen hatte sie stumm und bloß die Finger der rechten Hand gemeinhin streift an die Lippen und dann in die Hände ausgestreckt hielt, um ihre Bitte verständlich zu machen. Da sie weit von dieser Seite herkommen, heiße man sie nur die Heidenmaid und hämmere sich wenig nicht um die Thorsperrstunden bei Tag oder Nacht, indem sie nichts Unrecht thue und klüglig verschwiegen sich nach den Städten zurückziehe.

Andreä habe sich mit der Hand über die Augen, als wolle er ein Bild wegwischen, das vor seinem innern Gesicht aufstande. All jene Schrecken seiner frühen Jugendzeit kamen wieder über ihn, als die Bande von Räubern und Uebelthätern, in denen Arzt er mitverdorben, ergriff wurde von Verdacht zu Verdacht wie wilden Thieren. Er sah wieder den hohen Galgen, an dem die Kadettäuber verenden mußten; auch die braune Hexe Rand lebhaft vor ihm, Hannibals Inhaltertin, die, die kleines Kind im Arm, nicht vergnügungen war von der Richtstätte, daß ein mitleidiger Henkersknecht ihr einen Span abgeschlitzt hatte von dem Galgenholz, den sie heim und heimlich eingewickelt in die Decke des Kindes. Als die Hexenbrennung vorüber war, wurde der Rest der Bande, Weiber und Kinder, dahin und dorthin verstreut und die Männer in den Straßenzellen eingekerkert, wo sie wie Raubvögel in ein engen Käfig mehr hinsiechten und starben.

Wieder wandte sich Andreä an das Mädchen, das unbekümmert in seiner Stellung verharrte, und sagte zu ihr: „Nun, heb die Hand auf, ich geh' dir 'was!“

Sie folgte seinem Gebot, und als eine kleine Silbermünze darin lag, sahe es wie ein Blitz aus ihren Augen und die sonst bleiche Gesichtsglühte vor Freude. „Annet Zeyd!“ murmelte Andreä mitleidig vor sich hin, und besann sich

jetzt erst wieder, was Marie vom Forsthause ihm so besorgen aufgetragen hatte. Eilig ging er nach der Kapelle zurück und hüllte seine Waidtasche mit buntenden Dolt und frischgebackenem Kuchen; dann wanderte er wohlgemuth dem Hochwald zu, aus dem auf hohem Felsen das Schlößchen sich erhob gleich einem Adlernest auf steiler Klippe.

Die Heidemaid schaute mit vergnügtem Nicken den schmucken Jäger nach, so weit ihr das Auge verfolgen konnte; als er um die Waldecke bog, schrie sie hell: „Ade rein abgeschossen Pfeil.“

Als Andreä zur Mittagsrast in dem „Schlopfe“ anlangte, wie das Forsthaus, auf den Trümmern einer gefallenen Burg errichtet, in der Gegend genannt wurde, fand die Suppe schon dampfend auf dem Tische in der Stubenecke. Der Förster hatte das übliche Gebet gesprochen und sein Auge vergnügt seine Lust zu ersetzen auf die Holzhaut, welche an den Wänden des geräumigen Gemaches ausbreitet, das zugleich als Wohnzimmer und Waidstube diente. Heute hatte gewandt eingestrecken, der den Uhrenplatz neben der hübschen Marie einnahm, welche ab und zu die Gästen bediente und deshalb an der andern Seite des Tisches auf einem Schemel saß. Da war der Schulmeister und dem Pfarrherrn im Thal, der, seit seit einigen Monaten in seinem Amte, häufig herauffam, um, wie er sagte, die Umgebung seiner Pfarrei kennen zu lernen. Marie wußte es ihm angethan haben, denn an sein wendete der noch junge Mann seine Reden zumeist, welche in dem gemeinsam gebauten Tone gesprochen und von dem Augenaufschlag begleitet wurden, welcher die Anhänger gewisser Sekten verräthet, wie sie sich in Augenwinkeln im vorigen Jahrhundert zusammengefunden hatten. Dem Herren, darüber Meister des Forstes, der in seiner jugend Selbst gewesen, sagte die lustige Gesprächigkeit des Schulmanns wenig zu, und auch Marie verglich wol im Stillen den Pfarrer mit dem frohmüthigen jungen Jäger, welcher, des Gastes wenig achtend, seinem Herrn Bericht gab über einiges Verdächtige, das bei seinem Morgenstreifen durch den Wald ihm aufgefallen war.

„Ich bin“, sagte er, „auf eine neue Spur gestoßen gegen die Thalleute hin; aber es muß einer sein, der's noch nicht lange treibt.“

„Wie meinst du's, Andreä? War wieder ein Wild angeschweißt?“

„Ja! Und wer sollt' es denken, es war ein Sackdenker, dem es aber nicht ans Leben gegangen sein muß! Wer um drei Zeit auf Hochwild schießen kann, weiß doch gar nichts vom Jagdgebrauch!“

„So weiß ich doch, daß das Wenter herumschlage!“ rief der Förster außer sich. „Unser Wildpret haben sie heuer Verschont! Es ist gewiß ein Landfahrer drüben von der Grenze!“

„Nein“, sagte Andreä, „die haben heuer ganzen Schein an ihren Schuhen und stellen und den Handbüchsen nach, aber nicht in der Brunft-zeit, wo das Wild nichts taugt und hochfeind von den Leuten in der Stadt in ihrem Unverstand gegessen wird.“

„Halt recht, Andreä! Der Schwerenöther muß haben ein, wo es nur Hasche und Hasen gibt.“

Der Schulmeister mischte sich nicht in dieses Weidmannsgespräch, denn er jetzt seiner Aufmerksamkeit nicht völlig versagen konnte. Er antwortete Marien gerstreut auf eine Frage, die sie nach seiner Heimat, dem Nemsthal, that, stellen Neßdügel und mitte Gelände et wiederholt gegen die rauhe Wildheit der Alp hervorgehoben hatte.

Als die beiden Jäger sich entfernt und der Tisch abgeräumt war, setzte sich das Mädchen an die Spinnrad im Fensterverfinsung, welchen der Schulmeister ihr gelegt. Dieses schien hatte er sie zu bereden gewußt, an den Lehrstunden theilzunehmen, welche er täglich mit wenig Erfolg in seinem neuen Wohnort eingeführt hatte. Dieses Anliegen brachte er nun abermals vor, dringlicher als sonst, obgleich ihm das Fernerstand zu verstehen gab, es könne nicht sein. „Indem“, sagte sie, „ist mir eine Predigt des Pfarrers am letzten Tage lieber als viele Zusammenkünfte bei nächtlicher Zeit, wo ich auf den Vater warten muß, bis er aus dem Walde heimkommt.“

„Euer Geschäft ist der Küche kann ja die Magd versehen, und überdauert gelten solche Andachte nicht, wenn es sich um das Seelenheil handelt.“

„Aber bedenkt nur meine Heimkehr, allein in finsterer Nacht, in der kommenden Winterzeit!“

„Der Herr wird Euch führen und ich Euch jedesmal das Geleite geben, wenn Ihr nicht vorziehen solltet, bald ganz bei unten zu bleiben als mein ehelichen Weib!“

Das hatte Marie nicht erwartet; sie erröthete unmäßig und schüttelte den Kopf. Dennoch lag der Dränger nicht von ihr ab; er wollte sie in seine Arme schließen; sie aber wand sich heftig

von ihm los, daß er weit in die Stube zurücksammelte.

Er erhob sich und ging eilig von dannen wie der Gerechte, der aus dem Hause des Gottlosen flieht. Kaum hatte er einen flüchtigen Gruß für den Förster, der draußen auf der Anfahrt hielt und ihm verwundert nachsah, wo er einen Umweg zeichnet.

„Was war das mit dem Schulmeister?“ fragte der Vater, als er nach einer Weile in die Stube kam.

„Er will mich zur Ständlerin machen und vielleicht gar heiraten“, sagte Marie trug ihre Unwillkeit mit Lachen. „Ich hab' ihn aber trotzdem zu verstehen gegeben, daß nichts daraus werden kann.“

„Nein, Mädel! Das Kopfhängen könnten wir da eben nicht brauchen, wo es ob Kaster grad aufhört in Winterruhe und Schnee und Eis Rast hält; ich tät nicht von mir, daß einmal ein tüchtiger Jäger auf die Firste kommt.“

Damit trat der Alte seinen Wallgang an und Marie war nun ganz allein in dem öden Hause, wo sie die Gegenwart der vor Jahresfrist geliebenen Mutter oft schmerzlich vermißte. Wenn sie draußen in hinausschaute über die Lande in weite Ferne und da und dort rothe Feuerlichter oder aufsteigende Rauchwolken erblickte, welche Wohnstätten der Menschen verkündeten, beschlich sie manchmal eine Sehnsucht nach dem Verkehr mit denselben, und sie dachte ihrer frohen Kinderzeit drüben im Sennengerhaus, dem trauten Verkehr des Vaters, denen die Gnade des Landherrn ihn auf diesen einsamlichen Posten befördert hatte. Dort war sie zur Schule gegangen, hatte sich mit ihren Gespielen auf Feld und Wiese getummelt und war oft so hier oben, doch aber der übrigen Welt, mit der alten Bärbel, der Hausmagd, als einziger Gesellschaft der langen Abendstunden, bis die Mannsleute und dem Feld heimsetzten. Lebhafte Gedanken erfüllten auch jetzt ihren Sinn, es wurde ihr zu enge in der dumpfen Stube, in deren Ecken es schon zu nachten begann. Sie eilte hinaus, einem Zeitvertreibung zu, und schaute der Herbstsonne nach, wie sie allmählich hinter die Wälder sank. Es war jetzt wundsüß draußen, nun in den Baumwipfeln tänzelte es und manchmal flog ein weißes Blatt zu ihren Füßen; die Vögel waren weit fortgezogen, doch schien die Dohlen um die Felsen; Meisen lockten in den Büschen; am hohen Stamm hackte ein einsamer Specht oder ein bedeutender Eichhornchen schlüpfte an den glatten Buchen empor. Dazwischen drohnte in fernen Räumen das Stöhnen der Hirsche aus dem Dickicht heraus, als die wachsende Stimme des Waldes in dieser Jahreszeit. Schon begannen einzelne Sterne zu flimmern, im Osten hing der Mond auf, ehe noch der letzte Schein der Sonne verglüht war; immer noch verweilte Marie draußen auf dem Wendig am Felsen, den ihr Anderes an geschützter Stelle breiter hatte.

Furcht vor den Menschen kannte sie nicht; auch war in der ganzen Umgebung in der Nähe, dessen Kreis sie gelesen hatte, als sie herausgegangen war. Aber hatte nicht die Volkssage die ganze Umgegend mit unheimlichen Wesen bevölkert, welche in Busch und Klüften spukten und bald als riesige Nachtvogel und dämmende Irrwische, bald als dunkle Reiter und weiße Gestalten einsame Wanderer schrecken und von ihrem Pfad zu verlocken suchten? Die Forstleute, mit dem Wald und seinen Heimlichkeiten vertraut, wollten solche Hirngespinste nicht gelten lassen, und Marie hörte sich wohl, in ihrem Beisein den Gespenster zu erwähnen, von denen die alte Bärbel an ihrer Kunkel so viele zu erzählen wußte. Heute war die Magd ins Dorf nach mancherlei Haushebarf aufgeschickt worden, und mit dem Gedanken an Bärbel kam Marien auch die Erinnerung an alle die Schauergeschichten, welche die junge Gemüth so begierig aufsaugten, wie andere heutige Mädchen die geistigen Nahrungsmittel verschlingen, welche ihnen Romane und Novellen des Weltkindes in verlockender Fülle bieten.

Ich sage so spätere Jahrlinge, da in ihren Jugendjahren solche Lektüre, schreckte sie auf und sah scheu um sich, auf welchen sie einmal Schauergeschichten verbrannt sah, als der Kaufhund ihr unbehaglich entgegensprang und ihre zitternde Hand beleckte. Wie erschrak sie aber, das die Thür, deren Schloß sie nie zugesperrt zu haben glaubte, nur angelehnt war!

Mit Augen betrat sie die dunkle Küche, um ein Licht anzuzünden, mit dem sie in alle Ecken und Winkel des Hausflurs leuchtete, aber einen Verdächtigen sie entdecken. Auch in der Stube lag und Land alles, wie sie es verlassen hatte; doch war sie innig froh, nach einer Weile die Schreine der heimkehrenden Bärbel zu hören, welche unter ihrer Last pustete und leuchte. Kaum sah sie der Magd Zeit, ihren schweren Rückkorb abzuwerfen und sich etwas zu verschnaufen, als

sie ihr schon von dem schwarzen Ding berichtete, das ihr auf der Brücke, rasch wie ein Gedanke, erschienen und verschwunden war.

„Wisse Ihr, was das gewesen ist, Jungfer Marie? Niemand anderes als der Jäger Kunz! Der hat einmal vor undenklicher Zeit einen Schuß gethan auf ein Wild in der Geisternacht. Die Kugel flog zurück ihm gerade ins Herz hinein. Seitdem muß er umgehen als ein schwarzer Zottelhund und auf seine Erlösung warten, bis auch auf ihn am selben heiligen Abend geschossen wird. Aber wer wird das thun wollen? Der Herr gewinselt nicht und der Antreb noch weniger, der ein gut Katholischer ist."

Bärbel, welche ebenfalls der allmächtigmachenden Kirche angehörte, setzte noch mit Bedauern hinzu:

„Wenn Ihr nur das Kreuz machen könntet, Jungfer Marie, dann wär alles gut. Vor diesem gefeiten Zeichen müßten alle Gespenster reißaus nehmen, selbst die leibhaftigen wie der Jäger Kunz!"

Marie konnte trotz ihrer Angst sich eines ungläubigen Lächelns nicht erwehren und schickte sich an, die Abendmahlzeit zuzurichten.

Bärbel wollte indeß nach ihren Kühen sehen, die in dem ehemaligen Burgstalle standen; dieser war über den Kellerräumen tief in den Felsen gehauen, aber statt der Treppe durch eine geneigte Fläche leicht zugänglich.

„Jesus, Maria und Joseph!" kreischte es plötzlich heraus, und nach einer Weile stürzte Bärbel kreidebleich in die Küche herein.

„Ich hab' das schwarze Ding auch gesehen, da unten im Stall, beim Schein der Laterne! Es rutschte an mir vorbei, eh' ich nur — Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" rufen konnte."

In Furcht und Schrecken standen nun beide am Herd und schauten sich in die verkehrten Gesichter, während das Feuer vergebens prasselte, bis endlich der Hund draußen anschlug und das Kommen der Jäger verkündete, welche gewohnt waren, bei ihrer Heimkehr das Abendessen auf dem Tische zu finden.

Lob war heute nun nicht möglich, und der Vater brummte in der dunklen Stube, wo er Bücher und Weidtasche ablegte. Anstatt ging nach einem Lichte und rief Marie und Bärbel flugsend in der Küche, wo sie sich mit ihren Zurüstungen hatten und so sehr in die Gespräch vertieft schienen, daß es keine Anstalt an sie zu thun machte.

Als die Försterstochter endlich mit blassem Gesichte und zitternder Hand die Suppenschüssel auf den Tisch setzte, schaute der Vater sie scharf an und fragte etwas barsch:

„Was gibt's denn heut' Abend, daß du uns warten läßt und dreimalkauk, als ist der Wilde Jäger durch das Haus gefahren?"

„Ja, Vater, so was mag's schon gewesen sein! Ihr könnt mir's ganz gewiß glauben!"

Und nun erzählte sie ausführlich, was sie und der Magd geschehen war, und wie es ganz sicher etwas Uebernatürliches gewesen sein müsse, da nicht einmal der wachsame Tirak gebellt habe.

Der alte Jäger schien diesem Berichte nicht viel Glauben zu schenken und brummte etwas von verrücktem Weibervolk und Narrenspossen; indem aber Marie nachdrücklich, indem er sich auf die schwarzen Gesellen berief, welche sich des Morgens auf der Heide gelagert hatten. Beide Männer machten die Runde durch das ganze Haus und spürten auch diesen Umgehungen ab, ohne etwas Verdächtiges zu gewahren, sodaß der Alte sich nicht enthalten konnte, seine Tochter mit obrer Gespensterfurcht aufzuziehen.

Etwas beruhigt und ermuthigt, ging diese in ihre Schlafkammer hinauf, wo sie für diese Nacht die Ehre mit der Bärbel theilen wollte, welche nicht unterließ, Weihwasser in alle Ecken zu sprengen und mit wunderthätigen Kreuze aus Maria Gnadenbild die Bannformel M + M + B an die Thür zu malen, worüber sie, der das Schreiben Unkunsthaben, ihre Herrin ihr Hand führen mußte.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Die Mormonen.

V.

Ueber nahm ein lebhaftes Interesse an Brighams und meiner eigenen Wohlfahrt im Zuge. Er begehrte sich für unsere Bekehrung, sowie sich zu uns zum Frühstück in unserm Mormonenhotel, in 'Swartzens Schwalbenschwanzgrab, gelber Weste und einem ungeheuren spitzkrempigen Hegbern, der ihm das Ansehen eines italienischen Marktschreier-Doctors aus dem 17. Jahrhundert gab. Ich habe Leute gesehen, die an ihren Zwecken falsche Gitarre und der Bibel machten und eine lange Zeit sprechen konnten, ohne das Geringste zu sagen; aber er übertraf in dieser Beziehung die bedeutsten Verkäufer, die mir vor-

gekommen, in solcher Masse, daß ich keinen finde, der sich ihm vergleichen ließe. So begann es z. B.:

„Sieben Weiber sollen Einen Mann hegen! Du!“ (mit einem Schlag auf den Nacken des ihm zunächst Sitzenden) „Was denkt Ihr davon? Sollen! Sollen ihn hegen! Kannst ihr nicht gemeint, sie sollen nicht, der Herr, Gottes Wort meint, was es sagt. Und deshalb meine ich nichts anderes — mein, feinesweges, denn Er sagte: „Ich bin der Weg — und die Wahrheit und das Leben“; und in seiner Gestalt, denn ein Mensch sieht seine natürliche Gestalt in einem Spiegel; und in einer Art, denn er zeugest gebären, was eine Art von Mensch er war. Sieben Weiber sollen ihn in Besitz nehmen. Und wenn sie sollen, dann wollen sie. Denn alles soll zutreffen, und nicht ein ganzes Wort soll auf den Boden fallen. Ihr, die ihr die Schrift wegerklären wollt, die möchte sie buchstäblich wörtlich. Aber kommt nicht zu mir mit euerm Spiritualisieren! Nicht ein einziges Wort soll fallen! Deshalb sollen sieben ihn in Besitz nehmen. Und wenn sieben ihn in Besitz nehmen sollen — und, wie ich eben bewiesen habe, sieben werden Besitz von ihm nehmen —, dann müssen sieben — und in der Glorie der letzten Tage sieben, ja, wie unser Herr zu Petrus sagte: „Wahrlich, ich sage dir, nicht sieben, sondern siebenmal sieben!“ Viele sehnsüchtig sieben sollen Besitz ergreifen und anhangen. Gelegenen Tag! Denn das Ende wird sein wie der Anfang, und siebenmal reichlicher! Kommt denselben in meinen Garten!“

Viele Einladung schien die Hamilie. Wie wünschen sie gern an, und ich weiß gewiß, daß, wenn jemals eine Hoffnung für unsere Bekehrung gewesen wäre, es gerade damals war, als wir in Brother Heber's schönen Obstgarten saßen, während seine Gemahlinnen Aepfel und Aprikosen erlesen und gesunde Beere zusammen mit Stachelbeeren, so gern wie Pflaumen, hinunterschlingend, um den Geschmack jener aus unserm Munde wegzunehmen wie Gingemachtes den des Gastvolk.

Porter Rockwell ist ein Mann, von dem jeder Amerikaner bei jeder tatsächlich ausgeführten Mordtat in Utah während der letzten vierzehn Jahre gehört haben muß. Er ist der Anführer der Daniter — einer Bande von Heiligen, welche das Mandat der Rache an den Heiden und Abtrünnigen übtigen. Wenn ein Mormone verzieht, sich bei Nacht nach Californien fortzumachen, nachdem er sein Eigentum zu Geld gemacht, dann haben über Meilen die unabwendbare Verfolgung, seine Bestimmung nach einem andern Staate abzuändern und seine Güter in den Schatz des Herrn zurückzubringen. Ihre Kugeln sind so, die den nie fehlenden Weg durch die Köpfe der äußeren Feinde finden. Sie sind die vom Himmel erkorenen Werkzeuge des Mormonismus — die Schlächter von Gottes Gnaden. Porter Rockwell hat seine vierzig Menschen erschlagen. Lies ist geschichtlich. Seine Personalien belaufen sich wahrscheinlich auf einige viel. Er trägt sein Haar hinten geflochten und mit einem Hornkamm, wie dem einer Frau, in einem Knoten aufgesteckt. Er hat ein Gesicht voll Pockennarbenmarken — aber dabei höchst gutmütig und eine einen schiefen Zug darin. Ich sahe am 4. Juli mit ihm aus und regierte mich sehr an seiner Gesellschaft, obgleich ich wußte, daß auf ein Wort von Brigham er wie in einer Weise, als verkünde sich das von selber, den Hals abschneiden würde, als ob ich ein Kalb anstatt eines Christenhundes wäre. Aber er würde deshalb keinen Groll gegen mich gehabt haben. Ich verkaufte seine Hemdsärmel aufmerksam und fand in ihm einen der angenehmsten Kleider, mit denen ich zusammenkommen. Er war der treue ausübende Kraft, deren Hebel, das Gewissen, von der eine vollständige Lösung erlassen hatte, indem dieser in der Hand Brigham's war. Er war überall bekannt als der Vogel der Verfolgung, aber er schien mir seinem Berg völlig zufrieden zu sein und machte seine Mahlzeiten vergnügt mit. Er hat zwei sehr artige und anziehende Frauen, Brigham hat ungefähr sechzig Weiber weniger. Bei den sechzig Frauen Brigham's sind nur die zwei gesittet angekommen oder sind „angekommen“ (verbrieten, sondern sind geschaut, die ihn vielleicht nie wiedersehen, nachdem sie Gemeinden in ihrer Heimat verlassen worden. Viele haben oft weibliche Gestalten und besuchen Brigham nur, um zu seinen irrigen Gedankenwelt im Himmel zu gehören.

Die Salzseestadt enthält, so glaube Brigham, wie er mir sagte, 15000 Einwohner. Die Häuser sind in der Mehrzahl aus sonnengetrockneten Holz gebaut, weniger aus Stein — und obgleich keines derselben auf Feuersicherheit Anspruch macht, so haben doch fast alle entzündliche Gärten. Sowohl Kraft- wie Schattenbäume sind in Fülle da und gedeihen gut. In der That, von dem Dache des Tempelhauses sieht die Stadt mit einer grünen

Laube aus. Sie liegt sehr malerisch auf einer Ebene, die wie ein Becken von Bergen umschlossen ist, und die Schönheit ihrer Gelegenheit wird durch die Bäche sehr erhöht, welche von den Schneegipfeln, zum Theil der Bewässerung benutzt geleitet, an beiden Seiten aller breiten Straßen fließen. Die Mormonen hatten gegenwärtig in einem niedrigen, einfachen Gebäude — ich glaube von hölzernen — das Tabernakel genannt, Gottesdienst, ausgenommen während der außerordentlich heißen Jahreszeit, wo eine angebaute Bude von grünen Zweigen, mit Bänken gefüllt, sie comfortabler aufnimmt. Brigham errichtet einen Tempel von prachtvollem Granit (dem von Quincy sehr ähnlich), angeblich 200 Fuß lang und 125 Fuß breit. Wenn dieses Gebäude jemals vollendet wird, so wird es unter den grünmützigen religiösen Bauten des amerikanischen Continents obenanstehen.

Der See, von welchem die Stadt ihren Namen hat, ist etwa 20 Meilen von derselben entfernt, auf einer guten Straße durch die ebene Thalsohle Kanhlerlich angelegt, ist der See eine der lieblichsten Wasserflächen, die ich jemals sah — blauer als das tiefste Meerblau und denselben Eindruck wie der Ocean machend, da man, wenn man ihn vom südlichen Ufer aus sieht, blos einen Wasserhorizont erblickt. Diese Ansicht wird aber durch eine prachtvolle bergige Insel unterbrochen, die sich westwärts 7 — 800 Fuß hoch aus dem Wasser erhebt, etwa sechs Meilen vom Ufer und anscheinend ebenso viele Meilen im Umfang hält. Der Salzgehalt des Sees ist so mächtig, anstatt an dem angeschlagen worden. Ich schwamm eine beträchtliche Strecke in den See hinein, drehte mich dann auf den Rücken mehr auf als im Wasser und ließ mich von der Brise wieder landwärts treiben. Ich wurde nach einer Stelle getrieben, wo der See nur 4 Fuß tief war, ohne mit dem Rücken den Grund zu streifen, und wußte nicht, daß ich in so geringer Tiefe war, bis ich meine Hand ein wenig herunterließ und den Grund berührte. Es ist ein Irrthum, diesen See ausdrücklich zu nennen. Er hat keinen Fisch, ernährt aber Myriaden kondenbarer kleiner Maden, welche sich alsdann in tägige Mücken verwandeln. Die Fetten in der Nähe des See's sind gierhaltig aufgetrieben, aufgedehnte Klippen von Kalkstein, einiger sein krystallinisch, der meiste aber den großen Travton auf Blad River Gruppen ähnlich. Wenn man zehn Minuten vom Ufer entfernt bleibt, kommt man an eine große Höhle in toter Formation.

Ich muß hier abbrechen und zur Ueberlandpostkutsche zurückkehren.

Von der Salzseestadt nach Mathoe und den Sierra-Nevada-Bergen geht die Straße durch die furchtbarste Wüste, die der menschliche Geist sich vorstellen kann. Anstatt des Sandes der Sahara finden wir hier ein unfruchtbar feines Alkalipulver, so weiß wie frischgefallener Schnee, das sich in einer Ausdehnung von 180 Meilen in einer ununterbrochenen blendenden Fläche erstreckt und nicht einmal jenen letzten kärmlichen Vorposten der Vegetation, den wilden Salbeibüschel, ernährt. Die Quellen liegen weit auseinander und sind ohne eine einzige Ausnahme diese Behälter einer Höllenbrühe von Salz, Pottasche und Schwefel, die kein Mensch, noch weniger ein Thier trinken würde. Der Genuß dieses Getränks und das Eindringen der Alkali-Atmosphären in alle Poren des Körpers erzeugt oft in wenigen Tagen den, den unglücklichen Reisenden mit einem rebenartigen Ausschlage zu übergehen, der alsbald zusammenfließend wird und die ganze Leiberhaut trägt. Unterdessen wird er zwischen Alkaligluten umhergetrieben, sechs Tage und Nächte lang, nicht im Stande, zu schlafen, bis ihn Wahnsinn ergreift oder wirkliches Delirium ihm zu Hülfe kommt. Ich blicke auf diese Wüste als auf den furchterlichsten Ort meines Lebens zurück.

Als ob die Natur es hätte schlimmeres gethan hätte, wurden wir noch verdammt, am zweiten Tage unserer Reise durch den Salzsee bei einer Station, wo wir zufrieden, schadenersatzende Gerüchte von einem Kriegszuge der Indianer zu hören, und ehe der Mittag herankam, die unwiderleglichsten Beweise davon zu sehen. Von Zeit zu Zeit laufen wir in dem Postaufenthalt Spuren von Mexanos, die Indianer ermordet gefehlt, und alsbald entdeckte mein Fernglas einen häßlichen Indianer in den weitesten entfernten Wüsten lauernd, der nichts anderes war als ein Gerbert-Spion. Wie weit waren die Skalpirer und Mordbrenner!

Die erste Nachmittagsfrist an jenem Tage war eine lange und fürchterliche. Die ausgelegten Pferde kommen kaum unsern wackligen Wagen ziehen, bei bis an die Knöchen in Pottasche sind; und doch wußten wir, daß im Fall eines Angriffs unsere einzige Rettung in einem Wettlaufe lag. Wir mußten, während die Pferde dahinflogen, aus den Wagenfenstern feuern. Gegen um 4 Uhr sahen wir in einem fürchterlichen Hochweg vor, der von der Natur des Bodens und Hinterhalt angelegt zu sein schien. Die großen, schwarzen,

nackten Porphyr- und Trachytfelsen erhoben sich 300 Fuß über unsern Köpfen, während über uns tagten und nächtes Licht alle ebenso viele natürliche Brustwehren bildeten, um darüber hinweg, und mit Spalten als Schießscharten versehen, von hinderlichkeiten. Unsere Wetzgeschichtlich heiß zehn Büchsen. Wir rechten sie, sind auf jeder Seite, und dem Wagen, bereit, den ersten rothen Schuß, der über die Brustwehren gucken würde, einigt zur Hölle zu schicken. Unsere Schießhüter lagen auf unserm Schoße, unsere Patronentaschen vollgepfropft mit heiliger Nacht, hingen offen an unsern Brustlatzen. Wir sahen mit heißgeschossenen Augen — nur dann und wann mit gebannten Stimmen einander zunurmelnd: „Werden nicht kommen!“ „Brüderwerden keinen einzigen Schuß!“ „Ich gut!“ „Lauft an die Heimat!“ Gewiß trieb Ari aber ein Bilschwerigenter Händedruck war allen, was sich unter und ganzen, während wir, mit einem Auge an die Rose gebeftet, unsere Büchsen unverrückt hatten, lauschten. Fremden von uns war, glaube ich, ein Kriegling; aber die Totschaal, so raunten, zwei Meilen in einer Stunde weiter geschleppt, mit der Erwartung, aber das nächste Felsenriff eine Salve von Musketen und Gewehrschallen zu hören und den Bucher tiefen Odemzuholen bis zur letzten Hole anstrengen zu müssen — das war schlimmer als Furcht!

Nun Gott Lob war uns gelungen. In der Mitte des Hohlwegs stand eine Unbeilsart Station, wo wir frische Pferde bekommen sollten. Die nächste Poststation war gewiß Meilen entfernt. Wenn wir in Schritt angegriffen wurden, konnten wir in schnellem Lauf gewiß bis zu vieren gelangen, falls es den Indianern nicht glückte, unsere Pferde in erschießen — ein Gang, den sie stets versuchen.

Ich habe keinen Zweifel, daß sie an verschiedenen Punkten in jenen Hohlwege im Hinterhalt lagen, aber unter vollständiger Gewehrlosigkeit schändeten sie Kinder ein. Der Indianer ist grausam wie das Grab, aber er ist ein Feigling. Er will nicht wagen, der erste zu sein, der erschossen wird, obgleich seine Bande nachher den Feind überwältigen mag.

Endlich bogen wir um die Ecke, hinter welcher das Stationshaus in Sicht kommen sollte.

Ein dicker, stellenweise Dunst krauselte von den Plätze der Gebäude auf. Wir kamen näher. Schuer, Stalle, Stationshaus — alles war ein rauchender Haufen von Holzwerk. Wir kamen noch näher. Die ganze Anzahl von Pferden — zweiß bis fünfzehn — lag braunrot auf der Rechte. Wir kamen in die nächste Nähe. Die Lagen in unentwirrbarem Gemisch mit den Leichen der Diener todt Männer mit verstümmelten Gesichten, die Gesichter bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, ihre Glieder abgehauen — ein fürchterliches Brandopfer aus uns Gräßte rauchend! Ich darf nicht bei vielem Schreckniß verweilen. Noch jetzt, am hellen Mittag, erfaßt es mich mit Schauder und Grausen!

Nach vieler Sorge enthüllen wir uns mit unsern sich ersehnten Pferden gewaltig Meilen weiter, hundert Meilen der unerwarteten Erwartung nahe nach jenem Postort, der unsern Gefahren entgegenkommt war, bis wir Nube Rollen am Zuge der Humboldts Berge erreichten und den letzten Gebirgs hinter uns liegen.

Der Reh unserer Reise war durchaus schon durch die Natur allein, ohne die gräßliche Nachhilfe des Menschen. Aber was wir erlebt hatten, hatte seine Wirkung gethan. Wir erreichten Washoe, brachte sich auf das Maul aufgebrannt durch Schlafentbehrung, Krankheit und Todesangst 1:4 Gramm. Am Morgen, bevor wir an die Silberbergwerk-Hauptstadt Virginia-City kamen, verlief ein junger Farmer aus Illinois, den wir für den treuesten aller unserer Reisegefährten gehalten hatten, in Delirium und mußte gewaltsam im Wagen festgehalten werden. Einige Meilen später, als die Post dem Garten Eins Pferde wechselte, wurde ein anderer Reisender plötzlich wahnsinnig und schoß sich durch den Kopf! Was noch fehlen anlangt, so wurde ich in dem Augenblick, als ich in Virginia-City in ein warmes Bad stieg, vollkommen ohnmächtig und mußte anderthalb stündiger Bewußtlosigkeit mit Mühe ins Leben zurückgerufen.

Wir verweilten drei Tage in Virginia, haben das Goldrevier von 1849 in einer Kobelwagen, Pferdewagen, dagegebenen Staate noch einmal aufgesucht, dingen zur Erde sich unverschämtlich erschöpften Ophir-Schachte hinab, kamen wieder heraus und setzten unsern Weg über die Sierra fort. Bei dem Uebergang über diese Kette und indem wir über die Grenze von Kalifornien schritten, kamen wir in herrliche Forsten ewigen Grüns, eine Tagesbegegnung von Bäumen und eine Luft, die einem Zug auf den offen gelassenen Fenstern des Himmels glich.

Gerade über der Grenze setzten wir uns am Rande des gletscherlichen Lake-Lahor nieder, der einst

Guſtav.

Ich höre ſeine Miſt- und Muſterwirthſchaft rühmen. Nun dieſer gab Dir eine Empfehlung an —?

Tony (nimmt den Bleiſtift).

Iſt der Bleiſtift gut? Hier jetzt den andern! (giebt ihm einen andern) Eine Empfehlung an ſeinen Neffen —

Guſtav.

Aha! Onkel und Neffe! Der Neffe iſt ein unverheiratheter anziehender Jüngling?

Tony.

Ein Profeſſor an der Akademie.

Guſtav.

Dein Zeichenlehrer, der Maler Deines Porträts, ich verſtehe —

Tony.

Du verſtehſt? Was verſtehſt Du denn?

Guſtav.

Nur weiter, ſchöne Tony! Die Pointe, die Pointe!

Tony.

Du biſt in der afrikaniſchen Wüſte recht wild geworden.

Guſtav.

Zähme mich, ſchöne Tony. Die Pointe!

Tony.

Welche Pointe? Ich habe zeichnen gelernt.

Guſtav (ſieht auf ihr Papier).

Idealitätsinſecten! Die Schuppen an der Flügeldecke

Bigler durch, bis der Gegenvertrag dieses Kamerad ein Copperhead wurde und die loyalen Gallerner ihn auf ihrer Geographie hinauswarfen, wie er bereits aus ihrer Politik hinausgeworfen worden war. Der See Lahoe ist eine Kryſtallſchale feinſten, von den Schneekuppen verſilbertes Waſſer, ſein Granitboden in einer Tiefe von 1000 Fuß ſchattet, ſeine Ufer ein himmliſcher Garten, in einem Becken 38 Meilen lang und 10 Meilen breit und beinahe 7000 Fuß über dem Spiegel des Stillen Oceans. Nordamerika hat nichts, was dieſen ſtarrenden See übertrifft, dieſen Reich gottlichen Waſſerzwang, der ſich der Preſſe, der er ſich entzog, abhaben entgegenſtellt. Hier, am weſtlichen Ende unſerer Uebellantreiſe, da unſere Füße auf den grünen Ränderen des „Weſtenen Staates“ Landen, legten wir uns zur Ruhe nieder in dem Gefühl, daß eine kurze Stunde, eine kleine Meile und aus der Unterwelt in den Himmel verſetzt habe.

Zur Geſchichte des Poſtweſens.

Von F. Philippſen.

II.

Nach der Anordnung des Kaiſers Theodoſius vom 2. März 384 durfte kein Privatmann auf einen Poſtwagen reiſen, nur diejenigen, welche nicht blos den Titel, ſondern die wirkliche Würde eines Generals oder eines höheren Staatsamts bekleiden. Die Befugniß war nur für Eine Reiſe, und nur nach wieder eingeholter Verpflichtung durften ſie ſich deſſelben noch einmal bedienen.

In dem Poſtpaß war die Zahl der Zugthiere beſtimmt, die der Inhaber fordern durfte; das Gepäck und Zubehörde durfte nicht ſchwer ſein, ein Mantelſack ſollte nicht über 30 Pfund wiegen, ein Gabriolet mit zwei Gattungen, ein Eilwagen mit höchſtens 10 Gattungen, ein Poſtwagen mit 15 Gattungen beladen werden; es wurde ſogar der Betrag der Laſt von Wagenbauern unterlagt. Wagen aber daß vorgeſchriebene Maß anzeigen.

Die Transportlaſte waren den in verſchiedenen Ländern üblichen Verhältniſſen entſprechend: die Hauptlaſte waren die Pferde. Nach Theodoſius Anordnung durfte ein Obergouvernement nur 10 Pferde und 20 Ochſen in Anſpruch nehmen, bei 50 Pfund Gottſch Laſt, wenn er ſich leiſten den Poſtpaß auferlegt. Aber ſich der angeführten Thiere wirklich weiter bedienen oder ſie heimen bringen wollte, ſobald der Poſtlenk bezahlt, ſollte mit dem vierfachen Werth der entgangenen Thiere gebraucht werden. Zuſtände ſollte ſchon der Fuß ſein, wenn auch nur über Eine Station hinaus ein Pferd, ein Eſel oder ein Ochſe benutzt würde.

Die Beförderung geſchah unter Begleitung von Poſtillionen; dabei war es ſtreng unterſagt, von der vorgeſchriebenen Poſtſtraße abzugehen, die Zugthiere mit Stöcken zu ſchlagen oder den Poſtillons ihre Mäntel abzunehmen.

Briefe ſollten grundſätzlich durch kaiſerliche Kuriere, Briefboten, Ordonnanzen, welche ſich der vorerwähnten Transportmittel bedienten, befördert werden. Da jedoch auch hierbei die Bewohner der Provinzen nicht wenig in Anſpruch genommen wurden, war es der vielgeſchmähte Kaiſer Julian, welcher dieſem Uebelſtand abzuhelfen ſuchte. Indem er ſich ſeiner eigenen Leute zur Briefbeſtellung bediente, Anforderungen dieſer Art andern nicht geſtattete, wurden die Gemeinden ſehr erleichtert, die vorher in ſteter Bedrängnis lebten. Menſchen wie Mauleſeier waren früher bei der Beſchaffung transitirt worden, die Reiſch konnten ſtreng nicht abgelöſt werden, weil die Mauleſeier, vom Preis vernichtet, kraftlos an der Erde lagen, ihre Treiber geflüchtet und den Conductoren die ſchönſte Zeit verloren ging. Julian aber ſchaffte Pferde zum Betrieb an, hieß den Beamten, ſich ſelbſt Zugvieh zu halten, theilte die übrigbleibenden Stationen ab, beſchränkte die Poſtlieferung und ſicherte dadurch den Betrieb auf lange.

Die Privatkorreſpondenz, wie die amtlichen Mittheilungen, die aus Rom ſich nach allen Theilen des großen Reichs ergoſſen, waren ſehr bedeutend. Rom mit ſeinen 2 Millionen Einwohnern, Alexandrien, Konſtantinopel, mit je einer halben Million Menſchen, durch Handel und Verkehr miteinander verbunden, die gebildete Jugend, welche in Athen und Beryrus ſtudirte, bedingten eine bedeutende Korreſpondenz so wie viele Beſitzer durch die Welt beſorgten wurden. Namentlich war dies bei Staatsbeamten der Fall, die durch kaiſerliche Zugthiere weiter geſchickt wurden, ſo begaben ſich leicht die Feldherren mit ſtattlichen Poſtzügen zu ihren Herren und Provinzen.

Die Privatreiſenden durften dagegen nur durch die Wagen und Zugthiere der Poſthalter befördert werden.

Die Poſtbedienten mußten ſich aller übertriebenen Gebührforderungen enthalten, war der Kaiſer Valentinian unterm 15. August 369 an

den Statthalter Italiens aus Trier schreiben läßt: „Weder den Maultiertreibern noch den Schirrmeistern oder Oberärzten, welche bei der Post angestellt sind, möge Deine Herrlichkeit gestatten, Belohnungen zu beanspruchen, da ihnen das genügen kann, was sie vom Staatsschatz erhalten."

Die ordinäre Post (Cursus clabularis — Anm.) war zum Transport von Personen und Sachen, welche keine Eile hatten, bestimmt. Die Hauptbeförderung lagte sich ebenfalls auf kaiserliche Anstalten, wobei ausgediente Beamte mit ihren Familien sich dieses Beförderungsmittels bedienen konnten. Nur war es streng untersagt, mit solchem Fuhrpaß, der nur auf die Person lautete, einen eigenen Handel zu treiben. Käufer wie Verkäufer, selbst Postbeamten, die es getrieben, sollten in diesem Fall mit Verbannung bestraft werden.

Nach den Familien der Gesandten und Beschickungen, die zu denselben reisten, den Soldaten, welche nach einem andern Orte commandirt wurden, wurde die Benützung der ordinären Post gestattet.

Zur Beförderung von Geld und Gepäck wurden den Schnellzug sowie die Eilwagenpost benutzt, später dies auch den Privaten gestattet; denn Theodorich bestimmte in einer Ordre vom Jahre 507: „Wenn Geld oder Silber der Finanzverwaltung zu unserm Hof gesandt wird, dann kann ein Eilwagen mit 200 Pfund Geld oder 1000 Pfund Silber beladen werden; wenn es aber Privaten gehört, nur mit 100 Pfund Geld oder 500 Pfund Silber. Bei jedem Wagen sollen zwei Palastaufseher mit drei Dienern sein, welchen als Reisebedarf 50 Pfund Gepäck und Mundvorrath gestattet sind. Bemessung und Gewährung, wenn sich dahin die Eilwagen beladen zu werden pflegen, sollen nicht weiter auf sieben, sondern auf der ordinären Post befördert werden. Andere leichtere Gegenstände oder Bemessung, welches für andern Gebrauch bestimmt ist, wegen mit Eilwagen bei 1000 Pfund Ladung gestattet werden."

Jeder Wagen der ordinären Post wurde in der Regel durch zwei Paar Ochsen oder Maultiere gezogen; die Zugthiere wurden wechselnd auf Kosten der Provinzen gestellt und hatten unter den für jede Station bestimmten Postvorsteher (praepositus) zu sorgen. Dieser allein hatte das Recht, die Zugthiere zu beschaffen, und war es bei schwerer Strafe untersagt, den Bewohnern die zum Reisen bestimmten Zugthiere zu nehmen. In diesen Provinzstationen wurden Männer welche den, welche in den Provinzen mit ehrenvollen Zeugnissen der Militärbehörden oder der Justiz- und Finanzverwaltung ausgeschieden waren; dagegen wurden Leute, welche bedere Stellungen, als Gesandte oder Palastbeamte, eingenommen hatten, zu diesen lästigen Aemtern nicht genommen. Waren keine Männer der ersteren Art vorhanden, so beorgten es Magistratsmitglieder oder Curialen, die eine genaue Aufsicht über die Postkasten und über die Fütterung der Thiere auf den kaiserlichen Magazinen zu führen hatten.

Die Einrichtung der Veriparus- und der Extrapostenanstalt bestand für den Kaiser und für die Oberbefehlshaber auch für solche Straßen, auf denen kein regelmäßiger Postcurs bestand.

Konstantin der Große verfügte deshalb an den Präfekten der Prätorianer, Ruricius, im Jahre 326: „Den Veredarius- und Finanzbeamten ist die Benützung des Veripanus oder der Extrapoften abzusprechen. Ein Ertheilung stehen dagegen, wenn Grund dazu vorhanden, die Postanstalten zu Diensten. Wenn dabei auf einen Mißbrauch, wie kein Postkunde besteht, abgegangen werden muß, dann mögt Ihr Euch des ehrenvollen Vertrauens bedienen, aber mäßig und mit Beschränkung auf den eigenen Bedarf, da Ihr somit eine Bestätigung Eurer Würde verbrieftem werdet. Die Präfekten würden deshalb bestraft werden müssen, denn wo weiten nicht, daß die Provinzialen über die maßen belastet werden."

Für die verschiedenen Gattungen des Postdienstes waren auf den Hauptstationen besondere Knappen und Zugthiere aufgestellt und durften die für einen andern Dienst bestimmten Pferde nicht auch Gutdünken zu beliebigem andern Gebrauch genommen werden. Der Kaiser Valentinian verordnete daß im Jahre 365 noch ganz besonders und bis die Kriegszeit auf jeder Station so lange zu warten, bis die nöthigen Thiere zurück und überhaupt vorhanden wären.

Die Kuriere, welche hauptsächlich die kaiserlichen Depeschen zu besorgen hatten, wechselten auf jeder Station ihr Pferd und hatten die Depeschen in einem Mantelsack (mantica) hinter sich; sie pflegten auch Privatcorrespondenzen mitzunehmen. Anfänglich teilte die Letzteren nur 20 Pfund wiegen; als aber die Kuriere auf 30 Pfund stieg, das Gewicht auf einen Centner erhöht. Gewöhnlich nahm ein Kurier zwei Pferde; das zweite postpferd trug den Postillon, der die Pferde zurückführte; war das Gepäck zu viel, wurden noch mehrere Beipferde gegeben, welche zweierlei

bieten. In der Begierung der Kaiser befanden sich drei mehrere Personen, Specialisten genannt, die wie unsere heutigen Ressorts in einigen Beschäften ausgewählt wurden (Vgl. Becker's „Handbuch der römischen Alterthümer“. Pauly's „Real-Encyclopädie des Alterthums“. Stuttgart 1848.)

Für den Ausbau an die Hauptbahnen wurde durch Secopsten gesorgt; auch kamen Postschiffe auf Flüssen vor.

Den Höhepunkt des Postverkehrs im Alterthum finden wir zur Zeit des Kaisers Theodosius (379—96). Durch das ganze, an hundert Provinzen bildende Reich, von London und Trier bis zu den Grenzen der Parther, von der Mündung der Donau bis zur Meerenge von Gades, eilten die Postreiter, Ordonnanzen, die gewaltige Menge der Militär- und Staatsreisenden auf wohlgeerweiterten Straßen hin und her, und war der neuern Zeit es gelungen, diese Einrichtungen an erreichen und zu übertreffen.

Als die germanischen Stämme ihre verheerenden Angriffe erfolgreich gegen das gewaltige Reich in Anstührung brachten, da ging auch das Postwesen immer mehr und mehr zurück; die Barbarenvölk im Orient hatte schon mit Kaiser Leo zur Zeit (457—474). Justinian (527—565) schränkte die Post noch mehr ein, um die Provinzialen zu erleichtern; ungnädigen sehen wir doch in einem Vertrag vom Jahre 562, den er mit den Persern abschloß, daß hatte die gegenseitige Benutzung der Postanstalten festgesetzt ist. Dann verschwanden die römischen Posten unter den Stürmen der Völkerwanderung, welche die Wohlstand und Geistesleben, die Ohnmacht und Unthätigkeit der Herrscher Roms und Byzanz übernommen hatte. Für den Augenblick sanken die Hauptstädte der damaligen Civilisation, Antiochia, Konstantinopel, Alexandrien, von ihren Höhen herab, sie waren nicht mehr die Hauptpunkte des Weltverkehrs und des Handels; die rief bei den neuen Siedlern sich Eingang verschaffen sollten. Die Post ist aber bedeutend, ebenso die Gedanken zu vermitteln, dadurch daß geistige Zusammenleben und Zusammenwirken der Völker zu verbinden wie die materiellen Verhältnisse zu fördern; und da beides nicht mehr vorhanden, die rohen Anfänge der Civilisation den Eroberern erst noch angeführt werden mußten, so war es natürlich, daß sie von ihrem Gleichgewicht herunterkam.

Denn auch die Kunststraßen verfielen mit den Wohnsitzen der römischen Herrschaft; die einzelnen sich entwickelnden Staaten sorgten nur für sich und für ihre Länder Umfang; ihre Verkehrsbedürfnisse waren nur gering; das Mittelalter mußte mit frischem Morgenhauch den Sturm, der das Alterthum zerstört hatte, erst noch beleitigen und ersetzen. Wenn die letzten Merowinger ausdrücklich noch auf haben, mit Ochsen bespannten Wagen, von einem Ländervolk zu dem andern zu fahren, ehe sie zu ihrer Versammlung gingen, dies also ihr Hofzug war, so erkennt schon Karl der Große im Jahre 807 regelmäßige Curse zu Pferde auf seiner Residenz nach den italischen, deutschen und westfränkischen Ländern an.

Aber auch dies verfiel in den Wirren der folgenden Zeit; höchstens besorgten noch Pilger und Mönche, die gen Rom und zu ihren Thron zogen, oder Kaufleute, welche zu den Messen fuhren, oder Gesandten, vom Landesherrn und von Bischöfen gesendet, die Beförderung von Briefen.

Zunächst war es das Bedürfniß des Handels, daß im 13. Jahrhundert in Deutschland das natürliche Botenwesen erstehen ließ. Die Hansa wie die Handelsstädte des Rhein tandem gebrauchten, sahrende und reitende Boten regelmäßig an die mit ihnen in Verbindung stehenden Oerter, wenn sie auch noch so entlegen waren, um ihre beiderseitigen Mittheilungen zu befördern. Da sie aber bald den Kaufen einfahren, so richteten sie auf gewissen Linien, nicht mehr vereinzelt, regelmäßige Botenläge nach bestimmten Stationen ein, wo sie die Correspondenzen auswechseln ließen. Ein solcher Botenzug begann bereits im 15. Jahrhundert von den Niederlanden über Bremen, Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, Stettin, Danzig, Königsberg nach Riga, an 2500 Meilen gerechnet. Die umwohnende Mittelstadtbevölkerung dieser Orten, welche für die dazwischenliegenden kleinern Orte und noch den Verkehr unterhielten, veranlaßte die Kaufherren in den größern Städten, sich die Leitung der auftretenden Züge anzueignen. Dies trieb wieder die Ortsobrigkeiten, schon hier, zuerst in Hamburg und Danzig, das Botenwesen für städtische Rechnung übernahmen.

Leipzig, 1182 zuerst mit einem Marktprivilegium von Otto dem Reichen bedacht, wurde bald der Sitz eines bedeutenden Handelsverkehrs und durch schon 1305 durch Briefboten in Fes und zu Roß mit Augsburg und später mit Nürnberg, Wien, Magdeburg, Prag, Hamburg, Köln an der Spree in regelmäßiger Verbindung.

Diese Botenläufer bildeten mit der Zeit Zünfte und Abtheilungen, deren jede ihre besondern Wege verfolgte. Briefe und Päckereien abgab und

einsammelte. Im Jahre 1500 wurde eine besondere Stube für sie in Leipzig angelegt und ein die Briefe annehmender und verteilender Botenmeister angestellt. Da auch Frankfurt am Main und Köln, Lindau und Augsburg, Hamburg und Bremen durch solche Botenposten in regelmäßiger Verbindung standen, entwickelte sich durch das Zusammentreffen beteiligen eine Art Post- und von einem Ende Deutschlands zum andern.

Durch diese obrigkeitliche Ueberwachung und Ordnung der Botenposten war schon ein wesentlicher Fortschritt angebahnt, und indem sich neben jenen fürstlichen Instituten das landesherrliche Botenwesen entwickelte, welches durch herrschaftliche und Kanzleiboten in den Kurstaaten und großen Fürstenthümern die Verbindung landesherrlicher Behörde und Mittheilungen beschaffte, wurde dies gemeinsam der Kern unserer modernen öffentlichen Postverwaltung.

Die Kurfürsten zu Brandenburg hatten solche Kanzleiboten wöchentlich zwei- bis dreimal seit dem Jahre 1459 von Küstrin über Berlin, Torgau, Leipzig nach Ansbach, von 1491—1555 von Küstrin und Berlin bis Wittenberg, von wo die Briefe durch kurfürstliche Boten nach Dresden, Wien, Nürnberg, Heidelberg für brandenburgische Rechnung befördert wurden, worüber ein Botenregisterbuch mit Sachsen vereinbart war.

Gewöhnlich wurden somit die landesherrlichen Behörden den Obrigkeiten mit dem Befehl ausgestattet, solche durch Fußboten von Ort zu Ort zu befördern.

Um überhaupt einen Begriff von dieser Briefbotenpost zu erhalten, genügt es, die Botenordnung kennen zu lernen, welche der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg am 20. Juni 1614 erließ. Unter einem kurfürstlichen Botenmeister standen 24 Boten, drei Oberste, welche in silbernen Kapseln die kurfürstlichen Briefe aufrichteten, etwa 20 Kanzleiboten, welche in numerirten Büchsen ihren Amtsbriefen der kurfürstlichen Boten) Staats- und Privatbriefe beförderten. Sie trugen Dienstkleidung. Die an den Botenmeister oder unterwegs an die Postboten abgegebenen Briefe wurden eingetragen. Die Boten mußten täglich in Berlin im Botenhause sich zeigen und nach Empfang der Briefe und Postsäcke gleich damit abgehen. Wer mehr wie eine Stunde hingehen ließ, ohne sich auf den Weg zu begeben, wurde mit Geld oder Gefängniß bestraft; dann sollten sie auch nur im Interesse der Herrschaft Dienste thun; daß bis dahin übliche Mitnehmen von Briefen zu Privatpersonen sollte ganz abgeschafft werden. Die Boten mußten sich belehrungen lassen, an welchem Tage die Briefe abzufertigen und sie wieder abgefertigt werden. Zu Belohnung erhielten die Silberboten je vier, die Kanzleiboten je einen Märkischen Groschen vierteljährlich; außerdem bezogen sie ein Meilengeld, welches sich gewöhnlich 1½ Groschen, bei nächtlichen Eilsendungen 2 Groschen und bei einer Tragkast über 50 Pfund 3 Groschen betrug (Klüber, „Das Postwesen in Deutschland", Erlangen 1811; Matthias, „Ueber Posten und Postregal", Berlin 1832; Hüttner, „Beiträge zur Kenntniß des Postwesens", II. Jahrgang, S. 205, Leipzig 1845.)

Für Sendungen nach entfernten Städten war dagegen ein Eilrum festgesetzt, wie von Berlin nach Straßburg, Köln, Emmerich 10 Thaler, nach München oder Stuttgart 9, nach Mainz, Speier, Heidelberg, Königsberg, Krakau 8 Thaler, und in entsprechenden Sätzen für nähre liegende Städte.

Bei den schlechten Wegen waren die Ertragen der Botenposten nur schwach und langwierig, sodaß der 1500 von Küstrin nach Ansbach eingerichtete Botenkurs zu diesen 68 Meilen, einschließlich der sechs Ruhetage, 21 Tage, der markgräfliche Bote von Ansbach nach Wolfenbüttel auf 32 Meilen 15 Tage gebrauchte.

Für eilige Beförderung dienten auch im Mittelalter reitende Boten. An der pariser Universität, die im 13. Jahrhundert unter Ludwig dem Heiligen durch seinen Beichtvater Sorbon begann, wurden solche ständige Boten unterhalten, um für die Studierenden Geld und Briefsendungen aus den entferntesten Gegenden zu besorgen und darüber zu begleiten; der pommersche war hauptsächlich für Studierende aus Deutschland bestimmt.

Für politische Zwecke richtete der schlaue Ludwig XI. im Jahre 1464 eine reitende Post mit unterlegten Pferden ein, die ihm z. B. über Karl's des Kühnen Kriege mit den Schweizern schnelle Nachrichten brachte, und sie wurde deshalb 1480 bedeutend erweitert. Die Sendungen nach den Hauptstädten des Königreichs vermittelten 230 Reitboten an bestimmten Stationen mit aufgestellten Pferden. Auch durften auch Privatpersonen für 6 Sous per Stationen für jedes Pferd sich dieser Einrichtung bedienen.

Wenn nun auch diese Posten (postae) andernorts nachgeahmt wurden, so lag es in der Na-

nur des Mittelalters, daß die einzelnen abgeschlossen nur für sich allein arbeiteten, zahllose Körperschaften anfangs gegeneinander oder ankämpften alle sich vereinigten, und die Angestrebten nur das unmittelbare Bedürfniß ihrer Landesherrlichkeit kannten und brachten, und es fehlte dem Publikum noch wie vor eine regelmäßige und geübtere Brief-, Waaren- und Geldbesörderung zwischen den Hauptländern der Christenheit.

Die Ausdehnung auf einen größern Länderbereich, die Benutzung für das ganze Publikum und die auf längere Fristen abgeschlossenen Verträge des Abgangs wurde durch die Entdeckung Amerikas, durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und durch die Reformation als die Hauptausgangspunkte der neuern Zeit zur Nothwendigkeit gemacht und durch die aus Italien nach Deutschland herübergezogene Familie Taxis ins Leben gerufen.

(Die letzte Artikel in nächster Nummer.)

Deutschlands gefeierte Poetinnen.

Eine Elegie und ihr Zeitgeist.

G. H. — Man ist gewohnt, das weibliche Schriftstellerthum als eine Art modernen Luxusartikel aufgefaßt anzusehen. Aber es hat „Blaustrümpfe" gegeben, lange ehe diese Spottnamen allgemein für schriftstellernde Frauen bekannt wurde. Auch in unserm Vaterland hat von Anfang an das schöne Geschlecht mit den Männern um den literarischen Lorbeer gerungen, und schon das 17. Jahrhundert kannte nicht nur fruchtlich gefeierte Poetinnen, sondern auch gefeierte Dichterinnen.

Die Literaturgeschichte versteht darum unter Frauen und auch nur die Jahrhundert Kaiser auf in alt das anderige auf seinen allmählichen Kur weiblicher Literaten. Einzelne Dichterinnen sind es nicht, diese „gekrönten Poetinnen", aber man hätten sie es auch von ihnen zu einer Zeit, da es in Deutschland noch nicht einmal „einzelne Dichter gab". Ob auch Kinder einer gelehrtesten Zeitalters, erschienen — ein Zeichen weiblichen Talent — ihre Dichtungen doch nicht leiten nach Form und Inhalt namentlich all die Memoiren der wenige poetisch Dichter, die gleichzeitig den deutschen Parnassus mit weiblichen Lorbeerkreis verunstalteten.

Schon seit der Zeit des sogenannten Humanismus waren nicht wenige Frauen als gelehrte Schriftstellerinnen aufgetreten, sie sich auch in lateinischen Versen versuchten. In Italien wurden sie häufig Mitglieder der Akademien, die Gesellschaft der Akademie und in ihnen einen großen Schmuck, mehrere Damen, wie Bettina Gozzadini und Cassandra Fedrone erhielten den Doctorhut. Im Jahre 1564 wurde selbst die Verwaltung der Ambrosianischen Bibliothek weiblichen Händen, der gelehrten Gräfin Giulia Borromeo, übertragen.

Nach dem Vorbild dieser italienischen Akademien entstanden in Deutschland die sogenannten Sprachgesellschaften, die Knabenbringende Gesellschaft des Pegnesitzend und die Nürnberger Pegnitzschäfer. Namentlich die letztern nahmen in ihren Kreis auch Dichterinnen streuig auf, ähnlichen viele poetischen Schäferinnen mit schönen Blumennamen und Gedichten die Herausgabe ihrer Dichtungen. Und hatten hatten sich in Deutschland Frauen nur so bei geistliche Lied gesagt, — viele der innigsten Gottesliecher in unsern protestantischen Gesangbüchern rühren von ihnen her, — namentlich traten auch Töchter der weltlichen Muse hervor, auf die der Patriotismus und der neuerwachten Literaturgeschick sich nicht wenig einbildete. Weiblicher gewesen Mitglieder des Nürnberger Schäfer- und Blumenordens nannten die Mesterin, die Jungfrau, Jungfrau-in, Pegnitzin und die Gesellschaft. Die erste, Gattin eines Professors in Königsberg und Mutter von 15 Kindern, erhielt durch Clemens Dach anzeigt, mit ihrem „Poetischen Blumengarten" in hohes Ansehen, auf den sie zum Lateinischen Pegnitzianern erwandte Zeit von Dichten, welcher als Vorsteher der Pegnitzschäfer den süßen Namen Klorinden führte. Ich verwandte glaubte, vom Pfalzgrafenhofe an sie aufgefahren. Es übersiedelte sie demnach 1671 im Namen des Kaisers den Lorbeerkranz, sowohl den Gebrüdern auch von Dichtern, und die Dichterin besonders wichtige Gedichten von siebenzehnjährigen Alter einer sorgfältig gefeilten Poesie und den heiligen römischen Reichs als beigelegen. Die Meistern krönte nun ein in Reigen von sich und ihrem Geschlecht singen.

Wohin Mag in einer Memoirenliese,
Die hat auch ihrer Sang von Liebe
Ihr und dem weiblichen Geschlecht
Eine Ehrengrund in dem Gebiete.

Bekannter Berühmtheit erwarb damals eine Anna von Sevenmay, die Oberaufseherin einer Frauenzeichen der Lehrmeyerin und die Pflegerin auch bereitet als die deutsche Sappho gepriesen, auch die Anna Luise Karsch auf ihre Ehre Anspruch erhob.

Zwischen den 40 von diesen der Nachahmungstrieb, auch die Deutschland ähnlichen Nachen zu erwerben, wie es ähnlicher Literatur gelitten geworden, bis die damaligen Buchhändler bereits. Man wollte in deutscher Sprache haben, und die andern italienisch und französisch hatten. Die weiblichen Akademien und Matrikeln sollten nun auch deutsch erscheinen, und so das Ausland Dichterinnen beleg, galt es als Ehrensache, das Deutschland sie auch aufweisen könne. Darum bildete Gottsched in Leipzig eine Deutsche Gesellschaft für muttersprachliche Frauenzeugen, durch welche die Gottsched'sche Stiftung unter dem schönen Gottsched Vorsprungen machte. Mehrere Mitglieder glaubte es, den effentlichen Dichterlorbeer bei

heiligen römischen Reichs zu erwerben. Sie wurde „Rom 1733, den 17. des Wintermonds", von der Hochfürstlichen Bibliotheksschen Akademie auf der weltberühmten Hochschule zu Wittenberg" — die Leipziger Akademie konnte es nicht, weil sie nicht mit der wittenberger Gemmium Palatii erlangt hatte — der Frau Ursulana Mariana von Ziegler auf eigener Bewegung der Name einer kaiserlich gekrönten Poetin öffentlich zuerkannt und ihr das Diplomas sammt seinen Verbriefungen und dem Gebrauche aberkannt. Deutschen, der Leipziger Apelle verstummte nicht, bei vieler Gelegenheit den Ruhm seiner Dichterin, auch der sie Gedichte hervorgegangen, gebührend selbst zu verherrlichen und dieses hochmüthige Gerücht durch eine prompte Ode zu bringen, worin es heißt:

Was prahlt der Gothen doch so viel
Mit einem Lorbeer Dichterwesen?
Kann der von Ziegler Lorbeerzweig
Nicht auch in Deutschland sich genesen?

Die Kaiser, meint' Venn Geist und Wahr
Hat noch Germanien und Rom verehret,
Wenn ihr der Deutschen Musenchor,
Auf Musikstuhl und Parnassin schmückt!
Sang Pindus denn mit deutscher Zungen?
Sang Klassisch denn geschrieb nach?
Hat Hagen gern nach sich die Schweiz,
Tasson ist auch nur so gelungen.
Ich sind die deutsche Nachwelt preist
Ein deutsch schreibt man jetzo Latein!

Die talentvolle und eigenartige unter diesen gekrönten Musenjüngern der Leipzig war aber die Jungfrau Sidonia Hausmannin. In dem „Hausmannischen Jahrbuche der deutschen Sprache und Literatur" wurde zuerst weiter auf sie hingewiesen, die Leben und Dichten darf in der That ein rechtes geschichtliche Interesse in Anspruch nehmen.

Am 15. Januar 1714 in Grimm geboren, lebte sie einer deutschen Notarii, zeigte Sidonia schon früh eine auffallende Vorliebe für wissenschaftliche Bestrebungen. Die Mutter, welche solche Neigung einer Mädchen für unnöthig erachtete, suchte nicht zu hindern, doch sie oft bis tief in die Nacht hinein den Büchern saß und schrieb. Ihrem enthusiasten Ansatz gelang es, sich ungewöhnliche Kenntnisse zu erwerben, so verstand Sidonia Französisch, Italienisch und versuchte Antlitz selbst über scholastische und mathematische Gegenstände. Das Lateinische, welches damals die italienische Dichterin Laura Bassi erregte, war sie schon vor ihrer Verheirathung bei Ziegler soweit zu eignen, sich auch in Versen zu versuchen. So erschien 1736 von ihr eine Sammlung „Poetische Versen in Knittgen", die allgemeinen Beifall fand. Bleibend zeigt sie in diesen Dichtungen einen sehr regen Trieb, die Gedanken in strengen Formen und in gefeilten Sätze zu durchdringen. Ueber die Phrasenhaftigkeit der Gelegenheitsdichtung taucht sie sich selbst zu erheben, statt Hochgrad, Lust und Dichtungsformen zu verbringen, befragt sie lieber allgemein patriotische Gegenstände und wirkt vor allem den Heiden des spanischen Erbfolgekrieges. Prinz Eugen von Savoyen, und sein Herr:

Soll Lorenz, Mayz, Verbrechen
Allein der Tiber wurzig sein?

ruft sie den Norden ihrer Zeit entgegen:

Auf Reis!
Ihr, was ihr Donnerel rühret,
Ihr, was die Schwerter klingen hören,
Du, o was Ehren gefällt,
Ihr werd' ich in dem Feld
Mit Gott —

Die Thaten ist das Ehrenkette
Den tapfer Helds, der Kinder Ehre!
Der edelmüthig Seelenherz
Kann keinen andre so bewegt sehr
Als Ruhm und Mut, das keinen Schande!
Der sich bey Gott zum Ehren schafft
Der Tugendhaft ist und Heroisch
Wer darauf sieht, der Kinder schaut!

Und so lautet es denn, als Eugen nach dem Rhein aufbrach, dem deutschen Heere ihre Siegeslorbeeren nach unter dem Titel: „Eben auf die zum Dienst Seiner Deutschen Majestät am Rheine befreiten tämmtlichen Herren Helden". Diese Dichtung muß den Beyfall der „Herrn Helden" gefunden haben, denn worauf auch der arme Künstler vergeblich gewartet hatte, das ist im Jahre 1718 ihm unglaublich bereitwilligst Lob auf den Befehlen der Fürsten nach Wien schaffte, daß wurde der Staatsmann getheilt ein huldvolles Schreiben Eugen's voll Anerkennung ob der Wahl ihrer Dichterin, den Geist und Gemüt angefeuert und den Ruhm seiner Heldenen zu verherrlichen. Dem sagt es nun Sidonianer Kat begeistert. Man rechte nun die „ist einer der geschicktesten und berühmtesten Autoren Deutschlands". Eine hamburger Zeitschrift brachte die Ode an der Spitze ihres neuen Jahrgangs. Der Günstern Eugen's will nun selbst besingen. Ein gräflicher Mäzenat Pappenheim in Cöln schmückt sie eine lateinische Ode und will ihre Gedichte mit Kupferstichen überzieren. Es waren die in Hannover und Braunschweig Gönnerinnen der Theologie und der Jurisprudenz. Der Herzog von Weimar ermuntert sie öffentlich zur Ausbildung ihres Talents und macht ihr Geschenke mit wertvollen Büchern. Die neugegründete Universität Göttingen will auch nicht zurückbleiben, sie ergreift die Gelegenheit, ihre kaiserliche Freiheit und wissenschaftliche Autorität zu befestigen, und überreicht der Dichterin durch den Grafen Heinrich XI. von Reuß den poetischen Lorbeerkranz und ernennt sie zur kaiserlich gekrönten Poetin. Mit hoher Achtung wurden ihre Dichtungen aufgenommen. Die eine derselben singt auf der Dichterin einen Preis und der Quelle Hippokrene, an der ein Schwan sich sonnen am Ende in Gänsen singen viele Gänse. Die Unsterblichkeit lautet:

Im Bronnen Hippokrene singt sich der edle Schwan,
Man sieht sich Gänsehen in Federn singen an.

Die Nächste zeigt zwei Gesichter, die eine Hexe und Kranzbringerin, die andere von einem Lorbeer umflochten mit der Unsterblichkeit. „Hier sieht sie glänzen Ruh, Gewalt und Strengen.“ Wie an Haltungen, schöne und unsere Töchter auch nicht an Verbindungen. Wer versteht Laune sie, daß man sich in gewissen Kreisen die Schmeichelei übel nehme. „Unser edeln Deutschen“, schreibt sie nach Hamburg, „sind noch nicht gewohnt, denen Weibsbildern einen Anteil an freien Künsten zu verstatten. Ihre schmutzigen Lebensläufe würden von unserm Geschlecht ebenso wenig entheiligt werden als die Mysterien derer abergläubischen Mannsmänner. Die Frauenzimmer, daß nach Weisheit trachten, muß ihren Geist in sehr empfindlichen Affekten in England ein katholischer Priesterdienst.“ Und in einer poetischen Epistel an den Herzog von Meiningen äußert sie

Man bleibt so, wie der Tod mit seinem Mande schnei,
Ein Weibchen so wie Mann. Wie waren Flügelgeister
Der Männer. Und auch mehr? Unterjocht Chrysostom.
Ein Weibchen, das an Kot und Weiberschmutz gewöhnt
Und das so tändelnd lacht, daß man von Mutterhaus beben!
Schon sah ein Frauenzimmer an dem Geschlecht nun nicht,
Hell, Himmel! wie auch es gestaltet und gemalt!

Ihre Vorliebe für feingeistige Gelage scheint der Geschlechtsart Abbruch getan zu haben, und einem Dichter, der sie ermahnte, künftig ihre Muse statt den „Herren Epikuren“ lieber geistlichen Gegenständen zu nehmen, antwortete sie verlegt:

Du kannst mich durch Umgang nicht, du darf mich noch
nie getroffen,
Geschickt daß in ihnen ihre Stirn aber auch bereit gebrochen;
Leer, so Herz und Augen prallt und in alle Winkel schaut,
Wenn sie beben, wer ihm kennt und sein kleinst Gedanke
laut baut.
Willst du meine Neigungen darauf sehen, darauf schießen,
Weis ich gar kein geistlich Stand hier und meiner Acker
Lagerstatt.
Dort bereich auch nicht der Stadt! Mein Beruf verlangt
hier nicht.
Und zum Schein geschickt schreiben, verbeut nicht der
Christen Pflicht.

Ein muthiges Wort zu seiner Zeit, wo geistliche Dichter, auch die geduldigsten, auf Empfehlung einer Dichterin entschieden schienen! Dagegen hat sich unsere Dichterin bei der Stelle versucht und in einem elf Bogen langen Gedicht „Die von Zirkeln geprüfelten Laster“ die Schwachheiten und den rohen Sinn der damaligen Mannsvolk gegeißelt, nicht ohne eine gewisse sarkastische Bitterkeit. Unter anderen heißt es darin:

Mein Sammeln wird von euch für Schwatzhaftigkeit verthan?
Wer gerbt die Felle mehr als lange Weiber an?
Der Kerne Menge wird der Bauer bald erfragen,
Den Segen aber muß man jetzt mehr als den Kot zu tragen.

Scherzt Mannsmann war niemals weiter verirrt, noch tiefer, noch verhornter; eine männliche Seele in Weibesgestalt, in der Gluth und Kälte zur Schriftstellerei gerade die perfidesten Empfindungen verbindet zu haben scheint. In Almenau wohnte ihre verheirathete Schwester. Dorthin eilt sie oft und zwar in männlicher Kleidung, selbst zur Nachtzeit, wenn ihr Herz brennt, wie sie in ihren Dichtungen von sich rühmt, seinen Schatten von Furcht. Durch finstere Tannenwaldungen, über Berge und schmale Brücken nahm sie denselben Weg, den später auch Goethe so oft und in derselben Weise zurücklegte. Sie sollte sich sie verhängnißvoll werden. Es war in der Nacht des 11. December 1740, es war Sturmwind Wetter, die Wasser angeschwollen, indem sie zwischen Ilmau und Angelroda über einen Steg treten will, bricht dieser, sie klingt ins Wasser — und ertrinkt.

Ihr letztes Gedicht galt der Uhrenbesitzung Heinrich des Großen. Ahnungsvoll ist sie der Erfüllung alles auf ihre geistigen Hoffnungen im voraus gewiß.

O großer König, hoffen Völker
Gleich hellenischer und deutlich dir!
Mag mir bereits von dir gefallen,
Beginnt gewaltsam, wer du bist.

Damit war diese „gefeierte Poetin des teutschen Reichs“ in der That noch mehr — sie war seine Prophetin geworden.

Gedichte

von **M. Luckner.**

1. Nichts war der Rose als ein bittrer Dorn.

Nichts war die Rose als ein bittrer Dorn,
Als nicht bewegt von der Propheten Schwung
Sich hoch verwandelte der bittre Dorn
Und nun mit einemmal das traute Reis
Zum blühenden Munder ward aus bittrem Dorn.
Zum blühenden Munder, so vermag das Lid
Wenn Herzen auch zu schmerzen, daß ein Dorn
Und tödtet dient nun deutlich zum Beweis,
Daß vieles, was und noch erscheint als Dorn,
Verwandlungsfähig, wenn Gefühl der Schmerz
Berühren wollte, was erscheint als Dorn.

2. Eben scheint mir Herbstesmacht.

Eben scheint mir Herbstesmacht, daß gar so lang
Und bürftig für so manche Creatur
Der Lebens Sterne schimmern, daß so arg
Mit ihren Kindern waltet die Natur
Und selbst mit denen, die zu Pflegern
Sie auserlesen, die mit ihren Dingen
Und allen Gaben endlich sie verstehen.
Nur nichts mit der, diese Dichterin zu verstehen.

(Forts. im Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Schleswig-Holstein deutsch?

Wird das Friedenswerk, das am grünen Tisch zu London schwebt, in Wien unter günstigen Sternen vollendet werden? Der Muth der Dänen ist gesprochen, die Kräfte des kleinen Königreichs, an Menschen wie an Geld, sind erschöpft; selbst die Hoffnung auf die unüberwindliche dänische Armada wird schon Tag, bei der rauhen Verfassung der Oberseeschiffe, zweifelhafter Kunst, mehr und mehr sinken. So werden die Dänen, von niemand unterstützt, die Herzogthümer aufgeben.

Aber wem werden dann diese Länder gehören? Dem Augustenburger, dem Oldenburger, dem — Was ist des Deutschen Vaterland? Ueberrasch wägen sich die Gelehrten darüber streiten, in Berlin wie in Frankfurt und an sämmtlichen Aechtstuhlstätten der deutschen Universitäten, zunächst mit Schleswig-Holstein den Siegern aufwarten wollen. Die Guten und die Weisen stimmen dann wieder gemeinschaft sagen: „Recht geht vor Macht", die geschichte lehrt aber es. Und wenn es nur die Geschichte thäte! Nach die Lebenslagen thun es die das Schwert in Faustwehr Hand halten. Als der Bundestag sich nicht hatte erheben können, wollte, durfte — alle möglichen Hand- reichungen thun hier in einer Weise anzuerkennen, die angemessene Aussichten eröffnet, wiederholte Aussichten, von denen sich der schleswig-holsteinische Vater Jahren Chandos's nicht träumen ließ, — als es der Versammlung der Gastfreundschaft und ihren Siegeszeichen Einlaß auf Trost aufzunehmen, — als der Bundestag deutsche Truppen — nicht gegen das Ausland aufgeboten lieh, Baiern nicht die „Sturmfahne" entrollte, welche sich über Verfassungs lagen, daß die beiden Großmächte Herren des Schauplatzes blieben wurden. Aber, setzt, so viel ihr wollt, das Deutsche ist unmöglich Deutschland, das ideale Weltverbrüderungsleben, mag nichts ohne und nichts wider Oesterreich und Preußen. Ein kluger Mann unternimmt sich schon gegen den Stärkern, wenn es sieht, daß starke seine Freude stärkert. Und von welch nichtsdestoweniger Thaten nun auch Preußen und Oesterreich bekommen mögen, im Grunde haben sie ein nationales Ziel verfolgt. Denn für die unbegreifliche Halsstarrigkeit der Dänen war Ziel immer weiter hinausgeschoben worden. Der Aufhebung der Novemberverfassung folgte die Aufhebung des Vertrags von 1852, der Personalunion mit Abtrennung Schleswigs, und doch ist als Sieger, glaubt in der Klemme, deutsch deutsch, innigst deutsch wird, daß ist jetzt die Zuversicht des Siegs, daß man erreicht. Hatte sich früher ein Einverständniß zwischen Preußen und den Bundestruppen herstellen lassen, so müssen die holsteinischen Vorfälle in Altona und Kiel, 1864. Dorn Feld. II. 19

sich in Mordthaten verwandeln werden. Jeder, der die politische Leidenschaft nicht verblendet hat, muß sagt die Verhältnisse liegen, es für unmöglich halten, daß Preußen in Deutschland die Rolle Sardiniens in Italien spielen könne, die deutschen Stämme sich eng verwachsen mit ihren Fürsten, die sehen nicht im Gegensatz zu ihnen wie der Neapolitaner in dem Bourbonenherrn, der Lombarde in dem österreichischen Gegherzog kann. Gleichviel wie Machtverhältnisse dürften bei einer Verschmelzung mit Preußen gewinnen und die Lebensgewohnheiten und die Prinzipien verlieren, wie aber die Sachsen, Schwaben, Baiern „preußisch" werden sollten, ist nicht abzusehen. Den Hegemonialgelüsten Preußens wie Oesterreichs steht das lebendige Gefühl der Eigenheit in den einzelnen Stämmen Deutschlands vielleicht für immer unüberwindlich entgegen. Wenn man eine Zeit lang der mächtigste Staat, der Musterstaat Griechenlands, aber verschlungen hat es die anderen hellenischen Stämme doch nicht. Allein neben diesen Gewissen hat Preußen auch leicht die innere Schlüssigkeit eines deutschen Staats gefunden kann, daß die andere, daß die vier Mittel-Königreiche nach außen hin nur einmal aufzurichten vermögen, sie sind wie Schiffe, die auf Schleppen genommen werden.

Nicht der Bund, die Krone eines Schleswig-Holstein gestalten helfe, werden Preußen und Oesterreich allein entscheiden. Lang aller Ehren und Machtversammlungen auch selbst in dem „Bundesgerichtshof", sie werden dem Augustenburger und dem Oldenburger Recht sprechen soll. Ihre Stimme die Wage lenken. Das Schleswig-Holstein die Brücke, allen Hegemoniegelüsten auch nur eine vorgeschoben wird, ist gewiß genug. Preußen, sagen seine Anhänger und die Regierenden, hat zu große Opfer gebracht, um mit leerer Hand aus dem Kampfe zu gehen, es wird sich nicht um der Mehr im Stiche lassen. Je eher jene Erkenntniß bei den anderen Elementen Eingang finden, desto rascher wird sich das Bündnisrecht des Siegs aufrichten. Glücklich, wenn die Schuld getilgt, daß es die Deutsche während die Hannoveraner und Sachsen das Gewehr beim Fuß standen und in Württemberg und Baiern die Soldaten nur zaghaft ihren Fürsten die Jagd eines zu erwerben halfen. Oesterreicher und Preußen Schleswig und Holstein erobert. Mögen sie den Gütter und das Schicksal verfluchen, daß es so gekommen, aber das Geschehene ist unabänderlich. Das Land wird, will heute wie in den Tagen der Barussia Recht in der Hand des Siegs ist es gewesen und dem Schwert, dem Verbrauch verfallen werden.

Ueber dem Staatsrecht des Barbaren — mögen sie der Kunstbegriffe oder die Gesetze, die Verfassungen, über die großmächtige heißen — gibt es einen

führen, den nationalen. Und von ihm aus betrachtet erscheinen die Dinge in einem für das Vaterland ruhmvollen Lichte. Schleswig-Holstein ist von den Dänen befreit, unsere Krieger haben sich heldenmüthig geschlagen, ihre Führer eine größere Kriegskunst entwickelt, als man ihnen zutraute. Dagegen tritt die Unterdrückung aber den Besitz der Herzogthümer zurück. Ob es eine schleswig-holsteinische Armee, schleswig-holsteinische Festungen gibt, aber ob es einen vom preußischen Heerbann getrennten, der anderer mit dem preußischen Heer verschmolzen wird, ob es von so erheblicher Wichtigkeit? Einst ist doch gewiß die Preußen und die Oesterreicher sind sie gut Deutsche wie die Bayern und die Hannoveraner.

Ancona Belagerung und Fall.

Aus dem Tagebuch eines Gefangenen.

I.

4. 8. — Der Fürsten von Windischgrätz, durch den Oesterreich die ferrische Lombardei verlor, war kaum gestorben, als auch schon die Fahnen Schaaren des verjüngten Italien den Kirchenstaat und das Königreich beider Sicilien bekämpften, um ihr Einheitsgebäude aber für einige Jahrhunderte aufzurichten. In ganz Europa wurde der Name Garibaldi mit Begeisterung genannt und kam einem mächtigen Widerhall. Kosmopolitische Gefühlen junge Leute der verschiedenen Nationen unter die fliegende Fahne des Generals Garibaldi; persönlich konnte ja jeder, hatte auch ich mich mit noch einigen jungen Leuten in Wien verleiten lassen, die ruhige Wirklichkeit mit dem wechselvollen Kriegsabenteuer zu vertauschen. Um schnell und sicher an den Ort unserer Bestimmung zu gelangen, liefen wir auf von einem päpstlichen Dampfschiffe in Wien ab, stiegen, bei der ersten günstigen Gelegenheit, in das unter Piau, wollten mit dem zu Garibaldi übergehen. Aber es sollte anders kommen.

Am 10. August 1860 befand ich in Wien mit meinen Kriegsgefährten die Stadtbahn, die und mit Feuerwerke unserem Fest gefeiert.

Tage, den 11. August, kamen wir in Triest an und waren am 14. August in Pola von Ancona. Hier fanden wir dem commandirenden General de Quatre Barbes im Quartiermeister vorgestellt, ich meldete mich mit mehreren Gefährten zur Artillerie. Statt dessen aber wurden wir zur Infanteriecompagnie commandirt und sahen darauf sofort unsere Kleidungen ziemlich ernstlich. Der Fest vom 15. August die 12. September verging und unser beständiger Arbeit bei den Vorposten, beim Schanzen und übrigens. Reichen der Kanonen und Schanzkörbe und Gerüsten mit den Gefängen, die trotz fest sowie die Sonntage benutzte ich, die Stadt kennen zu lernen oder das Meer zu beobachten. Wöchentlich erschienen gewöhnlich Postdampfer aus Triest und Neapel, die uns Neuigkeiten und Zeitungen brachten. So wurde die Zahl der Mannschaft bei dem Beginn der Belagerungsarbeiten auf 3000 Mann, die sämmtlich schon bewaffnet und zum noch höheren Gefechtungen befehlt waren, als sich das Gerücht verbreitete, daß eine starke Truppe gegen den Angriff einer englischen Armee von 30,000 Mann unter einem General wie Giadone nicht ausrichten würde.

Die Stadt Ancona am Adriatischen Meer ist größten zwei Hügel erbaut, auf welchen sich die beiden Hauptwerke der Festung, das Castell und das Fort Monte Cappuino, befinden. Die Stadt selbst hat über 30000 Einwohner, die einen bedeutenden Handel treiben. Der ausgezeichnete Freihafen, wodurch die Stadt Werth und Bedeutung erhält, ist mit einem 2000 Fuß langen und 1000 Fuß breiten Mole versehen, der unter Kaiser Trajanus erbaut wurde und auf dessen Mitte noch der Triumphbogen des Kaisers steht. An der äußersten Spitze des Mole erhebt sich ein Leuchtthurm, der von sehr starken Kasematten und einer Batterie des Mole verstärkt wurde. Gegenüber diesem Leuchtthurm ist auf einer Insel im Hafen das Lazareth oder Quarantainehaus zu welchem vom Lande aus eine schmale Brücke führt, die sich ebenfalls in Kreuzform Stande befand. Die Festung Ancona wurde von acht bedeutenden Bastionen verstärkt, der Hafen für sich allein aber durch zwei schwimmende Batterien, vier Kanonenboote, jeder mit einem schraubentreibenden pfeilartigen Gestalt bewaffnet und durch vier Küstenbatterien. Die Belagerung sämmtlichen Werke betrug ein Gesicht [illegible] während der Belagerung aus zwei Regimentern Schweizer, die in französischer Sprache commandirt wurden, einem Regiment Italiener, die sich der englischen Sprache bedienten, vier Bataillonen Bersaglieri und einer Compagnie Reiterabtheilung, die meist aus Deutschen gebildet und deutsch exercirt wurde, ferner befanden sich in der Festung ein Regiment Theil Papalini (eingeborene Vorstände), besitzen Gendarmerie, eine Truppe Guiereuschützen und 1500 Mann Marinesoldaten, die alle italienisch sprachen.

Die Kleidung sämmtlicher Truppen war durchaus nach französischen Muster, der lange Gaput, die weiten Pantalons und das Käppi waren stark vertreten. Jede Truppengattung hatte so nach der Nationalität ihre verschiedenen Gefänge und Strafen. Alle Deutsche wurden und als besonders bevorzugt betrachtet, indem nur wir mit der Feldgeschütze bedient waren.

Das Hauptwerk aber die eigentliche Festung ist das Castell, welches auf dem höchsten Berge Ancona erbaut ist. Von zwei Seiten ist der Fuß dieser Festung den Häusern der Stadt begrenzt und nur die höchsten gebauten den Blick auf freie Land. Vom Castell aus regiert das Commando über sämmtliche Truppen und Werke durch den persönlichen Oberbefehl des Generals Lamoriciere, der selbst dem General de Quatre Barbes seine Wohnung darin aufgeschlagen hatte. Die Vertheidigung des Castells geschah durch das Infanterieregiment, ein Bataillon Bersaglieri und der Mannschaft der neunten Batterie. Die weißen Gebäude waren Mörser, die schwefelsaures Hohl-

fagnin warten, und eitrige Briefgrüßungsfeuer vom schwerken Kaliber. Das zweite Werk war das Fort Monte Cappuzzo mit einem Kapuzinerkloster und dem Kirchhof, einer der am blutigsten umstrittenen Punkte der Stadt. Von der Nordseite wird der Kirchhof von Leichen wie von Erde und haben Berge vom offenen Meere umzogen, während er sich nach Süden steil abdacht und auf der Mitte nach der Batterie Monte Pertana hingt. Am südlichen Rande des Berges Cappuzzo stehen die massiven Gebäude der Salzerzeugungsanstalt und die Kaserne Santa Marina, durch welche man auf das Plateau des Monte gelangt. Auf der Spitze des Berges steht der Leuchtturm, der ebenfalls einst herum mit schwerem Geschütz armiert war. Der Leuchthof, dicht neben dem Leuchtturm östlich gelegen, besteht aus einigen geräumigen großen gemauerten Gruben, deren jede mit einer Umgang vorzüglichen Deckung versehen und mit einer bombensicheren Kasematte geschützen ist. Diese Gruben haben die gute Eigenschaft, die Leichname in kurzer Zeit aufzulösen. Deshalb kommen die Letzten stets ohne Sarg und ohne alle Gelegenheit an den Ort ihrer letzten Ruhe. Die Totenlöcher bei Begräbnissen werden im sichern Linien übereinander von den Kirchen begangen. Sonntag Prozessionen und Züge fallen sich jährlich von Nach Westen und ist der Berg Cappuzzo jemals kannt, diese Absicht ist in dem Begräbnisplatz der Juden bestimmt, die aber die Gräber der Ihrigen in gewissen Abständen liegen lassen und nur durch anregsamkeit aufgefundene Gräber ohne Kirchhof eine sonstige Grabmarkierungen bezeichnen. Ein unterirdischer, mit niedrigen Thoren getrennter Gang führt von diesem Kirchhof in das Innere der Werke des Forts Cappuzzo. Unterhalb den Totenkirchhof erhebt sich an der Felsküste der Monte Gabelle, der aber bedeutend tiefer liegt als Cappuzzo. Das Plateau von Gabelle besteht aus den Trümmern einst ebenfalls sehr starken Werken, und zum Napoleon hat auf dem Plateau gestanden haben soll. Heutzutage aber waren die Gräben zugeworfen worden, da der Platz ungeeignet liegt, um Land- und See zu schützen. Das Plateau des Berges war in ein Feldlager umgeschaffen worden, worin ein Bataillon Bersaglieri hinreichenden Raum für sämtliche seine Bedürfnisse und Schanzen hatten machen. Die Gesellschaftsräume dieser Lager befanden sich in 22 Gruben, an denen der Zahn der Zeit schon genagt hatte.

Die Arbeiten am Suezkanal.

Wer mit Interesse jenem riesigen Unternehmen, die beiden Meere, das Mittelländische und Rothe, zu verbinden, weder die Tiefenlage von Suez kennt, so folgt ist, weiß auch, daß diese Arbeiten den bedeutenden Ausgaben der englischen Presse aufgeregt sind. Dieses Ausgaben zu begegnen, hat die Compagnie des Suezkanals einen englischen Ingenieur zur Besichtigung der Arbeiten entsendet.

Der Uferbau von Aegypten, dem die Eröffnung der Suez am Herzen liegt, schickt sich den Bitten der Compagnie an und Handlanger, der Vertreter der Gesellschaft der Ingenieure in London, begab sich nach der Landenge von Suez und theilte nach genauer Untersuchung seine Meinung der Compagnie mit. Dieser Bericht ist jetzt veröffentlicht worden.

Der Kanal wird eine Länge von 145 Kilometer haben, die aufgegrabene Erde wird sich auf 80 Millionen Kubikmeter belaufen, alle von der Compagnie unternommenen Arbeiten werden zusammen etwa 200 Millionen Francs kosten, doch sind darin die Errichtung der Häfen von Suez und Said mit einbegriffen. Sollte man einen ähnlichen Durchstich im Innern eines civilisirten Landes unternehmen, so wäre die Sache durchaus nicht so schwierig, aber in der Wüste Sand, fehlen Arbeiter und Lebensmittel, Wasser, Steine, Brennmaterial. Demnach sind diese Schwierigkeiten überwunden und ein Theil der Arbeiten schon vollendet.

Um 6000 Arbeiter zu verschaffen, mußte die Compagnie sich an den Vicekönig von Aegypten wenden, der sie die durch einen Machtspruch verschaffte. Diese Arbeiter werden je nach ihrer Geschicklichkeit und Befähigung, sie sich an ihre Thätigkeit gewöhnt haben, bleiben sie gern und fortwährend, da sie hier ermuthigen dahin drängen, daß sie sich an den Engländer — und doch mit nicht ohne allen Grund — einen Herr und Gebieter. Natürlich macht sich unter ihnen eine große Verschwendung, der Arbeiter leidet weder Mangel, noch denken sie über ihre Hände beschäftigen zu sparen, der Geschicklichste ist unter ihnen geringer als unter den Europäern auf der Landenge.

Dieß zunächst die Behörden der Arbeiter betrifft, so muß die Compagnie die Lebensmittel und das Wasser der Kamele nach Suez transportiren lassen. Um diesen Mißverhältnissen in einem zu begegnen hat die Compagnie neben dem Trockenen Kanal einen schiffbaren Süßwasserkanal zu graben angefangen, der sich mit den vom Nil abgeleiteten Kanälen verbindet, der Aegypten ins Land zieht. Der Kanal soll, wie man sagt, in wenig Monaten vollendet sein, dann wird eine ununterbrochene Kommunication zwischen dem Nil, dem Rothen Meere stattfinden. Bis dahin können die Arbeiten an dem Hauptkanal in trockgelegtem Meere in Angriff genommen werden. Sie können dann, nach dem Bericht Handlanger, noch fünf Jahre beanspruchen, wenn der Bericht von Aegypten vorliegt, die Mittheilung von 8000 Arbeitern der Compagnie zu sichern. Diese man 10000 Arbeiter anstellen, so würde das Werk in vier Jahren vollendet sein. Handlanger meint, die Arbeiten möchten nicht um 50 Millionen die Rechnung der Compagnie übersteigen, somit das ganze Werk 250 Millionen Francs kosten.

Die Daten der Landenge von Suez zeigt in einer ganzen Länge eine Depression, daher die Meinung, daß beide Meere früher miteinander verbunden

ſind nicht richtig, Herr akademiſcher Profeſſor! Hat er Dir dieſen Maikäfer vorgezeichnet?

Tony.

Freilich, ſo garſtige Thiere, wie ſie unter Deinen Gläſern kriechen, wird man auch auf Blumenſtücke ſetzen.

Guſtav.

Wie warm, wie leidenſchaftlich, Tony! Wie heißt denn dieſer Lehrer?

Tony.

Haſt Du nicht von dem ausgezeichneten Künſtler gehört, der erſt kürzlich den großen Carton über die Götter Griechenlands von Schiller ausgeſtellt hat? Der Kunſtverein hat ihn an ſich gekauft.

Guſtav.

Habt Ihr auch einen Kunſtverein, wo die Gemälde ausgeſpielt werden? So eine Art Bilderlotterie? Die Pointe fehlt noch, die Pointe!

Tony.

Von allen Damen der Reſidenz bin ich beneidet worden, daß ich mich eine Schülerin Wilhelm Steiners nennen darf.

Guſtav.

Wie? Steiner?

Tony.

Das frappirt Dich mit Deinen Maikäfern! Ja, Wilhelm Steiner war mein Lehrer.

warm. Die tiefern Theile sind noch voll von Salzwasser, welches nicht unbeträchtliche Seen bilden; die meisten davon man auf dem Wege von Suez nach dem Mittelmeere in dem See Timsah; der Balah- und Menzalehsee. Der Durchlich des Kanals folgt dem Thalweg und mündet in diese Seen. Die einen von ihnen haben in ihrer ganzen Ausdehnung die volle Tiefe von den projectirte Kanal, in den andern aber mußten bedeutende Ausbaggerungen stattfinden. Zwischen diesen Seen liegen Landstrecken, von denen die Einen gewöhnliche Höhe bereits in einer Breite von 15 Meter und einer Tiefe von 2 Meter unter dem Meeresniveau durchstochen ist, man arbeitet jetzt am Durchstich der zweiten Höhe, bei von Serapeum.

Ueber den Kanal und seine Zukunft sind die Meinungen sehr getheilt. Während die einen glauben, es würde bald einem Kanalsterben Graben gleichen, meinen andere, seine Erstörung würde in verstand sein, diese Strecken seine Verschüttung durch die Stürme, die den Sand der Wüste in die trockene Strecken, die den Sand der Wüste in die trockene Bahnlinien, eine Bahnlinien von Ismaila Hamdhan beziehen, alle diese Anstalten, die letztere vermittelt es als tüchtig, denn wenn das Salz sich wirklich im Kanal absetzte, so würde es nur eine Dicke von Kreidegrund für die Verzapfung sein. Was aber die beschränkte Verlautung betrifft, so haben Beobachtungen, die man darüber angestellt, ergeben, daß der Wind nicht mehr als sechzig Centimeter Sand im Jahre hinwegwehen kann, das Wasserwellen nicht vielmehr als drei hinein und die Karawanen trieben Sandes würde etwa jährlich 300000 Franck kosten, die man zu den Gesammtkosten der Erhaltung des Kanals schlagen hat, die jährlich etwa 12½ Millionen Franck betragen würden. Möglich, daß sie mehr als gerecht werden durch die Einnahmen des Kanals, welchen die Compagnie als Eigenthum in Preis genommen und daß der Südwester Kanal trocken bar machen wird. Das ist kurz gesagt, das Urtheil des gelehrten englischen Ingenieurs.

Nach der Vollendung des Kanals gedenkt die Compagnie eine Steuer von 10 Franck per Tonne von den Schiffen zu erheben, die den Kanal benutzen werden. Da die Durchfahrt durch den Isthmus die Kahrt von Europa nach Indien um die Hälfte der Zeit verkürzt, so steht man, daß sich der Verkehr verdoppeln und natürlich 10 Millionen Tonnen Schiffsraum den Kanal im Jahre durchmessen werden.

Sehr interessant ist diesen Thatsachen, Ansichten und Hoffnungen gegenüber der Bericht, welchen man dem Herzog von Coburg-Gotha bei seiner Reise durch Aegypten empfehlenswerth über diese Canalfrage ertheilt gemacht hat. Die Aegypten, heißt es darin, haben gar nicht die Absicht, den Kanalbau zu fördern. Sie wollen nur selbst Nutz zwischen England und seinen wichtigsten Colonien ziehen und sich für ihre Zwecke wortheilhafte Rechte erwerben. Das ist Ihnen vorläufig bis Genüge. Wenn auch noch dem Überbau der Indische Seide-Bucht mit 65 Millionen Franck bei dem Bau betheiligt ist, so liegt dennoch nicht in Frage, in welchen Händen das ganze Unternehmen endschließen muß, denn der Plan einer Bewässerung der weit liegenden Strecke Wadi Tumeilat zwischen Zakazik am Damiettearm bei Nil und dem Timsahsee, kann nur die Kultur derselben zum Zweck haben. Die Gesellschaft begann nun gleich damit, im Wadi-Tumeilat sehr beträchtlichen Grundbesitz an sich zu bringen. Sie kaufte diese Ländereien von Abraham Pascha. Diese Ländereien liegen sich hervorragend in dieser Landschaft in Port-Said, Zakazik und Damiette nahen; sie sind nicht den ägyptischen Behörden, sondern dem französischen Generalconsul unterworfen. Sie umfassen ist der ganze Plan angelegt, daß selbst die Mehrzahl der nothwendigen Arbeiter der Actionär der Gesellschaft gehörden muß, nicht der bei Viehzüchtigt.

Der Umfang der gegenwärtig schon bewässerten und in Kultur gebrachten Strecke gleicht einem kleinen Küstenthum und die Gesellschaft schaltet dort als unumschränkter Grundherr. Ueber die Convenzionen, wenn der Kanal innerhalb sechs Jahren nicht vollendet, ist man schon hinweggeschritt. Die Privilegien der Gesellschaft dauern 99 Jahre und hatten erst von dem Tage der Eröffnung des Kanals; sie braucht die Gesellschaft den Kanal nur unvollendet zu lassen, um sich ihre Rechte für alle Zeit zu retten. Hier ist es sich denn schon die Unabhängigkeit von der Regierung des Vicekönigs zu sichern gewußt hat.

Wird der Kanal in Zukunft wirklich einmal nützig, so ist er der Schlüssel zu Indien und in Frankreich Händen, wird der Kanal nicht vollendet, so besitzt Frankreich doch immer in jener Colonie in Wadi Tumeilat ein schönes Stück Land von Regypten und einen mächtigen Einfluß auf dessen Regierung.

Zur Unterhaltung.

Schleswig-Holstein aber. Wie klastiger Schrift — von Karl Schirmer (drei Bände. Wien. Schönerer. 1864) schildert in Romanform die jüngste Vergangenheit der Herzogthümer, den Krieg von 1848—50. das Ganze hat sich leicht und unterhält. In einer neuen Auflage liegt und. Die Chronik der „Fortschlagsgatte" von Wilhelm Raabe (Berlin, Schutte u. Comp.) vor. Raabe, der unter den Dichternamen Corvinus vielleicht bekannter ist, hat in diesem liebenswürdigen kleinen Buche und den folgenden. Dichtern von Kaiserwetter" weitaus das Beste seines Talents gegeben; seine folgenden Schöpfungen, wie anmuthig und romantisch sie auch in Einzelheiten sein mögen, haben die Vollendung und den Humor dieser ersten nicht erreicht. Die Abtheilung der Sperlingsgasse ist ein kleines humoristisches Meisterstück, ein Gemälde des deutschen Kleinlebens, das sich dem Gemüth einer oben anbewegt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 33. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Die Heidemaid. Eine Geschichte aus früherer Zeit. Von W. von J. II. — Zur Geschichte des Postwesens. Von P. Philippson. III. — Ein geschickter Staatsmann und ein Beförderungsfinger. Von Georg Hesekiel. — Kunst und Kunstgenuß. — Miszellen. Literarische Skizzen. Lieder. 1 Kölnische Geschichten. Neueste Erfindungen und Entdeckungen. Aus dem Tagebuch einer Badenden. II. — Berliner Briefe. VIII. Wintervergnügungen. Theaterchronik. Die Kindervorstellungen. Vom Theater.

Die Heidemaid.

Eine Geschichte aus früherer Zeit. Von W. von J.

II.

Als Andres sein Bäumerchen im Gebirgsthale betrat, schlug er Lichter an, um sein bestes Gewand, mit dem er zur Kirche gewesen, wieder aufzuheben, während er sonst gewöhnlich sein Lager im Ställen aufsuchte. Lud enge, gewölbte Gemach, ein Rest der alten Burg, enthielt nun das Bett und eine große hölzerne Truhe mit seine Habseligkeiten, welche zugleich als Tisch und Stuhl dienen mußte. Er hob den schweren Deckel der Lade auf und sein erster Blick fiel auf einen Blumenstrauß, wie ihn die Bauernburschen ihren Gespons als Geschenk ihrer Liebsten an der Festmütze tragen. Es war eine dunkelrothe Nelke, von den Klosterfrauen in Marienberg kunstreich verfertigt, welche mit Rosmarinzweigen zusammengebunden und mit Goldschaum verziert war.

Wie war dieses Liebeszeichen hierher gelangt? Bächel war über die Jahre hinaus, welche solche Gaben aus ihrer Hand wünschenswerth machen, und Marie? — Wo sie dachte et am wenigsten denken, an die halb tatarische Kirschenschacher, welche im Wirthshaus beim Tanz im Herrenstübchen saß und bei dem Pfarrer verkehrte. Wie sollte sie dem Heimatlosen, dem Untergehenen ihres Vaters solche Gunst zuwenden?

Widerstreitende Gedanken hielten ihn lange wach, und als er endlich einschlief, wirrten sich die Bilder des vergangenen Tags, der Heilige in der Kapelle, die Heidemaid, der Schulmeister, Marie sammt dem gespenstigen Zeitenhund zu beängstigenden Träumen durcheinander, und er war froh, daß der Hahnenruf ihn weckte und in den trotzigen Muth hinaustrieb, wo er vor dem Feindseligen den Mitschützen aufsuchen mußte. Von diesen fand er keine weitere Spur als einige Schlingen und Sprenkel, wie sie die Zigeuner für die nächste Jagd zu legen gewohnt sind. Da sich noch nichts darin gefangen, begnügte er sich, dieselben zu zerstören und wandte sich dann heimwärts auf einem abgelegenen Umwege, den er noch selten betreten hatte. Dieser zog sich an einen uralten Eiche hin, einem Recken des Waldes, dessen Haupt von dem Blitz zerschmettert und dessen mächtiger Stamm tief zerklüftet war.

Der Wind schwieg, es war ganz still unter den hohen Bäumen, nur das gefallene Laub knisterte unter dem Fuße des Dahinschreitenden. Da tönte es seltsam aus der hohlen Eiche wie der regelmäßige Athemzug eines Schlafenden. Andres

horchte eine Weile hin, dann nahm er Büchse und Waidtasche ab und war im Nu hinangeklettert, bis wo eine weite Kluft gähnte, in welche er von oben herabschauen konnte. Da lag sie auf Laub und Moos gebettet, im Scheine des Frühlichtes, die Heidemaid, von ihrem schwarzen Haar umhüllt und sorglos schlafend wie ein Kind. Jenes Mitleid, das am vergangenen Tage ihr Anblick in ihm geweckt, drang aufs neue in sein Herz; er schaute eine Weile still auf sie nieder und warf dann abermals eine kleine Münze in ihren Schos.

Eilig glitt er nun den rauhen Stamm hinab, nahm sein Weidzeug auf und kehrte nach dem Hause zurück.

Der alte Förster saß mit seiner Tochter bei der Morgensuppe, als der Jägerbursche eintrat. Beim Anblick des glitzernden Straußes an seinem Hute stieg eine dunkle Röthe in des Mädchens Gesicht auf, und der Herr, wie er ihren Vater zu nennen pflegte, schaute scharf auf ihn hinüber und meinte: „Den hast du nicht im Walde aufgelesen?"

„Nein, Herr", stammelte Andres verlegen, „ich hab' ihn sonstwo gefunden!"

In diesem Augenblick kamen einige Holzschläger in die Stube, denen er ihre Arbeit im Walde anweisen sollte, und so war keine Rede weiter von dem verhängnißvollen Liebeszeichen.

Mit Anfang Novembers hatte sich auf den Höhen ein früher Winter eingestellt und zwar recht ungemüthlich in wechselndem Regen und Schneegestöber, sodaß das Schlößchen wie auf einer Felseninsel in den wogenden Nebelwolken stand, welche nur selten einen Sonnenblick durchließen. Außer den ab- und zugehenden Holzschlägern, welche jeden leidlichen Tag zu ihrer mühseligen Arbeit benutzten, sah das Forsthaus keine weiteren Gäste.

Sein Andres den Strauß am Hute trug, war über die sonst freisinnige Marie ein eigenes Wesen gekommen, daß die alte Bärbel manchmal den Kopf schüttelnd mochte, deren Vorrath an Sagen und Legenden sich vergeblich erschöpfte, um der sonst so willigen Zuhörerin einigen Antheil abzugewinnen. Sogar der Förster wurde gewahr, daß seinem Töchterchen etwas in dem Sinne liegen müsse, wenn sie in verdrießlichem Schweigen an seiner Seite saß oder dem Andres spitze Reden gab. Dieser, in dem Wahn befangen, daß sein Putzschmuck dennoch von ihr komme, ließ alles über sich ergehen und zeigte sich nur williger, ihr zu Gefallen zu sein. Die Heidemaid hatte er saß ganz darüber vergessen und auch ihr Versteck nicht mehr aufgesucht, indem er wähnte, sie sei mit den Zugvögeln weiter geflogen in mildere Himmelsstriche. Ueberdies gab ihm sein Dienst so viel zu schaffen, daß er alle unnützen Gedanken sich aus dem Sinne schlagen mußte. Die Wilderei hatte so auffallend zugenommen, daß die Förster nächst der Aufsicht der Holzschläger noch spät abends und am frühesten Morgen hinaus mußten, ohne daß ihre schärfste Wache den Frevel zu hindern vermochte, dessen Spuren sie gewöhnlich an ganz anderer Stelle fanden, als die ihnen verdächtig erschienen war.

Daß die Wildschützen meist vom Thal heraufkamen, daß es ein ganzer Gang war, verriethen die Abdrücke ihrer Sohlen, deren ein Paar von ungewöhnlicher Größe ohne Nägelbeschlag häufig die anderen undeutlich machte. Der alte Förster nahm es sich zu Herzen, daß die schlauen Gesellen seiner Wachsamkeit zu spotten schienen, und hielt lange Berathungen mit Andres an, der seine eigenen Gedanken über dieses Treiben hatte, die er aber vorerst für sich behalten wollte.

Ungefähr eine starke halbe Stunde vor dem Forsthause, an der Grenze des Reviers, lag das Rebelloch, eine damals nur selten besuchte, fast unzugängliche Tropfsteinhöhle, aus der an kalten Tagen Wolkendünste aufstiegen, welche den Eingang umlagerten, und ihr wahrscheinlich ihren Namen gegeben hatten. Dichtes Gebüsch, Gestrüpp und Dornen zogen sich um die Felsengrotte, die, ein Aufenthalt der Eulen und Fledermäuse, durch unheimliche Sagen verrufen, von dem Landvolke gemieden wurde. Und dennoch war Andres beinahe gewiß, daß die Wilderer nur von diesem Versteck aus ihre Räuberei so lange ungestraft hatten fortlegen können, da sie dadurch einen Rückhalt gewannen, in welchen sie bei annahender Gefahr sich alsbald mit ihren Leuten flüchten konnten. Mit dem Förster allein die bewußte Rotte anzugreifen, war zu gefährlich, und auf den Beistand der Holzknechte konnten sich die Jäger nicht verlassen, da diese häufig als Kundschafter und Mittelspersonen benutzt wurden, theils die Gänge der Waldhüter auszuspähen, theils, um mit den Holzfuhren das erlegte Wild nach der Stadt zu schmuggeln.

Während die Männer in dem Forsthause auf solche Weise beschäftigt waren, hatte Marie manche Stunde, um sich ihrem Mißmuth hinzugeben, als mit einemmal der Schulmeister wieder er-

ſchien, der ſich die ganze Zeit nicht mehr hatte blicken laſſen. In ſeinem Ausſehen war eine auffallende Veränderung vorgefallen; ſein ſommerſproſſiges Geſicht war vom Wetter gebräunt und ſeine bald ſtädtiſche Kleidung nachläſſiger, als ſich für ſeinen Beruf geziemte. Der ganze Mann war wie verwildert und gab ſich kaum mehr die Mühe, den Anſchein äußerlicher Frommigkeit zu bewahren, wodurch er anfänglich manche ſtille Seele in dem Dorfe für ſich gewonnen hatte. Als wäre zwiſchen ihm und der Förſterstochter alles im alten, freundſchaftlichen Gleiſe, erkundigte er ſich angelegentlich nach ihrem Vater und deſſen Beſchäftigungen im Walde, und bedauerte ſchließlich ihre eigene Einſamkeit und Verlaſſenheit.

„Ich brauche Euer Mitleid nicht!“ erwiderte ſie unwillig.

„Nur nicht ſo ſpröde, Jungfer Marie, wenn unſereins ſich die Mühe nimmt, hier oben ein zuſprechen! Oder ſollt' es wahr ſein mit dem Zigeunerbuben, an dem Euer Vater den Narren gefreſſen? Wie mag eine chriſtliche Jungfrau ſich nur ſo etwas nachreden laſſen?“

Bei dieſen Worten erglühte des Mädchens Geſicht in tiefer Entrüſtung und ſie rief heftig:

„Was wißt Ihr davon? Sagt es und lügt den Andres in Acht! Mag der geweſen ſein, was er will, ſo iſt er doch jetzt ohne Tadel und thut ſeine Schuldigkeit wie keiner von allen, die früher hier waren!“

„Seht doch, wie hitzig Ihr gleich ſein könnt, Jungfer Marie! Ich hab's nicht ſo ernſtlich gemeint und will gern alles glauben, was Ihr zum Lobe des heidniſchen Zigeuners vorbringen wollt!“

Nun miſchte Bärbel ſich auch ein, die mit ihrer Kunkel am Ofen ſaß und tief dazwiſchen:

„Wie unterſteht Ihr's Euch, den Andres einen Heiden zu ſchelten! Ihr, ſo ein Pietiſt und Ketzer, der eher den Teufel als die heilige Mutter Gottes gelten läßt! O heilige Barbara, daß ich ſo was hören mußte!“

Während dieſes Wortſtreits war der Gegenſtand deſſelben in die Stube getreten, ohne von den Anweſenden bemerkt zu werden. Der Schulmeiſter hatte die weiten Filzſchuhe, welche er über ſeiner Fußbekleidung trug, zum Trocknen an den Ofen geſtellt, und ſeine Augen hefteten ſich ſogleich in die Augen, der kaum aufhorchte, als ſein Name genannt wurde. Als ihn jedoch der Schulmeiſter gewahrte, nahm dieſer eine würdevolle Miene an und die Frauen ſchwiegen verlegen, daß ſie ſich ſelbſt als der Angefochtene verſchwunden war, nicht auf eine paſſende Rede zu beſinnen vermochten. Der Gaſt trank haſtig ſeinen Schoppen aus, legte die Zeche auf den Tiſch und entfernte ſich mit Hinterlaſſung ſeines wollenen Schuhzeugs, das ihm die Bärbel mit einigen herzhaften Glückwünſchen auf den Weg nachſchleuderte und die Thüre zuwarf, als ob ſie ſich nie wieder für ihn auftun ſollte.

Andres hatte in ſeiner Kammer das Fortgehen des Schulmeiſters abgewartet und ſah noch, wie er ſich auf der Zugbrücke umwandte und mit geballter Fauſt zurückdrohte. Anſtatt den Steig nach dem Dorfe einzuſchlagen, wandte er ſich ſeitwärts nach einem Nachtwege, auf welchem ihm in weiter Entfernung der Jäger nachging, ohne ihn gänzlich aus dem Auge zu laſſen. In einer Richtung, welche ſich beinahe bis zu dem Nebelloche hinzog, taſchelte es plötzlich in den Büſchen, und die Heidemaid ſprang hervor, faßte den erſtaunten Jäger am Arm und gebärdend weinend raunte ſie ihm ins Ohr: „Dort, dort im Nebelloch! Geh' nicht hin! Sie wollen dir ans Leben!“

„Woher weißt du's, Maid? Ich muß hin! Sie haben mich lange genug zum Narren gehalten!“

„So komm mit mir, ich weiß einen beſſern Weg!“

Das Mädchen hing ſich feſt an ihn und ſchaute auf ſeinen Hut.

„Der Strauß“, ſagte ſie ſtammelnd, „du haſt ihn noch und ich hab's auch noch!“ Damit wickelte ſie aus ihrem Buſentuch die beiden Silbermünzen hervor und hielt ſie Andres vor die Augen.

Dieſer wußte nun, wer das Gerücht geweſen, das Marie und die Bärbel geſchreckt hatte. Er wußte aber auch, welches Traumbild ihn mit warmem Mund geküßt hatte, wenn er in der verlaſſenen Köhlerhütte zwiſchen die Nachtwache hinein eine halbe Stunde in Schlaf verſunken war.

Die Heidemaid geleitete ihn nun über Steg und Stein auf weitem Umweg an der Bergwand hinan, wo hinter Buſchwerk eine Felsſpalte ſich auftat, durch welche ſie behend wie eine Eidechſe hineinſchlüpfte. Muthiam drängte er ihr nach, die geladene Büchſe in der Hand tragend, und gelangte in eine Höhle, welche urſprünglich durch die Klamme erhellt war. Er ſchlug Feuer an und beleuchtete mit entzündetem Kienſpan in der Felsgrotte umher, in deren Hintergrund eine ſchlotartige Oeffnung in das Innere des Bergs auszumünden ſchien. Der Boden war trocken und dicht mit Laub beſtreut; die Wandungen der Höhle

stimmerten von Kalkkrystallen, ein Haufen Moos und Farrnkraut bezeichnete die Lagerstätte des Mädchens, und aufgeschüttete Holzäpfel, Haselnüsse, Bucheckern und Wurzeln von Engelsüß verriethen, wie sie in ihrem Winterverließ ihr Leben fristete, wenn Wind und Wetter sie verhinderten, ihrem Unterhalt in den Dörfern zu erbetteln.

Als er mit der Leuchte weiter in das Dunkel vordringen wollte, hielt sie ihn zurück, blies die Flamme aus und zog ihn nun an der Hand vorwärts, indem sie flüsterte: „Still, still!“ Nur langsam konnten sie in dem Felsloche weiter gelangen, das wie ein Fuchsbau sich senkte und von herabtropfendem Wasser glatt und lehmig war. Eine gute Weile mochten sie sich so fortgetastet haben, als ein frischer Luftzug ihnen entgegenwehte und sie wie vor einer Schießscharte standen, aus der sie in eine weite, hohe Wölbung niederblickten, an deren entferntestem Punkt ein Feuer brannte, welches den kirchenähnlichen Raum nur spärlich erhellte. Durch die Dunkelheit und das Geräusch der in der Tiefe sich sammelnden Wassertropfen vor Entdeckung geschützt, konnte Anderé die unheimliche Gruppe, welche sich um das Feuer gelagert hatte, scharf ins Auge fassen. Es waren ihrer fünf Männer, in welchen er den Schulmeister und einige übelberüchtigte Burschen aus der Umgegend erkannte; sie schienen sich über einen nächtlichen Streifzug zu berathen, und ihre Büchsen lagen neben ihnen auf einem Bund Streh, um sie vor der Feuchtigkeit zu schützen.

Die Entfernung und das Anschlagen des Wassers in der Tiefe ließ das dem Anschein nach heftige Gespräch nur in dumpfen, verworrenen Lauten bis zu Anderé gelangen, dem es genügte, zu wissen, mit wem er es zu thun habe, und den Schlupfwinkel zu kennen, von welchem die nächtlichen Umtriebe der Frevler ausgingen. Das er den Schulmeister in dieser Genossenschaft finden würde, hatten ihm nebenbei die Filzschuhe verrathen, deren ungewöhnlich große Zuspitzen er sich vordem nicht zu erklären wußte.

Vorsichtig trat er nun seinen Rückzug an, von der Maid geleitet, welche mit dem Instinct eines treuen Hundes jeden seiner Schritte bewachte und ihm bis zu der Lichtung das Geleite gab. Draußen war es indeß auch Nacht geworden, eine glitzernde, flimmernde Winternacht, welche Baum und Strauch mit Reif versilberte. Dabei war es grimmig kalt und der Himmel ganz wolkenlos, von dem die Sterne in ungewohntem Glanze funkelten. Der gefrorene Schnee knisterte unter den Füßen der Wandernden, und das Mädchen zitterte in seiner dürftigen Bekleidung vor Frost. Anderé knüpfte sein Halstuch los und wand es ihr um den braunen Nacken; sie ergriff abermals seinen Arm und drückte ihre Lippen darauf; dann, ohne ein weiteres Wort des Dankes, huschte sie in das Dickicht zurück.

Was einen Mann wie der Schulmeister, der sich so große Mühe gab, sich in das Gewand eines eifrigen Christen zu hüllen, in solch schlimme Kameradschaft hatte führen können, war nebst dem Hange zu heimlichem Umtreiben seine Geldgier gewesen. Er hatte bei einem Besuch in der Hauptstadt vor dem Antritt seiner Stelle von einem Verwandten dort, der einen ungeheuerlichen Wildprethandel betrieb, vielfach die hohen Preise rühmen hören, welche er von seinen Kunden für diese Waare erhielt. Auch Aufträge an freie Hoflieferanten, die Wildschützen dieser Gegend hatte er ihm mitgegeben, mit denen er aber erst herausrückte, als er sich durch seine Bibelfestigkeit im Dorfe schon in den Geruch besonderer Frömmigkeit gesetzt hatte. Sogar mit einer Büchse hatte der wohlmeinende Verwandte ihn ausgestattet, deren Handgriffe er dem alten Förster abgesehen, wenn dieser bei seinen Besuchen auf der Bude manchmal nach Vögeln schoß und ihn aufforderte es auch zu probiren. Je weniger Aussicht der Schulmeister darauf hatte, Marien zu gewinnen, desto eifriger wurde er in seinem freibeuterischen Jagdvergnügen, desto abgeneigter dem ihm Forstknecht, dessen Dienstbeflissenheit häufig die Wilddiebe verjagt und ihre Anschläge vereitelt hatte.

Jenen Abend sollte eine Sendung Wild, welche schon einige Tage in der Höhle bereit lag, in das Thal hinabgeschlittet werden; eine Aufgabe, welche häufig dem Schulmeister zufiel, bei welcher er mehr Anstelligkeit zeigte als auf dem Pirschgange, wo seine Unkenntniß und Ungeübtheit in dem edeln Weidwerk nicht selten die Beute verlor oder sie minder preiswürdig machte.

Der Handschlitten, auf welchem auch im Sommerzeit das Sammelholz von den Leuten im Gebirge auf den sogenannten Rutschen in das Thal gefördert wird, war beladen, das Wild unter Tannenreisig versteckt und das Fuhrzeug fertig in dem Buschwerk vor der Höhle. Der Schulmeister schlug die Flügel seiner Pelzkappe nieder und band sie unter dem Kinn fest; er rückte

Schubzeug zurecht, deſſen er auf der gefrorenen Bahn wohl benöthigt war und that noch einen derbhaften Schluck aus der Branntweinflaſche. Seine Büchſe ließ er zurück in ſicherm Verſteck und bewaffnete ſich nur mit einem Knittel, den er zwiſchen das Reiſig auf dem Schlitten ſchob. Einer der Wildſchützen ſchritt voran als Vorpoſten und Späher, die übrigen hielten ſich ſeitwärts, jenſeit der Waldgrenze, wo ſie im Zickzack an der ſteilen Berglehne mühſam niederſtiegen. Schon hatte der Schlitten, der häufig die Büſche ſtreifte, welche einen Sprühregen von Eisnadeln ausſtreuten, ungefähr die Hälfte des Wegs zurückgelegt, als aus der Tiefe ein dumpfer Laut, wie ferner Eulenſchrei, ertönte. Es war ein Warnungszeichen des voranſchleichenden Schützen, das der ſchlaue Schulmeiſter ſogleich verſtand, der eine kurze Weile innehielt und dann mit einem kräftigen Ruck ſein Fahrzeug in die abſchüſſige Bahn einer nahen Holzſchlucht lenkte, in welcher es unaufhaltſam niederſchoß.

Im ſelben Augenblick rauſchte es aber hinter ihm, er fühlte ſich wie von einer Eiſenfaust gepackt und der junge Jäger ſchaute ihm voll ins Geſicht, das trotz der verhüllenden Pelzmütze in der hellen Sternennacht leicht zu erkennen war. „Hab' ich dich endlich, du elender Schleicher!“ rief er dem Ertappten zu, der ſich vergeblich loszuwinden ſuchte. „Ergib dich oder ich muß nach dem Hirſchfänger greifen!“ Bevor es ihm jedoch gelang, die Waffe aus der Scheide zu ziehen, hatte der ſo unverſehens Ueberfallene ihn in ſeinem Sträuben und Ringen mit ſich auf den Boden geriſſen, wo beide nun in einen Knäuel verſchlungen miteinander um das Leben kämpften.

Der Förſter war an jenem Abend im Dorfe unten geweſen, deshalb konnte ihm ſein Untergebener keine Anzeige machen von dem, was er im Laufe des Nachmittags entdeckt hatte. Zufällig verfolgte der Heimkehrende nicht den gewöhnlichen Steig, der zu dem Forſthauſe führte, ſondern den weiter thalabwärts gelegenen, wenig betretenen Fußpfad nach dem Rebelloch, der theilweiſe außerhalb der Reviergrenze ſich hinzog. Sein Nahen hatte das Nothſignal des voranſchleichenden Spähers veranlaßt, der, von dem Förſter angerufen, nicht Stand hielt und in ſeiner Flucht von einer vollen Schrotladung aus deſſen Büchſe geſtreift wurde. Dennoch gelang es dem ihn verfolgenden Jäger nicht, ſeiner habhaft zu werden, der ein auf weitem Umwege in ſpäter Nacht in dem Schlößchen anlangte. Anderes, der im Laufe des Abends nach ihm gefragt und ſeine Runde in den Wald angetreten hatte, war noch nicht zurückgekehrt und der Alte legte ſich nicht ohne Beſorgniß nieder.

Aber als auch der nächſte Morgen verging, ohne daß der Burſche heimkehrte, ſpürte der Förſter mit ſeinen Hunden die Richtung im Walde ab, wo er bei ſeinem Heimgang auf den Wilddſchützen geſtoßen war. An der Holzſchlucht fand er den Schlitten mit dem Wild, zerſchellt und die Ladung deſſelben von den Füchſen angenagt. Die Spuren des fliehenden Schützen hatte der indeß gefallene Schnee zugedeckt. Mißmuthig ſtieg der Förſter wieder den Berg hinan, auf demſelben Pfade, den er Abends zuvor eingeſchlagen, bis die unvorgeſehene Begegnung ihn davon abgelenkt hatte. Als er ſich der Holzſchlucht nahte, wurden die Hunde unruhig und ſchlugen an, indem ſie die leichte Schneedecke beſchnoberten, welche ſich über den wie zerwühlten Boden gelegt hatte. Durch das Scharren der Hunde wurden einige dunkle Flecken in derſelben ſichtbar, welche das geübte Auge des Jägers alsbald für Menſchenblut erkannte. Auch einzelne Fetzen von den grünen Aufſchlägen des Forſtknechts waren in den Boden getreten und Büſchel rothlicher und pechſchwarzer Haare.

Als der Förſter in dem Dorfe Anzeige machte von dem Verſchwinden ſeines Untergebenen und den Anzeichen, welche eine Gewaltthat gegen denſelben befürchten ließen, kam ihm das Gerücht entgegen, daß der Schulmeiſter ebenfalls vermißt werde. Anderes hatte dieſen ihm nie als übel berüchtigt genannt, deshalb konnte er dieſes Zuſammentreffen verdächtiger Umſtände nur für zufällig halten und mußte es der Zeit überlaſſen, die Unthat, deren wahrſcheinliches Opfer ſein Untergebener geworden, ans Licht zu bringen.

In dem Schlößlein wußte Marie mit der Bärbel keinen Rath, ihre Ungeduld zu beſchwichtigen, als Stunde um Stunde verging, ohne daß die Mannsleute ſich blicken ließen, deren Mittagseſſen auf dem Herde einſchmorte, und nicht einmal ein Holzſchläger vorüberkam, der ihnen hätte Auskunft geben können über das Vorgefallene. Während der ganzen Zeit hatte nur eine Bettlerin angepocht, ein braunes Zigeunerkind, das mit einem halbzerbrochenen Topfe von der Heide herabgekommen war, um, wie das Mädchen ſagte, Milch zu holen für die kranke Mutter, die droben an der Kapelle im Karren liege. Die Bärbel wollte ein ſcharfes Verhör mit der Kleinen an-

ſtellen, die ihre Fragen nur halb zu verſtehen ſchien und ſie mit den großen Augen ſcheu anblickte, als Marie mit dem gefüllten Topfe herbeikam, den ſie mit einem „Vergelt's Gott!“ faßte und im Nu verſchwunden war.

„Wir hätten ſie doch nach dem Andres fragen ſollen“, meinte Bärbel nach einigem Beſinnen.

„Was ſoll der arme Tropf von ihm wiſſen? Sie iſt heute vielleicht zum erſten mal da heruntergekommen; ich habe ſie wenigſtens noch nie geſehen.“

„Das mag ſein, aber das ſchwarze Volk hält zuſammen, und wenn ſchon der Andres gut katholiſch getauft iſt, ſind es halt doch ſeine Brüder, und ſie verſtehen einander beſſer als Ihr und ich, wenn wir deutſch reden.“

Abermals entſtand eine lange Pauſe, welche die beiden Frauen damit ausfüllten, daß ſie im Hauſe umhertrippelten, nach allen Weltgegenden ausſchauten und ſich dies und jenes Unnütze zu ſchaffen machten. Endlich, als es ſchon nachtete, kam der Förſter mit einigen Holzſchlägern und teilte die Neugier der ängſtlich Harrenden durch einen ausführlichen Bericht von dem, was er in der Sache entdeckt zu haben glaubte. Das Verſchwinden ſeines Forſtknechts konnte er ſich nicht anders erklären, als daß dieſer im Kampf gegen die Wilderer unterlegen und von dieſen beſeitigt worden ſein müſſe. Des vermißten Schulmeiſters erwähnte er nur nebenher, was aber die Bärbel gleich ins Ohr faßte und ihre eigenen Gedanken darüber hatte. Ein Umſtand, welcher die ganze Sache noch räthſelhafter machte, war der Fund der Büchſe des jungen Jägers, welche in einiger Entfernung von dem Kampfplatze noch geladen an einem Baumſtamm lehnte.

Während im Dorfe und im Forſthauſe über das Schickſal der Verſchwundenen dies und jenes gemuthmaßt wurde, lag Andres mit verbundenem Kopfe in der Höhle der Heidemaid, deren Dazwiſchenkunft ihn bei dem Ringen mit ſeinem erbitterten Gegner allein gerettet hatte. Dieſer hatte ſich wie ein Raubthier an dem entblößten Halſe des Jägers feſtgebiſſen, daß dieſem Hören und Sehen verging und der Augenblick herbeikam, wo ſein Arm dem Feinde nicht mehr wehren konnte. Gleich einer Tigerkatze war das Mädchen auf die Kämpfenden geſtürzt, hatte die halb aus der Scheide geriſſene Waffe ergriffen und ſie dem ſchon in Siegesfreude frohlockenden Schulmeiſter in die Seite geſtoßen. Ehe noch der durch den unvorgeſehenen Streich Betäubte ſich aufzuraffen vermochte, hatte ſie Andres emporgezogen und floh mit dem Willenloſen, durch die Blutung ſeiner Todeswunde Erſchöpften, ſo raſch ihr dieſer folgen konnte, nach ihrem ſicheren Verſteck. Indeß hatten die am Waldrand hinſchleichenden Wildſchützen das Warnungszeichen und ſpäter das Geräuſch des Kampfes gehört. Sie näherten ſich vorſichtig von der Seite her und fanden den Schulmeiſter am Boden liegend, bemüht, mit ſeinem Halstuch die Wunde in ſeiner Seite zu verſtopfen, welche zwar nicht tief gegangen war, aber heftig blutete.

Ohne weitere Umſchau hoben ihn nun zwei der Männer auf, der dritte ging voran, der auch den Hirſchfänger an ſich nahm und ſo raſch es der dichte Wald geſtattete, trugen ſie ihn der Nebelhöhle zu, wo er in geringer Entfernung von ſeinem Gegner auf Stroh gebettet und ſeine Wunde nothdürftig verbunden wurde. Als dieſes Samariterwerk vollbracht war, ſtellten die Wildſchützen einen Krug mit Waſſer neben das Lager des Verwundeten und entfernten ſich dann eilig, da ſie der nahen Entdeckung ihrer Frevel faſt gewiß waren.

Auf dieſer Schmerzensſtätte, in der Einſamkeit der dunkeln Höhle hatte der wunde Mann nun Gelegenheit, in ſich ſelber zurückzuſchauen und ſein ſo muthwillig zerſtörtes Lebensziel zu betrachten.

Schon war es zum zweiten mal Morgen geworden, als Andres endlich aus dem betäubenden Schlummer des Wundfiebers aufwachte und bei dem ſchwachen Schein, der durch die Felsſpalte hereinfiel, ſich beſann, wo er eigentlich ſein könne. Er richtete ſich halb auf von ſeinem Moosbett und ſchaute in der Höhle umher, die ihm wie aus einem Traumgeſicht bekannt erſchien; die Heidemaid lag ihm zu Füßen in ihre Lumpen gehüllt und ſchlief tief und feſt; neben ihm ſtand der Topf mit Milch, den ſie tags zuvor zu ſeiner Labung erbettelt hatte. Allmählich wurde es wieder hell in ſeinen Gedanken und mit dem Bewußtſein des Lebens kam ihm auch alles in den Sinn, was ſich mit ihm begeben hatte.

Außer einem ſtechenden Schmerz am Halſe, der mit ſeinem Tuch verbunden war, das er dem Mädchen um den Nacken geſchlungen hatte, fühlte er keine Folgen von dem Kampfe, in dem ihm die Sinne geſchwunden waren.

Er ſtand leiſe auf von dem Moosbett, griff nach ſeinem Hut, der neben ihm lag und wollte aus der Höhle ſchleichen, als aus dem Schlot

im Hintergrund ein schwaches Wimmern und Aechzen an sein Ohr drang. Je weiter er in dem Gange vordrang, desto deutlicher vernahm er die Jammertöne, in denen er endlich die Stimme des Schulmeisters zu erkennen glaubte. So eilig er es vermochte, kehrte er zurück, weckte das Mädchen und nun machten sich beide auf den Weg nach dem Rebelloch. Zum Glück fand Andres noch sein Feuerzeug vor, das ihm auf der abschüssigen Bahn, welche in die große Höhle führte, leuchten mußte. Seit der Verwundete von seinen Helfershelfern auf das Stroh gebettet worden, war keine menschliche Seele ihm genaht, und er hatte die langen Fieberstunden, minder begünstigt als sein Gegner, in völligem Bewußtsein, ohne einen Augenblick des Schlafs hinbringen müssen, während seine Wunde sich entzündete und der spärliche Wundervorrath längst erschöpft war. Wie ein Engel des Himmels erschien ihm deshalb die dunkle Gestalt des Mädchens, das, mit dem Kienspan voranleuchtend, an sein Schmerzenslager trat. Beim Anblick des Jägers verzog sich sein bleiches Gesicht, aber dennoch streckte er ihm die Hand entgegen und sagte mit matter Stimme: „Vergib mir, Andres, wie ein Christ seinem Feinde vergibt! Ich muß schwer büßen, was ich gesündigt habe."

Ohne ein Wort zu erwidern, faßte Andres nach dem Krug, füllte ihn an dem natürlichen Wasserbehälter in der Tiefe und hielt ihn dem Fieberanden an die dürren Lippen. Dann flüsterte er dem Mädchen zu: „Maid, du bleibst da, bis ich Hülfe bringe!"

Als der junge Jäger bleich und entstellt, in zerrissenem Anzug und ohne Wehr das Forsthaus betrat, wo Bärbel neugierig aus der Küche schaute, glaubte diese sein Gespenst zu sehen und schlug ein Kreuz, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Dann aber rief sie mit einer Stimme, die durch das ganze Haus schallte: „Der Andres, der Andres ist wieder da!" Aber nur Marie war daheim, welche todesblaß aus der Stube stürzte und den Wiedererstandenen anstarrte. Dieser brachte in kurzen Worten sein Anliegen vor, wie der Schulmeister wund in der Höhle drüben liege und jemand ihm beistehen müsse, den Kranken herüberzuschaffen. Dazu war Bärbel gleich bereit, während Marie ein Bett für denselben aufschlagen wollte. Der Holzschlitten draußen vor der Brücke mit einem Bund Stroh darauf war das passendste Förderungsmittel, und so machten sich die beiden auf, während Bärbel eine Flut von Fragen über den noch sichtlich Ermatteten ausschüttete, von denen er nicht die Hälfte beantworten konnte.

Der ihnen vorausspringende Zanghund rief die Heidemaid mit ihrer Leuchte aus der Tiefe herbei. „Also doch!" brummte Bärbel, als sie des Mädchens ansichtig wurde, das sich nicht im mindesten um ihre Gegenwart zu kümmern schien und tüchtig mit Hand anlegte, als der Verwundete auf einer Holzbahre, die Andres vorsorglich auf dem Schlitten mitgebracht hatte, von den drei aus der Höhle getragen wurde; ein mühseliges Geschäft, das eine lange Zeit hinnahm und dem Kranken schmerzliches Stöhnen abpreßte.

Als der Holzschlitten mit seiner Bürde vor dem Schlößchen anlangte, war die Mittagszeit schon fast vorüber und der Förster indeß heimgekehrt, der sogleich thätig mit angriff. Erst als der wunde Mann in einer stillen Kammer warm gebettet lag, nahm er den Andres ins Verhör, der ihm getreulich berichtete, was ihm selber bekannt war, sich aber durchaus nicht besinnen konnte, wie der Schulmeister die Stichwunde erhalten hatte, wenn nicht die Maid die Waffe gezogen und dadurch seine Retterin geworden wäre. Das Mädchen saß indeß in der Küche, wo Bärbel die Reste der Mahlzeit vor sie hinstellte, welche sie aber nicht berührte, sondern nur mit wahrer Gier das Stück Schwarzbrot verschlang, das ihr die Magd zugemessen hatte. Diese unterließ nicht, sie mit Fragen zu bestürmen, deren Sinn die Zigeunerin entweder nicht verstand oder denen sie mit der ihrem Stamme eigenen Schlauheit auszuweichen wußte, indem sie beharrlich den Kopf schüttelte und den ersten unbewachten Augenblick erspähte, um durch eilige Flucht sich ihrer Peinigerin zu entziehen.

Der alte Förster hatte indeß nach den Wunden der beiden Kämpfer gesehen und die nöthigen Mittel, welche ihm langjährige Erfahrung und die Wissenschaft, in die der Weidmann von altersher eingeweiht ist, zur Hand gegeben hatten, angewendet, um schlimmen Folgen zu begegnen. Dann mußte er abermals den Weg ins Dorf antreten, wo er mit Hülfe des Pfarrers den an das Schmerzenslager seines Untergebenen rief, einen Bericht an die geeignete Gerichtsstelle abfaßte. Des Schulmeisters wurde nicht darin erwähnt, sondern nur des durch die Wilddiebe angerichteten Schadens und des Verdachts, welcher auf einigen als solchen bekannten übelberüchtigten Subjecten ruhte.

Was der Seelsorger mit dem Verwundeten in der stillen Kammer gesprochen, ist uns unbekannt; nur so viel wissen wir, daß der Kranke bald nachher um Enthebung von seinem Lehramt einkam.

Von dem Gericht wurde eine Streife angeordnet, welche das ganze Revier durchsuchen sollte.

Der Jägerbursche war seit jener Begebenheit, welche ihm die Liebe der Heidemaid verrathen hatte, auffallend still und in sich gekehrt; auch die Vorwürfe des Försters, daß er den Frevler zuerst hätte anrufen und nicht die Waffe aus der Hand legen sollen, um mit dem unbewehrten Gegner zu ringen, nahm er schweigend hin. Mehr war er um die Zigeunerin bekümmert, deren Versteck er verrathen mußte und die nun, der Streife ausgesetzt, unfehlbar vertrieben oder gar eingesperrt werden konnte. Das Mädchen hatte sich nicht mehr blicken lassen; nur abgerissene Zweige im Walde, Strohhalme an Büsche geknüpft, sogenannte Diebszeichen gaben ihm an, daß sie nach der Heide sich geflüchtet hatte.

Eines Abends, als er den Forst in jener Richtung durchspürte, zog es ihn mächtig hinüber nach der Kapelle, wo häufig der Sammelplatz seiner Stammesgenossen war. Die Thür des Gotteshauses, in dessen Umgebung keine Spur menschlichen Daseins sich verrieth, fand er angelehnt. Er tauchte den Finger in den Behälter des geweihten Wassers und sah sich dann nach allen Seiten um in dem stillen, fast dunkeln Raum, in dessen hinterster Ecke die Gesuchte auf der Kniebank kauerte und ihre Hände unter der Schürze barg.

Als er sich zu ihr niederbeugte und ihren Kopf in die Höhe richtete, erblickte er zum ersten mal Thränen in den funkelnden Augen; aber sie sagte kein Wort und reichte ihm nur unter der Schürze hervor einen von der Zeit gebräunten Lappen von Scharlachtuch, in dem etwas eingewickelt war. Das einzige Erbe ihrer Mutter, jener Span vom Galgenholz lag darin und weckte mit einemmale in dem Zigeuner wieder alle jene wilden Triebe, welche die Zucht des civilisirten Lebens in ihm zu ersticken gesucht hatte. Er riß das Mädchen empor von seinem Sitz und rief in heitern Lauten: „Komm, Maid, komm mit mir, in die weite Welt hinaus! Wir taugen nicht unter die weißen Gesichter, die uns verachten und verfolgen!"

Jenen Abend kehrte der Forstknecht nicht zurück, ließ sich auch den folgenden Morgen nicht blicken, ohne daß sein zweites Verschwinden solche Unruhe verursachte, wie es das erste mal der Fall gewesen war. Waren doch Bärbel und Marie hinreichend mit dem Verwundeten beschäftigt, der als ein neuer Mann von seinem Krankenlager aufzustehen wollte, indem er alle die schlimmen Regungen seines Wesens abzustreifen bemüht war, fest entschlossen, fortan auf der Bahn des Rechts und der Wahrheit zu wandeln. Als Andres sich auch den zweiten Tag nicht blicken ließ, ging der Förster nach seiner Kammer, deren schwachen Verschluß er mit dem Fuße sprengte. Alles, was dem Forstknecht eigen gewesen, war verschwunden, dagegen lagen Büchse und Hirschfänger auf der Truhe und ein beschriebenes Blatt, auf welchem die Worte standen:

„Behüt' Euch Gott, Ihr seht mich niemals wieder!"

Der Förster vermißte seinen Untergebenen am meisten; auch Marie hatte rothe Augen, und gab dem Rauch in der Küche die Schuld, als alle Hoffnung auf Andres' Wiederkehr verschwunden war. Bärbel suchte allen Reden über den Abwesenden auszuweichen und dachte im stillen, die Hexenkünste der Zigeuner hätten's ihm angethan und ihn in die weite Welt getrieben.

Der Schulmeister begab sich, sobald er die Stube verlassen konnte, in die Lehre bei dem Förster, um auf gesetzlichem Wege seiner Jagdlust folgen zu können, und da der Forstgehülfe, der Andres ersetzen sollte, bald darauf eine bessere Anstellung erhielt, übernahm er zeitweise dessen Obliegenheiten, die er gewissenhaft erfüllte. Zu gleicher Zeit fiel ihm eine Erbschaft zu, die ihn ermuthigte, aufs neue um die hübsche Marie zu freien, welche nach einigem Besinnen dem neuen Forstknecht ihre Hand reichte und nun nach wie vor dem Haushalt des Vaters vorstehen konnte. Auch die Bärbel gewöhnte sich allmählich an den „Petzsten", der von seinem frühern übermüthigen Wesen nur die strenge Einkehr in sich beibehalten hatte.

Wer zu jener Zeit das Eichland durchreist hätte, wäre vielleicht einem der Fuhrwerke begegnet, wie sie die Drücher oder Lahninger in jenen Gegenden durch Kraft ihrer Hände von Ort zu Ort schleppen, welche, wie die Zelte der Beduinen bald da, bald dort aufgestellt, die Behausung ganzer Familien bilden, die darin geboren werden und sterben. Das Fahrzeug, welches wir im Auge haben, war stärker und tüchtiger gebaut, als viele Wanderkarren sich gewöhnlich zeigen,

und mit einem kräftigen Maulthier bespannt, das von einem braunen Manne gelenkt wurde, der für den kühnsten Gemsenjäger in dem Pintschgau und Oetzthale galt, während seine dunkeläugige Hälfte den Bauerweibern aus der Hand wahrsagte, bei ihren Stammesgenossen als Hannickel's Erbin großen Ansehens genoß und immer noch die Heidenmaid genannt wurde.

Zur Geschichte des Postwesens.

Von P. Philippsen.

III.

Als Kaiser Friedrich III. einen Feldzug gen Italien unternahm, organisirte Roger von Taxis, Oberjägermeister der Grafschaft Tirol, eigens uniformirte Reitboten, und da der Kaiser Maximilian einer raschen und sichern Verbindung zwischen Wien, Regensburg und Brüssel bedurfte, ernannte er 1516 den Freiherrn von Taxis zum Chef-maître general de nos postes, gab ihm ein ausschließliches Privilegium für diesen Curs zur Briefbeförderung und Portoerhebung, wogegen Taxis die Einrichtung und Erhaltung der Post für eigene Rechnung und die portofreie Beförderung der kaiserlichen Depeschen und Briefe für Oesterreich nach und von den Niederlanden übernahm. In ein ähnliches Verhältniß trat Baptiste von Taxis zum König Philipp I. von Spanien. Kaiser Karl V. (1519—59) belehnte 1543 den Freiherrn Leonhard von Taxis in Betracht der Verdienste des Baptiste von Taxis mit gleichem Amt. Da zu damaliger Zeit Flandern eine blühende Industrie hatte und einen lebhaften Handel mit Italien, Spanien und dessen Colonien betrieb, so gingen von Antwerpen und Brüssel wöchentlich die kaiserlichen Reitposten nach Speier und Augsburg, von wo aus sich der eine Curs nach Oesterreich, der andere nach Italien abzweigte.

Dies sind die Grundlagen des modernen Postwesens, denn 1595 wurde Leonhard von Taxis als General-Oberst-Postmeister patentirt, 1615 mit diesem Amte erblich belehnt und demnach 1621 in den Grafen-, 1695 in den Reichsfürstenstand erhoben und 1744 das unter der besondern Direction des Reichserzkanzlers stehende Generalpostamt zu einem Reichslehnen umgeschaffen.

Baiern, Pfalz, die geistlichen Reichsfürsten, die Reichsgrafen, Reichsritterschaft und die meisten Reichsstädte in jenen Kreisen boten zur Einführung der Reichsposten willig die Hand. Dagegen verwahrten sich Brandenburg, Sachsen, Braunschweig-Lüneburg, Mecklenburg, Köln, Nürnberg, Frankfurt ihre eigenen Postanstalten, lehnten aber die angestrebte Ausdehnung der Taxis'schen Posten ab, da bei deren Errichtung die Reichsversammlung nicht gefragt worden sei. (Vgl. Mathias' „Darstellung des deutschen Postwesens".)

In Preußen wurde 1639 eine ordentliche Reitpost von Berlin nach Königsberg und 1645 von Berlin nach Osnabrück und Wesel eingerichtet, sodaß deren Bereich schon damals durch ihre Ausdehnung von Memel bis zur Maas für den Verkehr von großer Bedeutung war. Der Große Kurfürst erweiterte das Postwesen noch mehr, indem er ihm eine zusammenhängende, über die zwischenliegenden fremdherrlichen Gebiete sich erstreckende Organisation gab, sodaß von Memel bis Kleve, von Stettin und Hamburg bis Leipzig 80 ständige Post- und Postwärterämter für einen vielseitigen Postdienst sorgten und 2000 Thaler Reinertrag lieferten. Unter Friedrich I. wurden durch den Generalpostmeister und Premierminister Grafen von Wartenberg die Postcurse vermehrt, die Gerichtsbarkeit des Generalpostamts ausgedehnt, die Erwerbgrenze der Fährleute und Schiffer diesem Regal gegenüber genau bestimmt, das Porto angemessener regulirt, die Extrapostanstalten beigegeben, die Reitposten beschleunigt und die ordinären Posten durch Schirmeister gesichert. Bei seiner Vorliebe für die oranische Erbschaft legte Friedrich I. den Uniformen der von ihm begünstigten Postverwaltung Orangeaufschläge zu, deren Farbe von da ab Postgelb hieß. Noch wichtiger wurde das preußische Postwesen unter Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II., als durch Hinzufügung von Schlesien, Westpreußen, Ostfriesland und durch das spätere Südpreußen und Neuostpreußen (dem frühern Polen entnommen), die Postcurse erweitert wurden.

So bildete sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts 1) ein Postverkehr des nördlichen Deutschland, durch vorige Posten bewirkt; dann 2) die Reichspost, der sich Würtemberg und die beiden Hessen anschlossen und zu der der baiersche, fränkische, burgundische, kur- und oberrheinische Kreis sowie auch Thüringen und die vorderösterreichischen Lande gehörten, und dann 3) die österreichische Territorialpost aus. In manchen Reichsstädten bestanden verschiedene Posten nebeneinander.

Der Reichsschluß von 1804 erkannte noch die Erhaltung der Taxis'schen Posten an und ent-

Guſtav.

Und Wilhelm Steiner iſt der Neffe Eures Nachbars?

Tony.

Des Oekonomieraths von Seeburg. Kennſt Du ihn?

Guſtav (betroffen, will aufſtehen).

Dritter Auftritt.

Beate (mit einem großen Rechnungsbuche unterm Arm, iſt ſchon vorher eingetreten, und hat Beide im Hintergrunde beobachtet). Die Vorigen.

Beate (als Guſtav aufſtehen will).

Laßt Euch nicht ſtören. Bleibt! Bleibt!

Tony (aufſpringend).

Kann ich Dir helfen?

Beate.

Bleibt ungehindert. Mich zwingt der Monatsabſchluß, etwas in meinen Büchern zu blättern. (Setzt ſich am Tiſche rechts, wo Federn und Dinte ſich finden.) Setze Dich, Tony, fahr' in Deinen Arbeiten fort. Guſtav, ich habe Dich geſtört —

Guſtav

(geht ſehr erregt auf und ab und bleibt hinter Beaten ſtehen).

Der erſte Blick, den ich heut' von Dir bekomme, der erſte Gruß und es iſt ſchon Abend, Beate!

schädigte den Inhaber für die an Frankreich abgetretenen deutschen Theile. Als aber durch den Preßburger Frieden dem Deutschen Reich ein Ende gemacht wurde, ging das Postregal an die Einzelstaaten über; es zersplitterte sich in viele einzelne Landesposten, welche nur innerhalb der eigenen Landesgrenzen sich bewegten, untereinander in keinem Zusammenhang standen, ja meistens sogar abweichende Principien bei den Tarifen befolgten und nur dynastische und fiscalische Sonderzwecke zu erreichen sich bestrebten. Demgemäß arbeiteten im Jahre 1810—13 einzelne Postverwaltungen nebeneinander, in denen die größte Verwirrung in der Spedition und Taxirung der Correspondenz bestand. Während das Wesen eines guten Postverkehrs in gleichmäßiger Behandlung und in genauem Ineinandergreifen eines ausgedehnten Verkehrsgebiets besteht, entstanden durch die Zersplitterung nur Veruntreuungen, ohne den betreffenden Staaten befriedigende Erträge zu liefern.

Diese Zustände blieben bis zu den Befreiungskriegen unverändert. Mit der Gründung des Deutschen Bundes und Befestigung der politischen Verhältnisse trat eine wesentliche Aenderung ein. Zwar wurde die Einheit eines deutschen Postwesens nicht geschaffen, indessen erkannte der Artikel XVII der Bundesacte, welcher zwar die Ablösung gegen Entschädigung von der Taxis'schen Gerechtsame aussprach, dieselbe in ihrer frühern Gesammtheit an und der Isolirung und Zersplitterung des deutschen Postwesens wurde damit ein Ende gemacht. Einzelne Staaten machten von dieser Ablösung Gebrauch, andere ließen durch die Thurn-Taxis'sche Verwaltung ihre Posten besorgen, wieder andere schlossen sich den benachbarten Postregien an. Oesterreich, Preußen, Baiern, Baden und Würtemberg gewährten Entschädigung, Kurhessen, Darmstadt, Nassau, Weimar, Koburg-Gotha, Meiningen, Schwarzburg, Reuß, Waldeck, Lippe, Homburg gaben die Verwaltung der Thurn-Taxis-Post zurück; Anhalt schloß sich Preußen an, Altenburg ging zu Sachsen über. Auf diese Weise bildeten sich in Deutschland außer Oesterreich und Preußen noch 15 Postgebiete, nämlich im nördlichen Deutschland: Sachsen, Hannover, Braunschweig, Luxemburg, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, die Hansestädte, Holstein-Lauenburg. Im südlichen Deutschland: Baiern, das Taxis'sche Postgebiet, Würtemberg und Baden. Inzwischen fehlte noch immer der innere Zusammenhang, die gleiche Organisation und das Ineinandergreifen der verschiedenen Postverwaltungen. Wenschen der Bundestag 1819 auf den Antrag der freien Städte über die „Postleiden" Deutschlands die augenscheinliche Verschlimmerung anerkannte, so half dies nichts, und diese Zerrüttung bei dem steigenden Verkehr gibt um so mehr ein Bild, wie arg die politischen und socialen allgemeinen Verhältnisse gestellt waren. Die Bundesfürsten wahrten eifersüchtig und bis aufs kleinlichste ihre Specialsouveränetät, schlossen sich deshalb um so mehr von den Gemeininteressen ab und so wurde die Post weniger in ihrer Gemeinnützlichkeit als vielmehr von fiscalisch polizeilichem Standpunkt aus behandelt. Es war also kein Wunder, daß zwischen den großen Städten nicht nur keine täglichen Verbindungen stattfanden, sondern daß auch deren Gebührentaxen sehr hoch, die Beförderung in unbequemen und schwerfälligen Wagen sehr langsam war.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Ein fürstliches Frauenbild aus den Befreiungskriegen.

Die Königin Luise von Preußen war gleichsam der weibliche Genius des deutschen Befreiungskampfes; Fouqué, Körner, Schenkendorf haben in diesem Sinne ihr Andenken gefeiert, und noch in den Liedern der Burschenschaft singt Follen, der wahrlich keine besondere Freude an der Verherrlichung der Könige hatte:

Kennst du die einsam glühende Rose?
Ach, von der Freiheit Frühlingsgefilde
Brach sich des Völkersturms brausender Wind,
Treue Luise, Lyncurgha's Kind!"

Aber neben Luise, die in der Blüte ihrer Schönheit starb, als eben die Morgenröthe einer bessern Zeit aufdämmerte, verdient auch die Prinzessin Wilhelm von Preußen eine ehrenvolle Stelle; eine Frau, der des Vaterlandes Noth nicht weniger zu Herzen ging, die auch in den düstersten Tagen des Unglücks mit starker Seele ausharrte und den Muth nicht sinken ließ, wenn ringsumher Kleinglaube und Hoffnungslosigkeit an der Zukunft verzweifeln wollte. Ein soeben in Lieferungen erscheinendes Buch: „Geschichts- und Lebensbilder aus der Erinnerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen von Wilhelm Baur" (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg, 1864), versucht es, aus den Tagebüchern der Prinzessin, die dem Verfasser zur

Benutzung vorlagen, und den Briefen des Freiherrn vom Stein die Bedeutung der fürstlichen Frau in jener denkwürdigen Zeit ausführlich darzuthun.

Marianne, Prinzessin zu Hessen, wurde am 13. October 1785 auf dem Schlosse zu Homburg vor der Höhe geboren. Schon ihre frühesten Jugenderinnerungen knüpften sich an die Zeit des beginnenden Kampfes zwischen Deutschland und Frankreich. Das Bett der jungen Prinzessin erzitterte von den Kanonenschüssen der Belagerung von Mainz. Noch als Kind vertrieb sie die Invasion der Franzosen aus dem väterlichen Wohnsitz.

Ihre Erziehung erhielt sie von einem vortrefflichen Vater, der ihr Lehrer und Freund war und frühzeitig die Keime des Großen und Guten in ihr entwickelte. Sein Einfluß hauchte ihr eine tiefe Abneigung gegen das ausländische Wesen ein und beseelte sie wie ihre Brüder mit stolzem Vaterlandsgefühl, das, wo es irgend ging, den Gebrauch der höfischen Modesprache schon damals verschmähte. Im Sommer 1803 kam die Königin Friederike von Preußen, die Schwester der Landgräfin von Hessen-Homburg, mit ihren Söhnen Heinrich und Wilhelm nach Hanau zum Besuch ihrer Tochter, der Kurprinzessin von Hessen-Kassel. Prinz Wilhelm fühlte sich zu der damals siebzehnjährigen, anmuthig aufgeblühten Marianne hingezogen. Am 12. Januar 1804 ward die Vermählung im Schlosse zu Berlin gefeiert. Glänzend war der Einzug, der dem jungen Paar in der Königsstadt bereitet wurde. Aber Marianne war seither so einfach und bürgerlich aufgewachsen, daß sie bis dahin noch niemals an einem großen Hoffest theilgenommen hatte — und nun gab es ihr zu Ehren glänzende Festlichkeiten! Kein Wunder, wenn das zarte Gemüth der jugendlichen Prinzessin sich anfangs von solcher Prachtentfaltung beengt fühlte und, an ein ruhiges Stilleben gewöhnt, in das geräuschvolle Hofleben nicht recht zu finden wußte. Nur die innige Liebe ihres Gemahls vermochte ihr für die verlassenen Taunusberge Ersatz zu gewähren. Erst in der Folge sollte Preußen erkennen, welch einen Schatz von hoher geistiger Begabung, welch eine starke, opferfreudige Seele diese schlichte Einfalt in sich trage.

Es war am Vorabend des Tages von Jena und Auerstädt, als die Prinzessin ihren einundzwanzigsten Geburtstag feierte. Bald kam die Schreckenskunde von der völligen Niederlage des preußischen Heeres. Die Prinzessin floh, erreichte Danzig und gebar am 6. November, mitten unter all dem Jammer, eine Tochter. Der Prinz eilte von dem versprengten Heere seiner Gemahlin zu Hülfe. Aber die Verfolger nahten, die Flucht mußte fortgesetzt werden, obwol das Kind nicht ganz wohl war. Die Mutter wollte nicht mit ihm in die Hand des verhaßten Feindes fallen. Bei der Fahrt über die Nehrung bewunderte der Prinz den prachtvollen Untergang der Sonne im Meer; der Prinzessin lag ein ahnungsvolles Wehe auf dem Gemüth. In Pillau angekommen, eilt sie nach dem Wagen, in dem das Kind sorgsam nachgefahren wird, reißt die Vorhänge von dem Bettchen weg — sie hatte kein lebendes Kind mehr! So grub sich die Trauer über die Schmach des Vaterlandes mit verdoppelter Macht in ihre Seele. „Jena und mein Erstgeborenes" — diesen Schmerz vergißt eine solche Mutter nicht.

Die königliche Familie flüchtete nach Königsberg, ihrer äußersten Hofburg; das lebensfähige Preußen rettete sich in seinen östlichsten Winkel, um von dort aus durch neue geistige Kraft das Verlorene wiederzuerobern. Damals schrieb die Königin in ihr Tagebuch:

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Es waren schmerzvolle und doch in ihren Folgen gesegnete Tage. Mit welch ungeheuchelter Volksbegeisterung wurde die flüchtige Königsfamilie begrüßt! Die gemeinsame Noth verband Fürst und Volk aufs innigste. Die Wucht der Ereignisse drängte alles kleinliche Wesen zurück. Die Opfer, die dem Lande auferlegt waren, geboten auch den Höchststehenden die größte Einfachheit. Wie ein Phönix erhob sich Preußens Adler damals unter Schutt und Asche; indeß Napoleon's Unüberwindlichkeit für immer festzustehen schien, wagten es Staatsmänner wie Stein, Feldherren wie Scharnhorst und Gneisenau, Dichter wie Schenkendorf, Redner wie Süvern die Unüberwindlichkeit des deutschen Geistes zu verkünden, sobald derselbe einmal in seiner Tiefe erregt sei.

Auch die Prinzessin Wilhelm nahm an diesem muthigen Aufstreben einer verhaltenen Kraft den freudigsten Antheil; sie wohnte in Königsberg bei dem Landhofmeister von Auerswald, und während ihr Gemahl draußen an der Umbildung des Heeres mitarbeitete, saß sie viel daheim, in Geschichtswerke vertieft, lesend und schreibend, und

ſo die Seele kühlend aus der Vergangenheit für die Zukunft.

Die im Tilſiter Frieden dem Lande auferlegten Summen zeigten ſich als unerſchwinglich. Man hoffte von einer Sendung des Prinzen Wilhelm an Napoleon Linderung. Mancherlei Mittel der Ueberredung hatte die preußiſche Diplomatie erſonnen, um den Starrſinn des Gewaltigen zu erweichen. Der Prinz mit ſeiner Gemahlin hatte in der Stille ein anderes ausgedacht: er wollte ſeine Perſon als Geiſel anbieten, damit der Laſt der fremden Beſatzungen erleichtert würde, und die Prinzeſſin war bereit, ihm in die Gefangenſchaft zu folgen. Dieſe Opferwilligkeit ſpricht Marianne in einem Briefe an den Prinzen mit den rührenden Worten aus: „Daß ich ſolches niederſchreiben kann ohne Zittern, ohne Hinſinken, ſieh', das lehrt die Liebe — die ſtarke Liebe mir! — Wenn ich bei Dir ſein kann, gleichviel, im Kerker oder in Paläſten, wenn nur mit Ehre, — dort ereile ich Dich bald — wenn es dann einſt beendet iſt, kehren wir beglückt zurück ins Vaterland.“ Als dieſes Schreiben nach Paris kam, war des Prinzen Sendung ſchon mißglückt. Vergebens hatte der Prinz das Unglück der königlichen Familie und des preußiſchen Landes geſchildert, da erbot er ſich ſchließlich mit ſeiner Gemahlin zur perſönlichen Verhaftung bis zur allmählichen Abzahlung der auferlegten Summen. Napoleon trat bei dieſem Anerbieten vor den Prinzen hin, umfaßte ihn und ſprach: „Das iſt ſehr edel, aber es iſt unmöglich!“ Und doch war die Sendung in anderer Hinſicht nicht ohne ſegensreiche Folgen: ſie trug dem fürſtlichen Paar die begeiſterte Liebe Stein's und aller edeln Vaterlandsfreunde ein; ſie wirkte an ihrem Theil zur Entflammung jener opferwilligen Freudigkeit mit, welcher Napoleon ſchließlich erliegen mußte.

Das Jahr 1808 brachte die Entlaſſung und Aechtung des Freiherrn von Stein. Die Prinzeſſin war über dieſe Mißhandlung eines hochverdienten Ehrenmanns empört. Stein tröſtet ſie mit folgendem Schreiben: „Ueberlaſſen ſich Eure königliche Hoheit nicht Ihrem Unwillen über die Ereigniſſe dieſer Tage und geben Sie den Vorſatz auf, wieder einſam in ſich zu leben. Es liegen in Ihnen viel zu große und edle Eigenſchaften, als daß dieſe nicht in unſerer verhängnißvollen Zeit in das Leben einwirken müßten! Sie beſitzen ein tiefes Gefühl für das Große und Edle, einen kräftigen, gebildeten Geiſt; Sie und Ihr Gemahl ſind gemacht, das Panier zu erheben, unter dem ſich die Beſſern und Edeln ſammeln. Verzweifeln Eure königliche Hoheit an den Menſchen nicht! Hat gleich Charakterſchwäche, Leichtſinn und Flachheit der einen, niedriger Neid und Selbſtſucht der andern ſehr ſchlimm in dieſen Tagen ihr Weſen getrieben, erregt dieſes Gemiſch der unedelſten Leidenſchaften mit dem dienſtfertigen Geklatſch den tiefſten Unwillen, ſo überzeugt mich doch meine Erfahrung von dem Daſein ausgezeichnet vortrefflicher Eigenſchaften, von wieder auflebender Vaterlandsliebe, von Bereitwilligkeit, alles dieſem Gefühl zu opfern, und ich habe von Perſonen, von denen ich es nicht zu erwarten Urſache hatte, die rührendſten Beweiſe treuer Anhänglichkeit und Liebe zu der guten Sache und mir erhalten. Gewiß ſind die Bemühungen der Guten und Kräftigen nicht verloren. . . Geben Eure königliche Hoheit den Vorſatz der Abgeſchiedenheit auf! Dies wäre ein moraliſcher Selbſtmord! Ihr Gemahl und Sie müſſen die Beſſern um ſich ſammeln.“

Stein floh nach Oeſterreich, aber auch in der Verbannung blieb er in beſtändigem Briefwechſel mit der Prinzeſſin, die ihm alle wichtigen Nachrichten vom Hofe meldete und die er ſeinerſeits zu muthigem Ausharren ermunterte. Im December 1809 kehrte die königliche Familie in die Hauptſtadt zurück. Nur ungern verließ Marianne Königsberg, wo ſich ihr Verhältniß zu der Königin aufs innigſte geſtaltet hatte, und vertauſchte ihre beſcheidene Wohnung wieder mit dem „goldenen Käfig“, wie ſie die Prunkgemächer im berliner Schloße zu nennen pflegte. Während eines Aufenthalts in ihrer heſſiſchen Heimat traf ſie unerwartet die Kunde vom plötzlichen Tode der Königin. „Sie war ſo unausſprechlich gut und ſchweſterlich mitfühlend gegen mich“, ſchreibt ſie darüber an Stein, „daß ich jeden Augenblick ſie, ach! mit ewigem Kummer vermiſſe. Wie bereue ich jedes Wort, was ich gegen ſie kann geſagt haben, ſeitdem es mir klar geworden iſt, daß, wenn ich es that, es gewiß nur der Neid war, der aus mir ſprach — weil ſie ſo viel beſſer war als ich!“ Von Ems aus, wo ſie zur Cur war, beſuchte ſie das Stammſchloß Stein's an der Lahn. Sie erzählt ihm davon und fährt fort: „Geſtern erſcholl hier eine herrliche Nachricht, zu gut, als daß ich ſie glauben konnte, nämlich der Sequeſter Ihrer Güter ſei aufgehoben — wie unendlich wollte ich mich darüber freuen, Sie wieder im Beſitz dieſer ſchönen Gegend zu wiſſen!

Doppelt fühle ich mit Ihnen, was Sie verloren, seitdem ich dort war. Hierbei schicke ich Ihnen ein kleines Andenken von dort; weil es daher ist, muß es Ihnen einen Augenblick Vergnügen machen — schmeichle ich mir — es ist ein Stein Ihrer Burg Stein. Wie ich oben war, konnte ich nur an Sie denken, und gewiß nicht ohne Thränen, das können Sie mir glauben! Da nehme ich einen Stein vom alten Gebäude, mit dem Vorsatz, Ihnen etwas davon machen zu lassen, was ich auch that. Das Steinchen ist sehr weich, da es nur ein Splitter war, also dürfen Sie nicht zu warm damit siegeln. Wilhelm empfiehlt sich Ihrem Andenken, das thue auch ich und bitte um die Fortdauer Ihrer Freundschaft, die mich so glücklich und so stolz macht."

Dieser Brief ist ein schönes Zeugniß dankbarer Anhänglichkeit einer preußischen Prinzessin an einen Mann, den Napoleon's Haß für vogelfrei erklärt und die Verzagtheit nur zu schnell preisgegeben hatte.

Wie im Jahre 1806, so war im Jahre 1813 die gewaltige Entscheidung in den nationalen Angelegenheiten für Marianne mit einer Krise im Familienleben verbunden. Die Nachrichten von der Flucht des französischen Heeres aus Rußland, von York's Convention trafen die Prinzessin am Krankenbett ihres Kindes Friedrich Thaïsilo, eines Zwillingssohns, den sie gleichzeitig mit Adalbert, dem jetzigen Admiral, geboren hatte. Das Kind starb am 10. Januar. „Der Glaube überdauert das Hoffen", schrieb die Mutter am Todestage, „das lernte ich heute früh, wie ich die halberstarrte Todtenhand meines Thaïsilo in meinen Händen zu beleben und zu erwärmen suchte — ich sagte mir immer: Bei Gott ist kein Ding unmöglich; er half Simson, und ich glaubte fest, er würde mir zurufen: Weib, dein Glaube hat dir geholfen! Oder war mein Glaube doch noch nicht fest genug? Ist Glaube auch ein Hoffen? Aber die Liebe ist doch wol die größte unter ihnen, denn sie dauert dort oben fort, wenn hienieden der Glaube und die Hoffnung uns hinaufgeleitet haben. Gegen 9 Uhr ist mein Thaïsilo entschlafen; es war der erste Mensch, den ich sterben sah, und wohl mir, daß ich es sah! Es hat mich so ruhig gemacht, ich fühle so ganz, wie er nur länger schlafen würde, und weiter nichts. Sonst war mir das Bild des Todes so gräßlich, nun, durch diesen Anblick des Hinscheidens, ist mir der Eindruck so ganz verändert; ich sah auch, wie vergänglich diese Hülle ist; nur wie eine Uhr, die abläuft, wie eine Maschinerie für diese Erde von nöthen, und daß das alles nur eine Nebensache sei; das Wesen allein bleibt und dauert gewiß ewig fort. Da will ich zum ersten mal zu Bett gehen, ohne für ihn zu beten, — jetzt bete du für mich, mein Engelchen!"

Die Mutter hatte eben ihr Kind zur Ruhe bestattet, da wurde Berlin und der Hof in die größte Aufregung versetzt. Die französische Division Grenier war in die Mark eingerückt. Es verbreitete sich das Gerücht, der König solle zur Strafe für York's Abfall gefangen genommen werden. Prinz Wilhelm eilt nach Potsdam zum König. Der Kronprinz soll schnell confirmirt werden, dann will der König zum Heer nach Schlesien. „Heute ist der Kronprinz confirmirt worden", schreibt die Prinzessin unterm 20. Januar; „er kam mir vor wie ein kleiner Heiliger, so fromm durchdrungen war er von dem, was er aussprach; die Menschen zerstreuten ihn so gar nicht; es war, als stünde er allein vor Gott. Zuletzt, wie er gelobte, treu zu bleiben im Christenthum, hielt er die Hände fest gefaltet über der Brust und hob die Augen gen Himmel. Sack sprach sehr gut; er war auch so ergriffen, der nun schon den Vater und den Sohn eingesegnet hat." Am 23. Januar Morgens 3 Uhr reiste der König mit dem Kronprinzen nach Breslau ab. Die Prinzessin Wilhelm blieb als einzige Vertreterin des königlichen Hauses in Berlin zurück. Sie hatte hier in der That eine nicht unwichtige Aufgabe zu erfüllen. Ihre Anwesenheit sollte die zur Plünderung geneigte französische Besatzung in Schranken halten und zugleich die Stimmung des Volks heben.

Am Morgen des 20. Februar kam endlich die Nachricht vom Herannahen der Russen. Die Prinzessin stieg auf die Plattform des Schlosses und sah bei Pankow und Schönhausen die Bewegungen der Kosacken. Als am Mittag die Franzosen wie gewöhnlich die Wache bezogen hatten, sprengten Kosacken plötzlich zum Thor herein, das Volk nimmt sie mit lautem Jubel auf, der französische Posten am Großen Kurfürsten sieht, die Franzosen schlagen Alarm, die Besatzung rückt im Laufgarten auf, Infanterie, Cavalerie, Kanonen, Pulverwagen, der Marschall Augereau an der Spitze. Jeden Augenblick ist zu fürchten, daß die Feuerschlünde sich gegen das Schloß richten. Der Castellan zittert, aber die Prinzessin bleibt am offenen Fenster stehen und

läßt ſich nicht zum Verlaſſen des Schloſſes überreden. Sie wollte des Königs Eigenthum nicht der Plünderung und Verwüſtung preisgeben und ſetzte ſich ruhig zum Abendeſſen, das ihr vorkommt wie das Mahl in „Götz von Berlichingen", als des Ritters Schloß belagert war. Augereau zog ab, aber noch einmal wimmelte Berlin von den Truppen des Vicekönigs von Italien. Endlich zog Tettenborn mit einem ruſſiſchen Corps ein und Marianne ſchreibt in ihr Tagebuch: „Ach, wär' es ein deutſcher Triumphzug! Mich rührt es unendlich, das Singen beim Einmarſch, und wie Tettenborn vor mir, mitten vor dem Schloſſe hielt, die Mütze abnahm und Vivat dem König rief und alles Volk Hurrah, und wir mit den Tüchern winkten — ich werde es nie vergeſſen! Sieg, Sieg! O himmliſche Muſik des Worts, wann werde ich es ausſprechen dürfen für deutſche Waffen!" Und am Abend ſpät fügt ſie hinzu: „Die Illumination war ſchön, aber ich ſah Spandau lichterloh brennen; ein dunkler Dampf zog ſich von da bis hierher, der Mond dazwiſchen, der beide Lichter verband, dort des Elends, hier der Freude."

Neues Leben kam mit dem Einzuge Wittgenſtein's. Marianne trat an die Spitze eines Frauenvereins zur Unterſtützung der Landwehr und zur Pflege der Verwundeten. Perſönlich beſucht ſie die Lazarethe und hilft allem Mangel nach Möglichkeit ab. „Am Sonntag", heißt es im Tagebuch, „war ich zum erſten mal in unſerm Hoſpital, ſeitdem es gefüllt iſt; ſo freundlich und dankbar fand ich alle, daß es recht beſchämend für mich war, die ich mit Ueberwindung und Selbſtverleugnung zu kämpfen hatte, um hineinzutreten. Einer freute ſich nur, daß er die Wunde gegen die Franzoſen und nicht gegen die Ruſſen erhalten hatte; einer mit einem zerſchmetterten Bein wünſchte nur mit Lachen, wieder auf den Beinen ſtehen zu können, dann wolle er bald wieder nach ſein; das Traurigſte für mich war noch einer, der durch die Bruſt geſchoſſen war und wol ſterben wird. Er lag gerade ſeinem verwundeten Bruder gegenüber, der ihm nun zuſah ſterben."

Der Krieg ſchritt vorwärts. Mariannens Gemahl und ihre fünf Brüder ſtanden im Felde gegen Napoleon. Gleich bei Großgörſchen fiel ihr Bruder Leopold als eins der erſten Opfer, als ein Adelsopfer, wie es die Schweſter öfters nennt. „Er iſt wirklich todt", ſchreibt ſie; „gleich zu Anfang der Schlacht traf ihn eine Kugel ins Herz; er blieb ganz ruhig auf dem Pferd, daß man ihn nur ohnmächtig glaubte; ein Küraſſier ſetzte ſich hinter ihn, ihn haltend; als man ihn herunternahm, ſah man, daß er längſt geſtorben war. . . Die Blumen blühen noch, die Nachtigallen ſingen und er iſt nicht mehr." Damals ſandte ihr Schenkendorf ſein „Lied vom Prinzen von Homburg":

Fürſtenblut gefloſſen
In der Lüg'ner Schlacht;
Wie ſo gern vergoſſen,
Willig dargebracht!
Kattenblut, Heſſenblut,
Schönes, deutſches Blut.

Wendet ſchnell die Roſſe,
Reiter, heimatwärts!
Auf dem Königsſchloſſe
Jagt ein Schwesterherz,
Stolzes Blut, mildes Blut,
Schönes Frauenblut.

Alle Herzen ſchlagen,
Herrin, ja für dich!
Alle Zungen ſagen
Deinen Namen ſich.
Reines Blut, fremmes Blut,
Schönes, deutſches Blut!

Auch ſpäter, als Berlin durch das Anrücken des Marſchalls Ney wiederholt bedroht war, hielt die Prinzeſſin aus. Das Volk ſah in ihrer Anweſenheit eine Bürgſchaft für die eigene Sicherheit und jubelte ihr zu, wo ſie ſich nur blicken ließ. Karl Maria von Weber bringt ihr mit einem Sängerchor eine Serenade im Schloßhofe, überall muß ſie gewiſſermaßen die Stellung der Landesmutter einnehmen. Und in der That, ſie nahm ſich jeglicher Noth mit mütterlicher Treue an. Am 19. October 1813 ward auf ihrer Treppe ein Kind gefunden, erſt drei Wochen alt; der Vater, ein preußiſcher Lieutenant, war im Kriege gefallen, die Mutter aus Gram geſtorben, die Pflegerin fühlte ſich der Sorge nicht gewachſen und übergab das Kind der Prinzeſſin. Sie nahm es gern auf und ließ es ſorgfältig erziehen.

Dann kommt die große Siegesbotſchaft von Leipzig. „Ein großer Tag! Die Stadt iſt illuminirt, die Luft erfüllt das Freudengeſchrei des Volks, ein unaufhörliches Schießen begleitet das Vivatrufen. Gott hat glorreich geſiegt. Hundertmalhunderttauſend Menſchen ſtanden da unter dem Donner von 2000 Kanonen! Wer mag da noch leben? Ich kann nur weinen, freuen kann ich mich nicht. O meine Sechs hat Gott auch

beſchätzt! Ich möchte beten, aber mein Kopf, meine Nerven ſind mir zu angegriffen.“ Und tags darauf, bei der Schilderung des fortdauernden Jubels: „Ich ſah nie ſo etwas! Das Rufen ſtieg zum Himmel; ich weinte und dachte: Deutſchland, ach, Deutſchland iſt befreit! Lebte doch die Königin noch! Wie wird Leopold heraclächeln!“

Als im Sommer 1814 der König zum Andenken an ſeine verklärte Gattin und zur Ehre der für die Befreiung des Vaterlandes alles opfernden Frauen den Luiſenorden ſtiftete, ſtellte er die Prinzeſſin an die Spitze der Stiftung. Es war, als ob bei ihr vaterländiſche und Familienereigniſſe gleichſam in Eins verſchmelzen ſollten; wie früher ſchmerzvolle, ſo jetzt die freudigſten. Die Kanonenſchüſſe, die in Berlin den Siegestag von Waterloo ankündigten, galten zugleich der Geburt einer Tochter Mariannens, der Prinzeſſin Victoria Eliſabeth, bei deren Taufe deshalb auch Blücher und Wellington zu Gevatter ſtanden. Sie iſt vermählt mit dem Prinzen Karl von Heſſen-Darmſtadt, in jeder Hinſicht eine würdige Nachfolgerin des mütterlichen Beiſpiels.

Nachdem der Friede und die Freiheit des Vaterlandes glücklich wiedererrungen waren, lebte Marianne großentheils auf dem Schloſſe Fiſchbach in Schleſien, im Genuſſe einer herrlichen Natur und ganz der Erziehung ihrer Kinder hingegeben. Sie war eine aufrichtige Anhängerin des poſitiven chriſtlichen Offenbarungsglaubens, aber von durchaus ſittlicher Richtung, ohne krankhaft politiſche Parteifärbung. Der Hofprediger Strauß in Berlin, Goßner und Theremin ſtanden in freundlichſter Verbindung mit ihr; ihr Haus wurde ein Mittelpunkt des ſeit den Befreiungskriegen allenthalben neu erwachenden religiöſen Lebens und zugleich eine Stätte des innigſten und einfachſten Familienſinnes. Stein, der ſeine fürſtliche Freundin in ihrem ländlichen Stilleben gern beſuchte, ſchreibt über die zu Fiſchbach erhaltenen Eindrücke: „Das Andenken an die glücklichen, am Fuße der Schneekoppe zugebrachten Tage begleitet mich fort und fort. Nichts übertrifft an Vollkommenheit das Bild des auf innerm Frieden, religiöſen Sinn, geiſtige Bildung gegründeten Familienglücks dieſer Bewohner von Fiſchbach.“ Die Prinzeſſin Wilhelm war es auch, die ſich der gänzlich verlaſſenen und verarmten Charlotte von Kalb hülfreich annahm, jener merkwürdigen Frau, die Schiller und Jean Paul ſo nahe geſtanden; ſie hat ihr, als Charlotte zuletzt völlig erblindet war, ein Aſyl im königlichen Schloſſe zu Berlin verſchafft. Und das iſt nur Ein Zug ihres hochherzigen Edelmuths aus tauſend andern, denn ſie ließ in der Regel ihre linke Hand nicht wiſſen, was die rechte that.

In einem vollen, warmen, chriſtlichen Tone endete auch dieſes ſchöne Leben. Marianne ſtarb am 14. April 1846 zu Berlin am Oſterfeſt, umgeben von ihren Kindern und Schwiegerkindern. Ihre jüngſte Tochter Marie, jetzt Königin von Baiern, ſprach, während der Mutter Seele von der irdiſchen Hülle ſich löſte, Paul Gerhard's wundertröſtliche Worte zum Abſchied:

Wenn ich einmal ſoll ſcheiden,
So ſcheide nicht von mir;
Wenn ich den Tod ſoll leiden,
So tritt du dann herfür!

Auch ihr Schwiegerſohn, der nunmehr gleichfalls heimgegangene, deutſch geſinnte König Max von Baiern, redete ſie in einem dichteriſchen Nachruf an:

Deutſcher Frauen Zier und Krone,
Gehe nun zum Frieden ein!
Denn du weilteſt nah' dem Throne
Stets des Herren Magd nur ſein.

„Minnetroſt“ — dieſen Namen hatten ihre Nichten, in Erinnerung an Fouqué's „Zauberring“, ihr beigelegt. Und in der That hatte Fouqué und mancher andere deutſche Dichter in der Prinzeſſin, auch wo ihr Name nicht genannt wurde, das Ideal einer deutſchen Fürſtin erkannt und beſungen, die mit fürſtlicher Hoheit chriſtliche Milde, mit ſtrenger Sittlichkeit entzückende Anmuth verband und von der im eigentlichen Sinne galt: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan!“

Georg Heuſinger.

Saadi's Roſengarten.

Saadi's „Guliſtan“ war das älteſte perſiſche Buch, das in Europa bekannt wurde. Olearius, der zu den Geſandten des Herzogs von Schleswig-Holſtein an den Schah von Perſien zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs gehörte, brachte es aus dem fernen Lande mit und verbreitete es durch eine deutſche Ueberſetzung. Ehe ſelbſt die Gelehrteſten eine Kunde vom Zendaveſta hatten, waren ſchon die weiſen Sprüche des Scheikh von Schiras in dem Munde vieler Europäer. Hammer in ſeiner „Geſchichte der ſchönen Redekünſte in Perſien“ bemerkt ſcharfſinnig, daß der Genius dieſes Dichters dem europäiſchen

Geiste wahlverwandt sei, sein Geschmack dem unsrigen gleich. Seitdem ist Saadi's Ruhm in Europa im Steigen begriffen. Goethe in seinen Noten zum „Westöstlichen Divan" spricht mit großer Anerkennung von ihm; die vortreffliche Uebersetzung des „Rosengarten" von K. L. Graf (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1846) hat das Ihrige dazu beigetragen, diesen Dichtungen auch in weitern Kreisen Leser und Freunde zu gewinnen; und liegt in zierlicher Ausstattung eine neue Uebertragung von G. H. F. Nesselmann vor: „Der Rosengarten des Scheikh Muslih-eddin Saadi aus Schiraz" (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1864), der bei der Gunst, welche die persische Lyrik bei uns genießt, und da sie sich angenehm und gefällig liest, das Publikum nicht fehlen wird.

Saadi lebte fast ein ganzes Jahrhundert; er ward 1164 geboren und starb 1263. Damals herrschte über Persien die Familie der Atabagen; in ihrem Dienst stand der Vater Muslih-eddin's und seinem Fürsten Saad zu Ehren nannte er den Sohn Saadi. Nach dem orientalischen Sinne waren diese Fürsten gut, gerecht, Säulen des Weltalls; einer von ihnen, Abu-Bekr, nahm sich des Dichters besonders freundlich und liebreich an. Er verschaffte ihm ein sorgenfreies, behagliches Alter in seiner Vaterstadt Schiraz. Einen großen Theil seines Lebens verbrachte Saadi auf Reisen; dreißig Jahre, sagt einer seiner Biographen, lernte er, dreißig Jahre wanderte er, dreißig Jahre saß er still auf dem Teppich der Andacht. Saadi war ein wandernder Derwisch; er gehörte dem Orden der Sufis an und starb als ein Scheikh dieser Verbrüderung. In Syrien, Aegypten, Arabien reiste er; bis nach Indien und Marokko soll er vorgedrungen sein; vierzehnmal machte er die Wallfahrt nach Mekka, meist zu Fuß. Manches sah, erfuhr und litt er: einmal gerieth er sogar in die Gefangenschaft der Kreuzfahrer und mußte an den Befestigungen der syrischen Seestadt Tripolis arbeiten. Die Frucht seiner Reisen sind die beiden Hauptwerke seines Lebens: der „Gulistan", der Rosen-, und der „Bostan", der Fruchtgarten; die Form, in der sie uns vorliegen, gab er ihnen erst in seinem hohen Alter; das eine veröffentlichte er 1257, das andere 1258. Außerdem rühmen die Perser seine Ghaselen und Kassiden; Hammer indeß meint, sie würden uns wenig zusagen, und nach den Proben, die er mittheilt, erreichen sie nicht entfernt den Schwung des Hafis. Saadi's Verstand war größer als seine Phantasie; er besitzt Witz, Anmuth, Lebensklugheit, aber keine mächtige Begeisterung; er ist ein didaktischer Dichter. Ein Philosoph für die Welt, wie Lessing's Zeitgenosse, Engel, erzählt er, was er erlebt und erlitten: aus jeder Blume saugt er einen Tropfen Weisheit.

Die Welt hab' ich durchschweift nach allen Seiten,
Verkehrt hab' ich mit jeder Art von Leuten;
Gewinn auf jedem Fleck der Welt gefunden
Und eine Aehre auf jedem Feld gefunden.

Der „Rosengarten" [illegible] in acht Abschnitte: Ueber die Sitten der Könige; die Erfahrung der Derwische; den Werth der Genügsamkeit; die Vortheile der Schweigsamkeit; über Liebe und Jugend, über Schwäche und Alter; über den Einfluß der Erziehung und die gesellschaftliche Bildung. Es ist eine Fülle von Anekdoten, Fabeln, kleinen Geschichten, wahren und erdichteten, deren Moral der Dichter schließlich in einige Reimpaare bringt. Auch die prosaische Erzählung wird oft von Versen unterbrochen; vorherrschend ist die Form der Makamen. Das Ganze hat ein barockes Aussehen, Schnörkelzüge wie aus dem Rococostil. Im einzelnen ist viel Unterhaltendes und Lehrreiches darin, aber die höchste Weisheit läuft denn doch immer auf das Dulden und die Ergebung in das Unvermeidliche hinaus. Nirgends ein Aufstreben gegen das Geschick, der Aufschrei einer muthigen, freigeborenen Seele. Nichts ist gut, wenn es nicht der Sultan für gut erachtet. Weil Saadi bei dem Sultan in Gunst steht, ist er beliebt bei den Leuten. Ein andermal lehrt er:

Auf wen mit dem Koran du nicht Ueberzeugung übst,
Dem frommt die Antwort, daß du ihm seine Antwort gibst.

Wenig achtet der Derwisch das Gold, aber ebenso verhaßt sind ihm die Fesseln der Familie.

Hast du Familienfesseln erst zu tragen,
Dem Freiheitstraume mußt du dann entsagen;
Die Sorg' um Kind und Brot und Kleid und Geld
Zieht dich zurück vom Pfad der Geisterwelt.

Auch tritt ein Kluger nicht in den Dienst des Fürsten; je einsamer der Mensch, desto freier ist er. Bei den rohesten Orientalen mußte diese Philosophie der Genügsamkeit und des Entsagens von jeher Anhänger und Bewunderer finden; die Natur wie die socialen Verhältnisse beugen den Asiaten unter ein starres und hartes Joch; die Weisheit der Brahmanen, Buddhisten und Derwische hat den Einen Zweck: diese von der Noth gebotene Unterwerfung vor dem Verstand zu rechtfertigen und das Nothwendige als die freie Wahl der Edelsten und Weisesten erscheinen zu lassen. Auf diesem Standpunkt steht Saadi. All seine Rathschläge und Lehren sollen den Menschen wenn nicht besser, doch leidenschaftsloser und friedfertiger machen. Ihn zu lesen, ist angenehm und lehrreich. Eine fremde Welt baut sich vor uns auf. Die Moscheen und die Paläste; die Derwische, die auf den Stufen eines Springbrunnens sitzen; der Zug des Schah, der vorüberzieht: das ist farbig und prächtig gemalt und durch die Lehre, die der Dichter dem einzelnen Vorfall gibt, in eine höhere Sphäre gehoben. Stimmt diese Lehre auch nicht immer mit unsern Empfindungen überein, so gewährt sie uns doch einen Einblick in das Denken und Sinnen von Völkern, die mit jedem Jahre uns näher gerückt werden, und läßt uns einen tiefen und originalen Geist in dem persischen Dichter bewundern.

(Hiezu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Deutsche Städte.

Lübeck.

I. Lübecks Architektur.

A. — In frühern Zeiten gefiel sich bürgerliche Laune, Willkür und Nothstand in einem unregelmäßigen, engen Gewirr von Straßen, Zeilen, Höfen und Sackgassen. Auch Lübecks Straßen tragen meist diesen Charakter: sie sind eng, gewunden und durchkreuzen sich überall; von einer rechtwinkeligen Gassen-eintheilung findet sich nirgends eine Spur.

Ebenso wenig dürfte man jetzt die innere Einrichtung altlübeckischer Häuser bequem nennen. Mit dem ausgezackten Giebel der Straße zugekehrt, mündet die Hausthür auf die sogenannte „Diele" (Hausflur), die mit wenigen Ausnahmen, mit Fliesen belegt, fast das ganze Unterhaus einnimmt und nicht selten so geräumig ist, daß man darauf mit Wagen und Pferden umwenden kann. Häufig laufen neben dem Hause enge Gänge und unter ihm befinden sich feuchte, ungesunde Kellerwohnungen, die aber, gottlob! immer mehr verschwinden oder doch nicht mehr als Wohnlocale von den Eigenthümern auf Unkosten der Gesundheit ihrer Mitbürger ausgebeutet werden.

Ueberhaupt liefert die innere Bauart altlübeckischer Häuser keinen unwichtigen Beitrag zu der Berechnung, wie viel handeltreibende Kaufleute zu der Zeit, als Lübeck in seiner größten Blüte stand, in der Stadt wohnhaft gewesen sein mögen. Vergleicht man nämlich diese Zahl mit einer Bevölkerung von 20000 Menschen, die Lübeck noch im 16. Jahrhundert hatte, so wird die Zahl der größern Kaufleute immer nur klein erscheinen. Neben diesen wenigen Glücklichen sind die andern Hunderttausende um so beklagenswerther, die in Hintergebäuden, Buden, Gängen und Kellern sich zum Theil kümmerlich behelfen und dem Geldadel und dem Geldstolz jener Glücklichen mehr oder weniger huldigen mußten.

So verfehlt nun auch nach unsern jetzigen Begriffen die innere Einrichtung altlübeckischer Häuser im allgemeinen ist, um so malerischer und charakteristischer nimmt sich die äußere Physiognomie Lübecks durch die Treppengiebel, besonders in den ablaufenden Straßen, wo noch die ältesten Bauwerke der Stadt stehen, aus. Vielleicht erkannte der verständige Sinn der Vorfahren in der großen architektonischen Masse des Giebels die Hauptseite des Gebäudes und suchte sie aus diesem Grunde durch die Constructionsweise, welche wiederum durch das Material — aus Lehm gebrannte Ziegel — bedingt war, und durch angemessene Verzierungen auszuzeichnen, ohne daß ihnen jedoch eingefallen wäre, die durch das Dach motivirte allgemeine Form des Giebels zu verleugnen oder ihm eine andere Gestalt zu geben, als die Natur der Sache sie erforderte.

Die Anordnungen der Verzierungen dieser Giebel konnten auch in Wahrheit nicht passender gewählt werden. Wegen der Beschränktheit der Straßen mußte der Standpunkt des Beschauers von der Seite sein, wenn er die ganze Masse des Giebels mit Einem Blick überschen wollte. Um daher unangenehme Verzerrungen durch übermäßige perspectivische Verschiebungen zu vermeiden, wählten die Baumeister nur geradeaufsteigende, in der Gestalt spitz- oder rundgeschlossener, mehr oder weniger reichprofilirter Fenstertheilen, die mit ihren vor- und rücktretenden scharfgeschnittenen Gliedern und kleinen, tiefliegenden Fensteröffnungen einen effectvollen Wechsel von scharfen Lichtern und tiefen Schatten hervorbringen. Diese richtig gewürdigten Umstände finden auch noch immer in Lübeck statt: die Straßen sind nach oben enge und die Häuser stehen immer noch mit den Giebelenden der Gasse zugekehrt.

Lübecks Hauptzierde sind jedoch die Kirchen, wenn sie auch an Schmuck und architektonischem Reichthum den mittel- und süddeutschen nachstehen. Namentlich ist die Marienkirche ein herrliches Denkmal gothischer Baukunst. Ihr Bau fällt in die letzte Hälfte des 13. Jahrhunderts und erinnert lebhaft an den Kölner Dom und den von Prag auf dem Hradschin. Ihre Grundform ist ein lateinisches im Osten mit einer achteckigen Kapelle gekröntes Kreuz, dessen Länge 354 Fuß und dessen Breite nahe an 200 Fuß beträgt. Die größte Höhe des äußern Baues ist 172 Fuß, das Mittelgewölbe im Innern 134, die Seitengewölbe je 73 Fuß hoch. Zur Befestigung bedurften diese freistehenden gigantischen Mauern, wie man das auch an den Münstern dieser Bauart in Deutschland anderswo findet, in freien Bogen über der Abseite bis ans Hauptdach hinauf gespreizter Strebepfeiler, die mit ihren über 100 Fuß hohen pyramidalischen Thurmverzierungen, leicht und kühn, einen so überraschenden wie imposanten Anblick gewähren. Und wie das Aeußere, ist auch das Innere ein Wunder der Architektur. Ueberall die herrlichsten Verhältnisse, das reinste Aufstreben.

Welch ein wunderlicher Bau ist dagegen das Rathhaus! Ein Zögling der verschiedensten Jahrhunderte, das launigste Gewebe von Stilen, voll Phantasie und Räthsel, und dennoch zu einem harmonischen Ganzen vereinigt. Wüßten wir nicht, daß Lübeck durch die Schiffahrt groß und mächtig geworden, ein Blick auf dieses Gebäude würde es uns lehren. Dies dunkle, orientalisch prachtvolle, mit seinen rothen und schwarzen Glasursteinen in der Sonne glitzernde Rathhaus hat mit seinen vielen Thürmchen und sammtgoldenen Wimpeln manche Aehnlichkeit mit einem Schiffe. Erker und Treppen sind mit reichem Bilderwerk bedeckt und durch die Fenster im Erdgeschoß gewahrt man die Statuaturen, die purpurnen Vorhänge mit schweren goldbordirten Fransen des im vorigen

Jahrhunderts modernisierten Bastionssystem, in welchem die Senatsklugheit Ancona's, wie auch anderer Städte des Gir schlagen. Drei sehr breite Hauptstraßen, die zu Parallel und andern Gewölben umgeben. Von zwei Seiten, von dem Markt und der Brunnenhalle, schauen auf Gottesgruft bunte, große Wappenschilder herab. Durch die breiten Spitzbogenfenster gewahrt der Wanderer einige Einzelhaltung. Am Eingang neben der Thür befinden sich zwei eigene Beichtstühle, deren Arbeit breit, artigen und künstlig ist, in dem einen will man das Bildung Friedrich Barbarossa's finden, auf den andern steht der weise Mann Lübeckeinen Schiedsrichter dar.

Ancona's Belagerung und Fall.

Aus dem Englisch eines Schotten

II.

4. 11. — Der wichtigste Punkt, der eigentliche Schlüssel zur Festung Ancona waren die beiden Kasematten des Frachthauses auf dem Molo. Der Hafen ist vom offenen Meere durch einen Teil Molen ist vom offenen Meere durch einen Seiten in der Richtung vom Lazareth nach den Kasematten getrennt und läßt nur einen freien Raum von ungefähr 200 Fuß, der zum Ein- und Ausfahren der Schiffe dient und mit einer beweglichen Kette gesperrt werden kann, die während der Nacht auf dem Meeresgrund liegt, jeden Abend aber nach Lösung eines Schusses vom Castell aufgezogen wird und dann den Hafen sperrt. Die Räume dieser Gebäude bargen bedeutende Vorräte an Pulver und Munition sowie die besten Geschütze.

Ende August und Anfang September war in der Belagerung wie die Bombardierung der Stadt vollständig in der größten Aufregung. Es war überall das Gerücht verbreitet, die päpstlichen Truppen hätten die Grenzen des Kirchenstaats überschritten und bewegten sich in Eilmärschen gegen Ancona. Am 4. September wurde der Belagerungszustand über die Stadt verhängt, sämmtliche Vorposten und Wachen verdoppelt, der Hafen dicht behufdig gesperrt und es durften nur Schiffe unter besonderer Flagge einlaufen und auslaufen. Da die päpstlichen Truppen noch keine Pferde zur Bespannung der Geschütze und Wagen zu Ancona besaßen, auch der Verrath an Kirch- und Wein nicht ausreichte, so wurden den Bürgern Ancona's Pferde und Lebensmittel ohne Bezahlung oft mit Gewalt genommen.

Schauerlich heulte der Sturm bei vielen Vorposten und Patrouillen durch die Straße der Nacht. Jede Stunde brachte neue Depeschen über das unaufhaltsame Vordringen des Feindes, plötzlich in der Nacht des 12. September wurde die Besatzung durch den Alarmruf der Hornisten aufgeschreckt und jeder Soldat rückte seinen Posten. Ich kann in dieser Nacht bei einer Kanone der Molobatterie und bemerkte die Lichter der Geschütze als Lager. Kurz nach Mitternacht hörte ich plötzlich Wirbelwind an den Ufer des Lazareth, dann schwammen die Töne über die rauhen Wellen und Abendlichen Meeres durch die stille Sternenbeleuchtet. Es waren die Lieder eines deutschen Militärmarsches, die zu mir herüberklangen. Welche Gefühle sie mich! Mich erfaßte ich, daß diese heimatlichen Klänge von dem Musikchore der päpstlichen Besatzung von Macerata und Perugia herrührten, die vor dem hohen Vordringen der Piemontesen nach Ancona flüchtete.

An allen Straßenecken und vielen Häusern erschienen Anschläge in französischer und italienischer Sprache, die voll der größten Lügen waren und die Bewohner der Stadt oft noch wenig in Angst und Schrecken versetzten. So hieß es z. B. in einem derselben, daß 40 000 Mann Franzosen und 250 gezogene Kanonen von Napoleon III. zu Hülfe geschickt wären und jeden Tag eintreffen könnten. Als aber am 14. September wirklich mehrere Dampfer unter österreichischer Flagge im Hafen einliefen, erhielten wir weil die Kasernen zu den Geschützen, die Rohre aber und die Hülfstruppen blieben aus.

Am 15. September stiegen um die Mittagsstunde schwarze Rauchwolken am fernen Horizont auf. Sie schwammen die Schiffe der ehemaligen neapolitanischen jetzt sardinischen Flotte heran, ohne sich jedoch auf Schußweite zu nähern. Mannschaft war der Anblick der 18 heranwachsenden Kriegsdampfer. Doch erst am 18. September wagten sie einen Angriff, in gemessener Entfernung folgten sich die Schiffe hintereinander, bestrichen zuerst die Kasematten des Frachthauses und die Molobatterie, dann schwebten sie ihre Geschosse nach Monte Capuzino, wo sie die Zinne des Jubenkirchhofs zusammenstürzte, ohne daß einen bedeutenden Schaden anrichten. Als sich der Feind überzeugt hatte, daß er diesen Punkten wenig anhalten könne, legten sich die Schiffe vor Monte Cavere in Schußlinie und überschütteten das Dorf mit einem Regen von Kugeln, die sich sämmtlich zu hoch gingen und unter furchtbarer Verwüstung in die Gebäude und Dächer der Stadt einschlugen. Während der Nacht kreuzten beständig die Linien Dampfboote der Flotte vor dem Hafen und den Werken und beunruhigten die ermüdete Besatzung durch das Werfen von Bomben und Granaten. Der Angriff der Flotte dauerte ununterbrochen bis zum 24. September fort, ohne dem Feinde wirkliche Vortheile zu verschaffen, an diesem Tage wurde das Bombardement von der Landarmee auf das kräftigste unterstützt. Die um jeden Preis das Castell zusammenschießen wollte. Um die herumrückenden Feinde aufzuhalten und zu verhindern, daß sie sich auf den benachbarten Höhen festsetzten, warfen schon die zwei Schwergeschützwagen, welche das Geschützwerk vom Castell unterhalten sollte, entgegenschickt. Die Schweizer richteten jedoch nichts aus, mußten sich bald zu Fuß und fehrten in der größten Verwirrung in die Festung zurück. Am 26. September kamen die piemontesischen Landtruppen bei Lazareth. Ihre Verluste hatten somit bei der Erstürmung der Werke von Monte Pelago und Monte Pelato waren bedeutend, da von unserer Seite die größten Anstrengungen gemacht wurden,

die Änderungen zurückzuverlegen. Nachdem der Sturm von Montag 12 Uhr die Nachmittage 4 Uhr gedauert hatte, hatten die Belagerer von dieser halbe Stunde Waffenruhe, um ihre Leichen zu begraben. Von unserer Seite wurde diese Pause benutzt, um in den genannten beiden Werken behufsliche Sicherungen zu vornehmen und um in aller Stille zum Gebete zu versammeln. Kurz nach halb fünf Uhr war all der Arbeit wiederum mit verdoppeltem Eifer und wahrem Gottes Geschütz auf die beiden Werke, die es je so lange gegen Stürmen von aller Übermacht in Belig nahm. Sofort Kanonen und Mörser, die gräuelvollste Artillerie, die von uns aus Mont Gabelle auf mit einem Hagel von Granaten und Kartätschen begrüßt wurde, daß es dem Feinde unmöglich war, sich festzusetzen. Wiederholt wurde unter Artilleriefeuer von den tapferen Infanteristen unterstützt, die hinter jenem Steinhaus und Strauch die wie Bienenkörbe hatten, um den Vorstürmen die Gegners Einhalt zu thun. Die Nacht vom 26. zum 27. September brach herein, in ihrer Finsternis gelang es den Belagerern, mächtige Batterien zu errichten. Am 27. und 28. September erreichte das Bombardement seine Höhe und alle nur brauchbaren Geschütze Amerikas waren in Thätigkeit, von drei von Seiten auf gehetzten Forts zu antworten. Noch waren die Werke des Feindes gering zu nennen, als plötzlich, am 28. September nachmittags eine Kolonne Truppen einbrach, welche eine plötzliche Stellung für die Belagerung herbeiführte. Ein Granate flog durch eine Schießscharte der Kasematten des Forts Thurnel, entzündete das dortige Pulvermagazin und 67 Mann, meistens Deutsche, wurden von diesen Obigen wurden unter den Trümmern der zusammengestürzten Gebäude begraben. Just unter jener verwüsteten Kasematten angelegt. Glücklicherweise war die Pulverkiste gerissen worden, die Batterien der Wall, die der Galerna Santa, die Stromschanze und die von Porta. Die wurden aufgegeben werden. Fort Corbett und Monte Gargone wurden mit Kugeln überschüttet und während des dichtesten Kugelregens flog auch auf Gargone ein Pulvervorrath in die Luft, der gegen Mann tötete. Monte Gabelle hatte nur noch vier brauchbare Geschütze, die andern waren in Kanonenhöhlen, die zu Splittern zusammengeschossen Kugeln waren überhaupt am englischen Verwundeten. Gegen 6 Uhr abends wurde von den Zinnen des Gabelle ein langes weißes Tuch und gleich darauf die Parlamentärflagge. Sofort schwieg von seiten der Flotte der Geschützdonner, so lag sich schweigend zurück und am andern Morgen lief ein Parlamentärschiff ein. Für die Landarmee nahm keine Rücksicht auf unsere Signale, sondern ernährte sogar einen von uns abgeschickten Parlamentär mit Flintenschüssen, erst am Morgen des 29. September, gegen 10 Uhr, getraute auf einem Gaubiten in Capucine weniger Schritte von uns die letzte Parole, die der Feind noch gewann. Dicht hinter dem Parlamentärschiff lief die Flotte in den Hafen ein, während die Landarmee durch Porta Pia in die Straßen der Stadt einzog. Unser General-Feldmarschall war der Chasse-Parbet Fürsten mit den Generalen Garbini und Pertano die Gratulation ab. Bei der Besitzung seines Adjutanten wurden die Fahnen in der Hand schwer, den Chirurgen abt. Es war ein ergreifendes Trauerfest nach Brest gebracht wurden. Die Verpflichtung unterlegen, am Jahr lang seine Trauerfahnen und Kriegsfahnen zu schmücken.

Der Gottesdienst und Heute konnte heute ein Fest der Kirchen sein. Gerungen und hatte gesiegt. Einzel Geschichte. Junge Mädchen schmückten sich mit triumphalen Schärpen und Gewinden und erwarteten die Bombardementsmut auf die Zinnen. Der schuß zum Kanonenfenstern noch beschossen. Ich selbst war Feuer. Wie eine Gewalt von Krieg, und dann ein Mädchen zum Indianerzelt schmückte. Feierlich in der Ecke war. Doch thaten solche Tage dem allgemeinen Jubel keinen Eintrag. Alle Häuser, von der Spitze bis zum Tuchel, prangten in buntem Flaggenschmuck. Arbeiten und die Straßenbauer Arbeiten Küche und Keller, um irgendwann unmöglich Erquickung zu verabreichen.

Der siegreichen Truppen kann ich nur mit der größten Achtung gedenken. Während des langen Aufenthalt Lebensmittel erwarben sie sich die freundliche Freundschaft, nicht nur mit Belegten, wie mit Kameraden, wo ihre Schuldigkeit gethan hatten, verschieden sie mit und. Arm in Arm gegen barbarische und türkische Soldaten durch die imminenten Straßen, um im nächsten Kaffeehaus die neue Freundschaft in den vorigen Satz der Arbeit zu besiegeln. Mit Verwunderung bedauern sie sich aber unsere europäischen Verhältnisse, auf die sich von der schweren Belagerung und schweren Bewachung des Platzes übrigens hatten. Aber all jener Jubel genügte nicht, den Brüdern Ruhe genügsam zu verweilen, die der mangelnde Anblick der Feuer hervorbrachte. Viele Frauen wurden durch die infolge des heftigen Bombardements zusammengeschossenen Häuser unglücklich geworden, auf den Trümmern Gemeinschaft Häuser des Gebäude war kein ganzer Ziegel mehr und die in die Luft gesprengten Kasematten des Fischerhauses waren die zusammengeschossenen Gebäude des Hafenteils boten ein Bild der schrecklichen Verwüstung. In unseren ehemaligen Batterien lagen einige feindliche Dampfkanonen, während meiner abwesenden Batterien, die Kanonenbatterie Kugeln austrugen, mit Ruhe und dem Blicke hervorragenden Meisterstücken in einem Unbeschreiben empfehlen.

Am 1. Oktober 1870 betrugen wir 900 Mann ehemals päpstliche Soldaten unter der Bewachung piemontesischer Linien Bersaglieri und am 22. desselben Monats langte ich in Wien an, wo ich auf freien Fuß gesetzt wurde und der schönsten Heimat gewann heute, gerne als Bürger, aber sie eine andere Sache, als ich freudestrahlig und ohne die zur Stunde Gnade halte gesehen zu haben.

Beate.

Ich habe Dir gesagt, Gustav, daß ich nur der wirklichen Welt leben darf. Meine Schwester drüben vertrete Dir das Ideal!

Tony.

Laß die Schwester! Ich hülfe ihr gern zuweilen, wenn nicht, wie Herr von Seeburg sagt, die Oekonomen alle für die absolute Monarchie wären. Ich hatte im Sinn, Dich über so Vieles zu befragen, Gustav. Sage mir, (Pause) wo glaubst Du, fängt die bildende Kunst eigentlich an?

Gustav.

Wo die Poesie aufhört.

Beate (bei Seite).

Galt das mir? (Setzt sich und rechnet.)

Gustav (setzt sich zu Tony).

Tony (nach einer Pause).

Sieh, ich habe mich der Kunst mit großer Neigung zugewandt, und strebe darnach, mein kleines Talent zu vervollkommnen. Glaubst Du, daß der wahre Künstler sich ohne eine wissenschaftliche Kenntniß der Natur ausbilden kann?

Gustav.

Nein.

Tony.

Nun, dann ist mein Anliegen, daß Du mich die Natur kennen lehrst.

Berliner Briefe.

1. III.

Musikgeschichtliches. Theaterliteratur. Das Stadttheater. Neues Theater.

Eben nicht langer Zeit sind schon mit farbigen Randverzierungen geschmückte Titelblätter in einem Heft erschienen, das in den Buchhandlungen zu vertheilungen hatte der berühmte Orchesterdirigent Carl Tausch Strauß'sche Walzer mit einem Schwanz versehen und Lanner'sche Walzer mit einem Kopf, damit man sie unterscheiden könne. Auf dem vierten Blatt stehen wir in der Krone der Schöpfung, während die übrige Gesellschaft, vom Krokodilen anfangend, den Vorbergrund bildet. Das fünfte Blatt zeigt uns den Polypen gemeinsam Essen. Am sechs Tage ist unser Gott: Das siebente endlich das Judenfrühstück.

Die vier Dichter, welche die Textverfasser in der permanenten Grundausstellung von Sachs zu weltbildlichen Zwecken aufgefordert und durch Einsendung das vorvielfältigen lassen, den Erinnerungsblättern der neuesten Kriegsgeschichte, eine Verherrlichung des Siegs von Düppel. Die Erfindung hat sich an einzelne Momente des Kriegsliedes — wie schon einen in der Morgendämmerung zum Sturm bereiten Mann des 4. Gardegrenadiers, auf dem zweiten Anlauf ein Soldat die schwarzweiße Fahne auf einer der Schanzen auf. Auf dem dritten Bilde erscheint ein verwundeter Artillerist mit bekränztem Helm, auf dem vierten, bald mit der größten Sorgfalt und innigster Empfindung ausgeführt, ist gibt ein Verwundungsplatz in voller Thätigkeit den Kameraden das letzte Lebewohl. Alle vier Bilder sind, mit sicherer Hand leicht hingeworfen, einfache Gebrauchsbilder, in denen nichts Gesuchtes und Uebertriebenes ist.

Von den Kunstberichten unserer Zeitungen wurden uns nur zwei zu vaterländischen Industrie der Seidenwaaren sich wieder unter Brennessen eine noch ungeschickte Hand berühren dürfen.

Nur wenigen ist es vielleicht bekannt, daß sie in Oberitalien und in Frankreich zur Raupenzucht verwendeten japanischen Graine gleichzeitig von verschiedenen Krankheiten der Raupen kommen. Das ökonomisch-technische Missionarium hatte eingesehen bei Krankheit des Seidenwurms, einen Zweig der Industrie beinahe ins Nag gerathen und die Einführung japanischer Graine angeordnet. Die in Preußen angewandten Graine werden seit drei Jahren nach Krankreich und Italien verkauft. Vorzüglich hatten 65 die von Horle in Ungarn gesammelten Kastanien bemüht. Auch Versuchen sind separirten mit andern Schmetterlingen hatte der berühmte Seidenbauverkauft eine genommen. Am 14. Juli fand hier der erste diesjährige Cocommarkt statt. Das überaus kalte und unbeständige Wetter hatte die Entwickelung der Raupen bedeutend gehemmt, die Cocons waren noch nicht aufgekichert. Nur 16000 Metzen waren verhanden, unter den Käufern trieben Italiener und Franzosen die Grainwerth japanischen Kasse von 1 Thlr 15 Sgr bis zu 2 Thlr 15 Sgr und 2 Thlr 25 Sgr in die Höhe. Die diesjährige Ernte scheint bereits gut hinabgeht, so haben die Käufer die Cocons hier gratinen lassen, damit nicht durch unnützen Weiterbau von unter Lust schlechte Graine erzielt werden. Die Cocosernte war in Italien geringer als im vergangenen Jahre aufgefallen. Die beste Sorte mailänder Kasse wurde hier nur mit 1 Thlr 4 Sgr bezahlt, geringere Sorten nur mit 24 und 26 Sgr. Aber allen waren die meisten zu. Den Cocons, sucht die gewinnlich kamen nach Genua. Am 21. Juli den zweiten Marktag, waren 1750 Metzen Cocons von 67 Zuckfüttern eingebracht. Neun Zehntel und vierten gehörten dem Lehrerstande an, dem die Pflege des Seidenwurms einen lohnenden Nebenerwerb gibt, so erhielt einer derselben für 142 Metzen japanischen Cocons 213 Thaler, mehr als die Hälfte seines Jahresgehalts.

Preußen hätte somit im vollen Sinne des Wortes die Seidenzucht wieder auf. Als unsere Heere für Seidenbau sich bildeten, dachte keiner an solch Resultate, im Gegentheil erklärte man vielerlei von vielen Seiten für ein unpassend Beginnen, da die Metzen nicht zum Gedeihen, nur zum Hungrigwerden geschaffen sei. Jetzt geht der Norden dem Süden und hierin voran.

Für die große Landesliterie der Normannen und der Hinterbliebenen der Gefallenen gehen die verschiedensten Gerüchte von allen Seiten ein. Auf hiesiger Börse hat man das Piano-Forte-Schlagwerk Wien dem Comité übernommene Instrument und auf 1000 Thlr in Gewinnhalt. Sämtliche Gewinne werden in Silbergeld, Münzwerk ausgezahlt werden. Einen Thaler will nicht sie, sondern Hundertthaler. Werth noch nicht sie, sondern der Ton ist das Vorzüglichste an diesem Werk, es kommt in der Stärke von einer großen Klugsch gleich, übertrifft sie aber an Weichheit.

Wie bei manchem Jahre, gastirten auch in diesem während drei Sommermonaten mehrere Schauspieler- und Schauspielerinnen, bei meiner Vaterstadt in der Krakauer Thorthurmkunst unter dem Anhang und dem Beifall einer großen Zuschauer. Die Gastspielerin, namentlich in der Komödie, sind kaum einmal zu wünschen übrig. Frau Hasinger begeistigt durch ihren lebendigkeitigen Humor und frische, lebensmagische Schilderung alle Herzen, ihre jüngeren Gesellschaften erreichen viel durch ihre Anmuth.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 34. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Arzt und Gräfin. Novelle von Adeline Deichmann. I. — Lucian und Voltaire. Von Richard Erdmann. I. — Zur Geschichte der Postwesens. Von F. Philippsen. IV. — Sitten und Gebräuche der holsteinischen Bauern. Von B. A. I. — Der Mensch und die Gesellschaft. — Schwalbennester von Ludwig Rehbock. — Miszellen: Gemüse und sein englisches Landthümer. — Naturforschung und Gastronomien. 2. Die Kartoffeln.

Arzt und Gräfin.

Novelle von Adeline Deichmann.

I.

Bei dem Regierungsrath N. in Bonn war große Abendgesellschaft. Die nicht sehr geräumigen, aber überaus elegant eingerichteten Gemächer waren fast zu sehr gefüllt, besonders in dem eigentlichen Tanzsalon schien zwar nicht Kopf an Kopf zu stehen, denn das ist heutzutage, wenigstens was die Damen betrifft, nicht mehr möglich, aber doch Robe an Robe, und es war noch nicht recht abzusehen, wie zwischen diesen wandelnden Prunkmassen hindurch Platz zum Tanzen gefunden werden sollte.

Die Musikanten stimmten schon ihre Instrumente, Damen und Herren ordneten sich zu Quadrillen und der Hausherr näherte sich einer ältern Dame, welche die Ehre haben sollte, mit ihm die Polonaise zu eröffnen.

Da ging die Thür des Saals weit auf; die Musiker hielten ein mit Klimpern, Herren und Damen mit Schreiben und der Herr des Hauses machte rasch kehrt, um der seltsamen Erscheinung entgegenzutreten, die sich jetzt auf der Schwelle zeigte.

Vielleicht wurde der Blick der Gäste durch die riesige Figur eines Mohren mit seiner nächtigen Schwärze inmitten dieses Meeres von Licht und brillirenden Farben frappirt, kann aber sei das Auge auf einen hübschen, wunderlieblichen, von blonden Flechten umrahmten Mädchenkopf. „Othello und Desdemona!“ sagte der junge Edmund Ritter, der an den Thürpfosten einer Nebenzimmerer gelehnt stand, fast laut vor sich hin, und vielleicht sah niemand diese Gruppe zum ersten mal, ohne jener beiden Gestalten des unsterblichen Dichters zu gedenken. Aber gleich wie in einem lebenden Bilde Personen in Beziehungen zueinander gebracht werden, denen sie in Wirklichkeit ewig fremd und fern sind, so auch hier. Othello (behalten wir diesen Namen bei) war der Diener des Grafen Südberger, der beiden voranschritt. Comtesse Natalie seine einzige Tochter.

Gleich einer Venus in ihrem Muschelwagen sah das Mädchen in einem zierlichen Rollstuhl, den der Diener vor sich her schob. Kalt den purpurnen Seidenstoff hob sich der Kopf, den grüne Ranken schmückten, herrlich ab; beide Arme hatte die Comtesse auf den Lehnen des Sessels liegen; anmuthig grüßend neigte sie ihr Haupt bald nach dieser, bald nach jener Seite, und Ritter bemerkte, daß die Erscheinung trotz des Aufsehens, welches sie machte, eine in diesem Kreise wohlbekannte war.

Mitten im Saal hielt der Wirth die neuen Gäste begrüßt; dann legte der Regierungsrath selbst seine Hand an die Rückseite des Stuhls und dirigirte ihn in eine Ecke des Saals, gerade dem Ofen gegenüber. Darauf sah es in Wirklichkeit: Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen! Denn kaum hatte der Stuhl seinen Platz gefunden, als Dieselbe den Saal durchschritt und wieder verschwand.

In dem Hauptsaal war indessen mit Macht Platz gemacht worden; der Tanz begann. Aller war natürlich zum Tanzen verpflichtet, denn warum hatte man ihn sonst eingeladen? Er war ein junger Berliner, Sohn eines wohlgen Medicinal- und Geheimraths, und studirte in Bonn Naturwissenschaften. Bereits am Schluß seiner akademischen Laufbahn stehend, ergäng es ihm wie den Studenten in der Regel, wenn sie ein paar Jahre das teile, heißkünstliche Treiben mitgemacht haben: er hatte nachgerade genug davon. Unlerdessen war er von Hand aus an den mazurkaren Ton des gesellschaftlichen Lebens in Nordeutschland gewöhnt und auch von Natur einer modernen Richtung zugethan. Daher kam es, daß er in jeder Zeit mehr als anfangs der Gesellschaften der Philister, an die er zahlreiche Empfehlungen mitgebracht hatte, beinahe.

Die Polonaise begann; noch Aller rührte sich nicht von seiner Stelle, sondern blickte ziemlich unverwandt nach der gegenüberliegenden Seite des Saals, wo die junge Dame sah. Ihm Objekt trat in die Thüre, sprach erst mit einer Bewegung ein paar Worte zu den jungen Mädchen — sie schien gewährend zu antworten — und dann nahm der Offizier zu ihrer Linken Platz. Beide unterhielten sich ebenfalls angelegentlich, aber nachdem die Polonaise vorbei war, stand der Offizier auf, verbeugte sich, Abschied nehmend, und entfernte sich.

Graf Sutenbergen wählte sich seiner Tochter und sprach zu ihr mit dem ganzen Ausdruck väterlicher Zärtlichkeit. Dann kamen junge Mädchen und begrüßten ihre Freundin; einige Herren traten sich dann und so bildete sich ein Kreis um das junge Mädchen, der sich wieder auflöste, sowie die Musik begann. Und dann wiederholte sich dasselbe Schauspiel wie während der Polonaise: ein Herr nahm Platz neben der schönen Gemeine und unterhielt sich mit ihr, während die andern sich im Wirbel drehten.

Aller fand sich so angezogen vom dem, was er sah, daß seine Blicke selbst dann immer hinüberwirren, wenn er eine Dame zu unterhalten hatte. Nach zwei Tänzen wurde er herum aufgefordert zu haben, und schwor es. Er wandelte nur während der Pausen einigemal durch den Saal, um sich dem Platze nähern zu können, wo das Fremdlich saß. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, zu fragen, sich zu erkundigen, aber es reizte ihn, erst zu beobachten und aus der Beobachtung seine eigenen Schlüsse zu ziehen.

Die Schönheit und Lieblichkeit des Mädchens hielt sie scharfer Prüfung aus. Unregelmäßig waren diese seinen Züge, das zarte Colorit der Wangen war bekundet das echte, tiefe Blau der Augen. Vor allem aber war es der Gesammtausdruck des Gesichts, der fesselte, und Stimmt Aller überlies sich vollständig dem Zauber, den die junge Gräfin auf ihn ausübte. Es war ihm eine Lust, verschiedentlich ihre glockenhelle Stimme zu hören, die lebhaften Mienenspiel zu beobachten, oder die Heiterkeit zu bewundern, welche diese Kinder war ein ungewöhnlicher Kindlich umgab. Denn eine Kinder war sie bei allem, das war unverkennbar in den feinen Linien ihres Gesichts zu lesen.

Was that sie hier? Wie kam sie sich zum Balle schmücken? Junge Aller sich dann. Sie gehört in einen Garten voller Blumen und Vogel oder in ein stilles, einsames Gemach, nicht hierher, in den Taumel sinnlichen Genusses. Und eine unangenehme Regung wollte in ihm aufsteigen — aber wenn er dann nach ihr hinblickte und sie so strahlend lächeln und reden sah, dann war es unmöglich, eine wirkliche Disharmonie zwischen dieser Erscheinung und ihrer Umgebung wahrzunehmen; ja es schien fast, als ob alles nur überwogen sie, um sie recht zu stimmen, die zum Schauspiel zu dienen, und nie hätte man den Kranz aus ihrem Haar, die Spangen von ihren Armen entfernt wünschen mögen, aber sie liebet anderes leben als in diesem Kreise von weinem Lose, das schicke und fallenreich niederwallte und bis dicht an den Hals ging.

Ja es nicht ein Glück, dachte dann Aller, daß das arme Kind sein Herz der Freude nicht verschließen, daß sie nicht klagt und jammert um ihr Los? Und bewegt sie nicht einen großen Charakter, eine großartige Neigungen, indem sie es vermag, dem Tanze ihren Gesellschaften zugethanen und ebenbar heiteren empfinden?

Mit diesen Gedanken erhoben sich das Mädchen immer mehr in dem Lichte des Ungewöhn-

suchen, und der Wunsch, sie kennen zu lernen, wurde rege. Sie suchte Gelegenheit, mit der Frau des Hauses ein Gespräch anzuknüpfen, er machte sich liebenswürdig, um kam als gewandten Salonbesucher der Orte haben zu lassen, wohin er es haben wollte.

„Ach Sie meinen die Gemahlin Natalie?“ sagte die Regierungsrätin. „Natalie von Südbergen? Wenn Sie sie noch nicht begrüßt hat, so muß sie Ihnen freilich auffallen.“

„Südbergen — Südbergen?“ wiederholte Ritter fragend. „Ich wird doch, als wenn ich den Namen schon irgendwo gehört hätte.“

„Ich könnte leicht sein“, erwiderte die Dame, „denn der Graf hat große Verbindungen in der Welt und sein Name bei der liberalen Partei einen guten Klang.“

„Ich habe! ein Graf Südbergen war bei Jett- und Lagergrande meiner Partei in den Reformaufregungen. Wie oft hat er darum erzählt!“

„Wahrscheinlich derselbe.“

„Auf die Möglichkeit bin bitte ich Sie, mich dem Fräulein vorzustellen, sobald der Walzer zu Ende ist.“

„Ei, ei, dem Fräulein! Ich dachte dem Wallenbrunner Herrn Pastor gälte das Interesse.“

„Freilich, freilich!“ sagte Ritter lachend. „Aber diesen Sie so gnädig und stellen mich dem Pastor vor!“

„Sehr gern! Auch werden Sie durch ihn leicht die Tochter kennen lernen, wenn noch unerfüllter Ihr Wunsch sein.“

„Ich leugne es auch nicht“, antwortete Ritter, denn diese Erscheinung frappirt und interessirt gewiß ungemein. Wer könnte sie strahlenden Antlitzes?“

„Ja, die Arme verdient auch Theilnahme, denn ich fürchte, die Leiden ist, wie man sich hinter dem Rücken des Pastors erzählt, hoffnungslos.“

„Hoffnungslos?“ fuhr Ritter auf.

„Ja, es ist ein Rückenmarksleiden, das langsam begonnen und jetzt einen sehr gefährlichen Charakter angenommen hat.“

„So jung und so schön!“

„Ja — und so liebenswürdig, des Pastors Augapfel. Er verlor seine Gemahlin sehr früh. Außer Natalie hat er nur einen Sohn, der in die Nähe von Breslau wohnt. Er lebt hier mit der Tochter ganz allein, nur um derentwillen, weil sie die Gegend liebt und die Luft ihr wohlthut.“

Aber kommen Sie“, unterbrach sich die Regierungsrätin, „der Graf sieht gerade mit niemand!“

Die Vorstellung fand statt. Auf die Anredung Ritter's, daß er gehofft habe, in dem Grafen einen Parteigenossen seines Patrons kennen zu lernen, habe jener schroff seine Hände hinter seinem Rücken gezogen und gesagt: „Ich, wenn Sie seinen Sohn sind“, und er „so seien Sie mir taufendmal willkommen! Wie geht's Ihrem Vater? Alle es lebt noch? Ihr Verhältniß haben und auseinandergesetzen — ich habe so lange, lange nichts von ihm gehört, so ich wusste nicht einmal bestimmt, daß er bei Wallenbrunn Pastor war, mit dem ich so oft in Ihrem Hause gesprochen. Sie war damals noch Student wie Sie jetzt, aber es hat mich doch gefreut, seben Sie, hier hat es mir eine Freude gemacht — seben kann es oft genug trotz noch nicht!“ Dabei wies er auf einen seinen, aber sehr langen Stock, der über die Lampe nach dem Ohr hinlief. „Sie sind wohl auch Medizinerin?“ fuhr er darauf fort, und es war, als ob ihm dabei seine Tochter einfiel, denn ein Schatten glitt über sein Gesicht.

„Leider nein!“ sagte Ritter. „Ich bin blos Theaterfex; ich studire Kameralwissenschaften.“

„Ei, wie kommen Sie — leider — sagen! Kameralwissenschaften! Das ist ja das herrlichste Studium von allen!“

Ritter umging es, die Frage zu beantworten, denn in diesem Augenblick sah wurde er sich bewußt, was sein „leider“ bedeutete.

„Ich dachte eigentlich auch Kameralwissenschaft“, sagte lächelnd der Graf. „Heutigen Tags ist freilich nicht, denn hin ich ja alt, aber ich habe eine ganze Bibliothek in Hause und sogar ein kleines chemisches Laboratorium. Sie müssen kommen und ich das einmal ansehen.“

„Was dem alten grauen Herrn wurde ich von Ihrer freundlichen Einladung gewiß machen“, antwortete Ritter; „vielleicht kann ich Ihnen auch auf die eine oder andere Weise nützlich sein.“

Die Unterhaltung bewegte sich dann noch eine Zeit lang auf wissenschaftlichen Gebiet, drehte aber dann, das Ritter erzählte, was er gewünscht, der Graf stellte den seiner Tochter vor.

„Hole du noch einen Tanz her, liebes Kind“, sprach er, „so lade du sie hier Herrn Ritter auf, er ist der Sohn einer alten Jugendbekannten von mir!“

„Nein, Papa, vor dem Grafen kommen mehr“, antwortete Natalie; „ich that mir leid.“

„Nach dem Cotillon pflegen wir stets noch Hause zu gehen", wandte sich der Graf erklärend an Ritter. „Aber nun machen wir heute eine Ausnahme, das heißt, wenn du dich nicht erweichen lässt, Natalie?"

„O durchaus nicht!" sagte sie freundlich.

„Nie hast ich um die Galopade bitten?" fragte Ritter, und dabei kam es ihm fast wie eine unverschämte Ironie vor, daß er das gehabte Wesen um so etwas hat.

Aber Natalie empfand offenbar nichts dergleichen, denn sie sagte mit anmutigem Lächeln zu.

Der Cotillon schien Ritter ungeheuerlich lange zu dauern, ebenso die Pause, in welcher Erfrischungen herumgereicht wurden. Endlich aber wurde das Signal gegeben — einen Augenblick lang rannte alles in scheinbarer Confusion durcheinander; dann hatten die Tänzer sich mit ihren Damen in Reih und Glied geordnet und Ritter den Stuhl zu Füßen des Fräuleins eingenommen.

„Ich darf bitten", sprach Natalie, „daß es Ihnen kein Opfer ist, dem Tanze von hier aus zuzuschauen; denn so viel ich bemerkt habe, waren Sie nicht unter den Tänzern."

„Nein, ich liebe den Tanz durchaus nicht", antwortete Ritter, eigentlich wider sie Wahrheit; „und wenn ich immer eine Dame finde, die Walzer und Galopaden mit mir vermeiden wollte, so wäre ich vollkommen zufrieden damit."

„Nun, das ist mir lieb zu hören; da werden Sie mich auch nicht bedauern, denn ich mag nicht bedauert werden. Ich bin gar nicht befähigt zu bedauern, weil ich nicht tanzen kann."

„Darum gewiß an sich nicht, gnädiges Fräulein."

„Sie meinen aber darum, weil Krankheit der Grund ist. Das ist vielleicht wahr, aber, seien Sie, Sie können sich gar nicht vorstellen, wie man sich bemüht, mir das Leben schön und angenehm zu machen! Das wäre gewiß so nicht der Fall, wenn ich ganz gesund wäre."

„Es ist ohne Zweifel ein großes Glück, aber vielleicht lage ich richtiger, es ist eine beglückende Philosophie, wenn man es vermag, einer Sache immer die beste Seite abzugewinnen."

„Nein, nein! Philosophie ist das nicht! Ich habe mein Leben, das ist wahr, aber wer hat es nicht! Der eine an der Seele, der andere am Leibe. Das weiß ich recht gut. Ich habe viele Freundinnen und da wird mir manches anvertraut, weil ich nicht weiter schwatze. Glauben Sie, manche von denen, die da frisch und fröhlich dahintanzen, möchten mit mir tauschen."

Du armes Wesen! dachte Ritter; offenbar weiß sie nichts von dem entsetzlichen „Hoffnungslos". Man hat sich eben an vollständig bewußt, die das Leben schön und angenehm zu machen, als daß eine solche Ahnung in die aufsteigen konnte. Sie verlieh diesen Gedanken aber natürlich seine Worte, sondern sprach im Gegenteil die Hoffnung aus, daß das Fräulein noch einmal ebenso dahintanzen würde.

„Wer weiß!" antwortete sie leichthin. „Ich sorge und grämе mich nicht, sondern genieße, wie ich es nun eben kann."

„Aber sagte Sie nicht der Abschluß der Musik? Ist es Ihnen nicht peinlich, den Takt der Walzerei zu vernehmen?"

„Ach, die Musik!" lachte sie heiter. „Sehen Sie, wie glücklich ich da auch wieder bin — die höre ich eigentlich gar nicht! Ich bin eine durch und durch unmusikalische Natur. Als ich ein kleines Mädchen war, haben meine Eltern sich gründlich mit mir abgequält, bis endlich mein Vater sagte: „Es ist genug, das Kind braucht keine Musik zu lernen!" Der Meinung war ich nun schon längst gewesen und so flog ich froh davon, denn — wohlverstanden — damals konnte ich noch fliegen!"

Ersteres sagte sie aber nicht etwa mit wehmütigem Pathos, es verschleierte keine Thräne dabei ihr Auge, sie schickte dem Satze keinen Seufzer nach, sondern sie sagte es ganz lächelnd, etwa wie man im Herbst vom vergangenen Frühling spricht, dessen Wiedererlebe man gewiß ist.

Glaubte auch sie an eine Wiedererlebe der schönen Tage blühender Gesundheit?

Es muß so sein, sagte sich Ritter, sonst ist dies Menschenkind ein vollständiges Rätsel.

Aber auf mit dieser Lösung blieb sie ihm unbegreiflich; ja er verstummte gar diesem klaren, ruhig lächelnden Antlitz gegenüber, und erst nachher, als er längst seinen Platz verlassen, besann er sich, daß eigentlich die Conversie die Unterhaltung geführt, — daß er sich aber dabei ganz ausgezeichnet unterhalten hatte.

Kaum war der letzte Begeisterte der Galopade verklungen, als Orbelle erschien und den Platz hinter dem Stuhle der Herrin einnahm. Der Graf schüttelte Ritter nochmals die Hand und forderte ihn nochmals auf, seinen versprochenen Besuch bald abzustatten. Dann setzte sich der Zug in Bewegung und alles sah ihm wieder

nach und alle erwiderten das freundliche Grüßen der Gemeine nach rechts und nach links.

Jetzt erst bemerkte Ritter, daß die Lampen heute ungewöhnlich trübe brannten, daß es erstickend heiß und die Atmosphäre unerträglich schwül war. Hatte er länger hier? Konnten mochte er nicht, sich mit andern unterhalten noch viel weniger; ihn verlangte nur danach, allein zu sein, und so verabschiedete auch er sich.

Nur Ein Bild begleitete ihn, nur Ein Gedanke beschäftigte ihn: Mirleh mit der Armen, die helfen nicht begehrte.

Zwei, drei Tage glaubte Ritter Antonie daher müssen verschieben zu lassen, bevor er seinen Besuch bei dem Grafen Sattbergen abstatten. Dann verstimmte es ihn sehr, jenen nicht zu Hause zu treffen; nach dem Fräulein zu fragen, fühlte er sich nicht berechtigt, und so gab es nichts anderes, seine Karte ab. Eine Einladung zum Thee auf den andern Abend war die sehr unerwartete Antwort. Es verstand sich von selbst, daß Ritter dieselbe annahm, und mit Ungeduld erwartete er die schickliche Stunde.

Sie wurde in einen nicht großen, aber mit allem Comfort und dem feinsten Geschmack ausgestatteten Salon gebeten, der durch eine Glasfront überaus brillant erleuchtet war. Noch war die Helle nicht blendend, denn zarte verschattete Kampenschirme milderten den grellen Schein und brachten die günstigste Beleuchtung hervor. Die Wände des Zimmers waren auch hell gehalten und durch dunkle Bänder in Felder eingetheilt. Licht neben dem Thorlicht bestand sich der Architekt mit seinen schönen Intarsia, die heute ohne Kunst und ohne Bedeutung, aber nicht minder schön war in den einfachen Linien von verschiedener Seite. Ihre Köpfe ruhten auf einem Schemel und der Oberkörper war in die rothen Polster des hohen Sessels zurückgelehnt.

Als Ritter eintrat, richtete sie sich zur Begrüßung ein wenig nach vorn, nahm dann aber gleich wieder die frühere Stellung ein, und trotz der vollen Beleuchtung war es Ritter mit einem Blicke klar, daß sie heute mehr leidend sei als an jenem Ballabend.

Der Graf begrüßte ihn herzlich und wies ihm den Platz neben Natalie an. Eine heitere und lebendige Conversation war bald im Gange, es kamen einige andere Gäste, aber der Ton blieb fein und ungezwungen, und Fräulein Natalie machte, soweit es ihre ligende Stellung erlaubte, die Honneurs mit unnachahmlicher Grazie. Sie überwachte die Bedienung mit dem scharfen Auge einer Hausfrau und Ostelle schien jeden Wink von ihr zu verstehen; sie hatte ein freundliches Wort für jeden Eintretenden, irgendeine Frage, ein Interesse an seinen Privatangelegenheiten bewiesen; sie wußte das Gespräch, jeder Seele sie war, stets lebendig zu erhalten und mehr als einmal ertappte Ritter sich gedankenlosen Zuhörens.

Dem Grafen fühlte, daß man es an, wie sehr er auf seine Tochter war, aber wer ihn scharf beobachtete, konnte auch wahrnehmen, wie zuweilen sein Auge besorgnißvoll auf ihr ruhte, und dann trat es ja die hin und trug heiter: „Mir geht es, mein Kind?“ und so oft sich mit einem liebenden Antlitz zu ihm zurückwandte, beantwortete.

Ritter kehrte mit der Ueberzeugung heim, daß die Gemeine nicht nur begeistert sei durch die Schönheit ihrer äußern Erscheinung, sondern auch mehr noch durch ihre geistige Anmuth, durch die Fülle und Lebendigkeit ihres Wesens und durch eine Bildung, welche die Sorgfalt verrieth, der der Vater auf die Erziehung seiner einzigen Tochter verwendet hatte.

Es wurde von diesem Tage an ein häufiger und schließlich ein fast täglicher Gast in dem gastlichen Hause. Einerseits war ein lebendschaftlicher Freund der Naturwissenschaften und besonders hatte es eine wahre Passion, chemische Experimente zu machen. Hierher aber war es Natalie ebenso ungelegen wie leidenschaftlich. Wenn mit dem gewöhnlichen Aufwand von Mühe, Zeit und Geld ein Experiment vorbereitet war, so traf ganz sicher irgendein unglücklicher Zufall ein, den der Graf zuerst nicht hatte vorhersehen können, und das Gelingen fand zu vereiteln. Und besonders war das der Fall, seit dem Natalie nicht mehr als Assistent zur Seite stand, wie sie früher gethan, als sie noch weniger leidend war. Jetzt aber, wo sie an den Stuhl gebannt war, konnte sie ihm einerlei nicht mehr zur Hand gehen und andererseits wollte der Graf es nicht erlauben, daß sie in den Salen mit einem starken Materialraum, wo sein Laboratorium sich befand, sich dauernd aufhalte.

Er hatte es alle Mittel in seiner Hand, es nicht nur angenehm und möglich, sondern fast unentbehrlich zu machen, und binnen kurzer Zeit hatte er das gethan. Als man sie sich machten ihm drei Beschäftigungen freilich auch Freude, aber drei Pferde, um den es sich handelte, war

doch die Gesellschaft Natalies. Fast jeden Abend nahm er den Thee aus ihrer Hand, denn sie liebte es, ihn selbst zu bereiten, wenn seine Gesellschaft weiter engagirt war, und Ritter liebte es, ihn im gastlichen Salon zu trinken, wenn seine Gesellschaft weiter engagirt war.

In Natalens Befinden war seine Veränderung zu bemerken. Wenn die Krankheit fortschritt, so schritt sie sehr langsam fort, und was den Grafen betrifft, so schien er keineswegs der Meinung zu sein, daß der Zustand seiner Tochter hoffnungslos wäre; im Gegentheil, er hatte nach Art sanguinischer Menschen die unerschütterlichste Miene auf den nächsten Sommer und lebte der festesten Ueberzeugung, daß die Heilquellen von Ostenhausen Natalien gänzlich wiederherstellen würden.

Nachdem er erfahren, daß Ritter beim Beginn seiner akademischen Laufbahn ein Jünger Aesculap's gewesen und praktischer Arzt hatte werden wollen wie sein Vater, hatte ihm der Graf erzählt, wie die Krankheit seiner Tochter vor zwei Jahren mit ganz leisen Symptomen begonnen und wie sie dann nach und nach sich weiter entwickelt habe. An den Krämpfen war Natalie erst seit Beginn des Winters gekommen, der Uebergang dazu war ein ganz allmählicher gewesen. Die Stöße eines Sonnenstiches hatte anfangs genügt, dann war ein Stück, dann eine Krücke und einer Krücke deren zwei gefolgt.

„Aber das war ein entsetzlich trauriger Anblick", sagte der Graf. „Das Kind an Krücken sich einherschleppen zu sehen konnte ich kaum ertragen. Denken Sie sich diese Unmöglichkeit der harmonischen Bewegung, diese ruckweise Veranlommen, die unnatürlich in die Hohe gehenden Schultern! Und wenn Sie dann mein Kind gekannt hätten, leichtfüßig wie ein Reh und anmuthig wie eine Fee — Sie würden begreifen, daß ich die Anwendung des Kalmuchs bekämpfte! Ich sehe sie droben nun nicht in vier Wochen und mich dünkt, sie empfindet es selbst noch weniger, weil die Anstrengung des Gehens sie nicht mehr an ihre Ohnmacht erinnert."

„Fräulein Natalie erträgt ihre Krankheit mit bewundernswürdiger Fassung", sagte Ritter mit unterdrückter Bewegung.

„Ja, das thut sie, das gute Kind! Sie verharrt freilich, daß sie nur leiden und wenige Schmerzen habe, aber ich weiß nicht, ob ich sie in ganz diesem Sinne nehmen soll, denn sie will mich nicht beunruhigen."

„Aber ich glaube wirklich, sie beunruhigt sich auch selbst nicht gerade, sie ist zu heiter dazu."

„So ist es auch. Sie hat das bewundernswerthe Temperament von der Welt, und wo jede andere wenigstens zuweilen traurig und mißmuthig wäre, da ist sie sich ewig gleich."

Und so war es.

Freilich fand Ritter Natalie zuweilen etwas ernster, zuweilen erschien sie ihm ein wenig leidender als gewöhnlich, aber es bedurfte nur einer Viertelstunde, und in der Unterhaltung, mit der sie gleichsam sich selbst einschläferte, war jede Erinnerung daran, jede Spur daran verschwunden; war es nicht wahr, schien nicht, daß sie heiter und ohnmächtig an der Pforte ihres Sarges gebannt war.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Lucian und Voltaire.

Von Robert Zimmermann.

I.

Wenn gleich der andern ist seine der Erscheinungen in der unerschöpflich neu sich gestaltenden Geschichte der Menschheit, aber Aehnliches kann ist natürlich vieles, manches sprechend ähnlich, denn die Menschheit, trotz aller Mannichfaltigkeit, bleibt in immer dasselbe Gleich und Blut.

Vor 1700 Jahren, schon innerhalb der heidnischen Zeitrechnung alle, als das weltbeherrschende Kaiserreich der Römer sich noch unbesiegt kannte, unter der Regierung des edeln Herrscher Antonius Pius und Marcus Aurelius, gab es einen längern Zeitabschnitt politischer Ruhe, einen Friedenszustand, wie er selten gewesen im Römerreich, und doch war zugleich in innern Menschenthum eine tiefe geistige und sittliche Gährung. Die allgemeine Gemüthsstimmung der Zeit war eine außerordentliche. Die Weltanschauung der alten Welt hatte sich mit dem Heidenthum überlebt und alle Lebenskraft war daran. Unbefriedigt in seinem höhern Seelenleben war sich jedermann; die Herzen öde und leer; die Menschen, meist äußerster Verzweiflung, aller Scham und Sitte bar, und sinnliche Selbstsüchtigkeit unheimlich sich verbreitend. Das Leben, nach innen zu beschaut, erschien trostlos. Die niedere Volksmasse, durch einen socialen Entwicklungsmoment vielleicht an den Denkstuhl gebracht, am alten Glauben irre geworden und doch einen Anhalt suchend, fiel hinüber, mit sittlicher Kindheit sich weltverlorenen Aberglauben, wahnwitzigem Zauber- und

Religionsbegriffen anheim. Die Gebildeten, längst der Geisterreligion ledig, suchten Befriedigung, je nach ihrer Natur, in diesem oder jenem der alten philosophischen Systeme, der eine dem strengen Jene, der andere dem idealen Plato; ein anderer hing der dritten Natur- und Lebensdarstellung des Aristoteles, ein sehr großer Theil Epikur's gemächlicher Lebenskunst an. Doch wie diese Systeme, weit anderen lebensverhältnissen entsprungen, den gegenwärtigen nicht volle Rechnung trugen, befriedigten sie nicht ganz, und viele bildeten sich, auf allen das Aufgedrungene ausprüfend, ein individuelles Mosaiksystem (Eklektik), das auf die Dauer auch nicht widerstand, sodaß man endlich, der Verzweiflung zu begegnen, dem Skepticismus oder der Zweifellehre sich in die Arme warf, dem nicht eher wieder confessionelles System anhing, bevor es allen Wahrheit, Kraft und Gewissh war benommen hatte. Nicht besser stand es mit der That selbst. Einige gute Gemüther wandten sich den Stillen, fast andererseits Christengesinnten zu. Was aber Kenner in seiner damaligen Literatur das Christenthum nennen? Jene Gemeinden waren, von vielen übersehen, von vielen verachtet wegen ihrer wenig scheinen Tugenden, doch von manchen Tiefersehenden als die sittlichen Pflanzschulen gepriesen, sodaß sich selber Kaiser zu Beschützern erkannt, befanden sich in ihrer Einfachheit und Innerlichkeit, weit unter der äußern Kultusentfaltung nicht mehr wie kurz vorher verfolgt. Zwar verfolgt wegen Glauben und Meinungen waren sie eigentlich nie gewesen, denn das Kaiserrecht als ein großes politisches Gymnasium hatte immer mit seiner Leitung jeden Religionsverein geduldet, weil aber wegen des weltlichen Kriegsrechts der Christen hatten sie dessen Vortheil ganz erlitten, da sie sich nicht fanden, für unpolitische Leute der Neuen eben zu verweilen. Auch hatte man auch anderen mächtigen vor den Thoren der Barbaren, welche, ebenbürtig und das Recht mit sittlicher Kraft behauptend, auch von seinen politischen Widermessung sich schenken. Dieser gegenwärtige Zustand, diese längere Waffenruhe hieß die Welt allerdings einige Erleichterung der Hoffnung und des Vertrauens schöpfen. Und die Märtyrerthum, die Kaiser waren, suchten den Lebensfäden in sittlicher Verwirklichung und ihren Lebensmächten wohlthuender Thätigkeit. Solcher war viel und eine große Zahl, doch die Geistern der Tugendhaften in der allgemeinen Noth der einzige Trost für jeden Unverletzbaren, und zwar ein so starker, daß man derselben häufig beinahe wie göttlich und heilig schwärmerisch verehrte. Bei alledem jedoch lag in den Menschenherzen ein gewisses bängliches Gefühl und man verbarg sich nicht, daß der gewaltige Zustand seine Dauer haben könne. Man suchte eine gewaltige soziale und moralische Revolution als unausbleiblich voraus, man lebnte sie wol herbei, erschien man sich wohmüthig gesinnt, daß das jetzige Geschlecht sie wol noch nicht erleben konnte. In solcher Stimmabstimmung ist Erbitterung ein natürliches Bedürfniß, und wo ist die besser zu haben als in der Poesie, wo möglich in der freilichen, zumal wenn sie zugleich ein Bild der Zeit gewährt. Sie konnte nicht ermangeln, sich zu wenden, wo sie mehr, da bei Völkern, die eine so reiche ästhetische Gebrechen hinter sich hatten, ein längerer Friedenstand doppelt daher empfänglich macht. Was war willkommener, als die schwere Noth der Zeit sich wegschergen, so leicht und ernstlich sich einwegen zu lassen? Viele heilten wol die durch Schein und Wig erregte Behaglichkeit für Hebung der großen Zeitprobleme, allein der Schein kann oft einnehmender allein thun. Bürstlinge, in solchen im tiefen Grunde unbarmonischen Zeiten kann es nicht fehlen, daß die Sänger ihre Gusel schwingt; ja der Poesie scheint ohne dieselbe gar nicht aufgerufen berechtigt, sogar sein vorgeschickt dazu. Wenn nun ein Geist die Gabe ausnahlig besitzet, so lustiger Erzählungsform, die in Zeiten sittlicher Verwilderung wohlkommende, mit einem tieferen sittlichen Zweck verbindet, so kann es nicht anders als der Unbefangenheit der Lesers und man von dieser Bedeutung für sie werden. Und in der Charakter eines Lieblingsdichters. Ein solcher heimelnder Zeit- und Lieblingsdichter ist der römischen und griechischen Welt zur damaligen Zeit Lucian von Samosata.

* * *

Von ungefähr hundert Jahren erst, nach innerhalb unabwendbarer Umwälzung des römischen Reichs, inmitten der neuern Geschichte, als bereits bei 250 Jahren das Mittelalter Personencentrirt vom Menschengeschlechte durchgerissen war, da die reiche christlich moderne Cultur im vielfach in Einzelreiche geschiedenen Europa und das wissenschaftliche sich entwickelte, da der Schauplatz der Geschichtsbewegung schon gespannig sich erweitert hatte durch Entdeckung eines neuen von Europäern entweder Weltheils — vor hundert Jahren fand geschichtlich eine sehr bedeutsame Gärung

in den Herzen und Köpfen der Europäer hatte, der ebenbeschriebenen in vieler Beziehung äußerst ähnlich. Aehnliche Wirkungen, ähnliche Ursachen. Auch hier förderte die innere Bewegung ein vom Jahre 1763 beginnender Friedenszustand, der in Europa ziemlich dreißig Jahre anhielt, wenn auch fern über den Ozean von einem heftig tobenden Krieg umwittert, wo die Entdeckung in der Alten Welt lebe Folgerie. Denn ziemlich rasch waren auf kurze Zwischenräume alle Kontinente abgeerntet. Ob nur das Jahrhundert, wo, besonders seitdem der Friedensschluß, alles denkenden Menschen ein starker Zweifel sich erhöhet machen gegen vergrauter Theorie und dem Leben, zwischen der vertretenen christlichen Kirche und der gewachsenen Wissenschaft, und — was unmittelbar drückte und immer drückender wurde — zwischen dem politischen Benommungs- und Gewaltsystem der Fürsten und dem erwachenden Freiheitsbewußtsein der Völker. Diese unsittlichen Grundsätze wirken lähmend auf die Sittlichkeit der Nachahmer, die mehrlich der Verworfenheit verfielen, aber auch auf die der Bevölkerung, und empörten die reinen Herzen der Edlen. Zwar hatte die deutsche Reformation ihre geistreinigenden Wirkungen über die Welt gebauet, allein sie war nicht vollständig, eigentlich nur in den germanischen Ländern so ziemlich gelungen, die dabei ihre politischen Kräfte zugelegt hatten; auch hatte sie ihnen der Sturz der Kirchenherrschaft die dadurch gewaltete Fürstengewalt tief allerdings zur Ungebundenheit entbunden. Es war also in Deutschland so leichtvoll in Weltverhältnissen angelegter Gliederung seine Harmonie. Doch hatten die Früchte der Reformation die Völker kräftiger gemacht; man stritt mit Waffen der Wissenschaft und siegte theilweise; doch war der ganzen Europa Sieg konnte ganz deßwegen. Nun behaupteten sich aber eine Menge der geistreichsten philosophischen Systeme, alle nur einig im Haß gegen die Kirche. Fortwährende Verneinung und Kampf verbitterten das Gemüth und die Gottinnigkeit ward den Menschen verkümmert. Dazu jene maßlose Verherrlichung, von den Thronen herab über einen großen Theil des Volks sich ergießend, am ärgsten in Frankreich, wo immer noch der ständerische Despotismus herrschte, mit der verkommenen Gestalt altpapistischer Kirche in barmherzigster Allianz. In dieser Unsittlichkeit ließ man sich an rascher Thätigkeit und Arbeit und erschöpfte sich, wie in jener Zeit der Antonine, an der Verwaltung einzelner hervorragender Geister, wer allen an Fruchtbarkeit dem Goethe, der obwol geistig auch den Franzosen stammend, doch von wunderbar-es deutscher Originalität, metaphysische Speculationen ablehnend, in radikaler Thätigkeit, gleich dem Marc Aurel, seine Philosophie und Weltanschauung fand. Schon gab es Vorboten einer thätigen allgemeinen Umwälzung, die man faß allgemein prophezeite. Denn wenn die Unsittlichkeit und Jdiotie der Fürsten auf ihrer höchsten Spitze erschien in Polens Verwahrung, so antwortete das Volksthum auf dem nahe so unterdrückten Boden Amerikas durch befreiungsmächtigen Freiheitskampf. Darüber wach man mehr und mehr einig, daß die, wo die drückendste Last Europa auflag, daß vorauf in Frankreich die Revolution ausbrechen müsse. Und auch von dort ging die heftigste und extremste Polemik und wider alle politischen und sozialen Zeitgebrechen und fand, von den geistvollsten Schriftstellern geführt, in ganz Europa Anklang. Die Franzosen nun sind von lebendigstem, so leichtbeweglich Geist, wollen sich das Behagen am Tag nimmer verkümmern und der Scherz ist ihnen Seelenbedürfnis. Treffende Schriftsteller haben, welcher mit so scharfem als heiterm Geist in alles Wissen, Meinen und Glauben der Zeit hineinleuchtete, und zwar so leicht und lustig, daß jeder im Lachen mit Selbstgefühl sich über die Unvernunft erhoben fühlte, daß man entdeckt was, allen Spott, den man längst auf dem Herzen gehabt und nicht ganz aussprechen zu können sich fränkte, plötzlich hier nach allen Richtungen hin auf das brillanteste und nachdrücklichste ausgelassen zu sehen — dieses Schriftsteller mußte natürlich der Lieblingsautor nicht nur der Franzosen, sondern bald der ganzen Zeit werden. Und der fand sich in dem tausendfachen Geiste Voltaire's, dem verkörperten Franzosenthum.

Wie ähnlich mußten die Erscheinungen Lucian's und Voltaire's werden! Beide leichtlebige Naturen, beide gleich geistreiche, unterhalte und witzige Köpfe, beide in der Auffassung der Zeit revolutionärste und frivolste Spötter; endlich beide Herren der geistigsten Waffe als der verschärftesten Waffen: der eine der unübertrefflichen und geistig gebildetsten griechischen Weltsprache, welcher selbst die römischen Meisterinn sich willig gefügt, der andere der sublimsten und einschmeichelndsten französischen Sprache, die sich mit dem politischen Uebergewicht Frankreichs ganz Europa als Umgangssprache aufgedrängt hatte — beide daher von dem angehenden Zeitenlauf

Parian, von ehrenwerther, aber kleinbürgerlicher Herkunft — seine meisten Verwandten waren gewöhnliche Handwerksleute —, hatte mit lebhaftem, nach Wissenschaft durstigem Geiste sich zeitig und durch eigene Kraft von einem alltäglichen Beruf losgerungen. Daß er nicht in Athen geboren, nicht einmal aus dem eigentlichen Griechenland gebürtig, konnte der Entwickelung seines Genies nichts schaden, sondern durch Alexandrien den Gruben der Same griechischer Cultur bis weithin in Asien fruchtbar sich verbreitet. Er erklärt sich aber seine lebendige Märchenphantasie durch seine orientalische Herkunft aus Samosata am Euphrat. Anfangs bestellter Rechtsanwalt, ließ er doch bald von diesem Beruf, bereiste und besuchte die europäischen Bildungsstätten in Massilia, Athen, Rom und Alexandrien und sammelte Lebenserfahrungen und Wissenschaft. Die classische Literatur der Griechen, Poesie und Geschichte, Verehrtanekdoten und Philosophie nährte seinen Geist; so erfand ein ebenso geistreicher Kritiker und Satiriker, ein poetischer Erzähler in einer neuen, gefälligen Weise, in noch nie vernommener, anmuthvoller Prosa. Bald entzückte und bewegte er die ganze gebildete Welt, belustigte weil er überall den Spaß aus der alten Welt vor Augen liegenden Gegenstand nahm und weil die leichte Gabe einen Adyps mit tiefem Hintergrund bot war, was man eben brauchte. Er entzündete und bewegte durch seine Schriften wie durch seine mündlichen Vorträge. Denn er war ein Rednerleiter und schrieb gelegt bald in Rom, bald in vielen alten griechischen Städte, bald in Gallien und Aegypten, in allen bedeutenden Städten des großen Römerreichs sein Katheder auf und überall wußte seine fantasiefantastische und doch so süße Rede mit zauberndem Beifall begrüßt. Er konnte es wagen, die alten Götter des Olymp zu verspotten und sie als Gaukelspiele miteinander reden zu lassen, nicht gründet sich heutzutage Offenbach in seinem „Orpheus in der Unterwelt“, das Publikum hatte sein Gefallen an der pikanten Frivolichkeit. Er hatte Lobgedichte, eine Staatsbalsamirstelle in Aegypten bekleidend, die ihm der edle philosophische Kaiser Marcus Aurelius verlieh.

Voltaire, selbst in Paris von wohlhabenden Aeltern geboren — sein Vater war Schatzmeister bei der königlichen Rechnungskammer —, zeigte sich ebenfalls frühzeitig als ein lustiger, brillanter Geist. Durch seine Geburt in der verderbtesten Hauptstadt fällt er leichter in die Netze der Verführung, zumal in dem Zeitpunkt, wo der schamloseste aller Fürsten, der Regierungs-Prinzip von Orleans, und nach ihm Ludwig XV. herrschten. Nur sein Weltverachter und ohne Ehrgeiz rang sich daran los. Dennoch, ohne sein Gift wäre es ihm nicht so leicht geworden emporzukommen unter den Schriftstellermasse der Hauptstadt. Vor allem siegte sein ungewöhnlich klarer Geist und ein im Grunde noch sittlicher Kern in ihm. Auch er hält der sittlichen Welt, die er nur zu gut kennen gelernt, einen Satirspiegel vor von großen, doch meistens humoristischen Bildern, seine entsittlichen Erzeugnisse zum tiefsten Verfall, die Schuldigen zur bittersten Buße aufregend. Denn auch der Kaiser empfindet Sittlichkeit ist voll von Unsinnlich. Kein Wunder, denn er, der unerschrockene Ankläger päpstlicher und despotischer Schlechtigkeiten, der unermüdliche Bekämpfer mittelalterlicher Menschenfeindseligkeitsanstalten, der unduldsamen katholischen Kirchenhaus wie des lieblosen Feudalsklaven und Judenwesens, wurde von diesen Gewalten sein Leben lang verfolgt und gehetzt. Auch hier setzte ihn nicht seine französischen Gesetzgegenwesen ein Ziel. Wie weit schlimmer war Voltaire daran als Lucian! Als gab in Frankreich keinen Marc Aurel; wiederholt mußte Voltaire in protestantische Länder, nach Holland, England, Deutschland, entweichen, wo er, da durch den Protestantismus die sozialen Zustände weiter fortgeschritten, Schutz und mehr Anklang fand als daheim, vor allem bei dem modernen Marc Aurel, Preußens hochgesinnten Friedrich, dem großen Könige, den ihm die Weltgeschichte gegönnt. Endlich im Greise durch Weltkenntniß bereichert, verarbeitet selbst im Skeptiker, der, eine Folge des aufregenden Jahrhundertgelehrens, von mehreren moralischen Rissen nie ganz frei, führt er nach der Heimat zurück, an der äußersten Grenze des materialismus, aber tüchtig seinen Sinn freihaltend bis zum Tode, mit der That und unter edler Verwendung seines Geistes eintretend für gehäufte Noths und ungerechte Opfer burlarischer Justiz. Zur Zeit seines Todes war es durch ihn schon etwas heller geworden und die große Masse des Volks verstand ihn fast.

(Eine zweite Artikel in nächster Nummer.)

Zur Geschichte des Postwesens.

Von J. Philippsen.

IV.

Das persische Postsystem war es, welches dem Andringen der Zeit durch Folge leichter und

Guſtav.

Welche Natur?

Tony.

Welche Natur? Giebt es denn zwei?

Guſtav (mit Beziehung).

Es giebt eine Natur im Feierkleide, und eine im Alltagsgewande.

Tony.

Die Natur im Feierkleide? Wann erſcheint dieſe?

Guſtav.

Immer.

Tony.

Immer? Und welche iſt die andere?

Guſtav.

Die Alltagsnatur iſt die dienende, die Natur als die Magd des Menſchen, die Natur als die Sklavin unſrer Bedürfniſſe; dieſe Natur kann ich Dich nicht lehren.

Tony.

Nun, die Feiertagsnatur: gehören Deine Käfer und Skelette auch dazu?

Guſtav.

Alles, was zur Wiſſenſchaft der Natur gehört, verherrlicht ſie.

Tony.

Und Deine Käfer und Skelette ſollen die Maler

die Reform für die Neuzeit vorbereitete. Dies Gebiet nimmt in der Mitte Europas etwa 100 Meilen Breite und 200 Meilen Länge ein, ist in seinen mannichfaltigen Gebietsformen überall mit Nachbarstaaten verflochten und bot daher einer einheitlichen Organisation die größten Schwierigkeiten dar. Allein der Generalpostmeister von Nagler (1821—51) führte die Schnell- und Personenposten ein, verbesserte damit die Frequenz des Verkehrs in dem Maße, daß er dem damaligen Aufschwung des Handels eine bedeutende Stütze gab, und steigerte dadurch bald die Brutto-Postannahme von 2½ Millionen auf das Doppelte. Inzwischen wurden die Erfolge der von Rowland Hill im Jahre 1840 in England eingeführten Pennypost bekannt, das Eisenbahnwesen begann sich in Deutschland zu erweitern, der elektromagnetische Telegraph wurde erfunden, jetzt genügten alle die früheren Einrichtungen nicht mehr und die Postverwaltungen konnten dem Andrängen der öffentlichen Meinung nicht länger widerstehen. Vergegenwärtigen wir uns den Beginn der Eisenbahnfahrten, wie sie vorzugsweise im Stande sind, die dem Bedürfniß der Neuzeit entsprechende Personen- und Güterbeförderung zu bewerkstelligen, so war es natürlich, daß die Postverwaltungen Bedacht nehmen mußten, für die Arbeitsstunden von den Hauptstationen ab eine Augbarmachung herbeizuführen. Dazu kam endlich die deutsche Postreform: das Porto auf einen Minimalsatz herabzusetzen und dies durch Postmarken zu bewerkstelligen, so hell und flar ein, indem bei hohen Sätzen die Betreffenden stets auf Mittel sinnen, entweder weniger zu schreiben oder ihre Briefe auf andern Wegen zu befördern, daß man auch auf diese Vereinfachung zurückgeben mußte. (Vgl. Hattner, „Beiträge zur Kenntniß des Postwesens", Leipzig 1848, II, 411.) Man sah, wie in England vor der Reform die Zahl der Briefe 75 Millionen betrug, 1845 aber schon auf 361 Millionen sich steigerte und die Einnahme viel bedeutender war als zur Zeit der exorbitanten Portosätze.

Als nun gar die elektromagnetischen Telegraphen die Entfernungsunterschiede völlig zu überwinden und die entlegensten Plätze zu einem ununterbrochenen Correspondenzgebiet zu vereinigen begannen, da konnten die Postverwaltungen dem Verlangen der öffentlichen Meinung auf die Dauer nicht widerstehen. Die Grundsätze der modernen Post zeigte zuerst die deutsche Postreform: einen allgemeinen Brief- und Gedankenverkehr in der ganzen Nation zu erhalten; denn solange das Porto so theuer war, war die Post nicht in der Wirklichkeit eine allgemein zugängliche Vermittelungsanstalt. Jetzt aber wird durch die Billigkeit die Benutzung der modernen Nationen, in den innigsten Wechselbeziehungen der Individuen als ein großer, von gemeinsamen Gedanken beseelter Organismus sowol den internationalen wie den gemeinsamen Zwecken mit vereinigten Kräften energischer nachzuleben, wesentlich gefördert. Die nationale Einheit erhielt eine neue Verstärkung. Indem der Staat als Vermittler der Bedürfnisse der bürgerlichen Gesellschaft die von der Postanstalt betroffenen intellectuellen und materiellen Interessen der Gesammtheit vollständiger und sicherer wahren kann als ein Privatunternehmer, war es die Aufgabe der Post, dafür zu sorgen, daß der Verkehr thunlichst schnell, sicher und wohlfeil vermittelt werde. So begann man in Preußen im Jahre 1844 den höchsten Satz des Porto auf 6 Sgr. herabzusetzen, 1847 für Packete auf Eisenbahnen das Frankirporto zu ermäßigen, im Jahre 1848 das Geldporto zu vereinfachen und die Packete auch auf andern Straßen als mit den Eisenbahnen gleichmäßig zu berechnen, bis am 1. Januar 1850 vom Minister von der Heydt der einfache Satz von 1, 2 und 3 Sgr. eingeführt und an höheres Gewicht des einfachen Briefs zugelassen wurde. Auch in den Verbindungen der Zeitungen und Druckschriften traten wesentliche Erleichterungen ein; gestempelte Frankomarken und Briefcouverts vereinfachten den Verkehr, zu dessen Förderung auch Briefkasten in den großen Städten zum Niederlegen der Briefe angebracht wurden. Im Innern wurden eine Menge neuer Curse eröffnet, nach Schweden, Rußland, Dänemark Postdampfschiffahrt geschaffen und zur Sicherung und Beschleunigung des Brieverkehrs mit England und Amerika theils der Bremen-Neuyorker Dampfschiffahrts-Act benutzt, theils für Postverträge mit Belgien und England gesorgt. Besonders nützlich erwies sich die Herstellung fahrender Expeditionsbureaux auf den Eisenbahnen. Während an den Stationen bis zum Moment der Abfahrt die Einwerfung der Briefe offen steht, werden sie während des Fahrens sortirt, und die für den Ort bestimmte Tasche kann im Moment der Ankunft ausgehändigt werden. Dazu wurden nun für die Regierungsbezirke die Oberpostdirectionen geschaffen, welche für Durchführung der neuen Grundsätze und Anordnungen zu sor-

gen, die örtlichen Verhältniſſe zu erforſchen und die gewöhnlichen Verwaltungsangelegenheiten zu überwachen haben.

Dieſe Reformen bewieen bald, daß rechtzeitige Ermäßigungen ganz geeignet ſind, die Einnahmen zu erhöhen. Während im Jahre 1843 Preußens Portoeinnahme, wo noch der Brief portofrei bis 10 Sgr. ging und 21 Staaten hatte, 4½ Millionen Thaler war, ſtieg ſie 1852 auf 5, 1854 auf 6, 1856 auf 7 Millionen Thaler; im Jahre 1843 war die Zahl der Briefportopflichtigen Briefe 20 Millionen, in den letzten Jahren war ſie auf 130 Millionen geſtiegen. In Oeſterreich waren im Jahre 1851 31 Millionen, 1861 82 Millionen Briefe; in Sachſen 1847 10 Millionen, 1860 12 Millionen Briefe; in Baiern 1851 12,700,000 Briefe, 1861 23,800,000 Briefe aufgegeben worden. Ebenſo lehrend war es auch in finanzieller Beziehung, indem der Reingewinn pro 1850 auf ungefähr 2 Millionen veranſchlagt werden, 1860 auf eine halbe Million geſtiegen war.

Indem nun gleiche Verbeſſerungen auch bei andern deutſchen Poſtverwaltungen ſtattfanden, Oeſterreich mit einer durchgreifenden Vereinfachung des Tarifs ſowie mit Verträgen behufs Herſtellung gemeinſchaftlicher Beſtimmungen über das Tarweſen mit andern Staaten vorangieng, war es natürlich, daß als Ziel der Poſtreform die Herſtellung eines einzigen deutſchen Poſtgebiets mit gleichmäßigen Grundlagen für Tarirung und Behandlung der Poſtſendungen betrachtet wurde, ſowie überhaupt wünſchbar ward, daß eine Regelung der künftigen gemeinſamen Beziehungen auf dieſem Gebiet ins Leben gerufen werden müſſe.

Von jeher trat Spaltung des Staatslebens eine Verſchiedenheit der Intereſſen und Anſichten hervor, wenn es ſich um gemeinſame Zwecke handelte. Die Einheitsgedanken der Deutſchen beruhten vom Beginn an mehr auf dem eigenen Willen der Einzelſtämme und Einzelfürſten als auf zwingender Gewalt, und je mehr leider bei fehlender Reichsgewalt die Sonderintereſſenpunkte der Fürſten wuchſen, um ſo ſchwieriger wurde es, gemeinſame Angelegenheiten zu geſtalten. Mit der Zeit traten aber in dem Leben der Einzelſtaaten Momente auf, wo ſie der andern nicht entbehren konnten. Je mehr Handel, Kunſt und Literatur das Band ſeiner knüpften, welches tauſendfältige Berührungspunkte über die ganze Nation ausgebreitet hat, um ſo mehr mußte der Gedanke auftreten, eine einheitliche Macht zu ſchaffen, welche die allgemeinen Intereſſen der Nation wahre, die Einzelſtaaten gegen fremde Störung ſchütze und alle ehrenvoll für das Wohl des Ganzen wie das ſeiner Einzelglieder ſchützend und fördernd, als ſtarke Macht daſtehe. Allein ebenſo wenig den Deutſchen Bund ſchuf, überließ man gerade die Sorge für materielle Intereſſen den Einzelſtaaten; ſo Metternich ſtieß nur die Revolution, die er ſo grimmig haßte, als einzig befähigt, eine Einigung auf dieſem Gebiet herbeizuführen. Leſſingsgeſellſchaft wurde der Zollverein geſchaffen, Bewegungen aus den Bedürfniſſen des Volks und der Literatur, die ſeine Nothwendigkeit bewieſen, wenn eben der Verkehr und der Wohlſtand nicht ganz ſtocken ſollten. Er zwang die deutſchen Fürſten, ſich Preußen zu einem gemeinſamen Handeln anzuſchließen, und die beſtändigen Erneuerungen dieſes Vereins zu Handel, Finanzen und Freundſchaft der betheiligten Staatsgewalten und Staaten mußte die Aufforderung verbreiten, auch andere der gemeinſamen Ordnung bedürftende Angelegenheiten in ähnlicher Weiſe zum Austrag zu bringen. Die Hemmungen und Erſchwerungen des Poſtverkehrs, die gegenſeitige Behinderung des Porto, die verſchiedenen leitenden Grundſätze des ganzen Poſtweſens mußten einer der unentbehrlichſten, lebendigen Gedankenmittheilung bedürftigen Epoche wieder auf die Nothwendigkeit einer Verſtändigung hin. Unter dieſem Druck ſchloß Preußen mit Oeſterreich im Jahre 1847 den Zuſammentritt einer Poſtconferenz in Dresden an, die vom 1. October 1847 bis 3. Februar 1848 tagte, ohne zu einem befriedigenden Reſultat zu gelangen, indem die Sonderintereſſen der Regierungen doch vorherrſchend waren. Da regte der Miniſter von der Heydt im Jahre 1849 die Sache wieder an; der öſterreichiſche Rath Hanger wurde vom Miniſter Bruck nach Berlin geſandt, um mit dem Poſtrath Meyer und General-Poſtdirektor Schmückert die Grundzüge einer zu treffenden Poſtvereinigung zu erörtern, und bald kam es zu einer Verſtändigung über die Hauptpunkte.

Man erkannte einen allgemeinen Verein der deutſchen Poſtverwaltungen und Staatsregierungen als die geeignete Form an, und nur deutſches Staatsgebiet ſollte nach Oeſterreich und Preußen in denſelben aufgenommen werden. Um die Selbſtſucht der nichtdeutſchen öſterreichiſchen Länder nicht zu reizen, die kaum ein Aufgeben in Deutſchland darin herausgewinnen hätten, nahm

der Verein der Bezeichnung „Deutsch-Oesterreichischer Postverein" an, welchem nach und nach andere deutsche Staaten und Postverwaltungen beitraten. Dieser Vertrag enthält im wesentlichen die Grundlagen und damals zu erreichenden Ziele der Reform, insbesondere die Herstellung eines großen Postgebiets, gleichmäßige Organisation des Dienstes und der Verwaltung, wohlfeilere, schnellere und sichere Beförderung, Errichtung eines gemeinschaftlichen Organs zur Weiterentwickelung in den periodisch wiederkehrenden Postconferenzen, Vertretung der deutschen Postanstalten als einer Gesammtheit dem Auslande gegenüber. Bis zum Jahre 1862 hat der Postverein vier Conferenzen abgehalten, nämlich im Jahre 1850 zu Berlin, aus welcher der „Neunte Postvereins-Vertrag vom 6. December 1850" hervorging, im Jahre 1855 zu Wien, im Jahre 1857 zu München, deren Ergebnisse in „Nachtragsverträge" zusammengefaßt und im Jahre 1860 in Frankfurt am Main, unter Revision der bisherigen Vereinbarungen, in einen Vertrag, den „Postvereins-Vertrag vom 18. August", zusammengelegt wurden. Dieser Vertrag ist gleichsam die reifste Frucht aller verschiedenen Reformbestrebungen auf dem Gebiet des Postwesens; in ihm tritt uns ein großes Resultat vor Augen: Was Absolutismus, was souveräner Wille nie erreichen konnte: die Einheit und Gemeinschaftlichkeit des deutschen Verkehrswesens, ist hier durch den steinhaften Aufschwung der gesammten Cultur, durch den Willen der deutschen Nation geschaffen. Indem wir nun Zollverein, Eisenbahn- und Telegraphenverein, Postverein, Münzverein, gemeinschaftliches Wechsel- und Handelsrecht beigen, sind dies sichtbare Ergebnisse unserer Einheitsbestrebungen, hervorgegangen aus der zwingenden Gewalt der unwiderstehlichen Verkehrsbedürfnisse. Anzuerkennen ist besonders, daß man die Post nicht mehr vorzugsweise als Regal betrachtet; man hat bei Packeten bereits die Beförderung der Privatconcurrenz überlassen, allein da die Staatspost als Musteranstalt ihre Aufgabe erfüllt, kann sie auch ohne Zwangsrechte bestehen, wenn auch das Existiren großer Ueberschüsse wegfällt. Der eigentliche und hohe Beruf der Post besteht in der Beförderung der öffentlichen Interessen des Staats, nicht, daß die Postgebühren die Natur einer Steuer annehmen sollen, welche den geistigen und materiellen Verkehr belastet, die grundsätzlich unstatthaft ist. Derjenige, welchen die Post benutzt, hat die Leistung derselben zu bezahlen, um sie für die Verwaltung und deren Kosten zu entschädigen; diese Gebühren dürfen aber den Aufwand für Unterhaltung der Post nicht übersteigen. Verschieden von diesen Gebühren sind die Steuern, d. h. die Beiträge zu denjenigen Kosten der Einrichtungen und Verwaltung des Staats, welche von der Gesammtheit der Staatsangehörigen hervorgerufen werden, ohne daß sich unterscheiden läßt, welches bestimmte Individuum diesen oder jenen Aufwand speciell veranlaßte. Die Steuern müssen daher nach einem bestimmten allgemeinen Maßstab auf alle Staatsangehörigen zu vertheilen sein. Da nun aber das Gebührenprincip bei den Postämtern bisher nicht angewandt, sondern ein Theil der Zahlung für Postleistungen als Ueberschuß zu andern Ausgaben verwendet wird, welche die Post nichts angehen, so ist dies gewissermaßen eine Steuer, welche dem correspondirenden Publikum dafür auferlegt wird, daß es gerade regsamer ist als der nicht correspondirende Staatsbürger, der dadurch weniger zu den allgemeinen Kosten beizutragen hat, also bevorzugt wird.

Mehrere Staaten haben deßhalb die Posten von dem Finanzministerium getrennt, und wenn sie hier auf ihre Vorrechte, Monopole und Zwangsgesetze verzichten, den wirthschaftlichen Kräften durch freie Bewegung des Verkehrs sich zu entfalten erlauben, so gewinnt der Nationalreichthum in erhöhtem Maße, wenn auch die Gebühren dann weniger eindringen.

So weit wären wir also mit der Geschichte des Postwesens gekommen, wobei wir unser deutsches Vaterland hauptsächlich im Auge gehabt; wie das deutsche Postwesen selbst sich in seinen einzelnen Theilen gestaltet hat, wäre der Gegenstand einer zweiten Untersuchung.

Die deutsche Postreform selbst hat die heutige Post zu einer gemeinnützigen Anstalt, zu einer Volkseinrichtung gemacht, welche Bildung, Wohlstand, Freiheit für alle erstrebt. Auch dem Aermsten ist der Briefverkehr in die Ferne gestattet; sie vermittelt durch die Zeitungsbeförderung die Ausbreitung der Gesittung und des Wohlstandes. Sie entwickelt die Schöpfung einer Weltanstalt, wie einmal deutsches Wesen und deutsches Denken die Gesammtheit unserer Erde stets umfaßt. Wenn die Menschen einen gewaltigen Fortschritt in unserer Zeit gemacht haben, um die Kräfte der Natur dem Dienst des Geistes unterzuordnen und sich ihrer mehr wie je zu bedienen,

so muß jeder Pulsschlag der Civilisation, der sich in erweiterten Kreisen bewegt, als segnungverbreitend begrüßt werden. Ist ja in Großbritannien im Jahre 1862 die Zahl der beförderten Briefe auf 615 Millionen gestiegen, 12 Millionen mehr wie im Vorjahr. In England kommen demnach auf den Kopf der Bevölkerung 24 Briefe, in Schottland 19, in Irland 9, und wenn die Zahl der Briefe einen Maßstab der Bildung und des Verkehrs abgibt, so wollen wir hinzufügen, daß in Frankreich 7, in Preußen 7—8, in Baiern 5—6 und in Oesterreich 2 Briefe auf den Kopf der Bevölkerung kommen. Sowie ein Ort in England anfängt, hundert Briefe wöchentlich zu erhalten, wird eine Postanstalt daselbst errichtet. Nicht blos in den Straßen der Städte, sondern auch an den Kreuzwegen des flachen Landes sehen eiserne Säulen mit Briefkasten darin, die selbst in einsamern Gegenden unbeschädigt geblieben. Von [illegible] eingetragenen Briefen sind im vergangenen Jahre nicht mehr als zwölf verloren gegangen. Mit dem 1. September 1861 ist eine wichtige Neuerung eingetreten: die Post hat Sparkassen eingerichtet. Jetzt kann jeder bei 280 Postämtern Einlagen machen, die von 1 Schilling bis auf 30 Pf. St. gehen, und wenn sie den Betrag von 1 Pf. St. erreicht haben, mit 2½ Prozent verzinst werden. Die Post legt die eingelangten Gelder bei der Kasse der consolidirten Schuld mit 3 Prozent an und das Überschüssige halbe Prozent deckt die Verwaltungskosten. Diese Einrichtung hat sich sehr bewährt, da der Vortheil hat, daß man sich den darin verzinsten Betrag bei jeder Postanstalt beziehen lassen kann. Dabei ist von keinen Extraausgaben die Rede und alle Briefe darüber sind frei.

Solche Anstalten sind die Blüthen und Früchte einer gründlichen, wirthschaftlichen Cultur und Bildung und mögten auch bei uns eingeführt werden, um bequem und leicht ohne Zeitverlust jedem aus dem Volke die Möglichkeit zu gewähren, seine Ersparnisse anzulegen.

Sitten und Gebräuche der holsteinischen Bauern.

Von D. R.

I.

Die gewissermaßen isolirte Lage des Herzogthums Holstein zwischen zwei Meeren bringt es mit sich, daß die Bewohner desselben manche Eigenthümlichkeiten, Sitten und Gebräuche angenommen und bewahrt haben, wie wir sie im übrigen Deutschland nicht wiederfinden.

Natürlich haben wir es hier nur mit dem Bauernstande zu thun, da die Bildung in den Städten der anderen Städte vollkommen gleich steht.

Der holsteinische Bauernstand theilt sich nach Grund und Boden, den er bebaut, in Marschbauern, Geest- oder Heidebauern und Moor- oder Lorfbauern.

Diese drei Klassen halten sich ebenso streng voneinander ab, als in unsern Staaten die Aristokratie, der Mittelstand und der Plebejer. Sie kommen nur in Gelehrtenangelegenheiten zusammen und es geschieht nur höchst selten und ausnahmsweise, daß sie durch Heirath in verwandtschaftliche Verhältnisse miteinander treten. In solchem Falle ist niemals ein körperlicher Vortheil, sondern immer das Vermögen entscheidend. Besonders gilt das von der Aristokratie des holsteinischen Bauernstandes, von den Marschbauern, gegenüber den beiden andern Klassen. Diese beiden letztern nähern sich einander schon mehr.

Jeder Marschbauer ist ein kleiner Kreisus auf seinem stolzen gelegenen Bauernhofe, gegen welchen mancher von unsern Rittergutsbesitzern sein Eigenthum lieber vertauschen würde. Der Reichthum hat ihn aber in höchsten Grade übermüthig und hochmüthig gemacht. Auf seine Nichtmarschbauern sieht er mit Mitleid herab, ohne sich indessen über seinen Stand als Bauer zu erheben. Mit großem Selbstbewußtsein nennt er sich nicht etwa einen Defonomen, wie dies bei uns die reichern Landbewohner zu thun pflegen, sondern einen „Bauer“, und so wird er auch von seinen Untergebenen genannt. „Ik bin ein Bur“ (Ich bin ein Bauer“), sagt er, sich brüstend, dem reichen hamburger Handelsherrn gegenüber, und läßt im ersten Hotel die Champagnerpfropfen springen.

Je reicher er ist, je stolzer ist er in der Regel auch.

Wenn vor etwa zwanzig Jahren noch der Marschbauer mit seinem Gesinde an Einem Tische speiste, in Einer „Döns“ (Stube) wohnte, so ist das heutzutage ein überwundener Standpunkt. Jetzt darf der Dienstbote kaum in das Wohnzimmer treten. Nur noch in einigen wenigen Marschdistricten haben sich die alten Sitten aufrecht erhalten. Die meisten Bewohner der Marschen lassen ihre Töchter jetzt „in der Stadt“ in höhern Töchterschulen ausbilden, indem aus gu-

mäßigen Bauerdirnen nunmehr den Städterinnen ebenbürtige Fräulein geworden sind. Es ist daher auch erklärlich, daß die Dienstboten in solche Gesellschaft nicht mehr passen, und daß auch die Geest- und Moorbauern, wenn sie Korn oder Stroh zu kaufen kommen, meistens auf der Diele abgefertigt werden.

Anders geht es umgekehrt. Kommt ein Marschbauer in Geschäften zu einem Geest- oder Moorbauern — ein Fall, der allerdings nur selten eintritt —, so empfängt ihn dieser, der sich durch solchen Besuch außerordentlich geschmeichelt fühlt, mit kriechender Zuvorkommenheit, nennt ihn „Herr" und weiß kaum Rat zu schaffen, sich der hohen Ehre dieses Besuchs würdig zu zeigen.

Treten wir, verehrte Leser, einmal bei einem Marschbauern ein.

Im Prunkgemach hat sich eine zahlreiche Gesellschaft versammelt; außer dem Prediger und Schullehrer, den Anverwandten und nächsten Nachbarn rechts und links, sind noch viele aus dem Dorfe eingeladen und haben sich auch eingefunden. Die Gesellschaft besteht alle außer der Geistlichkeit nur aus Eingeborenen.

Betrachten wir uns zunächst einmal das Zimmer mit seinen Möbeln! Wir glauben nicht in der „Diele" eines Bauern zu sein. Die feinsten Glanz- oder Sammttapeten zieren die Wände, die feinsten Atlas- oder Damastgardinen, von Goldleisten gehalten, schmücken die Fenster, der Fußboden ist polirt, die Möbeln, darunter das tafelförmige Kortepiano für die in der Pension erzogene Tochter, von Mahagoniholz. Nichts fehlt hier, was das Prunkgemach eines reichen Städters nur irgend aufzuweisen hat; im Gegentheil findet der bäuerischen Geschmacklosigkeit gemäß eine Ueberfüllung statt. Der Reichthum des Besitzers muß sichtbar werden, und aus diesem Grunde hat die Hausfrau auch heute ihre an schwerer Goldkette hängende Uhr umgethan. Man wäre geneigt, ein solches Zimmer für ein Magazin zu halten, denn der Reichthum an Porzellan, Geld- und Silbersachen wetteifert mit dem der Möbeln.

Die Unterhaltung wird größtentheils in hochdeutscher Sprache geführt. Vor dem Kaffee — denn man versammelt sich etwa gegen 2 Uhr — bieten die landwirthschaft und landwirthschaftliche Gegenstände den Stoff der Unterhaltung, in jetziger Zeit wird gewiß sich ausschließlich politisirt.

Man darf seit dem Einmarsch der sächsischen und hannoverschen Truppen seine Meinung wieder frei äußern und man macht von dieser Freiheit den ausgedehntesten Gebrauch. Von dem unversöhnlichen, man darf sagen fanatischen Haß der Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen (der in den Städten allerdings größer ist als auf dem Lande) macht man sich im übrigen Deutschland kaum einen Begriff, und es wird der Diplomatie in aller Ewigkeit nicht gelingen, das Land mit Dänemark wieder zu versöhnen und auszusöhnen.

So geldgierig der Bauer auch ist — für die Befreiung seines Landes von dem Joch der Dänen opfert er freudig alles. Es müßte indeß erst ziemlich schlimm werden, ehe ihm der Druck des Krieges fühlbar würde. „Wir haben nur sechzehn Jahren die sämmtlichen Bundestruppen ernährt" — so hörten wir kürzlich einen Marschbauern renommiren —, „und haben nichts davon gespürt, und wir würden es auch nicht gefühlt haben, wenn sie noch dreimal drei Jahre hier gewesen wären! Wir hätten auch alles gern gegeben, wenn wir nur gesiegt hätten!"

Doch wieder zu unserer Gesellschaft zurück!

Der Kaffee wird aufgetragen und was für ein Kaffee! Dazu feines Backwerk, Bisquit, Torten u. dgl. m. An solchem Tage darf man nicht knauserig sein, denn die Gäste kommen hinterdrein die Speisen und Getränke bekritteln.

Die Herren zünden sich sodann Cigarren an, die in bester Qualität und großer Quantität auf dem Tische in Bereitschaft stehen, und begeben sich hinaus, um den Viehstand in Augenschein zu nehmen. Es wäre eine große Beleidigung und ein unverzeihliches Vergehen wider den Anstand, wollte jemand zurückbleiben; denn der Gutgeber will hören, daß man sein Vieh lobt, das auch der Nachbar es lobt, der es doch so gut kennt wie sein eigenes.

Holländische Ueberliebene Reinlichkeit ist allbekannt; hier der Stall des Marschbauern steht hinter derselben nicht zurück. Tritt näher, lieber Leser und sei unbesorgt, deine glänzenden Stiefeln werden nicht im geringsten beschmutzt! Und was für Vieh bekommst du hier zu sehen! Du mußt selbst als Städter deine Freude daran haben! Betrachte dir diese prächtigen, großen, schweren Pferde; diese vollsaftigen Marschkühe mit ihren außerordentlich großen Eutern, diese noch magern, aber immer schon fleischigen jütländer Ochsen, die erst im nächsten Sommer auf der Weide fettgrasen sollen, diese 3—4(?) Pfund schweren Schweine, —

du Hausfrau und glaubst dich auf einem Edelhofe zu befinden!

Manche Bauern haben 20 — 30 Zugpferde, mehrere Füllen, 10 — 20 Ochsen, gegen 20 milchgebende Kühe und eine Menge Jungvieh.

Kein Stück bleibt bei der mit großer Gewissenhaftigkeit vorgenommenen Musterung unbeachtet und jedes bekommt sein Zeugniß: mittelmäßig — gut — vollkommen. Hat man Heerde und Maschinen, Wagen und Geschirre in Augenschein genommen und in ähnlicher Weise besprochen, so begibt man sich wieder in das Zimmer, um den Frauen das Recht zu räumen, die ebenfalls vieles zu besichtigen haben, wenn auch andere Gegenstände als diejenigen, welche die Theilnahme des männlichen Personals so sehr in Anspruch nahmen. Die Hausfrau öffnet Küche, Keller und Vorrathskammern, Küchen und Kasten mit Schränke und theilt ihren Freundinnen hier und jene Methode des Einmachens und Aufbewahrens mit, sie zeigt ihnen ihren Flachs und ihre Leinwand und nimmt die obligaten Lobsprüche wohlgefällig entgegen.

Mittlerweile hat der Hausherr die Spirituosen geordnet und es vergeht mindestens eine Viertelstunde, bevor man sich über die Wahl eines Spiels geeinigt hat. Whombre, Whist, Solo, Juxkarten, Tarock oder Stoppen.

Während des Spiels, an dem sich auch die Frauen mehr oder minder betheiligen, wird Wein, Punsch oder Grog gereicht. Die jüngern und nichtspielenden Damen unterhalten sich über Literatur und Haushaltungsangelegenheiten, musiciren oder beschäftigen sich mit feinen Handarbeiten.

Gegen 7 Uhr wird das Abendessen servirt, an welchem der feinste Gourmand nichts auszusetzen haben würde. Tafelde gibt aber auch der Hausfrau wieder Gelegenheit, ihren Reichthum an dem glänzenden Porzellan- und Silberzeuge zu zeigen. Man würde sich überall vergebens nach einem Tafelluxusartikel umsehen, es ist denn vielleicht die allzu große Mannichfaltigkeit der Gerichte, die indeß der Küchenfee und dem Geschmack der Hausfrau alle Ehre machen. Hat der Hausherr sein Ehre darein, seinen Gästen ein Glas Wein zu präsentiren, nicht aber eins aus Eine Sorte, das würde für einen bäuerischen Maschbauern ungeziemend sein — nein, verschiedene Sorten und zwar der feinsten Art.

Indeß gibt es auch noch viele Bauern, die an solchen Neuerungen keinen Theil nehmen und bei denen noch die alten patriarchalischen Zustände herrschen. Besonders ist dies in den Hütten der Fall, wo noch die Großeltern das Regiment in Händen haben, die sogenannten und das Treiben der jüngern Generation stören und mit Argusaugen die Thaten und Geschicke bewachen.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Der Mensch und die Gesundheit.

Die Bibel spricht von einer Sünde, durch welche der Mensch das Paradies verloren hätte; diese Sünde war ein verbotener Genuß. Die Kirche hat aus der Bibel diese Sünde auf die moralische Welt übertragen und läßt alle Strafe und Buße für diese verlorene Welt kranken heute wieder Dogma auf die Gesundheit zurückführen, nicht aber durch die Übertretungen gegen die natürliche Gesundheit. Der Heilkünstler wird Gesetzgeber der Bibel, der physiologische Arzt wird der Commentator jener biblischen Sage wie des auf ihr begründeten Dogmas von der Erbsünde.

Der Arzt ist im Sinne der Bibel nur Symbol für das dem Körper nicht Zuträgliche. Mit dem Genuß eines solchen, der den Menschen über seine Natur erhebt, die von der Natur angelegte Organisation über ihr Maß hinaus steigert — die Bibel sagt: „Ihr werdet sein wie Gott" — mit diesem Genuß hat sich ein Krankheitsstoff in unserm Leben eingeschlichen angefangen, der fort und fort wuchernd in Kind und Kindeskind den normalen Gesundheitszustand verändert und Heilmittel verlangt, welche die möglichst wieder herbeiführen. Ein solches Heilmittel ist nun die Arbeit. Sie soll jenen Zustand der normalen Gesundheit, mit der man selbst geboren, durch Krankheitsanlage auch eine Veränderung des natürlichen Verhältnisses im Menschen vor sich gegangen ist, nach seinen heiligen Gesetzen wieder herstellen. Diese Verordnung ist streng von der Natur und durch den Genuß eines ungesunden Krankheit erzeugten Körperzustandes gut wie will, mag der ersten Kapitel der Bibel in diesem Sinne auffassen.

Diese Betrachtung kam uns bei der Lektüre eines Buches: „Die ethische Lehrmethode von Dr. Klencke" (Leipzig, Kummer, 1864), das in seiner Tendenz erschüttert ist. In dieser Weise schildert er den richtigen Arzthum des Menschen, der „das Paradies der absoluten Gesundheit verloren hat", nach den Gesetzen der Natur, wie sie neuerlich Forschungen sie uns erschlossen haben. Dankbar anerkennen wir auch vor einem Manne, welche in jahrelangem wissenschaftlichem Forschen den Bau des menschlichen Körpers studirt und mit Hülfe der vervollkommneten Instrumente in Anatomien und Laboratorien voll gründlicher, ungetrübter Luft der Gesund-

heit des künftigen Geschlechts vorgearbeitet haben. Und nicht minder dankbar begrüßen wir Werke wie das gegenwärtige, welche es unternehmen, in allgemein verständlicher Weise einem jeden die Lebenskunst zu lehren.

Es gehört zu den schönsten Errungenschaften der heutigen Naturwissenschaft, daß sie — und durch sie auch jede andere Wissenschaft — nicht mehr für sich allein, in sich abgegrenzte Kreise allein arbeitet, sondern jedem Fortschritt zugleich für die Allgemeinheit thut. Aber sind auf dem Punkte angekommen, wo das praktischste Wissen nicht nur im geschäftlichen Leben zu freier Geltung gelangt, wenn durch alle menschlichen Verhältnisse hindurchgreift. Die Natur ist auch hier unsere große Lehrerin geworden. Sie prüft und, wie ein gründend Wirken, indem sie für sich schafft, zugleich die andern fördert.

Die erste Sünde gegen die Natur, der Fluch zieht dem Menschen nicht Zuträgliches, wird heute auch von der Mehrzahl der Menschen nur zu oft begangen. Die angeborene, reichliche Krankheitsanlage beginnt sich deshalb fortwährend und entfernt die Menschheit, besonders der Kulturländer, immer weiter von jenem normalen Gesundheitszustand, in welchem der Mensch aus die Pflanze und das Tier auf der Hand der Natur kam. Tiere und Pflanze werden gleichfalls von Luft und Boden durch diese Kultur ungünstig und äußern ihre nachtheiligen Einflüsse auf den Menschen.

Wie ist unsere unsichtbare Verkrankung der Menschheit abzuhelfen? Das ist die wichtige Frage, welche sich der Arzt heutzutage vorlegt und die zu erörtern ich unser Buch angelegen sein läßt.

Das „natürlich einfache wirksame Heilmittel" bei Krankheiten ist „die Naturheilkraft, welche der Arzt nur richtig zu leiten hat", um dem Menschen wieder aufzuhelfen. Wie kann das aber geschehen, wenn die Naturheilkraft im Menschen eine geschwächte ist, sei es durch Geblütsfehl oder im eigenen Leben erworben? Die erste Pflicht eines jeden ist alle, seinem Körper die Naturheilkraft in solchem Fall in möglichst normalem Maße wiederzugewinnen. Das kann aber nur geschehen, indem man „der Natur die Gelege abschneidet, auch braucht sie arbeitet und erhält".

Richtiges Verdauen und richtiges Athmen sind die beiden Hauptsachen, die wieder der Mensch zu lernen hat. „Das Athmen ist der Hauptregent des lebenschaffenden Stoffwechsels" — und „die Athmung stehen immer in dem natürlichen Verhältniß zum Pulsschlag", zur Cirkulation des Blutes alle, dieser gemeinsamen Bildungsquelle aller Körpertheile. Gesundes Blut hervorrufen entsteht durch richtige Verdauung. Reine Luft und richtige Wahl der Nahrungsmittel, das sind die beiden Hauptfactoren eines gesunden Körpers. Was beherzige, was der Verfasser von den Luftbädern sagt, von Morgenpromenaden und Turnen, welche sich für solche hier und da schon gebildet haben, um einem gewissen Zwang auf den sind schwachen Menschen auszuüben. Es ist heute wie immer nöthig.

Außer den Luftbädern empfiehlt der Verfasser Licht- und Sonnenbäder. Denn der Mensch ist nicht blos wie die Pflanze ein athmendes, auch nicht blos wie das Thier ein vorzugsweise verdauendes Gebilde, sondern auch ein geistiges. Sein Gehirn- und Nervenleben verlangt solche Lichtbäder. „Das Gehirn ist lichthungrig." Das Auge erkrankt, wo man ihm diese Nahrung entzieht. Wir dem nicht mehr aber nicht hinlänglich gereizten Auge aber, dessen Nerv mittels in das Gehirn eintritt, hört auch die richtige Thätigkeit des Nervenlebens im Gehirn zunächst auf und „es erkranken Leib und Seele".

Von den nicht minder wichtigen Wasserbädern haben wir nicht erst nöthig zu reden, ebenso wenig vom Baden der innern Organe durch den regelmäßigen Genuß reinen, frischen Brunnenwassers. Es möge darüber genügen, um auf das Werk des bereits durch manche Schriften rühmlichst bekannten Verfassers hinzuweisen. „Das Schicksal der Menschen liegt tief verborgen in einem Geheimniß des Naturschwebens und der Lebenskraft", sagt er. „Ein jedes schläft im Schoß der Mutter die Elemente für sein ganzes Leben, für Zukunft und Dauer, für Fähigkeiten und Triebe, Glück und Unglück." „Nach dem Eintritt in das Licht der Welt thun dann die äußern Einflüsse und Verhältnisse das Ihrige, um auf das Fundament des Lebens und dessen Gestaltung mehrfarend einzuwirken." Und hier eben ist das Feld der „ärztlichen Lebenskunst" — hier ist das Feld der lohnendsten Arbeit, wirklich eine Kunst für erreichte aber erworbene Ideal — aber auch nur in diesem Sinne eine Kunst — keine Strafe etwa, sondern eine Naturnothwendigkeit, eine natürliche Reaction gegen ein der Natur des Menschen nicht entsprechendes Lebensprogramm — nichts weiter.

„Arbeit und Beruf sind Lebensfunctionen für den Menschen wie Athmen und Verdauen, und dienen gleich diesen zu seiner Gesundheit.

Lebensblicke

von Ludwig Hamel.

Viele Menschen sind wie Uhrwerken nur auf einige Stücke gestellt und gehen so leichtsinnig genug hintereinander ab.

* *

Gerade wer vernünftig leben will, muß sich gegen vieles zur Wehr legen und seine Umgebung daran gewöhnen, nicht das Allerheiligste seines Herzens plump anzutasten.

* *

Wunderbar genug liegt über der ganzen Natur so oft etwas Feiertagsmäßiges, und doch ist sie immer Werkstätte, denn sie geht nie müßig.

(Beilage zu Beiblatt.)

Scenen aus dem englischen Landleben.

1. Im vierten nördlichen Distrikt.

M. S. — „Die Provinz Kent ist der Garten Englands“, sagte ein Herr zu mir, als wir, im Eisenbahnwagen und von London entfernend, der Richtung nach jenen Distrikt einschlugen. Wir waren eben tief in Kent, denn gerade in Kent sollte ich einer französischen Einladung zufolge bei Sheerness Rast machen auf dem Lande zubringen.

Die Dämmerung brach eben herein, als ich in Sundridge Park ankam und in den eleganten Wagen stieg, den englische Gastfreundschaft mir auf der Eisenbahnstation gestellt hatte. Das die Landschaft sehr bergig ist, war alles, was ich bei zunehmender Dunkelheit wegen sehen konnte. Ich unterhielt mich daher mit Betrachtungen, wie weit das Haus und die Bekanntschaft sind, der irdischen Engländer bei Provinz Kent — denn als solchen wurde Mr. Black von allen Seiten begrüßet — brüderlich sein möchten. Ich hatte Mr. und Mrs. Black in London kennen gelernt, wo ich fast täglich ihr Abendgast gewesen war; sagt selbst ich Sie auch auf Ihrem Landsitz so laden, machen Sie mich dringend und freundlich wünschen hatten, um einen Theil des Frühlings dort zu verleben. Jedenfalls erwarteten mich angenehme Tage, und mit Wohlbehagen sah ich der schönen ländlichen Parthien, die bei dem sonnenwarmen Wetter schon und deutschen gleich darauf am Strand Statt hatten. Eine glänzende Hülle strahlte mir durch die weitgeöffneten Thüren und der erscheinenden Dienerschaft entgegen, deren glattpolirte Marmorwände von Lichtern der Gasleuchter wiederspiegelten schienen und in der sich der Herr und die Dame des Hauses mir entgegenstellten, um mich zu begrüßen. Bald darauf wurde mir ein Zimmer angewiesen, wo ich bereits meine Reisegeräthe vorfand und in dem mir ein behagliches Kaminfeuer mit besonderem Freundlichkeit dargeboten wurde. Ein mehrerer Umgang habe ich meinem Zimmer mit Behaglichkeit auf im königlichen Schlosse gesehen. Schwere seidene Vorhänge fielen von den großen Himmelbett und den Fenstern herab; roth und grüne Wachslichter brannten auf dem prachtigen Marmorkaminsims, über dem die beiden Gegner Murillo's Bilder hingen und auf dem eine Marmorbüste von Murillo selbst stand, weshalb dieses Zimmer „Murillo Room“ genannt wird. Der Teppichboden, auf der gestickten den Fenstern Stand, war mit Rosa und Blau belegt und hat alle jene Farbenharmonien, welche die verfeinerte Weiblichkeit in England als unentbehrlich zu ihrem Comfort betrachtet, während der Waschtisch, ebenfalls vom glänzendem Marmor, mit reichen silbernen Geräthen versehen war, welche sämmtlich den Stempel der Werkstätten von Elkington

und an Reichheit der Muster und geschmackvoller Manier Innenglischen suchte. Ein Schreibtisch in einer Fensternische, ein Sofa und ein von der Decke bis zum Fußboden reichender Spiegel, mit braunrothen Draperien daneben, vervollständigten die geschmackvolle Einrichtung. Schnell ging ich daran, meine Reisekleidung gegen ein Gesellschaftskleid zu vertauschen, und dann, als ich fertig war, in den Speisesaal hinab, wo ich den Herrn und die Frau des Hauses ebenfalls in eleganter Toilette vorfand.

Das Diner war reich und köstlich, die lebhafte Unterhaltung reizte mich, der Gastfreundschaft des Hauses wegen, nur am Politik und soziale Zustände Etwas bei dem Dessert, als die dienenden Geister mit Obstschalen, auch in portefeuille und verschwanden. Bei der Thee, wie ein solches Dessert jetzt meist heißt, bildet überhaupt eine Eigenthümlichkeit des englischen Diners. Gebäck, Früchte und Getränke werden abgenommen, ein kurzes Tischgebet gesprochen und ohne Tischtuch werden nun schöne Porzellantassen, Früchte, Kuchen, Weingemächte, Nüsse, Mandeln und die auserlesensten Weine auf der glattpolirten Tischplatte gesetzt. Und ist es Gebrauch für einige der englische halbe Stunde beim englischen Diner. Der Frauen schweigt, aber gilt sich nun es ist, und sagt auch es recht, beim perlenden Schaum des Champagners, bis die Herren des Hauses sich erhebt und die Damen in den Salon folgen, wohin die Herren sich zum Thee nachfolgen.

Als ich am andern Morgen erwachte und die Sonne durch seidene Gaze in England klar und freundlich auf Zimmer schien, hatte ich durch das weitgeöffnete Fenster einen herrlichen Blick auf die reizvolle Umgegend, welche einen beständigen Wechsel von Thälern und Bergen zeigte. Auf dem höchsten der letzteren Höhe das Haus in Naturgrün, das ich auf einem kleinen Abhange mit seinen stattlichen Baumen und Nebenpartien zu weite Reihen aus Wiesen schien. Nach dem um 9 Uhr stattfindenden Frühstück forderte mich Mr. Black auf einen Ritt, Garten und Treibhäuser zu besichtigen. Ich fand nun, daß fast sämmtliche Bäumchen und tropischen Zierstrauchern Gärten und das besonders viele Rabatten und Beete, welche, eingefaßt auf den Grasplätzen, Rehrend die Schatten zu dem lichtgrünen Rasen bildeten, von unendlicher Schönheit und, wie ich hörte, meist aus Spanien, Frankreich und Deutschland gekommen waren. Unter den Treibhäusern erregten die großen Weinplantagen in den Glasgalerien meine besondere Aufmerksamkeit. Die Weinstraube erreicht in England im Herbst niemals die gehörige Reife. Sonnenlicht und mit allem anhaltender Wärme fehlen hier, und soviel auch durch große Schiffsladungen aus Spanien mit Eilen dort eingeführte Trauben der Vorliebe der Eng-

Natur für diese Vorschub geleistet wird, so haben doch die Reichen und Vornehmen sich alle ihre eigenen Weinversteighäuser. In Marienthal sind ihrer sieben Anlagen im großartigsten Stil hergestellt. Vier verschiedene lange Glashäuser waren auf der Höhe des Berges so erbaut, daß sie gegen Sonnenaufgang schräg aufragen mußten. Die Heizung aber war in allen vier Abtheilungen völlig verschieden. In Nr. 1 war eine mäßige Zimmerwärme, auch waren die Weinstöcke dort nur eben belaubt; Nr. 2 war in voller Blüte und natürlich wärmer, Nr. 3 hatte bereits Trauben angesetzt, während in Nr. 4, wo die Hitze fast überwältigend wirkte, die Weintrauben völlig ausgebildet waren und nur noch wenige Wochen bedurften, um als Meisterstücke der Gartenkunst im Mai auf der Tafel zu erscheinen. In allen vier Häusern befanden sich Wasserbehälter, damit deren Inhalt die entsprechende Temperatur annehme, da die Weinstöcke und auch das Laub bei der starken künstlichen Wärme vermittels großer Spritzen beständig feucht gehalten werden müssen. Auf diese Weise geschieht es, daß in England fast während des ganzen Jahres frische Weintrauben vorhanden sind, denn indem man die letzten durch geschickte Hängevorrichtungen am Stocke so lange, bis die ersten des neuen Jahres reif werden. Die angetheilte Bemerkung, die ich über diese vortrefflichen Einrichtungen äußerte, schien dem Besitzer Vergnügen zu machen, als ich aber hinzufügte, daß auch zu all diesem Luxus großer Reichthum erforderlich sei, meinte er: „Es ist wahr, ich bin reich (wie ich aus sicherer Quelle höre, besaßen sich die jährlichen Einnahmen dieses Herrn auf zwanzig Millionen), aber ich war es nicht immer. Mein Vater war Arzt, hatte kein Vermögen, weil aber zwölf Söhne und zwei Töchter. Mit vierzehn Jahren verließ ich sein Haus, um als Lehrling in ein Bankiergeschäft zu treten. Alles was mein Vater mir mitgab, war dieses Gesetzbuch, das ich zum Andenken an meine frühere Armuth beständig bei mir trage." (Mr. Wade zeigte mir hier eine in weißes Hand-Schuleder gebundene Bibel.) „Nach sechs Jahren betheiligte ich mich mit meinen ersten geringen Ersparnissen an einem Schiffe, welches Wein von Spanien nach England führte, meine Einnahmen vermehrten sich, ich konnte in immer größere Handelsunternehmungen treten und gewann durch günstige Weinernten in Spanien oft das Zehnfache von dem, was ich zusetzen hatte, und heute, nach vierzig Jahren unausgesetzter Mühe und Arbeit, ist ein großer Theil der Weingelände Andalusiens mein Eigenthum, ich habe Kohlen- und Erzgruben in Newcastle und Wales und außer meinen Besitzungen hier in Kent noch bedeutende Pflanzereien in Jamaica. Dennoch", setzte er mit einem gewissen Stolz hinzu, „habe ich mich noch nicht einmal von jener engen, einseitigen Gesinnung, welche den Kaufmann gefangen hält, losmachen können. Ich habe noch nicht einmal den Wunsch, meine Kinder in höhere Stellungen zu bringen, als die ihrige ist. Mein ältester Sohn ist Kaufmann, mein zweiter Arzt, mein dritter Geistlicher, meine Töchter sind an Kaufleute verheirathet, und meine Enkel werden wieder Kaufleute werden, denn ich kenne keine andere Laufbahn, die so sicher zu Reichthum führt."

Wir hatten uns während dieser Unterhaltung dem vollen Blumenamphitheater angenähert, das mit seinen Springbrunnen und weißen Vorhängen, welche je nach Bedürfniß Sonne zulassen oder abhalten, und seiner reichen Architektur eine besondere Zierde des Parks bildet. Zwölf hohe mit Blumen bepflanzte Camelliabäume standen hier zwischen köstlich duftender Orangerie, während Azaleen in allen Farbennuancirungen sich triumphirend auszunehmen wußten. Prächtige Farnkräuter, welche, in großen Gewächshäusern gezogen, aus Ostindien hierher gebracht worden waren,

Deutsche Städte.

Lübeck.

1. Lübecks Architektur.

(Fortsetzung.)

Wir treten die Besichtigung des Hauses nun auf der Hinterseite des ehemaligen Burgfriedens und treten durch eine kleine gewölbte Thür in einen schmalen, aber hohen Gang, der mit einem Kreuzgewölbe überschlagen und durch eine kleine Fensteröffnung über jener Thür erhellt ist. Die Zierschilder der Gewölberippen, deren Schlußstein einen reichen, gothischen, breitschwingenden Zapfen bildet, sowie die mit Laubwerk umgebenen Tragsteine, worauf sich die Gewölberippen stützen, geben diesem kleinen, engen Raum ein ebenso ernstes als freundliches Ansehen und machen ihn zu einem würdigen Eingang des dahinterliegenden Kreuzganges, zu dem man durch eine kleine spitzgewölbte Thür gelangt. Die Anlage dieses Kreuzganges ist von durchaus eigenthümlicher Art. Sie schließt sich nämlich an die westliche Seite desselben ein Raum an, der durch zwei Reihen Kreuzgewölbe, die in der Mitte durch vier granitne Pfeiler mit einfachen Kapitälern unterstützt sind, gebildet ist. In diesen Raum führen aus dem eigentlichen Kreuzgang fünf große Eingangsöffnungen mit spitzbogig aufgeführten Backsteingewänden. Die an den Wänden, Pfeilern und in den Ecken befindlichen gothischen Tragsteine sind mit Sculpturen, biblische Gegenstände darstellend, geschmückt, welche leider durch häufiges Ueberweißen so sehr verunziert waren, daß viele Einzelheiten gänzlich verschwunden sind und man den ursprünglichen Zustand derselben kaum noch beurtheilen kann. Die Schlußsteine der Gewölbe sind mit gothischen Rosetten geziert, die wie die Gewölberippen und die erwähnten Tragsteine ursprünglich mit vielfachen Farbenschmuck versehen haben. Eine kleine Thür führt von hier in das ehemalige Refectorium des Klosters, dessen gewölbte Decke, die in der Mitte durch eine Reihe Granitpfeiler mit reicheren Kapitälen unterstützt war, nicht mehr vorhanden ist.

Ein wahres Kleinod jedoch enthalten diese Räume in einem Gemach, zu dem der Eingang in dem ebenerwähnten kleinen schmalen Gang bemerklich ist. Es besteht aus vier Kreuzgewölben, in der Mitte auf einem Granitpfeiler ruhend, der mit einem hölzernen reichgeschnitzten Schrank, dessen obere Fläche als Tisch platt bleibt, und oberhalb mit einer Krönung von

zierlichem Holzschnitzwerk umgeben ist, welches letzteres mittels seiner hagerförmigen Ranken auf rothem Grunde lebhaft absticht und mit demselben in Verbindung steht. Die Langhäuser an den Mündungen sind ebenfalls mit mancherlei Sculpturen geschmückt. Die Hauptfläche dieses Raumes aber ist der Fußboden, welcher musivartig aus einfarbigen schwarzen, weißen und rothen Steinchen in künstlich verschlungenen geometrischen Figuren und weißen Figuren auf rothem Grunde zusammengefügt und mit bewundernswürdiger Sorgfalt ausgeführt ist. Es besteht aus zwei Theilen, von denen die Arbeit des einen zweifelhaft, die des andern zweifellos aus verschiedenen Zeitabschnitten sind. Beide Theile sind mit einem schmalen Bande eingefaßt und durch ein Band in der Mitte und Hauptstraße voneinander getrennt. In den Nebenund da, wo das mittlere Band sich mit seitlichen verbindet, ist der Rand mit runden Medaillons gefüllt, die auf schwarzem Grunde weiße Figuren enthalten. Die schwarzen und rothen Steinchen der Mosaik bestehen aus gebranntem Thon, die weißen Arbeiten aber aus Gyps, womit auch sämmtliche Steinchen zusammengefügt sind. Trotz der hohen Kunst nicht zusammenhängenden Baumerks — der Bau des Kastells begann 1225 —, das vielleicht im Anfang bekannter und geschätzter sein dürfte als in jetziger Zeit, auch trotz des Schmutzes und Staubes, womit dasselbe jetzt bedeckt ist, hat sich die Arbeit und Farbenpracht der Fußböden erhalten.

An den Außenmauern dieses Kastells sowie an der Burgstraße angelehnt, in den spätesten Gebäuden eine ehrwürdige alte Hospitalhalle. Der Saal nach innen die Mönche sowie Kranke hatte beherbergen, die Fenster ausdrucksvollen Gestalten zur Verherrlichung der wundertätigen Frauen enthalten, die dem Kranken seine Pflegebedürftigkeit schildern wollten. Einige gebrochen worden, denn Thore zu, erblickt man am Eingang der Nordseite oberhalb der Thorwölbung eine lebhafte Wolkenumgebung; die Figuren gehörten zu dem Bilde und in Lübeck von Holzschnitzern erhalten ist. Auch die beiden Fußgestelle in Lebensgröße unter dem Schreibtisch bei der Kanzel sind bemerkenswerth. Schnitzbilder und weißschwarzmarmorne Fußgestelle sind häufig, und obwohl sie ganz dem Geschmack der Zeit entsprechen und alten Gewohnheiten, von denen auch die Kathedralbauhütten abhängig waren, entnommen sind, so sind sie doch an Schönheit und Feinheit der Arbeit und Ausführung selbst in den Kirchen Deutschlands. Ist die größte Einheit und Übereinstimmung in dem gesammten Norddeutschland ist das Material der gebrannte Backstein, aber den Mauern und Thürmen verschiedenen Massen den Schein der Leichtigkeit und des Durchbrochenen zu geben, hat man mit großer Kunst gelernt und kunstgerechte Formen zu den Ornamenten. Ihre Verzierungen verwandelt schon zwar ein phantastisches Spielgebilde aus, das aber dennoch den Eindruck des Starken, Starken und Dauernden gewährt.

2. Die Kaufmannshäuser.

1. — Münster wird wohl das norddeutsche Nürnberg genannt, nicht ganz mit Unrecht. Denn auch nicht jedes Haus in der alten Hauptstadt, so hat doch manches eine künstlerische oder historische Bedeutung. Einige dieser Kunstdenkmäler wollen wir dem Leser vorführen und mit der aus Holz gebauten Stadt, fortgesetzt das Andenken der Fremden gewinnt, beginnen.

Das schöne Schnitzwerk befindet sich gegenwärtig in dem Versammlungshause der Kaufmannsgesellschaft, erbaut der Jahreszahl, und enthält in drei Reihen von 22 Fuß Länge und 14 Fuß Höhe über hundert Figuren und Porträts, sinnreich angebracht und handwerk ausgeführt. Es ist gut, daß Jahre und soll hundert Mark kostbar (1000 Thlr. Pr. C.) gekostet haben. Wenn auch diese Meinung der Sache gehört, so muß doch gesagt werden, daß die Fertigstellung der Arbeit bedeutende Summen erfordert hat. Die Kunstler war drei Gesellen zehn Jahre, von 1573—83, daran arbeiten. Einige wollen die Arbeit dem in Hexam gebornen und in Brüssel gestorbenen Hans Brüggemann zuschreiben, welchem, der den Altarschrein in dem schwarzen Turm von 1511—21 verfertigte. Andere dagegen erklären, gleich beide Arbeiten viel Aehnlichkeit miteinander haben. Jedoch gegen diese Ansicht. Die Namen der Meister aber, welcher die Kunst von so bewundernswürdiger Vollendung brachten, waren in den Annalen Lübecks nicht sonderlich einen Platz behaupten. Es war der Name Hans Jurenbrügge, dessen Nachkommen sich so in der Mitte des 16. Jahrhunderts durch ein ihnen gedrucktes Blatt einstellt ein bedeutend Denkmal legten.

Auch dem Inneren und Äußeren zeigt die handliche Thür unserer Patrizierhäuser. Sie kann auf vielen Seiten gefunden und gefunden werden. Der Gesammteindruck des Ganzen aber ist überraschend. Alle Ueberall, auch auf dem kleinsten Stückchen Holz, entdeckt dem denkenden Auge ein neues Bild. Alles prangt und trotz der hohen Arbeit in gediegenster Artigkeit. Die Thüre sind auf starken, massiven Eichenholz und enthalten in kleinen Abtheilungen, die durch in sich harmonische geschnitzte Leisten, die starken Holzfüllungen, deren Schönheit und Vorzüglichkeit durchgehends suchen. Zwischen ihnen befinden sich auch überaus zierliche Tafeln mit zum Theil recht wirklich gearbeiteten Figuren.

ſtudiren! Aber die Niederländer, malen ſie die Natur nicht gleichſam in Küche und Keller, in Haus und Hof?

Guſtav.

Das iſt Alltagsnatur.

Tony.

Guſtav, höre, wenn Du Damenvorleſungen hältſt, mußt Du doch populärer werden.

Guſtav.

Ich will mich deutlicher ausſprechen. Sieh, zwiſchen Kunſt und Natur waltet ein alter Streit. Die Kunſt —

Vierter Auftritt.

Niclas (ſtreckt den Kopf hinten durch die Thür). Später Paul. Die Vorigen.

Niclas.

Fräulein Tony!

Tony.

Was iſt?

Niclas.

Ach, bitte. Da iſt ja Fräulein Beate! Fräulein Beate! Der neue Hühnerhund iſt ja ſo ſchrecklich hinter Katzen her. Dem ſchwarzen Murr hat er beinahe das Genick abgebiſſen. Ich ſoll auch fragen, wie viel Eier die Margreth in die Stadt ſchicken ſoll?

Es ist eine bei den meisten Bildwerken der frühern Zeit sich wiederholende Erscheinung, die sich wohl leicht aus dem Mangel einer entwickelten Bildung erklärt, daß selbst die genialsten Künstler sich arge Verstöße gegen Zeit und Geschichte in ihren Darstellungen zu Schulden kommen lassen. Auch unsers Künstlers Arbeiten sind nicht frei von derglichen Mißgriffen, es finden sogar Zeitverwechslungen statt. So läßt der Künstler auf der Tafel, welche das Jüngste Gericht darstellt, seiner Imagination freien Spielraum. Ueber einem gebogenen goldenen Regenbogen nämlich erblicken wir, nach Dürer's Idee dargestellt, im Himmel die Dreieinigkeit vor den sonnen auf Wolken dichtgedrängte Gruppen, unter denen Maria und Luther genau zu erkennen sind. Unten auf der Erde aber sieht man in buntem Gemisch die Auferstandenen abgesondert. Die Guten, in kleiner Anzahl, werden von Engeln empfangen und geleitet, der Verdammten Zahl ist größer, und ergreifend hat des Künstlers Meißel den Ausdruck der Verzweiflung in ihren Gesichtern getroffen. Der Fürst der Unterwelt, an den vergoldeten Flügeln und charakteristischem Ausdruck erkennbar, ergreift die Verdammten bei den Haaren und Füßen und wirft sie — in den Rachen eines Walfisches. Die Menge der Figuren ist außerordentlich groß, es sind deren wenigstens 120. Und das alles auf einem Stückchen Kirchhofer von einem einzigen Quadratfuß!

Naturforschung und Cultur leben.

E. Sch. — Wenn in Haydn's „Schöpfung" das „Es werde Licht!" aufklammt über das chaotische Tosen — wenn in Méhul's „Joseph in Aegypten" der Morgengesang der Hirten vor den Zelten Jakob's unter den Palmen emporschwillt — wenn Goethe's Ostergesang „Christ ist erstanden" in Faust's Seligenmacht durchflutet: dann tritt unwillkürlich ein erhabenstes Bild, die Bibel vor uns, unter Ton zeigt sich lauschend den Löwen, die aus tiefem Urquell der Poesie durch die Geschichte zu uns klingen — dann macht es auf in uns wie in Hellighath, als er sein schönes Gedicht träumte:

Da strömt' aus Lautenklingen,
Da strömt' Gesang —

Mit sehr verschiedenen Augen und Stimmungen ist die Bibel betrachtet worden, für alle Zeiten, für jede Anschauung aber wird sie das merkwürdigste Geschichtswerk bleiben, aus dem der denkende Geist das Gut der Menschheit erkennen mag, das Buch, aus dem licht und lebendig für alle, die geglaubt und die nicht geglaubt haben, eine neue und doch uralte Welt aufsteigen will. Bis dahin hat es aber noch gute Zeit. Indem man den Worten und Sagen der Bibel vor den Worten aller andern Völker ein besonderes Gewicht beilegt, ist „das Buch der Bücher" ein Gegenstand des Streits zwischen der Theologie und der Naturforschung geworden.

„Hier Bibel, hier Naturwissenschaft! Hier Gott, hier Grimm!" — Ironie und Witz auf der einen, Anklage und Verurtheilung auf der andern Seite. Würde doch dieser Kampf würdig geführt, würdigen des poetischen Buches und der Lehre der Neuzeit, welcher man mit Unrecht die Poesie absprecht!

„Es lebt der persönliche Gott, er schaffet und beherrschet das Weltall nach dem ewigen Plan seiner Weisheit und Güte, er erhält die sittliche Weltordnung und läßt das Leben des Geistes triumphiren über den Tod" — das ist der Satz, den ein uns vorliegendes Werk: „Dr. Böhner, Naturforschung und Culturleben in ihren neuesten Ergebnissen" (zweite Auflage, Hannover, Rümpler, 1864), zu erweisen bemüht ist. Recensionen, besonders aus theologischen Blättern, sind dem Werke vorgedruckt, welche über die erste Auflage sprechen und es allen empfehlen, die den rechten Weg wandeln wollen mit der Heiligen Schrift. Auch wir „begrüßen es mit Freude", nur aus einem andern Grunde als jene Recensenten. Dieses Werk ist uns nämlich ein Beweis, daß die Zeit naht, wo die Theologen nicht mehr blos Theologie studiren, sondern gezwungen sein werden, sich auch um die Naturforschung zu kümmern, und wir empfehlen es darum gern nicht nur Theologen, sondern auch Laien um mancher Kapitel willen, welche die Ergebnisse der neuesten Forschungen zusammenstellen. Ungenügend ist da gegen die Geschichte des Materialismus. Erst wann rechnet man Nero oder Marat zu den materialistischen Philosophen? Was hat eine Lehre mit den Thaten und Werken Wahnsinniger zu thun? Hat selbst das Christenthum verurtheilen, weil Alexander VI. und Torquemada Christen waren? „Das wissenschaftliche Sehen", sagt Dr. Böhner selbst an einer andern Stelle, „ist eine schwere Kunst, welche nur durch vielseitige Uebung und Selbstbeherrschung erlangt werden kann. Je gründlicher der Wissenschaftsforscher, desto sorgfältiger wird er prüfen", und das ist ein wahres und von jeder Partei zu beherzigendes Wort. Da lockt es uns, auch ein klein Sprüchlein anzufügen zu den vielen, welche der Verfasser seinem Werke einverleibt hat. Der Apostel Paulus nämlich sagt im Ersten Briefe an die Gemeinde zu Korinth im 13. Kapitel und im 9. Verse: „Denn unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk" — und gewiß um so größeres Stückwerk, je einseitiger das Wissen sich erhält und in je schwächerem Boden das Weissagen von dem Ende dieses oder jenes Dinges wurzelt. Also „Naturforschung und Culturleben" — studiren wir dieses alle, Theologen wie Laien" — und wenn es auch nur aus Werken geschieht, die, gleich dem vorliegenden, die Ergebnisse der streng wissenschaftlichen Forschung übersichtlich zusammenstellen (Kapitel I). Die dem Werke beigegebenen Tafeln zur Kulturgeschichte werden dabei unterstützen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 35.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Arzt und Gräfin. Novelle von Adelbert Volckhausen. II. — Theophrastus Paracelsus. Von E. Pönitzen. — Tirsan und Polixene. Von Richard Leander. II. — Sitten und Gebräuche der heidnischen Bauern. Von H. H. II. — Der hölzerne Kohlkopf. — Vexirblatt: Scenen aus dem englischen Landleben. 2. Kleiderräumen. Die Königin von Frankreich. — Welche Einflüsse verwandeln den Menschen? — Deutsche Städte. Lübeck. 2. Die Kunstalterthümer. (Fortsetzung.)

Arzt und Gräfin.

Novelle von Adelbert Volckhausen.

II.

So sehr Natalie auch im Stande war, sich mit sich selbst zu beschäftigen, weil eine wirklich selten reiche Bildung sie befähigte, die Stunden der Muße auszufüllen, so war sie doch eine durchaus gesellige Natur und liebte den Verkehr mit Menschen wie alle diejenigen, die große gesellschaftliche Talente besitzen. Ihre Einfälle, ihre treffenden Antworten, ihre ausgezeichnete Gabe, zu erzählen, ihre Liebenswürdigkeit überhaupt machte sie ersichtlich viel mehr zum Mittelpunkt eines jeden Kreises als ihr Rang, den sie niemals auch nur im mindesten geltend machte. Ihre Leiden schienen durchaus nicht ihren jugendfrischen Humor gedämpft zu haben und ersichtlich besaß sie ganz und gar keine Hinneigung zu einem beschaulichen Leben oder klösterlichen Sinnen, auf das sie viel mehr schien hingewiesen zu sein als auf die Freuden der Gesellschaft.

Ritter's Interesse an der schönen Kranken erwuchs zu einer Macht, die ihn selbst erschreckte. „Liebst du sie?" fragte er sich unzähligemal. „Thor, der du bist! Dies elende, beklagenswerthe Wesen und lieben!" Nein, nein, die Flamme der Leidenschaft war es nicht, aber es war eine Tiefe und Innigkeit in seinem Gefühl für Natalie, die nimmer der Liebe zu einem andern Weibe neben sich hätte Raum gegeben.

Einmal abends war er auch bei dem Grafen zu Gaste. Der Winter nahte sich bereits seinem Ende und eine milde Märzluft hatte Natalie heute mit ihrem Rollstuhl hinaus in den Garten gelockt. Sie war eine Stunde lang da auf- und niedergefahren und hatte hinübergeschaut nach dem Strom, an den der Garten grenzte, nach den nahen Bergen hin. Mochte es sein, daß die Luft sie angegriffen hatte oder daß trübe Gedanken über ihre verkümmerte Jugend sie heute beschlichen; sie sah bleicher aus als gewöhnlich, und auf Ritter's Frage nach ihrem Befinden antwortete sie in nicht ganz gelungen scherzendem Tone: „Ei, ich bin ja ein armer Krüppel, wie kann mir's da jemals gut gehen?"

„O mein Kind, sprich nicht so!" warf der Graf ein. „Nun wird es warm und wir können bald reisen, und dann, Natalie, wirst du sehen, wird alles gut werden!"

Sie schüttelte lächelnd mit dem Kopfe und sagte: „Aber wenn es nun nicht gut wird?"

„Warum diese finstern Gedanken?" nahm Ritter das Wort; „es steht Ihnen gar nicht ähn-

lich, Comteſſe, ſich mit ſolchen Gedanken zu quälen."

„Ei ſo! Meinen Sie?"

„Man iſt gewohnt, Sie immer ſo heiter zu ſehen, daß man es faſt vergeſſen konnte, daß Sie eine Kranke ſind."

„Ach, ich ſelbſt vergeſſe es aber nicht! Sie halten mich vielleicht für leichtſinniger, als ich bin."

„Nein, das nicht, aber — vielleicht hielt ich Sie für glücklicher, als Sie ſind."

„Glücklich? Man ſoll niemand glücklich preiſen vor ſeinem Ende, wiſſen Sie. Davon wird uns ſchon als Kind ein lehrreiches Hiſtörchen erzählt, und mein Ende — —"

„Gott, Kind", warf der Graf geängſtigt ein, „wer redet von ſo etwas! Du mit deinen achtzehn Jahren! Du haſt abſonderliche Gedanken heute; das kommt von deiner einſamen Spazierfahrt. Ich werde dich in Zukunft begleiten."

„O, Papa, immer neben dem Seſſel die Terraſſe auf- und abzulaufen, das wäre doch gar zu langweilig! Ich kann ja leſen — ein Buch habe ich auch heute gehabt."

„Und was ſind denn das für Nachtgedanken geweſen?" fragte der Vater.

„O, Nachtgedanken gar nicht", antwortete Natalie; „ich las Grimm's »Märchen«. Und dabei ſchaute ſie die beiden Herren mit einem feinen Lächeln an und ergötzte ſich an ihrer Verwunderung.

„Grimm's »Märchen?«" riefen beide, und Ritter ſetzte in Gedanken hinzu: Mich befremdet's eigentlich gar nicht, daß ſie Geſchmack an dieſer Kinder- und Volkslektüre findet; iſt ſie doch ſelbſt wie ein Märchenbild und verbindet in Geiſt und Weſen die Friſche und Naivetät eines Kindes mit der Reife und Bildung eines Weibes.

„Grimm's »Märchen« haſt du geleſen?" ſagte der Graf. „Solche romantiſche Gelüſte kenne ich ja gar nicht an dir! Aber die Märchen können dich doch nicht traurig ſtimmen!"

„Aber zum Nachdenken bringen."

„Nun, wie das? Laß hören!"

„In den Märchen liegt ein wahrer Schatz von Poeſie", ſagte Ritter, und dem Literarhiſtoriker — —"

„Nein, nein", unterbrach ihn Natalie, „ſo gelehrt habe ich die Sache nicht aufgefaßt! Mir iſt nur ein Märchen ein und das ſuchte ich auf und das habe ich geleſen."

„Und darf man fragen, welches?"

„Ei ja", antwortete Natalie. „Es war die Geſchichte von der kranken Königstochter, die alle Aerzte in der Welt nicht curiren konnten. Da ließ der König bekannt machen, daß er ſeine Tochter dem zur Frau geben wollte, der ſie geſund machen würde, und — nun, die Herren werden ja wohl ſelbſt ſich erinnern, wer den Preis davontrug."

„Ein Schneiderlein", ſagte der Graf lachend.

„Ja, und es ſteht da geſchrieben: Die Hochzeit wurde gefeiert mit vieler Pracht und wenig Freude."

„Daß ſie ſich darob nicht freute, kann ich der armen Prinzeſſin nicht verdenken", meinte der Graf, „trotzdem, daß ſie wieder geſund wurde."

„Und dieſe Geſchichte war es alſo, die Ihnen zu denken gab, gnädiges Fräulein?" fragte Ritter.

„Ja", antwortete Natalie, und der Schelm ſpielte um ihren Mund. „Ich dachte, Papa, du könnteſt am Ende auch einen ſolchen Aufruf ergehen laſſen, und dann wehe mir Armen!"

„Nun, bei Gott! den Aufruf möchte ich ſchon ergehen laſſen", entgegnete der Vater, „und daß juſt ein Schneider käme und das Heilkraut brächte, das ſteht heutzutage nicht mehr zu befürchten. Aber ein braver Arzt! Gott, Kind, ich wollte ihm auf den Knien danken und nichts fragen nach Titel und Reichthum!"

„Aber, Papa, wenn er nun ſchon Frau und Kinder hätte?"

„Ha! Ha! Ha! Ja, dann müßte er freilich den Lohn ausſchlagen!"

„Und ich ſtände mich um ſo beſſer dabei."

„So ariſtokratiſch, mein Fräulein?" fragte Ritter.

„Nicht das, nein! Ich würde einen Mann nicht darum ausſchlagen, weil er Arzt iſt — aber eine ſolche Pflicht der Dankbarkeit wäre entſetzlich! Ich kann nicht wiſſen, ob mir der Dienſt des Preiſes werth wäre."

„Nun, nun", ſprach der Graf, „nicht ſo ernſthaft! Es iſt ja ein Scherz; ich meine nur, ich könnte Rang und Vorurtheile und alles hingeben, wenn ich dich nur wieder geſund ſähe!"

Die Geſchichte von der kranken Königstochter wollte Ritter nicht wieder aus dem Sinn, und wie kleine Umſtände, unbedeutende Veranlaſſungen oft einen Entſchluß zur Reife bringen, ſo hier.

Mit jenem „Leider!" welches er dem Grafen auf dem Balle, wo er Natalie zuerſt erblickte, geantwortet hatte, war das Bedauern, dem ärztlichen Beruf abtrünnig geworden zu ſein, in

Ritter wach geworden. Der Wunsch, dem Fräulein helfen zu können, war erst ein Wunsch gewesen wie hundert andere, die wir sprechen und auf deren Erfüllung wir gar nicht rechnen, die Möglichkeit nicht in Betracht ziehen. Ritter war nun eben kein Arzt, wie konnte er also hier retten? Erst dann, als der Gedanke an Nataliens Tod anfing, Gift in seine Seele zu träufeln, ihn wie ein Alp bei Tag und bei Nacht zu verfolgen; als er sich's klar gemacht, daß die erste Bedingung zu einem ruhigen und glücklichen Leben für ihn selbst Nataliens Gesundheit sei, erst dann errang er die Möglichkeit, nochmals umzulernen, um — wer weiß — sie retten zu können.

Ob er sie für sich rettete, das wagte er nicht einmal sich zu fragen. Der Graf war vorurtheilslos und frei gesinnt, das war richtig; aber seine einzige Tochter und ein Arzt, ein gewöhnlicher Arzt ohne Rang und Titel, das war eine Probe der liberalen Gesinnung eines Adelichen, die er wol nimmer bestanden hätte.

Indeß Ritter glaubte sich stark genug, den Lohn der That in dieser selbst finden zu können. Er wollte, er durfte nicht darüber hinausdenken; er fühlte nur: Ich muß sie retten, ich muß wenigstens den Versuch machen und — „es wird mir gelingen", flüsterte ihm dann eine leidenschaftliche Hoffnung zu.

Heute nun, als Natalie das Märchen erzählte, da glaubte er den glühendsten Wunsch der Wiedergenesung aus ihren bald ächzenden Worten heraus zu vernehmen, und er begriff, daß die Gedanken ihrer stillen Stunden doch oft eine ganz andere Färbung trugen, als wenn sie in Gegenwart anderer einen Vorhang vor ihr Innerstes zog oder abgelenkt und angeregt wurde und nur die heitere Stirn zeigte. Hatte Ritter bisher noch nicht zu einem ganz festen Entschluß kommen können, so gab es von diesem Moment an kein Schwanken mehr für ihn, und wie ein Stern, der ihm den Weg wies, stritte sich der Gedanke in ihm: Ich werde sie retten.

Zu Ostern reiste er nach Berlin zurück und von dort aus erst setzte er den Grafen brieflich davon in Kenntniß, daß er nicht wiederkehren werde, ohne ihm jedoch gleich den Grund mitzutheilen, daß er unter der Leitung seines Vaters das Studium der praktischen Medicin wieder aufnehmen wolle. Stolz und Zartgefühl ließen ihn gleich sehr fürchten, daß man den Grund errathen könne; er wollte nicht, daß man im voraus sich ihm verpflichtet fühlen sollte, wollte nicht seine eigene Situation sich dadurch erschweren, daß er der Unbefangenheit von Vater und Tochter Abbruch that.

Erst im Laufe des Sommers, als Südbergen mit seiner Tochter in Cynhausen war, erhielt er einen Brief, worin Ritter ihm seinen Entschluß mittheilte. „Mein Vater wird alt", schrieb er. „Was ist natürlicher, als daß er dringend wünscht, mich als Assistenten an seiner Seite zu haben und mit damit zugleich eine gute Carrière zu eröffnen. Zwar hat er meinen Entschlüssen stets die volle Freiheit gelassen, aber jetzt, da ich mich entschieden habe, sehe ich, wie glücklich ich ihn mache. Meine naturwissenschaftlichen Studien sind durchaus keine verlorenen, sie kommen ja dem Arzte zugute und waren eigentlich nur eine etwas stark ausgedehnte Vorschule für die Medicin.

„Und nun habe ich mir auch noch neben dem allgemeinen ein besonderes Problem gestellt: Ihre Fräulein Tochter zu heilen. Sie wissen, ich bin kein Neuling als Mediciner, und so hoffe ich, übers Jahr zurückzukommen und unterdeß ein Wunderkraut gefunden zu haben. Ich habe mit meinem Vater bereits vielfach die Sache besprochen und berathen; sein Eifer, hier zu helfen, kommt dem meinen gleich. Hoffen wir also, daß unsern beiderseitigen Studien und Bemühungen gelingen möge, was allein vollführen zu wollen von dem erst angehenden Arzte vermessen klänge."

Dann folgten einige ärztliche Verordnungen im Namen des Medicinalraths, und damit schloß der Brief.

Konnte der Graf oder konnte Fräulein Natalie daraus die Wahrheit entnehmen? Unmöglich. Vielleicht, daß eine leise Stimme dem jungen Mädchen sagte, das Interesse für sie sei mitwirkend bei diesem Entschluß; aber es war nichts, nichts, was sie zu einer fernern Annahme berechtigte. Nein, gar nichts, und sonderbar, bei Natalie tauchte die Erinnerung an das Märchen von der kranken Prinzessin nicht einmal wieder auf.

Ein Jahr war vergangen. Die Familie Südbergen befand sich wieder in Bonn in derselben Wohnung wie früher. Natalie hatte sich mit ihrem Sessel auf den Balkon schieben lassen, um die laue Frühlingsluft einzuathmen. Neben ihr auf einem kleinen Tischchen stand ein Veilchenbouquet, daneben eine silberne Schelle, deren Klang das Zeichen war für ihr Mädchen, das immer in der Nähe sein mußte; denn Natalie

war noch ein klein wenig hinfälliger und hülfloser geworden, und allein aufstehen vom Sessel, um, wenn auch mit Krücken, zu gehen, das konnte sie jetzt gar nicht mehr. Ihr feines Antlitz war noch bleicher als sonst, etwas tiefer der Zug des Leidens um den schönen Mund und auch für das Auge des Laien lesbar. Ein Buch lag in ihrem Schoße, aber sie las nicht, sie war in Gedanken vertieft.

Ob sie noch so glücklich war wie im vergangenen Jahre? Wol kaum. Es kommt ein Moment, wo das Gleichgewicht auch der gelassensten Seele aufhört. — Resignation mag an die Stelle treten, aber Resignation wird erkauft, — sie hat ein Opfer gekostet.

Zur Resignation war Natalie noch nicht gelangt, aber eingeschlichen hatte sich bei ihr die Ahnung, daß sie es müsse, vielleicht müsse. Es gab Stunden, in denen sie daran gar nicht zweifelte, aber das Leben war ihr so lieb, die Welt so schön, der Genüsse gab es so viele, daß es ihr einstweilen unmöglich war, dem Tode mit Fassung ins Auge zu blicken. Und welche Leiden mochten noch vorhergehen? Drei Jahre war sie schon eine Kranke und nun vielleicht noch einmal drei und noch mehr? Wie dann, wenn sie einmal ans Lager gefesselt sein sollte, ins Krankenzimmer gebannt? Jetzt immer noch war sie angekleidet in ihrem Sessel, sie war zu Anfang des Winters noch in Gesellschaften erschienen wie im Jahre vorher; im eigenen Salon empfing sie immer noch Gäste, denn es war ihr eine Wohlthat und ein Bedürfniß, Menschen zu sehen und zu sprechen, und die Aerzte bestanden auch darauf, ihr jede irgendmögliche Zerstreuung zu verschaffen. Aber sie sagte sich, daß es nicht so bleiben könne: entweder schlimmer müßte die Sache werden oder endlich besser, und bisher war sie nur schlimmer geworden.

So viele Aerzte hatte sie schon gebraucht, sie gaben alle Hoffnungen, sie verhießen alle Genesung, aber durfte sie ihnen ferner noch glauben? Sie lösten ja ihr Wort nicht und keiner heilte sie.

Gerade wenn sie recht muthlos war, dann dachte sie an Ritter, der nun bald kommen mußte. Sie dachte an ihn, einestheils wie an einen Freund und Bruder, denn so liebte sie ihn, und anderntheils stieg auch die Hoffnung in ihr auf, daß die seinige vielleicht sich erfüllen möge; denn in jedem Briefe schrieb er über sie und ihre Krankheit und sprach es aus, daß das Studium solcher Leiden sein specielles Augenmerk sei. Sie dachte also an ihn, sie wünschte ihn herbei und in diesem Augenblick, und in diesem Augenblick gerade war es, daß Othello eintrat und ihr eine Karte überreichte. „Doctor Edmund Ritter" stand darauf.

Ein leiser Freudenschrei entfuhr ihr, ein Roth der Ueberraschung überflog ihr Antlitz, und verschönt fand sie Ritter, der dem Diener in ungeduldigem Verlangen auf dem Fuße gefolgt war. Sie reichte ihm strahlenden Blickes die Hand hin und es war ihr im Augenblick unbewußt, daß sie sich erhob und auf ihren Füßen stand. Doch freilich sank sie wieder in den Sessel zurück.

„Sehen Sie, Sie Wunderdoctor!" rief sie ganz exaltirt, „was Ihr bloßes Erscheinen vermag! Ich stand ja, haben Sie es nicht gesehen?"

„Ja, ich sah es!" antwortete Ritter, der seiner Bewegung kaum Herr werden konnte. „Möchte es ein Omen sein, ich habe keinen größern Wunsch als diesen!"

Es mochte mehr Nachdruck in seinen Worten liegen, als Ritter hineinzulegen beabsichtigt hatte, denn eine leise Verlegenheit schien Natalien zu überfliegen, und sie klingelte, indem sie sagte: „Wie wird sich der Vater freuen! Er hat von Ihnen gesprochen alle und alle Tage, und ich kann wohl auch sagen, wir haben Sie in der letzten Zeit täglich erwartet."

Dem eintretenden Mädchen reichte sie die Karte Ritter's mit dem Bedeuten, sie dem Grafen zu überbringen, und dann wandte sie sich wieder zu dem Gaste hin und sprach ganz in ihrer alten Weise so ungezwungen und unbefangen, wie man zu einem langjährigen Freunde redet.

Der Graf erschien sogleich. Er in seiner Herzensfreude umarmte den jungen Mann, den er wirklich lieb gewonnen, den er entbehrt und auf dessen Wiederkehr er mit Ungeduld gehofft hatte.

„Also", sprach er, „hier wollen Sie bleiben, hier Ihre Praxis beginnen?"

Ritter verbeugte sich bejahend.

„Wie mich das freut! Uns alle beide, nicht wahr, Natalie? Wir haben Sie den Winter über wenig vermißt; es fehlte uns beim Thetisch nie jemand und mit auch noch anderem. Wissen Sie, mit meinem Experimentiren wollte es gar nicht recht gehen, seit Sie fort waren."

Ritter lachte. „Nun, sehen wir morgen einmal zu! Ich fürchte, meine Praxis nimmt im Anfang nicht sehr in Anspruch; wirklich

ich indeß auf andere Weise das Geldmachen lernen."

„Nun, hier haben Sie ja gleich einen Patienten: meine Tochter. Machen Sie mir meine Tochter wieder gesund, Doctor, und ich will Ihnen lohnen — ach! ich weiß nicht womit!"

Des Doctors und Nataliens Blicke trafen sich. Vielleicht fiel ihnen jetzt beiden das Märchen von der kranken Königstochter ein, denn sie erröthelten beide.

„Ich hoffe", sagte Ritter mit Nachdruck; „und wissen Sie", setzte er lachend hinzu, „wenn es mir nicht gelingt, so sollen Sie es machen wie die Chinesen."

„Und wie machen's denn die Zopfkerle?"

„Nur wenn ein Arzt curirt, zahlen sie ihm seinen Lohn; wo nicht — bekommt er nichts."

„Ha, Ha, Ha! Das ist schlau! Ja, wenn wir auch so weit in unsern Rechtsbegriffen wären, da hätte ich viel, viel Geld gespart! Aber Scherz beiseite! Sie sind unser Haus- und Leibarzt von heute an und morgen machen Sie Ihren ersten ärztlichen Besuch. Ist's recht so?"

„Ihr Vertrauen macht mich überglücklich."

„Ja, ja, ich vertraue Ihnen! Und Sie haben die Sache vielfach mit Ihrem Vater durchgesprochen?"

„Auf das allergenauste, und ich habe ihm die ausführlichsten Berichte über die Krankheit der Comtesse zugesagt."

„Das ist gut! Da wird Ihnen seine reiche Erfahrung zu Nutze kommen. Aber lassen wir das jetzt! Heute müssen Sie bei uns bleiben den ganzen Tag! Es ist Sonntag, da ruhen Sie sich aus von der Reise, beobachten auch meine Tochter ein wenig, und nachher besuchen wir einmal mein Laboratorium!"

Ritter war nur zu wohl mit diesem Vorschlag zufrieden. Er hatte ja auf diesen Tag gehofft das ganze Jahr hindurch, und bei ihr zu sein, zu ihr zu reden, ihre Stimme zu vernehmen, das allein war ihm schon ein Glück. Wie innig, wie zärtlich er sie liebte, das meinte er nie so empfunden zu haben wie in dieser Stunde; er hätte sein Herzblut hingegeben, wenn es ihr wäre zum Heil gewesen. Er war vorbereitet auf den Fortschritt, den die Krankheit gemacht, aber dennoch ergriff ihn nun dessen Wahrnehmung, und seltsam mischte sich in seinem Innern dieses schmerzliche Gefühl mit dem des Glücks, ihr so nahe zu sein.

Und sie war so froh gestimmt! Vergessen war, was vorhin sie niedergeschlagen gemacht hatte, sie genoß aus vollem Herzen jede Freude, die an ihrem Wege stand, und heute war ihr eine so große widerfahren. Ihre tiefblauen Augen strahlten, ihre beweglichen Gesichtszüge spiegelten in raschem Wechsel wider, was in ihrem Innern verging, und wenn sie vielleicht an Humor und Laune im allgemeinen eingebüßt hatte durch die nimmer enden wollende Geduld, die sie ausüben mußte: heute spendete sie davon über und war in der Unterhaltung unerschöpflich. Bei Tische machte sie die Wirthin in der anmuthigsten und liebenswürdigsten Weise und wollte dann sogar auf ihre Siesta verzichten. Aber das duldeten beide Herren nicht und Ritter machte bereits sein Recht als Arzt geltend. Er und der Graf begaben sich unterdeß ins Laboratorium und blieben dort gewissenhaft bis zur Theestunde, denn ohne eine längere Ruhezeit schien es Ritter unmöglich, daß selbst eine solche geistige Elasticität, wie sie Natalie besaß, nicht von einer verhältnißmäßigen Erschlaffung gefolgt sein sollte.

Es erschienen den Abend keine Gäste weiter — ein glücklicher Zufall für Ritter, und wenn er geneigt war, sich Illusionen hinzugeben, so mochte er träumen, es sei ein kleiner Familienkreis, der hier nach langer Trennung wieder vereinigt wäre und keines fremden Elements bedürfte.

Er ging fast glücklich nach Hause. Nicht, daß er die Herzlichkeit des Grafen mißdeutet hätte, nicht, daß er die traute Art, mit der Natalie ihm begegnet war, für einen Ausdruck wärmerer Gefühle gehalten hätte — nein, das nicht; aber seine eigenen Gefühle der Kranken gegenüber hatten nichts Stürmisches, sie hatten es wenigstens in diesem Augenblick nicht. Sie waren unwandelbar, aber Mitleiden herrschte so sehr in ihnen vor, daß die Hoffnung, ihr zu helfen, es war, die ihn mit beseligender Zuversicht erfüllte, nicht die Hoffnung des Liebenden.

Zwei Monate später wurde im Hause des Grafen Südbergen gepackt und gerüstet. Othello schleppte sich mit Koffern und Nachtsäcken, und Bette, das Mädchen des Fräuleins, wühlte Kommoden und Kleiderschränke um, — denn morgen schon sollte eine Badereise angetreten werden. Und auch in Ritter's Wohnung lag alles darunter und darüber; auch er packte, denn er sollte den Grafen begleiten.

„Ich kann den Arzt meiner Tochter nicht missen", hatte er gesagt; „und wollen Sie nun Ihr eigenes Werk hören, indem Sie eigensinnig sind und mir altem Mann die Freude verkümmern?"

„Nein, gewiß", war Ritter's Antwort gewesen, „ich bin nicht eigensinnig, aber wollen Sie mich eigensinnig machen? Denken Sie, meine neue Praxis, meine Patienten!"

„Nun, ich meine, die alte Mamsell ist wieder besser?"

„Das ist sie auch!"

„Ist bei dem Schuster, der Ihnen seine Kundschaft zugesagt hat, denn schon jemand krank geworden?"

„Nein!"

„Haben Sie vielleicht sonst noch Patienten?"

Ritter lachte und brachte etwas vor von einem Posten, den man nicht verlassen dürfe, u. s. w.

„Larifari!" sagte der Graf. „Sie schildern einstweilen vor einem leeren Lazareth. Meine Tochter aber ist Ihre Patientin, die kann Sie keinen Tag entbehren, und wenn Sie die im Stich lassen, dann geben Sie Ihren Posten auf! Und ich nehme nun einmal keine Einwendungen an. Sie gehen mit — gelt?"

Und er reichte Ritter seine Hand hin, in welche dieser wohl oder übel einschlagen mußte. Er that es nur zu gern. Er hatte sich ja nur zum Schein gesträubt, denn wer war glücklicher als er, Natalien nicht verlassen zu dürfen, sie überwachen zu können mit liebendster Sorgfalt wie bisher, und zu sehen, wie seine glühendsten Hoffnungen sich zu erfüllen begannen. Denn mit Nataliens Befinden besserte sich's entschieden. Zwar waren solche Momente auch schon früher während der langen Krankheit eingetreten, aber einen Rückschlag fürchtete Ritter nicht, denn seine Zuversicht war hundertfach gewachsen, seit der Beginn seiner Cur von so augenscheinlichem Erfolge gekrönt worden war.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Theophrastus Paracelsus.

Von E. Schnellen.

Im Jahre 1789 erschienen am 7. Februar, es war an einem Sonnabend, in Berlin an den Ecken lange Zettel des „aus Rußland angekommenen Physikus Philidor", der im Döbelin'schen Komödienhause in der Behrenstraße seine „lehrreichen oder die sogenannte Schwarze Kunst nachahmenden Kunststücke zu zeigen die Ehre haben wird". Unter den aufgeführten Stücken stellte sich das erste als das unbegreiflichste dar — ein goldener Kopf Theophrastus Paracelsus', der den Zuschauern erst zum Besehen überreicht, dann, in ein durchsichtiges Glasgefäß verschlossen, auf Befehl lebendig werden, alle Fragen durch Zeichen beantworten und Verschiedenes errathen wird.

Dritthalb Jahrhunderte waren seit dem Ende des Mannes verflossen, der hier als goldener zauberischer Kopf vor eine immer noch gläubige Menge trat, ob auch viele lächelten, mancher auf den „schwarzkünstlerischen Marktschreier" schalt — dritthalbhundert Jahre! — und der Zauberer wirkte noch mit seinem Namen und Kopfe, ein wunderfüchtiges Publikum heranzuziehen. Wahrlich, ein großer Zauberer muß jener Paracelsus gewesen sein! Und mitten in einer Zeit, wo der menschliche Geist sich so frei machte von so vielem, das man seit Jahrhunderten geglaubt, wo ein Columbus, ein Luther, ein Kopernicus Himmel und Mensch und Erde aus den alten Fugen hoben — da gerade dieser Zauberer!

Doch betrachten wir den seltsamen und seltenen Mann näher.

Theophrastus Paracelsus war Arzt — „beider Medicinen Doctor" nannte er sich selbst, der innern wie der äußern — „praktischer Arzt und Wundarzt", würde er heute vielleicht sagen — vielleicht! Denn er war in allem so anders wie die andern Aerzte, und das war eben sein früher Tod. Wie er so anders geworden? — Ja, es tritt manches zusammen, aber die Hauptsache ist wol — das Blut. Wie das? —

Da spricht er in einem seiner Werke von dem Glauben und der Lehre, daß der Menschen Wesen und Eigenschaften von den Gestirnen abhängen sollen. Er wird gar sarkastisch bei der Helena, die ohne Venus doch dasselbe geworden wäre, lächelt über jovische und mondische Kinder und meint schließlich: „Die Gestirne naturen uns nicht — — das Kind bedarf keines Gestirns noch Planeten. Seine Mutter ist sein Planet und Stern!" — Seine Mutter war nur ein gewöhnlich Weib, eine Aufseherin des Krankenhauses in der Abtei Maria-Einsiedeln bei Zürich. Sie verheirathete sich mit dem Arzt Wilhelm Bombast von Hohenheim in Schwaben und gebar im Jahre 1493 ihren einzigen Sohn, unsern Philippus Theophrastus. Seine Geburt fällt so mit der Entdeckung Amerikas zusammen.

„Seine Mutter ist sein Planet und Stern!" — „Ein Kind" — so fährt er fort an einer weitern Stelle — „kann unter dem schönsten Gestirn geboren sein und ist in seinen Eigenschaften das Widerspiel. Weß ist die Schuld? Deß, von dem das Blut ist." — Von Vater und Mutter also

zunächst kommt nach seiner eigenen Lehre, welche auszubilden unserer Zeit vorbehalten blieb, sein Anderssein, sein eigengeartetes Wesen. Vom Vater unsers Paracelsus — so latinisirte er den Namen Hohenheim — wissen wir etwas mehr als von der Mutter. Im Jahre 1502 übersiedelte der Vater vom Zürchersee nach Villach in Kärnten und lebte daselbst als geachteter und beliebter Arzt bis zu seinem Tode im Jahre 1534. Hier auch führte er den Sohn in seine Wissenschaft ein und daß er dies mit innigster Liebe zu beiden gethan, beweist der Mann Theophrastus und das Wort kindlicher Liebe, das er in der Einleitung zu seiner Chronik des Landes Kärnten dem geschiedenen Vater nachruft. Die Biederkeit, Geradheit und Offenheit im Charakter des Sohnes dürfen wir wol auch dem Vater zueignen; zu der eisernen Festigkeit und dem unbeugsamen Rechtsgefühl mag die Natur, in welcher der Knabe aufwuchs, und das Leben in der Fremde ihr gut Theil beigetragen haben. Sagt er doch selbst zur Erklärung seines Andersseins, das von seinen Gegnern als Grobheit ausgeschrien wurde: „Von der Natur bin ich nicht subtil gesponnen, ist auch nicht meines Landes Art. Wir werden nicht mit Feigen erzogen, nicht mit Meth, auch nicht mit Weizenbrot, aber mit Käse, Milch und Haferbrot. Es kann nicht subtile Gesellen machen. Zudem hängt jedem sein Leben lang an, was er in der Jugend empfangen hat."

Schon der Vater mag den Sohn in die Natur im Hause an der Sil, das 1814 noch stand, und noch mehr in der rauhen Alpenwelt Kärntens eingeführt und ihm die Liebe zu ihr eingeflößt haben, die in jeder seiner Schriften hervorleuchtet.

Das ist Theophrastus Paracelsus der Mensch, der Sohn seiner Aeltern, der Erbe ihres Bluts. Aber er erkannte noch einen zweiten Vater für sich und alle Menschen. „Himmel und Erde, Wasser und Luft sind der Vater des Menschen. Wer den Sohn kennen lernen will, muß erst den Vater erkennen!" Er spricht dies eigentlich nur in ärztlicher Hinsicht aus, mit Bezug auf die Krankheiten, es gilt indeß auch im allgemeinen. Der Mensch ist einmal ein Wesen mit angeborenen, dann eins mit später erworbenen Eigenschaften; diese letztern kommen von der Natur, von dem Makrokosmos, der uns umgibt, der Natur außer uns.

Schon früh gab ihn der Vater zu dem gelehrten Bischof Eberhard Baumgartner zu Kleßer St.-Andrä in dem Villach benachbarten Lavanthal, dann — in seinem sechzehnten Jahre — ging er nach Basel auf die Hochschule, die ihn zwanzig Jahre später als Lehrer empfangen sollte. Auf diese Zeit bezieht sich wol sein Wort: „Wohl bin ich so stark und so beflig auf den Lehren der Alten gelegen als sie (die ihn anfeindeten). Da ich aber sah, daß kein Grund nicht da war, ward ich bezwungen, der Wahrheit in ander Weg nachzugehen." Und er wandte sich an die Natur, in deren „offenes Buch" er von Jugend auf zu schauen gelernt hatte. Er wurde Alchymist, das heißt in Paracelsus' mehr als einmal klar ausgesprochenem Sinne nichts weiter als Mineralog zunächst, dann erst geheimnißvoller Arbeiter in der Werkstatt, sei's im Laboratorium, sei's im menschlichen Körper. Sein Lehrer hierin war der berühmte Abt Johannes Trithemius zu Würzburg, von dem er sich in das Laboratorium Sigmund von Fugger's zu Schwaz in Tirol begab. Bei diesen Studien war Paracelsus etwa zweiundzwanzig Jahre alt geworden und hielt sich nun für fähig, das Hauptstudium zu beginnen. Er studirte noch zwanzig Semester, aber nicht auf den Hochschulen mehr, sondern in den Wäldern und Bergen Europas und unter allerlei Menschen, von Frankreich bis Rußland, von Italien und der Türkei bis Schweden. „Wer die Natur durchforschen will, der muß mit den Füßen ihre Bücher treten. Die Schrift wird erforscht durch ihre Buchstaben, die Natur aber durch Land zu Land. So oft ein Land, so oft ein Blatt, und die verschiedenen Länder und Provinzen sind die Blätter des Geber der Natur." Hat nicht so auch in der Neuzeit Alexander von Humboldt die Bücher der Natur Blatt um Blatt getreten? Hinter ihm brausten die Wogen des Napoleonischen Meeres über Europa — er zog unbekümmert seine Bahnen durch die Thäler der Anden zu ihren Gipfeln hinauf; hinter Paracelsus brandete das Luthermeer an die Mauern von Worms und Wittenberg und schlug an die Alpen und das stille Gestade von Ilnau im See seiner Kindheit, wo sie bald einen heimbringen sollten, der auch ein Landfahrer war gleich ihm — Ulrich von Hutten. Denn die Aerzte nannten Paracelsus einen „Landfahrer", worauf er erwiderte: „Ein Arzt soll ein Landfahrer sein. Ursach: die Krankheiten wandern hin und her, so weit die Welt ist, und bleiben nicht an Einem Ort. Will einer viel Krankheit erkennen, so wandere er auch. Die englischen Humores sind nicht ungarisch, die neapolitanischen nicht preu-

ſtich." Das iſt ein Blick, den man erſt heute wieder gethan hat, aus dem die Werke Mühry's, Boudin's, Pouchet's über die geographiſchen Verhältniſſe der Krankheiten hervorgegangen ſind. „Soll mir das verargen werden", ſagt Paracelſus an einer andern Stelle, „daß ich nun mineralia durchlaufen hab' und ihr Gemüth und Herz erfahren, ihre Kunſt in meine Hände gefaßt, die mich lehren, das Rein vom Koth zu unterſcheiden? Der Alchymiſt (Mineralog) muß die Mutter ſehen, aus der die Mineralien wachſen. Nun gehen ihm die Berg' nicht noch, ſondern er muß ihnen nachgehen." Und wer hat das mehr gethan als er, ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens? Wer hat mehr Spott und Verachtung ausgehalten als Paracelſus, der überall Hülfreiche, Vielbetrogene? „Die Winkelſüßer tragen Seiden und Ketten, die da wandern, vermögen kaum den Zwilch zu bezahlen." — — „Wenn der Baum nicht wär', ſie hätten nicht einen Schatten." Und da hat man denn die Sentenz gefällt, er ſei kein Doctor. Aber „aus der Natur wird der Arzt geboren und nicht zu Leipzig oder Wien" —, „Die Kunſt macht den Arzt, nicht der Name, noch die Schule" —, aber „Die Welſchen nehmen 14 Dukaten und machen aus einem deutſchen Narren einen probirten Eſel. Dann meint man, er habe mit der rothen Krone aus der Sakriſtei zu Rom auch den Heiligen Geiſt mit ſich herausgebracht."

Indeß tobte im deutſchen Lande der Bauernkrieg, Klöſter und Schlöſſer flammten durch ganz Schwaben, Franken und Thüringen, Greuel über Greuel wurden verübt. Da war's auch ſchauerlich in der Natur und Paracelſus ſuchte einen Ruhepunkt. Er kam nach Baſel und ſeine glücklichen und ſchnellen Curen bewirkten ſeine Berufung durch den Rath an die Hochſchule als Lehrer der Phyſik, Medicin und Chirurgie im Jahre 1527.

Wie um Luther in Wittenberg, ſcharte ſich bald um Paracelſus die ſtudirende Jugend und lauſchte ſeiner Lehre, die in allem ſo neu, ſo urfriſch war, als ſchöpfte er ſie aus dem kühlſten, lauterſten Waldbronnen. Staunen — Verwunderung bei ſeinen Schülern!

Und nun lehrte Paracelſus, der erſte ſeit Urſprung der Welt, daß die Vorgänge im menſchlichen Körper wie in der Pflanze auf chemiſche Proceſſe zurückzuführen ſeien. Gleichwie ein „Schmied" im Baum aus Regen und Erdenſaft Holz, Rinde u. ſ. w. erbaue, ſo ſchaffe der Schmied im Menſchen aus Speiſe und Trank Blut. Dieſen ihm noch dunkeln Schmied nannte er Archeus, den „Alchymiſt im Magen", und ließ ihn das Nutzbare vom Unnützen ſcheiden und weiter verwandeln. Und jede Creatur habe ihren beſondern Archeus eben nach ihrer Beſonderheit und der Alchymiſt in manchem Thiere ſcheide noch Nahrung aus dem, da der Archeus des Menſchen nicht vermocht habe. Wer wollte ihn wegen dieſes Geiſtes Archeus, den er ſich ſchuf, verdammen? Welcher Einſichtige ihn von unſerm heutigen Standpunkt etwa gar verſpotten? Erſt die allerneueſte Zeit vermochte an Stelle des Archeus die verſchiedenen Säfte zu ſetzen. Hierzu reichten die Arbeiten und Erfahrungen des Meiſters nicht aus, dazu bedurfte es anderer Inſtrumente, als ſeine Zeit ſie beſaß, bedurfte es vor allem eines Zuſammenwirkens bedeutender Geiſter. Paracelſus aber ſtand allein in ſeiner Zeit, in ſeiner Welt der Forſchung und des Gedankens. Daß er jedoch wußte, was noch zu thun war — hier ſteht's: „Nicht, daß alles in Einem ſei — das iſt, daß Ein Menſch alles wiſſe, ſondern ein jeglicher das Seine. So ſie alle zuſammenkommen, iſt es alles bekannt."

Nicht geringeres Aufſehen als ſeine Lehren machten ſeine Curen; er beſaß vermöge ſeiner mineralogiſchen und chemiſchen Kenntniſſe manche den andern Aerzten gänzlich unbekannte Mittel, durch welche er die Medicin bereicherte. Ueberall ging er auf den Urſprung der Krankheiten zurück; ihn bekümmerte nicht ihre, ſondern ſeine Heilung, und da ſprach und ſchrieb er denn wieder manches Ketzeriſche, Widerſinnige, d. h. Tiefſinnige, wie ſchon Karl Müller in dem „Lebensabriß des Paracelſus" bemerkt. Ich füge einige ſolcher Worte hier an. „Der Himmel iſt alt geworden — einſt iſt er Kind geweſen wie wir. Mit dem Alter ändern ſich auch die Werke. Die Krankheiten muß man auch nach dem jetzigen Himmel betrachten (nach den heutigen Einwirkungen der Atmoſphäre auf alles Leben). Wie kann alſo ein Arzt ſagen, ich brauche die Bücher, die vor 2000 Jahren geſchrieben ſind?" Daß er die Alten darum nicht verachtete, erhellt aus dem Wort: „Ihre Recepte wollen wir nicht entſetzt haben, ſondern ausklauben den Kern aus ihnen."

Das große und erſte Verdienſt des Paracelſus iſt überhaupt, die Wiſſenſchaft der Medicin losgemacht zu haben aus den Banden des Autoritätsglaubens. Im alten Aegypten, wo die Heilkunde mit den Büchern des Athotes in den Hän-

den der Priester lag, stand die Todesstrafe auf der Abweichung von den Vorschriften der Heilung, kein Arzt durfte die Kranken nach eigener Ansicht behandeln. Obgleich die Heilkunde sich später von der Religion trennte, blieb diese Trennung doch nur äußerlich; und wie in der Religion, galt in der Medicin das Festhalten an der Autorität der Alten und der Tradition fort durch die Jahrhunderte bis auf Paracelsus. Wie an einen Zusammenhang mit den Gestirnen, glaubten selbst die Einsichtigsten seiner Zeit und noch später an einen Zusammenhang der Krankheiten mit Dämonen. Doch begann bereits der Spott darüber, wie aus Hans Sachs ersichtlich, und die Lehren des Paracelsus, die er selbst wie seine Schüler, wenn auch oft mit grobem Mißverstand, in der Welt verbreiteten, wirkten zu diesem Umschwung der alten Anschauung um so mehr, als er deutsch lehrte und schrieb. Diesen Gebrauch der deutschen Sprache in der Wissenschaft, diese Bemühung, das Volk aufzuklären, konnten ihm seine Gegner am wenigsten verzeihen. Hätte Paracelsus die Regierungen zu Hülfe genommen, sie hätten es ihm nicht so verargt; aber sich in der Sprache des Volks unmittelbar an dieses selbst zu wenden, es auf den richtigen Aufbau des Leibes aufmerksam zu machen, das stellte ihn mit dem Ketzer Luther zusammen, der dasselbe auf dem Gebiet der Theologie that. Paracelsus wußte wohl, daß man ihn mit Luther nicht, um ihn zu ehren, verglich, sondern weil man auch Luther verachtete. Und offen, wie er überall ist, spricht er, der Katholik es aus: „Wer dem Luthero feind ist, eine solche Rotte ist mir auch gehaßt!“

Luther's religiöse, literarische und politische Bedeutung erhebt ihn hoch über den Arzt und Naturforscher Paracelsus, sein Wirken griff mächtiger in seine Zeit ein, es brachte die nothwendige Neugestaltung hervor und darüber vergaß man den deutschen Naturkundigen, „dem es gefallen, Philosophiam und Medicinam teutsch zu beschreiben“, wie Johann Huser, der erste Herausgeber seiner Schriften (Basel 1589) sich ausdrückt. Und Paracelsus wußte, daß seine Zeit, die ihn erkennen und würdigen konnte, noch nicht da war. „Ob mir die Hohen Schulen folgen wollen oder nicht, was kümmert's mich? Sie werden noch niedrig genug werden, und mehr werde ich richten nach meinem Tode gegen sie als bei meinem Leben, wo sie mich verachten, daß ich allein bin, daß ich neu bin, daß ich teutsch bin.“ Kann eine Resignation stolzer ausgesprochen werden? Kann schöner die richtende Geschichte in die Schranken gerufen werden?

Der Kanonikus Cornelius von Lichtenfels in Basel war von sämmtlichen Aerzten der Stadt lange, aber erfolglos behandelt worden und hatte sich zuletzt an den Wunderdoctor gewandt, der schon so vielen geholfen. Hundert Gulden war er bereit, ihm zu zahlen, wenn er ihn herstellte; und Paracelsus gelang die Heilung in so kurzer Zeit, daß der Genesene für diese geringe Mühe ein so bedeutendes Geld nicht zahlen wollte. Paracelsus verklagte ihn, aber seine Feinde wußten einen Gerichtsspruch zu erwirken, nach welchem der Arzt nur nach der üblichen Taxe zu honoriren sei. Achtzehn Fürsten, die er glücklich geheilt, hatten ihn nach seiner Mittheilung um den Lohn betrogen und er hatte geschwiegen; diesmal aber brach sein Zorn hervor über eine so offenbare Rechtsverletzung und laut und öffentlich nannte er den Spruch ein „Bubenstück“. Da riethen ihm seine Freunde zur schleunigsten Flucht und er entzog sich der Rache der Beleidigten, indem er über die elsässische Grenze ging. Von diesem Augenblick (1529) an beginnt ein neues zehnjähriges Wanderleben durch Deutschland, während die Augsburgische Confession die Kluft zwischen Nord und Süd unheilbar machte. Wir treten hinaus aus dieser bewegten Welt in eine stille Waldeinsamkeit, um mit dem Wanderer und der Natur, die er so liebte, allein zu sein. Unter den lieblichen Thälern der Schwäbischen Alb der lieblichsten eins ist das Lauterthal. Durch einen prachtvollen Hochwald von Eichen und Buchen steigt man von der Hochebene an der Bergseite abwärts zwischen efeuumranktem Gestein an oft riesigen Blöcken vorüber, welche, von den Höhen herabgerollt, bald versunken in dem moosigen Boden, umwuchert von Gesträuch und Farrn unter saftigen Waldbeeren verstreut liegen. Und immer tiefer geht's hinab zum Thal der Lauter auf steilem Pfad, an jähen Abhängen hin, einem fernen Rauschen nach, das aus dem Grunde mit dem Geklapper von Mühlen in das dunkle Grün des Waldes heraufschwillt. Wir sind unten, noch einige wenige Schritte und vor uns ragt eine steile, senkrechte Felswand auf, der als ein kleiner Born die Lauter entquillt, gleich danach ein ziemlich weites Becken füllend und bald lauter und lauter den Mühlen im tiefern Grunde entgegeneilend. Sie hat dem Thal und der alten Burg Lauterstein hoch oben die Namen gegeben.

Conn.

Die Schweſter rechnet. Margreth weiß ja.

Beate.

Sage der Margreth, wie das letztemal. Aber diesmal ſoll ſie beſſer zählen!

Niclas.

Sechzehn auf's Mandel und fünf und ſechzig auf's Schock. (Läuft ab.)

Beate (rechnet wieder).

Conn (ſetzt ſich wieder).

Guſtav (geräth, geht mißmuthig auf und ab).

Conn.

Du wollteſt von Kunſt und Natur ſprechen! Fahre fort.

Guſtav.

Ich bin zerſtreut.

Conn.

Setze Dich. Der Abend iſt ſo friedlich. Du liebſt die Kunſt nicht? Nun, ſprich, — ſprich —

Guſtav.

Die Kunſt vermißt ſich, die Schöpfung überflügeln zu wollen, mindeſtens es dem Schöpfer gleich zu thun.

Conn.

Die Kunſt will ja nur die Lücken der Schöpfung ausfüllen.

Guſtav.

Die Schöpfung iſt aber ohne Lücken. Die tiefſten Geſetze vermitteln ihre Uebergänge: kein Keim, keine

Zerfallen liegt jetzt der Bau seit Jahrhunderten; Theophrastus aber fand die Gewölbe der Ruine noch nicht ganz verschüttet und schlug sein Laboratorium in ihnen auf. Hierher war er geflüchtet, nachdem er Basel verlassen; hier arbeitete er mit der Natur an dem neuen Aufbau der Menschheit; von hier wanderte er gen Nord und Süd; hierher kehrte er immer wieder zurück.

Der Name des Paracelsus knüpft sich in den Erzählungen des Volks noch heute an jene Ruine — er ist ihm der gefürchtete, gemiedene Zauberer, dessen rauchenden Schlot man von fern damals mit Grauen betrachtete und sich bekreuzte. Er aber wanderte still seine Straße, hielt bei Steinen und Pflanzen an wie bei Menschen, die seiner bedurften. So kam er auf einer der weitern Wanderungen in die Nähe des Dörfchens Möhra auf dem Thüringerwald. Unter einer Buche, die den Quell an der Straße beschattete — sie ist heute nicht mehr, der Blitz hat sie zerschmettert —, ruhte ein todkranker Mann, der von Schmalkalden kam, geleitet von den Aerzten des Landgrafen.

Es war Luther — Paracelsus trat zu ihm.

Es ging zum Abend. Die Glorie von Westen beleuchtete in diesem Augenblick die beiden größten Geister ihrer Zeit, von denen jedoch nur einer den andern zu würdigen verstand, und Luther war dieser eine nicht!

Paracelsus erfuhr das Leiden des Kranken und die Rathlosigkeit der Aerzte. Lächelnd verordnete er ihm als Abendmahlzeit für die Herberge unten — einen Hering und so viel Wasser aus dem Quell unter der Buche, als ihm beliebte.

„Dann aber geht zu Bett, Magister, und den Schweiß, der sich zur Nacht einstellen wird, sollt Ihr wohl unterhalten bis zum Vormittag — dann aber werdet Ihr gesund wie ein Fisch am nächsten Tage Eure Reise fortsetzen können!"

Damit schied der Landfahrer, nachdem er den Reformator noch vor etwaigen „Teufelskünsten" beruhigt; es geschah so, wie Paracelsus es vorausgesagt hatte, zum Staunen und auch wol Aerger der hochgelahrten Herren, die bei dem Recept die Nasen gerümpft hatten und nun von Luther den Abschiedspaß mit einem Gruß an den Landgrafen bekamen.

So wanderte und wirkte Paracelsus auf seinen Fahrten vom Lauterstein manches Jahr, und es ist nicht viel bekannt geworden wie dieses Ereigniß mit dem Berühmten, der noch bis zum Jahre 1546 seine segensreiche Wirksamkeit üben konnte. Paracelsus ging fünf Jahre früher heim — in rüstigster Manneskraft — sieben Jahre nach seinem Vater. Er war damals zu Salzburg. Der für die Naturwissenschaften begeisterte Erzbischof Ernst hatte ihn im Jahre 1541 in seine Nähe berufen und eine neue Sonne des Glücks schien dem Vielgeprüften aufzugehen. Am 21. September war Paracelsus mit andern Doctoren, auch einigen seiner Widersacher, wie Hessling meldet, zu einem Gastgebot gewesen und bereits auf dem Heimwege. Da ward er von den Knechten der vielleicht von ihm Gereizten überfallen und von einer Höhe hinabgestürzt. Vorübergehende, die ihn bewußtlos in seinem Blut liegend fanden, schafften ihn in das Wirthshaus „Zum Weißen Roß", wo er am dritten Tage, den 24. September 1541, verschied. In einem Kloster der Stadt Salzburg hat er die Ruhestätte gefunden — im Anblick der Alpen, die seine Kindheit, seine ganze Jugend mit den großartigsten und glänzendsten Bildern genährt; als Mann war er zu ihnen heimgekehrt, um in ihrem Schauen zu sterben und in einem ihrer freundlichen Thäler für immer zu ruhen. Seinen Schädel mit der tiefen Spalte bewahrt Salzburg wie sein Bild. Huser gibt einen zweiten Holzschnitt, rauh und bäuerisch — aber hier wie dort baut sich über dem scharfen Auge, den milden Zügen des Gesichts und dem kräftigen Halse die prächtige Stirn auf. Der vollgewölbte Schädel ist kahl bis auf einen Kranz von kurzgelocktem Haar, der sich von Ohr zu Ohr zieht.

In der Treppenhalle des Neuen Museums zu Berlin hat Kaulbach's genialer Pinsel soeben das letzte der sechs großen Gemälde vollendet: „Das Zeitalter der Reformation." Unten am Boden der Schuster von Nürnberg, eben auf den Stufen Luther mit erhobener Bibel. Rechts und links gruppiren sich die andern Genien der großen Zeit: die Fürsten des Wissens, die Fürsten der Kunst, die Fürsten des Schwerts. Unten links um die Erdkugel steht bei Columbus und Kopernicus auch Theophrastus Paracelsus, ganz nach dem salzburger Bilde, das ihn wie hier im Profil darstellt. Sein Auge leuchtet, seine Hände erheben sich bewundernd. Keinen schönern Platz konnte der Meister ihm anweisen, ihm, der Himmel und Erde mit gleich freiem Blick erfaßte, ihre Einwirkung auf den Menschen in der allein richtigen Weise erkannte und, soweit seine Zeit es erlaubte, physiologischer Arzt war.

Lucian und Voltaire.

Von Richard Treitſchke.

II.

Keine ſo rauhen und harten Kämpfe hatte Lucian durchzufechten. In jenem Sinne verfolgt werden konnte er nicht im Römerreich, deſſen Princip von jeher Toleranz aller Meinungen geweſen war; er konnte es nicht von der damaligen blaſirten Welt der höhern Geſellſchaftsſchichten, am wenigſten unter Marcus Aurelius' Herrſchaft. Man befand ſich nicht wohl; da ſucht auch der Blaſirteſte neue Reize und Zerſtreuung. Im übrigen war alles zu haltlos, um ſich daran zu halten, ſodaß es jeder nur mit ſich hielt. Intoleranz kam erſt über das Reich etwa hundert Jahre ſpäter, ſeltſamerweiſe mit dem tiefern Gehalt des Chriſtenthums, in einer Zeit, da das Reich ſo eigentlich keins mehr war, ſondern dem langſamen innern Zerſetzungsproceß, den man längſt und auch ſchon Lucian gefühlt, endlich erlegen war. Darum auch konnte Lucian's Thätigkeit nicht ſo unmittelbar fruchtbringend und nur für künftige, noch ferne Umgeſtaltungen vorbereitend ſein. Ein heiterer Herbſttag, wie mit Frühlingsſchein umgeben, erſcheint die Zeit Marc Aurel's; der Frühling ferne noch; dagegen Voltaire's Zeit noch eine winterliche, nur unter Stürmen der Völkerfrühling vor der Thür. Freilich dafür wieder Lucian in Dienſten einer weit größern und ſchwerern Weltmiſſion als Voltaire. Voltaire hatte die Reformation hinter ſich und konnte ſchon dem morgenden Tage als dem Tage der Erfüllung entgegenſehen und dieſer ihn mit Siegeshoffnung erfüllen, ſo hart und heiß der Kampf noch war. Die Erfüllung war ihm nicht die Religion an und für ſich, die ſchon vorhanden war, ſondern die Befreiung derſelben von mittelalterlichen Feſſeln, damit ſie alles befruchtend durchdränge, den barbariſchen Staat zertrümmere und dieſer ſich neu aufzubauen konnte, kurz — die Revolution. Daß das Staatsweſen in Frankreich am erſten einſtürzen und der nothwendige Einſturz durch Einreißen befördert werden müßte, ſchien natürlich, doch mußte es dann der ganzen Welt zur Warnung und zugute kommen. Die Erfüllung der Lucian'ſchen Thätigkeit aber war eigentlich die Religion, die Schöpfung einer Weltreligion, ſo wenig ſich der Arbeiter auch ſelbſt noch darüber klar ſein mochte — ein großartiges, unendlich ſchwieriges Werk, deſſen Abſchluß noch in teleſkopiſcher Ferne lag. Natürlich, denn dazwiſchen lag das endliche Zuſammenbrechen des letzten Gebäudes des alten ungeheuern Reichs durch die Völkerwanderung, dann mühſelige politiſche Neubauten an der Stelle des Rieſenbaues, das Werden einer neuen Geſchichte, zuletzt erſt Aufblühen und allmähliches Gedeihen einer neuen Religion und neuer Cultur. Die höchſte Blüte chriſtlicher Völkercultur ſollte erſt durch Voltaire nach Voltaire kommen. Hingegen war in Lucian's Zeit noch eine liebliche Nachblüte altbelleniſcher Sprache und Literatur. Dieſe Thatſachen waren zwar beiden nicht ſo bewußt als uns, der überſchauenden Nachkommenſchaft. Denn Lucian, obſchon gewiß in ſeinem Talent ſich fühlend und ebenſo gewiß von der unnachahmlichen Harmonie altclaſſiſcher Griechenpoeſie durchdrungen, vermochte doch wol nicht, ein Mitteninſtehender, den ganzen Segen zu ermeſſen. Und Voltaire, dem die harmoniſchere Zeit auf dem Fuße folgte, mochte wol in leicht verzeihlicher Verwechſelung das Gediegene, was er ſchriftſtelleriſch leiſtete, nahezu für das Vollendete und, weil er ſeinen Tagen mächtig voraus war, ſeine Schöpfungen für die Weisheit der Zukunft halten. Beide mußten weſentlich verneinende Geiſter ſein und ſtehen groß darin da. Wer ſie darum angreifen wollte, dem gilt Condorcet's Ausſpruch über Voltaire zur Antwort: „Hätte man ihn gefragt, was er an die Stelle der Vorurtheile ſetzen wolle, die er aufgehoben, ſo würde ſeine Antwort ſein: Ich habe euch von einer wilden Beſtie befreit, die euch verſchlingen wollte, und ihr fragt noch, was ich an deſſen Stelle ſetzen will?" Daher denn auch der ſchriftſtelleriſche Charakter dieſer ähnlichen Geiſter in ähnlichen Zeiten von ſolcher Aehnlichkeit. In beiden ein edles Streben nach Aufklärung; beide ſkeptiſch; beide mit beißendſtem Spott auch das Geheiligſte nicht ſchonend; beide mit Ausgelaſſenheit die verdorbene Zeit widerſpiegelnd; beide lieber kleine, geſchickt abgerundete als größere Bilder malend; beide auf denſelben Gegenſtand wiederholt immer in neuen Formen zurückkommend; beide novelliſtiſch und angenehm unterhaltend; beide witzig, beide geſchmackvoll. Was ſie unterſcheidet, iſt kaum die Nationalität, da beide ernſtlich Kosmopoliten und Menſchenfreunde ſein wollen und ſind; es iſt mehr die verſchiedene geſchichtliche Welt- und Culturſtellung. Aber als wahre Weltbürger ſtehen ſie ebendadurch da, daß jeder ſeine bekannte Nationalität unbewußterweiſe ganz und gar und in aller Größe in ſich repräſentirt, der eine, der

Franzoſe, par excellence, der andere, der Grieche, κατ' ἐξοχήν.

Franzöſiſche Eleganz iſt freilich eine andere als attiſche. Wir entſcheiden uns für die letztere und bewundern in Lucian die meiſterlich plaſtiſche Kunſt, mit welcher er ſeine Lehrdialoge mit echt dramatiſchem Leben zu erfüllen und reich mit Phantaſie auszuſtatten vermag.*) Hervorragend und ſich zum eigentlichen Drama erhebend iſt „Timon der Menſchenfeind" (ein auch von Shakſpeare behandelter Stoff). Ein reicher Mann, plötzlich arm geworden und von ſeinen Schmarotzern verlaſſen, wird zum Menſchenfeind; dann nach der Götter Schluß wiederum reich, aber Menſchenfreund, und jagt die wieder herzuſchleichenden falſchen Freunde von ſich. Wie ſpannend und unterhaltend iſt „Der Traum oder der Hahn". Ein armer Schuſter erwacht aus dem Schlaf, ſeinen Hausbahn verwünſchend, der ihn aus einem beſeligenden Traum von Reichthum aufgeſtört. Da, zum Erſtaunen, beginnt der Hahn zu reden, rühmt ſich, daß er ihn der Arbeit wiedergegeben. Er gibt ſich als den ſo verwandelten Pythagoras zu erkennen. Der Schuſter iſt erſt ungläubig, weil Pythagoras nicht ſo geſchwatzt habe. Der Hahn ſagt, nachher ſei er Aſpaſia, des Perikles Frau, geweſen, dann ein Cyniker, ein König u. ſ. w. Darauf erzählt der Schuſter, wie ihm geträumt, daß der reiche Mann nebenan, der ihm neulich die Ehre angethan, ihn zu Tiſche zu laden, ihn zum Erben ſeines unermeßlichen Vermögens eingeſetzt, wie er da im Wohlleben geſchwommen. Der Hahn lehrt ihn nun eindringlich die Nichtigkeit alles Vergänglichen; ſei der Schuſter doch vorher eine Ameiſe geweſen und werde bald eine Frau ſein. Beſonders warnt er vor dem Fluch des Reichthums und preiſt den Segen der Arbeit. Da der Schuſter ungläubig iſt, auch den Traum nicht verwinden kann, heißt ihn der Hahn, ihm eine Schwanzfeder ausreißen; damit könne er jetzt in der Nacht die Riegel der reichen Nachbarhäuſer öffnen und die Bewohner unſichtbar beobachten. Es geſchieht. Da ſieht denn der ehrliche Schuſter das Elend des nicht ſchlafenden und geldzählenden Geizhalſes, in einem andern Hauſe Ehebruch bei Mann und Weib. Da iſt er geheilt. Vergleicht man mit dieſem Stückchen das Voltaire'ſche gleicher Tendenz: „Jeannot und Colin", eine Erzählung von einem reichen Unwiſſenden und einem armen Arbeitſamen, muß man doch bei aller Trefflichkeit des Stils die Palme dem Alten zuerkennen. Voltaire's größte Virtuoſität, ſchmeichleriſch und galant zu ſchreiben, ohne der Wahrheit zu vergeben, war übrigens auch dem Lucian nicht fremd: Beweis: ſeine Apologie eines Geſprächs, das er zur Verherrlichung der ſchönen und edeln letzten Gemahlin Marc Aurel's geſchrieben. Er erwidert der Kaiſerin, die es übel vermerkt, daß er ſie mit den Göttinnen Juno und Venus verglichen, mit der Wendung: Weit gefehlt, daß er ſie übermäßig gelobt, habe er nun auch das Lob der Demuth und Gottesfurcht hinzuzufügen; natürlich habe er ſie nur den künſtleriſchen Abbildungen der Gottheiten verglichen und auch das höchſte Kunſtwerk komme ihr nicht gleich. Lieſt man Lucian's mit reizender Anmuth geſchriebene, in einen dramatiſchen Dialog eingerahmte kleine Novelle aus dem Freundſchaftsleben („Toxaris oder die Freundſchaft"), oder das abenteuervolle, wenn auch hin und wieder etwas ſchmutzige Märchen von dem in einen Eſel verwandelten Menſchen, oder der ſchnurrigen „Wahren Geſchichte" erſtes und zweites Buch (orientaliſche Reiſemärchen von ſaftigen Weinſtöcken, woraus ſchöne Frauen herauswachſen; von dem Walfiſche, in welchen der Erzählende verſchlungen, Hügel und Thäler und Wälder und die Namen der früher im Fiſchbauch Geweſenen an den Seiten mit Kreide angeſchrieben ſieht, u. dgl.), lieſt man dies, alles in einfachem und naivem Stil und ohne eigentliche Tendenz vorgetragen, obwol die Thorheiten und Laſter der Zeit uns lebendig darin entgegentreten, ſo ſticht dagegen ab Voltaire's „Weißer und Schwarzer", „Der weiße Stier", ſelbſt „Die Prinzeſſin von Babylon". Das erſte iſt ein Traum Ruſtan's. Der Schwarze das böſe, der Weiße das gute Princip. Der erſte Inhalt iſt nicht ohne Tiefſinn behandelt, doch die unerquickliche Ironie am Schluſſe ſtört uns. „Der weiße Stier" von vornherein poſſenhafte Zaubergeſchichte, immer mit Satire auf die Zeit und auf die Bibel untermiſcht, „Die Prinzeſſin von Babylon" ſchön und phantaſievoll anfangend in reizend naivem Märchenſtil des Orients; herrlich darin die Fabel vom Phönix mit der Lehre: Gott könne alles, auch das Leben wiedergeben. Dann fällt der Autor aus der Rolle; die Figuren werden nicht mehr wie Phantaſiebilder, ſondern wie Mario-

*) Griechiſcher Sprache unkundigen Leſern empfehle ich die immer noch mustergültige Wieland'ſche Ueberſetzung des Lucian.

netten behandelt, wobei der Marionettenspieler den Draht nicht verbirgt, seine Witze dazwischen macht und Aufklärung und Vernunft predigt. Da fehlt denn Harmonie und classische Form. Welch feinen Schönheitssinn und gediegenes Kunstverständniß Lucian besaß, ersieht man unmittelbar aus seinem Schriftchen „Zeuris", das eine ausführliche Inhaltsangabe wohl verdient. Der Verfasser war verdrießlich, daß man ihm in seinen Vorträgen so viel Beifall spendete blos wegen des Pikanten und Neuen, das man von ihm hörte, nicht wegen der eigentlichen Kunst, die er sich doch nicht absprechen könne. Das erinnere ihn an ein Erlebniß des „Zeuris" mit einem seiner bewundernswürdigsten Bilder, das er (Lucian) in der Copie selbst gesehen. Eine Centaurenmutter, mit dem Pferdetheil auf einer grünen Wiese liegend, die Hinterfüße ausgestreckt, von den Vorderfüßen einen gekrümmt halb liegend, den andern auf den Boden festgestellt, als nöthigenfalls zum Aufsprung fertig, nährt zwei ihrer Kleinen, das eine hoch an der menschlichen Mutterbrust, das andere abwärts an der thierischen. Hinter ihr sieht, bis zur Mitte des Leibes sichtbar, ein männlicher Centaur, lachend, in der Hand eine junge Löwin haltend, um die Kleinen zu erschrecken. „Ich überlasse es nun", sagt Lucian, „dem eigentlichen Kunstkenner, das Verdienst der Zeichnung und Farbengebung an diesem Bilde zu beurtheilen. Entzückt hat mich aber daran die treffliche Ausführung: das Gesicht des Mannes so angemessen wild und verwegen, trotz seines Lachens, und doch nicht blos pferdeartig, sondern zugleich menschlich wild; bei dem Weibe die untere Hälfte wie von der ungebändigtsten Race, der menschliche Obertheil sehr schön bis auf die Ohren, welche satyrartig sind; ganz besonders fein dann der sanfte Uebergang aus dem Pferde- in den weiblichen Menschenkörper. Die Jungen, während des Säugegeschäfts kindlich nach dem vorgehaltenen Löwen blinzelnd, ein wenig furchtsam und sich fest an die Mutter andrückend. Als Zeuris das Bild zuerst ausgestellt, soll alles von Lob übergeflossen sein über das Originelle der Idee, das Neue des Gegenstandes. Aber der Maler, von diesem Lobe schlecht erbaut, ließ das Bild verhängen. Er fühlte sich in der Hoffnung getäuscht, seine Ausführung, Behandlung und eigentliches Kunstverdienst gewürdigt zu sehen." „So geht es mir denn auch", sagt Lucian; „man rühmt an mir, was eine hübsche Zugabe sein mag, aber man versteht mich nicht." Voltaire erlaubte es sein Zeitalter nicht, an Kunstsinn ihm zu gleichen; er fand an Poussin viel auszusetzen und war doch von Watteau entzückt und glaubte in Lesueur und Lemoine beinahe das Höchste erreicht, was die Malerei überhaupt leisten könne.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Sitten und Gebräuche der holsteinischen Bauern.

Von L. N.

II.

Wenn auch im wesentlichen das gesellige Leben der Bewohner der verschiedenen Marschen sich sehr ähnlich ist, so bedarf es selbstverständlich kaum der Erwähnung, daß einzelne kleine Abweichungen und Nuancirungen nicht ausgeschlossen sind.

Was nun die Geest- oder Moorbauern betrifft, so herrscht auch hier viel Wohlhabenheit, wenn auch im allgemeinen kein eigentlicher Reichthum.

Die Gesellschaften wechseln auch hier sonntäglich, wie auf den Bauergütern der Marschen, regelmäßig ab, doch mit dem Unterschied, daß anstatt des warmen Essens nur Thee gereicht wird, der stets einen starken Beigeschmack nach Cancel hat. Der Kaffee ist jedoch um so vortrefflicher. Backwerk wird aber nicht dazu gereicht, sondern die Männer sowol wie ein großer Theil der Frauen rauchen dazu ihren „Petum optimum subter solem" oder Cigarren.

Es finden zu diesen Gesellschaften ebenso wie bei den Marschbauern schon mehrere Tage vorher Einladungen statt und man beobachtet dieselben Regeln wie dort. Auch die Gespräche sind bei den Männern fast dieselben, nur mit dem Unterschied, daß sie in plattdeutscher Mundart geführt werden und daß der Moorbauer prahlerischer ist als der Marschbauer. Die Zeit vor und nach dem Essen wird gleichfalls durch Kartenspiel, an dem auch die Frauen mit wenig Ausnahmen theilnehmen, ausgefüllt.

Das Auge würde sich vergebens anstrengen, solche Luxusgegenstände aufzufinden, wie wir dieselben in den Wohnungen der Marschbauern antrafen. Die „Döns" (Wohnstube) ist einfach, mit Brettern bekleidet und roth oder mit sonst einer grellen Farbe überstrichen, der Fußboden ist mit Sand bestreut, die Möbeln sind einfach und roh, zum Theil noch „Urväter Hausrath", gleichfalls gefärbt. Sofas sind selten. Die Theegeräthe bestehen aus Porzellan, die Löffel sind bleiern oder

nenäldern, hier und da auch fildern. Diesen Gesellschaften merkt man es leicht an, daß man gern mehr sein möchte, als man wirklich ist, und daß die Maschbauern zum Muster dienen.

1. Eine Bauernhochzeit.

Es steht in einem Dorfe eine Hochzeit in Aussicht, denn Klaus und Trina „sind sich einig". Das ist nun eine Kapitalneuigkeit, die wenigstens sechsmal die Runde macht. Alles andere tritt davor in den Hintergrund. Die Nachbarn stecken die Köpfe zusammen und fragen sich: „Hast's schon gehört, Nachbarin, daß wir nächstens eine »Kist« (Kist, Freischmaus, Hochzeit) haben? Wie viel Personen werden wol kommen? Vierbis fünfhundert?" u. dgl. m. Die meisten Heirathen auf dem Lande sind, wie auch bei unsern Dorfbewohnern, Convenienzheirathen.

Sobald die beiderseitigen Aeltern des liebespaares von dem Glück ihrer Kinder in Kenntniß gesetzt sind, kommen sie zusammen, erkundigen sich nach der Mitgift, schließen den Heirathscontract und bestimmen den Tag der Hochzeit. Auch verständigen sie sich über die Art und Weise, wie dieselbe, und den Ort, wo sie gefeiert werden soll.

Sobald dies alles bekannt wird, finden sich diejenigen Personen ein, denen ein kleiner Gewinn dabei abfällt, wie Musikanten, Aufager, Köchinnen und Aufwäscherinnen.

Von jeder Klasse werden dann auch so viele, als erforderlich erachtet werden, angenommen. Die Zahl der Aufager beläuft sich auf vier und die der Musiker variirt zwischen 4 und 15 Mann. Da es die Sitte erheischt, daß jeder der geladenen Gäste dem Brautpaar ein Gedgeschenk macht, so ist es denselben natürlich angenehm, wenn sich so viel Fremde einfinden wie irgendmöglich. Es finden daher die Einladungen nicht nur in den Wohnorten der Brautleute, sondern auch in den angrenzenden Ortschaften statt.

Dieses Amt des Einladens liegt den Aufagern ob, denn die Verleiden stimmern sich darum nicht. Nur bei entfernt wohnenden Nachbarn macht man eine Ausnahme. Dieselben werden brieflich oder durch Karten eingeladen.

Etwa acht Tage vor der Hochzeit müssen sich die Aufager und die Köchin im Hochzeitshause einfinden. Letztere, um die „Aufagedegen" in Empfang zu nehmen, letztere, um einen Ueberschlag in Bezug auf den nöthigen Bedarf der Speisen zu machen.

Jedem Aufager werden bestimmte Ortschaften überwiesen und vielleicht auch noch eine große Anzahl einzeln liegender Gehöfte. Niemand darf übergangen und dadurch beleidigt werden, sei er reich oder arm, vornehm oder gering. Nach der Anzahl der angelagten Gäste macht dann die Köchin mit gewohnter Routine den Ueberschlag.

Jeder Aufager muß innerhalb dreier Tage sein Geschäft vollendet haben. Dabei werden er folgenden stereotypen Gruß an: „Vielmals zu grüßen von dem Bräutigam N. N. zu N. N. und der Braut N. N. in N. N.! Sie möchten so gut sein und kommen an dem und dem Tage zu ihrer Hochzeit, dieselbe ehren, feiern und helfen zu helfen, zu einer Tasse Kaffee, Kornzbutten-Butterbrot, einer Pfeif (Pfeife) Tabak, gedem Schnack (guter Unterhaltung), gedem Drunk und lustigem Schwung. Seien Sie so gut und stellen sich fleißig ein. Die Hochzeit wird bei N. N. in N. N. gefeiert."

Für diejenigen Gäste, welche zur Mittagsmahlzeit eingeladen werden, sagt er noch hinzu: „Sie möchten so gut sein und zur Mahlzeit sich um 11 Uhr einstellen und Messer und Gabel mitbringen."

Sind junge, unverheirathete Leute oder Kinder im Hause, so werden auch diese zum „Kranzlich und Kranzaufhängen" angelagt.

Für ihre Mühe bekommen die Aufager täglich in der Regel einen halben Thaler, müssen aber am Hochzeitstage die Aufwartung übernehmen und so gut wie jeder andere Gast ihr Geschenk geben.

Da es gewöhnlich vier solcher Aufager gibt, so wird jedem seine besondere Function am Hochzeitstage bestimmt; der eine wird Mundschenk, der andere Stallmeister, der dritte Polizeidiener und der vierte „Allemannsdiener".

Also in acht Tagen ist die Hochzeit, und bis dahin muß noch das ganze Haus gescheuert, gereinigt und geschmückt werden.

Die ersteren Arbeiten fallen den Aufwäscherinnen zu. Dieselben haben eine saure Woche, ohne aber den geringsten Lohn zu erhalten, weil ihre Einnahme von einer Sammlung am Hochzeitstage abhängt.

Die Schmückung des Hauses ist Sache der ausdrücklich zu diesem Behuf eingeladenen Jungfrauen.

Die ganze Woche hat auch die Köchin zu ihren Vorbereitungen nöthig.

Angenommen, es wird Rechnung gemacht auf 400—450 Personen, so muß danach auch die Quantität der Lebensmittel und Getränke beschafft werden. Man rechnet auf 100 Personen 10 Pfund Kaffee, 8 Pfund Zucker, 40 „Kornthaler Brezen“ und 12 Pfund Butter.

Sämmtliche Kaffeebohnen muß die Köchin allein brennen und mahlen sowie den Zucker entweißschlagen und die Kornthaler und Rosinenbrezen backen. Diese letztgenannte Arbeit nimmt ihr allein zwei Tage in Anspruch; aber der Lohn für ihre Mühe wird ihr ebenfalls erst durch eine Sammlung am Hochzeitstage zutheil.

Wir stehen am Vorabend der Hochzeit.

Die Gäste sind in altbergebrachter Form ordnungsmäßig eingeladen und alle Vorbereitungen zum würdigen Empfang derselben sind getroffen.

Es geht schon heute recht lebhaft im Hause zu, denn die jungen unverheirateten Mädchen haben sich bereits am Morgen zum „Kranzlinden“ eingefunden.

Eine einzige Geige läßt sich hören, und manche rothe Schöne verspürt die größte Lust, in aller Eile einen Walzer zu machen, und ihren nippelt sie dem Takt dazu. Die übrigen Schönen sind aber nicht so voreilig, denn die jungen Männer, welche die Kränze aufzuhängen haben, sind ja noch nicht da. Jeden Augenblick indeß müssen sie eintreffen.

Schon hat der eine der Anlager, dem das Amt des Mundschenken zugefallen ist, sich erwartungsvoll und dienstbereit in einer zu einer Schenkstube umgewandelten Ecke des Hauses aufgestellt. Das Fäßchen ist recht sauber gereinigt, mit Sand geputzt und mit Guirlanden geschmückt. Das Faß mit Braunwein, das Bierfaß und die große Flasche mit einem Bittern sind praktisch gelagert und aufgestellt, auch die Gläser stehen ihm bereits zur Hand, und es fehlen nur die Gäste, ihnen ein Gläschen nach beliebiger Auswahl reichen zu können.

Auch die Köchin ist mittlerweile nicht unthätig geweilen. Sie hat bereits mehrere Kessel mit Kaffee in Bereitschaft und eine reichreiche Menge Stollen entgegengeschnitten, deren kleinstes Stück hinreichen würde, drei civilisirte Menschen vollkommen zu sättigen.

Endlich sammelt sich die von den Jungfrauen schon lange ersehnte männliche Jugend, hängt unter derben Späßen die von den Mädchen dargereichten Kränze auf und setzt sich dann zum Kaffeetrinken nieder, der dem Herkommen gemäß von den jungen Mädchen aus der nächsten Umgebung des Hauses serviert wird.

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Der historische Kohlhase.

Einer der originellsten und anziehendsten Schöpfungen Heinrich v. Kleist ist seine Erzählung „Michael Kohlhase“, die den alten seinen Werken viel die größte Verbreitung gefunden hat. Zwar Boden auch dem nur oberflächlich mit der Geschichte des Reformationszeitalters Bekannten mancherlei Irrthümer auf, kaum kann es uns entgehen, daß die Stadt Dresden, wie Kleist sie schildert, das Dresden des 18., nicht des 16. Jahrhunderts ist, zwar taucht ein komischer Geschmack mit Liebe die Gestaltung der Figurenreiz, die Geschichte mit dem Zettel, den Kohlhase verschingt, um sich an dem Kurfürsten von Sachsen zu rächen, gegen den Ausgang der Novelle hin aber das Ganze bleibt ergreifend, kunstvoll geordnet, von einer erstaunlichen Kraft der Charakterisirung; Kohlhase, der Junker, Martin Luther, der Kurfürst, sie stehen da lebendig, menschlich wahr wie ebenso viele Gestalten eines Dichters ihm Holzschnitte.

Die Theilnahme an der Dichtung tief kann allmählich auch die treffliche Verfilmung wach, wie die Natur. Liebt es unsere Zeit auch den Dichtern auf der Spur zu folgen und in die Werkstatt ihres Schaffens einen neugierigen Blick zu thun. Auch Kleist's Briefen wollte man, daß ihm im Winter 1801/2 in Königsberg Plan die Geschichte des Kohlhasen „nach einer alten Chronik“ erzählte und ihm stets diesen Stoff zu einem Drama zu gestalten. Diese „Chronik“ der Kleist'schen Novelle ist die Chronik des Peter Hall. Auch Hall hat ausführlich darüber in einem Aufsatz des Kolatschek'schen „Monatsblätter“, doch ist es unwahrscheinlich, daß Kleist jemals diese Chronik oder die Brandenburgische Geschichte Fredersdorf's in Händen gehabt. Er wird nach der mündlichen Erzählung Pluto's gearbeitet und die Anekdote in seiner Phantasie aus- und umgedichtet haben. Der „historische Kohlhase“ blieb aber trotz Hall und Prutzmann mehr ein Schemen als eine Gestalt von Fleisch und Blut, bis es gut dem Archivar Dr. G. A. H. Burkhardt gelungen, die denkwürdigen Proceduren jenes Streithandels im Gesammtarchiv Gesammtarchive zu Weimar aufzufinden. Auf ihnen hat er sämtliche und gründlich eine treue Schrift „Der historische Hans Kohlhase und Heinrich von Kleist's Michael Kohlhase“ (Leipzig, Voigt, 1864), zusammengestellt, die uns ein scharfes, wahrheitsgetreues Lebensbild des tapferen Mannes gibt. Wieder nun auch Kleist's Novelle tief in allen

„thüringischen" Einzelheiten — wieder ein schlagendes Beispiel, wie wenig selbst ein realistischer Dichter mit der nackten Wirklichkeit auszukommen weiß — von der Hölzerie ab. So ist doch der ganze Zug, den Thiel & Heinen beteiligt, irreführt, der in dem wirklichen Kohlhaas wütete: das Gefühl der Gerechtigkeit. „Fiat justitia, pereat mundus", sagen beide.

Hans Kohlhaas war ein Bürger und Kätz an der Spree, seines Gewerbes ein recht unbegüterter Kaufmann der mit Heu, Speck, Heringen handelte; nicht ohne die Bildung der Zeit, mit einem Anflug des Gelehrten; er verstand Latein und war ziemlich wortgewandt und verwandt in der Stadt, theils mit abenteuerlichen Gesellen, theils aber auch mit Leuten, die im Hauptbuch der Kurfürsten von Brandenburg standen. Als er 1532, am 1. October, von Wittenberg her auf die Michaelismesse nach Leipzig zog, wurde er im sächsischen Dorfe Mellnane von den Bauern des Herrn Günther von Zeschwitz angehalten; man schalt ihn einen Pferdedieb, zwischen ihm und den Bauern kam es zum Handgemenge, er tödtete vor die Hebermacht sich Bahn, seine beiden Pferde aber, einen Rothschimmel und einen Rappen, ließ er in der Gewalt der Bauern. In Leipzig machte er seine Gewährschaft und schlug nun auf Verlust seine Waaren los. Verbittert, ärgerlich kehrte er nach Mellnane zurück, um seine Pferde zu retten. Der Junker von Zeschwitz hatte davon nichts entgegen, nur sollte Kohlhaas 5—6 Groschen Futtergeld bezahlen. Diese Forderung empörte in ihrer Ungerechtigkeit Kohlhaas vollends, er eilte, ohne seine Pferde mitzunehmen, nach seiner Heimat. Ein weitläufiges Process begann. Erst hatte Kohlhaas 150 Gulden Entschädigung für den Schaden, den er durch sein verspätetes Erscheinen an der Messe erlitten. Als 12 Gulden Futtergeld erlautet er genächtet seine Rosse wieder — sie waren beide erkrankt, der Rothschimmel starb einen Tag darauf. Ohne Entscheidung schleppte sich die Sache vor dem weimarischen Landvogt hin, gelegt sich, am 15. Februar 1534, vertor dem Kohlhaas, sich an den Kurfürsten von Sachsen betreut zu wenden. Das war für den leidenschaftlichen Mann zu viel; er sinnlose in einem brodenden Buche dem Sachsenlande Fehde an. Drei Jahre hindurch in Plünderungen und Sengen und Brennen sächsischer Kurlande, in Angriffen auf Dörfer und ausgeschlossene Gebiete, in Mordthaten, deren nicht mehr als zwei, vor Genossen hatte der verwegene Mann bei diesen Streifereien, einmal, bei der Plünderung von Mangahna, hatte er 55 wehrlose Bauern um sich. So ging mehr Schar nach unsern Begriffen war, so sagte sie doch dem ganzen weitumfassenden Kreise Furcht und Schrecken ein. Der sächsische Kurfürst schrieb Briefe über Briefe an den von Brandenburg, er solle dem Kohlhaas das Handwerk legen. Der Brandenburger aber gebachte, wie oft Sachsen sächsische Raubritter unterstützt, und trage sich nicht Jahrelang mit Zweifeln, ob zwischen den Raubgenossen Kohlhaas und den Verfolgungen von sächsischer Seite Einklang sein, beide Parteien kamen zu einem Vergleich zusammen, natürlich, um unverrichteter Sache wieder auseinanderzugehen. Daß ebenso unendliche Leben hatte Kohlhaas vollends verwirkt, sagte ließen ihn seine Genossen nicht mehr los. Ein böser Stern waltete über ihm; selbst der Verwandte Luther's, zu dem er sich begeben in seiner Sache, hatte nicht den gewünschten Erfolg. Immer wieder griff er zur Selbsthilfe. Nach langem Schwanken hatte endlich Joachim II von Brandenburg 1536 den sächsischen Rächern erlaubt, die Gefällen des Kohlhaas auch im brandenburgischen Gebiet zu verfolgen. Hier aber begegnete ihnen das Volk mit geheimem Widerwillen, ja mit offenem Widerstand, und es ist erschöpft, ob sie je etwas hatten gegen Kohlhaas selbst unternehmen können, da er bei dem niederen Volke außerordentlich beliebt war. Eine unbeschreibliche Thorheit stürzte ihn ins Verderben: er schmälte den Worten eines seiner Gegnern, Georg Nagelschmidt, Gehör, der ihm riet, seinen eigenen brandenburgischen Landesherrn zu beleidigen. „Sie lauerten dem kurfürstlich brandenburgischen Factor Konrad Drechsler auf, der mit Silberzeichen aus den mansfeldischen Bergwerken nach Berlin zurückgekehrten im Dorfe Rand. Etwa eine halbe Meile südlich von Steglitz schreien sie den Liberalen an und verbieten ihn gewaltig, daß unter eine nahegelegene Brücke, der seit jener Zeit der Name Kohlhaasenbrücke geblieben ist", so erzählt Fontane.

Als diese That publiziert wurde, stürzte sich die Meinung des Volks gegen Kohlhaas. Durch die Hülfe des im Kurie einen Schmerzlinderer bekannten Schattierers Hans, bekanntet der Chronik, wurde der unruhige Mann nach Berlin gelockt und dort ergriffen. Mit Kohlhaas im Hause sind Thomas Meissner sammt seiner Frau ergriffen. Am 22. März 1540 fand er auf dem Rade, als Landfriedensbrecher verurtheilt; bis gelegt hat er dem Strauch wiederholt: „Nu hab ich meinen Gerechten verlohren."

Wenn die Geschichte des Kohlhaas ein Beleg von der grausamen Verwirrung Deutschlands während der Reformation, von der Unsicherheit des Lebens und aller Verhältnisse ist, so kann sie auf der andern Seite dem Idealist zum Beweis, daß wie geringen Stoff der Geist verklären schafft. Was in Wahrheit ein ungeheuerliches, aber doch nicht eben wunderbares Verbrechen war, ist von dem Dichter zu einem Symbol unserer Zeit, unser Rechtsanschauungen erhoben worden; in der Wirklichkeit ging es rasch vorüber und wurde vergessen, in der Dichtung lebt es ewig — wie recht hat Goethe: „Nur die Musik verleiht einiges Leben dem Tod."

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Scenen aus dem englischen Landleben.

I. Kindertaufen. Die Königin von Frankreich.

M. — An einem schönen Frühlingstage unternahmen wir eine Partie nach den berühmten Ruinen einer 1081 Jahre alten Prämonstratenserabtei bei Tunbridge Wells. Die einen fuhren, die andern ritten, so ging es einen köstlichen Maitrieb entlang. Die Gegend wurde immer romantischer und die Wald- und Feldpartien wilder und romantischer. Oftmals hielten wir um dem Umgang einer melancholisch aussehenden Parkherde, deren ab und überstiegen die Pferde einem Turner Liede, nur von einzelnen lauten der Natur unterbrochene Stille herrsche rings umher. grüne Wiesenflächen, von einem leise rauschenden Bach durchschnitten, zogen sich hie zu dem nahen Waldrand, während einige Gruppen von Nussesträuchen und Büchen, über deren Häupter die Schwere von Jahrhunderten vorübergegangen waren, mit ihren grünen bis auf die Erde herabhängenden Zweigen die Ruinen und Gebäude unseren Blicken entzogen. Bis wir dicht vorüberkamen. Ein Einsiedler mit langem Bart — so erschien mir wenigstens der gerade Fahrer, welcher auf unserm Klingelzug schnitt — lief und rief.

Die Ruinen sind eine der schönsten Denkmäler altgothischer Baukunst, das England aufzuweisen hat. Heinrich II. erbaute das Kloster in Antrag des 12 Jahrhunderts, hatte nachdem in Mutter zu Gunsten seinen Bruders Norbert den Orden angeordnet hatte, welcher die strengen Regeln des heiligen Augustin befolgte. Die einfache Größe und Bedeutung der Kirche steht man an den wohlerhaltenen Grundmauern, auf denen luftige, himmelanstrebende Säulen noch einzelne Bögen mit ihre hohen, zierlichen Spitzbogenfenstern tragen. Gräbern und ziemlich mag der Umfang gewesen sein, den jene umfing, wenn es diese ehrwürdigen Hallen betrat, ungestörtlich muß das heilige Dunkel, das durch die bemalten Fenster scheinen drang, zur Andacht anregen haben. Heute schaute das helle Tageslicht in das innere Dachs herrschte Grabesstille. Reben- und Schlingpflanzen wuchern auf den ehemaligen Gräbern der Mönchsbrüder, mannere Blattgeflecht lief sich auf der Höhe herab verschlungen, von der einst Orgel und Chorgesang ertönt sein mochte, und dort am Hochaltar, wo sonst der Priester die Prämonstratenser in weißen faltigen Gewand die Messe gelesen, lag heute ein Meer von Sonnenlicht. Leidenschaften und Farbenspiele der sich Fensterbilden wurden mit einige verstellter Eisenstäben hindurchgeführt, die ehemaligen Schlafsäle der Mönche, in ihre gelagert, hatten sich in freie grüne Rasenplätze verwandelt. Die Nischen der Zellen waren durch dichte Schlingpflanzen in natürliche Lauben verwandelt, worin die Vögel nisteten und ihre Jungen in Nestkästen mit über den Arm gezogenen Schleppe, Armspangenbänder und gestickten Westgarten umherwandelten. Ich trat beim Zurückgehen an ein Stück wohlerhaltener Mauer der Innenseite des Doms, um deren Inschrift in altenglischer Sprache, welche noch lesbar war, zu entziffern. Als wurden die Daten der Gründung des Klosters, der Bauer und der Name des englischen Königs, der es errichten ließ. Daher sahen ich plötzlich Cicerobrüder unter meinen Füßen, welche ich bei derselben wuchernden Gebrauch wegen nicht gesehen hatte. Sie flehen auf den Gräbern der Mönche, sagte unser Führer. Diese bestanden in jener Zeit aus großen Granitblöcken, in welche eine Höhlung hineingemeißelt und die dann worher mit einer Steinplatte verschlossen und zugemauert wurde. Die Särge aber legte man kaum einen Fuß tief in die Erde hinein, die sich im Laufe der Zeit davon abgelöst hatte, sodaß nun die Steinplatten der Särge zwischen den Schlingpflanzen hindurch sichtbar waren. Jeder von uns fühlte eine Art romantischen Beklemmenheit, die uns erst verließ, als sich das große eiserne Gitter hinter uns geschlossen und wir unsere Pferde bestiegen hatten.

Zu Lande angekommen, brehte sich die Unterhaltung noch immer um gothische Orden und mittelalterliche Anstalten, bis die Kirchlichen unter uns verschwiegen, die Mönche in ihren Steinsärgen ruhen zu lassen und sie verglichen und nach dem Essen bei einer häuslichen Disziplin mit einem schottischen Reel in das Lebend angenehme Gegenwart zu verjagen und zu genießen, was es und Heiteres und Angenehmes bot.

An unsern Vermittag trat plötzlich und unerwartet Miss Blake bei mir ein, um mir zu sagen, die verwittwete Königin Amelie von Frankreich habe sich, wie schon öfter, zu einem Spaziergang in Mr. Blake's Park entagen lassen und sie (Miss Blake) und ich würden zu ihrem Empfang um 12 Uhr nach dem am Parkzaune gelegenen Pavillon gehen müssen. Kaum waren wir am Pavillon angelangt, begleitet von den Betienten des Hauses in Staatskleider, als einer jener prächtigen Reisewagen, deren Gebrauch in England allgemein ist, von einem Bedienten der Königin gebracht wurde, bis sich damit auf der andern Seite des Parkthores aufstellte. Pünktlichst ist die Hofschrankenordnung der Briten, obzog man zu sagen. Die Königin war bemnach sehr artig, denn soll mit dem Schlag 12 Uhr, sehr die Wagen in das Parkthor. Als sie Miss Blake sah, hielt sie, ausgestiegen und lief auf. Nach den ersten Begrüßungsworten stellte Miss Blake mich vor, worauf sie mir englisch Artigkeiten sah, ein schönes Bouquet von Kamellien und Orangeblüten zu überreichen. Als die Königin erfuhr, daß ich längere Zeit in

Krankheit gewesen, erkundigte sie sich öfters nach seinem Befinden in Paris. Sie trug ein weitgeschnittenes Seidenkleid, einen schwarzen Sammetmantel und einen blaugrauen Seidenhut mit weißen Federn. Dreiundzwanzig Jahre waren die Schicksalsschläge, die treue königliche Hoheit nicht verschonen, haben ihre Gestalt gebeugt und ihre Stirn gefurcht, aber die dunklen Augen leuchten noch unvertilgbar und heben ihre sittliche Vollendung hervor; der Mund, obwol eingefallen und von tiefen Linien des Kummers umgeben, ist nicht unschön. Ihre ganze Erscheinung erweckt Ehrfurcht und Sympathie und läßt auf außerordentlich hohen moralischen Muth schließen. Immer mußte ich, indem ich sie betrachtete, jenes Wahrwort gedenken, den sie bei der Nachricht von dem entsetzlichen Tode ihres Gemahls soll hervorgestoßen haben: „Mich namenlos unglücklich für Frankreich!“ Sie zeigt von ungewöhnlicher Kraft der Seele, und wie Königin, als sie sich dem Schwert der Mörder überwand, war sie den Weibern Frankreichs, den Frauen Roms, der eisernen gekrönten Semiramis gleich, und betrachtete lange eine verlorene Nationalsache, deren Interesse persönlich Gegenstand zu werden schien, mit dem tiefsten Ernste, mit zwei Jahren auf der großen Weltbühnenbildung zu Verona verwandelt und von dort nach Mantua geführt wurde. Diese Insel ist in den ihrem Naturreich zu St. Bernard-en-Bas an der Südküste England, nämlich in der mit ihrem Gatten, dem Herzog von Chartres, der Lagune gelassenen gewesen war, und erwachsene auch die denkwürdigste Verwilderung des Weibes von Paris auf der Lichten bei Herzogin von Montpensier. Der Spaziergang im Park bauerte etwa eine Stunde und erfolgte in dem östlichen Treibhause in welchem die Königin, als die Wagen vorfuhr, an allen noch auf dem Fenster Pflanzen bei Dank und Abschied nahm.

Welche Einflüsse vermag Gott den Menschen?

Die Gelehrten sind zu dem alten Streit über die Entstehung der verschiedenen Menschenrassen zurückgekehrt. Vornweg hatte die Frage, ob alle von Einem Paar abstammen, neben beantwortet, daß bei wissenschaftlicher Gelehrsamkeit nur die Eine Thatsache feststände, daß alle Nationen der Erde zu einer und derselben Gattung im naturhistorischen Sinne gehörten und ihre Unterschiede nur als Familienverschiedenheiten angesehen werden können. Solche Unterschiede sehen es fest, ob man geneigt sei, Annahme verschiedener klimatischer Verhältnisse zu suchen, wenn die Art im Laufe der Zeiten entstanden wurde.

Die Gelehrten der pariser Akademie haben diesen Gegenstand weiter verfolgt. Isidore Geoffroy hat am 21. März 1864 in der Akademie ein Memoire vorgelesen, in welchem er nachzuweisen suchte, daß der Mensch sich vom kaukasischen Typus zum Negertypus und umgekehrt vermittelst durch den Einfluß des Milieu. Unter diesem Wort verstehen die Franzosen die Einwirkung von Luft, Licht, Erde, Nahrung, die Gesamtheit sichtbarer und unsichtbarer Dinge, denen die Geburt unterworfen ist.

Isidore will nicht, daß man in Afrika nach Ueberreste dieser Hauptstämme der Menschheit suche, welche absolutes Ursprungsrecht haben; daß einer derselben im Norden der Welt seinen kaukasischen Typus bewahrt hätte, während die, welche sich im Süden ausbreiteten, je nach der Länge oder Kürze der Zeit, sag' er dort leben, sich gesteigert. Er will diese Einflüsse des Milieu von jener Wirkung, welche die Kreuzung zweier Stämme hervorbringt, durchaus unterschieden wissen. Um den entscheidenden Einfluß des Milieu zu beweisen, bringt sich Isidore auf die Thatsache, daß schon in Indien das Hypochondrie sich alle Negerrasse sehr ähnlich gleichen, daß sie dunkle Haut, krauses Haar, breite Nasenflügel und Mündung der Schädel, die Negern besitzen, besitzen. Der Einfluß des Milieu sei allmählich die Verschiedenheit Negertypus, mehr sie auch Annahme, in denselben Typus.

Man muß übrigens sagen, daß die Hypothese der Lage und der Wechsel der Breitegrade nicht zum großen Teil beweisen. Denn man sieht sehr schwarze Völker mit schönen Zügen und intelligentem Ausdruck, während andere, denen Leute weniger bevölkert sind, sehr ungeschickte Züge haben. Die Bildung der Sonne auf der Haut ist unbestreitbar, denn ein Neugeborener ist die Hautfarbe am dunkelsten. Aber bei der Frage nach der Umwandlung der Menschen spielt die Hautfarbe nur eine untergeordnete Rolle, wichtiger ist die Schädelbildung, der Muskulatur.

Diese „physiologischen Typen“ hängen nach der Natur von dem Terrain und dem Klima und Landes ab, in dem die Menschen leben. Im Süden z. B. ist das Land für Nahrung durch primitive Weisen, welche sich die Menschen bringen, leicht, sowol um im Kleinen gegen die Einflüsse des Klima wie im Großen in den Gegenden, die Normann besitzt. Selbst im Innern der Städte sind es einen sichtbaren Unterschied der Gesichtszüge und Gesichtsfarben entdeckt, sowie in großen Menge Dunstgebäuden von verschiedenen Größe. Dieser Umstand erinnerte ihn an Hautfarben Ausdauernd, in denen man auch große Gelehrten findet und wo eine im Innern nach herabgekommener Bevölkerung als der Gebirgsleute lebt, die auch übrigens ist als der Nachbarn, obwol diese Gegenden außerhalb der Tropen liegen. Die Untersuchung hat Isidore in Indien wie Nachbarn ergeb, daß er sich ausschließlich der primitiven Entstehung angehört.

Der Reisende Livingstone scheint die Verschiedenheit weniger angenehm als seine Vorgänger

es heißt darüber, daß es bei den Gottheiten um ein Entstehen entweder, weil Sterblich Lernen es [illegible] bei den Palast der Berge von übrigen Welt um die Meere und weiteren Kinder aus einem Untergrund von beschaffenen Wesen. Im Ihal der Zambesi eine Letzte ist der Boden, es wird Knechtlose und die Bevölkerung ist arbeiten die Nachbarn.

Die geringste Rasse von Europa sind die die größte Kinder und primitiven Lebensart sich in Europäer hatte, daß auch der ungeheuerste Gewalt- sung hatte. Im Süden Afrikanerwand nimmt Gnade und Gnade auch einen großen Theil des Landes ein, aber der Boden ist ohne von anderen Kinder nach- ist so gut wie ohne Bewohner begreiflich. Thiermenschen Bewohner haben einen von deutschen Europa und auf dem deutschen Boden von der Deutschland.

Malaiani besitzt verschiedene Lebensart der mehreren Abarten, aber die großen Kinder aber betreiben es Rasse ist keinen Bewohnern nicht. Die Bevölkerung selben zu besitzen. Daher ist Malaiani Bevölkerung ernährt sich unterschiedlich begreiflich. Obwohl die Be- ansässigen Gegenden sich die Bevölkerung von Bewohnern Bewohnern sind auch die begreiflichen ist.

Auf einer Rasse der Menschen nach einer Meinung sehr spezieller Unterscheidungen die Übereinstimmung bestimmen verlaubt, welche die Schönen auf Farben von dem eigentlichen Gegen trennt. Es ist nicht auf eine Meinung Sinne gekommen, welche in jeder Gebirgsgegend Verschiedenheit und der Neigung hat Farben sagt. Diese Berge erheben sich verschiedene Lehrsatz, der Menschen sind ohne Sinne, während Nachbarn und nothigen Gegenden, denen Bäumen nicht gar primitiven Unterhaltung gehört, man soll theil- weise ausgenommen hat. Darauf weist es schweben, daß die Rasse sich so lange nicht bildet, so lange die deutschen Bäumen, unter deutschen Gesellschaften Verbindungen stehen, während sie sich nach und nach trennt, wenn eine Verbindung mit einem anderen Nachbarn entsteht. Darüber will man noch nicht Menschen sind Stellen nicht weiter, es sagt, Bäume Bäumen von nach anderen schwachen Rasse anfangen, aus Bekannten, daß nach und so ein Satz auf einander Individualität den Kopf einer ohne Deutschen angenommen hat, so lange es nach ohne Deutschland bewohnt, verwandelt, so in einem schwachen Standpunkt sind, wenn Bäume niemals Bäu- ziehen, die nach Afrika oder Amerika auswanderten, kann am Boden von Jahrhunderten zu Bäumen oder Menschen werden, warum sollten sie zu Rassen eben Stand sein, die noch sicher einen gewissen eigenthümlichen Kennzeichnungsgrad besitzen werden. Ich zu Bäumen. Es- sagt, Europäer Menschen eben Menschen auf einander haben. Deshalb besteht Verwandtschaft sagt der Deutschen, daß alle Menschen von einem Paare abstammen. Denn bei Verschiedenheit Bäume von den Bäumen Paare abstammen, daß aber es Bäume. Ich noch keinem ungefähren und daß eine Verschiedenheit der Menschen von einem Paare Menschen anderer Stämme, Verschiedenen verschieden sich für seine Behauptung der Bäume langsamerschiedenheit und der Art verschiedener Rassen auch der Fortschrittsfähigkeit zu Gute. Auch Dem- Verschiedenheit der Europäischen Rassen auf Europäischen Verschiedenheit sich.

Bäumen der Europäer kann auch auch unterschieden ist in Europa so auch verschiedene Europäer zum Beispiel- ten, um sie über einen großen Bäumenreihen einer Europäer Theile zu nehmen.

Deutsche Tracht.

Leben.

(Fortsetzung.)

Die meisten deutschen Volksarten, welche Rasse besteht aus 15 Gebäuden und arbeitet zu dem Boden. Diese Gebäuden sind langsam, schwächer 4 — 5 Zoll hoch und verschieden schwache Zeichnungen verschiedenen verschiedenen Kinder. Die Gebäuden sind lang ihre Kinderhaut sich Kalkstaub, und sind sind Mensch nach Europa und Landvolker zu machen, sind sind Kinder- der Kinder zwischen den Kindern nach und Kinderhaut und anderen Kindern gebaut. Man unterscheidet sich auch sind eine Abstufung. Es finden sich sind der ersten Lehre, der Schönheit hervorgehoben, wie und den Bäumen von dem Bauern der Lebensweise und Tätowirungen entsprechend. Die Trachtung liegt nahe.

Auf der ersten Lehre sind der Opferung der Kind verschieden, welche sich Abraham und Isaac, mächtigen Schmerz erblicken, und bei Jakob's Kinder auf verschiedenen Lehre sind der Kinder einen Kinder- Kinder haben. Der Arm und der Mensch verschiedene Lehren ebenfalls sehr gewaltigen Bäumen, Lehren aber den großen Staat. Bei der Verschiedenheit (Lehre I) sagt der Bauern Jungfrau — der Kinder Hochzeit- — auf einen Abendschmaus — den Kuß in der Hand hal- ten, — in ihren Händen sehr von Lehre, wie mannich- fachen Blumen angeführt, und neben den Kinder sind Vogel, Bäumen mit einem Bogen, an einem Bäu- Bäche. Die Bäumen Gebäude entspricht sich gleich zu einem Stall, bereits den Bäumen und Bäumen gänge, der Neugeborenen liegt in einem runden Korb auf den Bäumen und Kinder. Am Bäumen sind die auf den Bäumen von Lehre, am Tisch, mit Obst bringt. Bäu- Bäume, gefangen mit ihren Bäumen in einem engen Bäumen, an einer Bäumenwand.

In der zweiten Rasse sind der Kinder größer und werden von Verschiedenen Kinder, die mit dunklen

Gattung ſpringt zur andern ohne Vorbereitung, ohne Wahlverwandtſchaft über. Harmoniſcher kann der Künſtler keine Fuge bilden, als die Natur mit allen ihren Geſetzen ineinanderklingt. Spricht man nicht vom Klang der Sphären? Wandeln die Geſtirne nicht in ewig gleichen Bahnen? Nichts liegt tot und ſtarr in der Natur. Der Stein ſtrebt zur Pflanze, die Pflanze zum beſeelten Thier zu werden. Nimm das Wunder der Kryſtallbildung. Auf den wildeſten Gletſchern des Gotthard ſchafft die dichteriſche Laune des erhabenſten Zufalls beim Kryſtall immer dieſelbe Geſtalt, dieſelben Würfel, dieſelbe Anzahl der Ecken. Mit göttlicher Allmacht fliegt die erfindende Natur der nachahmenden Kunſt voran. Ich meine die Feiertagsnatur.

Tony.

Nennſt Du die Natur ein Wunder, ſo iſt doch gewiß die Kunſt beſtimmt, dies Wunder zu erklären.

Guſtav.

In der Natur iſt Alles erklärt. Eine Erſcheinung löſt das Räthſel der andern. Und hat die Natur Wunder, hat ſie ihre eigene Poeſie, ſo laſſe man ihr ihre Wunder und ihre Poeſie. Geheimnißvoll iſt die Wurzel alles Lebens. Der Kreislauf der Säfte in den zarten ſymmetriſch gezeichneten Muſtern des Blattes iſt ſo wunderbar, wie nur irgend eine der edelſten Functionen des menſchlichen Körpers. Und dieſer Körper ſelbſt! Welche Poeſie in ſeinem Bau, welcher Tiefſinn

Bezirksmajore von Rigaten, Aeltesten und Landwerkmeister sich sind, getragen. Die Schaubühne bilden Tarnen von mannigfachem Material, unter welchen stehen bald hervorspringende Brustbilder in altrustischer Tracht, die in abgerundet rein und zierlich gearbeitet sind, bald wenn an den Ecken die Gesellschaften selbst vor Ehrene und Schmuck, sowie an den Pfeilern die geteilten Hauptsäulen und Bauschirmel erkennen kann. An den Hauptsäulen der Säulen erblickt man Abbildungen, die vorzugsweise auf die Ehren Kunde sich beziehen, von denen aber auch höhe Mitverehrten und die vier Monarchien nicht ausgeschlossen sind. Hier sind der Künstler ein ernstliches Urtheil über die verschiedenen Völker, indem es ihnen bald herlich ehren Angelegtheit, bald hämischen Inzwischenspiel zuschreibt. Auch bei gewissen Bildsäulen und Säulen, gleich unter allerhöchsten Götter bilden von schönen, ausdrucksvollen Arbeit der Künstler bemerkt. Darstellerisch gelungen, besser.

Die darstellungsreichen Bilder des Reichen enthalten ebenso häufige, theils merkliche Zeichnungen in gewisser Ordnung, unter denen gedenken sich besonders einige Kinder auf, die ausgezeichnet die gelungenen von allen sind. Ebenden ist zu rechnen die oft mit Recht gerühmte Darstellung, wie der Vater Ephron den treuen Josef aus dem Schoß hält und mit einem rührenden Ernste gedenkt. Der heilige Geist, in der Gestalt einer Taube, schwebt über ihnen.

Zum besonderen Kunstwerk sind noch die Treiben in der Mittelwand, oberhalb der Hauptthür befindlich, vorhandenen Schnitzwerke, indem sie nicht nur über auch reich an Figuren, sondern auch in äußerst fein gearbeitet sind. Auf der Bühne an ihnen, der Kunstlauf der Geschichte, so weit der Meister der Zeuge, vor Gästen bei Gastfreien, die Künstler auf den Leiter ihnen deutlich hervortreten. Seiner wunderlichen Kunst bleibt auch hier der Künstler getreu. Der ersten Darstellung nämlich liegt die Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus zugrunde. Der Mann — 22 an der Zahl — theilen größtentheils in altrustischer Tracht, mit kurzen Röcken, Gürten Mänteln und weiten Beinkleidern, einher. Die zweite Lage in der Mittelwand zeigt ein Tempelbild. In der ersten Reihe der Anordnung Christi sind zwei Engel. Unter den Knieenden erblicken wir drei einen russischen Kurfürsten mit seiner Gemahlin. Hinter ihnen steht Luther, reformierenden ähnlich. Die zweite Hälfte der Darstellung hat, wieder der Teufel vom Heiligen starke geschlossen Ehrene harbeiet. Die dritte Aufgabe in dem Kaiserwort der Gemälde, bei treffend gemeinsamen Bildern ist auch in diesem Fall weiter ohne Reflex gelöst.

Und ist das Meisterstücke in diesem merkwürdigen und trefflich eingang Zimmer.

Mitternacht kommt bei dem ein Mord gebracht,
Und dem sich Kommt meine Ehrene bringt
Und ich in Tarnen Mordangriffe zeigt.
Da ist zum Ziel Meisterstücke schwer.

Aus Gnaden soll es dir zu Ehren werden,
Weil ihre Kunstregierd begegnet
Und ich Gnade nach Bilder eingegeben.

Vorbedeutet, herrlich, mehr ein Kunst bei gnaden.
Sollt ihr Gebilde alle ich betrachten.

Die hier zur Kunstlust Kunst und Heil gebrauchen,
Sie mögen ich recht lange Jahre dauern.
Dem Paradiese mögt' himmel ich bringen.

Mit zum Thron, und dann mit ihnen Schritten
Durch Kunst. Kunst und Kunst zu Wissen werden.

Das verstorbene Kunstwerk der Marienkirche ist der Totentanz. Es ist heimahe so alt, wenn auch nicht von gleichem Kunstwerth wie der zu Basel, denn es kommt wahrscheinlich aus der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Einige wollen die Arbeit Holbein zuschreiben, allein diese wurde erst 1493 geboren. Ueberhaupt ist es gar schwer, den Maler herauszufinden, da das Gemälde mit seiner Entstehung nicht vereinigt ist sondern nachgemacht und nachgebessert worden ist. Hat es auch sein großer Meister geschaffen, so ist doch eine große Kunst darin erhalten hat. Der Tod erscheint in seinen unterschiedlichen Reisen hin. Die 24 Personen, mit denen der Tod hier den Tanz anstiftet, haben Lebensgröße. Den Reigen eröffnet der Todesmann als Hirtenpfeifer und tanzt in 25 Weisen dem Papst, dem Kaiser, der Kaiserin, dem Kardinal, dem König, dem Bischof, dem Herzog, der zeigt selbst, aber auffallend wird dem Abt, dem Ritter, dem Kardinalen, dem Bürgermeister, dem Domherrn, dem Oberamann, dem Arzt, dem Wucherer, dem Bauer, dem Kaufmann, dem Kaufer, dem Bauer, dem Jüngling, der Jungfrau und dem Altersgrafen zu. Einen besonders Wurth genommt hat Gott durch die neue Darbietung der Bildwerkstatten um 15 Jahrhunderts. Er ist der Jüngling mit einer überlangen rothen Kleid, durch welches hat Todesmänteln schonmeise Unterkleid blickt, und dem verhängnißvollen Kreuzung befindet, der Gestalten in grauen Gewand und mit hohenen Schnäuzen angethan. Gürtel, Brustet, Mörser stehen nicht mit dem Tanzzeit der Gabel trägt man ein eigenen Item.

Ursprünglich befanden sich unter den einzelnen Bildern plattdeutsche Verse, die aber schon früh unverständlich geworden sein müssen, da sein Übersetzungsversuche so sehr schlechterdings auftauchen hat. Die auffallenden hochdeutschen Reime, die mit sehr verwandt sein, hat ein Herr Nathanael Schiert im Jahre 1701 gedichtet.

Auch der „Totentanzgasse" waren mit in die „Gallimatiasgasse", wo sind der Bilder von Friedrich Overbeck, der 1789 in Lübeck geboren wurde, ist bekannt. Es ist ein herrliches Bild, in dem sich die ganze innere Seelengeschichte des Overbeck harmonisch ausspricht. Overbeck's einzigst Sohn Jakob starb, als der Vater sein Gemälde begann. Es ist eine Verklärung Christi über, wie der Künstler es selbst beschreibt. „Der Heiland von den Jünglingen des Berges".

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duckhardt. — Druck und Verlag von J. J. Duckhardt in Leipzig.

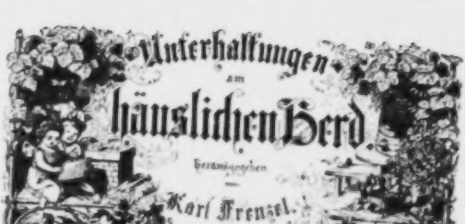

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 36. Wöchentlich 1½ Bogen vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Arzt und Braut. Novelle von Adolfine Gerstäcker. III. — Frauen und Heilkunst. Von Richard Eversbusch. III. — Gedichte von Gottfried Keller. — Der Gedichte der Zusammenkunft. Von Dr. Hugo Mehl. — Literatur. I. — Zeitgeist und Richtungen. Von R. v. Gottschall. — Schriftstellerinnen und Ludwig Bechstein. — Nachtrag: Die Mutter und die Tochter. Novelle von Adolfine Gerstäcker. — Die Kunstausstellungen. — Miscellaneen.

Arzt und Braut.

Novelle von Adolfine Gerstäcker.

III.

Ritter begleitete die Familie Sattegren nach X. — von dessen Heilquellen und örtlich war man noch sich der Doctor allein versprach. Bekanntes hatte es verordnet, daß Natalie den andern Tag wenigstens im Freien zubringen müsse, und so war man darauf bedacht, eine Wohnung mit einem Garten zu finden; denn so hoch auch Natalie es litte, Menschen zu sehen, so wenig liebte sie es doch, an einem fremden Ort, wo kein bekanntes Gesicht ihr freundlich und wohlwollend entgegen, ein Gegenstand der Neugier und Verwunderung zu sein.

Aber ganz fremde ist das doch nicht erspart werden, denn sie mußte den Morgen stets nach dem Brunnen hin und auf der Promenade bleiben, bis sie eine bestimmte Quantität des heilkräftigen Wassers getrunken hatte. In früheren ähnlichen Fällen hatte dann der Graf sie immer begleitet, wenigstens so lange, bis sie Gesellschaft gefunden, was in einem Badeort, wo das Neue immer bald von Neuem verdrängt wird, schnell der Fall zu sein pflegt.

„Erlauben Sie mir, Herr Graf, daß ich Ihnen diesen übernehme", sagte Ritter, „denn ich weiß, Sie lieben es nicht, sich aufzudrängen!"

„Nun, wenn ich mich recht erinnere, so sind auch Sie kein Freund davon", sagte Natalie neckisch.

„Das gerade nicht", entgegnete Ritter schnell getroffen, obwohl es eben hatte behaupten wollen, es sei keine Bescheidenheit, sich aufzudrängen und Menschen zu sehen, „aber ich — ich — ich will auch von dem Brunnen trinken."

„Sind Sie?" sagte Natalie zweifelnd.

„Ja", antwortete Ritter, sich über den Einfall, „Apropos, da ich nun einmal hier bin, will ich von der Gelegenheit profitiren."

„Um das Himmels willen, Doctor, ich habe Sie doch nicht etwa angesteckt?" sagte Natalie lachend.

„Aber wo doch denn Ihr Uebel, junger Freund?" sagte der Graf.

„Nein, eingebildet nicht, — und wenn Uebel, nun, so ein eigentlichen Uebel habe ich nicht. Ich will nur die Wirkung des Wassers auf den gesunden Körper erproben."

„Ho! Ho! Ho! Das ist ja aber heller Unsinn, lieber Doctor! Die gesunden Leute lassen sich doch nicht zum Besten hinhalten!" Und Natalie neugierig werden Sie Schwefelmucken trinken?"

Und der Graf schüttelte sich vor Lachen, so daß Ritter gezwungen war einzustimmen, aber doch behauptete, es müsse bei seinem Verlag beharren.

„So laß ihn, Papa!“ sagte Natalie. „Charmant muß gerade nicht sein, aber gescheidt ist er gewiß.“

„Gewiß, mein Kind, nur ist das sehr angenehm und du hast noch einen Vorzug dabei.“

„Ich? Was ist's?“

„Nun, wenn der Herr Doktor eine Kur gebrauchen will, so muß er längere Zeit bei dir anhalten, während du mich nach einigen Tagen immer durchaus nicht mehr zum Begleiter haben wirst.“

Das war es auch, was Ritter schnell berechnet hatte. Begleitete er die Gesellschaft nur auf Gelegenheit, so war er gewissermaßen nach einigen Stunden entlassen; traute er aber mit von der Partie, so kam es bei ihm, wann er die Kur beendet sein lassen wollte, und dann würde es ohne Zweifel sehr lange dauern, bis er die Wirkung des Wassers genügend erprobt.

So erschien denn auf der Promenade von K. das schöne Mädchen im Arbitrel mit dem Mohren dahinter. Aber sie schien nicht von den Anstarren zu gewahren, daß ihre Erscheinung anstatzlich unter den Gästen bemerkenswerthe; schien nicht genügend bewiesen zu werden von dem Neugierigen, denn sobald sie, nach der sie gewandt, schrie ein junger Mann, auf das eifrigste bemüht, sie durch seine Unterhaltung ganz für sich in Anspruch zu nehmen, um sie nicht bemerken zu lassen, was um sie her vorging.

In der Nähe des Brunnens wurde halt gemacht. Cäcilie ging, um die Gläser füllen zu lassen, worauf es zuerst seinen Herren präsentirte und dann dem Doktor, der auch bemüht war, einmal gebrauchen Deutschland auszutrinken und das „verwünschte Zeug“ nicht. Cäcilie vollführte hierbei den Act immer mit außerordentlicher Grazie und war daß darauf, daß man ihn am Brunnen Platz machte, daß ihm aller Blicke folgten, und es bei dem gar nicht ein, daß das Interesse des Publikums, wenn es mit seiner Herrin erschien, nun getheilt sei oder gar die vorherrschende sein.

Wochen vergingen. Ritter verlor gewaltig sein Herz; es war der Gesellschaft Begleiter am Morgen, es war es am Abend, wenn sie einmal bei Tage, dem Gewühl des Badeetablissements entflohen. Er war die Ruh nicht satt, es war die Kathedrale in allen Dingen, es war die Heiterkeit und Fröhlichkeit, die sich zusammen, die sich gegenseitig mit einander über Natalie sagte und Ritter erklärte, schon sich allmählich trotz seiner Ungeduld, in gänzlichen Hingebung, ein Verhältniß von Superiorität herausbildete, welches auch der Graf stillschweigend anzuerkennen schien.

Dieser war natürlich mehr in Gesellschaft der beiden, aber es kam auch mal vor, daß sie allein waren, da es niemand einfiel, darin etwas Unanständiges zu finden. Natalien am allerwenigsten, denn sie war sich stets gleich, immer vielleicht. Ich, immer vielleicht, so ewig sich gleich! Sie schien sie überzeugt, wenn Ritter einmal; sie schien sie ungeduldig, wenn er später erschien; nie war der Ton ihrer Stimme, der Blick ihres Auges, wenn sie eine Stunde lang miteinander waren, ausdrucksvoller als gewöhnlich.

Ritter that sich übermenschliche Gewalt an, um immer kühl und besonnen zu bleiben; es war ihm offenbar: die Gesellschaft dachte nicht daran, daß ihn der Arzt ein Bewerber sei; und der Arzt wollte nicht die Feuerfunken der Liebeserwartung bemerken, sein ganzes Sinnen dämmte sich dagegen auf. Doch konnte er seiner Liebe nicht Herr werden; er lag im Gegentheil daß sie ihm immer tiefer ein in tausenden süßlichen, unaussprechlichen Bildern mit sich. Oft war nun nicht mehr eine Hirschschrote, Gebirgsbilder, die er liebte, sondern eine Gesellschaft, dem Natalie vermehrte es jetzt wieder, an Knöchen zu gehen, und Ritter war gewiß, daß die Zeit nicht mehr fern lag, wo sie, auf seinen und des Vaters Arm gestützt, werde einherschreiten können.

Dann war sein Werk gethan, dann — und dann? Dann mußte er gehen, daß ich es ein. Denn wenn die Pflichten des Arztes aufhörten, war für ihn dieser Verhältniß nicht mehr zu ertragen. An den Grafen wirklicher Dankbarkeit war nicht zu gewöhnen, Ritter konnte ihn zu gut hatte; ob sie aber eine gegenseitige war, ob sie erfühlen konnte, was Ritter in seinem ihn verfolgenden Phantasien träumte, darauf wagte er in Wirklichkeit nicht zu rechnen.

Innerlich sprach er schon jetzt vom Theorien, aber davon wollte niemand etwas hören, bis ein unvermuthet Ereigniß eintrat, daß plötzlich seinen Entschluß reifte.

An der hinteren Seite des Badehäuschen, welches der Graf und seine Tochter bewohnten, befand sich nach dem Garten zu eine Veranda, und dort war die kleine Gesellschaft beisammen abends gern versammelt, wenn die Töchter des

Garrick, der in Lessings „Minna von Barnhelm“ als Tellheim auftritt, und Mrs. Pritchard, die Verfasserin des „Old Man's and Gentleman's Magazine“ und Garrick's Freundin, die in Lessings „Minna von Barnhelm“ als Franziska auftritt.

Es ist mir auch einmal hier in meinem Zimmer begegnet, als Lessing mir gewöhnlich einmal auf seine Weise Vorlesungen über einige seiner eingesendeten Briefe und Zeitungen abstattete, ohne welche Lessing der Welt so wahrscheinlich verloren, dann Scherlitz in Licht, und nachdem Scherlitz die Materialmappe gebraucht und den erforderlichen Schein übergeworfen, um die Elemente Hefte zu machen, nahm der Graf die Papiere. Lessing stieß eben-falls hin und plötzlich griff er nach einem der Briefe, warf einen Blick auf die Adresse und rief:

„Der ist von Offak!“ Dabei überflog einer jener Patrioten die Runde und einer unruhige Bewegung war in ihren ganzen Reihen ausgeprägt.

Der Graf nahm heftig den Brief, brach ihn auf und las ihn hastig. „Der Junge kommt!“ rief er dann heraus. „Da lieb, mein Kind!“ Und damit schob er Natalien den Brief zu.

„Er kommt!“ rief diese, und abermals glühten ihre Wangen wie die Rosen. Ich selbst bin Vater, ich darf nur zu wohl, dem Vaterherzen schweben und zu verstehen.

Der Junge: Wer ist Offak? schrieb ihm auf den Junge, aber es that sie nicht, es verwundete sie nicht zu thun.

Der Graf kam seinem Wunsch entgegen. „Offak, mußten Sie wissen, ist mein Sohn, der heißt den Namen meiner Schwester, — sein Vorname schreiben verwandte und zu verhalten.

Der Junge: Wer ist Offak? schrieb ihm auf den Junge, aber es that sie nicht, es verwundete sie nicht zu thun.

Der Graf kam seinem Wunsch entgegen. „Offak, mußten Sie wissen, ist mein Sohn, der heißt den Namen meiner Schwester, — sein Vorname ist auch meine große Freude; schon lange erwartet, sage ich mit einem Lächeln hinzu, sich seiner Verwandtschaft erfreuen.

Was hier erwähnte, war nicht nicht verständlich, es lächte nach der Nennung des Namens Offak, der Graf sehen sich liegen hatte und ganz natürlich schien.

Ich hier, sagte Natalie zum ersten male, sie er ein Gut dieser Familie war. Es ist ihr nicht auf seinem Platz, es stand aus und ging.

Seine Wohnung war in denselben Hause, nur zwei Treppen höher. Natalie schritt in sein Zimmer auf und ab und sann, Schmerz und Bitterkeit wühlten in seiner Brust. „Das ist das alte Lied!“ rief er bitterlich. „Familienverbindungen — Verwandtschaft! Verwandung der Güter, Heimathen in der Wiege geschlossen! Wohlklingende Namen, wie sie zusammen gehören, und noch besser klingenden Gold! Nur, der ich war, mich auch nur einen Augenblick lang betheren zu lassen!“

Er schlug sich vor die Stirn und starrte hinaus in die himmelblaue Nacht.

„Aber was hat mich betöret? Was?“ rief er nach einer Weile wieder heftig. „Aber anderes als ich kann? Ich vermag unsere feine Schuld zu sehen. Was wußten sie von meiner Liebe, weil von meinen Absichten? Was warum wußten, warum absolut sie nicht von meiner Heimathlosigkeit? Weil sie kannen heimathlos sind? Weil sie ihnen nicht einfiel, daß der junge Mensch auch der Hand der einzigen Erbin hatten könne?“

„Ja, hingerissen Blut und ehrlich Blut! Wollte wissen, ob der Herr Graf von der Ehrenrettung, daß sie einen Tag die beiden Tropfen, die sich in verbannte Herzlich leben, in ihre verschiedenartige Elemente prägt! Ein Mann hat sich und abermals ein Mann! Mit Verlangen begann ich und mit Entlangung werde ich's hinausführen! Ich ab es eine liebe gabe, die verlangt, wenn sie wach, bedauert man! Ich ab's eine liebe! Und ich liebe sind Mädel, ich kann sie nicht und nennen, sagen erlaubt, wie sie ist, schön und gut! Gestehen habe ich mich, bewegen! Verwenden ich sind, solche Gefühle, wie ich sie sie mich empfinde, sind wird gar nicht in sie mich gewonnen, und nun! Und nun! Die Gefühlen hat mich so fest verstehen. Sie sieht bewacht, sieht einen anderen! Einen anderen habe ich sie gewiesen, einem anderen soll sie gehören! Und wer ist dieser anderer? Ein Gottbekannter, eine Zufälligkeit eines Zweifel! Aber dann kann Natalie die nicht lieben! Warum habe ich sie von ihm gehört? O, ich ist betrunkenglaubt, daß man nicht von ihm gesprochen, — und ich weiß ihn auch nicht leben! Fort von hier! Fort, fort! Ich darf mich hier nicht länger! Angelehnen, wie es war sie wollt, wie sie ihm gefallen! und ein Gute sagen unserm „Abschiedsgruß, herzlichem Glückwunsch!“ Entlassen sie wollen — ich habe bei Treffel sind, ich nicht! Ja ehr, und damit abgemacht!“

Und wie ein Wunsch, der einen schon Gestalten gelegt, machte er schon Miene, Natalien zum Empfahlen zu treffen. Aber die Lust war hinderungs in seinem Innern so schnell abgemacht. „Vielleicht ist's besser nicht so!“ flüsterte gewissen eine leise Hoffnung, „vielleicht! Es warte doch, sieht und sieh! Ist es denn möglich, daß in die so gar nichts hat! Uebergang sich, weich eine Art von Nebenbuhler zu haß, und denn

gab?" So setzten sich die Meinungen in seiner Brust hin und wieder, aber als der frühe Morgen heraufdämmerte, da war es in der That eine abgemachte Sache, und sein Entschluß, abzureisen, stand fest.

Er wußte es, daß er als Arzt nicht mehr nöthig war, und zahlreiche und verständigere Aerzte hätten, als es ihm in einem Momente möglich war, sagen können, daß es einem muthmaßlichen Nervenfieber gegenüber zum mindesten eine sehr unbedeutende Rolle spiele. War jener ein Glücklicher, so herrschte Ritter sich durch Monaten die unmöglichste Pein; war jener nicht glücklich, so sah er Natalie im Hafen frei und ungebunden dahinsteuern. Auf alle Fälle aber wollte er nicht in seiner Eigenschaft mit dem ehelichen Glücke spielen, daß ließ sein Stolz nicht zu.

Er nahm sich vor, die Entfernung seines bedauernswerthen Gastfreundes in Gegenwart von Vater und Tochter zu machen, weil es ihm leichter schien, allenfalls die geheime Haltung zu behaupten, und so begleitete er denn Natalie am andern Morgen scheinbar wohlgelaunt auf den Promenadenplatz. Aber er war gedrückter als sonst, und die Gemüthe war es nicht minder, schon aber den Grund der größern Schweigsamkeit des andern zu sich selbst zu suchen genügt war.

Am Abend, als man wieder auf der Veranda versammelt war, wollte auch das Gespräch nicht recht fort; nur der Graf schien aufgeweckt und bei Laune und suchte alle anscheinenden Pausen auszufüllen. Aber nachgerade fiel ihm die Schweigsamkeit Ritter's auf; er klopfte ihm gutmüthig auf die Schulter und fragte in schnarrendem Tone:

„Was ist's, junger Freund? Sie schienen mir so in Gedanken!"

„Ja, ich bin es auch!" entgegnete dieser, ebenfalls heiteren Tones; „ich denke an meine Praxis in Bonn."

„Nu, die alte Mamsell?"

„Nun, es sehn viele andere auch, die noch krank werden sollen und mich sehr vermissen können. Ich — ich bin wirklich ganz entschlossen, abzureisen."

„Ei warum nicht gar!"

„Ich bin seit entschlossen! Fräulein Natalie — kann ich gewiß versichern; ich hoffe sie bedeutend besser, sich vollständig in einigen Monaten in Bonn wiederzusehen. Für mich ist es wirklich des Mißvergnügen zu viel, gesehen Sie selber, daß es mehr lange ist einen Mann in meinem Alter, der die Aussicht hat, sich eine Familie im Leben zu schaffen."

Der Graf machte Einwendungen, Vorstellungen; ja, er bat sogar, aber Ritter ließ sich niemal nicht beirren. Natalie schwieg; nur bei seiner ersten Mittheilung hatte sie sich erschrocken Tones gefragt: „Abreisen?" In ihrem Gesicht konnte Ritter nichts von dem empfangenen Eindrucke lesen, denn seiner selbst willen hatte er die Dämmerung abgewartet, um zu reden. Nun war es geschehen; er hatte gesprochen und sein Entschließungsspruch war bei so viel aufgeregteren Willen schließlich angenommen worden. Er konnte nicht mehr zurück, wenn er es auch gewollt hätte.

Am zweiten Morgen darauf sah man Ottelie mit seiner kleinen Habe gleich auf der Promenade, während Ritter sich auf den Rücken des Dampfes immer weiter und weiter von der entfernte und sein hatte, darüber nachzudenken, ob er klug gethan, so ohne weiteres das Feld zu räumen. —

Er war richtig, daß in Natalie die Gefühle einer leidenschaftlichen Liebe überhaupt noch nicht wach geworden waren; in dieser Beziehung war sie noch ein Kind, sowie sie auch ein Kind war in Angelegenheit und harmlosem Vertrauen. Vielleicht wäre leichter gewesen, sich für zu hintergehen, wenn sie jene innere Gluth gekannt, und wo sie damit nicht zusammenfiel, da fehlte ihr leicht der Schlüssel, um Menschen und Verhältnisse zu beurtheilen.

Trotz all der des Grafen Anwesenheit viel zu denken; es war ihr, als ob sie sich eigentlich fernen müsse, und doch that sie es nicht von Herzen. Oskar war als Knabe häufig auf Burgau, dem Gute des Vaters, wo Natalie leicht mit ihrem Bruder Richard aufwuchs, wochenlang zu Gaste gewesen, einmal sogar einen ganzen Sommer hindurch. Die beide damals mit dem Knaben gespielt, sich von Oskar im Schwimmen im Bache, im Klettern im Schlitten fahren lassen und war ganz vergnügt auf die gleichsam mathematische Nebenwiese eingegangen, daß sie beide ein Braunpaar seien und daß sie einst mit Oskar in Berlin wohnen würde, in der großen, prächtigen Stadt, wenn der Gemahl erst die Universitätsstudien und Examinirerei auf der Schulter trage.

Man hatte sie diesen Verkehren ihrer Kindertage bis zu Jahren nicht gestehen. Natalie hatte mit ihrem Vater Burgau verlassen, Oskar lebte in der Residenz; die Trennung zwischen ihnen war größer geworden als ehemals, — das war freilich wahr —

aber warum war er in all der Zeit nicht ein einziges mal auf Urlaub gekommen?

Natalie war krank gewesen — hatte es seine Theilnahme für sie, sein Interesse? Und warum kam er gerade jetzt, wo der reizende Page in der ganzen Familie verhätschelt hatte, daß seine Tochter ihm wiederzuerscheinen sei, daß sie gesund würde? Der Kranken hatte Cäsar nicht gedacht, kam er nun, um die Gesellschaft zu vermehren, um Besorgnissen zu entbinden?

Natalie schlug sich unwillkürlich beschämt, aber sie schämte sich ihrer Gedanken nicht aufrichtigen Herzen Gottesehre und wandte sich über ihre unerklärliche Stimmung seiner Aufmerksamkeit zu gehen. Wenn nur wenigstens Minna noch hier wäre! dachte sie. Gewiß glaubte es sich entschieden, und doch hatte es mit ihr mitgeht gewollen als jetzt jetzt.

Nach der Stadt war jetzt eigentlich nicht lebendig gewesen seit seinem Weggehen gewesen, denn auch ihre Lage es vorliegt, daß derselbe bei so langer Zeit verbannt seine Rolle von den ihm immer so wohlgefallenen Kunstwerken gefunden hatte.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Lucian und Voltaire.

Von Eduard Arnoldsen.

III.

Wenn wir aber auch Lucians's poetische Anschauungsweise über die Voltaire's deuten wollen, gibt doch vielen seine Gallenbitter einen tiefen Gehalt. So scharf und aufregend Voltaire's Witz verletzend ist, ob er verletzt, weil er von der Sache innigst bewegt war. Er hält die Dummheit für unverbesserlich als nothwendigen Widersacher neben der Wahrheit und Tugendhaftigkeit, findet es Natur, überlassen zu werden, verfolgt es gewöhnlich auf die minder plastische Arten der Albernheit. Auch gleich das heitere der Gegenstände ihrer Angriffe, Lehrer und Gelehrten der Zeit, philosophische Streitschriften, religiöse Irr- und Wortgänke, ganz ähnlich die ironische und vernichtende Behandlung, aber doch liegt, nach meinem Gefühl, der höhern Schale der Ironie ein tieferes Herz noch zu Grunde, dem unbarmherzigen Brodem ein barmherziger Inneres; es ist, so wenig es sich scheinen mag, sein Wort überzeugt nicht so treffend, es ist vielleicht alle das tod alten Heiden. Tod macht die größere Hohe seiner Gallenbildung. Skepsis und Verneinung meinen es gemeinschaftlich mit ihr und antworten gut, so wollen auch seine Ironien.

Sie hat weniger Philosophie als Lucian und Verbreitung zu einer neuen und heiteregierigen. Der Unterschied unter den verschiedenen Skeptikern ist nur, daß einer mehr über weniger zum Theil mit sich trug gewesen. Voltaire war ergriffen von tiefsinnigen Gewerbepflicht und erfüllt von Verlangen nach Bereichen für die Ewigkeit der Seelen. „Wir wissen nicht, was in uns und draß, was es und dies Unbekannte überhaupt aber sagte", sagte er gewissenhaft; aber es war auf das heftigste dem entgegen, was er „Gleichmacherei" nannte und was doch eigentlich nur verderbene katholische Kinderlehren war. Das Verständnis, sich er, sei nicht mehr die Quelle Licht, sondern nur Übereinstimmen gewesen, und schuf auf so gewiß „Irrgeister", die Mystik, die ungeblich das Verderben durch angeblicher heilen sollten. Lucian's Skepticismus war nachsichtiger, er hatte nicht das Bedürfnis, etwas zu bessern, unter der Eitelkeit, und sind sich beherzigt in den Tagesthätchen seinen Mantel. Seine feinste Verhöhnung der Gottesgelehrten ist herzens zu wollen. Auf tiefere religiöse Fragen geht er ein im „Philosophen Jesus" und „Jesus, dem Irrgeister". In ersterem subjectet der höchste Gott mit einem Gesandte, und jener weist von diesem mit Geschäfte gebraucht durch die Behauptungen, daß er wenig sei. Gelassen zu sprechen, da sie den Menschen nicht glaubt einen Gesandten, weil sie existenten Sklaven oder Diener der Personen wären; dieser, daß seine göttige Berufung dem seiner, weil er auch nicht so viel Macht hätten, so viel Reden gut gingen; endlich, daß seine Staats der Reden oder Belehrung der Gottesverehrer sei, da sie selbst noch einen einzigen Verbündigen gefehlt. Im zweiten Gespräch benutzt Gott sie bei gelassenen Reichen bei den Menschen beschwerende Jesus einen weisen Philosophen zum Abmessen gegen die Angriffe eines Sophisten. Nachdem der Letztere zur Verbreitung der Meiner mancherlei Vermächtnisse und Unverständlichkeit angeführt und vom Epikuräer widerlegt worden, stellt jener mit dem letzten Argumente die die Meiner bewegt: daß es nämlich Ungerechtigkeit gebe, worauf der andere bedenklich sich sie bewegt erklärt — „es herrscht, daß Übrige ihn, dieser Grund ist unwiderleglich." Mercur rechnet den Jesus heraus, daß in die Menge auch an den glaube. Doch Jesus sagt: „Ich möchte doch sagen wie Daniel: „Der einzige Irrgrund ist wie Lieber als lieben Mitbrüdern." In dem Dialog „Prometheus am Kaukasus" (welcher als

eine Polemik gegen die unalte Tradition sich und mit Voltaire's Ansichten auf die Bibel, unter den Stichworten z. B. v. verschieden (Bd. 1) gibt die bekannte Aufzählung von Irrtümern vor, den sich gewaltig vertheidigt. „Was wären die Götter ohne die Menschen? Wer brächte ihnen Opfer? Und schlösse keine die Götter, da sie doch feiern, daß durch seine Verbindung Verwunderung erlebe, doch für sich selbst allein haben wollten.“ Mehrere kurze Geschichten Voltaire's behandeln die selben wichtigen Stoffe, doch stets gegistlich, ernsthaften und verschwenderisch. „Ziemlich ernst gehalten ist „Zadig oder Das Schicksal“, eine sehr interessant erzählte morgenländische Geschichte, worin wunderbare Verbindungen des Schicksals dargestellt sind. „Bald des Knaben lediger Unschuld, bald auch den fahlen, schuldigen Scheitel“ weiß das Unheil wie das Glück, und der Gang der Geschichte wird als ewig gewollt motivirt. In „Welt, wie sie ist, Visionen des Babuk“, in das Verhältniß. In der Welt in Gutes und Böses gewirkt. Das Böse ist nicht aufzuheben, denn es würde alles zusammenfallen; wie eine herrliche Statue, auf gemeinem und rohem Metall zusammengeschweißt, ist die Welt. Hierher gehört auch ganz vorzüglich das beschränkte dieser Menschen, das in der nur dem eigenen, gesichtsmäßigen Form vollendete der „Candide“. Er ist unter die leidvollste Lehre von der besten Welt gerichtet. Die Kunst darin ist unnachahmlich und die Geschichte lang, nicht unterzugehen. Dunkele Pharisäer und Weg, Gottesdienst und Nächstrad, schwerer Ernst und Satire, Liebe und aufregende Lehre vereinigen sich, immer sich einander abstreift, ein glänzend helles Gemälde unseligen Weltlaufs und des menschlichen Elends hinzustellen. Und doch immer noch aufrichtend sind die Schlußworte: „Arbeiten wir, ohne zu vernünfteln! Das ist das einzige Mittel, das Leben erträglich zu machen!“ Ähnlich bemerkung und ernst der Schluß, daß vernünfte und Lehre oft zu scharfsinnig ernstes Lose, der das Ganze begleitet. „Er hat einen Traum und der Hölle gesammen, um die Menschen zu lehren und zu prüfen zu beleuchten“, sagt mild auffend einer der neuen Bewunderer Voltaire's. Seine Hauptlehre Vernunft in Lust und Behandlung sind ihr der rationelle Harmonieprinzip und der Voltaire'sche Weltenmagel. In seinen Lehre der Philosophie Menschheit, unterschied von allen philosophischen Schulen, schein Aufschluß, indem er sich klagt, anregend an Hemmel aufschwingt, den Mond besucht und bei in Jupiter's Olymp trifft. Anfangs schwanken sie in der Höhe die Erde und den Augen, dann, durch den einen Ehrerbietung mit Meisterkraft begabt, stellt er in das Amerikaner gemmel mit Verachtung. Im Olymp von den Göttern gut aufgenommen, sieht er den Jupiter an verschiedenen Kräften die Gebete der Menschen erhören und die Opferkräfte entgegennehmen, und hört die eine klägliche Rede von der Unvernünftigkeit halten über das durch den Philosophen lehr Jungen verwunderte Knicken im Gesicht. Doch findet er einen Trost darin, daß sie, die immer unterwunden unsinnig, sich selbst zufrieden würden. Weit trostiger, aber auch bekümmerter scheint mir die französische Dichtung. Ein Bewohner des Sirius-planetensystems macht mit einem Bewohner des Saturn ein Himmelsreise (siehe z nach Verschiedung angeborene Riesen) und kommen auf die Erde. „Wegen zwei Bewohner hier sein!“ sagen sie sich. Die Hölle sieht Mikrofiligel erkennen sie endlich ein Schiff mit Menschen, das sich bei eine auf seinem Fingernagel zurechtfingt, um es genau zu besehen. Sie wundern sich, wie die Menschen so die Riesen, zugleich mit ihren Instrumenten messen und einen auch Riesen über die Entfernung der weiteren Sterne. Das beschämt die eingeborenen Riesen. Hier braucht man den ungeheuren weltgeschichtlichen Kontrast bei der Tausendjahrfeier. Denn Riesen empfehlen sich und spotten gelegentlich über die Anmaßungen der Menschen, die Sterne zu messen. Als die Menschen aber, aus ihre philosophischen Ansichten befragt, behaupten, die Himmelskörper seien um sternenlos da, sie trocken die Himmelskörper in ein unausdrückliches Gelächter aus und — verlieren die Menschen vom Nagel in die Hosentasche.

Gegen philosophische Schulmeinungen gegen der Art wie der Autorene auf das heftigste ereifert. Jener z. B. in seiner „Verunreinigung der Philosophen“, worin alle — auch Sokrates und Plato sind nicht verschont, wiewohl er mehr die Schule als sie selbst meint — mehr oder weniger an einen Spottpreis beschuldigen werden, stets in seinen „Abenteuern des Gedächtnisses“, einer Polemik der empirischen Philosophie Locke's mehr die Irrwitzen, welche die Ideen für angeboren halten. Die neun Musen betrachten die Menschen auf Erde allen sinnlichen Gegenstände und — sie werden taumen. Gegner ist Voltaire's „Traum des Plato“. Die Unterschiede der verschiedenen Planeten nehmen sich einer von dem andern ihre

Arzt. Der höchste Schöpfer sagt: „Und kann nur Einer beurtheilen? Es dauerte doch allein nur einige Millionen Jahre!“ Wie sehr übrigens beiden es darauf ankommt, sinnliche Thätigkeiten anstatt, beweisen zwei nicht weniger als vermessene Schriften. Gerhard Lucian's „Leben des Demonax“, eines Zeitgenossen und Gegners christlichen Philosophen, einer wegen seiner moralischen Charaktere allgemein verehrten Mannes, mit großer Pracht und Gefälligkeit geschrieben; der Mann als Muster einer wahren Menschen. Ebenso Voltaire's „Geschichte Jenny's“, worin Leibnitz und christliche Moral wüthig vorgetragen sind; eingelegt ein Gespräch zur Belehrung eines Affenherrn.

Nur einige Mittheilungen will ich machen und dem überaus reichen von beiden Schriftstellern Gebotenen Schranken setzen, um sie gegen allzuviel allgemeine Menschenbetrachtungen, Verfeinerungen und Vorurtheile anderen. In Lucian's „Thoren“ hat es den alten Leinenschreiber gestört, einmal die Thorheit zu besuchen. Um allen genau zu überleben — es darf also ein Wort der Unterwelt nicht in den Olymp — , thörnen es mit Hülfe einiger Homerischen Verse und unser Verfasser des Merkur mehrere hohe Berge aufwerfen. Die kommen dann beim Tode Zeichen, treten und Erzeben auf der Erde über alle andern Ueberlich vor. „Ich es möglich, so wichtig sich zu nehmen in vieler Hinsicht, wie einen Gebauden an mich zu haben?“ Voltaire's „Gründiger Sachsinger“ hat im Kaufe einen Traum, wo er eine schöne Prinzessin erreitet und dann alles tiefe genießt. Aufwachend fühlt er sich so glücklich darüber, daß er sich gleich wieder beraubt, um es noch einmal zu träumen. Sehr wohl sind zusammengestellen die Griechen „Parafrische Kunst“, zu einer mit allerpsychologischer Uebertragung des Schmutzgetriebes als ein tanzlandwerthes und einzigen Kunstwerk bezeichnet — es erinnert an Lucian's Gespräch: „Kunstes à Rotte“ — und bei Franzosen „Die Thoren des Grafen von Gleichenstein und der Kaplan“. Hierher gehört Voltaire's unübertreffliches Bild eines unverbesserlichen Menschenfeindes: „Lingenu“, einen Huronen und dem europäischen Kanada, als strafender Gegensatz zu den verdorbenen und verzogenen guten Menschen; europäischen Huronen zur Belehrung in seinen grundsätzlichen Ansichten Anaharsis und Lucian's hat, so sich ähnlich zur heimischen Ueberbildung verhalten. Der Huronen sich und will auch nicht mehr, will sich aber durchaus nur im Sinne seines Lebens, will seine Bücher lesen, aber seinen auch Bücher halten mit seinem Bruderhaar, weil das alles so in der Bibel so stehe. Er meint auch in einer Gesellschaft: „Bei uns in Huron läßt man sich nach dem andern treten und fällt einem nie in die Nase, wie die es machte. Wie soll ich denn auch einwissen, wenn die mich daran verhindern?“ Endlich die unsichtbare prinzipielle Parallel: „Die Bücher als Mittheiler über die Kasten“, der ich weder bei Lucian noch sonst einmal an die Spitze zu legen wusste. Die literarischen Bücher eines Bücherminister behaupten: Alle Kleider in der Anstalt sind weiß, obgleich sein einziger weiß ist. Jeder wird verfügen, der einen Mann macht, nicht so leicht daran zu glauben. Man bleibt bei, wie sehr auch die Seelen den Leib lachen. Vernunft macht sich später einer einmal gelernt mit der Bekleidung, alle ihre Kleider treu recht, obgleich sein einziges auch ist. Lust und Scherz. Endlich sieht man sich doch genöthigt, es jenen vorzuschreiben, auch es glauben will. Ein Kaufer sieht sein volles Herzgläsen und lacht herzlich darüber. Derselbe Kaufer glaubt aber, nur Kaufe können über Mensch richtig urtheilen.

Genug von beiden Männer höchst Schriften, die, oben an seiner Art, Mischer des Stils waren. Man erkennt ihre Mannerschaften sich am besten auf ihren Gebieten Kleiden- und Kaufelarbeiten, z. B. auf Lucian's wichtigen „Ort der Klage“ oder der Kaufe auf den Bauernkrieg“, einen ordentlichen gut aufgeführten Dichterkaufel, ebenso auf Voltaire's graziösen Briefen, seinem eigenen Meisterstück, wo sich auf einem Blicke nahezu ein Lebenswerk wirft. Viele Schmeichelschaft war über Briefe und mit Recht ist Emily Brontes Briefen schmeichelt. Schaf geschrieben, eigenes und bedeutet die Voltaire's, schönes geformt und ungezwungenlich Lucian's spitzer Stich. Die beiden Generationen, der Voltaire näher steht, ist mehr für seine kaltere Briefe und auch vielleicht praktischen Sinnes, denen unbarmherzigste Wirkungen sie mit ungeübten. Weiß Lucian es nicht, wenn er von sich sagt, daß er sie Kaufe Voltaire gemacht Gleichmut entgehe und nicht. Das bei Beiden Briefe und Briefschreibung schmeichelt und Kaufschreiber genannt, wie Lucianes schreiben in ihm mit heimatlichen Verhältnissen den einfachen und behaglichen Ton unserer Briefe wieder. Briefe schreibt Briefen haben die Kaufen geschmeichelt zu seinen Saal. Sie meinten es ehrlich und ungeübten mir, macht sie für eine Kaufmannsgilden erfunden, daß sie für eine Unterhaltung arbeiteten.

der eine in weiter Ferne, der andere in nächster Nähe sie erblickend, und suchen beide ihren Raben. Manches freche Wort ist dabei gefallen, aber ihnen nachgeblieben wie dem Krieger manches grausame Herb und Sach; und wir glauben an der Wirklichkeit Volkmar's und mögen seine Hoffnung nicht zu Schanden werden lassen, wenn er in einem Briefe an Pfarrhofer sagt: „Die Nachwelt wird das, und wir gehabt, von dem zu unterscheiden wissen, was wir gethan;“ was gewiß auch von Poesien gilt. Denn sie vermögen es ernstlich und gut. Einer wie der andere war berufen, sein Sternsehendument wissenschaftlich und namentlich historisch zu begründen. Beiden war der Geschichtswissenschaft eine große Angelegenheit und sie hatten die würdigsten Gedanken von ihr. Volkmar hat sogar der Geschichtsforschung im neuen Europa eine neue Wendung gegeben durch seine Werke, welche, an so manchen Kinderfehlern sie auch leiden, doch hochbedeutsam sind über große zusammenhängende und unterbrauende Partien in der Geschichte der Menschheit. Als Nachlesung alles dessen, was ihm wenigere tiefenlich dünkte, suchte er ein belehrendes Resultat zu ziehen, wohl der Gegenwart und aller Zukunft aufklärend nöge. Indem der sein geschichtliches Werk hinterließen, verzichte die tiefe, so heilige Aufgabe dieser Wissenschaft in seinem weitschichtigen Bücherin: „Wie man Geschichte schreiben soll.“ Ueberhaupt merke man“, sagt er darin, „und immer wieder werde ich darauf zurückkommen, daß man schreibe nicht blos mit Hinblick auf die Gegenwart, daß man etwa die Irrthümer rügen und preise; man schreibe Geschichte weil mehr für die kommende Welt und suchere auch von ihr den Lohn des Schreibens. Da weiß ich heißen, die man ein treues Maß, in dem man Fernsichtigkeit, nichts Schwindelerregendes noch Kurzsichtiges, sondern Wahrheit durchweg. Wo einer sich zu wichtigen weiß, so wird es oft gewiß über alle Hoffnungen bei Tages heller, die so vergänglichen.“

Wie liebenswürdig waren sie dann in ihrem ruhigen Gemeinsinn! Ihr ganz Gewissen machte sie besser und weit. Der alte Mentor, der es manchmal noch Nebenerklärungen hält, wenn in den gespielten und gemachlichen Bewegen seine jugendlichen Jahrer, ja nicht weiter Rohe zu sehr zu nahen, um sich zu viel von ihm zu erwarten, daß sie nicht so ernstlich würden wie er sich, als er jene Gegenden betrieb, von denen es heißt, die Poppeln schwingen ihre Wipfel und die alten Schwäne singen wunderschön. Ein andermal vergleicht er sich mit dem alten Satyr, der zwar manchmal schöpferische Gedanken gehabt, aber freilich als ein schwacher Alter gilt zu erhellig geworden, recht viel Gescheites gesagt, doch immer wieder von vorn zu reden angefangen habe. Oder: Er ist allerdings kein jugendlicher, vollkräftiger Hermes mehr, doch vielleicht gleiche er jenem Hermesbegriff, der, wie die Sollen ihn abbildeten, an einem durch seine buschichtige Jugge gezogenen Seile Schaaren von willig ihm folgenden Jünglingen nach sich zöge. Die Dendsamkeit, dächten die Gallier, werde nur im Alter ganz reif und Hermides' Pfeile werden heran zu gefügigen Worten. So sagt sich'o auch seine Selbstkritik von. Vom Leben des Alten von Fernen haben wir genauere Nachricht. „Seine Leidenschaft, wohlthätig zu sein und am liebsten durch Rettung einzelner aber mehrerer zugleich gegen getrübten und hilflos gelassenen Theilen der Gesellschaft nützlich zu werden, steigerte sich gegen das Ende seiner Tage. „Ich bin nur noch ein Schatten von dem, was ich war“ — „Ich habe ein wenig Gutes gethan, das ist das beste meiner Werke“ — „Ich schreibe vom Leben, Gott nachsinn, der es mir verliehen“ — so äußerte er sich im Alter. Von der Sterblichkeit sagt er: „Diese Schmerzlosheit ist Traumsinn; wirklige über Gewalt und lebe mit ihr, aber nie als Knecht.“

Vergessen wir diese Männer auch heute nicht, die so tüchtig für die Menschheit gewirkt. Jener, so wenig wir es auch noch wissen, hat und unsere Vergangenheit geehrt; dieser aber — und das ist uns noch schöner — uns unsere freien Gegenwart erobert.

Sitten und Gebräuche der holländischen Bauern.

Von D. V.

III.

1. Eine Bauernhochzeit.

(Fortsetzung.)

Die holländischen Bauern und Bäuerinnen essen und trinken langsamer und vielleicht auch mehr als alle übrigen Menschen auf Gottes Erdenrund; daher vergeht auch eine gewisse Zeit, bevor sie sich vom Tisch wieder erheben und sich zum Tanz anschicken.

Der Tanz währt bis gegen 10 Uhr, und die Bewirthung ist an diesem Vorlage der Hochzeit unentgeltlich. Dafür aber müssen sich Gummiche sowie heute verpflichten, auch am Hochzeitstage zu erscheinen und ihre Gabe zu geben; denn es

wurde der Gäste erscheinen, desto reicher teilt auch die Braut des Brautpaars aus.

Mit großer Spannung wird bestimmt das Wetter beobachtet, denn manches Unwetter gab leicht einen Entschuldigungsgrund für kein Kuchenbacken in schlechten Wetter finden.

Doch heute ist es schön und die Sonne lacht in die fröhlichen Gesichter des Brautpaars und der Hochzeitsgäste, welche sich gegen 3 Uhr nachmittags sich sämmtlich eingefunden haben.

Die Musici nehmen ihren Platz vor der großen Thür und empfangen jeden Gast mit Musik. Braut und Bräutigam sitzen aber innerhalb des Hauses links an der Thür und nehmen daselbst die Glückwünsche der Ankommenden entgegen. Jeder beschenkt reicht ihnen die Hand und spricht einen sinnreichen Glückwunsch aus, die Männer nehmen sogar die Kopfbedeckung ab, und thut in gewiß der höchste Beweis von Hochachtung, wie ein biederherziger Bauer jemand ersetzen kann, denn der Kopfbedeckung scheint mit seinem Rocke vollständig verwachsen, so sehr sitzt sie darauf, er würde sie selbst auch nur die, lieber Leser, nicht einmal zu die feinsten Kleider der Welt ruhig nicht abziehen, ob sie denn, daß er auch sich vor der Hochzeit gelaten würde.

Sind die Gäste versammelt, so gibt das Brautpaar das Zeichen zum Essen und Trinken oder man schreitet zur Trauung, im Fall letztere nicht schon tags zuvor stattgefunden hat, was doch auch häufig geschieht.

Jeder beeilt sich, einen Platz zu bekommen an den breiten langen, auf den Tischlenne aufgestellten Tischen, und die Musici beginnen ihr Tafelwerk.

Damit ist auch für diesmal das Zeichen gegeben, welche mit den Einkommen von Gedecken beauftragt sind.

Darauf kommt die Musik. Jeder Gast muß nämlich zunächst für die Empfangsmusik ein Scherflein geben, sodann folgt die Sammlung für die Köchin, ferner für die Aufwärterinnen und endlich — für die Hebamme. Ganz am Schluß wird noch eine Sammlung für die Kerzen und während des Tanzes eine für die Musici veranstaltet.

Aeltere und entferne wohnende Gäste, welche sich an dem Tanzvergnügen nicht mehr betheiligen, schauen bewilligen noch ein Weilchen zu und begehen sich dann auf den Heimweg.

Nach bekannter Sitte haben sie alle schon vorher in ein Stückchen weißes Papier, auf welches sie ihre Namen geschrieben, ihre Hochzeitsgabe verpackt. Wie bereiten haben sie sich beim Abschied dem jungen Ehemann oder der jungen Frau auch solchen etwas behilflich in die Hand.

Während die jungen Leute sich am Tanzen belustigen, halten die älteren Bauern innen so nicht zufällig mit Kartenspiel beschäftigt sind; und jeden Ehemann eine freudige Ueberraschung über sie in einem der Zimmer aufgestellte Kuchentisch der jungen Braut.

Die Mittwochen vermögen sich vielen Vergnügen nicht. Mittwochs wird das Hochzeitshaus immer leerer, nur einige recht lustige Paare legen die Musici auch in Nachtzeug, und sich empfehlen. Einige gehen mit einem nächsten Hausfreund ab, übrigen sich allen doch glücklich nach Hause.

Der Hahn krächt, die Magd scheute sich schon wieder und will mit ihren Genossen zum Melken.*) Die jungen Eheleute haben auch keine Ruhe mehr; sie sind vergnügt, in erfahren, wie viel „Kühen" sie haben und welche Schätze darinnen enthalten, und betrachten in Gedanken, wohl auch Klang der Kuhen der Speisen und Getränke; die sämmtlich auf Gruben einkommen werden, sind noch übrigblieben.

Die Aeltern brachten in den schweren Zeiten viele Aufgaben.

2. Kindtaufe.

Der erste Kindesblick ist erschienen, wo die Zahl der Neuhingen am einen vermehrt werden soll. Es ist ein heiliges Pflicht der Familienhaupt, daß er seinen Kindern Taufe und die Seligkeit des Nachkommen sichert haben und die Seligkeit des Unverehrten Taufe Angelegenheit zu regeln. Ein Unverehrten Taufe Angelegenheit wäre ein unverantwortlicher Leichtsinn gegen die ganz alte Sitte, dem auch eine besondere Freudigkeit im Gefolge haben.

Nach geschehener Anzeige haben sich schon die Nachbarinnen ein, mit heiterster Hand zu helfen. Die eine bereitet sich, mußbereit der neue Weltbürger durch den ersten Tau sein Taufen Kind gibt, einen sehr schönen Kaffee hervor, an dem sich alle, auch die Wöchnerin nicht ausgenommen, erquicken. Der Taufpatt kommt nicht in Betracht. Den vielen Stunde an sind die Nachbarinnen ver-

*) Um 4 Uhr muß es sein, und die Mägde gewecken, damit Ruh und Kuh. Der Mond und Morgen wecken sie, kommt auf jeden Wochentag wieder in den Stall gerad.

in seiner Gliederung! Von dem starren granitnen Grundbau des Knochensystems bis zur vibrirenden Lichtfaser des gedankenschaffenden Gehirns, welche große Stufenleiter, welche erhabenen Steigerungen der Natur — der Feiertagsnatur. (Man hört in der Ferne das Geläut der heimkehrenden Heerden.)

Paul (steckt den Kopf durch die Thür).

Fräulein Beate! Die Margreth läßt fragen, ob der Flachs auf dem Felde bleiben sollte, oder ob's vielleicht regnen würde?

Beate.

Es wird ja Abend.

Paul.

Abend! Ach so! Die Mägde sollen hereinkommen und die Margreth soll die saure Milch herausgeben! (Schnalzt. Ab.) (Es wird dunkler).

Tony

(will aufstehen und ihre Zeichnung zusammenlegen).

Gustav.

Zeige, liebe Tony! (Er mustert ihre Zeichnung.) Doch schön! doch sinnig! Es lebt ein Künstlersinn in Dir! Vergieb, wenn ich für die Natur gesprochen. Sprich selbst, bedarf es wohl der Kunst, um die feierliche Größe eines solchen friedlichen Abends zu erklären? (Oeffnet das Fenster. Das Glockengeläut hört auf.) Sie geht zum Schlummer, die ermüdete Natur. Zum Abschiede küßt im Untergehen die Sonne jene waldbekränzten kleinen Hü-

pflichtet, das Kindbett täglich zweimal zu „besuchen". Die Hebamme übt sich dann nur noch ein- oder zweimal bloßen, stimmen sich aber nicht weiter um das Kind.

Die Kindtaufe findet nicht eher statt, bis die Wöchnerin sich so weit wieder erholt hat, um selbst an der Festlichkeit theilnehmen zu können. Doch macht man in einigen Distrikten einen Unterschied darin, ob die Taufzeugen von dem Familienvater persönlich oder durch einen Anderen eingeladen werden.

Im ersten Fall geht man nämlich kein Versprechen ein, während man im zweiten Fall dazu verpflichtet ist. Außer den Taufzeugen werden die nächsten Nachbarn eingeladen. Auf diesen Kindtaufen, die meistens sehr einfach sind, wird nichts gereicht als der so sehr beliebte Kaffee und Gebackenes, Tabak und Cigarren und schließlich einige Gläser Sherry.

Wie es auch im übrigen nördlichen Deutschland Sitte ist, veranstaltet die Hebamme bei den Gästen für ihre geharbte eine nicht geharbte Möhe eine Geldsammlung.

Im Sommer gegen 5 Uhr, im Winter schon früher, macht sich der Pfarrer, der nebst dem Schullehrer auf seiner Kindtaufe fehlen darf, zum Nachhausegehen bereit und die übrigen Gäste folgen seinem Beispiel.

3. Die Verdingungsfeier.

Die Verdingungen sind im allgemeinen lebhaftig.

Sobald ein Todesfall in einer Familie stattgefunden hat, werden wir bei der Geburt eines Kindes die nächsten Nachbars davon benachrichtigt, die dann die Pflicht übernehmen, abwechselnd eine Nacht bei dem Todten Wache zu halten, bis er beerdigt und in den Sarg gelegt ist. Dafür wird ihnen am Morgen Kaffee gereicht.

Wenn der Todtenm in den Sarg gelegt werden soll, so bittet bei den vier nächsten Nachbarn nichts und den vier Nachbarn sind eine neue Anzahl hatt. Jeder legt dann Hand mit an und stanzelt werden sie wiederum — mit Kaffee. Zu der Verdingung selbst wird ein bestimmter Theil des Tuchs oder das ganze Tuch, ja, auch mit noch Bewohner anderer Todtenhaus „angetagt"; die nächsten Nachbarn und Verwandten nach bekommt sie „Trauermahlzeit."

Sehr gern sieht man ein recht großes Gedränge, namentlich als Zuhörer.

Am Verdingungstage stellen sich Träger und Leidtragende morgens gegen 9 Uhr im Trauerhause ein und werden mit kurz Schnaps und süßem Warmbier und Butterbrezen gelabt.

Alle Verdingungen sind sogenannte ebenerliche, weil die Kinder Verdingungen mehr als das Begräbnis zu Gesichten haben. Gewöhnlich werden die Leichen auf einem in der Nähe des Trauerhauses liegenden Gasthause, welche man so ganz geschickt hat, „aufgetragen". Träger und Leidtragende wechseln Zeit um Zeit mit 12—24 Schnäpsen im Gesange ab, während die Leiche um die Kirche getragen und dann in derselben niedergesetzt wird.

Mittlerweile wird ein Trauerlied angestimmt, worauf der Pfarrer die Kanzel besteigt und die Leichenrede hält. In seltenen Fällen bleibt er vor dem Altare stehen und hält nur einen „Leichenserm en".

Nach dem Trauergottesdienst wird mit der Leiche noch einmal die Runde um den Friedhof gemacht, dieser sie in das Grab gesenkt wird. Der Schluß der Feierlichkeit unterscheidet sich nur wenig von den im übrigen Deutschland bei Verdingungen üblichen Formen.

Ist das Grab gefüllt und das letzte Kälte Vaterunser gebetet, so begeben sich die Träger und Leidtragenden wieder nach dem Wirthshause zurück, wo sie noch einige Erfrischungen zu sich nehmen; hierneigen hingegen, welche zur Trauermahlzeit besonders eingeladen sind, begeben sich ins Trauerhaus zurück.

In wohlhabenden Familien kommt es sehr häufig vor, daß die Gerichte des Leichenschmauses kurz vor dem Tode der Verstorbenen von diesen selbst bestimmt werden.

Gegen 5 Uhr ist die ganze Feier, an der die Frauen mit den Männern gemeinschaftlich theilnehmen, beendigt.

4. Bälle auf dem Lande.

Im Grunde genommen sind die Bälle auf dem Lande sich alle ziemlich ähnlich, nur die Namen sind verschieden. Man hat z. B. Gutsbälle, Kaffeebälle und Erdbeerbälle.

Auf diesen Bällen gibt es immer Kaffee und oder ohne „Kaffeeschwarm", und selbst die festen Schuhsohler nehmen daran theil. Schon einige Zeit vorher wird dazu eingeladen, jedoch fängt man in neuerer Zeit an, den besseren Weg durch die Presse einzuschlagen.

Gutes- und Erdbeerbälle sind identisch, jedoch die Gutsbälle „die alte Welt beleckt" und folglich

auch die holsteinischen Bauern, hat den handfesten Auftritt aufgebracht, leiden die mit ihren Bällen verbundene Hitze des „Siebensprungs“ immer mehr nachsehr.

Bekanntlich sind in Holstein alle Ländereien durch 4—5 Fuß breite Wassergräben voneinander getrennt, sobald nun dieselben im Winter hart angefroren sind, versammeln sich die Bewohner zweier Dorfschaften, an einem bestimmten Tage mit Kugeln von dem Gewicht einer Pfundes oder darüber auf dem Eise zu werfen („beliet“).

Nachdem ein bestimmtes Ziel gesteckt worden ist, beginnen von den sich gegenüber stehenden Parteien die Werfen. Jede Partei hat die Möglichkeit, den Sieg zu erringen. Sie werfen sich nun und rückwärts, bis endlich der eine Theil so weit vom Ziele entfernt ist, daß er den Sieg nicht mehr erringen kann.

Einem tiefen Durchfurchen oder auch verbrannten Manne, der bereits alle ein gründlicher Werfer bekannt ist, überträgt man den letzten Wurf. Vom steilen sich von der entgegengesetzten Seite ebenfalls der tüchtigste Werfer gegenüber, und zwar nimmt er den Platz ein, auf dem das Pfarrhaus Kugel lag. Er holt seinen die Kugel auf und wirft sie mit aller Kraft weiter einher.

Angenommen, die letzte Kugel hat eine Strecke von 30 Fuß zurückgelegt und der Gegner hingegen 150 Fuß, so hat dieser 30 Fuß gewonnen. Er geht es nun fort, bis die eine Partei so weit zurückgetrieben ist, daß ihre Kugel schon von dem gesteckten Ziel in Ruhe kommt. Durch Siebensprung ist mit Markt verbunden und wird durch ein Tänzchen beschlossen.

Ein vielleicht Zuschauer, der das Treiben regelmäßig erlernt hat, dürfte indes an den Partei-Spielungen den schwerfälligen holsteinischen Bauern noch mehr Gemüthlichkeit finden als an dem Vergnügen des Siebensprungs selbst.

3. Ringreiten.

Das Ringreiten, welches in der Regel im Frühjahr stattfindet, wird durch spezielle Musik bekanntgemacht. Die Musik indes als Aufmerksamkeit, das Turnier schon als sein oder doch wenigstens den Jungen Leuten des Kirchspiels, als das Ringreiten an der Quelle des Turniers statt, kommen.

Irgendein Musik macht bekannt, daß an dem nächsten Sonntag bei den Ringreiten stattfinden soll und daß der Eintritt für die Ringreiter so viel betrage.

Die jungen Bauerburschen, die an dem Vergnügen theilnehmen wollen — und deren gibt es in jedem Falle immer genug — kommen auf festlichen Kutschpferden angeritten und begeben den gesteckten Einlaß, für den sie im glücklichen Falle Brotbackwerk gewinnen können. Die gewöhnlichen Preise bestehen aus silbernen Löffeln, Aufschnappen, Hirschfänger, Reitgeschirren u. dgl. m., Sachen, die der Wirth theils selbst angekauft, theils von den Händlern in Commission genommen hat.

Das Ringreiten selbst ist dem Ringstechen in einem Garnwerk sehr ähnlich.

Die Burschen reiten in langsamem Trabe nach dem Ziel, und wer von ihnen in einer bestimmten Anzahl Touren die meisten Ringe gestochen hat, erhält den Hauptgewinn, und so fort, bis alle Gewinne vertheilt sind. Dann reiten sie, mit Blumen und Bändern geschmückt von ihren Liebsten erschmückt, voran die Musik und der erste Sieger, welcher Ring gewann mit, nach dem Wirthshause, wo ein Tanz die ganze Lustbarkeit beschließt.

4. Frankenhuth (Frankenhut) Hanneschenhuth und Schwenzrichenhuth.

Eine Spezialation, auf anderer Seite Gelbenhut Hauben und Schwenzen repariren und daran zu lachen.

Schade nämlich irgend ein Gebäude und geschieht aber nun beigetheilt hat, lädet es eine Anzahl von seinen Freunden, Bekannten und Nachbarn an den bei solchen Neubauten üblichen solchen Freudenfesten ein oder, in der Provinz des Hallischen zu sagen, es sagt eine „Frankenhut“ o. l. a. an und bittet seinen Herrn Kollegen, Mitmeister und Bauer, Herr, Bauernmeister und Lehnt. Die Langenhut indes, mit der auch darin Jede beschäftigt wird, auch oder selbst begehen. Am ersten gemeinen Vergnügen drucken dann sämmtliche Theilnehmer den Bauherrn oder seinen Frau ein in Papier gewickelt und mit dem Hammer den Gebern verbundene Gedenkschrift in die Hand, welche jenen Theilen schon abschlägt.

Der einen westlichen Hauptstadtschmuck: Hauben schenkt und Bänder aufgerissen, daß das Haken und die Gaben haben. Das weiteren die Musik ist eine Hauptrolle dabei spielt, ist selbstverständlich.

5. Hahnenschreiben.

Ein Hahnenschreiben und eine Gänseleberwurst bei Backer und Wurst.

Es wird schon einige Wochen vorher bekannt

gemacht, daß der Bäcker B. die Küche hat, der neben Monsieur P. zu G. „Hebwege" (9 P. worine Enchen, Schrippen oder Wecken) „verworben" zu haben. Der Bäcker hielt sich sammt der gewinnsüchtigen Jungfrau an dem bestimmten Tage ein. Er führte außer einem großen Vorrath warmer Wecken zum Beispiel des Verkaufens ein rundes, etwas ausgehöhltes Brot mit einem 3—4 Zoll hohen erhabenen Rand bei sich. Auf der innern Fläche dieses Brotes sind verschiedene andere kleine Ausbohlungen, in welchen eine Kugel, etwa von der Dicke eines Taubeneies, ruhen kann. Jede dieser kleinen Ausbohlungen ist mit einer Nummer bezeichnet.

Der Spielende kaufen sich nun einige Wecken und legen eine davon auf irgendeine Nummer, dann kaufen sie der Reihe nach die Kugel herum an dem innern Rande des Brotes hinaus, dann derselbe erst einigemal herumläuft, lassen sie nach der Mitte des Brots zu abkollern und in einer der Höhlungen ruhig liegen bleibt.

Derjenige Spieler, dessen Kugel in einer der mit der höchsten Nummer bezeichneten Höhlung zur Ruhe kommt, gewinnt sämmtliche aufgelegte Wecken. In dieser Weise wird fortgespielt, bis der Bäcker seinen Vortheil gänzlich ausverkauft hat. Es muß indes noch bemerkt werden, daß im Interesse des Bäckers die Spieler über Wecken nicht gegeneinander wetten dürfen.

Es kann bei diesem Hebwegvertreiben demnach leicht der Fall eintreten, daß jemand eine ganze Menge von den Wecken allein gekauft hat, ohne sich auch nur den Genusses und Genusse eines einzigen zu erfreuen.

Zur Geschichte der Freimaurerei.

Von Klapp und Dr. Hugo Hörnen.

I.

Die Geschichte jenes Vereins, der den Namen der Freimaurerbunden führt und zu dessen innersten Eigenthümlichkeiten es gehört, nie der geschichte Hermann Heiner in seiner „Geschichte der englischen Literatur von 1660—1770" (S. 207) sagt, daß es sich durch Dunkelung auf seinen Ursprung und auf geheimnisvolle Zusammenhänge seine ganze eigenthümlichen Weise geben will, ist in neuster Zeit all ihre Sagen und Täuschungen aufstellt und durch strenge und gründliche Forschungen*) so viel als möglich in ihrer Wahrheit hingestellt worden.

*) Dabei darf nicht vergessen werden, daß auch diese Forschungen gewisse Lücken haben. Der Freimaurerbund besitzt [illegible] Schrift, [illegible] Archive, [illegible] Bibliothek, [illegible] Sammlungen, [illegible] Urkunden, [illegible] Dokumente, [illegible] Briefe, [illegible] Protokolle, [illegible] Akten, [illegible] Berichte, [illegible] Abhandlungen, [illegible] Aufsätze, [illegible] Vorträge, [illegible] Reden, [illegible] Gedichte, [illegible] Lieder, [illegible] Musik, [illegible] Noten, [illegible] Instrumente, [illegible] Gebäude, [illegible] Räume, [illegible] Einrichtungen, [illegible] Gegenstände, [illegible] Symbole, [illegible] Zeichen, [illegible] Abzeichen, [illegible] Schmuck, [illegible] Kleidung, [illegible] Tracht, [illegible] Gebräuche, [illegible] Sitten, [illegible] Gewohnheiten, [illegible] Regeln, [illegible] Gesetze, [illegible] Ordnungen, [illegible] Verfassungen, [illegible] Statuten, [illegible] Grundsätze, [illegible] Prinzipien, [illegible] Lehren, [illegible] Meinungen, [illegible] Ansichten, [illegible] Urteile, [illegible] Beschlüsse, [illegible] Entscheidungen, [illegible] Verfügungen, [illegible] Befehle, [illegible] Anordnungen, [illegible] Vorschriften

und das Gute um seiner selbst willen lieben und zu üben sich bemühen — ist der Kernpunkt. „Es ist die wirkliche Vereinigung innerhalb der Menschheit, der äußerste Ernst, der alle Kräfte gewaltsam einschließt, und intensiven die höchste und reinste Gestalt des menschlichen Daseinstriebs, als ob in der That unter ihm seine andere religiös-sittliche Vereinigung gibt, die gleich ihm auf die reine Innerlichkeit des Herzens (der Gesinnung) gestellt ist und nur das allen guten Menschen Gemeinsame zur Grundlage hat. Er ist es, der vielgerühmte Ausdruck des Bürgerstaats Einheit der geistigsten Gesinnungen, nach Verehrung und Liebe zwischen Gott und seinen Geschöpfen und der Gesinnung unter sich, und darin liegt auch zugleich seine gesellschaftliche und ewige Berechtigung."

Die Arbeit des edlen Herrmannes — muß freilich, wie Freiung bemerkt hat, ein jeder Mensch sein Leben, ohne es zu beichen — welche treuesten Hände, unablässig für sein Theil und in innigster Gemeinschaft mit seinen Brüdern auf Erreichung des in einem vernunftgemäßen Leben befriedigten Ziels hinzuarbeiten.

Indem aber die Herrmannen das, was sie durch die Sitten erlangen, auch sie durch das Beispiel trefflicher Menschen gelernt, in der Lage der Völker zur Verbesserung, zur Bewegung und Wiederbelebung trachten, wird die Lage ein wesentlich Anderer nicht nur für sich menschlicher zusammenleben innerer Harmonie auch dem Bilde der vollkommenen Gesellschaft, sondern auch zur Besserung der Staatsverhältnisse für die Menschheit, werden die Regen in der That Wirklichkeit, wie man auch dem Ausspruch H. M. Müller's davon anderer, „daß Ideale des Vaterunsers Gesellschaft verloren gegangen ist, ziemlich in dem Verhältnisse und Zustande der menschlichen Gesellschaft verloren gegangen ist, ziemlich in dem engen Kreise der Bruderschaft wiederherzustellen und zur Erscheinung zu bringen, ist dann in gewaltiger Thätigkeit weiter auszubreiten, in weitern Kreisen zu verbreiten und es nach Möglichkeit zum Gemeingut der Menschheit zu machen".

Es ist gegenwärtig nicht mehr zu bezweifeln, daß der Herrmannenbund mit seinen gesetzlichen Einrichtungen, Gebräuchen und Lehren zunächst von den mittelalterlichen Bauhütten abstammt. Er und den ersten Rechte der Selbstständigkeit über Ansicht herumgegangene Hang, daß sie Gründung oder möglichen Zwecke zu erkennen, endlich sich bei unseren Bauhütten früh gebildet, so wurde in den verschiedenen geschwornen Schutzgemeinschaften gegen auswärtige und innere Feinde, dann im Meistersänger, im Naturbuch und endlich in den Verordnungen der Burgen nach ihren Zunften. Uebrigens werden wir bleiben, haben wir so im Mittelalter bedeutsame Gerüchte. Das führt, wenn Ringen des mittelalterlichen Volkslebens kann aber betrachtet auch einen Ausdruck in der Baukunst.

Durch Karl den Großen war sie in großen Kraftformen hervorgerufen worden, indem dieser nationale Künstler hatte kommen lassen, und die auf seinen Befehl vorgenommenen gelehrten Bauten von Kirchen, Kirchen und Palästen hatten Gelegenheit zu einer immer größern Entwicklung der Baukunst gegeben. Mit besonderer Vorliebe hatte er seine Residenz Aachen, die er gern Neu Rom nennen hörte, durch Prachtgebäude geschmückt. Alle Kunst war aber anfänglich nur von den Geistlichen, behandelt in den Klöstern, unter den Höfen weltlicher Mächte getrieben worden. Sie hatte einen Theil der geistlichen Thätigkeit aufgenommen. Als solchen in der Folgezeit das Bauen in den geselligen Bündnern der alten Kunstgenossenschaften, die sich Bauhütten, so treffen die Kirchenväter an all den großen Bauten nicht mehr aus und es machen Laien mit an Hand gelegen machen. Auf welche Art mit den Klöstern in näherer Verbindung gestanden, offenbaren sich bei Laien und nach und nach auch die Geheimnisse der höheren Baukunst. Dieses geistliche sich nach der Handwerk, daß die Bischöfe und Aebte, als sie anfingen, dem einfachen Leben zu entsagen und in sinnlichem Genuß sich zu ergehen, die Kunst nicht mehr achteten, daß die Mönche half den Bergnügt ihres Obern folgten und übrigens der Bauleitung der Kunst den Laien allein überließen blieb. Es geschah so, daß sie aus den Klosterschulen in die Welt übergingen und das Wissen eine eigenwillige Arbeit ihrer Meister mehr Kunst trieben aber in Deutschland auch zugleich der germanische Geist in seinen ganzen Kraft und unternahm es hier, alle bisherigen Schöpfungen an Großartigkeit zu übertreffen, es entstand der germanische (gothische) Baustil (1250—1450).

Als dem neuen Stil nahm auch die Zahl jener Bauten zu, und wenn die Kunde in deutschen Lande von einem neuen Bau ward, so strömten von nah und fern deutsche Bauhandwerker dahin und schlossen sich um den Werkführer, den sich der Bauherr erwählt hatte. Der einen oder großen Bau aber wurde eine Bauhütte aufgeschlagen, wo

die mathematischen Verhältnisse und Regeln der Geometrie gelehrt, weiter ausgebildet und als Kunstgeheimniß fortgepflanzt wurden. Bald knüpften dann die in den verschiedenen Bauhütten thätigen Maurer und Steinmetzen untereinander Verbindungen an und vereinigten sich schließlich zu einem Bunde*), dessen geistige Einheitlichkeit bei aller äußerlichen Verschiedenheit in den Hervorbringungen der einzelnen Hütten dafür zeugt, daß sein Wesen und seine Organisation nicht auf Polizeivorschriften und Handwerksgriffen allein beruhte, wenn ihm auch alle jene äußerlichen und philosophischen Träumereien fern geblieben sind, die man ihm später angedichtet hat.

Bei der Bewunderung, welche die gothischen Bauwerke allgemein erregten, ist es natürlich, wenn wir nach dem 13. Jahrhundert auch anderwärts das Verlangen rege werden sehen, ebenfalls dergleichen Bauten zu besitzen. Pläne konnte man sich schon verschaffen, aber wer hätte sie ausführen? Kein Mensch kannte die nöthigen Kunstregeln und Handgriffe als die deutschen freien Maurerbrüder. Sie mußten denn solche herbeigerufen werden. Namentlich warb England deutsche Baulente an und diese brachten wie andere deutsche Einrichtungen und Gebräuche, so auch ihre Bauhütten dahin mit. Gleich den deutschen Steinmetzen verbanden sich daher auch 1349 alle englischen Arten, die unter der Lehre jener mit Zirkel und Winkelmaß arbeiteten, zu einer Brüderschaft mit einem ganz ähnlichen Ritual.

Es unterschied, wie die deutschen Bauhütten, die drei Grade des Meisters, Gesellen und Lehrlings und gab außerdem noch jedem Meister einen Substituten, welcher der „Sprecher" oder „Parlirer" genannt ward, aus welchem letztern Worte, beiläufig gesagt, unsere ganz sinnlose Bezeichnung „Polirer" entstanden ist. Um sich untereinander zu erkennen und von Fremden zu unterscheiden, hatten die Maurerbrüder besondere Wortzeichen, einen besondern Gruß und eine eigenthümliche Art, sich die Hand zu geben, den sogenannten Handschenk. Davon sie an die Arbeit gingen und wenn sie dieselbe beendigt hatten, versammelten sie sich in der Bauhütte, Loge.**) Dabei aber wurden gewisse feierliche Gebräuche beobachtet, in denen das einmalige oder mehrmalige Aufschlagen mit dem Hammer von seiten des im Osten sitzenden Meisters seine bestimmte Bedeutung hatte. Außergewöhnliche Feierlichkeiten fanden bei der Ankunft eines Wandergesellen oder bei der Aufnahme eines neuen Gesellen Statt. Die Grundsätze der Kunst verwahrten sie in Symbolen, die theils aus geometrischen Elementen bestanden, wie dem rechten Winkel, Dreieck, Viereck u. s. w., theils von den Werkzeugen entlehnt waren, denn man sich zum Zeichnen und zum Bauen bedient, als da sind: Zirkel, Maßstab, Bleiloth. Schließlich drangen auch ihre Gesetze auf strenge sittliche Zucht und Bildung der Mitglieder, auf die gewissenhafteste Gleichstellung derselben im Innern des Bundes und auf Wahrung und Weiterbildung der Einrichtungen, Gebräuche und Kunstgeheimnisse. Die Steinmetzen wurden aber Freimaurer Free-Masons, Free-stone-masons genannt, weil sie den Freistein, Oolithen bearbeiteten, zum Unterschied von den Rough-Masons, den gewöhnlichen Maurern.

Daß eine so wichtige Genossenschaft nicht ohne ihre besondern Schutzheiligen sein konnte, war bei dem frommen mittelalterlichen Leben natürlich, und zwar war bei den Engländer Johannes der Täufer, während bei den Deutschen die vier „gekrönten Märtyrer", Severus, Severianus, Carpophorus und Victorinus als solche galten, welche einst, nach der Legende, vom Kaiser Diocletian, weil sie sich geweigert, einen heidnischen Tempel zu bauen, in die Tiber gestürzt worden sein sollten, worauf sich über ihnen in den Wolken vier Kronen gezeigt hätten. Nicht mit Bestimmtheit hingegen kann gesagt werden, ob auch bereits in vielen alten Bauhütten jene mystische Verherrlichung des Salomonischen Tempels und seines von andern weltlichen Baumeistern erschlagenen Baumeisters Hiram sowie der vor dem Eingange des Tempels prangenden Säulen Jachin und Boas stattgefunden hat, die in dem Gemeinwesen der Freimaurer eine so große Bedeutung erhielt.

Lange Zeit nun standen die deutschen und englischen Bauhütten in schönster Blüte. Allmählich verfielen sie. Die große Baulust hörte nach und nach wieder auf; die Buchdruckerkunst machte die Bildung allgemeiner; die Universitäten trugen zur Aufklärung bei, und durch die Reformation,

*) Die Errichtung derselben fällt vermuthlich in die Zeit, wo der Dom zu Magdeburg (1251), oder wo der Kölner Dom nach einem Plane des berühmten Schutzheiligen Albertus Magnus (um das Jahr 1260) zu bauen angefangen worden ist.

**) Unter Bezug darauf und das mittelalterliche Verwandtschaftsverhältnis von den Logenbrüdern und in alt heutige in

welche nicht blos auf dem Gebiet der Religion, sondern auch über alle Zweige des Wissens hellere Ansichten verbreitete und alle gütigen Bestrebungen neu belebte, sei auch das Aufleben der Symbolik und der Kunst, die sich damit schmückte, der gothischen Baukunst. Während aber der Stil derselben durch den aus Italien kommenden Renaissancestil verdrängt wurde, lockerte sich das Band der Brüderschaft durch die auch in ihr auftretende, Zwiespalt stiftende, Verschiedenheit der Religionsmeinungen mehr und mehr.

So kam es, daß ein gänzlicher Verfall der Bauhütten schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nur dadurch in England*) verhindert wurde, daß zu den Logen jetzt auch vornehme Gönner und Kunstliebhaber zugelassen wurden, die eine regere Wechselwirkung zwischen Werkleuten und Baumeistern herbeiführten, und „angenommene Maurer" (accepted masons) genannt wurden. Nach Wilhelm von Oranien trat 1663 in einer Bauhütte, und seitdem pflegte man die Baukunst die „Königliche Kunst" zu nennen. Aber nur scheinbar kann das „nagende Rad der Zeit" in seinem Laufe gehemmt werden. Das zeigte sich auch hier. Der alte Geist des Maurerbundes war verschwunden, trotz der vielen infolge des großen Brandes in London 1666 nothwendig gewordenen Neubauten, namentlich nach der Erbauung der Paulskirche unter der Leitung Christoph Wren's wurde es stiller und stiller in den Logen und lösten sie sich bis auf nur wenige schließlich ganz auf.

*) In Deutschland wurde die Verbindung, nachdem sie sich gleichfalls lange nur mit Mühe zusammengehalten hatte, durch ein reichsverhauptliches Edict vom 16. August 1737 aufgelöst.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Joseph von Eichendorff.

Die Erinnerung macht die Landschaften schön aber deutlich, nur wenige Leben unabhängig von ihr durch ihre Farben eine Wirkung auf den Beschauer aus, ähnlich hingen wir's Dichtungen von der Stimmung des Lesenden ab. Wer auf sich und die Regungen seines Gemüths lauschend achtet, hat diese Erfahrung schon gemacht. Wind und heute wolkenlos, sagt man morgen fast. Wo gilt denn nicht von den sinnlichen Werken der Meister, denen in der vollendeten Kunst liegt eine geheimnißvolle Gewalt, die auch den Widerstrebenden und Unempfänglichen bezingt. Goethe's „Iphigenie" wird uns immer freudig, ruhig und ernst heiter stimmen, die Gedankenmenschheit und das Problematische in „Hamlet" in Einen von Beidem hinübertragen. Macbeth verhüllt es sich mit den Schlingungen der Hexen: die ergreifen wenigstens eine Stimmung, in Lessing der unsrigen entgegen, die unheimlichen in uns verleihen ihr den schaurigen Nachtruf. „Der Dichter spricht auch, wenn er schweigt", sagt man dann. In diesen Schweigsamen gehört Joseph Eichendorff, dessen Werke in einer neuen gesichteten Ausgabe (sechs Bände, Leipzig, Berger u. Wunder. 1864) uns vorliegen.

Eichendorff sollte man nur im Frühling und Sommer, auf der Wanderung lesen. In den Erinnerungen des Herbstes an einen kalten Wintertag, erhalten die Gestalten des Dichters, die fortwährend die Welt durchreiten, zu Schiff oder zu Pferde, seine Heldinnen, die Waldnacht und warm brennenden Schloßlichter, die Nacht erwünscht im Vorgefühl jahrelangen, einen deutschen Zug. Die Wirklichkeit und Poesie der Welt und des Lebens stellt sich an einem trüben, rauhen Tage, der uns im Zimmer schilt und es uns hier nicht einmal recht behaglich macht, den Duft, diese Romantik mit ihrem ewigen Sommerlichen, sommergrünen Gestalten und blauen Strömen so trotzig entgegen, daß wir bei diesen Schilderungen nicht warm werden, sondern sie als unnatürlich betrachten lagen. Eichendorff's Jugend — er ist im Anfang des vorigen Jahrhunderts geboren — fällt in die Zeit der Naturschwärmerei und der aufkeimenden Romantik. In jener Dichterschule hat er seine hervorragende Rolle gespielt, in ihren Anfängen lebten die beiden Schlegel, von denen August einmal Jungfrau und Ärztin einmal Gesellschaft hatte, und Tieck, Tieck für alle Stimmen, selber verbindend die Gemüther von Kind und Schaf, von Strom und Wind und Publikum. Still und originell ging ihm das Leben, innerlich auf seinem Gute in Schlesien. Die Biographie, die leider neuen Aufgaben seiner Werke beigefügt ist, schildert es anmuthig und anschaulich. Eichendorff hat sich auf jedem Felde der Dichtung versucht, als epischer, lyrischer, dramatischer Dichter, als liebenswürdiger Erzähler in der Novelle und im Roman. Wieder die Kunst der Uebersetzung nach die Kraft meisterhaft. Seine Uebersetzung einiger spanischen Schauspiele, Autos von Calderon, ist gründlich und treffend, das altspanische Novellenbuch „Geschichten des Grafen Lucanor", das an unsere „Salomo und Morolf", an die „Sieben weisen Meister" erinnert, hat durch seine Uebersetzung sich den Rang eines deutschen Volksbuches gewonnen. Es wäre wünschenswerth, daß die Verlagen von Eichendorff's deutschen und literarhistorischen Schriften sich zu einer neuen, billigeren Ausgabe derselben entschließen, wie weit man auch von den katholischen und halbwegs ungesunden Anschauungen des Verfassers entfernt sein mag, man wird seine „Geschichte der Romantik" immer mit Vergnügen, zum Theil selbst mit Nutzen lesen.

Eichendorff ist ein originaler Geist — oder, wenn dies Wort ihn vielleicht überschätzt, er hat einen originellen, ansprechenden Zug. Das Gemüthliche seines Wesens, die stark hervortretende Neigung, allen aus der Wirklichkeit in die Romantik, aus dem Tageslicht in die Dämmerung hinüberzuspielen, ließen ihn nicht zu einem dramatischen Dichter heranreifen. Ihm fehlt das Markige, der Wille, die tragische Anschauung, die allein im Stande ist, wahrhafte Tragödien zu schaffen. Seine Helden sind alle „liebenswürdige Taugenichts", aber solche Naturen passen nicht in ein Drama, kaum in ein phantastisch-humoristisches Lustspiel. Eichendorff's Anspruch auf Anerkennung beruht auf seinen lyrischen Gedichten und seinen kleineren Erzählungen. Welche gelungene Einzelheiten auch seine beiden Romane: „Ahnung und Gegenwart" und „Dichter und ihre Gesellen", darbieten, sie verlieren zu sehr für die Empfindung der Lesenden neben Proben der Wirklichkeit unter den Füßen und verschwimmen in Nebel und Duft. Die Zusammenhangslosigkeit ihrer Komposition verletzt den Geschmack und ermüdet die Phantasie; dieser Fehler findet sich auch in Eichendorff's Novellen, aber er macht sich in der kürzeren und gedrängteren Form weniger bemerklich. Die Erzählungen des Dichters gleichen langen, sich unabsehbar ausdehnenden, immer reicheren, mit Fruchtbäumen besetzten Landstraßen. Links liegt hier ein Schloß, drüben rechts ein Dorf. Vor dem Wirthshaus tanzen Mädchen und Burschen, irgendwo „liebenswürdiger" Taugenichts und Abenteurer steht am Baum gelehnt und spielt ihnen vor. Im Schloß erglänzen die Fenster von vielen Lichtern, der Mond kommt heraus und bestrahlt die weißen Marmorbilder in den Gebüschen. Tiefste Poesie tritt bei Tieck, Eichendorff und Heine auf. Wir lassen uns gern solch anmuthiges Spiel der Phantasie eine Zeit lang gefallen, aber wir wünschen, von der realistischen Richtung der Gegenwart bestimmt, einen festen, sichern Hintergrund dafür, wir können uns, in Alltagsstimmung, nicht recht in eine Welt hineindenken, die bald Italien, bald das Donauthal, bald eine märkische Heide heißt und die im Grunde stets dieselbe ist — nämlich ein Traum. Bei dieser Flucht vor dem Wirklichen, wie wir es nennen möchten, die den Dichter vermöge treibt, fühlen er und seine Helden sich am wohlsten, wenn sie singen. Zuletzt verflüchtigt sich und verflicht alles in Versen. „Alleyn, stehe, lieber Hans" klingt es auf und ab. Männer und Frauen, Mädchen und Jünglinge stimmen Lieder an, sie reden nicht, sie singen miteinander. Der lyrische Poet bricht durch alle Schöpfungen Eichendorff's, welche Form sie auch haben, hindurch. Die frischen, wie die schmerzlichen Empfindungen seiner Gestalten lösen sich durch Gedichte auf und werden in ihnen beruhigt. Neben der Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts" sind Eichendorff's Lieder die Perlen seiner Kunst. Wie viele haben sie gesungen, ohne zu wissen, wer sie gedichtet. Klein sinnige, gemüthliche, bald kühne, bald elegische Weisen vom Glück des Wanderns, von der Schönheit der Natur, von dem stillen Leben des Hirten, dem Lärm der Jagd sind beinahe zu Volksliedern, zum Allgemeingut der Nation geworden. In ihnen lebt die reine Seele Eichendorff's unvergänglich fort. So tief und innig ist der Dichter mit allem echt Deutschen in Kunst und Natur, in Sinnen und Dichten verschmolzen, daß uns in jener überaus gedeuteten Frühlings- und Sommerstimmung seine Schöpfungen anklingen wie die Offenbarungen unseres eigenen Herzens, das in ihnen plötzlich das Wort für seine dunkeln Gefühle und Ahnungen findet, nach dem es solange gesucht.

Frühmorgens.

von Ludwig Tieck.

Die Sorge für das Leben erschöpft und weniget als die Sorge für den Tag.

* * *

Der Geist hört sich niemals, aber sieht sich immer; der Stolze hört sich stets und läßt sich nur sehen.

* * *

So viele träumen vom Glück und gehen ihm doch überall aus dem Wege.

* * *

Schwermuth! Welch eigenthümliche Zusammenstellung! Ein funkeln Muth und diese traurige Gemüthsstimmung wäre unmöglich.

* * *

Der Philosophie hilft uns leicht über Vergangenes und Zukünftiges hinweg, aber das gegenwärtige Unglück triumphirt über alle Philosophie.

* * *

Das Alter will, die Jugend muß worden.

* * *

Kleine Thaten sind noch immer besser als große Vorsätze.

* * *

Wir haben einen Prüfstein für das Gold, aber das Gold ist leider auch ein Prüfstein für uns geworden.

* * *

Schmeicheln ist ein Lufttuchen, wir wissen, daß wir auf Wind ruhen und legen doch gern den Kopf darauf.

* * *

Neid ist der Rost der Seele; aber es sind nur gemeine Metalle und gemeine Seelen, die rosten.

* * *

Das Unglück verläßt uns niemals, wie es uns gefunden; es fühlt das Herz aber bricht es vollends in Stücke.

(Hiezu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Der Rhein und die Dichter.

Kein Strom ist mehr besungen und in allen Zonen verherrlicht worden als der Rhein, der König unter den Strömen. Zu den deutschen Sängern gesellen sich Engländer, Franzosen, Amerikaner. Lord Byron, Heinrich Heine, Longfellow sind gleich voll seines Lobes. Und niemand wird sich bei dem Anblick dieser großen, grünglänzenden, majestätisch dahinwallenden Wassermasse einem Gefühle der Bewunderung erwehren. Dennoch hat die Poesie diesen Strom poetischer gemacht, als er in Wirklichkeit ist, mehr Dichtung ist hier als Wahrheit.

Eine Rheinfahrt hat darum auch ihre komischen Seiten, die weislich von den Sängern verhüllt werden sind. Darf ein frischer Verfasser sie aufdecken? Das der „herrliche Sommertag" und das Heine'sche „Abendsonnenglühn" aus den Lieblingen der Götter auf dem Rhein zuweilen werden, daß den gewöhnlichen Menschenkindern dagegen Nebel und Wolken oft die Aussicht verkümmern, der Wind aus dem Südwesten sie kalt und rauh anbläst, der Regen in ihr Gesicht schlägt, das bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Aber lege ein jeder einmal die Hand auf das Herz und frage sich, ob es denn wirklich lauter gewesen, so oft er, den Rhein „Holz hinabfahrend", auf jedem Reisen einige alte, morsche Trümmer gewahrte? Ihre Reisebücher auf den Knien, ihre Opernglässer vor den Augen, starren die Reisenden hinauf: heißt das Nest dir Heimburg oder die Marburg? Ist es Sonneck oder Rabeneck? Thürme, die kalt und öde hinabschauen, kunstlos und formlos aufgerichtete Steinmassen, darin niemand von uns modernen Menschen auch nur Einen Tag gefangen möchte. Was kümmern uns im Grunde diese Schlösser, in denen vor Jahrhunderten, die glücklich verödet sind, Wegelagerer und Mordbrenner hausten? Ohne die Dichter wären sie nichts. Strichs Brentano's und Heine's Lieder aus, laßt den obligaten Kanonenschlag nicht auf dem Dampfschiff losbrennen und der Kursteufelsen sieht euch so griesgrämig und so alltäglich in das Gesicht wie ein Dutzend anderer Felsen, an denen ihr vorüberkommt! Die Ufer des Rhein haben etwas Eintöniges — die kleinen Städte daran treiben alle eine langgedehnte Straße, die Häuser kriechen sich im Wasser, ihre Dächer sind mit Schiefer gedeckt; um alle zieht sich eine graue Mauer hin, die Berge hinauf, die bewaffneten haben Wachthürme und alle Kirchen. Eine und die andere, Bacharach etwa und Oberwesel, machen einen malerischen Eindruck, der sich jedoch schwächt, da er sich fortwährend wiederholt.

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben" — Wenn nur die grünen Rebenhügel gut wären! Aber unser Auge muß schon ganz von dem Schimmer der Dichtung geblendet sein, um diese graugrünen Weinberge mit ihren Mauern dagegen schön zu finden. Diese Landschaft ist fruchtbar und lieblich, aber es fehlt ihr die Abwechslung, die das Elbthal bei Sächsischen Schweiz oder das Neckarthal bei Heidelberg darbietet. Der Neckar ist jung, wild und frisch wie ein Jüngling, der Rhein hat die ruhige Würde eines Fürsten; an seinen Gestaden, wenn nämlich die Sonne an einem blauen Himmelsbogen steht, erscheint er in seiner ganzen Pracht, und man glaubt, der Welle rausche das Lied: Wer „Lorelei" — in diesem Falle ist jegliche Naturschönheit hier vereinigt. Für den, dessen Ohr solch Wellengemurmel nicht versteht, haben es die Dichter laut und deutlich gesagt; sie haben den Rhein zu dem gemacht, was er ist — nicht in Wirklichkeit, sondern in der Phantasie der Menschen. Der Wein und der Rhein sind bei ihnen zu Einem Begriff verschmolzen. Jede Kunst trug dazu bei, diesen Strom zu schmücken. Dome und Schlösser, Perlen der Baukunst, der Malerei, umhängen ihn. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", nimmt die Lurlei unmittelbar vor der Lorelei, „Bacharach" ruft der Schiffer — und der „Rabbi von Bacharach" steigt vor uns auf, bei Andernach suchen wir die „Hillige Ee", von der Friedrich Schlegel gesungen. So webt die Sage auf und nieder. Hier gibt es keinen Felsen, der nicht seinen Sänger hätte. Bei Bingen steigt man auf den Rochusberg, weil — ja nun, weil Goethe ein herrlich schlechtes Bild des Heiligen in die Kapelle gedichtet hat; „Ex voto" steht darauf. In dem alten Gemäuer dauer, unter der steinernen Christusfigur, will Bettina, als sie noch „das Kind" war und mit Mäusen spielte, ihr Unterwas vergraben haben. Sie sind die Ausblicke entzückend: nichts als Weinberge und Steinhäufen. Kein Baum, kaum ein Strauch ragt empor. Ein paar Nußbäume verkümmern vor dem Kirchlein, die Stämme sind dünn wie der Arm eines Kindes.

Diese Betrachtungen werden für nüchtern und prosaisch gelten; sie wollen nur beweisen, daß die Dichtung mächtiger ist als die Wirklichkeit. Kein Nebel, der so oft die Ufer des Rhein grau in grau kleidet, kann ihren Glanz verschleiern. Gern und willig fügen wir uns der romantischen Anschauung, die Heine und Lord Byron beherrscht. Ihre Verse umrauschen uns melodisch, wenn die Rheinwelle an unseren Nachen schlägt — und wenn wir bei dem besten Willen diese Landschaft schön und herrlich zu finden, mehr als einmal enttäuscht wurden, sagen wir doch mit einem gewissen Selbstgefühl: „Auch mit fahren Heiz hinab den Rhein" — So sagten die Alten

„Aus der Arcadie“ englisch Neuseeland war ein rauhes, ungastliches, heftiges Land für Jungen und Jungsdamen war

Nach Cayenne.

Ja so in Wahrheit ja schon an dem Tage, wo der Pfeffer wächst.“

Der Boden Guianas, das Gebiet Amapa, 1504 entdeckt, ist so culturfähig wie der des übrigen Südamerikas, aber er hat bis in die Neuzeit heute gelegen und ein abenteuerlicher Schreck umgibt das Wort Cayenne.

Die französische Regierung betrachtete die wenige Colonie von jeher nur als einen Ort zur Deportation von Verbrechern und zur Verbannung für ungeeignete Söhne. Nach dem Verlust Canadas an die Engländer suchte man sich der Colonie etwas erfolgen an, ohne besseres Erfolge zu erzielen.

Der vollständige Verfall der Colonie begann, als man während der Revolution die Emancipirten der Sklaven aufgefordert hatte, zu arbeiten, natürlich ohne Arbeitslöhne. Auf den andern Colonien der Antillen und auf Bourbon sah es nicht viel weiter, heterogenen Bildnern reihen sich die Neger zusammen konnten, wie in Guiana. Dort waren sie von der Civilisation und ihren Bedürfnissen schon umgeben und konnten mit den freien Arbeitern concurriren. In Guiana waren sie dazu ermuntert, zu arbeiten für sich auf den belgischen Gründen ein. Dadurch welchen alle Besitzungen, die den Wohlstand der Inseln ausmachten, plötzlich ihre Arbeitskräfte der vollkommene Ruin der Colonie kann bewer.

Um diese Zeit suchte die Regierung einen anderen Hafen Europa gelegenen Punkt, ihre überlästigen Strafgefangenen zu leeren. Die Aufmerksamkeit wurde sich auf Guiana. Es entspann allen Anforderungen, welche das Erdreich der Deportation verlangt, die schon in Australien so gute Resultate aufgestellt hatte. Drei Meilen von der Küste von Guiana liegen drei Inseln, die Teufelsinsel, die Königsinsel, die Insel St. Joseph. Sie waren wohl auch untersucht, fortdem drei Reihen auch heute von Dschungeln einen mörderischen Hauptsitz. Die ersten Verbrecherniederungen gingen dahin. Wege wurden gebahnt, ein Hospital, eine Kirche und eine Kaserne. Häuser für die drei hatte Hingegangenen erbaut. Den Steinen der Bevölkerung bildeten 1852 Transportirte.

Inseln sind sich auf allen diesen Inseln drei Dreieck, der sich zum Aderbau besonders geeignet hätte. Um diese Insel auszubilden, gründete man 1852 die Strafcolonie von le Montagne d'Argent mit 1853 die von St. Georges. Die letzte ist heute für die verurtheilten Neger reservirt; sie wird von Bahnen, dem Agenten der Colonisation, der selbst zur Sträflingen Neger gehört, administrirt. Andere Etablissement wurde man aufgeben, weil die Strafgefangenschaft die Deportirten hinzufügen.

Nun erst wurde die Verwaltung von Guiana ihre Ehre und Mutter, bei der französischen Regierungen von den holländischen kennt. Man gründete 1857 St. Laurent und 1859 St. Jean; beide erstanden auf einem Urwalde. Das Klima war hier ein ungleich besseres, die Sterblichkeit ergab kein schlimmeres Resultat als bei in den Bagnes Frankreich. Im September 1863 hatte sich die Zahl der dortigen Verbannten auf 6334, unter ihnen 378 Schwarze.

Auf den Inseln des Heils an der Küste ist das Generalregiment der Transportirten, hier werden die Transportirten bis zur Verbreitung in den verschiedenen Arbeitsgeschäften beschäftigt. Eine Commission, bestehend aus dem Commandanten, dem Chef der Administration und dem Director, leitet diese Vertheilung. Diese werden nach Courten geschickt, wo der Regierung Wälder anderen und auf verschiedenen Punkten Colonisationen unternommen sind, stellen sind Klima durch Irrdrainirung von Sümpfen wesentlich Gesichern bietet. Wenn die Deportirten den Ort ihrer Bestimmung erreicht haben, werden sie in Gruppen von je 24 Männern getheilt, denen man etwa 150 Morgen Landes zur Urbarmachung anweist. Das kann für die Cultur geeignete Land theilt man in 24 Theile von je sechs Morgen, die den Namen Künstliche Colonien erhalten. Sie stellen allmählich alle in einer Art von Besitz kommen, auf jedem Grundstück stelle ein Haus mit Garten und Brunnen errichtet werden.

Später darf man größere den Künstlichen Besitzern auch Handwerker aller Art zu. Diese siedeln in Mustercolonie Sträflingen haben hier ihre Häuser für sich und leben von ihrem Ertrag, den den Productionen, die sie von ihren früheren verkaufen, vom Reservesold und den Gewinnen, die sie machen. Von ihnen den Verkauf zu erleichtern, hat man im Dorfe einen Markt eingerichtet, der jeden Sonnabend abgehalten wird. Um das Werk zu vollenden und die Geschwornen nach zur Ruhe gelangen, sondern auch durch Familienbande zu fesseln, sieht man Frauen aus Frankreich herüber. So kam im Jahre 1863 ein Schiff mit 30 Frauen in Cayenne an, die sich in kürzester Zeit alle verheirathet haben. Denen, die in Frankreich Frau und Kinder zurückließen, gestattete man, selbst in sich längere Zeit auf ihnen. Ich ihre Familie nachkommen zu lassen.

In jedem Jahren, seit 1857, hat man in St. Laurent 150 Häuser gebaut auf 150 Morgen rings um die kleine Stadt urbar gemacht. Wege sind gebahnt, eine Wasserleitung wurden, Zugvieh und andere Werkthätten haben sich etheben, eine Kirche und ein Kloster für die Barmherzigen St. Joseph sind gebaut, eine Schule für die Kinder, ein Hospital und ein großes Haus, in dem die verheiratheten Frauen ihre Männer wohnen, allen, welchen sich finden, schon sie sich ihren Lebensbedarf erwerben. Zwischen je zwei Häusern wird ein Brunnen gegraben. St. Laurent wird in nicht langer Zeit eine große Stadt, umgeben von freien Gärten, frei

St. Louis, eine andere Colonie, pflegt noch nicht diesen Wohlstand zu haben, es ist ein Ort des Pein, strenger Zwangsarbeit, wohin die schlimmsten Verbrecher geschickt werden. Es wurde vor fünf Jahren gegründet. Die Verurtheilten müssen hier auf dem Versumpften Schlammboden wohnen. Das unterm gelegene Dorf besteht aus 60 Häuser, eine Kirche, ein großes Hospital, ein Schlachthaus, eine Bäckerei, eine Kaserne, ein Wachthaus für die Festungswache und ein Schwefelbad. St. Louis bildet den militärischen Mittelpunkt der Colonie von Maroni.

Die am härtesten gehaltenen Sträflinge haben nur Zelte und schlafen in Hängematten zwischen Bäumen. Vergeht sich einer auf St. Laurent, so kommt er hierher; beide Orte verdienen Lobes und Tadel. Aber in St. Louis Spaten der Besserung zeigt, darf fischen und jagen. Manche haben sich schöne Gärten angelegt und einen gemeinsamen Gemüsegarten. Sie erhalten täglich 250 Centimes. Die Arbeitszeit ging auch hier die Hoffnung, sie allmählich zu Colonisten mit Eigenthum und Familie zu erheben.

In dieser Weise steht Frankreich die Natur, welche es gebraucht, belohnt. Die Verbrecher gewinnen bei Industrie und dem Handel neuen Boden, neue Bahnen.

Cayenne ist der Sitz der französischen Regierung in Guiana, es liegt auf einer breiten Insel. Die Stadt ist in zwei Hälften getheilt: die alte und die neue Stadt. Die letztere zeichnet sich durch breite Straßen und schöne Häuser aus, ein weiter Garten voll Orangen und Rosen, mit allen Bäumen und Sträuchern der warmen Zone geschmückt, strömt seinen Duft, er trennt und verbindet die beiden Stadttheile und ist der Spaziergang der Einwohner, ebenso wie die Uferbank der Insel, wo der Mercedinen allen Erfrischung spendet. Den Anblick der an den beiden Festungsthen sich hier brechenden Wogen soll überaus prächtig sein. Lange Zeit hindurch die gefährlichen Klippen, die hier ins Meer hineinragen, alle Handelsschiffe von dieser Küste fern. — Brauer und Baltrer, das man längst der Inseln und Küste ansteuerte, machte sie verschwinden. Seit 1863 erhebt sich auf einem Felsen ein Leuchtthurm, „Lumière portée“ genannt, mehr als einmal ist hier schon mit Lebensgefahr aufgestellt worden, da die Wasserwirbel und Wellen die Festen überstürzten. Jetzt erleichtert eine elektrische Bricke das Anlegen der ankommenden Schiffe.

Trotz alledem möchte wol kein Leser dieser Zeilen eine Reise nach Cayenne antreten.

Deutsche Städte.

Lübeck.

2. Die Kunstaltertümer.

(Fortsetzung.)

1. — Bewundern wir nach einem Augenblick der Ueberlick's Bilde. In dem Vordergrund liegt der Leichnam aufgebrochen, daneben die Dornenkrone. Hoher Gerechtigkeit, Ruhe der Seligen verklären das Gesicht, dessen Augen nur in tiefem Schlummer geschlossen sind. Ueber ihm sich neigend und das Haupt Gottes stützend, erblicken wir die Mutter mit einer den Schmerz und die Thränen verschlingenden Hingebung. Neben ihr steht Johannes, das Haupt leidenschaftlich senkend, die Hände vor zusammenverschlossen, worin es angewandt bleibt, ob sie zum Beten oder gefaltet waren, oder noch erst sich sollten werden. Ueber das Haupt der Gottesleiden beugt sich Maria Magdalena in höchster Wehmuth und Entrungung mit ineinandergeflochten, fast eingrabenden Händen, in den Augen Maria, Schwester der Martha, ruhiger den benommenen und zu dem aufblickend, der den gebeteten Bruder und dem Bruder erweckte. Maria, des jüngern Jakobus Mutter, steht an der Seite der Mutter des Herrn; hinter vieler mit leidhaft ausgebreiteten Armen die für den Gottesleichnam eilt so geschäftige Martha. Ihr den Rücken gekehrt, der sich von ihm hergegebene Grab anschauend, steht Joseph von Arimathia, mit dem Salbengefäß und dem ehrwürdigen Antlitz eines Greises, daraus die innigste Wehmuth sich kundgibt. Hinter ihm Nicodemus mit wiedergewonnenem Ausdruck, gegenüber weiß Nicodemus in einer Haltung, worin Verwunderung und dem Leichnam hinüberneigt. Und der Reihe beginnen hinter Salome und Johanna. Die Schönheit der Gestalten, die Vielcharakterheit des Todtenbildes, der dem edlen beherrschenden Schmerz gegeben ist, die ergreifende Auffassung der Gewänder und die mit großer Mäßigung und feiner Berechnung überall glücklich gewählten Farben müssen jeden Kunstkenner ansprechen. Gleich lieblich ist das Landschaftliche mit den kunstcharakterlichen Gegenstand, neben dem Felsengrabe und die mit der Gegend schicksalige Reise in sanftem Abendlicht. Gegenüber zur Seite Oberbeck hat sich mit vielem Bilde das schwache Denkmal in seiner Vaterstadt gesetzt.

Die Marienkirche besitzt noch ein anderes großes Bild von Oberbeck, eine Jugendarbeit, die er im vierten Jahre seiner Kunststudien begonnen, 1835 vollendet hat. Den Einzug Christi in Jerusalem“, und bekannt sich in der „Heidelberger“, wohin wir uns nun unverzüglich begeben, um der dort befindlichen Glasmalerei unsere Aufmerksamkeit zu schenken. Das Fenster zur Rechten stellt die Legende von der Auffindung des Kreuzes dar: das mittlere enthält Darstellungen aus der Legende vom heiligen Hieronymus. Das Fenster rechts die Legende vom heiligen Petrus, und zwar in sechzehn, zweifelhaften Medaillons. Der Meister, dem wir diese herrliche Fenstermalerei verdanken, heißt Frenz, er war zwar von Geburt ein Lothringer, wurde aber in Lübeck erzogen und unterrichtet, wo er auch seine feine Kunst erlernte, denn früher war Lübeck vor erste Schule der Fenstermalerei. Auch prachtvolle, künstliche Pfeiler verbindet den Fensterschmuck seiner wetteiferschönsten Architektur, der Kirche Sante Maria del Fiore, ebenfalls dem Glasmaler Frenz, der eigens zu dieser Arbeit von Lübeck nach Florenz berufen wurde, im Jahre 1436.

gel. Die langen Schatten fallen kühlend auf die Wiesenmatten und drüben im durchsichtigen Aether glänzt schon die schimmernde Sichel des Mondes. Wo ist das Lied, das uns einen solchen Frieden sänge? Wo ist der Künstler, der diese Farben mischte? Das ist Andacht! Das ist Anbetung! Die Schöpfung spricht gerührt sich selbst den eignen Abendsegen. (Steht am Fenster.)

Tony

hat ihre Zeichnungen zusammengelegt, nimmt die kleine elegante Mappe unter den Arm und steht in Bewegung auf).

Gute Nacht, Beate! (Küßt sie mit Rührung, sie will auch von Gustav Abschied nehmen, wartet, bis er sich umdreht. Da er still am Fenster sinnt, geht sie erst, steht wieder still, wartet, aber vergebens) Gute Nacht! (Ab.)

Beate (steht in großer Bewegung auf).

Was geht zwischen beiden vor? Sie in Thränen, er in Gedanken verloren —

Gustav

(wendet sich um und blickt auf das Buch Beatens).

Wo ist Tony?

Beate.

Du hörtest nicht, daß sie Dir gute Nacht! wünschte.

Gustav.

Verzeihe meine Wehmuth. Ich bin zerstreut. Was schreibst Du denn da? (Pause. Liest mit leidender Stimme und fast nur murmelnd.) Ausgabe — Einnahme — Sechs — Scheffel Kartoffeln (steht eine Weile, lächelt bitter.

Die eigentümlichste, allgemein gerühmte Kunstwerk ist die astronomische Uhr, welche die ganze Hinterwand des Altars einnimmt. Bei der Mannichfaltigkeit der Gegenstände ist doch die Einrichtung des innern Räderwerks sehr einfach und ein kunstverständiger Mensch von der Gesetzmäßigkeit des unbegreiflichen Kunstwerk. Das Ganze besteht aus zwei Abtheilungen übereinander. Das untere Fach füllt eine große bewegliche Scheibe mit allen Angaben der gewöhnlichen Kalender, in concentrischen Kreisen, für die Jahre 1753—85. Täglich rückt sie um eine Zeile weiter gegen eine links befindliche vergoldete Hand, deren vorgestreckter Finger auf das jedesmalige Datum hinweist. Die mittelste Abtheilung ist die künstlichste. Sie zeigt an beweglichen Stellen den täglichen Stand der Sonne, des Mondes mit seinem wechselnden Licht und der früher bekannten Planeten im Thierkreise. Die oberste aber enthält eine mechanische Spielerei, die indessen um die Mittagsstunde eine Menge Neugierigen herbeizieht. Auf einer beweglichen Scheibe nämlich erscheinen mit dem vollen Glockenschlag hundertzwanzig Gestalten, den Kaiser und die sieben Kurfürsten darstellend, von einem Ratsdiener begleitet, und bei Thür rechts hervortretend. Im Vorbeigehen beugen sie ihr „Haupt“. Ein jeden von einem Kruzifix verrückt, bei sie mit der beweglichen Hand segnet, worgegen sie ihn mit einem Kaufmesser begrüßen, und verschwinden durch die andere Pforte, die sich hinter ihnen schließt. Das Kunstwerk ihrer Bewegungen, die Verbeugungen der beiden andern Ratsdiener in altertümlicher Tracht, die umhermessenden Löwe der personirenden Engel können selbst beim Druckschreiben ein Lächeln abgewinnen. Jeder Schlag der Glocken wird durch beweglichen Figuren bewirkt und bei halben und vollen Stunden in der Kirche und oberhalb am Thurm von einem doppelten Glockenspiel begleitet.

Merkwürdig in der Wunderarchitektur ist die Marienkirche durch, mehrere „Wahrzeichen“ vertreten. Als das vorzüglichste gilt die Mond, welche der Reichsfürst gegründet, neben der altrömanischen Uhr, an einem Kirchenpfeiler hängt. Die Sage gab ihr Veranlassung an folgende altstädtische Sage binden. Eine Frau erbat sich von Gott die Gnade, bei gutem Essen und Trinken ewig zu leben, doch hatte sie vergessen, sich dabei auszubedingen, daß sie Körper nicht ältere und zusammenschrumpfe. Hundert Jahre blieb sie treich und ohne eine Veränderung ihrer Absahme an ihrem Körper zu verspüren, dann aber stellte sich bei ihr nach und nach das Alter ein, sodaß sie endlich der Kraft zum Stehen und Gehen verlor und immer weniger Verlangen nach Speise und Trank empfand, dabei so gewaltig zusammenschrumpfte, daß sie einer Maus gleich und als alle Jahre nur einmal zu trinken vermochte. Man brachte sie endlich unter eine Glasglocke und hing diese zuletzt in den Marienkirche auf.

Unter den übrigen Gemälden der Kirche befinden sich Merkwürdig einer Heilbein, Altarstein, Bronzine, vom Dach, Wolfgang, Bruder u. a. Denkmäler sind noch der bekannte Schmiedelstein in „Priesterzelle“; zwei Altarsteine unter der empore Orgel; das Sacramentshäuschen; drei Leuchterchen, Altar, von dem berühmten Thomas Durlstaud. Marmor gemeißelt, und viele andere Gegenstände.

Am südlichen Ende der Stadt liegt die Dreifaltigkeit. Wer seit 12 Jahrhunderts und andere vor allem durch ihre Länge: diese beträgt 445 Fuß. Ihre Thurme messen bis zum Wetterhahn 416 Fuß. In diesem Innern birgt sie manches Merkwürdige, manche Sehenswürdigkeit. Von den Gemälden dient dasjenige einer Altarstatue in der „Engelrabenfamilie“ den Preis vor allen übrigen, der neun einzelnen Gemälden besteht und allgemein Hans Memling, der von 1430—1490 lebte, geschrieben wird. Es ist eine der vorzüglichsten beiten, die von diesem Meister erhalten sind und dem Urtheil der Kenner nicht nur die größte Bedeutung, sondern auch der größte Kunstwerth. Der Schrank oder Altar hat doppelte Thüren auf denen zwei äußersten Flügeln die Verkündigung gaan in gaan, sehr sinnreich dargestellt ist. Der vor die Flügel, so lange sie noch nur auf den innern, sind geschlossen vier Thürflügel, die heiligen Johannes und Reginald mit dem Kelch, Johannes Täufer und den heiligen Hieronymus, mit dem einen Dorn und der Tuge gesehen. Alle vier Thürflügel mit der bekannten Meisterschaft Memling's gemalt und Zeichnung sehr Ausführung bedeutungsvoll.

Reiseliteratur.

Nicht nur in der politischen, auch in der belletristischen Literatur spielt Schleswig-Holstein und deutsch-dänische Krieg eine Hauptrolle. Neben vielen Beschreibungen, Skizzen und Romanen suche ich, die Ereignisse in den Herzogthümern, ruhmvollen Thaten der Preußen und Oesterreicher auch poetisch zu verwerthen. „Deutsch und dänisch“ Novellen von Julius Stinding, erschien und dem Jahre 1864. Die Schlacht bei Düppel“, in einer Novelle „Von Soldaten und Offizieren“ Abenteuer eines österreichischen Kriegers. Julius Stinding schildert „Kriegs- und Lagerbilder“ dem jetzigen schleswig-holsteinischen Kriege. Ein Ergänzer Reisen lebendig und unterhaltend bei, Naturmale, patriotischer Begeisterung belebt sie. Arbeiten bilden zwei Bändchen einer neuen literarischen Unternehmung: „Unterwegs und Daheim“, bei Otto Purfürst (Leipzig u. Stuttgart) erschien. Ein drittes Bändchen enthält eine Novelle „Im Zeisig“ von Julius Stinding, in der bei Gelegenheit auch ganz gut Kriegsbilder. Im ganzen werden dem treffenden Publikum, das sich so sehr einer gediegene Lektüre braucht, ein willkommenes Buch, dessen äußere Ausstattung ist empfehlenswerth.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 37. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Arzt und Gräfin. Novelle von Adelaide Borchardus. IV. — Eine talentirte Chirurgin. Von Georg Hesekiel. — Zur Geschichte der Heirathsantrag. Von Dr. Hugo Schramm. II. — Die heilige Stadt und die Weltgeschichte. — Vereinsblatt. Das Kaiserreich Mexico. — Aus dem Mexikanischen Meere. Aus dem Tagebuch eines Seekadetten der französischen Freundregatte. I. — Deutsche Sinnsprüche. Räthsel. 2. Die Kunstkabinettsorte. (Schluß.)

Arzt und Gräfin.

Novelle von Adelaide Borchardus.

IV.

Da dieser für ihn nicht allzu günstigen Stimmung erwarteten Vater und Tochter ihren jungen Verwandten.

„Ob Oskar nun wol noch genauer seine Ankunft melden wird?“ fragte Natalie einmal.

„Das glaub' ich nicht“, antwortete der Graf. „Er kann mit jedem Bahnzuge kommen.“

„Ist bereits gekommen!“ rief eine frische, jugendliche Stimme. „Da bin ich, theuerster Onkel! Wie geht es? Wie geht es? Und Natalie! O, ei! Wer sagt es, daß du krank warest? Ich forderte ihn auf sechs Schritt' Merkwürdig' Mädchen, du siehst aus, als ob du erst vierzehn Jahre alt wärest, nur ein bischen wahnsinnertiger!“

„Madonna bella Sedia“, sagte Natalie lachend.

„Aber die junge!“ nahm der Graf, strahlend vor Freude, das Wort, als er das Kind seiner so sehr geliebten Schwester sah. „Was mal schauen — du bist ja noch gewachsen!“

„Keine Beleidigung, Onkel, wenn ich bitten darf! Lieutenants wachsen nicht mehr!“

„Nicht? Nun, da müssen mich meine alten Augen wol täuschen, und gewiß auch darin, daß es mir im ersten Augenblick so vorkam, als freist du hübscher und stattlicher geworden!“

„Nun, mein Onkel! Da bin ich vollkommen einverstanden und sag' mir alle Morgen vor dem Spiegel genau dasselbe.“

„So, so!“ sagte lachend der Graf. „Aber nun erzähl' uns einmal etwas von dir! Wie lebst du? Was treibst du? Wie —“

„Aber, lieber Papa“, unterbrach ihn Natalie, „wollen wir den Vetter denn nicht etwas Speise und Trank anbieten? Wenn man solche weite Reise gemacht hat, so pflegt man hungrig und durstig zu sein.“

„Du hast recht, liebes Kind —“

„Ja, ja, sie hat recht!“ rief der Lieutenant. „Mich hungert und dürstet nach — nach — nun, wonach anders als nach Rheinwein? Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!“ schrie er singend, während der Graf dem Diener schellte.

„Deine gute Laune hast du nicht verloren“, sagte Natalie lächelnd.

„Gottlob, mein, schöne Cousine!“

„Und dein gutes Mundwerk auch nicht, wie es scheint“, ergänzte der Graf.

„Im Gegentheil, lieber Onkel, ich befleißige mich, es immer mehr auszubilden und bin dem

Himmel dankbar für diese gute Gabe. Sie erkannt auch nun, was sie hatte.

„Andere auch? Wie du besser zu gewinnen!“

„Meine Philosophie ist, immer das Angenehmste vorauszulegen, also auch hier.“

So endete sich Scherz an Scherz. Oskar war gleich als alter immer Bekannter, als ein Familienglied aufgetreten, man konnte nicht anders als auf seinen herzlichen Ton eingehen, auch wenn man es nicht gern gewollt hätte; jede Entfernung war verschwunden, beim Vater sowol wie bei der Tochter. Man muß ihm gut sein, sagte der Graf zu sich selbst, und Natalie gestand sich Natalie.

Seit Oskar der dritte in dem kleinen Kreise, war der Ton desselben ein wesentlich anderer geworden, als er bisher gewesen; denn obschon Ritter dem Scherz und heitern Wort keineswegs abgeneigt war, so herrschte doch ihm doch eine ernstere Stimmung vor, wogegen Oskar's jovialen Gesicht seinen ernsten Gedanken aufkommen ließ.

Natalie fand mit ihm auf dem besten Fuße. Sie lachte herzlich über seine glücklichen Einfälle und überbot sich nicht selten mit ihm in Witz und Neckereien. Aber trotzdem war sie besten oft müde. Mochte sie sich auch ungezwungen heiter fühlen von dieser äußern Liebenswürdigkeit des Cousins, so war sie doch keineswegs befriedigt von der Oberflächlichkeit seiner Bildung oder eigentlich von dem Mangel an jeder Bildung. Und der Cousin war sich dieses Mangels so wenig bewußt, daß er nicht einmal den Versuch machte, ihn zu verbergen. Solche Versuche fallen oft sehr häßlich aus, aber sie sind dennoch Beweise von Selbsterkenntniß, sind gleichsam eine Reverenz vor dem Wissen anderer.

Konnte es nun aus all diesen Gründen Natalie nicht einfallen, mit Oskar irgendein ernsteres Gespräch anzuknüpfen, so hatte sie auch noch ihre besonderen Ursachen, jede derartige Wendung zu vermeiden.

Warum war Oskar gekommen? frug sich das junge Mädchen immer wieder. Warum gerade jetzt gekommen, wo sie selbst fühlte, daß sie dem Leben, der Gesundheit wiedergegeben sei? Es war ja klar: Er glaubte Rechte zu haben und wollte, gestützt auf den Familienbund, um seine schöne, reiche Cousine werben — und seine Cousine wollte ihn nicht, das stand fest bei ihr.

Mochte nun Oskar nur im mindesten ein ernstes Gesicht, oder lenkte er gar das Gespräch auf jene Zeit hin, wo die beiden Kinder „Mann und Frau“ gespielt hatten, dann empfand Natalie jedesmal, daß irgendeine Erklärung kommen sollte, und in ihrer Herzensangst warf sie den ersten besten dazwischen, oder guten Weg dazwischen, zufrieden, wenn sie nur erreichte, Oskar auf andere Gedanken zu bringen.

Der junge Mann jedoch schien dieses Spiel, dieses Ausweichen zu bemerken, und mochte er es nun für mädchenhafte Schüchternheit oder Koketterie halten oder mochte er es auch für unpassend für sich anlegen, wie es wirklich gewesen war, auf alle Fälle wollte er Gewißheit haben; denn es war unverkennbar, daß er seit einigen Tagen beständig auf der Lauer lag, um den entscheidenden freischen Moment zu erhaschen.

Natalie merkte das, sah auch ein, daß eine Erklärung unausbleiblich nothwendig war, daß sie ihr nicht entrinnen, daß der Cousin nicht abreisen könne und würde, ohne das Ja oder Nein vernommen zu haben, und es war Natalie unmöglich, sich denken zu erwehren.

„Wenn Fein Ritter fehlt, so sehe ich die die Nothwendigkeit, liebe Cousine, und damit Basta!“ sagte Oskar.

„Aber ich will es nicht, ich werde gar nicht mit die reden!“

„Dann rede ich mit dir! Hören muß du mich auf jeden Fall!“

So mußte also Natalie wohl oder übel das „Opfer“ annehmen, und im Grunde konnte sie auch einen Begleiters nicht gut entbehren, denn sie sollte jetzt wenigstens einige Minuten zu jedem Morgen gehen, mit der einen Hand auf einen Stock, mit der anderen auf den Arm eines Begleiters gestützt. Zuerst war sie, von dem Arm des Vaters und des Doctors gehalten, im Zimmer auf- und abgegangen, und nun war sie schon so weit, daß sie in erwähnter Weise, ohne sich übermäßig anzustrengen, gehen konnte.

In dieser Uebung wählte sie natürlich gern die abgelegenern Partien der Promenade, wohin diejenigen nicht kamen, die in gewissen Pausen immer an den Brunnen zurückkehren mußten, aber sie ließ sich auch wol seltenerer ganz aus den Anlagen hinausfahren und verließ dann ihren Sessel.

So schlug man heute diese Richtung ein, und ohne daß Natalie es merkte, hatte Oskar ein gutes Stück weiter geschoben, als er sonst zu thun pflegte — auf einen Wink Oskar's. Es war da ein reizend gelegenes Plätzchen, auf der einen Seite von anmuthigen Hügeln umgeben, auf der andern von Wiesen und Feldern umgangen. Von dem

Hügel herab blickte man weit in das sich abdachende Land, und da Natalie noch nie dort oben gewesen war, so bekannt Oskar daraus, daß Othello sie mit seiner Hülfe hinaufschiebe. Er behauptete, es sei dort oben der reizendste Fleck auf Mutter Erdboden, obschon er in Wahrheit noch nie dort gewesen war.

Und es war auch schön und anmuthig da; Natalie gestand das gern ein, als sie mit ihrem Setzel sich in dem dichten Schatten einer Lindengruppe befand, die hier eben ein verwittertes Muttergottesbild überwölbte.

Zwei Kinder knieten hier und verrichteten auf dem Schuhweg ihr Morgengebet; aber als sie die schöne fremde Dame und nun gar den Mohren sahen, da sprangen sie wie von einer Feder geschnellt empor, starrten das wunderliche Schauspiel eine Sekunde lang an und liefen dann, was sie laufen konnten.

Nun war es ganz, ganz einsam hier, nur in der Ferne sah man Leute mit der Ernte beschäftigt. Oskar fand einige Schritte von Natalie und blickte in die Ferne, anscheinend ganz versunken in das lockige Bild. Natalien war es ein wenig räthselhaft zu Muthe, und sie wäre in Wahrheit gern hier allein gewesen oder vielleicht mit einem andern als Oskar, und es war ihr lieb, daß dieser schwieg.

Plötzlich drehte er sich um.

„Nein, Cousine", rief er aus, „länger bezwinge ich mich nicht! Ich bin so entsetzlich hungrig, daß mir flau werden könnte!"

Natalie lachte natürlich, denn Mitleid empfinden wir nur, wenn ein Armer zu uns spricht: „Mich hungert!"

„Willst du einige Chocoladebonbons haben, Cousin? Die habe ich bei mir."

„Nein, nein, das thut's nicht! Ich bin unergründlich hungrig!"

„So kehren wir schleunigst nach Hause zurück."

„Dauert mir auch zu lange", meinte Oskar.

„Ja, so weiß ich keinen andern Rath", entgegnete Natalie, „als geh' und laufe von den Aehren des Feldes aus und nasche einige Nalen dazu!"

Oskar schnitt ein komisch bedrücktes Gesicht. „Danke! Vielen wenigen! Aber, guter Freund", wandte er sich an Othello, „möchtest Du nicht einmal in das nächste Haus dort drüben laufen und mir für ein paar Groschen Brot holen?" Und dabei drückte er dem dienstbereiten Schwarzen zwei Thaler in die Hand.

„Herr!" rief er, ihm nacheilend, und sagte dann leiser hinzu: „Wenn Ihr auf eine halbe Stunde braucht, so reiche das aus, länger nicht; der Graf könnte sich beunruhigen!"

Mit einem bedeutsamen Lächeln verschwand Othello und hatte in fünf Minuten das bezeichnete Haus erreicht.

Oskar kehrte wieder zu seiner Cousine zurück, mit der Uhr in der Hand.

„Nein, diese Hungerhaut!" sagte Natalie. „Du gibst wol die Minuten bis zu seiner Wiederkehr?"

„Ja", antwortete Oskar auffallend ernst.

„Himmel, Cousin, am Ende ist es geschehen, mit die allein zu sein bei deinem Heißhunger — und ich kann die nicht einmal davonlaufen!"

Oskar antwortete nicht, sondern setzte sich neben sie auf die Erde nieder. Er wollte reden, und in einer halben Stunde wußte die Sache erledigt sein — diese Scheuche hatte er sich selbst gelegt. Mit einemmal begriff Natalie das ganze Manöver; unbemerkt blickte sie sich um nach einem lebenden Dritten, aber weit und breit war niemand zu sehen.

„Durch alle!" sprach sie zu sich selbst, „ich kann die nicht helfen, armer Schelm, aber wer gehören nicht zueinander!"

„Natalie!" bub der Lieutenant an.

„Oskar!" antwortete sie.

„Natalie — ich — weiß Gott, vor den Kanonenkugeln wäre mir besser zu Muthe als in diesem Augenblick! Aber heraus muß es! Hörst du mich, Natalie?"

„Freilich höre ich, aber noch spricht du lauter Unsinn."

„Bei Gott! mir ist furchtbar ernst zu Muthe, denn es handelt sich um meine ganze Lebensruhe!"

„Lieber Oskar, willst du nicht ein andermal, ich bin heute so angegriffen — auch kann mein Vater —"

„Nichts mit deinem Vater! Mit dir habe ich zu reden und hier kannst du mir nicht entschlüpfen! Denn gemerkt hast du's längst, daß mir etwas auf dem Herzen lag, du wolltest nur nie Stand halten!"

Natalie schwieg in unlöglich peinlicher Verlegenheit, und auch Oskar machte eine Pause inzu der knapp zugemessenen Zeit. Er benutzte sie, um sich eine Schwenkung nach vorn zu geben und krumm so seiner Cousine tiefer ins Gesicht sehen, indem er recht eigentlich ihr zu Füßen lag.

„Mißt du noch, Natalie — Aber was frag' ich! Gewiß erinnerst du dich so gut wie ich, daß wir nicht einmal, nein hundertmal — ja, daß wir Braut und Bräutigam gespielt haben. Erinnerst du dich?"

„Ja freilich!" sagte Natalie in verunglückt scherzhaftem Tone.

„Ich habe dich immer so lieb gehabt, daß weißt du! Ich habe auch jene Zeit nie vergessen — wie konnte ich das! Es war ja eine so glückliche Zeit! Und ich habe dich auch noch lieb, Natalie, gewiß, sehr, sehr lieb!"

Nun kommt es! dachte diese, und Todesblässe überzog ihr feines Antlitz.

„Wenn du mir das glauben wolltest, so würdest du mir auch ganz gewiß verstehen —"

Der Lieutenant sackte und Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Der Schluß des Satzes — „daß ich um dich zu werben wage" — wurde ihm offenbar unsäglich schwer, und Natalie hatte trotz ihrer eigenen peinlichen Lage Mitleid mit ihm und wollte ihm zu Hilfe kommen.

„Ich glaub' es ja, lieber Oskar! Auch — auch sind wir ja Verwandte."

„Freilich, aber — aber Mann und Frau müssen sich ganz anders lieb haben als nur Verwandte! Findest du das nicht auch, Cousine?"

„O gewiß!"

„Die Frau, die mein Weib werden soll", fuhr Oskar fort, „muß ich lieben mehr als mein Leben, mehr als Geld und Gut, mehr als Rang und Stellung — mehr als alles in der Welt!" Und dabei blitzte es leidenschaftlich in seinen Augen, er erhob sich auf die Knie und fragte: „Habe ich recht, Natalie?"

„Vollkommen!" hauchte diese.

„Natalie — gib mir deine Hand, sieh mich an! Du bist ein schönes Mädchen, ein reiches Mädchen, du besitzt Rang und Reichthum — Meine Liebe aber — — Ich will mich schießen mit deinem Bruder, wenn es sein muß!"

Dabei sprang er auf, tanzte eine Minute lang auf und nieder, faßte dann hastig Nataliens beide Hände und fragte: „Mädchen, sag' mir, vermag mir, liebst du mich?" Und dabei blickte er ihr mit angstvoller Spannung ins Gesicht, daß Natalie die Versuchung Ja zu sagen nicht leicht fand. Aber sie bob ihr von Thränen umflortes Auge langsam auf, blickte ihn eine Sekunde lang an und sagte dann leise, aber fest: „Nein!"

„Nein!" rief Oskar, ließ ihre Hände los und fuhr ein paar Schritte zurück. Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn: „Narr, der ich war! Ich Gek! Ich Einfaltspinsel! Bilde mir ein, du bist herblich in mich verliebt und nun ist alles, alles aus! — Ach — ich bin der glücklichste Mensch von der Welt!" und dabei tanzte er förmlich auf dem kleinen Plateau des Hügels herum, gerade als ob er in gegenteiligerischer Weise der vermißten Madonna huldigen wolle.

Mit sehr begreiflichem Erstaunen sah ihn Natalie an. Eine solche Wirkung ihrer Worte hatte sie natürlich nicht erwartet, und es regte sich fast etwas wie Empfindlichkeit in ihr.

Aber Oskar stürzte sich ihr zu Füßen und küßte abermals ihre Hände ungestüm. „O, nun will ich dich erst recht lieb haben!" rief er, „meine liebe, theuerste Natalie! Aber meine Frau kennst du nicht werden, denn siehst du — ich habe schon eine!"

„Was! Du hast schon eine Frau!"

„Und was für eine!"

„Gott bewahre!"

Das erschien Natalien plötzlich so komisch, daß sie in ein helles Gelächter ausbrach, in welches der Lieutenant jubelnd einstimmte. Natalie besonders konnte sich gar nicht erholen, und Otbelle, der nach reichlich verflossener halber Stunde wiederkam und die beiden in so glücklicher Stimmung, den Lieutenant zu Füßen des Fräuleins liegend, fand, dachte natürlich das Seinige dabei, besonders als das Brot, das er dem hungrigen jungen Herrn hatte holen müssen, unbeachtet liegen blieb, vielleicht für die Schalkkinder, wenn sie des Wegs wieder zurückkämen.

Sobald sie im Laufe des Tags wieder allein waren, erklärte Oskar seiner Cousine, was sie zu wissen natürlich sehr begierig war. Schon vor Jahr und Tag hatte er in Berlin ein schönes junges Mädchen kennen gelernt, einen „Engel", in den er sich nothwendig herblich verlieben mußte. Er hatte aber bis dahin auch gemeint, er würde seine Cousine heirathen, war mit dem Gedanken vollkommen zufrieden gewesen und hatte an Natalie gar nichts auszusetzen. Nun aber fing er an, die Sache aus einem andern Gesichtspunkt zu betrachten, und ganz gewiß würde er eher schon sie ins Klare gebracht haben, wenn nicht in der That Nataliens Krankheitsfall ihn der Nothwendigkeit zu überhoben geschienen hätte, weitere Erörterungen über eine Angelegenheit zu machen, die auf alle Fälle höchst peinlicher Art war.

Wie man hinter dem Rücken des Onkels den Zustand der Tochter als „hoffnungslos" bezeich-

nete, so war es auch ihm geschehen werden, und obschon er weit entfernt von der Roheit war, dies mit Freuden zu vernehmen, so fühlte er sich doch eben dadurch von einer Art von Fesseln erlöst, fühlte sich frei. Und dann erst in der That wagte er auch eine entschiedene Annäherung bei seiner Laura, ohne daß er es für nöthig gefunden hätte, sich mit der Familie Südbergen vorher zu verständigen.

Natalie gestand ihm dagegen, daß sie sich ganz und gar nicht mit dem Heirathsprojekt befreundet habe; es sei ihr eigentlich erst wieder eingefallen, als der Grafin gekommen; es sei ihr mit Schrecken eingefallen. Wie hätte sie überhaupt auch an Heirathen denken können! Sie wollte überhaupt nichts davon wissen und den Vater gar nicht verlassen.

„Ich will mich lieber mein Leben lang auch nicht verlieben", schloß sie. „Wie kommen verliebte Leute immer so verwandelt vor und ich kann sie gar nicht begreifen. Sag' mir, Oskar, wie war dir z. B., als du deine Frau zum ersten mal sahst?"

„Das nachher — aber, theuerste Grafin, ich muß ich dir doch sagen, daß ich so eigentlich eine Frau auch nicht habe — —"

„Was?" fuhr Natalie nun wirklich entrüstet auf.

„Verzeih' mich recht, ich habe eine Braut, eine, die meine Frau werden soll und will; ich weiß selbst nicht, wie mir das heute Morgen so in den Mund kam; es war heraus, eh' ich es bedachte!"

„So, wol des Effekts wegen?" warf Natalie ein.

„Es bleibt sich aber im Grunde auch ganz gleich! Mein Wort ist verpfändet, und mein Herz ist verloren so wie so. Aber Hochzeit gemacht, Grafine, das hätte ich nicht gethan, ohne euch vorher zu benachrichtigen, und jetzt will ich auch den Onkel davon in Kenntniß setzen."

„Soll es mich lieber thun!" fragte Natalie, der rasch einfiel, der Vater könne vielleicht ohne ihr Wissen auf den Reisen als Schwiegersohn gerechnet haben, und dann fand sie es für beide Theile weniger peinlich, wenn sie die Mittheilung übernahm.

„Du nimmst mir einen Stein vom Herzen, Natalie!" sagte der Lieutenant. „Denn, siehst du, dein Papa könnte — könnte fuchsen —"

„Daß du noch lange nicht reif genug wärst für einen Ehemann —"

„Ganz richtig, daß ich noch zu jung wäre."

„Und dann soll ich ihn den Gegentheil versichern!"

„Ja, ja, das wirst du thun! Sage, ich sei so überaus gelegt, meinen Jahren weit voraus —"

„Und verdrießt verliebt."

„O — ja, oh ich wahr! Jetzt verschwinde ich, denn ich höre den Onkel kommen."

Für den Grafen war es nun allerdings eine fleine Täuschung, zu hören, daß der Neffe seine Tochter und diese seinen verschmähte; denn der leise Groll gegen Oskar war längst vergessen und auch den ersteren Gemeinheiten der jungen Leute hatte er seine Schlüsse gezogen, die bei Natalien's sichtlich zunehmender Gutmüthigkeit nichts zu theisen wurden, als es noch vor einigen Monaten der Fall gewesen wäre.

Natalie aber wußte ihm mit so glänzendem Humor die bei dem Mutterzuneigebilde Kategorien Nichtsliebesverklärung beiseitigt zu schildern, daß gar keine üble Laune bei ihm aufkommen und er sie sich jedenfalls nicht merken lassen konnte. Auch war er viel zu sehr daran gewöhnt, nur das zu wünschen und zu wollen, was Natalie wollte, um nicht in Wirklichkeit bald zu vergessen, was er etwa anderes gehofft hatte.

So gratulirte er also dem Neffen von Herzen und lud ihn ein, mit seiner jungen Frau auf der Hochzeitreise nach Bonn zu kommen, wohin er nun bald wieder zurückkehren würde. Die Einladung zur Hochzeit aber schlug er aus, denn ohne Natalie würde er nicht reisen, und mit ihr, das ging nicht an, weil er sie der Strapaze nicht aussetzen möge.

Länger zu bleiben hatte Oskar nun keine Ruhe mehr; der Hof seiner Rede war ebenfalls viel später eingetreten, als er gehofft hatte, und nun zog es ihn zu seiner Laura zurück. Auch behauptete er, sein Urlaub könne ganz und gar nicht mehr verlängert werden, und darauf blieb dem Onkel nichts zu erwidern.

Nachdem Oskar abgereist, war es für Vater und Tochter sehr einsam in K. Sie hatten nicht viel Bekanntschaften gemacht, und wo sie treten hin und wieder angeknüpft, da hatte der wechselnde Strom der Saisen sie auch wieder entführt. Wenn es nun auch die Lücke, die durch Natalie's Abreise entstanden war, bisher nicht sehr fühlten, weil es beinahe von jener Stunde an nicht an einem Dutzen in ihrer Gesellschaft gelebt hatte,

so fand jetzt der Graf dagegen Anlaß genug, täglich zu schelten, daß der Arzt sie im Stich gelassen habe, und Natalie wurde in der Ruhe und Stille zunächst gewahr, daß eine wirklich innige Sympathie sie mit Ritter verband.

Während sie den lustigen Cousin bald so ziemlich vergessen hatte, ging es ihr mit jenem gerade umgekehrt: je länger Ritter fort war, um so mehr beschäftigten sich ihre Gedanken mit ihm. Sie gehörte zu ihrem häuslichen Leben, und mit der Sehnsucht nach diesem verhüllte sie sich selbst die zum ersten male in ihr wach werdende Sehnsucht nach einem Manne, der nicht ihr Vater und nicht ihr Bruder war. Es lag nichts Beunruhigendes und Aufregendes in diesem Gefühl — vielleicht nur darum nicht, weil sie sich nicht klar über dessen Natur war und es ihr gar nicht einfiel, sich die Frage vorzulegen, ob Ritter diese Ungeduld theile.

Sehr froh und glücklich war sie also, als endlich die Cur für beendet erklärt, als abermals gepackt wurde und sie dem geliebten Bonn wieder zueilte. Gleich am Morgen nach der Ankunft drängte sie den Vater:

„Nun schreib' an Ritter! Ich kann es vor Ungeduld gar nicht erwarten, mich ihm zu zeigen! Wie wird er sich über meine Besserung verwundern!"

Und der Papa that natürlich sogleich, wie das Töchterlein und ohnedies er selbst wünschte, und Othello wurde mit dem Billet abgesandt.

Ritter sprang auf, als er den Mohren erblickte; denn nun wußte er ja genug, er brauchte das Billet kaum zu lesen. Er schüttelte dem Braven, mit dem er immer besonders gut Freund gewesen war, die schwarze Hand, und frug angelegentlich nach dem Befinden seiner Herrschaft.

„O, der gnädigen Comtesse geht es ausgezeichnet! Seit der Herr Doctor abgereist sind, hat sie sehr gros Glück gehabt."

„Ei, ei, wie denn das?" fragte Ritter so unbefangen, wie es ihm nur irgendmöglich war.

„Nun, der Herr Doctor wissen ja", entgegnete zutraulich der Mohr, „der junge gnädige Herr!"

„So, so! Sie meinen den Cousin?"

„Ja freilich!"

„Nun, was ist's mit dem?"

„Was mit ihm ist? Officier ist er in Berlin! O, ein sehr schöner Officier!"

„Aber die Comtesse — Fräulein Natalie?"

„Nun, mit dem »Fräulein« wird's bald ein Ende haben, dann wird sie »Gnädige Frau« heißen — von Oefer und wir gehen nach Berlin", sagte Othello mit einer Art von Triumph, denn er sah sich im Geiste schon bewundert in der Hauptstadt.

Ritter hatte genug gehört; er veranlaßte den Mohren nicht zu weiterem Reden; aber da man diesem Geschwätzigkeit eben nicht zum Vorwurf machen konnte, so fiel ihm auch nicht ein, an der Wahrheit dessen, was er gesagt, zu zweifeln; und daß Othello dafür seine sehr triftigen Gründe zu haben glaubte, das wissen wir.

So war es denn nun für Ritter ganz, ganz aus mit all seinen Illusionen, und obgleich er Zeit genug gehabt hatte, sich darauf vorzubereiten, obgleich er sich hundert- und hundertmal vorgesagt hatte: sie ist ein adeliches Fräulein und sie liebt dich nicht, so war doch sein Gefühl zu innig und wahr, als daß er nicht dennoch gerade so oft sich die Kehrseite vorgestellt hätte, die Möglichkeit, einstens Natalie zu besitzen.

Was Rang und Stand betraf — war es zum ersten male, daß ein adeliches Fräulein einen Bürgerlichen heirathete? Und war nicht dieses Standesvorurtheil in den Augen aller wahrhaft Gebildeten längst beseitigt? Nichts, nichts trennte ihn im Grunde von Natalie als das Wappenschild; denn war nicht der Name seines Vaters in Wirklichkeit gewichtiger, bekannter und angesehener als das „Von" des Grafen Südbergen?

Freilich das, was den Namen eines Bürgerlichen aus dem Gewirr anderer Namen hervorhebt und ihm seine besondere, höhere Art von Adel verleiht — das vererbt sich nicht auf die Kinder; dieser Adel ist ein persönlicher Adel, den kein Regent der Welt zu verleihen im Stande ist. Ritter wußte sehr wohl, daß zwischen ihm, dem angehenden Mediciner, und dem alten Medicinalrath Ritter, den sein Ruhm geadelt, ein sehr bedeutender Unterschied existire; daß er mehr zu thun habe, als junkerhaft seines Vaters Namen zu erben. Er war nicht der Mann danach, sich in dem väterlichen Glanze zu sonnen; er war sich dessen bewußt, daß „Sohn eines berühmten Mannes" sogar ein Prädicat sei, welches dem eigenen Emporkommen hinderlich, welches den Schwachen und Muthlosen erdrücken könne. Er aber besaß Muth und Thatkraft und wollte seinem Vater eines Tages ebenbürtig werden. Er liebte seine Kunst und seine Wissenschaft, und es war ihm kein Zweifel, daß er, wenn er sich nach Berlin wandte und zunächst als Assistenzarzt

seines Vaters fungirte, auch die Tüchtigkeit erlangen würde, später seinen Posten selbständig zu bekleiden.

Und war denn diese Stellung, die er zu bieten hatte, einer Comtesse wirklich so unwürdig? War Natalie ein so hochmüthiges, dünkelhaftes Wesen, daß sie es für ganz unmöglich finden sollte, sich darin glücklich zu fühlen? O, ganz gewiß nicht! Er hätte sie ja sonst nicht geliebt.

Wenn sie ihn nur liebte oder lieben lernen könnte! Das war es, was zu erwägen Ritter nicht müde hatte werden können und was er immer noch im Hintergrunde unruhig zu hoffen gewagt hatte, trotzdem, daß dieser verwünschte Gouin zu so ganz ungelegener Zeit erschienen war.

Als nun seine Hoffnungen jetzt mit einemmal zertrümmert waren, da wäre er am liebsten in selbiger Stunde aufgebrochen, ohne Vater und Tochter wiederzusehen, aber das ging nicht an.

Der sogenannte Anstand und die im Fleische eines jeden Kindes der Zeit steckende Heuchelei der guten Lebensart haben schon über manche peinliche, über manche schmerzliche Situation hinweggeholfen, und als Ritter sich erst einmal in dem Sammtfauteuil des gräflichen Salons befand, da ging auch alles ganz gut und äußerlich glatt und eben ab; wie sehr sein Inneres schmerzlich bewegt war, das merkte ihm niemand an.

Der Graf war, wie immer, voller Güte und Wohlwollen gegen ihn. Ritter konnte dem guten Manne nicht zürnen, was wußte der von seinen Gefühlen! Und wie schön war Natalie! Schöner und frischer als je. Sie kam herein, von des Vaters Arm geführt, und Ritter war kaum im Stande, seine Fassung zu behaupten, als sie mit einem so unbeschreiblich glücklichen Ausdruck im Gesicht ihn begrüßte.

Und doch, war es nicht gut, daß Othello geplaudert? Machte er sich nun doch keine Illusionen mehr, die früher oder später ohnehin zusammenstürzen mußten. Darum hatte er sich auch vorgenommen, gleich bei diesem ersten Besuch von seiner Abreise nach Berlin zu reden; denn das stand fest: je eher je lieber wollte er nun fort von hier. Und sah er dort später Natalie wieder, so war sie das Weib eines andern. Bis dahin hoffte er überwunden zu haben, denn ein Jahr mußte vergehen, bis der Arzt gestatten durfte, daß Natalie heirathe. Am Ende gar fragte man ihn darum. Er lachte heiser laut auf bei dem Gedanken und erschrak dann über sein eigenes Lachen. Aber nein! Er wollte nicht derjenige sein! Er wollte fort, fort von hier, und zwar womöglich in vierzehn Tagen, spätestens drei Wochen.

Und doch, als er nun in dem Sammtfauteuil saß und Natalie wieder wie ehemals in ihrem braunen Nelkiessel, da fand er es nicht so leicht, das Wort zu sprechen, das er dann halten mußte, das ihn von ihr getrennt hätte. „Ich brauche ja just heute noch nichts zu sagen", redete er sich ein, und er befand sich wirklich wieder auf der Straße, ohne daß er etwas von seiner Absicht hätte verlauten lassen.

Nun war er unzufrieden mit sich und doch ging er noch zwei-, drei- und mehrmal hin, und von dem alten, süßen Zauber umstrickt, der ihn umfangen, seit er zum ersten mal dies liebreizende Frauenbild gesehen, vermochte er es nicht über sich, ein Wort von abermaliger Trennung zu reden.

Es kam ihm vor, als ob das Glück und die Liebe Nataliens Schönheit erst vollständig entwickelt hätten, ja als ob sie noch gewachsen wäre. Vielleicht war letzteres nicht der Fall, aber er hatte ja kaum früher ihre Gestalt aufrecht gesehen, und nun empfahl es ihr, täglich langsamen Schrittes eine gewisse Strecke zu gehen, nur vom Vater geführt und mit der andern Hand höchstens auf einen Sonnenschirm gestützt.

Wie glücklich Natalie war, davon vermag sich nur der vollständig einen Begriff zu machen, dem jahrelanges Siechthum den Glauben aufgenöthigt hatte, daß es nothwendig sei, sich mit der Welt abzufinden, und der dann dennoch dem Leben, der Gesundheit wiedergegeben wurde.

Heiter und lebhaft war Natalie immer gewesen, selbst in den bedenklichsten Zeiten, aber fast konnte man jetzt auf die Vermuthung kommen, als sei etwas Krankhaftes in ihrer Lebendigkeit gewesen; denn so glücklich, so wahrhaft strahlend auch ihr Antlitz aussah, so war sie doch nachdenklicher als sonst, wenn auch keineswegs verdüsternd schweigsam und abgeschlossen.

Früher hatte sie das Nachdenken über sich selbst aus begreiflichen Gründen nicht geliebt, jetzt begegnete es ihr wol, daß sie in glücklichem Sinnen sich mit der Zukunft beschäftigte und eben dieser Zukunft Fragen verlegte, die ihr früher niemals eingefallen waren.

Durch Oskar's Ankunft damals in L. und durch seine freilich nur gemuthmaßte Absicht waren ihr zunächst solche Fragen aufgenöthigt wor-

den, aber, einmal noch geworden, ruhten sie nicht, bis alles klar beantwortet, bis Natalie zur vollen Selbsterkenntniß gelangt war. Und seitdem erschien ihr die Zukunft schön, unbeschreiblich schön, und seltsamerweise kam kein Bangen des Zweifels in ihre Brust. Immer, immer war ihr alles nach Wunsch geschehen, warum sollte es anders sein in diesem Fall, wo sie so innig wünschte und, wenn sie nachsann, auch hundert Garantien für die Erfüllung dieses Wunsches hatte?

Der Winter stand nun schon in Aussicht und wie reizend dachte sie sich all die vielen langen Abende, wenn Ritter sie bei ihnen zubrächte, und natürlich würde er das thun. Das Gesellschaftstreiben anzusehen und mitzumachen, wie sie das früher geliebt, machte ihr weniger Freude mehr. Sie hatte das mit wirklich kindlichem Sinn betrachtet und genossen, jetzt pflegte sie zu sagen: „Ich bin zu alt dafür!" weil ihr Geschmack ein veredelter geworden.

Ritter hatte sich seit zwei Tagen nicht bei der gräflichen Familie sehen lassen und Natalie fand das so befremdend und beunruhigend, daß sie fest überzeugt war, der Doctor sei krank, und ihren Vater bewog, selbst nach dessen Wohnung hinzugehen, um sich zu erkundigen. Der Graf konnte aber kaum um die nächste Straßenecke gebogen sein, als Ritter, von einer andern Seite herkommend, am Hause schellte und von dem Diener hörte, das gnädige Fräulein sei allein zu Hause. Das befestigte den Entschluß, mit dem er hergekommen, und hastig eilte er die Stufen hinauf, wo er Natalie zu finden wußte. Sie erkannte auch seinen Schritt auf dem Corridor, seine Art des Anklopfens und rief froh: „Herein!"

„Nun, mein Papa kommt an die verschlossene Thür!" rief sie und erzählte Ritter, zu welchem Zweck der Graf ausgegangen sei.

„Es ist mir lieb, gnädiges Fräulein, Sie allein zu treffen!" antwortete er. „Ich kann Ihnen besser mittheilen, was ich zu sagen habe, wenn der Herr Papa nicht dabei ist, zu protestiren."

„Nun, das wäre?" fragte Natalie ahnungsvoll, nur etwas betroffen.

„Ich habe beschlossen, nach Berlin überzusiedeln."

„Nach — nach Berlin?" wiederholte Natalie fragend, und es konnte Ritter dabei nicht entgehen, daß sie erbleichte. Aber sie mochte sich schnell überlegen, daß das mit ihren Hoffnungen im allgemeinen durchaus nicht im Widerspruch zu stehen brauche; so faßte sie sich rasch und fragte freundlich: „Aber wann denn?"

„Ich komme, um Abschied zu nehmen", antwortete er und wagte nicht, die Augen zu erheben, aus Furcht, sich zu verrathen.

„O — oh!"

„Mein Herz wünscht so dringend meine Rückkehr, ich kann mich nicht mehr weigern. Sie, Fräulein, sind besser, fast ganz hergestellt; die Pflicht hält mich bei Ihnen nicht mehr zurück; so habe ich denn vorher alles geordnet, die Brücke gleichsam hinter mir abgebrochen, um mir den Abschied zu erleichtern."

Natalie schwieg. Was hätte sie sagen können in diesem Augenblick? Ritter sah, daß jeder Blutstropfen aus ihrem Antlitz entwichen war — sein Wunder, diese leicht erregbaren Nerven! Und große Stücke hielt sie auf ihn, das wußte er ja wohl.

Dennoch blitzte noch einmal ein leidenschaftliches Hoffen in Ritter auf, aber — aber der Gouin! Es war ja alles umsonst und Natalie sagte auch kein einziges Wort! Der Gedanke an den Nebenbuhler gab ihm seine Fassung wieder, aber er fühlte, daß er sie unmöglich lange behaupten könne; und so stand er ganz plötzlich auf, reichte dem Fräulein die Hand und sagte nur das Eine Wort: „Leben Sie wohl!"

Erschrocken fuhr Natalie auf. „Aber der Vater!" stammelte sie. „Wollen Sie den Vater nicht abwarten?"

„Ich werde ihm schreiben — alles schreiben — — Leben Sie wohl!"

Jetzt nahm Natalie die dargebotene Hand und hätte Ritter nicht eine unzeitige Thräne in seinem Auge gefühlt, er hätte es sehen müssen, was in dem Mädchen vorging.

So aber wandte er sich plötzlich — und ging.

Natalie fiel vor ihrem Sessel auf die Knie nieder und ein wohlthuender Thränenstrom löste die Starrheit, die sie befangen gehalten. Die erste, wahrhaft furchtbare Schmerz in ihrem Leben war über sie gekommen, und vielleicht auch wußte sie in diesem Moment erst, was Leidenschaft heißt. Zugleich fühlte sie sich verletzt, denn ihr fehlte der Schlüssel zu Ritter's seltsamer Art, und doch hätte sie ans Fenster eilen, ihn zurückrufen mögen, ihn bitten, zu bleiben.

Ritter war hinuntergestürzt, wie verfolgt von Furien. Er war bereits auf der Straße, da bemerkte er, trotz seiner verzweifelten Stimmung, daß er seinen Hut vergessen, ihn oben hatte liegen lassen. Wie ein Toller wollte er nicht die Straße rennen, den Leuten sein Schmerz

geben; er kehrte um, die Hausthür hatte er offen stehen lassen und so eilte er ganz verstört hinauf — sie noch einmal sehen, noch einmal grüßen, aber das letzte Wort ist gesprochen, dachte er.

Natalie sprang auf, als sie plötzlich den hastigen Schritt auf dem Teppich vernahm. Ritter stand ganz dicht bei ihr.

Ein brennendes Roth überging ihr bleiches Antlitz, als sie ihm so unerwartet ins Auge sah. Sie wußte in diesem Augenblick, daß sie errathen war, und saß schier es, als ob ihr Auge zornig aufblitzen wollte. Aber nein, es war der Heroismus des Weibes, das, stolz auf seine Liebe, um ihretwillen die Lüge verschmäht.

„Natalie!" rief Ritter, und das ganze Universum schien vor seinen irren Blicken zu tanzen.

„Warum sind Sie nicht gegangen?"

„Ich kann nicht!"

„Gehen Sie!" rief sie, stolz sich aufrichtend. Es fuhr ihr blitzschnell durch die Seele, daß Mitleid ihn halten könne.

„Nein, nein!" rief er. „Nun kann ich nicht gehen, bis Sie mir gesagt — —"

„Gehen Sie, Doctor!" rief Natalie abermals. „Wir sind quitt!" Und dabei schlug sie die Hände vors Antlitz und sank in den Sessel zurück. Mit ihrer Fassung war's aus.

Ritter blieb stehen. Er wagte nicht, dies Benehmen, diese Worte sich zu deuten, und doch wieder wollte sein Herz jubelnd aufwallen.

„Ja, ich will gehen!" sprach er leidenschaftlich. „Ich will gehen, weil Sie es befehlen! Aber nun sollen Sie erst hören, warum ich gehe! Ich gehe, weil ich Sie liebe! Ich gehe, weil ich Ihren Anblick nicht ertragen kann! Ich gehe, weil ich weiß, daß Sie nicht mein sein können — daß Sie einem andern angehören!"

Langsam waren die Hände von Nataliens Gesicht geglitten und mit entzücktem Ausdruck schauten ihre großen blauen, noch von Thränen feuchten Augen zu Ritter empor.

„Aber das ist ja alles, alles nicht wahr!" rief sie nun. „Wem sollte ich denn anders angehören?"

Eine Secunde starrte Ritter sie an, als könne er dies unerwartete Glück nicht fassen; dann aber riß er die Geliebte jubelnd empor an seine Brust und — der Bund der Herzen war geschlossen.

„Aber bist du denn auch wirklich nicht die Braut Oskar's?" fragte Ritter nach einer Weile, und unter Lachen und Scherzen erzählte ihm Natalie die Scene bei dem Muttergottesbilde, und nun begriffen beide auch, woher Othello seine irrigen Voraussetzungen habe.

„Von Oskar erwartete ich eine Liebeserklärung", sagte sie, „aber er wollte mich nicht; und auch von dir erwartete ich eine und beinahe hättest du mich ebenfalls sitzen lassen."

„O, mein Hut hat mir noch zu meinem Glück verholfen! Ohne ihn wären wir vielleicht in ewigem Mißverständniß geblieben!"

„Heben wir ihn auf zum Andenken!" antwortete Natalie lachend. „Er soll unser neues Wappen sein, das Symbol der Freiheit!"

Durch diese Worte wurde Ritter plötzlich wieder an die ursprüngliche Differenz zwischen ihm und der „Comtesse" gemahnt. Er gab seinen Bedenken Worte. Aber Natalie, in der That keineswegs in aristokratischen Vorurtheilen aufgezogen, unterschätzte vielleicht die, welche bei ihrem Vater noch im Hintergrund schlummern mochten, und suchte Ritter vollständig über diesen Punkt zu beruhigen. „Er hat noch nie Nein gesagt, wo ich Ja gesagt", schloß sie, „er wird, er kann es auch diesmal nicht!"

Dennoch fanden beide es gerathener, wenn Ritter schriftlich bei dem Vater würbe; „denn dann wird der Vater mich rufen lassen", meinte Natalie, „und dann rede ich zuerst mit ihm über die Sache und sage ihm, ich wollte sterben, wenn ich nicht dein sein sollte."

Ritter küßte sie mit inniger Zärtlichkeit und legte im stillen das Gelübde ab, das vertrauensvolle Wesen in seinen Armen nie und nimmer bereuen zu lassen.

Dann riß er sich los, weil der Graf jeden Augenblick kommen konnte, und gelangte diesmal glücklich mit seinem Hut auf die Straße.

Graf Südbergen hatte keinen so kleinen Kampf mit Vorurtheilen, die er theoretisch bereits überwunden hatte, zu kämpfen, als er nun seine Tochter einem Bürgerlichen geben sollte. Die Einwilligung wurde ihm schwer — aber er gab sie. Er hatte seine Tochter ja viel zu lieb, um ihr nicht alles zu opfern, und Ritter war ihr Lebensretter, das stand bei dem Grafen fest. Natalie erinnerte ihn an das Märchen von der kranken Königstochter und was er damals gesagt — „und nun solltest du den Preis zu hoch finden, Vater?"

„Nein, Kind, ich weiß es, im Grunde ist kein Preis zu hoch! Und wenn ich damals gesagt, ich wollte nicht fragen nach Titel und Reich-

sucht sein Gefühl zu beherrschen, es wird ihm aber zu weh, er ruft verzweiflungsvoll) Es ist zu arg! (Geht ab.)

Beate (allein).

Ha, jetzt wird es mir klar, jetzt hab' ich ihn verstanden. Als er kam, umarmte er die Schwester statt meiner. Ihr folgt er, ihr lebt er, sie fesselt ihn. Drei Tage verweilt er nach der furchtbaren Trennung wieder in unsrer Mitte, der Augenblick der ewigen Vereinigung ist da und in jeder Stunde, in jeder Minute fühl' ich, daß er sich weiter, weiter von mir entfernt, als Zeit und Raum uns je geschieden haben! Wenn er sich naht, ist es, als drängte sich etwas zwischen uns. Wenn sein Auge auf mich fällt, fühl' ich in meinem Wesen etwas, das ich nicht erkennen kann — einen Staub, einen Flimmer, einen Duft, ein namenloses Etwas, das mich beschämt, vernichtet, das mich vor mir selbst erröthen macht. Nein, so kann es nicht bleiben, so darf ich nicht die Seine werden. Muth! Muth! Ich frag' ihn, was er fühlt. Ein Mädchen in ihrer einsamen Kammer kann lieben auch ohne Erwiederung: aber ein Weib vorm Altare hat Liebe nur um Liebe! (Sie geht Gustav nach und öffnet die Thür.)

Gustav (tritt ihr entgegen).

Liebe Beate, es ist nicht zwischen uns, wie es sein sollte.

Beate.

— — Du sagst es.

thum, so sei es auch heute gelagt, das »Hochwohlgeboren« macht, bei Gott! nicht allein glücklich!"

Und so ward denn nach Verlauf eines Jahres die Hochzeit gefeiert, nicht, wie im Märchen sage, mit viel Pracht und wenig Freude, sondern sie ward gefeiert, wie das viel besser klingt, mit wenig Pracht und vieler Freude.

Eine folgenschwere Ohrfeige.

Wer hätte denken sollen, daß von dem pfälzischen Fürstenhause, dessen Kurlinie vor Beginn des großen Religionskampfes im 17. Jahrhundert noch ein mehrjähriges Thatenleben für die Sache des Protestantismus zeigte, gar bald fanatische Ketzerverfolgungen ausgehen würden, welche die Evangelischen um ein ganzes Theil ihres Besitzthums gebracht haben! Und doch ist es so. Viel nie hat eine Ueberteilung, im Weinrausche begangen, eine verhängnißvollere Nachwirkung auf ganze Generationen geübt. Eine Ohrfeige, von dem Kurfürsten von Brandenburg an einem Pfalzgrafen in der Hitze des Wortwechsels ausgetheilt, daß ist der kleine, traurige Ausgangspunkt, auf welchen die große Jammergeschichte eines ebenso gewaltsamen als brutalen Protestantismus in dem pfälzischen Lande zurückführt, der mit dem Elend und der Auswanderung Tausende endete.

Herzog Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg war am 25. März 1609 hinderlos gestorben. Seine beiden Schwestern, von denen die eine an den Kurfürsten Johann Sigmund von Brandenburg, die andere an den Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg vermählt war, machten Ansprüche auf die Erbschaft. Auch der Kurfürst von Sachsen trat als Bewerber auf, und so vereinigten sich Brandenburg und Neuburg rasch dahin, einstweilen das Land in Besitz zu nehmen und gemeinsam zu regieren.

Der Kaiser sah in dieser Besitzergreifung vor Feststellung des rechtmäßigen Erben eine Verletzung der Reichsgesetze. Die geistlichen Fürsten am Rhein, die das schöne Herzogthum nur ungern in protestantischen Händen sahen, beeilten sich, diese Auffassung des Kaisers zu unterstützen. Auch Spanien war seiner niederländischen Besitzungen halber den protestantischen Ansprüchen durchaus abgeneigt; dagegen nahm Frankreich für die beiden Protestirenden Partei. Es wäre ohne Zweifel zum Kampfe gekommen, wenn nicht Heinrich IV. Ermordung durch Ravaillac die Lage der Dinge geändert hätte. Der Kaiser willigte ein, daß der Streit auf einem Congreß zu Köln friedlich geschlichtet werde.

Inzwischen wohnten der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm und der Erbprinz von Brandenburg zusammen auf dem Schlosse in Düsseldorf. Jeder der beiden hätte das Land am liebsten allein besessen und so kam es bald zu Reibungen.

Wolfgang Wilhelm warb um die Hand der brandenburgischen Prinzessin Anna und stellte zugleich die Bedingung, daß der Kurfürst seine Erbschaftsrechte auf sie übertrage. Dies schien ein glückliches Auskunftsmittel vom Standpunkt der pfälzischen Politik; aber für Brandenburg, das die Wichtigkeit dieser rheinischen Besitzungen sehr wohl erkannte, lag darin eine Zumuthung. Als nun eines Tags Johann Sigmund nach Düsseldorf kam und Wolfgang seine Anträge in ungestümer Weise erneuerte, entstanden darüber bei der Tafel Michtelligkeiten, und der Kurfürst, der dem Wein stark zugesprochen hatte, ließ sich vom Zorn hinreißen, dem kecken Pfalzgrafen eine Ohrfeige zu geben.

Während verließ dieser den Saal. Nun nun an war es bei ihm beschlossene Sache, die pfälzischen Ansprüche auf andere Weise zu sichern. Bald trafen wir ihn am Hofe Maximilian's I. von Baiern, des Oberhauptes der katholischen Liga. Hier warb er um die Hand der katholischen Prinzessin Magdalene, mit deren Besitz ihm nicht nur die Unterstützung Baierns, sondern auch des Kaisers von Köln, ihres Bruders, Ferdinand's von Steiermark, ihres Schwagers, Spaniens, überhaupt der ganzen katholischen Partei gesichert schien. Nur um hohen Preis wurde seine Werbung angenommen.

Die im Donaugebiet mitten im Baierenland gelegene lutherische Pfalzgrafschaft Neuburg war dem Vorkämpfer der Liga längst ein Dorn im Auge. Wiederholt hatte Maximilian es versucht, Wolfgang's Vater, den schon bejahrten regierenden Pfalzgrafen Ludwig Philipp, der am lutherischen Bekenntniß mit innigster Ueberzeugung festhielt, in seinem Glauben wankend zu machen. Umsonst. Nun aber kam der Sohn desselben Fürsten mit so wohlberechneter Werbung. Maximilian merkte die Absicht und war nichts weniger als verstimmt darüber.

Er nahm den Antrag gnädig auf, bemerkte aber, daß die Religionsverschiedenheit vielleicht Hindernisse veranlassen werde. Der Pfalzgraf entgegnete, des Herzogs Schwester könne in

Düsseldorf, wo der größere Theil der Bürger der katholischen Religion zugethan, in frei und ungehindert ihrer Ueberzeugung leben. Es wäre doch nicht der erste Fall, daß Leute verschiedenen Bekenntnisses einander heiratheten. Ueberdem würde er ja im Umgange mit seiner Gemahlin künftig die beste Gelegenheit haben, die katholische Lehre näher kennen zu lernen. Maximilian erklärte sich damit nicht zufrieden, sondern machte geradezu den Uebertritt des Pfalzgrafen zur Bedingung. In solchem Schritt mochte sich dieser mit Rücksicht auf seinen alten Vater nicht verstehen und reiste von München ab. Doch bald darauf wurden neue Verhandlungen angeknüpft und Wolfgang willigte ein, auf einem Jagdschlosse ganz insgeheim mit Maximilian und einigen Vertrauten sich über die Scheidebriefen zu unterreden. Der gute Pfalzgraf mochte sich für hinlänglich gewaffnet halten; die Jesuiten erzählten sogar, er sei mit der Hoffnung gekommen, das bairische Fürstenhaus bei dieser Gelegenheit zum Lutherthum zu bekehren. Es kam aber umgekehrt. In seine kirchliche Ueberzeugung, die auf mangelhafter Bildung beruhte, machte die Dialektik der Gegner bald einen bedenklichen Riß; zweifelnd ging er schen weg; ein paar jesuitische Bücher, namentlich die Schriften des Canisius, und der eifrige Briefwechsel Maximilian's halfen nach. Auch Scheingründe wiegen schwer, wenn sie, wie hier, beleidigten Stolz, kochendes Rachegefühl und politischen Vortheil zu geheimen Bundesgenossen haben.

Am Ende des Jahres 1612 entdeckte Wolfang mit Verdruß seinem [illegible] das bairische Heirathsproject. Dieser konnte, da eine Verbindung mit Brandenburg unmöglich geworden, die politischen Vortheile desselben nicht verlassen. Die Bedenklichkeiten hinsichtlich der Religionsverschiedenheit wußte der Sohn ihm, und zwar nach dem Vorhergegangenen nicht ohne Ironie, gänzlich aufzureden. In der Schule des Jesuitismus lernt man dergleichen Künste nur allzu schnell: „Die Prinzessin sei zwar katholisch, aber solche Verschiedenheit in der Ehe doch nicht durch Gottes Wort verboten und könne wol, wie der Apostel sage, auch eine ungläubige Frau durch den gläubigen Mann geheiligt werden. Auch sei bei dem trefflichen Verstande des Fräuleins die Hoffnung zu ihrer Bekehrung nicht aufzugeben, und wegen der freien Uebung ihrer Religion und der Erziehung der Kinder würden sich wol billige Bedingungen machen lassen."

So gab denn der alte Pfalzgraf die Erklärung: „für seinen Sohn sei in seiner gegenwärtigen Lage eine günstigere Heirath nicht wohl möglich. Was die Religionsverschiedenheit sei immerhin ein bedenklicher Punkt; die Jesuiten seien am bairischen Hofe ein seltsames, praktisches Volk. Doch könne man vielleicht ein Mittel finden, daß man der Jesuiten entübrigen würde und sonst etwa ein Priester dem Fräulein aufwarte. Auch lasse sich hoffen, daß, wenn Magdalena einmal seines Sohnes Gemahlin, sie selbst zur lutherischen Kirche übertrete. Unter diesen Umständen könne es ja gewiß sein und wolle er die Unterhandlungen mit dem münchner Hofe gestatten."

Während so der Vater gnädig wurde, hatte Maximilian bereits dem Papste von der bevorstehenden Conversion des jungen Pfalzgrafen Meldung gethan und ihn gebeten, deren heimlichen Uebertritt zu gestatten. „Denn wenn der alte Vater nur das Mindeste von der Bekehrung erführe, so würde das ganze Project zunichte werden, und doch sei nichts ersprießlicher für die Förderung des Katholicismus in Deutschland. Die Bekehrung des Pfalzgrafen werde gar Folge haben, daß auch die Klerisch-Zülichschen Staaten bei dem katholischen Glauben blieben, anderenfalls aber von demselben abfallen würden; denn wenn der Brandenburger diese Länder bekäme, so würden die Einwohner gewaltsig werben, seine Religion anzunehmen. Außerdem würden aber dadurch auch im Herzogthum Neuburg die lutherischen Unterthanen wieder zum katholischen Glauben zurückgeführt." „Der Pfalzgraf", heißt es in Maximilian's Schreiben weiter, „ist 34 Jahre alt, ein Mann von Geist, beträchtlichen Ansehen, schöner Gestalt, heranblick, bereits, höflich, hat Gefallsucht und Weltsinnig, spricht auch italienisch; wenn er überwirt, werden sicher zwanzig vornehme Personen ihm folgen."

Am 19. Juli 1613 legte Wolfgang ganz insgeheim das römische Glaubensbekenntniß ab und versprach zugleich schriftlich, auch seine protestantischen Unterthanen, so viel ihm möglich, sich nachzuziehen. Sein Schritt wurde so geheim gehalten, daß nicht einmal die Räthe, die den Heirathsvertrag feststellten, eine Ahnung davon hatten. In diesem Vertrag wurden vielmehr alle Wünsche des lutherischen Vaters scheinbar berücksichtigt. Ludwig Philipp verlangte, daß man die für die Prinzessin (wegen Verwandtschaft im dritten Grade) nöthig scheinende päpstliche Dispensation nur für Baiern und nicht auch für Neuburg einholen möge, welches den Papst nicht anerkenne. „Rechte

gern", erwiderte lächelnd Maximilian. Ebenso verwaltete er, daß die Trauung zu München, um der Messe auszuweichen, gegen Abend stattfinde, daß bei derselben kein Weihwasser gesprengt und überhaupt nichts den Lutheranern Anstößiges gebetet oder gesungen werden solle.

Um so vergnügter reiste der Vater nach München, um der glücklichen Vermählung seines Sohnes beizuwohnen. Er hatte, obwol noch sehr sparsam und haushälterisch, bisanal alles aufgeboten, um mit seinem Sohne in vollem fürstlichen Glanze aufzutreten. Mit einem Gefolge von 381 Personen ritten sie in München ein unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken.

Am 11. November 1613 fand in der Kirche zu Unsern lieben Frauen die Trauung statt. Mit vielen Einladungen und großen Rücksicht auf die protestantische Denkart wurde sie von dem Bischof von Eichstätt vollzogen. Maximilian ließ sogar einen Priester, der während der Handlung sein Rauchfaß zu herausfordernd schwang, bedeuten, doch „bedutsamlicher zu thun". Am Tage nach der Trauung hielt der neuburger Hofprediger Heilbrunner, um diese auch auf lutherische Weise zu heiligen, im Schlosse zu München eine Predigt über den Text: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei." Bälle, Gewerte, Schauspiele, Ringelrennen und andere Ergötzlichkeiten vollendeten die achttägige Feier.

Das Bittere kam nach. Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Neuburg nahmen die Neuvermählten ihren Sitz in Düsseldorf. Natürlich, daß sie von dem in demselben Schlosse residirenden Ehepaaren von Brandenburg nicht eben freundlich empfangen wurden. Die Gesinnungen der Fürsten theilten sich auch den beiderseitigen Dienerschaft mit, die zuweilen unter den Rufen „Vivat Brandenburg!" „Vivat Neuburg!" mit Prügeln aufeinander schlug. Drei Parteien tosten in dem Schlosse die Umwelten. Die reformirt-brandenburgische arbeitete der lutherisch-neuburgischen entgegen und beide waren nicht wenig aufgebracht über den sich geltend machenden baierischen Einfluß, besonders über die mitgebrachten Jesuiten. Die letztern fürchteten, den Pfalzgrafen möchte sein Schritt gereuen, und drängten ihn, sich öffentlich zum Katholicismus zu bekennen, damit die katholischen Mächte um so energischer für ihn einträten.

Als nun zu Anfang des Jahres 1614 die Holländer auf Anrufung Brandenburgs die Festung Jülich belagern und die neuburgischen Truppen vertrieben, glaubte Wolfgang den Zeitpunkt zu einem entscheidenden Akt gekommen. Von Paris und Brüssel waren günstige Nachrichten eingelaufen, Spanien hatte ihm ein Jahrgeld versprochen und seinen General Spinola in den Niederlanden angewiesen, ihn mit Truppen zu unterstützen. So benachrichtigte er sich beim Düsseldorf, verjagte die Brandenburger aus der Stadt, und während der Erbprinz seine Werbung nach Kleve verlegte, trat Wolfgang am 25. Mai 1614 öffentlich in der Kirche zu Düsseldorf über. Der Stiftsdechant Wilhelm Bont legte in einer Predigt die Beweggründe des Pfalzgrafen dar. Darauf hielt der Weihbischof von Köln das feierliche Hochamt und das fürstliche Ehepaar empfing das Abendmahl unter einerlei Gestalt. Nachmittags erhielt Wolfgang die Firmung und wohnte einige Tage nachher den Fronleichnamsprozessionen mit bloßem Haupte und mit einer brennenden Kerze in der Hand bei. Der päpstliche Nuntius überbrachte in Begleitung einiger Kapuziner den Segen des Heiligen Vaters und ermahnte ihn zum treuen Festhalten an der neugewählten Kirche.

Der alte Philipp Ludwig war darüber außer sich; erst wenige Wochen zuvor waren verdächtige Gerüchte zu ihm gedrungen, und er hatte dringende Ermahnungen an den Sohn gerichtet; die so plötzlich erfolgte Katastrophe erfüllte ihn mit dem tiefsten Schmerz. Er erließ heftige Erklärungen an seine Unterthanen und an auswärtige Fürsten; es wurden im Neuburgischen Gebete angestellt für die Erhaltung des Protestantismus; aber ehe noch etwas Entscheidendes geschehen, unterlag der alte Mann dem erschütternden Eindruck; er starb am 12. August 1614.

Dieß Ereigniß machte gewaltiges Aufsehen in der protestantischen Welt. Je mehr man hier über die hinterlistige Täuschung, über die sich der Vater mit Recht beklagte, im höchsten Grade empört war, desto pomphafter priesen der jesuitische Hofprediger Wolfgang's, Jakob Keibing, in einer zu Köln erschienenen Schrift diesen Uebertritt als „einen seltenen Vogel, ein herrliches Beispiel, das viele nach sich ziehen sollte, das ein so treffiicher, ausgezeichneter Fürst, von Jugend auf im Lutherthum erzogen, sich zur katholischen Lehre wende". Damit aber der ernsten Sache die Ironie des Schicksals nicht fehle, sah man sechs Jahre später denselben Jakob Keibing als bekehrten Lutheraner zu Tübingen lehren, und sein Biograph pries auch dies paradirend „als ein herrliches Beispiel,

dem viele folgen sollten, daß ein Jüngling Loyola's sich zum Lutherthum bekehrt habe."

Nach dem Ableben des Vaters trat der verwaiste Sohn die Regierung auch in dem neuburgischen Lande an. Er hatte kurz vor Philipp Ludwig's Tode, aus Furcht, von der Gefahr ausgeschlossen zu werden, das Versprechen gegeben, daß der protestantische Gottesdienst im neuburger Gebiet nicht gestört werden solle. Aber die Absicht auf die spanische und jesuitische Hülfe ließ ihn bald nach dem Grundsatze handeln, daß man Ketzern ein gegebenes Wort zu halten nicht verbunden sei. In Begleitung von zweihundert Reitern und einer Schar Jesuiten zog Wolfgang Wilhelm mit seiner Gemahlin in Neuburg ein. Noch an demselben Abend übergab er die lutherische Pfarrkirche daselbst den Jesuiten. Sogleich begannen diese die Kirche für den römischen Gottesdienst damit einzuweihen, daß sie die Mäuse und die Kanzel mit Kutten peitschten, um den lutherischen Dämon auszutreiben, und darauf die Kirche mit geweihtem Wasser so stark zu sprengen, daß die Spuren davon noch am folgenden Tage sichtbar waren. Es war dieser darauffolgende Tag ein Sonntag, und als die Glocken ertönten, strömte das Volk dahergelaufen zur Kirche, in der Meinung, der bisherige Prediger Heilbrunner werde wie gewöhnlich die Predigt halten. Nach der Hetzerei erschien mit seiner Gemahlin und zwei Jesuiten in der Kirche. Auf seinen Befehl hatte sich eine Reiterschar vor dem Eingange aufgestellt, um der Weigerungsfrage den gehörigen Nachdruck zu geben. Nun mußte Heilbrunner auf des Herzogs Befehl die Kirche verlassen. Ihm folgte die ganze verdammte Gemeinde. Nur das fürstliche Ehepaar und das katholische Hofgesinde war zurückgeblieben und wohnte dem von den Jesuiten abgehaltenen feierlichen Hochamte bei. Heilbrunner hatte sich mit der nachfolgenden Gemeinde in ein Gemach des Schlosses zurückgezogen, wo er vor Wolfgang's Mutter, der verwitweten Pfalzgräfin, Gottesdienst hielt. Tief ergriffen waren er und seine Zuhörer.

Nach der Predigt begab sich die verwitwete Mutter mit ihren beiden jungen Söhnen und den ersten geistlichen und weltlichen Beamten zu Wolfgang und erinnerte ihn an sein gegebenes Versprechen, an das Testament seines Vaters, an die verletzten Gewissensrechte seiner Unterthanen, an den tiefen Schmerz, den er ihrem Mutterherzen bereite. Der Pfalzgraf blieb unerbittlich; ja als sein alter lebter Heuchlim ihn beschwur, von solchen gewaltsamen Maßregeln abzustehen, versprotete er ihn und ging. In dem Volke aber gährte eine allgemeine Empörung. Wolfgang mußte sich durch bewaffnete Macht vor etwaigen Auftritten sicherstellen. Vierundzwanzig schwere Reiter hielten Wache vor seinem Gemach, und selbst wenn er sich zu den Freuden des Mahls begeben wollte, ging ihm gepanzte Rotte derselben vor jedem Uebersall. Bald darauf wurden sämmtliche Kirchen und Schulen des Landes den Jesuiten übergeben, das Fleischessen an Festtagen in Wirthshäusern und bei öffentlichen Gastmahlen polizeilich untersagt und der evangelische Gottesdienst förmlich unterdrückt. Gewalt ging vor Recht. Was konnte man damals dem Volke nicht alles bieten!

Der Krieg zwischen Neuburg und Brandenburg dauerte noch zehn Jahre lang, wurde aber nur von ihren Hülfsmächten, den Spaniern und Holländern, geführt, welche die niederrheinischen Länder auf jammervolle Weise verwüsteten. Endlich gebot die Noth den Frieden. Im Jahre 1624 verglichen sich die beiden Prätendenten. Brandenburg erhielt das Herzogthum Kleve nebst der Grafschaft Ravensberg, Pfalz-Neuburg dagegen das Fürstenthum Jülich und Berg nebst der Grafschaft Ravenstein.

Mag Wolfgang Wilhelm voll tödlichen Hasses gegen das protestantische Brandenburg in seinem neuburger Gebiet begannen, das setzten dann später seine Nachkommen in noch größerem Maßstabe auch in der Rheinpfalz mit gleicher Brutalität fort. An wenigen Stellen der deutschen Erde hat Fremdherrschaft und fremdes Barbarei, der Druck der Fürsten und ihrer Gräthe, das Schleichen der Priester und ihrer Gesellen tiefer in das Mark des Volks und des Landes eingewühlt als hier. Das Paradies des deutschen Landes hat mehr Epochen der Oede und der Zerstörung gesehen als der Pfalz! Seit der Reformation hatte hier das Lutherthum und der Calvinismus um die Herrschaft gekämpft; niemal innerhalb dreißig Jahren mußte je nach der Laune einer lutherisch oder reformirt gesinnten Fürsten auch das Land die Confession wechseln. Nach dem Dreißigjährigen Krieg kam zu den Verwüstungen Turenne's, zu den Mordbrennereien Melac's auch noch die Regierung der fanatischen Söhne und Enkel Wolfgang Wilhelm's. Im Jahre 1685 erbte der Neuburger Philipp Wilhelm auch die Rheinpfalz und alsbald begannen die unsäglichsten Religionsverfolgungen. Durch einen in den Ryswiker Friedenstractat listig ein-

geschmuggelten Briefe wurden 1722 protestantische Orte ihrer Kirchen und Geistlichen beraubt und dem Katholizismus gewaltsam in die Arme getrieben. Darauf erfolgte die Massenauswanderung von 30000 Pfälzern nach Amerika. Lange Zeit hatte den Namen „Pfälzer" mit deutschen Auswanderern gleiche Bedeutung. Als klassische Leute kamen sie über das Weltmeer; weil sie ihre Passage nicht bezahlen konnten, wurden sie verkauft, gründeten aber, nachdem sie ihre Dienstzeit aufgehalten, ihre eigene Wirtschaft und die Früchte ihrer Arbeit wurden sichtlich gesegnet. Die Nachkommen dieser armen deutschen „Redemptionisten" sind jetzt die Inhaber herrlicher Landstriche, die der sich ganz deutschen Staat Pennsylvanien schmücken; auch ihren Mann wählten sie der Gouverneur, die Senatoren und Repräsentanten eines Staats, der an Macht und Reichthum mit manchem Königreich wetteifert. Der berühmte Arzt in Neuyork, einst der reichste Mann Amerikas, der Gründer Astorias am Stillen Meer, der große Pelzhändler, früher deutscher Kürschnergesell, war einer der pfälzischen Pfälzer, Sohn eines Bauernhauses aus Waldorf bei Heidelberg.

In der Heimat dauerten die Bedrückungen fort bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts. Nur Katholiken konnten in der Pfalz ein öffentliches Amt erhalten. Die wurde der fromme Katholik Bürgermeister seiner Gemeinde, blos weil er der römischen Kirche angehörte. Kinder aus gemischten Ehen mußten bei Strafe der Landesverweisung noch unter Karl Theodor katholisch werden. Selbst Delinquenten konnten, wenn sie abtreten wollten, Strafminderungen bis zur Hälfte erlangen. Es stieg von 1685 bis Ende des 18. Jahrhunderts unter vier Regenten die Zahl der Katholiken in der Pfalz von wenigen Hundert bis auf 80000.

Erst mit Maximilian Joseph (1799) kamen bessere Zeiten. Allgemeine Duldung, die schönste Zierde unsers modernen Staatslebens, wurde auch in der Pfalz den verschiedenen Bekenntnissen gewährt und die verhängnißvollen Nachwirkungen jener folgenschweren Ehrfeige hörten endlich auf.

Alle diejenigen aber, welche in unsern Tagen den Religionshaß wieder aufs neue nähren möchten, sie sollten an dem Erzählten sich ein warnendes Beispiel nehmen! Die Verschiedenheit der religiösen Ansichten ist nun einmal in Deutschland vorhanden und kann nicht beseitigt werden; aber wehe dem, der es hindert, daß wir, welcher Confession wir auch angehören, als ein einig Volk von Brüdern uns betrachten!

Georg Hesekiel.

Zur Geschichte der Freimaurerei.

Eine Skizze von Dr. Hugo Hermann.

II.

Der Zeit des Elan sollte aber zugleich der Keim eines neuen und höhern Lebens zu Theil tragen.

Wir haben nämlich in dem Anderson'schen Constitutionsbuche*) von 1738, das als der erste, einzige und wirklich authentische Bericht über die Entstehung und Gestaltung der heutigen Freimaurerbund angesehen ist, folgendes erzählt: König Georg I. hielt am 20. September 1714 einen prachtvollen Einzug in London, und nachdem die Rebellion im Jahre 1716 gedämpft war, so erachteten es die wenigen Logen in London, welche sich von dem damals vorherrschenden Eifer für Gleichheit Aller hatten verunglimpfen lassen, als an der Zeit, sich unter einem einzigen Großmeister als Mittelpunkt der Vereinigung näher anzuschließen zu können. Die Logen, welche (im Februar 1717) zusammentraten, waren nebst die Loge zu St. Paul im Wirthshause „Zur Gans" und „Zum Kopf", ferner die im Wirthshause „Zur Krone", drittens die im Weinhause „Zum Apfelbaum" und viertens die im Weinhause „Zum Mörser" und „Zu den Trauben". Diese und einige alte Brüder versammelten sich im Sitz der Loge „Zum Apfelbaum" (in der Charlestraße in Covent-garden), und nachdem sie den ältesten Meister-Maurer auf den Stuhl gesetzt, erklärten sie sich zu einer Großloge in gehöriger Form, stellen die vierteljährigen Versammlungen der Logenbeamten wieder ins Leben, beschlossen die vierteljährliche Versammlung und das Fest zu feiern und alsdann aus ihrer Mitte einen Großmeister zu wählen, bis daß sie die Ehre hatten würden, einen adelichen Bruder an ihre Spitze stellen zu können. Diesem Beschlusse gemäß ward am 24. Juni, am Tage Johannis des Täufers, im dritten Jahre der Regierung Georg's I., die jährliche Versammlung und das Fest der freien und angenommenen „Maurer in dem auf dem

*) Das Constitutionsbuch heißt das Anderson'sche, weil es von Jakob Anderson, einem londoner englischen Prediger, aufgearbeitet worden ist. Es ist noch das beste gültig und die Basis der maurerischen Systeme aller Länder. Zum Verzeichniß von späteren Verordnungen wird es gewöhnlich die „Alten Pflichten" (Old Charges) genannt.

Es „Baulichkeiten gelegenen Versammlungsorte „Zur Sonne" und „Zum Rad" gehalten. Bei dem Mahl schlug der Meister Maurer ein Verzeichnis geeigneter Kandidaten vor und die Brüder ernannten mittels der Mehrzahl der aufgehobenen Hände den Herrn Anton Sauer, Gerichtsmaurermeister, zum Großmeister der Maurer, welcher sogleich mit dem Zeichen des Hammers und der Bemalt von dem belagten Sitzen Besitz nahm und installiert und von der Versammlung, die ihm ihre Huldigung darbrachte, begrüßt wurde.

Wenn sich voraus ergibt, daß viele im Jahre 1717 gegründete Grossloge zur einer Vereinigung und Wiederbelebung der alten verfallenen Bauhütten war, so voraussetzt doch bald die neuen Elemente, die durch den immer zahlreicheren geschichtlichen Beitritt freier und geübterer Männer und allen Ständen in den Bund eingeführt wurden, die Fortmaurerei von der eigentlichen Baukunst und der handwerksmäßigen Maurerei. Forderungen neuer Art erwachten und verwiesen die Fortmaurerei auf das höhere Gebiet der menschlichen Intellekt. Es war zeit dazu, wenn sie bestehen und mit bestehen wollte. Diese Umwandlung der Bauhütte in eine alle höheren edlen menschlichen Zwecke umfassende Verbindung entspricht völlig dem Bestreben der durch die Aufklärungen hindurch Religionsübungen mit einem sieben Sinn — nach Duldung und Nächstenliebe und einer sogenannten natürlichen Religion erfüllten Zeit.

Die alten Grundlage der Bruderliebe, Treue und Verschwiegenheit wurden weder beseitigt, die alten Gesetze theils beibehalten, theils verbessert und vermehrt und mit bewundernswürdiger Sinnigkeit und sorglamer Schonung die traditionellen Worte, Zeichen und Formen, die, gemüthswarm und phantasievoll, schon Jahrhunderte hindurch ihren Zauber erprobt hatten, in einem höhern Sinne umgedeutet und geistig gefaßt.

„Nicht ein äußerer, sichtbarer Tempel sollte fortan gebaut werden, sondern ein innerer, unsichtbarer. Nicht Holz, nicht Steine, nicht Erz und Mörtel und andere vergängliche Mittel und Stoffe, sondern das Leben und die menschliche Seele sollten fortan der Baustoff der königlichen Kunst sein" (Hermes, a. a. O., S. 213). Das aufzuführende Gebäude sollte gleich dem der Weltmaurer auf den gemeinsamen Lagen der menschlichen Gesellschaft bereitet werden; die Bearbeitung des Baubehelfenen sollte sich in Selbstbesinnung, Selbstabschleifen und Selbstbearbeitung, wie überhaupt in allen möglichen Tugenden offenbaren. Hierzu wurde aber menschliche Freiheit als Bedingung nöthig erachtet, weil nur Freiheit von gutem wollen, leidenschaften und Vorurtheilen für höhere Ausbildung empfänglich macht und ihren Fortgang begünstigt. „Ein Maurer", heißt es in den „Alten Pflichten", ist durch seinen Beruf verbunden, den Sittengesetz zu gehorchen; und wenn er die Kunst recht versteht, so wird er weder ein stumpfsinniger Gottesleugner noch ein irreligiöser Schwärmer sein. Obwol nun die Maurer in allen Zeiten in jedem Lande verpflichtet wurden, von der Religion dieser Landes oder Distrikt Partei zu sein, welche es immer sein möchte, so wird es doch jetzt für dienlicher erachtet, sie allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menschen übereinkommen, ihre besonderen Meinungen aber ihnen selbst zu überlassen, d. h. gute und treue Männer zu sein oder Männer von Ehre und Rechtschaffenheit, durch was immer für Benennungen und Uebergangungen sie unterschieden sein mögen. Hierdurch wird die Maurerei der Mittelpunkt der Vereinigung und das Mittel, treue Freundschaft unter Menschen zu stiften, welche ausserdem in beständiger Entfernung hätten bleiben müssen."

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Die heilige Sage und die Wissenschaft.

In seiner drastenswerthen Schrift über „Schwarz, Strauß, Renan" sagt Friedrich von Raumer gegen den Schluß hin: „Werden alle Parteien gewaltig, will keine lebendig als Hemmschuh wirken, keine aber will in die Zukunft hinein Rad schlagen, so kann ein erstarrender Fortschritt nicht ausbleiben." Wenn hier eine Hoffnung war, so ist sie bitter getäuscht worden. Wie die fatholische Geistlichkeit, der Papst voran sich gegen Renan's Buch „Vie de Jesus" in einer Weise ausgesprochen, wie an die Dunnflüche früherer Jahrhunderte erinnert und darum im jetzigen unwillkürlich den Fluch der Lächerlichkeit nach sich zieht, so erhebt sich in Baden ein Sturm der Zeloten gegen die Dr. Daniel Schenkel's „Das Charakterbild Jesu". In einer breiten, gutausgestatteten und billigen Auflage liegt uns das Werk (Wiesbaden, Kreidel, 1864) vor. Zwischen Renan und Strauß nimmt Schenkel eine Mittelstellung ein, er ist gleichweit von der starren Kritik des einen wie von den nicht wenig phantastisch gefärbten Anschauungen des andern entfernt; seine Auffassung Jesu kommt weit der in gebildeten Laienkreisen herrschenden am nächsten. Je-

dem die heidnischen Heroen ihre verschollenen, unbemannten Ehe, soweit es von ihnen erfolgt, die ganz gewöhnlich protestantische Weise, es bleibt nun einmal wieder, gestalten der orthodoxen Theologie und der Buchstabenkraft gibt es keinen Frieden.

Die Zahl derer, die auch an der objectiven Göttlichkeit Christi festhalten, ist eine verschwindende Minderheit. Die Jugendgeschichte Christi wird eben als ein fantastisches Märchen betrachtet. Schaarenweise, und ein ganz feiner Schacht ist Mangel der religiösen Gesinnung von Christenthum in der gegenwärtigen Auffassung von dem Wesen seines Stifters. Junge heran und eine verschiedene Kirche gab sagt es, trennten sich die Gebildeten Deutschlands in zwei Hauptrichtungen, von denen eine durch die andere, deutlich war allmählich, aber immer unwiderstehlicher, erwuchs war. Die streng jahrhundertliche Richtung betrachtete Jesus als einen blossen Menschen, einen hoch zu verehrenden Meister, der bei Jahrhunderte, bei dem allerhumanste Gesetz verkündet und gestorben, die priesterliche Weise ganz erfüllt und vermehrbar hatte. Die breitherzlich sche Richtung erhebte in ihm dagegen eine mit göttlicher Kraft und Würde ausgerüstete Person, welche drei und 4. Jahrhunderte von höchsten Gott und Schöpfer der Welt auch noch verherrlichet gebracht wurde, mangeln im Verlauf der weiteren Entwicklungen die Uebergänge liegen, sich beiseite mit „göttlichen Gott und Schöpfer der Welt auszusammen gleichen Wesens" sind weiter und höchster Gott, und doch ihre reelleren Menschheit sein Hinderniss für sie ist, um alle Eigenschaften des wahren Gottheit in sich zu vereinigen. Erst der Reformation hat auch diese Gemeinschaft der Kirche auch das Ansehen des Katholischen Christus nur ein hervorragender, vorzüglich von Gott auserwählter Mensch gewesen, allmählich unter den Gebildeten die Oberhand gewonnen; es widerstreitet nicht nur der modernen Vernunft, sondern auch, was vielleicht noch greifbarer, der modernen Empfindung. Menschliches und Göttliches inemander zu mischen. „Ein Gott, der sich selbst beschränkt, ist ein Gott, der aufhört, Gott zu sein; denn zu dem Wesen Gottes gehört vor allem, dass er unbeschränkt ist." Wer nur je über das Wesen der Gottheit nachgedacht, wird diesen Satz Schenkel's unterschreiben.

Die Quellen der Geschichte Jesu sind soll ausschließlich in den Evangelien zu suchen; die Erwähnungen, die bei Talmud, Philo und Josephus von Christus thun, gestatten in ihrer Kürze und Unbestimmtheit uns keinen tieferen Einblick in diese so durchaus eigengeartete Persönlichkeit. So wird jede Lebensbeschreibung, selbst nur ein „Charakterbild" Jesu, mit einer Kritik der Evangelien beginnen. Das diese Schriften den Zeitgenossen des Erlösers verfasst, das sie vom Heiligen Geist diktirt worden seien, sind theologische Behauptungen, mit denen die Wissenschaft nichts zu schaffen hat. Auch jener „Urevangelium" aus dem Matthäus, Marcus, Lucas ihre Erzählungen geschöpft haben sollen, wird Schenkel nur der Zersetzung Jerusalems gefördert worden sein; es müsste schon eine Art christlicher Gemeinde bestehen, ehe die Lebensbeschreibung nach einer christlichen Auffassung der Thaten des Herrn herausschälte. In den Evangelien wollte darum ebensowenig der Geist der Gemeinde wie der Meister, die Lebensbeschreibung des Erlösers sein. Am objectivsten erscheint das spärliche, am subjectivsten das vierte Evangelium. Neben wie Schenkel stimmen in ihren Resultaten über viele irrigen, bald Jahrhundertevangelium, überein, sie erkennen darin einer Idealisirung der Christlichen Gemeinde. Jesus war nicht an den einzelnen Partien seiner Lebensbeschreibung, sie, wie der vierte Evangelist ihn schildert, aber es muss sie in der Luft und auf der Höhe irgend Mindestens, es muss nicht immer so in Wirklichkeit aber es muss doch so in Gedanken." Am Lukas offenbart die einfache, schmucklose Darstellung des Mannes den Christlichen Christ. Ihr ist im allgemeinen Schenkel gefolgt. Die Taufe, welche die Kindheit Jesu umhüllen, übergeht er stillschweigend, er hat es nur mit dem Menschen, nicht mit dem „Gottmenschen" zu thun. Sehr einfleischlich und einschlicht ist das Werden und Wachsen des auserlesenen Menschenkind in der Taufe des Erlösers geschildert, die Entscheidungen, die über den ganzen Gang des neuen Reiches, die er durchzukämpfen hatte. Den Gesamtverlauf der Thätigkeit Christi sucht und findet Schenkel in Galiläa, er hat den nur einmal, und seinem Unterganges Jesus in Judäa verweilen. Die innerliche Entwicklung Christi in den verschiedenen Phasen seines Lebens hat Schenkel meisterhaft und mit einer gewissen übergangenen Wahrheit dargestellt, der Idealmensch Christi tritt und als ein erhabener Vorbild im Thun wie im Leiden aus der Schilderung entgegen. Aber die Klippen einer lebenskräftigen des Erlösers scheinen weniger in der Darstellung der inneren Vorgänge als in jener der äußerlichen Begebenheiten, der Wunder und der Auferstehung zu liegen, darüber hat man jetzt ein besonderes Empfinden, und es ist die Frage, ob die etwas nüchterne Auffassung Schenkel's ihm entspricht, dies muss der Leser bei sich selbst entscheiden. Unsere Meinung nach kann man das Geheimniss des Herrn — mit meinen nicht seine „Gottähnlichkeit" trennen die unwiderstehliche und unbestreitbare Wirkung, die seine Persönlichkeit ausgeübt — weder mit dem Verstand noch mit dem Gemüth allein ganz auffassen; es ist in dieser Erscheinung wie in jeder weltgeschichtlichen ein dunkles, widerspruchsvolles Etwas, das wir in gewissen Momenten ahnen, das sich aber der Erklärung entzieht. Schenkel löst den Erlöser zu klar, zu begreiflich, zu modern, und erscheint die Gestalt Christi um einen Len poetischer zugleich und wirklicher

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Das Kaiserreich Mexico.

In Europa schreibt „der Weltverkehr" das ganze 19. Jahrhundert durch geschrieben, es ist deutlich, daß der Verkehr auf der Ausgleichungsbahn über den Ozean hinüber schließlich Großes bedeuten wird, aber wie wenig Thaten sind uns hier, und wie die Verbindung der Völker und Kontinente zwischen Europa und Amerika durch Dampfschiffe und Telegraphen, ist noch eine offene Frage, wie sie sich in Zukunft gestalten wird. Wenn in der auch der Kaiser Maximilian in seinen Hoffnungen erwachte. Wenn Deutschland in wenigen Jahren am Ganges Herzog werden wird, so wird es doch auch am Rhein Kämpfe geben. Die Union Amerika's vom Golf bis zum Eismeer, wie wird sie sich noch gestalten? Wer will es wissen?

Der verschiedene große Übersichten Europäischen Amerika's Kontinente und seinen Kaiserreich, und zwischen Europa und Amerika liegt ein ungeheurer Ozean, der Mensch kann ihn überfliegen. Der Mensch kann ihn durchschiffen, und in Zukunft wird es noch mehr geschehen, als es bis jetzt geschehen ist. Die Brandschatzen sind die Grenzen, die Kanäle, die Meere, beherrschen die Nationen, und diese Gegenstände mit einem aufgeschlossenen, und auch diesen Standpunkt der Verkehrt erhalten die Mexikaner, in colonisiren. Es war ein unverbrüchlicher Verhängnis, daß ein Volk, welches sein eigenes Land nicht zu cultiviren vermochte, zur Herrschaft über die Hälfte eines fremden Erdtheils berufen wurde. Während die Engländer und Holländer, die in Nordamerika einwanderten, erhaltungsvoll mit allen Mitteln ihrer Energie und der Kraft die Indianerstämme verfolgten und ausrotteten, lieben die Spanier in ihrer Freundlichkeit die Indianer sich sich erhalten. Die Ehen, die in den spanischen Colonien niemals eine gesetzliche Form angenommen, die sie in den Vereinigten Staaten der ehemaligen Union heilig. Die Mischung vereinigte die eingeborenen Spanier, die Europäer, mit dem Indianer, dem Mulatten, dem Neger. Abneigung gegen das Mutterland, gegen die von Europa herübergelandeten Emporkömmlinge, Soldaten, Juristen haben Mexico wie die übrigen Provinzen Spanien

rissen in Amerika von ihrer Knechtschaft befreit. Nicht ganz Mexico hat Unabhängigkeit, aber der unbeherrschte Theil ist immer, von einer kommenden Theilung kann nicht die Rede sein, schon das Gleichgewicht der Interessen ist nicht auf ein so freiheitliches Fundament gegründet, und verschiedene Bestrebungen, Gegensätze, Hemmungen, Hindernisse, die sich in Europa nicht vorfinden, sind in Mexico vorhanden. Ein Land, das von den Küstenländern, durch so hohe Gebirgsmassen getrennt ist, daß es nur schwierig zu erreichen ist, das in seinen Hochebenen alle Temperaturen hat, die von der Tropenhitze bis zu der Kälte des ewigen Schnees reichen, das in seinen Küstenländern Fieberluft hat, das in seinen Hochebenen Gesundheit und Leben genießt

machen. Leider ich auf den Hochdeutschen Mittelmeer, die ein schmerzlich und gefährlichen Klima auf die Dauer doch die Natur hielten, den Deutsche nicht eher von Dauernden gründen Männer, einen eigenen deutschen Kirchen, auch in Brasilien? Dann Klöster wären doch nicht neue Nach- ander eigen Einrichtungen in den Kolonialstaaten, den Deutschen zu helfen haben, ich muss sich gegen wirken, ich es tüchtigen entgegenten, zu bremsen und selbst- halten wenn nicht. Auch ich sich vermeidet sich kein eine grösse Mensch zur Hilfe der Bildung und Gesinnung und seine Nationen zu einem Kulturvolk.

Auf dem Mittelländischen Meere.

Aus dem Tagebuch eines Seefahrers der Kaiserlichen Kriegsmarine.

I.

Th. S. — Die Kanonenboote waren die Mittelmeerstation und hochbeinig gewesen; auch hier und da die mangelnde Gabbar und namentlich Wasserungel waren die Hauptursachen, warum den Kanonenboote nur zwei Jahren und verschwinden zu grossen Bedauern auf die Kiele zu schreiben und Schiffe und schöne Schwestern, den wie in nördlicher Richtung zurück- legten, weder von weiter der Gabbar und einen Ge- schwindigkeiten. Und ist ausdrücklich Schuss, im grossen Schiffe, Schuss und Kanonenboote Kanonenboote Schuss, Schuss von der Kanonenboote zurück von uns die auf Kiele Schuss- und Kanonenboote der Regen entdeckten den verschiedenen Kanonenboote Kriegs- und Kanonenboote und Schuss zu Kanonenboote Kanonenboote auf dem gemeinsamen Boden sich liegen. Wir Kanonenboote verschwanden die langen Kolonien, die langen Kanonen, die langen deutschen Mittelmeer und die langen deutschen Kanonen.

Unser Schiff Kanonenboote Kanonenboote Kanonenboote märsche auf guten Schauffen, und wir waren am Ziel. Als wir den letzten Höhepunkt erreichten, der und bisher den Blick auf das blaue Mittelländische Meer verspert hatte, ertönte das Signal „Halt“ von der Kommandobrücke und wurde, wie immer, mit Freuden- rufen begrüßt. Schnell waren die Gewehre zusammengetragen, die schweren Tornister niedergelegt und in schneller Zeit, als ich es hier schreibe, lagen 1500 Soldaten der Kanonenbrigaden auf dem von der Sonne verbrannten und mit spärlichen Steinen und Kiesen durchsäeten Boden ausgestreckt, um sich durch eine halbstündige Rast für die letzte Stunde des Marsches zu stärken und zu kräftigen.

Ich hatte meinen Platz so gewählt, daß ich mein Auge ebenso leicht über einen großen Theil der tief zurückgelegten Lagermassen streifen lassen konnte, wie ich Rhinopneumatic. Stets und zu weite vor mir ausgebreitete Meeresfläche zu überziehen vermochte. Und eine Fläche war es in Wahrheit, nicht einmal ein leichtes Kräuseln des Wasserspiegels — so ruhig, so ganz lag das Meer vor uns da. Morgen, ja vielleicht heute Abend noch sollten wir auf ihm dahin dampfen, einer unbekannten Bestimmung entgegen, über die man sich schon bedeutend die Köpfe zer-

brochen hatte und die doch in der That sehr einfach war.

Es war im Sommer 1856, kurz nach Unterzeichnung des Pariser Friedens, bei dem unserer Herr König von Preußen gewaltig hatte. England benutzte Gelegenheit zum Transport nach der Krim zu Hilfe an. Als diese wieder Ruhe gemacht worden. Die Besatzungen war wieder den ersten europäischen Kriegen, welche auf russischen Boden landeten, und sind der ersten Kampf über der Russische. Diese waren Mann stark war für im Jahre 1854 in Baltisport gelandet. 12000 Russen waren für in den zwei Jahren niedergeschlagen und 6000 Mann Schweden zurück. Wie das Lager und Regiment von Kriegs- Gesundheit so wurde sich möglich (und Kanonenboote Boden) zu bringen, hatte man es mit nach Baltic auf der Insel Korfu, dann nach Varna in der Provinz Konstantinopel (Bosporus) verlegt, und war im Begriff, es nunmehr nach seiner ursprünglichen Bestimmung, der Krim Gott bei Kanonenboote Kanonenboote Kanonenboote, gottgefälligerweise, weshalb die Kanonenboote Kanonenboote Kanonenboote

Guſtav.

Gieb mir die Hand, Beate! Ich weiß, Dich nimmt die Sorge für einen großen Haushalt in Anſpruch. Sie iſt nicht anziehend, dieſe Sphäre. Vergieb, wenn ich mich in ſie nicht ſo ſchnell hineinleben kann.

Beate.

Möge ſie Dir dann auch ewig fremd bleiben.

Guſtav.

Dein Auge blickt ſo düſter, Dein Herz iſt ſo beklemmen. Warum läßt Du mich nicht die Wonnen des Umgangs finden, nach denen ich mich fünf Jahre in Sehnſucht verzehrt habe?

Beate.

Du ſuchſt ſie nicht bei mir, Du ſuchſt ſie bei der Schweſter.

Guſtav.

Bei der Schweſter? Beate! Willſt Du mein Herz bezweifeln?

Beate (wendet ſich ab).

Ich muß es.

Guſtav.

Bei der Schweſter? Beate, iſt es nicht mehr, wie damals, als Du mit ſchüchternem Erröthen Deine Hand in der meinen ruhen ließeſt und es zum erſten Male duldeteſt, daß ſie vom Kuß meiner bebenden Lippen berührt wurde? Beate, als ich mich verzweifelnd aus Deinem Arm geriſſen hatte, die Vaterſtadt, die Heimath,

Deutsche Städte.

Ulm.

2. Die Baukünstlerschule.

(Schluß.)

Da ist denn zunächst ehrenden Anblick geschickteren Lehrlein hilfen die Baukunst zu dem Interesse und Schwunge zu erheben, der zum Gedeihen der Bauhandwerke durchaus nothwendig ist. Hier sind in 23 Hauptgruppen die einzelnen Bauconstructionsarten auf eine künstlerische Weise zu einem Ganzen verbunden, und verbunden mit den nöthigen Bildern gezeichnet, und es möchte nur wenige Bilder geben, in denen die große Schwierigkeit in vielen aneinanderstoßenden Mauerdurchschnitten, ohne den Hauptzweck des Ganzen zu stören, so glücklich und übersichtlich gelöst sind, als in vielen Blättern. Auf den meisten Bildern sieht der Künstler ganz im Hintergrunde mit Pinsel und Farbentopf an und sieht und vor dem und in unsere nächsten nächsten Gruppen auf die ganze Baugeschichte des Tages, die es dem Hauptbilde auf dem Mittelblatt bei „Einsegnung", auf dem dritten Bilde aber durch die Maschine zur Verfügung und Verwendung setzen in die Hände zubringt bis zur Dachgesellen. Was ist es? Kinder, daß ich am Geschenke der beiden Bilder hat das Bauhandwerksleben Schwierigkeit, von dem auf Meisterin 8 höheren Bildern stehen, am besten sich, wie dem Lern vom wenigen anschaulicher Weise vorbereitet. In dem Kinder und Zeichnungen schon war auch in dem Gemeinde zwischen den Bildern am meisten und den sieben Standen Mauer von Meisterin, welche sich in München befindet, in den Meistern also mit der meisterhaften in Ost ausgeführten ersten Bauklassen in der Königlichen Akademie zu Essen übereinstimmen. Nicht spricht so sehr für die große Meisterschaft des Künstlers als die weichen Umrisse und jener zarte Mittelton im Fleisch — beide Eigenthümlichkeiten, die unter allen Meistern und der von Dietrichen Schule nur dem genialen Menzing in tiefer Vereinigung eigenthümlich sind. Fleisch ist das Weh in Verhältnis und Proportion überall nicht ganz frei von Mängeln, aber man muß bedenken, daß das Werk jener Zeit angehört — am Rande des Bildes bemerkt sich die Jahrszahl 1491 — wo die Kunst erst am Aufstehen begriffen war, und solche Fehler übersehen, vorzüglich aber hier, wo eine ungemeinliche Einfachheit die gute Absicht überall kundgibt, das Colorit ist durchgängig warm, in einzelnen Theilen sogar altitalienisch, die Richtung überhaupt charakteristisch und zweifelsohne der Zeit des großen Meisters entnommen.

Ein anderes Kunstwerk in dem altertümlichen Dom ist eine ausgezeichnet schön gravirte und feierne Metallplatte niederländischer Arbeit. Sie befindet sich in einer Kapelle hinter dem Altar, als Grabdeckel eines Bischofs. Die Kapelle ist für gewöhnlich verschlossen, doch hat man wohl, sich dieselbe von dem Küster öffnen zu lassen, man sieht Schönheit tiefer

Art nicht recht entdecken. Ehemaligen Meisters sieht sind sonnen bisselig aus, viele haben aber schon einen schönen künstlerischen Werth. Auf vielen Grabsteinen Gothischen Charakters ist in der Regel die Arbeit sehr gelungen. Die sind ganz wie Kupferstiche behandelt und gehören auch in der That zu den trefflichsten Leistungen in dieser Kunst. Einmal sind bekannt, daß in Nürnberg Künstler lebhaft war von solcher Metallplatten vorhanden sind, in der Schwarzkünstlerischen Einrichtung des Alls, die breite in der Künstlerschule zu Frankfurt und die zweite in Dom zu Fulda. Diese letztere Arbeit stammt aus der Zeit des 14. Jahrhunderts. In den von Eisen der Platte schließt man die Bildnisse der vier Evangelisten, in der Mitte des Grabmonuments Engel mit den Zeichen der Marterwerkzeuge, an dem Kreuz zu den Füßen des Bischofs nimmt man Jünglinge und Jungfrauen wahr, die in weltlicher Tracht betrauern sind; zwischen diesen Figuren sind Gräber gewisse Inschriftlinien, der sich schwer nicht näher bezeichnen lassen. Die Arbeiten geschehen gewiss nicht, sondern wahrscheinlich zum Zeichen der Unterscheidung der Welt, gekleidet Drachen mit Flügeln tragen, stehen in einer geschweiften, reich gruppierten Nischen in welchen Schlösser Thron. Die vier Evangelisten sind in ihren gewöhnlichen Thierzeichen, schwebt mit Pergamenten und Büchern und Spruchbänder, welche aber noch eben der heiligen Bedeutung Johannes des Täufers, Matthäus und andere Kirchenväter. Ueber einem gewissen Kampf der Cherubim in dem Gewölbe, wo die Inschrift anfängt. Die Stellungen ist ungemein ansprechend, die Gliederungen und Sicherheit der Zeichnung in Anordnung und Ausführung verrath den Meister, der seiner Zeit weit voraus war.

Noch sind erwähnenswürdig: eine vortrefflich gearbeitete eherne Lampe hinter dem Chor; neben derselben links ein schönes Marmorbild, der Sage nach von einem Töpfergesellen im Wettstreit mit einem andern verfertigt; die trefflichen Bilder in dem Vorraum der Kirche neben der Thür, die nach dem Kreuzhaus führt; das Weihgefäß unter der Kanzel, das aus lauter Knoten besteht, und der Knoten in einem Knoten hängend hat; ausgezeichnet ist die Inschrift darüber; das lebensgroße Crucifix des Bischofs Backbald vor dem Altar; der Grabstein des Domherrn Rabanbud, an einer Kniee erkennbar, die Todtenhand, die über und unterer andere Eingeschrieben.

Die beiden Wandgemälde neben der Orgel, auf denen man einen gekrönten Hirsch und einen Jäger mit der Armbrust im Anschlag erblickt, beziehen sich auf die Legende, daß Heinrich der Löwe an dieser Stelle einen mit einem kostbaren Halsband geschmückten Hirsch erlegt, und diesen Orts es im Verein mit dem Bischof Gerold die Domkirche erbaute. Unter den Bildern wird in lateinischen Versen diese Legende erzählt, die schließen mit den Reim:

Hat einer dies erfunden, so wundre er sich nicht.
Warum an diesem Ort ein Hirsch ist eingericht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

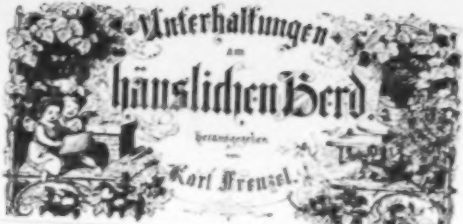

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 38. Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Inhalt: Im Pfarrhause. Erzählung von Fr. Friedrich. 1. — Der Gefangene des Inquisitors. Bild der Sitten Indiens. III. — Nachtstück. Von Friedrich Lampert. 1. — Briefe an Fanny Lieb. 1. — Schmetterlinge von Indien. — Sprüchwörter. Gedicht von Emil Rittershaus. — Die Bilder. — Auf dem Dampfschiffe nach Bremen. 1. — Räthsel. — Auf dem Mississippi-Meere. Ein Lebensbild. Nach dem Englischen. II.

Im Pfarrhause.

Erzählung von Fr. Friedrich.

I.

Der junge Baron von Schmelin lag in seinem Zimmer nachlässig auf dem Sofa ausgestreckt. Er mochte vielleicht fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig Jahre alt sein. Es war eine mittelgroße, schlankgewachsene Gestalt. Sein Gesicht war nicht schön, allein trotz der Blässe desselben und einiger verletzten Züge, welche in dasselbe eingegraben waren, mußte man es interessant nennen. Der Mund war fein geschnitten und ein zierlicher Schnurrbart bedeckte die Oberlippe. Was dem Gesicht den eigenthümlichen Reiz verlieh, waren die großen dunkeln Augen, aus denen ein wundervoller Glanz hervorleuchtete; gewöhnlich blickten sie indeß abgespannt und gleichgültig.

Schmelin galt in der ganzen Residenz für einen Lebemann, der es verstand, das bedeutende Vermögen seines Vaters in noblester Weise unter die Menschen zu bringen. Man erzählte von großen Geldsummen, welche er jährlich von seinem Vater erhielt, und noch mehr von den bedeutenden Schulden, welche der junge Baron außerdem noch belag.

Von allem war ein ganz Theil wahr. Schmelins Leben sehr flott, sogar etwas ausschweifend enthielt viel Geld von seinem Vater, trotzdem indeß wiederholt noch einmal so viel. „Der Mensch muß es bezahlen, weshalb hat er sich einen Jungen!“ meinte er sich selbst, und auch darin lag wieder etwas Wahres.

Sein Vater war ein feiner, durchaus ritterlicher Charakter, dem nichts so fremd war, als Schwindelhaftigkeit und Unehrlichkeit. Vor allem war er peinlich bei der Erziehung seines Sohnes sein Streben gewesen, denselben einen scharf ausgeprägten, ritterlichen Charakter zu geben. Um dies zu erreichen, hatte er ihn schon mit siebzehn Jahren auf Reisen geschickt, und Hoge hatte die ihm gegebene Freiheit und das Geld seines Vaters benutzt, das Leben nach allen Richtungen hin zu genießen. Sein leichter, heiterer Sinn kam ihm dabei zu Statten, und wenn oft von den Reisen behauptet wird, sie verbänden nicht, ihren Reichthum zu genießen, so konnte ihm dies wahrlich niemand nachsagen.

Nachdem er von seinen Reisen heimgekehrt war, lebte er in der Residenz, und zwar so angenehm als möglich.

So wenig Anlage zu einem häuslichen Leben und zu häuslichen Tugenden er auch zu besitzen

Thür, so war sein Interesse doch auf das gemüthlichste eingerichtet. Der Fußboden war mit einem Teppich bedeckt, der jeden Schritt dämpfte und laß unhörbar machte; vor den Fenstern waren schwere rothe Portièren, welche das Zimmer mit einem schwach dämmernden Lichte erhellten. An den Wänden hingen verschiedene Gemälde und Kupferstiche. In einem feinen Nußbaum-Schränkchen lagen Bücher, Jagdgewehre und Pistolen. Die Bücher, welche auf einem Bücherbrett standen, verriethen durch ihre Auswahl einen guten Geschmack, zeigten indeß an ihrem äußeren Einbande keine Spur, daß sie jemals gelesen worden.

Schmelln fand in der That wenig Zeit dazu, sich um diese zu kümmern; denn von Gewohnheit lauernd: Geh' das Vergnügen und dann die Pflicht! und, daß der Gerichtsvorsteher keinen Pardon, keine zu Stunden gewährte, um an seinen Gewohnheiten festzuhalten.

Als er zwar in seinem Vorgemach ein aufgeschlagenes Buch neben dem auf dem Tische stehen sah, aber nicht kam, weiter nachzudenken, daß es Gedanken verbreite, eine Tugend, deren Lenzt er längstens von sich that. In der Erinnerung durchflatterte er noch einmal die Annalen der durchschwärmten Nacht und mehrere male zuckte ein mattes Lächeln über sein Gesicht hin. Sein Diener wußte, daß er ihn in solchen Augenblicken nicht stören durfte.

Ein anfangs leises, dann etwas stärkeres Pochen an der Thür wurde bemerkbar — er hörte es nicht. Darauf wurde die Thür langsam, vorsichtig geöffnet und die mittelgroße Gestalt eines Mannes schlüpfte hinein.

Hugo blickte auf. Er erkannte den Eingetretenen.

„Guten Morgen, Herr Wolff!" rief er und richtete sich auf dem Sofa etwas empor.

Der Genannte trat unter mehreren Verbeugungen weiter in das Zimmer hinein.

„Was führt Sie denn zu mir?" fragte Schmelln.

„Es ist heute der erste Mai", erwiderte Wolff, ein Mann von vielleicht funfzig Jahren, mit kleinen grauen, stechenden Augen, welche sich hinter den buschigen Brauen fast versteckten.

„Der erste Mai!" wiederholte Hugo. „Wissen Sie, Wolff, daß der Mai mir der liebste Monat im ganzen Jahre ist? Ich bin kein Schwärmer, aber ich habe den Frühling gern. Nur hier in der Residenz nicht — hier nicht! Ich möchte verreisen."

Der Gerichtsherr schien wenig Lust zu haben, sich in ein Gespräch über den Frühling einzulassen. Was ging ihn derselbe an! Nur war der Monat der Liebe, in welchem er die besten Geschäfte machte, gleichviel, ob in denselben die Blumen blühten oder Schnee fiel.

„Auch ich liebe den Frühling, Herr Baron", entgegnete er; „indeß —"

Er vollendete seine Worte nicht.

„Indeß!" fragte Hugo und hob die Füße von dem Sofa. „Wolff, bei dem Mai müssen Sie hier „indeß" oder „aber" im Hintergrunde haben! Komm, Sie können sich wahrhaftig nicht mehr verlangen, unser den blühenden Bäumen englisch Schwarzbrot zu kauen? Ich habe weiland nie gelesen, daß Sie eine solche saure Physiognomie — Ihre Worte sind auch zu kurz dazu — weil zu kurz, auch nicht wahr, Sie lieben auch an Hühneraugen?"

Wolff sah Schmelln erstaunt, verlegen an. Er wußte nicht, wie er seinen Worten nehmen sollte. Er schwieg — er machte ein ganz rund dummes Gesicht dazu.

„Komm, Herr Baron — komm", wiederholte er dringend.

„Ich bitte es mir", sagte Hugo kurz. „Sie machen es, wenn Sie zu mir kommen, ein so vergnügtes weltmännisches Gesicht. Nehmen Sie sich zusammen, lieber Wolff, zusammen! Thun Sie es Ihrer Frau wegen! Ich bin fest überzeugt, dieselbe wird dann viel glücklicher mit Ihnen leben!"

„Herr Baron", sprach Wolff, „solche kleine Leiden machen mir die wenigsten Sorgen — aber die Geschäfte. Die Noth, so viel zu erwerben, als man nothwendig braucht — unserer muß schließlich auch leben — der Familie wegen. Sie werden sich erinnern, Herr Baron, daß Sie mich heute hierher bestellt haben, um mich zu bezahlen — auf den ersten Mai, das ist heute!"

„Sie haben ein prächtiges Gedächtniß", erwiderte Hugo mit derselben sich gleichbleibenden Ruhe in seinem Gesicht, „ein ganz vorzügliches Gedächtniß, um welches ich Sie beneiden möchte! Ich hatte vergessen, daß ich Sie hierher bestellt, und es ist mir lieb, daß Sie mich daran erinnern."

Ueber das Gesicht Wolff's glitt ein freudiges Lächeln.

„Sie werden mich also bezahlen, Herr Baron?" fragte er.

„Nein, das werde ich nicht!" gab Schmelln mit der größten Ruhe und Offenheit zur Antwort.

„Heute gewiß nicht! Später werden Sie Ihr Geld erhalten."

„Ich bin in der größten Verlegenheit!" rief Wolf.

„Dann nehmen Sie sich mit mir, ich bin es auch!" erwiderte Schmeißer. „Ich möchte eine Reise machen und habe mich überzeugt, daß meine Kasse vollständig leer ist."

„Ich muß Geld haben!" rief Wolf, immer heftiger werdend. „Meine Familie will leben, meine Kinder schreien nach Brot —"

„Mein lieber Herr Wolf", unterbrach ihn Hugo, indem er sich eine Zigarre anzündete, „ich will Ihnen eine kleine Geschichte erzählen. Vor einigen Wochen ging ich spazieren, allein, in Gedanken versunken. Ich gab nicht Acht auf die Menschen, welche mir begegneten und an mir vorübergingen. Da hörte ich plötzlich eine bekannte, weiche Stimme neben mir. Ich wandte mich zur Seite und sah eine ziemlich junge Frau Hand in Hand mit vier Kindern von ungefähr einem Jahre neben sich auf dem Arm. Sie war das Kind meiner Jugendliebe, mit der ich Kämpfen gehöft und doch glaubte ich in ihrem Gesicht zu lesen, daß sie in solchem Glück nicht aufgewachsen sei. Mit den rührendsten Thränen erzählte sie mir, daß sie die unglückliche Gattin eines Trinkers sei. Lahrem habe sie einen Mann, der schon länger als ein Jahr auf dem Krankenbett liege. Sie habe neun Kinder, davon seien fünf gleichfalls krank und das jüngste müsse sie den ganzen Tag mit sich herumtragen. Sie küßte das Kind, einen bleichen, abgezehrten Jungen, zärtlich und schluchzte auf das rührendste dabei. Dann malte sie mir ihr häusliches Elend, den Hunger ihrer Kinder, der gesunden sowol wie der Kranken, mit wirklich naturwahren Farben. Ich hatte wenig Geld bei mir, allein ich gab der Frau doch einen Thaler. Verstimmt ging ich weiter. Es fuhr mir durch den Kopf, daß es so viel Elend gebe, und ich sann nach, wie der armen Frau am besten zu helfen sein werde — da klopfte mir ein Freund lachend auf die Schulter und rief: »Bist du auch auf die Leimruthe gegangen?« »Auf welche Leimruthe?« fragte ich erstaunt. »Auf die, welche die Frau dir gestellt hat.« »Ich verstehe dich nicht!« »Höre zu! Die Frau hat einen kranken Mann daheim?« »Ja«. »Sie hat neun Kinder, fünf kranke und vier gesunde?« »Ganz recht.« »Die gesunden sowol wie die kranken — sie alle schreien um Brot?« »Ganz recht, doch ich verstehe dich nicht!« erwiderte ich. »Hast du denn wirklich das alles geglaubt?« rief mein Freund lachend aus. »Die Frau ist gar nicht verheirathet, sie hat weder einen Mann noch Kinder. Und einige Tage, nachdem sie auf dem Rasen mit, hatte sie sich schon Tag und zehn zwei Gesichen hatte; die Kumpen sie dadurch lieber so leid. Die Frau besitzt Talent zur Darstellung, sie verdient so viel und macht treffliche Geschäfte. Des Abends gibt sie Gesellschaften, geht in seidenen Kleidern zu Ball oder fährt in das Theater. Wenn du mir übrigens nicht glaubst, wie es den Kindern hat, so erkundige dich auf der Polizei!« »Mein lieber Herr Wolf, ich habe mich erkundigt und die Erzählung meines Freundes bestätigt gefunden — seitdem aber glaube ich an keine arm Verlassenen Kinder mehr, und am wenigsten bei Ihnen, einem Manne, der mehrere Häuser besitzt, Vermögen hat und sein Geld für einen sehr guten ausleiht. Die Frau verdient es jetzt viel besser, über Welt aufzunehmen wie Sie. Natürlich hatte sie die Thränen in ihrer Gewalt. Sie weinte bald stärker, bald weniger, je nachdem der Effect es erforderte. Und jetzt Ihnen es!"

„Herr Baron", rief Wolf unwillig, „soll ich meinen Spott vielleicht als Bezahlung hinnehmen?"

„Wenn Sie wollen" erwiderte Schmeißer, leicht mit der Achsel zuckend, und zum ersten mal glitt ein schwaches Lächeln über sein Gesicht. „Indeß geben Sie mir dann auch eine Quittung darüber."

„Mein Geld muß ich haben!" rief Wolf immer drängender. „Schon mehrmals haben Sie mich vergebens hierher bestellt! Es bleibt mir zuletzt nichts weiter übrig, als mich an Ihren Herrn Vater zu wenden."

„Thun Sie das! Ich würde es Ihnen selbst gerathen haben, wenn ich mir Erfolg von solchem Schritt versprächte."

Wolf schwieg einen Augenblick. Er überlegte.

„Wann werden Sie mich denn bezahlen?" fragte er dann.

„Sobald ich so viel Geld übrig habe", entgegnete Hugo. „Sehen Sie, Wolf, Sie haben keinen Begriff davon, wie viel Geld man mit dem Bezahlen der Schulden verschwendet. Sie leben mit Ihrer Familie ruhig von Ihren Einkünften, was wünschen Sie mehr? Nun seien Sie vernünftig und hören Sie mich an dem schönen Maimorgen nicht weiter! Gehen Sie spazieren! Die frische Luft bringt Ihnen mehr ein als all Ihre Geldgeschäfte. Ja, genießen Sie frische Luft! Ihre Frau wird sich freuen, wenn Sie mit recht blühenden Wangen heimkommen.

Alle, viel leichte Luft — es wird Ihnen gesund sein!"

Er legte die Beine wieder auf das Sofa und Moritz verließ mit kurzem Gruß und leisem Fluch das Zimmer.

Hugo war an solche Scenen mit seinem Diener so sehr gewöhnt, um sich im geringsten dadurch in seiner Ruhe stören zu lassen. Er erkannte an, daß sie zu Zeiten vollkommene Berechtigung hatten, ungeduldig zu werden, begriff indeß nicht, daß sie nicht einsehen wollten, wie wenig die Ungeduld ihnen half. Sie mußten doch warten, bis er einmal besonders bei Kasse und bei Laune war, sie zu bezahlen.

Die beträchtliche Summe hatte er seiner Schulden und Verschwendung wegen mit seinem Vater gehabt. Derselbe war durchaus nicht geizig, hatte indeß nach Hugo's Ansicht über das Leben und die Aufgaben eines jungen Mannes ganz veraltete Begriffe. Schon mehrmals hatte er gedroht, nicht einen Thaler mehr von den Schulden seines Sohnes bezahlen zu wollen, bis dessen Forderungen Schließlich mußte er es dennoch thun — weshalb hatte er sich einen Sohn!

Hugo war in seine halb träumende Stimmung zurückversunken, als plötzlich, ohne anzuklopfen, die Thür schnell geöffnet wurde und eine große, kräftige Gestalt eintrat — es war der alte Baron von Schmölln.

Hugo sprang auf.

„Guten Morgen, Vater!" rief er unbefangen und eilte ihm entgegen. „Woher kommst du so zeitig?"

Der alte Baron erwiderte den Gruß seines Sohnes nur kurz und kalt. In seinem männlichschönen Gesicht lag ein strenger, scharfer Zug. Auf den ersten Blick sah man es ihm an: Dies war ein scharf ausgeprägter Charakter. Er zögerte einige Augenblicke und warf einen strengen Blick auf seinen Sohn, ehe er ihm antwortete.

„Ich würde nicht gekommen sein, wenn ich nicht mit dir zu reden hätte", sprach er. „Sind wir allein — ungestört?"

„Ganz allein", erwiderte Hugo ruhig. „Doch bitte, setz' dich!"

Er machte ihm einen Platz auf dem Sofa frei.

Der alte Baron wies die Aufforderung schweigend mit der Hand zurück und ging aufgeregt im Zimmer auf und ab.

„Ich wünsche ganz ungestört mit dir zu sein", sprach er endlich. „Schicke deinen Diener fort!"

Mit derselben Ruhe schritt Hugo zur Klingel, schellte und gab dem eintretenden Diener einen Auftrag, der ihn aus dem Hause entfernte. Nachlässig warf er sich dann auf einen Stuhl.

„Wir sind ungestört", sprach er.

Der alte Baron war ihm mit den Augen gefolgt und Unwille prägte sich in seinem Gesicht aus. Er trat vor Hugo hin und nahm ein Papier aus der Tasche. „Hast du diesen Wechsel ausgestellt?" fragte er.

Hugo warf nur einen kurzen, prüfenden Blick auf das Papier und erwiderte dann ruhig: „Ja."

„Kannst du ihn bezahlen?"

„Nein — meine Kasse ist erschöpft."

„Wirklich?" rief der alte Baron bitter. „Du weißt, daß ich dir gesagt habe, ich werde keinen Thaler Schulden mehr für dich bezahlen — du hast das unbeachtet gelassen — gut, ich werde den Wechsel an den zurücksenden, von dem ich ihn erhalten habe."

Hugo zuckte leicht mit den Achseln. Auf seinem bleichen Gesicht wurde eine schwache, höhnische Miene bemerkbar. Er antwortete nicht.

„Du weißt, was dann geschehen wird?" fragte der Papa.

„Ich weiß es", erwiderte Hugo, äußerlich immer noch mit derselben Ruhe. „Ich werde in Arrest kommen, bis der Wechsel bezahlt ist."

„Und die Schmach willst du auf deinen und meinen Namen häufen?" rief der Alte, aufs höchste aufgeregt. „Noch ist kein Schmölln, so alt unser Geschlecht auch ist, wegen Schulden in das Gefängniß gefahren! Du — du wirst der erste sein! Aber geschieht es — hier mein Wort, und du weißt, daß ich es nie gebrochen habe — mein Wort darauf, dann habe ich nichts mehr mit dir gemein! Nichts!"

Hugo's Auge zuckte. Er stand auf. So hatte sein Vater nie zu ihm gesprochen. Er kannte die Festigkeit seines Charakters zu gut und wußte, daß er Wort halten werde. Er durfte es nicht bis zum Aeußersten kommen lassen.

„Ich kann den Wechsel nicht bezahlen", sprach er und seine Stimme bebte leise.

„Du hast noch mehr Schulden?"

„Ja."

„Wie viel?"

„Ich weiß es nicht genau — einige Tausend Thaler."

„Was würdest du thun, wenn ich dich ruhig in das Schuldgefängniß fahren ließe?" fragte der alte Baron.

Hugo schwieg. Hatte anfangs in seinem Herzen ein etwas leichter, ironischer Zug gelegen, so war derselbe jetzt einer ernsteren Stimmung völlig gewichen.

„Du würdest es vielleicht ertragen", fuhr der Alte fort, „würdest später auch neue Schulden machen, es würde dich nicht betrüben, wenn du das Gespött der ganzen Stadt würdest, du würdest vielleicht sogar so weit herabsinken, daß du — —"

„Halt ein!" unterbrach ihn Hugo. „Was ich beginnen werde, weiß ich nicht, aber das würde ich nicht thun! Ich denke, meine Ehre habe ich stets zu wahren gewußt."

Der alte Baron sieht das Auge prüfend auf ihm ruhen. Die leichte Röthe, welche der Unwillen auf Hugo's Wangen getrieben hatte, schwindet einer kalten Strenge und blassen ernsten Ernste.

„Gut — ich werde diesmal — aber es ist das letzte mal! — deine Schulden noch bezahlen", sprach er, „aber nur unter Einer Bedingung."

„Du mußt dich verheirathen!"

Hugo wollte ihn unterbrechen, er wies ihn mit der Hand zurück. „Laß mich aussprechen", fuhr er fort. „Du mußt die Tochter des Grafen Ihlau heirathen. Ich habe mit ihrem Vater andeutungsweise darüber gesprochen."

„Ist das dein Ernst?" rief Hugo ungeduldig.

„Ich scherze mit die in solchen Dingen nicht!"

„Ich werde sie nicht heirathen" sprach Hugo mit voller Entschiedenheit.

Des Alten Lippen zuckten. Es gärte in ihm, er bekämpfte sich indeß.

„Und weshalb nicht?" fragte er.

„Weil ich überhaupt noch kein Verlangen fühle, mich zu verheirathen."

Der alte Baron schien den wahren Grund der Weigerung in Hugo's Augen lesen zu wollen. Fest blickte er ihn an.

„Du bedarfst dabei?"

„Mit ganzer Festigkeit!" versicherte Hugo.

Wieder maß der Alte das Zimmer mit großen Schritten.

„Gut — ich will dir noch die Wahl zwischen dieser und einer andern Bedingung lassen! Du wirst ein Jahr auf dem Lande leben, einfach, still, in dem Hause eines Predigers, damit du volle Muße hast, darüber nachzudenken, wie dein bisheriges Leben ein verfehltes gewesen ist! Vielleicht gewinnst du dann dem Leben einige ernste Seiten ab und lernst einsehen, daß es noch einen andern Zweck hat, als thörichtem Vergnügen nachzujagen."

„Ein Scherz alles!" rief Hugo mit einem leichtsinnigen, boshaften Lächeln aus.

„Ich wünschte, du nennest es lieber ein Besserungsmittel" erwiderte der alte Baron. „Was du heute einwandtest?"

Hugo schwieg. Er hatte noch keinen Gedanken gefaßt, um seine innere Unruhe zu verbergen, schweifte er mit dem Blicke.

„Ich kann mir natürlich den Ort auswählen?"

„Ich werde ihn bestimmen", erwiderte der Baron. „In dem Hause eines Predigers, in einer Gegend, wo du nicht zu befürchten brauchst, mit Genossen deiner bisherigen Lebens zusammenzutreffen. Du wirst dir hoffentlich anständige Gesellschaft erbitten."

„Ich kann es versuchen", bemerkte Hugo. „Auch das Vaterländer hat Recht, zum wenigsten solange es neu ist. Am wünschte ich, daß das Dorf in einer hübschen Gegend liegt und der Prediger nicht zu den Frommen gehört. Du siehst, ich komme meinen Wünschen schon bis auf äußerliche Bescheidenheit herab!" sagte er mit leichtem Spott hinzu. „Verlangst du noch mehr?"

Der alte Baron warf einen strengen, verweisenden Blick auf ihn. Er wollte heftig antworten, dennoch that er es nicht.

„Das Dorf liegt schön und der Prediger ist ein vernünftiger Mann", erwiderte er kurz. „Du wirst in acht Tagen dorthin abreisen."

„Ach! Du wünschen, daß ich die Zeit der Baumblüte noch auf dem Lande genieße! Wir ist es recht; man erholt sich vortrefflich dabei. Als was werde ich denn in dem Hause des Predigers eingeführt werden? Als der Neffe des Verlorenen Sohnes?"

„Hugo!" rief der Baron aufbrausend. „Kein Wort mehr! Bringe mich nicht dazu, daß ich auf deinen Spott mit bitterem Ernst antworte! Ich werde dem Prediger schreiben, daß du ein Jahr auf dem Lande in aller Stille zu leben wünschest, um dich von dem aufreibenden, geräuschvollen Stadtleben zu erholen und einigen ernsten Lieblingsstudien dich hinzugeben."

„Und weiter wirst du ihm nichts schreiben?"

„Nein!"

„Die Wahl der Lieblingsstudien überläßt du mir?"

Die Geduld des alten Barons ging mehr und

mehr zu Ende. Er antwortete auf diese Frage nicht mehr.

„Sende mir das Verzeichniß deiner Schulden ein!“ ſprach er. „Vergiß keine — denn es ſind die letzten, die ich für dich bezahle! Die letzten — bei meiner Ehre!“

„Ich werde keine vergeſſen“, erwiderte Hugo, „verlaß dich darauf!“

Nach wenigen Minuten ging der alte Baron wieder fort und verbat ſich die Begleitung ſeines Sohnes.

Ein Lächeln glitt über Hugo's Geſicht, als er wieder allein war.

„Aufs Land alſo!“ rief er. „Der Alte hat diesmal wahrhaftig Ernſt gemacht! Ein Jahr aufs Land — nun, ich werde dafür meine Schulden los — — haha! Ich in dem Hauſe eines Predigers! Ein Jux iſt's — original genug!“

Der Diener, welcher zurückgeblieben war und in das Zimmer trat, unterbrach ſein Selbſtgeſpräch.

„Heraus!“ rief Hugo. „Seh' dich nach einer andern Stelle um!“

„Herr Baron!“ rief der Diener erſchreckt.

„Ich reiſe aufs Land — in acht Tagen ſchon!“

„Und mich — mich wollen Sie nicht mitnehmen?“ fragte der Diener.

„Nein, Menſch! Was willſt du auf dem Lande? Du haſt friſche, rothe Wangen — dir bekommt die Stadtluft ſehr gut! Du bleibſt hier, denn du würdeſt den Bauernmädchen nur Tollheiten in den Kopf ſetzen!“

„Ich werde nicht ſogleich eine andere Stelle finden“, warf der Diener ein.

„Sei ohne Sorgen, ich werde dir ein ausgezeichnetes Zeugniß geben. Sieh', ich bin ſchmählich mit dir angeführt worden und habe es ruhig ertragen — nun mag ein anderer auch angeführt werden!“

„Herr Baron!“

„Still, Menſch, ſtill! Einen gutgemeinten Rath will ich dir noch mitgeben. Du haſt ſtets von meinen feinſten Cigarren mitgeraucht, und zwar zweimal ſo viel wie ich. Laß das künftighin bleiben! Ich habe nichts geſagt, allein ein jeder Herr erträgt das nicht ſo geduldig! Begnüge dich mit den ſchlechtern Sorten, wenn du einmal keine Luſt haſt, die ſelbſt Cigarren zu kaufen. Nun geh'!“

In dem Pfarrhauſe des Dorfes herrſchte ein reges, geſchäftiges Leben. Der Pfarrer Siebert hatte von dem Baron Schmölln einen Brief erhalten, in welchem ihm dieſer mitgetheilt, daß ſein Sohn ein Jahr lang in aller Stille auf dem Lande zu leben wünſche, und hatte ihn zugleich gebeten, demſelben für dieſe Zeit ein einfaches Zimmer und eine Kammer zu überlaſſen.

Siebert, welcher durch die Vermittelung des Barons hier ſehr einträgliche Pfarre erhalten, hatte ihm natürlich dieſe Bitte nicht abſchlagen können, und nun wurde die ganze Pfarre zum Empfang des jungen Barons umgeſtaltet.

Mehrere Schreinerfrauen waren beſchäftigt, neben Aufſetzen im ganzen Hauſe zu ſchwören, alle Thüren zu wachen und die Fenſter zu putzen. Die Frau Pfarrerin hatte die Gardinen, welche in das vornehme Gaſtzimmer kommen ſollten, eigenhändig geplättet und auf dem Herde wurde noch das Brot für den jungen Baron gebacken, damit er zugleich die erſte Nacht unter dem Dache des Pfarrhauſes recht weich und warm ſchlafe.

Der Pfarrer, welcher den Morgen — es war nämlich Sonntag — dazu verwandt hatte, die Predigt für den folgenden Tag mit ganz beſonderem Fleiß auszuarbeiten, hatte doch noch Zeit gefunden, durch den Knecht die Gartenwege reinigen zu laſſen, und auf dieſen friſch geharkten Wegen ſchritt er mit ſeiner Frau langſam auf und ab.

Siebert, eine lange, hagere Figur, welche den Kopf etwas mehr als gewöhnlich hinterüber trug, war mit Stolz erfüllt, daß der Baron ihm die Erziehung ſeines Sohnes anvertraue. Er hatte er nämlich den Brief behalten und einige leichte Andeutungen in ihm aufgefaßt. Seine Frau dagegen war mit Beſorgniß erfüllt, daß ihre Kochkunſt, auf welche ſie ſich übrigens viel einbildete, die ganze einfache Einrichtung ihres Hauſes dem verwöhnten jungen Baron wenig zuſagen möge.

Sie theilte ihrem Manne dieſe Beſorgniſſe mit.

„Sei ruhig, Eliſe“, ſprach der Pfarrer. „Der Baron hat ausdrücklich geſchrieben, er wünſche, daß ſein Sohn durchaus an unſerer einfachen Lebensweiſe theilnehme und ſich in dieſelbe hineinzufinden lerne. Wir ſollten ſeinetwegen keine Aenderung in unſerm Leben eintreten laſſen. Und ſo werde ich es halten.“

„Der junge Baron iſt fünfundzwanzig Jahre alt“, warf die Frau ein; „er hat bisher ein freies, ungebundenes Leben geführt und ich glaube

nicht, daß er sich sagen muß: Was willst du machen, wenn er mit seiner ganzen Lebensweise unzufrieden ist und sich um deine Anstrengungen nicht kümmert?"

Der Pfarrer kannte aber die Worte seiner Frau erraten hat.

„Olivier!" rief er. „Was ich machen will? Der in meinem Hause lebt, hat sich nie zu fragen, glaubst du, ob er der Sorge eines Vaters sei oder nicht, ob er fünfundzwanzig Jahre alt sei oder zehn? Ich habe früher Jünglinge gehabt, welche auch schon über zwanzig Jahre alt waren, und sie alle haben gewonnen von mir; keiner hat in meinen Anstrengungen gewöhnlich gefunden? Glaubst du, ich sei nicht mehr bereit? Ich weiß, wie leicht junge Herzen in den Stadt leben. Ein fremdes Wort, Gleichgültigkeit, aber kein Gegenhand, es bewegt ein Herzchen, leichtsinniges Glück unter ihnen. Wenn Gabriel wieder ist bei dem jungen Schwerin unter meine Augen kommt stehen; ich werde ihn gewähren, jeden Sonntag hier in der Kirche zu sehen, und wenn er Predigt, welche ich nur gern hören werde, habe ich mit brüderlicher Besorgung auf ihn aufgemerkt. Ich werde ihm ins Herz reden!"

Der junge Pfarrer hatte, wie es alle Pfarrer gewohnt zu haben pflegen, von seinem Amte die höchste Meinung, wie man von einem heiligen Menschen haben kann. Dennoch tauchten einige Zweifel in ihr auf, ob es ihm wirklich gelingen werde, den jungen Baron so leicht zu gewinnen. Sie wagte nicht, dieselben auszusprechen, sondern erwiderte nur: „Wenn er nur nicht gar zu aufgeschossen auftritt!"

„Sei ohne Sorge", beruhigte sie Gabriel. „Er wird nicht vergessen, daß er in dem Hause eines Geistlichen ist. Ich glaube, er wird sehr still und innerlich gesammelt ankommen. Ich kenne ja solche junge Herren. Gelange sie Orte haben und ungebunden sind, leben sie frisch und leichtsinnig in den Tag hinein, aber sie haben viel zu wenig Charaktermärke und moralische Kraft, um eine Veränderung ihres Lebens mit gesetztem Mut zu ertragen. Sie werden kleinlaut und verzagt."

Gabriel hatte sich überhaupt von Hugo, den er nie gesehen, ein eigentümliches Bild geschaffen, welches freilich mit dem Original nicht ganz übereinstimmte.

Schon mehrmals war er vor den Pfarrhof getreten und hatte die Stufe hinaufgeblickt, auf welcher Hugo kommen mußte. Er glaubte sich, Derselbe werde langsam, mit einer kleinen Reitpeitsche in der Hand, daherkommen und nur mit saurem Zögern den Pfarrhof betreten. Dann wollte er ihm entgegentreten, ihn die Hand reichen und zugleich dem Diakonissen einige ernste Worte hinzufügen, die seinen Eindruck nicht verfehlen konnten.

Und Hugo anders aufgenommen und anders sein konnte, als er sich dachte, bei ihm nicht ein

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Zur Geschichte der Freimaurerei.

Von Prof. Dr. Hugo Hahn.

III.

Wahrlich, die Idee des Bundes war im Anfang hoch und herrlich! Kein Wunder, daß es lange Zeit eine Macht, ist unter einer Reihe von Fürsten wurde! Die Könige, welche in Kriegen, deren der politischen und philanthropischen Bestrebungen des 18. Jahrhunderts entsprechenden Gesellschaft sagen, waren so tüchtige und begabte Pflege einige edle und geistvolle Männer*) betrachte, um sie zu einer ungeahnten Höhe der Entwickelung zu entfalten. Aus den engen Grenzen Englands war das Maurerthum bald heraus, um sich über die ganze Erde zu verbreiten; denn mit dem am 27. November 1725 gefaßten Beschluß der Großloge: „Der Meister einer Loge mehr seinen Aufsehern und einer gesetzlichen Anzahl aus der in gebührender Form versammelten Loge kann Meister und Gesellen befördern", wurde die Freimaurerei als mündig erklärt und ihr der Beruf ertheilt, auch außerhalb des beschränkten Raums in der Muttersprache und dem Mutterlande zu wirken, infolge dessen sie denn zunächst (1725) in Paris ihre erste Werkstätte gründete. Seit diesem Zeitpunkte verdient sie ihr schmeichelndes Beiwort „Masonry universal".

Im Jahre 1729, wo bereits 27 Logen in England bestanden, wurde ein Ausschuß für Mildthätigkeit (Charity) mit einem Fonds zur Unterstützung armer, bedrängter, treuer Brüder eingesetzt, der seitdem außerordentlich viel Gutes gestiftet hat und bald ein sehr wesentliches Mittel zur

*) Bei der Aufrichtung des neuen geistigen Baues, der Tempelei der Humanität, war hauptsächlich als leitender Grund-Satz Ideen Pestalozzi. Er sprach auch als begeisterte Pfeife: Mitglied der geheimen Gesellschaft, Hartig. Die erste deutsche Großloge war die am 24. Juni 1733 errichtete Loge zur Montagne.

Aufrechterhaltung der geheimen Autorität der Großloge ward.

Im Jahre 1730 gab der Stuartsche Herzog von Norfolk, der 1731 auch die erste Großloge in Irland gründete, durch Ueberreichung des „alten verhängnißvollen Schwertes Gustav Adolfs" und des tapfern Herzogs Bernhard von Weimar" aus Braunschweig an die Großloge, daß ferner als Staatsschwert in Gebrauch kam, die erste Anregung zu äußerm Schmuck.

Im folgenden Jahre fand die Aufnahme des spätern Großherzogs von Toscana und deutschen Kaisers Franz von Lothringen durch eine Deputation der englischen Großmeisters im Haag statt.

So dauerte aber nicht lange, so brach eine bedauernswerthe Spaltung innerhalb des alten Gemenges einigen sollenden Bundes aus, indem sich eine zweite Großloge, die der schismatischen sogenannten „Alten oder York-Maurer" *), in England bildete und sich damit ein Sonderband dem Bund der Bünde gegenüberstellte. Das führte selbst zu den grimmigsten Feindseligkeiten, die erst 1813, wo die getrennten Brüder in der neugebildeten Vereinigten Großloge Lage wieder zusammentraten, ihr Ende nahmen. Wenn außerdem auch weitere Unordnungen nicht ausblieben, die ihren Grund namentlich in jetzt näher zu besprechenden Vorkommnissen in Frankreich und Deutschland hatten, so erhielt sich doch in England der Geist der reinen Maurerei; es wurde wenigstens die Geselligkeit gepflegt, Wohlthätigkeit geübt, da und dort eifrig das Bessere angestrebt, von einzelnen die Keime des Guten und Wahren sorgsam behütet und zum wenigsten die Form bewahrt, sodaß trotz aller Mißhandlungen, trotz alles äußern Blendwerks, zu dem sich 1782 noch der mystisch-tendenziöse, ältermaurerische, als höchstes königliches Kapitel von Jerusalem eingereihte Royal-Arch-Grad gesellte, doch der Kern der Maurerei unversehrt blieb.

Für die Ausbildung der Gesellschaftsformen entwickelte sich besonders in Frankreich und Deutschland ein reges Streben. Wenn es aber für die rasche Verbreitung zunächst ein sehr bedeutender Vortheil war, daß sich der „Orden", welcher Ausdruck 1782 zuerst aufgekommen ist, mit den ganz allgemeinen Bestimmungen unendlicher Denk- und Glaubensfreiheit, allseitiger Duldung und thätiger Nächstenliebe begnüge, so erwiesen diese sich doch für die Dauer als allzu schwankend und behnbar. Mancherlei geheime Gesellschaften suchten sich sehr bald des Bundes zu bemächtigen und denselben für ihre Zwecke zu benutzen; auch Abenteurer und Schwärmer fanden auf und bemühten sich, das Ziel zu verrücken und den Bund zum Spielwerk mittelalterlich-ritterlicher Romantik und einer wunderthätiger Geheimkunst zu machen. Rosenkreuzer und Alchymisten, Templer und Tempelherren, Jesuiten und Illuminaten trieben in der Folgezeit innerhalb der Freimaurerbrüderschaft ihr Wesen. So entstand ein buntes Gewirr von Systemen, eine abgeschmackte Menge von immer höher steigenden Graden und ein wüstes Durcheinander von blutig geführten Fehden, sodaß schließlich der Bund nahe daran war, entweder sich selbst im Bruderkrieg zu vernichten oder sich als ein „ritterlich-kirchlich-romantisches Fastnachtsspiel" in Rauch und Nebel aufzulösen.

Die Quelle der vielen verschiedenen Systeme und Grade war Frankreich, wo man das Ritterwesen und insbesondere den Tempelherrenorden mit der Freimaurerei in eine erdichtete und entlegene Beziehung brachte **). Dort war auch der Freiherr von Hund in die höhern Grade eingeweiht worden, dem zum Theil das in Deutschland **) große Bewegung hervorbringende System der strikten Observanz (d. h. des strengen Gehorsams, den jedes Mitglied geloben mußte) seine Entstehung (1747) verdankte. Als dann unter

*) Dieses Märchen hatte der in der französischen Literatur eine Stelle einnehmende Nich. Abbé Ramsay, ein Schotte von Geburt, mit einem „Discours prononcé à la reception des Free-Maçons" im Jahre 1740 den Franzosen zuerst aufgetragen.

**) Hier war die erste Loge 1733 zu Hamburg gegründet worden und hatte sich die Freimaurerei namentlich unter den Anhängern Friedrichs des Großen weiter verbreitet. Dieselbe ließ sich schon als Kronprinz durch Abgeordnete der hamburger Loge in Braunschweig, welche Stadt im Jahre 1738 eine Loge erhielt, aufnehmen, erhob die 1740 in Berlin gegründete Loge 1744 zur Großloge, war seit 1754 deren Großmeister und protegirte bis an sein Ende die Freimaurerei; denn noch am 14. Februar 1777 sprach er das große Wort aus: „Eine Gesellschaft, welche nur arbeitet, damit alle Arten von Lasterthaten in meinen Staaten keimen und Früchte tragen, kann Platz auf meinem Schoß nehmen. Dies ist die ruhmvollste Aufgabe eines jeden guten Fürsten, und ich werde nicht aufhören, dieselbe zu erfüllen."

den französischen Orgien, ganz wie in der verderbten Zeit des altrömischen Kaiserreichs, die Verspottung alles Heiligen und die Verhöhnung aller Sitte zum tiefsten Aberglauben und zur Wundersucht führte, weil ja stets die entnervten Schwelger durch Zaubermittel den entfliehenden Geist beleben und die Schrecken der Krankheit, des Alters und des Todes bannen wollen, da wurde es einem sogenannten Grafen von St. Germain, und namentlich dem unter dem Titel eines Grafen Cagliostro die Leichtgläubigkeit betrügenden Projektenmacher Joseph Balsamo aus Palermo sehr leicht, sich in die Logen einzuschleichen, das Auffinden neuer Geheimnisse als Zweck der Freimaurerei vorzuspiegeln und noch mehr neue Systeme und Orden zu stiften. Manche solcher Systeme, besonders seit dem Siebenjährigen Kriege, gaben neunzig höhere Grade mit hochtrabendem Namen. Dem Beispiel jener genannten berüchtigten Wundermänner folgte, auch in andern Ländern, ein ganzer Haufen von Narren, Charlatans und Gaunern jeder Art, der wie eine Sündflut von allen Seiten hereinbrang und, wo sie in der Aufklärung des Jahrhunderts noch genug der Dummheit fand, um diese als ein ergiebiges Feld zu bearbeiten. Verderblich wirkte die französische Armee, die 1757 in Deutschland erschien, das ganze Unwesen der neuern französischen Maurerei hierher mit und verursachte dadurch allerlei Anfeindungen und Spaltungen unter den Logen, Unklarheit und Verwirrung.

Deutschland war es zuerst, das sich, dank sei es dem gesunden und ernsten Sinne einsichtsvoller, besonnener Männer, emporraffte und zu einer gründlichen Umbildung des Freimaurerbundes nach innen und außen anschickte. Nicht allein, daß im Convent zu Wilhelmsbad (1783) das Tempelherrensystem aufgehoben und die strikte Observanz auf neue Grundsätze und auf vier Grade mit verändertem System zurückgeführt wurde, so bildete sich auch in Frankfurt am Main und zugleich in Wetzlar behufs „Wiederherstellung der königlichen Kunst der alten Freimaurerei" der „Eklektische Bund", während später die Brüder Fessler und Schröder eine großartige Reformation des Logenwesens einleiteten und durchzogen. Da der Zweck jener Provinziallogen, die sich zum Eklektischen Bunde vereinigten, darin bestand, gleich jenen berühmten Weltweisen des Altertums, den Eklektikern, die, ohne ein bestimmtes Lehrsystem anzunehmen, aus allem das Beste und Ueberzeugendste auswählten, unter Beobachtung einer klugen Neutralität mit vereinten Kräften alles, was sich der Stiftung, die Freimaurerei vor dem Verfall zu retten, als hindernd entgegenstellte, aus dem Wege zu räumen, so wurden als oberste Grundsätze die angenommen, nach welchen die drei Johannisgrade (des Lehrlings, Gesellen und Meisters) allein anzuerkennen, die verschiedenen höhern Grade aber als Auswüchse zu verwerfen seien und die Freimaurerei von allem Sektengeist und aller Schwärmerei frei zu halten gestrebt werden sollte.

Auch in Frankreich, wo 1772 ein Grand Orient de France, eine zweite Großloge, gegründet worden war, hatte man zwar schon 1776 die höhern Grade einigermaßen einzuschränken gesucht und ein Convent zu Lyon hatte 1778 gleichfalls das Tempelherrensystem verworfen, doch waren hier die Materiale zu umfangreich und zersetzend und fehlte es zu sehr an erkenntnis- und energievollen Männern, als daß eine Läuterung und Reinigung der Maurerei von allen Schlacken so bald hätte ermöglicht werden können.

Die französische Revolution aber namentlich schien der Freimaurerei den Todesstoß geben zu wollen. Es wurden Logen interdizirt und geschlossen, indem man das zur Schuld gegeben ward, daß sie Freimaurer, als solche jakobinisch, wie man meinte, schädlich gesinnte Individuen wären. So kam es, daß die maurerische Thätigkeit während der Revolution in Frankreich fast gänzlich eingestellt wurde und nur drei Logen inmitten der Gefahren der Schreckensherrschaft das heilige Feuer im stillen unterhielten. Erst 1795 wurde infolge einer Aufforderung des Bruders Roettiers, dessen klugen und muthigen Benehmen auch die völlige Auflösung der französischen Brüderschaft verhindert hatte, der Große Orient wiederhergestellt. Mit ihm vereinigte sich auch 1799 die Alte Großloge, welche sich dem Großen Orient von der Revolution feindlich entgegengestellt hatte, und nun gelangte er rasch zu neuer Blüte, denn schon im Jahre 1800 zählte er 74 wieder arbeitende Logen, deren Zahl 1802 bis auf 114 Logen anwuchs. Im Jahre 1804 jedoch ward von de Grasse-Tilly wieder eine neue Großloge nach dem amerikanisch-schottischen System und mit 33 Graden gegründet, mit der sich der Große Orient, nur um eine neue Spaltung innerhalb der französischen Maurerei zu vermeiden, am 3. Dezember 1804, am Tage nach der Krönung des Kaisers Napoleon, wenigstens auf kurze Zeit verband. Auf kurze Zeit blieb, denn der Kaiser stellte bald darauf den

Europa verließ, segelt' ich auf schwankem Kiele hin zu den fremden Welttheilen. Ein Ungewitter erhebt sich, der Sturm wühlt des Meeres Wellen auf, zersplittert sinken die Masten des Fahrzeuges, schon strömt das Wasser in den lecken Kiel. Alles liegt auf den Knieen und betet um Rettung. Da tönt der Ruf: Land' Land' an unser Ohr, die Matrosen gewinnen neue Kraft, die Hoffnung verdoppelt den Muth ihrer Anstrengungen und das Schiff war gerettet. Nicht für mein erhaltnes Leben, für wessen Leben dankte ich?

Beate

(drückt die freudige Erweiterung ihres Herzens aus).

O Gott!

Gustav.

Ich betrete die fremden Welttheile. Im Dienst meiner Wissenschaft durchstreif' ich die wildesten, vom Fuß des Europäers nie betretenen Gegenden. Unsicher sind die Führer, die mir die Häuptlinge wilder Stämme mitgaben. Wenn ich des Nachts in baumhohem Grase schlief, und in jedem Rauschen die Nähe der Riesenschlange, in jedem fernen Gebeul den beutesuchenden Tiger erkannte, und mechanisch nach der gespannten Doppelflinte griff, für wen hab' ich den Tod gesuchtet, für wen hab' ich gezittert?

Beate (noch erregter).

Wär' es denn noch?!

Gregor Orient unter seinen speziellen Schutz, und dies war demselben ein Zeichen, seine ursprüngliche Verfassung aufrecht zu erhalten. Infolge des kaiserlichen Schutzes begann für die Maurerei in Frankreich die glänzendste Periode ihres Bestehens. Der Große Orient hatte 1812 in Frankreich, Italien und Spanien 1100 Logen und 70000 Freimaurer unter sich. Jedes Regiment der Großen Armee hatte außerdem seine Zeltlogen. Sämmtliche Stühle nahmen Bonaparte's Einladung an. Die Großmeisterstelle bekleidete sein Bruder Joseph und der Großmeister Cambacérès, welcher letztere Prinzen [illegible] Kaiser [illegible] Napoleon in den Adelsstand erhob, war selbst Freimaurer.

Wenn man aber glauben wollte, daß der Kaiser eine sehr hohe Meinung von der Freimaurerei gehabt habe, so würde man sich irren; denn wie viel Gunst er ihr auch seinem Schutz gewährte, hat man weniger aus seinen persönlichen Aussprüchen als aus Thaten ersehen können. Wie Napoleon nach einem verlorenen Spiel um so eifriger sein Pferd zu verdächtigen pflegte, so behauptete er mit dem Exile auf St. Helena und enthüllte dabei manche bisher geheimen Motive. Als O'Meara ihn befragte, was es mit den Freimaurern habe, gab er mit spöttischer Miene zur Antwort: „Schwatzhafte Müßiggänger, die zusammenkommen, um eine gute Mahlzeit zu halten und verschiedene Narrenspossen zu treiben. Ich habe sie begünstigt, weil sie allenfalls gegen den Papst gefochten hätten."

Von Rom aus war nämlich schon 1738 die Freimaurerei durch den Papst Clemens XII verdammt worden, weil die Freimaurer Libera muratori, wie das päpstliche Breve sagte, vermessen genug sind, die Tugend auf die natürliche Beschaffenheit des Menschen selbst zu stützen, weil sie sich nicht auf kirchlichen, sondern rein menschlichen Boden stellen. Der feine Spürsinn des päpstlichen Stuhls, der ihm in kirchlichen und politischen Dingen überall eigen ist, hatte schon damals den innersten Kern des Freimaurerbundes klar erkannt. Das Oberhaupt der alleinseligmachenden Kirche fürchtete den forschenden Wahrheitssinn, mit dem die Freimaurer auch dem starren Buchstabenglauben entgegentreten und der Verfälschung des wahren Glaubens verbauen konnten. Und in der That stehen die Maurer im Geiste und in der Wahrheit auf der Warte und warnen vor der Gefahr des Kirchtricantes und der Verdummlichung eines hochmüthigen Priesterthums. Wenn aber auch in neuerer Zeit selbst von Freimaurern auf die Kirchenmacht Angriffe gemacht worden sind und wenn sie als unvereinbarend mit dem christlichen Glauben hingestellt hat, so zeugt ein solches Beginnen nur für eine große Unkenntniß der ihr zu Grunde liegenden Idee. Ein und derselbe Geist waltet gegensätzlich im wahren Christenthum wie in der wahren Maurerei, und die Wahrheit bleibt sich, wie alle Wahrheit, nur Eine. Sollte auch das Licht der Welt jene Finsterniß auf Erden durchbrechen und bekämpfen und das Hammerwerk seiner Glaubens, seiner Liebe und seiner Hoffnung für Viele sich unterthan gemacht haben, dann würde die Freimaurerei als besonderes Institut überflüssig sein. Bis dahin aber reicht sie der Kirche die Hand und bekämpft einen eigenthümlichen Stand theils durch strenge Beschränkung ihrer Wirksamkeit auf die Verwirklichung ihrer Grundidee einer sittlichen Veredelung aus reiner Liebe zur Menschheit, theils durch die Form, unter welcher sie als Institut ihre Jünger an die Arbeit setzt.

Gegenwärtig ist die Freimaurerei trotz mancherlei anderer Anfeindungen und Verfolgungen (auch mehr als 3000 Logen sind über den ganzen Erdball verbreitet und hat bei allen gebildeten Völkern Eingang gefunden, wobei freilich zu bemerken ist, daß diese allmählige Verbreitung zur Zersplitterung und Zielrung, zur Abtrennung der einzelnen Großlogen nach geographischen und politischen Grenzen geführt hat, und daß vom Freimaurerbunde beinahe nichts weiter übrig ist als der gemeinsame Name, einige Formen und Gebräuche und der gemeinsame Zug der Wohlthätigkeit. Die verschiedenen Großlogen folgen in Verfassung, Lehre und Gebräuchen verschiedenen Systemen und sind unter sich entweder gar nicht oder nur sehr locker verbunden. Dafür hat aber namentlich in Deutschland und Frankreich, denn England ist im wesentlichen auf dem einmal gewonnenen Standpunkt stehen geblieben und hat mit den amerikanischen Freimaurern vorzugsweise die äußere Seite des Maurerthums gepflegt, die reformatorische Bewegung den Proceß der inneren Läuterung vom Ende des vorigen Jahrhunderts an bis auf unsere Tage angehalten und hat sich der „Geist der Prüfung, der kritischen Vielegung und Vernichtung alles Mangelhaften und Abgestorbenen sowie andererseits das Streben nach Ueberwindung der inneren Gegensätze" geltend gemacht. Mehr und mehr sind auch Anhänger der Freimaurerei aus dem geheimnißvollen Dunkel

ihren Lagen heraus in die Oeffentlichkeit getreten und haben sich vor allem Volk über die eigentliche Idee und den Begriff der Freimaurerei bewiesen über den Zweck, welchen die Bund verfolgt, und über die Mittel, welche er dazu gebraucht, ausgesprochen, ohne sich wie früher dem Vorwurf des Geheimen oder doch Mysteriösen auszusetzen. Gerade diese Aenderung ihres Prinzips hat aber der Freimaurerei die Verdammung der christlichen Meinung unter den gebildeten Ständen fast vollständig schon gewonnen, billig sollte heutzutage, welche der Verbrüderung nicht angehören, es billigen, wenn gar Uebung und Ausübung der von allen redlichen Menschen gebilligten Grundsätze von großer Band seine Thätigkeit über die ganze Erde verbreitet und unter allen Nationalitäten, Glaubensgenossenschaften, Ständen und Farben eine menschliche Einheit herbeiführte, die Völker aber gleichgültigkeitsvollen und einer göttlichen Bestimmung entgegengehenden sittlichen Gehalts mehr und mehr ihrem Ziele zu wahren und unter ihnen die allgemeine Bruderliebe als höchstes Ziel zu Geltung zu bringen sich bestrebt.

Nordöstlich.

Von Friedrich Kapp.

I.

Im Jahre 1863 „nordöstlich" gehen, hart an die Invasionsgrenze, mitten in einen eventuellen Belagerungszustand hinein, und gar noch Weib und Kind mitnehmen und der Gefahr aussetzen, war das nicht verwegen? Warum nicht in „gemüthlichere Gegenden, wieder ein wenig hinauf auf die Berge"? meinten die Freunde. „Kann man denn von dorther auch Reisebilder schreiben? Gibt's dort oben denn noch »Gegend«?" fragten wieder andere. Die wollten erst recht angeben. Freilich blüht und glüht es nicht dort oben wie im warmen Süden; der Norden, zumal wenn es hoch hinauf geht, ist fahler, strenger, und doch hat auch er seine Farbe, seinen Stil, seinen Reichthum. Und denen, die daran zweifelten, hab' ich Bilder mitgebracht und gezeichnet, denen sie's nicht anhaben, daß ihr Rahmen wirklich der Norden und nicht das Mittelmeer war. Und die Menschen? War denn die Spannung zwischen Süd- und Norddeutschland im gedachten Jahre des Heils 1863 wirklich so arg, daß man's für unmöglich oder gar für ein Provinzialverbrechen hielt, von einem zum andern zu gehen? Hätte ich den Norden nicht immer schon lieb gehabt und längst schon gewußt, was er Gutes und Großes hat, ich hätte ihn dadurch lieb gewonnen. Es ist gerade ein rechtes Glück und mehr Segen Deutschland, daß man dort oben ins Herz schließen kann, dort in seine Eigenthümlichkeiten, in den alten festen Charakter, viel weniger Specifisch Provinzielles, als man bei uns im Süden immer angeben.

Mag sein, es ist ein weiter Weg da hinauf, auch ein theurer, und wer darauf sehen muß, daß er in jeder Jahreszeit, so oft ihm der Kopf und sein Magenbeutel heimfehrende Gelüste, einen heimlichen Blick, eine anmuthige Landschaft hat, der mache sich es nicht, der hat's unbedingt bei den Eisenbahnen bequemer! Laß Dein Geld nur Handelung, weidewund schaun und schauen und brauchst gar keine Sorge zu haben, etwas zu verlieren, einen schönen Punkt eingeladen zu haben. Aber wenn dann nach langer Fahrt einmal ein Schluß kommt, dann ist es gleich so schön, und das nicht blos durch den Gegensatz der langen Monotonie, sondern an sich selbst, daß man seine Freude daran haben muß und gern die weite Strecke, die man, um dort zu sein, hat zurücklegen müssen, in den Kauf nimmt. Freilich, wenn die Eisenbahnen nicht wären, wenn auch Reisegelegenheit noch so bequemlich existirte wie damals, da Immanuel Kant es ganz natürlich fand, seinen Schritt gegen Süden zu aus ihm herauszugehen, wenn die 88 Meilen zwischen der alten und neuen Hauptstadt Preußens nicht in Stunden zurückgelegt werden könnten, dann stünde man im Süden den Norden liegen und würde ihm leiblich fremd, wie man ihm oft geistig fremd ist, und doch kommt sich da so sehr ein persönliches und freundliches Entgegen- und Näherkommen. Ich hab's ja schon merken lassen, daß ich's allewege herausgefunden habe, wie auch dort warme, treue, deutsche Herzen schlagen, und es hat auch dort wohlgethan, ein Wort der Sympathie aus dem Süden zu hören.

Aber, wie gesagt, der Weg dort hinauf ist weit und darum will ich auch meine Leser auf ihm nicht allzu lange aufhalten.

Es gibt kein wechselvolleres, bewegteres Leben als das der Eisenbahnen, und doch im Grunde auch kein einförmigeres: immer dasselbe Treiben, dieselbe Unruhe und Hast, derselbe Typus der auf dieser wandelnden Bahnhof sich bewegenden Menschen, und nur der der Sache gewohnte, an der äußern Umkleidung nicht mehr haftende B-

ebachter mag auch in diesem scheinbar ihren Einerlei immer wieder Neues, Besonderes herausfinden, aus diesen vielen Bruchstücken sich eigenartige Bilder zusammenlegen. Weit, sehr weit zogen bekannte Länder und Gegenden an uns vorüber und mit ihnen Gedanken und Erinnerungen an all die verschiedenen male, da wir schon so an ihnen vorüber- oder durch sie hingekommen. So von der Bahn aus gesehen, hatte sich seit sechs, sieben Jahren nichts an ihnen verändert; so waren die lieblichen Gauen Frankens, so der Abschiedsblick, den man von der Höhe der „schiefen Ebene" herab auf sie wirft, immer; so langsam und behäbig sahe es sich auch früher schon auf den sächsischen Bahnen, nachdem, daß die Einbildung, die besten Eisenbahnen zu haben, ein Nationalfehler unseres lieben Nachbarn ist, so großartig war auch von je schon die Fahrt über den gewaltigen Gelgschachtviadukt, so langweilig immer der Weg zwischen Altenburg und Leipzig.

Aber halt, da kam etwas Neues! Das alte Leipzig zwar, aber doch ein neues. Das war nicht mehr zu erkennen — ein wahrer neuer Straßengürtel um die Stadt herum; es ist wie Alluvialland, es spreizt fast jedes Jahr ein neuer Stadttheil an die schon vorhandenen an. Dazu auch im Innern der Stadt manch freundliche Veränderung: neue Anlagen, Promenaden, ein neuer gefährlicher Rival des Schneckenbergs sogar; Omnibuslinien, auf denen man billig genug von einem Stadtende bis zum andern fahren kann; die neueste Errungenschaft des Nordens: Trinkhallen mit ihren „Sodaliskes", das neue Museum mit seinem Bilderschatz, der Königsbau, allerdings fast nur ein Privathaus, das sich vor den Buchhändlerpalästen, die sich in den jüngsten Jahren aus scheinbar sehr vergänglichem Stoff, aus „Gartenlauben", „Illustrirten Blättern" u. s. w., erbaut haben, fast verstecken muß.

Und doch fand ich auch so viel Altes, traut Bekanntes wieder; so bald konnte ich von meinem Leipzig nicht loskommen. Hatte ich doch auch meinem Söhnlein versprochen, ihm „Studenten" zu zeigen! Und wie wir so da hin- und wiederzogen am alten Augusteum, auch in der „Zwischenviertelstunde" hereintraten unter das schattige Zelt des Café français, unter dessen duftenden Bäumen ich wieder saß wie vor Jahren, da traten sie mir wieder so lebhaft, so warm heran die sonnigen, duftigen Jugendtage! Und mir war's, als ob auch ihre Genossen mit hereinkommen und sich mit mir an den marmornen Tisch setzen müßten! Wie wir so oft da gesessen waren: da der edle Schwärmer für alles, was Kunst und Poesie genannt werden mochte; mein armer „Pathe", wie er seine geistreichen Urtheile über die letzte Oper stillte oder in classischen Reminiscenzen sich erging — und du, mein Bruder Jonathon aus dem fernen Siebenbürgen, mit den treuen, frommen Augen, dem ernsten, allezeit schlagenden Wort, dem warmen Herzen für des Vaterlandes Geschick — da das edle Brüderpaar, ein dunmlervollendetes Ideal, und hier die jugendlichen Sänger vom Donaustrand! Ist die Harfe deiner Hand entsunken? Und ihr andern alle! Doch Einen durfte ich ja doch auch persönlich wieder grüßen; hatt' es ja längst geahnt, daß er einst vom Katheder des Auditoriums herabdonnern würde, in dem wir euch als schüchterne Hörer zusammengießen waren. Aber Gruß euch Lieben und Treuen allen, hinüber über Land und Meer, den Gruß der alten, frohen Zeit!

Und dieser alten Zeit gedacht' ich weiter im gastlich auch wieder aufgethanen Freundeshause, unter den grünen, schattigen Bäumen des Reichshofs, auf dem schönen, blumenlieblichen Auerhof — es war ja gerade St.-Johannistag, wo sie die duftenden Todtenopfer den Gräbern bringen —, am meisten aber, als ich wieder in den Hof meines alten Hauses trat und hinaufsah zu dem Fenster des Stübchens, in dem ich so viel erlebt und erlitten, mit dem Tode gerungen und doch das Leben so lieben gelernt! Wer mochte nun da wohnen, für wen die Rose hinter den weißen Vorhängen blühen?

Auch von Leipzig die Elbe hinauf bis zum trauten, dort am schönsten Punkt jener Flüche versteckten Rittergut, dann wieder die trostlose Wüste vom Bahnhof Röderau bis Berlin war bekanntes Land, und die preußische Residenz selbst, sie hat uns eigentlich auch nichts Neues, aber doch ein paar recht schöne, auch an alten Erinnerungen reiche Tage gegeben. Es war still in der Stadt, die „Saureguркenzeit" der Berliner, „Saison morte", wie man anderswo sagt; das Haus auf dem Dönhofsplatz stand melancholisch und leer; die Hauptspieler auf dieser wie auf der andern Bühne waren ausgezogen, selbst Bismarck, Roon fort; auch die Flagge auf dem königlichen Palast wehte nicht, allein der Wolfswitz illustrirte ungenirt die leere Fahnenstange und „Kladderadatsch" brummte auch fort, wenn auch

leise, sehr leise; dafür hob die Kreuzsrinne die Flügel, so hoch man sie nur heben kann, wenn man der vom Jäger gehetzte Steiger ist, der allen andern Heimweh niederzumachen das Recht hat. Aber bei alledem war Berlin ruhig, sehr ruhig, und die Linden und der Thiergarten, die Conditoreien und die Sommertheater waren so voll als je; alles beim alten; nur die Pfützen auf der Schloßbrücke und die auf dem Brandenburger Thor schienen mir etwas verlegen und der Alte Fritz auf seinem ehernen Roß etwas verstimmter anzusehen.

Auf der Berlin-Königsberger Bahn ging's weiter. Sie hat schon stellenweise ganz hübsche Partien. Dort drüben schauen sogar Hügelcontouren, die Mauerner Berge, her. „Försterswalde!" ruft der Conducteur. Doch niemand steigt aus oder ein. Wer hat auch was in dem kleinen Städtchen zu thun, wenn er nicht vom Glück zu ganz besonders „Avantagen" hin verschlagen wird? Wer kennt seinen Namen nur von den Tauben, die an ihm tagtäglich vorüberfliegen? Und doch kann einem auch ein solch unbekannter, vorher nie genannter Name bekannt werden. Ich mußte noch aussteigen, nur einmal wieder den Perron betreten, auf dem ich so manchmal, willkommenfreudig oder abschiedstraurig, gestanden war. Auch wieder das freundliche Haus dort betreten, das helle Zimmer mit den hohen, blumenumflochtenen Fenstern! Könnten wir's leiden, es anders zu finden, als wir's dazumal war, als sich alles „dort so hold begeben zwischen mir und dir"? Ja, weißt du noch? Auch, wie wir da, hier an der Wagentreibe, zum letzten mal standen, Hand in Hand, Aug' in Aug', und ich davonfuhr auf lange, lange Zeit, auf bitteres Scheiden, Meiden? Und nun das alles nicht mehr, wieder rasch in den Wagen an deine Seite, nun miteinander weiter hinaus in die Ferne, ins glückliche, blühende Leben!

Von Fürstenwalde ab, da war uns alles fremdes, neues Land: Frankfurt, Küstrin, Landsberg. Die drei Städte liegen ganz freundlich. Die Gegend ist noch nicht aller Hügel bar; die fruchtbaren Niederungen des Oder-, Netze- und Warthegebiets bieten manchen befriedigenden Blick. Fünf Stunden nach der Abfahrt von Berlin war Kreuz erreicht, ein Bahnhof nur, aber der bedeutendsten und schönsten einer, der Mittel- und Kreuzpunkt der Berlin-Königsberger, Posener, Stettiner und Breslauer Bahn.

Wir waren an der Grenze der deutschen Bundeslande, des deutschen Sprachgebiets, des polnischen Nachbarn, des polnischen Belagerungszustandes, wer weiß, welcher Aehnlichkeiten noch! Wir waren genug von vielen „gewagten" Reisen gewarnt worden; es geschah uns nicht, wenn wir, da wir nicht hören gewollt, fühlen mußten. Der Zug fuhr in den Bahnhof ein.

Wir hatten gerade so viel Aufenthalt, uns nothdürftig zu räumen, dann trennten sich die Züge nach allen Seiten. In dem unsern, nach Posen-Breslau fliegten, war eine prächtige Gesellschaft aus dem von Stettin gekommenen übergegangen: zwei hübsche, muntre Töchter und ein halbmonatlicher Sohn Israel's, die sich einmal recht vergnügen wollten im schönen Süden drunten, sich jetzt schon Tag für Tag ihrer weiten, langen Reise verdrossen und sich seß vornahmen, so auch einen für das so sehr gerühmte Heidelberg, das zu „zwei zwischen Dresden und Eisenach" liegen müsse, zu behalten. Hoffentlich sind die Liebenswürdigen nicht irregeleitet und so sicher nach Heidelberg gekommen, wie wir jetzt nach Posen kamen und zwei Stunden nach der Abfahrt von Kreuz in seinen Bahnhof einhampften.

Aber wir? „Naht sie nicht, ihr schwankenden Gestalten?" Keine Soldaten, keine Gensdarmen? Nur die uns erwartenden, freudig die lange Entbehrten begrüßenden Lieben? Keine Nachfrage nach Paß und Legitimation? Mußten die gar auf Rechnung der „überflüssigen Reiseausgaben" geschrieben werden? Kein Gedanke an das alles. Also wieder eine Enttäuschung! Da war nichts davon zu spüren, daß wir in ein „bewegtes" Land gekommen waren.

Der Bahnhof liegt ziemlich entfernt von der Stadt. Daran merkt man die Festung. Aber dann zeigten uns auch die starken Thore, die festen Mauern, die Brücken und Gräben, welche wir gleich passiren mußten, daß wir eine Festung ersten Ranges betreten hatten. Für solche muß auch der Pole Posen halten; die Gewalt und Großartigkeit der Werke muß jedem imponiren.

Aber sehen wir erst die eigentliche Stadt an. Sie hat uns schon etwas Fremdartiges. Altes und Neues seltsam durcheinandergemengt; das Alte aus der „guten alten", nach hiesigen Begriffen „polnischen" Zeit; allerdings etwas polnisch, d. h. wirr durcheinander, enge, etwas schmutzige Straßen, unbedeutende Häuser; das Neue preußischen, also wirklich neuern Datums, alles schon, groß, weit angelegt, Häuser wie Straßen. Dazwischen auch große, selbst gewal-

tige Plätze, theilweise nur an einzelnen Seiten von Gebäuden umgeben, so groß und weit, wie sie fast keine deutsche Stadt hat, auf denen ein ganzes Regiment ungehindert manövriren kann; dann auch wieder, schon in der Stadt, schöne Promenaden, hohe Linden- und Kastanienalleen, hinter ihnen, neben ärmlichen Wohnungen, vornehme, adelige Paläste; neben niedrigen Kneipen Prachtbereits und elegante Cafés; fast romantische Strandpartien an der Warthe und Cybina hier in der Niederung und dort auf der Höhe das Schloß und Regierungsgebäude, und aus all dem vorstechend charakteristische Thürme, hohe Kirchen. Und in und zwischen dem ein lebendiges Straßengetriebe, Deutsche und Polen, Juden und Christen, Civil und Militär; das Volksleben früh auf den Märkten — wenn auch noch die sogenannten „Bamberger", die Bauern vom Lande mit ihren originellen Trachten, die Frauen in weiten, faltigen Röcken und Jäckermanshauben, die Männer in wahren Samiritjacken, hereinkommen —, abends laut und ungebunden in den Straßen und Gassen, bis spät in die Nacht ein reges Fahren und Reiten, so geräuschvoll und lärmend wie kaum in größern Städten; jetzt ein ganz gewöhnlicher Bauernwagen, dann ein eleganter Vierspänner; Damen in Trauer, unzweifelhaft also Polinnen darin, nach Landessitte das ledige Füllen hinterdreinlaufend; dazwischen wieder ein Militärzug, Patrouillen, Husarenpikets, auch einmal eine Procession zu dem oder jenem Kloster, der oder jener Kirche — alles das zusammengenommen läßt Posen weit interessanter erscheinen, als man gewöhnlich meint.

Am interessantesten sind in der alten Stadt zweifelsohne zwei Partien: der Markt mit seinem alten zu Anfang des 16. Jahrhunderts aufgeführten Rathhaus im schönsten Rundbogenstil, mit wunderlicher Vorhalle und noch wunderlichern Reliefs und hübschem spitzen Thurm — dann in der von der ärmsten polnischen Bevölkerung bewohnten Vorstadt Wallischay die Dominsel und auf dieser die posener Kathedrale selbst. Aeußerlich angesehen, verdient sie eigentlich diesen Namen nicht; sie ist ein sehr einfacher romanischer Bau, allein innen birgt sie manches Sehenswerthe. Die großen metallenen Grabplatten mit ihren gravirten Inschriften an den Pfeilern, das in Holz geschnitzte Bild der polnischen Madonna, die heilige Maria von Czenstochau u. a. sind Kunstwerke; auch einzelne der vielen Bischofsgrabmäler gehören dazu; aber wirklich künstlerisch schön, prächtig sogar ist die „Goldene Kapelle", ein im Jahre 1842 auf Kosten eines polnischen Adelsvereins, namentlich auf Betreiben des Grafen Eduard Raczynski an den Dom gefügter besonderer Anbau.

Die Kapelle sieht fast etwas wie eine polnische Demonstration, eine kirchlich-politische Verherrlichung Polens aus. Ueberall Beziehungen auf des „Reiches" Glanz und Ruhm. Alle Pracht des byzantinischen Stils ist in dem kleinen Raum verschwendet: Gold, bunte Farben, Mosaik, Malerei und Sculptur. Mosaik ist der Boden, ebenso das Altarbild, die Himmelfahrt Mariä; Goldgrund deckt die Wände; aus den Blenden schauen Engelsköpfe nieder; in der Rotunde sind polnische Heilige, ganz oben Gott Vater, von Engeln umgeben, gemalt. Zwei sehr gute Bilder: Suchodolski's Einführung des Christenthums in Polen, Borzewsky's Otto III. beim Grabe des heiligen Adalbert, schmücken die beiden Seitenwandflächen. Unter dem ersteren dieser Bilder aber stehen die beiden Perlen dieser Kapelle, die von Rauch entworfenen vergoldeten Erzstandbilder der beiden ersten polnischen christlichen Könige, Mieczyslaw' I. und Boleslaw' I. Chlobry. Schwert und Scepter, die sie in den Händen tragen, sind mit kostbaren, echten Edelsteinen geschmückt, die beiden Figuren selbst Meisterwerke, die den andern Statuen Rauch's würdig zur Seite stehen. Hier die täglich aufgesuchte (denn täglich wird hier unter Anwesenheit des Erzbischofs Messe gelesen) Erinnerung an Polens Vergangenheit, an Posens Größe, da es noch Hauptstadt und Residenz des Reiches war — und nun nach Fort Winiary hinauf, und dort Posens Gegenwart.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Briefe an Ludwig Tieck.

I.

Ueber die Stellung Ludwig Tieck's in unserer Literatur ist bis zum Jahre 1848 vielfach und oft in erbitterter Weise gestritten worden; seitdem aber, da man die Literatur in ihrem Verhältniß zu dem ganzen sozialen und politischen Leben der Nation auffaßt, hat der überreiche Lorbeerkranz, der das Haupt des greisen Dichters schmückte, einige Zweige verloren. Nur mit einem Lächeln lesen wir jetzt noch Briefe seiner Verehrer, in denen er neben Schiller und Goethe, ja über Goethe gestellt wird; nur mit einem Lächeln hören wir ihm zu, wenn er alle Poesie in Shakspeare findet oder seine eigenen „Zigeuner" schilt. Mehr als Ein Lob dieses Di-

...nnerts hat im Volksmund eine Unsterblichkeit, wie sie Meister Ludwig's Dichtungen nie gewinnen werden. Die Literatur ist oft mit einem Kirchhof verglichen worden, weitaus die meisten Dichtungen Tieck's ruhen darauf. Im Laufe der Zeit verblaßt viel, was schön es an Herder, Wieland, Jean Paul, dennoch wird es immer eine Zahl von Lesern, Freunden der Kunst, Verehrern eines bestimmten schriftstellerischen Charakters geben, welche die Werke dieser Männer durchblättern werden, wer aber empfände von dem jetzigen Geschlecht die Neigung, die ersten Tieck'schen Romane: „Abdallah", „William Lovell" oder selbst „Octavian" und „Fortunat" vom Anfang zum Ende durchzulesen? Wieland's „Geschichte der Abderiten" ist uns immer noch verständlicher und ergötzlicher als „Prinz Zerbino" oder die literarischen Späßereien und Schnurrereien im „Gestiefelten Kater", eine Märchensatire wie die „Vogelscheuche" bleibt uns eben eine Vogelscheuche für uns.

Ludwig Tieck besaß die Phantasie und den Witz eines großen Dichters, beide in einem höhern Grade als Goethe; aber ihm fehlte die Leidenschaft, die Vertiefung für eine Idee, wie sie Schiller beseelte, und endlich jener reine Schönheitssinn, jene harmonische Ausbildung der Form, die Goethe für alle Zeiten zum Studium der Künstler machen wird. In Tieck war selten eine reine und freudige Hingabe an seine Stoffe, er spielte mit ihnen, die Ironie, die er und sein Freund Schlegel für das höchste Prinzip in der Kunst hielten, hat ihn, recht aus seinem Wesen heraus, für diese Verehrung, die er ihr widmete, bestraft. Keiner seiner Leser glaubt von ganzem Herzen dem, was ihm der Dichter erzählt; er legt das Buch beiseite und meint: „Meister Ludwig scherzt ja nur". In dem Gebiet des Märchens, der phantastischen Erfindungen erhebt dieser Scherz das Behagen, vielleicht werden und durch diese Würze allein noch die alten Volksbücher, Sagen und Geschichten genießbar gemacht, da wir doch einmal nicht mehr naiv genug sind, an den Hörnernen Siegfried und die schöne Magelone zu glauben. Tieck indessen „ironisirte" alles: Welt und Leben sollten schließlich stets nur auf ein Märchen, auf eine „mondumglänzte Zaubernacht" hinauslaufen. Fast scheint es, als hätte dieser so reiche Geist nichts mit Ernst und Leidenschaft behandeln können; zum Glück für ihn und uns wandte er sich, offenbar von den Erfolgen Walter Scott's angeregt, ein und ein andermal der Geschichte zu und fand in ihr ein Etwas, das sich eben nicht wegsyntitren und wegironisiren läßt: die Thatsache. Neben seinen Elfenmärchen, die zumeist das jugendliche Alter entzücken, in dem man sie genießt, ohne der vielen kleinen und kleinlichen Anspielungen auf literarische Verhältnisse, von denen sie überfüllt sind, nur ahnend zu denken, strebt aus seinen historischen Erzählungen von Shakspeare, Camoens, von dem Aufruhr in den Cevennen, von dem Hexensabbat zu Arras der unverwüstlichste Zweig seines Kranzes. Die Anschauung Tieck's von der Dichtkunst war eine erhabenere und vielleicht richtigere — vielleicht, denn auch das Ideal ist ein Kind der Zeit — als die jetzt herrschende. Die Dichter Hafis freilich in wunderlicher Uebertreibung dahin aussprichst „Le beau serviteur du vrai". Wie eine goldene Wolke schwebte die Poesie über der Welt, sie hatte mit den Alltagsdingen und wirklichen Verhältnissen nichts gemein, sie verspottete und „ironisirte" sie eben nur. Politische, religiöse, soziale Probleme und Fragen zu berühren, galt in diesem Olymp für unstatthaft: hier lachte, scherzte, liebte, litt man nur; zuweilen ward Komödie gespielt, Shakspeare vorgelesen und die deutsche Dichtkunst des Mittelalters bewundert. Wie viel mehr Lebenswahrheit, welch tieferes Eingehen auf reale Verhältnisse ist doch in Goethe's „Wilhelm Meister", trotz der Unwahrscheinlichkeit und Unmöglichkeit der ganzen Anlage! So ist für uns die Tieck'sche Novellendichtung, von einer Kühle und Gehaltenheit angehaucht, die uns nicht warm werden läßt, sie handelt von Schicksalen und Personen, für die wir ebenso Theilnahme fühlen können als der Dichter selbst. Tieck hat die Emancipation des Weibes in „Ritter Blaubart" vorzuführen gesucht; wie glatt, wie sudirt klingt alles bei ihm, während in der „Lelia", der „Indiana" der Sand ein glühender Lavastrom der Empfindung, der Leidenschaft und Leidenschaft! Das mag übertrieben, verzerrt, hier und dort häßlich sein, aber man hört doch ein Herz schlagen. In Tieck übersetzte sich die romantische Poesie; Lorraine, Stolz, Gefühlton, wie das Publikum in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts überrascht und entzückt, als etwas durchaus Neues und Originales, waren vierzig Jahre später ein Allgemeingut der Nation geworden. Zum Unglück für die romantischen Dichter befleißten sich an ihre Bestrebungen die Versuche der Dunkelmänner und der Absolutisten, unter der Fahne der Romantik und des „heiligen römischen Reichs deutscher Nation" ward die Rückkehr in den Zustände des Mittelalters gepredigt, die Freiheit verketzert und die Inquisition gepriesen, Friedrich Schlegel wurde katholisch, Görres ein Zelot und Ketzerrichter im Sinne Konrad's von Marburg und Torquemada's, Haller's neue Staatstheorie beruhte zum Theil auf den Voraussetzungen der Romantiker, die sich ein Mittelalter geschaffen, wie es niemals gewesen. Seitdem verloren die Ideale der Romantik für die Nation jeden Werth und jede Bedeutung, sie sanken zur Staffage herab. Die Ritter und die Fräuleins, Oberon und Titania, König Artus und Merlin, Roland und Karl der Große nehmen sich gut in einer Maskerade aus; ihre Abenteuer erheitern uns noch, aber unser Herz beflügeln sie nicht. Diese Welt war die eigenste für Tieck: aus ihrem Bann ist er niemals ganz herausgekommen. Doch war er der vielseitigste von allen Romantikern und wußte sich den Wandlungen des Geschmacks wenigstens zum Theil anzuschmiegen. Seine Novellen waren das Entzücken der literarischen Theezirkel. Anerkannt war er neben Goethe und noch mehr nach denen Tode

der erſte unter den deutſchen Dichtern. Der Kreis der romantiſchen Schule, der ſich ſpäter auf Kleiſt, Novalis, Schenkendorf, Arnim und ihn vertheilte, gehörte ihm damals faſt ausſchließlich, erſt ſeine unabläſſigen Bemühungen haben Kleiſt und Novalis in weiteren Kreiſen bekannt gemacht. In Dresden nahm er eine hervorragende Stellung ein; man wallfahrtete zu ſeinem Hauſe wie zu dem Goethe's; namentlich Fremde aus England und dem Norden Europas beehrten auf ihren Reiſen Dresden nicht, ohne an ſeine gaſtliche Pforte zu klopfen. Er genoß als Vorleſer Shakſpeare's einen Ruf, den nie wieder ein Anderer in dieſem Grade erlangt hat. Noch heute verſichern alle, die ihn gehört, ſeine Vorleſungen der Komödien Shakſpeare's wären unvergleichlich geweſen und hätten an Wirkung jede, auch die gelungenſte theatraliſche Darſtellung übertroffen. Ueber Tieck's Charakter gehen die Urtheile zwar weit auseinander, aber Liebenswürdigkeit und große Anziehungskraft waren ihm doch eigen, daß ſelbſt ein ſo ſtrenger und verſchloſſener Mann wie Friedrich Hebbel nicht ohne tiefe Rührung von ſeiner Begegnung mit dem Dichter erzählte, daß Chriſtian Grabbe die Stunden, die er in ſeinem Hauſe verlebt, wiederholt die glücklichſten ſeines Lebens nannte.

Ueber das Leben und die Entwickelung Ludwig Tieck's hat einer ſeiner treueſten und letzten Verehrer, Rudolf Köpke, in anſprechendſter und lebensvollſter Weiſe uns unterrichtet. „Ludwig Tieck, nach mündlichen und ſchriftlichen Mittheilungen“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1857); jetzt hat Karl von Holtei, gleichſam zur Vervollſtändigung dieſer Biographie, „Briefe an Ludwig Tieck“ (Breslau, Trewendt, 1864) herausgegeben. Die zwei erſten Theile der Sammlung liegen uns vor; die theilweiſe Unordnung, in der ſich die Briefe befanden, hat den Herausgeber genöthigt, ſie nicht in chronologiſcher Folge, ſondern in alphabetiſcher Reihe, nach den Namen ihrer Abſender geordnet, herauszugeben. So fehlen denn gerade die Briefe, die das meiſte Intereſſe erregen dürften, die Friedrich Schlegel's, Wackenroder's, Schleiermacher's, Steffens' noch in der Sammlung. Indeß, vielleicht werden auch in ihrer Hinſicht unſere Hoffnungen enttäuſcht wie in Bezug auf Achim von Arnim und Novalis. Von Arnim haben ſich nur drei, von Novalis vier Briefe vorgefunden; ſie ſind liebenswürdig im Ton, voll naiver Anſchauungen, die uns jetzt ein Lächeln ablocken, dem Inhalt nach wenig bedeutend. Ueber Goethe's Roman ſchreibt Novalis: „So viel ich auch aus ‚Meiſter‘ gelernt habe und noch lerne, ſo ekelös iſt doch im Grunde das ganze Buch. . Man weiß nicht, wer ſchlechter wegkommt — die Poeſie oder der Adel; jene, weil er ſie zum Adel, dieſer, weil er ihn zur Poeſie rechnet. . Der Verſtand iſt darin wie ein naiver Teufel. Das Buch iſt unendlich merkwürdig, aber man freut ſich doch herzlich, wenn man von der ängſtigenden Peinlichkeit des vierten Theils erlöſt und zum Schluß gekommen iſt. Welch heitere Beſchaulichkeit iſt nicht dagegen in Böhm (er meint den gläubigen Schuhmacher und Philoſophen Jakob Böhme), und dieſe iſt's doch allein, in der wir leben wie der Fiſch im Waſſer! Ich wollte noch viel darüber ſagen, denn es iſt mir alles ſo klar und ich ſehe ſo deutlich die große Kunſt, mit der die Poeſie durch ſich ſelbſt im Meiſter vernichtet wird — und während ſie im Hintergrund ſcheitert, die Oekonomie ſicher auf feſtem Grund und Boden mit ihren Freunden ſich gütlich thut und ahnungsvoll nach dem Meere ſieht. .“ Wenn man ſolche Urtheile lieſt, hat man ein Recht, ſich der Gegenwart zu freuen, was ſie auch verſchulden, wie proſaiſch ſie ſein mag, wenigſtens unſerem großen Dichter wird ſie gerechter als viele Männer. Welche Verſchrobenheit, Jakob Böhme über, ja nur neben Goethe zu ſtellen! Von dem übrigen reichen Inhalt der Sammlung in der nächſten Nummer.

Lebensblicke

von Ludwig Bechſtein.

Wie viel Liebenswürdigkeit muß derjenige ſpäter entwickeln, der ſich nicht beim erſten Zuſammentreffen gewinnen konnte!

* * *

Vielleicht iſt unſer Leben nur ein Nachtwachen und erſt am Morgen kommt der friedenbringende Schlaf.

* * *

Volksthümlich iſt nicht, was im Munde des Volks, ſondern was im Herzen des Volks lebt.

Herbſtregen. *)

Ich lehe fort und fort,
Verſenkt in düſt're Sinnen,
Wie auf den welken Baum
Des Herbſtes Thränen rinnen.

Ich höre Blatt auf Blatt
Mit ihnen niederrauſchen,
Und muß wie feſtgebannt
Dem Fall der Tropfen lauſchen.

Auch du, o Menſchenherz,
Wie feurig gleich dein Klopfen!
Auch du haſt deinen Herbſt
Und kennſt das bange Tropfen;

Und kennſt die Thränen, die
Wie Herbſtesregen kühlen,
Und von der Hoffnung Baum
Die letzten Blätter ſpülen.

Ernſt Scherenberg.

*) Aus einer kürzlich erſchienenen Gedichtſammlung: „Blüthen des Frühlings“ Neue Gedichte von Ernſt Scherenberg (Berlin, Schindler, 1864), von denen ſich einzelne durch ſinnige Zartheit und eine gefällige Form auszeichnen.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Aus den thüringischen Bädern.

I.

Wer diesen Sommer einen weitern Ausflug gemacht, entweder zu blauem Genuß oder seiner Gesundheit wegen irgendwo im deutschen Vaterland oder auch auswärts längere Zeit sich aufgehalten hat und nun wieder daheim ist an seinem häuslichen Herd, der blickt auch gern von diesem festen Punkt aus auf das zurück, was ihm seine Wanderungen und der Aufenthalt in der Fremde geboten haben. Man erzählt wol auch davon im traulichen Kreise am häuslichen Herd lieben Freunden, und ebenso lauscht man gern und aufmerksam den Erzählungen anderer, die Aehnliches unternommen und erlebt hatten, man freut sich der wiedergewonnenen Häuslichkeit, und in und mit ihr wird man sich auch jener Gemüthlichkeit bewußt, die nur der häusliche Herd in seiner liebgewordenen Gewohnheit und in der Innigkeit, die schon in dem lieblichen Worte „daheim" liegt, gewähren kann. Wie wohl es uns auch draußen geworden und gewesen, wie tief und innig auch namentlich die schönen, stets Genüsse in reicher, mannichfaltiger und lieblicher Natur sowie die Wanderungen und Wandelungen mit lieben, angenehmen und geschätzten Menschen uns für sich gewonnen und draußen gefesselt haben mögen, wir gedenken deß allen mit hoher und dankbarer Freude und wir halten diese Erinnerungen auch fest in treuem Gedächtniß; aber mit dem Zauber der Häuslichkeit und der in dem „Daheim" liegenden Gemüthlichkeit haben die Genüsse selbst, da wir draußen wären, sich nicht umkleiden können, und nun vermögen auch jene Erinnerungen das Bewußtsein dieses Zaubers nicht zu schwächen oder gar zu verwischen. Im Gegentheil — dieser Zauber weiß uns mit neuen Banden uns zu fesseln; er ist uns wie ein Freund, den wir lange entbehrt hatten und den wir wiedergefunden, er umfängt uns gleich einer „schönen, freundlichen Gewohnheit des Daheim".

Während wir noch draußen waren, ließ eine gewisse Unruhe des äußern Lebens in den mancherlei Wünschen, Hoffnungen und Bestrebungen nach dem Neuen, das wir suchten, eine oft unbehagliche Stimmung über das, was uns dabei nicht nach Wunsch gelang und worin wir uns täuschten, über gewisse Zumuthungen und Ansprüche, die an uns herantraten und denen wir nur mit Ueberwindung und Selbstbeherrschung entgehen konnten, wol auch der Eigenart, dem wir da begegneten und der nun einmal unsere praktische Zeit beherrscht, — dies alles ließ es nur selten oder gar nicht zu einer friedlichen Uebereinstimmung unserer Gefühle und Empfindungen mit der Außenwelt kommen, und zwar um so weniger, je mehr wir uns, vielleicht nicht immer in klarer Erkenntniß unserer selbst, nach einem andern Zustand, nach einem gewissen schönen, freundlichen Gewohnheit unsers Daseins gesehnt — sehnten. Manches war selbst als Gegenstand dieser Sehnsucht der Begrenztheit der Häuslichkeit verschwunden; wir ließen es uns gern gefallen; denn neben oder hinter dieser Häuslichkeit steht zugleich — das Behagliche und die Gemüthlichkeit des „Daheim" und des häuslichen Herdes.

Wer wissen nicht, ob auch andere diese unsere Gefühle und Empfindungen theilen und unsere Ansichten für gerechtfertigt ansehen, zumal wir nicht wissen können, welche Erfahrungen sie selbst gemacht haben. Auch sollte dies alles hier nur gleichsam die Einleitung zu dem sein, was wir aus den thüringischen Bädern den Lesern mitzutheilen beabsichtigen.

Auch im gegenwärtigen Jahre ist Thüringen wieder viel besucht worden, theils von sogenannten Touristen, die, gleich Zug- und Wandervögeln, oft auch nur wie im Flug und in Parforcetouren auf verschiedenen Wegen das Land durchwandern, ohne sich gerade irgendwo auf längere Zeit niederzulassen, theils von solchen, die vielleicht auf Wochen — aus verschiedenen Gründen und zu mancherlei Zwecken — zu einer Badecur oder als sogenannte Touristen (wie sie sich selbst gern nennen) einen bestimmten Aufenthaltsort sich auswählen. Für manche Reisende der ersteren Gattung ist wol die alljährlich zur Frühlingszeit — gleichsam mit den Schwalben — sich einstellende Reiselitteratur z. B. Bädeker im einzelnen nicht selten maßgebend, und wenigstens haben wir selbst den erst in diesem Frühjahr im Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen erschienenen „Wegweiser durch Thüringen, von M. Anding und A. Radefeld" in den Händen mancher jener Touristen zu bemerken Gelegenheit gehabt. Hatte nun auch die unfreundliche und veränderliche Witterung des diesjährigen Frühlings, die mit einer gewissen Hartnäckigkeit die winterlichen Launen des April sogar bis in die Sommermonate hinüberspielten und sie auch da zur Geltung und zu einer Art von Herrschaft bringen zu wollen schien, in den Monaten Mai und Juni die Reisenden weniger zahlreich auch nach Thüringen kommen lassen, so änderte sich dies doch bald, da man keine Zeit mehr versäumen zu dürfen und nicht länger warten zu können meinte. War doch schon der längste Tag des Jahres vorüber, und für viele war nun jedenfalls die Zeit gekommen — zu reisen à tout prix!

Erst waren es die Schulferien, denn die Gerichtsferien in einzelnen der um- und nahegelegenen Staaten, die dazu die nächste Veranlassung gaben, und andere, die das ganze Jahr hindurch ihre Ferien haben oder sie sich aus höhern Rücksichten nehmen müssen, suchten Thüringen zu Vergnügungsreisen oder zu Badecuren sich aus. Die thüringischen Bäder waren auch diesmal im Juli und August vielbesucht

und die Güte fanden sich auf der Nähe und auf der Ferne oft so zahlreich an einzelnen Punkten und für längere Zeit ein, daß das nöthige Unterkommen nicht zu finden war. An der Bequemlichkeit mochte es für manchen auch ebenfalls nur gar zu häufig fehlen und auch auf Entbehrungen der gewöhnlichsten Art mußte man sich vielfach gefaßt machen. Dazu sind an manchen Orten die Zustände und Anstalten noch gar zu primitiver Art und in halb paradiesischer, halb patriarchalischer Unschuld. Einzelne thüringische Bäder haben es sich zwar besonders angelegen sein lassen, je länger je mehr für Befriedigung eines gewissen Comforts übertriebene Sorge zu tragen, aber die Fremden müssen auch dafür um so mehr zahlen. Man hat in diesem Betracht andern Alten Badeanstalten vieles glücklich abgelernt, und man hat sich an einigen jener Punkte — wissentlich und absichtlich oder auch wol unwillkürlich — ein Zinngeschirr für die Behandlung der Fremden, namentlich der Badegäste, zurechtgemacht, wobei es unentschieden bleibt, ob und inwiefern man sich auch seiner Pflichten ebenso klar bewußt ist als seiner Rechte, die man gegen die Fremden geltend macht. Man hält sich dazu um so mehr für berechtigt, als man auf seine Zinnen kommen will und es — ja nur einige Monate dauert. Die Eigenmächtigkeit der Wirthin und der Eigensinn des Eigenmanns gehen dort häufig Hand in Hand und machen sich in der auffallendsten Weise bemerkbar, indem sie mit einer Art nervöser Genügsamkeit ihre Polypenarme nach den Beuteln der Fremden ausstrecken und diese unter den mannichfaltigsten Formen für sich auszubeuten verstehen, auch dabei über die Grenzen des Erlaubten nicht selten hinausgehen. Wol kann man da zu Zeiten meinen, an den Rhein oder nach der Schweiz — mit den dortigen englischen Preisen — versetzt zu sein, und das „Tel est notre bon plaisir" kommt dabei ebenso sehr zur Geltung, als es nicht an dringenden Veranlassungen fehlt, welche den Reisenden an Schiller's „tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt", erinnern. Das vielfach erleichterte Reisen hat die Verhältnisse daheim und draußen vielfach geändert und umgestaltet, und es sind dadurch Interessen rege geworden, deren Befriedigung man suchen lernt und die man als ein offenbares Recht betrachtet, — oft ohne ein klares, namentlich sittliches Bewußtsein, das gewissenhaft den fremden wie den eignen Rücksichten gerecht wird. Man kann in der That nicht ohne tiefen Schmerz bemerken, wie unter dem Einflusse des vermehrten Fremdenbesuchs die Natürlichkeit, Einfachheit und Treuherzigkeit des thüringischen Volkscharakters in einzelnen Klassen der Gesellschaft nach verschiedenen Seiten hin immer mehr verschwindet und bereits an naturwüchsiger Ursprünglichkeit und harmloser Naivetät bedeutend verloren hat. Auch die treuherzige Freundlichkeit, die der Fremde wol früher in den Gasthäusern antraf, macht einem vornehmen, berechnenden Wesen Platz, und die gute alte Sitte schwindet unter den Einflüssen des modernen Lebens und mancherlei falscher Culturträgerungen auch in den Bergen Thüringens schlich dahin, und in fast ähnlicher Weise, wie dies auf der Insel Helgoland geschehen ist, aber niemand wird zu sagen wagen, daß es so sein müsse und nicht anders sein könne. In anderer Beziehung herrscht dagegen dort, auch Fremden gegenüber, besonders in Betreff ihrer Ansprüche und gerechten Wünsche, eine große Gleichgültigkeit, und es gibt sich für gewisse Verhältnisse auch in manchen Kreisen des öffentlichen Lebens eine Zähigkeit kund, mit der man an althergebrachten und durch Gewohnheit gleichsam gerechtfertigten Einrichtungen hängt, die durch ihre Unbequemlichkeit und die damit verbundenen Uebelstände dem Reisenden geradezu lästig sind. Ebenso in diesem Betracht stehen die Thore und Landschen Polizeieinrichtungen, namentlich die Paßwesen.

Dichter-Aerzte.

Apollo, der Gott des Gesangs, der zugleich ein so grimmer Gott war, daß er das Heer der Griechen vor Troja mit seinen Pestpfeilen vernichten wollte, rettete seinen Sohn Aeskulap aus den Flammen und gab ihn der Welt verjüngt als Heilgott. Im alten Aegypten waren beide, der Heilgott und der Gott der Poesie — alles Wissen war damals noch Poesie — in der einen großen Gestalt des Thot-Hermes wie im alten China in Mantschuchuriba vereinigt. Mit der Zeit trennte sich die Wissenschaft und also auch die Heilkunde von der Poesie und ward immer trockener und geistloser zugleich. Die vereinzelten Keimchen, die hier und da zwischen dem trockenen Scholasticismus aufsprießten, sahen doch gar zu erbärmlich aus — wie Schatten an der wüsten Kalkwand aus der fernen uralten Zauberlaterne. Endlich kam über doch wieder die Poesie zu ihrem Recht auch in der Medicin, und zwar mit dem vielgeschmähten Paracelsus. Roh und formlos zwar trat sie auf mit ihrem großen Jünger — gigantisch fast, daß die Zeitgenossen vor dieser Naturpoesie in der Arzneiheilkunde erschraken. Paracelsus hat die Poesie für seine Wissenschaft wach gerufen.

Peter Severin von Aibe in Schleswig — ein Jahr nach Paracelsus' Tode geboren, mit zwanzig Jahren schon Professor der Poesie in Kopenhagen, zuletzt königlicher Leibarzt bis 1602 — Peter Severin war es, der die Musik zu dem Texte seines großen Meisters schrieb, der Baco von Verulam zu dem Seufzer hinreißt: „O Paracelsus, um den Einen von allen deinen Anhängern beneide ich dich, um Petrus Severinus! Gesang und Melodie hat er in deine eselhafte Roheit gebracht und deine gehässigen Lügen in reizende Fabeln verwandelt!" Das lateinische Wortgeklapper dichterischer Aerzte aus der Zeit vorher verliert sich von jetzt ab mehr und mehr, andere Stimmen werden laut, die mit den Tönen der neugewonnenen Natur um die Wette klingen und singen, und wir freuen uns, in einem Werkchen von Dr. Rafael Finkenstein: „Dichter und Aerzte" (Breslau, Maruschke und Berendt, 1864), einer ich-

nen Aufwand zu begegnen. Der Verfaſſer gibt ſie lateiniſch und in gelungener Ueberſetzung jedem ver-ſtändlich. Der Dichter Aergte der Neugrit erwähnt er nur kurz — eines Juſtinus Kerner, Koerner („Jobſiade"), der noch lebenden Wolfgang Müller von Königswinter, Alfred Meißner, Hermann Kings, Max Ring, Woldemar Nürnberger (Selmatte) u. ſ. w. beſſer eingehender behandelt er die vorangehenden Jahrhunderte. Größere Auszüge müſſen wir uns verſagen, aber einzelne Strophen mögen zum Schluß hier Platz finden:

Vermag die Kunſt denn nicht noch mehr zu leiſten,
Als was Hippokrates einſt hat vollbracht?
Soll niemand mehr zu ſterben ſich erdreiſten,
Weil ihr Gewerbsheit uns zu Affen macht?
Weiſt ihr nur immer bei dem Alten bleiben,
Laßt ihr den Tod euch ſelber zugeſchreiben.
(Von Valentini, Herausgeber des „Heimwald".)

Offenbar in ganz parodiſchem Sinne geſchrie-ben, deſſen Geiſt nun einmal lebendig gemacht hatte, ſowohl ſeine Gegner wie ſeine Anhänger, deren einer Verlinger zu Groll (geſt. 1609) in einem längeren Gedicht, auch von hiſtoriſchem Intereſſe, ſingt:

Unendlichen Lobes in ſolcher Kunſt war auch Paracelſus.
Wer Jahrhunderte wußte je einen gleichen geprieſen.

Zum Schluß von Caricius Cordus, deſſen Todesjahr beiläufig S. 82 falſch mit 1535 angege-ben, S. 163 aber richtig 1578, dem Freund von Sedum Hoffe:

Drei Geſichter hat der Arzt. Kommt er auf Verlangen,
Heißt man einen Engel ihn — hilft er, einen Gott.
Will er aber nach der Gur ſeinen Lohn empfangen,
Sieht er wie der Teufel aus und empfängt nur Spott.

Auf dem Mittelländiſchen Meere.

Aus dem Tagebuch eines Soldaten der franzöſiſchen Fremdenlegion.

II.

Th. K. — Als wir alle glücklich das Dampfſchiff „Gaſtyne" beſtiegen hatten, beſtand unſer erſtes Geſchäft am Bord in — einer Mahlzeit, indem wir durch die Einſchiffung vor 5 Uhr abends ein Recht auf die Schiffsrationen für den Tag er-langten; und obgleich es wol manchem lieber ge-weſen wäre, erſt noch einige Stunden am Lande zu bleiben und dort in Ruhe zu eſſen und zu trin-ken, ſo blieben dieſe doch in der Minderheit gegen Solche, denen die wirklich gute Koſt, und namentlich Wein und Cognac, an Bord der franzöſiſchen Kriegs-ſchiffe höher galt als alle Bequemlichkeitsrückſichten. In Trupps zu je zehn Mann getheilt, war die Mannſchaft bald an Deck geordnet. Zwei Mann einer jeden dieſer Escouaden gingen dann zur Küche und nahmen der eine Gemüſe und Fleiſch, der andere Brot und Wein in Empfang. Die Fleiſchrationen wurden ſodann mit minutiöſer Genauigkeit vertheilt, desgleichen Wein und Brot. Dann kauerten ſich zehn Mann rings um die große hölzerne Mulde, in der die Hülſenfrüchte ſich befanden, und es entſtand ein Wettkampf im Eſſen.

Gegen 10 Uhr abends wurden die Anker ge-lichtet. Ein Kanonenſchuß donnerte über die weit ſich ſtreckende Bucht von Sierra dahin und hinaus ging's in die dunkle Nacht, zuerſt gegen Norden, dann in weſtlicher Richtung. Die Nacht war herr-lich, ruhig lag das Meer um uns her, kaum hin und wieder durch ein leichtes Kräuſeln bewegt, das in außergewöhnlicher Helle glänzenden Sterne er-zeugten eine Art Zwielicht und hinderten in nichts die Beobachtung des phosphoreszirenden Leuchtens, das ſich deutlich auf den Rümpfen der Wogen be-merklich machte, die von der Umdrehung der Schaufel-räder erzeugt wurden, doch bald ſich wieder in der weiten ebenen Meeresfläche verloren. Ich blieb die ganze Nacht an Deck und legte mich erſt gegen Mor-gen, nur in eine große wollene Decke gehüllt und einen Torniſter als Kopfkiſſen benutzend, zum Schlaf unter einer Kanone nieder.

Gegen 6 Uhr erwachte ich infolge der Arbeiten der Seeleute, welche mit Ausſpannung eines großen Segeltuchs über das Verdeck beſchäftigt waren, um der Mannſchaft gegen die glühenden Strahlen einer faſt tropiſchen Sonne zu ſchützen. Sodann begann das täglich wiederholte Waſchen des Schiffs. Wäh-rend alle vierer Rotten hatte ich mich auf das Brill-werk geſetzt und dem Spiel der Springfiſche (poissons de mer) zugeſchaut, deren graziöſe Windungen und beträchtliche Sprünge mich immer angenehm unterhielten. Eine beträchtliche Zahl derſelben tummelte ſich an der den Sonnenſtrahlen weniger ausgeſetzten Seite des Schiffs, deſſen Schnelligkeit ſie bei weitem übertreffen, mit deſſen Lauf ſie jedoch abſichtlich Schritt zu halten ſchienen. Der Fiſch, deſſen glatte Haut, von der Sonne beſchienen, in allen möglichen Farben glitzert, iſt etwa 8 — 10 Fuß lang, braun am Rücken und blau am Bauche. Ich habe ihn nie anderswo als nur im Mittelländiſchen Meere angetroffen.

Nachdem die verſchiedenen Reinigungsproceſſe be-endigt waren, ging's zum Frühſtück, das aus ſtarkem ſchwarzen Kaffee mit Zucker, einem tüchtigen Glas vorzüglichen Cognacs und Schiffszwieback beſtand. Meine Freunde, die Springfiſche, waren, als ich nach beendigtem Frühſtück meinen Obſervationspunkt wieder einnahm, vollſtändig verſchwunden. Sobald die Sonne hoch ſteht, ziehen ſie ſich in die Tiefe zurück, aus der ſie nur in den Abend- und Frühſtunden an die Oberfläche kommen und im Spiel ſich ergötzen. Das Erſcheinen eines requins (Haifiſch) jedoch ſprengt die muntere und luſtige Brut im Nu auseinander. Wir blieben der Küſte den ganzen Tag hindurch nahe und entfernten uns ſelten ſo weit von ihr, daß ein Un-terſcheiden der einzelnen Objekte am Ufer unmöglich ward. Gegen Mittag liefen wir den Hafen von Dellys an, hatten jedoch nur einen ſehr kurzen Aufenthalt. Dann ging's wieder weſtwärts weiter. Im Laufe der Nacht, die ich für diesmal zum grö-ßern Theil ſchlafend verbrachte, erreichten wir

Gustav.

Fünf lange Jahre pilgr' ich von Meridian zu Meridian. Die Wüsten Afrika's, die Steppen der neuen Welt, überall ließ ich die Spuren meines Fußes. Von Baum und Felsen nahm ich, was die Wissenschaft bereichern konnte. Endlich war die Höhe des Ziels erreicht. Abwärts ging die Reise, rückwärts wandte sich der Blick. Ich sollte die Heimath, ich sollte Europa wiedersehen! Wie ich die letzte Spitze Afrika's erblicke, wie das Weltmeer uns die ersten Anzeichen des mütterlichen Erdtheils bringt, wie ich die Heimath fühle in ihren Freuden, ihrer Liebe, ihrem Wiedersehen —

Beate.

Gustav!

Gustav.

Treue hieß der Stern, der mir leuchtete, Treue der Hafen, in dem ich landete. Soll es nicht bleiben, wie es war, Beate?

Beate.

Gustav!

Gustav.

Soll es nicht?

Beate.

Es soll, wenn es kann und darf.

Gustav.

Es muß, Beate! es darf, es kann! (Sie stürzen sich in die Arme.)

Dunkeln, daß wir, als die Sonne sich erhob, noch in ganzer Ferne unterscheiden konnten. Mit dem Morgen kam auch eine frische, belebende Brise; da sie unserer Richtung günstig, ließ der Commandant Segel setzen. Die große Schnelligkeit der Fahrt ließ sich deutlich an dem sehr nahen Ufer erkennen. Lange lehnte ich mich über das Bollwerk hinaus und beobachtete vor allen Dingen klare und reflexlose Flut. Stundenlang kann man dieses einzig schöne Schauspiel betrachten, ohne seiner überdrüssig zu werden. Mitunter konnte ich deutlich Korallenriffe in der Tiefe entdecken; dann war wieder nichts zu sehen als die blaue Wassermasse. Ich habe an sehr trüben und bewölkten Tagen das Wasser des Mittelländischen Meeres ebenso trübe und grau gesehen, als der Himmel über ihm war. Die Ursache dieser Meinungen daher, daß das Wasser vollständig an sich diese schöne blaue Farbe — in der Masse natürlich — besitze, verfällt vor dieser Beobachtung, auch der Meeresgrund hat nichts damit gemein, sondern die überaus schöne Bläue des Wassers ist nichts als die durch die Tiefe reflectirte Abspiegelung des tiefblauen Himmels.

Gegen 11 Uhr endlich umkreisten wir das letzte Vorgebirge und nun lag Algier in seiner ganz unvergleichlich schönen Situation vor uns. Amphitheatralisch aus der großen Bai, an deren westwestlichstem Horn sie liegt, bis zu einer ziemlich bedeutenden Höhe über dem Wasserspiegel sich erhebend, markiren sich die blendend weißen Häuser der Stadt scharf in dem sie umgebenden Grün, das leicht, selbst aus der Ferne, die verschiedenen Schattirungen der südlichen Vegetation erkennen läßt. Und ziemlich die ganze Ausdehnung der Bucht, welche nahe an 15 Kilometer beträgt, zeigt das Ufer eine fast ununterbrochene Reihe weißer Villen und Sommerhäuser, die Perlen gleich aus dem üppigen Grün hervorschauen und endlich gegen Osten durch die in den Annalen der Kabylenkämpfe berühmt gewordene Maison carrée einen Schlußpunkt erhalten. Theils hart am Strande, theils höher und höher hinauf in die Berge ziehen sich diese reizenden Landhäuser hin, ein jedes derselben inmitten der reichsten Gartenanlagen und der vollsten, üppigsten Vegetation.

Der Anblick der Stadt Algier, wenn man sich ihr von der See aus nähert, ist überraschend schön, schöner selbst als das vielgepriesene Panorama von Konstantinopel.

Um 1 Uhr hatten wir uns endlich durch eine Legion von Kriegs- und Handelsschiffen unsern Weg in den Außenhafen gebahnt und bald langten denn auch die plumpen, großen Boote an, uns ans Land zu bringen. Nun durchzogen wir die Stadt ihrer ganzen Länge nach, und zwar zu den Klängen unserer Trommeln und Hörner; denn die französischen Regimenter der Garnisen in Algier waren entweder nicht von unserer Ankunft unterrichtet oder hielten es nicht der Mühe werth, uns so viel Aufmerksamkeit zu erweisen und uns eins ihrer Musikcorps zu schicken.

Wer in Algier eine orientalische Stadt zu sehen erwartet, der irrt sehr, aber er möchte denn bis zu dem höchsten Gipfel des Bergrückens, an dem die Stadt liegt, hinaufklimmen; dort mag er hier und da noch eine alte, den französischen Kugeln aber dem Werke der modernen Verschönerungs-Zerstörungs-Lust bereits arabische oder maurische Hütte sehen. Doch, auf mein Wort, der Reisende verliert nichts durch diesen Verlust. Algier, wie es heute aussieht, ist in jeder Hinsicht, in ästhetischer wie praktischer, bei weitem dem Algier von 1830 vorzuziehen. Selbst die Kasbah, das feste Schloß der Deis, ist modernisirt. Dort befinden sich prächtige, geräumige Kasernen, deren Bewohner einer Aussicht genießen, wie sie schöner in der weiten Welt nicht zu denken ist; auch das große Central-Militärhospital ist dort etablirt. Die Universitätsräume und der eigentliche, maurische Residenzpalast der Deis sind allein, was von der alten maurischen Herrlichkeit noch existirt. Das Innere der Stadt gleicht vollkommen dem einer jeden andern im südlichen Frankreich, nur mit dem Unterschied, daß die Straßen eine sich über der andern erheben. Vom Hafenthor aus (ich ohne Unterbrechung bergan marschirend, passirten wir die Straße Bab-Azoun, welche als die Hauptstraße Algiers betrachtet werden mag, kamen dann auf den sehr deutschen Gouvernementsplatz, auf dem die Reiterstatue des Herzogs von Orleans sich in gigantischen Formen erhebt und dessen eine offene Seite einen weiten Ueberblick über Hafen, Bai und Meer gestattet, und lenkten, immer südlich marschirend, endlich nach dem Opernplatz ein, dessen Zierde ein architektonisches Meisterwerk, das kaiserliche Theater ist, in welchem in den zwei bis drei Wintermonaten eine Gesellschaft ersten Ranges aus Paris spielt. Von hier bis zum Thore Mustafa, wo wir die sehr starken Befestigungswerke der Stadt nach der Landseite hin passirten, waren nur etwa tausend Schritte. Gleich rechts vor dem Thore, auf der sogenannten Plaine de Mustapha, schlugen wir mit unsern kleinen Marschzelten Lager.

Noch vor 7 Uhr abends schwelgte ich bereits in den Fluten. Nichts Schöneres ist für Liebhaber vom Baden denkbar als ein Bad in der Bai von Algier. In den neun Tagen, die wir dort auf der Bärenhaut zubrachten, habe ich mir die Nachbarschaft dieser prächtigen Seebäder ordentlich zu Nutze gemacht.

Auch in deutschem, das heißt dort von deutschen Brauern gebrautem Bier labte ich mich; so auch war frische Butter auf dem Frühmarkt in Algier ein Genuß für mich, den ich seit Deutschland nicht mehr gehabt. Deutsche Colonistenfrauen brachten sie dort zu Markt und machten brillante Geschäfte.

Nach einem Aufenthalt von neun vollen Tagen stiegen wir wieder an Bord, um nach Oran zu dampfen. Von den Erlebnissen dieser vielfach anziehenden Fahrt erzähle ich dem freundlichen Leser vielleicht ein andermal.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 39.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Im Pfarrhause. Erzählung von Fr. Friedrich. II. — Briefe eines Arztes. Von J. Rodenberg. — Gedichte von Friedrich Lampert. II. — Eine Lebensfrage. Skizze von Heinrich Seeman. — Briefe an Frauen. Brief II. — Der Bücherwurm: Moderne Reiseliteratur. — Aus der naturwissenschaftlichen Rumpelkammer. II. — Literarische Rundschau.

Im Pfarrhause.

Erzählung von Fr. Friedrich.

II.

Der Pfarrer Siebert war ein eigenthümlicher Mann. Die Grundzüge seines Charakters waren Gutmüthigkeit und Rechtschaffenheit, daneben hatten sich aber eine Menge kleinerer und größerer Schwächen angesetzt. Von Jugend auf hatte er sich nur dem Studium der Theologie ergeben und alles andere Wissen vernachlässigt und ausgeschlossen, weil er es für unnütz hielt. Dadurch war seine ganze Geistesrichtung eine durchaus einseitige und beschränkte geworden, und weil er von den andern Richtungen nichts verstand, glaubte er über denselben erhaben zu sein.

Nachdem er studirt hatte, war er Hauslehrer geworden und hatte dann schon nach wenigen Jahren durch Vermittelung des Barons diese gute Pfarre erhalten, das Leben in seinen mannichfaltigen Verhältnissen und Gestalten hatte er nicht kennen gelernt, sein Blick war nie über sein Berufsgebiet hinausgeschweift; er war ein ganz tüchtiger Theolog, aber durchaus fremd auf allen andern Gebieten des Wissens und der Wissenschaft.

Dies alles hatte dazu beigetragen, ihn mit Stolz und übertriebenem Selbstbewußtsein zu erfüllen; glaubte er doch schon durch seine Stellung als Geistlicher über allen andern Menschen zu stehen. Dann kam noch, daß seine Frau ihn verwöhnt hatte und ihm fast nie zu widersprechen wagte.

Aus diesem Stolz und Selbstbewußtsein gingen fast alle seine andern kleinen Schwächen hervor. Sie würden unerträglich gewesen sein, hätten ihnen seine Gutmüthigkeit und Rechtschaffenheit nicht fast immer das Gleichgewicht gehalten. So war es gekommen, daß er in der ganzen Gegend, und namentlich in seiner Gemeinde, hochgeachtet dastand, aber doch nicht recht geliebt wurde.

Während er noch an der Seite seiner Frau im Garten auf- und abschritt, schallte plötzlich der Klang eines Posthorns das Dorf herauf und das schnelle Rollen eines Wagens wurde hörbar.

„Was ist das?“ fragte Siebert erstaunt.

„Am Ende der junge Baron!“ rief die Frau erschreckt. „Mein Gott, ich habe die Gardinen noch nicht aufgesteckt, das Bett liegt noch auf dem Hofe, das Zimmer ist noch nicht getrocknet! Wir haben ihn ja erst am Abend erwartet!“

„Du bist eine Närrin!“ erwiderte Siebert, indem er hastig dem Hause zuschritt. „Der kommt

nicht mit Gewalt. Wenn man eine Straße anrennt, thut man es mit Jagen und Schädenheit!"

„Wer hatte es denn sein?" warf die Frau Pfarrerin ein.

„Das werden wir zu sehen, wenn der Besuch anfragt für und bestimmt ist", gab der Pfarrer mit größter Ruhe zur Antwort. Er war selten wild zu ruhig, das verwirrten schon seine halligen Schritte, und wenn in einem einsamen Laute der Klang eines Pathetenes erschallt und der Herr Pfarrer schneller als gewöhnlich geht, dann muß es etwas Außerordentliches geben.

Siebert war gerade auf dem Hof, als von der andern Seite ein Wagen auf denselben fuhr. Der Postillon saß auf dem Rücken, während ein junger Mann auf dem Bock die Pferde lenkte. Mann und Roß hatte sich so still und ruhig eingefunden.

„Wo bin?" sprach er halb zu sich selbst.

Das Pferd war heim, angrast, verlegen. Auch es war ganz in der Verwirrung gefangt, daß es den jungen Herrn vor sich habe, und sachen Laute zu hören, die etwas andre Fassung gebaut.

„Wem habe ich das Vergnügen?" fragte er.

„Ah, Sie sind der Herr Pfarrer!" rief der junge Mann, der niemand anders war als Hugo. „Mein Name ist Schmelze."

„Seien Sie willkommen hier", fuhr Siebert fort. Er wollte einige von den rauhen Worten hinzufügen, welche er sich vorher überlegt hatte, allein Hugo's Antworten, die Anwesenheit des Postillons, der schnell aus dem Wagen gesprungen war, um dem vornehmen Herrn beim Herabsteigen vom Bocke behülflich zu sein — das alles machte ihn unsicher und genierte ihn und er sprach nur: „Bitte, wollen Sie nicht absteigen?"

„Ich will mir erst die Umgebung hier ansehen", erwiderte Hugo barsch und unfreundlich, und sich seinen Blick über den Hof, das Haus und den nahen Garten schweifen. Dann sprang er vom Bock und gab dem Postillon einen Thaler.

„So, da bin ich, Herr Pastor!" rief er und trat auf Siebert zu.

Dieser hatte seine volle Fassung noch immer nicht wieder erlangt. Er war ärgerlich über sich selbst und vermochte sich noch nicht zu beherrschen.

„Ich hatte Sie erst heute Abend erwartet", sprach er — „den Brief Ihres Herrn Vaters habe ich erst vor einigen Tagen erhalten — es waren nothwendige Verrichtungen zu treffen — Ihr Zimmer ist noch nicht ganz in Ordnung — allein ich werde Sorge tragen, daß es in kürzester Zeit — bitte, wollen Sie nicht so lange in mein Zimmer eintreten?"

„Ja, ich bin einige Stunden früher gekommen, weil ich selbst gefahren habe", entgegnete Hugo. „Ueberlassen Sie sich mir meinem Zimmer nicht! Ich habe die Gegend beim Durchfahren hübscher gefunden, als ich mir vorgestellt hatte, und werde sie mir so lange ansehen. Meine Sachen werden nachkommen, wollen Sie dieselben nur auf mein Zimmer schaffen lassen!"

Der Pfarrer blickte so überrascht, als ob er sich verhört habe.

„Jetzt — jetzt wollen Sie spazieren gehen?" fragte er. Er hielt einen solchen Einfall für etwas ganz Unerhörtes, wie es ihm auf seinem ganzen Lebenspfade noch nicht begegnet war.

„Gewiß! Es wird ein sehr schöner Abend werden", entgegnete Hugo. „Ich liebe die Frühlingsabende."

„Ohne eine Erfrischung zu sich genommen zu haben?" fuhr Siebert fort.

„Ich habe unterwegs Kaffee zu Mittag gehabt."

„Und ohne mein Haus vorher betreten zu haben?" fragte Siebert, der sich über Hugo's Absicht noch immer nicht zufrieden geben konnte.

„Ich werde ja ein ganzes Jahr darin bleiben", bemerkte Hugo. „Also auf Wiedersehen, Herr Pastor!"

Die Frau Pastorin, welche in größter Eile ihre Staatsmäße angelegt hatte, erschien mit gerötheten Wangen in der Hausthür. Hugo grüßte sie und verließ langsam den Hof.

Siebert stand noch immer regungslos da und blickte ihm nach. Und wenn die mächtigen Laubbäume auf dem nahen Kirchhof sammt dem Thurm in diesem Augenblick lustig zu tanzen angefangen hätten, wenn Adam und Eva vor ihm hingetreten wären — das alles hätte ihn nicht in größeres Erstaunen versetzt als das erste Auftreten des jungen Patrons.

Seine Frau, die den ganzen Vorgang noch nicht begriff, trat an ihn heran und fragte: „Aber wohin geht er denn?"

Siebert blickte auf.

„Spazieren geht er!" rief er. „Spazieren, um sich die Gegend anzusehen!"

„Du scherzest, Eduard!" warf die Frau ein. Siebert blickte sie unwillig, ärgerlich an.

„Ich — ich scherze nie!" rief er heftig, wendete den Hof und trat in den Garten, den er mit hastigen Schritten durchmaß.

Jetzt war die Reihe des Erstaunens an der Frau Pfarrerin. Der junge Baron ging spazieren, nachdem er kaum angekommen war und noch nicht einmal das Haus betreten hatte; die Mann that dasselbe im Garten und war heiter, ungestört, ohne daß sie wußte weshalb. Sie belog die Fähigkeit, Verwandtschaften aufzudecken, welche bisweilen das Walter trafen; sie hatte schon manchen in ihrem Leben errathen — Diebstahl ließ sie über Fähigkeit völlig im Stich. Sie begriff nichts von dem allen. Kopfschüttelnd trat sie wieder in das Haus, um das Zimmer für den jungen Baron einzurichten.

Während dieses ganzen Vormittags auf dem Hofe hatte ein heißer, lockiger Mittagswind vorherrschend und schwärmen und einen Gesellschaften hinter dem Wechsel hervorgeschaut. Er hatte Luft gesehen und auch von den Blumen war ihm Kunde entgangen. Sie schienen einen eigenthümlichen Geruch hervorgebracht zu haben, denn mit einem scheinbaren Behagen verschwand der Kopf hinter dem Wechsel, als die Frau Pfarrerin ins Haus getreten war.

Der Landschaft gehörte einem kaum achtzehnjährigen Mädchen. Es war eine reizende Erscheinung, wie sie dastand, das Haschen noch auf rosig, als wäre sie mit Blumen und Veilchen im Walde aufgewachsen. Natürliche, dunkelkastanienbraune Locken fielen ihr bis in den Nacken herab, zwar etwas unordentlich und wild — das gab ihr aber ein durchaus ungezwungenes Aussehen. Tiefste Farbe wie das Haar hatten die großen Augen, welche mit einem schwärmerischen Ernst blicken konnten, gewöhnlich aber übermüthig lustig in die Welt hineinschauten.

Die ganze Gestalt des Mädchens war mittelgroß und schlank gewachsen, doch nicht ohne jene echt weibliche und schöne Rundung der Glieder. Hände und Füße waren klein und zierlich.

Niemand hätte in dem stillen Pfarrhause ein so frisches, herrliches Mädchengesicht gesucht und noch weniger würde irgendjemand, der es nicht wußte, auf den Gedanken gekommen sein, daß Gertrud — so hieß das junge Mädchen — die Tochter des Pfarrers war. Weder ihrem Vater noch ihrer Mutter sah sie im geringsten ähnlich.

Von dem langgezogenen, hellen Gesicht Siebert's war in den Zügen Gertrud's auch nicht die geringste Spur zu finden, und ebenso wenig glich sie ihrer Mutter, die zwar ein treffliches Herz besaß, aber selbst in ihren besten Jahren nicht den leisesten Anspruch auf Schönheit gehabt hatte. Sogar die eigenen Mann hatte sie gefunden, obschon er durchaus glücklich mit ihr lebte.

Er war auch blind ein Kindel, wie Siebert in dieser Sachen gekommen war, wenn man nicht annehmen wollte, daß auch die Natur sich vergriffen hatte.

Gertrud war das einzige Kind geblieben nach sieben Knaben, denen sie beinahe mit der zärtlichsten Liebe an die. Sie war die Stelle und die Stütze.

Bis sie noch ein Kind gewesen war, hatte Siebert versucht, sie ganz in seinen Studien, politischen, einseitig beschränkten Tendenzen zu einer seinen, stillen Pfarrerstochter zu erziehen; allein Gertrud hatte sich schon frühzeitig über seine Absichten und der ganze Tendenzen dieser Richtung entgegenstemmen. Ihr Geist hatte seinen eigenen Weg eingeschlagen. Mild, abenteuerlich lustig, barin sie sich den Kopf voll wilder Streiche gedacht.

Ob zwar hatte die Pfarrerin sich bemüht, aber sie gebrauchte, und doch hatte es dem lebhaften Kinde nicht helfen können. Sie wurde und hatte es anderen gegenüber sein konnte, gegen sie war es stets schwach gewesen. Sie schlug ein mal nicht in seine Art, was sollte es dagegen machen?

Die hatte aber oft spielend gelernt, was weiße andere, und darunter bedeutete, worauf die Pfarrerin ihr größte Gewicht gelegt hatte, auch nur wie ein Spiel betrachtet. Nur das, was sie wirklich lust hatte, verwandte sie mit sorgsehrem Eifer zu betreiben. Sie malte ganz hübsch, ohne je Unterricht im Malen genossen zu haben; sie dichtete, und nur die Meisterwerke unserer Dichtungen hatten ihr zum Vorbilde gedient. In der Braut Kaufen, und selbst bei dem einfachsten Versuch würde es sie nicht haben unterlassen können. Das alles hatte sie nur durch sich selbst gelernt, und es war zu bedauern, daß ihre unbeeinflußten Fähigkeiten nicht gehörig unterstützt und entwickelt waren.

Auch sie liebte ihre Aeltern mit ganzer Innigkeit, und dennoch mußte sie über das erstaunte Gesicht ihres Vaters lachen, mit dem er dem jungen Baron nachgeblickt hatte. Ein solches Auftreten hatte er nicht erwartet, und er war dadurch in seinem ganzen Benehmen, welches er vorher so genau überlegt und berechnet hatte, irre geworden. Zum ersten mal hatte sie gesehen, daß er die Fassung verloren, und zwar einem jungen

Manne gegenüber, den er sein ganzes moralisches Gewicht hatte fühlen lassen wollen.

Sie hatte Schneider's Ankunft mit Unmuth entgegengesehen, denn durch ihn war sie auf ein Jahr aus ihrem gemüthlichen Zimmer, das er bewohnen sollte, vertrieben und in jenes Gelehrtenstübchen verwiesen. Dann hatte sie auch von einem jungen Manne erwartet, der, durch das Lockvogelmittel, aufreizende Stubenfliegen klassisch, sich von seinem Vater ein Jahr lang zur Strafe und das Land schicken ließ. Sie glaubte in ihm einen schwachen, erschlafften, charakterlosen jungen Mann zu finden und hatte nun einen solchen, originalen Charakter in ihm kennen gelernt. Dadurch war sie mit einem male für ihn eingenommen, voran auch sein Aeußeres, doch so viel Achtung gehegt hatte, die weniger gehegt.

Ein Jahr lang wollte er mit ihr unter Einem Dache leben — da mußte gewiß wenigstens ein friedliches Leben und Einvernehmen in das so stille und ein langweiliges Plauderns kommen.

Durch den Tod ihrer Mutter wurde sie ihrer Gebanken entrissen, und sie eilte hinab, bei der Gutsschaung, das Zimmer für Hugo behaglich zu sein.

Der Abend war hereingebrochen und Hugo war von seinem Spaziergange noch immer nicht zurückgekehrt. Die Frau Pastorin war ungeduldig, weil das Abendessen längst fertig war und sie nur zu gut wußte, daß dasselbe durch langes Stehen an Schmackhaftigkeit verlor. Noch ungeduldiger als sie schritt der Mann in dem Wohnzimmer auf und ab.

Er war allein. Seine Frau und Gertrud hatten sich zurückgezogen, weil seine Stimmung nichts weniger als anlockend war. Sie kannten dieselbe und wußten, daß es das Beste war, ihn dann allein zu lassen, bis alles, was in ihm stürmte und grollte, bis seine in finstere Falten gezogene Stirn wieder geglättet war.

Er hatte, seitdem Hugo fortgegangen war, kaum zwei Worte gesprochen. Aber im Innern suchte er nach einem Namen, um Hugo's Auftreten richtig zu bezeichnen. Er fand keinen, welcher ihm stark genug war. Die Sachen waren angekommen und auf das Zimmer geschafft, seine Frau hatte alles in größter Eile besorgt und er kam nicht!

Noch mehr als der Aerger über dies alles peinigte ihn die Ungewißheit über die Art und Weise, in der er Hugo gegenübertreten sollte. Das sah er ein, daß er ihn nicht wie einen Knaben behandeln konnte, daß er viele Rücksichten nehmen mußte, wenn er keine Lust hatte. Seiner Frau gegenüber hatte er so zuversichtlich gesprochen, als bedürfe es nur eines Blicken von ihm, und der junge Baron werde sich fügen und nicht anders zu handeln wagen, als es ihm beliebe. Bescheiden kannte er ihn gegenüber. Nicht sich selbst, sondern dem Auftreten Hugo's verdrere er die Schuld auf.

Es war spät, als Hugo endlich heimkehrte. Sachen führte ihn in das Wohnzimmer und stellte ihn seiner Frau vor. Er sagte ihm, daß sie schon seit mehreren Stunden mit dem Abendessen auf ihn gewartet hätte.

„Sie haben gewartet?“ rief Hugo. „Das thut mir leid! Ich hatte vergessen, Ihnen zu sagen, daß Sie sich nicht im geringsten genieren möchten. Warten Sie nie mit dem Essen auf mich, Herr Pastor! Ich kann mich nicht an eine bestimmte Zeit gewöhnen.“

„Eine strenge Ordnung in der ganzen Lebensweise ist aber sehr nothwendig und möglich, Herr Baron!“ entgegnete Sachen, um seine Würde in den Augen seiner Frau wiederherzustellen. „Ich habe sie von Jugend auf befolgt und die besten Erfahrungen damit gemacht.“

„Das sind Ansichten, Herr Pastor!“ warf Hugo leichthin ein, als hätten diese Worte auf ihn nicht die geringste Beziehung. „Sie mögen von Ihrem Standpunkt aus vielleicht nicht ganz unrecht haben, mein Standpunkt ist es nicht. Ich liebe solche strenge Ordnung, die an die Stunde und die Minute gebunden ist, nicht. Bei Berufsgeschäften mag sie nothig sein, das will ich gar nicht verkennen, allein ich will das Leben frei und möglichst ungenirt genießen. Jeder muß leben, wie es ihm am besten gefällt und sich mit seiner Stellung vertragt!“

Er erhob sich und bat, ihm sein Zimmer zu zeigen, weil er von der Reise und dem Spaziergange ermüdet sei.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Gräfin Dora d'Istria.

Von J. Augustin.

Zu der kleinen Zahl der Frauen unserer Zeit, welche sich ein Recht auf die Anerkennung der Nachwelt erworben dürften, gehört in erster Reihe die Fürstin Helene Ghika, bekannter noch unter ihrem Schriftstellernamen Dora d'Istria, eine Frau, die ihre glänzende Begabung dem Dienste

der Freiheit, Aufklärung und Humanität mit glühendem Eifer widmet.

Helene Ghika ist einer der vornehmsten und ältesten Familien der Donaufürstenthümer entsprossen. Diese ihrer Verdienste und Verwandten wegen als Hospodare aber die Moldau und Walachei. Ihr Vater, Fürst Michael, bekleidete die Würde eines Banus von Krajowa, ihre Mutter, die Fürstin Katharine, war die erste Frau, welche in rumänischer Sprache geschrieben hat. Sie übersetzte und erläuterte ein Werk von Madame Campan, welches in Bukarest gedruckt und herausgegeben wurde.

Helene war die älteste von sechs Geschwistern und erhielt eine vortreffliche Erziehung. Der Vater betrieb eine sie ganz und gar umgewandelnde wissenschaftliche Bildung, namentlich gab er ihr eine Vorliebe zum Studium der Philosophie und der Rechtslehre ein. Als Graf Bernd, ehemaliger Minister, welcher Helenen es bis zum Jahre 1841 beschieden hatte, war es gewiß ungewöhnlich gewesen, zum Theil vielleicht, weil er, bekanntlich von einer orientalischen Anschauung, welche die Pflicht des Diamant bis zur eigenen Vernichtung anbetheet, die Verantwortlichkeit für Maßregeln der Regierung übernahm, die er selbst nicht billigte, theils weil er persönlich noch nicht gänzlich frei von den despotischen Anschauungen war, in welchen man ihn erzogen hatte.

Fürst Michael war der Sohn eines Bojaren alten Schlages, der wie der Erzvater Jakob inmitten seiner zahlreichen Familie lebte und unwissend und unbekümmert um die Fortschritte und die Umgestaltung der Dinge und Ideen, unbeweglich von dem Licht der Civilisation und Aufklärung den Tauben, den Kastan und den langen Bart des Asiaten bis zu seinem Lebensende trug. Seine Söhne hatten zwar bereits eine Erziehung genossen, welche ihnen die Cultur des Abendlandes erschloß, aber sie hingaben sich noch gegen viele Consequenzen dieser Cultur, und oft ihre Kinder sollten den letzten Rest orientalischer Vorurtheile gegen die volle Bildung des Abendlandes vertauschen. Fürst Michael verließ zu Anfang der vierziger Jahre Bukarest, um die Erziehung seiner Kinder, die bis dahin von griechischen Lehrern geleitet worden war, im Auslande zu vollenden und ihnen zugleich jene Unbefangenheit des Urtheils, jenen weiten Gesichtskreis zu geben, den man nur durch den Aufenthalt in verschiedenen Ländern, durch die Beobachtung verschiedener Nationalitäten und ihrer Eigenthümlichkeiten gewinnt.

Die Familie hielt sich längere Zeit in Dresden und Berlin, in Wien und Venedig auf, und der Fürst trug Sorge, seinen Kindern alle Mittel der Bildung und des Wissens zugänglich und nutzbar zu machen. Deutsche und französische Lehrer erregten von jetzt an die griechischen.

Helene hatte von früher Kindheit an die glücklichen Anlagen und einen Wissensdurst gezeigt, dem man volle Befriedigung gewährte. Bald erregte auch in Deutschland nicht nur über seltene Schönheit, sondern auch über seltene und bedeutende Talente die allgemeine Aufmerksamkeit. Neun Sprachen waren ihr geläufig, und als sie einst Alexander von Humboldt im Schlosse zu Potsdam eine Stunde in entzückende allgemeinliche Zustände versetzte, verwunderte sie die Aufgabe, mit der sich vielleicht manche Gelehrte umsonst abgemüht hatte, leicht zu lösen. Daneben trieb sie Musik und Malerei und brachte es in dieser Kunst zu einer solchen Meisterschaft, daß 1854 ihren Bildern bei der Ausstellung in Petersburg die silberne Vereinsmedaille zugetheilt wurde. Sie gehörte eben zu jenen Schaffenden des guten Genres, die alles lernen, alles begreifen und mit leichtigkeit in Wochen und Monaten den Weg zurücklegen, zu welchen andere weniger bevorzugte Sterbliche jahrelanger Anstrengung bedürfen. Das hauptsächlichste Studium des jungen Mädchens jedoch blieb das der Rechtslehre, der neuern Philosophie und Geschichte, und sie gab sich bewußtsein mit so bewundernswürdigem Fleiß und Erfolg hin, daß sich ihre Kenntnisse in diesen Fächern mit denen manches Gelehrten messen können.

Glücklicherweise versäumte man bei dieser emsigen Geistesarbeit die körperliche Ausbildung nicht, ein Gegenstand, dem viele reife mit jener vollkommen Schritt. Gymnastische Uebungen, griechische Spiele, welche Helene vorzugsweise liebte, Pistolenschießen, Schwimmen, Reiten wechselten mit den wissenschaftlichen oder sämmtlichen Studien. Im Schwimmen übertraf das junge Mädchen ihre Brüder, und ihre Fertigkeit in dieser Kunst gab ihr später in Moskau Gelegenheit, ein Menschenleben zu retten. Als die Geschwister ihren jüngsten Schwester Sophie bei dunkler Nacht in einen Teich gefallen war, hatte sich die Fürstin ihr sogleich nach und zog die Verunglückte noch lebend aus dem Wasser. Schon in der Heimat hatte die Tochter, der Hospodar Alexander, das unerschrockene Mädchen zu derglecken Liebesübungen eifrig ermuntert. Als sie einst Lady die Absicht aussprach, eine sehr große Strecke schwimmend zurück-

zulegen, wohnte er mit seinem ganzen Hofe der Ausführung dieser Arrestant bei und ermuthigte die kühne Schwimmerin durch laute Beifallsrufen.

Gegen Ende des Jahres 1848 kehrte Fürst Michael mit seiner Familie in die Walachei zurück.

Kurz vorher hatte ich mehrfach Gelegenheit gehabt, die junge, etwa zwanzigjährige Prinzessin Helene zu sehen. Sie war damals ein großes, schlankes Mädchen von kräftigem, schlankem Wuchs und den anmuthigsten Formen. Ihr Gesicht war von schönem Oval und zeigte eine beinahe classische Reinheit der Linien. Glänzend braune, zugleich Güte und Verstand ausdrückende Augen beschatten ihre Züge und reiches kastanienbraunes Haar umrahmte die hohe, tadellose Stirn.

Daß es dem Fürsten nicht schwer fallen konnte, für diese mit allen Vorzügen des Körpers und Geistes reich ausgestattete Tochter eine „Partie" zu finden, versteht sich von selbst. Man hatte eine Zeit lang an die Verbindung mit einem der regierenden Häuser des europäischen Orients, und südlich wäre eine solche Verbindung für die Gesellschaft eines Landes nicht ohne die folgenschwersten Folgen geblieben. Die junge Fürstin liebte ihr Vaterland, ihr Volk und ihre Kirche, aber sie hatte mit der Luft des Abendlandes die Ideen der neuen Zeit eingesogen und mit erschreckender Deutlichkeit zeigten sich ihrem durch den Vergleich zwischen hier und dort geschärften Auge alle Schäden und Mängel, an denen ihr von der Natur so reich gesegnetes Vaterland zu Grunde ging. Indessen stellte es ihr nicht gestattet sein, als Gemahlin eines regierenden Herrn reformirend für ihr Volk zu wirken. Die Verhandlungen um ihre Hand zerschlugen sich und die Wahl der Familie fiel nun auf den Fürsten Kotzow-Massalsky, welcher einer der ältesten und angesehensten Familien Rußlands angehörte. Die eigene Neigung der jungen Fürstin kam dabei nicht zur Frage. Sie gehorchte den Wünschen des Vaters und gab einem Manne die Hand, den sie kaum kannte, der, wenn ihrer auch nicht unwürdig, doch kaum im Stande war, den goldenen Reichthum ihres Geistes und noch weniger den Enthusiasmus ihres Herzens zu begreifen.

Die Heirath wurde im Februar 1849 geschlossen und Helene Ghika folgte ihrem Gemahl nach Petersburg, wo sie sowol von der Kaiserin wie von der Großfürstin Helene mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Ihre geistige Bedeutung, ihre Liebenswürdigkeit und ihre glänzende Unterhaltungsgabe gewannen ihr schnell alle Herzen. Die Großfürstin Olga betraute sie mit mehreren Ehrenämtern, aber die junge Frau mußte dennoch bald einsehen, daß sie hier nicht die Luft fand, die ihr zum Leben nothwendig war. Ihre für die Freiheit glühende Seele fühlte sich auf bedrückt durch das despotische Regiment Nikolaus' I., unter dem sie Rußland gebeugt sah. Ihr den einfachsten Aufgaben der Zeit zugewendeter Geist vermochte nicht, sich mit der heiligen Nichtigkeit zu begnügen, in welcher sich das Leben, namentlich der Frauen der höhern Kreise, abspann.

In ihrem Buche „Die Frauen im Orient" gibt sie eine Schilderung dieses oben Treibens. „Die Frauen der russischen Aristokratie", so beginnt sie, „sind den Männern dieser Kreise an Energie, Bildung, Intelligenz und Unabhängigkeit des Urtheils weit überlegen. Sie wissen mit Geist und Geschmack zu plaudern, ihre Manieren sind elegant und vielfach denen des französischen Adels vor 1789 ähnlich. Die Artigkeit ist eine ihrer schönsten Tugenden. Uebrigens sind sie den Fremden der Welt mit Leib und Seele ergeben und besitzen nur geringen Sinn für das Familienleben. Ihre Zeit ist von Nebendingen so ganz in Anspruch genommen, daß sie keine Stunde für ihre Kinder, keinen Moment für ernste Arbeit übrig haben. Der Hof ist, wie es zu Sultan Ludwig's XIV. Zeit in Frankreich der Fall war, die Sonne, nach der sich ihre Blicke richten. Alles, was sie thun, was sie träumen und denken, ihr Luxus, ihre Toilette, ihre Equipage, alles ist nur auf das Eine Ziel berechnet, daß man abends bei der Kaiserin im kleinen Cirkel davon spricht. Im Theater sucht man sich die Loge zu verschaffen, wo man nicht am besten sieht, sondern wo man am besten von der kaiserlichen Loge aus gesehen wird, namentlich wenn man eine Tochter hat, die man vorzustellen wünscht. Bei den Morgenvisiten denkt man hauptsächlich daran, Leute zu besuchen, die bei Hofe gern gesehen sind — selbst zu Begräbnissen fährt man in großer Trauer, wenn der Verstorbene in irgendwelcher Beziehung zum Hofe stand. Da aber in Rußland — mit sehr wenigen Ausnahmen — nur der Rang des Mannes oder Vaters, nicht der Name oder das Herkommen über die Zulassung bei Hofe entscheidet, so versteht sich ein Theil der Aristokratie in dem vergeblichen Wunsche, Eingang in jenes irdische Paradies zu finden.

„Den Winter verbringt die petersburger

Damenwelt mit Bällen, Festen und Besuchen, welche sie einander abstatten und wobei es zuweilen vorkommt, daß der Kutscher, der sie erwartet, auf dem Bocke erfriert. Der Sommer wird nicht weniger nützlich hingebracht. Der Hof geht, während das Eis der Newa langsam in den Golf von Finnland hinabschwimmt, nach Zarskoë-Selo (Dorf des Zaren), und dank der Eisenbahn ist man im Stande, ihm beizuhalten, ohne eine kostbare Stunde zu verlieren. Zarskoë-Selo mit seinen breiten, gleichmäßigen Straßen, seinen niedrigen weißen Häusern, die durch das magere Grün der Birken kaum ein wenig Schatten gewinnen, hüllt sich wie mit einem Zauberschlage mit Frauen, denen der Zutritt bei Hofe gestattet ist, und während der Wochen, die sie hier zubringen, hat natürlich keine einen anderen Gedanken als den an das kaiserliche Palais. Man hört die Messe in der blauen mit silbernen Sternen geschmückten Kapelle, um den Hof zu sehen; man geht spazieren, um dem Hofe zu begegnen, und am Abend, wo man auszufahren pflegt, stehen ununterbrochene Gruppen der Richtung, welche die kaiserlichen Wagen eingeschlagen haben.

„Von Zarskoë-Selo begibt sich die kaiserliche Familie gewöhnlich nach Peterhof, um dort die beiden heißesten Monate des Jahres zuzubringen, und hier beginnt die eigentliche Saison der Feste und des Luxus, deren Anziehungskraft für die Russinnen eine unwiderstehliche zu sein scheint. Damen aus der höchsten Aristokratie, gewöhnt, in Palästen zu wohnen, begnügen sich in Peterhof mit einem erbärmlichen einstöckigen Stübchen, nur um nicht in dem Zauberkreise des Hofes zu fehlen."

Aber nicht nur das öffentliche Leben und die Gesellschaften gewährten der jungen Fürstin keine Befriedigung, auch in der Familie ihres Gemahls fand sie nicht den ihr zusagenden Boden. Die Repin-Wassiltschikow gehören zu jenem hyperaristokratischen Adel, dessen Ansichten den liberalen Gesinnungen der jungen Frau sowol in religiöser wie in politischer Hinsicht geradezu entgegenliefen. Ihre Sympathien für die zeitgemäßen Institutionen anderer Länder, namentlich des damals republikanischen Frankreich, wurden in diesen Kreisen zum Verbrechen, und so sehr man auch bemüht war, sich gegenseitig zu schonen, so schlich sich dennoch bald ein Mißbehagen in den Familienverkehr ein, das auf die Länge fast unerträglich wurde. In dem Verhältniß zu ihrem Gatten fand sie nicht die Befriedigung des Herzens, die sie vielleicht für vieles entschädigt, mit vielem versöhnt hätte. Dazu kam die Härte des Klimas und vor allem das Mißfallen des Kaisers, welches sich die Fürstin durch ihre sich mit jeder verfließenden Ueberzeugung ungeeignet dazu Unter einer despotischen Regierung den Fürsten nach irgendeiner Richtung hin etwaigen, sein eigenen Meinung und das Unmöglichste wünschen. Sie durch diese Ansicht fort und schon aus der Stellung in der Familie mit in der vom Hofe durchaus abhängigen Gesellschaft wurde ihre peinlicher. Fürst Repin hatte, bis fast zum sechzehnten Jahre Offizier im Corps der Kaiserin war, bevor sich mit der Aufhebung seiner Gemahlin nicht beschäftigt — die Gesellschaft der jungen Frau ist unter der russischen Jugend, welche diese Verhältnisse so unterhaltend, war da für unglücklich Ehe ohne Kinder gehalten war auf kein gemeinschaftliches oder geistiges Band die Gatten zusammen hätte, so heißt man endlich, sich zu trennen.

Der Boden Rußlands wurde von Tage zu Tage gefährlicher für die Fürstin. Der allmächtige Zar hatte zwar das dahin Rußland genommen, eine Frau aus dem Gefängniß der Gesetze und Maßregeln zu verfolgen, wie er sie gegen viele andere gebraucht haben würde, aber man konnte sich nicht darüber täuschen, daß ihre Entfernung aus Rußland mehr als erwünscht war. Sie wurde wol außerdem in der Trennung bestimmt durch den Wunsch, für das zu wirken, was sie ihre Mission nannte: für die Aufklärung der Glaubensbrüder des christlichen Orient, und durch die Unmöglichkeit, unter russischem Scepter dieser Aufgabe nachzukommen. Sie hatte schon damals einen Theil ihres später veröffentlichten Buches: „Das Kirchenleben in der orientalischen Kirche", geschrieben, in welchem sie sich als eine entschiedene Gegnerin des Monachismus und der Klerikerherrschaft bekannte; ein Werk, dessen Erscheinen ihr ferneres Verweilen in Rußland unmöglich gemacht haben würde.

Fürst Repin selbst verschaffte seiner Gattin einen Paß und sie verließ Rußland am 30. April 1855, in dem Momente, wo auch für das Land die Morgenröthe besserer Tage anbrach. Nikolaus I. war am 2. März desselben Jahres gestorben, und die bald darauf unter Alexander II. in Angriff genommenen Reformen gaben den Beweis, daß die junge Fürstin den Geist der Zeit besser begriffen hatte als der Zar, welcher sich anmaßte, sein Vorwärtsschreiten mit eiserner Hand aufzuhalten.

Aur die Fürstin, die sich bald als Dora d'Istria einen weithin bekannten Namen machen sollte, begann jetzt ein an Anregungen und Genüssen reiches Wanderleben. Sie nahm ihren Wohnsitz zunächst in der Schweiz, und dem mehrjährigen nur durch kurze Ausflüge nach Belgien unterbrochenen Aufenthalt in diesem Lande verdanken wir ihr vortreffliches Buch: „Die Deutsche Schweiz". Dora d'Istria hat das Werk ihrem Bruder, den Manen, gewidmet und bekundet damit, wie sie geschrieben. Der Geist des Buches geht aus der Vorrede hervor, in welcher sie schreibt: „Ich habe in den Alpen ein glückliches und freies Volk kennen gelernt — es sind die Schweizer. An Zahl ungleich kleiner als die Bevölkerung der Walachei, war sie unablässig von mächtigen Feinden, haben sie dennoch ihre Freiheit zu wahren gewußt. Hatte ich unrecht, wenn ich für mein Volk, für mein Vaterland von einem Glück, einer Unabhängigkeit zu träumen wagte, wie dies Land, dies Volk sie genießen?" Dies Buch, welches auch ins Deutsche übersetzt wurde, ist wie alle ihre Schriften eine Apotheose der Freiheit und Humanität, namentlich aber ein Zeugniß der hohen Achtung und Bewunderung, welche die Tochter des Orients dem deutschen Geiste, der deutschen Bildung und Gesittung zollt, der tiefempfundenen Sympathie für die Sache unserer Märtyrer und Reformatoren.

Aus der Schweiz ging Dora d'Istria nach Griechenland, wo sie [illegible] sich ihre die Rechte und den Nationalcharakter [illegible] Griechen vertheidigenden Schriften [illegible] auf mit Enthusiasmus aufgenommen [illegible] Um das Land und die Bevölkerung nach allen Seiten hin kennen zu lernen, durchstreifte sie trotz der Unsicherheit der Straßen, trotz aller Gefahren und Strapazen der Reise Boeotien, Phocis, Aetolien und den Peloponnes. Sie legte die ganze Reise in glühendem Sonnenbrand zu Pferde zurück, was ihr ohne die früheren körperlichen Uebungen ebenso wenig möglich gewesen wäre als die Besteigung der bis dahin noch nie erreichten Spitze des Mönches in der Schweiz, auf welcher sie mit eigener Hand die walachische Fahne aufpflanzte.

Eine Reihe vortrefflicher Schriften über Griechenland, namentlich die in zwei Bänden erschienenen „Excursionen in Rumelien und Morea", sowie ein Theil ihres Buches: „Die Frauen im Orient", waren die Frucht dieser Reise. Die Archäologische Gesellschaft in Athen ernannte die Gräfin Dora d'Istria im Jahre [illegible] zu ihrem Mitglied.

Von Griechenland begab sich die [illegible] nach Italien, wo sie von Garibaldi als [illegible] Schwester im Geiste begrüßt wurde. Der Bei[illegible] welchen der Held von Caprera an sie richte[illegible] hat seitdem die Runde durch alle [illegible] Blätter Europas gemacht.

Als Schriftstellerin nimmt Dora d'Istria [illegible] gediegenes und umfassendes Wissen, eine ern[illegible] philosophische Bildung, Tiefe und Klarheit [illegible] Anschauung und des Urtheils sowie durch [illegible] Talent, ihre Gedanken in schwungvoller Spra[illegible] auszudrücken, einen Platz unter den bedeutend[illegible] literarischen Größen unserer Zeit ein. Als ebe[illegible] begeisterte wie muthige Bannerträgerin der Gle[illegible] latinen besitzt sie das unbestrittene Verdienst, [illegible] erste gewesen zu sein, welche versucht hat, [illegible] Vaterland aus dem dumpfen Schlafe aufzurüt[illegible] in welchem politische, religiöse und soziale Unfr[illegible] drin es gefangen hält — die erste, welche [illegible] Landsleute auf die Aufgabe hinwies, das V[illegible] mittleramt zwischen dem Abendlande und d[illegible] Morgenlande zu übernehmen, der Cultur u[illegible] wie ihr der Zukunft einen Weg nach Osten [illegible] bahnen.

Nordöstlich.

Von Friedrich Lampert.

II.

Durch den Hof des gewaltigen Forts Winiary, [illegible] stärksten der die Stadt Posen umgürtenden Festung[illegible] schreitet, von starker Eskorte geleitet, ein Tru[illegible] Gefangener; sie kommen vom Spaziergang zur[illegible] allerlei Leute, Adeliche, Gutsbesitzer, Studen[illegible] Geistliche, geringeres Volk; sie plaudern g[illegible] harmlos miteinander, nur einzelne lenken tr[illegible] das Auge; es sind die wegen Hochverrathes[illegible] suchs, Theilnahme am Aufstand u. s. w. inh[illegible] tirten Polen; sie sind am Kehlthurm, dem m[illegible] tigen Schlüsselthurm des ganzen polenen Bef[illegible] gungssystems, angelangt; die Eskorte bildet S[illegible] lier, einer nach dem andern verschwindet hi[illegible] der schweren Thür; diese fällt ins Schloß [illegible] die Wachen gehen vor ihr wieder ihren mon[illegible] nen Gang.

Auf dem Kamponthurm des Forts scha[illegible] wir hinab auf Stadt und Land. In ziemli[illegible] Ausdehnung liegt jene, gar nicht so einför[illegible] und öde, wie wir uns denken, dieses vor u[illegible] Das hügelige Terrain, die Wasserstreifen [illegible] Warthe und Cybina, die nächsten schattigen [illegible] lagen und weiter draußen selbst ganz schöne W[illegible] dungen, in der Ferne sogar höhere Hügel,

Umgebung, bieten genug für einen freundlichen Blick. Posen selbst, die Stadt, ist ganz übersichtbar. Von unten hat man von unserm Standpunkt, dem Winiarsfort, fast gar nichts sehen können, Glacis und Wälle halten es ganz versteckt; überraschend ist darum auf einmal die großartige Ausdehnung dieser Bauten, Plateaus, Exerzierplätze u. s. w., mit denen schon eine andere Festung für sich allein zufrieden sein könnte. Und nun schauen wir fast in jede Einzelheit der Stadt hinein; auch hier tritt uns ihr eigenthümliches Gepräge und Gemisch entgegen. Es zeigt sich auch hier ihr Leber-, aber auch der preußische, bezeugende Gürtel, der sich um dies Leben legt, denn ringsum ziehen sich die Wälle und Forts, so hoch und gewaltig, wie sie fast kein zweites besser Plätz hat. Alles, Wasser und Land, ist ihnen dienstbar. Da sind die großen Schleusen, durch welche jeden Augenblick die Warthe zu überraschender Höhe angestaut werden kann; hier wieder Gräben und Brücken, welche die verdächtigsten Stadttheile — und zu denen gehört auch jene Dominsel — sofort zu isoliren vermögen. Dann kommen diese Forts und Kasernen Tausende, eine ganze Armee bergen, und auf jedes Haus fällt da unten sind diese Hunderte von hundert Kanonenaugen gerichtet, daß man ja recht — ruhig schlafen kann. Und welchen Lärm die machen, was die ausrichten können, diese schwarzen Dinger alle, das haben wir bemerken können, als ein „Nachtmanöver" Stadt und Festung alarmirte, wie es da dröhnte und zitterte, knatterte und bebte und die Leuchtkugeln wie feurige Rotadenes am dunkeln Himmel hinzogen, damit männiglich merken konnte, wessen man sich allenfalls daher zu versehen habe.

So ist Zwing-Uri-Posen. Und wie wir nun Fort Winiary verlassen, salutirt von den Wachen — denn nur in höherer militärischer Begleitung kann man es besuchen —, so sehen wir vor dem Thore reiche Wagen halten, in ihnen wieder Damen, tief in Schwarz gekleidet; sie müssen lange warten, bis ihnen der Zutritt zu den gefangenen Vätern und Gatten gestattet wird. Von der Goldenen Kapelle zu Fort Winiary, die goldenen Könige dort, die schwarzen Gestalten hier, Polens Vergangenheit und Gegenwart — es war ein lehrreicher Gang.

Wir könnten ihrer noch mehr in Posen thun, wir wollen uns aber hier mit dem begnügen lassen und weiter gehen, zu einem anderen Wanderstab heraustreten. Ich rastete für diesmal ohnehin nur ein paar Tage dort, die andern machten bleiben, ruhen von der weiten Fahrt, mich zog's weiter, jetzt, wo ich ihm näher und näher gekommen, fast mit magischer Gewalt zu dem Wanderschloß, um deswillen ich vor allem auch so weit herumgegangen war, zur Marienburg. Darum zurück nach Kreuz, um dort, da nicht alles in der Welt, auch die Eisenbahnen nicht, immer so, wie man sagt, zusammengeht, von 12 Uhr nachts bis 4 Uhr morgens auf den berliner Schnellzug zu warten. Da war's gut, daß Kreuz ein erträglicher Bahnhof ist und man da ganz bequem nicht blos auf einem Aktenwolfsbett, sondern in einem erträglichen, guten Bett schlafen kann. Man war doch ausgeruht, leidlich und gestärkt wieder früh. In Kreuz Morgenkühle ging's weiter, gleich durch nach Marienburg.

Was gibt's auch weiter bis dahin viel zu sehen? Sand und Tannengestrüpp? Doch da wird es weiter besser: die weite Niederung, die wir nun durchfahren, kann sich sehen lassen; da ist auch Bromberg, schön gelegen. „Thorn' Mariechen' Aufsteigen!" tief es in die Wagen. Da ging's alle [illegible] hinein in das arme Land, [illegible] auf den Kriegsschauplatz. Der Zug war leer, der eben dahin abfuhr, wenigstens leer gegen den unsern. Das ist zu ernst für eine Vergnügungsfahrt! Einen Augenblick wechselt die Scenerie der Bahnumgebung gar wunderbar anmuthig: Hügel, fruchtbares Ackerland bei Station Persepol in der Ferne, hoch das Land und die Weichselufer beherrschend; Stadt und Dom Kulm; dann wieder einfacheres Weg. Wir folgen längst schon dem Lauf der Weichsel; noch ist sie nicht sichtbar, aber lange ausbleiben kann sie auch nicht mehr. Wir haben schon die altpreußischen Lande betreten, die interessanten Gebiete mit ihren starken Städten und Burgen, ihren tüchtigen Menschen, denen es noch im Blute liegt, zu streiten und zu kämpfen, wo es das Recht gilt; die noch etwas von der Zähigkeit der Vorvordern haben, welche mit den deutschen Rittern kämpften und nur stückweise, fußbreit sich das Land abringen ließen. Und ist's jenen Rittern, die doch an der Spitze ihrer Zeit gingen, nicht gelungen, so leicht mit den Männern in Pelsganien, Pommerellen und wie die alten Landschaften alle hießen, fertig zu werden, so fürchten sich eben die Männer von Elbing, Danzig, Königsberg auch vor den Rittern einer andern Zeit nicht.

Schon signalisirt der Zug Ditschau, dann wird gleich das schönste Werk der alten Zeit in

(Draußen ſchlägt eine Torſuhr zehn.)

Beate.

So lebe wohl! Es ſchlägt zehn.

Guſtav.

Gute Nacht, Beate!

Beate.

Die Ernte iſt vor der Thür, Guſtav. War es Dir Recht, daß ich zum Tag der Vermählung den nächſten Sonntag wählte?

Guſtav.

Den nächſten Sonntag?

Beate.

Iſt es zu früh?

Guſtav.

Nicht zu früh, liebe Beate! Meine Arbeiten —

Beate.

Du warſt in dieſen Tagen ſo fleißig.

Guſtav.

Ich habe alles beendet, was ich vorher noch abzuthun hatte. Nur eine Verpflichtung, ein Verſprechen hab' ich gegeben, wo? wem? — ich kloyſe an mein Gedächtniß, ich find' es nicht.

Beate.

Geb' es Dir in der Nacht ein gütiger Traum ein! Vergiebſt Du, Guſtav?

Guſtav.

Vergeben und vergeſſen.

seiner ganzen Größe vor uns stehen; aber werden sollen wir uns noch eines Werkes der neuen Zeit freuen, eines Werkes, wie es hier unserm Jahrhundert vorbehalten war. Da drüben, jenseit des Stroms, drei Meilen uns noch entfernt, die Zwingburg des 14. Jahrhunderts — wie dürfen die Marienburg in gewissem Sinne so nennen — und hier eine des 19. Jahrhunderts. Stolz und gewaltig hebt sie sich am linken Hauptarm des Stroms empor. Tatsache, was einst, in ganz anderm Sinne, dort die Heiden niederwarf und Bildung und Civilisation in das alte Land brachte: das Eisen, hat sie geschmiedet und trägt auch durch sie ihn Bildung und Gesittung dem Osten zu; aber freilich war's nicht mehr ein schwer zu bändigendes Volk, gegen welches diese neue Zwingburg zu kämpfen gehabt hatte, sondern ein gelahrlicher und schwerer zu bezwingender Element, das Wasser, zu vergewaltigen, ward sie gebaut, und sie hat's erreicht. Wir war sonst die Noth und Mühe, die man über die Weichsel kam, wenn sie hoch und überfluthend dahermalte und die Geschwellen die Fähren toll gewaltmäßig! Aber nun mögen sie toben und fluten — an den gigantischen Pfeilern dieser Burg drehen sich auch die gewaltigsten Wasser, aber eine solche Brücke führt sich's ruhig und sicher! Warum ich aber von der Weichselbrücke bei Dirschau als von einer Burg spreche? Wie eine solche stellt sie sich dar, denn sie hat, so von außen gesehen, nicht das Leichte und Graziöse sonstiger Gitterbrücken. Schon als wirkliches Befestigungswerk und dann wegen ihrer kolossalen Länge mußte sie mächtig und wuchtiger gebaut werden; so diese ungeheure Länge von beinahahundertausend Fuß in ihrer aber das Strombett gleichförmig sich dahinbreitenden Monotonie, welche durch die voneinander gleich entfernten zwei Paar andern hohen Pfeilerthürme keineswegs gehoben wird, ist für den malerischen Eindruck sogar beeinträchtigend; aber sobald man die Brücke en face anschaut, wird der Anblick ein überwältigend großartiger. Die prächtigen Thürme treten in eine perspectivische Gruppe; wunderbar steht sich's hinein und hindurch durch das rothe Gegitter, und zwischen den die anderen noch ein Gitter überwölbenden riesenhaften Befestigungsthürmen schauen von den Pfeilern gelungene gleich dem ganzen Werk kolossal ausgeführte Reliefs herab, das eine „den Sieg der Gesittungen über die Barbarei", d. h. den Sieg des Deutschen Ordens, das andere „den Triumph der Industrie" feiernd.

Der Zug hält lange genug, um sich so einigermaßen die Hauptsache ansehen zu können; natürlich bedarf es bei einem solchen Prachtwerk der Einzelbesichtigung. Man hat dies leicht; dicht am Bahnhof von Dirschau führt die Brücke an, der Zugweg führt neben der Schienenstraße hinüber. Aber weder reisen wir noch in den Bahnhof, in seine Wartesäle ein und unterschreiben willig, was man von ihnen rühmt, daß sie in ihrem prächtigen gothischen, der Brücke ganz angelagen Bau die schönsten und geschmackvollsten der preußischen Ostbahn, ja vielleicht aller deutschen Bahnen sind.

Dirschau hatte als Ostbahnstation eine wichtige Lage schon durch die hier kreuzende Eisenbahn der Bahn, welche dieselbe mit Berlin und Danzig, einerseits über Bromberg und Posen nach Königsberg und weiter nach Petersburg führt. Lediglich aber konnte das kleine Städtchen durch die Bahn kaum werden, als es schon früher war, wo aller und jeder Weichselübergang bei ihm vermittelt werden mußte und bei dem wilden Strom zu Winters- und Frühjahrszeit oft tagelangen Aufenthalt nöthig machte. Aber eben dieser stets Wechselfälle und Unsicherheit des Verkehrs halber war es geboten, daß dieser sich eine andere, festere Brücke, als die Fähren und Schiffbrücken waren, baute. So entstand das Bedürfniß der dirschauer Weichselzwingburg, der Eisenbahnbrücke. Schon 1845 wurden die Anfänge dazu gemacht, aber erst nachdem viel einzelne Bedenken und beschränkte Anschauungen überwunden waren (so verweigerte der Landtag von 1847 die Mittel dazu), kam der Bau 1850 so recht in Gang, und am 1. October 1857 konnte der erste Zug die wenigstens bedeutende Brücke passiren. Bekanntlich ist bei dieser Bau das amerikanische System der Gitterbrücke in Anwendung gebracht, und dasselbe mußte gerade hier um so vortheilhafter erscheinen, als es mit Berücksichtigung der häufig so gefahrvollen und gewaltsamen Eisgänge zunächst darauf ankam, die Oeffnungen zwischen den im Wasser stehenden Pfeilern so breit wie möglich zu lassen, und weil solche Spannungen, wie sie eben bei der dirschauer Brücke stattfinden, nur bei Anwendung des sich in sich selbst tragenden Gitterwerks möglich sind. Ist auch die Weichsel in ihrem gewöhnlichen Wasserstande hier nicht breiter als der Rhein bei Köln, so mußte doch die äußerste mögliche Ausdehnung des Strombettes angenommen werden, und diese erforderte eben eine Länge von 2000 Fuß

für die Brücke. Dennoch erhielte diese gewaltige Strecke nur sieben Pfeiler, sodaß eine jede zwischen zwei Pfeilern befindliche Oeffnung die bedeutende Breite von 386 Fuß hat. In gleichem Verhältniß mußten natürlich auch die äußersten Mittel für Sicherstellung der Stromöffnungen angewandt werden. Erst mußte eine mächtige Dampframme den nöthigen Raum gewinnen, innerhalb dessen das Wasser ausgepumpt und der Triebsand abgehalten werden konnte, und den wiederum zum Schutz gegen das Grundabspülen mit einer dicken Einhüllung von Steinblöcken umgebenen Pfahlgrund legen; auf diesen kam dann der jetzige Pfeiler eine 10 Fuß dicke Mauer aus Beton, einer Masse von zwei Theilen Mergelkalk und einem Theil Thon mit steingeschlagenen Steinen untermischt, die im Wasser zu einer festen, steinigen Masse verhärtet, und erst auf diesem festen Fundament begann die Aufmauerung der Pfeiler selbst. Die Basis der mittlern Pfeiler nimmt eine Fläche von 2444 Quadratfuß ein. Ueber dem Mauerwerk endlich ruhet sich dann der Ueberbau der Brücke, das eigentliche Prunkstück der Gedanke derselben, auf dessen kühnere Berechnung der Laie natürlich nicht eingehen kann. Wir haben überhaupt bei diesen technischen Angaben schon auf fremde Autorität uns stützen müssen. Die Gitterwände sind aus Gitterstäben gebildet, die in gleicher Entfernung sich durchkreuzen und deren Kreuzungspunkten in dem am oberen und unteren Rande der Wand befindlichen, aus Gußeisenplatten zusammengesetzten Rahmen verbunden sind. Das ganze Gitterwerk der Wände besteht aus drei sich aneinanderschließenden Abtheilungen, der beiden, während die Gitter mit auf dem ersten, dritten und fünften Pfeiler fest und unverrückbar aufsitzen, auf den übrigen durch untergelegte bewegliche Rollen für die durch die Temperatur sich ändernde Längenausdehnung Sorge getragen ist. Die mathematische Berechnung, mit der die ganze Brücke construirt ist, verdient die größte Bewunderung; der Ingenieur Schins, welcher mit dem Oberbauarath Lenze den Bau leitete, hatte die Garne bestimmt, welche nach Wegnahme des Gerüstes die Brücke annehmen wurde. In einer Oktobernacht 1855 stieß, die Vollendung seines Werks nicht schauend, Schins am Schlaganfall, und wenige Tage später schwebte die Brücke frei von Pfeiler zu Pfeiler, genau in der Linie, die er vorher angegeben hatte.

Zum Beweis der Gediegenheit der deutschen Brücke mögen noch ein paar Zahlen genannt werden. Für den bloßen gemauerten Bau sind 15 Millionen Ziegelsteine verbraucht; eingerammt wurden 1200 Pfähle; das Gitterwerk enthält 14 Millionen Pfund Schmiedeeisen. Die Kosten der Brücke belaufen sich auf 4 Millionen Thaler. Aber was sind diese Millionen gegen den Triumph des Wissenschaftes, den er auch hier wieder errungen, gegen das Prachtwerk, das er auch hier wieder zwischen Ost und West geschlungen hat! Und so ist es denn, so war's auch mit dem eigenthümlichen Gefühl des Staunens und der Bewunderung, als nun der Zug langsam durch das hohe Portal einfuhr und ich mich plötzlich von dem ungeheuern, unabsehbaren riesenen Gebäude umschlungen fühlte, aber und weben mit das wunderbare Gegitter, links und rechts zur Seite die an Einem Strang hängenden, unübersehbaren Wechselreihen, unter mir der reißenden Fluten, und doch so sicher über sie hingetragen — das vergißt sich so leicht nicht!

Eine Luftreise.

Skizze von Heinrich Kanner.

Es ist wol unschwer, zu beweisen, daß in den letzten Monat des vorigen Jahrhunderts das Reisen noch viel lebhafter auf der Menschen einwirkte und auch langsamer in der Gewinnung nachhaltig als jetzt, eben weil es seltener kam und selbst das Kleine eine höhere Wichtigkeit erhielt. Wenigstens war dies um jene Zeit in Lübeck der Fall.

Allerdings blies schon damals das Postthorn täglich durch Lübecks Straßen, nur nicht an jedem Tage aus denselben Thore, und ebenfalls erhielt man wol Nachrichten über Tod und Leben, was anderswo geschehen, und hatte Lübeck bereits seine „Anzeigen“, wenn sie freilich wöchentlich auch nur gewonnt auf einen halben oder ganzen Quartbogen erschienen. Doch deckten diese „Boten aus der Weite“ hinreichend das Bedürfniß jener Zeit. Nebenbei wurde zwar manches aber das tägliche Straßenpflaster, die langsamen Posten und anderes laut schlug und auch viel geklappelt, allein der Waarenverkehr und die Geschäfte, der Credit und die Kaufleute waren gänzlich darauf eingerichtet, sodaß in kleinern Städten die Nachrichten zu spät eintrafen und noch seltener Nachtheil im Gefolge hatten.

Dagegen war der unvermeidliche Trieb nach neuer „Nahrung“ viel lebhafter als jetzt — ich meine, die Neugierden der Stadt und des Privatlebens beschäftigten große und kleine Leute so

lebhaft, so leidenschaftlich, daß es uns Jetztlebenden ungewein schwer wird, viele thätige Aufnahme zu begreifen, zumal da diese Ehrentaxe staatsrechtlich fast unaufbrechlich erbittert und beständig war und nicht nur mündlich gehört, sondern selbst gedruckt und gebraucht durch die Stadt getragen und sogar an die Straßenecken, Kirch- und Hausthüren geklebt wurde.

Auch die Schaulust war in Lübeck schon damals ziemlich ausgebildet, nur wurde man in jener Zeit und auch noch etwas später auf eine ganz andere Weise unterhalten als jetzt. Die Hinrichtungen*), Ruten- und Ri. Herumgeweise**), Autodafés, Hochzeiten und Beerdigungen waren noch immer eine große Augelegenheit des gesellschaftlichen Lebens — und ein Seebund, ein Neger, ein Elefant oder gar ein Rhinoceros machten ein ungeheures Aufsehen und gaben selbst den besten Gesellschaften der Stadt für längere Zeit Stoff zur Unterhaltung. Freilich schienen die ehemals so imposanten festlichen Aufzüge der lübecker Zunfter schon ziemlich verkümmert und fast auf dem „Narrenfest“ zusammengeschrumpft, aber es trat sich mitunter doch, daß einzelne Gewerke noch einen öffentlichen Aufzug in festgebrachten Gestüm mit Labe und Handwerkszeichen unternahmen. Dagegen war die „Komödie“ immer mehr eine beliebte Ergötzlichkeit auch des lübeckischen Volks geworden, aber, wohl bemerkt, nur immer auf wenige Wintermonate, in denen Jean Tilly mit seiner Wandertruppe Lübeck heimsuchte.

Plötzlich wurden jedoch die kühnsten Träume der Phantasie durch die Wirklichkeit übertroffen: auf Straßburg, Leipzig und Nürnberg lief in Lübeck die Nachricht ein, daß in diesen Städten Blanchard eine Luftreise vollzogen, die eine seltene Augenweide gewährt und allgemein angesprochen habe. Eine solche Unterhaltung konnte man doch unmöglich ungenutzt vorübergehen lassen! Es wurde denn auch von den „vornehmen“ Bewohnern Lübecks mit dem kühnen Luftschiffer sogleich eine Correspondenz eingeleitet und Herr Blanchard freundlichst eingeladen, auch in Lübeck eine derartige Luftreise, natürlich auf Subscription, zu arrangiren, wie er sie an andern Orten unternommen *). Blanchard ging zwar auf den Vorschlag ein, bemerkte aber zugleich, daß er seinen mit andern Städten eingegangenen Verpflichtungen zuvor nachkommen müsse und seine Ankunft in Lübeck erst in drei bis vier Jahren in Aussicht stellen könne. Das war freilich eine recht fatale Bemerkung, allein man wußte sich in Betreff zu lassen und konnte dies auch um so leichter, da man schon von Jugend auf an dieselbe gewöhnt worden war.

So tauschten denn in „Hangen und Bangen“ vier Jahre dahin — da endlich zeigte Blanchard seine nahe bevorstehende Ankunft in Lübeck an und alle Herzen schlugen vor Freude höher. Aber sonderbar! Gerade jetzt, als man es um so weniger vermuthete, durchliefen, erst leise, dann immer lauter, allerlei bedhafte Erdichtungen und recht garstige Verleumdungen über den Luftschiffer die Stadt, welche jedoch alle durch dessen Ankunft, die Anfang Juni 1792 erfolgte, niedergeschlagen wurden. Einige Tage später kam auch ein mit allen Füll- und Luftfahrgeräthschaften beladener und eigens zu diesem Zweck eingerichteter Wagen an, der auf der Stadtwage nicht weniger als 40 Centner gewogen haben soll.

Von nun an sprach man im Familienkreise,

*) Von den mannichfachen Hinrichtungen in Lübeck machte man sich kaum einen Begriff; abenteuerliche Ideen mögen dazu beigetragen haben, daß von der Gründung Lübecks bis zur Reformation über sechzig weniger als Zwölf Sünder, gewöhnliche Raubmörder und Diebe, gehenkt worden sind. Es war Vorschrift, nicht Ungewöhnlichkeit, daß an Gerichtstagen 30—40 solcher Canaille durch die Scharfrichter hingerichtet wurden. Und doch sah man die Hetz der Kinder zum Schauplatze ziehen; denn, der ärztliche Kunder mußte ebenwissen und der Welt verachten werden. Kramer Kant sich dabei dieser alle bei Arm. Sie erhielt laut Contract für einen „vor den Schwenke die rechtente“ 1 Mark Gulden; für die Enthauptung mit einer „guten Dusken“ (scharfen Beil) 2 Mark Gulden; für die Durchbrennung mit dem Rade 2 Mark 8 Schillinge Lübisch (etwa 1 Thaler 16 Sgr.); für einen auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen 2 Mark Lübisch; für einen Aufschlagen zu Tode 2 Mark Lübisch; für einen schwing zu ertränken oder zu 1 Mark Lübisch.

**) Noch im Jahre 1670 hat der Gutsherr auf Schattenberg, Thomas von Viereck, einen Bote auf lübeckischen Gebiet verschossen, in Lübeck aber wurden in einem einzigen Jahre (1615) nicht weniger als fünf Leute verbrannt und zwar den Leuten vorgelesen.

*) Die lübeckischen Chronisten erzählen allerdings schon von früheren abenteuerlichen Versuchen in Lübeck. So sagt z. B. der Wedemeier Jungerius zum Schlusse im Jahre 1784 einen sehr „Weitschlagerhaft“ betitelten Luftballon aufsteigen, der 24. Juli im Durchmesser hatte, 16 Fuß weg und an 14 Stunden bis gegenüberliche Weiten zurücklegte; und ebenfalls hat der Medizinalrat Gustav Adolphus Bigarani: ein solches Schauspiel, einen Ball mit einen Jäger, aufsteigen — allein auch die hatte ein schwacher Mensch solche Luftfahrt unternommen

im Comptoir, an der Börse, in der Werkstatt von nichts anderm als von Blanchard's bevorstehender Luftreise, und jeder breitete sich schon im voraus, sich einen Platz zu sichern, von dem aus man das Schauspiel auf vollen Genuß genießen konnte. Schon tags darauf ward auf der Mühlenthorbastion der Ballon einer sachkundigen Besichtigung in Anspruch genommen, in welcher während drei Wochen der mit atmosphärischer Luft aufgeblasene Ballon wie auch alle andern zur Luftschifferei gehörigen Instrumente bis ein mäßiger Einmittagsgrad zur Schau aufgestellt waren. Für die Luftreisenden hatte man einen tertonnen Raum auf dem Walle abgesteckt, den man aber um ein Bedeutendes vergrößern mußte, da die Unterschriften eine unverhoffte Höhe erreichten. Dieser große Zudrang erklärte sich einfach dadurch, daß eine junge, verwitwete Putzerin, Fräulein Gering, den Herrn Blanchard das Versprechen gegeben hatte, die Luftreise mit ihm gemeinschaftlich zu unternehmen. Nun sind weiter zweifelte man zwar an diesem weiblichen Heroismus und wollte es dem Luftschiffer in die Schuhe schieben, als habe er sich Gewicht nur deshalb in Umlauf gebracht, um noch mehr Geld einzuschachteln — es blieb aber volle Wahrheit.

Endlich kam der längstersehnte 3. Juli, der festliche Tag heran, an dem die Auffahrt geschehen sollte. An diesem Tage wurde keine Ratsschriften gehalten, weil aber wegen allerlei Vorkehrungen zur Sicherheit getroffen, die Mühlenthorbastion von Grenadieren und zur Wachen doppelt belegt. Das konnte Fürst damals noch leicht bewerkstelligen. Hatte die Stadt doch bis zum Jahre 1806 über eine bewaffnete Macht von 200 Mann, außer der Bürgerwache, zu gebieten, bestehend aus Grenadieren, Musketieren und Kanonieren. Die ersteren trugen Mützen, deren hohes wulstbehaartes die lächerlichen Kinderhüte zum Modell gedient; vorn prangten ein Doppeladler und Treppchen von Messinglicht, oben durch einen Knopf gehalten, hinten schon weit abstehend und unten durch feinen Schaum die steifen Augen verdeckend. Von der kahlen Oberlippe hatte man hinweisen den schwarz aufgewichsten Schnurrbart und hinten peinliche ein Zopf die ehrlichen Kinnbacken, ein Zopf, wie ihn selbst Lichtenberg in seiner „Abhandlung der Zopf“ nicht aufzuweisen hat. Eine schmale bärene Binde hielt die Kriegszurgel im Zaum, ein Degengurt, der sich der Rock als Schmachtriemen zu gebrauchen, den Leib, der zu eigentlich nichts als eine verlängerte Gurgel ist. Kalbsledrene Jagerpatrontaschen und blankgewichste Säbelketten vollendeten den Anzug, den bei den Musketieren ein kleiner bebrillter, dreieckiger schwarzer Hut krönte. Anderes jedoch kannte sich die Artillerie. Sie war grün uniformiert und wußte wohl mit dem schweren Geschütz umzugehen, aber schlecht mit den Spatzengängen auf dem Walle. An jener Bastion nahm sich Hans ein gutmütiger, von Gicht arger Alte wahrhaft gefährlich, mit seinem großen braunen Schnupftuch begabter Bombardier weiter dem Wurfkanonierstande und übte jeden bereits an, abbrennt zu geben. Heute aber mehr denn je? Bleibt man denn auch mal, um das Gewehr endlich zu besichtigen, sich später zurückzieht, die Kanonen zu verlassen und den Wall zu entsetzigen.

Als die Trommelschläger durch einen festlichen Marsch den Thorausschluß signalisiert hatten, durften Fanfarenmusikus in alle Thore Schauluftige auf der Umgegend, die sich vor allem eilt an den in vor dem Mühlenthore aufgeschlagenen Zelten aufgestellten Speisen und Getränken erquicken. In einigen waren auch Musikanten anwesend, die mit Pauken und Trompeten die Ankunft ankündigten, als mittags 12 Uhr durch acht Kanonenschüsse das Signal gegeben war, daß heute die Luftreise jedenfalls vor sich gehen werde. Nachmittags 3 Uhr dröhnten abermals von der Bastion sieben Kanonenschüsse, zum Zeichen, daß die Füllung des Ballons beginne. Und geschah durch 72 bleierne Röhre, die aus ebenso vielen Fässern die darin aus Eisenfeile, Vitriolsäure und gelöschtem Wasser erzeugte brennbare Luft durch ein gemeinschaftliches Rohr, in dem sie sich schmälich vereinigten, in den Ballon leiteten. Währenddessen vergnügte sich die Menschenmenge freundschaft, sowol auf dem Walle wie in den Gerichtsgassen, und die Wache hatten kaum „dreißtere Geister“ genug, die Gäste pflichtmäßig zu beäugen. Jedoch lief alles in bester Ordnung ab, denn jeder war gespannt auf das Schauspiel, das sich ihm im nächsten Moment zum ersten mal darbieten sollte.

Die Bürgerung war so plaisant, wie man sie zu einem derartigen Schauspiel nur wünschen konnte. Raum regte sich ein Lüftchen, und Blanchard schien in der besten Laune zu sein. Er war überall bei der Füllung gegenwärtig und leitete thätig, rede hier- und dorthin mit einer

der Stamp, eine Meile von Lübeck; der Patient aber sei unserm Bismarck wieder und wurde als etwas, was nicht Meile, nicht Teufel, nicht Vogel, aber schnell aus dem Himmel herabgefallen war, an seine Kreise nach Lübeck zurückgeschickt, wo man noch lange über den kühnen Kutschfasser und seine belustigte Begleiterin sprach.

Jetzt aber ruhen beide längst in der stillen Erde und träumen friedlich von der lustigen Meile.

Briefe an Ludwig Tieck.

II

Hatten hat, wie schon bemerkt, viele treue, auch so vielen Richtungen hin belehrende und anregende Sammlung von Briefen alphabetisch geordnet und so jeden unsern Zusammenhang, der für z. B. aus einer Zusammenstellung der Briefe der Romantiker ergeben hätte, aufgehoben. Wie man beim Lesen den Briefen von Zimmermann, der Gräfin Dorothea Lauber, die Briefe von verschiedenen Schauspielern, die Tieck zusammenhält, so würde man natürlich ein deutlicheres Bild des deutschen Theaters von 1800 bis 40, von Tieck's Stellung zu demselben erhalten als jetzt. Wo diese wichtigsten und interessantesten Schreiben durch Gruppierung und Vollständigkeit Zeugnis will Abhängigkeiten verantwortlicher gestaltet sind. Sie bieten allein nur Augenblicksbild, und dem Ganzen kann sich eben nur erkennen, daß Tieck wie der Dichter angehört hat, als Dichter — als Gelehrter — als Kritiker — als Vorleser — als Theaterdirektor — als Mensch, Freund, Vorleser, Lehrer, Schriftsteller. Diejenigen, die weil sich solchen Generalfragen seiner Wirksamkeit in dichter Fülle gefunden. Allen seinen Briefen sind gewiß Dichtungen, die auf einen Brief und den Empfänger zugeschnitten werden, wenn Steigerungen als außerlich gestrichen werden, die zeigt keine noch eine kühne Lebhaftigkeit erregen, und eine Bedeutung von persönlichen, religiösen, sozialen Fragen, die wir oft nicht begreifen. Eine Wort von den Revolutionen der vierziger Jahre in seinen Briefen? Doch ist, wie Herr von Kühlinger, ein Mann der tiefsten Mitschreibt ihm unterm 4. Oktober 1845 aus Dresden:

„Ja ein Satz und eine der Politik, wie sie jetzt unter dem Aushängeschild von Denkmalsetzung der Staatsverbesserung und Volksverbindung von verschiedenen Seiten und verschiedenen Individuen in den mannigfaltigsten Organen der öffentlichen Meinung ausgesprochen wird. — Die Weltanschauung der preußischen „Kreuzzeitung“ war alles auch schon von der Art. Und diese Worte wurden niedergeschrieben, als unter dem liberalen Patronat Männer wie Jaffoin, Rotteck, Welcker seine Kammerlinger äußerst sich in Bezug auf religiöse Ansichten der alte Goethe 1824 — schreibt: „Mephistopheles ist es immer. Daß von den gottlosesten Schriften unserer ausländischen Literatur- und Kunstwesend gar manche sich in der frömmelnden Kultur sammeln, welcher deutsch die Schwachen am Geiste und am Talente offenbarung in Schrift nimmt Schade ist es dabei doch immer, daß so manche gediegene Kräftigkeit und Tiefgründigkeit auf diesem falschen Wege und mit gewisse Vortheile, heiter aber gleiten Nachtheil empfindet.“

Wenn denn aber wie man sich nicht verbergen darf, gegen drei nur leicht und immer leichter sich verbreitende Gewalten nicht zu wissen ist, so darf sich doch gut, in sie nützlich, von Zeit zu Zeit ein ehrenhaftes Kampfen zu setzen, daß man entweder findet, wie es denn auch in Ihrer Novelle „Die Verlobten“ ging, am tiefsten Platz zu stehen.

Mit dem Jahre 1848 verschwindet Tieck fast ganz aus dem Briefwechsel. In Briefen verhüllt theuer er über die Zeit: „Verdammte, gespielt und „heilige Gerechtigkeit“, und ihn die dahin angeregten Dingen die Briefe verlieren aber fast ingeheuer Bedeutung. Den Herausgeber von ihrer Briefwechselung ab? Wieder von Hebbel, Hettner, Otto Ludwig, Moritz Hartmann, Heinrich Laube noch von den alten Freunden wie Raßeli findet sich mehr eine Zeile. Alexander von Humboldt schreibt noch einmal unterm 10. Mai 1848, er sieht von dem Gut- und Blutbeben am 14. März und daß sich noch nicht voll kommen in der neue Lage hineingefunden. Die Briefe sind kurz, „nervenzerrissenen Schreiben“ sind er langweilig, die Briefen sind. Was wollen wir nach seine Stimmung berichten wollten. Nur in einem Briefe schreibt er immer seinen Plane gestalten zu haben: er war sein Lieblingsplan einen Roman, „Shrift er an Tieck, „Herr Lebrecht, religiöse Tiefe. Komische Personen aber gar Ihnen anderer Art Tiefe, die von mir Genommen bei dem König und der Königin nun Lieder einigen müssen.“ Einmal hat er in Charlottenburg zwei Stunden lang dem Vortrage Ehrenberg zuhören müssen. „Da ist“, bemerkt er, „der Kampf der beiden Gegenfarben in der „Atlantis“, einer Novelle, doch unverhältnismäßig Tieck hatte seine politische Ader und schrieb, ob man seiner Empfindung für die Leiden von Menschen des Volks, seinem Gerechtigkeit Brüderlichkeit waren für ihn an seiner Seite klingende Schellen. Tod ist seine Aufgabe, die Lebenslust nähre, und die Tiefe ist damit begründet, die ihn von dem modernen Gattungsleben des deutschen Volks trennt. Die politische Stimmung, die hohe Absicht, die treiben in allen Verhältnissen auch Gegenbewegung sich geltend macht, beachtete sie nicht, diese niemand von Schaffen Unter allen vorliegenden Briefen mögen nur zwei seiner Dichterwahn angehören. Ein Prediger, Rausch aus Forbingen, schreibt ihm in Frankfurt an der Oder, hinte man seine Novelle: „Tod Lambichen“ sehr ansprechig und anwohrschreiblich und will seine Darstellung berichtet ihm Lebrechten und Schulpforte 1803 in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ Bände

ein Urteil, in dem es hieße: Lied's „Genoveva" und „Phantasus" hätten in Vergessenheit sinken müssen sammt allem, was die romantische Schule geschaffen, von dem Augenblick an, wo die echte, wahrhaftige Poesie einer Wilhelmine Birch in „Lodoiska" auferstanden sei. Wenig, dies ist übertrieben, aber so durchaus unrecht hatte jener Kritiker nicht, die plastischen Romane von W. Alexis werden stets ihr Publikum haben, ob Lied's „Gemälde", begeistert wie Tiecks Erzählungen abgerechnet, hatten alle, die ihm schrieben, nur Bewunderung für ihn. Wann wird noch das Buch über Shakspeare fertig? Wann erscheint das Ende des „Aufruhrs in den Cevennen"? Fragen alle. Der alte ironische Hexer führte die guten Leute an der Nase herum. Nur wenige dürftige Blätter fand H. Köpke in Lied's Nachlaß von dem „gewaltigen" Buch über Shakspeare, von dem „Aufruhr in den Cevennen" nicht.

Weitaus die interessantesten dieser Briefe sind die Immermann's und seiner Gattin an Lied. Die vier Briefe, die Marianne Immermann nach dem Tode ihres Mannes Lied geschrieben, gehören zu dem Schönsten, was einer deutschen Frau in diesen Zeiten gelungen. Sie hatten nicht nach Geist und ahnenderischen Gebanken wie die Briefe Rahel's, sie sind nicht voll von Wunderlichkeit und „göttlichem Unsinn", in dem sich Bettina gewissen gefiel, einlaub und schicken sie sich für durch die Sinnigkeit und das Verständige ihrer Urtheile, erwärmen sie durch ihre schönen Mahnungen und Empfindungen. Wie rührend drückt sich die Liebe, die Verehrung Marianens für den geliebten Gatten in diesen aus! Die Lieb' und die Thränen im Auge. Diese Frau ist zugleich gefühlvoll und verständig, in schöner Harmonie stehen bei ihr Herz und Geist. Verunruhigend und treffend ist sie in politischen wie religiösen Dingen, der particularistischen Richtung abhold, ließ sie Strauß „Leben Jesu" und Feuilleton mit dem pietistischen Urtheil. Auch ihre Verwunderung Lied's überschattet den verehrten Mann nicht mit einem Regen von Lorber und Rosen, sie sucht einmal diese Briefe sind ihr unzuschätzen der Sammlung. Ihnen treiben sich zwei Schreiben von Schauspielerin Kindelberg an, eine Briefe und dem einen mag sie bei Lied's dieser Frau ein Zeug mit Absicht — ein Zeugniß bei auch ein historisches Interesse hat. „Die wünschen Briefe von Gluck an mich, um sie der heutigen sentimentalen Welt zu übergeben? Fordern Sie das nicht von mir! Ihnen danke ich für dasselbe vertrauen. Sie wissen sie noch heute fühlen — aber wer sonst? Auch diese Zeit ist vorüber, die Liebe hat ein anderes Gewand angethan, die guten Briefe sind verweht, und ich glaube, ein junger Mann, der zyr solche Briefe schriebe, würde sich nicht mehr männlich erhoben vorkommen. Die Briefe würden durch den Namen vielleicht Interesse erregen, aber kein ehrenvolles für ihn, ich habe den Lebenden geliebt, wenn er auch das ganze Leben mir gestöbert, und sollte man bei Letzten Liebe führen? Indem, wer würde erachten, daß ein Mann, der die geheimen Führer der Staatsgeheimnisse aus- und verwirren konnte, das Herz einer armen Wahnsinnigen durch seine phantastische Verehrlichkeit entzückte, beschwerte und drückt? Nein, mein Freund — wie ich mit Todesschmerzen sagte Verzehrung dem Lebenden: so sagt heute die alte Frau mit gefalteten Händen Friede dem Todten! Es soll nicht, wenn es mir auf einem andern Stern einmal begegnet, sagen: „Auch du?" — Man lese nach diesen Zeilen die Gesichtigen, übrigen, wertvollen und ergreifenden Briefe Bettina's, wie viel schöner schmückt eine Frau das Herz sich und Gemüt!

Die Briefe Immermann's sind literarischer Art, sie begannen 1831 damit, daß Immermann Lied seine Tragödie „Alexis" leihet. Damit knüpft sich ein inniges Freundschaftsverhältniß zwischen beiden Männern an. Den regsten und wärmsten Antheil nahm Lied an den Schöpfungen des jüngern Dichters, an seinen Bemühungen um das Theater in Düsseldorf. Anschaulich berichtet Immermann über die Idee seines „Merlin" — nur ist und bat poetische, aber wunderliche Werk nach dieser Schilderung unklarer geworden — über die Ausführung des „Macbeth", des „Blaubart" von Lied, die Eduard Devrient in Berlin so oft vergeblich versucht hatte. Von Lied hatte Immermann eine hohe, vom Theater eine geringere Meinung. Mit ist der ganze Goethe mit Einschluß seiner Fehler, auch in seinen größten und tadelsten Werken schon vorhanden, und die nachherigen Schwächen und Verkehrtheiten regierten vielmehr das homogene italienische und musikalische Element, als daß sie durch dasselbe hervorgerufen wurden. Es mag hier Anmerkung stehen, aber ich kann mir nicht helfen; mir scheint es gewissen, als ob das Gebiet der eigentlichen Poesie erst da beginne, wo Goethe — mit wenigen Ausnahmen — aufhört. Gewiß ist es wenigstens, daß von einer so eigenen, exacten Behandlungsweise, wie das Immermann sich immer seine Rechte gegen den Stoff und gegen die Gestalt der Dichtung reserviert, bei Goethe, Shakspeare, Cervantes, Calderon keine Spur ist. Lied bestand trotz mancher Anfechtung erfahrend, doch sprach es ein Mann aus, voll klaren Sinnes und großer Gewissen. Ueberhaupt gewähren die Briefe Immermann's die reichste Ausbeute an Urtheilen und Anschauungen und werden den nachhaltigsten Eindruck. Jedem Briefe sieht man es an — ein tiefer, sicherer, gegen sich und andere aufrichtiger Charakter hat es ohne Ueberschwenglichkeit und Leidenschaft niedergeschrieben, es ist interessant, sie mit den weiblichen, überschwänglichen, vergötternden Briefen Gluck's zu vergleichen, welche es wunderbar bleibt, daß Immermann in seinen reinen Schreiben je Gluck's erwähnt, der bei ihm lebte und dessen Verhältniß zu Lied es doch kennen mußte — wer seinen und anderen ist es und erlaubt, in einem dritten und letzten Artikel zu sprechen.

(Schluß folgt.) **Beiblatt.**

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Unsere Nahrungsmittel.

„Wenn doch jeder gemeinen könnte, was er wollte!“ seufzte mit einem Anflug komischen Ärgers der alte Kanzleidirektor, indem er sein täglich wiederkehrendes Mittagsmahl, bestehend aus einem Rebhuhn und einem Apfelkompott, verzehrte.

„Wenn doch jeder gemeinen möchte, was er wollte!“ wurde ihm gleichzeitig Beifall von seinem Neffen, dem Hauptmann Peter.

„Könnte, möchte, wollte, wollte — das sind so viel Hülfszeitwörter!“

Der Kanzleidirektor wandte sich zu ihm: „Sie sind schlimm. Sie helfen auch hier wieder fleißig zur Verhaltung.“

„Und damit kann sie wirklich in Gang, wie jeden natürlich von den Nahrungsmitteln, nahmen die Gerichte in sehr starker Weise, oft schwer, oft leicht verdaulich, denn darauf kam es dem alten Herrn hauptsächlich an. Wie hatten schließlich nur an den wenigen einmal aufgelegen.

„Und habe wette ich“, meinte einer, „doch der Mensch ebenso wenig wie seine Köchin Nahrungsmittel über Kubikmeter hat!“

„Bragen wir ihn!“ ertönte der Kanzleidirektor auf.

Der gerade Mensch erschien.

„Sagen Sie Doktor, Schulz!“

„Was allen Unvernehmen zu allen Herren Doktor.“

„Daß ich viel! Aber weiß!“

„Mein Geschäft natürlich, Herr Direktor!“

„Ach! Also gewiß auch Nahrungsmittelchen!“

„Nach dem Grunde! Daß werden Sie wohl selbst auf die Speisekarte in meinem Hause — „oder sehen Sie's mir an?“ Er schaute komisch vor sich hin. „Dann sagen Sie mal, Schulz, was den Herrn Speisen ist am leichtesten zu verdauen!“

„Alles, was mir vom gesunden Magen in Verdauung kommt!“

Alle lachten — nur der alte Herr machte eine abwehrende Handbewegung.

„Nein, Schulz, das kann mir nicht sagen! Mein Magen ist mindestens angefressen!“

„Nahrungsmittelchen ist jetzt modern“, sagte Dr. Franz Tiberius[1] Dresden, Ehlermann, 1863) gefault und mit einem Anflug auf dem Werk „Ich will mir einen Anfang auf dem Werk machen, um meinen Kopf zu unterhalten. Darauf Verlassen!“ — er schaute halb nach dem bewährten jungen Mann — „mehr Nahrung bekommen, als mir nahrungsgenossener Stoff für die stärkste Arbeitsmenge.“

[1] Franz Tiberius II. Jr.

„Natürlich als Hauptbestandteil Nahrungsmittel für unsere Nation. Diese Nahrungsmittel enthalten aber auch nicht so verdauliche Nahrung, um auf Dinge überzugehen, die in Chemie. Ich kann mir die Verdauung eines Schmiedes, wie bei meinem Alter und der Speisen Theile unterscheidet, um sie hundert- und mehrfache Speisen zu genießen, die möglichst verdauung auch von einer chemischen Verdauung bewältigt werden.“

Die Nahrungsmittelgruppen sind kurz und richtig.

„Wir, Schulz, gut seien Sie zum Thema ein, wenn auf unsern Gebiet!“ Sie seien, ein Mensch muß ein guter Magen sein, und ich es ein ganzer, um zu leben!“

Der Mensch verneigte sich tief und erhob sich wieder mit komischem Ernst. „Ja, Herr Kanzleidirektor — Kubikfuß, Morgen, Quadratzoll — Sie wissen es alle nicht!“

Der Angeredete lachte leutig.

„Das muß Ihnen der Tiberius auch sagen. Tage gefragt ein guter Magen und richtige Mensch, ohne Kunstschuh. Ich sehe sie — weil ich sie sehe gern sehe — aber wenig — kaum! und nicht mehr wie früher. Strangel bezogen kann ich Ihnen mit Tiberiusen empfehlen, und nicht etwa blind sie empfehlen. Selbst Kubik Thomas Sie auf meinen Rücken gestehen. Ein unbesonnen ohne durch mathematisch verbunden und gründet Andeutungen ein Mensch verbindet es auch für eine chemische Verdauung einzuwirken wird.“

„Wenn wie Tiberiusen! Sie sind ein Käsemesser, Schulz!“

„Ich sage ich Ihnen ja, Herr Direktor!“ Auf allen Universitäten in allen Herren Ländern. Die Medizinen. Medizin studiert, wie ich Ihnen auch versuche, werden bei mir studiert, wie ich Ihnen auch zu trinken, mit trinken. Hammel- oder Schweinefleisch, und nicht spielend, sondern!“ Der Schweinefleisch, wollte sie Sie, Herr Direktor!“ Das wären alle Dinge.

„Und noch für manchen anderen!“ unterbrach ein Herr am Nebentisch. „Ich bin Ihr Verbindungsfreund, Herr Kanzleidirektor!“

„Freut mich zu hören, so leid mir's tut. Wir scheiden!“ Aber wir wollen sehen, was für Kleidungsstücke er und hatten. Schulz, ich sie für mein Leben gern wieder einmal ein tüchtiges Essen! Ich Ihnen Ihr Angebinde — aber —“

„Können Sie bei mir — bedauerlicherweise! Hören Sie, meine Herren! Die Hauptsache ist, daß es mit Tiberius Tiberius abgewaschen, betont in sechsfacher Weise kommt. Dann aber muß der Leimgeruch verschwinden durch kaltes Wasser bis auf ein gewisses Maß abgedämpft

fahlt werden — vielleicht bestimmt es Doberenner nach Graden — wie fremen das so. In dieser Temperatur liegt man es 1 - 2 Stunden. Gering — und leidenschaftlich, sage ich Ihnen. Brauchen freilich scheint. Aber die Anschaffung muß bei uns auch bezahlt werden. Absolut nun gebracht und langsam in einem mehr Bäuten erhitzt, daß es kocht — nur aber nicht so lange kochen. Das muß man kennen, meine Herren. Ich bin nicht Koch, aber — Chemiker" — so, daß den Feigenkaffee gänzlich in die Höhe — ein Kapitel schaffe auf der nicht so reinen Kaffee.

Das für die Bäuten! Jetzt Bäuten wird der mit gekocht mit einem breiten hölzernen Schlegel. Sie werden bekannt nicht sind verbrauchter, trockenen auch schmackhafter.

Mahlzeit! Das sagt Doberenner auch.

Da sehen Sie! Und so ist alles bei uns."

Prächtig sei! Ich sehe alles bei Ihnen!" sie schaute sie alle Herr ... Und Sie können's auch, Feldmarschall!"

Aber bei Doberenner —, wandte der Wirt, will ich nun noch sagen, das schreit ein sehr interessantes Buch zu sein.

Das ich" sagte ich lachend, und Sie sollen ein Exemplar von mir bekommen. Schön!

Ja, Sie sammeln von Natur nachher," wandte sich der Wirt noch einmal mit komischer Ängstlichkeit gegen mich und zwinkerte sich unter Aller Gelächter.

Aus den thüringischen Bädern.

II.

Der bekannte Zug der Thüringen besuchenden Fremden ging auch in diesen Jahre nach Ilmenau. Jenes gebildeten Herzen und Thüringerwaldes" (nach Ludwig Storch's treffendem Ausdruck), jener von Goethe so sehr geliebten romantischen Bergthäler, wo zwischen duftenden Nadelwäldern an den in der Nähe und in der Ferne, und namentlich mit den Frühlings- und strahlenden Duft seiner mannichfachen Aschenwälder und seiner Berge, mit dem herrlichen Grün seiner blumenreichen Wiesen, mit den stillen lieblichen und reichen lebenden Umgebungen seiner Dörfer, malerischen Thäler und Höhen, mit seinen romantischen und mannichfaltigen Aussichten und Umsichten. Jenseiten welche nur eben eine Heimat oder andere Leute durch Thüringen machen. Genauen eben einigen Tagen kann machen, und andererseits zog sein Heimat über ein Dutzendschaftbest bestehende Kaiserschlechtsanstalt hinderte von Fremden auf Wochen an, während es an anderen ebenfalls nicht fehlte, die nur als vorübergehende Erscheinungen, vom Zauber des Orts und seiner Umgebungen angezogen, längere Zeit dort verweilten.

Dagegen steht in dem nur eine Stunde von Ilmenau entfernt liegenden Elgersburg dem Ort ein anderes Verhältnis statt. Während an ersterem Orte die Kurmittel, in denen die Kaiserschlechtsanstalt zur Anwendung gebracht wird, freier sind und eine zu weite Verantwortlichkeit gehabten, indem das hinlängliche Freisein der Behandlung die Gesellschaftlichkeit bei einzelnen zu sehr für sich weniger beschränkt und beeinträchtigt, wird es damit in Elgersburg weit strenger und gewissenhafter genommen. Jedenfalls bringt dies in verschiedener Hinsicht zusammen, daß an letzterem Orte die Badegesellschaft gleichsam eine einzige große Familie bildet, welche gemeinschaftliche Zwecke hat und verfolgt und die deshalb auch in einer gewissen Gemeinschaft untereinander und miteinander lebt, so nun auch mehrere einzelne Persönlichkeiten hervor- und zurücktreten. Ist man auch in vielen geselligen Beziehungen der einzelne in seiner Freiheit beschränkt, beeinträchtigt und kann er sich von der Sitte nicht unbedingt entgegenstellen, durchaus jener patriarchalischen Zusammengehörigkeit nach Belieben vermeiden, so kann er sich doch in Anlehnung der Sitte selbst bei gleichen wissenschaftlichen Behandlungsweise kaum entgehen, unter denen Einfluß er steht und werden den Tage mit diesem Gesellschaftsgeist einen eigenen gewahrt. Man ist auch hier, daß durch Sitten des Badewesens in einzelnen Fällen seinen Zweck dem interessen verfehlt, als wenn Strenge dem eingeführt nicht zuviel gemacht, es muß doch auch anerkannt werden, daß oft bei einzelnen in der That Mancher gemacht hat. Die Annalen der Anstalt können davon berichten, und jedenfalls ist es gewiß, zu bemerken, daß hier das System selbst — an Begierung in gewissen Maßverhältnissen — verständige Besserungen erfahren hat. Uebrigens entsprechen die Natur und die Umgebungen Elgersburgs ebenso in ihrer Verschiedenheit wie in der mehr vorherrschenden ernsten Großartigkeit und Strenge den Zwecken der Anstalt, allein man muß diese Umgebungen näher kennen lernen, um sie wahrhaft lieb zu gewinnen. Während die Natur um Ilmenau in ihrer Lieblichkeit und Anmuth auf den ersten Blick gewinnt und befiehlt, haben die Umgebungen Elgersburgs mehr den ernsten Charakter stiller Zurückhaltung. Sie lehnt sich jedoch gar wohl bei Weile und der Gebuld, diesen Ernst zu überwinden.")

In Ilmenau ist das äußere Leben im allgemeinen reger und belebter, indem der Ort als Durchgangs-

*) Von den geognostischen Lagerten ist hier nicht zu verhandeln und zu erwähnen, aber ist es wichtig, zum Verständnis der Verschiedenheit von Ilmenau und Elgersburg gleichsam in den Schilderungen der Schwierigkeit der Abfassung, daß der Granit, welcher gar so sehr in den Schatten meist selten gegen erhöht. Dort ist z. B. der Kalk in den meisten Zeiten durch Ilmenau und den Ilmenaugrund, vom Gipsmergel durchbrochen, der unter dem Titel „Thüringen" in der Zeitschriftenbildung von J. J. Bieler in Frankfurt (1864) erschienen ist. Wir Kalke liegt der Porphyr und Ilmenau. Das ist ... entsprechend mit den eigentlichen malerischen Umgebungen ... und von Kleiner Porphyr in der Berglehne, ausgebildeten Bergarten und all diese Porphyr gestalten im tiefsten Bergen und tiefsten Thälern vielen, der den Besuch so mächtig anziehen" ... also so wichtig dargelegt Elgersburg und seine Umgebung, deutlich nicht so eben den Wissen und besonders das tiefsten Umgebungen, um es klar und deutlich zu ...

punkt für weitere Wanderungen von den Armeen benutzt wird. Die kann wol auch oft längere oder kürzere Zeit hier verweilen, um näher gelegene Punkte zu besuchen, während es für die Bahngeleise nicht an Verzweigungen zu lohnenden Gegenständen über Tiefe werden auch Schienen auf Trennungen vorgenommen, wie wir sind auch in Hamburg bemerkt haben, wobei man die Wagen mit Pferden ziehen lässt (wenn sie unbeweglich Gewichten anderer verschieden und nicht verschieden Armeewerk gegen der Bewegungsfähigkeit gelassen) und endlich mit Dampf endgleis, und wobei ebenso in der Anordnung des Ganges wie die einzelnen in der Aufrichtung Schutz und Hemmfeld in ausnahmigen Weise der Geschwindigkeit eben. Somit sind in den neben hinzugenommen Orte die Sperrungen noch besonders Maßregeln in den sind sorgfältig gerichtet aufgestellten Karten verschiedenen Bergen, auf denen die Gangarten und darüber hinaus verschiedenen Arbeiten von Wagen bei zum Abend die standhaften und Karbonen Teil der Bäume und Berge sich erkennen. Im übrigen nach 68 wird in Augenblicke, wenn noch eine wirksame große bei dem Brot im allgemeinen verschiedenen Kombinationsbau, eine einfache, angenehme Beschäftigung und ein angenommenes, freier Verkehr unter den Bahngeleisen gebraut, in Amerika verbietet sich zwei Kirchen- und Schulhausgebäude bei einigem und gar zu sehr nun selbst.

Von der Polizei hab ich dort der Armee — im Gegensatz deutscher Selbstbestrafung und einer treuen, anregungsvollen Zeichenschaft — meist günstigstes Urteil, und weil nur außenbemerkt sein kann, in meinem Verkehr partheilich aufgetragen sind, in einigen Zeilen anregenden und Ideen an den einzelnen beantworten. Wo selbst treten dort mit einem preußischen Offizier zusammen, der ich im Gespräch auch kam ich einen Unterstand von 1813 zu erkennen gab. Ich aber sie sagte an ihn gethan wurd. ob er treu und als Beteran dem heutigen Unterstand beigetreten habe. Ich habe mit einer großen Genauigkeit, den mehr ohne besonderes Selbstgefühl zu bemerken. Und so sein Zeit für einen preußischen Offizier gewesen, und so habe ich für seine Person allen preußischen Offizieren verbunden, und mich in Herzog gewesen sein. Habe es noch damals der König von Sachsen an sämtlich und Napoleon gehalten, aber habe es noch heute dann noch in den gehalten, nachdem ein großer Teil seiner Heeres von ihm abgefallen wäre. Natürlich brachten wir das Gespräch auf den Krieg. Ich ich aber nur fragten und schlug, wo denn der damalige König von Sachsen so lange sein Heer, und wenn starke Person noch in der Gewalt sei könnte ansehen, eine andere Person habe bewiesen können, und Einsicht habe sich nicht vergessen. In welcher Weise bereits einige Jahre vorher über den Tod von ihr seinem verfügt worden war und wie dann auf den Wiener Kongreß und endlich über Sachsen und sich bloß zum Nachteil von Sachsen, sondern auch zum Nachteil von Deutschland verfügt wurde, war ebenso mußten wir uns sagen, daß preußische Interessen (nach jenem arbeiten Vertrag) ganz Sachsen preußisch geworden wäre im Oktober 1813 wol auch unser preußische Offizier beim Jubiläum der jüngsten Schlacht über nicht gesprochen haben würde.

Auch sonst hatte man — in dieser Zeit anerkennt sächsischer Polizei — manche Gelegenheit, eigentümliche politische Anschauungen, sonderbaren Ansichten einer nationalen Eigenheit und individuellen Eigenheit zu verschonen und darüber zu lachen zu lassen. Es waren einmal ein Gastwirtsgut und Kriegsangehörige und Veteran hat bei der ersten Revolution, die in Deutschland ausbrechen würde. Vereinen ich Sachsen und die sächsischen Kirchenstaaten, vereinen auch Braunschweig und mit weiß, und auch sonst an Frankreich, a la Garonne annektiren werde". — Nun, war gemacht, die Gerüchte. Da hörten wir auch noch andere — aber es erfüllt. Ein Wirt unterzeichnen haben, und ein gutem ist es doch gar gut, daß es ist gelungen ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wagen ich noch andere mit möchte Wort in Gefängnis, verschwand andere Kirchstraßen und Denkstraße, weil gelegt sein lassen und heimkehrt zu Herzen nehmen". — Da mehr alles verschwand". — Ja deutsch. Schaffer, sind bei heimen treffen".

Noch ein anderes Gastzimmer möchte ich hier mit theilen, und zwar zum Beleg, wieviele auch zur Beschämung unserer Schülerstubenmeister. Bekanntlich geht es in der Nähe von Dresden eine Schillerhöhe mit einem von einigen Bäumen umschlungenen unvergeßlichen Denkstein, und gleich daher war meiner im Wirtshause, von dem Schwager mich. Das Schiller in ihm so erforderlichen Studien zu setzen.

Gang nach dem Wirtshause" gemacht habe. Nach andere Nachrichten soll sich schon in der Nähe von Rosenthal gedichtet sein. Tort liegt das Tal Gottlieb, wo Schiller 1785 und 1786 oft aufhielt und wo man noch jetzt auf seinen Namen hinweist. Und Hand schon Hand, wo denn auch eine Portal-Tasche Lesens abschrieb die Schillerhöhe. Ich bin Lieblingsort Schiller sonst Gottlieb gelegt der Angabe in der von Körner besungen Anlagen, der Gottlieb Schiller 1 vom Jahre 1786 sah. Ich war lange in Dresden, die Nähe nur zum Schillerhöhe und den Schillerstein kam und einer der Bewegung, den sind einer Stadt in Mittelschriftsteller, wo der Schillerverkehr abschließt in einem Schillerhöfe ist bemerkt, eine schon habe und nur mit einer aber Schiller Gesamtes den Dichtungen Schiller's Ehren in Haus zu geben, und deren Namen mir schon verschwunden die Meinung angeht, hat das Gedicht.

Tor Gang nach dem Wirtshause", von Gottlieb, war beliebte erfassen, als man seinen Inhalt beschaute.

Über Übersetzungen nach Nachrichten auf der Gartenlaube weiteres kommt so, ehe in den nächsten den Nachen weniger nach Kirchen, vom letzten thüringischen Tod auf seine Kinder, die ich bei mehreren Jahren sind der deutschen Dichter Übersetzungen, und namentlich

Beate (umarmt ihn).

Nun, Du Theurer, so nimm gute Nacht! (Zärtlich und schalkhaft im Abgehen sich noch einmal umwendend) Gute Nacht! (Ab.)

(Draußen hört man eine Schalmei blasen.)

Fünfter Auftritt.

Gustav (allein). Später Valentin.

Gustav.

So weiß ich doch nicht, wie es uns manchmal sein kann. Es umgiebt mich etwas wie eine unermeßliche Leere, es flieht weit, weit von mir, umflattert mich wieder dicht zur Seite und ich hasch' es nicht. Bei aller Liebe, aller Hoffnung — es ist etwas, das mich peinigt. Es drückt etwas mit gewaltiger Kraft an den Riegel meines Herzens und will ihn sprengen und hat ein Recht auf mich und ich kenn' es nicht. Was ist mir? Die Angst wächst: die Kreyen stehen mir an der Stirn, fieberhaft schüttelt es mein Innerstes. Ich hab' etwas thun wollen. Ich hab' ein Versprechen gegeben: wo? wem?

Valentin

(mit einem Lichte und einem Pack schwarzer eleganter Kleider über dem Arm).

Guten Abend, Herr Doctor! Nun der Schneider

lich weit es auf den Bettlertrieb, ebenso den Ehrgeiz als Juden beruht. Daher mag es sich auch wol erklären lassen, daß für die Verhältnisse der Fremden und Eingabe in Köln verhältnismäßig theilweise ziemlich harte Preise gelten, welche die anderen, renommirteren Bäder weit hinter sich lassen, und daß sich Köln mit jedem Jahre mehr vergrößert und erweitert. Besondere Annehmlichkeiten gewährt indeß der Aufenthalt an und für sich und durch die Lage des Orts kaum durch die anstrengenden Umgehungen beiseiden gerade nicht. Köln selbst liegt ziemlich offen, der Sonne und dem Staub sehr ausgesetzt, und es hat insofern ein unbehagliches Ansehen und macht trotzdem, daß für Baumanpflanzungen und Gartenanlagen vielfach Sorge getragen wird, keinen besonders lockenden Eindruck. Vielleicht in dieser Hinsicht oft auch am Meisten. Die den Ort umgebende Natur mit ihren nur zum Theil bewaldeten Höhen zieht sich gleichsam scheu und sichtern zurück, aber gleichwol kann sie zu weiteren Partien, wenn der Fremde sie aufsuchen kann und will, den einen und andern gar wohl laden und auf längere Zeit sie sich gewinnen. Ist man doch hier immer noch in den Vorhöfen Thüringens und schaut in seine herrlichen Wäldern eine ferne, leichte, aber auch heitere Luft auf in Berlin und in anderen größeren Städten. Einen nicht geringen Vortheil und Vorzug muß man Köln lassen, nämlich den, daß man mittels der Eisenbahn verbindung leicht hingelangen und schnell weiter kommen kann.

Deutsche Lustspiele.

Von Eduard Mehl, dem Redacteur der „Deutschen Schaubühne“, sind soeben fünf Lustspiele (Leipzig, Matthes) erschienen, die auf den deutschen Theatern schon seit längerer Zeit nicht unbekannt sind. Sie wurden ausdrücklich in dem Zweck geschrieben, der französischen Literatur in diesem Zweige Concurrenz zu machen, und mit den Beschränkungen, welche sich von selbst verstehen, wenn es sich darum den Vorwurf einer entgegen mit einer fremden Nation handelt, möchten wir behaupten, daß der Verfasser in diesem kühnen Unternehmen entschiedenen Beruf gehabt habe. einmal, weil er eine dem deutschen Lustspielgeschmack besser liegende Eigenthümlichkeit des Natur besitzt, durch welche die Franzosen wirken, und andererseits, weil ihm etwas eigen ist, was der besten Theil der Deutschen an den Franzosen so oft vermißt.

Die erste Eigenthümlichkeit ist die, einen gewissen Charakterzug mit aller Macht in den Vordergrund zu drängen. Daß dies die komische Wirkung sich sehr gut verwerthen läßt, liegt nahe genug. Aber eine so große Rolle, ein so großer Raum einem Gesicht etwas entbehren Komisches geben kann, so ein solcher komischer Zug. Die psychologische Wahrheit und die Wahrscheinlichkeit leiden meist etwas unter solchem Verfahren, indessen muß man wol bei der Entfernung der Bühne vom Zuschauer eine etwas größere Zeichnung, und bei der Kürze eines Acts eine etwas rasche Darlegung des Wesentlichsten freundlich beurtheilen.

In dieser Weise wirkt denn in „Ein Bräutigam, der seine Braut verscherzt“ die Verwirrung des jungen Mannes, der seinen schüchternen Ernst bei einer Art von Entführung unterstützt und dann mit einigem Aerger erkennt, daß Unterwerfung die Entführte ihm selber zugedacht hatte in „Eine Frau, welche die Festungen liebt“, der politische Eifer einer Frau, der durch die ihr ohne Noth erregte Sorge um die Treue des Gemahls gründlich geheilt wird, und in „Ein mehrerer Verdammte“ die Trauer über den Verlust Mores zu heißen, welche sich durch die Erfahrung löst, daß auch schöne Damen Moore heißen können. Gerade die übermäßige feste Anfassung des ersten Motivs ist mit favorisirter Heiterkeit gelöst.

Die erste Stelle unter den sechs kleinen Werken aber nimmt unserer Absicht nach „Romeo auf dem Bureau“ ein. In dieser Darstellung der letzten Augenblicke eines Genies, auf dem ein roher Liebhaber sich entpuppt, ist die Charakterzeichnung soweit rein Gehöriges sich bei andern Personen bei aller Tollheit der Handlung abwenden, und der Entwurf, den der Held macht, ist ein so beziehungsreicher, daß wir trotz all seiner Launen und Schrullen doch die Ueberzeugung gewinnen, daß unter diesem scheinbaren Tangenden ein nebenmäßiger Mensch sich birgt.

Weshalb wir aber besonders diesen kleinen Werken eine innere kräftigere Anwartschaft auf unsern Bühnen wünschen, das ist die Mannichfalte der Charakterschichten und der Gattungsfarbe, die darin weht. Gegenüber der anerkannten Luft des Salons und der zum Theil recht übertriebenen einseitigen Gesellschaftsbilder geht durch diese kleinen Werke ein Hauch, der uns wohlthuend an kleine freundliche Häuser mit Weinranken an den Mauern und freundlichen Frauen und Kindergesichtern an den Fenstern gemahnt.

Dieser deutsche Zug, den wir bei den Franzosen fast stets entbehren, verbindet sich ein einziges mal, ohne Böses Willen, aber durch ein Versehen des Verfassers in Aller schuld vor Thorheit nicht. Der alte Herr, dem seine Tochter ein Mädchen über Gebühr gefällt, findet sich zwar auch schnell genug auf den rechten Weg und würde sich kaum weit davon verirren, aber daß er ein Liebhaber in dunkler Kammer annimmt, geht doch für ein feineres Empfinden schon zu weit. Der Gebrauch des Verses und manches einzelne hat uns hier an Kleist's „Zerbrochenen Krug“ erinnert. Aber der Verfasser des Romeo auf dem Bureau“ ist mit seinem Dichter freilich, wie uns wenigstens scheint, weder an schlimmen noch an guten Sinne verwandt und könnte daher auf solchen Bahnen nicht kaum jemals dauernde Erfolge finden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band.

Nr. 40.

Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Im Pfarrhause. Erzählung von Fr. Friedrich. III. — Eine Ehre in Schweden. Von P. von Sch. — Die Bücher über Naturkunde von Karl Ruß. — Briefe an Ludwig Land. III. — Buchstaben. Entwurf zu Transkriptionen für die Stenographie. — Nautische und ärztliche Anweisungen der Neuzeit. I. — Bilder aus Paris. I. Das Jagdschloß Alexandre Dumas. — Übersicht. — Für das Jahr 1865.

Im Pfarrhause.

Erzählung von Fr. Friedrich.

III.

Als der junge Baron das Zimmer verlassen, stand auch Siebert auf. Er hatte auf Hugo's Bemerkung, daß jeder leben müsse, wie es sich mit seiner Stellung am besten vertrage, so viel zu erwidern, und doch schien ihm die Worte Hugo sich ihn, wenn vielleicht auch unbewußt, den Unterschied der Geburt und Stellung ziemlich scharf fühlen, und er hatte noch nicht den rechten Weg gefunden, wie er ihm entgegentreten sollte. Denn den Gedanken konnte er nicht aufgeben, daß er moralisch auf ihn einwirken und Hugo sich seiner geistlichen Würde fügen müsse.

Schweigend führte er ihn auf sein Zimmer und schied mit kurzen Worten von ihm, da er auch das Abendessen abgelehnt hatte.

Als er wieder in das Wohnzimmer trat, warf seine Frau einen fragenden Blick auf ihn. Er bemerkte ihn, sprach indes nicht.

„Ein eigenthümliches Benehmen und eine eigenthümliche Ansicht über Ordnung", sagte sie endlich. „Und noch nicht einen Bissen Essen hat er hier zu sich genommen. Wenn er so fortfährt, was er verdrängen."

„Er soll ihn verdrängen!" rief Siebert, der den Stoff nicht länger in sich verschließen konnte.

„Er tritt so scharf und keck auf", fuhr die Frau fort. „Ich fürchte, er wird sich unserer Lebensweise nicht fügen. Ich hatte mir ein ganz anderes Bild von ihm gemacht."

„Er muß sich fügen!" rief Siebert. „Heute habe ich Rücksichten gegen ihn genommen, allein morgen werde ich es nicht mehr thun! Dann will ich wissen, wie ich mit ihm daran bin, und auch er soll mich kennen lernen! Meine Grundsätze sind älter als die seinigen!"

„Der geht auch die nicht nach", warf die Frau ein.

„Davon verstehst du nichts!" rief Siebert. „Das weiß der erste mal in meinem Leben, daß ich mir von einem jungen Manne, der mir im Ansicht übergeben ist, Vorschriften machen lasse!"

Er schwieg und auch seine Frau schwieg. Diesmal fühlte sie sich indes durch ihn fortgerissen. Sie wußte, daß er einen festen, klaren Kopf hatte, und daß sein ganzes Leben hindurch war es ihm möglich gewesen, vorsichtig zu sein. Aber der junge Baron gibt doch nicht nach!" rief es in ihr, sie wagte nur nicht, dies auszusprechen, und schweigend begab sie sich zur Ruhe.

Sonntagsmorgen!

Hugo hatte laut auflachen müssen, als er am Abend zuvor in das kleine, für ihn bestimmte Zimmer getreten war. Die blendend weißen Vorhänge der Frau Pastorin hatten das Ihrige gethan, dem Zimmer einen gemütlichen Anstrich zu geben; nur er hatte dies nicht empfunden. Die niedrige Decke, das unendlich lange und altmodische Sofa, der kleine, mehr als bescheidene Spiegel, der mächtige Ofen, der für ein ganzes Haus ausreichend gewesen wäre, dann seine Sachen, welche noch in Koffern und Kisten verpackt mitten im Zimmer standen — dies alles hatte ihn zum Lachen gebracht. Er verband es, Sachen, welche andere gefangen haben würden, mit dem lustigsten Humor aufzufassen. Ihn amüsierte der Gedanke, daß er in diesem Raume ein Jahr lang existieren sollte.

In heiterer Stimmung hatte er sich zur Ruhe gelegt und mit derselben Stimmung erwachte er wieder. Die Sonne schien bereits hell in die Kammer, es konnte so früh nicht mehr sein. Schnell sprang er aus dem Bett. Vergebens lauschte er nach einem Geräusch. Sein Ohr war noch an das Leben der Stadt gewöhnt. Alles war still. Selbst in dem Hause hörte er keinen Schritt, kein Wort. Sollte man so lange schlafen?

Er konnte die Stille eines Sonntagmorgens in einem Pfarrhause noch nicht. Es ist eine feierlich geheimnisvolle Stille. Der Herr Pfarrer geht auf seinem Studierzimmer noch einmal die Predigt durch und bindet das weiße Halstuch um — Vater darf es nicht gestört werden. Seine Frau, die Kinder, die Dienstmagd — alle müssen leise auftreten — kein lautes Wort darf gesprochen werden. Dann der feierliche Ernst, womit alles Vorbereitung für den Gottesdienst.

Als Hugo in der Stube war, sah er an dem Tische, welcher auf dem Flure vor dem Sofa stand, daß man längst wach war im Hause. Er sah das Kaffee auf und schaute hinaus. Draußen herrschte feierliche Stille des Sonntagmorgens. Kein Laut außer dem lustigen Singen der Vögel in den Bäumen vor dem Fenster. Aber eine frische, reine Luft wehte ihm entgegen, der Duft von Heliotrop und Jasmin stieg zu ihm auf. Die Apfel- und Birnenbäume in dem Garten standen in voller, schwerer Blüte, ein weißer Schleier schien über die kaum hervorgetretenen Blätter gewebt; dazwischen hindurch schimmerte das Gelb des Weizenfeldes auf den Blumenbeeten und das frische Grün des Rasens.

Er hatte auch trotz gestern, als er die einfache Einrichtung des Zimmers gesehen, jetzt deutlich ihn unwillkürlich eine andere Stimmung. Sie thaten ihm wohl, diese Stille ringsum, dieser ungestörte Frieden der Natur. Beruhigend legten sie sich auf seine Seele. Voll und tief atmete er die frische Morgenluft. Mit stillem Wohlbehagen that er zurück in das Zimmer und drehte sich auf dem Sofa um. Es war lang und alt, aber es lag sich bequem auf ihm. Der Käfer der Frau Pastorin war etwas schwach, allein ruhig schlafen er ihn hinunter, mit wie gute Cigarre half seine verwöhnte Zunge sich daran gewöhnen.

Da tönte das Frühgeläute von dem nahen Kirchthurme. Es klang so rein in der Morgenluft. Jeden Klang hörte er nachzittern. Morgenglocken hörte er darauf und eine poetische Stimmung zog durch seine Seele hin. Unwillkürlich dachte er daran, wie es in seinem Augenblick in der Stadt war. Auch dort tönten jetzt die Glocken, allein man hörte sie kaum vor dem Wagengerassel und dem Leben auf der Straße. Die Arbeit ruhte auch dort, dafür trat das Vergnügen ein. Tort kamen Hunderte ermattet von Frühpartien und Morgenconcerten zurück, andere eilten vor das Thor, um spazieren zu gehen, andere tosteten sich in den Hallen für die Vergnügungen des Nachmittags. Das Leben war dasselbe geblieben wie an den Werktagen, es hatte nur das Sonntagskleid angelegt.

Hier war wirkliche Feiertagsruhe in der Natur und bei den Menschen. Das that ihm wohl.

Da trat die Dienstmagd in das Zimmer und sagte ihm, der Herr Pastor lasse ihm mitteilen, daß in einer Stunde der Gottesdienst beginne. In dem Kirchbuche der Frau Pastorin sei Platz für ihn.

„Für mich?“ fragte er lächelnd. „Ich danke dem Herrn Pastor, allein — ich gehe nie in die Kirche.“

Erstaunt blickte das Mädchen ihn an.

„Und das soll ich ihm sagen?“ fragte es.

„Gewiß!“ erwiderte Hugo ruhig. „Sagen Sie das nur!“

Das Mädchen blieb noch einen Augenblick stehen, warf einen scheuen Blick auf ihn und verließ dann hastig das Zimmer. Als es in die Wohnstube getreten war, um seinem Herrn die Antwort zu überbringen, zögerte es unwillkürlich.

„Nun?“ fragte Siebert.

„Der Herr Baron läßt Ihnen danken —

allein — er ginge nie in die Kirche", sprach es bald vorliegen.

Die Pastorin war erschrocken einen Schritt zurück und das Blut wich aus ihren Wangen.

„Er ginge nie in die Kirche?" fragte Siebert, als habe er etwas Unmöglichen gehört.

„Das hat er gesagt!" versicherte das Mädchen.

„Geh', geh!" rief Siebert, und als das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, blickten er und seine Frau sich einen Augenblick an. Hatten sie die Nachricht erhalten, daß sie einen Mörder unter ihrem Dache beherbergten, so hätte sie kein größerer Schrecken treffen können.

„Es ist unglaublich!" brach endlich die Pastorin los.

„Ja, es ist unglaublich!" wiederholte ihr Mann, der sich noch immer nicht völlig wieder gefaßt hatte.

„Und einen solchen Menschen sollen wir ein Jahr lang bei uns haben!" fuhr die Frau fort. „Er kann doch gottse Unheil über uns bringen! Wir gehe nie in die Kirche und wagt das noch ohnenen offen zu sagen!"

„Die Menschen sind in den Städten tief gesunken!" entgegnete Siebert. „Es ist rates gut, daß wir ihn jetzt kennen. Nach dem Gottesdienst werde ich mit ihm reden."

Hugo hatte seine Absicht, welche Entwirkung seine Worte hervorgerufen hatten, kaum wieder zu sich gefaßt haben. Im ruhigen Wohlgefühl blieb er auf dem Sofa liegen, während die in das Fenster einströmende frische Luft, sowie das Glockengeläute und dann die Klänge der Orgel und dazwischen das Singen der Vögel. Einen so stillen, ungestörten Morgen hatte er seit langer Zeit nicht erlebt. Kein Gesicht der Langeweile drückte ihn. Bilder auf Bilder tauchten aus seiner Vergangenheit vor ihm auf.

Erst als der Gottesdienst beendet war, dachte er daran, daß er mit Siebert über die Art und Weise, in der er zu leben wünsche, sich verständigen müsse, und schnell ergriff er die auf dem Tische liegende Klingel und sagte dem eintretenden Mädchen, daß er den Herrn Pastor für wenige Minuten zu sprechen wünsche.

Wenige Minuten später trat der Pfarrer ein. Auf seinem langen Gesicht lag ein so starrer Ernst, seine Augen blickten so finster, daß jeder andere als Hugo befangen geworden sein würde. Tiefer Verdruß zeigte sich.

„Bitte, setzen Sie sich, Herr Pastor!" sprach er.

Siebert setzte sich.

„Es freut mich, daß Sie so schnell gekommen sind", fuhr Hugo fort. „Ich habe einiges mit Ihnen zu besprechen, und ich denke, es ist das Beste, wenn ich es sogleich heute thue."

„Auch ich habe mit Ihnen zu sprechen, Herr Baron!" bemerkte Siebert. Er wollte auf diese Worte einen beruhigenden Nachdruck legen, er erreichte aber nur, daß sie befangen erklangen.

„Vortrefflich — unsere Absichten scheinen sich zu begegnen. Rauchen Sie vielleicht eine Cigarre, Herr Pastor? Nicht? Sie rauchen gewiß nur Pfeifen — Bauernsitte. Ich wollte Sie doch einmal bitten, sich meinetwegen in Ihrer häuslichen Ordnung nicht im geringsten stören zu lassen, meinetwegen weder später aufzustehen, noch später sich zur Ruhe zu begeben. Meinen Sie mir mit dem Essen auf mich, sondern lassen Sie es hier auf mein Zimmer tragen — auch wenn ich nicht zu Hause bin."

Der Pfarrer machte Schieber zusammen. Es richtete den Kopf empor.

„Herr Baron", sprach er, „Sie verschmähen es, mit mir und meiner Familie zu essen?"

„Ich verschmähe es nicht, Herr Pfarrer", erwiderte Hugo, „sondern ich wünsche nur, aus gewissen leinen Zwang aufzuerlegen. Ihnen würde es peinlich sein, wenn Sie auf mich warten müßten, und mir, wenn ich an die Stunden gebunden wäre. Ich habe überhaupt den Grundsatz, daß Menschen, welche kürzere oder längere Zeit miteinander leben, sich das Leben nicht verbittern dürfen. Unsere Gewohnheiten gehen nun einmal auseinander."

„Das werde ich!" warf Siebert ein.

Unverständlich murmelte Hugo einige Worte.

„Herr Pfarrer", rief er, „Sie werden doch wahrhaftig nicht verlangen, daß ein junger, unabhängiger Mann wie ich in einer Residenz wie ein Pfarrer leben soll?"

„Es trat immer eine Aenderung ein, wenn man auf dem Lande in einem Pfarrhause lebe", entgegnete Siebert, der in Hugo's Worten und Lachen Spott zu finden glaubte und dadurch erbittert wurde. „Jeder Mensch muß sich in die Verhältnisse schicken!"

„Seien Sie ohne Sorge, Herr Pfarrer!" erwiderte Hugo. „Ich werde hier weder Gesellschaften — Sie sehen, der Raum verbietet mir dies schon", fügte er lächelnd hinzu, indem sein Auge durch das kleine Zimmer fuhr —, „noch werde ich andere Vergnügungen, wie man sie in

einer Aenderung liebt, hier arrangieren. Ich will aber die Natur und die Landluft genießen und wünsche dich ganz ungestört zu thun!"

Er hatte die letzten Worte sehr bestimmt gesprochen und Siebert verbrannte sich unwillkürlich zustimmend, weil er sie den Augenblick hierauf seine Antwort wußte. Die Worte hellten ihm sonst nie, allein Hugo hatte eine ganz besondere Art und Weise. Seine Worte verrieten einen sehr entschiedenen Willen und doch sprach er sie lächelnd, schreibend halb scherzend.

Siebert hatte sich indeß einmal seh vorgenommen, ihm über seine Aeußerung, daß er nie in die Kirche gehe, eine moralische Predigt zu halten, und all seine Würde und seinen Ernst zusammenrufend, sprach er: „Herr Baron, Sie haben mir heute morgen durch die Dienstmagd sagen lassen, daß Sie nie in die Kirche gingen. Ich weiß nicht, was Ihr Herr Vater davon — —"

„Mein Vater!" unterbrach ihn Hugo erstaunt. „Was hat mein Vater damit zu schaffen, Herr Pfarrer? Er ist für meine Handlungen nicht verantwortlich."

„Ganz recht", bemerkte Siebert, „allein er schreibt mir — —"

„Was hat er Ihnen geschrieben", unterbrach ihn Hugo aufs neue.

Siebert schwieg verlegen.

Er hat Ihnen geschrieben", fuhr Hugo fort, daß ich längere Zeit — ein Jahr — meiner Gesundheit wegen auf dem Lande zu leben wünschte, fern von den aufregenden Vergnügungen der Stadt. Er hat Sie ersucht, mir ein Zimmer in Ihrem Hause einzuräumen, und wenn er nicht hinzugefügt hat, daß ich ganz ungestört und ungerannt zu leben wünsche, so hat er es nur unterlassen, weil er dies als selbstverständlich voraussetzte. Sehen Sie, Herr Pfarrer", sagte Hugo lächelnd hinzu, „so ist der Sachverhalt und so wollen wir es halten!"

Siebert preßte die Lippen zusammen. Hugo hatte für ihn eine unerträgliche Art und Weise, nicht die geringste Ehrfurcht vor seinem Stande. Die Hohn erklangen ihm dessen Worte. Aber in seinem Hause war er Herr, in ihm wollte er sich keine Vorschriften von einem jungen Manne machen lassen. Das durfte er nicht.

„Herr Baron", erwiderte er, „ich kann unmöglich Ihre Worte, daß Sie nie das Gotteshaus betreten, als Ernst aufnehmen. Hier wurde aber Mensch darüber sprechen, und ich kann mir nicht vorstellen, daß Ihnen das Urtheil der Menschen so gleichgültig ist."

Hugo winkte ihm mit der Hand, einzuhalten.

„Sie belehren mich nicht, Herr Pfarrer!" lachte er. „Es war mein Ernst, und das Urtheil der Menschen ist mir in der That gleichgültig. Ich komme auf meinen Grundsatz zurück, daß man sich nie um das Leben anderer kümmern muß. Ich gönne deshalb auch andern das Vergnügen, in die Kirche zu gehen, denke darum weiter besser noch schlechter von ihnen — nur ich thue es nicht. Ansichten, Verschiedenheit des Geschmacks! Aber ich will Ihnen Genugthuung geben. Die feierliche Stille des heutigen Morgens, das Glockengeläute, die leichte, reine Luft, die ins Fenster strömte, der Blumenduft aus dem Garten — Sie müssen ganz prächtige Reseda haben, Herr Pfarrer — dann die Klänge der Orgel, dies alles hat mir wunderbar wohlgethan. Sein Zaubern habe ich nicht solche fromme Regungen gehabt und seit langer Zeit hat mir keine Cigarre so gut geschmeckt als heute morgen."

Siebert war aufgestanden. Die Haare stiegen ihm zu Berge. „Vergnügen, in die Kirche zu gehen", — „Geschmacksache" — „fromme Regung und Cigarre" — diese Worte tönten ihm im Ohre wider. Hätte er sie nicht selbst gehört, er würde sie nimmer geglaubt haben! Er war überzeugt, daß die meisten Menschen nicht viel taugten, daß aber ein Mensch so tief sinken könne, hätte er nimmer geglaubt.

Mit steifer Verbeugung verließ er das Zimmer. Wozu sollte er an einen so Verlegenheit kennte Kräfte verschwenden! Draußen vor der Thür richtete er sich hoch auf, sein Auge flammte, unwillkürlich erhob er drohend die Hand, dann flog er hastig die Treppe hinab.

Seine Frau und Gertrud erwarteten ihn im Wohnzimmer, wo der Tisch zum Mittagsmahl bereits gedeckt stand. Beide blickten ihn fragend an, als er eintrat. Er bemerkte ihre fragenden Blicke nicht. Mit zusammengezogenen Brauen schritt er hastig aufgeregt im Zimmer auf und ab. Ueber Gertrud's Gesicht zuckte ein heimliches Lächeln.

„Wird der Baron bald zu Tisch kommen?" wagte die Frau endlich zu fragen.

„Schick ihm das Essen hinauf auf sein Zimmer!" erwiderte der Pfarrer kurz, ohne seine Frau anzublicken und ohne in seinem Spaziergange einzuhalten.

„Immer?" fragte dieselbe weiter.

„Immer!“

Ein kurzes Schweigen entstand. Auf dem Gesicht der Frau Pfarrerin prägte sich die Verlegenheit der Ungewißheit aus. War dies die Bestimmung ihres Mannes?

„Wird der Vater dies nicht übel nehmen?“ warf die Frau ein.

„Das kümmert mich nicht!“ rief der Pfarrer heftig. „Uebrigens ist es so sein Wunsch — und auch der meinige!“ fügte er hinzu. „Jetzt frag mich nicht weiter nach dem Menschen — sprich nicht von ihm, denn ich will nichts mehr über ihn hören!“

Er verließ das Zimmer und begab sich auf seine Studirstube.

Schweigend, kopfschüttelnd blickte die Pfarrerin ihm nach. Sie wußte, daß ihm jetzt niemand zu nahe treten durfte.

Hugo's Verhältniß im Pfarrhause blieb so, wie es von Anfang an selbst gestaltet hatte. Er blieb den Bewohnern desselben fremd gegenüber, er wollte es bleiben. Schon der Gedanke, daß der Pfarrer ihn in lange, langweilige Gespräche verwickeln könne, hielt ihn von demselben fern. Er grüßte ihn in freundlicher Weise, sprach indeß selten mehr als einige Worte mit ihm. Oft brachte er ganze Tage auf Ausflügen in der schönen Gegend, in dem nahen Walde zu. In einem in dem Walde gelegenen Wirthshause stärkte er dann sich. Es gefiel ihm in dem kleinen einsamen von hohen Eichen umgebenen Hause. Der Wirth war ein origineller Kauz, der freilich fast nur mit Holzfällern und Fuhrleuten zu verkehren pflegte, aber eine reiche Fülle gesunden Witzes besaß.

Mit ihm konnte er sich stundenlang unterhalten. Sie gewährte ihm Vergnügen. Er hatte bis dahin von den unteren Volksklassen, mit denen er nie in nähere Berührung gekommen war, eine ganz andere Meinung gehabt. Er fand bei dem Wirth und den Männern, welche bei ihm verkehrten, so viel gesunde Anschauungen, daß er bedauerte, in Steinern verlegt worden zu sein.

Die Spesen und Gerichte, welche er in der Waldschänke erhielt, entsprachen freilich seinem verwöhnten Geschmack anfangs durchaus nicht; er gab indeß wenig darauf und hatte sich bald daran gewöhnt. Er mußte oft laut auflachen, wenn er seine ganze Scheu hier in der Waldschenke mit dem vergleich, was ihn oft ein einziges Frühstück oder ein Abend in einem Weinkeller der Residenz gekostet hatte. Er hatte dort dem Kellner mehr Trinkgeld gegeben, als er hier an einem ganzen Tage verzehrte.

Davon hatte er freilich keine Ahnung, daß die Frau Pfarrerin seinen Besuchen in der Waldschenke nachgeforscht hatte und mehr als einmal gegen ihren Mann ihre Entrüstung aussprach, wie es doch skandalös sei, daß er in der Waldschenke so viel Geld verthue, während es doch bei ihr Essen und Trinken umsonst habe, weil sein Vater alles zusammen bezahle.

Sichert hatte das Prinzip angenommen, auf alle Fragen und Gespräche seiner Frau, welche den Baron betrafen, mit seiner Silbe mehr zu antworten.

Oefter blieb Hugo auch tagelang auf seinem Zimmer, ohne dasselbe zu verlassen. Er las dann oder malte, oder lag lang ausgestreckt auf dem Sofa und wunderte sich über sich selbst, wie er dies stille, einsame, einförmige Leben so ertrug, ja wie es ihm sogar Wohlgefallen abgewann. Es that ihm wohl und sonderte ihn durchaus nicht die Selbstbetrachtung, als sein Vater sich vielleicht vorgestellt hatte.

Mit Gertrud war es noch kein einziges mal zusammengekommen, hatte noch kein Wort mit ihr gesprochen. Wie hatte er sie oft im Garten gesehen und ihre reizende, heitre Erscheinung, ihr muthwillig-bitteres Lachen war nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben, allein es wußte diesen Eindruck selbst auch sich wieder zu verdrängen. „Ihr Tochter Sicherts!“ sprach er lächelnd zu sich selbst. „Sie wird jedenfalls waschen, kochen und Strümpfe stopfen können, wird jeden Sonntag regelmäßig in die Kirche gehen, die Kirchengebete und die Gesänge auswendig wissen, sie wird sich Stammbuchverse abschreiben und ein Traumbuch besitzen, sie wird den Gedichten weinen, lutz — sie wird das sein, was Shakspeare mit den wenigen Worten ausdrückt: „Ich weiß keinen andern Arzim auf Mädchen, als — Schlichen- Schele“, sehr es dann wohl fort, „das sind tüchtige, treuherzige Kind Sicherts Tochter ist! Wie wird dieser durch eine andere Erziehung auch ihr werden können!“

Er grübte sie noch solchem Selbstgespräch kälter vom Fenster hinab. Gertrud schien ihn oft kaum zu bemerken. Täglich pflegte sie ihre Blumen, Reseda, Nelken, Goldlack und Fuchsien. Sie schien eine große Blumenliebhaberin zu sein. Lieb lohnte ihn denn einigermaßen wieder mit ihr auf und umherwehen blickte er auf ihre flei-

den weißen Hände, welche ihre Lieblinge mit so viel Sorgfalt behandelten.

Hierher schritt Hugo eines Tags durch den Wald hin. Es zog ihn nicht zur Waldschenke. Die Luft war so mild und rein, sein Mundvorrath trotz der hohen Baumwipfel über ihm. Allein wollte er rein. Sich hinsetzen auf irgendeinen mit Moos überwachsenen schattigen Stelle, träumen von der Vergangenheit und Zukunft.

Er schlug einen nur wenig benutzenen, sich zwischen dichtem Gebüsch hingiehenden Seitenpfad ein. Ihm war es ja gleichgültig, wohin derselbe führte. Langsam schritt er auf ihm weiter. Plötzlich stand er überrascht vor einem kleinen freien Raum, ihne mächtige Buche breitete schattend und schützend ihre Zweige darüber. Zwischen zwei gewaltig über die Erde emporragenden Wurzeln war eine kleine Moosbank angebracht. Epheu überzog sie halb und schlang sich dann an dem Stamme der Eiche empor.

Ein heutiges Lächeln glitt über sein Gesicht. Wer mochte doch heimliche, traulich Plätzchen sich bereitet haben? Eine verstohlene Hand mußte es sein, denn alle Laube war sorgsam gemachtem Epheuzweig war sinnig gelegt und befestigenden. Das niedergetretene Moos verriet, daß dieser Platz fleißig besucht wurde.

Er setzte sich auf die Moosbank nieder. Wie so weich sag es sich auf ihr! Der Eichenbaum mit dem Epheu darüber bildete die Rückleine.

Ein Jäger konnte diesen Platz nicht so sinnig eingerichtet haben — er hätte nicht so viel Sorgfalt auf den kleinsten Gegenstand verwendet. Vergebens mußte er sich ab. die Hand, welche hier thätig gewesen war, zu erraten.

Stundenlang blieb er hier sitzen. Es war so still ringsum, kein Lon drang zu ihm als der Ruf einzelner Vögel. Er hatte, daß der Schöpfer diesen heimlichen Plätzchens kommen werde, er konnte, denn das Lauschen des Geheimnisses hätte seine Neugierde im voraus verkünden müssen — vergebens. Es kam niemand.

Er setzte denn mit dem letzten Versuch, am folgenden Tage den Platz wieder zu besuchen. Seine Neugierde war erregt. Auch am folgenden Tage harrte er hier, indes vergebens, und so täglang. Er traf niemand und doch erriech er aus Einzelheiten, aus Zeichen, die er gemacht hatte, daß der Platz besucht war.

Das regte sein Interesse um so lebhafter an.

Wieder schritt er diesem kleinen Platze zu. Wieder erblickte er niemand auf ihm, als er, sich ihm nahend, durch das Gebüsch schaute. Schon wollte er unmutig zurückkehren, denn seine Geduld war erschöpft, da erblickte er auf der Moosbank ein Buch liegen.

Hastig trat er hinzu und nahm es in die Hand. Es war ein Skizzenbuch, in welchem sauber ausgeführte Bleistiftzeichnungen und auf andern Blättern weiche Gedichte standen.

Die Schrift verriet eine Frauenhand — er konnte sich hierüber nicht täuschen. Sein Erwarten wuchs. Er suchte nach dem Namen der Besitzerin — vergebens. Mit innerer Unruhe las er alle Frauen und Mädchen der Umgegend, soweit er dieselben kannte, vor seinem Geiste vorüberziehen: das Bild seiner einzigen posite zu diesem Orte, zu diesen saubern Skizzen, zu diesen feinen, zierlichen Handschrift.

Nie eine weibliche Hand hatte diesen Platz sich bereitet.

Er setzte sich nieder und durchblätterte das Buch. Er las die Gedichte. Sie waren sämmtlich mit Bleistift geschrieben, sicherlich an dieser Stelle, unter dieser Eiche — hier alle entstanden. Es waren vortreffliche Gedichte unter ihnen. Ein feiner, feiner, so selbst übermüthiger Geist webte ihn darauf entgegen, und dann war wieder eine leise, ernste, schwache Trauer über einzelne Worte hingebaucht. Er fühlte sich durch dieselben gefesselt, sogar ergriffen.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Eine Hexe in Schweden.

Die Provinz Dalarne oder Dalekarlien, wie östliche Völker sie nennen, war in alter Zeit als der rechte Arm von Schweden bekannt, nicht nur wegen ihrer Kupfer- und Eisengruben, sondern auch um ihres treuen und unabhängigen Bauernstandes willen, den kein Feuerkalber, kein auswärtiger Feind ungestraft angreifen durfte. Das Gewicht dieses Bündchens in der Wagschale des Bürgerkrieges lieh selbe zu Gunsten des von ihm erwählten Fürsten oder Partethauptes sinken. Als Gustav Wasa das Land von dänischem Joche befreite, waren es die Dalekarlier, welche ihm haben schollen, ebenso, als die Reformation und das Lutherthum eingeführt wurden. Stets Lutheraner und starkgläubige Schweden sind diese Bauern bis auf den heutigen Tag geblieben; weder der Reichthum der Bergwerke noch der Geist des Volks hat sich in jener abgelegenen Provinz erschöpft. Der Hader zwischen ihm und dem neu-

englischen Nachbar ist längst erloschen, obgleich es der aufmerksamste unter den europäischen Grenzfängern war, ebenso hat auch die aufdringliche Furcht vor Hexen unter seinen harten Normannen, wenn sie auch bis in späte Zeit fortdauerte, eine Entschuldigung gefunden, wie folgende wahrhafte Erzählung darthun wird.

Während König Christine zu Stockholm regierte, der Wissenschaften beflissene und mit den Gelehrten von halb Europa in Briefwechsel stand und doch nicht im geringsten an Abdankung und Katholicismus dachte, regierte in ihrem eigenen Land zu Karlskrona Frau Elten Kettler und bekam ihre Herrschaft nicht nur über ihren Mannhof und ihr Jahrhof, sondern auch über das ganze Dorf und, dessen Gebräuche und Sitten sie bewachte, fast entschlafen, niemals über Regierung aufzugeben. Das Dorf bestand aus sechs Gards neben dem übrigen, die in dem engen Thal zerstreut lagen und gegen Norden durch einen alten Fichtenwald gesichert waren, während gegen Süden grünes Weideland sich ausdehnte, das der lange schwedische Sommer mit Gras und Wachholdergesträuch überzog. Die Bauernhöfe oder Bauern, welche hier wohnten, waren alle wohlhabend, besaßen Kühe und Schafe, Ochsen und altertümliche Pflüge, womit sie die Feld umbrachen und regelrige Furren von Gerste, Roggen und Haben einbrachten. Die Männer in dem Thal waren als gute Landwirthe bekannt und die Frauen berühmt in der Küche und Wirthschaftung, im Spinnen von Wolle und Linnen, im Backen von Gerstenbrot und im Bierbrauen; aber weit über ihnen und all ihrem Thun und Gehaben stand Frau Elten Kettler und herrschte und regierte ohne Widerrede und Widerrede. Zwar belag Frau Elten einen Gutsrn, aber der ehrliche Hans war schon während des Honigmonds in Abhängigkeit gerathen und sein langjahrs Jahren darin verblieben, sodaß seine Rede von ihm war und er nichts in ihm hatte, als ihrem Willen nachzukommen. Auch hatte Frau Elten einen Sohn und zwei Töchter, aber auch ihnen war gebot worden, ihrer Mutter Weisheit zu ehren und ihre unangreifbare Herrschaft anzuerkennen.

So regierte Frau Elten über Familie, Haus und Hof und in dieser Machtvollkommenheit auch über Familien, Häuser und Höfe im Dorfe dem. Die Kettlers waren seit unvordenklicher Zeit in Karlskrona obrigkeitsstanden; ihr Gut war das größte und fruchtbarste, die Kindvieh und ihre Schafe die besten und ihr Gard der Kirche in dem Dorfe. Kettlers hatte es dort von den Wasas gegeben; ihre Söhne waren um dem großen Gustav in den Krieg nach Deutschland gezogen und hatten silberne Pokale und seidene Verdienstmitgebracht als einige Beute des Dreißigjährigen Kriegs. Mit langen Messern, die waren der Ruhm und die Zierde des Thals, und da ihre Begabung ihrer Stellung gleichkam — denn in allen Künsten des Hausbaus kannte Frau Elten die Erfahrensten unter ihren Nachbarinnen beherrschen —, so nahm die Hausfrau, und sicher die bessere Hälfte von Hans Kettler, den ersten Platz ein und behielt ihn auch. Ueberdies, was nicht bei allen Ungerern und Anfahrern in der Welt der Fall ist, war sie selber mit ihrem Regiment nach innen und außen vollig zufrieden. Das Hauswesen gerieth unter ihrer Leitung; Viele war genau und einfachig, unweilen sogar ein Klügelschein gerathen; so waren die Kettler recht geworden.

Die Nachbarn erkannten einmüthig ihre Ueberlegenheit an; Hans wandelte des Morgens, den sie ihm vorzeichnete; Sohn und Töchter folgten treuem gegebenen Beispiel; Knechte, Dirn und Mägde gewöhnten sich daran; doch war alles menschliche Glück etwas zu wünschen übrig lass, so war es auch bei Frau Elten der Fall, denn sie vermochte niemals ein Kalb aufzuziehen. Es geschah auch jeden Sommer die Sprenklinge ihrer Kühe waren, so fanden sie doch alle entweder noch ein paar Tagen oder um dessen Halle so viel Wochen ihrer Geburt. Alle und tadelnswürdige Leute — es gab solche sogar an Karlskrona — wagten es, unter sich am Feuerherd zu flustern, daß die Tiere der Milch für die Kälber zu genau abtaßhme. Sie selber sagte, daß sie jedes Mittel versucht habe, das einer verständigen Frau zu Gebote stehe, aber alles vergebens, kein Kalb kam davon; in Zeiten bekamen regnete aber diesen Gegenstand, war sie gewohnt, darauf hinzudeuten, daß es nicht ganz richtig gewesen sein mußte mit ihrer Schwiegermutter, mit der sie niemals gut gestanden und noch jetzt nicht, obgleich das Grab von zehn Sommern den Grabhügel der alten Frau im Dorfkirchhofe überwachsen hatte.

Frau Elten spann unter der Hausthür an einem warmen Sommerabend, einer Lichtesse, wie es in Schweden lange Tage und dunkle kurze Nacht gibt, wo die Nacht in den Blumen sich drängen und das Getreide auf dem Felde gelb wird, während alle Hände beschäftigt

sind, die Ernte einzuthun, welche zumal zur Reife gelangt. Ihr Gatte und Sohn waren draußen mit den Schnittern auf dem Gerstenfeld, die Töchter und Mägde auf der Wiese mit dem Heu beschäftigt; so lag sie allein, die Rad mit gleichgemessenem Schnurren drehend, indem sie an den einzigen dunklen Fleck in ihrem sonst so hellen Lebensgange dachte. Die Verölterung von Frau Elisen's Kuhstall war seine Woche durch zwei Kälber verendet worden, aber eins davon war den Tag zuvor gestorben und das andere schien ihm nachfolgen zu wollen. Es war hart, daß sterben alle Kühe der Keilers von fremder Abkunft sein mußten, nicht auf eigenem Boden gezogen; ganz Karlsbergen mußte das gewahr werden, und Noth machten die Leute davon sagen! Es war sicher nicht zur Ehre der Familie, und sie hätte alles gegeben, um dieses Mal von ihrem Ehrenschilde abzuwaschen; aber die Frau war mit ihrem Witz zu Ende und ihre Gedanken wanderten, wie gewohnt, zu ihrer langsherrsterbenen Schwiegermutter zurück.

Plötzlich wurde die tiefe Stille der langen Dorfgasse durch einen nahenden Schritt unterbrochen, und aufschauend gewahrte die Frau, was in Karlsbergen nicht gewöhnlich war, das Gesicht eines Fremden. Es war ein hochgewachsener junger Mann, etwas schmächtig und hager, als ob er nicht zum besten genährt wäre; sein schwarzes Kleid und sein Mantel waren sehenswürdig, staubig und von der Reise beschmutzt, aber nach dem Modeschnitt jener Zeit; sie ließen ihn als einen jungen Diakon oder Predigtamtscandidaten erkennen, der, nachdem er seine Lehrzeit auf der Hochschule beendigt, nun auf dem weiten Feld der Kirche beschäftigt war, mit Katechisiren der Jugend, Besuch der Kranken und Beaufsichtigung der Sitten in entlegenen Dörfern. In jener Zeit standen diese armen Schäfer wegen ihrer Gelehrsamkeit bei dem Bauernvolk im Norden in großer Achtung, das, selbst unwissend, dennoch vor ihrem Kenntnissen Respect hatte, obgleich von ihnen bekannt war, daß sie in ihrer Mittellosigkeit stets sich bereit zeigten oder vielmehr erwarteten, gastfreundlich aufgenommen zu werden.

So war auch Frau Elisen gar nicht überrascht, als der Fremde vor ihrer Thür stehen blieb mit einem „Guten Tag, Mutter!“ Habe Ihr einen Tropfen Buttermilch oder Weißbier oder auch nur einen Becher Wasser für einen durstigen Wandersmann?“

„Kommt herein!“ sagte sie.

So genau sie war, so sollte doch Keilers Haus nicht durch knickeriges Betragen gegen einen Diakon verunehrt werden. Der Wanderer wurde höflich eingeladen in die Wohnstube, an dem besten Sitz gesetzt, einem vollen Krughalt mit süßem Schnapswerk, nahe am Herd, auf welchem nur ein schwaches Feuer brannte. Hier wurde er mit dem Besten bedient, was sie an frischen Käse, Gerstenbrot und Bier eben vorlegen konnte; wie es die gute Sitte in Dalarne erforderte, trug auch Frau Elisen ihre Spinnrad herbei und arbeitete sein Mahl durch die Gespräch, bessen Hauptinhalt natürlich Karlsbergen und die Keilers ausmachten. Der Diakon fragte freundlich nach dem ganzen Dorfe, und da Frau Elisen die Hauptpersonen darin war, so konnte sie ihm so gut Bericht darüber geben wie über ihren eigenen Hausbalt. Hand war im ganzen ein gutartiger Mann, obgleich zu Zeiten etwas hartköpfig und schwer zu unterweisen; der junge Hans war ihm ähnlich, aber sie that die Bestes, beide zu lenken; Enre und Eva würden gute Hausfrauen abgeben, sie mußte das von ihren eigenen Töchtern sagen; auch wünschte sie, daß sie gute Männer bekämen und bleiben recht zu ihren verstünden. Der Diakon schien großen Antheil an der ganzen Familie zu nehmen mit dem Verschwinden des frischen Käses unter seinem Messer. Die Frau ging nun mehr zu Einzelheiten des Haushalts über, von Getreide, Vieh und Linnen, daß sie zur Ausstener ihrer Töchter bereit hielt, zu ihrem großen Erfolg in allen häuslichen Geschäften und wie Keilers im ganzen Ursache zum Dank gegen Gott hätten.

„Ihr seid ein recht glückliches Weib, Mutter!“ sagte der Diakon. „Auf allen meinen Wanderungen bin ich niemand begegnet, dem die Vorsehung gnädiger gewesen wäre, und ich bin froh, zu sehen, wie Ihr es mit dankbarem Herzen anerkennt.“

„Ich thue es, Herr, soviel mir bewußt ist, am Sonntag in der Kirche und alltäglich in meinem Gebet; auch Hans thut es, der gute Mann, wenn ich ihn daran erinnere. Aber, Herr, dennoch gibt es etwas, das und beide betrübt, besonders mich, da es uns Hausbalt getroffen und Hans den Verdacht nicht dazu hat!“ Und Frau Elisen offenbarte nun vollständig ihr Mißgeschick und ihren Kummer in Beziehung auf die sterbenden Kälber. Doch war es nicht allein in der Hoffnung auf Mitleid, daß die gute Frau

davon sprach: der Glaube an Wunder und Zaubermittel, um menschliches Wünschen zu sichern und Unglück abzuwehren, war damals noch gewaltig unter dem schwedischen Landvolke, und von den Gelehrten aller Art verwandte man, daß ihnen Zauberkünste wenigstens bewußt waren, wenn sie selbe auch nicht ausübten. Der Diakon, obgleich sie den geistlichen Stand bekleidete, hatte zu Upsala studirt; eine Sage von dem Heidentempel, der einst dort gestanden, hatte sicht noch an der Hochschule, und das Volk ließ es sich nicht nehmen, daß Zauberei dort gelehrt werde. Konnte daher der Candidat nicht zum Dank für ihre Gastfreundschaft und ihr Zutrauen in Stande sein, die aus ihrer Verlegenheit zu helfen und ihr einen Zauber geben, um den Tod von ihrem Kuhhall abzuhalten? Es war freilich nicht vereinbar mit seinem heiligen Amte und künftigen Kanzelberuf; aber war es nicht ein gelehrter Mann und hatte zu Upsala studirt? Sie wollte ihn dafür bezahlen, was er nur fordern würde, und das Geheimniß ihr leben lang bewahren. Das Spannen stand still und die Knechte und ihre Verbindungen wurden heilig und stille vergessen, als der Diakon, der mit seinem Kälbe zu Ende gekommen, sich erhob und einige Minuten in ernsten Nachsinnen hinter seiner Stuhllehne verweilte. Die Frau sahe fest mit ihrem Anliegen, das sie auf jegliche Weise ihm eingänglich machte, bis sie bei zehn hatten Reichsthalern stehen blieb. Endlich sah er auf und tächelte auf eigenthümliche Weise; dies war ein gutes Zeichen: Frau Ellen's Muth ging. „Thut es, Herr, um der Baumbeugkeit willen! Nehmt das Geld und gebt mir den Zauber! Ich weiß, Ihr vermögt es!“ Ihr gelehrten Herren könnt alles, was ihr wollt! Unser Haus wird dadurch von seinem Unstern befreit. Kein sterbend Wörtchen soll durch mich davon auskommen, und ich weiß, daß Ihr die zehn Thaler brauchen könnt!“

„Wir nehmen für solche Dinge kein Geld, Mutter!“ sagte der Diakon; „aber wenn Ihr mir ein Geschenk von fünf Thalern macht, da mein Rock etwas dünn und meine Stube sehr gerissen sind, so will ich es nicht zurückweisen. Laßt mich allein hier und ich werde etwas aufschreiben, was Euch und den Kälbern zu Nutzen kommen soll!“ Damit nahm er sein Taschenbuch heraus, Tintenfürcher und Feder und schrieb etwas auf ein weißes Blatt, während Frau Ellen unter die Handbibel lief, das Gesicht gegen Osen gewendet, und ein frommes Gebet sprach, um die bösen Geister abzuwehren, welche bei solcher Gelegenheit zur Hand sein mochten. Bei voller Hochachtung hob sie jedoch zufällig die Augen auf und sah ihre Magd Roskin von dem Heidentempel herkommen, wie sie es beschrieben hatte, um das reichliche Abendbrod zubereiten zu helfen, welches den Gruntag in Schweden beschließt. Nun war aber Roskin's Junge ein schneidendes Schwert, welches selbst ihre gebietende Herrin nicht in Ruhe halten konnte; dabei ihr Auge scharf gegen und schwatzen und klatschen war ihr Element. Wenn sie den Diakon schreiben oder das Papier übergeben sah, war das Geheimniß bald in ganz Karlskrogen bekannt. Herein flog Frau Ellen und rief: „O Herr, um Gotteswillen halten ein! Roskin kommt herein!“ Aber die Magd hatte ihre Herrin beobachtet, sah, daß etwas im Wind war, und beeilte sich daher um so mehr. Schon war sie auf der Schwelle, als der Diakon das Blatt, das er beschrieben, zusammenfaltete, es mit schwarzem Wachs und seinem Ring, den er an der Hand trug, zusiegelte, Tinte und Feder in die Tasche steckte und äußerte: „Kommt mir mit hinaus und ich will Euch sagen, was Ihr zu thun habt!“ Hinaus ging der Fremde und mit ihm Frau Ellen, zum großen Staunen ihrer Magd, der sie den mürrischen Befehl zuwarf, Feuer anzumachen und den Suppentopf aufzusetzen. Roskin sah sie nach der Ecke am Kuhhall hingehen, wo sie einige Minuten stehen blieben, während der Fremde ihrer Herrin zuflüsterte, etwas in ihre rechte Hand drückte und dagegen auf ihrer linken etwas empfing, indem er höflich sich zu verabschieden schien und dann rasch das Dorf hinabschritt. Die Frau sah ihm nach und dann in ihre rechte Hand, das, was dieser enthielt, in ihren Gürtel steckend und in das Haus zurückkehrend, wo sie das Abendessen zurechtmachte unter einer langen Erzählung von der Belehrung und dem guten Rath, welche der fromme junge Diakon ihr habe zukommen lassen. Diese wurde bei der Heimkehr ihrer Hausgenossen der Länge und Breite nach wiederholt und abgebrochenk nach bei allen ihren Nachbarn, sodaß viele dachten, Frau Ellen thue sich gar zu viel darauf zugute, als wäre nie zuvor ein Diakon nach Karlskrogen gekommen; aber alle Keller waren davon erbaut, nur Roskin nicht, welche niemals es herausbringen oder ertragen konnte, was an dem Kuhhall gegeben und empfangen worden war.

Es ließ sich nicht erwarten, daß die Magd

hat Wort gehalten. Da sind die Hochzeitskleider aus der Stadt.

Gustav (hört nicht darauf).

Valentin.

Wollen Sie sie einmal anprobiren? Seit fünf Jahren hat sich die Mode so verändert, daß die Ueberröcke aussehen wie Fracks und die Fracks bald aussehen werden wie Ueberröcke. Wenn ich nur mal erfahren könnte, wer der Mann eigentlich ist, der die Mode macht. Wer erfindet denn eigentlich das Zeug? Ich lese immer, daß sich in Paris die Schneider in so viele Verschwörungen einlassen. Die Deputirtenkammer untersucht immer, was diese Künstler eigentlich damit bezwecken und kann es nicht herausbekommen. Wenn nur nicht das Modejournal dahinter steckt! — Soll ich die Kleider in Ihr Zimmer tragen?

Gustav.

Valentin, besinnst Du Dich nicht auf irgend eine Arbeit, die ich noch zu vollenden habe?

Valentin.

Vor der Hochzeit?

Gustav.

Eine Pflicht, die ich übernommen, ein Versprechen, ein heiliges Versprechen, das ich geleistet habe?

Valentin.

Die Versendungen sind alle pünktlich besorgt, die Briefe geschrieben, —

solch ein Räthsel für ihren eigenen Scharfsinn behalten wurde. Alle Hausfrauen in dem Dorfe hielten davon und lachten es auszulachen mit mehr und weniger lieblichen Verwünschungen, aber die Frau Elsen so sehr in Aufregung kam, hurtten keine Fragen gewagt werden. Wenn dem ehrlichen Hans auch ein Dämmerlicht aufging, so war er doch ein zu wohlgezogener Ehemann, und Eifersucht liegt nicht in dem harten nordischen Charakter. Ueberdies reichten der junge Dusen niemals weiter in Kattlecopen, und die einzige Ungezogenheit, Neskin, verheirathete sich im folgenden Jahre nach einem entlegenen Dorfe. Die Sage von der Kuhhalfte erhielt oder lebte nur noch in besonders hartnäckigen Gedächtnissen; allein von jener Zeit an bemerkten alle Nachbarn, wie Frau Elsen's Kälber am Leben blieben und gediehen, daß ihr Erfolg in deren Aufzucht so bekannt wurde in der ganzen Gegend, wie es ihr Mißlingen zuvor gewesen war. In einem Lande mit so kalten Wintern, wo das Vieh so werthvoll ist, konnte ihr Erfolg beneidet oder ermünscht sein; wie die Sage davon verlautet, wußte niemand, aber plötzlich kamen Leute aus fernen Dörfern und entlegenen Bauerhöfen herbei, mit Nachfragen bei Frau Elsen und gewöhnlich mit Geschenken in der Hand. Sie kamen und gingen, zum großen Wunder von Kattlecopen, und da die nächsten Nachbarn gewöhnlich die letzten sind, eine Entdeckung zu machen, erbrachten sich diese vergeblich die Köpfe darüber. Was auch immer die Ursache sein mochte, welche Besuche und Geschenke in die Haus zog, so wahrte Frau Elsen ihren Vortheil darüber; und da nun das Maß ihrer Wohlfahrt gefüllt und das schwarze Mal aufgewaschen war, so herrschte sie mächtiger und überwältiger denn je.

Besser Maß und Uebermaß überstieg leicht und wird gewöhnlich in Zeit von zwanzig Jahren. Dieser Zeitraum brachte in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts in manchem Lande große Umwälzungen hervor; Schweden verlor seine Königin Christine und erhielt dafür zwei Könige nacheinander; Dalarne kam unter einen eigenen Herzog, welcher die Provinz weise regierte und viel Geld aus den Bergwerken zog. Auch in Kettler's Land gab es Revolutionen, ebenso wichtig für dessen Bewohner, nur kamen sie allmählicher und mit weniger Geräusch. Frau Elsen's Töchter wuchsen heran, heiratheten und erbreiten die bereiten Ausbreiter; der ehrliche Hans wurde neben seine oft ungeschlachtige Mutter auf den Kirchhof gebettet; Hans der Jüngere regierte eben voraus welcher an seiner Statt; denn als ein ganzer Dutzbarer hatte er schon als möglich ein Weib heimgebracht, sein Haus und ihn selber zu verdienen. Seine Mutter hätte für dieses Geschäft genügen können; auch war sie mit der Heirath nicht völlig einverstanden, und es war das Einzige, worin Hans der Zweite sie nicht zu Willen gewesen. Ihre Schwiegertochter wurde es gewohnt, und da sie ein Weib von bewährter Stärke war, kam es bald zu offenem Krieg zwischen ihnen, noch ehe die Hochzeit ganz vorübergegangen. Die Witwe verlegte ihr Hauptquartier in das eine Ende des Hauses, welches sie nach dem Gesetz als die Mitthum ansprach; ihr Antheil an dem Kuhhall und der Schaune wurde abgeschieden und ihr selb eingetheilt; aber dennoch gab es Zusammenhöfe zwischen den beiden Herrschertinnen, und das ganze Dorf wunderte sich, wie Hans es in dem beständigen Hader aushalten konnte.

Mit einer Schwiegertochter im Streit zu sein und geheimnißvolle Besuche zu empfangen, deren Anlegen nicht ausgekundschaftet werden konnte, ist nicht geeignet, die Laune oder den Ruf zu verbessern. Die eine so freigebige, stolze und freimüthige Frau war ein mürrisches, ängstliches altes Weib geworden; ihre Sparsamkeit war in Filzigkeit ausgeartet, obgleich sie als die reichste Witwe in Kattlecopen bekannt war. Neben dem, was sie an Hans und Hof besaß, konnte niemand im Dorfe so feines Linnen aufweisen oder so viele silberne Löffel, Ringe und Schnallen, der meist Geschenke der fremden Besucher waren. Aber Frau Elsen's Reich war zu Ende und in der ärmsten Hütte des Dorfs wollte man ihrem Gesetz nicht mehr nachkommen; die Dienstboten hielten zu ihrer Schwiegertochter; die Gassenkinder schalten sie „Mutter Geiz" und „Hans' Elsterin, nachdem sie vergeblich auszukundschaften gesucht, was die Fremden wollten, und einen Antheil an ihren Geschenken angetrachten hatte, gab zu verstehen, daß etwas besonders Schlimmes bei ihrer Schwiegermutter vor sich gehen müsse.

So gingen die zwanzig Jahre zu Ende, und nach dieser Zeit entband plötzlich aber ganz Dalarne eine Gärung, wie und wo, konnte niemand sagen, eine allgemeine gewaltige Furcht vor Herexei und eine Entdeckung von Hexen an allen Enden und Orten. Wo dieser seltsamen Krankheit und dem Ursprung des Volks konnte man ganze Bände des tollsten Inhalts anfüllen. Er-

Hexe und Zauberer kamen von unbekannten Hunden bis zu Schweinen, welche Füßer, mit Feuer angeblasen, umhergingen; aber Mr. Gerdaich wurde in den Füßen, auf Dorfkirchhöfen und in den dunkeln Winkeln der Häuser gehört. Leute wurden zu Dutzenden angeklagt und waren theils Schuld geständig, mit wunderbaren, höchst unglaublichen Berichten von ihren Nachtreisen auf Besenstielen und dürren Fichtenästen, indem sie Kinder mit sich schleppten nach Blaksula, einer oden Felseninsel in dem Baltischen Meere, weit fernweis von dem Lande entfernt, wo der Teufel in Person sie aufnahm und wo sie tanzen, trinken, essen und trauken und die unschuldigen Kinder in seinen besondern Dienst einweihten. Sie lächerlich diese Erzählungen einem Leser des 19. Jahrhunderts erscheinen mögen, so sind dennoch Provesarten und Kirchenregister jener Zeit damit angefüllt. Die Hinrichtungen waren zahlreich, obgleich die Gährung nur fünf Jahre dauerte; an Einem Tage wurden in den Sprengel von Mont ostrgen Personen wegen Hexerei hingerichtet, und die Zahl der Angeklagten war so groß, daß Herzog Karl sich weigerte, manche der Todesurtheile zu unterzeichnen, aus Furcht, sein Land zu entvölkern. Entweder der Entfernung oder des weniger erregbaren Charakters der Einwohner wegen war Karlskrona der letzte Ort in ganz Dalarne, der eine Hexe aufhängt gemacht hatte.

In einem ungewöhnlich heißen Kampfe, wobei sie leben mußte, daß es vergeblich war, einen Antheil an den Geschenken zu erhalten, hielt Frau Elsen's Schwiegermutter eine Anklage der Mutter ihres Ehemanns auf, erklärte ihre Ueberzeugung, daß sie eine Hexe sei, daß sie zu ungewöhnlicher Zeit und an verdächtigem Ort sie habe Schierling suchen und andere Teufelsmittel verwehren sehen, und berichtete dabei mit Schauder und Entsetzen von den geheimnißvollen Besuchen als Beweisen ihrer Beschuldigung. Die Nachbarn hörten die Anklage, wie sie auch von den Hexereien in andern Theilen vernommen hatten; Nachbarn's Wahrnehmungen tauchten in dem Gedächtniß alter Leute wieder auf. Die Frau war abelaunig, mißbeliebt und Feindschaften regelten; in jeden Fall ließen sich die Besuche und Geschenke nicht wegstreiten. Verschiedene Jungen und Mädchen gaben alsbald an, daß sie verlockt habe, sie nach Blaksula zu verlocken; einige hatten sie unter der Gestalt einer schwarzen Katze erkannt, andere hatten sie gesehen, wie sie den Besenstiel handhabte, und wieder einige waren ihren Zaubermitteln nur entgangen, indem sie ein Hufeisen abgeschnitten und Zweige von der Vergelche der sich getragen hatten. Diese Beweisführungen wurden der Obrigkeit übergeben und Frau Elsen wurde an ihrem Spinnrad gefangen genommen. Zum Staunen von jedermann versuchte sie weder zu leugnen, noch sich zu vertheidigen, sondern bot sich willig in das Gefängniß von Skaven führen, der nächsten Stadt, welche als Bischofsitz und Gerichtshof der Schauplatz manches Hexenprozesses war, da die lutherischen Bischöfe in diesen Rechtshöfen besonders Kenntniß zeigten. Der bischöfliche Kriminalrichter wurde zu jener Zeit von einem Abkömmling der Familie Swedenberg gehandhabt, der neuerdings an dem Orte besonders und bekannt war als gelehrter und eifriger Geistlicher. Seine Erwerbung, sagte man, verdanke er einer Predigt vor Herzog Karl gegen die Sünden der Zeit und besonders die schwarzen, entsetzlichen Uebelthaten der Hexerei, welche er ansah als ein Strafgericht über den Lande wegen des Einführens fremder Moden und Ueppigkeiten. Der Bischof war in seinen Sprengel gekommen mit dem offenkundig ausgesprochenen Entschluß, gegen diesen Teufelsdienst Krieg zu führen und ihn auszurotten. Frau Elsen Kreier war der erste Name auf der Liste derer, die von ihm abgeurtheilt werden sollten. Ihre Stellung in Karlskrona, ihr ehrbares Leben und ihre Vermandtschaft nebst dem Geheimniß, welches die Nachbarschaft so lange Jahre irre gemacht hatte, zogen eine große Menge Volks zu ihrer Verurtheilung herbei.

Das Gerichtshaus war angefüllt mit Männern, Weibern und Kindern und aller Augen und Ohren kauben weit offen. Der Bischof in seinem Ornat, mit Schreibern und Beisitzern, nahm den Richterstuhl ein und die Frau wurde vor die Schranken gerufen.

„Gnädiger Herr", sagte sie als Antwort auf seine erste Frage, „ich bin schuldig! Gott Euch seine weitere Gnade mit mir! Ich gestehe ein, daß ich die letzten zwanzig Jahre Hexerei getrieben habe und zu sterben verdiene. Aber, hochwürdigster Herr, darf ich auf Gnade hoffen für meine arme Seele?"

„Bekenne Eure Verbrechen, Weib!" sagte der gute Bischof. „Ich will Euch Zeit lassen, zu bereuen und zu beten, und sein wahrhaft reuiger Sünder soll verloren gehen!"

„Ich bekenne Euer Gnaden", sagte Frau Elsen, auf ihre Knie niederfallend, „daß ich nie-

mals auf Biskula war, noch irgendein Kind fortgeschleppt habe; aber dennoch wurde Herrerri von mir getrieben durch einen Zauber, den mir ein wandernder Priester vor zwanzig Jahren gegeben hat, als meine Seele betrübt war der Kälber wegen, die mir dahinfarben; er ist unter dem Futter meines rechten Schuhs befestigt."

„Nehmt ihn augenblicklich heraus und zeigt ihn mir!" sagte der Bischof, als ob ihm eine plötzliche Erinnerung gekommen. Die Frau zog ihren Schuh aus, riß das Futter auf und zog ein kleines Lederbeutelchen hervor, aus dem sie ein schwarzgesiegeltes, zusammengefaltetes Papier nahm und es dem Bischof hinreichte. Dieser erbrach das Siegel, las das Geschriebene und schaute auf, als wäre er selber ein armer Sünder.

„Was empfahl Euch der Canditat, mit Euern Kälbern vorzunehmen, als er Euch diesen Zauber gab?" fragte er.

„Er befahl mir, ihnen vier Pinten Milch ohne Wasser und mit dem Rahm zu geben in einem dunkenen Eimer, nach Sonnenaufgang, am Mittag und vor Sonnenuntergang, im Namen von Montecorvo", sagte Frau Ulten, „den Zauber in meinem rechten Schuh zu tragen und jedes Kalb dreimal des Abends damit zu bestreichen."

„Und habt Ihr das getan?" fragte der Bischof.

„Ich habe, gnädiger Herr, Eurhorin, die ich bin", erwiderte die Frau, „auch sundhaften Vorteil daraus gezogen, indem ich den Zauber fein und nach den Leuten für ihre Kälber ausgeliehen."

„Wohlan, meine gute Frau, steht auf von Euern Knien! Denn es ist nun an mir, zu bekennen, und bereit es alle, die ihr Ohren habt, zu hören!" sagte der Bischof. „Dieses Papier ist kein Zauber, sondern ein toller Reim, den ich niederschrieb, zu meiner Schande sei es gesagt, als ich, ein wandernder Bandidat, nach Karlsoepen kam. Es begab sich, daß ich bei dieser guten Frau eingekehrt war; sie nahm mich gastlich auf, klagte mir die Leid über das Hinsterben ihrer Kälber, und da ich sah, daß sie in ihrer Unwissenheit mich für einen Schwarzkünstler hielt, weil ich in Upsala studiert hatte, nahm ich ein Gesicht von ihr von fünf Thalern, das meine Bäcke zufällig in jener Zeit leer war, wies sie an, ihren Kälbern gute Milch zu geben in gebrauchmäßiger Weise und schrieb auf dieses Papier:

Dies Unsinn hat nun das arme Weib in ihrem rechten Schuh unbergeschleppt und sei zwanzig Jahren getragen, damit Wunder zu tun! Ja sie konnte nach ihrem eigenen Bekenntnis für das Verbrechen der Hexerei gerichtet werden durch meinen thörichten und unbedachtsamen Schwank!"

„In dem ganzen Gerichtshause soll, wie man sagt, niemand schwerer von dieser Unschuld zu überzeugen gewesen sein als die unglückliche Frau selber, welche erst durch die Ermahnungen und Zuspräche des Bischofs endlich so weit gelangte, daß sie, zuletzt, seine Hexe zu sein, nach Hause ging und mit ihrer Schwiegermutter, welche sie angegeben hatte, fortan ein friedlichers Leben führte.

Der Bischof aber entdeckte durch diesen Zwischenfall, daß die schwarze und entsetzliche Sünde der Hexerei doch eigentlich nicht von solcher Wichtigkeit sei, wie er in seinem geistlichen Eifer sie sich vorgestellt hatte, und seine Bemühungen vereinten sich fortan mit denen der edeln Gräfin von la Gardie, der weitern Verfolgung Einhalt zu thun. Es wurde schon gesagt, daß diese Geschichte eine wahrhafte ist; ebenso möchte es sin manchen Leser bestehen vielleicht von Interesse sein, zu erfahren, daß der Bischof, der sich eine wichtige Rolle darin spielte, niemand anders war als der Vater von Swedenborg, dem Begründer und Gründer einer weitverbreiteten Sekte.

P. von Bich.

Die Weide.

Ein Naturbild von Karl Aug.

Ein Spätsommerabend . . . noch der erstickenden Glut des Tages bilden wir seiner wohligen Kühle entgegen, allein auch er vermag uns leider keine rechte Erfrischung zu gewähren. Staubwolken haben Berg und Thal eingehüllt und die Schichten der schweren, dicken Luft flimmern auf den Höhen im wolligen Tanze und wetteifern mit dem der Mückenschwärme überm Wasserspiegel. Still, regungslos und unbewegsich liegt vor uns der kleine Kanker, seine Wassermasse braucht die Dünste der in seinem Schoße verborgenden Pflanzenstoffe aus. Der Blütenreichtum des Waldes ist längst welk und verdorben, kein Hauch, kein Lüftchen regt sich eingkumher; mit uns leiden und darben alle lebenden Wesen, Thiere sowol als Pflanzen. Endlich aber bricht ein lebendiger Born uns entgegen — wohlthuend schon im Anblick seines spendenden Gemäßers. Er ist

ein kleiner munterer Bach, der, bisher unsern Blicken verborgen, in der Schlucht sich dahinschlängelnd, jetzt plötzlich voll und sturzlich in das Thal sich ergießt und daselbst in zierlichen Windungen durchzieht. Unwillkürlich folgen wir seinem Laufe und finden Erfrischung und Kühlung durch den Hauch seines bewegten Wassers und wohlthuende Entschädigung für das öde Einerlei der ganzen übrigen durch die Hitze fast ertödteten Natur in dem üppigen Blumenschmuck seiner vom belebenden Naß stets getränkten Ufer.

Unterdessen ist der Abend mehr hereingedunkelt und die weiter unten im Thal an beiden Seiten den Bachesrand umfassenden Weiden gewähren einen ganz eigenthümlichen Anblick. Von der Menschenhand verstümmelt und schon in Wirklichkeit phantastische Gestalten bildend, erscheinen sie nun im Dämmerlicht noch sonderbarer, ja unheimlicher. Gar nicht schwer wird es unserer Einbildungskraft, allerlei wunderbare Erscheinungen aus ihnen zu schaffen. Riesen und Zwerge, Kobolde, Nixen und unzählige andere Gestalten der Märchen- und Sagenwelt. Und wie uns, so ergeht es auch andern Menschen, und desto zahlreicher und wunderbarer werden diese Phantasiebilder, je weniger die Aufklärung und das Wissen sie zu verscheuchen vermögen.

Darum ist die Weide am Bach so recht das Sinnbild und der Träger zahlreicher im Volksmunde lebender Sagen, deren fast jede Gegend andere aufzuweisen hat. Alle diese weben an den Bach sich knüpfenden Sagen haben aber etwas Uebereinkommendes — und zwar den düstern, unheimlichen Hintergrund. Jedenfalls ist dies eben in dem Bilde des Baumes begründet, das uns so verzerrt und unsichen, so wunderlich und zuweilen gar widerlich entgegentritt und an das sich daher unmöglich harmonische und liebliche Vorstellungen knüpfen können.

Durch das fortwährende Treiben seiner Triebe und das Einengen seiner üppig strotzenden Lebenskraft wird der Baum zu den Missbildungen seiner Gestalt getrieben. Das obere Ende, der „Kopf", schwillt unverhältnismäßig stark an, breitet dann meistens mitten auseinander, und während innen im Holz die Fäulniß ihr zerstörendes Wesen treibt, grünt und sproßt die jähe äußere Hülle in unzähligen Schößlingen lustig fort. Und wiederum das phosphoreszierende Leuchten ihres morschen Innern in der Dämmerung des Hohlweges oder bei der matten Erhellung des fahlen Mondlichts, das ist es eben vorzüglich, was die alte Weide so gespenstisch und grauenerregend erscheinen läßt.

Theils eine einmal eingerissene Sitte, theils der Nutzen des Menschen hat die Weide dazu verdammt, daß sie „gekopft" wird, d. h. daß man ihren Stamm etwa in Mannshöhe abhaut und die dann ausschießenden Reiser und Zweige alljährlich abschneidet. Die Reiser mehrerer Weidenarten, besonders die der Korbweide, bilden in manchen Gegenden eine einträgliche Industrie, indem Korbwaaren verschiedener Art, Feldmesser, Fischkörbe u. s. w. daraus geflochten werden. In manchen sehr holzarmen Gegenden, z. B. den Niederungen längs den Ufern großer Ströme, besonders der Weichsel baut man die Weiden sehr zahlreich an. Sie dienen dort zur Befestigung des Bodens, der Deiche, Dämme u. s. w. und ihre alljährlich geschnittenen Reiser bilden zugleich ein sehr kostbares Feuermaterial. Noch einen Nutzen bietet die Weide als Arzneigewächs. Ihre Rinde enthält nämlich einen Stoff: das Salicin, dessen Wirkung der des Chinins der Chinarinde entfernt ähnlich ist. Abkochungen von ihr werden bei Geschwüren u. dgl. gebraucht und arme Leute nehmen sie wol auch zuweilen gegen das Fieber ein. Wenn die Weide daher auch der deutschen Chinabaum genannt wird, so ist der Werth ihrer Rinde als Arzneimittel doch nur ein so geringer, daß dieselbe in der Heilkunde fast gar keine Verwendung mehr findet.

Ein ungleich anderes Bild als das bisher gekopften Weiden bietet uns der Baum in seiner vollen, naturgemäßen Entwickelung dar. Schlank und hoch emporgeschossen, wiegen sich seine elastischen Zweige malerisch im linden Wind, und mit dem Ebenmaß seiner zierlichen Formen weteifern die reizenden, langettförmigen und beiderseits glänzenden Blättchen an lieblichen Anblick. Und ist er dann, im ersten Frühlinge, mit den weißen und goldgelben Kätzchen seiner männlichen und weiblichen Blüten überdungen, so übertrifft er an Schmuck, Gleichheit der Formen und wahrer Schönheit gar manche unserer stolzesten Wald- und Gartenbäume. Am allerschönsten erscheint er uns aber, wenn seine schlanken Aeste, tief zur Erde herniederhängend, ein Symbol der Trauer, der Schmuck darstellen. Solche „Trauerweiden" auf dem Friedhofe, neben der Ruhestätte unserer Lieben, vermögen wol jedes Menschenherz mit wehmüthig-heitern Gefühlen zu erfüllen und in jeder warmfühlenden Menschenbrust neben dem Weh des Scheidens auch die süße, begütigende

Hoffnung des dereinstigen Wiedersehens zu verleben. Ist die dunkle, schwarzgrüne Cypresse nur ein Bild des verzehrenden Schmerzes, der in ewig neugeschürter Leidenschaft sich selbst verzehrt, so ist die Trauerweide das der heißen, aber doch zuversichtlich vertrauenden Sehnsucht. Eine einzelne, am kleinen einsamen See verbende alte Weide aber, welche ihre langherabhängenden Zweige in seiner krystallhellen, blauen Flut spiegelt, ist so recht eigentlich ein Sinnbild der schwermüthigen, bangen Liebesleidenschaft.

Unsere gewöhnliche Vorstellung von der Weide ist jedoch nicht diese, sondern vielmehr die ersterer, die der vereinzelnden, trübenweiste an den Bächen und Wegen sich hinziehenden oder kleine Landseen und Teiche umkränzenden, niedrigen, knorrigen und unförmlichen Bäume. Und obwol ihre glatten Schößlinge und bereits in der frühen Jugend durch die aus ihrer Rinde bereiteten Flöten Freude und Jubel bereitet, obwol die in ihren dichten Wipfeln und Astlöchern wohnende Vogelwelt stets und Vergnügen gemacht und unsere Theilnahme in Anspruch genommen, so lieben wir die Weide selbst doch keineswegs, eben weil sie so unschön und weil so düstere Bilder sich an sie knüpfen. Dies Vorurtheil und dieser Widerwille gegen diesen Baum, den wir bei vielen, namentlich bei den nordischen Völkern finden, reicht hoch hinauf, bis in das Alterthum. Auch der Sage hatte sich der Verräther Judas an einer Weide erhängt und wol darum bildete sie Jahrhunderte hindurch „den Baum des Fluchs und des Urtheils", denn an ihr wurden stets die Hinrichtungen der zum Strange verurtheilten Verbrecher vollzogen. Sonderbarerweise wird sie bis in unsere Zeit hinauf auch am häufigsten von Selbstmördern für diesen letzten Dienst erwählt — und dies hat nicht wenig dazu beigetragen, den Widerwillen gegen sie und mancherlei abergläubische Vorstellungen von ihr im Volke zu befestigen. Der denkende, ruhig urtheilende Mann findet jedoch hierfür sehr leicht eine Erklärung darin, daß theils die einsamen, düstern Standorte, theils die passende Aehnlichkeit jenen beklagenswerthen Bäumen günstigere Gelegenheit zu ihrem traurigen Werke bieten und daher mehr zulagen als irgendwelche andere Bäume.

Doch hinweg mit solchen düstern Bildern! Wir wenden uns nach einem der wohligsten Landstriche unsers deutschen Vaterlandes, der schönen, reichgesegneten Weichselniederung. Hier verleiht die Weide der ganzen Landschaft so recht eigentlich ihren Charakter. Wie ein wundervoller Garten ist das ganze Bruch vor und entgegenbreitet, und beim Mitte sich überall stattliche und perliche Gebäude erheben, umgeben von den Wogen der üppigen Getreidefelder. Und zwischen diesen wiederum ziehen sich überall die unabsehbaren Reihen der Weidengebüsche hin, welche die Aecker umfassen, durchschneiden und so gleichsam wie von lieblichen, frischgrünen Kränzen umgeben erscheinen lassen. Für diese Niederung ist die Weide von außerordentlicher Wichtigkeit; zunächst gewährt sie den Bauern hier die bereits erwähnten Vortheile und dann dient sie mit ihren alten, auch in den losesten Sand dringenden Wurzeln zu Befestigung und Sicherheit der gewaltigen Dämme. Wenn wir bedenken, daß die fruchtbare, wundervolle Niederung, die im wahren Sinne des Worts eine unendlich wichtige Kornkammer des Landes bildet, dem Strome nur mit Gewalt abgerungen worden und daß sie eben nur durch äußerste Wachsamkeit und beie Anstrengung dem menschlichen Besitz erhalten werden kann — da müssen wir wahrlich eine hohe Meinung von den verkrüppelten, sonst für so unbedeutend geltenden Bäumen gewinnen, welche so wesentlich zur Erhaltung der Teiche und damit der ganzen Niederung beitragen. Und gleiche Dienste muß die Weide in fast allen Niederungen leisten, sowie überall dort, wo dürrer, loser Sand befestigt werden soll, wie auch auf den Dünen am Meeresstrand.

Dieser Baum ist in Deutschland nicht nur sehr häufig, sondern auch in zahlreichen Arten zu finden. Als die stattlichste von allen, wenn sie unverstümmelt zum wollen, schönen Baum emporgeschossen, scheint die gemeine weiße Weide, auch Felbe genannt, indem sie wol eine Höhe von mehr als 60 Fuß erreicht. Eine der schönsten ist die Bock- oder Dotterweide, deren gelbglänzende Zweige äußerst biegsam sind und daher auch häufig zum Korbflechten benutzt werden. Die Lorbeerweide, so genannt, weil ihre Blätter einen lorbeerähnlichen Geruch haben; die Palmen- oder Salweide, mit weißpelzigen Blättern und silbergrauen Kätzchen; die Mandel-, Silber-, Bach-, Brand-, Busch-, Busch- und Thränen- oder Trauerweide, das sind die bekanntesten und überall vorkommenden Arten unsers Baumes, denen mehrere auch häufig nur Strauchform sich annähern.

Unter ihnen allen ist die unbestritten schönste

erschient die letztere, welche, ursprünglich aus der Levante herstammend, sich bei uns eingebürgert hat. Linné gab ihr den Namen Babylonische Weide, weil er glaubte, daß sie es gewesen, an deren melancholischen Zweigen die trauernden Juden in der Gefangenschaft ihre verstummten Harfen aufgehangen:

An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten,
Wenn wir an Zion gedachten.
Und unsere Harfen hingen wir an die Weiden.

Briefe an Ludwig Tieck.

III.

Von den fünf Briefen Grabbe's an Tieck sind die vier interessantesten aus dem Jahre 1827. Sie gewähren, nach hintereinander, vom März bis zu dem September hineingeschrieben, seinen Gemüthszustand in dem tückischsten Schatten des verwahrlosungsträchtigen Junggesellenthums, aber sie entwickeln ein schrecklich düsteres Bild seiner traurigen Lage, seines Unglücks, der Verzweiflung seines Herzens. Am 18. März schreibt er aus Leipzig an Tieck, dem er schon vorher ein Lustspiel und die Tragödie vom „Herzog Gothland“ eingesandt und der ihm darauf mit einer gewissen Strenge gesagt wortet: „Vielleicht hat letzteres jemand seinen gewohnten Beruf (er studirte Jura) so angreifen verleiden als ich. Ich habe mich deshalb seit einem Jahre an Hoche und Mehrere gewandt, und ich weiß, daß ich mich niemand völlig von den Wissenschaften losreißen vermag, aber Sie haben sicher schon zum Theil aus meinem vorigen Briefe wahrgenommen, wie wenig ich auf meinem Wege eine Beförderung erwarten darf, und sollte ich mich so glücklich sein. Sie persönlich kennen zu lernen, so bin ich überzeugt, daß Sie selbst mich gleich nach unserer ersten Unterredung zu meinem Vorhaben ermuntern werden.“ Er will sich zum Schauspieler ausbilden, er hofft, den Hamlet so gut wie den Falstaff darstellen zu können. Wenn anfangend, würde er „bei einer Wage von 200 Thalern den reichsten Banquier von Deutschland nicht beerben“; seine Bitte ist Tieck möge ihm in Dresden „die Anfangsmonate, bei dem ich nicht zu Grunde gehe“, verschaffen.

Tieck that mehr: er lud den jungen Studenten und angehenden Schauspieler zu sich ein. „Ihren ausgezeichneten Brief“, begann Grabbe seinen nächsten Brief aus Dresden, „in dem Sie mir die schönsten Momente meines Lebens schilderten, hielt meine Briefe auf Dresden ist es ohne schicke ergangen, in Braunschweig so wenig wie in Hannover fand er eine Stelle am Theater, doch konnte man ihm in der ersteren Stadt eine kleine Stelle von 30 Thaler ab. Auf der Weiterreise schmiß seine Baarschaft zusammen — „ich hielt es also für besser, nach der Heimat zurückzukehren, allen Hohn zu ertragen und meinen Aeltern wieder Ehre zu bringen. Wenn ich meine Mutter nicht so sehr liebte, so würde ich die hiesigen Irrenheilanstalten auf der Post aufsuchen und sie mich einem ehrern Weg einschlagen haben. Ich hätte nämlich hinter und durch mein Geschick verrückt, aber wenn ich nicht wüßte, wie ich wäre und daß ich liebte, so würde ich ihr sein, als wenn ihr ein Arm fehlte. Es ist mich ich mich nachts um 11 Uhr in das verwunschte Donaus-ein, wollte meine Aeltern auf dem Schiffe und warf von ihnen Lesen ab ihr ganzes kleines Vermögen umgebracht. Ihr ich so oft mit neuen Hoffnungen getäuscht hier meinetwegen von der besten Stadt verwiesen werden, mir Kreuzen thränen entsprangen. Ja ich mußte mich noch oben drein mit der plumpsten Grobheit weisen, weil ich sonst an das heiligste Meinen angebrochen wäre und eine Allianz der Sterne entgegnet hatte.“ Ob Tieck hier ihn nicht eine „Moralische Schriftstellerei oder abscheuerliche Gattung“ wittre, die ihm Tieck Dichtungen der letzten Art, „Sullo“, einen „Rauk“, der mit „Don Juan“ zusammenstellt. Im folgenden Briefe bricht seine Verzweiflung ohn Rettel, in Bar nutzen Worten aus. Ich wünsche auf weiter Erde, daß meine Aeltern schon längst einen sanften Tod gestorben wären, dann wäre ihnen besser und ich wäre frei.“ Klang es da nicht wie bittrester Hohn, wenn er fortfuhr: „Sollte ich jemals auf meiner Tage wirklich herauskommen, so weiß ich sicher einen unendlichen Nutzen für meinen Geist und mein Gemüth haben, so ich wurde wahrscheinlich eine edle deutsche Zier von Geistes wanderlustern Wegen erhalten.“ Hohn und Trauer, Verzweiflung und Zuversicht zusammen. Zum ersten mal taucht er den nahenden Winter, „weil ich nicht weiß, ob ich eine warme Stube werde haben können“ und kann wie ein Schmerzensbruder auf der Tiefe des Elends und eines gequälten Herzens. O Herr, jetzt Wort von Ihnen gilt viel! Wenn Sie mir irgendwie ein schmales Unterkommen bei einem Buchhändler oder Theater schaffen können, so hielten Sie mich und zwei alte Leute glücklich gemacht. Ich liege mein Seele nicht und da hat der hereinbrechenden Unglückszeit mit blutigen Köpfen zurückgewiesen bei Gott, Sie werden es, daß gewandt die Hilfe! Wer möchte, wenn er diese Zeilen liest und einen Blick der Mitleid und der Schreckens in den Jammer wirft, auf diese Augen einst großen Talents und von ihm triebischen Strom des Lebens, den Dichter wegen seiner Meisterschaft und Würdheit, den Mann wegen seiner Hochherzigkeit und der Leidenschaften zu streng verurtheilen, die ihn in den Abgrund stürzten? Ueber Grabbe's Leben stand ein Unstern: weder in der Kunst noch in der Wirklichkeit gab es für ihn ein Maß und Schönen und Schicklichen, er brauste, wie der Bergbach vom Winterschnee geschwollt, in der Verzweiflung und einem gi-

wissen tätanischen Streben und Ringen seiner Hörer erfüllt, daher, in seinen Tragödien oft bei Stellen wird, bei Schönen wenig und vom Kunstverstehen kaum eine Spur.

Gewissenhaft wissen die Briefe der teuersten Verehrer Tieck's auf und ein, bei schwerstem Posthaustschaft Bernhard von Bosse, der Freiherren Otto von der Malsburg, der Preußens Wilhelm Tschell. Wol hat der Herausgeber recht, wenn er im Rückblick auf Malsburg's Briefe sagt: „Wäre solche ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit, solche innige Freundschaft, solch unerschütterliches Zusammenhalten, wie es vor vierzig Jahren waltete, hier trübsinnsstichtend an unsere Seele tritt, heutzutage noch möglich? Gewiß nicht! Niemand konnte jetzt so harmlose Briefe und Herzen Ergüsse schreiben als der Verehrer von seinem höchsten, romantisch gefeierten Schlosse Tieckberg. Diese Blätter malen und die „alte Zeit“, eine Friedlichkeit und eine enge Umgrenztheit des Daseins, die und unerreichlich wäre. Was die Welt bewegt — der griechische Aufstand, der König in Spanien, die Karlsbader Beschlüsse, Gauning im Parlament, die Debatten der französischen Deputirtenkammer — das scheinen viele zuhören, diesen Leute nicht einmal zu ahnen, sie haben keinen Sinn, keine Neigung dafür. Hat man sich aber einmal in ihre Stimmung versetzt, so fühlt man sich auf Stunden wunderbar von diesem Stillleben, diesen Beschäftigungen mit der Kunst, ihren Schwärmereien und Abentheuerlichen anzogen. Maßlose und Besten sind die echten Romantiker; Phantasie und Gemüth beherrschen sie vollständig; Besinn zumeist geht in der Verwunderung Tieck's auf. In Malsburg wachte sich neben seiner Verehrung die weiteste Empfindung der Freundschaft geltend, daß er zuweilen doch auch mit dem „angebeteten Dichter“ in menschlicher Sprache zu reden wagt. Merkwürdig, mit welch guter Laune alle die Schwierigkeiten Tieck's, die oft geradezu in Unart ausarteten, ertragen! Auf vierzehnlange Briefe antwortet er nicht eine Zeile. Stand er mit Tieck im Briefwechsel? Ueberhaupt, erkannte Malsburg auch nicht die Schwächen seines Freundes, für die der „weisen Frauen“ hatte er scharfe Augen. Bei Johanna Schopenhauer und ihrer ganzen Art schreibt er einmal: „entrissen ich wieder derselbe Gattung von Anmuth wie das erste mal, gleichsam ein schwärmend und durchsichtiges Gewebe, ohne Schwäche und Tiefe, ohne sehr verdienstliche Freundlichkeit taugte wie eine angenehme Bekannte und die verschiedenen Brunnenaufsichten meiner dankbaren und diplomatischen Seele — aber mit entsetzlichem Geschwätzwerker rastelte und holperte die Leichter alle Schalen und Organe ihres Geistes entgegen, durch und unter. Diese Bekanntschaft war mir neu, und ich gestehe, im Anfang entsetzlich, fast schrecklich, dann in Momenten wieder recht lustig, lebhaft, schalk ich zwischen Schrecken und Verwunderung, manchmal auch tragischem Mitleid und Anzugsgeschwer auf und abschwankte. Ist ist etwas Sonderbares mit solchen Geschöpfen, man wird sehr häufig von Gefühlen angefallen, wie bei einem künstlichen Uhrwerk auf einem Marktthurm; aber auf einmal, und da, wo man ich bemerkt glaubt, erschienen sie einem ganz unwissend oder einfältig, und so ging es mir recht oft bei dieser berühmten Abel.“ Noch schärfer kennzeichnet Bettina von Arnim in einer andern Stelle weg: „Sie schwatzte so unablässig, daß sie von einem plötzlichen Halskrampf ergriffen wurde. Die Brunnus und andere saßen die verwundert und beklagenswert ergriffen, und es ist wahr, daß mitten unter dem Leiden, Reden und Graben, daß der Junge dreist, auch wol dann und wann ein Mutterwissen ausstreckte.“ Eine Aussicht, der wir im allgemeinen vollkommen beistimmen, der Gemüth der Tieck hat Klugel, aber leider wurde es mit rauhen Füßen oft im dichten Gumpf der Alltäglichkeit verletzen, wie aus zwei Briefen der leidenden und wunderlichen Frau an Lied hervorschimmert, hat sie nicht geringe Lust, auch bei Meister Ludwig „das Kind“ zu spielen, gehabt; wenn nur die Briefe vernünftiger wären und nicht von orthographischen und grammatischen Schnitzern wimmelten! Deutsch schreiben aber konnen weder sie noch ihr Bruder Clemens; man glaubt das Stammeln von Kindern zu hören.

Gebellen, einst und verständig gibt sich der leidenschaftliche Tieck in seinen Briefen; er hat die Freundschaft eines Mannes, nicht die Liebeserklärungen einer Jüngfrau für Lied. Tag er Lied für den größten deutschen Dichter hält, muß wol in der Welt jener Zeiten gelegen haben; aber diese Anerkennung bleibt maßvoll, auch die Neugierde kann sie unterschreiben. Nur einmal überfällt sich seine Bewunderung in der Anrufung: „Ich glaube, daß, wenn das Werk über Shakspeare von Ihnen angeschrieben wäre, Jahrhunderte vergehen würden, ehe alles dazu Erforderliche sich wieder auf diese Weise in einem Menschen Geist vereinigt.“ Goethe Wort und Gervinus nicht gelesen haben, weiß Lied nur er, bei den geringen Hilfsmitteln, über die er in Dänisch Shakspeare's 1828 verfügte, hatte Lessing, August Wilhelm von Schlegel das Möglichste geleistet und Shakspeare zu einem Hausgott erhoben. Mögen die virtuosen Anfänge, die wir gegeben, den Leser nicht ermüdet haben, sondern seine Aufmerksamkeit auf ein Werk lenken, das die menschenliche Anregung gewährt und uns das Culturleben Deutschlands von 1800—1840 wie in einem Spiegelbilde zeigt. Für diese Epoche ist die vorliegende Briefsammlung eine der wichtigsten, unentbehrlichsten Quellen.

(Horge von Bethlehem.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Spinoza als Staatslehrer für die Gegenwart.

Baruch Spinoza (1632—1677) war ein Jude und auch wieder kein Jude — er gehörte überhaupt keiner der bestehenden Religionen an. Er war ein Denker, ein Philosoph im ehrlichen Sinne des großen Wortes. Spinoza, der arme Glaslichleifer in van der Spyck's Dachstübchen zu Amsterdam, der Geächtete, vom Mordverlangen Bedrohte, der aus Furcht Zurückgezogenheit in Rhijnsburg, in Voorburg und zuletzt im Haag den Weltlauf Verfolgende, der Freund des vom Pöbel zerrissenen Jean de Witt, der Schüler des in Paris gebannten van der Enden — die persönlichste Selbständigkeit und Denkfreiheit" (Kuno Fischer), welche sich zu bewahren er alle Ursache hatte, selbst die ihm durch den liberalen Kurfürsten von der Pfalz 1673 angebotene Professur der Philosophie zu Heidelberg — Spinoza, dessen Leben Sinn war mit seinen Werken", wie seine Gegner selbst zugestehen, weil er selbst der freie Mensch war, den er als Ideal gefunden und als Ideal für einige Zeiten hingestellt — das war Baruch Spinoza, der Mann mit dem klaren Blick und dem ungetrübten Geist.

Die und eben vorliegende zweite Auflage der interessanten Schrift von J. G. Horn: „Spinoza's Staatslehre" (Dresden, Schiemann. 1863), zeigt auch auf politischem Gebiete den hervorragenden, nie alte Zeiten gültigen Geist dieses einzigen Mannes!

Wir wollen daß nur an Einem Beispiel erläutern, an seinen Ansichten und Raisonnements über das monarchische Staatsprinzip, das und am nächsten liegt. Der Konstitutionalismus war ihm fremd, und brauchte es keine Monarchie, wie sie sein soll, wenn sie überhaupt da ist, wie heute konstitutionell. Daß sie nicht ganz so ist wie heute — wer wollte das verlangen? Und wer sagt uns überhaupt, ob sie eben richtig ist? In dem heutigen Gedränge wie in Spinoza's Zeit der Geist vor von der Natur lenkt, eben nur Grundrichtungsphasen zu einem Höhern. Denn auf diese Umgestaltung, auf Alles weist der ganze Gang der Natur, dem sich der Mensch als Glied derselben nicht entziehen kann. Daß es geschah, weiß er den Gang der Natur nicht kannte, hat unendliches Leid über die Menschheit gebracht. Heute sind wir mit der stets größer gewordenen Einsicht in das Walten, in die Gesetze der Natur dahin gelangt, die Besserung zu stellen daß auch das Staatswesen nach der Natur geregelt werde.

Spinoza ist kein Freund der monarchischen Regierungsform, aus Vernunftgründen. „In ist theokratische", meint er, „Freiheit und Glück des Volks dem Gutdünken eines einzelnen anzuvertrauen, was so auch der Welt und Ehrfolge. Niemand ist so weichen, daß er nicht bisweilen schliefe, und niemand so starken Geistes, daß er nicht einmal und gerade dann, wenn es am meisten der Geistesstärke bedarf, schwach und besiegbar würde." Aber die monarchische Staatsform ist einmal da und sogar „von Gottes Gnaden". Spinoza geht darauf auf den alten Glauben der Völker an übersinnliche Gründe und Könige als deren Söhne — er spricht dann von neuen Zeiten, wo die Könige zwar ihren menschlichen Ursprung zugeben mußten, aber den Ursprung ihrer Macht wenigstens so den Himmel verlegten. Sie nannten sich Stellvertreter Gottes auf Erden, die von Gott nicht aber von der Macht und Zustimmung der Menschen eingesetzt seien"

Unter diesen Umständen — wie muß also die monarchische Regierung eingerichtet werden, damit sie nicht in Tyrannei verfalle?" — Ich die Ueberschrift des sechsten Kapitels im „Politischen Tractat" Und Spinoza gibt darin, wie „ungeachtet der monarchischen Form" das Gemeinwohl befördert werden könne.

Die Gesammtheit muß bewirken, daß die Macht des Königs blos durch die Macht der Gesammtheit bestimmt ist," ebenso aber auch „durch den Schutz seiner Gesammtheit erhalten werde". Der Monarch muß sein eigener Herr sein und doch für das Wohl des Volks sorgen." Das ist ein Hauptzug für alle Staatsthätigkeit — ein „Muß", kein Soll dies eine Nothwendigkeit, aus der Natur gezogen. Die Wahrheit dieses Satzes prägt der Baum wie der fruchte Halm der Getreide, der leicht auf trockenem Boden kräftig sich gedeiht, wenn er seine freie heute Wurzel mit den Nebenwurzeln verschlingt und durch diese allgemeine Verflechtung das Nas des feuten Grundes nicht weiter schlürfen kann als seine im feuchten Grunde selbst liebenden Brüder. Dieses gesellschaftliche Sein muß schaft den grünen Leib, den Grashalm, und er ist gesund in allen seinen Theilen, soweit in den hervorragenden Gliedern als in den niedrigen.

Hier ist nicht etwa Zwang — hier ist Noth wendigkeit. Daß ist aber ein Unterschied, den auch Spinoza macht, indem er sagt: „Nicht Nothwendigkeit, sondern Zwang ist der Gegensatz von Freiheit". Wer nach allgemeinen, ob von der Natur, ob von der Vernunft diktirten Gesetzen der Nothwendigkeit in seinem Handeln sich bestimmen läßt, der handelt noch immer frei, solange er nur durch eigenen Antrieb und nicht durch äußeren Zwang zum Gehorchen in diese Nothwendigkeit bestimmt wird." Auch der König ist alle frei trotz dieser Nothwendigkeit. Das Spinoza die Natur und die Vernunft fordert, kann bei ihm noch nicht auffallen. Gerade erkennen wir beides als ein und dasselbe, höchstens könnte man

Vernunft die Natur des Mikrokosmus nennen. Die Gesetze, welche die Vernunft bietet, sind eben auch Naturgesetze — vernünftig ist nur, was natürlich ist, aber, da aus Unkenntniß der Natur mit diesem Ausdruck viel Mißbrauch getrieben ist und noch wird, was dem Naturgesetz gemäß ist. Wenn also Spinoza sagt: „Je mehr sich ein Mensch von der Vernunft leiten läßt, um so beständiger wird er die Rechte des Staats beobachten", so sagen wir heute: „Je mehr sich ein Mensch, sei er Bürger oder Oberherrscher, von der Natur leiten läßt, um so" — — „Vernunft" ist nichts weiter als das mit den Sinnen „Vernommene", also die äußere Natur, die in dem Laboratorium des Hirns menschlich gewordene Außenwelt. Nur wer diese Außenwelt richtig erfaßt, kann sie auch richtig in sich haben — nur der ist naturgesetzlich — vernünftig.

Spinoza ist einer jener Genien, welche ohne Naturforscher zu sein, ohne Naturkunde zu üben, doch die „naturgesetzliche Vernunft" haben. Sie sehen mehr als die gewöhnlichen Menschen, weil sie anders sehen, und was sie nun aus dem Gesehenen schaffen, ist immer bedeutend, wenn es auch erst sehr viel später verstanden wird.

Sie sehen wie denn auch Spinoza den Constitutionalismus aufbauen — allerdings in etwas eigenthümlichen Art. Der Grund und Boden ist aber der vollständig richtige. Die Kameingenossenschaften möchten gehe ihren Vertreter. Aus diesen wählt der König (!) eine nicht zu kleine Anzahl, und diese Kammer oder dieser Staatsrath hat die Obliegenheit, „die Grundgesetze des Staats zu verbessern, über das, was zu thun ist, Rath zu ertheilen, damit der König wisse, was für das Gemeinwohl zu beschließen ist, und daß sonach der König nichts festsetzen darf, ohne vorher die Meinung dieser Rechtsversammlung eingeholt zu haben". Ja — die Obliegenheit dieses Raths muß es auch sein, die Ernennungen und Vertagungen des Königs zu veröffentlichen, alles, was über das Gemeinwohl beschlossen worden, zu vollziehen und für die ganze Verwaltung der Regierung als Stellvertreter des Königs Sorge zu tragen".

Spinoza kennert alle sein Ministerium von vielem Staatsrath ab — er vermeidet dadurch einen oft schroff genug hervortretenden Gegensatz. Damit der König aber zu jeder Zeit seine Minister habe, selbst wenn der Staatsrath nicht versammelt ist — er wird normal bei 3 Jahren berufen —, so besteht ein Kündiger Ausschuß aus 50 gewählten Vertretern. Dieser Ausschuß ist also identisch des Ministerium des Königs. Deutlich kann zum Vertreter jeder ohne Unterschied des Standes, Charakters und Vermögens gewählt werden — nur tadelloser Lebenswandel und ein Alter von 50 Jahren ist nöthig.

Auf dem Wahlgebieten wird vielleicht erschüttert, wie weit Spinoza seiner Zeit vorausgeeilt war, wie ihm wie Horn auch bemerkt, für seine Theorie keine praktischen Musterbilder lieferte, um sie an ihnen zu prüfen. Indem wir das Werk als anregendste Lektüre unsern Lesern empfehlen, machen wir noch auf das höhere Interesse aufmerksam, das es gewinnt, indem der Verfasser fast auf jeder Seite zur Vergleichung unsere gegenwärtigen Verhältnisse herausfordert.

Natürliche und künstliche Emancipation der Frauen.

I.

Es — Von Zeit zu Zeit erneuern sich die Versuche, die Frauenwelt auf ihre vermeintlichen oberweiblichen Sklaverei zu befreien. Das Wort Emancipation, welches sich seines allzu guten Klanges zu rühmen hat, taucht wol auch ungerufen wieder auf. Doch ist die Richtung, die man diesen Bestrebungen heute zu geben sucht, dem Zeitgeist entsprechender als sonst. Es soll sich zunächst um wirthschaftliche Unabhängigkeit und Gleichstellung der beiden Geschlechter handeln. Was man außerdem noch verlangt, beginnt sich auf die Beseitigung einiger Gesetze, die eine Art Vormundschaft des Ehemanns sanktionieren, und betrifft übrigens nur die moralischen Beziehungen, in welchen eine äußerliche Reform der Natur der Sache nach unberührt ist. Was außerdem von einer Gleichheit der beiden Geschlechter gefordert werden mag, ist eine unsichtbare Natur und wird nie im Stande sein, die natürliche Ordnung umzukehren. Die Hauptsache bleibt die wirthschaftliche Selbständigkeit, auf welcher alles andere ganz von selbst hervorgehen muß.

In den Oesterreichischen, mit denen und manche Vorkämpfer der weiblichen Freiheit die ganz besonderen Ehauen, gehört unter anderen ein wenig vor sichtiges Aufsehen auch die Meinung, daß das häusliche Leben der Töchter und der unverheirathete Gesellschaften vielfach übertreffe. Wie haben in einem Organ, welches es sich zur Aufgabe macht, die Frauenwelt über ihre natürlichen Anspräche und Interessen aufzuklären, zu unserem Erstaunen einen wahren Angriff auf häusliche Zustände angetroffen. Man haben sehen müssen, daß die Eifersucht in den polygamischen Ehen seine Rolle spiele und das Eintreten und gegenseitige Hülfeleistung des häuslichen Familienlebens zu einem wahren Ideal machen. Wenn solche Vorstellungen, die nicht einmal mit dem natürlichen Wesen des Menschen, geschweige mit den wirklich beobachteten Thatsachen vereinbar sind, von den Emancipatoren selbst aufgestellt werden, so muß es erlaubt sein, ein wenig an der gesunden Urtheilskraft der gewöhnlichen Emancipationsgläubige zu zweifeln. Nirgends hat (von den ganz wilden Stämmen abgesehen) das Weib eine moralisch tiefer stehende Stellung als unter der Herrschaft des Islam. Schon die bloße Möglichkeit der Polygamie macht das weibliche Geschlecht zu einer Art Paria-Kaste für den Mohammedanismus. Die wirthschaftliche Unbemannte, die sich somit nur in der Vereinigung und Aufhäufung sachlicher Güter zur Geltung bringt, bedeutet sich in den polygamischen Gesellschaften auch auf den Besitz der

Frauen aus. Die Natur bringt die beiden Geschlechter, wie statistisch für das civilisirte Europa feststeht, in gleicher Anzahl zur Welt. Obwol auf jwanzig Mädchen ein Knabe mehr geboren wird, so wird doch dieser kleine Unterschied schon in den ersten Lebensjahren durch die größere Sterblichkeit der männlichen Kinder ausgeglichen. Soll also auch nur zwischen den Männern rücksichtlich des Besitzes der Frauen ein gleiches Recht herrschen, so ist die Polygamie unmöglich. Allgemeine absolute Sklaverei ist alle drei Theile, auf welchem die Weltherrschaft gehobt. Kein Wunder daher, daß, wo die Ehe des Weibes despotisch regiert wird, auch das Weib nur als eine Waare betrachtet wird, die man nach Vermögen anschafft. Die Natur hat durch ihr einfaches Gesetz der gleichen Anzahl stillstehe getroffen, daß auf der Rechtsgleichheit unter den Männern auch die Monogamie eine Nothwendigkeit wird. Von diesen Rücksichten, für die nicht jedermann Verständnis hat, völlig abgesehen, ist die monogamische Ehe einzig Selbstverständliche, sobald eine gewisse politische Stufe der Vervollkommnung gelangt. Die Möglichkeit der Polygamie ist ein Unrecht gegen das Weib, denn sie entzieht ihr äußerlichen Gewinne. Wie in unserm modernen Gesellschaft der Gegensatz enormen Reichthums und abnormer Armut gerade da am entschiedensten hervortritt, wo, wie in England, die Rechtsungleichheit in der Gewinnung auf die wirthschaftliche Gestaltung ungewöhnlich groß ist, so muß in den sozialen Einrichtungen Gesellschaftsgestaltungen, in denen der Herrschaftserweiterung des einzelnen nicht einmal rücksichtlich des Weibes eine Schranke gesetzt ist, auf der einen Seite Übersättigt und auf der andern Seite widersinnige Regel sein. In unsern Verhältnissen, wo denn doch den auch wirthschaftlich ziemlich vollkommenen türkischen Zuständen voraus sind, bekunden sich die Rückschritte durch die Zunahme der Ehelosigkeit auf der einen und der Liederlichkeit auf der andern Seite. Nur ist die Ehelosigkeit die bei und glücklicherweise noch immer eine Ausnahme bildet, in dem polygamischen Gemeinwesen die Regel.

Ferners heben diese Staaten auf einer in niedrigen Stufe der Kultur, daß in ihnen auch abgesehen von der Polygamie, die Ehelosigkeit einen großen Theil der Bevölkerung die diese Folge des Mangels sein würde. Die Ehelosigkeit steht daher ganz zu dem civilen Zustande der türkischen Volkswirthschaft. Sie ist ein Mittel, durch welches die bevorzugten Klassen in den Stand gesetzt werden, für die wirthschaftliche Unmöglichkeit der allgemeinen Monogamie ein Surrogat abzugeben. Was die einen zu wenig, haben die andern zu viel. Auf der einen Seite eine Geschwächung und Abspannung durch das unnatürliche Aufsuchen der mannichfaltigen Reize, auf der andern Seite als Folge ebenso unnatürlicher Entbehrung Entartung und Verarmung. Dies ist das Gepräge des gesammten Lasterthums, welches in einem von der Natur reich ausgestatteten Lande die Menschen in wirthschaftlichem Elend niederhält.

Es muß daher bald den Humor reizen machen, wenn ein Amerikaner, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, auf dem Wege der Presse unsere Frauenwelt emanzipieren zu helfen, täglich damit anfängt, unsere verwerflichen rohen Vorurtheile gegen den Islam und das türkische Familienleben zu bekämpfen. Für wen ist denn diese neue Emanzipation eigentlich bestimmt? Etwa für die arbeitenden Klassen? Allein diese brauchen eine gerade entgegengesetzte Hülfe. Die Gleichheit zwischen Mann und Weib ist in den unteren Ständen nur allzu groß; beide sind Lastthiere, und die Belegung der Familie wird vielfach zu einer Unmöglichkeit, weil das Weib ebenso wie der Mann außer dem Hause von früh bis spät arbeiten muß. Hier haben wir also noch ein Stück rohen rohen Zustandes, in welchem sich alle weißen Stämme vor der Barbarei befinden. Die Gleichheit zwischen Mann und Weib ist in den unteren Ständen nur allzu groß; beide sind Lastthiere, und die Belegung der Familie wird vielfach zu einer Unmöglichkeit, weil das Weib ebenso wie der Mann außer dem Hause von früh bis spät arbeiten muß. Hier haben wir also noch ein Stück rohen rohen Zustandes, in welchem sich alle weißen Stämme vor der Barbarei befinden. Die Gleichheit zwischen Mann und Weib ist in den unteren Ständen nur allzu groß; beide sind Lastthiere, und die Belegung der Familie wird vielfach zu einer Unmöglichkeit, weil das Weib ebenso wie der Mann außer dem Hause von früh bis spät arbeiten muß. Hier haben wir also noch ein Stück rohen rohen Zustandes, in welchem sich alle weißen Stämme vor der Barbarei befinden. Die Gleichheit zwischen Mann und Weib ist in den unteren Ständen nur allzu groß; beide sind Lastthiere, und die Belegung der Familie wird vielfach zu einer Unmöglichkeit, weil das Weib ebenso wie der Mann außer dem Hause von früh bis spät arbeiten muß. Hier haben wir also noch ein Stück rohen rohen Zustandes, in welchem sich alle weißen Stämme vor der Barbarei befinden. Die Gleichheit zwischen Mann und Weib ist in den unteren Ständen nur allzu groß; beide sind Lastthiere, und die Belegung der Familie wird vielfach zu einer Unmöglichkeit, weil das Weib ebenso wie der Mann außer dem Hause von früh bis spät arbeiten muß. Hier haben wir also noch ein Stück rohen rohen Zustandes, in welchem sich alle weißen Stämme vor der Barbarei befinden.

Bilder aus Paris.

I.

Von Jagdscheu. Alexander Dumas. Opernreise.

Paris hat jetzt nur Ein Interesse: es sieht unter Waffen. Mit der Eröffnung der Jagd hat nicht nur die Pariser, sondern alle Franzosen das Jagdfieber ergriffen. Jener trägt eine Flinte, jeder ist auf einen Jagdzug gerüstet, mit grünem Rock, Weiterstiefeln und Jagdtasche, den unvermeidlichen Hund zur Seite.

Wenn man die verhältnismäßige Armuth des hiesigen Jagdterrains kennt, kommt einem dies ganze Treiben komisch vor. Noch dazu sind die Herren so mäßig, all jagen sie mit Gewehr auf die Löwenjagd aus, mit Büchsen, Revolvern, Messern. Fragt man aber nach dem Wildpret, so erfährt man, daß trotz aller Anstrengungen, Hasenjagd zu halten, nur Hasen, wilde Kaninchen, Rebhühner und wilde Tauben die Jagd

Guſtav.

Nein, nein, es iſt etwas Größeres, eine Schuld der Seele, eine Aufgabe des Gewiſſens —

Valentin.

Sie ſind krank —

Guſtav (ſchlägt an die Stirn).

Was hab' ich gewollt? Was hab' ich verſprochen?

Valentin.

Ei, daß ich's nicht vergeſſe. Beim Säubern Ihrer Reiſekleider fiel das Portefeuille heraus. Vielleicht haben Sie's ſich aufgeſchrieben.

(Zieht ein Portefeuille aus der Seitentaſche.)

Guſtav (ſtürzt darauf zu).

Mein Portefeuille (öffnet es). (Valentin umarmend.) Valentin, (in mächtiger Freude) ſtell' mir drüben Tinte, Feder, Papier zurecht, laß die Vorhänge nieder, zünde Kerzen an, verſchließ' die Thüre, nein, nein, öffne die Fenſter, lüfte die Räume, laß die Sterne ſchimmern, laß den Mond herniederblicken, die Nacht mit ihrer ſtillen Feier mich umſchweben — der Abſchiedsgruß an Eveline! Was war's? (Das Papier emporhaltend, aber mit ganz harmloſem Tone) Das — weiße — Blatt! (Ab.)

Valentin (folgt).

(Vorhang fällt.)

heute ausmachen. Allein für Paris und das Seine-departement sind 21000 Jagdscheine ausgestellt.

Wie für unsere, so gilt auch für die pariser Sonntagsjäger Wildhändler, die dem betrübten, der heimkehrenden Jäger die Lasche für schweres Geld füllen: ja in manchen Läden kann man sogar lebendig eingefangenes Wild, Rebhühner und Häschen kaufen. Für ein Rebhuhn zahlt man im Marktpreis 3 — 4 Francs, bei den Restaurants 5 — 6 Francs. So nennig und selten nun auch Hochwild, vor allem Hirsch und Damhirsch, zu finden, um so häufiger braunrehgen in den Gehölzgegenden Wölfe in Heerden. Im August wurde im Yonnedepartement unfern des Thales von d'Oz ein Hirt von einer Schar Wölfe überfallen, die sich auf eine Heerde von 163 Schafen stürzten, die auf den Höhen des Vallerie weideten. Der Hirt mit seinen beiden Hunden nahmen tapfer den Kampf mit ihnen auf, dennoch zerrissen die Wölfe einige Thiere und verfolgten die Flüchtigen bis zum Dorfe, die meisten der erschreckten Schafe hatten sich in die Abgründe gestürzt.

Selbst Alexandre Dumas Vater ging in Begleitung von recht Gelehrten auf der Eisenbahn nach Enisseau und der Rinne auf den Raben. Man sagte, Dumas, bei sein Leben heutnoch war mit Königen und Prinzen gejagt, habe niemals alle Einladungen gefreundet Häuptern ausgeschlagen, um „in cognito“ in seiner Heimat zu jagen. „Ich weiß“, sagte er zu seinen Freunden, „das zwei Könige mich in diesem Augenblick erwarten, aber ich ziehe mein Geburtsland ihren goldenen Palästen vor; denn zudem, wenn ich den Boden von Enisseanaid betrete, schlafe ich wie Antäus neue Lebenskraft.“ Bei ihrer Ankunft war das Wetter sehr schlimm, aber nichts hielt Dumas zurück, in den bereitstehenden Wagen zu steigen, um nach Here en Lardennois zu eilen und dort, trotz des strömenden Regens, die Sturzjäger wie die hohen unsichtbaren Lugenen- und Rübenfelder zu durchstreifen, fröhlich wie ein Kind, frei wie ein Student! Seine Gefährten hatten ihn vergebens, von dem fernern Jagdvergnügen abzustehen und umzukehren. Dumas war unerbittlich, der Regen floß wie an einem Hellen rund an seinem Körper herab; er schritt unerschrocken vorwärts und kehrte erst nach vier Stunden mit 12 Rebhühnern und 1 Hasen zurück. Im Wirthshause empfing die Durchnäßten ein heißbackenes Feuer; plaudernd und das Frühstück erwartend saß man da, vor der Thür, der bald erschien, daß Dumas sein Gut sei, daß den berühmten Schriftsteller, ihm zum Andenken seinen nassen Rock daselbsten, den er wie eine Reliquie allen bei ihm einkehrenden Fremden zeigen wolle. „Sie behaltet ihn!“ entgegnete Dumas. „Ich bedauere nur, daß ihm das rothe Band der Ehrenlegion fehlt.“ Jenes könnt Ihr doch jetzen sagen, daß ich großmüthiger als der heilige Martin gewesen bin, er gab nur die Hälfte seines Mantels, ich gebe Euch mein ganzes Gewand — und das will etwas sagen.“ Denn wenn man auf der Jagd geht, nimmt man gewöhnlich seine Garderobe nicht mit.

Beim Mittagsbrot ist Gastfand erschien Dumas allen so voller Laune und Luft, daß einer seiner Bewunderer meinte: jeder Tropfen Regen scheine ein Licht in seinem Innern entzündet zu haben. Zwiegespräche er die Geschichte seiner Ordensdecorirungen. Bekanntlich haben sich alle Fürsten des Erdballs irgendein Kreuzchen in das Knopfloch des berühmten Romanschriftes eingedrückt, die, wie er selbst sagt: „unter ihrer Last erliegen würde, wenn es ihm einfiele, dieselben alle zusammen um seinen Hals zu hängen oder auf seine Brust zu heften.“

Um 11 Uhr abends ging die Gesellschaft auseinander, Dumas aber arbeitete noch bis 2 Uhr morgens; er soll den ersten Akt eines neuen Stücks für die Porte St. Martin geschrieben haben.

Um den Ehrgeiz und die Ruhmbegierde mehr anzustachen, hat der Minister des öffentlichen Unterrichts die Stiftung eines Ehrenpreises für Landschulen angeordnet, welcher denjenigen und intellectuellen Schülern von 15 — 18 Jahren zufteil werden soll, welche befähigt in der Einhändigung eines Sparkassenbuchs, worin die ihnen zugesetzte Summe verzeichnet ist, um sofort einen Anfang zu machen. Es ist gleichviel, ob die jungen Leute sich bereits mit dem Unterricht des Ackerbaus oder einer Handwerks beschäftigen wer in seinem Fach das Beste leistet, hat Anspruch darauf. Die Kosten dieser Stiftung sollen aus den Mitteln des Unterstützungsfonds und der Departementsbudgets werden; auch erwartet der Minister, daß das wohlhabende Publikum sich für diese Stiftung interessiren wird und der Kasse manche überaus sachliche Zuwendungen zufließen werden dürften. Wir haben den Gedanken gar nicht übel; jedenfalls ist eine solche Stiftung, in vieler Weise angelegt, wenn auch ein kleiner, so doch für den unbemittelten Knaben immer ein Schatz für die Zukunft.

Für das Jahr 1865.

Bekanntlich stellen sich mit dem Anfang des Jahres die Kalender in den Buchhändlerläden ein, bei und ist als der erste „Verwendete Volkskalender für 1865“ (Berlin, Lemonte) eingetroffen. Er zeichnet sich auch in diesem seinem einundzwanzigsten Jahrgange durch äußere Ausstattung — acht hübsche Holzschnitte zieren das Buch — wie durch Mannichfaltigkeit des Inhalts aus, und heißen ihn als einen treuen Gefährten, gleich werth als Erzähler wie als Rathgeber, auch diesmal willkommen; es ist ein Buch über alles und für alle. Die Erzählungen sind unterhaltend, im Schicken und anmuthigen Volkston, die Aufsätze aus der Handels- und Landwirthschaft, Technologie und Naturgeschichte, anschaulich geschrieben, werden den Lesern zur Anregung wie zur Belehrung gereichen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 41. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Im Pfarrhause. Erzählung von Fr. Friedrich. IV. — Umwelten der Bürgerfreund. Von Karl Braunsfels. I. — Erinnerungsblumen aus Mexiko. Reichardt. Fortsetzung. — Die Hauptstadt Zealand. — Westindische und südliche Pflanzenfiguren der Neuen. II. Berliner Briefe. IX. Die akademische Kunstausstellung. Zur

Im Pfarrhause.

Erzählung von Fr. Friedrich.

IV.

Sinnend saß Hugo unter der Eiche, das Buch in der Hand.

Welch ein Weib mußte es sein, das diese Lieder gedichtet! Und dann die Skizzen. Ihr Entwurf war so einfach; bald nur ein Baum oder eine alleinstehende Baumgruppe, ein Felsen, nur mit spärlichem Pflanzenwuchs daran — ein einfacher Bach, der nun unter Weiden dahinfloß, und doch lag auch über ihnen ein poetischer Hauch und Zauber.

Er selbst zeichnete und malte ja — er wußte die Landschaft und richtige Ausführung zu schätzen.

Ein eigentümliches Gefühl erfaßte ihn. Er fühlte sich zu der ihm unbekannten Herrin dieses Buches hingezogen — er kannte sich nach ihr. Er wollte über seine eigenen Empfindungen lachen und spotten: es gelang ihm nicht.

Sicherlich hatte sie das Buch aus Versehen liegen lassen. Sie wußte es vermissen und zurückkehren, um es zu holen. Er blieb sitzen, um sie zu erwarten. Er wollte ausharren, weil er die Gewißheit zu haben glaubte, daß sie kommen müsse.

Sie kam dennoch nicht. Der Abend brach herein. Er wich nicht von der Bank. Wie so heimlich schauerlich war es an dem Orte. Wehe und mehr nahm die Dämmerung zu. Wie lautem Gekicher kehrten die Vögel zu ihren Nachtlagern zurück. Sie stritten noch in dem Wipfel der Eiche über ihm um die Plätze. Sie wurden dann stiller und stiller. Bald tönte nur noch der Ruf einzelner kleiner Vögel, welche durch das Gebüsch flatternd — dann wurde es ganz still.

Da ging der Mond auf und warf seine Lichtstrahlen zitternd durch das Laubdach der Eiche. Es war ein wundervoll stiller und schöner Abend.

Jetzt konnte er nicht mehr hoffen, daß die Unbekannte kommen werde. Er schwankte, ob er das Buch mit sich nehmen sollte. Er hatte sein Recht dazu. Deshalb riß er ein Blatt aus seinem Notizbuche, schrieb in dem Schimmer des Mondlichts flüchtig einige Verse darauf und legte sie bald in das Buch — dann eilte er heim.

Welche Veränderungen hatten die wenigen Wochen seines Aufenthalts in dem Pfarrhause, sein Beobachtungsgeist auf sich selbst, sein Verkehr mit der Natur in ihm hervorgerufen! Früher würde er einen solchen Vorfall mit Freuden begrüßt haben, weil er ihm Aussicht auf ein Abenteuer gestattete — jetzt dachte er nicht mehr an ein Aben-

teurer in dem frühern Sinne. Bei all seinem heitern, zum Sarkastischen geneigten Charakter hatte ihn doch ein schwärmerischer Zug erfaßt. Es war ein ernstes Sehnen, das ihn zu der ihm Unbekannten hinzog. Wol lachte er darüber, allein er war nicht mehr im Stande, dieses Gefühl aus sich selbst fortzubannen.

Als er in das Pfarrhaus trat, kam ihm Gertrud in der offenen Thür entgegen. Sie war so schön erschienen als in der vollen und doch nur unsichern Beleuchtung des Mondes. Es ist eine reizende Erscheinung, mußte er sich gestehen, und dennoch eilte er nur mit flüchtigem Gruß, gleichgültig, mit seinen Gedanken bei der Unbekannten weilend, an ihr vorüber.

Zeitig am andern Morgen eilte er wieder fort nach dem Platz unter der Eiche. Er sah den Pfarrer im Schlafrock im Garten auf- und abschreiten, diese lange, steife Gestalt, die selbst auf die schönsten, frischesten Blumen auf den Beeten nur mit jenem kalten Blick und dem erkältenden Bewußtsein herabblickte, der Mensch in der Herr und der Zweck der ganzen Schöpfung, und in dem Pfarrer, in dem Diener Gottes und der Kirche, concentrirte sich der Zweck des ganzen Menschenthums. Er machte einen kleinen Umweg, um ihn nicht grüßen zu müssen, um von ihm nicht in ein Gespräch verwickelt zu werden. Er hatte es an diesem Morgen, mit der ungeduldigen Erwartung in seinem Herzen, nicht zu ertragen vermocht.

Die Einsamkeit im Walde waren noch von dem Nachthau feucht; er empfand es kaum, daß sie ihm die Wangen streiften. Ungeduldig eilte er weiter. Er sah sie sich dem Platz unter der Eiche. Ein helles Kleid schimmerte ihm durch das Gesträuch entgegen. Endlich — endlich! rief es in ihm; er mußte an sich halten, um es nicht laut hinausjubeln.

Einen Augenblick stand er still, um sein heftig pochendes Herz zu beruhigen. Was war es, was ihn so sehr erregte? Ruhig, gleichgültig hatte er früher jedem Ball, jeder Gesellschaft entgegengesehen, wo er mit einem Kreise der glänzendsten Damen in Berührung kam.

Er schritt vor um die Biegung des schmalen Pfads, vor auf den kleinen Platz. Ueberrascht, fast erschreckt stand er still — Gertrud saß vor ihm auf der Moosbank, auf ihren Knien ruhte das Buch.

Ein augenblicklicher Unwillen zog über seine Stirn hin. Was hatte sie hier zu suchen — sie mit dem Buche zu schaffen! — Aber hielt sie nicht den Stift in der Hand, verriet nicht die begonnene Skizze, daß sie — die Besitzerin war? Da mußte es freudig in ihm auf. Er trat an sie heran.

„Fräulein, Sie — Sie — Sie haben dies gezeichnet?“ fragte er.

Gertrud war bei seinem unerwarteten Erscheinen errothet; sie hatte sich halb emporgerichtet. Ihr großes dunkles Auge blickte überrascht und doch mit einem Ausdruck ruhiger Offenheit.

„Ja ist mein Skizzenbuch“, erwiderte sie mit verlegenem Lächeln.

„Und Sie haben die Gedichte gemacht, die darin stehen?“ fragte Hugo hastig weiter. „Sie — Sie sind die Schöpferin dieses stillen — reizenden Platzes?“

Gertrud hatte sich erhoben.

„Ich erraths, Herr Baron“, entgegnete sie, „daß Sie mein Skizzenbuch, welches ich gestern aus Versehen hier hatte liegen lassen, hier gefunden, daß Sie dies Blatt mit dem Gedicht hineingelegt haben.“

Sie deutete auf das Blatt und seinem Notizbuch, welches auf der Moosbank lag.

Hugo empfand diesem einfachen, schlichten Mädchen gegenüber, auf welches er aus dem Kreise seines Zimmers heraus mit einem unüberwindlichen Lächeln hinabgeblickt hatte, eine ihm unbegreifliche Befangenheit.

„Ja, ich habe Ihr Buch gestern hier gefunden“, antwortete er. „Ich hatte keine Ahnung, daß — daß es Ihnen gehörte. Ich habe die Zeichnungen bewundert, die Gedichte gelesen — sie haben mich hingerissen, wunderbar erregt —“

Mit erröthenden Wangen, die Augen niedergeschlagen, stand Gertrud da. Es lag etwas Madonnenartiges in ihrer Erscheinung.

„Es sind nur Skizzen und Versuche“, erwiderte sie. „Sie haben nur mich nur deshalb einigen Werth, weil sie mich an die still und einsam an diesem Ort verlebten Stunden erinnern. Ich glaube, niemand wisse um diesen Platz.“

„Verzeihen Sie mir, daß ich ohne Ihren Willen ihn mit benutzt habe“, bat Hugo. „Der Zufall hat mich hierher geführt. Ich hatte keine Ahnung, daß Sie sich diese Moosbank bereiten, diesen Epheu emporgeschlungen, aber es sah sich hier so still und ungestört — an diesem Ort ist mir ein anderes Leben aufgegangen. Täglich bin ich hier gewesen — stundenlang habe ich auf dieser Bank gelesen!“

Gertrud schwieg. Sie hielt ihr Skizzenbuch in der Hand.

„Ich habe Sie gestört", fuhr Hugo fort. „Fräulein, ich will Ihnen diesen Ort nicht verleiden, ich werde ihn nie wieder betreten, wenn es Ihnen unangenehm ist!"

Er wollte sich entfernen.

Gertrud blickte auf.

„Bleiben Sie hier, Herr Baron!" sprach sie. „Ich kann nur morgens früh für kurze Zeit hierher kommen und meine Zeit ist bereits um — ich muß heimkehren."

Es sprach aus ihren Worten Befangenheit, Aengstlichkeit. Hugo entging dies nicht.

„Nur wenige Augenblicke bleiben Sie noch!" bat er. „Ihr Vater ist gegen mich eingenommen; ich theile seine Ansichten nicht, ich kann sie nicht theilen; mein ganzes Leben ist ein anderes gewesen, und aus dem Leben gewinnen wir ja unsere Ueberzeugungen. Er verurtheilt mich — ich weiß es — ich habe darüber gelacht, aber es würde mich schmerzen, wenn auch Sie mein Vorurtheil theilten!"

Gertrud schwieg, allein sie blieb doch.

„Fräulein, ich will kein Wort gegen die Ansichten und die religiöse Richtung Ihres Vaters sagen", fuhr Hugo fort, „allein glauben nicht auch Sie, daß neben denselben auch andere Ueberzeugungen, andere Grundsätze bestehen und gültigen Werth haben können?"

„Ich theile die Ansichten meines Vaters nicht", erwiderte sie, „auch mein Herz liegt mit seiner religiösen Richtung im Conflict. Ich bin gegen seine Schwächen, welche auf seiner Ueberzeugung entspringen, nicht blind, allein ich weiß auch, wie gut er ist. Er kann so streng sein und doch habe ich aus seinem Munde fast nie ein hartes Wort gehört."

„Ich glaube gern, daß er gut gegen Sie ist", sprach Hugo lächelnd — „wer würde es nicht sein? Ich habe keine Ahnung gehabt, daß Sie zeichnen und dichten."

„Nennen Sie nicht dichten, was ich nur zu meinem Vergnügen versuche!" warf Gertrud ein.

„Doch, doch!" rief Hugo belebt. „Sie dichten! Als ich diese Lieder las, wußte ich nicht, wer sie geschrieben hatte — ich war ganz unparteiisch — allein sie haben mich hingerissen, ergriffen. Fräulein, erfüllen Sie mir die Bitte und schenken Sie mir dies Eine Lied — ich meine dieses!"

Er nahm ihr das Buch aus der Hand und schlug es auf.

„Dies Lied hier meine ich", fuhr er fort. „Gestatten Sie mir, daß ich es abschreibe."

Schwankend stand Gertrud da.

„Ich weiß nicht, ob ich es thun darf", entgegnete sie.

„Sie dürfen es!" versicherte Hugo. „Sie gestatten es mir also?"

Sie sah das Blatt, auf welchem das Lied geschrieben stand, aus dem Buche und gab es ihm. Dann wollte sie heimkehren.

„Werde ich Sie hier nicht wieder sehen?" fragte Hugo.

Sie zögerte mit der Antwort.

„Sie scheinen doch das Vorurtheil Ihres Vaters gegen mich zu theilen!" sagte er traurig.

„Ich komme jeden Morgen — früh hierher", erwiderte sie hastig. Eilig trat sie dann den Heimweg an. „Bleiben Sie hier — hier!" rief sie, als Hugo sie begleiten wollte, und wenige Secunden später war sie bereits auf dem engen Pfade hinter dem Gebüsch verschwunden.

Hugo blickte ihr nach. Er stand noch regungslos da, als er nicht einmal mehr den Schimmer ihres Kleides durch das Gebüsch erblickte. Er wußte sich selbst von dem Gefühl, das ihn erfaßt hatte, keine Rechenschaft zu geben. War dies das einfache Kind Siebert's, welche er bis dahin gehalten hatte? Sein Wesen hatte er mit ihr unter einem Dache gewohnt, ohne zu ahnen, daß sie mehr war als ein einfach aufgewachsenes Pfarrerskind. Aber hatte er sich um sie gekümmert?

Er warf sich auf die Werkbank. Er las das Gedicht, welches sie ihm gegeben; er trug es bereits im Kopfe und dennoch ruhte sein Auge auf den Zeilen, auf den zierlichen Buchstaben. Dann klatterte er das Blatt zusammen und barg es in seinem Reisekoffer. Es war ihm ein liebes Andenken.

Ueber seine eigene Träumerei lachend, sprang er endlich auf und eilte heim. Er war lustig; das ganze Leben hatte für ihn gleichsam einen neuen Reiz gewonnen, und dennoch wußte er sich gestehen, wie wenig Lust er hatte, mit dieser heiteren Stimmung in die trübere Kreise, in denen er sich so wohl gefühlt hatte, zurückzukehren.

Auf seinem Zimmer fand er einen Brief von seinem Vater vor. Es war der erste, den er von ihm an diesem Orte erhielt. Er erbrach ihn und las ihn. Unwillkürlich glitt ein Lächeln über sein Gesicht.

Sein Vater hatte keine Ahnung, wie schwer es ihr in dies stille, abgeschlossene Leben hinein gefunden; wie wohl es ihr in ihm fühlte. Er schrieb ihm ernst, wenn auch weniger streng, als er nach dem letzten Auftritt mit ihm erwarten hatte. Er ermahnte ihn, sich beherrschen zu lernen und die bestimmte Zeit auszuharren, so schwer es ihm auch werden möge. Er forschte nach seiner Beschäftigung.

Hugo war in so leichter und heiterer Stimmung, daß er sich sofort niedersetzte und seinem Vater antwortete. Sein Brief lautete:

„Lieber Vater!

„Ich glaube, es gibt nur wenige Menschen, welche wissen, was in ihnen steckt. Noch vor wenigen Wochen war mir schon der Gedanke an ein stilles Leben peinlich, und jetzt bin ich auf dem besten Wege, ein Einsiedler oder ein Philosoph zu werden — vielleicht beides. Mein ganzer Umgang beschränkt sich auf mich selbst und den Wirth einer ganz gewöhnlichen Schenke, in welche Hunger und Durst mich oftmals treiben. Dieser Mensch hat bei all seinen vernünftigen Einfällen doch zum wenigsten gesunde Gedanken. Der Herr Pfarrer ist mir zu steif, zu langweilig und zu fromm zur Unterhaltung. Unser Verkehr beschränkt sich auf ‚Guten Morgen- und ‚Guten Tag-, wenn wir einander zufällig begegnen, was ich indes, soweit es sich thun läßt, zu vermeiden suche. Eine solche Steifheit im Nacken und im Rückgrat wie der Eichert habe ich noch bei keinem Menschen wahrgenommen. Es müßte ein köstliches Vergnügen sein, ihn tanzen zu sehen!

„Meine Lebensweise ist durchaus nicht kurzweilig. Des Morgens trinke ich mit steifer Selbstbewunderung den Kaffee, in dessen schlechter Zubereitung die Frau Pfarrerin eine ganz außerordentliche Fertigkeit besitzt; dann lese, schreibe oder male ich, dann gehe ich spazieren und abends lege ich mich schlafen.

„Meine Gesundheit ist vortrefflich. Mein Blut und meine Lebenslust sind beide aufgefrischt. Ich fühle mich durchaus nicht unglücklich hier, wie Du zu vermuthen scheinst. Zur Beruhigung für dich füge ich noch hinzu, daß mir hier zum Schulthunmachen jede Lust und äußerdem auch jede Gelegenheit fehlt. Es ist sicherlich, aber wahr.

„In allem übrigen bleibe ich Dein geduldig ausdauernder

Hugo."

Wochen waren wieder entschwunden.

Zwischen Hugo und Gertrud hatte sich ein eigenthümliches Verhältniß aufgebildet. Fast an jedem Tage hatten sie sich an dem Platze unter der Eiche getroffen, ohne Verabredung, aber beide mit einem schweigenden Uebereinkommen. Gertrud's Aeltern hatten keine Ahnung davon, sie würden sonst auf das heftigste entrüstet gewesen sein.

Es lag in diesem heimlichen Zusammentreffen viel Verlockendes und Reizendes.

Gertrud war Hugo gegenüber noch immer schüchtern, und er so zurückhaltend, daß es selten über sich bekäme. Sie sprachen und dichteten zusammen. Hugo wurde sogar in manchen für Gertrud der lieber. Seine ganze Anschauungsweise hatte durch seine Reisen eine breitere und reichere geworden.

Es war nicht zu verkennen, daß ihre Herzen einander zugethan waren; trotzdem war noch kein Wort der Liebe zwischen ihnen gewechselt. Hugo fühlte sich glücklich in den Stunden, mit welchen Gertrud ihm entgegenkam. Sie kannte das Leben und die Menschen noch so wenig; eine Blume glich sie, welche sich, einsam im Walde emporgerankt und erblüht war. Noch lag ein ganze frische Hand ungetrübter Schönheit auf ihr, und er schrieb sich gleichsam, sie zu berühren um diesen Hauch nicht zu vermischen.

Mit Gertrud's Vater war Hugo immer noch in sein näheres Verhältniß getreten. Sie neckten einander auf. Um so mehr war Hugo überrascht als Siebert eines Morgens zu ihm ins Zimmer trat. Er sah es den ernsten Gesichte des Pfarrers an, daß ihn ein gewichtiger Grund zu ihm führe.

Sieberts nahm Platz.

„Herr Baron", sprach er mit aller Würde, die ihm zu Gebote stand, „Sie leben nun bereits mehrere Monate in meinem Hause und noch haben Sie das Gotteshaus nicht ein einziges mal besucht! In dem ganzen Dorfe spricht man darüber. Sie selbst werden vielleicht schon bemerkt haben, daß man Ihnen ausweicht, daß sich jeder Bewohner dieses Dorfes scheut, mit Ihnen zusammenzukommen, weil Sie noch niemals in der Kirche gesehen hat. Die Leute beweisen daraus den Mangel des Glaubens, des ganzen Menschen. Was soll ich den Leuten antworten, wenn sie mich — was sie oftmals thun — fragen, weshalb Sie nicht ein einzigesmal den Gottesdienst besuchten? Es thut mir leid, immer und immer hören zu müssen, wie die Einwohner dieses Dorfes keine gute Meinung von Ihnen haben."

Ueber Hugo's Gesicht glitt ein Lächeln. Ruhig hatte er den Pfarrer ausreden lassen. „Herr Pfarrer", antwortete er mit der größten Gelassenheit, „Sie fragen mich, was Sie den Leuten antworten sollen. Ich will es Ihnen sagen. Fragen Sie diejenigen, ob ich einem von ihnen in irgendeiner Weise in nahe getreten bin, ob ich irgendeinem ein Unrecht zugefügt habe, ja ob irgendeiner von ihnen eine unrechte That von mir zu berichten kann. Und wenn die Leute auf diese Art Ihre Fragen seine Antwort wissen, dann, Herr Pfarrer — und Ihnen als Seelsorger liegt es gewiß sehr nahe, dies zu — dann machen Sie denselben Vorwürfe, daß sie ein so hartes und ungerechtes Urtheil fällen, da sie weder befugt noch berufen sind, über mich zu urtheilen. Sagen Sie den Leuten, daß sie den Menschen nur nach seinem Leben und nach seinen Thaten beurtheilen dürfen, und nicht blos nach einem äußern Schein!"

Dem Pfarrer war das Blut in die Wangen gestiegen. Es lag in Hugo's Worten eine Absonderung, gegen welche er wenig einwenden konnte. Er hatte sie nicht erwartet und einen Augenblick lang war er verlegen.

„Und was soll ich antworten, wenn ich gefragt werde, weshalb Sie nicht in die Kirche gehen?" warf er ein.

„Dann bitte Sie aufrichtig und sagen Sie, ich sei durch gegen meine Grundsätze", erwiderte Hugo. Er sah, wie Siebert aufsprang, wie sich seine Brauen zusammenzogen. Es war nicht seine Absicht, ihn zu beleidigen — er war in Gertrud's Pfarrhaus, endlich sagte er ruhig dann: „Herr Pfarrer, ich bitte, wie diese Worte Sie erschrecken, allein die christliche Lehre schreibt in Duldung und Milde vor. Sie selbst wissen es, wie es verschiedene Wege in diesem Leben gibt und jeder glaubt, den rechten Weg zu gehen — sagen Sie auch dies denen, welche Sie fragen. Sie wissen, mein Grundsatz ist nicht ein Hohn, und an Kreuzungen habe ich wenig Neigung; allein dennoch möchte ich aber den Wunsch einer Menschen sein Urtheil fällen, wenn wir nicht beisammen sein bekannt ist!"

„Der einzige richtige Weg ist der des christlichen Glaubens", erwiderte Siebert, der seinen Unwillen nicht zu verbergen im Stande war.

„Nachsehen, Herr Pfarrer!" unterbrach ihn Hugo mit ruhigem Lächeln. „Nachsehen, über welche sich nicht streiten läßt. Meine Ueberzeugung ist der Ihrigen fast entgegengesetzt!"

„Sie haben recht, Herr Baron, es läßt sich darüber nicht streiten!" erwiderte Siebert, aufstehend. „Ich werde auch nie ein Wort darüber wieder zu Ihnen sprechen!"

Er verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Hugo legte auf Siebert's Besuch und seine Abweisung wenig Werth. Es lief ihm lieber auf, daß er an den beiden folgenden Tagen vergebens auf dem Platz unter der Eiche auf Gertrud warte. Sie war nicht dort gewesen, sonst würde sie ihm irgendein Zeichen hinterlassen haben. Mit Bangen dachte er daran, daß ihr Vater ihre Zusammenkünfte entdeckt haben könnte, und daß er sie dann für immer zu verhindern suchen würde, darüber war er nicht eine Minute lang im Zweifel. Aber solche Gewalt anfangen, das Vertrauen ihres Vaters gegen ihn zu theilen? Sollte auch sie gegen ihn eingenommen sein? Nein, das war nicht möglich! Ihr Geist war zu frei und zu selbstständig entwickelt.

Während Hugo an diesen zwei Tagen nicht mit ihr zusammentraf, während er sie nicht einmal sah, empfand er deutlich, wie nahe dies Mädchen seinem Herzen getreten war. Sie hatte seine Gedanken gerichtet nach allen Seiten hin, sie war mit seinem ganzen Wesen eben eng verwachsen.

Wohl war er sich all der Schwierigkeit und Hindernisse, welche seiner Liebe zu diesem Mädchen entgegenstanden, vollkommen bewußt, aber er fühlte auch, daß er sich dennoch nicht von ihr losreißen könne.

Früh am dritten Morgen eilte er an den Platz unter der Eiche. Sein Herz schlug unruhig, erwartungsvoll. Seine Unruhe steigerte sich, je länger Gertrud ausblieb. Endlich kam sie. Er sprang auf und eilte ihr entgegen. In ihren Augen lag nicht jene fragliche, glückliche Jugendheiterkeit, welche sonst über ihrem ganzen Gesichtchen wie ein leichter Anflug verlieh — sie blickte ernst, es war gleichsam ein traueriger Hauch über ihr Gesicht verbreitet.

„Gertrud", rief Hugo, ihr die Hand zum Gruß entgegenstreckend, „zwei Tage haben Sie mich hier vergebens warten lassen! Ich habe mich nach Ihnen gesehnt."

Eine leichte Röthe flog über ihr Gesicht hin.

„Ich konnte nicht kommen", erwiderte sie.

„Sie sind heute verstimmt", fuhr Hugo fort, „aus Ihren Augen blickt Trauer — was ist Ihnen begegnet?"

„Mir nichts", entgegnete sie, die Augen auf die Erde geheftet.

„Verdiene ich Ihr Vertrauen so wenig, daß Sie es mir nicht mittheilen wollen?" warf Hugo fragend ein.

„Es betrifft Sie selbst, Herr Baron!" antwortete Gertrud, „aber der Gedanke an den Schmerz meines Vaters hielt mich zurück. Er ist stets gut und liebevoll gegen mich und würde entrüstet sein, wenn er wüßte, daß wir hier zusammentreffen."

„Ich ahnte, daß dies der Grund sein würde", sprach Hugo. „Gertrud, ich glaube, Sie verstehen mich auch nicht recht. Wollen Sie mich einmal ruhig anhören — ganz ruhig, ohne mich zu unterbrechen?"

Sie blickte ihn fragend fast ängstlich an.

„Was haben Sie mir zu sagen?"

„Sie dürfen es hören", erwiderte Hugo lächelnd. „Setzen Sie sich hier nieder — hier auf der Moosbank." Er selbst nahm auf einer hervorragenden Wurzel ihr gegenüber Platz. „Gertrud", begann er, „ich achte den Glauben und die wahre Ueberzeugung eines jeden Menschen, mögen sie von meinen Ansichten auch noch so sehr abweichen — dasselbe nehme ich aber auch für mich in Anspruch. Meine Ansichten weichen von denen Ihres Vaters, von den Lehren unserer Kirche sehr ab. Ich bin viel gereist, in den verschiedensten Ländern, überall habe ich die, Schwächen dieser Lehren in größter Nähe hervortreten sehen — das hat ganz andere Ueberzeugungen in mir wach gerufen. Ich denke, einem Menschen für seine oft unvollkommenen Tugenden immer und immer die Seligkeit des Himmels versprechen und für jeden Fehler ihn in der Hölle strafen, heißt den kleinlichsten Egoismus in ihm hervorrufen, und der Egoismus ist es, der die Menschen so schlecht macht. Ich erkenne nur das als gut an, was ohne jede andere Rücksicht nur deshalb vollbracht wird, weil es gut und recht ist. Ich liebe all das äußere Formenwesen unserer Kirche nicht, es wird selbst auch zum Gegensatze, zur den denkenden Menschen ist es nicht. Wenn soll ich dies Formenwesen, das meinen Ueberzeugungen entgegen ist, mitmachen? Nur der Menschen wegen? Würde ich dann nicht unwahr an mir selbst, zum Heuchler gegen andere? Gertrud, glauben Sie nicht, daß ich deshalb schlechter bin als andere, ich bin nur aufrichtiger und wahrer! Das Urtheil der Menschen ist mir ganz gleichgültig. Sie sehen ja, wie es eben nur durch Aeußerlichkeiten gebildet wird — die Menschen hier im Dorfe weichen mir wie einem gottlosen Menschen aus — ich lache darüber, aber, Gertrud — Eins — Eins würde ich nicht ertragen können: wenn auch Sie — Sie diese Ansicht theilten, wenn auch Sie glaubten, ich sei deshalb schlechter als ich bin, nur, weil ich den Gottesdienst nicht besuche!"

Er hielt inne. Er sah sie fragend an. Sie hatte ihm mit großer Aufmerksamkeit zugehört.

„Ich verdamme Sie deshalb nicht", sprach sie leise — „ich weiß ja, daß Sie nicht schlecht sind."

Hugo ergriff ihre Hand.

„Gertrud, haben Sie Dank für dies Eine Wort!" rief er. „Nun ich weiß, daß Sie mich nicht falsch verstehen; mag mich die ganze Welt verdammen — es ist mir gleichgültig."

Eine dunkle Röthe bedeckte ihr Gesicht. Sie ließ ihm ihre Hand; sie dachte vielleicht nicht einmal daran, ihm dieselbe zu entziehen.

„Und nun noch ein anderes", fuhr Hugo fort, „weswegen ich schon seit langer Zeit mit Ihnen zu sprechen wünschte. Wissen Sie, weshalb ich hier bin — weshalb ich ein Jahr in dem Hause Ihres Vaters zubringen werde — zubringen muß?" fügte er hinzu.

Gertrud schwieg.

„Seien Sie offen — ich bin es ja auch! Sollte Ihr Vater nicht darüber gesprochen haben? Es mußte doch ihm und Ihnen auffallen, daß ich aus dem lustigen, reichen Leben der Residenz mich an diesen stillen Ort, dessen Vorzüge mir noch unbekannt waren, zurückgezogen habe?"

„Ich glaubte, Ihr Vater wünschte es so", erwiderte Gertrud verlegen.

„Ja, er wünschte es, er stellte es mir sogar zur Bedingung", fuhr Hugo fort. „Gertrud, ich will Ihnen erzählen, weshalb. Hören Sie mich an! Mein Vater ist ein eigenthümlicher Mann, ein harter, schroffer, durchaus selbständiger Charakter. In einem eben solchen Charakter wollte er mich herausziehen, nur ging er zu weit. Er verlangte, daß ich dieselben Neigungen wie er haben sollte, und bedachte nicht, daß die Jugend ein viel leichteres Blut besitzt als das reifere Mannesalter und daß an sie so viele Versuchungen herantreten. Ich war fast noch ein Knabe, als er mich auf Reisen schickte. Ich hatte ein fro-

riges, leichtes Blut, ich kannte keine Sorgen; an Geld hatte es mir nie gefehlt, und ohne Zügel, nur meinen eigenen Wünschen folgend, stürzte ich mich in das mir noch fremde, aber mir so verlockend entgegentretende Leben. Mit dem ganzen unüberlegten, keine Folgen bedenkenden Leichtsinn der Jugend genoß ich das Leben. Gertrud, Sie kennen das Leben nicht, wie es sich in großen Städten darbietet! Selbst das Verwerfliche hat oft einen so süßen, berauschenden Glanz und Schein! Sie würden mich entschuldigen, wenn Sie wüßten, wie verführerisch dasselbe ist! Vielleicht hat das Leben, welches ich durchlebt habe, mich vor manchen Thorheiten des späteren Alters bewahrt, allein es hat mir die frische und schöne Natürlichkeit der Jugend geraubt, es hat sich mich jenen geheimnisvollen Schleier zerren, mit dem der Jüngling dem Leben des Mannes entgegensieht.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Timoleon der Bürgerfreund.

Von Karl Neumann-Strela.

I.

„Ziere Er sich nur nicht, mein lieber Johannes Schuckert! Ich sage Ihm ja, daß er Seine Feder immerhin anspitzen kann! Das Bier im Eimbern wird's so übel nicht nehmen, wenn Er auch einmal eine Stunde vor Feierabend Seinen Durst stillen will!"

Da schlug der über die hohe Bestallung erstaunte Buchhalter denn wirklich das Hauptbuch zu, reinigte den Federkiel sein säuberlich, zog die graulinierte Hülle vom Arm, griff nach dem Hut und verließ mit einem „Angenehmen Abend, Herr Principal!" das Gemach.

„Auch Er kann die Briefe an die Seite legen, Ehrenfeld Bloem! Ich gehe mal noch rein zu meiner Tochter und frage, ob Sie Aufträge hat für ihn hat, und dann trete Er noch ein wenig in den Garten hinaus und warte dort, bis ich Ihn rufe! Verstanden?"

Der kleine blonde Schreiber nickte und war mit Einem Sprunge vom Federstuhl herab. „Wie der Herr Principal befehlen! Alle erst zur werthen Jungfer Philippine und dann eine Promenade im Garten. Ach, das edle frische Grün hat schon meine selige Mutter sehr geliebt und ich liebe es auch so sehr! Empfehl' mich unterthänigst!"

Nun war Herr Matthias Rendorf allein. Er nahm das Schreiben, welches er ungeöffnet liegen wollte, vom Pult und brach das Siegel. . . „Von Behrmann — die Schrift schien mir sogleich bekannt!" Und ohne sich mit dem Inhalt vertraut gemacht zu haben, ließ er den Brief langsam in die Brusttasche gleiten. Dann schritt er, die Arme gekreuzt, die Stube entlang. Zuweilen zuckte es dabei wie ein Lächeln um seinen Mund, zuweilen beschattete eine Wolke seine Stirn, und als er vor dem Fenster stehen blieb, durch dessen Scheiben er den Garten übersehen konnte, als er sein Töchterchen erblickte, welches, das Haupt gestützt, sinnend in der Fliederlaube weilte, da sprach er mit einer halb drohenden Bewegung: „Glaubst wol, mein Kind, dein Vater wäre blind gewesen? Oho, er hat zwei scharfe Augen, um zu sehen, zwei scharfe Ohren, um zu hören! Und da hat er denn so mancherlei gesehen und gehört, was die, so es angeht, irdische Seligkeit oder unverdientes Glück oder ein ganzes Meer der Wonnen nennen. Hätte ich's hindern sollen? Ach!" — und seine Hand glitt leicht über das Couvert — „auch ich war ja jung und liebte meine Gröpine so treu und innig und ihr Vater that nicht störend dazwischen! . . . Aerlich, mein Geschäft blühte", so dachte er weiter, vom Fenster zurückkehrend; „aber auch der Georg Behrmann hat einen geachteten Namen in der Handelswelt! Soviel ich weiß, befrachtet er derzeit drei Schiffe, und erst neulich hörte ich an der Börse über ihn mit einem Kaufherrn reden, der mich wahrhaft staunen machte.

„Sein Brief an mich — was brauche ich ihn zu lesen? Es ist ja die alte Geschichte von ganzem Herzen, ohne die viel tausend Schmerzen! . . . Haha!" lachte er auf, „da werde ich gar zum Poeten und hasse das unnütze Reimen doch wie die Todsünde! Aber die Versskunst, wie Herr Georg Behrmann das Ding nennt — hm, er sollte füglich bedenken, daß man nicht theils Lichter, theils Kaufmann sein kann; daß beim Silbenzählen die wichtigsten Zahlen vergessen werden und daß es mit dem Geschäft schließlich bergab geht, wenn man sich aus der Schreibstube schleicht, um in stiller Einsamkeit eine Tragödie zu verfassen, oder sich mit der Komödiantenbande einläßt, mit ihr agirt, mit ihr schwärmt oder — wer weiß, was alles thut!"

Der alte Herr hatte sich in einen förmlichen Zorn hineingeredet. Auf seiner Stirn perlten große Tropfen, die er mit einem Batisttuche entfernte, nachdem er sich seufzend in den Armsessel am Fenster niedergelassen. Jetzt sah er, wie

Philippine hinaus zwischen den Beeten einherschritt, wie sie sich zuweilen nach einer Blume bückte, sie brach und dann unbarmherzig entblätterte — „Ei, ei", sagte er da, „mein Töchterchen scheint zu wissen, daß der Herr Liebste geschrieben, und nun wird das junge Ding ungeduldig, weil ich nicht sogleich Amen! sage.

„Gut denn, ich will ein Ende machen, das Zögern kann nichts nützen!" rief er nach längerm Besinnen und nachdem er den Brief sorgfältig durchgelesen hatte. „Liebt der Georg Behrmann mein Kind wirklich mit solcher Leidenschaft, wie er in diesem Schreiben behauptet, so wird es ihm ein leichtes werden, meine einzige Bedingung zu erfüllen. Wenn nicht, muß Philippine sich trösten und die Erwartung hegen, daß — doch ruhig, Alter! Erfülle jetzt deine Pflicht und denke nicht weiter an die Zukunft! Wir werden's ja früh genug erfahren!" Und damit öffnete er die Thür und rief hinaus: „Heda, Bloom! Wo steckt Er?"

Sogleich wurde der blonde Schreiber sichtbar. „Was wünschen Herr Rendorp?" sagte er mit so unterthänigstem Bücking, daß sein zierlicher Haarbeutel dabei in eine schaukelnde Bewegung gerieth.

„Weiß Er die Wohnung des ehrenwerthen Herrn Kaufmanns Georg Behrmann? Er tritt in die erste Quergasse hinter St.-Petri ein, wo gleich zur Rechten ein hohes dunkles Haus mit Lindenbäumen davor . . ."

„Herr Principal", fiel Christoph Bloom ein und sein Gesicht war das eines Beleidigten, „ich kenne hier in Hamburg jeden Fleck und jeden Stein um Hamburg herum und sollte nicht wissen, wo des Herrn Principals College, der Herr Behrmann, anzutreffen? O, den seligen Herrn Behrmann hab' ich auch sehr gut gekannt, weil nämlich — "

„Schon gut", unterbrach Rendorp, „behalte Er seine Geschichten für sich! Also Er geht stracks zu meinem Collegen, überbringt meinen Gruß und ersucht den Herrn, sich gefälligst sogleich zu mir zu bemühen, da ich eine mündliche Unterredung allem übrigen vorzöge. Aber beeile Er sich, auf dem Nikolaiturm hat's bereits sieben geschlagen!"

Wieder verbeugte sich Bloom, wieder schaukelte sein Haarbeutel wie der Pendel an der Uhr, und dann flog er gleich dem Winde davon. Rendorp trat in die Stube zurück. Als er den Blick noch einmal durch die Scheibe gleiten ließ, sah er Philippine nicht mehr; die anbrechende Dämmerung hatte sie wol genöthigt, in das Haus zu treten. Schon blinkte der Abendstern am Himmel, ein leichter Nebel hüllte die Stachelbeersträucher im Garten ein und legte sich gegen die Scheiben. Da pochte es. Die alte Magd erschien mit der brennenden Kerze. Aber Herr Matthias machte eine abwehrende Bewegung und sagte nur, als die Alte ihre Verwunderung über seinen ungewohnten Hang, das Dämmerlicht zu genießen, äußerte: „Wenn's hell ist, soll der Mensch auch fröhlich sein! Ob ich's werde sein können — wir wollen es abwarten. Trage die Kerzen indeß zur Jungfer hinüber, doch glaube ich, du wirst denselben Bescheid auch von ihr erhalten."

Darauf schüttelte die Magd den Kopf, murmelte etwas von Räthsein und ging so schnell davon, wie das Zipperlein, das sie selten verließ, es gestattete. Auf der Hausflur begegnete ihr Behrmann und fragte nach dem Herrn; sie deutete nur stumm hinter sich und trippelte weiter.

Der Besuch war eingetreten. Einen Moment standen sich beide Männer schweigend gegenüber. Dann reichte Rendorp dem andern die Hand und sprach, während er einen Sessel näher an den seinen rückte: „Um Vergebung, Herr College, daß ich nicht zu Euch gekommen! Aber ich bin ein alter Mann und da haben die Füße wol ihre Launen. . ."

„Nichts konnte mir erwünschter sein, als daß Ihr mich rufen ließet!" verletzte Georg. „Denn so wage ich zu hoffen, daß mein Schreiben nicht ungnädig — "

„Und nicht unerwartet gekommen", fiel jener schnell und mit lächelnder Miene ein, die dem Auge des andern aber ob des Zwielichts verloren ging.

Behrmann schwieg darauf. Er verstand die Andeutung wohl, wußte indeß nicht, ob Herr Matthias über die bisher hinter seinem Rücken getriebene Liebesaffaire erzürnt sei. So war's denn lange so still im Gemach, daß man, wie die alte Magd zu bemerken pflegte, den Flug eines Engels vernehmen konnte. Denn auch Rendorp schien um den rechten Anknüpfungspunkt verlegen zu sein. Bald rückte er auf dem Sessel hin und her, bald nahm er eine Prise Spaniol aus der Perlmutterdose, dann wieder zog er die Uhr, obgleich die jetzt fast völlige Dunkelheit selbst die nächsten Gegenstände unkenntlich machte. Georg dachte aber nicht daran, daß es ein wenig son-

bethan sei, sich mit einem Gast im Zimmern zu unterhalten. Nur Eins begriff er nicht: warum der Vater seiner Tochter so lange mit einer Erklärung zögere, da er ihn doch vielerhalb herbeigerufen?

Allein sein Staunen sollte sich noch vergrößern, als Herr Matthias nun endlich sein Schweigen brach. Der rechte Anknüpfungspunkt schien gefunden zu sein, obschon Behrmann seinen Ohren nicht trauen wollte, da er die allerdings eigenthümliche Frage vernahm: „Sagt doch, mein Lieber, womit vergnügt Ihr Euch denn nach beendetem Tagewerk?“

„Das will ich Euch sagen, Herr Gellert! Ich bin ein erklärter Feind der Wirthshäuser. Nie wird es mir in den Sinn kommen, in den Rathskeller hinabzusteigen, um —“

„Sehr löblich!“ fiel der andere ein. „Zwar ist so ein Gläschen vom Besten eine wahre Arznei, allein noch ein Glas und wieder eins — das macht den Kopf schwer und den Menschen für das Geschäft untauglich.“

„Auch meine Ansicht, weshalb es mir die einzige Erholung ist, nach dem Schluß meiner Schreibstube Johann Neuber's Komödie zu besuchen. Dort, wo die Meisterwerke eines Corneille, eines Racine, wo Gottsched's unsterblicher Cato verkörpert werden, dort, wo die Wahrheit von den Brettern herabtönt und Tugend und Redlichkeit — doch was rede ich! Ihr werdet eines Zweifel selbst so oft nach der neuerbauten Zuschauerstätte hinauswandern und Euren Platz in der Komödienbude einnehmen, daß eine Schilderung all ihrer Herrlichkeiten hier durchaus überflüssig ist.“

„Im Gegentheil, in dieser Hinsicht weiche ich völlig von der Liebhaberei der hamburger Kaufmannschaft ab. Hat unsere Gellert nicht eine wahre Manie ergriffen? Können sie mal die heroische Stunde abwarten? Eilen sie nicht gar früher nach der Zuhörerstätte hinaus, um eines bequemen Platzes gewiß zu sein? Gott sei's geklagt! Ich sehe darin nicht zu scherzen.“

„Ah!“ machte da Behrmann und legte den Kopf gegen die hohe Lehne des Sessels: „so — so — der Herr Neuberg haben die Komödie — ei freilich, da beklage ich immerhin, darüber geredet zu haben.“

„Nicht so“, fiel Herr Matthias schnell ein, „ich selbst brachte das Gespräch darauf! Wenn ich doch, wenn ich gegenüberstünde: dem großen Theaterfreund, dem Unterstützer der genialen Person, der — der Neuberin, und dem Verfasser des entzückenden „Herzogen“. O, ich hörte einmal jemand sagen: „Wäre Herrn Behrmann's Geldbeutel nicht stets gefüllt, wäre es mit der Neuberin längst aus gewesen!“ Und wieder ein anderer sagte: „Herr Behrmann ist auf dem besten Wege, ein zweiter Gottsched zu werden; er hat ganz das Zeug dazu.“

Wie Verwerfliches klangen diese Worte. Schon hatte Georg eine scharfe Rede auf den Lippen, aber er unterdrückte sie, da er bedachte, weshalb er in diesem Hause weile. Nur das Eine sprach er: „Ja und Gott, Herr Gellert! Mein Trauerspiel: „Die Herzogin“, war ein kümmerlich aufgenommener Versuch, nichts weiter. Die Neuberin nahm sich desselben an, sagte es mir Hilfe in Sicht, und wenn ich mich ihr dafür dankbar erweise — nun, ich denke, das ist das Geringste, was ich zu thun vermag.“

Neuberg hatte sich unterdessen erhoben und war auf- und abgeschritten. Jetzt stand er dem Gast ganz nahe und sagte mit verhaltener Stimme, die Rechte auf seine Schulter legend: „Keine Erregung, mein Lieber! Besprechen wir die wichtige Angelegenheit, die Euch zu mir führte, mit der Ruhe, wie sie uns Männern des Geschäfts eigen sein muß! Weshalb ich die Rede auf das Theater brachte und Euren Besuch mit der Neuberin betreute, das werdet Ihr ohne Zweifel einsehen! Denn ich bin ein ganzer Kaufmann, Herr Gellert, der sich den Handel allein sehr angelegen sein läßt und alles haßt, was geeignet ist, die Zeit des Arbeitens zu verkürzen.“

Da stand auch Georg vom Sessel auf. „Was that ich denn Unrechtes?“ sagte er. „Verschmähte ich über der Liebhaberei jemals meine Pflicht?“

„Das zu behaupten, sei fern von mir!“ versetzte Herr Matthias.

„Und doch, wenn Ihr erlaubt, sprach Ihr in einem Tone —“

„Mein einziges Kind liegt mir am Herzen“, fiel Neuberg ein.

Und Behrmann preßte zusammen. „O mein Gott!“ rief er, die Arme ausstreckend, „Ihr seid gegen mich? Vernichtet meine schöne Hoffnung?“

Herr Matthias faßte sich über die Stirn und schüttelte den Kopf dabei. „O, junger Freund, daß Ihr begleich den Muth verliert! Wer treu liebt, sollte meinen, spricht nicht in derselben Minute von der Hoffnung und von Hoffnungslosigkeit zugleich. Und ich wäre wider Euch? Ei bedenkt doch, daß ich Euch rufen ließ.“

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein Garten. Links Rasenbänke von Bäumen beſchattet. Rechts eine Laube mit einer Bank. Hinten Gartenpartie. Beate ſteht an einem der Fruchtbäume und bricht Aepfel ab, die Niclas in einen Korb legt. Dann Gustav und Valentin.

Niclas.

Das ſind einmal ſchöne Leute, die drüben beim Oekonomierath angekommen ſind! Ich habe alles beſtellt, wie Sie mir's aufgetragen haben. Nach Tiſch, die Leute eſſen erſt um 4 Uhr, prr! nach Tiſch wollen ſie herüberkommen, und die ſchöne blaſſe Dame ſagte, ſie würde uns die Ehre geben, oder vielmehr ſie würde uns den Gefallen thun, oder — die verwünſchten Complimente kann ich nicht behalten. Von der Hochzeit morgen ſollen wir ja ſchweigen und ich habe nicht ein Wörtchen geplaudert. Paul ſagte, es würde gute Trinkgelder geben. Ich ſchämte mich der Sünden, ſo was zu ſagen. Aber nicht wahr, Fräulein Beate, die Hälfte bekomm' ich ab? — — Sieh, ſieh, der Doctor! Der iſt aber

„Vergebt", ſagte da Georg, „und knüpft Ihr an Philippinens Hand Bedingungen — ich gehe auf alles ein, ſtimme allem bei! Redet nur!"

„Nun, das klingt anders!" meinte Nendorp, ſeinen Sitz wieder einnehmend, und fügte lächelnd hinzu: „Jetzt ſeid Ihr wieder mehr der kalkulierende Geſchäftsmann. Alſo! — Aber, ich bitte, ſetzt Euch!"

Das that der Gaſt, indem er begierig fragte: „Alſo?"

Jener ließ erſt das Perlmutterdöschen durch die Finger gleiten und nahm mit aller Bedächtigkeit eine Priſe, bevor er ſprach: „Ich verlange wenig oder viel, wie Ihr's nehmt, nämlich — einen ganzen Mann für mein Kind! Am Morgen Kaufmann, am Nachmittag Poet und des Abends ein Verehrer der Neuberin — das, mein lieber Kollege, iſt niemals etwas Ganzes! Darunter muß der Handel notwendig leiden, mehr und mehr bergab gehen, und ehe Ihr es Euch verſieht, wird's an der Perle beißen. Die Firma Behrmann —"

„Genug!" Und Georg ſchob den Seſſel zurück. „Ich verſtehe vollkommen, mein Herr Kollege!" Und als tobte ein Feuer unter ſeinen Sohlen, ſo haſtig durchmaß er jetzt die Stube. Sonſt war es ganz ſtill. Niemand ſprach. Man hörte deutlich die Uhr auf dem Nikolaiturme ſchlagen. Erſt dann, nachdem dieſe Uhr wieder gemeldet, daß eine Spanne Zeit vorüber, kam es wie Ruhe über Georg. Er hatte nachgeſonnen, Beſchlüſſe gefaßt, ſie wieder verworfen, und nun war er mit ſich einig. „Ich liebe Philippine mehr als mein Leben!" rief er. „Ohne ſie Tod, an ihrer Bruſt Seligkeit! Ja, ich ſchwöre es, ganz will ich mich ihr und dem Geſchäft widmen! Ich ſehe es ein, der Poet iſt des Kaufmanns Feind! O Herr Nendorp, machen Sie mich zum glücklichſten der Sterblichen!"

Wäre das Zimmer erleuchtet geweſen, hätte er die Freudentränen geſehen, welche des Alten Augen füllten. So konnte er nichts davon gewahren, aber der herzliche Händedruck, den er erhielt, ſagte ihm genug, alles. Und dann erhob ſich Herr Matthias, ſchritt der Thür zu, öffnete und rief hinaus: „Nun ſoll's hell werden! Heute zwei Kerzen, Chriſtine, es iſt Aeltag! Doch ſchnell, ſchnell, die Dunkelheit macht fröhlig!"

Die Magd kam mit dem Verlangten und wollte ihrer Verwunderung Worte geben, allein ſofort bekam ſie den zweiten Auftrag: in die Blaue Stube zu eilen und die Jungfer herüberzubitten. Kopfſchüttelnd trippelte ſie wieder davon.

Und Philippine trat ein. Wie ſie ausſah? Ganz wie eine Braut. Die Wange gerötet, den Blick geſenkt — ſo ſtand ſie vor Georg, der ſie leiſe an ſich zog und den erſten Kuß auf ihre Lippen drückte. Es überlief ſie gar eigen. Der erſte Kuß! Einmal ſchon, unter der Linde an der Gartenmauer, hatte er an ihre Bruſt ſinken wollen, aber da hatte ſie den Finger erhoben und nach dem Fenſter gedeutet, hinter dem der Vater zu weilen pflegte; und Georg hatte ihre Bewegung verſtanden und nur ein wenig ihre Hand gedrückt. Doch jetzt! Alles durften ſie ſich ſagen, Lippe durfte an Lippe ruhen, der jemand hinter dem Fenſter war nicht mehr zu fürchten.

Nein, dieſer jemand lachte und ſcherzte wie ein Jüngling und warf mit neckiſchen Reden um ſich. „Hintergehen wollten ihr mich und euch wol eines Abends heimlich aus dem Gartenpförtchen hinausſchleichen", rief er ein über das andere mal, „aber ich hatte lange Wind davon bekommen und die entſprechenden Schlingen gelegt. Dann wär's um euch geſchehen geweſen! Seht nur hin und ſeht euch die Schlingen an! Spitze an Spitze, Spitze an Spitze! Auf mein Wort, wer den gefunden Finger hineinſteckt, zieht ihn übel zugerichtet wieder heraus!" So ſprach er noch viel, obgleich niemand darauf hörte. Das Pärchen hatte auch entſchieden etwas Wichtigeres zu thun, als die Neckereien zu erwidern. Es ſaß ganz hinten in der Ecke und war ganz ſtill und trat erſt dann aus dem Schlupfwinkel hervor, als die Thür knarrte und Chriſtine, die greiſe Magd, hereintrippelte.

Philippine hielt eine gar zierliche Rede — darauf wurde der Herzallerliebſte vorgeſtellt. Das war nun eine Ueberraſchung, die Chriſtinen die Sprache raubte und ſie einer Ohnmacht nahe brachte. Sagen konnte ſie nichts, gar nichts, nur lachen und weinen zu Einem Atemzuge, das konnte ſie.

Die Kerzen brannten herab. Herr Matthias ſuchte den Sorgenſtuhl auf und ſeine Augen wurden kleiner und kleiner; die Uhr mußte dreimal. Da warf Georg den Mantel über die Schultern, wünſchte angenehme Ruhe und verließ das Haus. Voll und klar ſtand der Mond am Himmel. Es war eine köſtliche Frühlingsnacht. Wer hätte da an Ruhe denken mögen? Die Linden vor den Häuſern dufteten, die Brunnen plauderten, hier und dort ertönte Geſang.

Georg schritt langsam weiter. Jetzt flog eine Wolke auf und verschleierte den Mond. Riesige Schatten glitten über die Straße. Alles erschien plötzlich anders, und ein Frösteln überfiel Georg, er mußte an sein Trauerspiel: „Die Heraklier", an die Neuberin und an sein gestriges Werk denken; er zwang sich zum Lächeln und vermochte es nicht. Wie Wehmuth kam es über ihn, und doch war er so glücklich, ach so glücklich!

Da flog der Wächter ins Horn. Es war Mitternacht."

„Herr Georg Behrmann und Jungfer Philippine Neuberin wollen ein Paar werden!" das sagt schon am Tage darauf ein Senatsmitglied dem andern, ein Kaufmann dem andern zu. Die Geschäftigkeit hatte nicht nöthig gehabt, diese Nachricht von den Kanzeln herab zu verkünden; sie war bereits in Hamburg heraus, jede Madam, jede Magd hatte sie vernommen. Denn wer kannte nicht den Senator und Handelsherrn Neuberg? Wer nicht Philippine, sein vielgeliebtes und vielbewundertes Töchterlein? Und der schmucke Mann im rabenschwarzen Mantel, das frische Gesichtchen auf dem edeln Haupt, der stattliche Kaufmann und der geputzte Lichtenstein — welch holdes Mägdelein hatte ihn je ohne Herzpochen vorüberschreiten sehen?

Die Jungen fanden diese Verlobung sehr natürlich, die Alten schüttelten verwundert den Kopf. Sie wußten, ein wie eingefleischter Geschäftsmann, ein wie großer Gegner des Theaters Herr Neuberg war, wie feurig er einst im Senat gegen die Neuberin gesprochen hatte, als man damit umging, ihr den Titel einer hamburger Komödiantin zu verleihen. Und nun gab er seine Tochter, seine Perle einem Theaterlicher! Wer war Behrmann auch Handelsherr und begütert genug, aber alles Welt war bekannt, daß er der Neuberin unschätzbare Summen gegeben, die nie wieder zurückerstattet worden. „Das muß traurig zu Ende gehen", sagten da die Alten, „und Neuberg weiß das und hat Amen gesagt. Ein anderer mag's begreifen!"

Würde wie reich, wie glücklich machte sich unsere Philippine, und Herr Matthias, wie schmunzelnd ist er dem Pärchen nachgekommen, wenn es Arm in Arm aus dem Hause trat! Dann schaute er wohl noch das Fenster und rief „Angenehme Promenade!" hinaus, dann wandten sich die beiden und sahen zurück: „Sie müssen zur Strafe daheimbleiben, Papachen! Welt bekommt's!" Und lachend und scherzend schritt das Pärchen weiter, zum Thore hinaus, über die Wiesen. Was sie alles plauderten! Von ihrer Liebe zum tauentheuren mal, von der Sonne, von der Hochzeit, vom Großvater und der Großmutter — ach, immer konnten sie sich dasselbe erzählen, obgleich sie's auswendig wissen mußten. Nur zuweilen lag ein Aller auf seinen Augen, schwellte ein tiefer Seufzer seine Brust. Was in ihm vorging, sie konnte es ahnen; aber ein zärtlicher Blick, ein liebes Wort, und er lachte und scherzte wieder.

„Wissen Sie's noch, Herzliebste, wie ich Ihnen bei der Jungfer Burgerin begegnete? Da sahen wir uns zum ersten mal. Sie trugen ein Oberkleid von grüner, ein Unterkleid von weißer Farbe und drei Reihen vor der Brust."

„Ein gute Burgerin! Sie sagte es keiner Seele, daß wir uns heimlich bei ihr trafen und uns gern hatten. Und wie ich einmal zu Ihnen sprach: „Das Band an Ihrer Uhr ist verblichen" — und wie Sie erwiderten: „Ach, könnte ich eins von Philippinens Haar haben ..."

„O Sie Gute, da haben Sie mal gleich Ihr Geheimniß ausgeschwatzt und das herrlichste Band erfunden! Tag für Tag sollte ich's tragen, wollten Sie. Aber nein, ich that es sofort in den Schrank, um mich nur an hohen Festtagen daran zu schmücken."

„Und wie ich's Ihnen gegeben hatte, pochte mein Herz gar mächtig. Denn unpflichtet bei mir ein, daß ich eine große Sünde begangen — nicht wahr, Liebster, so hinter dem Rücken des Vaters ..."

„Gewiß! O undankbares Kind!" rief er mit komischer Würde und sagte darauf, wieder seinem natürlichen Ton anschlagend: „Ob der Papa ein wenig früher oder später erfahren, was liegt daran? Glauben Sie mir, Philippine, ihm meine Liebe überhaupt gestehen zu müssen, hat mich einige Ueberwindung gekostet."

„Weil Sie von seinem Haß gegen das Komödienspiel wußten? Nicht wahr?"

Er bejahte und sagte dann: „Doch genug davon! Das Gewölk hat sich ja verzogen, wir dürfen uns des Sonnenglanzes freuen."

Denn war es still geworden. Er hielt das Händchen gefaßt und wußte sich schweren Gedanken hinzugeben, denen seine Stirnen sogen sich enger und enger zusammen. Sie fragte sich, sie wußte vom Vater, welch ein Versprechen Georg ihrentwillen gegeben, und konnte sich wohl denken, daß zuweilen eine Sehnsucht in ihm erwachen

würde — die Schnsucht nach der Tichkunst. Aber dennoch hoffte sie das Beste: sein Wille war stark, seine Liebe unendlich! . . .

Und sein Talent war ein wahres, ein für die damalige Zeit doppelt beachtenswerthes. Zwar huldigte auch er der französischen Regelmäßigkeit und erklärte einen Gottsched für den größten Verskünstler vergangener wie zukünftiger Epochen, allein er hatte Eins vor ihm voraus: einen edleren Geschmack im Aufbau der Scenen, eine größere Leichtigkeit in der Ausführung derselben. Sein „Alexandriner" war nicht durch langes Nachdenken mühsam erzeugt, sondern wie ein frischer Quell aus dem Herzen geflossen. Und dann, obwol er dem Franzmann nachahmte und gleich diesem die Helden Roms und Griechenlands auf die Bühne brachte, es war doch echt deutsches Blut, welches diese Helden belebte.

Erklärlich, daß der Erfolg, welchen Bekrmann zunächst in Hamburg errang, haben ein außergewöhnlicher war. Die Menge, gewohnt, römische oder griechische Kaiser sich allabendlich auf den Brettern einherschreiten zu sehen, konnte sich kaum von einem freudigen Staunen erholen, als sie nun mit einem mal aus dem Munde dieser Fremdlinge Reden vernahm, die weder römischen noch griechischen, sondern einen altdeutschen Geist athmeten. „Die Horazier", Gerg's erste Dichtung, fanden hauptsächlich aus diesem Grunde eine so glänzende Aufnahme, daß Hirsel, ein Zeitgenosse, schreiben konnte: „Nun brauchen wir die Alten nicht mehr. Herr Bekrmann hat sich als ein Poet ausgegeben, den ich einen deutschen Euripides, einen deutschen Sophokles nennen möchte."

Hatte der gute Hirsel den Mund nun auch ein wenig gar zu voll genommen, so steht doch fest, daß Bekrmann wenn auch keine neue Richtung angebahnt, wenigstens einen Ton angeschlagen, der schon wegen seiner Originalität imponiren mußte. Wie unser Gewährsmann an anderer Stelle erzählt, war das Auditorium bei der Darstellung der „Horazier" so erstaunt und so entzückt, „daß der Beifall brausend war und daß die Thränen flossen". Aber nie hatte, nach Hirsel's Beschreibung, die Begeisterung einen solchen Grad erreicht als nach der Abschiedsscene zwischen Horaz, dem Jüngern, und dem einen Curiaz. Immer wieder mußte dieses Gespräch wiederholt werden, mußten sich die Schauspieler der Versammlung zeigen, und als das Stück beendet, wollte alles den Dichter sehen, der beim Hinausgehen mit Jubel empfangen wurde. Am Tage darauf brachten die Zeitungsschreiber diese Abschiedsscene an der Spitze ihrer Blätter, und ganz Hamburg deklamirte sie ohne Aufhören; hauptsächlich waren es folgende Worte des Curiaz:

Der Mensch lebt doch ein Mensch. Er kämpft für
Freundschaft nur
Und überwindet nicht die Kraft der Natur.
Wer sie und seine Brust, wenn sich unmenschlich streben
Und ihn entsetzlich hilft als seinen Feind bekriegen,
Und Rom und Alba wird an ihm den Sieger ehren,
Dem Thoman bei dem Mord auf blutgen Bränen flehen,
Der sich des Vaterlands selbst und sich das Glück zu
finden.
Das ihm den Freund entzückt, den er als Bruder fanden

und folgende Worte des Horaz:

Es schweige denn in euch die Liebe und der Freund,
Wo sich der Staat erhebt. Ich sah den Held bezwungen
Die Pflicht, die uns befiehlt auf sie den Arm zu richten,
Durchdringt uns. Wenn nur Helden sich verbinden
Für was vergeßt sich nicht der Schwert im Bruderzwiespalt?
Gewinnt seinen Freund wer meiner Liebe
Wo sich sein Kämpfer findet, den Mann und Muth zu
gleichen.
Er ehre sie und ich. Ihr Tapferen zu beschämen

welche man für das Erhabenste erklärte, was jemals gedichtet worden.

Neuber war nun außer Bekrmann niemand sicherer als Karoline Neuber. Hatte ihre Truppe die doppelte Anzahl von Plätzen enthalten, wäre sie wie dem Publikum nur damit gedient gewesen, da dieses fast die Kasse stürmte, um der Darstellung der „Horazier", welche Abend für Abend wiederholt wurden, beizuwohnen zu können. Das war einmal in jeder Hinsicht ein Glückstag! Jetzt hat sich das Blatt gewandt, dachte die Neuberin in ihrer Freude, jetzt können Martin Schott und seine Truppe Gott weiter aus dem Thore ziehen; denn mit seinen blanken Thalern ist er vorbei und mit dem Opernpfiffigen dazu. Und fast schien es, als sollte dieser Gedanke in Erfüllung gehen. Schott, der immer höhnisch von den Aufführungen der „Hochdeutschen Komödianten" gesprochen, mußte plötzlich schweigen, denn es rannte die Menge seinem schönen Opernhause vorüber und der elenden Bude in der neustädter Fuhlentwiete zu. Vergebens kündigte er die brillanteste Musik an, vergebens ließ er in ganz Hamburg ausrufen, daß Madame Monza, eine Italienerin, eintreffen und die berühmtesten Arien vortragen werde — nichts kannte, die „Horazier" und Karoline Neuber trugen den Sieg davon.

Aber was war unsere Prinzipalin ohne Bekrmann's Trauerspiel? Was geschah wieder, nachdem sich das Publikum daran satt gesehen? Es

ward die alte Geschichte: Martin Schett konnte sich wieder die Hände reiben, die Neuberin hingegen mußte von neuem die Stirn kraus ziehen und mit den Achseln zucken, als ihre Mitglieder eine Perle nach der andern Glückens leere Beutel verzeigten. Wo war die ungewöhnliche Einnahme geblieben? Das wußte sich das Personal freilich nicht zu erklären, aber die Principalin wußte das besser nur zu gut: sie hatte aufgetragen Glauben damit befriedigen müssen.

Doch die Mitglieder wollten sich diesmal nicht vertrösten lassen und drohten davonzugehen; und da bekümmerte Karoline Neuber ihren Stolz und flehte bittend bei Behrmann an. Er gab endlich, leise verstummte das Murren, allein nur, um nach kurzer Zeit, nachdem die Summe noch einmal Spottgeld verausgabt worden, desto lauter wieder zu erwachen. Denn mit den Forderungen ging's mehr und mehr bergab. Die Zahl der Besucher ward eine immer kleinere; weder Gottsched, Kramer und Quistorp, noch das neue und lustige Stück „Der Wilde" wollten mehr locken. Die „Hexenjagd" hatten doch das Beste und die waren nun aller Welt bekannt, und im Opernhause sang die Italienerin, Madame Mencia, und die hatte Augen und eine Stimme, wie sie noch nie dagewesen war.

Das hat mit in vielerlei Art, als die Nachricht durch Hamburg eilte, Georg Behrmann und Christian Neuberg wollten ein Paar werden. Natürlich erhob auch die Neuberin davon, und sofort machte sie sich auf den Weg, ihrem Bruder zu beglückwünschen. Ob sie die leise Hoffnung hegte, eine abermalige Bitte geschickt damit verbinden zu können? Oder ob sie gar glaubte, daß Georg, dem ihre Verlegenheit unmöglich verborgen sein konnte, seine Hilfe auch ferner Stücken anbieten würde? Wer weiß! Denn wie wollte Behrmann sie der Summe, theils, um nicht gemahnen zu müssen, wie ihre Mitglieder der Bude verlaufen wollten, theils, um von Hamburg scheiden und ihr Glück an einem andern Orte versuchen zu können.

Behrmann nahm ihre Gratulation zwar herzlich auf, doch lag, wie er Dank sagte, etwas so ungewöhnlich Ernstes in seinem Blick, daß sie sich nicht genug zu wundern vermochte. Und da ihr Art und Weise nun einmal war, zu reden, wie sie dachte, so fragte sie auch jetzt ohne Umschweif, ob eine Wolke am Himmel seines Glücks aufgestiegen sei?

Georg verzog verstimmt: „Eure Bemerkung klingt sonderbar, Frau Principalin! Habe ich nicht alle Ursache, heiter und zufrieden zu sein? Und bin ich es etwa nicht?"

„Nun, nun, mein Freund, scheltet mich nur nicht! Zeugte ich denn aus Neugierde? Ihr wißt ja, daß ich für Euch ein Interesse empfinde, als wäret Ihr mir wenigstens ein Anverwandter von uns."

Behrmann schwieg dazu, aber er drehte an den Locken und die Neuberin nahm Platz. Wie er an ihrer Seite saß und sie so einen Moment aufmerksam betrachtete, da mußte er sich gestehen, daß sie, seit er sie zuletzt gesehen, auffallend alter geworden. Aber ebendrin gerade, daß allerlei Leute noch gebrauchte, lieferte sagen die Kummervollen Augen in ihren Höhlen, scharfer waren ihre Züge. „Sagte ich, als du vor fünf Jahren zum ersten mal in Hamburg einzogst, wie hoch trugst du da das Haupt, wie sicher sprachst du es aus, daß du das Opernwesen für ewige Zeiten vernichtet würdest! Und jetzt, jetzt? Wie Mitleid kam es über ihn, da er weiter dachte: Wahrlich, dein Verhalten war ein grausames, schlimmes, dein Wille ein eiserner! Doch was vermochtest du gegen den Unverstand der Menge? Zwar stürmte er tun seine Bude, als da die Vorstellung neuen Trauerspiels verkündeten, allein viel weniger der Dichtung, mehr meinetwegen, der ich von all und jung gekannt bin. Thörichtes Volk! Die Bude der Oper steht sich, und neue Stücke, von da herab unvergängliche Werke traten, wenden sie den Rücken!

Ob die Principalin erriet, was Georg beschäftige? Sie senkte tief auf und drückte das Taschentuch gegen die Augen, nicht etwa, um sie zu trocknen, denn ihr männlicher Sinn hatte nie einer Thräne gestattet. Dann sprach sie: „Wann hofft Ihr, Herr Behrmann? Somit Gott der mir meine Krankheit zugesandt, vermute ich Euch bald in Euren Abenden. Seid auch Ihr mit einem mild gegen mich aber — und das will ich hoffen — verlaßt Ihr ein neues Trauerspiel?"

„Nein, nein!" stieß er hastig hervor und wandte sich dabei zur Seite, sein scharfes Auge zu verbergen. „Verlaßt Euch darauf, ich werde zu solchem Zweck nie wieder zur Feder greifen — nie — denn —"

Aber sie ließ ihn nicht ausreden. „Höre ich recht? Das wäre!" rief sie aufspringend, warf den schwarzen Schleier, der ihr Haar verhüllte, sich lose um auf ihre Schultern niederglitt.

„Nicht des Ruhmes willen hab' ich gedichtet",

fuhr er, noch immer abgewandt, fort, „ich that es, meine Feierstunden auf edle Weise auszufüllen. Aber jetzt, wo ich zu einem geliebten Weibe eilen, wo ich denken darf: bald wird mein Haus auch das Philippinens sein —"

Langsam schüttelte sie das Haupt. „Freund, Ihr retet anders, als wie Ihr im Grunde Eures Herzens denkt! Nur um die Feierstunden hinzubringen hätten Ihr die „Heraspten" verfaßt? Gebt, gebt! Gedichtet habt Ihr, weil sie mußten, weil Euch die innerste Stimme dazu getrieben!"

Wie es das vernahm, schmiegte sich seine Stirn. „Ihr wollt das besser wissen? Ei sehr doch! Nein, Frau Prinzipalin —"

„Ja, Herr Behrmann, ich will das besser wissen! Sehr mich scharf an — aus Euch redet ein anderes! Als ob mir der Vater der Jungfer Braut nicht bekannt wäre! O, wie hat er damals gegen mich gesprochen, als der Senat damit umging, mir den Titel einer hamburger Komödiantin zu verleihen — „unser Illusion" Ihr Vorte! Selbst in anderen Städten nicht geduldet worden" — hat er gesagt. Und dem redet Ihr jetzt nach! Weil der Eure Schwiegervater wird, verleugnet Ihr Euer schönes, von Gott geschenktes Talent — Bekennen!"

„Frau Renkerin!" brauste Georg auf, den Arm drohend emporschwenkt.

Sie aber schlug weder das Auge nieder, noch wechselte sie die Farbe; nur ihre Rechte, welche den Fächer hielt, zitterte merklich. „Also wären wir am Ende. Denkt Ihr bald daran, in die Ehe zu gehen? Ich wünsche Euch des Himmels Segen! Vielleicht höre ich in der Ferne von Euch, denn nach Hamburg fehr' ich nie — nie wieder zurück!"

„Wie?" fragte er, „Ihr wollt uns verlassen?"

„Ich will, weil ich muß!" versetzte sie, und um ihre Lippen zuckte es. „Hier ist's mit der Renkerin gerade wie mit einem Kleide, das man bewundert, solange es neu, das man nicht mehr ansehen mag, wenn's eine Zeit am Leibe getragen. Dreimal habe ich diese Erfahrung gemacht, dreimal verließ ich Hamburg und kehrte doch wieder zurück. Warum? Uns immer wieder zu verlassen! — O, meerk sind sie um mich herum und lesen in die Polaune: „Das ist eine Komödie! Die Renkerin hat's weg, das Geschmack! Gemächer, Corneille, Racine riefen sie auf und der Handwurst ist nur dazu, die „Ungeheiteten" zu amüsiren." Und eine Meile nachher: „Die Renkerin ist zu einfeinig! Immer und immer Verse, und der Handwurst bleibt stets der Alte! Kommt ins Opernhaus, Martin Schott hat die wahren Geldmuck! Da weiß man doch, was man für sein schweres Geld hat!" Ihr stieß mich fragend an, Freund! Ihr denkt: Die Renkerin ist verstimmt. Nein, Behrmann, davon schlägt mich meine Kunst! Doch laßt selbst, ob meine Farben an greift? Seht, Ihr schweigt dazu! Wohl, daß verstehen sich Euch, weiß ich das Beste hinstellen zu schaffen, daß meiner Komödie treu getrichtet; ob sind die Angelegenheiten dieser Stadt darunter — aber spiele ich denn allein der Ehre halber? Habe ich nicht meine Absichten zu entrichten? Aendern meine Frau nicht ihren Rehm? Wie die Stimmen vernehmen! Die wenigen Getreuen sind nur wie ein Tropfen! Alle fort, fort! Anstich, daß wird eine lustliche Ritsbet werden! Auf der Straße wird mich hören und jenen anhalten und die Hand ausstrecken, und am Thore warten heißen. Also hätte mir Euern Schulden, Frau Prinzipalin? Gern bezahlt! Aber gleichwol, ich muß fort und sehe ich mir mit Euern warmen Küssen den Weg bahnen! Ich gehe nach Lübeck! Dort gehöre das Feld mir allein, Opernglänzel hab' ich heer nicht zu fürchten!"

Jetzt schwieg sie endlich, und Georg schwieg auch. Nur zu wohl sah er ein, daß ihre Schilderung seine übertreibe, und er bedauerte sie um so mehr, da sein gegebenes Versprechen eine Hinderung ihres Werk nicht erlaubte. Ob er sich abfällig nicht verstanden? dachte sie da. Nun gut, so muß ich verlassen, auch ohne seine Hilfe fortkommen.

Und dann nahm sie einen kurzen Abschied. Sie sagte: „Wenn ich Euch auch nie wiedersehe, werde ich doch von Euch hören, denn das Dichten kann Ihr nimmer lassen, das traue ich von Euch!"

„Möge es Euch gut in Lübeck gehen", sprach er, „und kann ich mit Empfehlungen an heilige Gelingen dienen — verlange nur!"

Da hob sie kalt das Haupt. „Lieber Herr! Ihr empfehlt sich selber! Lebt wohl!" Und damit verließ sie heftigen Schrittes das Gemach.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Somnambulismus und Magnetismus

E. Sch. — Die höchste Aufgabe, die der Mensch zu lösen hat, ist der Mensch. Darum können wir bei jeder Gelegenheit unsere Aufmerksamkeit immer wieder auf das wichtigste und interessanteste Feld der Psychologie, die Wechselwirkung vom Menschen, gerade die tierische auch, die schwerste aller Wissenschaften ist, weil sie nicht durch lustiges Experimentiren und Expeditionen, sondern nur durch mühsame Beobachtung und Erfahrungen von Erfahrungen zu erwerben ist. Trotz vieler Schwierigkeiten aber haben gerade um dieser Schwierigkeit willen sehr viele und zu sehr verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten Versuche gemacht, sie zu lösen. Wir Deutsche sind ja Meister darin, und das Sprichwort: „Was Goethe sagt, ist Mensch und was Mensch ist, ist Goethe" verbürgt uns, daß das Unbegreifliche begreiflich ist — sonst würde es nicht begriffen. Und Recht haben wir auch an.

Diese Sätze schicken wir der Betrachtung einer Schrift voran, auf den sie sich bezieht. Sie ist betitelt: „Die Somnambulen. In ihrer geschichtlichen Entwickelung und auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte. Vom Verfasser der Karl Schmidt, Verfasser sächsischen Schulrath" (Dresden, Meinhold. 1858.) Der erste Band liegt uns vor und enthält in ausführlicher und lesbarer Darstellung die Geschichte der Anthropologie von ihren frühesten Anfängen bis auf die verschiedenen Erscheinungen unserer Zeit. Der zweite Theil soll den Stoff ordnen und aus ihm eine Lehre ziehen. Wir werden denselben auch zu weiten wir heute das Schlußwort betrachten.

Ich „ein anderes Leben", und zwar ein „unsichtbares", sagt man von Mensch zu Mensch, und Somnambulismus" und magnetische Kräfte sind Dinge normalen gesunden Lebens ist jene Somnambulismus nicht übrig." Wo auch dazu ein der vollkommenen, ungestörtesten Eingabe übrigen Gemüth — wo wir den vollkommensten Aufmerksamkeit beim Gemüthe unsere betrachten — bei unbegrenzter Macht Selbstbewußtsein und Selbstthätigkeit erlischt — gewisse Krankheiten, besonders Nervenkrankheiten, haben den Somnambulismus im Gefolge.

Der Anfang des Somnambulismus ist ein Aufhören des Menschen in das Gattenleben, das Leben im Mutterleibe. Wie in diesem das junge Leben von einem andern Körper getragen wird, so lösen Bewegungen und Empfindungen theilweise aufgehoben, allmählich dem innern Leben die Herrschaft über die Sinnenwelten. „Alle Sinne, welche im wachen Leben thätig sind, ruhen bei ihnen."

Der Tod, der so trägt ist der Natur — wirklich wachen der Tod, wenn Magnet, der wachen erklärt, wenn man sich ihn nicht für jede Verwendung vollständig hat macht. Auch der Nachtwandl S. 119 — Die Somnambulen sind mit ihrem ganzen Leben in das allgemeine Naturleben versenkt", in nicht gegensatz, im Wechselstand hervorgehoben. Die Natur weicht den Menschen im somnambulen Zustande nur genommen hat und trägt, in Freundschaft und ernstlich bildsamste Leben. An und Leben ist so Schwere gefangen, die den Menschen im normalen Zustande drückt. Er muß sie gegenständlich betrachten, hat sich immer in jenem Zustande beschäftigt und die der Schwere gewaltsamsten entgeht. Was welchen an jene Zustände erinnern, in denen einen Lebenslicht erlegt den Lang und den Rausch. Jene unvernünftigen Schwärmer gemacht, der sich in sich, Nahen Innerlichsten, berühren gelegt kaum mehr von Leben, verloren in rasenden Schwingungen andern sich machen und den wüchsigen Bewußtsein einen Insichsein. Unwiderstehlichen Wirkung. Wenige leben und die Weltbewußtsein ein mit Leidenschaft Bauer, Bauern, Bürgerlichen erkennen, und auch der Trunkgast in seinem Zustande macht auf den Betrachter den herausfragenden Eindruck. Der gute Lag Betrachter fallen nicht schwer, ist auf Erleichterung gerichtet. Es scheint natürlich, daß wenn der Betrachter von der Höhe abgestiegen und dem Rauschzustande gleichen. Darauf beruht seine unbewußte Freiheit in jenem Lag, und Übermacht, der sich ganz ebenso bei den Nachtwandlern findet?

Alle außerlichen Gewalt entfallen Absicht. Man geht. Die Zerstörung beschäftigt sich menschlichen Innern, die sich in Gefühle, in starke Leidenschaften in dem Gemüth verbunden waren, verlangt Gewalt. Solchen die Sinnenwelten dem zunächst sich entwickelnden Gefühlen gehabten. Durch die Sinnen entfallen aber auch eine höhere Thätigkeit, und die bei gewöhnlichen Lebenszeiten in vollem Bewußtsein und Stand erlangt man gleichfalls mehr Einsicht, von sich in Erkenntniß entgegenstehe. Es entfallen die Menschen eine scharfsinnige Urtheil, aber sonst vollkommen Urtheilsgaben die Sinnen. Diese gang herausreißenden Kräften der Gangbarkeiten in Gedankenverbindung in die höchste Lebendigkeit und treiben den Menschen in einer Weise, wo bei seinem normalen Zustand unmöglich wäre. Der jene sich sagt Max Lamberti einschlummerte Mensch findet eben darum leider an die Orte gebracht, während der in solchen möglichst entfernter in Gesellschaftlicher Lust gelangt, gerathen muß eine bewußtlose, oft zum Schlag sich gebrochen erscheint, gewissermaßen wie der von Ort Ding erscheinen, dem der ganze Gesellschaft, den in zur Ordnung bringt, durch den die vergessenen Straße vorgeschrieben entgegen weist. Im krankhaften Zustande der Somnambulen mögen alle eine absolute Isolirung und Selbstbeherrschung über sonst, sind eine Selbstsicherheit und Sicherheit vorhanden sein, und so weiter, weniger Lust vorgenommen. Der eine Mensch nehmen sich sich durch verschiedene Erscheinungen der menschlichen Natur vorbereitet auf natürliche Magnetismus, besteht im Frankfurt erregten Innern, zurückführen lassen.

Wir kommen zu verschiedenen Schlußsätzen, welche in diesen Zustand durch Einwirkung eines Magneti-

[illegible] werden. Das Kupfer besteht in sehr feinen Adern durch Eisenoxyd rot [illegible] in der richtigen Stab, [illegible] eine Verbindung, der Platten oft gelang gemacht haben. Antimonoxyd, Eisenoxyd und Kupferoxydul, in richtiger gleichmäßiger Weise, bringt Eisenoxyd zur [illegible] Wirkung und endlich Schlacke bei, [illegible] durch den Eisenoxyd. Das Kupfer ist dem Gusseisen [illegible] auch eine nützliche, ist daher leicht in die [illegible] [illegible] [illegible]

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Florenz, die Hauptstadt Italiens.

Die italienische, die römische Frage, berühren die französischen Zeitungen, ob gleich jenseits Kupferton ist und Victor Emanuel ist ein neuer Despot zu Stande gekommen, dem Paris wird sein jetzige Verfassung garantirt, der König versprach ihm nicht anzugreifen, binnen zwei Jahren verlassen die Franzosen Rom, die Hauptstadt bei neuen Italien wird Florenz. Wie ist geholfen ist das Volk?

Denn das sind Dinge — aber hohe politische Interessen — gegen Gleichgültigen werden könnten, wer glaubt das? Am wenigsten der Mann in den Tuilerien. Die Schlacht, die ihn zum Abschluß eines so wunderlichen Traktats bringen, hat freilich nicht zu bestimmen, vielleicht sucht er nur auf die beste der möglichen Weisen aus einer peinlichen Lage sich zu befreien, vielleicht war seine empfindlichen Franzosen statt mit Schlachten und Kanonendonnern mit politischen Kannengießereien zu entschädigen. Unbegreiflicher erscheint der Handlungsweise Victor Emanuels — mit einem Feldherrn sollte er die Hoffnung seines Volks, daß Heil seines Lebens setzen — aufgeben? Aber seit dem Tage, da ihm Cavour starb, war es sein Schicksal, von Napoleon III hingehalten und überlistet zu werden.

Florenz — die Hauptstadt Italiens! Die Unruhen in Turin haben darauf aufmerksam, andere in Neapel werden in Kürzem aber längere Kraft folgen. Im Augenblick zwar hat das Gouvernement in Florenz mit seinen Kammern und Bajonetten die Oberhand, allein das Unmöglichste kann oft darum noch nicht unthätigen. Schon ist Zeit seiner früheren Blüte, nicht nur in künstlerischer, sondern auch in industrieller Beziehung im Aufgang des Mittelalters, weit hinter immer nur neben Rom, Venedig, Neapel, die war es das Herze Italiens. Rom Oberhaupt es an Heiligkeit und Erinnerungen, Neapel an Bevölkerung, Venedig an Macht und Größe. Damals wußte man es noch mit Ehrfurcht vor Fremden zu empfangen. Unter der Herrschaft der Medicäer und Lothringer ist Florenz länger nun seiner Größe zurückgeblieben, eine Stadt, die nur durch ihre Vergangenheit Wert und Bedeutung erhält, die nur wegen ihrer Kunstschätze noch von Fremden besucht wird. Ohne Handel, ohne Fabriken, ohne jene Verbindungen des menschlichen Interesses, die das Leben der großen Städte ausmacht, wird Florenz sie Italien nur das sein, was die Provinzialstadt Kassel, Dresden und Schwetzingen, durch die Kunst, die Gegenwart einst theils geschmückte Mittelpunkte eines kleinen Kreises, auf den sie anregend und beschäftigend wirken. Ein König aber und wenn er den zahlreichsten Hofstaat hätte, kann eine kleine Stadt nicht mehr zur Hauptstadt eines Reichs von 20 Millionen unruhiger Gemüt und Industrie haben sich längst ihre eigenen Wege gebahnt, kein Cäsar wird ihnen diese vorschreiben, die sie nicht gehen wollen. Turin, wandert man ein, empfahl sich noch weniger zum Mittelpunkt des „einigen" Italien. Nur hatte Turin den Vorzug vor Florenz und Neapel, daß es eben die alte Hauptstadt der sardinischen Staaten war, daß es eine Stadt von Kriegern war — dem Kriegern, wie sie denn auch weiter Neapel nach Florenz hinverlegen werden. Mag Italien noch einmal von einer Gesetzlosigkeit hingehen, und diese Nachgiebigkeit wird ihm nicht erspart bleiben, so wird der König in Florenz residiren müssen, die Anlagen der Residenz und den der aufregendsten Bewohner Lebenslust und Gastlichkeit und Freiheit zu Paaren treiben. Unter den gegenwärtigen Umständen aber wäre die Verlegung von Florenz gar bedenklich. Hauptstadt Italiens ein regierender Mitgesell. Die Italiener sind Gewalt wenig mit Freiheit ein „Einheitsstaat", niemals lassen sich von diesem Boden die alten municipalen Gerechtigkeiten zu Gunsten einer französischen Centralisation vernichten, ja wenig und seit sind sie mit dem Leben der neuen Provinzen Sardiniens und Piemonts. Der Gouverneur Lodi im Piemontesischen seinen Feind, der Einheimische hasse heute, wen am Nächsten, um sich als Krieg. Auf seine Interessen, seine Kunst und die Neubau seinen Besuch will Gesellschaft verzichtet der Florentiner alle anderen Stämme und Halbbarbaren, daß in seine Mauer hält sich auch für einen Nachkommen der Griechen und der Herrlichkeit der Welt betrachtet, wachsende Einigung" Italiens kann nur in republikanischer Form sich vollziehen, daß Florenz mit mehr oder einer Unterdrückung erscheinen, weil es den einzigen Stämmen je wenig Selbständigkeit läßt. Die Kraft und die Kunst sind der Treasure der fremden kleinen Fürsten, die sie schützt und großig unterstützt, daß sich die Italiener nach zusammen, wie wenig Mailänder und die sardinischen Piemontesen sind, im man darauf für dem Volk, eine Handhabe, sich Rechte zu sichern und seine Eingriffigkeiten zu ertragen. Victor Emanuel mag dem Gesetz bei weitem Italiener sehr treu stehen, die Verband wird ihn immer einem Verdacht, eben einem Halbbarbaren vorgehen. Allein Verband und Kunst sind schöne Gerichte, wenn die Interessirten einander. Die Piemontesen werden es nicht ruhig ertragen, daß sie, die sich im Grunde das „neue Italien" begründet, den Lehrmeistern Florenz lassen sollen. Mit welch scheelen Augen werden sie sehen bevorzugten Kunstsinnen auf Florenz blicken! Wie werden sich Neapolen Neubel einen Verrath nennen, daß sich ihre Mängeln fangen. Und man bedenke, daß dieser ganze Vertrag ein elender

Stück Papier ist, sobald zwei Augen sich schließen die Napoleons 3. III.

Keiner Macht wird es gelingen, den Italienern das Verlangen zu nehmen, Rom zu besitzen. Wie mit Deutsche sind auch sind eine Reform der Dunkelheit verstehen werden, bis sie erreicht ist, so die Italiener, vom Capitol herab das einige Italien zu proclamiren. Victor Emanuel hat es leicht, dem Papst Rom zu garantiren, wenn nur die Römer dem Papst Rom nicht lassen wollen! Nach dem Abzug der Franzosen, wer mich den schützen? Herr von Merode und zwei Schweizerregimenter! Das ist doch zu lächerlich, wenn Hannibal vor den Thoren. Wir sagten, daß der neue Vertrag nur ein nach Italien geschlossener Feuerbrand ist. Der Kaiser liebt die großen Feuer nicht, weil sie die Italiener einmal auch erfassen könnten, aber er braucht die kleinen, die man, wenn es an der Zeit ist, ohne viel Mühe auslöschen kann, zum Vergnügen der Pariser. Mag that Alexander der Große nicht allein, um den Scheiterin zu gefallen! Soll der Kaiser weniger thun, Kaiser zu bleiben?

Natürliche und künstliche Emancipation der Frauen.

II.

Alles harte Arbeit hindert die Entwickelung der Weiblichkeit, so sehen wir im Landarbeiterin, welche die schwere Feldarbeit (wenn auch natürlich nicht die schwerste) gleich dem Knecht oder männlichen Tagelöhner zu verrichten hat, durch größere Arbeit und geringere Weiblichkeit vor der freien Bauerfrau zurückstehen, die auf dem eigenen Grund und Boden ihrer Mannes wirthschaften und bei allem Anthun, den sie an der Feldarbeit nehmen mag, dennoch die weibliche Eigenschaften ihrer vorherrschend häuslichen Thätigkeit verrath. Innerhalb der Gestaltungen der höhern Civilisation selbst treten die Gründungen der Barbarei unmittelbar zum Theil auch in veränderter Form wieder auf. Der Fortdauer der Grundlagen des Familienlebens welcher die Pflegung der Kinder und Weiber zu übermäßiger Fabrikarbeit verbietet leistet, erinnert sich an die rohen Zustände, in denen es eine eigentliche Familie noch gar nicht gab. Wie damit auch Mühe der wirthschaftlichen Geschichte wirklich im Auge hat, muß auf ganz andere Aufwerge, als die Gleichmacherei der wirthschaftlichen Arbeit ist, bedacht sein. Es muß gerade das bekämpfen, was einige Vertreter der wirthschaftlichen Frauenemancipation als Fortschritt betrachten. Man kann wirklich nicht sonderlich ingenierische Folgen in der Verallgemeinerung der Thatsache erblicken, daß das Weib der Mannesrolle gar Hand nimmt. Was wird, fragt man sich unwillkürlich, aus den Kindern, wenn die Mutter gleich dem Vater auf Lagerbett aufgeht?

Bevorzugen wir noch einen Augenblick bei der Frauenemancipation in der unteren Arbeiterklasse. Sie wendig man auch mit den Anforderungen der modernen Industrie gewinnen haben mag, so bringt sich einem doch unwillkürlich der Verdacht auf, ob solche mit der wirthschaftlichen Befreiung des weiblichen Geschlechts nur auf die Steigerung des Angebots von Arbeit abgesehen sein. Dieselbe Tendenz, welche in England die Schuld einer künstlichen Erzeugung sogenannter Ueberbevölkerung trägt, scheint notorgemäß auf Verderben zu, die arbeitenden Klassen möglichst aufzuspeisen. Die Familie ist ein Begriff, der sich nicht mit der Auffassung des Individuums als einer Kraftmaschine verträgt. Ein Arbeiter, seine Ehefrau Frau und Kinder versorgt, ist eine Maschine, die bei derselben Kraftleistung mehr consumiren muß als ein ledigest und kinderloses Dasein. Es ist daher behauptet, daß die Natur die Neigung eingeflößt und gegenwärtig nun auch durch langsame, sachgemäße Ernährung intelligente Kraftmaschinen zu fertigen gelernen ist. Doch kann diesem Naturleben künstlich abgeholfen werden. Man sagt sich über die große Gleichheit, daß die Familie die sittliche Grundlage und edelsten gesellschaftlichen Dasein ist, kann hinweg. Man sieht sich weiter an die zerstörte Wirthschaft, welche in der Stellung der getrennten Familienlebens den Anfang der Sitten und die Gestaltung einer edlen Menschlichkeit erblickte. Man löst einfach die Familie indirect auf, indem man zunächst das häusliche Leben und damit auch das weibliche Wirthschaft in der gleichen wirthschaftlichen Thätigkeit nöthigt. Der modernen Verkehrsverhältnisse erlauben nicht mehr, daß der Arbeiter eine Familie versorge. Jetzt dient der Familie mag sie sich selbst Nahrung erarbeiten, und die wirthschaftliche Emancipation der Arbeiterin hat nur deshalb bei einer gewissen Minderung halt machen müssen, weil der wohlverdauende Egoismus den männlichen noch ein kindisch Gemüthsgeist eingeschlossen gestatten kann. Weiblicher würde der Schutz der Arbeiterin gegen die ungeschminkte Kraft der Fabrikarbeit nicht minder als bezeichnet der Kinder gewerbsgerecht sein. Will der Staat seine sittlichen Fundamente nicht unterwühlen lassen, so muß er die Ehe auch vor der wirthschaftlichen Auflösung schützen. Der Grundsatz des Selbsterhalts, welcher bei englischen Volkswirthschaft als unverrückbarstes Axiom angeboten und weil gut will der Freiheit verwechselt wird, — dieser Grundsatz, welcher den Staat als eine tüchtige Macht aufgerufen wissen will und in jeder Einmischung der allgemeinen Gewalt eine verbrecherische Störung erblickt, müßte folgerecht zur Auflösung nicht der Sklaven, aber auf der Sklaverei führen und ist daher in anderer Frage vom verderbenen zurückzuweisen. Der Gesetze eben eine große Macht im Sinne einer Schutzes gegen wirthschaftliche Ausbeutung. Diese Wahrheit wird aber gerade von denen verleugnet oder gestoßen als Lieblingsvorurtheilen Irrthum verlacht, die der rohen natürlichen Gewalten der Gewalten das Wort reden. Die Freiheit ohne Gerechtigkeit ist das Recht, sie führt zu einer rücksichtslosen Ausbeutung durch den Stärkern, und bei

ist es nur im Sinne dieser Ansicht, daß man die wirthschaftliche sogenannte Emancipation des weiblichen Geschlechts anstreben sieht.

Vielleicht wissen die, welche sich zu Vorkämpfern der Propaganda für die Emancipation der Frauenarbeit machen, wenig oder nichts von dem eigentlichen Geiste der ganzen Operation. Hier soll es sich ja nicht um Erkämpfung auch den eigenthümlichen Bedürfnissen des Weibes heraus. Die Industrie soll das Leben können von der Thätigkeit der Frauenwelt in vielen Richtungen zweckmäßig Abänderung gewünschen. Die Spekulation, welche sich hinter Perspektive bemächtigt, bleibt nicht aus. Man sieht gewisse Schaarlen der trockenen Gelegenheit zu durchbrechen. Hierzu scheint es einer entschiedenen energiemäßigen Agitation. Man sieht dagegen die guten und berechtigten Momente der Reformbestrebungen heraus und findet mit der entschiedenen Empfehlung der wirthschaftlichen Arbeit (und vorzüglich sich auch Schaglichkeit) gerade bei den heutigen Richtung einigen Anklang. Die Unterstützen Berufsarbeit kennen in der Regel nur Arbeiter ohne Berücksichtigung nicht und vergessen dagegen Berufsarbeit die mächtigen Einschränkungen und Schwierigkeiten zu empfehlen. So geschieht es, daß die Industrie in die Familie eingreift und auch dieses auch Mensch bricht, eine möglichst billige Arbeitskraft macht. Für die niederen Klassen wäre nur insofern eine echte wirthschaftliche Besserung denkbar, als es auch in der Arbeit geistiges Schaffen geht, welche die Frauen an der schändlichen Besorgung gewisser Hausarbeit hindern.

Die Theilung der Arbeit ist regelmäßig ein Nutzen. Nur indem sich die Berufsthätigkeiten vereinfachen, kann es einzelne Geschicklichkeiten in hohem Grade ausgebildet werden. Gegen sich die Formen der wirthschaftlichen Arbeit und mithin auch der Arbeitskraft der Gemeinwesen. Nun gibt es Beschäftigungen, die gewisse der weiblichen Eigenthümlichkeit besonders entsprechen. Warum soll sich z. B. das Lehrergeschäft nicht zum Theil vorzüglich für Frauen eignen? Ein gewisser Gedanke scheint sich in der That eher der dem weiblichen als der dem männlichen Geschlecht anschließen zu lassen. Nun ist es offenbar eine hohe Stufe der Arbeit und der Stelle, wenn ein Theil der sehr leichten Verrichtungen des erwähnten Gewerbes seine Frauenbeschäftigung wird. Wäre die Theilung der Arbeit weiter fortgeschritten, so könnte es z. B. das Schreiben von Thesen und anderen Zimmerausführung sehr nicht einem eigenen Gewerbszweig, und zwar für Weiber, abgeben können. Indessen sind wir mit unserer wirthschaftlichen Organisation noch nicht bis zu diesem Grad der Gliederung vorgedrungen. Der alte Schlendrian durch Sitte und Recht unterstützt, hält die Entwicklung der Kräfte zurück und hindert auch die Frauen, weil an derjenigen Art von Geschäftigkeit, die ihr allein heilsam sein könnte.

Ein anderer Punkt, durch welchen sich die natürliche Emancipation geltend machen möchte, wäre die Begünstigung des weiblichen Unternehmerthums in Sachen der gewöhnlichen und der feineren Handarbeit. Die welche arbeiten, und die, welche die Arbeiterprodukte verbrauchen, sind durch den Handelsstand noch künstlich getrennt und müssen sich eine schwere Steuer zu Gunsten des Zwischenhändlers gefallen lassen. Man spalte hier einen einheimischen Markt, auf welchem Arbeiter und Verbraucher unmittelbar miteinander verkehren. Dann wird man ein Stück wirthschaftlicher Emancipation verlangen haben, die freilich nicht wesentlich zu der Handelsherrschaft, aber dafür um so besser zum allgemeinen Wohlstande paßt. Arbeit und das weibliche Geschlecht beim Handel unterstützen zu wollen und davon nun wirthschaftliche Emancipation zu sehen, scheint mir einen Sinn haben. Z. B. von den Verbrauchern selbst zu betreibenden Markt für die weibliche Arbeit und man wird die wohlthätigen Folgen hiervon natürlich schnell auch von Stand zeigen in regelrechten Magregeln beim erkennen. Statt dessen geht das heutzutage Bestreben auf eine Beförderung oder unmittelbare Gründung der billigen Verkaufsstelle und überläßt es der Menge der Verbraucher durch den Zwischenhändler.

Berliner Briefe.

13.

Die elektrische Kunstausstellung.

Die Kunst geht auf Draht, sagt in Treffung d. Gazette Nationale der Maler von Mont, dessen Bildchen auch unsere Maler bewundern, um es mehr, da sie feinere Pinsel haben, der ebenso erwartet. „Daß sich die nicht vermehrend in unserem Staate nicht." Auf der elektrischen Ausstellung geht es weiter zurückgeht nach elektrische Bilder. Und bald Tagesnot Gemälde unter Bestrahlung gehen nicht vor. Bald Tierdarstellungen sind die Menschen in unseren Tagen am empfänglichsten, während jenen das Gros artige Menschliche am gemäßigt Anlehnungen erwacht. Und so betrachtet die Ausstellung eine Bewunderung über einem Schlagsalon zu verbringen lassen.

Und betrachtet die Ausstellung der Ausstellung, so von Anfang übergeht man doch in viel Kunstwerke über, und es ist eine Jahren einmal, wenn man plötzlich Bilder von Künstler Bezug, lebendigen so Sage „Brand aus Nacht". Eine Mutter mit ihren Kinder wäre eine richtiger Darstellung, denn die göttliche Mutter von drei Kindern, welche Bilder doch etwas zu wichtig, so wirklich schwer. Und gemacht die Stücke der Bildhauer auf drei Gruppe groß, ist das warum, weiche Bilder, das in der Bildnerei, das ist nicht Kunstgegenstand darin, allein einmal Naturschönes und Wahrheit. Der Gedanke hier das hohe Amt der Gattin, hatte belegt in den Kopf und die volle Beschäftigung einen schönen Wechsel. Vorzeichnis, im Stil Michel Angelo's, ist der Kunst, der sich mit dem eigenen Pfeil den Arm gezogt, seine Künstlichen erscheinen wie eine sinnliche Angabe Menge nicht

'mal gelehrt! Er geht immer nachdenklich und der Valentin wie sein Schatten hinterher.

Gustav

(geht in sinnender Haltung, nachlässiger Hauskleidung und sein Portefeuille in der Linken, einen Bleistift in der Rechten quer über die Bühne).

Valentin (folgt ihm in einiger Entfernung).

Beate (bei Seite).

So ist er seit drei fürchterlichen Tagen! (Zu Niclas) Geh, führe die Fremden, wenn sie kommen, in den Gartenpavillon und rufe mir Valentin. Leise! leise!

Niclas

(folgt Valentin und macht ihm durch Zeichen verständlich, er sollte zu Beaten kommen).

Niclas (ab).

Valentin (betrübt).

Sie wünschten mich zu sprechen?

Beate.

Was ist mit Deinem Herrn?

Valentin.

Gott im Himmel weiß es! Seit drei Tagen schließt er sich ein, sucht überall die Einsamkeit, redet mit Ihnen nicht, redet mit mir nicht, spricht im Traume Dinge, die ich nicht verstehe, nur wenn ich ihn frage: soll die Hochzeit am nächsten Sonntag sein? antwortet er ruhig: Ja!

Beate.

Entsetzlich!

Carus, die Klagen wären die verschwenderische Vollendung der Form?

In den Salen, die den Gemälden eingeräumt sind, verlieren im Grunde nur Ein Gib besonderer Erwähnung — ein Bild, das nur in der Ausführung gefiemmen ist, wahrscheinlich um der Farbe aufzuhelfen. Denn es hat seit zwei Jahren seine Runde durch Deutschland gemacht und gehört seit Monaten unserer Nationalgalerie an — Feiling's „Hus vor dem Scheiterhaufen". Unter den andern findet sich viel Schönes, namentlich in der Technik Vollendetes, doch nichts Hervorragendes. Die Kunst des „Machens" ist weiter vorgeschritten, als sie es vielleicht wünscht war; darüber hat die Kunst des Gestaltens, der Komposition an Reife verloren. Die unserer ganzen Gegenwart, selbst auch der Malerei eine gewisse Nachempfindsamkeit und „arbeitete" Verklärungslust an. Von den historischen Bildern stehen mir ein Werk von Pauwels in Weimar hervor. Die Kindlein der von Herzog Alba verbannten Mutterländer". Trotzdem gemalt, also oft nicht minder durch seine Farbe als durch einzelne ergreifende Gestalten eine große Wirkung auf. Weiter sagt und nur der Katalog, nicht das Bild selbst, daß Hans Makart'sches Verhandeln: es können ebenso gut Franzosen sein, nicht auch der Verbannung, von einer langen Reise könnten sie heimkehren, ob von Männer und Frauen, so am heimatlichen Strand von ihren Herden und Armuten begrüßt werden. Im Portraitfach hat ob Achter das Vorzüglichste geliefert: ein Knabenbildnis, das nicht allein mit Gottfberaugh's „Blauen Buben", und mit einem von Dreschen Portrait wetteifern könnte. Der Landschaftsmaler ist das Lieblingskind der Zeit; die Wanderlust, die und alle ergriffen hat, hat Verlangen, von fremden Zonen und Menschen zu erzählen, beginnt in gleicher Weise die großen und kleinen Touristen von Kapitän Speke und Hans Wachenhusen, wie die Landschaftsmaler von Eduard Hildebrandt bis zu dem jüngsten Schüler in der düsseldorfer Kunstakademie. Eine Landschaft von Oswald Achenbach — „Im Abhang des Sabinergebirges", scheint mir von allen die Natur zu verkünden: eine Schilderung aus Hergerreisen „Latinischen Sommern" ist hier in Farben und Formen übersetzen. Der Zauber Italiens weht auch diesen Gemälden, Meisterwerken der Technik, von Oswalds Bruder Andreas. In eine Morgenstimmung der Schweiz hat der Künstler sein „Mont Salvay" gehaut: ein formes Schlaf, das sich gegen die gewaltigen, ruhig aufgebauten Massen, die es umragen, wie ein Kinderspielzeug ausnimmt. Ein Bild, Dolomiten Karte Hegert, Andreas Achenbach, die schönen Italienerbilden „nach der Bibel" von dem fürzlich verstorbenen Schirmer halten den Raum der deutschen Landschaftsmalerei aufrecht; technisch ist das weiche tabellos, im einzelnen auch Erfindung und Erkenntnis der Poesie in der Natur, aber man vermißt doch allzu sehr eine eigenartig künstlerische Auffassung, es kommt alles, mehr oder weniger, aus und von Schreiben der Landschaft heraus.

Die „ewigen" Kinder, die Meerscheim und Meyer von Bremen malen, dürften allmählich niemand mehr Interesse einflößen, hier ist die Kunst in Auffassung und Ausführung schon vollends zur Manier geworden. Auch Ludwig Knaus bietet dieselbe hinter seinem Ruf, hinter seiner „Taufe" und seinem „Ländlichen Fest" zurück; hübsch und dem Leben gegriffen, entbehren seine „Verlorener Knaben" der ihren Gemälden eigenen, von ihrer Naturtreue selbst höhern Zug; leid und der Kunst kann nicht auch der Klagliches des Daseins erheben! Unsere Maalern entgegnen „Bewohner, konnen nicht tief in die Alltäglichkeit stoßen". Je genrähnlicher, desto besser, das ist die Losung der meisten Genremaler. Eine um so traurigere Nachahmung macht G. Baumgärtner, der mit seinem „Rattenfänger von Hameln", seiner „Weihnachtsnacht" und jetzt mit seiner „Perlose und die Krähen" sehr viel Geschwätzig und die Nachreden der menschlichen Natur hervorheben strebt.

Zur Lektüre.

Drei neben wertschreienden Romanen und Novellen heben mir ein, die sich ein vorzügliches Verdienst hervor. Die „Neuerfindungen und Novellen von Ernst Freiherrn von Biber" (zwei Bände. Jena, Frommann. Geheftet. 1864), enthalten Schilderungen und Erzählungen aus der deutschen Heimat wie aus Südamerika. Den letzteren möchten wir den Vorzug geben; die Erfindung ist auch in ihnen nicht von Hauptrichtigen Wert, aber die Darstellung ist belebt, anregend und der Inhalt gewinnt in unterhaltender Weise ein anthropologisches Bild jener Länder und ihrer Volksgestalten. Zeichnet sorte Erzählungen die bewegte Handlung und das lebhafte Interesse auf, so bewährt der Vorzug der Novellen von Hermann auf Form (zwei Bände. Wien, Schlamerling. 1864) in ihrer gemäßigten Ruhe, in der gefügten Anregung, die sie in hohem Grade gewähren. Form ist ein Hauptklärungen: mit Vorliebe pflegt er schwierige psychologische Probleme zur Entwickelung und Darstellung zu wählen. Meisterhaft mit der Verstand, die Kühle, die seine Weltanschauung beherrschen, in seinen Gestaltungen allgemeinen hervor und rauh seinen Gestalten einen von der, Ursprünglichkeit und Frische, die wir einen wünschten. Daher sind seine Entwickelungen meisterhaft, von seltener Wahrheit und großem Scharfsinn. Diese Eigenschaften eignen sich nicht allein zur Schilderung leidiger, sondern werden in der Novelle bei günstigen Talent einen langen Nachklang hinterlassen.

Von der neulich von uns angezeigten Novellenbibliothek: „Unterwegs und Daheim" (Leipzig, O. Purfürst), sind zwei neue Bändchen erschienen. Sie enthalten einen Roman von Tabrajeff und Reisebeschreibungen von Lucian Herbert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 42. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Im Pfarrhause. Erzählung von Fr. Friedrich. V. — Erwiderung auf Bürgerfreund. Von Karl Gutzkow. II. — Drei deutsche Kunstwerke der Gegenwart. Bildnisse von Hermann Kiehle. 1. Im Gedicht. 2. Gedicht. Gedichte. Die Schöpferschöpfung. Drei Schwestern von der Düssen in Dresden. Artistische und sittliche Emancipation der Frauen. III. — Zur Literatur. — Pietro d'Abano. Trauerspiel in Versen.

Im Pfarrhause.

Erzählung von Fr. Friedrich.

V.

„Als ich von meinen Reisen zurückkehrte“ erzählte Hugo weiter der aufmerksamen Gertrud, „empfand ich eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Leben. Ja viel mehr als gleichgültige Gegen Ekel ab. Ich nahm meinen Reisepaß in der Residenz, mein Vater war damit einverstanden; dies war für mich vielleicht der schlechteste Ort. Ich hatte kein bestimmtes Lebensziel. Aus Vergnügungen eilte ich nach. Meine abgespannten Nerven verlangten eine Zeit neue Aufregung. Ich vergeudete viel Geld, mehr als mein Vater mir gab. Das Schuldenmachen wurde mir so sehr leicht, weil jeder wußte, daß mein Vater reich war, daß ich seiner Reichthum einst erbe. Anfangs bezahlte mein Vater die Schulden, endlich sagte er, nicht mehr für mich zu bezahlen. Ich nahm diese Drohung sehr leicht. In der Residenz, in meinen gewohnten Verhältnissen konnte ich nicht anders mehr leben, ich hatte auch keine Lust dazu; ich machte auch neue Schulden. Mein Vater war entrüstet, er wollte seine Drohung wahr machen — ich war verloren, wenn er es that, denn ich ging dem Schuldgefängniß entgegen. Da stellte er mir die Bedingung, mich zu verheirathen — die Tochter eines reichen Mannes, eines Mannes von altem Adel hatte er für mich ausgesucht. Ich kannte sie, allein ich liebte sie nicht. Ich hatte überhaupt keine Lust, mich zu verheirathen — mich schrecken die bekannten Banden der Ehe — ich lehnte deshalb seine Bedingung ab. Er stellte mir eine andere. Ein Jahr lang sollte ich still in dem Hause eines Predigers leben — er hatte das Haus Ihres Vaters für mich ausersehen. Ich willigte ein, mein Vater bezahlte meine Schulden und mich reizte das Neue, das Ungewohnte. Bis dahin hatte ich stets in glänzenden Verhältnissen gelebt, ich wollte versuchen, auch dem einfachen Leben eine lustige Seite abzugewinnen. Ich amüsirte mich bei Gedanke, aber mich selbst dachte ich nimmer, wenn ich mich in dem Hause eines Predigers, in den engen, beschränkten Verhältnissen eines Dorflebens befände. Es war mir so ein ganz neues Leben für mich, und das Neue lockt.

„Mit diesen Gedanken kam ich hierher — mit diesem Gedanken trat ich mein Strafjahr an. Ich sollte ja ein Strafjahr sein; denn daß ich mich änderte, daß ich besser, daß ich hier ein ganz anderer Mensch werden würde, daran dachte ich

nichte. Ich lachte anfangs, als ich in das kleine, einfache und einfache Zimmer trat, welches Ihr Vater für mich bereit hielt; ich lachte über das ganze Leben, welches mich umgab. Es war mir fremd und neu. Es amüsirte mich, allein im Walde umherzustreifen oder in der ärmlichen Waldschenke zu essen, während ich wußte, daß meine Bekannten in der Residenz am vielleicht zu vielleicht zu einem glänzenden Frühstück zusammenkamen. Es lag in meiner ganzen Stimmung auch ein Trotz gegen meinen Vater. Ich wollte ihm zeigen, daß mir das Strohlager durchaus nicht schwer falle, daß ich durchführen könne, wofür ich mich einmal bestimmt habe.

„Ich bin hier anders gekommen, als ich aber. Die Ruhe und Stille hat bewirkt hier, die einfachen und natürlichen Verhältnisse, über welche ich anfangs spöttisch lachte, wirken tiefgehend wohlthuend auf mich ein. Ich fand mich selbst wieder. Ich war mir, als ob alle Erfahrungen und Erlebnisse meines Lebens sich hier gleichsam in meiner Gesammtung sichteten. Der Anarch, in dem ich mich so lange befunden hatte, schwand, und der Gedanke, zu ihm zurückzukehren, erfüllte mich mit Widerwillen. Plötzlich war dies alles nur der Arzt des Armen — Gertrud, da heute ich Sie kennen — hier — hier an diesem Platz! Ich bin ein anderer Mensch geworden — ich kann es offen gestehen — und ich bin es durch Sie geworden! Gertrud, ich weiß, daß ich nie in die Fehler, in die Schwächen, in den herabsetzenden Tadel meines früheren Lebens zurückfallen würde, wenn Sie mir stets zur Seite stünden! Haben Sie den Muth dazu?"

Er hielt inne; er blickte sie fragend an — sein Herz schlug aufgeregt.

Sie schwieg. Sie hatte die Augen niedergeschlagen, allein sie konnte nicht verbergen, wie es in ihr stürmte.

„Haben Sie den Muth, Gertrud?" wiederholte er.

Auch jetzt schwieg sie noch.

„Ich, ich sehe ein, daß ich unbilliges von Ihnen verlange!" rief Hugo schmerzvoll. „Ihr Leben ist so frisch und rein, auf Ihrem Herzen ruht noch kein Fehl, kein Vorwurf, keine Vergangenheit, wie kann ich hoffen, daß Sie es an das Leben eines Mannes knüpfen, für den die Frische und Natürlichkeit der Jugend gründunden ist, der von seinem Vater zur Strafe hierher gesandt wurde, dem die Menschen wie einem Verbrecher ausweichen, den Ihr eigener Vater —"

„Herr Baron, halten Sie ein!" unterbrach ihn Gertrud.

„Lassen Sie es mich ruhig sagen", fuhr Hugo fort, „es ist ja die Wahrheit! Ich bin ein Thor, daß ich mich Hoffnungen hingegeben habe, die ich für mich nicht verwirklichen können. Gertrud, ich sehe Sie heute vielleicht zum letzten mal — ich kann, ich darf Sie nicht wiedersehen! Trocken Sie ohne Groll an mich zurück! Durch Sie habe ich zu zum ersten mal den wirklichen Werth des Lebens kennen gelernt, und wie sich meine Zukunft auch gestalten mag — ich — ich werde nie aufhören, Sie zu lieben!"

Er hatte bewegt auf, um fortzugehen.

„Bleiben Sie, bleiben Sie!" rief Gertrud verwirrt, ängstlich.

Hugo blieb. Er sah sie an — sie vermochte nicht zu ihm aufzublicken.

„Gertrud, und weshalb soll ich bleiben?" fragte er.

Sie schwieg.

„Mein Sie mir Hoffnung geben können", hob er leise, „nur Hoffnung — mehr verlange ich ja nicht! Ich will Ihnen zu beweisen, daß ich ein anderer geworden bin! Beweisen, wie treu ich Sie liebe! Nur Hoffnung geben Sie mir!"

„Ich glaube Ihnen ja!" erwiderte Gertrud leise.

„Gertrud, du glaubst mir!" rief Hugo, ihre Hand erfassend. „Du willst mein werden, mein Engel, mein Weib? Du liebst mich?"

Sie hielt ihm die Hand, sie nickte nur bejahend mit dem Kopfe, allein dies Eine Zeichen machte ihn zum glücklichen Menschen. Mit beiden Armen umschlang er sie und preßte sie an sein Herz.

„Mein — mein!" rief er laut. „Gertrud, du sollst diesen Entschluß nie bereuen — nie! Die Aufgabe meines ganzen Lebens soll es sein, dich glücklich zu machen!"

Sie saßen nebeneinander auf der Moosbank, Hand in Hand. Sie blickten einander glücklich an. In den Augen lasen sie gegenseitig, was die Mund nicht zu sagen vermochte. Die ersten Augenblicke, wenn zwei Herzen sich finden, sind so heilig, daß kein Wunder die Worte fehlen, um das auszudrücken, was die Brust erfüllt.

Gertrud hatte endlich auf. Sie rieb sie heiss. Ein Gedanke schien sie noch zu drücken. „Ich darf meinen Aeltern nicht sagen, was mich so glücklich macht", sprach sie befangen. „Mein Vater würde es nicht zugeben!"

„Ich und unser Geheimniß noch für uns be-

halten?" bat Hugo. „Auch dein Vater wird sein Vorurtheil gegen mich endlich überwinden! Laß ihm Zeit, Gertrud! Er muß selbst erst einsehen, daß ich besser bin, als er denkt!"

Gertrud ging.

Hugo blieb allein zurück. Auf die Möglichkeit warf er sich. Er hätte laut aufjubeln mögen, um dem Glück in seiner Brust Raum zu schaffen. Ein ganzes neues Leben voll Glück lag vor ihm. Er verbeichte sich nicht, daß auch sein Vater ihm die Einwilligung nicht werde geben wollen; er sah die Schwierigkeiten, welche sich ihm entgegenthürmten; sie erschienen ihm nur mit Muth und Zuversicht gegen sich selbst. Er wußte und wollte sie überwinden. Er wollte dadurch Gertrud beweisen, wie theuer sie seinem Herzen war.

Lange Zeit lag er da, hinausblickend in die Zweige der Eiche über ihm, deren Blätter vom Monde hin- und hergeschaukelt wurden. Es war ihm, als ob er mit ihnen gewiegt werde, lang, lang, leise. Er hätte einschlafen mögen an dieser Stelle, wo er so glücklich geworden war, und doch trieb ihn sein freudig pochendes Herz keine Ruhe.

Endlich sprang er auf. Er konnte nicht heimkehren. In seinem Zimmer würde es ihm zu eng geworden sein — zur Mitternachtsstille er. Aus seinen Augen mochte sein Glück sprechen, denn der Wirth blickte ihn fragend, lächelnd an. „Ja, ja, Alter!" rief er ihm zu. „Bringt mir Euren Besten, was Ihr habt! Ihr sollt mich fragend an! Habe! Ich könne zu Euren Keller, ich weiß, wie mannig es mit ihm bestellt ist! Nun, laßt den Kopf nicht sinken, bringt mir nur Euer schlechtes, saures Bier — ich will es trinken und Euch heute bezahlen, als ob es Champagner wäre!"

Er warf dem Wirth einige Thaler auf den Tisch und erklärte, trendig alle diese seien, um das Bier zu holen.

„Nun sage mich allein!" sahe Hugo fort, als der Wirth wieder in das Zimmer trat. „Ich bleibe Euch heute gern in, aber heute, Mensch heute kann ich Euere schlechten Lüge nicht dürsten! Laße mich allein, daß ich Euch zurückreise!"

Erst spät am Abend kehrte Hugo zum Pfarrhause zurück. Er wußte, daß der Pfarrer schon im Bett lag. Aber oben im Erker, in Gertrud's Zimmer brannte noch Licht. Er stand still und blickte hinauf. Er glaubte ihren Schatten zu sehen. Ob sie an ihn wol dachte? Ob sie dasselbe Glück empfand wie er? Er hätte sie rufen mögen, um die Gute Nacht zu sagen — sie scharte die halbverblühten Wege die Hausthür, um ihn einzulassen, denn einen Hausschlüssel gab es in dem Pfarrhause nicht.

Wochenlang sannen Hugo und Gertrud fast jeden Tag unter der Eiche zusammen. Sie führten ein glückliches Leben. Hugo hatte Gertrud immer lieber gewonnen, denn je, wo sie ihm ganz vertrauen konnte, war jede Schüchternheit von ihr gewichen; sie war so heiter, wie sie früher nur in ihren glücklichen Tagen gewesen war.

Noch immer hatten über Vätern seine Ahnung davon, daß sie ihr Herz verschenkt hatte, daß sie fast täglich mit Hugo zusammentraf. Unbefangen lief sie Sieben gehen Morgen in den nahen Wald gehen, wie sie schon seit Jahren gewohnt war — er dachte nicht einmal daran, daß sie mit dem jungen Baron zusammentreffen konnte. Wußte sie ja doch auch, wie er über ihn dachte und wie er die Zeit herbeisehnte, in der das Geheimniß beichten ein Ende war.

Wohl machte sich Gertrud oft Sorgen und Vorwürfe, wenn sie an ihre Aeltern dachte; allein Hugo verstand es, ihre trübe Stimmung von sie fortzuscheuchen und sie zu überzeugen, daß nur sie allein über ihr Herz zu verfügen habe. Nur an gern hörte sie auf ihn. Er besaß in der ganzen Vertrauen und sie wußte, daß sein Herz gut war.

Und welche Liebenden machen sich um die Zukunft große Sorgen! Das Herz hat nur für Liebe und Hoffnungen Raum.

Ein Brief, den Hugo von seinem Vater erhielt, veränderte diese Verhältniß. Sein Vater drang in ihn, daß er sich verheirathen sollte. Er verlangte es mit jenem Ernst und jener Strenge, denen Unbeugsamkeit zu kennzeichnen.

Jetzt war die Zeit für Hugo gekommen, wo es galt, ein Mittel zu ersinnen, um seine Liebe zu retten. Er wußte nun es gut, daß ihm sein Vater nie seine Einwilligung zu einer Verbindung mit Gertrud geben werde. Er dachte auch nicht daran, ihn durch Bitten dazu zu bewegen; es wäre ein thörichtes Unternehmen gewesen. Sein Vater würde eher sein Leben aufs Spiel gesetzt haben. Nur durch ein kühnes Wagniß konnte er seine Liebe retten. Er war seinen Augenblick unentschlossen, aber kaum er wußte, daß auch Gertrud dazu bereit war, daß sie ihm folgte?

Mit Ueberlegung Ungeduld sah er der Stunde entgegen, wo er mit ihr wieder zusammentraf.

Eine lange und für ihn qualvolle Nacht lag dazwischen.

Er traf Gertrud bereits unter der Eiche, als er am folgenden Morgen dorthin ging. Sie mochte die schlaflose Nacht, die Besorgnis in seinen Zügen lesen, denn ihm entgegeneilend, fragte sie: „Was ist dir, Hugo?“

„Nichts, nichts!“ erwiderte er mit bitterm Lächeln. „Mein Vater schreibt mir einen Wunsch, den ich ihm erfüllen soll — nichts weiter! Er sieht es vielleicht nur als eine Geringfügigkeit an — doch hier — lies den Brief selbst!“

Gertrud las ihn. Die Farbe wich von ihren Wangen — einen Augenblick schien sie die Fassung zu verlieren, dann gewann sie dieselbe wieder.

„Ich habe längst befürchtet, daß es so kommen werde“ sprach sie mit leise bebender Stimme. „Hugo, dein Vater wird nie seine Einwilligung zu unserer Verbindung geben!“

„Gewiß nicht!“ erwiderte Hugo mit Bitterkeit. „Er ist in ein sehr, unbeugsamer Charakter! Was kümmert ihn mein Glück — er wird nur an der Reinheit seines Stammbaums denken! Nicht einen Zoll breit wird er von seinem Willen abweichen — ich kenne ihn ja — ein eiserner Charakter! Er ist stolz auf seine Festigkeit und Unbeugsamkeit!“

Gertrud schwieg. „Sie schien mit sich zu kämpfen, zu ringen.

„Hugo, du mußt ihm gehorchen!“ sprach sie endlich. „Ich fühle, daß ich mich nicht zwischen dich und deinen Vater drängen darf! Heimkehr nach seinem Wunsch!“

„Gertrud, Gertrud!“ unterbrach sie Hugo aufgeregt. „Das sagst du mir! Du! Wird es dir so leicht, mir zu entsagen? Würdest du dich so leicht in den Wunsch deines Vaters fügen, wenn er verlangte, daß du dich mit einem andern Manne vermählen sollteſt? Ist denn das alles? Ist die Liebe nur ein Spiel, ein Kleid, welches man nach Gefallen wechseln kann? Oh, ich wußte nicht, daß du solche Ansichten hast!“

„Du verkennst mich, Hugo!“ erwiderte sie ruhig. „Daß mein Herz dir für immer gehört, weißt du. Doch ist denjenigen würde ich entsagen können — anderen, dich zu lieben, kann ich nie!“

„Und dann sollte mir mein Lebensglück gleichgültig sein?“ fuhr er fort. „Gertrud, ohne dich gibt es hier Glück für mich! Nur der Aufregung des Augenblicks konnte sie den Gedanken bringen, mir entsagen zu wollen! Nie, nie würde ich mich verbluten!“ Gertrud, die Liebe zu dir ist keine schnell in mir aufgewachsene Leidenschaft, sie gehört zu den Bedingungen meines Lebens! Du bist die erste Prüfung, die an uns herantritt — verzage nicht schon jetzt! Halte fest an mir — ich will es dir einst lohnen!“

„Daß mein Herz nie von dir lassen kann, weißt du ja!“ rief sie schluchzend, indem sie ihre Arme um seinen Nacken schlang. „Was sollen wir beginnen? Dein Vater wird seine Einwilligung nie geben — und auch der meinige würde es nicht thun!“

„Auch er wird es nicht thun!“ wiederholte Hugo. „Aber es gibt einen Ausweg für uns — es gibt einen, Gertrud, einen sichern Weg, der uns zu unserm Glück führt, wenn du nur den Muth besitzest, mir zu folgen!“

„Ich verstehe dich nicht!“ warf Gertrud ein.

„Du sollst mit mir — nach England! Dort lassen wir uns von dem Altar verbinden, dann kann uns niemand mehr trennen — dein Vater nicht und auch der meinige nicht!“

Gertrud schreckte vor diesem Schritt zurück. „Nein — nein — ich kann meine Aeltern nicht verlassen!“ rief sie.

„Es ist ja nur für kurze Zeit!“ beruhigte sie Hugo. „Wir kehren ja immer vereint zurück — sie werden und vergeben, da sie es nicht mehr ändern können!“

„Und auch dein Vater?“

„Ich hoffe, daß auch er es thun wird! Und Gertrud, wenn er es nicht thut, wenn er mit Verdruß, enterbe — ich will alles ohne Murren ertragen, wenn du mir nur bleibst! Zittere nicht vor der Zukunft, ich werde für dich sorgen! Soviel bleibt mir durch das Vermögen meiner Mutter, daß wir vor Sorgen geschützt sind!“

„Hugo, Hugo, ich kann es nicht! Ich kann meine Aeltern nicht verlassen, ich kann sie nicht so arg täuschen!“ rief sie. „Sie sind so gut gegen mich, so lieb!“

„Kann gilt dir mein Glück, unsere Liebe nichts?“ rief Hugo mit Bitterkeit. „Ein Wahn ist jede Hoffnung, jeder Gedanke an Glück! Ein Wahn ist die Liebe! Ha! Ich gibt seine Liebe! Bange verbirgte sie sich hinter dem ersten kleinen Hindernis, das ihr entgegentritt! Sie hat nicht den Muth, zu ringen — eine Thorheit ist sie, nichts weiter!“

„Hugo, halt ein!“ unterbrach ihn Gertrud entschlossen, „ich folge dir! Ich gehe mit dir, wohin du mich führst! Meine Liebe hat zu seinem Ungestüm ganz gesichmacht.“

Er umschloß sie mit beiden Armen.

„Nun bist du mein — mein!“ rief er. „Sieh', ich will dein Vertrauen lohnen! Nie sollst du bereuen, daß du dich zu diesem Schritt entschlossen hast! Nun halte muthig aus!“

Sie gelobte es. Der Entschluß stand in ihr fest; wie schwer er ihr geworden war, verriethen ihr Zittern.

„Ich werde der folgen!“ versicherte sie noch einmal, „nur laß mir Zeit, Hugo! Ich muß mich erst an den Gedanken gewöhnen! Ich muß Ruhe gewinnen, um mich meinen Aeltern nicht selbst zu verrathen!“

Er versprach es ihr. Er mußte sie selbst erst die nöthigen Vorkehrungen treffen, um das Gelingen ihres Verhabens zu sichern; noch war er über die Ausführung mit sich selbst nicht einig.

Erst in ungefähr acht Tagen hatten sie die nöthigen Vorbereitungen zur Ausführung ihres Plans getroffen. Hugo verreiste, und, wie er Siebert mitgetheilt hatte, auf ungefähr vierzehn Tage. Zwei Tage nach seiner Abreise sollte auch Gertrud das ärterliche Haus verlassen unter dem Vorwand, eine Freundin in der nur wenige Stunden entfernten Stadt zu besuchen. Die Eisenbahn führte dort durch, und dort auf dem Bahnhofe wollte Hugo sie erwarten und mit ihr fliehen.

Es waren für Gertrud bange, endvolle Tage geworden und Hugo hatte seinen ganzen Einfluß auf sie geltend machen müssen, um sie zum Ausharren bei ihrem Entschlusse zu bewegen.

Der Tag, die Stunde, in welcher Gertrud auf dem Bahnhofe eingetroffen versprochen hatte, war gekommen. Hugo schritt auf dem Bahnhofe in fieberhafter Unruhe und Ungeduld auf und ab. Schon länger als eine Stunde erwartete er Gertrud. Der Zug, welcher beide weiter führen sollte, wurde bereits erwartet, er konnte jeden Augenblick kommen.

Sollte Gertrud noch im letzten Augenblick schwankend geworden sein? Sollte sie ihren Aeltern alles gestanden haben? Dann war jede Hoffnung für ihn verloren! Aber es konnte nicht sein. Wußte er doch, wie innig Gertrud ihn liebte!

Immer noch schritt er vor dem Bahnhofgebäude auf und ab. Seine Wangen waren vor Ungeduld und Erwartung geröthet. Endlich sah er eine verschleierte Dame den Bahnhof betreten. Auf den ersten Blick erkannte er Gertrud in ihr. Er hatte kaum aufzuschauen gewagt vor Freude und Glück. Stürmisch eilte er ihr entgegen.

„Gertrud, Gertrud!“ rief er — schon hatte er sie mit beiden Armen umschlungen.

Leidenschaftlich hatte sich Gertrud an seine Brust geworfen.

„Hugo!“ rief sie, „ich wollte, ich hätte diesen Schritt nimmer gethan! Daß uns unsehen, [illegible] hat niemand eine Ahnung davon — noch wissen meine Aeltern nichts! Daß mich ihnen diesen Schmerz ersparen!“

„In spät, zu spät — du bist mein!“ rief Hugo, sie mit sich ziehend.

Und es war zu spät zur Umkehr. Schon brauste der Dampfzug heran. Hugo hatte schon alle Vorbereitungen getroffen. Sanft drängte er die Geliebte in den vor ihnen haltenden Wagen hinein, setzte sich zu ihr und schloß die Thür hinter sich.

Gertrud wußte selbst kaum, was mit ihr vorging. Halb willenlos hatte sie sich von dem Geliebten leiten lassen. Mit einem mal erfaßte sie eine namenlose Angst — sie dachte an den Schmerz ihrer Aeltern, sie wollte aufspringen, um den Wagen zu verlassen — noch konnte sie zurück — da ertönte das grelle Pfeifen der Locomotive, der Zug setzte sich in Bewegung — es war zu spät!

Fast vierzehn Tage waren verflossen.

In dem Fischerhause war diese Zeit so still, so ungeheuer und so langweilig verübergegangen wie immer. Was hätte in ihm sich auch ereignen sollen?

Siebert ging mit seiner Frau im Garten langsam auf und ab. Es war noch ganz dieselbe lange, hagere Gestalt — eine Aenderung schien bei ihr unmöglich zu sein.

„Ich begreife es wirklich nicht, daß Gertrud noch nicht geschrieben hat!“ sprach er. „Fast vierzehn Tage ist sie fort, und ich habe ihr gesagt, daß sie bald schreiben soll! Der Ungehorsam ärgert mich!“

„Sei nicht sogleich so unwillig!“ suchte ihn seine Frau zu beruhigen. „Du weißt ja, wie unruhig es in der Stadt zugeht. Sie ist so lange nicht dort gewesen, und ich kann mir wohl denken, wie ihre Freundinnen sich freuen, sie endlich einmal wieder zu sehen. Sie wird sicherlich noch jeden Tag von ihnen bis jetzt in Anspruch genommen sein!“

„Eine Stunde an einem Brief hätte sie immer

finden können, wenn es die Wolke gewesen wäre zu schreiben!" warf Siebert ein. „Wie ist es in der That undegreiflich! Sollte sie krank sein?"

„Nein", unterbrach ihn die Pfarrerin, „dann hätten wir längst Nachricht! Aengstige dich nicht! Bei ihrem lustigen, heiteren Wesen hat sie es vergessen. Ich will es nicht rechtfertigen, aber du weißt ja, wie die Jugend ist!"

„An seine Aeltern muß man immer denken!" fiel Siebert ernst ein. „Und ich denke, den Grundsatz habe ich meinem Kinde von erster Jugend an eingeprägt. In der Stadt scheint es jetzt freilich anders zu sein. Dort herrscht ein Ton, den ich nimmer gutheißen mag!"

Er wollte noch mehr hinzufügen, denn die Schlechtigkeit der Stadtleben war sein Lieblingsthema, allein er wurde durch den Klang eines Posthorns unterbrochen und durch das Rollen eines Wagens, der auf den Pfarrhof fuhr.

„Was ist das?" rief die Pfarrerin erschreckt.

„Der junge Baron wird zurückkehren", erwiderte Siebert. „Ihm gefiel es schon in dieser Weise, sich bei uns einzuhüten. Er hat es nicht für schicklich befunden, seine Ankunft mir vorher anzumelden; er legt sich ja über solche Sachen hinweg! Wenn endlich dies Jahr erst zu Ende wäre!" fügte er mit einem Seufzer hinzu.

Er schrieb, von seiner Frau gefolgt, dem Hofe zu. Ein Postwagen hielt daraus.

Hugo's Vater kam ihm entgegen.

Ueberrascht, die Mütze vom Kopfe reißend, eilte Siebert zu ihm.

„Herr Baron!" stammelte er verlegen, halb verwirrt, sich entschuldigend — „ich hatte keine Ahnung — —"

Der Baron von Schmollin grüßte nur flüchtig. Ein finsterer Ernst lag auf seiner Stirn. Nicht der leiseste Zug eines Lächelns glitt um seinen Mund.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Herr Pfarrer", sprach er, „allein!"

Siebert verstierte, daß er ihm ganz zu Diensten stehe und geleitete ihn zu dem Haus, auf sein Zimmer. Er war der festen Ueberzeugung, daß der Baron mit ihm über seinen Sohn sprechen wolle. Er schien zu wissen, daß derselbe verreist war, sonst würde seine erste Frage wol nach ihm gewesen sein.

In dem Zimmer angekommen, forderte Siebert ihn auf, sich zu setzen. Der Baron schien diese Worte gar nicht zu hören. Aufgeregt schritt er auf und ab. Er schien nicht zu wissen, wie er seine Frage einkleiden sollte.

Endlich blieb er vor Siebert stehen.

„Wo ist Ihre Tochter?" fragte er kurz, streng, ihn scharf beobachtend.

Dem Pfarrer legte diese Frage in das große Erstaunen. Was hatte der Baron mit seiner Tochter zu schaffen? Er kannte sie ja nicht, hatte sie nie gesehen.

„Meine Tochter?" wiederholte er verlegen.

„Ja, Ihre Tochter!" versetzte der Baron. „Wo ist sie?"

„Sie ist in einer Freundin in der nächsten Stadt gereist", gab Siebert zur Antwort.

„Wirklich! In einer Freundin — in der nächsten Stadt!" wiederholte der Baron mit bitterm Lächeln, welches seine gewaltige Aufregung nur zu deutlich verriet. „Nun, wir werden ja sehen!" fuhr er fort. „Wie lange ist sie fort?"

„Erst vierzehn Tage", erwiderte Siebert, der des Barons Fragen nicht begriff.

„Und Sie glauben wirklich, daß sie bei der Freundin ist, Herr Pfarrer? Sie glauben, daß sie sich in der Stadt befindet?"

„Herr Baron — ich verstehe Sie nicht!" rief Siebert gedrängt. „Wo anders kann meine Tochter sein — was wissen Sie von ihr?"

„In welchen Verhältnissen hat Ihre mein Sohn zu Ihrer Tochter gestanden?" fragte der Baron.

„In gar keinem!" versicherte Siebert. „Sie sind nie miteinander zusammengekommen, haben nie miteinander gesprochen!"

„Herr Pfarrer", lachte der Baron laut und bitter auf, „wenn Sie blind wären, würde diese Antwort mir weniger auffallen. Da indeß Ihre Augen so gut sind wie die meinigen, so bitte ich, mir die Wahrheit zu sagen!"

„Ich habe sie gesagt!" versicherte Siebert. „Ihr Herr Sohn ist nie mit meiner Tochter zusammengekommen!"

„Hahá!" lachte der Baron. „Sie müssen in der That blind sein! Nie zusammengekommen und doch sind beide zusammen entflohen und haben sich in England trauen lassen!"

Mit starren Augen blickte Siebert den Baron an, regungslos stand er da. Hätte er erschaut, daß der ganze Himmel und Schachtelhalm zusammengestürzt und die Sterne nichts weiter seien als gewöhnliche Dorflichter, die nur ungewöhnlich lange und hell brennen, es würde ihn auch in solches Erstaunen und solchen Schrecken versetzt haben. Denn was ging ihn der Himmel an

mit sammt den Siegeln? Er hielt des Barons Worte bald und bald für Scherz, nur viel es ihm auf, daß der Baron so finster dabei aussah, und dann wieder erfaßte es ihn mit namenloser Angst. Schon der Gedanke, daß seine Tochter sich mit dem Menschen, der den Gottesdienst auf Grundtag nicht besuchte, verheirathet haben könnte, brachte ihn zur Verzweiflung.

„Sie — Sie scherzen, Herr Baron!“ erwiderte er stammelnd, seiner Sache nicht gewiß.

„Mir scheint die Sache wenig zum Scherz geeignet zu sein“, warf der Baron ein.

„Meine Tochter — Gertrud — es ist unmöglich!“ fuhr er fort. „Mein Kind kann sich so weit nicht vergessen haben! Es ist unmöglich!“

„Lesen Sie diesen Brief!“ erwiderte der Baron. „Er wird Sie vielleicht von der Möglichkeit überzeugen.“

Siebert empfing den Brief, welchen der Baron ihm darreichte. Es lag ihm schwer, schwer auf dem Herzen; es drückte ihn gewaltsam nieder, obschon er noch immer den Gedanken, daß seine Tochter mit dem jungen Baron geflohen sei, nicht zu fassen vermochte.

Seine Hand, die den Brief hielt, zitterte. Er starrte darauf und die einzelnen Buchstaben tanzten vor seinen Augen, sie schillerten in allen Farben. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, er setzte sich auf einen Stuhl nieder, um sich etwas Fassung zu erringen. Nur mit Mühe gewann er die Ruhe, um denselben zu lesen. Der Brief war von Hugo an seinen Vater gerichtet, von Hull aus datirt und lautete:

„Lieber Vater!

„Auf Deinen letzten Brief schulde ich Dir noch eine Antwort, verschiedene Umstände haben dieselbe bis heute verzögert.

„Du sprachst in Deinem Briefe den Wunsch aus — er klang fast so streng wie ein Befehl —, daß ich mich verheirathen möge. Du setztest mir auseinander, wie mein ganzes Leben dadurch wahrscheinlich eine ganz andere Basis erhalten, wie es überhaupt ein bestimmtes Ziel dadurch bekommen würde. Du botest, ich würde dann allen thörichten und theuren Vergnügungen, die mich einige Jahre meines Lebens und Dich viel Geld gekostet hätten, entsagen und vielleicht noch ein ganz geregelter, guter Mensch werden.

„Ich habe Deinen Brief reiflich überdacht. Anfangs wollte mir die Wahrheit Deiner Gründe nicht recht einleuchten — ich hielt mich namentlich zum Ehemann auch für zu jung — schließlich mußte ich mir indeß gestehen, daß Du doch recht hattest, und so bin ich denn in kürzester Zeit Deinem Wunsche nachgekommen, habe mich verheirathet und schreibe Dir diese Zeilen mit all dem Glück, dem Ernst und den guten Vorsätzen für die Zukunft, die einen jungen Ehemann nur erfüllen können. Erst wenige Tage verwählt, sehe ich schon jetzt das Leben mit ganz andern Augen an. Es hat durch meine Frau ein bestimmtes Ziel für mich bekommen. Wenn ich jetzt Schulden machte, so würde ich es sicherlich nicht der eigenen Vergnügungen wegen thun, sondern nur, um meiner Frau das Leben so angenehm als möglich zu machen.

„Nur in Einem Punkte bin ich von Deinem Wunsche abgewichen. Nicht mit dem Fräulein von Thielau habe ich mich vermählt. Diese junge Dame vermochte mir nicht die Liebe einzuflößen, welche ich für das Glück meines Lebe für nothwendig hielt; anderdem ging ich von dem Grundsatz aus, daß ich bei der Wahl meiner künftigen Gattin nur meinem Herzen folgen dürfe. Du wirst diesem meinem Grundsatz sicherlich beistimmen.

„Der Stimme meines Herzens bin ich gefolgt, und die Tochter Siebert's, das liebliche Kind des Pfarrhauses, in welches Du mich gedrängt hast — ich bin Dir ewig dankbar dafür —, ist jetzt meine mir von dem Altar vermählte Gattin.

„Du kennst Deine Schwiegertochter noch nicht, allein ich hoffe, auch Deine Liebe wird sie sich mit der Zeit erringen. Sie ist schön, gut, ein Kerper und Geist ein Engel. Auch nicht Ein Tag ihres Daseins ist an mich in ihr — gerissen! Ich fühle mich durch sie so hoch beglückt, wie ich es früher nie für möglich gehalten. Ich würde mich nicht so schnell und in geheimen verheirathet haben, allein ich glaube, Gertrud's Vater liebt mich nicht besonders — Gegensätzlichkeit — und ich befürchtete, auch Du würdest Deine Einwilligung nicht sofort gegeben haben. Ich habe alle Hindernisse mit einem mal überwunden, und es ist das einmal Geschehene wird Du Dich leichter finden. Dies ist ja eine alte Erfahrung.

„Für die beiden Mängel, das Gertrud kein Vermögen und keinen Adel besitzt, entschädigt sie mich reichlich durch ihre innige Liebe, ihr treues Herz, ihren frischen Geist, die mir ein dauerndes Glück verbürgen.

„Wenn ich recht vermuthe, lieber Vater, so wird Du aber meinen Schritt sehr erbittert sein,

Du wirst Dich in der ersten Aufregung wiederholt zu den mir feindlichsten Verfügen hinreißen lassen — ich bin darauf gefaßt und bleibe deshalb noch einige Zeit hier in Hall. Ich lebe hier einfach, nur meiner Frau — meinem Glück. Du wirst vielleicht den Entschluß fassen, mich zu enterben — ich müßte es ertragen und von dem geringen Erbteil meiner Mutter zu leben versuchen. Wirklich lieb wäre mir indeß die völlige Verleugnung mit Dir! Bedingungen kann ich Dir nicht stellen, aber ich mache Dir den Vorschlag, daß ich ganz still, einsam lebte, der Dir auf Deinem Gute mit meiner Frau leben, daß ich mich der Landwirtschaft, zu der ich nie Neigung empfunden habe, mit regstem Eifer widmen und überhaupt ganz nach Deinen Wünschen leben will. Das ist mein voller Ernst!

„Nun richte ich die Bitte an Dich, mir, so weit es geht, zu verzeihen — Du kannst ja doch das Geschehene nicht ändern und von meinem Weibe trennt mich keine Menschenmacht — und wir einigen Geld hierher nach Hall zu senden. Um keine Schulden zu machen, habe ich aus einer verhältnismäßig geringe Geldsumme mitgenommen — ich reise nämlich nicht mehr. Ich werde dann sofort in Dir zurückkehren und wir weiter Schulden machen! Ich hoffe, dieser feste Entschluß wird Dich einigermaßen wieder aufrichten mit

- Deinem Hugo."

In mehreren Absätzen, wiederholt Atem schöpfend und die Farbe wechselnd, hatte Siebert den Brief zu Ende gelesen. Erschöpft sank er auf den Stuhl zurück. Es war also wahr — wahr — was er für unmöglich gehalten hatte! Sein Kind, seine Gertrud die Frau eines — eines — —! Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Herr Pfarrer", fragte der Baron, der aus Sieberts Benehmen allerdings ersah, daß er keine Ahnung von allem gehabt hatte, „was würden Sie an meiner Stelle thun?"

Siebert richtete sich heftig empor.

„Ich sage mich los von meiner Tochter — ich bin ihr Vater nicht mehr! Nichts will ich mehr von ihr wissen!" rief er. „Sie weiß, wie es mich mit Entrüstung erfüllte, daß Ihr Sohn in sein Gotteshaus geht, daß er seinen Glauben hat — daß — daß — —" Er war in gewaltig erregt, um seine Worte zu vollenden.

„Sie haben also keine Ahnung davon gehabt?" fragte der Baron weiter. „Auch Ihre Frau nicht?"

„Auch sie nicht", erwiderte Siebert. „Ich hätte es zu nimmermehr geduldet — nie! In diesem Hause ist es nicht mit der gewesen — es ist mir noch ein Rätsel, wo sie sich kennen gelernt haben!"

„Nun! Ich sehe Ihnen an, daß Sie die Wahrheit gesprochen haben", fuhr der Baron fort. „Ich dächte indeß, Herr Pfarrer, Sie befänden sich in der Lage, leichter verzeihen zu können als ich. Von Ihrer Tochter wird ein jeder sagen, daß sie ihr Glück gemacht hat — ich kann meinem Sohne nicht so schnell vergeben, daß er sich über jeden Standesunterschied hinweggesetzt hat."

Der beleidigte Stolz des Barons trat in offener Weise hervor. Er übrigab Siebert noch einen Brief Gertrud's und verließ das Zimmer.

Der Pfarrer war zu erschöpft, ihm zu folgen. Wenige Minuten später hörte er den Wagen vom Hofe rollen. Erschreckt sprang er auf — der Baron fuhr davon, ohne ihm Adieu gesagt zu haben.

Tage vergingen, ehe Siebert sich zu fassen und an den Gedanken sich zu gewöhnen vermochte, daß seine Tochter ihm entfremdet sei. In dem Briefe hatte Gertrud ihm gestanden, wie sie mit Hugo zusammengetroffen war, wie sie sich zuerst täglich getroffen und gesprochen hatten. Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn, weil er so unglaublich und thöricht gewesen war — das einmal Geschehene konnte er dennoch nicht ungeschehen machen.

Seine Frau war anfangs nicht weniger betroffen als er selbst, allein nur zu bald wirkte der Gedanke weiblich auf sie ein, daß ihre Tochter eine Baronin geworden sei. Der Mutterstolz regte sich. Ihrem strengen Gatten durfte sie freilich nicht mit diesem Gedanken kommen, er wies sie kurz und schroff zurück; dennoch beurte sie wieder und wieder darauf hin und suchte ihn dadurch zu versöhnen, daß sie ihm vorstellte, Hugo habe es ja zum wenigsten ehrlich gemeint und die Kinder nicht gestaucht und betrogen. Gertrud sei ein rechtmäßiges Weib auch ohne ihre Einwilligung.

Gertrud schrieb mehrere Briefe, in denen sie um Verzeihung flehte. Ihr Vater schien unversöhnlich zu sein — er konnte sich noch nicht dazu entschließen, ihr zu antworten, so sehr seine Frau ihn auch darum bat; allein er war so immer gegen Gertrud schwach gewesen, und sein Herz hatte ihr bereits mehr verziehen, als er sich selbst zugestehen mochte. Von Tag zu Tag wurde er milder gegen Gertrud gestimmt. Er wünschte sogar, sie wieder-

entsehen. Nur gegen Hugo hatte sich sein Groll noch gesteigert. Als seine Frau ihn fragte, was er dem Unglücklichen über Tochter antworten werde, wenn er zum ersten mal wieder vor ihn hintrete, erwiderte er, daß Hugo nimmer wagen werde, wieder zu ihm zu kommen.

Hugo wagte es aber dennoch. Schon nach wenigen Tagen, als Siebert in einer Laube auf dem Pfarrhofe saß und kurz vorher noch mit seiner Frau über Gertrud gesprochen hatte, fuhr er mit seiner jungen Frau ganz unerwartet auf den Pfarrhof.

Der Wagen hielt an. Siebert trat auf den Hausen, denn er hatte seine Ahnung, wer kam. Zwar wollte er, als er seine Tochter erblickte, erschrecken schnell in das Haus eilen — er gönnte ihr ja noch — , allein Gertrud kam ihm zuvor. Ehe er das Haus erreicht, hatte sie ihn herrisch mit beiden Armen umschlungen. Er wollte sich losmachen von ihr, allein sie hing fest an seinem Halse, sie weinte, sie lachte, sie gab sich ganz und laut dem Glück hin, wieder bei ihrem Vater zu sein. Sie bebte so innig, daß er vergaß — sie küßte ihn auf Mund und Wangen, sie gelobte ihm, nie, nie wieder zu entfliehen, und ihre Mutter stimme in ihre Bitten mit ein — da fiel endlich die letzte Kruste von seinem Herzen, die er nur mit Mühe und Selbstüberwindung festgehalten hatte — er konnte sich mehr böse sein und auch er umschloß sie jetzt mit beiden Armen. Im geheimen jubelte sein Herz, daß sein Kind wieder bei ihm war.

Lächelnd, schweigend hatte Hugo daneben gestanden, nur einige äußere Streitfälle des Pfarrers hatten ihn getroffen. Er war indeß auf einen etwas finstern, heftigen Empfang vorbereitet und hatte sich gerüstet, denselben mit so viel Geduld und einer so guten Miene zu ertragen, als ihm möglich war.

Siebert wollte in das Haus eilen, ohne ihm einen Gruß zu sagen.

„Vater — Vater!“ rief Gertrud ihn zurückhaltend. „Jetzt mußt du auch Hugo verzeihen! Er ist mein Mann, und er ist so gut und lieb — er ist tausendmal besser als du glaubst!“

Siebert antwortete nicht. Gewaltsam wollte er sich von ihr losmachen. Da trat Hugo vor ihn hin und streckte ihm die Hand entgegen.

„So hilft Ihnen doch nichts, Herr Pfarrer“, sprach er lächelnd, „schließlich müssen Sie sich doch mit mir aussöhnen! Thun Sie es sogleich, es ist unter diesen Umständen das Klügste! Ich bin einmal Ihr Schwiegersohn von Gott und der Welt — das können Sie nicht ändern!“

Siebert schwieg. Er blickte ihn nicht an.

„Vergeß ihm — vergeß ihm!“ bettelte Gertrud. „Du hast ja mir verziehen und ich bin ihm sicherlich gefolgt! Er ist ja nicht schuldiger, als ich es bin!“

„Herr Pfarrer!“, bat Hugo leer, „ich hab es so großes Verbrechen, Ihre Tochter geheirathet zu haben? Blicken Sie nicht so finster, zum Schluß werden wir doch noch die besten Freunde! Geben Sie mir die Hand!“

Siebert rührte sie nicht.

„Ich sie thun!“ rief Gertrud.

Sie ergriff die Hand ihres Vaters und legte sie in die ihres Gatten. Siebert ließ es geschehen.

„Sie verdienen es nicht!“ sprach er noch immer finster, als Hugo ihm die Hand herzlich schüttelte.

„Ich gebe Ihnen vollkommen recht“, rief Hugo lachend, „aber fragen Sie Gertrud, die wird Ihnen nimmer beistimmen. So — so! Sehen Sie, unsere Aeste hat nichts sehr lange getrübt. Gertrud bebte sich zurück — ich auch, denn die englische Tuch gefällt mir nicht. Nur ist es besser Sie haben noch mein „Sinner m.“ aufgehoben!“

„Und was hat Ihr Vater Ihnen geantwortet?“ fragte Siebert.

„Nichts!“ erwiderte Hugo. „Er hat mir durch seinen Anwalt das Vermögen meiner verstorbenen Mutter überlassen lassen. Er scheint noch viel böser zu sein als Sie. Nun, die Zeit wird auch seinen Groll mildern. Ich dachte mir, daß es so kommen werde! Seien Sie indeß ohne Sorge um meine und Gertrud's Zukunft — wir werden einfach leben und dazu reicht das Vermögen meiner Mutter aus. Ich werde mir auch einen Lebensplan machen; nur so lange lassen Sie mich hier bleiben, bis ich mit denselben fertig bin!“

Siebert gab seine Einwilligung, wenn auch ungern. Was sollte er machen? Er konnte sein Kind nicht verstoßen, und daß sie ihrem Manne überall hinfolgen werde, wußte er.

Hugo und Gertrud blieben in dem Pfarrhause. Auf dem kleinen Zimmer, welches Hugo innegehabt hatte, wohnten sie zusammen, so glücklich, als es nur für zwei Menschenherzen möglich war.

Hugo und Siebert schienen sich mehr und mehr aus, sodaß Siebert ihn zuletzt bat, so lange bei ihm zu bleiben, bis er eine sichere Stellung

Valentin.

Den Abend, als die Kleider kamen, wünscht' ich, er sollte sie anprobiren. Er sah sie nicht an. Er blieb bis zwei Uhr auf, warf sich dann schlaflos auf seinem Lager hin und her, ich fragte ihn, ob er krank wäre, er sagte: Nein! Und im Tone lag es, daß er's doch ist. Hatten Sie vielleicht einen Zwist mit ihm?

Beate.

Nein, Valentin! Er ist freundlich gegen mich, drückt mir still die Hand, wendet sich dann ab, und weicht den bekümmerten Fragen aus, die ich in der Angst meines Herzens an ihn richte.

Valentin.

Gegen Fräulein Leny ist er freundlicher.

Beate.

Findest Du das?

Valentin.

Als er vorgestern Nacht nicht schlafen konnte und stundenlang durch die Zimmer irrte, stand ich auf und sah ihn lange, lange nachdenklich vor einem Bilde stehen und es betrachten. Es war das Bild —

Beate.

Meiner Schwester?

Valentin.

Es ist Zerstreuung, ich glaube kaum, daß er weiß, worauf sein Auge haftet. Nur begreif' ich nicht, wa-

sich erringen. Hugo bereitete sich nämlich mit allem Ernst und nachhaltendem Eifer darauf vor, eine Staatsanstellung anzunehmen. An Empfehlungen konnte es ihm ja nicht fehlen. Er arbeitete mit größtem Fleiße.

Der kleine Platz unter der Eiche blieb auch jetzt für ihn und seine junge, glückliche Frau das Ziel ihres täglichen Spaziergangs. Dort hatten sie sich ja zuerst gefunden.

An seinen Vater hatte Hugo noch zweimal geschrieben, ohne von ihm Antwort zu erhalten. Der alte Baron schien unversöhnlich zu sein.

Erst ein Jahr lang hatte Hugo in dem Pfarrhause gelebt, da erhielt er endlich nach vielfachen Bemühungen von dem ihm bekannten Minister die Zusicherung einer Anstellung als Secretär auf dem Ministerialbureau. Ohne Zögern entschloß er sich, diese Stellung anzunehmen, weil sie ihm für die Zukunft eine günstige Laufbahn eröffnete. Er theilte seinem Vater eine Abschrift des Briefes des Ministers und seinen Entschluß mit, aber nur, um ihm zu zeigen, daß er auch ohne ihn zu leben vermöge; eine Antwort darauf erwartete er von ihm nicht.

Um so mehr war er überrascht, als sein Vater noch ungefähr acht Tagen selbst in dem Pfarrhause erschien. Ohne daß Hugo seine Ankunft bemerkt hatte, trat er, von Siebert begleitet, ganz unvermuthet in sein Zimmer.

Ueberrascht, fast erschreckt sprang Hugo auf und trat ihm entgegen.

„Ich wollte dir meine Antwort auf deinen letzten Brief selbst bringen", sprach der alte Baron, und seine Stimme erklang weniger streng, als Hugo erwartet hatte. „Ob ich also dein Gesuch, die Secretärstelle anzunehmen?"

„Gewiß!" verscheuchte Hugo, der seine Ueberraschung immer noch nicht völlig überwunden hatte.

„Und was hat dich dazu getrieben?" fragte der Alte weiter.

„Das Verlangen, mir eine Lebensstellung zu gründen."

Ein Lächeln glitt über das Gesicht des alten Herrn.

„Du hattest früher wenig Lust dazu", fuhr er fort. „Wodurch ist diese Veränderung in dir hervorgerufen?"

Hugo hatte das Lächeln seines Vaters bemerkt. Er konnte ihm zu gut und wußte, daß er ihm bereits verziehen hatte.

„Durch das Strafjahr in diesem Hause, Vater", erwiderte er, „und — durch meine Frau. Ich muß ja für sie sorgen, und nun meine Arbeit einen solchen Preis hat, mache sie mir Vergnügen."

Der alte Herr schwieg. Er schien die Gefühle, die ihn erfüllten, noch zurückdrängen zu wollen.

„Du mußt dich gewaltig verändert haben!" sprach er endlich. „Das Leben in diesem Hause scheint sehr wohlthuend auf dich eingewirkt zu haben — aber dennoch — wenn ich noch einen zweiten Sohn hätte, würde ich eine solche Cur nicht wieder bei ihm anwenden!"

„Du hast mein Lebensglück dadurch begründet, Vater!" rief Hugo, seine Hand erfassend. „Es ist ein Traum, sein übereilter Schritt von mir gewesen! Ein Jahr lang ist seitdem verflossen und jeden Tag segne ich meine schnelle That mehr und mehr. Stets", selbst der Herr Pfarrer hat sich völlig mit mir ausgesöhnt und eingelebt, das darf Pfarrhaus mich zu einem ganz exemplarischen Menschen gemacht hat!"

Siebert lächelte zustimmend.

„Und wo ist deine Frau?" fragte der alte Baron.

Hugo bestürzt sich, Gertrud herbeizurufen.

Wenige Minuten später trat Gertrud ein. Sie war befangen, ihre Wangen mit Roth übergossen, — sie wagte nicht aufzublicken, aber vielleicht war sie nie reizender gewesen als in diesem Augenblick.

Einige Secunden lang betrachtete sie der alte Baron schweigend. Freundlicher und freundlicher wurde sein Gesicht. Endlich erfaßte er Gertrud's Hand.

„Sind Sie es doch allein, die aus meinem Sohne einen edelmüthigen Menschen gemacht haben", sprach er. „Ich bin dem gewesen, auf ihn, — auf Sie — nun — ich denke, es ist alles vorbei!"

„Vater, Vater!" rief Hugo, zum ersten mal seit langen Jahren seinen Vater mit den Armen umschlingend.

Der Alte drängte ihn lächelnd von sich.

„Wir beide sind noch nicht fertig miteinander!" sprach er. „Du schriebst mir in deinem Briefe aus Hull, daß du zu mir ziehen, daß du die Landwirthschaft betreiben und dich ganz meinen Wünschen fügen wolltest, wenn mich das verlohnen könne — wenn ich nun darauf bestehe, daß du deinem Pferdchen nachkommst!"

„Ich will es ja thun!" rief Hugo. „Ich mache nur die Eine Bedingung, daß ich ungestört der leben kann, die das Glück meines Lebens ist!"

„Das ist dein Ernst?“

„Mein voller, heiliger Ernst!“ versicherte Hugo. „Ich gebe sogar mit Freuden an dir!“

„Nun dann — dann!“ rief der Alte, „dann muß ich wol der kleinen Frau noch danken, denn ich allein hätte dich schwerlich dahin gebracht. Es bleibt also dabei?“

Er fuhr Gertrud auf die Stirn, schlug Hugo in seine Arme, reichte Siebert die Hand und kam mit warmen mit einem mal zwei neue glückliche Menschen noch glücklicher gemacht!

Und dies alles ist wahr!

Timoleon der Bürgerfreund.

Von Karl Neumann-Horix.

II.

Der Herbst war im Anmarsch. Schon begannen die laubbringen die Farbe zu wechseln und die feinen silbernen Fädchen zogen durch die klare Luft hindurchwandern her, als ob sie sich greifen wollten. Philippine Neuberg liebte diese Zeit im Jahre am meisten, weshalb man auch täglich sehen konnte, wie sie am Arm Behrmann's zum Thore hinausschritt. Nur wollte es mit dem Scherzen und Lachen gar nichts mehr werden. Georg ging so still und grübelnd einher, und wenn Philippine das sah, schwieg sie auch und ließ das Köpfchen sinken.

Brauchte sie zu fragen, was er habe? War's ihr doch sonnenklar, warum sein Auge finster blicke, sein Antlitz Kummer zeige. O ihre Verblendung! Damals, als der Vater zu ihr gesprochen: „Tut zu Liebe mir er ablassen von der Poeterei“ — ja damals hatte sie gleich gedacht: Wird die Sehnsucht danach nie wieder in ihm erwachen? Werde ich im Stande sein, ihn so glücklich zu machen, daß er an meiner Seite Dichtung und Kunst vergessen wird? Nein! war ihre eigene Antwort darauf gewesen, und weiter hatte sie sich gelacht. Aber nun Mitte ist hart, muß es versprochen, muß es halten. Allgewaltig ist seine Liebe, und auch ich liebe ihn ja so innig, so heiß, und da will ich denn denken, daß seine finstern Augen nur Schatten sind, hinter denen die heitere Sonne Versteckes spielt.

Doch jetzt sah sie mit jedem Tage mehr und mehr ein, daß diese Gedanken zwar recht schön, aber ein wenig gar zu hochfliegend gewesen. Für diese Schatten hatte sie den rechten Blick nehmen wollen — und doch hieß sie nun das Haupt ebenso sinken, wie Georg es that, und schritt gleich ihm schweigsam einher. „Das Dichten kommt ihr einmer lassen, das kommt von Gott!“ — Neuberin, du wirst eine Prophetin!

Noch kämpfte er, noch sprach er in sich hinein, daß er den Schwächer und der Herzliebste hintergehen würde; allein er fühlte schon dabei, daß unüberwindbare Mächte seine Gegner seien. Und über eine Weile? Da war er bereits mit sich einig: er habe nicht den Ruhm, nur der Erhebung halber zur Feder gegriffen, ob sei ihm niemals darum zu thun gewesen, als Poet zu glänzen, und beschloß weder zu warten, diesmal ganz heimlich, ans Werk gehen, weil — er nun einmal nicht anders könne. Es solle kein Mensch jemals davon erfahren.

Und nun kommt die gewahrten, wie Philippinens Auge wieder lachen, wie sie wieder heiter und guter Dinge ist. Zwar spricht der Bräutigam seltener als sonst vor — die Braut entschuldigt ihn ob überdauernder Geschäfte; auch seine Stirn hat sich wieder geglättet, nur zuweilen schlägt er den Blick nieder und verstummt — sein Handel macht ihm Sorgen, denkt da Philippine . . .

So ging's fort. Behrmann schrieb und schrieb, wie er wohnte, unbeachtet; aber gewohnlich verwarf er wieder, was faß vollendet war, denn der beklemmte Gedanke an das Unrecht, welches er beging, war dem Gelingen nur allzu sehr im Wege. Um diese Zeit trat auch ein Schreiben von der Neuberin aus Lübeck ein. „Freund, unser Gottesvollen, helft! Die Neuberin ist zeht das bedauernswürdigste Geschöpf unter der Sonne! Hört nur! In Lübeck, so dacht' ich, wär' kein Opernzaffingel da, und wie ich konsonnte, was auch kennt da, aber wen fand ich? Den Spiegelberg mit seiner ganzen Bande! Nun, dachte ich, laß ihn nur, der kann dir nichts anhaben, du bist eine bekannte Person und der ist ein elender Komödiant — aber Prosit die Mahlzeit! Denn der Spiegelberg hat ein hübschkenes Weibsbild unter seiner Bande, eine gewisse Hagerin, die mit denen Kaufmannsdirnen cuerliert und liebkost mit ihnen thut. Dieser Person ähnlt nun alles nach und die Neuberin muß vor leeren Bänken agiren. Bis ins hab' ich's angesehen und auf Aenderung gehofft, aber da es nicht besser wird, auch keinerlei Aussicht dazu vorhanden ist, so will ich nach Hamburg zurück. Wo die Neuberin ferern Zukunft hat? Das ich Euch sagen. Doch ich verschweige Euch wohlweh, daß ich diesmal am leine Ihre bange bin, diesmal — ich will es nur ge-

fahren — ich's dem Spiegelberg abgemerkt habe, wie es anzufangen ist, um die Leute herbeizulocken. Die Kunst thut's. Gott sei es geklagt, leider nicht mehr; ein hübsches Gesichte muß da sein, was das Publikum lockt und dumm macht. Und da hab' ich die Bücherein aus Leipzig verschrieben, so ein Frauenzimmer von viel Schönheit und besten Mitteln sein soll; kennen thue ich sie freilich nicht, aber mein Handwurst, der sie auf der leipziger Messen gesehen, schwört Stein und Bein, daß sie vollkommen dazu gemacht wäre, alt und jung schlaflose Nächte zu bereiten. Nun also, lieber Herr Behrmann, mit werther Freund und ehrer Gönner: zum Ehestiftl kommt die Bücherein und dann packt die Neuberin auf und geht nach Hamburg zurück. An Glück wird's nicht fehlen, doch weiß ich partout nicht — Gott! Ehrer Gönner! hab' ich nöthig, mich weiter auszulassen? Seh' noch einmal mein Rettungsengel, ich werd' es gewissenhaft zurückgeben, denn die Bücherein wird Goldberge heren. O werther Freund! Die Kunst steht eine entsetzliche Klust vor sich, und da muß sie denn mindestens zu balancieren versuchen, um nicht völlig hineinzuplumpsen. Ach, ehedem war's anders!"

Wo blieb der Stolz dieser Frau? dachte Georg, nachdem er ihr Schreiben aufmerksam durchgelesen. Schon hat sie ihr heiges Roß gegen ein lahmes eingetauscht, und ich fürchte, erleben zu müssen, daß sie einst ganz und gar vom Rappen steigen und ihren gebrechlichen Leib am Stabe weiterschleppen wird. Und dann sandte er ihr eine ansehnliche Summe; gar heimlich verfuhr er dabei, niemand sollte auch nur die leiseste Ahnung davon haben. So stieß der Lauf. Dem Unrecht erst einen Finger gereicht, wird es bald die ganze Hand gefaßt haben — denn Georg hätte die Bitte der Neuberin völlig unbeachtet gelassen, hätte er vorher das Wort nicht gebrochen, welches er dem Schwäher gegeben.

Aber wirklich unbeachtet? Es ist ein alter Spruch: „Die Sonne bringt es an den Tag" — Hier jedoch ward die Sonne nicht zum Verräther, sie empfand Mitleid und schwieg verhaßt; aber, Behrmann hatte einen Schreiber, Hellmuth nennt er sich, und weil er unbrauchbar und überdies nicht die besten Eigenschaften besitzt, hatte er ihm den Laufpaß gegeben — dieser Hellmuth ward zum Verräther. Von Christoph Bloem, der bei Neuberin den Schreiberdienst versah und damals geheurhet hatte, hatte er drüberwärts erfahren, unter welcher Bedingung die Verlobung stattgefunden, und diese freilich unter dem Siegel der Verschwiegenheit gemachte Mittheilung wollte er jetzt benutzen, um seinem Herrn „tüchtig eins auszuwischen". Denn dessen heimliche „Aeimereien" waren seinem Späherblick ebenso wenig entgangen wie die Geldsendung an die Neuberin — Martin nur, dachte er da, nun sollst du auch erfahren, wie's einem zu Muthe ist, den man vor die Thüre legt!

Und dann drückte er die Mütze auf Ohr und pochte bei Herrn Matthäus Rendorp an. „Si, sieh' da, Hellmuth, bringt Er die neue dänische Post?" „Eine Hiobspost, Herr Senator!" Und nun ging's an ein Erzählen, das kein Ende nehmen wollte. Jener hatte mit „Lügner!" — Dieser Meineidige! — Mein unglückliches Kind! — Arme Philippine!" unterbrochen, aber ergl sprang er vom Stuhl empor und langte, nachdem Hellmuth bei seiner Seele Seligkeit geschworen, daß er die Wahrheit gesagt, mit den Worten nach Degen und Stock: „Auf der Stelle will ich hin! Auf der Stelle soll's aus sein, aus für immer! Für einen Komödienschreiber und Komödiantenfreund ist meine Tochter zu gut! Ich will nicht aus Verzweiflung in die Grube fahren!"

Damit eilte der alte Herr aus dem Hause, und Ehrhitze, die gerne Magd, welche ihm gerade vor der Thür in den Weg kam, sank vor Schreck fast in die Knie, da sie nicht anders glaubte, als daß ihn die Tollwuth befallen hätte. Auch die Leute auf der Straße mochten etwas Verdächtiges denken, denn sie sahen ihm sprichwörtlich nach und verwunderten sich nicht wenig, weil er bald mit dem Stock durch die Luft schlug, bald über einen der Steine stolperte, die aus dem ungleichen Pflaster hervorragten. Endlich stand er, athemlos und wie einer der Männer im feurigen Ofen glühend, vor der Firma: „Des seligen Behrmann's Erben."

Als er darauf in dieser Verfassung bei Georg eintrat, erbleichte der. Etwas Entsetzliches mußte auf dem Wege oder bereits geschehen sein — allein Rendorp ließ ihm nicht Zeit, darüber nachzudenken. „Ja oder nein, Herr! Habt Ihr Euer Wort gebrochen?"

Da war jenem, als ob ein Schloß vor seinem Munde läge. Er wollte antworten und konnte es doch nicht, er mußte sich gegen den Tisch lehnen, um nicht zusammenzusinken. „Wie, Ihr schweigt, also doch, doch! Gut denn, mache die Folgen mit Eurem Gewissen ab!" „O, Herr Vater, so hören Sie doch —!"

mann. „Ja oder Nein?“ Und er stieß bei jedem dieser Worte wie zur Bekräftigung mit dem Kolbe auf den Boden. „Gott im Himmel! Ja, aber —“ „Und da will sich der Mörder noch entschuldigen? Weg vor zu Kreuz kriechen? He? Was ist's mit uns, und für ewige Zeiten! Ich bin ein Mann, der respektirt wird im Senat und in der ganzen Stadt, und ein solcher Mann gibt sein liebes, gutes, frommes Kind keinem —“

Mehr vernahm Georg nicht, denn Neuherr beendete seinen Redestrom vor der Thür, die er donnernd ins Schloß geworfen hatte. Auch hätte jener wol kaum ein Ohr dafür gehabt, erst nach langer Zeit habe er empor, wie aus entsetzlichem Traume, und merkte, daß er allein war. Da fühlte er die ganze Schwere seines Unrechts, da hatte er nur den Einen Gedanken: Göttin der Hoffnung, o verlasse den Verzweifelnden nicht aus deinem Reiche, wende den Blick nicht von mir! Aber vergebens die Hoffnung, vergebens die inständigsten Bitten, mit denen er Hermann Matthäus in heißer Reue athmenden Briefen beschwörte — immer die Eine Antwort: „Aus ist's für ewige Zeiten!“ Und du, Philippine? Haß auch du dich für ewig abgewandt? Doch nein, obwol der Vater neben seiner Schrift bemerkt, weiß du dennoch einen unbelauschten Moment zu draußen, um einem Blättchen die Zeilen anzuvertrauen: „Fein für ewig! Wenn es auf dem Apfelzaubern acht schlägt, warte ich an der Gartenthür!“

Was stürmte alles auf Georg ein, als er gegen diese Stunde dem wohlbekannten Orte zueilte! Ach, je näher er der Thür kam, je heftiger pochte sein Herz — die Erinnerungen nahmen Gestalt an und drückten ihn tief zu Boden. Damals — der Flieder hatte geblüht, die Nachtigall gefüßt — hatte er an eben dieser Stelle an Philippinens Brust geruht und die Hoffnung auf unendliches Glück sein Herz geschwellt — und heute! heute! Wie leer, wie todt alles! Die fahlen Reste zitterten im Winde, kein Vöglein sang, schwarze Wolken jagten am Himmel auf und ab. . . Da leise Schritte. Sie war's. Er schlang die Arme um ihren Leib und Brust ruhte an Brust, Lippe an Lippe. Dann küßten sie lange, lange, und was sie wol tausendmal gesagt, das wiederholte sie jetzt noch einmal, als die Uhrmutter die neunte Stunde schlug.

„Ich verdamme dich nicht. Was der Vater von dir forderte — grausam war's, und liebe ist mir begreiflich du, was du Gott gegeben — aber ich, ich klage mich an, daß ich dem Opfer annahm, daß ich nicht gesprochen! Zu viel für mich und dir unmöglich, denn ich hätte das Eine bedenken sollen: Was begehren, wüßte wieder auseinander, weil's vom Gott gekommen.“

„O, hätte ich diese Gabe als, nie empfangen! Sie wird mir zum Verderben!“ rief er.

„Georg!“ — und ihre gefalteten Hände ruhten auf der Stelle, wo sein Herz stürmte — „Leide nicht und lag und immerdar hoffen, trotz des Zorns meines Vaters! Der Himmel ist barmherzig — Schau die Wolken da oben, wie sie vorzig blicken, und doch wird die Sonne wieder leuchten wie vordem! Und so werden auch die schwarzen Wolken am Himmel unserer Liebe einmal zerflattern und der goldene Sonnenschein wird einziehen in unsere Brust und eine Blume wird prächtig erblühen, die Blume dauernden Glücks! Ja, hoffe, hoffe nur!“

Gleigenet ist das Wort des Trostes!“ sprach er und küßte die Thräne hinweg, welche ihr Auge füllte — Da ward es laut im Hause, da mußte es geschehen sein. Auf lange? Das Kind in den Sternen geschrieben. „Treue bis zum Grabe!“ Dann ging er von dannen. Und der Mond blies aus vollen Backen und der Rand der Wolken ward lichter und lichter, und jetzt tauchte der Mond auf, selbstständig, strahlenspendend . . . prüfend und dankend bob Georg die Rechte empor.

Aber zwischen den Wänden, welche Oede, welche Leere! Ein anderer einzige Dach! Und Behrmann eilte aus der Stube auf die Straße, auf die Felder hinaus; je lauter der Herbststurm umtobte, je heftiger er in seinen Locken wühlte, desto freier athmete seine Brust — nur keine Ruhe, nur freies Draußen, da erträge ich's am ersten! Allein über ein Kleines da weilte er wieder im Zimmer und sandte an Neuherr ein verzweifelndes Schreiben nach dem andern — ach, alle fehlten sie unerbrochen wieder zurück! und dann nahm er sein begonnenes Trauerspiel zur Hand, nur, um einen Blick hineinzuwerfen — darauf verlenkte er es tief in einen Schrein, um es nie, nie wiederzusehen — und doch, kaum eine Woche war vergangen, da lag es abermals auf dem Schreibtische und Behrmann blätterte darin und sagte Verse, Scenen lang. . . Wie hatteß du gesprochen, Neuherr? „Das Dichten könnt Ihr nimmer lassen, das kommt von Gott!“

Als nun seine wackern Freunde das sahen, waren sie der Freude voll. Sie redeten untereinander: Für ihn die beste Zerstreuung, der sichere Trost! Und Georg schuf weiter und weiter,

theils, um die Außenwelt zu vergessen, theils weil er wußte; die Muse selbst leitete seine Hand. Und dann kam das Ehrlistein und mit ihm Karoline Neuber aus Lübeck. Ihr erster Gang war, Behrmann Dank zu sagen, ihr zweiter, die Bitte auszusprechen, daß er ihr die neue Dichtung zur Darstellung anvertrauen möchte; denn unterdessen hatte sie von seinen Freunden, die auch die übrigen waren, davon erfahren.

„Thut es mir zu Liebe!“ sprach sie, nachdem er sich eifrig gesträubt. „Wenn ich Euer Trauerspiel gebe, werden die Hamburger Abend für Abend meine Bude stürmen. Zwar ist die Bächerin aus Leipzig, das schmale Aleidchhid, recht dazu gemacht, die Menge anzulocken, aber Ihr wißt, Freund, daß ich sie nur verschied, weil's euch anderm, besserm Wage partout nicht mehr gehen wollte! Glaubt mir, ich habe ein helles Auge, einen richtigen Sinn für Schönheit, und wenn ich's mit der Vernunft verträge, sagte ich die Bächnerin noch in dieser Stunde zum Teufel! Doch geht Ihr mir Eure Dichtung — nun, da brauche ich der besseren Richtung wenigstens nicht völlig Ade zu sagen, da kann ich mindestens balanciren, die Wage halten. O edler Gönner, habt Mitleid mit der armen Neuberin, weiß sie nicht als!“

Schon schwankte Gerzy in seinem Entschlusse; da unterstützten die Freunde die abermaligen Bitten der Prinzipalin und da — das Trauerspiel war zum vollendet — gab er es endlich hin. An seinen Ruhm dachte er nicht dabei, danach verlangte ihn nicht. Nur Eins wollte er und konnte es leiber! jetzt: verhindern, daß die Bühne der Neuberin nicht gänzlich in eine Stätte gewöhnlicher Scherze herabsinken brauchte. Ach, Philippine, daß du noch immer! Mein Hoffen, es ist gestorben, begraben! Kinderen immer ist's am Himmel unserer Liebe gewesen, nur Wolkenringsumher, und niemals wieder wird die Sonne daran emporsteigen, niemals ein freundlicher Stern wieder blitzen — tiefste Nacht in uns und um uns!

Und während der Neuvite alle klagte, was begab sich da in der Bude in der neuständer Fuhlenwiese! Auf einem Drachen von Pappe log Karoline Neuber und las ein Heft durch und weinte Thränen der Rührung und der Freude dabei; die zur Seite stand ihr Mann, Johann Neuber, ein mittelmäßiger Acteur und in Karolinens Augen eine Null ohne Hinsicht. Als er seine Frau weinen sah, entfernte auch er unverhängt eine Zähre von der Wimper. „Nicht's für mich noch in dem Dinge geben? So was, wo ich so recht fluchen und dreinschlagen kann!“ fragte der Trauermangent, seine Perrücke grämend. Und die schöne Bächnerin aus Leipzig lief zornig auf und ab und rief: „Hol' der Henker diese dummen Dinger von Trauerspielen! Das Zeug ist aus der Mode! Lachen will das Volk und glogen — mich anglogen will's, und dazu bin ich nach Hamburg gekommen!“

Aber die Prinzipalin sprach, die Hände über dem Hefte haltend: „Ja, das kommt von Gott, das ist Sein gnädiges Geschenk! Sie schon vermag's ohne Seinen Willen kein Sterblicher zu vollbringen! Heil dir, Georg Behrmann! Die Welt wird dir zujauchzen und dein Name eingetragen werden ins goldene Buch der Geschichte für ewige Zeiten!“

„Hollas! Aufgemerkt! Zu Ehren des hochwohlgeborenen Senats der freien Reichsstadt Hamburg! Am nächsten Mittwoch, den 30. Februar 1735, wird aufgeführt werden zum ersten mal: Timoleon der Burgerretund. Trauerspiel von Georg Behrmann, Verfasser der weltberühmten „Horazier“! Dazu lobet ganz ergebenst ein Johann Neuber, Schauspiel-Principal, indem er unterthänigst versichert, daß kein Besucher die Tragödie ohne Rührung ansehen wird. Aufzug punctis 7 Uhr! — Hollas! Aufgemerkt!“

Der diese Worte an jeder Straßenecke vorunterschnarrte, war der Trauermangent, und der ihm voranschritt, am Anfang und bei Verdigung dieser Anpreisung die große Trommel maltraitirend, war niemand anders als Hanswurst, der heute sein buntestes Kleid übergezogen und die spitzeste Mütze keck aufs Haupt gedrückt hatte. Die Menge lief theils voran, theils folgte sie; ja selbst diejenigen, welche dem Theater sonst aus Grundsätzen fern standen, gingen jetzt langsam hinterher, um noch einmal zu vernehmen, was sich kaum denken ließ: Dem Senat zu Ehren! — Was mag, fragte man allgemein, das für ein Stück sein? Gut ist's, denn Behrmann hat es geschrieben. Aber es muß etwas ganz Besonderes sein und deshalb müssen wir es uns ansehen, auch wenn wir unsern Platz mit Geld erkaufen sollten!

Natürlich ward auch in der nächsten Sonnsitzung darüber hin- und hergesprochen. Die Neuberin rauß mit dem Titel einer hamburger Komödiantin werben wollen, sagten einstimmig,

daß sie die erste Aufführung auf keinen Fall versäumen würden; diejenigen indeß, welche ihre Stimme gegen diese Verleihung abgegeben, ließen hinzurechnen, daß es mindestens unerschicklich wäre, den Senat als Lockvogel zu benutzen. Aber wer von dem grünen Sessel aufsprang und mit erhobenen Händen „Hört auf mich, ihr Herren!“ rief, das war, wie sich's erwarten ließ, Herr Matthias Acodorp. Und weiter rief er: „Das wollen, das können die Herren Collegen dulden? Eine Gaukelbande stellt den Senat an die Spitze, eines luxuriösen Gesindels gewiß zu sein! Wir sind da, auf gute Sitte zu sehen, die Stadt vom Unrath zu reinigen! Wohlan, ihr Herren, ich thue Einspruch, ich verlange Abstimmung!“ Man sagte sich dem Wunsche des Aeltesten. Die Augen wurden vertheilt, der Becher kreiste, doch fanden sich nur wenige schwarze Kugeln darin. Sofort griff Acodorp nach seinem Hute und verließ, eine Verwünschung auf den Lippen, die Versammlung.

Und ein Tag folgte dem andern. Noch vor Sonnenaufgang, und er war da, der 23. Februar. Wie viel Augen ihm mit besonderer Erwartung entgegensahen! Echon hieß es 24 Stunden vorher: Kein Platz zu haben, sämmtliche Karten vergriffen, wir müssen uns auf die nächsten Vorstellungen vertrösten! Die Neugierde wuchs in ihrer Freude kaum, was sie beginnen sollte. Jetzt memorirte sie ihre Rolle, jetzt durchwandte sie den Gesichtsraum, dann rückte sie zu Nebenmann, ihn zu verhören, daß er ihr bester, treuester Freund sei. Nur das Eine bekümmerte sie: Georg konnte nicht siebleich sein, nicht einmal lächeln. Blaß bleich er aufstand und wie bestimmt er es aussprach, daß er bei der Darstellung des „Timoleon“ nicht zugegen sein würde. „Ich habe meinen Grund“, sagte er, indem er sich abwandte und tief seufzte.

So schwand auch dieser Tag, dann kam die Nacht, und als die Sonne wieder darauf den Morgen begrüßte, rief einer dem andern zu: „Heute Abend feiert Bedmann Triumphe!“

Leidenschaftlich ward auch in Herrn Matthias Schreinskuhle darüber gesprochen. Schon beim Eintritt sagte Christoph Bloem zum Buchhalter, den er herrisch an seinem Platz rebidte: „Schade bleibt's doch, sehr schade! Wäre der Dichter noch der Bräutigam der Jungfer, würden wir ohne zweifel Freikarten erhalten.“

Dagegen verlegte Johannes Schubert, der aus lauter Hochachtung vor seinem Principal dessen Ansichten getreulich nachbetete: „Da hört und sieht man Seine Jugend! Ihm wird's am liebsten, wenn die Welt aus lauter Landstreichern bestände. Nein, Christoph Bloem, höchst klänglich sein, seine Schillinge zusammenhalten, der Irrlehrung aus dem Wege gehen, das soll der Mensch! Und thut er es nicht, wird er bald gewahren, daß er zum Bettler geworden und sein Leben im Spinnhause beschließen muß.“

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Das Zeitalter Friedrich's des Großen.

Von H. Hettner's vortrefflichem Werke „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ (Braunschweig, Vieweg u. Sohn) ist soeben ein neuer Band erschienen, der vorliegt das Werk unter dem Titel „Das Zeitalter Friedrich's des Großen“ behandelt in die Geschichte der deutschen Literatur von 1740 bis zum Auftreten Goethe's.

Hermann Hettner ist nicht der erste, der die bisher so streng getrennten Gebiete der politischen, literarischen und Kunstgeschichte zu einem Ganzen zu vereinigen sucht — Schiller suchte dasselbe in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ an — aber bei den noch glückte es einem, dies Ganze in harmonischer zu gestalten, wie unserm Verfasser. In leichtfaßlicher, lebendiger Darstellung, der es gewissen, z. B. in dem schönen Aufsatz über Winckelmann, an classischer Ruhe, Fülle und Durchsichtigkeit erbricht, werden uns die Bildung, die Cultur des deutschen Volks, die Keime, aus denen sie entsprang, die Blüten und Früchte, zu denen sie heranreifte, geschildert, lieberall sind die Fäden, die Verbindungen deutscher, französischer und englischer Anschauungen und Weltbetrachtungen mit besonderem Geschick hervorgehoben, daß uns wie „Zeitgeist“ nennen, tritt und lebendig und bunten Schilderungen entgegen. Wie schon vor dem Kant, gibt auch Hettner seinem Zeitabschnitt den Namen „Zeitalter Friedrich's des Großen“. Mit Recht. Friedrich II. ist nicht allein der Eroberer Schlesiens, der Begründer des preußischen Uebergewichts in Deutschland, nicht am Schlesien allein ist der Siebenjährige Krieg geführt worden, sondern von ihm, von seinem Geiste, seinen Thaten ging jene tiefe Erregung des deutschen Nationalgefühls aus, die in Lessing und Kant ihren bedeutendsten Ausdruck fand. Ohne die Schlacht bei Rossbach wäre kaum eine bürgerliche Dramaturgie geschrieben worden, glaubt man, unter der Herrschaft einer Maria Theresia selbst hätte Kant seine „Kritik der reinen Vernunft“ veröffentlichen können! Die deutsche Dichtung, die deutsche Sprache sogar lieber der König nicht, aber er begünstigte die Philosophie, das freie Denken gegen den Druck und Zwang, mit dem protestantische und katholische Priester es belegt. Man weiß dem „Philosophen von Sanssouci“ seinen militärischen

Despotismus, seine Cabinetsregierung vor, man vergesse, daß dem damaligen Geschlechte nicht die Politik wie uns, sondern die Philosophie die eigentliche Lebensluft war, daß selbst Rousseau nie daran dachte, daß man je seinen Ideal-Staat verwirklichen könnte — für das Letztere „Friedrich d. Gr.“ sagt Hettner, „war die Losung nicht Aenderung der Verfassung, sondern Besserung der Verwaltung“, ein Wort, das für Deutschland so gut als für Frankreich gilt, ja durch die „Junius-Briefe“, die mehr gegen das verwerfliche Ministerium als gegen die staatlichen Einrichtungen gerichtet sind, auch für England bestätigt wird.

Nach einer übersichtlichen Schilderung des religiösen und politischen Denkwesens des Königs wendet sich Hettner zu den Kämpfen auf den Gebieten der Religion und Politik, welche die deutsche Gesellschaft bewegten. Für die Zeit von 1740 — so ist der Einfluß der Theologie und der populären Moralphilosophie gelöst und vieler einstrümpend gewesen als jener der gleichzeitigen Dichtung. Schärfstung hat Hettner dies herausgefühlt. Ein hervorragendes dichterisches oder künstlerisches Genie hat jene Epoche nicht hervorgebracht. Gellert, Gerstner, Kleist, Klopstock, Wieland sind nicht einzuhören mit den großen Dichtern zu vergleichen. Selbst Lessing's poetische Begabung erscheint neben seinem wunderbaren Verstande, seinem philosophischen Zuge, seiner ästhetischen Schärfe des Urtheils gering. Alle diese Dichter besitzen überhaupt den „Sinn“, die „Tendenz“, das Moralische ihrer Dichtungen viel schärfer, legen einen viel größeren Werth darauf als auf die reine Schönheit der Form oder eine gleichsam Erfindung lebendig schaffender und frei sich bewegender Phantasie. Gleichen d. „Oberen“ aufgenommen, haben jene Werke nicht die geringste Anziehungskraft für eine lebhaft empfängliche Einbildungskraft, sie befriedigen — wer hat das nicht schon bei einer Vorstellung der „Emilia Galotti“ empfunden? — uns Gangel unseren Verstand, nicht unser Herz. Nur in einzelnen Momenten werden wir ergriffen. In vieler richtigen Erkenntniß, daß jene Zeit von den Wissenschaften ihr eigentliches Licht empfinge, wünscht Hettner den Verherrlichungen der Rationalisten und der Moralphilosophen, der politischen Schriftsteller K. Moser und Justus Möser, um ein gebenhaften Naturerscheinungen und Studium, die Kapitel „Der Deismus und die Kritik der Offenbarung“, die „Popularphilosophie“ mit der trefflichen Schilderung Moses Mendelssohn's, „Pietist und Geschichtschreibung“ sind nach dieser Seite hin ganz vortrefflich gelungen. Um wenig zu sagt, wie man so sagt, scheint uns Wieland zu kommen. Wieland war bei allerdem ein witziger Kopf, ein Mensch voll geistreicher Einfälle, vieler, wenn auch nicht gerade vertiefter Gelehrsamkeit, nicht immer war seine Empfindung nur Raffinement. In der Reihe der großen Epoche darf er sich nicht wagen, er würde neben Lucian und Voltaire, neben Heine und Arisophanes eine schiefe Rolle spielen, aber mit Horaz und Martial kann er sich zur Tafel legen. Das Fehlerhafte seiner Manier ist über Verstiegenheit; Wieland hat etwas von der Scherzfreiheit Jean Paul's, er kommt zu seinem Ende, wenn „Agathon“ und „Don Sylvio“ eine nur die Ausdehnung von Voltaire's „Candide“, von Diderot's „Jacques le fataliste“ hätten, welche reizenden Romane wären es! — Für das schönste Kapitel des inhaltreichen Buches aber halten wir das über Winckelmann. In Winckelmann erkennt Hettner mit Bewunderung und Freude den wahrverwandten Geist, auf dem Boden der Kunstbetrachtung, in dem Anfachen für die Werkwerte der alten Plastik steht er sich stark wie unser griechische Reise, in oft er die Erde berührte. Wie so wahr und schönempfunden ist es, wenn er von Winckelmann schreibt: „Er schaut Statuen an, die bis dahin noch niemals beachtet worden. Gleich jenen gewaltigen Seherinnen der vergangenen Jahrhunderte entdeckt und erahnt er Länder und Welten, die bis dahin völlig unbekannt oder doch dem Auge der Menschen wieder völlig entschwunden waren. Er erschaute und verkündete das Wesen und die ewige Schönheit der griechischen Kunst in einer Zeit, welche noch völlig von den Banden der französischen Geschmacksverbildung umstrickt war, und diese mit praktischer Umsichtigkeit als höchstes Bildungsideal pries, und er brachte mit dieser in ihm neu aufstehenden Kunstbetrachtung in die gesamte Wissenschaft von ihr die zuvörderst Kunst einen Umschwung, der sich fortan immer mächtiger und nachhaltiger kundgeben und nach bis auf den heutigen Tag unermeßlich eingreifend fortwirkt.“ Die ganze Schätzerung Winckelmann's gehört zum Besten, was aus Hettner's Feder geflossen. Eine ausführliche, eingehende Besprechung Lessing's beschließt diesen Band des Werks, der sogar soll die Spannung der deutschen Literatur, Kunst, Goethe, Schiller und ihre Zeitgenossen und vorführen.

Herbstlieder

von Hermann Kletke.

1. Im Herbst.

O, nennt den Frühling schöner nicht
Als diese herbstlich milden Tage!
Die Sprossen um verklärten Licht
Den gold'nen Augen heit're Sage.

Beseligt ruht die Leidenschaft,
Und was verträumt schien und verloren,
Das hat der Seele stille Kraft
Zum innern Leben neu geboren.

2. Endlich!

Kann nicht der Abend? Sie kommt auch die Nacht!
O, jener Leben findet den Schlaf!
Ein sehr Becher leert ich! Ich muß
Endlich das Aug entschlummern, das wache!
Wühlt doch kein Sturm ruhlos in den Blumen,
Muß doch die tiefste Wunde verbluten?
O, auch das Elend zählt nach Minuten!

(Forts. im Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Die Schillerstiftung.

In diesen Tagen breitet sich eine wohlthätige Sammlung für die Schillerstiftung aus. Am 17. October versammeln sich die Abgeordneten der verschiedenen Zweigstiftungen an dem historischen Boden Weimars zu einer Generalversammlung. Abgesehen von allen Personenfragen und Streitfragen, die zum Umfang des Ganzen zwischen dem Verwaltungsrath und den Generalversorgte aufgetroffen sind, wird es sich bei diesen Debatten um die wichtigsten Principien und selbst um Leben und Tod der Stiftung handeln.

Die traurige Thatsache, daß bei der deutschen Nation den Gedanken und die ersten Anfänge der Stiftung begrüßte, welche die Todten des vorigen Monats ehrte in allen Gegenden Deutschlands tausende Theilnahme, durch die allein das für unsere Verhältnisse große Kapital erworben wurde, über das jetzt die Stiftung verfügt, ist längst einer kühlen Stimmung gewichen. Wie die Wogen schweigen, so verklingen sie auch wieder, ohne nicht bisher nachweisbare Rückkang der Begeisterung allein hat die Verbindung des Publikums hervorgerufen. Seit ihrer Constituirung im Jahre 1859, was ist denn bis jetzt von dem Wirken der Stiftung in das große Publikum gedrungen? Wie einer der historischen Namen hat sich der Vorstand angethan. Hier und dort ist schon einmal eine Notiz, daß der oder jener Schriftsteller eine Pension, ein Ehrengehalt erhalten, und jene Liste darauf hin nur weil in deutschen Zeitung. Der unglückliche Dichter kennen Lese in den Worten der armen H. Lötzke sich auf einem Gut der Schweiz Was wissen nicht, ob die Zweigstiftungen genauer unterrichtet werden. geschieht es, so dürfte doch diese Kunde auf den geringsten Kreis beschränkt, durch diese Gebeimthaltung gewinnt die ganze Stiftung das Wesen einer Lotterie. In den unbetheiligten Publikum erhoben sich immer mehr Stimmen, daß die Geldbewilligungen des Vorstandes zu Gunstbezeugungen werden, die bald das eine, bald das andere seiner Mitglieder guten Freunden zukommen lassen. Was hat weit entfernt, diesen übertriebenen Behauptungen Glauben zu schenken, aber das Mißtrauen ist einmal zu Angriffslust ist da die Schriftstellung als eine Stiftung zur Unterstützung verdienter Schriftsteller; daher hat die Nation die Geld gegeben, nicht damit irgend ein Mitglied des Vorstandes sich eine Schar ergebener Anhänger schaffe, das Notoren, die, wie bekannt, in guten Vermögensverhältnissen leben, mehrere hundert Thaler Pensionen erhalten. Mit großer Pünktlichkeit ist bisher der Antrag verschiedener Zweigstiftungen, die Namen derer, die unterstützt werden, zu nennen, bekämpft und abgewiesen worden. Solange die Mittel der Stiftung klein waren, ihre Gaben oft nur mit einer 50 Thaler betrugen, hatte die Geheimhaltung einen erweiten Sinn. Sie können ökonomischen Leuten der Schriftstellerstand geboten nicht auf den Markt. Warum aber leben nun nicht erfahren, welche Anteren Pensionen und „Ehrengehalte" er hatten? Warum soll es als ein Raub des Geheimnisses betrachtet werden, wenn diese Nachrichten durch die Zeitungen, durch verschiedene, verbreitet werden? Es braucht in niemand die gewährte Pension zu wissen, es kann sie, wie weiland Zweigstaat die seine, dem König von Preußen, der Stiftung weiter zurückschicken, im Fall er seinen Namen nicht unter seinen der „Protectoren der Schillerstiftung" lesen will; es gibt verschiedene Arten von Stolz, der Bettelstolz ist der unleidlichste.

Darum Oeffentlichkeit! Das Klüngelwesen, das man der Stiftung vorwirft, fällt im Augenblick wo der Vorstand verschwindet ist, gebe Gabe von mehr als hundert Thalern bekannt zu machen. Die einzigen Gegenmaßregeln, die auch dann noch im Vorstand — die Herren sind ja auch menschlich — existiren können, wird das Publikum dann gerade zu bringen wissen. Es verbrennt sehr ganz dem wachsen, verwerthetüchtigen, verdienstvollen Geiste, der jetzt z. B. die Leipziger Zweigstiftung belebt. Durch die „Oeffentlichkeit" allein wird endlich jenen der zweiten Gefahr vorgebeugt, welche das Wesen der Stiftung bedroht. Im wunderlichen Verbrennen der Eigenart unserer Poesie und unserer Dichtung, auch wol von ehrgeizigen Hoffnungen genährt, bildet sich um den Thron einen „Kabinet" erlesenen Sinne guter Oberästhetik, natürlich mit Oberaufseher an für die ärmlich deutschen Dichter! Im 19. Jahrhundert kommen viele deutsche Männer, Demokraten, auf diese verhängnißvolle Erfindung des Despotismus, den Adel, nach Cardinal Richelieu, Karl d. II. Stuart zurück! Sollen wir in Gnad wieder Patronisirte und Protegirte werden? Haben die Bemühungen und Bestrebungen dieser Art denn ganz vergessen, daß in ihrem Vorbild, der französischen Akademie, Mörder und Verräther nicht fehlen? Sollen die glücklichen, unbefangen an ihren Werken zu sein? Eine deutsche Akademie! Vor wenig Jahren hatte sich ein Kegelbau darin bereit gemacht, während für Heinrich von Kleist kein Platz in die gewiß Hunderttausende verschickt, da sie „in der Nähe" sind, das Kassiusdenkmal und der Bürgerschaft Kronen einen Sessel und Gedächtnisse feinen. Die Generalversammlung wird erkennen, daß mit der Stiftung einer Akademie sie ihr eigenes Todesurtheil unterschreibt, der Vorstand und die Akademiker werden dann allerdings Zweigstiftungen halten sein. Es ist es überall den Stämmen ergangen, die einen fremdartigen Stämmen Aufschuß an Sitz der Regierung hatten. Oder soll etwa die Generalversammlung zur wegen

die größten deutschen Dichter ernähten? Wie sagt Schiller, nach dem ihr euch nennt? „Man soll die Stimmen wägen, doch nicht zählen!“ Eine Akademie braucht den Schutz eines Fürsten, die Pracht eines Hofs, sie wird beide finden. Dann werden die Titel und Orden kommen — leichte die deutsche Literatur nicht von Jahren Uhland, weil er nie einen Titel angenommen und den Königen ihre Orden zurückgesandt habe! Ja wohl hatte der verstorbene Lassalle, so wenig wir mit ihm sympathisieren, recht, wenn er unsern Liberalen ihre thörichte Phrasenverehrsucht und tägliche Unwissenheit vorwarf. Keine Akademie! Das muß die Losung sein, deren sein, die es ernstlich mit deutscher Kunst und deutscher Forschung nehmen. Fürsten haben Akademien gestiftet, aber Gottsched und Aristarchus, Dante und Milton, Goethe, Schiller, Shakespeare sahen sie keine.

Wenn die beiden Fragen wegen der Oeffentlichkeit und der Akademie in unserm Sinne gelöst werden, halten wir die dritte, ob der Vorort nach den Statuten von Weimar nach einem andern Orte verlegt werden solle oder nicht, für eine nebensächliche. Immer wird es sich entscheiden, dem Berg getreu zu bleiben. Hält der Schiller, auch der Vorstand ist ähnlich nicht zwanzig bis tausend Männern, sondern dem Volke in seiner Gesammtheit Rechenschaft von jedem Vierung geben, den er vorangeht, von den Mitgegeln, die er gestiftet, noch nehmen heraus, die sich von ihm zurückgezogen fühlen, die Gelegenheit geboten, ihre Klagen vor das Forum aller Gebildeten zu bringen, dann fürchten wir nichts, ob D oder B. J. oder V im Vorstand den größten Einfluß hat, ob Weimar oder Darmstadt der Vorort ist.

Es klingt wunderlich, allein im Publikum ist die Meinung verbreitet, als wäre der Stiftung nicht, was sie mit dem Geiste bezeichnen sollte, mit dem sie der großherzige Sinn des Volks aufgefaßt. Da verdrießt sie doch die oft kärglichen Dotationen, die sie gibt; sie verwirrere nicht, wo das Verdienst an ihre Thür klopft. Sie ist liberal — wie es in jedem Sinne der edle Mensch und der erhabene Dichter war, deren Angedenken sie ehren will. Sie gebe, wo sie einen verbreiteten Schriftsteller in Krankheit oder in bedrängten Verhältnissen weiß, königlich, aber freilich im Namen des Volks — nicht, wie es vorgekommen sein soll — wo besser, es ist einer jener falschen Berichte, welche das Gegenmittel nothwendig im Gefolge hat — lasse der Vorstand die Gabe als ein „Zeichen seiner Gunst“ erscheinen, wenn Friedrich der Große nur der erste Diener seines Staats war, wird der Vorstand der Schillerstiftung nicht ihr Gönnerin sein wollen.

Kurz, wir wir in jeder Beziehung der Stiftung sehen, sogar, wie die Kundigen wissen werden, im Gegensatz zu den Absichten eines verehrten Freundes, erheben wir unsere schwache Stimme nur für das Volk des Ganzen, wie sind nun das Ohr der großen, unbetheiligten Masse. Oeffentlichkeit! Keine Akademie! Das ist unsere Meinung! Den erbeterten Personenkämpfen, die der Generalversammlung bevorstehen, würde die Spitze abgebrochen, wenn alle, die zegt irgendwie den Vorstand bilden, ausscheiden und andern Männern Platz machen. Die Ratten selbst sollte sich energischer regen — sie hat die Stiftung geschaffen, sie erhebe ihre Stimme, mehr als einen berufenen Mund wird sie in der Generalversammlung finden, die Recht, ihre Meinung gegenüber den Actien und den eingetragen Zukunftsbahnenläufern zu vertreten. Wenn wir nicht einmal in einer „demokratischen“ Stiftung der Gerechtigkeit zum Siege verhelfen können, dann sollten wir es doch wahrlich aufgeben, die deutsche Verfassung reformieren zu wollen.

Oeffentlichkeit! Keine Akademie! Ein neuer Gedanke!

Das Schaffen der Bäume in Böhmen.

A. W. — Eine unter den volksthümlichen Gebräuchen der Böhmen eingewurzelte Verwirrgarderie, Karl verbreitete und ohne Zweifel auch der grauen Vorzeit sich herleitende Gewohnheit ist das Schneiden und Binden der Bäume an gewissen Tagen im Jahre. Wo ursprünglich war zur Winterszeit, wo die Natur ihren starren Lebensschlummer schläft, wo auch die Bäume mit entlaubte Schlafer sind, eingehüllt in weiße Leichentücher. Das Schneiden der Bäume hat dabei eine symbolische Bedeutung, es ist gewisser Maßen das Leben Abbild und der bedeutsame Letzte Hinweis zu neuem, blühendem Leben. Die festliche Ankündigung, daß die eiserne Herrscherin des Winters voraussen gebrochen und der milde Lenz im Anzuge sei. An diese einmalerische Auffassung hat sich eine gewisse, mit neuem Jahr angefangen, hervorgegangen und der angeborenen Neigung des Menschen, die Zukunft und daß in ihr hin- und herschwankende Ungewisse durch fromme Wünsche in seinen Gunsten herumzudrehen. Der Naturmensch, der vorwiegend in und von der Natur lebt, der von ihrer Gnade sein Tagen sein häuslichen Glück, sein ganze Existenz abhängen sieht, ist immer ernstlich bestrebt, diese Mächtige möglichst günstig für sich zu stimmen, sei es nun durch Opfer und Tod oder durch vertrauende von den Mächten ersehte Vertrauen. Auf letzter Weise ist nun auch das Schneiden und Anreden der Bäume hervorgegangen, die leitende Absicht aber ist, die Bäume zu fruchtbarkeit im nächsten Jahre eingesprungen.

So gibt drei Tage im Jahre, wo diese Sitte in den meisten böhmischen Ortschaften geübt wird. Den Anfang macht der 24. Februar, der Tag des heiligen Matthias, der als der Patron des verdorbenen Brodes klassiegend gilt. Da nun vom Fest gleichsam als der Anfangspunkt des neuen Lenzes angesehen wird, so begeben sich an jenem Tage die Landbewohner häufig in die Gärten und schneiden alle Baumstämme oder beginnen recht laut zu schreien, damit Ungeziefer, welches die Stimme dringt, scheu und gehen Obst wachse. In manchen Ortschaften pflegen die Knaben auf die Bäume und rufen:

Den heiligen Matthias bitte ich,
Er wolle zu Chr. beweben mich,
Er weis mir im Garten wieret mich

Andere wieder gebrauchen, indem sie abschnitzeln die Bäume exklettern, den Ruf

Matthias, Matthias
Verleihen, Bäumen uns pfropfen lag!

In der Umgegend von Hohenmauth hören die Kinder um jeden Gartenbaum einen Kreis ziehen sich bei den Händen und beginnen dann, sich zu drehen, wobei sie singen

Es weht und Stürmchen klingt,
Und St. Matthias bringt.

In andern Gegenden ist wieder die Sitte bemerkt, daß die Hausfrau noch vor der Morgendämmerung einen ihrer Knaben auf den Rücken nimmt, damit mit ihm im Obstgarten herum und zwar lärmt und hierbei wiederholt ruft

An St. Matthiastage,
Ist der den Jungen trage,
Wachen wo meine Bäumen stehn,
Sich Chr. Aepfle wachsen laß!

Auch am Thomastage ist das Schütteln der Obstbäume stark im Schwunge. Soll jedoch der Zweck erreicht werden, so muß dasselbe in den Augenblick vor sich gehen, wo nach dem zwölftägigen äußeren Stillschweigen die Kindergloken während der Mette feierlich zu läuten beginnen. Nicht minder empfehlenswerth ist es sein, alle Schlüssel im Hause zusammenzusuchen und damit im ganzen Garten zu läuten; je weit die helle Schall reicht, je weit tragen die Bäume im nächsten Sommer reichlichen Obst.

Gegenwärtig ist das Schütteln der Obstbäume am Thomastage viel nicht übrig hatte aber, kommt das Thomas der Bäume vor, das bestehen zwar wenigstens. Obschon auch es in der Nacht vom Thomastag zum Thomastag, das heißt in die Dorfstube im bloßen Hemde in den Hausgarten und reißen den Bäumen zu. Segen an, ihr Bäume! Wollet ihr nicht tragen, so dauern wir euch ab!" Nach dieser Drohung, die mitunter von dem Schwingen einer Axt begleitet ist, wird jeder Baum mit einem Strohseil umwunden und dieß gemeiniglich bald in der schönsten Blüte und knüpft später auch den reichsten Obstschmuck.

Am Dreikönigstage wird die Sitte des Bäumeschreiens in der Weihnachtszeit geübt, und auch da heißt es sich entschieden alle der Uebereifrigkeit einer altklugen Baumwollnut bar. In der Heiligen Nacht führen die Aeltern mit den Anfang der Sonne ihre Kinder in den Garten, wo sich diese vor einen Baum hinstellen und folgenden Reim sprechen

Bäumchen, etwach!
Gib Obst herauch!
Heut' ist Weihnachtstag.

Hierauf wiederholen die Aeltern diesen Reim und werfen jedesmal einen Apfel auf den Baum. Die Kinder lesen diese Gaben vergnügten Sinnes auf und heben sie singen an:

Bäumchen ist aufgewacht,
Hat uns Obst gebracht,
Denn es ist Weihnachtstag.

Uebrigens ist dies nicht der einzige alte Weihnachtsbrauch, der sich an die Bäume knüpft. Hat am Abendtag der Hausmutter den Teig zu den „Weihnachtsbeigeln" angemacht, so geht sie in den Garten und umschneidet mit den vom Teige noch reichlich klebenden Händen die Stämme der Bäume, wodurch diese ungefähr eine besondere Weihe erhalten und sehr tragbar werden.

Vor dem Frühmahl am Heiligen A. A. verfügen sich die Hausleute in den Obst- und andern alle Bäume tragenden zu bemerken ist, Gemeinschaft geschieht dies mit den Worten „Ihr Bäume alle, kommt zu uns zum Abendessen!" Da aber diese natürlicherweise der Einladung nicht folgen können, so werden später, wenn es Zeit zum Obstbaumsegnen ist, die übriggebliebenen Aepfel und Nüsse gesammelt und in Garten an die Stämme der Obstbäume geschüttet. Hier aber tritt der Fall ein, daß die Bäume als Orakel verwendet werden und zum Dank für die empfangene Mahlzeit Auskunft über kommende Dinge geben sollen. Wahrscheinlich sind es die jungen Bäumchen, die auf solche Art die künftig Ehe zu erfahren trachten. Nachdem die den Baum tragen Weihnachtsgebäck gegessen, setzen sie seine Stamm mit beiden Händen an, schütteln ihn und sprechen dreimal

Schüttle, schüttle Baum,
Wach auf, Baum, und heil!

Einen brechen sie auf von welcher Seite ein Zweig laut wird, von der kommt der künftige Bräutigam.

Ersteres schüttelt man auch den Baum, ohne daß man ihm zu essen gegeben hat, und spricht dabei zu ihm

Schüttle mir die Aepfel
Wie es zu Nacht ist einer Zahn um die Stunde!

Die Gegend, auf welcher abkamen das erste Gebäude kommt, ist die des nächsten Obstbaumstandes.

Natürliche und künstliche Emancipation der Frauen.

(2).

Es ist merkwürdig, daß die wirthschaftliche Frauenemancipation, anstatt die bereits vorhandenen weiblichen Berufsleistungen zu stützen oder zu heben, sie eher schwächt, und auf die Entwicklung neuer Hauptfortschreitungen bedacht zu sein scheint. Jene hauptsächlichen Arbeiter, die sich gegen jene Emancipation und für das alte Familienleben, demgemäß der Mann die Sorge für die Familie zu tragen habe, erklärten, wurden, so berichtete ihre Vertheidigungen auch übrigens gesprochen sein mögen, von einem richtigen Instinct geleitet. Was soll es helfen, werden sie sich gesagt haben, wenn unsere Frauen mit uns in gleicher Arbeit concurrieren? Wird nicht das Lohnangebot, von dem die ganze moderne Volkswirthschaft lebt, auf diese Weise

rum er den ganzen Tag ein weißes Blatt vor ſich liegen hat —

Beate.

Ein weißes Blatt?

Valentin.

Er will etwas darauf nieder ſchreiben und ſcheint nicht zu wiſſen, was. Es fehlen ihm die Worte oder er kann ſeine Gedanken nicht ſammeln. Zuweilen ſchreibt er auf einem andern Papier Notizen, die er auf dem weißen Blatt wahrſcheinlich erſt ausführen will. Ich las Einiges davon —

Beate.

Was laſeſt Du, Valentin?

Valentin.

Es waren ſo allerhand Frage- und Ausrufungszeichen, und dazwiſchen was von — von Trennung, Abſchied, Lebewohl —

Beate (bei Seite, erſchreckend).

Ich fühle, wem es gilt! (Laut) Valentin, höre, beobachte Deinen Herrn, ſage mir von Stunde zu Stunde, wie Du ihn findeſt.

Valentin.

Um den Polterabend kommen wir nun auch. (Ab.)

Beate.

Das Bild der Schweſter — Doch? Doch? — Ich bedarf ein Herz, dem ich mich mittheilen kann. Seeburg — Ihm will ich mich anvertrauen. (Ab.)

noch größer? Einerseits effectirt man eine Scheu vor der Kostenvermehrung und andererseits will man auch noch die Frauen in die große Arbeitsschlacht hineintreiben. Doch dieser Widerspruch löst sich, wenn man bedenkt, daß es sich ja nicht um Vermehrung der Arbeitskraft, sondern um Ersparung an Arbeitslohn handelt. Der Vortheil an Lebensmitteln soll derselbe bleiben und dennoch eine größere Arbeitsleistung erzielt werden. Dieser Grundsatz verdient das Gebrauchtwerden, welches die Hebel zur wirthschaftlichen Eingewöhnung) Belehrung des weiblichen Geschlechts anlegt. Die Rechnung ist richtig, aber nicht gerechnet. Die Weiber, sagt man sich, essen und verbrauchen unter den gewöhnlichen Verhältnissen, auch ohne daß sie in gehörigem Grade an der Industrie Antheil nehmen. Die Frauen haben vieles Unnöthige genug, ohne Rücksicht nicht auf Nöthige, sondern auf unnöthige Arbeit zu erziehen. Der Unterschied zwischen Arbeit und Verzehr wird für die combinirte Thätigkeit beider Geschlechter eben auch nicht mehr als den wirthschaftlichen Unterschied zu gewähren haben. Der Hauptheil wird also ganz auf seiner Seite sein. Die Weiber werden arbeiten wie die Männer und an Lohn verdienen, was sonst die Männer für sie verdienen mußten. Der Verlust des männlichen Arbeitsmuths und in viel höherem Grade würde hinzutreten, als zur Begehung der weiblichen Arbeit nöthig ist. Der Anspannung der arbeitenden Kasten wird größer, die Familie wird thatsächlich aufgelöst, der Hunger und die übrige Mißstände wird nicht besser betrieben als jetzt. Sie sind die Zustände beschaffen, welche die wirthschaftliche Emancipation, die sich im Geiste der englischen Arbeitsorganisationen durchzusetzen sucht, hervorrufen soll. Die Rechnung ist richtig, sagten wir, aber nicht gerechnet, denn der Rückschlag kann nicht ausbleiben. Gerade an der socialen Stellung des weiblichen Geschlechts wird sich am besten erkennen lassen, daß ein natürlicher Schutz der Arbeit die Voraussetzung der Gemeinbarbeit ist. Doch ist es hier nicht unsere Aufgabe, diese Seite der Wirkungen der sogenannten Frauenemancipation auszuführen. Wir wollen sie jedoch viel besser erhalten lassen, welche Rolle die Schwäche in der natürlichen Grenzlinien bei der Streik und vorzüglich ungehinderten Verkehr gewalten spielen müsse, als gerade da, wo die schwächere Geschlecht in den sogenannten Kampf um das Dasein geworfen wird?

Wie haben die Emancipation an wirthschaftlichen Arbeit in den wichtigen Ständen betrachtet und sind zur Unterscheidung einer natürlichen und einer künstlichen Betheiligung gelangt. Die natürliche Entwickelung weist den Frauen allmählich die ihren Fähigkeiten entsprechenden Arbeiten an und hat die Neigung, den Antheil der beiden Geschlechter nachhaltig der wirthschaftlichen Functionen möglichst vertheilen zu erhalten. Das künstliche Treiben will diese natürlichen Unterschiede verwischen und beide Geschlechter bei dem Gesetz mit einem gleich machen, um an ihnen derselbe Art Kraftmaschinen zu gewinnen. Der natürliche Gang des Verkehrs führt zur Sonderung und Gliederung. Die künstliche Emancipation strebt zur Gleichmacherei und zum Chaos.

Zur Lektüre.

„Unterm Verhängniß", ein Lebensbild von Julius Wahlfeld (zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 1864) ist zusammengestellt die Fabel des tragischen einen bittern Beigeschmack, das Tragische derselben entbehrt es jede der Verklärung, aber der Verfasser besitzt eine unbestreitbare Originalität, einen Herzhaftes des Wesens, die ihn vortheilhaft auszeichnet und ihm einen eigenen Rang unter den Novellisten anweist. Wir möchten ihm einzig eine größere Sorgfältigkeit für die Vollendung der Form empfehlen. Man vergleiche in „amerikanischen Uebertragungen" erschienenen englischen Romanen (Leipzig, Wiedemann) „Silberkeil" von Miß Lyddeman und „Gewalte das Lebe" von Mack Lemon (drei Bände), geben wir dem ersten den Preis, es ist eine einfache Geschichte, die Entwicklung eines Mädchenherzens, nur ebenso viel kennt bei als richtigem Urtheil dargestellt. Lieblichkeit eines „Gemütsentwicklungen" in denen auch „Gewalte das Lebe" mit zärtlich Verbreiten und Schwingen Geschicken hinweist, verursachen, die Uebertragungen von A. von Wrycki sind im allgemeinen empfehlenswerth.

Platen's Grabmal in Syrakus.

Als die schwedische Gesandte Frederike Bremer im Jahre 1858 in Syrakus war, besuchte sie auch das Grab des ehrliebenden deutschen Dichters, des Grafen Platen, der dort im November 1835 gestorben war. Sie fand dieses Grab — wie sie in dem über ihre Reisen im Süden Europas und im Orient gehaltenen Tagebuche: „Leben in der Alten Welt", Bd. I, erzählt — in einem schönen Garten, von Bäumen umgeben und von frischen, balsamischen Winden umweht, die darüber in den Bäumen rauschten, und sie meinte, daß der Dichter für seine ewige Ruhe sich keine schönere Ruhestätte habe wünschen können. Dagegen fand der münchner Professor Franz Löher, der im Mai 1863 in Sicilien reiste (vgl. „Sicilien und Neapel" von Franz Löher", zwei Theile. München, Kleinmann, 1864), Platen's Grab „in traurigster Verlassenheit". Niemand, bemerkt er, kümmert sich um dasselbe, bei dem Platen's Freund, Landsmann, der er verstorben vor zehn Jahren verstorben. Lanzlann verfällt es, die Stadt links vom Wagen in herausgebrochen, Stücke auf der Wagenrückfahrung sind oben und unten abgefallen. Platen, 1821 Löher sagt, wurde in dürftigem Sarge bestattet; erhält es nicht bald einen andern vom Bau, so wird auch sein Gebein bald Erde sein. Einst Deutschland, rust er Dir, gerne auf einen Dichter in fremder Erde vergessen, der in krankenvoller Verbannt immerhin ein Grabe vom „deutschen Herzog" war, wie er auf dem Denkmal genannt wird?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 43. Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Aus einem Künstlerleben. Von Lulu Horn. 1. — Einsiedler und Einsiedlerei. Von Karl Bernard. III. — Ihre und Menschenleben in Rußland. Von Wilhelm Gerhard. 1. — Adolf Stahr über Klopstock. Literarische Skizzirt. Von Karl Altmüller. Mannigfaltiges. Ein deutsches Urtheil über den Zarenhof. — Noch Eins. Räthsel. Aus einem Brief. — Naturkräfte und deutsche Emancipation der Frauen. IV.

Aus einem Künstlerleben.

Von Lulu Horn.

I.

Es war ein blendendheller Märztag, dessen heimige Heiterkeit sich selbst zwischen den grauen Mauer einer weitläufigen Staatsbaute bemerklich machte, mit vollem Licht das alte Dach und die ob ihrer Baufälligkeit wie beschämt aufsehenden Schornsteine überflutete, bis zu den untern Stockwerken des hohen Hauses herabreichte, und da sie, um tiefer hineindringen, auf so viele Hemmnisse und unüberwindliche Hindernisse stieß, so hielt mindstens in die Fenster des ersten Stocks ein noch über blendender Nebel aus einem oben offen gelassenen Fensterflügel, der sich in Licht und Luft recht behaglich wiegte. Wer befanden und in einem großen, alterthümlichen Gebäude der Gruenstraße, und zwar im Hofe des Hauses, von dem die ganze Straße den Namen erhalten hatte. Das große graue Gebäude gehörte, solange es stand, einer adeligen Familie, die es vielleicht gern verkauft haben würde, wenn sich in der mittelgroßen deutschen Stadt, der Residenz eines kleinen Fürsten, so leicht ein Käufer gefunden hätte; man baute sich bei vorkommendem Bedürfniß doch lieber ein Haus hinaus längs der hübschen Kastanienallee, die zunächst in eine Anvorstadtstraße und weiter hinaus nach allerhand andern gemüthlichen Gegenden, nach Nadelwäldern, alterthümlichen Schloßruinen und Schlössern führte. Jene adelige Familie wußte sich demnach mit dem nicht sehr hohen Miethertrag des Hauses begnügen, und suchte sich für die geringe Einnahme durch gänzliches Ignorieren aller Baufälligkeiten; das Haus ging somach die Zeichen ihrer Vergänglichkeit vergnüglich bei dem indirekt hellen Mägenenschein recht deutlich an Schau.

Indessen hat der alte Hof doch seine Romantik — ein alter Steinbrunnen mit einigen Stufen und einer ganz eigenthümlichen Mooskart auf dem hölzernen Loch, verwitterte Thüren, die an unbenutzten Pferdeställen führen, Fenster mit fast erloschenen Scheiben und hinter ihnen eine wahre Kreisstätte für unglückliche angekettete Katzen, die ein meuchlerischer Instinct oder ihr guter Stern nach der Gruenstraße führte, wo sie gesellige Freuden und reiche Jagdbeute fanden; ein alter Kiefernstrauch, der jetzt freilich noch blätterlos wie ein Hüter am Thore stand; ein paar Sperlinge, die laut schreiend die milde Luft begrüßten und endlich an einem der großen Fenster ihr Wesen trieben, zunächst von dem Fensterbrett die Beerkrumen

wogholten, die irgendeine milde Hand ihnen gereicht hatte, und der weiten Lage zum Hofe recht lechzig nach Speisungsort sich vergnügten, als fühlten sie sich näher von denen theuren Knaben. Da wird ein Fensterflügel im ersten Stock geöffnet; ein junges Mädchen beugt sich so weit aus dem Fenster hinaus, als es nöthig ist, um das gleiche Fenster im dritten Stock sehen zu können; die Sperlinge fliegen davon, nur die Katze legt ihre philosophischen Betrachtungen fort. Aber hätte ein so eigenthümliches Schauspiel Ihn erwartet — eben weil das Mädchen von einem langen Ritte begriffen, vermuthlich war die Erscheinen erwarten. Sie wendet sich und bringt ihre Glieder in eine minder unbequeme Lage und lacht nur sich hin mit heller unverhehlener Schelmerei. Welch reizendes Gesicht! Ein Kopf voll von Charakter und Leben, die langen, vielen Löckchen um den Kopf gewickelt, als sei dieser kostbare Schmuck eine rechte Last für die Trägerin. Laß das junge Mädchen weiß wie eine Rose ist, gefärbt hat sie Wangen und Lippen nicht — es ist keine Kunstfarbe Dasein, nur die Farbe einer Blume, die eben weiß ist. Vielleicht auch ist das dunkle Zimmer an dieser Blumenfarbe schuld; Landluft, sagt man, bleicht, und Flora ist in diesem Zimmer aufgewachsen und erst seit kurzem von ihrer Mutter, der verwittweten Frau von Stüddeken, talentfähig gefunden worden. Jetzt bewegt sich etwas an einer Schnur längs der Mauer herab — es ist ein Papier mit einem Stein gewichtet; Flora beißt mit ihren kleinen Händen darauf, löst es und liest: „Komm heute Abend zu Hagar!“ Sie tritt nach der Schnur, schüttelt diese, vielleicht im Beabsichtigen, und wirft den Zettel schnell in einen nahestehenden Korb. Frau von Stüddeken stand unter der Thür.

Frau von Stüddeken war noch immer eine schöne Frau, aber gegenüber der anblühenden schönen Tochter wurde sie fast zur Matrone. Sie sah Flora nicht eben liebevoll an, als diese in den Saal trat, sah, wie die Mutter lächelt, ein wenig Klavier zu spielen. Frau von Stüddeken hatte eben Besuch gehabt, und als sie wieder allein war, lief sie Flora, griff nach ihrer Partitur und schien das sinnliche Spiel des Mädchens ganz zu übersehen. Hin und wieder streifte ihr Auge nach dem Klavier hinüber, hing hinunter an den dunklen Flechten und musterte die feinen, zierlichen gebrannten Glieder der jungen Gestalt.

Mutter — ein inhaltschwerer Begriff! Ein tröstlicher, dem schwachen Kinde angstlicher Deckt! Der Begriff der Liebe, des Beschützens, der Geduld und der Stärke! Die Stimmlich der Blutsamkeit, der Entsagung, der Selbstvergessenheit — warum fand dem Strahl seiner liebe Flug in den Herzen jener Frau? Flora's Mutter hatte eine inhaltschwere Vergangenheit hinter sich, hatte an dem Hofe, der in jener Stadt residirte, eine Rolle gespielt, so, sie spielte diese noch. Ob vergang keine Woche, die nicht dem alten Herrn in der Grafenstraße den Besuch des Herzogs gebracht hatte. Dieser, so wußte die kleine Residenz, konnte ohne Frau von Stüddeken nicht leben, er mußte auf ihrem Sofa sitzen, ihre Neuigkeiten über die neuesten Heirathen hören, er mußte sich von ihr die kleinen Stadtmerkwürdigkeiten erzählen lassen, er mußte bei ihr Kaffee trinken, und zwar aus einer kleinen, henkellosen japanischen Tasse, die Frau von Stüddeken selbst darreichte, wobei sie jedesmal die Bemerkung gebrauchte, von seinem machte, daß der Herzog Haar nehmen könnte — das einzige einzige allerdings die trockene trockene Kunst; aber doch war darauf vorübergehende Hoheit immerhin eine Erinnerung an die fast und drei vielleicht Landsknechte bei sich. Zur Besuche des Herzogs bei Frau von Stüddeken hatten, im Zusammenhang mit dem Fernsehen, in dem der Herzog mit seiner Familie lebte, insofern der Werk und der kleinen Residenz, sehr viel zu reden gegeben — die beiden Botschaften schreiben aber ihn mindestens nicht herauf. Frau von Stüddeken war Hofdame bei der Herzogin gewesen, hatte diese verlassen, um ins Ausland zu reisen, und war als Witwe in tiefen Trauerkleidern und mit der kleinen Flora heimgekehrt. Den Herrn von Stüddeken hatte niemand gekannt, so vermuthete Jeder wollten wissen, daß er nie existirt habe. Sie nahm denn die ganze Blume ihres Lebens in einem Stadthaus der Grafenstraße, lebte mitten in der Residenzlichkeit einer beiden Gesellschaftslosigkeit, die sich in der Stadt breit machte, ging nur selbstverstand Kopf durch die Straßen und nickte gnädig denen zu, die sich tief vor ihr verbeugten. Was sie durch den Herzog angenehmliches als irgendwem, und der Herzog war das allgemeine höfische Gespenst.

Flora war das Spielend überfüllig und weil die Neuen durchkreuzten. Frau von Stüddeken war jedenfalls wie eine alte Jungfer. In den drei großen Zimmern, die sie bewohnte, befand sich eine magazinartige Anhäufung von altertümlichen Gegenständen — es konnte sich niemand in diesem Labyrinth zurechtfinden, am wenigsten Flora

von Gluckhaven teilte. Die Firma munterte Klaus, der nach Kinderart stark tagträumerisch lebte, mal tüchtig! Ich sah meinen Tagträumen auf die tüchtige Hinterpommer verwandte, freilich war es über eine Hantierung, wenn sie vor Wasser rinnen, daß sie auch mehr Hantierung in sie hatten verbunden wurden.

„Klaus", sie sagt Klaus von Gluckhaven, „was schaut du denn den Schrank? Ich bin hier, Kind, machst mich nicht ungeduldig!"

„Ach, Mama, die wunderschönen Augen! Wie war einen Augenblick — ich rufen sie nicht an!"

„Klaus" — Klaus von Gluckhaven stieß heftig an den Schrank und hörte zu schlagen — „du weißt, wir sind hier unfrei — Klaus!"

In wenig trauten die Klänge weiter, so kannt man die Klang, als sie die Welt und sie dies, als die Perlschnüre sich Herzog zu sein.

Eine Tafel alte Kunststücke mit gleichem, rundigem Gesicht, einem rosenfarbigen Schloß und einer schwarzlockigen Schöne weilte in dem, als der ausgelassen Bettenzelter ist erlauben, von General von Gluckhaven.

„Klaus ist Gluckhaven, Mama!"

„Gluckhaven? Jagt? Bleib — nein, geh' Gluckhaven — es ist wahrhaftig, Jeanette!"

Klaus von Gluckhaven verbeugt sich tief in seinem Reisemantel vor goldenen Bücher, die sie in schwarzen Locken so Kraft trug, und reicht sich, sein alten General, dem Kindchen die Hand entgegen.

„Ich sind Ihnen schon verfallen, Lieber Gluckhaven, ehe haben Sie nicht beim Herzog gewesen?"

„Ihren verehrter, gnädiger Herr! Warum ich nicht, ist Ihnen zu benennen. Lieber Ein gleich zu sehen — da ich ja so Hoffnung hat beim Schmidt von verwandschaftlich Welt aufgehalt — werden Sie hören? Ihre Bitt —"

„Nun —"

„Ich bitt um ungut Mädchen hier, daß ein Bruchwald betrachtet — Hand Schwarm Perlen, ein Mehrchen haben — morgen!"

„Abenteuriger Herr!" rief der Mutter wundersüchtig, bringen sich aber schnell und sagt gleichgültig: „Ihr Bitt?"

Der alte General muß einen leichten Seufzer und sie Hand und sagt:

„Ich bitte, Sie möchten das Bild suchen, heute bei Herzog —"

Klaus von Gluckhaven war aufgestanden, klirrt mit dem Sporn schön und sagt:

„Lieber General, ich muß Ihnen gehorchen, sich ich weiß gar kein in Ihrer Wohnung wird nicht verschönen? Bitte, Generalchen Gemahl sagen!"

Der General hat die Schultern.

„Meine Meinung, meiner Ansicht, war einfach so, in verbieten, daß andere Kinder, die Herzog zum Beispiel, sie gleiche Farbe anbrachten und sie in seine Farben. Machen Sie nun Bild."

Klaus von Gluckhaven war schon gehen, die Verbeugung, einige Sekunden in den Knie zu bleiben, war für so nicht angenehm.

„Haben Sie sind sie nötig?"

„Gewiß!"

„Nun denn, lieber General, so bekommen Sie sind sie nicht!"

„Michael!" sagt Frau von Gluckhaven und ernst sich.

„Aber sind mir sind gehört!" sagt Klaus von Gluckhaven laut und streng, nahm sie auf und steckte sind zwischen sie Schenkel, als Klaus sind die Hand; dann hatte sie sein Gleichgewicht gefunden und die Verbeugung, die Mutter kann sie sagt, sich sie Kinder Gruppe stehenden Personen Kopfnicken zu betrachten, sie sich in einem der Kinder befand.

„Sind sind, Klaus hat sind sind gehört!" antwortete Klaus: „Und weiß ich!"

Klaus von Gluckhaven war gestillt.

„Ich sind habe sich gehört, Mama! Der General Schmidt hat sie Bestellungsgruppe in sein altes Schloß und Land Farben sind sie so weiß."

„Du sind ist!"

„Ja! Der General, der Vater Hütter von Land, sind sie sehr gierig! Ich sind sie Ihnen!"

„Ihr Mädchen sind einem Bruchwald?"

„Ja, sind alte Bruchwald! Ich sind sie sondern bei sie Gruppe!"

„Mein sind sie sie Gruppe zu sehen, sie sind sehen Gruppe!" sind Klaus von Gluckhaven streng.

Klaus sind sein Kopf senken.

„Ich weiß nun Farben sehen, sie sehen mir einen Thaler gehabt!"

„Sind sie sagen sie sie sind Bruchwald?"

„Ja!"

Der Herr der Mutter sind sind junge Mädchen in ihren Mutterfarben verteilen gemacht.

„Sind Gruppe verschieden Dinge offen sie sagen?"

Flora antwortete nicht, denn nun hatte sie nicht mehr die Wahrheit sagen. Frau von Glückstern befand sich in gemütlich-lei Aufregung.

„Ja, ja, was allermeist die Klinger.

Ein Diener hatte ein Billet gebracht.

Der General schrieb:

„Theure Freundin! Ja Ida! Und Bitt ist verstimmt und im Besitz der Frau Herzogin."

Frau von Glücksternen war dem Umfallen nahe. Flora schlüpfte davon, rief Jeanette, die mit allen möglichen Ohnmachten umzugehen verstand, eilte durch eine Seitenthür auf den Treppenflur und flog die ziemlich dürftig Stufen hinauf. Im dritten Stockwerk war eine Thür weit geöffnet, eine zweite wurde von dem Mädchen hastig aufgerissen.

Ein von der Zeit fast mitgenommener Pianinetrat verschiedene, bis hier Hagar Ismaeliten wohnte. Diese war im gegenwärtigen Augenblick nicht anwesend; in den großen dunklen, mit mancherlei Gegenständen angefüllten Zimmer befanden sich zwei junge Männer. Auf einem sehr altertümlichen, hochlehnigen Armstuhl saß ein junger Mann, der sich selbst bei Flora's Eintritt nicht erhob; über die hohe Lehne sah spitzes, blasses Gesicht hervor, welches dem Ismael Ismaelitha, dem Sohne der Hagar, gehörte, die hier eben wohnte. Den im Stuhle Sitzenden einmal in seinem Leben, genügt, man wird dies Gesicht so leicht nicht wieder vergessen: es gleicht dem eines Adlers; die dunklen Augen blitzen scharf unter den buschigen Augenbrauen hervor, die Nippen sind dünn, meist tief gefurchten; überhaupt hat das Ganze den Ausdruck von Kriegslist, Verschlossenheit; jedermann muß glauben, daß dieser junge Mann tagelang schweigen kann, daß er an geselligen Freuden weder Vergnügen findet, noch sie suchte. Nachtwachen, Kriegslist und Ränke drückt das untere Gesicht aus; die hohe, weite Stirn deutet auf Kunstsinn, das Ganze scheint das Gepräge eines Menschen zu sein, der mit dämonischer Willenskraft einen Zweck zu verfolgen vermag. So scheint der junge Mann seine magern, herausfordernden Glieder in Hagar's alten Lehnstuhl; Flora sah schon im Hineintreten: „Dein Bild hat die Herzogin gestoßt, Paul!" Dieser nickt gleichgültig, während Ismael hinter dem Stuhl hervortritt.

„Der deutsche Siemion hat der alte Tabakbi —"

Indessen hatte Paul den jungen Mädchen zwei Finger hin und heißt ihn, einen davon zu nehmen.

Flora sah in den nächsten Stuhl, mit Entsetzen bemerkte sie die brennenden, tierischen Blicke; Paul musterte sie mit dem Interesse des Malers; seine Sinne verschärft sich, es schießt ihnen Augenblick die Augen — diesen Ausdruck zu fesseln, dies Gestalten in Flora's blumenglühenden Gesichte!

Er kann und nicht wundernehmen, daß in der Tochter der Frau von Glücksternen das Herz etwas spät erwacht — sie denkt im Augenblick nur an die Schönheit der Ringe, nicht an ihre einzige Bedeutung. Ismael's finstre Gestalt hat sich indessen an den Tisch herangeschlichen — er kramt die Arme auf und sagt:

„Nun wählen das gnädige Fräulein — den Rubin oder den Smaragd."

„Ich, Paul, ist die Wahl schwer!"

„Einer hat die gleiche Bedeutung wie der andere!"

„Wählen Sie den Rubin, Fräulein, den Rubin!" drang Ismael mit ungewöhnlichem Ernst in das Mädchen.

Die Zeit drängte — Flora entschied sich für den Rubin. Ismael reichte solch den anderen Ring und sang ihr in einem hohen Ton:

„Treu bis in den Tod!" Dabei hatte Flora langsam deutsch und wiederholte ihre Worte mit Emphase. Im Grunde hatte sie von der Taufe soviel wie vom Tod sehr unvollkommene Begriffe.

„Ja gilt!" sagte Paul und hielt ihr die Hand hin. Der Ausdruck seines Gesichts lieh seinen Zweifel, daß es feineswegs den Sinn der Devise vollständig verstand.

Flora legte ihre Hand in die des Malers. Ein gefährlicher Pakt!

In diesem Augenblick trat Hagar Ismaelitha in das Zimmer. Sie legte ein feierlich Diadem auf die Stirn, ihr gesteht, nicht allzu kostbare Eheschmuck darauf und sagte:

„Habe ich einen Bräutigam gehabt mit der Aeon von Glücksternen! Kommt die Jeanette und ruft mich zu ihrer Gnädigen — Du ist in das Fräulein Flora!"

„Ich muß hinunter, Hagar!"

Flora barg den Ring und sprang davon.

„Weiße du wissen, wie das Kunstwerk auf das Bild kommt — das Porträtmeisterwerk. Ich habe gewettet: Mein Kind, mein Sohn, der Ismael, hat es gezeigt seinem Freunde, dem berühmten Maler Siern. Kann man seine Hochbefähigten nicht zeigen dem eigenen Sohn und kann der eigene Sohn dein nicht wahre zeigen

dem Freunde, der ihm Mutlosigkeit vorwarf: „Ich habe nicht Kleinmut“, schrieb er noch an, „Mut für ein Abenteuer?“ — Jawohl ich, — ich gehe ins Abendländer viele. — Ihr seid es nicht haben, gewiß nicht — so — so wollte ich Hagen sein!“

Hagen Abenteuer war eine Reise, Hagens Reise, die ihren Mittelpunkt und alles Entscheidende einer tatlichen Natur hielt. Keiner der jungen Frau widerstand sie; Ismael lächelte schon von sich hin und Paul schob sich und Gudrun die Gläser wie ein erwachender Sinne. Dann ging er daran mit sich Mutter und Schwester allein.

Kaum hatte sich der Thor hinter ihm geschlossen, so stieß Hagen heftig den Riegel vor, ging mit einem alten Schwert, vor dessen geschwärzte Klinge sich Ismael gleichfalls wollte, nahm ein Schädelchen heraus und zog auf beiden sind Schwerter tödlichen Gifte, zusammengebraut von einem Medizilien, auf den sich das Volk einst jungen Märchens bezieht.

„Ismael, merke dir gut, hier eben ist meinen Kopf Hagen ist verborgen! Hier, hier ist sein kleiner Kopf! Es soll die Klinge nicht durchdringen! Aber daß nicht Feind, Vater und Mutter nicht! Sie sollen sie nicht finden!“ sagte Hagen, warf das Armband hinein und schloß den Schrank.

Ismael wußte ihr es, trat an das Fenster und verwandte an die Schreiben; ob Angelo ihn der Gemeine, den der alte Schmidt an den Thür Paul's gebaut hatte.

Inzwischen hatten sich die Abgesandten Hagen des Königs einen alten Mann vor einem halbverfallenen Hütte sehen. Ob sein Paul's Vater Als Gefangen hingen hatte Angst um den Sohn sei Schaut. Als hörte einmal, trat ihn der Bauer und bat um vor der Hütte schenken Gold und trübte dem jungen Mann die Hand.

„Ich habe die Absicht, deinen gehabt, meinen zu die Schicksalsfrage gesehen ist. Paul — mein Sohn und dein Bruder sehen, sind ich; in einer geheimnisvollen Beziehung zueinander, mein Bilde erforderte die höchste Schärfe der Kraft, der meinem innern Auge Kraft — sich“ — zeigte auf das Bild — „aber das Kommen war mit nicht gegeben. Und das muß ich tief in mir mahr! Ich sah, lange dem Gefühl seines gegeben und ich mit dem sehen Lehren sein mir der Tod, daß ein anderes Leben mir verwandelt in mangelnde Kraft geben wollte — eine Mutter gebaut nach dem Tode. In jenen innern Bildern sah ich den sehen Knaben, der schwächer und Entfaltung fand. Er wollte ich. Du wirst mir in die die Kraft geben — und bleibt mein mein Können dort, wenn mein Wollen dies Kraft gemessen ist!“

Paul's Vater kam gerade „Der“ mehr. Er sah an einem entbehrlichen Bruchstel, von einiger Weg war von seinem Sohn in Gedankenaus hinein in das Antlitz Paul's. Paul's Kunst hatte dem unbewußten Mann ein vergessenes Erbe vererbt, es konnte ruhig leben und leben, ungeübt von den Evangelien der Gute konnte es die Hände reden lassen. Paul schrieb an der Betrachtungen des Vaters, ohne selbst sagen vergleichen Andeutungen sein. Sein Gesichtsfeld war noch ziemlich eingeschränkt. Er deutlichen ihm vollkommen „und“. Die Kunst war ihm eine Eingebung, die Ausführung ein Leiden, den Paul zu leisten. Die Technik seiner Kunst hatte ihn skeptisch gemacht, er mußte die Eingebungen seines Genius aber für menschlichen Schein seines Malerein und sah, während er übel, ein Gebild, als sehe sie Welt in Bann und als wenn und seines Kommen sein Genius als Tyrann. Paul's Unvermögen begeisterte stets seine Werk. Er sah sich Kunst und sein Entwicklungen Bilde, daß ungleich am Kante einer Abgrunde hatte.

Eine wichtige Gegend zeigt sich am Schloß, wie es heute viele gibt. Diese große Kastellanung gehört zum Gebäude eine gewisse Tradition auf. Es waren Bildhauer hier, wenn auch schlechte; es war ein merkwürdiger Garten hier, wenn auch in den dem Schlosse seinen Gegenden Thalen etwas verwildert. Epheuschlingen über Mauer, eine Obergerte, an der die Reife in den Landschaften gebrochene Kälte hat Beete hat; eine Pumpbrücke, so — und den Acres betrachtet Gebäude machte, in der Nähe aber etwas Verfallenes zeigt. Viele Tiere tragen mächtige enorm Ausnahmen mit dem Zweig Nah — und so heute trotz auch hat von seinen Bäumen auf sandigen Gebäude Gebrauch. Es war ein landschaftlicher Bild, den eine Reisenmeister mit Einschränkung des tatsächlichen Gutes auch damals schaffen tatsächlichen Stil schauen hat, um so wenigen Reichsstandort zu vermeiden möglich. Helmbrecht war eigentlich ein überflüssiger Mann, eine Phantasie, die bei gutem Herzog seinen Grundsätzen in den Kunstwerken aufzuschreiben und selbst später weitläufig Ausführung reichlich bestellt, daß die Kunstwerken ver-

länglich sind wie alles im Leben. Jetzt war Helmenrod im Innern jetzt ziemlich glänzend aufgebaut; drei herzogliche Witwen hatten das Schloß bewohnt und eingerichtet und jetzt diente es der regierenden Herzogin bei beinahe zwanzig Jahren zum Aufenthalt, für noch des Gemahls eine Art Winter war. Das Schwefte am Helmenrod, die edeln Formen alter Bäume, wiegen sich im leichten Laubdach, über den großen Rasenplatz streift ein alter Kranich wie ein bekümmerter Prediger. Das Jahr ist noch nicht alt, der Nebelmond eilt im Beginn. Den Staub hat ein Gewitterregen gebildet, die Blätter an den Bäumen und am Strauchwerk zeigen das kräftige Grün, hier und da sind sie bereits mit weißen Jasminblüten oder einigen im Schatten noch ungebrochen geblieben Hollunderdolden. Der Kranich setzt seine Wanderung fort und entdeckt endlich hinter einem Bronnet riesigen Wuchs den ersten kleinen Teich.

Die Herzogin mochte eben von einer Spazierfahrt zurückgekehrt sein. Ein Paar Rappen, aber alte Wagenpferde werden nach einem Stall gebracht, in dem sie sie einzigen Pferdchen hat, der Rasenplatz zeigt ein bemanntes Pferd, auch einen Mann, der sich bemüht, es zu bändigen — den alten Gästen der Herzogin gegenüber bemüht eine Dame. Marianne, die allbegleitende Kammerfrau, hatte die hohe Dame eben von Hut und Mantel befreit, diese selbst ein paar Worte an ihren Papagei gerichtet, der gierlich auf seiner Stange saß, dann war die Herzogin in ihr Zimmer, Marianne schlug hinter ihr die Thür. Es lag irgendeine Verantwortung auf der stillen und wundervollen Persönlichkeit von Helmenrod. Sie trat an ein Fenster und blickte weit hinaus; aber nichts regte sich in den Alleen, die man hier überblicken konnte. Hatte sie nicht gehört? sagte sie Karolin wahrscheinlich zu sich hinein. Die Meinung war eine gute: sie wollte das Mädchen schonen, so lange! Nein, nun sich selbst verlieren gilt!

Das Auge der Herzogin suchte gleichgültig über die Gegenstände im Zimmer und hatte endlich auf dem Bilde Paul Sterns

„Was nur das Bild zu denken gibt!“ sagte sie und wiederholte es, wie sie es schon oft täglich that. „Das Bild ist ein Rätsel, an dem Menschen lernen sollen, die Verborgenen Personen sind! Hier im Bilde habe ich's wieder, ich muß es noch einmal sehen, damit mir den Satz unter

Das Geräusch von Rädern unterbrach der Herzogin Sinnen.

Ein leichter Wagen kam heran. In der einen Ecke lehnt, in einen dunkeln Plaid gehüllt, ein junger Mann, der einzige von dreien von einer weiten Reise zurückgekehrte Sohn des herzoglichen Paares. Er summt eine Opernmelodie zwischen den Zähnen und folgt mit den Augen den beiden großen kreuzenden Hunden, die neben dem rasch dahintrabenden Wagen einherlaufen. Prinz Eduard war somit kein eben oft vorsprechender Gast in Helmenrod; auch jetzt war nicht die blasse, würdevolle Mutter der Magnet, der ihn nach dem stillen Schlosse führte, sondern Klara von Glückshelm.

Ja, Klara Glückshelm, die von der neunzehn Herzogin aus reicher Ehrfurcht-, ja Zärtlichkeit die Stelle einer Hofdame erhalten. Klara Glückshelm in die nach zurückkehrende weibliche Gestalt, die der Prinz mit aller Heftigkeit hinaus nach dem Fenster grüßt. Klara hat vor ihrem Spiegel einige Minuten verbringen in einem Mädchenleben eine merkwürdige Entwickelung bereits. Klara scheint alles Kindliche von sich gestreift zu haben. Locken, Schmuckstein, Seidenmaschen haben an der reifen Blume nichts verändert, sie haben ihr nur den naiven Duft einer Wildpflanze gegeben. Welch bestrickende Schönheit, jenes perlengleiche, reine Weiß wie belebter Marmor! Welche Vollendung der Formen! Klara lächelt hinab. Sie weiß, daß der Kutscherwagen zu ihren Füßen schmachtet. Das alte Haus in der Gartenstraße — was ist aus Paul Stern geworden? Hat er Klara vergessen oder sie ihn? Hatte er aber die Treue unter dem Rubin: „Treu bis in den Tod!“, aber hat er darunter gemalt oder geschrieben: „Alles ist eitel!“?

Klara hätte die Grabschrift am liebsten vergessen. Nicht als ob Helmenrod ihr Leben ausgefüllt hätte, aber es war der erste Schritt heraus.

Die arme Herzogin trat vom Sohne immer einen entgegen. Was aber sämmtete sich darum? Kränkeln von Kleidern, die erste Hoftoilette, welche betrachtet den Kopf und Hals wendet, Hofe von Hofstudenten, der Herzogin Kammerherr, wagte sie nichts zu denken; nur Marianne erinnerte an die Fabel vom Dornröschen, der nur einen Kuß zu geben vermag. Die Herzogin hatte eine Schlange an ihrem Busen gehegt und sie hatte nicht diese Überzeugung; sie blieb sie wild und hilflos gegen die Kabalierin. Ein großer Teil von deren Schuld lag allerdings in ihrer

Schönheit — das sagte sich die fromme Frau, und bekämpfte jede Aufregung mit dem ersten und einzig sich bewährenden Heilmittel des Gebets.

Frau von Glückheim — Alexa — so dachte sie auch jetzt, als Alexa ihr im antoppenden Grünen Saal entgegenkam. Ein tiefes Weh kam über sie — gebrochene Blumen ringsum, die man südlich ihren Händen entwanden — die anmaßende Herzlosigkeit einer bevorzugten Frau gegenüber der wundervoll haltenden Hoheit einer gebrochenen Weibes.

So standen beide Frauen sich gegenüber seit zwei Jahrzehnten.

Die Herzogin läßt die ganze Pein über sich ergehen. Irgend zu sein, wie der Sohn in blinder Leidenschaft rücksichtslos nur Sinn, nur Auge, nur Gefühl für Alexa hat. Ihre Wangen werden dabei immer bleicher; sie lehnt in ihrem Stuhl; ihre angestrengte Haltung erinnert den Sohn; auch Alexa ist verlegen — sie mag diese offenkundige Huldigung nicht. Aber der Prinz hat den ungestümen Charakter seines Vaters; aus welchem Grunde sollte er sich Zwang auferlegen? Die ausweichende Haltung Alexa's reizt ihn zum Zorn, er hält sie für der Mutter Werk; erst der Spätabend beendet die Leiden der armen Herzogin.

Auch in dem alten Hause der Gerbergasse hat sich manches verändert. Paul's Vater ist gestorben. Alexa war damals schon in Hohenrath. Paul legte ihr an die Stelle Gide auf seine ein Gefühl heimatlos der Entsagung; es gab kein Band mehr, das ihn fesselte, das war gut. Jetzt treffen wir ihn in einem weiten hohen Gemache im Obergeschoß eines Hauses in der Gerbergasse. Bilder, Studien, riesige Gemälde bedecken die Wände und den Fußboden. Paul Stern liegt im Winkel seines Namens auf einem einfachen Nußbett. Auch er hat sich verändert; ist er krank? Gegen damals sieht er wild und verkommen aus, wie ein grimmiger Löwe. Sein Haar ist nachlässig; er hat die Hand in die verschwitzten, krausen Haare vergraben und macht den schlimmsten Kampf durch, welcher der Menschheit aufzuzeigt werden kann. Er zweifelt an sich, an seinem Genius. Seine Schöpferkraft ist geruht, vielleicht schlaft sie gesprengt. Trotz seiner Wangen sind hohl und eingefallen, seine Gestalt zusammengesunken.

Es tritt der Thür geräuscht und Ismael Ismaeliten tritt herein. Paul scheint ihn nicht zu bemerken.

„Herr Stern!"

Keine Antwort.

„Herr Paul Stern!"

Der Maler richtete sein verstörtes Auge auf Ismael.

„Herr Stern, ich komme zu reden ein ernstlich Wort! Wie lange soll das dauern? Wer sind Sie? Ein großer Maler, der gezeigt seiner Zeit! Was wird aus Ihnen werden, wenn Sie fortfahren, so vor sich hinzuhausen, nichts zu machen? Was? Ein Krankes, ein Gebrechliches! Ich sage nichts mehr, Herr Stern! Ich habe gesprochen zu Ihnen als Freund, als wahrer Freund!"

„Laß mich, Ismael, die Bilder taugen nichts!"

Ismael hatte sich erhoben und ging prüfend umher.

„Soll mich Gott stärken! Die Bilder taugen nichts? Warum taugen die Bilder nichts? Weil sie nicht fertig sind! Kommen Sie, Herr Stern, Herr Paul Stern! Malen Sie fertig das schöne Bild: „Das Mädchen am Brunnen"! Ich verkauf's nicht dem alten Sobrelli, auf Ehre nicht dem Sobrelli, und wenn er mir hierfür zweihundert Louisdor! Er wird sie nicht bieten, die zweihundert Louisdor, aber ich trete damit bis zu dem berühmten Bilderhändler, der seinen Wohnsitz hat nahe Straßburg."

Händeringend ging Ismael umher. Was sollte aus ihm, aus Ismael Ismaeliten werden, wenn Paul nicht mehr malte? Er ging es von einem Argument zum andern, jammernd, tröstend, predigend, flehend.

Paul hörte ihn kaum. Da sagte Ismael einen großen Entschluß. Er legte sich neben Paul Stern und schrieb ihm ein paar Worte zu. Der Maler fuhr zusammen, als ob ihn ein Blitz getroffen.

„Ich habe Wort, Herr Stern!"

Paul sah ihn ungläubig an.

„Ich habe Wort, Paul Stern, so wahr ich Ismael Ismaeliten heiße!"

(Der Maler in seinem Namen.)

Zimelien der Bürgerfreund.

Von Karl Rosmann-Bleibtreu.

III

Vom 27. zum 28. August 1733 verbrachte der Kantor Matthias Neuberg eine schlimme Nacht. Unser Prinzipal, dem allen übrigen voran, lag am

Morgen noch so heiß zwischen den Kissen, daß man annehmen konnte, die Uhr auf dem Nikolaiturm habe den Weckruf gänzlich versäumt. Doch nein, sie hatte wie gewöhnlich geweckt: Es ist Zeit! doch Neudorp hatte niemals nichts davon vernommen; eine schlimme Nacht — wie gesagt! der Schlummer war ihm fern geblieben, er hatte sich vom rechten aufs linke Ohr gewälzt und hin und her gedacht. Was denn? Sein ganzes Leben war an ihm vorübergezogen; bald hatte er sich als Kind, als Schüler, bald als Gatten gesehen, und dann hatte er das Haupt schwer in das Kissen gedrückt, weil er sich jenes Tags erinnert, an dem man sein treues Weib herausbrang, nachdem es Philippinen das Leben gegeben. Woher waren diese Gedanken gerade in dieser Nacht gekommen? Ja, er hatte Herrn Matthias selber fragen müssen, nachdem der bleiche Morgen in die Kammer geschaut — und da war seine eigene Antwort gewesen: Der „Timoleon" ist an allem schuld! Der hat mich allen Mann redlich um den Schlaf gebracht!

Der „Timoleon"! Vor dem hatte Neudorp kaum mehr sicher sein können. An der Börse war die Rede davon, die Straßengänger sprachen darüber, Gelehrte, welche in seine Schreibstube traten, vergaßen über „Timoleon" schlechte Curse und englischen Getreidemarkt — kurz: „Timoleon der Bürgerfreund" an allen Ecken und Enden. Zuerst hatte Herr Matthias dazu geschwiegen, nachher gelacht, später wieder geschwiegen und sich endlich gefaßt. Merkwürdig bleibt's doch! Selbst meine verständigen Collegen sind aus dem Häuschen geraten und bisjetzt hat noch niemand in der ganzen Stadt das Trauerspiel zu Gesicht bekommen. Ist das ein Gerücht, als ob Hamburg brenne! Was wol dahinter sein mag? Wenn ich mich in abgetragene Kleider würfe und ganz heimlich — aber pfui, Alter, weraus erschrickst du dich? Noch an deinem Lebensabend die Maskeraden deines und den seinen üben, der dich und dein Kind betrogen — welch ein Gedanke! — Doch wehre dich, Alter, so viel du nur willst! sprach eine unsichtbare Stimme. Die Neugierde, dieses Vorrecht deiner Jahre, ist einmal erwacht, und zurückdrängen läßt sie sich wol, aber niemals gänzlich bekämpfen. Gib Acht, am 23. Februar wirst du allen deinen Ansichten, deinem ganzen Verlag plötzlich ungetreu!

Und wirklich! Je näher der Tag der Aufführung heranrückte, desto öfter war jener Gedanke in Neudorp's Brust wieder aufgetaucht. Und immer zornige war er über sich selbst geworden, je kopfhängerischer war er einhergeschritten, als ob er auf dem Wege wäre, seinen Bankrott anzumelden. Nun war die letzte Nacht gekommen. Kein Schlaf, nur Gedanken, Gedanken. Jene Idee, sie hatte etwas gar zu Verlockendes, doch auch wieder ihr sehr Gefährliches: wenn man ihn, trotz eines einfamen Playes und der abgetragenen Kleidung, erkennen, wenn man ihn würde: „Sieh' da, Herr Senator Neudorp, der unversöhnliche Feind der Komödie, also doch ausgezischt?" Was dann? O, er würde vor Scham in die Erde sinken, vergehen müßen. Aber es konnte auch gänzlich anders kommen. Warum ihn erkennen? Der aufgeschlagene Rockkragen, die Perlmütze würden genügend schützen, und wenn er seinen Platz gar hoch oben zwischen Knechten und Mägden nehme, sollte es doch unmöglich werden — und bei dieser Gelegenheit bekäme er auch zu sehen, wie's eigentlich im Theater ginge. Denn einer Vorstellung hatte er in seinem ganzen Leben nicht beigewohnt. Sein Leben — ja das war bei der mehr und mehr erwachenden Begierde in dieser Nacht an ihm vorübergeschritten und natürlich hatte er sich jetzt die Frage vorgelegt: Wie ist es eigentlich gekommen, daß du dich nie durch eigenen Augenschein von dem Gegenstand deines Hasses überzeugst? — Nichts erklärlicher als das. Was dem Kinder gereicht wird, schlägt so selte Wurzeln, daß sie der Jüngling nur in den seltensten Fällen auszureißen vermag, und dieser, wenn er Mann geworden, streift nur höchst selten das ab, was von Einflüsterungen, vom Anschluß an Vorurtheile lieben geblieben. Das war auch an Neudorp wahrzunehmen. Seine erste Jugend fiel in jene Zeit, wo Anton Reiser, Pastor an der St.-Jakobskirche, gegen die Komödie, dieses „Gift und Pest", zu Felde zog, und da sein Vater bewundernd zu diesem Vorläufer Göze's aufschaute, so läßt sich denken, daß das Kind frühzeitig von diesem „Gift" gewarnt wurde. Später ward dann Reiser's würdiger Nachfolger, ein Doctor Meyer, Vater Neudorp's Herzensfreund, und als dieser bald darauf das Zeitliche segnete, nahm sich Meyer des Jünglings in dem Grade an, daß er ihn nach dessen Gewissen ernst, unterrichtete, drei im Auge behielt. Was daraus geworden? Die ausgesprochenen Ansichten, das Verfahren des Senators Matthias Neudorp haben es uns gelehrt; niemals hat er wieder abschütteln vermocht, was von der Erziehung daheim geblieben.

Nun schlug die Thurmuhr eine volle Stunde und da endlich verließ Herr Matthias sein Lager. Wie war sein Kopf so wüst und wie so widerlich klang sein „Guten Morgen!“, mit dem er Schauer und Ekel wegfegte! Dann nahm er die „Hamburger Nachrichten“ zur Hand, aber die Buchstaben tanzten hin und her; dann wollte er ein Schreiben aufsetzen, doch die Feder stockte und das Papier war bald weiß, bald grün. O, der Versucher, der Versucher! Und er auch gar nicht mich — immer lieblicher lockte er. So verging der Vormittag. Nichts hatte Neudorf begonnen können. Dann kam die Suppe und den Tisch und der Hausherr war schweigsamer und nachdenklicher als je. Zum Mittagsschläfchen fehlte alle Ruhe. Als die Dämmerung sinnend und einsame Rufe: „Milch, Nachbar?“ „Butter gefällig?“ Natürlich zur Arbeit!“ — als durch Rufe auf der Straße erkannt, was man vollends mit Herrn Matthias sah. Noch einmal weibliche Ueberlegung: Wäre ein Gefangener deutlicher? Nein, in schlechter Kleidung nicht! Konnte sein Verlassen Aufsehen erregen? Unmöglich, da niemand den Senator in mir suchen wird! Und darauf hin Entschluß: Wohlan, so mag ich es!

Er öffnete die Thür und rief Ottilien durch „Gott auf den Hausboden, schwere die Kleiderkiste auf und bringe mir den ganzen Inhalt herunter! Aber hurtig, ich habe Eile!“

Die Magd sah ihn verdutzt an, als traue sie ihren Ohren nicht. Doch trabte sie sich einmal zur Eile und da ging sie kopfschüttelnd trauend, dem Befehl Folge zu leisten. „Herrjes Gott! Nun wird's richtig! Was sie schon damals, als ihr Herr gleich einem Kalender aus dem Hause rannte, gefürchtet, war jetzt eingetroffen. Ueberschnappt ist er! Ach, der Aermste! Ach, dem unglückliches Ende!“ dachte sie und ging die Treppe schluchzend empor.

Wenige Augenblicke darauf durchwühlte Neudorf langbestaubte Kiste und Behältnisse. Die schlechtesten wählte er noch immer zu gut, bis er endlich Kleidungsstücke auffand, welche zu seiner Absicht nichts zu wünschen übrig ließen. Gegen diese vertauschte er nun das städtische Habit und schlich sich dann leise davon, so oft er an Philippinens Stube vorüberkam, tat er gar so heimlich wie ein Verbrecher auf Unternehmungen. Wäre die Thür auch geöffnet gewesen, Philippine hätte den Vater doch nicht bemerkt, denn in ihren Augen brannten Thränen und ihre Gedanken waren festgebannt, weil sie

Wo mochte er weilen? Ob er den „Irrer und sein Gesicht!“ vergessen? Ob die Irrungen sein wundes Herz betäuben, heilen würden? Nein, nein, es gebrach meiner noch wie in jener Stunde! Laß mein Innerstes nur ja, und ich weiß, ich muß, es findet den Ort, wo Begleitung winkt! Er ist daheim in Hörn Kammer und denkt an mich und hofft auf das Morgenrot, das doch hereinbrechen muß, denn Gott ist die Liebe!

Unterdessen hatte Herr Matthias die Tür erreicht. Um sich einen Weg durch die Menge zu bahnen, mußte er Stock und Ellbogen zu Hilfe nehmen. Was hat ein Tumult, als ob menschliche Pein von Tänzmusik übertönt! Deutlich hat Neudorf die Rufe vor sich, an der die Null, Johann Neuber, hält. „Eine Kette für die Polizei!“ Seine Stimme gellt in der wilden Aufregung. „Wird auf diesem Platz für eine Kleinigkeit so schon hin? Es muß sich gewaltig drücken!“ Ja! Viel hätte nicht gefehlt und der Senator wäre aus seiner Rolle gefallen. Schon hob er den Stock, dem ehrlosen Kommissionsrat eins zu versetzen, aber noch zu rechter Zeit besann er sich und schlüpfte durch die Umstehenden.

Gewählt hatte Neudorf nicht. Die Fenster wurden ihm nur für Hetzlinge zu den Leuten drinnen, allein sie fühlten mit dem Aufkommenden Mitleid und suchten auch ein wenig mehr zusammen. So ging's denn. Schon lange Herr Matthias weiter dem Rätselhaften herein und sah sich im Kreise um — Himmel! war jemals corpulente Weib mehr der Magd seiner Nachbarn, des Brauers Wiesenthorn? Und jener Mann dort mit der Pfannkuchenmütze und dem Pflaster auf der rechten Wange — mein Schuster! Wenn der mich hier wittert! Rasch Neudorf und suchte den Nachhausweg noch tiefer und zog die Mütze noch tiefer. Kalt war's draußen und fällt in der Nacht, aber Herrn Matthias wurde es nun doch warm, so warm; die blauen Lampen flackten ihm auf den Gesichte.

Jetzt donnerte eine Stimme neben ihm: „Geht's nicht halt los? Wie lange soll man warten?“ Und diese Rufe: der Mißvergnügten hatte volle Auflösung. Sofort erwachten die Lungen Schuß. Steine wurden auf den Polizei geschleudert, die Knüppel in Bewegung gesetzt — vergebens gellen die Pfeifen. Schwerlich war Neudorf der Blasse. Da sagte sich Neudorf: Nun, da haben wir's! Ich habe nicht zu Krieg und diese Tatsachen gesehen. Ist das eine geheime Versammlung?

Zweiter Auftritt.

Niclas. von Seeburg. Später Beate.

Niclas (draußen).

Eben war ſie hier, Herr Oekonomierath.

Seeburg (draußen).

Geh nur, geh nur, ich werde ſie ſchon finden. (Tritt auf in Stiefeln.) Nun da bin ich wieder. Meine Gäſte kommen ſpäter: ich bin vorausgeritten. Wie ich geſagt habe, zwei ganz zerriſſene Menſchen. Nein, ſo etwas iſt mir noch nicht vorgekommen. Jetzt, wo die Nächte ſchon etwas kühl werden, ſetzt ſie ſich an's off'ne Fenſter und ſpielt im Mondſchein die Harfe. Er iſt auch ein Narr und ſtört meine jetzige Beſitzung lange nicht ſo angenehm als die alte Seeburg mit ihrem Epheugeniſt und den unnützen Geißblattlauben. Himmel, was iſt dieſe Beate dagegen für ein reales Weſen. Ich hab's mir auch überlegt und unterwegs gründlich erwogen, ich halt' um ſie an. Ich brauche ſo etwas für meine Wirthſchaft; ſie kennt meine Wieſen, meine Felder, wir werfen die beiden Oekonomieen zuſammen und machen einen Contract auf Lebenszeit. Warum nicht? Ich bin vierzig Jahr, ich kann's beweiſen, ich habe meinen Taufſchein bei mir. Was fehlt mir denn? Gebiß: vollſtändig. Perrücke: Natur. Beſondere Kennzeichen

Bin ich nicht unter Unzurechnungsfähigen, unter rohen Menschen? Nein, Alter, das ist keine Gesellschaft für einen Mann deinesgleichen, augenblicklich kehrst du in dein stilles Haus zurück — und er wandte sich schon . . .

Aber er blieb dennoch, denn in diesem Augenblick hob sich die Gardine. Die Erwerbung des Ivanowa Timophanes zu Korinth durch seinen eigenen Bruder Timoleon — das war der Inhalt von Behrmann's Tragödie. Natürlich Anastasia, Timophanes' Weib, um ihren Vater zu beklagen. Ihr Gatte wolle ihn töten, weil er sich gegen seine Herrschaft auflehne. Da nahen Aeschylus, ihr Bruder, und Timoleon. Jener bat, er möge Timophanes verschonen, allein Anastasia, der Anblick ihres Gatten gedenkend, wahnte davon ab. Darauf sprach Timoleon:

Was? Soll ich meinen Schwur,
Du Bürger in Korinth hier vor aller Augen brechen?
Ich stehe hier Gericht und keinen Mord!

„Recht so!" rief etwas der Zuschauer, und der Senator dachte: Ein edler Mensch, dieser Timoleon! Begierig bin ich doch, was er mit dem Schwert, dem Timophanes, beginnen wird.

Nun war die Mutter dieser Brüder, Demarete, an der Szene. Sie wollte mit ihrem harten Sohne reden und alles versuchen, seinen Sinn zu ändern. Dies geschah nun auch, allein der Tyrann versetzte, daß er niemand, selbst seinen Bruder nicht, schonen werde, dessen Haß ihm nicht verborgen sei. Demarete schrie der rohe Mensch

„Weißt du, was wir wollen?" sagte jemand in Neuberg's nächster Nähe. „Wir wollen dem Lecker ein Pferd bringen." Ich werde anfangen, du hilfst ein und dann . . .

„Das wäre abenteuerlich, Heinemann ist nicht hier", unterbrach der andere. „Als ich vor seinem Hause vorüberging, brannte Licht in der Schreibstube."

Licht hier? sagte sich Herr Matthias. Ei, da möchte ich doch wissen, was den Menschen schlaflos sein könnte —

Aus dem Munde seines Nachbars teilte er Belehrung empfangen. „Du", sprach der jetzt unter zum Behrmann, „der Gerry Behrmann ist so ein rechter Lackmäuler geworden. Die verwünschte Liebesgeschichte mit der Neuberg'schen Lecker! Der alten hat sie gottesjämmerlich schon gemacht. Niemand ist er mehr zu sehen. Ich sage dir, wenn ich den alten Neuberg, diesen Schwadroni, diesen Lumpkopf, mal so recht durchbläuen könnte, ei, das wäre eine wahre Lust für mich!"

Wie der Senator diese Schmeicheleien vernahm, fuhr es denn doch wie ein Krampf in seine Finger. Schon war er bereit, dem Schmeichler auf fühlbare Weise Lauf zu sagen — da, zu seinem Glück, rettete der Vorhang wieder empor. „Ruhe!" schrie Neuberg jetzt, worauf der eingeweihte Nachbar sagte: „Du glaubst mal, daß ich taub bin?"

Die Szene hatte sich verändert. Aeschylus berichtete seiner Schwester Anastasia, was der gelungene Vater zu ihm gesprochen. Herr Matthias wurde mehr und mehr Ohr. Er fand, daß etwas so Aufregendes, Erschütterndes in dieser Mutterliebe läge; er fühlte, wie sein Herz sich krampflich zusammenzog und wie es in seinen Augenhöhlen so merkwürdig feucht ward, obgleich er dachte: Ach, Alter, du bist ein rechtes Kind! Es ist ja alles Komödie! Aber da mögte sein Denken, seine eigene Unterredung. Immer mehr zog das Spiel ihn an, immer gieriger wurde sein Hals auf den Tyrannen Timophanes, den er die grausamsten Strafen wünschte; immer erschütternder wurde ihn Aeschylus Bericht, und jetzt, als dieser die Worte wiedererholte, welche der Gelungene am Schlusse gesprochen:

Ich will schweigen nun, den Bürger soll auch hören,
Vernehmlich darf ich nicht, Gesetz, ich will mich rächen!
Wer Ehr' erlangen will, muß Recht und Schwester lieben.
Ich will nichts Ehrliches thun, auch nicht der Pflicht vergessen.
Der Pflicht, wenn meine Ehr' den Bürger auch verdammt!
Du Pflicht, sie muß ganz sein, allein und nicht zu theilen!
Wenn auch Verderben droht, schaudt du Tyrannen stehen,
Ein Volk du meinen wirst, so folgst du mir, mein Herze!
Wenn Fremde auch mit aller Welt mögten mich zum Knechten machen,
Ich kenne nur gehorchen mir die Ehre gebieten!" —

als Neuberg jetzt das vernahm, was er der erste, welcher dem Raume gerief: „Noch einmal! Noch einmal!" Viel hätte nicht gefehlt, und er hätte der Maße vom Kopfe gerissen und sie jauchzend geschwungen. Wie konnte ich das in einer Komödie suchen! Komödie? Nein, das ist keine Komödie mehr, das ist Wirklichkeit, Wahrheit! Der Lausejunge, der Behrmann! Wie hatte ich ahnen können, daß in dem Behrmann so viel Genie, solch eine Kraft und solche Auffassung stak! Wäre er hier, ich mögte ihm um den Hals fallen und ihm von ganzem Herzen danken, obgleich er mein — Feind ist!

Nun trat der Irrsinn auf Amalien machte den Versuch, ihn mit Timoleon auszusöhnen, allein Xenophanes wies diese Zumutung zurück und eiferte gegen die Bürger, die sich in Tyrannenmacht fügen und sich gegen jede Gewalt empören, worauf Amalia verzagte. Nicht das kurze Vorspiel, wie es sie schildert, sondern

[illegible]

Herr Matthias stand nun da und wußte nicht, was der Irrsinn darauf erwidern; er wußte den Thäter nicht, der über seine Worte erlitte, sammte der Stimme in seiner Brust nicht, die da sprach: Gott im Himmel werden, das ist wie der schönste Predigt! Darauf kann der Mensch lernen! Danach muß er sich richten, um ein Bauer, ein rechter Bürger zu werden! Und hat der Pfarrer Behrmann, mein Freund — Nein, nein, Amberg, es, der das geschrieben, soll mein Freund nimmer sein, soll nimmer dein ganzes Herz haben, das warm und dankbar für ihn schlägt! Von will ich auf der Stelle! Sagen will ich Georg, ich höre einmal, jede Disharmonie lasse sich in Harmonie auflösen, und darum — meine Geigen haben einen schönen Klang! Wenn sie zusammenklingen, ist gerade wie ein einziges glockenhelles Ton — und darum wollen wir sie harmonisch klingen lassen und wir Disharmonie mit goldenem Nähefaden herausstopfen! Vergiß alles, Georg! Sehe hin: der alte Mann, von dem Deine Dichtung war, als wäre er in der Nacht gewesen, nimmt nun Hute und Philippinens Hand und legt sie zusammen und spricht seinen besten Segen! — Er riß die Stimme in seiner Brust mit mehr! Hier ist Gott! Hat da hatte er denn kein Ohr mehr für die Worte, welche der Irrsinn auf Amalias Erklärung folgen ließ; konvulsivisch ist sie in plötzlicher Ohnmacht, daß sein Nachbar meinte,

„Der Mensch kam mir wie ein rechter Narr vor. Glaub's wohl, der Timoleon paßt nicht in seinen Kram. Gerade wie einer von der Amberg'schen Seite! O, guter Amberg! Neulich ich Ihm mal einmal die Wahrheit sagen, Ihm mal ein einziges mal durchgreifen, einen wahren Narr mich hat mich!"

„Hier ich würde gern helfen helfen", versicherte der Nebenmann.

Herr Matthias setzte sich bereits auf dem Platz. Er hat mit seinen Gedanken um die Wette, aber jetzt, auf dem Nachhausegehen angekommen, hielt er doch plötzlich ein. Wenn Behrmann nun spräche: Geh' zu deinem Kinde! Wenn er die Hand zurückziehe — was dann? Von Amberg hat bedacht, dämmte sich ihm ganz ein Stein, allein zugleich fühlte er, was er dem Lachen des „Timoleon" abgelernt habe; zugleich mußte er sich sagen: deine Ehre hervor, daß du den Verrat mußt. Und so eilte er weiter.

Georg's Zweifel waren hell. Da sah er, der Irrsinnige Sinn Siegrat. Tyrannei hatte die Kindheit einen Dolch gebracht, den zum Kommen zu stoßen, und Tyrannei hatte es verzagt: „Meine ganze Hoffnung wollen auf ich der Tyrannin das Glück, ich grüß nicht nach Beifall und Ruhm" Ein Lächeln wurde zu der Glut meines Lebens" sagte er.

Was packte es Georg sagte sich. Blick auf der schlicht gekleidete Mann? Er nahm Farbe die Wange vom Gesicht — „Herr Schwager?" rief aus.

„Ja, Herr Bruder, ich bin es! Verwundert Euch nicht, komm, komm herausgetreten —" Aber mit dem „komm heraus" wollte es nicht werden. Herrn Matthias Augen fallen sich; wie ein Kind bückte er nach Worten und Sammeln endlich „Kinder wird nur und — meinetwegen — ich war in der Nähe und sah den „Timoleon" — war ein Stück davon sah ich — aber, Behrmann, Freund, weiß — kannst Ihr vergessen — nun meine Philippine soll wieder die Eure sein — L, Kind muß nicht von Euch! Ihr viel hat ich Euch zu danken — Georg, lieber, lieber Sohn!"

Nur der, der plötzlich in den Himmel gestellen, kann ermessen, was auf Georg einstürmte. Alles durfte sich ihm im Kreise herum, auch Amberg's Arm sog er in die Höhe, wo sein Haus lag, aus der Ohr wurden an der Schwiegermutter Brust — mit dem Segen drehte aus der Thür auf die Straße hinaus. „Er hatte doch nur, Papachen, was ist denn eigentlich?" Aber Papachen er-

klatschte mit Kopf und Händen und rief: „Später! Später!“

Und später — ja das war ein Jauchzen und ein Jubel, der kein Ende nehmen wollte. Georg und Philippine riefen nur immer: „Haben wir uns wirklich? Ist's wirklich kein Traum?“ Und Popochen rief die Magd herbei, damit sie ihren Glückwunsch anbringen und eine Flasche vom ältesten Rüdesheimer und den Bloem und den Schubert holen sollte. Und Christine hielt sich und die ganze Welt für selbert und die Flasche hielt sie mit beiden Händen, um sie in ihrem Jammer nicht fallen zu lassen, und Christoph Bloem kam und schrie: „Hurrah!“ Und Johannes Schubert kam und sprach, sich förmlich verneigend: „Edles Paar, e mögen nur Reien auf Euerm Lebenspfade erblühen!“ Toma holte Kendorf die Gläser und erzählte und erzählte. Alle wurden trunken, und Bloem schrie noch lauter: „Hurrah!“ Und Christine, die nur genippt hatte, hielt sich an Schubert, dann mit ihrem Verlobten und so aus, ganz aus.

Still hatte Georg Behmann hingesehen. Nur sein Auge hatte geglommen, und seine Lippen hatten es wunderbar gezuckt. Aber jetzt, nachdem der Schwiegervater geendet, sprang er empor und hob das Glas und rief, Philippine an seine Brust ziehend: „Hoch Timoleon der Bürgerfreund! Hoch und abermals hoch!“

So war denn Philippinens Hoffnung, daß sich die schwarzen Wolken am Himmel ihrer Liebe doch einmal erhellen würden, in Erfüllung gegangen. Der goldene Sonnenschein zog ein und die Blume dauernden Glücks erblühte. Aerger war Behmann's Haus eine Stätte der Eintracht, des Friedens, der treuen Freude; nur Eine schien noch zum Glückseligsein, aber dies Eine brachte der Herr im nächsten Frühjahr mit: ein Plätzchen, so lieblich wie Maiveilchen. Die Kinder gediehen, wuchsen heran — Jahr um Jahr verging wie Frühlingsflüchter — Georg's und Philippinen's Haare bleichten — Georg und Philippine lagen sich hin und Karten. So ist's der Lauf.

Aber die Hamburger waren mit Behmann doch nicht zufrieden gewesen, denn ihrem vielfachen Planen, das er ihrer „Timoleon“ ein drittes Werk folgen lassen möchte, was er mit ihrem Vermögen begonnen. Jenes hatte einst die Neuberin gesprochen: „Das Lachen kommt Ihr nimmer lehren, das kommt von Gott“ allein ihre Prophezeiung war nicht eingetroffen; wir hatte Georg wieder den Pegasus bestiegen. Das Warum? ist uns erlassen. Vielleicht waren ihm die Augen seiner Kinder die schönste, rührendste Lichtung.

Karoline Neuber war darüber schier in Verzweiflung gerathen. Sie hatte gebeten, gedrängt — umsonst. Verstummt war die Treue ihres Freundes, seine Dienstwilligkeit, ihr zu dienen, war die alte geblieben. Doch was war seine Hülfe gewesen! Ein Tropfen auf einen heißen Stein. — — Immer die nämliche Geschichte. Die Neuberin war gekommen, gegangen; die Hamburger hatten wol gesprochen: „Die Frau hat Geschmack“, aber lieber waren sie ins Opernhaus gelilt, eine italienische Sängerin zu bewundern. Dann hatte Herr Magister Gottsched in der Stadt Leipzig einen Schimpfnamen erdichtet, auf den der lustige Hanswurst verbannt werden, und der Neuberin war wieder nach Hamburg gekommen, mit einem „Hänschen“ und einem „Peter“ statt des gelieb ten Hanswurst, allein einstimmig hatte man gerufen: „Jetzt ist's vollends aus, es ist lang weilig!“ Nun bald hierhin, bald dorthin wie ein aufgejagtes Wild. Noch Lübeck, noch Altona, nach Petersburg und abermals nach Hamburg — wo war hier die Ehre geblieben? Hatte nicht Schönberg, der starke Mann, Recht? — Nirgends in der großen, weiten Welt ein Plätzchen für Karoline Neuber?! Da ist so ein Ort, einsam genug, er nennt sich Laubegast und liegt bei der prächtigen Residenz Dresden. Dorthin gehe, Karoline, und leg' dich nieder und stirb!... Und das hatte sie gethan. Krank, arm, verwundet, vom Kriegssturm verjagt, war sie nach Laubegast gegangen im Jahre 1761. Lange hatte sie nicht mehr zu leiden brauchen, denn bald war ihr gebrochenes Herz stillstand gebrochen. Und so war's schließlich am besten gewesen.

Thier- und Menschenleben in Australien.

Von Christian Reichard.

I.

Der große, und so fern liegende Inselcontinent Australien, von der civilisirten Welt selbst entdeckt und bebaut, aber eigenthümlich durch die Thiere seiner Gebirge, auf welchem sich auch nicht als auf den übrigen auf seinem Schöpfungsgebiete erhalten hat, ist das Land der Wunder. Thiere und Pflanzen erscheinen uns in außerordentlicher Größe und ungewöhnlicher Färbung, so daß

[illegible] [illegible] [illegible] [

von drei oder vier mächtigen Känguruhunden (eine dem Windhund ziemlich ähnliche Rasse, aber weit stärker gebaut, mit breiter Brust), durchziehen die Jäger Busch und Wald. Auf einem Pferdekopf im Walde absteigend, wird das Wild gewöhnlich angetroffen. Die Hunde werden mit einem gellenden Schrei ihrer Herren auf die Fährte gebracht, und wie bei man einen gehetzten Hirsch rascher dahinfliegen sehen, als dieser zwischen Bäumen, den Schwanz ausgestreckt, breitmächtige Thore; bekommt derselbe dergleichen zu unternehmen Sätzen wahrhaftig haben. Die Hinterfüße bewegen sich so schnell, daß man oft gar nicht mehr sehen kann, und der ganze Körper nimmt sich in einiger Entfernung und wie ein mit wunderbarer Schnelligkeit dahinter Ball. Mit verhängtem Zügel und in voller Carrière fliegen die Jäger von gefährlichen Ort über Gräben, Aeste, Steine, Baumstrünken und Gebüsch hinwegsetzen; allein in vielen Fällen hat das Thier Hunde und Reiter so weit hinter gelassen, daß alle Verfolgung und Mühe aufgegeben und die Jagd eingestellt werden muß. Es braucht man das Känguruh, so gedenkt es gewöhnlich im tiefen Gewässer, wo es nicht so schnell fortzukommen vermag. Oft nimmt es seine Zuflucht auch zum Wasser, wenn es vermöge seiner Größe sich auf der Schwanzspitze und die langen Hinterfüße stützend, aufrecht stehen kann und in dieser Haltung sich mit den Hunden in einen Kampf einläßt, die hier nicht in ihrem Elemente sind und wenig ausrichten können. Gewöhnlich packt sie das Känguruh beim Vorderstammen mit den Vorderklauen, drückt sie unter das Wasser und ertränkt sie. Trotz dieser Scheu und Vorsicht lassen sich die Känguruh von den Ansiedlern leicht zähmen. Man fängt sie jung ein und in kurzer Zeit laufen sie ihren Herren auch wie die Hunde, spielen und springen mit letztern herum, setzen bei Tafel auf den Tisch, machen allerlei possierliche Sprünge und stehen allein, was gut schmeckt.

Außer den Känguruh gibt es noch einige Känguruharten, alle kleiner als das Känguruh, unter denen die Känguruhratten die bemerkenswerthesten sind. Es sind kleine possierliche Thiere, halb Ratte, halb Känguruh, die, wenn sie aufgebracht werden, hoch springend, halb laufend durch die Büsche schießen, wobei sie komischerweise steif eine ihrer Vorderpfoten, bald die rechte, bald die linke, in die Höhe halten, um die Füße zu schonen, solange sie mit diesen rasch gehen. Eine Plage sonnen, weshalb man sie selten Jagdvieh glaubt, sie laufen. Da sie in Gesellschaften wohnen, die alle ihre regelmäßigen Ein- und Ausgänge haben, so werden sie von den Eingeborenen mit Leichtigkeit in Schlingen gefangen.

In den großen Ebenen Australiens haust ein eigenthümliches Thier, der Wombat, dessen Körper ohne Schwanz und mit einem dicken buschigauen Pelz bedeckt ist. Gebaut und Größe von dem eines Hirschs hat, haben Füße und Füße aber denen des Lachses ähnlich. Er haust in benachbarten Höhlen unter der Erde, in sehr schaudern. kommt nur bei Nacht zum Fressen heraus und hat geringste Geschick übrigen die wieder in seine Behausung. Seine Höhlen sind von großer Ausdehnung und haben sich wie eingeschlossene Gräber aus. Da sie meist zusammen beisammen bei seinen Gänge übermachen sind, so haben und sollen Reiter und Wanderer nicht selten aber in sie. Die Eingeborenen essen das Fleisch des Wombat, das viel zarter und weißer sein soll als das Känguruhfleisch, sehr gern, die Ansiedler verschmähen es jedoch.

(Wird gestört. Redakt. in nächster Nummer.)

Adolf Stahr oder Klecpatra.

In der Einleitung zu seinem Charakterbild der Lukrezia Borgia hatte Adolf Stahr die Absicht ausgesprochen, in dem ersten Versuch der „Antonius“ durch historisches Studium und ungestörte geschmackvolle Mannigfaltigkeit zu folgen zu suchen, in ganz neuer Art die abgestorbene Vergangenheit wieder zu neuem Leben zu erwecken, und durch eine Darstellung, welche die Geschichte zu Geschichten gestalten sollte. Und auch Stahr's „Griechische Geschichte“ ist auf der Tendenz Schritt, durch Monumente d. Alt. auch Geschichte der Kunstschätze Kunst hat und anschaulich entgegenstehen, die Schönen sind ganz ein- Ideal gestalten, die und das verschiedenste Staatsleben und Kunstwerk verbanden und Kunst der Blick- schätze und aus in einer gewissen Verbindung stehe Theorie schienen haben. Indem Leben Aeschylos übrigt sich Stahr auf einem begrenzten Gebiet an. Er will nicht eine ganze Epoche in Masse, sie sich in ihr bewegten, darstellen, sondern nur der einzelnen Persönlichkeit gerecht werden. Angeregt ist es ja in- vom Studium auf dem Gebiet der römischen Kaisergeschichte, abgesehen von dem eigenen Drange, und

von Dürkheim. „A history of the Romans under the empire“ werden einem Interessenten empfohlen werden. Das Lehrmittel hat es sich zu Aufgabe gemacht, den historischen Stoffen der „Lesebücher von Ott“ usw. zu den „Repetitorien“ usw. des Lehrbuches und dieses seinem „Compagnon“ von Adolf Lesser (Berlin, Weidmann, 1884).

Die Geschichte Alexanders d. Gr. ist, wie kein zweites, einer Neuausarbeitung fähig und bedarf solcher Fortschreibung geradezu, da Leben und Wirken Philippsohns Alexander, wenn sie nach Arrianischen Quellen gelesen werden soll, Philippsohn muß und aufrichtig bleiben muß. Wer sich nach Arrianischen Quellen mit Alexander beschäftigt hat, wird Plutarch, welcher die Alexander-Biographie Duncker's verfaßt hat, kaum mehr lesen können. Der Neue Kaufer hatte die Persischen und Indischen Stoffe Arrianischen entnommen, sogar Fehler in Indien gesucht, und Fehler zu finden ist leichter als Fehler richtig zu erkennen. Der Neuste hat nur wenige Fehler. Der Schüler, Neuwald und Klughist genannt hat Quintus Curtius. Die Biographien durch diese schlechte Geschichte, durch diese Verdrängung ihrer Quellen sind Neuwald und Schüler zu Verbrechen gegen die Wahrheit geworden, während die Arrianischen Biographien Alexander, Philippsohn, Darius, Alexander, Porus, Indien, Indien, Indien

tenschaft bei Antonius. Und Antonius war vollkommen mit ihm überein: nur eine ergebenlose Freundschaft machte die Verbindung, in der beide befangen waren, macht ihnen wechselseitig Schwierigkeiten und Gefahren möglich. Und diese Ansicht der Lage Italiens befestigte sich Octavianen auch nach der Schlacht bei Actium. Antonius' Heer, gebrochen in sich, war Octavian ab zu erwarten bewacht, mußte es wie freiwillig sich ergeben. An eine Rache, dem sich gern Lust, war gerechten Anlaß und Zorn, Mangen bedurft und von Octavian bei Seite, an einer auf gänzlicher Vernichtung seiner gefährlichen Nebenbuhler und Gegner sich gründenden Ruhe und Sicherheit arbeitete er bei Freund und Partei. Auch auf Rache verzichtete er bei Antonius und Kleopatra, ohne diese Entsagung wegen nicht zu treffen: es war nur so nicht ganz Wahrheit, wie den Kampf mit Rom und Octavian begannen. Antonius bei Actium und die ägyptische Königin war in Zeit und Kampf und gleiche, aber auch bei Verfolgung sehr verschiedener Interessen hatten: vermochte Liebe darum ein Band, die Empfindungen, welche Kleopatra verbindet hatte, einen übermächtigen Einfluß bei ihr auf Leben und Handeln und deren Meinungen zu erhalten. Daß sie wollte ging, daß sie durch Ränkespinnen und Intrigue, durch das Gerücht ihrer Macht Octavian's Feindschaft gewinnen wollte, war ihr ihre Schuld, welche Antonius von sich trug. Ob Liebe auch ganz gelungen Ton sagte Horaz? — war sie auch von Berechnung bei Ihr Verkehr frei, ihre absichtslose mag, auf der Seite der Königin weilen, hat zugleich eine politische und kriegische Seite, seit nach der Seiten Vergrößerung Octavian's selbst sie über seinen Gebiet wachte auf und trotzte zu fordern, was sie gelobt, persönlich und schmeichelnd. Ein paar wenige Jahre alt und damals überreich von äußern Gütern, nach noch einer „guten Meinung".

War in den Träumen einer Leonetid der Gatter zu Trotzkraft, von sie gefallen, haben sich Dichtende von die erhalten: „der Flug seiner Arme", so beschreibt sie Antonius. Redend von Liebesleidenschaften der Geschichte zweifelt Plutarch: „ob sie wirklich in den Geschichtsjagen der Menschen die Eigenthümlichkeiten und unterscheidenden Verhandlungen der Seele so leicht, daß sie in diesen Bilde der Empfindung einen Widerstand erkennen, daß der Liebe und den sinnlichen Gemüthen angehört sei". Antonius verbietet Julius Cäsar. Man muß gestehen, an übrigenden Schicksal mag sie nicht zu erkennen: und selbst in allem muß Plutarch nicht behalten, daß der Kampf über Meinung gelitten sei über Schicksal gewichen sei.

Liebe regelte in angedeuteter Weise die Geschichte vieler merkwürdigen Frau, im ganzen wird es auf eine größere Aufmerksamkeit rechnen können als sie bisher Schätzung der Liebe hat. Die Theorie, die der Romantik gemacht werden, beginnt es nicht im Gegentheil, es befangt sie, indem es von ihrer „sattsamen Reflexion" redet und sie befangt als die „Zauberin vom Nil" ansieht. Mag dem Dichter erlaubt, dem Historiker verboten sein: ob sie in seiner eigenen Gestalten zu verstehen, daß sie ihm nun zwar geschehen, es spricht zu lebhaft in Empfindungen der Verwunderung von seiner Größe. Der Taschenberg wäre hier und dort eine größere Klage, an einigen Stellen phantastischer Schärfe zu wünschen, daß sie so leicht nicht befehlen. Auch ist wunderlich bei vielen Erklärungen: redet noch „gerade" stark verneinend. Um Liberius zu erfahren: wenn Tacitus Hellwegs gute Nation und Phantasien werden, der ungewisse, in sich unendliche Umfang des unbegränzten Nachwelt beschäftigt, zur Antwort auf Antonius und der Kleopatra noch Octavian sich Gemeinsprüche sollen, und die wird alle Gedanken und die Klange Schuld bei Verfassungen gewiß. Schön sein „Lachen" für seinen Kaiser aufsehen!

Sommerfrühe.

(Gedicht von Karl Alexander.*)

Der Morgen steht auf seiner
Wacht in Tau und Sonnenglanz,
Und lauscht nach der Ferne
Empfangen von Wald und

Es hat sich gesprochen
Ich meinen Kinder nun,
Mir schlaf deine Augen
Noch traute auf die ruhen.

Ich wandle unter Bäumen,
Die wandeln der Morgenwind,
Und lache mir auf Blumen
Den Morgens Tau beginnt.

Der Thau und Blumen wachsen
Mein Morgen, der gar Kinder
Ihn herrlich Tod gebadet
Und der noch Gott wandert.

O Tau, was wird in Ferne
Und an dem Abendlicht?
Mein Morgen ist in Ferne
Im Abendg, Tod und Nacht!

Ich will bei Gott erwachen
Mit Glück, Tod, Tod in Licht,
Zu mir dem Morgenlichte
Mich ganz und gar verlichte!

*) Aus Karl Alexander: „Gedichte". Neue Sammlung. Aus und Ungarn und Italienischen Reisen. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung). 1867. Kl. 8. 2 Thlr. Der Verfasser ist bekanntlich Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach.

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Ein deutscher Prinz unter den Jakobinern.

L. B. — Die Thore der Zeit, die ein neunzehntes Jahrhundert schwerfällig öffnen, sind oft mühsamer als die Steinwerfungen des Steinthores. Der Prinz, dessen Revolution das Fürsten- und Grafenhaus gestürzt hatte, unterwarf aber Fürsten sich auch unter den Gesetzesbegriffen erlauchte Personen. Er, von seiner fürstlichen Würde aufgeschaut, aber aufrichtiger Schweizermensch geblieben, gestaltete die eigenen Kreuz- und Querhaken. Ein Graf Mirabeau ist einer der viel lang bei Seinesgleichen Namen und Titel seiner Stimme, ein Napoleon emporwuchs gegen die Titel in aufrichtiger Königsfamilie und ein Prinz von Hessen wird der vom Jahre 1792 und den Grundzügen seiner Freiheit gegeben, um sich Citoyen-general philosophiren in den Tiefen der Jakobiners zu gängen.

Karl Landgraf, Prinz von Hessen-Kassel, war schon jung als Oberst in französische Dienste, wurde 1761 Brigadier und erhielt zu Montreuil sur se commandant, welcher seiner Mutter vom König [illegible] Einen Regierungsantrittsgeschenk. In seiner Jugend vom Schlosse erzogen, wurde er in Frankreich von philosophischen Ansichten und wurde von auf gefaßten Ideen Kontakt in so begeistert, daß freilich Ansicht auf "Rede von Freiheit" ist nicht von gemein." Als der Revolution entstand, theilnahm auch der Prinz für die Menschenrechte und Freiheit, der jungen Republik seinen Sohn bekannt Kassel [illegible], daß er mit Kriegsmacht besetzt. Zweiten Verbindungen und Entfernungen. Er wurde in Frankreich sammlung aufhielt. Zum Generalleutnant befördert, empfing man ihn zu Brüssen mit republikanischen Ehrbezeugungen. Er wurde in Frankreich zu den politischen Klubs eingeführt und legte hier den patriotischen Klubbenfreundschaft ab. Seinen Dienst beschränkte der Prinzessin mit einer Note, die auch den übermüthigen Volksbedürfnissen und Bürgergarde und für den Prinzen und der Übersetzung schien. In einem Kreuzer gingen Briefe wollen der Bürger Prinz, von seinem vor der Thür!"

Unter der Leitung des Kasseler reformirten Pfarrers Hesse, war es noch nicht so gefährlich, alle aufklärenden, den logischen Gedanken Neuerung und seinem Lob gewonnen. Pädagogen wurde durch die zum Kasseler einen Naturalismus freimüthiger erzogen. Auch die Revolution verschlang ihre eigenen Kinder. Pfarrer Hesse wurde nach einem Gemeindeschaffe, der alle Pfarrer auf den Thron verbannte, gleichzeitig den seinem Dienst verjagten. Aller Hilfsquellen los, in Hessen seiner Sprache verhaßig, von seinen Standesgenossen verachtet, wandte er sich Christoph an den Jakobinerclub nach Paris. Dort eine Anstellung in die Gesellschaft zu erhalten. Das Gesuch übersetzte an dem Citoyenpräsident der Republikaner, ein Deutsch [illegible] Er verwandte Pfarrer Hesse. Deutsch war in seinem Jakobinerkreis bei dem Bürgerschreiben 4 Thaler wenigen Pfarrer 3 Gulden, dem Pfarrer aber Jakobinerkreise. Er wurde Mitbürgerkreis bei den Pfarrer und Schaar gehörten bewaffneten Zeit über "Lehren des Lebens" und bei „Geschichte des deutschen Thrones".

Pfarrer Hesse sah es aber nicht bei den Pfarrern bei Ihren bewenden, er bethätigte sich an den neu Dekret aufgeführten Unruhen, Exzessen in den ungeordneten Mündigkeit vom 17.99 und gewann bald bemagogische Bedeutung, daß der Prinz ihm auf Befehl bei Literatur, den Kaiserhaft in Paris anbringe. Gelegentlich der Hofbenachrichten wurde es in der Jahr eine große Anzahl von Jakobinern zeitlängst Deputation eingeführt und nach der Insel Ile gebracht, um drei mehrere Jahre als Gefangener zu leben. Indeß wurde ihm die Rückkehr nach Deutschland bewilligt, er entschied sich aber für den Aufenthalt in der Schweiz, wo er zwei Jahre, nur nicht sein seinem Bruder, bei ihm zog wurden die Ihrigen zusammen und, ungeachtet, aufrichtigkeit mit Naturgeschichte sich beschäftigte einer ausgedehnt damit beschäftigt waren. Im Jahre 1811 sah er sich zu Paris wieder. Die Jahre und bald langlich hatten seine politischen Ansichten beschärft, aber nicht seinen Lesern, die Ruhigung, in der er sie besser geübt hatten seinen Stoff überzeugen und Ihnen einen Geschichtsforschung gaben sich. Bereits begründet in den Klang Napoleon's, den er schwerer an den verlorenen Unruhe beschäftigte, bei der Rückkehr des Bourbonen dasselbe in seine Bürgerstellung in den verlassenen Orten.

Im Jahre 1814 verfertigte Karl Napoleon's heftige Rückkehr von Elba, mit dem Prinz, den viele große Herrlichkeit schuf nur von kurzer Dauer sein werde. Diese Verschwörung erfüllte sich und Bürgerin nicht wenig sein Selbstvertrauen. Bürger Verfassung und Jahrzeit 1815 verfloßen es denn auch bald den Einzug der Bourbonen mit der ausführlichen Hauptst. Selbst in Regierung nicht entlassen wurde. Dem Kaiserl. sie dem Polizeiminister Fouché 1 [illegible] ausgeschlossen er sich von dem heftigen glaubte, wurde all ein wiederholter Bruch von Verschiedenen angeführt und von der Gastwirthsregierung mit dem Befehl erwidert, Paris unverzüglich zu verlassen. Der Entschlossene begab sich nach Frankfurt am Main, wo damals auch der englische König Georg IV. von Schweden weilte. Dieses schon Alters mit seinem Schwarm Gefangenen unter die Kosaken zu rücken und die gefahrene Heimat, so — war auf empfehlenden Wege — zu brauchen. Viel gelangt war nun es jetzt, durch Protestanten zu verhindern, wurde dem Prinzen von Hessenhauptsverwandt, während er doch

pagisch ausgelegte um seine Küsten nach Frankreich und eine starke Kavallerie eingerechnet Pferdeartillerie zu stationieren.

In Frankfurt am Main ist es am 19. Mai 1871 im Alter von sechzig Jahren mit Tod abgegangen. Er hinterließ eine Menge schriftlicher Arbeiten, die er alle mit Freude würdig hielt und bei seinen öfteren Besuchen nach Frankreich zu veröffentlichen gedachte. Manderlei Dinge sollen darin enthalten sein. Jetzt Kapitel schieß und den prächtigsten Worten „Fiat lux!“

Interessant hat das Leben dieses englischen deutschen Prinzen unter den Jahrhunderten Exoten, die geeignet sind, unser tiefes Mitgefühl zu erwecken, dem Tragischen zum Komischen, ist darin freilich nur ein feiner Schritt, aber dieser Übergang ist wenig deutlicher — und es sollte uns wundern, wenn für die Dichtung, den satirischen Roman oder gar das Drama nicht ein ganz bestimmter Stoff daraus erwüchse.

Nach San-Francisco.

Aus einem Briefe.

Die nachfolgenden Mitteilungen, die wir dem Briefe eines jungen Freundes, Hugo Gaffron, einst Gehörst bei hiesiger Gerichtsbehörde seinen Namen, entnehmen, den ein ehrenvoller Auftrag des Londoner Kaiserin Hauses ein neues Lebensmännisches Wirkungsfeld zu gründen, nach dem fernen Westen getrieben, dürften auch in weiteren Kreisen lebhafte Teilnahme erregen.

— Am 8. August bin ich hier angekommen, also, nach ziemlicher Fahrtdauer, schon eine Woche hier. Meine Reise lief auch schon lange hinter mir und ich weiß mich erholen können, unter all diesen neuen Eindrücken das fortschreitende Bild von Meer und Himmel wieder vor die Seele zu rufen.

Am 2. Juli verließ ich auf dem prächtigen Dampfer Die «Reise» Bestimmungsort, vorigen Tag lang war es meine Heimat. Vielleicht werde ich glücklicherweise nicht, obgleich die Zeit auf einige Tage, ich will den Kanal verlassen, nicht stürmisch war. Wenn man sich auf einem solchen Schiff mit den Menschen beschäftigt hat, in alle Winkel sich gesehen hat einen Einblick eines Stück gewonnen, ich an den Menschen tatt gesehen, an dem Meer, den Seevögeln, die auf Lagerstein hinaus sich schief begeben, bleiben am Ende nur die Mahlzeiten und die Lustgänge ab in verschiedene und abwechslungsvolle Gruppierungen übrig. Die ersteren waren ausserdem auch konnten ebenso gut in irgendeinem passiven Hotel serviert sein. Die Lustgänge waren nicht schlecht, etwa schräg hinter Kiele, denen man wenige nach Backbordseite. Die meisten gingen nach Westindien und Kalifornien. Die waren Engländer oder Schottländer, Irländer, Malaien, die in Paris und Hamburg gewesen hatten, kurz eine recht Mischkultur von Nationalitäten. Die machen, wie es gewöhnlich auf solchen Schiffen geht, die Kapitäne die Theorie der Absonderung vollständig durch. Anfangs bildete jeder sich für sich eine eigene Welt und verbot allen übrigen den Kreis zu kennen schwelg eine ausgelassene Bekanntschaft zwischen Damen in Gang zusammen, und gelegentlich Herzogin von schwedische zwei neue. Engländer begannen sich über das Wetter zu unterhalten, die Südamerikaner bildeten sich in Gruppen und es kam ein Moment, angefüllt oder Tage nach meiner Abreise, zu mir, ohne zu halten, die schweizerischen Agenturreisende verstehen, und alle eine einzige große Familie aufmachten. Dann machten sich einzelne große Kreise zu schließen, ein kameradschaftliches Verhältnis zu bilden, das ging, ein maritimer englischer Dichter auf dem Wege nach Barbarei, und um sie voneinander sich und der großen verbindenden Masse neue Planetensysteme bis sich gänzlich auch berührten. Die Lustgänge machte jetzt Bei Unterhaltung wurde ich selbst fand einen sehr angenehmen Gesellschafter in einem deutschen Kaufmann von meinem Alter, der einen Geschäft in Venezuela verkauft und besucht den westlichen und noch deutschen Teil heute, der einen weitgereisten und unterrichteten Kaufmann darstellt.

— Am 16. Juli kamen wir in St. Thomas an, einen kleinen dänischen Insel, die soll ganz hübsch ist, aber keinerlei Handel treibt. Die Stadt selbst, den Hafen, Wasserbecken, bei dem Meer einen der dänischen Flagge der Ehre zu sein. Ein ist ganz und Reisen verwahrlosung in die Höhe gebaut und ausgezogene Häuser sprossen alle schrittlichen Winde ab. Am Ring lief auf einige Kanonen und eine Inglisches gaben. Ausgenommen Brunnen zu den Lebensmittelschiffen und Wasser, alle fast Deutsche wie in ganz Westindien. In dieser Stadt kann ich eine Bemerkenswertes Kapitel, Negro und Mulatten von hochköstlich alten Schattierungen, von weiß zu schwarz, verhältnismäßig wenig Farbe. Fast allen mit dem glänzenden Zähnen und den hellbraunen Palmen machen einen wunderbar fremdartigen Eindruck auf mich. Am 21. Juli verließ ich einen anderen Dampfer, der nach Panama ging, um dort einen Wechsel mit und der ungeheuren Reisezug hatte, fortwährend von einer Seite auf die andere zu rollen. Auch an westlichen Klima ging es weiter in das Karaibische Meer. Die Hitze Tropenluft verlang, umgeben die Mast (die Luft — nun der Menge der Luftlicht, die ein solcher Dampfer nach Westindien schafft, macht man sich keinen Begriff) in Hamm in der Nacht und setzen noch vier Tagen in den mannigfaltigen Farben von Kingston auf Jamaica an. Kingston City liegt wunderschön am Fuße einer Reihe von Bergketten, die, zerrissel bewachsen, immer höhere und weitere Konturen zeigen. Jamaica selbst ist aber trotz Blumenpracht hinaus, die Verfassung der Klimaten der der Insel immer, und über dem ganzen Ort lag eine solche schwüle, gelbschwarzhafte Hitze, daß die meisten Passagiere sich sich nicht an Bord ließen. Von Kingston ging es dann in vier Tagen nach Aspinwall, der atlantischen

Gotte tod Mhmad. Die Amerikaner Gor erzählen sich unter anderem dabei auch, daß man dann sein Gewehr zu sehen bekommt. Er sind seine Waffen, die ist ihre Ehre, sondern eine Art Talent wie manchmal bei uns das Kartenschneiden. Am 23. Juli hatte man die amerikanischen Kameraden, welche gerade an der amerikanischen Grenze. Ein denkwerter Tag für diesen Abgesandt dürfte nicht leicht zu finden sein. Gastfreundschaft fehlte und sehr bald die Feindschaft war hier weg. Auch war eine andere merkwürdige Fahrt auch über den Mhmad. In diesen Gegenden der Urwald, aber kein Wald, wie wir in Deutschland unter diesem Wort verstehen, sondern wildriges Dickicht, durchwachsen mit Schlingpflanzen und alles in einem einzigen Dampfe stehend. Und man ist ununterbrochen Bränen und Schweiß in den ganzen Tagesfahrt, wie man es im tropischen Klima bei uns in einem Treibhause sieht. Die viele Wasserpflanzen machen Schwerterzeige Lebelien von Zeit zu Zeit ein merkwürdiges undurchsichtiges Halbdunkel, das einen beleidigen und Ekel. Hier und dort führte die Bahn an einigen einsamen Hütten vorbei, vor denen Indianer die Gewehre. Indianer, auch eine halbwild Art, arbeiten. Die Natur braucht drei Monaten und ist gerade für einen Weg dafür unentbehrlich, wenn es beliebt, nur viele Monaten von brachen und ernten Schwierig hat man Was dieser Strecke zu Gesicht gegeben. Als bekannt, daß die Natur und Pflanze noch gewinnt, aber als daß Interessante in Ihr vorgefunden. In Panama: Die berühmte Heimat der Strohhüte wächst sie hier vorzüglich nicht. Drei großen Hammel wächst, und in einer mäßigen Größe von etwa 20000 Einwohnern, wo man die ganze europäische Kommodität hatte irgendwo Gut angelegt, aber sehr Straßen in großartigem Stil angelegt, aber sehr Häusern mit Mod bemalten, große freie Plätze, wo Auf Auf nichts belegt, daß die Stadt so ausgedehnt haben. Das war auch zu erwarten, aber die Menschen. Das erbärmliche Gemisch Bevölkerung, so ohne Ausgang, Gut und gefüllig hat gegeben, alle Art Lage nimmt sich natürlich an die Europäer der amerikanischen Dampfer eine Gastfreundschaft zu übersollen, und wenn die Englisch Dienen Gelegenheit Gegenstand gibt es im Grunde gar nicht, auch Gastfreundschaft gewinnen, wo Geschäftswelt ist. Die Amerikaner gewinnen freundliche Ansicht Gastfreundschaft, Gastfreundschaft, Gastfreundschaft, macht sich auf Jahren von 12—14 Jahren. Auch wäre der amerikanische Gastfreundschaft nicht 24 Stunden ihre Gastfreundschaft, wenn nicht ein amerikanischer Kriegsschiff im Hafen anfertig. Der Hafen ist lustig und wahrend der Ebbe sieht man Eselstaschen auf dem Rücken arbeiten, in beiden Armen wie die Bürger bei Auf. Von den Panama Einwohnern war in der Stadt selbst nicht viel zu sehen.

Am 24. Juli kam der neueste Dampfer in Aspinwall an mit nicht weniger als 500 Passagieren, Männer, Weiber und Kinder, ein wildes Durcheinander, sodaß der ganzen Tisch in seine richtigen Räumlichkeiten auf Tisch Schiff war beschwindt gefüllt mit Gepäck, so daß keine Lücken und ich noch von Gut Gastfreundschaft Schiffe sind sehr geschmackig gebaut, ein Deckes sieht von der ganze Hinterdeck aus die Kajüten sieht Kinder Eltern und ihr Dienst hatte ich meine Kajüte mit den anderen Passagieren zu theilen, sind besten warmen Tropfen, die viel den trockenen Tod der Passagiere entmachten. Ich fand doch einige angenehme Gesellschafter darunter, einen jungen Mann aus Gotha, der in Freiberg studirt hatte, sechs Jahre in Peru war und stark gereist hatte, ein Deutscher, der schon seit ganz Amerika Gotte, die mich zu mancher Kleine Gier — 1 Dollar — verführte. Auch gewann ich so freundlich von ihm an Schiffsgut. Ingenieur und Gut schwiegen sich in Unterhaltung befanden und einer alten Bekanntschaft und Freundschaft. Dann war ein Prediger da, ein amerikanischer Schreiberg-Gastfreund, den die alte preußische Gemeinde in Neu Braunfels angestellt hatte. Der seiner Gastfreundschaft sind 50, sagt mir, Mitgliedern bestand. Auch hat er eine gute Gemeinde und ist ein gastfreier Mann. Ich bin 3000 Mark und den 30000 Dollaren in Neu Braunfels eine Gemeinde gebauten Gastfreundschaft.

Der Hafen ganz vortrefflich von Gastfreundschaft, war einmal Schiffen ist auf der englischen Schiffe Gastfreundschaft verbunden sich in eine gute Straße. Auch alle Länder Gastfreundschaft von in Mexico. Eine Gastfreundschaft Kriegsschiffe Gastfreundschaft den Hafen. Als war Mexiko, und ist Gastfreundschaft, war ich doch Gastfreundschaft Bord. In Acapulco war eine Art Gastfreundschaft. Hier befinden 2 Dollars bei Stück. Alle Bücher Gastfreundschaft Gastfreundschaft und unser Schiff Gastfreundschaft trug seiner 12000 Gastfreundschaft langsam nach Gastfreundschaft Gastfreundschaft. Der Stadt Colima ist in guter Gegend Gastfreundschaft Gastfreundschaft. Gastfreundschaft von Kupferschiefer, die gegen 2 Fuß lang sind und Gastfreundschaft Gastfreundschaft und Gastfreundschaft springen, Gastfreundschaft, Gastfreundschaft Gastfreundschaft und Gastfreundschaft. Gastfreundschaft Gastfreundschaft Gastfreundschaft

verträglich, vermögend, und was die Hauptſache iſt: ſehr verliebt. Muth, Muth, Seeburg! Sie kommt.

Beate (tritt etwas verſtört auf).

Seeburg.

Willkommen im Grünen, liebwertheſte Nachbarin; der Vogel iſt an ſein Futter gewöhnt. Da bin ich wieder.

Beate.

Sie haben Ihre Reiſe ſehr beſchleunigt.

Seeburg.

Es hat 'nen Grund; es hat 'nen Grund.

Beate.

Wie fanden Sie Ihre Verwandte?

Seeburg.

Sie ſollen ſie kennen lernen. Die Mutter iſt daheim geblieben. Die Kinder werden Sie beſuchen. Meine Nichte werd' ich Ihrer Erziehung anvertrauen. Sie ſoll bei Ihnen bleiben. Gleich auf der Stelle! Wie ich ſie gefunden habe? Sie ſoll bei Ihnen lernen, wie man die Milch buttert.

Beate.

Auch ohnedies wird ſie mir willkommen ſein.

Seeburg.

Nun in den acht Tagen alles wohl geweſen? Kein Hagelſchlag, kein Maulwurf, keine Feldmäuſe? Ich habe unterweges manches geſehen, manches erfahren. Drüben in den Sumpfgegenden klagen die Landleute über den Dunſt.

Bäcker, Hotels, von einer Pracht und einer Größe, wie ich sie kaum in London gesehen. Neben vielen kleinen hölzernen Privathäusern, Bretterbuden, Kaufläden, aber höherne Trottoirs, Schienenwege für Straßeneisenbahnen auf jeder größeren Straße, aber ein entsetzliches Pflaster. Eine Eschelast der Straße steht im Wasser auf hölzernen Pfählen und der Straßen in diesen Stadtteilen sind fortwährende Heizhäuser. Oft sehen eine, zwei und mehr Planken offen und ein nächtlicher Wanderer kann spurlos in dem Wasser verschwinden. Derselbe Übelstand herrschen in den Posten. Die mittelste Wagenlänge ist ein Zu über 2½ Fuß = 5 Sgr. Man bezahlt einen Zu für ein Pferdbad wie für ein Glas Bier, für eine Fahrt auf dem Dampfboot von drei Viertelstunden wie für einmaligen Briefwagen. Es ergibt sich hieraus, daß man verhältnismäßig gut nicht theuer lebt. Ich bezahle 3 Dollars wöchentlich für Wohnung und 5 Dollars für Board, d. h. ganzen Tisch in einem Hotel, alle monatlich 32 Dollars oder 40 Thaler; hat man aber viel Gästeverkehr, so möchte diese Summe gleich um das Doppelte und Dreifache. Für Arbeiter ist Kalifornien ein Paradies. Der Arbeitslohn ist 6 Dollars täglich und der Arbeiter kann wie ein Gentleman für 1 Dollar leben. Mägde bekommen Dienstmädchen 20—30 Dollars monatlich, essen mit der Herrschaft am Tisch, brauchen sich überhaupt nicht viel anzuziehen und haben äußerst Aussicht, sich sehr bald verheirathen zu können, weil über dem Stand Männer das immer noch stark in der Minderzahl. Den größten Fuß hegen die Arbeiter und Dienstmädchen gegen die Chinesen, die sich hier in Menge niedergelassen haben und viel billiger und fleißiger arbeiten als die Weißen.

Von dem Lande hab' ich noch nicht viel gesehen, doch soll es viel schöne Landschaften enthalten und außerordentlich fruchtbar sein. Die Californier sind enormische Leute, wenn heute gerannt gute Geschäfte mit Kartoffeln macht, kauft morgen ganz Kalifornien Kartoffeln und verkauft sie zu geringerer Zeit für den Preis des Stoffs. Man darf aber auch nicht vergessen, daß das ganze Land kaum eine halbe Million Einwohner hat und gar nicht abzusehen kann, was es zu ernähren im Stande ist."

Natürliche und künstliche Emancipation der Frauen.

IV.

Auch in den höheren Klassen der Gesellschaft muß man die Frauenemancipation. Hier sind es die geistigen Anspruchen, um deren Befriedigung es sich handelt. Man verspricht dem ehelosen Theil der weiblichen Geschlechts eine Entschädigung durch Erhöhung der höheren Gemüthsgüter. Man glaubt sogar, die als nothwendig vorausgesetzte Heirathslosigkeit und Kinderlosigkeit durch eine andere Art Ausstattung, nämlich die Fähigkeit zum Betriebe einer höheren (ohne des äußeren) Gewerbes ersetzen zu können. Man legt den Ton auch besonders auf die Unabhängigkeit, die sich für die künftige Ehefrau dem Ehemann gegenüber im Vorhinein stellt, selbst auch der künftige Theil ökonomisch selbständig ist. Letztere Meinung beruht denjenigen Punkt, welcher den gemäßigten Emancipatoren oder Emancipatoren die Hauptsache zu sein pflegt.

Es ist mahr, daß für das Weib eine große Möglichkeit der Trennung vorhanden sein muß, wenn es nicht zum Sklaven werden soll. Mindestens muß das wirthschaftliche Verderben ein gegenseitiges sein, wenn nicht eine zu große Ungleichheit der Verhältnisse entstehen soll. Man bittet aber das Thema einer Familie, welches man doch als den normalen Fall voraussetzen muß, herrscht ein starkes Band gegenseitiger Abhängigkeit. Es ist daher oft ein Uebermehrt solcher Zustände anzusehen, wenn das Weib durch Erwerb oder Kapitalbesitz zur Erhaltung der Familie beitragen muß. Die Civilisation strebt so, wie sie wirklich fortschreitet, zur Vereinfachung der Familie, indem sie den Mann immer mehr in den Stand setzt, durch seine eigene Thätigkeit für Frau und Kinder genügend zu sorgen. Nur die Ansprüchen des Aufsehens tragen das entgegengesetzte Gepräge. In gewissen höheren Gesellschaftsklassen werden die Mann verpflichtet durch seine Kapitalbesitz auf seinen der Frau immer mehr abhängig. Diese Erscheinung ist offenbar eine Folge des abnormen Hinauswerfen Geltung, welche der höhere Geldbesitz in der Gesellschaft hat Gemeinthum zu einnimmt. Im Bereich der Industrie kann es gar nicht auffallen, wenn die Eingehung einer Ehe zugleich als Geschäftsverbindung betrachtet wird. Hier ist es unvermeidlich, daß bei der Wahl der Ehegatten in Erwägung gezogen werde. Daß hierbei in denjenigen Ständen, in welchen die Betheiligung der Ehen gegenseitig die Regel ist, ein wechselseitiges Mißverhältniß der wirthschaftlichen Stellung die Ursache der unnatürlichen Hemmungen sein. In diesem Fall ist denn aber auch die Abhilfe der Uebelstände nur von der allgemeinen Verbesserung der Lage jener Klassen zu erwarten. Die Ehelosigkeit ist in dem sozialen Gebiete erst als Entsagungserscheinung gleich den Krankheiten zu betrachten. Die Einführung von höheren Gemüthsgütern für die gebildete Frauenwelt würde daher nur dazu beitragen, einen Krankheitszustand gewissen weniger empfindlich zu machen. Der natürgemäße Zustand wird regelmäßig die Verheirathung der Frauenwelt auf das Familienziel und die Erziehung ihrer Töchter darauf richten, ohne eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Ausnahmen nicht aus, sobald in der Pflege der letzteren vielleicht ein größerer Vortheil hervorgerufen könnte. Die wirthschaftliche Seite der Ehe steht dann parallel und die Emancipation zur Bildung wird der eigentliche Inhalt. Die natürliche Emancipation reifgeht sich auch in diesem Punkte durch das Wachsen der allgemeinen Wohlhabenheit, das Selbstgefühl der Frauenwelt ist nun kein allgemeines Kennzeichen aufgehoben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Hirschfeld. — Druck und Verlag von J. U. Hirschfeld in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. Nr. 44. Wöchentlich 1½ Bogen
Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Aus einem Künstlerleben. Von Nelly Horn. II. — Der schwarze Hund. Nach einer wahren Begebenheit von A. E. Brehm. I. V. — Ueber zwei Musikfeste in Aufführung. Von Wilhelm Baumbach. II. — Die Lotterie der Planeten. — Berthold. Die Macht der Gewohnheit. I. — Die Musikschule in Bern. — Sonnenwerke.

Aus einem Künstlerleben.

Von Nelly Horn.

II.

Frau von Stackelberg hatte an Alexa, die mit der adligen Herzogin nach Italien gereist war, einen Brief geschrieben, ganz erfüllt von Entzücken über die Zeitlose, der streng genommen kaum das Postporto bis Neapel wert war. Das einzig Bedeutungsvolle war das Postscriptum, welches die Warnung vor dem Genuß von Gänsebraten enthielt.

Dennoch war es drückend heiß, die entsetzliche Hitze auf dem Meer und auf den Felsen wie unter leichtem Schleier. Die Herzogin bewohnte eine der herrlichen Villen, die man eigentlich nur immer von fern betrachten mögte. In der Nähe stieg man den beginnenden Berg. Es auch hier. Nur eine der vier Terrassen, und zwar die der Villa zunächstliegende, war frei von Trümmern; auf den untern warfen Bildhauer, zum Theil verwittert, zum Theil beraubt, von wuchernden Ranken überzogen und versteckt; Marmorbänke, immer noch von ewigem Blick laden nicht mehr zum Sitzen ein; wer hätte Lust gehabt, sich durch das Gewirr von Pflanzen einen Weg dahin zu bahnen? Oleanderbüsche schmückten die gesunkene Herrlichkeit mit der nie alternden Schönheit der Natur, kleine Eidechsen huschten im glitzernden Sonnenstaub und die sich teils regenden Schätze des hohen Grabes verschlangen vielleicht den Weg einer Schlange.

Alexa saß indessen hinter dem Gitterwerk einer Zeltwelle, die das blendende Licht abhalten soll, und blickte nachsinnig vor sich hin. Sie langweilte sich. Der junge Herzog hatte sie zwar gebeten, daß er bald kommen möchte — natürlich auf den Flügeln der Liebe und der Sehnsucht —, aber diese war er noch nicht da. Zudem wurde die Herzogin immer leidender. Das trge Leben Neapels war für Alexa gleich einer labenden Frische, die sie nicht berühren durfte. Sie hatte weder den Wein gekostet, noch die berühmte Sängerin am San-Carlo-Theater gehört; die einzigen menschlichen Wesen waren scheinende Puben, die am frühen Morgen ihre mit Früchten beladenen Esel den Bergpfad hinab nach der Stadt trieben. Und doch lag in dieser bezaubernden Stille, in dieser paradiesischen Natur etwas die Künstlerseele beinahe Unerträgliches. Die tauchten die Inseln im Meere auf — da lag der alte Berg mit seiner Rauchwolke und darüber dunkler sich der dunkle feurige italienische Himmel! Die Welt war schön, jede Stunde hier eben Verlust; ein glühender Liebessehnsucht trieb sie fort von hier, wo

es einsam war wie im Grabe. Und hierher landete die Mutter Radschläge für die Toilette! Die ferne Welt — dort lag Neapel mit seinem Glanz, seinem Lärm und seinem Treiben. Zu hören sich zu führen — war sie doch so stolz in dem allen, daß sie sein Kind geboren hatte von dem großen Maler, der ganz Neapel entzückte.

Da schritt ein Mann langsam die Stufen herauf, die von der zweiten auf die erste Terrasse führten. Der Wanderer nahm sich Zeit. Oft hielt er im Gehen inne, um da ein Säulenfragment zu betrachten, dort über die verstümmelte Herrlichkeit einer olympischen Göttin zu lächeln — recht herb zu lächeln. Die Natur nimmt Besitz von dem Menschenwerk; statt der marmornen Quellen in jenem Brunnen hüpft eine Schlingpflanze eine fehende Frau von Blüten — sie träumen herab wie wol ehemals das klare Wasser, umwinden den gebrochenen Leib jener Nymphe und füllen an unendlichen Arabeskreis die muschelartige Schale.

Ob ich des jungen Mannes Absicht nicht, herauszuschreiben, obgleich er nicht den gewöhnlichen Aufweg zwischen den Weinhäuten nahm, sondern mit Hülfe eines uralten Olivenbaums die Mauer der unteren Terrasse erreicht hatte. Er schreitet an der offenen Thür vorüber — er sieht hinter dieser die Gestalt der Herzogin; sie lehnt in ihrem Krankenstuhl und schreint zu schlummern. Da tritt er an das Gitterwerk, hinter dem Flora traurig und flattert wie ein gefangener Vogel.

Ein sehr Aufschrei.

„Paul Stern!“

Der Maler antwortet nicht, seine Augen durchdringen das Gitter — Flora hat im tödlichen Schrecken die Hände vor die Gesicht geschlagen.

„Warum flüchtest du mich, Flora?“ hört sie Paul Stern fragen. Die Stimme war weich und sanft und doch fühlte das Mädchen ihre Glieder erkalten.

„Konntest du nicht denken, Flora, daß ich einen Tags kommen würde und dich fragen: Wie steht es denn mit dem Versprechen, daß du mir gabst?“

Flora regte sich nicht; nur an den Spitzen ihres Kleides konnte man die krampfhaftes Zittern wahrnehmen.

„Bestimme den Tag, wo ich dein Versprechen erfüllen soll!“ sagte Paul.

Flora machte eine abwehrende Bewegung; noch war sie seines Worten mächtig.

In Paul regte sich der Zorn.

„Weiße du, wer ich bin, Mädchen? Willst du mich etwa abweisen? Gemach, Flora! Hören einen mich! Sag' kurz, wann willst du mein Weib werden?“

„Paul, bedenke, die Mutter!“ stammelte Flora.

„Frau von Glückloser? Pah!“

„Laß mir Zeit!“

„Fünf Minuten!“ Paul zog die Uhr — leise und geschäftig pochte diese laut hörbar in der bloßen Herberd Hand. Flora dachte an Flucht — doch ein Blick, ein flüchtiger, schwer Blick auf Paul hielt sie wie gebannt. Die Uhr pochte schnell. Flora faßte Mut.

„Paul“, begann sie mit einem Anflug der alten harmlosen Kindlichkeit, „drängst mich doch nicht! Du selbst kannst haben, aber so sehr nicht vor mir, die Uhr in der Hand, als hätte ich nur noch Minuten zu leben!“

Das letzte Wort erstickte ein Aufschrei und doch hatte das Mädchen nichts wie Paul's Blick erschreckt.

„Die fünf Minuten sind um —“

„Paul!“

„Keine Umschweife! Mann? Ich will die verstehen, daß du meinen Ring in Schimm und Unehre schändertest — du hast du ihn! Nichts von dem Unrath ist an ihm haften geblieben!“

Flora starrte auf den Ring, den Paul ihr hinhielt. Vor Jahresfrist hatte sie ihn in die schlammige Tiefe des Schlosgrabens von Heinenrud versenkt.

Der Rubin glühte in Paul's Hand.

„Flora“, sagte dieser mit einem Ausdruck tiefer Trauer, „warum willst du mich verlassen, leichtsinniges Mädchen? Denkst du etwa an den jungen Herzog? Flora, du bist doch kein Kind mehr und solltest wissen, was alle Welt weiß!“

„Paul, wie war ich dir gut als Kind!“ Flora's Stimme sprach diese Worte wie in halbem Schlummer, wie eingewiegt von Mutterliebe.

„Flora“, sagte er leise und eindringlich, „höre mich, höre mich! Ich kann nicht leben ohne deinen Besitz! Höre dies feierliche Wort! Himmel und Erde, ja die Hölle stehe ich auf für mich!“

Flora verdichte hinaus; ihre Seele schwirrte sich unter diesen Worten, wenn sie sie auch im Grunde nichts waren als eine Abwechslung, eine lange Erheiterung, wie der Luftzug, der eben die Welt von Blumen und Blüten eingeben schwindet.

„Hier hast du deinen Ring wieder, Flora!“

Er wartete nicht ab, ob das Mädchen ihr Hand danach ausstrecken würde, er warf ihn durch das breite Fenster der Jalousie in Flora's Schoß. „Du bestimmst den Tag der Hochzeit nicht — nun wohl, so muß ich es thun! Halte dich bereit, Flora! Auf Wiedersehen!“

Sie sah ihm regungslos nach, wie er langsam davonging. Wie hatte er sich verändert, wie kläglich war seine Gestalt geworden, wie selbstbewußt war seine Haltung! Es kam ihr nicht in den Sinn, irgendwie noch Schrecken zu empfinden wie wol im ersten Augenblick; sie konnte nur noch nicht klar werden, wie dies Verhältnis in ihrem Leben überhaupt unterzubringen sei.

Währenddes hatte auf der Straße, in welche der schmale Bergpfad, der hinauf zu der Villa führt, mündet, ein landesübliches Fuhrwerk seinen mächtigen Kastanienbaume geworfen. Ein schreckhaft magerer Gaul, ein wild aussehender Bursche und in dem Wagen eine von Furcht und Angst aufgelöste Persönlichkeit — Emanuel. Es gibt Momente im Leben, wo man sich vor allem zu fürchten vermag; eine solche Krisis war über den harmlosen Emanuel Hinterlichen hereingebrochen, vielleicht eine Folge des ungewohnten Klimas. Essens und hauptsächlich Saufens; er ließ sich von dem Kutscher, der ganz unnatürlich wenig sprach, allerdings eine auffallende Erscheinung an einem Neapolitaner. Dann blieb ihm Paul Stern zu lange aus. Wie, wenn man ihn zwischen den engen Mauern erwürgt hätte? Ein fürchterlicher Gedanke! Dann kam ihm die Weise über den Verlust ungewöhnlich teuer und schwarz vor. Ueberhaupt war die Nähe des feuerspeienden Bergs seinem Gemüth während des ganzen Aufenthalt in Neapel eine fortwährende Beängstigung, ein fortwährendes Memento mori. Er vermied seinen Anblick — hier hatte er ihn vor sich — den rauchenden Gipfel, und das weite Haupt des jungen Neapolitaners! Wohl hatte er ein Messer bei sich, auch ein paar Pistolen; was aber nützt einem Manne des Friedens ein ganzes Arsenal, wenn er es nicht zu handhaben weiß? Paul kam noch immer nicht. Er konnte ebenso gut nach seiner gewohnten Art über irgendwelch, über einem Stein oder über einer Baume träumen, als auch blutend, tod oder verwundet irgendwo daliegen. Sein Herz klopfte laut hörbar. Wie, wenn der Neue plötzlich den Einfall einer Exzentrizität hätte? Herculanum, Pompeji — verbunden mit einem Erdbeben — Himmel, die innere Situation war nahezu unerträglich.

Da kam Paul Stern.

„Esperante e non venire“ nennt der Italiener ein ausdrucksvolles Gefühl, es hat weit mehr, aber kommt dann der Erwartete, so ist das Gleichgültigkeitsgefühlen beinahe ein — augenblickliches Glück.

Der Kutscher regte sich. Das magere Pferd hob seine langen herabhängenden Ohren, Paul schwang sich neben Emanuel, der gleich einem Gewichte unter seinem Neigen sich beugte, den harten Sitz und der erste Schritt des Pferdes brachte beide der Heimat entgegen. Paul Stern war im Begriff, Italien zu verlassen.

Ueber das Leben der Frau von Glückhofen war gleich einem Wetterleuchten eine Welt von Stürmen hereingebrochen. Wenn gibt es vergangene Tage? In einem andern, als um sie der Vergessenheit zu überliefern? Warum tauchte denn ihr die Vergangenheit so lebhaft hervor in die Gegenwart hinein? Glaubte sie erlebtes wissen? Paul Stern's Werbung um Flora? Frau von Glückhofen hatte wol alle Ursache, mit ihrer Einwilligung zu zögern, aber Paul nahm eine Sprache an, so sicher, daß die erschrockte Frau mit dem Herzen zu reden versprach. Die böse Absicht ging auf nach so vielen Jahren. Bevor sie dem Herzog davon sprach, faßte sie die Werbung näher ins Auge. Paul Stern war ein trefflicher Mann, Flora an und für sich ein Mädchen, welches sie halb möglich hätte verheirathen und dann nach Art bergeldter Mütter recht weit von sich entfernt wissen mögen. Aber der Herzog — wie unlöglam war er ihrem Vorschlag! „Paul Stern“, wiederholte er mürrisch. „Der Maler?“ Wie blieben da die nothwendigen sedierten Absatz? In seinen Adern ist es noch gegenwärtig ein wenig Mittelalter; die „alte gute Zeit“ und die Vorzeit will schwer genug befragt. Der Herzog lebte an und für sich noch im 18. Jahrhundert — die Neuzeit berührte ihn gar nicht. Er kam im Leben nächst, nur Frau von Glückhofen machte ihm das, was sie selbst sah, wunderlich; sie vermied dabei alles, was ihn verstimmen konnte. Und trotzdem war der alte Herr wie ein Bär. Frau von Glückhofen weg in dieser Beziehung jedes Wort; die geringste Unvorsichtigkeit machte die Mühe genug an Ueberredung und Beschwichtigung. So war vor diesem erlauchten Kopf die französische Revolution etwas Bergessenes, folglich Verdammenswertes; für ihn gab es noch einen Ludwig XIV. — der Maintenon hatte er

nicht vergessen und sich ins Deutsche übertragen: „Frau von Glückshofen wußte das wohl. Dieses Mal erhielt indessen die mächtige Frau eine scharfe Abfuhr. „Paul Stern, der Maler? — Nein!“

Frau von Glückshofen zitterte vor Aufregung. Was thun? Gerade jetzt, in einer für sie so hoffnungsreichen Zeit! Traunsee auf Helenenruh tätschelte die fürstliche Dulderin freundlich ihrem letzten Tag entgegen. Welche Ziele hatte Frau von Glückshofen, wenn erst ihr fürstliches Opfer drüben unter dem grauen Tuch der alten Schloßkirche ruhte! Wie, wenn sie sich dann dem Herzog entag, verreiste, seine Gewohnheiten kenne? Er könnte ja ohne sie nicht leben — der kleine Thron, die kleine Krone — welch große Ziele!

Welch große Ziele! Im Helenenruh ist ein Fenster weit geöffnet und goldenstier scheint die hochsommerliche Sonne auf die nichtbelaubten Kronen der alten Kastanienbäume. Die Herzogin lag auf ihrem Krankenstuhl, nahezu verklärt. Marianne, die alte Kammerfrau, saß zu ihren Füßen, ein Arbeitskorb in der Hand. Jetzt blickte sie prüfend über die Szene hinaus; die blasse, abgemagerte Hand der Fürstin hatte ein leichtes Zeichen gegeben, innezuhalten. Sie war mit dem Leben, das von ihr herabfiel wie ein Schleier, wie ein Trauerflor, verfloht. Sie lächelte, wenn auch schmerzlich, zu der Spinnerin an ihre Thränen. Sie dachte an das väterliche Schloß, an ihre glückliche Kindheit. Bilder traten so klar hervor wie nur immer, wenn die Sonne sinkt.

Darum hatte sie ihre adelichen Umgebungen von sich entfernt. Nur der Arzt und der Pfarrer fanden Zutritt, Marianne war ihre einzige Pflegerin. Die alte Kammerfrau mit ihrem verklärten Gesicht, mit ihrem verbitterten Herzen — und doch war sie ihr eine liebe Dulderin. Der Herzogin lebte gerade jetzt so innig ihren Erinnerungen, und wenn ihre blassen Lippen so leise und geheimnisvoll von den alten Tagen flüsterten, da bückt sich auch ein Lächeln auf die herben Züge der Dienerin. Unten im Garten blühten voll die Rosen. Hunderte von Blumen hauchten ihren Duft zu dem offenen Fenster hinauf. Sie gedachte eines andern Sommers, eines längstvergangenen, wo auch die Rosen so schön blühten, und an eine schöne, verhängnisvolle Knospe, die eine fühne Knabenhand der jugendlichen Fürstin durchs Fenster geworfen hatte.

„Engelbert!“ flüsterte die Herzogin.

Marianne erschrak. Seit zwei Jahrzehnten war dieser Name verschollen, jetzt hat er in das fernere Denken der alten treuen Dienerin. Als sie aufsah, erblickte sie die Fürstin wer innerlich verklärt.

„Du weißt, Marianne, wie er mir die Rose schenkte —“

Marianne neigte den Kopf.

„Es war die erste in jenem rauhen Sommer — diese Rose hat mir mein Unglück gebracht!“

„Aber die zweite!“

„Ja, die zweite! Du hast recht, Marianne; Du hast eine Unglücksblume! Du kannst nicht denken, wie ich erschrak, als ich den Engelbert da unten verbeistreten sah unter den Fenstern! Die Glückshofen stand neben mir auf dem Balkon. Sie sagte, ich habe mein Tuch fallen lassen. Das Tuch entfiel meiner Hand vor Schrecken.“

Alle Dämonen des Hasses kämmten in Mariannens Gesicht.

„Wie hätte ich ihm ein Zeichen geben sollen? Ich war ja Frau und gewöhnte mich eben daran, den Herzog zu lieben — da wagte Engelbert, mir die zweite Rose zu schicken. Wie konnte er es nur wagen? Er war doch so sanft und gut!“

„Wie er es wagen konnte? Nun, Frau von Glückshofen rieth es ihm, er war ja ihr Genius! Freilich rieth sie es nur, um es dem Herzog zu verraten.“

„Ich weiß nicht, Marianne, ob du recht hast! Ich will auch keinen, vielleicht unbegründeten, Verdacht in mir aufbringen lassen. Fürsten lieben sich selten seit und treu — es ist gewöhnlich von Anfang an ein lockeres Band nach fremder Wahl. O, wie viel habe ich damals geweint! Wie fürchterlich lastete auf mir eine scheidende, unausgesprochene Verdächtigung! Der Herzog liebte mich nicht genug, um mich offen zur Rede zu stellen; er rächte sich durch Verdachtlosigkeit.“

„Nein, nein, Durchlaucht!“ unterbrach Marianne die Sprecherin. „Der Herr Herzog hatte sein ganzes Herz Ihnen, seiner jungen Gemahlin, geschenkt. Wie hätte er mehr sollen? Im ganzen Land gab es darüber nur Eine Stimme! Aber die Glückshofen erfahrene sein Herz; sie wußte um schürte den Verdacht; sie stimmte das still sich mehrende Gift nicht ertragen, da mußte sie's verbieten. Sie liebte den Herzog!“

„Marianne! Viele tausend Thränen haben mich müde gemacht! Gott hat mir noch in ihren Frieden geschenkt! Es war mehr ihr Werk, mehr

ein blöder Zufall, es war ein mir vom Himmel bestimmter fruchtbarer Lebenszweck! Menschen ist diese Macht nicht gegeben! Und was ist es denn um eine Spanne Zeit, Marianne? Die Tändlerin hat mich fromm gemacht, hat mein Herz von irdischen Hoffahrt abgezogen. Ich verwerfe ihr!"

„Und das Armband?"

„Ich habe es verloren — was kann sie dafür?"

„Daß es verloren wurde, daran war sie unschuldig; daß es sich aber nicht fand, selbst nicht an Engelbert's Leiche, bei welcher es der Herzog suchte —"

„Er glaubte, er konnte glauben, daß ich es ihm geschenkt hatte. Auf dem Schlosse behielt sich mein Bild. Ich werde mit dem Bewußtsein, unschuldig gelitten zu haben. Ich — ich liebte meinen Gemahl!"

Die Sonne tauchte in unendlicher Glorie am Himmel unter — voll und maßlos — zur Neige übergoß das glühende Licht das Gesicht der Dulderin wie mit dem Roten der vergangenen Jugend. Ungehindert sah sie hinüber in das Dickicht, als sei darin immer noch ein Schatten, ein Schleier, der nächtlend sinken werde.

Um dieselbe Stunde trat Paul Stern in das Zimmer der Frau von Glückhofen. Sie hatte ihn zu sich beschieden lassen. Blühend, fast in voller Gestaltheit trat ihm Frau von Glückhofen entgegen. Die Trauerfarbe wollte bald aber Heimennuh weben.

Kurz und heftig war ihre Rede.

„Der Herzog weilige nicht ein. So nehmen Sie Stern mit sich oder mit Gewalt. Sie ist die Ihre — aber Schweigen!"

An einem der nächsten Morgen verkündeten die Glocken der kleinen Residenz durch die Trauergelände, daß die Herzogin gestorben ist. In derselben Nacht war Frau von Glückhofen von Heimennuh verschwunden. Das „Nest" blieb in der Aufregung über den Heimgang der tüchtigen Frau unerforscht. Der Herzog fühlte sich von dem Todesfall tiefer ergriffen, als er wol selbst gedacht und geahnt hatte. Frau von Glückhofen war die erste, welche sich in die Farben der Trauer mit einer Schnelligkeit hüllte, die fast anerkennen ließ, daß die bisherigen Gewänder bereits früher zurechtgelegt worden wären. In der Todesnacht war der Herzog nach Heimennuh gefahren. Er war einem schnellschreibenden Wagen begegnet und hatte nicht geahnt, daß Frau Glückhofen in diesem von Paul Stern entführt werde. Die Herzogin wollte ohne Pomp, einfach, wie sie gelebt hatte, begraben sein. Da lag sie in dem Saale von Heimennuh, ruhig, heiter, friedlich, als sei nun alles, alles gut. Niemand stand an dem Sarge als der Herzog, tieferniet, das weiße Haupt gebeugt. Was mochte er denken, was sich sagen in einem Moment, wo die Bestimmung des Menschen dicht und unerbittlich an den irdischen Hochmuth herantritt und ihm sagt: „Siehe da, dein Ziel!"

Da erhorte sich leise eine Nebenthür. Von dem Herzog gar nicht bemerkt trat die gebeugte Gestalt der Hagar Israelitin herein. Marianne blieb draußen vor der nur angelehnten Thür. Mit Verwunderung blickte der Herzog auf, aber Hagar ließ sich nicht stören. Mit zitternder Hast legte sie ein Armband von Perlen um das Handgelenk der Todten. Ein Blick auf das Kleinod — der Herzog hatte es erkannt.

„Gnade, hoher Herrschaften!" schluchzte Hagar, als sonne auch die Todte sie hören. „Gnade — hier ist das Armband!"

„Das Armband?"

„Ich habe es gefunden, hoher Herr! Vor zwanzig Jahren — ich war damals im Schlosse gewesen, um alte Kleider zu kaufen, Durchlaucht, sah ich unten vor den Säulen den Wagen der Herzogin stehen. Ich sah die liebe junge Herzogin so gern. Da lag es ein und sahe darnen. Ich wollte auch gehen, da sah ich mit dem Fuß an die Perlen da. Schöne Perlen und auf dem Schlosse hab' liebe Engelsgeschäft! Ich lasse mich bei der Frau von Glückhofen melden, will die die Perlen geben — Jetzt nicht, Hagar! Behalte das Armband! Jetzt nicht! Sie mag es erst vermissen, die Herzogin! Gib es mir! Das that ich aber nicht. Die Perlen waren seltsam; es war schon eine Lust, sie nur leise durch die Finger gleiten zu lassen. Die Frau von Glückhofen gab mir Geld. Ich nehme Geld gern, durchlauchtiger Herr! Was ist der Mensch ohne Geld, und soll er nicht zurückerstatten den Pfennig! Und Frau von Glückhofen gab mir drei Goldstücke. Ich werde dich kommen lassen, wenn's Zeit ist, sagt aber schweig'! Sie lies mich nicht kommen — ich sollte nun immer schweigen. Die schönen Perlen! Als ich das Armband erst ein Jahr trug den hatte, hätte ich mich gar nicht gern von dem Kleinod getrennt. Als war es der Verlust vergessen —, sagte Frau von Glückhofen. O, Verzeihung, Durchlaucht! Verzeihung!"

Der Herzog wandte sich tieferschüttert ab.

Hagar schwieg sich darüber aus. Die stille Trauer aber auf ihrem letzten Brief schreckte so tiefgreifend, als sei die Qual ihres Lebens aufgestrichen und als habe sich ewige Jugend auf ihre reine Stirn gelegt.

In einer alten, ehemals glänzenden Handelsstadt bewohnte sich, fast angelehnt an eine neuere Vorstadt, ein graues, düsteres, unheimliches Haus. Jedenfalls hatte es eine glänzende Vergangenheit hinter sich und war früher wol einmal die Behausung eines reichen Kaufmanns gewesen, wie sich aus den großen steinernen Hintergebäuden schließen ließ. Ungefähr um die Zeit des Todes der Herzogin hatte das Haus, da es verkäuflich war, ein fremder Mann an sich gebracht, dessen Aeußeres den Irrtarliten verriet. Darauf hatten die Nachbarn bemerkt, daß Wagen mit Handkarren, meist zur Nachtzeit, anlangten; die Neugierigen sahen dann Lichter sich durch die Gemächer bewegen, ja hörten vielleicht auch hin und wieder ein Wort aus dem Munde des kleinen Mannes. Neugierig blieb das düstere Gebäude unverändert, nur das große altertümliche Schloß an der dunkeln Eingangssphäre wurde gepriift und vervollständigt. Bald hörte man, daß das Haus bewohnt sei; nur ob aber bewohnt, war schwer zu ergründen. Nur ein alter Diener besorgte die Einkäufe und hin und wieder fuhr der kleine israelitische Herr vor, der augenscheinlich immer vornehmer wurde. Dann hörte man wol auch zur Nachtzeit die Thüren sich öffnen; abermals war es der kleine Herr, der sich bei dem gewöhnlichen Transport von sorgfältig verpackten Kisten auf das lebhafteste betheiligte. Zur Zeit der Dunkelheit sah man dann wol auch ein oder das andere mal die hohe Gestalt eines Mannes das Haus verlassen. Natürlich veranlaßte dies geheimnißvolle Treiben Gerüchte aller Art. Man wollte zur Nachtzeit ein Hilferufe einer weiblichen Stimme gehört haben; dies Gerücht fand um so mehr Bekanntung, als man einstmals den Diener nach der Stadt folgte und ihn dort prächtige Frauenkleider aufkaufen sah. Aber so viel man auch horchte, es ließ sich kein zweiter Laut erlauschen, der an das Ohr der Neugierde gedrungen wäre. Die grauen Mauern lagen stumm, ernst und traurig da, als hätten sie das einmal Erlebte in eisernen Armen. Und doch hatte sich hinter diesen kalten Steinen ein schweres Drama abgespielt. Das düstere Haus war der Kerker, in dem sich der schönen, heißblütigen Flora Schoen unerbittlich brach. Paul Stern hatte sich in menschlicher Verwerfenheit geschworen, sie zu besitzen. Er hatte sich diesen Besitz vom Schicksal erstritten. Mit wahnsinniger Leidenschaft hatte er alle Hindernisse beseitigt — da hielt er endlich die Braut im Arm, die er sich aus Helenenruh, aus dem Hause des Todes herausgerissen hatte. Hatte er es auch gethan! Sie folgte ihm zum Altar in derselben Nacht — so war die Stirne. Er hatte das Schicksal überwunden. Was hatte er sich errungen? Nichts als ein verbrecherisch Gefäß. Gitter und Mauern brechen ihn nicht, den freien Geist. Abgeschieden von der Welt, hinter Mauern vergraben, weilte er sich sein Glück erbauen. So wurde er Flora's Tyrann. Was half es ihr, daß er sie in der Dunkelheit der dem Zimmer mit fürstlicher Pracht schmückte? Es entstand ein Kampf, ein geistiges Ringen auf Leben und Tod. Flora beugte sich und sang, sie siegte nicht, aber unterlag auch nicht. Die eigentliche Meisenheit eines Menschen ist eben ein rätselhaft haftes Gewand, das unter den bewegungen Verhältnissen bereuschiedlich, gelangen und doch annahber.

Es sind vielleicht sechs Jahre seit dem Tode der Herzogin vergangen. Da führt vor jenem düstern Hause mit dem rosten Morgengrauen Jemael Jsmaelsohn vor. Ihn führt sich die dunkle Pferde, er kennt den Weg nach Paul Stern's Atelier — dort trifft er diesen auch. Paul Stern steht finster, dämonisch, trotzig aus, recht im Gegentheil zu Jsmael, der die goldenen Früchte der Arbeit mit dem Maler theilt und weit besser zu benutzen weiß wie dieser. Er schüttelt wol zu dem allen den Kopf. Wie kann man ein junges schönes Weib einsperren in ein finsteres Haus voller Spinnweben, und dann noch von diesem Weibe Liebe verlangen? Ironie, einmal wenn dies Weib Flora Blackthorn heißt! Er denkt, während er den finstern Gang entlang schreitet, an sein eigenes, lichtes, sonniges Haus, an die hohen Spiegelscheiben, die Paul's Bildern den Licht geben — und hier diese finstere Gefängnißhöhle! Er denkt an sein Weib, an die kleine Rachel, die ihm nächst ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit ein ganz annehmbares Vermögen zugebracht hat, er denkt an die kleine Esther, seine Tochter, und hofft auf einen kleinen Nachbar. Dabei ist er ganz Geschäftsmann, immer rechnend, immer spekulirend und dabei das Leben genießend wie eine höchst angenehme Nothwendigkeit.

„Ist der Wagen da?“ herrschte ihn Paul an und sieht dabei aus wie Caligula oder Nero.

Jemand sollte nimmt ihm das gar nicht übel; erstens kennt er ihn und zweitens hört es niemand. Flora hat der reiche Kunsthändler Jemand schon vor Jahren nicht gegeben.

Paul griff nach der Schnur einer Klingel, dann warf er seinen Mantel um und drückte den Hut in die Stirn.

Draußen hörte man das Geräusch heraustretender Schritte; Paul öffnete und Jemand hatte bald alle seine Fassung erlangt — auf den Arm des alten Dieners stützte sich ein weibliches Wesen — Flora!

Paul winkte dem Diener, voranzugehen. Die schmeren schweren Gewänder der Frau schleppten raschelnd über den steinernen Fußboden hin. Paul bot die Unglückliche in den Wagen; ein Blick beim blassen Morgengrauen in ihre gramvolle Gesichter — sie war wahnsinnig. Er saß sie, in sich versunken, in der Wagenecke, als sei ihr diese gebogene, zusammengekrümmte Stellung die gewohnteste.

Paul sprach kein Wort. Nach einigen Stunden hielt der Wagen an der Pforte eines Irrenhauses. Dieses Irrenhaus war ein altes, malerisch gelegenes Schloß. Mit unendlicher Freundlichkeit besprachen der erste Sonnenstrahl die alten Mauern und vergoldete die hohen Kronen der schönen Bäume, die dicht umgaben. Wie mangelhaft mochte Flora bis langem die Sonne gesehen haben, denn selbst in den Gesichtszügen ihrer Geistesverirrung drang ihr Strahl, daß sie ihn mit einem rauhen Laut des Entzückens begrüßte.

Jemand sollte schauderte über alles dies, über das einsame Weib, über den finstern Maler, über den unheimlichen Ort. „Gott, was muß die Menschen treiben, verbrecherisch zu werden! Warum wollten sie nicht vernünftig in einer Stadt? Warum fahren sie nicht in einem bequemen Wagen durchs Leben, wenn sie's haben können? Wie kann man, ich frage, von einer Frau verlangen, daß sie allein entbehren soll, was das Leben erträglich macht: Bälle, Theater, Reisen?“

Diese Gedankenreihe wurde unterbrochen. Jemand sah sich genöthigt, die finstere Pforte, die man geöffnet hatte, mit zu überschreiten.

Der Tag erhellte Flora die unheilbar.

Paul Stern verließ die Stätte des traurigsten Leidens, welches der Himmel über die Menschen verhängen kann. Vielleicht sagte er sich: Ich habe das Schicksal in die Form meines Willens hineindrücken wollen und hatte nichts in den Händen als Trümmer.

In jener kleinen Existenz hatten inzwischen die Jahre viel verändert; er hatten aus Frau von Glückshofen ein altes Mütterchen gemacht, das sich vergeblich abmühte, einen Schein von Jugendlichkeit zu bewahren. Der Tod des Herzogin hatte sie nicht die gehofften Erfolge gebracht. Das Testamentsband, dessen Verschwinden den eigentlichen Grund geboten hatte, der die beiden unglücklichen Gatten getrennt, daß sich wiederfand, nur um der Todten in die Gruft mitgegeben zu werden, legte über die Schuldige ein furchtbares Gericht herbeiführten. Als Hagen Jemand den Besuch nicht abgelegt hatte, das Armband gefunden und es nur auf Befehl der Frau von Glückshofen zurückbehalten zu haben, machte sich Besorgniß auf den alten Herrn einen tiefen Eindruck. Frau von Glückshofen hatte diesen Zufall in einer Intrigue benutzt und diese mit dämonischer Beharrlichkeit verfolgt; sie hatte die unschuldige Fürstin verdächtigt, das Kleinod einem jungen Manne geschenkt zu haben, von dem man wußte, daß er dem fürstlichen Kinde mit schwärmerischer, unterthäniger Liebe zugethan gewesen. Engelbert war im Kampfe für Deutschlands Ehre gefallen, und der Herzog, unter dem er gefochten, hatte in blinder Gläubigkeit bei der Leiche nach dem verschwundenen Kleinod gesucht. Frau von Glückshofen hatte mit fast verzweifelter Hand die Kluft erweitert, hatte den Herzog zu fesseln gewußt. Noch lange ging sie durch die Straßen der Residenz, von aller Welt gekannt und verachtet — niemand grüßte sie, niemand überreichte ihre Schwelle. Der Letzten Geschick ging sie nicht zu Herzen, es lief sie völlig kalt. Sie hatte sie einkam, und der Anfall wollte, daß man sie dicht neben dem emgetrunkenen Grabhügel Engelbert's bestattete. Das Geschick, in dem er gefallen, hatte in der Nähe des Kirchhofs stattgefunden.

Und Paul? Wenn dem Auge irgendeinen Lustenswerth begegnet, dämonisch heraustretend im Entwurf, von riesenhaften Dimensionen, hingeworfen auf die Leinwand mit vollendeter Wahrheit, gemalt wie von Tausenden — so sieht du seine Werke. Er malt — man begreift nicht wie. Riesenwerke entstehen, eins drängt das andere. Jemand schüttelt gar oft über den Umfang der Bilder den Kopf, noch mehr, daß der eigenthümige Künstler sie nicht verkaufen mag. Er malt aber aus seine Seele hinein — und steht da betrachtend davor, so durchzieht doch die Ahnung von

dem Schmerz, der jene Bilder schuf. In selbst über der üppigen Schöpfung immer wie Hauch tiefer Schwermuth — du bewunderst die vollendete Schönheit eines blumengeschmückten Weibes. Das blühende Gesicht lächelt dir zu in aller Frische der Natur — da fällt dein Auge auf eine kleine Sandwüste, die bald verdeckt von den wallenden Gewändern nur noch einen kleinen Rest emsig rinnender Sandkörner zeigt. So lebe er dumm, finster, abgeschlossen, für nichts lebend als für seine Kunst. Nur für Ein Wesen ist er vergänglicher zu sorgen, und dies Wesen ist Flora. Das Weib, das er zu lieben wähnte und in seiner Titanenhand zerdrückte, bedarf nichts als den Unterhalt im Irrenhause; mit wie wenig Pinselstrichen ist für dieses gesorgt!

Das schwarze Haus.

Nach einer wahren Begebenheit von E. E. Hehr.

I.

In einer nicht großen, aber reichen Handelsstadt Nordteutschlands, auf dem großen Marktplatze, steht ein stattliches Haus, welches leider unter dem Namen „Das schwarze Haus“ in der ganzen Gegend bekannt war.

Ein reicher Mann Namens Rosenberg hatte es gleich nach Beendigung des Dreißigjährigen Kriegs erbaut und prachtvoll in dem Geschmack jener Zeit einrichten lassen; sein einziger Sohn erbte es; dessen ältester Sohn folgte ihm im Besitz dieses schlesselmäßigen Gebäudes, und weil er ein wunderlicher, ernster Mann war, ließ er es auch bei dem Tode seiner innigstgeliebten Gattin schwarz anstreichen und verfügte in seinem Testament, das sein ältestes Kind der Familie Rosenberg das Haus nebst dem dazugehörigen Garten sowie das Hauptvermögen erben solle unter der Bedingung, das Haus äußerlich und innerlich zu lassen wie es sei. Derjenige Rosenberg, welcher eine Veränderung daran vornehme, müsse sofort das Haus und eine halbe Million Thaler an die Waisenstiftung der Stadt bezahlen; auch sollte es jener Rosenberg, der das Erbe behalten wollte, bewohnen; nur kurze Reisen waren ihm erlaubt.

Geld ist ein sehr nützliches Ding, und so mancher liebte es sich gefallen, ein Haus mit schwarzer Außenfarbe sein zu nennen, zumal wenn es so hohe, prachtvoll eingerichtete Zimmer in sich enthielte wie das Rosenberg'sche Haus. Die Besitzer desselben ließen die durchreisenden Fremden ihre Glossen darüber machen, die Einwohner der Stadt waren sich ja längst an die düstere Farbe des größten, stattlichen Gebäudes von A. gewöhnt.

Aber nicht die Farbe machte das Haus dem reichen Rosenberg, der ich ein Urenkel dieses Jahrhunderts als Erbtheil erhielt, traurig, sondern schmerzliche Erinnerungen und eine öde, unerquickliche Gegenwart.

So saßen denn auch an einem herrlichen Sommertage die letzten beiden Rosenberg, der Vater, ein Mann nahe dem sechzigsten Jahre, der Sohn, ein schöner Mann von sechsthalb fünfundzwanzig Jahren, schweigend einander gegenüber bei dem luxuriösen Mittagsmahle, von dem keiner etwas mit Appetit genoß.

Endlich, nachdem der alte Diener das Dessert aufgetragen und sich entfernt hatte, sagte der Vater: „Nun, Ferdinand, hast du noch immer keinen Entschluß gefaßt, und soll es in unserm Hause so still bleiben wie bisher? Drei ältere Geschlechter von dir ruhen bei meiner Mutter in der Familiengruft, meine Schwester ist nun zwanzig Jahre todt, das ganze große Vermögen gehört jetzt mir allein, ich theile dir davon nicht kärglich zu und doch bis du immer ernst und still bisher, doch weigerst du dich, mir eine liebe Tochter zuzuführen! Das ich noch einmal heirate! Geschähe in diesen Zimmern jetzt, das fröhliche Lachen lieblicher Kinder hören werde, das darf ich wol kaum hoffen, mein Sohn!“

„Mein Vater“, erwiderte Ferdinand sanft, „bin ich ernst, so ist es nicht meine Schuld; seit ich noch in meinen Kinderjahren vor rothe Bilder; trug ich nicht sechs Jahre hindurch Familienlauer? Es heißt, das Kinder den Schmerz nicht fühlen; ich gebe zu, das sie die Größe des Verlustes nicht richtig schätzen, das auch manche leicht vergessen, besonders wenn ihre Umgebungen zu ihrer Zerstreuung beitragen, allein wenn Kinder wie ich immer vor Tod, Krankheit, Jammer im Hause sehen, von andern jungen Wesen sorgenlos gehalten werden und in ängstlicher Besorgniß, dann legt sich auf die junge Seele ein schwarzer Flor, den sie nimmer abbreifen kann!“

„Ich verstehe dich, Ferdinand! Ich bedauere, das ich in meinem Schmerz nicht that, was für dich vielleicht heilsamer gewesen wäre; ich hätte dich fortziehen sollen in ein Knabeninstitut, statt dir einen Hofmeister zu halten; ich hätte — doch lassen wir das! Ein weiser Dichter sagt irgendwo: „Das Vergangene beklagen, ist die Arbeit

eines Narren! — Laß uns in die Zukunft blicken! Sei offen, Ferdinand, warum willst du Theresen nicht wenigstens kennen lernen?"

„Weil ich vorher weiß, daß ich nur den Mund aufzuthun brauche und um ihre Hand zu bitten, so sagt das Mädchen: „Sprechen Sie mit meinem Referent!" und diese sagen Ja und Amen. Ferdinand Reisenberg, der Sohn eines armen Mannes, der unbemittelte Candidat muß froh sein, wenn ein reiches Mädchen ihm einmal aus gnädiger Laune einen Tanz schenkt; Ferdinand, der Sohn eines Millionärs, darf sich um das schönste, reichste Mädchen von Adel bewerben; er wird vielleicht nicht geliebt, aber sicher geheirathet!"

Der alte Reisenberg hatte ähnliche Reminiscenzen schon oft gehört; die geringen thun; er wollte sie nicht wieder vernehmen, deshalb bot er die Tafel auf und Ferdinand ging nach kurzem Gruß aus dem Zimmer.

Der Vater schloß einen Wandschrank des mit braunem Holz kunstreich getäfelten Zimmers auf und nahm ein Packet vergilbter Papiere heraus. Sie waren mit Schriftzügen von der Hand seines Ahnherrn, der das Haus hatte schwarz anstreichen lassen, bedeckt. Reisenberg besaß sein Auge erst auf diese Blätter und murmelte: „Wird denn nun und nimmer der Fluch von meinem Hause und von mir und den Meinigen genommen werden?"

II.

Gedankenvoll ging der junge Reisenberg durch die Straßen, welche heute ungewöhnlich still waren; denn es war Sonntag und das prächtige Wetter hatte die größte Zahl der Bewohner von R. nach dem eine Stunde entfernten Schloßgarten des Grafen von Reigenstein gelockt, in dessen großem Treibhause eine hundertjährige Aloe blühte.

Ferdinand war kein Freund von langem Gestammel, aber weil er nicht wußte, was er mit seiner Zeit anfangen sollte, konnte er mechanisch seine Schritte durch das Frauenthor, den Menschen, welche alle, gleich ihm, nach Reigenheim wallfahrteten, seine Aufmerksamkeit schenken.

Er bemerkte es nicht, daß eine ältliche, einfach, aber anständig gekleidete Frau am Arm eines jungen Mädchens vor ihm herschritt, obgleich die Frau in frühern Jahren zuweilen zu seiner Mutter gekommen war.

In diesem Augenblick erscholl das Gekreisch eines vierer Spaziergänger Runde: „Ein Hund! Ein toller Hund!"

Jeder lief, ohne sich umzuschauen, vor- oder rückwärts; einige Schüsse fielen und bald erhöhte der Jubelruf: „Der Hund ist getroffen, er ist todt!"

Das unheilvolle Thier lag auch in Wahrheit todt unter einem Pappelbaum; ein nach der Stadt gehender Fleischer von den Reigenstein'schen Gütern hatte zum Glück seine Büchse bei sich, schnell geladen und das Thier erlegt. Aber noch ein anderer auf der Menge, wer, blieb unbekannt, hatte ein Gewehr abgefeuert und leider ein Unglück angerichtet, vor dem er sich sorgfältig versteckte. Als Ferdinand sich umsah, bemerkte er, daß die Frau, welche früher vor ihm hergegangen war, wankte und sicher zu Boden gesunken sein würde, hätte das junge Mädchen sie nicht unterstützt.

Ferdinand sprang herbei und entdeckte, daß der unvorsichtige Schütze die Frau an der Schulter verwundet hatte. Von den Umherstehenden schien niemand Lust zu haben, sich wegen einer armen Frau um den Sonntagsspaziergang und um das Vergnügen, sich die Aloe anschauen zu dürfen, bringen lassen zu wollen. Der junge Reisenberg sah sich bald allein mit der Verwundeten und dem Mädchen; er führte die Frau zu einer seitwärts Bank und versprach, sofort nach der Stadt zu eilen und Hülfe zu holen, denn die Frau wurde ohnmächtig. Das Mädchen weinte still und suchte mit seinem Taschentuch das Blut zu stillen und die Wunde zu verbinden.

Zum Glück war die Stadt nicht fern; Geld macht flinke Füße. In einem der ersten Häuser der Vorstadt fand Ferdinand einige Personen, welche gegen guten Lohn versprachen, alles zu thun, was der reiche Herr Reisenberg befehlen würde!

In kurzer Zeit war ein Wagen mit Pferden bespannt und eine Stunde später lag Frau Lindner — dies war der Name der Verwundeten — in ihrem reinlichen Bett unter der Obhut des geschicktesten Wundarztes, geduldig ihre Schmerzen ertragend. Ferdinand war mit in ihre Wohnung gegangen; während sie in ihrem Schlafgemach verbunden wurde, wobei ihre Tochter sich die thätigste erwies, verweilte der junge Reisenberg in dem Wohnzimmer der Frau Lindner; er wollte sich nicht eher entfernen, bis er von dem Wundarzt gehört hatte, wie es mit dem Befinden der Kranken stünde.

Das Gemach war dürftig möblirt; ein noch ziemlich gut erhaltener Pianoforte und sorglich gepflegte Blumen in Töpfen der einzige Luxus

Wird viel drüber geſchrieben, hab' Alles gekauft. Auch das goldne Vließ, haha! Angekommen die hundert Spanier, die Carliſten?

Beate.

Noch nicht.

Seeburg.

Drüben zehn Meilen von hier prächtige Schäfereien, capitales Vieh, eine Wolle, — wie Baumwolle. (Bei Seite) Wenn ich nur den rechten Punkt fände, um herauszurücken!

Beate (bei Seite).

Es muß! es muß!

Seeburg.

So geheimnißvoll? Gar nicht munter, liebe Freundin?

Beate (bei Seite).

Ich wag' es. Gewiß, gewiß!

Seeburg (bei Seite).

Sie hat etwas auf dem Herzen.

Beate.

Mein würdiger Freund —

Seeburg (bei Seite).

Wie? ſo feierlich, —

Beate.

Erlauben Sie mir, mit Ihnen über eine Angelegenheit zu ſprechen —

Seeburg.

Sie erſchrecken mich!

desselben. In einer Ecke des Zimmers stand ein Gückahmen mit einem Tuche zugedeckt, Ferdinand nahm es ab und betrachtete mit Wohlgefallen das geschmackvoll angelegte, sauber ausgeführte Bouquet von bunten Blumen, wahrscheinlich die Arbeit des Mädchens. Jetzt fiel ein Sonnenstrahl auf die Wand der Thür des Schlafgemachs gegenüber und Ferdinand sah ein von Meisterhand gemaltes weibliches Porträt. Es stellte ein junges Mädchen dar in einfachem Hauskleide, in einem Buche lesend.

Ferdinand, ein Kenner von Gemälden, betrachtete das Bild lange mit großer Theilnahme; endlich fiel es ihm ein, daß die Kranke dem Bilde glich und wol in ihrer Jugend dazu gesessen haben mochte. Ein schönes Weib, dachte er.

Jetzt trat die Tochter ein; das Gesicht, welches er vor kurzem noch durch Thränen getrübt gesehen hatte, war wieder hell und freundlich.

„Der Wundarzt hat mir auf Ehre versichert, daß es mit meiner Mutter gar keine Gefahr hat", sagte sie; „es sei ihr noch rechtzeitig Hülfe gekommen, und viele, mein Herr, habe ich Ihnen zu danken! Möge Gott Ihnen Ihre Menschlichkeit belohnen!"

Ferdinand wollte einige Worte sagen, allein das Mädchen unterbrach ihn rasch und sprach glühendroth vor Verlegenheit: „Es klingt recht undankbar, aber ich muß meiner Mutter gehorchen. Sie dankt Ihnen aus voller Seele, allein sie bittet inniglich, ihrer nicht gegen Ihren Herrn Vater zu erwähnen —"

„Aber warum, mein Fräulein, darf ich mich nicht rühmen, Ihre Frau Mutter kennen gelernt zu haben, da doch meine Mutter, deren erinnere ich mich noch, die Ihrige zuweilen bei sich sah?"

„Ich weiß es nicht, Herr Rosenberg, allein meine arme Mutter bittet. Was soll ich ihr sagen?"

„Daß ich ihren Wunsch erfüllen werde."

Das Mädchen lächelte.

„Lulle!" rief die Kranke mit schwacher Stimme.

Ferdinand verbeugte sich und verließ das Zimmer.

III.

Obgleich die beiden Rosenberg in Einem Hause wohnten und einander sehr liebten, sahen sie sich doch nicht viel. Der Vater war Bankier und trieb theils aus Gewohnheit, theils aus Liebe zum Geld — denn er liebte das Metall — seine Geschäfte mit großem Eifer. Ferdinand dagegen hatte schöne Wissenschaften studirt, er hatte wenig Neigung und eben so wenig Talent zum Handelsstand und sann in seinen Stunden sein höchstes Glück.

In der Regel sahen sich Vater und Sohn nur beim Mittagsmahl und ausnahmsweise in den Abendstunden längere Zeit; denn wenn Herr Rosenberg der Aeltere nicht bekannte Abhaltungen hatte, pflegte er seine Abende im Club oder im Theater zuzubringen, obgleich man ihn auch da weder hörsprächig noch vergnügt sah.

Als heute Ferdinand wie gewöhnlich seinem Vater bei Tische gegenübersaß, war Herr Rosenberg nicht nur ernst, sondern finster, und kaum war das Mahl eingenommen, als er auch schon den Studl heftig zurückschob und mit einem Tone, den er vergebens zu einem milden umzuwandeln suchte, sprach er: „Du hast doch gestern zum Beschlusse einer Frau Lindner und ihrer Tochter aufgewartet — —"

„Ich that nur, was Menschenpflicht gebot!"

„Jugendlern; auch wäre es ungereimt, der bedrängten Person machen zu wollen; aber ich bitte dich, sieh' diese Frau nie wieder, lasse ihr und ihre Tochter von dir sein!"

„Aber, bester Vater —!"

„Kein Aber, Ferdinand, sein Wenn, sofern du mich liebst!"

„Wissen Sie etwas Uebles von der Frau?"

„Nein! In Teufels Namen nein! Soll aber der alte Vater dem jungen Herrn Sohne Rechenschaft ablegen?" Und das Gesicht des alten Rosenberg wurde dunkelroth — „Ich sage dir, Ferdinand", und jetzt wich diese Röthe der erschreckten Blässe, „es gibt für dich nur Eine Wahl: entweder du bleibst die Frau nie wieder oder du sagst dich von deinem Vater los!"

„Beruhigen Sie sich, lieber Vater, ich kenne diese Frau kaum, ich will gar nicht mehr an sie denken!"

Der alte Mann umarmte seinen Sohn; als Ferdinand sich aus seinen Armen losmachte, sah er, daß seine Augen voll Thränen waren. Ferdinand erinnerte sich nicht, jemals seinen Vater in Thränen erblickt zu haben.

Am andern Tage fühlte sich Herr Rosenberg sehr unwohl; der Arzt, ein intelligenter Mann und langjähriger Freund der Familie, verschrieb verschiedene Pulver und sagte zu Ferdinand, als dieser ihn bis vor die Thür des Krankenzimmers begleitete: „Ihr Vater hat wol eine heftige Gemüthsbewegung gehabt? Hüten Sie ihn davor,

lieber Ferdinand! Auch Sie müssen allen Erschütterungen auf dem Wege gehen, Sie haben das Naturell Ihres Vaters!"

Ferdinand war ein zu guter Sohn, um gegen den Willen seines Vaters Frau Lindner wiedersehen zu wollen; aber daß er sich nicht einmal nach ihr erkundigen sollte, verwechte er nicht über das Herz zu bringen.

Durch den alten treuen Diener des Hauses hörte er, daß sie sich auf dem Wege der Besserung befände.

„Das Uebelste bei dieser Frau ist, daß es ihr an Mitteln fehlt, sich durch gute Nahrung zu erkräftigen. Ihr Mann hat sie in der größten Armuth hinterlassen; er war ein tüchtiger Portraitmaler, aber es hatte kein Glück. Die Tochter stickt und näht vom Morgen bis zum Abend, die Mutter macht Blumen — lieber Gott, was wirst denn das ab?"

Ferdinand überlegte. Sehen wollte er Mutter und Tochter nicht wieder, aber ihre Lage verbessern, das konnte, das wollte er.

Durch Hülfe des Dieners kaufte Ferdinand die Stickereien zu ungewöhnlich hohen Preisen auf, ließ, angeblich für eine Handlung in der Residenz, Blumen und künstliche Arbeiten bestellen und zum Theil vorausbezahlen.

Frau Lindner ahnte vielleicht, von wem diese zarte Unterstützung kam, aber sie wollte durch Zurückweisung Ferdinand nicht kränken, konnte es ihm auch nicht beweisen; gegen ihre Tochter sprach sie ihre Gedanken nicht aus.

Ferdinand hatte sorgfältig die Gegend gemieden, in welcher Frau Lindner wohnte; auch konnte er weder ihr noch ihrer Tochter leicht begegnen, da sie wenig ausgingen; eines Tags aber sah er Luisen in der Kirche, und als sie, in Andacht versunken, vor ihm kniete, er Zeit fand, die edlen Gesichts, dessen Schönheit durch den liebenswürdigsten Ausdruck erhöht wurde, zu betrachten, so fand er sich, daß noch niemals ein Weib ihn in so hohem Grade interessirt hatte als die Tochter der armen Witwe.

Als Luise beim Herausgehen aus der Kirche Ferdinand sah, wurden ihre Züge von glühender Röthe bedeckt und nicht ohne Verlegenheit erwiderte sie seinen Gruß.

„Ob sie mich liebt oder, wenn ich mich um ihr Herz bewürbe, ob sie mich wol lieben könnte?" fragte er sich selbst; „ob Luise mich, mein Innerstes, mein Wesen verstehen, schätzen, verstehalten würde? Und wenn, was kann ich meinem Vater gegenüber thun? Darf ich seines Lebens Abend verbittern?"

Sein Vater mußte ihn wol heimlich beobachtet haben, denn er war besonders zärtlich gegen ihn; es kam Ferdinand vor, als wolle der Vater dem Sohne sur seinen Gehorsam danken.

Sie gab er ihm einst eine große Summe in Banknoten in einer Brieftasche mit der Bemerkung: „Du wolltest ja einmal nach Italien, hier ist Reisegeld!"

„Ja", erwiderte Ferdinand, „ich will nach dem Süden, aber nicht ohne dich, Papa; wir brauchen beide heitere Umgebungen, als unser altes schwarzes Haus sie bietet."

„Vielleicht reise ich mit dir, mein Sohn!" erwiderte Herr Rosenberg.

Es kam anders, ganz anders!

IV.

Mit dem festen Vorsatz, Luisen nicht wiederzusehen und womöglich über den Zauber Italiens zu vergessen, trat Ferdinand zu Anfang des Herbstes die Vorbereitungen zu seiner Reise.

Sein Vater wollte ihn nicht begleiten, aber möglicherweise ihm folgen.

An einem schönen Octobertage wandelte Ferdinand zu dem Kramthore hinaus; aber statt den Weg nach Neapolitan einzuschlagen, ging er nach dem Friedhof, die Stätte zu besuchen, wo seine Mutter und Geschwister ruhten.

Die Familiengruft der Rosenberg war in Form einer kleinen Kapelle gebaut; ein eisernes Gitter trennte sie von dem grünen Platze, wo andere fromme Bewohner der Stadt unter dem Rasen oder unter schweren Steinen den langen Schlaf schliefen.

Seiner Großeltern Särge waren unten im Gewölbe aufgestellt; oben im Hintergrunde der Gruft unter den steinernen Gedenktafeln, welche die Namen der Todten, die hier ruhten, erzählten, fanden die noch unverletzten Särge seiner Mutter und Geschwister.

Ferdinand verweilte vor dem verschlossenen Gitter und betete; dann wandte er sich dem Grabe seines liebsten Lehrers zu und blieb gut überrascht stehen, als er Frau Lindner sah, welche einen grünen Hügel mit einem Kranz von Epheu schmückte.

Sie mochte zu gruben, wäre mehr als unartig gewesen; er verbeugte sich also artig gegen Frau Lindner, und diese kam auf ihn zu, um ihm

herzlich und in gewählten Worten für die Hülfe, welche er ihr geleistet, zu danken.

Ferdinand gehörte zu den erregbaren, feurigen Naturen, welche sich leicht von ihren Empfindungen hinreißen lassen; so sagte er denn rasch: „Und doch sollte ich Sie nicht wiedersehen, oder lieben Sie mir nicht gehören, Ihrem Hause fern zu bleiben? Warum, o warum haben Sie mir das gethan?“

„Wir sind an einem so ernsten und heiligen Ort, Herr Rosenberg, daß ich Ihnen wol die Wahrheit sagen muß“, erwiderte Frau Lindner. „Es wird sonst vielleicht eine Unruhe in Ihnen entstehen, welche Sie verstimmt, und Klarheit in allem ist ein großer Segen.“

So sprechend, verließ Frau Lindner die Ruhestätte ihres Vaters und ihres Gatten, legte ihren Arm vertraulich in den Ferdinand's und ließ es zu, daß er sie aus dem Todtengarten fortführte nach den Anlagen, welche die Stadt wie ein grüner Blumenkranz umgeben.

Hier ließen sich beide auf eine Bank nieder und Frau Lindner begann wie folgt:

V.

„Meine Großmutter hatte schon von ihrer Ahnfrau erzählen hören, daß die Rosenberg die reichsten Männer der Stadt seien. Alle hatten gute Eigenschaften und jeder von ihnen hatte entweder im Felde oder im Rathe dem Lande treu und rühmlich gedient. Erst Ihres Vaters Vater, obgleich auch Rathsherr, ward Kaufmann; er begriff seine Zeit und wollte zu vielem Geld auch mehr erwerben.

„Bei allem Guten hatten aber auch die Rosenberg ihre Schattenseiten; sie waren, so sagte man, alle mehr oder weniger hochmüthig, und besonders prächteten sie sich dadurch aus, daß sie niemals, weder im guten noch im bösen, ihr gegebenes Wort zurücknahmen.

„So erzählte man von Ihrem Großvater, daß er sich einmal versprochen und statt fünfhundert fünftausend Thaler gelegt habe, als man bei ihm für Abgebrannte sammelte. Als der Sammler hinaus bemerkte: ‚Diese Rollen enthalten wol nicht mehr als fünfhundert‘, erwiderte Herr Rosenberg: ‚Es ist wahr; allein da ich ebenso viel Tausend gelegt habe, so soll es auch so sein!‘ Er schloß hierauf seinen eisernen Schrank auf und nahm noch vierundvierhundert Thaler heraus.

„Von dem einen Rosenberg, der das Haus hat schwarz anmalen lassen, erzählte man sich zu Zeiten meiner Ahnfrau folgende Geschichte, für deren Wahrheit es in der Ehronik Ihres Hauses Beweise geben soll. Die Frau jenes Rosenberg war sanft und heiter; als sie eines Tags aus der Kirche kam, sah sie einen Zigeuner mit seinem Töchterchen auf der Straße stehen; mitleidig, denn es war kalt, rief sie beide in ihr Haus und hieß sie gut bewirthen. Nun war Herr Rosenberg ein freigeborner Mann, stolz gegen seinesgleichen aber Höherstehende, human gegen Arme; aber er war ein Feind alles Aberglaubens und wollte nicht erlauben, daß in seinem Hause Zigeuner durch falsche Prophezeiungen Unheil anrichteten. Heftig, wie er von Natur war, befahl er den Zigeunern, sich zu entfernen, und als das Kind, dem es in der warmen Küche gefiel, zögerte, ließ er sich vom Zorn hingerissen, daß er das kleine Mädchen die Treppe hinunterstieß. Schreiend, mit blutendem Kopf verließ das arme Geschöpf das Haus des Reichen; der Zigeuner folgte ihm, aber nicht eher, als bis er eine Flut von Verwünschungen ausgestoßen hatte. Zuletzt rief er aus: ‚Unglück und Tod wohne in diesem Hause, und nicht eher sehre Freude und Segen ein, als bis ein Rosenberg von den Todten auferstanden ist!‘ Herr und Frau Rosenberg, die Dunerschaft des [illegible] hörten diesen Spruch; alle wurden bleich, sogar der Hausherr, allein seine Hartnäckigkeit ließ es nicht zu, daß er durch Wort oder That Reue über sein Benehmen zeigte. Einige Tage später starb die Tochter des Zigeuners, man sagte, an den Folgen des Falles; wenige Wochen später die junge Frau Rosenberg. Das seit dieser Zeit jeder Rosenberg seine Gattin und mehrere Kinder in jungen Jahren verlieren hat, daß weil Glanz und Reichthum, aber weder Freude noch Glück in dem Rosenberg'schen Hause wohnten, wissen Sie, lieber Herr, selbst am besten!“

„Sie haben recht, verehrte Frau, nur zu sehr recht!“

„Vor länger als zwölf Jahren, als ich kaum die Schule verlassen hatte, lernte ich Ihren Vater kennen. Er war ein ungewöhnlich ernster junger Mann; hatte er doch auch schon die Mutter und zwei Geschwister begraben sehen. Nun war ich, obgleich mein Herz mir bald sagte, daß er mich liebte, doch von meinem Vater so ergogen worden, daß ich mir selbst sagte: Der schöne, reiche junge Mann wird nicht um die Tochter eines armen und der Fremde eingewanderten Musikerhero werben, obgleich mein Vater ein

echter Künstler war. Lange wich ich Herrn Rosenberg aus, endlich konnte ich es nicht mehr, ich liebte Ihren Vater von ganzem Herzen!"

„Wie? Und mein Vater, er brach Ihnen die Treue?"

„O nein! Nachdem er das Wort der Liebe von mir gehört, ward er um mich bei meinem Vater; allein dieser lehnte die ehrenvolle Werbung sehr artig, aber entschieden ab. Es kam so weit, daß mein geliebter, verehrter Vater mich auf den Knieen bat, nicht in das verödende Haus zu heirathen, mein Schicksal nicht an das Geschick eines Rosenberg zu binden."

„Und mein Vater? Wie erklärte er den Bruch?"

„Als ich ihn zum letzten male sah — es war der Tag, wo ich ihm seinen Ring zurückgab und ihm sagte, daß ich meinem Vater gehorchen wollte — sah er mich mit einem Blick an, den ich weder beschreiben noch vergessen kann. Mein Herz sagte mir, daß er mich jetzt hasse. Ich habe ihn nie wieder gesprochen, wol aber zuweilen Ihre Mutter, wenn Herr Rosenberg verreist war. Sie war die Lieblingsschülerin meines Vaters gewesen und hatte drei Jahre nach Ihres Vaters Trennung von mir sich mit ihm vermählt."

„Ach, jetzt verstehe ich alles!"

„Ihr Vater hat seine Gattin gut behandelt, geliebt wol nie! Sie heiren Ferdinand, ich bin Ferdinande geraten, und ich habe Grund, zu glauben, daß er sein ganzes Leben hindurch mich abwechselnd geliebt und gehaßt hat."

„Und glauben Sie nicht, liebe Frau Lindner, daß jetzt, jetzt, wo Sie beide die Jahre der Jugend hinter sich haben, eine Versöhnung möglich wäre, wenn mein Vater erführe, daß Sie nur ungern geheirathet haben?"

„O nein, ich kenne Ihren Vater besser! Deshalb hat ich Sie durch meine Tochter, mich nicht mehr zu sehen. Vielleicht wäre es durch mich nicht so glücklich geworden, als es seine Liebe wähnte; dennoch wird er mich immer als das Wesen betrachten, welches den großen Theil seines Lebens zu einem freudelosen gemacht hat."

Nach diesen Worten erhob sich Frau Lindner.

„Sie wissen jetzt alles, Herr Rosenberg! Leben Sie wohl, leben Sie glücklich!"

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Thier- und Menschenleben in Australien.

Von Wilhelm Gerstäcker.

II.

Das eigenthümlichste und merkwürdigste Thier Australiens, ja unter allen Thieren der Erde überhaupt, ist das Schnabelthier, zur Familie der Zahnlücker gehörig. Die Naturforscher hatten anfangs große Mühe, um für dieses Thier eine Stellung in ihrem System ausfindig zu machen, da es eine Art Zwischenstufe zwischen Reptilien, Vögeln und Säugethieren einzunehmen scheint. Es gleicht einem Maulwurf mit dem Schnabel und mit den Schwimmfüßen einer Ente, weshalb es auch der Geleerten von Neusüdwales Maßwerfmaulwurf nennen. Der walzenförmige Körper ist mit einem dunkelschwarzbraunen und übergrauschattirten, oben grobhaarigen, an der Unterseite, an Brust und Kehle aber seidenweichen Pelz bedeckt und hat etwas vom Biber, vom Maulwurf und den Fischotter zugleich. Die Schenkel sind kurz, die Füße fünfzehig und mit einer Schwimmhaut verbehen, der an den Vorderfüßen noch über die Klauen hinausgeht. Vorder- und Hinterfüße eignen sich wegen der kräftigen Klauen sehr gut zum Graben. An den Hinterfüßen hat das Männchen einen beweglichen Sporen, ähnlich wie der Hahnsporn, wenn es gereizt wird, vorstehen, wenn man es in die Hand nimmt. Der Kopf ist flach, die hoch oben liegenden Augen sind klein, doch sehr glänzend und von brauner Farbe. Vom Maul aus erstrecken sich zwei flache Rippen oder Kiefern, die dem Schnabel einer Ente gleichen und mit vier hornartigen Zähnen versehen sind; der Oberkiefer trägt vorn die Nasenlöcher und in seine untere Krume paßt der schmale Unterkiefer. Von der Basis dieses Schnabels zieht sich nach den Augen eine schwammgrünne saftige Masse von derselben Substanz wie dieser, wahrscheinlich dem Thiere zum Schutz beim Graben in der Erde verliehen. Die Länge des Schnabelthieres beträgt etwas über einen Fuß, sein Gewicht ist bedeutend, es wird aber von den Eingeborenen gern gegessen. Ueber die Fortpflanzung dieses Thiers, das wie alle übrigen Säugethiere lebendige Junge gebiert, war man lange Zeit im Unklaren; man glaubte, da man erst später die Saugwarzen des Weibchens auffand, daß es Eier wie ein Vogel lege. Die Schnabelthiere können sich recht niedlich und possirlich zeigen und besitzen das Vermögen, sich zusammenzurollen. Ihr Lieblingsaufenthalt ist

an versteckt gelegenen Flüssen im Walde, wo man sie das ganze Jahr hindurch, besonders in den Morgen- und Abenddämmerung, erblickt. In den Nähern der von mächtigen Bäumen beschatteten aufsteigenden Flußufer können sie am besten über 20—30 Fuß langen gewundenen Gänge graben, die in eine cylindrige Höhle endigen, auf deren Boden sie sich ein Bett von trockenen Wasserpflanzen bereiten, ihre Schlafstätte, in welcher sie auch ihre Jungen werfen. Diese Höhlen haben zwei Eingänge, einen über der Erde als Ausfluch und einen unter dem Wasser, von wo aus das Thier in den Fluß gelangt. Im Schwimmen besitzen die Schnabelthiere große Gewandtheit und rudern kräftig gegen den Strom an, während sie stromabwärts sich treiben lassen. Zwischen den zahlreichen Wasserpflanzen finden sie ihre Insektennahrung, und verspeisen sie kleine Schaltthiere. Sie sind übrigens sehr scheu, und wer ihren Anblick genießen will, muß sich geräuschlos und still verhalten, denn beim leisesten Geräusch tauchen sie unter und erscheinen nicht wieder. Darum sind sie auch schwer zu schießen. Länger als ein oder zwei Minuten bleiben sie nicht an der Oberfläche des Wassers, tauchen dann unter und erscheinen bald in einer kleinen Entfernung von dem frühern Platze wieder. Diesen Augenblick muß der Jäger wahrnehmen und sich schußfertig halten, sobald Blasen an der Oberfläche des Wassers das Wiederemporsteigen des Thieres verkünden, denn schon durch das Aufheben der Flinte würde es unfehlbar wieder unter das Wasser verschwindt werden. Nur Schüsse aus der Nähe und auf den Kopf abgefeuert sind von Wirkamkeit, da die übrigen Theile des Körpers sehr lose, weich und widerstandslos und für Schrot kaum durchdringbar sind. Die Eingeborenen sperren das Schnabelthier oder fangen es in Fallen.

In den sandigen und hügigen Theilen des Landes haust in Höhlen und kleinen Höhlen der nachtschwärmerartige Ameisenfresser. Das merkwürdige Thier ist über und über mit Stacheln von schmutziggrüner Farbe bedeckt, weshalb es die dortigen europäischen Colonisten nur Igel oder Stachelschwein nennen. Die Augen sind klein und von brauner Farbe, die Schnauze lang und röhrenförmig. Die lange und dünne Zunge vermittelt ihm die Nahrung. Die Zunge ist nämlich mit einem klebrigen Safte überzogen, sodaß, wenn das Thier sie in einen Ameisenhaufen steckt, die Ameisen daran kleben bleiben und dann eingeschlürft werden. Die nach hinten gekrümmten, zum Wühlen dienenden Klauen sind lang und scharf und an den Hinterfüßen hat der männliche Ameisenfresser gleich dem männlichen Schnabelthier einen hohlen und beweglichen Sporn, dessen Zweck man noch nicht kennt. Auch der Ameisenfresser schläft am Tage und geht des Nachts auf Nahrung aus. Um sich vor Angriffen zu schützen, rollt er sich bei der geringsten Berührung wie der Igel zusammen und richtet die Stacheln nach außen. Eine Stimme hat er nicht. Die Eingeborenen essen auch diese Thiere, nachdem sie dieselben in der ganzen Haut geröstet haben.

Ueberall in den Wäldern findet man das langgeschwänzte fliegende Opossum, ein Beutelthier, das aber seinem amerikanischen Namensvetter gar nicht ähnlich sieht. Die Colonisten nennen es auch das „Fliegende Eichhörnchen". Der Oberkörper ist grauschwarz, der Unterkörper weiß gefärbt, die Füße tiefschwarz mit weißen Nägeln. Der wolfsförmige schwarze buschige Schwanz ist über einen Fuß lang, während der übrige Körper nur eine Länge von 8 Zoll erreicht. Zufolge der ganzen Bauart seiner Füße am Boden ungeschickt und wackelnd, ist es von der Natur auf das lustige lustige Leben auf Bäumen angewiesen, auf denen es leicht und zierlich wie ein Eichhörnchen herumspringt. Man sieht es ohne Schaden schon von 60 Fuß hohen Bäumen herabspringen. Vermöge der zwischen seinen Beinen ausgespannten halb schirmartigen Flughaut und seines langen Schwanzes kann es auch von einem Baum zum andern fliegen. Wird es verfolgt, so stellt es sich, um der Gefahr zu entgehen, oft todt, namentlich die Mutter, wenn sie Junge im Beutel hat. Diese sorgt zärtlich für ihre Kleinen, läßt sie aus ihrem Beutel, damit sie an der Sonne spielen und sich wärmen, sucht sie aber bei der geringsten Gefahr wieder an sich und schlürft sie wieder in den Beutel ein. Am liebsten hält sich das Opossum auf den vielgen Eucalyptusbäumen auf und lebt von ihren jungen Blättern, von dem Honig ihrer duftenden Blüten sowie von ihren zarten Schößlingen und Samen; auch Insekten verschmäht es nicht. Bei Tage hausen die Thiere in den Höhlungen dieser Bäume, des Nachts aber fliegen sie aus und ziehen nicht selten in klaren Mondnächten mit ihren Jungen schattenweise in die Pflanzgärten der Colonisten und verwüsten deren Ernte. Für die Eingeborenen sind sie ein nicht unwichtiger Nahrungsartikel; aber auch ihr schönes, seiden-

nettigen Fell, daß ein Hund der Gindhilfe kaum nachstehendes Beispiel liefert, zeigt diese am einfachsten. Nachstellung dieser Thiere und sie zeigen mancherlei viel Klugheit und Gewandtheit in Auffindung ihres Verstecks und in ihrem Fange. Ihr scharfes Auge entdeckt leicht an der glatten Rinde die kaum bemerkbaren Spuren, die des Opossums Fuß an Hinaufsteigen daran zurücklassen. Um sie nun zu erreichen, müssen sie die hohen, glatten Bäume erklettern. Dies ermöglichen sie, indem sie mit einem scharfen Instrument eine Kerbe in die Rinde des Baumes hauen, die Zehen des einen Fußes hineinlegen, sich einen Schwung gebend die scharfe Spitze eines Stocks tief in den Baum und soweit als möglich über sich setzen, wie sie mit der linken Hand reichen können, hauen, etwa drei Fuß von der vorigen, eine ähnliche Kerbe hauen, sich auf dieselbe Weise wieder höher schwingen und so fortfahren, bis sie so gekommen sind, um in das Versteck des Opossums mit dem Arm hineinlangen zu können. Dann ziehen sie das Thier bei seinem langen Schwanze heraus und tödten es schnell durch einen Schlag, bevor es sich umdrehen und beißen kann; denn diese Thiere sind ungemein wild und beißig und beißen und kratzen mit ihren Zähnen und Klauen, die so scharf wie die einer Katze sind, mit großer Heftigkeit. Auch pflegen die ausländischen Wilden viel, wenn der Baum, wo nicht selten, ganz hohl ist, am Fuße desselben ein Feuer anzumachen und das Opossum durch den hinaufdringenden Rauch aus seiner Höhle zu treiben, vor der sie ihm auflauern und es erschlagen.

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Die Lustspiele des Plautus.

Seiner trefflichen Uebertragung der Komödien des Terentius, die wir in Nr. 24 dieses Blattes angezeigt, hat J. J. C. Donner stehen den ersten Theil der „Lustspiele des Plautus“, deutsch in den Versmaßen der Urschrift (Leipzig u. Heidelberg, Winterʼsche Verlagshandlung) folgen lassen. Dadurch war die Arbeit des Letzteren nun ungemein Ueberlegen eine noch schwierigere als sonst. Die mannichfachen wechselnden Versmaße, die Plautus mit Vorliebe anwendet, der volksthümliche Humor, der aus seiner Ausdrucksweise sich ausweist, und dann wieder ein gewisser großartiger Schwung waren im Stande, vor 1. B. die Götter treten, Reden wechselnd von der platten, trivialsten, aber weit verbreiteten Sprache des Leben ab, erforderten aber, sie wiederzugeben, die ganze Kunst des Uebersetzers. Nur die drei Komödien nun, die der vorliegende erste Band enthält — „Der Strick“, „Der Schatz“, „Die Schwestern“ — hat Donner seine mühevolle Aufgabe vollkommen gelöst, nur an wenigen Stellen merkt man, daß man eine Uebersetzung liest. Interessant Donner, seinem Original treu geblieben daß zu empfinden, ob eine Sache der Alterthum, dem gegenwärtigen Publikum weit seine Uebertragung einen reichen Genuß und einen Einblick in das Wesen der Plautinischen Komödie gewähren.

Mehr als hundert Lustspiele schrieb das Alterthum dem Plautus zu, denn äußerlich berechtigt, oft er für die römische Bühne dichtete, man hatte die Wege für die spanische, Shakespeare für die englische. Vor ihnen allen befand eine Volkskomödie der Römer. Tarquier, Englander, mit ihnen zusammen, mit ihrem Witz, in ihren Formen arbeiteten eine große Anzahl Dichter, aber der Ruhm der meisten ging auf sie über, sie sagten eben für die Zeitgenossen und die Nachkommen aus der Menge hervor. Von der Komödienrichtung des Alterthums nun gar sind nur wenige Bruchstücke auf uns gekommen. Die alte attische Komödie kennen wir nur aus Aristophanes, die neue des Philemon und Menander aus den lateinischen Uebertragungen. Allerdings hatten auch die Römer ein originalrömisches, einen durchaus volksthümlichen Lustspiel, nur ist heute bis auf uns gekommen, und die Gunst, welche die griechischen Uebertragungen bei dem Publikum gewannen, mag vielleicht seine Blüte gehemmt haben. Schwerlich eignete sich auch bei der strengen Uebertreibung, die in Rom geübt ward, bei der wenigstens nach außen hin herrschenden sittenstrengen Höhle und Gesetzheit das römische Leben zum Komödienstoff. Es mag da eine merkwürdige Aehnlichkeit hervor, unter deutschen Lustspiel verkümmert bei der Vorliebe, mit der Schauspieler und Publikum die französischen Komödien aufnahmen, unter der starken Gewalt, die politische Anspielung verbreitet. Als Titus Maccius Plautus für die Bühne zu schreiben anfing, sind er drei Jahrhunderte in Rom schon vor ihm das Jahr 254 v. Chr. Geb. in dem umbrischen Städtchen Sarsina geboren, lebte er in Rom als Schauspieler und Komödiendichter, sogar wie Shakespeare in wechselndem Glück, einmal soll er so arm geworden sein, daß er seinen Unterhalt in einer Mühle durch Handarbeit verdienen mußte. Der französische Dichter Demerieux hat aus dieser Anekdote eine hübsche Komödie gemacht. Von verschiedenen Komödienarten, die dem Plautus gefielen genannten waren wir dem Terenz, erfahren wir nichts, es lebte wol ein scherzhaftes Tagesbruchstücken zu schreiben, der Liebeslagen, mit lustigen Sklaven und verführerischen Mädchen, die weiter, possenhafte Lustspiele, die ihm so reizvoll, mag in seine Komödien übergegangen sein, gegen die Jahre

heit des Lorenz heißt er eine natürliche poetische Frische und Ausgelassenheit, er ist kein Dichter der vornehmen Gesellschaft, aber würde er seinen Platz bei einem Studentenkommerse finden. Daher sein Widerwille gegen das häusliche Leben, die stillen Frauen, die Ehe. „Was man", sagt sein Periplectomenes, „auf ein schlechtes Pferd verwendet, ist verthan; bei dem wackren Gaule oder bei Freunden ist es Gewinn." Von Staatsgeschäften zu reden, sicht er ebenso wenig einmal geneigt er die Bürger an, tapfer im Hannibalschen Kriege gegen die Punier aufzutreten. Die römische Polizei, bemerkt Mommsen, „legte durch, was in seiner Art nicht viel weniger einzig ist als die Belagerung Hannibal's, den in einer Epoche der sicherheiten Volksaufregung eine vollständig komische Schauspiel in der vollständigsten politischen Harmlosigkeit entkannt". Plautus ist der vollkommenste politische Ausdruck dieser Gleichgültigkeit. Man kann seine Poesie des Antikephanes auffassen, ohne dem Schatten des Peloponnesischen Krieges darin zu begegnen. Plautus treibt sich damals während des Kampfe am Euripusstrom Her und bei Gaza auf dem Markte in den Sklaven umher. Er hat nicht wie Lorenz ein Ideal der feinen Gesellschaft, der Bildung und Liebenswürdigkeit zu teilen, in dieser Die Charakterfassung der attischen Komödie, der Kuh der Diabolus, der Parasit, der Kuppler spielen bei ihm eine hervorragendere, drastischere Rolle als bei Lorenz, allegorische Gestalten, die jener streng vermeidet, erscheinen bitter; im „Schatz" die Dürftigkeit und die Liebe, im „Schiffbruch" der Stern Arcturus. Den hochpoetischen Schluß des „Amphitruo", die Geburt des Herakles unter Donner und Blitz, die an Raimund'sche Zauberpossen erinnert, hat Lorenz an erreicht.

Bei alledem ist die Handlung dieser Stücke ärmlich, man sehe nur, durch wie verschiedene Bearbeitungen Shakspeare und Regnard den Stoff der „Menächmen" erweitern mußten, um ihn ihrem Publikum, Engländern und Franzosen, verständlich zu machen. Bei ihr hier gestattet, einmal den Inhalt einer dieser Komödien ausführlicher zu erzählen. Der „Großsprecher" handelt von der Albernheit eines aufgeblasenen Hauptmanns und dem Betrug, den ihm ein listiger Sklave spielt. Das Stück spielt auf dem Markte von Ephesus. An einem Verbild zu seinem Hauptmann „Mauerstürm" konnte es dem griechischen Dichter nicht fehlen. Auch Alexander's Lobe, in den Kämpfen seiner Nachfolger, fahen Philemon und Menander diese fabelhaftesten, hochmüthigen, prahlerischen und niederträchtigen Söldnerabenteurer sich in allen Städten von Hellas und Kleinasien. Soldaten werdend, umherreisen, im Dreißigjährigen Kriege das Deutschland durchs Landplage kennen gelernt. Dieser Held „Mauerstürm" nun, der, wie sein Parasit berichtet, siebentausend Feinde erschlagen, nahm auf Athen sich ein Mädchen, Gemahlen, wie in der Abwesenheit ihres Geliebten. Der Sklave des Jünglings, Palästrio, rettt, als er die Gefahr erfahren, seinem Herrn entgegen, der sich in Paetus befindet. Unterwegs hält ein Pirat das an, Palästrio wird als Gefangener nach Ephesus gebracht und der Pirat verschenkt ihn an „Stürm". Bald darauf findet sich der Liebhaber selbst in Ephesus ein und trifft im Hause Gastfreundes Periplectomenes ab. Dieses Haus bildet an das des Hauptmanns, der erstere durch ein Loch in der Mauer zu durchbrechen und so Liebenden einen angebrochenen Weg gegenander öffnen. Ein anderer Sklave des Hauptmanns, der bekannte, wird gewahrt durch die Vorspiegelungen dabei eine Zwillingsschwester, und das Mädchen bald in Mauerstürm's Haus an des Periplectomenes erscheint, glaubt er, „nicht leben zu haben, wolle es gestehen". Ohne die geringste Verbindung mit dieser Handlung steht der durch den des Hauptmanns selbst überliefert worden, anderes Mädchen gibt sich für die Frau des Periplectomenes aus und stellt sich, als sei sie sich in den Hauptmann verliebt. Höchst ergötzlich ist, ihre Zofe und Palästrio den verliebten, der in Hoffnung auf ein wenig Liebe einer, nichts ungelegentlicher als die Entfernung Gemahlen aus seinem Hause betreibt. Nicht nur er die Frau und Geschwister, die er ihr gestehen sich verbaut, er gibt ihr auch, als sie darum den Sklaven Palästrio mit Glückseligkeit erreichen Liebenden den Haien und befragen ein schnelliges Schiff, das sie nach Athen führen soll. Jugendlich betritt Mauerstürm das Haus seiner neuen Geliebten und wird dort statt von ihr von den Sklaven Periplectomenes empfangen, die ihn grausam prügeln und nur gegen eine Mine Goldes freilassen. Diese Handlung würde, vor einem moderaten Publikum gespielt, eben für einen Akt ausreichen. Plautus aber setzen sich der Hauptmann wie Periplectomenes in langen Reden, die zu der Begebenheit nicht passen, in Szene, der Parasit Kuchenkünstler schwatzt im ersten Akt, die Täuschung des Sklaven Pirat wird durchaus nicht auf den Fortgang der Handlung ein. Dafür macht sich überall der Lustigkeit, daß Possenhafte geltend, wahrend der Gang wenig beschreibt. Fühlt man sich von dem feinen erbeitet. Die Darstellung, in komischen Monologen bieten Plautus noch verstärkt haben, die Zuschauer waren damals noch genügsam, durch die kaiserliche Pracht verwöhnt, wie sie uns in Schilderungen, auf dem Forum, allen und den Publikum, wie es sich auf unsern Jahrmärkten den Schaubuden der Taschenspieler und Puppenspieler versammelt. Ihr Dichter war Plautus, Lorenz schalten sie langweilig.

(Schluß folgt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Die Macht der Einbildung.

I.

A. B. — Unter den Seelenkräften, die, wie Goethe sagt

— — — — — — des Menschen Brust
Es freundlich und so fürchterlich bewegen —

wirkt keine wunderbarer als die Einbildungskraft. Paracelsus behauptet, daß die Phantasie nicht nur im Stande sei, die unglaublichste Wirkung auf die eigene Seele und den Körper des Menschen auszuüben, sondern daß sie auch vermöge, diese Wirkung auf andere zu übertragen. Und in der That treffen eine Menge von Beispielen für diese Behauptung. Wie leben inmitten nicht nur einzelne Individuen und Familien einer krankhaften Einbildung zum Opfer fallen, sondern daß Uebel verbreitet sich nicht selten mit unglaublicher Gewalt auf ganze Gegenden, ja auf die Bewohner großer Landstriche.

In das Alterthum zurückgreifend, erinnern wir an die Töchter des Königs Prötos in Argos, die sich einbildeten, in Kühe verwandelt zu sein, und mit diesem Wahn auch die übrigen Argiverinnen ansteckten, die nun laut brüllend in den Wäldern und Fluren umherirrten. Aehnlich und Aehnliches berichten das die Bewohnerinnen eines Klosters in der Nähe von Paris jeden Tag zu derselben Zeit von dem Wahn befallen wurden, daß sie in Katzen verwandelt wären. Mehrere Stunden hörte man dann in den heiligen Räumen nichts als ein klägliches Miauen. Keine dieser Einbildungen aber war so entsetzlich wie die der Tarantis, die, welche sich eine Zeit lang über ganz Europa verbreitete. Die Unglücklichen, welche derselben verfielen, glaubten Wölfe zu sein, liefen brüllend in die Wälder, fielen die Heerden an, zerrissen und verzehrten Schafe und andere Thiere und scharrten selbst die Leichen aus ihren Gräbern.

Zur Zeit der Hexenprocesse spielte die krankhaft erregte Phantasie eine überhauptsächliche Rolle. Hat es doch in Deutschland noch zu Ende des vorigen Jahrhunderte alte Weiber, die sich einbildeten, daß sie Hexen wären. An einigen Orten theilte sich dieser Wahn selbst den Kindern mit. In Mora in Schweden sowie in Würtemberg klagten sich Hunderte von Kindern an, den Orgien des Blocksberges beigewohnt zu haben, und eine Menge Farben infolge dessen den Feuertod über wurden öffentlich ausgethan.

Auch die Vorgänge bei den sogenannten Camp-Meetings der Methodisten in Nordamerika, bei welchen zuweilen mehr als die Hälfte der Anwesenden in Convulsionen lag, gehören wie die „Erweckungen“ in die Kategorie der ansteckenden Einbildungen. Gleiche die Geisterseherei zu Wiemsberg. Kaum hatten in dem Hause von Justinus Kerner die Geister angefangen zu weben und zu weben, so wurde in der ganzen Umgegend von ähnlichen Wirkungen und Klüfern bemerkt, und bald gab es eine Menge Häuser in Weinsberg, wo man weder bei Tage noch bei Nacht vor diesen Manifestationen einer unsichtbaren Welt sicher war.

Die unmittelbare Wirkung der Einbildungskraft auf körperliche Zustände ist von einschlagen Aerzten aller Zeiten anerkannten worden. Die Gedanken des Patienten von seinem eigenen Leiden abgelenkt, indem man sie unterweist beschäftigt, erweckt sich bei vielen Kranken als das einzige und zuverlässige Heilmittel. Menschen, welche sich einbilden, an einer Verkrankheit zu leiden, laufen in der That Gefahr, sich ein leichtes Uebel zuzuziehen; denn das unausgesetzte ängstliche Beobachten des Herzschlags genügt, um die Regelmäßigkeit desselben zu stören. Verständige Aerzte haben behauptet, daß sich selbst Entzündungen einzelner Theile des Körpers herbeiführen lassen, wenn ein mit lebhafter Phantasie begabter Patient seine Gedanken mit Gewissenhaftigkeit auf diese Theile concentrire. Ein an Hypochondrie leidender Mann starb, als man ihn zwang, durch eine Thür zu gehen, die keiner seiner Ahnen noch zu klein für ihn war. Ein zum Tode verurtheilter Verbrecher, welchem ohne sein Wissen lediglich war, starb an dem Streiche mit einem nassen Handtuch, das er für die kalte Schneide des Beils hielt.

Einst der merkwürdigsten Beispiele für die Gewalt der Einbildungskraft ist der bekannte Vorfall, welcher im Jahre 1832 auf dem Maskenball im Opernhause zu Paris stattfand. Die Kunde vom Ausbruch der Cholera in London hatte auch in der französischen Hauptstadt die Gemüther bereits mit Furcht und ängstlicher Sorge erfüllt. Indessen war bei dahin kein Erkrankungsfall vorgekommen, der Maskenball soll so glänzend auch wie nur je. Das Haus war überfüllt und die laute Fröhlichkeit hatte ihren Gipfel erreicht, als plötzlich eine eigenthümliche Maske die Aufmerksamkeit zu erregen begann. Es war eine ungewöhnlich große, völlig schwarzgekleidete Figur, die ohne Uebrigkeit an der allgemeinen Lust mit langsamen feierlichen Schritten durch den Saal ging und jede Annäherung flüchtig, aber entschieden zurückwies. Als geheimnißvolles Wesen lockte die Neugierigen an, man umringte sie, sie floh, der Haufen ihren Verfolger wurde immer größer, bis sich der ganze Ball in eine wilde Jagd auflöste, die immer den schwarzen, von Loge zu Loge, von Corridor zu Corridor flüchtenden Maske verfolgte. Endlich hatte die geheimnißvolle Gestalt die Höhe einer Treppe erreicht, auf der sie sich auf allen Seiten von ihren Verfolgern umringt sah. Da wandte sie sich rückwärts, der die Treppe herausdrängenden Menge zu,

auch glaubt mit lauter Stimme: „Ihr wollt wissen, wer ich bin? Ich bin die Cholera!“ Diese Worte riefen einen allgemeinen Schrecken hervor. Ehe man sich anders gefaßt, hatte die Nacht Gelegenheit gefunden, ihr Opfer zu entschlüpfen. Man suchte vergebens nach ihr. Sie schien verschwunden — und schon eine Viertelstunde später brach die Krankheit im Hospital mit so verheerender Wuth aus, daß bekanntlich viele Leute noch in ihren Todtenanzügen begraben wurden.

Als im Jahre 1849 die Cholera abermals ihren Zug über die Länder schwang, hatten die detaillirten Schilderungen der Krankheit einen so nachtheiligen Einfluß auf den Gesundheitszustand vieler, daß man sich genöthigt sah, dieselben zu unterdrücken und zu beschränken.

Solche Wirkung hat die Dramatik in hohem Grade erregbarer Leute merkwürdiger Weise nicht nur auf schwächliche und kranke, sondern auch auf gesunde und widerstandsfähige Personen zuweilen. Ist gewiß manchen unserer Leser an sich selbst erprobt. Solche Leute vermögen sich oft von dem Eindruck der in dieser Richtung erregten Einbildungskraft nicht zu entziehen. So z. B. nahm ein einziger Zahlen- und berührungs Theaterbesuch Vorsätze und Besorgnisse nicht nur physisch, die willenschaftliche Erwartung, besonders die ganze Empfindung der einzelnen Krankheiten mit sich nach Hause und glaubte alle Symptome derselben an sich zu spüren.

So hat erwiesen sich in vielen Fällen der Macht der Einbildungskraft, daß man geneigt ist, die Uebertragung mehrerer bei schon für Körperlich anderen gehaltener Krankheiten nur ihrem Einfluß zuzuschreiben. Ein Deutscher Arzt in Edinburgh hatte vor einiger Zeit einen öffentlichen Vortrag, in welchem er die Uebertragung behielt, daß z. B. der gefürchtete alten Krankheiten, die Hundswuth, nur ein Produkt der Einbildung sei. Was man unter diesem Namen verstehe, meinte er, sei bei den Thieren eine Gehirnentzündung — und übrigen nur bei den Menschen lediglich die Einbildung, der Angst, von einem tollen Hunde gebissen zu sein.

Und in der That schienen viele Erfahrungen, welche man in großen Hospitälern zu sammeln Gelegenheit hatte, für diese Ansichten zu sprechen. So wurden vor einigen Jahren mehrere Personen in Paris von einem tollen Hunde gebissen. Drei von diesen Starben bald in dem Hospital, in das man sie gebracht hatte, an der Wasserscheu. Den übrigen sechs Verwundeten sagte man, daß man ein untrügliches Mittel gegen die entsetzliche Krankheit besitze. Man reichte ihnen innerlich nichts als gefärbtes Wasser und alle sechs blieben von der Krankheit verschont und konnten bald als vollständig außer Gefahr entlassen werden. Auch später zeigte sich bei diesen von Gebissenen eine Spur der Krankheit.

Ganz Ähnliches erzählt, daß ein Knabe, welcher gebissen war von einem andern von einem tollen Hunde gebissen worden, bei welchem aber gesund geblieben war, ungeachtet von der Wuth ergriffen wurde, als er erfahren, daß sein Unglücksgefährte an toller Krankheit gestorben. Solche Fälle sind einer Frau in Belgien, welche, nebst vier anderen Personen von einem tollen Hunde gebissen, längst außer Gefahr schien, als sie auf einmal bekannt wurde, daß jene anderen bereits von der Wasserscheu an der Wasserscheu gestorben. Auch sie verfiel am anderen Tage in die Krankheit und starb am dritten.

Die Vorstadttheater in Wien.

Br. — In keiner deutschen Stadt ist das Leben und Treiben auf der Bretter, welche die Welt bedeuten sollen, so eng mit dem Vorstadtleben verwachsen als in Wien.

Von den Leistungen im Burgtheater bis zu den von Schritt zu Schritt nuancirten Minen, welche sich selbst Vorstellungen nennen, über in den „höheren“ Kunstsalons mit dem Titel „Schmarren“ bedient werden, kann man den zu einer unabsehbaren Karawane angewachsenen Theaterklassen von diesem herrlichen Triumph bis zu dem Moment betrachten, wo er im wahren Sinne in Schwung kommt. Die Theaterlust, welche sich so viel über den Verfall der deutschen Bühne verbreitet, aber einen Weg zur Abhilfe zu zeigen, kennen in Wien praktische Studien machen, wie auf der einen Seite das Schöne und Gute gepflegt werden muß und wie leicht auf der anderen Seite das Schlimme und Verderbliche überhandnehmen kann und wie dem letzteren viel vorzubeugen wäre.

Wien besitzt ein halbes Dutzend Vorstadttheater, denen jedes seine eigenthümliche Physiognomie zeigt, seine „Ueberlieferungen“ und natürlich auch seine eigenen „modifizirenden“ Kräften in Gestalt der Kunst hat. Jede dieser Bühnen hat ebenso natürlich ihr eigenes Publikum. Diesen Boden hier die Stammgäste, die auf Stammschaft zu den Localtheatern erscheinen und die zum Parterre gehören wie die Statisten zum Hintergrund. Dann kommen die Nachbarn, die das betreffende Theater der Gegend, wenn möglich, am liebsten besuchen, weil es ihnen zur Hand liegt, ihnen folgt erst die städtische Klasse jener Theatergarnitur, die von einem Vorstadt zur anderen über treuen einer pflanzen Unterhaltung nachlaufen. Dann sind noch die Parterre und die Galerien von jenen Leuten, welche Sonntags- oder Feiertagsvergnügen angeht, welchen der Theaterbesuch zu den Ausgaben im Leben gehört und welche sich, wie in allen anderen Theatern, auch den Logen- und Sperrsitzen gänzlich genug vertreten. Und sind viele Zuschauer die bisher genannten noch nicht vorhanden, so stellen sich mit Sicherheit jene Theaterbesucher ein, die Theater nämlich als Lesekabinet und Theaterbesuch, die Theaterbesuch und Theaterbesuch, so der Art angeht, daß es in seiner Art die Schule und Lehrerzeitung oder Bücher zu ersetzen Theater aufgesucht habe. Und gilt somit von der Gesellschaft im Theater, die vom Schauspiel bis Belang Theater gehört ist, als vom Lustspiel, so

Beate.

Eine Angelegenheit, die für mich eine Frage meines Lebens geworden iſt. Darf ich Sie bitten?

Seeburg.

Mit Vergnügen!

(Beide ſetzen ſich.)

Beate.

Mein werther Freund, antworten Sie mir klar und offen, haben Sie jemals über die Liebe nachgedacht?

Seeburg.

Ueber die Liebe?

Beate.

Ueber die Liebe, nicht im gewöhnlichen, flüchtigen Sinne des Wortes, ſondern über die Liebe in ihrem wahren Weſen, über die Liebe in ihrer wahren Geſtalt.

Seeburg.

Warum nicht, liebe Freundin?

Beate.

Halten Sie — ich frage einen Mann von Beſonnenheit, einen Mann, der kein Jüngling mehr iſt — halten Sie für möglich, daß in einem Herzen die Liebe ſchlummern kann, ohne ſich ihrer klar bewußt zu werden?

Seeburg (bei Seite).

Schlummern? Bewußt werden? (Laut) O ja, warum nicht?

brauchbaren Gutsherrn in Tirol von den Gutsherren aufgehoben wird. Ein tüchtiger Musterwirthen hat 66 ungerechtem, einem Lehnherr als Gott zu 56 eingeladen, und hat in seiner Nähe das Glück, zwar keinen der ehen angekommenen Gäste, und aber einen jungen Baumeister zu finden, der seiner Tochter schon seit geraumer Zeit „Aufmerksamkeit" macht. Die Frau des Musterwirthen, eine derbe Kreatur, und die fünf Geschwister, repräsentirt von fünf Mädchen, und unter denen besonders der schalkhafte Böhmer, der Liebling des Musterwirthen, durch ihren Witz und Uebermuth die Heiterkeit fortwährend macht.

Im Theater an der Wien machten in der letzten Zeit „Ein junger Mann und ein alter Spaziergang", „Unsere Nachbarin" und „Der Mann Gottes", der Lage der Palatine", viel Glück. Der erste Schwank schien auf dem Französischen zu sein, einem Kammerdiener ist seine Frau entlaufen worden, worüber er den Verstand zu verlieren scheint und fortwährend die Frau mit einem Liebhaber verwechselt, welches sie ausgenommen hat. In seinem Klagen verwickelt er die Personalbeschreibung der Frau mit der Beschreibung des Schimmel, worin allein schon der Witz und Stoff zu liegen. Das ganze ein geschwätzig wirrer Possen, gipst und ganz neuer Situationen, die, von einem Schauspieler verlacht, mit einem gewissen Halt in eine neue Wirkung gebracht sind und jetzt mit großen Lachen die Bühne erwarten. Das dritte Lachen werden sie durch eine junge lustige Nachbarin hören, welche die Haltungsgarten ganz bestätigt, denn heirathet und einen tüchtigen jungen heirathet.

Wir haben manche tolle, anlustige französische Sachen gesehen, aber das tollste scheint uns doch in seinem Genre die Operette von Offenbach „Der letzte Gulaten", zu sein. Vor zwei Jahren wurde die Idee von einer französischen Truppe in dem mittlere, mäßig abgebrannten Kasthause unter dem Titel „Lorgnon-les" gegeben, und es wäre nicht leicht zu entscheiden, ob die Deutschen in der Ausführung einer richtiger in der Durchführung darin Lachen ihren französischen Vorbildern nachstehen. Die besten Vorzüge des französischen Textes, Laune und Witz, sehen, wie ein Witz behauptet, endlich in den Nationalhorn gepfeift worden sein. Ein alter Witzer, der nicht mehr gut auf den Beinen ist, weil er sein Gehäuse verschlucht hat, verheirathet mit einem braven Schlittschuhen, der einen Handwerk ähnlich sieht, und einem tapfern und tüchtigen Weibe die Hoffnung seiner Burg gegen einen Feind, der eingeladen zu sein ist. Der Witz hat im Vorgerücht von Offenbach gefangen, seine Musik von Zeit zu Zeit eine Klangerklärung bringt, die es, weil es durch übergroßen Gebrauch von Blasinstrumenten die Ohren ermüden hat, in Form von Melodien mit Ich möchte Gesänge man ich es, die Musik auf einem tiefen Niveau zu empfehlen. In kann man dem sympathischen Klangvollen Gesangsvortrag eine Hervorhebung für — Hoffnung Mangelhaft. In deutschen Orten ist das Ganze gehalten; wollte man den hochgebrachten Inhalt einer Kunstblüthen mit modernen Gesellschaften vermischen, so müßte man ungefähr den Text erhalten, der in einer musikalischen Parodie herrscht. Die Direktion Offenbach, die Wahl Meyerbeer's zu verstehen, erreichte es in der Art, wie Diamant die Einführung des „Arnold" erreichte. Das erste Lachen Mittel für die musikalische war für die Parodie überhaupt Kunst. Hier dem Componisten in dem bekannten Brüderlein Gelegenheit zur Seite, was vielleicht einmal die „Hugenotten" vertragen hätte aber sie gerichtet hat, mit aufgeregtem Schlagfluß den Lieblingston der Parodie entführen, der vergißt viele Kapellen verwirrt und viele gestellt Singer nicht merkt.

Sammelwerke.

Brockhaus' „Conversations-Lexikon" nimmt in der Reihe der literarischen Hülfsmittel, welche die Wissenschaft und Leben empfehlen und Kenntniß und Bildung zu einem Gemeingut aller Stände und Berufsklassen zu machen bestrebt sind, eine der ersten Stellen ein. Von seiner jetzt erschienenen elften Auflage liegen uns bereits die zwei ersten Bände, gruppig Hefte, bis „Belgien" reichend, vor. Im In- und Auslande hat die neue Auflage vielen in günstigste Aufnahme und weitere Verbreitung gefunden; gegen die früheren ist sie außerordentlich vermehrt, enthält ihren Artikel kaum keine wesentliche Bereicherungen, wie sie über Werke, über Namen, zur Belehrung und Unterhaltung für jeden Gebildeten. — Das „Deutschland Kampf- und Kriegsbilderbuch", illustrirt von Georg Pleschberg, liegt uns die vierte Lieferung vor. Sehr gelungen ist die Zeichnung zu Rückert's schönem Gedicht: „Prinz Karl, du theurer Held!" einem Sturmangriff Hannoverscher Grenadiere auf der Schlacht bei Waterloo darstellend. Gleichfalls sehr gelungen die Vignetten: Hermann, der Trompeter an der Katzbach. Das Buch ist ein echtes Nationalwerk. — Karl Schram gibt ein „Album von Photographien hervorragender Personen der Vergangenheit und Gegenwart" (Wien, Pichler's Wwe.) heraus. In den bisher erschienenen sechs Lieferungen treten die Gestalten des Dreißigjährigen Krieges am gefälligsten auf, von Wallenstein und Gustav Adolf bis zu Hoff herab; daneben begegnen uns moderne Kaiserinnen, Prinzen, Dichter, Maler. Es ist sehr unterhaltend und lehrreich, in seinen als in manchen Physiognomien zu blättern. Wir glauben zwar nicht an die Kunst, auch der Handschrift den Charakter eines Menschen zu entblößen, aber es bleibt doch immer interessant, die Schriftzüge, die Personen von Bedeutung aus Interesse der Sache mehr gefesselt als gleichgültig, vor Karl, einzelne Hand Zeugnisse zu betrachten und mit ihren Bildern zu vergleichen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dritte Folge. Zweiter Band. Nr. 45. Wöchentlich 1½ Bogen

Inhalt: Auf bewegter Flut. Novelle von Arthur Mayn. 1. — Das schwarze Kind. Nach einer wahren Begebenheit von H. v. Bahn. VI—X. — Ueber- und Meisterwerke in Bildern. Von Wilhelm Hartmann. III. — Aus deutschen Gauen. — Briefkasten: Die Entscheidung in der Schützenfrage. — Zu Musik bei Musikbeilage II. — Räthsel und Auflösungen. Verse II. Zur Musikbeilage. Zu neuen Bildern. Räthsel und Auflösungen.

Auf bewegter Flut.

Novelle von Arthur Mayn.

I.

„Einen Platz für Nr. 6! Aber für Nr. 6! Nr. 6 ist sehr krank!“ Rufte es auf den großen Treppen des „Hôtel de l'Europe“, das Kellner und Mädchen telegraphisch die Nachricht die Treppen hinab bis ins Erdgeschoß, wo die Oberkellnerschaft sich einmal Ruhe von Nr. 6 erhalten hieß, als für die Bestellung des Diners nothwendig war, und der Hausknecht, dessen es sich sonderbar entschlug, den Doctor zu holen, die Hoffnung aufgegeben, daß Nr. 6 noch Farben wechseln, und ihm ein einziges Mahlen verdient, da „sie“ lang und hübsch sei. Inzwischen war der Portier nicht so ganz im Unrecht, denn der Weg zum Doctor war weit, ungeheuer weit, und in einem Hotel erfährt man nicht gern auf Minute was schon die Schuldboten am lichten heimlich ein wie an Dutzenden; doch hatten Wirth und Kellner in Wechselbeziehungen von Wein, englischer Hülfe und kleinen Trinkgeld, weshalb dem Uebelstand nicht abgeholfen wurde. Der Portier ging also murrend seinen Weg, und da es noch in dem Thor war, wo man Hunde und kindergeschrei bekämpfen, so hatte er sich glücklich auf, so als er einen schlich. Der Weg führte vom Hotel, das am Hafenplatz einen großen stattlichen Complex lag, durch an mittelmäßige Geschäftshäuser und Logirhäuser hin, denn an Ufer war drei enge Meile von Meilen zu finden, an prächtigen Landhäusern vorüber, deren Gärten und Parken das Meer wieder „Arbeiterhäuser, und schließlich endlich in einer plötzlich verbreiterten alten Straße, vor sich hermurrend und unfreundlich hinsehen.

Aber nicht allein diese plötzliche Erweiterung machte, daß der einbrechenden Dämmerung, der über dem grauen Meer und den schwarzgrauen Ufer lag, den Charakter so unfreundlich, es wurde einmal durch den Anblick eines einsamen Gebäudes, und da hier selbst, in vielen Fenstern und matthy aus vielen Backsteinen aufgethürmt Hohe Mauern, welche es rings umgaben, verriethen das weiter Landhaus, lagen aber die schmalen, eisenumgitterten Fenster des ganzen Hauses. Einer Sage von Leben zeigte sich in der Umgebung darin Hundeb; man dachte auf einen wenig der Leute unter den hiesigen Fischern umherschwärmen, die sich des Tods des Gebäudes bemächtigen könnten. Es war ein Irrenhaus. Hier wohnte auch der Arzt, welchen der Kellnerlehrling auf dem „Hôtel de l'Europe“ zu holen

gekommen war, und bevilte Hand nun vor dem einzigen großen Thor nach Einlaß.

Der mächtige eiserne Thürflügel schwang sich wie eine große Tafel hinter ihm, und von dem gepflasterten Hof her sahen nach den schmalen Fenstern aufblinzelnd, schlüpfte er in das Haus und machte dem Portier seine Verbeugung.

Aber der Weg des Fremdlings, welcher vorgestern nicht mehr wußte, Pulcinara hatte, war noch nur teilweise beschwerlich. Zuerst hatte er eine Zahlung für eine italienische Grube zu verrichten, welche glaubte, sie sei der Papst; dann war einer Barmherzigkeit anzulegen, weil sie die Schwestern, welche sie einen Papageno nicht sie hier gewiß, als sie wünschte, gerissen und gebissen hatte, und zuletzt, als das Thier vor dem Weg im Hofe über angestellig schrie, Futter in sich einen Patienten, welcher seit drei ewigen Tagen hier war, aber den Lärm so wenig Gnade besaß, weil er auch in seinem Elend so gebieterisch gegen alle Gesetze-Ordnung auftrat. Es war sich ein junger Mann-Mensch, der mit einem sie an Hafen begleiten Kameraden weiter gereist hatte, in einem Zahnarzt, der selbst auch sie gütige Art nicht begleit zu sagen wußte, ob er Gemütsverletzung sei oder eine von jenen nervösen Krisen, die in temperamentvollen Naturen zuweilen mit dem Ausbruch einer schweren Krankheit verbunden. Als der Arzt eintrat, hatte der junge Mann am Fenster mit voller wie einer angeklatschten Pedrie, die man ihm nicht hatte ersparen können, nach einer wenigen Minute, die einem dem Manne zahlig. Beim Anblick der Schwester wandte er sich halbig um und sah den Eintretenden kurz an. Man konnte sein edles gebräuntes Gesicht sehen, und sicher, daß wenigen die eigentümlichen Ausdruck der Intensität gewagen hätte als heute. Es war jetzt blaß, die dunklen Lippen seit geschlossen und in den dunklen Augen glühte es verhalten und gewaltig. Auch hatte man dem Kranken nicht die traurige, krankhafte Leere des Zahnarztes anlegen können, es lag seine Hoheit, unfähig zwar, aber in einer Weise, welche die eleganter mit verhaltener Haltung seiner schlanken Gestalt auch nicht verbarg.

„Ist es gefährlich?“ fragte der Kranke mit dem weichlichen Timbre, welches den hohen Grad der Nervosität verriet.

Der Arzt schwieg der Kopf mit zusammen den Lippen, der einmal über so einem Bischof des Zimmers sah, ob der Patient gesprochen habe, und bejahte verneinend.

Dies waren überhaupt die einzigen Worte, welche man bisher von seinen Lippen gehört hatte, aber sie im Ausdruck heftiger Erwartung, sondern von allen Merkmalen des Schmerzes begleitet, welche ein verhärtetes Gemüth dem Laut mitzutheilen vermag.

Der junge Offizier fragte auch jetzt nichts weiter; er wandte sich wieder ab und drückte die Stirn gegen die kalten Scheiben des Fensters. Aber der Arzt sah, wie ein krampfhaftes Zittern durch seine Gestalt ging, und vielleicht eine Veränderung des Zustandes befürchtend, ging er dem Wärter noch bestimmtere Instructionen und verließ das Zimmer. Bald darauf rollte das Eis davon. Aber schon der Anblick von Nr. 6 vor der Hölle des Arztes schlug, so kam es schwer darum; denn unterwegs sitzt er nochmals einen Verlust. Denn auf der Mitte des Wegs, zwischen dem Irrenhause und dem „Hôtel-de-l'Europe“, bei sind der Landhäuser durch seinen Sturzen und gleichgiltigen Stil unerklärlich auf. Es lag halbe und grünbemoosten einer Verbindung mit den unteren Prachtgängen, mit dunklen Massen von Gesträuch und Rasenbeeten, welche den großen Garten noch umfanden, gaben dem Ganzen etwas Großes und Abgeschlossenes. Diese schlanken Cypressen, die mit ihrem Gestrauch, daß regelmäßige Langweil aus den großen Vogelwiesen schuf, daß alle Räume des Hauses in Richtigkeit strahlten und der Garten, wie in fremdem Pap, mit hohen Lampen und Blumenbeeten höflich erleuchtet war. Doch war es nicht dieser Anblick, welcher den Arzt in den Grade befiel, daß er den Wagen halten hieß; es waren, daß man den Namen des Besitzers, Herrn von Brad, leicht und war hätte zu dem Zeit gelaufen; nein, den Wage hatten auf einem der Seitenhäuser des Hauses, der schwarzen verhängten und ein weißes Kind des Himmels auf den Wangen überlief. Der Kind eine schlanke Frau in schwarzem Sammetkleid und Hüte unbeweglich in den Wagen hinaus. Die Vorhänge, welche den Wagen vom Zimmer trennten, waren beiseitgeschoben und man durch einzelne Spalten deren die Hitze, gab aber doch mit dem dichten Blumenduften und dem Garten Licht genug, um deutlich den Schein des schönen Gesichts und der schmale Hand zu erkennen, welche den Spitzenschleier hielt, der über das Haar und den Blumenkranz gebreitet war.

„Nun, schöne Braut, warum zögerten Sie

ich dem Arzt Ihres Gatten?" murmelte der Kellner und sprang aus dem Weg und schoss seine Schritte nach dem Hause. Doch nur so weit in das Straßenlicht reichender Portal der Hauptfassade, sondern ganz durch ein tiefes Gartenhaupttor, das ich an der Rückseite des Hauses sah und an dessen Pforte ein kleines Thor, hinter welchem es verschwand. Gleich darauf bemerkte ich aber den Diener auf es erschien unten der Lauer auf dem Balkon, welcher dem Kopf langsam nach dem gewandte.

Während dieser Zeit hatten auf dem Gesichte des „Hôtel-de-l'Europe" vergeblich gesuchten Thores an der Thür von Nr. 6 gelandet, das hinter Schlüssen, welches man vorher von dort verschwinden hatte, war verschwunden und jede Spur eingetreten. Im Nebenzimmer dagegen, das mit bewaffneten in Verbindung stand, befanden sich eine ältere Frau und ein junger Mann in lebhaftem Gespräch und es wurde von der ersteren so heftig in Ton und Bewegung geführt, daß diese, welche ohnehin die Uniform der Marine trug, sich ungemeinlich durch die Situation gepeinigt fühlte. Auch konnte man den Inhalt des Gespräches kaum, sondern der letztere Umstand zwischen diesen beiden Personen in die Augen springen; der eigentlich gesprochene Ausdruck der Dame war schwer heraus zu verstehen, den hohen Stand angezeigen, während die Deutlichkeit ihrer Sprache, die Mannigfaltigkeit ihrer Ausdrücke und die unbeschreibliche Lebendigkeit ihrer Mienen die Frau auch dem Mindestkundigen verriethen. Der junge Offizier dagegen befundete durch sein gemäßigteres Wesen und durch seine kalte Höflichkeit schon den vollkommenen Mangel der höheren Gesellschaftsform, und bewies sich einer langen Weile entschieden gewandt und glatt dem von seinem Diener hinaus Zeugen und Begriffen der energischen Frau.

„Und wenn meine Gnädige Frau Gesellschaft kommen?" fragte er jetzt weiter.

„Ich kann es nicht genau sagen, Madame Bernard! Ich glaube, sie beabsichtigen einzelne zu gleicher Zeit. Doch warum erregen Sie Ihre Seele einer Verführerin?"

„Warum? Heiliger Himmel, hat sie nicht meinen Lucien den Verlorenen gemacht? Hat sie nicht verschuldet, daß meiner armen Gabriele sich vor Kummer starb, als es ihr ein Jahr lang nicht gehorchen? Hat sie mir selbst nicht alle Freude vergiftet? Was hätte daraus werden sollen, wenn ich mich nicht rechtlich zur Wehr gesetzt hätte und der Sache auf die Spur gekommen wäre? Was meinen Sie, Herr Kapitän?"

Der Offizier zuckte die Achseln und sagte:

„Sie hat ihn Freund, aber können Sie verlangen einmal von älteren Leuten?"

„Ich kann es weiter leugnen und behaupten, gnädige Frau! Bloß ich weiß, ist nur, daß Gaya während der letzten Jahre der tollen Gesellschaften machte, daß es verschieden war gegen mich wie gegen alle, und daß, als es vor einigen Tagen Ihre Karten erhielt, ich ihn Zukunft so besorgte, daß es besser als gewöhnlich besuchen werden mußte."

„Und sprach es in diesem Zeichen nicht, was sie wünscht?"

„Wenn Gaya hat wirklich gethan hätte, würde ich darum Gelegenheit machen, Madame Bernard? Die Pflichten der Kameradschaft erfordern ebenso gut die Liebenswürdigkeit des Benehmens als das heimliche Vertrauen."

„Wenn Sie mir nichts mitzutheilen wollen, warum sind Sie denn zu mir gekommen, Herr Kapitän von Plauen?"

„Weil mir Gaya nur den Auftrag seiner Kameradschaft erwiesen hat, daß ich persönlich Ihrer Befehle Ihnen überbringen soll", sagte der Offizier leise.

„Sie geben Sie es mir!"

„Ich soll es nur in eigene Hände legen", erwiderte er abermals leise.

„Das geht heute nicht, es ist zu schwer!"

Plauen schwieg. Madame Bernard drückt mit der Hand über das ertrag Gesicht und ging im Zimmer auf und nieder.

„Ich werde mich zu erholen wissen!" sagte sie, stehend vor ihm und Niedergang. „Ein leichtsinniger Knabe soll mir trotzen, muß sie verschonen hat! Bloß trotzen muß, ohne einem Manne zu hintergehen?"

„Wenn Sie das nicht, gnädige Frau, Sie werden es können!"

„Können? Und warum?"

„Weil ich in dem Fall Gaya unentschuldigt und sie immer von Ihrer Seite entfernen würde."

„Als ob das jetzt noch ein Unglück wäre! Hätte er es nur früher gethan, als meinen Lucien die schönsten Jahre seines Lebens um ihn verraubt hat! Und die Pariser, die sie hätte machen können! —"

Hier wurde die Unterhaltung durch einen neuen Eindruck unterbrochen, der auch den Aufmerksamen, welcher Ihnen nicht die geringste war, zu

den Eingetretenen bewillkommnen. Madame Bernard unterbrach sich sogleich und eilte hinein; ihr folgten die Augen der jungen Officiere, um deren Lippen ein spöttischer Zug spielte. Doch verschwand dieser sogleich und es hatte etwas unendlich Rührendes, wie sie alle gebückten Haupt in das nächste Zimmer.

Der Arzt gegenüber lag auf einem Ruhebett ein junges Mädchen, bleich, zart und ganz eingehüllt von Kissen weißen Musselins. Hellbraune Locken hingen lose auf ihren Nacken herab und der Kopf ruhte auf den gefalteten Händen. Sie hob ihn scheu beim Eintritt der Mutter empor und das lieblichste traurige Gesicht blickte zu ihr auf.

„O Mutter, bitte dich nicht zwischen mich und ihn!“ flüsterte sie, und dann versank sie das Antlitz schluchzend wieder in die Kissen.

Madame Bernard war eine gewöhnliche und etwas rohe Frau, aber sie besaß eine Leidenschaft, die bis zur Tyrannei ging, und diese war die Liebe für ihre Tochter. Nur ihr grimmiger Unwille konnte sie bis zur Wuth reizen und der Muthwille derselben waren nicht der geringste Theil des Leidens der armen Elisabeth gewesen. Sie war alle plötzlich verstummt und stand auch nicht fest, das Gesprächt wieder aufzunehmen, denn es klopfte draußen und der Arzt trat ein. Dieser und der Officier grüßten zusammen, als ob sie erstaunt wären, sich hier zu sehen, und dann verständigten sich der letztere gegenseitig und mit der leisen Bitte an Madame Bernard, in einigen Tagen wiederkommen zu dürfen.

Der Arzt nahm an das Bett und fühlte der Kranken den Puls. Die junge Mädchen suchte bei dieser Berührung zusammen. Der Arzt wußte nicht, in welcher Beziehung sie zu den beiden Personen stehe, deren Hände er abwechselnd prüfend in den seinigen gehalten; aber es war, als ob ihre Nerven den geheimnißvollen Contact verspürten und in neue Bewegung geriethen. Der Arzt gab die beruhigende Miene mit der Mutter schüttelte sich an, ihm den freudigen Grund von Elisabeth's Leiden mitzutheilen, aber ein flehender Blick ihrer Tochter schloß ihr die Lippen. Es war ein Glück, denn der Arzt wußte die Erzählung unfehlbar mit der wiederholten Frage seines Patienten in Verbindung gebracht haben, und die plötzliche Nachricht, daß Eugen sich im Irrenhause befinde, während die Mutter ihr nur mitgetheilt hatte, daß er erkrankt sei, würde der armen Elisabeth tödtlich gewesen sein.

Es war zur selben Nachmittage bestimmten Tage und das Haus von Brauf glänzend versammelt. Die Gäste hatten sein Haus verlassen mit neuer Bewunderung der Talente seiner schönen Gattin. Alle waren befriedigt, nur sie nicht, welche die Urheberin dieser Stimmung war. Der größte Theil der Gesellschaftsräume lag wieder dunkel und still, nur der Salon, in dessen Mitte der Flügel stand, und die anstoßenden Privatgemächer der Damen des Hauses strahlten noch im vollen Glanze der Erleuchtung. Frau von Brauf liebte das Licht und den Glanz. Vielleicht war es Gewohnheit, denn sie hatte ihr Leben darin verbracht. Schon als Kind hatte sie allabendlich auf der Bühne gelernt, ihre Augen daran zu weiden, und der Tag war ihr dunkel erschienen; der hochgefeierten Sängerin war es später das Symbol der Inspiration geworden und nur in der Aufregung hatte sie den vollen Pulsschlag des Lebens gefühlt.

Konnte ihr der künstliche Schimmer des Hauses das Verlorene ersetzen? Es hatte wenig den Anschein, wenn man die müßige Haltung, mit welcher sie nun allein am Flügel lehnte, und die steife Nichtsnutzigkeit ihrer Züge betrachtete. Der Schein des Kronleuchters fiel voll auf ihre Gestalt. Sie war schlank und doch üppig, bewegt schön, aber völlig ungezwungen, frauenhaft, aber nicht alt. In schweren Falten floß der schwarze Sammt an ihr nieder, ihre Hand hielt den Kranz, den sie im Haar getragen hatte, und diese ergriff sich nun bei auf den niederhängenden Nacken nieder.

Sie mochte sich zwischen dreißig und vierzig Jahren befinden, in jenem Alter, welches das gefährlichste für die Frau sein soll; vielleicht weil sie den Contrast, wenn sie noch übrig ist, ihn zu empfangen, mit voller Kraft aufnimmt, weil sie noch einmal vor dem Scheiden der Jugend den ganzen Inhalt ihres Wesens auf solchen Contrast concentrirt, weil sie wie die Dirnat von Mitte hebt und — bricht. Schwand sich Felicia von Brauf in diesem Falle? War sie glücklich? In ihren dunklen Augen leuchtete ein hohes verklärtes Licht, aber zugleich stand ein energischer Ernst auf ihren schwellenden Lippen, welche sich eben sagte: „Ich will es sein!“

Felicia war noch immer allein. Lange mochte sie den Kopf auf den weißen Arm gestützt und die Hand über die Augen gelegt haben.

„Meine Liebe habe ich ihm hingeopfert, die [illegible] meine Freundin“ murmelte sie leise.

„Und hat nur Einer meinen wilden Herzschlag verstanden? Hat nur Einer von ihnen geahnt, wie gräßlich ich innerlich war? — — Fluch, Fluch — du mir zuwider, und schlimmer als durch den Tod, in einem Augenblick, wo ich endlich hoffen durfte, dich zu besitzen! Aber ich muß meinen Irrsinn bezwingen, ich weiß nicht mehr zu leben ohne dich, ich will dich mein nennen!"

Dieser Gedanke brachte wie ein elektrischer Funke plötzlich Regung in ihre Glieder. Sie stand auf und ging hastig durch die Zimmer, als suche sie etwas. Vor den Erkernischen der Fenster blieb sie stehen, deren dämmernde Plätze durch viel beschlagene Vorhänge vom Gemach getrennt wurden, vor den beiden Kanapees am Kamin, vor dem Tisch mit Büchern in der Mitte des Zimmers, und blieb lette über die Prachtstücke, die hätten eher gäben für Empfindung, vor dem schwellenden Divan stehen, in dessen feinen rosenen Damast, mit Gold reichgeht in die schweren Falten. Sie legte unwillkürlich eine Hand auf die Lehne des Divans und legte die brennende Stirn darauf. Hatte die Stelle besondere Bedeutung? Hatte vielleicht eine Hand dort geruht? Felicia verfiel in tiefe Träumerei.

Ob nur leidlam, diese Frau hatte nie geliebt, sie hatte gegeben und nahm nehmen mal. Nicht hatte sie in ihrer bewegten Jugend Empfindung um Empfindung vergeudet, ihr Herz im Liebesspiel geplündert, während ihr vor der eigenen Kälte schauderte; bezwungen war sie nie.

Jetzt zum ersten mal hatte einmal versucht, ihren Eigensinn und in die Waagschale zu werfen, und je widerwilliger sie sich im Anfang der Gewalt der Leidenschaft gefügt, desto vollständiger war deren Sieg gewesen. Hätte dieser Mann Felicia's Liebe in derselben Stunde erwidert, so wäre der Helge und berühmteste Frau vollständig seiner Macht verfallen. Es hatte sie grauenerregend an die Szenen des Hasses und des Bösen gemahnt. Mit dem plötzlichen Klang seiner Stimme hatte er die verhaßteste Jugenderinnerung ihres Gemüths aus tiefem Grunde unter brausendem Getose, aber allen, und von wilden und ungebändigten Wellen in die war, lag neben der Möglichkeit noch eine andere in seiner Brust ruhig wachte.

Felicia suchte zurück und überdenken die letzten. Ihre Künstlereitelkeit war gekränkt, aber tief gewesen. Man hatte ihr die wärmste Bewunderung gezollt und jede Art der Huldigung erwiesen — sie hatte sie hingenommen wie eine Königin, bewegt und die gebietend. Und so tief und unbeschreibbar war sie gekränkt, als sie lauernd in Musik des Publikums (Lyrik selbst nur als Unterhaltung, aber wenn Dichterin) einzige gewesen. Ihr Stolz wußte nicht zu leiden, daß sie die Rückkehr zu leichten Romane; ermüdet und in nervösen Gebrauch sah sie sich freiwillig zurück. Plötzlich tauchte in jener Zeit durch die Schlacht nach einem Ziegen in der sah, daß sie für die edelsten Saal entschlossen könne; aber das Wesen ihres Herzens mit Hesse von Brad war ein anderes. Sie war rasch des Glücks versichert, sie konnte die Erhebung nicht ertragen. Und obwohl sie diese Gewißheit mangelte, drückt sie einen andern, der sie liebkam Kosten, aber doch eine gewisse Hochachtung dafür empfand, nach sie ihm auch nicht empfinden hatte. Sie wußte einen Mann, den sie liebte, und tröstlichen Gewalt gewaltgewohnt hatte, der sie zu ihrem Gebieten bestimmte, von Brad zu besitzen. Sie wußte, daß der reiche Partenau sie wollte, damit sie sein ungeschlechtetes Haus schmücke, sie allein, daß sie Brad, in welchem er litte, sie abhängig wußte; sie fürchtete den Neider und konnte trotzdem der Furcht vor der Entdeckung nicht widerstehen. Felicia von Brad hatte halt und hatte genug für ihre Schwäche zu leiden. Nicht allein, daß sie jene tiefen Verletzungen schwerlich hatte; sie hatte sich aber vor allen gefürchtet: von Brad war durchaus nicht der blasirte Gleichen, welchen sie erwartet hatte. Mit einem Gedankenspiel hatte er für den alten Reichen der Jugend und einer Leidenschaft, die allzeit drauf hin wußte, mit ihren Talenten die Welt zu verherrlichen, welche er, um seinen Besitz zu erhalten, Gesellschaftsräumen und Kunsten mit prachtvollem Fuße gab. Wenn schon die Gesellschaft sich allgemein vor seinem Publikum beugte zu müssen, Felicia, die hingebende Künstlerin, anerkannte — denn selbst der romantischen Illusionen konnte sie doch immer nur vor einem gebildeten Publikum genießen — so wußte sie, daß sie bei ihrer Kunst so tief sie Freiheit gebraucht hatte, daß von Brad sie die Erfüllung ihr Lebensglück und unerträglich. Trotzdem wußte sie sich nicht zwei Jahre lang ertragen, sie wußte den „Kommis" gehaßt haben, wenn nicht ein Ereignis hinzugekommen wäre, der sehr hohen ihrer Talente in empfindsame Bewegung versetzt hatte.

Felicia befand sich nach einem Jahr ihrer Ehe mit der Verwaltung an die schönsten Besitzungen

mit der fatalistischen Gelassenheit, mit all der verhaltenen Glut ihres Herzens, die sie einem Gemahl gegenüber hatte, gütig in stiller Einsamkeit, trug der glänzenden Gesellschaft ihres Mannes Vielfalt bekannt, wie schon erwähnt, auch Kaufleuten; aber man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, daß es, verträglich in einer großen Handelsstadt, unter vielen seinen Kaufmannsgeist habe, der sie ebenso streng trennte als die anderen Stände. Der alte Name des Herrn von Brack hatte Felicia gereizt, aber er gehörte nicht zur reichen Klasse, nicht zur bevorrechteten höheren kaufmännischen Intelligenz der Stadt; er war ein emsig gewordener „Krämer", und ohne die Schranke durchbrechen zu können, verkehrte er mit Krämern, die vielleicht noch mehr Geld und noch weniger Bildung besaßen als er. Es befanden sich unter ihnen achtungswerthe und leicht verträgliche Leute, mag ihr übriges Leben betreffen; nur in der Gesellschaft waren sie unerträglich, und zwar alle. Denn alle prahlten. Felicia war als hochgebildete Aristokratin daran gewöhnt, mit der Glut der Männlichkeit zu verkehren, und zwar mit jener Glut, welche vorzugsweise die klare und ebenmäßige Form besitzt. Nicht Gravel den Kaufmann der Gesandten, darin war es, welche sie vorzugsweise entbehrte, und sie hätte eben darum aber, weil sie in Gesellschaften etwas anderes suchen wollte, als sie waren, Felicia war selbst nicht Philosophin und nicht leichtsinnig genug, um die komische Seite der Sache herauszufühlen: wenn sich einer dieser Leute zufällig in ihr Boudoir verirrte und auf einer kühnen Konversation warf, benahm sie den Leuten minder einen ganzen Tag lang nicht vermochten.

In jener Zeit weilte der Zufall, daß auch der unerfahrenste Matrosenblick im Hafen lag, und zwar nicht unter den weit vorgeschrittenen Arbeiten der Besitzung des Herrn von Brack. Die Offiziere und Matrosen befanden sich nach der einförmigen Seereise lebhaft den Wunsch nach Zerstreuung, und da sie die übrigen Vergnügungen der Gesellschaft nicht brauchen, so waren sie auch weniger schwierig in der Wahl ihres Umgangs. Es wurde dem Kapitän des Herrn von Brack, dessen weiblichen Theil sie längst bemerkt gehabt hatten, schmeichelnde Ehrerbietung erzeugt und langweiligen schwarzen Kaffee bei ihnen trinken zu sehen, nicht allzu schwer, ihren Wunsch zu erfüllen.

Der Anfang machte das Haus des Herrn von Brack, welches durch Felicia's gebietenden Namen Einlaß bekam. Der erste, welcher es betrachte, war Hauptmann von Plauen, der letzte, und zwar erst nach geraumer Zeit, Eugen von Kandertreck, sein Freund. Es hatte langen Zuredens des ersteren bedurft, ihn dazu zu bewegen. Plauen wußte sich den Grund seiner Weigerung nicht zu erklären, er wußte nur, daß seit ihrer Rückkehr eine unbegreifliche Veränderung mit ihm vorgegangen war. Dieser ausgezeichnete junge Offizier war seiner ausgesuchtesten Vorzüglichkeiten wegen auf der Reise der Liebling aller geworden. Nach langer Abwesenheit hatte er sich auf die Wiedersehe und auf die süße junge Braut daheim gefreut; seine Heiterkeit hatte die der anderen erhöht.

Nachdem das Schiff ruhig, auf unbestimmte Zeit im Hafen lag, würde es ihm leicht geworden sein, Urlaub zu erhalten; aber jetzt zögerte er letztmöglichste von einem Tage zum anderen damit und gleichgültig nahm sein Auge in kurzer Weile eine so englische und bräunliche Färbung an, daß es dem Verwunderten Nase unbegreiflich auffallen mußte.

In jener Menschen Gemüth pflegt eine Scene zu schlummern, die nur der letzten Berührung verlangt und die mit seinem innersten Bewußtsein so geheimnißvoll verbunden ist, daß seine Macht des Verstandes gegen ihre Empfindlichkeit zu reagiren vermag. Auf Eugen von Kandertreck übte seine unwiderstehliche Gewalt die Musik. Seit seiner Kindheit hatte sie diese Macht. Wie er auch das Meer liebte, die Musik entbehren zu müssen, hatte ihn sich verleiden, sich ihm stets leben angeglichen. Und sie blieb seine Rivalin. Nicht waren für das Ohr des jungen Seemanns das Brausen der Wogen und das Toben des Sturms in den Masten musikalische Harmonien; der süße Laut einer Menschenstimme, welcher in der ersten Nacht nach der Rückkehr in seinem Halbschlummer fiel, löschte die Erinnerung daran aus. Von dieser Stunde an lauschte er dem Sturmgesange so schlachtbereit und doch so widerstrebend, als aber er sein Verhängniß. Er erfuhr bald Felicia's Namen, er sah sie vom Verdeck, wie sie auf der Besitzung ihres Vaters lebte, und wenn in stiller Nacht sein Blick aus dem offenen Fenster seiner Kajüte über die Flut glitt, strahlten die hellen Fenster eines Hauses ihm auch wie leuchtende Punkte und sogen Auge und Gedanken mit Willen dem magnetischen Klange nach.

Felicia gebachte des Konsuls, wo Eugen von Kandertreck, von Plauen empfohlen, zum öfteren und in ihrem Salon erschienen war. Sie über-

schauerte sie noch jetzt, wenn sie des Momentes gedachte. Wie soll jede große Leidenschaft, so war auch die ihre entstanden: auf den ersten Blick. Nicht, daß sie sich sogleich die Einzelheiten seiner Schönheit und seines ritterlichen Wesens zum Bewußtsein gebracht hätte — sein männliches Auge voll Glut warf den zündenden Blitz in ihre Seele.

Sie fragte nicht nach seiner Herkunft, sie gab preis, seine Zuneigung sogleich erraten haben würde; sie fragte nicht nach seiner Vergangenheit, nicht nach den Banden, die ihn an andere knüpften — sie liebte ihn, sie lud nur ihn, sie sang nur für ihn; die Welt außer ihm war vergessen.

Nur ein Gefängnis von äußerer Wichtigkeit war in dem ganz begonnenen Leben an Selma Brun aber vielmehr war dieses Eine erschien ihr wichtig: eine neue längere Szene, welche Gagern von ihr entfernte. Nur zwei Monate war, aber sie waren die längsten ihres Lebens. Doch gaben sie der Mutter, auch der männerfeindlichen Gegnerin, in welcher sie von einem Abend zum andern geliebt hatte, zu erwachen und der Zukunft ihrer Liebe nachzusinnen. Ihrer Liebe — denn ob Gagern sie erwiderte, wußte sie nicht. Sie wußte nur, daß er wieder- und wiedersah, sie lud nur den Zauber, welchen ihr Gesang auf ihn übte und den er nicht zu verbergen suchte; aber seiner Seele eines heißen Geheimnisses war bisher aber seine Lippen geschwiegen, und wenn irgend etwas die Wärme von Selmas Empfindung dringend fremde, so war es diese Unruhe. Sie war zu schnelle Entrige und magische Erfüllungen gewöhnt. Und seine, zurückhaltende und doch zuweilen so leidenschaftlich ernste Weise des jungen Mannes, daß sie Kern es nur mühsam zu beherrschen vermochte, hatte ungewöhnlichen Reiz für sie, und solange sie es von Achtung vor ihr und ihrer Stellung eingeflößt glaubte — sie sie schon jetzt jenes Gefühl bereit gewiesen wäre, ihm zu opfern —, hatte sie kaum Verlangen, dem Romantischen irgendwie Einhalt zu gebieten.

Während Gagern's Abwesenheit also schuf Selma, daß sie eine Novelle hatte, eine gewisse erlebnismäßige: Gagern's — langjährige Braut. „In seiner Heimat — eine Jugendliebe — ein blondes Mädchen —", das war alles, mehr war ihr wenig; aber genug und übergenug, um Selma in flammenden Wahnsinn zu versetzen. Nicht lag ihr ferner als irgendeine Rücksicht gegen eine Liebe oder nur die Ehre, als Gagern mit ihrer Gegnerin glücklicher sein würde. Sie dachte überhaupt nicht an eine Person, nur an ein Gefühl, das sich zwischen sie und ihr Glück drängte. Von nun an hatte Selma nur noch Einen Gedanken: Gagern zu besitzen mit Leib und Seele.

Dichter war Selma's Ehe von jeher Sachen nach nicht gewesen. Zur Liebe zu Gedichten macht auch die weibliche Natur im eigentlichen Sinne lebensnotwendig. Dagegen pflegt sie nur als empfindsame Personen nicht viel zu wissen, wenn sie nicht konkrete Formen, d. h. sie trug bewußt eine Situation oder sonstige in sich. Es lag in ihr die Fähigkeit, sehr gut eine sehr schöne zu handeln, die Minderzahl der gewöhnlichen Frauenzimmerchen schien ihr.

Ganz vom Duell war Selma mit ihrer Phantasie und sehnsuchtvollen Hand ganz entfernt geworden, und daß es ihr Herz nicht traf, hatte sie nicht bekommen, solange es es nicht von einem andern eingenommen sah — das wußte nun anders.

Selma's Gefangen nach Empfang jener Nachricht, bei der Nähe und dem Wiedersehen Gagern's konnten ihn nicht entgehen. Sie veranlaßten ihn erst, ihr jungen Mann zu beobachten. Gagern war ehrlich und verändert in der Weise. Jene Szene ist ihr noch jetzt noch nicht aus, aber Selma betrat sie in seinem Zustande, wo jeder Mann Instinkt einer Verstellung wird, und sie schauderte ihr die Zaubergewalt, welche Gagern an ihr besaß, mit der verzweiflungsvollen Kraft, mit dem es sich ihr zu entziehen versuchte. Von Duell sah man das andere Wesen und die allerletzte Züge des stolz-schönen jungen Mannes, Bekümmerung empfing es mit, als es den ersten Abend stahl, ihr auf einen Freundschaftlich zu verbauen, während Selma lang. Ihre Stimme war heiser, Gagern's Stimme und Augen gewohnt, sie sang jetzt einen verhältnis; aber die Person war von so besonderer Stärke, daß man in ihrer glänzenden Epoche, wenn sie sang, sich vor sie hin der Leidenschaft Macht und die leidenschaftliche Verzweiflung erschütterten. Auch in Ton war sie gewohnt, männlich zu gebieten und Gagern von einem andern Ton. Selma von Duell's bezaubernden Reiz verstand sie nur einer Erklärung, und schon es war ihr gewohnten Menschen ein Wunder sein, daß es ihr gelang. Ihre Stimme war in ihm sag.

Hatte sie sich gefühlt, so mußte es vielleicht dem verwandten Künstlerinstinkt nur einen Grund, ein Gott gewußt haben, aber es war auch so

leidigt als verwundet. Er beschloß ruhig, Felicia sich noch tiefer in das goldene Netz verstricken zu lassen, um dann mit unerträglichem Hohne ein um so sicheres Mittel zu gewinnen, ihr die gnadengrüne Hand auf den heißen Nacken zu legen. Ja, da er nicht vermochte, sie durch geistige Ueberlegenheit zu beherrschen, so war ihm bei kalter Ueberlegung dieses Mittel fast willkommen, und indem er Felicia mehr Freiheit gab als früher, beobachtete er von nun an lauernd jeden ihrer Schritte.

Felicia ahnte dies nicht, aber selbst wenn sie es gethan hätte, würde es wenig an ihrer Handlungsweise geändert haben. Sie hielt sich, sophistisch wie Manen es oft, nicht für schuldig, weil sie entschlossen war, über Ehe zu leiten, nur weitere ihre Gedanken so tief zur Verwirrung von Einem Gegenstande erhält, daß sie jetzt nicht Zeit fand, den Gewissensspruch jenes Entschlusses Raum zu geben. Aber so gewissenlos Felicia in der Ehe war und so wenig sie gelernt hatte, die Pflicht zu achten, so empfindsam war sie in der Liebe. Diese hängt von einmal nicht von der Tugend ab, sie ist ein blindes Muß, der tatsächliche Imperativ, und wenn Felicia ihr Blut gern magnetisiert für Eugen hingegeben hätte, so war das kein Verdienst — es liegt in der Natur des Weibes.

Für die Liebe, welche sich zur Tugend erhebt, indem sie zur Selbstüberwindung wird, und fähig ist, das eigene dem Glück des Geliebten zum Opfer zu bringen, hatte Felicia noch einmal kein Verständniß.

Zwischen der zweiten Rückkehr Eugen's und der Katastrophe, welche ihn den Schrecken des Irrenhauses überlieferte, lagen nur zwei Monate.

Felicia versuchte sich diese Zeit in ihrer Helge klar zu machen, aber es gelang ihr nicht. Nur gewinnen hatte der Gesamte an einzelnen Momenten, und sie wußte nur, daß, was sie in dieser kurzen Spanne Zeit an Wonne und an Qual empfunden hatte, den Gesammtinhalt ihres Lebens bei weitem überwog. An Wonne, weil Eine ihrer Stunden tausende der Qual aufwiegt; denn nur einmal hatten Felicia's schmachtende Lippen an dem Zauberbecher berauschender Genüsse trinken dürfen. O, sie gedachte des Dichters Worte schmerzte es heiß über ihr Herz und jede kleinste Empfindung jenes Tags war ihr lebendig vor die Seele.

Der Zufall hatte vielen gnädig sagen müssen, um Felicia, die so streng bewachet war, die einzige Stunde zu gewinnen, welche sie so hoch erhöhen, Eugen zugleich so abgrundtief vernichten sollte.

An diesem Tage befanden sich alle, welche in der Umgebung des Hofes wohnten, in erwartungsvoller Aufregung, denn es hatte ihnen am Nachmittag ein Ballet bevor, der für die Küchenbewohner die seinen musikalischen Reiz verliert, es sollte ein mächtiger Seelabver vom Stapel gelassen werden.

Der Morgen lagen am zeitigen Ufer, der Besitzung des Herrn von Brud gegenüber, und das Schiff, welches heut im prächtigen Festschmuck hoch oben auf seinen Wellen thronte, war bis vor kurzem das Eigenthum des Herrn von Brud gewesen.

Es hatte an diesem seinem Festtage mit großem Pomp auf Felicia's Namen getauft werden sollen, so war früher beschlossen; jetzt hatte es von Brud kurz vor seiner Vollendung verkauft.

„An eine reiche Wittwe für ihren Sohn", lautete die Antwort auf Felicia's flüchtige Frage, und sie hatte nicht weiter darum gedacht.

Der Sonntag war glänzend, das Meer lag spiegelklar, viele Schiffe im Hafen hatten geflaggt und schon vom Mittag an sammelten sich die Schaulustigen am Ufer einer unübersehbaren in mäßigen Boxen des Kaloß, der hoch über ihnen lag und nur mit der äußersten Kühnheit die Wogen berührte.

Auf seinem Verdeck und bis in die Masten und Mastkörbe hinauf war schon dunkel Leben von denen, welche seine erste Fahrt mitmachen wollten.

Die Musik war bereits und harrte ernsten angestrengt des feierlichen Momentes, als unter zu den Gerüsten die Zimmerleute im Sonntagsschmuck, mit bekränzten Hüten und Aexten.

Ueber dem bewegten und heißen Bilde beugte sich der Himmel tiefblau und wolkenlos.

Von Brud befand sich ebenfalls auf dem Schiffe, und man sah in den Kajütsfenstern von Damenschaft gab, aber von dem Schauspiel nicht zurückgehalten geworden — Felicia war allein.

(Der Fortsetzung in nächster Nummer.)

Das schwarze Haus.

Nach einer wahren Begebenheit von R. E. Heiß.

VI.

Als Ferdinand aus gewohnheit in das Zimmer seiner Mutter trat, um Guten Abend zu sagen, kam ihm bestürzt in der größten Aufregung entgegen

„Ferdinand?“ fährte der Vater, indem der Zorn wieder seine Stimme, „Ferdinand, sagen nicht, du hast Er gesprochen!“

„Lieber Vater, ein Irrtum —“

„Elender Lügner!“ knirschte der alte Mann. „Nehmen Sie das Wort zurück, Vater, ich will Ihnen erklären —“

„Erklären, erklären? Etwa, daß du die Tochter meiner Frau, das Kind meiner Mannes, den ich hasse, zum Weibe begehrst?“

„Fräulein Hanner ist ein tugendhaftes, unbescholtenes Mädchen! Aber hören —“

„Schweige, ich will keine Lügen hören! Du hast mir einmal nicht Wort gehalten, ich glaube dir nie, niemals wieder!“ Und bebend, mit dem Ausdruck der größten Verachtung kehrte Reinberg seinem Sohne den Rücken zu.

„Vater, nehmen Sie das Wort zurück!“ flehte der Sohn.

„Nein, nein!“

„Vater, ich beschwöre Sie!“

„Noch ein Wort eher —“

Ferdinand hatte seinen Vater noch niemals so gesehen; er hatte selbst zu viel vom Blut des Reinberg in sich, um schweigen zu können, bis der alte Herr zur Besinnung gekommen sein würde. Ferdinand trat einen Schritt näher und sagte, unterstützt vor innerer Aufregung: „Eher was?“

Ein Schlag von der Hand des Vaters war der Antwort. Ferdinand taumelte zurück.

„Schändling!“ murmelte der Vater und verließ das Zimmer.

Als einer Stunde später der alte Diener mit Licht eintrat, um nach dem Feuer im Kamin zu sehen, fand er seinen jungen Herrn, auf seinen Knien alle Liebesbriefe gruppiert, regungslos auf dem Fußboden liegen.

Der erschrockene Diener rief um Hülfe; Herr Reinberg hatte das Haus verlassen, aber der Dienerschaft hingen in das Gemach und erblickte da mit Klagen. Ein junger Arzt, welcher eben am Reinberg'schen Hause vorübergegangen und gerufen worden war, legte die eine Hand auf das Herz des jungen Mannes und sagte mit bedenklichem Gesicht: „Es ist kein Leben mehr in ihm“, sagte er betrübt, „ein Herzschlag hat ihn getroffen!“

Hierauf entfernte er sich, um dem Vater, der wahrscheinlich im Club war, die traurige Nachricht schonend zu überbringen. Er begegnete Herrn Reinberg, welcher, um sich abzukühlen, im Garten umhergewandelt war, und sagte ihm kurz: es.

Der Vater hörte die schreckliche Nachricht an und schwieg; endlich brachte er mühsam die Worte hervor: „Seine Mutter starb auch am Herzschlag; wohl ihm, daß seben ist nicht wert, daß man sich von ihm quälen läßt!“

Als ihm aber im Verlauf der alte Diener mit thränenvollen Augen entgegenkam, sagte er mit weicher Stimme: „Johann, mein Sohn ist tot! Sorge Du für seine Bestattung, ich vermag es nicht. Besprich dich mit dem Buchhalter und thue in Deinem und des Toten Namen, was Du in den Kleidern, welche er noch trägt! Er sagte mir einst, daß ihm die Verbrennung wünschenswert sei, auch seinem Leibe nur eine sterilisierte Puppe von fremder Hand bereitet zu werden.“

„Das soll geschehen, Herr Reinberg, aber soll ich Ihnen nicht den Arzt holen?“

„Nein, laß mich, ich will niemand sehen!“

Herr Reinberg ging in sein Cabinet, welches er hinter sich abschloß. Als einige Stunden später Johann brennt das Licht an die Thür des Cabinets legte, hörte er seinen armen Herrn mit schweren Schritten auf- und abgehen.

Der plötzliche Tod des jungen reichen Mannes, der allgemein geachtet war, machte in der Stadt außerordentliches Aufsehen. Herr Reinberg ließ sich alle Beileidsbezeigungen verbitten; er verließ sein Zimmer erst den zweiten Tag nach Ferdinand's Tode, wann das lange Gerücht wollte er noch den Sohn geben, obgleich er sich kaum aufrecht zu halten vermochte.

Als der Abend herein dämmerte, kehrte der Vater vom Friedhof zurück, einige christliche Jungfrauen, welche den Sarg trugen, waren ihm gefolgt, und er entließ sie; nur seinen Buchhalter und Johann ließ er zu sich rufen.

Dem ersten gab er verschiedene auf die Geschäftsleitung bezügliche Befehle, dann wandte er sich an Johann und hieß ihn seine notwendigste Garderobe einpacken, weil er, wie er sagte, auf unbestimmte Zeit verreisen wolle. Johann ging, ihn begleiten.

Als im Osten der erste Schimmer der Morgenröthe sichtbar wurde, sahen sie Herrn Reinberg, in sein Zimmer gehend, mit seinem alten Diener durch das Gärtchen der Stadt und das Schweigen Hand und sah einer Heide, trübsinn, Bäder nach die Berge.

Beate.

Glauben Sie nicht, daß in dem Zuge, der die Herzen zusammenführt, oft etwas Magnetisches liegt —

Seeburg.

Magnetisches? Gewiß!

Beate.

Ein Etwas, das es als einen Verstoß gegen das Schicksal erscheinen ließe, wenn sich gerade diese Herzen nicht finden sollten? Denken Sie sich, wie oft kann der Mensch an einer Liebe hart vorüberstreifen, die das Schicksal ihm bestimmte. Er ahnt es nicht, er verfehlt den Augenblick, das Geschenk des Himmels zu empfangen und die Folge dieses Irrthums ist eine unglückliche Zukunft, eine Wahl ohne Beruf, eine Ehe voll der grausamsten Enttäuschungen!

Seeburg

(zieht sein Taschentuch, um schnell verstohlen seine Augen zu trocknen. Bei Seite).

Das ist ja unerhört!

Beate.

Was halten Sie von Zeit und Raum in der Liebe?

Seeburg.

Zeit und Raum? Sie meinen den Unterschied der Jahre?

Beate.

Ich meine, halten Sie für möglich, daß eine Liebe Jahre überdauert und mit gleicher Ueberzeugung, gleichem

VII.

In derſelben Stunde, zu welcher ſich Reinsberg zu ſeiner Reiſe vorbereitete, als alles in den Straßen der Stadt unruhig war, ging der Totengräber des großen Friedhofs noch ein Mal, es war für einen junge Frau, welche an einer anſteckenden Krankheit geſtorben war und den nächſten Morgen ſehr früh zur Ruhe beſtattet werden ſollte.

Er ſang und pfiff abwechſelnd bei ſeiner Arbeit und trank von Zeit zu Zeit einen Schluck aus der Kirchhofsflaſche, welche an ſeinem Gürtel hing. Ohne jemals den „Hamlet“ geleſen oder gehört zu haben, dachte er doch zuweilen wie der Totengräber, den der große Dichter der Natur nachgezeichnet hat; und da er viel mit Stummen verkehrte, ſo machte er es wie alle lebhafte Perſonen, welche oft allein ſind: er ſprach mit ſich ſelbſt.

Auch heute hatte er ſchon lange monologiſirt und endlich jetzt mit den Worten: „Vergeſſen war er noch hier, ein früher junger Mann, jetzt iſt er wieder hier, ein armer Mann. Alle Welt ſpricht von den Verſtorbenen: »Als mein armer Vater noch lebte, meine arme Frau noch da war«, und im Grunde weiß keiner, wer der Reiche, wer der Arme, ob der Lebende, ob der Tote! Ich ob nicht, als ob ich Geſichter und Seufzer höre!

Pah! Die hier ruhen, ſind ſtumm; aber wahrlich, mich verlangt's auch hinunter!“

Der Mann nahm ſein Geräthſchaft und ging mit ſchnellen Schritten nach ſeinem Häuschen am Eingange des Friedhofs, wo Weib und Kinder ihn erwarteten. Heute brannte ihm jedoch kein luſtiges Feuer des Hundes, welcher ihn auf der Schwelle empfing.

Hier es waren nicht lauter Tote auf dem Friedhof, wie der Totengräber wähnte, einer lebte, einer litt in tiefem Augenblick mehr, als Worte beſchreiben können.

In ſeinem Sarge lag Ferdinand neben der Mutter, ganz kalt, aber nicht tot, nur vom Starrkrampf befallen, den er früher nie gehabt hatte, einer Leiche ähnlich.

Als man ihn begrub, wußte er nichts von ſich, er lag in tiefer Ohnmacht, aber jetzt hörte — wie man ſich im gewöhnlichen Leben ausdrückt — das Leben wieder in ſeine Arme zurück, der Puls fing an wieder zu gehen, das Bewußtſein kehrte ſich ein. Er empfand die Kälte der Gruft, war ſtarr und kalt, um nicht leiden zu können, war ohnmächtig, unbeſchreiblich weil der Sargdeckel nicht genau geſchloſſen war, aber ſo kam durch ein Astloch im Holze. Er taſtete um ſich, ſtieß die hölzerne Decke über ſich — jetzt begriff er, wo er ſich befand — in der Familiengruft, lebendig begraben!

Er wollte rufen, aber er fand nicht die Kraft dazu; ſeit drei Tagen hatte er keine Nahrung zu ſich genommen. Er ſuchte den Sargdeckel von ſich zu ſtoßen, aber es gelang ihm nicht, er war eingeſchraubt. Ein namenloſes Grauen verſetzte ihn in eine neue Ohnmacht und er hörte es nicht, daß leiſe das Gitter der Familiengruft der Reinsberg geöffnet wurde, er vernahm nicht den Ton einer theuren, ſanften Stimme, welche mit einem Muthe, den nur die Liebe gibt, ausrief: „Ich muß ihn noch einmal ſehen, Mutter, ich muß!“ Ebenſo wenig drang das Geräuſch eines Streichholzes, welches von geſchickter Hand gebraucht wurde, an ſein Ohr; aber der friſche Luftſtrom, welcher ihn umwehte, als der Sargdeckel abgehoben werden war, machte belebend auf ihn, wenn auch nicht augenblicklich. Ein Gefühl drang ſich aber tief ſeine, warme Thränen fielen auf beiden Augen auf Ferdinand's Wangen, ein ſanfter Mund berührte ſeine Stirn. Er öffnete die Augen; beim Schimmer einer Blendlaterne erkannte er das geliebte Antlitz Luiſen's. Vermuthe mochte das Mädchen vor Freude in Ohnmacht geſunken ſein, als der Geliebte ſich lebend aufrichtete; zum Glück ſtützte Frau Lindner Ruchholz bei ſich. Dennoch, obgleich höchſt glücklich, konnten ſich alle des Staunens nicht erwehren; ſie und ſchnell ward der Sargdeckel wieder geſchloſſen und der Friedhof eiligſt von Ferdinand, Luiſen, ihrer Mutter und dem jungen Mechaniker, Luiſens Vetter, verlaſſen.

Als der Geiſtliche bei den Frauen im hinteren Zimmer ſah, ward berathſchlagt, was zu thun ſei. Ferdinand und auch Frau Lindner hielten es nicht für rathſam, daß er ſofort ſeinen Vater mit ſeiner Rückkehr überraſche. Der Schuft, wenn auch ein Verbrecher, konnte Herrn Reinsberg lieben, meinten ſie. Endlich beſchloß Ferdinand, durch Luiſen's Vetter Herrn zu Frau Lindner rufen zu laſſen und mit dem treuen, verſtändigen Manne zu überlegen; den Reſt der Nacht brachte Ferdinand im Zimmer des jungen Lindner zu.

Den nächſten Morgen kam dieſer mit der Nachricht zurück, Herr Reinsberg ſei mit Tagesgrauen verreiſt, eine Stunde ſpäter brachte ein Diener des Reinsberg'ſchen Hauſes einen Brief an Frau Lindner. Er war ziemlich lang und Frau Lindner

weinte sehr, während sie ihn las. Endlich faßte sie sich so weit, Ferdinand in das Nebenzimmer zu gehen und ihm den Brief zu zeigen.

„Mit diesem Wechsel auf das Bankhaus K. in Leipzig schreibt mir Ihr Vater ein Vermögen", sagte Anna Freudner; „er schreibt, ich soll es annehmen; es sei ein Opfer, welches er zu seiner eigenen Beruhigung Ihrem Manne bringe."

„O theure Frau, dann wird noch alles gut!" rief freudig Ferdinand.

„Täuschen Sie sich nicht! Ihr Vater schreibt auch — nachdem er Sie für todt hielt: ‚Wer lebt ist auch den Verlust meines Sohnes zu ertragen, ich kann ihn eher wagen als das, daß meine Tochter als Frau meines Sohnes umherirren müßte!'"

„Nun denn, so bleibe ich bei meinem Vater gestorben! Willigen Sie ein, geben Sie mir Briefe und verlassen Sie mit ihr und mir die Stadt, noch heute! Ihr Rath wird höher über allen schweigen!"

„Sei es denn so! Da Briefe Sie in das Leben zurückgerufen hat, halte ich es für Gottes Schickung, daß Sie es mit ihr theilen!"

VIII.

Es war am Christabend desselben Jahres, an welchem Ferdinand seine Heimat verlassen hatte, als sich in den ersten Nachmittagsstunden die Thür eines der kleinen Häuser in Park-Street öffnete; eine schöne, junge Dame trat heraus, um nach der Oxfordstraße zu gehen, einen kleinen Einkauf zu machen.

Sie war eine Deutsche und wollte mit ihrer Familie das Christfest schon am 24. December feiern. Um einen rasch herannahenden Wagen anzuhalten, trug sie schnell um die Ecke und mußte wahrscheinlich gelaufen sein, wenn nicht ein ältlicher Mann von stattlichem Aeußern sie aufgefangen hätte.

„Ich danke, mein Herr!" sagte sie in ihrer Muttersprache und sah ihn mit einem Ausdrucke an, daß ihm schon einmal im Leben begegnet war. Der klare, frische Wintertag war noch nicht von der Abendsdämmerung verschleiert, der Herr konnte deutlich die Züge der jungen Frau sehen. Noch immer hielt er ihre Hand; erst als sie ihn darüber, verwundert über sein Benehmen, rasch, schien er wie aus einem Traume zu erwachen und sagte, mehr zu sich selbst als zu ihr, ebenfalls in deutscher Sprache: „So ist mehr möglich, es kann nicht sein — aber — bist Du es, Ferdinande?"

„Ferdinande ist der Taufname meiner Mutter, Ferdinande Lindner."

„Ganz wie diese in der Jugend aussah, ihre fremder Zug, ganz Ferdinande, ganz Ferdinande!"

„Ja, ich gleiche meiner Mutter sehr, das sagt aber, der mich sieht! Sie kannten meine Mutter?"

„Wohl kannte ich sie!"

„Sie ist hier; wenige Schritte von hier wohnen wir, wenn Sie meine Mutter besuchen wollten!"

„Vielleicht, doch — ich werde an sie schreiben!" Und nach langem Zaud wandte sich der Herr von ihr ab und ging weiter.

Als der junge Frau nun vom Einkaufen zurückkam, hatte ihre Mutter eben ein Schreiben empfangen, welches sie in großer Bewegung las. Dann schrieb sie mit bebender Hand einige Zeilen, nahm ein dickes Manuscript — es war ihr Tagebuch — und einen Schein und begab sich mit dem kleinen Packe ein. Erstaunt sah Paule ihrer Mutter nach, aber noch erstaunter war sie, als diese, zurückgekehrt, ihr die Geschichte ihrer Jugendliebe mittheilte und daß es Ferdinand's Vater gewesen, dem Paule begegnet war.

Mißmuthig Gedenken hat am Weihnachtsabend in Liebe und Freude verbracht, aber in der Nachbarschaft war wol keine Familie an diesem Christfest so glücklich wie die Reichenberg'sche.

Das Wiedersehen zwischen Vater und Sohn läßt sich nicht schildern. Wir wollen nur sagen, daß Herr Reichenberg, nachdem er den Sohn lange in seinen Armen gehalten und Frau Lindner die Hand gedrückt hatte, wohl Thränen aus seinen Augen fielen, fortwährend auch der jungen Frau küßte, die ihm jetzt bald wie seine angebetete Jugendgeliebte, bald wie seine eigene Tochter erschien; denn von ihrem Vater hatte sie seinen Zug, sein Antlitz trat nicht störend zwischen Reichenberg's Empfindungen und tiefere Zuneigung zu dem Vater ihres Gatten.

Der alte Herr war ganz Liebe und Heiterkeit, nur einmal sagte er mit wehmüthigem Ernst: „Aber warum, Ferdinand, warum schriebst du mich so lange in Trauer um sich?"

„Ich bedaure dennoch!" entgegnete Anna Lindner. „Ich wollte Ihr Herz weiden schonen; Sie wären in wenig Monaten von ihm entschieden worden, das versichere ich Ihnen!"

IX.

Noch immer steht es vor der jetzt bewohnten geräumigen Stadt- und Landwohnung, auch bei

der Besitzer, um nicht gegen den letzten Willen des Verstorbenen zu handeln, ihm durch seine Mörder Hand eine andere Farbe geben lassen, aber doch prangt es im frischen Grün. Auf Wunsch der Frau Pindar hat Herr Reisenberg vier Fuß breit, achtzig Fuß lang von dem Straßenweg, der vor dem Hause vorbeiführt, gekauft. Die Pfauenbirne sind entfernt worden und dicht an die Mauern des Hauses deutscher Epheu gepflanzt. Sechs Jahre der sorgfältigsten Pflege haben es dahin gebracht, daß sich über die schwarzen Mauern eine lebendige, grüne Epheudecke gezogen hat. Außerdem sind zu allen Jahreszeiten die Fenster bald vor, bald hinter dem Gitter, wie es die Witterung eben erlaubt, mit frischen Blumen geschmückt.

Im Innern des Hauses sieht es eben so heiter und freundlich aus. Frau Pindar bewohnt es mit, und Herr Reisenberg der Aeltere lebt im freundschaftlichen Umgang mit der würdigen Frau wieder auf. Beide brüten Herz und Geist genug, um auch jetzt im Alter einander durch Gedankenaustausch viel zu sein.

Ferdinand und Paula sind glücklich. Vier schöne, gesunde Kinder umgeben sie und drücken oft ihre lachenden Köpfchen zu dem ephenumrankten Fenstern des schwarzen Hauses hinaus, ihr Verwunderung ein gar anmuthiges Rätsel.

Es scheint, der Fluch des Jgnorant ist auf ewig von dem Hause genommen.

Thier- und Menschenleben in Australien.

Von Wilhelm Hartlaub.

III.

Von großen Federmassen der Australien verschiedener Arten, unter denen zwei vampyrartige Fruchtfresser, welche die Kolonisten „Flugende Füchse" nennen, die bemerkenswerthesten sind. Man sieht sie mit den Hinterfüßen in dicken Haufen an den Zweigen der Gummibäume hängen, sonst die ersteren immer der Luft zusammenbrechen. Sie hängen so fest, daß sie, selbst wenn sie vorgeschossen oder verwundet werden, nicht herabfallen und man oft hinaufsteigen muß, um sie zu holen. Sie leben von Früchten und Insekten und thun den Obstgärten viel Schaden. Wie alle Federmäuse sind sie Dämmerungsthiere, und ihr Geschrei, das dem ihrer Mutter gleicht, schallt klagend und unheimlich durch die nächtliche Stille. Doch geben sie auch, eine Eigenthümlichkeit, vor allen nächtlichen Thieren Australiens ausgezeichnet, während einer langen Zeit am Tage ihre Nahrung nach. Trotz ihres dunklen Nachtgewandes scheinen sie von den Eingeborenen mit vielem Appetit verzehrt.

So arm die Thierwelt in Australien an Vierfüßern ist, so unendlich reich ist sie dagegen an Vögeln, und in seinem Theile der Welt steht der Australier einer solchen Mannichfaltigkeit in Gestalten und Farbenpracht wie bei den buntigen Vögelarten, besonders bei den Papageien und Kakatus. Am zahlreichsten und in den meisten Arten sind die Wasser- und Schwimmvögel vorhanden, welche in großen Schaaren die weiten Seen und Regenstrecke beleben. Auch reih- und sperlingartige Vögel gibt es in Menge. Tauben und verschiedenfarbige, prächtig gefiederte Papageien, weiße Kakatus trifft man überall in großen Schwärmen, und ganze Züge bunten Gesieders ziehen über die Waldungen, breiten sich über die Ufer der Lagunen oder flattern kreischend und schreiend in die dürren Aeste der Gummibäume an den Ufern des Flusses. Der schwarze Kakatu ist schon seltener. Auch an jagdbarem Geflügel, Trappen, Schnepfen, Wachteln und Wildtauben fehlt es nicht. Raubvögel dagegen, von denen es namentlich Habichte, Falken und weiße Aare gibt, sind im ganzen nicht häufig. Die kleinlichen Sänger unserer Wälder oder fehlen ganz und gar. Eigenthümlich ist in Australien der Emu oder Straußkasuar, ein riesiger Vogel aus der Geschlecht der Straußvögel, bis 5—6 Fuß hoch, an Größe den afrikanischen Strauß übertreffend und viel Aehnlichkeit mit dem südamerikanischen Nandu oder Kasuar hat, aber doch eine andere Gattung bildet. Er ist weder mit Federn noch mit Haaren, sondern mit einer beiden einander ähnlichen borstenartigen Substanz bekleidet. Sein Oberschnabel soll so hart wie ein Messerschmied werden; der Schwanz fehlt ihm, der Hals ist unbefiedert und nur am Vorderhaupt hat er einen schwachbefiederten Streifen. Als Wetterauer übertrifft er die Hahnenfüßer in England. Mit einem heftigen Tritt seiner überaus kräftigen Beine kann er die Schenkel eines Menschen zerbrechen und richtet auf diese Weise namentlich Hunde auf der Jagd oft schrecklich an. Die große Muskelmuskelnden Fleisches, welches besonders der jüngere Vogel bietet, hat manchen seiner Zahl in den Topf verwandelt, daß er heute nur noch in den nördlichen, eigentlich tropischen Regionen Australiens vorkommt und einzig wohnt kann. Auch jene wunderbare, ob kriechenden

und genannte Trauergol (Anous superbus), zum Geſchlechte der Waſſerhuhner gehörig, kommt nur ſelten, an der öſtlichſten Küſte, vor. Er iſt ebenſo ſo ſcheu, daß er vor dem fernſten Anblick eines Menſchen ſofort nach dem Innern zu verſchwindet, wobei er nicht ſelten, ohne Gebrauch der Flügel, in großer Richtung zehn Fuß hoch ſpringt. Die gebeugte Form ſeines Schweifes iſt wunderbar. Das Wunderwürdige und Gemeinſame aber leiſtet er mit ſeiner Stimme, indem er alles nachmacht, was ihm zu Ohren kommt, ſogar das Geſchnatter der Gingvoveren, Wagengeraſſel, ſelbſt Flintenſchüſſe. Der ſchwarze Schwan Auſtraliens iſt ein großer, ſchöner Vogel mit ſeidenähnlichem, prächtigem Gefieder. Der Rücken iſt gleichmäßig ſchwarz, der Bauch dagegen mehr in ein dunkles Silbergrau überſpielend. Die großen Schwungfedern ſind weiß und ein breiter Ring liegt ihm um die Augen. Das Merkwürdige an ihm iſt aber der ſchneeweiße, faſt unterhalb Zoll dicke Daun, der zum Vorſchein kommt, wenn die ſchwarzen Federn ausgezogen werden, und der das zarteſte, wunderſchönſte Polſtermaterial für Damen liefert. Mit ausgebreiteten ſchlagenden Flügeln bewegt ſich der ſchwarze Schwan ſehr ſchnell unmittelbar auf der Waſſerfläche hin, und das dadurch verurſachte Geräuſch erinnert faſt an den Ton einer Locomotive oder eines Dampfſchiffes.

Wie ſehr in mancher Hinſicht die Thiere Auſtraliens auch in ihrer Lebensweiſe von allen gewöhnlichen Regeln der Natur abweichen, dafür liefert uns das auffallendſte Beiſpiel der eigenthümliche Neſtbau mehrerer Vögel, die zu den Waſſerhuhnern zählen; es ſind die Gattungen: Talegalla, Leipoa und Megapodius, faſt ſämmtlich nicht mehr zwei Fuß lang. Sonderbar und abweichend von den Eiern aller übrigen Vögel, bauen ſie nämlich alle drei ihre Eier nicht ſelbſt aus, ſondern ſie bauen dazu eigenthümliche Hügel von abgeſtorbenen Pflanzentheilen und überlaſſen die Brütung der Eier jener Wärme, welche der Proceß der Zerſetzung der Pflanzentheile unter Mitwirkung der Sonnenſtrahlen hervorbringt. Dieſe ſeltſamen Haufen werden von den Vögeln ſchon mehrere Wochen vor dem Legen geſammelt; auch iſt ihr Bau nicht die Arbeit eines einzigen Paares, ſondern das vereinte Werk mehrerer, und daſſelbe Gebäude wird oft mehrere Jahre hintereinander benutzt, indem die Vögel jedesmal vor dem Legen eine neue Schicht hinzufügen. Beim Zuſammenbringen der Materialien bedienen ſie ſich ſonderbarerweiſe nicht des Schnabels, ſondern faſſen eine Quantität mit dem Fuße und werfen dieſe rückwärts auf einen Punkt zuſammen. In Hinſicht ihrer Größenverhältniſſe, Geſtalt und Lage und die Haufen unterſcheiden ſich verſchieden. Die meiſten ſind aus leichter ſchwarzer Pflanzenerde hyperboliſch geformt, und zwar in den dichten Dickichten; andere, nahe dem Waſſerrande, beſtehen aus Sand und Muſcheln, andere aus leichtem Koth und verwandeltem Holz, wieder andere aus feſteligen Gebirgsarten. Die aus ſehr lockerem Material gebauten ſind oft ſehr unregelmäßig und gleichen einem Walle. Man fand ſolche Bollwerke, die 25 — 30 Fuß lang und 5 Fuß hoch waren, und hyperboliſche Hügel von 15 Fuß Höhe und 150 Fuß Umfang. In den heißen Haufen legt das Weibchen ſenkrechte Gänge für die Eier an, die mitunter 3½ Fuß tief ſind und wieder mit Sand oder leichter Pflanzenerde ausgefüllt werden, nachdem ſie ein Ei, vollkommen aufrecht geſtellt und mit dem dickſten Ende nach oben, aufgenommen haben. Obwol die Oberfläche gut gearbeitet wird, ſo wiſſen die Gingvoveren, welche den Sinn ihrer Brüge und ihres Wohlgeſchmacks wegen eifrig nachſpüren, doch mit einem ſondirenden Stabe die verſchütteten Gänge leicht zu entdecken. Nicht ſelten erhält man aus einem Haufen einen ganzen Scheffel Eier auf einmal. Da der Entwickelung der Jungen im Ei unter den bekleideten Umſtänden längſtens vier bis ſechs Wochen erforderlich ſind, ſo begreift man, wie ihnen für lange Zeit hinlängliche Nahrung bereit zu ſtehen, von ungewöhnlichem Umfange und gegen äußere Verletzungen durch einen die eigentliche Eierſchale bedeckenden Kalküberzug geſchützt. Auch ſind die ausgekommenen Jungen gleich kräftig genug, um ſich aus dem Gehäuſe herauszuarbeiten.

Nicht minder merkwürdig ſind die geſellſchaftlichen Begegnungen und Tänzen, welche zwei Vogelgattungen Auſtraliens, der Schirmvogel Alectornis und der Gabelſchwanz Menuragattung, beide der Familie der Würger angehörig, aufführen und zu ihrem gemeinſchaftlichen Verſammlungsort benutzen. Man findet dieſe Tanzplätze gewöhnlich unter dem Schutz überhängender Felſenwände in den einſamſten Theilen der Wälder. Auf einer etwas geebneten Plattform von dicht durchflochtenem Reiſig erhebt ſich der Tanz hügel, aus dünneren und biegſameren Zweigen aufgebaut, die rundum gekreuzt und mit den Spitzen verflochten, im Innern aber ſo gebaut ſind, daß ihre Spitzen und Gabeln einwärts gerichtet ſind, ſo-

daß der Eingang für die Vögel ganz frei ist. Manchen dieser braunäugigen Kunstgebilde fehlt genug für den Kunsttrieb dieser Vögel, so wendet der Umstand, daß sie über Lauben mit großfarbigen Lappen, mit bloßen Schwanzfedern von Papageien, gebleichten Knochen, Schneckenhäusern und Muscheln ausschmücken, die sie theils zwischen die Zweige stecken, theils am Eingange hinlegen, einen gewissen Sinn derselben für Schönheit. Diese Lauben sind die Vergnügungsorte für beide Geschlechter, auch wahrscheinlich ihre Rendezvousplätze während der Paarungszeit, und die munteren Vögel laufen spielend, scherzend und jubilirend darin herum. Sie benutzen sie mehrere Jahre hintereinander, erbauen sie aber alljährlich. Zwei solcher Lauben hat man mit großer Mühe nach Europa geschafft, und in den Museen zu finden und bewundern.

Auch die Klasse der Fische ist in Australien zahlreich vertreten. Allgemein bewohnen in großer Menge Rochen und Sägefische, See- und Klappschildkröten, darunter die Meleagrischildkröte, die ein Gewicht von 400 Pfund erreicht, welches erst den vornehmsten Nahrungsartikel der Eingeborenen und einen Hauptreichthum der Colonisten ausmacht, eine einheimische Eidechsenart von 2—3 Fuß Länge, sind ebenfalls zahlreich, doch sehr harmlos, außer daß sie gewissen und Höhlenbaud einbrechen und die Eier verzehren. Eine große Menge großer giftiger Schlangen sind die gefährlichste Plage Australiens. Man kann kaum vermeiden, mit ihnen in Berührung zu kommen. Kein Ort ist vor ihnen sicher; sie liegen auf allen Wegen, hausen im Busch, schauen von den Obstbäumen herunter, ja dringen selbst in die Häuser ein, wo man ihnen nicht selten auf der Treppe, ja selbst im Schlaf- oder Gesellschaftszimmer begegnet. Am furchtbarsten ist die 2—3 Fuß lange Todesotter, deren Gift von sehr schneller und tödtlicher Wirkung ist. Unter den ungiftigen Arten gibt es einige von 1—1½ Fuß Länge; theils sind sie weiß oder schwarz, theils grün oder roth. Von manchen ist der Biß ebenfalls giftig und sehr schmerzhaft, besonders von jener großen giftigen Art, die dort Löwenschlange heißt. Im Hochsommer kriechen giftig ganze Schaaren von Insekten und ihren Mineralien hervor, doch wird ihr zuviel Leben durch den raschen Wasserungsmechsel, der von der heißen sommerlichen und kalten winterlichen Monaten herrscht, schnell getödtet und sie erfrieren sich nur einen kurzen Triumph.

Werfen wir uns nun zu den schwarzen Eingeborenen. Wir finden sie in einer andern Gestalt keinem andern Menschenstamme ähnlich, sie bilden vielmehr eine eigene Rasse. Sie sind dunkelschwarze Gestalten von mittlerer Größe, schlank gewachsen, mit auffallend dünnen Armen und Beinen und überhaupt von zartem Knochenbau als die Weißen. Ein kleiner Kopf mit ovalartigem Gesicht, das aber wenig Negerartiges hat, mit niedriger Stirn, breitem Mund und platter Nase, stieläugenden Augen und hervorstehenden Backenknochen gibt ihnen einen etwas stupiden, fast thierischen Ausdruck. Das Haupthaar ist schwarz und kraushig, aber lockig, und die Männer tragen einen langen Bart, der über der Lippe gleich kurz und kraus ist. Sie sind vielleicht der schmutzigste Menschenstamm der Erde und scheinen, entgegen den Orientalen, Waschungen für eine Entweihung zu halten. Dahingegen reiben sie sich den Körper und die Haare mit Fett ein, da bei der Art des heißen Klimas die Haut auf eine solche Weise austrocknet, daß auch Europäer schon bei längerem Aufenthalt im Innern zu gewissen Mittel ihre Zuflucht genommen haben. Auch bemalen sie sich Gesicht, Haare und Körper mit bunten Farben, weiß in Ton, Kohle oder Kalk brennen, und stimmen die Haut durch rothe, mit einem scharfen Kalk gemachte Einschnitte, deren Heilung sie mit Fett solcher Art erleichtern, daß die Narbe doch erhaben und sich bei 1/2 bis eine Zoll dicke Schwielen bilden. Schmucksachen tragen sie selten und wenig; nur einige weiße Kakadufedern in dem Haare von rothem Känguruleder, das sie um den Kopf tragen, ein Halsband von Känguruzähnen und in dem durchbohrten Nasenknorpel einen dünnen, quer durchgehenden Knochen. Sie bewohnen noch als ein freies, unabhängiges Naturvolk den größern Theil Australiens und streifen in Gebieten umher, die seinen ein europäischer Fuß betrat. Als seine Bewohner stehen sie auf der tiefsten Stufe menschlicher Cultur, ja ihr Zustand grenzt nahe an Thierheit, und alle europäische Reisende, die mit ihnen in Berührung kamen, wurden von ihrem heillosen erbärmlichen Zustande unangenehm berührt. Sie kennen weder ordentliche Kleidung noch feste Wohnungen und schämen sich nur um die ungeschlechtlichen Gegenstände. Von Gewürmern, Käfern, Eidechsen, Schlangen und Mäusen lebend, werden sie nur durch drückenden Mangel zu den größern Thieren der Jagd getrieben. In ihren gefährlichen Gefech-

wissen es keine Spur von Recht und Gesetz zu finden, ausgenommen das Recht des Stärkeren über den Schwachen. Sie leben in Schmutz, dessen jeder sich [illegible] gewöhnt hat, und sind die einzige Rasse, welche sich nie zum Bewußtsein erhoben hat, ein Volk zu sein. An der Spitze eines jeden Stammes steht ein Häuptling, der durch Körperkraft und Verschlagenheit im Gebrauche der Waffen den andern überlegen ist, eine eigentliche Gewalt aber nicht auszuüben scheint und nur bei großen Zusammenkünften das Wort führt. Obwohl zwischen Aschanti und Dewuli der Kannibalismus nicht üblich wird und die Sitten gelten auch Gefangene ihren eigenen Zwecken nach. Sie leben in einer Art Ehe, der jedoch der Begriff strenger dauernder Neigung und die sittliche Verpflichtung fehlt. Die Pflicht der Blutsverwandtschaft kennen sie nicht zu beachten, auch ist die Zahl der Frauen nicht beschränkt. Mancher der Verbrechen, der Wortbruch, der Schlinge und sonstigen Gewaltthätigkeiten überredet der junge Mann das Weib seiner Wahl, oder als seine Gattin auf seinen endlosen Wanderungen zu folgen. Meistens bleibt es ihr die Gattin von einem fremden Stamm, was mit unter zu blutigen Streitigkeiten führt. Die Frauen bestehen sich, wie fast bei allen wilden Völkern, in einem Zustand, der an Tierähnlichkeit, ja fast an Geschlechtslosigkeit grenzt. Sie müssen im Lager für Nahrung besorgen, für die Erhaltung des Feuers sorgen, während der Mann sich mit Jagd und Fischfang beschäftigt, die jungen Kinder in einer Art eines weißen Tuch auf dem Rücken tragen, die Nahrungsmittel getragen hat, als Pferde, Esel, Ochsen und Maultiere, sammeln auf den Wochenmärkten für guter Waare schlagen, andere den Wasser, wie keiner der Mann braucht sich irgendwelche Mühe zu geben. Während der Regenzeit oder der Wahlgrenze sind es nur den Männern gestattet in besonderen Hütten, die Männer nehmen das beste Fleisch voraus und geben den Frauen nur die Abfälle oder die Eingeweide. Ein eigentümlicher, sehr Gebrauch ist es bei vielen Völkern, daß alle Menschenfresser, wenn sie das männliche Kind erwachsen haben, zum Zeichen ihrer Mannbarkeit einen besonders tierischen Gegenstand von den Vorderzähnen ausgefeilt werden. Auch übt der Neger sein eigenes Kind, wenn die Zähne zu wachsen gelernt, bevor sonst gehen kann, damit die kaum geweihten Mutter auf der ersteren Wanderung nicht mit zwei Kindern belastet sei.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Aus deutschen Städten.

Einige Schriften liegen uns vor, die in besonderer Weise für sie allein, in Form und Inhalt, und ausschließlich sind, und doch in die weitesten Volksgenossen deutscher Städte eingehen. Es sind: „Heinrich Rubenow. Drama in fünf Aufzügen von Prof." (Greifswald, Schartz 1864). „Das Rathaus zu Greifswald in der Nikolaikirche zu Greifswald und deutschen Vorhalle" (Greifswald). „Die Juden in der Vergangenheit im 17. Jahrhundert in Wien. Von G. Wolf" (Wien, Herzfeld & Bauer, 1864). „Das hundertjährige Jubiläum der Greifswalder Gelehrtengesellschaft im Jahre 1864", von deutschen Vereinen (Greifswald).

Im Norden, in Greifswald, spielt ein blühendes Gemälde aus dem 15. Jahrhundert, im Süden, in Wien, ein nicht minder blühendes aus jüngeren Tagen. Trotz Verbannung, der Verfassung und sonstiger Familienzwang — hier wie dort Muthen gegen einander, Streiten gegen Streiten, Streiten gegen Juden.

Es war eine rauhe Zeit, als 1456 die große weltliche Universität gegründet wurde, daß sogar Kaiserin und Kaiser Handschlägereithund gegen die Greifswalder „Schreiberei", die in solcher Dunkelheit auf ihren Schreibern saßen, daß der größte Teil der Bürger nie der Lesen und gewiß schwach studierte, und nur das Nützliche zu betreiben, und die Kenntnis des Schatz der antiken Schätze in der Hand nehmen wollten.

Neben Jürgen Wullenweber von Lübeck und seinem Zeitgenossen Markus Meyer, deren Gestalten in hiesiger Umgebung am Lebhaft gelegt hat, neben Otto Voge (Voge) von Stralsund, der seinen Geschichtsschreiber und [illegible] in Barthold gefunden hatte, Heinrich Rubenow, neben Bürgermeister von Greifswald und Gründer der Universität. Der Zeitgenosse vom Jahre 1413, den Voge nach Stralsund berufen, war erzählt, er hatte mit Rubenow Verwandtschaft, und [illegible] Voge auf Rügen. Die Erhebung geschah, und Herzog Wratislaw IX. setzte seinen Kanzler Rubenow, den Schwur, aber ungetreuen Rath und Kirchlichen V., neben sich zu stellen, die wichtige Stadt zu Stralsund. Der Lehrer gehörte Voge zu seinem Zeit von Stralsund sich in Greifswald hier in Greifswald zum Herrn, hatte Lehrer der Rechte sich und Voge sich [illegible]. Rubenow nicht minder, sagen der gute Bürgermeister, Dietrich Lüdeke, Lehrer unsere Lehrerschaft an der Stadt [illegible] Schulen. Voge wurde natürlich Rubenow, schon aber auch Stralsunder Verhältnisse passt, eingehalt von den einigen, durch die Herzoge von gelehrigen Bürgern, und durch so [illegible] Bürger, und

Rabenow hatte sich nach der Verbannung seines Freundes dem Herzog genähert und die Universität war gegründet und vom Herzog mit zwei silbernen Szeptern — in unserem zweiten Werkchen beschrieben — beschenkt worden. Dennoch ruhte der Verrath im Innern nicht. Rabenow ward von den Rächern Törpum's erschlagen. Dieser innere Zwist Greifswalds ist es nun, welchen Pol in poetischer Sprache zu gestalten versucht, in den er ein Familiendrama, etwas von „Romeo und Julia", hineinflicht, um einem Theaterpublikum — das Drama ist „für die Bühne bearbeitet" — zu genügen. Wir hätten nur gewünscht, in einer jener Zeit und ihren wuchtig aufeinanderstoßenden Charakteren noch mehr entsprechenden Weise den Sturm miterleben, die Sprache ist uns nicht kräftig genug, die Handlung wandelt zu ruhig. Im zweiten Schriftchen erfahren wir Näheres noch über Rabenow's Denkstein und seine Bibliothek. Auch ist beiden Werken ein Bild Rabenow's beigegeben.

Wir wandern gen Wien, die eigentlich älteste deutsche Universitätsstadt, wenn wir das ephemere Prag ausnehmen — wandern über Jahrhunderte weg wie über die deutschen Gauen, in das Ghetto, die Judengasse Wiens.

Dreimal wurden die Juden aus Wien vertrieben, das erste mal im Jahre 1349, wo man ihnen die Schwarze Pest zuschrieb, zum zweiten mal 1421, wo 110 Juden auf der Gänseweide verbrannt wurden, die übrigen flüchteten; endlich im Jahre 1670, auf Antrag der wiener Magistrat, weil die Gewerbe der Christen nur durch die Vertreibung der Juden zu höherer Blüte gelangen könnten. Erst 1624 hatte man die vielgequälten und stets zu Contributionen herangezogenen Juden in die Leopoldstadt (Unterer Werd) übersiedelt, sie hatten 14 Häuser daselbst und einige Baustellen gekauft, errichteten zuerst eine Synagoge, die prunkige Kirche zu St. Leopold, und fingen an, sich einzurichten. Sie durften auch „Gewölber" in der Stadt halten, Handwerke betreiben, Märkte besuchen, vermochten sogar Kaiser Ferdinand II., den Stadt von Hanau 1627 zu befehlen, „keine occasion zur Aufreizung des gemeinen Volkes zu geben" — man schrieb nämlich daselbst den Juden die so lange Dauer des Krieges zu, der doch man eigentlich erst recht anfing und noch bis 1648 währte. Die wiener Judenschaft stand also im ganzen gut angeschrieben, bis endlich unter Leopold I. die Unbeliebtheit der Bürger und Studenten immer größer wurde, man die Juden der abscheulichsten Verbrechen bezichtigte und am 28. Februar 1670 der Befehl erging, daß alle Juden bis zum 6. Juni Wien und Niederösterreich überhaupt zu verlassen hätten. Düster ist das Bild, welches der Verfasser vor uns entrollt. Er gebraucht der Worte Gottes zu Abraham: „Ziehe weg aus deiner Heimat in ein Land, das ich dir zeigen werde" — und erinnert daran, wie oft sich diese schwere Prüfung wiederholt hat. Er spricht von der liebgewordenen Heimat, von den Jugendfreunden, von den Gräbern der Väter und der Wiege [illegible] Kinder — und zum Hohne von alledem, [illegible] und Gelande, Greise und Säuglinge — alle — die Dreimalerei in eine dürftige, feindliche Heimat. Die gegen fort, die einen dorthin, die anderen hin, die meisten wanderten sich nach Mähren. Synagoge wurde geschleift, „nur" — nach dem [illegible] druck des Magistrats — „der Name Christi [illegible] schmähet werden", und der Grundstein zu der [illegible] polskirche gelegt. Aber trotzdem gingen die Ge[illegible] der Christen nicht besser und schon nach wen[illegible] Jahren vermochten sie nicht, die 14000 G[illegible] Judensteuer, wie sie versprochen, der Staatskas[illegible] zahlen. Die Regierung ließ sich deshalb gern be[illegible] mit den Vertriebenen wieder anzuknüpfen, und [illegible] leyten — nur die Armen waren ausdrücklich [illegible] genommen — im Jahre 1675 gegen Zahlung [illegible] XXXXX) Gulden in die Staatskasse und 14000 G[illegible] jährlicher Judensteuer wieder zurück. Die Leopoldi[illegible] aber nahm sie nicht auf, sie mußten wieder in [illegible] enge innere Stadt, nur beim Gottesacker in [illegible] Rohau durften zwei israelitische Männer und Fr[illegible] wohnen.

Das letzte Schriftchen knüpft an die fatale Verordnung vom 5. Mai 1764 an, in welcher [illegible] gemeinen Gerichtsstellen ein Jude beschäftigt war, [illegible] länglich in Wien wohnen zu dürfen, und „kann [illegible] immerhin von Gerichten der Gewerbe halber wer[illegible]

Die verschiedenen Maßen in der Weltgeschichte kommen und vor wie die Heuschreckenschwärme [illegible] sie, von einer Strömung fortgerissen, hungrig [illegible] ermüdet niederfallen, verschwinden sie, nur um über [illegible] Augenblick der Erschöpfung hinweggekommen — sie bemerken nicht, ob sie beim Niederfallen in [illegible] oder Heere fallen und umkommen. Die einzelnen [illegible] gehören sich in dem Momente nicht an, sie sind [illegible] unendlich schwacher Atom einer ungeheuren [illegible] Gesammtheere verlorenes Element, mit dem sie [illegible] gen oder fallen. So ist es noch heute in [illegible] Schlachten, so war es in allen Revolutionen, [illegible] Mittelalter bei den Judenverfolgungen, den [illegible] zügen, in den türkischen Kämpfen. Lange und [illegible] Vorliebe hat man von begeisternden Ideen gesprochen, welche die Massen zu diesem oder jenem Unternehmen getrieben hätten. War wirklich eine solche Idee [illegible] handen, die so einem oder dem anderen auffallen [illegible] und die Menge eine kurze Weile elektrisiren, so [illegible] sie doch bald im beginnenden Wogen der Masse unter. Wo aber eine Idee im kleinen wirkt, [illegible] von einem zum anderen greift und durch die Vereinigung [illegible] mehr oder minder begeisterten Menge glücklich [illegible] wurde, da ward die Idee stark trotz der mächtigsten Gegnerschaft. So ist es mit der christlichen Idee gewesen, so ist es mit der Idee des Judenthums geworden. Beide ruhen, wie auch die weltgeschichtliche Idee Rabenow's, auf ein und derselben [illegible] der göttlichen Kraft im Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Entscheidung in der Schillerstiftung.

Die diesjährige Generalversammlung der Schillerstiftung tagte vom 17. bis 22. October in Weimar; sie hat über die wichtigsten Fragen entscheidende Beschlüsse gefaßt und im vollsten Maße für ihre Thätigkeit, ihr Wirken den Dank des Publikums verdient. Nicht, daß man nicht in Einzelheiten anderer Meinung sein könnte. Aber die Wirksamkeit einer Versammlung muß im ganzen betrachtet werden und in dieser Hinsicht werden die Debatten und die Beschlüsse der Generalversammlung für die Schillerstiftung segensreich sein.

Mit großer Genugthuung haben gewiß alle das Urtheil der Revisionscommission, welche die Maßregeln des Verwaltungsrathes, die Unterstützungsgesuche begutachteten, den Kassenbestand zu prüfen hatte, vernommen: daß von seiten des Vorstands in allen diesen Dingen mit musterhafter Sorglichkeit und Umsicht, mit strenger Gerechtigkeit und Unparteilichkeit verfahren worden sei. Damit sind all die schlimmen Gerüchte, die im Publikum herrschten, und dem einen und anderen Mitglied entstanden, niedergeschlagen, ist das Vertrauen zu der Verwaltung wiederhergestellt. Man hat zwar behauptet, das deutsche Volk in seiner Masse hätte gar keinen Antheil an der Stiftung, gar kein Recht ihr gegenüber; nur die Mitglieder der einzelnen Zweigstiftungen könnten dies beanspruchen. Als ob die Schillerlotterie nicht durch die Beiträge des deutschen Volks zu Stande gekommen, als ob die vielen Concerte, Theatervorstellungen, die 1856 — 59 die reichen größeren Summen für die Stiftung einbrachten, ohne die Theilnahme des großen Publikums hätten stattfinden können. Durch die Einführung der Oeffentlichkeit in die Stiftung ist dem Recht der Allgemeinheit genügt worden. Wir hatten diese Forderung für die erste und wichtigste erklärt, die wir an die Generalversammlung zu stellen hätten. Im andeutendsten Maße ist diesem Verlangen genügt worden. In seinem Jahresbericht wird der Vorstand die Namen der ihre Vorschläge wegen gewährten Schriftsteller setzen müssen. Die Oeffentlichkeit, die man gegen die Oeffentlichkeit vorgebracht, erscheinen uns nicht stichhaltig. Daß die deutschen Schriftsteller nicht auf Reisen gehetzt sind, daß beinahe jeder von ihnen eine „Unterstützung" sehr gut gebrauchen könnte, weiß das ganze Publikum. Da nur die wenigsten Theater 1 % eine Tantieme zahlen, so kann der dramatische Dichter, wenn er nicht fort und fort produzirt und das Glück hat, „aufgeführt" zu werden, sehr bald und ohne sein Verschulden in Verlegenheiten gerathen. Hatten es alle deutschen Theater für eine Ehrensache, alljährlich ein Drama von Julius Mosen und Otto Ludwig herzustellen und zu — honoriren, dann möchten beide vielleicht der Unterstützung der Schillerstiftung entrathen. Bedürfen wir deutscher Gelehrter für ein Buch über Shakspeare wie Victor Hugo 30000 Franck, brauchte es sicherlich nicht die letzige Summe von 300 Thalern von seiten der Stiftung, nur um es in Muße beenden zu können. Unsere Verhältnisse sind wesentlich andere als die englischer und französischer Schriftsteller: das weiß das gebildete Publikum recht wohl. Die „Unterstützungen" der Schillerstiftung sind nicht Remunerationen, es sind Ehrengaben. Wir begreifen nicht, welcher Schriftsteller erst den leisesten Makel darin finden könnte, neben Otto Ludwig genannt zu werden. Groß tritt hier wieder ein Gegensatz unserer Volkscharaktere auf: unserer Gesinnung nach sind wir Demokraten, tiefer als die englischen, in der Wirklichkeit indeß finden wir die Pension, wie und ein König gibt, ehrenvoll, und schrecken vor dem goldenen Kranz zurück, den uns das Volk schenkt. Es hätte sich vielleicht in der Oeffentlichkeitsfrage das Amendement empfehlen: für Gaben unter 100 Thalern Verschwiegenheit beizubehalten; die Generalversammlung ist dem Princip treu geblieben, eine Haltung, die bei der laut allgemein ausgesprochenen Mißbilligung des Geheimnisses wol geboten war.

Was die Mahnmerfrage betrifft, so wurde sie dilatorisch beseitigt. Fast scheint es, als hätte letzter der Zweigstiftungen ernstlich an diesen Plan einer Mahnmir gedacht. In Berlin aber und Leipzig war das Gerücht darüber an der Tagesordnung. Der Entwurf sollte von einem einflußreichen deutschen Schriftsteller ausgehen. Wir hätten gewünscht, dies Mahnmirprojekt wäre formell von der Generalversammlung verworfen worden; es ist immer Gefahr vorhanden, daß es noch ein- und ein anderesmal auftaucht. Die Aenderung des Paragraphen der Statuten, der von den „Unterstützungen" handelt, hat thatsächlich soviel die Mahnmir als die Ehrengaben beseitigt. Die Stiftung wird verdiente Schriftsteller und ihre Hinterbliebenen durch Ehrengaben ehren, „und besonders" in Nöthen über sie verhängter schwerer Heimsuchungen. Dies gestrichene eingeschobene Wort „und besonders" wird über den Zweck der Stiftung und die Verwendung ihrer Gelder keinen Zweifel mehr lassen.

Bei der Berufung des Generalversammlungsorts zu dem Vorstand, bei der verzweifelten Wahl eines neuen Vororts war den Debatten eine gewisse Heiterkeit nicht zu nehmen: demnach muß der „Lokal"-anerkannt werden, mit der die Generalversammlung heute Hamburg zu entschädigen hat. Gustav Karl Laufberger, der Generalsekretär, hatte bei dem Beginn der Verhandlungen erklärt, daß er eine Klagepflicht gegen den Vorort zurückfinde, als Dramatiker, der Hamburger

des Verwaltungsrathes, daß Weimar für die nächste Periode auf die Ehre, Vorort zu sein, verzichte. Mit Recht ließ sich die Versammlung dadurch nicht abhalten, die principiellen Seiten beider Fragen zu untersuchen. Der Zwiespalt zwischen dem Vorstand und dem Generalsecretär war aus der verschiedenen Interpretation mehrerer Paragraphen der Geschäftsordnung entstanden; die Versammlung schloß sich an die Auffassung des Vorstands an. Wir leben der Hoffnung, daß bei richtiger Erkenntniß und Würdigung der gegenseitigen Rechte und Pflichten sich ein erträgliches Verhältniß zwischen dem Vorstand und seinem Secretär herstellen werde. In Hinsicht auf die Wahl eines neuen Vororts erhob sich eine lebhafte Debatte, die mit einem Protest der Leipziger Zweigstiftung schloß. Sollte Weimar wieder zum Vorort gewählt werden, so müßte eine Statutenveränderung vorhergehen. Das Statut bestimmte nach je fünf Jahren den Wechsel des Vororts. Die Versammlung hat beschlossen, die Statuten dahin abzuändern, daß dieselbe Zweigstiftung auch für eine zweite Verwaltungsperiode Vorort sein könne. Dagegen sprach die Vielgeschäftigkeit, Mannichfaltigkeit des deutschen Lebens und der deutschen Literatur, wanderte der Vorort der Schillerstiftung nach Frankfurt, Darmstadt, Leipzig und so allmählich durch alle Zweigstiftungen, so waren der Verwaltung neue Anregungen sicher, sie blieb vor gewissen Gewerbsmäßigkeiten und Vorurtheilen bewahrt, die sich nur allzu leicht in einer kleinen Stadt festsetzen und nicht ohne üblen Einfluß auf sie bleiben. Dafür, für das Verbleiben der Stiftung in Weimar, sprach vor allem ein ideeller Grund: diese Stätte ist durch eben jenen Dichter geweiht, von dem die Stiftung ihren Namen trägt, das Bureau der Schillerstiftung ist im Schillerhause. Zweckmäßig mochte erscheinen, die noch so junge Stiftung erst Kraft und Stetigkeit gewinnen zu lassen, ehe man sie den Gefahren der „Wanderjahre" aussetzte. Von diesen Gründen ließ sich die Majorität der Generalversammlung bestimmen, das Statut in dem obenangeführten Sinne zu ändern und mit 11 Stimmen gegen 8 Weimar für die nächsten fünf Jahre wieder zum Vorort zu wählen. Wenn wir selbst auch uns auf die Seite der dissentirenden Stimmen neigen und gerade der freieren Bewegung der Stiftung, der Einsammlung neuer Erfahrungen wegen die Veränderung des Vororts gewünscht hätten, so sind doch die Vortheile nicht zu verkennen, die sich an Weimar knüpfen. An eine Trennung der Minderheit von der Stiftung glauben wir nicht; der „Bruch" wird nur auf den Lippen, nicht im Herzen der Nehmenden gelegen haben. Die Befürchtung, daß die Stiftung in Weimar einer gewissen Bevormundung ausgesetzt sei, hat der Bericht der Revisions-Commission als grundlos bezeichnet; die neuen Elemente, die Zweigstiftungen Wien und Köln, die in den Vorstand gewählt worden sind, bringen frische Kräfte und neue „künstlerischen Anschauungen" in die Verwaltung. Denen Beifall hier und dort bedauert wurde.

In zwei Fragen, die wir als die wesentlichsten an die Spitze unseres vorigen Artikels gestellt, hat sich die Generalversammlung männlich und populär gezeigt. Sie hat die Oeffentlichkeit eingeführt und das Akademieprojekt beseitigt. Es bedarf jetzt nur der lebendigen, andauernden Theilnahme des Publikums, um die Stiftung zu der segenbringenden, zu einem wahren Asyl der deutschen Literatur zu machen.

Die Macht der Einbildung.

II.

Zuweilen scheint der bloße Anblick eines hydrophobischen Kranken zu genügen, um denselben Leiden in Menschen von leicht erregbarer Gemüthsart hervorzubringen. Ein Studirender in Wittenberg verfiel in Wasserscheu, nachdem er mit einiger Theilnahme einen heftigen Patienten mit angesehen, dessen Opfer ein mit dem Tode ringendes Mädchen war. Er wurde zwar hergestellt, litt aber jahrelang nachher noch an einer großen Schwäche und Unsicherheit der Stimme. Einen ähnlichen erlebte an sich der Arzt Thomson, nachdem er einen an der Wasserscheu erkrankten Freund ärztlich behandelt und sterben gesehen hatte. Eine Angst überfiel ihn dann, sobald er an dieses Leiden dachte. Dem Freund, welcher viele dieser Thatsachen zusammengestellt hat, machte selbst der unwiderstehliche Macht der Einbildung auf den Körper erschien, als er einen an der Wuth Gestorbenen mit dem Finger berührt hatte — und auf solcher Einbildung soll nach der Section eines an Hydrophobie gestorbenen Kindes ein junger Arzt in Wasserscheu.

Nicht selten ist die aus Einbildung entstandene Krankheit mit allen ihren gräßlichsten Erscheinungen verschwunden, sobald der Irrthum der Einbildung erkannt wird. So bei einem Manne, welchen ein kühner Arzt von der Wasserscheu heilte, indem er ihn auf den Mund küßte und ihm dadurch die feste Ueberzeugung gab, daß sein Leiden ein eingebildetes sei.

Eine merkwürdige Cur gelang einem englischen Arzt durch die Erregung der Einbildungskraft bei einem gelähmten Manne. Derselbe sollte zur Heilung des Uebels salpetersaure Dämpfe einathmen; vorher aber brachte man, um die Wärmeentwickelung zu prüfen, welche die Gasinhalation hervorzubringen pflegt, ein Thermometer unter die Zunge des Patienten. Dieser, der dem Arzte vollen Vertrauen schenkte, hielt das Thermometer für die wirksame Kraft und erklärte, sobald dieser wieder von der Zunge entfernt war, daß er bereits wesentliche Erleichterung fühle. Der Arzt, welcher begierig war, zu erfahren, wie weit die Macht der Einbildung in solchem Falle ginge, klärte den Irrthum nicht auf, sondern applicirte am nächsten Tage das Thermometer in gleicher Weise und setzte drei vierzehn Tage lang fort, nach welcher Zeit der Patient vollständig hergestellt war.

Bei der Belagerung der Feſtung Breda in Brabant bewährte die Einbildungskraft ſich ebenfalls als Wunderthäterin. Der Ort war ſehr lange vom Feinde eingeſchloſſen und zu dem Mangel an allem zum Leben Nöthigen und zu der raſtloſen Arbeit an den Befeſtigungswerken geſellten ſich bösartige Krankheiten. Namentlich war ein großer Theil der Soldaten ſowie der Einwohner vom Skorbut ergriffen und viele waren bereits geſtorben. Die Entmuthigung war ſo allgemein, daß man ernſtlich an die Uebergabe der Feſtung dachte, als es dem Prinzen von Oranien gelang, einen Boten in die Stadt zu ſchmuggeln, welcher die Hoffnung auf baldige Hülfe brachte und einige Arzneimittel von unfehlbarer Wirkung brachte. Jeder Arzt hatte von dem angeblichen Heilmittel nur einige Fläſchchen erhalten, allein ſie thaten Wunder. Einige Tropfen der Tinktur, welche, auf völlig unſchuldigen Stoffen zuſammengerieben, ohne alle mediciniſche Wirkung war, verwandelte eine Gallone Waſſer in die kräftigſte Medizin und ſchuf ſelbſt in hoffnungsloſen Fällen Heilung herbei. Kranke, welche vorher monatelang die Kirche nicht betreten konnten, bei denen die kräftigſten Medicamente nicht anſchlugen, wurden zur Verwunderung der Aerzte in wenigen Tagen geſund und rühmten laut das Heilmittel ihres Prinzen. Die neubelebte Hoffnung auf Befreiung und die Einbildung hatten mehr vermocht als die Kunſt der Aerzte.

Auch der alte Volksglaube, welcher den Königen von Frankreich die Macht beilegte, durch die Berührung mit ihrer Hand den Kropf zu heilen, ſcheint ſich auf die Thätigkeit der Einbildungskraft gegründet zu haben. Scharen von Mißgebildeten, welche an jenem Skrofulöſen litten, wurden an gewiſſen Tagen den Königen vorgeſtellt, von dieſen an der leidenden Stelle berührt und nach den Zeugniſſen der Aerzte hat bei vielen dieſe ſonderbare Heilart günſtig gewirkt und den Kropf verſchwinden gemacht. Ludwig der Heilige heilte, wie man ſagt, auf einmal 1500 Menſchen von dieſem Uebel und ließ jede Woche ſolche Kranke zu ſeiner Berührung zu. Die Könige legten zwei gekreuzte Finger der rechten Hand auf die Geſchwulſt und ſagten dabei die Worte: „Le roi te touche, Dieu te guérisse!“ In ſpäterer Zeit fügte man dieſem Spruch noch den Namen der Dreieinigkeit bei. Auf ähnliche Weiſe wirkt auch jetzt im Volke der Glaube an die ſogenannten ſympathetiſchen Mittel heilend auf krankhafte Ausdrücke an der Außenfläche des Leibes.

Bilder aus Paris.

II.

Die Eröffnung. Das neue Theater. Theater und Komponiſten.

Der Eifer des neuen Jahres hatte im Spätherbſt ihre Räume für die Beſucher an der großen Pariſer Ausſtellung nach Italien — geſchloſſen. Unter den acht Theatern des ſüdlichen Vorwärts „Der ſingende Ochſenknecht“, hatten die Herren Delaplanche den erſten und Deſchamp den zweiten Preis gewonnen. Die Statue von Delaplanche war mit großer Meiſterſchaft ausgeführt, die wenig edle Geſtalt des Ochſenknechts hat mit der rechten Hand den Bogen gefaßt und geht ihn gewaltig heran, während ſein linker Fuß auf dem anderen Ende des Bogens ſteht, um ihn feſtzuhalten. Vortrefflich bringt das Bildwerk die Idee der Kraft, die ſeine Anſtrengung kennt zur Erſcheinung.

Der erſte Preis in der Architektur wurde einem Herrn Daubet zuerkannt. Die Aufgabe für die Concurrenten beſtand in der Conſtruktion und Darſtellung eines Hochzeitsſaales auf einer der Alpenſeen. Ueberall ragen die Schneehäupter die zierlich in Waſſerfarben ausgeführten Gebäude. Daubet hatte am praktiſchſten die Aufgabe gelöſt und daher den erſten Preis erhalten, mehrere andere Entwürfe wurden belobt.

Der ernſtlich herannahende Herbſt mit ſeinen naßkalten Abenden drängt noch mehr als gewöhnlich zum Beſuch der Theater, die überhaupt außer den Kaffeehäuſern für die Fremden, ſobald die Blätter von den Bäumen fallen, die einzigen Vergnügungsorte ſind.

Die beiden neugebauten Häuſer auf dem Platze du Châtelet: Das Théâtre lyrique, wo Opern gegeben werden, und das Théâtre du Châtelet, ſind unglaublich beſſer conſtruirt als ihre Vorgänger auf den Boulevards, ſie ſind nicht nur geräumiger und eleganter, ſondern haben auch den Vorzug, den Zuſchauer vor jener läſtigen Hitze zu bewahren, die oft Ohnmachten und Krämpfe auf einem laſtete.

Der große Kronleuchter iſt hinter einer Kuppel mattgeſchliffenen Glaſes angebracht, ebenſo ſind alle Lampen von Mattglocken umſchloſſen und iſt für die richtige Ventilation geſorgt. Die Maſchinerien ſind vortrefflich, ein nothwendiges Zubehör, da man hier Zauberſtücke aller Art aufführt. Man gab hier ſeit Wochen „Les sept châteaux du diable, féerie en trois actes et vingt tableaux, par Dennery et Clairville“. Dieſe „Sept châteaux du diable“ haben wir weiland Raimund's Zauberſtücke ihre moraliſchen Sentenzen und Folgerungen, die Bühne ſchien es ſich zur Gewiſſensſache zu machen, in „unterhaltender“ Weiſe Moral zu vertragen durch die nackte Enthüllung der Sittenlaſterung, vor der ein guter Deutſcher zu weilen zuſammenſchaudert.

Der Teufel ſieht von ſeinem Schloſſe aus zwei junge Mädchen in der Vorſtadt, die, um ihr zur Ehe gezwungenen Vater vor Gefahr zu ſchützen, eine Wallfahrt zur Kapelle der Barmherzigen Schweſtern gelobt. Er beſchließt, ſie auf irrigem Wege in Verſuchung zu führen und ruft ſofort ſeine Söhne Eitelkeit, Neid, Stolz, Geiz, Zorn, Wollluſt und Schwelgerei; ſie ſollen die Mädchen in ihren Schlöſſern einfangen, und ehe die Armen die Kapelle erreichen, ſollen ſie dem Teufel erlegen ſein. Gottſamerl aber, ein abgeſtiegener Dämon, der ſich

unwiderſtehlichen Bedürfniß des Gefühls den Bund fortſetzt, den ſie einſt in den unbewachten, ſorgloſen Stunden der erſten Jugend geſchloſſen hat?

Seeburg.

In unbewachten Stunden der erſten Jugend? — (Bei Seite) Wo will ſie damit hinaus?

Beate.

Stimmen auch Sie nicht ein in die Worte des Dichters:

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schooß das Glück,
Und der mächtigſte von allen
Herrſchern iſt der Augenblick.

Seeburg.

Iſt der Augenblick?

Beate.

Fühlten auch Sie nicht mit ſchneidender Wahrheit, was der Sänger ſagt:

Willſt Du nach den Früchten greifen,
Eilig nimm dein Theil davon!
Dieſe fangen an zu reifen
Und die andern keimen ſchon;
Gleich mit jedem Regenguſſe
Aendert ſich dein holdes Thal,
Ach, und in demſelben Fluſſe
Schwimmſt du nicht zum zweiten Mal.

wieder zum Guten bekehrt hat, heirathete, die Mädchen und ihre Geliebten: Desmonds und Gounods, zu beschützen. Er geht mit dem Teufel eine Wette ein: Agnes und Régaillette, die beiden Mädchen, sollen in jedem der Schlösser zwei Stunden festgehalten werden; widerstehen sie während dieser Zeit den Verführungen, so sind sie frei, ebenso soll die Tugend der einen Schwester die andere retten. Gounods und Régaillette, das komische Paar, erliegen denn auch in jedem Schlosse der Verführung, worauf sich eine Menge von Verwandlungen und unterhaltenden Scenen entwickelt; schließlich wird Régaillette durch die Tugend der Agnes gerettet. Gespielt wurde vortrefflich, was mir bei Darstellung des Gounod'schen „Faust" im Théâtre lyrique nicht sagen können; der Vergleich zwischen der pariser und berliner Vorstellung fiel sehr zum Vortheil der letztern aus. Madame Nicolai-Carvalho stand für die Margarethe doch in zu vorgerückten Jahren und hat nicht jenes dramatische Talent, das im Stande ist, darüber fortzuhelfen. Faust nahm seine Rolle zu sentimental, nur Mephisto und Martha waren befriedigend; mir machte es den Eindruck, als wollten sie den ruhigern deutschen Charakter zur Geltung bringen, wodurch das Ganze eine langweiligere, aber nichts weniger als frivole Färbung, die ich erwartet hatte, gewann; die Ausstattung stand ebenfalls weit der berliner nach.

Man erzählte, Gounod sehe im Begriff, „Agnes de Méranie" von Ponsard zu componiren. Dabei fiel mir ein Wort Rameau's ein. Er wollte sich verbindlich machen, die „Holländische Zeitung" in Musik zu setzen. Endlich erfuhr man, daß M. Legouvé einen ähnlichen Stoff wie jener Ponsard'e unter der Feder habe und daß man Gounod auf diesen Operwurf aufmerksam gemacht habe, der sich zu einer Oper eignen werde. Während nun der Componist den Vorschlag in Erwägung zog, Legouvé auf Verse sann, erschien die Künstlerin bei dem Dichter, der ihr den Inhalt seines neuen Stücks mittheilte; die Hauptrolle begeisterte sie so sehr, daß sie Legouvé bestimmte, seinem Werk die Form des Dramas zu geben; dieser aber, um den berühmten musikalischen Mitarbeiter nicht zu verlieren, hat nun in sein Stück Chöre hineingewebt und Gounod ersucht, sie in Musik zu setzen; jedermann ist auf Gounod's Arbeit gespannt.

Georges Sand hat unter Beihülfe von M. P. Meurice aus ihrem in Nohant gespielten kleinen Stück „Le Drac", ein dreiaktiges, vermuthlich Drama gemacht. Es kam am 29 September im Théâtre du Vaudeville zur Aufführung. Kein Platz war leer geblieben. Der Vorhang hob sich und Drac, in einer reizenden Muschel, in duftigen Algen gebettet, ruhte neben Cosme, der Königin der Wasserwelt. Drac, der Gott des Wasserelements Meroé, bittet die Königin, ihm zu gestatten, für einige Zeit menschliche Gestalt annehmen zu dürfen, um die Menschenwelt kennen zu lernen. Cosme, die bereits Erfahrungen gesammelt und ihrem Drac sehr lieb, gibt nur einem Seufzer ihre Einwilligung und entläßt Drac heißt zwar, auch als Mensch seine himmlischen Eigenschaften zu bewahren, aber er verfällt nur bald den menschlichen Leidenschaften und Schwächen. Er verliebt sich in die Tochter eines Fischers, welches einem andern gehört. Eifersucht und Rache zerreißen sein Herz; er zerstört das Glück der Liebenden und ist nahe daran, sie zu tödten. Da, in einer stillen Minute, entdeckt er, daß die Menschen höher stehen als er, daß sie besser und edler sind, er bereut, sich dem Bösen hingegeben zu haben, und opfert sich nun seinerseits wieder, um das durch ihn gestörte Glück wiederherzustellen.

Es ist keine Frage, daß man aus dieser Phantasie eine hübsche Oper hätte machen können; die Musik hätte dem duftigen Gedicht mehr Seele einhauchen; so, wie er ist, hat der mit so vieler Operneigung erwartete „Drac" die allgemeine Befriedigung sich nicht errungen. Ein Stück für George Sand ist das „Drac" in einem Augenblick zur Aufführung gekommen, wo die vornehme Welt aus den Seebädern, die jetzt verwaisend Meer sind, zurückkehrt. Man hört gleichsam noch das Rauschen der Wogen, sieht noch die weite blaue Wasserfläche vor sich; alles wiederholt sich im „Drac"; die Scenerie ist reizend und so erscheint das Stück den Heimgekehrten wie eine liebliche Erinnerung. Im Augenblick schwärmt man für den „Drac", in einem Monat wird man ihn vergessen haben.

Das Genie der George Sand leidet indeß durch so kleine Niederlagen keinen Schiffbruch. Ihr „Marquis de Villemer", der als ihr **bestes dramatisches** Werk gilt, ist vom Odeon wieder aufgenommen und auch in Brüssel mit großem Erfolg gegeben worden*); die fruchtbare produktive Dichterin arbeitet gegenwärtig an einem neuen Stück: „Valvèdre", das diesen Winter im Odeon zur Aufführung kommen soll.

Der Held der Oper, der alte Maestro Rossini, hat die Präsidentschaft des Comité, das sich in Italien zur Errichtung eines Monuments für Guido d'Arezzo gebildet hatte, angenommen. Rossini ist Bürger von Arezzo, in dieser Eigenschaft hat er sein Dankesagungsschreiben an das Comité unterzeichnet. Rossini lebt in einem Landhause zu Passy, jeder ist voll von seiner Liebenswürdigkeit und Geistesfrische.

Die Nachricht, daß Richard Wagner vom jungen König von Baiern mit 4000 Gulden Gehalt als Kapellmeister in München angestellt sei, hat viele Anerkennung in Paris gefunden.

*) Die jetzt in Berlin gastirende Truppe französischer Schauspieler, deren vorzüglichster Mr. Lafontaine ist, hat den „Marquis de Villemer" gestern mit sehr großem Erfolg zur Aufführung gebracht. Das Drama, aus einem Roman entlehnt, verdankt in seiner Form einer Idealisirung; und reihen es als ein vollendetes Drama den der

P. Lind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 46.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Auf bewegter Flut. Novelle von Arthur Kohl. II. — Faust in Kultur und Poesie der Literatur. Von Ludwig Bäumann. — Thier- und Menschenleben in Australien. Von Wilhelm Gerstäcker. IV. — Die Berliner Oper — William Bryant — Bildblatt: Die Volksschule — ihre Noth und deren Hülfsmittel. — Die Macht der Gewohnheit. III. — Bilder aus Paris III. Gerville's Lebensweg. Museen der Lebenden. Deutscher Musikverein. Deutsche Wissenschaft. — Für die Winterabende I.

Auf bewegter Flut.

Novelle von Arthur Kohl.

II.

Felicia von Bruck war in ihrem Hause allein. Sie ging bewegten Schrittes im Salon auf und nieder und drückte die Hände auf das stürmende Herz. Zuweilen blieb sie lauschend stehen und es irrte wie Seufzer über die halb geöffneten Lippen. Die ungewohnte Stille des Hauses that ihren aufgeregten Sinnen wohl; Erwartung und Sehnsucht sind so qualvoll, wenn jeder fremde Laut täuschend versucht, den Schall eines ersehnten Fußes nachzuahmen. Sie sah auf die Uhr und wollte versuchen, am Flügel die schleichende Zeit zu benützen. Aber der erste Ton erschreckte sie fast und die Stimme versagte ihr. Warum zögerst du, Eugen? Weil du fühlst, daß es um dein Glück und deine Ruhe geschehen ist, wenn der Athem dieser Frau jetzt deine Lippen berührt und sie die Wärme aus deinem Herzen saugt, um darin die zerstörende Flamme anzufachen!

Auf dem Notenpult lag eine abgebrochene Gemskofel. Felicia nahm sie und drückte die kühle Blume an die Augen und an den Mund. Wieder stand sie auf und begann ihr rastloses Gehen. Er kam nicht — die Zeit verrann und saß verzweifelt warf sie sich in ihrem Boudoir auf die seidenen Kissen. Noch eine lieblich lange Viertelstunde, dann endlich, endlich hörte sie Geräusch im Vorzimmer — die Thür des Salons öffnete sich und Eugen kam auf der Schwelle. Felicia betrachtete eine Secunde seine schlanke, herrliche Gestalt, aber ihr klopfendes Auge war von einer ungewohnten Thräne verschleiert, sonst hätte sie bemerken müssen, wie kampf und verhöhnt seine Züge waren. Felicia blieb still, wo sie lag, weil sie unfähig war, sich zu erheben.

Eugen bemerkte sie und war leichten Schrittes an ihrer Seite. Er blieb an der Lehne des Divans stehen und küßte Felicia's Hand. So leise die Berührung war, Felicia verstanden darunter die Gedanken und Absichten, die Eugen der andern Hand wieder aus der seinen, als wären darauf elektrische Funken in seine Finger übergesprungen. Er brach zuerst das Schweigen. Felicia sah ihn an, als wollte sie sich auf das äußere Geringste, das ihn begrüßen und von dem Gegenstand seines Gespräch bilden, besinnen. Doch ermannte sie sich und saß mit ihm an das Fenster im Salon. Aber ein Wald von Masken verdeckte heute den Anblick auf das gegenüberliegende Ufer. Eugen gab für den Ton und sie

flogen die teppichbedeckten Treppen hinauf in die obere Etage. Sie mußte ſich leicht auf ihn ſtützen und vielleicht lieh dieſe weibliche Schwäche ihr einen unbekannten Reiz in ſeinen Augen.

Sie gingen durch einen ſchönderorirten Saal und traten in ein kleines rundes Gemach, welches einer der Eckthürme bildete und das mit Balken und tief niedergehenden Fenſtern den weiteſten Blick geſtattete. Es enthielt nichts als ein Tiſchchen mit Karten und Ferngläſern und Divans zwiſchen den Fenſtern; aber es war ſo von Sonnenglut überſtrahlt, daß die Augen ſich geblendet ſchloſſen. Felicia ließ einige der purpurnen Vorhänge herab, um den Glanz zu dämpfen.

Und da ſtanden ſie nun in dem ruhigen Dämmer, hoch oben, allein und ungeſehen, während tief unter ihnen der bunte Strom des Lebens wogte.

Der ganze Hafen breitete ſich vor ihren Blicken aus, das feſtliche Menſchengewühl und darüber, ſich ſcharf von dem blauen Himmel abhebend, der gewaltige Dreimaſter, noch immer hoch auf den ſchrägen Gerüſten thronend.

Aber ſchon lauſchte die Menge athemlos, denn die Art war an die tragenden Balken gelegt und ihre Ungeduld zählte nur nach Minuten.

Jetzt endlich verkündete ein lautes Hurrah der Zimmerleute, daß nur ein einziger Balken das Schiff noch halte, und wer ſehen konnte, blickte ängſtlich und geſpannt nach dem kecken Burſchen, der ſich die gefährliche Ehrenaufgabe erbeten, mit den Schlägen ſeiner Axt den Rieſen zu erlöſen.

Noch einige Secunden der höchſten Spannung und ſo tiefer Stille, daß die Schläge weithin ſchallten. Nun — langſam, majeſtätiſch gleitet das gewaltige Schiff herab, und mit mächtigem Brauſen die Flut durchſchneidend, taucht es den Kiel und die breite Bruſt ſo tief in den Waſſerſchlund, als könne es der Umarmung des Meeres nicht widerſtehen, die es niederziehen will — den Grund. Aber es ſiegt! Noch ein gigantiſches Ringen und Schwanken, dann taucht es empor und auf den grollenden Wogen ſchwimmt es ruhig und ſtolz.

Die Menge war ſtumm, ſolange der großartige Eindruck ſie berührte; nun aber begann die Muſik auf dem Schiffe zu ſpielen, die Kanone wurde gelöſt und alles brach in hellen Jubel aus.

Felicia zog ſich vom Balken zurück. Ohnehin ſchon erregt und empfänglich, war dieſer Anblick nur geeignet geweſen, ihre Nervenſpannung noch höher zu ſteigern. Sie fühlte ſich unfähig, ſie länger zu ertragen — ſie wollte wiſſen, welches Räthſel die Lippen jenes ſeltſamen Mannes ſchließe, deſſen warmdurchleuchtetes Weſen ſie faſt Monden gleichſam mit einer Atmoſphäre von Zärtlichkeit umgab, ohne daß nur je eine Silbe verrathen hatte, was er für ſie empfand. Sie, an eine Lebensweiſe gewöhnt, in welcher es wenig Zurückhaltung gibt, verſtand ihn nicht und wollte ihr Schickſal kennen. Mit dem Entſchluß, gewaltſam ſein Schweigen zu brechen, warden ihr auch die andern halbreifen Entſchlüſſe plötzlich zur Wirklichkeit; ſie kannte keine Rückſicht mehr.

„So ſei es denn der letzte Tag!“ ſagte ſie tief aufathmend.

„Der letzte Tag? Mein Gott, ich ertrüg' es nicht!“ ſagte Eugen und trat dem Divan näher, wo ſie ſaß. „Und doch — Felicia — ach, hätten wir beide die Kraft!“

Felicia ſah ihn an, es flackerte unſicher aus ſeinen Augen.

„Ich habe ſie nicht!“ ſagte ſie, bitter lächelnd und die Glut ihrer Wangen erloſch.

„Was wollen Sie thun?“

„Ich will dieſes Haus verlaſſen!“

„Felicia! . . . Und warum? . . .“

„Warum, Eugen? Warum? Weil ich liebe, wo ich keine Erwiderung finde, und nicht lieben kann, wo ich ſollte!“

„Keine Erwiderung!“ murmelte er und drückte die Hand gegen die klopfende Stirn. Felicia hätte ihre Worte nicht gefährlicher wählen können. Nach ſeinem Charakter vermochte eine Frau, welche ihren Gatten hintergeht, vielleicht eine Leidenſchaft in ihm zu entzünden, aber er war geſchützt, derſelben nachzugeben, weil er ſie nicht achtete; eine Frau, welche ihren Gatten und ihr Haus aufgeben wollte um ſeinetwillen, trat ihm um viele Schritte näher; aber ſie wühlte zugleich alle die Scrupel auf, welche ſeit lange ſeine Ruhe zerſtörten.

„Keine Erwiderung!“ wiederholte er und verbarg, vor ihr niederſinkend, den Kopf in ihrem Schoß. „Und Sie ſehen nicht, Felicia, daß ich dem Kampf faſt erliege?“

Sie ſah es — und wie ein Glutſtrom lief es durch ihre Adern, wie Feuerſchein flammte es über ihr Geſicht. Sie hatte geſiegt — und der weiche Klang rauſch aus ihrem Weſen. Eine Extaſe beugte ſich über ihn.

„Du liebſt mich, Eugen? Was gibt es in der Welt noch außerdem? Ich weiß nicht, ob mir

und wollten tausend Arme dich halten! Sei mein, und die Vergangenheit ist ausgelöscht!"

Sie legte die Hand auf sein lockiges Haar und richtete mit der andern seinen Kopf empor. Eugen erbebte beim veränderten Laut ihrer Stimme und der Ausdruck ihrer Züge erschreckte ihn. Für ihn hatte diese Leidenschaft nichts von Seligkeit — Qual war sie gewesen vom Moment ihres Entstehens.

„Felicia! . . ."

Sie preßte ihn an sich und berührte mit brennendem Hauch seinen Mund. Er war kalt wie die Blätter der welken Rose an ihrem Busen. Zum ersten mal ließ bei dieser Empfindung die eigene Aufregung ihr Ruhe, ihn aufmerksam zu betrachten, und sie bemerkte den wirren Blick seiner Augen und die zuckende Bewegung seines Antlitzes.

„Eugen, du leidest! du verbirgst mir etwas! O rede! . . . Sieh', wenn du es willst, folge ich dir bis ans Ende der Welt! Wenn du es willst, sammle ich neue Kerben, um sie zu deinen Füßen niederzulegen! Ich opfere dir meine Gegenwart, meine Stellung, und werde niemals zurückblicken in deinem Arm! Und du? Man sagt, du hattest vor Jahren eine Braut . . ."

Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, riß sich Eugen bei diesem Wort aus Felicia's Armen und sprang empor.

„Felicia, o sprich das Wort nicht aus! Du machst mich wahnsinnig damit! Fordere mein Leben, aber nicht diese Entsagung!"

Felicia erwiderte nichts, aber sie stand betäubt auf, weil plötzlich etwas in seinen Bewegungen und in seinem Wesen sie wie eine entsetzliche Ahnung befiel.

Eugen trat ans Fenster und ließ den Blick über den Hafen gleiten. Felicia stand an seiner Seite. Noch immer wogte dort unten eine bunte Menschenmenge und in der Mitte der Wasserfläche schwamm das Schiff majestätisch und ruhig. Aber jetzt drehte es sich langsam, die Segel rauschten und blähten sich und die letzten Sonnenstrahlen fielen golden auf die weithin glänzenden Buchstaben des Namens, den es heut' empfangen hatte: „Elisabeth".

Eugen's Augen hafteten daran, als sähen sie ein Phantom, und Todesblässe bedeckte seine Wangen.

„Dort heißt mein Name heute!" sagte Felicia lächelnd.

„Und dort steht der über!" sie Eugen wie völlig außer sich, und denen Felicia sich noch klar zum Bewußtsein brachte, was geschah, hatte Eugen sie verlassen.

Von dem, was weiter geschehen war, um die Katastrophe herbeizuführen, wußte Felicia nichts. Zwei Tage lang hatte sie sich auf den Kolter besonnen, weil er nicht gekommen war; am vierten hatte man ihr gesagt, daß Eugen von Kandersdorf seit vierundzwanzig Stunden im Irrenhause sei — es war der heutige. Der heutige — an welchem sie gelungen, an welchem sie ein Fest verherrlicht, an welchem sie das Haar mit Blumen geschmückt, an welchem sie die tragischste Komödie ihres Lebens gespielt hatte.

Sie ahnte endlich, daß von Brück ihr das wissentlich bereitet hatte; so grausam ist der Zufall nicht, so grausam ist nur der Mensch. Sie würde es nicht ertragen haben, wenn nicht alles leicht erschienen wäre neben dem Gedanken, daß ein entsetzlicher Schein sie auch von Eugen entfernen müsse.

Die kurze Unterredung mit dem Arzt während der Gesellschaft hatte, wenn möglich, noch ihre Qual erhöht. Er gehörte zu jenen Menschen, welche sich gern den Anschein geben, jedermanns Geheimnisse zu kennen, ohne es zu thun; und wenn er in diesem Falle die Beziehungen des jungen Offiziers, den er als bei von Brück gesehen, zu der schönen Frau ahnte, so bestimmte ihn gerade dieser Umstand, ihr nichts zu sagen, um aus ihrer schlechtverhüllten und fast verzweiflungsvollen Spannung den wahren Sachverhalt schließen zu können.

Felicia saß noch immer an derselben Stelle. Es bedurfte nur kurzer Zeit, um eine Welt von Qual durchzuempfinden. Jetzt endlich wollte sie sich erheben, als die Thür des Salons sich öffnete und von Brück eintrat. Er ging in den Räumen umher und betrachtete die leblosen Gegenstände, als hoffe sich an ihnen die Wirkung seiner Handlungsweise wahrnehmen; zuletzt blieb er vor seiner Gattin stehen und sprach sie in verbindlicher Weise.

„Ich hoffe, der Abend hat dich unterhalten, Felicia!"

„Sehr!"

„Für morgen habe ich eine Einladung zum Ball für uns angenommen."

Felicia antwortete nicht.

Ihr Gatte wünschte ihr zufrieden Gute Nacht! und ließ sie allein.

Eugen von Kandersdorf hatte nur von seinem Vater den Adel geerbt. Derselbe war Marineoffizier gewesen wie er und hatte, in einem Seegefecht verwundet und frühzeitig zum Dienst untüchtig gemacht, die Tochter eines kaufmännischen Hauses, in welchem er die sorgfältigste Pflege genossen, geheirathet. Dies war in einer der größern Hafenstädte geschehen und er hatte dort seinen Wohnsitz behalten. Später war die Erziehung seines einzigen Sohnes seine ausschließliche Lebensaufgabe geworden und das Resultat derselben war ein lebendiges Zeugniß für seine eigene Vortrefflichkeit. Dieser Familie eng befreundet war eine andere, Mutter und Tochter, die Hinterbliebenen eines reichen Schiffsmaklers. Madame Bertrand war eine gesunde, aber äußerst derbe Natur, ohne einen Anflug von moderner Ueberfeinerung. Obwol sie selbst den Freunden vielfachen Anlaß gab, über ihre unumwundene Sprache oder ihre Weise zu lächeln, wurde sie doch aufrichtig von ihnen geschätzt um des guten Kerns willen, der unter dieser rauhen Schale saß. Daß sie zuweilen in Männerstiefeln ging, ihre Pferde selbst schirrte und auf ihrer Besitzung mit Pistolen auf Obstdiebe schoß, waren wol unschuldige Sagen.

Eugen's Base nannte sie, da sie in derselben entschlossenen und derben Weise ihr Vermögen selbst verwaltete und ihre Speculationen sich, wie ehemals die ihres Mannes, stets um Schiffsladungen oder dergleichen maritime Unternehmungen drehten, den „Kapitän".

Ganz verschieden von dieser Mutter war die Tochter. Wie die Natur zuweilen seltsame Capricen zeigt, so konnte man keinen grellern Gegensatz sehen. Elisabeth oder Lili, wie Eugen die Spielgefährtin taufte, war zart und fein wie eine Elfe. Schon als kleines gebrechliches Ding bereitete sie der muskulösen Mutter Aengstlichkeiten, die später noch stiegen, da die derbe Frau vollends nicht wußte, wie sie die ätherische und fremdartige Lufigestalt anfassen sollte.

Die unruhige Zärtlichkeit, mit welcher sie ihr eigenes Kind betrachtete, hatte etwas von der komischen Unruhe des Huhns, welches sein Schwanenküchlein auf das Wasser gehen sieht, und dies war der rührende Zug in ihrem Wesen. Denn wie barsch, wie derb, wie rücksichtslos sie auch gegen ihre Umgebung sein konnte, ein einziger banger Blick aus den blauen Sammtaugen der Kleinen genügte, den heftigsten Ausbruch ihres Temperaments zu mäßigen.

In beiden Familien bezogen sich, wie erwähnt, alle materiellen Interessen auf Seeleben, auf seine Poesie und seine Ge und wie die Unternehmungslust des „Kap sich immer dahin richtete, so würde es au gen's Vater nicht in den Sinn gekomme den Sohn für eine andere Carrière zu bes Der geweckte Knabe zeigte von früh Neigung, für jetzt aber befand er sich w der Obhut der Aeltern, welche der Hoffnu sprechend war, die sie auf den Erben ihr mens setzten. Für einzige Kinder pfleg auch weit hinauszudenken, und wenn nu dame Bertrand oder Eugen's Aeltern den kräftigen Knaben mit der wunderlieblich spielen sahen, was, begünstigt durch die n liche Lage ihrer Besitzungen, täglich gesch hatten sie bereits heimlich den Wunsch, sp beiden vereinigt zu sehen; Madame B nicht ohne einen Nebengedanken an die M Magist ihrer Tochter.

Was aber die Aeltern heimlich wünschte keimte schon früh in den Herzen der Kinde war ein reiner und heiliger Frühling. Sie sen zusammen auf wie Baum und Blum aus gemeinsamem Erdreich ihre Nahrung und ihre Wurzeln dort vereinigen. Der Baum breitete seine frischen Aeste über die sie schützend vor dem heißen Stich der der sie verdorren, oder vor dem mächtigen schwall, der sie knicken könnte; durch die d den Blätter glitt nur so viel Sonnenstrah dem Gedeihen der Blume taugte, und aus Spitzen fielen die krystallenen Tropfen leise herab.

Als Eugen, fast noch ein Knabe, zum mal die Kleine verließ, um sich dem Meere vertrauen, war sie kaum traurig beim Sc denn sie kannte die Trennung noch nicht, hatte keine Vorstellung davon, wie es sein wenn ihr Erinnern und ihre Gegenwar Träumen und Denken jäh durchschnitten Wesen von ihr gerissen würde, mit dem sie gewesen.

Aber das Gefühl des Alleinseins, das am bängsten empfinden, brach fast gestorben das junge Herz herein und aus ihm lö leise die Sehnsucht, die Blütenhülle der Lie

Schon beim ersten Wiedersehen waren dessen Kinderaugen sinnend und männerlich werden, die warmen Lippen lächelten anders als Eugen zum dritten mal kam und ging.

er selig den Brautkuß von ihnen und sie gab ihm ihre Seele für Zeit und Ewigkeit, bewußt, zu eigen.

Die Aeltern waren glücklich darüber, auch Madame Bertrand; aber in ihre Freude mischte sich doch dann und wann ein bitterer Tropfen. Gewiß konnte man nichts Lieblicheres sehen als Elisabeth, die kindliche Jungfrau, von allen Schauern erster Liebe angehaucht, mit jener wunderbaren Keuschheit des Wesens, die sich in schönen Frauennaturen durch das Bewußtwerden erhöht, mit jener köstlichen Innigkeit des Blicks, welche sich nur in den Augen erhält, die niemals keck von einem Bilde zum andern gestattet; aber gerade diese Mutter vermochte die seltene und unberührte Schönheit, welche ihr Kind geistig und körperlich besaß, nicht ihrem vollen Werth nach aufzufassen. Sie vergötterte die Tochter und wünschte sie doch anders, sich ähnlicher; sie verkannt sie nicht und das schmerzte sie. Wenn aber etwas rohe und ungebildete Menschen traurig sind, so äußern sie das durch Heftigkeit, und Elisabeth litt jetzt öfter unter dem inconsequenten und unsteten Wesen ihrer Mutter, weil sie nicht mehr die Unbefangenheit des Kindes besaß und jetzt selbst die Ursache desselben war.

Daß Elisabeth während Eugen's Abwesenheit sich wie eine Nonne ins Haus verschloß, daß sie keinen „Staat" mit ihr machen konnte, daß ihr mit Sammt und Seide und Schmuck nicht beizukommen war und manche Leute kaum wußten, welch reizende Tochter sie besitze, war Madame Bertrand noch außen hin verdrießlich. Aengstlich aber machte sie der Umstand, daß Elisabeth's Zartheit seit ihrer Verlobung nur noch zunahm. Das arme Kind war immer von dem Geliebten getrennt, die Liebe zog ihr ganzes Fühlen und Denken nach sich, wie die Sonne den Thautropfen auffangt. Madame Bertrand wußte nun nicht gerade dieses Bild; sie konnte Elisabeth nicht vorgeben, daß sie nicht — Karl werte. Ach, die Liebe zu ihrem seligen Schiffsmaler! Das war doch ganz anders gewesen! Schwachten? Man hatte mit der Aufsteuer zu thun und in vier Wochen war Hochzeit.

Hier vergingen nun freilich manche Jahre.

Eugen's Aeltern wußten in hohem Maße das Glück zu schätzen, ihrem Sohne solch wundervolle Braut verlobt zu wissen. Sie hatten volles Verständniß für den angeborenen Adel ihres Wesens und vor allen Eugen's Vater vergötterte sie. Er war durch Lähmung an seinen Lehnstuhl gefesselt und Elisabeth war ein Engel neben ihm. Wenn ihre Mutter es zugegeben hätte, so würde sie diesen Platz kaum verlassen haben. Sie beide lebten eigentlich nur in dem Gedanken an Eugen; das fesselte sie so rührend aneinander.

Das letzte mal war er als Officier gekommen und in beiden Häusern war der Freude kein Ende gewesen. Der Vater hatte sich nicht satt sehen können an dem stattlichen Sohn, für welchen er die Zukunft hoffte, die ihm selbst verschlossen worden, und Elisabeth liebte eben alles an ihm; aber dennoch — wie kam es? — war sie noch nie so glücklich gewesen als diese letzte mal. Hatte Amor ihre Augen heller gefugt? So schön hatte sie ihn nie gesehen, so warm ihr keine Worte nie ins Gemüth gedrungen, so schwindelnd selig hatte sie sich noch nie in seinem Arm gefühlt!

Die Zeit ihrer Verbindung mit Eugen war nun auch nahe gerückt, und als er fort war, beschäftigten sich alle Betheiligten damit. Eugen's Vater bedauerte nur, daß sein Schwiegertöchterchen als Frau eines Marinecapitäns die Secreisen nicht mitmachen könne und sich so häufig von ihm trennen müsse. Er malte ihr aus, wie sie ihr das Alleinsein verleiden wollten, wie sie bald bei ihnen, bald bei der Mutter wohnen müsse und wie doch auch die Erwartung so reizend sei — aber der „Kapitän" hatte es anders beschlossen. Er hatte das Erwarten, das Sehnen und die bleichen Wangen des Kindes so über alle maßen satt, daß er plötzlich beschloß, auf eigene — Faust zu handeln.

Wie bereits erwähnt, hatte Madame Bertrand von ihrem Manne die Leidenschaft geerbt, ihr Geld in maritimen Unternehmungen anzulegen. Sie war durch ihn vollständig in das Geschäft eingeführt und hatte, ohnehin energisch, als Witwe ihre Selbständigkeit und ihre Kenntniß noch bethätigt. Als Frau aber stand ihr auch noch Lust zu Gebot, und sie beschloß, alle durch einen Schlag zu überraschen. Was hinderte sie zum Beispiel, selbst ein Schiff zu kaufen und rund zu erklären: sie werde ihr Kind nur dem geben, der zugleich der Herr und Gebieter dieses Fahrzeugs, Elisabeth's Mitgift, sein wolle?

Dann konnte die junge Frau mitgehen, wann sie wollte; sie konnten ihre Reisen nach ihrer Bequemlichkeit einrichten, sie hatten das Ziel und die Dauer des Aufenthalts an interessanten Küsten in ihrer Hand, sie waren mit Einem Wort selbständige Menschen.

Der Gedanke, ihre einzige Tochter auf weitem

Meer zu wissen, beängstigte sie nicht; sie war zu sehr mit demselben vertraut und selbst zu viel gereist. Das point d'honneur aber, welches Eugen's Vater darin suchte, seinen Sohn der Marine angehörig, im Staatsdienst zu wissen und ihn einst kriegerische Lorbern pflücken zu sehen, theilte sie nicht und machte sich gar nichts aus der Uniform. Sie war eine echte Kaufmannsfrau, schätzte den Frieden, weil er die Geschäfte hebt, und die Marine nur, insofern sie die Häfen und die Handelsfahrzeuge schützt. Nach ihren Anschauungen alle fürchtete sie nicht auf großen Widerstand zu stoßen, aber sie hatte auch in dem Falle gar nicht die Absicht, mit einem Vorrath von vernünftigen Argumenten langsam Breche zu schießen; der „Kapitän" wollte sich gewissermaßen im Sturm der Situation bemächtigen. Gedacht, gethan. Ohne Eugen's Aeltern und noch weniger Elisabeth — wie hätte man von dem Kinde einen kaufmännischen Rath erwarten können! — ihren Plan mitzutheilen, machte sie sich auf die Reise, nur von einem Vertrauten begleitet, in der Person eines alten erprobten Rheders, der schon ihrem Mann ähnliche Dienste geleistet und vor dem „Kapitän" allen Respect hatte.

Sie langte glücklich in demselben Seehafen an, wo wir sie später mit ihrer Tochter wiederfinden, und nahm sofort die berühmten Werfte in Augenschein.

Der stolze Dreimaster, damals im Bau begriffen, bemächtigte sich sogleich der Phantasie der Madame Bertrand und regte ihre Kauflust mächtig an. Aber er hatte bereits einen Besitzer: Herrn van Bruck. Sie ließ sich indessen dadurch nicht abschrecken, da sie der Meinung war, daß man für Geld alles haben könne, und schickte ihren Bevollmächtigten mit den nöthigen Instructionen an ihn ab. Der Handel kam aber trotz des Bevollmächtigten Geschicklichkeit nicht sogleich zum Abschluß, da Herr van Bruck damals noch die Absicht hatte, die „Felicia" selbst hinauszuschicken; doch erklärte er sich bereit, noch einmal in Unterhandlungen zu treten, wenn das Schiff bereit sei, von Stapel zu laufen, und Madame Bertrand, welche ganz eingenommen war von den kolossalen Verhältnissen des Seefahrers, denen die Pracht der innern Einrichtung entsprechen sollte, ging darauf ein, so wenig es auch sonst ihre Sache war, sich mit einem halbfertigen Resultat zu begnügen.

Sie kehrte zurück und nun begann das Jahr, welches sie und Eugen's Aeltern in die peinigendste Unruhe versetzte, die arme Elisabeth an den Rand des Grabes brachte. Fast drei Vierteljahre kam keine Zeile von ihm, der sonst so regelmäßig Nachricht zu senden wußte, als sei er auf festem Lande; und von seiner ersten Wiederkehr, nach welcher er Felicia kennen lernte, hörten sie nur, nachdem er bereits wieder abgereist war, durch eine schriftliche Anfrage bei der Admiralität. Dieser Umstand war Eugen's Aeltern und Madame Bertrand vollständig unerklärlich und sie ergingen sich in den verschiedensten Muthmaßungen; Elisabeth sagte nichts, aber sie litt bis zur Verzweiflung. Madame Bertrand sah es, und da passive Traurigkeit durchaus nicht ihre Sache war, so entbrannte sie in Zorn gegen Eugen. Sein Stillschweigen dauerte fort und die Stimmung in den beiden Familien wurde immer rüder. Kaum schaute einer dem andern frei ins Auge und Madame Bertrand überzog ihren Groll auf jeden, der in ihre Nähe kam.

Um diese Zeit erhielt sie die Nachricht, daß Herr van Bruck bereit sei, sein Schiff zu verkaufen — man erinnert sich, weshalb er der „Felicia" überdrüssig geworden war —; sie begab sich sogleich abermals auf die Reise, und da ihr der Seefahrer nach seiner Vollendung noch bei weitem prächtiger erschien als zuvor, schloß sie den Handel sogleich ab, ohne zu ahnen, in welch seltsamer Beziehung sie zu dem Mann stehe, welcher bisher der Besitzer des Schiffs war.

Es gelang ihr indessen nicht, etwas Näheres über Eugen's letzten Aufenthalt zu erfahren; kaum aber war sie zurückgekehrt und hatte sich mit ihren Geschäftsfreunden in Verbindung gesetzt wegen des Ziels und der Betrachtung des Seefahrers für seine erste Reise, als abermals die Heimkehr des Marinegeschwaders gemeldet wurde, welches auch Eugen zurückbringen sollte. Wiederum verging eine Woche ohne Nachricht von ihm und nun ließ sich die energische Frau nicht länger halten; sie wollte ohne Umschweife wissen, wie die Sache stehe, und machte sich zum dritten mal auf die Reise; aber diesmal nahm sie Elisabeth mit, da ihr Zustand nicht erlaubte, sie auch nur auf Tage allein zu lassen. Das arme Kind! Wie gern wäre sie mit Eugen's Eltern gereist, ihrem milden, vielgeliebten Freunde, der allein ihr eine wirkliche Stütze gewesen war und in dessen treuen alten Augen sie ohne Worte ein ganzes Verständniß ihrer Schmerzen gefunden hatte! Aber die Krankheit fesselte ihn. Elisabeth

fürchtete unendlich ein erstes Zusammentreffen Eugen's mit ihrer Mutter; sie hatte ein Gefühl, als werde dann alles über ihr zusammenbrechen und ihre letzten Hoffnungen vernichten.

Was auch geschehen sein mochte — nur Eine Stunde mit ihm allein, nur Einen Blick, Seele in Seele, das war der fieberische Wunsch, der jetzt noch ihr armes gewartetes Herz bewegte!

Nach einigen Tagen befanden sie sich im „Hôtel de l'Europe".

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Inés de Castro und Dom Pedro der Strenge von Portugal.

Von Dr. Hugo Schramm.

Noch zu keiner Zeit sind die Schranken, welche Vorurtheil und Gewohnheit zwischen den verschiedenen Ständen der menschlichen Gesellschaft aufgerichtet haben, ungestraft durchbrochen worden.

Das ist eine jener traurigen Wahrheiten, für deren Beweis es keiner Romane, keiner Erfindungen einer Dichterphantasie bedarf — o nein! das wirkliche Leben eines jeden Volks hat ja reich genug an unglücklichen Ereignissen, welche dadurch schon heraufbeschworen worden sind, und in allen Ländern erregen einige jener meist durch die Poesie unsterblich gewachten Opfer unser Interesse, die es mit ihrem Glück, mit ihrer Freiheit, ja mit ihrem Leben haben büßen müssen, daß sie die Herzensneigung von gefühlshalber Höhergestellten erwiderten.

Aus jener fernen Zeit namentlich, welche eine schwärmerische Muse so sehr begünstigte, wo die höchste Zartheit des Gefühls mit der tiefsten Rohheit so seltsam vermischt war und mit dem blutigen Schwert furchtbar gerächt wurde, was der Leichtsinn des Augenblicks verschuldet — aus dem Mittelalter —, finden wir in den Annalen der Liebe eine große Anzahl ähnlicher Begebenheiten verzeichnet, die sich beinahe nur durch die Nationalität, durch die Namen und andere geringe Aeußerlichkeiten der handelnden und leidenden Personen und Umstände voneinander unterscheiden, sonst jedoch in einem so wundersamen innern Zusammenhange stehen, daß man sich leicht zu dem Glauben veranlaßt fühlen könnte, die Berichterstatter der verschiedenen Völker hätten die Erzählungen gegenseitig voneinander entlehnt.

Am frappantesten unter allen derartigen Beispielen ist die Aehnlichkeit, welche eine Vergleichung der Schicksale jener Tochter eines Patriziers in Augsburg, Agnes Bernauer, und Herzog Albrecht's von Baiern mit denen der Inés de Castro und Dom Pedro's des Strengen von Portugal ergibt.

König Alfons IV. von Portugal, genannt der Kühne (1325—1357), der sich durch seine Kämpfe gegen die Sarazenen und die Zweckmäßigkeit seiner Regierungsweise bei seinem Volke wie bei seinen Nachbarn und selbst bei seinen Feinden hohe Achtung erworben hatte, besaß nur einen einzigen Sohn. Der Infant Dom Pedro, geboren im Jahre 1320, war ein Jüngling von einnehmendem Aeußern, ernst und heiter zugleich, gewandt und hervorragend in allen ritterlichen Uebungen, dem edlen Waidwerk zugethan, aber auch der hohen Tonkunst befreundet, von seltener Willenskraft und großer Charakterfestigkeit und von einem Rechtsgefühl beseelt, welches später allerdings — aber erst, wie wir sehen werden, nach den entsetzlichsten Lebenserfahrungen — bis an die äußersten Grenzen wohlgemeinter Gerechtigkeit hinausführte.

Bei dem vorgerückten Alter seines Vaters lag es diesem sehr daran, den Zwisten seines Landes durch wechselseitige Familienbande mit den von jeher zu Feindseligkeiten geneigten Nachbarkönigen zu steuern und das echt burgundische Geschlecht mit seinem einzigen Thronerben nicht aussterben zu lassen.

Daher ward Pedro, nachdem ein Plan, ihn mit der edlen Prinzessin Blanca zu verheirathen, an politischen Intrigen gescheitert war, in seinem zwanzigsten Lebensjahre, ohne nach seiner eigenen Herzensmeinung gefragt zu werden, mit Constanza, der reichen Erbtochter des mächtigen castilischen Vasallen Herzog Juan Manuel von Villena, vermählt.

Mit Constanza war Donna Inés (Agnes) de Castro, aus einem altadeligen Geschlecht zwar stammend und durch die Mutter sogar mit dem königlichen Hause verwandt, jedoch nur eine natürliche Tochter des Grafen Fernandez de Castro, als Hofdame nach Portugal gekommen. Diese stand damals in der Blüte ihrer Jugend und ausnehmenden Schönheit, neben der sie auch die größte Sittenreinheit, Bescheidenheit, Milde des Charakters und ein edles, der treuesten Liebe und einer schwärmerischen Anhänglichkeit fähiges Gemüth besaß.

War es da wol bei allen diesen herrlichen Eigenschaften ein Wunder, wenn das Mädchen die Blicke des Infanten, der freilich schon im Besitz einer liebenswürdigen, aber, weil es ihm

nur aus politischen Interessen angetraut worden, ungeliebten Weibes war, auf sich lenkte und einen so bezaubernden Eindruck auf ihn ohne ihr Zuthun machte, daß er bald sein ganzes Herz von den Banden der Liebe umstrickt fühlte?! Nein — und wir können es sogar, wenn auch nimmermehr entschuldigen, so doch gewiß erklärlich finden, wenn Dom Pedro's Liebe zu Donna Ines, selbst nachdem ihm seine Gemahlin einen Sohn geboren, mit dem der Jugend und besonders seinem Ehrgeize eigenthümlichen Feuer von Tag zu Tag in seiner Brust wuchs. Wie so viele andere Unglückliche seines Standes, suchte er neben einer conventionellen Ehe, mit stetem Vergessen aller Rücksichten, welche Politik und Pflicht ihm auferlegten, ein selbsterworbenes „Glück", das aber noch seinem jemals wirklich Glück gebracht!

Die glühende Neigung des Infanten hatte natürlich weder seiner Gemahlin noch seinem Vater verborgen bleiben können. Mit kluger Mäßigung suchte jene der Leidenschaft ihres Gemahls nur Schwierigkeiten entgegenzuthürmen; namentlich hoffte sie auf das zuverlässigste, als sie im Einverständniß mit König Alfons Donna Ines Vaterstelle bei ihrem Sohne vertreten ließ, durch diese geistliche Verwandtschaft eine Scheidewand zwischen ihrem Gemahl und ihrer Nebenbuhlerin aufzurichten. Darauf deutet auch ein noch vorhandenes Gedicht Dom Pedro's an den Gegenstand seiner Liebe hin.

Aber die Ketten der einmal zur Gewalt gekommenen Liebe sind ebenso stark als schön! Keine irdische Macht gibt es da, die sie zerreißen könnte! So war es auch hier; denn als der Tod Constanza's (1345), welche der Infant bis zu ihrem Hinscheiden wenigstens mit aller ihr gebührenden Hochachtung behandelt hatte, die durch der Kirche Wort allein geknüpfte Verbindung löste, da war nichts mehr im Stande, das Verständniß seiner heißen Liebe zur schönen Ines länger noch in der Brust Dom Pedro's zurückzuhalten. Obgleich nun Ines durch dieses Verständniß hochbeseligt wurde — hatte doch auch ihr Herz schon seit längerer Zeit für den sie mit den zartesten Huldigungen verfolgenden Infanten nicht minder stürmisch geschlagen, so sehr sie dagegen angekämpft —, so verachtete sie doch jedes andere als ein auch durch die Kirche geheiligtes Verhältniß. Und Pedro's Liebe war zu rein und lauter, als daß er nicht mit Freuden die zu seinem Weibe hätte erheben sollen, welche er über alle Hoheiten dieser Welt setzte.

Ein zuverlässiger Priester vollzog in größter Stille die Trauung und ein freundlicher Landsitz von der Hauptstadt ziemlich weit entfernt, sollte die Glückliche den Blicken der Neugier und der Gefahren des Hofs entrücken. Aber trotzdem war es allmählich bekannt geworden, daß Ines die Geliebte des Infanten sei; nur die alle Zweifel über Würdigkeit und Heiligkeit ihres Verhältnisses beseitigende gesetzliche Form derselben blieb dem Vater wie jedermann verborgen. Drei Söhne, von denen aber der Erstgeborene bald wieder starb, und eine Tochter beglückten den Bund, dessen Liebesleben Camoens in rührenden Worten besingt:

Von Amor, heiße Ines, mild umfangen,
Brach deiner Hand der Jahre schönste Blüte,
Und siehe, heil'ge Täuschungen umschlangen,
Bald dem Geschick zu wenden, das Gemüthe,
Den Vorgen nur vertrauend das Verlangen
Macht ihm, daß Name die im Herzen glühte,
In des Montego blumenreichen Auen,
Wo noch die Augen nicht von Thränen thauen.

Dort suchen dich die treuen Phantasien,
Die weilt um deines Fürsten Seele schweben,
Daß deiner Züge Schatten zu ihm fliehen,
Wenn fern er muß den schönen Augen leben,
Und Träume machte ihm sanft verrätherisch,
Gestatten ihn am Tage sich umgeben,
Denn was er sinnt und seine Blicke schauen,
Wird zu Verdammung ihm und zu Vertrauen.

O Liebe der Fürstentöchter hehres Prangen
Und schöner Frauen vielbegehrte Hand,
Denn treue Liebe will zu nichts verlangen,
Wenn sie der einen lieblich Antlitz sand
Doch —

heißt es weiter,

gierend solchem Fehlen Unterthanen
Verweist schon der Vater Widerstand,
Der, klug und alt, das Volles Murren scheut,
Weil auch der Sohn nach seiner Gattin trachtet!

Traun will er Ines nun der Liebe rauben
Und ihr den Sohn, dem liebend sie vertrauten
Mit ihrem Blut, bey hat er seinen Glauben,
Vor auch der Liebe Flammen bald verschwanden!
O, welche Macht kann Männern es erlauben,
Das scharfe Schwert, zur Mutter abzuwenden,
Von gegen einen zarten Weibes Leben
Und gegen ihre Thränen aufzuheben?

Und wirklich sollte sich das nur zu bald und zu schrecklich erfüllen, was uns diese letzteren Worte befürchten lassen.

Da der Infant von seiner ersten Gemahlin nur einen einzigen Sohn, Fernando, hatte, so wünschte es König Alfons sehnlichst, daß sich

Don Pedro wieder verheirathen möge. Aber dieser widersetzte sich natürlich auf das beharrlichste jedwedem Heirathsplan und begegnete dem Drängen seines Vaters mit der Entschuldigung: das Andenken an seine verstorbene Gemahlin halte ihn von einer neuen Verbindung zurück. Es versteht sich von selbst, daß er hiermit seinem Glauben fand, sondern daß König Alfons den wahren Grund errieth. Auf dessen bestimmte Frage jedoch, ob er mit Ines verheirathet sei, gab er eine verneinende Antwort, bei der er auch hartnäckig stehen blieb. Was ihn dazu bewog, berichten uns die Chronisten nicht, und sie konnten wol auch nicht berichten, was in der verschlossenen Seele Pedro's vorging und was ihm vielleicht selbst zum Theil nicht klar war. Er ahnte nicht, daß einst der Schmerz über den Verlust der Geliebten ihm ein Geständniß abdringen werde, welches, jetzt gethan, das Verbrechen mit allen seinen schrecklichen Folgen wahrscheinlich abgewendet hätte. Er wurde zwar von seiner Mutter, der Königin, und von dem Erzbischof von Braga, Gonzalo Pereira, vor dem, was im geheimen zu seinem Verderben vorbereitet ward, gewarnt, allein diese Warnungen dünkten ihm blos leere Drohungen, die ihn zu einer Trennung von Ines bewegen sollten, und so ließen ihn denn seine natürliche Furchtlosigkeit, die Liebe zu seinem Weibe und der Glaube an die Rechtlichkeit seines Vaters sorglos auf seinem Pfade fortwandeln. Unterdessen bereitete das Verbrechen die blutige That vor und suchte auch die königliche Hand dafür zu gewinnen.

Mit neidischem Auge und wachsendem Haß hatten es nämlich viele Große am Hofe und die Vertrauten des Königs bemerkt, in welch hoher Gunst die Brüder der Donna Ines, Fernando und Alvaro Perez de Castro, bei dem Infanten standen. Daß sie Ausländer waren, reichte hin, sie verhaßt zu machen. Schon Constanza hatte viele Castilier, die in ihrem Dienst standen, nach Portugal mitgebracht. Ihre Zahl vermehrte sich hier, besonders seitdem Pedro der Grausame den Thron von Castilien bestiegen hatte. Viele Mißvergnügte verließen ihr Vaterland und harrten im nahen Portugal auf bessere Zeiten, um wieder zurückkehren zu können. Andere, von des Königs Grausamkeit verfolgt, retteten sich auf portugiesischen Boden und fanden hier eine gastliche Aufnahme. Der Infant behandelte die Landsleute seines Weibes mit rücksichtsvoller Aufmerksamkeit; von den Brüdern der Ines wurden sie als Willkommene freundlich begrüßt. Um so erbitterter waren die Adelichen und die Höflinge Alfonso's über jene Fremdlinge, die, wenn auch nicht unter dieser Regierung, so doch unter Dom Pedro ihr Ansehen zu beeinträchtigen und ihren Einfluß zu untergraben strebten. Ines aber wurde als der Anziehungspunkt, die Beschützerin und Gönnerin der verhaßten Ausländer angesehen, und ob sie gleich bei ihrem jetzigen geringen Einfluß und vielleicht auch bei ihrer Denkart ihre Landsleute nicht auf Kosten der Portugiesen begünstigen konnte und mochte, so fürchtete man doch Schlimmes für die Zukunft. Auf Ines warfen daher die Mächtigen am Hofe und die Vertrauten des Königs all ihren Haß. Indem sie ihn unter dem Schein der Sorge für das Wohl und die Ruhe des Reichs und der königlichen Familie verbargen, bestärkten sie den König in seinem Wunsche einer Wiederverheirathung des Infanten und in seinem Argwohn, und stellten ihm zugleich vor, wie die beiden Castro, Ines' Brüder, schon mächtig in Castilien, noch mächtiger in Portugal zu werden anfingen, daß ihre Ehrsucht und Herrschbegierde, indem sie ihren Neffen auf dem portugiesischen Throne zu sehen hofften, die Rechte und selbst das Leben des Infanten Fernando gefährdeten. Viele bange Besorgniß, viele drohende Gefahr, die über dem rechtmäßigen Thronerben schwebe, werde nur Ines' Tod beseitigen.

Er wird auch wirklich beschlossen!

Von Montemor, wo der blutige Entschluß gefaßt worden, begab sich der König, von vielen Großen und Adelichen, unter andern Alvaro Gonzalves, dem Meirinho-mor des Reichs, Pedro Coelho und Diego Lopes Pacheco, den Herren von Ferreira, welche die vornehmsten Rathgeber des Königs in dieser Angelegenheit waren, begleitet, nach Coimbra. Hier war es, wo Ines mit ihren drei Kindern damals im Kloster Santa-Clara lebte. Als sie die plötzliche Ankunft des Königs mit vielen bewaffneten Rittern vernahm, durchfuhr eine schreckliche Ahnung ihre Seele. Ihr und ihrer Kinder Leben zu retten, sah sie jetzt Ausweg verschließen und keine Hülfe sich nahen; denn der Infant hatte sich — dies war dem König bekannt — auf einige Tage auf die Jagd begeben. Bleich wie ein Bild des Todes, zwei ihrer Lieblinge auf den zitternden Armen, warf sich Ines zu den Füßen des Königs nieder, als er in das Kloster eintrat, und beschwor unter einem Strom von Thränen und mit Worten, die nur das Mutterherz in einem so verhängnißvollen

Seeburg (ſteht auf).

Das iſt zu nahe gelegt. Ich habe Alles erwogen, ich habe Alles überlegt —

Beate.

Wie, Sie wüßten?

Seeburg.

Ich weiß Alles. Ihre Güte, Ihr Wohlwollen, ich kenne die Liebe beſſer, ich habe in einer Seele geleſen, ich habe mich überzeugt —

Beate.

Wie, von meiner Schweſter?

Seeburg.

Ihrer Schweſter?

Beate.

Sie laſen in der Seele meiner Schweſter?

Seeburg.

Ihrer Schweſter, Antoinette?

Beate (ſteht auf).

Ja, meine Schweſter liebt, ich weiß es, ſie liebt. Ich müßte dieſe ſchlummernden Gefühle einer reinen Seele nicht verſtehen, dieſe ſtumme Sprache eines ſchuldloſen Herzens nicht deuten können.

Seeburg (kommt ſehr geſchmeichelt auf den Gedanken, Jenny liebe ihn).

Ach ſo?! Die Schweſter?

Beate.

Sie liebt, wie ein Weſen liebt, das für die Gefühle

Augenblick einzugeben vermag, das Mitleid des Königs.

Wol ergriffen und erschütterten solche Worte des schönen Weibes, dessen Thränen, der rührende Anblick der Kinder, lieblicher Weien von gleicher unbeschreiblicher Schönheit, den König und er zog sich aus dem Zimmer zurück, um der Stimme zu folgen, die in seinem eigenen Innern für Ines' Unschuld sprach. Aber die Rachsüchtigen ängstigte nun auch die Furcht vor den Folgen des mißlungenen Unternehmens, vor der Rache des erzürnten Infanten. Sie bestürmten von neuem den gerührten, wankend gewordenen König mit vorgespiegelten Gefahren, womit die Unglückstifterin Ihren und Vaterland bedrohe, und mischten bittern Tadel wegen des Monarchen Wankelmuth und seiner falsch angebrachten Weichherzigkeit unter die gesteigerten Beiorgnisse und Befürchtungen. So von allen Seiten gedrängt, von den bösen Geistern der Rache und Blutgier umlagert, vergaß der König wieder die rührende Gewalt der Unglücklichen, und nur, wie verbei, in ihr die schlaue Buhlerin und Verführerin seines Sohnes, Fernando's Feindin und Portugals Furcht sehend, entfielen ihm endlich die verhängnißvollen Worte: „Thut, was ihr wollt!"

Und sie thaten es. Ines wurde das schuldlose Opfer des langverhaltenen Hasses. Dieselben Ritter, welche das Todesurtheil über sie gesprochen, vollzogen es auch mit teuflischer Freude und befleckten ihre Hände als Henker, wie sie ihr Gewissen als Rathgeber befleckt hatten. Zugleich riefen sie Alfons zu einer Unthat fort, die wie ein schweres, düsteres Gewölk über seiner Regierung schwebt und auf sie einen Schatten wirft, den der Menschenfreund so gern aus ihr vertilgen möchte. Aber

Noch lange weilen, trüb in bangen Sehnen,
Mitleidgen Thränen Ines' Tod beklagen.
Es muß ein Quell, zum Zeugniß ihrer Thränen,
Von Ines' Leid seinen Namen tragen.
Von ihrem Blick aus ihren lieben Wangen,
Taub er vernommen, Kunde stets zu sagen;
Und solche Blumen werden ringsum schallen,
Sein Nam' ist Leid' und Thränen sind die Perlen.

Ueber das bisher Erzählte eilen die Chronisten und Geschichtschreiber Portugals mit bedauernswerther Kürze hin, um die Schreckbarkeit und Blutsache des „Grausamen" Dom Pedro desto vollständiger und greller zu schildern und seiner Regierung über Gebühr das Gepräge der entsetzlichsten Grausamkeit aufzudrücken.

Darf es uns denn aber, zumal in jener Zeit, wunder nehmen, wenn des heißblütigen Infanten namenloser Schmerz, von dem er ergriffen wurde, als er nach seiner Rückkehr die blutige Leiche seiner Ines erblickte, bald mit einem andern, freilich weniger edeln Gefühl, mit der heftigen Rachbegierde, wechselte? Durch die Ermordung seines geliebten Weibes war auch sein innerstes Leben für die ganze Dauer seines noch künftigen Daseins vernichtet. Und sein eigener Vater war im Stande gewesen, zur Ausführung dieses himmelschreienden Frevels seine königliche Autorisation zu geben! Für alles das fand Dom Pedro keinen Trost, und gegen jede Mahnung von außen taub, löste sich all seinen Sehnen, Denken und Wollen in dem einen unverwandt ihre Opfer suchenden Gefühl der Rache an den Mördern auf.

Trotzig und sonder Scheu entfaltete er die Fahne des Aufruhrs. Mit den Brüdern der Gemordeten, den beiden Castro und ihren Verwandten, fiel der Infant an der Spitze eines Reiterhaufens, so groß er ihn in der Eile zusammenraffen konnte, in die Provinzen zwischen dem Duero und Minho verheerend ein, schreckte vor allen die königlichen Unterthanen mit Feuer und Schwert und strafte, von blinder Leidenschaft getrieben, die königlichen Unterthanen (welche bald seine eigenen werden sollten), um an dem König Rache zu üben. Erst als sein wilder Verheerungszug an den Mauern von Oporto scheiterte, der zweiten Hauptstadt des Königreichs, die der Erzbischof von Braga, Gonzalo Pereira, vom König beauftragt, mit Kraft und Entschlossenheit beschirmte, als die eindringlichen Vorstellungen dieses Prälaten, dessen Gesichten und wohlwollende Gesinnungen Dom Pedro stets verehrt hatte, ihn auf die Bahn der Pflicht zurückwiesen und ihn sich selber wiedergaben, als die rührenden Ermahnungen, die mütterlichen Bitten der Königin in Guimarães das Herz des Sohnes milder stimmten, ward eine Aussöhnung zwischen Vater und Sohn möglich.

So wurde am 5. August 1355 in Canaveses ein förmlicher Vertrag zwischen beiden abgeschlossen. Der Infant verzieh allen Verleitung, welche zu dem Tod seiner Ines mit Rath und That beigetragen, der König gelobte sie jenem, der mit dem Infanten Partei gegen ihn ergriffen hatte. Die Vertragsurkunde wurde sogar durch einen feierlichen Eid von beiden Seiten bekräftigt. Aber der Frieden war doch nur äußerlich, im Innern blieben sich Vater und Sohn entfremdet, ja dem

letzterm schien sogar an Eindruck minder schrecklich als der unversöhnte Schatten seines schändlich gewürgten Weibes und der stumme Racheruf der vier Waisen. Somit war die Ahndung nur auf kommende Tage verspart.

Nicht volle zwei Jahre überlebte der König diese Begebenheiten. Er mochte indessen empfunden haben, daß auch das feierlichste Versprechen des Infanten die Mörder der Ines nicht vor neuen Ausbrüchen seiner Rache schützen werde. Deshalb rieth er ihnen, als er sein Ende herannahen fühlte, so schnell als möglich und selbst mit Hintansetzung ihres Vermögens, das Reich zu verlassen, um im Auslande eine Sicherheit zu suchen, welche sie nach seinem Tode in Portugal schwerlich finden würden. Sie folgten seinem Rath und flüchteten sich nach Castilien.

Bald darauf starb Alfons IV., am 28. Mai 1357.

Ines' Tod und seine Folgen scheinen in des Königs letzten Lebenstagen seine Seele am meisten beschäftigt zu haben. Ihr unschuldig vergossenes Blut bezeichnete ja auch die einzige Unthat, welche sein Alter befleckt hatte, wie der Ungehorsam gegen seinen Vater Diniz und der Haß gegen seinen Halbbruder der einzige Tadel war, der seine Jugend traf.

Als Dom Pedro das schöne Erbe seines Vaters übernommen hatte, war es seine erste Sorge, nachdem er den äußern Zustand seines Landes und das Verhältniß zu den Nachbarn geordnet, den Manen seiner geliebten Gattin eine Genugthuung zu verschaffen, wie sie noch keinem ein König geliebten Weibe gebracht hat. Die Genugthuung forderte zuerst, wie er noch immer wähnte, Rache an den Mördern, dann aber Verherrlichung des Andenkens der ihm so grausam entrissenen Gemahlin.

Gegen die seine fürstliche Ehre und seinen königlichen Eidmund allerdings schändende Auslieferung dreier castilianischer Adelichen und Ritter, die vor der Grausamkeit ihres Königs einen Zufluchtsort in Portugal gesucht und gefunden hatten, sollten ihm auch die Mörder der Ines ausgeliefert werden. Die castilianischen Ritter wurden in Sevilla hingerichtet. Die Portugiesen Gonzalves und Coelho wurden gefangen nach Santarem geführt, wo sie das Todesurtheil erwarteten. Dem Pedro begnügte sich hierbei mit einer einfachen Hinrichtung nicht. Dem Coelho ließ er das Herz durch die Brust, dem Gonzalves das seine durch die Achsel herausziehen! Sie ertrugen den ungeheuren Schmerz mit kaltem Muth. „Lege", sprach Coelho zu dem Henker, der im Begriff stand, ihm das Herz auszureißen, „lege die Hand an die linke Seite und du wirst ein Herz finden, größer als das eines Stiers und treuer als das eines Pferdes!" Darauf wurden beide Verbrecher, während der König zur Tafel saß, auf dem Platze vor der königlichen Burg verbrannt. Pacheco war entkommen. Ein Bettler, dem er oft Almosen gegeben hatte, vernahm, als die Thore der Stadt, worin Pacheco lebte, geschlossen wurden, die Gefahr, in welcher sein Wohlthäter schwebte, und eilte, ihn davon zu benachrichtigen. Es gelang ihm auch, verdächtiges noch das Stadtthor öffnen zu lassen und dem unkundigen Pacheco, der sich mit den Seinigen gerade auf der Jagd befand, die Schreckenskunde zu hinterbringen. Auf des Bettlers Rath ging der Ritter dessen ärmliche Kleidung an, schlug den Weg nach Aragonien ein und erreichte die Grenze von Frankreich, wo er bei dem Grafen Henriquez de Trastamara eine Zufluchtsstätte fand. Jener arme Mann aber hatte nicht allein dem Pacheco das Leben gerettet; die Vorsehung wollte, daß er auch dem König ein Verbrechen ersparte. Kurz vor seinem Tode erinnerte sich Pedro auf dem Krankenbett, wie er sich nach der Hinrichtung des Gonzalves und Coelho von der Unschuld des entflohenen Pacheco am Morde der unglücklichen Ines überzeugt habe, und befahl den Urtheil über ihn zu vernichten und ihm alle seine Güter wieder zurückzugeben. König Fernando, Pedro's Sohn, erfüllte nach seinem Regierungsantritt diesen letzten versöhnenden Willen seines Vaters.

Nachdem Pedro seinem unversöhnlichen Rachegefühl Genüge geleistet, wollte er auch die Ehre der unglücklichen Ines noch über ihrem Grabe retten, indem er vor allen Großen des Reichs und vor seinem ganzen Volke seine Vermählung mit der Hingeschiedenen förmlich beschwur und durch Augenzeugen bewies. Um aber jede Bedenklichkeit in Hinsicht auf die Rechtmäßigkeit der Ehe nach den Gesetzen der Kirche, da der Infant mit Ines, als der Pathin seines Sohnes aus erster Ehe, in verwandtschaftlichem Verhältniß gestanden, zu beseitigen, ließ er eine päpstliche Bulle vorlesen, in welcher Papst Johann XXII. dem Infanten Dispens wegen der Verwandtschaft ertheilt hatte. Darauf ließ er die Leiche der Ines aus dem Grabe im Kloster Santa Clara, wo sie bisher geruht hatte, nehmen und 17 Tagereisen weit, auf reichgeschmückter Bahre, nach dem Kloster Alcobaza bringen. In beiden Seiten des ganzen

Wegs standen Fackelträger, und Bischöfe, Geistliche, Mönche, Edle, Bürger, Frauen und Mädchen nahmen theil an diesem Triumphzuge, wie er in solcher Weise nur einmal in der Weltgeschichte vorgekommen. In Alcobaza ward die Leiche königlich gekleidet, auf einen Thron gesetzt, ihr Haupt mit der Krone geziert und ihr von den Rittern und Großen des Reichs der Saum ihres kostbaren Gewandes geküßt. Nun erst legte man sie in ihr neues, prachtvolles Grab, über welches sich ihr marmornes, mit einer Königskrone geschmücktes Standbild erhob, ein rührendes Denkmal der Liebe für die Mit- und Nachwelt. Neben der Grabstätte hatte sich schon jetzt auch der König eine ähnliche errichten lassen, damit er im Tode an der Seite seiner Gemahlin ruhe. So war denn Ines wie zwischen zwei unabsehlichen Sternenreihen zur ewigen Ruhe gebracht worden. Die Ewigkeit ihres Andenkens hienieden aber ist ihr durch das unauslöschliche Mitgefühl in jeder Menschenbrust gesichert!

Jetzt aber, nachdem Pedro das Drängen seines Herzens befriedigt hatte, bewies er fortan durch sein nur den Regierungspflichten gewidmetes Leben, daß er auch das Wohl seines Volks wollte. Nach den Vorschriften der strengsten Gerechtigkeit freilich herrschte er über Lusitanien. Weder Ansehen der Person noch Einfluß des Standes vermochte einen Verbrecher zu schützen: die Edeln und die Priester, wenn sie die Gesetze des Landes verletzt oder die Heiligkeit des Familienrechts gekränkt hatten, bestiegen gleich dem Niedrigsten das Schaffot. Aber wie ihn sein Gerechtigkeitsgefühl selbst oft zu einem grausamen Verfahren hinriß, so konnte er auch von der freundlichsten Herablassung gegen den Geringsten seines Volks und von der größten Freigebigkeit sein. Man hörte ihn oft sagen: „An dem Tage, an dem der König nicht gibt, verdient er nicht König genannt zu werden!" Damit er möglichst viele erfreuen könnte, ließ er kleine Münzen und Schmucksachen von Silber und Gold zum Verschenken anfertigen. „Macht mir", sprach er zu den Seinen, „den Gürtel lockerer, daß ich mich frei zu bewegen und die Hand (zum Geben) recht weit auszustrecken vermag." Am freundlichsten und reichlichsten spendete er, wenn mit seiner Freigebigkeit sich seine Dankbarkeit vereinigte. Dienste, die man ihm oder seinem Vater erzeigt hatte, belohnte er königlich und entzog keinem, was ihm Alfons IV. gegeben hatte; lieber fügte er neue Geschenke hinzu.

So erscheint uns Pedro's Charakter in Zügen, die uns die Geschichte aufbewahrt hat, scharfen Gegensätzen; das Liebenswürdigste mit Verabscheuungswürdigem, ein milder Sinn, Freigebigkeit, so zartfühlend, daß er mit kindlicher Pietät die Schenkungen des abgeschiedenen Vaters ehrte und mehrte, Dankbarkeit, die unter Tugenden nie allein steht, und — Härte, Grausamkeit in einer und derselben Brust. Und dieselbe Hand, die in der einen Stunde weit ausstrecken möchte, um mit den Wohlthaten die sie spendet, recht viele zu erfreuen, und in der andern Stunde die Peitsche schwingt, dem Angeschuldigten durch grausame Streiche Geständniß abzupressen oder den überwiesenen Verbrecher zu züchtigen. Wunderbar fühlen uns bald angezogen, bald abgestoßen von diesen seltsamen und seltenen Fürsten, bald von Zu ihm, bald vom Unwillen gegen ihn bewegt. Doch nicht aus diesen Gefühlen dürfen wir unser Urtheil über ihn schöpfen. Die Gerechtigkeit, die er erstrebte, und die ihn kein Zeitalter und kein Sturm seiner Gefühle nicht erreichen ließen, sind wir ihm schuldig im Lichte unserer Zeit und in der Ruhe unserer Betrachtung. Der Fürst, der so oft wiederholte: „Wenn ihr die Gesetze nicht verletzet, so würdet ihr auch mich nicht beleidigen!", der sonach in seiner Person den ersten Vertreter der Gesetze sah, Gesetz und König in Einen Begriff faßte — er verdient wohl, daß wir von seinem Standpunkt aus, mit seinen Augen seine Handlungen betrachten und beurtheilen. Pedro aber, der sich des Strebens nach Gerechtigkeit so innig bewußt war, in dessen Seele Jeder der Gesetzmäßigkeit so lebendig wallte, daß er sich wol für ungerecht, für hart und grausam

Doch sei dem wie ihm wolle, sein Volk sah sich wohl bei seinen Fehlern wie bei seinen Tugenden, bei seinem Uebermaß im Bestrafen wie im Belohnen, und als er am 18. Januar 13[illegible] seiner heißgeliebten und bis zu seinen letzten Athemzügen betrauerten Ines in den Tod folgte, da sagte das Volk über seinem Grabe: „Solche gute Jahre hat Portugal niemals gehabt!" Welch ein schöner Lobspruch aus seinem Munde! Noch herrlicher noch verkündete den Ruhm von Pedro's Regierung der blühende Zustand, in welchem er das Reich hinterließ.

Thier- und Menſchenleben in Auſtralien.

Von Wilhelm Gerſtäcker.

IV.

Ohne Prieſter, ohne einen Wehnſitz, ohne eine Häuslichkeit, ohne Geſchichte irgendeiner Art durchzieht dieſer Menſchenſchlag der Eingeborenen Auſtraliens die weiten Gegenden im Innern des Erdtheils, die ſelten eines Europäers Fuß betrat. Bei ihrer einfachen Lebensweiſe, ihren geringen Bedürfniſſen, der Menge von Nahrungsmitteln, die ihnen die Natur bietet und die ſie der Sorge für den nächſten Tag überhebt, führen ſie übrigens ein ſtilles, harmloſes Leben. Selten entwickeln ſich Veranlaſſungen zu Streitigkeiten zwiſchen ihnen, und die blutigen Händel, die zuweilen zwiſchen den einzelnen Stämmen entſtehen, werden gewöhnlich durch Gebietsverletzungen herbeigeführt. Sie ſind im allgemeinen mehr friedlicher als kriegeriſcher Natur; auch thut man ihnen zu viel, wenn man ſie für niedrige, verworfene Menſchen hält, die wenig über das Thier erhaben ſind, da von vielen Reiſenden verſichert wird, daß ſie nicht ſchlechter und boshafter als andere wilde Völker ſeien.

Ihr ganzes Leben beſteht zum großen Theil in einem Wechſel von Jagen und Eſſen, Eſſen und Schlafen. Sobald die Wilden an dem Orte angekommen ſind, wo ſie einige Zeit campiren wollen, gewöhnlich an einer Quelle ſolchen Waſſers in der Nähe eines Gehölzes, brechen die Männer Baumzweige ab und ſtreifen Rinde von den Bäumen, woraus ſie ihre Hütten oder Wurfs aufrichten, was übrigens raſch genug geſchieht. Denn es gibt in der That nichts Einfacheres als dieſe Hütten, die eigentlich nicht einmal den Namen von Hütten verdienen. Es ſind nur ſchräg in einen Mittelpunkt zuſammengeſtellte Stücken Baumrinde, die von einem in die Erde gerammten Stock ſchief aufrecht gehalten und durch Binſen und Baumzweige für den Regen undurchdringlich gemacht werden; an der dem Winde entgegengeſetzten Seite ſind ſie offen. Auch ſchlagen die Wilden zuweilen ihre Wohnſitze in Felſenhöhlen und in hohlen Baumſtämmen auf. Selbſt im härteſten Winter bereitet ſich der auſtraliſche Wilde kein beſſeres Obdach, ja er nimmt ſich nicht einmal die Mühe, wenigſtens Rindenſtücke auf die Erde zu legen, um die ſtets aufſteigende Feuchtigkeit von ſeinem Körper abzuhalten. Sobald die Hütten fertig ſind, wird in der Mitte ein Feuer angezündet und ſo viel Holz herbeigeholt, als nöthig iſt, um daſſelbe den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch ſorgfältig zu unterhalten; denn der auſtraliſche Wilde hat einen Abſcheu davor, während der Nacht ohne Licht zu ſein, da er ſehr argwöhniſch und abergläubiſch iſt und unter jedem Strauch oder Buſch einen Feind oder ein Geſpenſt vermuthet. Mit Sonnenaufgang begeben ſich die Männer und Knaben auf den Fang von Thieren zur Nahrung, zumeiſt auf die Känguruhjagd und verfolgen das Thier über Berg und Thal, durch Gebüſch und Sumpf. Dann kehren ſie mit Beute beladen in ihr Lager zurück, wo die Frauen das Feuer bereit halten müſſen. Während nun die Männer auf dem Boden ausruhen, ſind die Frauen mit der Zubereitung des Mahls beſchäftigt, das aus den erlegten oder gefangenen Thieren beſteht. Dies erfordert wenig Kunſt, denn ſie haben weder Töpfe noch anderes Kochgeräthe noch Kochgeräth. In einem in die Erde gegrabenen Loche liegen einige Feuerbrände und Steine; während letztere ſich erhitzen, wird das Känguruh mit dem Laube des Eukalyptus gefüllt, auch thut man einige der heißen Steine hinein, und dann wird das Thier in das Loch hineingeſtoßen und mit den übrigen heißen Steinen und der Aſche bedeckt, worauf man das Ganze mit Erde ſchließt. Nach einer Stunde iſt das Fleiſch gar, wird in Stücke geriſſen und verzehrt. Zum Tranchiren bedienen ſich die Wilden ihrer Zähne und theilen ihren Braten brüderlich mit ihren gelben Hunden, die ſie außerordentlich lieben und die ihnen überall folgen und ſie meiſt zahlreich begleiten. Oft müſſen ſie auch wol ein beſonders leckeres Stück dem verabredetermaßen Nachen dieſer vierbeinigen Genoſſen entreißen. Es kommt jedoch nicht häufig vor, daß ſie einen ſolchen leckeren Wildbraten oder ein anderes größeres Thier oder einen Vogel zur Mahlzeit haben, ihre Hauptnahrung bilden Fiſche, von den Frauen in den von ihnen geſtrickten Netzen gefangen, Schlangen, große Eidechſen, Engerlinge und die Larven einer weißen Art Ameiſe, Thiere, die ſie mit großem Appetit verſpeiſen; ferner auch das ſüß ſchmeckende Klaſtergummi und das zu Mehl geſtoßene Mark einer Palme. Zu ihren größten Leckerbiſſen gehört Honig, den ſie ſich auf eine ſcharfſinnige Weiſe zu verſchaffen wiſſen. Sie fangen eine Biene, kleben ihr mit Gummi ein klein wenig von einer weißen Daunenfeder auf und folgen nun mit Auge und Ohr der Richtung, die

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.
3-598-51032-2
FN. 19200/092

sie den hohlen Baum finden, die Bienen ausräuchern und die Waben dann mit ihrer kleinen steinernen Axt herausschlagen. Der Beschuldigung, daß das Essen von Menschenfleisch etwas Gewöhnliches bei ihnen sei, wird neuerdings widersprochen; dies kommt vielmehr nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, bei einem errungenen Siege über ihre Feinde, bei Beschwörungen und derartigen Ceremonien vor. Dem reichlichen Mahle folgt eine lange Mittagsruhe. Gruppen aus zwei bis drei Familien kauern und liegen um das Feuer, in dessen Dampfwolken sie sich behaglich einhüllen und bei dessen schwankender Beleuchtung, von hohen Bäumen und dunkeln Gebüschen umgeben, eine Gruppe solcher Figuren einen grotesken Anblick gewährt. Dann vereinigt sich alt und jung zum Tanze, den sie mit sonderbaren Geberden und einer Trommel begleiten, die sie sich aus den ausgestopften Häuten des Opossums gefertigt haben, bis sie aufs neue Hunger verspüren und die Reste des Mahls aufsuchen. Ein paar Stunden vor Sonnenuntergang sammeln die Männer die Waffen und gehen wieder auf Nahrung aus, und nach dem Abendmahle ergötzt man sich wiederum an Gesang und Tanz; dann überdecken die Weiber die Feuer mit Asche und jede Familie lagert sich in einem Kreise auf dem Boden, um am andern Morgen dieselbe Lebensweise wieder zu beginnen. Hütte und Lagerplatz wird nach kurzer Zeit wieder gewechselt und die Wanderung nach einem andern Theile des Landes fortgesetzt.

Zur Beschaffung ihrer Bedürfnisse bedienen sie sich der rohesten Mittel, wie sie der bloße Instinct an die Hand gibt. Feuersteine oder Muscheln benutzen sie entweder als Messer oder, mit Harz an einem Stiel befestigt, als Beil oder Meißel (Kandappe). Sonst sind ihr einziger Hausrath ihre Waffen. Wie roh und unförmlich diese ausfallen müssen, läßt sich leicht ermessen, da sie sich zur Anfertigung derselben jenes Steinbeils, scharfer Muscheln und ihres eigenen Gebisses bedienen. Sie sind ferner sämmtlich von Holz; aber man sehe sie nicht zu leicht und zu geringschätzig an, denn die Wilden wissen vortrefflich damit umzugehen, und die Genauigkeit, mit der sie besonders die leichten Speere werfen, ist außerordentlich. Der letztere bildet die Hauptwaffe, ist aus dem Schößling irgendeines zähen Baumes geformt, neun bis zehn Fuß lang, sehr dünn und mit im Feuer gehärteter Spitze, manchmal auch mit einem Widerhaken, und sie bringen ihn, um dem Fluge mehr Sicherheit zu geben, durch eine zuckende Bewegung des Armes in Schwingung und können ihn mit ziemlicher Sicherheit auf 20—30 Fuß weit werfen. Für die Jagd bedienen sie sich einer Art Wurfbeil, der sogenannten Wammera, einem etwa 2 Fuß langen Rohr, dessen ebenfalls 3—4 Fuß lange Spitze aus einem harten Holze besteht und sehr glatt und haarscharf ist. Diese Pfeile schleudern sie nicht blos durch den Schwung ihres Arms, sondern geben ihrem Wurf noch weit mehr Stärke durch ihr sogenanntes Wurfholz. Dies ist ein etwa zwei Fuß langes schmales Stück Holz, an dem obern Ende mit einer Art Widerhaken versehen; in diesen wird das untere mit einem Loch versehene Ende des Speers gelegt, und während der Widerhaken in der Hand bleibt, wird der Speer mit Hebelkraft vorwärts geschleudert. Auf diese Weise können sie ihre Speere, von denen sie gewöhnlich vier oder fünf bei sich führen, manchmal hundert Schritt weit werfen. Außer ihnen haben sie eine kurze, leichte Wurfkeule, Watty genannt, ein schmales gebogenes, sehr dünnes und scharfes Instrument mit breitem radirmesserartigem Kopf, das sie im Handgemenge gebrauchen, wo der Speer nicht anwendbar ist, und einen kleinen rechteckigen Schild von Baumrinde, mit dem sie sehr geschickt die Speere aufzufangen und die Keulenschläge zu pariren wissen. Bogen und Pfeile, die doch sonst der ärmste Stamm anderer Indianer nicht entbehrt, kennt der australische Indianer nicht, was wol daran liegen mag, daß das Holz ihrer Wälder nicht elastisch genug zu Bogen ist und sie ihre kleinen spitzen Speere mit Hülfe ihres Wurfstocks ebenso weit und sicher werfen können als Pfeile vom Bogen. Noch müssen wir einer höchst sinnvollen eigenthümlichen Waffe erwähnen, deren Erfindung den australischen Indianern alle Ehre macht. Dies ist der sogenannte Bumerang. Er ist ein gekrümmtes hartes Stück Holz, fast in parabolischer Form, an Größe und Form einer Sichel ähnlich, 30—40 Zoll lang und ungefähr 3 Zoll breit; an beiden Enden nicht spitz, sondern mehr scharf abgerundet, die concave Seite einen Zoll dick und die convexe Kante ganz scharf. Die Art, wie man ihn gebraucht, ist ebenso eigenthümlich als die Waffe selbst. Es gibt zwei Arten. Die eine, an der die beiden Schenkel der Sichel vollkommen gleich sind, ist nur ein gewöhnliches Wurfgeschoß, das durch die Biegung schärferen Nachdruck erhält; sie wird geradeaus geworfen und kann, 3—4 Fuß vom Boden in horizontaler

Richtung dahinschwirrend, 200 Schritt weit fliegen. Bei der andern Art, bei welcher der eine Schenkel ein klein wenig kürzer und das Instrument selber auch etwas mehr gebogen ist, können auch noch erstaunlichere Kunststücke gemacht werden. Dieser Bumerang wird nicht direct nach dem Gegenstande geworfen, den er zu treffen bestimmt ist, sondern er fliegt erst in Brusthöhe, während er sich dabei, einen schwirrenden Laut verbreitend, mit großer Schnelligkeit um seine eigene Achse wie auf einem Zapfen dreht, eine ganze Strecke, etwa zwanzig Schritt, geradeaus über den Boden hin, berührt hier erst die Erde und prallt dann von dieser wie mit neugewonnener Kraft ab, dem bestimmten Ziele zu, wohin ihn die Eingeborenen mit großer Geschicklichkeit zu dirigiren wissen, indem der Werfende ziemlich genau die Höhe von der Erde und die Entfernung von dem Orte des Niederfallens zu bestimmen weiß, wo dies geschehen muß. Trifft das gefährliche Holz hier Mann oder Thier, so schlägt es, da es sich in einer gewaltigen Schwingung befindet, mit seinen scharfen Kanten tiefe, bösartige Wunden. Es schneidet selbst durch das dickste Tuch und ist auch in seinem unregelmäßigen Fluge gar nicht zu parriren. Wenn aber der Bumerang sein Ziel verfehlt, so fliegt er, etwa bis zu 20 Fuß Höhe vom Boden emporsteigend, 100 bis 120 Schritt Entfernung weiter, beschreibt hier eine kleine Curve zur Linken, wobei es aussieht, als ob er ein paar Secunden gänzlich stillstände, und schwirrt nun plötzlich sausend und zischend, fast in gerader Linie, nach der Stelle hin, von wo aus er geworfen wurde, und schlägt wol noch zehn, zwölf Schritt weiter zurück an 6 Zoll tief in den Boden ein.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Die Bettler-Oper.

Im Ausgang der Regierung Georg's I. von England und Hannover (1727) machte die sogenannte „Bettler-Oper" von John Gay ein gewaltiges Aufsehen in London. Bisher kannten die Engländer nur italienische Opern, ausgeführt von italienischen Sängern und Sängerinnen, in der „Bettler-Oper" vernahmen sie zuerst englische Lieder, Melodien und Arien auf der Bühne, eine junge englische Sängerin, Lavinia Fenton, spielte eine der Hauptrollen: Polly Peachum. Es war aber nicht die hervorragende Eigenheit der Nation allein, die der Oper ihren außerordentlichen Erfolg gewann, wie vor Jahren in Addison's „Cato" vermuthete das Publikum auch in der „Beggars-Opera" eine Art politischer Satire. In einem der Spitzbuben wollten die Zuschauer den wenig beliebten und doch allmächtigen Minister Robert Walpole erkennen; noch nach Jahren schrieb der Sohn dieses Mannes, Horace Walpole, darüber: „Dies ganze Ding ist und bleibt in der That eine köstliche Satire; die Leute haben recht; aber es ist nicht allein eine Satire auf ein Stück Zeit aus der Regierung Georg's I., sondern auf die Welt und das Treiben der Menschen überhaupt."

John Gay, der Dichter dieses Textes, war durchaus kein hervorragender Genius, in der vornehmen Gesellschaft hatte er sich durch seine Schäfergedichte bekannt und beliebt gemacht, die nicht ohne Anmuth und noch größere Zierlichkeit sind. Im Jahre 1688 geboren, starb er 1732, im Hause seiner letzten Beschützerin, der Herzogin von Queensberry; im Leben wie in seinen Dichtungen hat er eine gewisse Aehnlichkeit mit Lafontaine. Ein guter, harmloser, liebenswürdiger Mensch, dem mehrmals ein großes Vermögen zwischen den Fingern verlief. Der Staatssecretär Craggs machte ihm ein Geschenk von einigen Südsee-Actien und Gay ward eine Zeit lang auf 20000 Pf. St. geschätzt, verlor aber alles wieder. Die Entstehung der „Bettler-Oper" erzählt Pope so:

„Swift bemerkte einst zu Gay, daß ein Hirtengedicht über die Bettler, Strolche und Spitzbuben in Newgate ein ganz eigenthümlich interessantes Ding sein müsse. Gay ging auf den Vorschlag ein, statt des Gedichts aber machte er eine Komödie daraus. Pope und Swift gaben dann und wann eine Verbesserung oder ein Wort des Raths, allein ist das Ganze durchaus sein Werk." Doch glaubte niemand nach der Vollendung der Komödie an ihren Erfolg. Congreve, der berühmteste Lustspieldichter, den damals England besaß, meinte, als er sie gelesen, sie würde entweder sehr viel machen oder bis in den Boden verdammt werden. Das erstere trat ein, das Publikum war entzückt. Wie ganz anders wußten aber auch schon damals die Engländer ihre Dichter zu belohnen! Für die erste Auflage der „Bettler-Oper" erhielt Gay 500 Pf. St.

Diesen Stoff hat Otto Volke zu einem neuen dreibändigen Roman benutzt. „Die Bettler-Oper. Ein Lebensbild aus der Dichter- und Musikerwelt der Zeit Georg's I." (Hannover, Rümpler, 1864.) Gleich bekannt sind die Vorzüge und Schwächen der Verfasserin. Eine gewisse Sentimentalität, die zuweilen mehr gekünstelt als empfunden ist, raubt ihren Schilderungen die natürliche Frische; die Gestalten sind allzu sehr Geschöpfe einer räumerischen Einbildungskraft, die Farben verschwimmen allzu weich in einander, den Situationen fehlt es an ursprünglicher Lebendigkeit. Aber diese Mängel verschwinden, wenn das Unbestimmte, Gekünstelte den geschilderten Zuständen und Menschen selbst in der Wirklichkeit stärker oder schwächer, anhaftete. Und dies ist in der „Bettler-Oper" der Fall. Pope, Gay, Gerrey, Lord Chesterfield gehörten niemals zu jenen harten, un-

bruglosen Charakteren, den tragischen „Nußknackern" der Realisten, wie sie Karl Gutzkow so geistvoll wie bezeichnend genannt: es sind gemischte Naturen mit der Hinneigung zu einer erträumten, arkadischen Schäfer-, Liebes- und Freundschaftswelt. Ohne Zweifel hatten auch sie wie die ganze Rococowelt ihre Stunden des Spottes, wo sie über diese „Schäfereien" lachten, aber ein sentimentaler Grundzug ist in ihnen. Zur Zeichnung solcher Gestalten besitzt Gisse Polko ein gefälliges Talent, welches durch ihr feines musikalisches Gefühl, ihre lebhafte Empfindung für alles Künstlerische unterstützt wird. Nach der Seite des Männlichen und Kräftigen hin ist ihr der „königliche" Händel und der humoristische Maler Hogarth besonders gelungen. Weniger befriedigt uns ihre Schilderung Swift's, das Dämonische dieses Mannes entzieht sich eben ihrer Anschauung und sie weiß den Schlüssel zu seinem Innern nicht zu finden. Swift hat etwas von dem Blaubart der Märchen, sein Blick schlägt die Herzen der Frauen in Fesseln, er selbst aber bleibt von ihrer Hingebung ungerührt und tödtet sie kaltblütig, wenn sie ihm lästig fallen. Die Studien der Verfasserin zu ihrem Werke sind anerkennenswerth; sie dringen nicht in die Tiefen der englischen Literatur und der englischen Gesellschaft jener Epoche, aber sie geben im allgemeinen ein klares und richtiges Bild. Vielleicht haben Thackeray's „Englische Humoristen" den ersten Gedanken des Romans in ihr erregt. Rasch wechselnde, hübschgemalte Scenen, Genrebilder aus herzoglichen Schlössern, lustigen Schenken und stillen, weinumrankten Häusern, drin musicirt wird, in die Frühlingsnacht hinein, um die Wette mit den Nachtigallen, unterhalten den Leser und noch mehr die Leserin, einzelne dieser Schilderungen sind mit solcher Feinheit und solchem Farbenschmelz ausgeführt, daß sie mit Bildern Reticher's wetteifern könnten. Schade, daß dem Ganzen der rechte Mittelpunkt fehlt; die „Bettler-Oper" dient eben nur zum Titel und zur Einleitung; auch die Liebe der jungen Sängerin Lavinia zum Herzog von Bolton erringt nicht unsere volle Theilnahme, die bald von dem tragischen Liebespaar, Stella und Swift, bald von Gay's traurigem, Hogarth's komischem Liebeshandel in Anspruch genommen wird. Platonische Freundschaften aus der vornehmen Gesellschaft, das seltsame Verhältniß, in dem Pope eine Weile zur Lady Montague stand, fordern daneben unsere Aufmerksamkeit, unsern Antheil, unser Herz wird für so viele schöne Damen zersplittert, daß schließlich keine etwas von ihm behält. In dem rühmlichen Bestreben, ihre Schilderungen nach allen Seiten hin abzurunden, dem Publikum ein vollkommenes Ganzes vorzuführen, hat die Verfasserin übersehen, daß für einen historischen Roman, gerade bei der Fülle des Details, das uns zu Gebote steht, Beschränkung das wichtigste Gesetz ist. Man komme uns doch nicht beständig im Gebiet des historischen Romans mit Walter Scott! Walter Scott schrieb seine Romane nach einigen alten Chroniken, die den wenigsten bekannt waren; man nehme zwei seiner vorzüglichsten Romane: „Das Kloster" und „Der Abt" zur Hand und frage sich, ob ein Schriftsteller der Gegenwart, wo Miguet's Buch über Maria Stuart in aller Händen ist, mit dieser Naivetät die Geschichte der schottischen Königin erzählen könnte! Die Beschaffenheit unserer Quellen ist weitaus eine andere als die, denen Walter Scott mit Vorliebe folgte; wir haben zehnfach mehr Einzelheiten zu verarbeiten als er. Und hier ist die verwundbarste Stelle der Verfasserin der „Bettler Oper"; sie beherrscht den ungeberdigen, vielgestaltigen Stoff noch nicht vollkommen. Was indeß das künstlerische Auge verletzt, der Mangel an Einheit, ist vielleicht in der Meinung des Publikums ein Vorzug. Das Skizzenhafte des Werks geht durch seine Buntheit, Mannichfaltigkeit und Abwechselung an, der Stil ist leicht und anmuthig.

William Bryant.

Neben Longfellow gilt William Cullen Bryant, 1794 geboren, in Nordamerika für den größten Lyriker der „großen Republik". Nur einzelne seiner Gedichte sind durch Uebersetzungen Strodtmann's, Spielhagen's, Altmüller's dem deutschen Publikum bekannt geworden; jetzt hat Adolf Laun die meisten in sehr ansprechender Uebertragung zu einer Sammlung: „Amerikanische Gedichte von W. C. Bryant" (Bremen, Heyse, 1863) vereinigt. Die kritische Einleitung würdigt ohne Uebertreibung das bedeutende Talent Bryant's. Es ist Poesie des Gefühls, die uns entgegenweht, nichts von der, wenn wir aufrichtig sein wollen, gedankenarmen Lyrik unserer neuesten Literatur. Bei Bryant treten die Natur und der Gedanke in ihr Recht; die schließliche Wendung, die er in seiner protestantischen Gläubigkeit aus allen seinen Zweifeln zur Offenbarung nimmt, befriedigt zwar das künstlerische Gefühl oft so wenig als das philosophische Denken, immer aber wohnt seinen Versen Tiefe und Fülle der Anschauungen bei. Seine vorzüglichsten Gedichte sind die „Hymnen auf den Tod", „Thanatopsis", die Schilderungen des Urwalds, der großen amerikanischen Ströme und Prairien. Wir setzen eins der kürzern her:

Der Strom des Lebens.

O Silberstrom, wie voll und frei
Rinnst du durch dich Au!
Der Regen träuft im Lenz auf dich,
Auf dich des Himmels Thau;
Und wenn im Herbst, beim Sturmgesang,
Die letzte Blume fällt,
So rauschen Winterquellen dir,
Bis Mai der Blumen bringt.

O Lebensstrom, nur einmal schmückt
Dein Bett mit Veilchen sich!
Nur einen kurzen Sommer traut
Der Thau des Himmels dich!
Die Schwesterquellen sinnen fern
Von dir auf fremder Spur,
Und wo so schimmernd du gerauscht,
Blieb Staub und Moder nur.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Die Volksschule — ihre Noth und deren Hülfsmittel.

„Dem Schüler, dem der Lehrer Wunden oder die Knochen entzweigeschlagen, ist erlaubt, ohne Schulgeld zu zahlen zu einem andern Lehrer zu gehen", bestimmt die wormser Schulordnung von 1260. Seitdem sind sechs Jahrhunderte verflossen und in ihrer Mitte steht Philipp Melanchthon aus eben der Pfalz, der jene Schulerdnung angeordnet — Melanchthon, „der Lehrer Deutschlands", der unermüdlich die Gründung von Volksschulen aus dem Vermögen der eingezogenen Kirchengüter betrieb. Die Rohheit und Unwissenheit im Volke hatte ihn wie Luther auf der großen sächsischen Kirchenvisitation im Jahre 1529 aufs tiefste ergriffen. Seit jenen rohen Anfängen und diesen Bemühungen sind wir, besonders in protestantischen Ländern und mit der Neugestaltung der staatlichen Verhältnisse nach den Freiheitskriegen unendlich vorgerückt, hören und lesen aber trotzdem vielfach von der Noth der Volksschule.

Worin besteht denn diese heutige Noth? Ein kleines Schriftchen: „Die Noth der Volksschule. Ein Mahnruf an alle Freunde des Fortschritts" (Berlin, Lenz, 1864), sucht uns in Kürze darüber aufzuklären. Der Verfasser stellt die beiden Hauptforderungen einer bessern Besoldung der Lehrer und einer genügendern und zeitgemäßern Vorbildung derselben auf den Seminarien. Die Lehrer kämen in Folge von diesen Staatsanstalten und träten viel zu früh ins Amt. „In welcher andern Berufsart kommt es vor, daß man blutjungen, höchst unerfahrenen Menschen Stellungen von hoher Wichtigkeit, schwerer Verantwortlichkeit anvertraut?" Als Heilmittel empfiehlt der Verfasser längere Vorbildung und vorläufige Beschäftigung als Hülfslehrer, um jene Vorbildung weiter zu vervollkommnen. In größern Städten drängt schon die Nothwendigkeit hierzu, es sind demnach die kleinern Städte und das Land, für welche die Schlußforderung nicht anwendbar ist, wo ältere Kräfte besonders statt der „blutjungen, höchst unerfahrenen" Lehrer einzudelikten wären. Aber — da kommen wir eben auf die mangelhafte Besoldung, die in den kleinern Gemeinden stattfindet, und man kann einmal erfahrenen Lehrern nicht zumuthen, mit ihr vorlieb zu nehmen, andererseits ist es auch wieder nicht wünschenswerth, daß die Kinder solcher Gemeinden um der Verhältnisse ihres Geburtsorts willen nur unerfahrene Lehrer bekommen, die erst im zweiten Jahrzehnt ihrer Thätigkeit etwas leisten, dann aber zu einer bessern Stelle abgehen und wieder durch eine neue Kraft ersetzt werden. Ist dieser Zustand über[illegible] zu bessern? fragen wir. „Oft stellte sich", sagte der Geschichtschreiber G. Münch bei einer Gelegenheit, wo es sich um Gütervertheilung eine Sonderung der „praktischen Menschenfreunde" handelte, „oft stellte sich eine Nothwendigkeit höherer Art im Leben der Völker über den Begriff und das Gefühl der Gerechtigkeit" — so auch hier. Ist auch eine Gleichberechtigung vom rein menschlichen Standpunkt vorhanden, so steht doch als historische Thatsache fest, daß dem Gange der geschichtlichen Entwickelung nach der eine oder der andere Theil der Gesellschaft auf noch rückständiger Stufe manche Uebel und Verbrechen tragen muß, über welche andere Theile schon hinaus sind. So gern also ein jeder Freund des Fortschritts auch allen ohne Ausnahme die Vergünstigung zugesteht, er muß jene Nothwendigkeit höherer Art anerkennen und sich vorläufig mit dem Möglichen bescheiden.

Was nun aber den Gesichtspunkt betrifft, auf den der Verfasser als den eigentlichen Hauptpunkt immer wieder zurückkommt, so möchten wir doch, so sehr wir eine angemessenere Besoldung der Volksschullehrer wünschen, an ein Wort Diesterweg's erinnern, das er im „Jahrbuch für Lehrer und Schulfreunde" (1863) den entbehrenden Lehrern zuruft: „Warten Sie nicht ab, ob andere so gnädig und gütig sein werden, unserer Noth abzuhelfen — gründet Genossenschaften nach dem Muster der Lehrervereine im Königreich Sachsen! In diesem Lande ist man in allem, was collegialischen Sinn, Lehrervereine, gegenseitige Hülfe u. s. w. betrifft, allen deutschen Staaten voraus". Weiter aber meinte schon Voltaire, daß nicht gerade Silber und Gold es sei, was den Menschen hebe, sondern der Geist, oder, mit Jean Paul zu sprechen: „Große Menschen oder große Zwecke muß der Mensch vor Augen haben, um nicht zu vergehen". Dahin aber die jungen Lehrer zu führen, damit sie nicht blos aushalten, bis Besserung ihrer äußern Lage eintritt — und jeder Freund des Fortschritts arbeitet heute daran — sondern auch, daß sie im Stande sind, in diesem Hinblick auf große Männer und große Ziele Lehrer im Goethe'schen Sinne zu werden, die nicht blos „Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefern", sondern „das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen schönen Gedicht zu erwecken vermögen" — dahin die jungen Lehrer zu führen, wäre schließliche Bestimmung der Seminarien. Damit würde eine Verknüpfung mit dem Leben geschaffen, wie sie schöner und fruchtbringender nicht gedacht werden kann. Man hat den preußischen „Regulativen" den Vorwurf gemacht, daß sie, um bei Goethe zu bleiben, nur jene Reihen untergeordneter Bildungen wollten, daß sie an Stelle der Verknüpfung mit dem Leben nur eine enge Verbindung mit der Kirche anstrebten. Auf die Dauer können solche Anschauungen und

Absichten nicht vorhalten, es ist nicht möglich, die enge Verknüpfung der Schule mit dem Leben zu Gunsten einer absterbenden altklassischen Einrichtung zu lockern. Die Erziehung des Volks gehört im höchsten Grade zu den Fragen über Nationalarbeit und ist nicht anders zu behandeln als Schutzzoll, Handelsfreiheit, Genossenschaftswesen u. s. w. So wenig man nun die Kirche mit diesen Fragen in Verbindung bringt, darf es auch mit jener nicht geschehen. Und wie jede Existenz heute und in Zukunft noch mehr nur dann als gesichert betrachtet werden kann, wenn sie auf gegenseitigen Nutzen und allgemeine Wohlfahrt gegründet ist, so wird auch jeder Lehrer bemüht sein müssen, ob blutjung, ob alt, das nachzuholen, was Seminarien und Schlendrian bisher nicht zu rechtem Gedeihen kommen ließen — der richtige Boden wie die gesunde Luft fehlen dazu nicht mehr. Sind aber die Lehrer der Volksschule erst vom rechten Geist Ergriffene, so wird auch von einer Noth der Volksschule trotz mangelhafter Vorbildungsanstalten und Regulative bald keine Rede mehr sein — der rechte Geist zwingt alles heran, was noth thut!

Was der Verfasser unsers Schriftchens weiter über die zu große Schülerzahl in einzelnen Klassen, den untern zumal, über herzustellende Garten als Spielplätze, über Einrichtung eines Turnplatzes bei jeder Schule anfügt, ist jedenfalls beachtenswerth und trifft auch bereits mehr und mehr auf dem Gebiet bloßer Wünsche in die Wirklichkeit. es muß nur bedacht werden, daß solche Wünsche sich nur allmählich und nicht plötzlich wie mit einem Zauberschlag realisiren lassen.

Die Macht der Einbildung.

III.

Eine der merkwürdigsten derartigen Curen wurde von dem spätern Lord-Oberrichter Holt ausgeführt. Bei einer Lustreise, welche er in der Jugend mit einem Freunde unternahm, sah er sich plötzlich in einem ländlichen Gasthause außer Stand, seine Zeche zu bezahlen. Die Verlegenheit war groß und noch wußten die jungen Leute nicht, wie sie derselben ein Ende machen sollten, als Holt bemerkte, daß die Tochter des Wirths sehr niedergeschlagen und krank aussah. Er fragte sie nach der Ursache und erfuhr, daß sie am Fieber leide. Holt beschloß sogleich, diesen Umstand zu seinem Vortheil auszubeuten. Er gab sich für einen Mediciner aus, sagte, daß er ein unfehlbares Mittel gegen die Krankheit kenne, und suchte dann aufs Gerathewohl eine Partie Kräuter zusammen, die er unter besondern Ceremonien miteinander vermischte und sie endlich in ein Stück Pergament wickelte, das er mit kabbalistischen Zeichen bemalte. Dies Amulet band er dem jungen Mädchen um den Hals und war selbst am meisten erstaunt, als das Fieber daraus verschwand und nicht wiederkehrte. Der Wirth, der für die Herstellung seiner Tochter sehr dankbar war, weigerte sich, eine Bezahlung von den jungen Leuten anzunehmen, und erließ sie dadurch aus ihrer Verlegenheit. Viele Jahre später, als Holt längst Richter war, wurde ihm einst eine Frau vorgeführt, die man der Hexerei beschuldigte. Sie heilte durch Zauberei das Fieber, und alles, was sie zu ihrer Vertheidigung anzuführen vermochte, war, daß sie ein Amulet besitze, welches gegen die Krankheit unfehlbar helfe. Der Richter ließ sich das wunderthätige Amulet aushändigen und war nicht wenig verwundert, als er es als dasselbe erkannte, das er einst im jugendlichen Uebermuth bereitet und jener Gastwirthstochter umgehangen hatte.*)

Viele bedeutende Aerzte haben aufrichtig gestanden, daß sie das Vertrauen auf ihre Kunst in vielen Fällen für wirksamer hatten als ihre Medicamente. Der Glaube an die angewendeten Mittel ist oft nicht nur die halbe, sondern die ganze Cur. Schon Paracelsus empfiehlt seinen Kranken vor allen Dingen festen Glauben, um des guten Erfolgs gewiß zu sein. Der Zweifel, sagt er, zerstört jedes Werk. Im festen Glauben an die Kraft der Arzneien findet die Phantasie allein die Kraft, die sie befähigt, Wunder zu thun.

Auch andere geistige Affecte, z. B. Zorn, Furcht, Schreck oder Freude bewirken zuweilen dergleichen „Wunder". Plutarch berichtet, daß einige milesische Jungfrauen plötzlich von der Manie des Selbstmords befallen wurden und dieser wahnsinnige Hang sich mit ansteckender Gewalt auf eine große Anzahl von Milleserinnen übertrug. Man konnte demselben nur durch ein Gesetz Einhalt thun, welches gebot, hinfort den Leichnam jedes Selbstmörders unbekleidet durch die Straßen zu schleifen. Die Furcht vor dieser Strafe war mächtiger als die vor Tod, und genügte, um die davon Ergriffenen sofort zu heilen. Auf ähnliche Weise curirte der schon erwähnte holländische Arzt Boerhave die Kinder des harlemer Waisenhauses, welche, nachdem sie einen an der Fallsucht leidenden Knaben gesehen, infolge der erregten Einbildungskraft fast sämmtlich von derselben Krankheit ergriffen wurden. Nachdem er alle andern Mittel vergebens versucht, ließ er vor den Augen der versammelten, voll Erwartung dastehenden Kinder mehrere eiserne Zangen und Haken in einem Kohlenbecken glühend machen und befahl den Vorstehern, hinfort jedes Kind, bei welchem sich die Krankheit wieder zeigte, mit diesen Werkzeugen zu brennen. Der Erfolg entsprach seinen Erwartungen vollkommen. Die Einbildung wich der stärkern Furcht.

Ein sechzigjähriger Mann, der an einem schleichenden Fieber hoffnungslos daniederlag, wurde fast augenblicklich geheilt, als man ihm sagte, daß sein höchster Lebenswunsch in Erfüllung gegangen, indem seine Frau einen Sohn geboren habe. Peter Frank erzählt, daß eine Frau in Wien, welche zugleich an Wassersucht und am Grauen Staar litt, von ersterer

*) Vgl. auch den Artikel „Eine Hexe in Schweden" in Nr. 40 dieser Blätter.

ihres Herzens noch keinen Namen hat. Dies Erröthen, dieſes Anſchmiegen, dies Verlangen, mit ihm zu reden, mit ihm allein zu ſein, dieſe harmloſe Luſt, an ſeinem Arme zu hängen —

Seeburg.

An weſſen Arm? Mit Wem zu reden?

Beate.

Mit — einem Manne — der zu edel, zu treu ſeinem gegebenen Worte, nicht wagt, in ſein eignes Innere zu blicken, mit einem Manne, der von ſeinem Berufe, von ſeinen erſten Lebenspflichten ſo beherrſcht wird, daß er ſeine ſchlummernden Gefühle nicht prüft und die Sprache ſeines Herzens erſt verſtehen wird, wenn es zu ſpät iſt!

Seeburg.

Zu ſpät iſt?

Beate.

Er kommt von einer Reiſe zurück: er umarmt ſie. Er ſucht die Einſamkeit, er flieht den Schlaf. Man hat ihn erblickt, traumwandelnd, wie ein Irrer durch die Zimmer ſchreitend, eine Stunde lang ſein Auge ſtarr auf das Bild Antoinettens richtend —

Seeburg (verdutzt).

Mich?

Beate.

Beide lieben ſich, ohne es zu wiſſen. Ermeſſen Sie

rankheit durch die Freude geheilt wurde, welche sie pfand, als sie nach einer glücklichen Augenoperation öglich ihre Söhne wieder erblickte. Der großherglich hessische geistliche Geheimrath Hertel erzählt von nem Manne, welcher, eben am heftigsten Paroxysmus leidend, dem Zorne, wozu ihn die Belästigung nes Soldaten gereizt, nachgab und, vom Lager aufringend, diesen züchtigte. Die Krankheit war verngen und kehrte nicht wieder. Ein junger Mann, essen Zunge seit vier Jahren so gelähmt gewesen, ß er keine Silbe zu sprechen vermochte, wurde durch n heftigen Zorn geheilt, welchen ein altes Weib in m erregte. Er brach in eine Flut von Schelorten aus und konnte von der Zeit an sprechen ie vor seinem Erkranken. Der von Jugend auf umme Sohn des Krösus fand die Sprache wieder, d er sah, daß ein Soldat seinen Vater tödten ollte. „Tödte den Krösus nicht!" rief er in höchster ngst und vermochte seit der Zeit zu sprechen.

Bilder aus Paris.

III.

Corneille's Todestag. Maison de refuge. Deutscher Musikverein. Deutsche Wissenschaft.

Der 1. October ist der Todestag des „großen" orneille. Pierre Corneille starb am 1. October 1684. e haben 180 Jahre seiner Unsterblichkeit keinen Eintrag gethan. Im Théâtre français und im Odeon ird alljährlich sein Geburtstag durch die Aufführung ines seiner Dramen festlich begangen, aber am Jahrestage seines Todes sieht man auf keinem Theater ettel seinen Namen: denn das ist ein Unglückstag ür die Bühne. Diesmal hatte sich indeß in der Rue de Grenelle ein Kreis warmer Anhänger des Dichters zusammengefunden, aus dem einer, ehe wir uns zum Mahl um 7 Uhr niederließen, die Stimmung an den Schöpfer der dramatischen Kunst in Frankreich aufrischte.

Pierre Corneille ist zu Rouen am 6. Juni 1606 eboren. Sein Vater war Avocat général à la table e marbre de Normandie, d. h. Generaladvocat des Marschallamts; er bestimmte den Sohn gleichfalls um Advocaten und erhielt für ihn schon 1627 die Erlaubniß zur Ausübung seines Amtes, ein Recht, as gewöhnlich nur älteren Männern zustand. Ein Zufall machte den jungen Advocaten zum Dichter. Fontenelle sagte von ihm: „Die Liebe war es, die seine Dichterschwingen entfesselte." Einer seiner Freunde rachte ihn zu seiner Geliebten — aber ehe er selbst s ahnte, hatte er den Freund aus dem Herzen derselben verdrängt. Diese Empfindung machte ihn zum Poeten, seine Seele rang nach einer Form dafür und fand sie im Drama. „Melita" wurde trotz vieler Mängel mit großem Beifall aufgeführt. Die junge Dame, welche den Stoff zu dem Lustspiel geliefert hatte, hielt lange Zeit nachher noch in Rouen „Melita", ein Drama, der ebenso glorreich für sie selbst war, als sich alle Lobeserhebungen für den jungen Dichter daran knüpften. Diese Komödie, die heute für eine der schwächsten Erzeugnisse des Dichters gilt, war für jene Zeit eine Art Meisterwerk. Als Tragiker zeigte er sich zuerst in seiner „Medea", die aber vom Publikum kalt aufgenommen wurde; dagegen brachte 1636 sein „Cid" eine literarische Revolution zu Wege, um so mehr, als Richelieu und die Akademie sich gegen ihn erklärten. Aber ganz Frankreich erkannte den „Cid" an und rühmte Corneille als den Schöpfer seines Theaters. Die Meisterwerke des Dichters folgten nun von Jahr zu Jahr, aber über den „Cid" ging keins hinaus. In richtiger Würdigung hatte das Publikum damals, um das Vorzügliche zu bezeichnen, das Sprichwort: „Cela est beau comme le «Cid»", erfunden. Im Jahre 1640 vermählte sich Corneille mit der Tochter des Mathieu de Lampérière, Generallieutenant von Andelys; bald darauf wurde er so krank, daß man ihn in Paris schon todt sagte. Sein Bruder hatte die Schwester seiner Frau geheirathet und alle vier zogen sich in ein Landhaus zurück, wo sie ganz ihrem Glück in stiller Häuslichkeit lebten.

Als „Perthарite", eine seiner Tragödien, 1653 vollständig durchfiel, war Corneille von diesem Mißgeschick so erschüttert, daß er vom Publikum auf immer Abschied zu nehmen beschloß. Schon 1647 war er Mitglied der Akademie geworden. Seit dem Jahre 1662 hatte er sich in Paris niedergelassen. Trotz seines Alters gab er sich noch manchen Illusionen über seine poetische Kraft hin und dichtete fortwährend Tragödien, in denen kaum hin und wieder jener Funke des großen Genius, der ihn einst beseelt hatte, aufflammte. Vergeblich erschöpfte er seine Kräfte in angestrengter Arbeit — sein Einkommen war so gering, daß es kaum ausreichte für die häuslichen Bedürfnisse und zur Erziehung seiner drei Söhne. Im Jahre 1683 war es so weit mit ihm gekommen, daß er des Nöthigsten entbehrte und in der drückendsten Armuth lebte. Endlich, am 29. September 1684, erbarmte sich Ludwig XIV. des unglücklichen Mannes und schickte dem berühmten Sterbenden 200 Louisdor — zwei Tage darauf war Pierre Corneille todt. Er starb im achtundsiebzigsten Jahre in einem Hause der Rue d'Argenteuil, welche heute die Nummer 18 II trägt.

Voltaire, der oft geschmähte Voltaire, hat durch Herausgabe von Corneille's Werken an dessen Urenkelin, die nichts als ihren berühmten Namen besaß, die Schuld seiner Nation bezahlt; das Honorar jener Arbeit schenkte er ihr als Morgengabe bei ihrer Verheirathung.

In Erinnerung so beklagenswerther Ereignisse hat der Kaiser beschlossen, ein Invalidenhaus, Maison de refuge, für Künstler und Litteraten zu gründen, die im Alter oder bei Krankheitsfällen in demselben gratis oder gegen ein geringes Honorar aufgenommen werden sollen.

Zu den unwiderleglichen Fortschritten, welche die Musikaufführungen hier gemacht haben, behaupten

die Deutschen nicht wenig beigetragen zu haben. So hat denn auch der Deutsche Männer-Gesangverein, dessen Präsident Herr Lietzau und dessen Musikdirector der rühmlichst bekannte Componist Endres ist, bei dem im August abgehaltenen Sängerfest in Chantilly bei Paris die Goldene Medaille erhalten. Man trug den „Steckbrief" von Kücken und den „Gesang der Freude" von Thomas vor. Der Vortrag der Sänger war so ausgezeichnet, daß die Preisrichter sie aus der Ersten Abtheilung, in welcher sie standen, mit Ueberspringung der superioren Abtheilung, in der ihnen kein Verein den Rang streitig gemacht hatte, in die Division d'excellence versetzten. Darüber sind natürlich die deutschen Sänger ganz glorios geworden.

Wie nun der deutsche Gesang, so gelangt auch der deutsche Unterricht und deutsche Wissenschaft immer mehr und mehr zur Anerkennung. So ist Professor Munk beauftragt, den Lehrstuhl des viel besprochenen Herrn Renan für das Hebräische einzunehmen, eine Stelle, für welche der ausgezeichnete Orientalist sich gewiß in hohem Maße eignet und die ihm als Mitglied des Instituts erst die volle Genugthuung seiner ungewöhnlichen Gelehrsamkeit eintragen wird. Professor Weber hat für den fünften Band seiner „Indischen Studien", ein Werk, das man in die erste Kategorie eines deutschen Forscherfleißes stellte, die Große goldene Ehrenmedaille erhalten, die einen Werth von 1200 Francs hat.

Auch ein breslauer Privatgelehrter, Rabinowitz, hat eine besondere Anerkennung für eine hebräische Grammatik erhalten, die sofort ins Französische übersetzt wurde, da sie den Bau jener alten Sprache nach einer ganz neuen Weise erklärt und ihn viel verständlicher macht.

Für die Winterabende.

I.

Von neuen und vorliegenden Romanen heben wir einige zur Empfehlung für unsere Leser hervor. In „Die Aristokratin und der Fabrikant" (vier Theile. Jena u. Leipzig. Costenoble. 1865) schildert Luise Ernestine (Malvine von Gumprecht) die gerade in der Gegenwart wieder mächtig erwachten Gegensätze des Geburtsadels und des reichen Bürgerthums. Der Conflict könnte tiefer gefaßt sein, aber dann würde die harmonische Ausgleichung dieser Gegensätze, die der Verfasserin doch wol hauptsächlich am Herzen lag, nicht haben stattfinden können. Für eine Frauenhand sind die Charaktere ziemlich fest und sicher gezeichnet, der Ton des Ganzen ist realistisch, gegenständlich. Dagegen erscheint uns die Fabel weniger gelungen, schon das Hinüberziehen der Geschichte durch zwei Generationen — der Roman spielt durch zwanzig Jahre etwa — hat etwas Zwangvolles, der Leser soll sich plötzlich die Gestalten, die er im ersten Theil sich ingrablich tummeln, sich abschaffen und anziehen sah, im zweiten Theil siebzehn Jahre älter denken. Einzelne Erfindungen sind ein wenig zu sehr in der Prosa der Wirklichkeit haften geblieben und machten, was doch nicht beabsichtigt wurde, wie z. B. der Polterabend, einen komischen Eindruck auf uns. Die Darstellung ist gewandt, das Landschaftliche — der Roman spielt in Westfalen — sehr glücklich und naturwahr geschildert. In „Reichtes Blut" (drei Bände. Jena u. Leipzig. Costenoble. 1865) erzählt August Diezmann die Geschichte eines wackern humoristischen Mannes, Ulrich Lenz. Die Form ist die des Memoirenromans, von der Geburt bis zur glücklichen Verheirathung des Helden. Den Begebenheiten fehlt es an Neuheit, dem Ganzen an Spannung; dafür findet der Leser in der hübschen Darstellung und dem liebenswürdigen Charakter des Helden einen gewissen Ersatz. Ludwig Habicht, den Lesern der „Unterhaltungen" wohlbekannt, schildert in einem historischen Roman: „Der Stadtschreiber von Liegnitz" (drei Bände. Breslau, Trewendt, 1865). einen interessanten Vorfall aus der schlesischen Geschichte um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Es handelt sich um den Versuch eines unternehmenden und ehrgeizigen Mannes, eben des Stadtschreibers Busch, Liegnitz zu einer freien deutschen Reichsstadt zu machen und von der Herrschaft seiner Herzogin Hedwig, aus dem Piastenstamm, zu befreien, ein Versuch, der schließlich scheiterte und mit dem Untergang des kühnen Busch endete. Die Fabel des Romans ist nicht gerade originell erfunden, aber sie faßt die Elemente besser, man mit als „romantisches Mittelalter" zu bezeichnen pflegen, tüchtig und gewandt zusammen. Einer der Vorzüge unserer Zeitschrift, die uns so oft in dem biographischen Roman entgegentritt, sehen wir die Erzählung zu einem festbestimmten Ziele rasch und energisch vorschreiten. Hier und dort könnte der Ausdruck kürzer und gedrungener sein, aber nirgends begegnet uns ein störendes Gemeinplatz. Durch seine treffliche Localkenntniß der Stadt Liegnitz und ihrer Umgegend weiß der Verfasser seinen Schilderungen eine feste, „realistische" Grundlage zu geben. Der Ton, die Anschauung deutscher Stadtbürger des Mittelalters, die in kleineren Verhältnissen als die Patrizier von Augsburg und Nürnberg lebten, ist meist getroffen; nur ein und ein anderes mal macht sich eine „moderne" Erinnerung geltend, so wenn der Bürgermeister einen „Ball" gibt. Besser gelingt dem Verfasser die Charakterschilderung der Männer als der Frauen; es ist bedenklich, daß sich alle in den jungen Stadtschreiber verlieben, der dadurch, nicht zu seinem Vortheil, eine Aehnlichkeit mit Don Juan erhält. Das Ganze ist eine anregende, unterhaltende Lektüre, stilvoller und künstlerischer als die Romanbearbeitungen von „Shakspeare's Leben" und „Memoiren Napoleon's III.", welche jetzt mit dem Titel „Historischer Romane" prunken.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band — **Nr. 47.** — Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Auf bewegter Flut. Novelle von Arthur Stahl. III. — Karl Marbell. Ein deutsches Geschichtsbild von Karl Hillebrand. I. — Thier- und Menschenleben in Australien. Von Wilhelm Gutschner. V. — Die epischen Gedichte Lord Byron's. — Vermischtes: Monaco. I. — Bilder aus Paris. IV. Roland in Roncevaux. Eine Galavorstellung in der Großen Oper. — Iwan Turgénjew. — Kalender für 1865.

Auf bewegter Flut.

Novelle von Arthur Stahl.

III.

Man hatte seit einiger Zeit in der Stadt angefangen, viel über Felicia van Bruck und den jungen Marineoffizier zu sprechen, und diesmal drang das Gerücht sogleich zu den horchenden Ohren der Madame Bertrand. Sie theilte es Elisabeth ziemlich schonungslos mit, weil ihr für zarte Empfindungen eben der zarte Ausdruck fehlte, und daß Elisabeth unter demselben körperlich zusammenbrach, steigerte ihren eigenen Schmerz und ihre Empörung nur noch mehr. An demselben Tage kam Eugen's Freund, um in Elisabeth's Hände zu legen, was Eugen ihm übergeben hatte. Er konnte sie nicht sehen an dem Tage. Aber der Mutter gegenüber vermochte er die umlaufenden Gerüchte nicht zu leugnen und ihr brachte er die erschütternde Nachricht, daß Eugen sich im Irrenhause befinde.

Dies verschwieg die Mutter ihrem Kinde. Sie hatte nicht den Muth, es ihr zu sagen, sie schauderte bei dem Gedanken daran; und als sie später, nachdem der junge Offizier und der Arzt sie verlassen hatten, allein an Elisabeth's Lager saß und ihre bebenden Hände hielt, rollten große Thränen über ihr strenges Gesicht.

Es war eine traurige Nacht, welche folgte. Elisabeth saß in ihrem Bett wach, Stunde um Stunde, und verbarg das Gesicht in den Händen. Die Mutter verwandte kein Auge von ihr, aber die Stille wurde der lebhaften Frau unerträglich und Elisabeth's Regungslosigkeit marterte sie. Sie sann auf Trostgründe, sie war ganz hülflos. Wie man einem kranken Kinde jedes erdenkliche Spielzeug bringt, so begann sie plötzlich Elisabeth von dem majestätischen Dreimaster zu erzählen, den sie ihr schenken wolle; daß er schon von Stapel gelaufen und auf ihren Namen getauft sei.

„Willst du morgen dein Schiff ansehen, Elisabeth?"

„Uebermorgen, gute Mutter! Ich danke dir recht sehr!"

Elisabeth lächelte. Nichts ist herzzerreißender als ein Lächeln auf einem jungen, schmerzbewegten Gesicht. Die arme Mutter fühlte es und wandte sich ab.

„Mutter, liebe Mutter, sei nicht böse, daß ich nicht mit dir spreche, daß ich immer nur das Eine denken kann!" schluchzte Elisabeth. Madame Bertrand schüttelte den Kopf und legte sich still

auf den Rand ihres Bettes. Elisabeth weinte leise bis zum Morgen.

Der Doctor kam des andern Tags zeitig. Die Geschichte war pikant und interessirte ihn. Schon gestern hatte er die Beziehung der Familie zu seinem Patienten und Frau von Bruck zu durchschauen begonnen, und was ihm noch an Aufklärung fehlte, erhielt er heute durch Madame Bertrand. Er fand Elisabeth im Vergleich zu gestern sehr aufgeregt, sie war wie gefoltert von innerer Unruhe. Um so eindringlicher rieth Madame Bertrand dem Arzt, ihr keine Ahnung von Eugen's Gemüthsverwirrung zu geben. Derselbe sei krank und befinde sich in einer Klinik, sagte man ihr.

Der Doctor sah, wie bereits bemerkt, vor allem darauf, vornehme Patienten zu haben, aber schöne Frauen rechnete er unbedingt unter die vornehmen Leute. Ein Blick, heute am hellen Tage, auf Elisabeth's bezauberndes Gesicht und ihre liebliche Gestalt nahm ihn ganz und gar für sie ein. Vielleicht war Frau von Bruck schöner, gewiß bei weitem imposanter, aber Elisabeth besaß dafür eine Anmuth, welche jene in den Hintergrund stellte. In ganz ähnlicher Weise erging es Eugen's Freund, welcher kam und auf Elisabeth's Wunsch zu ihr geführt wurde. Alle Männer, vor allen aber die Roués fühlen etwas wie Ehrfurcht einer unberührten Frauenerscheinung gegenüber. Man konnte nichts Kunstloseres sehen als Elisabeth's Wesen. Sie sprach zu ihm, der sich Eugen's Freund nannte, wie zu einem Bruder, und wenn er der Intrigue gedient hätte, so würde er durch ihre Unschuld entwaffnet sein. Harri von Platen war ein Roué und Gewissensscrupel nicht eben seine Sache; aber während er mit Elisabeth sprach, stieg jeder Schritt, den er zu Gunsten Felicia's gethan, wie ein riesengroßer Leichtsinn vor ihm auf und er fühlte sich dem ahnungslosen Kinde, das ihn so vertrauend ansah, so schuldig, wie noch nie in seinem Leben einem Menschen gegenüber. Was Harri von Platen am meisten in Erstaunen setzte und rührte, weil es Elisabeth so vollkommen von gewöhnlichen Frauen unterschied, war, daß nicht die eifersüchtige Braut gekommen war, um Rechenschaft zu fordern, sondern nur das liebende Mädchen, welches auch im tiefsten Schmerz an den Geliebten glaubt. Die reine Frauenliebe, welche die Stürme ist, hat immer eine Beimischung von schwesterlichem, ja mütterlichem Gefühl, welches sich nicht tödten läßt.

„Kann ich Eugen nicht sehen?" fragte jetzt Elisabeth zum zweiten mal.

„Er ist krank, gnädiges Fräulein!"

„Dann um so mehr! Dann wird ihm die — fremde Frau verlassen haben und er bedarf meiner. O, verschweigen Sie mir nichts!"

„Er ist in der Klinik", sagte Platen.

„Ist er verwundet?"

„Ja!... Eugen glaubte dort die beste Pflege zu finden."

„Die beste Pflege von einem andern als von mir! Wo ist der Arzt dieser Klinik? Glauben Sie nicht, daß er Mitleid haben wird und mich zu ihm läßt? Bitten Sie ihn für mich! Nur eine Stunde will ich Eugen sehen, aber allein, und früher als meine gute Mutter, die auf ihn zürnt — um meinetwillen! Ich thue es nicht; ich fühle nur, daß ich daran sterbe, wenn er noch länger schweigt. Warum that er es mir? Wollen Sie mir nicht sagen, warum?" Elisabeth streckte ihm flehend die Hände entgegen.

Platen legte Eugen's Portefeuille hinein. Elisabeth erglühte und erblaßte. Hastig öffnete sie es, aber als ihr ein Blatt daraus entgegenfiel, zögerte sie seltsamerweise, es zu entfalten und sah Harri an.

„Es ist zu spät", sagte sie, „zu spät für das geschriebene Wort! Ich fürchte mich fast, es zu lesen. Nur Aug' in Auge können wir jetzt uns noch einander wiederfinden! Führen Sie mich zu ihm, heute noch, ich beschwöre Sie!"

Platen wollte ihren Bitten ausweichen.

„Lesen Sie!" drängte er. Sie that es zitternd.

„Lili, ich bin Deiner nicht mehr werth! Dir und mir selbst war ich untreu. Vergiß mich und verzeihe mir, wenn Du kannst!" schrieb Eugen.

„Eugen kann nichts thun, was ihn meiner unwerth machte!" sagte Elisabeth, und ihre schönen Augen glänzten zuversichtlich. Sie stand auf. „Wollen Sie mich noch heute Abend zu ihm führen?" fragte sie wieder und ihre Wangen röthete sich tiefer.

„Ich muß zuvor den Arzt fragen, gnädiges Fräulein!" sagte Platen, um eine Antwort verlegen.

Und er ging zum Arzt, selbst nicht viel weniger aufgeregt als Elisabeth.

Im Irrenhause war am Abend desselben Tags bereits alles still geworden. Schweigend und unheimlich lag der massige Bau auf der Düne und kein Geräusch in seiner Umgebung bang an

das Ohr als das ferne Brausen des Meeres und dann und wann ein Schrei aus dem Innern des Hauses. Der Hof war öde, aus den Fenstern blickte hier und da ein Licht, die Corridore lagen schweigend und verlassen.

Der Doctor ging mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab. Er hatte eine Verabredung mit Harri von Platen getroffen, welche ihn jetzt beunruhigte und die er gern rückgängig gemacht hätte. Allein Platen hatte ihm Elisabeth's Wunsch, ihren Bräutigam zu sehen, so dringend vorgetragen, daß er nicht widerstehen konnte, den psychologischen Versuch zu wagen, die Braut zu ihm zu führen, ohne ihr zu sagen, daß man ihn für geisteskrank halte, und andererseits den Eindruck zu beobachten, welchen diese plötzliche Erscheinung auf den Kranken übte. In der That war der Arzt über Eugen's Zustand noch nicht weiter im klaren als am ersten Tage. Immer noch dasselbe starre Schweigen, dieselbe Theilnahmlosigkeit für alles, dieselbe Zerrissenheit in seinen Zügen.

Was diesen Zustand herbeigeführt hatte, das wußte nur Eugen's Gewissen zu erzählen. Kein anderes Motiv lag ihm zu Grunde als die Höllenpein der Selbstverwürfe; die Schlange, welche an ihm nagte, war die Reue eines einfältigen Herzens über ein moralisches Vergehen, eine Untreue.

Gewiß ist solch zarte Gewissenhaftigkeit eine sehr seltene und häufig belächelte Tugend unter Männern; aber Eugen besaß sie einmal und sie hatte ihn fast wahnsinnig gemacht — ein neuer Beweis, wie unpraktisch sie ist.

Eugen war von den Verhältnissen besonders erzogen worden. Andere jungen Männer machen ihre Studien auf der Universität, in der Gesellschaft, in großen Städten, auf Bällen — Eugen war fast mädchenhaft rein von Elisabeth geschieden; er hatte dann mit dem Meere verkehrt und seine großartige Poesie in sich aufgesogen.

Aber das Meer ist auch wild, es ist eine gefährliche Vertraute, es weckt die Leidenschaften, ohne sie abzuschwächen durch Mißbrauch.

Elisabeth's reine Gegenwart glättete immer wieder die sturmbewegten Wellen und ihr glückliches Lächeln spielte wie Sonnengold über die stillgewordene Flut. Aber in der Tiefe brandeten die Wogen, und als vom Ufer die Sirene ihren verführerischen Sang erschallen ließ, war es um ihn geschehen. Sie riß ihn hinab und ein neuer Strom der Liebe umbrauste ihn mit seinem Sturmgewoge.

„Felicia!" stöhnte der Kranke.

Schon war sie und verlockend

[illegible]

Sein Herz wurde krank davon, endlich wurde es der Kopf auch und die Gedanken gingen irre.

Der Arzt trat jetzt bei ihm ein. Eugen schloß die Augen, als schlummere er. Der erstere ging im Zimmer umher, untersuchte alle Gegenstände und nahm fort, was einer Waffe ähnlich sah. Dann fühlte er dem Kranken den Puls, zündete die Kerze an, welche auf dem Tische stand, und verließ das Zimmer wieder.

Eugen erhob sich nach einer Weile. Er hieß das Licht vom Tisch, daß es verlöschte, und erleichterte dann öffnete er beide Fensterflügel und das volle Mondlicht strömte herein. Der Divan war dicht ans Fenster gerollt. Eugen streckte sich auf dem Teppich vor demselben hin und ließ seinen Kopf auf den Kissen ruhen, sodaß er die volle Mondscheibe sehen konnte. Das lockige Haar hing wirr um das edle Gesicht, der Hemdkragen war zurückgeschlagen, ein schwarzes Tuch hielt ihn nachlässig zusammen. Die Hände krampften sich ineinander, wie man es in heftiger Unruhe zu thun pflegt.

Jetzt läutete die große Thorglocke, und wie der Klang für alle, welche hinter Mauern wohnen müssen, weh ist, horchte auch Eugen auf. Aber alles blieb still, und die Schritte, welche sich gleich darauf seiner Thür näherten, waren zu leicht, um von innen gehört zu werden. Die Thür öffnete sich leise und Elisabeth trat ein. Das mondüberglänzte Zimmer, Eugen's Lage und Aussehen überraschten sie so, daß sie, von Bewegung übermannt, wie angewurzelt stehen blieb.

Eugen sah die weiße Gestalt starr an, dann bedeckte er einige Secunden die Augen mit den Händen und sah wieder hin. Er blieb, wo er war, nur die Arme streckte er nach ihr aus, als halte er sie für eine Traumerscheinung.

Elisabeth flog zu ihm hin und kniete neben ihm nieder.

„Eugen!" flüsterte sie; „Eugen!" und schlang die Arme um seinen Nacken. Sie küßte ihm den Mund und die todtblassen Wangen; aber ihre Worte wurden von Thränen erstickt.

Mit der wirklichen Berührung schien Eugen auch das Bewußtsein der Wirklichkeit zu kommen;

er riß sich plötzlich empor und stand hochaufgerichtet vor der Knienden.

„Felicia, kommst du in Lili's Gestalt, mich zu peinigen? O, ich habe schon genug gelitten! Rühr' mich nicht an, du beleidigst meine Braut! Lili! — Bist du gestorben, ist es dein Geist? . . . Wie habe ich dich geliebt — du warst meine Seele und dich und mich hat die wilde Lorelay elend gemacht! Felicia, singe! Warum singst du nicht? Küsse mich wieder — warum willst du es nicht? Hörst du, wie das Meer braust? Dort ist der Rand des Schiffs! Komm! — Ich will dich umschlingen, und dann hinab! . . ."

Mit einem Ruck hob er Elisabeth empor und stürzte mit ihr an das offene Fenster.

Aber Elisabeth fürchtete sich nicht. Sie war einen Augenblick wie vernichtet gewesen, dann aber fand sie plötzlich eine Kraft, welche zarten Frauen oft eigen ist, und obwol sie begriff, daß er irre rede, erfüllte das Uebermaß des Glücks, wieder bei ihm zu sein, jedes andere Gefühl. Sie klammerte sich fest an ihn.

„Besinne dich, Eugen! — — Wir sind im Garten, wir spielen wieder miteinander, zwei glückliche Kinder! Du fährst mich im Nachen, du pflückst mir Blumen und nennst mich Lili! Wie hell scheint die Sonne! Dort sitzt dein kranker Vater im Rollstuhl und sieht uns zu! Wenn wir müde sind, laufen wir zu ihm, lehnen an seinen Schoß und er streichelt uns das Haar und die Wangen. . ."

Eugen lauschte auf die Stimme dicht an seinem Ohr; er legte Elisabeth sanft auf den Divan nieder und strich mit beiden Händen über die Stirn, als wolle er seine Gedanken sammeln; dann fielen sie ihm schlaff am Körper herab und er starrte in den Nachthimmel.

„Eugen — lieber Eugen, sieh' mich an, deine Lili! Ich bin es wirklich!"

Eugen warf sich am Divan nieder und drückte den Kopf in die Kissen.

Elisabeth legte ihm die kühlen, kleinen Hände auf die brennende Stirn, die Pulse hämmerten darin, als wollten sie zerspringen. Es schien ihn zu beruhigen, er lag eine Weile so ganz still.

Ein Schimmer von Hoffnung fiel in Elisabeth's gequältes Herz. Aber sie sollte noch mehr leiden, die Allmacht ihrer Liebe daran zu prüfen. Eugen raffte sich wie aus einer Betäubung empor, um von neuem und schlimmer als zuvor in irre Phantasien auszubrechen. Sein Körper war wie vom Fieber geschüttelt und es strömte so wild, so verzweifelnd und klagend von seinen Lippen, als sei er von den Furien verfolgt. Das Grauenvolle der Situation, von Elisabeth schaudernd empfunden, bestand darin, daß Eugen fortwährend beide Namen, beide Gestalten, beide Empfindungen verwechselte. Was ein starkes Männerherz von wilder Glut und reiner Zuneigung nebeneinander zu bergen vermag, ihm war es unvermittelt, zur Qual geworden, und er riß sie jetzt zurück, als müsse er sich mit Gewalt daran zu Grunde richten. Warum war ihm Elisabeth so fern gewesen, als es galt, diese Elemente zu versöhnen?

Wie unheimlich flammte jetzt die glühende Lohe, welche Felicia's Schönheit angefacht, durch die Nacht seines Geistes! Wie strömten die Rhapsodien ungezähmter Leidenschaft in Elisabeth's unschuldiges Ohr; ihr war, als würde etwas zertreten in ihrem Herzen. . .

Es zuckte ihr keuscher Mund und die zarte junge Brust unter seinen Küssen, aber sie litt es wie ein Engel, der Erbarmen hat. . .

Elisabeth schluchzte leise und erschöpft. Und ebenso unerwartet wie vorher, ließ Eugen sie aus seinen Armen und sank vor ihr auf die Knie. Er sah sie fest an, lange — und als sei ein Schleier von seinen Augen gefallen, erhob er die Hände wie zum Gebet und flüsterte sanft Lili's Namen.

Das war die süße Stimme — das war der alte traute Klang, der sie so selig machte! Das waren die Augen, die lieben Augen wieder, mit ihren milden, seelenvollen Blicken!

Eine Stunde des Ausruhens, Seele in Seele wie jetzt, hätte Elisabeth entschädigen können für das schreckliche Jahr. Sie neigte sich zu ihm. . .

In diesem Augenblick wurde die Thür aufgerissen und Felicia van Bruck stürzte über die Schwelle. Sie blieb in der Mitte des Zimmers stehen.

„Eugen!" flüsterte sie und ihre Stimme bebte vor Aufregung. „Sie sagen, du wärest wahnsinnig — ich glaube nicht daran. Komm, laß uns fliehen! Ich führe dich ans Ende der Welt und will dich heilen von der innern Qual! Die Wächter sind bestochen, die Pferde harren unser, zaudre nicht, Eugen!"

Sie warf sich neben ihm nieder und umschlang ihn. Erst jetzt bemerkte sie Elisabeth, welche die Lehne des Divans und die halbe Dämmerung des Gemachs verborgen hatte.

lisabeth, zu mir und schütze mich!" rief
außer sich und stieß Felicia zurück.
icia sank, wild aufschreiend, ohnmächtig zu

r Arzt trat ein mit Licht.

---

war ein halbes Jahr seit jenem Tage
en. Derselbe hatte, wie der Arzt richtig
et, eine Krisis in Eugen's Zustande her-
ber, den Ausbruch eines typhösen Fiebers,
chem die heißen Klimaten, welche er bereist,
heimlich bereits den Grund gelegt.
e Pflege Elisabeth's und der Aeltern hatten
m Tode abgerungen und jetzt genas er in
Mitte. Elisabeth hatte nicht die Mühen,
te nur die Poesie der Krankheit empfunden,
sie dem Geliebten wiedergab. Denn mit
sten hellen Licht, das in seinen umnachteten
fiel, erkannte sie, daß die Schrecken des
s nur Folgen der Krankheit gewesen
und mit ihr, scheinbar bis auf die Grinne-
ihrer Ursache, verschwanden. Eugen hatte
's Namen nicht wieder erwähnt; er ver-
seine Rechtfertigung des letzten Jahres; die
war wie verlöscht aus seinem Gedächtniß,
lisabeth beschwur seine Aeltern und die
, nie dieselbe mit einer Silbe zu berühren.
letztere ergab sich nur widerstrebend darein,
e ergab sich, da sich durch den Umstand
aterial mehrte, welches sie sammelte, um
milie eine — Rede zu halten, und vor
da Elisabeth ihr endlich den Gefallen that,
üben wie eine Rose.
l waren freilich die Bedingungen zum
da!
„Kapitän" war jetzt mit seinen Plänen
nd wenn die Leute in der Stadt und die
nglieder selbst von der noch bevorstehenden
sprachen, so lachte er heimlich.
Madame Bertrand von Herrn van Bruck
ff gekauft habe, wie Eugen's Vater sagte,
miral eines stattlichen Dreimasters sei,
n Geheimniß mehr; die Ausrüstung und
ung des Schiffs wurde eifrig betrieben
war mit ihrem alten Adjutanten, dem
heder, häufig auf der Reise zwischen den
Städten, aber über den eigentlichen Zweck
fahrt schwieg sie hartnäckig, denn der
treich sollte mit Aplomb erfolgen.
wartete mit diesem Coup aber auch kei-
genblick länger, als bis der Adjutant ihr
die Meldung brachte, daß die Ausrüstung des Schiffs bis auf das letzte Wimpelchen vollendet sei und die Bemannung bis auf den kleinsten Küchenjungen angestellt.

An diesem Tage arrangirte sie ein prächtiges Familiendiner, lud den Adeder dazu ein, damit er über alles Technische Rede stehe, und begann dasselbe mit ihrer feierlichsten Festbaude und mit der goldensten Laune von der Welt. In der Mitte der Tafel, vor dem Brautpaar, welches der Mutter gegenübersaß, stand ein prächtiger Dreimaster von Zuckerkant mit Segeln von Silbergaze und Festons von Rosen.

Zum Nachtisch, als Madame Bertrand das Gespräch geführt hatte, wohin sie es haben wollte, als Eugen's Aeltern von der zukünftigen Einrichtung und dem Wohnsitz des jungen Paars redeten, Eugen von den kriegerischen Aussichten der Marine und seiner jährlichen Abwesenheit, und Elisabeth, so oft dies verhängnißvolle Wort ihr Ohr traf, erblaßt war, erhob sie sich plötzlich mit dem Glase in der Hand und sagte: „Mein Töchterchen, komm hierher, zu mir!"

Elisabeth erwartete einen Scherz und stand lächelnd auf; als sie aber das vollkommen ernste und bewegte Gesicht ihrer Mutter sah, ging sie zu ihr und stellte sich neben sie.

Madame Bertrand nahm Elisabeth's kleine Hand und legte sie auf den Rand des Dreimasters von Zucker.

„Mein liebes Kind", sagte sie, „dies ist das genaue Model des Schiffs, welches zum Auslaufen bereit im Hafen liegt und auf deinen Namen getauft ist. Heute übergebe ich es dir als dein Eigenthum und erkläre zugleich, daß ich dich nur dem zur Gattin geben werde, welcher als Führer deines Lebens zugleich Führer und Kapitän dieses Schiffs sein will!"

„Oui!" stand in ihren Zügen, und so komisch lächerlich, daß niemand von der Tischgesellschaft an der Ernsthaftigkeit ihres Entschlusses zu zweifeln wagte.

Es erfolgte eine athemlose Pause und dann eröffnete Eugen's Vater den Sturm des Widerstandes.

Eugen selbst, welcher den Ort und Elisabeth's Gegenwart der Discussion nicht angemessen fand, stand auf und verließ das Zimmer. Elisabeth wollte ihm folgen, aber die Mutter hielt sie streng zurück, ja sie gewann es über sich, zu thun, als kümmere sie sich während der folgenden drei Tage, wo die Unterhandlungen schwebten, nicht

im mindesten um Elisabeth's rothgeweinte Augen, und — sie gewann ihr Spiel.

Nach langen Verhandlungen mit Vater und Sohn unter vier Augen besiegte sie geschickt alle Einwendungen. Der erstere, für den Staatsdienst erzogen und in seiner Carrière unterbrochen, voll Ehrgeiz und militärischer Bravour, befand sich im empfindlichsten Dilemma; Eugen nicht in dem Grade wie sein Vater; er war ein Kind der neuern Zeit und fand die ernste Bethätigung der Kräfte in jeder Richtung gleich ehrenhaft; was ihn von dem Entschluß zurückschreckte, war der Gedanke, den Staatsdienst zu verlassen und sich von der Willkür eines einzelnen Menschen abhängig zu machen.

Aber ein selbständiger Gedanke weiß den andern zu schätzen. Nicht sobald als Madame Bertrand diese seine Befürchtung entdeckte, legte sie ihm ein schriftliches Document vor, welches, im Fall Eugen einwillige, ihm den unveräußerlichen Besitz des Schiffs garantirte. Kurz — was die beiden Männer aus Liebe zu der holden Elisabeth an Logik einbüßten, das gewann die Mutter aus demselben Gefühl, und nur die kleine Zauberin selbst ahnte wenig, wie groß ihre Macht sei.

Die Hochzeit war nahe und die „Elisabeth" lag, festlich geschmückt, zur Aufnahme des jungen Paars im Hafen bereit.

Eugen's Freund, Harri von Platen, hatte sich von Madame Bertrand die Gunst erbeten, das Brautschiff aus dem einen Hafen in den andern hinüberzuführen, und da diese ihm, jetzt ausgesöhnt, die Bitte gern erfüllte, so trat das stattliche Schiff die erste kurze Seefahrt unter seinem Befehl an.

Nur Herr van Bruck sah vom Balkon seines Hauses der Abfahrt der „Elisabeth" zu; Felicia's Räume lagen öde — sie war fort.

Bald nach der Katastrophe im Irrenhause, welche ihr die Ueberzeugung aufgezwungen, daß Eugen für sie verloren sei, war es zu stürmischen Erklärungen zwischen ihr und ihrem Gatten gekommen; sie hatte ihm ihren Entschluß, sein Haus zu verlassen, erklärt und ihn ausgeführt.

Die Leute und Freunde und ehrbaren Frauen hatten sich des „Skandals" herzlich gefreut, konnten aber nicht ausmitteln, wohin Felicia, „die Komödiantin", gegangen sei, und ob Herr van Bruck es wußte, war sein Geheimniß. Platen brachte Eugen und Madame Bertrand nur diese Nachricht, und es war sehr natürlich, daß man Elisabeth's flehenden Augen gehorchte und die Angelegenheit, welche alle schmerzlich berührte, nicht weiter besprach.

Außerdem stand die Vermählungsfeier, als Platen angekommen, in zwei Tagen bevor und der Gedanke daran löschte jeden andern aus. Nur für Harri von Platen enthielten diese Tage noch eine besondere Wendung seines Geschicks. Er hatte das „Brautschiff", wie Seeleute so häufig thun, auf der Fahrt fast persönlich lieb gewonnen; er freute sich des Wiedersehens Eugen's und seiner reizenden Braut, er gefiel sich in dessen Familie, er söhnte sich vollständig mit dem Entschlusse Eugen's aus und fürchtete sich — obwol sonst sehr wenig sentimental — vor einer neuen Trennung von dem Freunde. Als Platen dies äußerte und Eugen ihn scherzend aufforderte, als erster Offizier die Brautreise der „Elisabeth" nach Westindien mitzumachen, ging dieser fast leidenschaftlich darauf ein, und da das Schiff nicht für Passagiere eingerichtet war, dem jungen Paar also, wenn es sich selbst nicht vollständig genüge, ein gebildeter Umgang fehlte, so fand niemand etwas gegen seinen Entschluß einzuwenden, und er that schleunigst die nöthigen Schritte, um reisebereit zu sein.

Am Tage nach der Hochzeit betrat die junge von Glück strahlende Frau zum ersten mal an Eugen's Arm ihr schwimmendes Palais.

Das Schiff hatte geflaggt, die Mannschaft stand im Feststaat, die junge Herrin feierlich zu begrüßen, das Verdeck war mit Blumen und die Masten mit Laubgewinden geschmückt; Platen empfing sie, salutirend, in Steuermannsuniform und machte ihnen die Honneurs des Schiffs.

Madame Bertrand war gewiß eine praktische und im gewöhnlichen Leben profanische Frau; aber in irgendeinem oft verschütteten Winkelchen des Gemüths hat jeder Mensch sein Fünkchen Poesie, und da sie nie von derselben unnütz ausgegeben hatte, so war ihr der ganze Vorrath unangetastet geblieben und nun verschwendet worden, um ihrem Kinde ein Asyl der Liebe von der eigensten und prächtigsten Art zu bereiten.

Die innere Einrichtung des Schiffs war gewissermaßen das Meisterwerk ihres Lebens, und selbst die Fehler ihres Geschmacks, welche sonst häufig in prahlerischem Luxus bestanden, waren hier, da sie gleichsam in Elisabeth's Grüße handelte, glücklich vermieden worden. Was es im Reiche der Kunst und Industrie Schönes und

Zweckentsprechendes gab, sie hatte es zu beschaffen gewußt und das Ganze war im edelsten Stil gehalten. Der Salon mit seinen wundervollen Schnitzereien von kostbaren Holzarten, seinem Parquet, seinen venetianischen Spiegeln, Oelgemälden und kunstvoll eingerichteten Karten und Bücherschränken gefiel besonders den Männern; Elisabeth dagegen war bezaubert, als Eugen die schweren Damastvorhänge hob und sie in ihr Boudoir eintreten ließ. Die Wände waren mit purpurrothem Seidenzeug drapirt, die Decke von Sandelholz und reicher Goldbronze, im weichen Sammet des Teppichs versank Elisabeth's kleiner Fuß, die Divans luden zu stillen Träumereien der Liebe ein — ihr war, als konnten weder Sturm noch Wellen je hier eindringen, hier, in das noch verschwiegenere Heiligthum, in dessen Märchenpracht Eugen jetzt die junge Gattin führte und der Erröthenden die feuchten Augen küßte.

Noch einen Tag blieb die „Elisabeth" im Hafen liegen und unter dem zierlichen Glaspavillon des Verdecks machte am Nachmittag desselben die anmuthigste junge Frau einem auserlesenen Kreise die Wirthin ihres schwimmenden Hauses. Sie war still, wie es das höchste Glück ist, und sie sah aus wie verklärt. Eugen verwandte kein Auge von ihr, und ebenso Platen, aber niemand brachtete seine seltsame Bewegung.

Eugen's Aeltern beschäftigten sich viel mit dem jungen Paar und dachten mit Wehmuth an die Trennung; nur der „Kapitän" schwamm, um so zu sagen, mit vollen Segeln in Zufriedenheit; denn dies alles war sein Werk und er war stolz darauf.

Am nächsten Morgen lichtete die „Elisabeth" die Anker, ein frischer Morgenwind schwellte die schneeweißen Segel und sie steuerte nach Süden, entgegen der Tropenpracht Westindiens.

Fast ein Jahr später befand sich die „Elisabeth" auf der Rückreise. Zwar steuerte sie noch auf hoher See, aber in kurzem sollte sie in den Hafen von Amsterdam einlaufen, um dort zu verwerthen, was sie von den Zeugnissen Westindiens als Rückfracht mitgebracht hatte.

„Alles wohl an Bord", hatte Eugen jedem schnellen Dampfer mitgeben können, der ihnen auf der Fahrt begegnet und Europa früher als sie erreichte.

Ja, einige Monden lang hatte der kleine Raum eines Schiffs ein Glück umschlossen, für dessen verschwiegene Seligkeit das Wort vergebens einen Ausdruck suchen würde. Eine Welt im kleinen, eine engumschlossene Welt, und doch Himmel und Ocean als Zeugen ihres Liebesglücks; so hatten Eugen und Elisabeth es empfunden, so hatten sie es genossen und nicht daran gedacht, den Ring ins Meer zu werfen.

Aber wenn die Elemente von außen ihnen kein Unheil brachten, wenn Sturm und Wellen nicht eindrangen in Elisabeth's zauberisches Asyl — ein anderes Element verfolgte sie, ein wildes Feuer, vor dem sie schauderte, als es sie zum ersten mal aus glühendem Auge traf.

Man hatte Elisabeth keinerlei weibliche Bedienung mitgegeben, weil man jede Zudringlichkeit vermeiden wollte und mit Recht annahm, daß die Augen der Schiffsmannschaft nicht wagen würden, sich bis zu ihrer Herrin zu erheben; aber man hatte nicht daran gedacht und nicht gewußt, welche Gefahr man heraufbeschwor, als man Platen gestattete, die Reise der „Elisabeth" mitzumachen.

Harri von Platen war Eugen's Freund, solange ihre Interessen nicht collidirten; er war es noch zu sehr, um direct in sein Recht einzugreifen, aber nicht genug, um mit festem Entschluß seine Wünsche im Keim zu ersticken.

Sie richteten sich auf Eugen's junge Gattin. Entstanden, als er Elisabeth zum ersten mal im Hotel, von Eugen verlassen, sah, genährt durch die Trennung, waren sie durch tägliches Beisammensein am Bord des Schiffs, durch stündliches Sehen der schönen Frau zu verzehrenden Flammen gewachsen.

„Schwach sein, ist schlimmer, als schlecht sein", sagt ein alter Spruch.

Harri ließ sich Elisabeth gegenüber zu jeder Aeußerung der Liebe fortreißen, welche nicht das Bekenntniß durch Worte ist. Ein solches, eine Handlung, welche Platen aus einem Netz von Gewissenhaftigkeit vermied, würde Elisabeth ergriffen und die Situation geklärt haben. Aber eine Frau, welche liebt wie sie Eugen, ist unbefangen andern Männern gegenüber.

Als Elisabeth Harri's wilde Aufregung bemerkte, war das Verhältniß zwischen den beiden Männern bereits zur qualvollsten Pein geworden, und vergebens machte sie sich die bittersten Vorwürfe, den jungen Mann so schwerlich behandelt zu haben, nie das Alleinsein mit ihm vermieden, ihm jedenfalls den Eintritt in ihr Gemach gestattet zu haben. Es war so natürlich gewesen! Wo hätte er sich, bei der Einförmigkeit der Lebensweise, bei einer ihn nicht ausfüllenden

thätigkeit, ohne andern Verkehr denn wohlerfühlen sollen als bei ihnen im Salon, lesend oder schreibend, als in ihrem Boudoir auf behaglichem Fauteuil oder neben ihr am Piano, da der alte verwitterte zweite Steuermann bei ruhiger Fahrt seine Stelle ebenso gut vertreten konnte, wie Elisabeth dachte, und sie sich unter dessen Obhut instinctiv noch sicherer fühlte als unter der Leitung von Harri's Händen.

In dieser Zeit würde Elisabeth ihrem Gatten unbefangen mitgetheilt haben, was sie bemerkt zu haben glaubte, wenn Eugen nur die leiseste Andeutung in dieser Richtung gemacht hätte; aber sie schwieg, theils aus Rücksicht für Harri, theils weil sie fürchtete, einem Unbestimmten feste Gestalt zu geben. Sie wollte die natürliche Lösung dieser Wirren der Rückkehr anheimgeben und beunruhigte sich nicht allzu sehr darum, denn ein anderer Schatten zog nach einem halben Jahre der Ehe an ihrem Himmel herauf: der düstere und unstete Geist, welcher sich Eugen's von neuem zu bemächtigen schien, ohne daß sie ihn zu bannen vermochte, oder ihr nur in den Sinn gekommen wäre, denselben mit Harri's Verirrung in Verbindung zu bringen.

In Wahrheit war der Grund, daß Eugen schwieg und bis zur Verzweiflung litt, die Schuld. Die unverbittliche Schuld, welche sich am unfehlbarsten an den edelsten Naturen rächt, die Schuld, von ihm begangen an dem reinsten und anbetungswürdigsten Wesen, die Schuld, unversöhnt und unvergessen sein Herz belastend und nur von der himmlischen Liebe und der schweigenden Verzeihung seines Weibes dann und wann in Schlaf gelullt.

Der Fluch der Schuld vergiftete ihm die reinste Seligkeit des Augenblicks, denn sie ist so furchtbar, weil sie dem, der die Treue gebrochen, den Glauben an die Treue des andern nimmt. Die Mitwissenschaft Harri's zwang ihn zur Duldung gegen dessen Verrath der Freundschaft, welcher ihn empörte; das eigene böse Gewissen trieb ihn zum Zweifel an Elisabeth's Reinheit und würde ihm den Vorwurf auf der Lippe erstickt haben, wenn der Beweis, daß sie ihm thue, wie er ihr gethan, das Maß seines Unglücks voll gemacht hätte.

Der Dämon, welcher ihn verfolgte, ließ ihn mit glühenden Augen suchen nach diesem Beweis, ein Erröthen seiner Gattin glaubte er von dem Liebesblick eines andern auf ihr keusches Antlitz gehaucht; ein Zucken ihrer Hand erschreckte ihn, ein Schweigen ihrer kindlichen Lippen schien ihm Sehnsucht nach einem fremden Bilde.

Derselbe Dämon war es, welcher, den bösen Samen der Schuld weiter tragend, in Harri's Ansichten von Ehrenhaftigkeit die Verwirrung brachte und ihn, von Leidenschaft verblendet, der Sünde ledig sprach, weil er selbst Eugen derselben zeihen konnte.

In solchem Conflict nebeneinander gestellt, jeder durch ein bestimmtes Motiv zum Schweigen verurtheilt, in einer räumlichen Nähe, welche das Ausweichen unmöglich machte, steigerte sich die Lage dieser drei Menschen, welche unter den vollen Auspicien des Glücks hinausgeschifft waren, allmählich zu einer so äußerst qualvollen, daß gegen das Ende der Reise jeder von ihnen dem folgenden Tage wie einem Abgrunde entgegensah, der einen unheilbaren Riß in ihr Leben bringen könne. In dieser Lebensstimmung und in dieser Stellung zueinander näherten sie sich den heimatlichen Küsten und die „Elisabeth" lief wohlbehalten in den prachtvollen Hafen von Amsterdam ein.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Karl Martell.

Ein deutsches Geschichtsbild von Karl Silberschlag.

I.

Um die Geschichte Karl Martell's richtig beurtheilen zu können, müssen wir einen Blick auf die Zeitverhältnisse werfen, unter denen er auftrat.

Schon im 7. Jahrhundert waren die Könige der Franken aus dem Geschlecht der Merovinger zu bloßen Schattenfürsten herabgesunken, die blos noch dem Namen nach Könige waren, während die wirkliche Regierung in den Händen der Großen lag.

Der Vater Karl Martell's, Pipin, hatte ursprünglich durch Wahl des Volks und der Großen die oberste Gewalt in Austrasien, einem Gebiet, welches etwa das jetzige Belgien und die preußische Rheinprovinz umfaßte, errungen; später hatte er auch Neustrien, das westlich von Austrasien belegene nördliche Frankreich, sich unterworfen. Sein Verhältniß zu dem merovingischen König scheint ein ähnliches gewesen zu sein, wie etwa jetzt in Japan das Verhältniß des Tenno zum Mikado oder wie lange Zeit in Ostindien das Verhältniß des Great-Moguls zu seinen Vasallen. Der merovingische König lebte auf einem unbedeutenden Gute, Mamacé, unweit der heutigen Stadt Compiègne, in einer Art Gefangenschaft;

die Größe meiner Qual: prüfen Sie die furchtbare Lage, in der ich mich befinde —

Seeburg.

Aber, mein Himmel, wen liebt ſie denn?

Beate.

Wen? — Meinen Verlobten! (Ab.)

Dritter Auftritt.

von Seeburg. Dann Tony, Beate und zuletzt Wilhelm Steiner.

Seeburg (allein, außer ſich).

Was? Ihren Verlobten? Daß mich ein Donnerwetter in die Erde ſchlüge, was geht hier vor? Sie iſt verlobt, und das ſagt ſie mir, und jetzt erſt komm' ich dahinter und ſoll noch gar den Vermittler machen?

Tony (ſucht Beate).

Iſt meine Schweſter hier?

Seeburg.

Ihre Schweſter? Ihre?

Tony.

Willkommen, Herr Oekonomierath.

Seeburg.

Zehn Schritte! Fort! Ich danke Ihnen für Ihren Willkomm.

die Regierung ward von Pipin als Majordomus und Herzog jedoch nur im Namen des Königs geführt. Bei den jährlichen Versammlungen der Großen, die gewöhnlich im März stattfanden, hatte der König, auf einem Thron sitzend, den Vorsitz; aber der Majordomus leitete die Verhandlungen und verkündigte zuletzt, vor dem Thron stehend, seine nach Rücksprache mit den Großen gefaßten Beschlüsse so, als ob sie Anordnungen des Königs wären. Dieser selbst wurde von den Reichstagen aus sofort mit geringer Begleitung in seine halbe Gefangenschaft nach Mamacé zurückgeführt.

Uebrigens erstreckte sich Pipin's Herrschaft nur über Austrasien, Neustrien und einen Theil von dem rechts-rheinischen Deutschland. Seine Oberhoheit über Baiern, Schwaben und Aquitanien, welches letztere damals das Land von den Pyrenäen bis zur Loire umfaßte, war nur eine nominelle; denn diese Länder erkannten zwar die Oberhoheit des merovingischen Königs an, hatten aber eigene Herzoge, welche in ihren Gebieten faktisch ebenso unabhängig waren als Pipin in dem seinigen, und welche wiederholt mit Pipin Krieg führten.

Von großer Bedeutung für die spätern Schicksale Karl Martell's waren die häuslichen Verhältnisse Pipin's. Dieser hatte nämlich zugleich zwei Frauen, Plectrudis und Alpais. Wir müssen uns hier erinnern an die Angabe des Tacitus, welcher über unsere Vorfahren mittheilt, unter allen Barbaren seien die Deutschen fast die einzigen, bei denen Monogamie herrsche; nur die Fürsten der Deutschen pflegten in der Regel mehrere Weiber zugleich zu haben.

Aus Cäsar's Mittheilung ist auch bekannt, daß Ariovist, der suevische Fürst, der von Cäsar besiegt wurde, zugleich zwei Frauen hatte, und diese Sitte der Polygamie, die unsern heutigen Gewohnheiten so sehr widerspricht, blieb bei den fränkischen Fürsten noch lange nach ihrer Bekehrung zum Christenthum in Gebrauch. So z. B. hatte der König Dagobert, der um das Jahr 630 lebte, zugleich drei Ehefrauen, welche alle den Rang von Königinnen hatten, und noch eine Anzahl Concubinen. (Pertz, „Geschichte der fränkischen Hausmeier", S. 37.)

Wir können uns daher nicht wundern, daß auch Pipin, dem zum König nichts als der Titel fehlte, für sich die Erlaubniß der Polygamie in Anspruch nahm. Seine Gemahlinnen, Plectrudis und Alpais, waren beide von edler fränkischer Abstammung. Die christliche Kirche wollte jedoch — und gewiß mit Recht — zu jener Zeit auch den Fürsten nicht mehr das Recht der Polygamie zugestehen und betrachtete nur Plectrudis, welche zuerst mit Pipin vermählt war, als dessen wahre Ehefrau. Der Bischof Lambert von Tongern, der einmal öffentlich der Alpais erklärt hatte, daß sie nach den Satzungen der Kirche nicht die wahre Ehefrau Pipin's sei, zog sich dadurch den Haß der nächsten Blutsverwandten der Alpais zu und ward nach manchen andern Verfolgungen auf deren Anstiftung im Jahre 707 von einem gewissen Dodo, einem der vornehmsten Beamten Pipin's, bei Nacht überfallen und am Altar einer Kirche, in die er sich geflüchtet hatte, ermordet. Diese blutige That erregte selbst in jener rohen und gewaltthätigen Zeit den allgemeinen Unwillen. Lambert gewann durch seinen Tod den Ruf eines Heiligen. An dem Orte, wo er erschlagen war, ward über seiner Leiche eine prächtige Kirche erbaut; es ward dieser bis dahin unbedeutende Ort, das jetzige Lüttich, zum Sitz eines Bischofs und bald zu einer bedeutenden Stadt, in deren Besitz noch jetzt Lambert der höchsten Verehrung genießt. In der That war er als Opfer gefallen in dem Kampfe, welchen er mit männlichem Muth für das Princip der Monogamie gegen die altheidnischen Rechtsgewohnheiten jener rohen Zeit gekämpft hatte.

Pipin hatte nun aus der Ehe mit Plectrudis zwei Söhne, Drogo und Grimuald, und aus der Ehe mit Alpais gleichfalls mehrere Kinder, deren ältester Karl war, der später unter dem Namen Karl Martell hohen Ruhm und Ehre erwerben sollte.

Da nun aber Drogo und Grimuald vor Pipin starben, so bestimmte er, daß der unmündige Sohn des Grimuald, Theodwald, ihm in seinem Amte als Majordomus folgen sollte, und übergab der Plectrudis die Führung der Regierung während der Unmündigkeit des Theodwald. Bald darauf starb Pipin im Jahre 714, und Plectrudis ergriff in der That im Namen ihres unmündigen Enkels Theodwald die Zügel der Regierung. Ihren Stiefsohn, Karl Martell — wir wollen ihn schon jetzt so nennen, obwol der Beiname Martell ihm erst später beigelegt wurde —, der damals achtzehn Jahre alt war, ließ Plectrudis ins Gefängniß werfen.

Allein es gelang ihr nicht, die Herrschaft längere Zeit zu behaupten. Zunächst empörten sich die Neustrier unter einem Majordomus, Ragan-

frid, und ſchlugen das von ihr abgeſandte Heer, fielen auch ſelbſt verwüſtend in Auſtraſien ein. Dann ergriffen auch die Friesen, welche zu jener Zeit Holland, Seeland und überhaupt den nördlichen Theil des jetzigen Königreichs der Niederlande bewohnten und ſeit langer Zeit erbitterte Feinde der auſtraſiſchen Franken waren, unter ihrem Herzog Radbod die Waffen gegen die Franken. Während Plectrudis nach Köln flüchtete, welches damals als die bedeutendſte Stadt Auſtraſiens galt, entſprang Karl Martell aus dem Gefängniß. Raſch gelang es ihm, ein Heer zuſammenzubringen, denn unter den alten Kriegsleuten ſeines Vaters Pipin waren viele, welche der Meinung waren, daß er der eigentliche Erbe der Herrſchaft Pipin's hätte ſein müſſen; andere ſchloſſen ſich an ihn an, weil ſie zu ihm trotz ſeiner Jugend das Zutrauen hatten, daß er ſeinem Vater an Tapferkeit und Gerechtigkeit gleichen werde und weil ſie keinen andern Führer hatten, unter dem ſie den verwüſtenden Feinden hätten entgegentreten können.

Als nun im März des Jahres 716 der Herzog Radbod mit einer friesiſchen Flotte den Rhein aufwärts gegen Köln vordrang, während gleichzeitig die Neuſtrier von Weſten her in Auſtraſien einfielen, ging Karl Martell den Friesen entgegen. Es kam zwiſchen ihm und dem Radbod zu einer blutigen Schlacht, die zwar unentſchieden blieb, nach welcher aber Karl, deſſen Heer an Zahl weit ſchwächer war als das der Friesen, ſich zurückziehen mußte. Die Friesen und Neuſtrier vereinigten ſich nun und belagerten Köln, während Karl ſich genöthigt ſah, ſein Heer in einzelne Haufen zu theilen, um zu verſuchen, durch Abſchneiden der Zufuhr und kleinere Gefechte dem Feinde zu ſchaden.

Die Friesen und Neuſtrier gaben zuletzt gegen eine Geldſumme, welche ſie von Plectrudis erhielten, die Belagerung von Köln auf und zogen in ihre Heimat zurück. Karl verfolgte die Neuſtrier. Es gelang ihm, mit einer Schar von nur 500 Mann in den Ardennen unerwartet ein bedeutendes Heer der Neuſtrier zu überfallen und in die Flucht zu ſchlagen; dieſe kühne That verſchaffte ihm ſo vielen Ruf und Anhang, daß er es wagen konnte, im Jahre 717 ſelbſt zum Angriff gegen die Neuſtrier überzugehen. Am 21. März 717 kam es zwiſchen ihm und dem Heerführer der Neuſtrier bei Vincy zur entſcheidenden Schlacht. Das Heer der Neuſtrier war an Zahl weit überlegen, aber es beſtand meiſtens aus ungeübten Truppen, während das Heer Karl Martell's größtentheils aus Männern beſtand, die ſchon unter ſeinem Vater und ſeinem ältern Bruder Grimuald in zahlreichen Feldzügen gegen Alemannen, Friesen, Baiern gedient hatten.

Dieſem Umſtand wird der glänzende Sieg zugeſchrieben, den Karl Martell erfocht und nach welchem ſich ihm der größere Theil der Neuſtrier unterwarf. Hierauf zwang er ſeine Stiefmutter Plectrudis, ihm den Schatz ſeines Vaters Pipin auszuliefern und ihn als den Nachfolger von deſſen Macht anzuerkennen. Den Titel eines Königs nahm er nicht an, ſondern ließ einen Abkömmling aus dem merovingiſchen Fürſtengeſchlecht, Namens Clothar, den Thron beſteigen, gab demſelben auch nach ſeiner Willkür Nachfolger bis zum Jahre 737, er ſelbſt aber führte, ohne dem König mehr als den leeren Namen der Herrſchaft zuzugeſtehen, die Regierung unter dem Titel eines Majordomus oder eines Herzogs und Fürſten der Franken (dux et princeps Francorum).

Nach nach ſeiner Anerkennung durch Plectrudis blieb nun aber die Regierung Karl's bis wenige Jahre vor ſeinem Tode eine faſt ununterbrochene Folge von Kriegen.

Im Jahre 718 wies er einen Angriff der Sachſen zurück und drang durch Weſtfalen bis zur Weſer vor. Im Jahre 719 hatte er abermals mit Raganfrid zu kämpfen, der ſich mit den ſüdlich von der Loire wohnenden Aquitaniern verbündet hatte, beſiegte die Neuſtrier und Aquitanier nochmals in einer blutigen Schlacht bei Soiſſons und erſtürmte die Stadt Paris, damals ſchon die größte Stadt des heutigen Frankreich, worauf ſich Raganfrid unterwarf. Im Jahre 720 zog er gegen die Sachſen. In den Jahren 722 und 723 hatte er wieder mit den Friesen zu kämpfen. Als er von dieſen einmal geſchlagen war, empörte ſich Raganfrid abermals wieder gegen ihn. Nachdem er dieſen beſiegt hatte, griff er die Alemannen und Baiern an und nöthigte ſie, nicht ohne blutige Kämpfe, ſeine Oberhoheit anzuerkennen.

Im Jahre 731 griff er den Herzog Eudo von Aquitanien an, der das ſüdliche Frankreich von den Pyrenäen bis zur Loire beherrſchte, und ging in Einem Jahre zweimal über dieſen Fluß. Der Kampf zwiſchen ihm und Eudo wurde jedoch plötzlich durch das Auftreten eines dritten Gegners, der beide gleich ſtark bedrohte, unterbrochen.

Es waren dies die Araber, welche von Spanien aus im Jahre 732 einen Angriff auf Frankreich machten.

Ehe wir nun auf diesen Kampf von wahrhaft weltgeschichtlicher Bedeutung eingehen, den Karl Martell und Eudo gemeinsam gegen die Araber zu bestehen hatten, wollen wir kurz betrachten, in welchem Zustande sich zu Anfang des Jahres 732 Reich und Kriegsmacht Karl Martell's befanden. Der Hauptsitz seiner Macht war zu jener Zeit noch immer Austrasien, d. h. ein Landstrich, welcher etwa das jetzige Belgien und die preußische Rheinprovinz umfaßte und an den sich auch die fränkischen Länder östlich des Rhein, nördlich vom Gebiet der Schwaben oder Alemannen und Baiern, anschlossen. Neustrien, d. i. das jetzige nordwestliche Frankreich, hatte sich ungern unterworfen, die Alemannen und Baiern hatten Karl Martell zwar gehuldigt, aber doch ihre eigenen Herzoge und somit eine Art provinzieller Selbständigkeit beibehalten.

Die Kriegsmacht Karl's hatte bis dahin lediglich in den Lehnsleuten seines Vaters, die sich ihm angeschlossen hatten, und in Soldtruppen bestanden, die er durch für jene Zeiten hohe Belohnungen in seinen Dienst gezogen hatte. Ueber die Art, wie er diese Truppen bezahlte, wird in der Chronik von Verdun, dessen Verfasser freilich ein Feind unsers Helden ist, gesagt:

„Er hat mit solcher Verschwendung den Schatz verschleudert, er hat so viel den Soldaten gegeben, welche man soldarii zu nennen pflegte und welche aus allen Ländern der Welt des Gewinnes wegen zu ihm zusammenliefen, eine Menschengattung, die verbaßt und unredlich ist und damals zuerst ins Leben trat, daß er nicht genug hatte am Schatze des Reichs, an der Plünderung der Städte, vielfacher Verwüstung auswärtiger Länder, Beraubung von Kirchen und Klöstern und den Tributen der Provinzen. Er wagte sogar, als dies nicht mehr ausreichte, die Ländereien der Kirchen in Besitz zu nehmen und sie seinen Kriegsgeführten zu übergeben. Zuletzt scheute er sich nicht, selbst die Bischofsstellen an Laien zu geben."

Unrichtig ist in dieser Darstellung allerdings die Angabe, daß in jener Zeit zuerst Soldtruppen aufgetreten seien; hatte ja doch schon Cäsar deutsche Soldtruppen angeworben! Aber es mag wol sein, daß lange Zeit die Kriege der Franken nur von den Lehnsleuten der Fürsten und Grafen oder von Scharen, die durch Hoffnung auf Beute gelockt waren, geführt waren und daß erst Karl Martell bei den fast ununterbrochenen Kriegen, die er führte, sich genöthigt sah, für Geld Truppen zu werben.

Der Krieg gegen die Araber im Jahre 732 ist nun aber offenbar nicht von einem bloßen Söldnerheer, sondern von einem Massenaufgebot der Deutschen und der den Franken unterworfenen nichtdeutschen Volksstämme geführt.

Die Araber hatten seit dem Tode Mohammed's im Jahre 632, getrieben von religiösem Fanatismus, von Ehrgeiz und Beutegier, eine Reihe von Eroberungskriegen begonnen; sie hatten Persien, den größern Theil von Vorderasien, Aegypten, das nördliche Afrika und zuletzt noch Spanien ihrer Herrschaft unterworfen. Allerdings war ihre Siegeslaufbahn zuweilen durch Unglücksfälle und Niederlagen unterbrochen worden, wie sie denn zweimal die von ihnen unternommene Belagerung von Konstantinopel hatten aufgeben müssen; im ganzen und großen aber hatten sie in dem Zeitraum vom Jahre 632 — 732 keinen Feind gefunden, der ihnen in offener Feldschlacht gewachsen gewesen wäre; die Perser, die Heere des oströmischen Kaiserreichs, die Mauren und die übrigen Völker Nordafrikas und zuletzt die in Spanien herrschenden Westgothen hatten in blutigen Schlachten die Ueberlegenheit der Araber kennen gelernt.

Als diese nach der Eroberung Spaniens in das südliche Frankreich eindrangen, hatte ihnen Eudo, der Herzog von Aquitanien, eine Zeit lang erfolgreich widerstanden, namentlich hatte er im Jahre 719 bei der Stadt Tolosa, dem jetzigen Toulouse, ein arabisches Heer geschlagen. Im Jahre 732 fiel nun aber Abderrhaman, Statthalter des Khalifen in Spanien, mit einem Heer, dessen Zahl von gleichzeitigen Chronisten auf 400000 Mann angegeben wird, in das südliche Frankreich ein. Eudo fühlte sich diesem Angriff nicht gewachsen und bat Karl Martell um Hülfe. Dieser versprach sofort die erbetene Hülfe, rieth aber Eudo, wie namentlich ein späterer spanischer Geschichtschreiber, Roderikus Toletanus, auf Grund arabischer Berichte mittheilt, bis zu seiner Ankunft eine Schlacht zu vermeiden. Eudo hatte geschrieben, er hoffe den Sieg davonzutragen, denn die Franken (d. h. wahrscheinlich die gesammte Macht Eudo's und Karl Martell's) seien den Arabern an Zahl überlegen und auch besser bewaffnet, weil sie Schilde trügen, welche die Araber nicht hätten. Karl Martell antwortete

ihm jedoch, nicht durch die Zahl der Truppen, auch nicht durch die beſſere Bewaffnung werde der Sieg entſchieden, ſondern durch die Tapferkeit der Soldaten; er möge durch die Plünderungen der Araber ſich nicht zu früh zu einer Schlacht verlocken laſſen.

Als nun aber die Araber nach Einnahme einer großen Zahl anderer Städte auch Burdegala, das heutige Bordeaux, welches einſt mit Erfolg dem Attila widerſtanden hatte, erobert hatten und über die Garonne gegangen waren, glaubte Eudo ihnen entgegentreten zu müſſen und wurde vollſtändig geſchlagen. Hierauf nahmen und zerſtörten die Araber Poitiers und Tours; bei letzterer Stadt trat ihnen nun aber das Heer entgegen, welches Karl Martell bei Paris zuſammengezogen hatte und dem ſich die Reſte der Truppen Eudo's angeſchloſſen hatten. Es war dies im October des Jahres 732; früher hatte, wie man annehmen muß, Karl Martell ſein Heer nicht in genügender Stärke zuſammenziehen können.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Thier- und Menſchenleben in Auſtralien.

Von Wilhelm Gerſtner.

V.

Ein ſolcher von einem Wilden ausgeführter Bumerangwurf iſt für einen europäiſchen Zuſchauer ein höchſt gefährliches Spiel. Die Bewegung dieſer Waffe ſcheint den Wurfgeiſt zu ſprechen und grenzt ans Wunderbare; ihr Bau gründet ſich indeſſen auf ein ſtreng mathematiſches Princip, das aber von den Wilden gewiß nur durch Zufall gefunden wurde. In ihren Händen iſt der Bumerang eine furchtbare Waffe, welche den Getroffenen ungewiß läßt, von wo der Schlag kommt, und womit ſie recht leicht einen hinter einem Baum verſteckten Feind erreichen können, dem Kugel oder Speer nichts anhaben würden; während er, von einem Europäer gebraucht, ebenſo gefährlich für den Werfenden wie für das Ziel iſt. Er verdankt ſeinen Urſprung ohne Zweifel der Emu- und Känguruhjagd, indem hierbei das Thier den Jäger nicht ſehen darf. Selbſt wenn ein Gebüſch dazwiſchen iſt, wird es mit unfehlbarer Gewißheit von dem um die Ecke kommenden Bumerang niedergeſtreckt; auch unter einer Kette aufſteigender Enten richtet dieſe Waffe entſetzliche Verwüſtung an.

Die künſtlichen Arbeiten der Auſtralneger beſtehen in Spinnen von Fäden aus einer Waſſerpflanze und den Haaren und Sehnen verſchiedener Thiere, die ſie kauen und durch Reiben der Hand auf dem Schenkel zu Fäden bilden, woraus die Weiber Netze ſtricken und Taſchen anfertigen. Auch machen ſie Beutel aus Känguruſellen und Trommeln aus den ausgeklopften Häuten des Opoſſums. Aus einer eigenthümlichen Grasart flechten ſie niedliche Matten und Körbe. Aus Thierfellen verfertigen ſie ihre Kleidungsſtücke, indem ſie mit Fäden aus den Muskelfaſern des Känguruh recht hübſch nähen können, wobei ein zugeſpitztes Stück Knochen die Stelle der Nadel vertritt. Dieſe Kleidungsſtücke oder vielmehr Decken ſind faſt viereckig und werden über die linke Schulter geworfen und an der rechten befeſtigt, ſodaß ſie den rechten Arm frei und unbehindert laſſen; im übrigen beſteht ihr Anzug aus nichts weiter als einer mitten um den Leib geſchlungenen Matte. Die Frauen ſchlagen die Felldecke über den Rücken und die linke Schulter und nehmen ſie unter dem rechten Arm durch; das Ganze wird dann durch eine Schnur, die über Decke und Rücken geworfen wird, zuſammengehalten, wodurch eine Art Taſche auf dem Rücken bleibt, in der ſie ſtets die Kinder tragen. Die Canots der auſtraliſchen Wilden ſind merkwürdige Dinger und gar ſehr verſchieden von jenen ſorgfältig und künſtlich gebauten Canots aus der elaſtiſchen und zähen Birkenrinde der nordamerikaniſchen Indianer, womit dieſe ſelbſt über die erregten Wogen der gewaltigen Seen Nordamerikas blitzſchnell hinüberziehen. Es iſt nur ein einfaches Stück Rinde von einem Gummibaum, und zwar, um ſich aller weiteren Mühe zu überheben, von einem gebogenen Baume, von dem das äußere Knie genommen wird; um das Einlaufen des Waſſers zu verhindern, iſt vorn und hinten ein Erddamm erbaut. Auf dieſem einfachen Canot rudert der Wilde blos mit ſeinem Speer den Fluß hinauf und herunter, hinüber und herüber, wobei er fortwährend genau balanciren muß, denn durch die geringſte falſche Bewegung würde ſich das Canot unrettbar füllen und ſinken.

Die auſtraliſchen Wilden ſind keineswegs ſo ungeſellig, als man glauben ſollte. Einigemal im Jahre halten ſie mit verſchiedenen andern Stämmen ordentliche Zuſammenkünfte, entweder zu einem freundlichen Feſt oder zu Krieg. Dann ſind ſie, manchmal zu XX — XXX, nach den

Stämmen über die Ebene vertheilt. Ein gewisser Stamm, zu dem man marschirt, hat zur Aufnahme seiner Gäste ein großes Feuer angezündet und eine Menge Zelte aus Baumzweigen errichtet. Die verschiedenen Gruppen versammeln sich in kriegerischer Stellung, die Körper und Schilde mit bunten Farben bemalt, und jeder erwachsene Mann trägt einen Speer. Die sich nicht kennen, werden einander förmlich vorgestellt, wobei alle Leute ihren Stammbaum und die Lage ihres Landes den übrigen mittheilen. Sobald die Nacht einbricht, beginnen die großen Corroberies oder Nationaltänze, der wunderlichste und scheußlichste Tanz, den eine wilde Nation aufzuweisen hat. Die Männer setzen sich in den Mittelpunkt eines von Weibern und Kindern geformten Kreises. Die Weiber beginnen auf einem fest über die Knie gespannten Fell ein trauriges Getrommel, das sie mit einförmigen Tönen begleiten. Plötzlich springt eine Anzahl Männer mit einem lauten Geheul empor und eröffnet den schauerlichen Tanz. Beinahe nackt und auf die wunderlichste Art über und über mit weißen und gelben Farbestoffen bemalt, indem sie erst den ganzen Körper, Haut und Barthaar mit einer Mischung von Fett und rothem Ocker beschmieren und darauf gepulverten Kalk in Streifen und Kreisen streuen, was besonders des Abends bei Flammenbeleuchtung eine gespensterähnliche Wirkung thut, nähern sie sich einem großen Feuer, das sie außerordentlich genau nach dem Takt der Trommel und des Gesanges mit den wunderlichsten Sprüngen, Bewegungen und Grimassen umtanzen. Einige sehen, indem sie die Rippen und Gebeine durch weiße Streifen auf der Haut andeuteten, scheußlichen Todtengerippen ähnlich, andere haben, gleich dem Gott Merkur, Zweige um die Knöchel gewunden, während andere ihre Haarlocken wie Schlangen um die Köpfe schütteln, das Weiße des Auges herumdrehen und die Zähne fletschen; zwischen ihnen bewegen sich scheußliche Kerle mit langen Stangen, Keulen und Knitteln, die sie über die Köpfe schwingen. Die Tänzer drücken jedesmal durch ihre Bewegungen und Geberden den Inhalt der sie begleitenden Gesänge aus, der sich bald auf Liebe oder Jagd, bald auf Krieg oder anderes bezieht. Eine Nachahmung des Orkans, wie er durch den Wald saust, beginnt mit langsamen und gemessenen Bewegungen; aber mit wechselnder Heftigkeit und Schnelligkeit ertönen die Schläge der Trommel und auch der Tanz wächst zu schnellerem Tempo an, bis die Bewegungen so heftig werden, wie menschliche Glieder gar überhaupt dergleichen zu machen im Stande sind und die Scene ein unbeschreibliches Chaos von Springen, Heulen und Fratzen darbietet und in so schreckliche Wildheit ausartet, daß der Zuschauer unwillkürlich um seine Sicherheit besorgt wird. Dann wieder folgt ein wilder Kriegstanz. Die ganze Schar theilt sich in zwei Parteien und stürmt nach einem Chor von wahrhaft betäubendem Gebrüll zu dichtem Handgemenge gegen einander. Eine Partei wird besiegt und in das Dunkel getrieben, von wo dumpfe Keulenschläge, Stöhnen und wildes Siegesgeschrei den Eindruck eines wirklichen blutigen Gemetzels vollenden. Das flackernde Licht der Flammen erhöht den eigenthümlichen, seltsamen Eindruck der hier vorgeführten Scenen. Den ergötzlichsten Theil der Festlichkeit bildet der „Känguru- oder „Emutanz", wo die schwarzen Burschen in höchst komischer und ergötzlicher Weise eine aufgescheuchte Heerde dieser Thiere nachahmen, zusammenspringen und -laufen, oder auch der geschickteste eines Stammes plötzlich in der Mitte der versammelten Zuschauer mit einem langen Schwanze erscheint, auf den Knien umherspringt, Gras frißt, rasch in die Höhe guckt und um sich schaut, als ob er Gefahr wittere, und so das Känguru in jeder Weise überraschend nachäfft.

Kommen jedoch diese Stämme in feindlicher Absicht zusammen, dann hält jede Partei ihren Tanz für sich, wobei sie sich durch passende Worte und Geberden anzufeuern und zu ermuthigen pflegen. Die eigentliche Schlacht wird am andern Morgen geliefert, wobei es unter dem Zuschauen der Frauen und Kinder zu kaltblütigen Gefechten kommt, die meist nicht angestellt werden, um seine Rache zu kühlen, sondern seine Bravour und Tapferkeit zu zeigen, obgleich es auch bisweilen gilt, einen von einem fremden Stamme angethanen Schimpf zu rächen.

Veranlassung zu Zwistigkeiten gibt meistens eine Art religiösen Wahnsinns oder Aberglaubens. Diese Wilden glauben nämlich an keinen natürlichen Tod, und jeder, der von dem Stamme stirbt, ist ihrer Meinung nach das Opfer der heimlichen Zauberei irgendeines andern Stammes. Der nächste Verwandte des Gestorbenen zieht nun, angetrieben von dem Geheul und Wehklagen der Weiber, aus und ruht nicht eher, als bis er das Nierenfett des ersten besten Mannes vom feindlichen Stamme, den er antrifft, als Sühnopfer ins Lager gebracht. Wie nämlich der nord-

amerikaniſche Indianer den Skalp, einzelne afrikaniſche Stämme den Kinnbacken, die Neuſeeländer den ganzen Kopf, der Eingeborene der Inſel Fuyen die Augen des in ihre Gewalt gekommenen Feindes verlangen, ſo nimmt der auſtraliſche Wilde das Nierenfett deſſelben als entriſſene Siegestrophäe mit hinweg und reibt ſich damit ein, in der Meinung, dadurch die geraubte Stärke des Beſiegten auf ſich zu übertragen. Nach einem Todesfalle beſprengen und bemalen ſich Männer und Weiber mit weißem Thon, da weiß die Trauerfarbe iſt, Haupthaar und Bart wird abgeſchnitten, manchmal auch heiße Aſche auf den Kopf gelegt, daß das Haar bis auf die Wurzeln abſengt. Bei der Leichenfeier finden Tänze oder eine Art Kampfſpiele ſtatt, in denen Blut fließen muß, um die Manen des Todten zu verſöhnen. Sie glauben, der böſe Geiſt (ihr Teufel) habe ſie nach ihrem Tode in ſeiner Gewalt, weshalb ſie ihn durch allerhand Lärmen und wunderliche Sprünge über den Leichnam wegzuſcheuchen, und, da ſie ihn für furchtſam halten, in Schrecken zu ſetzen ſuchen. Todtgeborene oder ſehr kleine Kinder werden meiſtens verbrannt, ältere Perſonen dagegen werden unverbrannt in die Erde begraben; doch iſt es bei einigen Männern auch Sitte, bis vier Jahre alte Kinder erſt mehrere Monate nach ihrem Tode zu begraben. Dieſe werden ſorgfältig eingepackt und den Tag über von der Mutter auf dem Rücken herumgetragen und in der Nacht von ihr als Kopfkiſſen gebraucht; erſt wenn ſie ganz trocken und mumienartig geworden ſind, werden ſie begraben. Die Leichname werden mit dem Kopf nach Weſten, wo ſie ſich ihre Unterwelt denken, in eine Grube von 4—6 Fuß Tiefe gelegt. Die Grabmäler beſtehen aus einfach aufgeworfenen Hügeln, die von einer Maſſe von Büſchen bedeckt und über die eine kleine Hütte von jungen Bäumen und Reiſig errichtet wird. Der Reiſende ſieht ſie oft im Schatten einiger Gummibäume ſtill und unheimlich in der Wildniß liegen. Verwandte ſpringen nach der Beerdigung auf das Grab, reißen ſich die Haare aus und balgen ſich hin und her; die Frauen ſitzen noch monatelang wehklagend an den Gräbern der Ihrigen und zerſchneiden ſich Bruſt und Lenden mit ſcharfen Feuerſteinen. Einige Stämme ſetzen ihre Leichen, als Zeichen großer Achtung, nachdem ſie dieſelben getrocknet, in Bäume hinauf.

Soviel bisjetzt bekannt geworden, ſind die Stämme der auſtraliſchen Indianer ſämmtlich ohne eine eigentliche Religion. Nicht die geringſten religiöſen Ceremonien bekunden die Verehrung höherer, ſchaffender und erhaltender Weſen. Wo der die Welt und alles, was ſie umgibt, entſtanden ſei, kümmert ſie wenig, und irgendeine Sage über den Urſprung der Welt iſt nicht vorhanden. Dagegen glauben ſie an einen Böſen Geiſt, bald Debil, bald Tong Kingawiall, bald Toh genannt, ein ſchwarzes Ungeheuer, das ſehr mächtig iſt und immer umhergeht, ſie zu tödten, oder im Dickicht auf ſeine Opfer lauert und Krankheit und Tod verurſacht. Um ſich gegen ihn zu ſchützen, haben ſie Zauberer, welche, ehe ſie einen magiſchen Einfluß üben können, ſich verſchiedenen Ceremonien unterwerfen, zu einer Periode ſogar Menſchenfleiſch eſſen müſſen. Dieſe ſind zugleich Aerzte, da nur ſie allein die Krankheiten heilen können; ſchlagen aber ihre Mittel fehl, ſo werden ſie mißhandelt; auch glaubt man, daß ſie Regen und Hagel machen, Flüſſe bezaubern und ſich in andere Geſtalten verwandeln können. Alles iſt Furcht und Schrecken. Böſe Geiſter gehen des Nachts um, und darum ſind die Wilden noch dem Dunkelwerden beſtändig auf ihrer Hut beim Feuer, das fortwährend in Glut und Flamme erhalten wird, und rühren ſich unter keiner Bedingung aus ihren Hütten. Ihre Vorſtellungen von einer andern Welt haben nichts Beruhigendes und Tröſtliches. Sie glauben an einen Geiſt, der vom Körper getrennt exiſtirt und nach dem Tode gen Weſten geht, wo die Seelen aller Menſchen zuſammenkommen, von dort aber, wenn alle todt ſind, wieder auf die Oberwelt, um niemals wieder zu ſterben, zurückkehrt, während des Tags in den Bäumen lebt, aber nachts auf den Boden herabkommt, wo er Raupen, Eidechſen, Fröſche und Kängururatten verzehrt. Ihre Mythologie und ihre Traditionen bieten manches Intereſſante. Die Sonne halten ſie für eine Frau, die, wenn ſie untergeht, die Wohnplätze der Todten paſſirt. Wenn ſie ſich nähert, verſammeln ſich die Männer der Todten, theilen ſich in zwei Maſſen, zwiſchen denen ſie hindurchgeht, und laden ſie ein, bei ihnen zu bleiben, was ſie aber nur auf kurze Zeit gewähren kann, da ſie ſich wieder für ihren nächſten Tagesmarſch rüſten muß. Für irgendeine gewährte Gunſt erhält ſie ein rothes Kängurufell und deshalb erſcheint ſie morgens in einem rothen Kleide. Der Mond iſt der Mann der Sonne; jeden Neumond bleibt die Sonne ihrem Mann, aber durch ſeinen Tod wird dieſer wieder neu belebt. Die Sterne waren früher Menſchen und verließen nur abends

ihre Hütten, um sich mit denselben Sachen zu beschäftigen, die sie hier auf Erden getrieben haben, Kängurus und Emus auf der weiten Himmelsebene zu jagen u. dgl. Es sind einige bedeutende Männer und Frauen unter den Sternen, von denen besondere Sagen existiren. Die Milchstraße ist eine Reihe von Hütten, unter denen sie Aschenhaufen und aufsteigenden Rauch deutlich unterscheiden wollen. Und so haben sie noch eine Menge Mythen, Sagen und Legenden, die den Ideen- und Phantasiegang dieses wunderlichen Naturvolks treffend charakterisiren.

Bis auf den heutigen Tag sind die Ureinwohner Australiens so geblieben, ohne Denkmäler und dauernde Spuren ihres Aufenthalts die weiten Gegenden durchwandernd, ohne die Segnungen der Civilisation und Wohnung in festen Häusern anzunehmen, ohne sich weiter auszubilden als da, wo sie unter Weißen leben, ein wenig Englisch zu lernen und sich einzelner europäischer Kleidungsstücke zu bedienen. Die Vertilgung dieser Unglücklichen geht mit wachsender Schnelligkeit vor sich; das immer weitere Vordringen der Ansiedler auf ihre Jagddistricte und Verstecke drängt sie immer weiter zurück, der Vernichtungskampf mit überlegenen europäischen Waffen lichtet gewaltig ihre Reihen, ganze Stämme sterben aus, und wenn sie die Geschenke der Cultur und Gesittung nicht bald ergreifen, sind sie gleich den Indianern Amerikas unrettbar dem sichern Untergange verfallen. Doch leben gegenwärtig immer noch an den Küsten und im Innern an [illegible] Australneger.

Die epischen Gedichte Lord Byron's.

Uebermäßig geliebt, übermäßig getadelt zu werden, das sollte im Leben wie im Tode das Los Lord Byron's sein. Der Glanz seines Namens, seiner Jugend gab seinen ersten Gedichten bei ihrem Erscheinen einen wunderbaren Zauber, man betrachtete nicht, man bewunderte nur; „über Nacht", sagte er selbst, „bin ich ein berühmter Mann geworden." Später, als sich die Gesellschaft nach der Flucht seiner Gattin aus seinem Hause in einen wahren Wuthausbruch heuchlerischen Tugendeifers gegen ihn erhob, der ihn nöthigte, England zu verlassen, fand man ein Vergnügen darin, den Menschen und den Dichter zugleich zu verdammen. Und dies zweispältige Urtheil der Menschen über ihn dauerte über sein Grab hinaus. Seine Nachahmer, die seinen Weltschmerz und den Schwung seines Halstuchs nachzuäffen suchten, trugen nicht wenig dazu bei, ihn in einem zweideutigen Licht erscheinen zu lassen. Das Gekünstelte, das zuweilen seinen Empfindungen und seinem Ausdruck anhaftete, sollte man jetzt überall heraushören; der Aufschrei seines gequälten Herzens war „Bombastische Liederreibung", sein Schmerz selbst Heuchelei.

Mehr als bei andern Dichtern wird die Nachwelt in Lord Byron die Spreu von dem Weizen zu sondern haben und die Ausbeute wird eine nicht allzu reichliche sein; wer aber möchte bei alledem leugnen, daß Byron ein großer, ein noch viel zu wenig gekannter Dichter sei? Darum heißen wir die vortreffliche Uebersetzung, die soeben Otto Gildemeister herauszugeben begonnen, doppelt willkommen; die ersten beiden Bände liegen uns vor: „Lord Byron's Werke. Uebersetzt von Otto Gildemeister" (Berlin, Reimer, 1864). Das Ganze soll 6 Bände umfassen. In der Einleitung spricht sich Gildemeister darüber aus, daß er nicht willens sei, „ganzen" Byron zu übersetzen. Manche Trauerspiele des Dichters will er ausschließen, „ganz unzweifelhaft aber dünkt es mich", sagt er, „daß in eine deutsche Uebersetzung der Werke Byron's unreife Jugendgedichte, eph[illegible]emere Schwänke und diejenigen polemischen Reimereien, deren Pointen nur die Zeitgenossen verstehen konnten, nicht hineingehören. Für den Litterarhistoriker und den Biographen hat dergleichen sein Interesse. Für den Leser, welcher poetischen Genuß sucht, nicht das geringste. Was würde man wol von einem Engländer denken, der Goethe's sämmtliche Werke, ohne Ausscheidung des Abgeschmackten und des Lediglichen, mit Haut und Haar ins Englische übertragen und drucken lassen wollte?" Ansichten, die wir durchaus billigen. Die ersten beiden Bände bringen uns nun den „Giaur", „Die Braut von Abydos", den „Korsar", „Lara", „Die Belagerung Korinths", „Parisina", den „Gefangenen von Chillon", „Mazeppa", „Beppo", „Die Insel", „Harold's Pilgerfahrt" — mit Ausnahme „Don Juan's" also sämmtliche epische Gedichte Byron's. Diese Dichtungen sind allbekannt; unwillkürlich aber, wenn man sie einmal wieder durchgelesen und über ihre Schönheit nachsinnt, regt sich die Frage in uns: was würde, seinen „Laokoon" in der Hand, Lessing zu ihnen sagen? Was Lessing verurtheilte, die beschreibende Poesie, das ist die Stärke Byron's. Es ist nicht die beschreibende Poesie Haller's, Thomson's, Kleist's, nicht einmal die Stanzen, in denen Ariosto die Schönheit Alcinens schildert, die in Byron widerklingen, aber der letzte Grund seiner Dichtkunst bleibt doch die Naturschilderung. Die Decoration und seine Empfindung darüber sind ihm wichtiger als die Handlung, als seine Helden. Ohne Uebertreibung kann man behaupten, daß „Der Giaur", „Der Korsar", „Die Braut von Abydos" weit mehr dem Meer und dem Himmel, der Luft und den Bergen Griechenlands ihre Entstehung verdanken als der Anekdote, die ihnen zu Grunde liegt. Wenn eine

rasch vorschreitende Handlung, der Wechsel der Scenen und Gemälde, das Zurücktreten des Dichters hinter seinen Gegenstand, eine objective Betrachtung der Welt und des Lebens das Wesen eines epischen Gedichts ausmachen, so verdienen Byron's Dichtungen eigentlich nicht diesen Namen. Seine Helden sind eben nur seine Ebenbilder, Züge seines Wesens, die er verkörperte. Statt klar und einfach sich zu entwickeln, zu gliedern und zu lösen, besitzen seine Gedichte eine gewisse Unklarheit, ein Schleier verhüllt sie halb vor unsern Blicken. In „Beppo" haben wir nur eine Verschlingung von Arabesken, die Begebenheit als solche tritt zurück. „Harold's Pilgerfahrt" entbehrt jeder Entwickelung; es ist eine Schilderung von Reiseeindrücken, die sich ins Unbegrenzte fortsetzen könnte. „Der Gefangene von Chillon" gibt uns statt einer Erzählung einen Monolog Bonnivard's oder besser des Dichters über die Gegensätze der Freiheit und der Gefangenschaft. Nicht die Handlung noch die Charaktere der Helden, die Landschaft und Byron's Stimmung verleihen diesen Schöpfungen ihr besonderes Colorit. Wie wenig er seine Figuren individuell gestalten konnte, erkannte schon Macaulay, als er meinte: „eine geringe Veränderung der Umstände würde Gulnare zu Medora's Harfe und Medora zu Gulnare's Dolch geschickt gemacht haben." Ueberall begegnet uns der lyrische Dichter, der seine Gefühle und Gedanken, seine Liebe und seinen Haß beliebigen Personen unterschiebt, heute einem griechischen Korsaren, morgen dem Kosackenhetman Mazeppa. Selbst die Geschichte aufrührerischer Matrosen, die sich auf einer Insel der Südsee niederlassen, muß sich mit seinen Anschauungen wie mit einem Purpurmantel umkleiden lassen, wenn er einen Hillbustier mit Nero vergleicht und sich dann in eine philosophische Betrachtung über das Los der Menschen vertieft, so spricht der Lyriker, nicht der Epiker zu uns. Auch an sachlichem Interesse kann sich keins dieser Gedichte mit einem Gesange der Odyssee, des „Befreiten Jerusalem", mit Wieland's „Oberon" und den Erfindungen Bojardo's und Ariosto's vergleichen. Der Kunstkritiker wird überdies eine gewisse Nachlässigkeit des Dichters in Bezug auf alles entdecken, was zum Fortgang und zur Lösung der Handlung, zur Vertiefung der Charaktere beiträgt. Das Große, Wildschöne, und Berauschende und Entzückende in Byron's Werken ist nicht seine Kunst, sondern immer er selbst. Gewiß verstand er die Kunst, die Leier Apollo's zu rühren, aber der mächtige Schlag seines Herzens übertönte den kunstgeregelten Klang der goldenen Saiten. Er war ein Sänger, doch vielleicht noch mehr ein Held. Nicht still und leidenschaftslos konnte er, wie beglücktere, harmonischer gebildete Künstlernaturen, Rafael, Mozart, Goethe, an einem Kunstwerk formen: ihn riß der Dämon hin. Die Zeit seines Ruhms fällt mit der Epoche der schlimmsten Reaction in Europa zusammen: Waterloo, die Regierung der Tories in England, der Bourbons in Frankreich, die Unterdrückung Spaniens, Italiens, Griechenlands, der Congreß von Verona: es sind die Ringe einer großen Kette, welche den Welttheil umspannt und in Sklavenbande schlägt. Byron's Genie empörte sich gegen solchen Zwang, alles in ihm, seine Tugenden wie seine Laster, drängte, jauchzte nach Freiheit! Diese Freiheit, die er forderte, mochte auf aristokratischen Gewohnheiten und Gelüsten entspringen und sehr weit von jener echten und reinen Liebe zum Volke, dem er, der Lord und Herr von England, ja doch sich nahen konnte, entfernt sein; damals wie noch heute mußte allen, die an den Fortschritt der Menschheit glauben, das Herz aufgehen, wenn sie diese beredte, gewaltige Stimme die Tyrannei anklagen, die Märtyrer verherrlichen, die Unterdrückten zum Kampfe aufrufen hörten. Und nicht seien hier Wort und That auseinander. Byron's Tod ist die Apotheose seiner Dichtungen, seines Lebens. Er starb auf dem Boden, von dem er die schönsten, tiefsten und heiligsten Anregungen empfangen hatte, unter jenem Himmel, an jenem Meer, die seinen Genius geweckt und ihn zum Dichter gemacht. Diese Töne sichern seinen Gedichten die Unsterblichkeit. Das Lied, in dem sie zuerst wiederhallten: „Harold's Pilgerfahrt", ist bei all seinen Schwächen seine eigenthümlichste Schöpfung geblieben; wenn man im „Don Juan" mit Recht die größere Abwechselung und Mannichfaltigkeit, im „Kain" die Gedankentiefe, im „Korsar" die schönere Vollendung der Form hervorhebt, so hat dafür „Die Pilgerfahrt" das Ursprüngliche, [illegible] des ersten Wurfes: man sieht gleichsam den Löwen, der zum Sprung ansetzt.

Gildemeister's Uebersetzung vereint Treue und Kraft; die Verse lesen sich ungezwungen, es ist der volle und frische Strom des Originals. Zur Probe setzen wir die Anfangsstrophen aus dem zweiten Gesang der „Pilgerfahrt" her:

Wo sind die Ehrn und Gewalt'gen, wo?
Die einst Athen geschmückt mit hehrem Glanze?
Traumbilder einer Zeit, die längst entflohn!
Die ersten auf der Bahn zum Lorbeerkranze —
Sie siegten — und sind Staub! Ist dies das Ganze?
Thema für Schüler und Touristenschau!
Des Redners Stola und des Kriegers Lanze
Sucht ihr umsonst: um jeden Trümmerbau
Ziehn Schatten alter Macht vom Duft der Jahre grau

Erhebt dich, Sohn des Morgens! Wandle hier!
Komm — aber laß die Urnen unversehrt!
Sieh' da, ein Völkergrab ist dies Revier,
Ein Sitz der Götter mit erloschnem Herd.
Auch Götter fallen — Nichts, was ewig währt;
Erst Zeus, dann Allah, und ein künftiger Chor
Preist neue Namen, — bis der Mensch erfahrt,
Daß nutzlos all sein Weihrauch steigt empor, —
Des Todes blindes Kind, das Hoffnung täuscht auf Hoffn[illegible]

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Monaco.

I.

A. B. — An jedem Morgen, den Sonntag nicht ausgenommen, sieht man ein kleines weißes Dampfboot mit langsamem Ruderschlag aus dem Hafen von Nizza auslaufen und den Leuchtthurm von Villafranca umfahren. Die Ladung besteht meist aus einigen Körben mit Mundvorrath und 20—30 wohlgekleideten Personen in heiterster Laune. Das kleine Schiff ist die Palmaria, das Eigenthum eines bekannten Industriellen, François Blanc, und das Ziel der Fahrt das Fürstenthum Monaco, wo der unternehmende Besitzer vor kurzem ein Spielhaus gegründet hat, welches ein würdiger Nebenbuhler seiner Spielbank in Homburg ist.

Um Mitternacht kehrt die Palmaria in den Hafen zurück und ihre 20—30 Passagiere eilen müde, leichtkrank, mit leeren Taschen, schweigend und zu Fuß in ihre Wohnungen zurück. Rouge et noir, Roulette und ihre Rechnung im Hotel haben sie selten in der Verfassung gelassen, noch eine Droschke bezahlen zu können.

Man kann Monaco von Nizza aus auf zwei Wegen erreichen, entweder zu Lande oder zur See. Der Landweg beträgt vier Stunden, der Reisende müßte denn die Straße nach Genua bis Turbia hinauf wählen, einem Dorfe hoch im Gebirge, gerade über Monaco, und von dort den steilen, krummen Bergpfad zur Küste hinabschreiten. Auf diese Weise verkürzt er, freilich durch große Anstrengung, den Weg um eine Stunde. Die „Palmaria" dagegen fährt, wenn das Meer ruhig ist, in 4½ Stunden bis Monaco; im Sturm, bei hochgehender See wird die Fahrt gefährlich. Im Mittelländischen Meere kann der ruhigste Tag einen stürmischen Abend bringen, und es ist sehr möglich, daß die Palmaria einmal in einer schönen Nacht auf die Felsen laufen und mit Mann und Maus untergehen wird.

Es gibt nichts Schöneres als die Landschaft zwischen Nizza und Monaco, ob man nun von der See- oder der Landseite kommt, ob man von Turbia zu Fuß oder über Mentone zu Wagen dahin gelangt. Der einzige Unterschied ist, daß man dort von dem hohen Bergpfade auf das prachtvolle Panorama herabschaut und hier vom Verdeck des Schiffs frei aufsieht. Wenn man Nizza zu Wasser verläßt, so durchkreuzt man die Mündung des Hafens von Villafranca, windet sich um den Felsen von St. Hospice, der weiten Bucht von Beaulieu hin, die wegen ihrer ungeheuern Olivenbäume, ihrer Orangengärten und Veilchenfelder berühmt ist, und blickt mit Staunen zu den zackigen Felsen von Eze und Tête de Cap auf. In einer Stunde etwa erreicht man Cap d'Aglio und in weitern 10—15 Minuten liegt man vor Anker in der Bucht von Monaco, das jetzt bald dem Fürsten Karl III. und bald François Blanc von Homburg gehört.

Die Geschichte der Grimaldi, Prinzen von Monaco, ist in den letzten Jahrhunderten innig verwebt mit der von Frankreich, Italien und Spanien. Wer sie genauer kennen zu lernen wünscht, nehme „Monaco et ses princes, par Henri Rolivier", oder ein kleineres Buch „Menton, Roquebrune et Monaco, par Abel Rendu" (Paris 1848), zur Hand. Ehe es Landstraßen gab und das Schießpulver erfunden wurde, als vornehme Damen noch die Alpen auf Maulesein überstiegen und Schlachten mit dem Bogen ausgefochten wurden, waren Monaco und Mourges, die Festungen der Grimaldi, gewiß von großer Bedeutung. Man konnte damals nur zur See zu ihnen gelangen und sie nur durch Ueberrumpelung oder Hunger einnehmen. Solange die Garnisen wachsam, die Kornkammer gefüllt war, der Wasservorrath zureichte, mochten sie der ganzen Welt Trotz bieten. Es war daher für die christlichen Galeeren des Mittelmeers ein bewundernswerther Hafen, zu einer Zeit, wo sie stets miteinander oder gegen die Ungläubigen Krieg führten, wo die Küsten von Italien und Frankreich Räubereien ausgesetzt waren, ihre Bewohner fortgeschleppt, ihre Städte geplündert wurden. Die Grimaldi, einst gefürchtete Piraten, nahmen später einen bevorzugten Rang unter den ersten Familien Frankreichs und Italiens unter dem Namen der Prinzen von Monaco ein. Sie verheiratheten in die fürstlichen Familien von Aquitanien, der Normandie, Aragoniens, in die Häuser Orleans und Bourbon, sie waren ausgezeichnete Soldaten und Diplomaten an allen europäischen Höfen, sie gaben Frankreich vier Großadmirale, der Kirche mehrere Cardinäle, Genua elf Dogen, Florenz einen Generalkapitän. Je nachdem es vortheilhaft für sie war, empfingen sie in ihren Mauern italienische, spanische, französische Garnisonen und wurden von Karl V. und seinen Nachfolgern für eine über ein Jahrhundert andauernde Treue zu Granden von Spanien erhoben, mit dem Goldenen Vließ bekleidet und mit werthvollem Besitzthum im Mailändischen, in Neapel und in Spanien belehnt. Im Jahre 1641 aber vertagten die Bewohner von Monaco, angeführt von Honorio Grimaldi, die spanische Besatzung. Im folgenden Jahre besuchte der Prinz von Monaco den König von Frankreich in Peronne und schloß mit ihm ein Bündniß, demzufolge seine Hauptstadt künftig französische Truppen aufnehmen sollte, jedoch unter seiner Oberleitung. Bei dieser Gelegenheit erhob Ludwig XIII. Honorio zum Herzog von Valentinois und Marquis von Baux, verlieh ihm den St. Michaels- und Heiligen Geist-Orden und schenkte ihm einen großen Landbesitz in

Frankreich zum Ersatz für die in Spanien verlorenen Güter und Ehren.

Seit dem Bündniß von Veronne nahm die Macht und das Glück der Grimaldi langsam ab. Die Verbesserungen im Schiffbau, in der Seefahrt und der Artillerie machten ihre Festung weniger sicher, ihren Hafen weniger nützlich, sie selbst sanken von unabhängigen Fürsten zu französischen Magnaten herab. Unter der Regierung Ludwig's XIV. schützte dem Fürstenthum Monaco ein männlicher Nachkomme. Anton I. hatte mit seiner Gattin Marie von Lothringen keinen männlichen Erben und wählte für seine älteste Tochter den französischen Edelmann Franz Leonor de Goyon-Matignon, Grafen von Thorigny, zum Gemahl, welcher den Namen und die Wappen der Grimaldi annahm und vom König von Frankreich, während sein Schwiegervater lebte, zum Herzog von Valentinois ernannt ward. Aus dieser Ehe stammen die jetzigen Grimaldi von Monaco ab, sodaß sie in Wirklichkeit Franzosen sind.

Monaco sah von da an seine Prinzen nur selten. Ihre Intendanten drückten die Bewohner, man überließ fremder Speculation die Sorge für ihre Lebensbedürfnisse und das in dieser Weise von den einfachen Landbewohnern erpreßte Geld wanderte nach Frankreich, um dort von den Prinzen verschwendet zu werden. So hatte das Volk, als die Revolution ausbrach, alle Anhänglichkeit an seine Herren verloren und ergriff freudig die Gelegenheit, das drückende Joch abzuschütteln und sich der großen Republik einverleiben zu lassen.

Zu jener Zeit bestand das Fürstenthum aus drei Kirchspielen und Gebieten: Monaco, Mentone und Roccabruna, mit einer Bevölkerung von 8000 Seelen, welche auf einem schmalen Felsenabhange am Fuße der Seealpen lebten, eine Strecke, die vielleicht 8 Meilen lang war und im Westen von Monaco, im Osten von der Stadt Mentone begrenzt ward. Dieses schmale Ländchen, mühsam in Terrassen aufgebaut, Oliven, Feigen, Orangen, Citronen und Veilchen tragend, brachte weder Wein noch Korn hervor, ernährte weder Kühe noch Schafe und hatte wenig Wasser. Die Bewohner lebten von der Ausfuhr ihrer Luxusartikel, wogegen sie die Nothwendigkeiten des Lebens eintauschten — eine Lage, die sie gänzlich abhängig von ihrer Administration machte, welche durch sehr hohe Steuern sie in einem Zustand beständiger Hungersnoth erhielt.

Am 3. September 1767 lief ein Schiff mit den Farben Englands in den Hafen von Monaco ein; es trug an Bord den Herzog von York, Bruder König Georg's III. von England, welcher auf seiner Reise von Toulon nach Genua krank geworden war und die Gastfreundschaft des Prinzen beanspruchte. Am 14. starb Se. königliche Hoheit. Im Palast von Monaco bewahrt man noch einen Brief des Königs, worin er Honorio III. für die seinem Bruder bewiesene Güte dankt, ihm ein Gespann prächtiger Pferde zum Geschenk macht und ihn nach London einladet. Im Frühling 1768 kam der Prinz dieser Einladung nach und war entzückt über seinen Empfang in England. Dieser Fürst starb hochbejahrt 1795 in Paris an den Folgen seiner langen Haft. Sein zweiter Sohn, Joseph, hatte sich 1782 mit Therese de Choiseul Stainville vermählt und war beim Ausbruch der Revolution mit ihr geflohen, seine Kinder in Frankreich zurücklassend. Die Prinzessin konnte jedoch diese Trennung nicht ertragen, sie kehrte heimlich zurück, ward entdeckt, ergriffen und in das Gefängniß als „verdächtig" geworfen. Man brachte sie vor das Revolutionstribunal — sie ward zum Tode verurtheilt und enthauptet.

Als die verbündeten Mächte Ludwig XVIII. auf den Thron Frankreichs setzten, gaben sie auch den Grimaldi ihr Fürstenthum am Ufer des Mittelländischen Meeres zurück; der Herzog von Valentinois, ältester Sohn Honorio's IV., verließ Ende Februar 1815 Paris, um im Namen seines Vaters von Monaco Besitz zu nehmen. Am 1. März um Mitternacht wurde des Herzogs Wagen zwischen Antibes und Cannes von bewaffneten Leuten unter dem Befehl des Generals Cambronne angehalten. Der Prinz stieg aus und sah sich Napoleon gegenüber, dem er genau bekannt war, weil er nacheinander zu dem Gefolge des Königs von Neapel, Spanien und der Kaiserin Josephine gehört hatte. Der von Elba zurückkehrende Imperator bivouakirte die Nacht bei hellem Feuer in einem Olivenwäldchen. Nach kurzer Unterhaltung trennten sich beide mit gegenseitigen Glückwünschen, der eine, um nach Monaco zu gehen, der andere nach den Tuilerien, nach Waterloo und St.-Helena.

Bilder aus Paris.

IV.

Roland in Roncesval. Eine Galavorstellung in der Großen Oper.

Die Franzosen haben in M. Mermet einen Richard Wagner bekommen, d. h. einen Componisten, der sich den Text zu seinen Opern selbst dichtet oder verfertigt — welches Wort man nun vorziehen mag.

Im Théâtre-de-l'Opéra ging vor einiger Zeit sein „Roland in Roncesval" in Scene und gewann, wie die Franzosen sich ausdrücken, „un succès très-honorable". Schon Wochen vor der Aufführung hatte man von der neuen Oper gesprochen und ihr mit Spannung entgegengesehen. Mermet trat mit ihr nicht als Neuling auf, sein erstes Debut machte er vor funfzehn Jahren mit der Oper „König David". Ihre vielfach anmuthigen Melodien konnten sie jedoch trotz mannichfacher Anerkennung nicht vor dem Fall bewahren.

Mermet ist kein junger Mann mehr, doch in der Musik wie in andern Dingen hat man immer das Alter, was man zu haben scheint, und Auber fing bekanntlich mit vierzig Jahren erst seine [illegible] Jünglingslaufbahn an. Mermet wird mit diesem

Tony.

Was haben Sie denn?

Seeburg.

Schämen Sie ſich etwas!

Tony.

Worüber denn?

Seeburg.

Worüber? Pfui, was muß ich hören!

Tony.

Sie erſchrecken mich ja!

Seeburg.

Siebzehn Jahre ſind Sie alt und Sie ſchämen ſich nicht, Familienerſchütterungen hervorzubringen, reißen Herzen auseinander und machen fremdes Glück rückgängig!

Tony (bei Seite).

Um Gotteswillen, ſollte er wiſſen?

Seeburg.

Ich weiß Alles. Ich weiß, daß Sie lieben oder ſich wenigſtens mit anonymen Gefühlen abgeben. Siebzehn Jahre! Pfui, wie können Sie wagen, von ſiebzehn Jahren ſchon zu lieben! Nein, dieſes Haus fängt mir an, verhaßt zu werden. Mein Pferd iſt geſattelt, ich reite ſpornſtreichs hinüber und laſſe mich mein Lebtag nicht mehr an einem Orte ſehen, wo ſchon Weſen von ſiebzehn Jahren ſich erdreiſten, Gefühle zu haben. Ueberhaupt heirathen, (im größten Zorn) pfui! Ich heirathe nie. (Ab.)

„Roland" auch sein Schwanenlied noch nicht gesungen haben, da der Erfolg ihn neu beseelen muß. Wie Richard Wagner, hat er nach einem tragisch-romantischen Stoff gegriffen und dichtet sich alles ihm zu seiner Musik Erklende in den Stoff hinein. In dem Gedicht, das seinem „Roland" zu Grunde liegt, von Theroulde, ist z. B. kaum eine Spur von Liebe zu finden, da nur im letzten Gesang desselben die schöne Alde, die Verlobte Roland's, erscheint, um aus dem Munde Karl's des Großen den Tod ihres Geliebten zu erfahren und vor Schreck darüber zu sterben. Diese Alde hat Mermet zu seiner Heldin erhoben und das strenge, eiserne Krankenepos mit leidenschaftlichen Liebesfibern durchwebt, frischduftende Blüten, die sich um altes Gemäuer ranken. Der Dichter steht so dem Componisten gleich. Text und Musik sind gleich ernst, romantisch und maßvoll behandelt, die Handlung entwickelt sich mit steigendem Interesse. Die Musik trägt noch vorzugsweise den Stempel der französischen Schule; man fühlt, der Componist hat den Errungenschaften und Bedürfnissen der neuern Zeit, welche die deutsche Schule in sehr bestimmter Weise in ihre Opern eingeführt, keine Rechnung getragen. Ueberdies ist seine Instrumentation mitunter schwer und undurchsichtig.

Die Ouverture ist keine ganz charakteristische Symphonie, sie hat zu viel Präludien, die mit kriegerischen Fanfaren und Hörnerruf vermischt sind. Der erste Act hat etwas sehnsüchtig Schmachtendes, in welchem sich die Romanze der Prinzessin Alde sehr schön hervorhebt. Die Muse Mermet's offenbart sich darin und findet in dem lebendig bewegten Schlußchor einen kräftigern Ausdruck. Der zweite Act ist noch reicher und stilvoller, die Krone aber setzt dem Ganzen der dritte Act auf. Bei einem Kriegerchor „Bonjoye a Charlemagne", widerhallte das Theater vom Beifallssturm, die Hörer verlangten die Weise dacapo und sie dürfte im besten Sinne bald ebenso populär werden wie der Soldatenchor aus Gounod's „Margaretha". Um so schwächer wirkt der vierte Act. In Mermet's Musik lebt ein heroischer Hauch altnormännischer Poesie, und ist in ihr, wie gesagt, auch nicht die glühende und helle Sonne des Thals von Roncevall, so ist es doch der Mondschein, der es silbern beleuchtet.

Ein ganz besonderes Vergnügen gewährt es, an einem Galatage der Großen Oper beizuwohnen, so theuer man auch den kleinen Platz bezahlen muß, man kommt doch „auf seine Kosten", sobald man nur mit gutbewaffneten Augen ihn einnimmt; denn hier sieht man die ganze vornehme Gesellschaft, die Minister, Generale, Diplomaten und Finanzmänner des Kaiserthums. In der großen in Tageshelle strahlenden Hofloge sieht man eine Viertelstunde vor dem Beginn der Ouverture die diensthuenden Rothröcke erscheinen, Graf Bacciochi an der Spitze — er sieht einem etwas verwitterten berliner Geheimrath viel ähnlicher als einem Kunstintendanten; ab und zu erscheinen die Marschälle Magnan und Regnault de St. Jean d'Angely, die sich mit ihm unterhalten und wieder verschwinden. Der letztere ist Commandant der kaiserlichen Garde, ein stattlich alter Herr (er ist 1794 geboren), mit vornehmem Gesicht. Wenn der Kaiser eintritt, haben sich links und rechts schon die Logen gefüllt. Links in der Proseniumloge, wo der Hof bei nichtfestlichen Gelegenheiten selbst erscheint, sieht man heute die kaiserliche Sippe, welche bei allem seinen Hofrang hat. Es sind Muhmen und Basen und Bäschen, eine Fürstin Rospoli, eine Prinzessin Canino haben durch glänzende Toiletten einen kaiserlichen Schatten über sich geworfen. Wie zum Schutz so kostbaren Schmucks lehnt sich die Loge des Seinerprätenten an die der Muhmen an. Herr Haußmann — „Baron Haußmann", verbesserte mich mein Begleiter — ist trotz des kreisrund ausrasirten Backenbarts und des schaudlickenden Bürgerantlitzes ein Gott, das dem Kaiser im Einreißen und im Neubau von Paris ganz unentbehrlich ist. Neben ihm der Polizeipräfect, Herr Pietri, und vor ihnen die einst ihrer Schönheit wegen vielgefeierten Baronessen Haußmann, gleich zwei abgeblichten und nur künstlich aufgefrischten Rosen. Dieser Loge folgt die des Grafen Nieuwerkerke, eines Mannes von edler und stolzer Persönlichkeit. Herr Delangle und der Senats-Vicepräsident d'Hautpoul haben sich so viel zu erzählen, daß ich trotz Brille und Opernglas nicht Lavater bei ihnen spielen kann. Unter den Offizieren fällt besonders der scharf ausgeprägte Soldatenkopf des alten Generals Mellinet auf. In Afrika, vor manchem Jahr, diente sein Kopf den Arabern als Block, auf welchem sie zehn Feinden, die gefallen waren, die Köpfe abschälten, um sie als Siegestrophäen mitzunehmen; der Kopf des todtgewähnten Generals war ihnen zu blutig geworden, um ihn mit Anstand abzuschneiden und fortzuschleppen. Diesem Zufall verdankte der Held sein Leben, aber die zerschmetterte Kinnlade war nicht so weit zu ersetzen, daß ihn nicht die tiefe Furche täglich an jenen fürchterlichen Moment erinnern müßte. In der Ministerloge sitzen Drouin de Lhuys, Rouher, Chasseloup-Laubat: interessante Physiognomien, unter den Damen macht die Gemahlin des Marineministers uns den anmuthigsten Eindruck. Der Herzog von Morny, den man zum Talleyrand (!) des zweiten Kaiserreichs stempeln will, scheint den Geschmack des Marineministers anzuerkennen: er spricht überaus verbindlich mit seiner schönen Nachbarin. Nicht nur durch seinen sehr gepflegten Napoleonsbart, sondern auch durch sein feines Aeußere, den bedeutungsvollen, energievollen Kopf zieht er an; man erinnert sich, wem er ähnelt. Die Herzogin, eine Prinzessin Trubetzkoi, war mir eine alte Bekannte; ich sah sie vor zwei Jahren in Wildbad mit Cigarre und kleinem Stock spazieren gehen wie die Miniaturausgabe eines Studenten. Das graublonde Haar schien ihr heute noch thörichter zugemessen zu sein als damals, wo ein rundes Hütchen, an dessen Rande ein Schmetterling, ob als Sinnbild der Ewigkeit oder der Flüchtigkeit? — flackte, ob halb ver-

burg; heute wand ſich ein reiches Diadem von bunten Steinen um das feingeformte Haupt.

Den rechten Flügel des erſten Ranges hat das diplomatiſche Corps eingenommen; als Sterne erſter Größe prangt darin die — ehemalige oder die neue? — Heilige Allianz: Oeſterreich, Rußland, Preußen! Die Fürſtin Metternich, die kleine wilde Sandor, die ich ſo oft in Marienbad nach der Schröte ſchießen ſah, die ſich dann mit ihrem Oheim vermählte, in Geſtalt und Haltung eine Grazie — leider mit einem Mulattenkopf, und doch feſſelt ſie vor allen andern, weniger durch ihre Brillanten als den intelligenten Ausdruck ihres Geſichts. Dicht an die Hofloge grenzen die für die Gäſte ſtets offen gehaltenen Räume; hier findet man mitunter jene Köpfe, wie Velaßquez ſie uns gemalt, im Leben wieder, von denen man den Blick nicht wenden mag, da ein beſonderer Reiz in Form und Ausdruck ſie kennzeichnet. Das ſind die Geſtalten jener ſtolzen, aber edeln Spanier und Spanierinnen mit Adlernaſen, wie man ihnen eben nur jenſeit der Pyrenäen begegnet, wenn ſie mit Fächer und Mantille an uns vorüberſtreifen.

Iwan Turgénjew.

Iwan Turgénjew, einer der Meiſter der ruſſiſchen Novelliſtik, iſt uns Deutſchen hauptſächlich durch ſeine „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers" bekannt, die in anſchaulichſter und lebendigſter Weiſe uns das ruſſiſche Leben in Wald und Dorf, auf dem Edelhof und in den Landſtädten ſchildern; für die Darſtellung dieſer Zuſtände und Volkseigenthümlichkeit beſitzt Turgénjew ein ausgeſprochenes, bedeutſames Talent. Jetzt hat der treffliche beliebte Ueberſetzer F. Bodenſtedt es unternommen, uns auch mit den andern Schöpfungen des ruſſiſchen Schriftſtellers bekannt zu machen; ein erſter Band „Erzählungen von Iwan Turgénjew" (München, Rieger'ſche Univerſitätsbuchhandlung) liegt uns vor. Der Einleitung entnehmen wir, daß Turgénjew am 9. November 1818 mitten im Herzen Rußlands zu Orel geboren wurde. Sein Vater war ein in jenen Gegenden begüterter Edelmann. Durch Hauslehrer erhielt Turgénjew ſeine erſte Bildung; er lebte meiſt auf dem Lande und gewann ſo ſchon in der Jugend eine große Liebe zur Natur, einen Einblick in das Leben der Bauern und der kleinen Landedelleute. Zu Moskau, Petersburg und Berlin ſtudirte er in ſeinen Jünglingsjahren. Wie auf Puſchkin und Lermontow wirkten auch auf ihn die deutſchen Dichter, Goethe und die Romantiker, Shakſpeare und Byron mächtig ein. Seine erſten Schöpfungen, zwei Gedichte, die er 1843 und 1845 herausgab, erregten keine beſondere Theilnahme; erſt ſeine „Aufzeichnungen eines Jägers" (1852) erwarben ihm einen großen Ruf, zogen ihm aber auch, da er manche öffentliche Einrichtungen einer ſcharfen Kritik unterzogen hatte, eine gefängliche Verbannung zu. Der Großfürſt, der jetzige Kaiſer Alexander II., verwandte ſich für ihn auf das wärmſte und Turgénjew's Exil endete früher, als er gehofft. „Seit einigen Jahren pflegt er ſeinen Aufenthalt zwiſchen Rußland und Deutſchland zu theilen, und zwar ſo, daß der größere Theil auf Deutſchland kommt, wo ſeine letzten Erzählungen entſtanden ſind." Der erſte Band der Bodenſtedt'ſchen Ueberſetzung enthält vier Erzählungen: „Fauſt" — eine Novelle, die zuerſt in der von W. Wolfſohn trefflich geleiteten „Ruſſiſchen Revue" veröffentlicht wurde; „Ein Ausflug in die Waldregion"; „Das Wirthshaus an der Heerſtraße" und „Mumu". Weitaus die vorzüglichſte Erzählung iſt der „Ausflug in die Waldregion"; hier ſteht der Verfaſſer auf ſeinem eigenſten Gebiete; „Mumu" erhebt ſich nicht über das Niveau der Anekdote, und „Fauſt", worin Turgénjew den größten Anlauf genommen und einige überraſchend tiefſinnige Gedanken und pſychologiſche Wahrheiten ausſpricht, artet ſchließlich zu ſehr in eine romantiſche Spukgeſchichte aus.

Kalender für 1865.

Als ausführlichſter und inhaltreichſter Kalender für das Jahr 1865 iſt der zwanzigſte Jahrgang des „Illuſtrirten Kalender" (Leipzig, J. J. Weber) erſchienen. Der Charakter dieſes Kalenders iſt weſentlich ein künſtleriſcher und wiſſenſchaftlicher; in kurzen, gediegenen Aufſätzen gibt er eine Ueberſicht der im vergangenen Jahre geſchehenen Ereigniſſe, der Beſtrebungen und Fortſchritte im Völkerleben und im Gebiet der Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe. Eine Fülle von Abbildungen, Illuſtrationen von Maſchinen, Gebäuden, Kunſtwerken, Porträts hervorragender Perſönlichkeiten dient zur Erläuterung und zum Schmuck und erhöht für die meiſten Leſer den Genuß der Lektüre. Die hübſche Ausſtattung, der Reichthum des Inhalts in mannichfachſter Belehrung machen aus dem „Illuſtrirten Kalender" einen Hausfreund im beſten Sinne des Worts. Der neunte Jahrgang des „Illuſtrirten Familien-Kalender" (O. Wigand in Dresden u. Leipzig), der ſich eine große Zahl von Leſern durch ſeine Billigkeit, ſeine Ausſtattung und ſeinen volksthümlichen Inhalt erworben hat, enthält neben dem gewohnten gutgeordneten Kalenderinhalt einige ſehr hübſche Illuſtrationen deutſcher Hafenſtädte, die Erzählung: „Schickſale und Abenteuer des Knopfmachergeſellen Pechmann aus Leipzig", empfiehlt ſich durch friſchen Humor; eine Reihe anderer Aufſätze ſind unterhaltenden und belehrenden Inhalts. Die Kalender ſind vielleicht das wichtigſte, wirkſamſte Element der Volksliteratur, um ſo größere Sorgſamkeit muß auf ihren Inhalt verwandt werden; aus dieſen Quellen ſollen alt und jung ihre geiſtige Nahrung ſchöpfen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 48.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Auf bewegter Flut. Novelle von Arthur Roßl. IV. — Karl Marwitz. Ein deutsches Geschichtsbild von Moritz Hildebrandt. II. — Die Erie. Ein Naturbild von Karl Ruß. — Gebräuche in den griechisch-albanesischen Colonien Siciliens. I. — Spätherbst. Gedicht von Otto Buchwald. — Beiblatt: Monaco II. — Das Begräbniß eines Königs. — Die Mühle von Gourney. — Für die Winterabende. II.

Auf bewegter Flut.

Novelle von Arthur Roßl.

IV.

Nichts würde jetzt natürlicher und vernunftgemäßer erschienen sein, als daß Eugen und Harri mit dem ersten Schritt ans Land ihre Verbindung gelöst und sich getrennt hätten; aber es scheint ein seltsames Gesetz, daß Schuld und Unglück die Menschen mit höhnischer Ironie aneinander fesselt wie das Glück, bis das Verhängniß sie ereilt hat.

Sie sprachen also noch nicht von Trennung, aber unwillkürlich sahen alle drei vom Bord der „Elisabeth" das Wogen auf den Kais der großen Stadt mit freudiger Erregung und dachten an die Zerstreuungen, welche sie zu bieten habe, als an eine Rettung aus einer ihnen unerträglich gewordenen Situation.

Die Gelegenheit dazu bot sich schnell und leicht.

Die Stadt war von Fremden gefüllt und hatte fürstlichen Besuch. Ihm zu Ehren waren in der Oper Festvorstellungen angesagt; das Admiralitätsschiff, welches mit einem Theil der königlichen Marine im Hafen lag, machte Vorbereitungen zu einem glänzenden Ball, welchen es am folgenden Tage an Bord den hohen Gästen, der Aristokratie und Schönheit geben wollte.

Eugen und Harri hatten frühere Bekannte unter den fremden Marineoffizieren und nahmen mit Elisabeth die Einladung, welche man ihnen brachte, mit einer Hast an, als würde ihnen im Rausch des Festes ein Mittel gewährt, sich selbst zu entfliehen. Am Abend vor diesem Tage war in der Oper die „Semiramis" angekündigt. Eugen wollte mit Elisabeth derselben allein beiwohnen, aber Platen verließ sie nicht, und Eugen hatte, von Qual gefoltert, nicht den Muth, den Mann von Elisabeth's Seite fortzuweisen, vor dessen Einfluß auf sie er wie vor einem gewissen Recht der Vergeltung bebte.

Ueberkam Harri dennoch das Gefühl einer nahe bevorstehenden gewaltsamen Trennung? Seine Leidenschaft steigerte sich an diesem Abend ins Maßlose. Die Bekenntnisse flammten auf seinen Lippen und in seinen Augen; er wich nicht aus Elisabeth's Nähe und diese schmiegte sich bebend an die Seite ihres Gatten. Hätte Eugen sie jetzt in seine Arme genommen, ihr tief in die klaren Augen gesehen und sie gefragt, ob sie noch sein eigen sei, es wäre die Sorge von ihm genommen, bevor die Vergeltung noch weiter ihr grausames Spiel mit ihm getrieben hätte.

Sie ſaßen in der Loge des Opernhauſes.

Das glänzende Publikum, das Haus und die rauſchende Muſik berührten ſie wohlthätig und zogen einige Augenblicke ihre Gedanken von der eigenen Bewegung ab. Aber der Vorhang öffnete ſich und vor Eugen's entſetzten Augen ſtand — Felicia van Bruck als Semiramis.

Zuerſt glaubte er, es täuſche ihn ein Hirngeſpinſt, aber mit jedem Laut, welcher von ihren Lippen quoll, faßte die dämoniſche Gewalt ihres Geſangs wieder ſein Herz an.

Felicia's Schönheit hatte gelitten, aber der Sturm, welcher über ſie hingegangen war, hatte den Ausdruck ihrer Züge vertieft; es war etwas äußerſt Tragiſches in ihrer Erſcheinung, ihr Spiel war von größerem Stil als früher und von einer Tiefe der Leidenſchaft, welche Eugen das Blut erſtarren machte.

Eugen ſah hinüber zu ſeiner Gattin. Sie ſchien Felicia nicht wiederzuerkennen und lauſchte bewegt ihrem Geſange. Ein einziger langer, ſpöttiſcher, triumphirender Blick aber aus Harri's Auge ſagte Eugen, daß der Mann, welcher ſein Weib liebte, ſogleich die Frau erkannt habe, um derentwillen er Eliſabeth die Treue gebrochen hatte. Seine Gedanken verwirrten ſich wieder wie ehemals, er ſtarrte wild und verzweifelt Eliſabeth an, als wolle er ihren Zügen das Geheimniß entreißen, ob auch ſie ihn verrathen und auch ihre Reinheit ihm lügen könne; und drüben im Lichtmeer ſtand ſein böſer Geiſt, in den Prunkgewändern der Semiramis, und ſang wieder ſein gefährliches Lied.

„Du biſt ſo bleich, Eugen, iſt dir nicht wohl?“ fragte nach dem erſten Act Harri mit Nachdruck, als er Eugen ſich erheben und nach dem Ausgang ſpähen ſah.

„In der That, die Luft hier hat mich krank gemacht, ich will gehen!“

Eliſabeth ſah ihn geängſtigt an und ſtand auf, um ihn zu begleiten; aber Eugen ſelbſt hielt ſie faſt heftig zurück. Er wollte ihr Vergnügen nicht ſtören — und das arme Kind blieb in der bängſten Gemüthsſtimmung zurück.

„Vielleicht iſt ihm beſſer allein“, ſagte Harri, und der Verdacht, Eugen gehe, um Felicia aufzuſuchen, erſtickte die letzte edle Regung in ihm, des Freundes zu ſchonen — Schuld um Schuld!

Wirklich mußte Eugen allein ſein; die Gegenwart eines Menſchen als Zeugen ſeiner Verzweiflung wäre ihm unerträglich geweſen. Er ſtürzte aus den Räumen des Theaters, als ſei er von Furien verfolgt, und irrte am Ufer des Meeres hin und her, mit Wolluſt in die brandenden Wogen ſchauend. Aus dem Kajütenfenſter der „Eliſabeth“ blickte von fern mattes Lampenlicht; ohne zu wiſſen wie befand er ſich auf dem Verdeck und ſtieg in Eliſabeth's ſtillere Räume hinab. Sie waren mild erleuchtet, duftend von Blumen. Zum erſten mal, ſeit er ſie hierher geführt, war Eliſabeth nicht da — — es graute ihm vor ſeiner Einſamkeit. Er betrachtete jeden Gegenſtand in ihrem Gemach, als könne er ihm etwas von dem Geheimniß ſeiner Herrin verrathen; ihre Arbeit auf dem Nähtiſch, das Buch, in welchem ſie geleſen, den kleinen Schemel, auf welchen ihr Fuß ſich ſtützte, und dann trat er in das Schlafgemach, öffnete leiſe die Vorhänge, als ſchlummere ſie, und küßte die Stelle, auf welcher ihr anmuthiger Kopf zu ruhen pflegte. Es war die bitterſte Stunde ſeines Lebens.

Harri und ſeine Gattin kamen ſpät. Was war zwiſchen ihnen geſchehen? Das fragten Eugen's zuckende Pulſe und ſeine todbleiche Stirn. War jetzt ſein Glück zertreten, vernichtet auf immer?

Harri kam nicht mehr zu ihnen hinein wie ſonſt; warum zog er ſich jetzt zurück? Warum wollte er heute nicht mehr den Nachttrunk mit dem Freunde nehmen? Es wehte ſchwül um Eugen's Stirn, es brauſte ihm in den Ohren wie von Stimmen — dort in der Niſche blitzte der Griff ſeines Degens. . .

Aber wie, wenn ſeine Gattin ihm in den Arm fiele, um zu verhindern, daß er im Zweikampf ihr den Geliebten tödte?

Eliſabeth war um ihn bemüht, ſie begegnete ihm mit Engelsmilde; aber iſt das Weib nicht Meiſterin der Vorſtellung? Kann ſie ihn nicht täuſchen wollen? Der Argwohn iſt ein Teufel.

Eugen verlebte eine Nacht voll Qualen und der folgende Morgen fand ihn entſchloſſen, um jeden Preis dieſen Zuſtand zu enden. Noch einen Tag war ſeine Anweſenheit hier unumgänglich nöthig, dann wollte er Eliſabeth fragen, ob ſie hier bleiben wollte in — Harri's Nähe, oder ob ſie ihm folgen wolle in die Heimat. Gewißheit — o hätte er Gewißheit! In dieſem Einen Gedanken concentrirte ſich jetzt ſein Leben. Denn konnte er die Rechte des Gatten ihr gegenüber geltend machen, ihr, der er einſt ſo unſägliche Schmerzen bereitet, ohne daß ſie je Rechenſchaft von ihm gefordert? Eugen war eine zu edle Natur, um gemein zu empfinden; er liebte eine Frau, nicht eine

lavin. Er fühlte, daß er ihr Genugthuung
uldig ſei und daß er ſeine eigene Schuld nur
nen könne, wenn er ſein künftiges Lebensglück
t ihrem freien Entſchluß anheimgebe.

Harri war faſt den ganzen Tag abweſend,
d Eugen, mit ſeinen eigenen düſtern Gedanken
ſchäftigt, ahnte nicht, daß jener bei Felicia ſei,
n ſie von Eugen's Anweſenheit zu unterrichten
d, indem er verſuchte, die kaum erſtickten
ammen in der Bruſt der leidenſchaftlichen Frau
eder anzufachen, ſich ſelbſt neuen Boden für
ne Hoffnung zu gewinnen.

Eliſabeth allein, von Harri's Gegenwart wie
n einem Druck befreit, war unbefangen und
iter, ſobald ſich für einen Moment die düſtere
olke auf Eugen's Stirn lichtete. Sie ſaß unter
m Pavillon auf dem Verdeck und ſah dann
ıd wann nach den Schiffen der Marine hinüber,
e alles in geſchäftigſter Bewegung war mit
rbereitungen zu dem glänzenden Ballfeſt, wel-
es das Admiralitätsſchiff heute Abend geben
ollte. Aber der Tag war nicht günſtig, Feuer-
erk und Illumination waren von grauem
immel mit Regen bedroht und zuweilen
uſte ein plötzlicher Windſtoß durch das Takel-
erk der Schiffe, welche mit Hunderten von
aſten den Hafen einfaßten.

„Eliſabeth, beſuchſt du den Ball heute gern?“
agte Eugen.

Eliſabeth lächelte nur. Hätte ſie gewußt, daß
ugen ihr ein Opfer bringe, wie gern wäre ſie
rückgeblieben, hätte ſie geahnt, welche Kata-
ophe ihnen bevorſtehe!

Aber Eugen ſagte nichts und ſie hatte nie ein
ntliches Feſt geſehen; er redete ihr nun ſelbſt zu.

Der Abend kam.

Harri kehrte aus der Stadt zurück und verließ
en vor Eugen und Eliſabeth die „Eliſabeth“,
n hinüberzufahren. Die erſtern zögerten noch,
il von Bord ihres Schiffs das erleuchtete Ge-
wader drüben einen wahrhaft prachtvollen An-
ck bot. Bis hoch in die Maſten hinauf waren
Schiffe illuminirt und tauſendfältig ſpiegelten
) die Lichter in den tanzenden Meereswellen.
ächtige Feuergarben ſtiegen empor und ſetzten
ganze Umgebung des Hafens in ſtrahlenden
anz, um dann wieder die Contouren in den
den Farben der bengaliſchen Flammen ver-
wimmen zu laſſen. Auf den emporgerichteten
nonenläufen der kleinern Boote brannten ge-
ltige Pechfackeln und ſie alle umgaben in wei-
n Kreiſe das Admiralſchiff, welches allein lag.
Hunderte von Gondeln, mit Neugierigen gefüllt,
ſchaukelten ſich im Hafen, rauſchende Muſik tonte
über ihn hin und eine prächtig geſchmückte Barke
holte vom Ufer die ankommenden Gäſte.

Sie waren faſt alle verſammelt, als Eugen
und Eliſabeth ankamen. Der Anblick des Schiffs
war feenhaft. Das Lichtmeer, die ſtrahlenden
Uniformen, die blitzenden Augen und Diamanten,
die prächtigen Damen, und alle der Beſonderheit
des Feſtes wegen im Glanz der Stimmung, wa-
ren wohl geeignet, das ruhigſte Auge zu blenden.

Der Ariſtokratie und Schönheit wurde der
Ball gegeben. Zu ihr gehörte Eliſabeth, und als
Harri's ſuchendes Auge ſie beim Eintritt in den
Ballſaal traf, wie ſie, in Wolken von Roſakrepp
gehüllt, den reizenden blonden Kopf mit Roſen
geſchmückt, erröthend umherſchaute, verglich er ſie
kühn den ſchönſten der ſtolzen Frauen.

Harri hatte ſie den ganzen Tag abſichtlich
vermieden, mit den erſten rauſchenden Klängen
der Feſtmuſik aber zog er ſie jetzt in den Taumel
des Feſtes, und bevor ſie faſt wußte, wie ihr
geſchah, war ſie von Eugen getrennt und flog in
Harri's Armen im Tanze dahin.

Mitternacht war nicht mehr fern.

Die Nacht war dunkel, das Wetter ſtürmiſch
geworden, aber man achtete jetzt nicht mehr auf
die erlöſchende Illumination der andern Schiffe,
denn der Feſtrauſch hatte ſeine Höhe erreicht.
Die Muſik wurde immer ſtürmiſcher, der Tanz
leidenſchaftlicher, die Frauen glühten von Be-
wegung, die Männer von Champagner und der
Luſt des Schauens — es wurde allmählich zu
einem Bacchanal trunkener Lebensfreude.

Harri hatte Eliſabeth immer von neuem von
Eugen zu trennen gewußt. Wie dieſer, ſo wollte
auch er Entſcheidung, und eine Frau ſollte ihm
helfen, welche er ſchon einmal für Eugen unwider-
ſtehlich geſehen — Felicia. Die bewunderte
Künſtlerin war zum Ball eingeladen worden und
hatte anfänglich abgeſagt; als aber Harri von
Platen gekommen und ihr dort eine Unterredung
mit Eugen in Ausſicht geſtellt hatte, war ſie mit
Haſt darauf eingegangen.

Felicia wollte erſt gegen Mitternacht erſcheinen,
und dieſe Stunde nahte.

Harri hatte Eliſabeth einem andern Cavalier
zum Tanze überlaſſen, Eugen durch eine Vor-
ſtellung mit einem der höhern Marineoffiziere in
ein Geſpräch verwickelt und harrte nun in einer
der prächtig dekorirten Kajüten der Ankunft Fe-
licia's. Die kleinen Logen neben dieſen und dem

großen Salon waren mit verſchwenderiſchem Luxus von Blumen und Stoffen zu reizenden Grotten und Zelten umgeſtaltet; von den Haupträumen durch purpurne Sammtvorhänge getrennt, waren die meiſten einſam.

Felicia kam endlich. Sie war durchſchauert von der Kälte des Nachtwindes und ſo erregt, daß ſie ſich auf Harri's Arm ſtützen mußte. Ihr Geſicht erſchien in dem Kleide von meergrünem Atlas, welches ſie trug, äußerſt bleich, ein goldener Reif ſchlang ſich durch ihr ſchwarzes Haar und hielt eine große weiße Waſſerroſe.

„Kann ich ihn ſehen? Die Luft erdrückt mich hier!" — flüſterte Felicia, haſtig an ſeinem Arm hineilend. Er führte ſie in eine der entfernteſten kleinen Grotten, ohne daß ſie von der Geſellſchaft bemerkt wurde. Er ließ die bebende Frau auf einen Sitz unter duftenden Orangen niedergleiten.

„Eugen wird gleich hier ſein!" ſagte er, ſich entfernend, und ließ die Vorhänge herab.

Harri bahnte ſich einen Weg durch das Gewoge der Tanzenden, ſprach einige Worte mit Eliſabeth und ſuchte Eugen. Er fand ihn weder im Salon noch in den anderen Räumen; endlich aber ſtieg er hinauf und hörte ſeine Stimme auf dem Verdeck.

„Ich will unſern Nachen losketten laſſen und mit Eliſabeth hinüberfahren", ſagte Eugen, „die Nacht wird ſehr ſtürmiſch."

„Noch einige Augenblicke, Eugen! Unten harren noch manche alte Bekannte, die dich dringend zu ſprechen wünſchen! Das Zwiſchendeck iſt ausgeräumt, dort erholen ſich die Herren vom Tanz und von ästhetiſcher Unterhaltung, und die Matroſen, als Mohren ausſtaffirt, bewirthen ſie mit Tſchibuk und Sect. Es iſt die heiterſte Scene, komm! . . ."

Eugen folgte ihm und im nächſten Augenblick ſtand er vor Felicia.

Harri befand ſich in dem Stadium der Leidenſchaft, in welchem der gute Geiſt vom Menſchen weicht und nur noch der blinde Trieb die Handlungen dictirt. Er hatte Felicia getäuſcht. Sie glaubte ſich von Eugen erwartet; ſie glaubte ſich endlich befreit von dem Weh, welches ſie um ihn trug. Sie hatte nur Einmal geliebt, ſie hatte auch nur Einmal gefühlt, was Liebesſchmerzen ſeien. Neben ihnen waren die Opfer, welche ſie Eugen unaufgefordert gebracht, nichts geweſen, aber ſie hatte ſich mit wundem Herzen den Tod gerungen und ging an der Sehnſucht langſam zu Grunde.

Der erſte Blick auf Eugen war namenloſes, flammendes Entzücken, der zweite in ſein entſetztes Geſicht, auf ſeine feſtgeſchloſſenen Lippen und ſeine zurückweichende Haltung, ſagte ihr erbarmungslos alles, und der Rückſchlag war entſetzlich. Stolz, Scham, Verzweiflung kämpften in ihr, aber die Leidenſchaft, die ſinnloſe für dieſen Mann, erſtickte ſie alle und wild ſchluchzend warf ſie ſich ihm zu Füßen.

„Eugen, Eugen, ich wurde betrogen wie nie ein Weib! Der Augenblick, welcher dich mir in den Armen deiner Braut zeigte, war glücklich neben dieſem! Du verachteſt mich, deine Augen ſind kalt — tödte mich, o tödte mich, die Qual muß enden! . . ."

Ihren verzweiflungsvollen Anrufungen antwortete das Schickſal.

Die Tanzmuſik ſcholl rauſchend herüber, die Cavaliere tranken und lachten, die Jugend und Schönheit tanzte, Harri verſuchte in Eliſabeth's unſchuldiges Ohr das Gift der Verführung zu träufeln; Eugen beugte ſich zu Felicia herab, um ſie aufzurichten — —

Plötzlich ging ein Krachen durch alle Räume des Schiffs, ſo furchtbar und gewaltſam, daß ſofort das Werk der Zerſtörung in grauenhafter Weiſe begann. Das Schiff legte ſich auf die Seite, ein dumpfes, donnerähnliches Rollen drang brüllend aus den untern Räumen herauf, dann wurde es mit derſelben Gewalt auf die andere Seite geworfen und über das Verdeck und die zertrümmerten Fenſter ſtürzten die Wogen.

Die Verwirrung war grenzenlos, und der Ruf: „Es ſinkt, es ſinkt!" drang von hundert Lippen.

Ein mächtiger Windſtoß hatte das Schiff auf die Seite geneigt, die Kanonen im Zwiſchendeck, losgelöſt, um dem feſten Raum zu geben, waren der Neigung gefolgt und rollten unaufhaltſam nach derſelben Seite, und die Wirkung des Uebergewichts war ſo gewaltig, daß in wenigen Minuten und bevor noch die Maßregeln zur Rettung genommen werden konnten, das prachtvolle Schiff in unaufhaltſamem Sinken begriffen war.

Eugen hatte Felicia emporgeriſſen und bahnte ſich durch die Flammen, welche überall die leichten Stoffe ergriffen hatten, den Weg in den Tanzſaal. Der Anblick war grauenhaft und er ſah Eliſabeth nicht; er rief und rief, aber ſie antwortete nicht. Er ſtürzte auf das Verdeck,

auch hier fand er ſie nicht ſogleich. Es war kein Moment zu verlieren, wenn er ſich ſeines Nachens verſichern wollte, welcher allein ſie retten konnte. Er ſah ihn wie eine Nußſchale von den aufgeriſſenen Wogen ſchaukeln, jeden Augenblick bedroht, mit dem ſinkenden Koloß hinabgezogen zu werden.

Felicia, welche Eugen mit ſich fortgeriſſen hatte, machte ſich gewaltſam von ihm los; Eliſabeth's Namen ſo verzweiflungsvoll von ſeinen Lippen zu hören, gab ihr Kraft zum letzten Entſchluß.

„Lebe wohl, Eugen, dort unten iſt Erlöſung!“ rief ſie; und noch bevor Eugen die Hand ausſtrecken konnte, ſie zu halten, hatte ſie es vollbracht und hoch über ihr ſpritzten die Wogen zuſammen.

Eugen befand ſich in einer entſetzlichen Lage. Er konnte Felicia nicht retten, denn jeder Augenblick der Verzögerung bedrohte Eliſabeth's Leben. Noch ſah er ſie nicht, und doch mußte er einige Secunden aufhören, ſie in dem furchtbaren Chaos zu ſuchen, wenn ihm nicht ſein Nachen, das einzige ſichere Mittel zur Rettung, verloren gehen ſollte.

Er flog an der Seite des ſchnell ſinkenden Schiffs hinab und erreichte ihn. Mit Anſtrengung aller Kräfte löſte er die Kette und verſuchte an eine Stelle des Dampfers heranzurudern, welche leichter für Eliſabeth erſteiglich wäre. Aber obwol ihm die Flammen leuchteten, welche jetzt von allen Seiten aus dem Verdeck aufſchlugen, gelang es ihm nicht — das Meer war zu ſtürmiſch.

In höchſter Verzweiflung wollte Eugen das gebrechliche Fahrzeug verlaſſen, um zu verſuchen, Eliſabeth durch Schwimmen zu retten oder dort oben mit ihr zu ſterben, als ſein Auge ſich erhob und plötzlich inmitten des ſchaurigen Feuerglanzes Eliſabeth erſchien, ihren Fuß auf den äußerſten Rand des Schiffes ſetzend.

„Lili, Lili!“

Sie hörte ſeine Stimme und ſah ihn. Harri war neben ihr.

„Lili, bleibe, ich rette dich mir!“ rief Harri außer ſich, als er ſah, was ſie beſchloß, und umklammerte ſie wild. Aber im Nu riß ſich Eliſabeth von ihm los und lag mit einem einzigen Schwung in ihres Gatten Armen.

Eliſabeth lag in Sicherheit. Eugen kehrte mit Booten und Mannſchaft zurück, aber es war nichts mehr zu retten. Das Meer hatte ſich über ſeinem Raube geſchloſſen und lag jetzt ruhig, als ſei es zufrieden mit dem Menſchenopfer. Gerettet waren nur die wenigen, welche Eugen's Nachen aufnehmen konnte, alle andern waren von der grauenhaften Kataſtrophe ereilt, deren Verlauf ſo ſchnell eintrat, daß alle Hülfe von außen zu ſpät gekommen war.

Auch Platen ſahen Eugen und Eliſabeth nicht wieder. Konnte er ſich nicht retten, hatte er den Tod geſucht wie Felicia? Das Geheimniß des Meeres lag verſöhnend über ihrer Schuld und ihren Schmerzen.

Und Eugen? Jetzt hatte er Gewißheit! Schwer und bitter erkauft war ſie, aber über alle Täuſchung erhaben. Die Bewegung, welche Eliſabeth gemacht hatte, ſich von Harri loszureißen und in ſeine Arme zu ſtürzen, hatte ihm den innerſten Zug ihres Weſens zweifelloſer offenbart, als es die ſtärkſte Verſicherung gekonnt hätte; denn im Moment der Todesgefahr fort jede Verſtellung und jede Berechnung auf. Beide bedurften der Zeit, um die Erſchütterung dieſer Ereigniſſe zu überwinden, aber dann ging ihnen eine neue und nicht mehr zu trübende Lebensſtimmung daraus hervor, und als die „Eliſabeth“ endlich in den heimatlichen Hafen einlief, brachte ſie ein Glück heim, koſtbarer als die Schätze beider Indien — ſagte der „Kapitän“.

Karl Martell.

Ein deutſches Geſchichtsbild von Karl Biderlichlag.

II.

Zwiſchen dem Heer der Franken und dem der Araber kam es nun zwiſchen Tours und Poitiers ſechs Tage lang nur zu kleinern Gefechten, an welchen hauptſächlich wol Reiterei und Leichtbewaffnete theilnahmen und in denen im ganzen die Araber die Oberhand hatten. Erſt am ſiebenten Tage kam es zum Kampfe zwiſchen den ganzen feindlichen Heeren, und nachdem dieſer Kampf vom Morgen bis zum Abend gewährt hatte, warfen, wie Rodericus Toletanus ſagt, wie in einem Augenblick die hochgewachſenen Männer von Auſtraſien und die ebenſo durch Muth als durch Größe ausgezeichneten Deutſchen mit eiſerner Hand und in gerader Haltung die Araber zu Boden („manu ferrea et arduo pectore quasi icta cuncta Arabum extinxerunt“).

Abderrhaman ſelbſt fiel in dem Kampfe. Die Araber, welche der angreifende Theil geweſen zu ſein ſcheinen, zogen ſich in ihr Lager zurück. Dort

berieth sich ihre Anführer über die Wahl eines neuen Oberfeldherrn, konnten sich aber nicht einigen und traten daher noch in der Nacht ihren Rückzug an. Die Franken erwarteten am darauffolgenden Morgen einen neuen Angriff der Feinde, bis ihre Kundschafter ihnen meldeten, daß deren Lager leer sei. Eine eigentliche Verfolgung der Fliehenden fand nicht statt; anscheinend waren diese an Reiterei den Franken, deren Hauptstärke im Fußvolk bestand, noch immer überlegen und mochte daher wol Grund zu der Besorgniß sein, daß durch eine übereilte Verfolgung alle Früchte des schwererrungenen Siegs wieder verloren gehen könnten. Die Beute der Sieger bestand fast nur in den Waffen der Erschlagenen.

Nach dem Bericht zweier etwas später lebenden italienischen Chronisten sollen in dieser Schlacht 375000 oder gar 377000 Araber und Mauren und nur 1500 Franken gefallen sein. Diese Angabe ist nun aber so offenbar übertrieben, daß sie eigentlich keiner Widerlegung bedarf. Daß die erwähnte Schlacht indessen sehr blutig war, ist wol unzweifelhaft; es scheint, daß jedes der beiden kämpfenden Heere wol die Zahl von 2—300000 Mann erreicht haben mag; denn die Zahl der Franken war der der Araber und Mauren mindestens gleich, wenigstens wird sie von keinem Chronisten als eine geringere bezeichnet; die Zahl des Heers der Araber aber wird von den Chronisten auf 400000 Mann angegeben, und man darf wol annehmen, daß diese Zahl nicht allzu hoch übertrieben war. Man muß erwägen, daß das Reich der Khalifen damals auf dem Gipfel seiner Macht angelangt war und daß die kriegerische und zahlreiche Bevölkerung der Mauren und eine große Zahl zum Islam abgefallener Spanier die arabischen Heerscharen verstärkten. Im Jahre 717 hatte der Khalif ein Heer von 180000 Mann zur Eroberung Konstantinopels abgeschickt, während zu gleicher Zeit ein zweites großes Heer von Arabern und Mauren in Spanien und ein drittes Heer im Innern Asiens mit Eroberungskriegen beschäftigt war. Die Annahme also, daß Abderrhaman ein Heer von 2—300000 Mann bei Tours in die Schlacht führte, ist gewiß keine unwahrscheinliche. Das Heer der Franken müssen wir, wie schon bemerkt, als ebenso zahlreich betrachten. Offenbar bestand es bei diesem Feldzuge nicht blos aus den Lehnsleuten und Soldtruppen des Majordomus, deren Zahl nicht sehr groß gewesen sein kann, sondern aus dem Aufgebot des besten Theils der wehrhaften Bevölkerung Frankreichs und Deutschlands, des letztern jedoch mit Ausschluß des Gebiets der Friesen und Sachsen. Hierdurch erklärt es sich auch, weshalb Karl Martell erst im October des Jahres 732 ins Feld zog, während doch schon im Frühjahr dieses Jahres Eudo seine Hülfe erbeten hatte und während er doch sonst seine Feldzüge mit dem Beginn des Frühjahrs, ja oft noch im Winter zu eröffnen pflegte. Um ein Heer von 2—300000 Mann zu sammeln und die nöthigen Lebensmittel für eine solche Menschenmasse aufzuhäufen, war bei dem mangelhaften Zustand der Communicationsmittel jener Zeit ein Zeitraum von fünf bis sechs Monaten nicht zu groß; wir dürfen auch nicht vergessen, daß Deutschland und Frankreich zu jener Zeit kaum ein Viertel oder Fünftel ihrer heutigen Bevölkerung hatten und daß daher ein Heer von 2—300000 Mann im Verhältniß zur damaligen Bevölkerung etwa so groß war, als ein Heer von 1 Million Mann im Verhältniß zur heutigen Bevölkerung sein würde.

Wahrscheinlich übrigens ist es wol, daß der Einfluß der christlichen Kirche, zu welcher damals bereits die Deutschen auf dem linken Ufer des Rhein und im größern Theil von Süddeutschland bekehrt waren, wesentlich dazu beitrug, die Aufstellung eines so großen Heeres möglich zu machen. Ohne diesen Einfluß würden namentlich die Baiern und Alemannen, welche ja nur widerwillig und nach blutigen Kämpfen wenige Jahre vorher die Oberhoheit Karl's anerkannt hatten, diesen gewiß nicht unterstützt haben. Sicher ist aber, daß die Schlacht bei Tours zu den größern und in ihren Folgen wichtigsten Thaten gehört, welche in der Geschichte des deutschen Volks vorgekommen sind.

Während eines Zeitraums von hundert Jahren hatten die Araber kein Volk gefunden, welches ihrem Angriff in offener Feldschlacht Stand hielt; Eudo mit seinen Aquitaniern hatte zwar bei Toloſa ein arabisches Heer geschlagen, aber diese Niederlage war von Abderrhaman, wie wir gesehen haben, im Jahre 732 durch Besiegung Eudo's und Eroberung seines Landes gerächt; da setzte Karl Martell an der Spitze eines Heeres, als dessen tüchtigsten Bestandtheil der Spanier Rodericus Toletanus Deutsche und Austrasier nennt, in einer einzigen Schlacht den Eroberungen der Araber ein Ziel, indem er ihnen zugleich fast das ganze Land von den Pyrenäen bis zur Loire wieder abnahm.

Ohne dieſen Sieg würde, ſoweit menſchliche Beurtheilung reicht, der Islam ebenſo in Frankreich, Deutſchland und dem übrigen Europa die Herrſchaft über das Chriſtenthum errungen haben, wie er dieſelbe leider in Vorderaſien, Nordafrika und auf mehrere Jahrhunderte hin auch in Spanien errungen hat.

Faſſen wir das ganze Benehmen Karl Martell's in Bezug auf dieſen Kampf gegen die Araber ins Auge, ſo erinnert daſſelbe mehr an die Beſonnenheit des Fabius Cunctator als an die Kühnheit des Cäſar. Namentlich zeigte ſich dieſe Beſonnenheit darin, daß er ſich nicht eher auf eine Schlacht einließ, als bis er alle Truppen, die er überhaupt aufbieten konnte, zuſammen hatte, und daß er nach der Schlacht keinen Angriff auf das Lager der Araber machte und ſeine unbeſonnene Verfolgung der Feinde zuließ, durch welche die errungenen Vortheile leicht wieder hätten verloren gehen können. Dieſe vorſichtige Beſonnenheit bildet einen ſcharfen Contraſt zu der raſchen Kühnheit, die ſich z. B. in dem Feldzuge Karl's gegen die Neuſtrier im Jahre 717 zeigte; ſie beweiſt, daß er ſich der Bedeutung des Kampfes gegen die Araber wohl bewußt war; gerade aber weil er die Gefahren dieſes Kampfes nicht unterſchätzte, gelang es ihm, dieſelben zu überwinden. Was ihm hierbei nächſt der Tapferkeit und Aufopferungsfähigkeit der Deutſchen am meiſten zu ſtatten kam, war der Umſtand, daß Eudo durch den Widerſtand, welchen er den Arabern entgegenſetzte, ihm mehrere Monate Zeit verſchaffte, um ſein Heer zuſammenzubringen.

Gehen wir nun aber über zu den ſpätern Schickſalen und Thaten unſers Helden.

Schon im Frühjahr des Jahres 733 griff er die Burgunder an, eroberte ihre Hauptſtadt Lyon und zwang ſie zur Unterwerfung. Im Herbſt deſſelben Jahres griff er ſeine alten Feinde, die Frieſen, an. Dieſe verſprachen Unterwerfung; da es aber den Anſchein hatte, daß ſie auch diesmal wie bei frühern Gelegenheiten raſch wieder zu ihrem alten Trotz und der eingewurzelten Feindſchaft gegen die Franken zurückkehren würden, benutzte er den Winter des Jahres 733, um eine Flotte zu bauen, mit der er dann im folgenden Frühjahr die Frieſen angriff.

Die Franken hatten bis dahin das Seeweſen faſt gänzlich vernachläſſigt; ebendarum hatten ſie aber auch gegen die Frieſen niemals etwas Entſcheidendes ausrichten können. Zwar hatten Pipin und Karl Martell durch die frühern Kriege den Frieſen das Land zwiſchen Lek und Rhein entzogen, allein das ganze Land nördlich vom Lek und öſtlich von der Yſſel, alſo der größere Theil des jetzigen Königreichs der Niederlande, hatten die Frieſen bis zum Jahre 734 in völliger Unabhängigkeit in Beſitz.

Karl Martell durchzog nun die Inſeln und das Feſtland der Frieſen; am Fluſſe Burdim (wahrſcheinlich dem Fluſſe Borde-Aa in der jetzigen Provinz Friesland im nördlichſten Theil der Niederlande) lieferten ihm die Frieſen eine Schlacht, in welcher ſie jedoch geſchlagen wurden und ihr Herzog Poppo fiel. Die Götzentempel und heiligen Haine der Frieſen wurden nun zerſtört und die Franken kehrten mit großer Beute nach Auſtraſien zurück.

Durch dieſen Sieg war die Unterwerfung der Frieſen, eines ebenſo tapfern als freiheitsliebenden Volksſtammes, entſchieden. Sie verſuchten ſeitdem keine neue Schilderhebung, weder gegen Karl Martell noch gegen deſſen Nachfolger. Allmählich breitete ſich auch unter ihnen das Chriſtenthum aus, geſchützt durch die fränkiſchen Herrſcher, jedoch ohne daß Karl Martell zur Ausbreitung ſeines Glaubens ſolche Zwangsmittel angewandt hätte, wie ſie ſein Enkel, Karl der Große, ſpäter gegen die Sachſen in Anwendung brachte. In den nächſtfolgenden Jahren hatte Karl Martell vorzugsweiſe gegen die Burgunder zu kämpfen, welche ſich wiederholt gegen ihn empörten und von denen ihm namentlich Maurontus, Graf von Maſſilia, dem jetzigen Marſeille, zu ſchaffen machte; außerdem aber führte er auch Krieg gegen die Söhne Eudo's, des Herzogs von Aquitanien, welcher im Jahre 735 geſtorben war. Dieſe Kämpfe gaben den Arabern abermals Gelegenheit zu Angriffen auf das jetzige Frankreich. Juſufeddin, der arabiſche Statthalter von Narbonne, eroberte und zerſtörte die Stadt Arles am Ausfluß der Rhone, und belegte, von dem burgundiſchen Grafen Maurontus zu Hülfe gerufen, das jetzige Avignon, damals Avenio genannt. Hierauf ward jedoch Avignon von den Franken belagert, und nachdem die Mauern der Stadt durch Belagerungsmaſchinen zerſtört waren, mit Sturm genommen. Demnächſt eroberte Karl Martell auch die übrigen Städte, welche die Araber im ſüdlichen Frankreich beſaßen, bis auf die Stadt Narbonne. Als er dieſe belagerte, verſuchte ein großes Heer unter dem arabiſchen Statthalter von Spanien, Amur-Ebn-Allet, die Stadt zu entſetzen. Karl ging jedoch dieſem Heer entgegen,

griff es am Flusse Berre, sieben Meilen von Narbonne, an, schlug die Araber, deren Anführer, Amur-Ebn-Kilet, fiel, vollständig und verfolgte sie bis zu ihren Schiffen; ja es gelang ihm, eine Anzahl der Schiffe, auf denen sich die fliehenden Araber einschiffen wollten, zu nehmen und andere in der Nacht mit Wurfgeschütz zu versenken. Dieser Sieg war allerdings nicht so bedeutend als der bei Tours errungene; denn das mohammedanische Heer, welches dies aus den in Spanien angesiedelten Mauren und Arabern gebildet war, war in dieser Schlacht lange nicht so stark, als das des Abderrhaman bei Tours gewesen war; auch war Amur Ebn-Kilet nur zum Entsatz von Narbonne, nicht, wie Abderrhaman, zur Eroberung Frankreichs ausgezogen, allein insofern war der bei Narbonne erfochtene Sieg vollständiger wie jener frühere, als bei ihm auch eine Verfolgung der Besiegten stattfand. Die Stadt Narbonne einzunehmen, gelang Karl Martell nicht. Diese Stadt blieb der einzige Besitz, den die Araber damals noch im Norden der Pyrenäen behielten. Uebrigens waren ihre Verluste so bedeutend gewesen, daß sie keinen neuen Angriff auf das südliche Frankreich versuchten. Bei den Kämpfen, welche unter Pipin und Karl dem Großen zwischen Franken und Arabern stattfanden, waren die Franken die Angreifer; übrigens hatten sich bald nach Karl Martell's Tode die in Spanien angesiedelten Araber von der Herrschaft des Khalifen zu Bagdad freigemacht, welcher Umstand nächst den Siegen bei Tours und Narbonne wohl das meiste dazu beitrug, die Gefahr einer Ueberwältigung des westlichen Europa durch die Araber zu beseitigen.

Im Jahre 739 gelang es endlich Karl Martell, mit Hülfe des ihm verbündeten Longobardenkönigs Luitprand auch unter den Burgundern in der heutigen Provence die letzten Keime der Empörung zu ersticken.

Als er nun endlich nach 24 Jahren des Kriegs der Ruhe des Friedens genoß, kam vom Papst Gregor III. aus Rom eine Gesandtschaft zu ihm, welche ihm außer andern höchst kostbaren Geschenken die angeblichen Schlüssel zum Grabe der Apostel zu Rom überbrachte und ihm im Namen des Papstes versprach, derselbe werde sich vom griechischen Reiche lossagen und ihm die Würde eines Consuls, d. h. im Sinne jener Zeit eines Schutzherrn von Rom übertragen, wenn er ihm mit den Waffen gegen Luitprand, den König der Longobarden, Beistand leisten wollte. Noch stand Karl, als er diesen Antrag erhielt, in der Blüte des männlichen Alters, denn er war erst 44 Jahre alt; aber es scheint, daß er, ungleich andern großen Feldherren und Eroberern, welche ihren Siegen kein Ziel setzen konnten, des Kriegs müde geworden war; vielleicht auch zog er die bewährte Freundschaft des Luitprand den lockenden Anerbietungen des Papstes vor. Jedenfalls schickte er dem Papst keine Hülfstruppen. Dieser schickte ihm eine neue Gesandtschaft und schrieb ihm unter andern:

„Verachte nicht meine Bitte und verschließ Dein Ohr nicht vor meiner Forderung, wie Dir der Fürst der Apostel nicht das himmlische Reich verschließen möge! Ich beschwöre Dich bei dem lebendigen Gott und den verehrungswürdigen Schlüsseln des heiligen Petrus, welche wir Dir zum Herrschen gesandt haben, daß Du die Freundschaft des Königs der Longobarden nicht vorziehst der Liebe des ersten der Apostel!"

Allein alle diese Vorstellungen vermochten Karl Martell nicht zu einem Einfall in Italien zu bewegen; doch schickte er Gesandte nach Italien, welche einen friedlichen Vergleich zwischen dem Papst und dem König Luitprand zu Stand brachten.

Bald nachher traf Karl im Vorgefühl seines nahen Todes Anordnungen über die Nachfolger in seiner Regierung, indem er das Reich unter seine Söhne Karlomann und Pipin theilte. Hierauf starb er auf der Reise nach seinen Gütern in Austrasien auf seinem Schlosse zu Carisiacum (jetzt Kiersi) an der Oise am 15. October des Jahres 741.

Während der letzten vier Jahre seines Lebens hatte er nach dem Tode des von ihm eingesetzten merovingischen Schattenkönigs die Wiederbesetzung des Throns nicht für nöthig gehalten, sondern, indem er selbst den Titel eines Majordomus oder eines Herzogs und Fürsten der Franken beibehielt, allein die volle königliche Gewalt ausgeübt.

Er war es eigentlich, der die Macht des karolingischen Hauses begründete. Während er selbst sich seine Anerkennung blutig hatte erkämpfen müssen, überkamen seine Söhne Karlmann und Pipin von ihm eine gesicherte Herrschaft, denn Ganz Pipin, nachdem Karlmann sich freiwillig in ein Kloster zurückgezogen hatte, später durch Annahme des Königstitels vermehrte und die dann von Pipin auf dessen Sohn, Karl den Großen, überging, der den Titel eines Königs

Tony.

Ach, er weiß Alles. In einem Augenblick, wo ich mit bebender Erwartung die Minuten zähle, den zu begrüßen, ihn, der mir so unendlich theuer geworden. — Was hab' ich gethan? Hätt' ich Wilhelms Betheurungen, seine Zärtlichkeit zurückweisen sollen? Muß ich erröthen, mich jetzt Beaten und seinen Angehörigen zu entdecken? (Weint.) Beate unglücklich, Gustav unglücklich, und nun auch ich mir helfen müssen nur mit Thränen! (Setzt sich auf die Rasenbank.) Was wird daraus werden?

Beate (kommt).

Da ist sie! Mit diesem Schmerz könnt' ich nicht an den Altar treten. Der Augenblick ist da. Ich will wecken, was in ihr schlummert, müßt' ich auch selbst darüber untergehen. — Warum weinst Du, Tony?

Tony.

Laß mich!

Beate.

Vertraue, Schwester! Warum weinst Du? — — Oder willst Du, daß ich es Dir sage?

Tony.

Wie?

Beate.

Nicht wahr, ich treffe das Wort, das zündende? Du liebst.

Tony.

Schwester!

der Franken mit dem eines römischen Kaisers vertauschte.

Bleiben wir nun aber beim Leben Karl Martell's selbst stehen, so sehen wir, daß seine ganze Regierung fast nur eine Folge von Kriegen ist. Diesen vielfachen Kämpfen hat er auch den Beinamen Martellus oder Tudites, Hammer, zu danken. „Weil er seinen Feinden niemals wich und sie niemals verschonte", so heißt es bei einem gleichzeitigen Chronisten (Pertz, „Fränkischer Hausmeier", S. 185), „so erhielt er von den Nachkommen den barten Namen eines Hammers."

Möglich ist es, daß seine deutschen Krieger dabei an den Hammer des Donar oder Thor dachten, mit welchem nach der heidnischen Sage, die damals bei den Franken wol noch unvergessen war, der Donnergott die feindlichen Riesen bekämpfte und den Blitz schleuderte. Es fehlt in der deutschen Geschichte seit den ältesten Zeiten nicht an Beispielen von Fürsten, welche Beinamen erhalten haben; wir wollen hier nur an Dietrich von Berne, Pipin den Kleinen, Ludwig den Frommen, Karl den Kahlen, Heinrich den Finkler, Otto den Rothen, Friedrich Barbarossa, Albrecht den Bären, Heinrich den Stolzen, Friedrich mit der gebissenen Wange erinnern. Fast immer sind aber diese Beinamen von dem gewöhnlichen Aufenthalt oder von einer besondern Beschaffenheit des Körpers hergenommen. Karl Martell ist, ungeachtet fast alle Fürsten jener Zeit Kriege führten, fast der einzige, der seinen Beinamen seinen Kriegsthaten zu danken hat. Und in der That ist die Menge und Größe seiner Siege so bedeutend, daß sich wol kein anderer deutscher Fürst des Alterthums oder auch des Mittelalters und unserer Zeit mit ihm vergleichen läßt. Wir wollen hier nicht auf eine spezielle Vergleichung seiner Feldzüge mit denen Karl's des Großen, seines Enkels — wie Gibbon eine solche gegeben hat —, uns einlassen, sondern nur das hervorheben, daß die Zahl der Kämpfer auf beiden Seiten in der Schlacht bei Tours — selbst wenn wir die Angaben der Chronisten über das Heer der Araber auf die Hälfte herabsetzen — größer war als die in irgendeiner Schlacht, welche seit jener Zeit in Europa geschlagen wurde, mit einziger Ausnahme der Völkerschlacht bei Leipzig.

Es bedarf nun wol keines weitern Nachweises, daß die vielen Siege, welche unser Held häufig gegen überlegene Feinde erfocht, nicht blos dem Glück, das ihn begünstigte, zugeschrieben werden dürfen, ebenso wenig wie wir etwa Cäsar's oder Alexander's Siege blos auf Rechnung ihres Glücks schreiben dürfen. Uebrigens fehlt es den Feldzügen Karl Martell's nicht an Beweisen dafür, daß die Franken zu jener Zeit neben der bloßen rohen Tapferkeit auch schon die Kriegswissenschaft zu schätzen wußten; wir wollen hier nur an die Belagerungsmaschinen erinnern, mit denen die Mauern von Avignon niedergeschlagen wurden, welche Maschinen denen der alten Römer und Griechen nicht nachgestanden zu haben scheinen, und an den Bau der Kriegsflotte, durch welche die Unterwerfung der bis dahin durch See und Sumpf geschützten Friesen herbeigeführt wurde.

Aber wenn das Urtheil über Karl Martell als Feldherr seinem weitern Bedenken unterliegen kann, so ist es desto schwerer, über ihn als Mensch zu urtheilen, weil die Nachrichten der Zeitgenossen in dieser Beziehung äußerst dürftig sind. Wir haben aus jener Zeit fast nur Schriften von Geistlichen. Da nun Karl Martell sich gerade um Beschirmung des christlichen Glaubens gegen die Angriffe der Mohammedaner die größten Verdienste erworben hat, so sollte man meinen, daß er sich der besondern Gunst der Geistlichkeit zu erfreuen gehabt hätte; dies ist jedoch keineswegs der Fall. Der Umstand, daß er die meisten Güter der Geistlichkeit confiscirt und zur Befriedigung seiner Soldtruppen verwendet hatte, hat ihm die heftigste Abneigung der Geistlichkeit zugezogen. Noch im Jahre 858, also mehr als hundert Jahre nach Karl's Tode, schrieb eine zu Kiersy versammelte Synode an einen seiner Nachkommen, Ludwig den Deutschen: „Fürst Karl, der Vater des Königs Pipin, welcher zuerst unter allen fränkischen Fürsten und Königen die Güter der Kirchen ihnen abnahm und vertheilte, ist allein deswegen in Ewigkeit verdammt. Denn der heilige Bischof Eucherius von Orleans, welcher in St.-Trudo's Kloster ruht, ward betend in die andere Welt versetzt und unter andern, was ihm der Herr zeigte, sah er jenen in den Martern der tiefsten Hölle... Als Eucherius wieder in sich selbst zurückgekehrt war, rief er den heiligen Bonifacius und Abt Fulrad von St.-Denis, den Erzkaplanen des Königs Pipin, zu sich und sagte ihnen, um seine Erzählung zu beglaubigen, sie würden den Leichnam Karl's in seinem Grabe nicht finden. Sie aber gingen in das Kloster St.-Denis, wo Karl's Körper beerdigt war, und als sie das Grab öffneten, sahen sie plötzlich einen Drachen herausfahren und das ganze Grab war innen schwarz wie verbrannt."

Gewiß zeigt diese von einer ganzen Synode ausgehende Vorstellung klar, nicht nur, wie groß der Aberglaube in jener Zeit, sondern auch, wie bitter der Haß war, den noch hundert Jahre nach seinem Tode die Geistlichkeit wegen der geraubten Güter gegen ihn hegte!

In der That aber scheint es, als ob unser Held gerade wegen der Confiscation der geistlichen Güter gar keinen Vorwurf verdient.

Sehr bald nach der Eroberung Galliens durch Chlodwig und die Franken war es nämlich dahin gekommen, daß der größere Theil des Grundbesitzes und überhaupt des Reichthums des Landes sich in den Händen der Geistlichen befand. Da nun die Finanzwirthschaft und das Steuerwesen in jener Zeit sich noch auf einer sehr tiefen Stufe befanden, war es die Geistlichkeit hauptsächlich, welche bei außerordentlichen Ausgaben mit ihren Gütern herhalten mußte.

Schon der König Dagobert hatte etwa im Jahre 630 sich genöthigt gesehen, um die Kosten seiner Kriege zu bezahlen, die Hälfte der Güter der Geistlichkeit einzuziehen, bei den fast ununterbrochenen Kriegen Karl's darf man sich nicht wundern, daß er sich genöthigt sah, dieselbe Maßregel in noch ausgedehnterer Weise zur Anwendung zu bringen.

Auf Feindschaft gegen die christliche Religion zu schließen, dazu wird man keinenfalls durch diese Maßregel berechtigt. Jeder derartige Verdacht wird aufs vollständigste dadurch widerlegt, daß Karl Martell die Bemühungen der edeln, aufopferungsvollen Missionare, welche zu jener Zeit in Deutschland zur Bekehrung der Heiden thätig waren, namentlich des Bonifacius und Willibrod, aufs eifrigste und mit außerordentlich gutem Erfolg unterstützte.

Aber, so kann man fragen, wenn die Einziehung der Kirchengüter zu den Kriegen Karl's nöthig war, waren denn diese Kriege überhaupt nöthig? Waren nicht die meisten darunter blos durch Karl's Ehrgeiz herbeigeführt? Diese Frage muß man, wie uns dünkt, verneinen.

Karl war allerdings insofern ein Usurpator, als er kein eigentlich legitimes Recht zur Nachfolge in die Macht und das Amt seines Vaters hatte, allein den heutigen Rechtsbegriff der Legitimität dürfen wir auf die Verhältnisse des 8. Jahrhunderts nicht anwenden. Nach den Begriffen jener Zeit war es unbedingt gerechtfertigt, daß er, als die schwache Plectrudis die Regierung nicht hatte behaupten können, selbst sich zur Vertheidigung seines Vaterlandes an die Spitze der Lehnsleute seines Vaters stellte und dann auch Anspruch auf den Rang und die Macht seines Vaters machte.

Gibt man dies aber zu, so muß man die meisten seiner Kriege als gerechte ansehen; denn soweit sie nicht gegen die angreifenden Araber, Friesen und Sachsen gerichtet waren, bezweckten sie im wesentlichen nur, die Oberhoheit, welche Karl als Stellvertreter der merovingischen Könige ausübte, von allen den Volksstämmen, welche früher den Merovingern gehuldigt hatten, anerkannt zu sehen. Daß er nicht den Krieg um des Krieges willen liebte, beweist der Umstand, daß er den dringenden Aufforderungen des Papstes Gregor's III., Italien anzugreifen, kein Gehör gab.

Von größter Bedeutung für die Würdigung von Karl's Charakter ist nun aber der Umstand, daß er sich von Grausamkeit gegen überwundene Feinde ganz freigehalten hat. Dies ist um so mehr anzuerkennen, als im allgemeinen die Franken bei ihren innern Fehden in jener Zeit eine entsetzliche Härte und Roheit zeigen. Als z. B. der König Chlotar in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts die Königin Brunhild gefangen genommen hatte, welche mehrere Jahrzehnte einen großen Theil des Frankenreichs beherrscht hatte und Tochter, Gattin, Mutter und Großmutter von Königen war, ließ er sie an den Schweif eines Pferdes binden und so durch das Lager der Franken hin zu Tode schleifen. Pipin, Karl Martell's Vater, und dieser selbst sind unter ihren Zeitgenossen fast die einzigen, welche dem nun ihnen besiegten Großen das Leben schenkten. Zweimal besiegte Karl den Raganfrid und beidemal verzieh er ihm; ebenso hielt er Waifar, einen der Söhne des Herzogs Eudo, welchen er im Kriege gefangen genommen hatte, in anständiger Haft. Kaum hatte er aber den Waifar aus der Haft entlassen, so ward dieser von seinem eigenen Bruder Hunold aus eifersüchtigem Ehrgeiz geblendet. Es kommt in allen Feldzügen Karl's kein Beispiel einer solchen Blutthat, wie sie z. B. sein Enkel, Karl der Große, ausübte, als er einst mehrere Tausend sächsischer Edeln, die sich freiwillig ergeben hatten, unter der Anschuldigung des Verraths kaltblütig niederhauen ließ.

Sollen wir also unser Urtheil über Karl zusammenfassen, so fällt es dahin aus, daß er als Feldherr unstreitig zu den ausgezeichnetsten Männern gehört, welche die Geschichte kennt; unter den deutschen Feldherren ist er vielleicht der einzige,

den man, was Zahl und Bedeutung ſeiner Siege betrifft, mit Cäſar oder dem König Alexander von Macedonien vergleichen kann. Was aber ſeinen Charakter als Menſch betrifft, ſo ſpricht es jedenfalls ſehr zu ſeinen Gunſten, daß er bei den mehr als zwanzigjährigen höchſt gefahrvollen Kämpfen, die er mit innern und äußern Feinden zu führen hatte, ſich in einer rohen und barbariſchen Zeit niemals zu einer Handlung der Grauſamkeit hinreißen ließ; es ſpricht ferner für ihn, daß er, während die Geiſtlichkeit ſeines Reichs zum großen Theil ihn offen und geheim anfeindete, mit Eifer die Verbreitung des Chriſtenthums im Innern Deutſchlands beförderte.

Die von ihm verrichteten Kriegsthaten, namentlich ſeine und Eudo's Kämpfe gegen die Araber, haben, wie es ſcheint, faſt während des ganzen Mittelalters in der Erinnerung des Volks, namentlich in Frankreich, fortgelebt; aber ſchon Gibbon hat in ſeinem Geſchichtswerk mit Recht bemerkt, daß in den Sagen und Gedichten, welche durch die Kämpfe Eudo's und Karl Martell's entſtanden ſind, im Laufe der Zeit Karl Martell mit ſeinem Enkel, Karl dem Großen, verwechſelt wurde und daß daher auf letztern ein guter Theil des Ruhms, welcher ſeinem Großvater gebührte, übergegangen iſt.

In den mittelalterlichen Sagen und Gedichten, welche hauptſächlich in Frankreich verbreitet waren, aber auch in Deutſchland und Italien Eingang fanden und zuletzt noch dem Arioſt den Stoff zu ſeinem „Raſenden Roland" lieferten, wird Karl der Große vorzugsweiſe gefeiert wegen ſeiner Kriegsthaten gegen die Araber und Mauren. Es wird auf Grund alter Sagen im „Raſenden Roland" beſchrieben, wie Agramant, König von Afrika, und ſein Bundesgenoſſe, der König Marſil von Spanien, in Frankreich einfallen, wie ſie am Fuße der Pyrenäen den König Karl ſchlagen, verwüſtend durch Frankreich vordringen, bis ſie an den Mauern von Paris von König Karl zurückgeſchlagen werden und zuletzt ſchwache Reſte ihres nochmals bei Arles am Ufer des Meeres geſchlagenen Heeres ſich zu Schiffe aus Frankreich retten.

Indem Arioſt die letzte Niederlage der Araber beſchreibt, die ſie nach ſeiner Darſtellung bei Arles am Ufer des Meeres erlitten haben, ſagt er:

Weich eine Schar von jenen Völkern beiden
In dieſer letzten Schlacht ihr Ende fand.
Davon zeigt noch die Spuren dieſes Land,
Denn dort, wo ſich der Rhône Fluten dauern,
Bei Arles ſind noch von Gräbern voll die Mauern.

In der That wurden nun auch während des ganzen Mittelalters bei Arles die Gräber der Franken gezeigt, die dort in den Kämpfen gegen die Araber umgekommen ſein ſollten; derartige Kämpfe hatten aber gerade bei Arles zur Zeit Karl's des Großen gar nicht ſtattgefunden, während allerdings zur Zeit Karl Martell's, wie wir geſehen haben, Zuſuf Ebn Arles erobert und zerſtört hatte.

Ueberhaupt aber iſt in der Geſchichte Karl's des Großen gar nichts, was zu ſolchen Sagen, wie die von Arioſt verbreiteten, hätte Anlaß geben können. Seit dem Siege Karl Martell's am Fluße Berra bei Narbonne waren die Araber nicht wieder in Frankreich eingefallen. Karl der Große ſelbſt machte zwar einmal einen Feldzug über die Pyrenäen nach Spanien, ohne jedoch dabei große Siege zu erfechten; beim Rückmarſch wurde ihm im Thal von Roncesval ein Theil ſeines Nachtrabs mit dem berühmten Roland von den Basken erſchlagen. So wenig nun dieſer kurze Feldzug Anlaß zu Sagen von der erwähnten Art geben konnte, ſo leicht iſt es zu erklären, daß aus den Kämpfen Eudo's und Karl Martell's dieſe Sagen entſtehen konnten. Daß dabei an Stelle der Stadt Tours Paris geſetzt wurde als der äußerſte Ort, wohin die Araber verdrängt, daß als Ort der letzten Niederlage der Araber ſtatt Narbonne Arles genannt wurde, und daß Karl Martell ſelbſt mit ſeinem Enkel, Karl dem Großen, verwechſelt wurde, darf nicht befremden, denn Perſonen, namentlich gleichnamige Perſonen, pflegen ebenſo wie Ortſchaften gar leicht in den Sagen verwechſelt zu werden. Iſt ja doch in deutſchen mittelalterlichen Sagen Kaiſer Otto I. vielfach mit ſeinem Enkel Otto III. verwechſelt. Auch die Sage von König Karl's Meerfahrt, bekannt durch das ſchöne Gedicht Uhland's, konnte wol entſtehen durch die dunkle Erinnerung von Karl Martell's Seezug gegen die heidniſchen Friſen, während in der Geſchichte Karl's des Großen durchaus kein Ereigniß vorkommt, welches zu einer ſolchen Sage hätte Anlaß geben können.

Wenn aber die Sage das Bild des großen Majordomus Karl mit dem ſeines Enkels verſchmolzen hat, ſo hat doch die Geſchichte in den kurzen und trockenen Aufzeichnungen der gleichzeitigen Chroniken uns genügende Thatſachen aufbewahrt, um in Karl Martell einen Mann zu erkennen, der ſeinen Enkel nicht nur an Feldherrngaben und durch die Größe ſeiner

Siege weit überragte, sondern ihn auch in der Menschlichkeit gegen überwundene Feinde übertraf.

Die Erle.

Ein Naturbild von Karl Bad.

Im Osten dämmert das erste Roth und ein plötzlich sich erhebender kalter Nordost kündet uns das Anbrechen eines Spätherbsttags. Die ganze Nacht hindurch sind wir gefahren, eine sternenklare, kalte Nacht; doch mehr noch als ihr viele Stunden hindurch währender Frost durchdringt uns jetzt jener ungestüme Tagesbote und macht uns im Innern erschaudern trotz Pelz und Fußsack. Dann brechen die ersten Sonnenstrahlen hervor — und welch wundervolles Bild bieten sie unsern staunenden Blicken!

Zu beiden Seiten des Wegs ziehen sich Erlen hin, und während alle andern Bäume schon kahl und fahl uns entgegenstarren, erscheinen sie noch mit dichten Laubmassen. Ihre kräftigen Blätter hat der rauhe Hauch des Herbstes noch nicht ertödten können. Während die schlankgewachsene Erle uns aber sonst als ein anmuthiger Baum entgegentritt, dessen tiefes Grün von dem lichten Gelbgrün der ihn umgebenden Matten und Wiesen lieblich sich abhebt und dessen volle, schön abgerundete Gestalt schwermüthig ernst und doch so reizend im linden Winde hin- und herschwankt, ergänzt sie jetzt fast als ein Wunder- und Zauberbild.

Millionen Brillanten werfen ihre Blitze von den Erlenblättern zurück und schillern in allen Farben. Vom höchsten Wipfel bis zu den niedrigsten Zweigen sind die Blättchen mit Eiskrystallen und Tröpfchen besetzt, in denen die Sonnenstrahlen sich brechen. Während der Wagen langsam bergan fährt, steigen wir herunter, um unsere erstarrten Glieder durch einen Gang wieder zu beleben. Und wenn wir von der Höhe aus die Landschaft überblicken, die uns in der klaren Beleuchtung des Herbstmorgens entgegentritt, dann sind es hauptsächlich die noch belaubten, malerisch sich hinziehenden Erlen, welche ihr den eigenthümlichsten Reiz geben.

Nicht lange aber, sobald wir bergab uns wenden, beginnen die klaren Farben des Himmels sich zu trüben. Allmählich überziehen Wolkenschauer den Horizont, der Wind erstirbt und bald hat uns dichter, schwerer Nebel eingehüllt, noch ehe wir's uns recht bewußt werden. Dann und wann löst er sich in feinen, einförmig rieselnden kalten Regen auf. Einförmig schleichen die Stunden vorüber, während mühselig die Pferde den Wagen im mahlenden Sande weiterschleppen. Fast tiefe, finstere Nacht erscheint es um uns her, mindestens ist die Aussicht bis auf Armeslänge dicht verschleiert. Das ist heute so ein rechter böser Herbsttag, der jede heitere Regung ertödten und auch das fröhlichste Gemüth mit seinem einförmigen, naßkalten Grau zur Verzweiflung bringen kann.

Darum wird's auch uns auf einmal so weh und unheimlich um das Herz. Der schwere Flügelschlag eines großen Vogels sauft über unsern Köpfen hinweg — könnten wir doch mit ihm ziehen in lichtere, fröhlichere Gegenden, mindestens fort aus dieser trostlosen Einöde! Die Gebüsche zu beiden Seiten des Wegs drängen uns mit ihrem Düster, immer schmaler scheinen sie sich zusammenzuziehen, immer drückender und zu nahen mit ihren schwarzen, nassen Blättermassen. Dann rauscht es so geheimnißvoll in ihren Zweigen, regt und bewegt es sich, um dann wieder ruhig und einförmig lautlos zu sein. Was war's, was bewegte sich dort? Ein Vogel, der davonflog, oder — —?

Langsam wühlen sich die Wagenräder in dem tiefen Moor dahin; unsere Phantasie hat Muße genug, seltsame Bilder in Fülle hervorzuzaubern. Zwischen den dunkeln, vielschossigen Erlengebüschen blinkt das trübe Gewässer eines Grabens, bestreut mit dem bunten Allerlei erstorbener und hinabgefallener Blätter, dann wechselt eine öde, graugrüne Wiesenfläche, umrahmt von den schwarzen Erlen und gleichsam überschleiert von wundersam phantastischen Nebelgebilden. Was erhebt sich dort? Ein Nebelriese, ein Irrbild unserer Einbildungskraft oder eine wirkliche Gestalt?

Mein Sohn, was birgst du so bang' dein Gesicht?
Siehst, Vater, du den Erlenkönig nicht?
Den Erlenkönig, mit Krone und Schweif?
Mein Sohn, das ist ein Nebelstreif!

Und immer wirrer werden unsere Vorstellungen, immer beängstigender klemmt und preßt es unsere Brust zusammen, bis wir endlich, endlich den Ausgang des Gebüsches erreichen und auf der nächsten Anhöhe, wie aus einem schweren, bösen Traume erwachend, frei und erleichtert tief aufathmen in der wenigstens etwas reinern und leichtern Luft.

Das war eine Fahrt durch das Reich des Erlenkönigs — durch den schmutzig düstern Grund

eines Erlenmoors, deſſen geſpenſtig ſchauervolle Eindrücke uns keine Jahreszeit in ſo hohem Grade und ſo charakteriſtiſch zu zeigen vermag als gerade der Spätherbſt an ſeinen nebelſchweren und ſtaubregneriſchen Tagen. Immerhin aber, ſelbſt im blütenreichen Frühling oder im lichten Sommer, ja ſogar an dem friſch klaren, wundervolle Kryſtallſäulen ſchaffenden Wintertage, ſtets erſcheint uns das Erlenmoor mehr oder minder unheimlich und daher träumen wir in ſeiner Einſamkeit auch zu jeder Zeit uns unwillkürlich in die düſtere Sage des Erlkönigs. Ein Rauſchen in den Blättern, ein Stöhnen im Schilf, ein Sauſen in den Föhrenwipfeln — und ein Schauer und Grauſen überrieſelt uns . . .

Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!

Wie bei der Weide, ſo gerade auch bei der Erle im Moor wird die Vorſtellung düſter unheimlicher Gebilde eben dadurch bedingt, daß man ſie verunſtaltet; ſie wird ebenfalls meiſtens „geköpft" oder bis auf einen häßlichen Stumpf gefällt. Ungleich übler erſcheint ſie uns aber, beſonders im letztern Falle, dadurch, daß ſie, abweichend von der Weide, nun um den verunſtalteten Stamm ein Dickicht zahlloſer, unſchöner Lohden emportreibt, welche eben den ſtarren, unangenehmen Eindruck des Erlendickichts verurſachen, während ein Gebüſch aus andern jungen Erlen uns keineswegs ſo abſtoßend, im Gegentheil, wol freundlich und mild, wenn auch ernſt und ſchwermüthig erſcheint.

In unſerm deutſchen Vaterlande gibt es zwei dieſer Bäume: die Schwarzerle und die Weißoder Nordiſche Erle; und jene erſtere iſt es vornehmlich, welche als „Erle im Moor" uns die Erlkönigs-Landſchaft ſo unübertrefflich kennzeichnet, wie dies eben kein anderes Gezweig vermag, ſelbſt nicht einmal die tief ſchwarzgrünen Büſche junger Kiefern. Doch auch ſie erſcheint nur dann, wenn ſie, geköpft, Lohdendickichte bildet, in dieſer ihrer vollen Bedeutung, während ſie, hoch und frei emporgeſchoſſen, ſelbſt im dunkeln Moor faſt völlig den finſtern Eindruck verliert, der dann in einen ſanft-melancholiſchen übergegangen iſt.

Noch ungleich lichter und heiterer lacht uns die Weißerle entgegen mit ihren etwas hellern Blättern und ihrem gleich politem Stahlpanzer erglänzenden Stamme. Sie iſt ein ſchöner Baum, der eigentlich im hohen Norden oder auf Gebirgen einheimiſch und in der norddeutſchen Ebene nur eingebürgert iſt. Wir finden ſie niemals im naſſen, tiefliegenden Bruch wie ihre Schweſter, ſondern ſtets auf ſandigen, trockenen Höhen.

Daher würde ſie zu der Erlkönigſage auch in keiner Weiſe in Beziehung ſtehen, ſondern uns vielmehr ſtets das Bild eines loſen, lieblichen, blondköpfigen Kindes vergegenwärtigen; — allein dann, wenn ſie, faſt von allen Bäumen zuletzt, noch in den Laubmantel ſich hüllt, der, mit dichten Thauperlen oder Reifbrillanten überſäet, uns ſo überirdiſch ſchön, ſo wunderbar und geheimnißvoll dünkt . . . dann, im tiefen, dichten Spätherbſtnebel, birgt auch ſie eine Welt der Geiſpenſter, die erſt weichen und flüchtig dahineilen, wenn die vom Reif ertödteten Blätter, noch grün und friſch, doch nicht mehr lebensfähig, hinabfallen zur Mutter Erde.

Gebräuche in den griechiſch-albaneſiſchen Colonien Siciliens.

I.

Unter Bezug auf die in Nr. 31 dieſes Jahrgangs der „Unterhaltungen" mitgetheilten „Albaneſiſchen Volkslieder" ſowie auf das, was wir ſchon früher in Nr. 2 im allgemeinen über die „Albaneſiſchen Colonien in Italien" bemerkten, laſſen wir hier noch einiges über Gebräuche in jenen griechiſch-albaneſiſchen Colonien folgen. Wir benutzen dabei im weſentlichen die ſchon ebenfalls erwähnte Schrift des Giuſeppe Criſpi, des Biſchofs der albaneſiſchen Gemeinden in Sicilien, welche unter dem Titel „Memorie storiche di talune costumanze appartenenti alle colonie greco-albanesi di Sicilia", in Palermo 1853 erſchienen, und wir entlehnen daraus zunächſt die Mittheilungen Criſpi's über diejenigen Gebräuche, welche ſich an Geburt, Hochzeit und Tod anknüpfen. Daß dieſe Gebräuche an und für ſich ihr Eigenthümliches haben, und daß dies theils die Nationalität, theils das Weſen der morgenländiſchen Kirche charakteriſirt, welcher jene Colonien angehören, bedarf keiner beſondern Erwähnung, aber wir bemerken zugleich im allgemeinen, daß manche Gebräuche nicht allen Gemeinden eigenthümlich ſind, ebenſo wie ſie im einzelnen mit denen, die in der urſprünglichen Heimat, von der die Colonien durch frühere Auswanderungen ſich getrennt hatten, bald übereinſtimmen, bald davon abweichen. Aus einem Anhange bei Criſpi fügen wir dann noch Einiges über andere Gebräuche in den fraglichen Colonien bei.

Wenn in den in Rede ſtehenden Colonien ein Kind geboren iſt, ſo wird es gufolge kirchlicher Vorſchrift nach acht Tagen von der Hebamme zur Kirche

gebracht, wo es durch den Geiſtlichen ſeinen Namen erhält, und am vierzigſten Tage wird es abermals in die Kirche getragen, um feierlich in die chriſtliche Gemeinde aufgenommen zu werden (der griechiſche Ausdruck dafür iſt ἐκκλησιάζω). Dies geſchieht, indem der Geiſtliche das Kind vor der Kirche in die Arme nimmt, es dann in die Kirche ſelbſt hineinträgt und unter Anrufung Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geiſtes und unter Herſagen bezeichnender kirchlicher, zum Theil der Heiligen Schrift entlehnter Sprüche die erfolgte Aufnahme des Kindes in die Gemeinde ausdrücklich erklärt. Dann folgt die Taufhandlung ſelbſt, wobei der Geiſtliche die Umſtehenden auffordert, im Namen des Kindes dem Teufel und allen ſeinen Werken und der Welt zu entſagen. Er fragt ſie hierauf, ob ſie dieſe Entſagung von Herzen ausgeſprochen haben und ob ſie mit Chriſto vereinigt ſeien, und nachdem ſie dieſe doppelte Frage im Namen des Kindes bejaht haben, fordert der Geiſtliche von ihnen die Herſagung des Glaubensbekenntniſſes. Iſt dies geſchehen, ſo folgt die Handlung des Exorciſmus, wobei der Geiſtliche dem Teufel im Namen Gottes gebietet, aus dem Kinde auszufahren, und darauf ſalbt er letzteres mit dem Oel der Katechumenen. Nun wird das Kind entkleidet, zum Taufbecken gebracht und im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geiſtes zu dreien malen in das Waſſer getaucht, das zu dieſem Zweck ſchon vorher im Taufbecken ſelbſt geweiht worden iſt, und hierbei wird das Kind mit Oel in Geſtalt des Kreuzes beſtrichen (die ſogenannte Firmung oder Firmelung). Nicht immer findet jedoch bei dieſer Handlung das dreimalige Untertauchen ſtatt, vielmehr wird das Kind häufig mit Waſſer beſprengt, und zwar auf den Kopf und unter Herſagung der Taufformel. Nach dieſem wird von denen, die an der Taufhandlung theilgenommen haben, eine Art geiſtlicher Tanz unter Leitung des Geiſtlichen aufgeführt, wobei das Kind, je nach dem Geſchlecht deſſelben, entweder von einem Mann oder von einer Frau herumgetragen wird. Hat die Taufhandlung mit Untertauchen ſtattgefunden, ſo wird das zu dieſem Zweck entkleidete Kind in ein Tuch gelegt und eins hält letzteres an einem, ein anderes am andern Ende. Der Tanz ſelbſt wird in drei Umgängen im Kreiſe ausgeführt, in denen der Charakter ernſten Anſtandes ſich ausſpricht und wobei jeder Theilnehmer eine Wachskerze in der Hand hält. Dazu wird bei allen drei malen der Hymnus geſungen: „Alle, die ihr in Chriſto getauft ſeid und Chriſtum angezogen habt, lobet den Herrn!“

Hiermit iſt die Taufhandlung ſelbſt zu Ende.

Heutzutage — bemerkt jedoch Gridzi — geſchieht alles auf einmal. Man geht bald nach der Geburt des Kindes zur Kirche, wobei letzteres ſeinen Namen empfängt und die Aufnahme deſſelben in die Gemeinde, der Exorciſmus, die Taufe u. ſ. w. ſtattfinden. Am vierzigſten Tage kommt man nochmals zur Kirche, um das Kind der Gemeinde ſelbſt vorzuſtellen, was aber viele Mütter als eine Wiederholung unterlaſſen. Dagegen pflegen ſie, da bei ihnen, ganz in Uebereinſtimmung mit der altgriechiſchen Anſchauungsweiſe, wie bei den heutigen Griechen und bei den Albaneſen die Anſicht und der Glaube herrſcht, daß ſie während der erſten vierzig Tage nach ihrer Niederkunft die Kirche nicht betreten dürfen — am vierzigſten Tage ihren Kirchgang zu halten und ihr Dankfeſt zu feiern, indem dann die Mutter frei von allem Makel iſt. Statt dieſes Kirchgangs, für den Fall nämlich, daß die Wöchnerin denſelben noch nicht halten kann oder auch neben und außer demſelben geſchieht es bisweilen, in Gemäßheit des Geſetzes im Alten Teſtament, daß der Kirche dafür zwei Tauben dargeboten werden; aber auch ſonſt wird im Ritual vorausgeſetzt, daß in einzelnen Fällen die Darſtellung des Kindes an die Gemeinde nach der Taufe ſtattfinden könne.

Iſt die Taufe erfolgt und iſt in dem Falle, daß dieſelbe durch Untertauchen geſchehen, wobei das Kind entkleidet worden war, letzteres wieder angekleidet, ſo wird ihm wol auch das Abendmahl in beiderlei Geſtalt gereicht, da dies die griechiſche Kirche bei Kindern zuläßt; aber nach Gridzi geſchähe dies in den gedachten Colonien Siciliens nicht mehr. Iſt das Kind nach der Taufe wieder im Hauſe, ſo iſt es Sitte, daß eine Frau, meiſtens die Hebamme, an der Thür erſcheint und geröſtete Erbſen auf die Straße wirft, auf welcher ſich dann andere Kinder verſammeln, die, während ſie jene Frau beim Namen rufen, ſich gegenſeitig drängen und ſtoßen und ſchlagen, indem jedes ſo viel als möglich von den Erbſen zu erhaſchen und zu erlangen bemüht iſt. Bei muhamedaniſchen Familien wurden wol auch Süßigkeiten ausgeworfen, aber gegenwärtig beſchränkt ſich der ganze Gebrauch nur auf die Armern und auf Erbſen. Von jenem Gebrauch ſind übrigens in den griechiſch-albaneſiſchen Colonien die Sprichwörter entſtanden, theils „Quando faremo li ceci? (‚Wann geht's Erbſen?‘), um zu ſagen: Wann kommt die Frau nieder? theils „Voglamo far li ceci?“ (‚Wollen wir nicht die Erbſen werfen?‘), in dem Falle nämlich, wenn die Frau bald niederkommt.

Was die Hochzeitsgebräuche in den griechiſch-albaneſiſchen Colonien anlangt, ſo haben dieſe der Volkspoeſie den mannichfachſten Stoff dargeboten und dieſe hat ihn in ihrer eigenthümlichen Weiſe benutzt und verarbeitet. Der Hochzeit geht die Verlobungsfeierlichkeit voraus, wobei auch die Ehepacten geſchloſſen werden. Bei der kirchlichen Vollziehung der Ehe ſelbſt iſt es nun Sitte, daß ein Zug von Frauen und Mädchen die Braut, dagegen ein ſolcher von Männern und Burſchen den Bräutigam zur Kirche geleitet. In einzelnen Gemeinden herrſcht dabei der Gebrauch, daß dem Zuge eine Fahne vorangetragen wird, wie denn auch in griechiſchen und albaneſiſchen Volksliedern die Erwähnung einer Fahne oder Standarte vorkommt, welche bei Verlöbniſſen der Liebende im Hof

des Hauses der Geliebten aufpflanze, um damit symbolisch von ihr Besitz zu nehmen. Vorher wird, nach der in einzelnen jener Gemeinden herrschenden Gewohnheit, die Braut feierlich von ihren Freundinnen geschmückt, wobei ausnahmsweise die griechische Tracht auch da gebräuchlich ist, wo sie von den Frauen und Mädchen gewöhnlich nicht getragen zu werden pflegt. Eine besondere Rolle spielt bei diesem hochzeitlichen Putz der weiße Schleier. Auf dem Kopfe trägt die Braut außerdem einen Kranz von Cypressen und Weinlaub, — als Symbol der innigen Vereinigung, welche die Ehe ist und bezeichnet. Die ernste Cypresse gilt als das Bild des Mannes und das Grün des sich anschmiegenden Weinstocks ist das der Frau.

Bei der Verlobung, die ebenfalls durch kirchliche Feierlichkeiten ihre Weihe erhält, fragt der Geistliche das Brautpaar nach der Einwilligung zum Ehebund, und nachdem er verschiedene Gebete über beide gesprochen hat, wechselt er an ihren Fingern zwei Ringe, einen von Gold, den des Bräutigams, den andern von Silber, den der Braut. Dann setzt der Geistliche beiden zwei Kränze, von Lorbeerblättern mit Blumen untermischt, auf, die er sodann ebenfalls wieder mit den als Zeugen gegenwärtigen Brautführern wechselt, worauf er über jeden der beiden Verlobten einen weißen Schleier breitet. Nach der Verlobung füllt der Geistliche einen Becher von Krystall oder Glas mit Wein, in welchen Brot oder Biscuit gebrochen wird, und dann reicht er beiden zu dreien malen davon dar, wobei gesungen wird, mit den Worten des Psalmisten: „Ich werde nehmen aus dem Becher des Heils und werde den Namen des Herrn anrufen." Ist dies geschehen, so wirft er den Becher zur Erde, damit er in Stücke zerbricht, und dies wird mit der Absicht erklärt, daß der Becher später nicht etwa zu weltlichen Zwecken wieder benutzt werden soll. Hierauf folgt ein bestimmter Tanz, der selbstverständlich mit dem ernsten Anstand einer kirchlichen Handlung und auch hierbei, wie bei der Taufe, vom Geistlichen geführt, zu dreien malen, und zwar unter Absingung verschiedener Hymnen, im Kreise um die Verlobten sich herumbewegt. Neben diesen Ceremonien fand auch früher die Sitte statt, daß der Geistliche den Bräutigam küßte und dies dann auch alle gegenwärtigen Männer thaten, desgleichen die Braut, und diese ward dann auch von den anwesenden Frauen und Mädchen geküßt. Allein diese Sitte ist jetzt gänzlich abgeschafft, weil „die größere Cultur weit mehr die Bosheit verfeinert hat und diese dann die einfachsten Handlungen zum Bösen wendet".

Wenn der Bräutigam mit seinen Begleitern seine Wohnung verläßt, um in die Kirche zur Trauung sich zu begeben, ist es Gebrauch, aus der Thür oder aus den Fenstern Weizen und Gemüse sowie auch Stücke von Brot zu werfen, zum Zeichen des Ueberflusses und als Symbol des Wunsches, daß es dem Hause nie an dem allen fehlen möge. Noch häufiger geschieht dies bei der Rückkehr zum Hause des Bräutigams, wenn die Trauung vorüber ist. Die Schwiegermutter pflegte dann die Braut an der Thür zu erwarten und ihr Honig in einem Löffel darzureichen. Aber diese Sitte fängt an außer Gebrauch zu kommen, und nur selten wird sie noch von denen beobachtet, die an alten Gewohnheiten besonders hängen. Ebenso ist es auch mit andern solcher Gebräuche. So ward früher bei der Rückkehr der Verlobten nach der Trauung ein Gesang in albanesischer Sprache gesungen, der mit den Worten anhob: „Willkommen sei, die da kommt, willkommen sei die Braut und die Frau!" Gropp bemerkt von diesem Gesange, daß er voll Anmuth und einfachen, natürlichen Gefühls gewesen sei, aber der Gebrauch habe sich verloren und der Gesang selbst habe sich nur noch theilweise erhalten.

In den unter dem Namen Piana dei Greci bekannten griechisch-albanesischen Colonien Siciliens pflegten die Verwandten und Freunde des Bräutigams in der Nacht, die dem Tage der Verlobung voranging, an die Thür der Braut zu ziehen, wo sie ihr dann in einem albanesischen Gesang ein Ständchen brachten. Der Gesang drückte das Verlangen aus, daß man ihnen den Eintritt gestatten solle. Darauf erfolgte erst eine verneinende Antwort in der nämlichen Sprache, bis endlich die Verwandten der Braut sich entschließen, den Eintritt zu gestatten. Aber auch diese Gesänge sind verloren gegangen und nur das Gedächtniß davon hat sich erhalten. In derselben Gemeinde, in Piana dei Greci, pflegte die Schwiegermutter der Braut einige Tage vor der Verlobung die Schwiegertochter an den Brunnen zu führen, um zu waschen, dann an einem andern Tage, um Wasser zu schöpfen, endlich an den Backofen, um Brot zu backen, und zwar dies alles in der Absicht, sie dadurch an solche Geschäfte und Arbeiten in der neuen Wohnung besser zu gewöhnen, mit dem sie sich verbinden wollte *).

So oft in den griechisch-albanesischen Colonien ein Mensch gestorben war und man ihm die Augen geschlossen hatte, begannen die Todtenklagen. Sie bestanden in Klageliedern, welche Lobeserhebungen des Verstorbenen enthielten, und sie wurden in albanesischer Sprache von den mit der Familie verwandten Frauen, besonders von den Töchtern, wenn die Mutter gestorben war, und von der Mutter beim Tode einer Tochter gesungen. Sie hatten durchgängig eine einfache Melancholie und waren nicht ohne Pathos, wie sich diese Gesänge von alten Zeiten her von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hatten. Indeß hat die falsche Civilisation, die auch dort sich einzuschleichen gewußt hat, einen Gebrauch abzuschaffen gesucht, den

*) Es ist nicht ohne Interesse, die bei den Griechen des Königreichs üblichen Hochzeitsgebräuche, worüber Wachsmuth: „Das alte Griechenland im neuen" (Bonn, Cohen u. Sohn, 1854), S. 81 f. Ausführliches mittheilt, mit den obigen zu vergleichen. In manchem stimmen sie ganz überein.

man, nur so viele andere, für einen „barbarischen Ueberrest aus alter Zeit" ansieht. „Je mehr wir uns", bemerkt Crispi auch hier, „von der Natur entfernen, desto civilisirter meinen wir zu sein!" Denn jene Klagelieder wurden nicht etwa von dazu gedungenen und bezahlten Klageweibern, sondern, wie schon bemerkt, von den nächsten Verwandten angestimmt, und es waren also keine gemachten und bezahlten, sondern wahrhafte, freiwillige Klagen. Dagegen hat sich eine andere Sitte erhalten, auch wenn sie seltener vorkommt, daß nämlich diese klagenden Frauen bei diesen Gesängen sich nicht auf Stühle, sondern auf die Betten setzen, auf denen die Verstorbenen gelegen, und welche sie zu diesem Zweck auf die Erde werfen. Besonders die Töchter beobachten diese Sitte, wenn die Mutter gestorben ist, und der Grund, der dafür angeführt wird, ist der, daß dadurch die Niedergeschlagenheit über den großen Verlust ausgedrückt werden soll, den sie erlitten haben. Sie raufen sich dabei auch die Haare aus und überstreuen damit weinend die Leiche *).

Nach einer andern Sitte pflegt man, wenn in den fraglichen Colonien ein Mensch gestorben ist, eine Art Brot in der Gestalt eines Kreuzes zu backen (albanesisch heißt dieses Brot 'kerkiet', d. i. in Gestalt des Kreuzes), das dann am Tage des Todes von dem nächsten Verwandten des Verstorbenen an Arme vertheilt wird. Das Nämliche geschieht mit auch mit in Wasser gekochtem Weizen sowie mit Wein **).

Der alte Gebrauch, nach dem die Verwandten den Verstorbenen bis zum Begräbnißort begleiteten, fängt auch an, in einzelnen Gemeinden der griechisch-albanesischen Colonien außer Uebung zu kommen. In Piana bei Greci hatte er sich bis zum Jahre 1837 erhalten, aber damals, zur Zeit der Cholera, begann er seltener zu werden und bald ganz zu verschwinden.

Bei der Beerdigung selbst schreibt die Kirche noch den sogenannten Abschiedskuß vor, den die an ihr Theilnehmenden dem Verstorbenen auf den erblaßten Mund geben, indem die Leiche offen auf der Bahre hinausgetragen wird. Dieser Abschiedsgruß ist die letzte der morgenländischen Kirche eigenthümlichen religiösen Ceremonien. Uebrigens pflegten die Verwandten auch noch der Verschließung des Grabmals beizuwohnen und dann erst kehrten sie unter lautem Klagen heim.

Die der Familie des Verstorbenen nahestehenden Frauen gingen zu bestimmten Zeiten, in braune Gewänder gekleidet, nach den Gräbern, indem sie von Dienerinnen Kohlenbecken mit Weihrauch voraustragen ließen, die zu den kirchlichen Gebeten für die Verstorbenen benutzt wurden, wie dergleichen auf besondern Wunsch der Familie oder an besondern Kirchenfesten stattfanden. Es herrschte vormals der Gebrauch, am dritten, neunten und vierzigsten Tage nach dem Tode sowie am Jahrestage desselben die Gräber zu besuchen, — ein Gebrauch, der sich auch noch beim griechischen Volke anderswo, theils im Königreich Griechenland, theils in der Türkei vorfindet.

So viel von Sitten in den griechisch-albanesischen Colonien Siciliens, welche sich auf Geburt, Hochzeit und Tod beziehen. Nun noch einiges über andere dortige Gebräuche in nächster Nummer.

*) Dieser Gebrauch erinnert an die gleiche Sitte im alten Griechenland. Bei Homer (Iliade, 23, 135) wird der Leichnam des Patroklus „ganz mit geschorenen Locken überstreut", und in der „Elektra" des Sophokles (V. 878 der Donner'schen Uebersetzung) wird erzählt, daß „Orestes frischabgeschnittene Locken auf das Grab des Vaters, des Agamemnon, gelegt habe". Ebenso opfert Helena bei Euripides (im „Orestes", V. 96) „die Erstlinge ihres Haares auf dem Grabe der Klytemnästra".

**) Eine ähnliche Sitte herrscht auch unter den Griechen, wo man Backwerk und Wein oder einen Brei aus gekochtem Weizen mit Rosinen, Mandeln, Granatäpfeln, Honig, auch mit Zimm und Traubenkraut, mit Brot und Wein austheilen pflegt. Vgl. Wachsmuth, a. a. O., S. 129. fg. Man hält auch etwas davon auf das Grab. Der gedachte Brei, eine Art Todtenmahl, wie ein solches auch im alten Griechenland vorkam, wird nach albanesischem Brauch in Epirus selbst gleich nach der Bestattung vertheilt.

Spätherbst.

Wenn trübes Bild von Herbstbetrauer
Verwelkte Haine, kalte Flächen'
Der Winter liegt schon auf der Lauer,
Ins Thal herniederbrechen.

Und doch ist mir, als ob die Bäume
Noch wiegten ihrer grünen Schwingen;
Als ob ich durch die leeren Räume
Des Frühlings Sänger hören singen.

So ist's nach einem lauen Feste,
Wenn alle Gäste sind entwichen,
Und auf den Tischen ruhn die Reste
Des Schmucks, zertreten und verblichen.

Die Rose dort vom Lipp'gen Kranze,
Du siehst sie noch im Haar der Schönen,
Du hörst noch die Musik zum Tanze
Durch diese weiten Hallen tönen.

Und doch nur Wahn, nur in der Seele
Von todter Lust ein Wiederholen,
Ein Bild, daß dich sein Schatten quäle,
Vom Echo des Grabes weggestohlen.

O Einsamkeit, nach lautem Lärmen,
Wie tief ergreift dein banger Schauer!
O Herbst, nach frohem Frühlingsschwärmen,
Wie ernst mich deine Todestrauer!

Otto Buchwald.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Monaco.

II.

A. B. — Der Vertrag von Paris (1815) hob die Vereinbarung von Peronne auf und fernerhin bezog alle seine französische Garnison die Stadt auf dem Felsen, bis ein neuer Vertrag zwischen Piemont und Monaco, geschlossen zu Stupiniggi 1817, den König von Sardinien auf denselben Platz setzte, den der König von Frankreich bis dahin eingenommen hatte.

Das Unglück hatte die Grimaldi nicht weiser und nicht rücksichtsvoller gegen ihre Unterthanen gemacht; sie waren überdies jetzt viel ärmer als vormals. Abgaben wurden aufs neue eingefordert und Steuern auf die Einfuhr der Lebensmittel erhoben. Endlich, nach vielen vergeblichen Vorstellungen, erhoben sich 1847 die Bewohner von Roccabruna und Mentone, trieben die Beamten der Grimaldi fort, erklärten sich für frei und forderten und erhielten den Schutz Piemonts, nur die Stadt Monaco und ihr Gebiet blieben ihrem Fürsten treu. Dieser Zustand blieb bis zum Jahre 1859, wo nach der Abtretung von Nizza und Savoyen an Frankreich auch der Fürst von Monaco gegen 4 Millionen Francs Roccabruna und Mentone den Franzosen überließ.

Der gegenwärtige Prinz von Monaco besitzt daher nur noch seine alte Hauptstadt und ungefähr eine Quadratmeile felsigen Bodens mit Orangen- und Citronenbäumen. Die Zahl seiner Unterthanen beläuft sich auf 1000, seine stehende Armee auf 12 Gensdarmen und 2 Officiere auf Halbsold und einen Trommelschläger; sein Gebiet ist auf drei Seiten von französischen Grenzhütern bewacht und an der vierten von den blauen Fluten des Mittelmeers.

Und mit diesem Repräsentanten des ältesten italienischen Adels, der berühmten Familie der Grimaldi, hat Herr François Blanc von Homburg ein Abkommen getroffen, welches ihn berechtigt, Roulette und Rouge et noire dort zu spielen.

Herr Blanc und seine Actionäre sind verrückte Leute. Der deutsche Bundestag hat in letzter Zeit mehrmals sein Mißfallen darüber laut werden lassen, daß Fürsten des Geldes willen die Moralität ihres Volks opfern können. Benaget in Baden-Baden hat bereits seine Kündigung erhalten, und es ist wahrscheinlich, daß den Spielbanken von Ems, Wiesbaden, Homburg und Mannheim dasselbe Los bevorsteht. Diesem Schicksal zuvorzukommen, hat Herr Blanc Monaco zu seinem Hafen und zukünftigen Asyl auserkoren. Die Wahl ist vortrefflich. Ein herrliches Klima, geschützt im Winter vor kalten Winden durch die Nähe von Bergen und dem Meere, im Sommer gegen die Hitze durch dichte Olivenhaine, die wunderbare Schönheit der Landschaft, der Sand der Dünen, die hohen schwarzen Felsen, die vortrefflichen Gebäder ziehen den Fremden an. In kurzer Zeit wird die Eisenbahn von Nizza nach Genua Herrn Blanc immer neues „Mehl für seine Mühle“ liefern, werden Frankreich und Italien seine Tische füllen und die Gefahren und die Unbequemlichkeit der kleinen Palmaria und die Gründung des steilen Bergpfads nach Monaco zu einer verschollenen Sage machen.

Die Palmaria legt um Mittag vor Anker; Boote, welche Herr Blanc bezahlt, landen die Passagiere, Wagen und Omnibusse führen sie sogleich weiter — auch auf Herrn Blanc's Rechnung — nach dem Gaëno, welches an der östlichen Seite des Hafens, etwa eine Meile vom Landungsplatze und der Stadt entfernt, liegt.

Der Anblick Monacos von der Seeseite ist unbeschreiblich. Die Stadt liegt auf einer kleinen röthlichen Felsplatte, welche sich einige hundert Fuß hoch steil aus dem Meere erhebt und das Vorgebirge des hohen Berges ausmacht, auf dessen Gipfel man den düster herabschauenden Felsenvorsprung, bekannt unter dem Namen Testa di Can, erblickt. Diese kleine Halbinsel ist mit malerischen Festungswerken bedeckt, welche vor 200 Jahren nicht einzunehmen waren und jetzt ein Kinderspiel sind. Dahinter leuchten die weißen Häuser und Kirchen der alten Stadt hervor, eine alte Kaserne, worin kürzlich die Jesuiten sich niedergelassen. Dazwischen Gärten und öffentliche Spaziergänge, geschmückt mit Fächerpalmen, dunkeln Cypressen, phantastischen Feigenbäumen, goldenen Orangen, die verfallenen Mauern und den Felsen überwuchern wilder Geranium, Myrte, Oleander, Aloe, Cactus und die Indianische Feige. Eine Fahrstraße ist vom Ufer hinaufgeführt; früher konnte man Monaco nur auf einem für Maulthiere gangbaren Fußpfade erreichen. In der Stadt ist wenig zu sehen. Der Palast war während der Französischen Revolution geplündert, diente nachher unter Napoleon erst zum Hospital für Kranke und Verwundete und wurde von 1806—14 als Dépôt de mendicité für das Departement der Seealpen benutzt. Im Jahre 1841 ließ Florestan I. das Haus wiederherstellen, der jetzige Fürst gestaltete alles neu. Dem Publikum wird der Palast nicht gezeigt; auch enthält er weder Bilder, Statuen noch Alterthümer, welche der Aufmerksamkeit werth wären. Vor dem Palast befindet sich ein großer Paradeplatz, von Platanen überschattet, unter denen friedlich 40 ungebrauchte Kanonen ruhen — eine Gabe Ludwig's XIV. an seinen Bundesgenossen. Vier Straßen führen vom Paradeplatz nach der Promenade St. Martin am untern Ende der Stadt; hat der Fremde diese gesehen, so wandelt er über die Wälle der Stadt, blickt in einen hübschen Garten, Le désert, bewundert und ist mit Monaco fertig.

Nach dem Hafen hinabgegangen, kommt man an

den Bädern vorbei, welche die Gäste im Frühling und Herbst benutzen; läßt man darauf die prachtvollen Orangengärten von La Condamine zur Linken liegen, klettert den Felsen hinauf, so kommt man auf die Plattform des sprelungues, welches die „Räuberplatte" im Volksdialekt heißt. Und auf dieser Platte hat Herr Blanc sein Spielhaus errichtet!

Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es ihm nicht an Geschmack fehlt. Alles, was Geld und Kunst zur Verschönerung haben beitragen können, ist geschehen und geschieht, um die Reize des Orts zu erhöhen. Mehrere Acker Landes sind von ihren Olivenbäumen befreit worden und ein elegantes Gebäude im griechischen Stil hat sich dafür erhoben mit weithin reichender Aussicht.

Die Ceremonie der Grundsteinlegung zu diesem Elysium Alberti, wie man es 1858 nannte, wurde zu einer Staatsaction gemacht, die der Thronerbe, Prinz Alberto, ein Kind von zehn Jahren, verrichten mußte; in demselben Jahre stiftete sein Vater einen neuen Orden. Der Abhang vor dem Casino ist zu einer Reihe von Terrassen benutzt worden, die man mit Blumen und Stauden geschmückt hat, und am Fuße derselben läuft nun die von Nizza nach Genua führende Eisenbahn hin.

Hinter dem Casino ist ein großes Viereck ausgeschnitten, dessen westliche Seite das Grand Hotel de Paris einnimmt, während die entgegengesetzte in ein Schweizerhaus verkleidete Stalle birgt. Einige neuerbaute Villen liegen zerstreut umher, andere sind im Entstehen. Das Innere des Casino bietet die wohlbekannten Räumlichkeiten deutscher Curhäuser. An der Thür steht der bekannte große ernste Diener, halb Lakai, halb Mouchard, gekleidet in Herrn Blanc's wohlbekannte Livree, blau und roth mit goldenen Schnüren, in den unvermeidlichen grauen Gamaschen. Im Ballsaal sind die gleichen Marmorsäulen, vergoldeten Decken, parquetirten Fußboden wie in Homburg. An einer Seite des Ballsaals ist der Salon de lecture, an der andern der Salon de jeu. Bis jetzt geht es darin noch nicht lebhaft zu und Herrn Blanc's tägliche Ausgaben sind gewaltig. Das Grand Hôtel de Paris ist jedoch stets gefüllt, und da niemand hier gewinnt, so muß Herr Blanc doch seine Rechnung dabei finden; ist aber die Eisenbahn erst eröffnet, dann geht seine wahre Ernte an. Geheimnißvolle junge Paare, gut gekleidet, die Herren von den Kellnern als Mitglieder des Jockeyclubs, die Damen als pariser Schauspielerinnen bezeichnet, schlendern auf den Promenaden umher, speisen kostbar allein bei dem Restaurant, spielen hoch und verschwinden dann; ältliche, etwas verlebt aussehende Engländer, denen man es ansieht, daß sie eine glänzende Jugend gehabt, sitzen an der Table d'hôte, tadeln den Koch, geben dem Kellner Lehren und deuten an, daß sie hier auf Briefe, die aber nie ankommen, warten; eine Menge junger Damen mit Matrosenhüten und vielem gekräuselten Haar, hohen Schuhen und kleinen Schleiern sitzen in dem Garten und in den Sälen umher, rauchen Cigaretten, scherzen mit den Croupiers und scheinen niemand anzugehören. Wer sie sind, wie sie leben, was sie nach Monaco führt, das können nur Karl III. und Herr Blanc wissen.

Roulette ist jetzt noch das Hauptspiel: ein Zeichen, daß es jetzt noch nicht ernsthaft hergeht. Die Croupiers beim Rouge et noir thun ihre Arbeit wie aus Gewohnheit, so flau sind die Sätze. Doch hat Herr Blanc am Rouletteisch sich sehr weise 2 Zero's reservirt, während er in Homburg nur Eine Null hat, und es ist daher nicht sehr schwer, zu errathen, wie es kommt, daß die mit der Palmaria abfahrenden Passagiere fast immer zu Fuß ihre Wohnungen zu erreichen suchen müssen.

Das Journal von Monaco, das Organ des Palastes und Casinos, wird einmal in der Woche herausgegeben. Es enthält die Regierungsberichte, welche hauptsächlich die Confusion in der Form und die Vertheilung des neuen Ordens betreffen. Es verzeichnet die Mittagsmahle, Empfangtage, Concerte und Bälle, welche der Fürst und Herr Blanc geben, und einen Sonntag um den andern enthält es einen Artikel zum Lobe der Spielhäuser.

Das Begräbniß eines Königs.

Dr. Wilhelm Krohn hat soeben eine interessante auf trefflichen Studien begründete historische Monographie: „Die letzten Lebensjahre Ludwig's XIV." (Jena u. Leipzig, Costenoble, 1865.) veröffentlicht, die Charaktere der Frau von Maintenon, des nachmaligen Regenten, des Herzogs von Orleans, des alt und müde gewordenen Königs treten uns lebendig daraus entgegen. Wir theilen eine Stelle daraus mit, die wol auf allgemeine Theilnahme rechnen darf:

„Als sich die Nachricht vom Tode Ludwig's XIV. — des „Großen" — verbreitete, erzitterte Paris in wilder Freude; das Volk schlug in die Hände, tanzte, sang, frohlockte, zündete Freudenfeuer an, und der Polizeilieutenant d'Argenson, der vergebliche Anstrengungen gemacht, sich dem Strome der stürmischen Kundgebungen, mit denen man das Andenken des verblichenen Monarchen beschimpfte, zu widersetzen, sah sich zu der Erklärung gezwungen, er würde für nichts einstehen können, käme der Leichenzug durch Paris. Der Tag der Bestattung, 9. September 1715, wurde deshalb auch geheim gehalten und langsam verließ der Trauerzug Versailles, umging in scheuer Eile Paris, durchzog das Boulognet Wäldchen und nahte sich verstohlen der alten Basilika Dagobert's, um dort die Hülle Ludwig's XIV. beizusetzen. Nur wenige Trauerwagen begleiteten den Zug. Von allen Prinzen vom Geblüt war der Herzog von Bourbon der einzige, der das königliche Haus unter den Leidtragenden vertrat; sonst sah man keinen der legitimirten Prinzen, keinen der Herzoge und Pairs, keinen der Höflinge, die sich von Generation zu Generation in den Vorsälen von Versailles abgelöst hatten, um den Morgengruß des vergötterten Monarchen zu er-

Beate.

Die Thränen eines Mädchens, die ſich verbergen, bedeuten Liebe. Es wuchs in Dir ſtill, unbewußt, Andern und Dir ſelbſt ein Geheimniß.

Tony.

Vergieb!

Beate.

Deine Liebe — wie war es, Schweſter, ſprich! Sei wahr und edel!

Tony.

O er lehnte über mich, wenn ich zeichnete, miſchte mir die Farben zum Malen, er ſprach von der Natur, von der Kunſt —

Beate.

Ha!

Tony.

Wir ſprachen von Friedersdorf, von unſern lieblichen Alleen, von unſern duftenden Weinlauben, ich rühmte Dich, Deinen Fleiß, Deinen edlen wirthſchaftlichen Sinn. In einer trauten Stunde, es war Dämmerung, draußen war es ſo ſtill, drinnen ſo heimlich, da ergriff er meine Hand, drückte ſie und geſtand mir ſeine Liebe.

Beate.

Iſt es möglich! Geſtand?

Tony.

Du erſchreckſt mich. Beate, durft' er nicht?

haschen — von allen jenen Menschen empfand jetzt auch nicht Einer den Drang, ihm seiner letzten Ruhestätte zuzuführen und ihm dort den Leichensegen nachzurufen.

„Aber dafür war das Volk zugegen. Seit so langer Zeit hatte es nur religiöse Processionen gesehen, es verlangte nach andern Schauspielen, und es hatte sich gleichsam verschworen, sich dieses nicht entgehen zu lassen.

„Schon seit dem 6. September hatte es sich in ungeheuren Scharen auf der Ebene, die Paris vom Grabe der französischen Könige trennt, versammelt; Tag für Tag strömten neue Massen hinzu und geduldig harrte man des Augenblicks, wo der königliche Leichenwagen an seinem unvermeidlichen Ziel, St. Denis, anlangen würde.

„Wie auf einem Jahrmarkt ging es auf der Ebene zu. Wirthsbuden, Spielzelte, Gaukler und Musikanten, alles reizte das Volk zu einer unanständigen Fröhlichkeit. Man tanzte, sang, trank, schrie und überließ sich dem tollsten Leben, wie nur Gedanken an den Tod hätten herrschen sollen.

„Endlich nahte der Zug. Die ärmliche Nacktheit und Verlassenheit des Leichenwagens, das Fehlen aller derer, die bisher den König umschmeichelt und den Blicken des Volks entzogen hatten, die kalte Gleichgültigkeit derer, die, um nicht jeden Anstand zu verletzen, sich dem Zuge angeschlossen, und endlich die unanständige Eile, mit der er seinem Ziel zustrebte — alles das reizte den groben Sinn des Pöbels, und auf der ganzen Länge des Wegs, auf dessen Seiten er sich aufgestellt hatte, verhöhnte er mit frechem Spott die Hülle dessen, der sonst mit Einem Blick, mit Einem Wort den Millionen seines Volks zitternde Ehrfurcht eingeflößt, nannte ihn den »schlechten König« und hielt sich zwischen vor die Augen, um dem Verblichenen doch nicht das schuldige Beileid zu versagen.

„An den Thoren von St.-Denis verdoppelte sich der Tumult, vom Spott ging man zu Thätlichkeiten über. Man wollte den Leichenwagen umwerfen, man wollte den Sarg zertrümmern und den Leichnam herausreißen und mißhandeln; die Soldaten waren genöthigt, einzuschreiten. Ein Herr, der in einem der Trauerwagen saß, drängte sich etwas vor und rief, als er das wüste Treiben des Pöbels sah, aus: »Ich glaubte nicht, daß der Carneval im September wäre.« Ein anderer stieß zwei Pariser zurück, die betrunken waren und unflätige Lieder sangen; sie taumelten in einen Graben und jener entfernte sich mit den Worten: »Schurken, das mag euch lehren, ob man singen darf, wenn die Sonne untergeht!«

„Aber nicht blos sie, die ganze Menge war trunken, die ganze Menge sang, sang Spottlieder, verhöhnte das Andenken des Königs mit allerlei Witzen . . . und scheute sich sogar nicht, ihn mit den schrecklichsten Verwünschungen zu verfluchen. Als dann endlich das Grab sich vor ihrer Wuth und ihrem Spott schloß und die aufgeregten Scharen nach Paris zurückströmten, wiederholten sich die Scenen des ersten Septembers, man zündete Freudenfeuer an, jubelte in wüthender Trunkenheit, umtanzte die Standbilder Ludwig's XIV., verhöhnte sie mit wüsten Gesängen, verstümmelte sie, stürzte sie von ihren Postamenten herab und schrieb auf die bronzene Statue des Place de la Victoire, da sie den Beschädigungsversuchen Trotz bot: „Tyran de bronze, il fut toujours sage!"

Ein Volk, das seinem todten König dies anthat, konnte später wol seinem lebenden, Ludwig XVI., das Haupt abschlagen.

Die Mühle von Gournay.

Wer vor Jahrzehnten durch das Thal der Marne wanderte, machte zwischen Lagny und Gournay halt, um eine alte, überaus malerische Mühle zu betrachten, die auf zwei Pfeilern über einem Arm der Marne, die hier eine grüne Insel bildete, erbaut war. Vielen Künstlern hatte sie als malerisches Motiv gedient, und der Reisende war überrascht, hier das Original jener Mühle zu sehen, die ihm schon in manchem Bilde begegnet war.

Im Jahre 1789 trug sie eine Wetterfahne mit stolzem Wappen: Ludwig VII., König von Frankreich, Baron von Lagny, Herr von Gournay hatte sie bauen lassen und gegen hohen Zins verpachtet; da nach alten Privilegien, die im Feudalstaat ja alles galten, das Getreide aus der Umgegend nur auf diese Mühle gemahlen werden durfte, war der Ertrag nicht gering. König und Müller standen sich gut dabei. Ja man behauptete, dieser Zins sei damals der beste der königlichen Einkünfte gewesen; als aber das Privilegium aufgehoben wurde, war es mit der Gunst zu Ende, die Mühle ward verkauft, und der neue Müller, der den frühern Besitzer goldbeladen hatte abziehen sehen, konnte kaum von der Arbeit seiner Räder und Mühlsteine leben. Sie ging sie aus einer Hand in die andere, bis endlich ein industrieller Kopf in dem Wasserfall und der Mühle weniger die poetische als praktische Seite gewahr wurde und sie von dem Müller für einen billigen Preis kaufte.

Im Jahre 1825 erstand hier ein großartiges Etablissement, dessen Fabrikat heut in der ganzen Welt unter dem Namen „Chocolat Menier" bekannt ist. Vor 1825 war die Herstellung der Chocolade überaus mühsam, da sie nur auf einem erhitzten Marmortisch bereitet werden konnte. Hatte ein Arbeiter 20 Pfund fabrizirt, so waren seine Kräfte erschöpft; die Chocolade war überhaupt noch eine Seltenheit und nur für die reichen Leute erschwinglich. Man verbrauchte zu jener Zeit in Frankreich etwa nur 2500000 Pfund Chocolade im Jahre.

Heute ist die bescheidene Mühle eine der größten Fabriken des Landes geworden. Ein weites Parallelogramm hoher Gebäude ist durch zwei Brücken verbunden, die zu der in einen geschmackvollen englischen

Garten verwandelten Insel führen. Das Räderwerk, durch den Wassersturz in Bewegung gesetzt, kommt der Kraft von 150 Pferden gleich und geht Tag und Nacht. Durch drei Etagen ziehen sich die Maschinerien der Zuckerstampfe, der Cacaostampfe und der Mengemaschinen.

Das reizende Dörfchen Noisiel, welches der Werkstatt den Namen gegeben, erhebt sich ringsum und ist von den 200 Arbeitern bewohnt, die in einem gewissen Wohlstande dort leben und die süße Quelle ihres Einkommens segnen. Mehrere Schiffe, von denen der Noisiel das bekannteste ist, die vom Hause Ménier gemiethet wurden, holen die besten Cacaonüsse aus fernen Landen und laden sie hier ab. Diese einst dürftige Anlage ist so mächtig geworden, daß sie eine Colonie in Nicaragua angelegt hat, wo 100 Arbeiter beschäftigt sind, Cacaoplantagen anzulegen.

Die Fabrik liefert jährlich 5 Millionen Pfund Chocolade, quantumal mehr für sich allein, als man vor 1825 in ganz Frankreich producirte. Täglich werden 16000 Pfund gemacht und zum Mittelpreise von 2 Francs für das Pfund verkauft, was 10 Millionen Francs im Jahre abwirft. Ein Zehntel dieser Summe macht der Rabatt der Detailverkäufer und der Niederlagen, welche das Haus Ménier überall hat, aus, man kann die Zahl der Personen, welche von diesen Vergünstigungen der Fabrik leben, auf mehrere tausend anschlagen. So hat Herr Ménier aus der poetischen Mühle eine sehr reale Fabrik geschaffen, die auch ihre Poesie hat und die einen Besuch vielleicht werther ist als die frühere.

Für die Winterabende.

II.

Wir fahren in unserer kürzlich begonnenen Anzeige einiger uns vorliegenden Romane fort: „Die Brüder", ein Roman von Karoline Mitzenius (drei Bände. Hamm, Grote'sche Buchhandlung. 1864), empfiehlt sich zunächst der Frauenwelt durch sinnvolle Schilderungen und gefällige Darstellung, die Fabel ist nicht ohne Spannung und poetische Anschauung, erhebt sich aber nicht über das Niveau der meisten modernen Romanstoffe. Von Marie Sophie Schwartz, der beliebten schwedischen Schriftstellerin, liegen zwei neue Werke vor: „Die Leidenschaften" und „Gold und Name", beide in der trefflichen Uebersetzung von August Kretschmar und gefälliger Ausstattung (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1865). „Gold und Name" besitzt eine reichere, verwickelte und spannende Handlung, während „Die Leidenschaften" sich mehr durch psychologische Feinheit auszeichnen. Der Charakter einer künstlerisch begabten Frau, Thora, die sich in einer ihr unerträglichen Ehe allmählich durch ihr leidenschaftliches Wesen zu Grunde richtet, ist der Verfasserin, namentlich in seinem Gegensatz zu der sanften und zärtlichen Nina, sehr wohl gelungen. In beiden Romanen herrscht eine scharfe, scharfe und doch wieder feinfühlige Beobachtung des Alltagslebens vor, die den Erzählungen der Frau Schwartz den größten Reiz verleihen, damit verbindet sich ein streng sittlicher, moralischer Inhalt, der wohlthätig und wohlthuend von den Ungeheuerlichkeiten und Verbrechen in den Romanen der englischen Schriftstellerin Miß Braddon z. B. absticht. In den „Eichenblättern. Vaterländische Erzählungen" von Karl Göhring (Leipzig, G. Wurfürst. 1865) finden wir etwas anderes, als uns erwarteten. Statt historischer Darstellungen fanden wir Abhandlungen, wie „Der Verein gegen die Thiervivisection", eine etwas nüchterne Allegorie, „Schleswig-Holstein", endlich drei Erzählungen, die darum wol den Namen „vaterländisch" verdienen sollen, weil sie auf deutschem Boden, unter deutschen Menschen spielen. Zwei: „In meiner Zeit" und „Das Bürgerthum", die moderne Zustände schildern, sind nicht glücklich erfunden, doch lebendig und charakteristisch dargestellt; die dritte dagegen „Ein altdeutsches Paar" — eine Geschichte aus den Tagen Hermann's —, ist verfehlt; der Darstellung fehlt der naive Ton, der uns allein solche Dinge noch erträglich machen kann, wir sind ja nicht mehr im Zeitalter Klopstock'scher Gardenpoesie. In seinem Romane, aus dem idealen und realen Leben „Paul Brune" (zwei Bände, Nordhausen, Büchting. 1865), entwickelt Karl Robert ein hübsches Talent für Naturschilderungen — z. B. bei Neckarsteinach — und psychologische Entwickelungen; darin besteht der Hauptreiz des Romans, die Erfindung behagt mich weniger, und die Anschauung: daß sich das Ideal hienieden nicht verwirklichen läßt und wir den Ansprüchen der einmal gegebenen realen Verhältnisse im vollsten Maße Rechnung tragen müssen, ist denn doch gar zu nüchtern und prosaisch, natürlich für den Dichter und Denker. Ein Werk, welches wir wiederholt der Aufmerksamkeit und Theilnahme unserer Leser empfehlen, liegt jetzt vollendet vor: „Deutschlands Kampf- und Freiheitslieder, illustrirt von Georg Bleibtreu. Mit einer Einleitung von Robert Prutz" (Leipzig, Lodi). Sechs stattliche Lieferungen bilden in Inhalt und Form eine Art deutscher Walhalla. Nicht nur die Kampf- und Sturmlieder der Freiheitskriege, auch die einer früheren Zeit, Luther's „Ein' feste Burg ist unser Gott", die Lieder aus dem Dreißigjährigen Kriege werden mitgetheilt. Die vortrefflichen Illustrationen Bleibtreu's geben zu dem Worte das Bild; bald sind es größere Schlachtscenen, bald einzelne allegorische Gestalten und die charakteristischen deutschen Heldengestalten, die uns der Zeichner vorführt: alle von derselben kriegerischen Thatenlust erfüllt wie die Lieder, denen sie zur Illustration dienen. Das Werk ist ein echt nationales, es sei vor allem der Jugend empfohlen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

lge. Zweiter Band. **Nr. 49.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Liebe heilt. Erzählung von Franz von Kemmersdorf. I. — Eine Nacht in den Straßen von London. Von Müller. — Was bringst du mir? Von Karl Neumann-Strela. I. — Gebräuche in den griechisch-orientalischen Ostern. II. — Die kranke Nachtigall. Gedicht von Otto Buchwald. — Vermischtes: Erscheinung und Darwinismus. I. — „Beaumarchais", ein Roman von Brachvogel. — Für den Weihnachtstisch. I.

Liebe heilt.

Erzählung von Franz von Kemmerdorf.

I.

Ein Mädchen stand am Fenster ihres Zimmers und schaute, soweit es die Eisblumen erlaubten, hinab in den Garten. Es war die Zeit in Paris, die Stadt voll von Fremden, Neugierigen und der Provinz, welche häufig während einiger Wintermonate das Einkommen des Jahres verzehren.

Ehrgeizige spann seine Netze politischer Intrigue, Künstler warben in prächtigen Sälen um Ruhm und Gold. Die große Welt tanzte, verschwendete gewaltig viel verdient und verbraucht. Tief unter es Kellergewölbe, in denen ein vom Glücke verlassenes Geschlecht wohnte, unberührt von durch die Adern der großen Stadt rollenden Strom des Verkehrs. Das Auge des Organismus aber ist krank, wenn es in gegenseitiger Wechselbeziehung zum Ganzen steht. Armen sind die Krankheit des Staates. Seit der Saturnring des Elends sprang, wird nicht mehr gegeben, gerechter Gottes Namen! Die friedliche Lösung ist nicht gekommen.

Der Lärm drang in die entlegene Vorstadt weniger als sonst, denn es war Folge II. 49.

nig vom großstädtischen Treiben. Hier sah man die geschminkte Wange der gefallenen Frau nicht, noch vernahm man den Fluch des verwilderten Proletariers. „Zwischen Hof und Garten" lag das aristokratische Hotel, an der stattlichen Einfassungsmauer brach sich sogar der Straßenlärm. Der vornehme Besitzer war nicht mehr reich genug, es zu behaupten, deshalb nahm er Herrn von Rancourt mit seiner Tochter in das zweite Stock.

Keine Nonnenzelle konnte stiller sein als das Gemach des jungen Mädchens. In der guten Jahreszeit bot der Garten einen freundlichen Anblick, Vögel sangen in den grünen Wipfeln. Jetzt hatte der Frost die Bäume entlaubt, die letzte spätblühende Blume der Beete war erstarrt. Das klare Auge des Mädchens traf überall auf den Winterschlaf der Natur.

Auch der Umgebung fehlte die behagliche, gemüthliche Färbung. Ein Bett mit weißen Vorhängen, zwei Lehnstühle vor dem Kamin, ein Schreibtisch mit darüberhängendem Bücherbrett war alles, was der enge Raum faßte. Nicht die liebende Hand einer Frau hatte hier gewaltet.

Jeanne von Rancourt kannte im eigentlichen Sinne niemals eine Heimat, der formellen Familienbeziehungen fehlten ihr. Warum lebten ihre

Aeltern getrennt? Hier lag ein Geheimniß zu Grunde. Niemand mochte es dem Mädchen offenbaren. In den Jahren ihrer zunehmenden Reife beschäftigte sich ihr Geist damit. In der ältesten Erinnerung sah sie sich einsam neben dem Vater. Einmal die Woche wurde sie regelmäßig zu ihrer Mutter geführt, einer kränklichen, bleichen, abgespannten Dame, die sehr zurückgezogen bei Verwandten lebte. Sie trafen sich auch sonst noch zuweilen, aber das Haus ihres Gatten betrat Frau von Rancourt unter keiner Bedingung. Die gegenseitige Abneigung grenzte an Haß. Jeanne hatte gelernt, bei dem einen ihrer Aeltern von dem andern zu schweigen.

Unter solchen Verhältnissen entwickelte sich der Charakter des jungen Mädchens fest, entschieden. Ihr Vater, zugleich ihr Lehrer, hatte ihr nüchterne, verstandesklare Begriffe vom Leben beigebracht.

Jeanne verfiel auch jetzt nicht in weiches Träumen, sehnsüchtige Liebesahnung. Die Gedanken wanderten hinüber nach dem wimmelnden Paris; den Kerker ihrer Jugend zu verlassen, thätigen Antheil am Leben zu nehmen, das war das Verlangen des Fräulein von Rancourt.

Ein leichter Schlag auf die Schulter unterbrach ihr Sinnen.

„Kann ich erfahren, Jeanne", fragte eine scharfe Stimme, „welcher interessante Gegenstand deine Aufmerksamkeit fesselt?"

Sie wandte sich und erkannte, erröthend, ihren Vater.

„Ich dachte über meine Lage nach", entgegnete Jeanne zögernd.

„Das beweist gewöhnlich Unzufriedenheit und den Wunsch der Veränderung", versetzte Herr von Rancourt kühl.

„Du ließest das Feuer ausgehen", fügte er in seinem gewöhnlichen Ton hinzu und bückte sich dann, um die Kohlen in Brand zu setzen.

„Ja", begann das Mädchen entschlossen, „ich möchte gern mehr von der Welt sehen als bisher! Der Großvater meint auch, es sei Zeit für mich und" —

Hier fiel ihr der Vater etwas ungeduldig ins Wort; er fürchtete die Erwähnung noch einer Person. „So ist der seltene Fall eingetreten, daß — deine Verwandten und ich übereinstimmen."

Ein bitterer Ausdruck nahm auf den geistreichen Zügen Platz.

Nachher fuhr er ruhiger fort: „Dein Wunsch soll erfüllt werden, nur erwarte nicht von mir, daß ich dir in Kreise folge, aus welchen ich mich längst zurückzog! Du sollst Welt und Leben kennen lernen, aber an der Seite eines jüngern Gefährten — eines Gatten!"

Diese Ankündigung brachte auf Jeanne weniger Eindruck hervor, als sie es auf irgendein anderes Mädchen gethan haben würde.

„Wer ist mein Zukünftiger?" fragte sie.

„Octave von Mirval, ein junger Advocat."

„Ich sah ihn niemals!"

„Du wirst seine Bekanntschaft heute bei Tische machen! Er ist talentvoll, fleißig und geordnet in seinen Verhältnissen. Keiner von denen, bei welchen zu befürchten steht, daß sie das Vermögen ihrer Frau vergeuden. Seine Familie gehört, gleich der unserigen, zu den altparlamentarischen. Du weißt es, der Robenadel nahm erst vor nicht langer Zeit Titel an. Ich glaube, durch meine Wahl nach besten Kräften für dein Glück gesorgt zu haben."

Herr von Rancourt erwartete eine Erwiderung von seiner Tochter, aber Jeanne schwieg, in Gedanken das Gehörte erwägend.

Der Vater heftete die scharfen, geistreichen Augen auf sein Kind. Es lag Zärtlichkeit in dem Blick, so wenig dies Gefühl zu der harten, kalten Physiognomie stimmte. Herr von Rancourt war ein hübscher Mann — noch jetzt. Nur zeigten sich auf dem Gesicht starke Spuren, daß er gelebt hatte; heiße Leidenschaften mochten der gegenwärtigen marmornen Ruhe vorhergegangen sein. Er trug einen blonden Schnurrbart, welchem er, wie er zuweilen in seiner satirischen Art zu sagen pflegte, die Toga geopfert hatte. Seit mehreren Jahren beschäftigte er sich, zurückgezogen von den öffentlichen Geschäften, nur mit gelehrten Forschungen.

Jeanne starrte sinnend in die Flamme. Als sie das Schweigen nicht unterbrach, nahm ihr Vater wieder das Wort.

„Ich trachtete stets, dir von der Ehe vernünftige Ansichten beizubringen und dich vor Gefühlsüberspannung zu bewahren", versetzte er. „Suche keine Ideale im Leben, du würdest dadurch nur dir und deiner Umgebung Elend bereiten! Uebrigens strebe danach, deinen Gatten zu lieben und dessen Zuneigung zu erwerben! Die gerechtfertigten Gefühle tragen viel dazu bei, das moralische Gleichgewicht zu bewahren, dem Charakter ruhigen Halt zu verschaffen. Wo sie fehlen, gerath der Mensch leicht in Schwankungen, verfällt in Leidenschaften. Familieninnigkeit ist die sicherste

Grundlage der Harmonie, welche man Glück nennt."

In diesem Augenblick sah Herr von Raucourt aus, als ob er stets nur die Theorie, nie die Wirklichkeit des Glücks gekannt hätte. Ueber die bleichen Züge zuckten die Schatten einer unterdrückten Bewegung.

„Vater", bat Jeanne schmeichelnd, „du liebst mich, du wirst mich vermissen, dich einsam fühlen! Soll denn keine Versöhnung möglich sein?"

„Nie!" entgegnete er energisch und sprang in die Höhe.

„Ich lasse dich nicht so!" bemerkte das Mädchen und sah ihn bittend an. „Was mich seit Jahren quält, es muß jetzt heraus! Du warst gegen mich stets gerecht, wenn auch streng. Was that dir meine Mutter, daß du sie von deinem Herd vertriebst?"

„Ich klage Frau von Raucourt nicht an!" stieß er dumpf hervor und riß sich los.

„Nie ein Wort mehr von der Sache, Jeanne!" befahl er zornig; seine Augen glühten, die Ader der Stirn schwoll.

In peinlicher Aufregung trat Herr von Raucourt den Rückweg an. Mechanisch erwiderte er den Gruß einer Dame in mittlern Jahren, welche damit beschäftigt war, ein veraltetes Kleidungsstück der neuen Mode anzupassen. Denn gegen französische Anstandsbegriffe verstieß es nicht, daß der Hausherr den Weg durch das Schlafzimmer der Gesellschafterin seiner Tochter nahm. Jenseits lag der neutrale Grund des Speise- und Vorzimmers, nachher erreichte er seine eigenen Gemächer, die wegen der vielen Bilder und Bücher den größten Theil der Wohnung ausmachten.

„Was hat der Papa?" fragte die Deutsche, ihren Kopf neugierig ins Zimmer steckend; „er sah ja ganz verstört aus!"

Sie war die Tochter eines Professors; Herr von Raucourt brachte sie von einer Reise nach Deutschland mit zurück. Sie führte den Haushalt und leistete dem jungen Mädchen Gesellschaft.

„Ich wollte den Grund wissen, weshalb er von meiner Mutter getrennt ist", flüsterte Jeanne bewegt.

„O weh, Kind, da faßt du übel an! Im Anfang versuchte ich auch das Geheimniß zu durchdringen. Herr von Raucourt wird zornig bei der geringsten Anspielung, Frau von Raucourt weint und bekommt Nervenzufälle, da lernt man schweigen."

„Papa kündete mir einen Bräutigam an", sagte Fräulein von Raucourt.

„Du sollst heirathen?" rief die Gesellschafterin überrascht, „so jung schon?"

Ein eigenthümlicher Seufzer folgte aus der Brust des alternden Mädchens diesen Worten, sie war jetzt ganz ins Zimmer getreten.

„Ist er hübsch?" forschte sie erregt.

„Ich weiß es nicht, Gertrud; wir werden ihn indessen heute Mittag zu sehen bekommen."

„Was willst du für ein Kleid anziehen, Jeanne? Ich stimme für das blaue mit den schwarzen Spitzen, es paßt vortrefflich zu deiner Gesichtsfarbe."

„Ich bleibe, wie ich bin!" versetzte Fräulein von Raucourt gelassen.

Die Gesellschafterin schüttelte den Kopf und murmelte: „Seltsames Mädchen!" Nachher eilte sie in die Küche, um noch einige besondere Gerichte anzuordnen. Dann begab sie sich an die etwas undankbare und im gegenwärtigen Fall unnütze Aufgabe, ihre eigene Person zu schmücken.

Ein Gast bildete ein Ereigniß in dem puritanisch langweiligen Haushalt.

Jeanne blieb vor dem Kamin sitzen, bis ein Cabriolet durch den Hof rollte. Sie warf keinen Blick nach dem Spiegel, bevor sie unter die Augen ihres zukünftigen Gatten trat. Es war eben ein ungewöhnliches Mädchen.

Kühl, klar und fest prüfte sie die männliche Gestalt, welche neben ihrem Vater stand. Octave von Mirval war unter der Mittelhöhe. Sein Gesicht kündete etwas von der trotzigen Entschlossenheit der Bullenbeißer. Die Züge waren ziemlich regelmäßig; man konnte ihn nicht häßlich nennen, nur fehlte alles, was der Physiognomie Annehmlichkeit verleiht. Im Aeußern erschien er als Mann von Geschmack und Bildung.

Der junge Advocat mochte kurzsichtig sein, denn ungeachtet seiner Brille ging er, angezogen von dem Rauschen ihres seidenen Kleides, auf Gertrud zu und richtete an diese seine Verbeugung.

Ein schelmisches Lächeln spielte um die frische, volle Lippe Jeanne's.

„Meine Tochter!" sagte Herr von Raucourt, die Hand des jungen Mädchens ergreifend.

Der Hausherr erschien wieder vollständig gefaßt, keine Spur des vorhergegangenen Sturms zeigte sich mehr. Mirval gerieth nicht in Verlegenheit, vor einer solchen Anwandlung bewahrte ihn ein hoher Grad von Selbstvertrauen. Er

verbesserte ruhig seinen Irrthum und die Gesellschaft nahm die Stühle ein.

Die Unterhaltung wurde fast ausschließlich zwischen den Männern geführt. Jeanne bemerkte, daß Sprechen ihrem Zukünftigen verschönere, der Geist breitete dann einen Schimmer über seine Züge. Herr von Raucourt sprach viel und angeregt, es verrieth sich in den kurzen, faustischen Sätzen der Redner, der einst der Stolz der Advocatur gewesen war. Attisches Salz würzte die Entgegnung, wie der Blitz zündete die Satire. Uebrigens blieb sein Gefährte nicht weit hinter ihm zurück. Nur beschränkte sich der jüngere Mann, witzig die Lächerlichkeiten zu beleuchten; zur philosophischen Ironie, die unter dem Gewand des Scherzes das Pathos des Lebens birgt, verstieg er sich niemals.

Jeanne hörte dem Gespräch zu, aber Mirval's bald geistreiche, bald hohle und oberflächliche Worte erweckten kein eigentliches Interesse bei dem Mädchen.

Später kam die Politik an die Reihe. Der Hausherr gehörte der echt conservativen Partei an, die als Basis des Staats den Rechtsbegriff hinstellt. Er beugte sich vor der Majestät des Gesetzes; wer dieselbe verletzte, galt ihm als Hochverräther, geschah es nach oben oder unten. Nie war mit schärferer Logik das Hirngespinst des Socialismus bekämpft worden, nie mit feinerm Spotte die Zustände des heutigen Frankreich beleuchtet.

Octave wurde hitzig; er stürzte rasch ein paar Gläser Wein hinab; das bleiche Gesicht röthete sich. Was Leonce von Raucourt durch Gründe bekämpfte, wollte er mit Kartätschen niederschmettern. Er stammte aus einer angesehenen Familie, war wohlhabend, besaß Talent und die zähe Ausdauer, welche unfehlbar zum Ziel führt. Diese persönlichen Motive bestimmten Octave von Mirval's politische Meinung; so wurde er ultraconservativ aus Egoismus.

Der künftige Schwiegervater freute sich, den jungen Mann so wenig von den Zeitideen angekränkelt zu sehen. An Einfluß konnte es dem ehrgeizigen, geistig gewandten Mirval unter keiner Regierung fehlen, sei es auf den Bänken der Opposition oder im Ministerium. Dieser nüchterne Octave mußte seinen Weg machen, gerade durch sein überlegtes, berechnendes Wesen vor den Klippen geschützt. Herr von Raucourt gedachte einiger Unordnungen seiner eigenen, mehr genialen Natur, und freute sich des Unterschieds ihrer Charaktere. Er glaubte, durch die Wahl als Vater für Jeanne's Glück gesorgt zu haben, dieser angenehmen Eindruck verlor sich die gewöhnliche Bitterkeit seiner Stimmung. Leonce Raucourt wurde heiter, wie er es gewesen, bevor noch die Kämpfe des Lebens sein Gemüth verdüstert hatten.

„Ich lasse euch, Kinder", sagte er gut gelaunt am Ende des Mahls. „Bis zum Thee bin ich zurück! Einstweilen, Octave, unterhalten Sie mich mit Jeanne!"

Ein Wink des Hausherrn veranlaßte die Deutsche, nach ihrem Zimmer zu gehen. Die jungen Leute befanden sich allein. Im Salon des Herrn von Raucourt, dem die Dame fehlte, gab es keinen Salon, diesen Hauptschauplatz des französischen Lebens. Jeanne schritt dem Gaste voran nach dem innern Gemach ihres Vaters. Dort nahmen sie vor lustig prasselndem Kohlenfeuer Platz.

Octave's kleine Gestalt verschwand beinahe im Lehnstuhl. Er vermißte seine Nachmittagscigarre. Uebrigens sagte sich der praktische junge Mann, Ferien sei eine Arbeit, und er begann mit gewohnter Energie darauszugehen. Er faßte den Vorsatz, liebenswürdig zu sein; nur wußte er nicht recht, über was man mit „kleinen Mädchen" plaudern kann. Einstweilen betrachtete Mirval das Fräulein von Raucourt durch seine Brille.

Sie war hübsch, nur durchaus nicht nach seinem Geschmack; die classischen Züge ließen ihn kalt; er zog das Stumpfnäschen einer Grisette vor. Die lichtbräunlichen Wangen bebten in leiser Erregung, um einen leichten Hauch von Röthe anzunehmen. Octave besaß den degoutirten Geschmack der Wilden. Die zarte Hagerkeit der ersten Jugend widerte ihn an. Aber hier handelte es sich nicht um Liebe — die Partie erschien vollkommen passend und Mirval wollte eine solche annehmen aus denselben Gründen, weshalb er einen sorgfältig gebürsteten Rock trug — um den äußerlichen Schein seiner Rechtschaffenheit zu verstärken.

Jeanne erwartete die Anrede ihres Bräutigams, nicht mit Verlegenheit, es schwebte ihr ein Zug von leichtem Spott um ihren Mund. Als die Pause zu lange währte, begann sie ruhig. Der geistreiche, gelehrte Raucourt hatte mit Recht die ungewöhnlichen Fähigkeiten seines einzigen Kindes gepflegt. Er wußte, daß schwere Studien eine Kraft verleihe, welche den Menschen auch erhält in den Prüfungen und ihn vor der feindlichen Empfindsamkeit schützt.

In welche Regionen führte Jeanne ihren Verlobten! Die mächtigen Bücherschränke, die kostbaren Gemälde an den Wänden boten Anknüpfungspunkte. Durch die Gebiete der Kunst und Literatur mußte er ihr fast ermattet folgen, zu allen allgemeinen Interessen der Menschheit. Die meisten dieser Dinge hatte er als unnütz und unpraktisch längst aus seinen Gedanken beseitigt. Nur ihre genaue Kenntniß der französischen Geschichte war ihm lieb, die konnte ihm die Mühe des Nachschlagens ersparen, wenn er zur Verstärkung einer rhetorischen Floskel des Citats bedurfte.

Als geistreicher Mann gab sich zwar Octave von Mirval keine Blöße, aber es war in der That eine Arbeit für ihn, sich auf der geforderten Höhe zu erhalten. Er begrüßte Herrn von Raucourt's Eintritt wie eine Erlösung.

Frauen dünken dem Advocaten ein Spielzeug, mit dem man sich nach beendigtem Tagewerk erheitert; gemüthliche Beziehungen kannte er nicht und geistige ermüdeten ihn, sobald sie ihn aus dem engen Kreise seines Interesses herauszuführen drohten. Mit dem Vater fand er die Berührung des Handwerks, aber vor der Tochter begann er sich gelind zu fürchten.

Auch Jeanne, obwol ein Mädchen von sehr bestimmter Richtung, vermochte ein gewisses Mißbehagen nicht zu überwinden. Ihr Geist war nicht angeregt, ihr Gemüth nicht belebt worden im Verkehr mit Octave. Fräulein von Raucourt glaubte an einen Mai des Lebens — sollte der nicht andere Knospen und Blüten treiben?

Indessen dachte weder das Mädchen noch der Mann daran, gegen das Beschlossene Einwendung zu erheben. Eine feste Verabredung kam noch denselben Abend zu Stand.

„Liebst du ihn?“ flüsterte Gertrud der Braut verschämt ins Ohr, als sie sich wieder allein befanden in dem engen Mädchenzimmer.

„Wir halten das in Frankreich nicht für nöthig“, entgegnete Jeanne scharf.

Es lag etwas Wundes in ihrer Stimmung, was sie bitter machte.

„Mein Gott!“ rief die Gesellschafterin bestürzt, „was bietet dann die Ehe ohne die echte, feste Liebe?“

Der weichen, empfindsamen Seele hatte das Gefühl nicht gefehlt, nur die äußern Mittel zur Gründung eines bürgerlichen Hausstandes, und sie war ins Ausland gegangen, um sich über den Abbruch ihres Verlöbnisses zu beruhigen.

Gertrud stand am Fenster und blickte in den Mond, den Vertrauten einsamer, gefühlvoller Herzen, während ihr dabei Thränen über die Wangen rollten.

Jeanne fand diese Ausgleichung des gepreßten Gemüths nicht. Sie konnte auch mit niemand sprechen, die Gesellschafterin stand geistig zu tief unter ihr, um Vertrauen zu erwecken. Bei der Mutter, die dem Mädchen nicht durch den Verkehr des täglichen Lebens verbunden war, bemmte eine gewisse kränkliche Stimmung die Mittheilung. Der Vater würde sie kaum verstanden oder durch einen kalten Sarkasmus verletzt haben.

So überwand Fräulein von Raucourt, was ihre durchaus verständige Richtung sie doch nur als Phantasterei verurtheilen ließ.

Sie zwang sich zur Versöhnung mit Octave von Mirval's unsympathischer Persönlichkeit.

Voll beschien die Morgensonne die Fenster eines hübschen Hauses in einer neuen Straße der Umgebung der Elysäischen Felder. Die Strahlen drangen durch die Gardinen und liebkosten die Wangen eines Schläfers. Es ruhte ein schöner Männerkopf auf den feinen, weißen Linnen. Dichte, lichtbraune Haare umwallten ihn.

Seine Züge trugen den Stempel eines glücklichen Traums. Aristokratisch geformte Hände lagen auf der blauseidenen Decke gekreuzt. Die weiche Haltung des Körpers drückte Behagen aus.

Wie viele der geschäftigen Tagesstunden noch der sorglose Schläfer verträumt haben würde, wäre schwer zu bestimmen gewesen. Aber laute Stimmen, ein Lärm wie durch Ringen hervorgebracht, weckten ihn. Jetzt schlug er ein Auge auf, blau und treuherzig; seine Physiognomie ward noch weit angenehmer als im Schlafe.

Die Thür flog auf, mit einer wilden Geberde stürzte ein Mädchen ins Zimmer, entrüstet folgte ein alter Diener.

„Es ist nicht meine Schuld, Herr Graf!“ stammelte letzterer.

„Schon gut, Bertrand“, erwiderte der Gebieter freundlich, „besorge mein Frühstück, ich stehe auf!“

„Weißt du, daß mich die Nachteule mit Gewalt zurückhalten wollte“, sagte die Besucherin und schüttelte ihre Locken gleich der Mähne eines Löwen. Aber — — und sie drückte durch kraftvolle Mimik aus, wie sie den Sieg erfocht.

Robert von Lußgnan lachte. „Wir sind eben keine Damenbesuche gewohnt“, bemerkte er.

Das Mädchen warf unbekümmert ihren Pelzkragen auf den Divan, legte den kleinen Hut mit Federn darauf und ſetzte ſich neben das Bett.

„Ich bin gekommen, dich zu Rathe zu ziehen", begann ſie und ſuchte in ihren Taſchen.

„Laſſe dich hier nicht häuslich nieder, Heloiſe", entgegnete der Graf, „ſondern gehe ins Nebenzimmer und unterhalte dich mit dem Frühſtück, bis ich nachkomme!"

Nachdem ſie zögernd das Feld geräumt, rief die Silberklingel den weißhaarigen Diener herbei.

Robert ließ ſich mit vornehmer Nachläſſigkeit ankleiden und las daneben zwei Briefe.

„Ein doppeltes Unglück, Bernard", wandte er ſich an den Kammerdiener.

„Sie erſchrecken mich, gräfliche Gnaden!"

„Ich muß die freundliche Wohnung hier räumen, in der ich fünf Jahre glücklich lebte. Weißt du, ich bin zwar niemals zu Hauſe, aber dennoch liebe ich meine Zimmer."

„Es läßt ſich leicht ein Ersatz finden", tröſtete Bernard.

Der Graf ſchüttelte den Kopf.

„Die zweite Nachricht kommt aus der Picardie; der Verwalter verlangt dringend meine Anweſenheit für nächſten Sommer. Verbeſſerungen ſind nöthig, ſchreibt er, wenn große Nachtheile vermieden werden ſollen."

„Ich glaube, Durand hat recht; wir kamen eigentlich nur auf ein paar Monate nach Paris und ſind ſeit fünf Jahren hier. Das Auge des Herrn thut aber daheim noth."

„Ja, mein Freund, ich fürchte meine Lebensweiſe ändern zu müſſen, und doch war es ein ſanftes, mühelos Daſein."

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Eine Nacht in den Straßen von London.

„Guter Gott! was ſoll man den ganzen Abend in dieſem langweiligen London anfangen? . . ." So fragte ein deutſcher Beſucher mich in dieſem Jahre an einem Auguſtabend, etwa um 7 Uhr.

„Sie wiſſen nicht, was beginnen? Nun wohl, da gehen Sie die ganze Nacht ſpazieren!"

So antwortete ich auf ſeine Frage, und Herr Dr. R. ſtarrte mich verwundert an ob der ſeltſamen Zumuthung, die ich ihm machte. Sein Blick ſchien einigen Zweifel auszudrücken, ob ich denn wirklich im Ernſt geſprochen und ob nicht etwa der londoner Nebel ſtörend auf meinen Verſtand gewirkt. „Thun Sie, was ich Ihnen rathe", wiederholte ich, „und es wird dies eine Nacht ſein, die Sie wahrſcheinlich Ihr ganzes Leben hindurch nicht vergeſſen dürften! Um Ihnen jedoch zu zeigen, daß es mir Ernſt iſt mit meinem Vorſchlag, und da ich nicht wünſchen möchte, Sie allein eine derartige Promenade anterien zu laſſen, ſo biete ich Ihnen meine Begleitung an."

„Wohin wollen wir gehen?"

„Aufs Gerathewohl."

„Doch wir müſſen erſt zu Abend eſſen."

„Damit beginnen wir."

Bald hatten wir die große Pallmall Oxford-Street erreicht; die Gasflammen der Straßenbeleuchtung flackerten bereits luſtig in den hohen Laternen und die unabſehbare Reihe von Läden und eleganten Schaufenſtern, ohne die kein Haus in dieſer Straße iſt, ſandte ihre ſtrahlenden Reflexe in die beginnende Nacht hinaus. Nur eine kurze Strecke verfolgten wir die Trottoirs der großen, hellen, vom Wagengraſſel und dem Geſchrei der Ausrufer widerhallenden Straße, bogen dann links ab und befanden uns nach wenigen Schritten auf dem kleinen, dunkeln Sohe-Square, dem einſtigen Centrum alles deſſen, was in London zum bon ton gehörte, jetzt das Hauptquartier der Pianoforteſabrikanten und der ausländiſchen Literatur. Die Häuſer ſtrahlten hier kein Licht auf die Straße hinaus und die Laternen brannten ſo dürftig, daß mein Begleiter faſt über eine anſcheinend leb- und bewegungsloſe Maſſe ſtolperte, die da, wo das Trottoir einen rechten Winkel beſchreibt, gegen das Eiſengitter eines Hauſes gelehnt — kauerte, denn die anſcheinend lebloſe dunkle Maſſe war ein Kind von etwa ſieben Jahren, ein Mädchen. Als Dr. R. abſichtslos, doch hart, mit dem Fuße ſie berührte, erwachte ſie offenbar aus dem Schlaf, rief jedoch ſchnell: „Box of matches, please?", was ſo viel heißen ſollte als: „Kaufen Sie mir doch um Gotteswillen eine Büchſe Streichhölzer ab!" „Nun", ſagte ich zum Doktor, „unterhalten Sie ſich einmal mit der Kleinen, fragen Sie ſie aus! Sie ſprechen ja trefflich engliſch!" Er fragte das Kind, wie alt es ſei, wie es heiße. Auf die erſte Frage wußte ſie ihm nicht zu antworten, auf die zweite gab ſie ihren Namen als Jane an; von einem Familiennamen wußte ſie nichts, nichts von Aeltern, nichts von einer Heimat, doch viel von Hunger und Durſt, und man ſah es ihr an, daß ſie hungern mußte. Zwei Pence hatte ſie im Laufe des ganzen Tags eingenom-

men, gestern nichts und also auch nichts gegessen. Und ihre gesammte Bekleidung bestand in einem zerrissenen, dünnen Röckchen; die kleinen Füße waren mit einer verhärteten, dichten Kruste von Straßenkoth überzogen, die Händchen so dünn und so mager, daß man sie fast für die eines Skelets halten konnte. Der Doctor war ein weichherziger Mann, ihm standen die Thränen in den Augen und er beschenkte das Kind reichlich, nahm sie außerdem mit zum nächsten Garkoch, um ihr warmen Thee und Fleisch und Brot geben zu lassen; ja er schien fast nicht abgeneigt, das Kind zu adoptiren. Ich konnte mich eines traurigen Lachens nicht erwehren bei dieser Idee. „Wenn Sie so fortfahren", rief ich, „da können Sie nun gleich ein Waisenhaus gründen, wenn Sie nach Deutschland zurückkommen! Solche Kinder will ich Ihnen zu Hunderten verschaffen, wenn Sie's gelüstet, die reichen londoner Kirchspiele von ihren Lasten zu befreien! Sehen Sie, da sind gleich zwei andere! Nun machen Sie geschwind, daß wir nach Greek-Street kommen, sonst haben wir ein Dutzend auf unsern Fersen, ehe wir's uns versehen!"

Greek-Street mündet in Soho-Square und wenige Schritte nur vom letztern entfernt ist die deutsche Restauration von Wedde, wo man jeden Abend sicher ist, eine ebenso bunte als kosmopolitische Versammlung zu finden. Das Gros der Stammgäste und gelegentlichen Besucher besteht natürlich aus Deutschen, allein auch Franzosen, Italiener, Russen, Polen verschmähen die kräftige deutsche Kost nicht, die der brave und behäbige halberstädter Restaurateur ihnen vorsetzt. Und wie gut mundet die vorzügliche Tasse Kaffee nach dem Diner und die excellente Havana, die der Wirth uns zu verschaffen weiß! Die Auswahl von deutschen und französischen Zeitungen und das gemüthlich eingerichtete Local, in dem man sich so gern ein Stündchen ausruht! Wie erinnert nicht alles das so sehr an das deutsche „Kneipenleben", während man hier nur des kalten, förmlichen, englischen Speiselocals mit seinem pferdestallartigen Arrangement gewohnt geworden, wo kein Wort gehört wird, alles Sprechen flüsternd geschieht und Essen und Trinken dem deutschen Gaumen doch so ganz und gar nicht munden wollen!

Nachdem wir uns bei Wedde für unser nächtiges Umherziehen gestärkt, wandten wir uns der Richtung von Oxford-Street zu. Welch ein Treiben! ... Ich will versuchen, es annähernd zu schildern. Auf den breiten Trottoirs zu beiden Seiten der Straße wogt es von Fußgängern jeden Alters und Geschlechts, von dem auf Abenteuer ausziehenden jungen Lord oder Parlamentsmitglied bis zum Schuhputzerjungen mit seinem kleinen schwarzen Fußkasten auf dem Rücken und dem in Lumpen schrecklichster Art gehüllten Bettler und Vagabunden; von der eleganten Dame des londoner Demi-Monde bis zur kleinen Blumen- und Orangenverkäuferin, welche mit ihrem Zetergeschrei die Luft erfüllt; vom Arbeiter, der nach seinem Tagewerk zu den Seinen heimkehrt, bis zu dem Arbeiter, dessen Tagewerk die Nacht, und der seinen Weg ändert, wenn er von weitem den mit Glanzleder bedeckten Hut des Policeconstablers blinken sieht; von der anständigen Hausfrau und der redlichen Arbeiterin bis zur Dirne, die uns den Weg weist und es als unsere Schuldigkeit betrachtet, sie ins nächste beste Trinkhaus zu führen. Da sind langsam Gehende und im Flug Dahineilende; hier eine stationaire Gruppe vor der Thür eines der zahlreichen Ginpaläste (Trinkläden), dort ein Vorkampf; hier zwei sich bis aufs Blut schlagende Weiber, dort ein vor Hunger Umgefallener, dem — wie doch die Extreme sich berühren! — seine Kräfte gerade in dem Augenblick versagten, als er die glänzend erleuchtete Auslage eines Patisseriebackers erreichte. Und nun die Mitte der Straße! — Welch ein Gewühl von Omnibussen, Droschken, zweiräderigen Cabs, eleganten Equipagen, Lastwagen, Dorfkarren, Güterwagen, Bäckerwagen und ...

„Platz! ... Feuer!" ertönt's plötzlich, und in rasender Carrière fliegt eine Spritze daher, die Straße hinab; macht ihr Platz oder sie fliegt über Menschen und Thiere gleich rücksichtslos dahin. Im Nu ist sie verschwunden. Da naht schon eine zweite, eine Dampfspritze; sie ist geheizt und die Funken stieben umher. „Wo ist das Feuer?" „Irgendwo im Westen; morgen früh werden wir's in den Morgenblättern lesen!" Langsamer windet sich eine gewaltige Rettungsleiter auf zwei mehr als mannshohen Rädern die Straße entlang. Alle verschwinden in derselben Richtung und mit ihnen ist auch der Gedanke an Feuer und Gefahr verschwunden. Das Schreien der Straßenverkäufer, die schrecklichen Dissonanzen mehrerer zu gleicher Zeit gelernten Drehorgeln; hier ein isolirter Trompeter, der die „Letzte Rose" mit unglaublichen Variationen producirt; dort eine sentimentale Sängerin, welche, accompagnirt von einem blinden Flötisten, das Mitleid der

Vorübergehenden zu erregen ſich bemüht, doch nur hin und wieder ihrer widerſpenſtigen Kehle einen Ton zu entlocken vermag — — das iſt ein ſchwaches Bild deſſen, was uns jeder Abend auf jeder größern Straße Londons zeigt.

Unter ſolchen Umgebungen hatten wir, ohne es zu bemerken, das Ende der ſtundenlangen Oxford-Street erreicht und fanden uns unerwartet dem vom Hydepark herkommenden friſchen Luftzug ausgeſetzt, der auf uns etwa einen ähnlichen Eindruck erzeugte, als die Berührung der gewöhnlichen atmoſphäriſchen Luft auf den, der ein Dampfbad ſoeben verläßt, hervorbringt. Da lag der weite zum größten Theil baum- und ſtrauchloſe Raſenplatz, der königliche Park für das londoner Volk, vor uns.

„Das iſt alſo Hydepark?“ ſagte mein Begleiter. „Ich hatte mir ihn anders gedacht.“

„Sie können in der Dunkelheit ja nichts ſehen!“

„Wenn auch — ich hatte mir eine andere Vorſtellung gemacht! Ich glaubte einen vollen Baumwuchs, einen Wald mit abwechſelnden Blumenanlagen, geſchmackvoll verſchlungenen Wegen, Springbrunnen, Statuen zu finden und ſehe hier trotz der Nacht doch noch genug, um zu erkennen, daß wir nur eine weite, leere Ebene vor uns haben.“

Unter dieſem kurzen Geſpräch hatten wir das Marmorthor paſſirt und gingen nun auf dem mit Rotten Row zuſammenhängenden Hauptwege hin, an deſſen einer Seite einige kümmerliche Gartenanlagen den Wunſch erkennen ließen, dem Auge wenigſtens etwas an dieſer der Stadt nächſten Seite des Parks zu bieten. Bequeme, ja ſelbſt elegante Bänke befanden ſich alle zehn Schritte am Wege. Sie waren alle bereits belegt und — wenn nicht ein rückſichtsloſer Policeman ſein Veto einlegte — mochten es wol auch für die ganze Nacht bleiben. Da ſaßen, lagerten und kauerten ganze Kinder und Perſonen reifen und reifſten Alters; manche unter dieſen waren ſo gekleidet, daß man ſich wundern konnte, ſie in einem ſolchen Nachtquartier zu ſehen; andern war in Kleidung und Geſicht der Stempel von Jammer und Elend aufgedrückt. Auf dem feuchten Raſenboden ließen ſich auch, je mehr man das Auge zum Sehen anſtrengte, deſto mehr menſchliche Geſtalten unterſcheiden, die lang ausgeſtreckt, oft mehrere dicht aneinander geſchmiegt, für die Nacht ſich niedergelegt hatten.

„Das iſt himmelſchreiend!“ rief Dr. N. entrüſtet. „Wie iſt das möglich bei all dem Reichthum Londons, bei den zahlloſen Wohlthätigkeitsanſtalten, für die Millionen jährlich von der engliſchen Ariſtokratie und von den reichen Handelsfirmen —“

„Unterſchrieben und gezahlt werden“, fiel ich ihm ins Wort. „Ganz recht! Deren nächſter Zweck jedoch iſt, Sinecuren zu ſtiften und ein Heer von Secretären und Beamten zu ernähren. So bleibt denn wenig Gutes zurück für die, um derentwillen eigentlich ſolche Inſtitutionen ins Leben gerufen wurden. Doch wir müſſen eilen, den Park zu verlaſſen, um nicht eingeſchloſſen zu werden.“

Bald hatten wir Apsley-House paſſirt, von deſſen Fenſtern Wellington zwei zu ſeiner Ehre errichtete koloſſale Monumente noch bei ſeinen Lebzeiten ſehen konnte, und ſchritten nun, den Green-Park mit dem daranſtoßenden Reſidenzſchloß der Königin Victoria, Buckingham-Palace, rechts liegen laſſend, Piccadilly hinan. Es ging gegen 10 Uhr, doch je mehr wir uns Regent-Circus näherten, um ſo größer wurden Gewühl und Straßenlärm, um ſo heller und glänzender die Läden, um ſo reicher die Toiletten der zu Fuß promenirenden Damen und um ſo auffallender ſelbſt die Geſellſchaft im allgemeinen, in der wir uns bewegten. Es ward viel um uns her geſprochen und ein recht aufmerkſamer Zuhörer hätte wenig Mühe gehabt, in ſehr kurzer Zeit von jeder europäiſchen Sprache etwas zu vernehmen. Regent-Circus iſt nicht umſonſt der Brennpunkt des kosmopolitiſchen London: die Inſchriften: „Ici l'on parle français“, „Hier ſpricht man deutſch“, „Qui si parla italiano“, „Aquí se habla español“ u. ſ. w. prangen an den meiſten dieſer prächtig decorirten Ladenfenſter; und die dem Blick eines jeden Vorübergehenden weit offenen franzöſiſchen, deutſchen, italieniſchen und ſonſtigen Cafés und Reſtaurationen, der pomphaft ausgeſchmückten Trinkhäuſer, die Bureaux de change mit ihren Töpfen voller Goldſtücke, ihren Banknoten aus aller Herren Ländern und ihren Mulden mit Goldſand ſind in ſo genügender Menge vorhanden, daß über den Charakter dieſes Stadttheils niemand in Zweifel ſein kann. Wir traten in das Café de la Régence und nahmen an einem der Miniatur-Marmortiſche Platz, auf die man ſich fürchtet, die Arme zu legen. Wir beſtellten Kaffee, den uns der Kellner ſervirte; der erſte brachte die Taſſen, der zweite füllte ſie, der dritte ſtrich das Geld ein.

Beate.

Dürfen, dürfen? Das iſt der Kampf in meinem Innern. Und Du, und Du, was ſagteſt Du?

Tony.

Ich erbleichte', ich zitterte, ich wußte nicht Worte zu finden, ich ſagte, ich müßte mit Dir, mit Dir, Schweſter, reden — und ſo thu' ich's und frage Dich, geliebte Schweſter — darf ich ihn lieben?

Beate

(geht in größter Aufregung auf und ab. Endlich ſammelt ſie ſich und fragt).

Wann ſahſt Du ihn zum letzten Male?

Tony.

Am Tage, als ich die Stadt verließ.

Beate.

Wie? (Auf einen neuen Verdacht kommend, außer ſich) Tony?

Tony.

Schweſter, um Gotteswillen, er kann den Augenblick hier ſein. Wenn er mich umarmte, vor Deinen Augen, wenn er ſich Dir zu Füßen würfe, Deine Hand küßte, und Dich um die meine bäte — o Gott, dort ſteht ein Wagen, er ſteigt aus, er fragt nach mir, er fliegt durch den Hof, öffnet die Thür des Gartens, er kommt, er iſt's, Schweſter, vergieb, vergieb —!

Wilhelm (tritt ein).

Meine Tony, biſt Du's?

Die Tassen sind so über alle Begriffe dick, daß, obgleich sie äußerlich groß erscheinen, ihr Inhalt eben kaum mehr als „einen guten Schluck" beträgt; der Kaffee ist sehr gut und kostet 1 Schilling (10 Sgr.) die Tasse. Außerdem erwarten die Kellner, die seine Bezahlung von ihrem Principal erhalten, ein Geschenk. Sie sind nicht allein unbesoldet, sondern müssen für die Ehre, in solchen Häusern zu servieren, dem Wirth allabendlich eine fixirte Summe bezahlen. Daß sie sich dessenungeachtet zu dieser Ehre drängen, beweist der Umstand, daß kürzlich einer dieser Kellner seinen Platz für 250 Pf. St. an einen andern verkaufte, um sich nach siebenjähriger Thätigkeit ins Privatleben zurückzuziehen.

„Wer verkehrt hier?" fragte mich mein Begleiter.

„Ich kenne zufällig einige der Anwesenden und will Ihre Menschenkenntniß nach Kräften bereichern. Sehen Sie dort nahe dem Buffet den ältlichen Gentleman mit martialisch gewichstem Schnurrbart und von elegantem Aeußern: er gibt sich den Anschein, aufmerksam die »Revue des deux mondes« zu lesen; wenn wir indessen noch lange hier sitzen, werden wir ihn bald zur Seite haben; im Jahre 1849 war er Offizier unter Bem in Ungarn und lebt jetzt hier als harmloser Chevalier d'industrie, oder, um mich kurz zu fassen, vom »anständigen« Betteln. In seiner Tasche finden Sie stets ein Verzeichniß der liberalen Parlamentsmitglieder und der revolutionsfreundlichen Aristokraten. An diese hält er sich und fristet so sein Leben. Neuerdings scheint er von einer vornehmen Dame patronisirt zu sein. Er gehört in die Kategorie der mysteriösen Existenzen. Jener dort mit dem braunen Calabresenhut ist ein früherer deutscher Opernsänger, dessen gesunde Sinne im Nebellande offenbar afficirt wurden. Zuerst spielte ihm diese Affection den Possen, ihn religiös, das heißt englisch religiös, muckerisch und heuchlerisch, zu machen. Dies Experiment warf ihm jedoch nicht den Reingewinn ab, dessen er zu einem »anständigen« Leben bedurfte, und er ging nun auf das Gebiet der »packenden«, überwältigenden Erfindungen; seine neueste Leistung in diesem Genre ist nichts Geringeres als ein von Ihnen gezogener und so von ihm beliebig gelenkter Luftballon — natürlich vorderhand nur in seinem Gehirn. Er hat ein dickes Buch über diesen kühnen Gedanken geschrieben, das er ins Englische und Französische übersetzt zu haben wünscht. Diese Arbeit hatte er mir zugedacht. Ich bedauerte, sie ablehnen zu müssen und war kühn genug, an dem Erfolg seines Projects zu zweifeln. Ein vernichtender Blick war seine Antwort und ich sah ihn nie wieder. Doch muß er andere gläubige Seelen gefunden haben, denn es gelingt ihm noch immer, sich mit Anstand über Wasser zu halten. Von den Damen sehen Sie jene Brunette an, welche sich mit einem jungen Dandy in ein eifriges Gespräch vertieft hat. Sie ist nicht die Jüngste mehr, doch sie weiß noch zu siegen. Vor etwa zwei Monaten trat sie in einem Proceß als Klägerin gegen den Sohn eines reichen Bankiers auf. Er war thöricht genug gewesen, ihr ein schriftliches Heirathsversprechen zu geben. Es realisirt zu sehen, fiel ihr nicht ein; doch es war so gut wie baares Geld in ihrer Hand und genügte vollkommen, um eine Jury von 12 vorurtheilsvollen Engländern zu dem Ausspruch zu bringen, der ihr 2000 Pf. St. Abstandsgeld zuerkannte. Und »Sie kennt glatte mundt« können Sie in Rücksicht auf jene kleine Person dort drüben ausrufen, die so innig ihre Tasse Chocolade schlürft und vor siebzehn Jahren noch die Haushälterin dessen hier in London war, von dem ein gewisses berliner Witzblatt stets ehrfurchtsvoll und nur in der dritten Person redet."

„Doch nun auf die Straße!" rief der Doctor, indem er hastig aufsprang und Tisch mit Tassen und Blumenvase zur Erde warf.

„Sehen Sie, wie gut Ihnen die dicken Tassen zu statten kommen", lachte ich, als nicht eine derselben beschädigt war; „selbst die Blumenvase hat Stand gehalten." Doch die Cognac-Caraffe war dafür in tausend Stücken zerschellt und ihr aromatischer Inhalt tränkte den weichen, brüsseler Teppich. Eine halbe Krone in die Hand eines der im Fluge herbeieilenden Kellner gedrückt machte alles wieder gut und wir fanden uns bald aufs neue im Gewühl der Straße.

Inzwischen war es bald zwölf geworden, die weitgeöffneten Pforten von Her Majesty's Theatre am Ende von Haymarket entsandten eine dichte Menschenwelle, die den Tönen der Tittens und des Signor Giuglini gelauscht hatte und nun die breite Straße förmlich überschwemmte. Nicht ohne Mühe arbeiteten wir uns durch die Menge und kamen endlich in Trafalgar-Square an, um Luft zu schöpfen und uns einen Plan für die nächsten Stunden zu machen.

Der klare, gestirnte Himmel — ein so seltenes Ding in London — versprach eine schöne Nacht,

und da das nächtige Treiben jetzt erst begann und ich die Absicht hatte, dem Freunde hauptsächlich Contraste vorzuführen, so entschied ich für einen Abstecher nach dem andern Themseufer, nach dem New-Cut, nach dem Bahnhofe an London Bridge, dann zurück nach der City, und — wenn thunlich — einen kurzen Besuch auf einer der Polizeistationen und in einer der Officinen der großen londoner Morgenblätter. Wir steuerten dabei auf Westminster-Bridge zu, von der aus wir einer herrlichen Perspective nach zwei Seiten hin — Osten und Westen — auf die auf beiden Seiten und durch die zahlreichen Brücken erleuchtete Themse genossen. Bald nahm uns das düstre, unheimliche Lambeth auf, ein Stadttheil auf dem rechten Ufer des Stroms, in welchem bei Tage schon, geschweige bei Nacht, man es vorzieht, in den Hauptstraßen zu bleiben. Das thaten wir denn auch und machten einen Umweg, um nach dem New-Cut, dem Marktplatz dieses Viertels, zu kommen.

„Was in aller Welt wollen Sie mit mir um Mitternacht auf dem Markte?“ meinte der Doctor bei meinem Vorschlag.

Doch er begriff meine Absicht bald, als er, erst von weitem schon, den wüsten, aller Beschreibung spottenden Lärm wahrnahm, dann, näher kommend, den Lichtschein sah, den der Unreingewichte für Feuerschein halten würde und dessen Reflex allabendlich am Himmel sichtbar ist. Und als nun dieses abenteuerliche, mitternächtige, grell beleuchtete Treiben, Wuchern und Schachern, dieses Brüllen und Toben, dieses Fahren und Rennen, diese Tausende von Käufern und Verkäufern, Trödelbuden und Hausirkarren, dieses Meer von Gas-, Lampen-, Talg- und Fackellicht bei einer Biegung des Wegs plötzlich in ungesehbarer, breiter Straße vor uns dalag, — da staunte und begriff mein deutscher Gelehrter, daß es sich doch der Mühe lohne, eine Nacht auf den Straßen Londons umherzuirren, und daß es hier Dinge zu sehen gäbe, die irgendwo sonst in Gottes weiter Welt suchen zu wollen eitel Bemühen wäre!

Ach, unsere armen Ohren! „Fünf für zwei Pence! . . . Frische Heringe, drei geräuchert!“ „Kaufen Sie, meine Herren und Damen, diese unübertrefflichen Morgenschuhe, sechs Pence das Paar!“ „Zehn Wallnüsse für einen Penny!“ „Feinster vorher Schinken, spottbillig!... Soll ich abschneiden?“ „Grüne Bohnen, acht Pence die Meze!“ „Neueste Grimelineusagen, 18 Pence das Stück!“ „Wer kauft Gebrauchens Streichhölzer?“ „Treten Sie ein, meine Herren, unverfälschte Waare, vorzügliche Rosinen, feinsten Kaffee, besten Thee! Alles spottbillig und echt!“ „Hier ist die wahre Niederlage von Griffith's patentirten feuerfesten Geldschränken!“ „Nur noch einen Tag für die lächerlich billigen Sydenham-Beinkleider und Westen!... Einen ganzen Anzug für zehn Schillinge!... Kauft! Kauft! Kauft!... Eine Flasche Portwein als Zugabe an jeden Käufer!... Nieder mit der Concurrenz!“ „Großes Schuh- und Stiefellager!“ „Zwiebeln! Zwiebeln und Kohl! . . .“

„Um Gottes willen, lassen Sie uns schnell aus diesem Babel hinauskommen!“ schrie der Doctor, denn bloßes Sprechen würde unerträglich gewesen sein. „Himmel! welch ein Geruch, bester Freund, welch ein Aufenthalt!“

Ich lachte, bis wir den großen Bahnhofen bei London-Bridge gegenüber zum Vorschein kamen und das Gewühl des New-Cut Ameisenhaufens längst hinter uns hatten. Der Doctor wollte nichts mehr hören; nach Haus wollte er auf dem kürzesten Wege, und so waren wir denn bald inmitten der stets, selbst um 1 Uhr nachts, belebten Brücke von London und wanderten mehr oder weniger müde durch die nun öden Straßen der City, in denen es von 10 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags zuweilen unmöglich ist, vorwärts zu kommen. Dort waren alle Kaffee- und Trinkhäuser längst geschlossen, alle Läden längst zu; denn die Stadt des Welthandels, die City of London, ist nur am Tage bewohnt, und die, welche sie dann lebhaft machen, wohnen bei Nacht oft Hunderte englischer Meilen entfernt auf ihren Landsitzen; und in den gewaltigen Waarenmagazinen, den Bankgewölben und den Comptoirs, da sind nur Wächter und Portiers, keine Bewohner sonst.

Es war nahe an 2 Uhr, als wir den Beginn von Fleet-Street erreichten, in welchem die großen Zeitungsdruckereien um diese Zeit in emsiger Thätigkeit sind; wenn man dann ein Geräusch dort herum hört, so ist es das Knarren der riesigen Hoe'schen Maschinen, die 20000 und mehr Exemplare per Stunde produciren. Ganz nahe diesem Quartier der londoner politischen und commerziellen Reclame wartete noch ein anderes Schauspiel unser; dort ist eine der thätigsten Polizeistationen der Metropole, in deren Umgebung man um diese späte Nacht- oder bessre frühe Morgenstunde einen tiefen Blick in das sociale Elend der Dreimillionenstadt thun kann.

Auch wir waren Zeugen der Eindringung einer zahlreichen Gesellschaft unter Begleitung einer nicht minder zahlreichen Escorte von Civilconstablern. Männer, Weiber und Kinder fanden da theils ein unfreiwilliges Nachtlager, theils auch mochten sie froh sein, ein solches zu finden. Obdachlose, Diebe — und ein Mann, der soeben seinen drei Kindern die irdische Laufbahn verkürzt hatte, bildeten diesen Zuwachs, dieses nie fehlende Material für die alltäglich abgehaltenen Polizeigerichtssitzungen. Ich fragte einen der Polizisten, was der Mann verbrochen, den sie mit Handschellen und unter der speciellen Bewachung von vier Constablern in die Station führten. „He has only murdered his three children", war die ruhige Antwort, die genügend zeigte, wie sehr die Polizeibeamten an dergleichen Vorkommnisse gewöhnt sind.

Und als wir nun durch das nur dem Eingeweihten hier bekannte Labyrinth von kleinen Gäßchen, Winkeln und Passagen uns hindurchwanden, aus denen das Buchdruckerviertel von London, die Gegend zwischen Fleet-Street und Holborn, besteht, sahen wir so manche lange Reihe von Fenstern glänzend erhellt, wo noch die letzten Correspondenzen und telegraphischen Berichte aus Reuter's Bureau gesetzt wurden, während schon einzelne Zeitungsagenten an den Eingangsthüren der verschiedenen großen Zeitungsexpeditionen sich eingefunden hatten und mit Ungeduld auf die ersten Bogen zu warten schienen, welche die Maschinen lieferten.

„Doch nun endlich nach Hause!" rief mein deutscher Doctor, „ich habe nun genug von dieser Nacht in den Straßen Londons!"

Und um 3 Uhr früh träumte er wahrscheinlich schon von dem New-End und dem Manne, der seine drei Kinder ermordet; vielleicht sogar von dem durch Adler gezogenen Luftballon.

Theodor Kutter.

Was bringst Du mit?

Von Karl Neumann-Riesa.

I.

Ein Herbstabend. Durch das Dorf Mellingen galoppirt der Wind. Wie er um die Kirche saust und sich dann gegen die Fensterladen des Pfarrhauses wirft, daß sie klappern und schier aus den Angen gehen wollen, springen die beiden da drinnen — der Pfarrer Hieronymus Schneider und Minchen, seine Frau — mit besorgten Blicken von den Stühlen auf.

„Wird doch alles nagelfest sein?" meinte Hieronymus. „Sonst können wir erleben, daß uns dieser garstige Sturm die Laden entführet."

„Sorge dich deshalb nicht, Alter! Wir werden morgen jedes Stück an seinem Platze finden. Ein echter Herbstabend! Wärst du nicht bei mir", sagte sie, den Arm auf seine Schulter legend, „würde ich mich fürchten."

„Liebe Frau" — und er führte sie wieder zum Stuhl zurück — „vertraue auf Gott, so wird dich selbst in der Wüste keine Furcht beschleichen. Wer bin denn ich? Nur ein Rohr, das jeder Windstoß knicken kann."

Aber die Pfarrerin schien doch zu denken, ihres Mannes Anwesenheit wäre, wenn auch nicht der größte, so doch ein recht großer Trost. Mit dem Spinnrad beschäftigt, gab sie diesem Gedanken Worte und fügte darauf hinzu: „Mich dauert's eigentlich, Alter, daß du gar nicht mehr aus Mellingen herauskommst. Was hockst du hier immer? Warum gehst du nicht mehr nach Weimar und besuchst Hildebrand und plauderst dich mit ihm aus?"

Darauf versetzte er, eine Prise vom Brett nehmend: „Meinen Amtsbruder Hildebrand spräche ich wol gern einmal. Er soll zu uns kommen! Ich will ihm schreiben."

„Was er dir antworten wird? Lieber Bruder, wird er antworten, ich erwarte dich übermorgen in der Stadt, du darfst bei der Conferenz nicht fehlen."

„Das ist's ja eben!" rief da Schneider und schob das Käppchen auf seinem Haupte heftig hin und her. „Dieser Versammlung oder dieser Conferenz, wie's Herr Consistorialrath Herder benennt, will ich ja gerade aus dem Wege gehen! Was werden sie da berathen? Lauter Neuerungen! Und zu welchem Zweck? Ja, das bleibt mir ein Räthsel! — O dieser neue Geist, der jetzt das sonst so liebe und so friedliche Weimar bedroht! Wie gern war ich dort und plauderte ein Stündchen mit Hildebrand! Weißt du noch, Minchen, wie ich mich einmal in jeder Woche dorthin auf den Weg machte? — Und jetzt?" sprach er seufzend weiter, „ja, du hast recht, ich komme nicht mehr aus Mellingen heraus. Und lieber will ich die Residenz auch gar nicht mehr sehen, lieber Freund Hildebrand nie wieder sprechen — Diese Conferenz und dieser Hang zu Neuerungen sind mir ein Dorn im Auge!"

„Mit der wahren Frömmigkeit ist's in der Stadt vorbei", sagte die Frau, während sie das

Rad ausschnurren ließ. „Aber kannst du etwas dagegen machen? Unmöglich! Der Herzog hat Herder berufen, also hat er die Macht in Händen. . .“

„Nicht er allein“, unterbrach der Pfarrer. „Da sind noch der Geheimrath Goethe und der Hofrath Wieland, beides Ausländer, die, was unbegreiflich ist, den Eingeborenen vorgezogen wurden. Der eine hat ein fürchterliches Buch geschrieben, das »Werther's Leiden« heißt, der andere schreibt Romane, die der Teufel Oberster diktiren muß. Und dieses Kleeblatt hat Weimar auf den Kopf gestellt! Goethe will den ganzen Rath verbessern, Wieland das Heidenthum einführen, Herder die Säulen der Kirche umstürzen — O, wo hat der Herzog nur die Augen! Und ich, der ich Gottes Wort im Herzen trage, ich soll diese Stadt wieder betreten, soll der Einladung zur Conferenz Folge leisten — Nein, nein, München, ich thu's nimmermehr, und sollte ich den braven Hildebrand niemals wiedersehen!“

Die Pfarrerin sprach noch: „Aber sage mir, was du willst, schmeichelhaft ist diese Einladung doch für dich! Und willst du sie übergehen — nun gut, ich stimme dir darin ganz bei, aber weshalb du der Stadt den Rücken kehrst, das sehe ich nicht ein! Nein, gerade jetzt solltest du hinwandern, und das morgen in der Frühe! Du gehst zu Hildebrand, und zur Conferenz gehst du auch.“

„Und warum jetzt?“

„Du bekommst etwas zu sehen und zu hören. Die Straßen werden belebt sein, die Fremden sich zahlreich einstellen. Was hast du hier? Ewig dasselbe Einerlei. Und das fortwährende Studiren macht dich noch zum Grübler und Sonderling.“

Hieronymus versicherte zwar, daß er sich an der Seite seines Minchens stets am zufriedensten und glücklichsten fühle, allein verhehlen konnte er sich doch nicht, daß ihn die Einsamkeit Mellingens zuweilen drücke. Bei ein Jahr war vergangen, seit er Weimar und Hildebrand zum letzten mal gesehen. Die Neuerungen, über die er sich vordem beklagte, hatten ihn völlig zurückgeschreckt. Aber jetzt, nachdem die Frau von dem Leben in der Stadt, von dem Eintreffen zahlreicher Fremden gesprochen und bemerkt hatte, daß er ja den Freund besuchen könne, ohne an der Conferenz theilzunehmen — jetzt gestand er sich, daß sein Minchen nicht unrecht habe und daß er in seinem Eifer zu weit gegangen. Was konnte auch das friedliche Weimar für den neuen Geist, der jetzt darin zum Kampfe rief! . . . Indem pochte es. Die Magd ließ den Boten eintreten, der das Wochenblatt brachte.

Er setzte sich auf die Ofenbank und erzählte: „Eben komme ich aus der Stadt. Nur beim Lammswirth war ich ein Weilchen, um ein Glas Warmbier zu trinken. Ist das ein Wetter! Der Wind läßt einen kaum vorwärts und die jungen Bäume an der Straße liegen sämmtlich im Graben. Oho, gehen der Herr Pfarrer nur morgen in die Stadt und die Frau Pfarrerin müßten eigentlich auch mit. Solch ein Treiben und solch ein Spectakel ist mir noch gar nicht vorgekommen! Alle Stuben in den Schenkhäusern vorausbestellt, von Jena sind sie schon da, selbst von Apolda werden welche eintreffen — Und warum das alles? Der Knecht im »Anker« sagte mir, daß eine große Kirchenumwälzung stattfinden und daß der berühmte Herr Consistorialrath Herder predigen würde. . .“

„Mein Mann ist besonders dazu eingeladen worden“, sprach die Pfarrerin, stolz auf Hieronymus blickend.

„Das kann ich mir lebhaft denken“, meinte der Bote; „der Herr Pfarrer sprechen ja auch so schön und so rührend. Mir ist bei der Predigt des Herrn Pfarrers das blanke Wasser aus den Augen gelaufen.“ Dann erhob er sich und ging, und die Frau suchte die Brille und griff nach dem Wochenblatt.

Hieronymus dachte an seine jenenser Studienzeit und mußte lächeln. Damals hatte er einen Stiefelputzer, so einen Menschen für alles, gehabt, der gerade so geredet wie vorhin der Bote. Und wie sich nun Hieronymus dieses wol längst gestorbenen Individuums erinnerte, da kehrte jeder tolle Studentenstreich in sein Gedächtniß zurück, da zog er eine Parallele zwischen damals und heute — welch ein Abstand! Auch mein Herz ist alt geworden, sagte er sich. Aber warum? Warum blicke ich scheel auf alle Freuden, warum schließe ich mich ab? Ja doch, der neue Geist. . . Doch München hat recht. Eins läßt sich vom andern sondern; es läßt sich sehr gut machen, daß ich mich am bunten Leben in Weimar erfreue, ohne der Conferenz beiwohnen zu müssen. So redete er noch viel in sich hinein. Seine Neugierde, durch das Gespräch mit der Frau einmal erweckt, war durch des Boten lebendige Schilderung nur noch heftiger geworden. Er sehnte sich aus der Stille heraus, es drängte

ihn, wieder ein freundliches Wort mit Hildebrand auszutauschen. Und konnte die Gelegenheit dazu günstiger sein?

Jetzt rief die Frau: „Hör', Alter, hier steht's sogar im Blatte! „Nun", sagte er, „so lies, ich bitte dich!" Und sie reinigte die Brillengläser und las: „Wie wir in Erfahrung gebracht, wird am 20. October eine Kirchenconferenz in Weimar stattfinden. Es sollen wichtige Beschlüsse gefaßt werden; den Gottesdienst wird Herr Consistorialrath Herder abhalten. Außer der Geistlichkeit unserer Residenz werden dazu erscheinen: Die Herren Prediger von Berka, Stadtilm, Tannenroda, Ebringsdorf, Mellingen. . ."

„Sieh' einer an", sprach Hieronymus, „was der Zeitungsschreiber alles wissen will! Aber fehlgeschossen, mich wird nun nicht dabei sehen!"

„Das steht ja ganz bei dir, lieber Mann! Immer bleibt's doch eine Ehre! Und nun hier weiter unten — Willst du noch hören?"

„Ei gewiß, mein Kind!" Er bog sich vornüber, um kein Wort zu verlieren.

Und sie las: „Unsere Bewohner werden in den Tagen vom 20. — 22. zahlreichen Besuch empfangen. Auch sind die Zimmer in den Schenkhäusern bereits bestellt, was besonders von Professoren und Studenten Jenas . . ."

„Vielleicht ist ein Lehrer oder ein Studiengenosse darunter! O, werden die Augen machen, wenn ihnen der alte Hieronymus so mir nichts dir nichts um den Hals fällt! Wird das eine Freude geben!" So rief er, die Stube durchschreitend. Er fühlte sich ordentlich wieder jung und sah sich schon, mit dem einen von der schönen Lene in Dornburg schwagernd, mit dem andern das Du und Du erneuernd — es geht doch nichts über Erinnerung! . . .

Also war es entschieden. Er wollte hin, und das morgen in der Frühe. „Recht so!" sagte die Pfarrerin und dann gähnte sie, und du meinte der Pfarrer, es wäre am besten, wenn sie sich schlafen legten. Sie war's zufrieden und folgte ihm zur Kammer. Während des Auskleidens erzählte sie noch, wie sie heute überrascht werden. Das Grab ihres Sohnes sei mit einem prächtigen Kranze geschmückt, und sie habe nicht die leiseste Ahnung, wer außer ihnen des Todten gedächte. Hieronymus fand das sehr hübsch und sehr christlich, und nachdem er das Licht gelöscht, zerdrückte er eine Thräne und seufzte ganz leise; Minchen durfte nichts davon hören. Sie hätte sonst bis zum hellen Morgen kein Auge geschlossen und still vor sich hingeweint, denn der Gedanke an das einzige Kind, das nun schon so lange unter dem Fliederbaum neben der Kirche schlief . . . Hieronymus selbst dachte jetzt an seinen Schlaf; er warf sich bald auf die rechte, bald auf die linke Seite und dachte an den todten Sohn, und weiter, wie so ganz allein sein Minchen dastände, wenn er einmal abberufen würde, und wie es so tieftraurig wäre, wenn dann keine brave Frau nicht eine einzige Stütze hätte. Er drückte das Haupt in die Kissen, damit sein Schmerz nicht vernommen werde, und die Stunden schlichen und endlich ward es Tag.

Der Pfarrer war zwar gar nicht in der Stimmung, seinen Weg nach Weimar anzutreten, allein die Pfarrerin nahm stillschweigend die nattlichte Pfeife vom Brei und füllte den Tabaksbeutel bis zum Rand. Dann trug sie Brot, ein Stückchen zarten Schinken — saftig wie Nun, betheuerte sie — und ein Fläschchen herbei, das einen erquickenden Trunk enthielt. „Alter", rief sie, „dir soll das Herz im Leibe lachen!" Darauf zog denn Hieronymus die hohen Stiefeln über die Füße und griff nach Hut und Stock, nachdem er sich erst überzeugt, daß der Himmel heute blau und wolkenlos bleiben würde.

Sie geleitete ihn bis zum Zaun, der den kleinen Garten vor dem Hause begrenzte. Hier küßten sie sich und die Frau sagte: „Nun sprich, lieber Mann, was willst du mir mitbringen? Aber etwas recht Schönes, so ganz was Apartes muß es sein, sonst machst du mich ernstlich böse!"

Auf ihren Scherz eingehend, versetzte er: „Du sollst etwas bekommen, wovon du dir nichts träumen läßest! Wie wär's mit einer Kutsche und einem Pferd davor?"

„Das ist das Wenigste!" rief sie noch hinterdrein, denn er war bereits auf die Landstraße getreten.

Welch ein Morgen! Wie es da lachte und glänzte ringsumher! Der Wind hatte die Luft und den Weg gereinigt; nun stieg kein Körnchen Staub auf, kein welkes Blatt rauschte unter den Tritten. Der Himmel schien viel höher als sonst. Häuser, Bäume und Hügel in weiter Ferne lagen so klar da, und selbst die Fenster in der Mühle ganz hinten am Horizont konnte Hieronymus erkennen — wie ein Kind freute er sich darüber. Und er sang ein Liedchen und fragte jeden, der ihm begegnete: „Woher — Wohin?" Und einem Knaben streichelte er die rothen

Wangen, einer Bauernfrau nahm er einen der schweren Körbe ab und ließ sie von dem saftigen Schinken kosten und aus der Flasche nippen. Ihm war so wunderbar leicht und seine Brust war so weit, und beständig mußte er singen und lachen, er konnte gar nicht anders. „Jetzt sieht man schon die Thürme", sagte die Frau. „Ein herrlicher Anblick", meinte der Pfarrer. „Es wird arg in Weimar hergehen." „Warum das?" Verwundert blickte er sie an. „Unser Schulmeister schwört Stein und Bein, daß der Herr Consistorialrath morgen den Teufel austreiben würde."

Darauf versetzte Hieronymus nichts, aber er ließ den Kopf hängen und seine rosige Laune erhielt einen förmlichen Hieb. Die Conferenz! Die hatte er fast vergessen. Doch wurde sein Auge bald wieder heller, als er nun in die Straßen trat und all die freudigen Gesichter, all die vorübereilenden Menschen sah. Was kümmerte ihn auch die Conferenz? War er etwa ihretwillen gekommen? Laß die nur den Neuerungen huldigen, sagte er sich, du bleibst beim Alten, denn das ist so alt wie Gott.

Also denkend, hatte er den Töpfermarkt erreicht. Richtig, da stand ja das Haus hinter der Stadtkirche, in dem Freund Hildebrand anzutreffen. Wie er jetzt pochte, schlug sein Herz ordentlich vor Erwartung. Eine Magd öffnete und rief ihren Herrn. Der kam sogleich und nun erschallte ein Jubel, wie ihn diese alten Mauern lange nicht vernommen. „Liebe Frau, Hannchen, Lottchen, kommt doch heraus!" rief Hildebrand. Die Pastorin und ihre Tochter stürzten die Stiege hinunter, da sie ein Unglück vermutheten. O diese Freude! „In meiner Stube ist's wärmer", sagte die Frau. „Aber in meiner ist's gemüthlicher", meinte der Pfarrer. „Bei uns steht ein ganz neuer Lederstuhl am Fenster!" riefen die Töchter. Hieronymus hätte sich am liebsten getheilt, wenn's angegangen wäre, allein nun machte Hildebrand kurzen Proceß, indem er den Gast bei der Hand nahm und ihn in sein Studirzimmer führte. Die Pfarrerin folgte, Hannchen und Lottchen hingegen wetteiferten in der Küche, einen tüchtigen Imbiß herzustellen.

Nachdem dann die Gläser auf das Wohl aller guten Menschen geleert worden, ging es ans Erzählen. Wie Schneider auf die blühenden Töchter seines Freundes blickte, vermochte er ein Gefühl von Neid kaum zu unterdrücken; wie Hildebrand von seinem Sohne sprach, der das letzte Semester auf der Universität verlebe, rollte eine Thräne in sein Glas. Die Pfarrerin winkte ihrem Manne und sogleich brach der davon ab und fragte nach dem Leben in Mellingen; aber Hieronymus konnte nur halbe Antworten geben, das Reden fiel ihm schwer und seine Augen wollten gar nicht trocken werden.

Hildebrand haschte nach einer geschickten Wendung. „Du warst lange nicht bei uns", meinte er, seine Rechte auf die Schneider's legend.

„Wie's so manchmal kommt. Was ist ein Jahr? Ein Augenblick!"

„Ach", sagte die Pfarrerin, „in einem Jahre geschieht viel! Was haben wir nicht erlebt! Die Kirchenbuße wurde abgeschafft, bei Herder's nebenan kam ein Junge zur Welt und mein Lottchen wurde Braut."

„Ei", rief Hieronymus und reichte Lotten die Hand hin, „Gott segne dich, meine Tochter, und mache dich von Herzen glücklich! Und wer ist der Herr Liebste?"

Statt ihrer nahm der Vater das Wort. „Nun, wer anders als der junge Candidatus, der bei Herdern aus- und eingeht! Hast du denn von Fritz Wilhelmi, seinem Liebling, nicht gehört? O, ich sage dir, der ist der würdige Schüler seines trefflichen Meisters! Unser hochverehrter Consistorialrath! Ist das ein Mann! Du thatest klug, Freund, daß du hergekommen, um dir seine morgende Predigt nicht entgehen zu lassen! Jeden muß er begeistern! Lauter Gold hat er auf den Lippen, jedes seiner Worte ist Weisheit!"

Stumm und starr saß der gute Pfarrer aus Mellingen da. Die Gabel legte er hin, das Messer legte er hin, der Bissen blieb ihm im Munde stecken. Unmöglich! Er hatte nicht recht gehört. „Hildebrand", rief er jetzt, „auch du? Auch du?"

Sichtlich erstaunt sah dieser auf. „Was ist dir, Freund?"

„So hättest du dich verändert?"

Nun begriff Hildebrand, und ein wenig verdrießlich fuhr er fort: „Wie kannst du nur von Veränderung reden! Bin ich etwa ungläubig geworden? Licht! ist der große Ruf, der —"

Aber Hieronymus ließ ihn nicht weiter sprechen. „Wohl bekomm's allerseits!" Und er stand vom Stuhle auf.

Jener drehte die Daumen herum und murmelte: „Ja, ja, ja!" Augenscheinlich wollte er mehr sagen, allein er biß sich auf die Lippen, da er Schweigen für das Beste hielt.

Die Stille drückte und ihr mußte ein Ende

gemacht werden. Dies sah die Pfarrerin nur zu wohl ein, daher meinte sie jetzt: „Wie wär's, mein lieber Herr Schneider, wenn Ihr einmal nachschautet, ob Euch das Nachtlager bequem genug? Kommt, ich will Euch führen!"

Hieronymus war es zufrieden. Sie verließen die Stube. Eine, die zweite Treppe hinauf, über einen langen, schmalen Gang, dann um eine Ecke. . . „Ein wenig sehr abgelegen", entschuldigte die Führerin, „aber das liegt an dem alten Hause, da ist alles die Kreuz und die Quer gebaut."

Ein helles und freundliches Zimmer. Die Sonne grüßte hinein. "Schneider meinte: „Hier werde ich ungewiegt schlafen." „Wenigstens ruhiger als bei meinem Mann, zu dem ich Euch eigentlich betten wollte. Aber ich überlegte hin und her und dachte: Nein, bei deinem Alten hält's unser Freund keine Minute aus, denn der schnarcht ja so entsetzlich, daß man es bei Herders hören kann." So sprach die Frau und lachend stiegen sie dann die Treppen wieder hinab.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Gebräuche in den griechisch-albanesischen Colonien Siciliens.

II.

In der griechisch-albanesischen Colonie in Palazzo Adriano herrschte vormals während der Carnevalszeit eine eigenthümliche Sitte. Die jungen, vor andern witzigen und kräftigen Burschen verkleideten sich als Hirten; mit großen Stöcken in den Händen liefen sie über die Plätze und durch die Hauptstraßen des Orts, indem sie zusammen tanzten und sprangen, und das übrige Volk begleitete sie mit dem gewöhnlichen Carnevalsspektakel auf ihren Kreuz- und Querzügen. Außer dem Stock trugen sie Taschen über der Schulter, die sie zu Zeiten mit Orangen füllten, und wenn sie mit Tanzen aufhörten, warfen sie sich untereinander mit diesen Früchten. Auch hatten sie ein Glöckchen um sich hängen, wie es der Leithammel zu tragen pflegt, und während sie nun so liefen und sprangen, machte das Glöckchen einen immerwährenden Lärm. Dabei neckten und höhnten sie die Fremden, die Albanesen aber ließen sie unbelästigt. Auf einem großen Platze ward dann ein Galgen aufgerichtet und daran wurde eine Fastnachtspuppe befestigt, die jeder Fremde küssen mußte. Wer dies gethan hatte, durfte ungehindert und unbelästigt vorübergehen und erhielt als Zeichen einen schwarzen Strich auf die Stirn. Ohne einen solchen Strich ließen sie niemand vorübergehen, wenn er nicht zur griechisch-albanesischen Colonie gehörte. Wer sich aber zu dem Kusse nicht bequemen wollte, der wurde gewaltsam entweder in einen nahen Wasserbehälter oder in den Bach auf dem Platz getaucht und dann unter höhnischem Lachen und Beifallklatschen der Menge entlassen.

Dieser Gebrauch ist jedoch seit 60 — 70 Jahren abgeschafft worden, weil er die Grenzen eines erlaubten Scherzes überschritt und eine Klasse von Personen ungebührlich belästigte.

Sonst war es auch in Palazzo Adriano allgemeine Sitte, daß an den vorzüglichsten Jahresfesten, besonders zu Weihnachten, Fastnachten und Ostern, die Verwandten in der Wohnung des Familienoberhauptes sich versammelten, um daselbst das Mittagsessen einzunehmen. Dabei war es aber gebräuchlich, daß jeder der Theilnehmer etwas dazu beitrug, etwa ein Huhn, ein Lamm, ein Stück Fleisch, Reis oder dergleichen, was dann alles gemeinschaftlich verzehrt ward. Der albanesische Name für dieses gemeinschaftliche Mittagessen, eine Art Pickenik, war machadare, d. h. große Heiterkeit. Aehnliche Schmäuse gab es auch bei der Fratria und bei andern Vereinen, deren Mitglieder eng zusammenhielten. Die Fratria war eine religiös-politische Verbindung der Mitglieder eines Stammes oder Geschlechts, die untereinander nicht verwandt waren, aber in inniger Verbindung zueinander standen und gleichsam eine einzige große Familie ausmachten. Ihre Mahlzeiten waren öffentlich, und sie hatten zunächst den Zweck, die dazu gehörigen an Mäßigkeit zu gewöhnen und sie untereinander in genauer und inniger Verbindung zu erhalten. Daher hatten auch diese gemeinschaftlichen Mahlzeiten den Namen Agape (Liebesmahl), wie bei den Christen der ersten Jahrhunderte.

In der Freitagsnacht vor dem Palmensonntag bekleidet sich einer mit irgendeinem weißen Gewand, Mantel, Oberhemd oder dergleichen, und er zieht dann in Begleitung anderer vor die Thüren der Gläubigen, wo sie im Chor nach einer einfachen rührenden Musik ein Lied singen, das die Erzählung von der Auferweckung des Lazarus enthält. Nach beendigtem Gesang bitten sie um eine Gabe; die Frau des Hauses kommt heraus und gibt ihnen Eier, Speck, Käse u. s. w. Aehnliche Gebräuche gibt oder gab es auch bei ähnlichen Veranlassungen unter den Bewohnern griechischer Dörfer in Griechenland und der Türkei; aber in den griechisch-albanesischen Colonien Siciliens fängt die Sitte an in Wegfall zu kommen, weil die Fremden sie in schlechten Ruf gebracht haben. Aehnlich ist es mit einer andern Sitte, die ebenfalls einen christlichen Ursprung und eine religiöse Bedeutung hat und die deshalb die Diener der Kirche da, wo nicht ein falscher Eifer, sondern ein kindlich-from

hier [illegible] die Sitte beibehalten und gepflegt hat, zu erhalten bemüht sein sollten. Man zog nämlich am Ostermorgen in früher Stunde (in Gemäßheit der evangelischen Erzählung) unter Führung eines Geistlichen vor die Wohnungen der Vornehmen und Priester des Orts und sang da einen auch in der Kirche üblichen griechischen Lobgesang: „Christus ist von den Todten erstanden, und mit dem Tode hat er den Tod zertreten und hat denen, die in den Gräbern liegen, das Leben geschenkt." Aber auch dieser Gebrauch und die ihm zu Grunde liegende Frömmigkeit des Glaubens ist von der Frivolität der Spötter ins Lächerliche gezogen worden, und er ist in Gefahr, gänzlich zu verschwinden.

Dagegen herrscht in der griechisch-albanesischen Colonie in Contessa in Sicilien ein anderer eigenthümlicher Gebrauch, der freilich von zu weltlicher Art ist, als daß er zu befürchten hätte, Gegenstand frivolen Spottes zu werden. In den Tagen nach Ostern kommen nämlich die kräftigsten unter den jungen Leuten des Orts zusammen, um miteinander zu kämpfen und gegenseitig ihre Körperstärke in ihrer Geschicklichkeit zu erproben. Nach Art der alten Athleten ringen immer zwei miteinander und einer sucht den andern zu Boden zu werfen, und dies geschieht in Contessa auf einem freien Platze außerhalb des Orts, wo in Gegenwart vieler Zuschauer und Zuschauerinnen die Kämpfe in einem großen Kreise, nach Art der alten Amphitheater, stattfinden. Der Wettstreit erstreckt sich dann auch noch auf andere Körperübungen in Springen, Aufheben großer, schwerer Steine u. s. w.

Auch eine eigenthümliche Verwünschung haben die Albanesen in Sicilien, welcher eine geschichtliche Thatsache und alte Erinnerung zu Grunde liegt. Diese albanesische Verwünschung ist eine doppelte und lautet in unserer Sprache: „Alle andern Sabbate mögen kommen, nur der von Scanglies möge nie kommen!" oder „Alle Sabbate im Jahre sollen gehen und kommen, aber der Sabbat von Scanglies soll nimmermehr kommen!" Dabei ist nämlich — sagt Crispi — der Sabbat vor Pfingsten gemeint, an welchem die Türken sich einst Konstantinopel näherten, um die Stadt zu belagern, und in den Tagen des Pfingstfestes war es, da sie die Stadt nahmen, den letzten Kaiser tödteten und das Reich zerstörten — im Jahre 1453, (bekanntlich am 29. Mai, an einem Dienstag). Sie haben dort in Sicilien einen Volksgesang, der sich namentlich auch auf jene Zeit und jene Begebenheit bezieht, und welcher unter andern den Georg Castriota Skanderbeg, den „großen Alexander von Epirus", in hohem Schwunge feiert. Dieser Gesang beginnt mit obiger Verwünschung und sie kehrt auch als Refrain häufig in ihm wieder. In dem nämlichen Gesange ist zugleich eine Anspielung auf das Wiedererstehen Griechenlands, sowie ein prophetischer Wunsch enthalten, indem es darin heißt:

„Nie kehre jener fluchwürdige Sabbat wieder! Ein anderer Sabbat ist gekommen, und er hat dem Stier die Hörner zerbrochen. Auf dem Throne in der Stadt der alten Athener sitzt der, der die Geschicke Griechenlands beherrscht. Die Stadt selbst birgt viele tapfere Männer, und sie werden Rache für uns nehmen: sie werden den Räuber in die Wüsten zurückjagen, aus denen er gekommen ist, und in Unwillen und mit Flüchen wird er Byzanz verlassen, und ganz Griechenland wird glücklich werden wie zuvor!"

Eine ähnliche Prophezeihung und patriotische Hoffnung spricht auch ein anderer Volksgesang der griechisch-albanesischen Colonien in Sicilien aus, den man dort an einem Tage zu Ende des Frühlings zu singen pflegte, wo dann die Eingewanderten aus Griechenland und Albanien auf einen nahen Berg zogen und mit sehnsüchtigen, der frühern Heimat zugewandten Blicken die alten großen Erinnerungen und die neuen wach gewordenen Hoffnungen in christlich-patriotischer Glaubenszuversicht feierten. Crispi bemerkt übrigens dabei, daß die Sitte, auf den Berg zu ziehen, viele Jahre vor der Wiedergeburt Griechenlands in Verfall gekommen sei.

Die kranke Nachtigall.

Im Käfig, struppend ihr Gefieder,
Sitzt still die kranke Nachtigall;
Sie hört des Herbstes rauhe Lieder
Und sieht der Blätter raschen Fall.

Wie quält der Schmerz sie herb und bitter,
Im Herbst von hinnen nun zu gehn,
Und selbst durch ihres Kerkers Gitter
Den holden Lenz nicht mehr zu sehn!

Da, [illegible] noch von ihm zu träumen,
Schließt sie das matte Augenlid,
Und träumt von duft'gen Blütenbäumen,
Vom Waldesquell, vom Blumenried.

Doch ach, ein Bild nur ohne Seele
Hinzaubert ihr das Traumgesicht!
Und weg zu ihrem Frühling fehle,
Dem heißersehnten, ihnt sie nicht.

Da bricht im Schmerz des Auges Schimmer,
Sie hebt die Flügel wie zum Flug
Und sinkt — und grüßt den Frühling nimmer,
Den sie in ihrem Busen trug.

Otto Inkmann.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Sprachforschung und Darwinismus.

I.

Dg. — Der Gedanke Darwin's, daß die jetzt bestehenden Thier- und Pflanzengattungen durch allmähliche Entwickelung, nicht aber durch plötzliche Schöpfung entstanden seien, bricht sich immer mehr Bahn. Die alte Schöpfungsvorstellung, derzufolge eine einmalige Schöpfungsthat die Arten der uns bekannten lebendigen Gebilde erzeugt, dann aber die einmal in Gang gebrachten Kräfte sich selbst überlassen haben soll, verliert von Tag zu Tag an Boden. Man findet es verständiger, dieselben Kräfte, welche jetzt die lebenden Wesen erhalten und ändern, auch als die ursprünglich schaffenden Mächte anzusehen. Man überzeugt sich mehr und mehr, daß man die Einsicht, wie die Dinge geworden sind, nur dann gewinnt, wenn man darauf achtet, wie sie noch jetzt werden. Darwin's Lehre von der Umwandlung der Arten vermittels einer durch den Kampf um das Dasein geübten Naturzüchtung ist ein Stück Naturphilosophie des Tages geworden. Man streitet über das Für und Wider derselben in Kreisen, denen die naturwissenschaftliche Wahrheit selbst fern liegt.

Die Darwin'sche Grundanschauung ist eine Art Glaubensartikel geworden und noch dazu ein für gewisse Vorurtheile höchst gefährlicher. Hier bei uns in Deutschland denkt man freilich weniger an diese Seite der Sache. In England und zum Theil in Frankreich verhält es sich anders. Dort hat der Darwin'sche Grundgedanke noch ein Stück allzu strengen Bibelglaubens in weiten Kreisen zu überwinden. Dort muß sich ein Gelehrter noch immer mit der Kriegführung gegen die wissenschaftliche Autorität der heiligen Urkunden befassen, und selbst, wo dies nicht der Fall ist, wo man also zugiebt, daß die Bibel nicht dazu da sei, um Naturwissenschaft oder gar Logik zu lehren, wurzeln dennoch die phantastischen Schöpfungsideen so fest und klingen gleichsam noch immer in den philosophischen Lehren so nach, daß man sie selbst da antrifft, wo sonst die bloße Autorität nicht das geringste Ansehen hat. Der Darwinismus hat daher besonders für das bigote England noch eine Nebenbedeutung, die man durchaus nicht gering anzuschlagen hat. Der allgemeine durch ihn vertretene Gedanke von einem stetigen und allmählichen Werden, der sich den Vorstellungen von einem plötzlichen Machen der Dinge entgegenstellt, wirkt als eine Art philosophischer Gegenstrom, dieselben Mächte, die vor unsern Augen die Dinge bestehen, sich verändern und wieder hervorbringen lassen, — eben diese Mächte sollen es auch gewesen sein, welche die verschiedenen Gattungen und Arten von Wesen herausgebildet und im Laufe unermeßlicher Zeiten gewandelt haben. Durch diese Anschauungsweise wird die Vergangenheit und Zukunft innig verknüpft. Dieselben Antriebe, die in der Erzeugung lebendiger Wesen noch heute thätig sind, zeigen sich auch als die ursprünglichen Bildner der Arten und Abarten. Es ist nichts uns Fremdes, was ehemals der Thier- und Pflanzenwelt die Gestalt gegeben hat, die sie heute zeigt, und die wir so gern für ewig dauerbar halten. Es sind die uns wohlbekannten Kräfte, wie sie der Züchter für seine Zwecke leitet, die in der unermeßlichen Vergangenheit der allmählichen Schöpfung vorgestanden haben und auch unsere Erwartungen einer durchaus beständigen Zukunft in gewissem Maße Lügen strafen. Der Mensch kann durch seine Willkür Thiere und Pflanzen veredeln; die Natur arbeitet nach Darwin's Anschauungsart fast ganz auf dieselbe Weise, nur mit ungleich mächtigeren Mitteln. Die Natur schafft nicht nur einmal, sondern zu jeder Zeit; nur ist der beständige Theil des Daseins verhältnißmäßig so groß und die Veränderungen sind selbst für längere Zeiträume so wenig merklich, daß der oberflächliche Blick und der beschränkte Horizont uns zunächst zu dem Irrthum veranlassen, an einen wandellosen Bestand der heutigen Dinge zu glauben. Diesem natürlichen und ursprünglich unvermeidlichen Irrthum, der die schaffende Kraft nur in der Vergangenheit sieht und in der Zukunft höchstens eine Vernichtung träumt, tritt der allgemeine Gedanke Darwin's entgegen und bewegt sich, wie bereits die Thatsachen lehren, nach allen Richtungen. Der Darwin'sche Grundgedanke ist eine Macht, deren Einfluß sich nicht auf das Gebiet beschränkt, auf welchem er mit der größten Energie geltend gemacht worden ist. Ihm verwandte Ideen sind auch in andern Wissenschaften vertreten. Der Grundsatz, die gegenwärtig bildenden Kräfte auch als die ursprünglichen Bildner anzusehen, ist schon vor Darwin durch die Lehre des Umwälzers der Geologie zum Stützpunkt seiner neuen Wissenschaft gemacht worden. Lyell hat an die Stelle einer Geologie, die nur von Katastrophen, Umwälzungen und plötzlichen bigarren Metamorphosen zu erzählen weiß, eine besser begründete Erdgeschichte gesetzt, die zu ihrer Erklärung nur die heutige langsame Wirkungsart der Naturkräfte in Anspruch nimmt. Hierdurch sind allerdings die Zeitausdehnungen, in denen man sich die erdgeschichtlichen Bildungen vollzogen denken muß, gegen die frühere Vorstellung außerordentlich erweitert worden. Das Alter des Menschengeschlechts hat nicht wenig weit hinausgerückt werden müssen und die neuen Vorstellungen von der Vergangenheit unsers Geschlechts sind zu einer überwältigenden Größe angewachsen. Ein Zug von Erhabenheit umgibt jetzt die unermeßliche Vergangenheit der vorgeschichtlichen Zeitalter des Menschen. Was wir heute sind, erscheint als bedeutender, wenn wir auf den gewaltigen

Weg zurückblicken, den wir durchwandert haben müssen. Der Akt der phantastischen und plötzlichen Schöpfung ist geschwunden, aber die erhebende Vorstellung der großen, unabsehbaren ununterbrochenen Arbeit der Natur ist an seine Stelle getreten.

Dieser selbe Lyell, der uns gezeigt hat, wie wir den Reichthum in den Fundstätten der Erdrinde zu deuten und richtig auf die Vergangenheit des Schauplatzes, an dem alle unsere Arbeit haftet, zu schließen haben, hat nun den Darwin'schen Grundgedanken, den er als eine verwandte Idee begrüßte, auch noch in das Gebiet einer andern Sprache übertragen, als diejenige ist, die von den Gebirgsformationen, den stummen Reliefs und den todten Versteinerungen geredet wird.

Philologie und Geologie sind nicht so gänzlich verschiedenartig, als man bisweilen annimmt. Die entlegensten Wissenschaften reichen einander die Hand, und zwar um so mehr, je weiter sie fortschreiten. Es gibt zwei Arten von Urkunden, die, so verschieden sie auch sind, einander ergänzen müssen. Alle Handschriften oder Denkmäler, die sich der menschliche Stolz als Wahrzeichen seiner schnell dahineilenden und leichtvergessenen Thaten errichtet hat, antworten oft weniger auf unsere Fragen als die Spuren, in denen die rastlos arbeitende Natur einige ihr Schaffen verrathende Züge hingezeichnet hat. Ja, obwol die Natur nichts weniger als eitel und sehr wenig darauf bedacht ist, ihre eigene Geschichte zu schreiben, obwol also es oft nur Abfälle ihrer Werkstätte sind, worin sie uns zu suchen erlaubt hat, so ist das Auslegungsgenie in den Versteinerungen doch oft glücklicher als in der Deutung der Spuren des menschlichen Willens und der bewußten geschichtlichen Hinterlassenschaften.

Lyell hat in seiner Schrift über das Alter des Menschengeschlechts (von der eben eine deutsche Uebersetzung von Büchner erschienen ist) eine höchst anziehende Vergleichung zwischen der Darwin'schen Lehre der Artenumwandlung und zwischen den neuesten philologischen Ergebnissen über die ursprüngliche Sprachbildung angestellt. Sein Grundgedanke besteht darin, Entstehung und Wandlung der Sprachen in einer ähnlichen Weise zu denken, wie Ch. Darwin das Werden der Gattungen und Arten von Thieren und Pflanzen vorstellt. Unsere obige Bemerkung über die große Tragweite der allgemeinen Idee, welche Darwin's Aufstellungen zu Grunde liegt, bestätigt sich also hier wiederum an einem neuen großartigen Beispiel.

Man kann den Sprachforschern nicht verwerfen, daß sie etwa noch in ihrer Mehrheit die alte rohe Meinung hegen, der Mensch habe die Sprache ursprünglich auf eine ganz außerordentliche Weise und bis zu einem gewissen Grade fertig überliefert erhalten. Der Annahme eines ursprünglichen Unterrichts von seiten eines übernatürlichen Lehrers, und alles, was dieser Annahme ähnlich oder verwandt ist, gehört in das Reich der Märchen. Allein die Vorstellung von einer mehr oder minder plötzlichen Eingebung, wenn auch auf natürlichem Wege, ist hiermit noch nicht beseitigt, die meisten Sprachgelehrten, und besonders diejenigen, die sich auf die Erforschung einer einzigen Sprache beschränken, stimmen sich entweder gar nicht um das Nähere der ursprünglichen Entstehungsart der Sprachverschiedenheiten oder huldigen solchen Meinungen, welche noch ein wenig an die Annahme einer plötzlich schöpferischen Kraft, durch welche die einzelnen Wörter sogleich fertig hervorgebracht sein sollen, zu streifen pflegen. Inzwischen hat sich eine neue fruchtbare Anschauungsweise von dem Werden der Sprachen, d. h. von der Entstehung der verschiedenen Sprachen und Dialekte, noch nicht an die Stelle der in das Märchenreich verwiesenen Annahmen gesetzt. Die Beziehung, in welche Lyell die Bildung der Sprecharten und die Entstehung der Thier- und Pflanzenarten zu einander bringt, ist daher nicht als bloßes geistreiches Spiel, sondern geradezu als dauernder und fruchtbarer Gedanke zu betrachten.

Es ist unvermeidlich, daß sich über den Stammbaum der Sprachen (die, beiläufig bemerkt, gegenwärtig noch Tausenden zählen) bald ähnliche Streitfragen wie über den der lebendigen Wesen ernstlich geltend machen werden. Darwin fragte die Zoologen und Botaniker, wodurch sich eine Art von einer Spielart unterscheide, oder überhaupt, was eine Art sei. Durch diese Frage hat er die herrschenden Schranken der geltenden Eintheilungen durchbrochen; er hat gezeigt, wie durch Bildung von Abweichungen und kleinen Verschiedenheiten (die man Spielarten nennt) große Wandlungen eingeleitet werden können und wie durch die Häufung zunächst unerheblicher Aenderungen selbst die Ausbildung der verschiedensten Arten denkbar sei. Aehnlich muß es sich nun auch mit allen Lebensäußerungen verhalten, die man nach Arten unterscheiden kann. Was ist eine Sprachgattung? Was ist ein bloßer Dialekt? Wie werden die Sprachen geboren und wie sterben sie? Welches Verhältniß haben die Schicksale der Sprachen zu den Schicksalen der Rassen und Völkerstämme? Was verspricht uns die Zukunft? Ist irgendeine Sprache für die Ewigkeit geschaffen oder werden auch unsere Arten und Weisen der Mittheilung einst zu den todten Verständigungsmitteln gehören und sich zum Lateinischen, Griechischen und Sanskrit gesellen? Dies sind Fragen, die der Sprachforscher am leichtesten beantworten wird, wenn er sich nach dem Darwin'schen Gedanken richtet. Wir wollen versuchen, diesen Punkt nach Anleitung Lyell's in einem folgenden Artikel zu veranschaulichen.

„Beaumarchais", ein Roman von Brachvogel.

Neben Voltaire gibt es keinen französischen Schriftsteller, der im vergangenen Jahrhundert ein größeres Aufsehen erregt, seine Zeitgenossen mehr in Haß und Liebe von sich hätte reden lassen als Pierre Augustin Caron, Sieur de Beaumarchais, wie er sich am liebsten nach einem kleinen Gut nannte. In

UNIV. BIBL. BERLIN.

Tony (ſtürzt in ſeine Arme).

Ha, mein Wilhelm!

Beate

(ſieht ihre Täuſchung und ſteht wie betäubt).

Was iſt das?

Wilhelm und Tony (treten vor).

Tony.

Schweſter, dies iſt er!

Beate.

Wer?

Tony.

Du weißt es, wie ich es Dir geſtanden. Wilhelm Steiner, Seeburgs Neffe.

Beate.

Der berühmte Künſtler?

Wilhelm.

Der den Ruhm vergeſſen könnte, wenn ihm die Hand dieſes himmliſchen Mädchens würde.

Beate

(iſt von dem Wechſel ihrer Gefühle ſo erſchüttert, daß ſie nur im heftigſten Thränenſtrom Erleichterung findet).

Wilhelm Steiner, und nicht — (Sie tritt zwiſchen Tony und Steiner und legt zitternd und innerlich überwältigt Beider Hände in einander. Ab.)

Wilhelm.

Was iſt ihr? Sie war ſo bewegt?

jedem politischen oder literarischen Handel in den letzten dreißig Jahren des 18. Jahrhunderts hat er eine Rolle gespielt, zuweilen die eines Marktschreiers, ein und ein anderes mal die eines Genius. Er bekämpfte in seinem Proceß gegen den Parlamentsrath Goezman das Parlament Maupeou, den aufständischen Amerikanern hat er sowol aus Liebe zur Freiheit, als weil es Geld zu verdienen gab, Waffen und Munition gesandt; auf literarischem Gebiet begründete er mit Diderot, Sedaine und Mercier das Familienschauspiel „Le drame sérieux" durch seine „Eugenie" (1767) und seine „Beiden Freunde" (1770). Mehr als ein Jahr lang ist die Aufführung oder Nichtaufführung seiner Komödie: „Die Hochzeit des Figaro", die wichtigste Frage der innern Politik Frankreichs gewesen. Ein Humorist könnte die Regierung Ludwig's XVI. bis zur Nationalversammlung in drei Abschnitte theilen: Die amerikanische Revolution, die Hochzeit des Figaro, die Halsbandgeschichte. In der Revolution galt Beaumarchais für einen Freund der Monarchie; er hat manche Gefahren zu bestehen gehabt, aber mit dem wunderbaren Glück, das ihn stets begünstigt, entging er ihnen allen und starb ruhig in seinem Bett, plötzlich, ohne Krankheit, am 19. Mai 1799 — er war ein Greis von siebenundsechzig Jahren und dennoch, wie in seiner Jugend, das Ideal eines pariser Gamins: geistreich, witzig, neuerungssüchtig, zu jedem Streich aufgelegt; einer, der zwanzig Processe geführt, Voltaire's Werke gedruckt, mehr als eine Million Francs von der Regierung in Washington zu fordern hatte, endlich ein Lustspiel gedichtet hatte, das nur um einen Schritt hinter Molière's „Tartuffe" zurückweicht und ewig leben wird wie die französische Sprache, wie Mozart's Musik und das Lachen der Menschen. Ein solches Leben bot der dichterischen Darstellung genug Stoff und Momente dar, vorzüglich einem Dichter wie Brachvogel, der durch seinen „Narziß" gleichsam unwillkürlich zu einer Gestalt wie Beaumarchais sich hingezogen fühlen mußte.

Aber Brachvogel ist ein Autodidakt, seine Begabung befähigt ihn mehr zur dramatischen als zur epischen Darstellung. Wie seinem „Demonio" fehlte auch seinem „Schubart", fehlt auch seinem jetzt erschienenen Roman „Beaumarchais" (vier Bände, Jena u. Leipzig, Costenoble, 1865) jeder Mittelpunkt, jeder innere Zusammenhang. Von 1758—86 etwa wird in wechselnden Bildern die gesammte Geschichte Frankreichs vorgeführt. Der einzige Kampf in Beaumarchais' abenteuerlichem Leben, der dauernd die Theilnahme der Nachwelt erregen wird und über das vergängliche persönliche Interesse hinaus ein Moment des „Ewigen" darstellt, der Kampf um die Aufführung der „Hochzeit des Figaro", wird beiläufig im vierten Bande abgemacht. Dinge dagegen, die mit Beaumarchais in der Wirklichkeit nie etwas zu thun hatten, wie die Hofintriguen des Prinzen Orleans, der Marquise Pompadour, die wunderlichen — und trotz Brachvogel's Begeisterung baldmöglichst kindischen Träumereien Moreto's nehmen den größten Raum ein. Die Fabel des Romans, soweit sie sich auf Beaumarchais bezieht, ist nicht ungeschickt. Beaumarchais Gattin Susanne wird von dem Grafen de la Blache, mit dem er einen langwierigen Proceß hatte, geliebt, ja sie gilt für dessen Leibeigene. Das Gewebe aus „Figaro's Hochzeit" erscheint so wirken in dem Leben des Dichters. Wie glücklich und poetisch hätte sich diese Gründung gestalten und ausführen lassen, wenn es sich eben in dem Roman um dies Dichtwerk gehandelt hätte! Welcher Leser aber kann ein Lächeln zurückhalten, sieht er den Grafen, der 1758 von der kleinen Susanne zurückgewiesen wurde, zwölf Jahre später seine Versuche bei ihr, in Begleitung des Polizeilieutenants, erneuern! Und wäre nun jede Episode durch einen noch so dünnen Faden an diese Hauptbandlung geknüpft! Der ganze zweite Band des Romans aber z. B. beschäftigt sich mit allem Möglichen, nur nicht mit Beaumarchais. Sinnreich und lebendig weiß Brachvogel seine Personen vorzuführen, die einzelne Scene bis zu einer großen Wirkung von geringen Anfängen aus zu steigern, allein ihm fehlt das Talent der Gruppirung. Die Fülle des Stoffs erdrückt den Dichter; da er in schwierigen Studien sich seine Kenntniß erworben, will er auch keine Gelegenheit verlieren, sie aufzuzeigen. Das ist das Unglück dieser biographischen Romane, sie zerreißen das Leben eines großen Menschen in hundert einzelne Scenen und Anekdoten, statt uns in einer entscheidenden That das Gesammtbild seines Charakters und seines Genie zu geben. Indem Brachvogel, durchaus undistorisch, seinen Helden zum Mittelpunkt aller Hofintriguen macht, behält er weder Raum noch Zeit, das eigenthümliche Wesen desselben zu begründen. Beaumarchais ist ein Industrieritter ersten Ranges, ein Verläufer von Mirès, daneben ein Dichter, im Gebiet der Komödie einer der ersten; die Widersprüche seines Charakters, seine Bestrebungen, halb Mercur, halb Apollo, treten bei Brachvogel fast nie hervor. Es hieße ungerecht urtheilen, wollte man Einzelheiten der Schilderung nicht rühmend hervorheben, nicht den Fleiß anerkennen, mit dem der Verfasser sich um seinen Stoff bemüht.

Dieser Fleiß hat nur eine unangenehme Seite: er prunkt; auf dem zweiten Blatt seiner Vorrede gibt der Verfasser einen „Quellen-Bericht", namentlich führt er die von ihm benutzten Bücher an. Schade, daß die darunter fehlen, die authentische Auskunft über Beaumarchais geben: die Memoiren der Baronin von Oberkirch, die Beaumarchais persönlich kannte, die Memoiren von Bachaumont, die Correspondenz von Grimm und endlich, aber besser zuerst, die ausführliche, vortreffliche Lebensbeschreibung des seltenen Mannes von Louis de Lomenie: „Vie de Beaumarchais" (zwei Bände, Paris 1856), dem die Familienpapiere zur Einsicht vorlagen. Ein „historischer Roman" ist keine Geschichte; nur diejenigen können von ihm absolute Wahrheit verlangen, die weder eine Einsicht in das Wesen der Historie noch

der Dichtung haben; und viele es darum zuletzt ein, an der Fabel dieses Romans zu mäkeln, die, was Susanne, Beaumarchais' Frau, betrifft, von der ersten zur letzten Zeile erfunden ist. Beaumarchais' Gattin war eine Witwe Franquet, Marie Madelaine Auburtin; er war nichts weniger als arm; kein Zufall, sein Geld brachte ihn an den Hof von Versailles: er kaufte unterm 9. November 1755 das Amt eines „Contrôleur clerc d'office du roi" — eines königlichen Küchenaufsehers. Diese Dinge sind an sich gleichgültig, aber wenn ein Dichter uns stolz auf seine „Quellen" verweist, so muß er es schon erlauben, daß wir auf seine „Studien" einen Blick werfen. Gleich das Motto des Romans: „Ma vie est un combat, Caron de Beaumarchais", enthält einen Irrthum: „Mein Leben ist ein Kampf", hat Voltaire einmal gesagt, und der Herausgeber von Beaumarchais' Werken setzte es als Motto darauf. „Wer zumal Mozart's »Barbier« und »Figaro's Hochzeit« in sein Herz geschlossen", meint die Vorrede, der werde sich auch an ihrem Urbild erfreuen. Aber „Der Barbier von Sevilla" ist von Rossini, nicht von Mozart componirt. Im Anfang des Romans begegnet uns ein Chevalier Piron, leider war Piron nie einer der witzigsten Köpfe Frankreichs, doch nichts weniger als Chevalier; er starb auch nicht vor der Marquise von Pompadour, sondern erst 1773. Warum 1753 an Montesquieu's „Geist der Gesetze" noch nicht zu denken gewesen wäre, ist auch nicht abzusehen, da er seit vier Jahren in den Händen aller war. Um das Jahr 1758, zur Zeit, als der erbitterte Krieg zwischen England und Frankreich in Nordamerika geführt wurde, sollen die Colonien schon an Abfall gedacht und „Franklin mit ihren letzten Bedingungen" nach England hinübergesandt haben. Noch unter Ludwig XV. läßt Brachvogel den Herzog Philipp von Chartres, den nachmaligen Orleans, in einer Versammlung von „Freiheitsmännern" den Namen „Egalité" annehmen und die rothe Mütze sich aufsetzen. Das ist doch thöricht wie ein Ammenmärchen. Im einzelnen alle Flüchtigkeiten des Buches aufzuweisen, ermüdete den Leser; ein Vorwurf aber gegen Brachvogel darf nicht unerörtert bleiben: es ist die laut in die Welt hinausgerufene Behauptung, der Herzog von Orleans habe die Marquise Pompadour, den Dauphin, die Dauphine vergiftet. Welche Quellen kann der Verfasser für diese ungeheuerliche Behauptung anführen? Für die andere Behauptung, Philipp Egalité habe Mirabeau vergiftet? Solche Anklagen erhebt man doch nur auf Beweise gestützt. Sind die Lügen von Kammerfrauen und Bedienten authentische Berichte? Die schändliche Rolle, welche man Philipp von Orleans in den Jahren vor der Revolution hat spielen lassen, ist durch die Forschung beseitigt: nicht Orleans, die Grafen von Provence und Artois haben die Schmähschriften gegen Marie Antoinette veröffentlicht. Wenn man, wie Brachvogel, einen Roman schreiben will, auf Quellen gestützt, dann muß man Eins sein: gerecht und genau in jeder Einzelheit, die man berichtet; dann hört das Spielen mit vergifteter Chocolade oder vergiftetem Parfum, diesen nie versagenden Mitteln eines Pfennigromans, auf.

Für den Weihnachtstisch.

I.

Auch in diesem Jahre wollen wir, unserer Gewohnheit treu bleibend, die freundlichen Leser auf eine und die andere Gabe für den Weihnachtstisch aufmerksam machen. Diesen Vorzug haben ja Bücher vor allen andern Geschenken, daß sie niemals veralten und schon auf Erden einen unvergänglichen und dauernden Schatz darbieten. Wer läse die Gedichte von Wilhelm Müller, vom Grafen Strachwitz nicht immer mit gleichem Wohlgefallen, gleicher Erregung des Herzens wieder? In außerordentlich geschmackvoller Ausstattung liegen uns „Ausgewählte Gedichte" von Wilhelm Müller (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1865) vor: das Liebenswürdigste und Beherzigenswerthe, was Wilhelm Müller geschaffen, ist hier vereinigt. Neben seinen Trink- und Wanderliedern, seinen Gedichten von der „schönen Müllerin", die durch ihre Frische, Treuherzigkeit und ihren Wohlklang schon zu Volksweisen geworden sind, enthält die Sammlung die schönsten Perlen aus seinen „Griechenliedern". Tiefsinniger, gewaltsamer, rauher, aber auch männlicher erscheint uns die dichterische Natur des Grafen Moritz von Strachwitz, dessen „Gedichte" soeben in fünfter Auflage, kostbar ausgestattet, erschienen sind (Breslau, Trewendt). Graf Strachwitz war ein ganzer Mann und ein ganzer Dichter; er verdient den Namen des letzten vaterländischen Sängers. Eine stürmische Begeisterung reißt ihn fort, oft zu wilden, rauhen Liedern; aber um so rührender klingt dazwischen seine „Sehnsucht nach Milde"! Alles Mittelmäßige ist ihm verhaßt; nicht die Schale, den Kern der Dinge will er erkennen. Welch ein wohlthuendes, kräftigendes Gefühl strömt dem Leser aus diesen energischen Versen entgegen! In „Dichterstimmen aus Heimat und Fremde" bietet uns Luise Büchner schon in zweiter Auflage, die Fr. Baumgarten und P. Thumann (Hamm, Grote'sche Buchhandlung) sinnig illustrirt, einen Schatz der schönsten Gedichte aus unserer eigenen, der französischen und englischen Literatur. Die Auswahl ist eine glückliche; die Zusammenstellung so vieler in ihrem innersten Wesen verschiedenen Dichternaturen gewährt einen außerordentlichen Reiz: das Nützliche, eine gewisse Kenntniß der beiden fremden Literaturen, ist hier in anziehendster Weise mit dem Schönen und Angenehmen verbunden. Der Jugend empfehlen wir, den Knaben „Der Waldläufer", die bekannte, vortreffliche Erzählung Gabriel Ferry's, die Julius Hoffmann bearbeitet hat, in geschmackvoller und reicher Ausstattung (Breslau, Trewendt), den Mädchen vier anmuthige Erzählungen von Mary Often: „Junge Mädchen", illustrirt von Luise Thalheim (Breslau, Trewendt).

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 50.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler

Inhalt: Liebe heilt. Erzählung von Franz von Nemmersdorf. II. — Ein Held der Wissenschaft. Von Ludwig Habicht. Was bringst du mit? Von Karl Neumann-Merin. II. — Frauenschönheit und Gesundheit. — Ein Weihnachtslied. Von Karl Müller. — Beiblatt: Sprachforschung und Darwinismus. II. — Bilder aus Paris. V. Der Ball von Mencenour. — Noch einmal die Schillerstiftung.

Liebe heilt.

Erzählung von Franz von Nemmersdorf.

II.

Ein Stoß an die Thür und der Schall von zerschmettertem Glas unterbrachen die vertrauliche Unterredung des jungen Grafen von Lusignan mit einem treuen Diener seines Hauses, welcher ihn als Knaben schon auf den Knien geschaukelt hatte.

„Die Dame da draußen zerbricht das Service", versetzte Bernard.

Robert öffnete die Thür, als Heloise eben im Begriff war, ein zweites Projectil danach zu schleudern.

„Ich bin mit dem Essen fertig und langweilte mich", erklärte sie schmollend.

Der Graf befand sich eben nicht in der Stimmung, in welcher er sonst die Ausfälle „der Künstlerin" hinzunehmen pflegte.

„Wie steht es mit deinem Engagement in St.-Petersburg?" fragte er trocken und goß sich Kaffee ein.

„Eben darum kam ich", erwiderte das Mädchen. „Gestern erhielt ich einen kategorischen Brief vom Director; er verlangt, daß ich unverzüglich abreise, sonst droht er meine Stelle zu besetzen."

„Dann zögere nicht länger, Heloise!"

„Robert!" rief die Kleine leidenschaftlich. „Wenn ich aber die vortheilhaften Anträge verschmähe und hier bleibe, um bei dir zu sein?"

„In dem Fall begingest du eine Thorheit, Kind", entgegnete der Graf von Lusignan, in dessen Reformplänen es lag, sich der Kunstreiterin zu entledigen.

„Aber Robert, ich liebe dich!" versetzte das Mädchen, den Arm um seinen Hals schlingend und den hübschen Kopf an sich heranziehend.

Er entwand sich der Umarmung und bemühte sich, kalt zu bleiben.

„Heloise", sagte er, „man kann nicht ewig mit Blumen spielen, ich that es vielleicht schon zu lange."

„Du — du liebst eine andere! Die Baronin von Menars!" stieß die Heldin des Circus hervor.

Sie hatte eins der Tischmesser ergriffen und erhob es mit tragischer Geberde, als wollte sie es ihrer vermeinten Nebenbuhlerin ins Herz stoßen.

Robert schüttelte verneinend den Kopf; ein schwermüthiger Ausdruck überschattete die edeln Züge.

„Ich liebte nur einmal im Leben zärtlich", murmelte er.

„Wen?" forschte Heloise athemlos.

„Meine Mutter", verſetzte Robert mit Würde, und die herrlichen, blauen Augen ſchimmerten feucht.

Das Meſſer fiel klirrend zu Boden, die Kunſtreiterin brach in ein lautes Gelächter aus.

„Auf die todte Mama bin ich nicht eiferſüchtig", bemerkte ſie übermüthig.

„Und doch muß unſer Verhältniß ein Ende nehmen!" verſetzte der Graf, dem ihre Luſtigkeit widerwärtig in den Ohren gellte. „Es löſt ſich jetzt friedlich und natürlich, wenn du nach Petersburg gehſt."

„Robert, du treibſt mich fort aus dem ſchönen Frankreich! Fort von dir!"

Heloiſens Bruſt hob und ſenkte ſich in heftiger Bewegung, die unterdrückten Thränen drängten ſich gewaltſam hervor. Wildes Schluchzen erſchütterte ihren Körper. Diesmal war es ein wahrer Schmerz. Warum ſollte ſie ihn auch nicht lieben, den hübſchen, heitern, gutmüthigen Luſignan, der auch dem armen Mädchen der Reiterbande niemals rauh begegnet war?

„Faſſe dich, armes Kind", ſagte er beſchwichtigend, „die Reiſe wird dich zerſtreuen, neue Eindrücke werden die Erinnerung an mich verwiſchen!"

Sie blieb in der Heftigkeit ihrer Betrübniß allen Troſtgründen unzugänglich. Robert beſaß keinen ſtarken Charakter, der ſich allein von innen heraus beſtimmt. Es miſchte ſich viel liebenswürdige Schwachheit in ſein Weſen und erhielt ihn den Einwirkungen ſeiner Umgebung zugänglich. Er verſtand es auch nicht, heroiſch auf Thränen zu blicken, wo er Kummer ſah, regte ſich ſein Mitgefühl.

Wer ſie jetzt getröſtet hätte, Heloiſens Kopf an ſeine Bruſt gelehnt, mußte eher an eine zärtliche Stunde als an Bruch denken. Das Mädchen lächelte wieder.

„Sei vernünftig, mein Kind", bat er ſchmeichelnd leiſe, „miſche die Tragödie nicht unnütz ins Leben, ſie kommt von ſelbſt! Unter Roſen begann unſere Bekanntſchaft und ſo laß ſie enden! Heute um ſechs Uhr nehmen wir im Maiſon dorée ein heiteres Abſchiedsmahl zuſammen ein."

„So ſei es, Robert", erwiderte die Kunſtreiterin mit einer Art von Energie emporſchnellend. „Ich beginne meine Reiſevorbereitungen. Lebe wohl bis zum Abend!"

Sie reichte ihm die Hand.

„Warte, Heloiſe", ſagte der junge Mann, „deine Augen ſind zu roth, um dich zu Fuß auf der Straße zu zeigen! Bernard ſoll dir einen Fiaker holen!"

Wie thun dieſe zarten, kleinen Aufmerkſamkeiten dem Herzen wohl! Selbſt das rohe, verwilderte Gemüth empfand ſie tief. Es ſchaffen wieder ſelige Tropfen in die dunkeln Tiefen, aber das Kind des Volks, früh hinausgeſchleudert ins rauhe Leben, vermochte taufen zu ſein.

Heloiſe nickte grüßend, ſprang über die Canape hinab und pfiff ein Liedchen dabei.

„Arme Kleine!" murmelte der Graf von Luſignan, während er mit ſeines Kammerdieners Hülfe ſich zum Ausgehen ankleidete.

Nachher nahm er aus den Eiderdunen ſeines Bettes, auf welchen es ſanft ſchlief, ein niedliches, ſeidenhaariges Hündchen und trug es zum Wagen hinab.

Der junge Mann lehnte behaglich in ſeinem Coupé. Aus dem Pelzrock ſchaute der reizende Kopf Pomare's hervor. Von den weichen Polſtern eines Wagens herab nimmt ſich Paris ganz gut aus, die vielen Hinderniſſe, welche des Fußgängers Schritte hemmen, berühren den Fahrenden nicht. Er mag bequem ſeinen Gedanken nachhängen oder das Treiben der Straße muſtern, die erinnerungsreichen Gebäude und Plätze.

Robert liebte ſeine tägliche Promenade durch einen großen Theil von Paris. Er fuhr den Cours la reine hinab, in welchem früher ſich allein die vornehme Welt bewegen durfte. Den Tuilerien entlang folgte er dem Ufer des Fluſſes und blickte ohne Zorn auf den Königsbau mit ſeinem ſeltſamen Bewohner.

Der Graf von Luſignan gehörte keiner beſtimmten politiſchen Partei an, obwol ihn ſeine Geburt unter die Legitimiſten ſtellte. Freilich mochte er dem jetzigen Syſtem auch nicht dienen und war damit von dem Schauplatz des öffentlichen Lebens verdrängt. Indeſſen brauchte ſich darum der große Grundbeſitzer keinem entnervenden Müßiggang hinzugeben. Er fand ſeine Aufgabe fertig — nur feſſelten die Reize der Hauptſtadt Robert allzu ſehr. Er hatte noch immer nicht vermocht, ſich loszureißen; die Briefe ſeines Verwalters wurden dringender, die Riſſe des Vermögens größer.

Der junge Mann war aber jetzt am wenigſten durch ökonomiſche Sorgen gequält, ſowie er auch das kleine Drama des Morgens mit Heloiſen gänzlich vergeſſen hatte. Sein künſtleriſches Auge hing am Louvre der Valois,

er muſterte mit Vergnügen die reichen Verzierungen der Mauern.

Plötzlich wurde ſeine Aufmerkſamkeit durch Drängen und Laufen am Rand der Seine erregt. Man zog einen Ertrunkenen aus dem Fluß und brachte ihn nach dem düſtern kleinen Haus gegenüber von Notre-Dame — der Morgue. Robert war peinlich aus ſeinem leichten Gedankenſpiel geriſſen. Sein Blick richtete ſich auf die düſtere Stätte. Wie viel Elend umſchloß der kleine Raum! In den engen, finſtern Straßen, jetzt freilich dem Niederreißen geweiht, unter dem Manne, der das alte Frankreich aufwühlt, wohnte ein verworfener Theil der Bevölkerung. Der düſtere Tempel mit ſeinem Cultus vermag nichts über die Hefe des Volks. Sie findet ihren Weg ins Hôtel-Dieu. Nebenan liegen auf den ſteinernen Tiſchen die Bankrottirer des Lebens. Wenn Leidenſchaft den Sieg über die Vernunft davonträgt, der Wahn herrſcht, dann bedarf es blos einer äußern Bedingung — zum Selbſtmord.

Robert war ernſt geworden über dieſen Betrachtungen; er fragte ſich, ob die Menſchheit berufen ſei, ſtets denſelben Kreis von Irrthum und Verbrechen zu durchlaufen. Eben fuhr er über den Pontneuf; da ſteht die Reiterſtatue des guten Königs auf der nämlichen Stelle, wo man vor fünfhundert Jahren die Templer verbrannte. Dieſe Thatſache antwortete genügend und der Graf erſtarkte in ſeinem Glauben an das ewige Licht!

Einige Straßen noch durch den häßlichen Faubourg St.-Germain und das Gitterthor des Luxembourg iſt erreicht.

Robert ſprang leichtfüßig aus dem Wagen und trat in den Garten. Er war noch immer Landbewohner genug, um dieſe ſtillen, luftigen Alleen der ermüdenden Schauſtellung des Boulogner Wäldchens vorzuziehen.

Pomare wurde ſanft zur Erde gelegt, ſie lief freundlich wedelnd auf ein paar Damen zu. Der Graf von Luſignan folgte dem Hündchen. Die Luft war ſo nervenbelebend und friſch, daß eine köſtliche Empfindung ſeine Bruſt hob. Fünf Jahre des Vergnügens in der Hauptſtadt hatten den Hauch der Geſundheit etwas von Robert's Wangen verwiſcht; aber ein hoffnungsfreudiges Gefühl goß neue Jugendkraft durch ſeine Adern.

Jetzt fand eine lebhafte, zärtliche Begrüßung zwiſchen Pomare und einer jungen Dame ſtatt. Graf von Luſignan nahm ſeinen Hut ab und ein ſympathiſches Lächeln ſpiegelte ſich auf drei Geſichtern wider. Denn auch Gertruds weiße Züge trugen den Stempel der Freude, als er ihr herzlich die Hand ſchüttelte.

Die ernſthafte Jeanne, Octave von Mirval's kalte, abgemeſſene Braut, erſchien umgewandelt. Sie liebkoſte das niedliche Thierchen, welches die Bekanntſchaft mit dem Herrn vermittelt hatte. Dann warf ſie einen Ball aus und ſprang danach mit Pomare. Robert nahm unbefangen an dem Spiel theil. Er ward wieder der fröhliche Junge aus ſeinem Schloß in der Picardie.

Wer unſern Gefühlen Jugendfriſche zurückzugeben vermag, erweiſt uns eine Wohlthat; der Graf von Luſignan empfand dies in Fräulein von Mauconni's Nähe. Er blickte heiter in ihr von Morgenluft und Bewegung gerothetes Geſicht, als ſie am Ende der langen Allee athemlos im Laufen innehielten.

Die guten Kinder, wie ſie ſich unterhalten, dachte Gertrud, ohne zu bedenken, daß Jeanne achtzehn und Robert ſechsundzwanzig Jahre zählte; ein gefährliches Alter — zum Spielen. In den einfachen Sitten einer kleinen Stadt aufgewachſen, ſah die Geſellſchafterin nichts Arges bei der durch Zufall geſchloſſenen Bekanntſchaft. Aber war es Liebe zur Heimlichkeit oder Mangel an Vertrauen: beide ſchwiegen zu Hauſe von dem Freund aus dem Garten des Luxembourg.

Jetzt kamen die jungen Leute, ruhig nebeneinander gehend, zu Gertrud zurück. Robert erzählte ſeiner Gefährtin von den Freuden des echten Landlebens, die er als Knabe und Jüngling gekoſtet hatte.

„Ich kenne nur die Umgegend von Paris", verſetzte Jeanne ſinnend und traurig.

„O, könnte ich Ihnen die ſchöne Picardie zeigen!" rief der Graf lebhaft.

„Warum vertauſchen Sie die traute, liebe Heimat für immer mit der lärmenden Stadt?" fragte das Mädchen theilnehmend.

„Es ward mir auf einmal leer und öde in meinem Schloß, denn zwei theure Augen ſchloſſen ſich", ſagte er bewegt und das ſchöne Geſicht nahm einen tiefſtraurigen Ausdruck an.

Jeanne ſchwieg, aber eine ſympathiſche Empfindung regte ſich. Haben nur erſt zwei zuſammen gefühlt, dann iſt das Fremdſein auf immer gebannt. Das graue Auge des Mädchens ruhte auf ihm ernſt und innig.

„Meine Mutter, eine Frau von ſtarkem, männlichem Geiſte, früh verwittwet, lebte für mich allein. Sie war mir Verwalter, Erzieher, Vater

und die zärtlichſte Freundin zugleich. Wundern Sie ſich noch, Fräulein, daß es mich forttrieb von der Stelle, auf welcher ſie fehlt?"

Es klang wie unterdrückte Bewegung in Robert's Stimme.

„Reim!" lispelte Jeanne.

„Sie kennen ja doch ſicher den Genuß innigen Zuſammenlebens", fuhr er fort, „des unbedingten Vertrauens! Es trägt uns dieſe ſüße Vereinigung über das Elend der Erde; ebendarum iſt auch der Riß tief ſchmerzlich, unheilbar faſt, wenn ſo ein Band zerreißt."

Jeanne hatte das Gefühl nie empfunden, welches er ſchilderte, aber ſie ſchwieg. Sie war weniger mittheilſam, ſtarrer als der junge Mann; ihr Herz ſchaute der Sonnenſchein der Liebe nicht auf. Zum erſten mal jetzt bei Robert's Worten wurde ſie ſich ihrer Armuth klar.

„Der Menſch iſt ein gebrechliches Weſen, ſelbſt in ſeinem Schmerz", fügte der Graf hinzu. „Nach Paris war ich gekommen, mich zu zerſtreuen, zu troſten. Bald erfaßte mich der Strudel und hält mich nun ſeit fünf Jahren feſt. Indeſſen kann und darf ich nicht für immer mein Gut verlaſſen. Mahnungen, heimzukehren, treffen häufig ein und doch wird es ſchwer, ſich loszureißen."

„Sie ſind ein guter Menſch", entgegnete Jeanne warm und liebenswürdig, „ſelbſt in Ihrer Schwachheit, wenn ich ſo ſagen darf!"

„Da erſchwert noch ein anderer Umſtand meinen Entſchluß", bemerkte Robert. „Soll ich mich für einen Theil des Jahres auf dem Lande feſtſetzen, ſo brauche ich eine Frau, und Heirathen iſt langweilig ohne Liebe. Aber jemand recht zu lieben, ſo wie meine Mutter, dazu brachte ich es noch nie."

„Es mag ſchwer ſein", entgegnete Jeanne plötzlich kalt, die angenehme Täuſchung war vorüber.

„Auch mir ſteht der Schritt bevor, den Sie zu fürchten ſcheinen", fügte ſie entſchloſſen hinzu, „ich bin Braut."

„Sie? Und von wem, darf ich fragen?"

„Mein Verlobter heißt Octave von Mirval", antwortete Jeanne.

Der Graf ſuchte in ſeinem Gedächtniß, ob ihm die Perſon bekannt ſei; er meinte, wol irgendwo mit dem Genannten zuſammengetroffen zu ſein — auch von ihm gehört zu haben; nur war der Kreis, in dem er verkehrte, zu groß, die Erinnerung kam ihm nicht zu Hülfe.

Für Fräulein von Rancourt war die gemüthliche Stunde geſtört, ein widriges Bild drängte ſich ein.

„Es ſollen neue Gemälde in den Sälen ſein", wandte ſie ſich an Gertrud; „gehen wir, ſie zu beſehen."

Vollkommen unbefangen begleitete Robert die Damen. Er beſaß einen guten Geſchmack, ausgebildet durch eigene Uebung. Jeanne war durch ihren Vater der Wiſſenſchaft näher gebracht worden als der heitern, das Leben verſchönernden Kunſt. Unter Robert's Erklärung gewannen die Bilder erhöhtes Intereſſe.

Wenn zwei ſich ſympathiſch angezogen fühlen, dann währt eine Verſtimmung niemals lange. Die Zeit ſchien auf Flügeln davonzueilen, man mußte ſich trennen. Es geſchah in gewohnter, freundſchaftlicher Weiſe, beinahe noch etwas inniger als ſonſt. Ohne Verabredung wußten das Mädchen und der junge Mann, daß ſie ſich morgen wiederfinden würden, und beide empfanden Vergnügen dabei.

„Wie ſchade, daß nicht der Graf von Luſignan dein zukünftiger Gatte iſt!" bemerkte Gertrud nach einer Pauſe.

„Heirathet man jemand, mit dem man einigemal in einem Garten hin- und hergeht?" entgegnete Jeanne ſcharf.

„Mein Gott, aber du kennſt Herrn von Mirval noch weniger!" ſagte die erſchrockene Geſellſchafterin.

„Er wird mir durch meinen Vater zugeführt", erwiderte das junge Mädchen, „folglich iſt die Sache paſſend."

Gertrud ſchwieg; wie ſie nach langjährigem Aufenthalt in Frankreich die Sprache nicht zu beherrſchen vermochte, ſo blieb ihr auch die Sitte fremd.

Dem nüchternen Sinne des Fräulein von Rancourt wäre der hingeworfene Gedanke wol nie von ſelbſt gekommen, jetzt von außen an ſie herangebracht, wurzelte er feſt im ſtarken Gemüth. Daß ſie einen Feuerbrand in Jeanne's Seele ſchleuderte, ahnte Gertrud nicht.

Niemand iſt beſchäftigter als der Flaneur einer großen Stadt. So erfinderiſch iſt er meiſtens in ſeinem Kampf gegen die Zeit, daß er thatſächlich nie zur Beſinnung gelangt.

Robert von Luſignan ſah auf ſeiner Uhr mit Schrecken, wie ſpät es ſei. Der thätige Mann mußte laufen, um die Eleſtiſchen Felder

zu erreichen. Der Graf hatte ein Rendezvous auf der Reitschule mit mehreren der Genossen aus dem Jockeyclub; es galt ein neues Pferd zu probiren.

Eine Stunde im Sattel verleiht wunderbaren Appetit; die Erinnerung an Heloise nebst dem Abschiedskuß sehen zurück.

Robert fuhr rasch an den heimkehrenden Spaziergängern vorbei. Ein prächtiger Abendhimmel hing über den fahlen, laublosen Bäumen, geheimnißvoll stieg der Mond herauf. Aber die schwirrende, summende Menge achtete des schönen Naturschauspiels nicht. Auch Lußgnan warf nur einen flüchtigen, gestreuten Blick auf die magischen Lichteffecte. Sein kräftiges Thier brachte ihn schnell vor den Eingang des berühmten Restaurants in der Rue Lafitte.

Fünf Minuten früher stieg ein anderer Gast die etwas steile, aber teppichbelegte Treppe hinauf. Er war klein und unscheinbar, in einen dicken Paletot gehüllt, der Rockkragen in die Höhe gezogen, der Hut tief eingedrückt. Man mußte vermuthen, dieser Besucher der Maison dorée wünsche nicht erkannt zu werden. Eben schloß sich geheimnißvoll leise die Thür eines verschwiegenen Cabinets hinter ihm, als Robert eben anlangte.

Der Graf wurde als Stammgast von dem Garçon begrüßt, welcher manche Proben seiner Freigebigkeit empfangen hatte. Auf Robert's lächelnde Erklärung, er erwarte „eine Dame", öffnete sich auch für ihn das berühmte „Privatcabinet". In Erwartung Heloisens beschäftigte er sich damit, „die Karte zu machen", wie man im pariser Nothwelsch das Bestellen des Essens nennt. Mit voller Börse und in einer der classischen Speiseanstalten ist die Aufgabe eine sehr angenehme.

Gleichzeitig hielten ein paar bescheidene Droschken in der Rue Lafitte; daraus sprangen zwei Damen. Die Gasflammen der Treppe vermittelten das Erkennen.

„Heloise!"

„Leontine!"

Der Ruf wurde auf dem ersten Absatz gewechselt.

„Wie hübsch, daß wir uns treffen!"

„Mit wem bist du da?"

„Ach, mit einem häßlichen geizigen Affen von Advocaten!" erwiderte die Aeltere: „die Zeiten werden schlecht. Und du, Heloise, immer noch Lußgnan?"

Die Angeredete nickte bejahend.

„Da kommt mir ein köstlicher Einfall!" nahm die erste wieder das Wort. „Du lädst deinen hübschen Grafen zu uns herüber und wir vereinigen unser Mahl! Damit ärgere ich aber Mirval „ab zu Tode, denn wenn er Streiche begeht, nimmt er immer die Manieren eines Mädchens an, das zum ersten mal erröthet. Er ist ein Heuchler von reinstem Wasser!"

„Ich will Robert bereden", erwiderte Heloise; „unser Beisammensein würde ohnedies traurig sein; es ist das letzte, morgen reise ich nach Rußland."

„Bah!" warf Leontine ein, „für das Gelächter laß mich sorgen, und wäre es nur über meines Freundes verwundertes Gesicht."

Das „Karte machen" wurde Octave nicht so leicht als Robert. Dieser suchte nur nach den guten, jener aber hauptsächlich nach den wohlfeilen Dingen. Er war noch mit pedantischem Ernst über der Addition beschäftigt, als die Thür aufschnellte und Leontine hereinflog.

„Gib dir keine Mühe, Monstre!" rief sie und riß ihm das Blatt übermüthig aus der Hand.

„Sie, Garçon, verlassen uns jetzt!" wandte sie sich an den Kellner. „Wenn wir klingeln, bringen Sie genau dasselbe, was der Graf von Lußgnan bestellte! Hören Sie! Dann bin ich sicher, gut zu speisen!"

„Aber, Leontine, wenn Sie sich nur wenigstens vor den Leuten gewöhnen würden, ein zurückhaltenderes Betragen anzunehmen!" bat der junge Mann, als sie allein waren.

„Herr Octave von Mirval, ich erlaube Ihnen, mich du zu nennen!" versetzte Leontine mit einer spöttischen Verbeugung. „Ne-tu bête?" fügte sie, in Gelächter ausbrechend, hinzu.

Hierauf warf sie ihren Hut in eine Ecke, ordnete die Haare vor dem Spiegel und setzte sich auf den Divan neben Octave. Ihre Gesichtszüge unterbrachen ihn, sie wirkten als angenehmer Reiz auf sein träges, lymphatisches Blut. Das trockene Gesicht verzerrte sich zum Versuch eines Lächelns. Leontine war nicht jung und mehr denn hübsch zu sein. Aber sie hatte das Glück, eine feste, dauerhafte Gesundheit zu besitzen, welche allen Stürmen des Lebens widerstand. Sie gab seit zwanzig Jahren Liebhabeinnensoiréen im Palais-Royal. Die Zeit hatte ihren Reizen wenig genommen, dafür aber ihr einen hohen Grad von Menschenkenntniß und Erfahrung verliehen. Nur unterliegen die meisten Französinnen dem Gesetz, mit dem dreißigen sehr mager oder sehr stark zu werden. Bei der Schauspielerin trat

das letztere ein — ſie ſchwamm in der Fülle ehelichen Wohlbehagens.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Ein Held der Wiſſenſchaft.

Von Ludwig Herbig.

Kein Land hat den Forſchern ſo viel zu rathen gegeben als Aegypten. Hier redeten die Steine in einer dunkeln, geheimnißvollen Sprache von dem Leben und Treiben vergangener Jahrtauſende und ſtachelten den Scharfſinn und die Wißbegier unſerer Gelehrten auf, nach dem Schlüſſel zu dieſer Sprache und damit zur Geſchichte früherer Jahrtauſende zu forſchen.

Nicht nur die Hieroglyphen, alles in dieſem Lande war räthſelhaft, dunkel und wunderbar. Die Hochebenen Perſiens hat man als die Wiege der Menſchheit, die Stätte, wo unſer altes, verlorenes Paradies lag, bezeichnet; mit weit größerer Sicherheit könnten wir die „Kinderſtube" der Menſchen in Aegypten ſuchen. Die früheſte Kindheit bleibt uns völlig dunkel, nicht der Schatten einer Erinnerung haftet in unſerer Seele, der einzelne erkennt ſie als bewußtloſen Zuſtand, — die Menſchheit fand darin ihr Paradies. Erſt ſpäter beginnt unſer Leben, — unſere Vergangenheit, und wenn wir nach Jahren die Stätte betreten, wo wir geſpielt und unſere Kindheit verlebt, werden alte Erinnerungen in uns wach, tauchen die Tage der Kindheit vor uns auf und wir erinnern uns plötzlich an das kleinſte, unbedeutendſte Ereigniß. Auch Aegypten erzählt der Menſchheit alte, längſtvergeſſene Geſchichten — die Pyramiden und Obelisken erſcheinen uns wie übriggebliebenes Spielzeug, das die Träume und Verſuche der Kindheit wach rufen ſoll, und wir blättern ſinnend, gedankenvoll wie in einem alten, abgegriffenen Bilderbuche in den Ueberreſten vergangener Jahrtauſende herum. Deßhalb hat Aegypten für uns ſeine ſo geheimnißvollen, eigenthümlichen Reize bewahrt; wir werden nicht müde, uns mit ihm zu beſchäftigen und die letzten Schleier zu lüften, die über dieſem Wunderlande ruhen. Nicht allein die Hieroglyphen gaben uns Räthſel auf, auch der Urſprung der Quellen des Nil hüllte ſich in ein geheimnißvolles Dunkel. Vergeblich waren alle Bemühungen einzelner kühner Forſcher wie ganzer Expeditionen, bis zu dieſem Punkte vorzudringen; es ſtellten ſich ihnen ſtets unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen und viele büßten ihr Unternehmen mit dem Tode.

Erſt vor wenigen Jahren gelang es dem engliſchen Kapitän Speke, dieſen dunkeln Punkt in der Erdkunde aufzuhellen und überzeugend nachzuweiſen, daß der wahre oder Stammnil aus dem Victoria-Nyanzaſee entſpringe.

Seit Jahrtauſenden war dieſe Aufgabe ungelöſt geblieben und das kühne, glückliche Unternehmen Speke's erregte in allen wiſſenſchaftlichen und gebildeten Kreiſen den höchſten Enthuſiasmus. Als der Entdecker der Nilquellen nach London zurückkehrte, wurde er wie einer der außerordentlichſten Helden gefeiert. Speke konnte mit Stolz und Befriedigung auf ſeine wahrhaft großartige That zurückblicken, und der Mann, der allen Gefahren der Wildniß getrotzt, mußte demnächſt — o ſeltſames Menſchenlos! — ſein ruhmvolles Daſein durch einen unglücklichen Zufall enden. Er verlor ſein Leben auf der Jagd durch Selbſtentladung ſeiner Büchſe. Ein Freund hörte den Schuß und ſah den Kapitän noch zwei Minuten aufrecht auf einer Mauer ſtehen, die er gerade überklettern wollte. Als der Freund hinzulief, flüſterte Speke: „Bewege mich nicht von der Stelle! Ich bete!" Zehn Minuten ſpäter brach ſein Auge.

Speke hat die Reſultate ſeines Forſchens, das Intereſſanteſte ſeiner Erlebniſſe und Beobachtungen in einem Werke zuſammengeſtellt,*) das durch die Fülle neuer Anſchauungen, die klare, überſichtliche Darſtellung weit über gewöhnliche Reiſebeſchreibungen emporragt und auf einen bleibenden Werth Anſpruch machen kann.

Wir verfolgen mit großer Theilnahme den Weg des kühnen Mannes, der unerſchütterlich ſein Ziel vor Augen behält und es mit der zähen Ausdauer eines Helden zu erreichen weiß; denn es gehört ein größerer Aufwand von Kraft und Muth dazu, die Höhe langſam und unter unſäglichen Schwierigkeiten zu erklimmen, als einen Sieg im Fluge zu erwirken.

Die Kleinen fangen gar nicht an, aus Furcht vor Hinderniſſen;
Die Mittelmäßigen hören auf, begegnend Hinderniſſen;
Die Großen aber halten aus trotz tauſend Hinderniſſen.

Der kühne Kapitän war bereits zweimal nach Mtesa vorgedrungen und hatte die Vermuthung aufgeſtellt, daß der Victoria-Nyanza, den er am

*) „Die Entdeckung der Nilquellen. Reiſetagebuch von John Hanning Speke, Kapitän der engliſchen Armee in Indien. Autoriſirte deutſche Ausgabe. Mit zwei Karten, zwei Stahlſtichen und zahlreichen Holzſchnitten" (zwei Bände, Leipzig, A. H. Payne, 1864).

30. Juli 1858 entdeckt, sich als die Quelle des Nil herausstellen werde. Um die Wahrheit dieser Behauptung festzustellen, wurde von der Königlichen Geographischen Gesellschaft zu London eine dritte Expedition veranstaltet, zu der die englische Regierung 2500 Pf. St. bewilligte. Speke ging nicht, wie es die meisten Forscher vor ihm gethan, den Nil aufwärts, sondern nahm seinen Weg vom Südosten Afrikas, von Zanzibar aus. Kapitän Grant, ein Bekannter Speke's, hatte sich der Expedition angeschlossen, die mit großer Umsicht und Gewandtheit ins Werk gesetzt wurde. Speke sandte 50 Lasten Zeuge, Perlen und andern zu Geschenken für die wilden Stämme bestimmten Land nach der Karawanenstation Kazé voraus und 100 Lasten ähnlicher Waare begleiteten seinen Zug. Die Expedition bildete ein kleines Heer und bestand aus einem Corporal und neun Gemeinen, Hottentotten, 20 Belutschen, einem arabischen Kaffa Bassi und 75 freigewordenen Sklaven, einem Kirangozi oder Anführer und 100 Negerträgern, 12 nicht abgerichteten Maultieren, 3 Eseln und 22 Ziegen. Freilich wurde diese stattliche Karawane auf dem langen, beschwerlichen Wege durch Todesfälle und Desertionen sehr gelichtet und nur 18 Mann hielten bei Speke bis ans Ende der Reise getreulich aus.

Sobald die Expedition die Insel Zanzibar verlassen, das Festland betreten hat und etwas tiefer in das Innere Afrikas gedrungen ist, empfängt sie die ganze trostlose Oede jenes Welttheils, an dessen äußerstem Rande kaum erst europäische Cultur Boden fassen konnte.

Die Bewohner des Flachlandes Uzaramo können sich noch sehen lassen, aber schon die Bevölkerung des benachbarten Hochlandes Usagarre besteht aus schwarzbraunen Wilden, die meist wie Affen auf den Bäumen von der Calabassenfrucht leben.

Durch die Wildniß von Mgunda-Mkali brach sich Speke die Bahn zum Lande des Mondes, U-ganda-munsi, das, früher eins der größten Reiche Afrikas, der Größe nach kaum kleiner als England gewesen, aber jetzt in kleine Staaten zertheilt worden. Die Schwierigkeiten und Gefahren der Expedition begannen sich zu häufen, denn die Leute Speke's verweigerten den Gehorsam und die Könige der Wilden begannen ihr Plünderungsgeschäft. Sie hielten unter allerhand Vorwänden Speke zurück und suchten so viel wie möglich „in Güte" von ihm zu erpressen. So schickte einer dieser Herren der Wüste noch zu guterletzt, ehe die Expedition sich auf den Weg machen konnte, seinen Premierminister zu Speke: Die Schwestern und die andern Glieder der königlichen Familie hätten die ganze Nacht geweint, und ihn, den König, gequält, daß er Speke so billig entlassen habe, sie hätten nichts, ihre Blöße zu bedecken und der Fremde müsse noch etwas mehr zahlen.

Alle Häuptlinge, durch deren Länder Speke seinen Weg nahm, waren begierig, den fremden weißen Mann zu sehen und fürchteten sich doch wiederum vor seinem bösen Blick. Einen dieser Häuptlinge, der die Pfähle seiner Hütte mit den Schädeln der erschlagenen Feinde geschmückt hatte, schildert Speke als einen hübsch aussehenden Mann von dreißig Jahren. Er trug das weite Ende einer großen Seemuschel, kreisförmig zugeschnitten, als Krone an seiner Stirn gebunden, außerdem mehrere Hörner der Saltiana-Antilope mit magischem Pulver gefüllt, um den bösen Blick abzuwenden. Seine Diener krochen alle vor ihm und schnippten mit ihren Fingern, so oft er niese. Es war all diesen Herren der Wüste nur um das Erbetteln von Geschenken zu thun, und da Speke niemals die Zudringlichen mit Gewalt abweisen konnte, weil er sich dann den einzigen Weg durch die wilden Stämme verlegt haben würde, so mußte er sich stets durch reiche Geschenke loskaufen. Nur einen dieser Könige macht eine rühmliche Ausnahme und zeichnet sich durch einen Anflug von Geist und feinere Gefühlsregungen aus: Rumanika, König von Karagwe.

„Als wir eintraten, sahen wir Rumanika und seinen Bruder Nnanazi, beides Leute von edler Erscheinung und Größe, mit gekreuzten Beinen auf der Erde sitzend. Der König war einfach in eine schwarze Neuber-Ghoga gekleidet und trug als Schmuck Perlengewinde von reichgefärbten Perlen über den Knöcheln und weit gearbeitete Armbänder von Kupfer. Beide Brüder hatten schöne, ovale Gesichter, große Augen und hohe Nasen, das beste abessinische Blut verkündend. Nachdem wir in echt englischer Art die Hand gedrückt hatten, was der eigenthümliche Gebrauch der Leute in diesem Lande ist, sah uns der ewig lächelnde Rumanika, uns ihm gegenüber auf die Erde zu setzen, und wollte nun sofort hören, was wir von Karagwe dächten; denn es wäre ihm doch aufgefallen, daß seine Berge die schönsten der Welt seien; und der See auch, bewunderten wir ihn nicht?"

Rumanika zeigte sich gegen Speke liebenswürdig und freundlich; er war auch der erste Fürst, der das Bemden verschmähte und mit großem Interesse auf die Schilderungen des europäischen Lebens horchte, und seine Anerkennung ging sogar so weit, zuzugeben, daß die Macht der Feder der des Schwertes überlegen sei und daß der elektrische Telegraph und die Dampfmaschinen die wunderbarsten Kräfte seien, von denen er je gehört. Bei jedem Geschenk, das Rumanika von Speke erhielt, fragte er nach dem Gebrauch und legte es dann mit großer Freude in sein Zimmerchen, auf das er stolzer war als auf irgendeinen andern Besitz. Die übrigen Könige der Wüste hatten wie Kinder nach allem die Hände ausgestreckt, ohne zu wissen, was sie damit anfangen sollten. Auch die Privathütte Rumanika's zeichnete sich durch Sauberkeit aus. Das Dach wurde durch zahlreiche feine Stangen getragen, an welche er eine große Auswahl von Speeren von ausgezeichneter Arbeit befestigt hatte, meistingene Spitzen mit eisernen Griffen und eiserne Spitzen mit messingenen Griffen. Ein großer stehender Schirm von schönem Strohgeflecht in geschmackvollen Mustern theilte einen Raum des Zimmers ab und auf der gegenüberliegenden Seite befanden sich als bloße Schmucksachen eine Anzahl messingener Anker und kleine Modelle von Kähnen, welche die Araber in Kufro zu seiner Unterhaltung in Eisen gearbeitet hatten. Die Staatsequipage dieses Fürsten bestand freilich nur aus einem großen ebenen, auf zwei sehr langen Stangen getragenen Korbe und überall wird der Reisende an Urzustände erinnert. Rumanika glaubte, da die Fremden ihren Weg über die ganze Erde finden können, würde es ihnen auch keine Schwierigkeit machen, einige Zauberformeln vorzuschreiben, seinen Bruder Rogero zu tödten, der auf einem dem Kitangule überblickenden Berge lebte. Zuletzt gestand er, daß er ihn nicht tödten, nur blenden wolle, um ihn unschädlich zu machen. Auch Rumanika und seine Unterthanen hatten keine Idee von Gott oder einem zukünftigen Leben, dennoch opfert der König jährlich am Grabe seines Vaters eine Kuh, ohne eigentlich zu wissen, warum; er hofft nur, durch diese Feier mit einer bessern Ernte beglückt zu werden. Die Damen des Hofes zeichneten sich durch Fettleibigkeit aus. „Ich machte einer Schwägerin Rumanika's einen Besuch", erzählt Speke. „Sie war ein zweites Wunder der Fettleibigkeit, nicht fähig, zu stehen, und genommen auf allen Vieren. Ich war begierig, einen ordentlichen Anblick von ihr zu erhalten und sie wirklich zu messen, und veranlaßte sie, mir die Sache zu erleichtern dadurch, daß ich mich erbot, ihr auch ein Stück meiner nackten Beine und Arme sehen zu lassen. Der Köder fing, wie ich wollte, und nachdem ich es dahin gebracht hatte, daß sie sich bis in die Mitte der Hütte gedreht und gewälzt hatte, that ich, wie ich es versprochen hatte und maß dann ihre Dimensionen.*) Alle diese Maße sind exact mit Ausnahme der Höhe, und ich glaube, ich hätte diese genauer erhalten können, wenn ich sie hätte auf den Boden legen lassen können. Die Schwierigkeiten nicht kennend, mit denen ich bei einer solchen Ingenieurarbeit zu kämpfen haben würde, versuchte ich, ihre Höhe zu erhalten, indem ich sie aufrichtete. Nach unendlichen Anstrengungen von beiden Seiten gelang dies; sie sank aber sofort ohnmächtig um, da ihr das Blut nach dem Kopfe geflogen war. Unterdeß saß ihre Tochter, ein Mädchen von sechzehn Jahren, völlig nackt vor uns, an einem Milchkrug saugend, zu welcher Arbeit sie ihr Vater mit einem Stock in der Hand anhielt; da das Fettwerden die erste Pflicht des fashionablen Lebens ist, muß es mit dem Stock, wenn nöthig, gehörig eingeschärft werden. Ich fing ein Liebchen mit dem Fräulein zu kokettiren an und bewog sie, aufzustehen und mir die Hand zu drücken. Ihr Gesicht war lieblich, ihr Körper aber rund wie eine Kugel."

Trotz dieser Wunderlichkeiten klingt uns einiges beinahe an europäische Staatseinrichtungen erinnern. Alljährlich findet eine große Ceremonie statt, um den König zu vergewissern, wie viele seiner Unterthanen loyal sind, und hier genügt es nicht, Adressen zu unterschreiben und allenfalls einen Loyalitätsfrack anzuziehen — ganz andere Beweise unterthänigster Ergebenheit werden verlangt. Der König kauert auf der Erde und nach einem wilden Trommelwirbel kommen die Districtshauptleute einer nach dem andern auf den Fußspitzen heran, passiren dann, ihre Körper verrenkend und schaudernd, wieder mit einem springenden Gange und ausgebreiteten Armen, die sie bewegen, als wollten sie dieselben aus ihren Gelenken herausbringen, vorüber; bei all diesen Handlungen hatten sie Trommelschlägel oder Zweige in den Händen, schwangen hierauf mit wüthender

*) Um den Arm 1 Fuß 11 Zoll, Brust 4 Fuß 4 Zoll, Schenkel 2 Fuß 7 Zoll, Wade 1 Fuß 9 Zoll, oder 3 Fuß 9 Zoll.

Tony.

Es iſt die himmliſche Güte ihres Herzens.

Wilhelm.

Meine Tony, ich habe Dich wieder!

Tony.

Komm, komm, daß ich Deine Schweſter ſehe. Den Bund der Freundſchaft nach dem Bund der Liebe!

(Beide Arm in Arm ab.)

Vierter Auftritt.

Guſtav

(wie eben, tritt ſehr erregt auf, allein).

Was iſt mit mir vorgegangen? Wo leb' ich? Wohin jagt mich der Schwindel, wohin der Anblick dieſes Blattes? Ein Lebewohl ihr ſagen — Nein, und wenn ich die feurigen Zungen der Engel hätte, ich finde die Worte nicht, die ausdrücken, was ich fühle. Ich erblaßte vor dem ſchalen Gemeinplatz, den die eingetauchte Feder an jenem Abend niederſchreiben wollte, und irre nun ſeit dieſem Tage, und ſuche vergebens, und das zauberhafte Blatt wächſt mir unter der Hand und kann nicht faſſen, was ich ſehe, was ich fühle, was ich ſchaudernd in mir ahne. Iſt es ein Traum, der mich umgiebt? Was iſt es, als umſpönne mich ein magiſcher Glanz.

Stimme dem König einen Eid ihrer Loyalität und Ergebenheit, begleitet von dem Ausdruck der Hoffnung, daß er ihre Köpfe abschneiden solle, wenn sie je vor seinen Feinden umkehren sollten, und knien dann, ihre Stöcke ausstreckend, vor ihm nieder, damit er sie berühren kann.

Rumanika bewies in allen seinen Gesprächen viel natürlichen Verstand und zeigte, daß er über die Dinge dieser Welt seine eigenen Gedanken hatte. So fing er einmal Speke, ob dieselbe Sonne, die an einem Tage scheine, wiedererscheine oder ob alle Tage frische Sonnen kämen, und ob der Mond verschiedene Gesichter mache, um über uns Sterbliche auf der Erde zu lachen, oder nicht. Auch das Land Rumanika's hatte seine Schönheiten und Speke schweifte viel, bald mit Rumanika, bald mit seinen Leuten, in der Umgegend herum. „Die ganze Scenerie war wunderschön. Die Bergabhänge waren grün und frisch mit Gras bedeckt, dazwischen nur wenige Fuß über dem Wasser kleine Gruppen weicher, weißig aussehender Akazien, und über ihnen, die Berge überschattend, einzelne schöne Bäume und hier und da die gigantische Aloë. Am Ende des Mogo-Romkonzi-Bergs im zweiten See angekommen, sprangen die Ruderer ans Land, wo eine große Menge von Rumanji (dem Bruder des Königs) angesehener Menschen aufgestellt war, mich zu empfangen. Ich landete mit aller Würde eines Fürsten, die königliche Musikbande stimmte einen Marsch an und wir setzten uns alle nach Rumanika's Grenzpalast in Bewegung, uns in einer sehr complimentirenden Weise unterhaltend, nicht unähnlich der sehr höflichen und blumenreichen Sitte gebildeter Orientalen."

Der milde Rumanika hatte recht gehabt, als er gesagt: „Ihr möget nicht glauben, je wieder einen so vernünftigen Menschen zu finden wie mich!" Schon Mtesa, der König von Uganda, zeigte sich in seiner schauerlichen Wildheit. In dem Augenblick, wo ihm in seinem Palast der Besuch Speke's angekündigt wurde, ließ er funfzig große und vierhundert kleine Männer hinrichten, weil seine Unterthanen so dummköpfig waren und darauf bestanden hatten, daß ihm kein Weißer nahen solle. Mit der ganzen Gesellschaft, in einem großen Halbkreis oder drei Seiten eines Vierecks in vielen Reihen tief hintereinander vor ihm hockend, in der Mitte mit Trommlern und andern Musikanten, sitzt der König in großer Würde auf seinem Thron und gibt die Befehle des Tags aus, ungefähr in folgender Weise: „Kinder, Weiber und Kinder sind knapp in Uganda; eine Armee von zweitausend muß gebildet werden, um Unyoro zu plündern! Die Wahuma haben neuerdings Sr. Herrlichkeit keinen Tribut gezahlt und sind zu bestrafen", u. s. w. Für alle diese Sachen ruft der Commandeur-en-chef die Divisionsoffiziere auf, die der König zu bestätigen hat, und so wird die Sache bei Hofe beendet. Die Divisionscommandanten finden dann niedere Offiziere, diese suchen Leute und die Armee tritt ihren Marsch an. Sollte eine Mission nicht gelingen, so werden Verstärkungen abgeschickt, und die Ausreißer, Weiber genannt, werden so lange mit rothglühenden Eisen geschlagen, bis sie nicht länger Menschen sind und wegen ihrer Feigheit sterben. Dagegen bringt jeder Sieg Ehre und Beförderung mit sich. Der König empfängt seine Krieger von Offizieren mit großer Ceremonie, berücksichtigt ihre Auseinandersetzungen und vertheilt als Belohnungen Weiber, Kinder und Befehl über Mannschaft — die größten Elemente des Wohlstandes in Uganda — mit freigebiger Hand. Wir sehen, daß wir uns hier in einem wohlgeordneten Militärstaat befinden. Es fehlt nicht an Paraden und militärischen Schaustücken und den europäischen Orden muß ein afrikanisches Ding entsprechen. Ein König, der sich auf die Speere seiner Unterthanen stützt, ist stets Despot. Auch der Herrscher von Uganda zeigt sich in seiner ganzen entsetzlichen Herrlichkeit. Niemand darf vor dem König stehen, während dieser entweder still sitzt oder ißt, sondern muß sich ihm mit niedergeschlagenen Augen und gebeugten Knien nähern und sitzen oder knien, wenn er angeredet ist. Des Königs Thron oder Kleider, selbst zufällig, zu berühren oder seine Frauen anzusehen, ist sicherer Tod. Allgemein genommen ist es die Pflicht aller Beamten, so beständig als möglich bei Hofe aufzuwarten; sollten sie dies nicht thun, so verwirken sie dadurch ihre Ländereien, Weiber und Besitzungen. Diese werden ergriffen und andern, ihrer Würdigern gegeben, da angenommen wird, daß entweder Unverschämtheit oder Abneigung das einzige Motiv sein könne, welches sie bestimme, sich für irgendwelche Zeit des Vergnügens, den Souverän zu sehen, zu begeben. Reinheit im Anzug ist ganz imperatorisch nothwendig, und für irgendeine Vernachlässigung dieser Regel kann der Kopf verwirkt werden. Alle Handlungen des Königs werden für Wohlthaten angerechnet, für die man danken muß; jede seinen Unterthanen zugefügte Ader ist

ein von ihnen erhaltenes Geschenk, wenn es auch die Form von Prügeln oder Geldstrafen annimmt; denn sind nicht diese, die bessere Menschen aus ihnen machen, so nothwendig als irgendwas? — Der Dank wird abgestattet durch Kriechen auf der Erde, Zappeln und Winseln nach der Art lebhafter Hunde, und worauf sie plötzlich aufstehen, Stöcke ergreifen — Speere dürfen bei Hofe nicht getragen werden —, thun, als wenn sie auf den König zielten, mit der geläufigsten Zunge schmälzen und so Treue für ihr ganzes Leben schwören. An diesem ceremonienreichen Hofe hatte es seine Schwierigkeiten, eine Audienz zu erhalten. So sehr sich auch Mtesa gesehnt, seinen weißen Gast zu sehen, litt es seine Königswürde nicht, den Fremden augenblicklich zu empfangen. Immer wieder wurde Speke auf einen andern Tag bestellt, und es gehörte eine englische Geduld dazu, des Königs Verstocktheit zu ertragen. Endlich sah Speke den König.

„Einen theatralischern Anblick habe ich nie gehabt! Der König, ein gutaussehender, hübschgewachsener langer junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, saß auf einer viereckigen Plattform von Königsgras, mit einem rothen Tuche bedeckt, eingefaßt mit Tigergrashalmen, und war sehr gut gekleidet. Das Kopfhaar trug er kurz abgeschnitten, mit Ausnahme des Scheitels, wo es in eine hohe Leiste aufgekämmt war, die von vorn bis hinten wie ein Hahnenkamm sich erstreckte. Um den Hals hatte er einen netten Schmuck, einen großen Ring aus schöngearbeiteten kleinen Perlen, die durch ihre verschiedenen Farben hübsche Muster bildeten. An dem einen Arm war ein anderer hübschgezeichneter Perlenschmuck, am andern ein hölzernes Amulet mit einem von Schlangenhaut überzogenen Strick befestigt. An jedem Finger und jeder Zehe befanden sich abwechselnd Messing- und Kupferringe und über den Knöcheln, halbwegs bis zur Wade, eine Art Strumpf von hübschen Perlen. Alles war leicht, nett und in seiner Art elegant; man konnte dem Geschmack seines Aufputzes nichts anhaben. Als Schnupftuch hielt er ein gefaltetes Stück Rinde und ein Stück geldgestickter Seide, das er beständig benutzte, um seinen großen Mund zu verbergen, wenn er lachte, oder ihn abzuwischen, nachdem er Bananenwein getrunken hatte, wovon er häufige und reichliche Züge aus netten kleinen Kürbisbechern nahm, die ihm seine aufwartenden Damen, gleichzeitig seine Schwestern und Frauen, darreichten."

Wie wenig im Königreich Uganda ein Menschenleben gilt, dafür ist folgende Scene ein Beweis. Der König erhielt von Speke einen Karabiner geschenkt, und nachdem er ihn mit eigenen Händen geladen, überreichte er ihn mit gespanntem Hahn einem Pagen und befahl ihm, er solle in den äußern Hof gehen und einen Menschen niederschießen. Dies war kaum geschehen, als der kleine Kerl zurückkam, um seinen Erfolg mit solcher Freude zu verkünden, als es ein Junge thun würde, der ein Vogelnest beraubt, eine Forelle gefangen oder irgendeinen andern Knabenstreich ausgeführt hätte. Der König fragte ihn: „Hast du's gut gemacht?" „O ja, ganz vortrefflich!"

Es gehörte der Muth und die Kraft eines ganzen Mannes dazu, um die vielfachen Gefahren und Hindernisse zu besiegen, bis der Expedition in den Weg gelegt wurden. Diese Wilden hatten stets die stärksten Karavanenzüge geplündert, lebten meist von Raub und Plünderung und noch hatte kein Weißer diese gefährlichen Gegenden zu durchstreifen gewagt — dennoch ließen sie den Fremden endlich friedlich ziehen. Er führte große Schätze mit sich, die in ihren beutelüsternen Augen noch kostbarer wurden; sie waren stets der Expedition in der Zahl kampfbereiter Männer weit überlegen, durften nur den weißen Fremden überfallen und die Schätze kamen in ihren Besitz. Nur das kluge Auftreten Speke's, der ebenso gewandt sein Ansehen zu behaupten wie jedem ernstlichen Conflict auszuweichen wußte, verhinderte sie daran. Wol suchten ihn die wilden Fürsten nach Möglichkeit auszuplündern und unter allerhand Vorwänden gewaltsam zurückzuhalten, aber Speke verlor nie die Geduld und die Besonnenheit und wußte so geschickt selbst mit den wildesten Königen der Wüste zu verfahren, daß beide gewöhnlich als Freunde schieden.

Kostbare Zeit ging oft bei diesen Zwangsbesuchen an einem Königshofe verloren. Speke erkrankte, sah sich oft in Lebensgefahr und verlor dennoch keinen Augenblick sein Ziel aus den Augen und erreichte es endlich. „Mit einem guten Ruck vorwärts, Berge überschreitend und große Grasflächen sowie ausgedehnte, kürzlich von Elefanten verwüstete Dorfanpflanzungen durchziehend — die Elefanten hatten das Essbare gefressen und was nicht als Nahrung dienen konnte, hatten sie mit den Füßen zerstört, sodaß nicht Eine Banane und Eine Hütte ganz geblieben waren —, kamen wir am äußersten Ende unserer

Reise an, dem weitesten Punkt, den die Expedition je in derselben Breitenparallele mit König Mesia's Palast und vierzig Meilen östlich von diesem erreicht hatte.

„Wir wurden gut belohnt, denn die ‚Steine', wie die Wawanda die Fälle nennen, waren weitaus der interessanteste Anblick, den ich in Afrika gehabt habe. Alle meine Begleiter rannten sofort hin, sie zu sehen, obgleich der Marsch lang und ermüdend gewesen war, und selbst mein Eingeborenstuhl kam in Thätigkeit. Obgleich sehr schön, so war die Scene doch nicht so, wie ich erwartet hatte; denn die breite Fläche des Sees war durch einen Bergausläufer von der Ansicht ausgeschlossen, und die ungefähr 12 Fuß hohen Fälle, 4 — 500 Fuß breit, waren durch Felsen gebrochen. Doch war es ein Anblick, der stundenlang fesseln konnte: das Getöse des Wassers, die Tausende von wandernden Fischen, die mit aller Gewalt aus den Fällen herausſprangen; die Wakegoo- und Waganta-Fischer, die mit Booten herauskamen und sich auf den Felsen mit Ruthen und Haken postirten; die Krokodile und Hippopotamus (Nilpferde), die schläfrig auf dem Wasser lagen; die Fähre, die oberhalb der Fälle im Gange war; Rinder, die zum Trinken an den Rand des Sees getrieben wurden, dies alles zusammen mit dem hübschen Rahmen des Landes — kleinere mit Gras gegipfelte Berge und Bäume in den Einsenkungen und Gärten an den untern Abhängen —, machte das Bild zu einem so interessanten, wie man nur zu sehen wünschen konnte.

„Der Zweck der Expedition war nun erreicht. Ich sah, daß der alte Vater Nil ohne Zweifel in dem Victoria-Nyanza entspringe und daß, wie ich vorhergesagt hatte, jener See die große Quelle des heiligen Flusses sei, welcher die Wiege des ersten Verkünders unseres Glaubens trug."

Die entferntesten Gewässer oder das oberste Ende des Nil ist das südliche Ende des Sees, nicht beim dritten Grad südlicher Breite gelegen, was dem Nil in directem Maß die überraschende Länge seines Laufs über 34 Breitengrade von ungefähr 2000 Meilen oder mehr als ein Elftel des Erdumfangs gibt. Von diesem südlichsten Punkte nun westlich herum bis dahin, wo der Große Nil ausströmt, ist nur ein Zufluß von Bedeutung vorhanden, und dies ist der Kitangule-Fluß, während von jenem südlichsten Punkt östlich herum bis zu jener Straße gar keine Flüsse von Bedeutung existiren.

Speke berichtigt auch manche falsche Angaben über die Nebenflüsse des Nil. Der erste Zufluß, der Kahr oder Shazal, überraschte Speke; denn statt einen großen See zu finden, wie er in unsern Karten an einem Knie des Nil beschrieben wird, fand der gewissenhafte Forscher nur eine kleine Wasserfläche, ähnlich einem Ententeich zwischen einem Binnensee. Der alte Nil fließt mit majestätischer Grazie durch ihn und brachte die Reisenden zunächst an den Giraffenarm des Sobat-flusses, den sie mit einer leichten halbkreisförmigen Schwenkung und guten starken Strömung in den Nil einfließen sahen.

Auch dem Blauen Nil, der auf unsern Karten sich als ein mächtiger Fluß zeigt, raubt Speke seine Majestät und schildert ihn als einen erbärmlichen Fluß. Er ist allerdings an der Mündung sehr breit, aber so seicht, daß die Fahrzeuge der Reisenden nur mit Mühe in ihn einfahren konnten. Er hatte das Aussehen eines Bergstroms, großen periodischen Schwankungen unterworfen. Speke versichert, daß er niemals mehr enttäuscht gewesen als über diesen Fluß; würde der Weiße Fluß von ihm abgeschnitten, so würde sein Wasser völlig absorbirt werden, ehe es Unterägypten erreichen könnte.

„Ich hatte nun genug gesehen", fährt Speke dann fort, „um mich zu überzeugen, daß der Weiße Fluß, der an den Riponfällen aus dem Victoria-Nyanza entspringt, der wahre oder Stammnil ist; denn in jedem Fall seiner Verzweigung zeigt sich dies in der allerdeutlichsten Art, besonders wenn man, wie ich es mit all diesen Strömen that, sie in der trockenen Jahreszeit sieht, welche die beste Gelegenheit bietet, ihre relative bleibende Bedeutung abzuschätzen."

Es macht einen rührenden und tiefen Eindruck, wenn wir an das traurige Ende des kühnen Forschers denken und ihn im Anschauen der prächtigen Ripenfälle, an deren Ufern er einen ganzen Tag verbringt, träumerisch ausrufen hören: „Mir war es, als fehle mir nur eine Frau und Familie, ein Garten, eine Jacht, Büchse und Angelruthe, um mich hier zeitlebens glücklich zu machen, so reizend war der Platz. . ."

Der Zweck der Expedition war nicht allein erreicht, sondern auch noch andere wichtige Resultate für die Wissenschaft waren gewonnen. Speke hatte auf seiner abenteuerreichen und gefahrvollen Reise die sorgfältigsten Messungen vorgenommen, Karten und Zeichnungen gefertigt und eine außerordentlich reiche Sammlung der merk-

würdigsten Pflanzen und Thiere angelegt und wohlerhalten beigebracht.

Blicken wir auf das große, glücklich ausgeführte Unternehmen des kühnen Spekulanten zurück, denn müssen wir ihn zu jenen Helden zählen, die unsere Zeit auf den Schild erhebt. Mit der wachsenden Bildung der Völker machen auch die Ansichten über Helden und Heldenverehrung eine Wandlung durch. In den früheren, stürmischeren Tagen galt der einzelne Mann als Held, der am schwungvollsten auf seine Feinde losschlug. Der Held früherer Zeiten mußte schon an der Spitze einer Armee stehen und sie durch Klugheit und kühne Führung von Sieg zu Sieg leiten. Wir und unsere Väter haben viele Bilder von Helden zu erblicken an. Wir lernen diejenigen Männer als Helden verehren, die mit unermüdlicher Selbstverleugnung und dem Aufwand aller Kraft im Reiche der Wissenschaft neue Siege gewannen oder der ganzen Menschheit den Segen einer neuen Erfindung und Entdeckung zu verschaffen suchten! Zu ihnen gehört Kapitän Speke.

Was bringst Du mit?

Von Karl Bronsart-Birnin.

2.

Herrenmus Schneider hatte zu Brimar im Hause seines alten Freundes Hildebrand ein unfreiwilliges Nachtquartier gefunden und sagte, es sei ihm zu begegnen gebeute. Erst wollte er ein wenig durch die Straßen spazieren, alten Studiengenossen zu begegnen, dann aber müsse er seinem ehemaligen Spielkameraden aufsuchen, den Bruder Heriel, der in einem Laden am Markt seinen Kram feilbiete. Hildebrand jedoch entschuldigte sich ob überhäufter Geschäfte. „So gehe ich allein", versetzte Schneider, „und wenn ich schön bitten darf, haltet euch nicht nach mir auf! Wann ich zurückkehre, das ist nicht abzusehen. Denn einmal gibt's mit den alten Bekannten in Hülle und Fülle zu schwatzen und dann — ja darin kenne ich Heriel nur zu gut — von dem kommt man so bald nicht wieder fort. Deshalb ist's wol das Beste, wenn ihr mir den Schlüssel zum Hause anvertraut. Wie ein Dieb werde ich hereinschleichen, niemand soll durch mich im Schlafe belästigt werden!"

„Nein, nein", sprach da die Pfarrerin, „die Magd kann Euch erwarten!"

Herrenmus redete ab. „Die wird am Abend müde genug sein! Bliebe sie wach, so wär's ein Opfer. Und das liebe ich nicht. Wollt ihr jedoch die Lampe neben der Treppe anzünden, so werde ich's euch herzlichen Dank wissen. Gute Nacht, Jungfer Braut! Ich weiß, von wem Euch rühmen wird. Angenehme Ruhe allerseits!"

Damit ging er. Aber draußen hieß er den Kopf hängen. Hildebrand ein leidenschaftlicher Verehrer der neuen Richtung — wie hätte er das jemals erwarten können! O, war der sonst so besonnene Mann nicht gänzlich aus dem Häuschen geraten? Während sich Schneider diesen Gedanken noch seufzend hingab, hatte er nicht einmal bemerkt, wie eine Gruppe silberhaariger Männer ihn forschend nachgeblickt. Jetzt sprach der eine: „Er muß es sein!" „Den frommen Knaben nach, gewiß!" sagte der zweite. Und der dritte rief: „Ich eile hinterher, ich hole ihn ein!" Er nahm die größeren Schritte und an der Ecke der Judenstraße — „Schneider, alter Freund und Genosse!" „Sie — Du — Ja, du bist Hans Huber aus Weißensee!" Beide feierten dieses Wiedersehen, indem sie sich herzlich umarmten, und jeder fand, daß der andere recht grau geworden; doch gab keiner seinen Gedanken Worte. „Du mußt mitkommen, Schneider! Michaelis, Kaiser und Lüttke stehen da oben. Wir müssen ein Gläschen zusammen trinken auf vergangener Tage gedenken. Ach, die Kinder im Burgkeller und die schöne Fee im Dornburg!..." Die andern haben schon die Hälse vorgereckt, wie sie Herrenmus wieder erblicken. Dann sitzt er auf einer Umarmung in die andere und dann eilte man dem nächsten Schenkhause, der „Sonne", zu. Man wurde gesungt, erzählt, gescherzt und gelacht; als Michaelis zu Schneider sagte, ob er noch wisse, wie er Frau einmal geküßt, ward der Dunkelroth gleich einer Jungfer. „Laßt die alten Geschichten", rief Kaiser, „ich weiß etwas Besseres! Der Gesellenstand Herbes soll leben, viermal hoch!" „Viermal hoch!" schrien die übrigen und leerten die Gläser; nur Herrenmus blieb wie angewurzelt auf der Bank sitzen. „Was ist das mit dir?" fragte Lüttke verwundert. „Ihr seid auch — Freunde — wo bleiben eure Grundsätze — die neue Richtung . . ." flüsterte jener, und der Blick, den er dabei auf jeden warf, war ein tiefbekümmerter. Jetzt drängte ein Ruf den andern: „Was soll das heißen? Du ein Gegner des ersten Komplimentars? Ja Herder einen ein Heiligen? Hast du ihm denn vorhin böses?" So ging's weiter; kühle Bemerkungen mischten sich hinein, allein Schneider vernahm nichts mehr

davon, er war schon wieder draußen auf der Straße. Gemach, er wäre heute noch Meilingen zurückgeeilt, ohne Hildebrand Lebewohl zu sagen, ohne mit den anvertrauten Hausschlüssel abzuliefern; aber die Dämmerung war bereits eingetreten, ein schwerer Nebel hatte sich herabgesenkt und deshalb mußte er bleiben, er hätte sonst Schaden nehmen können. „Verwünschte Zeit!“ murmelte er. „Da finde sich ein anderer zurecht! Nun, Freund Hertel, mein Spielkamerad aus besseren Tagen, der soll mich auf andere Gedanken bringen!“

Hieronymus! Jetzt kommst du vom Regen unter die Traufe! Denn ich nicht Hertel's erstes Wort: „Na, alle dem großen Herder hab' ich's zu verdanken, daß du dich endlich einmal sehen läßt! Ohne die Conferenz wärst du wol in deinem ganzen Leben nicht wieder in die Stadt gekommen! Ein zu vortrefflicher Mensch, dieser Herder, und höchst anständig, sage ich dir, denn niemals findet er meine Halsbinden und Handschuhe zu theuer!“ Wäre ein plötzlicher Blitz aus heiterem Himmel herabgefallen, so hätte Schneider unmöglich erschrockener sein können, als wie er's jetzt nach dieser Begrüßung war. „Keinen Tropfen trinke ich!“ rief er jetzt dem Wirthe zu, da dieser Anstalt machte, Flasche und Gläser herbeizuholen. Aber alles Wehren nützte nichts. Einmal müsse er austrinken und dann noch einmal, und vom baldigen Scheiden dürfe keine Rede sein — „Dein braves Weib soll leben!“ rief Hertel, und Hieronymus mußte darauf anstoßen und alles nur Mögliche von Minchen erzählen, denn des Beutlers Fragen nach ihr nahmen gar kein Ende. „Daß ich nur die Zeit nicht verschwatze!“ meinte der Pfarrer, der über dem neuen Thema die Hertel'sche Begeisterung für Herder allmählich vergessen hatte. „Ei was, so jung kommen wir nie wieder zusammen! Jetzt will ich auskramen!“ Und der Beutler erzählte von seiner kürzlich verschiedenen Frau, vom glücklichen Fortgange seines Geschäfts, von dem Aerger, den ihm der neue Lehrburiche verursache. . . . „Herr Gott, deine Uhr geht ja auf elf!“ rief plötzlich Schneider. „Daß sie doch zwölf, eins, zwei schlagen! Was thut das?“ Aber jener ließ sich durchaus nicht länger zurückhalten, und Hertel willigte in sein Scheiden nur unter der Bedingung, daß er morgen in der Frühe wieder vorspräche.

Der Nebel lag wie ein Alp auf der Stadt. Keine Straßenbeleuchtung? dachte der Pfarrer, obgleich in der Mitte des Marktes eine Laterne brannte. Allein er sah sie nicht, er sah auch die nächste Ecke nicht einmal, mit der er in einer höchst unsanfte Berührung kam. O, o, sagte er sich da, was ist mit dir geschehen? Hast du des Guten zu viel gethan? — Die Uhr auf der Stadtkirche brummte elf. Das machte ihn besonnener, er schritt aus wie ein Bote, und nun stand er keuchend vor der Thür seines Gastfreundes. Den Schlüssel heraus, ins Schloß damit — ja, der gute Wille war wol da, aber der rechte Schlüssel war nicht da, und jetzt fluchte Hieronymus über die unverzeihliche Flüchtigkeit der Pfarrerin. Nur Geduld, ich werde pochen. Einmal, zweimal, dreimal, erst leise, dann immer stärker und stärker — ach, kein Mensch in dem ganzen Hause erwacht, die müssen einen beneidenswerthen Schlaf haben! Dunkel blieb jedes Fenster. Der arme Hieronymus! Wie ihn die Kälte peinigte, wie ihn sein Kostspruch reute, daß das Harren der Magd auf ihn ein Opfer wäre, und wie er nun endlich zu der festen Ueberzeugung gelangte, daß bei der unglückseligen Stellung vor der Thür nichts herauskäme und daß nichts weiter bleibe, als beim ersten besten Schutzhause anzupochen! Es war förmlich betrübend, den guten Mann wieder umkehren zu sehen.

Vor der Wirthschaft „Zum schwarzen Adler“ machte er halt. Viel hätte nicht gefehlt, und er hätte die Thür zerschlagen; denn es währte gar lange, bevor der Knecht in die Kleider kam. Endlich ward geöffnet. „Ein Bett für diese Nacht!“ „Unmöglich! Das ganze Haus ist bis zum Dach gefüllt!“ „Nur ein einziger Winkel!“ „Nicht für Geld zu haben! Vielleicht gibt's nebenan in der „Sonne“ noch einen Platz!“ Dorthin wankte nun der gereinigte Pfarrer. Und richtig, man ließ ihn ein, man hatte Erbarmen. Zwar drei Stiegen hinauf führte ihn der Schlieger, zwar begegnete ihm eine freche Maus auf der Schwelle, allein er fühlte sich doch, da er ein sauberes Bette erblickte, wie im Himmel. Ach, jetzt wollte er so recht ausschlafen und seine nächtliche Promenade und die verwünschte Conferenz vergessen; hätte er nur die besammten Schuhe zur Stelle gehabt! Die hohen Stiefeln, die den lieben langen Tag an den Füßen gesteckt, drückten ja, als ob sie von Eisen wären. Aber herunter damit — o weh, wie der Boden klirrte! „Was, wer pocht da? Soll ich denn gar keine Ruhe haben?“

„Um Vergebung! Verzeihen Sie gütigst!

Bitte tausendmal um Entschuldigung!" Mit diesem Schwall von Höflichkeiten trat jetzt ein Mann ein, tief wie eine Nachteule anzusehen. Das wirre Haar drängte unter der Haube hervor, das Kleid war nur leicht übergeworfen, das Tuch über der Brust hatte sich gelöst und erschien gleich einer Fahne bei totaler Windstille. „Was ist denn? Brennt's irgendwo?" fragte Hieronymus mit sichtlichem Verdruß. „Bitte tausendmal, erschrecken Sie nicht, die Stadt ist ruhig, aber ich bin es nicht! Mein Knecht nämlich kommt an mein Bett und spricht: ‹Frau Wirthin, noch ein Fremder da!› ‹Gut, Johann›, sage ich, ‹das ist der Herr Geistliche aus Rudolfstadt!› ‹Ne›, sagt Johann, ‹der kann's nicht sein! Der hat gemeldet, daß er mit der Postkutsche um 2 Uhr eintrifft, und eben hat's 12 geschlagen!› ‹Was?› rufe ich, ‹das weißt du und hast dem Fremden doch die einzige leere Stube gegeben, die für den Geistlichen aus Rudolfstadt ist?› ‹Na, ich dachte —›, sagt Johann. ‹Nichts zu denken!›, sage ich darauf und springe aus dem Bett und springe die drei Stiegen herauf, und nun bin ich hier, um den Herrn gnädigst zu bitten ..." „Was?" schrie Hieronymus und blickte die schleichende Wirthin mit flammenden Augen an, „ich soll wieder fort? Unmöglich!" „Ach du lieber Gott!" jammerte die Frau, „ich bin die unglückliche Person in der ganzen Welt, aber es geht doch nicht anders!" Und jetzt setzte sie ihre Verlegenheiten auseinander und sprach von dem guten Klang, den ihre „Sonne" habe, den sie jedoch verlieren würde, sobald der Rudolfstädter die bestellte Stube belegt finde — und den Pfarrer dauerte diese Verlegenheit herzinniglich, dieser Klaggesang stimmte ihn weich, und mit der Entschlossenheit eines Verzweifelnden warf er sich auf den Stuhl und zog die primgrünen Stiefeln wieder über die Füße. „Ich werde leuchten, helfen Sie nur nicht, lieber Herr! O, wie Sie mir leid thun! Gott ist mein Zeuge!" So ging's die Treppe hinab. Noch unter der Thür meinte die Wirthin: „Hoffentlich finden Sie noch im ‹Anker› ein leeres Bett. Ich will's wünschen!"

Dahin stürzte nun der obdachlose Hieronymus. Vergebens! „So will ich denn zu Hildebrand zurück und sollte ich das ganze Pfarrhaus zertrümmern!" Also that er. Der Weg war zwar ein kurzer, allein für ihn ohne Ziel, denn die Kälte schüttelte ihn und der Nebel feuchtete seine Rede an. Jetzt die Straßenecke entlang, um den Thurm herum — da — Schneider suchte förmlich zusammen — der Mann, der ihn plötzlich anrief, hatte etwas von einem Riesen. Und die Glocke schlug eins.

„Seid Ihr ein Fremder? Kann ich Euch Auskunft geben?" Wie sonderbar klang diese Stimme!

„Ich bin soeben zur Stelle. Der Pfarrer Hildebrand —" Hieronymus mußte sich zur Antwort zwingen, denn beim Anblick dieser Gestalt fröstelte ihn noch mehr.

„Wenn Ihr zu dem wollt, werdet Ihr lange pochen müssen! Wählt lieber ein Schenkhaus!"

Nun sagte jener größern Muth. Er ließ etwas von seinem Leiden fallen.

„Dann mache ich Euch einen Vorschlag! Steigt mit zu mir hinauf!"

„Wo — hinauf?"

„Ich bin der Thürmer. Mein Kleinster liegt krank darnieder, deshalb war ich beim Medicus."

Es währte geraume Zeit, bevor Schneider aussprach, daß er die Einladung annehmen würde. Aber was blieb ihm? Hier war er doch gewiß, die ersehnte Ruhe endlich zu finden. „So kommt", sagte der Thürmer, „ich heiße Arno Seifferth! Wie heißt Ihr?" „Ich bin der Pfarrer Schneider aus Meiningen. „Also, ein Mitglied der Conferenz. Ja, ja, unser Conventikelmacht ist ein wahres Phantom! Wenn der spricht, muß die ganze Geistlichkeit in den Sack kriechen!" Hieronymus brummte etwas vor sich hin, und gerade wie „Zu eng! Zu eng!" klang. Währenddessen hatte der Thürmer eine kleine Laterne unter dem Mantel hervorgezogen, sie angezündet und die schwere Thür aufgeschlossen.

Eine Stufenreihe, dann ein Absatz, eine erste und zweite Leiter — so ging's hinauf. Das Licht warf gar unheimliche Schatten, fledermausähnliche jagten vorüber, ein Käuzchen schrie, der Wind pfiff durch Ritzen und Luken. Hier ragte ein Balken aus der Mauer und zwang zur Vorsicht, dort war die Wand schwarz wie in einer Todtengruft und trüben hingen Stricke herab, lagen uniformliche Gegenstände umher; man konnte wähnen, sich in einer Folterkammer zu befinden. Der Pfarrer mußte auch so etwas denken. Er ließ den Mantelzipfel des Thürmers nicht aus der Hand und war herzlich froh, als er nun vernahm, daß das Ziel nahe sei. „Jetzt bückt Euch, wir müssen kriechen!" War das entsetzlich! Seifferth legte sich platt auf den Boden — der erschreckene Meininger zauderte noch, allein was half's? Auch er mußte nun die Stellung seines

Führers nachahmen und hinterdreinkriechen durch ein nicht allzu weites Loch. Wie der Schweiß auf seiner Stirn perlte! Dann noch ein Stückchen die Mauer entlang und — „So, da wären wir!"

„Ach, lieber, beſter Herr Medicus", rief ſogleich die Frau, „ich glaube, mein Ernſt hat das Fieber! Helft doch!"

„Der Medicus ſchickt hier Tropfen für den Jungen. Er brauche nicht ſelber zu kommen, ſagte er. Dieſer gute Herr iſt der Pfarrer Schneider aus Mettingen, der bei uns bleiben will, bis es Tag wird. Bleib' ſtill, Hanne, der Junge ſcheint zu ſchlafen! Ich werde eine Streu aufſchütten, ſo gut es geht. Der Herr muß fürlieb nehmen!"

In den Augen der Frau Thürmerin war ein Pfarrer wenigſtens ein naher Anverwandter Gottes. Daher nahmen ihre Entſchuldigungen wegen der engen Stube, wegen der vielen Kinder und des erbärmlichen Lagers darin auch gar kein Ende. Erſt nachdem Hieronymus ſein Schickſal kurz angedeutet und wiederholt verſichert hatte, daß er mit allem zufrieden, beruhigte ſie ſich ein wenig und gab ihrem Bedauern beredte Worte. „Aber", fügte ſie hinzu, „der Herr wird morgen am allerſchönſten getröſtet werden. Bei einer Predigt unſers geliebten Herrn Conſiſtorialraths vergißt man Unglück und Krankheit und alle Noth. . ."

„Eine traurige Stube", fiel da Schneider ſchnell ein und ſtreichelte die Wange des Knaben, der auf dem Schoße der Mutter ſchlummerte. „Ein ſchönes Kind! Acht Jahre alt? Konnte mir's denken. Ihre Familie iſt ſtark, liebe Frau?"

„Schone der Herr nur weiter! Da liegen noch fünf Rangen in zwei Betten! Sie müſſen ſich zwar ein wenig drücken, aber es geht doch. Und Gott ſei gedankt, alle ſind ſie geſund! Nur mein Ernſt hier hat geſtern zu lange vor den Luken geſtanden und zu viel Kälte abbekommen. Der würde noch einſt ein tüchtiger Mann werden, wenn wir etwas an ihn wenden könnten! Alles ſpielt er auf der Geige nach. Sein Vater fidelt nämlich ſo ein bißchen."

Während Seifferth nun die Streu bereitete, blickte Hieronymus den ſiechen Knaben unverwandt an. Es ward ihm gar eigen dabei. Sie, rede in dieſem Alter war ſein einziges Kind geſtorben, ebenſo blühend war es geweſen; er glaubte eine Aehnlichkeit zu entdecken. . .

„Wenn's gefällig iſt, Herr Pfarrer!" ſagte jetzt der Thürmer. Seine Frau entſchuldigte ſich, daß ſie wegen ihres Ernſt das Licht nicht löſchen könne, allein ſie wolle nebenan in die Küche gehen. Doch Schneider gab das nicht zu. Er würde nur die Stiefeln von ſich werfen, verſetzte er. Seifferth fügte noch hinzu, daß er nicht gewagt habe, ſein eigenes Bett anzubieten; dann ſchritt er hinaus. Und Hieronymus legte ſich nieder.

Wenn die Glocke ſchlug, erzitterte die Wand; wenn der Wind ſauſte, klirrten die bleiumgoſſenen Scheiben. Sonſt war es ganz ſtill; allein Schneider warf ſich doch bald nach rechts, bald nach links; der Schlummer floh ihn. Er mochte die Augen ſchließen, mochte jeden Gedanken zurückdrängen, nichts half — die Gedanken kamen doch wieder, ſie nahmen Geſtalt an. . . Was ſich wol in der Conferenz begeben würde! Wie Herder wol predigen! Iſt nicht die ganze Stadt davon erfüllt? War man nicht begeiſtert, wo ich nur hinkam? . . . Jetzt ſchlug er die Augen auf. Die Frau war ein wenig eingenickt, der Knabe ſchlief feſt. Das iſt ein ſchönes Bild, ſagte ſich Schneider; ſo ſah mein Minchen auch einſt mit unſerm Kinde — ach, nun träumt es unter dem Fliederbaum! . . . Aber ich will nun auch träumen, alles Weh will ich vergeſſen — und er bedeckte die Augen mit der Hand. Die Uhr meldete die dritte Stunde. Der Thürmer blies das erhebende Lied: „Herr Gott, dich loben wir!" Hieronymus horchte auf. Wie heilig das klang! Ob's mein freundlicher Wirth in jeder Nacht bläſt oder ob Herder es beſtimmte, weil er morgen darüber ſprechen wird? Ei, darüber läßt ſich viel ſagen! Herder würde allerdings mit der Schöpfung beginnen und ich würde zuerſt den ganzen Geſang vertragen — Aber des Conſiſtorialraths Art und Weiſe iſt vielleicht bündiger, ſcheinbar? Wenn ich ihn höre, wenn ich mich an der Conferenz betheiligte? — Warum nicht? Kann ich doch ſehr gut Zeuge der Verhandlungen ſein, ohne daß ich nöthig habe, den Beſchlüſſen beizuſtimmen. . .

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Frauenſchönheit und Geſundheit.

C. Frauenſchönheit, reichſt du zu preiſen
An dir in ewig unverſchollnen Weiſen"

Aus dem Meer taucht die Göttin der Schönheit hervor, als roſenfingrige Eos entſteigt ſie dem Gewölk des Morgens, als „Göttin mit den Roſenwangen" ſchwebt ſie durch den Saal des Olympos. Sie, deren Anblick für alle Zeiten das Ideal weiblicher Schönheit feſtgeſtellt und dieſer Typus iſt nicht untergegangen und wird auch nicht untergehen wie

der Lippen der ägineticken Schule, nur jene der Byzantiner untergehen mußten, um dem Leben in Geſicht und Körper Ausdruck zu geben.

Frei von jeder Zeitgewalt,
Die Geſtalten göttlicher Naturen,
Wandelt eben in des Lichtes Nimbus
Göttlich unter Göttern die Geſtalt —

Die „lebende Geſtalt“ — und „lebende Geſtalt“, ſagt der Dichter, „iſt Schönheit. Der Menſch, wiewol er lebt und Geſtalt hat, iſt darum noch keine lebende Geſtalt. Dazu gehört, daß ſeine Geſtalt Leben ſei und ſein Leben Geſtalt.“ Das war bei jener Aphrodite, bei der Hebe — ſie ſind darum ewige Typen.

Da liegt ein Werk vor uns: „Des Weibes Schönheit und Geſundheit“ von Karl Reclam (Leipzig u. Heidelberg, Winter'ſche Verlagshandlung, 1864) — ein Werk im zarteſten farbigen Umſchlag, der nirgends anderswo ſein kann als aus der Fabrik der Gebrüder Rauch zu Heilbronn — ein Werk, das man nur mit Roſenfingern anrühren möchte. Ein Duft liegt über dieſem Werke. Es duftet aber nicht nur von all den Eſſenzen, Seifen und Pommaden, deren Bereitung der Verfaſſer mittheilt bis auf das Eau de Cologne Nr. 4711 — das beſte —, es weht noch ein anderer duftigerer Hauch durch die Blätter des Buches, ein Etwas, das zu der lebenden Geſtalt, zur vollendeten Schönheit führt. Nicht nur Verſchönerung des eigenen Leibes und Geiſtes lehrt es, ſondern Verſchönerung des Hauſes, der Umgebung, der Geſellſchaft, die eine Frau bei ſich ſieht, vor allem der Kinder. Kapitel um Kapitel — eins ſo reich als das andere an Beobachtungen und Bemerkungen, die nicht genug zu empfehlen ſind — ſpricht der Verfaſſer von Haut-, Zahn-, Muskelpflege, von der Kleidung (auch unverbrennlichen Küchenkleidern), von Boudoir und Kinderſtube, von den Vergnügungen, den geſelligen Cirkeln, endlich von Heirath und Ehe. Und überall berührt er das Geſchichtliche, ſo der Parfumerien, der Crinoline — die er zurück verfolgt bis zu dem Hüftenpult der wohlhabenden Negerinnen von Fetu und der Portugaſe der Spanierinnen um 1555 — ein Name, in dem etwas wie „Jugend“ zu liegen ſcheint. Noch intereſſanter iſt das Kapitel über „Frauenarbeit ſonſt und jetzt“, von der Thätigkeit unſerer Großmütter, von Fürſtinnen vergangener Zeiten, die noch ſelbſt für ihre Männer kochten wie die Herzogin Dorothea von Preußen. Welche beherzigenswerthen Winke gibt dann der als Polizeiarzt in Leipzig thätige Verfaſſer über die Beſchäftigung von Frauenkräften im Leben, außer dem Hauſe, in Künſten und Gewerben, die geſünder ſind als manches, das Frauen heute faſt nur noch üben. Vor allem dringt er auf die Geſundheitspflege, welche er als geiſtige und körperliche Selbſterziehung gibt — „denn in dieſem Sinne geſund ſein heißt ſchön ſein“, ſchließt er ſein nicht genug zu empfehlendes Werk.

Ein Weihnachtslied.

Von Karl Stieler.

Weihnacht iſt's und ringsumher
Jubelnde Frohlocken;
Innen wogt ein Lichtermeer,
Draußen wirbeln Flocken.

In Palaſt und Hütte ſtehn
Bunte Weihnachtsbäume,
Und durch ihre Zweige wehn
Holde Märchenträume.

Draußen blicken nach der Pracht
Hinter hellen Fenſtern
Zwei Verlaſſene, durch die Nacht
Gleichen ſie Geſpenſtern.

Arme Kinder, bleich und hohl,
Frieren ſie im Winde —
Ihnen auch erzählte wol
Mutter von dem Kinde.

Von dem Kinde, das da ſprach:
„Laßt die Kindlein kommen!“
Das die ſieben Brote brach
Für der Gläubig-Frommen.

Und ſie gehn von Thür zu Thür,
Schauen nach den Lichtern,
Und die Freude tritt herfür
Auf den Angeſichtern.

Hand in Hand, durch Sturm und Nacht
Wandern ſie die Straßen,
Nur, die über all der Pracht
Ihre Noth vergaßen.

In dem engen Kämmerlein
Sitzt die Mutter, flickend,
Bei der Lampe trübem Schein
Nicht vom Nähen blickend.

Was ſie ſchafft, iſt feſtgerichtet,
Morgen muß ſie's bringen,
Muß, der Kinder eingedenk,
Brot damit erringen.

Keine Kerze, keinen Baum,
Nichts für ihre Kleinen,
Denen nur im Weihnachtstraum
Fremde Lichter ſcheinen.

Und ſie weint, weißbeſchneit,
In die dunkle Stube —
Mägdlein klagt bedrückt ſein Leid,
Schweigend ſitzt der Bube.

Weihnachtsfeiernde ringsumher,
Jubelndes Frohlocken —
Dieſer Aermſten Lichtermeer
Wirbelt in den Flocken!

(Beilage zum Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Sprachforschung und Darwinismus.

II.

Die alte Ansicht von den Arten nahm da eine gemeinsame Gattung an, wo gegenseitige Fortpflanzung stattfindet. Hiernach müßte der Sprachforscher nicht etwa, wie Peril will, da eine besondere Sprachart, oder, wie wir gewöhnlich sagen, eine besondere selbständige Sprache annehmen, wo die Mundarten sich ihrer Verschiedenheit ungeachtet noch miteinander verständigen können, sondern er müßte darauf sehen, ob die Mundarten, die ein und derselben Gattung angehören sollen, fähig sind, sich miteinander zu vermischen und eine ihnen ähnliche Mundart zu bilden. Doch wollen wir hier nicht darüber streiten, ob Peril mit der besondern Ausführung seiner Vergleichung recht habe. Genug, daß es überhaupt erlaubt sein muß, die Zusammengehörigkeit der Dialekte nach der Möglichkeit der gegenseitigen Verständigung zu beurtheilen. Zwei Mundarten, welche diejenigen, von denen sie geredet werden, in den Stand setzen, einander gehörig zu verstehen, müssen offenbar als Verschiedenheiten ein und derselben Sprechart betrachtet werden. Man denke an die vielen italienischen Dialekte. Im untern und im obern Italien werden bekanntlich Mundarten von höchst ausgeprägter Verschiedenheit gesprochen. Dennoch ist das Italienische die einheitliche Art. Niemand wird daran zweifeln, daß sich diese verschiedenen Mundarten verschmelzen können und mit der politischen und sozialen Einheit des Landes auch im Laufe der Zeit einander stark beeinflussen werden. Jedoch würde der Sprachforscher, der überall eine so nahe Beziehung als Kennzeichen einer besondern Sprachart fordern wollte, sehr bald in Verlegenheit gerathen. Wie steht es z. B. mit jenem Idiom, welches in Italien etwa im 12. Jahrhundert gesprochen wurde? Es war nicht das alte Lateinisch und auch nicht das heutige Italienisch, und die sieben Jahrhunderte sind eine Kluft, welche die Verständigung ausschließt. Kämen die Leute von damals zu den heutigen Italienern, so würden sie sich ebenso wenig wie Spanier und Franzosen verstehen. Doch und liegt ja das Beispiel unserer eigenen Sprache noch näher. Wir müssen uns die Nibelungendichtung erst von den Gelehrten übersetzen lassen, um sie lesen zu können, und dennoch versteht das Auge leichter als das Ohr. Die Orthographie bewahrt allerlei Spuren, welche die lebendige Sprache nicht mehr kennt, und so hat der Leser oft noch den Schlüssel zum Verständniß, wo ihn der Hörer sicherlich nicht mehr haben würde. Gerade also, wenn man jene alte Sprache noch in ihrer ursprünglichen Lebendigkeit an unser Ohr bringen könnte, würden wir sie am wenigsten verstehen. Der Deutsche des 12. Jahrhunderts würde, wenn man ihn neben den des 19. Jahrhunderts hinzaubern könnte, nach dem Glossar greifen müssen und nach einem Conversationswörterbuch fragen. Doch ist offenbar jene alte Mundart, in der die Nibelungen gedichtet sind, nicht minder deutsch als unsere jetzige Sprechweise. Wo bleibt nun die Abgrenzung von Art und Art, oder was ist denn eigentlich ein Dialekt? Offenbar liegt allen solchen Eintheilungen nur ein Mehr oder Minder der Verschiedenheit zu Grunde. Die Dialekte sind für die Sprachen dasselbe, was die Spielarten im Thier- und Pflanzenreich. Es gibt kein gebietendes Halt für die besondere Entwickelung der Mundarten. Aus einem Dialekt kann eine besondere Sprache werden, wie aus einer spielenden Abweichung überhaupt eine Art werden kann. Die Sprachbildung ist also fortwährend in einer gewissen Strömung begriffen. Je größer die Absonderung des Landes und der Menschen, bei denen sich eine gewisse Mundart findet, um so sicherer geht die Entwickelung dieses Dialekts ihren ungestörten Gang und um so leichter bringen sich die Eigenthümlichkeiten und Verschiedenheiten desselben. Sind nun etwa gar noch besondere Naturkräfte — ich meine hauptsächlich besondere klimatische Verhältnisse — thätig und bilden diese Mächte das Empfindungsleben (welches ja zum großen Theil nur eine Rückwirkung der Naturanregungen ist) in einer besondern Richtung stetig aus, so mag aus dem Dialekt sehr wohl im Laufe langer Zeiträume eine besondere Sprache werden, durch die man sich schließlich nicht mehr mit den ursprünglichen Nebenmundarten verständigen kann.

Höchst merkwürdig ist die Anwendung, die Peril von dem Darwin'schen Grundsatz der Ausmerzung der Zwischengebilde macht. Diese Ausmerzung findet im Wege des Kampfes ums Dasein statt. Dieser Kampf, d. h. die Mitbewerbung um die Erlangung der günstigen Chancen des Daseins, ist am heftigsten zwischen den einander am nächsten stehenden und am meisten verwandten Gebilden. Die Concurrenz um den Preis des Lebens spannt sich am entschiedensten zwischen gleich und gleich, d. h. sie tritt vorherrschend da ein, wo das gemeinsame Ziel die meisten Berührungspunkte bietet. Wer in der Weise einer überwundenen Naturphilosophie spielen wollte, könnte sagen, daß das allgemeine Polaritätsgesetz sich auch hier bewähre. Das Gleiche stößt sich ab, während das Verschiedene Anhaltspunkte zur Combination darbietet. Doch auch abgesehen von dieser spielenden Färbung des Gedankens sieht es fest, daß jene Concurrenz abstößt, vernichtet und so Lücken reißt. Indem die Zwischenspielarten verschwinden, wird der Abstand zwischen den bestehen bleibenden größer, und es wird uns meist sehr schwer, die Mittelglieder aufzufinden. Denn wir haben diese Mittelglieder in einer Welt von Gebilden zu suchen, die längst von

der Bühne abgetreten sind. Die Grabstätten der Natur sind die Zeugen der ausgemerzten Arten; sie geben uns Kunde von jenem Ringen, in welchem die schwächern Gestaltungskräfte weichen mußten.

Eine solche Verkettung von Ausmerzungen ist nun auch auf die Schicksale der Sprachen anwendbar. Gegen wir, um bei den Verhältnissen der Gegenwart zu bleiben, irgendein kleines Winkelvolk mit besonderer Sprache könnte künftighin der auffaugenden Kraft der großen Nationalitäten nicht widerstehen. Dann würde auch seine Sprache in derjenigen einer andern Nation aufgehen und eine Zwischenmundart wäre ausgemerzt. Als Deutsche sollten wir die Höflichkeit haben, unser verlorenes Kind Holland nicht gerade zum Beispiel zu wählen. Allein der Engländer Lyell überhebt uns dieser Delicatesse. Verschwände, sagt er, die holländische Sprache, so würde damit eine Zwischenbildung zwischen dem Englischen und Deutschen ausgetilgt. Hierbei müssen wir des Patriotismus halber hinzufügen, daß das Holländische eine ursprünglich deutsche Mundart ist und uns jedenfalls näher steht als unserm lieben Freunde John Bull. Auch die dänische Sprache ist eine Winkelsprache und möchte im Kampfe um das Dasein sich nicht leicht selbständig behaupten, sondern höchstens in dem Aufgehen in einer skandinavischen Union einen Theil ihres Wesens retten. Der Rassen- und Nationalitätenkampf ist die besondere Gestalt, in welcher der sogenannte Kampf um das Dasein gerichen den Verschiedenheiten der menschlichen Gattung geführt wird. An diese Verschiedenheiten knüpfen sich aber auch die Spracharten, und so ist es erklärlich, daß jene Ausmerzungen auch im Gebiete der Sprachbildung stattfinden. Alle todten Sprachen, also vornehmlich das Lateinische, Griechische und das Sanskrit, sind als Ausmerzungen und untergegangene Zwischenbildungen aufzufassen. Doch wäre es nicht nothwendig, daß sie gerade als durch Concurrenz verdrängte Gebilde angesehen würden. In den Verschmelzungen kann auch die herrschende Sprache ihre Eigenthümlichkeit in hohem Grade aufgeben, und streng genommen ist das Lateinische nicht etwa in dem Sinne einer durch Ueberwältigung ausgemerzten Mundart todt zu nennen. Allerdings sind die Römer als Römer verschwunden und von den Germanen von der Bühne verdrängt worden. Allein das Italienische, Französische, Spanische, Portugiesische und ein paar weniger bekannte Idieme sind die Gestalten, in denen die alte Römersprache mit einem ansehnlichen Theil ihrer Eigenthümlichkeit fortbesteht und in einem gewissen Sinne noch leben hat. Das Neugriechische ist nun offenbar nur eine Wandlung des Altgriechischen, die nicht viel größer ist, als sie die deutsche Sprache in einem halben Jahrtausend erfahren hat.

Die Sprachen ändern sich viel schneller als die Nationalitäten und Rassen. Dem Sprachforscher, meint Lyell, wird es viel leichter als dem Zoologen und Botaniker, die Richtigkeit der Darwin'schen Theorie nachzuweisen. Der große Geologe erinnert in dieser Beziehung an die Ergebnisse der neueren Untersuchungen über die Urschichtale der Sprachen. Er beruft sich besonders auf Max Müller und dessen Vertheidigung des Rückschlusses auf eine arische Sprache, welche die gemeinsame Wurzel der Redenmundarten, die wir Sanskrit, Griechisch und Lateinisch nennen, sowie einiger anderer auf gleicher Stufe stehender Nationalsprache gewesen sei. Die Bewerkstelligung Max Müller's ist höchst bemerkenswerth. Möchte man, meint er, nichts vom lateinischen und einem römischen Weltreich, so würde man doch aus der Beschaffenheit der romanischen Sprachen, d. h. des Italienischen, Französischen, Spanischen u. s. w. schließen können, daß diese Sprachen nur Mundarten einer Stammsprache (des Lateinischen) seien. Ebenso gelange man nun vom Lateinischen, Griechischen, Sanskrit u. s. w. zu der ihnen zugehörigen, übrigens unbekannten arischen Stammsprache. Man sieht, es ist für einen Stammbaum schon ein ansehnlicher Anfang verhanden und der Darwinismus wird auch hier seine wohlthätige Wirkung nicht verfehlen.

Bilder aus Paris.

V.

Der Park von Monceaux.

Wer den neuangelegten Boulevard Malesherbes verfolgt, den labt nach einer stündlichen Wanderung ein duftig grüner Park zur Ruhe ein. Ein gemischtes Publikum eleganter und dürftig gekleideter Leute wandert in den grünen Gängen wacker oder ruht auf den gleichen Steinbänken aus: wir sind in dem erst seit kurzem neuerschlossenen Park von Monceaux.

Die Domäne Monceaux gehörte früher zu der Herrschaft Clichy und war im vorigen Jahrhundert das Eigenthum des Generalpächters Grimod de la Reynière, eines reichen Mannes, der sich einmal in einer Erbenlotterie zu Lyon eine Messe werben ließ, die das Repertoire der Comédie française auf ihren Vordertheilen zur Schau trug. Er verkaufte Monceaux an den Herzog von Orleans, der von Carmontel, einem damals berühmten Gartenbaukünstler, den Park anlegen ließ. Carmontel verfuhr nach einem originellen Plan. „Unser Vermögen, unsere Sitten, unser Geschmack und unser Klima", sagte er, „ist anders beschaffen als das der Engländer, daher dürfen unsere Gärten keine Nachahmungen der ihrigen sein, sondern müssen diesen Verschiedenheiten gemäß danach eingerichtet werden. Wenn man aus einem einfachen Garten sich ein idealeß Fünchen schaffen kann, warum soll man es nicht thun?" Uebertragen wir in unsere Gärten den Scenenwechsel unserer Opern! Zeigen wir durch sinniges Arrangement in der Wirklichkeit das, was ein geschickter Maler in der Decoration leisten kann, sondern wir alle Jahreszeiten und alle Orte in den gegebenen Raum! Möge es uns vergönnt sein, jene kalte Eintönigkeit der Gartenbeete

als glühte die Erde, leuchtete der Himmel? Ja, da ſind Bäume, die die Herbſtesfrüchte tragen, das ſind Alleen, Gartenbeete, die Wieſen mit den Feldern drüben, das iſt Alles, wie es Gott (bitter) und Beate geſchaffen hat! O ein furchtbarer Orkan wühlt in mir auf, was ich nie, nie geahnt hätte! Wenn ich auf das Blatt ſchriebe: „Eveline! Du nur biſt der Himmelsglanz der Poeſie! Verweine mich, vergieb und lebe wohl.“ Darf ich's? Das Herz muß ſchweigen — ich darf es nicht. (Ab nach rechts vorne.)

Fünfter Auftritt.

Beate. Dann Tony und Eveline. Zuletzt Guſtav.

Beate.

Ihr Herr Bruder iſt dem Oekonomierath nachgeeilt, um ihn zurückzubringen.

Tony (hängt ſich an Evelinens Arm).

Iſt's erlaubt?

Eveline.

Wenn Sie zu dieſer ſchwachen Stütze Vertrauen haben?

Beate.

Verweilen wir unter dieſem ſchattigen Platze.

eines ſtrengen Stils zu vermeiden, welche nur die Einbildungskraft lähmen. Da hier alles neu zu geſtalten iſt, ſo will ich die Freiheit benutzen, um zu gefallen, zu beleben und zu intereſſiren.

„Die Annehmlichkeit eines höfiſchen Gartens beſteht darin, daß man bei jedem neuen Schritt immer neue Bilder vor ſich hat, jeder Gegenſtand muß daher ſo eingerichtet ſein, daß er mehreren zugleich dient, je nach den verſchiedenen Lichtſtrecken. Es iſt auch nicht nöthig, daß die Natur ſich uns ſtets nur in harmoniſchen Formen zeigt; man muß nur den Zauber, den man beim Eintritt empfindet, in verſchiedener Weiſe zu erneuern wiſſen, ſodaß wir wünſchen, den Garten täglich wiederzuſehen und ihn zu bevölkern; die echte Gartenkunſt weiß die Spaziergänger durch den Wechſel der Gegenſtände immer länger zu feſſeln."

Heute iſt es ſchwer, zu ſagen, ob Carmontel vollſtändig ſein Ziel erreichte. Indeß zeigen die gothiſchen Ueberreſte, die griechiſchen Ruinen, der Säulengang, die mit Statuen geſchmückten Bäder, die Obelisken, die rautenförmig bepflanzten Gehölze von dem Beſtreben des Künſtlers, anmuthige Contraſte hervorzurufen, bald durch ländliche Einfachheit, durch wildmalerige Bosquets, durch Weinberge, Felſenpartien, ſich hinſchlängelnde Bäche, Waſſerfälle und Ruhepläge. Dekille erlag denn auch, wie alle Welt, dem Zauber dieſer eigenthümlichen Schöpfung und feierte Monceaux in ſeinem Gedicht über die Gärten.

Im Beſitz des Herzogs von Orleans wurde Monceaux zum Garten der Armide, wo die vornehme Geſellſchaft Schäferſpiele und ländliche Tänze aufführte. Die Pracht, die dabei entfaltet wurde, war unerhört, die Herzogin von Chartres, die Mutter Ludwig Philipp's, zeigte ſich 1774 dort in einem Koſtüm, den man „Feuil" nannte; in demſelben ſah man den Herzog von Beaujolais, ihren älteſten Sohn, in den Armen ſeiner Amme, und einen kleinen Neger, der hinter beiden ging, auf ſeiner Hand einen Papagai tragend, der an einer Kirſche ſein Schnäbelchen wetzte. Dieſes Bild war aus Haaren des Herzogs von Orleans, von Chartres und Penthièvre künſtlich dargeſtellt; mußte dieſer Feuil nicht Aufſehen machen und alle Frauengemüther mit Neid erfüllen?

Mit der Revolution endeten die Feſte im Park von Monceaux; als Nationaleigenthum ward daſſelbe von Napoleon I. dem Erzkanzler Cambacérès gegeben, der, vor den großen Koſten der Unterhaltung dieſes Parks zurückſchreckend, ihn dem Kaiſer zurückgab. Während der letzten funfzig Jahre dem Publikum verſchloſſen, wenigſtens der Maſſe deſſelben — denn den Bewohnern jenes Stadttheils war der Beſuch an gewiſſen Tagen geſtattet —, an der äußerſten Grenze von Paris ohne alle directe Verbindung mit der Stadt gelegen, war er denn auch von der pariſer Bevölkerung faſt vergeſſen worden.

Die gegenwärtige ſtädtiſche Verwaltung, die durch breite Boulevards ganz Paris durchſchneidet und verbindet, nahm ſich des Gartens wieder an und ſeine Einſamkeit iſt einem regen Leben gewichen. Der liebliche Park wurde unter der geſchickten Leitung des Chef-ingénieur der öffentlichen Promenaden von Paris, Herrn Alphand, wiederhergeſtellt. Der Garten von Monceaux nimmt den weiten Raum ein, der von den Straßen von Valois, von Courcelles, den äußern Boulevards ſowie dem von Malesherbes begrenzt wird. Vier Eingänge öffnen ſich auf verſchiedenen Seiten. Die Seite des Gartens, welche ſich dem Boulevard exterieur zuwendet, iſt nur durch ein monumentales Gitter verſchloſſen. In der Mitte ſteht ein kleiner Tempel, rings von Säulen umgeben. Je tiefer wir eindringen, deſto ſchattenreicher umfängt uns der Platz mit ſeinen Bäumen. Zierliche Lauben, ein reicher Blumenflor, exotiſche Stauden aller Art, kleine Seen, in denen ſich Säulengänge widerſpiegeln, die, wie es ſcheint, abſichtlich unvollendet blieben, um den Eindruck von Ruinen hervorzurufen; gerade Fußſteige und breite Wege für die Wagen; die türkiſchen Zelte, das Karouſel und die ſonſtigen Spielereien des Rococo ſind verſchwunden, was geblieben iſt, hat durch den verſchönernden Reiz des Alterthümlichen eher gewonnen als verloren.

Noch einmal die Schillerſtiftung.

Während wir uns der Hoffnung überlieben, daß die in Hinſicht auf die Beſchlüſſe der letzten Generalverſammlung der Schillerſtiftung ſo vielfach getrennten Meinungen ſich endlich einigen, die heftige Leidenſchaft ruhiger Ueberlegung und der Erkenntniß Platz machen würde, daß in dieſer Angelegenheit Nachgiebigkeit keine Schande ſei, iſt gerade das Gegentheil eingetroffen. Die leipziger Zweigſtiftung hat eine Anklage gegen die Majorität der Generalverſammlung bei der ſächſiſchen Regierung erhoben und die Regierung daraufhin den beiden ſächſiſchen Zweigſtiftungen Dresden und Leipzig verboten, ihre Geldbeiträge dem Verein Weimar zuzuſtellen. Zugleich geht uns eine Zuſchrift des dresdner literariſchen Vereins zu, der ſich ebenfalls gegen die Beſchlüſſe der Generalverſammlung erklärt.

Was hat denn nun die Generalverſammlung ſo Schlimmes gethan? Denn daß ſie die Hoffnung einiger Ehrgeizigen gebrochen hat, das wird ihr doch kein Verſtändiger zum Vorwurf anrechnen. Sie hat die Oeffentlichkeit eingeführt, den Zweck der Stiftung über das bloße Almoſenſpenden ausgedehnt und endlich Weimar wieder zum Verein erwählt. Durch dieſe Wahl hat ſie ſich die Gegner zugezogen. Zwar hat Herr Künzberger in der „Neuen Freien Preſſe" ſich auch gegen die Oeffentlichkeit erklärt, weil man bei einem Dichter, der von der Stiftung „unterſtützt" würde, ja nicht mehr ruhig eine Taſſe Thee trinken könnte; aber weil ein Vater einem andern Gegenſtatuten der Stiftung möglicherweiſe die Hand ſeiner Tochter verweigerte, indeß die große Mehrzahl der Stiftungsgenoſſen wie des Publikums iſt mit der Oeffentlichkeit einverſtanden und die Anſicht des einen oder andern ändert die allgemeine Meinung nicht.

Ursprünglich hatte die Stiftung ihren Zweck dahin bestimmt, in Noth gerathene Schriftsteller zu unterstützen. Bei den geringen Mitteln, über welche die Stiftung im Jahre 1859 verfügte, mußte sie selbstverständlich ihre Ziele auf den engsten Kreis beschränken, sie durfte nicht Hoffnungen erregen, welche sie nicht erfüllen konnte. Seit dem Erträgniß der Schillerlotterie verfügt die Stiftung aber alljährlich fast über zwölf Thaler, und die Frage tritt nothwendig an jeden, der vielen Dingen seine Theilnahme widmet, heran: Soll eine so große Summe nur für Krankenpensionen verwendet werden? Gewiß soll die Stiftung gerade für die Leidenden ein Trost sein, wo sind denn aber die zwanzig deutschen Schriftsteller, wohlverdient um die Literatur, in Sorge und Krankheit, die in diesem Pretaneum öffentlich allein gepriesen werden sollten? Gewiß stimmen wir mit denen überein, die für Otto Ludwig und Julius Mosen eine Erhöhung der Pensionen auf [illegible] Thaler wünschen; aber wer einen Blick in die Unterstützungslisten der Stiftung gethan, dem muß es klar geworden sein, daß der strikte Wortlaut des Statuts: „nur in Fällen dringender Lebenssorge oder über sie verhängter schwerer Krankheit" Schriftsteller oder ihre Hinterbliebenen zu unterstützen, nicht mehr zum Maßstab für die Wirksamkeit der Stiftung genommen werden kann. Im Gegentheil — und wir loben den Verwaltungsrath dafür —, schon jetzt ist in einzelnen Fällen davon abgewichen worden; ein Mißgriff, wie er nach dieser Seite hin vorgekommen, wird durch die Oeffentlichkeit fortan vermieden werden. Gerade das „Unterstützen" der Bedürftigen droht die Stiftung zu einer vollständigen Armenanstalt zu machen; viele schriftstellernde Damen, die eben etwas Besseres thun sollten als Bücher schreiben, die kein Publikum finden, suchen und erhalten von der Stiftung Rath und Hülfe; statt nach dieser Seite hin die Wirksamkeit der Stiftung auszudehnen, halten wir es doch unter allen Umständen für gerathener, einen verdienten Schriftsteller mit einer Ehrengabe zu bedenken, um ihm einmal in seinem aufreibenden Schaffen eine freudige und sorgleie Mußezeit zu verschaffen. Der Literarische Verein in Dresden eifert gegen die Aenderung des Statuts, das dem Verwaltungsrath eben nur erlaubt, seine Gaben nicht durchaus von Krankheit oder Armuth abhängig zu machen; war es nicht Dresden, das Karl Gutzkow die Ehrengabe von tausend Thalern antrug? Ueberhaupt, und das ist der rechtliche Punkt der Sache: wer herrscht in der Schillerstiftung? Die Generalversammlung? Oder hat jede Zweigstiftung das Recht, heute zu sagen: Ich gehe mit — und morgen: Heute will ich nicht? Wo gäbe es freilich drei Deutsche, die, wie das Sprichwort sagt, nicht vier Meinungen hätten?

Monatelang vorher war die Generalversammlung angesagt worden, jede Zweigstiftung wußte, daß es sich um die Wahl eines neuen Vororts handelte, daß von einzelnen an eine Wiederwahl Weimars gedacht werde. Was war also einfacher, als daß die Zweigstiftungen ihre Abgeordneten zur Generalversammlung mit den entsprechenden Instructionen versahen? Ist dies geschehen, so hat ja die Mehrzahl der Zweigstiftungen sich für die Wiederwahl Weimars entschieden. Wo liegt darin ein Rechtsbruch? Kann die Majorität einer Gesellschaft nicht die Aenderung ihrer Statuten beschließen? Alle großen Stiftungen: Dresden, Wien, Berlin, Hamburg, sind für die Wiederwahl Weimars; die Protestirenden sind die Minderzahl; das Vermögen, das sie vertreten, ist eine verhältnißmäßig geringe Summe gegen das der Mehrzahl gehalten; aber, Opposition um jeden Preis! Strenges Einhalten parlamentarischer Formen! Recurs der „freien deutschen Männer" an die Regierungen! Einer Regierung wird es niemand verargen, wenn sie, in vollem Recht, angerufen von den einen, sich nun in ihrer Weise der Sache annimmt; aber ob es nicht besser gewesen wäre, sich der Majorität zu fügen, als die Regierung in eine Angelegenheit zu ziehen, die ihr für immer hätte verschlossen bleiben sollen, ist eine andere Frage.

Was soll, was kann nun geschehen? Der Literarische Verein zu Dresden fordert die Zusammenberufung einer außerordentlichen Generalversammlung — „und glaubt die Gewißheit zu haben, daß alle auf jener letzten Generalversammlung ohne die moralische und rechtliche Stütze ihres alten Vororts Dresdens, verbliebenen protestirenden Zweigvereine diesen nachträglichen Schritt mit vertrauensvoller Zuversicht erwarten". Es fällt uns nicht ein, dem Verein seinen Glauben zu bestreiten; wenn aber nun die Majorität der Zweigstiftungen, ihrerseits auf ihr „Recht" trotzend, gar nicht auf dieser neuen Generalversammlung erscheint? Wenn der Vorstand: Weimar, Berlin, Wien, Dresden, München und Köln, sich überhaupt weigert, sie auszuschreiben? Der Literarische Verein thut, als ob die Zweigstiftung Dresden seine Ansicht theilte, als hätten ihre Abgeordneten „ohne ausdrückliche Weisungen" gehandelt. Möglich, objektiv steht dagegen die Thatsache fest, daß diese Abgeordneten für Weimar gestimmt. Und angenommen, die neue Generalversammlung kame zu Stande, so tritt von zwei Dingen eins ein: entweder siegt Weimar wieder und die Stiftung befindet sich nur um einige hundert Thaler ärmer und einige schwerfällige Protokolle reicher auf demselben Standpunkt wie heute, oder Weimar verliert und die jetzige Mehrheit wird zur protestirenden Minderheit. Aber für die Stiftung dürfte es denn doch eine andere Frage sein, ob Darmstadt und Nürnberg oder Wien und Berlin ausscheiden. Wir erwarten von einer Generalversammlung kein Heil, wenn nicht zuvor der Geist des Friedens und der Versöhnlichkeit in die Herzen derer eingekehrt ist, die diesen Streit begonnen haben, und alle bereit sind, wenigstens in dieser Sache Schiller's Wort zu verwirklichen: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern!"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 51.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Liebe heilt. Erzählung von Franz von Braunreuthorf. III. — Was bringst du mir? Von Karl Braunau-Strela. III. — Das Medaillon. Von Heinrich Assmus. I. — Das deutsche Lied. — Beiblatt: Deutsche Herzen. Erinnerung an zum Heimgegangene. — Bilder aus Paris. VI. Ein Blick auf Paris. — Für den Weihnachtstisch. II.

Liebe heilt.

Erzählung von Franz von Braunreuthorf.

III.

Leontine Lucroix trug zum heutigen Diner ein braunrothes Sammtkleid; das ausgeschnittene Leibchen ließ eine schneeige Spitzenbülle sehen. Der Ausdruck der Menschenverachtung saß auf ihren feinen Zügen, der Mund war zusammengekniffen. Die Augen blickten herausfordernd auf Octave. Sie war sich der Ueberlegenheit bewußt über den Mann, dessen scharfer Verstand, dessen gewandte Zunge häufig den Gerichtssaal beherrschten. Sie hielt ihn am dünnen Seil, woran ein Mensch den andern zu gängeln vermag — an dem der Thorheit.

„Ah bonbon! Ah bonbon!“ begann der verliebte Advocat.

Er sah entzückt auf den Gegenstand seiner sündlichen Gefühle und rückte näher, als ein Geräusch an der Thür ihn erschreckt in die äußerste Ecke des Divans trieb.

„Ich glaube, der Kräuter klaue nicht, deren man klingele“, stammelte er verwirrt.

„Es wird auch nicht der Garçon sein“, entgegnete Leontine höhnisch.

Herein hüpfte Heloise am Arm des Grafen

von Lukynan und die Mädchen begrüßten sich mit Gelächter, welches wuchs, als sie Octave's Verlegenheit gewahrten.

„Mein Herr“, sagte Robert, mit seiner natürlichen Anmuth auf Marval zugehend, „ich kann mein Eindringen nur mit dem Wunsch dieser Damen entschuldigen! Sie wollen zusammen speisen.“

Der Advocat verdrängte sich etwas heiß, der Vorschlag kam ihm aus mehrfachen Gründen unerwünscht; indessen ergab er sich in das Unvermeidliche. Denn abschlagen, hieße einen „Löwen“ beleidigen, und damit verband sich stets der Gedanke an scharfe Klingen. Octave liebte aber sein Leben viel zu sehr, um sich einer so unangenehmen Möglichkeit auszusetzen.

Die jungen Leute maßen sich einige Secunden mit nicht eben freundlichen Blicken. Robert erinnerte sich jetzt, den andern einigemal gesehen zu haben. Auch fielen ihm Heloisens Mittheilungen ein, aus welchen er entnehmen mußte, daß jener sich in den Banden einer der gefährlichsten Frauen befinde, die Eva's Wunder an den Männern erkühnten.

Das also war Jeanne's Bräutigam!

Das großmüthige Herz des Grafen empörte sich und seine Augen funkelten zornig.

Octave von Mirval dagegen athmete leichter, als er sich in der Person des Störers seiner geheimen Freuden zurechtfand. Sogleich hatte ihm sein Gedächtniß, geordnet wie die Hascikel eines Archivs, alles auf Lußignan Bezügliche vorgeführt. Ihre Bekanntschaft beschränkte sich auf ein zufälliges Zusammentreffen; indessen reichte dieses hin, den Grafen zu „klassificiren". Robert von Lußignan gehörte zu den Sportsmen der goldenen Jugend von Frankreich. Aus diesen Kreisen reichte seine Verbindung in das Studirzimmer des Herrn von Naucourt.

„Monstre, klingele jetzt!" befahl Leontine. „Der Garçon wird uns nicht genieren und ich habe Hunger."

Octave wurde roth und flüsterte vorbeigehend zu Leontine: „Könntest du mir vor den Leuten nicht einen andern Namen geben?"

Die Schauspielerin lachte übermüthig; außer dem Vergnügen, ihn zu quälen, wußte sie auch, daß gerade diese vielfachen Gemüthsbewegungen ihren Liebhaber an sie fesselten.

„Meine Herrschaften", begann sie mit erkünsteltem Ernst, „bevor wir uns zu Tische setzen, muß ich Sie über ein Mißverständniß aufklären, welches dem Rufe meines geehrten Freundes hier, eines der tugendhaftesten Männer von Paris, nachtheilig sein könnte. Die Privatcabinete der Restaurants gelten dafür, der Moral sehr nachtheilig zu sein. Ich betheuere, Herrn Octave von Mirval die Zusammenkunft hier nur gewährt zu haben, um über einen Proceß mit ihm zu reden."

Man nahm lachend die Sitze ein, die eng beisammen standen, da der Raum nur für zwei berechnet war. Octave machte sich in stiller Verzweiflung über die Austern und trank dazu einige Gläser ausgezeichneten Chablis.

Mitten in dem ihn allmählich friedlicher stimmenden Genuß erhielt er einen scharfen Stoß in die Seite.

„Du weißt, daß ich nur Einen Wein trinke, und zwar Champagner", bemerkte Leontine; „dafür fange ich auch gleich bei der Suppe an."

Herr von Mirval beeilte sich, den Wunsch seiner Schönen zu erfüllen und gelangte nun wirklich zu einiger Ruhe. Sei es, daß Octave das Mädchen zu langweilen begann, denn seine eingewurzelte Heuchelei ließ ihn auch jetzt noch, obwol er damit niemand täuschen konnte, einen puritanischen Ernst des Betragens festhalten: oder auch Leontine gab sich der Hoffnung hin, Heloisens Erbe anzutreten.

Auf Lußignan Kosten flossen fortan die Geschosse ihrer Liebenswürdigkeit gerichtet. Der Graf überließ sich der natürlichen Heiterkeit seines Temperaments. Der kleine Raum war behaglich durchwärmt und glänzend beleuchtet, das Mahl köstlich. Alles trug dazu bei, die Lebensgeister freudig zu heben. Die Mädchen verwickelten ihn in ein Kreuzfeuer von Witzen, Anekdoten der Coulissen und des Circus wurden pikant und naiv erzählt. Robert lachte, trank, aß, plauderte unbefangen. Fast schien es, als bestände die Gesellschaft nur aus drei Personen. Die vierte glich einem todten Gast. Den unterhaltenden Geschichten schenkte er kein äußeres Zeichen des Beifalls. Wenn sich aber jemand die Mühe gegeben hätte, ihn zu beobachten, so würde man an der Gier, mit welcher er die Speisen verschlang, die Gläser leerte, des Schlemmers häßliche Gewohnheiten entdeckt haben.

Prächtiges Tafelobst prangte in den Krystallschalen, Früchte aus Afrika mischten ihren Schmelz unter die herrlichen Erzeugnisse der französischen Treibhäuser. Robert aß eine Banane, schlürfte langsam ein Glas moussirenden Weins, dann rückte er seinen Stuhl von der Tafel weg an den Kamin.

Er war außerordentlich mäßig, den Eindrücken der Erziehung getreu und den Gewohnheiten einer verfeinerten Natur. Wie ein gieriger Reiher über den Sumpf schwebt, ohne sich die Flügel zu beschmutzen, verstand auch er, in der Orgie nicht unterzugehen.

Robert zündete eine Havana an, lehnte bequem in seinem Sitz und blies den Rauch zur Decke. Heloise blickte auf den hübschen, liebenswürdigen und geliebten Mann, die aufbrausende Wehmuth mußte bekämpft werden; die kleine Reiterin trank Bethe. Leontine hatte viel zu viel Takt, um jetzt noch einen Angriff auf Robert zu wagen. Sie hatte das Hoffnungslose ihrer Versuche erkannt und kehrte zu Octave zurück.

Er saß stillerig in sich versunken, nicht, als ob er eigentlich berauscht gewesen wäre, sondern er fühlte sich nur unsäglich wohl. Ein gutes Mahl hatte auch auf die Schauspielerin den Einfluß, ihr die Stacheln zu nehmen; müde und glücklich, hörte sie auf, boshaft zu sein.

Sie goß lächelnd zwei Humpen voll, stieß mit Octave an, dann brachte sie, eine brennende Cigarette zwischen ihren Lippen, diese seinem Munde nahe. Der Advocat wagte einen Kuß — die Maske fiel. Er war jetzt weit davon entfernt,

die Lage zu beherrschen. Octave von Mirval gerieth in ein freundschaftliches Gespräch mit dem Mädchen — er sank zu ihrem Gesäßeten herab — die rohen Neigungen zogen ihn schwerfällig nieder in den Schlamm.

Das, was sie zusammen sprachen, gelangte nur in abgebrochenen Sätzen zu Robert. Er hörte den Namen Rancourt und wurde aufmerksam.

„Tiens c'est drôle!" sagte Leontine; „ich und Leonce von Rancourt waren mehr als zu gut bekannt — seit sein Zieraffe von Tochter heranwächst, lebt er wie ein Wehrwolf — nun berathet mein Freund Octave die Puppe!"

„Die Pille ist vergoldet", lallte die allmählich schwerer werdende Zunge des Advocaten. „Wenn ich an die Langeweile dieses Ehestandes denke, dann bleibt mir nur Ein Trost, du, ma princesse!"

„Also du wirst mir nicht untreu? Wir bleiben die Alten?

„Ma cocotte, schwatze keinen Unsinn! Wenn du wüßtest, wie ich diese magern Schulmädchen hasse mit ihrem zimperlichen Wesen und dem Kopf voll unpraktischen Schnickschnacks! Die meinige ist noch dazu so gelehrt wie ein Professor der Sorbonne."

„Ich beklage dich, Monstre!"

Das Geflüster wurde leiser, die Stimmen undeutlicher; übrigens hatte Robert genug gehört, entrüstet zu sein. Indessen war er viel im Freien gewesen, jetzt lullte ihn die Wärme, das Getümmel im Gemach sanft ein.

Er empfing während seines Halbschlafs einen Kuß auf die Stirn, begleitet von einer Thräne — Heloise schied. Bald nachher hörte auch das Geplauder am Tische auf; der Graf von Lusignan erwachte über die Stille. Er sah sich allein und verließ den Restaurant. In der Straße angekommen, konnte er noch bemerken, wie Octave die Schauspielerin des Palais-Royal in einen Fiaker hob und rasch nachsprang. Der Advocat erlag jetzt gänzlich dem Einfluß Leontinens, der Würze seines pergamentartig trockenen Wesens.

Robert empfand einen Rückschlag der Stimmung; verschwunden war die frohe Erregung von vorhin. Der Nachtluft weich um seine heißen Schläfe. Millionen von Sternen funkelten klar und frostig am Horizont. Es ist Zeit, ein Ende zu machen, dachte der junge Mann, während er nach einer der stillsten Straßen des Quartier de la Madeleine eilte.

Paris ist eine sehr große Stadt, dessenungeachtet kann vielleicht eben darum hält es schwer, eine angenehme Wohnung zu finden. Das entsetzliche Rasseln der Omnibusse, das Geschrei der Verkäufer verlegt den Lärm der Straße in die Häuslichkeit. Man ist nicht bei sich, denn die gemeinen Störungen dringen ein. Die meisten Straßen sind düster, ohne malerisch zu sein. Wer Luft und Licht genießen will mit Ruhe, muß weit hinausrücken unter Bäume und Büsche, welche im Winter einen traurigen Anblick bieten.

Fast jede politische Partei, jede Gesellschaftsklasse besitzt ihr eigenes Stadtviertel. Es gibt auch Uebergangsstufen zwischen den Extremen. Manche beten und schmollen mit dem Faubourg St.-Germain, verachten aber dabei keineswegs die bachanalische Luft des modernen Lebens, wie es von der Madeleine bis zum Boulevard Montmartre tobt. Die Rue Ville-l'Evêque ist eine solche Fusionsstraße.

Aus der ersten Etage eines Hauses strahlte mildes Licht. Der ruhelose Großstädter, immerfort hin- und hergeschleudert von den Wogen eines fast dämonischen Treibens, mochte volles Behagen empfinden, wenn er diese heimlichen Räume betrat. Die Einrichtung erschien einfach, aber kostbar, nirgends war der leeren Sucht, zu glänzen, gehuldigt. Es mußte eine reiche Person von gutem Geschmack sein, welche verstand, sich inmitten von Paris eine solche Häuslichkeit zu schaffen.

Im innersten Gemach brannte ein helles Kohlenfeuer, ein Ruhebett, mit buntem, echt türkischem Stoff überzogen, stand dicht daneben und darauf lag eine Dame, sich behaglich wärmend wie ein Kätzchen an der Sonne. Die Deckenlampe beleuchtete seine, kleine Züge von kindlicher Zartheit. Ein weißer Kaschmirschlafrock verhüllte faltig die zierliche Gestalt, eine nervöse Hand vermischte ihre Spitzen mit den Löckchen des Kopfes.

Ein runder Tisch, beladen mit all dem Zubehör eines üppigen Thees, war vor das Ruhebett gerückt. Das japanische Porzellan, das Silbergeschirr, die appetitlichen kalten Fleischsorten, flankirt von den feinsten Erzeugnissen der pariser Kuchenbäckerei, boten einen freundlichen Anblick.

Am Fuße des Ruhebetts saß ein alter Mann. Seine Haare waren sorgfältig schwarz gefärbt, der Bart gewichst, die Haltung stramm, wie sie nur der besitzt, der jahrelang dem Trommelfell folgte. Sonder erschien sein Anzug; im Knopfloch trug

die Rosette eines rothen Bandes. Die Sechzig verriethen sich dennoch; über die breiten, gewöhnlichen Züge mochte mancher Lebensstrom dahingebraust sein. Eine weite Kluft trennte die Baronin von Menars und den Chevalier Dumont; dessenungeachtet befanden sie sich hier beisammen in der Vertraulichkeit des Privatlebens.

Die Dame war jung, schön, reich und Witwe. So günstig diese Verhältnisse dem oberflächlichen Beobachter dünken, eine einzeln stehende, unbeschäftigte Frau wird stets an Langeweile leiden. Mehreremal bot sich der Baronin die Gelegenheit der Wiedervermählung, immer trat ein hemmender Zwischenfall ein. Die Familie lebte in der Provinz, sie hatte sich emancipirt und nach dem Tode ihres Gatten selbständig in Paris eingerichtet. Wenn sie Abend für Abend an Festen theilnahm, verbarg sich das Einsame ihrer Lage; aber die Beziehungen der großen Welt sind hohl. Seit ein Unfall sie an ihr Zimmer fesselte, mußte sie selbst dem Chevalier Dumont danken, daß er ihr die Stunden ausfüllen half.

In einem Bade knüpfte sich die Bekanntschaft durch eine unbedeutende Dienstleistung Dumont's. Dieser gehörte zu den modernen Rittern, die nichts umsonst thun. Seit der Zeit befliß er sich gleich einem Schatten an Frau von Menars' Fersen. Mit Ausdauer verfolgte er sein Ziel. Es lag eine Tüchtigkeit im Charakter des Chevaliers, die bessern Erfolges würdig gewesen wäre. Vergebens warb er um die Gunst der störrigen Glücksgöttin; nach bewegtem Leben fand er sich fast mittellos auf das Pflaster von Paris geschleudert. Der Punkt seines Ausgangs, das ersehnte Ziel standen eben zu weit auseinander, auch der kühnste Sprung half nicht hinüber.

Claudine von Menars wählte launenhaft unter den Leckereien, nippte nur vom feinduftenden Thee; in ihrem Wesen gab sich eine gewisse Unruhe kund, mancher Sturm brach über den Gefäbeten los. Dieser saß unerschüttert; was vermochten die Wetterspitze weiblichen Unmuths über einen Menschen, der abwechselnd mit Fürsten geschwelgt und einen Stein zum Kopfkissen gehabt hatte? Chevalier Dumont genoß gegenwärtig die Frucht mancher Demüthigung, mancher Lüge. Er sah sich in die Atmosphäre des Wohlstandes und der Vornehmheit versetzt. In dem behaglichen Boudoir glaubte er sich zu Hause, der türkische Teppich unter den Füßen war — sein eigen. So im Zuge des Träumens und Vergessens dachte er auch nicht länger daran, daß er erst vor kurzem gespeist hatte. Er richtete eine wahre Verheerung unter den Vorräthen des Thetisches an.

„Zehn Uhr und noch immer kommt er nicht!" bemerkte die Baronin verstimmt.

Der Chevalier erwartete niemand, nichts fehlte zu seinem Glück; das zarte Bruststück eines Fasans nahm ihn vollkommen in Anspruch, die dunkeln Trüffeln zeichneten sich so hübsch ab vom weißen Fleisch; Dumont verschlang mit künstlerischem Entzücken.

„Werden Sie bald fertig sein?" nahm Claudine mit steigender Ungeduld das Wort. „Es ermüdet mich, diese Tassen vor mir zu sehen."

Der so Angeredete stieß einen Seufzer aus, übrigens legte er bereits Messer und Gabel nieder — er hatte wirklich genug.

„Meine Freundin", sagte er, „glauben Sie jemand, der erfahren ist und Ihnen ergeben! Mit einem jungen Manne ist kein festes Band zu knüpfen, vielfache Neckungen rufen ihn von Ihrer Seite! Benutzen Sie ihn zur Unterhaltung, aber nehmen Sie die Sache niemals ernsthaft, sonst ist es um Ihren Frieden geschehen!"

Frau von Menars benutzte ihre Unabhängigkeit, ihre goldene Freiheit dazu, recht unvernünftig zu sein. So brachte auch dieser Rath gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor.

„Lesen Sie!" befahl die hübsche kleine Dame.

Chevalier Dumont ergriff das „Petit Journal"; es enthielt keine Politik, riß alte Wunden nicht auf; das pariser Stadtgespräch paßte zur Nachtischstimmung. Was seine Gefährtin betraf, so konnte er ebenso gut den Talmud vortragen — sie hörte nicht.

Der alte Mann vertiefte sich in den Gegenstand; die Anekdote interessirte ihn, sie reifte ihrer Pointe entgegen.

„Er kommt!" rief Claudine.

„Zur unrechten Zeit, denn seine Gattin erwartete ihn nicht", versetzte der Chevalier mit der Miene eines ehemaligen Don Juan.

„Wer denkt an das dumme Zeug!" entgegnete die Baronin verächtlich.

Sie richtete sich lauschend empor, und wirklich ließen sich leichte Schritte vernehmen. Unter dem Thürvorhang erschien das schöne Gesicht Robert von Lusignan's.

„Willkommen, wenn auch spät!" rief Frau von Menars freudig.

„Lassen Sie uns allein!" wendete sie sich gering schätzend an den Chevalier Dumont.

So wenig von Ehrgefühl in der Brust des Abenteurers lebte, diese Behandlung empfand er doch. Er haßte auch Claudine und sie verachtete ihn, die gewöhnliche Folge jeder menschlichen Verbindung, welche nicht auf sittlichen Gründen wurzelt. Einen finstern Blick warf er scheidend auf den Grafen, der alles besaß, was ihm fehlte. Der Neid tobte im Herzen.

Die er zurückließ, vergaßen ihn, bevor noch seine Schritte verhallten.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte Robert, zärtlich die Hand Claudinens küssend.

„Gut“, erwiderte sie lächelnd, „aber ich dauere mich über meine Genesung, wenn Sie dann aufhören, mich täglich zu besuchen. Weiß ich nachher doch, daß Sie nicht aus Freundschaft kamen, sondern aus Pflichtgefühl.“

„Claudine, wie können Sie nur zweifeln! Allerdings würden Reue und Besorgniß mich zu Ihnen treiben, thäte es nicht schon die Sympathie für sich allein.“

„Es war ein glücklicher Zufall, als Ihr Neffmann durchging und ich mir die Schulter ausfiel.“

Ein zärtlicher Liebesblick ging herüber und hinüber.

Robert liebte sie in diesem Augenblick wirklich; er war gekommen, seinem muntern Gazellenleben ein Ende zu machen; auch glaubte er nicht, eines ernstern Gefühles fähig zu sein.

„Claudine“, lispelte er, „über unsere Bekanntschaft waltet ein gewisses Verhängniß, wir trafen uns unter Hunderten in der großen Welt! So wohl Sie mir gefielen, wir kannten aneinander vorübergehen; da geschieht etwas, wodurch wir uns näher kommen. Folgen Sie dem Fingerzeig des Schicksals, werden Sie meine Frau!“

„Mit Freuden, Robert! Es ist eine Heirath aus Liebe, wirklich entzückend und kommt doch so selten vor!“

„Dann machen wir eine Ausnahme, meine Theure! Unsere Verhältnisse sind gleich, wir suchen nur die Person.“

Der Traum der Zukunft zu zwei stieg ihnen empor — die reizende Fata-Morgana, wie sie am Morgenhimmel der Brautschaft sich spiegelt. Drinnen im Boudoir der Straße Ville-l'Evêque schien das Paradies aufgegangen. Während der daraus Verstoßene in bittrem Unmuth seinen Heimweg zurücklegte, sah den beiden die Stunde in traulichem Geplauder. Spät trennten sie sich, um im Schlaf von ihrem Glück zu träumen.

Sie träumten auch noch süß, als am nächsten Morgen grau und schwer die Nebelmassen über Paris hingen. Eine Droschke kämpfte sich durch die öde Straße. Darin saßen ein weibliches Wesen und ein häßlicher Hund, halb Pudel, halb Pinscher. Es war Heloise, nach der Bahn fahrend. Fort vom schönen Frankreich, fort von Robert, einem unsichern Geschick entgegen.

Die fürchterliche Verlassenheit ihrer Lage trat jetzt am grauen Wintermorgen vor des Mädchens Seele, als die gewöhnlichen Blendemittel fehlten. Eine Ausgestoßene unter Fremden! Das Herz zuckte schmerzlich — Heloise war noch nicht wie Leontine erstarrt. Sie vermochte noch nicht den entsetzlichen Strich unter ihre Lebensrechnung zu ziehen, nach dem es heißt, jedermanns Feind und niemandes Freund! Erst dann vermag der Mensch im Taumel auch noch Blumen zu pflücken unter den Ruinen.

Die Thränen fielen heiß auf den zottigen Kopf ihres Geschöpfes. Sie drückte „Amour“, wie der Hund ganz uneigentlich hieß, an sich. Das arme Thier, von dem Mädchen halbverhungert auf der Straße gefunden und in einigen Kunststücken unterrichtet, war das einzige Band mit der Vergangenheit — der letzte Freund!

„Wir werden arbeiten, Amour, du und ich“, lispelte Heloise.

Bei dem Gedanken beruhigte sich das erschütterte Gemüth ein wenig. Es liegt eine rettende Kraft in jeder Arbeit, selbst in einer so wenig sittlichen als die, durch gewagte Sprünge dem Publikum über eine müßige Stunde zu helfen.

Wie es oft geschieht in der Ungeduld und Aufregung der Abreise, Heloise traf zu früh im Bahnhof ein. Die kalten, düstern Wartesäle standen noch verlassen. Das Mädchen wollte nicht wieder in Traumlosen verfallen, daher mußte sie die Einsamkeit fliehen.

Sie trat, von Amour gefolgt, auf den Perron, von der Ecke des Boulevard Sewastopol glänzten die hellen Fenster eines Kaffeehauses herüber. Heloise schritt über die Straße, sie befand sich unter dem belebenden Einfluß von Licht und Wärme.

An einem der kleinen Tische, unmittelbar über den Ausströmungen der Calorifere, saß Chevalier Dumont. Ein Lächeln flog über das Gesicht der Kunstreiterin. Sie kannte den alten Mann, der häufig die Anstandsrolle übernahm bei den Soupers der freien Frauen. Herzlich streckte sie ihm die Hand hin; der Abenteurer würde erblaßt sein,

wenn die bronzene Gesichtsfarbe einer Aenderung fähig gewesen wäre — es handelte sich um das wohlbewahrte Geheimniß des Chevalier Dumont.

Indessen rückte er mechanisch und das Mädchen setzte sich zu ihm. Jung, hübsch wie Heloise, verliebt, wie er war, bot doch ihr Geschick manche Aehnlichkeit, beide sahen sich darauf angewiesen, die menschliche Thorheit auszubeuten. Nur that es Heloise offen und ehrlich, während Dumont seine hohle Lüge, seinen Betrug verschmähte. Das arme Kind des Elends und der Schande fand seine Straße vorgezeichnet, der Mann aber konnte andere Wege wählen; deshalb sank er unendlich tief unter das Mädchen.

„Wie kommen Sie hierher, Chevalier?" fragte Heloise.

Sie glaubte an seine Vornehmheit, glaubte an seine Wohnung im gefeierten Quartier de la Madeleine, und ein solcher Pariser, wie sie ihn sich dachte, entschließt sich eher zur Reise nach Baden-Baden als zu der Wanderung in die nicht eleganten Theile seiner Stadt.

„Ich will es Ihnen anvertrauen, liebes Kind", entgegnete Dumont gefaßt. „Sehen Sie, früher hatte ich viel zu thun, half das Geschick der Staaten lenken, Völker regieren; nun, das Otium cum dignitate schmeckt süß, aber wer an Thätigkeit gewohnt ist, kann nicht ganz müßig bleiben. Menschen zu studiren, komme ich hierher. Die Abreisenden treten gewöhnlich noch ein. Es spielen sich interessante Scenen vor dem Beobachter ab. Die Provinzler in ihrer naiven Bewunderung, die enttäuschten Ehrgeizigen, die Zugrundegerichteten wie die glücklichen Reichen, Menschen aller Nationen, aller Stände zeichnen mir ihre chinesischen Schatten ab."

„Sie haben vielleicht vor, ein Lustspiel zu schreiben?" bemerkte Heloise.

„Nicht doch, meine Theure, das wäre keine passende Beschäftigung für einen »Edelmann«!" Und Dumont blies bei diesen Worten den Rauch seiner groben Cigarre zu einem Sou verächtlich von sich. „Aber was veranlaßt Sie, Paris seiner schönen Zierde zu berauben?" fügte er hinzu.

„Ein vortheilhaftes Engagement ruft mich nach Petersburg."

„Wie erträgt der Graf von Lußignan die Trennung?"

„Chevalier, ein Bruch kommt ihm gelegen."

„Das ist die gewöhnliche Folge, wenn man sich mit einem jungen Mann einläßt; die sind immer lästig."

Dumont trug seine Lieblingstheorie der Kunstreiterin gleich der Baronin Menard vor.

„Mir scheint, Robert beginnt sich zu rangiren; er will heirathen!"

„Wen?"

„Frau von Menard."

„Den Teufel auch! Das kann, das darf nicht sein!" rief der Abenteurer wild; der Zorn ließ ihn die Besonnenheit verlieren.

„Sie werden es doch nicht mit solchem Nebenbuhler wagen!"

„Meine Sache! Bleiben Sie, Heloise, in kurzer Zeit kehrt der Graf ewig zu Ihnen zurück!"

„Nein, Chevalier, wir gehen, Amour und ich!" erwiderte die Kunstreiterin mit trotzig aufgeworfener Lippe. „Wir werden den Herren Russen Künste vormachen; es soll ein närrisches Volk sein, toll und freigebig!"

„Leben Sie wohl, mein Kind!" sagte Dumont sich erhebend.

Bald nachher schlug auch die Heloise nach dem Bahnhofe rufende Stunde.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Was bringst Du mit?

Von Karl Hermann-Berlin.

III.

Während Schreiber noch still bei sich hin- und herdachte, ob er die Conferenz besuchen solle oder nicht, regte sich eine der fünf Rangen in den zwei Betten und rief: „Mutter, Paul drückt mich!" Die Mutter beschwichtigte — der Pfarrer hingegen richtete sich leise empor und blickte zum kleinen Schreier hinüber. Wie ihn da die Erinnerung packte! Ach, so manche Nacht hatte er und sein Minchen das Lager verlassen und ihr ungeduldiges Kindchen besänftigen müssen! So manche Nacht hatten sie betend, verzweifelnd und hoffend vor dem Bett des todkranken Wesens gelegen — und hier bei diesem armen Leuten sechs rothwangige Kinder, und mein einziger liegt auf dem Friedhof! Wer ist da glücklicher?... So dachte Hieronymus, an seiner Wimper glitzerte eine Thräne. Und dann legte er sich wieder zurück und dachte nichts mehr. Der Schlummer war gekommen. Nur einmal breitete er die Arme aus. Das war, als ihm träumte: er weine vor Entzücken über Herder's Predigt, und nach dieser Predigt eile ein Knabe auf ihn zu, umschlinge ihn und rufe: Ich habe dich recht, recht lieb!...

„Herr Pfarrer, es ist spät!" Nachdem der

Thürmer also gesprochen, schlug Schneider die Augen auf. „Guten Morgen!“ riefen die Kinder, die insgesammt die Streu umstanden. Er erhob sich und schüttelte allen die Hand. „Ei sieh' da, der kranke Ernst! Wieder gesund, mein Junge? Die Tropfen waren wol ein Zaubertrank?“ „Hier etwas Wärmes!“ sagte die Frau und stellte einen Napf auf den Tisch. „Nehmen der Herr Pfarrer mit der Grütze fürlieb!“ Er dankte und langte zu. „Höre, Ernst“, meinte der Vater, „während der Herr ißt, könntest du ihm etwas auf der Geige vorspielen! Zwar ist's nur Stümperei“, fügte er, gegen Schneider gewendet, entschuldigend hinzu, „ich bin ein schlechter Lehrmeister!“

Der Knabe trug sein Instrument herbei, strich sich die blonden Locken von der Stirn und begann. Hieronymus vernahm eine einfache Melodie. Und er legte den Löffel hin und legte den Kopf gegen die Stuhllehne und drückte die Augen zu und sann und sann — und plötzlich sprang er empor und rief aus: „Leute, geht mir euern Ernst mit! In dem steckt was! Ich will ihn erziehen, und der Cantor in Mellingen spielt die Geige sehr gut! Bei dem soll er etwas Ordentliches lernen!“

„Herr Jesus!“ schrie die Frau.

„Herr Pfarrer!“ rief Seifferth. Er rannte förmlich durch die Stube. Dann blieb er vor der Frau stehen. „Was meinst du, Hanne?“

Sie blickte ihn sprachlos an.

Da fuhr er fort: „Ein Glück wär's für den Jungen. Wir können nichts an ihn wenden, wir sind arm. Das ist richtig! Aber ihn müssen...“

Schneider wandte ein: „Denkt, der liebe Gott wollte es so. Er habe mich auf diesen Thurm hinaufgeschickt — und gewiß, Er hat's auch gethan!“

Der Mann sagte: „Das ist wieder richtig! Aber —“

„Aber — aber —“ sagte die Frau.

Hieronymus sprach weiter: „Ich und mein liebes Weib, wir sind allein. Was wir haben, soll Euer Ernst bekommen! Und er soll werden, was er will, Musiker oder Pfarrer! Doch glaube mir, er wird ein Pfarrer werden.“

„Geiger will ich werden!“ rief der Knabe.

„Möchtest du denn nie? Was?“ fragte der Thürmer.

„Warum nicht, Vater? Bei dem guten Mann da ich viel lernen und alle Tage kann ich zu ihm kommen.“

„Das sollst du, mein Kind!“ sagte Schneider.

Die fünf Rangen standen weinend in den Ecken. Auch die Frau weinte; der Thürmer hingegen faßte des Pfarrers Hand und sprach: „Nichts für ungut, Herr, aber so was will bedacht sein! Das trifft das Herz!“

„Gewiß“, versetzte Hieronymus, „überlegt es reiflich! Ich gehe zu meinem Amtsbruder und spreche am Nachmittag wieder vor. Der Herr vergelte eure Güte!“

Damit verließ er das Zimmer. Seifferth führte ihn den schwindelnden Weg zurück. Unten angekommen, warf er noch einen langen Blick zur Höhe hinauf, hoffend, daß der Familienrath dort oben freudebringend für das Pfarrhaus in Mellingen ausfallen würde. Dann wandte er sich nach Hildebrand's Behausung. Welches Bedauern, welche Entschuldigungen, als er seine nächtlichen Abenteuer vorbrachte! Er mochte noch so leicht darüber hingehen, sogar dazu lachen, Hildebrand war doch entsetzlich verdrossen und Frau und Töchter weinten. Alle riefen sie durcheinander: „Die häßliche Geschichte wird in der Stadt bekannt werden! Denke dir meinen Schreck, als ich dich wecken will und das Bett leer finde! Ein zu früher Schlaf führet stets zum Unglück! Was wird Ihre liebe Frau sagen!“ „So seid doch nur still!“ rief Hieronymus. „Setzt euch um mich, ich werde euch etwas erzählen!“ Und er erzählte von dem blondgelockten Jungen auf dem Thurm und daß er die Absicht habe, ihn sein Kind zu nennen, und daß er hoffe, die Aeltern würden seinen Entschluß zu schätzen wissen und beistimmen. Nun weinten die Frau und ihre Töchter wieder, aber diesmal waren es Thränen der Rührung und der Freude; und Hildebrand sagte, die Hände des Freundes drückend: „Der Lohn für so viel Liebe wird nicht ausbleiben!“

Da läuteten die Glocken zur Kirche. Die Pfarrerin mahnte zur Eile. „Hannchen, setze den weißen Hut auf! Lottchen, das blaue Tuch kleidet dich am besten!“ „Jetzt laßt alle irdischen Gedanken fahren!“ tadelte der Pfarrer und nahm das Gesangbuch aus dem Schrein. „Ich werde mitgehen“, sagte Schneider. Hildebrand blickte ihn einen Moment verwundert an, dann versetzte er: „Das freut mich wahrhaft!“ „Ich möchte Herbern predigen hören. Im übrigen, weißt du, bin ich kein Freund —“ „So kommt, ihr Leute!“ fiel jener ein und öffnete die Thür.

In der Kirche Kopf an Kopf. Auf den ersten

Bänken saßen die Pfarrer der Stadt und der Umgegend, dann folgten die Zuhörer bunt durcheinander. Dem Altar gegenüber die herzogliche Familie. Hieronymus sah Karl August und die Herzoginnen Amalia und Luise; Hildebrand zeigte ihm auch den Geheimrath Goethe und den Hofrath Wieland. Ein Gesang leitete die Conferenz ein. Nachdem die Orgel verstummt, trat Herder an den Altar. Die Verhandlungen begannen. Herder gab zuerst einen Ueberblick über die Religionsangelegenheiten des Landes, darauf wandte er sich fragend an einzelne der Amtsbrüder. Sie erhoben sich und ertheilten den gewünschten Bescheid. Plötzlich glaubte Hieronymus, er schlafe und träume. Aber nein, es war Wirklichkeit — eben hatte der Consistorialrath gefragt: „Ist der Herr Bruder Schneider aus Mellingen erschienen?" Wie der Blitz fuhr er empor. „Herr Bruder", sagte Herder, „ich freue mich innigst, Sie versichern zu können, daß Ihre gesammte Gemeinde mit der größten Liebe von Ihnen redet! Von Zeit zu Zeit wandere ich unbeachtet von einem Ort zum andern, um die Urtheile der Pfarrkinder zu vernehmen. Welche Sachen bekomme ich da oft anzuhören! Allein in Mellingen nur Eine herzliche Stimme, nur Ein Gebet: ›Gott erhalte unsern Pfarrer!‹ Daß hier auszusprechen, fühle ich mich um so mehr genöthigt, da, wie meine Herren Brüder wissen, der Tempel des Glaubens, der Liebe, des Trostes nur dann ohne Makel aufgebaut werden kann, wenn alle, so daran mitbauen, in Freude und Leid zu ihrem Baumeister stehen. Die Eintracht ist eine Kette aus Rosen und Gold!"

Hieronymus war blutroth geworden. Wie er sich bei dieser schmeichelhaftesten aller Reden benommen, was er danach gestammelt, unter welchen Gedanken er wieder seinen Sitz eingenommen — von all dem wollte er nicht ungeben können. Hildebrand, der neben ihm saß, faßte seine Hand und drückte sie innigst. „Nun, Freund?" „Ich bin ganz sprachlos!" flüsterte Schneider. „Was that ich denn? Meine Schuldigkeit. O, daß Herder der liebenswürdigste, freundlichste Mann, muß selbst sein Feind gestehen! In seinem ganzen Wesen ist so etwas von einem Apostel, einem der Kirchenväter —" „Ich bitte um Stille!" bemerkte der Nachbar. Hieronymus entschuldigte sich vielmal und lieh den fernern Verhandlungen sein Ohr; allein mit seiner gespannten Aufmerksamkeit war's vorbei; er dachte mehr an das Lob zurück und an das Vorurtheil, daß er gegen diese Conferenz gehegt. War's nicht unrecht gewesen? Das war jetzt seine Frage. Hätte er nicht erst hören müssen? War ihm sein Cantor nicht als Schwätzer bekannt, und er hatte seinem Gerede, daß Herder den alten Glauben umstürzen wolle, dennoch Gehör geschenkt! Ich Thor, sprach er nun in sich hinein. Wie oft rief ich meiner Gemeinde zu: Erst prüfet und dann richtet! Und ich selbst hab' nicht nach meinen Worten gehandelt. Wer rüttelt hier an dem ewigen Gott? Erfüllt nicht die größte Ehrfurcht für ihn die ganze Versammlung? Schwebt Gottes Gnade nicht sichtlich über ihr?

Während er so in Gedanken versunken dasaß, war Herder von dem Altar getreten. Dann brauste die Orgel. Ein Gesang folgte. „Nun kommt die Predigt", sagte Hildebrand und schob das Liederbuch, in schwarze Seide gebunden, in das Futteral. „Herr Gott, dich loben wir!" so begann Herder. „Amen!" setzte Hieronymus ganz leise hinzu. Herder sprach weiter und weiter, immer erhebender, immer begeisternder; und Hieronymus stieß Hildebrand an und sagte: „In ihm ist der Heilige Geist! Er redet mit feuriger Zunge!" „Herr Gott, dich loben wir! Du bist unser Licht in der Finsternis, deine Liebe ist unser A und O, sie ist der Leuchter für jene Liebe, die uns an die Menschheit kettet, neben deinem schattenlosen Leben einst weiter zu leben; das ist für uns, die uns hienieden Schatten ohne Zahl bedrängen, Hoffnung, Trost, Stärke! . . ." so Herder. „Er ist der größte Geist! Sein Name wird unsterblich werden!" so Hieronymus zu Hildebrand. Viel hätte nicht gefehlt, und er hätte sich vergessen und sein Entzücken laut verkündet. „Halleluja!" tönte es von der Kanzel herab. Und die Schüler auf dem Chore sangen: „Halleluja! Halleluja!"

Somit war die Conferenz zu Ende. Der Kirchner öffnete die Thüren. Die Carrosse für die herzogliche Familie rollte vor. Am Ausgange gesellten sich die Pfarrerin und ihre Töchter — der Candidatus Fritz Wilhelmi führte die Jüngste Braut — zu Hildebrand und Schneider. Vereint schritten sie — Schneider taumelte mehr — die Stufen hinab. Da breitete dieser die Arme aus . . . „Ernst! Du willst? Du darfst? . . ."

„Ja, Herr Pfarrer!" sagte der Thürmer, in dessen Rechte die Hand des Knaben ruhte, dessen Linke ein Bündel hielt, „wir dürfen Euer Verbieten nicht aufschlagen! Wenn wir's thäten, wär's Sünde. Gott will's! Bei Euch kann der

Eveline.

Ich bedaure, Sie in den Vorbereitungen zu dem morgenden Feste zu stören.

Tonn.

Sie müssen bei uns bleiben, gewiß, gewiß: Sie müssen an der Freude Theil nehmen.

Eveline.

Wie lieblich diese Gärten sind!

Tonn.

Alles Beatens Werk. Setzen wir uns. Komm, Beate, ruhe und sammle Dich zu morgen. Gewiß, Sie bleiben. Morgen und übermorgen und noch die ganze Zeit der Flitterwochen durch. (Sie setzen sich. Beate rechts. Eveline in die Mitte.)

Eveline.

Ich fürchte, daß ich nicht die Stimmung habe, mich unter fröhliche Gäste mischen zu dürfen.

Beate (bei Seite).

Sie ist, wie Seeburg sagte.

Tonn.

Hier werden Sie schon heiter werden. Des Morgens weckt uns das erwachende Geflügel im Hofe. Das ist einmal ein Lärmen, Gurren und Krähen! Man möchte mitauffliegen, so lustig! Dann ruft der Hirt die Herde zusammen, wir gehen in den Wald, sammeln Beeren und Kräuter, prüfen auf den Wiesen die Weiße der Leinwand, Nachmittags klettern wir auf

Junge viel lernen, ohne Euch würd' es nichts damit werden, denn wir sind ja arm wie die Mäuse auf unserm Thurm!"

„Wir werden viele Freude an ihm erleben", rief Hieronymus, „er ist ein guter Knabe!"

„Das ist er, das muß ich sagen, obgleich ich sein Vater bin! Und noch eins", fügte er hinzu und seine riesige Gestalt erhebte, „wenn er so an den Sonntagsnachmittagen zu uns kommen dürfte, sollte es uns herzlich freuen. Mein Weib und meine übrigen Kinder bitten auch darum, für weinen da oben um die Weite."

Darauf gab der Pfarrer sein festes Versprechen.

„Dann Gott befohlen! Hier das Bündel, Ernst! Lebt wohl, Herr! . . . Junge — Junge, leb' wohl!" Und blitzschnell wandte er sich. Keinen Blick warf er zurück. Aber den Mantelkragen schlug er hoch und barg sein Gesicht darin; niemand sollte sehen, was darauf zu lesen stand.

Der Knabe warf das Bündel auf den Boden und lief, „Vater! Vater!" rufend, ein Stückchen hinterdrein. Doch plötzlich besann er sich und blieb stehen. Dann eilte er zurück, umschlang den Pfarrer und rief: „Ich habe dich recht, recht lieb!"

Hildebrand sah frohbewegt drein. Seine Frau hatte Mühe, so viel Fassung zu behaupten, daß sie zu sprechen vermochte: „Nun zu mir ins Haus! Bei dampfender Suppe läßt es sich besser mit dem Ernst plaudern!" Allein Hieronymus hatte nicht den geringsten Appetit. Er wäre gierig gesättigt, behauptete er, und habe nicht eher Ruhe, als bis er sich und den Knaben daheim beim lieben München wüßte. So schieden sie denn vor den Kirchenstufen. Noch sagte Schneider: „Ich bitte mir aus, daß ihr über acht Tage nach Mellingen kommt! Dann soll dieser Sohn, der mir heute beschert wurden, die Taufe empfangen! Verstehst ihr mich? Ich will nun sagen, daß wir aufsehen wollen auf sein ferneres Gedeihen, auf sein und mein Glück! Die Hand darauf, Hildebrand!"

Der Wind blies wieder. Die Luken der Dachfenster klapperten, die welken Blätter spielten auf der Landstraße Haschen. Allein Hieronymus spürte nichts davon, auch fröstelte ihn nicht; die Hand des Knaben, die in der seinen ruhte, strömte eine Wärme aus, die ihm bis ans Herz ging. Nur dünkte ihn der Weg diesmal endlos. Immer noch ein Baum, ein weißer Meilenstein — endlich grüßte der mellinger Thurm aus der Ferne. Jetzt den Hügel hinan — den ersten Häusern, der Gauklerwohnung vorüber — jetzt vor der Zaunthür — Flink, der Hund, schlug an — drinnen im Hause Schritte. . .

„Alter, lieber Alter! . . . Und nicht allein?"

„Du wolltest ja, daß ich dir etwas mitbringen sollte! Etwas recht Schönes, so ganz 'was Apartes müsse es sein, sagtest du. Nun, gutes Mütchen, hier ist das Schönste und Beste, hier ist ein Sohn!"

Sie war sprachlos. Sie lachte und weinte und geberdete sich fast komisch. Sie wußte kaum, was sie eigentlich that. Er führte sie in die warme Stube. Hier erzählte er alles. Er sagte von der Conferenz und den festen Schlaf der Hildebrand'schen Familie, er pries die Predigt des Mannes, dessen Name unsterblich werden würde, und er sagte: „Nein, Mütchen, wir hatten unrecht: mit der wahren Zufriedenheit ist's in der Stadt nicht vorbei!"

Sie herzte den Knaben und trug aus der Küche vom Allerbesten herbei. Wie er sich's schmecken ließ! Die beiden sahen ihm zu und wurden satt von lauter Sehen; nicht den geringsten Hunger spürten sie. Dann nahm er die Geige aus dem Bündel und spielte ein Liedchen nach dem andern, dann sprang er vor die Thür, in den Garten hinaus, dann begrüßte er die Magd, die seine goldenen Locken strich und dabei meinte: „Ei, das ist der Echte! Der bringt Lustigkeit ins Haus!"

Und es ward Abend. Das Bettchen wurde gebolt, worin der Sohn geschlafen, der nun in der kalten Erde schlief. Jetzt rückte die Pfarrerin wieder die Kissen zurecht und legte ihren lieben Ernst hinein und deckte ihn recht, recht zu. Und sie betete, daß Gott ihn beschirmen möge. Und der Pfarrer nahm die Bibel aus der Lade und schrieb auf die Rückseite des Einbandes: „Am 20. October des Jahres 1780 hat der Herr mich wunderbar gesegnet. An diesem Tage ist Ernst Seifferth in mein Haus getreten, den ich lieben will wie einen Sproß meines Blutes, den ich erziehen will zur Ehre des Höchsten, zur Freude seiner Mitmenschen. Lob und Dank dem Herrn! Amen!"

Dann sprach er: „Gute Frau, laß uns zur Ruhe gehn! Ich freue mich wie ein Kind aufs Erwachen." „Werden wir vor Seligkeit schlafen können?" meinte sie da. . . Aber der holde Schlummer küßte ihnen die Augen zu und der

Traumgott schwang sein Scepter und zauberte die freundlichsten Bilder. Vor ihrem Blick war Ernst zum Mann geworden, der seinen Ersgeborenen springen und tanzen ließ und dabei rief: „Sieh' nur den Jungen! Er gleicht dir, Großmama!" Vor Schneider's Auge stand Johann Gottfried Herder. Ueber ihm öffnete sich der Himmel und sandte seinen goldigsten Strahl auf ihn herab; zu ihm kamen groß und klein, Kranke ohne Zahl, und für alle hatte er Trost, alle zog er sie ans Herz und machte sie gesund durch das Wort: „Seid wahr gegen euch selbst und glaubet, dann ist euch der Tod nur der Führer zur ewigen Herrlichkeit!" Und Schneider blickte auf. Ein Regenbogen prangte. Harfenspiel erklang und Milliarden Stimmen sangen: „Licht! Liebe! Leben!"

„Mit dem Ernst macht sich's!" Wie oft hat das der Cantor zum Pfarrer, der Pfarrer zur Pfarrerin gesagt! Auch die Leute auf dem Thurm haben es gesagt und sind unendlich froh darüber gewesen. Zwar hätte sich die Pflegemutter noch mehr, weit mehr gefreut, wenn er mehr die Wissenschaft, weniger die Geige geliebt hätte; sie hätte gar zu gern einen künftigen Candidatus theologiae in ihm gesehen, allein der Pflegevater hat sich ganz auf den Cantor verlassen, der versichert hat: „Zwingt der Herr Pfarrer den Ernst zum Studiren, so wird's nie und nimmer nichts, aber läßt der Herr Pfarrer ihn bei der Musik, so wird's was Tüchtiges werden!" Und Hieronymus Schneider hat beigestimmt und so ist's weiter gegangen. Einmal kommt der Cantor und sagt: „Von mir kann Ernst nichts mehr lernen, er ist weiter wie ich!" Und da schluchzen die beiden Alten zwar wie die Kinder, allein sie thun doch das Beste: sie schicken den Ernst zum Stadtpfeifer Fischer nach Weimar zurück. Und die Jahre fliegen vorüber wie Herbstfäden. Jetzt ist der Pfarrer und todt der Thürmer — und aus dem Lehrjungen Ernst Seifferth ist ein Männlein geworden, auf dessen Kinn und Oberlippe der erste Flaum sprießt. Bald wird auch ein Mann und ein Vater daraus und die greise Pfarrerin jubelt über die Erfüllung ihres Traums, denn der Erstgeborene tanzt und springt auf ihrem Schoße und ruft: „Liebe Großmutter!" Weiter! Ernst Seifferth ist ein angesehenes Mitglied der herzoglichen Kapelle; er geigt und componirt, führt seine eigene Musik gar bei Hofe auf und pilgert oft zum alten Wieland nach Oßmannstedt hinaus, dessen Freundschaft er sich zu erfreuen hat... Weiter! Die Mutter, die Pflegemutter, der alte Wieland sind nicht mehr. Der Hofmusikus Seifferth steht viel vor ihren Gräbern und drückt die müden Augen zu. . . Und weiter? Tretet auf den Friedhof in Weimar — Hart an der Mauer wölbt sich ein Hügel, ein Kreuz davor. Und auf dem Kreuz steht zu lesen: „Ernst Seifferth."

Das Medaillon.

Von Heinrich Zschokke.

I.

An einem schönen Frühlingsabend saßen in einer Birkhütte, die unweit eines Flusses stand, dessen schroffe Ufer mit Ulmen und Erlen bepflanzt waren, zwei junge Mädchen plaudernd nebeneinander, zwischen denen eine Aehnlichkeit zu finden eine schwierige Aufgabe gewesen wäre. Das jüngste von ihnen hatte ein ausdrucksvolles Gesicht und schöne Formen, die ein verzogener Künstler der italienischen Schule sich unbedingt zum Modell gewählt hätte. Dunkle Locken ringelten sich bis zu den Schultern hinab und lange Wimpern bedeckten eifersüchtig die braunen Augen, in denen neben dem Unschuldslächeln der Jugend doch auch bereits das Feuer der Leidenschaften glimmte. Das Mädchen sah in jener ungezwungenen Haltung, die Frauen, wenn sie sich einem geheimen Verlangen hingeben, so außerordentlich anziehend macht. Ihre Hände spielten mit einer goldenen Kette, an der ein Medaillon hing, das die zu ihren Füßen sitzende Gespielin aufmerksam betrachtete. Dies Mädchen bildete zu dem ersteren einen scharfen Contrast. Eine durch Schmerzen erzeugte Blässe bedeckte die Wangen, rothe Augenlider schlossen fast die kleinen grauen Augen und überdies hatten ihre Gesichtszüge nichts Anziehendes, wenn sie auch einiger Aehnlichkeiten nicht entbehrten. Dazu lag in ihnen diejenige Unbeweglichkeit, die wir häufig an denjenigen Menschen wahrnehmen, welche von Kindheit auf einsam leben und alle ihre Gefühle in sich verschließen mußten. Dies Mädchen war eine Waise und hieß Anna. Noch im zarten Alter, verlor sie schon Vater und Mutter. Der reiche Gutsbesitzer von Dorn, ein Bruder ihrer Mutter, nahm die Verwaiste zu sich und ließ sie mit seiner einzigen Tochter Clara erziehen.

Als Anna das Miniaturbild eine kurze Zeit betrachtet hatte, blickte sie fragend zu ihrer Begleiterin auf.

„Sprich, was du willſt, Clara", ſagte ſie dann, auf das Bild zeigend, „ſo weit reicht deine Kunſt doch nicht! Das iſt ja ſein Blick, wie aus dem Spiegel geſtohlen!"

Die Angeredete lachte laut auf.

„Du möchteſt es wol gern der Gefälligkeit unſers Lehrers zuſchreiben?" erwiderte ſie darauf faſt ſpöttiſch. „Wir Mädchen können ja auch kein Bläschen zeichnen, wobei uns nicht geholfen —"

„Dieſe Deutung lag nicht in meinen Worten!" lächelte jene unterbrechend und blickte die Zeichnerin feſt an.

Clara erröthete, als wenn ſie eine geheime Freude fühle.

„Kann denn nicht Amor auch meine Pinſel geführt haben, Anna?" fragte ſie dann ſchelmiſch.

Anna blickte ſinnend vor ſich hin.

„Kunſt und Liebe ſind allerdings verwandt", entgegnete ſie endlich, „und wenn es mir wie den alten Griechen erlaubt wäre, jeden Gedanken, jegliches Gefühl zu verſinnlichen oder in eine Gottheit zu verwandeln, ſo möchte ich behaupten, nicht ſinnlicher Genuß, ſondern Malerei, Poeſie und Muſik ſeien des Amors und der Pſyche Kinder; denn wenn die heilige Liebe ohne irgendeinen irdiſchen Zuſatz das Herz erfüllt, iſt dieſe Verſchmelzung nicht Poeſie? Wo keine Liebe, iſt auch keine Poeſie. Liebe und Poeſie ſind unzertrennlich!"

„Das merke ich!" lächelte Clara vielſagend.

Anna erröthete.

„O ich bitte, nicht auf mich fremde Sünden wälzen zu wollen!" rief ſie im nächſten Augenblick. „Nicht mich ſieht man ganze Stunden lang verſtohlen in den Spiegel blickend — nicht mich findet man im Gehölz, hinter halbgeſchloſſenen Jalouſien —"

„Sünde?" unterbrach Clara die Eiferin, ihre Hände auf Anna's Schulter legend. „Iſt das Sünde, Schweſter?" fragte ſie mit theatraliſchem Affect.

„Ach nein!" verſetzte die Maid begeiſtert. „Nein, ſo meinte ich es nicht! Die Liebe ſtammt von Gott und ein Seraph trägt ſie in Augenblicken des Kummers als eine tröſtende Gabe den Sterblichen herab. In meiner Kindheit erzählte mir meine Mutter mitunter von Schutzengeln und ich glaubte ſo feſt und gern an ihre Gegenwart und ihren Schutz, daß ſie mir unſichtbare Freunde geworden ſind, denen ich meinen Kummer und meine Freuden anvertraut und von ihnen Troſt und Hülfe erwarte. Ja oft ſchwärme ich ſogar: das Mädchen, dem ein ſolcher himmliſcher Gaſt ſich naht, muß ein irdiſcher lieben, da ſelbſt Engel es unterſtützen. Er grüßt, er küßt ſie — und das iſt Liebe! Sie iſt eine Gabe des Seraph!"

Während die zwanzigjährige Schwärmerin dies ſprach, ſpielte eine leichte Röthe auf ihren Wangen und ſie war ungeachtet ihrer Häßlichkeit in dieſem Moment einnehmend wie die Liebe ſelbſt.

„O wie rührend!" lächelte Clara. „Aus welchem Roman haſt du denn dies? Was ihr excentriſchen Köpfe doch alles in der Liebe zu finden glaubt und die dennoch nichts weiter iſt als ein beluſtigendes Spielwerk wie die Puppe dem fünfjährigen Kinde! Ich gebe ihr wol einen Platz unter meinen Federn, Armbändern, Noten und Büchern — ſonſt aber nirgends."

„Vertheil' dich nur!" drohte Anna, aufſpringend. „Die zur Strafe, denn ich weiß, daß dies Porträt dir theurer iſt, gebe ich es nicht zurück!"

Haſtig eilte ſie das ſchroffe Ufer hinab; Clara, in dem Glauben, daß Anna das Bild in den Fluß werfen wolle, ihr nach. Anna ſprang wie eine Gazelle leichten Schritts voraus, ihre Begleiterin folgte nur mit Mühe. Da plötzlich, unweit des Fluſſes, gleitet Anna's flüchtiger Fuß aus und ſie rollt mit dem gelöſten Sande in das Waſſer.

Clara ſteht wie eingewurzelt, aber ſich gewaltſam aufraffend, ruft ſie im nächſten Augenblick: „Gott, ſie iſt verloren! Hülfe! Hülfe!"

Raſch ſtürzt jemand ſich in den Fluß. Clara kniete am Ufer und betete. In dieſem Augenblick, wo das Mädchen ſich unbemerkt wußte, machte ein ungekünſteltes Gefühl es wahrlich ſchön.

Das Waſſer rauſchte. Clara eilte an den Fluß. Blaß, regungslos, gleich einem Marmorbilde, lag Anna in den Armen ihres Retters. Dieſer trug ſeine Bürde vollends ans Land und legte ſie auf den Raſen nieder. Clara warf ſich über die Gerettete, weinte und rieb ihre Hände und Schläfe.

„Retten Sie ſie, Doctor!" rief ſie dann dem Retter zu, den ſie jetzt erkannte. „Nicht wahr, ſie lebt und ſtirbt nicht?"

„Aengſtigen Sie ſich nicht ohne Noth, Fräulein von Dorn!" entgegnete der Arzt beruhigend. „Etwas Waſſer — eine Ohnmacht — —"

Hier ſchlug Anna die Augen auf und ſah

mete tief. Ihr erſter Blick traf ihren Lebensretter. „Wildbald!“ hauchte ſie hervor; und als wenn ſie ſich etwas ins Gedächtniß zurückrufen wollte, ſtrich ſie ſich mit der Hand über die Stirn. Dann drückte ſie dieſelbe auf das Herz und eine lebhafte Röthe ſpielte auf ihren Wangen, die jedoch ſchnell wieder der gewöhnlichen Bläſſe Platz machte. Sie legte ihren Kopf auf Clara's Schulter und leichte Thränen perlten aus ihren Augen, während ſie des Doctors Hand drückte und ihn mit einem Blick anſah, in dem die Dankbarkeit beredter ſprach als in den wärmſten Ausdrücken. Dann aber drängte der Arzt auf ſchnelle Wechſelung der Kleider und Clara eilte mit ihrer Gefährtin dem nahen Schloſſe zu, während der junge Doctor einen andern Weg nach demſelben einſchlug, nachdem er das Fräulein artig gegrüßt hatte.

In einem einfach, aber geſchmackvoll eingerichteten Zimmer ſaß Frau von Dorn, vor ihr, auf einem koſtbaren Fußteppich, Clara, ihre Tochter. Der Abendſonne letzter Strahl liebkoſete durch das mit Wein belaubte Fenſter und beleuchtete ihr ſchönes Geſicht, worauf der Mutter Augen mit Wohlgefallen und Stolz ruhten.

„Ich kann noch immer nicht begreifen, Clara“, hub Frau von Dorn an, „warum du des Doctors Porträt nicht zu Hauſe gelaſſen, da du es doch lediglich deshalb gezeichnet, um ihm oder vielmehr ſeiner Mutter damit eine Freude zu machen.“

„Mama, das kam ganz zufällig! Als mir heute morgen der Juwelier das Medaillon brachte, legte ich es in meine Zeichenmappe, um es ſpäter dem Doctor zu überreichen, wozu ſich aber im Laufe des Tags keine Gelegenheit fand.“

„Warum nahmſt du es denn mit auf deinen Spaziergang? Wollteſt du vielleicht noch einige Verbeſſerungen daran treffen?“

„Das gerade nicht, aber Anna —“

„Wollte ſich an deiner Kunſtfertigkeit ergötzen — das weiß ich bereits, aber noch nicht die Urſache, warum du das Medaillon mit auf die Promenade genommen.“

„Ein Scherz, Mama, ein Spaß zweier jungen Mädchen, weiter nichts!“ ſchmeichelte Clara, die Mutter umſchlingend. „Sie ſind auch einmal achtzehn Jahre alt geweſen, theure Mutter, und haben ebenfalls mit den Augen der Doctoren und der Maler geſpielt!“

Frau von Dorn lächelte über dieſe Aeußerung ihrer Tochter und ſtrich liebkoſend über deren Wangen.

„Ich will glauben“, ſagte ſie darauf, „daß nur ein Scherz zu Grunde gelegen, obwol ich nicht zu denjenigen Müttern gehöre, deren Ausſpruch lautet: ‚Meine Tochter iſt zu gut erzogen, als daß ſie ohne meine Einwilligung lieben könnte!‘“

„Sie können dreiſt behaupten“, entgegnete Clara mit einem ſtolzen Lächeln: „‚Meine Tochter kennt zu gut ihre Pflichten, als daß ſie ſich je in einen Bürgerlichen verlieben könnte!‘“

„Du triffſt den Nagel auf den Kopf!“ ſeufzte die Edelfrau. „Du darfſt an unſern Arzt nicht denken, denn dein Vater würde dir eine ſolche Zuneigung nie vergeben! Du kennſt ſeine Grundſätze und Vorurtheile.“

Clara's verſtecktes Lächeln ſchien dies jedoch zu bezweifeln.

„Wenn du aber den Doctor nicht liebſt“, fuhr Frau von Dorn fort, „warum ſuchſt du denn ſeit einiger Zeit beſtändig ſeine Nähe? Er muß dich häufig begleiten, auf deine Bitten dir die Notenblätter umſchlagen, auf ihn beziehen ſich deine Worte, ſelbſt wenn du mit andern ſprichſt, ihn ſuchen deine Blicke — Clara, Liebe iſt dir in deinen Verhältniſſen zu der Welt erlaubt, aber Arroganz iſt deines Charakters unwürdig!“

„Sie nehmen die Sache doch auch gar zu ernſthaft, Mutter!“ entgegnete Clara unbefangen. „Hier iſt weder Liebe noch Koketterie! Ich könnte Ihnen entgegnen, daß ich ſeine Geſellſchaft deshalb ſuche, weil ſeine Geſpräche ſo unterhaltend ſind — aber das iſt doch nicht die eigentliche Urſache, warum ich mich in ſeine Nähe dränge. Sie werden über mich lächeln, wenn ich ſie Ihnen mittheile, aber ſei es darum! So hören Sie, Mama! Ich ärgere mich über den Doctor Wildbald! Seit ſeiner Ankunft bei uns benimmt er ſich gegen mich höchſt auffallend: mit Anna iſt er luſtig, kurzweilig, geſprächig, aber gegen mich iſt er immer in einen dreifachen Harniſch der Höflichkeiten und des Anſtandes geſchmiedet. Nie ſpricht er mit mir auch nur Ein freundliches Wort, wie es doch ſonſt üblich iſt. Er äußert gegen mich weder Freundlichkeit, was auf dem Lande wol erlaubt wäre, noch irgendeine Aufmerkſamkeit, ſondern immer und immer kalte Höflichkeit. Iſt das nicht himmelſchreiend, Mama?“

Frau von Dorn klopfte leiſe ihrer Tochter wenige Wangen, die von dem kleinen Aerger noch mehr gerothet waren.

„Er blickt von der Höhe seiner deutschen Gelehrsamkeit geringschätzend auf mich herab, und wiederum unterhält er sich mit Anna stundenlang über Goethe, Schiller, Jean Paul — nur mit mir wechselt er kein Wort, als wenn er mich für unfähig hielte, ihn zu verstehen, weil ich nicht wie sie über »Schlözer« und »Gibbon« liege.

„Der Doctor ist aber auch kein Mädchen von achtzehn Jahren!“ entgegnete die Edelfrau besänftigend. „Er weiß recht gut, daß ein vertrauter Umgang zwischen euch leicht gefährlich werden könnte.“

„Für wen?“ fragte Clara. „Wildbald ist zu klug, um je hoffen zu dürfen, und ein Fräulein von Dorn weiß, daß es mit einem Sohn Nekulap's nie Hand in Hand gehen darf. Aber zwingen möchte ich ihn, gestehen zu müssen, daß es trotz eines nunmehrigen Aeußern möglich, der Gelehrsamkeit eines Mannes würdig zu sein. Jetzt wissen Sie alles, Mama!“

Frau von Dorn wollte sorden noch etwas über die Nachtheile der Koketterie sprechen, als in Anna's Zimmer geschellt wurde.

Clara eilte und die Edelfrau folgte. Sie fanden schon den Doctor gegenwärtig.

„Du fühlst dich wol sehr schwach, Anna?“ fragte Frau von Dorn, ins Zimmer tretend und der Kranken die battistene Haube zurechtschiebend, die mit einem hellblauen Bande festgebunden war. „Diese Stunden sind dir wol recht schwer geworden? Und nicht wahr, Herr Doctor, wir vermehren noch das Uebel, daß wir sie so wenig allein lassen?“ Sie gab Anna einen leichten Kuß und Clara einen Wink. Mutter und Tochter verließen das Krankenzimmer, der Arzt folgte und Anna war allein.

Waren ihr die Stunden denn so schwer gewesen, wie Frau von Dorn sich äußerte? Wem ist es nicht angenehm, der Gegenstand der Sorgen und Aufmerksamkeit zu sein? Das Herz täuscht sich ja so leicht, wenn es etwas begehrt, und schreibt es unbedingt der Liebe zu, was vielleicht nur eine Wirkung der Eitelkeit ist.

Stille herrschte im Hause. Die Lichter waren erloschen und nur der leise Schritt des Kammermädchens war noch im Nebenzimmer hörbar — jetzt aber war auch dieses zur Ruhe gegangen.

Anna hob den Kopf empor und horchte. Ihre Herzensschläge folgten rasch; eine dunkle Glut bedeckte ihre Wangen und ihr Busen wogte stürmisch auf und ab. Leise setzte sie die Füße auf den vor ihrem Bett ausgebreiteten Teppich und stand auf, vor dem kleinsten Geräusch erbebend. Stehend horchte sie wiederum, aber eings um sie herrschte nächtliche Stille. Dennoch trat sie furchtsam an den kleinen Tisch, auf dem eine Nachtlampe brannte; es war ihr, als wenn das Herz ihr zerspringen wollte. Zitternd löst sie jetzt das Haubenband und die dichten Haare fallen auf Nacken und Schultern herab; unter denselben zieht sie ein Miniaturbild hervor, und in demselben Moment, da die Röthe ihre Wangen mit Purpur übergießt, begegnet ihr Blick im Spiegel ihrem Bilde.

Im Nu verschwindet der Ausdruck der Freude, welcher ihre Gesichtszüge belebt hatte. Wehmüthig senkt sie seufzend den Kopf und die Hände fallen schlaff und willenlos in ihren Schoß. Ein vernichtender Gedanke, der centnerschwer ihre Seele drückt, taucht aus der augenblicklichen Vergessenheit auf und eine große Thräne glänzt unter den Augenlidern, in der sich der Lampenstrahl bricht.

Armes Mädchen, wie reizend wäre deine Freundin in dieser nächtlichen Unordnung und in dieser malerischen Lage! Dich aber erinnert der Spiegel an deine Häßlichkeit! O Dante, auf ihrem blassen Gesicht las sie schon von Jugend auf die Inschrift deiner Hölle: „Hier ist kein Raum für die Hoffnung!“

Jedoch war für Anna der Kummer kein Fremdling mehr; sie war ja in der Schule des Waisenstandes und der Entsagung gebildet, sie hatte sich von Jugend auf zu denken gewöhnt. War sie doch eine Waise, für die weder Lehrer noch Gouvernanten denken. Und überdies hatte das Mädchen nicht nur Phantasie, sondern sie verstand auch über das Leben und die menschlichen Zustände nachzudenken und sich der Nothwendigkeit zu fügen. Auch im jetzigen Fall legte sie sich sogleich die Fesseln der Unterwürfigkeit an, wenn schon ihr Herz einige Blumen fand, womit sie die schweren Ringe zierte.

Sie trat leise ans Fenster und öffnete es geräuschlos: vor ihr lag die stille, verschleierte Nacht. „Allliebender“, hauchte sie vor sich hin, „erfreuen wir uns nicht an deinem prunkenden Himmel? Berauschen wir uns nicht in dem Duft der Blumen? Genießen wir nicht die Frische der Nacht? Warum begnügt das Herz sich nicht mit dem Gefühl, das du in dasselbe gelegt? Warum fordert es mehr, da es doch sein Glück in der Fähigkeit, zu empfinden, zu lieben, finden sollte? Und ist nicht die Liebe das Wettereichen göt-

lischer Strahlen, die den Himmelsthron des Allmächtigen umfließen? Sprudelt nicht in dieser reinen Liebe die Quelle der größten Glückseligkeit? Ja, dem ist so! Er ist besser als der Himmel, die Erde, die ganze Schöpfung! Er ist das beste Werk Gottes! Ihn will ich wie einen Engel, wie die Sonne, wie die Natur lieben! Nur ihn will ich lieben und sein Bild sehen!"

Sie drückte das Medaillon fest ans Herz und küßte es einigemal; dann schloß sie das Fenster und trat auf den Zehen wieder an den Tisch. Hier öffnete sie das Medaillon — lange ruhten ihre Blicke auf dem Porträt Wildbald's, das Clara's Hand gezeichnet hatte. Sorgsam verwahrte sie es dann.

Also Anna, das vorsichtige und mistrauische Mädchen, liebt den Doctor Wildbald? Und er?

Wildbald war der Sohn eines unbemittelten Beamten in der nahen Stadt D., wo noch gegenwärtig seine Mutter von dem geringen Nachlaß ihres verstorbenen Mannes lebte. Er hatte sich derjenigen Wissenschaft mit Vorliebe gewidmet, die unendlich viel Studium und Beobachtung bedingt; aber ihm war auch der forschende Geist verliehen, welcher die Gegenstände nicht einseitig auffaßt, sondern in ihre ganze Wesentlichkeit eindringt.

In der Familie von Dorn, in deren Kreise er sich seit kurzem bewegte, da die Edelfrau so sehr nach einem Arzt verlangt hatte, machte die hübsche und muntere Clara sogleich auf ihn einen besondern Eindruck, aber er erkannte auch ebenso schnell den Charakter und die Vorurtheile des Edelmanns, für den nur Wappen und Reichthum Werth hatten. Allerdings bewies Herr von Dorn jedem seine persönliche Achtung, auch war er bereit, Hülfe zu leisten, aber sich von der höhern Aristokratie auch nur einen Zoll breit zu entfernen, war seiner Denkungsart unmöglich. Deshalb hielt Wildbald sich in einer ehrerbietigen Entfernung von dem Edelfräulein, fand sich aber hingezogen zu Anna, da er bald bemerkte, daß dies Mädchen geistig ungemein gebildet war. Anfangs ward ihm die Annäherung schwer, denn die Blödigkeit oder richtiger die Wildheit Anna's war nicht zu besiegen. Als ihm dies aber gelungen, entspann sich zwischen ihm und dem Mädchen ein Gespräch, das nie enden wollte. Er erzählte ihr von seinem Studentenleben, seinen Reisen, von der Natur und dem menschlichen Herzen. Bald sicherte Anna in Ungeduld, daß die Klingel zum Abendessen rief, das gewöhnlich bis Mitternacht dauerte. Wenn die Conversation begann, schob sie — ich glaube ohne Absicht — einen Stuhl ihrem Nährahmen näher, und während nun Clara mit dem Musiklehrer Guternberg im Nebenzimmer musicirte, Herr von Dorn mit der bejahrten französischen Gouvernante Piquet spielte, nahm der junge Doctor neben Anna Platz, spielte mit der Schere, schnitt einige Fäden von dem Nähramen, erzählte oder las einen neuen Roman vor; entfernte sich aber die Edelfrau auf einige Augenblicke, so unterhielten sich beide über die Natur.

Und wie verändert ward Anna! Sie ging selten nach der Birkhütte, ihrem Lieblingsplatz, und noch seltener in das nahe Lusthölz: sie las jetzt alles in Wildbald's Augen, was früher ihr die Natur gesagt. Mit dem Gedanken: Heute werde ich ihn sehen! erwachte sie, und das sich wiederholend, was er am Abend mit ihr gesprochen, schlief sie ein. O wie wahrhaft war jetzt ihr Seelenleben! Sie lüftete durchaus nicht den Schleier der Zukunft — in der Gegenwart glücklich, benahm sie sich wie ein sorgloses Kind, dessen Dasein nur der gegenwärtigen Minute gehört. Nur das Glück selbst, das ihr bisher gänzlich unbekannt geblieben, schreckte sie bisweilen auf, indem sie sich fragte: Warum erscheint mir jetzt die Welt mit Frühlingsreiz geschmückt? Woher diese Seelenwonne in mir? Bald jedoch löste sie das Räthsel mit dem Einen Wort: Liebe. Aber dies magische Wort verursachte ihrem Herzen doch mitunter Unruhe. Darf ich ihn lieben? Kann ich auf Gegenliebe hoffen? Er, ein gebildeter, hübscher Jüngling, und ich — seufzend ließ sie den Satz unbeendet.

Als Anna sich von dem Schreck erholt hatte und an den Abendcirkeln wieder theilnehmen konnte, bemerkte sie, daß der Stuhl neben ihr leer blieb, der Doctor ungemein zerstreut war und aufgeregt auf- und abging, ohne sich dies auffallende Benehmen erklären zu können. Als aber Clara am nächsten Abend mit Wildbald wegen seiner kalten Höflichkeit und Ehrerbietung schmollte und Frau von Dorn Klage über seine Gefühllosigkeit führte, da wußte Anna sich das Räthsel zu lösen und sagte den genußvollen Abenden Lebewohl. Während nun Wildbald und Clara allabendlich im Nebenzimmer-musicirten, horchte wol Anna mit Begeisterung seinem Gesange, aber

die Eifersucht raunte ihr zu: Er singt nicht für dich, nicht du beseelst ihn!

Es liegt für ein liebendes Herz ein ungewöhnlicher Zauber in der Stimme und in dem Spiel des Geliebten; in den Tönen spricht gleichsam seine Seele und sein Herz verräth in ihnen seine Gefühle. Wenn aber dies Gefühl einem andern gilt, was ist solcher Tantalusqual zu vergleichen? Anna sog einen Tropfen Wermuth nach dem andern ein und bebte, jeden Augenblick ihr Herz zu verrathen; denn sie wußte, was ihr bevorstand, wenn jemand ihr Geheimniß durchschaute. Nur gegen Gutenberg, den Musikfreund, der ihr volles Vertrauen besaß, sprach sie sich offen aus.

„Es ist so, mein alter Freund", sagte sie eines Tags zu ihm, „er liebt Clara, es ist kein Zweifel mehr vorhanden! O es ist schrecklich, lieben und nicht wiedergeliebt zu werden! Meine Phantasie zaudert sich die Möglichkeit, daß er mein sein könnte. Verstehen Sie, was dann jeder Blick, jedes Wort, jede Bewegung für mich sein würde?"

„Ihre Brille steht nicht ganz richtig, Fräulein!" erwiderte der Musikfreund. „Nicht nur blühende Wiesen und grüne Lauben bietet die Fee Morgana, sondern auch Felsen und finsteres Steingeklüft erschrecken das Auge. Sehen Sie eben jetzt im Westen die verschiedenartigen Wolkenmassen? Die Strahlen der untergehenden Sonne geben ihnen geregelten Gestalten, aber doch legt unsere Phantasie ihnen eine beliebige Form bei. Horchen wir abends dem Rieseln der Quelle, dem Blätterflüstern oder dem Sturm, der in der nahen Aune pfeift, so meinen wir, bald ein Stöhnen der Verzweiflung unterirdischer Schatten, bald Klagen um eine von der Erde entflohene Seele, bald das Echo unsichtbarer Seraphsharfen zu vernehmen; aber die Verschiedenheit ruhet weder von den Tönen noch von den Wolken her. Was sind diese anders als einzelne Noten eines vollstimmigen Accords? Glauben Sie mir, Fräulein, die Einbildung und das Glück oder Unglück hängt öfter, als wir es ahnen, von diesem magischen Stäbchen ab!"

Anna versank in Nachdenken.

„Sie können recht haben, Gutenberg!" antwortete sie nach einer Pause. „Sollte aber gestern meine Einbildung seinem Gesicht Entzücken und den Ausdruck unerwarteter Freude beim Anblick Clara's ebenfalls gegeben haben? Sie wissen, daß uns das Gewitter am äußersten Ende des Dorfs überraschte, da, wo einige Mittwochhütten stehen. Wir flüchteten uns in Katharinens Hütte. Sie kennen das Häuschen, das zur Hälfte in die Erde gewachsen scheint. Gott weiß, wie die Leute darin leben können! Als wir eintraten, lag Katharine auf ihrem Bett, auf den Schemel einen Fuß gelegt, um den ein erwachsener Knabe einen Verband legte, während zwei jüngere Kinder sich verstohlen aus einem Korbe, der auf der Bank stand und mit weißen Linnen bedeckt war, einige Stücke Weißbrot nahmen. Auch den Doctor trafen wir dort. Hätten Sie doch den himmlischen Ausdruck seines Gesichts gesehen! O wie bedeutungsvoll erschien mir in diesem Moment die Bestimmung eines Arztes! Er ist ein Freund der gesammten Menschheit, ein Genius, der die Leiden der Sterblichen lindert!"

Der Musiklehrer lächelte.

„Fahren Sie fort, Fräulein!" sagte er dann, als Anna plötzlich schwieg. „Bisweilen betrachten wir das Gemälde im falschen Lichte. Also weiter!"

Anna bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht; endlich aber fuhr sie fort:

„Der Doctor hörte unser Eintreten nicht und ich vernahm aus dem Gespräch, daß der Brotkorb von ihm nicht zum ersten mal dahin gebracht sei. Der Segen, mit dem ihn Katharine überhäufte, die Liebe, das Vertrauen, womit sie ihn anblickte, enthüllten mir die ganze Schönheit seiner Seele. Endlich erblickte er uns — wem, Clara, die, aufgeregt durch die Scene, ihm die Hand drückte. Sie hätten seine Bestürzung sehen sollen! O wie schön war er in diesem Augenblick! Von seiner abgemessenen Zurückhaltung gegen Clara fand man keine Spur; er trug sie fast auf die Bank, umhüllte sie mit seinem Shawl, rieb ihre Hände und strich ihr die Regentropfen von den Kleidern. Hätten Sie gesehen, welch Beben seine Adern durchzitterte, als seine Hände ihre Locken berührten! Ja, es ist gewiß, er liebt sie! Und Clara? Kaum begreift sie vielleicht die Größe seiner Seele! Und wurde ein Wagen nachgeschickt; als der Diener in die Hütte trat, nahm der Doctor sogleich ein kälteres Benehmen gegen uns an und entfernte sich sogleich. Später sah ich ihn auf der Terrasse sitzend, das Haupt gestützt, lange über Mitternacht hinaus."

Anna schwieg und Gutenberg setzte das Gespräch nicht fort. Wozu auch? Die Vernunft ist für die Leidenschaft unverständlich.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Das deutsche Lied.

Solange noch deutscher Wald auf deutschen Bergen steht, noch frische Quellen ihm entrieseln, noch ein Meer an seine Gestade schlägt, hört deutscher Sang nicht auf. Das sind die Wecker der deutschen Sangeskust, wie sie es gewesen seit jenen Tagen, da die Weisen des Volks, die Mime und Gigel, die Schmiede und Jäger im Bergwald, von Luiste dem erzgeborenen Quell, dem Albeleber, sangen und von seinem großen Söhnen, dem Sangschwert, das in die Herzen fährt gleich dem Kriegsschwert, aber nicht um zu tödten, sondern erst recht zu beleben.

Eine reiche Lese aus vergangenen Tagen, in denen das laute Leben der Städte Deutschlands noch minder laut war, in denen das Rauschen des Waldes, das Klingen der Quellen in Hütten und Burgen hineinsang und die Herzen der Ritter wie des Volks in das göttliche Schwingen hineinzog — aus jenen Tagen eine reiche Lese bietet und ein Werk von Karl Bartsch „Deutsche Liederdichter des 12.—14. Jahrhunderts" (Leipzig, Göschen'sche Verlagshandlung, 1864). Es ist's werth, sich einmal zu vertiefen in die alte Sprache der Väter, sie sich wieder zu beleben, wenn auch nur auf kurze Stunden, die das Leben der Gegenwart uns karg zumißt, und nachzuklingen, wenigstens nachzustummen, was die Väter sangen. Wie klingt es doch so voll, wenn Herr Reinmar singt:

Des Tages, da ich das Kringe nahm,
Da hazte (bedürfte) ich der Gedanke mîn,
Als es dem Zeichen wol gezam (geziemte)
Und als ein rehter Pilgerîn (Pilgrim) n. s. w. —

und wie so lieblich und neckisch bei Herrn Burkart von Hohenfels:

Wir tun (stellen) den Winder
In Stuben enlaben (empfangen)
Wol al, ihr Kinder,
Ze Tanze tuo wir gahen,
Volgent ir mir,
Go tuo wir hinteren (lächeln)
Und zwinken und zwieren (blinzeln und verstohlen blicken)
Noch liepliher Wîr.

Und wie klingt's von allen Burgen, auf allen Straßen, in allen grünen Hagen, wo Blümelein stehen, auf Wiesenbretten, in grünem Wald und Heide. Von dem von Kürenberg, welchem man heute das Nibelungenlied zuschreiben möchte, bis zu den „Namenlosen Liedern" am Schluß — welcher blühende Reigen von Burg- und Markgrafen, Herzogen und edeln Herren, Schreibern und Schulmeistern und sonstigen Meistern — ja auch ein König, Wenzel von Böhmen, und ein Jude, Süßkind von Trimberg, treten herein. Gar traurig singt der letztere von seiner „Ehrenlehre", auf der er gebaut, sich Ehren zu erringen an den Herrenhöfen.

Will nun als alter Jude tragen
Den grauen Haar den langen Bart,
Den Mantel ärmlich umgeschlagen
Auf meiner bösen Fahrt.
Tief will ich unter einem Hute
Demüthig gehn den schweren Gang,
Wird meinen höflichen Sang
Die Herren treiben von ihrem Gut.

Wie hoch sein Sang gestanden, ist aus dem wenigen, das sich von ihm erhalten hat, kaum ersichtlich. Daß er arm gewesen und mit Kindern gesegnet, von denen vielleicht die Süßkind in Wallerstedt stammen, erhellt aus den Zeilen, die der Verfasser mittheilt. Gewiß war's schwer für einen Juden damaliger Zeit, schwerer als für jeden andern, sich in die Reihe der sangkundigen Ritter und Fürsten zu stellen — vielleicht war er kein schlechterer Sänger als König Wenzel; nur trieb den keiner der Herren von seinem Schlosse, denn er war Christ und adelich. Und all der Liederlust von Liebe und „großer Suäre" (Leid), von „schwender Sorge", von Freude und Tanz nähren wir zum Schluß eine der volksthümlichen Lieder Herzog Jans I. von Brabant, das in niederländischer Rückübertragung verklingt — wir geben es deutsch. Der Dichter, der Held der worringer Schlacht (1288) starb an einer Wunde, die er (1290) auf dem Turnier zu Bar erhalten.

Früh an einem Maientag
Vor ich aufgestanden,
Ging nach einem grünen Hag,
Wo drei Jungfrau'n standen;
Sangen, ach! so wunderrein,
Eine vor, die and're drein:
Juvivallera, Juvivallera, Juvivallera!

Ich vergaß, was all erblüht
In der Gartenrunde;
Lauschte nur dem süßen Lied
Aus der Mädchen Munde;
Und mein Herz ging auf in Lust,
Daß ich laut mitsingen mußt' —
Juvivallera, Juvivallera, Juvivallera!

Der schönsten von den dreien
Bot ich meinen Gruß,
Schlang meinen Arm in Treuen
Um sie zu einem Kuß.
Sie aber rief zur selben Stund':
„Laß sein, laß sein, laß sein den Mund!"
Juvivallera, Juvivallera, Juvivallera!

(Hierzu ein Beiblatt.)

Beiblatt zu den Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Deutsche Herzen.

Erinnerung an zwei Heimgegangene.

J. M. — Leipzig hat binnen Jahresfrist zwei Verluste durch den Tod erlitten, die nicht nur diese Mauer allein, sondern die deutsche Literatur betrauen. Es hat zwei Männer verloren, die als Schriftsteller und Dichter geachtet und verehrt und als Menschen geliebt wurden von jenen, die sie kannten; zwei Männer mit Charakteren und Herzen so recht aus dem Vollen herausgegriffen, auf die alle diejenigen, welche ächter Befähigung und Leistung wie den Menschen verehren, mit Stolz und Hochachtung schauen.

Diese beiden Männer waren Hermann Marggraff und August Peters, letzterer in der literarischen Welt als Elfried von Taura weit und allgemein bekannt.

Ich will hier keine Lebensgeschichte dieser Männer schreiben, sie gehört wol auf ein anderes Blatt und erfordert andern Raum als den hier gewährten, wenn man sich nicht mit Notizen des „Conversationslexikon" begnügen will; ich möchte nur den Lesern, welchen die vorstehenden Namen auch ihrem Klange lieb geworden sind, durch einige Züge, wie sie mir selbst noch aus dem Verkehr mit den theuern, mir freundschaftlich gesinnten Verstorbenen in Erinnerung sind, einen Blick auf die deutschen Herzen gestatten zu öffnen versuchen.

Es war im Jahre 1861, als ich, vom Verlangen getrieben, den Mann, welchen ich in seinem literarischen Schaffen schon so lange verehrte, persönlich kennen zu lernen, zum ersten mal zu ihm ging. Marggraff bewohnte damals das obere Stockwerk eines kleinen Hauses in Reudnitz. Schon auf der Treppe begegneten mir mehrere blondlockige Kinder, die mich mit hellen Augen anschauten und auf meine Frage nach dem Doctor Marggraff lustig vor mir hereilten, im Entrée durchstürmten und mit dem Rufe: „Papa, da ist ein Herr, der zu dir will!" in das Eckzimmer liefen, wo ich aus der Entfernung einen Mann am Schreibtisch gewahrte.

Ich trat näher und Marggraff kam mir entgegen. Ohne mich nach Weiterem zu fragen, nöthigte er mich sogleich zum Sitzen, und ich erzählte ihm, wer ich sei und daß ich eben erst nach Leipzig gekommen. Ich hatte dabei Muße, ihn zu beobachten.

Hermann Marggraff war fast noch unter mittelgroß und erschien noch kleiner, weil er etwas gebückt ging. Oft wenn ich ihn auf der Straße sah, erschien er mir wie von der Last des Alters gedrückt, bis ich dann in die lieben, geistvollen Züge mit den hellen Augen blicken konnte, die mir so oft freundlich gelächelt haben. Er konnte ja wol gar nicht anders als so sein! Dann erkannte ich wohl, daß er nicht vom Alter gedrückt war: es war eben auch der allgemeine Fluch des deutschen Schriftstellerthums, der seinen Nacken beugte, derselbe Fluch, unter dem schon Schiller ächzen mußte und Tausende noch nach ihm die Sorge um das tägliche Brot.

Hermann Marggraff's Züge waren bleich und verrödet. Das bemerkte ich gleich bei meinem ersten Besuch, und das etwas Hastige seiner Bewegungen, im Verein mit dem langen Haar, das gelockt ihm um den Kopf hing und die Stirn beschattete, befremdete mich im ersten Moment.

Aber schon nach den ersten Worten, welche er sprach, schwand dieses Gefühl; aus ihnen erkannte ich das mir sympathische Herz, welches ich schon in seinen Schriften und Gedichten geliebt hatte, und nie anders als mit dem Gefühl herzlichster Liebe weilte ich später in seiner Gesellschaft.

Nachdem ich bei jenem ersten Besuch eine Weile bei ihm war und er mich über mancherlei gefragt hatte, wobei er, im Gegensatz zur sonstigen Weise geistig hochstehender Leute, die Antworten nicht nur wirklich hörte, sondern auch würdigte und, sich selbst belehren wollend, bis zum Kleinsten auf das genaueste Auskunft erbat, fragte er mich endlich, ob mich ein besonderer Wunsch zu ihm geführt hätte?

Ich erwiderte ihm, daß es nur der gewesen sei, ihn kennen zu lernen.

Da lächelte er freundlich und bat, daß ich dann nur oft wiederkommen möge; auch sei er gern bereit, mir, wo er könne, behülflich zu sein.

Ich habe von dieser Einladung Gebrauch gemacht; doch wünschte ich heute, nun ihn uns der Tod so schnell entrissen hat, daß ich es noch häufiger gethan hätte. Stunden in Marggraff's Nähe verbracht, waren Stunden der Weihe, die veredelten und Geist und Herz zugleich erhoben. Er sprach nicht sehr viel, nichts Pathetisches und nicht pathetisch; wenn er redete, glaubte man einen einfachen Handwerker zu hören, aber er sprach nichts Unbedeutendes, nichts Unklares — so einfach, herzlich, aber klar anschaulich machend, wie seine belehrenden und kritischen Artikel in den „Blättern für literarische Unterhaltung" sind, ebenso war seine Rede, und an ihr erkannte man sofort den Gearbeiteten des Geistes.

Als ich Leipzig für einige Zeit verlassen wollte, war ich zum Abschied einen Abend hindurch in seinem Familienkreise. Darin muß man Hermann Marggraff gesehen haben, um sein Glück begreifen zu können, trotz der ewig drückenden Last, welche sein Dasein auf ihn lud und die ihn gebieterisch zwang, um Brot zu arbeiten, die Blüten seines Geistes zur Nutzkuh herabzuwürdigen und nur selten das schaffen zu dürfen, wozu der Geist ihn trieb.

Daß dieses Herz sich noch immer um so schönes,

heiligst Glück, so offene Heiterkeit, so rein sprudelnden Humor bewahrte, ist vielen als ein Räthsel erschienen, das sich aber dem sofort löste, wer ihn einmal im Kreise seiner Familie, umspielt, belagert, erobert von dieser Schar geliebter Lockenköpfe sah, die er über alles liebte und die ihn vergötterten.

Zu schnell, zu früh starb Hermann Marggraff, zu früh für seine zahlreiche Familie, zu früh für die deutsche Nation, im besten Mannesalter, mitten im regsten Schaffen. Er hatte noch so manchen Plan für dieses Leben und erzählte mir noch kurz vor seinem Tode von demselben, an demselben Tage, wo ich ihn zum letzten mal sah und an welchem er nachmittags noch von der Krankheit überfallen wurde, der er acht Tage später erlag.

Sein Tod traf allgemein, traf auch mich gewaltig, vernichtend wie ein Wetterschlag aus heiterm Himmel.

Die Literatur hat viel an ihm verloren, seine Wirksamkeit auf dem Felde der Lyrik, der Ballade, der Literaturgeschichte und literarischen Kritik, die er in Zeiten allgemeiner Entsittlichung wie Vesta's Flamme hütete und heilig hielt, sichert ihm einen Platz im Ehrentempel der deutschen Nation, aber mehr noch hat seine trostlose Familie, haben seine Freunde an seinem großen schönen Herzen verloren.

Ich theile noch einen Satz mit, den mir der Verstorbene in das Album schrieb, weil er eine Art Glaubensbekenntniß enthält: „... Nur den Einen Wunsch möchte ich noch aussprechen, daß Sie sich durch den verführerischen Gesang der Lurlei nicht verlocken lassen mögen, der schriftstellerischen Thätigkeit, und zwar der auch von Ihnen angebauten, edlern und gemüthvollern Richtung, untreu zu werden. Zwar es wachsen auf diesem Gebiet mehr Dornen als Rosen; der Schriftsteller soll ein Verkünder der reinen Humanität sein, und er selbst fühlt sich von so vielen Seiten unhuman behandelt. Indeß je mehr dies der Fall ist, um so mehr sollten sich alle Bessern dazu aufgefordert fühlen, gegen den gemeinsamen Feind zusammenzuhalten." —

„Rüstig vorwärts! Muthig aufwärts!" finde ich mit großen, klaren Buchstaben auf der folgenden Seite meines Albums, und darunter mit eben solchen Schriftzügen, die mich stets an die offenen, klaren, das treue deutsche Herz in den Augen wie auf der Zunge tragenden Züge meines verstorbenen Freundes gemahnen: „Unwandelbar Ihr August Peters, Elfried von Laura."

Die beiden Worte oben waren sein Losungszeichen, ja und unwandelbar, mit echt deutschem Herzen und Sinne hat er an ihm festgehalten, der Mann mit Schwert und Leier, wie ihn Ludwig Eckardt unübertrefflich schön genannt hat, der seinem Freund Marggraff nach wenigen Monaten in die kühle Gruft nachfolgte, welche die dunkle Pforte zum ewigen Licht der Geister öffnet.

Auch August Peters war eine in Leipzig sehr bekannte und hochgeachtete Persönlichkeit. Während Marggraff mehr auf die höher Gebildeten wirkte und den eigentlichen Volkskreisen fern blieb, hatte Peters gerade in diesen, denen er selbst, ein echter Sohn des Volks, entstammte und deren geheimsten Pulsschlag er verstand und zu würdigen wußte, seine Sympathien und befestigte dieselben immer mehr durch seine gediegene Schöpfung, die „Mitteldeutsche Volks-Zeitung", deren Leitartikel aus seiner Feder in Klarheit und Volksthümlichkeit mustergültig sein dürften.

Peters kam nach Leipzig mit einem Leben voll reicher und bitterer Erfahrungen hinter sich. Wenige Jahre zuvor erst aus dem Zuchthause in Waldheim entlassen, wo er, nach Rastatt und Bruchsal, seine Theilnahme an den Ereignissen von 1848/49 abgebüßt hatte, ergriff er doch wieder und sofort die Fahne des Fortschritts und entfaltete sie offen vor den Augen der Gegner. „Rüstig vorwärts! Muthig aufwärts!" freudig begeistert rufend, hielt er [illegible] und „unwandelbar" im Kampfe, bis der Tod [illegible] aus der erstarrenden Hand nahm und der [illegible] Streiter einem langwierigen Lungen- und Herzübel erlag, welches, wie ich fest glaube, seinem Ursprung auf die gesundheitliche Lufttheilung im Zellengefängniß zu Bruchsal zurückführt.

Wie hatte er, als sich die düstern Pforten des Gefängnisses öffneten, der Freiheit, welche ihm die Angehörigen und die so lange Jahre hindurch treu und fest ausharrende Braut zurückgab, entgegengejubelt! Wie freudig hatte er den blauen Himmel und die grünen Höhen seiner erzgebirgischen Heimat mit kräftigem Dichterwort begrüßt:

Es ist kein Traum! Der Heimat Lauen tauschen,
Und grüßen mich mit Farben und mit Düften,
Aus meines Gottes balsamreichen Lüften
Tränkt sich das Herz mit seligem Berauschen.

Es ist kein Traum! Ich darfte Leben tauschen
Für Todesnacht in öden Kerkergrüften,
Statt Kettenklirren darf in Waldesklüften
Mein Ohr der Freiheit holden Liedern lauschen!

O wunderbares, langentbehrtes Ringen!
O Aetherduft, o lebenspendend Wehen!
Wie hebst du mächtig meines Geistes Schwingen!

Hinauf, hinan zur Heimat höchsten Höhen,
Dort auf des Aeltervaters Hochaltären,
Der Freiheit Glück durch frommen Dank zu ehren!

Der Traum war kurz!

Im November 1858 führte er die treu ausharrende Braut, die wohlbekannte Schriftstellerin Luise Otto, heim und verlebte mit ihr ein Jahr zu Freiberg, im stillen Glück gemeinschaftlich schaffend und diejenige Wonne tauschend, welche großen und edeln Seelen auch in kleinen Verhältnissen und flacher, wenig anregender Umgebung Erhebung und Genügen bereitet.

Ich lernte Peters im Jahre 1857, also kurz nach seiner Befreiung, in Meißen im Hause seiner Braut kennen. Gleich der erste Eindruck auf mich war ein so bedeutender, daß ich ihn nie vergaß, sondern getreu

Leitern in die Bäume, helfen das Obſt brechen und bald kommt die Weinernte. Das iſt dann eine Freude, wenn die Schwärmer praſſeln und die Büchſen knallen. Zum jungen früh gekelterten Moſt röſtet man Kaſtanien und zuletzt kommt die Wallnußernte. Nicht wahr, Beate, dazu müſſen wir Handſchuhe anziehen, denn da giebt's entſetzlich ſchwarze Finger!

Cveline.

Wie glücklich wird mein guter Bruder durch dieſen Ihren heitern Sinn werden!

Tony.

Jahr ein Jahr aus müſſen wir den Sommer hier bei Ihrem Onkel zubringen, oder auf Friedersdorf, das wir verpachten werden. Dafür aber müſſen Sie denn, liebe Freundin, in der Stadt uns in die Geſellſchaften einführen, in die Winterconcerte, in die Theater; und nicht wahr, wir dürfen Sie unſre Schweſter nennen?

Cveline.

Von den Bällen und Concerten müſſen Sie mir erzählen; denn ich ſelbſt werde Ihnen ſchwerlich folgen können.

Tony.

Warum nicht?

Beate (bei Seite).

Sie iſt unglücklich.

… daß ich ihn vier Jahre später in Leipzig …
… lebendig lebt er mir von damals noch in …
…nerung, der große, kräftige Mann mit dem …
…blonden Haar und vollem Bart und mit der …
…enden Stimme, welche so lieb und freundlich …
…n tiefen Accorden, die aber auch donner…
…zu tönen vermochte, wenn er bei Festlichkeiten …
…ersammlungen, seinem Losungswort getreu, …
…kräftige Worte für Freiheit und Fortschritt, …
…nische und geistige Entwickelung des Vater…
…erblühen ließ, deren Gedächtniß seine irdische …
…m weiter überdauern, deren Früchte über sei…
…rabe als köstlichste Ehrensäule treten.

…r Peters einmal gesehen hatte, der vergaß ihn …
…ieder, und wer einmal ein Stündchen mit ihm …
…bert oder ihn gar in seinem stillen häuslichen …
…neben der liebenden Frau seines Herzens, die …
…seines Herzens als seines Geistes würdig war, …
…ten durfte, der liebte ihn auch und trug ein …
… mit sich in die flache Welt hinaus, das ihn …
… in ihrer Alltäglichkeit weit wie eine Art …
…h gemahnte.

… habe den Dahingeschiedenen im letzten Jahre …
…sich gesehen, fast täglich mit ihm verkehrt; die …
…ren diesem Jahre war er schon sichtbar leidend, …
…n Zustand verschlimmerte sich allmählich immer …

… in den Tagen seiner Krankheit lernte ich sein …
… edles Herz recht erkennen, erst in den schwer…
…unden seines Leidens, während schon die Let…
…es Todes sich tiefer und tiefer in die edeln …
…gruben, welche doch noch immer für jedes Wort …
…den Liebesdienst ein Lächeln hatten, entfaltete …
…ng die Seelengröße des Märtyrers, die, auf …
…lane des Wortes vor dem Meteorrauschen der …
…en erbleichend, auf dem Plane der That mit …
…tagsröthe muthiger Siegeszuversicht sich verklärt. …
… habe den nun Dahingeschiedenen nie so mild …
… duldend gesehen als in den Tagen seines …
…n Leidens, das abgleich schmerzvoll ihm auf …
…ten Schwingungen der Lebenskraft lastete.

…ie Milde hatte etwas Heiliges, Weihevolles, …
… in sich die Zuversicht des Siegs und gestal…
… kleine Friedensstätte, an welcher er litt und …
…u einem Tempel heiligster Erinnerungen. …
…, wie das körperliche Leiden zeigt, mochte er …
… die Schmach des Zuchthauses getragen haben; …
… den Leib konnten ihm Menschen und Tod …
…r frei, edle Seele trug er als Siegesbanner …
…über das Leid der Erde.

… kleinlich erschien dieses neben ihm! Seine …
… aus dem Zuchthause" mahnen mich an die …
…Unterredungen mit dem Verblichenen. Dieselbe …
…liebevolle Anschauung, dieselbe Klarheit! Un…
…ch werden mir dieselben bleiben, welche bis …
…ten Tage nichts Niedergedrücktes, nichts Er…
…s verriethen, sondern mir oft gleich Verkün…
…n eines Sehers erschienen.

Mild und friedlich auch, gleich dem Engel des Traumes, die vorher, nach einem schweren Leidenstage, schmerzentstellten Züge mit wunderbar verklärten der Glorie verschönend, senkte sich der Tod in die treue Dichterbrust.

Am 4. Juli d. J. abends halb acht Uhr hörte eins der kräftigsten deutschen Herzen auf zu schlagen und die schmergeprüfte Witwe betete weinend an einer Leiche.

Bilder aus Paris.

VI.

Ein Blick auf Paris.

Von dem Höhepunkt des Parks zu Monceaux überblickt man noch einmal seine herrliche Lage, sieht die Ebene von Asnières und Neuilly und athmet eine frische, gesunde Luft ein. Fragt man nach dem Grunde dieser schnellen Ausdehnung der Stadt nach den Höhen zu, die Paris beherrschen, so finden wir eine Erklärung in der Thatsache, daß die günstigste Lage in den Städten, sobald man von den besondern Vorzügen, die einzelne Stadtviertel haben mögen, absieht, an weiten Promenaden, an öffentlichen Plätzen oder breiten, luftigen Straßen zu suchen ist. In Paris hat so die Bevölkerung in den höher liegenden Stadttheilen, welche durch den südlichen Abhang des Montmartre gebildet werden, sich seit Jahren auszubreiten gesucht; die luftige vor Feuchtigkeit geschützte Lage ist ungleich gesünder als die der alten sumpfigen Flächen, wo vor einem halben Jahrhundert die ärmere Bevölkerung, eng zusammengepreßt, ihre Wohnungen hatte. Zwar war durch die großartige Kanalisirung der Stadt Paris der Gesundheitszustand dieser Stadttheile verbessert, aber sie blieben doch der frischen Luft beraubt und die Seine drang bei Hochwasser in die Straßen ein. So war der Aufbau der höher gelegenen Stadttheile keine Laune und kein Zufall, sondern eine weise und nothwendige Maßregel. Von der Höhe des Thurms von St.-Jacques überblickt man dies Panorama. Er ist der letzte Ueberrest einer 1789 als Nationaleigenthum verkauften und damals zerstörten gothischen Kirche.

Das schnelle Wachsen der Stadt bringt aber dem Landbau höchst bedenklichen Schaden. In kaum funfzig Jahren ist die Einwohnerzahl der Gemeinden von Neuilly, Passy und Batignolles, die damals nach Hunderten zählte, auf mehr als 100000 gestiegen. Aus ganz Frankreich drängt alles nach Paris: der reichere Arbeitslohn ist der Magnet, der dem Lande eine Menge nicht zu entbehrender Hände entzieht; die Noth der Gutsbesitzer ist eine stets steigende. Ja, die Regierung würde es nicht ungern sehen, wenn Auswanderer, statt nach Amerika zu gehen, sich in den schwachbevölkerten Departements niederließen.

Außerhalb der Umfassung des alten Paris, das durch die innern Boulevards von der Bastille bis zur Madelaine gebildet wird, findet man jetzt ein neues Paris zwischen den Boulevards und dem Kanal St.-Martin. Zwanzig Jahre nach dem Frieden von

1815 genügten, um die großartigen Gebäude aufzuführen, die vom Faubourg St.-Denis bis zum Faubourg St. Honoré sich hinziehen und den schönsten Theil der jetzigen Stadt bilden, der von reichen Leuten bewohnt und von den prachtvollsten Läden in Beschlag genommen ist. Neben den wohlhabenden breiteten sich ab- auch seit der Julirevolution die arbeitenden Klassen mit wunderbarer Schnelle nach den Höhen hin aus.

Das hochliegende wird jetzt vielfach das „gesunde Paris" genannt. Sein Wunder, wenn diese neuen Stadttheile immer mehr an Ausdehnung gewinnen. Dazu trägt nicht wenig bei, daß die Eisenbahnen im Herzen dieser Quartiere ihre Stationen haben.

Diese großartige Entwickelung der Stadt ist übrigens von Napoleon I. vorausgesehen worden, als er sagte: Paris würde einst seine Thore zwischen Neuilly und St.-Ouen haben.

Die zwölf Millionen Reisenden der Westbahn, welche alljährlich die Nordbahn, die Ostbahn von St. Germain, Versailles, Auteuil benutzen, sind zugleich Beweis und Resultat der Massenbewegung. Alle innern Boulevards sind jetzt schon durch gerade Durchschnittslinien mit den äußern Boulevards und den großen Promenaden verbunden, auf denen sich die elegante Welt zu Pferde und zu Wagen bewegt. Die alte Stadt des Luxus, des Vergnügens, der Mode und des Nichtsthuns zieht sich freilich nach wie vor zu den Champs-Elysées und dem Bois de Boulogne hingezogen, während das arbeitende, handeltreibende und productive Paris nach der Gegend von St.-Denis, den Eisenbahnen und Wasserwegen, die es umgibt, gezogen wird, sodaß der Weg von St.-Germain die Scheidelinie zwischen diesen beiden Stadttheilen bildet. Die große Anzahl neuer palastartiger Häuser, die wir vorzugsweise auf dem neuen Boulevard Malesherbes sehen, soll dazu dienen, den alten Häusern in der Stadt Concurrenz zu machen und auch die vornehme Welt herauszulocken, um dadurch die gegenwärtig sehr hochgesteigerten Miethen herabzudrücken, obwol die neuen Häuser keineswegs billig vermiethet werden, da sie, der Zeit Rechnung tragend, ihrer gebaut wurden, doch bieten sie einen andern Comfort und eine viel glänzendere Einrichtung im Innern dar als die alten Häuser.

Für den Weihnachtstisch.

II

An die Gedichte von Wilhelm Müller und Moritz von Strachwitz, deren wir neulich erwähnten, schließen wir die Gedichte des verstorbenen Ludwig Seeger „Ein Sohn der Zeit" und „Liederbuch" (zwei Bände, Stuttgart, Göbner, 1865). Zwar folgt, um mit Platen zu reden, Seeger den beiden erstgenannten Dichtern „nur wie der Aehrenleser dem Schnitter"; dennoch ist in den beiden Gedichtsammlungen manch kräftiges, aufsprechendes Wort, manch schlichtes, zum Herzen dringendes Lied enthalten. Seeger's eigentliche Begabung bestand freilich mehr in der Reproduction, und da mag es mit Recht von uns bedauert werden, daß es ihm nicht vergönnt war, die Lieblingsaufgabe seines Lebens, die Uebersetzung Shakspeare's, zu vollenden. Wir möchten den Freunden des Verewigten empfehlen, eine Sammlung seiner vorzüglichsten Gedichte in einem Bändchen zu veranstalten; diese Sammlung würde gewiß in die weitesten Kreise des deutschen Volks dringen. Friedrich Ruperti's „Einfache Geschichten" (Bremen, Heyse, 1865) empfehlen sich alt und jung durch die Schlichtheit und das Volksthümliche ihrer Darstellung, durch die sittliche Reinheit ihres Inhalts. In gefälliger Ausstattung liegt uns „Ein Weihnachtslied in Prosa von Voz" (Elberfeld und Barmen, Büdeker'sche Buchhandlung, 1865) in einer neuen, recht gelungenen Uebersetzung vor, die Belehrung des alten Geizhalses Scrooge zu menschlichern Gefühlen ist von Voz mit jener Kunst und Kraft, jener Naturwahrheit geschildert, die auch denen zu sagen muß, die sonst nicht zur Fahne des berühmten, aber mehr als einmal manierirten englischen Humoristen schwören. Der bekannte Jugendschriftsteller Ferdinand Schmidt beschenkt seine jungen Freunde wieder mit einer Reihe anziehender Erzählungen: „Gudrun", „Friedrich der Große vor seiner Ehrenbestallung", „Wilhelm Tell" (romantisch Berlin, Kestner, 1865). In einer größern Erzählung „Wallenstein" (Berlin, Bücher, 1865), schildert er uns in anschaulicher Weise die Belagerung der Stadt Stralsund durch den gefürchteten Feldherrn, dessen Siegeslauf sich zuerst an ihren Mauern brach. Als schönste Weihnachtsgabe für die Kleinen, die eben die schwierige Kunst des Lesens erlernt haben, empfiehlt sich „Georg Scherer's Illustrirtes deutsches Kinderbuch" (Stuttgart, Scherer, 1865); die künstlerische Ausstattung des Buches ist eine der vorzüglichsten, die wir noch gesehen. Schon im vergangenen Jahre zeigten wir ein „Deutsches Knabenbuch", hundert Gestalten in Wort und Bild von L. Eichrodt und den Malern Ad. Schrödter, W. Camphausen und F. Soder (Lahr, Schauenburg) als passendes Geschenk für die heranwachsende Jugend, welche sich der That und des Kampfes freut, an; gern rufen wir das anziehende und künstlerisch schöne Werk unsern Lesern zur Bereicherung ihres Weihnachtstisches ins Gedächtniß zurück. Die Bilder stellen die berühmtesten Männer der Welt dar: Weise und Gelehrte, Künstler und Dichter, Herrscher und Helden. In schlichten, kräftigen Versen, die sich leicht der Erinnerung einprägen, schildert Eichrodt den Charakter, die Thaten derselben; so vereinigen sich in diesem Buche Belehrung und Genuß.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Frenzel.

Vierte Folge. Zweiter Band. **Nr. 52.** Wöchentlich 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Inhalt: Liebe heilt. Erzählung von Franz von Kemmersdorf. IV. — Das Medaillon. Von Heinrich Kanne. II. — Nachklänge aus der deutschen Vorzeit. Von Hans Wachsmuth. — Beiblatt: Marie Antoinette. — A. Stolz. — Literarische Uebersicht. — Zum Abschied, an unsere Leser.

Liebe heilt.

Erzählung von Franz von Kemmerdorf.

IV.

Der Chevalier Dumont verließ das Kaffeehaus des Boulevard von Sewastopol nicht, denn er war da zu Haus; er stieg nur nach seiner Dachkammer, sechs Treppen hoch, um ungestört zu überlegen. Vor der Thür des elenden Gemachs erblaßte die Lüge. Der Mann, welcher vernichtet auf einen Holzschemel sank, war einfach Michel Berg, der Pastetenbäckerjunge von Strasburg.

In Gedanken durchmaß er den Raum zwischen damals und jetzt. Hoffnungsfreudig, lebensmuthig zog er aus, focht unter verschiedenen Fahnen, sah sich von Revolutionen und Reactionen hin- und hergeschleudert. Zuletzt blieb er haften auf dem Pflaster von Paris, mit einem gallisirten Namen, dem Bändchen im Knopfloch und einem Ruhegehalt, der zum Leben, wie er es verstand, nicht hinreichte, aber ihn doch abhielt, in die Seine zu springen.

Kurz nach seiner Ankunft in der Hauptstadt, mit allen Leiden des armen Mannes kämpfend, ging er finster über den Boulevard von Sewastopol. Unter der Thür des Kaffeehauses stand eine starke, blühende Matrone. Unwillkürlich begegneten sich die beiden scharf. Ein paar fleischige Arme hoben sich nach dem Halse des Chevalier und die gute Frau war im Begriff, mit dem Rufe: „Michel!“ an seine Brust zu stürzen.

„Nicht auf der Straße, Madelon!“ murmelte er entsetzt, ließ sich aber willig in die Hinterstube ziehen. Er hatte die einzige Schwester als Wirthe wiedergefunden. Von dem Tage an bezog Dumont die Dachkammer im Hause. Er hatte die Herrin desselben vermocht, ihre Verwandtschaft geheim zu halten. Niemand ahnte, daß der Chevalier hier im Schoße seiner Familie ruhe. Niemand von seinen Bekannten entdeckte das geheime Nest, in welches sich der Abenteurer nach seinem Tagewerk zurückzog.

Jetzt schüttelte ihm Kälte die Glieder, die bedeckenden Hände sanken von dem Gesicht. Mit hohler Lache schaute er sich um und verglich seine Dachkammer mit den Gemächern Claudinens.

Hier die Hölle! Dort das Himmelreich!

Chevalier Dumont sprang in die Höhe, entschlossen, zu kämpfen bis auf das Aeußerste, bevor er dem zukünftigen Gatten wich.

Zugeknöpft in seinen dicken blauen Ueberrock maß er mit rüstigen Soldatenschritten eine weite Strecke. Bis ins Herz der Cité ging Dumont in der grauen Dämmerungsstunde. Dort in

engem Gäßchen am Rand der Seine wohnte ein Geschäftsmann, dessen lichtscheue Thätigkeit sich nothgedrungen der Beobachtung entzog.

Uebrigens besaß Dr. Lenoir, so hieß der Mann, dem des Chevaliers Morgenbesuch galt, wichtige Bekanntschaften. Er stand auch durch ein räudiges Schaf der Herde in Verbindung mit der Arbeitsstube eines fürstlich reichen Notars der Chaussée-d'Antin. Letzterer hatte die angenehme Aufgabe, der Baronin von Menars in der Verwaltung ihres sehr hübschen Vermögens beizustehen. Zufällig zählte der nämliche Notar unter seinen Clienten auch den Grafen von Lusignan.

Der Abenteurer wob mit entschlossener Hand einen schmutzigen Faden.

Mildes Wetter folgte auf den kurzen Frost. Herrlicher Sonnenschein lockte die Menschen ins Freie. Als Robert eines Morgens in den Garten des Luxembourg kam, bemerkte er eine bleiche Dame in mittlern Jahren an Jeanne's Seite. Er begnügte sich, diesmal aus der Ferne zu grüßen. Es schien ihm aber, als ob man von ihm spräche. Die Unbekannte blickte nach Robert und ein wohlwollendes Lächeln verklärte die müden Züge.

Nie noch hatte das Auge einer Frau anders als freundlich auf dem Grafen von Lusignan geruht; es überraschte ihn deswegen auch der Eindruck nicht, den er, wie er wahrnahm, hervorgebracht hatte. Indessen empfand auch er eine sympathische Regung; er mußte beim Anblick jener Dame an seine Mutter denken.

Doch Pomare ließ sich von der neuen Erscheinung nicht abhalten, auf ihre Spielgefährtin zuzulaufen. Das niedliche Hündchen wurde lachend gefangen genommen und wanderte von einem Arm auf den andern. Die Damen näherten sich Robert's Bank.

„Wir wollen Ihnen Ihr Eigenthum zurückgeben, mein Herr", sagte die Unbekannte mit wohllautender Stimme.

„Meine Tochter hat mir Sie genannt und das Geständniß abgelegt, wie dies reizende Thierchen, allerdings nicht nach den Regeln der Gesellschaft, ihre Bekanntschaft vermittelte. Erlauben Sie mir, nachträglich meine Sanction zu ertheilen; der Sohn von Athenais von Grignon ist uns kein Fremder", schloß Frau von Raucourt.

„Wie, Sie wären Blanche von Mollard?" rief Robert freudig überrascht.

„Also ist Ihnen mein Mädchenname nicht unbekannt?"

„Meine Mutter erwähnte häufig ihrer zärtlich geliebten Jugendfreundin. Jetzt, da ich Ihre Züge näher betrachte, erkenne ich wohl das Original eines Medaillons, welches niemals den Hals meiner Mutter verließ."

„Jeanne, du kannst daran das Schicksal der Mädchenfreundschaften abnehmen!" wandte sich Frau von Raucourt an ihre Tochter. „Wir vergötterten uns, Athenais und ich. Alle Schwärmerei jugendlicher Gemüther wurde auf unser Verhältniß übertragen. Meine Freundin vermählte sich sehr früh, sie kam nie wieder nach Paris und in einigen Jahren erlosch sogar unser Briefwechsel."

„Ich hatte keine Mädchenfreundschaft", bemerkte Jeanne, „obwol ich oft deine Erinnerungen beneidete."

„Ja, ungeachtet alles Kummers, der trüben Erfahrungen des Lebens blieb das Andenken der gegenseitigen Hingebung frisch", versetzte die ältere Dame.

„Lassen Sie uns von Athenais sprechen, Graf!" fügte sie hinzu.

Robert führte Frau von Raucourt am Arm; der Gegenstand stimmte ihn beredt, die schönen Züge belebten sich; er ahnte nicht einmal, wie seine warmen Worte ihm ein Herz gewannen.

Jeanne und Gertrud folgten; das junge Mädchen, fast ausgelassen fröhlich, sprang zuweilen vor an Frau von Raucourt's Seite; dann kehrte sie wieder zu ihrer Gefährtin zurück.

„Wie Mama heute glücklich scheint!" plauderte sie. „Wenn ich diese Folge der Entdeckung geahnt haben würde, so wäre mir mein kleines Geheimniß früher entschlüpft. Weißt du, daß sie sehr liebenswürdig sein kann? Ich begreife nicht, warum sich Papa von ihr trennte! Ich meine, unser Haus wäre weniger traurig gewesen und ich hätte mehr von dem Glück der Jugend gekannt, wenn sie bei uns wohnte."

„Es muß ein Mißverständniß scheidend zwischen deine Aeltern getreten sein", bemerkte die Gesellschafterin, „denn ich kann an keinem von ihnen einen das Zusammenleben unmöglich machenden Fehler entdecken."

„Wie trocken und arm verfloß meine Jugend gegen die rosigen Erinnerungen meiner Mutter!" fuhr Jeanne fort, dem angeregten Strome folgend. „Ich spielte mit Büchern — Bücher waren meine Freundinnen. Den Kopf klug, das Herz kalt, so wuchs ich auf. Gleich den Höhlen-

bewohnern des Plato, welche die Sonne nicht kannten, ſo hielt auch ich dieſen Zuſtand für den normalen. Jetzt auf einmal erwacht neues Leben in mir, die Ahnung reicherm Seins. Ich möchte lieben!"

„Du wirſt in wenigen Wochen heirathen und dein Gatte deine Gefühle befriedigen."

„Herr von Mirval!"

Der Ton klang verächtlich; es blitzte zornig in Jeanne's Auge und ſie ſprang wieder vor, um an dem Geſpräch ihrer Mutter mit Robert theilzunehmen.

Der Graf von Luſignan war kein Geck, er hatte zu viel wirkliche Erfolge, um ſich ſolche einzubilden. Er dachte nicht einen Augenblick daran, Eindruck auf das Herz des jungen Mädchens hervorzubringen. Robert ſelbſt glaubte brüderliche Freundſchaft für Jeanne zu empfinden. So feſt, friedlich und ſtürmelos wurzelte ſeine Neigung, daß er ſie mit nichts Gleichem vergleichen konnte, am wenigſten mit dem Wechſel von Verliebtheit und Gleichgültigkeit gegenüber ſeiner hübſchen Braut. Jetzt breitete ſich ein wärmerer Schein über beide, das Verhältniß wurde inniger. Jeanne war fröhlich, ſehr fröhlich; zu unerfahren, um ſich von ihrem Gefühl Rechenſchaft zu geben, folgte ſie unbefangen dem Reiz.

Als ſie das nächſte mal bei Frau von Naucourt aß, fand ſich auch Robert unter den Gäſten ein. Er war etwas früher eingetroffen und hatte eine Privatunterredung mit der Dame des Hauſes gehabt.

„Jeanne, eine Neuigkeit!" ſagte die Mutter. „Wünſche dem Grafen von Luſignan Glück zu ſeiner Verlobung mit der Baronin von Menars!"

Fräulein von Naucourt wurde bleich, ſie ſtammelte einige zuſammenhängende Worte. Sie wußte nicht, daß ſie Robert liebe, aber ſie fühlte, daß ſie ſeine Braut haßte. Und welchen vernünftigen Grund beſaß ſie dazu? War ſie nicht ſelbſt verliebt! Aber freilich, Octave von Mirval zählte ſo wenig in ihren Gefühlen; ſie konnte nicht annehmen, Robert befände ſich im ſelben Falle mit ſeiner Braut.

Das Diner ging etwas gezwungen und ſteif vorüber.

Jeanne war ein ſtolzes, ſtarkes Mädchen; ſie zog ſich wieder mehr in ſich ſelbſt zurück, beſuchte weniger den Garten des Luxembourg und wenn ſie mit Robert zuſammentraf, machte die alte Vertraulichkeit einer kühlen, ruhigen Höflichkeit Platz. Sonſt verrieth nichts, daß Fräulein von Naucourt die Prüfung beſtand, unter welcher manches kindliche, ſchwache Herz gebrochen iſt.

Wenn ſie im Garten fehlte, blieben doch Frau von Naucourt und Robert dem Spaziergang treu. Häufig ſprachen ſie von Jeanne. Die Mutter klagte ſich an, in ſelbſtſüchtigem Schmerz ſich zu wenig mit ihres Kindes Zukunft befaßt zu haben.

„Jeanne entbehrte ſchon der Roſen der Jugend, wird ſie glücklich in der Ehe ſein?" ſagte Frau von Naucourt eines Tags zu Robert. „Auf mich machte Herr von Mirval bei der förmlichen Zuſammenkunft, welche wir hatten, einen ſehr unangenehmen Eindruck hervor", fügte ſie hinzu.

Robert ſchwieg verlegen.

„Luſignan", nahm Jeanne's Mutter wieder das Wort, „die Verhältniſſe des von Herrn von Naucourt erwählten Bräutigams ſind günſtig, ſein Ruf unbeſcholten, mein Widerwille allein vermag dieſe Verbindung nicht zu löſen. Aber junge Männer kennen ſich oft anders, als es den Aelteren möglich wird. Wiſſen Sie etwas von Mirval, was Sie für die Zukunft meiner Tochter fürchten läßt? Ich fordere Sie bei dem Andenken Ihrer Mutter auf, mir die volle Wahrheit mitzutheilen!"

„Nun denn, ſo will ich im Geiſte meiner Mutter reden, welche jede Lüge haßte! Octave von Mirval iſt Fräulein von Naucourt's unwürdig!"

„Erklären Sie ſich näher!"

„Gnädige Frau, wir jungen Leute unterliegen wol alle den Lockungen des Vergnügens, aber bei den beſſern folgt Widerwille auf den Rauſch der ſchwachen Stunde; ſie ſind männlicher Erhebung fähig. Wehe dem, der ſich behaglich im Schlamm bettet! Das thut Octave von Mirval. Er iſt in den Feſſeln einer gefährlichen Perſon."

„Jetzt noch?" fragte Frau von Naucourt zitternd.

„Ja; vor der Welt ein Heuchler, wagt er es insgeheim, ungeachtet ſeiner jugendlichen Braut, dieſe Verbindung fortzuſetzen."

„Abſcheulich! Aber wir müſſen Beweiſe haben!"

„Für Geld iſt alles zu erhalten von Leontine Lacroix!"

Hier blickte Robert erſchrocken in die verzerrten Geſichtszüge der Dame.

„Welcher Name?" ſtieß ſie mühſam hervor.

Der Graf von Luſignan wiederholte ihn.

„Retten Sie mein Kind!"

Mit dieſem Aufſchrei brach Frau von Naucourt zuſammen. Der junge Mann bemerkte mit

Entsetzen, daß das Licht der Vernunft ihren Augen entflohen sei. Er trug sie in den Wagen, brachte sie nach Hause und erfuhr dort von den Verwandten, der Anfall sei nur eine Wiederholung, indem sie schon vor Jahren an geistiger Störung gelitten.

Robert kam verstimmt heim; sein alter Diener überreichte ihm ein Billet mit den Schriftzügen seiner Braut. Er öffnete es gleichgültig. Frau von Menars schrieb in heftigem Zorn. Oefters hatte er schon Gelegenheit gehabt, sich von dem lebhaften Charakter Claudinens zu überzeugen. Bisher war er jedoch nie selbst das Opfer einer ihrer üblen Launen gewesen.

Was er jetzt las, kam ihm unsinnig vor; er drückte das Papier zornig zusammen und warf es zu Boden. Mehreremal strich er mit der Hand über die Stirn; war er verwirrt oder die Baronin? Die Gedanken wirbelten ihm im Kopfe. In dieser durchaus nicht klaren Stimmung beantwortete er Claudinens Schreiben.

„Was Sie mir andeuten wollen, verstehe ich nicht. Nur kann der Ausdruck »betrügen« auf mich keine Anwendung finden. Mein sogenannter Ruin beschränkt sich darauf, daß ich mich infolge des pariser Aufenthalts genöthigt sah, eine Hypothek von hunderttausend Francs aufzunehmen — bei dem fünffachen Werth meines Gutes.

„Dies zum Beweis, daß ich mich nicht als Abenteurer und Intriguant zu der Ehre drängte, Ihr Gatte zu werden. Im übrigen verzichte ich vollkommen auf Ihren Besitz.

Robert, Graf von Lusignan."

Es ward ihm leichter, nachdem er geschrieben hatte. Wenn sich etwas Falsches von uns loslöst, ist es immer Gewinn. Der junge Mann erkannte jetzt, Claudine nie geliebt zu haben; nur sein Selbstgefühl wurde durch ihren den Bruch herbeiführenden Brief verwundet. Indessen nahmen andere Sorgen sein Gemüth in Anspruch. Er dachte gegenwärtig nicht einmal daran, das Unbegreifliche zu ergründen.

Tag für Tag erkundigte er sich nach Frau von Raucourt's Befinden. Die Gefahr ging bald vorüber nebst der Geistesverwirrung; ein großer Schwächezustand folgte; jede Aufregung mußte vermieden werden; wahrscheinlich mochte sie auch über der Krankheit das Gespräch vergessen haben. Dafür gellten in Robert's Ohren beständig die Worte: „Retten Sie mein Kind!" Waren sie ernst gemeint oder schon Vorboten des hereinbrechenden Wahnsinns?

Jeanne traf er nur selten mehr und dann verändert! Die Zeit drängte, der Graf von Lusignan entschloß sich zu einem entscheidenden Schritt. Er schrieb einige Zeilen an Jeanne, die Bitte enthaltend, ihm eine Unterredung mit ihrem Vater zu verschaffen.

Nur kurz blieben die Herren beisammen. Fräulein von Raucourt erwartete gespannt den Ausgang des Gespräches. Was konnte Robert von ihrem Vater wollen? Wie zufällig trat sie in das Vorzimmer im Augenblick, als sie das Oeffnen der Thür wahrnahm, der Besuch entfernte sich. Herr von Raucourt begleitete den jungen Mann; auf seinem Gesicht waren noch Spuren einer unterdrückten Bewegung sichtbar.

„Sie handelten als Freund, Graf", sagte der Herr des Hauses; „darf ich Sie bitten, als solcher uns zuweilen mit Ihrer Gegenwart zu erfreuen?"

Dann grüßte er und kehrte nach seinem Zimmer zurück. Robert und Jeanne befanden sich allein zusammen. Die großen ausdrucksvollen Augen des Mädchens hingen fragend an Lusignan's schönem, unter freudiger Erregung glühendem Gesicht.

„Ihre Verlobung ist gelöst wie die meine, Jeanne!" flüsterte er und hielt ihre Hand mit zärtlichem Druck. „Wir glichen bisher Blinden, theures Mädchen, daß wir unsere Liebe nicht früher erkannten", fügte er hinzu.

„Robert!" war das Einzige, was sie hervorzubringen vermochte, und er zog die schlanke Gestalt an sich, in inniger Umarmung schlugen die Herzen zusammen.

Der Graf von Lusignan gelangte auf die Straße; er legte den größten Theil seines weiten Heimwegs zurück, bevor der süße Taumel ruhiger Ueberlegung Platz machte. Das war also die wirkliche, die echte Liebe, scheu und still im Innern gewachsen, bis sie gewaltig alle Fesseln sprengte. Das Gefühl, so wunderbar frisch, besaß auch noch seinen besondern Duft für ihn, der manche Liebesrose entblättert hatte. Die ernste, gehaltreiche Jeanne paßte zu ihm als Gefährtin wie keine andere.

Wie kam es denn eigentlich so? Einige Stunden früher schien Jeanne's Heirath mit Octave von Mirval noch unabwendbar. Und eine gewisse innere Unruhe trieb Robert zu Handeln; er hörte Frau von Raucourt's Worte: „Retten Sie mein Kind!" Ohne Hoffnung auf Erfolg begann er seinen Bericht bei Herrn von Raucourt. Die sarkastische Miene seines Zu-

rets war oft nahe daran, ihm die Worte in die Kehle zu bannen. Als er aber die Unterredung mit Jeanne's Mutter erwähnte, welche dem Krankheitsanfall der Dame vorherging, als er Leontine Lacroix nannte, da änderte sich die Scene. Herr von Raucourt erschien bei der Erwähnung der Schauspielerin des Palais-Royal beinahe ebenso erschüttert, als seine Gattin es gewesen. Fahle Blässe bedeckte die geistreiche Physiognomie und nervöse Zuckungen flogen darüber hin.

„Nach Ihren Eröffnungen bietet mir Herr von Mirval keine Sicherheit mehr für das Glück meines Kindes", versetzte er, sich mit Anstrengung fassend; „Jeanne wird niemals dessen Gattin!"

Der überraschenden Wendung des heutigen Vormittags gedachte Robert. Manches blieb ihm räthselhaft; doch muthmaßte er, die gefährliche Geliebte des jungen Advocaten habe auch zu den Zerwürfnissen zwischen Herrn und Frau von Raucourt beigetragen. Es fiel ihm ein, daß Leontine diesen Namen in der Maison-dorée erwähnte.

Zu Hause angekommen, fand Robert einen Brief Claudinens. Was konnte sie von ihm noch wollen? Wäre er weniger mit andern Gedanken beschäftigt gewesen, so würde er gesucht haben, die Erklärung ihrer sonderbaren Handlungsweise zu erhalten; unter den gegenwärtigen Verhältnissen lag ihm indessen Frau von Menars schon sehr fern. Gleichgültig und zerstreut brach der Graf von Lußignan das Siegel.

Die Dame schrieb:

„Geliebter Freund!

„Empfangen Sie den Oelzweig! Nein, eine ganze Friedenspalme schicke ich Ihnen! Ich war das Opfer einer schändlichen Täuschung. Unser Notar brachte Licht in die Sache, die Schuldigen sind bestraft. Chevalier Dumont brachte mir falsche Papiere, nach denen ich Sie für gänzlich verarmt halten mußte. Unter den Einflüsterungen des Elenden, der mich glauben machte, Sie suchten meine Hand blos des Geldes willen, schrieb ich das unglückliche Billet vor voriger Woche. Dumont wollte mich sogleich zur Abreise nach Italien bewegen. Eine schlaflose Nacht flüsterte mir allerlei Argwohn ein; es war nun schon die dritte durch den Chevalier gestörte Heirath! In meiner Rathlosigkeit fuhr ich zum Notar Melville. Die mitgetheilten Papiere verwirrten den Mann des Gesetzes vollständig; er behauptete, die Sache sei unmöglich und doch wahr! Endlich, nach vieler Mühe, entdeckte er das Falsum, wie er es nannte. Eine mit Ihren Angelegenheiten sehr vertraute Person mußte geholfen haben, sonst war es nicht möglich, Wahrheit und Lüge so geschickt zu mischen. Die Untersuchung leitete auf einen von den Schreibern des Notars. Melville belangt die beiden wegen Fälschung vor Gericht. Der Chevalier ist für immer mit Schande aus meinem Hause gejagt.

„Ich bereue, Sie verzeihen, wir versöhnen uns!

„Auf Wiedersehen!

Ihre Claudine."

Mit einem Gefühl von Widerwillen warf Robert das Blatt von sich. War es möglich, daß er je daran hatte denken können, dies leichtsinnige Geschöpf zur Lebensgefährtin zu wählen? Aber freilich, wer das Höhere nicht kennt, begnügt sich mit dem Geringern.

Jetzt hatte sich alles geändert. Jeanne und er waren frei, und sie wußten, daß sie sich liebten.

Es grünte und blühte der Mai.

Eine vornehme Hochzeit drängte sich an dem alterthümlichen Portal von St. Sulpice. Wagen folgte auf Wagen. Es gab wirklich viel zu sehen; historische Namen, berühmte Männer befanden sich unter den Gästen. Die Damen erschienen reich geputzt. Aber am meisten lohnte es sich der Mühe, auf das Brautpaar selbst zu blicken. Es war sehr hübsch und sah glücklich aus.

Was auch mancher Hypochonder von der Ehe und vom Leben überhaupt aussagen mag, wenn die rechten Elemente vereint sind, ist die Aussicht zur gemeinschaftlichen Lebensreise eine hoffnungs- und freudenreiche. Die echte Liebe gleicht der Freundschaft in Achtung, sanfter Ruhe und Beständigkeit. Wehe dem, der den Taumel der Sinne damit verwechselt — er beraubt sich mit jedem Kuß, bis das hohle Defizit der Lebensrechnung ihn anginst! Wer in momentaner Aufwallung meint, mit seiner religiösen Ueberzeugung, Sitte, Stand oder Vermögen leichtsinnig verfahren zu können, bereitet sich nur die sichere Reue.

Robert und Jeanne paßten vortrefflich zusammen dem Charakter und den Verhältnissen nach, aber doch fehlte auch bei ihnen der Tropfen Wermuth nicht, des irdischen Glücks allzu häufige Beimischung.

Sonst ist es ein freudiges Familienfest, wenn

die Tochter zum Altar tritt. Sie gewinnt eine neue Heimat, ohne die alte zu verlieren; der Mutter Erfahrung, des Vaters erprobte Freundschaft stehen ihr schützend zur Seite, bis die junge Pflanze sich festwurzelt im fremden Boden. Der Flugsand des Alltagslebens ist verweht, unter welchem der Aeltern Liebe fast verborgen lag. Hoch lodert die heilige Flamme empor am häuslichen Herd. Diese Eintracht ist zugleich dem Brautpaar die schönste Vorbedeutung. „Sieh' deinen Vater, deine Mutter an", lispelt der glückliche Bräutigam, „so werden auch wir einst noch unter dem Schnee des Alters fühlen!"

Wenn aber die Eintracht fehlt, dann gebricht der Braut die schönste Krone; der Muth muß größer sein, das Wagniß ist stärker. Die unglückliche Spaltung von Jeanne's Aeltern warf einen Schatten der Trauer über das sonst so zufriedene Paar.

Der Hochzeitstag der Tochter führte sie wieder zusammen nach achtzehn Jahren. Frau von Raucourt hob den gesenkten Blick nicht, um ihren Gatten nicht zu sehen. Indessen erbebte sie unwillkürlich unter seiner Nähe, ein leises Zittern lief durch ihre Glieder. Wie der Gequälte das Instrument des Leidens flieht, vermied sie scheu, was sie an Leonce von Raucourt gemahnte.

Er dagegen betrachtete lang und ernst die bleiche Frau ihm gegenüber — ein Bild des Leidens fand er — sein Werk. Was auch ihre Fehler gewesen, jetzt gestand er's sich ein, da die Sophismen der Leidenschaft schwiegen; ihr Leben zu zerstören, rechtfertigte ihn nichts. Eine tiefschmerzliche Bewegung ergriff ihn, das peinlichste aller Gefühle, die Reue.

Nach der Trauung versammelten sich die Verwandten in der Sakristei.

Herr von Raucourt ging entschlossen auf seine Gattin zu. „Blanche!" flüsterte er und streckte die Hand aus.

Es war nicht der erste Versuch der Versöhnung; jeden wies sie bis dahin zurück und die Bitterkeit wuchs. Jedoch standen sie sich nie gegenüber — Mittelspersonen konnten den Bann nicht lösen.

Frau von Raucourt erschrak heftig. Aber so hatte sie ihren Namen nicht mehr aussprechen hören seit vielen Jahren. Es gemahnte sie jugendlich, eine alte Saite erklang und sie legte ein paar zitternde Finger in seine Hand.

Doch gleichsam entsetzt über das, was sie gethan, floh sie nach ihrem Wagen.

„Hast du es gesehen, Robert?" sagte Jeanne freudig; „sie gaben sich die Hand!"

„Ja, meine Freundin, auch ich hoffe das Beste! Laß uns indessen vorsichtig zu Werke gehen, denn nichts auf Erden ist zarter und leichter verletzt als menschliche Zuneigung. Wer ungeschickt die Wunde faßt, macht sie unheilbar!"

„Robert, ich will dir ganz allein die Heilung überlassen, du mußt dich darauf verstehen! Fast möchte ich das Märchen von der Fee für wahr halten, die ihrem Liebling ein Angebinde in die Wiege legt. Ein solches erhielt auch der hier gegenwärtige Graf von Lusignan; es zwingt die Menschen, ihn zu lieben."

„Also erklärt es sich auf seinem natürlichen Wege, daß ich dein Herz gewann?"

„Komm, denn ich bin kalt wie Eis! Uebrigens spreche ich weder von mir, noch von der gefühlvollen Gertrud, die dich mit andächtiger Verehrung liebt wie ein zärtlicher Mönch die Madonna. Ich meine, daß du in wenigen Wochen des Vaters Liebling wurdest und meine Mutter dich mehr liebt als mich."

„Bist du eifersüchtig, Jeanne?"

„Nein, Robert, diese thörichtste aller Leidenschaften liegt mir fern!"

„Konnte ich es doch von deiner kühlen Besonnenheit nicht anders erwarten. Vernimm meinen Plan! Mama soll den Sommer mit uns in der Picardie zubringen, Papa laden wir nicht ein."

„Bravo! Es ist ein herrliches Mittel, die Menschen zu versöhnen, wenn man hundert Meilen zwischen sie legt! Aber ich gebe die Sache in deine Hände, meine Versuche stehen alle schlecht aus."

Umsonst forschte Herr von Raucourt nach der Gattin bei dem Hochzeitsmahl; sie hatte sich unter dem Vorwand eines Unwohlseins zurückgezogen. Den folgenden Tag reiste sie nach Lusignan's Schloß, das junge Paar dort bei der Heimkehr von einer kleinen Tour zu empfangen.

Der Sommer verging langweilig für Leonce von Raucourt. Seit Jeanne fehlte, war sein Haus völlig öde geworden. Er vergrub sich mehr als jemals zwischen den Büchern. Bei den ungeselligen Mahlen wechselte er kaum ein Wort mit Gertrud.

Unwillkürlich wanderten in mancher einsamen Stunde die Gedanken um zwanzig Jahre zurück. Blanche von Mollard wurde damals seine Braut. Er, nüchtern, scharfsinnig, thätig, bedurfte einer

vernünftigen Gefährtin. Das eben war die Gattin nicht; geistreich, liebenswürdig, hochgebildet, wußte sie ihre oft maßlosen Gefühle nicht in Schranken zu halten. Ihre Zärtlichkeit hatte für den Gatten etwas durchaus Unbequemes. Genügte er überspannten Ansprüchen nicht, dann kamen Vorwürfe. Leonce von Raucourt selbst litt an der krankhaften Reizbarkeit eines Gelehrten. Er wurde bitter, sehr bitter und verwundete immer tiefer das Gemüth seiner Frau. Zwischen Streit und Versöhnung verfloß das erste Jahr. Nur kam ersterer stets häufiger und letztere seltener. Der Gatte lernte den häuslichen Herd fliehen, an dem er die nach seiner angestrengten Thätigkeit so nothwendige Erholung nicht fand.

Bei einem Junggesellendiner lernte er Leontine Lacroix kennen. Das Mädchen war damals noch sehr jung, aber schon schlau und verdorben. Der wohlhabende Raucourt wurde das Ziel ihrer Bestrebungen. Sie unterhielt ihn, sie wußte mehr und mehr ihn zu umspinnen. Blanche, immer traurig, sie, immer heiter, voll toller Einfälle, kämpften um ihn. Frau von Raucourt war auch sehr eifersüchtig, sie folgte heimlich ihrem Gatten, um seine Schritte auszukundschaften. So entdeckte sie seine Beziehungen zur Schauspielerin des Palais-Royal.

Eines Tags bewirthete Herr von Raucourt einen kleinen, gewählten Kreis bei Leontinen. Champagnergläser klangen zusammen, Liedchen wurden gesungen, das Kreuzfeuer von Witzen bekundete die gehobene Stimmung der Gäste. Mitten in der Lust flog die Thür auf und Frau von Raucourt erschien, ganz verstört. Niemand der Gäste war nüchtern genug, um nicht zu lachen. Leonce wurde bitter und zornig. Leontine hatte die Frechheit, die Dame auf einen Sitz zu nöthigen und ihr ein Weinglas in die Hand zu drücken. Diese machte sich los und floh nach einigen heftigen Worten den Schauplatz des Gelags. Raucourt nöthigte die Gesellschaft wieder an den Tisch zurück mit der Erklärung, seine Frau leide gelegentlich an — Geistesverwirrung.

Seine Worte wurden zur fürchterlichen Wahrheit. Frau von Raucourt's Gemüth widerstand der heftigen Erschütterung nicht. Denselben Tag verließ sie noch mit der einige Monate alten Jeanne das Haus ihres Gatten. Ihr Zustand steigerte sich in der Weise, daß sie in eine öffentliche Anstalt gebracht werden mußte. Herr von Raucourt forderte sein Kind zurück. Im übrigen suchte er sich bestmöglichst zu zerstreuen und peinigenden Erinnerungen zu entfliehen. Mit dem Heranwachsen Jeanne's zog er sich von dem lockern Leben zurück, sich fortan einzig seinen Studien und der Erziehung des Mädchens widmend.

Frau von Raucourt genas nach einigen Jahren, nur verblieb sie noch lange in schwermüthiger Stimmung. Die einst so leidenschaftliche Liebe für den Gatten hatte einer scheuen Abneigung Platz gemacht; selbst gegen ihr Kind schien sie gleichgültig und versuchte nicht, es an sich zu ziehen. Jede Annäherung des Herrn von Raucourt wies sie mit Abscheu zurück, sodaß er allmählich im Gefühl erlittener Kränkungen das eigene Unrecht vergaß. Jetzt war die Binde von seinen Augen gezogen; er blickte klar und ruhig auf Vergangenheit und Gegenwart. Nicht ohne Bitterkeit sah er sich gänzlich vereinsamt, sogar Jeanne und der rasch liebgewonnene Lusignan hielten es mit seiner Frau.

Herr von Raucourt erfuhr, daß sein Schwiegersohn eine große, schöne Wohnung gemiethet habe. Der Spätherbst endlich brachte die jungen Leute wieder nach Paris. Robert kam sogleich. Vor der heitern Lebhaftigkeit des Grafen wich die Verstimmung Raucourt's. Die von ihm überbrachte Einladung zum Mittagessen, welche Gertrud freundlich mit einschloß, ward angenommen.

Nicht ohne einige Aufregung erwartete Leonce das Zusammentreffen mit Blanche. Eine friedliche Beilegung des langjährigen Streits schien unwahrscheinlich. Der Bruch mußte in den Folgen noch das Familienleben vergiften.

Was sich auch Herr von Raucourt auf der Hinfahrt mit Gertrud für Grillen ausdachte, sie mußten weichen, als Jeanne lächelnd in seine Arme flog; aus ihren glänzenden Augen sprach das Glück. Aber die merkwürdigste Veränderung schien mit Frau von Raucourt selbst vorgegangen zu sein. Ihr gesundes Aussehen kündete den wohlthätigen Einfluß der letzten sechs Monate. Nicht mehr die bleierne Gleichgültigkeit, sondern friedliche Ruhe drückte sich in ihrem Wesen aus. Liebe hatte ihre Wundermacht an einem krankhaft erregten Gemüth bewiesen.

Bei Tische kam eine unbefangene Unterhaltung zu Stande. Als man sich erhob, reichte Herr von Raucourt seiner Frau den Arm und sie legte ihre Hand darauf. Er führte sie vor den Kamin und setzte sich ihr gegenüber.

Der Salon bot den Anblick einer warmen, gemüthlichen Scene. Auf dem Divan an der Wand lehnte behaglich ein hübsches Paar; sie

plauderten und lachten zusammen. In der Mitte des Gemachs, von der Decklampe beschienen, war die anspruchslose Gertrud sichtbar in eine endlose weibliche Arbeit vertieft. Auf zierlichem Stuhl mit goldener Lehne lag Pomare; die kleine noch immer schöne Hand Frau von Raucourt's spielte in den Seidenlocken des Thierchens, während sie lebhaft mit ihrem Gatten sprach. Der scharfe, sarkastische Zug war aus dem Gesicht des letztern verschwunden. Sie fanden sich heute wieder — ein besseres Einverständniß war nun zwischen den geläuterten Charakteren möglich. Liebe hat ihre gefährliche Klippe, innige Freundschaft kann aus Trümmern erblühen.

Herr von Raucourt entdeckte, daß er mit seiner Gattin über Dinge sprechen konnte, die bei seinen gelehrten Freunden stets einen geistigen Kampf entzündeten. Hier fehlte Nebenbuhlerschaft, was dem Verkehr mit dem eigenen Geschlecht mehr oder minder anhaftet. Die scharfen, logischen Sätze, die glänzenden Schilderungen trafen auf keine Entgegnung, sondern auf verständiges, theilnehmendes Eingehen. Es wurde Leonce von Raucourt wohl, wie es ihm in seiner öden Klause niemals geweſen.

Robert stieß Jeanne lächelnd an. „Was sagst du zu meinem diplomatischen Talent?"

„Du verstehst glücklich zu machen und wirst es deshalb auch stets sein!" entgegnete sie zärtlich.

Die jungen Leute blickten froh nach dem Kamin.

„Blanche, willst du mich hier behalten?" fragte Herr von Raucourt.

„Ja, Leonce!" erwiderte sie heiter.

„Wir erwarteten Sie, Papa!" rief Robert aufspringend. „Lassen Sie mich Ihnen die für Sie bestimmten Zimmer zeigen!"

„Lusignan, Sie stellten den Frieden meines Hauses wieder her", sagte der Schwiegervater mit einer ihm ganz ungewöhnlicher Weichheit, „Sie verwandelten die ernste Jeanne in ein frohes Wesen, Sie heilten Blanche, sind Sie ein Zauberer?"

„Nein, Papa! Das einzige Geheimmittel, welches ich besitze, heißt Liebe! Meine Mutter lehrte es mich, es thut dem schwächern, zartern Geschlecht wohl."

Freundliche, ruhige Räume waren für Leonce gewählt, eine Tapetenthür stellte die Verbindung mit Frau von Raucourt her.

„Es ist Platz für die Bücherschränke", bemerkte der Graf.

„Ich danke Ihnen, Robert! Indessen werde ich meine Folianten weniger benutzen und mehr in euerm lieben Kreise weilen! Wo das Studium alle Kräfte in Anspruch nimmt, ist es nur gleich dem Trank und Spiel, ein wenn auch edleres — Betäubungsmittel. In vernünftiger Wechselbeziehung zu der Familie im engern, dem Staate im weiterm Sinne zu stehen, ist des Menschen wahre Bestimmung und schafft Zufriedenheit."

„Das Glück liegt nahe, doch häufig sind wir verblendet genug, es fern zu suchen", schloß Leonce von Raucourt.

Das Medaillon.

Von Heinrich Kamm.

II.

Der Herbstwind pfiff über die Felder, dicke Regentropfen peitschten gegen die Fenster und der Himmel bedeckte sich mit der Dunkelheit eines Novemberabends.

Herr von Dorn, am Podagra leidend, warf sich auf dem Divan vor Schmerzen hin und her und fragte unaufhörlich nach dem Doctor. Frau von Dorn und ihre Tochter saßen neben dem Kranken, mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt; Anna stand am Fenster und horchte klopfenden Herzens dem Aufruhr der Elemente.

„Was hockst du fortwährend am Fenster, Anna?" fuhr endlich der Edelmann auf. „Es ist ja stockfinster draußen, was willst du da ersehen? Frage lieber noch, ob der Doctor schon zurückgekommen!"

Die Waise gehorchte stillschweigend und entfernte sich eiligst; ja sie erstreckte ihren Gehorsam noch weiter: sie stellte längs des Flusses Wachen aus mit dem Befehl, die Rückkehr des Doctors, der nach dem jenseitigen Ufer zu einer Kranken gefahren war, abzuwarten und im Nothfall bereit zu sein, ihm Hülfe zu leisten. Der Fluß brach mit Getös die ihm seit einigen Tagen angelegten Fesseln und schaukelte zischend die Eisschollen auf seinen schäumenden Wellen, die der Sturm durchwühlte. Die Fähre war zertrümmert und die Ueberfahrt in einem Boot mit Gefahr des Lebens verbunden.

Eben näherten sich zwei Gestalten dem jenseitigen Ufer.

„Nicht wahr, Herr Doctor, der Sturm bläst aus vollen Backen?" fragte die eine, ein junger Bursche, in einen Leinenrock gehüllt, auf den Fluß zeigend.

Evcline.

Es giebt in uns Erinnerungen, die man im Gewühl der Welt entheiligen würde.

Tony.

Wilhelm nannte Sie eine ſo ausgezeichnete Künſtlerin in der Muſik.

Evcline.

Wenn man nicht Dichterin iſt, iſt die Muſik die einzige Kunſt, in der man tröſtend mit ſich ſelber reden kann.

Tony.

Aber Sie reißen auch damit hin, Sie bezaubern, Sie erfreuen Ihre Umgebungen.

Evcline.

Ich glaube nicht. Wer kann immer ſo geſtimmt ſein, aus meinen Tönen das herauszufinden, was ich in ſie hinein legte?

Beate (bei Seite).

Ein geheimer Kummer drückt ihre Seele.

Tony.

Das wird ſich Alles ändern, wenn Sie einmal unſerm Beiſpiel folgen.

Evcline.

Einen Gatten wählen? (Schüttelt ſanft den Kopf.)

Tony.

Nein?

„Ist die Ueberfahrt möglich?“ fragte der Angeredete nachdenklich zurück.

„Gewiß, Herr, wenn man durstig ist! Schauen's, Herr! Meint man nicht lauter Schwäne zu sehen, wenn der Mond durchblickt?“

Unter diesem Wechselgespräch hatten beide den Fluß erreicht. Während hier der Bursche einen leichten Kahn von seiner Kette löste, blickte Wilibald bald auf den Fluß, der tosend daherbrauste, bald gen Himmel, an dem zerrissene Wolken pfeilschnell dahinjagten.

„Wäre es aber nicht besser, Herr Doctor“, sagte der Bauer, in den Kahn steigend, „Sie übernachteten hier im Dorfe und beschafften morgen Ihre Ueberfahrt? Der Bauerregt hat eine ganz gemüthliche Stube.“

„Hast du Furcht?“

„O für unsereinen ist so 'was eine Gewohnheit!“

Wilibald überlegte; in seinem Herzen kämpfte der Gedanke an die Gefahr mit dem der Pflicht. Herr von Dorn lag krank daniedet und wartete auf ihn; und war er nicht in seinem Dienste? Konnte jener nicht mit Recht strenge Gewissenhaftigkeit von ihm verlangen? Die Pflicht siegte. Er drückte den Hut fester aufs Haupt, knöpfte den Rock vollends zu und setzte den einen Fuß in das tanzende Boot.

„Wenn ich nicht hinüberfahre“, fragte er plötzlich den Gefährten, „so bleibst du hier, nicht wahr?“

„Warum nicht gar, Herr Doctor!“ rief der Bursche. „Was würde man zu Hause von mir denken? Freilich stürmt's etwas stark, aber mit Tagesanbruch muß ich doch hinüber, um bei dem gnädigen Herrn zu dreschen.“

„Nun denn, in Gottes Namen!“ entgegnete Wilibald und zog den andern Fuß nach.

„So recht, den Kühnen schützt Gott!“ lobte der Bursche, stieß mit kräftiger Faust den Kahn vom Strand und lenkte ihn kundig durch das brausende Wasser und die Eisschollen. Auch der Doctor ergriff ein Ruder und half; aber bald spottete das empörte Wasser der vereinten Kraft und schaukelte das Boot nach Belieben.

„Wir kommen zu weit abwärts!“ warnte Wilibald, in die Gegend spähend. „Und was sind das für Feuer?“ fragte er dann plötzlich, rechts zeigend.

„Wahrscheinlich hat man sie aus Versehen angelegt“, entgegnete der Bursche, angestrengt rudernd.

Jetzt jagte der Sturm eine mächtige Eisscholle heran und aneinanderstoßend warf sie mehrere aufeinandergethürmte um; auf einen Augenblick befreite der Sturz der Eisschollen das Boot, dann aber wieder auftauchend mit verstärktem Schwunge rissen sie zwei Ruder mit sich fort.

„Was nun anfangen?“ rief der Bursche entsetzt, vergebens sich abmühend, mit Einem Ruder dem reißenden Strome zu widerstehen. Verzweiflungsvoll sprang er auf, und in die Gegend spähend, wo das Feuer brannte, rief er laut nach Hülfe.

„Vielleicht hat man mich gehört!“ sagte er, sich selbst tröstend. „Vielleicht ist jemand in der Nähe, der uns —“

Hier bekam das Boot einen so starken Stoß, daß es knatterte.

Im Schlosse des Herrn von Dorn war große Bewegung; alles lief ängstlich und geschäftig durcheinander. Der Doctor Wilibald lag in seinem Zimmer auf einem Divan, dessen grüne Sammtkissen die Blässe seines schönen Gesichts noch verstärkten.

Wo weilst du, Anna? Warum stehst du lautlos und unbeweglich beiseite? Warum trittst du nicht näher? Es ist ja noch Hoffnung vorhanden! Die von dir beauftragten Leute retten Wilibald und seinen Gefährten, als beide die Kräfte verließen, und zogen sie aus dem Wasser, während du für deinen Liebling betetest. Du erwärmtest mit deinem Hauch seine Hände und suchtest ihn dem Leben zurückzugeben. Verröthe nicht! Niemand bemerkte es, daß deine Lippen seine kalte Stirn berührten. Du bietest ihn ja für verloren — es war der erste und auch der Abschiedskuß der Liebe. Warum trittst du jetzt aber nicht näher und überläßt alle Sorgen Clara? Fürchtest du, in ihren Augen dein Urtheil zu lesen?

Clara kniete neben dem Kranken und rieb ihm die Schläfe; auch Frau von Dorn war bemüht, ihn durch starke Essenzen wieder ins Leben zurückzurufen. Plötzlich verklärte ein Lächeln das Gesicht des knienden Mädchens. Bemerkst du es, Anna? O, knie hin, er lebt! Er schlägt die Augen auf — und seine ersten Worte sind: „Clara! Mein rettender Engel!“

Anna erbebte, denn sie wurde inne, daß der Doctor die Gestalt, die er am Ufer erblickt und die ihn auf Augenblicke zur Besinnung gebracht, mit Clara verglich; aber es war ihr nicht möglich, zu ihm zu sagen: Nicht Clara, sondern mir

ſchuldeſt du dein Leben! Schon ihre Furchtſamkeit ließ dies nicht zu. Mehrere Stunden lag Wilibald im Fieber, und der aus dem nächſten Städtchen herbeigerufene Arzt gab wenig Hoffnung. Schon erkannte er niemand mehr und nur die Fieberphantaſien verriethen ſeine Herzensgeheimniſſe. Allen waren aber ſeine Worte unverſtändlich, nur Anna wußte ſie zu deuten, vielleicht auch ihre ſtolze Freundin.

Gegen Mitternacht waren Anna und Clara um den Kranken allein. Beide ſchlichen eben ans Bett, als Wilibald tief aufathmete. Clara legte ihre rechte Hand auf ſeine Stirn, Anna ſtützte ſich auf ihre Schultern. Da plötzlich ward ſein Athem leichter, ein Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt und ſein Auge ruhte auf Clara.

„Sage mir noch einmal dein göttliches Geheimniß, Clara!“ hauchte er. „Warſt du nicht eben hier und ſprach deine Lippe nicht zu mir: ‚Ich liebe dich!‘ O, dieſe Worte konnten mich dem Leben wiedergeben!“

Clara konnte nicht länger widerſtehen, ſie umſchlang den Kranken mit beiden Armen leidenſchaftlich und ſagte: „Ja, Wilibald, ich liebe dich, und ſchwöre in dieſer heiligen Minute, dich ewig zu lieben!“

Ein Kuß beſiegelte den Schwur.

Wirklichkeit und Traum floſſen vor des Kranken Einbildung zuſammen, er überließ ſich dem Glück der Liebe, ohne zu wiſſen, wie es gekommen. Er war glücklich in ſeinem halbbewußten Daſein.

Und Anna?

Als ſie das Zimmer verließ, ſchloß ſie Clara krampfhaft an die Bruſt und zwei große Thränen entquollen ihren Augen.

„Gründe ſein Glück!“ hauchte ſie und verſchwand.

Noch ſpät in der Nacht kniete ſie auf dem Grabe ihrer Mutter und betete.

Wilibald genas ſchnell: Liebe und Glück reichten ihm die Lebensſchale. Wenn auch noch ſchwach, konnte er doch ſchon wieder ſeine Stellung als Arzt einnehmen. Wer je die Freude genoſſen, den Liebling ſeines Herzens von einer lebensgefährlichen Krankheit geneſen zu ſehen, nur der wird die Gefühle der beiden Mädchen entrathſeln können. Anna dachte keineswegs, er iſt ja nicht für dich dem Leben wiedergegeben — die Erinnerung an die qualvolle Angſt, ihn auf immer zu verlieren, war noch zu friſch, um irgend Perſönliches zuzulaſſen. Nein, ſie freute ſich, daß er gerettet, daß er lebe, daß ſie ihn wieder ſehe und das ſchreckliche Todesbild ihr nicht mehr drohe. Sie genoß, Wilibald anſehend, das ſtille Vergnügen einer Mutter, die ihr neugeborenes Kind betrachtet. Dieſe Freude iſt aber nur dem bekannt, der nach Unwetter und Lebensſtürmen im ſichern Hafen landete. Eigentlich kennen wir das Glück auch nur in der Phantaſie, in der Wirklichkeit iſt es uns fremd und erſt mit ſeinem Verſchwinden ſprechen wir wie der gottesfürchtige Iſraelit: „Das war ein Bote Gottes!“

Aber Wilibald war glücklich. Noch zu ſchwach, ſeinen Zuſtand recht zu erkennen oder in die geheimnißvolle Zukunft blicken zu können, ergab er ſich ganz der gegenwärtigen Minute und trank aus voller Schale Leben und Genuß. Es war für ihn die Zeit, wo unſer Herz ein Glück erfüllt, das ſo unendlich reich an Gefühlen, jenes geheimnißvolle Leben, das uns eine lange Blumenkette zu ſein ſcheint und in der jedes Blatt, ſelbſt das allerkleinſte, für uns ſo hohen Werth hat. Mit Einem Wort, es erging ihm wie dem, der Philoſophie ſtudirt, deſſen Beſtimmung aber die Mathematik iſt. Eine jegliche Geneſung iſt ja Halbleben, wo das Gefühl immer die Oberhand behält.

Clara ſang und ſpielte wieder und Wilibald accompagnirte — ſchien ſie ihm doch ſelbſt ein wundervoller Accord in der Harmonie der Schöpfung zu ſein. Zuweilen ſaßen ſie auch neben Frau von Dorn und Anna las einen neuen Roman vor; bezog ſich ein Gedanke des Autors auf ihre geheime Liebe, ſo begegneten ſich ihre Blicke und ihre Wangen bedeckten ſich mit Purpur.

Aber dieſe unſchuldsvollen Schäferſtunden ſollten mit Schrecken ein Ende nehmen!

Es war völlig Winter geworden und das Weihnachtsfeſt nahe bevorſtehend, als ſich eines Abends aus einem großen Hauſe in der Reſidenzſtadt *** ein Lichtmeer verbreitete, das auf Augenblicke die Neugier der Vorüberpaſſirenden feſſelte. Manche Schöne bückte ſich aus dem Wagenfenſter und rief mit geheimem Neide: „Welche Menge Wagen! Gewiß ein Ball!“

Dem war ſo. Als man ſich näher erkundigte, erfuhr man, daß Herr von Dorn, den das Podagra bisher von der Reſidenz zurückgehalten, heute ſeine Ankunft durch einen glänzenden Ball kundgeben und ſeine neunzehnjährige Tochter, deren Schönheit man rühmte, der Geſellſchaft vorſtellen wollte.

Die Gesellschaft war auserlesen. Diplomaten, mit und ohne Orden, Adeliche, Militärs waren zahlreich vertreten. Das Palais glich einem Garten des blühenden Griechenland, in dem zwischen Blumen Nymphen schwebten, die so bezaubernd waren wie die schönen Mythen selbst. Allen fremd und die Rolle eines Beobachters spielend, verharrte Wilibald unweit der Thür des Salons, die Arme übereinandergeschlagen. Wie kam er hierher? Das wußte er selbst nicht. Ihm war eine Karte gebracht, von wem, wußte er nicht. In den letzten Tagen hatte er Clara nur im Theater, auf der Promenade oder im Magazin gesehen, wohin sie in Begleitung einer adelichen Tante, die ein lebendiger Katalog ihres Stammbaums war, gleich einem Schmetterling flog.

Als sie den Doctor erblickte, warf sie ihm errötheud einen derjenigen Blicke zu, die andere für eine gewöhnliche Freundlichkeit halten, die aber Liebenden ein Buch voll Zärtlichkeiten sind. Wilibald jedoch blickte unstet umher, denn er fühlte sich in diesem Kreise nicht heimisch, und überdies sah er Clara in vollem Glanze, der ihn nur zu sehr an die Verschiedenheit ihres Standes erinnerte. Kann sie, dachte er, diese phantasmagorische Welt der Pracht und des Glanzes mit einem zwar friedlichen, aber stillen Leben vertauschen? Wird sie beides einem Manne opfern, dem das Verhängniß eine Stellung gegeben, die von der übrigen so sehr abweicht? Ich will sie um einen Walzer bitten, schloß er seine Fragen, um Aufschluß zu bekommen. Er zog die Glacéhandschuhe an und in demselben Moment begann die Musik in rauschenden Tönen und lebhaftem Takt einen Walzer zu spielen. Er blickte forschend umher, konnte aber Clara nirgends erspähen. Da weckte ihn ein leichter Schlag auf die Schulter aus seinen Betrachtungen. Neben ihm stand Gutenberg und gab ein Zeichen, ihm zu folgen. Beide gingen schweigend durch mehrere Zimmer. Ohne zu wissen warum, fühlte Wilibald Beklemmungen, Ahnungen von etwas Schrecklichem. Doch wurden jetzt im Nebenzimmer, dessen Glasthür nur angelehnt war, Stimmen laut und er erblickte die Frau von Dorn, wie sie eben Clara aufgeregt in die Arme schloß. Mutter und Tochter schienen zu weinen. Clara war aber zum Entzücken schön und der Doctor wagte kaum zu athmen.

„Gott wird deinen Gehorsam dir lohnen!" hörte er Frau von Dorn zu ihrer Tochter sagen. „Kindliche Liebe bleibt nie unbelohnt! Träume bleiben Träume. Der historische Name des Grafen, seine Liebe und sein Reichthum werden dir Ersatz gewähren."

Bei den letzten Worten der Oberstin öffnete sich eine Seitenthür, in die Herr von Dorn mit einem jungen Manne trat, der zwar ein angenehmes Aeußere, aber auch die Verzärtelung des Boudoirs zur Schau trug.

„Hier stelle ich Ihnen unsern Sohn vor!" sprach der Oberstmann zu seiner Frau, des jungen Mannes Hand fassend. „Herr Graf", wandte er sich an diesen, „dies ist Ihre Braut! Es wird Ihnen angenehm sein, dies Geständniß aus ihrem eignen Munde zu hören."

Die Antwort Clara's hatte Wilibald nicht gehört, es war vor seinen Augen dunkel geworden. Ein heftiges Fröstein brachte ihn wieder zur Besinnung. Kein Stern leuchtete am Himmel, der wie eine blecherne Kugel über der Hauptstadt hing. Alles war still um ihn her; nur ein verspäteter Droschkenkutscher pfiff ein melancholisches Lied und brachte ihn in seine Wohnung.

Als er folgenden Tags gegen Mittag aufgestanden, brachte ihm der Postbote eine Zuschrift von einem Freunde, worin es unter anderm hieß: „Es ist mir ein Vergnügen, Ihnen noch anzeigen zu können, daß die Regierung Ihnen soeben eine Stelle als Oberarzt in P. bestimmte. In Ihrem Alter und ein solches Vertrauen!"

„Wem verdanke ich die Stelle?" fragte Wilibald seinen Freund, als er diesen auf der Promenade traf.

„Sie sind ein Glückskind", lautete die Antwort, „aber freilich, was vermag nicht die Fürsprache einer schönen Dame! Die Braut des Grafen W. soll Ihre Fürsprecherin gewesen sein."

„Ah so!" brachte Wilibald hervor, lüftete den Hut ein wenig und verließ den erstaunten Freund.

Neun Jahre sind dahingerauscht.

Auf einem Divan ruhte in dem Halbputz einer Kranken eine Frau von ungefähr 30 Jahren, deren eingefallene Wangen und wechselnde Farbe von einem schmerzvollen Zustande zeugten. Neben dem geöffneten Fenster, in das des Frühlings balsamische Düfte strömten, stand ein Fortepiano, obgleich das sonst so einfache Haus nur einem Bauernhause glich. Die Kranke hielt ein Medaillon in den Händen, das sie aufmerksam betrachtete, während sie sich mit einem Greise, der neben ihr saß, unterhielt.

„Seit kurzem erlaube ich mir nun täglich das

Vergnügen, das Porträt zu beſehen", ſagte die Frau, „das ich ſieben Jahre von dem Tage meiner Verheirathung an entbehrte. Erinnern Sie ſich noch dieſes Tages, Gutenberg?" fragte ſie nach längerm Schweigen den Genannten mit einem melancholiſchen Lächeln.

„Als Sie dem Wunſche der Frau von Dorn entſprachen und Ihre Hand dem Vetter reichten?"

Die Kranke nickte.

„Mir war alles gleichgültig geworden", fuhr ſie fort. „Er exiſtirte für mich nicht mehr und Clara ward in den Wirbel des Vergnügens fortgeriſſen. Robert Wolf wünſchte nur, glaube ich, mein kleines Vermögen, um dies Beſitzthum nicht räumen zu müſſen. Einfache Pflichterfüllung und ein freundliches Benehmen war alles, was er von mir zu ſeinem Glück verlangte. Ihm meine Hand reichend, zahlte ich der Tante meine Schuld für ihre der Waiſe erwieſene Fürſorge. Es iſt ja nichts bleibend auf dieſer Erde, lieber Gutenberg, ſelbſt die Leiden ſind vorübergehend! Die Gewohnheit macht nur für alles gleichgültig. Glauben Sie aber nicht, daß ich mich vor dem Tode fürchte!" fügte ſie mit einem Lächeln hinzu. „Ich laſſe hier ja viele Freunde zurück, Sie, meine Kinder, meine Bücher und —" ſie blickte auf das Medaillon.

„Sprechen wir nicht davon, meine liebe Schülerin!" entgegnete Gutenberg mit erzwungener Fröhlichkeit, indem er die Hand der Kranken faßte. „Wozu alte Wunden wieder aufreißen wollen! Gewiß, Sie werden geſunden und wir noch oft muſiciren! Ich habe herrliche Variationen mitgebracht und wir wollen uns das Leben noch recht angenehm machen!"

Die Frau lächelte.

„Das Medaillon wollen wir etwas beiſeite legen", fuhr er fort, ſeine Hand nach demſelben ausſtreckend; aber die Kranke verbarg es unter die Kiſſen.

„Den Geſunden ſind ja ähnliche Spielereien erlaubt —"

Hier wurde raſch, aber leiſe die Thür geöffnet und mit heiterm Geſicht trat Robert Wolf in dieſelbe.

„Wie geht's, Anna?" fragte er, die Genannte auf die Stirn küſſend. „Ich bin mit meinem Ritt ſehr zufrieden, denn ich habe in L. einen Arzt gefunden, der in großem Rufe ſteht und in den erſten Häuſern der Stadt Wunder thut. Er folgt mir auf dem Fuße.

„Wozu nützt das?" fragte die Frau, den Kopf ſchüttelnd, aber mit dankendem Blick. „Du biſt zu beſorgt um mich! Es wird auch ſo ſchon vorübergehen."

„Vorübergehen? Das Wort höre ich nun ſchon ſeit drei Jahren! Wenn keine Gefahr zu befürchten wäre, woher denn dieſes beſtändige Herzklopfen und dieſe Schwäche? Du ſprichſt freilich immer von Schwindſucht, aber der Doctor wird dir ſchon begreiflich machen, daß du ſolche nie gehabt!"

„Ich denke auch nicht mehr daran! Was ſoll alſo der Arzt? Ich traue meinem alten Lampe."

„Jener iſt aber jünger!" brauſte der Ehemann auf. „Er geht zu allen vornehmen Leuten, den Adel nicht ausgenommen!"

Hier blickte er auf die Leidensgeſtalt ſeiner Frau, und ſeine Heftigkeit bereuend, näherte er ſich ihr, ergriff ihre Hand und fuhr mit bittender Stimme fort: „Nicht wahr, Anna, du wirſt ihn meiner Ruhe wegen zu Rathe ziehen?"

Die Frau drückte ihm die Hand.

In demſelben Moment rollte ein Wagen daher und hielt vor dem Hauſe ſtill.

„Wo iſt die Kranke?" fragte eintretend der Arzt.

Die Frau fuhr convulſiviſch zuſammen.

Der Doctor näherte ſich ihr — es war Willibald. Ein ſchwerer und langer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt, und als der Arzt ihre Hand ergriff, fiirrte etwas Schweres auf den Fußboden hinab. Er bückte ſich und hielt in ſeinen Händen ein geöffnetes Medaillon mit ſeinem Porträt.

Er erbebte.

„Anna!" rief er.

Aber Anna war nicht mehr!

Nachklänge aus der deutſchen Vorzeit.

Von Hans Weinwarter.

Unſere heidniſchen Vorfahren liebten es nicht und fanden es unpaſſend, ihre Götter in Tempel zu bannen. In Gottes freier Natur, in den geheiligten Hainen dem höchſten Weſen zu dienen, ſich dieſem unterzuordnen, hielten ſie für das Paſſendſte. Unſer heutiger Ausdruck Wallfahrt ſtammt aus dieſer Zeit und bezeichnet nichts anderes, als einen Gang in den Wald zu thun, wo die den Göttern geheiligten Zeichen hingen oder dieſen geweihte Bäume und Quellen ſich fanden.

Still abgelegene Waldgründe erhielten vor andern den Vorzug. Ihrer hütete als Prieſter der „Hovmann". Wo er geht, klagt er „Hey, hey!", weil ſein Reich zu Ende gegangen. Die-

ter Ruf, der früher, als Wodan's Dienst noch blühte, die Unberufenen von der geheimnißvollen Feier fern halten sollte, ist jetzt zum Klageruf geworden. Hov — gleichbedeutend mit Hag — bezeichnet einen eingehegten, befriedeten Wald. Der Hovmann ist der den heiligen Hain hütende Priester, und Strafe erteilt den, welcher unbefugt den Hag betritt, dessen Allerheiligstes durch eine Schnur abgegrenzt war. Er wird vom Hovmann gepfändet und zahlt Buße. Vor allem aber ist es der Schimmel, das heilige Thier des schlachtenlenkenden Wodan, welcher nach dem herrschenden Volksglauben in und an diesen Hoven (Gehölzen) bald mit, bald ohne Kopf und Reiter geht.

Am Böhmerwalde hin werden die Schimmel schon seltener. An deren Stelle treten Rinder. Weiß wie Wodan's Schimmel erscheinen sie auf Waldwiesen und deuten auf den Dienst des Frevr. Unweit Thannstein bei Winklarn in der Oberpfalz liegt ein Granitblock, der seiner eigenthümlichen Gestalt wegen das „Steinerne Kunapee" heißt. Die Nacht war schon hereingebrochen, als ein Hirt sich da ausruhte. Brüllend umkreiste der plötzlich erschienene weiße Stier den Steinblock. Vor Schrecken fiel der Hirt in eine tödliche Krankheit und starb. Im Walde zwischen Tiefenbach und Hochfeld an der bairisch-böhmischen Grenze ist ein Felsenstück, das wegen seiner höchst auffallenden Gestaltung den Namen das „Steinerne Kirchlein" hat. Einst spannte man beim Heuabladen die zwei Kühe vom Wagen und ließ sie weiden. Als die Bäuerin das Mittagsessen brachte, zankte sie, daß man fremdes Vieh da weiden lasse; denn diese hatte fünf Kühe wahrgenommen, darunter drei weiße. Dieser Ort ist sehr gefürchtet und man scheut sich sogar, ihn abzumähen. *) Allem nach kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß dieses dem Frevr geheiligte Stätten waren, wo dessen Haine und Opfersteine zu suchen sind.

Bei der Verbreitung des Christenthums gebot Papst Gregor der Große (gest. 604), daß die Priester den altheidnischen Sitten und Gebräuchen die möglichste Schonung angedeihen, die alten zu Ehren der heidnischen Götter üblichen Feste und Feierlichkeiten fortbestehen lassen, statt dieser aber christliche Heilige substituiren sollten. Die alten Cultusstätten sollten beibehalten, aber Heiligen geweiht und die altherkömmlichen Opfermahle zu Ehren dieser begangen werden. „Unser Herr hat seine Märtyrer an die Stelle der alten Götter gesetzt, die er ihren Geschäften nachgehen ließ", sagt der 458 verstorbene Theodoretes von Alexandrien.

So traten Heilige in Sitten und Bräuchen an die Stelle der vormaligen Gottheiten. Die Attribute Odin's oder Wuotan's (wie er in Süddeutschland hieß) gingen entweder auf Gottvater, den Erzengel Michael oder auf den heiligen Martin und Oswald über. An die Stelle Donar's (Thor), des Donnergottes, trat Petrus, während Maria, die hohe Frau, an die Stätte Frouwa's, Hulda's oder Perchta's gesetzt wurde. Sogar das blaue Gewand Perchta's ging auf Maria, die Himmelskönigin, über. Katharina mit dem Rade vertrat die Sunna, die zwölf Apostel die zwölf Asen (Thor, Baldr, Tyr, Bragi u. s. w.). Aus Mercur, dem ägyptisch-phönizischen Anubis, dem Hüter der Wege, wurde der heilige Schutzengel. An die Stelle des sogenannten und ihm geweihten Drudenfußes traten über den Thüren die drei Kreuze mit den Anfangsbuchstaben von Kaspar, Melchior und Balthasar, welche in katholischen Ländern der Hausbesitzer vor dem Tage der Heiligen drei Könige (6. Januar) mit Kreide über jeder Thür anzuschreiben pflegt.

Wie man vorher Odin (Wuotan) zu Ehren getrunken, that man dies zu Ehren des heiligen Martin. Schon Kaiser Karl der Große (gest. 814) schritt ein gegen die Minne des heiligen Johannes, der Frevr's (Fro's) Stelle eingenommen hat. Wie Frevr's Kleid roth und grün gedacht wurde, so gewandet sich nun Johann der Evangelist, der Lieblingsjünger unsers Herrn. Das Weintrinken (die Minne) zu Ehren dieses hat sich in Süddeutschland bis dato überall erhalten. An die Stelle des Freudenfestes der Wintersonnenwende (am 24. December) trat die Geburt Christi, an jene der Sommersonnenwende (am 24. Juni) der Tag Johannes des Täufers, an jene Gerdhr's, Frevr's Gattin, die heilige Gertrud, deren Tag auf den 17. März fällt. Sie gilt als die Wiederbringerin des Frühlings und ist die Beschützerin des Garten- und Feldbaues. In Tirol pflegt man zu sagen: „Am Gertrudentag steht der Bär auf", in Baiern: „Um Gertraud geht die Wärm' von der Erd' auf."

Am übelsten kam aber Wodan (Odin) weg, der oberste Gott der alten Deutschen, deren Schlachtenlenker auf weithin sichtbarem Schimmel er war, welcher den Elementargeist in der gesammten Natur vertrat, denn aus ihm wurde der Teufel, der Inbegriff alles Heidnischen und Verabscheuungswürdigen. Dem Wodan waren als Waldvögel zwei Raben zuständig, die ihn durch ihr Ab- und Zufliegen von allen Ereignissen der Welt in Kenntniß erhielten. Einer dieser Raben findet sich bei St.-Oswald wieder. Dieser gilt in Süddeutschland (besonders in Tirol) als der mächtigste Wetterherr. Zürnt er, schlägt der Heilige das Korn in Grund und Boden hinein, daß es ein Graus ist. Der Gebrauch, bei der Ernte drei Halme stehen zu lassen, ist in Ober- und Niederbaiern, Oberschwaben und Franken

*) Vgl. Schönwerth's „Sitten und Sagen aus der Oberpfalz", Thl. II

noch zu Hause. Diese Halme werden in einen Knoten geschlungen, zuweilen mit Feldblumen geziert und man nennt diese Handlung des Dankes für gute Ernte den „St.-Oswald oder Oanswald machen". In altheidnischer Zeit ließ man diese Büschel für Wodan's Pferd — den achtbeinigen Sleipnir — stehen.

Wie man ehedem die Täuflinge befragte, ob sie von Thor und Wodan lassen wollten, so jetzt, ob sie sich vom Teufel lossagen.

Als höllischer Jäger führte Odin das Wilde Heer an. Er und der Teufel verlieren ihre Macht beim Schall der Kirchenglocken, dem Wodan weihten sich Kriegsleute oder thaten Gelübde, während man sich noch zu Anfang dieses Jahrhunderts dem Teufel verschrieb. Wie Wodan für den Erfinder des Würfelspiels galt, muß jetzt der Gottseibeinns die Karten aufgebracht haben. Letzterer sowol wie der abgedankte Schlachtengott führen dreikrämpige Hute und weit nach rückwärts rauschende Mäntel. Der Aufenthalt des Höllenfürsten wird in Felsenklüfte und dichte Wälder von unheimlicher Stille verlegt. Gerade in solchen geheimnißvollen Forsten, deren Baumwipfel ein leises Säuseln des Windes umspielte, wurde Wodan verehrt. Da stand oder hing das ihm geheiligte Zeichen.

Die heidnischen Götter wurden sohin als Unmächtige gegen den wahren Gott hingestellt und in böse Gewalten (Dämone, Teufel) verkehrt. Aus den Alrunen oder weisen Frauen wurden Gespenster und Nachtschatten, wie man Frau Hulda oder Perchta zu einer Hexe und ihre Gefährtinnen zu Truden machte. Perchta heißt eigentlich die leuchtende, glänzende, hehre, welche wie Holda den glänzenden Schnee erzeugt. Im Elsaß, in Schwaben, Baiern und Oesterreich gilt dieser Name für Holla oder Hulda, denn es ist ein und dieselbe Person. Den Frauen gibt sie Gesundheit und Fruchtbarkeit. Aus der Tiefe des Brunnens, wo sie unter den Wassern, als dem Urquell alles Lebens, thront, sendet sie ihnen die neugeborenen Kinder zu.

Es läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß an jenen Stellen unsers deutschen Vaterlandes, wo in altheidnischer Vorzeit Opferplätze, heilige Quellen, Bäume und Haine sich befanden, der Glaube sich fort erhielt, daß da zuweilen dieser oder jener gespenstische Spuk gesehen worden. Ist von weißen Pferden oder dem warnenden Rufe des Heymann die Rede, so ist fast als gewiß anzunehmen, daß hier dem Wodan zu Ehren weiße Pferde in geheiligten Hainen gehalten wurden, aus deren Wiehern, Benehmen und Freßlust die Priester ebenso gut prophezeiten wie aus dem Geschrei und dem Fluge der Vögel oder aus der Beschaffenheit des Innern der geopferten Menschen und Thiere. Mit dem Antlitz gegen die aufgehende Sonne gewendet wahrsagte der Hohepriester bei Menschenopfern aus den letzten Zuckungen des rauchenden Herzens, das er mit der rechten Hand emporhielt.

Soben, um uns eines beliebten Volksausdrucks zu bedienen, weiße Stiere zu gewissen Zeiten wo um, so waren jene Reviere der Verehrung des Gottes Freyr geweiht. Werden weißgekleidete, schöndrapirte Männer mit ehrfurchtgebietenden langen Bärten, einem weißen Stab oder einer Bronzesichel (zum Abschneiden der heiligen Mistel) in der Hand gesehen, deutet dies auf den Aufenthalt unserer heidnischen Vorfahren.

Mit Seherinnen oder weissagenden Frauen hat es die gleiche Bewandtniß.

Machen wir einmal den Versuch mit drei kleinen Geschichten, welche ausführlich in Alois Schreiber's „Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen" zu finden sind und dem Großherzogthum Baden angehören.

Auf dem Wege nach Schloß Neu-Eberstein hinter Gernsbach steht eine ziemlich alte, aus Bruchsteinen aufgeführte Kapelle, welche den Namen „Der Klingel" führt. Die Sage behauptet, hier sei vordem ein heiliger Hain gewesen, dessen Eichen sich stellenweise noch lange erhielten. Eine Priesterin habe da dem zuströmenden Heidenvolke geweissagt und ihrer Gottheit Opfer gebracht. Als sich das Christenthum dahin verbreitete, Odin und Perchta dem neuen Gotte weichen mußten, verschwand jene Seherin und ein Klausner baute sich da ein Hüttchen, um fern von dem eiteln Getriebe der Welt sich seinen frommen Betrachtungen zu überlassen. Neben seinem Hüttchen richtete er ein Kreuz auf. In einer Herbstnacht, als rauhe Stürme an seinem Hüttchen rüttelten, hörte er eine klagende weibliche Stimme. Mit brennender Kienfackel dem Jammertone nachgehend, fand er ein junges schönes Weib in weißen faltigen Gewändern. Lange dunkle Locken quollen unter dem Tuche hervor, welches die Umhüllung des Kopfes bildete. Auf ihren Schuhen war das Trudenzeichen abgebildet*) und in der einen Hand hielt sie einen weißen, ziemlich langen Stab, in welchen allerlei Zeichen (Runen) eingekerbt waren. Weiß galt als die heilige Farbe und deshalb trugen Priester und Seherinnen Gewänder von dieser Farbe.

„Die Nacht ist kalt und es beginnt zu regnen", sprach sie, „gib mir eine Zuflucht in deiner Klause, laß mich in diesem Unwetter nicht zu Grunde gehen!"

Doch weigerte sie sich, da einzutreten, bis der

*) Daß die Druden den Drudenfuß ✡ auf ihren Schuhen trugen, entspricht ebenfalls dem Attribut des Raubes, Hüter der Wege zu sein, und wol richtiger als die Deutung aus dem sinnlich verschlungenen Alpha des Drudenfußes als Hinweisung auf Gott, den Anfang und Ursprung aller Dinge; denn die Erklärung von Alpha und Omega wäre Uebertragung einer modernen Vorstellung auf jene orientalische Mythe.

Klausner nicht das Kreuz befestigt; das sei das Zeichen des Christengottes.

Dazu wollte sich der Eremit nicht verstehen und bat die Himmelsmutter, hier zu helfen.

Plötzlich vernahm man den Schall eines Glöckleins. Bei dessen erstem Tone verschwand die Erscheinung. Aber das Glöckchen klang noch immer fort, wenn auch scheinbar entfernter. Der Einsiedler ging dem Tone nach und fand in einem Strauche ein bronzenes Glöckchen, das sich munter hin- und herbewegte. Aus jungen Tannenzweigen und Baumrinde erbaute er ein Bethäuschen und hing darin die Glocke auf. Hoch über dem steilen Ufer der Murg, aus Steinen aufgeführt, ist diese Kapelle unter dem Namen „Der Klingel" ringsum bekannt.

Als sich an den Ufern des Rhein die Kunde verbreitete, Attila sei mit seinen alles verheerenden Scharen im Anzug gegen diesen Fluß, entschloß sich ein vornehmer Alemanne, Namens Siegbert, seinen bisherigen Wohnsitz aufzugeben und mit den Seinen sich in die damals fast undurchdringlichen Wälder zu flüchten. In den Bergen am Neckar fand er eine ihm passende Stelle. Nur von seiner Hausfrau, seiner Tochter und ein paar treuen Knechten begleitet, siedelte er sich unter einem überhängenden Felsen an, der nahezu eine Höhle bildete.

Seine Tochter traf eines Morgens am Ufer des Neckar einen jungen Jäger, der sich hierher verirrt. Er grüßte die Jungfrau freundlich und erkundigte sich nach dem Wege. Die Jungfrau entgegnete, daß sie als fremd selbst wenig Bescheid geben könne. Dabei lud sie ihn ein zur Zufluchtsstätte ihrer Familie. Grise, so hieß der fremde Jüngling, faßte eine heftige Liebe zu Friedehilden, kam nach etlichen Tagen wieder und hielt um die Hand des blühenden Mädchens an. Die Aeltern hatten nichts dagegen. Friedehilde schwamm in einem Meer von Wonne, denn alle ihre Gedanken waren bei Grise. Da zog der Jüngling eine künstlich gearbeitete goldene Kette hervor und reichte sie Friedehilden dar. „Diese Kette", bemerkte er, „hat schon früher einen schönen Nacken geschmückt. Meine Schwester trug sie und schenkte sie mir zum Andenken, als sie in den Hain der Heriba geführt wurde, um der Göttin geopfert zu werden."

„Ihr seid also kein Christ?" fragte die Mutter theilnehmend.

„Nein!" entgegnete Grise.

„So Ihr Euch nicht taufen laßt, könnt Ihr nie der Gatte meiner Tochter werden" bemerkte Siegbert. „Wir sind Bekenner des Kreuzes und werden uns nie dazu verstehen, unsere Tochter einem Heiden zu überlassen! Es gibt nur Einen wahren Gott und das ist jener der Christen!"

Nachdem Grise wiederholt versichert, daß er die Jungfrau mehr liebe als sein Leben, daß er aber den Zorn der Götter nicht auf sich und sein Geschlecht laden könne, wandelte er traurig nach Hause. Trotz allen Kämpfen konnte Grise sich nicht entschließen, Thor und Wodan zu entsagen. Als er eines Tags einen dem Wodan geheiligten Baum fällen wollte, war ihm, als stünde im Dämmerschein des Abends sein Vater davor. Auch aus Heriba's geweihtem Haine schien eine warnende Stimme zu rufen.

Also fühlten Friedehild und Grise sich namenlos elend. Mit hoher Ergebung brachte erstere ihre Liebe zum Opfer, aber ein verzehrendes Weh blieb in ihrem Herzen. Nicht lange, so begrub sie ihren lebensmüden Vater, dann die bekümmerte Mutter.

Nun beschloß Friedehild, ihre Tage dem Herrn zu weihen und eine Klause zu erbauen. Dazu wählte sie die Wildniß des nahen Gebirgs. Ein härenes Gewand bedeckte ihre zarten Glieder. Waldtauben und Finken nisteten in den dreifältigen Bäumen vor ihrer Hütte. Hirsche und Rehe lagerten sich traulich um dieselbe. Nachdem vier Jahre verstrichen, Entbehrung und rauhes Klima der Armen sehr zugesetzt, fühlte sie ihr Ende herannahen. Es war ein herrlicher Sommerabend. Da schleppte sie sich mühsam bis zum Stamm des Kreuzes, das wenige Schritte vor der Klause stand. „Hier will ich sterben", hauchte sie kaum hörbar. Ein alter Priester, der sich in der wilden Gegend verirrt, kam des Wegs daher. Friedehild begrüßte ihn mit sanftem Lächeln. „Vater", sprach sie, „auf daß du mich einsegnest zum Tode, schickt dich der Herr." Die Jungfrau bat ihn, sie unter den Steinen am Kreuze zu begraben. Dann legte der Priester ihr die Hände auf das Haupt und segnete sie. Sie hatte ausgerungen. Ihr Antlitz zeigte keinerlei Todeskampf, sondern die Ruhe eines schlummernden Kindes. Am kommenden Morgen gruben einige Bewohner der Gegend ihr ein Grab. Die Thiere des Waldes hatten sich wie alltäglich eingefunden und sahen in tiefer Trauer zu, als der Leichnam der frommen Klausnerin der kühlen Erde übergeben wurde. Es war, als verständen diese Geschöpfe ganz gut, um was es sich hier handle. Den Leichnam vor reißenden Thieren zu schützen, wälzte das Landvolk schwere Steine auf das Grab. In den größten derselben grub der betagte Priester ihren Namen ein mit dem Zeichen des Kreuzes.

Ein Hirsch von seltener Schönheit und Größe, welchen Grise jagte, brachte diesen im kommenden Spätherbst vor Friedehildens verlassene Klause und blieb, furchtlos um sich schauend, am Grabe der jungen Dulderin stehen.

Als Grise gehört, wer hier ruhe, warf er sich zur Erde und benetzte die harten Steine mit seinen strömenden Thränen. Wozu er sich vordem nicht entschließen wollte, that er jetzt. Grise

entsagte den Göttern seiner Väter und ließ sich taufen. Er bezog die kleine Zelle und that Gutes, wie und wo er nur konnte. Sein Ende war sanft und gottergeben. Von dem Gelde, das er aus dem Verkauf seines Besitzthums erlös, stiftete er ein Kloster und nannte es Himmelreich. Die guten Mönche begruben ihn auf seinen Wunsch neben Friedehilden.

Wenn die gegebenen Mittheilungen richtig sind, verließ gegen Ende des 15. Jahrhunderts Markgraf Christoph von Baden das alte Schloß seiner Väter und zog in das neue hinab, welches er auf einer Höhe dicht an der Stadt sich erbaut. Diese alten Schlösser waren auch gar zu düster und unwohnlich, wenngleich sehr fest. Auf der nun längst in Ruinen liegenden Burg blieb zurück des Markgrafen Frau Mutter mit zwei Hoffräulein, einem Cavalier und dem nöthigen Dienstpersonal.

Dieser Cavalier aus dem Geschlecht der Freiherren von Keller, ein anziehender, schöngewachsener Mann, galt wegen seiner Gabe der Unterhaltung viel bei den Damen. Die Auserkorene seines Herzens war die schöne Clara von Tiefenau, deren Vater als markgräflicher Vogt in Kuppenheim amtirte. Dieses Städchen war dazumal noch durch Gräben, Mauern und Thürme bewehrt. Ein bequemer Weg, der von dem umwohnenden Landvolk noch benutzt wird, geleitete von der alten Burg Baden durch dichten Tannenwald nach Kuppenheim. Morgens oder abends, wie es gerade seine dienstlichen Verhältnisse zuließen, machte der Edle von Keller diesen Weg, um die Dame seines Herzens, wenn auch nur auf Augenblicke, zu sehen.

Seitwärts dieses Fußsteigs ragte ein gewaltiger Granitblock aus dem Gesträuch hervor. Im Munde des Landvolks galt er für einen heidnischen Opferaltar. Die Vertiefungen, die in denselben gehauen waren, entgingen den Landleuten nicht, so wenig wie die seitwärts angebrachte Blutrinne. Auch sollte vordem unter diesem Stein eine Quelle zu Tage getreten sein, die nun weiter unten hervorrieselte. Dieser Platz war verrufen durch Geisterspuk und niemand wagte sich nach dem Einbruch der Dämmerung da vorbei.

Einst, als unser Hofcavalier beim hellen Schein des Mondes durch den dichten Wald schritt, ohne daran zu denken, wie verrufen diese Stelle, sah er unfern des Opfersteins eine weibliche Gestalt in weißen Gewändern sitzen. Doch schien diese ohne Leben, gleich einem Steinbilde zu sein. Pochenden Herzens und voll innern Grauens schritt er vorüber. Auf dem Heimwege sah er sie nicht mehr.

Als in der folgenden Nacht der Mond wieder seinen Silberschimmer über das ganze Thal ausgoß, schritt unser Cavalier um dieselbe Zeit dem Druidenstein zu. Am gleichen Platz saß wieder die weißgekleidete heidnische Priesterin. Ein wallendes Tuch floß von der Stirn zu den Achseln nieder und bedeckte das Hinterhaupt. Volles Haar fiel in dichten Locken darunter hervor. Das Haupt auf die Hand gestützt, hielt sie in der andern einen weißen Stab. Ihr zur Seite blinkte im Moos eine Bronzeschale. Regungslos wie gestern saß auch heute wieder die unheimliche Gestalt.

Obgleich weder furchtsam noch abergläubisch, war der junge Cavalier des Gesehenen so gewiß wie etwas, aber erklären konnte er sich die schreckhafte Erscheinung nicht. Der Castellan des alten Schlosses Baden, ein hochbejahrter treuer Diener, im Vertrauen über diese Erscheinung befragt, wußte nur mitzutheilen, wie im Volke das Gerede ginge, daß zu gewissen Zeiten an jenem bemoosten Stein eine weibliche Gestalt von jugendlich-schönen Formen gesehen werde. Das sei eine altheidnische Priesterin, welche um das Verschwinden ihres Glaubens trauere.

Es verging wieder einige Zeit, ohne daß der junge Edelmann die gespenstische Priesterin sah. Er konnte es sich nicht erklären, warum ein innerer Drang ihn immer wieder zu jener Stelle führe. Tag und Nacht beschäftigte er sich mit dieser räthselhaften Erscheinung. Darüber schien auch seine Liebe zu der schönen Clara von Tiefenau zu erkalten. Der alte Castellan, dem all dies nicht entgangen, beauftragte einen seiner Dienstleute, dem jungen Herrn jedesmal bis über den Opferstein hinaus, aber ohne daß es dieser bemerke, das Geleite zu geben.

In einer prachtvoll stillen Mondnacht schlich dieser wieder dem jungen Herrn nach. Da gewahrte er aus der Ferne, wie der Cavalier ein Gespräch mit dieser gespenstischen Jungfrau anknüpfte, wie er auf deren Einladung neben ihr Platz nahm. Aber als er sie in seine Arme schloß und küßte, wandelte den Knecht ein solches Grauen an, daß er eiligst nach der Burg zurückfloh.

Der Edle von Keller wurde am folgenden Morgen unfern des Druidensteins todt gefunden. Sein Bruder ließ den granitnen Opferstein zerschlagen und an dessen Stelle einen Bildstock mit Christum am Kreuze, und wo der Leichnam lag, ein Steinkreuz errichten. Am Wege, der von der alten Burg Baden nach Kuppenheim geleitet, stehen beide heute noch.

Wie viele derartige Funde wie diese drei Erzählungen ließen sich noch machen, wenn jemand all das zusammenstellen wollte, was in dieser Art da und dort sich noch erhalten. Es würde sicherlich des Einsenders Ansicht nur bestätigen und wahrmachen, daß aus der heidnischen Vorzeit in Sitte und Sage sich mehr erhalten hat, als man für gewöhnlich anzunehmen gewillt ist.

(Hierzu ein Beiblatt.)

Marie Antoinette.

ihren Lebzeiten wie nach ihrem Tode hat die
che Tochter Maria Thereſia's, die „Enkelin
r Cäſaren", von ihren Zeitgenoſſen wie von
chweit die verſchiedenartigſten Beurtheilungen
; noch bis auf den heutigen Tag ſind die
chen Schriftſteller geneigt, den alten Haß des
gegen die „Oeſterreicherin" geltend zu machen.
rſchließen ſich nur ſchwer und in Ausnahme-
zu einer Anerkennung ihrer Tugenden. Wir
en laſſen unſerer Landsmännin eher Gerech-
derfahren und ſchreiben ihren traurigen Aus-
ehr dem Schickſal als ihrer eigenen Verſchul-
.

ſt neue wird jetzt unſere Aufmerkſamkeit auf
gelenkt. Feuillet de Conches iſt mit einer ein-
n Arbeit über Marie Antoinette, Ludwig XVI.
Prinzeſſin Eliſabeth beſchäftigt und ſelbſt
in zweiter Auflage und hübſcher Ausſtattung
ihe von Briefen der Königin vor: „Marie
nette. Ein Lebensbild in Briefen von eige-
nd. Nach den Originalhandſchriften heraus-
von Graf Paul Vogt von Hunolſtein.
m Franzöſiſchen" (Berlin, Haſſelberg'ſche Ver-
dlung). Dieſe Briefe umfaſſen einen weiten
m; ſie beginnen mit einigen Zeilen der fünf-
rigen Erzherzogin, am 27. März 1770 an
Verliebten, den Dauphin von Frankreich, gerich-
, enden mit einem Briefe an den Fürſten von
vom 4. Juli 1792. Die Wetterwolke des
guſt, die das Königthum in Frankreich ſtürzen
arie Antoinette zur Gefangenen machen ſollte,
hon ihren Schrecken darüber, ein Leben, im
ten Sonnenſchein, an einem Frühlingstage be-
, ein Ende mit Schrecken. Die meiſten der
nden Briefe der Königin ſind an ihre Ver-
, ihre Mutter, ihre Brüder Joſeph und Leo-
re Schweſtern, namentlich an Marie Chriſtine,
thalterin der Niederlande, und an den Grafen
den öſterreichiſchen Geſandten in Paris, ge-
mit ihm hat die Königin während der Revo-
n eifrigſter Correſpondenz geſtanden. Graf
ein, der Herausgeber, iſt im Beſitz der Ori-
; „die Königin", ſagt er, „pflegte nicht allein
rnen Briefe, ſondern ſogar gewiſſe Schreiben
fmotiven, die an ſie gerichtet waren, zwei-, ja
zu copiren, um ſie verſchiedenen Perſonen
uen zu können und ſie auf dieſe Weiſe ſicherer
glidern ihrer Familie und ihren Freunden,
ſie über ihre traurige Lage zu unterrichten
, zukommen zu laſſen."
as durchaus Neues, Thatſachen von entſchei-
Wichtigkeit, die bisher unbekannt geblieben,

erfahren wir aus dieſem Briefwechſel nicht. Marie Antoinette hat keinen politiſchen Einfluß auf ihren Gemahl geübt; vor der Revolution traute er ihr als einer Tochter des Hauſes Habsburg in den Geſchäften nicht. Ludwig XVI. war ein echter Bourbon, voll Abneigung gegen die Oeſterreicher, wie es nur je ein Ahnherr Heinrich IV. geweſen, und durch ſeinen erſten Miniſter, Maurepas, überdies gegen die Königin eingenommen. „mein Gemahl", ſchreibt ſie einmal ihrer Schweſter Marie Chriſtine, „hat ihm verſprechen, daß ich in meiner Eigenſchaft als Oeſterreicherin nie gekrönt werden ſollte, und du ſiehſt, daß, wenn ich ſo unglücklich geweſen wäre, dieſe Ceremonie zu wünſchen, es um meine Hoffnung und meine Klagen geſchehen ſein würde." Während der Revolution beſprach ſich der König, mehr durch die Noth als ſeinen Willen beſtimmt, öfters über die politiſchen Angelegenheiten mit ihr, da mag ein und ein anderes mal ihr Wort die Entſcheidung herbeigeführt haben — aber „Sie kennen", geſteht ſie dem Grafen Mercy, „die Perſon, mit der ich zu thun habe; in dem Augenblick, da man ſie für überzeugt hält, ändert ſie ſich infolge eines Worts, ohne daß man es erwartet." Die natürliche Unentſchloſſenheit Ludwig's XVI. wurde nur ſelten von ihrem angeborenen Muthe überwunden. Auf Erweiterung ſeiner hiſtoriſchen Kenntniſſe in Bezug auf den Gang der franzöſiſchen Dinge muß der Leſer darum dieſe Briefſammlung durchblätternd, verzichten; nicht einmal die geheimnißvolle Halsbandgeſchichte — denn „aufgeklärt" iſt ſie noch nicht — erfährt aus ihr eine neue Beleuchtung. Marie Antoinette erwähnt eben auch nur des Dunkels, das dieſe Angelegenheit bedeckt. „In der ganzen Sache iſt ein Netz von Umtrieben verborgen, welches dem Gerichtshof entgeht." Ihrer Anſicht nach iſt der Cardinal von Rohan — der das Halsband kaufte, wie er meinte für die Königin, während es nur in die Hände der Lamotte und ihrer Freunde kam — kein Narr, ſondern ein Böſewicht. Schon in Wien, 1770, als er die Heirath zwiſchen ihr und dem Dauphin verabreden half, „betrug er ſich unverſchämt"; im Jagdkleid durchſchritt er da eine Ahnenreihe von Ahnenbildniſſen. „Das Gerede des Publikums", ſchreibt ſie am 10. April 1786, „ſcheint den Cardinal günſtiger zu behandeln als im Anfang des Proceſſes, und der Polizeilieutenant hat dem Könige geſagt, daß viele Leute ihn eher für einen gefoppten Narren als für einen Betrüger halten. Wie kann ein verſtändiger Menſch ſolche Anſicht haben? Wie kann man in ſeinen Erklärungen die handgreiflichen Unmöglichkeiten gelten laſſen, welche dem geſunden Menſchenverſtand widerſprechen? Iſt nicht die geheimnißvolle Zuſammenkunft, wo dieſer Menſch in einer ihm eine Meile überreichenden Creatur meine Perſon erkannt haben

will, die unverschämteste Erfindung?" Marie Antoinette irrt sich in ihrem Zorn. Fräulein Oliva, die im Garten ihre Rolle spielte, sah ihr zum Verwechseln ähnlich und der Cardinal wurde getäuscht. Nicht hierin liegt das Seltsame der Begebenheit, nur wie der Cardinal an Cagliostro glaubte, konnte auch wol ein Fräulein Oliva für Marie Antoinette halten. Wie aber kam er dazu, der vielen Briefe, die ihm die Gräfin Lamotte als von der Königin geschrieben zustellte, niemals näher zu prüfen? Er wie die Juweliere kannten die Handschrift der Königin und ließen sich dennoch in einer so wichtigen Angelegenheit so ganz wie Schulknaben hinter das Licht führen. Die Vergangenheit der Lamotte war ebenso wenig mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt — und dennoch hätte ein Prinz von Geblüt, wie der Cardinal es war, ohne jeden halbwegs Grund, an den innigen Verkehr dieser Abenteurerin mit Marie Antoinette glauben sollen? Dies Räthsel ist nicht gelöst. Zwar erzählt Marie Antoinette: „Die Frau von Lamotte habe ich niemals gesehen; wie es scheint, ist sie eine Intriguantin der niedrigsten Art, welche eine gewisse Tournure nebst einem cavaliermäßigen Aussehen besitzt; man sagt, sie sei zwei- oder dreimal auf den Treppen, welche zum Prinzenhof führen, gesehen worden; das war augenscheinlich ein guterdachtes Spiel, um diejenigen, welche sie prellen wollte, zu täuschen und glauben zu machen, sie werde in meinen Gemächern empfangen." Allein dies „guterdachte Spiel" konnte wol Leute täuschen, die mit dem Hofe in keiner nähern Verbindung standen, aber doch nicht einen Prinzen und Cardinal. Marie Antoinette wollte die Sache in despotischer Weise zu Ende bringen, die Gerichtsverhandlung war ihr widerwärtig: „Ich wünschte von Anfang an, daß der König selbst das unverschämte Betragen des Cardinals durch Entziehung von seinem Amte und mit Verbannung bestrafte" — ein Mittel, das ihr sicherlich in dieser Angelegenheit seinen besseren Freund verschafft. In Zorn und Schmerz bricht sie bei der Verkündigung des Urtheilsspruches aus: „Das ist eine schmähliche Beleidigung und ich bin in Ihrem Herzen der Verzweiflung gebadet. Wie, ein Mensch, welcher die Kühnheit haben sollte, sich zu dieser dummen und infamen Gartenscene herzugeben, welcher geglaubt hat, er habe ein Rendezvous mit der Königin von Frankreich . . ein solcher Mensch sollte nicht, solange es noch einen Thron gibt, ein Majestätsverbrecher sein, das wäre nur ein Mensch, der sich geirrt hat? — Verklage mich, liebe Schwester! Ich, die ich gesucht habe, so viel Gutes zu thun, die ich mich nur erinnert habe, daß ich Maria Theresia's Tochter sei — ich verdiente nicht diese Schmach, einem meineidigen Dritter, einem schamlosen Intriguanten gegenüber gestellt zu werden." Daß die Königin bei der Halsbandgeschichte nicht betheiligt war, das bedarf jetzt keines Beweises mehr, aber der Schwerpunkt des Ereignisses ist nicht in der wirklichen Betheiligung der Königin zu suchen: darin liegt es, daß ganz Frankreich an die Möglichkeit derselben glaubte.

Die Briefe gestatten indeß einen lehrreichen Einblick in den Charakter Marie Antoinettens. Die guten und schönen Eigenschaften ihres Herzens überwogen die schlechten; der geheime Zug nach dem Bösen, der in uns allen liegt, offenbarte sich bei ihr nur in einem stark hervortretenden Hochmuth und in jenem glücklichen Leichtsinn in Wort und That, der nun einmal der Majestät einer Königin vor der Revolution nicht geziemte. Sie war weder grausam noch rachsüchtig, eine zärtliche Mutter, eine treue Freundin, nie vergaß sie ihre stillen, friedlichen Jugendtage in Schönbrunn und in der wiener Hofburg. „Ich sehe mich noch immer bei der Mutter oder auf ihren Knien in dem großen Saale der Burg, wo Joseph und seine Ruhe ließ." Mit großer Verehrung hing sie an dieser Mutter, ihren Bruder Joseph schätzte sie vielleicht über Gebühr. Möglich ja wahrscheinlich, daß sie ihren Gatten, den kalten, verschlossenen, wenig redenden Ludwig XVI. nicht liebte, daß ihre Phantasie sich ein und ein anderes mal mit dem Bilde anderer Männer beschäftigte; auf dem Schauplatz der wirklichen Welt zeigte sie sich als getreue, hingebende, gehorsame Gattin. Ihren Freunden bewahrte sie ein gutes Gedächtniß; ein Beweis ist Gluck. Sie hat nicht den geringsten Theil zu den großen Erfolgen seiner Opern in Paris beigetragen.

Mit der Revolution brachen die Unglückstage der Königin an; nie haben sich zwei Menschen in einer Stellung befunden, der sie weniger gewachsen waren als Ludwig XVI. und Marie Antoinette inmitten jener gewaltigen Bewegung. Weder wollten sie sich von ihr tragen lassen, noch hatten sie ein Mittel, ihr zu widerstehen. In echt habsburgischem Sinne war die Königin jeder Neuerung abgeneigt, ihr Haß gegen die Häupter der Bewegung hatte etwas von dem Fanatismus der Glaubenskriege. Schon den Krieg für die Republikaner Amerikas hatte sie gemißbilligt. „Ich denke wie Du", schreibt sie ihrem Bruder Joseph, „daß es nämlich meine Sache ist, Royalistin zu sein." Die Notabelnversammlung (1787) erschien ihr gefährlich. „Wir ahnt nichts Gutes davon; das regt nur die Gemüther auf und kann viel zu weit führen." Der Nationalversammlung standen beide, König wie Königin, rathlos, planlos, waffenlos gegenüber. Es kommen die Klagen über die „schrecklichen Ereignisse" des Bastillesturms, der Octobertage — Klagen, die sich in jedem Briefe wiederholen, die auch unser Mitleid erwecken, denen man aber doch entgegenhalten muß, daß von seiten des Hofs nichts geschah, diese Ereignisse abzuwenden, die Massen zu befriedigen. Wie Karl I. Stuart, so handelte Ludwig XVI.: er gab Versprechungen, er brach nur die Verfassung mit dem festen Willen, sie nicht zu halten. Unklarheit und Unentschlossenheit herrschten in den Tuilerien: sie, Marie Antoinette, hätte sich die Rechte des Thrones nicht so leicht rauben lassen, ruft sie öfters aus, allein ein Mittel, sie zu bewahren, weiß sie nicht anzugeben. Selbst mit Mirabeau unterhandelte man nur widerwillig, mit halbem Herzen.

Beate (bei Seite).

Sie liebt!

Tony.

Mein Himmel, wenn ein ſo edles Weſen, wie Sie, ſich vor der Ehe ſo bedenkt, dann fürcht' ich mich faſt ſelbſt, hineinzutreten.

Eveline.

O glücklich, wer lieben und was er liebt, beſitzen darf!

Tony.

Wurde Ihnen dieſes Glück nicht zu Theil?

Beate.

Tony, — Wie darfſt Du eine ſolche Saite berühren?

Eveline.

O laſſen Sie ſie, liebe Freundin: ich hoffe, daß ich auch Sie ſo nennen darf. Ein weibliches Herz verräth ſich nur dann nicht, wenn es glücklich iſt.

Tony.

Sind Sie es nicht?

Beate.

Tony!

Eveline.

Laſſen Sie ihr dieſe Theilnahme! Wo ſie leiden ſehen, haben gute Seelen das Recht, zu fragen.

Tony.

Sie bekümmern uns.

Doch muß der Zauber dieses Mannes außerordentlich gewesen sein. Durch die Vermittelung der Grafen Mercy und Lamarck hatte Maria Antoinette eine Unterredung mit ihm. „Ich habe in den letzten Tagen das Ungeheuer gesehen, mit einer außerordentlichen Aufregung, die aber seine Sprache sehr schnell aufzunehmen wußte. Der König war bei mir und ist mit Mirabeau, der ihm von der besten Gesinnung und sehr ergeben zu sein schien, sehr zufrieden; man hält alles für gerettet." „Dieser Mann ist ein Vulkan, der ein ganzes Reich entzünden konnte; rechne da alles einer auf ihn, daß er den Brand lösche, welcher uns verzehrt!" Mirabeau konnte sich, wie groß auch sein Ehrgeiz und seine Abneigung gegen Lafayette sein mochte, doch nicht rückhaltlos einem Hofe anschließen, der ihm nicht traute und ihn geopfert haben würde, sobald die Wogen der Bewegung sich geebnet, ganz abgesehen von dieser Bewegung selbst, der ein einzelner nicht mehr Stillstehen gebieten konnte. Nach seinem Tode verdrängte ein Plan den andern im Cabinet des Königs; keiner kam zur Ausführung als der unglückliche der Flucht, er scheiterte vollends an kleinen Zufällen und an der großen Thatlosigkeit und Schwäche des Königs. Die Flucht, die Gefangennahme, die Zurückführung der königlichen Familie nach Paris raubten ihr alles Ansehen; man kann authentisch nachweisen, daß der Gedanke, eine französische Republik aufzurichten, erst in jenen Tagen in den Köpfen der leitenden Männer entsprang.

Die Briefe der Königin sind für die Frau, die Tochter und die Mutter ein ehrenvolles Denkmal; niemand wird sie ohne Theilnahme durchblättern und ohne Rührung aus den Händen legen.

A. Stifft.

Zu den eigenthümlichsten Schriftstellern Oesterreichs im Gebiete des Feuilletons und der Novelle gehört A. Stifft — ein Name, der bisher in Norddeutschland noch wenig genannt wurde. Mit Unrecht, denn A. Stifft ist ein gedankenreicher Schriftsteller, der viel gesehen, gelesen und, wie z. B. seine Briefe aus Kopenhagen und Amsterdam beweisen, den Dingen eine ganz eigene Seite abzugewinnen weiß; niemand wird es für leicht halten, über so vielbesprochene Gegenstände wie Thorwaldsen's Museum und Rembrandt's Bilder anziehend, originell und kunstig zugleich zu reden. Wir möchten unsern Lesern A. Stifft's neuesten Roman „Im Sturm des Lebens" (zwei Bände, Wien, Schönerwerk, 1865) zur Lektüre empfehlen. Die Fabel der Erzählung freilich ist nicht eben künstlerisch geordnet, ein gewisser traumhafter Zug macht sich in der Composition wie in mancher Charakteristik der auftretenden Gestalten geltend, ein Element, das sich mit einer Mischung aus Jean Paul und dem Nachtwandlerischen in Heinrich von Kleist vergleichen ließe. Dafür aber wird der sinnende Leser — und nur solche verträgt das Buch — durch eine Fülle einzelner Schönheiten entschädigt. Die Gespräche, der Stoff seine Helden führen läßt, sind in Wahrheit bedeutsam, anregend, immer suchen sie in den Kern der Dinge zu dringen und halten sich frei von jener Unnatur und übertriebenen Düftelei, an der denn doch mehr als Ein Gespräch in Freytag's „Verlorener Handschrift" leidet. Stifft's Darstellung ist warm belebt, seine Schilderungen von Land und Meer, oft glühender Färbung. Wie alle Coloristen, in der Dichtkunst wie in der Malerei, vernachlässigt er zu sehr die Linie, die Zeichnung und die Composition. Weit reicher, harmonischer, glauben wir, würde sich sein Talent entfalten, wenn er sich in kleineren Erzählungen, etwa in der Weise von Stifter's „Sonnenwendhaus", versuchte. In diesem beschränkteren Rahmen bekundet er eine größere Gewalt über seinen Stoff und überhaupt die Anordnung desselben besser. Seiner raschen Phantasie fehlt noch zu sehr das Gegengewicht des rechnenden Verstandes, und es ist ja doch nur eine Phrase, wenn es heißt, man könne Kunstwerke mit Phantasie und Leidenschaft allein, ohne den Verstand, schaffen, während doch gerade der Verstand das in eine Schöpfung hineinbringt, was sie zum Kunstwerk erhebt: den Stil und das Maß.

Literarische Uebersicht.

Eine Reihe von Büchern verlangt bei dem Schluß unseres Blattes wenigstens eine summarische Anzeige, vielleicht findet der Leser das eine oder andere für seine besondern Zwecke, des Studiums oder Genusses, geeignet.

Gustav von Kessel hat das „Tagebuch Dietrich Sigismund's von Buch" (zwei Bände, Jena u. Leipzig, Costenoble, 1865), einen sehr werthvollen Beitrag zur Geschichte des Großen Kurfürsten von Brandenburg, in einer deutschen Uebertragung — Sigismund von Buch hat sein Tagebuch in einem barbarischen Französisch geführt — herausgegeben. Buch war in den Jahren 1674 — 83 der Reisemarschall des Kurfürsten. Seine Schilderungen sind ein wenig weitschweifig und verworren, aber in ihrem Kern wahr, treu und außerordentlich lehrreich. Zur die Kenntniß der politischen Ereignisse der Zeit trägt das Tagebuch eben nicht Wesentliches und Neues bei, um so bedeutsamer dagegen ist es für uns in Hinsicht auf die Zustände des Landes, die Sitten und Gewohnheiten des Adels, der Hofgesellschaft, der Armee. Für den Litterarhistoriker bietet es eine Fülle von Thatsachen, die nur einer geschickten Feder, zur allgemeinen Verbreitung, zu warten scheinen. Wahrscheinlich wird Frau Luise Mühlbach eine dieser Schatzgräberinnen sein; und liegt die erste Abtheilung eines neuen großen Romanwerks der begabten Schriftstellerin vor: „Der große Kurfürst und seine Zeit", die ersten drei Bände führen den besondern Titel: „Der junge Kurfürst" (Jena u. Leipzig, Costenoble). Alle Mängel und alle Vorzüge der Schriftstellerin zeigen sich auch hier: ein Werk, dem jede Composition fehlt, das mit den

Jahren in gerader Linie verrückt, immer neue Scenen und Gestalten vorführt, daneben eine rasche, lebendige, anziehende Darstellung, die auf die Menge der Leser ihre Wirkung niemals verfehlen wird. Eins haben wir der Verfasserin abzubitten, wir haben sie oft über historischen Schnitzer, absichtliche und absichtslose, geärgert und müssen jetzt nach der Lektüre von Brachvogel's Roman über Beaumarchais gestehen, daß Frau Luise Mühlbach mit einer anerkennenswerthen Gründlichkeit verfährt, daß sie nichts von schreienden Irrthümern, von einer grausamen Verwirrung der Thatsachen, also bei ihr gewiß historische Richtigkeit. Dieser „lange Kurier" kann wirklich zur Unterhaltung und Belehrung empfohlen werden.

„Eine Welt voll" Erzählung von Mathilde Anders (Leipzig, J. J. Weber, 1865), ist eine grundsolid erfundene und gedacht durchgeführte Geschichte aus der Kaufmannswelt unserer Hansestädte. Unter den deutschen Schriftstellerinnen zeichnet sich Mathilde Anders durch den Ernst ihres Denkens, ihrer Bestrebungen und Gleichmaß von Oberflächlichkeiten wie Phantasie entfernt sucht sie in den Kern der Dinge und der wahren Verhältnisse zu dringen.

J. F. Glöckler bietet uns „Schwäbische Frauen" (Stuttgart, Koch, 1865), hübsch gezeichnete Lebensbilder aus den drei letzten Jahrhunderten; eine derselben, „Helene Schubart", wird zuerst in unsern „Unterhaltungen" veröffentlicht.

„Hans Sachs", eine Familiengeschichte, nacherzählt von Th. August Wildenhahn (Leipzig, Gebhardt u. Reisland, 1865), versetzt uns mitten in das geschäftige Kunst- und Handwerkleben Nürnbergs, ganz vortrefflich ist dem Verfasser der Ton, die Färbung jener Zeit gelungen. Das Buch wird allen Freunden unserer ältern Literatur willkommen sein.

Robert Geisler erzählt uns drei „Geschichten" (Celle, Verlag der Schulzischen Buchhandlung, 1865): „Aus schwerer Stunde", „Im Hinterhause", „Der Gutsherr". Die Darstellung ist nicht ungefällig, einzelne psychologische Bemerkungen zeugen von dem Scharfsinn und der Beobachtung des Verfassers, dagegen haben die Erfindungen ein gar zu alltägliches Aussehen.

„Mußestunden" Aufzeichnungen für edle Herzen, herausgegeben von R. Präßler Manfred (Stuttgart, Koch, 1865), ein niedliches, liebenswürdiges Büchlein, in dem jeder eine ihn anziehende oder rührende Seite finden wird.

Zum Abschied, an unsere Leser.

Mit dieser Nummer beschließen wir den zweiten und letzten Jahrgang der „Unterhaltungen am häuslichen Herd". Die Verlagshandlung und der Herausgeber haben sich entschlossen, trotz Vollständigkeit mit dem Ende des Jahres 1865 vorläufig nicht weiter erscheinen zu lassen. Mannichfache Gründe bestimmen sie dazu. Bei dem außerordentlichen Aufschwung, den die illustrirten Zeitschriften in den letzten Jahren genommen, fällt es einem bescheidenen Blatt, ohne Bilder täglich schwerer, die Gunst des Publikums zu gewinnen und zu erhalten. Nicht mehr Lesen, die Menge will nur sehen und eine Augenweide haben, eine Zeitschrift, die doch ihrem Wesen nach für den Familientisch und nicht für die Gesellschaftsrepublik und die Kaffeehäuser bestimmt war. Kann schon äußerlich zu sehr im Schatten gegen die prächtigen Ausstattungen, welche die „Gartenlaube" oder „Daheim" ihren Abonnenten zur Freude der Großen wie der Kleinen bieten. Darüber klagen, würde die Thatsache nicht ändern, wir erkennen sie an.

Herzlichen Dank und Gruß sagen wir jetzt zum Abschied allen Freunden unserer Blätter, denen, die uns mit ihrer Arbeit so willfährig und beständig unterstützt, wie denen, deren Theilnahme und Treue uns bisher begleitet hat. Nicht alle, doch ein guter Theil derer, die sich uns zuerst angeschlossen, hat bei uns ausgehalten. Möge ihnen die Erinnerung an unsere Blätter darum immer eine freundliche sein. Dem Gatten, den der erste Begründer und Herausgeber dieser Zeitschrift, Karl Gutzkow, ihr eingehaucht, ist sie bis zu ihrem Ausgang treu geblieben. Auch sie kann in ihrem Ganzen als eine Chronik und ein Spiegel der Zeit betrachtet werden. Nicht fällt es uns ein, zu behaupten, daß wir nie in Irrthümer und Fehler gefallen, wer aber unbefangen überblickt, was der Kreis von Schriftstellern, der sich um unsern „häuslichen Herd" geschart hatte, in diesen zwölf Jahren geleistet, wird uns nicht ganz seine Anerkennung versagen; er wird bemerken, daß, auch wo wir fehlten, unsere Absicht eine gute gewesen, daß es uns ernsthaft zu thun war um das Gute, Wahre und Schöne. Die Literatur, die Wissenschaft ist nicht mehr das ausschließliche Eigenthum einer Kaste, die Musen wenden sich an alle und bemühen sich, eine Sprache zu reden, die jeder versteht, die zum Herzen eines jeden dringt. Diesem Zwecke dienen die Zeitungen, sie sind auf literarischem Gebiete weitaus die erste Macht geworden, sie haben den Einfluß des Kollaborateurs, der sonst einsam in seiner Studirstube las, wie den lebendigen Zauber des Theaters überwunden. Allein diese Macht legt Pflichten auf, höchste und schwerste Pflichten. Die erste wird sein, dem Ideal und nicht einer vorübergehenden Laune, Richtung und Stimmung des Tages zu huldigen, in dem Wirrwarr der Erscheinungen, in dem Wechsel der Ereignisse, in den Kämpfen der Wissenschaften und der politischen Parteien unverrückt die großen Ziele der Menschheit im Auge zu behalten und fort und fort darauf hinzusteuern. Dies wollten wir, dahin ging unser Streben, mögen die, welche unsere Arbeit verfolgen, nicht errathen als wir. Und da wir jetzt gerade an der Jahreswende stehen, rufen wir in jedem Sinne „Vivat sequens!"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

~~Ад 96273~~
Уй 92972

Anonym

oder

die papierne Welt.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

N. 1774. 336

(Als Manuscript gedruckt.)

Agl Univ Bibl
Hesse

Perſonen.

Herzog von Rutland, Generaliſſimus der engliſchen Armee.
Herzog von Gloſter, ſein jüngerer Bruder.
Der Lord Mayor von London.
Kapitain Sinclair, Adjutant des Herzogs von Rutland.
Dodd, Sekretair des Herzogs von Gloſter, ſpäter deſſen Adjutant.
Mottenham, ein reicher Tuchhändler, Alderman und Mitglied des Parlaments.
Miſtreß Mottenham, ſeine Frau.
Fancy, ihr Kind.
Slyke, Geſchäftsagent.
Mirpickel, Direktor des Theaters Drurylane.
Flunders, ein Autographenhändler.
Marianne Higgins, berühmte Schauſpielerin.
Juliet Higgins, ihre Schweſter.
Kammerdiener des Herzogs von Rutland.
Ralph, Bedienter bei Mottenham.
Walter, Diener bei den Geſchwiſtern Higgins.
Eine Kammerjungfer.
Offiziere, Huiſſiers, Lakaien, Bediente.
Gäſte. Volk.

Die Handlung ſpielt in London.

Erſter Aufzug.

Geſellſchaft beim Herzog von Rutland.

Die Bühne ſtellt einen elegant eingerichteten Salon dar, deſſen Vorgemach hinten theilweiſe zu ſehen iſt. Im Hintergrunde Abgang. Rechts und links vom Schauſpieler gleichfalls Thüren und Fenſter. Vorn rechts vom Schauſpieler ſteht ein Spieltiſch mit einem Schachbrett. Links Tiſch mit Schreibzeug. Daneben ein Sopha mit engliſchem Wappen. Elegante Einrichtung. Wachskerzen auf den Tiſchen und im Vorſaal Lüſtres oder Wandbeleuchtung. Teppich, der durch das ganze Stück liegen bleibt.

Erſter Auftritt.

Vorn am Spieltiſch ſitzen Herzog von Rutland und Herzog von Gloſter, jener in Uniform, dieſer in Civil mit Stern, und ſpielen Schach. Im Hintergrunde erblickt man zuweilen Offiziere im Geſpräch. In einiger Entfernung ſpielen andere Offiziere Whiſt. Lakaien, gepudert, bieten Erfriſchungen an. Die Einen nehmen davon, die Andern weiſen das Dargereichte zurück. Nachdem dieſes Bild eine Weile gedauert hat, tritt Sinclair vom Hintergrunde auf und gibt dem Kammerdiener, mit dem er dabei ſpricht, hinten einen kleinen Streifen Papier. Der Kammerdiener nimmt es, geht dann ab und Sinclair tritt in den Vorgrund.

Sinclair (hält eine Zeitung von kleinem Format in der Hand und lieſt, indem er ſich an die Sophalehne links lehnt).

Rutland ((vom Spiel aufblickend). Sinclair!

Sinclair. Königliche Hoheit!

Rutland. Ich fahre ſpäter zum Könige.

Sinclair. Zu Befehl, königliche Hoheit!

Rutland. Aber erſt wird mein Bruder mich ſchlagen. Er ſpielt vortrefflich Schach.

Gloſter. Der Krieg mit dieſen elfenbeinernen Figuren erfordert wenig Tapferkeit, lieber Bruder.

Rutland. Zu schmeichelhaft! (Fortspielend) Sinclair! (Längere Pause, während der er ins Schachspiel vertieft ist) Was lesen Sie denn da?

Sinclair. Nichts Verbotenes, königliche Hoheit!

Rutland (immer fein und wohlwollend). Sicher eine Zeitung! Und ich habe doch auf's Strengste allen im activen Dienste stehenden Offizieren untersagt, sich mit Politik zu beschäftigen.

Sinclair. Königliche Hoheit, es ist die wöchentliche Dienst- und Beförderungsliste. (Bei Seite) Das einzige Journal, in welchem unsere Militärverwaltung gelobt wird.

Rutland (spielt weiter fort). Ah! das ist etwas Andres! Dies Journal dürfen Sie lesen! Das wird von mir selbst redigirt!

Sinclair (bei Seite). Wenn ich nur ankommen könnte — Es muß heraus — diese entsetzlichen Angriffe — aber ich darf ihn nicht stören, ich muß mich zurückhalten. — O Adjutantenleben! (wirft sich in das Sopha) Diebstahl an der Zeit, die der Schöpfer uns spärlich genug zugemessen hat! (Gähnt.)

Rutland. Sinclair! Ich glaube gar, Sie haben gegähnt?

Sinclair (aufspringend). Ich? Königliche Hoheit?

Rutland (immer dabei spielend und wohlwollend). Bruder, hörtest Du nicht dicht neben uns den Ausbruch einer fürchterlichen Langenweile?

Gloster. Herr Capitain Sinclair säße in diesem Augenblick vielleicht lieber bei der Dame seines Herzens.

Rutland. Thun Sie das, Sinclair! Besuchen Sie mir lieber Ihre Freundinnen, als daß Sie bei der Lektüre von Journalen, die mich loben, einschlafen. (Pause.) Sie murmeln, Sinclair. Murmeln ist auch Politik.

Sinclair (entschlossen). Königliche Hoheit, ich kann nicht mehr länger zurückhalten, ich fühle mich gedrungen, aus tiefster Ueberzeugung Ihnen zu sagen, daß die so eben erschienenen Abendblätter schon wieder auf's Empörendste über Sie geschrieben haben, daß es eine Partei gibt im Staate, welche Sie stürzen will! Ja, Hoheit, die gegenwärtige Lage Englands . . . .

Rutland (steht auf, weist lächelnd auf das kleine Blättchen. Pause) Die Dienst- und Beförderungsliste! Das ist für Sie die gegenwärtige Lage Englands! Lassen Sie uns allein! (Setzt sich wieder.)

Sinclair (bei Seite, zornig). Wenn einmal der Politiker bei mir zum Ausbruch kommt — dann steck' ich die Welt in Brand! (Geht in den Hintergrund zu den Offizieren.)

Gloster. Ein wunderlicher Mensch!

Rutland. Herzensgut! Die treueste Seele, die je in meiner Nähe gelebt hat.

Gloster. Er ist rasch befördert worden.

Rutland. Ich zog ihn aus der Dunkelheit des Regiments

Eveline.

Die Geſchichte meines Herzens iſt kurz. Denken Sie ſich auf einem Stern zwei einſam wohnende Seelen. Vielleicht iſt der Stern bewohnt von Millionen, die eine Seele, ein armes ſchwaches Mädchen, kannte ſie nicht, kannte nur die andere, die wie aus fernen Welten gekommen ſchien. Wer ſie beide ſah, hätte glauben müſſen, daß ſie nur für einander gelebt hätten. Sie ſchmiegte ſich im Geiſte an ihn feſt, ſie baute ihre Hoffnungen dahin, wohin der Strahl ſeines Auges fiel, ſie wachte und träumte nur für ihn. Wollen Sie dieſes Gefühl Liebe nennen, ſie liebte, ohne ihre Liebe durch irdiſche Worte zu entweihen, ohne ſich zu verrathen an die Millionen, die mit ihr zugleich den Stern bewohnten. Doch war's ein Traum wie aus der Mährchenwelt. Das arme irdiſche Weib hatte keinen Sohn dieſes Sternes geliebt. Jenſeitig wie ſeine Seele, die lieben würde, ohne die Liebe zu nennen, war auch ſeine Heimath. Er hatte ſie wie ein Engel durch die Nacht geführt, hatte harmlos ihre Hand ergriffen, die ihre bebte, die ſeine war ruhig. Er kannte nichts von den Leidenſchaften, die er weckte, ohne ſie ſelbſt zu fühlen. Eines Tages ſprach er: Ich führte Dich durch Nacht und über Meere, Du biſt geborgen: ich kehre nun zu meinem Stern zurück. Er lächelte und verſchwand für mich auf ewig.

Leon (nach einer Pauſe).

Sie liebten den Verlobten einer Andern?

in der Provinz hervor, das Dir jetzt gehört. Ich habe nie einen willigeren Adjutanten gehabt.

Gloſter (immer ins Spiel ſehend. Pauſe). Das Publikum nimmt doch an den Angelegenheiten der ſchönen Miß Marianne Higgins den lebhafteſten Antheil.

Rutland. Ja wohl! Man pfiff ſie aus, weil eine gewiſſe Perſon anfing, unpopulär zu werden. Die gewiſſe Perſon bin ich.

Gloſter. Ich bitte Dich, Bruder! Das Vertrauen des Volks zu Dir iſt unerſchütterlich. Es iſt wahr! Deine Wahl hat anfangs überraſcht, ſie entſpricht aber den demokratiſchen Grundſätzen, die Du als Anhänger der Whigs nie verläugnet haſt.

Rutland. Der Zufall ließ mich, als ich zwölf Jahre Wittwer war, ein junges Talent auf der Bühne entdecken; ich beſchützte es, nahm mich ſeiner Entwickelung an, ſie iſt faſt meine Pflegetochter, und vor einiger Zeit noch war ich entſchloſſen, ſie zur Herzogin von Rutland zu erheben . . . .

Gloſter. Vor einiger Zeit noch? Beſtätigt ſich alſo in der That die Vermuthung, daß ſich dieſe Verbindung aufzulöſen droht? . . . (Pauſe.)

Rutland. Das nicht! Das nicht! Ah . . . . iſt die Reihe an mir?

Gloſter. Du biſt zerſtreut . . . . nimm Dir doch den Thurm fort!

Rutland (ſteht mit dem Ausdruck unangenehmer Erregung auf). Wir wollen das Spiel ein ander Mal fortſetzen. (Klingelt.)

Lakaien (kommen und tragen das Spiel ſorgfältig nach rechts zum Herzog hinein ſo fort, wie es gelaſſen iſt, und legen dabei die abgeſpielten Figuren in Mahagonykäſtchen).

Rutland. Daß nichts daran verändert wird! Ein Andermal, lieber Bruder, ſetzen wir es fort! Ich will mich in meine Gemächer zurückziehen. Guten Abend, lieber Gloſter! Oder ſehen wir uns noch beim König? Gute Nacht, meine Herren!

Offiziere (die vorn befindlich waren, ſind mit aufgeſtanden, empfehlen ſich militairiſch und gehen ab in den Hintergrund, wo ſie in dem Vorſaal langſam verſchwinden).

Gloſter (will gehen). Auf Wiederſehen! Vielleicht bei Sr. Majeſtät! Ah — (kehrt zurück). Noch ein Wort! Ich habe eine Bitte an Dich, lieber Rutland.

Rutland. Mit innigſtem Vergnügen! In welcher Eigenſchaft kann ich Dir gefällig ſein?

Gloſter. Als Generaliſſimus und unumſchränkter Herr unſerer Armee! Ich erinnere Dich an meine erſten Sporen, die ich mir als Gouverneur von Gibraltar verdiente . . .

Rutland. Als ſich Deine Garniſon gegen Dich empörte? Du ſtandeſt damals vor meinen Augen — ſchuldlos da; aber die

Truppen hatten Mangel gelitten nicht durch Dich, sondern durch Deine Untergebene. Ich konnte als Oberbefehlshaber der Armee nicht anders, als Deine Sache von derjenigen Deiner falschen Freunde trennen und mußte Dir rathen, statt eine Untersuchung abzuwarten, auszutreten. Und ich denke, Deine jetzige Lage als freier Prinz von England, der seinem eigenen Gefallen leben kann, ist glücklicher, als der einsame Festungsdienst in unsern meerumspühlten spanischen Dardanellen. Jetzt kommandirst Du, wenn Du willst, Dein irländisches Regiment.

Gloster. Ich bin fern von allem Ehrgeiz. Doch haben damals Manche, die die öffentliche Meinung blind verurtheilte, Ansprüche auf meine Dankbarkeit. Ich gab ihnen Pensionen. Doch da ich Ursache habe mich einzuschränken, möcht' ich den Einen oder den Andern wieder in meine Nähe ziehen.

Rutland. Sei damit vorsichtig, Bruder! Die öffentliche Meinung hatte sich zu energisch gegen Deine damaligen Umgebungen ausgesprochen.

Gloster. Bah! Diese öffentliche Meinung! Dieses Zusammenstecken der Köpfe. Wer gibt darauf etwas?

Rutland. Theurer Bruder! Spotte nicht über diese dämonische Macht! Fang' ich jetzt selber nicht an, ihren Einfluß zu empfinden? Das Vertrauen der Nation hat bisher alle meine Schritte begleitet. Ich habe unserem Vaterlande eine neue Kriegsverfassung gegeben. Unsere Armee hat keine Vergleichung mit den Truppen des Continentes mehr zu scheuen. Und welches ist seit geraumer Zeit mein Dank? Eine geheime Macht fängt an, dieses Vertrauen zu untergraben. Man wirft mir Mißbräuche vor, ohne sie zu nennen. Täglich fühl' ich Niederlagen, ohne daß ich meine Feinde sehe, ich empfind' es in der Luft, im Wind, in meiner eignen Brust, (mit Rührung) die öffentliche Meinung hat den alten Herzog von Rutland nicht mehr lieb. Guter Bruder, das ist etwas Dämonisches, etwas Räthselhaftes, aber spotten läßt sich darüber nicht!

Sinclair (kommt und sagt dem Herzog von Gloster leise). Ew. Hoheit Privatsekretär.

Gloster. Er soll näher kommen!

Sinclair (nach hinten, winkt).

Rutland. Und nun Dein Anliegen. — Was ist es? —

Gloster. Ich werde mich wieder mit meinem Regimente, das ich in Irland erhielt, beschäftigen und hätte gern meinen früheren Privatsekretär, einen ausgezeichneten Kopf, zu meinem Adjutanten gewählt und bitte Dich, ihm das Patent eines Capitains, vorläufig nur vom zweiten Grade, zu geben.

Rutland. Thu' das ungern, sehr ungern! Die Büreau-

Ernennungen, dieſe Patent-Offiziere ſind eine Kränkung für das Verdienſt, das vor dem Feinde ſtand.

Gloſter. Du würdeſt mich durch eine abſchlägige Antwort um ſo mehr in Verlegenheit ſetzen, als ich eben im Begriff war, Dir meinen neuen Adjutanten vorzuſtellen.

Rutland. Wer iſt es? Er trete näher!

Zweiter Auftritt.

Dodd (in Civil, mit Claque und in Schuh und Strümpfen). Die Vorigen.

Sinclair. Hier mein Veſter!

Dodd (verbeugt ſich und bleibt in angemeſſener Entfernung im Hintergrunde).

Gloſter. Sir William Dodd, ein vortrefflicher Arbeiter.

Rutland. Wie? Dodd? William Dodd? (Mit gedämpfter Stimme). Dein Privatſecretär von Gibraltar?

Gloſter (mit gedämpfter Stimme). Derſelbe! Ich komme ſo ſelten, Dir eine Bitte vorzulegen! Gib ihm ein Patent als Offizier.

Rutland (bei Seite). Er war es, Gloſter, der Deinen Namen mit Zweideutigkeit bedeckte!

Gloſter (bei Seite). Demüthige mich nicht vor Jemanden, den ich zu meinem Adjutanten machen möchte . . . . . gib ihm das Patent!

Sinclair (bei Seite, vorn links). Es ſcheint hier Etwas Anſtände zu haben.

Rutland (laut zu Dodd). Mein Herr! Sie wollen in die ruhmwürdige Armee Großbrittaniens eintreten! Das Wort des Herzogs von Gloſter bürgt mir für den Werth ſeiner Empfehlung! Holen Sie ſich morgen aus meinem Büreau ein — Leutenantspatent! (Ab nach rechts in ſein Zimmer.)

Dodd (verbeugt ſich.)

Sinclair. Gratulire, Herr Leutenant! Sie können noch gute Carriere machen (folgt Rutland).

Gloſter (ſtampft mit den Füßen). Verdammt!

Dodd (nähert ſich und ſieht Gloſter groß an). Leutenant?

Gloſter. Verweilen wir uns nicht! Kommen Sie in meinen Wagen! Folgen Sie! (Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Der Kammerdiener des Herzogs. Flunders (in schwarzer, einfacher Kleidung. Unterm Arm trägt er ein kostbares, großes Album in goldgepreßtem rothem Maroquin). Sie treten beide aus der Thür von links vom Schauspieler auf.

Kammerdiener (mit dem kleinen Papierstreifen, den ihm Sinclair gab, in der Hand). Die Gesellschaft hat sich früh entfernt und heute hoff' ich wird es möglich sein, daß Sie den Herzog sprechen. Warum sagen Sie denn nur nicht dem Adjutanten, was Sie eigentlich mitzutheilen haben?

Flunders. Geheimnisse.

Kammerdiener. Kurioser Mensch das! Ich will sehen, was sich machen läßt, aber vor einer Stunde ist keine Möglichkeit da, den Herzog zu sprechen.

Flunders. Ich warte.

Kammerdiener. Kommen Sie drüben in den grünen Vorsaal! Dort rechts verweilen schon Andre, die Audienz zu haben wünschen. (Sieht auf einen Zettel und liest mit brummender Stimme und unverständlich). — um acht — um halb neun —

Flunders. Haben Sie das geschrieben?

Kammerdiener. Nein! der Adjutant, Herr Capitain von Sinclair.

Flunders. Brauchen Sie das Papier?

Kammerdiener. Kann es Ihnen zu Was dienen?

Flunders. O, wenn Sie's missen können —

Kammerdiener. Nein, mein guter Freund, das kann ich nicht missen. Es gehört zu meinem Dienst.

Flunders. Schade! Ich sammle solche Papierchen.

Kammerdiener. Sie sind doch — kein — Lumpensammler?

Flunders. Etwas dergleichen . . . : Autographensammler!

Kammerdiener. Auto — versteh' ich nicht.

Flunders. Glaub' es wohl — also soll ich warten?

Kammerdiener. Folgen Sie mir nur! (bei Seite) Kurioser Heiliger! (Ab in den Hintergrund.)

Flunders (folgt und sieht sich dabei auf dem Boden nach kleinen Schnitzelchen Papier um; kleine Stückchen, die er da und dort findet, steckt er rasch ein).

Kammerdiener. Wo bleiben Sie denn?

Flunders. Komme schon.

(Beide durch die hintere Oeffnung nach rechts vom Schauspieler sich wendend ab.)

Vierter Auftritt.

Sinclair (kommt zurück).

Sinclair. Nein, das geht so länger nicht! Den Edelsten der Menschen sorglos über einen Vulkan hinwandeln sehen .... Verbot oder Nicht-Verbot ..... ich fange den Krieg auf eigne Verantwortung an. (Sich umsehend) Ah, es ist still geworden — nun sitz' ich wieder hier und spiele (kreuzt die Arme und setzt sich gähnend) Adjutant! .... Könnt ich nur in die Clubbs gehen. — Reden wollt' ich halten, wie Demosthenes. (Sieht sich um) Keine Zeitungen lesen? Da käm' mir Einer schön an! Meine halbe Gage hab' ich verabonnirt. (Zieht eine zusammengefaltete Zeitung hervor, die er gewaltig groß ausbreitet.) Da auf den ersten Blick! (liest): „Der Zustand unserer Armee beschäftigt die Aufmerksamkeit jedes redlichen Patrioten. Zu den vielen Gerüchten, welche seit einigen Wochen die öffentliche Meinung beunruhigen, hat sich wiederum das auffallende gesellt, daß die neue Uniformirung der Armee, die so dringend nothwendig geschienen, wieder in Vergessenheit gerathen wäre." S' ist ja nicht wahr, Du „Sagt man" Du! Sie ist nicht in Vergessenheit gerathen! Im besten Gange ist sie! ... Warum darf ich nun keine Entgegnung einschicken! Keine Berichtigung oder dergleichen .... Hier kommen die Theaterartikel! Da darf nur Einer schreiben, Herr X. konnte seine Rolle nicht; gleich ist ein Eingesandt da! (liest): „Marianne Higgins wird uns vor ihrem Rücktritt von der Bühne noch einmal in der Rolle der Desdemona entzücken, zu welcher die glänzendsten Vorbereitungen getroffen werden. Seitdem ein gewisses Verhältniß abgebrochen scheint, hat die Hingebung des Publikums an seinen früheren Liebling sich im verdoppelten Maaße wieder eingestellt und man hofft, daß die große Künstlerin der Bühne erhalten bleibt." So? Man hofft das nicht, durchaus nicht! (Steht auf.) Wenn der Herzog abdanken muß, komm' ich wieder in die Provinz, hundert Meilen von London, in ein kleines Nest von einer Stadt, wo die Leute um neun Uhr zu Bette gehen und die Nachtwächter die Welt regieren. Nein, ich muß in London bleiben! Das ist die Aufgabe, die ich mir gestellt habe. (Am Fenster.) Nur sieben Querstraßen und man wäre bei Mariannen, verständigte sich und Jüliet säße dabei, die himmlische Jüliet, die ich liebe und nicht lieben darf, warum? Auch aus Ursachen, auch aus räthselhaften Rücksichten! O die Leiden eines gefühlvollen Adjutanten kennt die Welt noch nicht! Wo ist der Dichter, der noch einst die Romantik der Dienst-Etikette schildern wird!

Fünfter Auftritt.

Kammerdiener. Sinclair Später Ralph.

Kammerdiener. Herr Capitain! Ein Burſche in Livree iſt draußen und bittet, vorgelaſſen zu werden. Er kommt von einer Perſon, die er nicht nennen will.

Sinclair. Nicht nennen will? Richtig!

Kammerdiener. Darf er eintreten?

Sinclair. Eintreten!

Kammerdiener (ab).

Sinclair. Politiſche Laufbahn nimm deinen Anfang! Um acht Uhr ſollte ſich etwas begeben. Es iſt acht Uhr. Um acht Uhr hab' ich Antwort auf einen gewiſſen Vorſchlag verlangt. (Es ſchlägt draußen eine Stutzuhr acht Uhr.) Feierlicher Anfang großer Begebenheiten.

Ralph (als Jokey, in Livree tritt ein und ſieht ſich neugierig um).

Sinclair. Mein erſter politiſcher Akt .... Eine Unterredung mit einem Jokey. Treten Sie gefälligſt näher. (Bei Seite) Ich werde mich einer durchaus demokratiſchen Herablaſſung befleißigen.

Ralph. Herr General!

Sinclair (bei Seite). General? Ich nenn' ihn Stallmeiſter!

Ralph. Ich komme (bei Seite) — Mein Himmel, das iſt ja mein .... mein früherer Fähnrich —

Sinclair (bei Seite). Er kommt mir ſo bekannt vor. (Laut) Sie kommen —

Ralph. Von einer gewiſſen Perſon: Und die gewiſſe Perſon ſchickt an den Herrn General dies Billet.

Sinclair (nimmt es). „An die Adjutantur Sr. Hoheit des Herzogs von Rutland." Adjutantur! Das bin ich! Ich bin eine Behörde!

Ralph (bei Seite). Alle Wetter, er iſt's; aber er kennt mich nicht mehr.

Sinclair (bei Seite). Ich muß dieſen Diplomaten ſchon einmal geſehen haben. (Oeffnet und lieſt halblaut) „Miſter Barnabas Mottenham, Alderman und Parlamentsglied für Lincolnſhire macht ſich ein Vergnügen daraus, dem Herrn Capitain von Sinclair in der bewußten Angelegenheit zu dienen und wird nach acht Uhr die Ehre haben, ihm im Hotel einer gewiſſen hohen Perſon ſeine Aufwartung zu machen."

Ralph. In zehn Minuten werden der Herr Alderman ſelbſt vorfahren.

Sinclair. Danke, mein Freund! Daß man mir den Brief

nur persönlich einhändigte, verdient eine Anerkennung! (Gibt ihm ein Trinkgeld.) Sie sind bei ihrer Herrschaft —

Ralph. Kammerdiener, Herr von Sinclair!

Sinclair. Wo bring' ich nur Ihre Physiognomie hin, mein Verehrter!

Ralph (bei Seite). Er ist höflicher geworden! (Laut) Drei Monate Reitknecht gewesen beim Fähnrich Sinclair. Fünf Jahre her!

Sinclair. Wie? Was? .... Er ist der Schlingel, den ich einmal aus dem Dienste jagte?

Ralph. Ganz Recht, der Irländer Ralph!

Sinclair. Ich dachte längst, mein Werther, er hienge irgendwo an einem soliden großbritannischen Galgen.

Ralph. Galgen, Herr Capitain?

Sinclair. Ein Paar Uniformen, die er mir gestohlen hat, wird er wahrscheinlich mit Vortheil in Umlauf gesetzt haben.

Ralph. O, Sir! Niemals würden diese Uniformen in meinen Händen geblieben sein, wenn sie nicht mit den ersten Capiteln eines Romans wattirt gewesen wären, der mich zu sehr anzog, zu lebhaft beschäftigte. Herr Capitain, wenn Sie mich vielleicht irgend etwas ausfragen wollen, wir Bediente des Aldermans müssen alle sehr verschwiegen sein.

Sinclair. Ich will ihn nichts ausfragen.

Ralph. Unser Alderman leitet das Tuchgeschäft, aber die Frau Alderman leitet die Politik.

Sinclair. Danke! Danke!

Ralph. Wenn wir Thee serviren, werden die Minister bei uns abgesetzt und eingesetzt. Wir können alle Reden früher auswendig, ehe sie im Parlament gehalten werden.

Sinclair. Schon gut, schon gut!

Ralph. Von dem Geschäft, welches Sie mit unserm Herrn machen, hat die Mistreß noch nichts erfahren und da die Mistreß noch nichts erfahren hat, hat auch Mister Slyke noch nichts erfahren und da Mister Slyke noch nichts erfahren hat, hat auch der Clubb noch nichts erfahren und da der Clubb noch nichts erfahren hat, haben wir Bediente auch noch nichts erfahren und können also auch noch Niemanden etwas davon wieder sagen.

Sinclair. Das hängt sehr natürlich zusammen! Wer ist denn der Mister Slyke?

Ralph. Mister Slyke ist der Hausfreund unsres Hauses. Er hilft alles, er besorgt alles, er ist Chargé d'affaires und Adjutant bei der Lady! Wenn sie klingelt, kommt Mister Slyke, und wenn Mister Slyke klingelt, kommt Mister Mottenham und wenn Mister Mottenham klingelt — (Es klingelt beim Herzog. Er will rasch hinein.) dann komm' ich —

Sinclair (hält ihn zurück). Ist er des Teufels?

Ralph. Ja so? Meine lebhafte dichterische Phantasie! Ich glaubte, mein Alderman klingelte mir! Sie sehen, Herr Capitain, ich bin der prompteste und verschwiegenste aller Bedienten in England! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Herzog von Rutland (mit dem Federhut in der Hand und das große Ordensband um). Sinclair.

Rutland (eintretend). Ei was? Sie hören mich ja nicht — Sinclair.

Sinclair. O! Ich bitte — Königliche Hoheit —

Rutland. Ich will in den St. James Pallast fahren. Was treiben Sie denn?

Sinclair. Ich war — ich war im Lesen vertieft! (Nimmt das große Journal, wie zur Ausrede.)

Rutland. Im Lesen? Im Journallesen?

Sinclair (bei Seite). Wetter, das war eine dumme Ausrede!

Rutland. Wie kommen Sie zu diesem Leintuch von einem Journal?

Sinclair (sich sammelnd). Hoheit, wie ich — warum ich — Hoheit — Es bietet sich in diesem Augenblick ein Mittel dar, einen der einflußreichsten Männer, sowohl im Rathe der Stadt wie im Parlament, in Ihr bedrohtes Interesse zu ziehen.

Rutland. Sinclair, der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten — das ist meine Politik! (Will ab.)

Sinclair (folgt). Aber ich biete Ihnen ein ganz unschuldiges Mittel, diese Reise noch kürzer zu machen.

Lakai (tritt ein und wirft einen Blick auf Sinclair).

Sinclair Der Mann, der Ihre Sache aufs Feurigste unterstützen kann, harrt im Vorzimmer . . . . geruhen Sie —

Rutland (erzürnt). Sinclair wir sind geschieden. (Will ab.)

Sinclair (hinten). Ich sage ja nicht, Hoheit, daß Sie mit ihm über Politik sprechen sollen. Es soll ein ganz militärischer Gegenstand sein, nämlich die große Tuchlieferung für die Armee.

Rutland. Die Tuchlieferung?

Sinclair. Von allen, die sich zu dieser großen kostspieligen und gewinnbringenden Unternehmung eignen würden, ist der reiche Tuchhändler, Alderman und ministerielle Parlamentsredner Mottenham unstreitig der geschickteste.

Rutland. Mottenham? Ei warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt. Er gehört zu den Tories. Aber der Tuchhändler Mottenham ist mir immer willkommen. Lassen Sie ihn eintreten! (Geht wieder vor.)

Lakai (ab).

Sinclair (bei Seite nach vorn). Gott sei Dank! Jüliet! Ich bleibe in London! Meine politische Laufbahn kommt in Gang.

Siebenter Auftritt

Mottenham (tritt sehr förmlich, steif und gravitätisch ein). Die Vorigen. Zuletzt Kammerdiener.

Mottenham (verbeugt sich tief).

Rutland. Willkommen, Mister Mottenham! Mein Adjutant hat mich von Ihrer Bereitwilligkeit unterrichtet . . . .

Mottenham. Eurer Hoheit ganz gehorsamster Diener!

Rutland. In Betreff des vorhabenden großen Geschäftes — verstehen Sie?

Mottenham. Ja wohl — ja wohl! Hoheit (Bei Seite zu Sinclair) Meinen Seine Hoheit die politische Frage? . . . Hm?

Sinclair (bei Seite). Ums Himmelswillen nicht! Nur von Tüchern wird geredet!

Mottenham. Ah! (Laut) Hoheit, die Tuchfrage? Auch eine zeitgemäße Frage!

Sinclair. Sind Sie geneigt und im Stande, Herr Alderman, 500000 Ellen in die Ewigkeit hinein zur neuen Uniformirung unserer Armee auszuführen?

Mottenham. Was in den Kräften meines ausgebreiteten Geschäftes steht, will ich mit Vergnügen dem Dienste des Vaterlandes widmen.

Rutland. Sinclair, nehmen Sie die Anerbietungen des Herrn Alderman zu Protokoll!

Sinclair (setzt sich rechts hinter den Herzog um nachzuschreiben, bei Seite). Das Verhältniß wird fester.

Rutland (setzt sich auf das Sopha links). Nehmen Sie Platz, Herr Alderman!

Mottenham (setzt sich rechts auf einen Sessel). Die Tücher, die ich Ew. Hoheit zu liefern im Stande bin, sind die besten und wohlfeilsten, die in England nur aufgetrieben werden können.

Sinclair (zum Herzog bei Seite). Sagen Sie ihm doch etwas Verbindliches, Hoheit!

Rutland. Haben Sie geschrieben, Sinclair?

Sinclair (schreibt in sein Portefeuille und spricht nach). „Aufgetrieben werden können."

Mottenham. Die sieben viertel breiten Stoffe, Hoheit, sind alle in der Wolle gefärbt.

Sinclair (zum Herzog bei Seite). Laden Sie ihn doch morgen zu Tisch!

Rutland. Sinclair, was haben Sie geschrieben?

Sinclair (schreibend). Morgen zu Tisch — wollt' ich sagen — „In der Wolle gefärbt."

Mottenham. Eine Kommission soll entscheiden, ob es Tücher gibt, die je tüchtiger gewalkt worden sind.

Sinclair (bei Seite). Fragen Sie ihn doch nach der Frau Alderman! Ich beschwöre Ew. Hoheit.

Rutland. Sinclair — Was haben Sie?

Sinclair (schreibend) — „Die Frau Alderman tüchtig gewalkt worden ist."

Mottenham. Meine sämmtlichen Tücher, Hoheit, sind wie nach einem Striche geschoren. Sammet oder zarte Frauenhände können sich nicht weicher anfühlen, als meine 7/8 breiten Stoffe. Sie sind gepreßt, gekrumpen, mit einem Worte, ich überreiche hier Ew. Hoheit den Preiscourant meiner Waaren, wie ich sie zum äußersten Tarife dem Vaterlande liefern kann. (Steht auf.)

Rutland. Das ist das Bequemste, Herr Alderman. Sehr gut, sehr gut! Ich will hoffen, daß Ihre Vorschläge vom Staatsrathe genehmigt werden.

Mottenham. Das Fürwort Ew. Hoheit wird zur Entscheidung hinreichend sein.

Rutland (steht auf und liest in dem überreichten Papier und geht dabei etwas auf und ab im Hintergrund).

Mottenham (halblaut vorn zu Sinclair). Ein ausgezeichneter Feldherr! Er hat meine ganze Bewunderung!

Sinclair. Nicht wahr, diese Oekonomie?

Mottenham. Oekonomie? Ja wohl!

Sinclair. Dieser hohe Kennerblick!

Mottenham. Kennerblick? Unzweifelhaft! Herr Capitain, ich bin für diese Vermittelung ewig Ihr Schuldner. Morgen ganz in der Frühe treten Sie in den Kreis meiner engern politischen Freunde ein! Meine Frau wird Sie mit offenen Armen empfangen.

Sinclair. Herr Alderman, das ist's, um was ich Sie bitten wollte! Ihre Frau! Ja, Ihre Frau! Ich will mich mit Leidenschaft auf die Politik werfen.

Mottenham. Jeden Dienstag und Freitag haben wir parlamentarische Conversation, jeden Montag und Donnerstag Frühstück für auswärtige Angelegenheiten, jeden Mittwoch Thee für in-,

Eveline.

Seit fünf Jahren war er gebunden.

Beate (erſchrickt).

Fünf?

Tony.

Und er hatte von Ihrem Gefühl keine Ahnung?

Eveline.

Er liebte die treu und edel, der er ſich verlobt hatte. So iſt mir nichts geblieben, als dieſer Schmerz, den Sie mir vergeben müſſen, die Erinnerung und ja! vielleicht noch von ſeiner Hand zum Angedenken auf einem weißen Blatt —

Beate (ahnend).

Ha!

Eveline.

— ein Gruß, ein Abſchiedswort, das ich noch von ihm erwarte.

Beate.

Er kommt — ſie erblickt ihn — allmächtiger Gott, wenn er's wäre —

Eveline.

Kommen Sie! Was Niemand erfuhr, Ihnen ſagt' ich's; denn wir müſſen Freunde werden. Wenn Sie morgen bei Ihrem Ehrentage eine verſtohlene Thräne nicht ſtört, dann will ich mich ſtill in den feſtlichen Reigen miſchen, Ihnen meine Hand reichen und mit der Schweſter Sie zum Altare führen. (Wendet ſich zu Tony

ländiſche, jeden Sonntag Diner für allgemeine Humanitätszwecke! Ab — (verbeugt ſich gegen Rutland).

Rutland (kommt wieder nach vorn). Ei, ei, ei! Die Anſätze ſind nicht die billigſten, durchaus nicht, Herr Alderman, ſehr theuer, ſehr theuer!

Mottenham (rechts von ihm). Hoheit, meine 7/4 breiten Tuche —

Sinclair (bei Seite links zu Rutland). Und das Partheiintereſſe —

Mottenham. Die gewalkten Stoffe —

Sinclair. Und die Reden im Parlamente.

Mottenham. Die Garantieen gegen alles Einlaufen ....

Sinclair. Und die waſſerdichte Hingebung ....

Rutland. Schon gut! Schon gut! Ich werde prüfen und dann entſcheiden. Auf baldiges Wiederſehen, Herr Alderman!

Sinclair. Herr Alderman! Der Herzog wird prüfen. Es wird zu Stande kommen. Natürlich aber (nachdrucksvoll) wenn die Verwaltung des Herzogs nicht beſtehen bleibt ....

Rutland. Sinclair!

Sinclair (keck). Wenn der Herzog ausſcheidet, dann kann auch von der Tuchlieferung keine Rede ſein!

Rutland. Sinclair!

Sinclair. Hoheit, unſer Geld muß uns doch etwas eintragen!

Mottenham. Meine miniſteriellen Grundſätze... Seien Sie überzeugt, königliche Hoheit ...

Rutland. Von nichts, als von Ihrer Ehrlichkeit! Kein Wort mehr! Gute Nacht!

(Mottenham verbeugt ſich und macht im Abgehen allerhand dankende Winke und Pantomimen zu Sinclair. Sinclair erwiedert ſie mit der größten Dringlichkeit. Beide geſtikuliren höflich ſo lange, bis Mottenham hinaus iſt.)

Sinclair (nach vorn zurückkehrend). Juliet! Ich bleibe in London!

Rutland (der inzwiſchen das Papier las und es Sinclair giebt). Sinclair! Sie bringen mich noch in die größten Verlegenheiten. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie meine Liebe aufs Spiel ſetzen.

Sinclair. Hoheit! Sie haben nun erſtens einen Mann für Sich, der zweimal Bürgermeiſter von London war und ein populärer Redner iſt, zweitens eine Frau, die am politiſchen Genießieber leidet, von ihrem Sopha aus die Zeitungen redigirt, eine engliſche Madame Staël, eine conſtitutionelle Corinna.

Rutland. Genug! Genug! Ich will nach St. James zum Könige — begleiten Sie mich — oder .... (ſinnend) erfuhren Sie nichts von Mariannen —?

Sinclair. Nichts, als was die Zeitun — wollt' ich ſagen nein, Hoheit, nichts — ſeitdem Sie ſelbſt nicht mehr zu ihr gehen, kann natürlich Ihr Schatten Ihnen nicht folgen.

Rutland. Sie gehören wahrscheinlich auch zu denen, Sinclair, die mich des Wankelmuthes anklagen.

Sinclair. Möchte das nicht sehr dienstwidrig geurtheilt sein?

Rutland. Gehen Sie zu ihr, sagen Sie ihr — nein, nein, es darf nicht sein . . . . . es darf nicht sein!

Sinclair. In diese delikate Frage, Hoheit . . . . da misch' ich mich nicht.

Rutland. Die armen, scheinbar geopferten Wesen!

Sinclair. Scheinbar?

Rutland. Ja, Sinclair! Können Sie in Wahrheit glauben, daß ich ein Wesen, das sich meines ganzen Gemüths bemächtigt hat, jemals aufgeben würde?

Sinclair. Was muß ich hören!

Rutland. Als das Partheiwesen anfing gegen mich ungerecht zu werden, mußte Marianne meine drohende Unpopularität entgelten. Sie wurde von der Kritik um meinetwillen beleidigt, um meinetwillen von einem Theil des Publikums parteiisch behandelt. Erst seit das Gerücht geht, ich bräche auch ihr die gegebenen Versprechungen, erst da ärntete sie wieder, aus Rache gegen mich, den alten stürmischen Beifall.

Sinclair. Tendenz-Applaus!

Rutland. Weil ich nicht wollte, daß Marianne Higgins als Künstlerin wegen meiner politischen Beziehungen leide, nahm ich den Schein einer Spannung mit ihr an.

Sinclair. Vortrefflich! Und Sie sagen, Sie treiben keine Politik?

Rutland. Die Wirkung auf das Publikum wurde erreicht. Sie steht jetzt auf dem Zenith ihres Ruhmes, kurz ehe sie die Bühne verlassen wird, verlassen muß. Ich hatte ihnen verboten, ihr Haus zu besuchen, vier Wochen lang! Aber gehen Sie zu ihr! Bringen Sie ihr — (besinnt sich und zieht rasch einen Ring vom Finger) diesen Ring, sagen Sie ihr, daß ich sie bäte, noch heute der Bühne Lebewohl zu sagen . . . . ich kann diese Qual, ihr Feind zu scheinen, nicht länger ertragen — Sagen Sie mal, Sinclair — für die junge, schöne, reizende Marianne, bin ich doch nicht zu — agé . . . . agé?

Sinclair. Hoheit, vielleicht versteht Ihr (sein) Spiegel mehr Französisch als ich.

Rutland (mit vornehmer Bonhommie). Sapperment was sind Sie grob.

Sinclair. Hoheit, Sie sind einer der angenehmsten Fünfziger, die England aufzuweisen hat. Und — und Marianne liebt Sie, verehrt Sie —

Rutland. Abscheuliches: Verehrt Sie!

Sinclair. Hoheit, ich gehe. Ich sage ihr, sie soll augenblicklich von Drurylane ihren Abschied nehmen. Diese Comödien-

ſpielerei war mir längſt zuwider — Ich haſſe dieſe Bühnenprinzeſſinnen! Wenn ſich Jüliet jemals beikommen ließe —

Rutland (lächelnd). Jüliet?

Sinclair. Ich meine nur, eine Schauſpielerin zu lieben, erfordert ein Herz, das erhaben über manche Vorurtheile iſt!

Rutland. Ei! Sieh, ſieh, lieben Sie Jüliet?

Sinclair. Ich? Ich, Schwager meines Chefs? Bitte, Hoheit, ich kenne (tritt militairiſch an und legt die Finger an die Stirn) meine Dienſtverhältniſſe! Rechtsum! (Dreht ſich, um abzumarſchieren.)

Rutland. Keine weiteren Mittheilungen zu machen?

Sinclair (greift in ſein Portefeuille. Oeffnet und lieſt:) „Die Tuchlieferung.“ Beſeitigt! „Die morgende Parole.“

Rutland (beſinnt ſich). Gibraltar!

Sinclair (ſchreibt) Gibraltar? „Die neuen Abonnementsgelder für den Clubb.“ Das geht mich an. „Ungriſche Partwichſe.“ Auch! Lauter perſönliche Angelegenheiten! Hm — hm — Wie heißt denn? Richtig! Hoheit! Da hab' ich noch einen Gegenſtand vergeſſen. Kennen Sie einen gewiſſen Samuel Flunders?

Rutland. Flunders? Offizier?

Sinclair. Bewahre! Ein Mann, wie ich höre, von ſehr curioſem Rufe: Eine Art Buchhändler, nein, nein! Richtig, er handelt mit Autographen.

Rutland. Er wird unſre Handſchrift haben wollen!

Sinclair. Er hat mir ſchon ſechs Briefe geſchrieben und wünſcht durchaus eine Unterredung mit Ihnen.

Rutland. Und Sie haben ihn nicht vorgelaſſen? Flunders — Flunders — Sie irren ſich! Dieſer Mann gibt kleine Wochenblätter heraus und handelt mit Flugſchriften.

Sinclair. Flugſchriften?

Rutland. Ein ſo politiſcher Kopf, wie Sie ſein wollen, muß ſolche Leute nicht abweiſen.

Sinclair. Politiſch? Ah! Dann wollen wir doch gleich nach ihm Erkundigungen einziehen. (Klingelt.)

Rutland. Mäßigung! Mäßigung! Sie bringen es noch dahin, daß Sie caſſirt werden!

Kammerdiener (erſcheint).

Sinclair. Wartet Jemand auf mich draußen?

Kammerdiener. Ein kleiner gebückter Mann, der ſich Flunders nennt.

Sinclair. Nun da ſehen Sie, Hoheit!

Kammerdiener. Er bittet, fleht um Gehör —

Rutland. Es iſt vielleicht ein Hülfebedürftiger. Er ſoll eintreten. (Kammerdiener winkt und geht ab.)

Achter Auftritt.

Flunders (erscheint im Hintergrund. Unterm Arm trägt er wieder ein großes kostbares Album in rothem Maroquin). Die Vorigen.

Sinclair. Das ist ja eine merkwürdige Spezies von Menschen!

Rutland (winkend). Näher! Näher! (Setzt sich, bei Seite) will mir das schöne Buch da dedizieren.

Sinclair. Mister Flunders, Ihren Wunsch, den Herzog von Rutland kennen zu lernen, erfüll' ich Ihnen hiermit. Dies ist Seine Hoheit!

Flunders (der langsam vorkommt). Kenne den edlen Prinzen und tapfern Feldherrn schon längst.

Rutland. Mich? Seit wann datirte sich diese interessante Bekanntschaft?

Flunders. In meiner Autographensammlung besitz' ich sich längst den schönen kräftigen Namenszug Ew. Hoheit (Schlägt das sein Album auf und zeigt Rutland die Stelle).

Rutland. Ah so! Eine Autographensammlung ist das!

Flunders. Aus diesen zwei Zeilen kenn' ich den Charakter Ew. Hoheit; denn die Handschrift ist die Seele des Menschen.

Sinclair. Sagen Sie uns lieber Ihren Charakter. Was sind Sie? Was wünschen Sie?

Flunders. Männer wie der Herzog von Rutland sind die verkörperte Ruhm, ein großes Ganzes, ein Erhaben-Geschlossenes. Ich bin im Gegentheil ein ewig fließendes, verneinendes Element. Wäre alles bewiesen, Hoheit, alles wahr in der Welt, sie würde zu Grunde gehn. Mein Leben hängt von der Devise ab: Wo viel Licht ist, da muß auch viel Schatten sein.

Rutland. Das heißt, nicht so philosophisch ausgedrückt, Sie sind ein Pamphletschreiber?

Flunders. Ich sammle Autographen, nachgelassene Briefwechsel publizir' ich mit Vorreden und Registern. Meine Schuld ist es nicht, wenn dadurch oft Dinge zum Vorschein kommen, die mancher lieber unterdrückt wünscht.

Rutland (bei Seite). Ich bin begierig, zu welcher Mittheilung dies die Einleitung sein soll.

Flunders (mit Gemüth). Der Feind des Ruhmes, Hoheit, war seit Jahrtausenden die Verläumdung! Triumphpforten baut die Begeisterung der Völker und mit klingendem Spiel zieht unter ihm weg der Held des Tags. Aber ist der Zug vorüber, haben sich die Massen ihren Helden nachgedrängt, ist es still geworden an dem Platz um die vergessene Blumensäule, so schleicht im Mantel verhüllt, die Laterne

vorm Gesicht, der böse Dämon, Scandal genannt, heran, heftet, scheu sich umblickend, rasch an die Pforte den Zettel der Wahrheit oder Verläumdung, schleicht davon, die Massen kehren zurück, lesen . . . . . und vom trunkenen Jubel springen sie über zur kläglichsten Ernüchterung.

Rutland (steht erschüttert auf). Wahr! Wahr! — Sprechen Sie von einem Pasquill, das auf mich erschienen ist oder erst erscheinen soll?

Flunders. Auf den Herzog? Nein! Aber auf eine Person, die ihm unendlich theuer war

Rutland. Eine Person? Theuer? Mir?

Flunders. Von unbekannter Hand empfing ich ein geschriebenes Convolut, begleitet von einer anonymen Aufforderung, daß ich diese Arbeit so bald wie möglich der Oeffentlichkeit übergeben solle. Die Handschrift des Billets, trotzdem daß ich Renner bin, ist mir ungeläufig. Das Convolut selbst hab ich nicht eröffnet.

Sinclair. Wer Ihnen das glaubt!

Flunders (zieht ein Convolut hervor). Das Paket war versiegelt — allerdings nur mit dem Abdruck einer Goldmünze; aber glauben Sie mir, ich hab' es nicht erbrochen! So wie ich es empfing, stell' ich es ungelesen Ew. Hoheit zu —

Rutland (liest die Aufschrift). Ha! Was seh' ich? Lesen Sie, Sinclair!

Sinclair (liest). „Geheime Denkwürdigkeiten der Herzogin von Rutland."

Rutland. Ein Pasquill — auf meine verstorbene Gattin? Abscheulich! . . . . Auf meine Gattin!

Flunders. Se. Hoheit ist der nächste Betheiligte an dem Rufe seines Namens

Rutland. Das Papier brennt in meinen Händen. Oeffn' ich dieses entsetzliche Manuscript?

Sinclair (bei Seite). Da kommen am Ende schöne Geschichten zum Vorschein.

Rutland. Nein! Nein! Das ist eine Mystifikation! Ich erbrech' es — (erbricht das Siegel des Manuscriptes und liest eine Weile).

Sinclair (bei Seite). Er scheint erstaunt, — überrascht —

Rutland (liest). „Friede der Asche jener herrlichen Frau, die einst den erhabenen Namen einer Herzogin von Rutland trug — diese Memoiren gelten nur jener bekannten — Bühnenerscheinung? Die sich — schmeichelt? . . . ." (Verlegen). Sinclair — Das sind —

Sinclair. Bühnenerscheinung? O weh!

Rutland (in komischer Verlegenheit, die fein und mit Pausen ausgearbeitet werden muß). Sagten Sie etwas?

Sinclair (ebenso). Nein, Hoheit! (Bei Seite.) Herr — Gott! Das fängt gut an!

Rutland. Mariannens (räuspert sich) geheime — Denkwürdigkeiten! .... (Er thut, als wenn ihm jetzt schon Hörner wüchsen. Er und Sinclair sehen sich beide ganz verdutzt und lange an). Hm! Wie viel konnten Sie durch Bekanntmachung dieser Memoiren gewinnen?

Sinclair. Tarantel, wie viel kosten diese Stiche?

Flunders. Lebende stech' ich ungern, Sir! Wer ist diese Künstlerin — ahn' ich recht — (Will das Papier wieder haben).

Rutland. Nein, Vester! Fordern Sie, was Sie wollen! Dies Manuscript bekommen Sie nicht wieder. (Schreibt einen Zettel.)

Flunders (in Aufregung). Ew. Hoheit, die Mühe, die ich mir geben werde, den anonymen Verfasser dieses Pasquills zu entdecken .... diese können Sie mir später bezahlen. Ist die Schauspielerin doch nicht etwa —

Sinclair. Ja, ja! Die ist's!

Flunders. Wer?

Rutland. Hier, auf Abschlag! (Zeigt auf die liegen gebliebene Anweisung.) Sinclair! Lassen Sie das doch noch mit dem Ring. Ich habe immer auf solche Angriffe nichts gegeben. Es ist aber etwas Ansteckendes mit der Verläumdung. — Wenn diese Memoiren auf Wahrheit — ich bin in der That neugierig — sehr neugierig. Sinclair, suivez moi! Dans mon Cabinet! (ab.)

Sinclair. Er spricht schon wieder Französisch! Das bekommt ja Alles einen ganz neuen Umschwung! (Liest den auf dem Tisch liegen gebliebenen Zettel.) „Dem Vorzeiger Dieses sind an meiner Kasse auszuzahlen zwei Hundert Pfund!" Die haben Sie leicht verdient!

Flunders. Sagen Sie, wer ist diese Schauspielerin? Doch nicht etwa —

Sinclair. Marianne Higgins — kennen Sie sie?

Flunders (sehr aufgeregt). Marianne Higgins — an Drury lane — eine Schottländerin?

Sinclair. Dieselbe!

Flunders. Großer Gott, was hab' ich gethan?

Sinclair. Nehmen Sie doch die Anweisung!

Flunders. Ich danke Ihnen, Herr Capitän! (Immer mehr Gemüth.) Wechsel sind für mich keine Autographen (ab nach hinten).

Sinclair (sieht ihm ganz verdutzt nach). Ein Buchhändler, der großmüthig ist? Hat der auch ein Geheimniß? Da steh' ich wie vor einer Mauer, gegen die Einer grade mit dem Kopf anrennen soll! Eine räthselhafte Verschwörung gegen den Herzog — Politik — Journalistik — Opposition — geheime Denkwürdigkeiten, und alles, alles anonym? Jetzt bin ich begierig, wie sich die aufklären wird. (Folgt dem Herzog nach rechts.)

(Vorhang fällt).

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Großer Salon bei Mottenham.

Einrichtung mit Fauteuils. Eine Chaiſe longue. Tiſch voll Bücher und Zeitungen an der Chaiſe longue, die rechts vom Schauſpieler ſtehen muß. Ein Spiegel. Links auch ein Tiſch mit Schreibzeug. Thüren im Hintergrund, rechts und links.

Erſter Auftritt.

Ralph (ſitzt an dem Tiſch links und dichtet mit der Feder in der Hand).

Ralph. „Dem Vater ſchenkte ich zu ſeinem Wiegenfeſte
Die beſten Wünſche jüngſt und eine neue Weſte.
Genieße ſie! . . . . ſprach ich . . . .
Nein das geht nicht!
Trage ſie —
Das paßt auch nicht — Iſt doch ſchwerer das Dichten, als ich gedacht habe! Ich muß heraus aus dieſem raupigen Daſein zum Schmetterlingsfluge einer höheren Beſtimmung.

Zweiter Auftritt.

Sinclair. Ralph. Später Mottenham.

Sinclair (hinausſprechend). Schon gut — ſchon gut. — Nun da bin ich!

Ralph. Ah, Herr Capitain!

Sinclair. Meld' er mich ſeinem Herrn!

Ralph. O Sie sind schon längst erwartet. Wollen Sie nicht selbst eintreten? . . . .

Sinclair. Anmelden!

Ralph. Das Frühstück — alles ist in Bereitschaft. Wahrscheinlich handelt es sich —

Sinclair. Um das Unterfutter meiner Uniformen . . . .

Ralph. Lesen Sie (zeigt auf sein Gericht). Herr Capitain! Die mit Romanen gefütterten Uniformen haben angeschlagen. (Ab nach links vom Schauspieler).

Sinclair (allein). Ich glaube, der dichtet schon selbst Romane. Ach, ich mag keinen Buchstaben mehr ansehen. Das ist eine Nacht gewesen! Bis drei Uhr Morgens haben wir uns an dieser saubern Lektüre erbauen müssen! Himmel, wer hätte das für möglich gehalten von diesen stillen Gewässern. Heute hab' ich eine doppelte Mission. Erst eine politische auf eigne Verantwortlichkeit — hernach bei Mariannen eine moralische auf Commando. Die beiden Mädchen sollen Augen machen, wenn ich ihnen ihre Mystères erzählen werde!

Mottenham (halb erst angezogen). Wo — wo — mein Verehrtester!

Sinclair. Guten Morgen, Herr Alderman!

Mottenham. Willkommen — bitte um Entschuldigung! (Zeigt auf seinen Schlafrock.)

Sinclair. Genieren Sie sich nicht!

Mottenham. Treten Sie näher! Umarmen wir uns!

Sinclair (umarmt ihn). An mein Herz!

Mottenham. Auf Tod und Leben! Kommen Sie zur Besiegelung unserer Freundschaft zu einem gemeinschaftlichen Frühstück!

Sinclair. Ich habe keinen Appetit, Herr Alderman! Bitte! Gehen Sie nur voran! (Beide links ab.)

Ralph (kommt während dem wieder herein). Die umarmen sich, drücken sich! Was da wohl wieder dahintersteckt!

Mottenham (steckt noch einmal den Kopf durch die Thüre). Meine kleine Fancy schon auf?

Ralph. Noch nicht, Herr Alderman.

Mottenham. Das Kind schläft zu lange! Wenn meine Frau sichtbar ist und Mister Slyke kommt, mir's gleich melden! (Macht zu.)

Ralph. Schön, Herr Alderman! Ob ich wohl dem Capitain verrathen habe, daß ich dichte? Hat er's gemerkt, dann sag' ich ihm auch im Vertrauen, was ich dichte, und ganz im Vertrauen, wozu ich dichte, und unter dem Siegel der allerunverbrüchlichsten Verschwiegenheit, für wen ich eigentlich dichte — (Setzt sich und murmelt pathetisch) „und eine neue Weste."

Dritter Auftritt.

Slyke (immer ſehr elegant und à quatre epingles, durch die Mitte, trägt zwei kleine feine Blumenſtöcke). Ralph. Zuletzt zwei Bediente und Kammermädchen.

Slyke (ſtellt die Blumenſtöcke auf den Tiſch). Sie iſt noch nicht aufgeſtanden, die Liebenswürdige? Die Zeitungen noch unberührt, man kann noch nicht gefrühſtückt haben! So! Jeden Morgen muß ich irgend etwas Aufmerkſames zur Ueberraſchung mitbringen. (Pocht an der Thüre rechts). Man hört noch nichts! Ihre Toilette ſollte längſt beendigt ſein und (zieht die Uhr) die Börſenzeit drängt....

Ralph. Guten Morgen! Herr Slyke! Mylady ſind noch nicht ſichtbar.

Slyke. Ah Ralph. Ja! das ſeh' ich.

Ralph. Was ſehen Sie?

Slyke. Ich ſehe nichts.

Ralph. Ja ſo! Ich glaubte, Sie ſähen etwas.

Slyke. Er ſcheint zerſtreut, Ralph.

Ralph. Ich dichte.

Slyke. Dichten! Ha Ha! So iſt er krank, Ralph.

Ralph. Krank?

Slyke (die Blumenſtöcke putzend). Vor ein Dutzend Jahren litt ich auch an dieſer Krankheit.

Ralph. Sie? Ei wie ſo?

Slyke. Ja, das glaubt Er nicht, wenn Er mich jetzt ſo auf der Börſe ſieht als wohlbeſtallter Wechſelnotar! Manches Gedicht hat von mir in Taſchenbüchern geſtanden. Ich hab' auch Trauerſpiele geſchrieben.

Ralph. Sie? Warum haben Sie denn aber die Poeſie wieder verlaſſen?

Slyke. Die Poeſie hat mich verlaſſen. Aber ich höre — Mylady kommt.

Ralph (ſpringt auf). Miſter Slyke hat Trauerſpiele geſchrieben! Wieder etwas Neues!

Slyke. Ralph, ſag' es aber Niemanden, daß ich Trauerſpiele geſchrieben habe!

Ralph. Wo werd' ich denn!

Slyke. In meiner jetzigen Stellung zum Geſchäftsleben könnte mir das ſchaden.

Ralph. Ich bin ja der verſchwiegenſte Menſch von der Welt (Stellt ſich an die Thüre rechts).

Slyke. Es war mir doch, als ginge die Thüre des Bibliothekzimmers.

Erſter Bediente (tritt raſch von rechts ein). Mylady kommt!

Ralph (leiſe zum Bedienten). Miſter Slyke hat Trauerſpiele geſchrieben!

Zweiter Bediente (tritt auch von rechts auf). Mylady kommt!

Ralph (leiſe zu dieſem). Miſter Slyke hat Trauerſpiele geſchrieben.

Kammermädchen (tritt auch raſch auf). Mylady kommt.

Ralph (zu ihr auch leiſe). Miſter Slyke hat Trauerſpiele geſchrieben.

Slyke. Pſt! Alles ruhig! Alles feierlich! Doch jeden Morgen bleibt ihr Eintritt ein erhabener Augenblick!

Vierter Auftritt.

Miſtreß Mottenham. Slyke. Die Vorigen.

Miſtreß Mottenham (tritt in einem großen Shawl, den ſie ſich fröſtelnd mit kreuzweis gehaltenen Armen um die Schulter feſt zieht, ein. Sie wirft ſich verſtimmt auf die Chaiſe longue).

Slyke (tritt etwas zurück. Pauſe. Endlich räuſpert er ſich).

Miſtreß Mottenham (winkt mit der Hand, man ſolle ſich entfernen).

Slyke (bedeutet die Bedienung, zu gehen. Dieſe geht bedutſam ab).

Ralph (murmelt dabei noch immer:) Miſter Slyke hat Trauerſpiele geſchrieben. (Pauſe.)

Miſtreß Mottenham. Wer iſt da?

Slyke (leiſe und ſchmelzend). Slyke! (Pauſe. Nähert ſich.) Was iſt Ihnen Freundin? Die Blumenſtöcke ſcheinen Ihrem Geſchmacke nicht zu entſprechen. Nennen Sie uns Ihre Leiden. Ich beſchwöre Sie.

Miſtreß Mottenham. Sie können mir doch nicht helfen.

Slyke. Zwanzig Jahre bin ich der Vertraute Ihres Herzens — was fehlt Ihnen, Freundin!

Miſtreß Mottenham. Anregung fehlt mir!

Slyke. Anregung, theure Freundin? Gedulden Sie ſich! Ihrem Geiſte wird es nicht an Nahrung fehlen. Haben Sie die geſtrigen Abendzeitungen geleſen?

Miſtreß Mottenham. Dies ewige Thema gegen den Herzog von Rutland.

Slyke. Es beſchäftigt ganz England und erregt ſchon die Aufmerkſamkeit des Continents.

Miſtreß Mottenham. Wir werden uns in einer unſerer nächſten Sitzungen für den Herzog ausſprechen.

Slyke. Für den Herzog? Das überraſcht mich.

zum Abgehen; indem erblickt ſie den hinten auftretenden Guſtav und fährt ſchaudernd mit Leny zurück; ſich ſieberhaft an ſie anklammernd, fragt ſie dieſe) Wen ſeh' ich?

Leny.

Den Verlobten meiner Schweſter.

Eveline.

Holm?

Guſtav (ſtürzt vor).

Eveline! (Bleibt ſtarr angewurzelt).

Beate (geſpannt).

Der fremde Stern bin ich! Nun gilt's, nicht unterzehn.

(Vorhang fällt.)

Mistreß Mottenham. Der Herzog von Rutland wünschte über die ihm drohenden Gefahren meine Ansichten zu hören und da wir Frauen leider in der Politik keine öffentliche Stimme haben, so hat er sich gestern in einer späten Abendstunde nothgedrungen an meinen Mann gewendet.

Slyke. Aber mein Himmel, erzählen Sie mir doch die genauern Details.

Mistreß Mottenham. Ich sagte zu Mottenham: Höre die Vorschläge, die man Dir machen wird, mit Würde an, er ging und kehrte mit Resultaten zurück, Slyke, mit Resultaten höchst anonymer Natur!

Slyke. Aber Sie werden doch vor mir keine Geheimnisse haben?

Mistreß Mottenham (schäkernd und lächelnd und die Hand Slyken zum Kussen reichend). Höchst anonymer Natur! (Slyke küßt die Hand.)

Fünfter Auftritt.

Mottenham (steckt nur den Kopf durch die Thür). Die Vorigen.

Mottenham. Ah, Du bist auf, liebes Kind? Guten Morgen, Slyke, Alles geht nach Wunsch. Der Herzog wird nachgeben. Die ¾ breiten Tücher zu 5 Schillinge 6 Pence! Der Adjutant ist auf meinem Comptoir! Die Eroberung ist gemacht. Ich stell' ihn Dir vor, den Augenblick. Er wird Dich anregen, mein Kind! Es ist der liebenswürdigste Mensch in der Armee! (Macht wieder zu.)

Mistreß Mottenham (springt auf). Der Adjutant ist da?

Slyke. Die ¾ breiten Tücher 5 Schillinge 6 Pence?

Mistreß Mottenham. Ich hoffe doch, daß meine Toilette — (Sucht den Spiegel auf.)

Slyke. Ein Tuchgeschäft haben Sie mit dem Herzog?

Mistreß Mottenham. Ersehnter Augenblick! Sie kennen ihn doch aus der Theaterloge des Herzogs?

Slyke. Wen?

Mistreß Mottenham. Den Adjutanten!

Slyke. Was wollen Sie von ihm! Er wird der Schwager seines Chefs .... er liebt die Schwester der künftigen Herzogin.

Mistreß Mottenham. O Sie verderben mir mein ganzes Leben! Gehen Sie auf die Börse! In Ihre gefühllose Geschäftswelt!

Slyke. Was ist denn? (Zögert.)

Mistreß Mottenham. Gehen Sie!

Slyke. Ich gehe. (Will gehen.)

Miſtreß Mottenham. Bleiben Sie!

Slyke. Ich bleibe.

Miſtreß Mottenham. Ich habe noch einen Auftrag für Sie.

Slyke. Tragen Sie auf!

Miſtreß Mottenham (aufgeregt). Sie wiſſen, wie wenig ich mir daraus mache, ob meine frühere Feindin eine Herzogin wird oder nicht .....

Slyke. Wie lange iſt es her, als mein Trauerſpiel, das wir für die Armen in Newcaſtle aufführten, mit Marianne Higgins durchfiel? Ihr Haß iſt ſeit 15 Jahren noch nicht abgeſtumpft.

Miſtreß Mottenham. Ihre ewigen Zahlenverhältniſſe!

Slyke. Sie wiſſen doch, daß übermorgen Ihr Geburtstag iſt?

Miſtreß Mottenham. Werden Sie ſchweigen!

Slyke. Ein Wechſelnotar iſt ein lebendiges Einmaleins.

Miſtreß Mottenham. In dieſer Eigenſchaft können Sie vielleicht erfahren, ob in die Beziehung Mariannens zum Herzog wirklich ein Bruch gekommen iſt .....

Slyke. Bruch?

Miſtreß Mottenham. Dieſe eitle Marianne lebte in den glänzendſten Verhältniſſen. Noch vor einiger Zeit hatte man Urſache, ſich auf dieſe Mesalliance mit dem Herzog gefaßt zu machen. Sie ſoll aber, hör' ich, jetzt nicht ſtattfinden. Es ſoll etwas dazwiſchen gekommen ſein. Was? weiß ich nicht! Sind die kühnen Pläne dieſer Abenteurerin geſcheitert, ſo dürfte ſich dies an den Geheimniſſen ihres koſtſpieligen Haushaltes am erſten offenbaren.

Slyke. Aber Beſte, wie iſt es möglich, in dieſe einzudringen?

Miſtreß Mottenham. Sind Ihnen im Geſchäftsverkehr niemals Wechſel auf Marianne Higgins begegnet?

Slyke. Sehr ſolide, ſehr geſuchte —

Miſtreß Mottenham. Für ihre Einrichtungen ſind, wie ich für beſtimmt erfahren habe, Wechſel an ihren Tapezierer und den Wagenbauer Smith geſtellt worden .....

Slyke. Smith iſt eine Clientel von mir. Wir kaufen dergleichen an uns.

Miſtreß Mottenham. Wenn es möglich iſt unverzüglich! Sie werden ihr damit perſönlich Ihre Aufwartung machen und wenn Sie nur einigermaßen Menſchenkenner ſind, Slyke, müſſen Sie mit einem Wechſel in der Hand das Geheimniß dieſer Liaiſon bald durchſchauen.

Slyke (entzückt). Vortrefflich! Artemiſa!

Miſtreß Mottenham. Nennen Sie mich doch nicht bei dieſem Namen! Ich heiße Leonor.

Slyke. Leonor! In Ihrem Haupte ſchlummert etwas von der Weltregierung.

Miſtreß Mottenham. Geben Sie und beſorgen Sie Ihren Auftrag mit Umſicht und Beſonnenheit!

Slyke. Zur Tiſchzeit ſehen Sie mich wieder, Leonor — Artemiſia! Wahrhaft emanzipirtes Weib! (Ab.)

Miſtreß Mottenham (allein). Ich ſtehe wie auf Kohlen. Dieſen Sinclair hab' ich nie im Theater ſehen können, ohne zu zittern! Himmel, die ganze Ausländiſche Parthei wird unſer. Wie ſoll ich ihn empfangen? In der Stellung der Frau von Staël? (legt ſich auf ihre Chaiſe longue). Oder als Georges Sand? (das Haupt geſtützt) Im Auge den Ausdruck unbefriedigter Sehnſucht? Ha! liebt er Juliet, er ſoll es mir geſtehen. Da iſt er.

Sechster Auftritt.

Sinclair. Mottenham. Miſtreß Mottenham.

Mottenham (ſchon drinnen). Ah, da iſt meine Frau: Nur dreiſt . . . . . Herr Capitain . . . . .

Sinclair (eintretend). Bitte keine Umſtände! (Pauſe.)

Miſtreß Mottenham (erhebt ſich leicht, bei Seite). Welche einnehmende Phyſiognomie! (Sie bleibt ſitzen und fixirt Sinclair mit der Lorgnette.)

Mottenham (angezogen). Nun, Frau! Da haſt Du ihn! Capitain von Sinclair, ein Löwe der Geſellſchaft! Zähme ihn!

Sinclair (verbeugt ſich verlegen). Ich bin ſehr erfreut, das Glück Ihrer Bekanntſchaft zu haben — ich ſtreite mich eben mit dem Herrn Alderman über die ſieben viertel breiten Tücher. Sagen Sie ſelbſt, ob nicht ein Preis von 5 Schilling 2 Pence eine höchſt annehmbare Condition iſt?

Miſtreß Mottenham. O ich bitte. Ich verſtehe von häuslichen Dingen ſo gut wie gar nichts . . . . .

Sinclair (bei Seite). Da hab' ich eine Indiscretion begangen.

Mottenham. Nun, nun, wird ſich ſchon alles finden, alles arrangiren. Wo iſt Mſter Slyke?

Miſtreß Mottenham. Schon zur Börſe. Es wäre Zeit, Mottenham, daß auch Du auf Dein Comptoir gingeſt.

Mottenham. O Sie müſſen unſre Sitzungen beſuchen! Sie müſſen meine Frau reden hören. Morgen, nicht wahr, liebes Kind morgen iſt conſtitutioneller Thee?

Miſtreß Mottenham. Mottenham, Du verſpäteſt Dich! Geh' auf Dein Comptoir!

Mottenham. Sie ſollten hören, Herr Capitain, wenn meine

Frau über Staats- und Gemeindeangelegenheiten ſpricht! Noch neulich war im Parlament die Rede von der Armenverwaltung in Newcaſtle. Meine Frau kannte den ganzen Pauperismus von Newcaſtle.

Miſtreß Mottenham. Mottenham, geb' auf Dein Comptoir!

Mottenham. Kind, wenn es Deine Verdienſte gilt, ſo ſehe ich nicht ein, warum ich ſchweigen ſoll. Der Herr Capitain geſtehen, daß Sie in der Politik noch ein Neuling ſind. Unterrichte ihn, Eleonor! Gieb ihm die Stellungen der Partheien an — bilde die Armee für das Politiſche! Empfehlen Sie mich Sr. Hoheit! Von den ſieben viertel breiten Tüchern einen halben Schilling laß' ich nach! Aber das iſt denn auch mein Ultimatum, mein edler Freund! Guten Morgen! (Ab durch die Mitte.)

Miſtreß Mottenham (bei Seite). Jetzt bin ich mit ihm allein — wie bin ich ſo beklommen!

Sinclair (bei Seite). Jetzt Sinclair, ſei nicht unpolitiſch!

Miſtreß Mottenham (ſitzend). Herr Capitain, ich bin beſchämt über das Vertrauen, welches der Herzog zu unſerm Hauſe hat! — Die Aufgabe iſt höchſt ſchwierig —

Sinclair. Fangen Sie ganz von vorne mit mir an!

Miſtreß Mottenham. Herr Capitain, die Verfaſſung Englands hat allerdings ſchon zu den Zeiten Wilhelms des Eroberers....

Sinclair (bei Seite). Jetzt gehts los.

Miſtreß Mottenham. Doch dies iſt ein ſo intereſſantes Süjet —

Sinclair (bei Seite). Nimm Dich zuſammen, Sinclair!

Miſtreß Mottenham. Wir werden der Sache des Herzogs das ganze Gewicht unſeres Einfluſſes, das ganze Feuer unſerer Ueberzeugung widmen.

Sinclair. Miß, wenn der Herzog abdankt, verlier' ich meine Stelle als Adjutant und muß zu meinem Regiment hundert Meilen weit in die Provinz! (Küßt ihr die Hand).

Miſtreß Mottenham (ſpringt auf). Nimmermehr! Das werden wir zu verhindern wiſſen!

Sinclair. Ich bleibe in London?

Miſtreß Mottenham. Sie bleiben in London! Die Aufgabe iſt gemeinſchaftlich.

Sinclair (bei Seite). Sinclair, ſieh zu, wie Du da wieder herauskommen wirſt!

Miſtreß Mottenham (zärtlich). Ihren Arm! Darf ich bitten?

Sinclair. Erhabene Pythia! Ich folge Ihnen. (Beide ab nach rechts.)

Ralph (hat Beiden abgehen geſehen). Wieder was Neues! — Der Alderman, — hm — die Aldermännin — hm hm! — Der Capitain — hm hm hm! — der Hausfreund — Frühſtück —

Trauerſpiele — — ich ſammle ſo viel Stoff, daß ich meine höhere Beſtimmung gar nicht verfehlen kann! (Nimmt ſein Gedicht fort, ab.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Vorſaal in der eleganten Wohnung der Marianne Higgins. Rechts und links Seſſel. Tiſch links mit Klingel. Thüren im Hintergrund oder rechts und links.

Siebenter Auftritt.

Slyke. Walter.

Walter. Wollen Sie nur gefälligſt einen Augenblick warten .... Die Papiere darf ich doch mitnehmen?

Slyke. Bitte, ſie ſind ſchon unterſchrieben.

Walter. Sind Sie mißtrauiſch?

Slyke. Nur Förmlichkeit.

Walter. Alſo fünfhundert Pfund. Den Augenblick! (Geht rechts hinein.)

Slyke (allein). Was mir ſeit zwanzig Jahren Artemiſia aufbürdet, iſt unglaublich! Und ich habe mich an mein Schickſal ſo gewöhnt, daß mir das Joch, das ich trage, ſüß iſt. Dieſe Marianne war uns beiden ein Dorn im Auge; aber mein Haß hat ſich doch abgeſtumpft. Sie würde mich nicht wieder erkennen, wenn ſie mich ſähe. Sieh, das dauert lange! Gewiß, ſie kann nicht bezahlen. Es iſt aus mit der Herzogin!

Walter (kommt zurück und zählt ruhig fünf Banknoten auf den Tiſch. Er hat auch einen Brief in der Hand).

Slyke (bei Seite). Sie bezahlt!

Walter. Hier das Geld!

Slyke (erſtaunt). Und hier die Wechſel!

Walter. Ein, zwei, drei, vier, fünf Hundert Banknoten! . . .

Slyke (nimmt). Guten Morgen! (Geht ganz erſtaunt ab.)

Walter. Gehorſamer Diener!

Achter Auftritt.

Jüliet (kommt von links mit einem Buch in der Hand). Walter. Dann Marianne.

Jüliet. Walter, wohin mit dem Brief?

Walter. Von Fräulein Marianne! Ins Palais des Herzogs von Rutland!

Jüliet. Nur vorſichtig damit! Iſt ſchon Antwort von Drurylane gekommen?

Walter. Von Drurylane? Noch nicht, Miß Jüliet (ab).

Jüliet. O man wird bald Dinge von mir hören! Es muß! Es muß! Fünf — nein ſechs Tage verlaſſen von dieſem abſcheulichen tändelnden Sinclair! Marianne kommt!

Marianne (trällert hinter der Scene). Ah, guten Morgen Jüliet! Die ganze Nacht ging mir der neue ſchottiſche Tanz im Kopf herum, den ſie geſtern auf der Parade ſpielten.

Jüliet. Verſchone mich mit Deinen ſchottiſchen Tänzen.

Marianne. Arme Ariadne, ſitzeſt Du auf dem Felſen Naxos und ſehnſt Dich nach einem rettenden Weſen, das man in der Sprache der Liebenden einen Andern nennt?

Jüliet. Dein Humor kommt mir wie der der Verzweiflung vor.

Marianne. Fühle meinen Puls! Hörſt Du dies ruhige Klopfen? Dieſe ſanfte entſagende Wallung meines Blutes? O mein Kind, Kronen ausſchlagen und Diademen entſagen, das hab' ich auf der Bühne gelernt.

Jüliet. Schlimm genug, daß ich das Opfer Deiner klugen Rathſchläge werde. Dieſe Späße dauern einem Herzen, das wahrhaft liebt, denn doch zu lang.

Marianne. Du haſt recht! Als ich eben fünf Hundert Pfund zahlen mußte, ſagte meine Kaſſe das Nämliche Wir werden falliren müſſen.

Jüliet. Falliren — Wie denn das?

Marianne (ſetzt ſich zu Jüliet. Beide beſchäftigen ſich während der Erzählung mit ihrer Toilette oder Jüliet lieſt, damit für die Erzählung alle Abſichtlichkeit wegfällt). Ich habe nun, Gott ſei Dank! in meiner theatraliſchen Laufbahn dreimal fallirt. Unſer Vater ſtarb, als Du geboren wurdeſt, ich war damals zehn Jahre alt. Von fünfzehn Jahren wollt' ich wildes Mädchen durchaus ſchon die Bühne betreten und that es, als die Mutter verreiſt war, wider ihren Willen. Nichts glücklicher ſonſt als ein Debüt in der Vaterſtadt. Da ich aber meinen Schritt an die Lampen geheim hielt, nahm kein Menſch auf die kleine Novize Rückſicht. Keine Verwandte waren da, keine gefühlvollen Freibillets, keine Theaterzettel bettelten mit

der Firma: Erster theatralischer Versuch! um einen barmherzigen Almosen von Beifall. Genug: Erstes Fallissement. Unsre gute Mutter kam von ihrer Reise zurück. Sie hatte mein tollstes Abenteuer vernommen, wider ihren Willen hatte ich die ihr verhaßten Bretter betreten, sie schäumte vor Wuth — nicht über mich, sondern über das Publikum! Du kennst unsre Mama, wie sie schäumen konnte. Nun grade mußt' ich zum Theater! Genug, ich gefiel mit der Zeit und bekam in der Seestadt Newcastle ein Engagement. Dort hab' ich unsäglich gelitten! Bei unsrer Gesellschaft war eine tragische Heldin engagirt, eine gewisse Artemisia Trollope — weiß der Himmel wo sie hingekommen! Diese hochfahrende, gefährliche Person wurde mein zweites Fallissement. Ich wurde von ihr angefeindet, beneidet, bekam nie eine Rolle, und wenn ich eine erhielt, fand sie vor den in ihrem Solde stehenden Rezensenten keine Gnade! Da ich aber nichts desto weniger Fortschritte machte und sie die Concurrenz mit einem um zehn bis fünfzehn Jahre jüngern Wesen fürchtete, beschloß sie mich mit einem Schlag zu verderben. Aus dem Kreise ihrer Anbeter hatte ein gewisser Geschäftsmann, der sich in seinen Mußestunden mit Poesie quälte, ein Trauerspiel geschrieben. Es hieß: die Macht des Wahns. Er wähnte nämlich, Stücke schreiben zu können, und die Macht dieses Wahns war so stark, daß er sie sogar aufgeführt sehen wollte. Artemisia, seine Verehrerin, war schlau genug, die Fehler des Machwerks zu durchschauen. Das Stück mußte fallen, und in diesen Fall beschloß Artemisia mich hineinzuziehen. Um mir ein Zeichen ihrer vielfach bezweifelten Großmuth zu geben, trat sie mir die 20 Bogen starke Rolle der Heldin dieses Stückes ab. Ich in meiner — damaligen Unschuld, außer mir vor Wonne, lerne die Rolle. Unsre gute Mutter wollte schon der allmächtigen Theaterkönigin aus Dankbarkeit um den Hals fallen; endlich kommt der Tag der Vorstellung, deren Ertrag der Autor und die Direktion aus Angst den Armen von New-Castle zugewiesen hatten! Aber nichts rettete die Macht des Wahns von ihrem schrecklichen Schicksal. In dem Lärm des Publikums verlor ich die Besinnung, und da man dennoch das schöne Trauerspiel bis zu Ende sehen wollte, sprach ich in meiner Verzweiflung zuletzt den erhabensten Unsinn. Mein erstes Debüt in einer großen Rolle war auf diese Art zugleich mein schmählich berechneter Sturz Dies war die Geschichte meines zweiten Fallissements (steht auf).

Walter (bringt einen Brief an Marianne).

Jüliet. Die Antwort von der Direktion!

Marianne. Hat Zeit. Ist gut. Walter!

Walter (ab).

Jüliet. Lies doch den Brief! Es interessirt mich dringend zu wissen —

Marianne. Drittes Fallissement! Von New-Castle irr' ich von Bühne zu Bühne — nirgends find' ich armer Wurm Unterkunft ..... endlich sieht mich der Herzog von Rutland zufällig in dem kleinen Städtchen Derby spielen. Er läßt mich nach London rufen, sorgt für die gute Mutter, die leider nicht mehr lange die Wohlthaten unseres großmüthigen Beschützers genießen konnte: er läßt dich erziehen, mich ausbilden ..... kein Mensch in London nimmt an dem Verhältnisse des in Jahren vorgerückten Mannes Anstoß .....

Juliet. Bis Du anfängst, ihm die größte Undankbarkeit zu zeigen! Der Herzog trägt Dir seine Hand an, die Welt wünscht Dir zu diesem außerordentlichen Schicksale Glück und Du selbst zögerst mit Deiner Einwilligung und gehst sogar so weit, jetzt ein maskirtes Spiel mit ihm zu treiben!

Marianne (bedeutungsvoll). Wer den Herzog wahrhaft liebt, muß sich auf die Politik werfen Lesen wir jetzt den Brief (erbricht) „Mirpickel, Direktor von Drurylane an Miß Marianne Higgins" Was das für ein grober Geschäftsstyl ist! „Obgleich Ihr letzter Contrakt Ihnen erlaubte, aus Ihren Verhältnissen zu Drurylane nach Belieben auszuscheiden, so hegen wir doch mit dem Londoner Publikum noch den einzigen innigsten Wunsch" — ah, jetzt wird er zärtlicher! — „daß Ihr großes, nie erreichtes Talent" (so! das ist die rechte Form!) „noch einmal, ehe Sie Ihre glänzende Stellung als Herzogin antreten, in der bereits angekündigten Vorstellung des Othello die Desdemona u. s. w. u. s. w." Wird abschläglich beschieden.

Juliet (entschieden). Nicht so rasch! Ich mache Dir einen Vorschlag.

Marianne. Schlage vor!

Juliet. Schwester! Du trittst auf die höchste Stufe der Gesellschaft, wirst Herzogin, bist geehrt, bist glücklich ....

Marianne. Wie feierlich!

Juliet. Ich dagegen will der Welt entsagen ....

Marianne. Ins Kloster gehen?

Juliet. Nein, auf die Bühne!

Marianne. Was?

Juliet (Etwas capriziös). Liebe Schwester, ich komme Dir nicht gleich an den Gaben der Kunst und des Glückes. Auf Dich waren bisher Aller Augen gerichtet. Ich stand stets einsam und unbeachtet Dir zur Seite.

Marianne. Aber Sinclair ....

Juliet. O schweig mir von diesem Abscheulichen, der nun schon seit einem Jahre ein herzloses Spiel mit mir treibt, der es weiß, daß ich ihn liebe, und noch nie ein einziges Mal das entscheidende Wort der Erklärung gegen mich ausgesprochen hat.

Marianne. Es giebt solche schüchterne Menschen! — Er durfte nicht kommen.

Jüliet. Und wenn er käme, er erklärte sich doch nicht. Ich bin es überdrüssig. Ich schreibe an die Direktion von Drurylane. Ich will statt Deiner die Bühne betreten.

Marianne. Schwester!

Jüliet. Ich weiß, Du wirst sagen, daß ich kein Talent habe.

Marianne. Und wenn ich das sagte . . . .

Jüliet. So werd' ich mich dennoch compromittiren. Mein Entschluß ist gefaßt, folge Du Deinem Lebensstern. Ich folge dem meinen! Ich betrete die Bühne.

Marianne. Kind! Kind!

Jüliet. Folge mir an Deinen Schreibtisch. Du schreibst der Direktion, daß ich statt Deiner in der Rolle der Desdemona auftrete. Hier hab' ich das Buch. O! Ich kann sie schon auswendig diese Desdemona, bis auf den letzten Seufzer, wenn sie stirbt.

Walter (meldet). Herr Capitain Sinclair.

Jüliet. } Sinclair?
Marianne. }

Marianne. Das ist gegen die Verabredung.

Jüliet (zögernd). Sinclair? Nein, ich bleibe bei meinem unwiderruflichen Entschluß. An Deinen Schreibtisch!

Marianne. Laß ihn eintreten! Komm Du Künstlerin aus Verzweiflung! (Beide ab rechts.)

Neunter Auftritt.

Sinclair. Walter. Dann Jüliet. Zuletzt Marianne.

Sinclair (an Walter vorbei, der die Thür öffnet). Guten Tag Walter! Lange nicht gesehen!

Walter (lächelnd ab).

Sinclair (tritt ein ganz erschöpft und wirft sich in einen Sessel). Hu! Ich komme direkt aus der Hölle! Versengt an allen Epaulettes! Das war Batteriefeuer! . . Weil ich an ihren Clubbs nicht öffentlich Theil nehmen kann hier ein geheimer Schlüssel zum Garten — der Schlüssel führt in einen Pavillon hinten herum — der Dieterich hier paßt in den Corridor vorne . . . . Wenn Jüliet mich in dem Bombardement gesehen hätte . . . . Auch eine gewesene Schauspielerin, diese neue Eroberung! Mir soll Einer mit Bühnenprinzessinnen kommen! . . . . Wo sind sie denn, diese beiden Heuch-

lerinnen! Die werden Augen machen, wenn ich ihnen von der Höhe meiner politiſchen Triumphe herab jetzt die Wahrheit ſage .... Da iſt Jüliet ....

Jüliet (öffnet die Thür).

Sinclair. Guten Morgen, Fräulein.

Jüliet. Nun? — Wie? (Pauſe) — Was für ein ſonderbarer Ton! Iſt das eine Bewillkommnung, mein Herr! Nach ſo langer Gleichgültigkeit für unſre Perſonen?

Sinclair (höflich). Ich habe ſehr dringend mit Ihrer Schweſter zu ſprechen, nachher auch ein Wörtchen im Vertrauen mit Ihnen, Jüliet.

Jüliet. Mit mir?

Sinclair. Ueber einen gewiſſen Gegenſtand hab' ich mich zu erklären.

Jüliet. Erklären? (Mit Miſsverſtändniß.) Sie wollen ſich erklären, Sinclair?

Sinclair. Ja, ich will mich erklären! Doch, erlauben Sie, zuvörderſt muß ich Ihre Schweſter ſprechen.

Jüliet. Mit meiner Schweſter? — Sie wollen ſich erklären? — ſogleich! (Im Abgehen.) Träum' ich denn? Er wird ſich erklären? (Ab wieder nach rechts).

Sinclair. Wie ſchön ſie iſt! Wie liebenswürdig! Ach! wenn ich London verlaſſen müßte! Da hör' ich die Herzogin!

Marianne (tritt ein). Was ſeh ich — Herr Capitain Sinclair! Sie wünſchen mich zu ſprechen?

Sinclair Ja, Miß Marianne, ich ſtehe von ſeiner Hoheit mit einem Auftrage hier, den Sie ſchwerlich möchten erwartet haben.

Marianne. In der großen Welt muß uns nichts überraſchen; was bringen Sie denn?

Sinclair. Der Herzog hat mich ſeines Vertrauens gewürdigt. Ich kenne Ihr Geheimniß, weiß, warum dies und das ſtatt gefunden hat .... ich ſchwebe über der öffentlichen Meinung.

Marianne. Brechen Sie ſich nur nicht den Hals dabei!

Sinclair. Miß, man wird jetzt eingeweiht, man wird zugezogen, man dringt in das Chaos der Begebenheiten ein.

Marianne. Ich leſe nicht gern Vorreden. Schlagen Sie das Buch ihres Auftrages ſelber auf.

Sinclair. Es ſoll aufgeſchlagen werden; alle Blätter der Geſchichte ſollen vor Ihnen liegen, alle Thatſachen, alle Fakta, alle — Antezedentien Ihrer bühnenkünſtleriſchen Laufbahn!

Marianne Antezedentien?

Sinclair. Wiſſen Sie, (mit vertraulicher Stimme) daß Ihre Memoiren im Druck erſcheinen ſollen?

Marianne. Memoiren?

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Das Zimmer des zweiten und dritten Actes oder ein anderes mit einer großen Flügelthür im Hintergrunde und zwei Seitenthüren mehr nach vorn. Ringe an den Wänden Blumengehänge. Sämmtliche Perſonen dieſes Actes treten feſtlich auf. Eine luſtige Muſik in der Ferne.

Wilhelm (ſehr erregt). Paul (treten ein).

Wilhelm.

Wo iſt meine Schweſter? In welchem Zimmer?

Paul.

Sie war dieſe Nacht bei Fräulein Tony. Nun, ich gratulire, Herr Profeſſor.

Wilhelm.

Meine Schweſter wollte geſtern nicht mehr zurück?

Paul.

Sie konnte ja nicht. Sie waren im Garten geweſen und ich weiß nicht, ſie muß einen Unfall gehabt haben; denn plötzlich gab es ein Rennen und Laufen. Fräulein

Sinclair. Daß es demnächst ein Buch geben wird, das heißt: Geheime Denkwürdigkeiten der — Herzogin von Rutland?

Marianne. Reden Sie deutlicher!

Sinclair (immer höflich). Miß Marianne, ich bin Ihr innigster Verehrer gewesen! Daß Sie Schauspielerin waren, war mir freilich immer — — bedenklich; aber daß man von Ihnen solche Dinge erfahren sollte, wie in Ihren Memoiren stehen . . . .

Marianne. Meine Memoiren?

Sinclair. Man hat dem Herzog ein Manuscript dieses Titels verkauft. Der Herzog ist außer sich.

Marianne. Gegen den Verfasser hoff' ich.

Sinclair. Nein Verehrungswürdigste! (Immer artig.) Die Absicht Ihnen zu schaden, wird allerdings unverkennbar in diesen Memoiren ausgesprochen. Allein es kommen doch Dinge darin vor, die auf Thatsachen beruhen, die der Herzog kennt — von Ihrem ersten Durchgang auf die Bühne, und von einigen Durchgängen von der Bühne! Keinen Kontrakt haben Sie inne gehalten, Stücke von anerkannten Autoren haben Sie durchfallen lassen . . . O — e, Miß Marianne, man hat sich sehr in Ihnen getäuscht.

Marianne. Abscheulich! Und der Herzog glaubt diese Lügen?

Sinclair. Denken Sie sich, wenn das im Druck erschienen wäre!

Marianne. Sieh, Sieh! (Mit Nachdruck) Glaub' ich denn alles das, was gegen den Herzog im Druck erscheint.

Sinclair. Gegen den Herzog? Ja, meine Verehrungswürdigste! Das ist ja ganz etwas Anderes, das ist Politik! (Mit Nachdruck) Das sind großartige Lügen, die mit unserm Jahrhundert im Zusammenhange stehen. Aber welche Thatsachen sollen denn für eine — — Schauspielerin in die Schranken treten?

Marianne. Der Glaube an meinen Werth.

Sinclair. Miß, ich habe einen Theil dieser Denkwürdigkeiten gelesen. Von dem moralischen Theil derselben will ich gar nicht reden. Ich sage Ihnen, wenn Sie hier nicht so vor mir ständen, ich würde an Ihnen völlig irr werden. Sind Sie denn wirklich so ein kleiner Teufel?

Marianne (gereizt). Wohl möglich!

Sinclair. Der Herzog schickt mich, Sie zu bitten, Sie möchten das Manuscript lesen . . . .

Marianne. Nimmermehr!

Sinclair. Miß, der Herzog nimmt an, daß dieser Angriff von einem Verläumder ausgeht . . . . indessen verlangt er, daß Sie ihn über den Inhalt desselben doch beruhigen und widerlegen, was nur irgend zu widerlegen ist.

Marianne (erschüttert). Ich bin dem Herzog Dankbarkeit —

bis an mein Ende ſchuldig, aber gegen Verläumdungen vertheidig' ich mich nicht —

Sinclair. Miß Marianne — Machen Sie keine Thorheiten! Ein Brief an den Herzog, Ihren künftigen Gemahl, ein paar Randbemerkungen zu dem Pasquill machen ja alles wieder gut; . . man kann ſich doch nicht (ſehr ſchonend und ängſtlich artig) verheirathen mit Jemanden —

Marianne. Ich vertheidige mich nicht.

Sinclair. Sie wollen das wirklich alles auf ſich beruhen laſſen?

Marianne. Widerlegt denn der Herzog die anonymen Dinge, die täglich öffentlich gegen ſeinen Charakter zeugen?

Sinclair. Sie kommen immer wieder auf dieſen Vergleich zurück. Das iſt ja ganz was Anders! Können Sie denn Ihre Sache mit ſtaatsgrundgeſetzlichen Verläumdungen vergleichen?

Marianne. (Mit Begeiſterung.) Ich vergleiche mich mit Niemanden als mit mir ſelbſt. Der Herzog muß wiſſen, daß die Bühne ſo gut wie das Staatsleben ihre Politik, ihre Umtriebe, ihre Anfeindungen hat. Sagen Sie ihm aber auch, daß ſie wie das Staatsleben nicht nur ihre kleinen, ſondern auch ihre großen Charaktere aufweiſt und daß dieſe anonymen Denkwürdigkeiten von einem Weſen, das ein reines Gewiſſen hat, weder geleſen noch widerlegt werden.

Sinclair. Aber bedenken Sie, was Sie aufs Spiel ſetzen!

Marianne. Ich habe die Auszeichnungen, die der Herzog nur zudachte, nie begehrt. Um den Preis einer Erniedrigung vor mir ſelbſt iſt mir die Krone einer Herzogin zu gering.

Sinclair. Und das ſoll ich dem Herzog wieder ſagen?

Marianne. Fügen Sie hinzu, daß ich dieſe glänzende Wohnung gern verlaſſen und mein Glück darin ſuchen werde, von der Welt vergeſſen zu ſein.

Sinclair. Was? Der giebt keine Erklärung, die giebt keine Erklärung —

Marianne (zitternd). Herr Capitain! Nur um die Erfüllung einer Bitte ließ' ich Sr. Hoheit noch erſuchen, die ich ihm vorhin in einem Briefe vorgelegt habe. Nicht für mich, ſondern nur noch für eine Anzahl ſchottiſcher Landsleute, die mich um mein Fürwort in einer Sache erſuchten, deren Entſcheidung vom Herzog abhängt.

Sinclair. Ihre Wünſche werden ihm Befehl ſein, aber Miß...

Marianne. Keine Aenderung meines Entſchluſſes! Sagen Sie mir, iſt nicht bei der Armee eine neue Uniformirung im Werke?

Sinclair. Neue Uniformirung? Wie kommen Sie darauf?

Marianne. Es iſt die letzte, die letzte Bitte! Ich weiß, ſie wird mir gewährt werden. Ich habe dem Herzoge für dieſe Tuchlieferung Menſchen empfohlen, die ſich beklagen, daß man ſie Tuch-

händlern überläßt, die ihre Waare von Holland beziehen und fremde Nationen bereichern ....

Sinclair. Wie? Was?

Marianne. Ich empfehle für diese Lieferung dem Herzog meine Landsleute! Einheimische arme schottische Fabrikanten, die, weil ich eine geborne Schottländerin bin, sich bittend an mich gewandt haben. Ich ersuchte den Herzog, diese große Unternehmung nicht dem Handel, sondern der vaterländischen Industrie zuzuweisen.

Sinclair. Dies haben Sie — dem Herzog —

Marianne. Eben in einem Briefe vorgetragen, der sich in seinen Händen befindet, vielleicht mein letzter!

Sinclair (holt seinen Tschako und will wüthend fort). Das ist ja aber um alle Fassung zu verlieren! Wer hat Ihnen denn dieses abscheuliche schottische Webergesuch vorgetragen?

Marianne. Ein anonymer Brief.

Sinclair. Machen Sie keine Scherze!

Marianne. In der That! Ich empfing einen Brief von unbekannter Hand mit der dabei liegenden Bittschrift meiner armen Landsleute.

Sinclair. Anonym hinten — anonym vorne — anonym überall. Da stürzte mir ja ein thurmhohes Staatsgebäude zusammen! Wissen Sie, daß von dieser Tuchlieferung Ehre und Ruf des Herzogs abhängig ist ....

Marianne. Wie?

Sinclair. Daß ich alles aufgeboten habe, dies Tuchgeschäft zum Gegenstand einer Politik zu machen, die uns helfen soll, die Feinde des Herzogs kennen zu lernen?

Marianne. Wie wäre das?

Sinclair. Können Ihre schottischen Weber Reden halten? Kann die einheimische Industrie für uns im Parlament das Wort ergreifen? Sie stürzen uns ja noch Alle an den Abgrund des Verderbens!

Marianne. Um Gotteswillen, was soll ich thun?

Sinclair. Die Bitte augenblicklich zurücknehmen.

Marianne. O mit Freuden! (Seelenvoll) Trotzdem, daß man an mich nicht mehr glauben will, geht mir das Glück meines Wohlthäters doch über Alles! (Ab nach rechts.)

Sinclair (will außer Athem seinen Hut wegtegen). Das wären mir schöne Dinge! Wenn sie sich mit dem Herzog nicht versöhnt, könnt' ich mich Jüliet vielleicht erklären — nun geht das auch nicht, weil eine weitere Verbindung mit dieser Familie meinen Chef kränken würde — und jetzt muß ich gar von London fort — nein, um keinen Preis! Ich weiche keinen Fuß breit!

Jüliet (tritt rasch ein). Sinclair! Was ist? Was hör' ich? Sie sind so aufgebracht? Erklären Sie mir —

Sinclair (ſtampft mit dem Fuß). Ich — ich erkläre mich auch nicht.

Jüliet. Sinclair, Sie haben kein Wort für mich? Was haben Sie mit meiner Schweſter? Erklären Sie doch!

Sinclair. Ich erkläre mich nicht!

Jüliet. Nun denn, ſo erkläre ich Ihnen hiermit, daß Sie mich nicht anders wiederſehen, als wenn ich in Drurylane für meine Schweſter in ihren Rollen auftrete.

Sinclair. Was?

Jüliet. Ja! Ich fühle den Funken eines höheren Berufes in mir.

Sinclair. Jüliet!

Jüliet. Die Kunſt, Sinclair, wird mich über die Charakterloſigkeit der Männer tröſten.

Sinclair. Aber erklären Sie mir —

Jüliet. Erklären Sie mir —

Sinclair (zornig abbrechend). Sie wollen auch Schauſpielerin werden? Dann leben Sie wohl!

Jüliet. Nein! (Pauſe und zu ihm herangehend) Leben Sie wohl! (Ab nach links.)

Sinclair (mit Beſtimmtheit). Und nun erſt grade will ich nicht in meine Garniſon. Ich laſſe mich in meiner politiſchen Laufbahn nicht hemmen. Schauſpielerin? Schottiſche Weber? Abbruch gewiſſer Verhältniſſe? Verwirrung über Verwirrung! Ich weiche nicht und ſollt' ich ſolche Fortſchritte in der Politik machen, daß ich aus Verſehen Miniſter werde! (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Das Zimmer beim Herzog von Rutland aus dem erſten Akt, aber nicht erleuchtet. Es iſt Tag.

Erſter Auftritt.

Dodd und Mottenham. Kammerdiener (aus der Mitte).

Dodd (in Uniform). Lieutenant Dodd! Wünſcht ſich Seiner Hoheit vorzuſtellen.

Mottenham. Alderman Mottenham! Mein Name genügt.

Kammerdiener (geht rechts hinein zum Herzog).

Dodd und Mottenham (begrüßen ſich erſt flüchtig, erkennen ſich dann aber).

Mottenham. Wenn ich nicht irre — Miſter Dodd!

Dodd. Herr Alderman Mottenham? Sie erinnern ſich meiner?

Mottenham. Was? Militär?

Dodd. Adjutant des Herzogs von Gloſter! Ich bin hier, um mich dem Generaliſſimus in meiner neuen Würde vorzuſtellen.

Mottenham. Viel Glück dazu! (Betrachtet ſeine Dekorationen.) Laſſen Sie doch einmal ſehen! General? Nein! Oberſt? Auch nicht! Major? Hm, hm —

Dodd. Herr Alderman, man muß von der Pike auf dienen —

Mottenham. Ich glaubte immer, Sie würden ſich in's politiſche Fach werfen. Ihre Berichte von Gibraltar haben mir damals im Parlamente ſehr genützt, als die Frage wegen der Meuterei zur Sprache kam ....

Dodd. Pſt! Um ſo mehr Stillſchweigen, als Offiziere ſich

mit Politik nicht beschäftigen dürfen. Wahrscheinlich haben Sie eine sehr wichtige politische Unterhaltung mit Seiner Hoheit. —

Mottenham. Das können Sie sich vorstellen.

Dodd. Die heutigen Morgen-Zeitungen wimmeln wieder von einer Unzahl von Bitterkeiten gegen den Herzog.

Mottenham. Aufhetzungen anonymer Verläumder! Es kann nicht mehr drei Tage dauern, so muß diese perfide Angelegenheit im Parlament besprochen werden.

Dodd. Im Parlament? Und Sie werden für den Herzog stimmen?

Mottenham. Der ganze Einfluß, der mir zu Gebote steht, soll meinem erhabenen Freunde, dem edlen Herzog, zu Gute kommen. Ich bin in die Geheimnisse seiner Politik eingeweiht.

Dodd. Haben Sie die Nachricht über Marianne Higgins gelesen?

Mottenham. Meine Frau war außer sich über diese Nachricht . . . .

Kammerdiener (kehrt zurück). Belieben Sie gefälligst (zeigt nach links) in die Adjutantur einzutreten. (Nach rechts ab.)

Mottenham. Gehen Sie voran! Bitte! Erklären Sie mir das mit den Memoiren der Higgins.

Dodd. Bitte! Bitte! Gehen Sie voran! Das mit den Memoiren der Higgins —?

Mottenham. Allerdings. Meine Frau sagte, dieser Fall wäre unerhört überraschend — (Ab Beide, sich bekomplimentirend, nach links).

Zweiter Auftritt.

Rutland und Sinclair (von rechts).

Rutland. Sinclair, Sie tragen auch dazu bei, meinen Kummer zu vermehren.

Sinclair. Hoheit, kann man denn ruhig im Vorzimmer sitzen, Listen und Rapporte lesen, wenn die Welt an allen vier Ecken im Brand steht? Um die Theaterartikel darf ich mich kümmern, Hoheit. Und die bringen uns heute eine schöne Ueberraschung.

Rutland. Will man meine Verwaltung angreifen, so werd' ich mich dadurch rechtfertigen können, daß ich ein so großartiges Geschäft wie die Tuchlieferung nur der Industrie des Landes zuweise. Sie wollten vom Theater sprechen?

Sinclair. Alle Welt ist in Allarm darüber. Wen ich nur

heute frühe gesprochen habe, der frägt mich über die unglückselige Notiz in dem Morning-Chronikle.

Rutland. Was ist?

Sinclair. Ueberrascht hat mich's wie ein Donnerschlag, heute diese Phrase zu lesen .... (Zeigt auf ein Journal in der hintern Rocktasche) darf ich?

Rutland. Theaterartikel passieren.

Sinclair (zieht das Blatt heraus, bei Seite). Mein Parfüm ist jetzt die Druckerschwärze! Ich kann ohne diesen pikanten Hautgout nicht mehr leben. (Zeigt eine Stelle.) Hier!

Rutland (liest). „Unsre Kriegsverfassung ist im höchsten Grade mangelhaft."

Sinclair. Das ist nicht die Stelle! Hier!

Rutland. „Einem verbürgten Gerüchte zufolge wird eine gewisse berühmte Künstlerin eine gewisse berühmte Bühne und auch ein gewisses berühmtes Verhältniß verlassen und sich in ihrer Muße-zeit mit der Verabfassung ihrer Memoiren beschäftigen." Wie? Marianne?

Sinclair. Lesen Sie nur weiter!

Rutland. „Eine gewisse sehr nahe Verwandte der berühmten Künstlerin wird es versuchen, in das von ihr verlassene Rollenfach einzutreten und eine gewisse berühmte Rolle" — Julict tritt in Mariannens Fach und Marianne schreibt ihre Memoiren?

Sinclair. Nicht wahr? Himmelschreiend.

Rutland. Wer?

Sinclair. Die Jüngere!

Rutland. Ich spreche von der Aelteren. Hätt' ich nie geglaubt, daß diese Schwestern so vielen Trotz besitzen.

Sinclair. Theater-Atmosphäre! Alles steckt darüber die Köpfe zusammen. Man behauptet, die Feinde Eurer Hoheit hätten das Band getrennt und Mariannen bestimmt, diese jetzt natürlich ächten Memoiren ...

Rutland. Gegen mich zu richten?

Sinclair. Das Memoirenschreiben ist jetzt Mode. Wer vom Schauplatz abtritt, will sich rechtfertigen. Vor der Welt will sie's, vor Ihnen nicht.

Rutland. Sie wird Gott danken, daß ihre Vergangenheit mit einem Schleier bedeckt bleibt. Keine Verbindung mehr mit der Unwürdigen!

Sinclair (bei Seite). Einmal geh' ich noch zu ihr und frage, was das für eine gewisse berühmte Rolle ist.

Rutland. Was sagten Sie?

Sinclair. Ich meinte die unglückliche Tuchangelegenheit mit Mister Mottenham!

Rutland. Er wartet drinnen! Setzen Sie die Gründe ihm

auseinander, die mich bestimmen, einen mir gewordenen Wink zu benutzen und die Tuchlieferung in die Hände unserer Nationalindustrie zu geben.

Sinclair (bei Seite). Das ist eine fürchterliche Commission!

Rutland. Lassen Sie später den Lieutenant Dodd zu mir eintreten. Auf die Parade bringen Sie heute die Parole — (besinnt sich).

Sinclair (stellt sich gerade und legt die Finger an die Stirn, als wenn er salutirt).

Rutland. Unerschrocken und fest. (Ab nach rechts.)

Sinclair (allein). Unerschrocken und fest. Heute hat er nicht Französisch gesprochen. Mistreß Leonor, meine Eroberung hat mich zum geheimen Thee eingeladen! Ich waze mich nicht hin, nach diesen veränderten Verhältnissen .... ich hab's in diesem Billetchen ausgesprochen. Gott sei Dank! Sie schwebt über dem Tuchhandel ihres Mannes. Hab' ich sie, muß auch er folgen! .....

Mottenham (durch die Thür). Pst!

Sinclair. Da ist er! „Unerschrocken und fest."

Dritter Auftritt.

Mottenham. Sinclair. Zuletzt Dodd, Ralph und Kammerdiener.

Sinclair. Mein Theuerster! Mein Einzigster! Ich schmachte nach Ihnen! (umarmt ihn stürmisch.)

Mottenham. Edler Freund! Ist's entschieden?

Sinclair. Nehmen Sie Platz!

Mottenham. Danke! Danke! Eine Prise?

Sinclair. Ich schnupfe selten .... (nimmt eine Prise).

Mottenham. Herr Capitain, an meiner Frau haben Sie eine Eroberung gemacht. (Sinclair niest.) Helf Gott! Sie brauchen sich keinen Zwang anzulegen. Meine Frau war früher Schauspielerin. (Sinclair niest.) Gott helf! Ich lernte sie vor vierzehn Jahren auf einer Reise kennen, nachdem sie schon die Bühne verlassen hatte. Sie ist von ihrem frühern Stande gewisse lebhaftere Anregungen gewohnt. (Sinclair niest.) Helf Gott! Und wie Nachgiebigkeit denn das Geheimniß des häuslichen Friedens ist, so laß' ich meine Frau in ihren kleinen Strudeln und Wirbeln so gewähren ....

Sinclair. Herr Alderman! Das Tuch-Projekt —

Mottenham. Wie?

Sinclair. Hat Schwierigkeiten.

Mottenham. Was?
Sinclair. Sie beziehen die Tücher aus Holland?
Mottenham. Ja.
Sinclair. Vortreffliche Tücher —
Mottenham. Nicht wahr?
Sinclair. Aber Holländiſche ....
Mottenham. Wie?
Sinclair. Der Herzog ....
Mottenham. Hm?
Sinclair. Schätzt ſie ....
Mottenham. Wen?
Sinclair. Die holländiſchen Tücher ....
Mottenham. Aber?
Sinclair. Die nationale Induſtrie ....
Mottenham. Hm?
Sinclair. Eine Geſellſchaft ſchottiſcher Tuchfabrikanten hat ſich an den Herzog gewandt —
Mottenham. Richtig!
Sinclair. Sie beſitzen zu viel Bürgertugend, zu viel Uneigennützigkeit ....
Mottenham. Bitte!
Sinclair. Schlagen Sie ein! (Schmeichelnd.) Alter Freund, Sie bekommen die Lieferung (Schlägt heftig in ſeine Hand) nicht!
Mottenham. Au!
Sinclair. Und haben Sie die Güte edler, beſter, uneigennütziger Freund, dies Billet an Ihre herrliche, unvergleichliche Gattin abzugeben! Auch grüßen Sie Ihre kleine Fancy, das holde Kind! O meine Freundſchaft für Ihre Familie iſt wahrhaft Gemüthsſache geworden. Auf Wiederſehen! (Ab rechts.)
Mottenham (ſteht verdutzt mit dem Billet).
Dodd (tritt ein). Herr Alderman! Erhielten Sie ſo eben das Miniſterium der Induſtrie oder des Handels?
Mottenham (will ſein Taſchentuch ziehen; es fällt ihm dabei eine ziemlich große Papierkarte heraus).
Dodd. Sie laſſen was fallen! (hebt ſie auf, ſie fällt auseinander. Es iſt eine lange zuſammengelegte Tuchprobenkarte mit bunten Tuchläppchen.) Iſt das Ihr Porteſeuille?
Kammerdiener (von rechts). Capitain Sinclair laſſen den Herrn Adjutanten Dodd erſuchen zu Sr. Hoheit einzutreten!
Dodd (raſch und ſchlau, bei Seite). Miſter Mottenham! Nachdem ich beim Herzog war, werd' ich mir das Vergnügen machen, Sie zu beſuchen. Es wird noch Menſchen geben, die Ihren Werth als Staatsmann beſſer zu ſchätzen wiſſen. Der Herzog von Gloſter, hören Sie, der Bruder des Herzogs von Rutland, das iſt einer

Ihrer glühendſten Verehrer. Doch Verſchwiegenheit! Discretion! Wir müſſen Freunde werden. Bald das Nähere. (Ab nach rechts.)

Mottenham (macht zornige Geſtikulationen und wickelt die Muſterkarte zuſammen). Betrogen?

Kammerdiener. Herr Alderman! Ihr Bedienter meldet, der Wagen iſt vorgefahren!

Ralph (im Hintergrund ſichtbar).

Mottenham. Verrathen? — Ralph!

Ralph. Herr Alderman!

Mottenham. Das Billet trage an meine Frau. Iſt ſie nicht zu Haus, ſo trifſt Du ſie bei Marianne Higgins, verſtehſt Du, der berühmten Schauſpielerin, (mit Nachdruck) der auch geopferten Freundin eines gewiſſen Herzogs.

Ralph. Ich weiß, ich weiß, Miſter Slyke begleitet ſie heute zu dieſer Dame. Und wohin ſoll Ihr Wagen fahren, Herr Alderman?

Mottenham. Ins Parlament! Zur Sitzung einer geheimen vorbereitenden Comité! (Ab.)

Ralph. Eine geheime Comité und ein verſchloſſener Brief! .... Haben Sie auch ſehr viel Geheimniſſe in Ihrem Dienſt?

Kammerdiener. Was meines Amts nicht iſt, da laſſ' ich meinen Fürwitz (ab).

Ralph (mit Verachtung). Dieſe ältere Generation iſt ganz hinter der Zeit zurückgeblieben. Meine Stunde reift. Es wird etwas aus mir; aber die Welt muß es rathen. O, bald wird auch von mir eine geheime vorbereitende Idee ans Licht treten (ab).

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Bei Marianne Higgins.

Vierter Auftritt.

Jüliet (tritt von links ein mit einer Rolle in der Hand, aus der ſie lernt). Walter (aus der Mitte).

Walter. Nun Fräulein, gehts in den Kopf?

Jüliet. In den Kopf wohl, aber nicht ins Herz. Ich kann nicht in die Leidenſchaft kommen.

Walter. Das wundert mich. Sie ſind doch ſonſt keine ſo ſchüchterne Taube.

Jüliet (drohend). Walter!

Schweſter wurde ohnmächtig in's Haus getragen: man wartete immer, daß Sie kämen —

Wilhelm (bei Seite).

Und mich mußte der Onkel aufhalten.

Paul.

Darüber wurd' es Nacht. Die Schachteln mit der Toilette für Fräulein Schweſter kamen auch an, und ſo iſt ſie hier geblieben.

Wilhelm (bei Seite).

Mit der entſetzlichen Entdeckung, daß Holm Beatens Verlobter iſt!

Paul.

Aber wo bleibt der Oekonomierath? Niclas iſt hinüber, ihn zu holen. Das giebt heut' ein Jubelfeſt! Soll ich die Pferde ausſpannen?

Wilhelm.

Nein, guter Freund. Wo iſt meine Schweſter? Wir müſſen uns entfernen.

Paul.

Ei, Herr Profeſſor, das ganze Dorf iſt in Alarm, zwanzig Schulkinder werden neu gekleidet und geſpeiſt, und der Förſter kommt, der Amtmann, der Pfarradjunct, alle, alle, und auf Ihre und des Oekonomieraths Geſundheit ſoll getrunken werden —

Wilhelm.

Auch mein Oheim kommt nicht. Fort, fort, daß die Pferde nicht ausgeſpannt werden.

Walter. Geben Sie Acht, der Director Mirpickel drinnen ſetzt es doch noch durch, daß Miß Marianne den gewiſſen Artikel Lügen ſtraft und wieder auftritt. Eins, zwei, drei, fünf Viſitenkarten in einer Viertelſtunde! Alle fürchten, (lachend) in unſere Memoiren vorzukommen. (Legt die Karten in ein Körbchen auf den Tiſch, in dem ſchon andere Viſitenkarten liegen und geht nach hinten.)

Fünfter Auftritt.

Mirpickel (elegant). Marianne. (Von rechts) Jüliet.

Mirpickel. Unwiderruflich! Unerbittlich?

Marianne. Sehen Sie denn nicht, Mirpickel, wie fleißig ſchon der jüngere Nachwuchs ſtudiert!

Mirpickel (hält die Hand vor den Mund, bei Seite zu Jüliet). Sie haben auch Talent, aber (laut) Schweſtern, ich kann Euch beide brauchen! Der Zeitungsartikel von heut früh revolirt ganz London. Jeder ſpricht von Ihren Memoiren und keiner mehr von Drurylane.

Marianne. Sehen Sie! (Zeigt auf das Käſtchen mit Viſitenkarten.) Wie ſie alle aus ihren Schlupfwinkeln hervorkriechen! Rezenſenten, Direktoren, Rivalen, Rivalinnen, jetzt will mich jeder nur geliebt, jeder nur protegirt haben .... Ja! von Ihnen, Mirpickel, werd' ich in der Welt auch ſchöne Dinge ſagen können.

Mirpickel. Hab' ich Sie, als Sie verſchmachtet aus der Provinz kamen, nicht mit Rollen aufgefüttert? Stillte ich Ihre Schmerzen nicht mit Spielhonorar und Garderobegeldern? Könnten gewiſſe Herzoge Ihren Memoiren ſo ruhig entgegenſehen, wie ich....

Marianne. Jüliet, hier! Deine Rolle fort. Zeige dem Direktor, daß er an Dir eine Desdemona bekommt, die im Geiſte Deiner Schweſter aufgefaßt iſt.

Mirpickel. Ja, ſprechen Sie einmal die Rede im erſten Akt!

Jüliet. Ich werde ſie ſchon können.

Marianne. Zier Dich nicht!

Mirpickel. Eine kleine Talentprobe.

Marianne. Den Ton der Verzweiflung wird ſie ſehr natürlich treffen. Probier' einmal das ruhige Tempo. Komm' her!

Jüliet. Ich bin noch nicht feſt.

Mirpickel. Verſuchen Sie es! Nehmen Sie zum Beiſpiel an, ich wäre der Mohr!

Marianne. Richtig! Das iſt der Mohr! Ich bin der Doge und der Stuhl da (ſetzt einen Stuhl in die Mitte). Siehſt Du — Jüliet — dies anonyme Weſen hier iſt Dein Vater! Fang'

an! Die erste Scene! Ich als Doge, sage also: (mit wirklichem künstlerischem Ernst)

Komm' her, junge Dame!
Wen siehst Du hier in diesem edlen Kreis,
Dem Du zumeist Gehorsam schuldig bist?

Jüliet (räuspert sich und fängt beklommen zu Mirpickel an). Mein edler Vater —

Mirpickel. Bitte, ich bin nicht der Vater! Ich bin der Mohr.

Marianne. Stell Dich doch nicht so ungeschickt! Mirpickel ist der Mohr — der Stuhl ist der Vater, ich bin der Doge. Also?

Jüliet (hebt die Arme gegen den Stuhl). „Mein edler Vater."

Mirpickel (räuspert sich etwas ungläubig).

Jüliet. „Ich sehe hier zwiefach getheilte Pflicht"
„Euch muß ich —
Wem sag ich das?

Marianne. Dem Vater!

Jüliet (zum Stuhl) „Euch muß ich Leben danken und Erziehung"
„Doch hier steht mein Gatte —."
Wo?

Mirpickel. Hier!

Jüliet. „Und so viel Pflicht als" (stockt).

Marianne (hilft). „Meine Mutter" —

Jüliet. „Meine Mutter, als sie Euch vorzog" (stockt. Pause.)

Marianne (rasch). „Ihrem Vater soviel muß ich auch meinem Gatten widmen, dem Mohren, meinem Herrn." Ach, Du mußt Deine Rolle können!

Mirpickel (zu Mariannen bei Seite bittend und schmelzend, als wollte er ihr zureden, zu bleiben). Marianne!

Marianne. Sie kanns! Aber sie macht zu viel Kunstpausen .... Du mußt auf den Mohren zustürzen und ihn umarmen.

Jüliet. Laß mich nur! Ich werde es ja schon können!
— "soviel
Muß ich auch meinem Gatten widmen, dem Mohren —
(breitet die Arme auf Mirpickel aus) meinem Herrn" (stürzt dabei auf ihn zu).

Sechster Auftritt.

Sinclair (der ſchon vorher eingetreten iſt und beobachtet hat). Die Vorigen.

Sinclair (ſie nachäffend). Dem Mohren — meinem Herrn!

Marianne. Mirpickel. Jüliet. } Wie?

Sinclair. Das iſt alſo die gewiſſe berühmte Rolle! (Nachäffend) Dem Mohren, meinem Herrn!

Jüliet. Abſcheulicher, was wollen Sie hier?

Sinclair. Mich überzeugen, ob die Journale wirklich recht berichten. Herr Othello, Sie ſind alſo der Seelenverkäufer Mirpickel?

Mirpickel. Wenn ich nicht irre, Herr Capitain Sinclair?

Sinclair. Bilden Sie ſich nichts ein! Miß Jüliet wird nie die Bühne betreten.

Mirpickel. Warum nicht?

Sinclair. Weil ſie kein Talent hat.

Jüliet. Ich habe Talent.

Sinclair. Hätten Sie ſich nur im Spiegel geſehen! Dieſes hölzerne Spiel!

Marianne. Bitte, dies hölzerne Spiel war auf den Stuhl da ſehr zweckmäßig angewendet.

Mirpickel. Ja, Herr Capitain, dieſer Stuhl vertrat die Stelle des Vaters!

Sinclair. Vaterſtelle vertret' ich! Von einem Betreten dieſer ſchlüpfrigen Laufbahn kann gar keine Rede ſein.

Mirpickel. Ah! ſo iſt es alſo wahr, daß Miß Jüliet die Gebieterin des Herrn Capitain . . . .

Sinclair. Nichts von Gebieterin! Aber wenn man für Jemanden ſo warme, ſo väterliche Gefühle gehabt hat —

Jüliet. Ich danke Ihnen für Ihre väterlichen Gefühle!

Sinclair. Oder nennen Sie es mütterliche! Ich geb's nicht zu, daß Sie aus Ihrer häuslichen beſchränkten Sphäre treten. Eine Schauſpielerin! Man hat Beiſpiele, daß Verhältniſſe mit Schauſpielerinnen nur die Quelle unſäglicher Leiden ſind.

Marianne. Sinclair! ſein Sie artig! Die Furcht vor meinen Memoiren hat mir heute ſchon mehr als fünfzig Viſitenkarten eingetragen.

Walter (meldet). Ein Herr und eine Dame wünſchen perſönlich ihre Aufwartung zu machen.

Marianne. Die Namen? ....

Walter. Ich glaube, Mistreß Mottenham.

Sinclair. Mistreß Mo — (bei Seite) Das wäre ja u erhört!

Jüliet (zu Sinclair nachgiebig). Sie wünschen also, daß i nicht zur Bühne gehe?

Sinclair (in Verlegenheit). Werden Sie Seiltänzerin!

Walter. Soll ich die Dame verlassen?

Marianne. Ich kenne sie nicht ....

Mirpickel. Nehmen Sie sie an! Es ist eine der tonange bendsten Frauen in England. Meine Damen, Othello ist angesetz Eine von Ihnen muß als Desdemona sterben.

Jüliet. Nein, Direktor, wenn Sinclair nicht wünscht —

Mirpickel. Machen Sie das unter sich ab, kein Erbarmen Eine von Ihnen muß mir durch Othellos Schnupftuch erstickt wer den und durch die Kunst, mit Anstand zu sterben, Kasse machen das ohne Widerruf. (Ab.)

Walter. Ich höre die Dame kommt schon die Stiege herauf ...

Sinclair (bei Seite). Himmel! Nach meinem Billet darf sie mich hier nicht sehen.

Jüliet. Sie wünschen also nicht, Sinclair?

Sinclair. Werden Sie, was Sie wollen!

Jüliet (wischt sich mit dem Taschentuch die Augen). Sie folter mich zu Tode ....

Sinclair. Geben Sie mir Ihr Taschentuch! Ich will au Ihrem Zimmer den Othello mit Ihnen durchgeben. Aber weh Ihnen, Jüliet, wenn die Scene kommt, wo ich Sie mit dem Ta schentuch zu erdrosseln habe .... ich bin im Stande ....

Jüliet (bei Seite). Ach! Er ist zu liebenswürdig! Folgen Sie! Wir wollen es darauf ankommen lassen.

(Beide nach links ab. Sinclair vergißt seinen Tschako.)

Marianne. Quälen sich diese beiden Menschen aus Liebe und sind glücklich in ihrem eingebildeten Unglück! Laß die Fremden hier eintreten! (Ab nach rechts.)

Siebenter Auftritt.

Mistreß Mottenham. Slyke (trägt ihren Shwal). Walter

Walter (der öffnet). Miß Marianne werden sogleich erscheinen (Ab.)

Slyke. Sie sind erschöpft. Bedienen Sie sich eines Stuhls verehrte Freundin!

Mistreß Mottenham. Welche geschmackvolle Einrichtung das hier ist! (Sieht sich um und geht nach vorn.) Sieh! Sieh! Doch noch militairische Reliquien! Da steht ja ein Tschako?

Slyke. Wissen Sie auch, was das ist? Es muß ein Offizier in der Nähe sein.

Mistreß Mottenham (bei Seite). Sinclair ist es nicht — er versicherte mich, für ihre Schwester gleichgültig zu sein. Heut Abend erwart' ich ihn zum geheimen Thee.

Slyke. Ob sie uns wohl wieder erkennen wird!

Mistreß Mottenham. Schlimm genug, daß wir hier wie Bettler erscheinen müssen! Meine Staatsbeziehungen —

Slyke. Meine Beziehungen zur Börse —

Mistreß Mottenham. Solche Memoiren, die sie schreiben will, machen ja ein ungeheures Aufsehen. Alle Welt verschlingt sie. Ohne Zweifel würden wir beide, deren Spur sie ganz verloren hat, in den ersten Kapiteln figuriren und vor der Welt der Gegenstand ihres Spottes sein. Nein! wir müssen es klug anfangen, das zu hintertreiben. Was beginn' ich, um sie in eine fröhliche Laune zu versetzen? Lachen muß sie. Halt! Mit diesem Tschako werd' ich sie begrüßen! (Setzt ihn auf.)

Slyke. Freundin!

Mistreß Mottenham. Dieser groteske Anblick wird sie in gute Laune versetzen, sie wird meine theatralische Laufbahn, New-Castle und die Macht des Wahnes vergessen und sich nur ihrer ersten angenehmeren Jugendeindrücke erinnern. Sie kommt, Slyke, spielen wir Komödie, Sie sind mein Adjutant!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Marianne. Später Walter.

Marianne (tritt ein).

Mistreß Mottenham (als alte Comödiantin). Präsentirt das Gewehr!

Marianne (erstaunt, besinnt sich und bricht in Lachen aus). Ha, ha, ha! Artemisia! Ist es möglich?

Mistreß Mottenham. Marianne! Schwester! An mein Herz! (Stürzt ihr in die Arme. Der Tschako fällt hinten ab.)

Slyke (hebt ihn auf und stellt ihn wieder hin). Rührende Scene des Wiedersehens!

Marianne. Was seh' ich? Beherrscht mich die Macht des Wahns? Slyke?

Mistreß Mottenham. Ja er ist's! Der tragische W notar von New-Castle.

Marianne. Ich kann mich kaum fassen . . . .

Slyke. Ach, dies rührende Wiedersehen!

Marianne. Sind Sie's denn wirklich, Don Alonzo?

Mistreß Mottenham. In der Zeit Deines Glücks, He kind, hatten wir nicht den Muth, zu Dir zu kommen. Jetzt wo Du dem Glanz der großen Welt entsagen willst —

Slyke. Wo Sie gleichsam zum Abschiede Ihr Teste Ihre Memoiren schreiben werden —

Marianne. Ja, Don Alonzo! Das werden wir aus Gründen!

Mistreß Mottenham. Ach, laß das mit dem Don Al Keine Anspielungen, Marianne! Nichts als schwesterliche En dung! Wir müssen auf's neue ewige, dauernde Freundschaft schl Wie ist's Dir denn ergangen? Du weißt doch, ich habe vor Jahren die annehmliche Parthie eines reichen Kaufmanns ge der in der politischen Welt eine Rolle spielt. Hättest Du nie Alderman Mottenham gehört?

Marianne. Ich kenne alle politischen Köpfe in Engl (Bei Seite). Kein Wort weiß ich. (Laut) Welche Rolle spielt Slyke in Deiner Ehe?

Slyke. Hausfreund. Immer der alte Hausfreund!

Mistreß Mottenham. Ich versichre Dich, Schwester! Ga ganz England ist jetzt nur mit zwei Dingen beschäftigt: mit Angriffen der Presse auf den Herzog, Deinen früheren Ver und mit Deinem Rücktritt von der Bühne, der mit sonderbare erklärlichen Motiven begleitet ist.

Marianne. Ich werde diese Motive in meinen Mem aufklären.

Mistreß Mottenham. Thu' das. Schone Niemanden! Wir Frauen haben in unserm Jahrhundert eine erhabenere lung gewonnen. Glaube mir, mein Kind, ich habe mich überz diese Männer liefern entsetzliche Blößen. Wenn eine Frau den rechten Platz gestellt ist, sie überflügelt sie alle. Geht de fort, so reißen wir mit der Zeit das Ruder an uns und die R der Geschichte sind unser.

Marianne. Ich kenne Dein Talent, Rollen an Dich zu re

Mistreß Mottenham. Kennst Du es noch? Nicht w Ach die Erinnerung! Alle diese Rollen weißt Du, entriß i nur Andern, um sie Dir zuzuwenden. Diese Parthie D Memoiren denk' ich mit Dir zusammen zu bearbeiten.

Walter (tritt ein). Fräulein!

Marianne. Was ist, Walter?

Walter (zu Mariannen). Die Anmeldungen nehmen nicht ab — ein gewisser Flunders bittet dringend um Gehör —

Marianne. Wer ist das, Flunders? Kennst Du einen gewissen Flunders?

Mistreß Mottenham (erschrickt). Wie? Flunders? Slyke, kennen Sie einen gewissen Flunders?

Slyke. Flunders? Sie kaufen ihm ja manchmal Autographen ab!

Mistreß Mottenham. Marianne, das ist ein gefährlicher Charakter. Laß Dich doch mit solchen Demagogen nicht ein!

Marianne. Seitdem ich anfange, mich mit Politik zu beschäftigen, hab' ich den Grundsatz angenommen, Niemanden, der mich zu sprechen wünscht, abzuweisen. Laß ihn herein! (Walter ab.)

Mistreß Mottenham. Liebe Freundin — Wenn Du erlaubst, so warten wir im Nebenzimmer, bis er sich entfernt haben wird .... (drängt nach rechts) Wir dürfen doch? Doch keine Geheimnisse drinnen? Keine offenen Briefe?

Marianne. Das erste Capitel meiner Memoiren vielleicht!

Mistreß Mottenham. Schäkerin! (umarmt sie.) Mach, daß diese Audienz zu Ende kommt. Ich habe Dir noch so viel Zärtlichkeiten zu sagen, soviel Erinnerungen mit Dir durchzuplaudern. O ich bin glücklich, meine beste Freundin wieder zu haben! (ab.)

Slyke. Nehmen Sie mich mit! (folgt.)

Marianne (allein). Wie geschieht mir denn? Sind denn das meine alten Feinde, sind es ächte oder falsche Freunde? Wahrheit! Wahrheit! Ein Schimmer nur in dieses räthselhafte Dunkel!

Neunter Auftritt.

Flunders. Marianne. Später Walter.

Flunders (nachdem er eingetreten ist und eine Weile geschwiegen hat). Samuel Flunders.

Marianne. Treten Sie näher! Sie sind ein Beförderer der heutigen Autographen-Narrheit. Sie kaufen wahrscheinlich die nachgelassenen Briefwechsel verstorbener berühmter Personen: ich bin eine gestorbene Berühmtheit. Oder was führt Sie zu mir?

Flunders. Haben Sie Billette von Prinzen und Kritikern, die Ihnen schrieben: Zu Ihrem Benefiz erbitt' ich mir eine ganze, halbe oder viertel Loge .... ich kaufe sie mit Vergnügen. Doch dies ist nicht der Grund, warum ich Sie sprechen mußte, Miß Marianne ....

Marianne. Was wollen Sie denn von mir?

Flunders. Wenn eine glänzende Zukunft Ihnen verloren ging, Miß! ich bin davon die schuldlose Ursache. Das Pasquill, welches Ihr Leben dem Herzog verdächtigte . . . .

Marianne. Sie wissen die Ursache meines Sturzes!

Flunders. Das Pasquill kam dem Herzog durch mich in die Hände.

Marianne. Unglücklicher! Was that ich Ihnen — Sie haben die Ruhe meines Lebens vergiftet.

Flunders. Zu discret, diese Geheimnisse einer Herzogin von Rutland, unter der ich die erste Gemahlin Sr. Hoheit verstand, zu eröffnen, geschweige zu publiziren, überreicht' ich ein unter diesem Titel erhaltenes Werk dem Herzoge. Er erbrach die Siegel, es war ein Pasquill auf Marianne Higgins. Sind wir (sieht sich um) unbelauscht — ich habe Ihnen noch mehr zu entdecken.

Marianne. Was könnten Sie noch ....

Flunders. Sind wir allein?

Marianne. Sonderbar! (Bei Seite.) Was kann er mir zu sagen haben! (klingelt. Walter kommt.) Wo ist meine Schwester?

Walter (lächelnd nach links sehend). Sie studirt drüben in dem Zimmer nach dem Garten hinaus den Othello.

Marianne. Geh rechts in dies Nebenzimmer und führe den Herrn und die Dame oder in mein Gemäldezimmer .... suche sie von dieser Thür entfernt zu halten.

Walter (ab nach rechts).

Marianne. Was haben Sie mir zu sagen?

Flunders. Miß! (Große Pause um die Aufmerksamkeit zu fesseln.) Von Lumpen, Lappen und Papierschnitzeln ist mein Leben zusammengesetzt. Ich habe in Schottland eine Papiermühle. Die Abgänge der Tuchfabriken kommen in die Hände meiner Arbeiter. Was die Menschheit nicht am Leibe mehr tragen mag, das nimmt der arme Lumpensammler und als Papier feiert's eine geistige Auferstehung. Von dem Rock, in welchem der Uebermüthige seine Sünden begeht, kann er in zwanzig Jahren einmal das Register derselben lesen. Dieselben Lumpen, in welchen ein armer Verkannter stirbt, erzählen einst der Welt seine rührende Geschichte.

Marianne. Und?

Flunders. Die Besitzer der schottischen Tuchfabriken hatten mir, ihrem Geschäftsfreunde, den Wink gegeben, durch Sie auf den Herzog zu wirken. Die Neigung des Herzogs hofft' ich mir durch Auslieferung der Memoiren seiner verstorbenen Frau zu gewinnen — als ich die unglückselige Entdeckung des Irrthums machte, entsank mir der Muth, mich Ihnen persönlich zu nähern. Ich lebe von anonymen Dingen und so händigte ich Ihnen anonym die Bittschrift der Tuchweber ein, sie ist bewilligt worden. Sie

haben mehr als ein doppeltes Recht auf meinen Dank, meine Erkenntlichkeit.

Marianne. Ihr Gesuch ist erfüllt! Für alles Uebrige .... ist es zu spät!

Flunders. Nicht zu spät, wenn wir den Verläumder Ihrer Ehre entdecken. Dies war das Begleitungsschreiben des abscheulichen Manuscriptes. Kennen Sie diese Hand?

Marianne (sieht den ihr vorgehaltenen Brief an). „Sie erhalten beifolgend zur Veröffentlichung" — — Nein! Nie sah' ich diese Handschrift.

Flunders. Es ist auch unmöglich! Denn wissen Sie .... es ist eine .... Kinderhandschrift!

Marianne. Eine Kinderhandschrift?

Flunders. O Sie kennen dies Treiben der Anonymität in unsern Tagen nicht. Anonym tadelt der böswillige Kritiker, anonym bekämpfen sich die Partheien in der Politik, anonym schneidet man sich im Familienleben Ehre und guten Namen ab. Neidische Schwestern richten ihre kleinen Brüder, gewissenlose Mütter richten sogar ihre holden Kinder ab, um diese Pest der anonymen Verläumdungen in die Welt zu schicken.

Marianne. Entsetzlich!

Flunders. Ein Feind, der Ihnen das Glück einer Herzogin beneidet, wollte Sie vernichten; aber ich bin auf der Spur ihn zu entdecken. Was ist das in den Zeitungen? Ich lese, Sie wollten Ihre Memoiren schreiben. Ist das Ihr Ernst?

Marianne. Meine Memoiren? Nimmermehr hab' ich an meine Memoiren gedacht. Das Gerücht von jenen falschen Memoiren scheint sich verbreitet zu haben; ich trete von der Bühne mit einem verletzten Rufe und nun heißt's, ich schriebe zu meiner Rechtfertigung meine ächten Memoiren. Es ist eine Phrase.

Flunders. O wir sind in London! In einer Welt! Bleiben Sie bei dieser Phrase! Aus Phrasen kann man in dem Gewirre unserer Tage luftige Paläste bauen, aus Phrasen baut man Welten, die der Unbefangenheit für wirkliche hält. Nicht die Thatsachen entscheiden, sondern die Einbildungen. Nicht was geschieht, wird Geschichte, nein die Furcht vor dem, was geschehen könnte. Bleiben Sie bei dem Schein, daß Sie Ihre Memoiren schreiben. Dieser Schein kann uns zum Ziele führen.

Marianne. Nicht meine Gegner möcht' ich entlarvt sehen: helfen Sie mir, dem Herzog die seinigen zu zeigen!

Flunders. Das Alles hängt in einer einzigen Angel zusammen. Die Kinderhandschrift ist beseitigt. Hören Sie hier eine kernige Männerhandschrift (zieht einen Brief hervor).

Marianne. Ich denke, ich habe die Bühne verlassen und bin mitten in einer Komödie. Von wem ist dieser Brief?

Flunders. Von wem? .... Anonym! So eben schre man mir: lesen Sie!

Marianne (liest außerordentlich deutlich). „Marianne Higgi verfaßt Memoiren. Sie hat mit dem Herzog gebrochen, demselb Herzog, der in der öffentlichen Meinung Englands untergraben b vor dem Gerichte des Parlaments stehen wird. Drei Jahre la hat der Herzog fast täglich einige Stunden bei Mariannen v weilt. Bei ihr empfing er Botschaften, bei ihr gab er Audienz Ob in der Verwaltung der Armee leichtsinnig verfahren wur konnte man sicher von derjenigen am Besten erfahren, die jetzt U sache hat, am Wortbruch des Herzogs sich zu rächen! (Sie st Pause.) Wenn Sie diese unterrichtete und weltkluge Dame beweg können, ein Verzeichniß der Mißbräuche aufzusetzen, welche n ihrer Ueberzeugung in der Militärverwaltung stattgefunden hab so erhalten Sie von einer Person, die sich Ihnen dann entdec wird, sogleich eine Belohnung von 200 Pfund und Marianne e hält, wenn sie bereit ist, sich selbst vom Parlamente vernehm zu lassen, eine Jahresrente von 300 Pfund. Wenn Sie Marian Higgins geneigt finden, in dem beginnenden parlamentarisch Kampfe durch ihre Memoiren eine Rolle zu spielen, so lassen S in die morgende Nummer der Times einrücken die einfachen Wort glückliche Fahrt! Für Ihre Verschwiegenheit bürgt der Na Samuel Flunders." *) .... Abscheulich! (legt erstarrt die Hän vor die Augen und sinkt in den Sessel.)

Flunders (lange Pause). Da haben Sie einen Blick das innere Getriebe und Gehäuse der Zeitenuhr!.... Man v langt von Ihnen, was einst eine Clarke that gegen den Herz von York, eine Wilson gegen den Herzog von Wellington .. Sie sollen Rutland stürzen! Was werden Sie thun?

Marianne. Empörend!.... Rache an meinem Wohlthät

Flunders. Der Fall ist großartig .... ich will Sie ni drängen — überlegen Sie die Möglichkeit, wie ein Magnet h plötzlich die Feinde des Herzogs und die Ihrigen anlockt!

Marianne. Ein armes, schwaches Weib! Ich gegen ein Rutland! Schon der Schein einer solchen Handlung würde m das Herz ersticken.

Flunders. Was ich Ihnen zu sagen hatte, ist abgeth Hier meine Adresse! (überreicht eine Karte). Die letzten Avertissemen für die morgenden Times müssen bis neun Uhr heut Abends gegeben sein. Ich rathe zu nichts! Wollen Sie Partei ergrei wollen Sie nicht — wollen Sie vielleicht gar sich eine dritte ei

---

*) Dieser Brief, der den Wendepunkt des Stücks bildet, muß mit allergrößten Deutlichkeit vorgetragen werden.

Paul.

Die Pferde können zusehen, aber Sie bleiben und den Oekonomierath wollen wir auch schon auftreiben. (Ab.)

Wilhelm.

Das ganze Haus ist in Bewegung und in dieser Freude Eveline mit ihrem Schmerz. Sie muß den Namen des Bräutigams gehört haben, vielleicht sah sie ihn, unglückliche Schwester! Auch der Oheim kommt nicht, weil der gute Mann Beaten zu heirathen dachte. Die Thränen standen ihm in den Augen, als er mir's gestand. Was thun? Was beginnen?

(Die Musik hört auf.)

Zweiter Auftritt.

Valentin. Wilhelm.

Valentin.

Herr Professor, darf ich Sie bitten: Kennen Sie mich noch?

Wilhelm.

Wer sind Sie? Ich besinne mich nicht.

Valentin.

Sie haben mich einmal flüchtig —

Wilhelm.

Beim Doctor Holm. Was wünschen Sie?

schaffen, Miß, eine klage, vorsichtige Annäherung an diese anonyme Parthei versuchen und diese dunklen Mächte hervorlockend mit kühnem Muthe wie ein Corsar ohne Verantwortlichkeit ins hohe Meer der öffentlichen Meinung segeln, so schicken Sie mir nur auf einem Blättchen die gewünschten kurzen Worte: Glückliche Fahrt! Das Uebrige steht dann in Gottes Hand! Leben Sie wohl! (Ab.)

Marianne (will ihm nach, sinkt aber auf den Sessel zurück und stützt das Haupt auf den Tisch).

Zehnter Auftritt.

Marianne. Dann Walter. Mistreß Mottenham und Slyke. Später Ralph. Zuletzt Sinclair und Juliet.

Mistreß Mottenham (eintretend mit Slyke und Walter). Vortreffliche Gemälde! Ausgezeichnete Holländer! Ist er fort, der literarische Lumpensammler? Was wollte er von Dir?

Marianne. Er — ersuchte mich — (sie nimmt eine Feder und ein Blatt Papier) um ein Autograph!

Slyke. O da wär' ich doch begierig, Ihr Improvisationstalent zu sehen — schreiben Sie etwas — o irgend einen geistreichen Gedanken!

Marianne (schreibt zwei Worte und klingelt). Entschuldige mich, liebe Artemisia, meine Zeit drängt — ich habe mich gefreut, Dich wieder zu sehen — der erste Augenblick, den ich mein nenne, soll Dir gehören — Vester Slyke — wenn Sie wieder Trauerspiele schreiben, denken Sie nicht an mich, sondern an meine Schwester, die in mein Rollenfach eintritt. Walter (sich sammelnd) trage dies Papier an diese Adresse!

Slyke. Darf man nicht lesen? (sieht hinein.)

Marianne (fein). O eine einfache Lebensdevise für dies stürmisch bewegte Meer des Londoner Lebens — Nicht wahr? ganz unbedeutend? Nichts, als .... Glückliche Fahrt! (Ab nach rechts.)

Mistreß Mottenham | Slyke | (sehen beide in das Papier). Glückliche Fahrt?

Mistreß Mottenham (gibts dann an Walter). Hier mein guter Freund! (bei Seite) Da haben wir doch etwas mehr Geist!

Walter (geht in den Hintergrund ab).

Ralph (stürzt über ihn stolpernd herein). Bitte — Frau Alderman! Ach, was hab' ich laufen müssen. Hier ist ein Brief, der dringende Eile hat.

Miſtreß Mottenham. Von wem?

Ralph. Von Miſter Mottenham.

Slyke. Darum hätt' er nicht ſo zu laufen brauchen.

Ralph. Das heißt, der Brief iſt von Capitain Sinclair!

Miſtreß Mottenham. Ha vom Adjutanten! (erbricht un lieſt bei Seite:) „Der Capitain Sinclair bedauert unendlich, di Einladung zu dem Thee à deux nicht annehmen zu können, wei ihn plötzliche Unpäßlichkeit zwingt, heute und vielleicht auch morge den ganzen Tag das Zimmer zu hüten" —

(Sinclair und Juliet ſind nebenan hörbar.)

Sinclair (draußen). Nein Du mußt —

Miſtreß Mottenham. } Was iſt das?
Slyke. }

Juliet (hereinſtürzend). Laſſen Sie — Sinclair!

Sinclair (mit dem Taſchentuch). Sterben mußt Du!

„Iſt's abgethan, bedarf's des Zauderns nicht."

(Will ihr das Taſchentuch in den Mund ſtecken und küßt ſie dabei.)

Miſtreß Mottenham (im Hintergrund). Ha!

Sinclair (ſich umſehend). Himmel! Die iſt noch da!

Miſtreß Mottenham (bitter). Ihre Unpäßlichkeit iſt ſchnel vorübergegangen!.... Ihren Arm, Slyke!

Sinclair. Miſtreß, ich bin überraſcht — (bei Seite).

Miſtreß Mottenham (bei Seite, zu ihm). Wenn Sie mic getäuſcht haben, das bringt Sie in Ihre Garniſon! (Wendet ſi mit Slyke.)

Sinclair (holt ſeinen Tſchako und drängt beide auseinander, u den Arm der Miß zu erhaſchen). Herr Gott — in meine Garniſon? Ein Mißverſtändniß, das ich Ihnen in Ihrem Wagen aufkläre werde. (Hält ihren Arm.)

Slyke (läuft hinterher und will zornig dazwiſchen). Erlauben Sie das iſt mein Platz!

Juliet. Abſcheulicher! (ſinkt in einen Seſſel.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Gesellschaft bei Mottenham.

Salon. Zwei Thüren rechts und links. Die Mittelthür befindet sich etwas zur Seite, damit ein Theil des hintern Prospektes ein Vorhang oder eine Oeffnung bildet, durch welchen man in erleuchtete Gesellschaftszimmer geht. An einer Seite rechts oder links muß ein Kamin sein, vor dem ein Ofenschirm steht, der groß genug ist, um sich dahinter zu verbergen. Der hintere Vorhang ist zu.

Erster Auftritt.

Bediente (tragen brennende Leuchter und kostbare Thergeschirre durch die Mittelthür rechts und in die Zimmer hinter dem Vorhang. Außen brennen Lichter). Dann Slyke und Ralph.

Slyke. Guten Abend! Guten Abend! Nun! Das wird heute sehr hoch hergehen.

Ralph. Ja, Herr Notar! Das Geheimniß kommt jetzt zum Ausbruch! Ein Fest! Ein solches Fest!

Slyke. Was für ein Fest?

Ralph (vertraulich). Der Geburtstag der Frau Alderman ist ja heute!

Slyke. Pst!

Ralph. Sechs und vierzig Jahre!

Slyke. Will er wohl still sein?

Ralph. Das ist ja mein Geheimniß seit vier Wochen!

Slyke. Wie hat er das erfahren?

Ralph. Ich hatte oben in der alten Geräthkammer aufzuräumen und stoße dabei zufällig auf ein Paket alter geschriebener Papiere, Comödien schienen mir's zu sein. . . .

Slyke (bei Seite). Artemisiens alte Rollen!

Ralph. Les' ich so und les' ich so — denn Sie müssen wissen, Mister Slyke, ich bilde mich —

Slyke. Weiß! Weiß! Er macht Verse . . . .

Ralph. Komm ich da an ein Manuscript, überschrieben de „Macht des Wahns“ . . . .

Slyke. Dummes Zeug!

Ralph. Schien mir auch so. Auf dem Deckel steht aber: Seiner verehrten Freundin Artemisia Trolleye, das ist unsere Herrschaft, gewidmet zu ihrem neunundzwanzigsten Wiegenfeste vom Verfasser — und nun das Datum von heute und die Jahreszahl, so daß es heute grade der 46ste Geburtstag sein muß!

Slyke. Hör' er Ralph! Daß davon nichts zur Sprache kommt! Es ist heute nur großer politischer Clubb, kein Geburtstag hier! Versteht er mich?

Ralph. Bebüte! Es liegt ja ganz in meinem eignen Interesse, daß davon nichts gesprochen wird! Aber geben Sie Acht — (besinnt sich) Ich sage nichts! (Ab.)

Slyke. Sie würde schöne Augen machen, wenn wir von ihrem sechsundvierzigsten Geburtstage anfingen! Will doch sehen, ob die Vorbereitungen alle mit Geschmack vor sich gehen. Ein Glück, daß sich diese Sachen wieder ins Civile gewendet haben und keine Offiziere mehr ins Haus kommen! (Ab hinter den Vorhang.)

Zweiter Auftritt.

Mottenham (von rechts). Dann Slyke.

Mottenham. Wir nähern uns denn somit großen Ereignissen! Was sagten die Blätter? „Eine gewisse Angelegenheit, betreffend eine gewisse hohe Person, hat nun eine solche Reife erlangt, daß einem gewissen Gerüchte zufolge morgen darüber ein Antrag im Unterhause bevorsteht. Ein Redner, der —“

Slyke (zurückkehrend). Der Salon ist heute merkwürdig gefüllt.

Mottenham. Die Erwartung des Publikums auf den Antrag, den ich in der Angelegenheit des Herzogs von Rutland stellen werde, spannt ohne Zweifel die allgemeine Neugier.

Slyke. Aber ich erstaune, Freund — Sie schienen noch vorgestern . . . . .

Mottenham. Noch gestern in der Frühe vor meiner Audienz mit Sr. Hoheit war ich schwankend. Ich bat ihn, flehentlich bat ich ihn, durch irgend eine Demonstration die aufgeregte öffentliche Meinung zu beschwichtigen. Vergebens! Der selbstgefällige Stolz des Kriegers scheint die Institutionen des Staates zu verachten.

Slyke. Aber — einem so mächtigen Prinzen die Spitze zu bieten?

Mottenham (pfiffig). Prinzen? Ha! Ha! Prinzen? Es gibt mehrere Prinzen. . . . . Doch man muß eingeweiht sein. Slyke, auch bin ich weit entfernt, einen offnen Akt der Feindseligkeit zu begehen. „Ich will nur den Finger auf die Wunde legen", wird es in meiner Rede heißen —

Slyke (laut). Hört! Hört!

Mottenham. Was ist?

Slyke. Ich meine, das Parlament wird rufen: Hört! Hört!

Mottenham. Ja so!

Ralph (an der Thür hinten). Ein Wagen nach dem andern fährt vor — der Saal ist schon überfüllt. . . . .

Mottenham. Wer ist vorgefahren.

Ralph. Herren! Damen! Der Lord-Major — Die Aldermen — die Parlamentsmitglieder — Auch einige Journalisten hab' ich gesehen — (Macht die Thür wieder zu.)

Mottenham. So ist ja alles beisammen, was wir brauchen, um die öffentliche Meinung für uns zu haben.

Slyke. Nur Mistreß Leoner fehlt noch. Man rufe sie doch!

Mottenham. Bei Leibe nicht! (Leise) Sie hat eine sehr wichtige politische Unterredung. . . . . .

Slyke. Darf man nicht wissen, mit wem?

Mottenham. Wenn Sie discret sein können — es ist ein Offizier.

Slyke (eifersüchtig). Wieder ein Offizier!

Mottenham. Ein interessanter hochgestellter Mann — obgleich nur Leutnant.

Slyke. Ein Leutnant — immer besser!

Mottenham. Hausfreund! Hausfreund! Seien Sie doch nicht eifersüchtig!

Slyke. Was kann sie für Conferenzen mit einem Leutnant haben?

Mottenham. Merkwürdig! Ich bin der Mann — und der Hausfreund ist eifersüchtig. Warum sollt' ich nicht den Wünschen meiner Frau entgegen kommen, und ihr die literarischen Berühmtheiten, interessante Reisende, taktfeste Musiker, politische Militärs, kurz einen Löwen nach dem andern zuführen. Wer in der großen Welt nur auftaucht und sich einen Namen erwirbt, sie muß ihn ja haben, sie muß ja sagen können: Bei mir hat er gegessen. Bei mir hat er getrunken! Ich kenne ihn — meinen Cirkel besucht er — ich stehe mit ihm in Briefwechsel. Bei ihrer Unruhe muß sie beschäftigt sein oder sie zermalmt sich selbst —

Slyke. Oder uns!

Mottenham. (Sieht mit der Lorgnette ihn an. Pause). Oder uns! (Beide gehen ab nach dem Vorhang.)

Dritter Auftritt.

Miſtreß Mottenham. Dodd (von rechts als Leutnant, aber im Mantel).

Dodd. Aber ums Himmelswillen! Meine Gnädigſte! Man darf mich hier nicht ſehen! Sie glauben nicht, mit welcher Strenge uns politiſche Einmiſchungen verboten ſind.

Miſtreß Mottenham (ſüß). Beurtheilen Sie mich denn nur aus dem Geſichtspunkt der Politik?

Dodd (küßt ihr die Hand). Ich ſehe in Ihnen die Frau von Geiſt und bezaubernder Liebenswürdigkeit! Indeſſen bei dem großen Kampfe, der ſich vorbereitet . . . .

Miſtreß Mottenham. Wir werden heute eine der intereſſanteſten Sitzungen haben. Könnten Sie doch bleiben!

Dodd. Mich von Ihnen loszureißen! Welches Opfer! Aber ich muß es den Rückſichten auf meinen Chef bringen!

Miſtreß Mottenham. Ach, ihr Adjutanten habt ein ſchreckliches Loos!

Dodd. Nochmals wiederhol' ich. Der Herzog von Gloſter, mein Chef, exiſtirt für die ganze Streitfrage nur in ſo fern, als gewiſſe Andeutungen ihn als die Perſon hinzuſtellen haben, die nach dem Herzoge von Rutland am würdigſten wäre, an die Spitze der engliſchen Armee zu treten.

Miſtreß Mottenham. Die Rede meines Mannes wird die discreteſten Andeutungen darüber enthalten.

Dodd. Der Hauptſchlag beruht gegen den Herzog von Rutland jetzt auf den Memoiren der Marianne Higgins. Ich habe ſeit heute früh durch eine Anzeige in den Times den Beweis, daß ſie geſonnen iſt, ſich in dieſen Memoiren an dem Herzog, der ſie verließ, zu rächen . . . .

Miſtreß Mottenham. Sie ſcheint jetzt durchaus eine politiſche Rolle ſpielen zu wollen.

Dodd. Ja, das will ſie! Eine Perſon, auf die ich mich ganz verlaſſen kann, hat mir die beſtimmte Zuſicherung gegeben, daß Marianne Higgins vor dem Unterhauſe Zeugniß gegen den Herzog von Rutland niederlegen werde. Eine Penſion ſteht für ſie auf dem Spiele.

Miſtreß Mottenham (mit Neid). Sie wird ein förmlicher öffentlicher Charakter! Wer wird denn dieſe Penſion bezahlen?

Dodd. Der Herzog von Gloſter! Aber, verſteht ſich, nur von Hand zu Hand, Alles durch dritte Perſonen, in der entfernteſten Entfernung von dem eigentlichen Urheber. Kennen Sie keine Perſon von öffentlichem Credit, durch die wir, ohne verrathen zu werden, die Zahlungen bewerkſtelligen können?

Mistreß Mottenham. Mister Slyke, ein achtbarer Geschäftsmann!

Dodd. Ein geachteter Name! Bürgen Sie für ihn?

Mistreß Mottenham. Eine erprobte Bekanntschaft —

Dodd. Thätig?

Mistreß Mottenham. Ich hab' im Leben schon viel auf ihn gepackt.

Dodd. Also diesem Mister Slyke, den ich kenne, werden, wenn alles nach Wunsch geht, die Gelder, die bereit liegen, zugewiesen werden. — Dafür bekommt er von einem gewissen Flunders —

Mistreß Mottenham (bei Seite). Verfolgt mich dieser Mensch denn überall?

Dodd. Sie wissen doch, daß dieser Flunders berühmt ist für sein Talent in anonymen Angelegenheiten? Von diesem Flunders bekommt er eine bestimmte Erklärung der Marianne Higgins, daß sie, im Fall das Parlament eine Commission zur Untersuchung der Armee niedersetzen wolle, gegen ihn aufzutreten gesonnen sei. Diese vorläufige Erklärung, etwa in Form einer Adresse an das englische Volk, muß für die morgende Sitzung den Haupteffekt hervorbringen und in die Rede Ihres Mannes eingeschlossen werden.

Mistreß Mottenham. Wenn aber das Unterhaus zur Tagesordnung überginge!

Dodd. Um Gotteswillen! Es ist zu systematisch verfahren worden. — Es arbeiten Kräfte gegen den Herzog, die kaum wissen, daß sie von mir und meinem Beschützer an unsichtbaren Fäden gelenkt werden.

Mistreß Mottenham. Und der Adjutant des Herzogs von Gloster . . . . .

Dodd. Wird steigen — eine allgemeine Umwälzung wird Jeden emporheben, der für die neue Ordnung gewirkt hat.

Mistreß Mottenham. Effekt! Effekt! Nur Effekt!

Dodd. Ein Ministerium käme vielleicht an Sie — wollt' ich sagen an Mister Mottenham.

Mistreß Mottenham. Erst spätere Jahrhunderte werden unsern Werth erkennen und auch uns Sitz und Stimme im Rathe der Geschichte geben! (Zärtlich) Sie wollen scheiden?

Dodd. Liebenswürdigste! Ich muß auf die Wache und überflüssigerweise den ungewohnten Militärdienst lernen. Im Pallast des Herzogs von Rutland ist wegen des morgenden Angriffs alles in Bewegung. Die Offiziere seines Generalstaabs dürfen nicht ins Publikum und trösten sich über die morgende Catastrophe, indem sie auf ihrem Zimmer Champagner trinken. Wenn ich mich in diesen Tagen trennen kann, ist es nicht möglich, heimlich, unbemerkt zu Ihnen zu gelangen?

Miſtreß Mottenham. Ich könnte Ihnen Schlüſſel anbieten die — (beſinnt ſich, bei Seite) Dieſer perfide Sinclair!

Dodd. Haben Sie keinen Eingang durch den Garten des Hauſes —

Miſtreß Mottenham. Ich werde Ihnen ſpäteſtens morgen auf dem discreteſten Wege die Schlüſſel zu der hinterſten Thüre unſeres Gartens, dem Pavillon und einem daran ſtoßenden Corridor zuſtellen!

Dodd. O dieſes anonyme Dunkel der Verſchwiegenheit! Wie entzückend, etwas vor der Welt für ſich apart zu haben. Im Vertrauen auf eine großartige von mir, dem unbedeutenden Leutnant vorbereitete Zukunft — Liebenswürdigſte! (drückt ihr einen Kuß auf die Hand, hüllt ſich tief in ſeinen Mantel und geht raſch nach hinten.) Ihr ewiger Verehrer! (ab nach hinten links.)

Miſtreß Mottenham (allein, außer ſich). Ha! Wieder ein andres Genre von Männern! Auch unternehmend! Auch intereſſant! O ſolche Effekte, ſolche Anregungen und es giebt keine Jahreszahlen und keine Kalender mehr! (ab nach hinten rechts zur Geſellſchaft Es wird dunkel).

Vierter Auftritt.

Sinclair (auch im Mantel, tritt vorſichtig von der rechten Seite aus den Zimmern der Miſtreß Mottenham ein. Er hat ein klein wenig Champagnerlaune). Das ging! Die Schlüſſel öffnen wie auf Parole! Nun gilts Muth! Entſchloſſenheit! Ganz London iſt über den bevorſtehenden Prozeß in Aufruhr .... die Wachen in der Stadt ſind verdoppelt .... die Offiziere aus Desparation trinken Champagner und das hab' ich auch gethan .... die hintere Gartenmauer beſtreifte ſo eben eine Patrouille, die mich hoffentlich nicht erkannt hat. (Zieht ein Billet hervor.) „Sinclair, der Unmuth über dieſe Intrigue meiner Feinde bannt mich auf mein Zimmer. Ich erwarte von allen meinen Umgebungen, daß ſie ſtolz durch die Gefahr hindurchſchreiten. Ihr Freund Rutland." Mein Freund; Recht ſchön, recht herablaſſend! Allein Morgen legt er ſein Commando nieder und ich muß hundert Meilen von hier in meine Garniſon! Das geht nicht. Moraliſch-mathematiſche Unmöglichkeit! Ich will ein Tête à tête mit Miſtreß Mottenham verlangen .... ich muß dieſe Eroberung wiederhaben! Das Kühnſte wäre, ich ginge hier mit zwei Piſtolen (zeigt welche) in den Saal, ſtellte mich auf einen Tiſch und

rieſe: . . Ich höre Geräuſch. Hinter dem Schirm kann ich mich verbergen. (Zieht ſich hinter den Schirm zurück.)

Fünfter Auftritt.

Ralph (von links). Dann Fancy (ein Kind von 10 Jahren. Sie iſt outrirt feſtlich gekleidet und hat ein in Seide gebundenes Gedicht in der Hand).

Ralph (hineinrufend). Kommen Sie, liebe Fancy! Ei was hat die Gouvernante Sie ſchön geputzt.

Sinclair (bei Seite). Es iſt Ralph.

Fancy (tritt ein).

Ralph. Sie ſollen heute mein Glück machen, Miß.

Sinclair (bei Seite). Sein Glück ſoll das Kind machen?

Ralph. Können Sie's denn auch recht ſchön auswendig?

Fancy. Ich fürchte mich vor den vielen Leuten.

Ralph. Aber nichts vorher ſagen, es muß geheim bleiben, bis wir vortreten.

Sinclair (bei Seite). Was hat er denn?

Ralph. Auch müſſen Sie gleich ſagen, daß das Gedicht von mir gedichtet iſt! Ich möchte mich gern aufſchwingen. Verſtehen Sie, was aufſchwingen iſt?

Sinclair (bei Seite). Gehängt werden.

Ralph. Es iſt ſchon recht unruhig. Kommen Sie, Fancy! Wir wollen in den großen Saal durch die erſten Zimmer gehen.

(Beide ab nach hinten, aber durch die Thür).

Sinclair. Man nähert ſich! Ich muß das Terrain erſt recognosciren. (Verſteckt ſich wieder.)

Sechſter Auftritt.

Bediente (öffnen hinten und tragen Leuchter voran. Es wird ſehr hell). Mottenham und Frau, Slyke, Mixpickel, Juliet, Lord Major und eine Menge Herren (alle in Civil) und Damen. (Alle treten in lebhafter Unterhaltung allmälig hinter dem Vorhang heraus. Einige ſind in Zeitungen vertieft.) Später Ralph und Fancy. (Der Vorhang bleibt offen.)

Lord Major. Man war allgemein darauf geſpannt, in der

heutigen intereſſanten Geſellſchaft auch Fräulein Schweſter zu begrüßen.

Jüliet. Sie läßt ſich entſchuldigen, Herr Lord Major. Sie iſt mit der Abfaſſung ihrer Memoiren beſchäftigt.

Sinclair (bei Seite). Jüliet! Wie kommt die hierher?

Jüliet (bei Seite). Er iſt nicht da — der Treuloſe!

Lord Major. Dieſe Memoiren werden höchſt intereſſante Aufſchlüſſe gegen die Militärverwaltung des Herzogs von Rutland enthalten.

Mottenham. Sie ſoll ihn nicht ſchonen! Sie iſt von dieſem Prinzen mit einer beiſpielloſen Unempfindlichkeit behandelt worden.

Sinclair (bei Seite). Du Perückenſtock!

Lord Major (zu Mirpickel, der neben ihm ſteht). Sagten Sie etwas?

Mottenham (ſtellt Mirpickel dem Lord Major vor). Mirpickel, der Direktor von Drurylane, Begleiter des Fräuleins Jüliet.

Sinclair (bei Seite). Der auch beſſer thäte, zu Hauſe zu bleiben und ſeine Lampen zu putzen.

Lord Major. Der Verluſt, den Ihnen der Abgang der ausgezeichneten Darſtellerin Marianne verurſachte, iſt durch die talentvolle Schweſter ſehr bald erſetzt werden.

Jüliet (verbeugt ſich). Man leiſtet, was man kann. (Bei Seite.) Die Kokette redet kein Wort mit mir!

Miſtreß Mottenham (ſitzt vorn und thut mit den Herren äußerſt charmant).

Mirpickel (zu Jüliet). Sprechen Sie nicht zu viel, damit Sie mir für Ihr Debüt nicht heiſer werden. Kann ich Ihnen einige Papilloten . . . . .

Mottenham. Es ſcheint, Herr Mirpickel begleitet Sie nur, um Sie vor Catarrh zu ſchützen. Das Aufſehen, welches morgen meine Motion im Unterhauſe machen ſoll, wird ſehr beeinträchtigt werden von der Spannung auf Ihr erſtes Debüt . . . . . Desdemona, nicht wahr?

Sinclair (bei Seite). Ihren Othello ſchieß' ich todt!

(Die Geſellſchaft unterhält ſich. Bediente präſentiren Erfriſchungen.)

Slyke (der vorher immer behaglich herum ging und ſich jetzt in Geſpräch mit Miſtreß Mottenham einläßt, bei Seite). Verſtehe vollkommen — von Flunders bekomme ich eine Erklärung über die Memoiren der Marianne Higgins — und von einer unbekannten Perſon gewiſſe Summen, die ihr dafür als Belohnung ausgeſetzt wurden — verſtehe vollkommen! Ich bin glücklich, einmal wieder mit Ihnen ein Geheimniß zu haben.

Miſtreß Mottenham (bei Seite.) Eine hochwichtige Staats-Angelegenheit, der Sie ſich mit ganzem Eifer zu unterziehen haben.

(Ralph und Fancy erſcheinen im Hintergrund.)

Valentin.

Er hat Sie vorfahren ſehen. Er ſchickt mich zu Ihnen.

Wilhelm.

Ich muß — ich kann ihn jetzt nicht ſprechen.

Valentin.

Nur zwei Worte.

Wilhelm.

Herr Holm iſt gewiß ſo zartfühlend, zu wiſſen, warum ich's nicht kann, warum ich eilen muß —

Valentin.

Kommen Sie, Herr Steiner. Sähen Sie, wie unglücklich mein Herr iſt, wie verzweiflungsvoll er dieſen Tag, der ein Tag der Freude ſein ſollte, begrüßt hat —

Wilhelm.

Unmöglich, ich kann ihn nicht ſehen.

Valentin.

Herr Steiner, ich beſchwöre Sie. Herr Steiner, auch den Mann nicht, der einſt Ihrem Vater die Augen zugedrückt hat?

Wilhelm (getroffen).

Führe mich zu ihm!

(Beide ab.)

Alle (entzückt beim Anblick Fancy's). Ah!
Mistreß Mottenham. Was ist?
Lord Major. Die holdselige Kleine!
Mistreß Mottenham. Wozu das? Slyke! Wozu das?
Alle (bittend). Oh! Das liebe Kind!
Lord Major. Sie scheint etwas vertragen zu wollen.
Alle. Ist denn ein Fest?
Slyke. Mein Gott — Ralph — was ist denn das?
Lord Major. Lassen Sie doch! Sie will etwas deklamiren!
Mirpickel. Wieder ein junges dramatisches Talent!
Mistreß Mottenham (bei Seite). Diese Indiscretion! — (Laut.) Welche Veranlassung?
Alle. Bitte! Bitte! Still! Still!
Mirpickel. Tritt näher, kleine dramatische Knospe!
Fancy (deklamirt zu Mistreß Mottenham).
„Dem Vater schenkte ich zu seinem Wiegenfeste
Die besten Wünsche jüngst und eine neue Weste; —"
Alle Herren und Damen (applaudiren und rufen): Bravissima! Himmlisch — allerliebst!
Mirpickel. Ganz für das naive Fach.
Fancy. „Doch heute gilt mein Wunsch der theuersten Mama!
O Freunde stimmet ein: ihr Wiegenfest ist da!"
Lord Major. Was? Wiegenfest?
Alle. Wir gratuliren! Gratuliren!
Mistreß Mottenham (bei Seite). Abscheulich! Wer hat mir diesen Streich gespielt!
Fancy (fährt fort):
„Ralphs hoher Geist schwang sich zu dem Gedanken auf,
Daß ich Dir wünschte Glück zum fernern Lebenslauf!
Als Du geboren wardst, von Ralph hab ich's erfahren,
O Mutter, das geschah vor sechs und vierzig Jahren ...."
Mistreß Mottenham. Ha! (Fällt in Ohnmacht. Allgemeine Verwirrung. Boshaftes Lächeln der Gäste.)
Mottenham (zu Ralph). Einfaltspinsel!
Ralph. Herr Alderman — wie so? Das Gedicht ist ganz nach den Regeln gearbeitet; Sehen Sie nur die schöne Abschrift!
Mottenham. Meine Herrschaften beruhigen Sie sich — Leonor — hier ist die Abschrift des Gedichts — der Wille ist gut, der Geist ist schwach.
Lord Major. Sehen Sie nur meine Herrschaften, diese allerliebste Handschrift!
Mirpickel. Sehr hübsch geschrieben! Für eine mögliche Schauspielerin fast zu schön! (Das Gedicht geht herum.)
Lord Major. Neigt sich fast zur Canzleihandschrift — hier Mylady (überreicht Mistreß Mottenham das Gedicht).

Slyke (zu Mottenham). Das unſinnige Gedicht iſt von Ralph — Mottenham! Laſſen Sie die Kleine Klavier ſpielen! Schnell! Schnell! Klavier! Klavier!

Mottenham. Hören Sie, meine Herrſchafteen, das unvergleichliche Talent meines Kindes auf dem Klavier. Komm, Fancy! Klavier! Klavier! Spiel uns den Erlkönig!

Alle. Ja den Erlkönig! Den Erlkönig! (Alle wollen abgehen.)

Sinclair (tritt ohne Mantel raſch von hinten vor). Hier iſt der Erlkönig!

Alle (betroffen). Ah!

Miſtreß Mottenham (erhebt ſich). Himmel!

Slyke. Noch immer Militär?

Sinclair. (Eine Idee hat ihn ſchon während des Herumzeigens des Gedichtes beſchäftigt, er reißt das Gedicht aus den Händen der Miſtreß Mottenham und ſieht die Charaktere der Handſchrift an). Es iſt — es iſt — Gefunden! (bei Seite). — die teufliſche Handſchrift!

Juliet (bei Seite). Er hat Geheimniſſe mit ihr? (Allgemeine Spannung.)

Sinclair. Miſtreß Leonor! Bitte meine Herrſchaften — (bei Seite). Zittern Sie nicht vor mir?

Mottenham (zu Slyke ihn vorſchiebend). Haben Sie denn keinen Muth für unſre Frau?

Sinclair. Meine Herrſchaften, hören Sie! Schaudern Sie! O — Sie wiſſen doch ohne Zweifel, was eine Mutter iſt?

Alle. Eine Mutter?

Lord-Major. Wer iſt dieſer Offizier? Er ſcheint ein wenig — (Hinten beginnt rauſchend auf dem Clavier der Schubert-Liſt'ſche Erlkönig. Alle wenden ſich).

Mottenham. Gott ſei Dank! Der Erlkönig! der Erlkönig; Kommen Sie! Kommen Sie! (die Gäſte fortdrängend) Eine Privatangelegenheit meiner Frau! Eine Privatangelegenheit! Privatangelegenheit! Bitte! Bitte! Privatangelegenheit! Privat — Privatangelegenheit — Privatangelegenheit — Privat —

Juliet (zu Sinclair, der noch immer erſtarrt das Gedicht anſieht, bei Seite). Ich kam hierher, nur um mich zu überzeugen, daß Sie mit dieſer Frau Geheimniſſe haben. Ich habe jetzt genug geſehen. Ich durchſchaue Sie ganz! Dies ſind die letzten Worte, die ich mit Ihnen geſprochen habe.

(Alle ab bis auf Miſtreß Mottenham, Sinclair und Slyke.)

Sinclair. O Miß, Sie entfliehen mir nicht! Dieſe Handſchrift eines Kindes hat ein Lügenwerk niederſchreiben müſſen, deſſen Verfaſſerin Sie ſind, die an Flunders geſchickten Memoiren der Herzogin von Rutland.

Miſtreß Mottenham. Herr Capitain — ich begreife nicht — ſchonen Sie den Ruf einer Dame, der Sie durch

Ihren Wankelmuth und Ihre Verſtellung Schmerzen genug bereitet haben. Slyke, Sie wiſſen, es iſt die bewußte Angelegenheit, von der ich Ihnen eben geſprochen habe. (Keck zu Sinclair) Dies (Slyke) iſt der Herr, an den Sie ſich zu halten haben. (Ab nach hinten mit feſten Tritten. Der Vorhang fällt hinter ihr zu.)

Sinclair (verblüfft). Sie? Wer ſind Sie?

Slyke. Womit kann ich dienen?

Sinclair. Herr! Wie heißen Sie?

Slyke. Slyke .... Notar!

Sinclair. Sie geben ſich mit Pasquillen ab?

Slyke. Wenn Sie von gewiſſen Memoiren ſprechen —

Sinclair. Ich ſpreche von gewiſſen Memoiren! — — Sie wagen es, einem edlen Herzoge Kummer zu bereiten?

Slyke. Der Partheigeiſt will ſeine Opfer haben! Ich bin der Vermittler dieſer Memoiren.

Sinclair (zieht ein Piſtol). Herr! Wer iſt der Autor?

Slyke. Sind Sie raſend!

Sinclair. Wer iſt der Autor?

Slyke. Schwerlich beſitzt die Higgins das Talent, ſie ſelbſt zu verfaſſen.

Sinclair. Hat ſie Miſtreß Mottenham geſchrieben? Ich bringe Sie um.

Slyke. Mein Himmel — Kennen Sie (ſich umſehend) —

Sinclair. Beichte!

Slyke. Kennen Sie einen gewiſſen — Samuel Flunders?

Sinclair. Ja!

Slyke. Autographenhändler?

Sinclair. Ja!

Slyke. Ein zweideutiger Charakter —

Sinclair. Ja!

Slyke. Ein Familienſpion.

Sinclair. Nein!

Slyke. Schonen Sie Ihre Stimme, mein Herr! Verlaſſen Sie ſich darauf, ich bin beauftragt, dieſen Flunders für die Memoiren der Marianne Higgins aus anonymen Quellen fürſtlich zu bezahlen. Flunders iſt halb Buchhändler, halb Schriftſteller. Die Memoiren hat er nach meiner Ueberzeugung ſelbſt geſchrieben. (Raſch ab. Muſik hört auf.)

Sinclair (wie vor den Kopf geſchlagen). Wer? Flunders? der ſie uns verkauft hat, wäre ſelbſt der Verfaſſer? Da ſind wir ja grade wieder ſo weit, wie wir im Anfang waren! Der Schwarze hat die Memoiren ſelbſt geſchrieben. Na — (komiſch und wieder mehr berauſcht) Ich habe doch etwas durchgeſetzt — ich habe doch etwas entdeckt — ich habe doch Talent für die Politik! (holt ſich ſeinen Mantel.) Freilich iſt mir Alles noch ein bischen dunkel,

dieſe Handſchrift von dem kleinen Kinde — das liegt noch Alles ſehr in den Wickeln — aber in der Politik muß man nur Geduld haben, bis die Dinge heranwachſen —

Achter Auftritt.

Ralph. Dodd. Sinclair.

Ralph (hinten eintretend). Sie irren Sich — unmöglich —

Dodd (raſch). Man hat ihn eintreten ſehen . . . .

Ralph. Ja, bei Gott, da iſt er! Das iſt aber merkwürdig.

Dodd. Herr Capitain!

Sinclair (erſchrickt). Ein Offizier? Dodd? Der neue Leutnant meines Regiments?

Dodd. Herr Capitain, ich erhielt von Seiner Hoheit einen dringenden Auftrag, den ich nicht verfehle, auszurichten.

Sinclair. Mein Beſter, könnten Sie mir nicht den Gefallen thun, anzunehmen, daß ich nicht hier bin?

Dodd. Ich bedaure, meinen Augen trauen zu müſſen. Ich bringe dem Herrn Capitain Ordre, binnen vierundzwanzig Stunden London zu verlaſſen und, wegen politiſcher Einmiſchungen, aufs ſchleunigſte in Garniſon zurückzukehren.

Sinclair (wie vom Schlag getroffen). Garniſon?

Dodd. Hier die ſchriftliche Ordre des Herzogs von Rutland.

Sinclair (ſieht flüchtig hinein). Nein! jetzt wo ich im beſten Zuge bin — Nimmermehr!

Neunter Auftritt.

Slyke. Miſtreß Mottenham. Die Vorigen.

Miſtreß Mottenham (erſchrickt). Ha, er iſt noch da? Und der Andre auch?

Sinclair Ich muß zum Herzog — Lebendig geb' ich nicht in meine Garniſon — (zu Miſtreß Mottenham) Miſtreß! bitte um Entſchuldigung wegen meines überraſchenden Beſuches. Das Gedicht behalt' ich vorläufig zum Andenken und (bei Seite zu ihr) die Schlüſſel hab' ich ſtecken laſſen — (ab.)

Dodd. Ich habe die Ehre — Miſter Slyke?

Slyke. Zu dienen.

Dodd (giebt ihm eine kleine Brieftasche). An den Vermittler für die Erklärung Mariannens. (Rasch ab.)

Slyke. Hören Sie, das sind gefährliche Commissionen. Ich war ja nahe daran, mein Leben zu verlieren und schwebe noch in Todesgefahr.

Ralph. Haben Sie diese Brieftasche verloren?

Mistreß Mottenham (zu Ralph). Er abscheulicher Schlingel, der die Keckheit hat, sich um fremde Jahreszahlen zu bekümmern? Daß er sich nie wieder in meinem Hause sehen läßt!

Ralph. Mister Slyke, legen Sie doch ein gutes Wort für mich ein.

Slyke. Aus dem Hause! Er ist ein Esel!

Mistreß Mottenham. Slyke! Sie haben sich heute große Verdienste um mich erworben. Zittern Sie nicht! Redlicher Freund! Morgen vorm Parlament entscheidet sich Alles und unser Glück wird uns nicht verlassen! (Bietet ihm den Arm.)

Slyke (athmet wie erlöst auf. Nimmt den Arm. Beide ab nach rechts). Nur keine Pistolen! Keine Uniformen mehr!

Ralph. Esel? Sie wollen meinen heute zum Durchbruch gekommenen dichterischen Werth nicht anerkennen? Ich werde Ihnen zeigen, was in mir steckt. Sie sollen sich wundern. Mein Lebensloos ist entschieden. Ich gehe unter die Schriftsteller! (Ab.)

(Der Vorhang fällt).

Fünfter Aufzug.

Die Bühne stellt ein Parloir, d. h. ein Sprechzimmer des Unterhauses vor. Säulensaal von alterthümlicher Einrichtung. Nur Sessel und Tische. Die Eingänge rechts und links sind offen und durch Säulen bezeichnet. Die Hinterwand hat einen großen Eingang, der mit einem Vorhang bedeckt ist. Es genügt, wenn hinter dem Vorhang nur ein andres Gemach gesehen wird, doch soll angenommen werden, daß sich dort in unmittelbarer Nähe der Saal des Unterhauses befindet. Königsbilder an den Wänden. Rechts und links Harnische mit Fahnen.

Erster Auftritt.

Flunders und Marianne (von links). Später Slyke.

Flunders. Hier sind wir im Vorsaal des Unterhauses. Sammeln Sie sich! Erholen Sie sich von diesem ungeheuern Gedränge! (Tusch und Hoch!) Mottenham kommt, begrüßt vom Volksjubel! Bewunderungswürdiges Wesen! Was haben Sie gethan? Sie haben eine Erklärung gegeben. Aber welche! Ihre Adresse an das englische Volk wird Wunder wirken! Gedruckt liegt sie auf dem Sessel jedes Parlamentsgliedes, heut' Abend wird sie in allen Zeitungen stehen! Wenn der Vermittler —

Slyke (kommt aufgeregt mit einem Blättchen durch die Mittelthür).

Flunders (erblickt ihn). Da ist er!

Slyke. Um Gotteswillen! Wer hat sich das erlaubt? Am Eingang des Unterhauses wird eine Adresse an das englische Volk vertheilt, fälschlicherweise mit Ihrem Namen unterschrieben.

Marianne. Meine Adresse an das englische Volk ist ächt.

Flunders. Wie?

Marianne. Ich sage in ihr: Ja: es war meine Absicht, beim Scheiden von der Bühne einen Rückblick auf mein Leben zu entwerfen zur Widerlegung einer falschen und verläumderischen

Darſtellung deſſelben, die unter dem Namen: Geheime Denkwürdigkeiten der Herzogin von Rutland in Hände gekommen, die mir theuer ſind.

Slyke. Wie? Es exiſtirt vor den Memoiren, die von Ihnen angekündigt werden, ſchon ein ähnliches Werk?

Flunders. Ein Pasquill unter dieſem Namen iſt ja die unglückliche Urſache des Bruches mit dem Herzoge von Rutland.

Slyke. Das hör' ich ja zum erſten Mal! Jetzt begreif ich! Man hat alle Urſache anzunehmen, daß — ein gewiſſer Flunders —

Flunders. Wer? Ich?

Slyke. Sind Sie der vielgefürchtete Flunders?

Flunders. Wer ein gutes Gewiſſen hat, fürchtet mich nicht.

Slyke. Der Capitain Sinclair wird Ihnen beweiſen, daß Sie der Verfaſſer eines Pasquills auf Marianne Higgins ſind!

Flunders. Ich? Sinclair? Er war ſchon heute in meiner Wohnung, ohne mich zu finden.

Slyke. Er iſt im Beſitz einer Handſchrift, die mit der des Pasquills eine und dieſelbe iſt!

Flunders. } Dieſelbe iſt — ?
Marianne. }

Slyke. Erſtaunen Sie nicht! Handſchriftenhändler können auch das Talent haben, falſche zu verfertigen. Da iſt der Capitain!

Zweiter Auftritt.

Sinclair (nicht in Dienſtuniform ſondern in Intrimsuniform). Die Vorigen.

Sinclair (von links). Halt! — Da hab' ich ihn! (zu Flunders.) Herr! Wenn ich nun alle politiſchen Geſetze überſpränge und ohne gewählt zu ſein, ohne reden zu können, hinaus vor die Tauſende von Menſchen in dem Saale da träte und Sie mitnähme, am Rockkragen in die Höhe hübe und ſagte: Da habt ihr'n! Der iſt Schuld an dem ganzen Complott!?

Flunders (in höchſter Spannung). So würd' ich Sie fragen: — wo iſt die Handſchrift, die Sie gefunden haben ſollen!

Sinclair. Hier iſt ſie! Eine Handſchrift, die Sie nachmachten, um den Verdacht auf Miſtreß Mottenham zu wälzen. (Zieht das Gedicht hervor.)

Marianne. Miſtreß Mottenham?

Slyke (bei Seite). Mir wirbelt ſich ja alles im Kopf herum.

Flunders (sieht das Gedicht an). Es ist dieselbe Handschrift — Zug für Zug!

Sinclair. Wie wär' es möglich, daß diese Frau so genau die frühern Lebensverhältnisse Mariannens kennt . . . Diese Details, wie von New-Castle, wie von der Aufführung eines Stückes, die Macht des Wahns —

Slyke. Auch diese Details — stehen — in dem Pasquill auf die mögliche Herzogin?

Marianne. Genug, Sinclair! O! Jetzt seh' ich klar! Slyke! Schaam über Sie! Auf einen ehrlichen Mann wie Flunders wagen Sie den Verdacht zu lenken, der nur Sie selber treffen kann! Dies ist der Verfasser der Macht des Wahns! Er und Artemisia Troloppe, die jetzige Leonor Mettenham, verschworen sich, um mich von einer Höhe zu stürzen, um die sie mich beneideten! Sie Beide haben diese Memoiren geschmiedet!

Slyke. Ich?

Flunders (zu Slyke). Was erwiedern Sie?

Slyke (bei Seite). Gerechter Gott! Ich muß eingestehn, daß ich die Schuld allein trage! Sonst darf ich mich in meinem Leben nicht wieder vor ihr sehen lassen.

Marianne. / Flunders. / Sinclair. } Antworten Sie!

Slyke. Ich bitte .... meine Beziehungen zur Geschäftswelt. (Bei Seite.) Herr Gott — ich bin ja ganz unschuldig!

Marianne. / Flunders. / Sinclair. } Reden Sie!

Slyke. Meine Beziehungen zu einer Frau — von der — meine einsamen alten Lebenstage —

Sinclair. Gewürzt werden? O wir können sie Ihnen auch würzen. Pfeffern wollen wir sie Ihnen Herr, das offene Geständniß!

Slyke. Existiren denn falsche Memoiren von Ihnen? Ich bitte Sie um alles in der Welt —

Sinclair. Tragödiendichter! Ehe ich in meine Garnison muß, will ich Blut sehen. Ich will dem Herzog sagen lassen, daß vorläufig der Verfasser des Pasquills gefunden ist. Slyke heißt die Linke! Sie sind wahrscheinlich auch die Seele der ganzen Opposition gegen den Herzog. Warten Sie nur! Ihnen wird man an den Kragen kommen! (Ab nach rechts.)

Flunders. Ins Parlament! Kommen Sie! Miß! Verschleiern Sie sich! (Auf Slyke.) Ihr Name, mein Herr, kann uns nicht entgehen! Die Geheimnisse lüften sich. Wir kommen auf den Grund. Pfui! (Ab mit Marianne nach hinten.)

Slyke (allein). Ja, wie komm' ich mir denn vor? Ich Verſchwörungsſtifter? Pasquillant wider Willen? Nein, da reißt mir doch die Geduld! Zwanzig Jahre meines Lebens hab' ich dieſer Leidenſchaft geopfert — Jede ihrer Thorheiten hab' ich auf mich nehmen müſſen — aber ob ich dies überſtehen werde .... Nein! das löſt das letzte Band, das mich an dieſes ſtaatsgefährliche Weſen knüpft! (Ab drohend durch die Mitte.)

Dritter Auftritt. *)

Ralph (als Stutzer gekleidet).

Ralph. Ein herrnloſes, zweckſuchendes Genie wandl' auch ich jetzt durch das Gedränge der Menſchheit. Dienen? Die Zeiten ſind begraben. Unterhaus, nimm Dich zuſammen! Deine heutige Sitzung wird zu meinem journaliſtiſchen Debüt von mir einer anonymen und ſehr unangenehmen Kritik in der Zeitſchrift: Der Kobold unterworfen werden. (Ab in den Hintergrund.)

Vierter Auftritt.

Mirpickel und Jüliet.

Mirpickel. Sie werden ſich einen Katarrh holen ... Bleiben Sie! Bleiben Sie hier! Ich ſuche einen Greffier auf, ob es nicht möglich iſt, noch irgend einen paſſenden Platz zu erhalten, wo Sie der Zugluft nicht ausgeſetzt ſind. (An die Mitte.)

Jüliet (geht nach vorn, ſetzt ſich). Ich weiß nicht mehr, ob ich dem Leben angehöre; Sinclair verläßt London! O nie, nie ſoll ich ihn wieder ſehen, den ich liebe! Können zwei Schweſtern unglücklicher ſein als wir?

Mirpickel (kehrt zurück). Eben redet Mottenham zum Parlamente! Lautloſe Stille im Hauſe folgt mit ängſtlicher Spannung ſeinem Vortrage.

---

*) Dieſer Auftritt kann wegbleiben, wenn Lokalverhältniſſe es zweckmäßig erſcheinen laſſen.

Fünfter Auftritt.

Flunders (kommt auch durch die Mittelthüre). Die Vorigen.

Flunders. Im Gewühl der Zuhörer iſt Miß Marianne mir von der Seite fortgedrängt worden. Ah .... Fräulein Jüliet — Ihre Schweſter?

Mirpickel. Sie iſt nicht hier —

Flunders. O die Adreſſe ſcheint Wunder zu wirken. Leider! Leider! hält man ſie nicht für ächt. Aber ſie circulirt auf allen Bänken: man lacht über die feine Andeutung, daß die Tuchhändler am feindſeligſten gegen den Herzog geſtimmt wären, man billigt allgemein die patriotiſche Lieferung an die ſchottiſchen Fabrikanten —

Sechster Auftritt.

Slyke. Die Vorigen.

Mirpickel. Wie ſteht es, Miſter Slyke?

Slyke. Der Feind iſt ſtärker, als wir glaubten.

Flunders. Der Feind?

Slyke (bei Seite). Ja ſo! Die laſſen mich nicht los. Ja, meine Herren, die Debatte wird ſehr heftig. Die Adreſſe hat alles umgeſtimmt. Wäre nicht noch der Zweifel an ihrer Aechtheit ....

Mirpickel. }
Jüliet. } Sie iſt ächt!
Flunders. }

(Draußen ertönt eine donnernde mächtige Salve von Beifall und Bravorufen.)

Alle (eilen nach hinten). Was iſt?

Siebenter Auftritt.

Sinclair. Später Marianne und Huiſſiers. Zuletzt Miſtreß Mottenham.

Sinclair. Herr! Das war groß! O das war theatraliſch!

Dritter Auftritt.

Aus der Thüre rechts vom Zuſchauer blickt Seeburg. Dann Tony.

Seeburg (ſpähend).

Niemand da? Ich bin für Niemanden hier. Ich hab' ihr's geſchrieben, ich komme nicht und bin auch nur für mich da, incognito, nur für mich. Ich mag ihr nicht mehr begegnen, ich hab' ihr's geſchrieben, ſie verfehlt ihren Beruf, ich mag ſie nicht im Brautſtaat ſehen. In der Kirche, da ſtell' ich mich hinter die Orgel und wenn ſie die Ringe wechſeln, wenn ſie's Jawort ſpricht, dann huſt' ich, oder laſſe mein Taſchentuch vom Chor fallen, oder ſtöre auf irgend eine gefühlvolle Art eine Handlung, die ich nicht lange überleben werde. (Will zurück.)

Tony

(tritt ihm ſchnell entgegen, und will durch das Zimmer eilen).

Ei, da ſind Sie ja! Drei Expreſſe ſind hinüber, um Sie zu holen. Sie machen ja ſchöne Dinge.

Seeburg.

Ich bin nicht hier. Tony, verſchweigen Sie, daß ich hier bin. Ich freue mich, daß mein Neffe Sie liebt. Aber verſchweigen Sie, daß ich hier bin.

Tony.

Um's Himmelswillen, weßhalb denn? Was iſt denn

Das hätten Sie ſehen ſollen! So was auf der Bühne dargeſtellt, Mirpickel und Sie würden brechende Häuſer machen.

Mirpickel. Brechende Häuſer? Reden Sie! Ich ſetz' Alles in Scene.

Sinclair. Die Sache des Herzogs von Rutland ſchien ſo gut wie gewonnen. Mottenham, als er auftrat, wurde gleich nicht mit dem üblichen Beifall empfangen. Er ſtutzte. Durch die Bänke der Geſetzgeber lief ein Murmeln, man zeigte ſich die Adreſſe der Marianne Higgins an das engliſche Volk. Mottenham gewinnt aber wieder Terrain, ſeine bethörten Freunde ſchützen ihn. Da zeigt ein Redner die Adreſſe an die engliſche Nation. Jetzt kommt der Effekt, Mirpickel! Wenn Sie das in Drurylane darſtellen könnten. Denken Sie ſich das unermeßliche Haus, dieſe herrliche Dekoration ſchon! Vierhundert Parlamentsredner, theils erſte Mitglieder, theils Statiſten! Rund herum gemalt oder perſpektiviſch auf Pappe gezogen, ſämmtliche Vertreter der öffentlichen Meinung, das ganze Publikum, dem bei den Debatten bekanntlich jede Einmiſchung verboten iſt. Ein Redner ſag' ich, erhebt ſpöttiſch ſeine Stimme und ruft: Wer kann bezeugen, ob die eben erſchienene Adreſſe an das engliſche Volk ächt iſt — Im Moment wie der Blitz erhebt ſich auf der Gallerie ein weibliches Weſen, wirft den Schleier vom Angeſicht und ſagt majeſtätiſch: Sie iſt ächt! Es war — Marianne!

Marianne (wird von einigen Huiſſiers herbeigeführt, blaß, halb ohnmächtig).

Alle (ihr entgegen). Marianne!

Juliet. Schweſter wie iſt Dir? (Pauſe.)

Miſtreß Mottenham (hereinſtürzend). Ha! Wo iſt dieſe Perſon? Wie? Miß! Sie haben die Dreiſtigkeit und fangen die Emancipation der Frauen auf eigne Hand an?

Marianne (die ſich nicht ſetzt, winkt voll Abſcheu mit der Hand fort).

Miſtreß Mottenham. Sie erlauben ſich, im Parlament nicht nur einen Sitz, ſondern auch eine Stimme zu haben?

Sinclair (führt Marianne). In die Nebengemächer, damit wir vor den Ausbrüchen dieſer Pasquillanten-Verzweiflung ſicher ſind! (Alle nach rechts. Miſtreß Mottenham und Slyke bleiben.)

Miſtreß Mottenham. Ich ſterbe! Wir haben die Minorität! (ſinkt in einen Seſſel.)

Slyke. Artemiſia! Mein Rücken trägt ſeit zwanzig Jahren ſchon ſo viel Intriguen von Ihnen, ſchon ſo viel Pasquille, ſo viel anonyme Briefe, daß ich endlich unter der Laſt zuſammenbreche. Artemiſia! Was hab' ich um Ihretwillen ausgeſtanden? Die Papiere, die Sie heimlich von Fancy abſchreiben ließen, waren ein Pasquill auf Marianne Higgins, die Sie um Ihre Herzogswürde

beneideten? Und der verläumderiſche Verfaſſer, der ſoll jetzt ich geweſen ſein?

Miſtreß Mottenham. Hat ſich das ſo herausgeſtellt? Natürlich .... Wer denn ſonſt?

Slyke. O ſchändlich! Schändlich! Ich bin das Lamm, das ihre Sünden trägt! Man beneidet gewöhnlich die Hausfreunde und ſie ſind weit unglücklicher als die Ehemänner! Hier haben Sie (legt die von Dodd empfangene Brieftaſche auf den Tiſch) das Geld zurück, das dem Flunders für die Erklärung der Marianne gegeben werden ſollte, die in einem ganz andern Sinne erfolgt iſt.

Miſtreß Mottenham. Wie werd' ich vor dem Leutnant beſtehen, wenn der Herzog von Rutland wieder ſein Haupt erhebt! (nimmt die Brieftaſche.)

Slyke. Immer nur den Leutnant im Kopf. Schämen Sie ſich! Leben Sie wohl! (will ab.)

Miſtreß Mottenham. Sie bleiben!

Slyke (kehrt zurück). Ich habe gar keinen freien menſchlichen Willen mehr.

Miſtreß Mottenham (bei Seite). Wenn ich in meinen Wagen ſteige, muß ich an der Wache bei ihm vorüber. Ich drücke ihm das Portefeuille in die Hand und ſchreibe einige Zeilen dazu. (öffnet und ſchreibt mit einem Bleiſtift, den ſie darin findet, einige Worte hinein.)

Achter Auftritt.

Mottenham (kommt leichenblaß). Miſtreß Mottenham. Slyke. Später Dodd.

Slyke. Jetzt wird die Familie vollzählig.

Mottenham (zieht das Schnupftuch aus der Taſche und trocknet ſich den Schweiß. Er ſieht das Publikum, als wollte er um Mitleid bitten, gelaſſen an.) Zur Tagesordnung übergegangen!

Miſtreß Mottenham (ſchreibend). Dieſes inconſtitutionelle Mitreden des Publikums muß aufs Empfindlichſte geahndet werden.

Mottenham. 283 Stimmen gegen mich! Für mich 77!

Miſtreß Mottenham (ſchreibend). Die Anſpielung dieſer Handvoll Freunde auf den Herzog von Gloſter wird uns ſein Adjutant nicht vergeben.

Mottenham. Das einzige Mittel, uns im Vertrauen der Nation wieder herzuſtellen, beſteht jetzt in einer richtigen Darſtellung meiner Niederlage durch die Preſſe.

Miſtreß Mottenham. Was man auch von uns behauptet, wir proteſtiren gegen Alles.

Slyke. Das ſieht Ihnen ähnlich.

Mottenham. Ich werde im Saale drüben, wo ſich meine Minorität verſammelt, die Condolationen meiner geſchlagenen Freunde entgegennehmen.

Dodd (eilt von rechts über die Bühne und will durch die Mitte abgehen).

Mottenham. Ah, Pſt! Herr Adjutant!

Dodd (winkt, ihn nicht bemerken zu wollen). Ich muß auf meinen Poſten.

Miſtreß Mottenham (erhebt ſich). Ah, Miſter Dodd!

Dodd (winkt immer verneinend). Kennen Sie mich nicht!

Mottenham. Ich habe meine Popularität verloren. Man wagt nicht mehr mit mir zu ſprechen!

Dodd. Fort! Fort! Daß man uns nicht zuſammen ſieht!

Mottenham. Ich muß auch eine Adreſſe an das engliſche Volk richten.

Dodd. Entfernen Sie ſich, Miſtreß. — Wir werden rechts und links beobachtet.

Miſtreß Mottenham. Zürnen Sie mir?

Dodd (in Entfernung halblaut). Es iſt keine Zeit zur Galanterie. Entfernen Sie ſich!

Miſtreß Mottenham. Hier haben Sie die Belohnung für dieſen unzuverläſſigen Flunders zurück. O wie ſchön Ihnen die Uniform ſteht! (Giebt die Briefſtaſche an Dodd. Zu Slyke, indem ſie auf die liegen gebliebenen Gegenſtände, Hut, Shwal, Sonnenſchirm und Fächer zeigt). Slyke!

Mottenham. Wenn mich nur das ſouveräne Volk nicht ſieht! (Nimmt ihren Arm.) Mein politiſcher Ruf hat keinen empfindlichen Stoß erlitten. O Frau, Frau, denk' über einen neuen populären Gegenſtand nach! (Beide ab.)

Slyke (packt alles auf und trägt es nach). Warum packen Sie denn dieſen Offizieren nichts auf? Ich muß Alles tragen, Hut, Qual und Shwal und ſogar den Schein, ein Pasquill geſchrieben zu haben. Ach, verheirathe ſich doch ein Jeder bei Zeiten, damit er nicht das unglückliche Loos erfährt, Blitzableiter in einer fremden Ehe zu werden! (Folgt.)

Neunter Auftritt.

Sinclair. Dodd.

Sinclair (der ſchon vorher Zuſchauer, tritt raſch ein). Herr Leutnant? Aus der Ferne hab' ich Sie beobachtet! Sie empfingen von dieſer Dame ein Portefeuille? Kennen Sie dieſe Dame?

Dodd (bei Seite). Verdammt!

Sinclair. Sonderbar! Sie ſtanden im Geſpräch mit einer Feindin Ihres erhabnen Chefs.

Dodd. Ein Portefeuille, das ſie gefunden zu haben ſcheint und dem dienſtthuenden Offizier übergab.

Sinclair. Zeigen Sie doch — Wer kann es verloren haben? . . . .

Dodd. Herr Capitain —

Sinclair. Herr Leutnant!

Dodd (bei Seite). Geld iſt ſtumm! (Laut) Wollen Sie es unterſuchen?

Sinclair. Das werd' ich! Auf Ihren Poſten!

Dodd (zögernd ab).

Sinclair (öffnet). Sieh! Sieh! Banknoten? Wer mag das verloren haben? Ha, da ſteht etwas geſchrieben! (Lieſt geſpannt.)

Zehnter Auftritt.

Rutland mit einigen Offizieren. Marianne. Jüliet. Mirpickel und Flunders (kommen von rechts). Sinclair (lieſt in dem Portefeuille hoch geſpannt).

Rutland. Marianne! Nach allen dieſen Entdeckungen, nach Ihrer glänzenden Rechtfertigung —

Marianne. O nicht von mir reden Sie! Sind Sie denn nun wieder ganz auf der Höhe Ihres Ruhmes, Hoheit?

Sinclair (bei Seite, nachdem er geleſen hat und leuchtenden Blickes). Triumph! (Erblickt die Andern.) Himmel — der Herzog!

Jüliet. Hoheit, iſt es denn wahr, daß Sinclair London verlaſſen muß?

Rutland. Was ſeh' ich? Sinclair, der Politiker!

Sinclair (außer ſich). Nein, Hoheit, der Soldat! Nichts als der Soldat! Der in dieſem Augenblick auf einfachem dienſtlich-militäriſchem Wege eine Entdeckung gemacht hat, die ſeine ganze politiſche Laufbahn aufwiegt.

Rutland. Das wäre ja die beſte Revanche für mich, als ich Ihnen die Zeitungen verbot!

Sinclair. In dieſem Augenblick bemerkt' ich, daß die Frau jenes Tuchlieferanten, der ſich an Ihnen durch einen politiſchen Angriff rächen wollte, dem Leutnant Dodd, dem Adjutanten Seiner Hoheit des Herzogs von Gloſter, ein Portefeuille überreicht. Ich

ſtell' ihn darüber zur Rede, verlange über ſeine Verbindung mit Ihrer Feindin Auskunft, nehme das Porteſeuille an mich und finde außer Banknoten folgende von Miſtreß Mottenham geſchriebenen Worte: „Theurer Sir William! Flunders hat ſein Wort gebrochen. Hier folgen die Summen zurück, die Ihr Hoher Gebieter an den Sturz des gemeinſchaftlichen Feindes wenden wollte! Iſt die Sache des Herzogs von Gloſter auch jetzt verloren, Ihr Genie wird ſchon Mittel und Wege finden, den Kampf aufs Neue zu beginnen. Auf Tod und Leben die Ihrige!"

Alle (ſind beſtürzt). Gloſter?

Rutland (ſieht in das Porteſeuille). Mein eigner Bruder! (Pauſe.)

Eilfter Auftritt.

Der Herzog von Gloſter. Die Vorigen. Zuletzt Flunders und Mirpickel.

Gloſter. Theurer Bruder! Auf ein Wort! Entſchuldigen Sie, meine Damen! Rutland! Wir müſſen vor dem engliſchen Volke augenblicklich eine Erklärung geben . . . .

Rutland (mit unterdrücktem Schmerz). Worüber?

Gloſter. Der König iſt außer ſich, daß man mich bei den Debatten als eine Perſon genannt hat, die vielleicht im Stande wäre, Dich einſt zu erſetzen . . . . . Wir müſſen eine Erklärung geben, daß zwiſchen uns das wärmſte und brüderlichſte Einvernehmen herrſcht oder ich werde auf lange Zeit aus dem St. James Palaſte verbannt ſein. (Pauſe.)

Rutland (mit gedämpfter Stimme). Kannſt Du ſie geben, nach dieſen Zeilen an Deinen Adjutanten, den Sekretär von Gibraltar, William Dodd?

Gloſter (Nimmt das Porteſeuille lieſt und erſchrickt). Ha! . . . . Der — falſche — Dienſteifer meines Sekretärs . . . .

Rutland. Keine Verſtellung! (mit gedämpfter Stimme) Dir alſo verdankt' ich dieſen Sturm einer falſch gelenkten öffentlichen Meinung! Rache das für Gibraltar? Ehrgeiziger junger Mann! Gib mir die Hand, damit die, welche uns beobachten, an unſre Herzen glauben! Sieh mir ins Auge, damit es nicht den Schein hat, als wäre wahr, was unglaublich iſt! Ha Flunders! ehrlicher Trompeter der Fama! Beſorgen Sie doch folgende Erklärung in die Zeitungen: Mein Bruder, Herzog von Gloſter, erklärt feierlich, daß er mit der innigſten Liebe an ſeinen Bruder, den Herzog von Rutland, hängt, erklärt feierlich, daß er die öffentliche

Meinung, dieſen Humor der Weltgeſchichte, erſucht, auch von ſeiner Erklärung heilig und feſt überzeugt zu ſein. (Mit großartiger Ironie.) Zur Beſtätigung dieſes Humors ernennt der Herzog von Rutland den Leutenant Dodd, an Sinclairs Stelle zum Capitain im ſiebzehnten Regiment — hundert Meilen von London entfernt wird er ſein Talent zur Politik ausbilden können!

Marianne. Die arme Miſtreß Mottenham!

Rutland. Capitain Sinclair bleibt als Major Sinclair mein Adjutant! Und Dich, lieber Gloſter, erwart' ich morgen zur Soirée. Die Zeitungen können dann ſchreiben, wir hätten eine Partie Schach, die noch nicht fertig iſt, in aller Freundſchaft zu Ende geſpielt. Nicht wahr? Humor? Humor?

Gloſter (blickt nieder). Ich bin beſchämt. (drückt ſeine Hand.) Leb wohl! (Ab.)

Flunders (bei Seite.) Die Erklärung von ihm ſelbſt geſchrieben, gäbe ein charakteriſtiſches Autograph!

Rutland. Und nun Marianne? Was werden Sie erklären? Wollen Sie die Würde annehmen, die ich nach der Sitte unſres Landes mit Ihnen theilen darf?

Marianne. Hoheit! Seit drei Jahren erfreu' ich mich Ihres erhabenen Schutzes. Daß Sie aber einmal an mir irre werden konnten, hat mich den Gedanken, mich zu Ihrem Range erhoben zu ſehen, in dem ganzen Lichte der Gefahren ſehen laſſen, die daraus für Sie und meine eigne Ruhe entſtehen könnten. Ich bin glücklich, nach den Tagen dieſer Irrung mir dauernd Ihre Freundſchaft zu erhalten.

Rutland. Ciel! Ça me blesse!

Sinclair (bei Seite). Jetzt ſpricht er wieder Franzöſiſch.

Rutland. Marianne, dieſe Erklärung, ja die — erfüllt mich mit Wehmuth. Sei es denn ſo! Bleib' es denn ſo!

Sinclair (hervorplatzend). Mein Chef nicht mehr mein Schwager? Die Dienſtetikette hört auf? Ich trete denn hiermit wieder vom Dienſt der Politik in den der Romantik . . . Hoheit, was ich bisher aus militairiſchem Anſtand verſchweigen mußte, ich liebe Jüliet und biet' ihr meine Hand —

Jüliet. Iſt's möglich!

Mirpickel. Entſchuldigung! Vermählungen ſtehen nicht im Contrakt.

Marianne. Direktion! Ich habe noch eine Mittheilung zu machen. Die Kunſt war mein Leben, iſt mein Leben, war und iſt mein Alles. Ich bin geboren, die Herzoginnen auf der Bühne darzuſtellen. Nicht einmal mir ſelbſt, nein, der Welt will ich gehören. Darf ich bleiben was ich war?

Rutland. Wenn ich Ihnen den Thee bei ihnen trinke, leſen Sie mir — aus dem Othello vor!.... Und wiſſen Sie jetzt Sinclair,

ruhmgekrönter, junger Politiker, warum ich Ihnen die Einmischungen in dieſe geheimnißvolle papierne Welt verbot? Ich wollte den Augenblick abwarten, wo meine Sache an das Parlament kam! Ja, Dank der großartigen Verfaſſung unſres Landes, eine Volksvertretung, das iſt die Stimme der vernünftigen Majorität einer Nation. Vor dem Urtheil dieſer öffentlichen Meinung hat der im Dienſt des Vaterlands ergraute Krieger nie gezittert. (Reicht Mariannen ſeinen Arm. Gruppe.)

(Der Vorhang fällt.)

Dramatische Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe.

Bibliothek
Leipzig

Erstes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1862.

Das

Urbild des Tartüffe.

Lustspiel in fünf Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

Bibliotheca
Universitatis
Lipsiensis

Zweite Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1862.

das für ein Fest ohne Sie! Beate iſt außer ſich über Ihren Brief. Wer hat Sie denn gekränkt und womit?

Seeburg.

Niemand, Niemand. Ich liebe Hochzeiten nicht, ich haſſe die Ehe, ich verabſcheue das Heirathen —

Tony

(faßt ihn mit Gewalt an und zieht ihn fort).

Das müſſen Sie Beaten ſelber ſagen. Kommen Sie — ich laſſe Sie nicht —

Seeburg.

Tony, ich mag nicht — ich bin ein Gegner der Ehe, bis auf einen gewiſſen Grad kann ich auch romantiſch werden, ſeien Sie zartfühlend! — ich liebe das nicht, ich mag das nicht —

Tony.

Hilft Ihnen Alles nichts — Sie müſſen (zieht ihn fort nach der Hinterthür).

Vierter Auftritt.

Eveline (tritt feſtlich geſchmückt links ein). **Dann Tony. Später Wilhelm.**

Eveline

(kommt in Gedanken verſunken heraus, blickt ſich ängſtlich um, und bleibt, den Blick gen Himmel gerichtet, am Tiſche rechts ſtehen).

Das

Urbild des Tartüffe.

Lustspiel

in

fünf Aufzügen.

Perſonen.

Ludwig der Vierzehnte, König von Frankreich.
Lionne, Miniſter.
Delarive, Kammerherr.
Präſident La Noquette.
Parlamentsrath Lefèvre.
Leibarzt Dubois.
Chapelle, Akademiker.
Molière.
Armande, } Schauſpielerinnen.
Madeleine, }
Matthieu, Bürger von Paris.
Germain, Bedienter des Chapelle.
Louiſon, Armandens Mädchen.
Lakai des Königs.
Bedienter des Miniſters.
Ein Offizier.
Zwei Commiſſare.
Theaterdiener.
Abgeordnete.
Volk und Publikum hinter der Scene.

Ort der Handlung: Paris. Zeit: 1663.

Erſter Aufzug.

Zimmer bei Chapelle

Erſter Auftritt.

Germain (trägt eine Schüſſel und Serviette). Teſévre.

Teſévre. Guten Morgen, lieber Germain. Iſt Chapelle zu Hauſe?

Germain. Ich bedaure, Herr Parlamentsrath. Herr Chapelle iſt ſchon in aller Frühe ausgegangen. Aber — vielleicht Madame Chapelle? Wünſchen Sie nicht einzutreten —? Das Frühſtück wird eben ſervirt.

Teſévre. Ah! — Ich werde nicht verfehlen. Uebrigens hab' ich Herrn Chapelle eine Nachricht zu bringen, die ihm außerordentlich viel Vergnügen machen wird. Iſt er vielleicht in der Akademie?

Germain. Die Akademie hat Ferien, Herr Parlamentsrath. Mein Herr ſchlug den Weg nach dem Palais-Royal ein.

Teſcore. Nach dem Palais-Royal? So iſt er wol gar ins königliche Theater gegangen, um der endlichen Prüfung ſeines Trauerſpiels beizuwohnen. Wie heißt es doch?

Germain. Nebukadnezar.

Teſcore. Nebu — Komiſcher Titel für ein Trauerſpiel! Es iſt bald 1 Uhr. Ich will nicht hoffen, daß ſein Stück Längen hat.

Germain. Wenn es gefällt, Herr-Parlamentsrath, ſo hat es Herr Chapelle im Grunde nur Ihnen zu danken.

Teſcore. Das iſt wahr! Ich habe dieſem Nebukadnezar die Möglichkeit ſeiner Exiſtenz gerettet. Molière wollte ihn nicht für die Darſtellung annehmen. Ich glaube, er fürchtete, daß ſich der Darſteller der Titelrolle weigern würde, im fünften Act über die Bühne zu kriechen und Gras zu freſſen. Ich beſtritt Molièren das Recht, die Tragödie eines Akademikers zurückzuweiſen, und verklagte den kühnen Alleinherrſcher unſerer Bühne. Ich lebe nur für die Geſetze. Juriſt mit Leib und Seele ſetzte ich es gerichtlich durch, daß ſich Molière wenigſtens zu einer Prüfungslectüre vor dem Comité der verſammelten Schauſpieler verſtehen mußte. Und Sie glauben, daß dieſe vielleicht heute ſtattgefunden hat?

Germain. Wenn ich nicht irre, hör' ich Herrn Chapelle ſchon zurückkommen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Chapelle.

Teſcore. Guten Morgen, guten Morgen, lieber Chapelle!

Chapelle (tritt nachdenklich ein und zählt an den Fingern).

Germain. Herr Chapelle ſcheint Verſe abzuzählen. (Bei Seite.) Er iſt ſo geizig, daß ſich bei ihm nur Verſe finden, die zu wenig, wie welche, die zu viel Füße haben. (Ab nach innen.)

Chapelle (wie aus einem Traum erwachend). Wer ſprach da? Ah, lieber Freund, ich bemerkte dich nicht.

Teſtore. Du ſchienſt in einer poetiſchen Viſion zu ſchweben.

Chapelle. Wo iſt meine Frau? Dank deinen Bemühungen, ich komme aus der Prüfung meines Stückes.

Teſtore. Und wie iſt ſie ausgefallen?

Chapelle. Freund! Wenn ich alle Aeußerungen der Schauſpieler zuſammenfaſſe — wenn ich mich mit Beſcheidenheit auf den Eindruck, den mein Werk im Ganzen genommen hervorbrachte, beſinne — ſo denk' ich — glänzend!

Teſtore. Nimm meinen Glückwunſch. Ich komme, dir ein anderes Reſultat zu bringen, das du weniger deiner bewunderungswürdigen Beſcheidenheit und meiner Rechtskunde als deinem Glücke verdankſt. Die Beſorgniſſe über die Gefährlichkeit des bibliſchen Inhalts deines Stückes ſind glücklich beſeitigt.

Chapelle. Du kommſt —?

Teſtore. Vom Almoſenier des Königs! Er äußerte ſich, es wäre ja ſelten die Geiſtlichkeit ſelbſt, die ſich der Behandlung bibliſcher Gegenſtände widerſetzte. Gefährlich nur wär' es, das Misfallen gewiſſer weltlicher Perſonen zu erregen, die mit der Religion auf einem vertrautern Fuße leben, als die Geiſtlichkeit ſelbſt. Von dieſen nannte mir der edle und wahrhaft fromme Mann vorzugsweiſe einen allmächtigen Namen, der ſich möglicherweiſe über die Wahl deines Stoffes im Nebukadnezar ungünſtig äußern könnte.

Chapelle. Den Präſidenten La Roquette?

Teſtore. Den Präſidenten La Roquette! Ich bin zu La Roquette, ſondirte, horchte, ließ dies und jenes fallen, was ihn

angenehm berühren mußte, und erreichte dann das erfreuliche Resultat, daß das Haupt unserer allmächtigen Frommen, der Chef aller wohlthätigen Vereine und Armenkassen, der gefürchtete Verketzerer aller Sünder und Sünderinnen unsers sündigen Jahrhunderts, sich nicht nur über die obschwebende Differenz, dein Sujet betreffend, auf das wohlwollendste äußerte, sondern sich sogar bereit erklärte, selbst zu dir zu kommen und dir über die günstigen Aussichten deines Talents Glück zu wünschen. Du mußt wissen, daß er die Absicht hat, sich für den nächsten erledigten Stuhl in der Akademie zu melden.

Chapelle. La Roquette kommt zu mir? Der allgewaltige La Roquette? Der Präsident des obersten Tribunals! Meine Stimme ist ihm gewiß. Nun wohl, es läßt sich ja alles vortrefflich an. Ich denke, Molière soll nicht länger der Alleinherrscher des Geschmacks sein. Heut' bei der Leseprobe war er todtenstill. Ich sah's ihm an, der Geist meiner Schöpfung warf ihn zu Boden. Die übrigen Schauspieler lasen ihre Rollen mit stiller Gelassenheit. Es war eine feierliche, polizeilich anbefohlene Leseprobe.

Lefèvre. Und das Endresultat, die Meinung des Comité, ob das Stück gegeben werden könne oder nicht?

Chapelle. Das Comité wollte sein Urtheil gleich nach den Schlußworten fällen, aber Molière fürchtete, der Eindruck möchte noch zu frisch, zu günstig sein, und schob die Abstimmung einige Stunden auf. Sie wird mir sogleich überbracht werden. Freund, wir haben gesiegt! Meine Frau wird glücklich sein. Frühstücken wir jetzt!

Dritter Auftritt.

Germain (war inzwischen ab- und zugegangen und kommt jetzt von außen rasch mit einem Briefe). Die Vorigen.

Germain. Herr Chapelle, soeben kommt dieser Brief, wenn ich nicht irre, durch denselben Boten des Theaters, der Ihnen früher die abschlägliche —

Tesevre. Stille!

Chapelle (erbricht und liest).

Tesevre. Dein Recht mußte dir werden. Das Gesetz ist nicht dafür da, daß es umgangen wird!

Chapelle (schwankt an einen Sessel, auf den er niederfällt).

Tesevre (nimmt den hingefallenen Brief auf und bedeutet Germain zu gehen). Was ist?

Germain (für sich). Literarische Familiengeheimnisse? (Ab.)

Tesevre (liest). „Protokoll über die Prüfung des Trauerspiels Nebukadnezar von Herrn Chapelle, Mitglied der französischen Akademie. Da sich diese Dichtung weder an die vorgeschriebenen Gesetze des überlieferten Dramas hält, noch in den neuen Regeln, die sie aufzustellen scheint (scheint unterstrichen!), irgendeinen Anspruch auf Originalität, Reiz und Interesse machen kann, ferner, da durch die Aufführung dieser im Ganzen sowol wie im Einzelnen mislungenen Arbeit dem Publikum keine angenehme Unterhaltung, wohl aber der Kasse ein empfindlicher Nachtheil erwachsen würde, so lautete das einstimmige Urtheil des versammelten Personals: Nicht angenommen! Unterzeichnet: Das Comité der königlichen Schauspielen zur Prüfung dramatischer Erzeugnisse. Secretär: La Grange."

War La Grange nicht derjenige Künſtler, der bereits früher einmal gelegentlich einige deiner Verſe für zu kurz erklärte?

Chapelle (ſchweigt).

Teſcore. Aus wie vielen Perſonen beſtand doch dein Trauerſpiel?

Chapelle (ſchweigt).

Teſcore. Ich hätte nicht geglaubt, daß dein Stück eine ſo tragiſche Wendung nehmen würde! Du ſcheinſt ſprachlos geworden.

Chapelle. Nein, ich werde reden — reden, wenn ich mich — räche! Ich werde dieſen Schauſpielern ihre Blößen aufdecken, ich werde dieſen Molière bis in ſein Nichts zergliedern, ich denuncire die gegenwärtige dramatiſche Literatur an alle Akademieen der Welt — nicht angenommen!

Teſcore. Die beſte Rache, die du nehmen könnteſt, wäre, daß du ein gelungeneres Trauerſpiel ſchriebeſt.

Chapelle. Gelungeneres? Dieſe Hiſtrionen würden den Sophokles durchfallen laſſen, wenn ſie zufällig von ihm beleidigt worden wären.

Teſcore. Unſtreitig beſitzeſt du mehr Geiſt als Molière.

Chapelle. Leider!

Teſcore. Mehr Witz.

Chapelle. Leider!

Teſcore. Mehr Kraft des Ausdrucks.

Chapelle. Das iſt es eben!

Teſcore. Stürze Molière auf ſeinem eignen Felde! Ihr Herren von der Akademie, ich bin nur ein Notar, ein Juriſt, aber ich glaube an eure großen Verdienſte, doch ihr wißt ſie nicht im zeitgemäßen Sinne auszubeuten. Die Bühne ſoll das Leben mit der Kunſt, die Kunſt mit dem Leben vermitteln. Stellt doch Menſchen hin, die nicht vergangenen Jahrhunderten,

Tony.

Den hab' ich expedirt. Beate soll ihn in's Gebet nehmen. Ah Eveline! Ein himmlischer Anblick! Denken Sie sich, der Onkel hatte absagen lassen. Eben aber erwisch' ich ihn und hab' ihn zur Schwester geschickt.

Eveline.

Wie befindet sich Ihre Schwester?

Tony.

Ach, nur gut, daß Sie sich von dem gestrigen Unfall erholt haben. Die Schwester, lieber Gott, die weint. Das soll ja am Tage der Hochzeit immer so sein. Ich habe sie gekleidet, ihr den Kranz aufgedrückt — wären Sie nicht da, sie würde die Erste sein.

Wilhelm (tritt ein).

Tony (auf ihn zu).

Guten Morgen, Lieber! Warum kamen Sie denn gestern nicht wieder?

Wilhelm.

Sie werden hören, gute Tony, und mich entschuldigen. Schwester, was seh' ich? Du im festlichen Kleide?

Tony.

Warum sollte sie denn nicht?

Wilhelm.

Schwester, Du weißt nicht?

Eveline.

Ich weiß.

ſondern der Gegenwart, nicht den Aſſyriern und Babyloniern, nein euern Umgebungen entnommen ſind. Chapelle, ſchreibe auch du einmal ein Stück über — was ſoll ich ſagen — über —

Chapelle. Die Juriſten?

Teſévre. Das iſt anzüglich. Nein, nimm dir irgendeine unverfänglichere Thorheit der Zeit heraus, z. B. den Gelehrtendünkel!

Chapelle. Unverfänglich?

Teſévre. Oder den Geiz —

Chapelle. Hat Molière bearbeitet!

Teſévre. Und die Prahlerei auch — und die Eiferſucht auch — Aber rächen mußt du dich! Edel rächen! Was fällt mir ein! Wenn man (mit halber Stimme) einen Scheinheiligen auf die Bühne brächte!

Chapelle. Einen Scheinheiligen?

Teſévre. Einen Menſchen, der äußerlich fromm und innerlich ein Fuchs iſt — Einen Schleicher, der ſich in die Familien drängt — mit den Augen blinzelt — überall nur Sünde wittert und bei Licht beſehen — ein rechter Heuchler iſt —

Chapelle. Der Stoff iſt gut —

Teſévre. Das Ganze muß auf irgendeiner Intrigue beruhen —

Chapelle. Allerdings —

Teſévre. Es müſſen verſchiedene pikante Charaktere auftreten —

Chapelle. Ja wohl, ja wohl —

Teſévre. Das Ganze muß ein Spiegel unſerer Zeit ſein, man muß glauben, die Menſchen mit Händen greifen zu können —

Chapelle. Vortrefflich!

Teſévre. Ich weiß, du wirſt das machen, du haſt Geiſt, haſt Beobachtungsgabe, kennſt die Menſchen — du würdeſt in einem ſolchen Charakterbilde, etwa genannt: Der Scheinheilige — Großes leiſten —

Chapelle. Möglich, möglich!

Lefèvre. Mir fällt dieser Stoff nur so zu deiner Genugthuung ein; Chapelle, ich mache keineswegs Prätensionen damit —

Chapelle. Bitte, Lefèvre! Ei, du bist ja einer der geistreichsten Menschen in Paris! Du hast Ideen, du hast Stoffe. Ja, wenn der Dichter mit solchen Menschen umgeht, mit praktischen Lebenskennern, die uns Anregungen geben, die unsere schlummernde Originalität wecken; ich sagt' es immer — ein Freund, ein Mitarbeiter, und ich gebe meinem Jahrhundert etwas zu rathen auf! Willst du nicht zu meiner Frau gehen? Wir frühstücken zusammen. Wir besprechen das Sujet noch einmal — bei einem Glase Wein, da ist man angeregter — verschweige aber meiner Frau noch das Unglück mit meinem Nebukadnezar, und sollte sie's ahnen, die Treue, Treffliche, so tröste sie, Freund, hörst du? Sollte sie weinen, so — so frühstückt nur immer einstweilen zusammen — und tröste sie!

(Geleitet ihn an die Thür)

Lefèvre. Vergiß dein Couvert nicht! (Ab nach innen)

Vierter Auftritt.

Chapelle (allein). Dann Matthieu und Madeleine.

Chapelle. Ja, ich will mich an Molière rächen — durch ein Stück in seiner eignen Manier! Ha, ha! Hörst du, Molière, durch ein dramatisches Sittenbild —: Der Scheinheili — (Es klopft.) Wer klopft? Doch nicht bereits der Präsident?

Matthieu (steckt den Kopf herein). Niemand da? Ah (herein-

(tretend) Herr Chapelle! Nur näher, werdende Künſtlerin! Hier tritt ein! Hier iſt das Heiligthum eines großen Mannes! —

(Madeleine tritt ein.)

Matthieu. Herr Chapelle, Sie erinnern ſich Ihres Landsmannes, des Gewürzkrämers Matthieu, Rue du Coq, zu ebner Erde . . .

Chapelle. Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Matthieu? . . .

Matthieu. Mit Bewilligung einer Gnade, um welche ſelbſt die berühmteſten Dichter zuweilen bitten müſſen, um die Gnade, mich anzuhören. Madeleine, hierher!

Chapelle. Was ſoll das junge Mädchen?

Matthieu. Madeleine, nähere dich ehrfurchtsvoll dieſem großen Manne! Siehſt du, das nennt man einen Dichter!

Madeleine (knixt).

Chapelle. Bitte, Herr Matthieu, Sie werden je reicher, je komiſcher. Was verſchafft mir die Ehre Ihres Beſuchs? (Bei Seite.) Ein läſtiger Menſch, aber ein dramatiſcher Dichter kann ſich nicht genug Popularität verſchaffen.

Matthieu (zu Madeleine). Sprich offen! Wie heißt du?

Madeleine. Madeleine Béjart aus Chalons an der Saône.

Chapelle. Ah, eine Landsmännin von uns!

Matthieu. Ja, Herr Chapelle, Chalons hat die Ehre, daß wir drei, wie wir hier beiſammenſtehen, in ſeinen Mauern geboren wurden.

Madeleine. Chalons hat keine Mauern.

Matthieu. Eine rhetoriſche Figur! Lerne etwas: ein ſogenannter Pleonasmus! Nicht wahr, Herr Chapelle? O ich beſuche jede Sitzung der Akademie. Ich verſtehe mich auf die Sitzungen der Akademie —

Chapelle. Sie ſcheinen auch Ihren erfreulichen Beſuch auf die Länge einer akademiſchen Sitzung ausdehnen zu wollen.

Matthieu. Zur Sache! Sie wiſſen, Herr Chapelle, daß wir Milchvettern ſind; die Amme Ihres Milchbruders war die Milchſchweſter meiner Tante. In Chalons beide geboren und auferzogen, gingen Sie zur Würze des Ausdrucks und dem Salz des Witzes über: ich handelte mit Salz und Gewürzen mehr in der natürlichen Bedeutung des Wortes. Sie waren ſo gütig, meinem Geſchäft Ihre Kundſchaft und Ihr ſchmeichelhaftes Wohlwollen zu erhalten; ich pflegte dagegen bei öffentlichen Sitzungen den Applaus, welchen Ihre Reden hervorbringen ſollten —

Chapelle. Sie ſind ſehr weitläufig, Herr Matthieu.

Matthieu. Meine Schwäche, ich klatſche gern. Das liegt in unſerm Geſchäft. Herr Chapelle, ich benutzte kürzlich einen Theil meiner Revenuen zu einer Erholungsreiſe nach der Stätte unſerer Geburt. Chalons hat ſich ſehr verändert! Der Hafen hat wegen tückiſcher Ueberſchwemmungen der Saône bedeutend erweitert werden müſſen, die Linden auf der Promenade ſind theilweiſe ausgegangen, dafür hat man jetzt eine Allee mit Pappeln — wiſſen Sie an der Ecke, wo die Saône —

Chapelle. Ich beſchwöre Sie — keine Reiſebilder!

Matthieu. Nein, nur Facta! Madeleine Béjart iſt eine arme Waiſe. Eine Verwandte von mir hatte ſich ihrer Erziehung angenommen, ohne die Mittel zu beſitzen, nach ihrem Tode etwas für ſie thun zu können. Sie ſtarb —

Chapelle (ärgerlich). Wer?

Matthieu. Die Verwandte.

Chapelle. Von wem? Mein liebes Kind, könnten Sie nicht die Rolle des Herrn Matthieu übernehmen?

Matthieu. Rolle, Herr Chapelle! Rolle! Sie ſind auf dem rechten Wege. Ja Rolle! Madeleine wurde meine Mündel. Ich entdeckte in dem lieben Kinde ein merkwürdiges Talent — ein Talent —

Chapelle. Wozu?

Matthieu. Sie beſitzt eine Stimme, ein Organ —

Chapelle. Habe keine Beziehung zur Oper — ich bedaure, Herr Matthieu — mein Frühſtück — meine Frau — mein Hausfreund —

Matthieu. Herr Chapelle, Sie mißverſtehen mich! Wir gehören zu den Anbetern des Schauſpiels, wir verſäumen keine Vorſtellung des bewunderungswürdigen Molière, keine! Und da meine kleine Schutzbefohlene ſo viel Talent für die Declamation zeigte, ſo hab' ich ſie mit reinem Gewiſſen — für die Bühne beſtimmt.

Chapelle. Viel Glück! Viel Glück! Gehen Sie nur zu Ihrem bewunderungswürdigen Herrn Molière. Was wollen Sie von mir?

Matthieu. Herr Chapelle, Sie ſind gewiſſermaßen noch mehr als Molière, Sie ſind Akademiker! Sie gehören einem Inſtitute an, das die Geheimniſſe der Sprache ſtudirt hat. Chapelle, wenn Sie mich, Ihren Landsmann und Milchvetter, wenn Sie dies kleine Weſen würdigen wollten, in Ihrem Nebukadnezar ihr eine Rolle —

Chapelle. Laſſen Sie mich mit meinem Nebukadnezar in Ruhe!

Matthieu. Engagirt iſt ſie bereits bei der Truppe des Königs, aber Sie wiſſen, eine Kunſtnovize bedarf Protection, bedarf das Fürwort der Dichter ſelbſt! Ich hörte von einem Meiſterſtück, das von Ihnen gegeben werden ſoll —

Chapelle. Engagirt? Bei Molière? So laſſen Sie ſich von Herrn Molière Rollen geben —

Matthieu. Sie empfing bereits eine zur Probe, Herr Chapelle, aber ich ſagte zu Madeleine: Wir geben damit zu dem großen Chapelle, er wird dir nicht nur eine Rolle von ſich zu-

ertheilen, ſondern dir auch die Molière'ſche einſtudiren, er wird dir die Schönheiten dieſer Rolle auseinanderſetzen —

Chapelle. Ich ſoll eine Molière'ſche Rolle einſtudiren?

Matthieu. Erſt Eine Rolle, eine einzige, die Arme! Freilich in einem neuen Stück von Molière.

Chapelle. Und ſchon wieder ein neues Stück von Molière? Haha! Gewiß einmal ein ernſtes Drama —? Nicht umſonſt fürchtet er die Concurrenz mit höhern, akademiſchen Dramen! Nicht wahr?

Matthieu. Nein, Herr Chapelle — ein ſehr luſtiges. Madeleine, das ſchüchterne Kind, wohnte ſchon der Leſeprobe bei — was behandelte es?

Madeleine (ſchüchtern). Einen — Scheinheiligen.

Chapelle (horcht auf).

Madeleine. Einen Menſchen, der äußerlich fromm und innerlich ein Fuchs iſt —

Chapelle. Was?

Madeleine. Einen Schleicher, der ſich in die Familien drängt, immer mit den Augen blinzelt, überall nur Sünde wittert und bei Licht beſehen ein rechter Heuchler iſt.

Chapelle. Das iſt — das hat —?

Matthieu. Sprich dich doch deutlicher aus!

Madeleine. Eine allerliebſte Intrigue — pikante Charaktere — das Ganze iſt ein Spiegel unſerer Zeit — man glaubt die Heuchler mit Händen greifen zu können.

Chapelle (ſtürzt in den Seſſel). Ha!

Matthieu. Was iſt Ihnen?

Chapelle. Ich ſterbe!

Matthieu. Ich begreife nicht —

Chapelle. Mein Stoff!

Matthieu. Sie erſchrecken uns —

Chapelle. Man hat mir meinen Stoff gestohlen! Herr, wie heißt das Stück?

Matthieu. Madeleine, wie heißt das Stück?

Madeleine. Meine Rolle heißt Dorine.

Chapelle. Wie heißt das Stück?

Matthieu. Die Arme hat als Kunstnovize bei der Probe gezittert und immer nur an ihr Stichwort gedacht —

Chapelle (packt Matthieu an die Brust). Der Titel!

Matthieu. Bester Herr Milchvetter, wenn Ihnen an dem Titel so viel gelegen ist — die Rolle hat sie schon im Kopfe — aber der Titel — Hm! Hm! Ich nehme einen Fiaker — in fünf Minuten wissen wir den Titel. Herr Chapelle, erholen Sie sich — prüfen Sie das Mädchen — nur Eine Scene! Fangen Sie an! Act 1, Scene 1 — Bringen Sie ihr das Pantomimische bei! In fünf Minuten bin ich zurück! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Chapelle. Madeleine.

Chapelle. O, so soll denn dieser Tag mein Ende sein! Sehen Sie nun, mein Kind, wie gefährlich diese Laufbahn ist, die theatralische! Ich erfand mir mit den Anstrengungen des äußersten Nachdenkens einen Stoff! Wissen Sie, was für die Bühne ein Stoff ist?

Madeleine. Ich denke durch meine Garderobe stets zum Gelingen des Ganzen beizutragen.

Chapelle. Stoff! Stoff! Sie verstehen mich falsch!

Madeleine. Ich glaube es wohl, Herr Chapelle — ach! und ich weiß es nicht, ob mir an der Wiege gesungen wurde, daß

ich Schauſpielerin werden ſollte; aber Herr Matthieu hat es nun einmal beſchloſſen. Aufrichtig geſagt, vorläufig gefallen mir auch die Dinge ganz gut. Seit vier Wochen, daß ich in Paris bin, führt mich Herr Matthieu jeden Abend ins Theater. Zwar iſt ſeine Art ſich zu benehmen ſehr auffallend: er applaudirt in einem fort —

Chapelle. Molièren?

Madeleine. Ihm am meiſten, aber auch andern und allen Damen; ich fürchte mich ſchon, daß er mein erſtes Debüt durch ſeine allzu wohlwollenden Hände zerſtören wird. Man hat mich vor nichts ſo ſehr als vor dem ſogenannten Familienapplauſe gewarnt.

Chapelle. Mein liebes Kind, Beifall iſt Beifall. Der Applaus iſt das einzige Weſen der Geſellſchaft, auf deſſen Urſprung man heutiges Tages nicht mehr ſieht. Applaus iſt immer willkommen, in jedem Range, adelich oder bürgerlich, ob er nun in aufſteigender Linie (zeigt aufs Parterre) von unten nach oben, oder (auf die Galerie) in herabſteigender Linie von oben nach unten kommt.

Madeleine. Herr Chapelle, dann bitt' ich, ſagen Sie mir, ob ich die Regeln der Kunſt erfülle, wenn ich in dem neuen Stück von Molière etwa ſo ſpiele —

Chapelle. Welche Rolle ſtellen Sie in — meinem Stück denn vor?

Madeleine. Ein durchtriebenes allerliebſtes Kammermädchen, das alle Fäden der Intrigue in der Hand hält und zur Entlarvung des Scheinheiligen am allermeiſten beiträgt.

Chapelle. Ganz meine Idee!

Madeleine. Der Scheinheilige kommt. Er kommt erſt im dritten Act.

Chapelle. Um die Spannung zu ſteigern. Ganz meine Idee!

Madeleine. Beim Eintreten ruft er ſeinem Bedienten zu, er ſolle ſagen, er wäre ins Gefangenenhaus gegangen und theile dort den Armen ſein bischen Armuth aus.

Chapelle. In Verſen! Ganz meine Idee!

Madeleine. Jetzt erblickt mich der Scheinheilige. Erſt fährt er mich an, dann aber weidet er ſich an meiner Schönheit — an meiner Schönheit — die Schönheit, Herr Chapelle, ſteht in meiner Rolle vorgeſchrieben —

Chapelle. Ich höre den raſenden Beifall des Publikums.

Madeleine. Was will Sie? fragt der Scheinheilige. Ich ſtottre und meine Verwirrung benutzend zieht er ſein Taſchentuch —

Chapelle. Sein Taſchentuch? Darüber — war ich noch zweifelhaft —

Madeleine. Sein Taſchentuch und wirft mir dies Taſchentuch auf meine Schultern — etwa ſo! Bitte, nehmen Sie Ihr Taſchentuch!

Chapelle (zieht ſein Taſchentuch). Ich trug mich ſeit Monaten mit einer allerdings ähnlichen Scene!

Madeleine. Er ſagt, nämlich der Scheinheilige:

Mein Gott im Himmel, weh, das iſt nicht zu ertragen
Ach, nehme Sie, bevor Sie redet, dieſes Tuch!

Darauf ſage ich:

Wozu?

Darauf er:

Bedecke Sie damit, o Sinnestrug,
Den ſünd'gen Buſen ſich; denn leicht erkranken
Macht dies die Seele ſonſt durch ſündige Gedanken.

Nun wirft er mir, halb von mir abgeſtoßen, halb zu mir hingezogen, das Tuch zu — werfen Sie doch! — und macht dabei eine Miene, einen Ausdruck, eine Phyſiognomie — Brave! Brave! Ganz ſo hat mir's Molière vorgemacht —

Chapelle. Ich — Ich ſpiele — in einem Stücke von Molière? In einem Stück, deſſen Ideen mir — gehören —?

Germain (ſieht durch die Thüre). Herr Chapelle, Ihr Conſommé wird kalt. (Horcht auf.) Ha! Was macht Herr Leſèvre?

(Es fallen im Nebenzimmer Teller entzwei.)

Chapelle. Schurke! Opfert man denn überall mein Eigenthum? Meine Frau — meine Dramen — meine Teller, wollt' ich ſagen — Diebe! Räuber! (Läuft nach innen.)

Sechster Auftritt.

Madeleine. Ein anderer Bedienter (öffnet). **La Roquette** (wird im Vorſaal ſichtbar. Er erſcheint in gleicher Tracht, gleicher Manier, wie bei Molière Tartüffe).

Madeleine. Das iſt eine Poetenwirthſchaft! Und nun ſteh' ich hier ganz allein — Und was iſt denn das da wieder für ein — Schleicher —?

La Roquette (ſpricht in den Vorſaal zurück). Lorenz! Wenn man nach mir fragt, ſo ſage, ich ginge ins Gefangenenhaus, um dort, wie ich gewohnt, milde Werke der Barmherzigkeit zu üben.

Madeleine. Mein Gott, was iſt denn das? Das iſt ja der Scheinheilige ſelbſt!

La Roquette (hinausſprechend). Lorenz, hänge mein härenes Gewand und mein Büßerhemd an ihren Ort und bitte, daß dich Gott erleuchten möge!

Madeleine. Das ſind die wörtlichen Umſchreibungen meiner Scene! Der ſtrenge Herr Chapelle will mich wahrſcheinlich auf andere Art prüfen? Durch einen dritten?

Wilhelm.

Und Du kannſt bleiben, willſt es ertragen?

Eveline.

Ich ertrag' es.

Wilhelm.

Schweſter, wird ſie es nicht auch errathen?

Eveline.

Deshalb bleib' ich. Denn ging' ich und zeigte, was ich fühle — würde ſich dieſer Tag mit ihrem Glücke krönen? Würd' ich ihn nicht grauſam ſtören?

Tony.

Wovon redet Ihr nur? Was habt Ihr?

Wilhelm.

Eveline, ich komme von Holm, er hat mich mit Thränen im Auge, (leiſe) Dich noch einmal ſprechen zu dürfen.

Eveline (ängſtlich).

Nein, nein, wir kennen uns hier nicht.

Wilhelm.

Es drängt ihn, wie er Dir verſprochen hatte, Dir die Worte zu übergeben —

Eveline.

Das weiße Blatt!

Wilhelm.

Wag' es, Schweſter, denn Du biſt ſtark. Der Stolz, den ich früher an Dir nicht ſchätzen wollte, längſt bewundr' ich ihn und Du, Tony, die Du erſtaunſt und von allem nichts ahnſt, komm, Du ſollſt Alles erfahren.

La Roquette (tritt vor, ſieht ſich um und ſagt nach einer Pauſe). Was will Sie? Wer iſt Sie?

Madeleine (bei Seite). Mein Himmel, ganz wie in dem Stück! (Stellt ſich ſchüchtern zum Komödieſpielen an.) „Ihnen ſagen" —

La Roquette. Ich wünſche Herrn Chapelle zu ſprechen — Wer iſt Sie denn?

Madeleine (bei Seite). Was ſoll ich nur davon denken?

La Roquette (bei Seite). Ein allerliebſtes Mädchen! Bin ich denn nicht gemeldet worden? (Er fuhlt an ſeine Taſchen.)

Madeleine (bei Seite). Bei Gott, er zieht ſein Taſchentuch —

La Roquette (bei Seite.) Sie hat einen reizenden Wuchs! Die Schultern ſind graziös geformt. Ich will mein gewöhnliches Mittel anwenden! (Zieht ſein Tuch.)

Madeleine (bei Seite). Er kennt die Scene, wie ſie Molière geſchrieben hat .... Es iſt ein Abgeordneter der Akademie, der mich examiniren will.

La Roquette (laut). Aber, Gott im Himmel, wie iſt das zu ertragen, Kind, ſo entblößt zu gehen — wie ſoll man denn mit jemand reden, der ſeine Reize ſo offen zur Schau ſtellt ....

Madeleine (bei Seite). Der Sinn der Worte iſt richtig, aber er hält die Stichworte nicht. Ich bringe mein Stichwort (laut und ſchnippiſch): „Mein Herr, was ſoll's? Wozu?"

La Roquette (bei Seite). Allerliebſte kleine Hexe das! (Laut.) Bedecke Sie damit — o Sinnestrug! — den ſündigen, ſchönen, (nähert ſich immer mehr mit dem Tuch) abſcheulichen, reizenden, ſchwarzen, weißen Buſen, (will das Tuch ihr auflegen) kleine Eva!

Madeleine. Mein Herr, Sie ſetzen Ihrer Rolle ſo viel Worte zu, daß ich nicht im Stande bin Ihnen zu folgen.

La Roquette. Meiner Rolle? Ich fühle nichts als die lebendigſte Wirklichkeit.

Madeleine. Ich weiß es wohl, Sie wollen ein armes Mädchen aus der Provinz auf die Probe stellen, aber Sie müssen sich auch an die Worte halten, die Ihnen Herr Molière vorgeschrieben hat.

La Roquette. Mir Worte? Herr Molière hätte mir Worte vorgeschrieben? Ha, ha! Sie liebenswürdige kleine Dame sind wol eine im Dienst der schönen Sünde stehende Komödiantin?

Madeleine. Madeleine Béjart aus Chalons, engagirt am königlichen Theater auf sechs Monate zur Probe — Wochengage 10 Livres, Handschuhe werden geliefert. Herr Chapelle hat versprochen, sich meiner weitern ästhetischen Ausbildung anzunehmen, aber Herr Chapelle ist leider zu viel beschäftigt. Bilden Sie vielleicht Schauspieler?

La Roquette. Ha, wer bildet heutiges Tages nicht Schauspieler! Komödie will in dieser Welt ja alles spielen, und wer nicht selbst spielt, studirt die Rollen wenigstens andern ein. Ja, meine ästhetischen Grundsätze, meine Kenntnisse der Declamation und Action (er rückt immer Madeleinen nach) auf so liebenswürdige anmuthige Erscheinungen anzuwenden, wie Sie, meine kleine Mademoiselle Béjart aus Chalons, engagirt am königlichen Theater auf sechs Monate zur Probe, Wochengage 20 Livres —

Madeleine. Zehn, nur zehn, mein Herr!

La Roquette. Warum nicht zwanzig, aus Privatmitteln, süßer Engel? Handschuhe — seidene Kleider — ein hübsches Stockwerk zur Miethe in der Rue Richelieu, Delicatessen für die Tafel werden geliefert, Pasteten, Trüffeln —

Madeleine. Wie versteh' ich Sie?

La Roquette. Dramaturgische Anfänge, mein süßes Kind — . . . . ich schwöre dir, daß mich zu einem Wesen wie du eine plötzlich erwachende Kunstliebe veranlassen könnte — . . . . (er hat den Arm um sie geschlungen).

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Chapelle und Lefèvre.

Lefèvre (noch drinnen). Wo iſt denn die Kleine — Ha!

La Roquette (fährt zurück)

Chapelle. Irr' ich nicht —

Lefèvre (in leichter Weinlaune). So war das eine Umarmung!

Madeleine. Der Herr wollte mein Talent auf die Probe ſtellen.

Lefèvre. Und nicht auch Ihre Tugend?

La Roquette. Weltluſt! Weltluſt! Die kleine Sünderin bat mich, eine Rolle mit ihr einzuſtudiren. Die Nähe eines ſo berühmten Dichters hat etwas Anſteckendes und wenn man wegen einiger kleinen Jugendverſe ſogar den thörichten Ehrgeiz hat, an die Akademie zu denken — (Bei Seite.) Wohin verirrt' ich mich —!

Lefèvre (bei Seite zu Chapelle, der nach Stühlen ſucht und complimentirt). Schade, dieſe Scene hätteſt du anbringen können! Nun beruhige dich, Freund: ich denke, es ſoll dir an Stoffen nicht fehlen. Z. B. der Hausfreund oder der — (mit Andeutung vom Hörnerſetzen) gekrönte Dichter — oder ähnliche aus dem Leben gegriffene Charaktere. (Verbeugt ſich lachend gegen La Roquette.) Herr Präſident, ich verſtehe jetzt vollkommen Ihre bisher verborgen gebliebene geheime Neigung, Mitglied der Akademie zu werden! Ganz gehorſamſt! (Ab).

Chapelle. Vergeben Sie den Ihnen bekannten heitern Humor meines Freundes, mein künftiger Herr Collega! Sie waren im Begriff —

Madeleine. Dra — ma — tur —

La Roquette (bei Seite). Schweigen Sie doch! (Laut.) Unendlich bedaur' ich das Schickſal Ihrer Tragödie, das ich bereits erfahren habe, um ſo mehr, als der Zufall Ihnen in dieſer kleinen Dame eine Künſtlerin zugeführt hätte, die vielleicht —

Madeleine. Denken Sie nur, Herr Chapelle, der Herr da weiß ganze Scenen aus Molière's neuem Stücke auswendig.

La Roquette. Aus Molière's — neuem — Stücke?

Chapelle (bei Seite). Das trifft ſich prächtig! (Laut.) Das neue Stück von Molière, in dem er die Wölfe geiſeln will, die unter dem Deckmantel der Religion ſchleichen.

La Roquette. Solche Gegenſtände gedenkt Herr Molière auf die Bühne zu bringen?

Madeleine. Herr Chapelle hat ja ſelbſt einen Scheinheiligen ſchildern wollen —

La Roquette. In der That?

Chapelle. Vor langen Jahren!

Madeleine. Irgendeine einflußreiche Perſönlichkeit aus den höchſten Ständen, einen Mann, der die Titel und Aemter verſchenkt an die, welche mit der Religion heucheln.

La Roquette. Ei, ei, ei!

Chapelle (bei Seite). Die verdammte Plauderin!

Madeleine. Einen Erzfeind der Aufklärung und des geſunden Menſchenverſtandes.

La Roquette. Ei, ei, ei, ei!

Chapelle. Nicht ſo, nicht ſo, Herr College! Im Gegentheil, nur Molière hat dieſen Gegenſtand behandelt, und zwar mit einer Bitterkeit, die an das Anzüglichſte erinnert, was je Ariſtophanes geſchrieben hat. Denken Sie ſich! Schon das erſte Auftreten des Scheinheiligen. Ein Kammermädchen ſteht auf der Bühne — der Frömmler tritt ein — er erblickt das Mädchen — lüſtern tritt der Heuchler heran, weidet ſich an ihrem reizenden

Nacken und zieht endlich, um zwiſchen Heuchelei und Vergnügen zu ſchwelgen, ſein Schnupftuch —

La Roquette. Schnupftuch? Was?

Madeleine. Vortrefflich! Gerade ſo charakteriſirte Molière auf der Leſeprobe den Moment, wo der Scheinheilige entlarvt wird!

La Roquette. Entlarvt wird? Dem Gelächter der Mitſpielenden, dem Applauſe von Paris, von Frankreich und der ganzen Welt preisgegeben? Herr Chapelle —? Was ſind das für Dinge? Sie ſcheinen unterrichtet zu ſein —

Chapelle. Sie verſchmähen den Reſt meines kleinen Frühſtücks nicht? Kommen Sie, mein baldiger Herr College! Ich weiß noch, von dem vorjährigen Diner bei Sr. Majeſtät dem König, wo ich die Ehre hatte — Sie lieben die kleinen Trüffeln aus dem Languedoc, die Trüffeln, die ſo tief unter der Erde ſtecken —

Seiner Unwiſſenheit die Rede des andern.

La Roquette. Haha! — die kleinen, verſteckten — ich entſinne mich des Diners; aber ſagen Sie — das Stück, was iſt das für ein verwerfliches Stück?

Chapelle. Meiner Frau iſt eine kleine Lieferung dieſer Trüffeln zugekommen — aus dem Languedoc — ſie haben einen eignen Namen, dieſe Trüffeln — man nennt ſie nicht Trüffes — (zieht ihn fort).

Ihrem.

La Roquette. Nein, nein, dieſe Gattung nennt man Tartüffes, lieber Chapelle — aber das empörende Stück?

Chapelle. Ganz recht — kommen Sie doch zu näherer Beſprechung — in der That, Madame Chapelle wird es Vergnügen machen, Ihnen von dieſen Tartüffes eine kleine Collation vorzuſetzen (will ihn fortziehen).

Achter Auftritt.

Matthieu. Die Vorigen.

Matthieu. Halt, da bin ich! Madeleine! Du haſt keinen Augenblick zu verlieren. In einer Stunde iſt plötzlich erſte Probe angeſetzt! Der Theaterdiener begegnete mir — Ja, Herr Chapelle — von der Lieblingsſpeiſe des Scheinheiligen, den kleinen Trüffeln aus dem Languedoc — heißt das neue Stück, das bewunderungswürdige, von ganz Paris ſchon vergötterte Stück, der Tartüffe! Wie ich in die Nähe des Theaters komme, begegnet mir der Probenanſager. Heut Abend nach der Vorſtellung findet die erſte Probe, Scenenprobe ſtatt. In acht Tagen müſſen 16 Proben gehalten ſein, und dann heraus mit dem — Tartüffe! Alle Logen ſind ſchon auf 10 Vorſtellungen vorausbeſtellt. Das Publikum ſtürmt die Kaſſe. Molière hat ſein Meiſterſtück geſchrieben. Madeleine! Wir haben keine Zeit zu verlieren. Dein erſtes Debüt, dein Ruhm, dein Triumph iſt an den Triumph des Tartüffe gekettet! — (Zieht Madeleinen mit ſich.)

Madeleine (verbeugt ſich). Guten Appetit, meine Herren, zu Ihren kleinen Tartüffes! (Mit Matthieu ab.)

Chapelle (ſieht La Roquette ſtarr an). Tartüffe?
La Roquette (ebenſo). Tartüffe?

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Vorsaal bei dem Polizeiminister. Im Hintergrunde ein Corridor. Vorn ein Tisch und mehrere Sessel.

Erster Auftritt.

Armande und Lefèvre (treten ein).

Lefèvre. Ist es möglich, Fräulein Armande, die erste Künstlerin ihres Jahrhunderts, hier im Revier der pariser Polizei? Soll ich doch Sr. Excellenz, dem Herrn Minister persönlich —

Armande. Lassen Sie, Herr Parlamentsrath!

Lefèvre. Ich gehe eben selbst zu ihm und melde Ihre Anwesenheit —

Armande. Bitte! Wenn einer der Sträuße, die Sie mir für meine Rollen so oft aus Ihrer Loge auf die Bühne geworfen, aufrichtig gemeint und Ihr Proceß gegen unsere Truppe, den Nebukadnezar wenigstens zur Leseprobe zu bringen, nur eine kalte Advocatenpflicht war, für welche Sie übrigens Madame Chapelle belohnen wird, so möcht' ich, daß Sie statt

meiner dem Miniſter eine Angelegenheit vortrügen, die mich außerordentlich beunruhigt.

Teſévre. Ganz Paris kennt das Intereſſe, das man an Ihnen in den — allerhöchſten Kreiſen nimmt. Ich bin gewiß, daß der Miniſter keine Gelegenheit vorübergehen läßt, Ihnen zu dienen. Alſo wollen Sie wirklich nicht ſelbſt —?

Armande. Nein, Herr Leſévre! Auch Sie können ſtatt meiner reden — (Bei Seite.) Molière iſt auf die ganze Welt eiferſüchtig — möglicherweiſe ſogar auf den alten Lionne —!

Teſévre (bei Seite). Sie wird vom König protegirt, was bedarf ſie des Miniſters?....

Armande. Sie wiſſen, Herr Leſévre, daß Molière die Abſicht hat, endlich binnen drei Tagen ſein neues Luſtſpiel aufzuführen.

Teſévre. Bis zur Rückkehr des Königs von Verſailles — den Tartüffe, von dem bereits ganz Paris erfüllt iſt. Se. Majeſtät wird entzückt ſein, Sie wiederzuſehen —

Armande. Es wird Ihnen nicht unbekannt ſein, daß dies in Wahrheit meiſterhafte Werk einen Gegenſtand behandelt —

Teſévre. Der meinem unglücklichen Freunde Chapelle geſtohlen wurde. Sind Sie doch nicht wegen dieſes Diebſtahls auf der Polizei?

Armande. Ohne Scherz! In der That bin ich hier wegen eines Diebſtahls.

Teſévre. Man hat Ihnen Ihr Herz geſtohlen! Und da Sie wiſſen, daß niemand darüber unglücklicher ſein würde, als der König —

Armande. Sie zwingen mich, in der That ſelbſt mit dem Miniſter zu reden (will hinein).

Teſévre. Würdigen Sie mich Ihres Vertrauens! Und ich beſinne mich ja, der Miniſter iſt krank; der Leibarzt Sr. Ma-

jeſtät iſt bei ihm. Worüber grübeln Sie? Ihre ſchönen Augen —

Armande. Tragen vielleicht zur Geneſung des Miniſters bei (will hineingehen und ſucht, von Leſèvre verhindert, dann andere Thüren).

Leſèvre. Halt! — Das iſt das Paßbureau — hier iſt das Archiv der Geſundheitspolizei — dort das Magazin der geſtohlenen Taſchentücher, die ihren Herrn nicht wiedergefunden haben — hier füttert man die Hunde, die ohne Halsband aufgegriffen wurden .... Bin ich Ihres Vertrauens nicht würdig, ſchöne Armande?

Armande. Nun denn! Wiſſen Sie, Herr Parlamentsrath, was in der Theaterwelt ein Souffliрbuch iſt?

Leſèvre. Ein Souffliрbuch? Das iſt der Blaſebalg ſchlechter Gedächtniſſe, die Rettungsmaſchine oft ſehr ſchwüler Verlegenheiten.

Armande. Es beunruhigt die Geſellſchaft, daß auf eine unbegreifliche Weiſe geſtern in aller Frühe auf der dreizehnten Probe des Tartüffe das Souffliрbuch vom Pulte des Souffleurs entwendet worden iſt.

Leſèvre. La Grange, ein Schauſpieler, der ſo ſchlecht lernen ſoll, wird in Verzweiflung ſein.

Armande. Wir alle ſind es. Nicht, daß uns nicht noch ein Exemplar des Stückes zu Gebote ſtände — darüber ſind wir ohne Sorge. Aber Sie müſſen wiſſen, was es heißt, das Souffliрbuch eines Luſtſpiels, gegen deſſen Tendenz ſich hier und da Intriguen anſpinnen laſſen, iſt auf unbegreifliche Art aus den Theaterräumen entwendet worden. Vor allen Dingen dürfte Molière ſelbſt von dieſem Vorfall nicht eine Silbe erfahren.

Leſèvre. Was könnte er zu fürchten haben?

Armande. Molière iſt von der reizbarſten Empfindlichkeit. Ueberall ſieht er Geſpenſter, überall Feinde. Erführe er, daß man ihm heimlich das Souffliрbuch des Tartüffe ent-

wendet hat, ſo würd' er ſich ſagen: Jetzt geht es zum Erzbiſchof von Paris, zum apoſtoliſchen Vicar, man verdächtigt mir ein Werk, das ich nur im Intereſſe der guten Sitten und der Religion geſchrieben habe —

Teſévre. Oder irgendein guter Freund, der Recenſionen ſchreibt, ſucht ſich bereits aus dem Manuſcript über die — Schönheiten des Stücks zu orientiren. Haben Sie auf niemand Verdacht?

Armande. Allerdings. Seit einiger Zeit hat man einen Mann beobachtet, der ſich jedesmal zu den Proben des Tartüffe heimlich in den dunkeln Zuſchauerraum ſchlich. Arbeiter, die mit dem Reinigen der Parterrelogen beſchäftigt ſind, wollen plötzlich mit ihrem Kehrbeſen etwas Menſchliches angetroffen haben, was, aufgeſtöbert, ſich ſogleich über die Brüſtung im Parterre verlor. Um die Proben nicht zu ſtören, durften ſie dieſen Spuk nicht weiter verfolgen. Als aber nach einer zufälligen Entfernung des Souffleurs im dritten Act bei ſeiner Rückkehr in den menſchenfreundlichen Rettungskaſten heute von ſeinem Pulte das Buch weggenommen war, geſtanden die Arbeiter ihr Verſehen ein, und einer behauptete, den wahrſcheinlichen Dieb bereits erkannt zu haben.

Teſévre. Ich ſtaune! Und wer wäre das?

Armande. Es iſt ohne Zweifel ein gewiſſer Gewürzkrämer Matthieu aus der Rue du Coq.

Teſévre. Für ſeine Düten wird doch der Mann nicht aus Papiermangel Theatermanuſcripte ſtehlen? Wenn man die Wohnung des Maitre Matthieu unterſuchte, natürlich ohne alle Beunruhigung für Molière ſelbſt —

Armande. Sie ſind ein ſo warmer Freund der Muſen! Wenden Sie von Molière's Haupt eine Wetterwolke ab, die ihn, wenn ſie zum Ausbruch käme, unfehlbar zu Boden würfe! Wer kann wiſſen, in weſſen Auftrag Matthieu gehandelt hat! Es kann ein

Bietet Tony seinen Arm und führt sie zur Seite nach links (vom Zuschauer ab.)

Fünfter Auftritt.

Eveline. Dann Beate. Zuletzt Gustav.

Eveline (allein).

Ihn sehen? Zum letzten Male, ehe die Pforte sich hinter ihm schließt und mich ewige Nacht bedeckt, noch ihn sprechen? O darauf war ich nicht gefaßt, den Kelch meiner Leiden leeren müssen, bis auf die letzte Neige. Freude und Festesglanz auf allen Mienen — nur ich muß einsam stehen mit meinem Kummer! Ein einziger Vers, eine Phrase, die er mir zum ewigen Abschiede giebt! Ein Almosen, das er auf dem Wege zu seinem Glücke dem armen Bettler noch zuwirft und nicht ahnt, daß an der Schwelle des Altars um ihn ein Herz verblutet. O wär' es vorüber, dies und Alles, Alles, bis einst für mich die Stunde der Erlösung schlägt. Er kommt! (Sie wendet sich) Ha, Beate.

Beate
(im Brautschmuck. Nach einer Pause).

Sie waren so freundlich, dem heutigen Feste beizuwohnen —

Eveline.

Sie wünschten es.

Abgeſandter — (Sieht ſich um.) Was ſeh' ich? Molière ſchon ſelbſt hier? Sollte er es bereits erfahren haben? — Spähenden Blicks ſteht er dort an der Säule — Er darf mich nicht entdecken —

Teſévre. Führt ihn wirklich bereits ſein geſtohlenes Manuſcript hierher?

Armande (bei Seite). Nein, ich fürchte — er iſt nur mir gefolgt — ſein Mistrauen kennt keine Grenzen — (Laut.) Wie entkomm' ich?

Teſévre. Dorthin, Fräulein Armande! (Zeigt einen Ausweg nach rechts.)

Armande. Und die beſprochene Angelegenheit — hinter welcher vielleicht eine böſe Intrigue verborgen liegt —?

Teſévre. Werd' ich unverzüglich dem Miniſter vortragen — es gibt ſtrenge Geſetze gegen Manuſcriptenraub — gegen Gedankendiebſtahl — Plagiate — wer weiß, ob dieſer Gewürzkrämer Matthieu nicht die Abſicht hat, ſich auf irgendeine Art auch in die Akademie zu ſtehlen — ganz wie ein gewiſſer — (Bei Seite.) Es geht etwas vor —! (Laut.) Ganz recht, Rue du Coq — man muß den Befehl ſeiner Verhaftung erwirken — hier, hier — reizende Armande! (Führt ſie zur Seite hinaus und begleitet ſie.)

Zweiter Auftritt.

Molière (allein. Später kehrt) **Teſévre** (zurück).

Molière. Wag' ich mich weiter? In dies Palais iſt ſie gegangen! Schon immer bemerkt' ich, daß ſie Geheimniſſe hat —! Seit der König in Verſailles iſt, hofft' ich, dieſe mich zur Verzweiflung bringenden Dinge würden ein Ende nehmen — Aber ſie ſind alle falſch, dieſe Larven, die nur einmal eine Meſſerſpitze

voll Schminke auf ihre Wangen malten! Lug auf der Bühne — Lug hinter ihr — keine Empfindung, die wahr aus dem Busen quölle — eben noch treu in unserm Arm, eben noch zärtlich in unsere vertrauenden Augen lächelnd, und mit einem Tritt an die Lampen — hier, da an der Brüstung — gehören ihre Blicke der ganzen Welt, liebäugeln sie mit dem, dahin — dorthin — und das nennen sie Künstlerschaft, das nennen sie in den Geist ihrer Rollen eindringen!

Tesèvre (zurückkehrend). Guten Morgen, Molière — Wie kommt die öffentliche Sicherheit zum Besuch eines Dichters, der die Polizei bald entbehrlich machen wird? Vor Molière ist ja kein Verbrechen mehr sicher.

Molière. Ist Mademoiselle Armande beim Minister? Ich sah sie hier in das Hotel eines ihrer hohen Verehrer eintreten.

Tesèvre (ans Fenster zeigend). Dort unten sehen Sie die reizende Sylphide über den Platz schreiten. Sie hat mir wegen Chapelle vergeben und ich hoffe, Molière, Sie thun es nicht minder —

Molière. In der That, sie ist's. Was hatte sie hier — ist sie bestohlen worden?

Tesèvre. Molière! Welches Mienenspiel! Sie können nicht an Stehlen denken und man glaubt Sie bereits in der Rolle des Geizigen zu sehen. Bestohlen! Allerdings. Sie sind es, Molière!

Molière. Ich bin bestohlen worden —

Tesèvre. Ha ha! Als wenn Sie den Geizigen spielten! Und ich sehe das ohne Eintrittsgeld!

Molière. Hat man mir einen Diebstahl verschwiegen? Was ist mir entwendet worden?

Tesèvre. Man hat einen Menschen gesehen, der sich in die Proben Ihres neuen Stückes schlich, und während alle mit Andacht an ihren Aufgaben beschäftigt waren, in der Garderobe eine Ihrer — besten — — Perrüken stahl.

Molière. Perrüken? Wirklich? Und darum wäre Armande hier gewesen? Die Perrüke vielleicht, die ich im Menſchenhaſſer trage? Sie war allerdings aus meinen eignen Haaren zuſammengeſetzt, Herr Leſèvre, und die Sorgen, die einen Theaterdirector drücken, geben ihm nicht viel Ausſicht, auf die Länge noch viel neue zu bekommen. Indeſſen Pferdehaare thun's auch, wenn auch die Tragödien der Akademiker, falls wir ſie alle aufführen müßten, die Matratzen theurer machen dürften! Dank' Ihnen, Herr Leſèvre, für die gerichtliche Leſeprobe des Nebukadnezar! Alſo davon wollte Armande Anzeige machen! Eine Perrüke hat man mir geſtohlen!

Leſèvre (bei Seite). Leichtgläubig, wie ein Kind! (Laut.) Molière, ein Advocat iſt der Freund jedes Hülfebegehrenden! Ich ſah den Kummer meines Freundes, die Thränen ſeines liebenden Weibes! Seien Sie überzeugt, Molière, daß ich mit derſelben Unparteilichkeit — Was iſt das für ein Geräuſch?

Dritter Auftritt.

Matthieu geführt von zwei **Polizeidienern. Die Vorigen.**

Matthieu (war draußen ſchon hörbar). Das iſt ja unerhört — Ein Bürger von Paris — wie kann man einen Bewunderer Molière's — Herr Molière, erbarmen Sie ſich, wie kann man mir zutrauen, einen Eingriff in Ihr Eigenthum unternommen zu haben! — Ich, Jean Pierre Matthieu, Rue du Coq — Vormund und Theatermutter der Madeleine Béjart —

Leſèvre (bei Seite). Verdammte Begegnung!

Molière. Matthieu, Sie ſind der Perrükendieb?

Matthieu. Perrükendieb?

Lefèvre. Den Arreſtanten in die Verhörezimmer!

Matthieu. Mein Herr, ich wollte ſoeben in das Verhörszimmer. Ich, ich verhöre Madeleinen Béjart, die ich, ich erfunden habe, ihre unvergleichliche Rolle in einem Stücke, deſſen Manuſcript man mich beſchuldigt entwendet zu haben —

Molière. Manuſcript entwendet?

Lefèvre. Fort, fort mit ihm!

Molière. Das Manuſcript des — Tartüffe iſt geſtohlen? —

Matthieu. Ha, ich, ich der ich dies Meiſterwerk aus allen Proben, denen ich allerdings heimlich, aber nur aus Enthuſiasmus beiwohnte, auswendig kann — ich ſollte dem Souffleur das Buch des Tartüffe geſtohlen haben?

Molière. Was hör' ich?

Lefèvre. Molière, ich bitte, beruhigen Sie ſich über dieſen Fall, der allerdings auf Wahrheit beruht — Fräulein Armande theilte der Polizei die Nachricht mit, daß auf eine räthſelhafte Art aus dem Theaterraum das geſchriebene Exemplar des Tartüffe abhanden gekommen iſt. Da man nun annehmen kann, daß eine Perſon, die auf zweideutige Art das Theater durchſchleicht —

Matthieu. Molière kennt mich, Molière weiß, was meine Hände für die Kunſt zu thun im Stande ſind; Molière weiß, daß ich nur aus Kunſtintereſſe den Proben beiwohnte. Ha, ein Werk entwenden, das der Welt vorenthalten bleiben ſoll, bis zum Aufgehen des Vorhangs —!

Molière (aufgeregt). Herr Lefèvre — entlaſſen Sie Herrn Matthieu! Dieſer ehrliche Mann iſt unſchuldig! In der That, man hat mir den Tartüffe entwendet — man hat ihn mir entwenden laſſen, um das Werk vor der Darſtellung zu verurtheilen —! Armande, edle Freundin, nun verſteh' ich deine theilnehmende Fürſorge —! Unerhört! Sie kennen nicht dieſe

Umtriebe des Neides und der Kabale — der Fall iſt in dieſer Art noch nicht vorgekommen — ein Band bereits der Manuſcripte —!

Vierter Auftritt.

Dubois (tritt mit einem Billet aus dem Zimmer des Miniſters).
Die Vorigen.

Dubois (nimmt Leſèvre bei Seite und läßt ihn bedenklich in den Brief einſehen).

Matthieu. Das iſt der Leibarzt des Königs! Der ſoll mich unterſuchen, ob ich, ich eines Diebſtahls fähig bin!

Leſèvre (mit dem Billet zu Molière). Molière, es würde leichtſinnig von uns ſein, wenn wir Ihnen den Inhalt eines anonymen Briefes vorenthalten wollten, welchen ſoeben der Polizeiminiſter erhalten hat und den mir Herr Dubois, Leibarzt Sr. Majeſtät des Königs, mittheilt, um die Anſicht eines Juriſten zu hören. Leſen Sie.

Molière (lieſt in großer Aufregung). „Herr Polizeiminiſter! Man hört, daß es im Werke iſt, mit der Freiheit der Bühne einen noch nie dagewesenen Misbrauch zu treiben. Herr Molière in ſeiner Sucht, ſich an der gebildeten Geſellſchaft dafür, daß der Stand des Schauſpielers nicht der geachtetſte in Frankreich iſt, durch Geiſelung ſogenannter Thorheiten und Laſter zu rächen, hat ſeine Hand nun auch nach der Religion ausgeſtreckt. Unter dem Namen Tartüffe bezweckt er einen Charakter auf die Bühne zu bringen, dem Frömmigkeit die erſte Lebenstugend iſt. Die gute Sache der Religion erwartet von dem Miniſter der Polizei,

daß er die Aufführung eines solchen Pasquills hintertreibt und die ohnehin schon gesunkene moralische Ehre der Stadt Paris vor den Augen der Christenheit rettet. Eine Anzahl frommer Seelen."

Matthieu. Eine von den frommen Seelen hat das Stück gestohlen! Aber beruhigen Sie sich, Herr Molière. Ich gehe nach Haus. Ich stelle das Stück aus dem Gedächtniß wieder her. Ich habe nicht umsonst seit acht Tagen die Kehrbesen der Logenschließerinnen und die Vorwürfe Madeleine's ausgehalten. Tartüffe kann nicht confiscirt werden. Tartüffe wird existiren, Tartüffe lebt aus meinem Gedächtnisse wieder auf für ewige Zeiten! (Ab.)

(Polizeibeamte folgen.)

Dubois. Herr Molière, Ihre persönliche Anwesenheit wird dem Herrn Minister erwünscht sein. Se. Excellenz!

Fünfter Auftritt.

Tionne. Die Vorigen.

Tionne. Ah guten Morgen, Lefèvre! Was sagen Sie zu dem Briefe?

Lefèvre. Es ist gewiß sehr erfreulich, daß Molière gerade selbst zugegen ist.

Tionne. Wie, Herr Molière, Sie selbst?

Molière. Excellenz, ich selbst, und noch ergriffen und erschüttert von dem Eindruck einer Denunciation, die ich zitternd in meinen Händen halte.

Tionne. Man hat mir das neue Stück, das Sie demnächst aufzuführen gedenken, zu verdächtigen gesucht.

Molière. Nicht zu verdächtigen — man hat mit offenbar lügnerischer Entstellung der wahren Tendenz dieses Stückes die Aufführung desselben in das religiöse Gewissen eines Mannes schieben wollen, der zu billig, zu gerecht sein wird, die Sache der Kunst den Heuchlern zu opfern!

Lionne. Die Sache der Kunst, Molière, darf den gesellschaftlichen Institutionen keinen Anstoß geben. Indessen, theilen Sie mir den Inhalt des Tartüffe mit und Sie werden finden, daß ich Satire vom Pasquill zu unterscheiden weiß. Setzen wir uns. (Setzt sich.)

Dubois (bei Seite). Es ist schon elf — indessen — Molière zu hören — (Nimmt einen Stuhl.)

Lefèvre (bei Seite). Wenn ich auch eine Sitzung des Gerichtshofes versäume — dergleichen kommt nicht wieder! (Nimmt sich einen Stuhl.)

(Sie sitzen.)

Molière. Excellenz, ich muß Sie daran erinnern, welche Aufgabe ich der französischen Bühne gestellt habe. Ich habe das Lustspiel von meinen Vorgängern in Form sittenloser und ausgelassener Possen überkommen und habe mit meinen schwachen Kräften versucht, ihm einen edlern Ausdruck zu geben. In der Poesie suchte ich eine Waffe zu finden für den Kampf der Aufklärung gegen die Lüge; ich habe den Egoismus, die Eitelkeit, den gesellschaftlichen Betrug auf der Bühne schon in den meisten seiner Spielarten darzustellen gewagt und man hat mir das Zeugniß gegeben, daß durch mich die Bühne wenigstens eine würdigere Bedeutung gewonnen hat.

Lionne. Nicht nur die Nation, sondern auch Se. Majestät, Ludwig XIV., haben Molière in diesen ruhmwürdigen Bestrebungen anerkannt.

Lefèvre (bei Seite). Guter Chapelle, wenn du das hören müßtest!

Molière. Nach einer Reihe komiſcher Charaktere, die die Leidenſchaft des Geizes, der unbegründeten Eiferſucht, die Titelſucht darſtellten, bin ich nun auch an eine der gefährlichſten Gattungen von Betrügern gekommen, an die Scheinheiligen, an die im Dunkeln ſchleichenden religiöſen Heuchler. Fern ſei es von mir, wahrhaft fromme Gemüther beleidigen zu wollen, fern ſei es, durch den Scherz der Bühne die Sache der Religion zu beeinträchtigen — aber liegt nicht wie ein Alp auf dem Staat, auf der Geſellſchaft jene falſche Religioſität, die die alles umfaſſende Liebe Gottes zum Privilegium einer einzelnen kleinen Coterie machen will? Sehen wir nicht täglich in die Herzen der Familien, auf die Katheder der Schulen, in die Cabinete der Miniſter, an die Stufen des Thrones Männer ſchleichen, die unter dem Deckmantel der Religion nur ihren perſönlichen Ehrgeiz verbergen und nichts lieber an ſich reißen möchten, als die Herrſchaft der ganzen Welt, während doch der Stifter unſerer Religion geſagt hat: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt?! Dieſen Feinden der Geſellſchaft, Excellenz, die da verfolgen, wie ſie ſagen, aus Mitleid, die da haſſen, wie ſie ſagen, aus Liebe, dieſen hab' ich in meinem Tartüffe den Handſchuh hingeworfen zu einem ehrlichen Kampf und ich erwarte von allen denen, die ein reines Gewiſſen haben, daß ſie mich in dieſem Kampfe unterſtützen.

Tionne. Entwickeln Sie mir den Schlachtplan, den Sie ſich dabei vorgezeichnet haben!

Molière. In meinem Tartüffe hab' ich die Verwirrung einer Familie geſchildert, die einſt das Opfer eines ſolchen Heuchlers wurde. Mein Vater war mit einem Manne befreundet, der ſich auf die redlichſte Art von der Welt ein bedeutendes

Vermögen erworben hatte. Um es zu genießen, zog Duplessis aufs Land und lebte eine Zeit lang glücklich im Besitz einer schönen und liebenswürdigen Frau und zweier holden Mädchen, ihrer einzigen Kinder. Da führte ein böser Stern in den Schoß dieser Familie einen Mann, der unter dem Deckmantel der Frömmigkeit das Verderben aller wurde. Geschützt zuerst von Duplessis' alter Mutter, erwarb er sich bald die Freundschaft des reichen Mannes und benutzte sein Vertrauen zu einer Oberherrschaft, die er zuletzt über alle Angelegenheiten des Hauses gewann. Seelenfreundschaft, Herzenverschmelzung waren die Worte, die er stets im Munde führte. Duplessis, von Natur zur Melancholie geneigt, verlor den Sinn für die praktischen Bedingungen des Lebens und überließ dem heuchlerischen Freunde die Verwaltung seines Vermögens. Vortrefflich verstand es der Böswicht davon Vortheil zu ziehen. Man warnte Duplessis, aber ein blindes Vertrauen fesselte ihn an einen Menschen, dessen drittes Wort die Religion war. Endlich aber wurde er auf eine furchtbare Art enttäuscht. Er entdeckte, daß der schändliche Freund durch eine falsche, verhimmelnde und sinnliche Philosophie auch sein Weib Adele bethört hatte, und so schwach war sein Geist durch diese falsche Religiosität geworden, daß Duplessis in dem Augenblick, wo er Weib und Freund ihrer Schändlichkeit überführen konnte, statt sich zu rächen, in einem Anfall von Geistesverwirrung sich selbst das Leben nahm. Mit dem geraubten Vermögen verließ der Betrüger das Haus und gab das entwürdigte Weib und die armen Kinder dem größten Elend preis; die Mutter starb am gebrochnen Herzen, ihre Kinder geriethen in fremde Pflege. Unmöglich war es, von den Tausenden, die ihnen gehörten, aus den Händen des Betrügers ein Almosen zu entreißen. Gegen gerichtliche Verfolgung hatte er sich durch Clauseln verschanzt, er stieg von Stufe zu

Stufe, er steht jetzt — doch nein! er ist jetzt keine Person mehr, sondern nur eine Idee, die ich mir erlaubt habe zu meinem Tartüffe zu benutzen.

(Lionne steht auf, die andern auch.)

Lionne. Molière, Ludwig XIV. stellte mich an den Posten, den ich bekleide, um die Feinde der sittlichen Ordnung seines Landes zu bekämpfen. Ein solcher ist ein Dichter nicht, der sein schönes Talent nur dazu anwendet, treu der Mit- und Nachwelt zu dienen. Unter diesen Umständen hab' ich gegen die Aufführung Ihres Tartüffe nichts einzuwenden.

Dubois und Lefèvre. Brav, Lionne!

Molière. Sie beschämen mich, Excellenz; was ich vermag, entlehnt' ich ja nur meiner Kunst, die ich liebe und die, das ist mein ganzer Stolz, mich — dafür auch wieder liebt.

Lionne. Und wer ist das Urbild Ihres Tartüffe?

Molière (ausweichend). Er — lebt — wol nicht mehr. Und ohnehin, Herr Minister, die Tartüffes dieser und jeder Gattung laufen jetzt auf der Straße herum, daß man mit einem einzigen Griff deren Dutzende an den Fingern hat.

Lionne. Weichen Sie mir nicht aus, Molière! Sagen Sie offen, könnte vielleicht irgendjemand den Tartüffe, abgesehen von dem vielleicht — verstorbenen Urbilde, noch ganz besonders auf sich beziehen?

Molière. Ich gestehe, daß ich mich bemüht habe, hier und da einzelne Züge von solchen Scheinheiligen zu entdecken. Ich erfuhr, um damit zu schließen, eine Anekdote. Zu einem Hauptchef dieser finstern Partei kam eine junge Bäuerin aus Limoges, ein allerliebstes, junges, frisches Ding, das nirgends einen bessern Dienst zu finden glaubte, als in einem so frommen Hause. Mein Tartüffe fing an sie zu examiniren. Er wollte untersuchen, ob sie fest im Glauben wäre, zugleich, ob sie

Beate.

Von dem geſtrigen Unfall erholten Sie ſich?

Eveline.

Ich fühle mich geſtärkt.

Beate.

Ich muß Ihre Güte um ſo höher anſchlagen, als mir nicht unbekannt iſt, daß Sie mir — — ein Opfer bringen.

Eveline.

Ein Opfer?

Beate.

Oft wohl mögen ſich Frauen gegenüberſtehen, die, ohne es zu wiſſen, ein gleiches Gefühl im Herzen tragen. Seltner aber iſt es, daß ſie es wagen, frei den Schleier ihrer Gefühle zu lüften und ſich zu geſtehen, daß in ſchmerzlichem Wetteifer ihre Liebe einem und demſelben Gegenſtand gilt.

Eveline (erſchrickt).

Wie!

Beate.

Erſchrecken Sie nicht. Der ſonderbarſte Zufall hat Sie in einen Kreis geführt, aus dem Sie in dieſem für Sie ſo trüben Augenblicke mir zu Liebe nicht entfliehen wollen. Ich habe gehört, geprüft, und den Sinn Ihrer geſtrigen Erzählung wohl verſtanden: Sie lieben Guſtav Holm.

kräftige Schultern hätte, um — ihre Sünden zu tragen. Die junge Dorfschöne trug ein rothgewürfeltes Baumwollentuch. Tartüffe faßt einen Zipfel des Tuches und zerrt erst leise und dann immer stärker an dem rothen Tuche. Die junge Bäuerin zieht sich zurück. Tartüffe folgt und endlich hat er das Tuch in der Hand. In dem Augenblick geht die Thür auf. Ein Geistlicher besucht den Tartüffe. Um des Heilands Wunden, was machen Sie da, Tartüffe? fragt der fromme Freund. Todtenblaß vor Angst sammelt sich der überraschte Heuchler und stottert die Antwort: Lieber Bruder im Herrn, ich suchte mir nur Aufklärung über die Baumwollenindustrie von Limoges zu verschaffen.

Lefèvre. Sieh! Sieh! Kürzlich hab' ich jemanden in ähnlichen industriellen Studien überrascht. Es ist doch nicht der Präsident La Requette?

Molière. La Re —? Ich habe in meinem Tartüffe — keine einzelne Person, sondern eine — Gattung geschildert.

Tionne. Molière, wenn in Ihrem Tartüffe keine staatsgefährlichern Dinge vorkommen, so seien Sie unbekümmert. Tartüffe darf existiren, existiren für die französische Bühne — wenn noch Logen übrig sind, ich bitte um eine — meinen Glückwunsch zu dem vorauszusehenden glänzenden Erfolg!

Molière. Meine Brust erweitert sich bei dem Gedanken, daß der Dichter, Hand in Hand mit der Weisheit der Fürsten und der besonnenen Mäßigung der Staatsmänner, dem großen Berufe leben darf, wie mit Rosensingern über die Erde zu schweben und Morgenröthe auszustreuen, wo nächtiger Schlummer die Menschen noch gefangen hält. Diese eben erlebte Stunde, Excellenz, gibt mir den Muth, freudig fortzuwandeln auf meiner dornenvollen Bahn. Es ist Zeit zur Probe. Entschuldigen Sie, daß ich mich verabschiede. (Ab.)

Lefèvre (seinen Hut holend). Allerdings zweierlei Stoffe, aus denen mein guter Chapelle und Moliere geschaffen wurden!

Dubois (eintretend). Schade, daß unsere Tartüffes nicht das Theater besuchen; die Scene, wo sie sich als Beförderer der Baumwollenindustrie von Limoges erblicken, müßte ihnen ganz besonders Vergnügen machen.

Lionne. Der König liebt Molière, ich will (den Brief zerreißend) solchen Insinuationen kein Gehör geben.

Bedienter (meldet). Herr Präsident La Roquette!

(Alle sehen sich erstaunt an.)

Dubois. Wir bekommen eine Species der Tartüffes früher dargestellt, als das Publikum auf der Bühne.

Lionne. Was mag er wollen?

Lefèvre. Da ist er.

Sechster Auftritt.

La Roquette. Die Vorigen.

Lionne. Freund Präsident, eine seltene Ehre!

La Roquette. Vergebung, mein geliebter Bruder, ich bin nur wenig Herr meiner Zeit. Diese vielen barmherzigen Vereine, diese gottesfürchtigen milden Stiftungen, diese Universitätsreformen, Generalsynoden, neuen Schulverfassungen und was alles in das Leben eines Mannes einschlägt, der so gern den Staat auf christlichere Grundlagen verpflanzen möchte —

Dubois. Diese Maßregeln bekommen Ihrer Gesundheit vortrefflich.

La Roquette. Finden Sie das, Leibarzt? Fühlen Sie doch meinen Puls! Oder nein, lassen Sie, ich habe keinen Glauben mehr an die Aerzte.

Dubois. Sie, der ſo reich an Glauben ſind! Wer hätte Ihnen dieſen Glauben genommen?

La Roquette. Die Satiriker des Tages! Doctorchen, in Paris wird alles verſpottet.

Teſſore. Sogar das Studium der Baumwollenindustrie.

La Roquette. Der Baumwollen — Wie kommen Sie auf Baumwolle?

Teſſore (bei Seite). Er ſtutzt! (Laut.) Nicht wahr, es werden noch immer ſo viel fromme Schafe in Frankreich geſchoren, daß bei uns von Baumwolle noch nicht viel die Rede iſt?

La Roquette. Sie ſpielen auf die Advocaten an, Herr Parlamentsrath! Seitdem unſere modernen Satiriker uns gezeigt haben, was Notare ſind, kann man beim Gleichniß von der Schafſchur nur an Proceſſe denken. Doch das beiſeit! Lieber Lionne, ich bringe Ihnen eine unangenehme Commiſſion.

Lionne. Freund La Roquette war von jeher eine Bote des Friedens!

La Roquette. Ich habe mich auch ungern mit einer Angelegenheit befaßt, die Ihnen verdrießlich ſein wird.

Lionne. Die Polizei hat abgehärtete Nerven. Tragen Sie Ihre Sache nur vor!

Dubois. Privatangelegenheit? (Will ſeinen Hut nehmen.)

La Roquette. Nur zu öffentlich, Doctor! Eine Anzahl der ehrenwertheſten Bürger von Paris, zweihundertundſiebzig Namen richtig gezählt, haben mich beauftragt, Ihnen eine Bittſchrift zu überreichen und eine günſtige Entſcheidung bei Ihnen zu befürworten. (Zieht eine groſſe Rolle aus der Taſche.)

Teſſore. Man wünſcht vielleicht, daß auf die rothen Tücher von Limoges ein Zoll gelegt wird?

La Roquette (bei Seite). Was will er denn nur mit den rothen Tüchern von Limoges?

Lefèvre (bei Seite). Allerliebſt! Der Induſtriefreund iſt La Roquette.

La Roquette. Ich glaube, es iſt eine ſündhafte Theaterangelegenheit — zweihundertundſiebzig Bürger wünſchen in jenem Papiere —

Lionne. Eine Kleinigkeit. Das Verbot des Tartüffe!

Lefèvre und Dubois. Iſt's möglich?

La Roquette. Ganz recht — man glaubt, daß es in Frankreich Anſtoß erregen dürfte, wenn man dem Spottgelächter durch Schauſpiele alle aufrichtigen Bekenner der Religion preisgibt —

Lefèvre. Alle, Herr Präſident? Nur einen!

La Roquette. Wen?

Dubois. Der gleichſam die ganze Gattung repräſentirt —

La Roquette. Sagen Sie, der die Religion ſelbſt vertritt! Jene zweihundertundſiebzig Bürger finden in dieſen Attentaten auf das Heiligſte der Erde etwas Anſtößiges und bitten den Polizeiminiſter, die Aufführung des Tartüffe zu verbieten.

Lionne. Ich ſuche in der Liſte vergeblich einen Namen, den Ihrigen, La Roquette.

La Roquette. Nach meinem Glauben ſteht die Sache der Religion zu feſt, als daß ſie durch Baalspriester verlieren könnte.

Lionne. Brav, La Roquette! Theilen Sie Ihren Clienten ganz dieſelbe Antwort mit. Der Tartüffe von Molière wird in drei Tagen gegeben werden.

La Roquette. In drei — Tagen —?

Lefèvre. Die Schauſpieler haben ſo gut gelernt, daß ſie nur noch wenig Proben nöthig haben. Beſonders geht die Scene mit dem Tuche ſehr gut —

La Roquette. Welche?

Lefèvre. Kommen mehrere Tuchſcenen vor?

La Roquette. Meine Herren, ich wiederhole, was ich jenen

zweihundertundſiebzig der erſten und angeſehenſten Bürger von Paris ſagte, daß die Religion den Spott eines Gauklers nicht zu fürchten hat —

Dubois. Aber dieſer Gaukler ſoll viel Geiſt und ein ſehr großes Nachahmungstalent haben.

La Roquette. Das werden Sie bald ſelbſt erfahren — Wiſſen Sie nicht, daß nach glücklichem Erfolge des Tartüffe ſein nächſtes Sujet der „Kranke in der Einbildung" ſein wird?

Dubois. Molière wird kranke Menſchen nicht verſpotten.

La Roquette. Die Kranken nicht, aber die Aerzte.

Dubois. Was ſollte Molière an den Aerzten zu tadeln haben?

La Roquette. Laſſen Sie ſich die zwei erſten Acte eines Luſtſpielchens geben, das Molière bei Ninon de Lenclos vorgeleſen hat. Binnen wenig Monaten werden nicht nur die Tartüffes, ſondern auch die Diafoirus dem Gelächter von Paris preisgegeben ſein.

Dubois. Wer iſt Diafoirus?

La Roquette. Der größte Ignorant in der Medicin, der ſich jemals Doctor genannt hat, ein Quackſalber, der ohne Sinn und Verſtand die Menſchen mit Purganzen umbringt, ein gewiſſenloſer Küchenlateiner, der von der Facultät in Montpellier für eine neue Gattung Pillen belobt wurde, die aus Brotkrumen gedreht wurden, für eine Tinctur, die Brunnenwaſſer war, für ein Pflaſter, das aus ganz gewöhnlichem Pech beſtand! Herr, binnen einem Jahr werden die Aerzte ihre Kutſchen abſchaffen müſſen und wo ein Kranker liegt und ein Arzt erſcheint, da wird man den Arzt zur Thür hinauswerfen.

Dubois (ſteht nach ſeiner Uhr). Ich plaudre — und plaudre — man hat mir allerdings geſagt, daß bei Ninon über zwei Acte von Molière ſehr anzüglich und in der That über uns Aerzte gelacht

worden iſt — aber, Excellenz, hören Sie darauf gar nicht — die Bühne muß ihre Freiheit haben.

La Roquette. Und noch ein anderer Arzt kommt in jenem Luſtſpiel vor, ein gewiſſer Purgon, und ein Apotheker, Namens Fleurant, der Blühende, weil Aerzte und Apotheker zuſammen blühen und gedeihen, während die Kranken zu Grunde gehen — und Purgon und Diafoirus haben ſich beide den Tod geſchworen und mit Pillen und Latwergen liefern ſie ihre Schlachten — in dem kranken Leichnam des armen Argant. Noch weiß ich nicht, ob Dubois mehr dem Diafoirus oder dem Purgon ähnlich ſehen wird, aber das weiß ich, daß die Aerzte ſich beeilen können, ihre goldgeſegnete Praxis ſicher zu ſtellen; denn nach Molière's „Kranken in der Einbildung" werden die Pariſer nicht mehr wiſſen, wie man einen Arzt von einem Charlatan unterſcheidet.

Dubois. Excellenz, allerdings ſollte die Bühnenfreiheit gewiſſe Grenzen haben, die Molière, ein Mann, der mir am Unterleib zu leiden ſcheint, mit einem Wort ein Hypochonder, nicht überſchreiten ſollte. Indeſſen — allerdings — wenn man freilich — geſetzt auch — gewiſſermaßen — Es iſt das nur ſo meine einfache, ſchlichte Meinung, Excellenz. Ich habe die Ehre, guten Morgen zu wünſchen. (Ab.)

Teſſure (den Miniſter betrachtend, der die Adreſſe lieſt). Die Adreſſe ſcheint zu wirken. Herr Präſident, hat Molière in ſeinem Pult auch ein Stück gegen die Advocaten liegen? Mich ſollen Sie ſobald nicht bekehren.

La Roquette. Herr Parlamentsrath, es ſollte mir leid thun, wenn Sie glaubten, daß ich gegen Molière eingenommen bin und überhaupt das Verbieten von Büchern und Theatervorſtellungen billigte. Indeſſen ſchätz' ich die Advocaten zu ſehr — Bin ich doch ſelbſt der Präſident eines Gerichtshofes —

Lefèvre. Molière wird die Advocaten nicht angreifen.

La Roquette. Er hat ſie ſchon angegriffen.

Lefèvre. Wo?

La Roquette. Im Tartüffe. Ich habe den Tartüffe geleſen.

Lefèvre. Wiſſen Sie, daß dem Dichter ein Exemplar geſtohlen wurde?

La Roquette. In — der — Verſammlung jener zweihundertundſiebzig Bürger war ein Exemplar aufgeſchlagen. Wie es dorthin gekommen, weiß ich nicht. Hier iſt der Tartüffe. (Holt ein Buch in klein Quart aus der Taſche.)

Tronne (nimmt es). Das alſo iſt das Werk, das uns in der That ſo ernſt zu beſchäftigen anfängt!

Lefèvre. Nun bin ich doch begierig, wo Molière hier auch die Advocaten und Notare lächerlich gemacht haben kann.

La Roquette. Vier Acte hindurch gilt der Jubel des Publikums jenem Scheinheiligen, in deſſen Zeichnung ſich kein in dem Herrn Gerechter wiedererkennen wird. Aber im fünften Act dreht ſich die Sache. Tartüffe hat durch Erbſchleicherei — Leſen Sie ſelbſt — ſich ein Codicill zu verſchaffen gewußt, das ihn in den Beſitz eines bedeutenden Theils von Orgon's Vermögen ſetzt. Die Juſtiz, im Bund mit der Scheinheiligkeit, wird dargeſtellt in der Perſon eines Herrn Loyal — Loyal, Advocat, Notar und erſter Huiſſier am oberſten Gerichtshof von — Konſtantinopel oder Kalkutta, wo Sie wollen — wer wird da an Paris denken?

Lefèvre (für ſich). Sonderbar, ich bin Advocat, Notar und erſter Huiſſier —

La Roquette. Act fünf, Scene vier. Leſen Sie nur die ſalbungsvollen Worte, die Herr Molière dem Repräſentanten der Notare in den Mund legt, leſen Sie die Worte, die Herr Loyal von ſich ſelber ſpricht:

Ich bin der Herr Loyal, ja, aus der Normandie —

Tesèvre. Ich bin aus der Normandie! (Bei Seite.) Iſt das die Rache für die polizeiliche Leſeprobe?

La Roquette. Herr Loyal ſetzt ſein ganzes Syſtem erbärmlicher Chicanen auseinander, durch welches dieſer Stand der Notare, wie Sie wiſſen, ſich im pariſer Publikum einer ſo großen Popularität zu erfreuen hat. Glauben Sie, Excellenz, daß das Parterre bei der Stelle weinen wird, wenn der arme geprellte und betrogene Orgon ſagt — hier leſen Sie, Excellenz — er gebe hundert Louisdor darum, wenn er dem rechtsverdrehenden Herrn Loyal geben dürft' einen Schlag, den er verſpüren ſollt' bis auf den jüngſten Tag!

Tesèvre. Dieſer Vers ſteht dort? Das iſt arg von Molière! Ich habe nicht geglaubt, daß Molière darauf ausgeht, den Stand der Notare und Huiſſiers lächerlich zu machen. Excellenz, gewiſſe Grenzen muß die Bühne haben — Grenzen, die ein Mann, wie Molière, ein Mann, der ſich ärgert, daß Fälle vorkommen, wo er Proceſſe verliert, reſpectiren ſollte.

Lionne. Sie wünſchen das Verbot des Tartüffe?

Tesèvre. Das nicht — keineswegs — allein — indeſſen — allerdings — wenn man freilich — geſetzt auch — ich habe die Ehre mich gehorſamſt zu empfehlen. (Ab.)

Lionne. Sie mögen in manchem Punkt recht haben, lieber Freund, und ich ſelbſt gehöre am wenigſten zu denen, welche die Ausgelaſſenheit der Literatur billigen. Indeſſen Sie kennen den Lärm, den ſolche Verbote hervorrufen, Sie wiſſen, daß der König, wenn ihn auch Krieg, Adminiſtration und Bauten ſo einnehmen, daß er ſelbſt wenig leſen kann, ſich doch einen freien Sinn über die Intereſſen der Kunſt erhalten hat; er liebt Molière —

La Roquette. Sr. Majeſtät dem König wird ohnehin die Aufführung des Tartüffe ſehr ſchmeichelhaft ſein —

Lionne. Wie so dem — König?

La Roquette. Weil sich am Schluß des Stücks eine pikante Hinweisung auf ihn selber findet.

Lionne. Auf Se. Majestät?

La Roquette. Eine Person des Stücks hat die Keckheit, Ludwig XIV. eine Art Triumph- und Lobrede von der Bühne herab zu halten.

Lionne. Eine Person —? Doch wol nicht gar —

La Roquette. Eine Dame? Das wäre sehr indiscret —

Lionne. Präsident! Bleiben Sie bei der Sache — Molière's Herz mag ihn hierin irre geleitet haben. Indessen gilt diese Lobrede doch wol nur dem Gerechtigkeitssinn des Fürsten?

La Roquette. Die Schlußworte sprechen die Freude aus, daß Ludwig XIV. einfache, schlichte Religiosität dem gleißnerischen Treiben der Tartüffes vorzieht —

Lionne. Die Freude, daß —? Hm!

La Roquette. Se. Majestät sind bis zur Stunde noch im Zweifel, was Sie vom Kampf gegen die Jansenisten, von unsern Missionen in den Provinzen, von den Ordensverbrüderungen denken sollen — nun nimmt sich bereits ein Schauspieler die Freiheit, ihm vor ganz Frankreich den Weg zu zeigen, den er im gegenwärtigen Kampf der Religion gegen die Weltlichkeit dieser Tage einschlagen soll!

Lionne. Der König wird sich verletzt, beleidigt fühlen, wenn man sich erlaubt, aus seiner Seele heraus Theorieen und Grundsätze zu proclamiren, die ihm, öffentlich auf der Bühne ausgesprochen, auf diese Art gleichsam zwangsweise zugemuthet werden.

La Roquette. Namentlich durch den Mund der Polizei!

Lionne. Der Poli —?

La Roquette. Jene Lobrede hält dem König ein einfacher, biederer, gemüthlicher Polizeicommiſſarius.

Lionne (ſieht das Buch an). Polizeicommiſſ —?

La Roquette. Man wird nun in England ſagen, wenn in Frankreich der König gelobt werden will, muß er die Polizei zu Hülfe rufen!

Lionne. Wirklich die Pope — Popolizei? Auch die Polizei ſoll der Satire nicht mehr heilig ſein? La Roquette, ſetzen Sie dieſe ehrenwerthen Bürger von Paris in Kenntniß, daß ich mich bewogen fühle, an das Wohl der Menſchheit zu denken. Wenn die Polizei nicht mehr ſicher iſt —! Genug, dies Buch werd' ich Molière, als durch meine Bemühungen aufgefunden, zurückſtellen, aber mit dem Bemerken, daß ich im Intereſſe der einzig wahren Religion eines gebildeten Staates, im Intereſſe der Polizei, die Aufführung ſeines Tartüffe verbieten müſſe! (Ab.)

La Roquette (triumphirend). Alle ſind ſie Tartüffes! Alle —! Ob in ſchwarzen Gewändern, ob heimlich oder offen, ob betend oder fluchend, ob vor Heiligen kniend oder vor ſchönen Weibern oder — vor ihrem eigenen Egoismus — alle ſind ſie Tartüffes! Der Sieg iſt mein! Jetzt hab' ich nur noch die eine Frage: Dupleſſis, wie iſt Molière zu deiner Geſchichte gekommen? (Bleibt in ſinnender Ueberlegung ſtehen.)

(Der Vorhang fällt.)

Eveline (in höchſter Verlegenheit).

Sie täuſchen ſich.

Beate.

Wie? Sie wollten die Gefühle Ihres Herzens verläugnen? Beate iſt ein Weſen, das ſich Ihnen an Jugend, Schönheit und Höhe der Bildung nicht vergleichen kann: aber Beate iſt wahr und ehrt jedes edle Gefühl, auch wenn es gegen ſie ſelbſt gerichtet iſt. Sie liebten Holm.

Eveline.

Vergebung!

Beate.

Vergebung? Sie liebten ihn und durften ihn lieben.

Eveline.

Sein Herz gehört Ihnen. Mit edelſter Treue hing er an der theuern Verlobten. Sie waren die Hoffnung ſeines Lebens, Sie werden das Glück ſeiner Zukunft ſein.

Beate.

Glauben Sie?

Eveline.

Alle Pulſe ſeines Daſeins ſchlagen für Sie: der Name Beate, eh' ich wußte, wer ihn trug, war ihm wie eine Muſik, wie ein Klang, der in ſeiner Seele das tiefſte Heimweh weckte: er gehört Ihnen, Ihnen; ſein Sie glücklich!

Beate.

Glücklich! Die Stunde der Vermählung iſt da und

Dritter Aufzug.

en Tuilerien. Die Gemächer des Königs; doch sind Diener oder Pagen nirgends sichtbar.

Erster Auftritt.

Delarive. Dann ein Lakai und Lionne.

Delarive (am Fenster). Minute auf Minute vergeht und die er- e Antwort will nicht eintreffen. Armande weiß es kaum, sehr sie ihren königlichen Beschützer beschäftigt. Versailles einer Einsamkeit scheint auf seine Phantasie wieder ebenso end gewirkt zu haben, wie jetzt die Nähe des Lampen- e —

Lakai. Se. Excellenz, der Polizeiminister. (Ab.)

Lionne (eintretend). Guten Morgen, Kammerherr — Sie sind in Versailles geblieben.

Delarive. Zeitig genug zurückgekehrt, um herzlich lachen zu n.

Lionne. Worüber?

Delarive. Lionne, Sie sind der erste Komiker von Paris —

Lionne. Die Polizei erſcheint Ihnen komiſch? Worüber lachen Sie denn?

Delarive. Ha, ha, ha! Sie werden den König in einer Laune finden — Ha, ha, ha!

Lionne. Ha! ha, ha!

Delarive. Worüber lachen Sie denn?

Lionne. Ja, worüber lachen denn Sie?

Delarive. Kommen Sie, Lionne! Der König wird Sie umarmen, Sie haben ihm die heiterſte Morgenſtunde verſchafft — ha, ha, ha!

Lionne. Etwas Polizeiliches iſt ihm lächerlich vorgekommen? Doch ſonderbar —

Delarive (zieht ihn lachend fort zur Seite).

Zweiter Auftritt.

Madeleine (tritt vorſichtig umſpähend in königlicher Pagentracht ein).

Madeleine. Nun, da bin ich! — — Ich fange meine theatraliſche Laufbahn mit Verkleidungsrollen an. Tartüffe iſt verboten und jetzt müſſen wir auf der Straße Komödie ſpielen! Armande ſagte mir, ich ſollte eine Sänfte nehmen, dreiſt am Tuileriengarten ausſteigen, wie ein Page an den Schildwachen keck vorübergehen, die große Treppe hinauf, dann links und dies Briefchen an einen Herrn abgeben, der nicht jung, nicht alt, nicht hübſch, nicht häßlich iſt, einen Mann, der ſich Kammerherr Delarive nennt —

Dritter Auftritt.

Delarive. Madeleine.

Delarive. Ein Page, den ich nicht kenne —

Madeleine. Mein Herr, daß Sie nicht jung, nicht alt, nicht hübsch, nicht häßlich sind, das kann ich mir selber sagen, ob Sie aber ein Mann sind, der sich Kammerherr Delarive nennt —

Delarive. Hat man dich kleinen Naseweis bei Sr. Majestät angestellt, während wir in Versailles waren?

Madeleine. Es thut mir leid, mein Herr, daß man dies wahrscheinlich gethan hat, ohne Sie zu fragen. Dies Billet soll Sr. Majestät dem König eigenhändig übergeben werden.

Delarive. Von wem? (Bei Seite.) Seiner Impertinenz nach zu schließen, scheint der Bursch dem ältesten Adel Frankreichs anzugehören —

Madeleine. Untersuchen Sie den Brief nicht zu lange! Se. Majestät werden die Handschrift sehr bald erkennen —

Delarive. Wissen Sie nicht, daß Sie als Page keinen Brief annehmen dürfen, dessen Empfänger sich nicht genannt hat? Wie lange trägt man dieses Kleid? (Bei Seite.) Ich glaube, es ist der junge Herzog von Crillon!

Madeleine (bei Seite). Ich zittere an allen Gliedern; aber ich soll ja dreist und keck auftreten. (Laut.) Erst seit einer Stunde.

Delarive. Ohne daß Sie dem dienstthuenden Kammerherrn vorgestellt sind? Und dieser grobe Sammet, diese unechten Tressen —

Madeleine. Sie sehen daraus, Herr Kammerherr, welche Unterschleife man sich in der Intendantur der königlichen Garderobe erlaubt! —

Delarive. Ich höre Se. Majestät — Fort —!

Madeleine. Der Brief iſt von einer Dame, mein Herr! Für den Fall, daß Se. Majeſtät mich als Boten der Antwort zu befehlen geruhen, wart' ich hier im Nebenzimmer — —

Delarive (drängt Madeleine zur Seite ab). Dieſe grobe Uniform! Man möchte glauben, der Intendant borgt die Pagenkleider aus Molière's Theatergarderobe —

Madeleine (im Abgehen). Oder die Theatergarderobe Molière's kauft dem Intendanten die abgelegten Livreen ab. Kennen Sie die Geſchichte von der plauderhaften Schere? Es war einmal eine Schere —

Delarive. Scheren Sie Sich! Der König! (Madeleine ab zur Seite.)

Vierter Auftritt.

Ludwig XIV. (von innen). Lionne. Delarive.

Ludwig. Ha, ha, ha! Lionne! Das iſt eine ſehr luſtige Geſchichte!

Lionne. Ew. Majeſtät geruhen —

Ludwig. Sehr ungnädig zu ſein! Kaum hat man ſich einige Tage von Paris entfernt, ſo glaubt man in ein Chaos zurückzukehren.

Lionne. Ich dachte im Intereſſe der Ordnung zu handeln, wenn ich die Aufführung eines Stückes verbot, das mehr ein Pasquill, als ein Kunſtwerk iſt.

Ludwig. Die Polizei ſpricht von Kunſtwerken! Sie bleiben immer im Komiſchen!

Lionne. Sire, ich bin nicht Kenner genug, um zu entſcheiden, ob ein Werk nach den Regeln des Ariſtoteles gearbeitet iſt,

aber das weiß ich, der Tartüffe wimmelt von Anzüglichkeiten auf die Polizei.

Ludwig. Sagen Sie, wenn ehrliche Menſchen über die Polizei lachen, iſt denn das ein Verbrechen? Es wäre nur ſchlimm, Lionne, wenn die Verbrecher Sie auslachten! Sie haben durch Ihr Verbot ganz Paris aufgeregt; Sie haben meine Regierung hingeſtellt, als müßte ſie vor den Verſen eines Schauſpielers zittern; das gibt nur denen, die unterdrückt werden, Märtyrerkronen und die, die ſich fürchten, erſcheinen kindiſch.

Lionne. Wenn Sie geruhen wollten, Sire, das Stück zu leſen —

Ludwig. Um Gotteswillen nicht, Lionne! Dazu braucht' ich drei ungeſtörte Stunden, und wo fänden ſich die auf dem Throne von Frankreich! (Bei Seite zu Delarive.) Nun, Delarive? Wie iſt's mit Armande? Haben Sie Erkundigungen eingezogen?

Delarive. Leider! Sie wird der Truppe nach Lyon folgen, wohin Molière während der Ferien zu Gaſtvorſtellungen eingeladen iſt.

Ludwig. Dieſe Ferien, dieſe Urlaube, ich werde ſie abſchaffen. Lyon ſoll ſich ſelbſt ein Theater halten! (Bei Seite.) Delarive, ich hoffe, daß wir mit Armanden wieder anknüpfen. Nichts von Lyon! Ich gebe die Erlaubniß nicht.

Delarive (bei Seite). Die Geſchenke, die Ew. Majeſtät der liebenswürdigen Dame anboten, hat ſie angenommen.

Ludwig (bei Seite). Beſter, das beweiſt nichts! Schauſpielerinnen betet man an, man beſchenkt ſie, ſie bewilligen uns nichts und die Geſchenke — behalten ſie doch.

Delarive. Es iſt mir faſt, als käme dies Billet von Armande — Von einer Dame iſt es.

Ludwig. Ein Billet (öffnet) von Armanden! „Sire, ich ſchreibe Ihnen in der größten Betrübniß. Das Verbot des Tartüffe — (lieſt für ſich weiter) wie kann ein Monarch — die erhabe-

nen Grundſätze — die Rolle der Elmire — laſſen Sie mich Ihnen heute trotz der Couliſſengeſetze in Ew. Majeſtät Theaterloge — — (laut) großmüthiger Schutz der Künſte und Wiſſenſchaften — das Verbot eines Stückes — Armandens ewige Dankbarkeit, Liebe und Verehrung —!" Iſt es möglich! (Laut und mit Zorn.) Lionne, ich begreife nicht, wie man ein Stück, das ſo vortreffliche Rollen enthält, verbieten kann! Es iſt unerhört, welche Impopularität man auf meinen Namen bürdet — Ich finde das Verbot geradezu unpaſſend, abſcheulich, und kann nicht begreifen, welche Rückſicht ich auf die Heuchler und Frömmler zu nehmen habe und warum man überhaupt ſolche Dinge an die große Glocke hängt und mich zwingt, über Dinge zu entſcheiden, die man ſtillſchweigend ihren harmloſen, natürlichen Lauf gehen laſſen ſollte.

Lionne. Sire befehlen, ſo werd' ich Anſtalten treffen, daß die Vorſtellungen des Tartüffe freigegeben werden! (Verbeugt ſich und will gehen.)

Takai (erſcheint).

Ludwig. Hab' ich noch eine Audienz zu geben?

Takai. Präſident La Roquette.

Ludwig. La Roquette? Was führt den frommen Mann zu dem weltlichen Ludwig?

Lionne (bei Seite). Nun werd' ich warten können —

Fünfter Auftritt.

La Roquette (tritt ein). Die Vorigen.

Ludwig. Sie ſind nicht in der Kirche, Präſident? Man pflegt Sie um dieſe Zeit im Beichtſtuhl zu ſehen.

La Roquette. Der Drang, Ew. Majeſtät nach Allerhöchſtdero Rückkunft von Verſailles wohlbehalten und in jugendlicher Schöne zu begrüßen . . .

Ludwig. Hat ſich während meiner Abweſenheit im Parlamente Neues begeben?

La Roquette. Die Thatſachen ſtehen in Frankreich auf ſo feſtem Grunde, daß es der Veränderungen und Neuigkeiten wenige gibt.

Ludwig. Und denken Sie ſich, La Roquette, dennoch verbieten meine Räthe und Miniſter eine harmloſe Komödie, die zum Vergnügen der Einwohner von Paris auf meiner Bühne dargeſtellt werden ſollte!

La Roquette. Ew. Majeſtät meinen —

Ludwig. Den Tartüffe von Molière, einem Dichter, den ich ſchätze, den ich auszeichne. Können fromme Gemüther dadurch beleidigt werden, wenn man religiöſe Falſchmünzer an den Pranger ſtellt?

La Roquette. Ew. Majeſtät muß ich danken, daß ich bei dieſer Veranlaſſung von dem Tartüffe etwas Näheres erfahre. Die Bühne liegt ſo ganz außer dem Kreiſe der Dinge, auf welche ich meine ſündigen Augen richte —

Lionne (bei Seite). Spitzbube!

Ludwig. Nicht wahr, Lionne? Sie ſagten etwas? Sie ſehen ohne Zweifel, daß auch Präſident La Roquette es fühlt, wie treffend der Stoff iſt, wie belehrend und wie harmlos!

La Roquette. Unendlich harmlos! Nur bedaur' ich in dieſem Falle jene armen Deputationen, die im Vorſaal harren, um Ew. Majeſtät für die Unterdrückung des Tartüffe den Dank aller Ihrer getreuen Unterthanen auszuſprechen —

Ludwig (voll Erſtaunen). Delarive!

Delarive (geht an die Thür und öffnet).

Ludwig. Deputationen, die mir Glück wünschen, daß ich den Tartüffe verboten habe! Ha, ha! Herein doch mit diesen komischen Leichengratulanten! Wahrhaftig, wäre Molière da, daraus macht' er eine Komödie!

Sechster Auftritt.

Dubois. Lefèvre. Chapelle. Die Vorigen.

Ludwig. Willkommen, meine Herren, in Paris. Guter Dubois, was thun denn Sie unter diesen Deputationen? Sie wollen mir doch nicht auch Dank sagen, daß man den Tartüffe verboten hat?

Dubois. Sire, im Namen der Aerzte von Paris —

Ludwig. Dubois? Ich glaube gar, Sie haben ein Complot, nicht gegen Molière, nein, mit ihm, um mir Spaß zu machen.

Dubois. Majestät, ohne Scherz, wohin soll es führen, wenn die Bühne sich erlauben darf, jeden Stand, jedes Gewerbe, jede Kunst und Wissenschaft dem Gelächter der Menge preiszugeben?

Ludwig. Dubois! Ein Arzt protestirt gegen das Lachen! Das Lachen ist ja die einzige Arzenei, die man sich nicht aus der Apotheke verschreiben kann.

Dubois. Molière hat die Absicht, nach und nach jede Kunst, jede Wissenschaft herabzuwürdigen. Jetzt schon arbeitet er an einer Satire gegen die Aerzte. Wenn sich das Vertrauen gegen die Aerzte verliert, dann, Majestät, hört jede öffentliche Ordnung auf. Der Aberglaube wird an die Stelle vernünftiger Einsicht treten; die Menschen werden hinsterben wie die Fliegen; die

Bevölkerungstabellen aus Paris und den Provinzen werden für Dero unterthänigste Armee die traurigsten Resultate liefern.

Ludwig. Wo ist Condé, wo ist Turenne, damit die mir sagen, Molière's Lustspiele werden Frankreich entvölkern! Und Sie, Lefèvre, wird durch Molière's Lustspiele in Frankreich die gefährliche Mode eingeführt werden, weniger Processe zu führen?

Lefèvre. Sire, ich komme als Abgeordneter des entrüsteten Justizpalastes. Die Advocaten von Paris haben jahrelang die giftigen Pfeile ertragen, die Molière in seinen Komödien auf sie abschießt. So sehr sie auch empfanden, daß ihre Praxis unter diesen Diatriben litt, sie haben geschwiegen. Im Tartüffe aber geht Molière so weit, den Huissiers, wenn sie im Namen des Gesetzes erscheinen, um saumselige Schuldner auszupfänden, Schläge anzudrohen. Sire, kein Staat kann bestehen, wo die Huissiers Schläge bekommen.

Ludwig. Meine Herren, wohin gerathen wir denn! Hab' ich nicht, fast bis zum Ueberdruß, hören müssen, daß Racine, Corneille, Molière, Boileau und ich zusammengenommen das Zeitalter des Augustus wiederholen? Wer ist hier dieser Herr?

Delarive. Chapelle, Mitglied der Akademie.

Ludwig (halblaut). Schlimm für den Ruhm eines Akademikers, wenn man ihn nicht auf den ersten Blick erkennt! (Laut.) Sie kommen doch nicht im Namen des Aristoteles?

Chapelle. Sire, als die Musen eines Tages die Ehre hatten, die erhabenen Träume Ew. Majestät zu umschweben — —

Ludwig. Ich schlafe sehr niedrig, Chapelle.

Chapelle. Als eines Tages die Musen die Ehre hatten, die Träume —

Ludwig. Ich schlafe nicht am Tage, Chapelle — also, was geschah da?

Chapelle. Ew. Majeſtät ſtifteten die Akademie.

Ludwig. Ganz recht! Warum haben Sie Molière noch nicht aufgenommen?

Chapelle. Sire, einen Schauſpieler! Einen Poſſendichter, der ſich nicht an die Regeln hält! Im Namen dieſer Regeln, im Namen dieſer ewigen Kunſtgeſetze ſteh' ich vor Ew. Majeſtät und flehe demuthsvoll, inbrünſtiglich, ein huldvolles Auge auf die Verſchlechterung des Geſchmacks zu werfen und Dero erhabenen Schutz von einer Literatur abzulenken, welche die Neuerung wagt, ſich mehr an ſpaniſche, engliſche und italieniſche Muſter zu halten, als an die ewigen Vorbilder der Griechen und der Römer. Ja, Sire, ſtatt dem Ideale zu dienen, greift dieſer Molière ſeine Stoffe förmlich, mit Erlaubniß zu ſagen, von der Straße auf — Menſchen, die uns ſtündlich in den Weg laufen, bringt er beſtäubt und ungeſäubert auf die Bühne und läßt ſie in einer Sprache reden, Sire, in einer Sprache, die immer mehr zur bürgerlichen Proſa des Lebens herabſinkt. Majeſtät, in dieſem Tartüffe kommt eine Scene vor, wo der ſcheinheilige Betrüger einem Frauenzimmer ein Tuch —

La Roquette. Halten Sie ſich doch an die Sache!

Ludwig. Ein Tuch?

Chapelle. Ja, Sire, Tartüffe nähert ſich Elmiren mit zweideutigen Abſichten —

Ludwig (bei Seite). Das iſt Armandens Rolle!

Chapelle. Elmire weiſt Tartüffe zurück. Er aber, bei jener Stelle, wo er ausweichend erklärt, er hätte das Tuch, das Elmire trägt, nur deshalb berührt, um die Baumwollenindustrie —

La Roquette. Sie gehen zu ſehr in die Details ein —

Ludwig. Laſſen Sie ihn doch, Präſident! Die Scene ſcheint originell zu ſein —

an meinem Herzen nagen die grausamsten Zweifel. Ich vergleiche Sie und mich. Sie kennen ihn. Mit Ihnen hat er gelebt, als sein Geist die Reife erlangt hatte, die eine Frucht seiner Erfahrung war. Sie haben mit ihm die Welt gesehen, die Menschen beobachtet. Sie sind heimisch in seinem Innern, kennen, was er glaubt und verehrt, wissen die tiefsten Falten seines Gemüths zu enthüllen, Sie wurden ihm theuer durch die Verwandtschaft Ihrer Geister.

Eveline.

Nein! Nein! Ihnen gehört seine Liebe. Sie sind die süßeste Erinnerung seiner Jugend. Sie waren der Wiederhall aller seiner Wünsche, das Echo seiner tiefsten Gedanken. Mir gehörte vielleicht sein Geist. Ihnen gehörte seine Seele.

Beate.

O — wenn Sie sich irrten! Wenn die Macht der Zeit die Zauber der ersten Jugend entkräftet hätte! Wenn nur sein hoher Begriff von Ehre und dem männlich gegebenen Worte ihn bestimmte, mir die einst feierlich gelobte Hand zu reichen! Wie wenn die Beate, die er gefunden, dem Ideal seiner Jugend nicht mehr entspräche?

Eveline.

Nein, nein, Freundin! Entehren Sie den Edelsten der Menschen nicht durch ein Mißtrauen in dieser heiligen Stunde. Er ist ein Sohn der Natur: er lebt für seine Wissenschaft und Sie bildeten ja für eine

Chapelle. Nicht von der Scene red' ich, Sire, nicht von der Erfindung, ſondern von einem entſetzlichen Reim, den ſich der Autor an dieſer Stelle wider alle Regeln der Metrik erlaubt hat — er läßt nämlich in einem Verſe die neunte Silbe, nein, die ſiebente, oder doch die neunte — — nein, nein, die ſiebente — oder — Die Akademie hat dieſen Gegenſtand ausführlich in einer eigenen Denkſchrift behandelt, die ich hiermit die Ehre habe, Ew. Majeſtät demuthsvoll zur baldigen Lectüre zu überreichen.

Ludwig (nimmt den ihm überreichten Quartband und legt ihn auf den Tiſch). Ich werde dieſe kleine Broſchüre leſen, ſehr bald leſen! O, ich bin ein großer Freund vom Leſen! — Alſo eine ganze Armee gegen ein Luſtſpiel! Herr Präſident, ich wende mich an Sie. Vertiefen Sie ſich ganz in die Seele Ihres Souveräns, ermeſſen Sie meine Stellung zur Zeit, forſchen Sie meinen innerſten Gedanken nach und geben Sie mir dann einfach über das Schickſal des Tartüffe den Rath, den ich wünſchen muß.

La Roquette. Sire — ich — über — den Tartüffe?
Lionne (bei Seite). La Roquette mein Nachfolger?
Dubois (bei Seite). Ihre Stellung als Miniſter wird gefährlich —!

Ludwig. Ich habe hier noch einige kleine Geſchäfte — (ſucht in andern Papieren und ſtreicht mit Delarive).

La Roquette und Lionne. Majeſtät!

Ludwig. Zu dieſen Herren reden Sie, La Roquette!

Lionne. Meine Herren — Sie hören —

Ludwig. Nein, Lionne, La Roquette! Ich fange an zu La Roquette Vertrauen zu gewinnen —

Teſſore (bei Seite). Er wird ſeine Stelle bekommen —
La Roquette (bei Seite). Miniſter — durch einen Selbſtmord —!

Lionne. Sire, ich verſtehe jetzt vollkommen Ihre Abſichten

— Meine Herren, Sie hören, daß Se. Majeſtät ein viel zu großer Verehrer der wahren Intereſſen — der ſchönen Künſte —

La Roquette. Und der Komödie iſt, als daß Sie der Neugier des Publikums —

Lionne. Dem Vergnügen des Publikums —

La Roquette. Eine Vorſtellung entziehen möchten, die —

Lionne. Durch die —

La Roquette. Von der —

Lionne. Durch welche —

La Roquette. Von welcher —

Ludwig. Ah, ich habe noch Räthe, die die Tiefe meines Herzens ergründen! Ja, meine Herren, Sie hören, daß ich das Verbot des Miniſters nicht billigen kann; ich rathe Ihnen, rathe Ihren Committenten, getroſten Muthes in die erſte Vorſtellung des Tartüffe zu gehen und Ihre Bedenklichkeiten dadurch zu heilen, daß Sie in den allgemeinen Beifall des Publikums mit einſtimmen. Sie, Herr Präſident, Sie haben die Meſſe verſäumt. Entſchuldigen Sie mich bei Ihrem Beichtvater! Ich kann den Tartüffe nicht verbieten; denn merken Sie wohl, meine Herren, zu allen Zeiten, von dem Tage an, wo das Königthum langweilig wurde, datirten ſich die Republiken. Und ich leugne nicht, es iſt ſchön, meine Herren, König von Frankreich zu ſein! (Wendet ſich nach innen.)

Delarive (folgt).

Dubois (ſieht Lefèvre lange an und bricht dann ab). Guten Morgen! (Ab.)

Lefèvre (ſieht ebenſo Chapelle an). Guten Morgen! (Ab.)

Chapelle (ſieht ebenſo Lionne an). Excellenz, guten Morgen! (Ab.)

Lionne (ſieht La Roquette an). Herr Nachfolger, guten Morgen! (Ab.)

La Roquette (allein und außer ſich). Er bleibt Miniſter und alles iſt verloren! Vernichtet, geopfert dem Gelächter von Paris

und der Welt! Der Tartüffe bin ich! Orgon iſt Duplesſis, Elmire iſt Adele — Molière, wer hat dich in das Reich der Todten geführt? Heilige Vernunft! Gib mir einen Rath, (faltet die Hände) ich flehe zu dir, Schlauheit der Luchſe, Klugheit der Schlangen, Geſchmeidigkeit der Katzen, wirf mir eine Schlinge zu, noch ſo dünn, ich fädle ſie in eine Intrigue —! Ich, ich ſoll auf die Bühne —! O Gott, wenn ich je falſch gebetet habe, daß heute ein aufrichtiger Blick gen oben mir Hülfe brächte —

Siebenter Auftritt.

Madeleine. La Roquette.

Madeleine (bei Seite). Da iſt ja ſchon wieder der Tartüffe! Der alte Freund des Herrn Chapelle iſt wahrhaftig in die Rolle ganz vernarrt.

La Roquette (murmelt). Wenn ich Molière dem König plötzlich irgendwie verhaßt machen könnte!

Madeleine (bei Seite). Er ſpielt die ſechste Scene aus dem dritten Act! Er geſteht ſeine Sünden ein und will ſeinen Freund Orgon durch Demuth rühren.

La Roquette (wie vorhin). Satan hilf!

Madeleine. Bravo, Herr Tartüffe! Vortrefflich — Tartüffe flucht auch, wenn die Leute glauben, er betet.

La Roquette. Was iſt? Ich bete wirklich!

Madeleine. Haha, gerade ſo hat Molière dies ſcheinbare Gebet auch auf der Probe markirt.

La Roquette. Wer ſind Sie? Stören Sie mich nicht in meiner Andacht!

Madeleine. Nächſt Molière ſind Sie der vortrefflichſte Schau-

ſpieler in ganz Paris und ich begreife ganz die Freundſchaft des Herrn Chapelle — (Bei Seite.) Aber was thu' ich! Ich verrathe mich ja — Er ſcheint mich nicht zu erkennen —

La Roquette. Sieh, — ſieh! Das iſt ja — ſo wahr ich lebe — Madeleine — Béjart —

Madeleine. St! Den Finger auf den Mund! Schweigen Sie!

La Roquette. Wie kommen Sie in dieſe Kleider und hierher, allerliebſtes Kind?

Madeleine. In Sachen unſeres gemeinſchaftlichen Freundes Molière, mit deſſen Schöpfungen Sie ſo vertraut ſind. Wiſſen Sie denn, daß die Aufführung des Tartüffe verboten iſt?

La Roquette. O tröſten Sie mich — (ſich verbeſſernd) tröſten Sie ſich, Se. Majeſtät haben ſoeben das genannte Luſtſpiel wieder freigegeben —

Madeleine. Freigegeben? Es war Ihre Stimme, die ſoeben —

La Roquette. Das Verbot aufhob! Sie können nunmehro alle Herzen von Paris erobern, Sie kleiner — Teufel! Wie kommſt du — in — dieſe Kleidung?

Madeleine. Nun könnt' ich Sie küſſen, umarmen — ich ſehe nicht mehr, daß Sie ſo grundhäßlich ſind — Tartüffe wird gegeben — weil Sie dafür ſprachen? Um Ihretwillen?

La Roquette. Meinet —? Ja! Ich — ich bat darum! Aber wie kommſt du kleiner Narr in dieſe Kleidung?

Madeleine. Dieſe Kleidung? . . . . Nun, da Sie Molière's wahrer Freund ſind, der begeiſterte Vertraute ſeiner neueſten Schöpfungen und ſo außerordentlich die Kunſt lieben, ſo hören Sie! Mädchen, ſagte Armande zu mir, auf der Bühne will ſich dir durch das Verbot des Tartüffe noch kein Wirkungskreis eröffnen, da, nimm die Kleider eines königlichen Pagen! — Aber — was thu' ich — Paragraph ſieben der Theatergeſetze verbietet, Couliſſengeheimniſſe auszuplaudern!

La Roquette. Sie ſchrieb — an Se. Majeſtät — nicht wahr — an Se. Majeſtät — der Armanden beſchützt — der ſie mit liebenden Armen beſchützt — etwa ſo wie ich dich hier umfange — kleiner Goldfaſan!

Madeleine. Behüte, wo denken Sie hin? — Das würde ſich Herr Molière ſehr verbitten.

La Roquette. Molière? Protegirt dich Molière?

Madeleine. Das würde ſich Fräulein Armande verbitten.

La Roquette. Armande — Molière — ſind alſo ein Paar? Und doch gibt es einen vertrauten Briefwechſel — hierher in die Tuilerien —?

Madeleine. St! Ich habe keine Zeit zu verlieren — mein Pflegevater Matthieu hat die Abſicht, alle Gewürzkrämer von Paris zu einem feierlichen Zuge zu verſammeln und Se. Majeſtät um die Rücknahme des Verbots zu bitten! Nun ſoll er kommen und dem König ein Lebehoch bringen. Molière's und Armandens Freude muß ich ſehen und von Ihnen will ich erzählen, daß Sie den Tartüffe gerettet haben! Wenn Molière ihn einmal fünfundzwanzigmal geſpielt hat, werd' ich ſagen, ich kenne einen Künſtler, einen Künſtler aus der alten Schule, der Molièren ablöſt und die Partie übernimmt, wie ſie geſchrieben iſt, einen Mann, der ſich glücklich ſchätzt, ſich als Tartüffe nicht blos von den vier Wänden, ſondern von der ganzen Welt bewundern zu laſſen. (Schnell ab.)

La Roquette (allein). Die Ideen dieſer Gans ſind ſo naiv, daß man ihre Dummheit beinahe für die boshafteſte Satire halten möchte! Und Matthieu ihr Pflegevater? Dieſer ſoll ſogar das Volk aufwiegeln —? Es iſt ein Complot, das ſich wider mich verſchworen hat! Gibt es denn keine Baſtille mehr?

Achter Auftritt.

Oclarive. La Roquette.

Oclarive (ſich umſehend). Sie ſind noch da, Herr Präſident? (Geht an die Thür, wo er Madeleine vermuthet, öffnet und findet ſie nicht.) Sonderbar — ſie hat ſich entfernt —

La Roquette. Sie ſuchen einen jungen Pagen, Baron!

Oclarive. Allerdings. Iſt er Ihnen begegnet?

La Roquette. Es war die Schauſpielerin Madeleine Béjart, neu engagirtes Mitglied der königlichen Bühne.

Oclarive. Wie? Sie überraſchen mich —

La Roquette. Sollten Sie das nicht an den — Conturen der Livree gemerkt haben?

Oclarive. Was die Frommen für ſcharfe Augen haben!

La Roquette. Dem kleinen Pagen wurde die Zeit zu lang. Als er hörte, daß der Tartüffe geſtattet iſt, lief er fort und ſagte: Wie glücklich wird Molière ſein! Die Einnahmen des Tartüffe ſind dazu beſtimmt, daß der Director unſerer Geſellſchaft endlich die längſt beabſichtigte Verbindung mit Armanden ſchließen kann —! Ich kenne Armanden nicht, nicht Molière, verſtehe nichts von Kaſſenzweck — Aber, fuhr der drollige Page fort, am Tage nach der Aufführung des Tartüffe wird ſich Molière mit jener Dame vermählen, die im Tartüffe die Elmire ſpielt.

Oclarive. Molière — mit — Armanden?

La Roquette. Ich höre die Betglocke. Ich muß in die Kirche und den Himmel um Vergebung bitten, daß ich mich ſo lange mit profanen Angelegenheiten befaßt habe. Beten Sie denn auch manchmal zu Ihrem Schöpfer? Gedenken Sie denn auch manchmal Ihrer Sünden? (Bei Seite.) Die königliche Eifer-

ſucht wird ihre Wirkung thun! (Laut.) Ich gehe und werde Sie in mein Gebet einſchließen. (Ab.)

Neunter Auftritt.

Ludwig XIV. Delarive.

Ludwig. Endlich Ruhe! Der Pöbel genau inſtruirt?

Delarive. Sire, Sie werden mein Erſtaunen theilen. Soeben hör' ich, die Vorſtellungen des Tartüffe ſollen einen eigenthümlichen Zweck haben —

Ludwig. Einen Kaſſenzweck hoff' ich — Ich finde in den Rechnungen, daß der Preis meiner Loge geſteigert iſt —

Delarive. Allerdings einen Kaſſenzweck! Um den Trouſſeau herzuſtellen, den Molière Armanden zu ihrer Vermählung ſchenken wird —

Ludwig. Zu ihrer Vermählung? Mit wem?

Delarive. Eine Ueberraſchung für ganz Paris! Mit Molière ſelbſt.

Lakai. Der Director der königlichen Schauſpiele bittet um die Gnade, Sr. Majeſtät aufwarten zu dürfen.

Ludwig. Molière — Armande —? Eine Vermählung mit ihr?

Lakai (öffnet).

Zehnter Auftritt.

Molière (in freudiger Aufregung). Die Vorigen.

Ludwig. Molière! Was muß ich von Ihnen hören! Molière, Sie beabſichtigen —

Molière. Ew. Majeſtät für eine Nachricht zu danken, die mich zum Glücklichſten aller Sterblichen macht —

Ludwig. Molière, iſt es wahr, daß Sie mit der Aufführung des Tartüffe — — geheime Zwecke verbinden?

Molière. Sire, nur den offenen Zweck, die Heuchelei zu entlarven und die Tugend zu rechtfertigen.

Ludwig. Nein; man hat mir ganz andere Dinge berichtet! Man hat mir geſagt, daß Sie nur deshalb den Tartüffe ſo anzüglich geſchrieben haben, weil — — Sie volle Häuſer machen wollen!

Molière. Wollte Gott, Majeſtät, alle Stücke, die ich aufführen muß, hätten ſich dieſen löblichen Zweck geſetzt. Sire, man hat den Tartüffe verboten, weil er dem Throne gefährlich wäre —

Ludwig. Ich rede nicht vom Throne —

Molière. Weil er der Kirche —

Ludwig. Ich rede nicht von der Kirche —

Molière. Weil er gegen die Regeln des Ariſtoteles verſtieße —

Ludwig. Ich rede nicht von Ariſtoteles —

Molière. Ew. Majeſtät haben das Verbot aufgehoben — Ganz Paris iſt in Bewegung.

Ludwig. Paris könnte der Ruhe pflegen —

Molière. Sire! Die Municipalität von Paris kommt, um Ew. Majeſtät ein Lebehoch zu bringen.

Ludwig. Die Municipalität ſoll meine Ohren ſchonen! Molière, ich ſchätze Sie, aber ich geſtehe Ihnen, Sie — — Sie greifen mir ja alle beſtehenden Verhältniſſe an! Sie — — Sie ſchonen ja niemanden! Wenn das ſo fortgeht, bin ich ſelbſt nicht mehr vor Ihnen ſicher.

Molière. Majeſtät?

Ludwig. Können Sie leugnen, Molière, daß Sie die Aufführung des Tartüffe nur deshalb so beeilen, weil —

Molière. Weil ich nach Lyon zu reisen gedenke und gern noch mit einem neuen Stück von Paris geschieden wäre.

Ludwig. Das ist nicht allein der Grund — Sie haben tiefer gehende Plane — Sie sind im Begriff — — Ihre Umstände auf andere Art zu verändern —

Molière. Majestät, wäre die Kunde schon zu Ihnen gedrungen? Ja, Sire, ich liebe, ich liebe die treueste, die liebenswürdigste Jüngerin der Musen, ich liebe meine Schülerin Armande und schätze mich glücklich, ich werde wiedergeliebt.

Ludwig. Wiedergeliebt werden Sie? Sie wollen mit den Einnahmen des Tartüffe sich eine Wirthschaft einrichten — für einen Dichter, wie — — prosaisch das!

Molière. Sire, die französischen Münzen tragen alle das Bildniß eines sehr poetischen Königs.

Ludwig. Ich habe Ihren Tartüffe in Schutz genommen gegen die Aerzte, gegen die Advocaten, gegen die Akademiker, ich nehme sogar an, daß die Geistlichkeit, diejenige wenigstens, die ich achte, sich durch Ihr Stück nicht beleidigt fühlen kann — aber ich höre nun doch —

Molière. Majestät, dies plötzliche Mistrauen —

Ludwig. Ihre Hast, Ihre Eile, diesen Tartüffe aufzuführen; es kommen Stellen im Tartüffe vor, schwierige, höchst schwierige Stellen —

Molière. Das Ensemble wird vollendet sein —

Ludwig. Auch in der Scene, wo Sie mit Elmire spielen? — Gestehen Sie nur, wenn Sie Tartüffe spielen und Armande Elmire — Sie haben da zusammen eine Scene mit einem Tuch — das ist — grade herausgesagt, das ist eine undelicate Scene — eine Scene, die die Grenzen der Bühne überschreitet. Ich will

lachen im Theater, ja! — aber ich will es denn doch nicht — auf Kosten des — ja, in der That, des — des Anstandes thun.

Molière. Sire, des Anstandes?

Ludwig. Hm! die Scene mit dem Tuch hat etwas Pikantes, das — zu weit geht. Die Scene mag — witzig sein, sie mag — originell sein — aber mit einem Worte, ich finde sie nicht — sittlich!

Molière. Majestät, nicht sittlich?

Ludwig. Wer wird eine solche Scene ansehen können, ohne zu erröthen? Die Bühne ist denn doch nicht dazu da, um durch Zweideutigkeiten die Damen zu beleidigen — Molière, sagen Sie selbst, wenn Sie sich z. B. Armanden nähern —

Molière. Elmiren, Majestät —!

Ludwig. Wenn Sie zu ihr sagen: Ich, Molière, ich —

Molière. Ich, Tartüffe, Majestät!

Ludwig. Tartüffe oder Molière — Molière oder Tartüffe — es ist Paris im Jahre 1667 — es ist ein wirkliches Tuch, es sind wirkliche Hände —

Molière. Majestät, mein Spiel wird so zurückhaltend wie möglich sein!

Ludwig. Zurückhaltend oder nicht — .... ich habe in solchen Dingen ein Gefühl, auf das ich mich verlassen darf. (In der Ferne hört man Musik.) Seit wie lange stehen Sie schon mit Armanden so vertraut?

Molière. Das erklärte Einverständniß findet im stillen bereits seit zwei Jahren statt.

Ludwig. Seit zwei — das ist nicht wahr! (Für sich.) Die Falsche, die Heuchlerin —

Molière. Sire —

Ludwig. Gehen Sie! Machen Sie Hochzeit! Eine — — prosaische Hochzeit! (Bei Seite.) Seit zwei Jahren!

ihm ſo heilige Sphäre Talente aus, die er bewundern muß.

Peale.

O die Natur! Sprach er Ihnen nie von dem Feierkleide der Natur? O wenn Sie wüßten, wie tief ich in meinem Innerſten erſchüttert bin. Die Laſt des bürgerlichen Lebens fiel auf mich: ich mußte dem Daſein diejenigen Seiten abgewinnen, die die fruchttragenden, aber auch die unſchönen ſind. Ja, ich fühle etwas in mir, das einem jugendlichen männlichen Geiſte nicht mehr genügen kann: ich bin die Mutter meiner Geſchwiſter geworden, ich habe mich verloren in dieſe ernüchternden Zerſtreuungen des praktiſchen Lebens, habe das Vertrauen in die feſſelnde Kraft der Weiblichkeit verloren und fühle, daß er mich ehren, aber nicht mehr lieben kann.

Eveline.

Um Gotteswillen! Eine Minute vor dem ewigen Bunde dieſe Zweifel?

Peale.

Ja, ſie durchwühlen mir das Herz. Ich ſehe mit Geiſteraugen in das innere Getriebe der Welt, wie die Herzen ſich ſuchen, finden und verlieren. Ich ſehe die Sterne erbleichen über die Schwüre, die einſt an ſie gerichtet und nicht gehalten wurden. Ich ſehe dieſe Täuſchungen der Liebe, dieſe zertrümmerten Hoffnungen des Lebens, die überall zerſtreut auf unſerm Wege liegen. Und nun ſoll ich ſelbſt dies treue Herz in ein Labyrinth

Molière. Die Hochzeit kann erſt folgen nach der Einnahme, die mir Tartüffe verſchaffen wird —

Ludwig. Dann bedaur' ich, daß Sie warten müſſen.

Molière. Majeſtät?

Ludwig. Ich ſage nicht, daß ich den Tartüffe verbiete, aber — was bedeutet die Muſik?

Delarive. Die Bürgerſchaft von Paris nähert ſich dem Louvre, um Ew. Majeſtät für die Aufhebung des Verbots den Dank der Stadt auszudrücken.

Ludwig. Dank? Das lieb' ich nicht — das will ich nicht! Das ſind Demonſtrationen, die nur böſes Blut ſetzen! Angriffe auf den Staat würden mich gleichgültig laſſen, Molière, denn mein Staat ſteht feſt .... Angriffe auf unſere Juſtiz veracht' ich, denn ich liebe die Gerechtigkeit — die Kirche kann ſich gleichfalls nicht getroffen fühlen, denn ſie beſchützt keine Heuchler — Ariſtoteles kümmert mich am wenigſten, das mag die Akademie vertreten; aber das, worauf mir doch alles ankommt und wenigſtens meinem perſönlichen Geſchmack entſpricht, Molière, das iſt — — das iſt denn doch die — Moral! Ja, Molière, die Moral! Sagen Sie Paris, ich verbiete den Tartüffe nicht, das nicht — keineswegs — aber ich — (bei Seite) was thun, um Zeit zu gewinnen?

Molière (bei Seite). Was werd' ich hören müſſen!

Ludwig. Ja, das iſt's! Molière, ſchicken Sie mir ein Exemplar Ihres Luſtſpiels. Sagen Sie der Stadt Paris: Ludwig der Vierzehnte hat ſich entſchloſſen, den Tartüffe weder zu verbieten noch ihn zu geſtatten, aber Ludwig der Vierzehnte wird dennoch Gerechtigkeit üben, er wird das größte, erdenklichſte Opfer über ſich gewinnen, was er bei den Sorgen des Thrones nur bringen kann, er wird den Tartüffe leſen!

(Winkt Delarive und geht ab.)

Delarive. Armer Molière, Könige handeln raſch, aber ſie leſen — langſam! (Folgt.)

Molière. Himmel, was hat den König — gegen mich — ſo eingenommen?

(Draußen Tuſch und ein Hoch! Die Flügelthüren öffnen ſich. Die Abgeordneten der Bürgerſchaft werden ſichtbar.)

Elfter Auftritt.

Matthieu (in einer Gildenuniform). **Molière.** Zuletzt Offizier.

Matthieu. Sire, im Namen der Bürgerſchaft von Paris! (Tritt feierlichſt vor und verbeugt ſich.) Allerdurchlauchtigſter, großmächtigſter — — Sie ſind's, Molière? Wo iſt der König?

Molière. Er lieſt den Tartüffe!

Matthieu. Verboten oder erlaubt?

Molière. Wird in zwei Jahren entſchieden ſein!

Matthieu. In zwei Jahren? Dann wollen wir doch die Feierlichkeiten abbeſtellen — (Am Fenſter.) Meine Herren! Pariſer! Ruhe! Ruhe! Der König lieſt!

Molière. Wollen Sie in die Baſtille kommen? Gehen Sie ins Theater, Matthieu, und ſagen Sie, in meinem Namen ſagen Sie es, daß die heutigen Zettel mit einem ſchwarzen Rand erſcheinen ſollen. Mit einem ſchwarzen Rande! Ja, ich wag' es! Und muß ich dafür dem Publikum Rechenſchaft geben, ſo werd' ich an die Lampen treten und mit Thränen im Auge ſprechen —

Matthieu (zieht ſein Tuch). Die Claque wird weinen —

Molière. Zeitgenoſſen! Pariſer! Die finſtern Gewalten haben geſiegt. Mein Tartüffe, der euch einen Heuchler entlar-

ven sollte, ist verboten. Wer die im Dunkeln schleichende Hand ist, die selbst auf das hellste Auge in Frankreich die schwarze Binde des Argwohns legen konnte, ich weiß es nicht, aber, wenn mich meine Ahnung nicht trügt —

Matthieu. So werden wir siegen — .... ich entflamme die Galerie zur Wuth — ich stürme den Kronleuchter —

Offizier (ist eingetreten und schlägt Matthieu auf die Schulter). Mein Herr!

Matthieu. Sie wünschen —?

Offizier. Als Unruhstifter und Volksaufwiegler werden Sie mir folgen —

Matthieu. In einen Sperrsitz?

Offizier. Ja! In die Bastille!

Matthieu. Was?

Molière. Auf wessen Befehl?

Offizier. Auf Befehl des Herrn Präsidenten La Roquette —

Molière. La Roquette? Wohlan! In Ihren Kerker, Matthieu! An den Vorhang der Bühne, auf die Tafeln der Geschichte werd' ich zum Beginn des Kampfes ein für sich selbst redendes Wort schreiben: Pariser, ich hab' euch den Tartüffe aufführen wollen, aber — der Präsident La Roquette will nicht, daß man (mit verrätherischer Betonung) ihn auf die Bühne bringt! (Alle ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Armandens Garderobe im Theater. Ringsum liegen Toilettengegenstände und Theaterutensilien. Rechts und links hängen auf Ständern zwei Reihen Kleider, die an jeder Seite eine Art Spalier bilden.

Erster Auftritt.

Louison. La Roquette (treten ein).

Louison (zeigt nach innen). Dies ist die Wohnung meines Fräuleins, hier ihre Garderobe und dort geht es sogleich zum Theater hinaus— Ja mein Herr, Madeleine Béjart wohnt hier bei Armande —

La Roquette. Bei der Verlobten des großen Molière! Die Wohnung liegt in der That dem Theater so nahe —?

Louison. Sie liegt im Theater selbst! Ein Corridor führt von hier geradeswegs in die Garderobe der Herren —

La Roquette. Der Herren —? Bitte, eilen Sie und rufen Sie Fräulein Madeleine! Oder ist sie auf der Bühne beschäftigt ....?

Touiſon. Ach, ſie wartet noch immer auf ihr erſtes Debüt im Tartüffe. Ich höre ſie! (Ab.)

La Roquette (ſieht nach). Das ganze Perſonal iſt glücklicherweiſe auf der Bühne; ſo hoff' ich die Kleine allein ſprechen zu können! Nach Matthieu's Geſtändniſſen, die man ihm in der Baſtille abgezwungen hat, ſteht ſie mit dem Sujet des Tartüffe in näherer Verbindung, als ſie ſelbſt zu ahnen ſcheint. Da iſt ſie.

Zweiter Auftritt.

Madeleine. La Roquette.

Madeleine (tritt von der Seite ein und trägt Kleider überm Arm). Ein Herr — der mich zu ſprechen wünſcht —? Ach! Was ſeh' ich? Der alte Freund des Herrn Chapelle! Kommen Sie zu Molière, um ſich unter die königlichen Schauſpieler aufnehmen zu laſſen?

La Roquette. Immer der ſonderbare Irrthum, mein reizendes Kind!

Madeleine. Oder was führt Sie anders des Abends ſo ſpät hierher? Wollen Sie Collecte ſammeln? Ach, wir befinden uns ſelbſt in der ſchrecklichſten Verlegenheit. Das Publikum will nur noch Tartüffe ſehen und beſucht nicht mehr das Theater. Wenn ich morgen in einem andern Debüt aufträte, ſo wären vielleicht, ſagte Molière, zwanzig Recenſenten im Theater und nicht fünf Menſchen, die ein geſundes Urtheil haben.

La Roquette. Molière und Armande ſind im Theater? Ich ſah ſie auf dem Zettel ſtehen und glaubte, daß um dieſe Zeit —

Madeleine (hängt die Kleider fort, die ſie trug). Ja, Sie ſpielen

vor einundzwanzig Menſchen; nicht die Beleuchtungskoſten kommen heute heraus. Alſo, was wünſchten Sie von uns?

La Roquette. Liebenswürdige Madeleine, das Schickſal, das Ihren Vormund, das Sie ſelbſt betroffen hat, geht mir tief zu Herzen.

Madeleine. Maitre Matthieu's Papiere ſind mit Beſchlag belegt.

La Roquette (bei Seite). Was treffliche Dienſte geleiſtet hat! (Laut.) Traurig!

Madeleine. Unſer Haus iſt geſchloſſen.

La Roquette (bei Seite). Wie die Baſtille! (Laut.) Betrübend!

Madeleine. Hätt' ich nicht bei Armanden großmüthigen Schutz gefunden —

La Roquette. So hätt' ich meine Arme ausgebreitet und Sie in ein ſchöneres Los eingeführt, deſſen Sie — (nähert ſich ihr) ſo würdig ſind.

Madeleine (bei Seite). Es iſt doch kein armer Schauſpieler!

La Roquette (für ſich). Beherrſchung! (Laut.) Madeleine, geſtatten Sie mir eine Frage, iſt der Name Béjart Ihr rechter Name?

Madeleine. Béjart? So lange ich denken kann, heiß' ich Madeleine Béjart; doch war dies allerdings — der Name einer Verwandten, die mich — als ihr eigenes Kind adoptirte.

La Roquette. Ihre Aeltern ſtarben früh — Wie hieß Ihr Vater?

Madeleine. Mein Herr, das iſt ein Geheimniß, das ich Urſache habe zu verſchweigen.

La Roquette (bei Seite). Sie iſt's! Ohne mich zu kennen, hat ſie mich an Molière verrathen. (Laut.) Dein Vater ſtarb keines natürlichen Todes —

Madeleine. Wie? Sie — wiſſen?

La Roquette. Deine Mutter folgte ihm bald und dein Name iſt Madeleine Dupleſſis!

Madeleine. Gerechter Gott, Sie kennen meinen Namen, Sie kannten meine Aeltern, meine unglücklichen Aeltern!

La Roquette. Madeleine Dupleſſis, ja, ich kannte deinen Vater und — deine Mutter —

Madeleine. O warum ſagten Sie mir das nicht gleich! Mein Vater liebte vor ſeiner Schwermuth die Schauſpieler über alles —

La Roquette (zornig) Mit deinen Schauſpielern! Doch (geſchmeidig) fahre fort, fahre fort! (Bei Seite) Die Fährte iſt richtig!

Madeleine. Mein Vater hatte der Freunde ſo viele. Ich und meine Schweſter, wir waren noch Kinder, als er ſtarb; aber man hat mir erzählt, er wäre geliebt und angebetet worden von der ganzen Welt. Er hatte wahre und falſche Freunde, denn er war reich, unermeßlich reich; aber nur einer von ſeinen Schmeichlern war der ſchlimmſte, der böſeſte von allen — er kam in unſer Haus, wohnte bei den Aeltern — umſtrickte ſie mit ſeiner Heuchelei und Verſtellung — raubte dem Vater Vermögen und Leben, ging dann, als er die Familie in Verzweiflung und Elend hinterlaſſen hatte, auf und davon und ſoll jetzt in Paris ein hoher, angeſehener Mann ſein.

La Roquette. Und alles das haſt du Molièren erzählt —

Madeleine. Ich? Molièren?

La Roquette. Haſt ihm dein Leben geſchildert, als er dich in ſeine Geſellſchaft aufnahm — oder Matthieu war es, der es ihm erzählte —?

Madeleine. Wie kommen Sie auf ſolche Vermuthungen?

La Roquette. Du haſt ihm die Geſchichte einer Familie erzählt, die er in ſeinem Tartüffe zum Sittenſpiegel der Zeit machen wollte —

Madeleine. Ich die Veranlaſſung des Tartüffe? Ja! In der

That! Bei der Schilderung Orgon's hab' ich an die Erzählungen gedacht, die mir von meinem armen Vater hinterlassen wurden. Den Böſewicht, der einſt meine Aeltern arm und unglücklich machte, hab' ich mir ganz ſo vorgeſtellt, wie Molière den Tartüffe zeichnet, aber Ich wäre — und Orgon — Elmire wäre —? Mein Gott, nein! Nie hat mich Molière nach meiner Herkunft befragt —

La Roquette. Lügſt du?

Madeleine. Lügen? Da welche Sprache?

La Roquette. Madeleine, Tochter meines unvergeßlichen Freundes — ich, auch ich gehörte zu den treueſten Freunden deines liebenswürdigen Vaters! — (bei Seite) des Dummkopfs! (laut) Wie oft hab' ich dich auf meinen Knieen geſchaukelt; wie oft dich geliebkoſt, wenn deine Mutter, deine ſchöne allerliebſte Mutter — (Bei Seite.) Sie iſt ihr wie aus den Augen geſchnitten —

Madeleine. Wie können Sie nur glauben, daß Tartüffe das Schickſal meiner Aeltern beſchreibt! Meine Mutter ſtand ſo rein da, ſie iſt unmöglich in allen Stücken mit Elmiren zu vergleichen —

La Roquette. . . . . (Bei Seite.) Jeder Zug Elmirens iſt dem Leben ihrer Mutter entnommen! (Laut.) Aber ſage mir, Kind, entſinnſt du dich des Namens, den der böſe Feind deines Vaters trug?

Madeleine. Er hieß Jean Baptiſte — La Roquette.

La Roquette (unterbricht ſie). St! —

Madeleine. Ja, ſchweigen Sie, ſagen Sie ihn an niemand! Wir müſſen ja zittern, von ihm entdeckt zu werden. Als die Aeltern ſtarben, hängte man dem falſchen Freunde einen Proceß an, aber er, er erhielt Recht in allen Inſtanzen. Dann wandten ſich einige gute Seelen für uns beide Schweſtern an das Herz

des böſen Mannes; aber auch da war alles vergebens! Statt für unſere Erziehung zu ſorgen, ließ er uns trennen und verfolgen und gab uns einem elenden Schickſal preis. Von meiner Schweſter hab' ich nie wieder gehört und ich ſelbſt ſäße noch jetzt in meiner Hütte zu Chalons, wenn mich nicht ein Bürger von Paris, der gute Maitre Matthieu, bei einem Beſuch ſeiner Vaterſtadt lieb gewonnen und mit hierher genommen hätte —

La Roquette. So hat alſo Matthieu Molièren die Bekanntſchaft mit einem Stoffe verrathen —

Madeleine. Auch das iſt nicht möglich. Matthieu nahm zwar einige meiner Papiere an ſich, aber er kennt mich nur als Madeleine Béjart, als das Pflegekind meiner und ſeiner Verwandten —

La Roquette (bei Seite). Molière, Molière, mit wem ſtehſt du im Bunde?

Madeleine. Ich höre kommen —

La Roquette. Kommen?

Madeleine. Das erſte Stück iſt vorüber. Molière pflegt ſich zuweilen hier in Armandens Zimmern auszuruhen —

La Roquette. Doch nicht in dieſem?

Madeleine. Er ſteigt ſoeben die Treppe herauf —

La Roquette. Mein Gott —!

Madeleine. Was fürchten Sie denn?

La Roquette. Molièren hier begegnen? Unmöglich! Ich habe Urſache, gerade Molièren, gerade heute ihn zu vermeiden — Himmel, verſtecken Sie mich!

Madeleine. Das iſt doch ſonderbar! Ich fange an, Sie zu fürchten. Wo ſoll ich nur? Dort hinter die Kleider! Es iſt die Garderobe Armandens zu dem Tartüffe —

La Roquette (ſtark ziehend). Stillſchweigen, oder — (ſich beſinnend) nein, nein, nein, mein ſüßer kleiner Schutzgeiſt!

(Für ſich.) Daß man auch von dem hintern Bau eines Theaters eine ſo unvollkommene Vorſtellung hat! (Er verbirgt ſich hinter den Kleidern.)

Dritter Auftritt.

Molière (im Coſtüm eines italieniſchen Nobile). Die Vorigen. Dann Armande.

Molière (tritt langſam und erſchöpft herein). Ah! (Setzt ſich). Wo iſt Armande?

Madeleine. Sie wollte ſich für das letzte Stück umkleiden — Hat das Zwiſchenballet ſchon begonnen? Da iſt ſie!

Armande (als arkadiſche Schäferin). Ah, Molière! Wie geht's heut Abend? Meine Scenen waren zu kurz, um die Köpfe der Zuſchauer zu zählen.

Molière (ſtutzt den Kopf). Es tanzen eben mehr Beine auf der Bühne, als Perſonen im Theater ſind. Ein trauriger Abend! Noch nie hab' ich ein ſo leeres Haus geſehen.

Armande. Es ſchien mir doch nicht zu ſchlecht beſetzt —

Molière. Freibillets. Nicht eines iſt bezahlt. Ich kenne meine Einnahmen.

La Roquette (bei Seite). Auch ich habe ein Freibillet, aber ich muß es theuer bezahlen.

Madeleine (fängt wieder an, an den Kleidern zu beſſern). (Bei Seite.) Ich ſtehe auf Kohlen — Warum verbirgt er ſich nur ſo? Bei alledem muß ich ihn ſchonen, weil er meinen richtigen Namen weiß —!

Molière. Die Nachtheile eines verbotenen Stückes ſind un-

von Gefahren ſtürzen, aus dem keine rettende Hand ihn mehr hinausführen kann?

Eveline.

Beate!

Beate.

Nein, ich kann ihm dieſe rettende Hand nicht ſein. Einen Mann lieben, heißt ſich an ihn wagen. Ich habe den Muth nicht, zu ihm hinaufzublicken, ich habe die Kraft nicht, meine Liebe der ſeinigen gleichzuſtellen. Wenn einſt der Engel des Friedens von uns wiche, wenn ſein Herz erkalten könnte und ich mir ſagen müßte: Das Schickſal verſagt und gewährt, aber Weisheit iſt's, Weisheit, nicht Alles nehmen, was es giebt!

Eveline.

O vertrauen Sie, denken Sie edler von Guſtav. Sie treten mit ihm vor den Altar, er ſchwört Ihnen ewige Treue, er wird ſie Ihnen halten, auf ewig.

Beate.

Und Sie?

Eveline.

Ich? Ich werde beten, daß Sie glücklich ſind!

Beate.

Die Stunde iſt da. Ich hör' ihn kommen. Er wird Sie noch einmal ſprechen —

Eveline.

Vergebung! Er ahnt, er weiß nichts von meinem Gefühl. Ich bat ihn um einige Abſchiedszeilen.

berechenbar. Die Neugier des Publikums ſetzt ſich auf einen einzigen Gegenſtand feſt und wird für alles andere intereſſelos.

La Roquette (bei Seite). Er ſucht ſeine Gefühle durch Monologe zu betäuben.

Molière. Setze dich zu mir, Armande! Ha, der Beruf des Dramatikers! Welch ein Gemiſch von Freude und Schmerz, von Wonnen und namenloſen Verzweiflungen! Jedem ſoll man es recht machen und wie verſchieden ſind die Menſchen! Die Gebildeten verlangen andere Koſt, als der große Haufe, und ohne die Maſſen gibt es keine Einnahmen, keine Ermunterungen. Der Neid der Theaterdichter untereinander iſt ſchon an ſich beſchämend. Hunderte ſtrecken ihre Productionen in die Höhe und rufen: Ich, ich, mein Stück! Nein, mein Stück! Und von dieſen Hunderten kann man des Jahres möglicherweiſe nur zwölf geben! Was thun die Abgewieſenen? Sie rächen ſich! Sie gruppiren ſich in den gelehrten Geſellſchaften, in den Zeitſchriften, in den Kaffeehäuſern, in den Corridoren der Bühne, im Parterre, und wehe den Mängeln, die ſie in dem Werk ihres glücklicher geweſenen Nebenbuhlers entdecken! Bah! Das ertrüge ſich noch, weil uns oft des Publikums geſunder Sinn zu Hülfe kommt. Aber wie reizbar iſt dies oft nicht ſelbſt! Mit Rieſenanſtrengungen muß ſich ein neues Stück ſeinen Weg bahnen. Act für Act, Scene für Scene muß es ſich durchkämpfen, und iſt es zu Ende, dann kann ein einziger Feind des Verfaſſers die mühevolle Arbeit eines ganzen Abends umſtürzen.

Armande (näht noch einiges mit Hülfe Madeleine's an ihrem Coſtum). Molière, du ſiehſt zu ſchwarz —

La Roquette (bei Seite). Schreib du keine Tartüffes wieder!

Molière (ſteht auf). Iſt es denn nicht wahr, daß ich Fälle erlebt habe, wo Leute meine Stücke ausziſſen, weil ich vergeſſen

hatte sie zu grüßen? Gibt es nicht Menschen, die sich ärgern, daß ich einen andern Hut trage als sie, und denen meine Nase nicht an der rechten Stelle sitzt? Das Alltäglichste an mir hassen sie, meinen Gang, meine Kleider, meine Mienen, die sie für menschenfeindlich erklären. Und dann zu all dem Kummer kommt noch die plumpe Hand eines solchen Verbots! Die schönsten Ideen werden dir abgeknickt von einem gefühllosen, lächerlichen Vorurtheil! Das Mittelmäßige, das lassen sie so hinschleichen über die Oberfläche eines Interesses, das nicht kalt, nicht warm ist; aber was zünden könnte, was wahrhaft gelungen ist, woran unsere Seele hängt, das vertilgen sie mit einem einzigen Strich und sagen: Bah, es soll nicht sein! Geht mir, wenn man unsere Nation eine geistreiche und edle nennt und unsere Literatur eine classische schimpft, geht mir, wenn ihr nicht einmal den Muth habt, im Ursprung eurer Reichthümer, eurer Würden und Schergen, eurer Hülfsmittel tausendfacher Art mit dem Dichter euch auf gleiche Rappierlänge zu stellen und mit dem einfachen, hülflosen Wort einen ehrlichen Kampf zu bestehen!

La Roquette (bei Seite). Wenn er mich in dieser Wuth entdeckt, bin ich verloren.

Madeleine. Sie werden sich zu einer andern Arbeit sammeln und das Verbot des Tartüffe vergessen.

Molière. Mein gutes Kind, über Leichen hinweg kann man nicht fröhlich sein —

La Roquette (bei Seite). Leichen? Er wird mich noch umbringen.

Molière (zu den Kleidern). Was sind das für Costümes? Ich besinne mich. Die Trauerkleider zu Tartüffe's Leichenbegängniß!

Madeleine (bei Seite) Er wird ihn entdecken. Mein Gott — jetzt — jetzt —

Ein Theaterdiener (ruft durch die Thür ſchnell herein). Eben iſt Se. Majeſtät in die Loge getreten. (Ab.)

Alle. Der König?

Molière. Hahaha! bei dem leeren Hauſe! Nun, da mag er ſelbſt ſehen, was aus ſeinem Theater wird, wenn er ſich den Einflüſterungen der Heuchler preisgibt. Oder (bei Seite) Armande — —? Nein, nein, ich mag nicht daran denken — Lachen müſſen bei Herzeleid, unter Thränen Späße machen, das gehört auch zu jenen Kunſtleiſtungen, für welche man an der Kaſſe kein Entrée bezahlt, und zu jenen Geheimniſſen der Schauſpielkunſt, die noch kein Kritiker ergründet hat. (Will ab. Es klopft.) Klopft es nicht?

Armande (bittend). Molière!

La Roquette (bei Seite). Mein Himmel. Die Geſellſchaft vergrößert ſich — (Es klopft wieder.)

Armande (bei Seite). Eine Ahnung! — Madeleine, ſieh nach, wer es iſt!

Madeleine. Es iſt mir ſo — ängſtlich — zu Muthe.....
(Es klopft.)

Molière. Armande? Wer überraſcht dich mit ſo geheimnißvollem Beſuch —?

Armande (bei Seite). Wenn es — (laut entſchloſſen) Molière! Ich wünſchte, es wäre einer meiner frühern Bewunderer —

Molière. Armande!

Armande. Warum nicht? Lienne oder Leſèvre!

Molière. Oder — der König!?

La Roquette (bei Seite). Gerechter Gott!

Armande. Um dich für deine Eiferſucht zu ſtrafen, wünſcht' ich, ja, der König! Ich würde dich hier hinter meine Kleider verſtecken —

La Roquette (bei Seite). Ich krieche in einen dieſer unheiligen Röcke —

Molière. Armande? Alſo immer noch! — immer noch —!

Armande. Madeleine, öffne, und verlaß uns! Deine nie endende Eiferſucht — Molière, ich muß dich endlich heilen — (ſie drängt Molière hinter die Kleider links).

Molière (zögernd). Nun wird mir alles klar!

Armande. Madeleine, öffne, und verlaß uns!

Madeleine (geht zögernd und ſich umblickend und öffnet). Wenn jetzt die Kleider hier zu ſprechen anfingen!

Vierter Auftritt.

Ludwig. Die Vorigen.

Ludwig (tritt ein).

Madeleine (geht tiefknirend und mit geſenktem Blick ſchnell an ihm vorüber).

Armande (bei Seite). Der König! Er iſt's! Das hatt' ich gehofft.

La Roquette (bei Seite). Er ſelbſt!

Molière (bei Seite). Alſo doch! Ha, ha! Schlange!

Ludwig (noch hinten). Nun, was treibt man denn hier? Man läßt ſich nach ſeiner Rückkehr einmal wieder auf der Bühne ſehen, ſucht Molière auf, ennuyirt ſich über das leere Haus und wird nicht einmal empfangen. So muß man wol ſelbſt bei Ihnen anpochen, Armande, ſo unwillkommen es auch Madame Molière ſein mag.

Armande (die ihn wenig zu beachten ſcheint und ſich mit ihrer Garderobe beſchäftigt, bei Seite). Jetzt gilt es eine große Aufgabe!

(laut.) Majeſtät haben noch immer Ihren alten Ortsſinn, wie der große Feldherr —

Ludwig. Sie erinnern mich an verlorene Schlachten — Madame Molière.

Armande. Ew. Majeſtät eilen wie immer Ihrer Zeit voran. Noch kommt die Anrede Madame Molière zu früh.

Ludwig. Ich ſetze mich, in denſelben Stuhl, wo ich von Ihnen ſchon ſo manche Predigt habe anhören müſſen. Es iſt ein Sorgenſtuhl —

Molière (bei Seite). O gewiß —!

La Roquette (bei Seite). Sitzt denn die Geſellſchaft drüben? Ich muß hier ſtehen.

Ludwig. Armande, nach meiner letzten Niederlage hätten Sie mich wol ſchwerlich wieder hier erwartet?

Armande. In dieſem Augenblick hätt' ich vermuthet, Ew. Majeſtät wären mit der Lectüre des Tartüffe beſchäftigt —

Molière (bei Seite). Er hat ihn noch nicht angeſehen!

Ludwig. Ich habe den Titel, das Perſonenverzeichniß und die erſte Scene hinter mir! — Das Luſtſpiel ſcheint mir nicht zu den beſſern Ihres Herrn Gemahls zu gehören —

Molière (bei Seite). Nicht? Wirklich ſchon eine Scene und bereits — ein Urtheil!

Armande. In zwei Stunden würde Molière Ew. Majeſtät das ganze Stück vorgeleſen haben.

Ludwig. Vorleſen! Ich kann nichts vorleſen hören — das iſt eine Schwäche von mir. Mein Blut iſt zu unruhig. Nein, nein, ich hoffe bei alledem, den Tartüffe eines Tags auf der Bühne zu ſehen.

Molière und La Roquette (bei Seite). Am jüngſten Tag!

Ludwig. Sind Sie nicht allein?

Armande. Nein, Majeſtät! Meine Kleider ſind es, die um

mich her klagen und seufzen — diese fünf wundervollen Costümes da hatten gehofft, im Tartüffe glänzen zu können — Sind sie nicht allerliebst?

La Roquette (bei Seite). Wenn sie sich doch mehr an den Geist ihrer Rolle halten wollte und von den Kleidern schwiege —!

Ludwig. Sie würden sich vortrefflich in diesen Kleidern ausgenommen haben — aber verlassen Sie sich! Ich bin gerecht, ich lese den Tartüffe —

Armande. Ew. Majestät werden wenig darauf achten, ob ich gefalle oder nicht —

Ludwig. Wie so?

Armande. Das kleine Interesse, das ich früher für Ew. Majestät zu haben schien, ist — leider vorüber —

Ludwig. Die Gefühle der zärtlichsten Freundschaft und der Liebe — ein „kleines Interesse" — —!

Armande. Wann hätten Sie je ein Gefühl für mich empfunden, das solche Namen verdiente!

La Roquette und Molière (beide bei Seite). Welche Koketterie!

Ludwig. Wie Armande? Sie haben mich stets mit einer Kälte behandelt, die mich endlich verletzen mußte. Vor zwei Jahren, nachdem Molière Ihr Talent in aller Stille gebildet hatte, traten Sie zum ersten mal auf. Sogleich entzückte mich Ihr Spiel, Ihre äußere Erscheinung! Ich suchte Ihre persönliche Bekanntschaft. Ihre Liebenswürdigkeit fesselte mein Herz — O zuweilen schien es dann auch, als wäre die Liebe eines Königs Ihnen nicht gleichgültig; zuweilen aber setzten Sie meinen Bewerbungen die schneidendste Kälte entgegen — dann wieder ließen Sie mich neue Hoffnung schöpfen und nun — nun werden Sie Madame Molière —!

rmande. Wer — ſagt — denn das?
dwig. Armande, Sie ſind noch nicht entſchloſſen? Ihr
hätte noch nicht entſchieden —?
rmande. Molière hat mich als arme Waiſe kennen gelernt,
mich erzogen, liebt mich, aber er leidet an dem Fehler
iferſucht in einem Grade —
Roquelle und Molière (bei Seite) Der ſehr natürlich

dwig. Wie unruhig das hier im Theatergebäude iſt! Mo-
wäre eiferſüchtig, auf wen? Auf alle vielleicht, ſchwerlich
— auf mich —!
rmande. Majeſtät, Sie kränken mich!
dwig. Kränken? Armande, es liegt heute etwas in Ihrem
, was mich mehr denn je — ermuthigt —
olière (bei Seite). Sie macht mich wahnſinnig!
Roquelle (bei Seite) Wär' ich nur geſchützt — man kann
twas lernen!
dwig. Ich frage Sie, Armande, ich frage Sie feierlich:
Ihr Ernſt, Molière's Gattin zu werden?
rmande. Mein Vormund iſt er allerdings gewiſſermaßen —
inſicht es, er verfolgt mich — und ich ſtehe im Leben ſo
da —
dwig. Armande, erhalten Sie ſich denen, die Sie lieben!
Sie mir das würden, was Sie mir ſchon tauſendmal
in verweigerten! O wenn ich — hoffen könnte! Sie
gen?
olière und La Roquelle (bei Seite). Sie ſchweigt.
dwig. Warum lächeln Sie, Armande? O reden Sie!
es einen mächtigern Schutz geben, als den eines Königs?
zögern?
olière und La Roquelle (bei Seite). Sie zögert.

Armande. Sire — dieſe ſchnelle Ueberraſchung — ein ſolcher — Wechſel der Verhältniſſe —

Ludwig. Ich laſſe Ihnen Zeit — Bedenken Sie, was ich wünſche — Verſailles ſollte zum Feenparadieſe werden —! Ich höre Geräuſch — Sind wir nicht ſicher?

Armande. Der zweite Act des Ballets beginnt — Jeden Augenblick kann Molière mich abrufen.

Ludwig. Ich gehe, aber mit den ſüßeſten Hoffnungen. Geben Sie mir morgen ein Zeichen, daß ich nach der Vorſtellung hier mit Ihnen reden darf!

Armande. Nach der Vorſtellung? Wir können nur die heutige Vorſtellung wiederholen — werden Sie eine ſo langweilige beſuchen wollen, Sire?

Ludwig. Wenn Sie ſpielen, gewiß! Alſo nach der Vorſtellung —? Hier?

Armande. Unmöglich! Da der Tartüffe nicht ſein kann, müſſen wir Neues lernen. Ich glaube, daß wir morgen bis um Mitternacht noch eine Leſeprobe haben —

Ludwig. So ſtellen Sie ſich krank —

Armande. Nennt Molière Theaterkrankheit und würde die Leſeprobe dann hierher beſtellen.

Ludwig. Aber wozu ſchon wieder ein neues Stück!

Armande. Sire, ich höre Geräuſch — Morgen —

Ludwig. Morgen —?! Und hier? Wie erfahr' ich —?

Armande. Mitten im Spiel könnt' ich Ihnen ein Zeichen geben — ob Ew. Majeſtät wagen dürften, hierherzukommen —

Ludwig. Mitten im Spiel?

Armande. Das Publikum ahnt oft nicht, wie wir neben unſerer Rolle noch mit irgendeinem einzelnen im Theater eine — kleine Nebenrolle ſpielen —

Ludwig. Himmliſch!

Armande. Ich empfange morgen nach der Vorſtellung Ew. Majeſtät hier, wenn ich ſicher bin, daß Molière nicht kommt und Molière kommt gewiß nicht, wenn ich einen Streit mit ihm gehabt habe. Ich müßte eine Scene mit ihm herbeiführen.

Ludwig. Vortrefflich!

Armande. Kurz vor der Vorſtellung will ich einen Streit — richtig über das Coſtüme beginnen — darin iſt er zu, zu eigenſinnig — wenn die Liſt gelungen iſt — dann könnt' ich ja —

Ludwig. In Ihrem Coſtüm mir davon eine Andeutung geben.

Armande. Ja —! In meinem Coſtüm — ganz recht —

Ludwig. Ein blaues Tuch für den Fall meines Glückes? Ein blaues Tuch, wenn ich nach der Vorſtellung hierherkommen darf —? Meinen Sie nicht? —

Armande. Ein blaues Tuch — In der Rolle, die ich morgen zu ſpielen habe, kann ich kein Tuch anbringen —

Ludwig. Dann ein anderes Zeichen —

Armande. Ein Tuch wäre bequem und paſſend —

Ludwig. Hat man denn kein Stück, wo ein Tuch, ein blaues anzubringen wäre —?

Molière. La Roquette (ſich ſtreckend, in Verzweiflung und ahnend). } Ein Tuch?

Armande. Ich wüßte eines, wo ein gelbes Tuch —

Ludwig. Ein gelbes?

Armande. Für den Fall, daß ich den Streit nicht herbeiführen könnte —

Ludwig. Nein, nein, nur ein blaues! Alſo ein Stück, ein Stück mit einem Tuch —

Armande. Die „Schule der — Frauen", die kann wegen einiger Lücken im Perſonal morgen nicht gegeben werden — Man kommt — mein Gott —

Ludwig. Aber ſo ſagen Sie doch ein Stück, das ſo weit fertig iſt, um morgen mit einem blauen Tuch hervorzutreten!

Armande. Sire, der Tartüffe!

Molière. La Roquette. (Bei Seite.) Tartüffe?

Armande. Das iſt das einzige, mir im Augenblick erinnerliche Stück, in welchem ich mich eines Tuches bedienen darf — Man hat ſchon geklingelt — ich habe keinen Augenblick Zeit — Sie ſehen, Sire, es kann nicht ſein —

Ludwig. Was kann nicht ſein? Tartüffe kann nicht ſein? Tartüffe? Tartüffe iſt ja fertig — Tartüffe kann ja jede Stunde hervortreten —

Armande. Tartüffe, Sire? Bedenken Sie —

Ludwig. Tartüffe — freilich — freilich, Tartüffe — Molière's verwünſchte Anrede geſtern an das Publikum — die Hindeutung auf La Roquette — aber als Türkin, als arkadiſche Schäferin legt man allerdings keine Tücher an — wegen des Tuches müßte es doch wol Tartüffe ſein —

La Roquette (ſteht ſtarr, bei Seite). Blos wegen des Tuches —

Molière (folgt dem Spiele Armandens mit der glückſeligſten Spannung).

Armande. Aber bedenken Sie, Majeſtät, den Tartüffe?

Ludwig. Freilich, freilich, ich beſinne mich — es hat Schwierigkeiten! Aber, werd' ich darum aufhören, König von Frankreich zu ſein, wenn man den Tartüffe ſpielt?

Armande. Die Aerzte —

Ludwig. Bah, die Aerzte —

Armande. Die Advocaten —

Ludwig. Bah, die Advocaten —

Armande. Die unmoraliſchen Scenen mit dem Tuche —

Ludwig. Mit dem Tuch? Mit dem Tuch? Ha! Das

Beate.

Auf dem Stammbuchblatte?

Eveline.

Eine harmloſe Erinnerung an Zeiten, die ich begrabe.

Beate.

Ein Abſchiedswort? Er will es Ihnen bringen? (Bei Seite) Ha, wenn ich daran erführe, wie es mit ſeinem Herzen ſteht.

Guſtav

(blaß, im Hochzeitkleide. Erſchrickt, Beaten zu ſehen. Er nähert ſich langſam und hat das weiße Blatt in der Hand).

Haben wir noch Zeit, Beate?

Beate.

Bald wird die Glocke rufen — Du willſt Evelinen ſprechen. Darf ich, ehe wir an den Altar treten — darf ich Dich um eine einzige Gunſt noch bitten?

Guſtav.

Was wünſcheſt Du?

Beate.

Laß mich — Guſtav — laß mich — es iſt vielleicht (mit Thränen) das Letzte, um das ich Dich bitte, laß mich den Sinnſpruch leſen, den Du Evelinen auf jenem Blatt geſchrieben.

Guſtav (in Verlegenheit).

Wie kommſt Du —

Beate.

Guſtav, ich weiß Alles: die letzte, letzte Bitte!

hab' ich ja ganz vergeſſen! Das iſt ja die beſte Scene im Stück! Da haben Sie ja die ſchönſte Gelegenheit, mir alles zu ſagen, ohne ſich den mindeſten Zwang anzuthun. Iſt Ihr Tuch gelb, ſo komm' ich nicht! Iſt es blau, ſo iſt die Liſt gelungen, Sie haben eine Scene mit Molière gehabt, er läßt Sie den Abend frei, ich bin hier und werde der Glücklichſte aller Sterblichen! Jetzt laſſ' ich Sie! Engel, anbetungswürdige Armande! (Ab)

(Armande begleitet ihn zärtlich zur Thür. Wie er hinaus iſt, klatſcht ſie lachend in die Hände.)

Molière (kommt mit Freude und Beſchämung hervor). Armande! Iſt es möglich? Du haſt den Tartüffe gerettet —

Armande. Nun, du Eiferſüchtiger?

Molière. Ich halte mich nicht aufrecht — das Entzücken überwältigt mich — Armande! Himmliſches, herrliches Weſen! Zu dem verſammelten Perſonal hinaus und die Jubelbotſchaft verkündet: Tartüffe iſt gerettet! Gerettet durch die Liebe!

(Beide ab)

(La Roquette wickelt ſich aus den Kleidern hervor und ſieht ſich ſtarr um)

La Roquette. Was das Werk der klügſten Berechnung aller Umſtände, was die gemeinſchaftliche Arbeit der Geiſtlichkeit, der Gelehrten, der bevorrechteten Stände von ganz Frankreich war, ein Staatsereigniß ſcheitert durch die Koketterie einer Schauſpielerin an einem baumwollenen Tuch!

Madeleine (öffnet ſchnell). Ha! Da ſind Sie ja! Na, um Sie hab' ich ſchöne Angſt ausgeſtanden. Alles im Theater iſt voll Jubel und Bewegung. Tartüffe iſt freigegeben. (Man murmelt drohend hinter der Scene.) Hören Sie den Lärm?

La Roquette. Was bedeutet das?

Madeleine. Die Arbeiter haben den Mann geſehen, der vor acht Tagen das Souffliербuch des Tartüffe geſtohlen hat —

Er ſoll im Hauſe ſein — ſie ſuchen ihn überall — (drohender Lärm).

La Roquette (bei Seite). Mein Bedienter! Auch das noch?

Madeleine. Himmel, was geht mir für eine Ahnung auf — Jetzt begreif' ich, warum Sie den Tartüffe ſo auswendig können — Unglücklicher! Sie ſind doch wol nicht gar —

La Roquette. Bewunderung vor Molière — Achtung vor dem Genie — Quellenſtudium — Ich bin ein Gelehrter —

Madeleine. Nein! Sie ſind der Präſident La Roquette ſelbſt! Der Mörder, der Verräther meiner Aeltern! Aber Ihre Stunde hat erſt morgen geſchlagen! Her! (Nimmt ihm ſeine Perrüke ab.) Dieſe Perrüke kann morgen Molière für den Tartüffe brauchen! Den Mantel auch! (Reißt ihn ab. La Roquette beſchwört ſie um Schonung.) Heute will ich noch Mitleid mit Ihnen haben! Nehmen Sie den Talar dafür! Da den Turban! (Sie bekleidet La Roquette mit beiden Gegenſtänden.) Mag man heute noch einmal glauben, Sie Unglücklicher wären ein Schauſpieler aus der alten Schule!

La Roquette (als Türke). Ach, es iſt weit gekommen! Das Chriſtenthum iſt ausgerottet und die Gerechten müſſen ihren Glauben abſchwören! (Beide ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Vorgemach der Theaterloge des Königs. Ein Zimmer, links und rechts mit offenen Eingängen, erleuchtet mit einem Kronleuchter. Spiegel. Seſſel. Die Hinterwand bildet in der Mitte ein im Anfang noch zugezogener Vorhang. Wird er ſpäter geöffnet, ſo erblickt man die Brüſtung der Theaterloge des Königs und ſieht ins Theater.

Erſter Auftritt.

Molière.

Molière (ſchon für den Abend in täuſchender Aehnlichkeit mit La Roquette als Tartüffe gekleidet, tritt auf und beſieht ſich im Spiegel). Die Maske iſt gut! Ich habe nicht vermeiden wollen, dem Präſidenten ähnlich zu ſehen. Bin ich's? Ja, ich bin's! Wo Madeleine nur dieſe Perrüke entdeckt hat! Sie iſt für die Rolle des Tartüffe wie gewachſen — So iſt denn der Augenblick da, den ich ſo heiß erſehnte, der Augenblick nicht der Rache, nein der Vergeltung! Seit drei Uhr drängt ſich das Publikum in den Straßen. An der Kaſſe haben die Commiſſäre Mühe, die Ordnung aufrecht zu erhalten — Mir

iſt ſo beklommen zu Muthe, wie dem Krieger, eh' er in die Schlacht geht. — Wenn Armande wirklich ein blaues Tuch trüge — nein, nein, ſie hilft mir den Sieg gewinnen in einem Feldzuge, den ich nur um ihretwillen begonnen habe. Sie! Sie, die Tochter des Dupleſſis, ſie der Preis dieſes Abends! Ihr, ihr ſelbſt verdank' ich den Stoff, ihren Erinnerungen, ihren Thränen —! Dort iſt die Loge der Prinzen, hier die des Königs — Wenig Minuten noch und die Günſtlinge verſammeln ſich in dieſem Vorſaal. (Lüftet den Vorhang.) Von dort ſieht der König auf Elmire Dupleſſis nieder, zittert wie ich, und wird ſich getäuſcht ſehen, wenn es zu ſpät iſt — Ich will mich noch ein wenig ausruhen und ſammeln — Wo wär' ich ungeſtörter, als dort! So mancher Fürſt hat in der Politik die Rolle eines Schauſpielers übernommen; ruh' auch einmal ein Schauſpieler aus auf dem Seſſel eines Königs! (Geht hinein in das Innere der Loge. Der Vorhang fällt hinter ihm wieder zu.)

Zweiter Auftritt.

Dubois. Teſévre. Dann Chapelle. Zuletzt Tionne und Delarive.

Dubois. Man muß in die Corridore fliehen.... um Athem zu ſchöpfen...

Teſévre. Das Haus füllt ſich bis zum Giebel —

Dubois. Es ſollen Quetſchungen und Verwundungen aller Art an der Kaſſe vorgekommen ſein —

Teſévre. Ein Beweis, daß die Aerzte nicht nöthig hatten, ſich über die Aufführung des Tartüffe zu beklagen —

Dubois. Kommt die ſatiriſche Stelle auf die Advocaten, ſo werd' ich kein Auge von Ihnen verwenden —

Tesévre. Der König hat die Deputationen, die gegen den Tartüffe waren, in seine Loge nehmen wollen. Unser Unglück trägt uns wenigstens eine große Ehre ein: Sehen Sie unsern würdigen Freund Chapelle!

Dubois. Er scheint in tiefe Berechnungen versunken —

Chapelle (tiefsinnig wieder an den Fingern zählend tritt ein).

Tesévre. Berechnest du die Einnahme, würdiger Freund? —

Dubois. Oder die Kopfzahl — ich rechne etwas über 2000 Menschen —

Chapelle. Ich berechne, wenn das so fortgeht, wie viel Jahre der französische Geschmack brauchen wird, um gänzlich zu Grunde zu gehen —

Dubois. So lange noch Akademiker dichten, wird wenigstens Aussicht sein, daß es nicht immer so volle Häuser gibt.

Tesévre. Und denken Sie sich, Dubois, der Stoff des Tartüffe gehört eigentlich Chapelle, — er hat ihn selbst erfunden, er war der erste, der auf den Gedanken kam, einen Scheinheiligen auf die Bühne zu bringen —

Chapelle. Es war mein Originalgedanke —!

Dubois. Der Minister und der Kammerherr! —

(Lionne und Delarive treten ein.)

Delarive. Se. Majestät werden nicht mehr lange ausbleiben —

Lionne. Er unterzeichnete soeben noch die Befreiung der Unruhestifter, die in der Bastille ihre Leidenschaft für ein Stück büßten, über dessen Zulassung ich mich in der That noch nicht sammeln kann.

Chapelle. Der Gewürzkrämer Matthieu ist glücklicherweise auf Befehl des Präsidenten La Requette davon ausgenommen. Es ist einer der kunstgefährlichsten Claqueure!

Tesévre. La Requette? So ist es keine Frage, daß er seit

Molière's Anrede an das Publikum den Tartüffe ganz allein auf ſich bezieht. Und noch mehr! In den Papieren Matthieu's befindet ſich ein Document, welches beweiſt, daß Madeleine urſprünglich den Namen Dupleſſis führt —

Lionne und Dubois. Dupleſſis?

Lefèvre. Erinnern Sie ſich? Dies war der Name jener unglücklichen Familie, von welcher Molière damals in der Audienz bei Ihnen, Herr Miniſter, ſo leidenſchaftlich geſprochen hatte — darauf hab' ich in alten Acten die überraſchende Entdeckung gemacht, daß Dupleſſis' Kinder vor zwölf bis vierzehn Jahren wirklich einen hartnäckigen Proceß gegen La Roquette führten —

Alle. Gegen La Roquette?

Delarive (an dem Vorhang). Wie unruhig das Publikum iſt! Wie lärmend! Sollte man nicht glauben, es gäbe eine Hinrichtung —!

Dritter Auftritt.

Molière (tritt ihm aus der königlichen Loge entgegen). Die Vorigen.

Alle. Der Präſident!

Lionne. Er ſelbſt! Ich erſtaune, Sie im Theater zu ſehen —

Delarive. Noch nie hatten die Schauſpieler des Königs die Ehre, ſelbſt den Herrn Präſidenten La Roquette anzuziehen —

Lefèvre (bei Seite). Ohne Zweifel — er iſt der Tartüffe!

Molière. Hab' ich die Ehre, von Ihnen erkannt zu ſein?

Dubois (bei Seite). Ehre? Erkannt zu ſein? Er ſcheint ſchon in der Irre zu ſprechen —

Lionne. Er fühlt die Beziehung des Stückes auf —

Chapelle. Herr Präſident, ſeien Sie verſichert, daß ich

alles aufbieten werde, dieſe Satire des Molière in allen Zeitſchriften zu zergliedern, und Sie ſollen ſehen, daß es in Frankreich noch Federn gibt —

Molière. Die von Gänſen herkommen —

Chapelle und Teſévre. Von Gänſen?

Tionne (bei Seite). Er ſcheint in der That ſeiner Sinne nicht mehr mächtig — (Laut.) Herr Präſident, liegen Ihnen die Schickſale der Familie Dupleſſis ſo am Herzen?

Teſévre. Sie wiſſen doch ohne Zweifel, daß die heutige junge Debutantin, Madeleine, eine von den unglücklichen Töchtern des Dupleſſis iſt?

Molière (doch erſtaunend). Wie? Wer?

Teſévre. Die Papiere des Matthieu, den Sie verhaften ließen, beweiſen, daß Sie, Sie es waren, der eine Zeit lang im Hauſe der Aeltern dieſes Mädchens —

Molière. Weſſen? Madeleine's? Madeleine wäre — die Schweſter Armandens? — Himmel! Ich höre die Klingel des Souffleurs — Das erſte Zeichen — dieſe wunderbare Nachricht von Madeleinen — Im dritten Act, meine Herren, ſehen wir uns wieder. (Ab.)

Alle (lachend). Es war Molière!

Chapelle. Molière als Tartüffe!

Tionne. Bewunderungswürdig! Der leibhafte Präſident!

Teſévre. Es iſt kein Zweifel, La Roquette iſt der Tartüffe, La Roquette iſt — (für ſich) der falſche Freund des Dupleſſis?

Delarive. Das wird die größte Rolle, die Molière je geſpielt hat. Sehen Sie das unermeßlich gefüllte Haus! Kommen Sie! Einen Augenblick nur! (Er lüftet den Vorhang.)

Alle (treten vorſichtig allmählich in die Loge hinein, gehen auch nicht ganz an die Brüſtung, der Vorhang fällt hinter ihnen zu).

Vierter Auftritt.

La Roquette (tritt vorſichtig herein). Später die Vorigen.

La Roquette. So iſt es denn beſchloſſen und ohne Wunder geht dieſer Abend nicht mehr zurück. Ganz Paris iſt in Bewegung. Alles will die Frommen auf der Bühne ſehen. Die Stichwörter der Satire ſind notirt; bei gewiſſen Stellen, die mit Händen zu greifen ſind, wird ein unermeßlicher Jubel ausbrechen — Meine Freunde haben nach Rom geſchrieben — Das Interdict gegen alles, was auf dieſe Ausartungen der Komödie geht, kann nicht ausbleiben. Aber für den heutigen Abend kommt alles zu ſpät —! Um einen Betrug das, den man ſich mit dem König erlauben will! Gewiß, ſchon hätt' ich ihm die Intrigue verrathen, wenn ich ſie nicht an einem für meinen Ruf zu gefährlichen Ort entdeckt hätte — er muß hier vorüber — wenn ich es jetzt noch wagte —! Es zog mich unwiderſtehlich hierher — hier, dacht' ich, wäre der einzig ſichere Ort im Hauſe — denn das große Gefolge des Königs iſt in der Mittelloge —

(Die Vorigen treten hinter dem Vorhang heraus.)

Alle. Ah, Molière!

Tionne. Laſſen Sie ſich noch Zeit?

Delarive. Der Anblick eines ſo überfüllten Hauſes, hat etwas Bezauberndes, Molière.

Dubois. Eine ſo erwartungsvolle Menge, Molière —

Teſèvre. Sie ſchienen ſo betroffen zu ſein, daß Madeleine Béjart eigentlich Madeleine Dupleſſis iſt —

La Roquette (bei Seite). Gott im Himmel! Sie halten mich ſchon für Molière!

Chapelle. Freilich, Herr Molière, Sie haben ſich Ihren Stoff nicht erfunden. Ich höre, es war eine wahre Geſchichte, die Sie uns in Ihrem Tartüffe zum Beſten geben.

La Roquette. Für wen halten Sie mich?

Delarive. Für den größten Dichter, den Frankreich in der Komödie beſitzt, für den treffendſten Sittenmaler Ihrer Zeit, für ein Muſter ſpäteſter Jahrhunderte, falls Herr Chapelle nichts dagegen hat —

Chapelle. Molière, wenn Sie die Akademiker ſchonten —

Lionne. Wenn Sie die Polizei ſchonten —

Dubois. Wenn Sie die Aerzte ſchonten —

Lefèvre. Wenn Sie die Notare ſchonten —

La Roquette. Meine Herren, ich bin der Präſident La Roquette —

Lionne. In der That! Von einer täuſchenden Aehnlichkeit —

Delarive. Ganz auch der Ton! Unübertrefflich copirt!

Dubois. Sie werden mit einem Sturm von Beifall empfangen werden!

Lefèvre. Sehen Sie nur! Die Angſt, die Verlegenheit des Böſewichts — wie treffend ſtehen ſie auf den Zügen ſeines Antlitzes gemalt! Molière, man glaubt, Sie ſtünden bei der kleinen Bäuerin und ſprächen von der Baumwollenindustrie von Limoges —

La Roquette. Wollen Sie mich toll machen?

Dubois. Dieſer Ausbruch der Wuth wird Ihnen ausgezeichnet ſtehen, wenn Ihre Schandthaten, die Sie im Hauſe des armen Dupleſſis begingen, an den Tag kommen, wenn der Geiſt der betrogenen Adele, die Stimmen der hülfloſen Kinder, die durch Sie gezwungen wurden, auf der Bühne ſich einen Unterhalt zu ſuchen —

(Die Ouverture beginnt hinter der Scene.)

Delarive. Die Ouvertüre beginnt —
Alle (bei Seite). Der König!

Fünfter Auftritt.

Ludwig. Die Vorigen (die ſich alle tief verneigen).

Ludwig (geht armverſchränkt und ſehr aufgeregt auf und ab). Guten Abend, meine Herren! Ah La Roquette — guten Abend, La Roquette — Wie kommen Sie hierher? Man hat Sie ſeit Menſchengedenken nicht im Theater geſehen.

Lionne. Sire, es iſt Molière, in der Rolle des Tartüffe —

La Roquette (bei Seite). Ich vergehe —

Dubois. Sire, alle fangen wir an, dem erhabenen Beiſpiel Ew. Majeſtät zu folgen und uns mit dem Tartüffe zu verſöhnen, ſeitdem Molière eine ſo treffende Charaktermaske gewählt hat.

La Roquette. Sire —

Ludwig. In der That, es iſt Molière! Wie ſollte auch der Präſident an einen ſo ſündhaften Ort kommen! Die Täuſchung iſt wunderbar. (Bei Seite.) Ich habe nicht den Muth, ihm ins Antlitz zu ſehen — (Laut.) Meine Herren, kommen Sie alle in meine Loge!

Chapelle. Sire, die Ehre!

Ludwig. Alle, alle, die früher die Gegner des Tartüffe waren! Molière, gehen Sie jetzt ans Werk! Sie ſcheinen verſtimmt? Hatten Sie doch nicht eine — kleine Verdrießlichkeit hinter den Couliſſen? Kommen Sie, meine Herren! Ihre Feinde, Molière, ſollen von meinen Augen, von meinem eignen Beiſpiel gezwungen werden, zu applaudiren. (Er tritt

Guſtav

(nach einigem Kampf zeigt er ihr mit abgewandtem Antlitz das Blatt).

Beate

(ergreift es, ſieht es an, betrachtet Guſtav).

Guſtav? Guſtav? (Giebt ihm das Blatt wieder.) Es komme, wie es muß! (Ab.)

Sechſter Auftritt.

Eveline. Guſtav.

Guſtav.

Fräulein Eveline, Sie werden geſtern erſtaunt ſein über die Art, wie ich Sie bei dieſem unvermutheten Wiederſehen begrüßte. Wenn ich in einem Augenblicke vor einem Luſtbilde in der Wüſte, vor einer bunten Täuſchung der Sinne geſtanden hätte, ich würde nicht ſo überraſcht geweſen ſein, wie über Ihren Anblick.

Eveline.

Sie erklären meine eigne Beſtürzung.

Guſtav.

Sie ſind dieſem Hauſe durch die Wahl Ihres Bruders ſo nahe getreten! Ich bin nun im Begriff, Ihr Verwandter zu werden.

nach hinten. Sowie er an die Bruſtung kommt, bricht eine Beifallsſalve aus. Die Ouverture löſt ſich in einen Tuſch auf und ſchweigt.)

Dubois. Man applaudirt ihm, weil er das Verbot aufgehoben — (folgt).

Chapelle. Raſch, raſch, dann gilt der Empfang auch uns! (Die andern treten nach hinten näher. Der Vorhang bleibt offen.)

La Roquette (vorn allein. Verzweifelnd). Ha, ha, ha! Sie halten mich für Molière! Und Dupleſſis iſt mitten unter ihnen und die Schlöſſer meiner Truhen öffnen ſich und zeugen wider mich — die Scene hat begonnen — ſchon hör' ich dieſe mordenden Verſe — jetzt wird Elmire auftreten — wie der König über die Brüſtung ſich lehnt — die Scene mit dem Tuche kommt — (Man applaudirt draußen.) Klatſcht nur! Klatſcht! Ha, ſie koſten ſchon Blut — der Appetit ſteigert ſich — nur zu! Zu! Wir wollen ſehen, wer beſſere Zähne hat. Noch geb' ich die Hoffnung nicht auf — Noch eine Secunde und Elmire tritt ein — (Man applaudirt noch ſtärker.) Ha! Da iſt ſie! Der König beugt ſich über — Das Tuch — Das Tuch —

Ludwig (erhebt ſich hinten plötzlich und kommt langſam vor. Die Uebrigen laſſen ihn durch und gruppiren ſich in beſcheidener Entfernung).

La Roquette (zieht ſich raſch zurück an die Seite). Das Tuch — war gelb!

Lionne (bei Seite). Hat den König eine Stelle verwundet?

Dubois (bei Seite). Vielleicht eine perſönliche Beziehung —

Chapelle (bei Seite). Oder ein ſchlechter Vers —

La Roquette (für ſich). Das Tuch war gelb!

Orlarius. Majeſtät geruhen zu befehlen — Sire, dürft' ich —

Lionne. Die Sprache des Stücks ſchien Ew. Majeſtät doch wol zu frei?

Chapelle. Bisjetzt hab' ich ſchon ſechs falſche Reime gezählt —

Tionne. Wünſchen Ew. Majeſtät einen Proteſt?

Teſcore. Ein Mandat?

Ludwig (ſetzt ſich und ſtützt den Kopf auf). Abſcheulich —! Das Tuch war gelb! Wenn ſie mich betrogen hätte!

La Roquette (bei Seite). Das Coſtüme des Stücks iſt nicht gut gewählt — — ha, ha! Das iſt es allein —

(Man applaudirt draußen.)

Tionne. Wünſchen Ew. Majeſtät, ſo erklär' ich augenblicklich, daß der Vorhang fällt —

Chapelle. Ludwig XIV. iſt doch Ludwig XIV.!

Ludwig. Chapelle, das iſt der geiſtreichſte Gedanke, den Sie je ausgeſprochen haben! Was ſeh' ich dort? Noch immer Molière?

(Alle blicken auf La Roquette.)

La Roquette (ſammelt ſich, entſchloſſen). Sire, wenn ich wagen dürfte, Ihnen eine Mittheilung zu machen —

Ludwig. Worüber?

La Roquette. Ueber einen Gegenſtand der Garderobe. Ueber das Tuch Elmirens!

Ludwig. Wie — Sie wiſſen? — Meine Herren, (zeigt auf die Loge) treten Sie näher! Laſſen Sie uns allein!

(Alle verbeugen ſich und gehen in den Hintergrund.)

La Roquette. Sire, erlöſen Sie mich von dieſem grauſamen Misverſtändniſſe! Ich bin niemand anders als der Präſident La Roquette!

Ludwig. In der That! Sie ſind La Roquette — was wiſſen Sie von Elmiren —

La Roquette. Ludwig's hochherziger Sinn iſt getäuſcht worden von der Koketterie eines Weibes — Nur um die Aufführung des Tartüffe zu ermöglichen, hat man dieſe Liſt erfunden und Ew. Majeſtät mit einem gewiſſen — Zeichen täuſchen wollen —

Ludwig. Darum verlangte Armande —?

La Roquette. Das Zeichen des blauen Tuches! Ein Stück mit einem auffallenden Tuche wurde gesucht und Ew. Majestät, in Ihrer Güte und Großmuth, ertheilten deshalb —

Ludwig. Abscheulich, empörend! Aber woher wissen denn Sie das alles —?

La Roquette. Der Zufall ließ mich die Bekanntschaft jener kleinen Debutantin machen, welche heute zum ersten mal die Bretter betritt —

(Man applaudirt hinter der Scene.)

Ludwig. Wem applaudirt man schon wieder?

Delarive (von hinten her). Dem Auftreten der kleinen Béjart-Duplessis.

La Roquette. Desselben jungen Mädchens, das mir von Chapelle zur Protection empfohlen wurde — Sie besuchte mich, sie plauderte mit mir, sie hatte gestern eine gewisse Scene in Armandens Garderobe belauscht —

Ludwig. Protegiren Sie junge Debutantinnen? Und diese hat Ihnen Armandens Hinterlist verrathen?

La Roquette (bei Seite). Sie spielt jetzt — ich bin sicher! (Laut.) Ja, Ew. Majestät — es ist nichts als ein Complot, ein Complot des Betrugs, einer sträflichen Hinterlist, eines Verraths an den zartesten Empfindungen Ihres Herzens —

Ludwig. Abscheulich! Ich sehe, Sie wissen alles! — Aber ich glaube, sie spricht — oder ist es die andere? Diese Kleine scheint ein hübsches Organ zu besitzen —

La Roquette. Ew. Majestät wünschen doch, daß ohne weiteres diese hochverrätherisch durchgesetzte Vorstellung geschlossen wird —

Ludwig. Getäuscht — verrathen! Empörend! — — Aber sonderbar, daß mir diese Madeleine nicht erst vorgestellt wor-

den iſt — Wieder eine neue Pflichtvergeſſenheit Molière's — (Applaus.) Sie ſcheint zu gefallen —

La Roquette. Nicht wahr, das Stück ſoll nicht weiter geſpielt werden —?

Ludwig. Delarive, hat die Kleine Talent?

Delarive. Vortrefflich, hinreißend!

La Roquette. Nicht wahr, Sire, das Stück iſt zu Ende —?

Ludwig. Mit dem erſten Acte! Ganz gewiß oder — Es thut mir nur leid — um dieſe kleine Madeleine Béjart — wie kommt ſie zu dem doppelten Namen —?

La Roquette. Sire, der Vorhang ſoll fallen?

Ludwig. Noch nicht! Später. Und Sie ſagen, ſie iſt eine Schweſter Armandens?

La Roquette. Es wird morgen in den Journalen heißen: Das Stück wurde zwar bis zu Ende des erſten Actes geſpielt, aber Se. Majeſtät verließen ſchon nach der erſten Scene ihre Loge?

Ludwig. Ohne Zweifel! Das iſt der rechte Ausweg!

(Applaus hinter der Scene.)

La Roquette. Dieſe teufliſchen Hände!

Ludwig. Delarive, gefällt ſie?

Delarive. Die Scene? Allgemein, allgemein, Sire —

Ludwig. Iſt ſie gut coſtümirt?

Delarive. Die Scene?

Ludwig. Die neue Debutantin!

Delarive. Sie trägt ein blaues Tuch —

Ludwig (ſteht auf). Nun trägt Die ein blaues Tuch? Hm! Das könnte ja möglicherweiſe eine Andeutung Armandens ſein — eine Art Bitte um Vergebung! Dieſe Madeleine iſt — gewiß ſehr — reizend — jedenfalls neu und — noch nicht dageweſen —

La Roquette. Sire, nicht wahr, Sie befehlen den Wagen?

Ludwig. Präſident, — ich beobachte gern die Entwickelung junger Talente — (Bei Seite.) Daß ihr Armande ein blaues Tuch geſtattete, damit hat ſie jedenfalls etwas ausdrücken wollen — jüngere Schweſtern ſind zuweilen intereſſanter — — als ältere — (Man applaudirt.) Delarive, ſie muß vortrefflich ſpielen — Es wäre grauſam, wenn ich ſie kränken wollte und gehen! Nein, nein, Präſident, laſſen Sie das doch noch mit dem Artikel in den Journalen!

La Roquette. Sire, die Religion!

Ludwig. Delarive, (Delarive kommt näher) ich denke, man iſt einmal hier, man weiß nicht, was man noch den Abend über beginnen ſoll, man ſieht das Stück zu Ende — Was?

Delarive. Alle Blicke richten ſich ſehnſuchtsvoll nach dieſem verlaſſenen Seſſel —

Ludwig. In der That, nicht wegen des Stückes, nicht wegen dieſer — boshaften Armande, nicht wegen Molière's, ſondern um eine junge Debutantin nicht zu kränken — Gehen wir? Was meinen Sie?

Delarive. Madeleine wird Armande ſchlagen, ſcheint es, ich meine in ihrer Rolle —

Ludwig. Ich will in der That nur das Glück der ganzen Welt, ſelbſt auf meine eignen Koſten! Madeleine muß ein bedeutendes Talent ſein! Ich entſchließe mich von nun an, nicht mehr die Künſtlerinnen, ſondern nur noch die Kunſt zu protegiren. Meine Herren, kommen Sie, ich will das Stück zu Ende ſehen! (Ab in die Loge.)

(Alle folgen dem König. Der Vorhang der Loge fällt zu.)

Letzter Auftritt.

La Roquette. Später Molière. Dann Armande, Madeleine und Matthieu. Zuletzt Ludwig und die Uebrigen.

La Roquette (allein). Alles verloren! Alles hin! Ich bin verurtheilt, rücklings auf die Nachwelt zu kommen und noch das Zwerchfell der spätesten Jahrhunderte zu kitzeln — Flieh' ich? Bleib' ich? Soll ich mich selbst sehen?

Molière (als Tartuffe tritt schnell herein).

La Roquette (sieht sich in Molière wieder). Ha! Wer bist du, Mensch? Was willst du von mir? Hinweg, Gespenst! Laß mich!

Molière. Erkennst du mich? Fühlst du, wer ich bin? Dein Gewissen! Ja, dich und den Schatten eines durch dich geopferten Unglücklichen wollt' ich der Welt zeigen! Sieh hin, dort unten steht Duplessis als Orgon, Elmire ist das Weib deines Freundes, das zur schändlichsten Untreue du, du verleitetest; die Frauenstimmen, die an dein Ohr dringen, sind die beiden Kinder deines Freundes, die durch dich in die Nacht des Lebens geschleudert wurden und sich in dem Augenblick, wo deine Missethaten ans Tageslicht kommen, erkennen und als Schwestern wiederfinden müssen! Sieh, sieh, so wie ich hier stehe, dein Schatten, dein Ebenbild, werd' ich jetzt vor die Menge treten und Jubel wird nicht Molière, nicht Tartüffe, nein, den Präsidenten La Roquette empfangen —

Matthieu (hat rechts und links Madeleinen und Armanden am Arm. Armande trägt eine blonde Perrüke in der Hand und sonstige Kleidungsstücke, die Molière später braucht.)

Matthieu. Gott sei Dank! Molière, ich komme noch zur rechten Zeit! Es hat mich 3000 Livres Caution gekostet!

Madeleine. Da ist er! Der ist's! Dem verdanken wir

dieſe Verbote, dieſe geſtohlenen Souffirbücher, dieſe Baſtillen! Schlechter Mann, wenn Sie mir nicht eine Schweſter geſchenkt hätten — (legt ihren Arm um Armande).

Molière. Hier ſtehen die beiden Erbinnen jener Summen, die du dem Opfer deiner Heuchelei und Tücke geraubt haſt! Verſprichſt du, Madeleinen ein Vermögen von 30000 Livres auszuzahlen?

La Roquette. Ja! Ja! — Was hilft mir das jetzt?

Molière. Verſprichſt du ferner, für den Antheil, der meiner Armande gebührt, und auf den ſie verzichtet, weil ich, der Muſe ſei Dank! die Mittel beſitze, ſie zu ernähren, verſprichſt du mir für dieſen Antheil, damit das Talent, das Laſter zu entlarven, in Frankreich nicht ausſterbe, 30000 Livres zu dem Zweck zu beſtimmen, daß davon eine Theaterſchule, eine Akademie für den Unterricht in der Schauſpielkunſt geſtiftet wird?

La Roquette. Blasphemie!

Molière. In dieſem Falle, ſiehe, was ich thue! Dankbar für die Idee, die du mir wider Willen zu einem Stück gegeben haſt, will ich nicht, daß man ſage, ſeht, das iſt der Präſident La Roquette! Molière — beweiſe dir, daß er ein edleres Herz hat! Hier ein Tuch, das du nicht zu tragen pflegſt! Hier ein Kopf, der nicht der deine iſt! (Setzt ſich raſch die große blonde Perrüke auf und bindet ſich ein blaues Tuch als Leibbinde um.)

La Roquette. Ha! Man wird mich nicht erkennen?

Molière. Deine Thaten, ja! Aber deine Perſon will ich ſchonen. (Draußen ſtürmiſcher Applaus.) Hörſt du, wie ſie dich ſchon erwarten? Die Ungeduld, dich in mir und mich in dir zu ſehen, grenzt an Raſerei. Schwöre zu erfüllen, was ich verlangt habe — und ich gehe hinaus, ſo wie ich jetzt hier ſtehe!

La Roquette. Ich ſchwöre —

Madeleine, Armande. Nicht bei Gott, den du gelästert!

La Roquette. Beim Lichte der — Wahrheit!

Molière, Matthieu. Bravo, Tartüffe!

Ludwig (hat ſchon vorher den Vorhang gelüftet und tritt mit den Herren aus der Loge). Nein, ſchwören Sie nicht, La Roquette! Schwören Sie bei der Nacht der Lüge! Molière, Sie haben Großmuth gezeigt einem Manne, der ſie nicht verdiente!

La Roquette (bei Seite). Das wird der letzte Tag meines Lebens!

Ludwig. Nichts entging mir von dem, was hier geſprochen wurde, und was ich nicht verſtand, ergänzten dieſe Herren! La Roquette, das alſo ſind die Frommen, die Frankreich und mich beherrſchen wollten? Sie, das Urbild des Tartüffe, ſuchen Sie nie wieder die Nähe eines Fürſten auf, der für immer vom Ruder des Staates die Heuchler verbannt! Richter ſind ſie, von dieſem Amte kann ich Sie nicht entfernen, aber ohne Zweifel geben Sie ſelbſt es auf, wenn ich Sie hiermit der übrigen Aemter, die Sie außerdem bekleiden, für immer enthebe —

La Roquette. Sire, Gnade —

Ludwig. Legen Sie die Würde eines Anwalts meiner Krone nieder! (Zu den andern.) Alſo zwei Schweſtern! (Geht zu Madeleinen.) Schöne Madeleine, ich wünſche, daß Sie eine ebenſo große Künſtlerin werden mögen, wie Armande, aber eine Künſtlerin auf der Bühne, nicht (mit vorwurfsvollem Blick auf Armande) hinter den Couliſſen!

Armande (beſchämt und bittend). Sire —

Ludwig. Schon gut, ſchon gut! Ich werde meine Protection Madeleinen zuwenden. Sie aber, Molière — meine Herren, ich mache mir ein Vergnügen daraus, jetzt aus der großen Hauptloge, wo ich die Prinzen des königlichen Hauſes erblicke, Frankreich zu zeigen, daß ich in Molière die Kunſt, in der Verbannung und Entlarvung ſeiner (auf La Roquette) Feinde

die Freiheit der Gedanken und der Gewissen ehre. Folgen Sie mir! (Ab nach innen.)

Chapelle. In die große Hauptloge? Molière! Ein Sitz in der Akademie ist erledigt! Macht sich Ihr Stück in der Vorstellung besser als in der Lectüre, so seien Sie überzeugt, daß ich Ihre Berechtigung anerkenne, ebenso unsterblich zu sein — wie wir!

(Lienne, Dubois, Lefèvre, Delarive folgen dem König.)

Matthieu. Herr Expräsident! Ich gehe unter den Kronleuchter und räche mich für die Bastille als Claqueur aller der Stellen, die auf Sie Bezug haben.

Molière. Die Bedingungen! Oder morgen bei der ersten Wiederholung stell' ich den Wolf in seinen wahren Kleidern dar. Meine Freundinnen, meine Schwestern, jetzt an die Lampen!

Matthieu. Und ich unter den Kronleuchter!

(Alle vier nach einer Seite hin zugleich ab.)

La Roquette (allein). Geht nur, geht! Fürs Leben hab' ich verloren und auf der Bühne nur halb gewonnen — Aber verjagen kann man uns wie die Wölfe und wie die Füchse kommen wir wieder. Rächt euch! Rächt euch! Wir werden es auch thun. (Im Ton der Demuth.) Ich trete in den Orden der Jesuiten!

(Der Vorhang fällt.)

Anmerkung.

Aus den Intriguen, welche die erste Aufführung des „Tartuffe" von Molière verhindern sollten, einen neuen „Tartuffe" zu bilden, hatte schon Goldoni versucht. Ohne diesen Vorausgang zu kennen las ich unter den hundert Lustspielen und Possen des verwandlungsreichen Venetianers das betreffende Stück erst da, als meine Arbeit bereits vielfach gegeben war. Der Richtung seiner Zeit und den strengen Theatergesetzen eines Jahrhunderts gemäß, wo in Rom die Frauenrollen noch von Männern gespielt wurden, hielt sich Goldoni, ohne die Heuchelei im Lichte seiner Zeit schärfer auszuführen, an die enge Familiensphäre, in welcher sich der Scheinheilige bei Molière bewegt. Seine Wiedergabe der Molière'schen Fabel scheint mir ziemlich frostig zu sein.

Vorstehendes Lustspiel wurde im Sommer 1844 geschrieben und nahm seine nächste Veranlassung aus dem Geist und den Kämpfen der damaligen Zeit. Am Bundestage, in Oesterreich, in Sachsen, in Preußen waren die Bücher-, Zeitungs- und Dramenverbote an der Tagesordnung. Rücksichtslos gingen die polizeilichen Maßnahmen über die Lebensinteressen der Anderen hinweg. Eine kalte, mumienhaft vertrocknete Praxis der Censurbehörden kümmerte sich um keine Bitte, um keine Versicherung über die Harmlosigkeit der ihnen vorgelegten Erfindungen, namentlich herrschte in Preußen eine Coterie von höhern Polizei- und Regierungsbeamten, deren oberster Chef, Tschoppe, an seinen fixen, man könnte sagen, Alba-Ideen schon wahnsinnig war, noch ehe man ihn ins Irrenhaus brachte.

Die historischen Thatsachen, die ich der somit erklärlichen Anwendung des „*facit indignatio versum*" diesem Lustspiel zu Grunde legte, machten, da die eigentliche Absicht anderswo lag, keinen Anspruch auf besondere historische Treue. Noch war damals das Molière zugeschriebene Wort:

Eveline.

Fügungen des Zufalls.

Guſtav.

Ich liebe dieſen Zufall nicht, der ſich oft ſo unberufen in die menſchlichen Schickſale drängt. Ich war Ihnen einſt ſchon inniger verwandt, als ich es jetzt durch dieſen Zufall werde. Nicht wahr, Fräulein Eveline, Sie müſſen mich ſehr verändert finden?

Eveline.

Sie ſind im Begriff, den wichtigſten Schritt Ihres Lebens zu thun.

Guſtav.

Sie haben Recht, es iſt mein Vermählungstag. (Pauſe.) Wiſſen Sie wohl, Fräulein Eveline, daß ich Ihnen vielen Kummer, ſchlafloſe Nächte, beängſtigende Träume verdanke? Als wir ſchieden, gaben Sie mir aus Ihrem Album ein weißes Blatt. Ich ſollte es mit einem Denkſpruch füllen, mit einem Wunſche für die Zukunft.

Eveline.

Ich bat um einen Blick auf die Vergangenheit.

Guſtav.

Ihnen ſollte mein erſter freier Augenblick gehören. Ich fand ihn, fand freie Stunden, freie Tage und Nächte — hielten Sie die Aufgabe, die Sie mir ſtellten, für leicht, Eveline?

„Monsieur le président ne veut pas, qu'on le joue!" nicht für apokryph erklärt werden. Der Präsident, den Molière nur gemeint haben konnte, war Guillaume de Lamoignon, der damalige Chef der ausübenden Gerechtigkeit in Frankreich. Dieser Name kommt in den ersten Anfängen der Französischen Revolution vor, wo ein Lamoignon Justizminister war, ein Achselträger; ich nahm den Urgroßvater, wie ihn als möglicherweise gewesen jene Anekdote hinstellte.

Die Literaturen der Völker sind jedoch nicht mehr die Geheimnisse einer Familie unter sich. Ich war mir einer nur ideellen Wiederspiegelung eines Momentes aus Molière's Leben bewußt, eines Momentes, wo allerdings vielleicht die *höhere* reale Wahrheit durch meine Erfindung nicht weniger getroffen wurde, nur kümmerte mich nicht allzu sehr um die Namen des Personals meines Stücks. Eine bittere Strafe folgte. Die Franzosen sehen nur zuweilen in unsere Literatur, wie in einen mattleuchteten Guckkasten, den man, mit halb erblindeten Gläsern, auf Jahrmärkten zeigt, aber sie hatten das von Lamoignon in Deutschland entworfene Bild eines bei ihnen als Mäcen der Künste gefeierten Mannes, an den Boileau manche seiner Satiren gerichtet, erfahren und es dem Autor nicht wenig übel genommen.

Meinerseits glaub' ich nun an eine persönliche Wiederbegegnung mit den Abgestorbenen dieser Erde in irgendeinem paradiesischen oder acherontischen Jenseits, wo man ihnen für Haß und Liebe Rechenschaft geben soll, meine Aesthetik hat Anwandelungen von mönchischer Askese, denen zufolge ich von jedem historischen Drama, dessen Inhalt sich nur *irgendwie* eine Entstellung der Geschichte erlaubt, und wär' es Schiller's „Don Carlos" oder Goethe's „Egmont", behaupte, es steckt ein böser Wurm darin, der seine Lebenssäfte mit der Zeit tötet — man kommt dahin, wenn man als Autor viel experimentirt hat und Dinge, die man sich heiter und fröhlich gedacht, später in Sack und Asche betrachten muß! So rechnete ich zu den vielen Sünden, deren aufrichtiges Bereuen mich mehr oder weniger heilig machen soll, die Einführung des Parlamentspräsidenten Lamoignon, der gerichtlich allerdings unter das Verdict des „Tartuffe" seinen Namen gesetzt hatte, als „Urbild des Tartuffe", und forschte, wen ich, historisch richtiger, dafür an seine Stelle setzen sollte. Denn eine unumstößliche Tradition bleibt es, daß dem „Imposteur", unter welchem Namen „Tartuffe" bekanntlich zuletzt freigegeben wurde, ein wirklicher Vorgang aus dem Leben eines allbekannten, schon 1667 von Paris allgemein belachten Namens zu Grunde lag. Dieser Name war so bekannt, daß die galanten Cavaliere und schönen Damen jener Tage, deren Briefe und Erinnerungen uns jetzt als

Geſchichtsquellen dienen, ganz vergeſſen haben — wenigſtens glaubte man dies — ihn zu nennen.

Jetzt erſt hat man in Frankreich angefangen, aufmerkſamer auch in den alten Büchern zu leſen. Erſt jetzt ſind aus dieſer anmuthigen, von Roſenguirlanden umzogenen Watteau- und Rubens'ſchen Liebesgartenperiode, die nur zuweilen von den Späßen der Baſtille und des Schaffots bitter unterbrochen wurde, Memoirenplaudereien à la Varnhagen, Briefwechſel à la Frau von Stein bekannt geworden, die den böſen Freund Orgon's und Elmirens genannt haben. Man begreift die Macht der Intriguen, die den „Tartuffe" unmöglich machen ſollten, wenn man hört, daß es ein Geiſtlicher war, Abbé Roquette, Almoſenier des Prinzen Conti, Biſchof jener alten Stadt Autun, die hundert Jahre ſpäter noch einmal einem andern Reineke-Fuchs das biſchöfliche Pallium umwarf, Talleyrand. In der „Revue française" (1859, Nr. 101—105) hat Edouard Fournier den ausführlichen Beweis geliefert, daß Paris nur über den Biſchof von Autun, Abbé Roquette, lachen konnte, als Molière den Tartüffe gab. Beide waren eine Zeit lang gute Bekannte geweſen — bis zu Roquette's aufſteigender Carrière. Einen empfindlichen Schlag verſetzte der galante Biſchof von Autun dem „Kammerdiener und Tarezierer des Königs, Poquelin" (als welcher Molière in dem franzöſiſchen Staatshandbuch figurirte), dadurch, daß ihm der „fromme" Sinn deſſelben die Verſtellungen ſeiner Truppe verbot, die dieſe im Languedoc geben wollte. Molière glaubte ſeitdem überall von Roquette, der trotz ſeiner Biſchofswürde in Paris als Mann der Geſellſchaft lebte, verfolgt zu ſein. Während ſein „Tartüffe" verboten blieb, ſchrieb er den erſten Act des „Misanthrope". Auch hier behauptete man, hatte Molière nur Roquette im Auge, wenn er von einem „Schurken" ſpricht, den alle Welt kenne und der dennoch durch ſein Lächeln ſich überall den Weg bahne. Daß ein ſolcher Böſewicht, heißt es im „Misanthrope", „mit Glanz umgeben ſein könne",

„ait grandeur le mérite et rougie la vertu".

Man wird das vorliegende Stück mannichfach geändert finden. Nicht im Gang der Handlung, aber in manchen Motiven und durchgängig im Dialog. Werke, die am Lampenlicht Leben gewinnen wollen, ſchlüpfen nur zu ſchnell und nachgiebiger, als ſie ſollten, unter die Maske und das Coſtum des Schauſpielers und überlaſſen ſozuſagen der Geſticulation des darſtellenden Spiels Ergänzungen und Ausführungen, die reifere Ueberlegung beſſer gethan hätte, ſelbſt in der Hand zu behalten. Von ſolchen übereilten Zugeſtändniſſen an das, was der Schauſpieler dann in der That oft anſprechend

zu ergänzen oder wenigstens in der gerade ihm eigenen Weise zweckmäßig w[illegible] herzugeben weiß, kommt man in spätern Jahren sehr zurück und beklagt dann auch ebenfalls, viel zu oft neben dem Regisseur mit der Uhr in der einen und dem Rothstift in der andern Hand gesessen und sein Manuscript auf die richtige Spielzeit von 6 bis 9 Uhr zeilen-, ja oft wortweise gestrichen zu haben. Ums Himmels willen nicht zu lang' heißt die an sich so richtige Warnung des praktischen Rathgebers. Wollen die richtigen 150 Spielminuten nicht heraus kommen, so liest man sein Manuscript immer wieder aufs neue durch, streicht jeden Satz, der allenfalls entbehrt werden könnte, jede Digressionen, die „im Grunde nicht nöthig ist", jedes „nur aufhaltende" Beiwort, zuletzt addirt man die Worte und die Zeilen und ist glücklich, noch drei bis vier Seiten „eingebracht" zu haben, der „wegfallen können". Und wenn man kein eitler und bühnenunkundiger Neuling ist, ist dies der heiterste Selbstmord von der Welt. Gefällt dann die Arbeit in dieser Gestalt, so denkt man vorsorglich auch noch an ein verfeinertes, der mißtrauische Molière würde sagen boshaftes und parteiisches „Streichen" an den maßgebenden dreißig deutschen Bühnen und gibt sogleich die von eigener Hand gemachten Kürzungen lieber, als daß man sich auf die Regieen verläßt, die oft in der Hand der am Effect der Rollen betheiligten Schauspieler sind. So gehen die Kürzungen dann auch in die gedruckten Bücher über, der Usus setzt sich fest und nach Jahr und Tag erst kommt man zur Einsicht, daß mehr oder weniger bei solchem Verfahren nicht blos die „Längen" ausgefallen sind, sondern zuweilen Sinn und Verstand.

Eine Bitte, sämmtliche Soufflirbücher und Rollen dieses Stücks in den deutschen Theaterbibliotheken zu cassiren und sie nach dieser neuen vollständigen Durcharbeitung ausschreiben zu lassen, mag' ich, da ich die Theater in ihrer täglichen Verpflichtung für Neues und Neuestes kenne, kaum aussprechen, würde jedoch die Gewährung mit Dankbarkeit anerkennen.

Druck von A. J. Brockhaus in Leipzig.

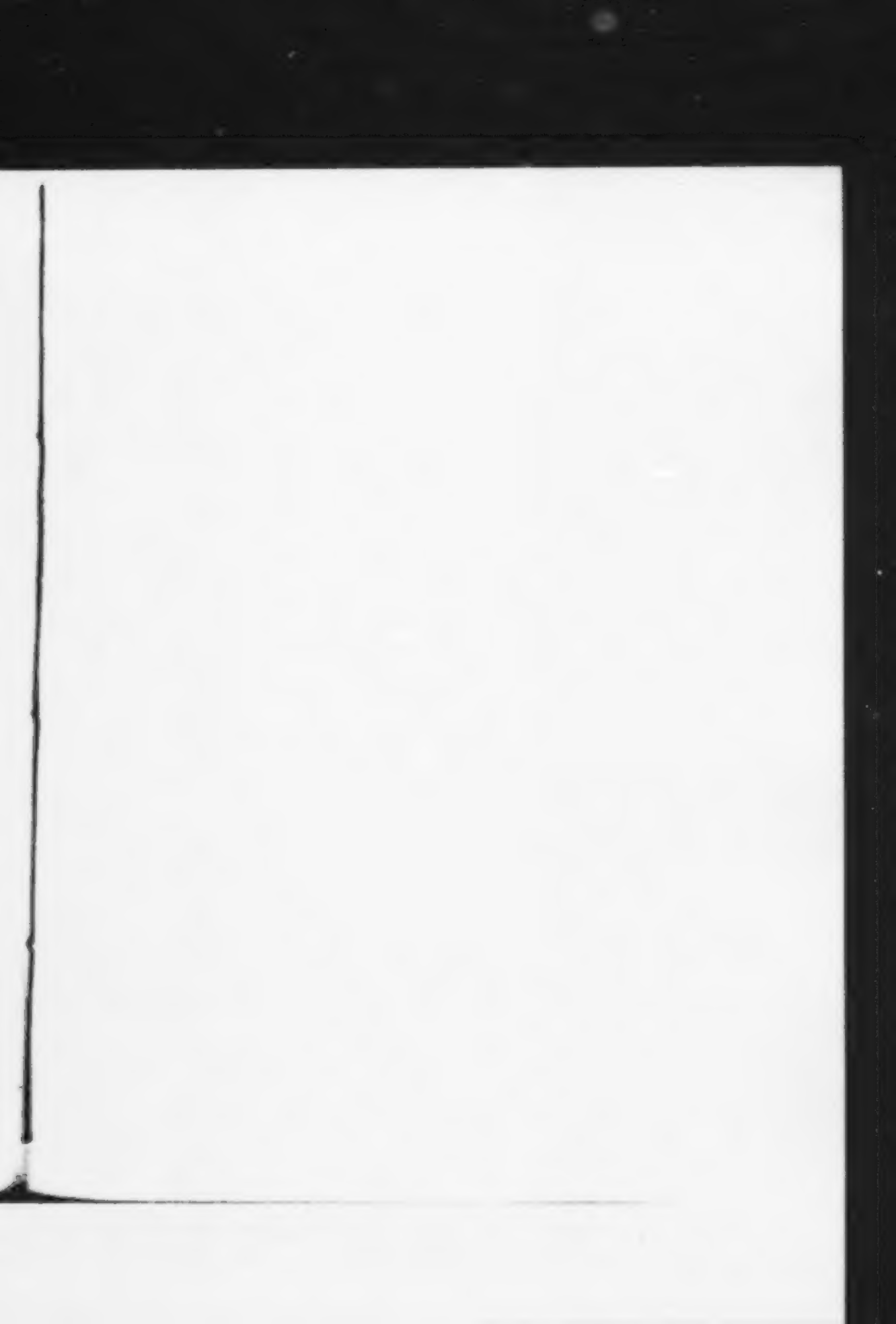

Dramatiſche Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollſtändige neu umgearbeitete Ausgabe

Zweites Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1862.

Zopf und Schwert.

Lustspiel in fünf Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

Fünfte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

Zopf und Schwert.

Luſtſpiel

in

fünf Aufzügen.

Eveline.

Ich bat nur um eine einzige kleine Blüthe, um ſie aufzubewahren unter meinen Erinnerungen.

Guſtav.

Eine getrocknete Blüthe! Wäre das Alles, was von jenen unvergeßlichen Tagen zurückblieb, ſeit ich Sie in England zum erſten Male ſah? Von dieſem innigen Zuſammenhang befreundeter Seelen, von dieſen Stunden der Gefahr, des Sieges, des Troſtes, der Freude, von allen dieſen kühnen Flügen durch das Aetherreich der Ideen, von dieſen Träumen und Ahnungen über die ſchönere Beſtimmung dieſes irdiſchen Daſeins, — nichts, nichts, als ein kalter Spruch, ein Zug der Feder, hingemalt auf einem Blatt Papier!

Eveline.

Der Buchſtabe lebt auf im Auge des Leſers.

Guſtav.

Aber wie? Eveline, wenn es Worte gäbe, die die Feſſeln jeder Ueberlegung ſprengen! Wenn die Gedanken in unſrer Seele ſo wachſen könnten, daß kein Wort der Erde ſie mehr ermißt! Wenn ich Ihnen den Abſchied mit dem ausſtrömenden Blute meines Lebens geſchrieben hätte?

Eveline (erſchrickt).

Mein Gott!

Guſtav.

Fürchten Sie nichts, erſchrecken Sie nicht: ich kenne meine Pflicht. Leicht trennte ich mich von Ihnen: ich

Perſonen.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, Vater Friedrich's des Großen.
Die Königin, ſeine Gemahlin.
Prinzeſſin Wilhelmine, ihre Tochter.
Der Erbprinz von Baireuth.
General von Grumbkow, Graf Schwerin, Graf Wartensleben, } Räthe und Vertraute des Königs.
Graf Seckendorf, kaiſerlicher Geſandter.
Ritter Hotham, großbritannischer Geſandter.
Frau von Viereck, Frau von Holzendorf, } Damen der Königin.
Fräulein von Sonnsfeld, Dame der Prinzeſſin.
Overkmann, Kammerdiener des Königs.
Kamke, Kammerdiener der Königin.
Gabel, ein Grenadier.
Ein Lakai des Königs.
Generale, Offiziere.
Hofdamen.
Die Mitglieder der Tabaksgeſellſchaft.
Grenadiere.
Lakaien.

Ort der Handlung: Das königliche Schloß in Berlin. Zeit: 173*.

Erſter Aufzug.

Ein Saal mit einem Fenſter und vier Eingängen. Links ein Tiſch und zwei Lehnſeſſel.

Erſter Auftritt.

Eversmann (ſchnupft mit Behaglichkeit aus einer Doſe). **Zwei Trommler von der Garde. Darauf Fräulein von Sonnsfeld.**

Die Trommler (ſchlagen dicht an der vordern Thür links, die zur Prinzeſſin führt, einen Wirbel).

Fräulein von Sonnsfeld (aus dieſer Thür blickend). Es iſt ſchon gut.

Trommler (ſchlagen einen zweiten Wirbel).

Sonnsfeld (wieder hervorſehend). Wir wiſſen ſchon, ſag' ich.

Eversmann (winkt zum dritten male).

Trommler (ſchlagen einen dritten langen Wirbel).

Sonnsfeld (tritt nun unwillig heraus und ſpricht, nachdem der Lärm vorüber). Es iſt nicht zum Aushalten. Die Nerven möchten einem zerſpringen. Links um, vorwärts marſch! — Hinaus mit euch auf den Exercirplatz, wo ihr hingehört! (Trommler ſind

inzwiſchen trommelnd abmarſchirt. Nachdem es ſtill geworden.) Eversmann, Sie ſollten ſich ſchämen, daß Sie den König nicht endlich auf die Achtung aufmerkſam machen, die den Damen gebührt.

Eversmann. Gnädiges Fräulein, ich befolge die Befehle unſers königlichen Herrn. Sintemal das Zuſpätaufſtehen ein Laſter der heutigen Jugend iſt, wird jeden Morgen um ſechs Uhr vor den Zimmern der königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen die Reveille geſchlagen.

Sonnsfeld. Prinzeſſin Wilhelmine iſt den Kinderſchuhen entwachſen.

Eversmann. Gerade dann hat man des Morgens die ſüßeſten Träume.

Sonnsfeld. Träume von unſerer endlichen Erlöſung, von Verzweiflung, vom Tode —

Eversmann. Oder von Heirathen und — dergleichen —

Sonnsfeld. Nehmen Sie ſich in Acht, Eversmann! Der Kronprinz hat endlich ſeine Freiheit errungen und führt in Rheinsberg ein pünktliches, ein ſehr genaues Tagebuch über alles, was in Berlin und in den Umgebungen ſeines geſtrengen Herrn Vaters vorgeht. Man weiß, daß Sie den König mehr beherrſchen als die Miniſter.

Eversmann. Wenn das dichteriſche Gemüth des Kronprinzen, des übrigens innigſt an mich attachirten Fritz, nicht ſchärfer ſieht, dann hab' ich wenig Reſpect vor der Einbildungskraft der Poeten. Ich und Einfluß! Ich drehe Sr. Majeſtät jeden Morgen ſeinen ſtattlichen Zopf, ſtutze ihm ſeinen männlichen kräftigen Bart, ſtopfe ihm jeden Abend ſeine kleine gemüthliche holländiſche Pfeife, und was bei dieſen kleinen unſchuldigen Handleiſtungen die geheiligte Perſon des Königs von Winken und Aeußerungen und kleinen Befehlen fallen läßt — das allerdings —

Bonnsfeld. Sammeln Sie und baben ſich daraus ſo einen „kleinen unſchuldigen Einfluß“ geſchmiedet, der Ihnen bereits drei Häuſer, fünf Landgüter und eine Kutſche mit vier Pferden eingebracht hat. Hüten Sie ſich, daß der Kronprinz alle dieſe ſchönen Gegenſtände nicht dermaleinſt unter dem Galgen verſteigern läßt.

Eversmann. Hören Sie, Sie haben ſchlecht geſchlafen, mein Fräulein! Ich verbitte mir ſolche aus der Luft gegriffene Manieren von Weiſſagungen und Prophezeiungen. Se. königliche Hoheit der Kronprinz ſind viel zu ſehr Philoſoph, als daß Sie ſich an einem Manne rächen ſollten, der mit ſeinem Vater nichts anderes zu thun hat, als Sr. Majeſtät jeden Abend eine Pfeife zu ſtopfen, jeden Morgen einen Zopf zu drehen und ihn einen Tag um den andern nach alter deutſcher Sitte über den Löffel zu balbiren. Verſtanden? (Ab.)

Bonnsfeld (allein). Geh' du nur, du alter Sünder! Stell' dich nur noch ſo ehrlich und deutſch! Wir kennen dich und alle deinesgleichen! Das iſt ein Leben an dieſem Hofe! Des Morgens in der Frühe ſchon donnern die Kanonen unten im Luſtgarten dicht unter den Fenſtern des Schloſſes oder ſie ſchicken uns eine Compagnie Soldaten herauf, um uns das Frühaufſtehen anzugewöhnen. Nach dem Gebet muß die Prinzeſſin ſtricken, nähen, Wäſche bügeln, den Katechismus auswendig lernen, ja, täglich! eine langweilige Predigt hören. Mittags bekommen wir ſo gut wie nichts zu eſſen; dann hält der König ſeinen Mittagsſchlaf und obgleich er fortwährend ſo geſpannt mit der Königin lebt, daß ſie ſich kaum einen guten Tag gönnen, ſo muß doch die ganze Familie dieſer melodiſchen allerhöchſten Schnarchunterhaltung mit beiwohnen, ja ſogar eigenhändig bedacht ſein, dem ſchlummernden Papa Landesvater die Fliegen fortzuwedeln. Ohne den natürlichen Witz und den Geiſt meiner Prinzeſſin

müßte das herrliche Weſen bei einer ſolchen Lebensweiſe längſt verwildert ſein. Ja, wenn der König wüßte, daß ſie ſich heimlich eine Anzahl franzöſiſcher Brocken aufgeleſen und nothdürftig gelernt hat ein artiges Billetchen zu ſchreiben — .... Ich höre ſie kommen.

Zweiter Auftritt.

Prinzeſſin Wilhelmine (mit einem Briefe in der Hand). Fräulein von Sonnsfeld.

Wilhelmine (ſchüchtern). Sind wir unbelauſcht?

Sonnsfeld. Wenn die Wände nicht Ohren haben? Iſt der Brief ſchon fertig?

Wilhelmine. Ich wage ihn kaum abzuſchicken, liebe Sonnsfeld. Er wird hundert Sprachfehler enthalten.

Sonnsfeld. Hundert? Da muß er länger geworden ſein, als Ihre Hoheit anfangs beabſichtigten.

Wilhelmine. Ich habe geſchrieben, daß ich zwar den Werth der mir angebotenen Dienſte vollkommen zu würdigen verſtünde, mich aber in einer Lage befände, alles zurückweiſen zu müſſen, was ich für meine Bildung nicht wenigſtens durch die Vermittelung der Königin, meiner Mutter, erlangen kann.

Sonnsfeld. Das haben Sie geſchrieben? Dafür die hundert Sprachfehler? In dieſem Fall ſind wir ſo weit wie bisher. Ich ehre alle Rückſichten, die eine junge Prinzeſſin von achtzehn Jahren vor der Weltgeſchichte zu nehmen hat; aber bei dieſer Gewiſſenhaftigkeit werden Sie zu Grunde gehen. Der König wird ſie ewig wie eine Sklavin, die Königin wie ein unmündiges Kind behandeln. Sie ſind das Opfer zweier Charaktere, die an ſich vielleicht das Beſte mit Ihnen bezwecken,

die aber beide so entgegengesetzte Naturen sind, daß Sie nimmermehr wissen können, wem Sie es recht machen sollen. Der Kronprinz hat es erreicht, sich zu befreien. Wodurch? Durch Muth und Selbständigkeit. Er hat sich losgerissen von den beengenden Fesseln der Willkür, hat sich die Mittel, die er zu seiner Bildung bedurfte, selbst erworben und nun sendet er auch Ihnen aus Rheinsberg seinen Freund, den Erbprinzen von Baireuth, um Ihnen und der Königin einen Schutz, einen Anhalt zu geben, damit Sie an einem Hofe, wo den ganzen Tag getrommelt und exercirt wird, nicht aus Verzweiflung am Ende selbst noch die Muskete ergreifen und unter die potsdamer Garde treten.

Wilhelmine. Viel Humor, liebe Sonnsfeld, wahrhaftig! Mein Bruder hat in Rheinsberg gut Plane machen und Emissäre senden! Er weiß selbst sehr wohl, daß der Weg zur Freiheit, die er jetzt errungen, dicht am Schaffot vorüberführte. Ich gehöre dem Geschlecht an, das dulden soll. Der Vater ist gut, herzensgut, in seinem wahren Wesen vielleicht milder als die Mutter, die mich mit ihrem Ehrgeiz und ihrer Sucht zur Politik oft schroffer zurückstößt, als mütterliche Liebe verantworten kann. Ich bin nun einmal bestimmt, dies Schicksal zu ertragen, und frage dich selbst, wie kann ich mich einem abenteuernden Fremdling anvertrauen, den mir der Bruder da aus seinem wilden und genialen rheinsberger Leben hierhersendet, um mein Ritter und Paladin zu werden? Es ist ein Gedanke, wie er nur unter den Poeten dort hat entstehen können! Und wenn ich auch gern heimlich eingestehe, ich möchte verkleidet und lustiger Dinge in dem rheinsberger Lärm recht mitten drinnen sein, so hab' ich doch, da wir nun einmal in Berlin sind, mein bischen Französisch zur Noth zusammengenommen und dem Erbprinzen für seine Anerbietungen hier-

mit (reicht der Sonnsfeld den Brief) mehr abwehrend als annehmend gedankt.

Sonnsfeld. Und dieſen Brief ſoll ich beſorgen laſſen? (Mit komiſchem Pathos.) Nein, königliche Hoheit, ich befaſſe mich nicht mit verbotenen Correſpondenzen.

Wilhelmine. Keinen Scherz, Sonnsfeld! Auf die zärtliche Epiſtel des Erbprinzen mußt' ich ſo erwidern . . .

Sonnsfeld. Nimmermehr — an dieſem Hof verwirkt man durch die Beſorgung verbotener Correſpondenzen ſein Leben —

Wilhelmine. Du machſt mich bös . . . beſorge den Brief . . . ſchnell . . .

Sonnsfeld. Nimmermehr; aber ich weiß ein Mittel, Prinzeſſin, ein untrügliches, ſehr ſicheres Mittel, dieſen Brief an ſeine Adreſſe kommen zu laſſen, es heißt: (ſieht auf die Thür des Hintergrundes) geben Sie ihn ſelber ab. (Hurft nach einer hintern Seitenthür ab.)

Dritter Auftritt.

Der Erbprinz von Baireuth (in franzöſiſchem Geſchmack gekleidet und durchaus abweichend von dem Lieblingscoſtüm des Königs). Prinzeſſin Wilhelmine.

Wilhelmine (bei Seite). Der Erbprinz!

Erbprinz (behutſam vortretend und bei Seite). Ganz ihr Bild! Es iſt die Prinzeſſin! (Laut.) Ich bitte um Vergebung, königliche Hoheit, daß meine Ungeduld, die Grüße des Kronprinzen perſönlich auszurichten —

Wilhelmine. Der Erbprinz von Baireuth ſetzt mich durch einen ſo frühzeitigen Beſuch in nicht geringe Verlegenheit.

Erbprinz. Er galt nicht Ihnen, er galt dem herrlichen, ehrwürdigen Schlosse, diesen Treppen, diesen Galerieen, diesen Corridoren, er galt der Terrainkenntniß, königliche Hoheit, die einer jeden bedeutenden Unternehmung vorangehen muß.

Wilhelmine. Gedenken Sie hier eine Schlacht zu liefern?

Erbprinz. In durchaus friedlichen Absichten bin ich eben nicht hier, wenn ich auch, wie Prinzessin Wilhelmine bereits wissen werden, mich mehr auf die Defensive beschränken muß.

Wilhelmine. Und auch diese werden Sie nicht schonend genug ergreifen können. (Vor sich.) Das Billet wird nicht mehr nöthig sein. (Laut.) Wie ließen Sie meinen Bruder? Wohlauf? Viel beschäftigt?

Erbprinz. Der Kronprinz führt in seinem Exil ein Leben voll heiterster Abwechselung. Er hat sich Rheinsberg in einen kleinen Musensitz umgeschaffen, der bald den ernsten Studien, bald der poetischen Erholung gewidmet ist. Wir haben schöne Stunden dort verlebt, unvergeßliche; man sollte nicht glauben, daß man sich an der mecklenburgischen Grenze so viel Phantasie erhalten kann. Man malt dort, man baut, man meißelt, man dichtet. Das Regiment, welches unter dem unmittelbaren Befehl des geistreichen Prinzen steht, dient dazu, durch militärische Evolutionen die strategischen Angaben des Polybius zu verwirklichen. Kurz, ich würde mich unglücklich fühlen, diesen reizenden Aufenthalt verlassen zu haben, wäre mir nicht ein so ehrenvoller Auftrag geworden. Ja, Prinzessin, der Kronprinz wünscht über die Lage, in der sich hier Schwester und Mutter befinden, genaue an der Quelle geschöpfte Erkundigungen einzuziehen, nöthigenfalls auch zu berathen, wie dieser Lage abzuhelfen, diesen Widerwärtigkeiten zu begegnen sei.

Wilhelmine. Erführe man, daß ich einem Prinzen, der bisjetzt weder meinem Vater noch meiner Mutter vorgestellt

wurde, hier im offenen Saal Audienz gäbe, ich glaube, daß ich mich rüsten könnte, einige Wochen auf die Festung Küstrin zu gehen. (Will, sich verneigend, abgehen.)

Erbprinz. Prinzessin! Ist es also wirklich wahr, was man mit Schaudern an allen Höfen Europas erzählt, daß der König von Preußen den Hof, seine Umgebungen, seine eigene Familie tyrannisirt?

Wilhelmine. Prinz, Sie brauchen einen harten Ausdruck für das, was ich nur unser eigenthümliches Ceremoniel nennen möchte. In Versailles schwebt alles mit Zephyrflügeln über die glacirten Parquets. Hier tritt man ein wenig derb mit klirrenden Sporen auf. In Versailles hat sich die königliche Familie in eine große Gesellschaft aufgelöst, wo nur noch die Verwandtschaft der Geister, die Bande der — ungebundensten Neigungen heilig gehalten werden. Hier ist der Hof eine einzige bürgerliche Familie, wo man noch vor Tisch sein Gebet hält, die Aeltern immer zuerst reden läßt, mit dem pünktlichsten Gehorsam, wenn es verlangt wird, fünf eine gerade Zahl sein läßt und sich dann nur aus Liebe manchmal ein bischen zankt, aus Liebe manchmal ein bischen quält, aus Liebe sich das Leben ein bischen sauer macht.

Erbprinz. Prinzessin, ich schwöre Ihnen, das muß anders werden.

Wilhelmine. Wie sollte das —!

Erbprinz. Der Kronprinz hat mich beauftragt, alle erdenklichen Mittel aufzubieten, Sie von dieser Barbarei zu befreien. Gebieten Sie über mich. Sie sehen mich bereit dazu! Zuerst empfahl er mir dringend Ihre geistigen Bedürfnisse. Wie ist es mit der französischen Sprache?

Wilhelmine. Der König haßt alles, was vom Ausland kommt, und nichts mehr als Frankreich, seine Literatur und seine Sprache.

Erbprinz. Der Kronprinz wußte das und schickt Ihnen deshalb, um hiermit gleich den Anfang zu machen, aus seinem

ahnte nicht, was mir geſchehen könnte. Hundertmal hab' ich die Feder eingetaucht und ich fand, daß nichts, was ich ſchreiben wollte, Ihrer würdig war. Wie ich ſann und ſann, fand ich die ganze Fläche meines Lebens ausgeſpannt, vor mir lag die Tafel meines Schickſals. Ich verglich das Sonſt mit dem Jetzt. Ich ſah die Wirklichkeit, die mich jetzt umgiebt, und die, die mich einſt umgeben hatte. Ich ſchauderte vor der Zukunft und weinte über die Vergangenheit.

Eveline.

O Himmel!

Guſtav.

Denken Sie an nichts, was eines Mannes unwürdig wäre, der mit dem einen Fuß ſchon auf den Stufen des Traualtares ſteht. Die Wolken wandeln und gehen, aber die Berge ruhen feſt in den Wurzeln der Erde. Was ich einſt gelobt habe, ich muß es halten und ſo bitt' ich, zerreißen Sie dieſes Blatt!

Eveline (nimmt es. Pauſe. Betroffen).

Es iſt ja leer?

Guſtav.

Es iſt leer. Wollen Sie, Eveline, daß es reden ſoll? Wollen Sie, daß ich an der Grenze vom Leben zum Tode Ihnen niederſchreibe, was ich fühle?

Eveline (in großer Beängſtigung).

Und wie, wie verſtand Beate das leere Blatt —

rheinsberger Kreiſe ein kleines geſchwätziges, aber ſehr gelehrtes Männchen, einen Franzoſen, Namens Laharpe —

Wilhelmine. Die ſtrengſten Befehle verbannen alle franzöſiſchen Sprachmeiſter aus Berlin.

Erbprinz. Laharpe geht zu Ihnen, ohne daß man ihn kennt.

Wilhelmine. Unmöglich. Zu mir darf niemand, der ſich bei der Schloßwache nicht ausweiſen kann.

Erbprinz. So hören Sie Laharpe's Vorträge bei der Sonnsfeld, Ihrer Hofdame.

Wilhelmine. Unmöglich.

Erbprinz. Bei der Königin.

Wilhelmine. Unmöglich.

Erbprinz. Mein Himmel, ſind Sie denn nie eine Stunde ſich allein überlaſſen?

Wilhelmine. Sonntäglich zwei Stunden in der Kirche.

Erbprinz. Das iſt entſetzlich! In Verſailles haben nicht allein die Prinzeſſinnen ſchon von zehn Jahren, ſondern ſogar ihre Puppen einen eigenen Hofſtaat!

Wilhelmine. Der einzige Ort, den ich zuweilen längere Zeit ohne Begleitung beſuchen darf, ſind drüben jene Zimmer im untern Stockwerk des Schloſſes —

Erbprinz. Wahrſcheinlich die Privatbibliothek des Königs?

Wilhelmine. Nein!

Erbprinz. Eine Galerie von Familiengemälden?

Wilhelmine. Sehen Sie den Rauch, der aus den geöffneten Fenſtern hervordringt?

Erbprinz. Das iſt — doch nicht etwa — die Garküche?

Wilhelmine. Die Garküche nicht, aber auch nicht viel Beſſeres. Es iſt, mit Ehren zu melden, die königlich preußiſche Waſchküche! Sehen Sie, Prinz, da iſt es der Schweſter des Kronprinzen erlaubt, ſtundenlang ſich hinzuſtellen und ehrbar zuzu-

ſchauen, wie man die Wäſche ſpült, wie man ſie mangelt, die Kleider ſtärkt, die Gedecke, die Servietten ſortirt —

Erbprinz. Einer Prinzeſſin?!

Wilhelmine. Sehen Sie das kleine Fenſter mit den grünen Blumenſtöcken und dem kleinen Hänfling im Käfig? Dort wohnt die Frau des Silberwäſchers. Während die arme Königstochter zuweilen ſcheinbar wie eine Magd an den Töpfen und Keſſeln zu walten ſcheint, ſchlüpf' ich heimlich zu jener guten Frau, wo ich hinter den Blumen frei und heiter lachen kann, verſtohlen dem kleinen Hänfling aus meiner Hand ſein Futter reiche und mir ſchon oft geſagt habe: Bei all deinen Leiden, all deinem Kummer biſt du doch noch glücklicher als der arme kleine Sänger da im Käfig, dem ſie nimmer die Freiheit geben werden, und ſäng' er noch ſo ſchön, noch ſo melodiſch in allen Sprachen der Erde.

Erbprinz (bei Seite). Sie iſt bezaubernd! (Laut.) Und Laharpe?

Wilhelmine. Da es denn gewagt ſein ſoll — dorthin, Prinz, ſchicken Sie mir dieſen gelehrten Herrn, dort will ich, wie es der Bruder befiehlt, meinen franzöſiſchen Stil bilden und unter anderm lernen, wie man recht elegant, recht modern franzöſiſch ſagen kann: „Ja, wagen wir den Anfang eines neuen Lebens! Bleiben Sie der Freund meines Bruders, bleiben Sie mein Beſchützer!" Jetzt aber — leben Sie wohl! (Gilt ab.)

Vierter Auftritt.

Erbprinz (allein). Dann Fräulein von Jonnsfeld.

Erbprinz. Wo weil' ich denn! War das eine Scene aus Tauſendundeiner Nacht oder bin ich wirklich an den Ufern

jener gemüthlichen Spree, die ſich in die Havel ergießt? Wahrhaftig, dieſer preußiſche Hof mit ſeinen Zöpfen und Kamaſchen iſt romantiſcher als ich gedacht habe. Laharpe, du hinter jenen Blumenſtöcken? Dir dieſes tête à tête mit einer Prinzeſſin, die die Küche beſucht, und einem Häufling, der das Glück hat, ihr in die Finger beißen zu dürfen? Wie iſt ſie ſchön! Sie iſt ſchöner als das Bild, das Friedrich auf dem Herzen trägt, und ſchon in dies Bild hab' ich mich verliebt. (Sich umſehend.) Magiſch bannt es mich an dieſe Räume, die ſie wie ein Genius durchſchwebte. (Zum Fenſter.) Dort unten auf dem Platz die blitzenden Bajonnete der manövrirenden Truppen; hier der Eingang zu den Zimmern einer Prinzeſſin, die zu beſitzen die höchſte Seligkeit der Erde wäre, — und dort — wohin führt jene Thür, durch welche die kleine Hülterin dieſes Paradieſes entſchlüpfte — (nähert ſich der zweiten hintern Thüre, ihm zur Rechten).

Fräulein von Sonnsfeld (tritt ihm ſchnell und erregt entgegen). Fort, fort, Prinz! die Königin kommt —

Erbprinz. Die Königin? — Wohin denn?

Sonnsfeld. In jenes Zimmer drüben — vielleicht, daß Sie einen Ausweg finden — Ums Himmels willen, man darf Sie hier nicht geſehen haben.

Erbprinz (wird von ihr in die entgegengeſetzte Seitenthür hineingedrängt). Meine Terrainkenntniß vermehrt ſich ſchon. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Königin begleitet von zwei ihrer Hofdamen. Fräulein von Sonnsfeld. Später der Erbprinz.

Königin (winkt den Hofdamen. Dieſe gehen ab. Sie ſetzt ſich). Meine Tochter ſchon auf? Ich habe die Nacht wieder ſo angeſtrengt

gearbeitet, daß ich noch ganz ermüdet bin. Dieſe leidige Politik! Haben Sie Kamke nicht geſehen?

Sonnsfeld. Ihrer Majeſtät Kammerdiener? Nein, Majeſtät!

Königin. Er bleibt ſo lange aus. Ich ſchickte ihn zu dem Erbprinzen von Baireuth.

Erbprinz (aus der Thür und bei Seite). Zu mir?

Königin. Nach den Briefen, die mir der Prinz von meinem Sohn gebracht, muß es einer der beſten Fürſten des Jahrhunderts werden.

Erbprinz (bei Seite). Das Terrain wird günſtig.

Königin. Mein Sohn, der die Menſchen ſo richtig zu beurtheilen verſteht, ſchildert mir ihn als einen Charakter, dem ich mich ganz vertrauen darf. Und gerade jetzt bedarf ich eines entſchloſſenen Beiſtandes mehr denn je.

Sonnsfeld (erſchreckend). Iſt wieder etwas im Werke, Majeſtät?

Königin. Ich muß meine ganze Kraft aufwenden. Ja es gilt, die Würde einer Monarchie zu behaupten, deren natürlicher Vertreter es täglich mehr zu vergeſſen ſcheint, daß Preußen ſich ſeit kurzem in die Reihe der europäiſchen Großmächte geſtellt hat.

Sonnsfeld. Majeſtät, Sie wollen Unruhen ſtiften?

Königin. Ich brenne vor Begierde, einen Prinzen kennen zu lernen, den mein Sohn ſeiner Freundſchaft würdigte —

Sonnsfeld (gibt dem Erbprinzen einen Wink).

Königin. Sobald er da iſt, liebe Sonnsfeld —

Sonnsfeld (zeigt auf den herausgetretenen Erbprinzen). Kamke läßt ihn eben ein! Da iſt er ſchon.

Königin (ſteht auf). Sie überraſchen mich, Prinz! Ich habe Sie nicht eintreten hören —

Erbprinz. Ihre Majeſtät ſchienen in ſo tiefe Betrachtungen verſunken —

Königin (bei Seite). Ein einnehmendes Aeußere, ein geiſtvolles Auge — Hat Ihnen mein Kammerdiener . . .?

Erbprinz. Im Begriff auszugehen, begegnete mir dieſer Biedermann auf der Treppe meines Hotels. Er drückte mir den unverzüglichſten Befehl Ew. Majeſtät aus —

Königin. Bitte, Erbprinz! — (Setzt ſich und winkt dem Erbprinzen ein Gleiches zu thun.) Meinen herzlichſten Dank für die überbrachten Briefe meines trefflichen Sohnes. Eine Stelle, die ich wol mehr als zehnmal überleſen habe, läßt mich vermuthen, daß Sie über einen gewiſſen Plan, eine gewiſſe Angelegenheit bereits von ihm unterrichtet ſind —

Erbprinz. Ja wohl, ja wohl, Majeſtät! (Bei Seite.) Ich weiß kein Wort.

Königin. Ich bin ſehr glücklich, daß ich wie immer, ſo auch hier mit meinem Sohn ganz einverſtanden bin, und auch Sie billigen gewiß vollkommen unſere Anſicht von dieſem Gegenſtande?

Erbprinz. Ohne Zweifel, vollkommen, ganz Ihrer Anſicht. (Bei Seite.) Was für ein Gegenſtand?

Königin. Mein Sohn ſchreibt mir, daß ich auf Ihre Theilnahme in dieſer Angelegenheit unbedingt rechnen kann.

Erbprinz. Er hat nicht zu viel geſagt, Majeſtät. Als ich jedoch von ihm Abſchied nahm, rief er mir in den Wagen nach: Lieber Freund, über dieſen bewußten Gegenſtand wird dir die Königin, meine gnädigſte Mutter, noch das Ausführlichere und Umſtändlichere mittheilen.

Königin. Das iſt ganz ſein Stil! Sie ſehen mich bereit dazu.

Erbprinz (bei Seite). Das verwickelt ſich.

Königin. Sie wiſſen, daß erſt ſeit kurzem der brandenburgiſche Kurhut mit der preußiſchen Königskrone vertauſcht

wurde. Obgleich urſprünglich eine hannöveriſche Prinzeſſin fand ich doch in Preußens Größe mein Glück, in Preußens Ruhm meinen Stolz. Kein Staat hat in der Wahl ſeiner Bundesgenoſſen, Verſchwägerungen und Verwandtſchaften Urſache, ſo vorſichtig zu ſein, wie der unſrige. Und deshalb gibt es auch gewiß keinen Gegenſtand, der in dieſem Augenblick ſo lebhaft, ſo ausſchließlich die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe des Landes in Anſpruch nehmen darf, als eine Frage, die auch bereits alle Cabinete Europas beſchäftigt, eine Frage, die Sie ohne Zweifel ſchon errathen haben.

Erbprinz. Ich glaube Ew. Majeſtät vollkommen zu verſtehen. (Bei Seite.) Was meint ſie nur?

Königin. Ich bin gewiß ohne Stolz. Aber wenn man einem Hauſe angehört, das wie das hannöveriſche kürzlich die Ehre gehabt hat, auf den Thron von England berufen zu werden, wenn man die Tochter eines Königs, die Mutter eines künftigen Königs, die Gemahlin eines Königs iſt, dann werden Sie einſehen, daß ich für die Zukunft meiner Tochter Rückſichten habe, die mich beſtimmen müſſen, jede politiſche Mesalliance zu vermeiden.

Erbprinz. Mesalliance? Ihrer Prinzeſſin Tochter? (Verwirrt.) Ich muß geſtehen — von dieſen Verhältniſſen war ich — nur oberflächlich unterrichtet —

Königin. Was ich Ihnen, Ihrer gewiſſenhafteſten Verſchwiegenheit, mittheilen werde, Prinz, iſt ein Geheimniß. Es iſt das Ergebniß der ernſteſten Combinationen. Sie wiſſen, an welchem Hofe ich lebe. Man entzieht mir den Einfluß, der mir als Landesmutter gebührt. Der König hat ſich mit Perſonen umgeben, die ihn von mir entfernt halten. Wie wird dieſe Geſellſchaft von Corporalen und Wachtmeiſtern meinen tief erwogenen Plan aufnehmen? Wie werd' ich den König ſelbſt

geſtimmt finden in einer Angelegenheit, die für das Glück ſeiner Kinder, den Ruhm ſeines Hauſes entſcheidend iſt? Sehen Sie da, Prinz, den Punkt, wo ich fühle, daß ich eines Mannes von Ihrem Scharfſinn, Ihrer Beobachtungsgabe bedarf, um zu wiſſen, was ich hoffen darf oder (entſchloſſen) wenn es ſein ſoll — was ich wagen muß!

Erbprinz. Es ſoll meine eifrigſte Sorge ſein, das Vertrauen Ew. Majeſtät zu rechtfertigen. (Bei Seite.) Himmel —!

Königin. So erfahren Sie denn eine im geheimen bereits abgeſchloſſene Verhandlung, an welcher ſich ſämmtliche nächſte Anverwandte unſers Hauſes bereits betheiligt haben und in welche ich nun auch Sie, den Freund meines Sohnes, hiermit feierlich einweihe. Meine Tochter wird die Gemahlin meines Neffen, des Prinzen von Wales, und ſomit die künftige Königin von England! (Beide ſtehen auf.)

Erbprinz (bei Seite). Schöne Concurrenz das!

Königin. Sie ſehen, Prinz, was auf dem Spiele ſteht! Wollen Sie es übernehmen, dieſe wichtige, für Europa bedeutungsvolle Frage mit meinem Gemahl zu vermitteln?

Erbprinz. Ich? Mit — Vergnügen, Majeſtät! (Bei Seite.) Abſcheuliche Commiſſion!

Königin. Nun denn, ſo beginnen Sie! Der König kommt. Sie werden ſich ihm vorſtellen. Benutzen Sie den günſtigen Augenblick, ihn auf ſeine Meinung über den Thron von England zu bringen, und theilen Sie mir dann unverzüglich Ihre Reſultate mit!

Erbprinz. Ich bin ſo überraſcht von dieſer — ehrenvollen Wendung — Wann darf ich Ew. Majeſtät aufwarten?

Königin. Zu jeder Zeit, doch am liebſten des Abends, wo ſich während der Ihnen geſchilderten Geſellſchaft des Königs meine Getreuen in aller Stille um mich verſammeln. Leben

Sie wohl, lieber Erbprinz von — von — ſieh, ſieh, hat mein Sohn vergeſſen zu ſchreiben, ob Sie einſt Ansbach oder Baireuth bekommen werden! Man verwechſelt immer dieſe kleinen Fürſtenthümer — Ansbach und Baireuth, Baireuth und Ansbach, ja wohl, lieber Erbprinz von — Ansbach! Alſo: Preußen, Hannover und England! (Ab mit ſtolzer Herablaſſung zur Seite.)

Sechster Auftritt.

Erbprinz. Dann Eversmann.

Erbprinz (allein). Die künftige Königin von England? Und ich der Erbprinz von Ansbach! Das war ein grauſamer Schlag des Himmels. Ich, ich ſoll der Vermittler dieſer Weltbegebenheiten werden? Dies engelgleiche Weſen, das ich mit jedem Athemzuge heißer, feuriger liebe, die holdſelige Schweſter meines Friedrich, wird ein Opfer politiſcher Kabalen? Sie kann ihn nicht lieben, ſie hat den Prinzen von Wales nicht geſehen. Wird man ſie aber fragen? Wird die kalte Politik ihrem Herzen Gehör ſchenken? — — Die Parade ſcheint zu Ende. Die Suite nähert ſich dem Schloßhof. Unmöglich kann ich jetzt in dieſer aufgeregten Stimmung dem Könige begegnen — (ſieht ſich nach einem Auswege um).

Eversmann (mit einem großen Buche und hinterm Ohr eine Feder will zur Königin).

Erbprinz (bei Seite). Wer iſt das?

Eversmann (ſieht den Erbprinzen von oben bis unten an, geht dann einige Schritte weiter und bleibt wieder ſtehen).

Erbprinz (bei Seite). Sollte man mich beobachtet haben?

Eversmann (geht zur Thür der Königin und bleibt wieder ſtehen, indem er den Erbprinzen frech betrachtet).

Erbprinz. Was ſieht Er mich ſo an? Ich bin der Erbprinz von Baireuth.

Eversmann (bleibt gleichgültig, geht einige Schritte vor, verbeugt ſich unbedeutend und ſagt:). Se. Majeſtät kommen ſoeben von der Parade, geben aber in dieſem Zimmer keine Audienz.

Erbprinz. Ich danke Ihm für die Auskunft.

Eversmann. Nicht Urſache.

Erbprinz. Wer iſt denn Er?

Eversmann. Ich? (Längere Pauſe. Impertinent). Ich bin Eversmann. (Ab zur Königin.)

Erbprinz. Eversmann? Vielleicht der Finanzminiſter oder der Haushofmeiſter? Die Sparſamkeit ſieht ihm wenigſtens aus allen Knopflöchern heraus. (Man hört dicht an dem hintern Haupteingange trommeln und das Präſentiren von Gewehren.) Der König kommt? Der König! Wie fühl' ich mich plötzlich ſo beengt, ſo zaghaft? Entſinkt mir der Muth, dieſer Merkwürdigkeit unſers Jahrhunderts entgegenzutreten? Ich will ihn doch erſt von der Seite abwarten. (Er ſtellt ſich dicht an die Thür links von ihm.)

Siebenter Auftritt.

Der König (hinter der Scene). Der Erbprinz. Dann Eversmann. Später die Königin und die Prinzeſſin Wilhelmine.

(Es erfolgt an der Thür ein ſtarkes Klopfen mit einem Stock.)

Erbprinz. Herein!

König (hinter der Scene). Eversmann!

Erbprinz. Was iſt denn das wieder?

König (ſchlägt wieder ſehr ſtark mit dem Stock an die Thür). Eversmann!

Erbprinz. Ich glaube, das Schloß iſt verhext! (Schlurft in die Thür rechts.)

König (klopft noch ſtärker). Hört Er denn nicht, Eversmann?

Eversmann (kommt ſchnell von der Königin zurück). Majeſtät, es iſt ja auf.

Erbprinz (bei Seite). Majeſtät? Iſt das der König?

König (draußen auf dem Corridor, aber nicht zu ſehen). Im Vorbeigehen! Weiß Er denn, Eversmann, daß heute der große Reviſionstag iſt?

Eversmann. Ja wohl, Majeſtät. Ich collationire auch eben die Bücher Ihrer Majeſtät der Königin!

Königin (tritt horchend und furchtſam heraus). Iſt das die Stimme des Königs?

König (draußen). Eversmann, ſag' er doch dem Schloßmeiſter: Nach elf Uhr iſt bei meiner Frau Feierabend, und wenn es noch öfters vorkommt, daß ich bei ihr bis Ein Uhr nach Mitternacht Licht ſehe, ſo komm' ich mal in der Nacht mit Glockenſchlag zwölf hier herüber und unterſuche jeden Winkel, was hier für politiſche Ränke geſchmiedet werden. Sag' Er's lieber meiner Frau ſelbſt, hört Er? Damit ſie ſich darnach zu richten hat!

Eversmann. Damit ſie ſich danach zu richten hat!

Königin (ſich zurückziehend). Elender Sklave! (Ab.)

Erbprinz (bei Seite). Wird er jetzt gehen?

König (draußen). Eversmann!

Eversmann. Majeſtät —

König (draußen). Hör' Er, und geh' Er dann vors zweite auch zu meiner Tochter, Prinzeſſin Wilhelmine —

Guſtav.

Ich weiß es nicht, aber, Eveline, ich nenne Ihnen zwei Fälle. Ich laſſe Ihnen die Wahl! Ich ſchreibe (nimmt das Blatt an ſich), aber dann ſehen Sie im tiefſten Grunde meiner Seele offen und frei das Bekenntniß ausgeſprochen, warum ich einem Leben voll Verzweiflung entgegen gehe, offen jede Falte des Herzens, in ſtrahlendem Glanz das eine Wort, das von dieſen Wänden die feſtlichen Gehänge niederreißen, dieſen Tag der Freude in einen Tag des Entſetzens verwandeln würde.

Eveline (ahnt).

O —

Guſtav.

Wollen Sie dies nicht, Eveline, haben Sie Mitleid mit einem Herzen, dem ich als Jüngling einſt Rechte auf mich gegeben, die ich als Mann von Ehre halten muß, dann denken Sie meiner zuweilen — in der Ferne, gönnen dem Armen, der ſich erſt verſtand, als es zu ſpät war, eine Thräne des Mitleids, glauben an ein jenſeitiges Wiederſehen der freigewordenen Geiſter, und nehmen, indem Sie die ſtumme Sprache meines Herzens verſtehen, ſtumm das leere Blatt zurück.

Eveline (außer ſich, aber mehr für ſich).

Iſt es denn möglich — darf ich es glauben? —

(In der Ferne läuten die Glocken.)*)

*) Hellgeſtimmte Dorfglocken.

Wilhelmine (tritt leiſe auf).

Eversmann. Zu königlicher Hoheit.

König (draußen). Und ſag' Er ihr, ſie ſollte ſich in Ach nehmen, der Laharpe — das iſt ein Spitzbube —

Wilhelmine } (bei Seite). Laharpe?
Erbprinz } (bei Seite). Was iſt das?

König. Der Laharpe wär' ein Spitzbube, ſag' ich.

Eversmann. Spitzbube.

König (draußen). Dem Kronprinzen, ſag' Er das meiner Tochter, würd' ich anſtreichen, franzöſiſche Vagabunden hierher zu ſchicken, die ſich für ſeine Sprachmaitres ausgeben und hintennach nichts anderes ſind, als ganz gewöhnliche, niederträchtige Perrükenmacher!

Wilhelmine (im Abgehen). Abſcheulich! (Ab.)

Erbprinz (bei Seite). Perrükenmacher?

König (draußen). Jetzt revidir' Er wieder die Rechnungen.

Eversmann. Pünktlichſt beſorgt, Majeſtät.

König (draußen). Eversmann, noch eins! Eversmann!

Eversmann. Majeſtät?

König. Und wenn Er den Erbprinzen von Baireuth ſieht —

Erbprinz (bei Seite). Kommt die Reihe auch an mich?

König. Den franzöſiſchen Windbeutel, der ſich ſeit geſtern hier in Berlin herumtreibt —

Erbprinz (bei Seite). Schöne Charakteriſtik!

Eversmann. Ew. Majeſtät wollten ihn nicht annehmen, werd' ich ſagen.

Erbprinz (bei Seite). Schurke!

König (draußen). Nein, Eversmann, ſag' Er ihm, ich hätte ihm etwas Wichtiges mitzutheilen, etwas ſehr Vertrauliches, hört Er —

Erbprinz (bei Seite). Mir etwas Vertrauliches?

König. In einer ſehr preſſanten Angelegenheit —

Eversmann. Ach ſo, ich weiß ſchon —

König. Er weiß ſchon? Was weiß Er? Gar nichts weiß Er —

Eversmann. Ich meinte, man könnte vielleicht ſchon errathen —

König (immer draußen). Errathen? Was hat Er zu errathen? Gar nichts hat Er zu errathen — verſteht Er mich? Einfaltspinſel! Schultert das Gewehr! Vorwärts! Marſch! (Ab.)

(Trommelſchlag, der ſich ſogleich verliert.)

Erbprinz (kommt ſchnell zurück, auf Eversmann zu). Was wiſſen Sie? Was glauben Sie, daß der König mir zu ſagen hat?

Eversmann. Ei, ei, Ew. Hoheit noch hier?

Erbprinz. Der König wünſcht mich zu ſprechen. Sie wiſſen weshalb? Sagen Sie, was, was vermuthen Sie?

Eversmann. Wenn Sie mich nicht verrathen wollen, Hoheit, glaub' ich, Sie ſollen in einer gewiſſen Angelegenheit zwiſchen Preußen und Oeſterreich —

Erbprinz. Oeſterreich?

Eversmann. Erzherzog Leopold ſoll nicht abgeneigt ſein, wiſſen Sie, wenn nämlich — (pfiffig auf das Zimmer der Prinzeſſin zeigend) Prinzeſſin Wilhelmine —

Erbprinz (ſich ſteigernd). Die Prinzeſſin?

Eversmann. St! Man wird Sie vermuthlich als Unterhändler oder Vermittler in einer Angelegenheit zwiſchen Preußen und —

Erbprinz (außer ſich). Die Prinzeſſin wäre beſtimmt —

Eversmann. Zur künftigen Kaiſerin von Oeſterreich! (Ab zur Königin.)

Erbprinz (allein). Kaiſerin?! — Königin?! Und ich, der ich

ſie bis zum Raſendwerden liebe, ich ſoll der Vermittler dieſer Partieen werden? Das führt ja geradewegs in ein Trauerſpiel oder — (Nach einer Pauſe, heiter.) Muth! Muth! Ich denke in eine Komödie, wie ſie an einem Hofe luſtiger noch nicht geſpielt werden iſt! (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Zimmer des Königs. Links vom Zuschauer eine Seitenthür. Mittelthür. Arbeitstisch. Stühle.

Erster Auftritt.

Grumbkow und Seckendorf treten mit Eversmann ein (der ein orangenfarbenes großes Ordensband mit vielen Orden und einen glänzenden Degen über dem Arm trägt).

Grumbkow. Eine Depesche, Eversmann?

Seckendorf. Aus Hannover, sagten Sie?

Grumbkow. Und der Staat da? Das Ordensband? Der Prachtdegen?

Eversmann. Alles gleich nach Ankunft der Depesche von Sr. Majestät bestellt.

Seckendorf. Eine Depesche aus Hannover — vor einer Stunde angekommen — grand cordon bestellt — Staatsdegen — wir müssen combiniren, Grumbkow.

Eversmann. Und die Tafel iſt heute um zwölf Couverts vermehrt; (bedeutend) 36 Thaler ſind für den Mittagstiſch ausgeſetzt; alles ſoll en grande parure erſcheinen.

Seckendorf. Eine Depeſche iſt aus Hannover angekommen — grand cordon — Staatsdegen — zwölf Couverts — 36 Thaler — wir müſſen combiniren, Grumbkow.

Eversmann. Und als er das Siegel von der Depeſche abgeriſſen, da hat er zwei ſchwere Thränen vergeſſen und geſagt: Ich will ſie ja alle glücklich machen und ſollt' ich mit Kolben dreinſchlagen! Und nun iſt er in Feuer und Flammen und will ganz Berlin zu Tiſche laden —

Grumbkow. Für 36 Thaler?

Eversmann. Und die Waiſenkinder ſollen neu gekleidet werden —

Grumbkow (betroffen). Die Waiſenkinder? Eine förmliche Vermählungsgeſchichte!

Seckendorf. Depeſche — Hannover — 36 Thaler — zwei Thränen — mit Kolben drein ſchlagen — man muß nur combiniren, Grumbkow.

Eversmann. Ich glaube, er kommt. (Erſchrocken) Der König!

Zweiter Auftritt.

Der König (zur Thür herausſehend). Die Vorigen.

König. Guten Morgen, guten Morgen! Wünſche wohl geruht zu haben, meine Herren! Nun, wo bleibt Er denn mit dem Bettelſtaat? Da fehlen ja noch die engliſchen Orden — Wind' Er mir gleich alles feſt, daß einem der Plunder nicht ſo am Leibe herumſchlenkert.

Eversmann (ſcherzend). Was Großes iſt im Werke; wünſchen Ew. Majeſtät nicht auch die Krone?

König. Narr! Die Krone! (Tritt heraus.) Sei Er froh, daß Er ſie nicht zu tragen braucht! Geh' Er jetzt, Eversmann, bring' Er alles in Ordnung.

Eversmann (ab).

König (ſehr erregt). Guten Morgen, Grumbkow und Seckendorf! Hab' heute keine Zeit. Sagen Sie dem preußiſchen Staat ein Compliment und er ſollte mich heut' einmal in Ruhe laſſen. Guten Morgen, guten Morgen! (Die beiden Miniſter wollen ſich zögernd empfehlen.)

Grumbkow (an der Thür). Ew. Majeſtät ſind in einer ganz beſonders fröhlichen Laune —

Seckendorf. Sollte vielleicht die Ankunft des Kuriers —

König (gleichgültig). Ja — es iſt ein Kurier angekommen —

Grumbkow. Aus Hannover?

König. Aus Hannover.

Seckendorf. Von Wichtigkeit, Majeſtät?

König. Von Wichtigkeit.

Grumbkow. Wahrſcheinlich über engliſche Angelegenheiten?

König. Ueber engliſche Angelegenheiten —

Seckendorf. Höchſt wahrſcheinlich über den oſtindiſchen Handel?

König. Nein.

Grumbkow. Ueber den holländiſchen Schiffsvertrag?

König (ſich an der Neugier beider weidend). So was. Guten Morgen!

Grumbkow (bei Seite). Heute wieder eine ganz desperate Laune —

Seckendorf (bei Seite im Abgehen). 36 Thaler — zwölf Couverts — die Waiſenkinder — man muß nur combiniren. (Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Der König. Dann Eversmann.

König. Fort sind sie! Endlich ein Augenblick für mich allein.

Eversmann (tritt ein).

König. Ich bin übermenschlich glücklich.

Eversmann. Gratulire unterthänigst.

König. Danke. Ja, denk' Er sich — ja so — (bei Seite) niemand soll's ja wissen.

Eversmann. Wollten sich nicht Ew. Majestät —

König. Umkleiden? Zieh' Er mir den Rock aus. Nichts soll gespart werden. Man soll wissen, daß ich einen Schatz habe; man soll wissen, daß ich nur gewöhnlich geizig bin, sonst aber auch draufgehen lassen kann, wenn sich dazu eine Gelegenheit bietet, eine Gelegenheit wie jetzt, wo es sich — (herausplatzend) denk' Er sich, Eversmann — (besinnt sich wieder) ja so!

Eversmann (zieht dem König den Rock aus). Majestät werden doch wol die gestickte Uniform anziehen?

König. Die gestickte Uniform, Eversmann. Ja, ich erwarte Gäste, denen man Ehre erzeigen muß, große Ehre; denn ich denke immer, wenn es sich um die Ankunft von Personen — (setzt sich). Zieh' Er mir die Stiefeln aus!

Eversmann (schickt sich dazu an. Es geht schwer).

König. War der Erbprinz schon da?

Eversmann. Machen Ew. Majestät seinetwegen so viel Umstände?

König. Seinetwegen? Vielleicht! (Bei Seite.) Ich will sie alle irre führen. (Laut.) Au! Flegel, meine Hühneraugen! Ich glaube gar, Er will mir absichtlich wehe thun, weil ich — Ihm nichts sage?

Everomann. Majeſtät, ich habe ja noch gar nicht gefragt!

König. Ich würd' Ihn auch bei Fragen! Warum lacht Er denn? He? Hol' Er mir meinen Schlafrock, bis die Uniform da iſt —

Everomann (will hineingehen).

König. Heda! warum hat Er vorhin gelacht?

Everomann. Ach — bis ich Ew. Majeſtät den Hut in die Hand gegeben habe, haben Sie mir's doch geſagt.

König (droht ihm mit dem Stock). Was? Er unterſteht ſich?

Everomann (retirirend). Es muß ja alles heraus bei Ew. Majeſtät. Es gibt blos eins, was Ew. Majeſtät gut bei ſich behalten können, das iſt das Geld — Ha, ha! Ich hole den Schlafrock. (Ab.)

Vierter Auftritt.

König (allein und ſitzend, in Hemdärmeln). Dann Takai und der Erbprinz.

König. Er hat recht. Es drückt mirs Herz ab. Aber ſie alle ſollen nichts erfahren, ſie ſollen nicht! Sie haben mir meine liebſten Pläne ſchon verdorben. Ich will andere Saiten aufziehen und all die Kameele 'mal durch ein Nadelöhr ſchicken. Sie glauben, ich bin für Oeſterreich, aber, haha! Englands eigener Antrag durch den hannöverſchen Kurier hat mich überraſcht, England iſt die Idee meiner Frau, ſo bin ich denn auch für England und nun bald Hochzeit und Kindtaufe.

Takai (tritt ein und meldet). Se. Hoheit der Erbprinz von Baireuth.

König. Ganz genehm!

Takai (ab).

Erbprinz (tritt ein, bei Seite). Sind das die Zimmer des alten Brummbärs? (Zum König.) Ist das das Cabinet des Königs?

König. Zu dienen.

Erbprinz. Geh' Er hinein und meld' Er mich. Ich bin der Erbprinz von Baireuth!

König (staunend bei Seite). Wofür hält mich der?

Erbprinz. Aber wie sieht Er denn aus? Schäm' Er sich. Er ist der Kammerhusar des Königs und empfängt so Personen, denen sein König Audienz geben will?

König. Wollten — Ew. Hoheit — den König von Preußen sprechen?

Erbprinz. Er hört's ja. Meld' Er mich!

König. Den Augenblick, Hoheit. (Will ab.)

Erbprinz. So will Er zu Seinem Herrn? Ohne Stiefel, in Hemdärmeln?

König. O, ich stehe mit dem König auf einem sehr vertrauten Fuße! (Ab.)

Erbprinz (allein). Nein, ein merkwürdiger Hofstaat das! In den Antichambres stehen die Kammerhusaren barfuß! Ich vermuthe, aus Sparsamkeit, um die Livreen zu schonen. — Also! Die Stunde ist da. Die Würfel werden fallen. Wilhelmine! Sie und nur Sie! — Sie sollte einwilligen, sich mit dem gemalten Bilde eines Prinzen von Wales, mit dem bunten Schattenriß eines niegesehenen Erzherzogs von Oesterreich zu vermählen? Ich rechne auf den Genius der Liebe, auf den Zufall, der mir vielleicht günstiger ist, als ich erwarte! Die Aeltern sind uneins, so gewinn' ich Zeit, mir — Wilhelminens Herz zu sichern. Der König kommt. Jetzt werd' ich seine günstigen Ansichten über Oesterreich hören.

Fünfter Auftritt.

König (legt mit dem Ordensbande). Der Erbprinz. Ein Lakai.

König (tritt näher).

Erbprinz (betrachtet ihn). Ist das nicht —

König. Ja, suchen Sie nur. Eine kleine Verwechselung!

Erbprinz (in Verlegenheit). Meine Unbekanntschaft, Majestät —

König. Hat nichts zu sagen. Aber Sie waren schrecklich grob. Na, die Kammerhusaren tragen dicke Pelze. Also — Ich wünschte Sie zu sprechen. Mein lieber Erbprinz von Baireuth — kommen Sie jetzt eben von Baireuth?

Erbprinz. Zu Befehl, Ew. Majestät. Das heißt, vor — vor drei Jahren bin ich von Baireuth abgereist.

König. Und waren — in der Zeit?

Erbprinz. In — in — in England!

König. Ah! — — Lange in England?

Erbprinz (bei Seite). Jetzt sollt' ich wol für Oesterreich wirken? (Laut.) In England? Lange genug, um dieses höchst verkehrte und überwiegend lächerliche Land nach allen seinen Beziehungen kennen zu lernen.

König. Was? England? Hören Sie! Da können wir noch lange laufen, bis wir dahin angekommen sind, wo die Engländer schon stehen. Nun — thut nichts. Hm — hm — Waren Sie denn auch in Italien, Oesterreich, da so herum?

Erbprinz (bei Seite). Ist er denn für England? Ich denke, für Oesterreich? Er ist für Oesterreich! (Laut.) Oesterreich? O wohl! Eine ausgezeichnete Regierung, ein Gewerbfleiß, ein Handel, ein Verkehr, Bewegung und Leben in allen Kreisen.

König. Hören Sie, Bewegung? Die wird sich in Oesterreich noch halten lassen.

Guſtav.

Die Glocken rufen zur Kirche. Noch ein Atom von Zeit und die Würfel ſind gefallen! Eveline! (Wild) Wer ſchreibt dem Gott im Buſen Bahnen vor? Noch ſind drei Augenblicke frei, ich löſe mein Verſprechen, tauche die Feder in Wahrheit und ſchreibe, was ich muß. (Will ab.)

Eveline (ſtürzt ihm nach).

Guſtav!

Guſtav.

Guſtav? Dieſer Ton aus Evelinens Munde? Eveline?

Eveline (winkt ihm).

Leben Sie wohl!

Guſtav.

Scheiden in dieſem Augenblicke — Eveline?

Eveline.

Leben Sie wohl, Guſtav! Sie ruft das Schickſal und die Pflicht und mich — — — der Tod! (Will nach hinten ab.)

Erbprinz (bei Seite). Iſt er denn nicht für Oeſterreich? Ich glaube, ich inſinuir' mich gar nicht!

König (bei Seite). Sollt' er ſich bereits mit Seckendorf und der ganzen Clique verſtändigt haben und mir zu Munde reden wollen? (Laut.) Hübſches Ländchen da, Ihr Baireuth. Boden etwas ſteinig. Bringt Ihrem Vater wol nicht viel ein?

Erbprinz. Man verbeſſert jetzt bei uns das Erdreich. (Bei Seite.) Schöne geographiſche Vorurtheile!

König. Wol durch die Luſtſchlöſſer, die Ihr Herr Vater bauen läßt? Was iſt denn dem Mann eingefallen? Baut ja einen Firlefanz nach dem andern, ganz à la Ludewig quatorze, und ſtürzt ſein Land in Schulden. Wie viel Schulden hat denn beiläufig Ihr Ländchen?

Erbprinz. Schulden? (Bei Seite.) Weiß ich wahrhaftig ſelber nicht. (Dreiſt.) Zehn Millionen.

König. Zehn Millionen!

Erbprinz. Etwas mehr oder etwas weniger.

König. Großer Gott, und wer ſoll denn die einmal bezahlen? Und bei dergleichen Kameralverhältniſſen reiſen Sie auch noch in Europa herum und tragen das bischen Geld aus dem Lande?

Erbprinz. Sire, man bildet ſich.

König. In Verſailles? In Rheinsberg? Nun darüber — genug, laſſen wir das. (Pfeift ſich den Anfang des Deſſauer Marſches.) Sagen Sie mal, Sie haben ja da bei meinem Sohn ſo manchmal in der Heidenkomödie mitgeſpielt?

Erbprinz. Heidenkomödie?

König. Ja, wiſſen Sie, ich wollte eigentlich blos wegen dieſer Heidenkomödie mit Ihnen ſprechen. Prinz, Sie ſind ein Mann von Geſchmack, wie man ſagt, einer der ſo recht das gottloſe römiſche und griechiſche Weſen innehat. Da ich nun

gesonnen bin, die Vermählung meiner Tochter mit jedem Aufwand zu feiern, der meiner Krone geziemt, so wollt' ich Sie gebeten haben, Sie könnten sich mit meinem Sohn verständigen, wie man acht Tage lang auf eine amüsante und graziöse Manier die Höfe von Polen, von Sachsen, von Braunschweig, von Mecklenburg, die alle herkommen werden, unterhalten kann und wie man überhaupt mit unserer Hochzeit Ehre einlegt.

Erbprinz. Hochzeit — Ihrer Prinzessin Tochter?

König. Wohl, Erbprinz. Kanonenschüsse, die liefert meine Artillerie. Manöver, Revüen, Paraden, das ist meine Sache; dafür soll gesorgt werden. Aber abends, da werden mir manchmal die fremden Herrschaften in Berlin müde, da nicken sie mir ein; Biertrinken und Tabackrauchen ist leider noch nicht jedermanns Sache und so muß man sehen mit dem Strom schwimmen und für angemessene Unterhaltung sorgen durch Illumination, Operas, allegorische Geschichten und dergleichen über Preußen und England —

Erbprinz. England?

König (steht auf). Wetter, das ist mir so über die Zunge gelaufen, wie der Hase übern Weg! Nun, ich meine ein Spectaculum von — also immerhin! — ja Einhorn, Adler, Adler, Einhorn, Leoparden, immer eins ins andere, und gereimt muß es auch sein, sozusagen gedichtet —

Erbprinz. England? Diese Nachricht ist so überraschend — das ganze Land, Europa, die Welt wird erstaunen, wie England zu der Ehre kommt!

König. Oho, schmeicheln Sie dem alten Kammerhusaren nicht! Mit England sind das schon alte Geschichten und von meiner Frau seit Jahren eingefädelt.

Erbprinz. Von der Königin? Ich glaube, daß die Königin — bei weitem mehr — für — für — Oesterreich sein wird.

König. Für Oeſterreich? (Bei Seite.) Das kennt' ich mir denken, daß die ſchon wieder ihren eigenen Willen haben muß! (Laut und entſchieden.) Nein, heut' hab' ich einen Kurier von unſerm Geſandten bekommen, der mich verſichert, daß es England mit dieſer im ſtillen abgekarteten Heirath Ernſt iſt. Der Prinz von Wales hat ſich in England eingeſchifft und man vermuthet, daß er bereits an der hannöverſchen Küſte gelandet iſt. Einſtweilen iſt im ſtrengſten Incognito ein Bevollmächtigter von London abgegangen, der alle Punkte dieſer Heirath mit mir verhandeln ſoll. Dieſer Geſandte kann jede Stunde in Berlin eintreffen. Sie würden mich alſo ſehr verbinden —

Erbprinz (in Verzweiflung). Soll es denn ein Schäferſpiel ſein?

König. Schäferſpiel? Ja! Und der Kronprinz kann dabei die Flöte blaſen, die er doch nun 'mal hinter meinem Rücken gelernt hat.

Erbprinz (will gehen und kommt wieder). Und die Herrſchaften ſollen ſelbſt darin mitſpielen?

König. Ja! Schreiben Sie jedem was zu ſagen vor — mir nichts. Grumbkow aber, der ſoll mitſpielen, die Viereck, die Sonnsfeld, der Seckendorf auch —

Erbprinz (geht wieder zurück). Engliſch oder franzöſiſch?

König. Nein! Lauter reines feuriges Deutſch! Hochdeutſch, verſtehen Sie, nicht berliniſch. (Vertraulich.) Wenn Sie etwas Holländiſch dabei anbringen könnten, das wäre mir aus gewiſſen Handelsrückſichten nicht unerwünſcht, da es doch in die Zeitungen kommt und der holländiſche Geſandte dabei iſt — denn die Einfuhr des Tabacks — wiſſen Sie (ins Ohr und mit dem Geſtus des Rauchens) rauchen kann der feine Herr wol nicht?

Erbprinz (verzweifelnd). Das nicht, Majeſtät, aber die Phantaſie dampft mir ſchon wie ein Vulkan!

Takai (tritt ein). Die Geheimen Räthe bitten dringend Ew. Majeſtät um gnädiges Gehör.

König. Die muß die Neugier plagen! 'Mal herein mit! (Lakai ab.) Alſo wie geſagt: Allegoriſche Epithalamien! Nicht ſo ganz in der Manier von Verſailles, aber doch ein Polterabend, der ſich vor denen da drüben in — ich meine in Dresden — nicht zu ſehr zu verſtecken braucht. Und Holland! Holland! Bringen Sie mir ja was von den Colonieen — von dem Land an, Erbprinz, wo der Tabak wächſt. Sie kennen doch —

Erbprinz (außer ſich). Das Land, wo der Pfeffer wächſt! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Grumbkow und Seckendorf (jeder mit einem kleinen Pack rothgebundener Bücher unterm Arm). König, dann Eversmann.

Grumbkow. Majeſtät halten zu Gnaden, ſollte man glauben, daß im Schoß der königlichen Familie ſo unerhörte Frevel im Werke wären!

König. Was gibt's denn?

Grumbkow. Ew. Majeſtät wiſſen bereits von dem Franzoſen, der ohne alle Legitimation auf den Straßen Berlins herumlief und ſich ſogar zu ſagen erdreiſtete, er würde als Sprachmaitre bei Prinzeſſin Wilhelmine angeſtellt werden.

König. Iſt ein Perrükenmacher aus Orleans.

Seckendorf. Aber man iſt auf weitere Combinationen gekommen, Majeſtät. Man hat bei dieſem Menſchen Bücher gefunden, die einen gefährlichen Zuſammenhang mit Rheinsberg vorausſetzen laſſen —

Grumbkow. Ueberzeugen ſich Ew. Majeſtät. Dieſe unſittlichen franzöſiſchen Schriften tragen ſämmtlich die Chiffre Sr. Hoheit des Kronprinzen.

Seckendorf. F. P. R.

Grumbkow. Frederic Prince Royal!

König (wallt zornig auf, nimmt eins der Bücher und klingelt)

Eversmann (kommt)

König. Eversmann! (Mit höchstem Baldo.) Meine Brille!

Eversmann (ab. Kehrt sogleich mit dem verlangten großen Glase, das jedoch nicht zum Aufsetzen ist, zurück).

König. Der Generalfiscal soll die Papiere des Landstreichers aufs genaueste untersuchen. Ich will keine französischen Possenreißer im Lande — (Sieht eins der Bücher an.) Der Stempel des Kronprinzen! Aber nein! Nein! Der Vagabund hat sie ihm gestohlen!

Grumbkow. Oder sie sind für den Unterricht der Prinzessin Wilhelmine bestimmt —

König. Dieser Genre von Büchern! Solche französische — sieh! Das ist — das ist ja gar der abscheuliche Roman von dem buckeligen Scarron, dem Gemahl der saubern Madame Maintenon, die berüchtigte Satire auf unsern Hof.

Grumbkow und Eversmann. Unsern Hof?

König (blättert) Eine Satire auf uns alle, auf mich, auf Seckendorf, auf Grumbkow, auf Eversmann —

Eversmann. Auch auf mich?

König (ernst). Der Kronprinz hat alles unterstrichen, damit man's besser versteht. Ein Marschall mit dem Beinamen le Chicaneur. Sie wissen doch, das sollen Sie sein, Grumbkow?

Grumbkow. Empörend!

König. Der Ambassadeur Vicomte de la Rancune mit dem Beinamen: le petit combinateur. Seckendorf, das sind Sie!

Seckendorf. Völkerrechtswidrig!

König. Und Eversmann, den nennt er immer la Rapinière. Das heißt soviel als »der alte Nimmersatt«!

Eversmann. Der Racker! Solche Bücher kommen ins Land herein und werden noch ordentlich vom Kronprinzen gestempelt?

König. Ist Wilhelmine betheiligt — es wäre empörend! Der Generalfiscal soll alles streng untersuchen. (Im äußersten Zorn.) Ist denn für mich kein ruhiger Augenblick möglich!

Eversmann. Majestät, die gottlosen Bücher sollen in die Scharfrichterei, damit sie öffentlich verbrannt werden?

König. Nein, nicht als Fidibus in unserm Colleg möcht' ich sie haben. Nicht einmal zum Verbrennen für die Festlichkeiten, die wir — Meine Herren, schütteln Sie's ab wie ich. Heut' Abend, wenn unser Pfeifchen dampft und glüht, bei einem Trunke deutschen Gerstensaftes, machen wir uns dafür ebenso über Versailles und das ganze französische Ministerium lustig.

Grumbkow } (bei Seite). Nicht für die Festlichkeiten —?
Eckendorf }

Eversmann. Aber die Bücher werden verbrannt, Majestät?

König. Ja! Aber auf eine andere Manier! Schick' Er sie hinaus vors Oranienburger Thor in die Pulvermühlen. Da sollen sie für meine Grenadiere Patronen daraus machen. (Ab.)

Grumbkow. }
Eckendorf. } Festlichkeiten?
Eversmann. }

(Alle folgen.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Der Saal des ersten Aufzugs.

Siebenter Auftritt.

Ritter Hotham. Lamke. Dann der Erbprinz.

Hotham (tritt leise und horchend durch die Mittelthür auf). Ein Saal mit vier Thüren? Richtig! Dort die Zimmer der Prinzessin? Hier die der Königin? Danke, guter Freund! (Lamke ab.) Ritter Hotham hält denn also sein Incognito aufrecht bis zu einer völligen Unsichtbarkeit. Von London über Hannover hab' ich mich ins Land geschmuggelt wie eine verbotene Waare. (Trocknet sich die Stirn.) Der Henker hole diese reitenden Staatsgeschäfte, wo man die Salonroutine des Dandy mit dem gefühllosen Knochenbau eines Postillons vereinigen muß! Seit vier Tagen nicht vom Pferde gekommen — ah! — (Wirft sich in einen Sessel.) Wenn die Nationen wüßten, daß man sich zur auswärtigen Politik durch mehrjährige Kurierdienste vorbereiten muß, würden sie den Staatsmännern nicht übel nehmen, wenn sie in ihrem Alter keine Galopaden mehr tanzen! — Wie schwer das einem in den Taschen liegt, wenn man ein Königreich mit sich bringt! (Schlägt auf die rechte Rocktasche.) Hier die Krone von England, (auf die linke) da die von Schottland und in der Westentasche die von Irland. Was werd' ich mitnehmen? (Sieht sich um.) Ob die Vergoldungen echt sind? Sieht alles verdammt knapp und sparsam aus. Raum genug in den großen Sälen; ich glaube aber, es wohnen viel Mäuse drin — alles still wie ein englischer Sonntag. (Gähnt sich.) Ich höre kommen —

Erbprinz (reißt die Thür auf und bleibt in verzweifelter Stellung stehen).

Hotham (bei Seite). Nun?

Erbprinz (tritt wieder leidenschaftlich einen Schritt vor und hält sich die Hand vor die Stirn).

Hotham (bei Seite). Ich glaube, der macht Verse?

Erbprinz (will in gleicher Art zu den Zimmern der Prinzessin und erblickt Hotham). Wie? Wen seh' ich?

Hotham (überrascht). Täusch' ich mich?

Erbprinz. Hotham? Ist es möglich? Freund, Sie in Berlin?

Hotham. Prinz, was ist Ihnen?

Erbprinz. In einem Augenblick, wo ich der Verzweiflung nahe bin, treff' ich Sie, Hotham, herrlicher, trefflicher Mensch! Ist es denn möglich! Wo kommen Sie her?

Hotham. Aus England, Prinz! Mit den besten Grüßen von unsern Freunden und dem Auftrag, Sie womöglich einzufangen und wieder zurückzubringen in unsere Wettrennen, Fuchsjagden und Vergnügungen, deren leidenschaftlicher Verehrer Sie waren.

Erbprinz. Hotham, für mich sind diese Freuden vorüber.

Hotham. Hat Sie Ihr Vater von der Thronfolge ausgeschlossen?

Erbprinz. Berühren Sie mich nicht an dem wundesten Fleck meines Daseins! Verschaffen Sie mir das Kaiserthum von Marokko!

Hotham. Es scheint, Sie haben Fieberträume oder einen Beistand nöthig, der Ihnen ein wenig die Vernunft ersetzen muß?

Erbprinz. Hotham, Sie sind ein Genie, ein Kopf, an dem noch manche Intrigue der Feinde Ihres Vaterlandes scheitern wird — mir können Sie nicht helfen.

Hotham. Ich wünschte es, Prinz! Ich bin Ihnen verpflichtet, ich bin Ihr Schuldner für tausend Dienste, die Sie mir bei Ihrer Anwesenheit in England geleistet haben. Sie haben mich

durch Ihren Einfluß in die Nähe der ersten Staatsmänner gebracht. Sie haben mir meine Carrière als Diplomat erschlossen. Ihnen verdank' ich, was ich bin und habe — befehlen Sie über meinen Verstand, er soll für Sie denken, über meinen Arm, er soll für Sie handeln.

Erbprinz. Hotham, ich bin hier in einer eigenthümlichen Lage —

Hotham. Prinz, ich widme Ihnen mein Leben. Was wär' ich ohne Sie? Durch Sie bin ich mit ehrenvollen Missionen beauftragt worden. Durch Sie bin ich hier.

Erbprinz. Was thun Sie hier?

Hotham (sich umsehend). Eine Sache von Discretion, die ich indessen, wenn Sie verlangen, nicht Anstand nehme Ihnen mitzutheilen.

Erbprinz (zerstreut). Ich bin nicht neugierig. Wird Ihr Auftrag lange währen?

Hotham. Hängt von den Umständen ab. Diese Umstände sind zarter Natur.

Erbprinz. Zarter Natur?

Hotham (leise). Es ist eine Unterhandlung wegen eines abzuschließenden Ehevertrags —

Erbprinz. Ehevertrags?

Hotham. Zwischen Prinzessin Wilhelmine und dem Prinzen von Wales.

Erbprinz. Sie, Sie sind der Gesandte, von dem soeben der König mit mir gesprochen hat —?

Hotham. Wäre der König schon unterrichtet?

Erbprinz. Sie der unwiderstehliche geniale Diplomat, den man mit offenen Armen erwartet?

Hotham. Der Heirath des Prinzen von Wales wäre in der That auch der König schon günstig?

Erbprinz. Entsetzlich! Ich habe den Menschen als ein Genie

unter Tauſenden herausgefunden, ich hab' ihn in die Verwaltung gebracht, und nun muß ich darunter leiden, daß er mir natürlicherweiſe Ehre macht! So wiſſen Sie denn, daß König und Königin, ohne ihr Einverſtändniß zu ahnen, dieſer Heirath mit allem, was drum und dran hängt, beide von Herzen zugethan ſind, zugleich aber auch, daß Prinzeſſin Wilhelmine, ein unglückliches Opfer eurer Politik, von einem Fürſten geliebt wird, der ſich zwar nicht an Macht und Größe mit euerm Prinzen von Wales meſſen kann, der aber an Hingebung, Liebe, Leidenſchaft alle nur möglichen gekrönten Bewerber um die Hand dieſes Engels himmel-, ja paradieſiſchweit hinter ſich läßt, von einem Prinzen, der ich ſelber bin.

Hotham. Das iſt eine Entdeckung, die ich nicht ahnen konnte, und, wie ich leider hinzufügen muß, keine erfreuliche. Aber ſollte man Ihnen, wenn Sie ſich darum bewerben, nicht die Hand der Prinzeſſin gewähren?

Erbprinz. Einem kleinen deutſchen Duodezprinzen! Wenn man die Wahl zwiſchen künftigen Königen und Kaiſern hat! Sprechen Sie mit der Königin von mir und Sie werden finden, daß ſie regelmäßig Ansbach mit Baireuth verwechſelt.

Hotham. Dieſe Entdeckung iſt um ſo unerfreulicher, als ich allerdings als Bevollmächtigter des Miniſteriums alles aufbieten muß, das Project dieſer Ehe zu Stande zu bringen.

Erbprinz. Sie müſſen ja meiner Empfehlung Ehre machen!

Hotham. Und dennoch wag' ich's auszuſprechen, daß vielleicht unter gewiſſen Verhältniſſen — möglicherweiſe — dieſe Heirath mit England nicht zu Stande kommen dürfte. In der That, Prinz, faſſen Sie Muth! Es können Umſtände eintreten, wo ich nicht nur das Recht, ſondern ſogar die Pflicht hätte, jeden weitern Gedanken an dieſe Ehe aufzugeben.

Erbprinz. Sie geben mir das Leben wieder!

Letzter Auftritt.

Es treten ſchwarzgekleidete Hochzeitsgäſte ein, etwa vier Herren und vier Damen. Tony. Wilhelm. Beate am Arme Seeburgs.

Beate (ſiegreich).

Bleiben Sie, Eveline!

(Erwartungsvolle Pauſe.)

Beate (geht ſiegreich auf Guſtav zu).

Zum Altare, Guſtav, aber nicht mit mir!

(Allgemeine Bewegung.)

Beate.

Es war ein Kampf; ich kämpfte ihn und habe überwunden.

Guſtav, Eveline.

Wär's möglich?

(Die Glocken hören auf.)

Beate

(mit einem Wink auf den freudeſtrahlenden Seeburg).

Vielleicht giebt es einſt auch für mich eine Zukunft. (Nimmt den Kranz ab und ſetzt ihn Evelinen auf.) Eveline, der Kranz iſt Ihnen!

Guſtav } (außer ſich). Beate!
Eveline. } Sie könnten — —

Hotham. Der Prinz von Wales, Hoheit, ist nicht derjenige, in dessen Auftrag ich hier erschienen bin. Mich schickt die englische Nation, das Ministerium, das englische Parlament! Sie wissen, Prinz, und haben bei Ihrer Anwesenheit in England sich selbst davon überzeugt, daß das Haus Hannover auf den Thron von England unter Umständen berufen wurde, die ihm zur Pflicht machen, seinen persönlichen Willen dem allgemeinen Interesse unterzuordnen. Auf eine persönliche Neigung des Prinzen von Wales zu seiner Cousine, Prinzessin Wilhelmine, wird hier wenig ankommen. Lieben sie sich, lieben sie sich nicht, dem Parlament ist nichts darüber zu Protokoll gegeben. Der Prinz von Wales wird als künftiger König von England jede Verbindung eingehen, die ihm das Nationalinteresse als wünschenswerth andeuten wird. Eine solche ist unter den gegenwärtigen politischen Constellationen die mit der Dynastie des jugendlich aufstrebenden Königreichs Preußen.

Erbprinz. Und das ist eine Hoffnung für mich?

Hotham. Sie liegt nicht in diesem meinem unglücklichen Auftrage, wol aber in einer Clausel desselben — diese Ehe, und wär ihr alles günstig, nur unter der Bedingung abzuschließen, daß (sich umsehend) die bisher von Preußen ausgeschlossen gewesenen englischen Waaren aufs neue unter annehmbaren Bedingungen (leise) wieder eingelassen werden.

Erbprinz. Und in dies kaufmännische Project mischt sich eine Frage der Liebe, eine Angelegenheit des Herzens?

Hotham. Ich vertrete die Herzen unserer Kaufleute, die heiß für den Thron, aber noch heißer für ihre Rimessen schlagen. Haben unsere Fabriken nichts zu hoffen, dann (reicht dem Erbprinzen die Hand) Prinz, mein Beschützer, Beförderer, bin ich der Ihrige und Sie sollen sehen, daß ich noch manche Talente besitze außer denen eines Diplomaten.

Erbprinz. Hoffnungen zu wecken, denen die bitterste Täuschung folgen wird!

Hotham. Warten Sie ab, Prinz, und vertrauen Sie!

Erbprinz. Einer Mercantilfrage!

Hotham. Gewiß! Und wenn ich mich Ihnen in dem Falle, daß sich der König zu dem Handelstractate nicht versteht, ganz gewidmet habe, wenn Sie werden gesehen haben, Prinz, daß gegen einen Fürsten, dem ich durch einen Zufall bekannt wurde und der sich als meinen Wohlthäter bewährte, in mir ein Herz voll Dankbarkeit schlägt, wenn Sie endlich Herz und Hand der Prinzessin wirklich werden erobert haben — dann erbitt' ich mir von Ew. Hoheit, als deutschem Fürsten, am Reichstage von Regensburg — mitten im Herzen von Deutschland — Ihren Beistand zu einer kleinen Stipulation — mit dem deutschen Reiche über unsere harmlosen, unschuldigen Fabrikerzeugnisse. Das wäre alles —

Hamke (öffnet die Thür zur Rechten).

Hotham. Das Uebrige wird sich finden. Einstweilen vertrauen Sie! Dort sind die Zimmer der Königin. Leben Sie wohl! (Ab.)

Achter Auftritt.

Der Erbprinz. Später die Prinzessin Wilhelmine.

Erbprinz (allein). Land! Land! Nun wird sich operiren lassen. Einen Hotham zur Rechten, fehlt nur noch ein weiblicher Beistand zur Linken. Der Augenblick ist günstig. Ich versuche, die Sonnsfeld, die kleine Hofdame der Prinzessin, mit in die Verschwörung zu ziehen. Sie weilt hier im Vorzimmer. Ich klopfe. (Geht leise an die Thür der Prinzessin und klopft.) Ich höre Geräusch (klopft noch einmal). Das Rauschen eines Kleides — sie

iſt's — (er zieht ſich etwas zurück und wendet ſich dann erſt dieſe kleinen Vorpoſten und dann das Haupttreffen!

Wilhelmine (tritt ein)

Erbprinz (erſchrickt). Ah, Sie ſelbſt!

Wilhelmine. Sind Sie es, Erbprinz? Ich habe Urſache, recht erzürnt auf Sie zu ſein.

Erbprinz. Auf mich? Hoheit, auf mich?

Wilhelmine. Als wenn Sie nicht wüßten, welche Beleidigung Sie mir zugefügt haben.

Erbprinz. Beleidigung? Prinzeſſin, wollen Sie mich raſend machen? Nun noch eine Beleidigung gegen Sie?

Wilhelmine. Haben Sie nicht gehört, wer hinter Ihrem gelehrten Herrn Laharpe verborgen iſt?

Erbprinz. Keine Verleumdung, Prinzeſſin! Laharpe iſt ein höchſt geiſtreicher, ein höchſt witziger Kopf! In Berlin ſoll man lange ſuchen, bis man unter den hieſigen Gelehrten einen Mann von ſolcher Bildung findet.

Wilhelmine. Es iſt ein Perrükenmacher aus Orleans!

Erbprinz. Hoheit, ich ſag' Ihnen, es iſt kein Perrükenmacher! Wol verſteht er die Wiſſenſchaften bis aufs Haar, er hat die Schminke ſtudirt, aber die Schminke eines eleganten Ausdrucks, er gebt mit Puder um, aber mit dem Puder geiſtreicher Sophiſtik, den man allerdings in Frankreich beſſer als hier in die Augen ſtreut — ſchlimm genug, Hoheit, daß die Staaten Ihres königlichen Vaters ſo verrufen ſind, daß Männer von Geiſt, Poeſie und Witz vom Ausland nicht anders hier zugelaſſen werden, als wenn ſie ſich einen Paß als Perrükenmacher geben laſſen.

Wilhelmine. Aber unſer Plan iſt zerſchlagen, Laharpe iſt verwieſen —

Erbprinz. Ein ſchwacher Abglanz ſeines Geiſtes iſt zurückgeblieben! Prinzeſſin, ſehen Sie mich nicht für unwürdig an,

ſeine Stelle zu vertreten. Laſſen Sie mich das ſelige Gefühl empfinden, beigetragen zu haben, Sie den Feſſeln einer Lage zu entreißen, die über alle Grenzen des ſchuldigen Gehorſams hinausgeht —

Wilhelmine. Prinz, welche Sprache!

Erbprinz. Die Sprache eines Gefühls, das ſich nicht länger beſänftigen, eines Unwillens, der ſich nicht länger unterdrücken läßt. Prinzeſſin, wiſſen Sie, daß Sie beſtimmt ſind, das Opfer politiſch-mercantiliſcher Combinationen zu werden? Daß Sie beſtimmt ſind, gegen die Erzeugniſſe der engliſchen Fabriken an England ausgewechſelt zu werden?

Wilhelmine (entrüſtet). Wer ſagt das?

Erbprinz. Fern ſei es von mir, ein Urtheil über Ihre Neigung haben zu wollen, fern ſei es von mir, zu forſchen, ob Ihr Ehrgeiz nicht vielleicht überraſcht wird, wenn Sie hören, daß Sie ſelbſt eine Kaiſerkrone erringen können, aber wenn Sie den Prinzen von Wales lieben —

Wilhelmine. Den Prinzen von Wales? Wer behauptet das?

Erbprinz. Ihre Mutter, die es ahnt, Ihr Vater, der es befiehlt.

Wilhelmine. Den Prinzen von Wales? Meinen Couſin, den ich nie geſehen habe? Einen Prinzen, der nie ein Intereſſe an mir verrathen hat? Einen Prinzen, den ich ſeiner freien Sitten wegen verabſcheue?

Erbprinz. Prinzeſſin, Sie lieben den Prinzen nicht?

Wilhelmine. Mein Herz iſt frei. Keine Macht der Erde ſoll mich zwingen, es einem Manne zu geben, den ich nicht ſelbſt gewählt.

Erbprinz. Hör' ich recht?

Wilhelmine. Ich war gehorſam von den erſten Regungen meines Bewußtſeins an. Nie hab' ich einen Willen gehabt, nie

gewagt, wenn ich einen hatte, ihn zu äußern. Aber wenn man mir das Einzige rauben will, was mir nach dieſen ewigen Demüthigungen als mein unantaſtbares Eigenthum geblieben iſt, die freie Wahl meines Herzens, dann iſt die grundloſe Tiefe meines Gehorſams erſchöpft. Ich fühle, daß mein Bruder berechtigt war, ſich von einem ſolchen Joch zu befreien, und ich werde der Welt zeigen, daß ich die Schweſter dieſes Bruders bin.

Erbprinz. Prinzeſſin! (Bei Seite.) Was thu' ich — vor Wonne und Entzücken! (Laut.) Prinzeſſin, drüben die grünen Guirlanden an dem kleinen Fenſter, die Blumenſtöcke ſind ein ſo trauliher Verſteck, der kleine Hänfling in dem Bauer wartet ſo ungeduldig auf die Ankunft ſeiner holdſeligen freundlichen Herrin —

Wilhelmine (entzieht ſich ſeiner Hand). Sie — wollen —

Erbprinz. Die Stelle eines verkannten, verleumdeten Gelehrten vertreten und unter vier Augen, nicht beängſtigt von dieſen Fußtritten in den Corridoren, von dieſen grauſamen (Trommeln in der Ferne) Wächtern Ihrer Freiheit, der liebenswürdigſten Fürſtin Europas ſagen —

Wilhelmine. Sie haben mir nichts, gar nichts zu ſagen —

Erbprinz (wirft ſich ihr zu Füßen). Prinzeſſin, daß es einen Fürſten gibt, der dereinſt zwar nur über einen kleinen Flecken deutſcher Erde zu gebieten hat, dem aber der Zauber Ihrer Schönheit, die Güte Ihres Herzens den Muth gibt zu ſagen: Ich liebe Sie, ich bete Sie an!

Wilhelmine. Prinz, was beginnen Sie? Stehen Sie auf, ich höre kommen —

Erbprinz. Nicht eher, als bis Sie mir ſagen: Ich komme —

Wilhelmine. Wenn man uns überraſchte, ſtehen Sie auf!

Erbprinz. Werden Sie kommen?

Wilhelmine. Wohin denn? (Der Erbprinz zeigt links ans Fenſter.) Dort? Auch da bin ich nicht ohne Zeugen.

Erbprinz. Aber es ſind Menſchen, die ſich in ihrer Armuth glücklich fühlen, daß eine Fürſtin eine Stunde bei ihnen frei verweilt! Prinzeſſin, ich habe Ihnen viel, ſehr viel zu ſagen, über die engliſchen und öſterreichiſchen Plane, die man mit Ihnen hegt; Sie müſſen es mir im Stil von Verſailles, den ich gründlich kenne, wiederſagen, daß ſie mich haſſen, mich verabſcheuen —

Wilhelmine. Prinz, Sie foltern mich. Ich höre Stimmen — man nähert ſich, ſtehen Sie auf —

Erbprinz. Werden Sie kommen?

Wilhelmine. Grauſamer! — Sie ſtehen nicht auf?

Erbprinz. Nicht eher, als bis Sie ſagen: Ich komme —

Wilhelmine. Wenn Sie mir verſprechen, nur von den Planen, die man mit mir hat, und — von der Grammatik zu reden —

Erbprinz (ſpringt auf). Sie werden kommen? Bei allen Sternen des Himmels ſchwör' ich Ihnen, mit dem Verbum j'aime, ich liebe, zu beginnen, und Sie ſollen ſehen, daß gegen die Sprache, die ein liebendes Herz redet, gegen die Kunſt, die in der ungeſchminkten Natur liegt, ſelbſt Voltaire — nur ein Perrükenmacher iſt. (Ab.)

Neunter Auftritt.

Prinzeſſin Wilhelmine. Dann die Sonnsfeld. Zuletzt Eckhof mit Grenadieren. In der Ferne hört das Trommeln auf.

Wilhelmine (allein. Sie wollte erſt dem Erbprinzen nacheilen, wankt dann zurück und geht in ſchwankenden Schritten an den Tiſch, wo ſie klingelt).

Sonnsfeld (tritt ein. Nach einer Pauſe, in der ſie befremdet die Prinzeſſin anblickt). Königliche Hoheit befehlen?

Wilhelmine (wie aus einem Traume aufſtehend). Ich? Nichts?

Sonnsfeld. Ihre Hoheit haben geklingelt?

Wilhelmine. Ja wohl! Meine Mantille — meinen Fächer — den Schleier! —

Sonnsfeld. Wollen Ew. Hoheit ausgehen?

Wilhelmine. Ich will ausgehen.

Sonnsfeld. Haben Ew. Hoheit Erlaubniß dazu?

Wilhelmine. Erlaubniß? Fängſt auch du ſo an? Hole, was ich geſagt habe —

Sonnsfeld (ſieht ſie groß an und geht ab).

Wilhelmine (allein). Ich bin dieſer Lage müde! Ich fange an, mich zu fühlen, ſeitdem ich ſehe, daß es noch Menſchen gibt, die meinen kleinen Werth erkennen. Dieſer Zuſtand war nicht länger zu ertragen. Ich bin dieſes Kamaſchendienſtes, dieſer unwürdigen Subordination überdrüſſig —

Sonnsfeld (kommt mit Mantille, Fächer und Schleier zurück).

Wilhelmine. Du hätteſt wol auch die Mantille mit den brüſſeler Spitzen wählen können.

Sonnsfeld. Königliche Hoheit, was bezwecken Sie denn?

Wilhelmine. Wirf mir den Schleier um! Frag' mich doch nicht nach allem, was ich unternehme! Muß ich denn über jede Kleinigkeit, die ich mir erlaube, Rechenſchaft geben?

Sonnsfeld. Mein Himmel, haben Sie ſich den revolutionären Ideen Ihrer Mutter angeſchloſſen?

Wilhelmine. Ich ſchließe mich niemand an. Ich will endlich einmal zeigen, daß eine Prinzeſſin von Preußen das Recht hat, aus freien Stücken von einem Hof des Schloſſes in den andern zu gehen. Ich bin es müde mich tyranniſiren zu laſſen. Der große Kurfürſt hat auch für mich gelebt. Auch für mich ſind die Hohenzollern dageweſen. Adieu! (Reicht der Sonnsfeld die Hand zum Kuße.) Küſſ' mir die Hand! Vergiß nie, daß ich die

Tochter eines Königs bin, der ſehr große, ſehr bedeutende Pläne auf die Zukunft eines Kindes baut, eines Kindes, das, ſelbſt wenn es eigenſinnig genug wäre, auf dieſe bedeutenden Pläne nicht einzugehen, darum nie aufhören würde, eine Prinzeſſin von Preußen zu ſein. (Sie will abgehen.)

(Die hintere Thür wird geöffnet. Eckhof mit drei Grenadieren tritt ein. Die Thür bleibt offen.)

Eckhof. Halt!

Jonnsfeld. Prinzeſſin, bekommen Sie eine Ehrenwache?

Eckhof. Grenadiere vor!

(Noch drei Mann treten herein ohne Gewehr. Der eine trägt eine große Bibel, der andere eine Suppenterrine, der dritte einen Strickſtrumpf.)

Eckhof (tritt militäriſch an die Prinzeſſin heran). Königliche Hoheit wollen allergnädigſt verzeihen, daß ich infolge einer von Sr. Majeſtät verhängten Specialunterſuchung wegen verbotener Verbindungen mit dem Schloſſe Rheinsberg Ew. Hoheit erſuchen muß, einem von Sr. Majeſtät verordneten ſtrengſten Zimmerarreſt ſich allergnädigſt unterwerfen zu wollen.

Jonnsfeld. Wie! Prinzeſſin!

Eckhof. Ingleichen haben Se. Majeſtät folgende allerhöchſte Anordnungen zu treffen geruht. Erſter Grenadier vor!

Erſter Grenadier (marſchirt mit der Bibel vor).

Eckhof. Königliche Hoheit haben Sprüche Salomonis Kapitel 3—5 ſo auswendig zu lernen, daß der Oberhofprediger Ew. Hoheit morgen früh um fünf Uhr darin examiniren kann. Zweiter Grenadier vor!

Zweiter Grenadier (mit der Suppenterrine).

Eckhof. Die Ew. Hoheit zugetheilte Koſt wird täglich aus der Garniſonküchenverwaltung pünktlichſt verabfolgt werden.

Jonnsfeld (öffnet die Terrine). Abſcheuliche Koſt! Gequollene Erbſen!

Eckhof. Dritter Grenadier vor!

Dritter Grenadier (mit dem angefangenen Strickſtrumpf).

Eckhof. Endlich haben Se. Majeſtät befohlen, daß Ihre Hoheit alle zwei Tage für das wohllöbliche berliner Waiſenhaus ein Paar wollene Strümpfe fertig zu ſtricken haben. Halten zu Gnaden, königliche Hoheit, mein Auftrag iſt beendet.

Sonnsfeld (im Tone der Verzweiflung). Prinzeſſin, ſind das die Pläne, die der König mit Ihrer Zukunft vorhat?

Wilhelmine (zitternd vor Aufregung). Beruhige dich, meine Freundin! Ja, es iſt der Anfang einer neuen Lebensbahn für mich. Wohlan! Der Kampf beginne! Geht zu meinem Vater und ſagt ihm —

Sonnsfeld (ebenſo). Geht zum Könige und ſagt ihm — (zur Prinzeſſin) ja, was ſollen ſie ihm ſagen?

Wilhelmine (mit tragiſcher Entſchiedenheit). Sagt ihm, daß ich —

Sonnsfeld. Sagt ihm, daß wir —

Wilhelmine. Die Sprüche zwar — (der Muth entſinkt ſchon) lernen würden —

Sonnsfeld. Die Erbſen zwar — eſſen würden —

Wilhelmine. Daß es aber unſere Schuld nicht wäre, wenn wir in (mit neuer Kraft) der Verzweiflung unſers Herzens —

Sonnsfeld. An den Waiſenſtrümpfen die Maſchen fallen laſſen —

Wilhelmine. Und uns lieber wünſchen, Prinzeſſin von Reuß —

Sonnsfeld. Schleiz —

Wilhelmine. Greiz und Lobenſtein zu ſein!

(Beide heftig ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Beate (triumphirend).

Entſagen, wo's dem Herzen gilt. Guſtav, das Blatt ſprach; denn es war leer. Die Zeit der Liebe iſt das Alter nicht, nicht Jugend: die Zeit der Liebe iſt der Augenblick. (Nimmt es.) Eveline, laß mir das Blatt und Beate wird der Freundin darauf ſchreiben:

Reichſt der Liebe Du die Hände,
Pflück' die Blume, wie ſie ſprießt,
Daß der Anfang und das Ende
Immer in einander fließt.

(Gruppe.)

(Vorhang fällt.)

Sonnsfeld. Laſſen Sie nur. Nehmen Sie den andern angefangenen — ſo arbeiten wir vor und können ſpäter ausruhen.

Wilhelmine (nach der Thür hinhorchend). Und nicht einmal, daß einem ein freies Wort gegönnt iſt!

Sonnsfeld (ſteht auf und ſieht an die Thür hin). Es iſt grauſam, Soldaten den Anblick einer Prinzeſſin zu gönnen, die man ſo tief erniedrigt, Strümpfe zu ſtricken!

Wilhelmine. Wozu murren! Es läßt — an ſich — recht häuslich. (Sie ſtrickt.)

Sonnsfeld. Was würde der Erbprinz ſagen, wenn er Sie ſo erblickte?

Wilhelmine. Der Erbprinz? Wie kommſt du — auf den Erbprinzen?

Sonnsfeld. Sie werden nicht leugnen können, daß Sie von ihm mit einer Aufmerkſamkeit behandelt werden, die beinahe zärtlich zu nennen iſt.

Wilhelmine. „Beinahe!" Haha!

Sonnsfeld. Dieſe Augen! Dieſe Blicke! Ich müßte mich ſehr irren, wenn Ihnen nicht der Kronprinz in dieſem jungen Fürſten zugleich den feurigſten Liebhaber ſchicken wollte, den es nur unter der Sonne geben kann.

Wilhelmine. Liebende haben es ja mehr mit dem Monde!

Sonnsfeld. O er legt eine ſo große Verehrung vor Ihnen an den Tag, daß ich mich ferner ſehr irren müßte, wenn ich nicht annehmen wollte, unſere Schildwache draußen trüge ſchon längſt in der Taſche ein Billet von ihm an Ew. Hoheit.

Wilhelmine. Sonnsfeld! Welche Combination!

Sonnsfeld. Nicht wahr, eine Combination, würdig eines Seckendorf? Ich werd' ihn aber bei alledem fragen —

Wilhelmine. Biſt du von Sinnen?

Sonnsfeld (an der Thür). Heda! Grenadier!

Eckhof (tritt ein). Zu befehlen!

Jonnsfeld. Hatte Er nicht ein Billet für uns?

Eckhof. Halten zu Gnaden, ja!

Jonnsfeld (zur Prinzessin). Da sehen Sie. — Vom Erbprinzen von Baireuth?

Eckhof. Halten zu Gnaden, ja!

Wilhelmine. Wo ist es? Hat Er es angenommen?

Eckhof. Halten zu Gnaden, nein! (Macht kehrt und ab.)

Jonnsfeld. Abscheuliches Land! Die Gefühllosigkeit erstreckt sich hier sogar schon auf die — ungebildeten Volksklassen.

Wilhelmine. Wie konnte der Erbprinz nur annehmen, daß die Wache sich erlauben würde, so gegen allen Anstand zu verstoßen!

Jonnsfeld. Würden Sie es denn nicht angenommen haben?

Wilhelmine. Nimmermehr!

(Ein Brief mit einem kleinen Stein beschwert wird durchs Fenster geworfen).

Jonnsfeld. Ein Brief durchs Fenster — ach, was bin ich erschrocken!

Wilhelmine. Nimm ihn auf.

Jonnsfeld (thut es). Sie nehmen ihn ja nicht an? .. Er ist doch wol nur vom Erbprinzen und — jedenfalls an Ew. Hoheit — (übergibt ihn).

Wilhelmine. An mich? Warum auch — warum sollt' ich ihn nicht annehmen? (Erbricht ihn.) Vom Erbprinzen! (Liest bei Seite.) „Angebetete! Wollen diese Grausamkeiten kein Ende nehmen? Hat man schon begonnen, Sie mit England zu quälen? Man wird zu Ihnen kommen, Sie zu dieser Verbindung zwingen wollen, aber Ritter Hotham, der englische Abgesandte, ist mein Freund, Ihr Freund und wird für Sie handeln, während er gegen Sie zu handeln scheint. Ein gefährliches Spiel, aber es gilt Ihre Freiheit und mein Leben. Die Liebe versteht — die Liebe!"

Sonnfeld. Darf man wiſſen?

Wilhelmine. Eine kleine Beileidsbezeigung — von — von — einem unſerer guten Diener —

Sonnfeld. O dieſe guten Leute haben Sie alle ſo lieb! Sie müſſen doch wol antworten —

Wilhelmine. Nur zwei flüchtige Worte — es iſt wirklich zu unbedeutend —

Sonnfeld. Man ſtößt aber niemanden gern zurück! (Bei Seite.) Wie ſie ſich verſtellt! (Laut.) Ich will doch ſehen, ob unſer Grenadier noch immer ſo ſtörriſch iſt —

Wilhelmine. Wo denkſt du hin —

Sonnfeld. Wir machen einen Verſuch (tritt an die Thür). Heda, rauher Krieger!

Eckhof (tritt ein). Zu befehlen!

Sonnfeld. Warum hat Er den Brief nicht angenommen?

Eckhof. Es ſtehen Spießruthen drauf.

Sonnfeld. Wir haben Mittel, ſolche Strafen gut zu machen.

Eckhof. Die haben Sie nicht.

Sonnfeld. Iſt Geld kein Mittel?

Eckhof. Ließe ſich auch Schande durch Geld heilen, ſo könnten Sie von allen Mitteln doch dies gerade am wenigſten anwenden.

Wilhelmine. Wie ſo?

Eckhof. Weil Ew. Hoheit kein Geld haben.

Sonnfeld. Abſcheulicher Menſch!

Wilhelmine (bei Seite). Er kennt unſere Lage nur zu gut. Wir müſſen den Gedanken einer Antwort aufgeben.

Eckhof. Darf ich abtreten?

Sonnfeld. Vorwitziger Menſch! Wie heißt Er?

Eckhof. Eckhof.

Sonnfeld. Wo iſt Er her?

Eckhof. Aus Hamburg.

Sonnsfeld. Was hat Er gelernt?

Eckhof. Nichts.

Wilhelmine. Das iſt ſehr wenig.

Sonnsfeld. Was hat Er werden wollen?

Eckhof. Alles!

Wilhelmine (bei Seite). Sonderbarer Menſch! (Laut.) Examinir' ihn; er unterhält uns wenigſtens.

Sonnsfeld (zu Eckhof). Wir ſind nicht geſcheidt genug, Seine geiſtreichen Antworten zu verſtehen. Wie hängt Sein Alles und Sein Nichts zuſammen?

Eckhof. Ich bin in meiner Jugend bei einem Theater aufgewachſen und habe dort anfangs nichts gelernt als die Lichter putzen. Unſer Principal entließ ſeine Geſellſchaft und ich war genöthigt, Dienſte bei einem Poſtſchreiber zu nehmen. Als mir aber die Frau meines neuen Herrn zumuthete, als Bedienter hinten auf ihre Kutſche aufzuſteigen, nahm ich den Wanderſtab. Ich bettelte mich zu einem Rechtsgelehrten nach Schwerin durch, der mich bei ſich als Schreiber anſtellte. Die Poſt und die Gerichtsſtube wurden zwei neue Theater für mich. Briefadreſſen regten meine Phantaſie, Proceſſe meinen Verſtand an. Der Gedanke, von der Bühne herab menſchliche Größe und menſchliche Verbrechen in lebenstreuen Zügen wiederzugeben, das Laſter und die Tugend zu malen, wie ſie ſind, begeiſterte mich, aber die Gelegenheit, ihn auszuführen, fand ſich nicht. Der Zufall ſpielte mich in einem Augenblick, wo ich leichtſinnig die Schwermuth in einem Rauſche zu vergeſſen ſuchte, preußiſchen Werbern in die Hände. Das dargebotene blanke Silber blendete; ich verlor meine goldene Freiheit. Seitdem trag' ich die Muskete. Die tauſendmal erwachende Sehnſucht nach der Kunſt, zu der ich den Beruf wie eine heilige Mahnung in mir fühle, über-

täubt jetzt die lärmende Trommel, den Trieb nach edlerer Menschendarstellung schnürt die Uniform zusammen und in abgerichteter, unfreier Bewegung der Glieder wird auch wol zuletzt der freie Wille und das Gefühl der menschlichen Würde sterben. Von diesem Schicksal erlöst den verkauften armen Soldaten nichts als der Tod.

Wilhelmine (bei Seite wehmüthig). Ein Bild meiner eigenen Leiden.

Sonnsfeld. Das ist schon alles ganz gut, aber im Grunde kann Er froh sein, jetzt wenigstens *etwas* zu sein, da Er sonst nichts war und nichts gelernt hat.

Eckhof. Aus Büchern wenig, aber manches aus dem Leben. Auch versteh' ich etwas Musik.

Sonnsfeld. Musik? Da könnt' Er die arme gefangene Königstochter hier unterhalten! Prinzessin, die Flöte des Kronprinzen —

Eckhof. Ich spiele Violine —

Sonnsfeld. Auch eine Violine ist da. Wir haben das ganze Orchester des Kronprinzen (geht an den Schrank) hier versteckt! Da! (Bringt eine Violine.) Spiel Er uns! Wir tanzen —

Wilhelmine. Wo denkst du hin? Dort sind die Zimmer der Königin. Hier (auf rechts zeigend) kann uns jeden Augenblick der König überraschen —

Sonnsfeld. Eine kleine Française! Eine Vorübung zum Fackeltanz bei Ihrer künftigen Vermählung!

Wilhelmine. Du kennst den Abscheu des Königs gegen Spiel und T[illegible].

Sonnsfeld. Eckhof, nehm' Er nur! Fang' Er nur an!

Eckhof (sieht sich um). Wenn ich aber — mein Himmel — (gerührt) seit drei Jahren hab' ich ein so edles, zaubervolles Instrument nicht berührt!

Sonnsfeld. Nur zu! Prinzeſſin, ich bin der Herr, Sie ſind die Dame.

Eckhof (ſpielt einen Tanz in dem einfachen naiven Geſchmack jener Zeit. Die beiden Damen tanzen).

Sonnsfeld. Brav, Eckhof! Es geht ganz gut. Ach, welche Wohlthat, einmal tanzen zu können! So — la, la, la, la (ſie ſingt die Melodie mit).

Zweiter Auftritt.

Der König (iſt während dieſes Tanzes aus der Seitenthür rechts leiſe eingetreten. Die Tanzenden und den muſicirenden Grenadier erblickend ſtutzt er. Dieſe bemerken ihn nicht. Er ſchleicht näher und ſucht ſich unbemerkt in den Tanz zu miſchen).

Wilhelmine. Sonnsfeld, du tanzeſt falſch — jetzt der Herr! (Reicht rückwärts ihre Hand.) So!

König (faßt dieſe leiſe mit einem Finger und tanzt etwas mit).

Wilhelmine. Wie ſchwerfällig, liebe Freundin! (Tanzt.) Was haſt du denn nur heute für eine garſtig rauhe Hand! (Sieht ſich um und erblickt den König, der plötzlich die Melodie mit rauher Stimme mitgeſungen hat. Alle erſchrecken.)

Eckhof (präſentirt mit der Violine).

König (zornerfüllt). Recht niedlich! Recht ſchön! Alſo das ſind die Sprüche Salomonis? Tanz und Aſſemblée in meinem Schloſſe bei hellem lichten Tage? Und ein Soldat, ein preußiſcher Grenadier, der auf der Wache ſeinen Arreſtanten Violine vorſpielt?

Sonnsfeld. Vergebung, Majeſtät, wir haben ihn gezwungen —

König. Gezwungen? Einen Soldaten zwingen! Zwingen, die Pflichten seines Dienstes auf eine so teuflische Art zu verletzen? Für den muß ich eine Strafe erfinden, die bisher in der preußischen Armee noch nicht dagewesen ist.

Wilhelmine. Gnade, Majestät, Gnade!

König. Mit dir werd' ich hernach reden. Ihm, Konrad Eckhof heißt er, ich weiß es, ihm dictir' ich zur Strafe: Er ist aus der Armee, die unter meinen ruhmvollen Fahnen steht, ausgestoßen. Er ist ausgestoßen, nicht etwa in eine Sträflingscompagnie oder in den ehrenwerthen Bürgerstand, sondern hör' Er, was Sein Schicksal sein soll. Auf dem Lagerhause oben in der Klosterstraße ist derzeit eine Truppe deutscher Komödianten angekommen. Diese Gaukler — histriones, sind in Nöthen, weil ihnen ihr Hanswurst ausgeblieben ist, den sie sich aus Leipzig verschrieben haben. Zu diesen Possenreißern, hört Er, geht Er mir hinaus, legt Seine glorreiche königlich preußische Uniform ab und meldet sich, ich schickte Ihn hiemit, zur Warnung für jedermann, als einen Schauspieler, einen Erzhanswursten, der die deutsche Nation hinfort mit seinen komödiantischen Späßen criminaliter amusiren soll. Schande über Ihn!

Eckhof (in freudigster, jedoch verborgener Erregung mit einem Blick gen Himmel). Schauspieler? Danke Ew. Majestät für allergnädigstes Erkenntniß. Konrad Eckhof wird sich bemühen, sich und seinen verachteten, neuen Stand wieder zu Ehren zu bringen. (Ab.)

König. Und Sie, mein Fräulein von Sonnsfeld, Sie sollten je eher je lieber Ihre mütterliche Aussteuer einpacken und nach Dresden aufbrechen, wo mein Vetter, der Kurfürst von Sachsen, solche Nymphen und Grazien wie Sie sind für seine Hoffeuerwerke und Balleter nöthiger hat.

Bonnefeld (im Abgehen, bei Seite) Er ſtraft in ſeinem Zorn mit Dingen, die jedem Gebildeten nur angenehm ſein können! (Ab.)

König. Wilhelmine!

Wilhelmine. Majeſtät, was hab' ich nur verbrochen, daß ich ſo unglücklich ſein muß, Ihnen ewig zu mißfallen?

König. Majeſtät nennſt du mich, weil du kein kindliches Herz für deinen Vater haſt. Ich hab' euch erzogen nach alter deutſcher Sitte; ich habe franzöſiſche Eitelkeit und engliſche Narrheit von euern kindlichen Herzen zu entfernen geſucht; ich habe auf dem Thron zeigen wollen, daß Könige in ihren Familien ein Muſter für den biedern Hausſtand ihrer Unterthanen ſein können. Hab' ich das erreicht?

Wilhelmine. Sie beſtrafen für unſere Sünden uns auch ſtreng genug.

König. Ein Perrükenmacher hat dich in allen Zweideutigkeiten der franzöſiſchen Sprache unterrichten ſollen —!

Wilhelmine. Es war kein Perrükenmacher!

König. Es war einer.

Wilhelmine. Wenn es einer war, ſo haſſen Sie ihn nur Ihrer garſtigen Zöpfe wegen!

König. Garſtig? Der Zopf iſt die Zierde des Mannes. Im Zopf liegt die zuſammengeflochtene Kraft des Mannes. Ein Zopf, das iſt nichts Wildes, Flackerndes, Wüſtes um den Kopf, den Sitz der menſchlichen Seele, wie bei den geckenhaften Buſchmännern jetzt mit ihrem langen zottigen Haar, ſondern einfache, ſittliche, geſtriegelte Ordnung, geflochtener Gehorſam, ſanft herab über die Schultern gleitend, das Sinnbild eines Chriſten! Ich bin es müde, mit dir zu ſtreiten. Dieſer Arreſt ſei dir der letzte Beweis meiner väterlichen Liebe. Bald ſollſt du

frei wandeln und Herrin deiner eigenen Thaten werden. Ich verkündige dir hiermit, daß du jetzt bald nach Belieben ſchalten und walten kannſt —

Wilhelmine. Vater!

König. Wenn du ihn ehrlich meinſt, dieſen Ton?

Wilhelmine. Vater, er kommt von einem Herzen, das nie aufhören wird, den Beſten der Menſchen zu verehren.

König. Bin ich nicht verkannt? Erkennt ihr endlich, daß ich nur allein euer Glück will? Ja, Wilhelmine, du kannſt nun handeln, wie du willſt, kannſt franzöſiſche Bücher leſen, kannſt Menuetten tanzen, dir eine Kapelle von Muſikanten halten, ich habe für dein Glück und für deine Freiheit geſorgt —

Wilhelmine. Wie verſteh' ich? Vater?

König. Kutſchen, Pferde, Heiducken, alles, wie es ſich für eine künftige Königin geziemt.

Wilhelmine. Königin?

König. Du ſollſt ſehen, daß ich den Namen, den du mir gegeben, den Namen des beſten Vaters, in That und Wahrheit verdiene. Ich höre deine Mutter —

Wilhelmine. Was ſoll geſchehen?

König. Bereite dich vor, faſſe dich, es iſt eine feierliche Stunde — Die Stunde deiner Verlobung!

Dritter Auftritt.

Die Königin geſtützt auf den Arm des Erbprinzen. Holham. Bediente. Die Vorigen. Später Takai.

Wilhelmine (bei Seite, überraſcht). Der Erbprinz!

Königin (verbeugt ſich kalt gegen den König)

König (ebenſo). Guten Morgen!

Königin (zur Prinzeſſin Wilhelmine). Liebes Kind, ich ſtelle dir hier den Abgeſandten Sr. Majeſtät von England, den Herrn Ritter von Hotham, vor.

Wilhelmine (verneigt ſich, bei Seite). Der Freund des Erbprinzen? Wie verſteh' ich — nun alles?

König. Erlaube, liebe Frau, der Erbprinz hatte den Vorrang. Liebes Kind, ich ſtelle dir hiermit den Erbprinzen von Baireuth vor.

Erbprinz (ſich verneigend, bei Seite zu Wilhelminen). Verlieren Sie den Muth nicht, es wird alles gut werden.

Königin. Gute Nachrichten aus Ansbach, lieber Erbprinz?

Erbprinz (bei Seite). Schon wieder die verdammte Verwechſelung! (Laut.) Majeſtät, man hat die Abſicht, Ansbach nach Baireuth zu verpflanzen.

König (der nur halb hörte). St! Laſſen wir jetzt alle irdiſchen Gedanken und Baupläne und bereiten uns vor zu einem Werke von heiliger Bedeutung. Setze dich drüben zu deiner Mutter, Wilhelmine!

Wilhelmine (bei Seite). Was ſoll denn nun werden?

König. Sie, Erbprinz, mein natürlicher Beiſtand hier —! Ritter Hotham, Sie in der Mitte!

Bediente (rücken den Tiſch in die Mitte und gehen ab).

Erbprinz (bei Seite). Hotham, den Handelstractat!

Hotham (ſetzt ſich lächelnd in die Mitte, öffnet ein Portefeuille, das er mitgebracht, legt Papier zurecht und unterſucht ſeine Federn).

König (die Hände faltend). Im Namen Gottes! (Nach einer Weile.) Wenn ich dich jetzt, getreue Gattin und Lebensgefährtin, frage, was iſt eine glückliche Ehe —

Königin. Gehört das in den Heirathscontract unſerer Tochter?

Zopf und Schwert.

Historisches Lustspiel

in

fünf Aufzügen.

König. Unterbrich mich nicht! Wenn du's nicht fühlst, ich fühl's, was dieser feierliche Augenblick bedeuten will!

Hotham. Halten zu Gnaden, Majestät, ich hab' hier auch bereits zu Papier: Im Namen Gottes!

König (sieht sehr angenehm überrascht hinüber). Haben Sie das wirklich geschrieben?

Hotham. Es steht gewöhnlich gedruckt über solchen und ähnlichen Verträgen.

König. Gedruckt ist nicht so gut. Der Buchstabe, sagt die Schrift, tödtet — doch fangen Sie jetzt an —

Hotham. Es handelt sich um eine Verbindung zweier Nationen, die, an Sprache, Sitten und Gebräuchen verschieden, dennoch der Berührungspunkte so viele gemein haben, daß sie jede Gelegenheit ergreifen sollten zu einem innigern Anschluß.

König. Könnten Sie da nicht einflechten, daß die Engländer eigentlich von den Deutschen abstammen?

Hotham. Dürfte zu weit führen.

König. Wie Sie wollen. Der Anfang war gut.

Hotham. Eine solche Gelegenheit bietet sich in dem beiderseitig ausgesprochenen Wunsch der beiden Dynastieen von Preußen und England. Zwei ihrer erlauchten und ruhmwürdigen Sprossen wollen sich durch das Band der Ehe verbinden. Der Prinz von Wales wirbt um die Hand der Prinzessin Wilhelmine —

Wilhelmine. Der Prinz von Wales?

König (feierlich). St!

Hotham. Und erhält dieselbe unter folgenden Bedingungen —

Wilhelmine. Erhält sie?

König. St! Wilhelmine! Störe den feierlichen Act nicht durch Plauderhaftigkeit!

Wilhelmine. Aber wie iſt es denn nur möglich?

Erbprinz (zur Prinzeſſin). Königliche Hoheit, die Bedingungen werden ja erſt entworfen.

Königin (bei Seite). Unterlaß dieſe Unterbrechungen! Was ſoll ein Abgeſandter des feinen Hofes von St.-James von den Manieren einer preußiſchen Prinzeſſin denken?

König (zur Königin). St! Dieſe plauderhaften Frauenzimmer! Gut, Herr von Hotham. Der Anfang war ſehr gut. Nicht wahr, Erbprinz?

Erbprinz. Ja wohl — Majeſtät — (Bei Seite.) Abſcheulich!

Königin. Die Bedingungen? (Bei Seite.) Auf die Ausſteuer bin ich begierig.

Hotham. Paragraph eins: —

König. Erlauben Sie, das kann ich Ihnen kürzer ſagen. Ich gebe meiner Tochter als Ausſteuer vierzigtauſend Thaler und ein jährliches Nadelgeld von zweitauſend Thalern. Die Hochzeit will ich auch ausrichten. Das iſt aber auch alles.

Königin (ſteht auf). Ich will nicht hoffen, daß dies Ihr Ernſt iſt, Majeſtät! Ritter Hotham, nehmen Sie dieſe Erklärung Sr. Majeſtät nicht zu Protokoll.

König (ſitzend). Nicht zu Protokoll? Hm! Hm! Vierzigtauſend Thaler baares Geld zu wenig?

Hotham. Die Frage der Mitgift wird für ein ſo reiches Land wie England keine Schwierigkeiten darbieten. Es handelt ſich bei weitem mehr um diejenigen politiſchen Punkte, welche bei dieſer engen Vereinigung zu beſonderer Berückſichtigung kommen dürften.

König. Politiſche Punkte?

Hotham. Ich meine — einige Fragen und Erörterungen, die ich mir vorzutragen erlaube.

König. Fragen und Erörterungen? Haben Sie an meiner Tochter etwas auszuſetzen? (Steht auf.)

Holham. Majeſtät, es könnten für beide Nationen ſelbſt gewiſſe Vortheile —

König (ſehr laut). Vortheile für Preußen? Dann reden Sie!

Holham. Um nur eines zu nehmen: England wird für dieſe Heirath Ew. Majeſtät in der Inveſtitur der Herzogthümer Jülich und Berg ohne Hinderniß beſtätigen.

König. Recht anſtändig. Danke!

Erbprinz (bei Seite). Holham, Fuchs?

Holham. Ferner hat bei dieſer Angelegenheit das Parlament ſich bereit erklärt —

König. Bereit erklärt —

Wilhelmine. Aber was ſoll denn nur das Parlament? Ich heirathe nicht das Ober- und Unterhaus.

Königin (halblaut). Das verſtehſt du nicht. In England ſprechen alle Parteien mit.

König (halblaut). Ja, Kind! Das wäre ſo recht ein Land für deine Mutter. Alſo?

Holham. Das Parlament erklärt ſich bereit, für den Fall, daß Ew. Majeſtät die Eroberung von Schwediſch-Pommern vervollſtändigen wollen, deshalb das Miniſterium nicht zu interpelliren.

Königin (angenehm angeregt). Sehr artig! Ich hätte das Parlament nicht für ſo liebenswürdig gehalten. Denke dir, Wilhelmine, das Parlament will nicht interpelliren!

Wilhelmine. Was iſt denn das nur wieder für eine politiſche Grauſamkeit?

König (zur Prinzeſſin). Interpelliren heißt, das Miniſterium durch unaufhörliche Widerſprüche, Einwendungen und Zwiſchenreden in Verlegenheit ſetzen — Darum hat das deine Mutter auch

gleich verſtanden. Danke, liebſter Herr von Hotham, grüßen Sie dafür das Parlament freundſchaftlichſt von mir! Aber weiter!

Erbprinz (bei Seite). Ich ſtehe auf Kohlen.

Hotham. Für dieſe vielen Beweiſe von Entgegenkommen und Uneigennützigkeit, für dieſe mannichfachen und von mir noch näher zu erörternden Zeichen von politiſcher Zuvorkommenheit und inniger Neigung, dauernd, ewig ſich einem Staate anzuſchließen —

König. Nun?

Hotham. Für dies alles nur noch eine kleine Bedingung unſererſeits, die dieſe Heirath beſonders ſegensreich für beide Theile machen würde.

König. Losgeſchoſſen!

Hotham. Die preußiſche Induſtrie iſt auf einer Höhe, die es England wünſchenswerth erſcheinen läßt, dieſe Erzeugniſſe unter gewiſſen Bedingungen auch bei ſich prüfen zu können. Dafür —

König. Dafür?

Hotham. Würde England ſich ſehr verpflichtet fühlen, wenn das ſeit dem glorreichen Regierungsantritt von Sr. Majeſtät unterbrochene frühere freundliche commerzielle Einvernehmen —

König. Einvernehmen —

Hotham. Wieder eintreten und Ew. Majeſtät ſich entſchließen könnten, bei Gelegenheit dieſer erfreulichen, von England mit Jubel begrüßten Verbindung eine theilweiſe Aufhebung eintreten zu laſſen der gegenwärtigen — Prohibitivmaßregeln —

König. Wie?

Hotham. Mit einem Wort, England bittet um den Abſchluß eines neuen Handelstractates.

König. Handelstractates? Hand — (Steht auf. Pauſe.) Die Sitzung iſt aufgehoben.

Königin. Was iſt?

König. Handelstractates? Hab' ich darum die Cultur meines Landes zu veredeln geſucht, Handel und Gewerbe gehoben, die Schiffahrt befördert, Tauſenden von armen franzöſiſchen Religionsflüchtlingen in meinen Staaten ein Aſyl geſchenkt, daß ich nun, um die Ehre, mit England verſchwiegert zu werden, die Thore öffnen und zum Ruin meiner Unterthanen die verbotenen engliſchen Waaren wieder hereinlaſſen ſoll? (Geht an den Tiſch und klingelt.)

Lakai (erſcheint).

König. Meine Miniſter!

Königin. Wie? Sie wollen das Glück Ihrer Tochter opfern?

Vierter Auftritt.

Grumbkow. Seckendorf. Drei Generale. Die Vorigen.

König. Treten Sie näher, meine Herren — Ich ließ Sie im Ungewiſſen über eine Depeſche, die für mich aus Hannover heut' in der Frühe angekommen. Hören Sie jetzt meine feierliche Antwort darauf. Erbprinz, Dichter, erſchrecken Sie nicht! Unſere Feſte ſinden dennoch ſtatt; unſere Kanonen ſollen dennoch donnern, unſere Lampen dennoch flimmern. Sind Sie geneigt, Erbprinz, mich auf ewig zu verbinden?

Erbprinz (mißverſtehend). Majeſtät, wie — wär's möglich?

König. Wollen Sie mich zu Ihrem ewigen Schuldner machen —?

Erbprinz (freudig). Ich? Wilhel —

König. Nehmen Sie Kurierpferde, Erbprinz, reiſen Sie in dieſer Stunde als mein Bevollmächtigter nach Wien!

Erbprinz.
Grumbkow.
Seckendorf. } Nach Wien?!

König. Die Hand meiner Tochter ist nach Wien vergeben. In vierzehn Tagen trifft in den Mauern meiner Residenz ein Sproß des erlauchten Kaiserhauses ein.

Hotham. Ew. Majestät zwingen mich für den Fall dieser Ankunft eines Erzherzogs hiermit eine offene Erklärung zu geben.

König. Und die wäre?

Hotham. Der Prinz von Wales — ist bereits hier.

Alle. Der Prinz von Wales in — Berlin?

Hotham. Seit drei Stunden ist der Prinz von Wales hier angekommen.

Seckendorf.
Grumbkow. } Unmöglich!

Königin (triumphierend). Das gibt mir das Leben wieder!

König (ist heftig betroffen, doch sammelt er sich). Herr Ritter von Hotham, ich muß gestehen, daß diese Nachricht mich überrascht, ja erschüttert. Indessen schreiben Sie es nur Ihrer eigenen egoistischen Politik zu, wenn ich Ihnen erkläre, daß für mich in Berlin kein Fremder existirt, der nicht an den Thoren meiner Residenz rechtmäßig angemeldet ist. Will man mich aufs Aeußerste bringen, will man mir den eigenen Boden unter den Füßen unsicher machen, so erklären Sie dem Prinzen von Wales, daß ich zwar sehr gerührt bin von seiner Anhänglichkeit an meine Familie, ihn aber unter solchen Bedingungen, die das Wohl meines Landes, das Glück meiner Unterthanen bedrohen, höflichst ersuchen ließe, da wieder hinauszugehen, wo er hereingekommen ist. Erbprinz, Sie reisen im Auftrag meiner Monarchie nach Wien. Wilhelmine, die künftige Kaiserkrone wird dich

tröſten, und Sie, Madame (zur Königin bei Seite), wird denn Ihr Stolz endlich ſeine Grenzen erreicht haben?

Königin. Ich habe England mein Wort gegeben.

König. Aber (gutmüthig) wenn es nun doch nicht möglich iſt! (Nähert ſich ihr traulich und bietet ihr die Hand.)

Königin (bewegt, ſchwankend). Vor einer Stunde, ja! Aber jetzt — (faßt ſich wieder auf und entſchließend) die perſönliche Ankunft des Prinzen von Wales hat alles entſchieden!

König. Nun denn — wer den Krieg will — (Zu Hotham.) Sie haben keine andern Inſtructionen als die, die wir gehört haben?

Hotham. Keine.

König. So empfangen Sie, Erbprinz, von mir die Aufträge für Wien. Statt Englands denn ein deutſcher Staat! Und 's iſt beſſer ſo, meine Herren, 's iſt beſſer. An Deutſchland ſchließ' ich mich an mit ganzer Seele. Fremder Eigennutz leite Deutſchlands Fürſten und Völker einig ſein.

(Ab in ſein Cabinet.)

(Die Generale Grumbkow, Seckendorf folgen.)

Königin (zu Hotham). Mein Herr, Sie haben einer Scene beigewohnt, die Ihnen beſtätigt, was man in England über meine Lage nicht glauben wollte. Wilhelmine, die Nachricht von der Ankunft des Prinzen von Wales gibt mir das Leben wieder. Reiſen Sie nach Wien, Erbprinz! Werden Sie zum Verräther an einer Sache, die ſiegen muß, trotz aller Intriguen meiner Feinde. Ihren Arm, Ritter Hotham! Der Prinz von Wales in Berlin! O, ich faſſ' es kaum. Führen Sie ihn zu mir und bereiten Sie ihn vor auf alles, alles! Doch nein, verſchweigen Sie — die empörenden 40,000 Thaler! (Ab mit Hotham.)

Fünfter Auftritt.

Erbprinz. Prinzessin Wilhelmine.

Wilhelmine. Was sagen Sie nun von Ihrem Freunde? Der Prinz von Wales ist in Berlin!

Erbprinz. Noch kann ich nicht zu mir selbst kommen. Hotham ist ein Verräther, ein Undankbarer, der mich, der uns alle betrogen hat!

Wilhelmine. Seien Sie vorsichtiger, künftig von Freundschaft und Liebe zu sprechen und leben Sie wohl! (Will der Königin nach.)

Erbprinz. Prinzessin, das der Abschied, während ich mich rüste, dem Tod oder der Verzweiflung entgegenzugehen?

Wilhelmine. In Wien stirbt sich's nicht so leicht —

Erbprinz. Sie könnten glauben, daß ich jetzt aus Ihrer Nähe scheiden würde, jetzt, wo der Glanz des persönlichen Auftretens eines Prinzen von Wales Wilhelminens Auge, vielleicht Ihr Herz blenden wird?

Wilhelmine. Ich muß, ich seh' es ja, anfangen, mein Herz nur noch unter dem Gesichtspunkt der Politik zu betrachten.

Erbprinz. Sie zweifeln an meiner Aufrichtigkeit, Prinzessin? Sie mistrauen einem Herzen, das nur einmal wahrhaft liebte, einmal und ewig, Sie, Wilhelmine!

Wilhelmine (bei Seite). Wäre diese Sprache keine Täuschung?

Erbprinz. Prinzessin, ich fühle, was ich Ihnen schuldig bin. Wahrheit vor der Welt, aufrichtige Werbung um Ihre Hand, selbst mit Gefahr, Sie auf ewig zu verlieren. Ich gehe zum König, ja, ich erkläre ihm jetzt, jetzt in diesem Augenblick, daß ich unfähig bin, seinem Wunsche zu dienen; ich werfe mich ihm

zu Füßen und geſtehe mit offener Ehrlichkeit, daß ich Sie liebe. Wollen Sie?

Wilhelmine (ſchwankend). Nimmermehr!

Erbprinz. Sie zittern, Prinzeſſin? Ich fühle, daß Ihr kindliches Herz vor dem Gedanken bebt, Ihren Aeltern zu trotzen und der Stimme Ihrer eigenen Wahl zu folgen. Aber — ſagen Sie, glauben Sie an das Herz Ihres Vaters?

Wilhelmine. Es iſt voll Güte und Liebe.

Erbprinz. Wohlan! Er hat mich ausgezeichnet, er hat Vertrauen zu mir gewonnen. Die Anweſenheit des Prinzen von Wales reizt ihn, dieſer Kühnheit die Stirn zu bieten. Ich ſchildere ihm die Lage meines Herzens, und dann, Wilhelmine — dann? — Wenn er die Hand verſagt?

Wilhelmine (ſich abwendend). Sie werden — Troſt — finden —

Erbprinz. Und wenn er ſie gewährt?

Wilhelmine (mit überwältigendem Gefühl den vollen Ausdruck ihres Herzens gebend und dabei doch ſchalkhaft). O, dann fürcht' ich, werden Sie dennoch Ihr Wort nicht halten, um mich — zu ſtrafen, weil ich Sie ſo grauſam gequält habe!

(Schnell ab.)

Sechster Auftritt.

Erbprinz (allein).

Erbprinz. Sie liebt mich! So iſt denn eines entſchieden! Jetzt geh' ich den geraden Weg, mitten in den Rachen des Löwen hinein. Was bleibt noch übrig? Von Hotham verrathen, nichts als Wilhelminens Liebe — und der Muth! (Geht an die Thür des Königs.)

Siebenter Auftritt.

Eversmann. Erbprinz. Zuletzt Hotham.

Eversmann (tritt vom König heraus). Wohin, Hoheit?

Erbprinz. Zum König.

Eversmann. Finden ihn in großem Zorn!

Erbprinz. Ueber wen?

Eversmann. Ueber Sie, Prinz.

Erbprinz. Ueber mich?

Eversmann. Die Gesandtschaft nach Wien übernimmt der Herzog von Weißenfels.

Erbprinz. Weißen — Was ist denn das nun wieder?

Eversmann. Generalfiscalische Untersuchungen. Es war doch ein Perrükenmacher!

Erbprinz. Sie sind toll! Ich muß den König in der wichtigsten Angelegenheit meines Lebens sprechen. (Will hinein.)

Eversmann. Erlauben Sie, Prinz! Se. Majestät überschicken Ihnen diesen Brief.

Erbprinz (nimmt den Brief und liest). „An meinen Sohn, den Kronprinzen von Preußen. Eigenhändig, binnen 24 Stunden in Rheinsberg abzugeben, gefälligst durch den Erbprinzen von Baireuth." — Das ist ja eine förmliche Ausweisung aus Berlin! Wie kommt das jetzt?

Eversmann. 'ne höfliche Andeutung blos. Es ist alles entdeckt — und nicht blos von wegen Rapinière! Nein, Majestät kennt Sie jetzt vollständig als Abgesandten des Kronprinzen, der hier in Berlin Haus und Hof in Revolution bringen sollte. Auf Sie hat der Perrükenmacher alles bekannt. Ew. Hoheit kamen mir gleich so verdächtig vor. Glückliche Reise nach Rheinsberg! (Ab.)

Erbprinz. Verrathen und verkauft von allen Seiten!

Hotham (tritt schnell von der Königin heraus). Prinz, glückliche Botschaft, die Prinzessin ist aufs neue verhaftet worden.

Erbprinz. Das nennen Sie, Verräther, eine glückliche Botschaft?

Hotham. Noch mehr, Prinz! Der Verräther hat mit Vergnügen gehört, daß auch Sie beim König plötzlich in Ungnade gefallen sind.

Erbprinz. Mit Vergnügen haben Sie das gehört?

Hotham. Der Verräther versichert Sie auf Ehre, daß es keinen glücklichern Weg geben konnte, Ihre Wünsche zu erfüllen.

Erbprinz. Wollen Sie mich wahnsinnig machen?

Hotham. Um wenigstens die erste kleine Douche über Ihre Zweifel zu gießen, (sieht sich um) lesen Sie diese Stelle eines Briefes, den ich soeben empfangen habe.

Erbprinz. Wahrscheinlich ein Billet von Ihrem Prinzen von Wales?

Hotham. Lesen Sie nur!

Erbprinz (liest). „London, den 5. Juni."

Hotham (zeigt ihm weiter unten). Dort! Dort!

Erbprinz. „Sie fragen mich nach Neuigkeiten vom Hofe, doch sind wir ziemlich arm daran. Der Prinz von Wales befindet sich noch immer — auf der Eberjagd — in den Hochwäldern des Walliser Landes" — Der Prinz ist nicht in Berlin?

Hotham (lächelnd sich umblickend). Ebenso wenig, wie Sie gegenwärtig im Palast von St.-James.

Erbprinz. Aber was denk' ich denn davon —?

Hotham. Daß Sie zu Hotham's Freundschaft, Ergebenheit und Klugheit ein besseres Vertrauen haben sollten!

Erbprinz. Der Prinz von Wales ist nicht in Berlin?

Hotham. St! Er ist nicht hier für uns; er ist hier für

alle, für jeden! Der Prinz von Wales iſt da, dort, hinter der Wand, im Kamin, in der Luft, unter der Erde, nirgends, wo er uns im Wege ſteht, und überall da, wo wir ihn brauchen werden zur ſpaßhafteſten Komödie von der Welt!

Erbprinz. Hotham, ich hätte mich in Ihrer Freundſchaft nicht geirrt?

Hotham. Seitdem unſer Handelstractat durchgefallen iſt, ebenſo wenig, wie ich mich trotz Kerker und Ungnade jetzt in Ihrer Hoffnung irre! Aber jetzt kommen Sie zu dem Kobold, der für uns arbeiten ſoll, zu dem räthſelhaften Geiſte, mit dem wir von heut' an die Welt in Angſt und Schrecken verſetzen wollen, zu Ihrem mächtigen Gegner, aber noch mächtigern **Bundesgenoſſen** —

Erbprinz (lachend und ſtaunend). Zum Prinzen von Wales?

(Beide ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erste Szene.

Das Vorzimmer des Königs aus dem Anfang des zweiten Aufzugs. Auf dem Tische Schreibmaterialien.

Erster Auftritt.

Eversmann. Dann Seckendorf.

Eversmann (tritt vom König heraus).

Seckendorf (steckt den Kopf durch die Thür). St! Eversmann! Haben Sie ihn schon gesehen?

Eversmann. Wen denn, Herr Graf?

Seckendorf. Wen? Den Prinzen von Wales. Er ist in der That in Berlin — Ueberall hat man ihn gesehen — Unter den Linden — an der Stechbahn — sogar hinter Treptow — eine schmächtig gebaute Gestalt, etwas übergebeugt — die linke Schulter ist um einen halben Zoll höher als die rechte. Beim Sprechen fehlt ihm ein Augenzahn.

Eversmann. Der König erkennt keinen Prinzen von Wales an.

Seckendorf. Hm! Man hintergeht uns, Eversmann! Der König erkennt ihn dennoch an. (Leise.) Oder haben Sie nichts von dem sonderbaren, höchst auffallenden, alle unsere Combinationen umstoßenden Schloßbefehl gehört? Alle Wachen sind angewiesen, einen weißen Domino, falls sich dieser des Nachts im Schlosse zeigen würde, ungehindert und sogar unangerufen passiren zu lassen. Begreifen Sie darin die Rücksicht für den Prinzen von Wales? Der ist es, der sich auf diese Art heimlich zu Sr. Majestät schleicht. Eversmann, alle unsere Combinationen für Oesterreich sind in Gefahr. (Man pocht.) Man erschrickt erbentlich vor jedem Geräusch.

Eversmann. Es wird der Hofschneider sein — erlauben Sie Ha, ha! (Geht an die Thür). Der weiße Domino!

Seckendorf. Der Hofschneider? Ein weißer Domino? Was soll denn nun wieder der Hofschneider? Das Interesse Wiens ist und bleibt bedroht. Der König ist doch für England! Ich muß Gewißheit haben. Es ist Zeit, daß ich mich mit ganzer Kraft entwickle.

Zweiter Auftritt.

Hotham. Eversmann (mit einem kleinen Packet). Seckendorf.

Hotham (verbeugt sich). Se. Majestät haben mir eine Abschiedsaudienz zu bewilligen geruht.

Eversmann. Sollen sogleich gemeldet werden, Herr Ritter. (Oeffnet das Packet und zieht einen weißen Domino hervor.) Nun, Herr von Seckendorf, (lächelnd) wenn Sie den Prinzen von Wales sehen wollen, (zeigt auf den Domino) da ist er! (Ab zum König.)

Seckendorf (bei Seite) Das der Prinz von Wales?

Hotham (bei Seite) Ein weißer Domino der Prinz von Wales?

Seckendorf (bei Seite) Wie combinir' ich mir denn das nun wieder?

Hotham (bei Seite). Sollte dahinter vielleicht ein Geheimniß stecken?

Seckendorf (bei Seite). Ich will den Ritter Hotham ausforschen.

Hotham (bei Seite) Vielleicht, daß mir der besternte Herr Auskunft geben kann.

Seckendorf (räuspert sich). Wie befinden sich des Prinzen von Wales königliche Hoheit in Berlin? Bin Graf Seckendorf.

Hotham. Sehr erfreut. Excellenz sahen ja, er befindet sich (zeigt nach Guerkmann) in den besten Händen.

Seckendorf (sinnt. Bei Seite). Besten Händen? Foppt der mich oder foppt man ihn? Es scheint, er steckt mit in dem ganzen Complot.

Hotham (bei Seite) Das Misverständniß spannt meine Neugier.

Seckendorf. Sie irren sich, Herr Ritter, wenn Sie glauben sollten, daß wir den Bewerbungen des Prinzen von Wales entgegengearbeitet haben. Verschaffen Sie mir Gelegenheit, den Prinzen zu sprechen, und ich werd' es mir zur Ehre anrechnen, ihm mündlich diese Versicherungen zu wiederholen.

Hotham (auf die Thür des Königs zeigend) Der Eintritt in das Cabinet Sr. Majestät des Königs steht, wie ich höre, dem kaiserlichen Gesandten immer offen.

Seckendorf (bei Seite) Cabinet des Königs? Wohin eben der Hofschneider den weißen Domino — (Laut) Hm! Herr von Hotham, ist Ihnen vielleicht die Sage von der Weißen Frau bekannt, die seit Jahrhunderten mit der Geschichte des brandenburgischen Hauses verschwistert ist?

Hotham. Ja wohl, Excellenz, ich höre, daß ſie ſich ſeit einiger Zeit wieder ſehen läßt.

Seckendorf (bei Seite). Seit einiger Zeit. Es iſt ein Complot! Unter dem Geheimniß von der Weißen Frau betrügt man uns. Der Prinz von Wales ſteht mit dem König im vollkommenſten Einvernehmen. (Laut.) Herr von Hotham, Sie ſpielen ein doppeltes Spiel. Gerade heraus! Der Prinz iſt nicht nur hier, ſondern wird auch beim König zu jeder Zeit vorgelaſſen.

Hotham. Woraus ſchließen Sie das?

Seckendorf. Es iſt ſehr artig ausgedacht, die Sage von der Weißen Frau gerade jetzt wieder in Umlauf zu bringen.

Hotham. Der König wird ſeine Urſachen dazu haben.

Seckendorf. Der König? Alſo wirklich der König? Haha! Und Sie glaubten nicht, daß man dies feine Spiel durchſchaut? Daß es Augen gibt, die auch bei Nachtzeit gewiſſe Perſonen im Dunkeln über die Höfe des königlichen Schloſſes ſchleichen ſehen, Ohren, die es deutlich hören, daß dieſe Perſonen deshalb nicht angerufen werden, weil ſie — ha, ha, ha! einen weißen Domino tragen? Lieber Herr von Hotham, Sie müſſen Ihre Pläne doch noch etwas feiner einfädeln, wenn Sie nicht den einfachſten Combinationen Blößen geben wollen. Aber bauen Sie nicht zu viel auf die Schonung, die der König dem Prinzen von Wales angedeihen läßt! Es iſt ſein Neffe, er will ihn nicht compromittiren und läßt ihn deshalb unter allerlei Verkleidungen aus- und einpaſſiren. Glauben Sie mir, das iſt alles, was er hier zu hoffen hat. Wenigſtens würde es mir leid thun, wenn ein junger, erſt beginnender Diplomat, wie Sie, in dieſem Wink nicht von einem Staatsmann etwas lernen wollte, der zwanzig Jahre ſchon combinirt hat und in Combinationen gewiß noch nicht übertroffen worden iſt. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Hotham. Dann der König. Grumbkow. Eversmann.

Hotham (allein). Die Wachen laſſen einen weißen Domino paſſiren aus Rückſicht auf den Prinzen von Wales, der gar nicht exiſtirt, und in das Cabinet des Königs trägt man in der That einen weißen Domino? Hier ſind zwei Thatſachen. Der König ſelbſt hat ein nächtliches Abenteuer vor, bei dem er von ſeinen Wachtpoſten nicht geſtört ſein will. Seine Günſtlinge, die alles zu erfahren ſuchen und doch alles nur halb wiſſen, bringen den Schleßbefehl mit dem Geſpenſt, genannt Prinz von Wales, in Verbindung und ſetzen eine Schonung des jungen Abenteurers vielleicht aus verwandtſchaftlichen Rückſichten oder wol gar aus politiſchen Abſichten voraus. Unbezahlbar! (Setzt ſich, um im Portefeuille etwas zu ſchreiben.) Da könnt' ich unter dem Vorwande, den Prinzen von Wales einzuführen, den aus Berlin und dem Schloß verbannten Erbprinzen ungehindert bald zu ſeiner gefangenen Prinzeſſin, bald zur Königin — Das wird Sonnenlicht! Aber erſt noch Sturm. Der König kommt.

König (zum Ausgehen bereit). Grumbkow. Eversmann.

König (ſpricht ſchon draußen). Wer, ſagten Sie?

Grumbkow. Der Ritter von Hotham.

König (eintretend). Sagen Sie ihm, ich ließe mich ihm und ſeinem engliſchen Preiscourant beſtens empfehlen — Wir wären hier in Berlin nicht baumwolliſch geſinnt —

Grumbkow (zeigt auf Hotham, der ſich verbeugt). Herr von Hotham wünſcht perſönlich Ew. Majeſtät aufzuwarten.

König. Sagen Sie ihm, Preußen nähme ſich zuſammen. Die deutſchen Fabrikanten müßten Luft haben, um den Eng-

ländern nachzuhaspeln und nachzuweben, was die uns ſchon voraus ſind.

Grumbkow. Herr von Hotham iſt im Begriff, ſich von Ew. Majeſtät ſelbſt die Entlaſſung zu erbitten.

König (nicht achtend). Die Angelegenheit iſt abgethan. Nur durch meine Miniſter! Ich ziehe die üblichen Formen vor. (Setzt ſich.)

Grumbkow (in der Mitte). Sie ſehen, Herr von Hotham —

Hotham (zu Grumbkow). Sagen Sie Sr. Majeſtät, Herr General, daß ich unendlich bedaure, den Zweck meiner Reiſe verfehlt zu haben. Sagen Sie ihm —

Grumbkow. Se. Majeſtät ſind zugegen!

Hotham. Sagen Sie ihm, daß die Induſtrie eines Landes jahrhundertjährige Vorbereitungen bedarf, um den Preiscourant ſo niedrig zu ſtellen, wie ihn der engliſche Kaufmann ſtellt. Sagen Sie ihm —

Grumbkow. Wollen Sie nicht Sr. Majeſtät perſönlich?

Hotham. Ich ziehe die üblichen Formen vor.

König (ſitzend). Ganz ſchön! Und dann, Grumbkow, melden Sie ihm auch von wegen dem Prinzen von Wales, ich wollt' erſt noch in Berlin ein paar neue Thore bauen laſſen, jetzt müßt' er ſchon, um ſich aus dem Staub zu machen, mit den alten vorlieb nehmen.

Grumbkow. Sehr wohl.

Hotham. Und fügen Sie gefälligſt hinzu, Herr von Grumbkow, da man annehmen dürfte, daß die Prinzeſſin die gleichen Empfindungen für ihren Vetter, den Prinzen von Wales, hegte —

König. Darauf gehen Sie gar nicht ein, Grumbkow, ſondern erklären Sie ihm, daß meine Kinder gewohnt ſind, meinen Willen zu erfüllen, und die Sache mit Wien auch ſchon ſo gut wie in Richtigkeit iſt. Verſtanden?

Grumbkow. Sehr wohl, Majeſtät.

Hotham. Fügen Sie euch hinzu, Herr von Grumbkow, daß ich beim Abſchied von Sr. Majeſtät mir hätte eine Gnade erbitten wollen.

König. Grumbkow, Sie müſſen ihn dann auch ſo beiläufig fragen, was das für 'ne Gnade wäre.

Hotham. Herr General!

Grumbkow. Herr von Hotham!

Hotham. Wenn ſich der König geneigt zeigt, die bittere Art, mit der er einen Bewunderer ſeiner militäriſchen Größe entläßt, aus ihm angeborenem Edelmuth wieder gutmachen zu wollen, dann ſagen Sie ihm, ich hätte einen ſchöngebauten kräftigen jungen Mann, einen nahen Bekannten von mir, aus guter Familie, der es ſich zur Ehre anrechnen würde, unter den ruhmvollen Fahnen Sr. Majeſtät von unten auf zu dienen.

König. Grumbkow! Sie können dem Herrn von Hotham dann ſagen, daß mir ſein Weſen, ſeine Manieren recht wohlgefallen haben und daß ich von Herzen wünſchte, die Engländer wären alle von ſeinem Schlage. Was den jungen Mann anlangt, ſo ließ' ich ihn fragen, ob der Rekrut ſich ſelber equipiren wolle?

Hotham. Fügen Sie auch hinzu, Herr General, daß der junge Mann ſich bei Sr. Majeſtät Armee einſtellen würde, vorſchriftsmäßig angethan, Haar und Herz auf der rechten Stelle, und daß er auch einen artigen Mutterpfennig mitbringt.

König. Von einem geborenen Engländer nicht anders zu erwarten. Grumbkow, fragen Sie ihn auch, den Ritter, ob der junge Mann, der wahrſcheinlich in England das preußiſche Exercitium einführen ſoll, beſſer zu Fuß oder zu Pferde wäre?

Hotham. Er bittet um eine Stelle bei den Gardedragonern in Potsdam.

König. Potsdam! Das geht nicht. Alles will zur Garde! Nein, er kann eintreten — vorläufig in Pasewalk bei den Glasenapp'schen Füsilieren. Auch ein schönes Regiment.

Hotham. Drücken Sie Sr. Majestät meinen innigsten Dank aus. In einigen Tagen wird der junge Rekrut die Ehre haben, sich Sr. Majestät vorzustellen.

König. Hören Sie, Grumbkow, wenn man aus Freundschaft dem Ritter Hotham anböte, als Werbeoffizier bei uns einzutreten?

Hotham. Diese Ehre würde Ritter Hotham ausschlagen, sich dafür aber eine zweite Gnade erbitten —

König. Und die wäre?

Hotham. In allen Zeitungen, in allen Reiseberichten liest man von einer Gesellschaft in Berlin, die jede Vorstellung übertrifft, die sich ein Engländer von Clubs und geschlossenen Gesellschaften machen kann.

König. In Berlin? Das sollte bei uns die Polizei dulden? Da bin ich doch neugierig.

Hotham. Ein gemüthlicher Mann versammelt wöchentlich einigemal in einem kleinen niedrigen Zimmer des Schlosses eine kleine auserlesene Gesellschaft von Männern, denen er sein nächstes Vertrauen schenkt. Auf hölzernen Schemeln sitzend, oft mit ausgezogenen Röcken, den Bierkrug vor sich auf dem groben Tisch von Eichenholz, die dampfende holländische Thonpfeife im Munde, unterhält man sich daselbst trotz der hohen Stellung, welche alle diese Männer in der Welt einnehmen, auf die ungebundenste Weise. Einige, die nicht rauchen können, halten, um das Ensemble nicht zu stören, die Pfeife kalt im Munde. Den Stoff zum Lachen bietet gewöhnlich ein Mitglied dar. Es geht nach dem Lose; das Stichblatt der lustigsten Satire zu werden, kann an jeden die Reihe kommen. In eine Sitzung dieser sonder-

Personen.

Friedrich Wilhelm I. König von Preußen, der Vater Friedrichs des Großen.

Die Königin, seine Gemahlin.

Prinzessin Wilhelmine, ihre Tochter.

Der Erbprinz von Baireuth.

General von Grumbkow, Graf Schwerin, Graf Wartensleben, } Räthe und Vertraute des Königs.

Graf Seckendorf, kaiserlicher Gesandter.

Ritter Hotham, großbritannischer Gesandter.

Frau von Viereck, Frau von Holzendorf, } Damen der Königin.

Fräulein von Sonnsfeld, Dame der Prinzessin.

Eversmann, Kammerdiener des Königs.

Kamke, Kammerdiener der Königin.

Eckhof, ein Grenadier.

Ein Lakai des Königs.

Generale, Offiziere.

Hofdamen.

Die Mitglieder der Tabaksgesellschaft.

Grenadiere.

Lakaien.

Ort der Handlung: Das königliche Schloß in Berlin.

Zeit: 173*

barſten aller Hofaſſembleen eingeführt geweſen zu ſein, wäre für mich eine der denkwürdigſten Erinnerungen, die ich von Berlin mit hinwegzunehmen wünſchen könnte.

König. Alle Wetter, Grumbkow, ich glaube gar, er meint unſere Tabagie?

Hotham. Das weltberühmte preußiſche Tabackscollegium!

König. Und davon hätten Sie — hätte der Ritter — Nein — (ſteht auf) jetzt brauch' ich die üblichen Formen nicht mehr. Ritter Hotham, Sie haben von meiner Tabagie gehört? Sie haben Gutes von ihr geſprochen, das ſöhnt mich mit Ihnen aus! Können Sie rauchen?

Hotham. Leichten holländiſchen Varinas.

König. Hab' ich, auch Portorico, auch ungariſchen. Ja ich laſſe jetzt auch in der Mark Brandenburg einen trefflichen Taback ziehen.

Hotham. Für dieſen würde ich danken.

König. Geben Sie mir die Hand, Ritter! Kommen Sie heut' in unſer Colleg. Bei einem Trunke Bier ſpülen wir unſern diplomatiſchen Aerger hinunter und in den blauen Dampfwolken verpuffen wir alle unſere Ränke, Piffe und Kniffe.

Eversmann. Aber, Majeſtät, wer ſoll denn heute den Stoff zum Lachen geben?

Hotham. Nehmen Ew. Majeſtät heute mich zum Stichblatt.

König. Oho! Herr Ritter, da geht es ſcharf her! Wer ſo von einem Dutzend alter Soldaten geprellt wird, der erholt ſich in ein paar Wochen nicht wieder!

Hotham (bei Seite). Angenehmes Schickſal, da den Fuchs zu machen.

König. Wir finden aber ſchon einen, den wir heut' in unſere Mitte nehmen. Lachen ſollen Sie, lachen und dann — dann erzählen Sie uns was von den Hahnenkämpfen und von

den Boxern in England. Sehen Sie, ſolchen Spaß hätt' ich für mein Leben gern und wollt' ihn auch gern hereinlaſſen ins Land, ohne Zoll, ohne alle Acciſe. Alſo um acht Uhr Tabagie! Pardon für die ſonderbare Abſchiedsaudienz. Bringen Sie einen guten Durſt mit. Im Trinken — da halten wir uns dann auch nicht an die üblichen Formen! (Ab. Die Uebrigen, außer Hotham, folgen.)

Vierter Auftritt.

Hotham. Dann der Erbprinz.

Hotham (allein). Vortrefflich! Wir ſchicken uns in die Verhältniſſe und die Verhältniſſe ſchicken ſich in uns. Jetzt mein Billet an die Königin! (Setzt ſich und lieſt in einem ſeinem Portefeuille entnommenen, bereits angefangenen Briefe.) „Meine hohe Gebieterin! Ihr Wunſch, den Prinzen von Wales zu ſehen, iſt für Ihren unterthänigſten Diener Befehl. Wenn nicht alles fehl ſchlägt, hab' ich die Ehre, dieſe Nacht noch den Prinzen von Wales ſeiner königlichen Tante zuzuführen. Er erwartet nicht nur das Glück, Ew. Majeſtät die Hand küſſen zu dürfen, ſondern rechnet auch mit aller Sehnſucht ſeines Herzens darauf, endlich zu dem Anblick ſeiner theuern Prinzeſſin Braut zu gelangen. Bieten Sie alles auf, für dieſen Abend die Prinzeſſin aus ihrer Haft zu befreien. (Schreibt noch hinzu.) Ich ſchlage Ihnen zu dem Ende vor, der Prinzeſſin anzurathen, ſich eines weißen Domino zu bedienen. In dieſer Tracht wird ſie ungehindert an den Wachen des Schloſſes vorübergehen dürfen." So! Auf dieſe Art können ſich die jungen Leute wiederſehen, das Herz der Mutter beſtürmen, die öffentliche Meinung, repräſentirt

durch die geladenen Gäſte, für ſich gewinnen — (ſieht). Wenn ich nun noch den Erbprinzen — aha — da iſt er.

Erbprinz (ſieht ſchon vorher ins Zimmer). Hotham, ich ſuche Sie überall! Denken Sie ſich, was mir begegnet iſt!

Hotham. Wieder ein Auftrag?

Erbprinz. Noch kann ich mich kaum faſſen. Wie ich troſtlos mich zur Abreiſe rüſtend zu den Fenſtern der gefangenen Geliebten hinaufblicke, nähert ſich mir ein Lakai des Königs; ich erwarte wieder eine Demüthigung, aber denken Sie ſich mein Erſtaunen über die Ueberraſchung — Sie kennen den Werth, den der König auf ſeine nächtlichen Tabacksgeſellſchaften legt. Nur Perſonen, mit denen er ganz beſondere Abſichten hat, pflegt er zu dieſen Gelagen einzuladen. Denken Sie ſich mein Befremden, wie ich höre, daß Se. Majeſtät mich erſucht, vor meiner Abreiſe ihm heute noch einmal das Vergnügen zu machen, ſeiner Tabagie beizuwohnen.

Hotham. Sie ſind eingeladen?

Erbprinz. Sie lachen ja?

Hotham (bricht immer mehr in Lachen aus).

Erbprinz. Warum lachen Sie denn?

Hotham. Unbeſchreiblich komiſch!

Erbprinz. Komiſch? Ich finde es tragiſch, wenn ein Fürſt ſo inconſequent iſt, uns erſt demüthigt und dann plötzlich mit Zuvorkommenheiten überhäuft! Was iſt Ihnen denn?

Hotham. Stellen Sie ſich einmal gerade! So! Bruſt heraus, Kopf in die Höhe, Hände am Leibe, mehr nach hinten zu —

Erbprinz. Was wollen Sie —

Hotham (faßt ihm ins Haar). Prächtiger Wuchs!

Erbprinz. Was wollen Sie von meinem Haar? Und Ihr Lachen?

Hotham. Ich bin heute infolge einer curioſen diplomati-

ſchen Verhandlung zu der Ehre gelangt, gleichfalls zur Tabagie eingeladen zu werden. Um mir den rechten Hautgout der dortigen, wie es ſcheint, etwas ſtark natürlichen Unterhaltung zu verſchaffen, hat man ſich nach einem Wildpret umgeſehen, auf welches eine allgemeine Hetzjagd angeſtellt werden ſoll —

Erbprinz. Und dies Wildpret — wäre ich? Nun wird mir's zu arg! Ja, Hotham, ich will hin, ich will mich ans unterſte Ende der großen Tafel ſetzen, aber ich ſage Ihnen, meine Geduld iſt erſchöpft. Ich will zeigen, daß ich gegen die Späße plumper Soldaten Waffen führe, die ich bisher nicht angewendet habe. Ich will hingehen, mit ſcheinbarer Ruhe werd' ich anhören, was man mit mir bezweckt, aber dann werd' ich auch meinen Köcher hervorziehen, Pfeil auf Pfeil auf dieſen groben Despotismus abſchießen und wenn ihnen auch die Geſchoſſe nicht durchs grobe Lederkoller dringen, dann, Hotham, dann ſchlag' ich mit dem Degen drein!

Hotham. Brav, Prinz! Vortrefflich! So kann ich Sie brauchen. So fahren Sie fort! Das iſt die Sprache, die man hier reden muß! Die Zeit rückt heran; meinen Plan auseinanderzuſetzen, führt zu weit — dieſer Brief ſchnell an die Königin, dann in die Tabagie — aber Sie ſind in einem Humor, der keine Erörterungen zuläßt. Erhalten Sie ſich dieſen Zorn, wüthen Sie! Recht ſo! Schnauben Sie — wie ein Tiger! — (Führt ihn unterm Arm ab.) Wüthender! Wüthender! So! Nun werden Sie meinen Vorſchlag unterſtützen, den König nur dadurch zu gewinnen, daß Sie ihm imponiren! (Beide ab.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Ein niedriges, unansehnliches Zimmer des Schlosses mit grauen Wänden. Haupteingang und eine Thür zur Seite. Ein kleines Fenster zur Rechten.

Fünfter Auftritt.

Lakaien tragen einen eichenen Tisch herein und stellen um ihn her eine Anzahl hölzerner Schemel. Dann bringen sie auf hölzernen Platten Krüge, die sie rings auf den Tisch setzen. Ein Kohlenbecken. Lakaien ab.)

Der König (tritt in leichter militärischer Hauskleidung, den kleinen brillantischen Pfeifenstummel im Munde, aus der Thür links. Er macht sorgfältig hinter sich zu). Eversmann.

König. Versammeln sie sich schon?

Eversmann. Scheint recht lebhaft draußen.

König. Meine einzige Erholung das! Solange ich noch diese kleine Zerstreuung haben kann, will ich die Lasten und Sorgen der Regierung gerne tragen. Sind die thönernen Kanonen geladen?

Eversmann. Dampfen draußen schon welche.

König. Das Bier hübsch frisch, ein bischen bitter? Was?

Eversmann. 'S könnte besser sein.

König. Die bernauer Brauer sollen sich in Acht nehmen, daß ich ihnen nicht 'mal über die Blase komme! Wie ist's mit dem weißen Kittel, den ich bestellt habe?

Eversmann. Alles in Ordnung.

König. Wenn die Sitzung aufgehoben ist, weiß Er, was ich vorhabe —

Eversmann. Alles in Bereitschaft.

König. Geh' Er jetzt! Mit Glockenschlag zehn wird die Thür geöffnet.

Eversmann. Zu Befehl! (Ab.)

König (geht an das Fenſter und bleibt eine Weile ſtehen. Pauſe). Bei meiner Frau wieder Licht da drüben! Drei Zimmer erhellt, wo's an einem genug iſt und das Talg iſt ſo theuer! Auf heute Nacht ſind ein Dutzend Frauenzimmer hinübergeladen worden und jedenfalls ſoll ein großes Complot geſchmiedet und der Prinz von Wales mir zum Trotz dort incognito empfangen werden! Aber wartet, ich komme unter euch! Ein Tag, der wichtig angefangen hat und wichtig enden ſoll!

(Eine Zimmeruhr ſchlägt zehn.)

Sechster Auftritt.

Die Nebenthür nach rechts wird geöffnet. Die Mitglieder der Tabacksgeſellſchaft, Grumbkow und Seckendorf an der Spitze, treten ein. (Ihre Zahl beträgt außer den handelnden Perſonen etwa noch zehn.* Alle treten feierlich ein, den Hut auf dem Kopfe, die Pfeife im Munde. Beim König vorübergehend faſſen ſie an den Hut und nehmen einen Augenblick die Pfeife aus dem Mund.) Zuletzt Hotham und der Erbprinz. Der König (ſteht links und läßt den Zug an ſich vorüber nach rechts paſſieren). Eversmann.

Grumbkow (macht die vorgeſchriebene Begrüßung). Guten Abend, Majeſtät!

König. Guten Abend, Grumbkow!

Seckendorf. Guten Abend, Majeſtät!

König. Guten Abend, Seckendorf!

Graf Schwerin. Guten Abend, Majeſtät!

König. Guten Abend, Schwerin! Schmeckt's?

Graf Schwerin. Danke, Majeſtät! (Geht vorüber.)

Graf Wartensleben. Guten Abend, Majeſtät!

König. Guten Abend, Wartensleben! Hat ſie Luft?

Graf Wartensleben. Danke, Majeſtät! (Geht vorüber. Die andern gehen alle nach und nach oder mehrere auf einmal mit Verbeugungen vorüber.)

König. Nun, meine Herren, nehmen Sie Platz. Ohne Unterſchied, nach Belieben! Pulverdampf macht alles gleich.

Grumbkow. Aber das Ziel, Majeſtät, das uns für heute verſprochen?

König. Ha, ha, die Scheibe. Da iſt ſie. (Hotham und der Erbprinz treten ein.)

Alle. Der Erbprinz?

Erbprinz. Guten Abend!

König. Recht ſo, Erbprinz, daß Sie gekommen ſind. Nun können Sie in Rheinsberg doch etwas Ordentliches von meiner Familie wiedererzählen. (Bei Seite.) Spion! (Laut.) Ich glaube gar, Sie rauchen kalt.

Erbprinz. Das Feuer denk' ich mir hier zu holen.

(Man ſetzt ſich, und zwar ſo, daß an der einen Spitze des Tiſches der König mit Grumbkow, an der andern Hotham mit dem Erbprinzen ſitzen.)

König. Langen Sie zu, meine Herren. Da ſtehen die Sorgenbrecher!

Seckendorf. Auf das Wohl Sr. Majeſtät!

König. Nein, nach einem heißen Tag voll Aerger und Kummer, auf Heiterkeit, Frohſinn und gute Einfälle!

(Alle ſtoßen an.)

Eversmann (der ab- und zugeht, die Gäſte bedient und die Kohlen zum Anzünden reicht, bei Seite). Auf Einfälle ſtoß' ich nicht an. Ich baue mir jetzt mein viertes Haus.

König (bei Seite). Grumbkow, ich glaube, es wird heute hübſch werden.

Grumbkow (bei Seite). Den Erbprinzen wollen wir gleich anbohren.

König (bei Seite). Machen Sie's gnädig. Der Angſtſchweiß ſteht ihm ſchon auf der Stirne. (Laut.) Sagen Sie 'mal, Erbprinz, da Sie ja doch ſo viel in der Welt herumgewindbeutelt ſind, rauchen ſie denn auch ſchon in Verſailles Taback?

Erbprinz. Nein, Majeſtät, aber in London hab' ich Matroſen geſehen, die kauen ihn.

König. Brr! Grumbkow, das führen wir nicht ein — ich will nicht ſagen von wegen dem Geſchmack, aber ſolche Mahlzeiten müſſen koſtſpielig werden.

Hotham. Unſere Matroſen brauchen den Taback nur als Mittel gegen den Scorbut —

Seckendorf. Was iſt Scorbut?

Erbprinz. Ein Uebel, Herr von Seckendorf, das mit einem, böſen Munde anfängt.

König (lachend bei Seite). Ah, Grumbkow, merken Sie 'was? Er kitzelt ſchon. Jetzt mal heraus mit der Plempe.

Grumbkow. Eversmann! Sind die neueſten holländiſchen Zeitungen angekommen?

Eversmann. Ja wohl, aber wieder lauter Lügen, Excellenz.

König. Lügen? Drum, glaub' ich nach dem Sprüchwort, iſt auch das Bier heute ſo ſauer.

Grumbkow. Sagen Sie, Eversmann, ſteht nichts von Ansbach drin?

Hotham (bei Seite zum Erbprinzen). Rüſten Sie ſich!

Eversmann (frech). Ach, über ſo ein kleines Ländchen —

König. Stille! Preußen war auch einmal klein! Sagen Sie lieber, was ſchreiben jetzt die Holländer über Preußen?

Eversmann. Schändlich! Es wären aus Potsdam wieder ſo viel Deſerteure durchgegangen —

König. Das iſt nicht gelogen. Leider!

Erbprinz. Aber ſie drücken ſich darüber zarter aus.

König. Zarter? Wie denn, Erbprinz?

Erbprinz. Die Garden Ew. Majeſtät beſtünden aus Menſchen, die größtentheils an einem krankhaften Wachsthum litten. Dieſe Rieſen bekämen zuweilen Perioden, wo ſie ſo ausſchlügen, daß ſie über alle Fichten gingen und ganz aus dem menſchlichen Geſichtskreiſe verſchwänden —

König. Ha, ha! Luſtig ausgedrückt. Trinken Sie doch, Erbprinz!

Grumbkow. Ich denke, Ew. Hoheit leſen nur franzöſiſche Blätter?

Erbprinz. Ich würde am liebſten preußiſche leſen, aber Dank der Politik des Herrn von Grumbkow, zur Zeit dürfen in Preußen noch keine Blätter erſcheinen.

König. Ha, ha, da haben Sie's. (Bei Seite.) Sieh, ſieh, der nimmt kein Blatt vor den Mund. Es wird hübſch heute.

Hotham (bei Seite zum Erbprinzen). Werden Sie nicht zu ſcharf! Mäßigung!

Grumbkow (bei Seite). Seckendorf, ſtrengen Sie 'mal Ihren Witz an.

Seckendorf (bei Seite). Stille, Stille, ich combinire ſchon lange etwas. Laſſen Sie mich nur die günſtige Zeit abwarten.

König. Aber Sie trinken nicht, Erbprinz! Hier muß man trinken können. (Bei Seite.) Eversmann, ſchenk' Er ihm tüchtig ein.

Hotham (bei Seite). Man will Sie berauſchen! Rücken Sie nur immer Ihren Krug zu mir herüber.

König. Kennen Sie den alten Deſſauer, Erbprinz?

Erbprinz (befremdet). Majeſtät

König. Wirklich? Wiſſen Sie aber auch, welche große Erfindung die Menſchheit dem alten Deſſauer zu verdanken hat?

Erbprinz (bei Seite). Hotham! wiſſen Sie's nicht?

Hotham (bei Seite). Verdammte Querfrage — ſagen Sie die Kamaſchen!

Erbprinz. Was — der alte Deſſauer — erfunden hat, wünſchen Ew. Majeſtät zu wiſſen?

König. Ja! Was hat der alte Deſſauer erfunden?

Seckendorf (bei Seite). Sehen Sie, jetzt fangen wir ihn.

Erbprinz. Das Pulver kann's nicht ſein, das hat ſchon Herr von Seckendorf erfunden. (Alle lachen.)

Seckendorf (bei Seite). Laſſen Sie nur, Grumbkow, ich warte nur den günſtigen Augenblick ab.

König. Die eiſernen Ladeſtöcke hat er erfunden! Sehen Sie, ſo 'was wird mein Sohn in Rheinsberg mit all ſeinem Homer und Voltaire und wie ſie heißen, die verdammten Heiden, in ſeinem Leben nicht zu Stande bringen. (Bei Seite.) Trinkt er denn, Eversmann?

Hotham (bei Seite). Verlieren Sie Ihren Vortheil nicht.

Erbprinz (bei Seite). Wer Teufel kann auch an die eiſernen Ladeſtöcke denken?

Grumbkow (aufſtehend). Auf die glückliche Reiſe Sr. Hoheit des Erbprinzen von Baireuth!

Alle (außer dem Könige ſtehen auf). Glückliche Reiſe!

Hotham (bei Seite). Sie erliegen, Sie verlieren Alles!

Erbprinz (bei Seite). Schändliche Perfidie!

Hotham (bei Seite). Imponiren Sie ihm! Grob wie er ſelbſt! Stellen Sie ſich berauſcht. (Alle ſetzen ſich wieder, nachdem ſie lachend angeſtoßen haben).

Erbprinz (ſteht auf mit dem Krug in der Hand und ſpricht mit Andeutung von leichter Trunkenheit). Meine Herrſchaften —

König (bei Seite). Ich glaube, er hat 'nen Spitz!

Erbprinz. Und — und — und — ich danke Ihnen. (Setzt ſich. Alle lachen.)

König. Bravo, Erbprinz! Vortrefflicher Redner sind Sie!

Grumbkow. Majestät, er ist fertig. Er soll eine Rede halten —

König. Ja, Erbprinz, halten Sie 'ne Rede!

Alle. Eine Rede! Eine Rede!

Erbprinz (stützt den Kopf in die Hände und sieht nicht auf).

Hotham. Es früge sich nur, über was?

König. Ueber alles, was er will!

Hotham. Ich wüßte einen interessanten Gegenstand.

König. Heraus damit!

Hotham. Ueber irgendein Mitglied dieser lustigen Gesellschaft.

König. Topp! Und daß wir nicht lange zu wählen brauchen — über mich!

Alle (betroffen). Ueber Ew. Majestät?

König. Es ist schrecklich heiß hier! (Knöpft sich den Rock auf.) Machen wir's uns bequem, Eversmann! — Erbprinz! Jetzt 'mal los! Halten Sie eine Rede über mich!

Hotham. Bitte —

König. Nicht gezögert, gerade als wenn ich gestorben wäre.

Hotham. Majestät —

König. Ruhig, alles still! Der Erbprinz hält über mich eine Rede. (Bei Seite.) In vino veritas! Ich will doch hören, ob in so einem französischen Menschen alles Lüge ist.

Hotham (bei Seite). Das wird ein entscheidender Moment.

Erbprinz (tritt vor. Er schwankt etwas, sammelt sich aber wieder). Fröhliche Versammlung!

König. Fröhliche? Ich bin ja gestorben.

Erbprinz. Thut nichts. Sind doch fröhlich.

König. Sapperment, ist das wahr?

Erbprinz. Fröhliche Versammlung, vergnügte Leidtragende! Erlauben Sie, daß ich die heutige Festfreude durch einige schmerz-

liche Betrachtungen unterbreche über die Eigenſchaften des Dahingeſchiedenen.

König. Schmerzliche Betrachtungen? Das iſt ein ſchöner Anfang!

Erbprinz. Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, war — ein großer Charakter, in dem ſich jedoch — die ſonderbarſten Widerſprüche — vereinigten.

König. Widerſprüche?

Erbprinz. Wie bei allen Menſchen, die ihre Erziehung ſich ſelbſt verdanken, ſtand ſein an ſich edles Gemüth unter dem Einfluß trüber Regungen, von denen die trübſte ſein Mistrauen war.

König. Das ſind ja ſchöne Sachen!

Erbprinz. Seine Staaten hat er zu einem glänzenden Aufſchwung gebracht. Er hat die Regierung vereinfacht und die Gerechtigkeitspflege verbeſſert. Den ruhigen Genuß aller dieſer Segnungen verdarb er ſich aber durch eigene Schuld.

König. Sieh, ſieh, durch eigene Schuld?

Seckendorf (bei Seite). Der junge Menſch muß ſchrecklich viel getrunken haben.

Erbprinz. Sein lebhafter Geiſt verſetzte ihn in eine fortwährende Unruhe, die ebenſo für andere, als für ihn ſelbſt peinlich war. Ermüdet konnte er das Bedürfniß gemüthlicher Erholung nicht unterdrücken und ſeine Sitten waren einfach genug, dies Bedürfniß nirgends anders befriedigen zu wollen, als im Schooße ſeiner Familie.

Eyrenhoff (bei Seite). Wenn das kein Unglück gibt!

Erbprinz. Aber auch hier, ſtatt ſich auf Roſen zu legen, bettete ſich der arme Fürſt auf Dornen. Die unglückliche Geſchichte ſeines Sohnes iſt ſo bekannt, daß ich ſie mit Stillſchweigen übergehen darf —

König. Mit — Stillſchweigen —?

Erbprinz. Die Freiheit des menſchlichen Willens hat Friedrich Wilhelm nie verſtanden. Impfen wollt' er Stamm auf Stamm, Sohn auf Vater, Jugend auf Alter. Die Hand einer liebenswürdigen Tochter bald hier-, bald dorthin verſchenkend, fiel ihm niemals ein, auch der Wahl des Herzens Rechte einzuräumen, auch einmal zu fragen: Macht meine Wahl dich auch glücklich, Kind?

König. Eversmann, nehm Er 'mal die Pfeife!

Erbprinz. Nun iſt er geſchieden. Jene Creaturen, die während ſeines Lebens das Herz der Mutter von dem Herzen des Vaters und Gatten entfernt gehalten hatten, zittern. Was der verkannte Sohn mit dieſen Creaturen beginnen wird, ſteht dahin. Des Vaters Schöpfungen werden die Grundlage dieſes Staates bleiben. Ueber ſie her aber wird ein milderer Geiſt wehen, Künſte und Wiſſenſchaften werden den Ruhm der Kugeln und Kanonen überflügeln und der himmelanſtrebende Adler Preußens wird ſeine Deviſe jetzt wahrhaft erfüllen: Nec soli cedis! Zu deutſch: Selbſt der Sonne Blick darf dich nicht blenden! Selbſt die Sonne muß dir aus dem Wege gehen! (Beſinnt ſich und geht, ſich wieder trunken ſtellend, nach einer Pauſe, an den Tiſch.) Hotham, geben Sie mir zu trinken!

König (nach einer Pauſe). Was iſt die Uhr?

Eversmann. Elfe durch — Majeſtät — (Bei Seite.) Treffen wir jetzt den Prinzen von Wales, dann wehe ihm!

König (geht an den Tiſch und nimmt einen Krug). Erbprinz, wenn Sie morgen bei Verſtande ſind, dann laſſen Sie ſich erzählen, daß ich mit Ihnen angeſtoßen habe.

Erbprinz (ſtößt an). Zu Befehl, Majeſtät —

König. Er verſteht's nicht, Hotham! Ueberſetzen Sie's ihm ins Nüchterne! Gute Nacht, meine Herren! (Wendet ſich

noch einmal um und betrachtet den Erbprinzen nachdenklich, indem er deſſen Worte wiederholt:) „Macht meine Wahl dich auch glücklich?“ (Auf den Erbprinzen blickend.) Schade um ihn, es iſt ein Büchermenſch.

Eversmann (ergreift geſchäftig einen Leuchter, ſtreift im Zorn an dem triumphirenden Hotham vorbei und ſpricht mit einem ingrimmigen Blick auf den Erbprinzen). Darf ich Ew. Majeſtät vorleuchten — zu dem Beſuch — bei —

König (unterbricht ihn mit des Erbprinzen Worten). „Die Creaturen zittern?“ (Nach einer Pauſe, während deren er alle überſieht.) Ich will allein ſein. (Geht ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Ein Saal in den Gemächern der Königin. Rechts ein Fenster. Drei Thüren; im Hintergrunde, links und rechts. Tische und Stühle. Auf den Tischen brennende Armleuchter, Service und Karten.

Erster Auftritt.

Kamke (steht auf einem Tritt und befestigt vor dem Fenster einen großen Vorhang). Zwei Lakaien (sind ihm dabei behülflich). Dann Fräulein von Sonnsfeld.

Kamke (eben). So! Empfangt jetzt die Damen an der kleinen Seitentreppe! Sie kommen alle in Portechaisen, ohne Geräusch, hört ihr? Leise, leise!

Lakaien (ab).

Sonnsfeld (tritt von links ein). Nun, das ist doch einmal ein Fest, mit dem sich der preußische Hof wieder sehen lassen kann! Kamke! Wozu verstopft Er denn die Fenster?

Kamke. Damit man unser Fest nicht sehen kann! (Herunterſteigend.) Sie lassen sich also wirklich auch in diese Staatsverschwörung ein?

Sonnsfeld. Die Königin wird alles verantworten. Sie setzt ihre eigene Freiheit an die Freiheit ihrer Tochter und empfängt jetzt den Prinzen von Wales im verschwiegensten Incognito. Ist alles bereit?

Ramke. Sie wollen die Prinzessin aus ihrer Haft befreien? Bedenken Sie, Fräulein, das ist ein Majestätsverbrechen.

Sonnsfeld. Es muß gelingen, es koste was es wolle! Die Königin will die Prinzessin im Kreise des gesellschaftlichen Cirkels sehen, den sie zu einem geheimen Zwecke eingeladen hat. Die Prinzessin ist unterrichtet. Sie weiß, daß ich kommen werde und zur Täuschung der Wache statt ihrer im Gefängniß bleibe. An dem blauen Saale wird sie Ihm begegnen —

Ramke. Am blauen Saale? Wo seit einigen Nächten die weiße Frau gesehen wird?

Sonnsfeld. Sie wird Ihm erscheinen —

Ramke (entsetzt). Wem? Mir?

Sonnsfeld. Sie wird Ihn anreden —

Ramke. Mich?

Sonnsfeld (zieht ihn an die Thür rechts). Ja, gebildeter Berliner! Und du führst sie hierher, ergreifst ihre Hand und bringst sie auf dem sichersten Wege in diese Gesellschaft —

Ramke. Fräulein — Wen? Die Prinzessin Wilhelmine?

Sonnsfeld (im Abgehen nach rechts). Nein, Ramke! Die weiße Frau! Aber geschwind, geschwind! (Beide ab.)

Zweiter Auftritt.

Frau von Viereck, Frau von Holzendorf und noch etwa sechs Damen (treten nach und nach behutsam durch die Mittelthür herein) Tabacken. Später die Königin.

Viereck. Pst! Treten Sie behutsam auf!

Holzendorf (flüsternd). Es ist noch alles still. Wenn nur meine verwünschten Schuhe nicht so knarren wollten!

Viereck (flüsternd). Was mag Ihre Majestät die Königin nur vorhaben?

Holzendorf. Ist denn Se. Majestät der König verreist?

Viereck. Beim französischen Gesandten hört' ich, Se. Hoheit der Kronprinz wäre von Rheinsberg gekommen —

Holzendorf. Wahrscheinlich zugleich mit Sr. Hoheit dem Prinzen von Wales —

Viereck (leise). Beide waren soeben in der Tabagie des Königs. Der Kronprinz soll sich aufs neue mit seinem Vater über die künftige Verwaltung des Staates überworfen haben.

Holzendorf. Ist es möglich?

Viereck. Und der Erbprinz von Baireuth soll den Streit haben vermitteln wollen, aber der Prinz von Wales soll dem Kronprinzen beigestanden haben.

Holzendorf. Der Prinz von Wales? So ist er also doch empfangen worden?

Viereck. Der König in der Hitze des Wortwechsels soll Befehl gegeben haben, die Prinzessin Wilhelmine, die Ursache des Streites, sogleich nach Küstrin abzuführen —

Holzendorf. Großer Gott, meine Damen! Und da liegen Karten auf den Tischen! Still, ich höre Geräusch.

Viereck. Es ist die Königin.

Die Königin (in großem Coſtüm, tritt ſehr aufgeregt und doch voll Bangen ein).

Hofdamen (verneigen ſich).

Königin. Willkommen, meine Damen! Ich fühle mich glücklich, einmal wieder einen Kreis von Weſen um mich zu haben, die mich lieben. Nehmen Sie Platz! Ich habe mir vorgenommen, geſelliger zu werden und Sie wieder öfter bei mir zu ſehen. Sie werden ſpielen, Frau von Viereck?

Viereck. Spielen, Majeſtät? Seit achtzehn Jahren erinnere ich mich nicht im Schloſſe eine Karte geſehen zu haben.

Königin. Das ſoll anders werden. Ja, meine Damen, Sie kennen meine Pläne noch nicht; Sie wiſſen noch nicht, welche Ueberraſchungen Ihnen der heutige Abend bereiten wird —

Holzendorf. Ueberraſchungen, Majeſtät?

Königin (zeigt auf einen Spieltiſch am Fenſter). Dorthin, liebe Holzendorf! Machen Sie Partie mit Frau von Viereck —

Viereck (bei Seite). Mein Himmel, ſpielen? Und durch dieſen Vorhang kann man deutlich die Contouren meines Schattens erblicken.

Königin (die ſich geſetzt hat). Warum zögern Sie?

Viereck. Um Vergebung, Majeſtät, wenn wir die Tiſche etwas näher rückten? An dem Fenſter hier — — da zieht es.

(Lakaien rücken den Tiſch etwas vom Fenſter ab.)

Königin. Ja, meine Damen, mit dem heutigen Abend bricht eine neue Epoche der Monarchie an — ich b r e c h e endlich unſere bisherige Etikette! (In Bezug auf die ſervirenden Lakaien.) Befehlen Sie, was Sie vorziehen! Die Getränke Chinas und der Levante ſollen von jetzt an keine Fremdlinge mehr an unſerm Hofe ſein.

Holzendorf. Was ſeh' ich, Thee?

Viereck. Majestät, Kaffee? Diese verbotenen Getränke?

Holzendorf. Wenn Se. Majestät der König —

Königin. Befürchten Sie nichts! Geben Sie sich dem lautesten Ausbruch Ihrer Gefühle, geben Sie sich ohne Furcht dem Bewußtsein einer Sicherheit hin — (Es klopft rechts.) Klopft es nicht?

Viereck (zitternd, für sich). Was soll das alles geben —!

(Es klopft wieder, alle stehen erschrocken auf.)

Königin. Ruhig, meine Damen. Wir sind ohne Gefahr. Dieser Abend wird Schlag auf Schlag eine Ueberraschung nach der andern bringen. Wen vermuthen Sie wol dort an der Thür?

(Man pocht wieder.)

Holzendorf. Die Hand scheint nicht die zarteste zu sein.

Königin. Doch! Doch! Es ist das ungestüme Verlangen eines Wesens, das ich den Muth gehabt habe, aus einer entwürdigenden Lage zu befreien. Nehmen Sie ruhig Ihre Plätze ein, meine Damen. Lassen Sie sich durch nichts, durch keine Ueberraschung stören. Von den Dingen, die heute kommen werden, ist dies der Anfang, und so ruf' ich, mit überwallendem Gefühl, (während wieder geklopft wird) mäßige dein Ungestüm, geliebtes Wesen, du findest, was du suchtest, deine Mutter! (Sie öffnet.)

Dritter Auftritt.

Der König (in einem weißen Mantel, den Hut tief ins Gesicht gedrückt) Die Vorigen.

König. Ja, deine Mutter!

Hofdamen (stehen mit einem Entsetzensruf auf).

König (nimmt den Hut ab).

Königin (bei Seite, vernichtet). Der König!

König (zornig, ſich aber zur Leutſeligkeit zwingend). Sieh, ſieh, was das hier hübſch iſt! Wie ſchön ſich das ausnimmt, wenn ſo recht viel Lichter brennen! (Bläſt einige aus.) Warum verſtecken Sie ſich denn ſo, meine Damen? Haben Sie dieſen Beſuch nicht erwartet?

Königin. Majeſtät —

Hofdamen (ſtellen ſich ſo, daß ſie die Tiſche verdecken, und verbergen raſch die Karten).

König. Laſſen Sie ſich doch nicht ſtören, meine Damen! Welches iſt denn der Gegenſtand Ihrer angenehmen Unterhaltung? Ei, ei, Frau von Holzendorf, ein Schälchen Suppe, gern gegeben! (Geht näher, ſieht das Service). Hoho, Silberſervice! (Sieht in die Taſſen.) Was? Thee? Chocolade? Kaffee?

Königin. Sie werden — erlauben, Majeſtät, daß wir — mit unſerm Jahrhundert fortſchreiten.

König. Frau von Viereck, Sie, dächt' ich, wären mit Ihrem Jahrhundert ſchon lange genug fortgeſchritten! Vor dreißig Jahren bekam ich alter Knabe manchmal ein Händchen von Ihnen — (Reicht liſtig eine Hand.)

Viereck (ſucht hinten die Karten zu verbergen). Ach, dieſe Gnade, Majeſtät! — (Reicht eine Hand.)

König. Beide, beide, Frau von Viereck!

Viereck (läßt hinten die Karten fallen).

König. Was iſt das? Sie laſſen da hinten was fallen? Mein Gott, Karten! (Steht ſprachlos.) Karten —! (Zur Königin.) Madame, Karten! — Ein chriſtlicher Hof — und Karten! Nicht wahr, Frau von Viereck, Sie haben aus den Karten nur geweiſſagt, Sie haben ſich blos die Karte gelegt, meine Damen, Sie haben blos wiſſen wollen, Frau von Viereck, ob Sie

Erſter Aufzug.

Großer Saal mit einem Fenſter (zur Rechten vom Zuſchauer) und vier Eingängen. Hat der Saal Säulen, ſo ſind dadurch eine oder zwei Thüren zu erſparen. Links Tiſch und zwei Lehnſeſſel.

Erſter Auftritt.

Eversmann (ſchnupft mit Behaglichkeit aus einer Doſe). Zwei Trommler von der Garde. Darauf Fräulein von Sonnsfeld.

Trommler

(ſchlagen dicht an der vordern Thür links, die zur Prinzeſſin führt, einen ſtarken Wirbel).

Sonnsfeld (aus der Thür links blickend).

Es iſt ſchon gut.

Trommler (ſchlagen einen zweiten Wirbel).

Sonnsfeld (wieder hervorſehend).

Wir wiſſen ſchon, ſag' ich.

Eversmann (winkt zum dritten Male).

Trommler (ſchlagen einen dritten langen Wirbel).

noch einmal Ihren fünften Mann begraben? Wie? Oder doch? — Geld auf den Tiſchen — (Schlägt die Hände zuſammen.) Sie haben geſpielt! An meinem Hofe geſpielt! Karten geſpielt! (Es klopft rechts.) Wer klopft da?

Königin (bei Seite). Wilhelmine oder der Prinz von Wales! Ich bin verloren. (Es klopft wieder leiſe.)

König. Erwarten Sie noch mehr Beſuch? Herein! — (Geht ſelbſt und öffnet.)

Vierter Auftritt.

Wilhelmine (weiß verſchleiert und im weißen Domino tritt bedeutſam herein). Die Vorigen.

König. Eine verſchleierte Dame? So geheimnißvoll die Beſuche, die hier empfangen werden? (Hebt den Schleier ab.) Was? Wilhelmine!

Wilhelmine (ſtürzt ihm zu Füßen.) Vater, Vergebung!

König. Ein Einbruch in die Staatsgefängniſſe? Ein Attentat auf meinen allerhöchſten Willen?

Wilhelmine (ſich erhebend, bei Seite). Da bin ich ſchön angekommen. (Es klopft jetzt links.)

König. Klopft es nicht ſchon wieder? (Es klopft ſtärker.) Ich glaube, das Schloß iſt verhext? So bin ich alſo dem Ausbruch einer Verſchwörung noch glücklich zuvorgekommen! (Es klopft ſtärker.) Wer iſt an jener Thür? Sie antworten nicht? Nun, ſo muß ich ſelber öffnen.

Königin (tritt ihm entgegen). Sie werden nicht!

König. Sie wollen mich verhindern, die Feinde der Krone kennen zu lernen? Ich werde öffnen.

Königin. Nimmermehr!

König. Sie bieten mir Trotz? Sie widerſetzen ſich dem König?

Königin. Ich thu's. Ja, ich fühle die Kraft in mir. Meine Damen, hören Sie, weshalb ich Sie einlud, heute in dieſen Zimmern, heute bei Ihrer Königin zu erſcheinen. Ja, Sire, der Zweck dieſer Stunde war, die Fäden Ihrer Politik durch zwei Hände zu zerreißen, welche beſtimmt ſind, vereint durchs Leben zu gehen.

Wilhelmine. Zwei Hände?

Königin. Wilhelmine, ich habe dich aus einer Gefangenſchaft befreit, die der Tochter eines Königs unwürdig iſt. Oeffnen Sie, Sire! Sie finden meinen Neveu, meinen künftigen Schwiegerſohn, den Prinzen von Wales.

Alle. Den Prinzen von Wales?

König (nachdem er ſich geſammelt hat). Madame, Sie erreichen, was Sie wollen. Sie reißen das Band entzwei, das mich an meine Familie, das mich an das Leben knüpft. Sie wiſſen, daß mir die Ehre und der gute Ruf über alle Berechnungen der Politik gehen, Sie wiſſen, daß durch dieſe nächtliche Scene, durch dies geheime Einverſtändniß mit einem für mich nur abenteuerlichen Fremdling Wilhelminens Ruf auf immer vernichtet iſt. Freuen Sie ſich Ihres Triumphes auf Ihrem künftigen Wittwenſitz Oranienbaum, wohin ich Sie hiermit nach den Geſetzen unſers Hauſes für die noch kurze Zeit meines Lebens verweiſe.

Wilhelmine (auf den König zueilend). Nimmermehr!

König. Madame, laſſen Sie jetzt den Prinzen von Wales eintreten!

Königin (ſchwankt mit hörbaren Athemzügen an die Thür, ſie wirft noch einen Blick gen Himmel und öffnet).

Fünfter Auftritt.

Der Erbprinz (tief in einen weißen Mantel gehüllt). Hotham (mit einer ſteifen Blechmütze, wie ſie zum damaligen preußiſchen Militär-coſtüme gehörte, in der Hand; doch darf dieſe Mütze noch nicht geſehen werden). Die Vorigen.

Wilhelmine. Wie? Wen ſeh' ich?

Alle. Der Erbprinz von Baireuth!

Königin. Was iſt das, Ritter! Wo iſt der Prinz von Wales?

Hotham. Majeſtät, ich erſtaune! Wie ich ſoeben in dieſem Augenblick erfahren habe — der Prinz iſt auf einer Reiſe nach Schottland begriffen.

Alle. Wie?

Königin. Der Prinz iſt nicht in Berlin?

Hotham. Während einige der glaubwürdigſten Zeugen verſichern, der Prinz wäre wirklich hier geweſen, wollen andere behaupten, er wäre nach England in dem Augenblick zurückgekehrt, wo er erfahren mußte, daß ſich das Intereſſe ſeines Patriotismus, das Intereſſe der Baumwolle, mit den Empfindungen ſeines Herzens nicht vereinigen laſſe.

König. Was ſoll der Erbprinz von Baireuth?

Hotham. Er ſuchte, wie wir, den Prinzen von Wales, mit dem er in Begriff iſt, ſich auf Tod und Leben zu ſchlagen.

Alle. Ha!

König. Zu ſchlagen? Warum denn Er?

Hotham. Weil der arme Prinz eines kleinen Landes dem Prinzen eines Weltſtaates ſeine Flotten, ſeine Armeen, ſeine Schätze gönnt, einen Schatz aber nur mit ſeinem Blut ihm abtreten wird, die Hand der Prinzeſſin Wilhelmine, die er liebt!

(Allgemeine Bewegung.)

König. Die er liebt? Die Hand meiner Tochter? Ja, kann denn der Erbprinz von Baireuth auch ein Schwert führen?

Hotham (zieht dem Erbprinzen den Mantel ab und setzt ihm die blecherne Mütze auf).

Erbprinz (steht im Costum eines Grenadiers der Zeit da. Sein Haar ist in einen langen Zopf geflochten. Er bleibt unbeweglich, in militärischer Haltung).

König. Was seh' ich? Der Erbprinz? Ein Grenadier? Mit Zopf — und — Schwert?

Hotham. Die Equipirung des jungen Rekruten vom Regiment Glasenapp, den ich vor seiner Abreise nach Pasewalk Ew. Majestät vorzustellen die Ehre habe.

König. Ein deutscher Prinz, der sich's zur Ehre rechnet, in meiner Armee von unten auf zu dienen? (Commandirt:) Bataillon, linksum! Bataillon, vorwärts marsch!

Erbprinz (exercirt auf Wilhelminen zu.)

König. Halt! (Zu Wilhelminen:) Ist der Feind da drüben gesonnen, sich der diesseitigen Capitulation anzuschließen?

Wilhelmine. Bis in den Tod!

König. Ganzes Regiment, rechtsum schwenkt! Vorwärts marsch, Rechten, Linken, einundzwanzig, zweiundzwanzig!

(Alle drei marschiren auf die links stehende Königin.)

König. Halt!

Wilhelmine, Erbprinz (sinken der Königin zu Füßen). Mutter!

König. Halt! Das war kein Commando.

Erbprinz. Der Drang des Herzens.

Hotham (gutmüthig zur Königin flüsternd). Majestät, verbessern Sie den Fehler der beiden jungen Rekruten.

Königin. Gehen Sie mir aus den Augen, Sie Verräther

an Ihrem Königshauſe. Steh auf, Wilhelmine. (Zum König zögernd.) Wir haben ja aber noch Oeſterreich?

König. Aber Oeſterreich hat nicht uns. Die Creaturen, Prinz? Morgen früh gibt's Abſchiede und Penſionen. Mütterchen, nehmen wir ihn zum Schwiegerſohn?

Königin. Unter der Bedingung — daß die Ausſteuer von mir feſtgeſetzt wird —

König. Und der — daß du (die Königin umarmend) an meinem Herzen bleibſt. Jetzt fehlt nur Friedrich noch! Ritter Hotham, das kam alſo alles von Ihrer Baumwolle her? Dank Ihnen für den prächtigen Rekruten! (Hotham laut ins Ohr.) Wie iſt er denn ſo ſchnell nüchtern geworden?

Erbprinz. Majeſtät, Vergebung, noch bin ich ja trunken vor Freude!

König. Vergebung? Für Ihre Rede, mein Sohn? Wenn ſie einſt ſo, wie Sie ſie gehalten haben, im Buch der Geſchichte ſteht, iſt mein altes Herz zufrieden und wünſcht nur noch, daß man hinzufügt: Er wollte mit ſeinem Schwert wol König, aber mit ſeinem Zopf ja im Staat nur der erſte Bürger ſein!

(Gruppe.)

(Der Vorhang fällt.)

Anmerkung.

Das Weſen des Komiſchen iſt der Contraſt. Nach dieſer Anforderung dürften ſogar Schuläſthetiker das vorſtehende Luſtſpiel in ſeinem Urſprung gelten laſſen. Ein König, ohne die gewöhnlichen Attribute ſeiner Würde, ein Hof, geordnet nach den Regeln des einfachſten Bürgerhauſes — das ſind Widerſprüche, die die komiſche Muſe von ſelbſt herbeirufen. In der That kam dem Verfaſſer die Neigung, ſeinem nur aus dem Princip abſoluter Heiterkeit entſtandenen Werk einige politiſche Winke als ſogenannte „Tendenz" beizugeben, erſt bei ſpäterer Ausarbeitung.

Seit Aeſchylus und Ariſtophanes iſt es ein altes Vorrecht der Bühne, ſich im Extrem bewegen zu dürfen. Wer einmal den Rachegöttinnen als Frevler und Träger von Menſchenſchuld verfallen iſt, macht auf der Bühne keine zerſtreuenden Badereiſen mehr, ſondern auf friſcher That erfaßt ihn die Nemeſis und läßt ihn in jedem Champagnerglaſe ſofort Blut ſehen, auf jedem Fetzen Papier ſeinen Steckbrief leſen. Der Komiker macht noch weniger Umſtände. Wenn Ariſtophanes die Geſtalten des Euripides verſpotten will, die durch Heruntergekommenheit rühren ſollen, macht er den Tragiker ſogleich zum Lumpenhändler. Den Uebertreibungen in „Zopf und Schwert" wurde manches Naſerümpfen des erſten Ranges der Hoftheater zu Theil; aber im Weſentlichen braucht man nur die „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth, gebornen Prinzeſſin von Preußen", zu leſen, um dem grotesken Bilde das Zeugniß der hiſtoriſchen Treue zu geben. Nicht nur die Charakteriſtik des Stücks, auch die Intrigue gründet ſich auf die aus unbefangenern Zeiten ſtammenden Bekenntniſſe jener Denkwürdigkeiten, deren Echtheit verbürgt iſt.

Nur in Betreff Seckendorf's trat der Fall ein, daß der techniſchen, ich möchte ſagen, ſymphoniſchen Oekonomie des Stücks (die nun einmal unbedingt die Rollen ſo vertheilt, wie Peter Squenz den reſpectabelſten

Leuten ſagt: Du mußt den Löwen und du den Eſel machen!) ein Mann geopfert wurde, der allerdings ein mittelmäßiger Diplomat, aber ein guter Degen war. Hier kam dem Autor keine Reue. Dummſein, denkt Komus in ſeinem Leichtſinn, iſt noch nicht Schlechtſein; Löwe oder Eſel ſind an beſtimmten Stellen im Stück nothwendig. Somit bereut' ich für Lamoignon, nicht für Seckendorf. Ein brandenburgiſch-preußiſches Luſtſpiel vom Jahre 1733 kann a priori gegen einen kaiſerlichen Geſandten jener Tage nur ungerecht ſein. Das liegt im Uebermuth der komiſchen Muſe ebenſo, wie umgekehrt in ſpecifiſch öſterreichiſchen Stücken ſchon lange bei ſolchem und ähnlichem Anlaß die paſſive Komik an Preußen und in specie die Berliner fällt.

Puck's Spiel mit der Geſchichte kann aber gemildert werden. Es iſt nicht nöthig, daß die Schauſpieler aus Seckendorf einen Cretin machen. Ueber die unglückliche Neigung der Darſteller, für den gebotenen Finger gleich die ganze Hand zu nehmen! Wenig Darſtellungen meines Stücks ſah ich, in welchen Friedrich Wilhelm I. neben dem Ton des Hausvaters doch die königliche Würde behauptete, Gyerkmann bei aller Vertraulichkeit doch den Rand des Kammerdieners hielt, der Erbprinz mit dem Beſtreben, im königlichen Schloſſe alles lächerlich zu finden, doch eine Zurückhaltung verband, die ihn ſicherſtellte, für ſeine lauten Aeußerungen nicht ſofort aus Berlin verwieſen zu werden, die Prinzeſſin im Naiven und Gewöhnlichen doch vornehm und fing blieb und vollends Seckendorf, trotz ſeiner ihm ſchwer fallenden Combinationen, doch nicht bis zum Hofmarſchall Kalb ſank. In ſolchen Fällen, wo die Gefahr des Herabziehens der Rollen auf der Hand liegt, ſollten die Bühnenvorſtände die Vorſicht üben, die betreffenden Partieen geradezu nur ſolchen Darſtellern anzuvertrauen, die ihnen beim erſten Blick am wenigſten dafür einfallen, ſolchen, die ſchon durch ihr Naturell gezwungen ſind, die Rollen höher zu halten. Ein Poſſenreißer wird nie, ſelbſt zuweilen der ſogenannte „feine Komiker" nicht, Shakſpeare von dem Vorwurf befreien, daß er zweien Königen von Dänemark einen Hanswurſten zum Miniſter gab. Es iſt viel weniger nöthig, daß die komiſchen Einfälle des Polonius belacht werden, als daß ſeine Einfälle nicht die Stellung des Hofmanns, königlichen Rathgebers, Vaters zweier reſpectabeln Kinder und eines zuletzt ſogar noch mit tragiſcher Würde Sterbenden beeinträchtigen. In ſolchem Fall übergibt eine kundige Theaterführung die komiſche Partie einem Darſteller, der eben — nicht komiſch iſt.

Geſchrieben wurde vorſtehendes Stück im Frühjahr 1843. Vielleicht kennt mancher der verehrten Leſer das enge kleine Hausgärtchen am „Hôtel

Reichmann" zu Mailand, auf deſſen Oleanderbuſche, Springquellen und Sandſteinamoretten hinaus ein Zimmer führt, wo vier Wochen lang die erſten vier Acte dieſer Arbeit reiften. Am Comerſee folgte der fünfte. In dieſen ſchönen und nur die Geſetze des Ideals weckenden Umgebungen jene burlesken Erinnerungen aus der Geſchichte des märkiſchen Landes feſtzuhalten, war, denk' ich, nur einem, trotz der „Staatsgefährlichkeit" ſeiner ſonſtigen Beſtrebungen, mit Innigkeit ſeiner preußiſchen Heimat zugethanen Gemüthe möglich. Deſſenungeachtet hat ſowol die Romantik von Sansſouci, wie die Aeſthetik des weiland berliner Obercenſurcollegiums zu allen Zeiten dies Stück verfolgt, verboten, ein- oder ein andermal in Berlin es wieder freigegeben und ſelbſt noch nach 1848 wieder verhindert. Als in einem berliner Nebentheater der alte würdige Genoſt von Weimar den König nahezu ein Dutzend mal geſpielt hatte, kamen Hinckeldey's Boten und brachten die Meldung, man ſähe höhern Orts die Aufführung ungern. Im Verkürzen und Schädigen ſeiner Beſtrebungen iſt von Friedrich Wilhelm IV. dem Autor geradezu alles geſchehen. Doch will ich, zur Steuer der Wahrheit, nicht unerwähnt laſſen, daß mancher das Verbot dieſes Stückes milder motivirte durch die darin vorkommende Erwähnung der dem preußiſchen Königshauſe fataliſtiſchen berliner Schloß-Sterbeſage von der „weißen Frau". Das Motiv der fingirten Anweſenheit des Prinzen von Wales in Berlin hat Hackländer in ſeinem „Geheimen Agenten" weiter ausgeführt.

Ein Muſter der Unbefangenheit war die dresdener Hofbühne. Namentlich kam Emil Devrient's energiſche Parteinahme für die Intereſſen der neuern dramatiſchen Literatur in ſolchen und ähnlichen Nöthen den Autoren immer zu Hülfe. Seinem künſtleriſchen Eifer verdankt auch dieſe, wie manche andere Arbeit ihren Uebergang auf diejenigen erſten Bühnen, deren Förderung einem deutſchen Dramatiker allein lohnend und ermuthigend ſein kann.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig

Dramatische Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe.

Drittes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

Sonnsfeld (tritt unwillig während deſſelben heraus).

Es iſt nicht zum Aushalten. Die Nerven möchten Einem zerſpringen. Links um, vorwärts marſch! — Hinaus mit Euch auf den Exercirplatz, wo ihr hingehört! (Trommler ſind trommelnd abmarſchirt. Es iſt ſtill.) Eversmann, Sie ſollten ſich ſchämen, daß Sie den König nicht endlich auf die Achtung aufmerkſam machen, die den Damen gebührt.

Eversmann.

Gnädiges Fräulein, ich befolge die Befehle unſeres Königlichen Herrn. Weil einmal das Zuſpätaufſtehen ein Laſter unſrer heutigen Jugend iſt, ſo wird jeden Morgen um ſechs Uhr vor den Zimmern der königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen die Reveille geſchlagen.

Sonnsfeld.

Prinzeſſin Wilhelmine iſt den Kinderſchuhen entwachſen.

Eversmann.

Grade dann hat man des Morgens die ſüßeſten Träume.

Sonnsfeld.

Träume von unſrer endlichen Erlöſung, von Verzweiflung, vom Tode —

Eversmann.

Oder von Heirathen und dergleichen.

Sonnsfeld.

Nehmen Sie ſich in Acht, Eversmann! Der Kron-

Werner oder Herz und Welt.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

Vierte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

Werner oder Herz und Welt.

Schauspiel

in

fünf Aufzügen.

Personen.

Präsident von Jordan.
Heinrich von Jordan, dessen Adoptiv- und Schwiegersohn, Regierungsassessor.
Julie von Jordan, seine Gemahlin.
Max, Karl, } ihre Kinder.
Justizrath von Mehlhose.
Rittmeister von Mayr.
Commerzienrath Falke.
Baron Fresco.
Assessor Wolf.
Doctor Feld.
Referendar Feld, sein Sohn.
Polizeirath Denker.
Marie Winter.
Ein Polizeicommissar.
Kanzleibote Schulz.
Dessen Frau.
Konrad, Bedienter im Hause des jungen Herrn von Jordan.
Joseph, Bedienter beim Präsidenten.
Ein Knabe.
Zwei Polizeibeamte.
Gäste und Bediente.

Die Handlung spielt in der Hauptstadt eines großen deutschen Staates.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Beim Kanzleiboten Schulz. Ein einfaches Zimmer. Beſcheidener Hausrath. Ein Piano, worauf Noten und Bücher. Eine ſchwarzwälder Uhr. Am Fenſter Blumenſtöcke. Ein Vogelbauer. Dämmerung.

Erſter Auftritt.

Frau Schulz und Marie Winter am Fenſter. Jene näht an weißer Wäſche. Dieſe ſtickt. Später ein Knabe.

Frau Schulz (ſteht nach einer längern Pauſe auf und legt ihr Nähzeug weg). Laſſen Sie's jetzt genug ſein, Mamſell Mariechen! Man verdirbt ſich die Augen und Sie brauchen die Ihrigen mehr wie einer. Was die Tage ſchon ſo kurz werden! Noch zehn Wochen und wir haben Weihnachten. Geben Sie Acht, Mariechen, nun kriegen Sie viel zu thun. Was wollen jetzt die Leute nicht alles geſtickt haben! Sofakiſſen und Ofenſchirme — und manche junge Braut ſchenkt ihrem Bräutigam jetzt zu Weihnachten Tragbänder und Notizbüchelchen, bei denen ſie ihr Lebtag nicht dran gedacht hat, ſich mit der Nadel auch nur

'mal 's Fingerchen weh zu thun. Ach, wenn die Herren wüßten, wo die Stickereien alle herkommen, die ihnen die Mädchen zum Präsent machen! Kann ja jetzt alles im Laden gekauft werden, Straminsachen zu mehr als Dreiviertel schon fertig, wo blos nur noch für ein paar Stiche Platz ist, daß es wenigstens den Namen hat! Na, hören Sie auf, hören Sie auf!

Marie. Nur noch an dieser Rose den Dorn! (Deckt das Papier von dem Rahmen ab.) Nun, Frau Schulz, wie läßt das Ganze?

Frau Schulz. I nun — recht hübsch! — Wenn's nur mehr einbrächte! — Da kann man sich ja die Finger wund sticheln und es ist doch zuletzt nichts! (Mit vertraulichem Nachdruck.) Wenn Sie nur mehr Stunden bekommen könnten — die Stunde acht Groschen! Alles will jetzt Klavier spielen lernen. Ich muß lachen, was zu meiner Zeit nur bei reichen Herrschaften Mode war, fangen jetzt schon ganz gewöhnliche Leute an. Hier nebenan — der Victualienhändler — hat kaum das liebe Brot und die dumme Jör', sein Mädchen, muß nun auch schon Klavier lernen! Am Ende geben sie sie aufs Theater — und dann wird gar was Rechtes draus!

(Ein nett gekleideter Knabe tritt ein.)

Knabe. Empfehlung an Mamsell Winter!

Marie (steht auf).

Knabe. Und Sie möchten die franzö'sche Stunde heut' um Sechsen geben. Morgen kann meine Schwester nicht —

Marie (sich besinnend). Es ist mir — doch — vielleicht nicht ganz — recht —

Frau Schulz (einfallend). Machen Sie nur ein Compliment, kleiner Musje, und es wäre gut.

Knabe. Ja, morgen kann meine Schwester nicht. (Mit kindischer Wichtigthuerei.) Wir nehmen beide Tanzstunde! Adje! (Ab.)

Frau Schulz. Potz Wetter! Sie müſſen nicht immer ſo viel Umſtände machen! Herr Jemine! Wenn man von andern Leuten ſein Fortkommen haben will —! Sie wiſſen freilich recht gut, daß Sie's ganz anders haben könnten —

Marie. Immer das alte Lied, liebe Schulz. Sie kennen meine Gedanken über den Aſſeſſor und was ich mir überhaupt für meine Zukunft gelobt habe —

Frau Schulz. Narrenspoſſen! Sie haben 'mal 'ne unglückliche Liebesgeſchichte gehabt. Werden ſich darum Ihre Zukunft verderben! Dieſer Aſſeſſor Wolf! Ein ſolcher Mann! Mein Alter kann gar nicht genug erzählen, wie hoch er im Miniſterium in Anſehen ſteht und was er alles noch werden kann. Hat nebenbei einen hübſchen Thaler Geld und iſt ein proportionirlicher, wirklich ins Auge fallender Mann, ein Mann, der blos die Auswahl hat. Lieber Gott, Mamſell Marie, ich muß Ihnen ſagen, Sie — Sie handeln — Sie handeln recht thöricht!

Marie. Thorheit vor der Welt, liebe Madame Schulz, iſt oft Weisheit vor Gott.

Frau Schulz. Und wenn Sie dann Ihre Stunden nur recht ordentlich abhalten wollten; aber ordentlich, als wenn Sie den Leuten eine Gnade ſchenkten —!

Marie. Iſt es nicht ſchmerzlich, mit dem geiſtigen kleinen Reichthum, um deſſentwillen man in die Häuſer geht, um ihn mit den Kindern zu theilen, doch nur wie ein Dienſtbote behandelt zu werden? Ich habe oft gedacht, ich wollte mein bischen Muſik, mein Engliſch und Franzöſiſch lieber ganz bei Seite liegen laſſen (wieder an den Stickrahmen gehend, um das Papier darauf feſtzuſtecken) und mich auf dieſe Art von Arbeiten beſchränken. Freilich der Ertrag iſt geringer, aber man kommt doch den mancherlei Zumuthungen gegenüber, denen ein armes, auf ſolchen Erwerb angewieſenes Mädchen in fremden Häuſern ausgeſetzt

iſt, nicht ſo oft — zu falſchen Stellungen — unangenehmen und ſchwierigen —

Frau Schulz (ſchnell einfallend). So heirathen Sie den Aſſeſſor! Warum ſtoßen Sie Ihr Glück ſo muthwillig von ſich? Der Mann dauert mich, was er ſich für eine unmenſchliche Mühe gibt. Läuft ſich die Schuhe ab. Gibt Ihnen, da Sie nichts von ihm nehmen wollen, mehr zu thun, als Sie fertig kriegen können.

Marie. Liebe Madame Schulz, wie können Sie nur glauben, daß die Abſichten dieſes Mannes reell ſind —

Frau Schulz. Hören Sie, das iſt das erſte, was ich höre! Ei, ſo fragen Sie doch meinen Mann. Wenn der des Morgens auf die Kanzlei kommt, gleich: „Guten Morgen, Herr Schulz! Was macht Mariechen? Grüßen Sie Mariechen! Heut' Nachmittag mach' ich mir das Vergnügen" — und alle Herren auf der Regierung ziehen ihn ordentlich damit auf.

Marie. Und werden Böſes von mir denken. Es iſt endlich Zeit, daß ich mich unumwunden erkläre. Ich muß bitten, daß dieſe Zudringlichkeit ein Ende nimmt. Entweder ich verlaſſe Ihr Haus oder Sie verbieten dem Aſſeſſor, je wieder Ihre Schwelle zu betreten.

Frau Schulz. Wie? Was?

Zweiter Auftritt.

Aſſeſſor Wolf. Die Vorigen.

Wolf. Schönen guten Abend, meine Damen!

Frau Schulz (laut bewillkommnend). Herr Aſſeſſor — (herausplatzend) Eben war von Ihnen — (ſich verbeſſernd) Schon ſo frühe heute vom Bureau?

prinz hat endlich seine Freiheit errungen und führt in Rheinsberg ein sehr pünktliches, sehr genaues Tagebuch über Alles, was in Berlin und in den Umgebungen seines gestrengen Herrn Vaters vorgeht. Man weiß, daß Sie den König mehr beherrschen als die Minister.

Eversmann.

Du lieber Gott! Wenn das dichterische Gemüth des Kronprinzen, des übrigens innigst an mich attachirten Fritz, nicht schärfer sieht, dann hab' ich wenig Respect vor der Einbildungskraft der Poeten. Ich und Einfluß! Ich drehe Sr. Majestät jeden Morgen seinen stattlichen Zopf, stutze ihm seinen männlichen kräftigen Bart, stopfe ihm jeden Abend seine kleine gemüthliche holländische Pfeife, und was dann bei diesen kleinen unschuldigen Handleistungen die geheiligte Person des Königs so von Winken und Aeußerungen und kleinen Befehlen fallen läßt —

Sonnsfeld.

Das sammeln Sie und haben sich daraus so einen „kleinen unschuldigen Einfluß" geschmiedet, der Ihnen bereits drei Häuser, fünf Landgüter und eine Kutsche mit vier Pferden eingebracht hat. Hüten Sie sich, daß der Kronprinz alle diese schönen Gegenstände nicht einmal unter dem Galgen versteigern läßt.

Eversmann (ärgerlich).

Hören Sie, es scheint, Sie haben schlecht geschlafen, mein Fräulein. Ich verbitte mir diese aus der Luft gegriffene Manier von Weissagungen und Prophezeiungen.

Wolf. Noch nicht genug des Tages Laſt und Hitze? (Zu Marien, höflich.) Fräulein! (Auf die Stickerei zeigend.) Gewiß erſt wieder von der Arbeit aufgeſtanden?

Frau Schulz. Geben Sie doch Ihren Hut, Herr Aſſeſſor! Setzen Sie ſich doch, Herr Aſſeſſor!

Wolf. Ich ſitze den ganzen Tag. (Zur Stickerei gehend und ſie etwas luftend.) Bald fertig! Welch ein Fleiß! Und wie zart und ſinnig gruppirt!

Marie. Die Muſter werden gekauft.

Wolf. O, auch in der Wahl zeigt ſich der Geſchmack. (Zum Klavier hin.) Erhielten Sie, mein Fräulein, die Noten —

Marie. Ich ſtellte ſie dem Ueberbringer zurück. Ich liebe dieſe neuen Walzercompoſitionen nicht.

Frau Schulz. Arien, Herr Aſſeſſor, Arien! So was — hoch — hoch — aus der Ouvertüre, Herr Aſſeſſor!

Wolf (zu Marien) Sie ſind ſo ſpröde gegen die kleinen Angebinde, die ich mir erlaube, Ihrer Nachſicht zu empfehlen. Die Mantille ſchickten ſie auch zurück —

Frau Schulz. Und wiſſen Sie warum? Weil ein Zettel dran —

Marie (verweiſend einfallend). Liebe Schulz! — Herr Aſſeſſor, ich würde dieſen Putz auch ſo nicht angenommen haben. Es war nur zufällig, daß mir zugleich der an der Mantille geblieben Zettel, worauf der Preis vermerkt ſtand, die Gabe doppelt unangenehm machte. (Ab in die Kammer rechts.)

Wolf (ihr nachrufend). Ein Zufall! Mein Gott, ich hätte delicater ſein können. (Für ſich.) Eine eigene Species von Kokette! Eine ſentimentale Kokette!

Frau Schulz (vertraulich). Sie müſſen Nachſicht haben, Herr Aſſeſſor. Kein Baum fällt vom erſten Schlag. Und ſie bildet ſich ein, Ihre Abſichten wären nicht ganz reell, Herr Aſſeſſor?

(Die Uhr, die auf ſechs deutet, ſchlägt dreimal. Marie, zum Ausgehen gekleidet, kommt zurück.)

Wolf. Sie wollen uns verlaſſen, Fräulein Marie?

Marie (gibt der Schulz einen Schlüſſel). Es iſt dreiviertel auf ſechs, liebe Schulz! Sie wiſſen, daß ich die morgende Stunde heute geben muß. (Will gehen.)

Wolf. Verſchmähen Sie nicht meine Begleitung, Fräulein! Es iſt ſchon Dämmerung oder nehmen wir lieber einen Wagen?

Marie. Ich dank' Ihnen, Herr Aſſeſſor! Ich muß leider den Weg, den ich eben mache, ſo oft einſchlagen, daß ich mich ſchwerlich verirren würde. (Frau Schulz ein wenig bei Seite nehmend, und mit Nachdruck.) Wie ich Ihnen geſagt habe, liebe Frau. Vergeſſen Sie nicht, unter welcher Bedingung wir noch länger zuſammenbleiben. Mit Paläſten iſt das Schickſal karg, aber Hütten, wo die Armuth, dunkle Kammern, wo das Unglück wohnen kann, gibt es genug! (Ab.)

Wolf. Immer trotziger! Immer halsſtarriger! Haben Sie denn gar nichts bei ihr ausgerichtet?

Frau Schulz. Wie geſagt, ein eigenes Mädchen! Denken Sie ſich die Präpoſition, die ſie mir eben gemacht hat —

Wolf. Ich biete alles auf, um die Geſinnungen der jungen Dame für mich günſtig zu ſtimmen, überhäufe ſie mit Geſchenken, die ſie nicht annimmt, komme jeden Tag, um ihr meine Aufmerkſamkeit zu bezeigen — Was will ſie nur?

Frau Schulz. Das iſt's ja eben. Sie will, daß Sie — Ihre Beſuche — einſtellen oder ſie miethet ſich anderswo ein.

Wolf (für ſich). Ich muß mit größerer Vorſicht zu Werke gehen. (Laut.) Im Grunde, liebe Frau Schulz, wenn ich es recht bedenke, hätt' ich auch gegen die Abſicht, von Ihnen wegzuziehen, nichts einzuwenden. Was Sie verlieren, würd' ich Ihnen ſchon — hm — ich ſinne da über einen Plan nach —

Sind Sie denn ganz gewiß, daß Mamſell Winter keine weitere Bekanntſchaft hat?

Frau Schulz. Das wiſſen Sie ja, Herr Aſſeſſor. Ihre Aeltern waren früher recht vermögend und konnten ihr noch zu rechter Zeit, ſo lange ſie's hatten, eine feine Erziehung geben. Der Vater war ja Kaufmann, machte Bankrut und ſtarb aus Gram. Die Mutter überlebte ihn nur kurze Zeit. Das Wenige, was ſie noch gerettet hatten, ging auf Krankheit und Begräbniß hin. Nun ſtand Marie allein.

Wolf. Sagten Sie mir nicht von einer Bekanntſchaft?

Frau Schulz. Ein Student oder Doctor — kein Doctor — ſondern ſo ein anderer Doctor — verſtehen Sie, Herr Aſſeſſor?

Wolf. Juris?

Frau Schulz. So was! Sehen Sie (zeigt eins von den Büchern auf dem Klavier) ſolche Bücher muß er ihr geſchenkt haben; es iſt was eingeſchrieben. Steht, glaub' ich, auch ſein Name drin — (ſchlägt auf).

Wolf (leſend). Schleiermacher's Monologen! „Seiner geliebten Maria, zur Erhebung der Seele und Befeſtigung des Glaubens an Unſterblichkeit. Was wär' ich und wenn ich die ganze Welt gewönne und hätte der Liebe nicht! Von ihrem ewig treuen H—." Ich meine, ich ſollte die Handſchrift kennen — (Prüft ſie eine Zeit lang und legt dann das Buch wieder weg.)

Frau Schulz. Mit der Treue und der Ewigkeit muß es wol ſo weit nicht her geweſen ſein! Das ſeh' ich, Marie grämt und härmt ſich im ſtillen über etwas und recht meine Noth hab' ich, ihr nur die Thränen wegzuſchwatzen.

Wolf. Sind Sie nie hinter etwas Gewiſſeres gekommen?

Frau Schulz. Sie iſt ſo verſchloſſen, wie — Gott verzeih' mir die Sünde! — neulich der Paſtor die Offenbarung Johannis

verſchloſſen nannte! Kommt nichts aus ihr heraus. Manchmal lieſt ſie alte Briefe, worin von Thränen ſchon die Buchſtaben zuſammengelaufen ſind. Des Nachts muß ſie oft ſchwere Träume haben, daß ich aufſtehe, um ſie nur zu wecken und von ihren Aengſten zu befreien. Manchmal fährt ſie auch am Fenſter, wenn jemand vorübergeht, ſo zuſammen, daß ich 'nen Todesſchreck habe. Noch neulich, wie Referendar Fels vorüberging —

Wolf (bei Seite). Fels? Sollt' ich einen Rivalen bekommen? — (Laut.) Liebe Frau Schulz, ich will Ihnen ſagen, was ich mir ausgedacht habe. Sie ſollen nichts verlieren. Ein junger Kanzliſt, der ein anſtändiges Einkommen hat, ſoll zu Ihnen ziehen und Sie einigermaßen, das Uebrige werd' ich bezahlen, für Ihren Verluſt ſchadlos halten. Ich will verſuchen, ob ich Marie nicht in eine Familie bringe, wo ich ſie täglich ſehen, wo ſie mir nicht ausweichen kann. Noch freilich dürfen Sie ihr davon nichts —

Frau Schulz. Herr Aſſeſſor, was denken Sie?

Wolf (für ſich). Ich muß es ſo veranſtalten, daß ſie keinen angelegten Plan merkt. (Laut.) Frau Schulz, Sie ſollen das Nähere erfahren. (Will gehen.)

Frau Schulz. Wollen Sie ſchon aufbrechen, Herr Aſſeſſor? Und Herr Aſſeſſor — nicht wahr — das närriſche Frauenzimmer bild't ſich ein — Sie meinten's nicht —

Wolf. Thorheit, Thorheit, liebe Frau Schulz, Sie kennen mich ja! Adieu, Frau Schulz. (Im Abgehen.) Iſt ja nun bald Weihnachten. Wie lieben Sie denn die Muſter? Großblumig oder gewürfelt —?

Frau Schulz. Herr Aſſeſſor — 'ne alte Frau!

Wolf. Ich werd's ſchon zum Feſte machen. Ich treffe Ihren Geſchmack. Gute Nacht!

Frau Schulz. Nehmen Sie ſich in Acht, die Treppe iſt ein bischen ſteil, Herr Aſſeſſor —

Wolf (ſie zurückhaltend). Bleiben Sie nur, bleiben Sie nur! (Ab.)

Frau Schulz (an der von außen zugehaltenen Thür). Nein, laſſen Sie doch, Herr Aſſeſſor, ich muß Ihnen doch das Geleite geben — Herr Aſſeſſor — Er iſt fort! — Ein junger Kanzliſt? ſagte er — der ſitzt freilich nicht den ganzen Tag zu Haus —, wie ſie — das ließe ſich ſchon hören. Aber mein Alter hat ſich ſchon ganz an ſie gewöhnt! Wird's nicht gern ſehen, wenn ſie fortzieht — Und du, mein Mätzchen? (Nimmt den Vogelbauer.) Willſt auch ſchon in ihr Kämmerchen? — Schläft ſchon! Du wirſt gar erſt Augen machen, wenn Marie dir nicht mehr dein Futter bringt! — Sieh, ſieh! Sie — „wo ich ſie täglich ſehen — wo ſie mir nicht ausweichen kann —?" — Marie ſoll von uns fortziehen, Mätzchen —! (Sie trägt den Käfig in Mariens Kammer, indem ſie ſchmeichelnde Vogellaute nachahmt.)

Zweite Scene.

Eleganter Salon im Hauſe Heinrich von Jordan's. Rechts und links geöffnete Seitenthüren. Große Flügelthür mit Glasfenſtern, durch welche ein brennender Kronleuchter ſchimmert. Zuweilen gehen an dieſen Fenſtern elegant gekleidete Herren vorüber.

Dritter Auftritt.

Julie. Doctor Fels. (Treten von der Seite auf.)

Julie. Nicht wahr, Doctor? Nun müſſen Sie mir's ſelbſt bezeugen! Ich habe mich nicht geirrt.

D. Fels. Aufrichtig geſprochen, liebe Frau Aſſeſſor, ich habe ihn nie ſo heiter geſehen.

Julie. Das leugn' ich nicht. Es wäre ja auch traurig, wenn die Beobachtung, die ich nun ſeit einem Jahr mache, ſchon ſo auffallend wäre, daß ſie jedem ins Auge ſpränge. Nein, ich meine, wenn er eben aufs lebhafteſte an den Scherzen der Unterhaltung theilgenommen, ſo verſinkt er plötzlich in eine Gleichgültigkeit — in eine Abweſenheit — wie ſoll ich es nennen? — er erſchrickt, wenn man ihn anredet und ſieht nicht feſten zu mir und den Kindern mit einem ſo ſchmerzhaften Blick herüber, daß ich vor innerer Wehmuth und Bangigkeit vergehen möchte —

D. Fels. Ganz recht, ganz recht —! Aber es ſcheint doch, liebe Aſſeſſorin, als wenn Sie trotz Ihrer nun fünfjährigen Ehe das Weſen Ihres Heinrich nicht ergründet hätten. An ſeiner ganzen Art und Weiſe ſollte Ihnen befremdend ſein, was eine unmittelbare Folge ſeines Genies und ſeines weichen Herzens iſt?

Julie. Darüber, lieber Doctor, finden Sie mich beruhigt. Als ich Heinrich zum erſten mal ſah, war ich erfahren genug, mir zu ſagen: Das iſt ein anderer Mann, als man ihnen auf der Heerſtraße der Alltäglichkeit begegnet! Worüber andere erſtaunten, das gerade ſchloß mir das Innere ſeines großen Geiſtes auf. Jede Spötterei meiner Bekannten über die kleinen Verſtöße, die er gegen die Formen des geſelligen Lebens machte, konnt' ich mit freudiger Genugthuung ertragen; wußt' ich doch, daß ſie mich beneideten. Aber je länger es währte, fand ich, daß es eine Richtung ſeines Gefühlslebens gab, in die ich ihm nicht folgen konnte. Des Morgens iſt er, wie von ſchweren Träumen verſtimmt, bei der erſten Begrüßung wie abweſend, des Abends bei Spaziergängen trennt er ſich von den Uebrigen,

ſucht ſich einſame Wege auf und oft hab' ich ihn gefunden, wie er, den Arm um einen Baum geſchlungen, den Blick ſtarr auf Gegenſtände richtet, die er kaum zu bemerken ſcheint. Ach, er beglückt mich mit dem ganzen Himmel ſeiner Liebe, er betet die Kinder an, er macht mich zur Vertrauten aller ſeiner Unternehmungen und Lebensverhältniſſe, und dennoch — dennoch iſt es mir oft, als läge zwiſchen mir und ſeiner Liebe eine Kluft von unermeßlicher Weite!

D. Fels. Was ihr jungen Weibchen doch nicht alles verlangt! Er ſinnt vielleicht über wiſſenſchaftliche Fragen nach. Steht er nicht auch in einer ſchwierigen amtlichen Stellung? Da gibt es Verdruß auf dem Bureau, kleine Anfeindungen, kleine Aufhetzungen — Nun iſt er wieder hierher in ſeine Vaterſtadt zurückverſetzt, denkt an alte Zeiten —

Julie. Meinen Sie nicht, daß ihn vielleicht eine frühere Schuld —

D. Fels. O!

Julie. Drückt ſein Gewiſſen etwas?

D. Fels. Ein zweiter Eugen Aram! Nein, nein, Frauchen, (lachend) ein Mord liegt nicht auf ſeiner Seele, Schulden auch nicht — ei, wer wird denn mit ſolchen Grübeleien einen Mann quälen, der ſich, wie unſere Zeit verlangt, zuſammennehmen muß, um der Aufgabe ſeines Lebens zu genügen!

Julie. Nie hab' ich ihm davon geſprochen. Aber Sie, Doctor, Sie, deſſen großmüthigem Beiſtand er die Mittel verdankt, ſeinen Geiſt auszubilden, Sie, der Sie nach dem Tode ſeiner Aeltern wie ein zweiter Vater an ihm gehandelt haben, Sie ſollten ſich meines geängſteten Herzens annehmen und es verſuchen, in ſein Inneres, vielleicht in ein Geheimniß zu dringen!

D. Fels. Recht gern, liebes Weibchen, recht gern! Aber

geben Sie Acht, wenn ich ihm rathe, täglich ſich mehr Bewegung zu machen und des Morgens ein paar Gläſer friſchen Waſſers zu trinken, ſo werden die Geſpenſter, die Sie ſehen, bald verſcheucht und gebannt ſein. (Man hört Geräuſch nebenan.) Da, Ihre Gäſte erheben ſich. (Die Glasthür wird geöffnet.)

Julie (im Abgehen). Alſo, Doctor, ich rechne auf Sie! Schieben Sie es nicht ſpäter, als höchſtens bis morgen auf! (Ab.)

D. Felo. Verlaſſen Sie ſich auf mich! (Allein.) Unnütze Bedenklichkeiten! Ich habe wol etwas auf dem Herzen gegen ihn (daß er den Adel, einen andern Namen annahm, ganz in neue Lebensverhältniſſe trat), aber hätte er etwas, ich wüßt' es längſt. (Ab zur Seite.)

Vierter Auftritt.

Die aus dem hintern Zimmer hereintretenden Herren ſind im Begriff, Abſchied zu nehmen, und trinken zum Theil noch Kaffee. Außerdem Baron Fresco, Commerzienrath **Falke**, Rittmeiſter **von Rapp**, Juſtizrath **von Mehlhoſe**, Referendar Felo. Später **Heinrich von Jordan.**

Fresco (noch im hintern Zimmer, deſſen Schwelle er eben betreten will, zu einem ihm Kaffee präſentirenden Bedienten). Danke recht ſehr! (Im vordern Zimmer.) Trinke nach Tiſche niemals Kaffee —

Rapp. Sie wollen ſich den Nachgeſchmack nicht verderben, Herr Baron.

Fresco (vertraulich zu den Uebrigen der Vorſtehenden und ſich noch die Zähne ſtocherns). Allerdings, das muß wahr ſein; wir haben vortrefflich gegeſſen — Auſtern in Champagner — die delicioſe

Trüffelſauce zum Kapaun — ich weiß nicht, ich fühle mich bereits in dieſem Hauſe heimiſch —

Falke. Es hat ſo etwas Ungezwungenes —

Fresco. Ungezwungenes? — Darum genirten Sie ſich auch nicht, mir das ſchöne Mittelſtück vom Hecht vorwegzunehmen — (drohend) Commerzienrath!

Falke. Wir revanchiren uns ein andermal. (Sich umſehend.) Wie elegant und neu noch alles! Man ſieht, die Aeltern können hergeben.

Mehlhofe. Viel ſilberne Aufſätze, Armleuchter, auch hübſche Livree — das ganze Gepräge iſt maſſiver als ſeine Herkunft —

Rapp. Dem Herrn von Mehlhofe hat er nicht Ahnen genug —

Falke. Er iſt von Geburt ein Bürgerlicher; doch gegen den alten hugenottiſchen Adel ſeines Schwiegervaters, der ihn durch den König auf ſeinen Eidam übertragen ließ, werden Sie ſchwerlich etwas einzuwenden haben —

Fresco. Ahnen oder nicht — nennen Sie mir einen Aſſeſſor, der bei 500 Thalern Gehalt zum Deſſert dreierlei Eis geben kann! Wenn's ja einmal eine Einladung gibt — Thee und Butterbrot!

Rapp. Und höchſtens eine Vorleſung dazu!

Falke. Wie bei dem Regierungsrath — da — bei der Allee — wie heißt er doch? —

Fresco. Lerchendorf? Wo zwiſchen jede Taſſe Thee immer drei Gedichte kommen? Bin gerade kein Feind vom Vorleſen; nur muß es *nach*, nicht *vor* dem Eſſen kommen. Wenn ſie ſo den Taſſe von — von — Schiller (die andern lachen) vorleſen — es verdaut ſich ganz nett dabei.

Falke. Ich breche auf — gehen Sie mit, Baron?

Ref. Fels (tritt heiter und jovial dazwischen). Schon so zeitig fort, Herr Commerzienrath?

Falke. Sie, junger Sausewind, haben freilich keine Zeit zu verlieren. (Sieht nach der Uhr.) Um acht Uhr kommt die hamburger Post. (Ab.)

Ref. Fels (ihm nachrufend). Das Korn soll ja in England sehr hoch stehen. Kaufen Sie brav auf? So ein Hamster von Kornwucherer! (Zu Fresco, der einen Bogen Papier hervorzieht.) Aber Sie, Herr Baron, Sie sind ein Menschenfreund. Eine Subscriptionsliste?

Fresco. Ich weiß nicht, Herr Fels; Menschen? Ich ziehe Trüffeln vor. Ja, Herr Referendar, hier hab' ich Ihre Unterschrift bereits präoccupirt. Hilft Ihnen nichts. Kommt ein Mensch zu mir, will gelernter Koch sein und hat gerade kein Engagement. Sag' ich ihm: Unterschriften sammeln und ein Probediner risiren — Da empfehlen Sie sich bald von selbst. (Zieht eine Liste heraus.) Schon eins — zwei, drei — sechsundzwanzig Couverts. Sie sind der sechsundzwanzigste! Er hat eine neue Sauce à la Truffaldino versprochen; soll mich wundern, ob sie wirklich auf Originalität Ansprüche machen kann. Liefern muß er Entree von Pasteten en coquille; dann filet de boeuf mit gefüllten Krebsscheren und einem Ueberguß von Madeirasauce; hierauf Froschschenkel, eine Schüssel en papillote, die andere à la financière; ein Ortolan à la Cartouche mit einer leisen Ahnung von Assa foetida — Essen — Essen — meine einzige Leidenschaft; aber gut essen, sehr gut — lieber — etwas mehr! (Ab.)

Ref. Fels. Wär' das Geschmeiß nur endlich fort, daß ich mich mit voller Seele an die Brust meines alten Freundes werfen könnte! Hätt' es, als wir zusammen oft in Heidelberg vor Ungeduld den Wechsel nicht erwarten konnten, nicht geahnt,

Se. Königl. Hoheit der Kronprinz ist viel zu sehr Philosoph, als daß er sich an einem Manne rächen sollte, der mit seinem Vater nichts anderes zu thun hat, als diesem jeden Abend eine Pfeife zu stopfen, jeden Morgen einen Zopf zu drehen und ihn einen Tag um den andern nach alter deutscher Sitte über den Löffel zu barbieren. (Ab.)

Bonnsfeld (allein).

Ja, geh du nur, alter Sünder. Stell' dich nur noch so ehrlich und deutsch, wir kennen dich und alle deines Gleichen! Das ist ein Leben an diesem Hofe! Des Morgens in der Frühe schon donnern die Kanonen da unten im Lustgarten, dicht unter den Fenstern des Schlosses, oder sie schicken uns eine Compagnie Soldaten herauf, um uns das Frühaufstehen anzugewöhnen. Dann muß die Prinzessin stricken, nähen, Wäsche bügeln, den Katechismus auswendig lernen und täglich eine langweilige Predigt hören. Mittags bekommen wir so gut wie nichts zu essen; dann hält der König seinen Mittagsschlaf und obgleich er mit der Königin fortwährend so gespannt lebt, daß sie sich kaum einen guten Tag gönnen, so muß doch die ganze Familie dieser melodischen allerhöchsten Schnarchunterhaltung mitbeiwohnen, ja sogar eigenhändig bedacht sein, dem schlummernden Papa Landesvater die Fliegen fortzuwedeln. Ohne den natürlichen Witz und Geist meiner Prinzessin müßte das herrliche Wesen bei einer solchen Lebensweise längst völlig

daß er, noch ſo jung, in einem ſolchen Ueberfluſſe ſchwelgen ſollte. Endlich gehen ſie.

(Heinrich iſt inzwiſchen im Hintergrunde erſchienen und entläßt die ſich Empfehlenden mit vieler Artigkeit und Freundlichkeit. Allmählich wird es leer.)

Fünfter Auftritt.

Heinrich. Fels.

Heinrich (freundlich, aber gelaſſen ſeine Hand ſchüttelnd). Mein lieber, guter Fels!

Ref. Fels. Ein Fels im Meere, unerſchütterlich! Du glaubſt nicht, Heinrich, wie glücklich es mich macht, dich ſo wiederzuſehen! Reich, allen deinen Mitſtrebenden im Range voran, geadelt, ein herrliches Weib, blühende Kinder — du verdienſt es; warſt immer der erſte, und wie lange dauert's, biſt du Chef einer Regierung.

Heinrich. Für meine Dienſtzeit und die jetzigen Verhältniſſe hab' ich es weit genug gebracht. Tummle dich nur auch: du wirſt nicht zurückbleiben.

Ref. Fels. Seit fünf Jahren Referendarius! Ich mache mir nichts daraus. Was mir mein Vater gibt, reicht hin, mir alle meine kleinen Suiten — (lachend) du biſt doch kein Duumänſer geworden?

Heinrich. Ich denke noch immer mit innigſter Freude an unſere akademiſche Zeit zurück.

Ref. Fels. Hätteſt du ſie nur beſſer genoſſen! Aber Hauptſähne waren wir doch; du freilich mehr unter den Büchern, ich unter den Weibern.

Heinrich. Biſt du nicht endlich auch gefeſſelt worden?

Ref. Fels. Ach, man ſieht wol 'n mal einen Mädchenkopf, den man von den Augen nicht wieder wegbannen kann; aber Freien, Rennen, Laufen, Blöde- und Verhimmeltthun — ich begreife nicht, wie manche Männer die Geduld haben, den Seidenfaden einer erſten Bekanntſchaft ſieben Jahre lang auszuſpinnen, bis endlich die Schnur fertig iſt, an der ſie die Ehe ſtrangulirt. Ich werde mich ohne Zweifel einmal verlieben, bin es vielleicht ſchon; aber ſoll auf ein ſolches Verhältniß die Dornenkrone der Solidität geſetzt werden, dann ſchick' ich meinen Vater ab. Glaube mir, die Romantik iſt immer mehr im Abſterben begriffen und es gibt weit mehr Paare, die ſich lieben, weil ſie verheirathet ſind, als ſolche, die ſich verheirathen, weil ſie ſich lieben. (Sich umſehend, leiſer.) Du hatteſt ja früher auch ſo ein Mondſcheinverhältniß?

Heinrich (ebenſo). Haſt du nie mehr etwas von Marien erfahren?

Ref. Fels. Ich weiß nicht, die Alten ſind ja wol todt —

Heinrich. So hört' ich, aber ſie ſollen ihr ein artiges Vermögen hinterlaſſen haben.

Ref. Fels. Das nicht! Das nicht! (Sich beſinnend.) Nein — nein — nein — im Gegentheil — was hört' ich doch?

Heinrich. Sie wäre hülflos, während ich im Ueberfluß lebe? Ich bitte dich, Fels, weißt du nichts Genaueres?

Ref. Fels. Es gäbe einen ſchönen Spaß, wenn ihr euch einmal wieder in den Wurf kämet! Gott ſei Dank übrigens, daß aus der Geſchichte nichts geworden iſt —

Heinrich. Es waren die ſchönſten Jahre meiner Jugend.

Ref. Fels. Was kommt aus ſolchen Erſtlingsverſuchen heraus? Ich freue mich, was du für ein herrliches Weib haſt.

Heinrich. Ich bin in den glücklichſten Verhältniſſen — (Forſchend.) Weißt du in der That nicht, wie es mit Marien ſteht?

Ref. Fels. Du weißt, Heinrich, ich kannte sie nicht persönlich — ich weiß nicht einmal mehr den Namen — du hieltest geheim damit. Wie werden auch mit den anschwellenden Fluten jedes Tages so alte Dinge weggeschwemmt! — Ich hörte nur, daß deine Briefe, glaub' ich, seltener wurden, und daß du sie zuletzt aufgabst.

Heinrich (wendet sich ab).

Ref. Fels. Du weißt, ich war kein Gönner des Verhältnisses; wurdest dadurch deinen Freunden entzogen — verzehrtest dich! — Wenn es hieß: Heinrich, heut' reiten wir aufs Jägerhaus — so seh' ich noch deine Verlegenheit; hattest dann idyllische Wasserfahrten vor oder es war Thee bei den Verwandten oder mußtest mit der Flöte accompagniren, wenn sie ihre Kränzchen hielten. Ein Glück, daß du dich herausgerissen; die besten Köpfe hab' ich an solchen kleinen nüchternen Verhältnissen zu Grunde gehen sehen.

Heinrich. Sie soll oft Gelegenheit gehabt haben, sich zu verheirathen.

Ref. Fels. Was dich die Sachen noch so interessiren!

Heinrich. Wenn ich auch recht that, andere Wege einzuschlagen, so hab' ich doch so viel Achtung vor mir selbst, daß ich über meine schönste Jünglingszeit nicht den Stab breche und die heilige Bedeutung ehre, die jene Erinnerungen für mich behalten werden. War jene Liebe eine Schlacke, so barg sie das edelste Metall meines damaligen Geisteslebens, und wer weiß, was ich geworden wäre, hätte nicht ein schönes sittliches Verhältniß, wie der Arm eines Engels, mich von Abgründen fern gehalten, in die ich später nur zu tief hinunter sank!

Ref. Fels. Abgrund?! Wie eine Perle im Abgrund des Meeres! Ich wünschte, ich läge so, wie du, darin.

Heinrich. Mein Freund, wenn du alles wüßteſt, was in mir ſchläft —

Ref. Fels. Heinrich?

Heinrich. Nicht ſchläft, nein, träumt — auch träumen nicht; ach, es ſteht oft wie leibhafte Wirklichkeit vor mir und ich muß mich mit gedankenloſem Selbſtvergeſſen dem nächſten Augenblick in die Arme werfen, um nicht raſend zu werden.

Ref. Fels. Jordan, ich war dein Freund, ich bin es noch, und ich dächte, du hätteſt Proben, wie ich dich liebe. Haſt du mir etwas zu vertrauen?

Heinrich. Nein, Hermann, nein — nein — du weißt ja, ich bin ein Träumer, war's von je und werd' es bleiben.

Ref. Fels. Auf mich, Bruder, kannſt du rechnen. Ich werde dir, heute iſt's zu ſpät und du ſehnſt dich zu den Deinigen hinüber — (vertraulich) manches über deine hieſige amtliche Stellung mittheilen. Du weißt, ich bin ohne Ehrgeiz, und wer die Augen nicht immer nach oben gerichtet hat, ſieht neben ſich manches, was andern entgeht. Nimm dich nur gleich vor dem Schleicher, dem Aſſeſſor Wolf, in Acht. Er machte ſich ſchon auf der Univerſität durch Angebereien und ähnliche Heldenthaten einen Namen, ließ ſich in Verbindungen einſchreiben, um hinter Geheimniſſe zu kommen, ließ ſich nicht ſelten auch mitfangen, wurde aber niemals mitgehangen. Kennſt du noch ſolche Vögel? Er wohnt über dir; deshalb warn' ich dich vor ihm zuerſt! Leb' wohl, lieber Bruder! Teufel, man trinkt einen vortrefflichen Wein bei dir und merkt's recht, daß deine Schwiegeraltern in den Rheinprovinzen wohnen. (Ihn ſchnell umarmend.) Adieu, guter Junge! (Sieht ſeinen Siegelring.) Iſt das dein neues adliches Wappen? Früher ſiegeltest du mit einem flammenden Herzen, durchbohrt von einem Pfeile. Jetzt iſt es ein flatternder Helmbuſch, Lilien im ſterndurchwirkten Felde

und Ritterſporen ... Laß uns Freunde bleiben für die Ewigkeit! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Heinrich. Dann Max, Karl und Julie.

Heinrich (ſetzt ſich und ſtützt das Haupt auf). Zu früh — zu früh hat der Geier des Ehrgeizes an meinem Herzen genagt und mich für die Opfer blind gemacht, die ich meinen glühenden Idealen in die grauſamen Molochsarme legte! Nun höhnen mich die Streiflichter des Reichthums, der mich umgibt; die Leiter der Auszeichnungen, die ich erklomm, wankt unter meinen Füßen und ich erſchrecke vor den Erinnerungen, die aus einer wild bewegten, aber unendlich ſchönen Zeit in mein einſames Innere herüberklingen. Vergeſſen — o! — einſt konnt' ich es ſo gut und jetzt — möcht' ich den Lethestrom austrinken — ich kann es nicht! Jeder Baum, den ich auf dem Schauplatz meiner Jugend hier wieder begrüße, flüſtert mir mit ängſtlicher Vertraulichkeit vergangene Leiden und vergangene Seligkeiten zu. Da — dort — überall hab' ich einſt geſtanden und von Dingen geträumt, die damals mein ganzes Sein erfüllten und aus dem Grabesſchutt der Vergangenheit nun wie mahnende Geſpenſter mir winken — (Bleibt eine Weile mit den Händen auf den Augen, dann lauſchend nach rechts.) Horch! Es ſind meine Kinder! Meine holden Kinder, mein gutes Weib! Wie ihre Töne ſo lind auf meine geängſtete Seele wirken! Gott, ich ſiehe zu dir! Du wirſt mir Ruhe geben.

Julie mit Max und Karl

Max. Da iſt der Papa.

Karl. Sind nun all die Leute fort?

Heinrich (in ſeliger Erregung die Kinder küſſend). Meine Kinder! Mein Max, mein guter Karl!

Julie. Sie wollen dem Vater gute Nacht ſagen!

Heinrich. Meine Julie! Euer bin ich. Ja, ja! Ihr ſeid die Sterne meiner Lebensnacht, die Genien des Friedens und der Liebe!

Julie. Heinrich, was haſt du?

Heinrich. Frage nicht! Das Räthſel muß ſich löſen. Wer ſpricht vom Kampf, wenn er den Sieg (die Kinder aufhebend und Julien umarmend) in ſeinen Armen hält!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Studirzimmer Jordan's. Drei Thüren. Ein Bureau mit Scripturen und Büchern, die etwas wild durcheinander liegen. Ueber dem Bureau eine eingerahmte Stickerei, Blumenstück.

Erster Auftritt.

Wolf. Julie.

Wolf. Nicht wahr? Wie ich Ihnen gesagt hatte, Frau von Jordan? Die junge Dame war mir mit Recht empfohlen worden? Sie ist die Tochter eines früher sehr bemittelten Kaufmanns. Man rühmte sie mir in dem Hause, wo ich sie sah, als ein Wesen, das für die Erziehung der Jugend wie geboren scheint.

Julie. Dann wäre ja die Arme in manchen Fällen recht zu ihrem Unglück geboren. Ich habe mich über die rücksichtslose Art, wie man in manchen Häusern Erzieherinnen begegnet, oft entrüstet. Bei uns wird sie wie in ihrem älterlichen Hause sein, zumal da ich seit den wenigen Stunden, wo sie bei uns verweilt, bereits entdeckt habe, daß sie in der That die Liebenswürdigkeit besitzt, von der Sie sprachen —

Wolf. Nur was ich andern nachſpreche — Noch kenne ich ſie nur flüchtig —

Julie. Ich werde ſie wie meine Schweſter halten. Schon lange hatte ich das Bedürfniß nach einem weiblichen Weſen, das mir an der Laſt und Sorge für unſern nicht kleinen Hausſtand tragen hilft. Und, wenn ſie mein Vertrauen verdient, wie oft kommen nicht Fälle vor, wo man ſich recht nach Mitwiſſenſchaft einer vertrauten Freundin ſehnt —

Wolf. Ich freue mich ſchon, wie früh ſie Ihre liebenswürdigen Kleinen (Sie haben zwei herrliche Kinder!) in die Elemente des Wiſſens einweihen wird.

Julie. Die Kenntniſſe der jungen Dame werd' ich zu ſchätzen wiſſen; an ihrem Gemüth, an ihrer Seelengüte und ſittlichen Ausbildung iſt mir mehr gelegen. Ich dank' Ihnen alſo nochmals. Und laſſen auch Sie ſich, lieber Aſſeſſor, doch öfter bei uns ſehen! Wir wohnen uns ja ſo nahe und ich höre, daß Sie die Abende meiſt auswärts zubringen. Nehmen Sie öfter theil an unſerm kleinen häuslichen Cirkel!

Wolf. Ich werde nicht ermangeln, Frau von Jordan! (Küßt ihr die Hand.) Ich wüßte kein Haus, das mir bisjetzt angenehmere Stunden verſchafft hätte, als das Ihrige. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Julie. Dann Heinrich.

Julie. Ich denke, auch auf Heinrich wird die Nähe eines in ſo hohem Grade gebildeten Frauenzimmers wohlthuend wirken. (Sieht auf ſeinen Tiſch.) Wie wild hier alles durcheinander liegt! Das war ſonſt nicht ſeine Art. Für jedes hatt' er ein Fach

und nie durft' ich ihm daran räumen. Jetzt würd' er es kaum bemerken, wenn ich ein wenig Ordnung hineinbrächte. (Sieht den Deckel eines Buchs) „Mein Tagebuch. Angefangen —" Er hält sich jetzt ein Tagebuch! Sonst sagt' er, ich wäre sein Gedächtniß, mir vertraue er an, woran er sich in spätern Jahren wieder gern erinnert sähe. Von seiner kleinen Dienstreise ist er heut' ganz so verstimmt wie früher zurückgekehrt. Wenn nur der würdige Mann, dem ich mich anvertraute, bald etwas ausrichtet! (Sieht nach der Stickerei.) Immer mehr verblaßt die schöne Stickerei. Er hat mir nie ein Hehl daraus gemacht, daß es das Geschenk einer frühern Geliebten ist. Welche Frau könnte sich wol rühmen, daß sie ihres Mannes erste Liebe ist! Nun sind die Rosen und dunkelglühenden Nelken auch blässer geworden; wer weiß, wann in seinem Gedächtniß auch ich, auch meine Liebe verwelken wird!

(Heinrich tritt ein.)

Julie. Lieber Heinrich, da du nichts dagegen hattest, so hab' ich Herrn Wolf nun wirklich festen Auftrag gegeben —

Heinrich. Worüber?

Julie. Wovon wir doch sprachen. Wolf empfahl uns eine Aufsicht für die Kinder —

Heinrich. Ganz recht! Liebe Julie, du weißt, in solchen Dingen laß' ich dir ganz freie Hand.

Julie. Die junge Dame ist bereits mit ihrem kleinen Hausrath zu uns gezogen und wird sich dir vorstellen. Auch Doctor Fels ließ im Vorbeifahren sagen, er wollte einen Augenblick bei dir vorsprechen. Bist du zu Hause?

Heinrich. Ja.

Julie. Lieber Heinrich, ich habe einige Gegenbesuche zu machen; sollte das junge Mädchen früher herüberkommen, als ich zurück bin, nimm sie freundlich auf.

Heinrich. Bin ich denn gegen Frauen ſo ungalant?

Julie. Du biſt mein freundlicher, mein guter Heinrich! Haſt du den Aeltern geſchrieben? Schieb' es nicht ſo lange auf! Der Vater iſt ſonſt noch früher hier, als du ihm unſere Ankunft gemeldet haſt. Die Aeltern ſind ſtreng und haben andere Begriffe vom Leben als du; doch lieben ſie dich, ihren Doppelſohn, ſo innig. Nun unterhalte dich mit deinem guten Doctor und der Erzieherin deiner Kinder! Das hab' ich ſchon gemerkt, ſie iſt weit gelehrter als deine Julie, die vor all der häuslichen Noth und Arbeit nicht dazukommen kann, all die Schriften zu leſen, die du ihr empfiehlſt. Gib aber nur Acht, Heinrich, nun kommen die langen Winterabende, da ſitzen wir traulich beiſammen, du erklärſt mir das Schwierige, machſt mich auf die Schönheiten der Dichter aufmerkſam und führſt mich in den Kreis deiner tiefen Ideen ein. Da ſoll alles, alles beſſer werden, mein Lieber, Guter, Theurer! (Küßt ihn. Ab.)

Dritter Auftritt.

Heinrich. Dann Konrad und Doctor Felix.

Heinrich (allein). Armes Kind, du ahnſt meine Qualen nicht. Dieſes läſtige Briefſchreiben an die Aeltern! Dieſe ewigen Betheuerungen von Liebe und Dankbarkeit gegen Menſchen, die in den läſtigſten Vorurtheilen befangen ſind! Schlimm genug, daß ich mich von *ihnen* erſt zum Manne machen ließ: ich, der die Kraft beſaß, meines Schickſals eigener Schöpfer zu werden. Fünf Jahre ſchlepp' ich das Joch — des Glücks — Glück unterwühlt meine Ruhe! Ich fürchte, ich werde unter all dem „Glück" zuſammenbrechen.

verwildert ſein. Wenn der König wüßte, daß ſie ſich heimlich eine Anzahl franzöſiſcher Brocken aufgeleſen und nothdürftig gelernt hat ein artiges Billetchen zu ſchreiben .... Ich höre ſie kommen.

Zweiter Auftritt.

Prinzeſſin Wilhelmine (mit einem Brief in der Hand). Fräulein von Sonnsfeld.

P. Wilhelmine (ſchüchtern).

Sind wir unbelauſcht?

Sonnsfeld.

Wenn nicht die Wände Ohren haben. Iſt der Brief ſchon fertig?

P. Wilhelmine.

Ich wage ihn kaum abzuſchicken, liebe Sonnsfeld. Er wird hundert Sprachfehler enthalten.

Sonnsfeld.

Hundert? Ei da muß er länger geworden ſein, als Ihre Hoheit ihn beabſichtigten.

P. Wilhelmine.

Ich habe geſchrieben, daß ich den Werth der mir angebotenen Dienſte vollkommen zu würdigen verſtünde.

Konrad (durch die Thür rufend). Eben iſt Doctor Fels vorgefahren, Herr Aſſeſſor! (Ab.)

Heinrich. Immer willkommen!

D. Fels (tritt ein). Guten Morgen, lieber Jordan. Heute nicht auf dem Bureau?

Heinrich. Doctor, ich war einige Tage verreiſt, auch glaub' ich, heut' iſt keine Sitzung.

D. Fels. Dienstag? Ei, ei, — freilich —

Heinrich. Sieh, da hab' ich ſie verſäumt. Nun, ich hoffe, die Maſchine des Staates bleibt darum nicht ſtehen.

D. Fels. Ich dachte, Heinrich von Jordan hätte ſich den Beinamen: Pünktlich, erworben!

Heinrich. Glauben Sie das nicht, lieber Fels. Ich bin für eine ſo geregelte Thätigkeit nicht geboren. Meine für die jetzigen Verhältniſſe ziemlich beſchleunigte Carrière verdank' ich dem Präſidenten, meinem Schwiegervater, dem Miniſter, ſeinem Bruder; durch Connexionen und Verwendungen bin ich das willenloſe Geſchöpf meiner Gönner geworden.

D. Fels. Nicht doch, Heinrich. (Legt Hut und Stock ab und greift nach einem Stuhl.) Sieh, ſieh, ich hab' es nicht glauben wollen. Biſt wirklich ein Hypochonder geworden. Wer wird ſich ſolchen Grillen hingeben? Laß uns einmal ein vernünftig Wort zuſammen ſprechen!

Heinrich (nimmt einen Stuhl). Hat man mich bei Ihnen verklagt?

D. Fels. Das nicht, Heinrich! Nein, nein, ich bemerk's ja ſelbſt. War kürzlich ganz erſtaunt bei Tiſch. Dieſe Abweſenheit! Dies ſchmerzliche Lächeln, das immer um deine Mundwinkel ſpielt — ſag' mir, was haſt du denn?

Heinrich. Bemerkt man etwas an mir? Bin ich anders, als Sie mich kannten?

D. Fels. Mir thut deine Frau leid. Sie ließ keinen Blick von dir. Mensch, das fällt ja auf! Haſt du etwa häuslichen Kummer?

Heinrich. Nein.

D. Fels. Iſt dir in deinen Dienſtverhältniſſen — — etwas paſſirt?

Heinrich. Doctor!

D. Fels. Heinrich, das bekümmert mich. Ich ſollte meinen, ich verdiente dein Vertrauen. Du hatteſt ſonſt kein Hehl vor mir —

Heinrich. Mein würdiger Freund, Sie beurtheilen mich nach meinem frühern Weſen. Seit der Zeit, wo ich am Rhein lebte, wo ich meine Abſicht, als Gelehrter zu wirken, mit dem Staatsdienſt vertauſchte, meinen ſehr ſtolzen Schwiegereltern das Opfer brachte, einen von armen, aber braven Aeltern überkommenen bürgerlichen Namen mit ihrem adelichen zu vertauſchen, ſeit der Zeit, wo ich, um in einem ſo bequemen Comfort zu wohnen, fortwährend von meinen Schwiegereltern abhängig ſein muß — hat ſich in meinem Innern viel, viel verändert.

D. Fels. Wegen dieſer Dinge? Das kann ich unmöglich glauben. Sind das nicht alles Zufälle, wie ſie keinem Menſchen glücklicher können geboten werden? Wer würde dich in unſerm Staat empfehlen dürfen, wenn du die Empfehlung nicht wirklich verdienteſt! Nein, nein, es iſt etwas anderes, was dich drückt.

Heinrich (ſinnt vor ſich hin).

D. Fels. Du ſchweigſt, Jordan? Sprich dich aus. Heinrich, ſei aufrichtig gegen mich!

Heinrich (ſteht auf und geht leidenſchaftlich auf und ab). Ja, es iſt noch etwas anderes — ich muß die Bruſt von ihren Feſſeln löſen — ich muß die Urſache der namenloſen Unruhe, die mich

foltert, vor mir ſehen, den Gedanken, der in mir träumt, ausſprechen und den Grund meiner Verzweiflung endlich einmal wenigſtens in Worten verkörpern.

D. Felo. Thu das, Heinrich! Wie oft iſt nicht das Geſtändniß einer Krankheit ſchon der Anfang zu ihrer Heilung!

Heinrich. Vor dem Vater meines einzigen Freundes, vor einem Manne von Ihrem Gefühl, von Ihrem weichen Herzen, komm' ich nicht in die Gefahr, misverſtanden zu werden. Sie, Sie ſollen mein Vertrauter ſein. (Nach einigen leidenſchaftlichen Schritten ſetzt er ſich.)

D. Felo. Ich bin begierig, was du mir zu ſagen haſt.

(Beide ſitzen.)

Heinrich. Doctor, ich hatte einen Jugendfreund, deſſen geiſtige Entwickelung der meinigen ſehr ähnlich war. Kaum neunzehn Jahre alt, machte er die Bekanntſchaft eines jungen Mädchens aus achtbarer Familie, das damals kaum funfzehn zählte. Sie hatte eben die Penſion verlaſſen, war weniger von hervorſtechender Schönheit, als von eigenthümlichen Reizen, die ihrem Auge, ihren ſchwellenden Lippen, ihrem unendlich ſüßen Lächeln etwas Unwiderſtehliches gaben. Dem Mädchen mit einem Geſtändniß ſeiner Liebe ſofort entgegenzutreten, würd' ihm damals eine Entweihung derſelben geſchienen haben. Er begnügte ſich, durch einen treuen, faſt möcht' ich ſagen, Ritterdienſt ihr nach und nach ſein Inneres zu verrathen. Erſt nach einigen Jahren faſt täglichen und von den Aeltern gebilligten Zuſammenſeins kam es zu einer Erklärung. Mein Freund war der Abgott ſeines Mädchens geworden, er war ihr's im eigentlichen Sinne! Durch ihn wurde ihr die Welt, die Natur, die Geſchichte erſt erſchloſſen. Er war ihr alles! Hätte ſie ihn verloren, ſie wäre für die Schöpfung abgeſtorben geweſen, ſie hätte das Leben, die Welt nicht mehr verſtanden.

D. Fels. Das Verhältniß deines Freundes bewegt dich, Heinrich?

Heinrich. Und ſie verlor ihn — — Mein Freund war ein unruhiger Kopf. Tauſend ſich widerſprechende Elemente goren in ſeinem Innern. Von einem glühenden Ehrgeiz getrieben, machte er an das Leben abenteuerliche Anſprüche und ſuchte die Unruhe ſeines Geiſtes durch planloſes Umherreiſen zu beſchwichtigen. Aus der Wirklichkeit glitt die Liebe aufs Papier — und das Papier iſt der Fluch unſers Jahrhunderts! Mein Freund kam an den Rhein, wo — ich ihn kennen lernte. Mehrere ſeiner Unternehmungen hatten gerade damals einen glänzenden Erfolg. Man ſchmeichelte ihm. Man geizte nach der Ehre, ihn bei ſich einzuführen. Ausſichten wurden ihm in die Zukunft geboten, Ausſichten, die nicht blos Verheißungen blieben, ſondern zur lachenden Wirklichkeit wurden. Er lernte eine liebenswürdige junge Dame kennen, die unvorſichtig genug war, ihm eine glühende Neigung zu verrathen. Die Geburt derſelben, der Stand ihrer Aeltern, mehr als alles, ihre wirkliche, ihn rührende Liebe ſchmeichelten ſich — ſeinem ſchwachen Gemüth mit ſo blendenden Farben ein, daß er ſeine erſte Liebe — vergaß und im Strudel eines frivol üppigen Lebens zur neuen Verbindung die Hand reichte.

D. Fels. Du ſpannſt meine Neugier, Heinrich.

Heinrich. Einige Jahre hindurch ſchien mein Freund in ſeinem neuen Verhältniß ſehr glücklich. Er wurde mit Auszeichnungen überhäuft, ſeine Frau, ein liebenswürdiges Geſchöpf, betete ihn an, Kinder erweiterten den Kreis einer anſcheinend glücklichen Häuslichkeit. Aber im ſtillen fing ein Wurm an ſeinem Gewiſſen zu nagen an. So glänzend ſeine Verhältniſſe ſind, iſt er doch der Sklave derſelben. Die Erinnerung, die er in ſich tödten wollte, ſpiegelte ſich in ſeinem Gemüth mit einer

Friſche wieder ab — mit einer Friſche! — die Vergangenheit taucht in ſeinem Gedächtniſſe mit einer ſo entſetzlichen Lebendigkeit wieder auf —

O. Feld (für ſich) Was überkommt ihn?

Heinrich. All ſein Leiden hat ſich auf ſein Gewiſſen, auf das ſtete Bewußtſein ſeiner Treuloſigkeit geworfen. Und das die Rache der geopferten Vergangenheit, daß die Erinnerung ſeine Phantaſie zu beherrſchen anfing! Vom Gedanken an ſeine Aufgegebene, jetzt vielleicht Hülfloſe, fühlt er ſich auf allen Wegen umſchwebt und ſo hold iſt dies Bild ſeiner Seele eingeprägt, ſo im Geiſt jener ſchönen Vergangenheit, daß es ſich nicht einmal in die dunkeln Schatten des Vorwurfs hüllt, ſondern in die alte liebe traute Freundlichkeit der Zeiten, als er zu ihren Füßen ſaß, ſein Haupt an ſie lehnte und hinaufblickte in die Himmelsbläue ihrer Augen —

O. Feld (für ſich). Es iſt beängſtigend —

Heinrich. Ach, dann quollen oft, wie von bangen Ahnungen — aus ihnen große, ſchwere Thränen — blieben in den langen Wimpern eine Weile einſam hängen und rieſelten — während ſie zu lächeln ſchien, über die Wange auf meine Lippen nieder, die ſie durſtig auffingen —

O. Feld. Du?

Heinrich. Mein Freund — iſt ſehr unglücklich. Ich ſehe ihn, den armen Träumer, oft an mir vorüberſchleichen — wie er ſich verzehrt. Er kann nicht ſchlafen — oder — ja — er kann, aber, ſo, ſo dürft' er nicht träumen — wie er träumt. Kaum ſind die Augenlider geſchloſſen, ſo ſtraft ihn ſein ſchuldiges Bewußtſein dadurch, daß ſeine erſte Liebe wie eine Zauberin ihn mit Träumen umſtrickt, die ein Verbrechen gegen ſeine Gattin ſind. Wird es ihm hier in der Welt zu enge, o ſo flüchtet er ſich, er kann nicht anders — in das

kleine Stübchen ſeiner Marie — da ſteht der Roſenſtock auf dem Fenſter, da hüpft der gelbe kleine Vogel auf unſere Schultern, da hängen die kleinen Bilder, die ſie zeichnete und die ich ſelbſt in goldene Rahmen faßte; dann laſſ' ich durch meine Finger ihre vollen, ſchweren Locken gleiten —

D. Fels (aufſtehend). Heinrich, du?

Heinrich. Ja, ich! Ich! Ich ſelbſt! Verdamme mich, Welt, verdamme mich! Ich bin gefangen in dieſen Erinnerungen! Ich kann ſie nicht bannen, die aufſteigenden Geiſter der Vergangenheit; ſie war mir zu golden, zu ſchön, dieſe verrathene Zeit der Jugend; ich kann nicht laſſen von dem, was einmal mich beglückte; ja, ich, ich, Doctor, ich bin es ſelbſt. (Sinkt an des Doctors Bruſt.)

D. Fels. Um Gottes willen, Heinrich, wie du mich erſchreckt haſt! Raffe dich auf! Du ſollteſt nicht die Kraft haben, ſolche Spiele der Phantaſie von deinen Augen zu bannen?

Heinrich. Ich kann es nicht. Es iſt vergebens. Seit drei Jahren quälen mich dieſe Erinnerungen. Je mehr ich dagegen ankämpfe, deſto mehr umgaukeln ſie mich.

D. Fels. Hätt' ich doch nie geglaubt, daß du ſo unter der Herrſchaft deiner Einbildungskraft ſtündeſt! Schließe dich an die Gegenwart mit ganzer Seele und du wirſt vergeſſen, was hinter dir liegt.

Heinrich. Ich hab' es oft verſucht — es gelingt nicht —

D. Fels. Ich kannte das Verhältniß nur vom Hörenſagen; du hielteſt geheim damit. Sollteſt du dich ſo gefeſſelt haben, daß du dir eine Treuloſigkeit vorzuwerfen hätteſt?

Heinrich. Sie trägt von mir den Verlobungsring.

D. Fels. So weit? Wie kamſt du darauf, ſie preiszugeben?

Heinrich. Es war ein winterliches, froſtiges Gedankenleben über mich gekommen; eine kalte, nach dem Blendenden und

Witzigen haſchende Frivolität verſchneite den jungen Frühling meiner Gefühle. Jetzt, wo ich dem Leben nicht mehr Trotz zu bieten habe, thaut die Decke auf und ich ſehe den ganzen lachenden Reichthum grüner Lenzeskeime wieder aufblühen', der nun für mich verloren iſt.

D. Fels. Dieſen Zuſtand der Rückkehr auf unſern Anfang kann ich wol verſtehen, aber beſitzeſt du nicht eine Frau, die dich liebt, deiner Gegenliebe würdig iſt und dich nur auf eine ſchöne Zukunft verweiſt?

Heinrich. Sie iſt die Mutter meiner Kinder.

D. Fels. Mehr, mehr iſt ſie dir!

Heinrich. Ich werde mein Weib nicht betrüben —

D. Fels. Sonſt warſt du ein Philoſoph, Heinrich, wußteſt dich zu beherrſchen — zerſtöre dieſe Phantasmagorieen!

Heinrich. Verlaſſen Sie ſich darauf, Doctor — nie — nie — Gott iſt mein Zeuge — werd' ich mein Weib betrüben. Aber es hat mir doch ſchon unendlich wohlgethan, daß ich eine Bruſt gefunden, in die ich mein Herz ausſchütten konnte —

D. Fels. Und gewiß, das ſchon wird der Anfang der Heilung ſein. In Dichtungen lieſt man wol von der unwiderſtehlichen Macht der erſten Liebe, aber wir in unſern praktiſchen Verhältniſſen! Reiß dich von dem Gedanken los!

Heinrich. Ich wag' es — jetzt, wo ich ein Herz kenne, das meine Leiden verſteht, einer es weiß, wie ſehr ich mich ſelbſt verurtheile. Das ſoll mich aufrichten.

D. Fels. Solche Fälle kommen ja heut' zu Tauſenden vor. Der moderne Menſch iſt das Product ſeiner Verhältniſſe. Mache nicht mehr die Einſamkeit zu deiner Vertrauten, ſondern nun, wo du dein Herz erleichtert haſt, tritt unbefangen und freundlich deiner Gattin entgegen.

Heinrich. Gab ſie Ihnen einen Auftrag, mich auszuforſchen?

O. Fels. Sie klagte über deine öftere Verſtimmung. Ich werde nun natürlich eine Ausrede brauchen. Sei heiter! Mach' dir Bewegung, Heinrich! Es iſt, aufrichtig geſagt, nichts, als eine Phantaſie, die aus zu trägem Blute entſteht. Hin iſt hin. Adieu, Heinrich. Wirkliche Kranke rufen mich. Ich denke, ich treffe dich morgen ganz beruhigt. Beherzige, was Schiller ſagt: Nur der Lebende hat recht! (Ab.)

Vierter Auftritt.

Heinrich. Dann Konrad.

Heinrich. Ich will es verſuchen — ja, ja — ich fühle mich erleichtert, nun ich mich endlich einmal ausgeſprochen. Das eben ſteigert ja Schmerzen ſo ſehr, wenn ſie ſtumm ſein müſſen. Ich habe treulos gehandelt — Ich wollte mich dem Geiſt des Jahrhunderts in die Arme werfen und riß mich aus denen einer idylliſchen Liebe los. Nehme man die größten Namen der Geſchichte; wer weiß, wie viele ſich über den, den alle bewunderten, im ſtillen zu beklagen hatten — — Eins freilich könnte mich — in die ganze Tiefe meines Schmerzes zurückſchleudern — ſie einmal wiederzuſehen von Angeſicht zu Angeſicht ....

Konrad (noch draußen). Den Augenblick. Ich will Sie dem Herrn Aſſeſſor melden. (Eintretend mit einem Aktenſtoß.) Iſt vom Bureau gekommen. Waren ja heut' nicht in der Sitzung, Herr Aſſeſſor? Iſt Dienstag! Die junge Mamſell iſt da —

Heinrich (in den Akten blätternd). Wer?

Konrad. Die neue Gouvernante, die mit zwei kleinen Koffern und — lieber Gott! — einer Hutſchachtel geſtern Abend ſchon zugezogen iſt; ſie wollte ſich Ihnen vorſtellen.

Heinrich (im Leſen). Wozu — das — jetzt —?

Konrad. Die Kinder haben ſich ſchon recht an ſie gewöhnt — Sie ſoll wiederkommen —?

Heinrich. Es iſt ſo läſtig. Ich bin gerade nicht in der Stimmung — (ſetzt ſich an den Schreibtiſch, um einen ihm in den Acten auffallenden Gegenſtand zu berichtigen) — führ' ſie herein!

Konrad. Treten Sie nur beim Herrn Aſſeſſor ein! (Ab, indem er Marien die Thür öffnet.)

Fünfter Auftritt.

Heinrich (ſitzt am Tiſche und blättert, ohne ſich umzuſehen, in ſeinen Acten weiter und notirt in ihnen). **Marie** nähert ſich langſam. Später **Konrad.**

Heinrich (ohne aufzublicken). Ich ſtehe Ihnen ſogleich zu Dienſten, Fräulein —

Marie. Mein Gott, welche Stimme!

Heinrich. Nur einige kleine, dringend nothwendige Amtsgeſchäfte —

Marie (erblickt die Stickerei, für ſich). Wo bin ich? Mir wird ſo beklommen. Was ſeh' ich dort? — Der Kranz iſt ja — von meiner Hand —

Heinrich (ohne aufzublicken). Alſo — Sie haben ſich bereits eingerichtet? Sind doch mit Ihrem Zimmer zufrieden? Sie ſollen ja neben einem ſeltenen Talent in Sprachen — Muſik —

Marie (in höchſter Aufregung). Allmächtiger Gott! Das iſt Heinrich! (Zur Flucht gewendet.)

Heinrich. So — ſo — (Steht ſchnell auf und ſpricht mit Galanterie:) Mein Fräulein! (Indem er einen Stuhl holen will, erkennt er Marien.) Marie!

Marie (heftet einen rührenden, von Freude und Schmerz bewegten Blick auf ihn).

Heinrich. So ſehen wir uns wieder!

Marie (bedeckt mit ihrem Tuch, um die hervorſtürzenden Thränen zu verbergen, ihr Geſicht und will fort).

Heinrich (ergreift ihre Hand und hält ſie zurück). Marie, bleibe! (Sie lange und ſeelenvoll betrachtend.) So ſehen wir uns wieder!

Marie. Herr Aſſeſſor — ich konnte nicht ahnen — daß — die Aufforderung — die an mich erging — mich gerade in Ihr Haus —

Heinrich. Dieſe Töne! Alphorntöne, mit denen der Sohn des Gebirgs, in ſeine Thäler rückkehrend, ſein heimwehkrankes Herz heilt!

Marie. Unter dieſen Verhältniſſen darf ich keinen Augenblick länger —

Heinrich. O — o bleibe, Marie! Der Himmel ſelbſt hat dich mir ja zugeführt!

Marie. Bleiben in Ihrem Hauſe —! Nimmermehr! Ich beſchwöre Sie — die Pflichten, die Sie gegen Ihre — Gattin haben — Jeder Augenblick — (Sie will fort.)

Heinrich. Marie —

Marie. Laſſen Sie mich, Herr von Jordan!

Heinrich. Herr von Jordan!

Marie. Nur Ihr Haus zu verlaſſen bitt' ich — Gott, Gott, und ich bewohnte es ſchon! Was wird die Welt denken — Und wieder Ihre Gattin jetzt, wenn ich ſo plötzlich mich entferne —?!

Heinrich. Beruhigung, Beruhigung, Marie!

Marie. Ich darf — ich kann ja nicht bleiben —

Heinrich. Dürfen? Das iſt meine Sache. Können? Können, Marie? Warum entfliehen? Ergreife dieſen überirdiſchen, gottgeliebenen Augenblick und — — vernichte mich mit deinen Vorwürfen!

mich aber in einer ſo eigenthümlichen Lage befände, daß ich Alles zurückweiſen müßte, was ich für meine Bildung nicht wenigſtens durch die Vermittlung der Königin, meiner Mutter, erlangen könnte.

Bonnsfeld.

Das haben Sie geſchrieben? Dafür die hundert Sprachfehler? In dieſem Falle ſind wir ſo weit wie bisher. Ich ehre alle Rückſichten, die eine junge Prinzeſſin von achtzehn Jahren vor der Weltgeſchichte zu nehmen hat, aber bei dieſer Gewiſſenhaftigkeit werden Sie zu Grunde gehen. Der König wird Sie ewig wie eine Sklavin, die Königin immer wie ein unmündiges Kind behandeln. Sie ſind das Opfer zweier Charaktere, die an ſich vielleicht das Beſte mit Ihnen bezwecken, die aber beide ſo entgegengeſetzte Naturen ſind, daß ſie nimmermehr wiſſen können, wem Sie es recht machen ſollen. Der Kronprinz hat es erreicht, ſich zu befreien. Aber wodurch? Durch Selbſtſtändigkeit. Er hat ſich losgeriſſen von den beengenden Feſſeln der Willkür, hat ſich die Mittel, die er zu ſeiner Bildung bedurfte, ſelbſt verſchafft und ſendet Ihnen jetzt aus Rheinsberg den Erbprinzen von Baireuth, ſeinen Freund, um Ihnen und der Königin endlich einen Schutz, einen Anhalt zu geben, damit Sie an einem Hofe, wo den ganzen Tag getrommelt und exercirt wird, nicht aus Verzweiflung am Ende ſelbſt noch die Muskete ergreifen und unter die Potsdamer Garde treten.

Marie. Erwarten Sie dieſe nicht von mir! Was Sie gethan und was ich gelitten, kann nicht in Vergleichung kommen. Wenn die Liebe die Natur des Magnetes haben muß, ſo war es nicht des Eiſens Schuld, daß es abfiel, ſondern die ſchwindende Kraft der Gewalt, die es hätte anziehen ſollen. Ich habe — keine Anſprüche mehr —

Heinrich. Aber ich — ich habe Anſprüche an mich ſelbſt! Marie, ein gnadenreicher Zufall machte dich, dich — infolge meines veränderten Namens — zur Gefährtin meiner Gattin — zur Mitbewohnerin meines Hauſes —! Wenn du plötzlich dich entfernteſt, wie gäbe das ein Forſchen, ein Fragen, auf das ich nicht gefaßt bin —! Bleibe, bis ich für deine Zukunft geſorgt habe, bei uns —!

Marie. Nimmermehr.

Heinrich. Deine Aeltern ſind todt — unſer Verhältniß war nur von wenigen gekannt — nur zwiſchen uns beiden werden wir ein Geheimniß haben — Meinem Weibe bleib' ich treu, ich werde ſie nicht betrüben, aber ſchon glücklich ſein, wenn ein vergebender Blick deines Auges mein Gewiſſen beruhigt.

Marie. Geben Sie dieſen Gedanken auf — er würde uns namenloſem Elende zuführen —

Heinrich. Ich habe dich verrathen, habe deine Zukunft verſchüttet —

Marie. So können Sie's nicht wieder gut machen. Wie ſollt' ich daſtehen —, wenn ich nicht ſofort dies Misverſtändniß löſe — Ha, und doch, doch — erführe ſie's, was würde Ihre Gattin denken! Sinnen Sie über einen Vorwand nach, der meine plötzliche Flucht entſchuldigen kann — ſagen Sie — (Sie ſinnt über eine Entſchuldigung).

Heinrich. Marie! Du ſtehſt arm und verlaſſen in der Welt — durch meine Schuld. In einer feierlichen Stunde hab' ich

einſt deinen Aeltern geſchworen, dich nicht zu verlaſſen, und ich verließ dich, ich Undankbarer!

Marie. Die Welle reißt ſich von dem Ufer los und ſtirbt im Ocean —! Aber der Augenblick iſt koſtbar — ſagen Sie Ihrer edeln Frau, daß ich eine Verpflichtung hätte eingehen müſſen, von der ich vergeſſen, daß ſie mich plötzlich —

Heinrich. Nein, Marie! Wenn dir an dem Glück meiner Gattin etwas gelegen iſt, wenn du meinen Kindern den Vater erhalten willſt, wenn du ſchauderſt vor der Zerrüttung, in die mich die Dämonen der Schuld ſtürzen würden, wenn ſie zur Strafe für mein Vergehen wieder die Leidenſchaft meiner erſten Liebe entfeſſelten — ſo gibt es nur ein Mittel — du bleibſt!

Marie. Heinrich —! (Bei Seite.) Wie ſeine Augen rollen — ſeine Pulſe fiebern — (bittend) — Mäßige dich — beherrſchen Sie Ihre Gefühle!

Heinrich. Ich werde mich beherrſchen. Dies räthſelhafte, wie vom Himmel verhängte Zuſammentreffen — du — ſchon wohnend unter meinem Dach und nicht mehr wieder zu entfernen, ohne Aufſehen zu erregen und meine Gattin aufs ſeltſamſte zu überraſchen — Nein, Erleichterung kann ich nur in dem Gedanken finden, daß Julie ſich an dich gewöhnt, deine Freundin wird und wir einen innigen trauten Bund der Seelen ſchließen.

Marie. Sie irren ſich, ſie würde vor Gram vergehen —!

Heinrich. Sie ſoll alles erfahren, nur nicht jetzt, nicht ſogleich. Sie wird deine Freundin werden —

Konrad (ruft zur Thür herein). Gnädige Frau ſind eben zurückgekommen und erwarten Sie. (Ab.)

Marie. Gerechter Gott, jetzt nach dieſer Entdeckung!

Heinrich. Ich höre ſie. Geh zu ihr, Marie; thu, als wäre nichts vorgefallen! Hörſt du? Sie iſt edel und gut. Du wirſt ſie, ſie wird dich liebgewinnen. Zögere nicht, Marie!

Geh. Sie könnte ſonſt herüberkommen und meine Aufregung bemerken. Du gehſt, Marie? (Sie wehmüthig anblickend.) Meine erſte Liebe!

Marie. Heinrich — ich gehe — Gott, Gott, um die Schuld auf mich zu laden — daß ich auch nur einen Augenblick noch bleibe! Aber rechnen Sie nicht, daß es länger als einen Tag geſchieht. Ein Vorwand muß ſich finden, der meine Entfernung entſchuldigt. Werner, laſſen Sie mich ziehen. Vergeſſen Sie mich. Habe doch auch ich mich daran gewöhnt, Sie für todt zu halten und die Erinnerung an unſere Liebe nur noch wie die Blumen eines Grabes zu pflegen. (Sie geht langſam an die Thür rechts.)

Heinrich. „Dich beſäße doch mein Kummer,
Meinem Leide lebteſt du!“

Ach, auch das iſt ein Troſt, daß man ſeinen Gram nicht flieht und ſeinem Schmerz und ſeinen Thränen ſich vermählt! (Nach der Wand horchend.) Da durchkreuzen ſich jetzt die beiden Bahnen, durch welche der Ball meines Schickſals rollt! Suche nur, ſuche den Ton, in dem du zu ihr reden willſt! — — Wie kalt, wie vornehm ſpricht ſie mit ihr! Können doch ſelbſt die edelſten Gemüther nicht ſogleich den Ton finden, den ſie gegen das Unglück anſchlagen ſollen! — — Nun — ſoll ſie gar, um ihr muſikaliſches Talent zu zeigen, ans Klavier —? (Man hört einige anfangs weiche Accorde auf dem Klavier, die ſich allmählich zu einem lebhaftern Tempo ſteigern.) Was mußt du leiden, arme Dulderin —! Sie haucht in die Töne des Inſtruments ihre Schmerzen aus, wirft ſich dem Genius der Muſik an die Bruſt — — Wie wild! wie wild! — Stürme nur! Stürme nur — deine Schmerzen aus! (Die Muſik ſchweigt plötzlich.) Ha, eine Saite iſt — geriſſen. Es läuft mir ein eiſiger Schauer über den Nacken; aber — ſie bleibt! — — Sie bleibt —?— Wohin verirr' ich mich — — Schwindelnd ſteh' ich an

einem Scheidewege: dort meine Pflicht, hier ein Schwur —! Mein Inneres ſpricht mich frei! Noch entdeck' ich mich nicht meiner Gattin, aber bald, bald ſoll ſie die Richterin meiner Gefühle werden. Die Welt mag mir einen andern Ausweg rathen; aber wem ein Herz im Buſen ſchlägt, der wird mich verſtehen, wie mich Gott verſteht! (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Wohnzimmer im Hause Jordan's. Drei Thüren. Links ein Fenster. Rechts ein Tisch mit Materialien zum Zeichnen und mit einer Klingel.

Erster Auftritt.

Heinrich. Dann Konrad und Referendar Fels.

Heinrich (tritt im Reitcostüm und in bester Laune aus der Thür links). Konrad! Konrad! Wird's bald?

Konrad (tritt ein). Herr Assessor, den Augenblick. Christian hat sie schon beide aus dem Stall gezogen.

Heinrich. Nur die Sattelgurte nicht zu fest, daß die Thiere ausholen können! Und den Braunen nur auf Stangen! Er muß den Kopf tragen lernen. Für Fels die Minka, ganz wie immer!

Konrad. Sehr wohl, Herr Assessor! (Ab.)

Heinrich (allein, zieht einen Brief aus der Tasche und erbricht ihn). Sie gab mir's im Vorübergehen! Ich hatte noch nicht den Muth, mich meiner Frau zu entdecken und so wird's die alte Klage sein: Fort! Fort! Seit den acht Tagen, daß sie hier

iſt, muß ich's täglich hören, ſtündlich in jedem ihrer Blicke leſen! (Lieſt.) Sieh! Sieh! Dieſer Wolf in Schafskleidern! Schleicht ihr nach auf Flur und Hof, durch Feld und Garten, wo ſie nur eben ſich blicken läßt? (Lieſt.) „Ich halte dieſe Lage nicht länger aus. Vom Schmerz durchwühlt, wie tief ich Ihr edles, liebevolles Weib kränke — äußerlich beunruhigt von einem Manne, der mich ſeit ſchon faſt einem Jahr mit den zweideutigſten Abſichten verfolgt —" Seit faſt einem Jahr? Und um ſich dieſe Eroberung leichter zu machen, hat er ſie ins Haus empfohlen? Wart', wenn ich zurück bin, wollen wir doch ein Wort zuſammen ſprechen, Herr Aſſeſſor! Wie muß es die Roſe ängſten, ſich umſchwirrt zu ſehen von einem ſo grün und blau glänzenden, brummenden dicken Käfer! Weiß ich doch nun, warum ich, wenn ich mit dem Menſchen in Einem Zimmer bin, immer das Fenſter öffnen und mit dem Tuch etwas hinauswehen möchte!

Ref. Fels (auch im Reitcoſtüm). Guten Morgen, Jordan! Weißt du, was ich dir für eine Neuigkeit bringe? Jetzt wollen wir noch einmal ſo heiter den Zügel ſchießen laſſen. Es iſt im Werk, daß du binnen vier Wochen Rath wirſt.

Heinrich. Endlich.

Ref. Fels. Endlich? Menſch, willſt du alles im Sturm erobern?

Heinrich. Ich muß weiter — weiter — bis ich aus dieſen Vorbereitungen zu einer freien, umfaſſenden Thätigkeit, aus dieſem nur collegialiſchen Wirken zu ſelbſtändigen Schöpfungen im Staate komme. Fels, dann bin ich in meinem Element. Gegenüber einem großen Ganzen, Ueberlebtes einreißen, Neues aufbauen, als Staatsmann im höhern Sinne des Wortes mein Vaterland mit dem Jahrhundert vermitteln und jede geſunde echte Frucht des Zeitgeiſtes vom Baum der modernen Erkennt-

niß pflücken — ſieh, das iſt mein Ziel, das ich zu erreichen faſt ungeduldig werde.

Ref. Fels. Wenn du ſolche Dinge im Kopf haſt, Heinrich, mußt du freilich in jungen Jahren aus Ruder kommen, ſo lange dein Enthuſiasmus noch nicht verraucht iſt und du noch nicht das Podagra haſt. Uebrigens freu' ich mich, dich ſo heiter und lebensfroh zu ſehen.

Heinrich. Seit acht Tagen bin ich ein anderer Menſch geworden.

Ref. Fels. Seh' ich mit Vergnügen. Kamſt ſo mürriſch und kopfhängeriſch hier an. Nun ſieht man dich in den Geſellſchaften, im Caſino, im Theater, zu Pferde —

Heinrich. Ich habe nie in den Bügel ſteigen können, wenn mein Kopf nicht frei, mein Gemüth nicht jeder Sorge ledig war. Ich war krank. Ja; aber nun fühl' ich mich wie neugeboren und möchte alle Welt mit ſolcher Freundſchaft ans Herz drücken, wie dich, mein Hermann! Die Pferde warten. Weißt du irgendwo eine Schöne?

Ref. Fels. Ich bin gewohnt, immer durch eine und dieſelbe Straße zu reiten —

Heinrich. Alſo verliebt?

Ref. Fels. Verliebt? Vielleicht! Aber die Ehe halt' ich für einen Salto mortale, der nur dann gelingt, wenn man ſo wenig wie möglich Vorbereitungen darauf macht! (Mit der Reitgerte durch die Luft ſchlagend.) Ein Satz — und mitten drin muß man ſein! In der bewußten Straße gibt es ein Dutzend Fenſter, wo acht Tage lang davon geſprochen wird, wenn ihre weibliche Garnitur von einem Herrn zu Pferde gegrüßt wurde!

Heinrich (ihn im Abgehen neckend umfaſſend). Nein, nein, vor dem Fenſter der Einen müſſen wir vorüber.

Ref. Fels (im Abgehen). Mach' mich nicht ſchamroth!

(Beide heiter ab.)

Zweiter Auftritt.

Doctor Fels (mit Hut und Stock). Julie, treten rechts von innen auf.

D. Fels. Nun, was verlangen Sie mehr? Zu meiner Verwunderung seh' ich im Hofe gesattelt. Will ausreiten! Ist das untrüglichste Zeichen der Genesung. Sehen Sie da! (Ans Fenster tretend.) Wie er im Sattel sitzt! Die edle männliche Gestalt! Wie kraftvoll er den wilden Gaul bändigt! So grüßen Sie doch! Er nickt Ihnen ja in einem fort.

Julie (grüßt mit passiver Freundlichkeit).

D. Fels. Ich glaube gar, nun fangen Sie an, den Kopf hängen zu lassen. Ist es noch nicht recht?

Julie. Mich kann diese Fröhlichkeit meines Heinrich nur glücklich machen!

D. Fels. Nun, äußerlich sieht man Ihnen davon nicht viel an. Was haben Sie denn, Frauchen?

Julie. Es muß wol sein, daß ich an meinem Mann zu sehr jene finstere Stimmung gewohnt war. Nun er plötzlich so heiter und lebensfroh geworden, kann ich mich wol an den schnellen Wechsel nicht so bald gewöhnen.

D. Fels. So etwas muß es sein. Denn sonst, Frau Assessor — Sapperlot, nehmen Sie mir's nicht übel —

Julie. Wenn mich in der That etwas verstimmt, wär' es, daß es einer bloßen Unterredung mit Ihnen, einer veränderten Lebensweise, ja fast möcht' ich sagen, nur einer andern Diät bedurfte, um aus Heinrich's Gemüth eine Verstimmung zu entfernen, die mich jahrelang unglücklich gemacht hat. Von wie geringfügigen Dingen hängen wir armen Frauen doch ab!

D. Fels. Alle Menſchen — alle! Liebe Frau von Jordan — zur rechten Zeit ein Aderlaß, ein Bad, regelmäßige Bewegung — Sie glauben nicht, was man mit ſolchen Mitteln ungeſchehen machen könnte. Die ganze Weltgeſchichte würde eine andere Geſtalt haben, wenn die Menſchen mehr Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt in der Diät gehabt hätten.

Julie (wendet ſich ab).

D. Fels. Ich glaube gar, Sie weinen? Sind Sie denn wunderlich, liebſte, beſte Freundin! Haben Sie Urſache, traurig zu ſein? Da gibt es in der Welt ganz anderes Elend, das man mit Thränen vergebens wegzuſchwemmen ſucht.

Julie. Wahrhaft unglücklich ſein, iſt nichts gegen eine Lage, wo unter der grünſchimmernden Decke ſcheinbarer Glückſeligkeit der Boden wankt und Gefühle uns gerade darum ſo beängſtigen, weil wir nicht wiſſen, von wo ſie kommen und wohin ſie gehen —!

D. Fels. Nicht meine Philoſophie das! Wenn Sie noch ſagten: Oft iſt unſer Glück ſo namenlos und überwältigend, daß wir unſere Seligkeit nicht anders als durch Thränen äußern können. Was Sie da behaupten wollen, das iſt ſo recht aus dem Treiben der jetzigen Geſellſchaft hergeholt, die an allem Ueberdruß empfindet. Wohl dem, der nicht nöthig hat, ſeine Nächte in Kummer — zu durchwachen —

Julie. Es müſſen dies mehr als man glaubt.

D. Fels. Sie doch wahrhaftig nicht? Iſt jetzt Ihr Gatte wieder mit ganzer Seele gegenwärtig, wenn er Sie in ſeine Arme ſchließt, lacht mit Behagen, nimmt in der Geſellſchaft am Wichtigen wie am Unbedeutenden gleich fröhlichen Antheil, und nun ſtimmt es doch nicht?

Julie. Gerade ſeine jetzige Heiterkeit hat etwas, was mir ängſtlicher iſt, als früher ſeine Melancholie. Woher dieſe plötzliche Wiedergeburt? Warum verdankt er ſie nicht meinem

Zuſpruch? Und etwas ſo Gereiztes, etwas ſo Krampfhaftes liegt in ſeiner Fröhlichkeit, etwas, was mehr verwundet als erfreut.

D. Fels. Iſt mir je eine ſolche Zergliederung des innern Menſchen vorgekommen!

Julie. Mögen Sie mich nun verurtheilen, ich kann nicht anders. Ich fühle mich unheimlich berührt von ſeinem Weſen. Er überſchreitet in allem die Grenzen, die für Luſt und Freude doch auch gezogen ſind. Ich erſchrecke über die Heftigkeit, mit der er die Kinder umarmt, über ſeine Ausgelaſſenheit, wenn er mit mir oder der Erzieherin der Kinder, mit Marie Winter —

D. Fels. Sind doch wol nicht gar — eiferſüchtig?

Julie. Ich bitte Sie, Doctor! Aber — — unglücklich bin ich.

D. Fels. Liebe Frau, ich will Ihnen etwas ſagen. Wir Aerzte glauben an eine materia peccans, d. h. einen Krankheitskobold, dem ſich gar nicht beikommen läßt, der von einem zum andern ſpringt, vielleicht eine reine Einbildung, wenn nicht gar der Uebermuth der Geſundheit ſelbſt iſt! Wir Aerzte kennen die Patienten, die nur krank werden aus Angſt, daß ſie — auffallenderweiſe ewig geſund ſind. Nein, nein, den Kopf oben behalten, Frauchen! Sollten's machen, wie er — ja, ja, ich ſpreche noch heute mit dem Stallmeiſter, Sie müſſen Manège reiten — hilft Ihnen nichts — morgen führ' ich Sie auf die Bahn. Ihr Nervenſyſtem hat um einen halben Ton nachgelaſſen — muß neu geſtimmt werden — höher — höher — (Im Abgehen.) Hift Ihnen nichts. Ich halte ſelbſt den Steigbügel. (Ab.)

P. Wilhelmine.

Viel Humor, liebe Sonnsfeld, wahrhaftig! Mein Bruder hat in Rheinsberg gut Pläne machen und Emissäre senden! Er weiß selbst sehr wohl, daß der Weg zu der Freiheit, die er jetzt errungen hat, dicht am Schaffot vorbeiging. Ich gehöre dem Geschlechte an, das dulden soll. Der Vater ist gut, herzensgut, in seinem wahren Wesen vielleicht milder als die Mutter, die mich mit ihrem Ehrgeiz und ihrer Sucht zur Politik oft schroffer zurückstößt, als es ihre mütterliche Liebe verantworten kann. Ich bin nun einmal bestimmt, dies Schicksal zu ertragen und frage Dich selbst, wie kann ich mich einem abenteuernden Fremdling anvertrauen, den mir der Bruder da aus seinem wilden und genialen Rheinsberger Leben hieher sendet, um mein Ritter und Paladin zu werden? Es ist ein Gedanke, wie er nur unter den Poeten dort hat entstehen können, und wenn ich auch recht gern heimlich gestehe, ich möchte verkleidet und lustiger Dinge wohl in dem Rheinsberger Lärm so recht mitten drunter sein, so hab' ich doch, da wir in Berlin sind, mein Bischen Französisch zur Noth zusammen genommen und dem Erbprinzen für seine Anerbietungen hiemit (reicht der Sonnsfeld den Brief) mehr abweisend, als annehmend gedankt.

Sonnsfeld.

Und diesen Brief soll ich besorgen lassen? (Mit komi-

Dritter Auftritt.

Julie. Dann Konrad. Später Wolf.

Julie (ſetzt ſich an den Tiſch zum Zeichnen). Ein guter Mann, aber befangen in gewöhnlichen Anſchauungen. Jeden Schmerz der Seele leitet er aus dem Blute her. Da wäre leicht geholfen! Ich muß nach Zerſtreuungen ſuchen, um wenigſtens auf Augenblicke von meiner Angſt mich zu befreien. (Stützt das Haupt auf.) Er ſagte neulich, ich ſollt' einmal verſuchen, Marien zu zeichnen. Er wollte damit mehr ausdrücken, als nur eine Schmeichelei für mein ſchwaches Talent und — die anmuthsvollen Züge des jungen Mädchens. Mehr wollte er ſagen. Was er nur ſo drängt, daß wir uns aneinander ſchlöſſen und zueinander Vertrauen gewönnen! Er ſagte, jedes ſich liebende Paar müßt' einmal den Verſuch machen, ſich gegenſeitig zu zeichnen; ſo würde man mit jedem Zuge des andern vertraut und blicke durch das Auge in den Grund der Seele — — Ach, ich ſehne mich recht nach der Ankunft meines Vaters!

Konrad (durch die Thür rufend). Herr Aſſeſſor Wolf!

Julie (ſteht auf).

Wolf. Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Frau von Jordan; bleiben Sie, bleiben Sie!

Julie (zeigt auf einen Seſſel). Nehmen Sie an meiner Seite Platz! (Setzt ſich wieder.)

Wolf (holt einen Seſſel). Nur im Anpochen wollt' ich meinen Morgengruß — Ei, ſieh da, (auf die Zeichnung deutend) ſchon wieder im Wetteifer mit Rafael?

Julie. Kleine Gedankenſpiele!

Wolf. Bitte, Ihr letztes Gemälde auf der Ausſtellung war ja fortwährend von Kennern umringt —

Julie. Natürlich; um über die Unzahl von Fehlern, die ich gemacht, zu lachen.

Wolf. Zu bescheiden, gnädige Frau! Schon als Rheinländerin gehören Sie gewissermaßen auch der Düsseldorfschen Schule an. Sieh, sieh, das wird ja das Bild der Demoiselle Winter.

Julie. Finden Sie eine Aehnlichkeit?

Wolf. Unverkennbar. Wollen Sie dem Herrn Gemahl damit eine Ueberraschung bereiten?

Julie. Meinem Mann? Warum ihm?

Wolf. Ich meinte — es ist — wissen Sie, was er neulich in einer Gesellschaft — gesagt haben soll?

Julie. Sie machen mich neugierig.

Wolf. Hat seit einiger Zeit viel Humor, Ihr Herr Gemahl —

Julie (zeichnend). Was sagte er denn?

Wolf. Er gliche dem Grafen Gleichen — — haha, auch er hätte — — zwei Frauen.

Julie (sich als Weltdame fassend). Sieh, sieh — ich dächte er hätte — schon an einer genug —

(Nach einer kleinen Pause steht sie doch leidenschaftlich auf und geht ans Fenster, als interessierte es sie, dort etwas zu beobachten.)

Wolf (während dieser Bewegung). Und schon um diese eine hat die Welt ihn zu beneiden! (Aufstehend für sich.) Marie muß aus dem Hause. Dünkt sich sicher hier. Ich will ihr den Trotz benehmen.

Julie (am Fenster). Es ist nichts. (Rückkehrend.) Ich glaubte etwas Bekanntes zu sehen. (Setzt sich wieder und streicht die Zeichnung mit einigen, jedoch nicht zu heftigen Strichen aus.)

Wolf. O Sie vernichten ja — (Sich wieder setzend.) Ich sah meinen Collegen vorhin ausreiten. Es ist merkwürdig, wie sehr er seit kurzem sich gegen früher verändert hat.

Julie. Finden Sie das?

Wolf. Nicht mehr zum Wiedererkennen. Als Sie das Haus mietheten, erschrak ich vor dem Anblick Ihres Herrn Gemahls. Jetzt — wie lange kann es her sein? Ja, seit ich Sie wegen der jungen Dame zu sprechen die Ehre hatte — ganz ein anderer geworden —

Julie. Die Unbequemlichkeiten der Reise hatten ihn etwas angegriffen.

Wolf. Das wol. Und manches mag hinzukommen; soll er doch neulich geäußert haben —

Julie. Ich erstaune, mit welcher Gewissenhaftigkeit Sie über die Aeußerungen meines Mannes Buch führen — Was sagte er denn?

Wolf. Das Leben müsse schöne Staffagen haben. Nicht todte Gemälde — nein lebendige Anregungen des Schönheitssinnes — Poesie der Anschauungen nach allen Seiten hin —

Julie. Finden Sie darin etwas?

Wolf. Nichts, nichts, gnädige Frau, als daß man sich jede Aeußerung Ihres Herrn Gemahls seines treffenden Urtheils, seiner seltenen Bildung wegen merkt. Ich bewundere in ihm oft den Denker, der sich ja auch eigentlich mehr für eine wissenschaftliche Carrière vorbereitete — Zumal, wenn ich ihm im Garten begegne — das Laub fällt schon ab, die Boskette, die Gänge werden durchsichtiger — schreitet er dann so einsam oder verliert sich in Gespräche mit Demoiselle Winter —

Julie. Mit — Marie?

Wolf. Ein schöner Zug seines Herzens, wie er die Liebe für seine Kinder in einer seltenen Aufmerksamkeit für die Erzieherin derselben verräth. Wie verpflichtet muß ich ihm sein — da ich die junge Dame ins Haus brachte. Hält er das liebenswürdige Wesen nicht wie seine Schwester?

Julie (in großer Aufregung ſich erhebend, als wollte ſie zur Rechten ab). Herr Aſſeſſor — Sie entſchuldigen — wenn einige kleine häusliche Geſchäfte, die mich noch in Anſpruch nehmen —

Wolf (will ſchnell ſeinen Stuhl wegſtellen). Ich bitte um Vergebung, wenn ich ſchon zu lange —

Vierter Auftritt.

Konrad. Nach ihm Heinrich und Referendar Fels. Die Vorigen.

Konrad. Erſchrecken Sie nicht, gnädige Frau!

Julie. Um Gottes willen, was iſt?

Ref. Fels. Nichts — nichts — Was der alte Plauderer nur ſo vorſchnell iſt!

Heinrich. Nichts von Bedeutung — ich hatte das Unglück, mit dem Pferd zu ſtürzen.

Julie. Heinrich, du erſchreckſt mich —

Ref. Fels. Er iſt ja heil und geſund. Die alten Weidenſtämme rechts am Wege vor dem Thor und die Windmühlflügel — immer werden da die Thiere unruhig — eine Erfahrung, die ich ſchon oft machte. Wir ſind mit dem Schreck davongekommen.

Heinrich. Beruhige dich, liebe Julie. Es hat nichts auf ſich.

Wolf. Bedaure unendlich den Unfall. Sie werden der Ruhe bedürfen. Ich habe die Ehre mich zu empfehlen.

Heinrich. Bitte, Herr Wolf, bitte — ich wünſchte Sie noch einen Augenblick wegen einer Angelegenheit zu ſprechen —

Ref. Fels. Dann will ich nicht ſtören; ich habe Eile. Schone dich, Heinrich, und rege dich nicht auf. Dein Brauner hat eine

leichte Contusion; das ist alles. (Sich gegen Julien verbeugend.) Gnädige Frau! (Gegen Wolf.) Herr Wolf! (Pause. Ironisch.) 's soll ja schon wieder mit der Pensionskasse nicht richtig sein?

Wolf. Wie so?

Ref. Fels. Ich meine nur, weil Sie die Revision haben. (Zu allen.) Empfehle mich bestens! (Ab.)

Wolf (setzt sich). Sie machen mich neugierig, Herr von Jordan!

Heinrich. Herr Wolf, ich höre, daß Sie sich zuweilen ein Geschäft daraus machen, gelegentliche Aeußerungen, die mir im scherzhaften Gespräch entfallen sind, aufzulesen, aus Schneebällen Lawinen, aus Mücken Elefanten zu machen, Herr Wolf?

Wolf (abweisend und auf Julie sehend). Herr von Jordan, ich bitte!

Julie (will gehen).

Heinrich. Bleib, liebes Kind, ich bitte dich, bleib! (Zu Wolf.) Ja, Herr Wolf, Sie gehen etwas unvorsichtig mit der Ehre meines Hauses um —

Wolf (will aufstehen). Herr College!

Heinrich. Die junge Dame, die Sie uns empfahlen, scheint nicht geneigt, Ihnen auf die Art, wie Sie wünschen, ihren Dank abzustatten.

Julie (will sich entfernen).

Heinrich. Liebe Julie, bleib! Es ist eine Sache, die mehr dich als mich angeht. Ich bitte dich!

Julie (setzt sich wieder an ihre Zeichnungen. Zur sich). An dem Ton, in welchem er von ihr spricht, will ich sehen, wie es mit ihnen beiden steht.

Wolf (aufstehend). Könnten wir nicht ein andermal —?

Heinrich. Herr Wolf, ich muß Sie sehr dringend ersuchen, zu bleiben! Es ist mir verrathen worden, daß Sie der Erzieherin meiner Kinder nachstellen.

Julie (für ſich). Ihm!

Wolf. Nachſtellen? Herr College!

Heinrich. Die Dame iſt nicht geneigt, Herr Wolf — verſtehen Sie mich — unter keinerlei Bedingung — geneigt —

Wolf. Wozu? Herr College!

Heinrich. Wirklich, Herr Wolf, nicht geneigt — Sie ſind ihr, ſozuſagen, nicht genehm — zuwider ſogar, Herr Wolf — ich erſuche Sie daher — Sie verſtehen mich wol, Herr Wolf?

Wolf (indignirt aufſtehend und als wollte er ſeinen Stuhl wegſetzen). Herr College —

Heinrich (aufſpringend). Der Satan iſt Ihr College! (Julie zieht ſich mit gemeſſenen Schritten in ihr Zimmer zurück, deſſen Thür jedoch offen bleibt.) Wie können Sie ſich unterſtehen, einem Mädchen nachzuſtellen, das für Sie ſo unerreichbar iſt, wie das Paradies dem Verbrecher? Wie dürfen Sie, eine welke Schlange der Verführung, zu einem Weibe hinaufblicken, das ſchon allein in Ihrer Atmoſphäre ihr Herzblut ſtocken fühlt? Ich rathe Ihnen, Ihre Netze dahin auszuwerfen, wo Sie im Trüben fiſchen können.

Wolf. Das hieſige Waſſer, ſeh' ich, wird nun klar — Herr von Jordan, wie können Sie ſich erlauben, gegen mich eine ſolche Sprache zu führen?

Heinrich. Darüber bin ich Ihnen keine Rechenſchaft ſchuldig. Genug, daß ich Ihnen wiederhole, ich verbiete Ihnen dieſe Bewerbungen.

Wolf. Mit welchem Rechte Sie? Hat das Frauenzimmer Sie zu ihrem Vormund beſtellt?

Heinrich. Ich, ich beſtelle mich ſelbſt dazu.

Wolf. So halt' ich bei Ihnen um die Hand der jungen Dame an.

Heinrich. Bei mir? Bei — mir? Was wollen Sie mit dieſem Tone, mit dieſem Blicke ſagen?

Wolf. Sie verwickeln ſich in Widerſprüche, Herr von Jordan!

Heinrich. Sie wollen mir Schlingen legen? Wollen ein Weſen das Ihrige nennen, das die Götter für zu außerordentlich hielten und es ſelbſt dem verſagten — ha, was red' ich! Für ein ſolches Weib muß man geboren ſein, um ein Recht zu haben, ſie vom Traualtar in des Lebens gemeine Wirklichkeit einzuführen! Man muß mit ihr gelacht, gelitten, mit ihr geweint haben — und Sie, Sie wollen um eine von Gottes Meiſterhand gezeichnete Landſchaft einen ſchwarzen, marmſtichigen Rahmen legen, um ſie in Ihr Zimmer aufzuhängen — Herr, Sie machen mich lachen.

Wolf. Lachen Sie nur! (Auf das Zimmer nebenan blickend, ohne daß es Heinrich bemerkt.) Andern werden dabei die Augen übergehen.

Heinrich. Ein Freier im ſchwarzen Frack, mit gebranntem Jabot, Blumenſtrauß auf der Weſte, hintretend vor die Morgenröthe und bedeutungsvoll auf das Notariatsinſtrument in der Rocktaſche klopfend — Morgenröthe, willſt du mich? Morgenröthe, ich will dich unter die Haube bringen —! Herr, ich weiß nicht, ſoll ich über Sie lachen oder raſen!

Wolf. Ich würde mich an den Ausbrüchen Ihres Humors noch länger vergnügen, (auf Julie, die erſt ganz vernichtet an der Thür zugehört hatte und inzwiſchen verſchwunden war, zeigend) aber ich müßte fürchten, es auf fremde Koſten zu thun.

Heinrich. Verlaſſen Sie meine Schwelle!

Wolf. Ich werd' es — Aber was Ihre Beleidigungen anbetrifft, Herr von Jordan, (im Abgehen) ſo ſollen Sie an mich denken!

Heinrich. Sie wollen mir drohen?

Wolf (an der Thür). Sie ſollen an mich denken.

Heinrich. Ich fürchte von Ihnen nichts, als daß Sie einen

Kirchenraub an einem Weibe begehen, das ich, ich beſchützen werde (ihn hinausträngend, während Julie wiedererſcheint). Beſtehlen Sie die Witwen, die Waiſen, beſtehlen Sie die Menſchheit, aber laſſen Sie dem Himmel, was vom Himmel ſtammt! (Er wirft die Thür hinter ihm zu.)

Fünfter Auftritt.

Heinrich. Julie (aus dem Nebenzimmer zurückkehrend). Zuletzt Konrad.

Julie. Heinrich, ſeit ich dich ſah, hätt' ich nicht glauben mögen, daß ein Augenblick kommen könnte, wo ſich zwiſchen uns die Erde zu einer ſo unermeßlichen Kluft ſpaltete, daß ſich auch nicht einmal eine Brücke mehr darüberſchlagen läßt. Dieſe Scene trennt mich zwar nicht von dem Vater meiner Kinder, aber ſie löſt das Band, das mich bisher an das Herz des Geliebten feſſelte.

Heinrich (für ſich). Ich verrieth mich. Jetzt geſteh' ich ihr alles. So geht's in Einem hin.

Julie. Ich war gefaßt auf kleine Wolken am Horizont unſerer Ehe. Auf tiefe Nacht aber, auf den Verluſt deiner Liebe war ich's nicht.

Heinrich. Liebe Julie —

Julie. Schlage nicht mehr Töne an, die ihren verſöhnenden Schmelz für mich verloren haben. Seitdem ich ſah, wie es mit feurigen Engelzungen über dich kam, als du die Wonne eines Beſitzes malteſt, die ich — ich dir nie gewähren konnte — O Gott, was hab' ich hören müſſen!

Heinrich. Liebe Julie, jeder andere Mann in meiner Lage würde dich jetzt zu tröſten, dir einen Verdacht auszureden ſuchen —

Julie. Und nicht einmal Beruhigung hätteſt du?

Heinrich. Sieh, mein Kind, ich habe einen ſo felſenfeſten Glauben, dieſe Scene werde verſöhnend zwiſchen uns enden, daß ich ſogar den Muth habe, zu den Beſorgniſſen, die ſoeben auf dich einſtürmen, etwas zu fügen, was bei andern die Gärung überſchäumend machen würde, bei dir aber, nach ruhiger Ueberlegung, ſie niederſchlagen wird.

Julie. Noch mehr? Noch mehr?

Heinrich. Eine Thatſache mehr, aber eine Beſorgniß weniger. (Zwingt ſie auf ihren Stuhl nieder und rückt zu ihr dicht heran.) Julie! Du kennſt über meinem Schreibtiſch die ausgeblaßte Stickerei — — Sie iſt von Mariens Hand.

Julie (will vom Stuhle auf). Von Mariens Hand! Marie Winter's —

Heinrich (mit einigem Nachdruck und ſie feſthaltend). Höre mich! Höre mich! Du warſt eben Zeuge, daß Marie nur auf Veranlaſſung dieſes Elenden, der ihr nachſtellte, in unſer Haus gekommen iſt. Als ſie, mit meinem neuen Namen unbekannt, den Vater der Kinder, die ſie erziehen ſollte, in mir, ihrem frühern Geliebten, erkannte, wollte ſie fort. Ich zwang ſie zu bleiben. (Julie will wieder auf.) Julie, prüfe mit Beſonnenheit! Gib dich keiner vorſchnellen Leidenſchaft, keinem unbegründeten Verdachte hin; Julie, du willſt nicht hören?

Julie (hat ſich losgerungen und flieht zitternd auf die andere Seite). Ich weiß nicht, leb' ich denn noch!

Heinrich. Ich will dir erſt die äußern Gründe für meinen Entſchluß ſagen. Marie iſt arm. Sie ſteht allein in der Welt; ſie mußte ſich ihren Unterhalt in den Häuſern anderer Leute ſuchen.

Julie. Du hätteſt ihr von unſerm Ueberfluß geben, hätteſt ſie ohne mein, ohne ihr Wiſſen durch eine dritte Hand unterſtützen können —

Heinrich. Julie, Marie iſt zu ſtolz, um Gaben anzunehmen, deren Urſprung ſie nicht kennt.

Julie. Und ich bin zu ſtolz, die Herrſchaft in meinem Hauſe mit einer andern zu theilen —

Heinrich. Die Herrſchaft im Hauſe! Ich dachte, dein Walten und Schaffen wäre nur meinem Glück geweiht —

Julie. Und um dies zu erhöhen, ſoll ich ein Weſen in meiner Nähe dulden, das, ich hört' es ja, die ganze Glut deiner Leidenſchaft wieder entzündet hat!

Heinrich. Ich liebe dich, Julie. Ich würde meine künftige Seligkeit zu verlieren fürchten, wenn ich dich, meine Gattin, je in einem ihrer Rechte kränken und zurückſetzen wollte. Aber ich beſchwöre dich, denke dich mit Beſonnenheit in die Empfindungen hinein, die mich bei dieſem wunderbaren, von mir in keiner Weiſe geſuchten Wiederſehen beſtürmen mußten, und du wirſt finden, daß ich ſchuldlos daſtehe.

Julie. Traue mir keinen Heldenmuth zu! Traue mir nichts zu, als die Schwäche des Weibes, ich will rieſenſtark in meiner Schwäche, ich will ſchwach ſein.

Heinrich. Deine Seele, Julie, iſt aus keinem gemeinen Stoff geſchaffen. Die kindiſchen Leidenſchaften ihrer Mitſchweſtern ſollte ein Weſen nicht kennen, das ſich mir einſt, als wir in der Schweiz auf dem Rigi ſtanden (Julie legt die Hand auf ihre Augen) und das Morgenroth aus den tiefen Gründen der Nacht ſteigen ſahen, an meine Bruſt warf und ausrief: Heinrich, laß uns größer als andere Menſchen ſein!

Julie. Was mich begeiſterte, war der eitle Wahn, deine Liebe zu beſitzen!

Heinrich. Sag' ich dir denn, daß ich noch Marien liebe? Ich habe mir eine Treuloſigkeit gegen ſie vorzuwerfen. Ich habe ihre Zukunft zerſtört. Durch mich ſteht ſie in dieſer jammer-

ſchem Pathos) Nein, königliche Hoheit, ich befaſſe mich nicht mit verbotenen Correſpondenzen.

P. Wilhelmine.

Mache keinen Scher[illegible] Sonnsfeld! Auf die zärtliche Epiſtel des Erbprinzen m u ß t' ich ſo antworten ...

Sonnsfeld.

Nimmermehr — an dieſem Hofe verwirkt man durch die Beſorgung verbotener Correſpondenzen ſein Leben —

P. Wilhelmine.

Du machſt mich bös ... beſorge den Brief ... ſchnell ...

Sonnsfeld.

Nimmermehr, aber ich weiß ein Mittel, Prinzeſſin, ein untrügliches, ſehr ſicheres Mittel, dieſen Brief an ſeine Adreſſe kommen zu laſſen, dieſes Mittel heißt: (ſieht auf die Thür des Hintergrundes) geben Sie ihn ſelber ab. (Hürft lachend nach der zweiten Thür links ab.)

Dritter Auftritt.

Der Erbprinz von Baireuth. Prinzeſſin Wilhelmine.

P. Wilhelmine (bei Seite).

Der Erbprinz!

vollen Lage da, die sie zwang, in einem fremden Hause bei Kindern sich als eine geistige Magd zu verdingen. Ich habe ihren Namen mit einem Makel befleckt, habe Bewerber, die sie hatte, verscheucht —

Julie. Und dafür soll ich büßen?

Heinrich. Noch mehr; ich habe mich an der Blütezeit ihrer Jugend gesonnt; habe, als ich Undankbarer sie verließ, ihrem Gemüth den Lebensnerven getödtet, ihr den Glauben an Menschen genommen, habe Schuld, daß sie verlernte, andere zu lieben; noch mehr, ein feierlicher Schwur —

Julie. Halte inne! Glaube nicht, daß es deiner Beredsamkeit gelingen wird, mich über das zu täuschen, was deine Pflicht und mein Recht ist! In dem Augenblick, wo du mir deine Hand reichtest, fiel die Thür, die in deine Vergangenheit zurückführte, ins Schloß; daß du sie gewaltsam wieder öffnest, ist ein Frevel an mir, ein Frevel an deinen Kindern —

Heinrich. Ich werd' ihn verantworten! Wir alle sind des Staubes schwache Söhne und niemand ist, der sich rühmen könnte, die Gedanken Gottes zu errathen.

Julie. Ich, ich rühme mich dessen — wenn ich der innern Stimme meines Herzens folge. Ich verlange von dir, wenn ich deine Liebe auch nicht erzwingen kann, daß du wenigstens meine Ehre schonst. Marie verläßt das Haus —!

Heinrich. Julie, diese Heftigkeit!

Julie. Glaube nicht, daß du mich verwirren kannst, wenn du meine Gefühle, wie sie mir des Herzens unmittelbare Regung eingibt, für etwas Gewöhnliches erklärst. Ich fühle mich verletzt, zurückgesetzt, entehrt, und nenne es bei den Namen, die mir die Verzweiflung über deine himmelschreiende That auf die Zunge legt!

Heinrich. Laß dich bedeuten!

Julie. Nein, mir graut vor den Grundſätzen, mit denen du dir eine luſtige Welt auf eigene Fauſt bauen willſt! Die Wege der Sitte ſind durch Jahrtauſende gezeichnet; du wirſt ihnen keine andere Bahn geben. Wer wie du dem Lauf der göttlichen Ordnung zu widerſprechen wagt, muß zuletzt das Opfer ſeines Frevels werden!

Heinrich (wendet ſich finnend ab.)

Julie. Den Geſtirnen willſt du ihre Bahnen zeichnen, der Sonne willſt du neue Wege weiſen und kannſt nicht einmal die beſcheidene kleine Straße finden, die die Ehre und Sittlichkeit wandelt? Nimm ſie zurück, die Schwüre, mit denen du mir deine Liebe betheuerteſt, nimm ſie zurück, damit ich nicht zu ſehen brauche, wie du, von Scham vernichtet, vor mir daſtehſt.

Heinrich (wie aus einem Traume aufwachend, um ſie zu beſchwichtigen). Marie!

Julie. Gerechter Gott! Marie? Marie! — — So ſchwebt der Gedanke an ſie vor ſeiner Seele, daß er ſelbſt in dieſer fürchterlichen Stunde ſich vergeſſen und mich mit ihrem Namen rufen kann —! (Bedeckt weinend mit den Händen ihr Geſicht.)

Heinrich. Julie, reize mich nicht! Reize mich nicht, Julie! Es ſoll ſo ſein! Es ſoll ſo — es muß! Ich will Ruhe haben.

Julie. Du ſollſt ſie haben — ſollſt Ruhe haben — Ruhe — Ruhe — du ſollſt ſie haben — (Geht heftig an den Tiſch und klingelt.)

Heinrich. Was willſt du unternehmen? Was haſt du vor?

Julie. Ich will mich unter den Schutz meiner Aeltern begeben — ich reiſe meinem Vater entgegen — noch in dieſem Augenblick —

Konrad (erſcheint an der Thür).

Julie. Konrad — richte den Wagen zurecht — auf die Poſt — zur Reiſe! Geh auf die Poſt, Konrad —

Heinrich (tritt entſchloſſen auf Konrad zu und bedeutet ihm, das Zimmer zu verlaſſen. Konrad ab). Du willſt dich gegen mich, der ich von meiner innern Gemüthsunruhe genug gefoltert bin, noch empören? Du willſt bei deinen mir ohnehin feindlichen Aeltern noch die Ehre meines Namens opfern? Nicht die Schwelle dieſes Hauſes wirſt du verlaſſen! Ich will, daß ſich unter dieſem Dache der Knoten entwirrt, den du unauflöslich machen wirſt, wenn du zu meiner Sorge noch deine Leidenſchaft fügſt. Nicht alles, was die Flamme des häuslichen Herdes beleuchtet, iſt für das Licht des Tages geſchaffen. Wehe dem, der der erſte iſt und ein Geheimniß der Ehe an die Welt verräth! (Ab.)

Julie. Ich fühle, daß in ſeinen Worten eine Wahrheit liegt, aber es gibt Wahrheiten der Vernunft, zu denen das Herz ſich nicht erheben kann. Komme, was kommen mag! Die Liebe iſt am reichſten, wenn ſie alles gegeben und nichts mehr zu verſchenken hat; aber was ſie begehrt und zu fordern hat, das will ſie ungetheilt. Alles oder nichts! (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Heinrich's Arbeitszimmer. Auf dem Schreibtisch brennt nur ein Licht, sodaß es nur am Tische hell, im übrigen Raum dunkel ist.

Erster Auftritt.

Heinrich (lieſt).

„Nicht blos der Stolz des Menſchen füllt den Raum
Mit Geiſtern, mit geheimnißvollen Kräften,
Auch für ein liebend Herz iſt die gemeine
Natur zu eng und tiefere Bedeutung
Liegt in dem Märchen meiner Jünglingsjahre,
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt."

In einer Lage bin ich, die Tauſende von Menſchen kennen, nur daß ſie den Muth beſitzen, ihre Gefühle zu bekämpfen, ſie die Schamloſigkeit, vor einer ſchuldvollen Vergangenheit nicht einmal mehr zu erröthen —. Schändet denn dieſe — Feigheit, die nicht wie bei jenen Tapfern jeden Dorn, der in ihrem Gewiſſen ſchwärt, ſogleich ausreißen kann —? Was nur that ich? Ich habe meinen Ehrgeiz dem modernen Schickſal, das an die Stelle des alten Fatums getreten iſt, Verhältniſſe genannt, alles

geopfert, meinen Namen, Beruf, Geburt, Grundſätze vielleicht; bei meinem — Herzen nur macht' ich halt und trotzte den Geſetzen, die ein hiſtoriſcher Zufall zur „ſittlichen" Nothwendigkeit erhob. Ich ſchlug die Augen nicht nieder, als ich das Abbild meiner alten Pflichten ſah, ich zitterte nicht in Angſt über die Erfüllung meiner neuen. Wo ſteht geſchrieben, daß die Natur ihre Grenzen im heuchelnden Zwange der Rückſichten finden ſoll? In den Sternen? Auf den Blättern des Waldes? Im Murmeln der Quelle? Dann löge das Weltall, das uns Liebe, Duldung lehrt und wahrlich früher dem Herzen verſtändlich wurde — die Menſchen beteten einen Schöpfer an! — als dem Verſtande, der die Schöpfung zergliedern wollte und ſie noch bis zum heutigen Tag nicht begriffen hat. Ich werde nimmermehr ſagen: Marie iſt für mich todt! Warum ſoll ſie es von mir ſagen? Warum ſoll ich entbehren, warum darben — wo mein Gefühl, wo allein ſchon — mein Auge ſchweigen kann! Schweigen — ach! im Bekennen — meiner Schuld —!

Zweiter Auftritt.

Heinrich. Kanzleibote Schulz.

Schulz. Guten Abend, Herr Aſſeſſor! Laſſen ſich ja gar nicht mehr auf dem Bureau ſehen?

Heinrich. Guten Abend, lieber Schulz!

Schulz (gibt einen Brief). Nichts Beſonderes für Sie abzugeben. Blos hier den Brief.

Heinrich (nimmt ihn und legt ihn unerbrochen auf den Tiſch).

Schulz. Sind wol unpäßlich, Herr Aſſeſſor?

Heinrich. Ich befinde mich nicht wohl —

Schulz. Als neulich ein Buch von Ihnen über unſer Landrecht in den Zeitungen angekündigt war, ſagten die Herren auf dem Bureau: Sie arbeiteten zu viel! Die arme Witwe meines Collegen, der Sie 100 Thaler ſchenkten, dankt Ihnen viel tauſendmal —

Heinrich. Sie ſoll mich in ihr Gebet einſchließen.

Schulz. Iſt nicht gut, daß Sie ſo lange fortbleiben —

Heinrich. Wie ſo?

Schulz. So viel Rumorens unter den Acten — es werden Papiere geſucht — manche Zahlen ſtimmen nicht recht —

Heinrich. Mag wol recht im Rückſtande mit meinen Arbeiten ſein.

Schulz. Geheimrath Langer kam einmal übers andere in Ihr Zimmer und — und da Sie leider alles offen haben, wurde in den Papieren gekramt und ich weiß nicht, Herr Aſſeſſor Wolf machte ſo ein curioſes Geſicht, als ſollte einer begraben werden.

Heinrich. Ich, ich, lieber Schulz, ich!

Schulz. Was? Wer kann Ihnen was anhaben? Sie ſind der beſte Arbeiter im ganzen Collegium! Herr Aſſeſſor, Sie haben keine guten Freunde unter den Herren oben.

Heinrich. Weiß es —

Schulz. Aber Sie ſollten das nicht ſo drauf ankommen laſſen! Ein guter Name geht einem ſo leicht auf, wie einem Frauenzimmer ihr Schuhband; man merkt's erſt, wenn andere ſich drüber moquiren oder man ſelbſt ſchon drüber fällt. Den Aſſeſſor Wolf, kann ich wol ſagen, mag ich ſonſt leiden; aber manchmal macht der Mann doch Augen, als wollt' er die ganze Menſchheit in ſeinem Tintenfaß erſäufen. Er hat, weil Sie neulich den Kaſſencontroleur Bertling wegen einer Kapitalanleihe gefragt haben ſollen — recht — anzüglich über Sie, Herr von Jordan —

Heinrich. Dem Urtheil der Menſchen kann niemand entgehen, lieber Schulz.

Schulz. 's ist meine Sache nicht! Aber ich [illegible] bei dem Laufen und Rennen in der Registratur eine wahre Todesangst ausgestanden. Es fehlten Actenstücke, manche Unterschriften sollen nicht richtig sein; die Pupillengelder —

Heinrich. Man soll nur genauer nachsehen. Es wird alles in Ordnung sein.

Schulz. Nun gute Nacht, Herr Assessor. Sind Sie denn mit Mamsell Marie Winter recht zufrieden? Sie wissen doch, sie wohnte ja früher bei uns —

Heinrich. Ich weiß —

Schulz. Ein Kanzlist sollte ihr Zimmerchen beziehen. Ich hab' ihn nicht angenommen und das war gut, denn der Referendar Fels kam plötzlich, wollte wissen, wo Marie hingezogen war, und als er hörte, daß sie bei Ihnen als Gouvernante wäre, wunderte er sich des Todes und zwei Tage drauf kam er mit seinem Vater vorgefahren, warf zehn blanke Thaler auf den Tisch und befahl, daß alles so blieb, wie es Marie verlassen hatte —

Heinrich. Seltsam. Referendar Fels?

Schulz. Ja, der Sohn des alten berühmten Doctors. Sein Vater lachte ihn aus. Ich glaube, der junge Mann hat ein Auge auf das Mädchen geworfen —

Heinrich. Mein — Freund — Fels?

Schulz. Ja, ja! Aber was geht's mich an —! Also — Ihr Herr Schwiegervater ist angekommen?

Heinrich. Seit gestern, ja! Aber — (für sich) Himmel — Fels — sprach ja —

Schulz. Wohnt im Hôtel d'Angleterre. (Horchend) Und Ihre Frau Gemahlin wohnen bei ihm? Hm! Hat in dem Hause das ganze Stockwerk gemiethet, bis beim Minister, seinem Bruder, Platz ist. Das war heut' ein Vorfahren bei ihm! Mit den Herrschaften vom Rhein machen sie jetzt schrecklich viel Wesens

bei uns! Es iſt hübſch am Rhein, Herr Aſſeſſor — Anno 13 bin ich auch drüber gegangen (auf ſeine Ehrenmedaille zeigend). Gute Nacht, Herr Aſſeſſor — (Im Abgehen.) Wollen wünſchen, daß morgen alles ſeine gehörige Richtigkeit hat! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Heinrich. Dann Konrad.

Heinrich. Fels — in der Wohnung Mariens? Er ſprach von einem — Mädchenkopf, den man wol nicht wieder von den Augen wegbannen könnte? (Er ſieht den Brief an.) Der Brief iſt von ihm! (Oeffnet.) „Ich ſah Marien — zum erſten male an dem Fenſter eines — kleinen Häuschens. Ich ſuchte vergebens ihr bemerklich zu werden und — lauſchte oft in Häuſern, wo ſie unterrichtete und ich bekannt war, im — Nebenzimmer. Der ſüße Ton ihrer Stimme, ihre Seelengüte, ihre Bildung, der romantiſche Reiz ihrer äußern Erſcheinung, der ſchmerzliche und doch ſo unendlich holde Zug um ihre Lippen — Hätt' ich ahnen können, daß alles das einſt dein und ſie deine — ehemalige Verlobte war! Nie ſprach ich noch mit ihr —! Jetzt aber, Freund, wo in ſo auffallender Weiſe deine Gattin dich verlaſſen hat, ſuchte ſie mein Vater auf, ſprach mit ihr, erfuhr die wunderbare Fügung des Zufalls, die ſie gerade in dein Haus bringen mußte —." Iſt es denn möglich! Alles das ſteht wirklich hier mit ſehenden Augen zu leſen —? Und ich liege wie ein Gefangener — grolle mit dem Geſchick — (Er klingelt.)

Konrad (kommt).

Heinrich. Wo iſt Marie Winter?

Konrad. Doctor Fels war faſt eine Stunde bei ihr. Sie haben viel zuſammen geſprochen und ich hörte ſogar ein Weinen, ein Schluchzen — dann kleidete ſie ſich ſchnell an und iſt ausgegangen — Oben Herr Wolf iſt nun auch ausgezogen — 's iſt recht ſtill im Hauſe geworden —

Heinrich. Während ich träume und den Erdgeiſt anklage —! Wo ſind die Kinder?

Konrad. Die Kinder, Herr Aſſeſſor?

Heinrich. Paar für Paar nur ſoll die Menſchheit wandeln? Sie — könnte — könnte — im Arme eines — andern — Ich werde wahnſinnig —! Wo ſind die Kinder?

Konrad. Ja ſie ſind ja — mein Gott — der Joſeph, des Präſidenten Diener, und Lieschen, die Kammerjungfer, kamen — ſie haben ſie ja beide — im Auftrag — der Mutter —

Heinrich. Geſtohlen?

Konrad. Um Gottes willen, Herr Aſſeſſor, die Kinder ſind der Mutter!

Heinrich. Des Vaters!

Konrad. Ich hatte kein Arg, als ſie geholt wurden — ſie wollten Ihnen, Herr Aſſeſſor, noch einmal — ein Händchen geben — aber ſie hatten's beide ſo eilig — Fräulein Winter iſt ihnen nachgegangen, glaub' ich —

Heinrich. Zu ihr! (Sieht in den Brief.) Alles, alles wendet ſich dorthin — dem Lichte zu! Vielleicht der — Vernunft! Mir — mir bleibt nichts — als — der Wahn! Woran halt' ich mich denn —? An meine Kinder —! Die Kinder ſind mein! Konrad, die muß ich zurückhaben — Konrad, heut' Nacht, um elf, gegen zwölf, ſpannſt du die Pferde ein; den verſchloſſenen Wagen nimmſt du, die Leute meines Schwiegervaters kennen mich, ſie werden mich einlaſſen, ſie müſſen! Ich trete an das Bett meiner Frau, nehme mein Eigenthum zurück,

trage die Kinder im Mantel — an mein Herz — mein armes, verlaſſenes, einſames Herz!

Konrad. Herr Aſſeſſor!

Heinrich (wie nach Klarheit der Gedanken ringend). Thue, wie ich befohlen. (Ab nach innen.)

Konrad (ergreift das Licht und folgt ihm ſchnell). Was kann er vorhaben? Was ſtand in dem Briefe? Er brütet noch über mehr. Um Gottes willen, ich darf ihn nicht aus den Augen laſſen! (Ab.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Vierter Auftritt.

Beim Präſidenten im Hotel. Sehr elegantes Zimmer mit drei Eingängen. Vorn ſteht rechts ein geöffneter Schreibſecretär, links und rechts ein Tiſch. Zwei Bediente tragen Handleuchter von der rechten Seite herein, ſtellen ſie nieder und gehen durch die Hinterthür ab. Nach ihnen:

Doctor Fels. Präſident von Jordan. Julie. Später Joſeph.

D. Fels. Geben Sie Acht, ich entwirr' Ihnen das ganze Räthſel. Ei, das iſt jetzt eine Ehrenſache für mich. Ich muß Ihnen zeigen, daß ich mich nicht blos auf die Krankheiten der Leber, ſondern auch auf die des Herzens verſtehe.

Präſident. Sollte dieſe Angelegenheit ſich durch Geld, durch eine Penſion, die man der Jungfer abwürfe, arrangiren laſſen, ſo ſteh' ich mit meinem Vermögen zu Dienſten.

Erbprinz *) (behutſam vertretend).

Ganz ihr Bild! Es iſt die Prinzeſſin! Ich bitte um Vergebung, Königliche Hoheit, daß meine Ungeduld, die Grüße des Kronprinzen perſönlich auszurichten —

P. Wilhelmine.

Der Erbprinz von Baireuth ſetzt mich durch einen ſo frühzeitigen Beſuch in nicht geringe Verlegenheit.

Erbprinz.

Vergebung! Er galt nicht Ihnen, er galt dem herrlichen, ehrwürdigen Schloſſe, dieſen Treppen, dieſen Gallerien, dieſen Korridoren, er galt der Terrainkenntniß, Königliche Hoheit, die einer jeden bedeutenden Unternehmung vorangehen muß.

P. Wilhelmine.

Gedenken Sie hier eine Schlacht zu liefern?

Erbprinz.

Wie man's nimmt. In durchaus friedlichen Abſichten bin ich eben nicht hier, wenn ich auch, wie die ſchöne Prinzeſſin Wilhelmine bereits wiſſen wird, mich mehr auf die Defenſive beſchränken muß.

P. Wilhelmine.

Und auch dieſe werden Sie nicht ſchonend genug ergreifen dürfen. (Für ſich) Das Billet wird nicht mehr

*) Er iſt in franzöſiſchem Geſchmack gekleidet, durchaus abweichend von dem Lieblingscoſtüme des Königs.

D. Fels. O, laſſen Sie das meine Sorge ſein, Excellenz! Aus ſich ſelbſt muß er geheilt werden, aus der Erkenntniß, daß die Natur andere Geſetze vorſchreibt, als Er ſie ſich träumt — Die Natur iſt nicht Freiheit, ſondern Gebundenheit! Und von nichts mehr muß ſie ſich binden laſſen, als vom Geiſt! Und der Geiſt ſollte zurückbleiben und ſich nicht einmal ſelbſt beherrſchen — Er, der Beherrſcher des Weltalls? Verlieren Sie nicht den Muth, vertrauen Sie auf mich. Ich mach's. (Ab.)

Präſident. Eine ſolche Zerrüttung eurer Verhältniſſe anzutreffen, darauf war ich nicht gefaßt. Meinem Bruder, dem Miniſter, wag' ich es kaum mitzutheilen. Er, wie ich und unſere ganze Familie, war gegen dieſe Verbindung, und mit Recht, wenn ich bedenke, wie wenig Vertrauen ſich auf einen ſolchen Schwärmer, auf einen ſo excentriſchen Kopf ſetzen läßt! Es iſt gut, daß du zum Aeußerſten geſchritten biſt und ihn verlaſſen haſt.

Julie (ſtützt das Haupt auf einen Tiſch).

Präſident. Bereuſt du was du thateſt?

Julie. Ich beweine was ich that, aber ich bereue es nicht.

Präſident. Gegen dieſen Mann hilft nur noch Energie. Ich muß hier überhaupt Dinge von Jordan hören, die unverantwortlich ſind. Er vernachläſſigt ſeine dienſtliche Stellung, er läßt ſich Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen, die mich, die den Miniſter, meinen Bruder, in Verlegenheit ſetzen.

Julie. Vater, ich glaube nur, daß dies ſeine Neider ſagen.

Präſident. Der Chef ſeines Departements ſchien höchſt misgeſtimmt über ihn. Was hilft das Genie, wenn man ſich nicht an Vorſchriften halten kann und den Befehl der Obern mit Pünktlichkeit vollzieht! Ich dacht' es gleich. Solche Kometen paſſen nicht in die Bahnen eines Staates, in dem alles nach

ſymmetriſchen Gleiſen geordnet iſt. (Pauſe.) Haſt du ihm geſchrieben?

Julie (ſchweigt).

Präſident. Warum ſchweigſt du? Haſt du ihm geſchrieben?

Julie. Nein.

Präſident. Dieſe Thorheiten um eine frühere Liebe! Eine maßloſe Schwärmerei das! Wär' er adelich geboren, er würde frei davon ſein; denn das iſt das Gute unſers Standes, daß er uns eine leichtere Auffaſſung ſolcher Lebensverhältniſſe geſtattet.

Julie. Sollte mein Unrecht nicht größer ſein als das ſeine?

Präſident. Daß du ihn verlaſſen haſt? Jede andere Frau würde an deiner Stelle daſſelbe gethan haben.

Julie. Es iſt ſo beſchämend, das zu thun, was jede andere auch gethan hätte.

Präſident. Ich hoffe nicht, Julie, daß ſeine Schwärmerei auch deine Begriffe verwirrt hat. Du biſt in Grundſätzen erzogen, die ſich an das Maß der gegebenen Verhältniſſe halten. Was über dies Maß hinausgeht — wir ſehen es ja täglich — führt nur ins Verderben — anderer und unſerer ſelbſt.

Julie. Die Leidenſchaft riß mich hin, als ich das Haus verließ. Auch vergaß ich, daß Marie zu edel iſt —

Joſeph (tritt ein). Eine Marie Winter wünſcht die gnädige Frau zu ſprechen.

Präſident. Wer iſt das?

Julie. Vater, ſie iſt es, ſie, die vielleicht unſchuldig, mir all mein Lebensglück raubte.

Präſident. Sage der Jungfer, ſie ſolle ſich ſchriftlich — meine Tochter wäre beſchäftigt — es iſt überhaupt zu ſpät ſchon in der Nacht!

Julie. Die Kinder verlangten nach ihr. Und, Vater, haſſen — haſſen kann ich ſie nicht. Sie ſoll kommen!

Joſeph (ab).

Präſident. Du wirſt dich aufregen, du ſollteſt ſie keines Blickes mehr würdigen.

Julie. Alle meine Pulſe ſchlagen fieberhaft — aber betrüben kann ich ſie nicht. Laß mich mit ihr allein.

Präſident. Beherrſche dein Gemüth und unterſtütze dich durch das Gefühl deiner Würde.

Julie (birgt weinend ihr Haupt an ſeine Bruſt).

Präſident. Ich freue mich, daß deine Selbſtändigkeit doch noch ſtärker war als deine Liebe. Das Mädchen kommt, laß ſie die Verachtung fühlen, die ihr gebührt. (Im Gehen.) O — Ihr macht mir vielen Kummer! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Julie. Dann Marie.

Julie. Ich höre ſie — aber noch lauter hör' ich die Schläge meines Herzens. Aus trüber Ahnung hab' ich ein längeres Alleinſein mit ihr, ja ihren Anblick vermieden — werd' ich jetzt den vollen Blick ertragen können? — Da iſt ſie!

Marie (ohne Hut und Mantel, im Shawl). Frau von Jordan, ſchon an der ſpäten Stunde, wo ich zu Ihnen komme, werden Sie abnehmen dürfen, wie dringend die Angelegenheit iſt, welche mich zu Ihnen führt.

Julie. Sie ſind mir — willkommen.

Marie. In nicht geringer Verlegenheit bin ich, wie ich es anfangen ſoll, Ihre Aufmerkſamkeit auf *einen* Punkt hinzulenken —

Julie. Laſſen Sie alle Umſtändlichkeit! Es gibt Dinge, die über jede Form der Convenienz erhaben ſind.

Marie. Ich wag' es, gnädige Frau, mehr an Ihr Gefühl, als an Ihre Weltbildung zu glauben und ſprech' es unverhohlen aus — (Sie ſtockt.)

Julie. Zögern Sie nicht, greifen Sie mitten in die Gedanken, die Sie über mich, Sie, über — — Himmel und Erde haben und wir werden uns verſtehen, ſelbſt ohne Worte.

Marie. Nun denn, gnädige Frau, ich finde Ihr häusliches Glück zerrüttet und muß es ausſprechen, daß ich, ich es bin, die, Gott iſt mein Zeuge, ohne es zu verdienen, einen Theil der Verantwortlichkeit trägt.

Julie. Es wäre nutzlos, ſich darüber etwas verſchweigen zu wollen.

Marie. Gnädige Frau, wenn ich Ihnen die Nächte malen ſollte, die ich, ſeit ich unter Ihrem Dache lebte, unter Thränen durchwachte; wenn ich Ihnen die Gefühle der Verzweiflung über eine willenloſe Schuld, die darüber meine Seele drückte, ſchildern ſollte — ach — ich denke mir, Sie müſſen mein zerriſſenes Innere verſtehen, Sie können mich nicht verdammen —

Julie. Glauben Sie, daß ich Ihnen Vorwürfe machen werde?

Marie. Nein, bei Gott, das dürften Sie auch nicht! Ich habe mich ſelbſt und die Achtung, die ich vor Ihnen verdiene, zum Opfer gebracht, um das Dämmerlicht der Erinnerung, das mit ſo ſchreckhaften Schatten in das Herz Ihres — Gemahls zurückfiel, auszulöſchen. Ich mußte in Ihrem Hauſe bleiben, um dem Schauplatz der Scenen, die zwiſchen uns vorfallen konnten, die engſten Grenzen zu ziehen, das Echo ſeiner Leidenſchaft in den vier Wänden Ihrer Zimmer verhallen zu laſſen. Ich glaubte mich auf ſeine Selbſtbeherrſchung verlaſſen

zu dürfen und hätte nicht gedacht, daß wir uns je — so wie jetzt gegenüberstehen würden —

Julie (das Haupt auf den Tisch stützend und sie schmerzlich und ohne Härte betrachtend). Sie also waren es, dem — am Baume seiner Jugend — die ersten Blüten — der Liebe dufteten!

Marie. Einen Schleier über die Vergangenheit! Der Himmel gibt uns hienieden die Ahnungen der Seligkeit nur, um sie uns wieder — und nur zu bald — zu nehmen; er *nimmt* sie uns, um unsere Herzen reif zu machen, sie dereinst in Wahrheit zu *verdienen* und sie dann zu besitzen als unser Eigenthum, das uns keine Macht mehr rauben kann! Es zitterte vor seinen Augen ein Schuldbrief, den er mir glaubte für die Zukunft ausgestellt zu haben; nicht Blumenknospen einer neuerwachten Liebe waren die Lettern dieses Briefs, sondern die finster höhnenden Gespensterlarven eines schuldgequälten Bewußtseins; ich zerstöre den Spuk und gebe den Schuldbrief, zerrissen, jetzt *selbst* in seine Hand zurück.

Julie. Was bezwecken Sie?

Marie. Einen Friedhof will ich umackern und den Schlüssel dazu in den tiefsten Grund des Meeres werfen.

Julie. Wie versteh' ich Sie?

Marie. Ich will mich — — vermählen.

Julie. Wie? Vermählen? Sie wollten mir ein Opfer bringen? Nimmermehr! Lieber will ich die kurzen Tage meines Lebens im Witwen- und Trauerkleide über seine verlorene Liebe hinbringen, als *Ihrem* Herzen, das *früher* auf ihn Rechte hatte, Gewalt anthun.

Marie (gefaßt). Ich handle aus — freiem — Entschluß und muß Ihnen ein Geständniß machen —

Julie. Ich schwebe zwischen Hoffnung und Scham. Was

könnten Sie mir anders zu sagen haben, als daß Sie Ihre Gefühle ersticken, um mir das Leben zu lassen! (Setzt sich.)

Marie. Ich spreche zu einem Herzen, das liebt, und das Gefühl des Weibes soll mein Dolmetscher sein. Was mir Heinrich war, davon konnte sowol Ihr eigenes Glück, eh' ich es zu stören begann, Zeugniß geben, wie die Verzweiflung, die ihn überkam, als er glaubte, gegen mich etwas verbrochen zu haben. Als seine Briefe reicher an schönen Wendungen, ärmer an Gefühlen wurden, als sie sich zuletzt auf kalte Mittheilung äußerlicher Lebensverhältnisse beschränkten, immer seltener wurden, endlich ganz ausblieben — ach! — ich kann die Verzweiflung nicht schildern, die mich damals aufs Krankenlager warf, dem Tode nahe brachte und mich nur genesen ließ, um zu hören daß er vermählt und auf ewig für mich verloren war —

Julie (wendet sich ab).

Marie. Fünf Jahre sind seitdem verflossen. Was das Unglück zu vergrößern schien, das Geschick meines Vaters, sein Tod, der Tod meiner Mutter, alles das lehrte mich ruhiger werden, gefaßter; es erstarrte mich; es gab mir die Todtenkälte eines Marmorbildes; ich sah, es gibt eine Schule der Leiden, in der man lernt, unglücklich sein! Ich gewöhnte mich daran, meine erste und einzige Liebe nur noch zu betrachten wie einen schönen Traum, der aus meiner Kindheit Tagen wie eine goldene Fabel, ein süßes, liebliches Märchen, herüberklang. Wer darin die Schäferin, wer der König war — ich hatt' es vergessen; ich konnte lächeln, wenn es manchmal in alter bunter Pracht an mir vorüberzog; es war mir, als hätt's mir einer erzählt, nicht, als hätt' ich es selbst erlebt —

Julie. Und dennoch — dennoch könnten Sie sich vermählen?

Marie. Ich kann es. Die Natur gab uns Frauen die Bestimmung, erst durch des Mannes Willen uns zur Selbständig-

keit zu erheben. Was iſt unſere Liebe? Was kann ſie geben? Sie nimmt nur, iſt nichts Freies und Ureigenes, iſt nur der Widerſchein der Liebe, die auf uns fällt. Der Schöpfer wollte, daß wir ſchwach ſind —

Julie. Sie bekämpfen ſich; ich ſeh' es. Es iſt nicht Ihre eigene Wahl. Sie fürchten eine Trennung von meinem Gatten, die Erneuerung ſeines Antrags um Ihre Hand — Alles das wollen Sie unmöglich machen durch Ihre eigene entſchloſſene That —

Marie (zieht einen Ring vom Finger). Nehmen Sie das Symbol unſers Verlöbniſſes zurück. Er wollte den Ring, ſo oft ich ihn vom Finger zog, nicht zurückhaben.

Julie. Noch ſo glänzend, und wie viel Thränen mögen ihn benetzt haben! (Steckt ihn an.) Aber es iſt — Sie foltern mich — nicht Ihr eigener Entſchluß! Man drängte in Sie — Man ſtellte Ihnen dieſen Ausweg als den einzigen vor, der hier nur helfen könnte —

Marie. Nicht Wahl — nicht freier Entſchluß — und doch von innigſtem Herzen und aus ganzer Seele. Was ich von dieſem Schritte denke, Gott iſt es klar. Was ich thue, der Himmel winkt mir zu und es klingt wie von flüſternden Engelsſtimmen: Thu es, thu es; wir haben unſere Freude daran!

Julie (umarmt ſie). Marie!

Marie. Ich wußt' es, daß wir dahin kommen würden!

Julie. Ich eile zu meinem Vater. Bleib, Marie, bleib. Ich muß ihm die neue Wendung meines Schickſals nennen und den Engel zeigen, der der Bote meines Glückes wurde! (Ab nach innen.)

Marie. Bleiben? Und in die Seligkeit mit einſtimmen, die auf dem freudeſtrahlenden Antlitz beider ſich widerſpiegeln wird? Nein, das kann ich nicht. Ich konnte mich von meinen Gräbern aufraffen, ich konnte ſtatt Todtenblumen Myrten in mein Haar

flechten; aber die Thränen, die es mich gekostet, kann ich nicht zurückhalten. Ach — und selbst nicht einmal die Klage mehr darf als Trösterin mich in ihre schwarzen Gewänder hüllen. Das getrocknete Auge lächelt über das, was es verlor —! O fasse Muth, mein Herz! Um ihn, ihn zu retten — sei nie etwas gewesen — selbst die Erinnerung geb' ich hin! Eine höhere Kraft beseelt, ein Muth von oben begeistert mich. Ihn zu lieben, war mir Leben; ihm entsagen, war mir Tod; aber ihn retten, ihn dem Glück erhalten, das ihm sein Weib, seine Kinder gewähren, das ist Wonne der Auferstehung! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Präsident. Julie.

Julie. Wie? Sie ist fort —

Präsident. Siehst du? Wirst du dich auf sie verlassen können?

Julie. Sie hatte recht. Wie konnte ich sie in solcher Aufregung ihrer Gefühle einem fremden Manne vorstellen wollen —

Präsident. Warum nannte sie keinen Namen? Vermählen — mit wem?

Julie. Sie nannte den Erwählten nicht — O, nimm den Verlobungsring! Er brennt mir am Finger — —

Präsident (legt den Ring auf den Tisch). Geh nun zu Bett, mein Kind! Es war ein ereignißreicher Tag für dich und ich habe nicht geglaubt, daß er mit einer so erfreulichen Wendung schließen würde. (Gibt ihr einen Handleuchter mit zwei Kerzen.) Jetzt schreib' ich noch an ihn — morgen früh, hoff' ich, werden wir zum erwünschten Ziele kommen. Die Verlobung wäre vortrefflich. Sie würde kurzweg alles abschneiden und für Thorheiten keine Thür mehr offen

laſſen. Ei, ich achte noch das Mädchen — (Führt ſie an die Thüre links.) Gute Nacht, mein Kind, küſſe die Kinder von mir!

Julie. Auch daß er die nicht bei ſich haben wird — er iſt ſie neben ſich des Nachts gewohnt —

Präſident. Nimm nun alles leichter! Jetzt will ich ihn ſchon zur Vernunft bringen —

Julie. Mehr zum Herzen, Vater, zum Herzen! Sei in deinen Ausdrücken milde und verſöhnlich — gute Nacht! (Ab.)

(Es wird dunkler.)

Präſident (ſetzt ſich an den Secretär). Ich ſchreibe noch jetzt — die Aufregung von der Reiſe und dieſe Sorgen laſſen mich doch nicht ſchlafen — Ich werde ihn mit Entſchiedenheit an ſeine Pflicht erinnern und nicht früher von des Mädchens überraſchendem und vielleicht nicht einmal — pah! ſo heroiſchem Entſchluß ſprechen, bis er nicht aus ſich ſelbſt zur Beſinnung gekommen iſt. Was mich am meiſten bekümmert, iſt ſeine dienſtliche Stellung. Ich hatte große Dinge mit ihm vor — jetzt macht er meinen Empfehlungen Schande — Ich hörte, daß er ein eigenthümliches Geldgeſchäft anknüpfen wollte — (Legt ſich Papier zurecht und ſchneidet ſich eine Feder; horchend.) Ging da nicht eine Thür? — Er führt meinen Namen — in ihm ſah ich alle Hoffnungen verwirklicht, die ich auf einen Sohn ſetzte, den Gott meiner Ehe nicht ſchenken wollte — mein alter hugenottiſcher Stamm ſollte friſche Schößlinge treiben — (Eine Stutzuhr ſchlägt zweimal.) Schon halb elf Uhr! — Ich ſagte ihm oft: Eine Zeit lang muß man Sklave ſein, bis man Herr wird. Er kann ſeine Flügel nicht ruhig halten, ſchlägt noch immer, wie Pegaſus im Joche — mit — — ihnen — — (Schreibend.) Ich will ihm alles vorhalten —

(Die Mittelthür im Hintergrunde wird geöffnet. Heinrich, im Mantel, erſcheint an der Schwelle. Er ſpäht eine Weile. Die Thür geht leiſe hinter ihm zu. er ſchleicht ſich nach der Thür links.)

Siebenter Auftritt.

Präſident. Heinrich.

Präſident (bemerkt das Geräuſch, wendet ſich um, erhebt ſich ſchnell und ruft): Wer da?

Heinrich (läßt den Mantel fallen).

Präſident. Sie ſind's? Was wollen Sie?

Heinrich. Es wird zu ſpät — die Kinder müſſen ſchlafen gehen —

Präſident. Sie ſchlummern längſt bei ihrer Mutter.

Heinrich. Sie haben — dem Vater — nicht gute Nacht geſagt —

Präſident. Dem Vater? Hier gehört der Mutter, was unterm Mutterherzen lag. Ihnen (geht an den Tiſch und nimmt den Ring, beſinnt ſich und legt ihn wieder hin) — Iſt das eine Begrüßung, wie ich ſie verdiene? Kennen Sie mich?

Heinrich. Sie ſind der Präſident von Jordan.

Präſident. Ich bin der Thor, der einſt einem fahrenden Schüler, der arm an die Thür ſeines Hauſes pochte und ihm zu ſagen wagte, er wolle ſeine Tochter heirathen, keinen Almoſen, ſondern in der That ſeine Tochter, ſeine Beſitzthümer, ſeinen Namen gab — ich bin der Thor, der Wohlthaten an einen Undankbaren verſchwendete!

Heinrich. Ich hatte früher einen Namen als den Ihrigen.

Präſident. Und früher eine Liebe als die, welche Sie heuchelten. Sagen Sie, in welcher Welt leben Sie denn, daß ich Dinge von Ihnen hören muß, die eine Verletzung aller überlieferten Formen der Sitte und des Herkommens ſind? Iſt ein ſolches Wiedergutmachen der Vergangenheit verträglich mit den Pflichten, die Ihnen Ihre jetzigen Verhältniſſe auferlegen? Was

nöthig ſein. Wie ließen Sie meinen Bruder? Wohlauf? Viel beſchäftigt?

Erbprinz.

Der Kronprinz führt in ſeinem Exil ein Leben voll heiterſter Annehmlichkeit. Er hat ſich Rheinsberg in einen kleinen Muſenſitz umgeſchaffen, der bald den ernſten Studien, bald der poetiſchen Erholung gewidmet iſt. Wir haben ſchöne Stunden dort verlebt, unvergeßliche; man ſollte nicht glauben, daß man ſich an der mecklenburgiſchen Grenze noch ſo viel Phantaſie erhalten kann. Man malt dort, man baut, man meißelt, man dichtet. Das Regiment, welches unter dem unmittelbaren Befehl des geiſtreichen Prinzen ſteht, dient dazu, durch militairiſche Evolutionen die ſtrategiſchen Angaben des Polybius zu verwirklichen, kurz, ich würde mich unglücklich fühlen, dieſen reizenden Aufenthalt verlaſſen zu haben, wenn mir nicht ein ſo ehrenvoller Auftrag geworden wäre. Ja, Prinzeſſin, der Kronprinz wünſcht über die Lage, in der ſich hier Schweſter und Mutter befinden, genaue, an der Quelle geſchöpfte Erkundigungen einzuziehen, nöthigenfalls auch zu berathen, wie dieſer Lage abzuhelfen, dieſen Widerwärtigkeiten zu begegnen ſei.

P. Wilhelmine.

Hoheit, erführe man, daß ich einem Prinzen, der weder meinem Vater noch meiner Mutter vorgeſtellt wurde, hier im offenen Saale Audienz gäbe, ich glaube

haben Sie überhaupt noch mit dem, was vergangen ist und hinter Ihnen liegt? Wozu gab ich Ihnen Reichthümer? Wenn Sie ein früheres Verhältniß auf Ihrem Gewissen hatten, konnten Sie Ihrem Stande gemäß, als Cavalier und rechtlicher Mann handeln und die alten Ansprüche durch Wohlthaten abkaufen.

Heinrich. Durch Pensionen löthet man gebrochene Herzen nicht zusammen und noch ist durch Banknoten keine echte Thräne getrocknet worden.

Präsident. Philosopheme, die sich in Büchern gut ausnehmen und unpassend fürs Leben sind! Kennen Sie das Leben? Ich habe erfahren, daß eine Marie Winter sich heute verlobt hat — ha! sehen Sie da den Lauf der Welt — Und ohne Zwang, aus freier Wahl. Fragen Sie nicht: Mit wem?! — —

Heinrich. Mit meinem Freunde Hermann Fels —

Präsident. Dem Sohn des — Doctors Fels? Ei, ei! In der That — (bitter) daß Sie nur noch eine Ironie des Schicksals belehren kann! Hier das Zeichen Ihres frühern Verlöbnisses. Sie selbst brachte uns den Ring und zeigte uns ihren reiflich erwogenen Entschluß an. Sie lieben es, sich Welten aus Ihrem eigenen Innern zu schaffen — vielleicht (legt den Ring auf den Tisch links) brauchen Sie dazu diese glänzende Asche Ihrer Vergangenheit!

Heinrich (betrachtet schmerzlich den Ring). Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ich mich in diese Wendung nicht gefunden hätte — Das Ungewitter in meiner Brust ist verrollt — Aber darum bleib' ich doch — ein kranker, unglücklicher Mann. Die Verhältnisse, der unverantwortliche Schritt meines Weibes, mich zu verlassen — treiben mich zum Aeußersten.

Präsident. Zum Aeußersten? Was verstehen Sie darunter?

Heinrich. Julie ging von mir, während sie doch fühlt,

während ihre Vernunft ihr doch sagt, daß ich unschuldig bin — Sie sprachen von einer ungewissen Zukunft und finden diese in meiner Stellung zur Welt. Ja, darin geb' ich Ihnen recht; ich sage Ihnen aber, hier ist eine Frage, die im Gemüth entschieden werden will und — mein ganzes künftiges Dasein liegt in diesem Augenblick vor mir! Diesen Schritt, daß mich mein Weib verlassen konnte, verzeih' ich ihr nur, wenn sie mich auch noch liebt gerade in dieser Vergangenheit, die Sie, Sie an mir tödten wollen; wenn sie mich auch noch liebt, ohne die Auszeichnungen, in denen allein ich vor Ihren Augen Werth haben soll; wenn sie mich auch noch liebt, ohne den Adel, ohne meine gegenwärtige Stellung, mich, als den wiedergeborenen Heinrich Werner, der ich war und bleiben werde für alle Zukunft. Ich suche eine Stellung als Lehrer an einer Hochschule — ich verlasse diese Stadt, verlasse die Verbindungen, in denen ich hier gelebt habe — verlasse mein Weib, wenn sie mir nicht freiwillig folgt — Die Kinder sind mein — Sie wollten das Aeußerste — Sie haben es selbst dahin gebracht — (Er will zu Julien. Der Präsident vertritt ihm in sprachloser Aufregung den Weg.)

Achter Auftritt.

Polizeirath Denker und zwei Commissäre in Civil wurden schon vorher sichtbar.

Denker. Ich bitte um Verzeihung, daß ich unangemeldet in diese Zimmer trete. Wir suchen Herrn Assessor von Jordan —

Präsident. Wie? Was soll — noch das —?

Denker. Wegen einiger kleinen Vorfälle auf dem Bureau des Herrn Assessors wünschen wir —

Präſident. Eine — Unterſuchung? Verhaftung?

Denker. Nur auf die Papiere des Herrn von Jordan waren wir beauftragt, Beſchlag zu legen. Dies geſchah bereits und würden wir Herrn Aſſeſſor nur bitten, ihn in ſeine Wohnung begleiten zu dürfen. Ein vorläufiger Zimmerarreſt, Herr von Jordan. Ihr Wagen ſteht noch unten. Wir warten. (Er tritt zurück.)

Präſident. Alſo dahin bin ich mit meiner Theilnahme für einen Emporkömmling gerathen? Meine Tochter wird jetzt weder Ihren frühern, noch Ihren jetzigen Namen, auf den Sie Schande häuften, mit Ihnen tragen wollen. Ich ziehe meine Hand von Ihnen zurück — für immer. (Ab zu Julien.)

Heinrich. Träum' ich? Wach' ich? (Nach einer Weile der ſchmerzlichſten Beſinnung.) Meine Herren, ich bin bereit.

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Zimmer im Hotel des Miniſters von Jordan. Nebenan befindet ſich bei dieſem eine Geſellſchaft. Drei Thüren oder noch beſſer zur Linken und Rechten Säulen, durch die man aus- und eingehen kann. Diener tragen Kerzen und ſilberne Geſchirre.

Erſter Auftritt.

Präſident. Wolf. (Beide treten aus den Nebenräumen, wo ſich beim Miniſter die Geſellſchaft befindet.)

Wolf. Ich meine nur, Herr Präſident — wenn ſich einmal Gelegenheit fände —

Präſident (zerſtreut). Ich zweifle nicht daran, Herr Aſſeſſor. Zwar ſind alle Fächer auch bei uns ſo ſtark beſetzt, daß wir für jede Vacanz eine Unzahl Bewerber haben und die Gehalte zerſplittern müſſen, um jahrelanges Harren wenigſtens mit einer Kleinigkeit zu belohnen, aber ein Mann von Ihrem außerordentlichen Eifer, von Ihrer Pünktlichkeit muß jedem Bureauchef willkommen ſein.

Wolf. Ich ſchmeichle mir wenigſtens, Herr Präſident, den beſten Willen zu haben; auch bin ich bereits bei der Ordenscommiſſion ſeit mehreren Jahren vornotirt.

Präſident. Verlaſſen Sie ſich darauf, Herr Wolf. Wenn Sie ſich verändern wollen —

Wolf. Nur meiner Geſundheit wegen, Herr Präſident. Der Rhein, o der Rhein mit ſeinen wundervollen Naturſchönheiten! Die ſchöne Natur, ach, das iſt meine ganze Schwäche! Und dieſe offenen, geraden Menſchen — dieſe freie, lebensfrohe Art, das Daſein zu genießen — Sind wol Mitactionär der Dampfſchiffe, Herr Präſident —?

Präſident (zerſtreut). Wie geſagt, gern bin ich bereit —

Wolf. Ins Belgiſche hinein kann man, glaub' ich, leicht mit Kapitalien operiren, namentlich auf Steinkohlen, Eiſenbahnen, all dieſe großartigen Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, die ſich gerade dort ſo frühzeitig Bahn gebrochen haben! Auch wagt man wol durch Correſpondenz — ein kleines Spielchen an der frankfurter Börſe —

Präſident. Sind alſo vermögend, Herr Wolf?

Wolf. Nur was man ſich ſo im Schweiß ſeines Angeſichts erſpart — ein kleiner Nothpfennig —

Präſident. Wie geſagt, Herr Wolf, ich werde die erſte Vacanz wahrnehmen und Sie davon in Kenntniß ſetzen. Beſuchen Sie öfters die Cirkel meines Bruders?

(Inzwiſchen ſind Herren in Civil und Uniform ſehr zahlreich auch von der Seite eingetreten.)

Wolf. Ich erfreue mich des beſondern Wohlwollens Sr. Excellenz. (Auf die Eintretenden.) Aber die Herrſchaften — ſcheinen nicht zu wiſſen, daß hier mit dieſem Saale — jetzt — Ihr Terrain beginnt — Herr Präſident — (er macht ſich zu ſchaffen, dies einigen der Herren anzudeuten)

Zweiter Auftritt.

Mehrere Herren treten von der Seite näher. Unter ihnen Commerzienrath Falke, Rapp, Mehlhose, zuletzt auch Fresco.

Falke (zum Präsidenten). Haben die Assisen jetzt Ferien, Herr Präsident?

Präsident. Im Spätherbst? Doch wol nicht —

Wolf. Sollen viel Verbesserungen in den Geschworenengerichten eingeführt sein. Sind aber in der That auch nothwendig, Herr Präsident —

Präsident. Bei Civilsachen gewiß! (Verliert sich unter die Uebrigen, die sich nach und nach wieder zur Seite zurückziehen.)

Wolf (zu Mehlhose, boshaft bei Seite). Ob auch bei Assessoren, deren Papiere mit Beschlag belegt sind?

Mehlhose. Es scheint, als wenn die Familie Jordan den Assessor Werner gänzlich wird fallen lassen. Dieser Abend ist eine förmliche Demonstration des Ministers. Sie soll die Unbefangenheit der Familie zeigen. Dennoch hält man nicht lange aus. Der Eindruck auf die öffentliche Meinung ist zu peinlich — (Es bilden sich Gesprächsgruppen.)

Dritter Auftritt.

Referendar Fels mit Polizeirath Henker und einem Commissär in Civil. Die Vorigen.

Ref. Fels. Ah, da sind Sie ja, Herr Wolf! (Vertraulich.) Wir suchen Sie, Herr Wolf!

Wolf (betroffen). Mich?

Denker (bei Seite zu Wolf). Ihre Gegenwart iſt zur Erledigung der Voruntersuchung in der Angelegenheit des Herrn von Jorban noch heute dringend nothwendig.

Wolf. Meine — Gegenwart?

Ref. Fels. Ja, liebſter Wolf; Sie ſollen den Schüſſel —

Wolf (auffahrend.) Was meinen Sie?

Ref. Fels. Mein Gott, was ſind Sie denn ſo ängſtlich? Sie ſollen — der Schlüſſel — zu einigen Schwierigkeiten, zu einigen Räthſeln ſein —

Wolf. Ah ſo, ich werde — als Zeuge —

Denker (bei Seite, während dieſe Gruppe ſich ganz von der übrigen Geſellſchaft iſolirt). Herr Aſſeſſor — es hat dringende Eile. Der Unterſuchungsrichter wünſcht in der That noch heute —

Wolf. Ich werde als Zeuge — natürlich nur als Zeuge —

Ref. Fels. Ihre Gegenwart in Ihrer Wohnung ſoll außerordentlich wichtig ſein.

Wolf. In meiner — Wohnung —?

Commiſſär (vertraulich). Ich bedaure, daß ich Ordre habe, Sie zu begleiten.

Wolf. Mich zu begleiten? In meine — Wohnung —? Ei, ei — das iſt ja — ein curioſes Misverſtändniß —

Ref. Fels. Die Commiſſion wird es wol aufklären.

Wolf. Haha, ein Misverſtändniß. Alſo — ſo gehen wir denn — ah — Herr Polizeirath (aus Angſt faſelnd) — was haben Sie doch ſo artige — Kinderchen —! Spielen immer ſo hübſch im Sande — wenn ich auf der Promenade ſpazieren gehe —

Commiſſär (leiſe). Herr Aſſeſſor, es hat Eile.

Wolf. Sind Sie ſo preſſant, Herr Obercommiſſär? — Schönes Tuch da an Ihrem Rock, Herr Polizeirath — holländiſches —

Ref. Fels (bei Seite). Das iſt ja ein wahrer Galgenhumor!

Wolf. Der Tausend — ja ich — ich kenne Sie ja — Herr Obercommissär! — Bin ja oft mit Ihnen — wissen Sie wol noch — mit der Schnellpost nach Leipzig — Nein, wie man doch manchmal im Leben — so wieder zusammenkommt! (Ab. Denker und Obercommissär folgen. Alle drei ab zur Linken, unbemerkt von den Uebrigen, die überhaupt dieser Scene keine Aufmerksamkeit schenkten.)

Rapp (zu Ref. Fels). Man kann Ihnen gratuliren?

Alle. Sie heirathen?

Ref. Fels. Ja, eine der schwierigsten Aufgaben des Lebens hab' ich bald hinter mir. Fürchtete mich mehr davor, als vorm dritten Examen.

Fresco. Hören Sie 'mal, Fels! Was ich gleich sagen wollte — wenn Ihr Herr Vater das Verlobungssouper gibt — Ihr Herr Vater soll ein guter Arzt sein, aber ich hoffe, er hält es in diesem Falle nicht (forschend) mit den diätetischen Vorschriften.

Ref. Fels. Seien Sie ohne Sorge, Baron! Sie sollen das Souper arrangiren — (wendet sich in den Hintergrund).

Fresco. Das ist gut. In solchen Fällen alles, nur keine Homöopathie! (Ein Klavier mit Begleitung einer Violine wird im Salon nebenan hörbar. Alle begeben sich wieder dahin zurück. Die Thür, wenn eine solche vorhanden, wird geschlossen.)

Vierter Auftritt.

Doctor Fels und Referendar Fels.

D. Fels. Da bin ich, Hermann! Aber nicht, um an diesem Abend beim Minister theilzunehmen. Gesellschaft, Musik — während Heinrich daheim in Kummer verweilt! Und doch wol auch seine Gattin —? Oder befände sie sich unter den Gästen?

Ref. Fels. Nein, Vater; ich glaube, sie ist drüben auf ihren Zimmern. Ich mußte ihr heute früh von meinem Roman mit Marien erzählen — kaum hörte sie zu, so beschäftigt sie ihres Gatten Schicksal. Daß Jordan gerechtfertigt ist, dafür steh' ich ein, seit ich dieses Wolf Gewissensangst sah. Wie sollte Jordan dazu kommen, Documente zu unterschlagen, Werthpapiere, die ihm anvertraut wurden, zu Speculationen zu benutzen —! Er, der in der Fülle der Befriedigung seiner Bedürfnisse lebt —! Es ist wahr, er wollte für Marien ein Kapital aufnehmen, er sprach mit Bankiers in einer eigenthümlichen Hast und Verlegenheit — aber dazu — würde er ehrliche Mittel gefunden haben! — Ich eile aufs Bureau, um zu sehen, wie es mit seiner Untersuchung, namentlich mit der Haussuchung bei Wolf steht. Glücklich wär' ich, könnt' ich bei Heinrich der Bote seiner Freiheit sein!

D. Fels. Schon dein unermüdlicher Eifer für sein Schicksal muß wohlthätig auf Marien wirken.

Ref. Fels. Sie sagte mir: Treu bis zum Grabe! Ich antwortete: Erst durch ein Leben voll Sonnenschein und Liebe. Vater, sie ist die Erste nicht, der die Macht der Zeit lindernden Balsam auf ihre Wunden träufelte. Anfangs, allerdings, da machten ihre Thränen mich stutzig, aber die Leidenschaft überwältigte, das Gefühl der Freundschaft riß mich zur Schwärmerei hin. Sind wir denn nicht beide glücklich in der Vorstellung, daß uns das Schicksal zusammenführte, um einen Freund zu retten? Manche Ehe, die wie eine Pflanze im Treibhaus erst künstlich gezogen wurde, gedeiht und blüht, voll und kräftig, wenn sie in Gottes freie Natur verpflanzt wird. Das Leben gleicht alles aus. Von Marien konnte ich nicht mehr lassen. Ich mußte sie besitzen — und ich weiß, wir werden glücklich sein. (Ab.)

D. Fels. Herrlicher Junge! Er macht, denk' ich, meiner Erziehung Ehre! (Sieht den Präsidenten, der aus dem Hintergrunde mit Joseph kommt.) Der Präsident will zu seiner Tochter? Da muß ich noch warten, bis ich zu ihr kann. (Zieht sich an die Seite zurück.) Hu! Er sieht ungeberdig aus! Ein überstrenger Mann, der sich einbildet, freie Menschen ließen sich wie Schachfiguren regieren! Ich warte noch einen Augenblick. (Zieht sich links hinter eine der Säulen zurück und geht bald ab.)

Fünfter Auftritt.

Präsident. Joseph. Doctor Fels. Dann Julie.

Präsident. Sag' meiner Tochter, nur einen Moment möchte sie herüberkommen.

Joseph. Gnädige Frau — sagten, sie wären unwohl —

Präsident. Nur einen Augenblick! (Joseph ab.) Es ist gegen meinen Willen geschehen, daß sie von ihm auch nur einen Brief annahm! Sie hat sich eingeschlossen. Ich hoffe nicht, daß er die lächerlichen Bedingungen der Aussöhnung, die er gegen mich aussprach, ihr wiederholt hat. Jetzt zumal — in seiner schimpflichen Lage —!

D. Fels (bei Seite). Diese Scene wird stürmisch; ich ziehe mich zurück. (Ab.)

Julie (tritt, schwarz gekleidet, von der Seite ein). Lieber Vater —

Präsident. Warum bist du schwarz gekleidet? Du weißt, daß ich ausdrücklich die Absicht meines Bruders, heut' einen größern Cirkel zu geben, nicht hintertrieben habe; ich wünschte, daß auch du, um unserer Unbefangenheit einen Ausdruck zu geben, dich einige Zeit in der Gesellschaft blicken ließest —

doch, daß ich mich rüſten könnte, einige Wochen auf die Feſtung Küſtrin zu gehen. (Will ſich verneigend, abgehen.)

Erbprinz.

Prinzeſſin! Iſt es alſo wirklich wahr, was man mit Schaudern an allen Höfen Europa's erzählt, daß der König von Preußen den Hof, ſeine Umgebungen, ja ſeine eigne Familie tyranniſirt?

P. Wilhelmine.

O Prinz, Sie brauchen einen harten Ausdruck für das, was ich nur unſer eigenthümliches Ceremoniel nennen möchte. In Verſailles ſchwebt alles mit Zephyrflügeln über die glaçirten Parquetts. Hier tritt man ein wenig derb mit klirrenden Sporen auf. In Verſailles hat ſich die königliche Familie in eine große Geſellſchaft aufgelöſt, wo nur noch die Verwandtſchaft der Geiſter, die Bande der ungebundenſten Neigungen heilig gehalten werden. Hier iſt der ganze Hof eine einzige bürgerliche Familie, wo man noch vor Tiſch ſein Gebet hält, die Eltern immer zuerſt reden läßt, mit dem pünktlichſten Gehorſam, wenn es verlangt wird, fünf eine grade Zahl ſein läßt und ſich dann nur aus Liebe manchmal ein Bischen zankt, aus Liebe manchmal ein Bischen quält, aus Liebe ſich das Leben ein Bischen ſauer macht.

Erbprinz.

O Prinzeſſin, ich ſchwöre Ihnen, das muß anders werden.

Julie. Wie konnteſt du das annehmen, lieber Vater —!

Präſident. Wir ſind es unſerer Ehre ſchuldig, daß wir uns auch vor den Augen der Welt von einem Manne losſagen, von dem dich die Hand deſſelben Geiſtlichen, der die Ehe ſchloß, auch wieder trennen ſoll!

Julie. Vater!

Präſident. Was du leideſt, weiß ich. Aber beſſer, wir helfen uns jetzt durch einen ſchnellen Entſchluß, als daß wir für unſer ganzes Leben an einem erbärmlichen Verhältniſſe hinſiechen. Er hat dir geſchrieben? Du ſchweigſt? Hat er dir dieſelben empörenden Vorſchläge gemacht, die er mir vorzutragen wagte?

Julie (wendet ſich ab).

Präſident. Julie, ich hoffe, daß du dich gegen dieſe in ſolchen Fällen üblichen Berufungen an dein Gefühl, gegen den Vorſchlag romantiſcher Scenen und dergleichen, was ganz in ſeiner Art wäre, gewappnet haſt. Laß mich nicht in leerer Wortverſchwendung fortfahren, Julie! Was haſt du?

Julie. Vater — ich kann mich nicht von meinen Kindern trennen —

Präſident. Die Kinder ſind unſer. Welche Erziehung würde er meinen Enkeln geben? Sie folgen uns zu deiner Mutter —

Julie. Könnteſt du dich denn nicht in den Gedanken finden, daß er einer Stellung, einem Stande, der ihm ſo viel Qualen bereitet, entſagt, ſeinen frühern, ihm ſo theuern Namen wieder annimmt —

Präſident. Bei meinem Zorn, Julie! Ich glaubte in dir mehr als eine gehorſame Tochter zu beſitzen! Ich glaubte, du würdeſt auch die Achtung nicht vergeſſen, die du vor deinem Stande, deiner Erziehung hegen ſollteſt. Vollends haſtet

durch die über ihn verhängte Untersuchung ein Makel an ihm, mit dem mein reines Blut sich nicht besflecken kann —

Julie. Vater, er ist unschuldig! Die hundert Thaler, die er einer armen Witwe gab, der hinterlassenen Frau eines ehemaligen Waffengefährten seines Vaters, trugen dein eigenes Siegel —. Dann wollte er Marien ein Kapital aussetzen und mochte darüber nachgedacht haben, unter welchem Vorwand er eine so große Summe, die er doch nicht von meinem Vermögen nehmen konnte, auftreiben sollte — Ich kenne seine Feinde, ich kenne die Redlichkeit seines Willens.

Präsident. Ich sehe, du findest dich in Anschauungen und Rechtfertigungen, die dich von deiner Geburt, deinen Verwandten, deiner Erziehung und deinen Aeltern trennen müssen —

Julie. Warum treibst du alles auf eine so verwundende Spitze? Ich beschwöre dich, gib die Feindseligkeit auf, die dein Herz gegen ihn empfindet. Ich fühle, daß ich sein Inneres verkannte, daß ich das Erwachen seiner Theilnahme und Fürsorge für Marien zu kleinlich, zu gewöhnlich beurtheilte. Ich weiß, daß ich seine Liebe besitze und ihm ein Opfer bringen muß, um ihm zu zeigen, daß ich ihrer auch sonst schon würdig war. Diese Nächte, die ich von ihm, er von seinen Kindern getrennt zubrachte, waren für mich so furchtbar, daß ich eine solche Lage nicht überleben würde. Laß mich zu ihm! Laß mich dem Armen, Verkannten auf dem Altar unsers Bundes das Opfer einer Entsagung bringen, die von meinem innern Werth, von meinem bessern Selbst mir ja nichts nehmen kann.

Präsident. Sind das die klaren, ruhigen Begriffe meiner Tochter?

Julie. Es ist die Sprache des Gefühls, das laut an mein Inneres pocht; es ist die Sprache des Herzens, die jede andere Rücksicht niederkämpft —

Präsident. Die Ideen sind es, von denen er sich selbst das Licht der Vernunft, jede Ueberlegung, jede Rücksichtnahme auslöschen ließ — diese neuen Eingebungen eines Lügengeistes, der wie ein schleichend Gift durch die Adern des ganzen gesellschaftlichen Körpers rinnt, Sitte und Glaube ergreift, die Unterschiede, welche die Natur und das Herkommen aufstellte, an der Wurzel zerstört! Ich seh' es, du selbst bist diesen Lügennetzen verfallen.

Julie. Ich weiß nicht, Vater, worauf du zielst. Aber das weiß ich, daß es mein höchster Stolz war, mich mit Heinrich's Begriffen, mit den Flügeln seiner Geistesbildung hinaufzuschwingen über die Schranken des alltäglichen Daseins. Von ihm ging in meinen Geist eine Stärke über, die mir den Muth gab, in der Welt noch an Wunder, im Gewöhnlichen noch an Außerordentliches zu glauben. Wenn ich an seinem Arm hing, wenn ich mit ihm in Gottes schöner Natur lustwandelte, wenn sein beredter Mund von Ahnungen und Gedanken überströmte, die mich wie hinter einem leis geöffneten Vorhang in eine jenseitige Welt blicken ließen — Vater, du kannst ihn, du kannst mich nicht verdammen — Vater, laß mich ihm dies Opfer bringen!

Präsident. Bleibe deinen Aeltern treu, deinen Kindern! Erschrickst du nicht vor einem Mann, der seine erste Liebe wiedersehen und dich auch nur einen Augenblick darüber vergessen konnte?

Julie (von ihren Gefühlen überwältigt). Ha, Vater, du schlägst die unrechte Saite an! Nur darum konnte ihn Marie noch einmal fesseln, weil man ihm seine Vergangenheit nehmen wollte. Konnte sie, um mich, um seine Liebe zu mir, um seine Zukunft zu retten, ein so großherziges Opfer bringen —

ich will nicht kleiner ſein als ſie. Ich bin ſein Weib und folge dem Rufe meines Herzens! (Ab nach innen.)

(Die Muſik nebenan hört auf.)

Präſident. Sie will zu ihm? (Klingelt; Joſeph tritt ein.) Joſeph! Rüſte alles zur Abreiſe. Zögre nicht. Beſtelle zu morgen früh die Poſtpferde. (Joſeph ab. — Außer ſich.) Will man mir Glied vor Glied das Leben nehmen? Mit der Brandfackel dieſes Geiſtes der Lüge abſengen den letzten Reſt meines in Ehren ergrauten Haares —? (Auf die Thür Julius hin.) Stürme auf deiner Bahn hin, du ſchwindelnde Jugend! Mein Fuß, mein Auge, mein Herz kann dir nicht mehr folgen! (Ab zur entgegengeſetzten Seite.)

Sechster Auftritt.

Heinrich und Doctor Fels.

Heinrich (in glücklichſter Aufregung). Wie? Sie — käme — zu mir?

D. Fels. Als ich die erſten Worte hörte, die ſie zu ihrem Vater ſprach, wußt' ich, daß ſie dein iſt und dein bleiben wird! Ich bin zu dir. Meine Rappen halten aus. Und nun — da biſt du —! Du mußt ſie ſchützen; ich hört' es, daß ſie mit dir jede Lage deines Lebens theilen will.

Heinrich. Doctor — ich ſagte — ſie müſſe zu mir kommen —! Wenn ich — betrogen würde —

Julie (mit Schaal, ganz zum Ausfahren gekleidet. Entſchloſſen von der Seite rechts kommend).

Heinrich (hoffend). Julie!

Julie (ihn erblickend und auf ihn zustürzend). Heinrich! — — An deiner Brust ist Ruhe.

Heinrich. Wie pocht dein Herz, Julie, wie bebst du! Julie, du wolltest — zu mir? Du — konntest —?

Julie. Ich kann nur weinen.

D. Fels. Ihr Hut, ihr Shawl sagen ja: Wir wollten eben zu dir! (Bindet und nimmt alles ab.) Solche Gegenstände müssen manchmal ausdrücken, was wir schlimmen Menschen, trotzdem daß wir die Sprache von Gott empfangen haben, nicht sagen wollen.

Heinrich. Julie, wenn ich zurückdenke, was alles in diesen Wochen durch mein Inneres stürmte —

Julie. Laß es, Heinrich! Ich habe dich wieder. Ich habe dich erkauft durch den Verlust der Aelternliebe und ich folge dir, wohin dein Arm mich führt! Der Schatten, den du in der Sonne jedes Loses, das du mir bieten magst, werfen sollst — bin ich; dein, im Leben wie im Tode —

Heinrich. Wenn wir in späten Tagen, in Jahren erst, an diese Zeit zurückdenken, die wie ein schweres Ungewitter sich über uns entlud, dann wird uns alles klar werden, wir werden fühlen, daß uns das, was uns zu trennen schien, nur um so inniger binden mußte.

D. Fels. Kinder, schon jetzt sei es Euch klar! Ich, Heinrich, gehöre nicht zu denen, die dich verurtheilen; ich achte, ich liebe dich um so inniger, als du Gefühl genug besaßest, alte Zeiten, wie es Tausende herzloser junger Leute thun, nicht in deiner Seele auszulöschen. Krank warst du an deinen Verhältnissen; du hattest das Gefühl einer Schuld, die die meisten jungen Männer nur obenhin nehmen würden, die aber dich um so mehr ergreifen mußte, als über dich eine unwiderstehliche Macht, die Macht der Erinnerung kam — O laß, mein Sohn! Ein

jeder hat in seinem Herzen einen stillen Fleck, wo um ein Grab der Jugend oft — noch die Geister der Vergangenheit umgehen. Auch ich sah es heute sich öffnen, als mein braver herrlicher Junge von seinem opferfreudigen Herzen, von seiner Liebe zu Marien sprach. Er mag eine Weile mit ihr — die Kraft der Zerstreuung erproben — mag reisen —! Fern von euch befestige sich ein Verhältniß, das der Geist geschlossen hat und der ein Triumph — doch der Natur werden soll —! Ja, jetzt wär' es grausam, den armen Jungen wieder um seine Liebe zu bringen — Kommt er nicht mit Marien? Nein, der Präsident —!

Letzter Auftritt.

Präsident. Die Vorigen. Zuletzt Referendar Felix.

Präsident (will schnell nach Julens Zimmer, sieht vorn die Gruppe, ist betroffen, tritt dann aber näher und zu Heinrich). Sie scheinen schon zu — wissen —?

Heinrich. Daß ich von jeder Schuld freigesprochen bin —

Julie. Heinrich, davon konntest du schweigen?

Heinrich. Wir hatten Wichtigeres —

Präsident. Neu aber ist Ihnen vielleicht, daß der Assessor Wolf die Ursache der ganzen Verwirrung ist. Seine Betriebsamkeit in Ihrer Angelegenheit fiel besonders Ihrem Freunde Felix auf. Er verfolgte seine Schritte, kam auf Unebenheiten — (zieht ein Billet hervor) soeben schreibt mir der Chef Ihres Departements — man hat bei dem Elenden alles aufgefunden, was man in Ihrem Bureau vermißte — man hat in ihm nicht blos den Verräther Ihrer Ehre entlarvt, sondern überführt ihn auch noch größerer Verbrechen, die ihn zum Zuchthaus reif machen —

Kief. Fels (tritt eilig herein). Dieser Neuntödter! Ja es ist alles ans Tageslicht! Aber — (verbeugt sich dem Präsidenten) hier — seh' ich, kommt meine Nachricht schon zu spät?

Präsident. Nicht zu spät zu einem Glückwunsch! Jordan, ich habe den Auftrag, Ihnen noch eine andere Nachricht mitzutheilen — (Auf das Papier sehend) Um Ihnen eine Genugthuung zu geben, wie Sie sie verdienen, werden Sie das Bureau nicht mehr als Assessor, sondern als Rath besuchen, wozu Sie schon morgen die fürstliche Bestallung erhalten werden —

Heinrich. Herr Präsident, wenn ich zurückdenke, was, ich kann wol sagen, in diesen Wochen mich bis zur Selbstvernichtung hätte treiben können, so ist es nicht blos das Gefühl einer Schuld, die ich einem verrathenen Herzen glaubte abtragen zu müssen, sondern mein ganzes Dasein, meine ganze Stellung zur Welt.

Präsident. Jordan — Sie bleiben bei Ihrem Entschluß?

Heinrich. Nennen Sie mich nicht mehr mit einem Namen, den ich nicht länger tragen darf. Sie sind ein edler, aufopfernder, trefflicher Mann; aber — der Entschluß, den ich gefaßt, ist unwiderruflich. Von armen, aber braven Aeltern aus dem Bürgerstande bin ich geboren. Durch die Fürsorge — hier, meines wackern väterlichen Freundes erhielt ich eine Erziehung, die mir all die Mittel gab, die Pläne eines Ehrgeizes, wie ihn jedes Jünglingsherz besitzen darf, auf mich selbst zu begründen. Was that ich? Ich betrübte meine Aeltern im Grabe, indem ich den Namen ablegte, der alles war, was sie mir auf meine Lebensbahn mitgeben konnten. Kein Mann von Ehre wechselt ohne die innere Nothwendigkeit der Ueberzeugung seine Religion; kein Mann von Gefühl wechselt den Namen seiner Aeltern. Daß ich gar noch den Adel annahm, war ein Verrath an den Ansichten, die ich vom Unterschied der Stände hätte

haben ſollen — Man hat einige Arbeiten, die ich über den Rechtszuſtand Deutſchlands herausgab, anerkannt und mir ſchon einmal an einer Hochſchule einen Lehrſtuhl angeboten. Das, das iſt das Feld eines innerlich ewig Gärenden, ewig Suchenden und Strebenden! Der hoffnungsvollen Jugend des Vaterlandes gegenüber, als Greis ſich noch Jüngling fühlen unter Jünglingen, die Weisheit der Jahrhunderte vor Augen ausbreiten, die noch nicht wählen, was ſie davon für das Brot des Lebens brauchen können — das iſt die Aufgabe, für die ich mich gebildet habe! Sie ſehen auf mich mit betrübtem Blick, edler Mann! Aber wir leben in einer Zeit, wo die Menſchheit bei den immer höher geſteigerten Anſprüchen, die das Leben an uns macht, nur allzu ſchmerzlich empfindet, daß das Herz im Gewühl der Welt erkaltet und wir zurückkehren ſollen zu dem, was mit uns geboren wurde, zur Wahrheit der Natur, die das Maß aller Dinge iſt. Und ſo noch einmal, mein theures Ehgemahl, frag' ich dich: Willſt du mir, dem wiedergeborenen Heinrich Werner, das alte Wort der Treue nicht brechen, ſondern ihm als liebende Gattin auf den Schauplatz ſeiner neuen Beſtimmung aus freiem heiligen Willen folgen?

Julie. Durchs ganze Leben!

Konrad (kommt aus der Geſellſchaft mit den Kindern).

Die Kinder. Vater, Vater, wir waren beim Onkel!

Heinrich (die Kinder zum Präſidenten führend). Dieſe, dieſe bleiben die Ihren! Auf ſie häufen Sie Ihre edeln Opfer! Was Sie mir zudachten, geben Sie's meinen, Ihren Kindern!

Präſident (ihm die Hand reichend). Ihre Erklärung, Werner, iſt ſchmerzlich für mich, aber iſt ſie nöthig, um Ihnen die Ruhe Ihres Lebens zu ſichern, ſo geb' ich ihr mit getröſtetem Herzen meinen Segen. Ich begebe mich jetzt ſtolzen Muthes und mit froher Genugthuung in die Geſellſchaft meines Bruders —

Julie. Was deine erste Liebe betrifft, Heinrich — nun nehm' ich sie wie das Morgenroth deiner Jugend. Erste Liebe — das ist der Maimorgen des Lebens! Ich werde die Erinnerung an sie ehren, wie deine Jugend und nie dies Heiligthum betreten, ohne die fromme Scheu, die uns ziemt vor dem, was über Irdisches erhaben.

Heinrich. Warst du nicht meine erste Liebe, so brennt dir dafür auf dem Altar meines Herzens eine reine geläuterte Flamme. Und so sind wir denn eins! Auch du — (zu Seis) Freund der Seele! Das bist du mir jetzt doppelt geworden! Ueber uns allen schwebe der milde Stern deiner — unserer Liebe — Marie! Julie, durch das, was dir begegnete, hast du einen Blick in die Geschichte der Herzen gethan, die euch Liebe schwören, einen Blick in die Regien, die wir Männer euch Frauen so gern verborgen halten! In tausend Seelen unserer Zeit schlummert der Widerspruch des Herzens mit der Welt still und schmerzlich verborgen. Wohl dem, der ihn so lösen kann, wie ich — durch dich!

(Der Vorhang fällt.)

Anmerkung.

Es geht eine Gattung Charaktere durch die deutsche Literatur, die sich auf englische und französische Vorbilder aus der Zeit der empfindsamen Dramen und Romane des vorigen Jahrhunderts zurückführt. Goethe entlehnte seinen Weislingen, welchem Clavigo, Fernando und andere folgten, wol zum großen Theil den Stimmungen seines eigenen Gemüths, aber sein Gemüth war in der Schule der Zeit gebildet. Die Helden der Romane Richardson's und Goldsmith's, der Dramen Diderot's, Rousseau's Saint-Preux gaben einen modischen Ton an, der für Deutschland schon um deswillen mannichfach maßgebend wurde, weil ihm die feinere Sitte, der geläuterte Ausdruck der Empfindung überhaupt verbunden war. Lessing sogar, der sich in den Schwingungen des Gefühls nur auf mittlerer Höhe hielt, hat in „Miß Sarah Sampson" dem mächtigen Reiz dieser neuen Richtung nicht widerstehen können — das natürliche Ergebniß einer Zeit, wo nach langer Roheit die Verfeinerung der Sitte, der Umgangsformen, der Denk- und Empfindungsweisen zunächst von den Frauen ausging. Der Reiz des weiblichen Geschlechts mußte sich verwirrend und bestrickend mehren. Diesem Zauber gegenüber schwankten dann in ihren Neigungen die Männer; wilde Rechte der Natur machten sich geltend. Der Natur —! Wer kann sagen, daß die Natur dem Manne — die Treue lehrt! In der höchsten Potenz des Mannsgefühls liegt das Bewußtsein einer Volkskraft, die den Mann nicht blos in Affen, sondern selbst bei Stämmen Germaniens zum Herrn und bloßen Nutznießer des Weibes machte. Von einem gewissen, einem geschichtlichen und natürlichen Standpunkte aus sind solche den in ihren Liebesneigungen schwankenden Männern gemachten Vorwürfe geradezu eine Schulmeisterei.

Auch dem Helden des vorliegenden Schauspiels ist mannichfach der Vorwurf des Schwankens und der Haltlosigkeit, sei in seinen Liebesneigungen, wie in seinem Verhalten zum Leben überhaupt, gemacht worden. Weit ent-

P. Wilhelmine.

Wie ſollte es?

Erbprinz.

Der Kronprinz hat mich beauftragt, alle erdenklichen Mittel aufzubieten, Sie von dieſer Barbarei zu befreien. Gebieten Sie über mich. Sie ſehen mich bereit dazu! Zuerſt empfahl er mir dringend Ihre geiſtigen Bedürfniſſe. Wie iſt es mit der franzöſiſchen Sprache?

P. Wilhelmine.

Der König haßt Alles, was vom Ausland kommt, und nichts bitterer als Frankreich, ſeine Literatur und ſeine Sprache.

Erbprinz.

Der Kronprinz wußte das und ſchickt Ihnen deshalb, um gleich hiermit den Anfang zu machen, aus ſeinem Rheinsberger Kreiſe ein kleines geſchwätziges, aber ſehr gelehrtes Männchen, einen Franzoſen, Namens Laharpe —

P. Wilhelmine.

Die ſtrengſten Befehle verbannen alle franzöſiſchen Sprachmeiſter aus Berlin.

Erbprinz.

Laharpe geht zu Ihnen, ohne daß man ihn kennt.

P. Wilhelmine.

Unmöglich. Zu mir darf Niemand, der ſich nicht bei der Schloßwache ausweiſen kann.

fernt, diesen Vorwürfen beizustimmen, bekenn' ich vielmehr, der Fehler dieses Stücks lag darin, daß der Verfasser nicht die volle Entschlossenheit hatte, den von ihm angelegten Conflict bis zur äußersten Grenze zu führen. Im Jahre 1849, wo diese Arbeit schnell hingeworfen und mit gleichsam noch naßer Tinte auf die Bühne gebracht wurde, waren bereits die moralischen Maßstäbe unserer jetzigen Literaturepoche mit vollstem Geklapper in Thätigkeit, „schlungen todt" und denuncirten an die Wächter des Geschmacks und der „Sitte", an die Regierungen, die Lehrerwelt, die Frauen; die Censur witterte destructive Tendenzen bis in die tiefsten Kammern des Herzens, bis in die Erfindungen der erzählenden Phantasie. Ich erwähne dabei nicht einmal jene eigenthümlichen Convenienztraditionen einiger Hofbühnen, die, wie z. B. beim Burgtheater, unbedingt verlangten, daß in vorstehendem Stück Heinrich Werner keineswegs zum Bürgerstand zurückkehre, sondern „schon aus Rücksicht auf seine Gemahlin" seinen Adel bewahrt behalten müsse. Diese Convenienz wurde, echt wienerisch, sogar durch Rücksichten des „Gemüths" mit einschmeichelnder Ueberredung motivirt.

In frühern Ausgaben erschien dies Schauspiel in der abenteuerlichen Gestalt einer doppelten Abfassung der beiden letzten Acte. Die Möglichkeit einer solchen Unschlüssigkeit (die sich jedoch bei Goethe's gesammten dramatischen Arbeiten findet) wolle man dem Neuling zugute halten, dem bei Aufführung dieses Werks eine, er darf wol sagen, enthusiastische Aufnahme der vier ersten Acte und des Gedankengangs der ganzen aus seinem Innern geflossenen Arbeit entgegenkam. Man bestürmte ihn um eine andere Führung der Fabel, um eine andere Lösung am Schluß; für den einen sollte nicht dies, für den andern nicht jenes beibehalten bleiben. Auf dem lebhaften, in seinen Meinungsäußerungen wenig rückhaltenden Gebiete Hamburgs, auf dessen Stadttheater „Werner" zum ersten mal am 21. Februar 1849 gegeben wurde, verlor in solchem Andrang der Urtheile der Autor fast die Besinnung. Bei überwiegendem Tadel würde er sie behalten haben; aber die Bitten um Aenderungen mischten sich dem Ausdruck der lebhaftesten Theilnahme, den immer gefüllten Vorstellungen, den Ausbrüchen des lebendigsten Mitgefühls, die besonders durch die natürliche und einfach herzliche Darstellung Juliens durch Christine Enghaus (spätere Gattin Friedrich Hebbel's) unterstützt wurden. Nun lag der Autor die Spitzen ab; so er hätte die Handlung in ihren letzten Acten nach jeder Vorstellung anders zum Abschluß führen können; wie nachgiebig macht — das Glück!

Die in jener Zeit noch unter Friedrich Ludwig Schmidt's Leitung stehende hamburger Bühne nannte sich ein „Erbe Schröder's". Die-

sen Namen verdiente eine Leitung, der die rühmlichste Auszeichnung in den Jahrbüchern der deutschen Schauspielkunst nicht fehlen darf. „Wir kochen alle mit Wasser!“ sagte wol der durch seine kaustischen Einfälle bekannte alte Dramaturg, ein Veteran der „alten Schule“, wenn sich ihm die fürstlich dotirten Hoftheater auf zu hohem Paradepferd zeigten oder ihm Vorstellungen im Burgtheater oder im berliner Schauspielhause übermäßig gerühmt wurden; aber der von ihm verwaltete Musendienst gehörte in der That noch zu den letzten Resten einer nur der Sache und dem Selbstzweck der dramatischen Kunst gewidmeten ältern Vergangenheit unserer Bühne. Die Speculation auf Sinnenreiz durfte auch ihm nicht fremd bleiben, da ihn kein Zuschuß der Stadt unterstützte; aber an diejenigen frivolen Aufgaben, welche jetzt unserer gedankenscheuen Zeit fast die Hauptaufgabe der Bühne geworden scheinen, ging er nur, wenn er sie dann und wann nicht ablehnen konnte. In wahrer Befriedigung sah man den Alten, der als Darsteller in chargirten Rollen, wie Dorfrichter Adam, Polonius, als Baron in der „Kabalerschule“ unübertrefflich war, nur dann, wenn es eine würdige Anwendung seines immer gut zusammengesetzten Personals, die Erneuerung eines ältern gediegenen Werks, die Vorführung einer dem edlern Geschmack huldigenden Novität galt. Sein Wirken bestand, wie jede Theaterführung, aus mehr scheiternden als zutreffenden Hoffnungen; aber er kannte die Werke, die von ihm mit der größten Spannung und Erwartung begrüßt und einstudirt wurden, unter dem Hohngelächter des oft maßlos rohen bamburger Parterre zu Grabe getragen sehen, ihn hinderte eine solche mit schmerzlichem Seufzen aufgenommene Erfahrung nicht, am nächsten Morgen die Leseprobe eines neuen, vielleicht ein ähnliches Schicksal verheißenden Werks wieder mit den vielfach wiederholten und in der Theaterwelt anekdotisch gewordenen Worten zu beginnen: „Dies Stück ist in einer Sprache geschrieben — so müssen die Engel im Himmel einst reden! Ein Jahr im Zuchthaus wollt' ich zubringen, hätt' ich eine einzige Scene in dem Stück geschrieben!“ Und zuweilen trafen seine Hoffnungen ein.

Vorzugsweise war die Iffland'sche Welt an Schmidt's Bühne durch ausgezeichnete Darsteller, meist Veteranen, vertreten. Sie machte sich in derartig bezwingender Weise geltend, daß sie einem damals noch Bühnenbelebung seiner Erfindungen mehr als vielleicht entschuldbar strebenden, jungen Autor unwiderstehlich sich aufdrängte. Tonfall, Spielweise, Redegewohnheit jener Schauspieler wurden bei fast täglichem Theaterbesuch dem Ohr und Auge in unvermeidlicher Weise maßgebend. So gab denn auch in dem vorstehenden

Werk der Autor den Darstellern gleichsam auf Gerathewohl seine Absicht zur beliebigen Ausführung hin. Ihm sozusagen persönlich war es nur um die dramatische Wiedergabe eines wiedererwachten ersten Liebe, um jene lyrischen Stellen des Stücks, die auf dem Gemüth Marions, Heinrich's und Julians fußen, zu thun — den übrigen Apparat der Lösung entlehnte die noch unfertige Gestaltungskraft den Vätern, auf welchen täglich jene Präsidenten, Hofräthe, Assessoren, Secretäre, Kanzleiboten u. s. w. sich wie lebendigstes Fleisch und Blut, wie die möglichsten Gestalten von der Welt tummelten und die herb natürliche Empfindung einer gemischten Versammlung oft zu einem in Jubel ausbrechenden Beifall hinriß. Einen zweiten Titel („Herz und Welt" schlug der Autor selbst vor) behagte sich der „alte Schmidt" in einer ihm unvergeßlichen Leseprobe.

Wer die schöne, selbst so tief ergriffene und darum auch andere ergreifende Deutung Emil Devrient's als Heinrich von Jordan gehört, wird den Zusammenhang einer solchen Gestalt mit dem Leben der modernen Welt nicht in Abrede stellen und es dem Autor zugute halten, wenn er bei dieser letzten Revision des Stücks, in welcher die fruchtbaren beiden Schlußscenen zu Einer verbunden sind, den Gedankengang nicht wieder abwärts in die Fläche lenkte, sondern sich auf der Höhe seiner ersten ursprünglichen Idee erhielt. Die Schroffheit derselben zu mildern und den „Schwächling" Werner unserm „realistischen" Kunstrichtern zu opfern, konnte ihn nichts bestimmen.

Druck von A. H. Payne in Leipzig.

Dramatische Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe.

Viertes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1862.

Der Königsleutenant.

Lustspiel in vier Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

Zweite Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1862.

Der Königslieutenant.

Lustspiel

in

vier Aufzügen.

Personen.

Graf Lherane, französischer General.
Althof, sein Adjutant.
Rath Goethe.
Frau Rath Goethe.
Wolfgang, ihr Sohn.
Mittler, ein pensionirter Professor.
Seekatz, Maler aus Darmstadt.
Frau Seekatz, seine Frau.
Alcidor, ein französischer Schauspieler.
Belinde, eine französische Schauspielerin.
Hirth, } frankfurter Maler.
Schutz, }
Junker, }
Trautmann, }
Mack, Sergeantmajor.
Gretel, Dienstmagd im Goethe'schen Hause.
Französische Offiziere und Ordonnanzen.

Schauplatz: Frankfurt am Main. Zeit: Der Siebenjährige Krieg.

Erbprinz.

So hören Sie Labarpe's Vorträge bei der Sonnefeld, Ihrer Hofdame.

P. Wilhelmine.

Unmöglich.

Erbprinz.

Bei der Königin —

P. Wilhelmine.

Unmöglich.

Erbprinz.

Mein Himmel, ſind Sie denn nie eine Stunde allein?

P. Wilhelmine.

Sonntäglich zwei Stunden in der Kirche.

Erbprinz.

Das iſt ja entſetzlich. In Verſailles haben nicht nur die Prinzeſſinnen ſchon von zehn Jahren, ſondern ſogar ihre Puppen einen eignen Hofſtaat.

P. Wilhelmine.

Der einzige Ort, den ich zuweilen längere Zeit ohne Begleitung beſuchen darf, ſind drüben jene Zimmer, im untern Stockwerk des Schloſſes —

Erbprinz.

Wahrſcheinlich die Privatbibliothek des Königs?

P. Wilhelmine.

Nein!

Erbprinz.

Oder vielleicht eine Gallerie von Familiengemälden?

Erſter Aufzug.

Ein Zimmer im Hauſe des Raths Goethe. Rechts ein Fenſter, an welches ein Schreibtiſch angerückt iſt. Links ein Tiſch mit Seſſeln. Eine Thür in der Mitte und eine zur Seite links. Spiegel, Schränke; alles Mobiliar von Nußbaumholz und im Geſchmack der Zeit.

Erſter Auftritt.

Wolfgang (ſitzt in der Nähe des Fenſters am Schreibtiſch und wiederholt laut und langſam die Worte, die er zierlich auf ein ſauberes Blatt Papier ſchreibt).

Sur un ruban de soie leger comme le vent
Repandent de l'amour les dieux et du printems
De feuilles et de fleurs tant d'odeurs et richesses,
Qu'il faut pour les appas des reines des déesses
Qu'il porte un zephyr ce ruban —

Ce ruban — und immer ce ruban! Und immer noch hab' ich's nicht einmal! Die wundervollſten Schönheiten dicht' ich franzöſiſch auf ein Band, das eben erſt von der Gretel auf der

Neuen Kräm mit deutscher Gründlichkeit erhandelt werden muß. Der neue Voltaire sagt: Belinde, dies Band ist würdig, von Göttinnen getragen zu werden! und die Gretel wird erst sagen müssen: Herr Gontard, dies Band ist mit zwei Gulden zweiunddierzig Kreuzern unter Brüdern bezahlt! (Steht auf.) Das ist der Gegensatz zwischen Poesie und Prosa. Die Liebe sucht die luftige Brücke zu schlagen, die beide verbindet — aber wie oft bricht man auch auf ihr den Hals oder wird, wenigstens noch in meiner Lage, von strengen Vätern und gewissenhaften Müttern angerufen: Wo willst du hier hin, Schlingel? Ist das der Weg zur Schule? Das die gerade Linie zu deiner künftigen Anstellung? O Belinde! Belinde! Wo ist die Stelle, wo ich Ruhe finde? Am Baume schreib' ich deinen Namen in die Rinde. Am Bache ruf' ich ihn in alle Winde! Im Garten ich ihn gar aus Frühlingsblumen binde! Und bei alledem quält mich die fürchterlichste Eifersucht. Seitdem ich neulich bei ihr das schwarze verdeckte Bild gesehen habe, dessen Gegenstand sie mir nicht zeigen wollte; seitdem der Name Thorane und immer wieder Thorane auf ihren Lippen schwebt — wer ist nur dieser Thorane? Wer ist der Feind, gegen den ich im Stande wäre, mich mit dem Degen zu rüsten —? Aber — man kommt ... (Er verdeckt seine Schreiberei rasch mit einem Buche.)

Zweiter Auftritt.

Frau Rath Goethe, Mittler treten von außen ein. Anfangs bemerken sie Wolfgang nicht.

Mittler. Wie ich Ihnen sagte, Frau Gevatterin. Es wird bereits zum allgemeinen Stadtgespräch. Die Leut' stecken die

Köpf' zuſammen. Wo man hinhört, kriegt man's aufgetiſcht von Ihrem Musje Wolfgang und ſeinem saubern Benehmen —

Frau Rath (Wolfgang bemerkend, bei Seite). Pſt! Da iſt er ja!

Mittler (verändert ſchnell den Ton). Ah, guten Morgen, mein liebſter, charmanteſter Musje Wolfgang.

Wolfgang (bei Seite). Ich glaube, es war von mir die Rede?

Mittler. Schon ſo fleißig? Hoffentlich Praeparatio in Virgilii Aeneidem? (Steckt die Naſe auf den Tiſch.)

Wolfgang. Nein, in Tristia ex Ponto Ovidii — Nasonis! (Bei letzterm, ſcharf betonten Worte drückt er die Naſe tief backenden Mittler nieder und verſchließt das Gedicht.)

Mittler. Au! Sie heilloſer, kleiner, junger Mann ſpotten über die Kurzſichtigkeit Ihres alten Lehrers? (Bei Seite.) Frau Gevatterin, ich möchte wetten, drunter lag ein Carmen franco-gallicum! (Nimmt aber, da Wolfgang ſich ihm nähert, räuſpernd einen andern Ton an.) Ja, in der That, liebe Frau Rath, wie ich Ihnen vorhin ſagte, man muß geſtehen, die Einrichtung Ihres Hauſes feſſelt bei jedem neuen Beſuche deſto mehr.

Frau Rath (halblaut, beſorgt). Was nur ſagen denn die Leut' vom Wolfgang?

Mittler (überlaut). Die Gemäldeſammlung des Herrn Gevatters macht ſeinem Geſchmack alle Ehre. So ſollten alle Fürſten denken, wie hier ein einfacher Privatmann! Ich ſagt' es ſchon damals, als der Herr Rath nach Italien auf Reiſen gingen —

Frau Rath (bei Seite, zu Mittler). Ins Ohr ſetzen laſſ' ich mir nichts; wenn's was Unrechts iſt, muß 's heraus und auch bewieſen werden. (Laut.) Belieben Sie ein Gläschen ſüßen Weins —?

Mittler. Danke! Danke!

Frau Rath (will an einem Klingelzug ſchellen). Oder die Gretel ſoll ein Gebackenes bringen —?

Mittler. Danke! Danke! (Leise, listig.) Haha! Der Gretel dürften Sie lange schellen.

Frau Rath. Sie ist zur Hand.

Mittler (halblaut.) Pst! (Bei Seite, mit einem Blick auf Wolfgang, der sich inzwischen mit einem Buche, aufhorchend, ans Fenster gestellt hat.) Wenn die Frau Gevatterin wüßte —

Wolfgang (bei Seite). Was flüstern sie denn nur ewig?

Frau Rath. Wüßte? Was ist mit der Gretel?

Wolfgang (bei Seite). Sie sprechen von der Gretel?

Mittler (bei Seite). Wären nur der Herr Sohn nicht gegenwärtig. (Räuspert sich, laut.) Also den Herrn Gevatter Seekatz erwarten Sie aus Darmstadt? Hm! Hm! Ein stattlicher Künstler! Schade, daß der unglückliche Mann, wenn er Ruhe in seinem Hause haben will, auf allen seinen Bildern seine Frau anbringen muß! Uebrigens besitzt der Herr Gevatter die schönsten Bilder, die man von Seekatzens Pinsel kennt.

Wolfgang. Und Sie kennen die Pinsel!

Mittler. Wie so?

Wolfgang. Haben Sie nicht den Vater beredet, einen Rembrandt zu kaufen, den eines schönen Morgens, als uns unser guter frankfurter Apelles Trautmann besuchte, dieser für eine von *ihm* gefertigte *Copie* eines Rembrandt erkannte?

Mittler. Junger Mann! Unter *Kennern* sind dergleichen — Irrthümer nichts Seltenes! (Bei Seite.) Jetzt bring' ich den Naseweis fort! (Laut.) Rembrandt, mein lieber Wolfgangus, was wissen denn Sie schon von Rembrandt? Rembrandt wurde geboren im Jahre — nun zeigen Sie doch 'mal, was Sie von dem Rembrandt wissen —!

Wolfgang. Rembrandt wurde geboren den 15. Juni 1606 in der Mühle seines Vaters, der ein Müller war.

Frau Rath (die ſich geſetzt hat). Sehen Sie, Herr Gevatter, daß der Wolfgang es wußte!

Mittler. Falſch! Falſch! Wenigſtens nicht in der Jahreszahl richtig! Ja — gehen Sie nur in die Bibliothek Ihres Herrn Vaters — Sie kleiner Spötter, ſchlagen Sie nur einmal im Dictionnaire des Bayle nach —

Wolfgang. Den 15. Juni 1606, ſag' ich!

Mittler. Falſch, Muſje Wolfgang! Schlagen Sie im Dictionnaire des Bayle nach, wenn Sie denn doch ſchon über Rembrandt mitſprechen wollen —!

Wolfgang. Sie wollen es beſſer wiſſen? Das wollen wir doch einmal ſehen! (Springt ab durch die Mitte.)

Mittler. Haha, haha! Fort iſt er!

Frau Rath. Sie ſehen, es iſt noch ganz ein Kind!

Mittler. Ein ſchönes Kind! Liebſte Frau Rath, vergeben Sie mir, wenn ich — (will ihre Hand küſſen).

Frau Rath. Laſſen Sie nur jetzt all die Sachen und bleiben Sie auf der Hauptſtraß'! Ja, was verläſtern Sie mir meinen Buben?

Mittler. Nun denn, allerdings! Greuliches, Unerhörtes vernimmt man von dem Wolfgang Goethe! Sagen Sie, Frau Gevatterin, was hat er mit der franzöſiſchen Komödie?

Frau Rath. Frei Entrée hat er mit ihr! Der Großvater hat ihm ſein Senatorsbillet abgetreten; da ſoll er franzöſiſch lernen.

Mittler. Franzöſiſch; von wem? Von denen Actricen in denen Ankleidezimmern?

Frau Rath. Das iſt noch kein Unglück, wenn er da 'mal die Naſ' hineinſteckt! Auf die Kanzel ſoll er nicht.

Mittler. So? Sie wiſſen alſo nicht, daß er mit der jungen theatraliſchen Circe, dieſer Demoiſelle Belinde, eine förmliche — Liaiſon hat?

Frau Rath. Auch das weiß ich ſchon. Aber er beſucht nur ihren Bruder, den Schauſpieler Alcidor. Mit dieſem charmanten, feingebildeten, jungen Mann übt er ſich in der Converſation, lernt auch wie man Gedichte ſchreibt und dergleichen unſchuldige Bagatellen mehr. Sie, die Schweſter, iſt ebenſo ein gebildetes, artiges Frauenzimmer, das mit ihrem Bruder zu eingezogen lebt, als daß ihr ein Menſch etwas Schlimmes nachſagen könnte. Wird ein ſo achtbares Frauenzimmer ſich mit einem Kind in ein unpaſſendes Verhältniß einlaſſen! Nein, nein, nein, nein, da müſſen Sie doch noch ganz andere Sächelchen anbringen, wenn Sie mich in Harniſch jagen wollen.

Mittler. Gut. Der Theaterauslaufer, der bei der Mamſell Belinde die Bedienung hat, hat mir's ſelbſt erzählt, wie das junge Blut, der Goethe's Wolfgang, ſtundenlang vor dieſer Creatur auf den Knieen liegt und in exaltirten, hochgeſchraubten Redensarten, sesquipedalibus verbis, mündlich und ſchriftlich ſie adoriret. Neulich, als er auf ihrer Toilette ein ſchwarzes Käſtlein erblickte, ſo das Porträt eines jungen ſchönen Mannes in einer Kapſul verborgen enthielt, iſt der Wolfgang ja, ich weiß es mit diplomatiſcher Gewißheit, vor Eiferſucht faſt raſend geworden und hat ſeinen Degen gezogen, um ſich geradeswegs vor ihren Augen ſozuſagen zu erſtechen. Alcidor kam noch zum Glück hinzu und hat ihn nur cajoliren müſſen, um das Aeußerſte zu verhüten — Er müſſe ſich ja auch in das Unabänderliche fügen, ſoll ebenſo Musje Alcidor in höchſt dunkler, beinahe myſtiſcher Weiſe geſagt haben, und nun hätten ſie alle drei aus allen möglichen Trauerſpielen von Racine, Corneille und Voltaire ſo viel gotteslaſterliche Schwüre und unchriſtliche Redensarten durcheinander ausgeſtoßen, daß ſie alle drei ganz erbärmiglich angefangen hätten zu weinen. Denken Sie ſich, Frau Rath, dieſen Wolfgangus! Wie alt mag er ſein?

Alle drei haben sie um die Wette geweint und sich wieder geküßt — und dann wieder geweint und wieder geküßt — kurz die Nachbarn haben die Fenster aufgerissen, so ein Lärm ist das in der Bibergasse gewesen.

Frau Rath (zieht ihr Taschentuch). Wissen Sie wol, daß Sie mir rechten Kummer machen? Das arme Kind! So zu weinen! Wer macht mir denn nur das Kind so unglücklich!

Mittler. Nun bitt' ich Sie — nun fangen Sie auch an —?

Frau Rath. Gehen Sie! Sie haben kein Mitgefühl.

Mittler. Aber (zieht sein Taschentuch) theure Freundin, wenn Sie weinen, so muß ich ja bei meiner schwachen Nervenconstitution und meiner aufrichtigen Liebe zu diesem so hoffnungsvollen Knaben gleichfalls — (er schluchzt).

Frau Rath (steht jetzt auf). Nun will ich nichts mehr wissen. Ich habe mir vorgenommen, meine Kinder anders zu erziehen, als ihr's alle hier gewohnt seid nach euerm verbrauchten abgeschmackten alten Herkommen. Cornelia ist in Offenbach bei denen Andrés, um sich in der Musik zu vervollkommnen, und Wolfgang muß und soll diese Franzosen sehen und mit ihnen umgehen, es geschieht mit meiner Bewilligung. Ich wußte alles, was Sie mir von der Belinde erzählt haben. Alte Geschichten! Alte Geschicht. Neue Grundsätze! Adieu, Herr Gevatter! (Will ab nach rechts.)

Mittler. Neue Grundsätze? Nun, dann behalt' ich also das von dem seidenen Band und von der Gretel für mich.

Frau Rath (kommt zurück). Von der Gretel?

Mittler. Bei Gontards auf der Neuen Kräm war ich, steh' hinterm Comptoirtisch und plaudere und plaudere über die gegenwärtigen betrübenden politischen Constellationes, über diesen Fritz von Preußen, unsere erhabene Maria Theresia, die

Franzoſen und den, Gott ſei's geklagt, nicht endenden ſchrecklichen, verwüſtenden Krieg —

Frau Rath (ungeduldig). Machen Sie ihm ein Ende —!

Mittler. Dem Krieg, liebe Frau? Könnt' es Eins! Wenn das Cabinet von Verſailles —

Frau Rath (drängend). Dem Ding mit den Gontards und der Gretel!

Mittler. Richtig. Kommt die ja in den Laden und fragt — die Gretel — ob das Band fertig wäre?

Frau Rath. Welches Band?

Mittler. So der junge Herr Wolfgangus Goethe beſtellet hab' —

Frau Rath. Ein Band beſtellt?

Mittler. Die Gretel ſagte, ſie wollte das Band nur gleich mitnehmen, und was es koſten thät, und es koſtete einen brabanter Thaler und es war fertig und ſie wickelte es ein und ſie ſteckte es zu ſich und ſie ging und ſie nahm's und ſie hat's und ſie bringt's.

Frau Rath. Nun — was iſt da dabei?

Mittler. Da dabei —? Als ich fragte, was das für ein Band wäre, lautete die Antwort: Es iſt ein bunt und ſchön gemalt ſeiden Band mit einem prächtigen Namenszug an der Schleife: Buchſtabe B. So ſtand's im Buch beſtellt. Weich B, Frau Gevatterin, nicht P. B—e Be—l—i—n—lin—d—e—de—Belinde! (Wolfgang tritt leiſe herein, einen Folianten in der Hand.)

Frau Rath. Hm, Hm, Hm! Wenn freilich die neuen Grundſätze unnöthiger- und heimlicherweiſe Geld koſten —

Mittler. Was meinen Sie, Frau Rath! Wie viel brabanter Thaler wird Ihnen dieſes hoffnungsvolle Kind noch an die Schauſpielkunſt und dergleichen verhändeln?

Dritter Auftritt.

Wolfgang. Später Gretel. Die Vorigen.

Wolfgang (ſchlägt den Folianten auf Mittler's Schulter und wirft das Buch auf den Tiſch links von ihm). Den 15. Juni 1606, in der Mühle ſeines Vaters und unter deſſen Eſeln — ganz wie ich geſagt habe.

Mittler (ſieht in das Buch). In der That! (Reibt ſich.) Schlagend richtig! Ich ſagte von jeher, unſer Musje Wolfgang iſt in allen Dingen ſattelfeſt und verſpricht eine glänzende Zukunft . . . .

Wolfgang. Ohne darum für die Gegenwart blind zu ſein! (Setzt ſich zum Arbeiten.) Fahren Sie jetzt nur im Verleumden fort.

Mittler. Im Verleumden? Ich ſprach von Seekatzens Bildern! Wenn ihm ſeine Frau erlauben wollte, Modelle von ſolcher Liebenswürdigkeit zu wählen, wie diejenige Ihrer Frau Mutter hier — (will der Frau Rath die Hand kuſſen).

Frau Rath. Genug! Da iſt die Gretel!

Gretel (kommt mit einem großen Marktkorbe, ſchon unter der Thür rufend). Da ſind Sie ja, Frau Rath! Wiſſen Sie das Neueſte? — Die Leut' laufen all ans Thor — Franzoſen kommen wieder!

Mittler. Die hat's auch mit den Franzoſen!

Frau Rath. Komm doch einmal näher.

Wolfgang (bei Seite). Die Gretel!

Gretel. Die Regimenter kommen all' von Höchſt. Der Thürmer von der Katharinenkirch' hat's heruntergerufen. Alles läuft ſchon auf die Dächer und will ſehen, was 's für Regimenter ſind.

Frau Rath. Das wird Sie wenig kümmern — Sie gehört zu

meinem Regiment. Wo ſteckt Sie denn nur? Wo iſt Sie ſo lang geweſen?

Gretel. Erlauben Sie, Frau Rath. Ich hab' Commiſſionen auszurichten gehabt für den Herrn Rath. Und der Herr Großvater, der Herr Schöff, der hängen einem auch immer noch ein Aemtchen auf, wenn man einmal auf der Friedberger Gaſſe was zu beſtellen hat.

Frau Rath. So? Und auf der Neuen Kräm?

Gretel
Wolfgang } (bei Seite). Neue Kräm!

Frau Rath. Zeig' mal den Korb her! Was für ein Aemtchen war denn das auf der Neuen Kräm? Was trägſt du denn da ſo verdeckt? He?

Mittler (ſieht mit hinein). Ach, die ſchönen Gemüſer und die prächtigen Kirſchen! (Nimmt einen Teller davon heraus und präſentirt ihn der Frau Rath, die ihn auf den Tiſch ſtellt.) Iſt's gefällig? — und die neueſten Zeitungen — und etwas von der fliegenden Literatur des Tages — und —

Wolfgang (bei Seite). Himmel!

Frau Rath. Ein Band! Was ſoll das Band? Wo iſt das Band her? (Entrollt es.)

Mittler. Ach, wie ſchön! Wie flackert das! Wie duftet das ordentlich! Ein Band der Liebe neben ein paar — zarten abgerupften Turteltäubchen! (Zieht dieſe auch hervor.)

Frau Rath. Herr Profeſſor! Ich wünſch' Ihnen einen angenehmen guten Morgen.

Mittler. Sie ſind ſo betroffen, meine Liebwertheſte! Was haben Sie denn?

Frau Rath. Laſſen Sie's jetzt nur gut ſein — Guten Morgen!

Mittler. Aber wenn ich hätte ahnen können, daß Sie ſich

P. Wilhelmine.

Nein! Sehen Sie den Rauch, der aus den geöffneten Fenstern hervordringt?

Erbprinz.

Das ist — doch nicht etwa — die Garküche?

P. Wilhelmine.

Die Garküche nicht, aber auch nicht viel Besseres. Es ist, mit Ehren zu melden, die königl. preuß. Waschküche! Sehen Sie, Prinz, da ist es der Schwester des Kronprinzen erlaubt, stundenlang sich hinzustellen, und ehrbar zuzuschauen, wie man die Wäsche spült und mangelt und die Kleider stärkt und die Gedecke und Servietten sortirt —

Erbprinz.

Einer Prinzessin?!

P. Wilhelmine.

Sehen Sie das kleine Fenster mit den grünen Blumenstöcken und dem kleinen Hänfling im Käfig? Dort wohnt die Frau des Silberwäschers. Während die arme Königstochter zuweilen scheinbar, wie eine Magd an den Töpfen und Kesseln zu walten scheint, schlüpf' ich ganz heimlich zu jener guten Frau, wo ich hinter den Blumen frei und heiter lachen kann, verstohlen dem kleinen Hänfling aus meiner Hand sein Futter reiche und mir schon tausendmal gesagt habe: Bei all deinen Leiden, all deinem Kummer bist du doch noch glücklicher, als der arme kleine Sänger da im Kä-

würden von ſothanen traurigen Gegenſtänden dermaßen alteriren laſſen —

Frau Rath. Durchaus nicht — Schon gut. Aber Adieu! Adieu!

Mittler. Nun denn! Mein ergebenſtes Compliment an den Herrn Rath — und wenn der Herr Gevatter Seekatz kommen, vorläufig meinen ſchönſten Gruß, und wenn ich werde erfahren haben, was es für franzöſiſche Regimenter ſind . . . .

Frau Rath. Zerbrechen Sie ſich darüber nicht den Kopf —

Mittler. Ich will ja nur in Frankfurt das häusliche Glück und den allgemeinen Familienfrieden befördern! Meinen ſchönſten guten Morgen! (Ab nach außen.)

Gretel. Frau Rath, aber das Band — das bitt' ich denn doch —

Frau Rath. Trag Sie die Sachen nur in die Küch' und die Zeitungen zum Herrn — hört Sie's?

Gretel. Nein, aber das Band, Frau Ra. , darf ich bitten — es gehört — es iſt — das Band iſt —

Frau Rath. Was quält Sie ſich denn ſo, eine Lüge zu erfinden? Verlang' ich ſie denn? In die Küche mit Ihr!

Gretel (bei Seite, weinerlich zu Wolfgang hin). Wer ihr nur das geſagt hat von dem Band! (Ab nach außen.)

Wolfgang (bei Seite). Jetzt wird ſich etwas entwickeln! Eine ſonderbare feierliche Stimmung tritt ein! Mein Freund Alcider nennt es in der äſthetiſchen Kunſtſprache die große Pauſe.

Frau Rath (die das Band nimmt). Wolfgang!

Wolfgang. Liebe Mutter!

Frau Rath. Setz dich daher!

Wolfgang (erſtaunt, nimmt einen Stuhl, bei Seite). So fangen auf der Bühne die Familiengemälde an!

Frau Rath. Willſt du nicht ein paar Kirſchen eſſen? (Reicht ihm den Teller hin.)

Wolfgang (nimmt eine). Danke, liebe Mutter! (Bei Seite.) Die Scene wird nicht zu tragiſch enden.

Frau Rath. Wolfgang, du beſuchſt das Theater —

Wolfgang. Das franzöſiſche, liebe Mutter. Es bildet in verſchiedener Hinſicht. Erſtens —

Frau Rath. Zweitens und drittens — es thut mir leid, daß du dies Vergnügen von jetzt an ſeltener genießen wirſt —

Wolfgang. Das wäre ein bedeutender Nachtheil für den Geiſt, liebe Mutter!

Frau Rath. Aber ein Gewinn für dein Herz. Der Großvater wünſcht ſein Freibillet zurück.

Wolfgang. Der Großvater? Will Großpapa noch in ſeinen alten Tagen moderne Richtungen einſchlagen und das Theater beſuchen?

Frau Rath. Er will der armen verſchuldeten Truppe die Koſten erſparen und verzichtet deshalb auf ſein Freibillet. Nicht wahr, es ſind recht gute Kirſchen?

Wolfgang (betroffen). Ein bischen ſauer, liebe Mutter!

Frau Rath. Apropos, wie alt biſt du doch jetzt, Wolfgang?

Wolfgang. Jetzt eben, chère mère? Ich meinte — jetzt eben wär' ich noch nicht ſieben Jahr.

Frau Rath. Du biſt ein Jahr älter, als meine Pathe Bertha d'Orville in Offenbach. Weißt du, daß morgen ihr Geburtstag iſt?

Wolfgang. Morgen? In der That? Ich ſoll ihr vielleicht — den Reſt — dieſer Kirſchen ſchicken?

Frau Rath. Das Band ſollſt du ihr ſchicken. Iſt es nicht reizend?

Wolfgang (bei Seite). Mein Band? (Laut.) O — ſehr — Aber —

Frau Rath. Sie nur, wie ſchön! Und ſchon ein D darauf gemalt.

Wolfgang. Ja und ein B darauf gemalt!

Frau Rath. Bertha d'Orville!

Wolfgang. Bertha d'Orville — wirklich Bertha — d'Orville in Offenbach?

Frau Rath. Sage, war das nicht ein guter Gedanke von mir?

Wolfgang. Allerliebſt — aber — (Bei Seite.) Dafür 2 Gulden 42 Kreuzer aus meiner Taſche!

Frau Rath (ſteht jetzt auf). Siehſt du, wie ich an alles denke. Setz dich nun daher, ſchreib einen hübſchen kurzen Glückwunſch, ich werde das Band ſchön einwickeln; deine Schweſter Cornelia, die ſich in Offenbach ſo gut gefällt, daß ſie noch länger dorten verweilen wird, ſoll das Ganze dann der Bertha — d'Orville unter einen Kuchen legen, und ſo zeigſt du, daß du ein gutes Kind biſt, ein aufmerkſamer Verwandter und auf Freundſchaft hältſt. Nicht wahr?

Wolfgang. Unter einen Kuchen! Darf man wol fragen, ob das ſchöne Band unter einem Kuchen nicht empfindlich leiden wird? (Will es anfaſſen.)

Frau Rath. Halt! Noch mehr unter deinen Kirſchenfingern! Ei, geh! Es koſtet einen brabanter Thaler.

Wolfgang. Nichts abgegangen?

Frau Rath. Goutards haben feſte Preiſe und die Gretel hat das Geld ausgelegt. Ich will's ihr aber — (mit lächelnder Ironie) — wiedergeben.

Wolfgang. Gütige Mutter!

Frau Rath. Jetzt, Wolfgang, will ich die neuen franzöſiſchen Truppen ſehen. Wärſt du ein galanter Sohn, ſo würdeſt du mir den Arm reichen und mich zu dem ſchönen Schauſpiel begleiten.

Wolfgang. Liebe Mutter, ich habe an — französischen Schauspielen für den Augenblick zwar — einen Kronenthaler gewonnen — aber für einige Zeit den Geschmack verloren.

Frau Rath. Das wäre nicht gut, mein liebes Kind! So weit deine Ausbildung an der französischen Komödie interessirt ist, wird der Vater das Freibillet gewiß gern ersetzen — und wenn sonst etwas von Frankreich her in deinen Kopf kommt, was die Unterstützung und den Rath eines guten Freundes erfordert, so wendet man sich — in solchen Fällen an das zärtliche Herz einer Mutter — nicht an die Mägd' im Hause, die unsere zartesten Geheimnisse in den Gemüskörben auf den Markt tragen und beim Salat, den sie erhandeln, die Angelegenheiten ihrer Herrschaften verdingen. Verstanden, mein poetischer Herr Sohn? Das Band wird nach Offenbach besorgt! Bertha d'Orville! Und eine zarte Gratulation, mein braves, gutes Kind? N'est-ce pas, mon fils? — Nun will ich sehen, was heut' für neue Truppen einziehen. (Ab nach außen.)

Vierter Auftritt.

Wolfgang. Dann Gretel.

Wolfgang (allein). Da steh' ich — wieder ein Schulknabe! Eben ein Gott und jetzt hinuntergeschleudert auf die Secundanerbank! Und ich begreife bei alledem — sie ist nur beleidigt, weil ich sie nicht zur Vertrauten gemacht habe! Sie würde mir gern das Studium der Seelenlehre gestatten, wenn ich ihr eigenes Herz dabei als Handbuch aufschlüge! O, mein himmlisches, blumenreiches Band (er küßt es), das um Be-

lindens ſchlanken Leib gewunden werden ſollte und nun, nun nach Offenbach — in die Verwandtſchaft kommt! Ach! das ſind nun keine Roſen mehr, keine Nelken! Gemalte offenbacher Gänſeblümchen ſind's, wie ſie bei Oberrad auf der Wieſe blühen, und das zierliche B könnte bei der mir ſo höchſt gleichgültigen Couſine bedeuten: Dieſes B ruft Bertha'n zu: Wir ſpielten einſtmals: Blindekuh!

Gretel. Die Mutter iſt fort, Herr Wolfgang! Da! Nun leſen Sie! (Wirft ein Billet ins Zimmer.) Ich muß ans Thor und die Franzoſen ſehen!

Wolfgang (hält ſie feſt). Dageblieben! Gebeichtet!

Gretel. Hernach, hernach! Leſen Sie nur! Ich muß die Franzoſen —

Wolfgang. Das Papier kann ich nachher leſen! Es iſt die quittirte Rechnung? Sie hat geplaudert! Beichte, Sünderin!

Gretel. Ich geplaudert? Gretel, ſagte der franzöſiſche Sergeant, der nach der Schlacht bei Roßbach bei meiner damaligen Herrſchaft in Aſchaffenburg verwundet im Quartier lag und von mir mit Geduld, Liebe und allem Zubehör gepflegt wurde, Gretel, du haſt zuweilen recht nachtheilige Eigenſchaften, aber deine Ehrlichkeit und deine Gewiſſenhaftigkeit und deine — wie geſagt, der Sergeant hätte mich geheirathet, wenn er nicht hätte unter die Fahne zurückkehren müſſen, der er früher geſchworen hatte als mir, ſagte er beim Abſchiede, und blos darum verließ er mich.

Wolfgang. Verließ er mich! Siehſt du! Es iſt kein Verlaß auf dich! Da liegt nun mein Band, weißt du, was inzwiſchen darüber ein unſichtbares räthſelhaftes Fatum beſchloſſen hat? Ich muß es nach Offenbach an Bertha d'Orville ſchicken.

Gretel. An Ihre Zukünftige?

Wolfgang. Zukünftige? Ich dächte, an meine Plus quam Perfecta! Nenne mir den Verräther der Poeſie an die Proſa!

Gretel. Hören Sie, Wolfgang, wie ich das Band holte, schielte hinterm Ladentisch bei Gontards so etwas Verdächtiges hervor, was sich gleich versteckte, als ich in den Laden kam — sehen konnt' ich's nicht, es war zu dunkel, aber so ein Paar graue Augen blitzten manchmal hervor — wenn's am Ende der Professor Mittler war?

Wolfgang. Ein Verräther im Rembrandt'schen Helldunkel?

Gretel. So hängt's gewiß zusammen. Der duckte sich, belauschte mein' Sach' und hat's hier wieder angebracht. Aber nun muß ich ans Thor. Jemine, lesen Sie doch den Brief!

Wolfgang (hebt das Papier auf). Ein Brief? Von wem?

Gretel. Ei, sagt' ich's denn noch nicht? Der französische junge schöne Herr ist mir begegnet — der Herr Alcidor — der die feurigen Rollen in der französischen Komödie spielt —

Wolfgang. Belindens Bruder — Alcidor —?

Gretel (sich umsehend). Er hat mir das Billetchen für Sie gegeben —

Wolfgang (öffnet den Brief). Von — (Er liest.) Mon jeune ami!

Gretel. O das heißt: Mein schöner Freund! Da weiß ich noch von meinem Sergeanten her. Er war beim 27. Regiment, hieß Mack und war eigentlich ein Elsasser und sprach ganz ordentlich deutsch und blos geradebrecht französisch. Aber ami mit hinten was dran, sagte er mir, das heißt Freundin, und ami ohne hinten was dran, heißt Freund. (Ganz in der Ferne hört man Trommeln, die fortdauern, bis der Rath eingetreten ist und einiges gesprochen hat.) Ha! Sie sind's! Sie kommen schon! Ach, wann's doch die Siebenundzwanziger wären! (Läuft ab.)

Wolfgang (liest in zunehmender Spannung seinen Brief).

Fünfter Auftritt.

Rath. Wolfgang.

Rath (kommt von innen mit Hut und Stock, will ſchnell ausgehen, ſieht, ſchon an der Thür, Wolfgang träumeriſch den Brief leſen und wendet ſich nach ihm zurück).

Wolfgang. Verſteh' ich recht —? Die Truppe verläßt uns?

Rath. Nun? Wie ſtehſt du denn?

Wolfgang (verſteckt den Brief). Ach, Vater —

Rath. Haſt du nichts gehört? Es kommen neue Truppen. Woran denkſt du denn? Träumſt noch immer, ſcheint es, indem ich mit dir ſpreche?

Wolfgang. Sprachſt ja mit der Gretel, Vater —

Rath. Ich? Mit der Gretel? Wolfgang! Wolfgang! Lebſt du denn ewig in den Tag hinein? Das iſt es, was ich an dir tadeln muß, was mich oft mit Schrecken vor deiner Zukunft erfüllt — Was ſteckteſt du da eben zu dir?

Wolfgang. Lieber Vater, ich präparirte mich auf die Triſtien des Ovid. Siehſt du, da liegt er.

Rath. Eine unglückliche Gewohnheit, ins Blaue zu ſtarren, gedankenlos über nichts und wieder nichts zu brüten. Das bekümmert mich, mein Sohn! Wenn dich die Außenwelt nicht berührt, wenn Krieg oder Frieden an deinem theilnahmloſen Innern vorüberziehen, ſo will ich mich damit tröſten, daß du die Leiden noch nicht fühlſt, die ein Patriot empfindet, wenn er an ſein zerriſſenes Vaterland denkt, an dieſen Krieg der Preußen mit dem Reiche, an dieſe Einmiſchung der Franzoſen, an alles, was unter unſern Augen ſich täglich bejammernswürdig genug begibt. Dann aber ergreife wenigſtens etwas, was dich vor völlig zweckloſer Träumerei bewahrt? Nutze die Augenblicke

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.
3-598-51032-2
FN. 19201/093

deines jungen Lebens! Kind, sie sind sparsamer gezählt, als du denkst . . . Wie ist es mit der mathematischen Aufgabe, die ich dir neulich zu lösen gab?

Wolfgang. Lieber Vater, ich kam — auf einen Bruch. Die Rechnung ging nicht auf . . . .

Rath. Und gleich ließest du sie liegen. Du sollst aber nichts halb thun und beschäftigen sollst du dich immer. Wolfgang, oft ergreift mich eine Bekümmerniß um dich. Ich sehe dich nicht mehr auf dem geraden Wege, auf dem ich dich zu deinem Lebensberuf führen wollte. Deine Neigung für die edle Mathematik, für die Meßkunst, für ein fleißiges und sauberes Copiren guter Bilder stockt. Sieh an mir, wenn ich jetzt nicht die Freude hätte, die trübe Stimmung des Gemüths wenigstens durch die Kunst aufzuheitern! Unser trefflicher Seekatz aus Darmstadt wird uns besuchen und unsere obern Zimmer beziehen. Schließ dich ihm an, nutze sein Urtheil! Uebrigens kann ich nicht umhin, dir meine Freude auszudrücken, daß glücklicherweise die französische Komödie Frankfurt verlassen wird.

Wolfgang. Also wirklich? (Bei Seite.) Ganz wie mir Belinde da —!

Rath. Wie du betroffen bist! Ich höre, daß du dich, auf die Autorität deines Großvaters hin, hinter die Coulissen zu begeben pflegtest, dort mit den leichtsinnigen jungen Leuten gelacht und gescherzt hast. Seitdem du französisch lernst, hast du dein Italienisch vernachlässigt. Ich hoffe, daß du zu meinem alten Erziehungsplan zurückkehrst und die Gefahren einer hin- und hertastenden Selbstausbildung endlich einsehen lernst. Adieu! mein Sohn! Willst du nicht die Truppen marschiren sehen?

Wolfgang. Wie? Die Truppe reist — schon ab?

Rath. Wolfgang!

Wolfgang. Die französischen — Schauspieler?

Rath. Wer ſpricht von ihnen? Von dieſen Vagabunden? Ihre Päſſe ſind noch nicht in Ordnung und ihre Verbindlichkeiten nicht gelöſt. Schulden ſind die häßlichen Inſekten auf den Bouquets, die ihre falſche Kunſt dem verweichlichten Geſchmack bietet —

Wolfgang. Der Gedanke an Schulden macht dich ordentlich poetiſch, Vater!

Rath. Marſchall Broglie iſt es, der durchmarſchirt, um dem Corps des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig eine Schlacht zu liefern.

Wolfgang. Man erzählte davon —

Rath. Und doch, wohl dem, der dieſer verworrenen Politik keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken braucht! Bleibt dem Biedermann in dieſen Tagen etwas anderes übrig, als ſein Urtheil zu verſchließen und vor den unbehaglichen Verhältniſſen des Vaterlandes, vor den Schrecken des Kriegs ſich in den Frieden der Familie zu flüchten! Da ein trauliher Herd, da eine ſtille kunſtgeſchmückte Wohnung, wie die unſrige hier, ein gutes Weib und hoffnungsvolle, für beſſere Zeiten aufbewahrt bleibende Kinder, das iſt eine Abſchlagszahlung für die Zukunft, bei welcher man wenigſtens die Freude am Leben und die Hoffnung nicht ganz verlieren kann. Was an dir iſt, Wolfgang, hoff' ich, du wirſt dein Theil dazu beitragen, dies gemeſſene Glück deinem Vater zu begründen und zu mehren. (Ab nach außen.)

Wolfgang. Nein, nein! Hier iſt mein Schickſal! Hier die Bahn eines mit dem Schönen und Großen fühlenden Herzens! Iſt es denn möglich —! (Lieſt außer ſich das Billet.) „Mein junger Freund! Belinde ſagt Ihnen ein herzliches Lebewohl! Unſere Geſellſchaft geht nach der Schweiz. In Soleure — (Soleure? Ach ſo! Solothurn . . .) werden wir Klytämneſtra's Reuethränen

ſig, dem ſie nimmer die Freiheit geben werden, und ſäng' er noch ſo ſchön, noch ſo melodiſch in allen allen Sprachen der Erde.

Erbprinz (bei Seite).

Sie iſt bezaubernd. — (Laut) Und Laharpe?

P. Wilhelmine.

Da es denn gewagt ſein ſoll, — dorthin, Prinz, ſchicken Sie mir dieſen gelehrten Herrn, dort will ich, wie es der Bruder befiehlt, meinen franzöſiſchen Styl bilden und unter andern auch lernen, wie man recht elegant, recht modern franzöſiſch ſagen kann: „Wagen wir denn den Anfang eines neuen Lebens! Bleiben Sie der Freund meines Bruders, bleiben Sie mein Beſchützer, leben Sie wohl!" (Ab.)

Vierter Auftritt.

Erbprinz (allein). Dann die Sonnsfeld.

Erbprinz (ſteht ganz verwirrt).

Wo weil' ich denn? War das eine Scene aus tauſend und einer Nacht oder bin ich wirklich an den Ufern jener gemüthlichen Spree, die ſich in die Havel ergießt? Wahrhaftig, dieſer preußiſche Hof mit ſeinen Zöpfen und Kamaſchen iſt romantiſcher, als ich mir gedacht habe. Laharpe, du hinter jenen Blumenſtöcken? Dir

weinen und an Phädra's gebrochenem Herzen sterben. Wir wollten anfangs nach Mainz, aber bei den Franzosen dort steht ein Mann, den wir gezwungen sind, zu vermeiden. Sie kennen das Medaillon, das wir drei schon mit unsern Thränen benetzten. Mein junger Freund, Sie wissen nicht, welche innere Qual mich zwingt, vor dem Grafen Edmond René de Thorane zu fliehen ...."

(Draußen in der Ferne Trommeln, die fortdauern bis zum ersten Kanonenschuß.)

Zu fliehen? Fliehen vor Thorane — den sie ja liebt? Thorane ist in jeder Hinsicht also — nächst Professor Mittler — mein einziger Feind auf dieser Erde! Der war es, der neulich die tragische Scene anrichtete! Alcidor's Mienen, seine niedergeschlagenen Augen bestätigten mir's, daß dies doch der Name des Mannes war, den Belinde liebt? Und dieser (liest aus dem Brief) Edmond René de Thorane wäre in der Nähe? Ein Offizier? Ein Franzose? Nun fühl' ich etwas von dem Hasse meines Vaters gegen Frankreich! Ja, auch ich will mich aufraffen, will — — (ein Kanonenschuß). Was ist das?

Sechster Auftritt.

Gretel stürzt herein. Wolfgang.

Gretel. Ha! Ich sterbe —

Wolfgang. Von dem Kanonenschuß?

Gretel. Nein, die Siebenundzwanziger sind da! Und er auch — der Mack —! Ich hab' ihn in der Nähe gesehen — von weitem gesprochen —! Lassen Sie mich — ich falle jetzt in Ohnmacht — (sinkt in einen Stuhl).

Wolfgang. Was bedeutete der Schuß?

Gretel. Das weiß ich nicht. Nur das weiß ich, daß der Mack an mir vorübermarſchirt iſt, gerade am Weidenbuſch vorüber auf dem großen Steinweg. Gretel! ſchrie ich ihm zu, Mack! antwortete er mir und ſchwenkte den Hut. Hirſchgraben Litera F. Nr. 74 rief ich. Merci, rief er, das heißt Danke, das weiß ich noch von Aſchaffenburg, und vorüber war er. (Ein Kanonenſchuß.)

Wolfgang. Was bedeutet nur das ewige Schießen? Sonſt gingen ja die Franzoſen ganz ruhig durch die Stadt — (Flintenſchüſſe durcheinander.)

Gretel. Ha!

Wolfgang. Das iſt ein Kampf! (Will ſeinen Hut nehmen.) Da muß ich dabei ſein —

Siebenter Auftritt.

Mittler. Die Vorigen.

Mittler. Halt! Ums Himmels willen bleiben Sie hier! Verrath! Ueberfall! Meuterei!

Gretel. Hier iſt der Verräther!

Mittler. Was will Sie, Gretel! Laß Sie jetzt alle Privatfehden — Auf der Zeil begibt ſich etwas Furchtbares! Eine Schlacht — Die Schlacht von Frankfurt wird eben geliefert! Wieder was Neues zum Auswendiglernen in der Schule.

Wolfgang. Vielleicht die Schlacht auf der Neukräm? Profeſſor, Menſch, was war das mit meinem Band?

Mittler. Wolfgang, denken Sie jetzt an die gemeinſchaftliche Sache des Vaterlandes — alle Parteien müſſen jetzt zuſammenhalten — lieber Junge — (Neues Pelotonfeuer.)

Wolfgang. Alſo du geſtehſt —

Gretel. Sie waren es, der hinterm Tiſch lauerte —

Mittler. Aufschub aller Privatangelegenheiten, — das Vaterland hängt an einem seidenen Faden!

Wolfgang (nimmt das Band). Und die Verräther sollen an einem seidenen Bande hängen!

Mittler. Halt! Sie werden doch nicht — Ich glaube gar, Sie wären bei einem solchen Blutbade im Stande —

Wolfgang. Eine Galgenfrist sei dir gegönnt, Gemäldekenner, schleichender Professor emeritus —! Aber wenn's zum Ausbruch kommt und wir Abrechnung halten mit allen, die uns in diesem Leben gequält und gemartert haben und die Leiden eines gefühlvollen, seiner Zukunft überschwenglich entgegenschlagenden Herzens nicht verstehen wollten, dann wehe Ihnen und Ihresgleichen .... Nun muß doch eins sehen, was es auf der Zeil gibt. (Ab durch die Mitte.)

Mittler (auf einem Stuhl). Ich bin mehr todt wie lebendig! Gretel, ist Sie auch durchaus unversöhnlich — (Läuten der Sturmglocken.)

Gretel (am Fenster). Sie stürmen! Wie die Leut' rennen — alle sind todtenblaß — sie schießen schon wieder — was ist das nur — (will fort).

Mittler (wirft sich ihr in den Weg). Sie bleibt da! Nicht von der Stelle! Soll mich denn alles verlassen?

Achter Auftritt.

Frau Rath (voller Bestürzung). **Die Vorigen.**

Mittler. Ach allerliebste, beste Frau Rath! Sind Sie's denn und, Gott sei Dank, noch am Leben? Was sagen Sie — dazu? Innerhalb Iliums Mauern!

Frau Rath (erſchöpft im andern Seſſel, ihm gegenüber). Wo iſt mein Mann? Wo iſt Wolfgang?

Gretel (am Fenſter). Das Schießen hört auf —

Frau Rath. Verſtehen Sie das alles — begreifen Sie es?

Mittler. Obgleich ich Profeſſor bin, bin ich in dem gleichen Fall totaler Ignoranz —

Frau Rath. Am Bockenheimer Thor ſeh' ich die Soldaten marſchiren, folge, als die Zeltwagen kommen, ruhig dem Zuge, und kaum bin ich an der Weißadlergaſſe, hör' ich auf einmal ſchießen. Die Leut' rennen und ſchreien: Was iſt? Was gibt's? Kein Menſch hat eine Antwort! Die einen meinen: die Preußen ſind in der Stadt, die andern: die Oeſterreicher —

(Das Läuten hört auf.)

Neunter Auftritt.

Rath. Die Vorigen.

Rath. Schändlich! Schändlich! Unerhört!

Alle. Was iſt?

Rath. Die Franzoſen haben die Stadt genommen.

Mittler. Die Stadt genommen?

Frau Rath. Wie das? Dürfen ſie's denn?

Rath. Dürfen? Was ſind Tractate! Was geſchriebene, beſchworene Verträge! Seit vier Jahren, daß dieſer unſelige Krieg wieder begonnen hat, zogen Tauſende von Truppen durch Frankfurt als neutrales Gebiet, und alle betraten das eine Thor und gingen ehrlich durch das andere wieder von dannen. Dieſe Zeit iſt vorüber. Die Stadt hat ihre Freiheit verloren.

Alle. Himmel —!
Mittler. Und durch die Alliirten des Kaisers? Das ist ja eine reine politische Unmöglichkeit!

Rath. Die Gewalt der Waffen entscheidet alles und der Besitz allein gibt das Recht. Wie die Colonne auf die Zeil rückt, tritt unsere Stadtmiliz an der Constablerwache unter Gewehr, wie es zur Ehrenbezeigung seit Jahren geschah; man durfte annehmen, die Franzosen würden die Allerheiligengasse hinaufmarschiren, auf Bornheim oder auf Bergen zu. Statt dessen machen sie plötzlich am Türkenschuß halt, zwei Kanonen werden abgeprotzt, man feuert, glücklicherweise blind geladen und mehr zum Schrecken als aus Mordlust. Mit gefälltem Bajonnet rückt die Infanterie auf die Constablerwache, unsere Mannschaft, völlig unvorbereitet und erschreckt, löst sich auf und nach einigen Flintenschüssen ist die Stadt in der Hand des verrätherischen Feindes. Man sagt, der Herzog von Broglie hat den Ueberfall in eigener Person geleitet.

Mittler. Und was wird die Folge sein, Herr Gevatter?

Rath. Drangsal! Brandschatzung, Kriegssteuer, Verkürzung aller unserer Gerechtsame —

Zehnter Auftritt.

Wolfgang reißt die Thür auf. Die Vorigen.

Wolfgang (ruft). Einquartierung!
Frau Rath, Mittler, Rath (zugleich). Himmel! Großer Gott! Dacht' ich's doch.
Gretel. Ich erlebe was — mit dem Mack —

Wolfgang. Ha, ha, ha! Das war luſtig anzuſehen, zu luſtig, wie unſere tapfern Soldaten von der Fahrgaſſe dahergelaufen kamen! Ein trojaniſcher Krieg, der zehn Secunden gedauert hat.

Mittler. Aber Einquartierung? A la bonne heure! Ich nehme niemanden in mein Haus. (Draußen Trommelwirbel.)

Wolfgang (am Fenſter). Man wird Sie wol erſt fragen! Da! ſeht, wie raſch das geht! Immer Trupps von 12 Mann — trapp, trapp, trapp! Wie ſie ſich umſchauen nach den Hausnummern. Bon jour, Monsieur! Da? Nein dort! So? Richtig! Und die Herren von unſerer geſinnungsloſen Polizei, die zeigen ihnen gleich, wo's am ſchönſten iſt! Herr Mittler, jetzt geht's auf Ihr Haus zu —

Mittler. Ich bitte Sie um Gottes willen —

Wolfgang. Jetzt, jetzt — nein! ſie gingen vorüber. Es ſah ihnen zu ſchmal in Ihrer Küche aus. Bei Leerſes aber klingeln ſie — (Neuer Trommelwirbel.)

Rath (zu Wolfgang). Sieh nach! Ich glaube, es kommen immer mehr.

Gretel (bei Seite). Ich weiß nicht — mir wird ſo ängſtlich zu Muthe — wenn ſich bei uns was ereignete — Mack oder ein — ſchöner Offizier — (Draußen, aber mehr nach unten der Ruf: Halt!)

Alle (durcheinander). Halt? Sie kommen auch — zu uns — es klingelt — (es klingelt unten ſehr ſtark).

Mittler. Halt? Das iſt ja deutſch? Beſter Freund, Sie irren ſich! Es ſind die Preußen —

Rath (ſehr aufgeregt). Die Preußen? Sie haben, glaub' ich, den Verſtand verloren — (Er geht, ſie alle zur Ruhe bedeutend, an die Mittelthür. Man hört draußen Tritte. Dann geht die Thür auf.)

Elfter Auftritt.

Mack tritt ein und salutirt. Zwei Grenadiere bleiben draußen.
Die Vorigen.

Mack. Salut aux Messieurs et Mesdames!

Alle. Franzosen!

Gretel. Jesus, das ist ja der Mack!

Mack. C'est ici chez Monsieur Goethe, Conseiller de Sa Majesté impériale de l'Autriche? (Alle schweigen.)

Gretel. Ei, Mack! So mach Er doch kein so dummes Zeug und sprech Er, wie Ihm der Schnabel gewachsen ist!

Mack. Gretel, ich freue mich, dich wiederzusehen, aber bei Vorpostengefecht — silence!

Frau Rath (nimmt die Gretel). Sie kennt den Barbaren?

Gretel. Das ist ja der Sergeant Mack vom 27. leichten Infanterieregiment, das ich vor drei Jahren in Aschaffenburg in Garnison gehabt habe.

Alle (außer Wolfgang). Diese Person!

Mack. Meine Herren und Damen! Sie will sagen, sie hat mich gepflegt und gut conservirt. Und da sie dieses mit mehr als christlicher Nächstenliebe gethan hat und auch die Aufmerksamkeit besaß, mir gleich beim Einmarsch am Weidenbusch Ihre werthe Adresse zuzurufen, so war es ein Gefühl der Dankbarkeit für mich, die fürnehmste Einquartierung unserer ganzen Armee in dieses Haus: Hirschgraben Lit. F. Nr. 74 zu verlegen.

Rath, **Frau Rath**, **Mittler** (zusammen). Was? Das verdanken wir dir? Sie muß aus dem Hause. Ei, ei, ei, ei!

Gretel. Nun komm' ich schön an.

Mack. C'est de la part du Lieutenant du Roi, que j'ai l'honneur, de vous faire mes compliments respectueux.

Mittler (zum Rath ſchadenfroh). Lieutenant du Roi? Beſter Freund, wenn ich recht verſtehe, ſo wird gewiſſermaßen in Ihrem Hauſe das Hauptquartier aufgeſchlagen.

Rath (zu Mack in ſteigendem Zorn). Mein Freund, ſagen Sie gefälligſt Sr. Excellenz, daß ich ihn bäte, die Ehre ſeiner Bewirthung —

Mack. Pardonnez, Mr. le Conseiller de Sa Majesté impériale de l'Autriche! Mon maitre vient de venir — kommt ſoeben — bereits — ſchon — avec tout l'état major —

Rath } (zugleich). Mit? Wie?
Mittler } Ach du mein Gott —!

Frau Rath. Was hat er geſagt? L'état major?

Wolfgang. Liebe Mutter, das heißt, das ganze Offiziercorps wäre bereits mit dem Leutenant d. h. Stellvertreter des Königs unterwegs, um ſich auf dem Hirſchgraben im Goethe'ſchen Hauſe häuslich niederzulaſſen.

Rath (will zornig auf Mack zu). Sag Er —

Alle (halten ihn zurück). Vater — Herr Rath —

Mack (in Poſitur). Monsieur!

Wolfgang. Vater, laß, laß. Ich werde zeigen, was ich in der franzöſiſchen Komödie gelernt habe. (Zu Mack theatraliſch.) Mon brave! (Mack legt die Finger an den Hut.) Quoique ce serait pour nous un grand honneur, de reçevoir la lieutenance du Roi, et — et — vous comprenez, Monsieur?

Mack. Vollkommnement! Mais —

Wolfgang (nimmt ſeinen Hut). Je vous accompagnerai, mon brave, et nous espérons, que, que —

Mack. Nichts que, que —

Wolfgang. Nun denn, ſo geh' ich allein — Ayez la bonté de me dire le nom de votre maitre —

Mack. Mon maitre, Monsieur? C'est le Lieutenant du Roi, Monseigneur le Comte de Thorane.

Wolfgang (läßt den Hut fallen). Wer?

Alle. Was iſt ihm?

Mack. Monseigneur le Comte Edmond René de Thorane!

Wolfgang. Edmond René de —

Alle. Thorane!

Wolfgang. Ha! (Sinkt in Ohnmacht.)

Frau Rath. Siehſt du, Vater! Er wollte ſich ermannen, er wollte uns retten vor der Intrigue dieſes verabſcheuungswürdigen Mädchens, das ſeiner Herrſchaft freiwillige Einquartierung aufbürdete, aber er kann nicht mehr, ſeine Kräfte ſchwinden ... Wolfgang!

Mittler (im Ton der Verſtellung). Herrliches Kind! Es iſt der Schmerz ums deutſche Vaterland!

(Während die Gruppe um Wolfgang beſchäftigt iſt und ihn an den Seſſel nach vorn führt, wendet ſich Mack militäriſch, die Soldaten folgen.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Das Prunkzimmer im Goethe'ſchen Hauſe. Die Einrichtung iſt einfach, aber gewählt. Beſonders müſſen an den Wänden Bilder in goldenen Rahmen angenehm hervorſtechen. Meiſt ſind es Landſchaften. Die Möbel von Nußbaumholz, hier und dort mit Bronze verziert. Kanapee und Stühle mit weißen Interimsüberzügen. Zur Rechten vom Zuſchauer zwei Fenſter, jedes mit großgeblümten langen Vorhängen. Zwiſchen ihnen ein Spiegel, unter dem noch Platz für ein Landſchaftsbild ſein muß. Hinten und links vom Zuſchauer Thüren.

Erſter Auftritt.

Gretel ſtäubt die Möbel ab. Dann Mittler.

Gretel. Ordentlich wie ein Ungewitter ſchwebt's über einem! Jeden Augenblick kann's losbrechen. Der Herr Rath ſieht mich mit keinem Auge mehr an, die Frau Rath weiß mir auch nicht Schlimmes genug nachzuſagen und was hab' ich denn verbrochen? Kann ich denn dafür, daß der Mack ein gar ſo einfältiger Menſch geworden iſt und nur noch für ſeinen Herrn ein Auge hat? Ich habe keinen Segen davon, daß ich ihm unſere Nummer ſagte, und Vergnügen auch nicht. Erſt ein Grüß Gott, als wenn ich mit ihm verſprochen geweſen, und nun thut er, als kennt' er mich gar nicht mehr.

dieſes tête à tête mit einer Prinzeſſin, die die Küche beſucht, und einem Hänfling, der das Glück hat, ihr in die Finger beißen zu dürfen? Wie iſt ſie ſchön! Sie iſt ſchöner als das Bild, das Friedrich auf dem Herzen trägt, und ſchon in das Bild hab' ich mich verliebt. (Sich umſehend) Magiſch bannt es mich an dieſe Räume, die ſie wie ein Genius durchſchwebte. (Zum Fenſter) Dort unten auf dem Platze die blitzenden Bajonette der manövrirenden Truppen; hier der Eingang zu den Zimmern einer Prinzeſſin, die zu beſitzen die höchſte Seligkeit der Erde wäre — und dort — wohin führt wohl jene Thür, durch welche die kleine Hüterin dieſes Paradieſes entſchlüpfte — (nähert ſich der zweiten Thür links).

Fräulein v. Sonnsfeld

(tritt ihm ſchnell und erhitzt entgegen).

Fort, fort, Prinz! die Königin kommt —

Erbprinz.

Die Königin? — Wohin denn?

Sonnsfeld.

In jenes Zimmer drüben — vielleicht, daß Sie einen Ausweg finden — Ums Himmelswillen, man darf Sie hier nicht geſehen haben.

Erbprinz

(wird lachend von ihr in die Seitenthür rechts hineingedrängt).

Meine Terrainkenntniß vermehrt ſich ſchon. (Ab.)

Mittler (blickt durch die Mittelthür). Pſt! . . . . Kann man's wagen?

Gretel. Hier kann man nichts wagen.

Mittler. Er iſt ja aber doch nicht bei Wege?

Gretel. Der Wach? Daß der Sie nur nicht erwiſcht. Der verſteht keinen Spaß. Dem ſollte 'mal einer in ſeinen Torniſter gucken!

Mittler. Von wem ſpricht Sie denn?

Gretel. Vom Sergeantmajor!

Mittler. Wer fragt nach dem Sergeantmajor! Dem Königsleutenant gilt meine Erkundigung — Excellenz ſchon ausgegangen?

Gretel. Juſt läßt er ſich friſiren. — Machen Sie, daß Sie fortkommen! Der iſt noch menſchenſcheuer, als der Sergeantmajor.

Mittler. Hab' ich gehört. Das ſoll ja in der That ein ganz merkwürdiges Exemplar von einem Cavalier ſein, ſozuſagen eine species hypochondriaca.

Gretel. Grob iſt er.

Mittler. Hört' ich auch. Andere meinen wiederum — ſehr fein.

Gretel. Ihnen würd' er hier blos höflich die Thüre weiſen, wenn er Sie attrapirte —

Mittler. Warum?

Gretel. Weil er die Frauenzimmer nicht leiden kann! Wenn er hört, wie Sie andere Menſchen ins Unglück bringen können, hält er Sie für eine Frau Baſ'.

Mittler. Gretel, laß Sie jene ſchönere Vergangenheit, wo man noch um die verfängliche Adreſſe eines ſeidenen Bandes, um theatraliſche Verirrungen ſich misverſtehen konnte! Jetzt leben wir in einer Schreckenszeit, wo die Guten, die Edeln zuſammenhalten müſſen — (will ſie umarmen).

Zweiter Auftritt.

Mack. Die Vorigen.

Mack (von der Seite). Was iſt das? Wer ſpricht hier? Excellenz lieben das nicht. Margarethe, was thut Sie da?

Gretel (fährt mit dem Wedel über Mittlern). Ich ſtäube ab, wie Er ſieht.

Mittler (zeigt an die Wände). Allerdings! Dieſe Bilder — ſind meiner beſondern Obhut anvertraut. Ich pflege ſie zuweilen zu inſpiciren — zu revidiren —

Mack. Auch die Weibsbilder? Hier hat niemand was zu inſpiciren und zu dividiren. Dieſe Zimmer ſind das Quartier des Herrn Königslieutenants. Wer hier etwas zu ſuchen hat, den meld' ich Sr. Excellenz. Soll ich — (will hinein).

Mittler. Um Gottes willen nein — Noch bin ich nicht vorbereitet. Adieu, leben Sie wohl! Auf Wiederſehen! (Springt hinaus.)

Mack. Gehört der ins Haus?

Gretel. Es iſt der Hausfreund.

Mack. Auch bei Ihr wol? Hm! Sie hat recht changirt — die Farbe gewechſelt ſozuſagen —

Gretel (fährt in ihrer Arbeit fort, indem ſie ſich ſchnippiſch abwendet). Gegenſeitig.

Mack (bei Seite). Hübſch iſt ſie! Sehr hübſch! Aber —

Gretel (ſteckt die Gardinen zurück).

Mack. Zugelaſſen! Hier kein Tageslicht herein! Wir lieben das Dunkle in der Beleuchtung.

Gretel (macht wieder zu). Nu, nu, freß Er einen nur nicht! Die Herren Franzoſen haben hier zu befehlen! Schlimm genug, daß wir in ſolche Hände gerathen ſind! (Will ab.)

Mack. Marguérite! — . . . Donnerwetter, Ordre parirt! Still geſtanden!

Gretel (bleibt mit ihrem Kehrbeſen ſtehen).

Mack (ſich ihr zärtlich nähernd). Marguérite, wenn du wüßteſt, warum ich gegen dich dies allerdings ſchnöde Betragen einhalten muß — Ein ſchmuckes Soldatenmädel gäbſt du — aber — ſiehſt du — es gibt Verhältniſſe, wo die große Nation —

Gretel. Als der Herr Sergeant von Roßbach kam, ſah die große Nation recht klein aus.

Mack. Ruhe! Sacre nom de . . . Biſt du auch ſo eine Rebellerin? Gretel, ich muß dir etwas ſagen! Der Grund, warum ich dies ſonderbare Betragen — Weißt du, was die Miſogyne iſt?

Gretel. Miſegiene? Das iſt wol jetzt ſeine Schöne? (Trocknet die Augen an der Schürze.) In Ihm hat ſich ein redliches Mädchen grauſam geirrt. Ich wünſchte, Er hätte ſich am Weidenbuſch verhört und wär' in ein anderes Haus gezogen, als daß er hierher gekommen iſt, wo ich noch obenein wegen der Einquartierung meinen Dienſt verlieren werde.

Mack. Gretel! Weine nicht! Frankreich hält diejenigen ſchadlos, die um ſeinetwillen leiden. Frankreich war immer großmüthig. Ein Platz, Gretel, als Marketenderin —

Gretel. Schäm' Er ſich! (Will ab.)

Mack. Margarethe! Bleib! Ja, du haſt Grundſätze! Das wußt' ich ſchon in Aſchaffenburg und logirte meinen General auch nur deshalb hierher, um zu ſehen, ob du dich in ihnen befeſtigt haſt. Aber ſiehſt du, Gretel, mein mir ſozuſagen ſelber unerklärliches Betragen kommt — von der Miſogyne her —

Gretel. Ich glaube, Er iſt verrückt geworden. Wer iſt denn das, die Miſegiene?

Mack. Gretel, vor vier Jahren war ich bleſſirt und dabei

ſehr vergnügt, jetzt bin ich geſund und ſehr melancholiſch. Woher dieſes? Ich habe die Miſogyne.

Gretel. Malankoliſch? Miſegiene — was ſind denn das für Krankheiten?

Mack. Melancholie nennt man eine Trauer, die ſo ſchrecklich iſt, daß ſie gar keinen Grund und keine Urſache hat.

Gretel. Mein Gott, Mack, Er hat doch wol nicht gar Kummer?

Mack. Dieſes weniger, aber grundloſen Kummer nennt man Melancholie. Mein Herr haßt die Frauen, ich liebe ſie folglich nicht mehr. Mein Herr weint ſehr viel, ich lache folglich nicht mehr. Das nennt man Miſogyne. Marguérite, für dieſe traurige Dienſtbefliſſenheit, bei welcher ich gänzlich meinen Charakter habe changiren müſſen, bekomm' ich nach dem Kriege einſt eine Stelle als Intendant auf den Schlöſſern meines Grafen.

Gretel. Ein Intendant! Iſt das viel, Mack?

Mack. Sozuſagen, alles. Ein Intendant auf einem Schloſſe, das iſt die Herrſchaft ſelber — wenn ſie nämlich verreiſt iſt.

Gretel. Und ſo einen Poſten verſchafft dir die ſchreckliche Krankheit, die Miſegiene?

Mack. 800 Franken, frei Holz, frei Koſt und Logis, aber lebenslänglich — keine Frau nicht!

Gretel. Keine Frau!

Mack. Ach!

Gretel. O!

Mack. Schreckliches Leiden!

Gretel. Die Miſegiene! . . . Und die kann wol gar nicht wieder curirt werden?

Mack (mit zärtlichem Ueberwallen). Ja, Gretel, durch deinen Anblick kann ſie's! Gretel, wenn ich mich vergäße — wenn

ich die ſchönen Tage und ſchummrigen Mondnächte von Aſchaffenburg bedenke — ich werfe die falſche Hülle ab, werfe die Ausſicht auf die Schlüſſel von allen Schlöſſern der Erde von mir! Ja, Gretel, laß uns wieder — Fürs erſte einen Kuß!

Gretel (hält ihn zurück). Nein, Mack! Ich bin ein gefühlvolles Weſen und will dein Unglück nicht. Bringt dir dein Abſcheu vor meinem Geſchlecht einen Poſten und eine lebenslängliche Verſorgung ein, ſo bin ich ein deutſches Mädchen und entſage. (Schluchzt.) Man hat in den Kriegszeiten ſchon viel erlebt, aber daß Einquartierung kommt, die die Miſegiene hat, iſt noch keinem Stubenmädchen vorgekommen. (Ab.)

Mack. Mein ganzer innerer Sergeantmajor iſt in Rebellion Wenn ich fahnenflüchtig würde —! . . . Halt! Ablöſung kommt — (Tritt militäriſch an.)

Dritter Auftritt.

Graf Thorane militäriſch gekleidet, mit einem Buch in der Hand von innen eintretend. Mack.

Thorane. St. Jean! . . .

Mack. Mon général!

Thorane. Ça me fait beaucoup de plaisir, de me rappelier le peu d'allemand, que j'ai appris dans ma jeunesse. Il verſtehen dieſer ganzen Buch ſehren gut.

Mack. Mais pourquoi la langue d'un pays —

Thorane. St. Jean!

Mack (in klagendem Ton). Mon général!

Thorane. Wir wollen immer ſprelen deutſch!

Mack. Bien obligé.

Thorane. Deutſch.

Mack. Wie Ew. Excellenz befehlen.

Thorane. Zwar es wird ſein eine Saak ſehr difficile, — allein es iſt eine Pflikt, zu ehren die arme Land, die iſt in der Nothwendigkeit zu ſehen uns als eine Feind ... (Zu Mack.) Iſt das geweſen eine deutſche Spral?

Mack. Superbe, mon général!

Thorane. Deutſch!

Mack. Vortrefflich!

Thorane. Entends-tu — wenn ick weiß nicht der Wort zu ſagen en allemand — tu les traduiras —

Mack. A votre service!

Thorane. Deutſch!

Mack. Zu dienen, Excellenz!

Thorane. Gut. — Dieſe Haus iſt eine ſehr commode — (ſieht ihn an).

Mack. Bequeme.

Thorane. Dieſer Tableaux — (ſieht ihn an)

Mack. Gemälde —

Thorane. Gemälder ſein ſehr ſchöner Stücker von Cabinet. Aber ik glaube, der maitre (ſieht ihn an).

Mack. Meiſter —

Thorane. Meiſter des Hauſes iſt eine Mann ſehr ein wenig impoli.

Mack. Unhöflich, ſtellenweiſe grob.

Thorane. Ah!

Mack. C'est exécrable, comme ce —

Thorane. Deutſch!

Mack. Ein Schwerenothskerl — und die ganze Bande hier reif zum Aufhängen!

Thorane. Nicht ſo geſchwind!

Mack. Aufhängen?

Thorane. Spreken!

Mack. Excellenz! Es iſt eine verfluchte Wirthſchaft hier in dem Hauſe wie in der ganzen Stadt! Keine freundliche Miene, kein Reſpect. Dieſe Frankfurter — Excellenz, ich habe einmal eine Geſchichte gehört von Einquartierung in einer Stadt Namens Sicilien, wo auch einmal Franzoſen plötzlich bei Nacht .... ich ſage nichts, wenn wir hier einmal das ſicilianiſche Vesperbrot erleben!

Thorane. Les vêpres siciliennes! Der ſicilianiſche Vesperbrot! Ich mir dieſen Ausdruck werde merken. Aber, mein guter St. Jean, es kann nicht ſein ein großer Vergnügen, zu haben fremde Menſchen in ſeinen .... propriétés.

Mack. Eigenthümern —

Thorane. Auch es iſt wahr, daß iſt Deutſchland ſehr eine unglücklik Land ...

Mack. Finden Sie das?

Thorane. Sehr eine unglücklik Land, weil es hier hat gehabt immer zwei Parteier und die andere Nationen haben Nutzen gemakt von der Feindſchaft von dieſer zwei Parteier ...

Mack. Deshalb haben wir im Elſaß auch vorgezogen, uns mit Deutſchland gar nicht mehr abzugeben.

Thorane. Abzugeben? Ah, Abgaben! Zahlen der Abgaben. Es iſt ſehr eine unglücklik Land, welches hat zu viel der Souveränen, welche alle wollen leben von der Abgaben.

Mack. Einverſtanden, Excellenz. Aber Frankfurt iſt eine freie Stadt und ſehr reich und ſie könnte ſich's zur Ehre ſchätzen, wenn ſie einmal an einen ordentlichen, ſchönen Fürſten käme, z. B. an Se. Majeſtät den König von Frankreich. (Es klopft leiſe.)

Thorane. On frappe —

Mack. Et bien timidement. (Sieht nach.)

Thorane. Wer iſt? Ich nicht hoffe, daß es ſind Damens —

Mack. Excellenz, wo werd' ich erlauben, daß Damens — (zuckt die Achſeln, geht an die Thür, hat geöffnet und blickt zurück). Der junge Sohn des Herrn Rath. (Meldet) Le jeune fils du Conseiller!

Thorane. Entrez, mon ami!

Vierter Auftritt.

Wolfgang elegant gekleidet und mit einem Galanteriedegen. Die Vorigen.

Wolfgang (verbeugt ſich, wirft einen ſcharfen Blick auf Thorane, geht dann links und nimmt ein Bild herunter, mit dem er wieder hinausgehen will).

Thorane (ſieht ihm verwundert zu. Wie Wolfgang an der Thür iſt, ruft er ihm voll äußerſten Zornes nach): Au voleur!

Mack. Halt den Dieb!

Thorane. Quelle impertinence, jeune homme?

Wolfgang. Pardon, Monsieur! C'est de la part de mon père —

Thorane (zornig) Deutſch!

Mack (ebenſo). Allemand!

Wolfgang. Das Bild gehört meinem Vater und ich hole es in ſeinem Auftrage.

Thorane. Dieſe Bilde gehören an mir — und Herr Ihr Vater ſind ein .... voleur — (ſieht Mack an).

Mack (ebenſo zornig). Spitzbube, — ſtellenweiſe Räuber —!

Wolfgang (faßt an ſeinen Galanteriedegen). Monsieur!

Thorane (zu Mack). Prends lui son épée!

Mack (nimmt Wolfgang, der ſich zu wehren ſucht, den Degen, und behält ihn in der Hand). Allgemeine Entwaffnung!

Thorane. Junger Mann! Man nicht kommt mit der Degen in die Zimmer des Lieutenant du Roi! Sie werden mir laſſen dieſe Bild, welche jetzt iſt meine Beſitzung.

Wolfgang. Monsieur, vos Beſitzungen sont peut-être en France —

Thorane. En Allemand!

Wolfgang. In Deutſchland?

Mack. Deutſch ſollſt du ſprechen, junger Rebell!

Thorane. C'est ça.

Wolfgang. Nun denn, Herr Königsleutenant! Mein Vater hat mich beauftragt, dieſes Bild zu ihm hinauf zu holen, weil es noch nicht vollendet iſt. Der Maler, Herr Seekatz aus Darmſtadt, iſt ſoeben angekommen und hat die Abſicht, hier die letzte Hand anzulegen. Sie werden ſich überzeugen, daß ſowol der Baumſchlag —

Thorane. Pas trop vite!

Mack. Nicht ſo ſchnell!

Wolfgang (langſam ſprechend). Daß — ſowol — der Baumſchlag — (Bei Seite.) Muß ich meinem verhaßteſten Feinde noch deutſchen Sprachunterricht geben!

Thorane. Was iſt Baumſchlag —?

Mack. Baumſchlag —? Der junge Mann will wol Schlagbaum ſagen, Excellenz. Das iſt der große Balken, welcher quer —

Wolfgang. Ueber die Stirn eines Dummkopfs geht. Baumſchlag c'est le feuillage, Monsieur!

Thorane. Ah! (Lächelnd.) St. Jean! St. Jean!

Mack. Ins Maleriſche erſtreckt ſich nicht meine connaissance (tritt etwas zurück).

Chorane (ſetzt ſich). Jeune homme! Jk lieben ſehr der Malers und der ſchönen Könſt —

Wolfgang (bei Seite). Künſte? Aha! Die dramatiſchen Künſte!

Chorane. Jk mir aben gefreut zu ſehen dieſe ſchöne Bilders in dieſem Hauſe und justement dieſer paysage — (ſieht ſich nach Mack um).

Mack (zuckt die Achſeln). Länderei —?

Wolfgang. Landſchaft, mein Herr!

Chorane. Justement dieſer Landſkaft iſt mir geweſen eine große Freude. Es iſt einer ſo ſchöner blauer Luft darunter —

Wolfgang. Darüber —

Chorane. Daß ich gezwungen bin, immer zu denken an meine ſchöne Schloß in der ſchöne Land — die Provence.

Wolfgang (bei Seite). Er iſt's!

Chorane. Aber ik haben verſtanden mit großem Vergnügen, daß der Meiſters von dieſem Landſkaft noch leben?

Wolfgang. In Darmſtadt, aber gegenwärtig eine Treppe höher in unſerer Manſarde.

Chorane. C'est très heureux! Dieſe Deutſchland haben einen Maler, wie Claude Lorrain —

Wolfgang. Alle die Bilder, welche in dieſem Zimmer aufgehängt ſind, rühren von Malern her, welche ſämmtlich hier in Frankfurt leben.

Chorane. Ah! Dieſe Bilder ſind gemalt in einem Geſchmack, den ich liebe ſehr, weil es iſt der Geſchmack der Natur und des Herzens.

Wolfgang (bei Seite). So kann nur ein raſend Verliebter ſprechen!

Chorane. La peinture! Und der Muſik! Und der Diktkonſt! O wenn man iſt gezwungen zu ſein unter die Waffen,

Fünfter Auftritt.

Die Königin begleitet von zwei ihrer Hofdamen. Fräulein von Sonnsfeld. Später der Erbprinz.

Königin

(winkt den Hofdamen. Diese gehen ab. Sie setzt sich).

Meine Tochter schon auf? Ich habe die Nacht wieder so angestrengt gearbeitet, daß ich noch ganz ermüdet bin. O diese leidige Politik! Haben Sie Kamke nicht gesehen?

Sonnsfeld.

Ihrer Majestät Kammerdiener? Nein.

Königin.

Er bleibt so lange aus. Ich schickte ihn zu dem Erbprinzen von Baireuth.

Erbprinz (aus der Thür).

Zu mir?

Königin.

Nach den Briefen, die er mir von meinem Sohn gebracht, muß es einer der liebenswürdigsten Prinzen unserer Zeit sein.

Erbprinz (bei Seite).

Das Terrain wird günstig.

wenn das Aug muß ſehen die horreurs de la guerre et on a le coeur sensible aux émotions — (unterbricht ſeine Empfindung) mon jeune homme, Sie ſein noh zu jung, um zu begreifen mir und meine Schmerzen.

Mack (bei Seite). Jetzt kommt die Miſogyne!

Wolfgang (für ſich). Der Heuchler verſtellt ſich und thut, als wenn er nicht von Belinden raſend wiedergeliebt würde!

Thorane. Mein junger Freund! Es iſt ſehr eine ſchöne Empfehlung für Herrn Ihren Vater, zu lieben die ſchönen Könſt und zu beſchützen der Meiſters, welche leben in unſerer Nakbarſchaft. Der Talent muſſen ſein cultivé —

Mack. Geackert.

Thorane. Auch das Studium muſſen ſein geackert — auch der succès muſſen ſein geackert und die Fürſten muſſen ſein des cultivateurs —

Mack. Ackersleu — Ne! Das ſtimmt nicht —

Wolfgang. Ich begreife vollkommen, was Sie ſagen wollen, Excellenz. (Bei Seite.) Uebrigens iſt auch er ſchon ſehr geackert und hat tüchtige Furchen —

Thorane. Ich will maken der Bekanntſchaft von die Könſtlers alle, welche aben gemalt dieſe Bilder. Ik beſitze eine ſchöne Schloß in die Provence an die Ufers der Meer Méditerranée, zwiſchen Thalern von Oliven und Orangen — o mein Freund, eine Baumſchlag, ſo ſüße, ſo mélancolique —

Mack. Schwermüthig!

Thorane. Eine ſo ſchwermüthige Baumſchlag! Der Naktigall ſingen in der Zweig — et les souvenirs . . . (bricht ab) mais passons là dessus.

Wolfgang (bei Seite). Die Sehnſucht ſcheint ihn zu verzehren.

Thorane. In dieſe Schloß ſollen mir malen dieſe gute Malers von Frankfurt auch meine Erinnerungen an dieſer Deutſchland!

Aber ik ſehen, mein junger Mann, daß Sie noch nicht haben ein großes Vertrauen in mir! Die Bewohner dieſer Stadt haſſen uns, weil wir haben genommen Beſitz von ihnen. Aber dieſes iſt geweſen eine Nothwendigkeit von Krieg. Sie ſind für Preußen, mein Freund, oder Sie ſind für Oeſterreich?

Wolfgang. Ich bin zu jung, über dieſe Dinge eine Meinung zu haben, allein das geſteh' ich, daß ich wenig Urſache habe, für die Franzoſen zu ſein.

Mack (räuspert ſich martialiſch). Hm! Hm! Hm!

Thorane. Ich weiß, die Jungen in Deutſchland ſind für der Haus Preußen und die Alten ſind für der Haus Oeſterreich. Aber wie können Sie lieben einen König, der nicht liebt ſeine Vaterland? Frederic iſt eine Mann von einer großen Genie, aber er ſein ein Egoiſt, der nur will maken groß ſeinen Land und ſeine Ruhm. Und was ik muß verakten an ihm, iſt, daß er nicht liebt der Sprake ſeines Vaterlandes.

Wolfgang. Excellenz ſind ungerecht. Die deutſche Sprache iſt noch nicht reif, alles das zu ſagen, was ein Mann von Geiſt in unſerer Zeit ſagen möchte. Der gute Kopf will eine Idee nicht nur begriffen ſehen, ſondern auch gut vorgetragen, und ſo kommt es, daß Friedrich in einer Sprache ſchreibt und ſpricht, die gebildet iſt, während die deutſche ihm leider noch zu gewöhnlich erſcheinen muß.

Thorane. Raison de plus, um zu ſein ärgerlik auf die Deutſchen! L'exercise —

Mack. Das Exerciren —

Thorane. Bête!

Wolfgang. Die Uebung —

Thorane. Die Uebung maken der Meiſter und wenn ein König ſchreibt der Sprake ſeines Landes, werden auk ſchreiben alle ſeine Unterthanen dieſer Sprake und der Sprake wird

haben davon den Vortheil. Par exemple! Wenn Sie wollen lieben, mein Freund, werden Sie maken eine Gedikte auf der Geliebte franzöſiſch?

Wolfgang (in Verlegenheit). Es kommt auf die Umſtände an.

Thorane. Mais — mon ami! Wirklich Sie wollen ſpreken franzöſiſch, wenn Sie wollen ſagen: Ik lieben dir?

Wolfgang. Wenn es nun zufälligerweiſe eine — Franzöſin — wäre —

Thorane. Ah le petit coquin! Aben auk ſchon gekoſtet von der böſe Gift? Wer denn ſein der angebetete Göttinne?

Wolfgang (bei Seite). Ich zittre nicht! (Laut.) Eine dramatiſche Künſtlerin!

Thorane. Une actrice, die der junge Enthuſiaſt bewondert? — Vielleicht in Verſen? Sie müſſen mir zeigen die franzöſiſchen Verſe, welche Sie haben gemakt auf einer franzöſiſchen Schauſpielerin — Haha! Wie ſie heißt?

Wolfgang (bei Seite). Ich werde ſeine Miene ſehen. (Laut.) Demoiſelle Belinde!

Thorane. Belinde? Eine Prieſterin der Müſen ſehr unbekannte!

Wolfgang (bei Seite). Er kennt ſie nicht?

Mack (bei Seite). Der junge Menſch hat kein Talent für die Miſegiene!

Thorane. Aber die Verſe! Die Verſe! Allons donc! Geben Sie mir der Verſe — Ik ſie werde leſen.

Wolfgang (bei Seite). Ob ich ſie ihm —

Thorane. Tenez! Tenez! St. Jean, gebe er zurück dieſem jungen Minneſingär ſeine Degen, denn er verdient ſie zu tragen. Hier, mon ami! Ik reichen über dieſe Degen mit allen honneurs de la chevalerie et vous me donnerez vos vers galans!

Wolfgang (zieht ſie aus der Taſche). Les voilà!

Thorane (lieſt). A Belinde. — An Belinde, en lui donnant un ruban colorié — als ik ihr gaben ein gemalt ſeiden Band — Relt? —

Wolfgang (bejaht). C'est ça!

Thorane. Charmant! (Er lieſt für ſich.)

Wolfgang (hängt den Degen wieder ein).

Mack (für ſich). Die Miſegiene iſt heute nicht ſtark bei ihm — ſo viel hat er ſeit drei Jahren nicht von Frauenzimmers geſprochen — (als wollt' er, während Thorane lieſt, ein Geſpräch mit Wolfgang anknüpfen, ſich räuſpernd). Hm! Hm!

Wolfgang (darauf nicht hörend und für ſich). Wenn ich ihm ſagte — das iſt dieſelbe, die du mir entreißen willſt — Dieſelbe, die vor dir flieht und dich dennoch anbetet! Ihn! Ihn! Mit ſeinen Achtundvierzigen, die er gar nicht verbergen kann ...

Thorane (kommt ſehr befriedigt auf Wolfgang zu und ſchüttelt ihm feierlich die Hand). Mein junger Freund! Dieſer kleine Gedichte enthalten ſehr viele von ſchöner Gedanken, viele von ſanfter Gefühlniſſe, allein es iſt gemakt in einer Manière von ſehr ſchlechter Franzöſiſch. Die Silbe ſind nicht gezählt richtik, die Reime ſind nicht gemakt für die Ohr, die Rhétorique iſt nicht nach der Regeln von Boileau und Ariſtote. Dennoch ik mir abe gefreut über der brillante Gedanke. Jeune homme, un jour, quand vous serez pris de l'amour d'une — wenn Sie werden lieben eine deutſche Mädchen, werden Sie dichten auf ihr eine chanson auf deutſch und — Eh bien! — wiſſen Sie, was Sie mir können maken für eine complaisance?

Mack. Gefälligkeit?

Wolfgang. Befehlen Sie, Excellenz!

Thorane. Dikten Sie dieſer ſchöne Gedanken noch einmal —

aber auf der deutſchen Sprake — wollen Sie maken dieſe Verſe in eine deutſche chanson?

Wolfgang. Ich — werd' es — verſuchen.

Thorane. Il liebe nikt der Frauen, aber il liebe mir zu freuen an der ſchönen Könſt, wenn mein Geiſt war müde von der Politik et des fatigues de la guerre. St. Jean! Er weiß, daß il will ſehen keine Menſchen um mir, excepté —

Mack. Die Frauenzimmers?

Thorane. S'entend de soi même. Aber dieſer junge Mann ſoll ſein immer um mir und ohne ihn zu melden ein. Nehmen Sie die Bildniß von dieſem Claude Lorrain de Darmſtadt. Er es ſoll maken d'après sa fantaisie und il werde kennen lernen alle die braven deutſchen Könſtler de Frankfort und gerne bezahlen, was ſie werden von mich verlangen. Denn es iſt keine gute Zeit für der Konſt. Und die, welche verjagen die Müſen durch der Krieg, ſollen ſein gezwungen, ſie zu rufen wieder zurück durch ihren Geld und Geſmaak, et de guérir les blessures, qu'on frappe à l'humanité. Adieu, mon ami, à revoir! (Ab zur Seite, winkt Mack, ihm zu folgen. Mack folgt mit Nachdruck.)

Wolfgang (allein). O das Schickſal ſpielt mir ſchadenfrohe Streiche! Statt mit meinem Gegner mich auf Tod und Leben ſchlagen zu können, gibt er mir — eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen auf! Undurchdringliches Fatum, du ſchwebſt über den Menſchenhäuptern, wie der Adler, kreiſend in luftiger Höhe über — über — über — Dies pindariſche Bild, das ich ein andermal ausführen werde, ſagt zu viel und zu wenig für meinen Zuſtand! Wie geräuſchvoll es draußen iſt! Man möchte glauben, eine Schlacht ſollte geliefert werden! Säbelklirren — Sporenraſſeln — ſo hört ſich's auf einer Wachtſtube an — (Er öffnet. Der Vorplatz iſt voll Soldaten und Offiziere verſchiedener Waffengattung, die alle eintreten.)

Fünfter Auftritt.

Offiziere von der Cavalerie und Infanterie. Wachtmeiſter. Gefreiter. Alle in den charakteriſtiſchen Uniformen der damaligen franzöſiſchen Armee. Schleppſäbel, Sporen. Militäriſches Auftreten. Alle ſprechen untereinander lebhaft durch Geſticulationen. Althof. Wolfgang. Dann Mittler.

Althof (raſch durch die Mitte). Entrez, Messieurs! Vous serez expediés de suite. (Ab nach der Seite zum Grafen.)

Wolfgang (die Seite). Armer Vater, der du deinen ſtillen Frieden ſo preisgeben mußt! Ich will ihm zum Troſt wenigſtens Seekatzens Bild hinauftragen. Vielleicht find' ich einen Dachſtubenwinkel, um meine Ueberſetzung zu machen. Ich glaube, es iſt gefährlich, dieſen Schnurrbärten etwas abzuſchlagen. Sie ſcheinen ſich von der Schlacht bei Roßbach recht erholt zu haben. Aber wartet, Fritz von Preußen wird euch zeigen, daß er zwar auch franzöſiſch ſchreibt, aber nur auf dem Papier! Auf enerm Rücken werdet ihr bald erfahren, was er für ein kräftiges Deutſch verſteht. (Ab durch die Mitte.)

Mittler (hat ſich inzwiſchen hereingeſchlichen und kommt nach vorn, ſich immer dicht an der Wand haltend). Da bin ich wieder! Und ich darf hier ſein; denn ich habe einen Auftrag, eine Commiſſion, ein Geſchäft! Dieſe Franzoſen haben gewiß lange nicht getanzt; ſie ſind gar nicht mehr galant und wenn mir nur mein Franzöſiſch nicht im Halſe ſtecken bleibt. Hm — (räuspert ſich). Es ſcheint, als würde ſich dieſe Audienz in die Länge ziehen —

Althof (tritt mit Papieren von der Seite wieder herein und übergibt eins davon an eine Ordonnanz, die nach Empfang abgeht. Er ſelbſt hält

ſich immer in der Nähe der hintern Thür). Les avertissements pour le cantonnement de Hanau.

(Ordonnanz ab.)

Mittler (ſteht vorn und ſpricht bei Seite.) Die Ankündigungen für die Einquartierung in Hanau! Aha, die Hanauer! Denen gönn' ich's!

Althof (zu einem andern). Une lettre au sénat de cette ville. (Der Angeredete mit dem Brief ab.)

Mittler (bei Seite). Ein Brief an den Senat dieſer Stadt! Wird auch kein Liebesbrief ſein.

Althof (winkt mehreren Offizieren, die näher treten). Messieurs! Une ordonnance du Roi!

Mittler (bei Seite). Meine Herren! Ein Befehl vom König!

Althof. Les duels sont défendus rigoureusement!

Mittler (bei Seite). Die Duelle ſind aufs ſtrengſte verboten.

Althof. Chaque contravention dans l'armée de Sa Majesté sera punie par les peines concluses de cette ordre.

Mittler (bei Seite). Jede Uebertretung dagegen bei der Armee Sr. Majeſtät wird beſtraft werden durch die in dieſer Ordre eingeſchloſſenen Strafen. (Die angeredeten Offiziere ab.)

Althof (zu einem Profoß). Communiquez les mêmes ordonnances aux soldats. Le duel est défendu le plus rigoureusement. (Profoß ab.)

Mittler (bei Seite.) Theilen Sie dieſelben Befehle den Soldaten mit. Das Duell iſt aufs allerſtrengſte verbo —

Althof (ſchlägt ihm leiſe auf die Achſel). Monsieur!

Mittler. Ah! Monsieur! — je foulais — fous tire, — que, que, que, que —

Althof. Sprechen Sie deutſch, mein Herr, ich werde Sie vollkommen verſtehen.

Mittler. Bitte recht ſehr, Herr General, warum wollen Sie ſich die Mühe geben? Ich bin Sprachlehrer.

Althof. Ich bin der Lieutenant Althof, Adjutant des Grafen Thorane, und vollkommen ungenirt, das Deutſche zu ſprechen, weil es meine Mutterſprache iſt.

Mittler. Ei, was Sie ſagen, mein Herr! Und ein ſo täuſchendes Franzöſiſch! Dürft' ich wol wiſſen, wer Ihr Sprachmeiſter geweſen iſt?

Althof. Die Geſchichte, mein Herr! Ich bin aus dem Elſaß und habe für meine Lectionen nichts zu bezahlen gehabt.

Mittler. Richtig! Sie haben nichts gezahlt, aber Deutſchland deſto mehr — (Bei Seite.) Himmel, was red' ich —! Ich bin ganz confus.

Althof. Was wünſchen Sie von dem Königslieutenant?

Mittler. Eine Angelegenheit führt mich zu ihm — im Intereſſe mehrerer hochachtbarer Bürger hieſiger Freien Stadt, die bisher betheiligt geweſen ſind an den Einnahmen und Ausgaben einer gewiſſen ſchöngeiſtigen Geſellſchaft — ſo das heißet die franzöſiſche Komödie — wenn ich die Gnade oder Ehre — haben dürfte —

Althof. Da kommt der Königslieutenant! Tragen Sie ihm ſelbſt Ihre Sache vor! (Tritt etwas zurück.)

Sechster Auftritt.

Thorane. Mack. Die Vorigen.

Thorane (zornig und polternd). Der König ſein indignirt über der Duell und es ſoll ſein die ſtrengſte Strafe, wenn die Franzoſen, anſtatt ſich zu laſſen tödten vor der Feind für der Vater-

land, ſich tödten von einander ſelbſt für der Dummheiten der falſchen point d'honneur —

Mack. Punkt der Ehre —

Thorane. Punkt der Ehre.

Althof (corrigirend). Ehrgefühl —

Thorane (ärgerlich). Meinen guten St.-Jean haben manchmal ſehr einen ſchlechten Lexikon. Wer iſt dieſer Mann?

Mittler (verbeugt ſich tief)

Thorane. Was Sie wünſchen, mein Herr —

Mittler. Excellenz —

Thorane (ärgerlich über die Unterwürfigkeit, äfft ihm nach). Excellenz!

Mittler (ſieht ihn verblüfft an, beſinnt ſich, bei Seite). Himmel, ich hab' ihm zu wenig gegeben (verbeugt ſich) Monseigneur —

Thorane (ebenſo übertreibend). Votre Altesse!

Mittler (ganz verdutzt, bei Seite). Altesse? Königliche Hoheit? Er iſt ja der Stellvertreter des Königs — folglich (verbeugt ſich, kräftig:) Sire!

Thorane (zornig). Mein Gott! Der König von Frankreich verbieten der Duelle und der Kaiſer von Deutſchland ſollten verbieten der Complimente. Wie Sie heißen?

Mittler. Mittler.

Thorane. Eh bien! Setzen wir uns. Was der Mittler will von der Thorane?

Mittler (bei Seite). Der Mittler von der Thora —? Jetzt hört alles auf!

Althof. Herr Mittler hat ein Anliegen wegen der hieſigen franzöſiſchen Komödie.

Mittler. C'est çà!

Thorane. Eh bien! Alſo in der Deutſchland es gibt eine franzöſiſche Theater!

Mittler. Das franzöſiſche Theater — (bei Seite) nein, er machte das Theater zu einem Femininum, die Höflichkeit erfordert, daß ich ihn in ſeinem Irrthum laſſe! — (Laut.) Die franzöſiſche Theater iſt in Deutſchland das — wollt' ich ſagen — die Rendezvous der ſchönen Welt.

Thorane. Eh bien! Was wollen dieſe Rendezvous der ſchönen Welt?

Mittler (radebrecht aus Höflichkeit). Die Rendezvous wollen der Unterſchrift Ew. Excellenz für — der gewiſſe Päſſe. Dieſe edeln Schauſpieler haben nämlich viel Schulden gemacht und ſie wollten abreiſen, ohne ſie, wie man zu ſagen pflegt, zu bezahlen. Dies widerſtreitet unſern ſtädtiſchen Gewohnheiten, ja die ſtädtiſchen Gewohnheiten erlauben ſogar für dieſen unerlaubten Fall einen erlaubten Act der Selbſthülfe. Meine Freunde haben die Abſicht, die Garderobe und die Decorationen der vortrefflichen Geſellſchaft zu verkaufen und ſich für die Schulden bezahlt zu machen; das Verhältniß wäre jetzt aufs ſchönſte ausgeglichen, nur fehlen noch die Päſſe, um dieſe braven Künſtler in Länder zu expediren —

Thorane (ſteht auf). Wo man ſpielt der Komödie ohne die Garderobe und der Decorationen? Nein, mein Herr, das iſt eine Grauſamkeit gegen meine Landsleute. Dieſe armen Könſtler ſind verloren, wenn ſie nikt haben Coſtüme, womit ſich zu kleiden, und keine bunten Tapeten für der Fantaiſie! Und ſie ſollen abreiſen —? Die Könſtler ſollen bleiben in Frankfurt und verdienen ſo viel Geld von meine Offiziers, bis ſie können bezahlen die Schulden an Ihre Freunde. So verdienen wir alle. Sie verdienen Ihr Geld, die Könſtler verdienen der Garderobe und der Offiziers verdienen der Vergnügen. Sind Sie zufrieden mit dieſe (ſteht auf Mack) Reſolution?

Mack. Abſchlägige Antwort —

Königin.

Mein Sohn, der die Menschen so richtig zu beurtheilen versteht, schildert mir ihn als einen Charakter, dem ich mich ganz vertrauen darf. Und grade jetzt bedarf ich eines entschlossenen Beistandes mehr denn je.

Sonnsfeld (erschreckend).

Ist wieder etwas im Werke, Majestät?

Königin.

Ja, ich muß meine ganze Kraft aufwenden. Es gilt, die Würde einer Monarchie zu behaupten, deren natürlicher Vertreter es täglich mehr zu vergessen scheint, daß Preußen sich seit Kurzem in die Reihe der europäischen Großmächte gestellt hat.

Sonnsfeld.

Majestät, Sie wollen doch keine Unruhen stiften?

Königin.

Ich brenne vor Begierde, einen Prinzen kennen zu lernen, den mein Sohn seiner Freundschaft für würdig hält —

Sonnsfeld (giebt dem Erbprinzen einen Wink).

Königin.

Sobald er da ist, liebe Sonnsfeld —

Sonnsfeld

(zeigt auf den herausgetretenen Erbprinzen).

Da ist er schon.

Mittler. Sie iſt würdig — eines — Königs — Salome. (Wendet ſich, da ihn Thorane ignorirt, gezwungen zum Gehen und erblickt Wolfgang.)

Siebenter Auftritt.

Wolfgang mit einem Papier. **Die Vorigen.**

Mittler. Freuen Sie ſich, lieber Wolfgang, Se. Excellenz haben ſoeben beſchloſſen, daß die franzöſiſchen Acteurs hier bleiben.

Wolfgang. Das konnte man erwarten.

Mack (bedeutet Mittlern, daß er entlaſſen ſei). Pſt!

Thorane. Allerdings! Ik muſſen aben Vergnügen für der Armee.

Mittler (der Thorane's Sprachfehler immer aus Höflichkeit wiederholt). Für der Armee —

Wolfgang. Und für Sie ſelbſt.

Mack. Pſt!

Thorane. Du tout, mon ami. Ik nikt beſuchen der Theaters. Aber Sie, mein Freund, Sie werden ſein glücklich, zu ſehen noch lange die gute Freundin, auf welker Sie aben gemakt die ſiekte franzöſiſche Verſe —

Wolfgang (blickt nieder).

Mittler (bei Seite). Der weiß das auch ſchon! (Uebermäßig laut.) Ei, ei —

Thorane. Was iſt das? — Was Sie maken noch hier für der Lärm?

Mittler. Der Lärm? Ich, Excellenz —

Thorane (zu Althof). Oder heißen es das Lärm?

Mittler. Das Lärm! Die Lärm! Der Lärm! Wie Sie wünſchen, Ew. Gnaden — allein ich — (hält ſich den Mund zu).

Althof. Dieſer brave Mann iſt ſo höflich, Herr General, er ſogar Ihre Sprachfehler wiederholt.

Thorane (ärgerlich zu Mittler). Adieu; Esclave!

Mack. Slowake, Adjes!

Mittler. Erlauben Sie, ich bin Profeſſor — man könnte gewiſſen Fällen wirklich über die oder der oder das Lärm iten — es kommt nur auf die Schulen an, wo ſothanes men ſtattfindet, ob Knaben- — oder Mädchenſch —

Thorane. Silence! Sie ſollen nikte maken ſo vieler der mplimenter. Sie ſollen ſagen, wie ik. Ik ſage, Adieu, Mitt- ! Und Sie ſollen ſagen —

Mittler. Adieu — Thorane! (Staunend über dies Preisgeben r Etikette.) Die Welt geht unter. (Ab.)

Thorane (zu Wolfgang). Eh bien, mon ami! Und Sie aben on gemakt der Ueberſetzung?

Wolfgang. Vielleicht zu raſch, als daß ſie gelungen ſein nte.

Thorane. Der Diktkonſt müſſen maken raſch, wenn ſie ſoll mmen aus — du ciel (ſieht Mack an).

Mack (zeigt gen Himmel).

Thorane. Ciel!

Mack (zuckt gerührt die Achſeln). Ach Gott!

Althof (überſetzt). Himmel!

Mack (eiferſüchtig). Das ſagt' ich ja!

Thorane. Der gute St.-Jean haben überſetzt ſehr wahr! enn es ſind ſo viele Saken, die man nikt kann ſagen, ſondern e man nur kann fühlen und zeigen an — mit der Blick —

Wolfgang. So wird es wol auch mit meiner Ueber- ung ſein.

Thorane. Eh bien! Ecoutons! (Setzt ſich.)

Wolfgang (zieht ein Papier und räuspert ſich).

Thorane (ſieht plötzlich über etwas, was ihn befremdet). Mais —

Mack (ſpringt hinzu). Mon général!

Thorane. Hier iſt etwas in der Zimmer, was mich iſt fremd —

Althof. Was befehlen Sie, Herr General?

Thorane. Es iſt etwas geſchehen in dieſer Zimmer, was mich macht nicht ruhig.

Mack (bei Seite). Jetzt kommt die Miſegiene!

Thorane. Für der Auge iſt hier etwas, was mir makt Unruhe — ah, je me rappelle — der ſchöne Landſkaſt von der Maler Seekatze? Aben Sie beſtellt der Maler Seekatze?

Wolfgang. Er war ſehr glücklich über Ihren Beifall.

Thorane. Aber auch der andere Malers, ik will ſie alle ſehen —! Alle Malers von Frankfurt ſollen ſein morgen in dieſe Zimmer. Aber dieſe leere Platz an die Wand geniren meine Auge, welche iſt gewöhnt, dort zu ſehen eine Bild! St.-Jean, holen mir der ſchwarze Bild!

Mack. Excellenz, (flehentlich) die ſchwarze —

Thorane. Holen mir die ſchwarze Bild!

Mack. Herr General? — (mit gemachter Rührung ab). Heute iſt die Miſegiene recht ſtark!

Thorane. Sie ſind immer meine Gaſt, junger Freund, ik wünſche, daß Sie eſſen oft an meine Tafel — Sie dürfen nehmen und ſehen alle meine Uhren und Ringer und Tabatièren, aber nicht ik wünſche, daß Sie ſollen ſehen — eine Sake — welche iſt eine verborgene Sake —

Mack (kommt mit einem ſchwarzen Käſtchen).

Thorane (nimmt es). Hier! Dieſe Bild!

Wolfgang (bei Seite). Nur ein Käſtchen iſt es — aber gerade wie das, was Belinde hat!

Thorane. Dieſe Bild ſein verſchloſſen! Sie ſein das Por-

trät von einer Engel und von einer Böſewicht — es ſein die Züge von einer Kind, das nicht kannte der Dankbarkeit, die Züge von einer Braut, die nicht kannte der Treue, die Züge von einer Schweſter, die iſt nicht werth von eine Bruder. Iſt ſie noch in der Leben, — ſie nicht ſoll ſehen die Likt des Tages — und wenn ſie ſchon iſt geſtorben und ſie hat gefühlt der Reue vor dem Thron des ewigen Gottes ....

Mack (bei Seite). Jetzt hat ſie ihn!

Thorane (erwacht aus ſeinem Gefühl, hängt das Bild auf, er unterdrückt eine Thräne, um ſich zu ermannen). Ah —

Althof. Mon général, l'heure de la parade —

Thorane. Die Zeit von der Parade auf der Reßmarkt. Encore dix minutes für der Gedikt von die junge deutſche Diktär! Commencez, mon ami. (Setzt ſich erſchöpft.)

Wolfgang. „An Belinde, als ich ihr ein ſeidenes Band ſchicken — wollte."

Thorane. Wollte?

Mack. Voulait!

Thorane. C'est la même chose! Was der Herz aben gewollt, haben der Herz auch gethan.

Mack (bei Seite). Sie hat ihn heute recht feſt.

Wolfgang (lieſt langſam, aber ohne alle eigene Theilnahme):

Kleine Blumen, kleine Blätter —
Streuen mir mit leichter Hand —
Gute junge Frühlingsgötter —
Tändelnd auf ein luſtig Band!

Thorane. Charmant! charmant! (Wiederholt.)

Kleiner Blumen, kleiner Blätter
Streuen mich mit leikter And —
Gute junge ... (ſtockt.)

Wolfgang. Frühlingsgötter —

Thorane
Wolfgang } (beide zuſammen):

Tändelnd auf ein luftig Band.

Thorane. Tändelnd! C'est, en plaisantant, joli! Très joli! Continuez!

Wolfgang (lieſt):

Zephyr, nimm's auf deine Flügel —

Thorant. Savoir: le ruban, der Band?

Althof. Der Zephyr ſoll nehmen das Band —

Thorane. C'est çà! C'est çà!

Wolfgang (lieſt mit derſelben geringen Theilnahme):

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebſten Kleid!
Und ſo tritt ſie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Roſen ſich umgeben,
Selbſt wie eine Roſe jung:
Einen Blick, geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genung!

Thorane (ſteht auf). Ravissant, c'est trop touchant!

Eine Blick, geliebte Leben,
Und ik bin belohnt genung!

Wolfgang:

Fühle, was dies Herz empfindet!
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein ſchwaches Roſenband!

Thorane (umarmt ihn und drückt ihn an ſein Herz). A mon coeur, jeune ami! Dieſer Verſe haben gegoſſen Wohllaut tief in meine Seele, die iſt ſehr malade. Und wenn Sie auch nicht ſind er-

hört von dieſer grauſame actrice française, die wird ſein wie alle Frauenzimmers ſein, falſch, treulos, undankbar, — o ſo hat Sie doch angeſehen der deutſche Diktkonſt mit einem Lächeln ſo freundliche, ſo ſüſſe, daß Sie können ſagen:

Eine Blick, geliebte Leben,
Und il bin belohnt genung!

(Er umarmt ihn nochmals und geht durch die Mitte ab.)

Mack (geht an Wolfgang vorüber und gibt ihm, da auch er und diesmal in Wahrheit gerührt iſt, die Hand). Jetzt weiß ich, was gut gegen die Miſegiene iſt. Frankreich dankt Ihnen! (Folgt Thorane.)

Althof. Nein, junger Mann, nehmen Sie für dies liebliche Gedicht den Dank eines Deutſchen, der mit ſchwerem Herzen unter den Fahnen Frankreichs kämpfen muß! (Schüttelt ihm die Hand Ab.)

Wolfgang. Meine — Schmerzen machen Euch — Vergnügen? Lern' ich ſo, was — ein Dichter iſt! (Betrachtet ſinnend ſein Gedicht.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Daſſelbe Zimmer wie im vorigen Act.

Erſter Auftritt.

Wolfgang tritt durch die Mitte ein.

Wolfgang. Ich irre umher, wie ein Verzweifelnder. Sie läßt ſich von niemand ſprechen! Sie ſtellt ſich krank, iſt es vielleicht — und ich kann nicht bei ihr ſein, darf nicht ihre Athemzüge belauſchen! Der Director hat angekündigt, die Truppe würde weiter ſpielen; aber ich ſehe nur Luſtſpiele auf dem Repertoire — ein Beweis, daß die Königin der Tragödie krank iſt. Und ihr Bruder, was ſoll ich nur von Alcidor denken? Was ſollen ſeine räthſelhaften Fragen nach meinem Vater? Ob mein Vater Advocat wäre? Hm! — Ich höre Geräuſch. Es iſt die Stunde, wo die Maler zu ihrem neuen Mäcen kommen ſollten. Die guten frankfurter Rafaele fühlen ſich geſchmeichelt, fürchten aber, von dem einquartierten Feind — kein Geld zu bekommen. Wahrſcheinlich iſt's eine franzöſiſche Prellerei! (Wirft ſich in einen Seſſel.) Ah, hier iſt der einzige Ort, wo ich mich noch in der

aufgeregten Stadt erholen und ſammeln kann. Da hängt das geheimnißvolle Bild. Wie der Baum im Paradieſe — mit einem Verbot! Warum ſoll ich's nicht ſehen? Warum überhaupt niemand? Kein Auge wäre würdig — oder wie war's, was er ſagte? — Eine Dame muß es doch ſein — Und wirklich Belinde? Wenn ich das Verbot überträte — mir ſelbſt zur Eva würde — (Man hört draußen die keifende Stimme der Frau Seekatz.) Himmel, Frau Seekatz! Das iſt eine Eva, aber keine paradieſiſche!

Zweiter Auftritt.

Frau Seekatz. Seekatz. Wolfgang.

Frau Seekatz. Solche Beſtellungen oder keine! Nach Frankreich — ans Mittelländiſche Meer — da ſoll mir einer kommen —! Daß du dich nicht damit einläßt!

Seekatz. Liebe Frau —

Frau Seekatz. Guten Tag, Muſje Wolfgang! Sagen Sie ſelbſt, ob eine ehrliche Frau mit anſehen kann, daß ein gutmüthiger Mann, der ſich des Jahres hundertmal betrügen läßt, ſich jetzt von einem ſolchen hergelaufenen franzöſiſchen Windbeutel —

Seekatz. Gertrud, ich beſchwöre dich!

Frau Seekatz. Ich rede, wie es einer Familienmutter geziemt! Und was werden das für — Sujets ſein, die du ihm malen ſollſt! Davon hab' ich Dinge gehört — Dinge —

Seekatz. Die du doch vor dem jungen Mann hier nicht wiederholen wirſt?

Wolfgang. Bitte, ich bin vollkommen unterrichtet darüber, daß der Graf Bilder liebt, die man nicht zeigt. Sehen Sie,

da hängt gleich eins, das man nur ansehen kann, wenn man erst einen Schieber zurückzieht.

Frau Seekatz. Wie? Ich bin des Todes! Mein Mann! Mein einfältiglicher, christlicher Mann! Siehst du, das sagt' ich gleich, Seekatz, diese Reise nach Frankfurt, sagt' ich, bringt uns ein Unglück. Hier in dem respectabelsten Hause von Frankfurt soll mir sozusagen mein Mann verführt werden; mein Mann, der überhaupt zu meinem Unglück ein Künstler ist!

Seekatz. Na, na, na, na! (Bei Seite, seufzend.) Gott, was ist doch zu viel Liebe für 'ne Qual! (Laut.) Kind, mein Beruf ist es nun einmal — auf gespannter Leinwand Gedanken der eigenen oder fremden Phantasie —

Wolfgang. Und soviel ich den Geschmack des Herrn Grafen, liebe Frau Seekatz, beurtheilen kann, werden dem gefeierten Pinsel Ihres Herrn Gemahls ohne Zweifel nur Landschaften mit kleinen mythologischen Staffagen zufallen —

Frau Seekatz. Mythologischen? Ha — das kennen wir. Das Mythologische — das hat der Satan erfunden! So was soll sich der Franzose in Italien malen lassen, aber hierher kommen, nach Deutschland, nach Frankfurt, wo noch die Bande der Sitte auch in der Kunst —

Seekatz (mit erhobener Stimme einfallend). Unmöglich machen, daß ein Maler ein anderes weibliches Modell benutzt, als seine eigene Ehehälfte —! Beruhige dich, Schatz, wenn der Graf eine Juno verlangt, ich male dich, wenn er eine Hebe verlangt, ich male dich, wenn er die Venus selbst verlangt, ich male dich. Bist du nun zufrieden?

Frau Seekatz. Ja, Seekatz.

Seekatz. Jetzt, liebes Kind, geh! Du weißt —

Wolfgang. Wir erwarten sämmtliche frankfurter Maler, — den Schütz, den Trautmann, den Hirth, den Junker —

Frau Seekatz. Na ja! Da kommen schon die Pfuscher! Was sind die alle — gegen meinen Mann!

Dritter Auftritt.

Schütz. Trautmann. Hirth. Junker, bescheidene, spießbürgerliche Gestalten treten nacheinander ein, jeder mit einem Portefeuille oder einer Mappe unterm Arm. Die Vorigen.

Wolfgang (bei Seite). Ein Apelles nach dem andern! An diesen Künstlern würde sich Rafael zu seiner Schule von Athen nicht begeistert haben.

Frau Seekatz (knixt schnippisch gegen jeden).

Alle Maler (verbeugen sich tief und steif gegen sie, Wolfgang und Seekatz).

Wolfgang. Meine Herren, der Graf wird sogleich erscheinen und Ihre persönliche Bekanntschaft machen. Sie werden einen Mann finden, der die Kunst außerordentlich liebt —

Frau Seekatz. Und ich hoffe, ordentlich bezahlen kann.

Seekatz. Pst! Pst! Liebe Frau — (Zu Wolfgang, bei Seite.) Sehen Sie, Musje Wolfgang, so sieht's auf dem deutschen Parnaß aus —! Die Prosa in Gestalt einer Ehehälfte und Feindschaft, Neid, Misgunst in Gestalt der Collegen!

Alle Maler (isoliren sich und sehen, indem sie dem Publikum den Rücken kehren, die Bilder an, überm Rücken die Arme verschränkend).

Wolfgang. Ein schönes Vereintwirken! Jeder — der Begründer einer eigenen Schule! Ich glaube, sie gönnen sich einander kaum die Farbe, mit der sie malen!

Königin (ſteht auf).

Sie überraſchen mich, Prinz! Ich habe Sie nicht eintreten hören —

Erbprinz.

Ihre Majeſtät ſchienen in ſo tiefe Betrachtungen verſunken —

Königin (bei Seite).

Ein einnehmendes Aeußere, ein geiſtvolles Auge. — Hat Ihnen mein Kammerdiener ...?

Erbprinz.

Im Begriff auszugehen, begegnete mir dieſer Biedermann auf der Treppe meines Hôtels. Er drückte mir den unverzüglichſten Befehl Ew. Majeſtät aus —

Königin.

Bitte, Erbprinz! — (Setzt ſich und winkt dem Erbprinzen ein Gleiches zu thun.) Meinen herzlichſten Dank für die überbrachten Briefe meines trefflichen Sohnes. Eine Stelle, die ich wohl mehr als zehnmal geleſen habe, läßt mich vermuthen, daß Sie über einen gewiſſen Plan, eine gewiſſe Angelegenheit von ihm unterrichtet worden ſind —

Erbprinz.

Ja wohl, ja wohl, Majeſtät! (Bei Seite) Ich weiß kein Wort.

Königin.

Ich bin ſehr glücklich, daß ich wie immer, ſo auch hier mit meinem Sohne gänzlich einverſtanden bin und

Vierter Auftritt.

Gretel bringt auf einem runden Servirbrete zwei Flaſchen Wein und fünf grüne Römergläſer. Die Vorigen. Später Mack.

Gretel. Nun, da ſind ſie ja! Ein ſchönes Compliment vom Herrn und Frau Rath und ſie ſchicken hier eine kleine Erfriſchung für die Herren Maler's — (ſie ſtellt es hin und ſchenkt ein).

Alle Maler. Danke! Danke der Frau Gevatterin!

Wolfgang (bei Seite.) Und alles meine Pathen das! Wenn da der Genius ausbleibt, ſind die Muſen nicht ſchuld!

Frau Seekatz (bei Seite, Gretel beim Einſchenken eiferſüchtig betrachtend). Wie ſich das Ding benimmt! Ordentlich kokett!

Gretel (präſentirt den Malern, die alle mit vielen Complimenten zugreifen. Kommt zu Seekatz).

Seekatz (freundlich). Nun, Gretchen, aus ſo hübſcher Hand —

Frau Seekatz (dazwiſchentretend und ihr das Bret wegnehmend). Nun, Gretchen, aus ſo langſamer Hand —

Gretel. Ach! Ach! Haben Sie keine Angſt, Frau Seekatz, daß er mich in der Eile malen möchte! (Ab durch die Mitte.)

Alle (lachen).

Wolfgang. Meine Herren! Das war ein allerliebſter Stoff zu einem Genrebild!

Alle (lachend und erfreut über die Erfriſchung). Ja wohl! Ja wohl!

Wolfgang. Ein Maler, dem ein junges Mädchen einen Becher mit Wein credenzt. Er betrachtet ſie mit Kennerangen. Seine Gattin tritt hinzu und verhindert, daß ſeine Phantaſie nicht allzu lange beim Studium ihrer Schönheit verweilt!

Alle (lachend). Sehr gut! Sehr gut!

Frau Seekatz. Hören Sie, Muſje Wolfgang — ich will Ihnen einmal etwas ſagen — Es iſt ſchon ſtadtkundig geworden,

was Sie für ein Früchtchen ſind. Ihr Ruf iſt bereits bis Darmſtadt gedrungen! Pfui! Schämen Sie ſich! — (Immer einſchenkend.) Die Bilder meines Mannes ſind nicht umſonſt ſo geſucht. Man weiß, daß ſein Stil tugendhaft iſt.

Alle (lachen).

Frau Seekatz. Was? Hier in Frankfurt wird über die Tugend gelacht?

Wolfgang. Nur über ihre falſche Anwendung, liebe Tante! Ha! (Am Fenſter.) Der Graf!

Alle (ſetzen die Gläſer fort).

Wolfgang. Ich bitte, daß ſich alles, was weiblich iſt, jetzt aus dieſem Zimmer entfernt.

Frau Seekatz. Das fehlte noch. Ich bleibe! Es werden hier Gegenſtände beſprochen werden, die meinem Mann ſchaden können —

Wolfgang. Liebe Tante, ich verſichere Sie, der Graf iſt ein Gegner der Frauen à l'exces! Bitte, — gehen Sie! (Er geht an die Thür.)

Frau Seekatz. A l'exces hin, a l'exces her — ich bleibe, bis der Contract gemacht iſt.

Wolfgang. Ich verſichere Sie, der Graf und ſeine Umgebung ſind miſogyn in einem Grade — (Er öffnet die Thür. Man erblickt vor ihr Mack, der eben Gretein umarmt.)

Frau Seekatz. Was miſogyn? Ha! (Ueber dieſen Anblick halb ohnmächtig.) Welche ſchlüpfrigen Bilder und Scenen hier! Dieſe Gretel — das iſt ja die reine Markedenterin! Und dort ein Bild, das ſich ſogar jeder nähern Betrachtung entzieht! Nein, das iſt — zu — viel — für — eine — deutſche Frau! (Sie nahm ihr Taſchentuch, ging an das verſchloſſene Porträt, hing das Tuch darüber; dann nimmt ſie ihren Fächer, hält ihn ſo, daß ſie ihr Antlitz hinter ihm verſteckt und geht an Mack und Gretel, die auseinander gefahren ſind, mit hohem Tugendſtolz vorüber. Die Maler ſehen verwundert auf das verhängte Bild.)

Fünfter Auftritt.

Thorane. Mack. Die Vorigen.

Thorane. Pardon, Madame! (Zur Frau Seekatz, mit der er im Eintreten carambolirt.)

Alle (verbeugen ſich tief).

Thorane (vorn an der Thüre). Es ſein in dieſer Hauſe ſo viele von Frauenzimmers! St.-Jean, ik nikten kann ſehen der Frauenzimmers! Warum ſo viele — hier — von Frauenzimmers?

Mack. Excellenz — (wiſcht ſich noch den Mund).

Thorane. Wer iſt geweſen der kleine dicke Frauenzimmers?

Wolfgang. Pardon, mon général! Madame Seekatz de Darmstadt.

Thorane. Die Frau von der arme Maler, die nikten will aben ein anderen Modell für der Phantaſie von ihrer Mann, als ſich allein? Oh, ces femmes! Monstres! — — Wer iſt aber geweſen der andere Dame auf der Trepp —?

Mack. Das dienende Weſen?

Thorane. Nein, der ſchöne, junge Madame —

Mack. La maitresse de la maison!

Thorane. Der Mutter von meine junge Freunde! Brillante Augen, ſchöner Mund, wie, wie — comme des — wie heißen der Frucht?

Mack. Zwetſchen?

Thorane. Cerises —

Mack. Kirſchen.

Thorane (ſeufzend). Zwetſchken oder Kirſſen — es iſt egal — wann ſie ſind in einem Garten, der nikt gehören uns! (Er kommt nun erſt nach vorn, ſieht die Maler, die ſich immerfort verbeugen,

nur flüchtig an, legt Hut und Handſchuhe auf den Tiſch links und erblickt das Bild.) Mais — was haben Sie gemakt mit dieſer Bild?

Wolfgang. Un mannequin, pour chasser les oiseaux.

Thorane. Für zu verjagen der kleine Vögel von dieſe Zwetſken? (Zu Wolfgang). Ik hoffen, daß wird ſein meine Wort mehr von Kraft, als dieſe Foulard de soie (nimmt es weg). Eh bien! Wer ſein dieſe Herren? Des affaires? Des querelles?

Wolfgang. Es ſind die gewünſchten Maler von Frankfurt, Excellenz.

Alle (verbeugen ſich).

Thorane. Ah, soyez les bienvenus. Und der Claude Lorrain von Darmſtadt, die brave Seekatze?

Seekatz (verbeugt ſich). Gehorſamſt —

Thorane (gibt ihm die Hand). Monsieur! Sie ſein ſehr ein guter Maler, je vous assure — aber ein armer, unglücklicher Mann, daß Sie ſein gezwungen, immer zu malen Ihre Frau.

Mack (ballt die Fauſt und droht in die Luft).

Seekatz. Der Friede des Hauſes iſt die Muſe des deutſchen Künſtlers, Excellenz!

Thorane. Der Friede — des Hauſes — iſt — der Muſe des deutſchen Künſtlers? (Ueberlegt dieſe Antwort.) Meine gute Mann! Dieſe Antwort macken ſchön alle Bilders von Ihre Frau .... Wer ſein die andere Herren?

Wolfgang (ſtellt Hirth vor). Dies, Excellenz, iſt Herr Hirth. Dieſer Künſtler iſt am ſtärkſten in Eichen- und Buchenwäldern, wie er weniger mit Menſchen als mit Vieh ausgezeichnet zu ſtafiren verſteht. (Präſentirt im Menagerieten Trautmann.) Dies iſt der Gevatter Trautmann, Frankfurts Rembrandt genannt, der Schrecken aller Gemäldeſammler, denn ſeine Feuersbrünſte und Scheunenhöfe mit Stallaternenbeleuchtung im Stil der Nach-

ahmungen Rembrandt's verkaufen Spitzbuben für echte. (Präsentirt Schütz.) Dies ist Herr Schütz, ein besonders beliebter Künstler, sozusagen ein Modemaler. Dieser Apelles beschränkt sich ausschließlich auf den Rhein, dessen malerische Punkte er mit der größten Leichtigkeit abzulauschen versteht. Man bezahlt ihn gut. Besonders ist sein blauer Duft sehr angenehm. — Endlich, Herr Junker! Die Blumenstücke dieses Künstlers sind nach der Natur gemalt. Seine Kirschen ist man versucht zu essen und aus seinen Blumen möchte man Sträuße winden.

Thorane. Wollen Sie eine größere Lob? Eh bien! Meine Herren! Setzen wir uns! (Alle thun es zögernd.) Ik Ihnen werde sagen das, was ik will haben gemalt von Ihnen und will schicken in die schöne Provence, welke ist meine Vaterland. Aber daß Sie können maken selbst eine schöne Erfindung, ik Ihnen will erzählen aus meiner Leben, was ist nöthig zu wissen für Sie.

Wolfgang (bei Seite). Vielleicht macht er Geständnisse, ohne zu wissen, wen sie verwunden werden!

Mack (bei Seite zu Wolfgang). Jetzt wird's malerisch. Treten Sie näher! Meinem Dictionär fehlen hier ein paar Seiten.

Thorane. Ik bin der Graf Edmonde René de Thorane, geboren in Grasse, an der schönen See Mittellandischer. Ik mir haben gebaut eine Schloß, dikt an der Ufer von die Meer. Ik Ihnen das sage, damit Sie haben für Ihre Einbildungskraft die rekte Nourriture —

Mack. Verpflegung —

Wolfgang. Nahrung —

Mack (bei Seite). La même chose! Wenn's nur was zu essen gibt.

Thorane. Nahrung! Denke Sie sik dieje Schloß! Dieje Meer! Dieje blaue ciel!

Mack (zeigt nach oben).

Thorane. Himmel! Und dieſe melancholiſche Baumſchlag! Dieſe Naktigall! Dieſe Saken alle — Sie nun wiſſen, wo ik will haben Bilders von Ihre Pinſel de Francfort et de Darmstadt! Sie ſollen maken, was Sie wollen, aber alle Tableaux dans un certain — in eine gewiſſe Ton von Traurikkeit —

Mack (bei Seite). Nun kommt ſie wieder!

Thorane. In eine Ton, wie iſt geſchrieben „La nouvelle Héloise" von Rouſſeau.

Mack (zieht ſein Schnupftuch). Eine Räubergeſchichte —

Thorane. Sie müſſen, meine Herren, immer denken, dieſe Tableaux ſollen betrakten eine Mann, der einſt hat gehabt eine große Freude und der ſie hat verloren, weil die Menſchen ſind ſehr ſchlecht und die Welt iſt ſehr undankbar . . .

Seekatz (für ſich erſtaunt). Das iſt ja ein curioſer Heiliger!

Thorane. Und Sie müſſen immer denken, daß die Konſt ſoll ſein une consolation, eine Troſt für der zerbroken Herz, un dernier rayon, dorant encore une fois la terre, quand le jour fuit . . . . Meine junge Freund, ſagen Sie auf der deutſche Diktkonſt, was ik will aben für eine Charakter in dieſe Bilders —

Wolfgang. Excellenz, dieſe gefühlvollen Maler verſtehen Ihre Intentionen vollkommen, doch würden ſie ſich in ihrer Arbeit ſehr gefördert ſehen, wenn ſie erfahren könnten, wie all dieſe Schmerzen und Leiden auch äußerlich beſchaffen ſein ſollen, ob drei oder fünf Fuß hoch, zehn oder zwölf Zoll lang und ſo weiter —

Alle Maler (geben Zeichen der Zuſtimmung). Gewiß — Allerdings — Halten zu Gnaden —

Thorane. Sie meinen der Quadratfuße und der Rahmen für all dieſer Traurikkeiten? Maken Sie das in Ihrer Be-

quemlichkeit. Sie müſſen ſik unter ſik reden ab und müſſen ſein dafür von künſtleriſcher Einikkeit — Harmonie —

Wolfgang. Excellenz! Das iſt ſehr ſchwer! Denn es thut mir außerordentlich leid, Ihnen ſagen zu müſſen, daß dieſe vortrefflichen Männer, dieſe erſten Künſtler unſerer Zeit, ſämmtlich untereinander wie die Spinnen leben —

Alle Maler (durcheinander und alle aufſtehend). Oh, Musje Wolfgang — was ſagen Sie — behüte —

Thorane (ſitzend). Was ich höre? Sie nikt ſeien alle die Freund voneinander? Mais mon Dieu! Meine Herren —

Junker, **Trautmann**, **Hirth** (zuſammen und ſich ſetzend). Uebertreibung! Ein Irrthum! Misverſtändniß!

Thorane. Nein, nein, ik ſehe! Das alles iſt wahr, was Sie wollen — cacher —

Mack. Einſtecken —

Thorane. Dieſe kalten Herzen bei einer ſo warme Konſt! Was dann iſt das einzig Band unter der Menſchen, ſie zu vereinigen, als der Liebe für der Konſt und der Schönheit! Ah! Ah! — Mais! Ik aben ein Idee. Sie mir ſollen wieder werden Freunde durch der Konſt! Sie ſollen ſagen, der Leutenant des Königs von Frankreich haben gemakt, zu geben uns freundſchaftlich unſere Hand für der ganze Leben! Voilà (er zieht ſein Portefeuille) hier ſein eine Wechſel von 1000 Dukaten, welche ik werde geben an die Bankierhaus von Metzler et Compagnie. Und wenn Sie die Gemälde aben fertig, werden Sie ſein baar bezahlt, ob ik bin in Frankfurt oder in Paris oder ik werde ſein in meinem Schloß an die Meer Mittellandiſcher. Mais — Sie ſollen malen zehn Bilders, aber alle zuſammen ſollen Sie malen an die zehn Bilders zugleik! Der eine ſoll malen nur der Bäume und der andere ſoll malen nur der Waſſer und der

dritte ſoll malen nur der Menſchen und der vierte ſoll malen nur der Vieh und Sie ſollen ſein gezwungen, zu ſpreken alle Tage miteinander und ſik zu ſehen an immer mit gute und freundlike Augen. Ik das will! Je le veux! Je commande! In eine Zeit, wo die Völker ſein in die blutige Kriege gegeneinander, ſollen ſein die Menſchen gute Freunde durch der Konſt. Die Könſtler ſollen ſie geben eine ſchöne große Beiſpiel für der Könige auf der ganze Welt, zu wiſſen, daß iſt dieſe Erde beſtimmt für den Glück und den Frieden und der Liebe der ganzen Menſkeit. Und darum Sie ſollen malen alle fünf immer zuſammen an eine Bild, damit Sie können geben eine gute Beiſpiele, nikte nur für der Menſchen, welche bezahlen die Bildern, ſondern auk für der Menſchen, welche nur ſie ſehen an, um zu verbeſſern ihre Erz und ihre Empfindungen. Eh bien! Commencez, Messieurs! Soyez unis! (Legt einige Hände ineinander.) A l'ouvrage! C'est ma volonté! Adieu! (Ab.)

(Die Maler ſtehen beſtürzt und ſehen ſich an.)

Wolfgang (bei Seite). Fünf verſöhnte Pinſel!

Hirth. Das werden Tapeten, keine Bilder —

Schütz. Alle fünf an einem Bilde?

Wolfgang. Aber 1000 Dukaten, meine Herren!

Seekatz (im Abgehen aller). Deponirt bei Metzler — Liebe Collegen, theilen wir brüderlich und hören wir auf, aneinander zu mäkeln und uns gegenſeitig zu reiben. Wir berathen unſere Pläne bei Freund Goethe. Die Frau Rath liefert den Kaffee dazu und der kleine Schlingel da hält uns durch ſeine Eulenſpiegeleien — meine Frau in der Ferne; denn das muth' ich Ihnen nicht zu, daß wir die mit in unſern Accord nehmen! (Alle lachen.) Der närriſche Kauz da (zeigt Thorane nach) iſt werth, daß wir ihm ſchon ſeinen Gefallen thun.

Trautmann. Seelatz, Seelatz, wenn's die Winkelmaße nur erlauben! Schlagen wir ein! (Alle Maler ab durch die Mitte.)

Wolfgang (nach der Thüre Thorane's hin). «Je le veux! Je commande!» (Nimmt die Stellung einer Statue an.) Auf diese Art könnt' ich mir denken, daß ich einst noch einmal ein Minister würde! — Das Feld ist rein — jetzt hilft nichts mehr — jetzt an das Bild! Er denkt vielleicht, er hat mein Herz erobert; er ahnt vielleicht, daß in meinem Innern tausend Stimmen für den närrischen Mann zu sprechen anfangen und ihn einen guten, edeln, herrlichen Menschen nennen — aber nein, keine Schwäche! Entsagen kann Freundschaft — aber die Liebe ist sich selbst am nächsten. (Er will eben an das Bild, als draußen in der Ferne ein Kanonenschuß fällt.) Was ist das? (Ein zweiter.) Das sind Kanonenschüsse! (Ein dritter.)

Sechster Auftritt.

Althof. Dann Mack und Thorane. Zuletzt eine Ordonnanz.

Althof (tritt rasch durch die Mitte ein, will rechts an das Zimmer, geht wegen der Schüsse erst links noch einmal an das Fenster und trifft Wolfgang). Ah, mein Freund! Wenn Sie ein merkwürdiges Schauspiel erleben wollen — gehen Sie auf einen Kirchthurm! Es wird eine Schlacht geliefert werden. (Will ab zu Thorane.)

(Mack öffnet, tritt heraus. — Thorane hinter ihm.)

Wolfgang. Eine Schlacht?

Althof. Mon général, les Prussiens!

Thorane. Der Preußen? En vérité? Seien Sie auf richtig avertirt?

Althof. Von Fulda herüber nähert ſich die Armee des Herzogs von Braunſchweig. Von den Thürmen der Stadt kann man deutlich die Bewegungen des Feindes erkennen. Marſchall Broglie hat Befehl gegeben, die Truppen von den umliegenden Dörfern zuſammenzuziehen. Hören Sie? (Drei Kanonenſchüſſe.) Man alarmirt die Regimenter zu einem forcirten Marſch, um dem Feind die Anlehnung an den Main abzuſchneiden. Es kann zum Treffen kommen. Vielleicht in der Stadt. (Ordonnanz tritt ein. Sie übergibt eine Depeſche an Thorane.)

Thorane (erbricht ſie). Vom Marſchall Broglie! Der Vorpoſten von der Feind ſtehen ſchon bei Hanau. Eh bien, (zu Mack) mon épée .... (Mack ab und kommt ſogleich mit Piſtolen und Degen zurück. Thorane blickt in die Depeſche.) Der Marſchall will liefern an den Herzog von Braunſchweig eine Slakt. Jk werde commandiren der Reſerven. (Zur Ordonnanz.) Mon ami, les chevaux! (Ordonnanz ab.)

Althof. Jch begreife nicht die Eile des Herzogs von Braunſchweig. Er hat die ſchlechteſten Truppen der preußiſchen Armee.

Wolfgang. Bitte, Sie ſcheinen nicht gut unterrichtet zu ſein.

Thorane. Wer iſt da? Der kleiner Spion noch! Allez-vous-en!

Wolfgang. Jch verſichere Sie, die Truppen des Herzogs —

Thorane. Jk verſichere Sie, daß ik kann ſein ſehr bös en matière der Politik. En avant! En avant! Marſch! Fort! (Wolfgang geht zögernd nach hinten. Mack equipirt Thorane.) — (Kanonenſchüſſe.)

Thorane. St.-Jean, du kannſt bleiben in dieſe Haus —

Mack. Excellenz, ich zu Hauſe? Point du tout! Mein Platz iſt auf dem Felde der Ehre —

Thorane. Deine Ehre iſt, gut zu waken über meine Appartements. Jk auf der Parade hab gehört ſo ſchlekte Rapports

auch Sie billigen gewiß vollkommen unſre Anſicht von dieſem Gegenſtande.

Erbprinz.

Ohne Zweifel, vollkommen, ganz Ihrer Anſicht. (Bei Seite) Was für ein Gegenſtand?

Königin.

Mein Sohn ſchreibt mir, daß ich auf Ihre Theilnahme in dieſer Angelegenheit unbedingt rechnen kann.

Erbprinz.

Er hat nicht zu viel geſagt, Majeſtät. Als ich aber von ihm Abſchied nahm, rief er mir in den Wagen nach: Lieber Freund, über dieſen bewußten Gegenſtand wird Dir die Königin, meine gnädigſte Mutter, noch das Ausführlichere und Umſtändlichere mittheilen.

Königin.

Ah das iſt ganz ſein Styl! Sie ſehen mich bereit dazu!

Erbprinz (bei Seite).

Das verwickelt ſich.

Königin.

Sie wiſſen, daß erſt ſeit Kurzem der brandenburgiſche Kurhut mit der preußiſchen Königskrone vertauſcht wurde. Obgleich urſprünglich eine hannöveriſche Prinzeſſin fand ich doch in Preußens Größe mein Glück, in Preußens Ruhm meinen Stolz. Kein Staat hat in der Wahl ſeiner Bundesgenoſſen, Verſchwiegerungen

über der Bourgeoisie de Francfort, daß ik muß ſein ſehr à ma garde! Man hier will, daß wir ſein geſchlagen —

Wolfgang. Und das tüchtig!

Thorane. Wer ſprikt? Quoi? Immer nok! Allez-vous-en! In Politik ik verſtehen keinen Spaß —

Althof (mit einem Wink). Bitte! Gehen Sie! (Wolfgang geht nur zögernd in den Hintergrund.)

Mack. Aber Excellenz! Ich ſollte Sie verlaſſen —

Althof. Der Beſitzer des Hauſes wird gewiß ſelbſt die ſtrengſte Sorgfalt tragen.

Thorane. Ce propriétaire! Sie erinnern mich justement. Nikt einmal ich kenne dieſer Mann und ich ab gehört von der Offiziers, die mir beſuchen, daß er keinem gibt einen Gruß. Ik ſelbſt nicht einmal weiß, wie er ſieht aus!

Mack. Mittlere Statur, etwas breitſchulterig, fünf Fuß ſieben Zoll —

Thorane. C'est une infamie, zu haben dans sa maison le lieutenant du Roi und noch immer nikt zu maken ſein compliment —

Althof. Die Bedienung ſcheint mir doch recht willig und aufmerkſam —

Thorane. Le service est bon — aber ik will ſehen den Maître de la maison, (zornig) denn ik weiß, der ganze Stadt iſt von einer ſo böſe Geiſt, einer ſo méchante Antipathie gegen der Einquartierung, daß man hier kann aben der ſicilianiſch Vesperbrot —! (Klingelt heftig.)

Wolfgang. Me voilà, mon général.

Thorane. Noken immer? Jeune homme! Sagen Sie Herrn Ihrem Vater, er ſoll kommen sur le champ in dieſe Zimmer, zu maken die Honneurs du propriétaire oder iken ſein ſehr —

Mack. Rabiat! Dies ſoll geſagt werden. Entendez-vous?

Wolfgang. Wenn ich vielleicht meine Mutter ſchickte —

Mack (bei Seite). Unglücklicher! Schweigen Sie!

Thorane. Ihre — Vater! . . . Allez-vous-en! (Wolfgang geht endlich ab.)

Thorane. Il ſein ſehr eine gute Mann — aber ce que s'attache à l'honneur de la France et de mon roi — il werde zeigen dieſer dumme diables allemands, daß ſie können ſagen von großer Ehre, wenn ſie haben en visite les Français.

Mack. Die Viſite des Prussiens wird auch keine von umſonſt ſein!

Thorane. Wenn ſie werden haben die visite des Prussiens, werden ſie ſein erſtaunt zu ſehen, wer haben mehr von Delicateſſe, les Français ou les Prussiens.

Althof. Die Unabhängigkeit von beiden Parteien wäre dieſen kleingeiſtigen Bürgern jedenfalls das Liebſte.

Thorane. Und weil ſie haben keine Partei, müſſen ſie ſein geſtraft von alle Parteien. Die Offiziers ſich beklagen über der unhöflike Geiſt von dieſer Bourgeoisie de Francfort, ſie aben all der Geſinnung de la Prusse und (geht im Zimmer auf und ab) maken der Complots — Verſchwörungen — o, ſie wollen uns werfen hinaus aus der Stadt, aber le Lieutenant du Roi werden, um uns zu machen ſicher den Rücken, geben eine Beiſpiel — (Es klopft.) Entrez!

Siebenter Auftritt.

Rath Goethe. Die Vorigen.

Rath (tritt ruhig ein und verbeugt ſich mäßig).

Thorane. Vous êtes le bourgeois?

Rath. Le propriétaire de la maison.

Thorane. Ik verlaſſe für einige Zeit dieſe Haus, aber dieſe Haus bleiben die meinige! Warum Sie ſein noch nikt gekommen, um zu erfüllen der Pflikten von Wohlanſtändigkeit?

Rath. Meine Uebung in der franzöſiſchen Sprache iſt nicht geläufig genug.

Thorane. Sie aber müſſen haben gehört von Herrn Ihrem Sohn, daß ik ſpreken der deutſchen Sprake à perfection.

Rath. Ich glaubte, Sie nur mit meinem Beſuche zu beläſtigen.

Thorane. Ik liebe zu ſpreken Ihre Sprake, wenn ik habe Vergnügen; aber Sie maken mir keine Vergnügen, wenn Sie negligir' der Aktong für der Nation, que j'ai l'honneur de représenter.

Rath. Ich glaubte, der fremde Krieger ſucht gute Bewirthung und tröſtet ſich, wenn er dabei die Mienen des Wirthes nicht ſieht. Ich hielt es für beſſer, Ihnen den Anblick der meinigen zu erſparen.

Mack (bei Seite). Für Belagerungszuſtand ſpricht der Mann ſehr frei.

Thorane. Geben ik Urſake mir zu maken eine Miene, die nikt iſt gut? Es iſt wahr, Sie haben getheilt mit mir Ihre Haus, es iſt wahr, daß meine Amt als Gouverneur der Stadt rufen viele Menſchen in dieſe Zimmers, aber der Mann von hospitalité kommen entgegen der fremde Soldat mit Liebe und freundliche compliments.

Rath. Um zu heucheln iſt der Deutſche zu ehrlich.

Thorane. Oder Sie ſollen ſagen, zu flekt erzogen. Oft es iſt nothwendig in der Leben zu zeigen eine Geſichte, welche man nikt hat.

Rath. Ich verſtehe dieſe Kunſt nicht.

Thorane. Für was Sie ſich beklagen? Es iſt jetzt die Krieg! Heute kommen die Soldaten mit die blaue Röck und morgen kommen die Soldaten mit die rothe Röck. C'est toujours la même chose.

Mack. Ein Aufwaſchens.

Rath. Der Franzoſe, der ſo ehrgeizig auf ſein Vaterland iſt, ſcheint zu vergeſſen, daß auch der Deutſche ein Vaterland beſitzt.

Thorane. Vaterlande! O, eine ſchöne Name! Aber die Vaterlande, das iſt der Sprake und der gute Sitten von einer Land. Der Politik nicht immer kennt eine Vaterlande. Der Politik und der Glück des Krieges ſchneidet der Vaterlande mitten durch der Karte von Land —

Rath. Und mitten durchs Herz.

Thorane. Aben der Frédéric de Potsdam eine Vaterlande, der Erzog Karl von der Solitüde in Stuttgart eine Vaterlande? Sie ſchneiden durk der deutſche Herz mitten durk, und ik kenne wol eine deutſche Sprake, die ſehr ſchön iſt zu ſpreken aus und zu hören an, aber ik kenne keine deutſche Vaterlande.

Rath. Die Kriege, die Deutſchland zerreißen, ſind traurig genug. Doch die Wunden werden heilen, die Feinde werden ſich verſöhnen; nur vor Einem möge der Genius unſers Volks bewahrt bleiben, vor der Hülfe der Fremden — der Einmiſchung der Franzoſen.

Thorane. Eh bien, Monsieur, ſagen Sie mir, wer aben gerufen der Engländers auf die deutſche Boden? Die Prussiens. Wer aben gerufen der Schweden und der Ruſſen und der Franzoſen auf der deutſche Boden? Les Autrichiens. Mein Herr, die Deutſchen haben einen ſchönen Land, aber ihre Politik iſt eine erbärmiglike Politik, und weil ſie gerufen aben der Franzoſen für zu bekämpfen den König von Preußen, ſo wollen

wir auf ſein aufgenommen wie der gute Freund und verlangen wir all der égards, die man iſt ſchuldig einem Volk, das iſt gerufen von dem Kaiſer ſelbſt, c'est-à-dire du l'empereur de l'Allemagne. Comprenez-vous?

Mack. Haben Sie verſtanden?

Rath (ſieht Mack verächtlich an). Wer ſpricht da?

Althof (vermittelnd). Sie ſollten es vermeiden, Herr Rath, die reizbaren Saiten der Nationalgefühle zu berühren.

Rath. Das muß ich aus dem Mund von Deutſchen hören? Aus dem Mund jener ſchimpflichen Elſaſſer, die, weit entfernt, ihre Trennung von der gemeinſamen Muttererde zu beklagen und ſtill ihr Unglück zu ertragen, noch die Affen der Franzoſen ſind und ſich wechſelſeitig überbieten, ihre deutſche Natur zu verbergen, um ja recht zu thun, als wenn ihnen angeboren wäre, was ſie ſklaviſch ihren Gebietern nachahmen!

Thorane (in Wuth). Monsieur!

Althof (tritt erſchrocken auf Thorane's Seite, um ihn zurückzuhalten).

Thorane. Monsieur — Sie aben eine Frau, die il akte ſehr — Sie aben eine Sohn, den il lieben ſehr — aber je vous donne ma parole d'honneur — il abe große Luſt, Sie zu laſſen züchtigen für Ihre böſe Wort ....

Rath. Ich rede frei, weil ich mich in meinen eigenen vier Wänden befinde — das iſt deutſches Hausrecht.

Thorane. Dieſe Appartements ſein die meine —

Rath. Herr?

Thorane. Dieſe Stadt Frankfurt aben aufgehört zu ſein eine Stadt ohne einen Souverän. Dieſer Souverän iſt der König von Frankreich —

Rath. Wie? So weit — ginge der ſchimpfliche Verrath?

Thorane. Ik hören die Ankunft von meine Offiziers — Wenn ik Sie laß jetzt arretir vor der ganze Corps de généralité —

Rath. So werd' ich wiederholen, was ich Ihnen allein gesagt habe —

Thorane. Ik aben gedakt, Sie sein eine Mann, der kennt der Geschikte und aben der Philosophie zu sein eine Kosmopolit, ein Mann ohne der Vorurtheile d'une éducation négligée. Ik aben geglaubt, Sie wissen, daß ist Frankreich immer gerufen von diese erbärmliken Electeurs —

Mack. Auswähler!

Thorane. Electeurs —

Mack. Auswähler!

Althof. Kurfürsten!

Thorane (heftig). Kurfürsten von die Deutschland! (Mack verwundert sich.) Der Kurfürsten aben gesagt zu Richelieu und Mazarin: Gebt ihr mich Geld, zu maken große Parad' in meine kleine Résidence und ik werd' euch geben intrigues und querelles in der deutsche Vaterland! Und Richelieu und Mazarin sie haben gesagt: Voilà l'argent! und der Kurfürsten haben dafür gemakt alle stekte Streiche für zu erniedrigen la maison d'Autriche und der Einigkeit von Ihre deutsche Vaterland.

Rath. Diese Zeiten sollten vorüber sein. Die Ohnmacht des deutschen Reiches wird enden. Hat die Kaiserkrone keinen Glanz mehr, so ist Friedrich von Preußen erstanden und kämpft glorreiche Schlachten für den deutschen Namen. Wir werden eine Einheit finden durch uns selbst, nicht durch die Einmischung der Franzosen.

Thorane. Und dennoch haben uns gerufen der deutsche Kurfürsten. Das ist der Mandat, den wir werden zeigen an die bayonnettes de la Prusse.

Rath. Und wie bei Roßbach werden dieſe Bajonnete die Antwort geben.

(In der Ferne ertönt ein vollſtimmiger Marſch von Trompeten, der immer fortdauert bis zu Wolfgang's Eintritt.)

Thorane (im äußerſten Zorn). Bei Roßbak? Ah on — nous — appelle — à la bataille. Glauben Sie, ſtekte Bürger von dieſer kleine Stadt Frankfurt, daß dieſe eldenmüthige Orkeſter, welche Sie hören blaſen dieſer Geſänge für der Schlacht, uns ſollen rufen an eine zweite Roßbak?

Rath. Ich kann nicht in die Zukunft ſehen, ich kann nur ſagen, was ich wünſche.

Thorane. Was Sie wünſchen? Und ik will hoffen, daß es iſt Ihre Wunſch, dieſe Generalmarſch uns ſoll blaſen zu einer ruhmvollen Victoire über der Erzog Ferdinand de Brunswic. N'est-ce pas?

Rath. Ich wünſche, es iſt der Generalmarſch, mit dem ihr alle zum — Teufel fahrt! (Will ab. Die Thür geht auf.)

Achter Auftritt.

Mit lärmenden Säbeln und in raſcher Bewegung tritt die franzöſiſche Generalität ein. **Rath** (fährt zurück). **Die Vorigen.** Dann **Frau Rath. Mittler. Gretel.** Zuletzt **Wolfgang.**

Thorane. Halte là! Au nom du Roi! Ce Monsieur est votre prisonnier!

Rath. Wie?

Thorane. Ik dieſe Mann laſſe ſtellen vor die Kriegsgericht! Eine Verräther an die Ehre der franzöſiſchen Nation! Laſſen Sie ihn nehmen gefangen. (Offiziere dringen auf den Rath ein.)

Frau Rath (ſtürzt vor). Um Gottes willen! Was geht hier vor?

Rath. Wie du ſiehſt! Gefangen im eigenen Hauſe —

Thorane. Madame, Ihre Mann aben verdient eine Kugel vor die Kopf!

Frau Rath. Ha!

Mack (zur Frau Rath). Gehen Sie — Sie machens Uebel noch ärger —

Mittler (kommt hervor). Allerdurchlauchtigſter — großmächtigſter —

Thorane (zu Althof). Sie geben der Befehle, daß wird geführt dieſer Mann auf der Conſtablerwaak.

Rath. Erſchießen Sie mich jetzt! (Bitter.) Nach der Bataille werden Sie keine Zeit mehr dazu haben.

Thorane. Weil Sie glauben, daß wir weroen ſein auf der Flukt? O Sie ſollen erfahren, daß wir noch werden haben genug von Makt, um zu ſtrafen die Verräther an Frankreik. Madame, dieſe Haus bleiben in Ihrer Garde!

Gretel. Gnade! Gnade! Mack, ſo ſprech doch Er ein Wort. Er iſt ja ſchuld an der ganzen Einquartierung.

Mack. Wer iſt Sie? Ich kenne Sie nicht.

Gretel (zu Thorane, will knien). Herr Leutenant!

Rath (reißt ſie zurück). Keine Erniedrigung! Noch wird man ungeſtraft keinem Bürger dieſer Stadt die Freiheit und das Leben nehmen.

Thorane. Sie ſehen, Madame, welches iſt der Alloſtarrikkeit von dieſer onwürdige Mann! Aber ik geben Ihnen mein Wort, ik bin in meiner nationale Stolz ein Tyrann und ik ſchwöre Ihnen —

Offiziere (wollen ihre Degen ziehen). Tuez le! (Die Frauen ſchreien auf.)

Wolfgang (tritt ein und drängt ſich dazwiſchen). Was geſchieht

hier? Vater! Graf ... Iſt es möglich? Meinen Vater tödten? Ihn — — auch nur gefangen nehmen?

Thorane (zu den Offizieren). Dans la bataille! Suivez moi!

Wolfgang. Nein, nein, nicht ſo! Nicht ſo, Graf! Den Wirth Eures Hauſes über die Straße führen wie einen Verbrecher zum Schimpf der ganzen Stadt — Unmöglich!

Thorane. Vergebens! Gehen Sie! En avant!

Wolfgang. Er iſt frei?

Thorane. Gefangen. Adieu!

Wolfgang. Thorane!

Thorane (bleibt ſtehen). Que me veux-tu?

Wolfgang (hält ihn zurück, ſieht ihn ſchmeichleriſch an und ſpricht halblaut und zart):

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter,
Tändelnd, auf ein luſtig Band.

Thorane (wendet ſich ab).

Wolfgang (fährt ſchmeichelnd fort):

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebſten Kleid,
Und ſo tritt ſie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Roſen ſich umgeben,
Selbſt wie eine Roſe jung,
Einen Blick —

Thorane (fällt leiſe und ſtill für ſich ein):

.... geliebte Leben
Und ich bin belohnt genung!

Wolfgang:

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Iſt kein ſchwaches Roſenband!

Thorane (nach einer Pauſe). Madame! . . . . (Beſinnt ſich.) Monsieur! Il aben zu viel von Aktong für Madame votre épouse, und zu viel von Zärtlichkeit für Monsieur votre fils, um Sie zu ſtrafen ſchon vor der Bataille. Der König von Frankreik haben mir gegeben in unſerer Armee der Juriſdiction . . . et — il lieben der Gerektikkeit. Il werde ſtrafen Ihre Verbreken, wenn il werde ſein zurück aus der Bataille. Geben Sie mir Ihre parole d'honneur, daß Sie wollen bleiben in dieſer Stadt freiwillik als Gefangener des Königs von Frankreik bis zu unſerer Zurückkonft?

Rath. Ich — gebe — es.

Thorane. Eh bien! En avant, mes camarades! Au combat! (Raſch ab.)

Offiziere (folgen alle).

Mittler. Der Tauſend! Wodurch haben Sie das zu Wege gebracht, Muſje Wolfgang?

Wolfgang. Durch den Zauber, der alle Nationen verbindet —

Frau Rath (umarmt und küßt ihn). Mein herrlicher Sohn! Durch die Poeſie!

(Der Vorhang fällt.)

und Verwandtſchaften Urſache, ſo vorſichtig zu ſein, wie der unſrige. Und deshalb giebt es gewiß keinen Gegenſtand, der in dieſem Augenblick ſo lebhaft, ſo ausſchließlich die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe des Landes in Anſpruch nehmen muß, als eine Frage, die auch bereits alle Cabinette Europa's beſchäftigt, eine Frage, die Sie ohne Zweifel ſchon errathen haben.

Erbprinz.

Ich glaube Ew. Majeſtät ganz zu verſtehen. (Bei Seite) Was meint ſie nur?

Königin.

Ich bin gewiß ohne Stolz. Aber wenn man einem Hauſe angehört, das wie das hannöveriſche kürzlich die Ehre gehabt hat, auf den Thron von England berufen zu werden, wenn man die Tochter eines Königs, die Mutter eines künftigen Königs, die Gemahlin eines Königs iſt, dann werden Sie einſehen, daß ich für die Zukunft meiner Tochter Rückſichten habe, die mich beſtimmen müſſen, jede politiſche Mesalliance zu vermeiden.

Erbprinz.

Mesalliance? Ihrer Prinzeſſin Tochter? (Verwirrt) Ich muß geſtehen — von dieſen Verhältniſſen war ich — nur oberflächlich unterrichtet —

Königin.

Was ich Ihnen, Ihrer gewiſſenhafteſten Verſchwiegenheit, mittheilen werde, Prinz, iſt ein Geheimniß. Es iſt das Ergebniß der ernſteſten Combinationen. Sie

Vierter Aufzug.

Das Zimmer des vorigen Acts. Der Tisch, der bisher zur Linken vom Zuschauer stand, ist aufgeklappt und in die Mitte gestellt oder besser zwei kleine Tische sind zusammengerückt. Sie sind mit weißen Tüchern bedeckt, auf denen ein vollständiges Kaffeeservice steht mit rundherum etwa sieben bis acht Tassen.

Erster Auftritt.

Wolfgang steht an Thorane's Thür. Die Maler sitzen in ihrem Malercostüm um den Tisch. Frau Rath und Frau Seekatz treten eben ein. Seekatz kommt mit seiner Frau am linken, Frau Rath am rechten Arm.

Seekatz (zur Frau Rath). Da haben Sie uns denn in voller Arbeit, Frau Gevatterin! Erholen Sie sich im Kreise Ihrer Freunde! Es wird ja noch alles gut werden.

Frau Rath (winkt allen Platz zu nehmen). Hoffen wir und stärken Sie sich nach der Arbeit! (Sie nimmt das eine Ende des Tisches ein.)

Frau Seekatz (fällt in einen Sessel am andern Ende mit einem lauten Seufzer). Ah!

Schütz. Auf die Antwort des Senats bin ich begierig.

Trautmann. Die Stadt muß ihn in Schutz nehmen, einen Bürger von solcher Geltung in der Gemeinde!

Hirth. Und von ſolchen Verwandtſchaften!

Junker. Einen Rath des Kaiſers!

Frau Seekatz (ſeufzt noch lauter). Ah!

Seekatz. Und dieſe unglückſelige Spannung über den Ausgang der kriegeriſchen Operationen!

Frau Rath. Daß man die Nachrichten ſo abſperrt, ſcheint mir ein ſchlimmes Zeichen für die Franzoſen.

Junker. Und die vielen Verwundeten!

Frau Seekatz (ſeufzt übermäßig laut). Ah! ... (Springt auf.) Es ſcheint, als wenn hier kein Menſch mehr ein Ohr hat auch für die nächſten Leiden?

Wolfgang (tritt von der Thür, wo er lauſchte, näher). Was iſt Ihnen, ſchöne Frau?

Frau Seekatz (hält ſeine Hand). Wenn ſich nicht die Jugend noch unſerer erbarmte — man möchte glauben, hier unter Barbaren zu ſein.

Seekatz. Gertrudis! Was iſt dir? Du leideſt?

Wolfgang. Nicht wahr, ſchöne Frau, das Modellſitzen hat Sie angegriffen! Eine Dame mit ſo zarten Nerven! Onkel Seekatz, Sie ſchätzen die Aufopferung Ihres Ideals nicht hoch genug! Oder ſollte Sie vielleicht, liebe Tante, wol gar nur ganz proſaiſch die Nüchternheit und der Hunger — Da ſehen Sie!

Zweiter Auftritt.

Gretel bringt auf einer Schüſſel einen großen zuckerbeſtreuten ſogenannten Rotonden- oder Rabongkuchen. Die Vorigen.

Alle. Ah!

Frau Rath (zu Frau Seekatz ſcherzend). Erholen Sie ſich, liebe

Freundin! Kehren Sie ins irdiſche Leben zurück und ſerviren Sie dieſen böſen Männern, wenn auch von irdiſcher Speiſe, da ſie himmliſche allerdings zuweilen nicht verdienen. (Frau Seekatz nimmt das Meſſer, das ihr die Frau Rath darbietet, und zerſchneidet den Kuchen mit Geberden der Erſchöpfung.)

Wolfgang (bei Seite). Der unglückliche Alcibor da drinnen! Dieſe ſüßen Düfte werden bis in ſein Verſteck dringen und während er ein Luſtſpiel von mir corrigirt, wird ihm vor Appetit ganz tragiſch zu Muthe werden.

Trautmann (zu Gretel, die ihm präſentirt). Ei, unſer hübſches kleines Genrebildlein! Wie wär's denn, Herr Collega, wenn wir an unſerm gemalten Quintetto auch noch dieſes kleine Cantabile . . . (Will ſie kneipen.)

Gretel. Au!

Seekatz. Keine Diſſonanz, Freundchen!

Frau Seekatz. Herr Trautmann, machen Sie das bei Rembrandt'ſcher Beleuchtung ab. Verſtehen Sie mich? So was malt man in meiner Gegenwart nur mit Schlagſchatten!

Wolfgang. Den Charakter der Schwermuth, den der Graf verlangte, brauchten Sie dabei nicht zu erfinden. Unſere Gretel ſcheint verſtimmt zu ſein —?

Junker (der eben ein Stück Kuchen eſſen will). Einen Sergeantmajor freilich in der Schlacht zu haben —

Gretel. Herr Maler! Verbrennen Sie ſich den Mund nicht — der Kuchen iſt noch heiß —

Seekatz. Wir lachen und niemand denkt an das Elend vor den Thoren! Wie ſteht's denn draußen? Erfährt man nichts, Gretel?

Gretel. Zwiſchen Friedberg, Gelnhauſen, Hanau iſt ſchon alles abgemacht — Und (ſchluchzend) ſo viel Todte und ſo viel Bleſſirte liegen auf den Dörfern! (In der Ferne leiſe Kanonenſchüſſe.)

Ich begreife überhaupt nicht — Sie ſitzen hier ganz gemüthlich beim Kaffee und jetzt ſtehen ſie bereits bei Bergen!

Alle (erheben ſich). Bei Bergen?

Schütz. Das wäre eine Retirade.

Hirth. Die Franzoſen verlieren —

Junker. Wenn man das vom Eſchenheimer Thurm mit anſehen könnte?

Gretel. Beileibe — nicht! Bleiben Sie ja alle hier! Es gehen Patrouillen über Patrouillen durch die Straßen. Kein Menſch darf ſich außerhalb der Häuſer erblicken laſſen.

Dritter Auftritt.

Mittler ſchleicht herein. Die Vorigen.

Mittler. Pſt!

Alle. Herr Profeſſor!

Junker. Sie riskirten es —?

Serkatz. Wie ſteht es, beſter Freund?

Mittler. Ruhe, Ruhe, Kinder!

Frau Rath. Hören Sie nichts von meinem Mann? Er begibt ſich, fürcht' ich, wieder in Gefahr — wiſſen Sie nichts?

Mittler. Es iſt merkwürdig, dieſer Rath Goethe! Sonſt ein Mann, ſozuſagen nach der Schnur, kalt, ſozuſagen, ein Pedant —

Alle. Herr Profeſſor —

Mittler (nimmt ein Stück Kuchen und laut im Sprechen). Bitte, ich wollte nur ſagen — ich war unter militäriſcher Begleitung eben auf dem Römer. Der Herr Rath, wie geſagt, haben daſelbſten geſprochen wie ein zweiter Cicero.

Frau Seekatz. Schon wieder Mythologie?

Mittler. Wenigstens war es fabelhaft, schöne Frau, wie gering die feurige Rede auf die Senatoren wirkte! Sie zuckten die Achseln und blieben bei Belagerungszustand, Kriegsrecht und all den neuen Sächelchen, und Ihr Herr Vater, Frau Rath, der Herr Schöff Textor, der waren noch der Verwegenste, sintemal dieser brave Mann äußerte, daß er einen kräftigen Protest aufsetzen und in triplo nach Wien, Wetzlar und Regensburg expediren wollte —

Alle. Was hilft das jetzt —?

Wolfgang. Meine Herren, ein Protest beim Reichskammergericht ist immer eine That, deren Folgen so großartig sein können, daß sie sich selbst nach Jahrzehnden noch nicht übersehen lassen! Gehen Sie einstweilen zu Ihren Staffeleien zurück! Mutter, beruhige dich! Wir werden den bösen Feind zu besänftigen wissen, wenn nur du ihm noch einmal entgegentrittst und vielleicht auch Frau Seekatz eine ihrer hinreißenden Attitüden annehmen wollte —

Alle (ohne die Frau Rath). Ja, Frau Seekatz —

Frau Seekatz (bei Seite). Ich glaube, der Bursche hat bereits das verdeckte Bild gesehen —

Wolfgang. Dann werden wir diesen Stein erweichen und der Vater wird gerettet sein.

Frau Rath. Der Vorschlag ist in seinem Kern nicht übel! Aber geh, Wolfgang — was hältst du dich hier so lange auf? Ich dächte, du arbeitest? . . . Ja, ihr Lieben, wenn vielleicht mit mir noch Frau Seekatz, Frau Hirth, Frau Trautmann, wir alle für den Moment, wo der Graf aus der Schlacht zurückkehrt, dort Posto nähmen an der Thür — (drinnen ein starkes Geräusch).

Alle. Ha!

Wolfgang (bei Seite). Alcidor regt ſich.

Alle (ſehen nach der Thür). Was war denn das?

Wolfgang. Bitte! (Bei Seite.) Wenn ſie den Schauſpieler entdeckten, mit dem ich nicht mehr umgehen ſoll —?

Alle. Was iſt da drinnen?

Wolfgang. Hört ihr nichts? (Bei Seite.) Er beſchwor mich, ihm die Zimmer des Königsleutenants zu zeigen und ſeine Anweſenheit niemand zu verrathen —

Alle (horchend). Wo? Im Zimmer?

Wolfgang. Nein! Spitzt die Ohren. Vernehmt ihr nicht in der Ferne Klänge? Das ſind Trommeln. Trommeln und Pfeifen — kriegeriſcher Klang! Gretel, die Taſſen fort — ſie kommen! Sie kommen!

Alle (beſtürzt). Wer?

Wolfgang. Oeffnet die Fenſter! Ströme herein, balſamiſche Luft der Freiheit! Hört, hört, es ſind — die Preußen!

Alle. Die Preußen?

Wolfgang. Da, Onkel Seekatz, nehmt die Taſſe — und Sie, Herr Hirth, hilten Sie dieſe gemalte Heerde auf dem Teller da, hier, Herr Junker, das Blumenſtück auf Porzellan. Jeder nehme — raſch! Raſch! Friedrich's Geſchwader ſind an den Thoren — Ueber die Zeil ſchon rufen ſie: Sieg! Sieg!

Alle. Iſt's möglich?

Wolfgang. Freut euch, die Retter des Vaterlandes haben geſiegt — faß an, Gretel, tröſte dich über Mack's Miſogyne und hebe den Tiſch hinweg! (Gretel hebt einen der Tiſche fort.) Die Decken ausgeſchüttelt! (Alle helfen.) Aber keine Broſamen auf die Erde — ums Himmels willen! Wenn der Herzog von Braunſchweig hier einkehrte! Die Stühle zurück — helfen Sie, meine Herren! Da, Tante Seekatz! Sie nehmen die große Kaffeekanne. Hausfreund Mittler, Sie nehmen den Kuchen! Mutter, dir dies

Bouquet von Blumen! Hinaus! Hinaus! Und immer leiſe! Immer leiſe! Immer nach der Geiſter Weiſe! Fort! Behutſam müßt ihr wandern! Wie verliebte Katzen ſchleichend — alle der Gefahr entweichend — einer halte ſich am andern! — Geht und ſeht, von dieſem Ort — fegt ein Geiſterhauch euch fort — fegt euch fort ein Zaubenbeſen! Schatten weicht! Ihr ſeid geweſen! (Was er ſagte, iſt geſchehen. Das Zimmer iſt in Ordnung. Alle ſind von ihm, jeder das tragend, was er nannte, fortescamotirt. Er ſchlägt hinter ihnen die Thür zu und kommt zurück.) Ha, ha, ha! Das nenn' ich mit der Proſa Kehraus machen! Alles, was ich hörte, war erfunden! Mein braver Alcidor, meine theure Belinde, nicht vergebens bin ich bei Euch in der Schule der Muſen und Grazien geweſen! Mit franzöſiſcher Gewandtheit die ſchweren deutſchen Stoffe bewegen, den leichten ſchäumenden Wein der Champagne in grüne deutſche Römergläſer füllen und von den altfränkiſchen deutſchen Burgen die Roheit und Geſchmackloſigkeit wie altes Geginſter und Dorngeflecht fortreißen, daß nichts von ihnen übrig bleibt, als der ſchöne mondſcheinhelle Duft der Sage, durchwoben von Tapferkeit, Geſang und Liebe ... Ich fühle, das könnte eine Beſtimmung werden, für die ich Worte finden möchte von hinreißender Zauberkraft. Schüttle dich, Welt, in deinen Angeln, raſe über die Länder hin, antlitzverzerrte Bellona, es muß ein Friede kommen, wo die Saat des Geiſtes blüht und keine zerſplitterte Lanze, keine blutgezeichnete Fahne hoch genug iſt, über die beſcheidenen Blumen der Dichter emporzuragen — Mais — noch iſt Alcidor nicht befreit! (An die Thür.) Eh bien, mon ami —! (Während draußen Trommeln ertönen, ſtürzt ihm Alcidor entgegen.)

Vierter Auftritt.

Alcidor. Wolfgang.

Alcidor (mit Bezug auf die noch lärmenden Trommeln, raſch). Mon
t, les Français?

Wolfgang. Les Français, mon ami.

Alcidor. Adieu, mon ami!

Wolfgang. Mais, mon ami! Un instant —

Alcidor. Laissez moi, laissez moi, mon ami!

Wolfgang. Mais, mon ami, mon père —

Alcidor. Votre père? (Wollte die Mittelthür öffnen und prallt
ch zurück.) Ah!

Wolfgang. Qu'est-ce que qu'y a-t-il?

Alcidor. Par ici? (Flieht hinter den zweiten Fenſtervorhang.)

Wolfgang. Avez-vous peur, mon ami?

Alcidor. Peur? Non, mon ami!

Wolfgang. Mais — dites moi donc — mon ami . . . (Flieht
nter denſelben Fenſtervorhang. Sie ſind beide verſteckt.)

Fünfter Auftritt.

Frau Seekatz kommt trippelnd geſchlichen.

Frau Seekatz. Es iſt der letzte günſtige Augenblick! Es
ind die Franzoſen, die geſiegt haben, und ſie kommen. Jetzt
ann's noch geſchehen! Ich muß mich überzeugen, was das
ür ein Gemälde iſt, das der Graf gewagt hat, hier in der
Nähe einer deutſchen Hausfrau aufzuhängen. Wenn es mein
Mann geſehen hätte! Wenn er es noch zu ſehen bekäme! Nein,

dieſe Franzoſen! Nichts iſt ihnen heilig! Aber mir ſollte jemand wagen, in mein Haus ein ſolches Bild — (ſie hat es abgenommen und iſt damit an den Tiſch rechts gegangen). Ha! Ich höre Geräuſch — Himmel — ſie kommen ſchon —

Mack's (Stimme draußen). Tonnerrrrre de Dieu —

Frau Zeckatz. Ah! (Sie läßt das Bild auf den Tiſch fallen und flüchtet ſich hinter den erſten Fenſtervorhang.)

Sechster Auftritt.

Mack. Die Vorigen.

Mack (mit Sack und Pack). Donnerwetter! Wird man hier ſo empfangen? Nach einer Schlacht, die in den Annalen der Weltgeſchichte glänzen wird? Keine Menſchenſeele, die einem mit Blumen oder ſonſt was Erfriſchendem entgegenkommt? Kuchen, merk' ich, iſt hier gebacken worden, aber wol nicht für die Sieger von Bergen, l'armée victorieuse de la France. Wartet, jetzt wird ein Strafgericht erfolgen, daß euch die elſäſſer Affen vergehen ſollen. Zwei Mann Wache hab' ich ſchon vor ſein Zimmer poſtirt. Pulver und Blei! Sieben Fahnen, acht Standarten, vierundzwanzig Geſchütze ſind erobert; da kann's auf einen Bürgermeiſter mehr oder weniger nicht mehr ankommen — (ab nach rechts).

Frau Zeckatz (ſchleicht aus ihrem Verſteck und läuft ab).

(**Alcidor** und **Wolfgang** treten vor und ſtürzen auf das Bild und öffnen es.)

Alcidor. Le portrait!

Wolfgang. Le portrait!

Alcidor. C'est lui!

Wolfgang. C'est elle!

Alcidor. Heloïse!

Wolfgang. Belinde!

Mack (tritt wieder heraus, auch in gleichem Ton). Helas! Que vois-je?

Alcidor. Est-il possible?

Mack (erkennt Alcidor). Monsieur?

Alcidor (erkennt Mack). St.-Jean?

Mack. C'est vous?

Alcidor. C'est moi. Et vous?

Mack. C'est moi.

Alcidor. Adieu, adieu! Pour jamais. (Stürzt ab. Mack steht starr.)

Siebenter Auftritt.

Thorane durch die Mitte, Alcidor begegnend, der an ihm mit gesenktem Haupt vorüberfuhr. Mack. Althof. Wolfgang.

Thorane. Qu'y a-t-il?

Mack. L'avez-vous vu?

Thorane. Qui?

Mack. Lui!

Thorane. Qui lui?

Mack (zeigt weit weg). Lui! Lui d'elle!

Thorane. Lui d'elle?

Mack. C'était lui.

Thorane. Lui? (In der größten Ekstase.) Lui! Lui, qui —! Le même? Je suis mort! Suivez moi! (Ab nach innen, Mack folgt.)

wiſſen, an welchem Hofe ich lebe. Man entzieht mir den Einfluß, der mir als Landesmutter gebührt. Der König hat ſich mit Perſonen umgeben, die ihn von mir entfernt halten. Wie wird dieſe Geſellſchaft von Korporalen und Wachtmeiſtern meinen tieferwogenen Plan aufnehmen? Wie werd' ich den König ſelbſt geſtimmt finden in einer Angelegenheit, die für das Glück ſeiner Kinder, den Ruhm ſeines Hauſes ſo entſcheidend iſt? Sehen Sie da, Prinz, den Punkt, wo ich fühle, daß ich eines Mannes von Ihrem Scharfſinn, Ihrer Beobachtungsgabe bedarf, um zu wiſſen, was ich hoffen darf oder (entſchloſſen) wenn es ſein ſoll — was ich wagen muß!

Erbprinz.

Es ſoll meine eifrigſte Sorge ſein, das Vertrauen Ew. Majeſtät zu rechtfertigen.

Königin.

So erfahren Sie denn eine im Geheimen bereits abgeſchloſſene Verhandlung, an welcher ſich ſämmtliche nächſte Anverwandte unſeres Hauſes bereits betheiligt haben und in welche ich nun auch Sie, den Freund meines Sohnes, hiemit feierlich einweihe. Meine Tochter wird die Gemahlin meines Neffen, des Prinzen von Wales, und ſomit die künftige Königin von England!

(Beide ſtehen auf.)

Wolfgang (ſteht nach dieſer Scene, die ſich im Ton des höchſten franzöſiſchen Theaterpathos gibt, eine Weile wie verblüfft.) Ja, was war denn das? Das iſt ja rein um den Verſtand zu verlieren! Waren die drei verrückt oder bin ich es? Lui — Qui — Lui — Elle — Ah — Oh! — Ich habe in der franzöſiſchen Komödie dergleichen Scenen zu hunderten geſehen und doch, obgleich ich hier die Vertrautenrolle ſpiele, begreife ich kein Wort! Das Bild — das ſeh' ich nun wol — iſt Belinde! Etwas jünger, noch lieblicher, heiterer als jetzt, ſchöner nicht, aber glücklicher! Welches namenloſe Räthſel umſchwebt dieſe reizenden Züge? Und Alcidor, der meinen Vater um Rath fragen, die Zimmer des Grafen ſehen wollte —! Werd' ich über alles das nichts erfahren, als einen Commentar, der aus lauter Ah's und Oh's beſteht?

Althof (tritt heraus). Junger Mann, im Auftrag Sr. Excellenz, wie hieß der Herr, der ſoeben mit Ihnen in dieſem Zimmer war?

Wolfgang (bei Seite). Ich werde es am Ende nicht ſagen dürfen —

Althof. Iſt es nicht Jean Desire Gaston Marquis Boissy d'Anglade et de Vasmenil?

Wolfgang. Jean Desiré — ſagen Sie noch mal —

Althof. Jean Desiré Gaston Marquis Boissy d'Anglade et de Vasmenil!

Wolfgang. Nein, mein Herr, jetzt wird mir's zu bunt! Dieſer junge Mann iſt ein armer Schauſpieler, der meine dramatiſchen Verſuche corrigirt, mir Unterricht in der richtigen Anwendung der Vertrautenrollen in der Tragödie gibt und ganz einfach Monsieur Alcidor heißt.

Althof. Monsieur Alcidor? Und ſeine Wohnung?

Wolfgang. Bibergaſſe Nr. 39, am Stadtgraben, drei Trep-
n hoch. Punktum. Dixi. Animam salvavi et caetera. Herr,
as wollen Sie mit dieſer Confuſion?

Althof. Ich danke Ihnen. (Ab.)

Wolfgang. Ich danke Ihnen? Weiter nichts? Nicht einmal
n Misverſtändniß von ſeiner Seite? Blos ich der Geſoppte?
ui — elle — qu'elle — qui und Jean Desiré — jetzt geh' ich
ibſt und muß Licht haben — und ſollt' ich —

Mack (ihm entgegen). Wohin?

Wolfgang. Zum Grafen.

Mack. Pardon, Monsieur. Ich habe den Auftrag, im
amen Sr. Gnaden Ihnen zu ſagen, daß er auf Sie höchſt
ngnädig iſt. Ja, mein Herr, Sie haben das Verbot über-
eten und ein gewiſſes Bild beläubigelt — wollt' ich ſagen,
eliebängelt — welches Excellenz ſo ſtreng verboten haben, und
shalb —

Wolfgang. Das Bild —? Wenn der Graf wüßte —

Mack. Will nichts wiſſen, als daß Sie bei ihm in Un-
nade gefallen ſind. Sie haben dieſe Zimmer tout de suite
u verlaſſen —

Wolfgang. Aber ich könnte dem Grafen Aufklärung geben
ber dieſe Züge —

Mack. Winkelzüge! Sie haben jetzt nur, wie der Her-
og Ferdinandus von Braunſchweig, an die Rückzüge zu
enken —

Wolfgang (rückwärts zur Thür ſich zurückziehend). Aber — ſagen
Sie dem Grafen —

Mack. Keine Parlamentage! Gewehr geſtreckt! Pulver
nd Blei! Und überhaupt Ihre Dolmetſcherei hier und Ihre
Sympathie und Spionage und das Lexikon, das ſind meine
Geſchäfte hier — Verſtandez-vous? — (Drängt ihn fort.)

Wolfgang. Neid! Kabale! Intrigue! Jetzt weiß ich Einen Ort nur, wo ich Ruhe finde — Belinde! Belinde! (Ab.)

Achter Auftritt.

Thorane kommt ſehr aufgeregt zurück. Althof. Mack.

Thorane (athemlos). Sie werden ſich erkundigen genau, ob es iſt der Rekte.

Althof. Ich möchte es kaum glauben, mein General. Hinter einem Schauſpieler ſollte einer der erſten Adeligen Frankreichs verſteckt ſein —?

Thorane. Nie ik habe den Verräther geſehen — aber St.-Jean es ſagen —

Mack. Auf Cavalierſparole! Ich ſchwör's, es war der Marquis mit dem langen Namen! Wie er mein Geſicht von Paris, von Strasburg und Schloß Graſſe her erkannte, lief er davon, als wenn hinter ihm alle hölliſchen Geiſter her wären —

Thorane. Alcidor! Welch ein Name der Verführung! Kommen Sie, mein braver Althof. Es iſt ſehr eine Demüthigung, daß wir nach der ſchönen Slakt, welche wir haben geliefert unter dem tapfern Marſchall Broglie, uns ſollen ſchlagen mit eine Mann, der iſt der fleckteſte Menſch von dieſer Erde —

Althof. Schlagen, General? Sie wollen ſich mit dem Marquis d'Anglade — duelliren?

Thorane. Seit ſechs Jahren ſuch' ich dieſen Marquis, um ihm zu zeigen der kleine Mund von einer piſtolet.

Althof. Aber mein General, der König —

Thorane. Aben verboten alle der Duelle, aber nikt aller

Gefühle für der Ehre! Seit ſechs Jahren iſt dieſe Stunde geſukt als die wichtigſte meines Lebens!

Althof. Ein Geſetz, General, das Sie ſelbſt veröffentlicht haben —! Der König haßt die Duelle der Offiziere — Sie haben ſelbſt die Strafe der Caſſation darauf geſetzt —

Thorane (erſchrickt und kämpft mit ſich). — — Mais — Il aben großen Reſpect vor der König, meine Souverän, aber il aben einen Reſpect noch größern vor mir ſelbſt und meiner Perſon, welche hat geſchworen, von dieſem Marquis zu verlangen Heloiſe de Bautreuil oder ſeine Leben .... Venez, mon ami! Suken wir dieſe ſlekte Mann, und wenn es iſt Jean Desiré Gaston Marquis Boissy d'Anglade et de Vasmenil, ſo arrangir wir auf der Stell die affaire d'honneur, die ich geſchworen habe ſechs Jahre lang — bei dem allmältige Gott — dort oben — in dem Himmel! — — St.-Jean!

Mack. General —

Thorane. Chargez les pistolets!

(Alle drei gehen nach außen.)

Neunter Auftritt.

Mittler (ſteckt nach einer Pauſe den Kopf durch die Mittelthur). Pſt! . . He! . . Keiner da? Hm! . . . Alle ausgeflogen! Wie toll ſchoſſen die drei davon. In der Schlacht haben ſie Blut geleckt. Jetzt wird's an die Halsproceſſe gehen. Wohl dem, der ſich in den Zeiten der Kriſis hübſch in der Mitte zu halten wußte! Der unglückliche Rath Goethe! (Zur Thür zurück.) Kommen Sie nur! Das Feld iſt rein.

Zehnter Auftritt.

Gretel trägt eine Staffelei mit einem Carton herein. Frau Rath hält den Carton, daß er nicht herabfällt. Mittler hilft.

Gretel. Laſſen Sie nur, Frau Rath, ich kann mein Kreuz allein tragen.

Frau Rath. Ihr Kreuz? Wir haben, denk' ich, all' unſere Laſt und Noth —

Mittler. Liebſte, beſte Freundin, zwei Mann Wache vor der Thür Ihres edeln Gemahls!

Gretel (in Bezug auf die Staffelei). Hierher?

Frau Rath. Dahin, Gretel! Nun blick nur munter! Ich hab' Ihr's ja verziehen. Sie hat's ja gut gemeint. Na, Sie wird ſchon einen andern kriegen; wie wär's auch möglich, ſo weit mitzugehen, bis ins ſüdliche Frankreich!

Gretel. Bis ins ſüdliche Frankreich! .... So weit .... Wie weit iſt's wol bis dahin?

Mittler. Bis Graſſe am Mittelländiſchen Meer iſt's praeter propter —

Frau Rath. Zweihundert Stunden und die Ewigkeit!

Gretel. Du mein Gott! Aber ich bin gefaßt. Er bekommt achthundert Franken und wird Intendant! Wenn nur der Herr Rath —?

Frau Rath. Gefangener nach wie vor und kein Beiſtand — keine Hülfe!

Mittler. Könnte nicht der Troſt, einen Freund zu beſitzen, der — ein Weſen — wie — Sie, ſozuſagen eine verlaſſene Ariadne — (will gegen Frau Rath galant ſein).

Frau Rath. Nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie nicht ein-

mal bei einer ſolchen verlaſſenen Ariadne ſo ſchlimm ankommen, daß Sie auch zeitlebens miſogyn werden.

Mittler. Sie zürnen mir! Beſte Freundin, kann ich dafür, daß ich in dem Beſtreben, den Frieden Ihres Hauſes zu fördern, Ihnen ſchon ſo vielen Anlaß zum Kummer gegeben habe? Kann ich dafür, daß Sie einen Sohn beſitzen, der nun ſchon wieder auf den ſchlimmſten Wegen geht? Wie ich mich eben an den Häuſern entlang ſchleiche, ſeh' ich ihn ja nach der Bibergaſſe rennen, mitten durch die Franzoſen hindurch — (Die mittlere Thür öffnet ſich. Man ſieht zwei Grenadiere, von denen der eine öffnete.) Herr Gott, auch wir ſind gefangen —!

Elfter Auftritt.

Rath. Die Vorigen. Zwei Grenadiere.

Rath (zu den Grenadieren). Deux mots, mes amis. (Eintretend mit einem Papier in der Hand.) Liebe Frau, ich ſuchte Wolfgang —! Warum verweilſt du hier in dieſen Zimmern —?

Frau Rath. Auf Schritt und Tritt begleiten dich dieſe Barbaren!

Gretel. Wie ſoll das enden?

Rath (zeigt auf einen geöffneten Brief). Ich vermuthete Wolfgang hier! Ein junger franzöſiſcher Schauſpieler, Namens Alcidor, bittet um meinen juriſtiſchen Beiſtand — er hätte aus Frankreich wegen eines zärtlichen Abenteuers entfliehen müſſen, ſchreibt er, — wäre ein geborener Marquis und wünſche den Weg zu wiſſen, ſein Vermögen zu reclamiren — er beruft ſich auf Wolfgang. Solchen Umgang ſucht nun mein Sohn! Dieſen Kummer dann auch noch in den allgemeinen Drangſalen!

Mittler. Mäßigen Sie Ihre Zunge, Mann! Ihr Schicksal hängt an einem seidenen Faden . . .

Rath (zu Gretel, die inzwischen noch eine Staffelei hereintrug). Was sollen diese Staffeleien?

Frau Rath. Die Maler wollten die ersten Umrisse ihrer gemeinschaftlichen Bilder zeigen. Vielleicht, daß sie den Grafen durch die Kunst zu deinen Gunsten besänftigen —

Rath. Wie ihn schon Wolfgang besänftigte durch eine Vertraulichkeit, die auf unsittliche Lieder begründet war? Sicher waren diese frivolen Verse aus dem Französischen übersetzt!

Mittler. Lieber Freund! Lassen Sie alle Angriffe auf die französische Literatur! Sind jetzt nicht zeitgemäß.

Rath (mit Verachtung). Das Herz muß brechen, nicht über die Gefahr, die von außen droht, nein! auch über die innere der wachsenden Gesinnungslosigkeit. (Er bietet seiner Frau den Arm und führt sie durch die Mitte ab.)

Mittler. Was hilft Charaktergröße! Man rennt in sein Verderben! Gretula, sind denn auch Ihre Grundsätze so excentrisch? (Bleibt betroffen stehen.) Halt, da rollt eben ein Wagen vors Haus!

Gretel. Es ist der Graf —! Ja kommen Sie nur her —! Bleiben Sie nur da an meiner Seite! (Sie will ihn zu ihrem Schutz hinter einen der Vorhänge ziehen.)

Mittler. Bitte —! Da will ich doch lieber in die Dachkammer zur Frau Seekatz gehen. Ueberhaupt — diese treffliche Frau ist sozusagen nur ganz allein noch mit mir auf einen Accord gestimmt. (Ab durch die Mitte.)

Zwölfter Auftritt.

Gretel rückt noch an den Staffeleien, dann tritt sie forschend zurück und verbirgt sich hinter ihnen. Hierauf Graf Thorane, Althof, Mack durch die Mitte.

Gretel (allein). Gewiß — marschiren sie — bald —! Und niemals werd' ich ihn — wiedersehen —! Und ich fing schon an, so schön französisch zu sprechen! Bon jour! Da ist er!

Althof / Mack (führen den Grafen). Mon général!

Thorane (bleich, den Arm in der Binde, sehr aufgeregt). Laissez, laissez! (Er geht langsam weiter.) Ik will sein alleine! (Bedeutet Mack und Althof, zurückzubleiben. Er wendet sich zur Seitenthür. Dort bleibt er eine Weile, sich besinnend, stehen.) Venez, Althof! (Ab zur Seite, Althof folgt.)

Mack (der unterm Arm ein seidenes Packet trägt, bleibt zurück, legt es auf den Tisch und wirft sich erschöpft auf einen Stuhl). Ah!

Gretel (bei Seite). Was ist denn geschehen? (Kommt leise vor.)

Mack. Das war 'ne Affaire! Von der Bibergasse gleich wie's Donnerwetter an den Stadtwall —! Degen oder Pistolen —? wurde gefragt und der Marquis hatte Courage. Wenn Sie's geschworen haben, Graf, sagte er — Punktum. Hinunter in den Stadtgraben — Schildwachen sperrangelweit die Augen aufgerissen. Ihr eigener General, der sich duellirt! Eins, zwei, drei! Puff! Puff! Abgemacht. Zwei richtige Kugeln und die eine Canaille streift ihm den Arm! (Er wickelt das Packet auf und nimmt zwei Pistolen heraus.) Nun muß er sich selbst bestrafen. In aller Ruhe hat er's dem Herzog von Broglie zu wissen gegeben und begibt sich in freiwilligen Zimmerarrest. Was wird daraus werden?

Gretel (ist vorgeschlichen und erschrickt vor den Pistolen in dem Augenblick, wo sie sich zu Mack herumbeugen will).

Mack. Du bist's, Gretel? Fürchte dich nicht, Gretel! Unsere Stunde ist noch nicht gekommen.

Gretel. Unsere Stunde, Mack? Die Pistolen —?

Mack. Wenn es heißen wird: Trennung —

Gretel. Um Gottes willen! Er wird sich doch nicht etwa todtschießen, Mack? Mack! In Frankreich gibt's der Mädel genug —

Mack. Keine, die Gemüth hat und deutsches Sauerkraut kocht. Aber beruhige dich! Diese Pistolen sind noch nicht für uns bestimmt.

Gretel. Wegen der Küche nur sollt' ich mit?

Mack. Ich suchte den Grafen von dieser Seite zu fassen. Ich schilderte ihm, wenn er von seiner Misegiene abließe, gewisse gastronomische Vortheile und spielte auf deutsche Köchinnen an — Denn du mußt wissen, Gretel, es sind Dinge vorgefallen, die meinen Grafen bestimmen, sich vom Schauplatz der Begebenheiten zurückzuziehen —

Gretel. Mack!

Mack. Ich werde dir schreiben!

Gretel. Du wirst's vergessen; du gehst ins sündliche Frankreich.

Mack. Gretel, wenn nach uns Einquartierung kommt, vergiß die nicht, die vorher da war.

Gretel. Nein, Mack! Das schwör' ich dir! Und vielleicht gibt dir — der grausame Mann — 900 Franken — Du wirst Intendant und ich entsage. Das hab' ich so in einem Buche gelesen — und ich bin (schluchzt) ein deutsches Mädchen! (Ab nach außen.)

Mack. Sie muß mit und sollt' ich was mit ihr anstellen! Gefühl, Gleichgültigkeit gegen meinen Kalender, der gar nicht mehr auf Jüngling steht — alles das so mir nichts dir nichts

m Stiche laſſen —? Nein — (es klingelt drinnen) er iſt — wir nd — Nous sommes — (es klingelt wieder) sonnez vous und as ganze Hauptquartier (es klingelt in einem fort). Es wird ihm ol Angſt, daß er die Duellgeſetze übertreten hat; ich erklär' ihm cht, daß ich ihm auf ſein malankoliſches Schloß nur unter der Bedingung folge, daß die Gretel mitgeht. Wer weiß, ob ich urch ihn nicht auch noch ins Unglück komme. Jetzt zieh' ich ndere Saiten auf. (Es klingelt. Geht hinein.)

Dreizehnter Auftritt.

Frau Rath (kommt wieder vorſichtig herein). Er will fort, ſagt ie Gretel? Und läßt uns hier in der Gefangenſchaft zurück? Einem Nachfolger vielleicht, der möglicherweiſe noch grauſamer ſt, als er? Nein, nun muß ich ihn ſprechen, muß ihm ſeine iebloſigkeit vorhalten und wenn er mich auch hundertmal mit einen Blicken durchbohren ſollte — (Tritt bei Seite und kommt llmählich hinter die Staffeleien.)

Vierzehnter Auftritt.

Thorane, trägt den Arm in der Binde. In der freien Hand hält er einen Brief. Althof. Mack. Frau Rath.

Thorane (übergibt feierlich und ernſt den Brief an Althof). Voici ... n den Maréchal de France, Duc de Broglie! Mein Geſuch m Pardon et — démission —

Althof (zögernd). Mon général —

Erbprinz (bei Seite).

Schöne Concurrenz das!

Königin.

Sie ſehen, Prinz, was auf dem Spiele ſteht! Wollen Sie es übernehmen, dieſe wichtige, für ganz Europa bedeutungsvolle Frage mit meinem Gemahle zu vermitteln?

Erbprinz.

Mit Vergnügen, Majeſtät! (Bei Seite) Abſcheuliche Commiſſion!

Königin.

Nun denn, ſo beginnen Sie! Der König kommt. Sie werden ihm vorgeſtellt. Benutzen Sie den günſtigen Augenblick, ihn auf ſeine Meinung über den Thron von England zu bringen und theilen Sie mir dann unverzüglich Ihre Reſultate mit!

Erbprinz.

Ich bin ſo überraſcht von dieſer — Wann darf ich Ew. Majeſtät wieder aufwarten?

Königin.

Zu jeder Zeit, doch am liebſten des Abends, wo ſich während der Ihnen geſchilderten Geſellſchaft des Königs meine Getreuen in aller Stille um mich verſammeln. Leben Sie wohl, lieber Erbprinz von — von — ſieh, ſieh, hat mein Sohn vergeſſen zu ſchreiben, ob Sie einſt Ansbach oder Baireuth bekommen werden! Man verwechſelt immer dieſe kleinen Fürſtenthümer Ansbach und

Thorane. Irrévocablement! ... Es ſein beſchloſſen, als ik abe gefehlt ſelber gegen den Geſetz, welches ik war obligirt zu halten aufrekt — Gehen Sie! — Sans phrase! — (Althof ab.) St.-Jean!

Mack. Excellenz!

Thorane. Der Marquis d'Anglade war ſehr ein rechter ſchöner — junger Mann —

Mack. O mit Ew. Gnaden gar nicht zu vergleichen —

Thorane. Sehr ein tapferer Cavalier — und ſo arme, daß er hier muß ſpielen der Komödie! Biſt du geweſen niemals in dieſer théâtre français von Francfort —?

Mack. Excellenz, wo Frauenzimmers —? Jamais!

Thorane. Dieſe arme Heloiſe! Er hat nikt wollen ſagen, wo gegenwärtig ſie iſt — mais qu'importe — auch ſie iſt eine — friponne.

Mack. Spitzbübin!

Thorane. Geh und ſage, der kleine Sohn von dieſer Haus, Monſieur Wolfgang, ſollen kommen und mir beſuken und mir machen Freude und Zerſtreuung durch ſeine Genie —

Mack. Excellenz — als Dolmetſcher? Da könnt' ich denn doch noch ſelbſt —

Thorane. Eiferſüchtig, St.-Jean? Wie der frankforter Malers unter ſich? Ah, da ſein ſchon Cartons von die Bilders. Auk der Malers ſollen kommen — (Mack will ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Wolfgang reißt die Thür auf. Thorane. Mack. Frau Rath.

Wolfgang. Ha! Le voilà!

Frau Rath (bei Seite). Wolfgang kommt mir vielleicht zuvor!

Wolfgang. Sie ſind verwundet, Herr Graf?

Thorane. Ein wenik von die Bataille!

Wolfgang. Bataille? Ein Duell hatten Sie im Stadtgraben! Ich weiß alles.

Thorane. Sie ſchon wiſſen? (Auf- und abgehend, ſehr erregt.) Ja, ja, mon ami, c'est une histoire —

Wolfgang. An der ich betheiligt bin. Ich kenne jenes Porträt. Es iſt die Schauſpielerin Belinde.

Thorane. Wer? Wovon Sie reden?

Frau Rath (bei Seite). Mein Himmel! Das verlorene Kind!

Wolfgang. Ich war auf der Bibergaſſe. Man ließ mich nicht ein. Alcidor, der mir Unterricht gibt in der Kunſt der Rhetorik und Dramatik, iſt verwundet, Belinde außer ſich. Sie müſſen wiſſen, Herr Graf, dieſe Dame iſt die Schweſter Alcidor's und dieſelbe, auf welche ich — jene Verſe gemacht habe.

Thorane. Wie? Dieſe Dame — iſt —? Enfin (er öffnet das Bild) dieſe?

Frau Rath (bei Seite). Was treibt der Junge für Geſchichten!

Wolfgang. Alcidor, mit dem Sie ſich geſchlagen haben, iſt der Bruder Belindens, ich wiederhole es, dieſer Dame, die ich anbete —

Thorane. Heloiſe?

Wolfgang. Heißt jetzt Belinde!

Thorane. Heloiſe de Vantreuil ſeien hier?

Wolfgang. Wenn dies Belindens wahrer Name iſt, allerdings! Am franzöſiſchen Theater!

Thorane. Heloiſe — auch — Actrice! (Mit großem Schmerz.) Heloiſe maken der Faxen auf die Theater! O mon Dieu! (Er ſinkt in einen Seſſel.)

Frau Rath (bei Seite). In was für Sachen ſich das Kind miſcht!

Wolfgang. Ich war bei Belinde; ich konnte nicht zu ihr dringen. Aber ich hörte, daß ſie ſich in Thränen badet —

Thorane. Um den Verräther!

Wolfgang. Ihren Bruder!

Thorane. Ha, ha, Bruder! Doch ja, mein junger Freund, ich kenne eine Geſchichte, wo jemand iſt die Schweſter von einem Mann und die Tochter von einem Mann — und noch mehr, auch der Frau von einem Mann! Doch nein, nein — mein junger Freund, ich ſehe es, man auch hat Sie betrogen! Man hat genutzt Ihre Begeiſterung, Ihre Applaudiſſements und hat geſagt, daß Heloiſe nur ſei die Schweſter von Alcidor —! Aber Sie ſollen hören dieſe Geſchichte von Verrath —! Setzen Sie ſich, mein Freund! Auch ich Ihnen will geben Unterricht in der Konſt, zu maken die Schauſpiele!

Frau Rath (bei Seite). Was werd' ich zu hören bekommen! Könnt' ich nur fort!

Wolfgang (bei Seite). Sie hätten mich betrogen —? (Er ſchwankt an einen Seſſel, auf den er ſich niederläßt.)

Thorane. Kommen Sie! Nous deux unis par les mêmes douleurs!

Frau Rath (bei Seite). Von jetzt an muß er unter die ſtrengſte Aufſicht!

Thorane. Edmond war ein junger Graf und hatte einen Vater, der noch war in Leben — Der Vater —

Wolfgang. Père noble würde der verrätheriſche Alcidor ſagen —

Thorane. Empfing eines Tages ein kleines Mädchen.

Wolfgang. Wieſo empfing?

Frau Rath (bei Seite). Es wird die höchſte Zeit, daß Hülfe kommt —

Thorane. Ich meine, der Vater von dieſem kleinen Mädchen war nicht er, ſondern der Graf von Vautreuil, ſein Freund. Dieſer ſtarb und ſein Diener — il ihn will nennen St.-Jean —

Wolfgang. Mack aus Strasburg!

Thorane. St.-Jean hat gedrückt dem Grafen von Vautreuil zu die Augen, als er iſt geſtorben, und der Graf, der war ſehr arm und hatte nichts um zu machen Teſtament, nichts, als dieſe liebe Kind, Heloiſe von Vautreuil — und den Diener St.-Jean und den Freund, den Vater von der junge Graf Edmond. Geh, ſagte Graf Vautreuil zu St.-Jean, bringe dieſe meine kleine Kind an den alten Grafen Edmond — ſage ihm, er ſoll erziehen dieſe kleine Kind, wie er hat erzogen ſeine Sohn. St.-Jean brakte dieſe kleine Kind und der alte Graf Edmond weinte und ſagte zu ſeinem Sohn: Mon cher fils, mein lieber Sohn, hier iſt eine arme Waiſe, die kleine Heloiſe von Vautreuil, Tokter von meiner tobte Freund — ſie wird ſein meine Tokter und ſie wird alſo ſein — deine Schweſter!

Frau Rath (bei Seite). Die Geſchichte ſcheint unſchuldiger, als ich erwartete.

Wolfgang. Fahren Sie fort, Herr Graf! Im Intereſſe an Ihrem Stoff fang' ich an — mich zu beruhigen —

Thorane. Das iſt der ſchöne privilège der Diktkonſt! Aber der Vater von Edmond ſtarb und Heloiſe war für den jungen Grafen Edmond nicht mehr die Schweſter, ſondern war geworden — der Tokter —

Wolfgang. Er übernahm die Pflichten des Vaters und erzog ſeine Schweſter. Die Schweſter wurde die Tochter — Stoff zu einem Schauſpiel: — Die Geſchwiſter.

Thorane. Zu eine Trauerſpiel! Edmond hat erzogen Heloiſen mit der ganzen Liebe von einem Vater und von einem Bruder! Heloiſe war eine Engel. So ſchön! So gute! Und eine kleine Kind ſo fleißik! O ſie hat gelernt alle die Spraken. Hat geſpielt der Harfe, dem Clavecin, Zither von die Troubadours in Provence. Auch ſie hat gehabt eine Stimme, wie

der Naktigall und einen Erz, eine Seele, ſo rein, ſo fromme, wie der Unſchuldikkeit ſelbſt!

Wolfgang (bitter). Noch kann ſie es zeigen — aber nur auf der Bühne!

Thorane. Da iſt ſie gekommen — in die ſiebzehnte Jahr — und weil Edmond ſie hat geliebt als ſeine Tochter — er, le pauvre homme — oublait ses quarante ans — hat vergeſſen ſeine vierzig Jahr und hat geliebt ſeine Schweſter und ſeine Tochter auk als ſeine — future, ſeiner zukünftigen Gemahlin, und ſie war erzogen ſo in der Einſamkeit von einem Schloß, daß ſie auch hat geſagt: Edmond, du biſt geweſen meine Bruder, biſt geweſen meine Vater, auch du ſollſt ſein meine Mann!

Frau Rath (bei Seite). Wie er mich rührt!

Wolfgang (bei Seite). Er weint? Ich — bin verſöhnt —

Thorane. Darauf es geſchieht, daß Edmond — er makt eine Reiſe nach Paris, läßt zurück ſeine Schloß in der Sorgfalt von Heloiſe, von ſeinem Diener St.-Jean. Mais, hélas — un jour iſt gekommen einer junge Cavalier! Kam, um nur zu ſehen meine Schloß, den melankoliſchen Baumſlag, meiner Terraſſe auf die große Meer mittellandiſcher, meine Tableaux, die gemalte und die, die hat gemakt die große Natur mit ihrem majeſtätiſchen pinceau von ſelbſt —! Und er ſahe Heloiſe! Und ſie — meine Schweſter, meine Tokter, meine Braut — me quittait, hat mir verlaſſen — iſt gegangen mit dem Verführer in der weite Welt und ik — und Edmond ſein zurückgekommen von Paris vnd haben verloren die ſechszehn Jahr von ſeinem Leben, Kind, Schweſter, Gattin, haben verloren Glauben an menſchlike Herz et le calme et la paix de son âme pour toujours .... Was Sie ſagen von dieſer Stoff, mein junger Freund?

Wolfgang. Graf — ich vermiſſe .... einen Schluß —

Thorane. Es iſt eine Schluß! St.-Jean fiel Edmond zu Füßen, er war unſchuldig an dieſer niederträktig Flucht! Edmond nahm Pferd' de relais und reiſte durch der Welt, um zu finden der undankbare Heloiſe. Aber er fand den Verführer nicht und nicht ſie. Er ging mit St.-Jean in die Krieg, er hat gekämpft in Schlachten, um zu vergeſſen ſeine Schmerzen, und nach ſechs Jahren voll Kummer und fatigues er findet hier den Marquis Boissy d'Anglade et de Vasmenil —

Wolfgang. Den Schauſpieler Alcidor — Edmond frägt ihn, wo Heloiſe wäre?

Thorane. Nein! Nein!

Wolfgang. Er will wiſſen, wie ihn das Schickſal ſo weit gebracht, ſich durch die Bühne ernähren zu müſſen —

Thorane. Nein! Nein!

Wolfgang. Er frägt ihn, ob Heloiſe ihn wirklich, wahrhaftig liebte, wirklich ihm gefolgt ſei aus Zärtlichkeit und Liebe —

Thorane. O nein! Nein!

Wolfgang. Er frägt ihn, ob Heloiſe von Edmond Verzeihung erbitten kann —

Thorane. Jamais! Er fordert ihn zum Duell —

Wolfgang. Sie ſchießen ſich, und der Marquis verwundet noch den, der Genugthuung von ihm verlangen will? Iſt das ein Schluß?

Thorane (ſteht auf). Die Ende von meiner histoire.

Wolfgang. Und das ſoll ein Dichter brauchen für die Bühne? Das ſoll rühren? Befriedigen?

Thorane. Mir? Ja!

Wolfgang. Nimmermehr aber die Dichtkunſt! Nein, Graf, wiſſen Sie, was da fehlt? Es fehlt das Herz, fehlt die Liebe,

die Verſöhnung! Die ſichtbare Hand des Schickſals fehlt, die ſich läuternd und verſöhnend über die Leidenſchaften der Menſchen legt. Und da wir nun ſelbſt Dichter ſind, ei, ſo brauchen wir auf dies Schickſal nicht erſt zu warten, ob es ſo gefällig ſein will, zu uns zu kommen — jetzt, wo ich den Zuſammenhang kenne, jetzt, wo ich Edmond und Alcidor zu Liebe ſelbſt entſage, jetzt eil' ich in die Bibergaſſe, um den einzigen äſthetiſchen und moraliſchen Schluß und die Hand der Götter ſelbſt zu holen (will ab durch die Mitte).

Frau Rath (tritt ihm in den Weg).

Wolfgang. Meine Mutter!

Thorane (erſtaunt). Madame?

Frau Rath. Vergebung, ich habe alles gehört. Ich war glücklich zu hören, daß Sie ein Herz beſitzen — Aber du, Wolfgang —

Wolfgang. Mutter — ich — verzeih — andre Woche hören erſt die Ferien auf . . . .

Frau Rath (von ihrem Gefühl überwältigt). Nein, mein Sohn! Gehe! Folge dem Trieb deiner Seele! Ergreife die Hand der Götter, wenn ſie zu dir aus den Wolken niederlangt! Geh! Führe die Liebenden hierher! Von mir haſt du nie, nie eine Feſſel deines Genius zu fürchten.

Wolfgang. Du liebevolles, treues, gutes Herz! Ja, wenn ich werde, was ich ſein möchte, ſo hört es, ihr unſichtbaren Zeugen einer erträumten Zukunft, dann dank' ich es nicht den Griechen, nicht den Römern, nicht dem Studium der Bücher, ich dank' es dem Herzen einer Mutter! (Eilt nach außen ab.)

Thorane. Madame, quel génie! Er mir hat ganz gebrakt aus der Contenance!

Frau Rath. Ich wagte nicht hervorzutreten. Ich hörte die

rührende Erzählung, ohne ſie unterbrechen zu wollen. Aber jetzt, jetzt, wo ich erfahren, daß auch Sie die Leiden der Liebe kennen — bitt' ich, bleiben Sie in dem ſchönen Strom Ihrer Empfindungen, verſchließen Sie die Regungen nicht, die in Ihrer Bruſt zittern, und verbreiten Sie Glück und Freude, wo Sie es können.

Thorane. Madame, Sie maken mir eine große Freude, Sie zu ſehen, Sie ſein eine ſo ſchöne, aimable Dame —

Frau Rath. Geben Sie der Gattin eines braven Mannes Gelegenheit, Ihnen aus innigſtem Herzen zu danken.

Thorane (enttäuſcht). Ihre Mann! C'est ce que j'avais oublié —

Frau Rath. Iſt er frei?

Thorane. Madame, er mir hat beleidikt ſehr — aber eine ſo ſchöne Munde, die für ihn ſpreken, eine ſo ſchöne Auge —

Frau Rath. Kann ich ihm die Botſchaft ſeiner Freiheit bringen?

Thorane. Ik ihn will pardonnir — à cause — für der gute Aufnahme in dieſer Hauſe einer Dame, die iſt ſo — aimable — (Er kuſt ihr die Hand.)

Mack (öffnet die Thür). Excellenz, die Maler!

(Frau Rath zieht voll Freude die Hand zurück und eilt ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Mack. Thorane. Später Serkah. Hirth. Krautmann. Junker. Schütz.

Mack (meldet erſtaunt nochmals). Die Malers, Excellenz. Aber was war denn das? Excellenz? Die Miſegiene?

Thorane. Wenn der Frauen ſein liebenswürdig, man nikt kann ſein der Miſogyne.

Mack. Na, dann wollt' ich denn doch auch gehorſamſt gebeten haben von wegen des bewußten jungen, charmanten und reſpectablen, in der Küche ſehr erfahrenen und ſonſt auch —

Thorane. Die Malers!

Mack. Nein, Excellenz, wenn ich denn doch ganz gehorſamſt —

Thorane. Silence! Voici les peintres!

(Die Maler treten mit Mappen ein. Thorane ſammelt ſich erſt. Die Maler verbeugen ſich.)

Mack (bei Seite.) Die Liebe ſcheint ihn für ſeine Jahre ganz angegriffen zu haben!

Thorane. Meine Erren —! Die Franzoſen haben gemakt eine große Bataille —

Mack (bei Seite). Bei der es ſcharf hergegangen iſt. Er kann gar nicht wieder zu Athem kommen.

Thorane. Und Sie aben gemakt der Plane von meine Bilders .... Ik mit Vergnügen ſehe —

Siebzehnter Auftritt.

Frau Rath öffnet haſtig die Thür. Rath Goethe. Die Vorigen.

Frau Rath (winkt nach außen ihrem noch im Corridor zögernden Mann).

Thorane (die eine aufgeſtellte Zeichnung betrachtend). Von wem iſt hier der erſte Idee?

Seckatz. Die Landschaft iſt von mir, Herr Graf — Das Vieh aber —

Thorane. Bitte —! L'un apres l'autre! Sehr gut der Landſchaft —! Der untergehende Sonne —

Seckatz. Sonne und Beleuchtung wird Herr Trautmann malen. (Trautmann verbeugt ſich.) Vorne das Vieh, das ſich ſchlafen legt, wird von Herrn Hirth geliefert werden — (Hirth verbeugt ſich.)

Thorane. Der kleine Schafe ſeien von einer großen Müdigkeit — Charmant! A cause der untergehenden Sonne — Sehr iſt — poetiſch!

Seckatz. Das Rebengeländer hat ſich Herr Schütz vorgenommen zu malen und Herr Junker hier im Vordergrund das Binſenkraut und die Waſſerlilien —

Rath (bei Seite zu Seckatz). Seckatz! Wiſſen Sie, daß die Preußen ſich bereits wieder geſammelt haben?

Frau Rath (bei Seite). Wende dich zu ihm! Sag ihm deinen, unſern Dank!

Seckatz (bei Seite). Bei Gelnhauſen ſtehen ſie ſchon wieder in der größten Ordnung —

Thorane (ſtand immer vor dem Bilde). Ich bin ganz verſtanden ein. Das Sie ganz ſo können malen! Vous partagez — theilen untereinander für jede Bild — 100 Dukaten — Wollen Sie zeigen eine andere Carton. (Hirth legt eine andere Skizze auf.) Was iſt dieſe Bild?

Hirth (ſchüchtern). Nach meiner Idee! Ein Rudel Hirſche und Rehe, das in der Ferne den Ton der Jagdhörner hört und ſich darüber . . . . .

Thorane. Verlieren in ſtille Betrachtung. N'est-ce pas? (Er erwartet immer, daß der Rath ſich ihm nähern ſolle.)

Hirth. Wenn Excellenz ſo gnädig ſein wollen, es ſo aufzufaſſen — (Thorane betrachtet das Bild durch eine Lorgnette.)

Baireuth, Baireuth und Ansbach, ja wohl, lieber Erbprinz von Ansbach! (Ab mit vieler Herablassung.)

Sechster Auftritt.

Erbprinz. Dann Eversmann.

Erbprinz (allein).

Die künftige Königin von England? — Und ich der Erbprinz von Ansbach! Das war ein grausamer Schlag des Himmels. Und ich soll der Vermittler dieser Weltbegebenheiten sein? — Die Parade scheint zu Ende. Die Suite nähert sich dem Schloßhof. Unmöglich kann ich jetzt in dieser aufgeregten Stimmung dem Könige begegnen — (sieht sich nach einem Auswege um).

Eversmann

(mit einem großen Buche und die Feder hinterm Ohr will zur Königin).

Erbprinz (bei Seite).

Wer ist das?

Eversmann

(sieht den Erbprinzen von oben bis unten an, geht dann einige Schritte weiter und bleibt wieder stehen).

Erbprinz (bei Seite).

Sollte man mich belauscht haben?

Thorane. Charmant!

Seekatz (bei Seite zum Rath). Die Pompadour hat in Paris ſich ihre alte Herrſchaft wiedererobert und die nächſte Folge wird Broglie's Abſetzung ſein, die Uebergabe des Commandos an Soubiſe —

Thorane (zum Rath). Herr Rath Goethe! Sind Sie auk zufrieden mit dieſer — Rudel Hirſche? (Bezüglich.) Es ſcheint, daß die kleine Rehe aben der Ahnung von einer große Jagd, die bald wird kommen durch die Wald —

Rath (bezüglich). Ha, gewiß! Sie ahnen es, daß ihre Stunde bald geſchlagen hat.

Thorane. C'est l'ordre de la vie! L'un arrive, l'autre part! Mais, Monsieur Seekatz, ich möchten, Sie müſſen auk auf dieſe Bild malen die kleine Figur von Ihrer Frau —

Seekatz. Excellenz — meine Frau mitten in der Stille des Waldes —!

Mack (bei Seite). Er hat's mit einemmal mit den Frauen!

Trautmann (heimlich zum Rath, indem er hinter der Staffelei herumgekommen iſt). Die Franzoſen können den Sieg bei Bergen nicht behaupten, ſie werden ſich über den Main zurückziehen — Seydlitz rückt ſchon vor —

Thorane. Sehen Sie da, mon cher Seekatz, da iſt eine ſehr ſchöne Platz in der Schatten von der Eiche, um da zu maken hin eine Dame —

Seekatz (der halb Trautmann's Worte gehört). Excellenz! Wenn ich bitten darf — alles, nur diesmal nicht ſchon wieder meine Frau —

Thorane. Wann il bezahl, werden Sie maken mit Ihrer l'inceau, was ich will —

Seekatz. Excellenz, das werd' ich bleiben laſſen! Sie mögen ein reicher Mann ſein, mögen Bilder bezahlen können wie der

Schach von Persien, aber, aufrichtig gesagt, Sie müssen dem Künstler keinen Zwang anlegen.

Frau Rath (bei Seite). Himmel, nun fängt der auch an!

Thorane (scherzend). Monsieur Seekatz!

Mack. Sacre nom —

Rath. In der That, Herr Graf, die Kunst sollt' ich denn doch auch meinen —

Frau Rath (bei Seite). Jetzt geht's von vorn an.

Alle Maler. Ja wohl, Herr Graf!

Seekatz (bei Seite). Muth! Die Preußen rücken vor.

Rath. Excellenz, es ist nicht genug anzuerkennen, daß Sie in einer so musenfeindlichen Zeit, wie die gegenwärtige, die Jünger und Meister der Kunst unterstützen — doch stellen Sie auch zugleich Anforderungen an diese braven Künstler, die sie nur mit schwerem Herzen erfüllen können — Nicht die Vollkommenheit des erfaßten Gegenstandes gibt einem Gemälde den Reiz, sondern die Persönlichkeit des Künstlers, die sich in *seiner* Auffassung zu erkennen gibt. Wenn ein Bild nicht die Spuren eines Menschen trägt, der sich allein und nur *sich* in den Farben aussprechen wollte, so sinkt es zur Tapete herab, zum leeren Decorationsbilde.

Frau Rath (bei Seite). Ich bin die unglücklichste Frau von der Welt. (Die Maler geben sich alle Zeichen der Freude.)

Thorane (versöhnt). Mon cher conseiller! . . . Vous avez raison! Aber Sie sollen sich lassen erzählen von Herrn Ihren Sohn, warum ich mir habe gemacht für einige Zeit die kleine plaisanterie —

Achtzehnter Auftritt.

Althof. Die Vorigen.

Althof (überreicht dem Grafen eine Depesche).

Thorane (erschrickt, erbricht sie). Pardon, meine Herren! (Er ist sehr bewegt, bei Seite). Ma démission! (Er kämpft mit seinen Empfindungen.)

Mack (bei Seite). Abschied ohne Wartegeld —

Neunzehnter Auftritt.

Mittler stürzt herein und auf den Rath zu. Die Vorigen.

Mittler. Bester Freund, ist es wahr, Sie sind frei — ?

Alle (rufen). Pst!

Thorane. Meine Erren, — — da ik abe gesehen, daß die Künstlers, welche sind gewesen Feinde, sich aben ausgesöhnt durch der Nothwendigkeit, zu arbeiten für Eine Idee gemeinschaftlik, so ist meine wahre Absicht befriedigt und Sie können malen, meine Erren, ein jeder von Ihnen nun seine eigene Bild.

Alle Maler (geben Zeichen einer ihnen abgenommenen lästigen Bedingung).

Thorane. Die Bilders sein garantirt, Sie können malen, so lang sie wollen daran. Sie aber, mein Err Rath, ik bin gewesen erzürnt, weil wir aben gehabt zwei Ansichten in Politik; allein die Völkers, welche müssen sein Feinde aus Politik, sollen sich versöhnen durch der Könst und Wissenskaft, und da ik gefunden abe in Ihrem Hause eine so schöne Liebe von Malerei, eine so vaterlandische Begeisterung für der deutsche

Nation und ſo eine talentvolle Genie von Herrn Ihrem Sohn, auch — eine Frau von ſolcher — Grazie und Tugend — ſo ik will jetzt nehmen von Ihnen allen für immer — meine Abſchied in der Liebe und in Freundſchaft. Meine Erren, ik werde verlaſſen Frankfurt.

Alle (durcheinander). Verlaſſen? — Abſchied?

Thorane. Der Herzog von Broglie hat accordirt meine Abſchied und ik werde gehen nach Frankreik auf meine Schloß in der Provence . . . Das Gefühl, das mir begleiten wird — wird ſein das der Traurikkeit und des Schmerzes —

Letzter Auftritt.

Wolfgang mit Belinde, die verſchleiert iſt, und Alcidor traten ſchon vorher langſam ein und harrten an der Thür. Gretel mit einem friſchen Blumenkranz und einem Blumenkörbchen.

Die Vorigen.

Wolfgang. Nein! Das Gefühl der Verſöhnung und Liebe! Hier bin ich mit dem Schluß des Stücks! (Belinde und Alcidor werfen ſich Thorane zu Füßen.)

Thorane (wendet ſich erſt ab. Dann von ſeinem Gefühl überwältigt). Heloiſe! Vous même?

Frau Rath, Mittler, Rath (zuſammen). Die beiden Geſchwiſter? Die Komödianten? Mein Client?

Wolfgang. Sie lieben ſich, Edmond! Sie haben alles ertragen, Elend und Entbehrung, um ſich nicht zu trennen. Sie verloren ihr Vermögen — Alcidor wollte durch meinen Vater mit Frankreichs Gerichten proceſſiren — Sie haben nichts, als

die Kunſt, ſich ſelbſt und — Edmond's Herz! Edmond iſt ein edler Mann, aber ſeine Phantaſie vergaß über ſeinem eigenen Glück das Glück der andern und den Lauf der Welt. Edmond, es iſt Heloiſe, nicht die Schweſter, nicht die Geliebte — Heloiſe die Tochter! Die Ehre der Welt iſt gerettet, Edmond! Rette auch die Ehre des Herzens! Schließe ſie in deine Arme!

Thorane (außer ſich). Héloïse — et Vous, mon adversaire — votre — épouse —

Belinde (ihm an den Hals ſtürzend). Ta soeur!

Thorane (zieht beide an ſein Herz). Nous sommes réconciliés! Allons ensemble in der ſchöne Provence! Ik will verlaſſen dieſer Stadt, weil ik habe geliebt der Ehre mehr, als die Befehle von der Könik von Frankreik; ihr mir ſollt begleiten — jetzt — euern Vater! Mes enfans, dans ce cabinet! (Drängt beide zur Seite ab.)

Wolfgang (führt Belinden und Alcider rechts ans Cabinet, in welches beide eintreten).

Thorane. Adieu, Madame! Adieu, mes amis! In wenik Tagen ik werde ſein in meine Vaterland. Ihre Bilders werden mich folgen und ſollen mir erinnern an dieſe brave Deutſchland.

Mack. Aber die Gretel, Herr General, die iſt es ja, die — uns hier in dies Haus — und (er hat noch nicht den ganzen Muth des Geſtändniſſes) uns hier auch die kleinen Blumen und die kleinen Blätter zum Abſchied gebunden hat — (Alle blicken zu ihr hin.)

Gretel. Ja, Herr General, da ich es denn doch war, die die Hausnummer verrathen hat —

Mack. Und da auch die Miſegiene geheilt ſcheint, Herr General —

Thorane. Eine Erinnerung von dieſer Hirſchgraben mit uns nach Frankreik? Eh bien! Sie ſoll ſein der Gemahlin von der

Intendant auf meine Schloß. (Mack und Gretel umarmen sich.) Eine Trennung mir aber ist die schwerste von allen, die von diesem kleinen Kinde, von Monsieur Wolfgang, einem jungen Mann von einer große Schicksal und einer erhabene Zukonft — (Zu den Aeltern.) Sie haben hier, meine Freunde, einen Sohn, von welchem ich Ihnen gebe der Prophezeiung, daß er nicht sein wird blos eine große Mannsperson für Deutschland, sondern für alle Nationen, welche noch lieben der Natur und der menschliche Herz —

Mittler (bei Seite). Das unterschreib' ich nicht!

Thorane. In dieser Stadt sind gekrönt die Könige und der Kaiser mit zerbrechliche Kronen, er aber wird sein, mein junger Freund, der einzig König, der in Frankfort wird sein geschmückt mit einer Krone, die glänzen wird ewig! — Adieu, mes amis! Adieu, pour toujours! Pour toujours! Adieu! Adieu! Pour toujours! (Ab ins Cabinet.)

Wolfgang. Vater! Der Quell der wahren Poesie ist das Leben! Der Geist hat keine andere Schule, als die Welt!

Rath. Darauf hin, mein Sohn, sei dir das Schwärmen und Komödienspielen dieser Tage feierlichst verziehen! (Alle umringen Wolfgang. Gretel setzt ihm den Kranz auf.)

(Der Vorhang fällt.)

Anmerkung.

Die hundertjährige Erinnerung an die Geburt Goethe's wurde am 28 August 1849 unter den ungünstigsten Verhältnissen gefeiert. Man hätte glauben mögen, Klio, die Muse der Geschichte, wollte einen Dichter strafen, der z. B. 1830, als alle Welt vom Sturz der Bourbonen erfüllt war, in seinem Zimmer unruhig auf- und niedergehen und zu dem heraintretenden Eckermann, der ihn fragte: „Regen Sie auch so die pariser Nachrichten auf?" sagen konnte: „Ja! Alles steht in Flammen! Geoffroy Saint-Hilaire und Cuvier sind in der Akademie aneinander gerathen!" — — Ihm handelte es sich um seine Wirbelsäulentheorie und den Intermarillarknochen.

Die wiener, dresdener und badischen Aufstände waren 1849 besiegt, Bluturtheile vollzogen — es lag eine dumpfe, düstere Trauer über dem Vaterland. Für Goethe's hundertjährigen Geburtstag regte sich im Volk nirgend eine recht von Herzen kommende Theilnahme. Indessen — wäre Schiller im Jahr 1749 geboren, wer weiß, ob die Feier nicht noch dürftiger ausgefallen wäre! Gerade der Schiller-Feier hätten wol die Regierungen im Jahr 1849 keine besondere Entfaltung gestattet.

Das vorstehende Drama sollte ein Festspiel für Frankfurt a. M. sein. Dort auch schrieb es der Verfasser in den Mai- und Junitagen 1849 in aufgeregter Stimmung. Unter den Fenstern seiner Wohnung zogen Tag für Tag die Kanonen gegen den badischen Aufstand vorüber. Der Stoff sollte dem Schreibenden Ermuthigung bringen. In der Haltung des alten Goethe findet sich der Druck des Gemüths wieder.

Die erste Herausgabe dieses Stücks leitete sich im wesentlichen folgendermaßen ein:

„Zur hundertjährigen Geburtsfeier Goethe's wurde das nachfolgende kleine Zeit- und Sittenbild vom Verfasser als eine Festesspende dargebracht, bei der eine Stiefschwester der Musen, die Gelegenheit, die zögernde

Dichtkunſt mit Gewalt ergreifen, zur Arbeit ermuntern und der gute Zweck das aufgewandte Mittel entſchuldigen mußte. Der ſäculare Hinblick auf Goethe's Geburt konnte vorzugsweiſe nur die Erinnerung an ſeine Jugend wecken. Wo iſt eine Jugend lieblicher, vom Sonnenglanz der Erinnerung reizender umwoben dargeſtellt, als in «Wahrheit und Dichtung»? Ein Kindesleben liegt dort ausgebreitet wie ein großes ſchönes Märchenland, unergründlich tief und endlos weit, überwölbt vom Sonnenblau der Schönheit, ahnungsreich noch in ſeinen äußerſten Grenzen. Wie das Jahrhundert dem Kinde erſchien und wie es Goethe, der Jüngling und Mann dann ſelbſt umwandeln half, liegt in dieſen Jugendbekenntniſſen mit treuen Umriſſen vor- und nachgezeichnet. An dieſe Quelle nur konnte man ſich in jenen Feſttagen begeben und aus ihr mit um ſo größerer Erquickung ſchöpfen, als die ſchwere Zeit des Sommers 1849 mit dunkeln Wolken verſtimmend und erſchlaffend auf den Gemüthern laſtete.

„Ein aus «Wahrheit und Dichtung» entnommenes Feſtſpiel bot Schwierigkeiten. Der dramatiſchen Elemente in dieſen heitern Erinnerungen gibt es an ſich viele. Die Liebe Wolfgang's zu dem einfachen Bürgermädchen Gretchen ein dadurch hervorgerufener Zwieſpalt mit den Aeltern, die Gefahr, durch zwei leichtſinnige Verwandte der Angebeteten, die als Wechſelfälſcher Wolfgang's Ruf gefährdeten, in Unterſuchung zu kommen, die Entdeckung eines weitverzweigten Betrugs, Wolfgang's Trauer gerade zur Zeit der Kaiſerkrönung, ſeine ſchon damals ſich zeigende Apathie bei einem öffentlichen, alle Welt ergreifenden Vorgang — man kann ſich kaum des Drangs erwehren, gerade dieſe in die Hand gegebenen Fäden zu verknüpfen. Dennoch ſchreckte hier die Sentimentalität des Stoffs ab. Dann empfahl ſich Goethe in Seſenheim; doch iſt der Dichter da ſchon ein reifer Jüngling und weckt nicht die hundertjährige Erinnerung eben an ſeine Wiege. So drängte ſich eine andere Verknüpfung von Scenen auf, die ſich auf die Zeit der franzöſiſchen Occupation Frankfurts und des Vaters feindſeligen Zuſammenſtoß mit dem bei ihm einquartierten Gouverneur der Stadt bezogen. Die Elemente des vorliegenden Scherzes finden ſich im dritten Buch von «Wahrheit und Dichtung» wieder. Thorane, Alcider, St.-Jean, ſelbſt Mittler ſind, wenn nicht vollſtändig, doch andeutungsweiſe dort ſo gegeben, wie ſie in unſerm Stück auftreten. Alcider iſt jener Derones, in deſſen Schweſter der ſchon jung liebereiche Wolfgang ſich in der That verliebt hatte und bei der er wirklich jenes Bild, wie ebenſo ein ähnliches ſich bei Thorane befand, antraf, ein Bild, das ihm von den gewürfelten fremden Abenteurern mit romantiſchen Anſpielungen erklärt wurde, wodurch es dem Knaben freilich

wieder um ſo dunkler bleiben mochte. Thorane übertritt ſeine eigenen Duellgeſetze und konnte ſich zu einem für einen Generalauditeur der Armee doppelt leichtſinnigen Schritt doch wol nur aus Gründen hinreißen laſſen, die mit der von Goethe gegebenen Schilderung ſeines wunderlichen, tragikomiſchen Charakters tief zuſammenhingen. Eine Verknüpfung dieſer factiſchen Fäden mußte auf gut Glück verſucht werden. Fragmente duldet die Bühne nicht. Es mußte ein ſo ſtricter Zuſammenhang entweder herausgefühlt oder den Einzelheiten aufgedrungen werden, daß alle Fäden zu Einem Gewebe zuſammenſchoſſen. Dies Geſchäft war in dem Grade ſchwierig, daß Kritiker, die in ihrer Behaglichkeit nur fremdes Mühen und Schaffen einzuregiſtriren und zu verurtheilen haben, wol die Sorge hätten mit in Anſchlag bringen können, wie dieſe von Goethe ſelbſt gegebenen Materialien zu verbinden und zum möglichſt wahrſcheinlichen Zuſammenhang zu verquicken waren.

„Goethe ſagt von ſich ſelbſt, er wäre, noch ſehr jung, ſchon in die verworrenſten Familienverhältniſſe eingeweiht und verwickelt geweſen. Was ihn uns frühe ſchon ſo groß gemacht, war die Welt. Sie war ſeine Schule, das Leben ſelbſt der Spiegel, in dem er zuerſt ſein geiſtiges Bild erblickte. So, dacht' ich, konnte mir die gewagte Vorausſetzung ſeiner Theilnahme an dem hier dargeſtellten Vorgang wol hingehen. Daß dies an ſich harmlos, ohne Prätendirung der kunſtigen Berühmtheit, ohne geſuchte Verherrlichung geſchah, glaubt' ich dem naivſten Genius von der Welt ſchuldig zu ſein und von ihm am eheſten verziehen zu erhalten. Verbietet die Oekonomie eines Dramas ohnehin, ſich bei Ausmalungen, die außerhalb der Motive eines Stoffs liegen, allzu lange aufzuhalten, ſo war denn auch ohne Zweifel der Knabe Goethe nur mit dem wirklichen, wenn auch immerhin ernſthaften Spielzeug ſeiner Kindheit, nicht mit den ſchon verweggenommenen rollen Attributen ſeiner künftigen Herrlichkeit beſchäftigt. Dies — gewiſſen berliner Naſenrümpfern auf die Frage: Iſt denn hier auch ein würdiger Goethe zu finden?

„Eine erwähnenswerthe Erfahrung, die ich bei dieſem Gelegenheitsſtück über die Bildungsgrundlage der deutſchen Bühne machte, darf nicht übergangen werden. Die franzöſiſche Einquartierung bedingte das Auftretenlaſſen von Franzoſen. Ich half mir in dieſer ſchwierigen Lage theils durch Giſaſſer, theils durch den Ausweg, die Hauptperſonen à la Riccaut de la Marliniere einzuführen. Auch Wolfgang muß franzöſiſch verſtehen und außerdem noch zwei Nebenfiguren. Wieviel Theater glaubt man wol, daß in Deutſchland vorhanden waren, die eine junge Liebhaberin, zwei Liebhaber und einen Helden mit ſo viel Franzöſiſch aufwieſen, um dieſe Rollen zu über-

nehmen? Von den funfzig deutſchen Bühnen kaum zehn. Bei einigen der größten Hoftheater war unbedingt kein älterer Liebhaber oder Charakterſpieler (oft der Herr Regiſſeur ſelbſt nicht) zu finden, der für den Thorane hätte eintreten können.

„Sollten indeſſen ſeit zwei Jahren einige dieſer Herren, die damals ihrer Schulbildung ein Armuthszeugniß gaben, die allerdings gemeſſenen Stunden, die ihnen ihr ſchweres Amt, ihr unabläſſiges Studium, die große Zahl der in Deutſchland üblichen Proben und das pflichtſchuldige Antichambriren müſſen bei ihrem Intendanten übrig läßt, dazu verwandt haben, franzöſiſch zu lernen, ſo wollt' ich nur bemerkt haben, daß Graf Thorane ſeine Verſuche in der deutſchen Sprache nicht gezogen, gedehnt vorzutragen hat, ſondern in der — unverzeihlichen Einbildung, ſich für einen geläufig deutſch redenden Kosmopoliten halten zu dürfen. Eine Eſelsbrücke für ſchwache Gedächtniſſe iſt dieſe Rolle nicht. Nur mit Feuer, polternd und geläufig vorgetragen kann ſie von Wirkung ſein."

Dieſen vor zehn Jahren geſchriebenen Worten muß der Verfaſſer hinzufügen, daß die Schickſale dieſes „Königsleutenant" dramatiſchen Autoren zu mannichfacher Ermunterung und Beruhigung dienen dürfen. Die Generationen an den Bühnen ändern ſich von ſieben zu ſieben Jahren. Die, welche heute die letzten ſind, ſind in ſieben Jahren die erſten. Was heute abgewieſen wird, macht ſich immer noch in Zukunft. Wenigſtens geſchah es hier, daß ein anfangs wenig beachtetes und an dem Monopol der Regiſſeure und der Rollenfächer ſcheiterndes Stück ſich dennoch mit der Zeit auf faſt allen Repertoirs einbürgerte. Lußberger, Dawiſon, Haaſe u. a. haben den Deutſch-Franzoſen mit Vorliebe und mit bekannten Erfolgen geſpielt. Mancher andere nach ihnen rückte gleichfalls aus den Reihen ſeines Rollenfachs hervor und machte verſuchs- und ausnahmsweiſe möglich, was nach gewöhnlichem Sternenlauf und Schickſal unmöglich ſchien. Jenem zu früh geſchiedenen Jakob Lußberger, einem innerhalb der allerdings engen Grenzen ſeines Vermögens ganz ausgezeichneten Darſteller, dankt der Verfaſſer die nützliche Verbeſſerung der Zuſammenziehung des Stücks aus fünf Acten in vier.

Die Ueberarbeitung, wie ſie jetzt vorliegt, hat den Motivirungen nachgeholfen und dem Dialog die unvermittelten Uebergänge genommen, die zurückzubleiben pflegen, wenn ein erſter Entwurf für die übliche Darſtellungszeit von 150 Minuten gekürzt werden muß. Doch hat darum die vorliegende Faſſung keineswegs ſolche Zuſätze erhalten, die beſorgen laſſen könnten, daß die Dauer der Vorſtellung dadurch ungebührlich verlängert werde.

Eversmann

(geht zur Thür der Königin und bleibt wieder ſtehen, indem er den Erbprinzen frech betrachtet).

Erbprinz.

Was ſieht Er mich ſo an? Ich bin der Erbprinz von Baireuth.

Eversmann

(bleibt ganz gleichgültig, geht einige Schritte vor, verbeugt ſich unbedeutend und ſagt dann).

Se. Majeſtät kommen ſo eben von der Parade, geben aber in dieſem Zimmer keine Audienz.

Erbprinz.

Ich danke Ihm für die Auskunft.

Eversmann.

Nicht Urſache.

Erbprinz.

Wer iſt Er denn?

Eversmann.

Ich? (Längere Pauſe.) Ich bin Eversmann. (Ab zur Königin.)

Erbprinz.

Eversmann? Vielleicht ein Finanzminiſter oder ein Haushofmeiſter? Die Sparſamkeit ſieht ihm aus allen Knopflöchern heraus. (Man hört dicht an dem hintern Haupteingange Trommeln und das Präſentiren von Gewehren.) Der König kommt! Wie bin ich denn plötzlich ſo beengt, ſo zaghaft! Entſinkt mir denn aller Muth,

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig

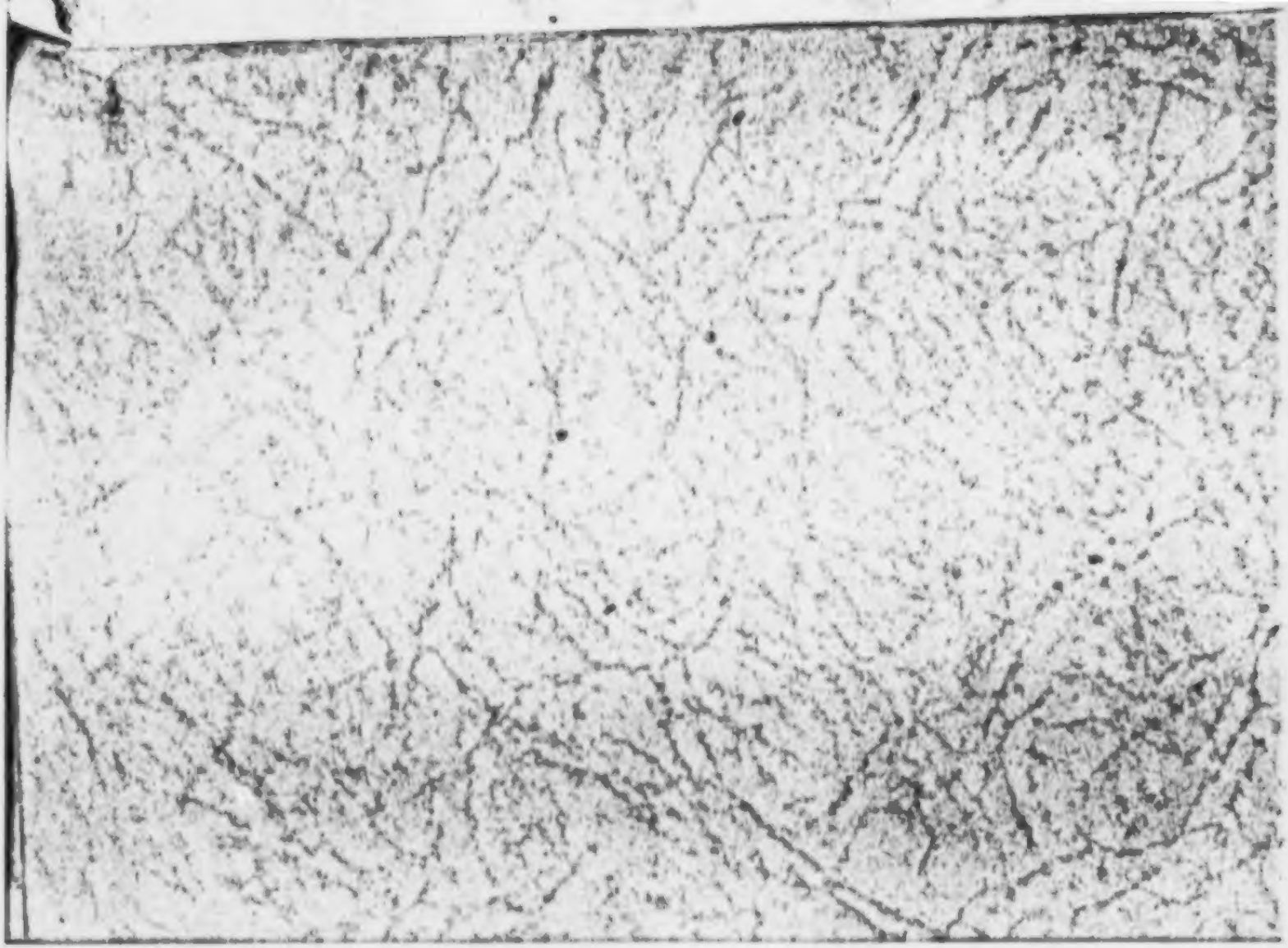

Dramatische Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe.

Fünftes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1862.

Pugatschew.

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

842

Zweite Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1862.

Für eine etwa beabsichtigte Bühnendarstellung behält sich der Verfasser das Recht der Genehmigung vor.

Pugatschew.

Trauerspiel

in

fünf Aufzügen.

Personen.

Katharina die Zweite, Kaiserin von Rußland.
Graf Gregor Orloff.
Fürst Razumoffsky, Oberhetman der Kosacken.
Graf Jachar Tschemitschew, Kriegsminister.
General Graf Bibikoff.
Fürst Bagration, Aeltester der Kosacken.
Andreas Loginoff, Kosackenherman.
Ustinja, seine Tochter.
Peretin, Kalnga, } Kosackenhäupter.
Emiljan Pugatschew, ein donischer Kosack.
Sorbia, sein Weib.
Iwan, Alexei, } ihre Kinder.
Danila Perfiljew, Klostervogt zu St. Isaak.
Sergius, ein Pope.
Ein Kammerlakai.
Abgeordnete und Aelteste der Stadt Uralsk.
Gefangene von Orenburg.
Kaiserliche Offiziere.
Damen und Herren vom Hofe.
Festungfrauen.
Zwei Pagen.
Kosacken. Popen. Volk.

Schauplatz: Rußland. Zeit: Zwischen 1771 und 1774.

Erſter Aufzug.

Eine Koſackenhütte im ſüdlichen Rußland. An den Wänden hängen Fiſchernetze. Im Hintergrund bildet eine niedrige Thür den Ausgang. Zwei eben ſolche Thüren zur Seite. Neben der hintern Thür befindet ſich ein kleines Schanfenſter in ziemlicher Höhe, auf einem Tritt ſteht unter ihm ein Seſſel. Hinten ein gedeckter Tiſch mit getrockneten Fiſchen und andern Speiſen. Es iſt Abend. Eine Lampe brennt.

Erſter Auftritt.

Sophia beſſert Fiſchernetze aus. Auf dem Tritt im Hintergrund ſchläft **Perſiljew**. **Pugatſchew** befindet ſich mit **Iwan** und **Alexei** in einem Nebenraum, zu dem eine der niedrigen Thüren führt, die offen ſteht.

Sophia (der Kammer zugewandt).

Gönnt doch dem Vater endlich Ruh', ihr Kinder,
Und geht zu Bett! Lernt lieber von der Mutter
Die Knoten löſen, Netze ſtricken, wie
Für Fiſcher ſich's geziemt!

Iwan (drinnen).

Bewahre Mutter!
Wir werden keine Fiſcher!

dieſer Merkwürdigkeit unſres Jahrhunderts zu begegnen? Ich will ihn doch mehr von der Seite abwarten. (Er ſtellt ſich dicht an die Thür rechts.)

Siebenter Auftritt.

Der König (hinter der Scene). Der Erbprinz. Dann Eversmann. Später die Königin und die Prinzeſſin Wilhelmine.

Es erfolgt ein ſtarkes Klopfen an der Thür mit einem Stocke.

Erbprinz.

Herein!

König (hinter der Scene).

Eversmann!

Erbprinz.

Was iſt denn das wieder?

König

(ſchlägt wieder ſehr ſtark mit dem Stock an die Thür).

Eversmann!

Erbprinz.

Ich glaube, das Schloß iſt behext! (Schlüpft in die Thür rechts.)

König (klopft noch ſtärker).

Hört Er denn nicht, Eversmann?

Alexei (drinnen).

Was der Vater iſt,
Soldaten werden wir.

Sophia.

Soldaten? Nun,
Und fängt man da mit Plündern an? Dem Vetter
Verderbt ihr all ſein Hausgeräth. Ihr ſchnitzelt
Ihm wol noch gar vom Tiſch die Füße weg!
Nur gut, daß er's nicht ſieht und ſchläft!
(Für ſich.)
Emiljan
Hört nicht! Wie lieb' ich ihn, wenn er ſich kindlich
In ſeiner Kinder Seelen ſo verliert!
Schnitzt er den Knaben nicht die ſchlanken Pfeile,
Als wär' es wunder was ein ernſt Geſchäft!
Heut' ſind es ſieben Jahre, daß ich ihn
Zum erſten male ſah; er weiß es nicht —
Und wenn ich ihn daran erinnern wollte —
Es würd' ihm nur die alten Wunden wecken.
Zum erſten male vor der Weihnachtszeit
Erblickt' ich ihn, wie er Uſtinjen ſchmerzlich
Den Wurm an ſeiner Lebensblüte ſchalt! —
Uſtinjen — damals Sie! Und nun Sophia,
Für eines Hetmans Tochter wählt' er mich,
Ein arm Soldatenkind! Ich lernte früh,
Im blut'gen Krieg zu wiſſen, was man liebt,
Das war es alles, was ich bieten konnte.
Nicht wollt' er mehr. Ein doniſcher Koſack
Kann in der Schlacht den roßgeſchweiften Halbmond
Des Sultans ſelbſt gewinnen — was ſein Lohn?

Ein Streifen an der Mütze! „Du genügst mir!“
Er ließ Uſtinjen, ſeines Hetmans Tochter,
Die auf den jungen ruhmbedeckten Krieger
Ihr ſtolzes Auge warf. Ein Zufall führt
Zum Streite mit Uſtinjen. Ring und Kette
Schickt er der Launiſchen zurück, er tritt
In einen Pulk der Azow'ſchen Koſacken,
Läßt mir ſein Wort daheim, das unbegehrte,
Daß er um mich zu werben kommen würde
Beim Frieden mit dem Khan der Tatarei.
Er hält es, führt mich heim. Es wird ein Jahr,
Ein zweites, drittes — glücklich nennt man uns
Sechs Jahre lang! Da will ſein Uuſtern, daß er
Den ſchönſten Berberhengſt ſich einſt gewinnt.
Er bracht' ihn ſich vom Pruth als Kriegesbeute,
Freut ſich des Thiers, mißt doppelt jede Bahn
Indeß ſie andre einmal nur durchkreiſen.
„Woher das Roß?“ — „Erbeutet!“ — „Nicht geſtohlen?“ —
„Herr, laßt den Schimpf!“ — „Wo iſt dein Hetman?“ —
„Herr —!“
„Trägt nicht dies Roß das Zeichen deines Kaiſers,
Den Adler, eingebrannt?“ Es bringen ihn
Die längſt ihm abgeneigten Offiziere,
Die ruſſiſchen, die die Koſacken führen,
Zum Hetman. Dieſem zuckt die Braue, düſter
Gedenkt er ſeines Kindes, des verſchmähten —
Doch gibt er ihm das Zeugniß: „Pugatſchew,
Ich ſah den Paſcha fallen, dem dies Roß
Gehört! 'S iſt dein, du ſchoſſ'ſt ihn ſelber nieder!
Viel Ehre für ein ruſſiſch Pferd, wenn Türken,
In Roſſen wähleriſch, es reiten —! Beute

War's bei den Türken schon!" — — Vergebens! Ach,
Der Neid, der Haß, der Uebermuth der Knaben,
Die man aus Petersburg den tapfern Kriegern
Als Offiziere setzt, verklagen ihn.
„Ein Roßdieb, der das Gut des Kaisers stahl!"
So schickt man ihn nach Kasan; festgeschmiedet
Am Fuß die Eisenschelle, Karrenzüchtling
Der tiefgehaßte frohgemuthe Krieger,
Ein freier Sohn der Steppe! — — Er entflieht;
Der kalte Winterstern der Nacht erleuchtet
Ihm mild den Weg zur Hütte seines Weibes.
Nur kurze Rast ist ihm vergönnt — Verrath,
Der Vögte Späherblick rings auf der Ferse —
Da werfen wir auf Schlitten unsre Habe
Und irren vom geliebten Don zum Ural —
Hier unter Fischern wohnt im stillen Dorf
Am Isaakkloster uns ein Freund und Vetter,
Anschlägig, listig wie der Fuchs. Die Mönche
Ernannten ihn, den ausgedienten Krieger,
Zu ihrem Klostervogt. Ihr Rabe ist's,
Der noch aus tiefstem Schnee und wenn der Winter
Schon auf dem Ural bis zum nächsten Frühling
Die Fische im krystallnen Schrein verschließt,
Den Armen Nahrung findet, grüne Hälmchen,
Und was er wol — (lächelnd) auch aufbewahrt vom Herbste!
Da sind wir nun — in Nacht und Einsamkeit,
In stetem Bangen um Entdeckung! Kasan
Nicht mehr, Sibirien wäre jetzt sein Los!
Wer weiß, wie lange wir den Frieden haben;
Noch schnitzt er Pfeile nur — für seine Knaben!

Zweiter Auftritt.

Pugatſchew (tritt mit Iwan und Alexei heraus. Er gibt ihnen die kleinen von ihm geſchnitzten Pfeile.) Die Vorigen.

Pugatſchew.

Da nehmt! Bis morgen! Sind die Finger mir
Vom Schneiden doch wie lahm geworden! Morgen
Verſucht ihr ſie! Ein Pfeil iſt nur ein blinder Vogel,
Die Augen ſetzt ihm erſt der Schütze ein —
(Perſiljew erblickend.)
Ei was! der Vetter ſchläft? Iſt's ſchon ſo ſpät?
Er hielt ſein Nachtmahl — (er ſieht die Speiſereſte) und wie ein
Prälat!

Sophia.

Wie leicht, daß uns der Vogt ſo überraſcht!
(Sieht hinten nach dem Riegel.)

Pugatſchew.

Der kommt nicht in dies ſtille Kloſterdorf.
Wir haben heut' Advent. Die frommen Mönche
Beginnen ihre Runden durch den Schnee.
Ging ſchon der Weihnachtszug vorüber?

Sophia.

Fernher
Hör' ich es manchmal feierlich erklingen.
Geht, geht zu Bett! Und wenn die guten Mönche
Vorm Fenſter ſingen, faltet eure Hände! —
Was plagt ihr nur den guten Vetter ſo?

Iwan (hat Perſiljew mit dem Gefieder eines Pfeils an der Naſe gekitzelt.)

Ich ſteck' ihm eine Feder in die Naſe.

Perſiljew (nieſt).

Alexei (wie Iwan lachend).
Ihr habt den Schnupfen, Vetter Perſiljew.

Perſiljew (nieſt wieder, dehnt und reckt ſich).

Pugatſchew.
Jetzt wacht er auf. Wie's ihm behaglich iſt!
Man ſieht, daß er im Dienſt der Kirche ſteht.
Wir Roskolniken und Altgläubige
Erheben wol drei Finger nur zum Schwören,
Zum Nachtmahl brauchen wir wie andre — fünf —!
(Er ſetzt ſich, um den Reſt zu verzehren.)

Perſiljew (fährt auf und haſcht nach den Kindern).
Blitzbuben ihr! Ja wartet nur, ich trage
Euch beide draußen in den Schnee hinaus.
Hab' ich geſchlafen? Sapperment, geſchlafen?
Was, Frau Sophia? Runzelt Ihr die Stirne?
Geſchlafen? Ja verdammt! Da ſind die Träume,
Die ſchönen Träume ſchuld, die ich gehabt.

Iwan und Alexei.
Eiapopeia, ſchlaf Vetterchen ein!
(In einiger Entfernung, wie auf dem Sprunge ihn neckend.)

Perſiljew (ſcherzend die Kinder verfolgend).
Ihr Sappermenter ihr! Blut muß ich ſehen,
'nen Kuß mit meinem Bart den Teufelskerlen!
(Er will ſeinen ſtacheligen Bart an der Wange der Kinder reiben; dieſe ſchreien und laufen zur Seite davon.)
Doch nichts paſſirt? Noch alles ſtill? Ich träumte —
Denkt Euch, Ihr wart im Traume freigeſprochen,
Im Traume ledig aller Schuld, Emiljan!

Pugalſchew (am Tiſch).

Der Traum hat, denk' ich, nicht gelogen —

Perſiljew.

Nein

Vorm Richter auch — kein Roßdieb mehr des Kaiſers
Und wiedereingeſetzt in Eure Würde!

(Er deutet auf das hintere Fenſter.)

Sind meine Winternachtigallen ſchon
Verüber?

Sophia.

Aus dem Kloſter Eure Sänger?
Noch nicht. Ich denke, daß wir ſie erwarten,
Erzählt uns unterdeß von Eurem Traum!

(Sie ſetzt ſich zu ihrem Gatten.)

Perſiljew.

Es iſt ein närriſch Ding um einen Traum!
Von denen träumte ich, die ausgewählt,
Um nach St.-Peterburg zur — Kaiſerin,
Da wir den Kaiſer doch verloren haben,
Die Klagen unſers Volks zu überbringen,
Die unerhörten unerhörter Leiden!
So deutlich war's, als ſtünd' ich ſelbſt dabei —
Denn Wache ſtand ich oft im Schloſſe Peter's.
Sie kommen an. Graf Zachar Tſchemitſchew,
Der Kriegsminiſter, läßt ſie zu ſich rufen
Und fragt, was ihr Begehr? Da tritt der Hetman
Mit ſeinem Stabe vor, ganz mit dem Stolz
Uſtinjens, ſeiner Tochter — nun ihr braucht
Den Blick zur Erde nicht zu bohren! — räuspert
Und ſpricht: Geſtrenger Graf und Excellenz!

Wir kommen um die Freiheit unſers Volks,
Wir kommen um die Freiheit der Koſacken.
Ihr wißt es ſelbſt, wie viele lange Jahre
Nun ſchon mit Petersburg die Steppenvölker
In Hader liegen, Wortgefecht, Proceſſen.
Mit Kleinem fing es an; mit Fiſchen nur,
Mit unſrer Nahrung, unſerm Handel, den die Krone
Uns durch die Schleuſenwerke ſchmälern will.
Die Krone raubt der Armuth ihre Nahrung,
Die Krone ſtiehlt die Fiſche aus dem Waſſer,
Und mehr als das, mehr als Beamtendruck,
Der ſchlangengleich das ganze Reich umringt,
Will man zuletzt noch gar das Aeußerſte —
Man will uns halten wie die andern Ruſſen,
Uns ſchmieden in Leibeigenſchaft, in Feſſeln,
Die wir am Don, am Ural nimmer kannten!
Leibeigenſchaft, ich hör' den Hetman reden,
Der Ruſſen Erbtheil, das im Paradieſe
Sie ganz allein für ſich gewonnen haben —
Ich glaube Adam — (Es klopft ſtark.) Halt! Es klopfte, mein ich —

Sophia.

Es iſt der Vogt. Verbirg dich, Pugatſchew!

Pugatſchew.

Der Vogt? So ſpät? Es iſt der Prieſter Hiob —
(Es klopft zum zweiten mal.)

Perſiljew.

So klopft kein Prieſter. Tretet auf die Seite!
Ich ſehe was es gibt. (Er erhebt die Stimme.) Halloh! Halloh!
(Nach hinten.) Wen fegt der Schnee ſo ſpät noch an die Thür?

Stimme (draußen).

Iſt hier das Iſaakkloſter in der Nähe?

Perſiljew.

Am Föhrenwald drei Büchſenſchüſſe weiter!

Stimme (draußen).

Wo wohnt Danila Perſiljew, Verwalter
Des Kloſterguts und Kloſtervogt?

Perſiljew.

Verwalter
Des Kloſterguts? Das theilt er mit den Mäuſen.
Doch iſt er's ſelbſt, der mit Euch ſpricht! Wer ſeid Ihr?

Stimme (draußen).

Kennſt du die Stimme nicht, die dich begrüßt?

Perſiljew.

Das iſt — bei Gott, der Ton iſt mir bekannt —
(Geht raſch und öffnet.)

Sophia (drängt Pugatſchew zur Kammer hin).

Der Hetman iſt's, Uſtinjens Vater!

Pugatſchew.

Der Traum erfüllt! Doch ſeltſam! — —

Dritter Auftritt.

Loginoff, Kaluga, Borotin, alle in Pelze gehüllt und zum Tod hinfällig. Die Vorigen.

Perſiljew.

Das iſt ſtark!
Traumdeuter muß ich werden! Iſt es möglich!
Andreas Loginoff, der Hetman! Und —
Kaluga, Borotin! Wo ſind die andern?
Willkommen —! Nein, mein Traum —!

Pugatſchew (im Verſteck hinter den Reyen).

Kaluga das,
Uſtinjens Bräutigam —?

Loginoff.

Vergebt die Störung!
In Euer Kloſter wollten wir, wir haben
An Sergius und Hiob Briefe. Sind
Die Popen heim?

Perſiljew.

Seit ein'gen Tagen erſt.
Sie waren in der Walachei und Moldau.
Doch ruht Euch aus! Was ſchleicht Ihr nur ſo lahm?
Kommt Ihr zu Fuß die lange Winterreiſe?

Loginoff.

Die Knecht' und Wagen ſind im nächſten Weiler
Zurückgeblieben — gönnt uns kurze Raſt!

(Sie laſſen ſich auf ihren vorher ſchon ausgezogenen Pelzen nieder.)

Perſiljew.

Mit tauſend Freuden. He, Sophia — Nun,
Ihr kennt doch meine Baſe und den Schatten,
Den ſie in ihrem Rücken wirft?

Porotin.

Ihr ſeid's,
Der tapfre Pugatſchew!

Loginoff.

Wie, Pugatſchew!
Ich glaubt' Euch bei den Türken und Tſcherkeſſen!

Pugatſchew.

Willkommen unterm Dache meines Vetters!
Dem Kaukaſus um tauſend Werſte näher,
Zum Glück, als Kaſan! Porotin, Kaluga, —
Ich hörte recht, der reiche Erbe, Ihr?
Sophia, ſorg' für unſre werthen Gäſte!

Sophia (zu Pugatſchew)

Sieh nur des Hetmans düſtern Blick!

Pugatſchew.

Mein Weib
Beſorgt derweil ein würziges Getränk.
Das ſoll euch die erſtarrten Adern wärmen.
(Bei Seite zu Sophia.) Die Liebe muß ſich rühmen können,
Daß Menſchen ſind, die uns ihr Glück nicht gönnen.

Sophia (geht dahin ab, wohin die Kinder).

Loginoff.

Wir ſind Euch läſtig, Pugatſchew —

Eversmann

(kommt ſchnell von der Königin zurück).

Majeſtät, es iſt ja auf.

Erbprinz (bei Seite).

Majeſtät? Iſt das der König?

König

(draußen auf dem Corridor, aber nicht zu ſehen).

Im Vorbeigehen! Weiß Er, Eversmann, daß heute der große Reviſionstag iſt?

Eversmann.

Ja wohl, Majeſtät. Ich collationire eben die Bücher Ihrer Majeſtät, der Königin!

Königin

(tritt horchend und furchtſam herans).

Iſt das die Stimme des Königs?

König (draußen).

Eversmann, ſag' Er doch dem Schloßmeiſter: nach eilf Uhr iſt bei meiner Frau Feierabend und wenn es noch öfters vorkommt, daß ich bei ihr bis Ein Uhr nach Mitternacht Licht ſehe, ſo komm' ich einmal in der Nacht mit Glockenſchlag zwölf hier herüber und unterſuche jeden Winkel, was hier für politiſche Ränke geſchmiedet werden. Sag' Er's lieber meiner Frau ſelbſt, hört Er? Damit ſie ſich darnach zu richten hat!

Eversmann.

Darnach zu richten hat!

Perſiljew.

Ei nicht doch!
(Räumt auf und macht Platz.)

Dorotin.

Wie finden wir das Volk, die Stimmung wieder,
Was hat ſich unterdeſſen hier begeben?

Perſiljew.

Man ſpricht von nichts als euch, von den Geſandten —
Von euerm Auftrag hofft man ſich das Beſte —
Und eben ſah ich's noch im Traum, wie viel euch
Geworden iſt an Gnaden und an Ehren.
Man hat euch an die Bruſt gedrückt, geherzt —
Euch wackre Biedermänner ausgeſcholten —
Und prächt'ge Kleider umgehängt — Ihr habt ſie
In euern Wagen, wohlverpackt? Wo ſind
Die Diener? Eure Leibkoſacken? Was?
Ein jeder von euch Fünfen kehrt als Ritter
Des Wladimirs der ſechsten Klaſſe heim?

Toginoff.

Zwei nicht, Freund Perſiljew; zwei andre nicht —

Perſiljew.

Die beiden, die mit euch gezogen, nicht?
Nicht Tatiſchew, nicht Pjanoff — nun, wo ſind die?

Toginoff.

Die ſind nicht mehr; was weiß ich, wo ſie ſind?

Perſiljew.

Wie? Beide — todt? Wo bleibt mein Traum! Sie ſtarben
An Trüffeln und Paſteten? — Redet doch!

Pugalſchew.

Und Tſchemitſchew, der Graf? Graf Tſchemitſchew —
Der uns den Tag bei Ruſtſchuk an der Donau
Verdarb —

Loginoff.

Und dennoch iſt er jetzt Miniſter!
Der edle Graf — was ſagt dein Traum vom Grafen?

Perſiljew.

Vom Grafen —? Ei der griff, als ihr geredet,
Zuerſt in ſeine Weſtentaſche, zog
Ein golden Döschen, reicht' es rings im Kreiſe
An euch, die fünf vom Volk betrauten Führer,
Und alle griffſt ihr in die goldne Doſe
Und allen juckt' der Taback in der Naſe —
Ich mußt' im Traume nieſen — deutlich nieſen — (nieſt)
Proſit! Doch ſchließen will ich erſt die Thüre — (wendet ſich).

Vierter Auftritt.

Sergius. Die Vorigen.

Sergius.

Erlaubt —!

Perſiljew.

Der fromme Bruder Sergius!
Ihr kennt ihn? Seht — wie traute Geſellſchaft!
(Alle verneigen ſich vor ihm. Perſiljew ſchließt die Thür.)

Sergius.

Nehmt meinen Segen alleſammt, ihr Männer!
Ich komm' allein. Den frommen Hiob feſſelt

Ein Siechthum an die Zelle und die andern
Der Brüder halten eben jetzt den Umgang,
Weil es Advent. Willkommen, Hetman! Boten
Von Eurer Wagenburg verkündeten,
Daß Ihr bei unserm Klostervogt verweilt.
Ihr bringt mir Briefe?

Toginoff (zieht Briefe hervor).

Von dem Erzbischof
In Moskau.

Sergius (nimmt die Briefe).

Von dem alten Freund des alten Gottes!
(Erbricht sie und liest.)
Gut! Ganz wie ich erwartet, gut — auch dort! —
Es reist schon überall — und Euer Auftrag —
Der fromme Kirchenfürst verweist mich an
Euch selbst — (Liest.) Wie, Schande? Schande? Ehre ist
Ein vieldeutbares Ding —

Toginoff.

Doch Schande einfach!

Sergius (in den Briefen lesend).

Das ist ja furchtbar, himmelschreiend —

Pugatschew.

Wie?
Dem Priester zittern in der Hand die Briefe —?

Persiljew.

Hab' ich denn nur im Traum genieſt, nicht Ihr?

Toginoff.

Ja, reibe dir aus den verschlafnen Augen
Nur deine Träume aus und werden sie

Dir naß dabei, die Augen, Perſiljew,
So denk', daß du die Thränen brauchen kannſt!
Hört, hört, wie man ein Volk mit Füßen tritt!
Wir harrten vier, fünf Wochen nacheinander
Am Thor der Kriegskanzlei in Petersburg,
Am Thor des gräflichen Palaſts — vergebens!
Die Dienerſchaft trieb ihren Spott mit uns,
An unſern Bärten zauſte man und lachte
Und ließ die Bittenden im Schnee erfrieren.
Das währte bis Martini. Jeden Morgen
Betraten zitternd wir des Grafen Schwelle
Und jeden Morgen wehrte man den Eintritt.
Da eines Tages ſchlug an unſer Ohr
Ein ſüßer Ton, ein Ton wie Frühlingshauch.
Willkommen! rief der Pförtner eines Morgens,
Willkommen! rief die bunte Dienerſchar
Und freundlich führt man uns, wir waren fünf,
Die Stiegen aufwärts über Teppiche,
Durch goldne Spiegelſäle, juſt als wär'n wir
Die Ehrengäſte des Miniſters. Bald auch
Schritt er uns freundlich ſelbſt entgegen, hieß
Uns unſre Sachen an ihn bringen. Ja,
Das waren Worte nicht, die wir geſprochen —
Das Herz floß über! Alle durcheinander
Entzündete der frohe Augenblick.
Die Leiden ſprachen ſelbſt, des Volkes Leiden —
Die Steuern, die Beamten und die Vögte —
Die neue Regulirung unſrer Marken,
Um ſicher jeden Stamm ſich abzupferchen, —
Der Druck der Kirche, der rechtgläubigen,

Der frommen Satzungen der Väter — endlich
Das Los, das koppelweiſe, funfzig, hundert
Wie Vieh leibeigen uns an Günſtlinge
Der Krone, ausgediente Offiziere,
Die anders man zu lohnen nicht gewußt,
Verſchenken ſoll, zu ew'ger Sklaverei —
Das alles trug ich vor mit ſchlichten Worten.
Wir waren ſtumm, der durch uns ſprach, war Gott!
Der Graf hört zu und ſchweigt. Er geht und lächelt,
Er lächelt, wie ein Säbel blitzt vorm Hiebe,
Er lächelt, winkt und geht. Da treten Diener
Herein, um ihren Mund des Spottes Schlangen —
Sie führen uns, wohin? Ihr lauſcht und lauſchen
Wird alles Volk vom Don bis an den Ural —
Baſchkiren werden ſtaunend ſtehn, Kirgiſen,
Die Grenznachbarn und Freunde des Koſacken
Und was die Steppe birgt an Menſchen bis
Zur grünen Tatarei — man führt uns fort,
Man führt die Abgeſandten eines Volks —
Nicht etwa in ein freundlich Zimmer, uns
Mit Speiſ' und Trank zu laben, nicht zu Schreibern,
Die unſre Klagen zu Papiere bringen,
Nein, luſtiger Koſack, hör' auf zu tanzen,
Die Balalaika ſchlagt entzwei, ihr Sänger —
Die Flechten eures Haares löſt, ihr Mädchen,
Man führt die Abgeſandten eines Volks
In Folterkammern, wirft uns in den Block,
Den Marterblock und ſchreibt auf unſre Klagen
Die blut'ge Antwort, jedem hundertmal,
Auf ſeinen Rücken mit der Knute nieder!

(Pugatſchew, Perfiljew, Sergins geben Zeichen des Schmerzes.)

Porolin.

Nach Moskau ſchleppten wir uns wund und elend —
Zwei ſtarben — in geweihter Erde ließ
Der Erzbiſchof die Märtyrer begraben.
Uns gab er einem Kloſter in die Pflege —
Die Wunden ſind geheilt, die Schande nicht —

Perſiljew.

Wir ſtehen lautlos. Thränen muß ich weinen,
Nicht über euch, nein, über Menſchen, die
An Menſchen das gethan —! Doch jetzt, ihr Männer,
Sprecht nicht von Heilen, nicht von frommer Pflege,
Die Wunden müſſen bluten, für uns zeugen
Und Rache ſchreien, Blut um Blut!

Sergius.

Ihr Männer,
Was ich und Bruder Hiob heimgebracht
Von unſrer Reiſe in die Donauländer,
Das iſt ein Gottesruf, der uns ermuthigt,
Zum Werk zu ſchreiten, denn es ſteht geſchrieben:
Er wird ſich offenbaren in den Schwachen!
Der Türke ward beſiegt, noch nicht gebändigt,
Die Feſtungswälle an der Donau hemmten
Romanzoff's Siegeslauf. In Polen kämpft
Ein Volk verzweifelnd einen Kampf des Lebens;
Das Meſſer ſchnitt es in drei Stücke. Zuckend
Hält ſich der nur verletzte Fuß am Rumpf,
Der Arm am Kopf; das Leben will nicht weichen,
Das Auge nicht vom Auge laſſen, Ohr
Vom Ohr nicht, Hand nicht von der Schweſterhand
Ein Rieſenleib ringt mit der Metzgersfauſt

Und will ſich nicht zerſtückeln laſſen! Zitternd
Auf ihrem Throne ſitzt die Fremde! Schmeichler
Erfüllen Katharinens Ohr mit Wohllaut!
Muſik durchſchallt ihr Schloß! Die Buhlerei
Der Künſte zaubert ihr den Schein des Glücks —!
Doch lächeln kann ſie nicht in ihrem Herzen
Und lächeln kann ſie nicht mit ihren Räthen —!
Noch wen'ger kann der Schatzzahlmeiſter lächeln —
Geld! Geld! iſt jetzt die Loſung. Auszumünzen
Befiehlt man, was da lebt — der Fiſch im Waſſer,
Der Stör, das Hausthier des Koſacken, der
Die Brut, den millionenfachen Segen
Der Laichzeit, ihm im freien Schilf der Ströme,
Die nur dem Meere zehnten, gnadenreich geſchenkt
Seit Vätertagen (denn die Römer netzten ſchon
Den Caviar mit dem Saft der Cederfrucht) —
Iſt jetzt ein kaiſerlicher Fiſch und muß
Den Seckel füllen ihren Vögten. Sie
Verkauft euch ſelbſt und macht euch ſchon zu „Seelen" —
Indeſſen euer Leib dem Tod gehört,
Dem Frondienſt ruſſiſcher Gebieter — Ha!
Des ſchmählichen Geſchicks! Das euch, Bekennern
Des alten Glaubens! Ja ſogar die „Seelen",
Die nur im Fronbuch eingezeichnet ſtehen,
Gehören nicht dem alten Himmel mehr!
Nicht euch, nicht euern Prieſtern! Zar iſt Biſchof!
Der Kaiſer macht den Glauben und die Kirche!
Wie Peter Köpfe ſchor und Bärte, will
Sanct-Petersburg uns die Gewiſſen ſcheren!
Ein einz'ger Strich und Roskolniken gibt's,
Altgläubige, nicht mehr —! Die Kunde nun

Von Tſchemitſchew's empörender Gewaltthat
Wird ſo zum Wunder! Zögerte das Volk
Und ſuchte einen Anlaß für die erſte That,
Jetzt iſt er da! Die Stunde hat geſchlagen,
Ihr habt mit euerm Blut das Feld gedüngt!
Nicht Zufall iſt es, daß wir hier beiſammen —
Des Volkes Edelſte und Reichſte ſeid
Ihr drei — euch ſendet uns der Erzbiſchof,
Der unſrer Sache zugethan von Herzen.
Das Iſaakkloſter iſt der Mittelpunkt
Der Dinge, die im ſtillen ſich verwickeln;
Schon laufen alle Fäden hier zuſammen!
Danila Perſiljew, der Schlauſte ihr,
Emiljan Pugatſchew, der Tapferſte!
Was uns, ihr Männer, hier von Oſt und Weſt
Zuſammenwehte, war ein Gotteshauch.
Seid ihr geſonnen, jetzt in dieſer Stunde
Ein ernſtes Wort zu hören, eine ſeltne Mär,
Ein dunkel inhaltreich Geheimniß?

Alle.

Redet!

Sergius.

So will ich wicht'ge Dinge euch verkünden.
Hört mir jetzt zu und ſagt dann eure Meinung.

Fünfter Auftritt.

Sophia bringt auf einem Bret eine Schale dampfenden Getränks und zinnerne Becher. Perſiljew nimmt ihr das Bret ab und ſtellt alles auf den Tiſch, um welchen ſich die Uebrigen ſetzen.

Perſiljew.

So recht! Ihr Männer, wärmt das ſtarre Blut —
Langt zu!

Dorotin.

Und Dank der ſchönen Schaffnerin —

Sophia.

Nehmt ſo fürlieb!

Pugatſchew.

Und geh zur Ruhe, Herz!
Die Männer danken dir für deine Güte —

Kaluga.

Und trinken Euer Wohl.

Pugatſchew.

Ein ernſt Geſchäft
Hält uns noch wach.

Sergius.

Sagt, edle Nachbarin,
Könnt Ihr vielleicht in einem dieſer Becher —

Perſiljew (greift in die Taſche und holt Würfel hervor).

Was wollt Ihr —? Würfel? Wollt Ihr ſpielen? Da!
Die hab' ich bald zur Hand. (Wirft drei Würfel auf den Tiſch.)

Sergius.

Ein Scherz, von welchem
Ich ſpäter mit Euch reden will. Der Himmel
Behüt' Euch, werthe Frau, und Eure Kinder!

Sophia (bei Seite zu Pugatſchew zögernd).

Ihr Männer pfleget Rath — und was — kann ich?

Pugatſchew.

Sophia, bete! Wir bedürfen Gott!

(Sophia entfernt ſich mit zögerndem Schritt.)

Perſiljew.

Nun ſetzt euch in die Runde! Um den Tiſch.
Greift zu und hört den Rath des klugen Popen!

(Sie ſetzen ſich.)

Sergius.

Ihr wißt, ich ſelbſt gehör' dem Volke an —
Bin ſelbſt Koſack, mein Vater war ein Krieger —
Und frei war er, nicht war er ein Leibeigner —

Perſiljew.

Nur — manchmal Eurer Mutter unterthan,
Die Euch der heil'gen Kirche angelobt.

Sergius.

Viel lieber hätt' auch ich ein Roß getummelt —
Doch gut — ich bin kein Federheld und rathe
Zu Demuth nicht und hündiſchem Gehorſam.
Das Schwert entſcheide! Seid ihr für die Feder?

Kaluga.

Ein friedlicher Beſcheid iſt nicht zu hoffen.

Königin (ſich zurückziehend).

Elender Sklave!

Erbprinz (bei Seite).

Wird er jetzt gehen?

König (draußen).

Eversmann!

Eversmann.

Majeſtät —

König (draußen).

Hör' Er, und geh' Er dann für's Zweite auch zu meiner Tochter, Prinzeſſin Wilhelmine —

P. Wilhelmine (tritt leiſe auf).

Eversmann.

Zu Königlicher Hoheit.

König (draußen).

Und ſag' Er ihr, ſie ſollte ſich in Acht nehmen, der Laharpe ſei ein Spitzbube —

P. Wilhelmine.

Laharpe?

Erbprinz (bei Seite).

Was iſt das?

König.

Der Laharpe wär' ein Spitzbube, ſag' ich.

Eversmann.

Spitzbube.

König (draußen).

Dem Kronprinzen, ſag' Er das meiner Tochter,

Pugatſchew.

Reif iſt's im Volk, wir können's nicht mehr halten.
Nach Uralsk iſt von Orenburg gekommen
Ein General, Baron von Traubenberg.
Huſaren commandirt er. Der befiehlt,
Daß alles, was Koſack ſich nennt und dienen
Der Kaiſ'rin muß zu Roß, ſich auf den Marktplatz
Von Uralsk ſtelle. Angekommen dort
Umzingeln unſre Brüder Grenadiere —
Huſaren bracht' er nicht, die wollt' er holen —
Und laut befiehlt der Gen'ral Traubenberg,
Daß jeder abſitzt, einer nach dem andern
Ins Rathhaus ſich begibt und dort geduldig
Den Bart ſich ſcheren läßt. Die Bader ſtanden,
Gekommen mit dem General aus Orenburg,
Und ſeiften ein'ge ein. Man lachte anfangs
Und höhnt' die jungen Burſche, die es thaten.
Sie hatten nichts zu geben, als den Flaum,
Des Kinnes erſte Federn. Doch zur Lockung
Erhielt ein jeder den Huſarendolman —
Da hört das Lachen auf; nicht einer ſtieg mehr
Vom Sattel. Drohend ruft der General:
„Huſaren will die Kaiſ'rin, nicht Koſacken!"
Nicht einer kommt. So läßt der Bube laden.
Die Hähne knacken — und nun wird es Ernſt —!
Der General befiehlt zum zweiten, dritten mal —
Nicht einer rührt ſich, jeder hält die Lanze
Nur krampfhaft feſt am Riemen ſeines Bügels.
„Paarweis zum Rathhaus tretet ein!" — Nicht einer
Folgt dem Befehl. Nun ruft der Schurke: „Feuer!"
Es fallen — dreizehn! Aber jetzt auch bricht die Wuth

Der Unſern wie die Meute von der Leine —
Sie ſprengen vorwärts, reiten nieder, was
Stand halten will, zerſprengen das Quarrée,
Das eilends ſich formirt — ſie ſind die Sieger,
Verfolgen den Baron von Traubenberg —
Und Iwan war's Dimitri Abramowitſch,
Der hat ihn aufgeſpießt.

Sergius.

Und alles lodert
In hellen Flammen der Erwartung jetzt
Von Uralsk bis nach Orenburg. Kein Markt
Iſt mehr in Perm, zur Volksverſammlung ſtrömen
Die Bauern in die Stadt! Kirgiſen horchen,
Tataren fragen: Was begibt ſich Neues?
Ein Funke noch und zweimalhunderttauſend
Dem Recht der Väter treugeblieb'ne Herzen
Entzünden ſich zu offener Empörung.
Steh auf, mein Volk! Zwar ſchwör' ich's euch beim Kreuze,
Bei des Erlöſers Wunden und bei euern,
Ihr unterliegt —

Alle.

Wie das?

Perſiljew.

Ihr fangt ſchon mit
Dem Ende an?

Sergius.

Ihr dürftet für den Säugling,
Den ihr an Mutterbruſt vertheid'gen wollt,
Ihr dürftet fechten für den Biſſen Brotes,

Den euch die Tyrannei vom Munde ſtiehlt,
Ihr unterliegt — wenn eines, eines fehlt —

Alle.

So nennt das eine!

Kaluga.

Oder gebt es uns!

Sergius.

Leiht meinen Worten prüfendes Gehör!
Seit Rußlands Stern in der Geſchichte glänzt,
Hat wol das Beſte unſrer alten Sitten
Der Strom der Zeit mit ſich hinweggeſpült.
Doch eines blieb, ein einz'ger großer Zauber,
Ein einzig Wunder in der Zeit des Zweifels —
Die heil'ge Scheu des Volkes vor dem Zaren!

Perſiljew.

Zar Peter Ulrich Alexeiwitſch iſt,
Der dritte ſeines Namens, heimgegangen —

Sergius.

Zar Peter der Dritte ward entthront
Von Orloff's trunkner Rotte. Katharina
Zu Roß, den Degen in der Hand, umrauſcht
Vom Jubelrufe der empörten Garden,
Ward Kaiſerin bei ihres Gatten Leiche,
Den ſie vom Schlag getödtet — glaubt und nennt —.
Im Lebenslaufe unſrer Kaiſer war
Die letzte Seite meiſt ein dunkel Blatt — —
Habt ihr in Petersburg nichts flüſtern hören?

Toginoff.

Seit ein'ger Zeit umdunkelt, ſagte man,
Den Grafen Gregor Orloff, der der Günſtling
Und Katharinens Staatsminiſter blieb,
Ein ſchauerlicher Wahnſinn und im Fieber
Spricht er vom Zaren oft, als — ob er lebte!

Sergius.

Und wenn er lebte!

Kaluga. Porotin.

Mancher glaubt's.

Sergius.

Die Sage
Hat ſich am Pruth, bei Kiew — in Kleinrußland —
In Kaſan, Perm und überall verbreitet,
Zar Peter ſei entronnen ſeinen Feinden
Und leb' und in des Landes höchſter Noth,
Wenn einſt die Despotie in frechſter Blüte,
Würd' er von Perſien her, wo er verſteckt,
Zur Rettung ſeines Volkes wiederkehren.
Die Sage iſt der Herold der Geſchichte.
Sie geht voran, die That folgt hintennach.
Was nennt man Tod, was darf man Leben nennen?
Der Glaube macht lebendig, Zweifel tödtet.
Das Größte, was auf Erden noch geſchah,
Geſchah im Wahn. Die Wahrheit lähmt den Geiſt.
Die Wirklichkeit enttäuſcht, ſie macht uns klein,
Der Irrthum iſt allein des Weltgeiſts Flügel —

Perſiljew.

Ihr ſpielt auf alte Zeiten an — Ich merke —

Sergius.

Es hat auf dieſen Grund Demetrius
Den Thron des Boris Godunoff erſchüttert.
(Entſchloſſen.)
Was ſie bedarf, erfindet ſich die Zeit.

Pugatſchew.

Erfindet ſich? Vergebt, mein wirdʼger Pope!
Die Lüg' iſt zwar des Herzens ewig Erbtheil;
Doch mit Bewußtſein irren, ſelbſt den Schleier
Sich übers Auge werfen und dann ſagen:
Vergib mir, Wahrheit, ich bin ja nur blind?! — —

Sergius.

Den Kampf gebeut die Noth. Wir wollen Sieg,
Und Sieg gibt es in dieſer tollen Welt
Im Bund nur mit dem Wahn. Der Zar, er lebt —!
Das iſt ein Talisman, ein Feldpanier,
In dem die Völker ſich erheben werden.

Toginoff.

Je nun, ſo gebt uns nur den Zar! —

Alle.

Wo iſt er?

Sergius.

Nehmt ihn euch ſelbſt! Nehmt ihn aus leerer Luft!
Pflückt ihn wie einen Zweig vom nächſten Baume!
Da ſind die Wirfel! Wählt ihn — aus euch ſelbſt!
(Alle ſtehen betroffen auf.)

Pugatſchew.

Aus unſrer Mitte wählen einen Zaren?

Sergius.

Aus eurer Mitte den Ermordeten!

Kaluga.

Der Würfel soll ein Herrscher sein der Welt?

Sergius.

Was Zufall uns, ist Fatum für die Welt.

Porotin (zum Hetman).

Was denket Ihr zu thun?

Toginoff.

Für Rußland liegt
Fürwahr ein tiefer Sinn in diesem Rathe —

Kaluga.

Der Hetman überzeugt schon? Persiljew?

Persiljew (entschlossen).

Ich würfl' aus Aerger über meinen Traum.
(Trinkt seinen Becher aus und wirft klirrend die Würfel hinein.)

Sergius (legt rasch seine Hand auf den Becher).

Dämonisches Orakel! Sei gesegnet
Und gib dem Vaterland, was es bedarf!

Toginoff (würfelt).

Persiljew.

Zwölf wen'ger zwei! — Ihr Porotin!

Porotin (würfelt).

Persiljew.

Nur sieben.
Hat Eure Mutter Euch nicht gern geboren?
Kein Glückskind! Ihr, Kaluga! Dran!

Kaluga (würfelt).

Persiljew.

Nur elf!
Ich sehe wohl, die Kron' ist mir beschieden —
Ha, einen lust'gen Popanz will ich geben,
Der seine Schellenkappe zarisch trägt. — (würfelt).

Kaluga.

Ein Auge mehr als zwölf.

Persiljew.

Sag' dreizehn, Freund.
Verdammte Zahl! Für dreizehn thu' ich's nicht —
Stoß mich vom Throne, Pugatschew —

Sergius (eilend).

Macht schnell —
Es nahen sich die Brüder aus dem Kloster —
Beeilt Euch — würfelt, Pugatschew!

Pugatschew.

Was thut Ihr?
Ihr rast! Das kann der Rath nicht sein des Priesters!
Von heil'ger Lippe kann das nimmer kommen!
Ein Kaiser — hier aus unserm Würfelbecher?
Ich bitt' Euch, Sergius! — — Doch — freilich — Priester
Verstehn sich mit dem Himmel! Halfen immer
Dem Wunder nach! Im Donaukriege hatten
Wir einen Italiener eingefangen,
Der bei den Türken — kochte. Oft erzählt' er,
Wie Priester seines Volks, am Fuß von Bergen,
Die Feuer speien, das geronnene Blut
Von Heil'gen neulebendig werden lassen
Nur durch den Druck der warmen Hand —

Sergius.

Was zagst du?
Schmolz Glaube nicht die Fesseln der Apostel?
Denk' an den Pferdedieb! An deine Schelle,
Die du getragen hast in Kasan —! Wird
Dir irgendwo ein Fleck in Rußland grünen,
Ein Obdach winken deinem Weib und Kindern?
Du mußt zum Kaukasus! Ungläubigen
Die Füße küssen um ein ärmlich Nachtmahl!
Sonst ist dein Los Sibirien! Du selbst
Ein Bild des ganzen Volks der Steppe! — Doch
Zum Aufstand braucht ihr einen Zaren —

Alle.

Würfelt!

Pugatschew.

Mit einem Wurf ein ganzes Volk erlösen —,
Mit einem einz'gen umgestürzten Becher
Die Welt zu Häupten stürzen —

Sergius.

Peter muß es,
Kein andrer sein — der Dritte seines Namens,
Der Todtgeglaubte, Neuerstandene —
Ihr habt den Wuchs, die Haltung eines Kaisers —

Pugatschew.

Wie blinzeln sie, die schwarzen Würfelaugen
Der beinernen Propheten! Ist's die Rache,
Die mir so wonnig winkt? Hat so in Kasan
Die schwere Eisenkette mir gerasselt,
Wie's da in euerm Würfelbecher klirrt?
Ha, Priester, Basilisk! Dein starres Auge

Bannt mich in deine Kreiſe, willenlos — (er ſchwankt an den Tiſch)
Den Arm gelähmt — und ganz den Blick gefangen —
Von deinem Schlangenauge — Zauberer —
Ergreift die Hand — den Blitz der Gottheit —

Alle (ohne Sergius).

Endet!

Kaluga. Porolin.

Wahnwitzig iſt er —!

Sergius (voll Staunen über Pugatſchew's Ekſtaſe).

Laßt ihn —!

Pugatſchew (wurfelt krampfhaft, faſt hinterrücks, indem er Sergius anblickt. Dann, als er geworfen, erſchrickt er heftig und ruft):

— Ha ſeht ihr!

Sergius (ſteht nach und in hoher Begeiſterung).

Entblößt die Scheitel! Zieht die Freiheitsſchwerter!

(Alle außer Pugatſchew entblößen das Haupt und ziehen die Säbel.)

Sergius.

Er warf den höchſten Wurf! 'S ſind ſiebzehn!
Gott wählte ihn! Kniet nieder vor dem Zaren!

(Alle knien vor Pugatſchew. Draußen in der Ferne ertönt der Geſang der Mönche.)

Engel ſchweben nieder
Von dem Himmelszelt,
Wacht und betet, wieder
Naht das Heil der Welt.

Könige und Weiſe,
Hirten von dem Feld
Ziehen auf die Reiſe
Zu dem Heil der Welt.

Pugatſchew (ſteht eine Weile, während der Geſang näher kommt, ſchweigend und verzückt).

Ihr wolltet es und wohl kann ich begreifen,
Es fehlt ein Zeichen, das des Ruſſen Muth,

Den Eifer eines Volks entzündet! — — Ja!
Gemordet haben ſie den Kaiſer! Rache
Für uns iſt nur Gerechtigkeit für alle!
Die ſchwarze Schwinge ausgebreitet ſteigt
Der Adler, unſers Reiches Wappenvogel —
Das Doppelhaupt gen Oſt und Weſt gerichtet —
Er ſucht ſich ſeinen Herrn —

Sergius.

Und der biſt du!
Zar Peter heut' erſtanden! Daß Ihr's ſeid
Und ſcheint, ſei meine Sache! Jedes Zeichen
Soll Eure Echtheit bürgen! Tracht und Haltung,
Wie Fürſten ſie gebühret und Fürſten Rußlands,
Die lehr' ich Euch — und dem Verräther Tod,
Der das Geheimniß bricht! Zar Peter du!
Wer anders redet, ſtirbt! Zum Kloſter jetzt,
Das Näh're ſag' ich Euch, was Ihr von Peter,
Von Katharinen, von dem Hof, den Großen,
Erfahren müßt um Eurer Sendung willen!
Auf meiner Zelle ſchließen wir die Nacht
Uns ein. Am frühen Morgen, eh' der Tag
Noch graut, erſchallt die Botſchaft Eurer Rückkehr
Aus Perſien! Nehmt ſtill von Euerm Weibe,
Von Euern Kindern Abſchied! Bringt das Opfer,
Das große, das unſterbliche! Es wird's
Der Himmel Euch und Euerm Volke lohnen!

(Alle bleiben noch kniend.)

Pugatſchew.

Die heil'gen Klänge künden Weihnacht an,
Das Morgengrauen nahender Erlöſung.
Iſt es des Himmels unſichtbare Hand,

würde ich anſtreichen, franzöſiſche Vagabunden hieher zu ſchicken, die ſich für feine Sprachmaitres ausgeben und hintennach nichts anders ſind als ganz gewöhnliche, niederträchtige Perrückenmacher!

P. Wilhelmine (im Abgehen).

Abſcheulich! (Ab.)

Erbprinz (bei Seite).

Was muß ich hören?

König (draußen).

Jetzt revidir' Er wieder die Rechnungen.

Eversmann.

Pünktlichſt beſorgt, Majeſtät.

König (draußen).

Eversmann, noch Eins, Eversmann.

Eversmann.

Majeſtät?

König.

Und wenn Er den Erbprinzen von Baireuth ſieht —

Erbprinz (bei Seite).

Kommt die Reihe auch an mich?

König.

Den franzöſiſchen Windbeutel, der ſich ſeit geſtern wieder in Berlin herumtreibt.

Erbprinz (bei Seite).

Schöne Charakteriſtik!

Die mich zu einem Heiland ird'ſcher Sünden,
Zum Retter ſalbt' aus weltlicher Gefahr?
Steht auf! O kniet nicht vor mir! Bin ich's,
Den Gott, der Herr, geſandt zu dieſer Stunde,
So ſandt' er mich, daß ihr nicht knien ſollt
Vor Menſchen, frei das Haupt erheben, ſtolz
Euch' Brüder nennen, Brüder ſelbſt den Herrſchern.
Und nicht nur ihr und unſer Stamm allein
Soll unverkürzt in ſeinen Rechten bleiben,
Dem ganzen Rußland biet' ich Freiheit an
Und jedem, der ein Menſch ſich fühlt, ja ſelbſt
Dem thiergewordnen Sklaven lösch' ich
Das Kainszeichen der Leibeigenſchaft!

(Die Uebrigen erheben ſich. Der Geſang in der Ferne verhallt.)

Schlaft ſüß, ihr Kinder! Träume hold, Sophia!
Wenn ihr erwacht, iſt eure Hütte leer —
Und leer — das Leben eurer Liebe —! Vater nicht —
Nicht Gatten — findet ihr euch wieder —

Alle.

Auf!

Sergius.

Wir haben allem vorgeſehn!

Pugatſchew (außer ſich).

Mein Weib —! Meine Kinder —!

Sergius.

Laßt dieſe Sorge Rußland! Folgt ins Kloſter,
In meine Zelle!

Pugatſchew (mit ſich ergebendem Aufblick).

An den Hochaltar!

(Alle wenden ſich zum Abgehen.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Saal im kaiserlichen Winterpalais zu St.-Petersburg. Spieltische mit brennenden Kerzen. Kronleuchter. In der Ferne eine sanfte Musik.

Erster Auftritt.

Katharina inmitten ihrer Hofgesellschaft. Tschemitschew. Eine Anzahl Herren und Damen, alle im Kartenspiel begriffen, wie Katharina selbst. Orloff, dumpfbrütend, sitzt in einem Sessel vorn, isolirt. Er hat auf seinem Schos eine Landkarte.

Katharina (indem sie spielt).

Orloff, ich gewinne durch Euch Länder und ärgere mich hier, Dukaten zu verlieren! (Eine Pause.) Warum fehlt Bibikoff in unserm Kreise?

Tschemitschew.

Er studirt die Schriften des Hippokrates.

Katharina.

Scherzen Sie über einen Leidenden, Herr Kriegsminister? Der Anblick Bibikoff's geht mir durch die Seele. Lebensfroh

und heiter nahm er Abſchied, als er nach Polen ging; wie iſt er von dort zurückgekehrt! Er ſieht einem Baume ähnlich, der langſam verdorrt.

Kammerlakai.

Graf Bibikoff!

Zweiter Auftritt.

Bibikoff, blaß, leidend, tritt langſam näher. Die Vorigen.

Katharina.

Willkommen Eurer Kaiſerin!

(Reicht ihm die Hand zum Kuſſe.)

Bibikoff (küßt die Hand nicht, ſondern lehnt ſie ſanft ab).

Verzeihung, Majeſtät, der Kuß des Kranken iſt nicht wohlgethan.

Katharina.

Immer noch Grillen, Bibikoff? Ihr brachtet mir einen Theil von Polen mit und ließet Euch ſelbſt zu Hauſe. Setzt Euch. Miſcht Euch ins Spiel, Bibikoff! Wagt es mit Orloff.

Orloff.

Ich bin kein Doctor, Freund! Ich ſagt' Euch gleich,
Als Ihr nach Polen zogt, nehmt Euch in Acht
Vor kühlem Trunk bei heißer Lunge — Doch
Ihr hörtet nicht — und trankt —

Bibikoff.

Der edle Graf ſpricht in Bildern, die ich nicht verſtehe.

Orloff.

Fühlt sie aber!
Ich weiß, Ihr setztet den Pokal zum Mund
Und trankt ihn aus auf Rußlands Wohl,
Auf Polens Bund mit seinem Bruder Rußland —
Da zogen die Sarmaten ihre Säbel
Und brachten Euch und Eurer Kaiserin
Ihr Hoch — Die Mützen flogen — Dennoch — Dennoch —!
Ihr trankt aus Ehrenbechern —!

Katharina (steht auf).
Graf Bibikoff, beendet meine Partie.

Bibikoff (setzt sich).

Katharina (zu Orloff).
Fiebert Ihr?
Euch sind' ich krank, nicht Bibikoff.

Orloff (halblaut).
So seht
Doch nur — die Spitzen seines Haares an!
Seit wenig Monden sind sie wie bereift!
Im Auge ganz der matte Glanz, wie Wein sich,
Der allzu lang im Glas gestanden hat,
Mit einem trüben Schimmer überzieht!
Und dieser Athem! Lauscht der Brust des Mannes!
Im eignen Blut ist's ihm so schwül, als fühlt' er,
Wie in der Krim von Stambul her die Pest
Auf feuchter Rosenluft herüberschwimmt.
Ihr wißt es nicht, was hinter ihm die Sage
Zu flüstern — ungenirt. Er theilte Polen:
Doch ein Sarmatenweib hat ihn vergiftet.

Katharina (bei Seite).

Gregor! Gregor! Nur einen ſeh' ich krank
Im ewig finſtern unheilvollen Brüten!
So weit mein Scepter reicht, ſtrahlt Freud' und Glück,
Nur einer hüllt in Grauen ſich und Nacht!
Ihr foltert mich! Was ſitzt an Eurer Ferſe?
Was flieht Ihr mich, flieht jeden ſtillen Frieden
Und ſeht in wilderregter Phantaſie
Verwirrung nur und Tod! Dem Bruder gleicht Ihr,
Alexis Orloff, dem Unſeligen,
Der wie ein zweiter Nero in die Luft
Mir eine Flotte ſprengte, daß ein Maler
Die Schlacht von Tſchesme ſich verſinnliche
Und ihm — Vergeſſen ward vom Furchtbarwilden —!

Orloff.

Die Schlacht, die er gewann? Ein Held ruht aus
Und ſoll dann Bücher ſchreiben! Selber malen!
Ein Held kann nicht wie andre ſich erholen
Von ſeinem Thun. Vergib mir, Kaiſerin! Und wirklich —
Iſt meine Stirn bewölkt?

Katharina.

Gewitterſchwer.

Orloff.

So ſammle ſich der ſchwüle Stoff auf mich,
Indeß die Sonne golden dir erſcheine!

(Stellt ſich, nach einem zärtlichen Blick, hinter Tſchemitſchew's Stuhl und beobachtet das Spiel.)

Katharina (ſetzt ſich träumeriſch in den Seſſel, den Orloff verlaſſen hat).

Dritter Auftritt.

Ein Kammerlakai bringt der Kaiserin einen Brief. Die Uebrigen. Später Fürst Razumoffsky.

Katharina (sieht den Brief an).

Vom Gouverneur zu Moskau — Daschkoff selbst,
Vom Fürsten Daschkoff? Was nur gibt's? Und „Eilig"?
(Eröffnet, liest und erhebt sich, indem die Musik schweigt.)
Nein, nein, die Charaktere täuschen mich —
Und doch? Und doch? Das Spiel ist aufgehoben!
(Alle stehen auf.)
Was muß ich lesen? Orloff! Tschemitschew!
Das dank' ich Euch, Herr Kriegsminister? Lest!
Am Ural wüthet Aufstand und Empörung.

Tschemitschew (den Brief in Händen).

Vom Fürsten Daschkoff diese Kunde? Bitte —
Von meinem Feinde, Majestät?

Katharina.

Gesandte,
Die mir das Volk im reinen Glauben sendet,
Auf meine Huld vertrauend, meine Hülfe,
Empfangt Ihr so und weist sie — unerhört! —
Von meinem Thron, Graf Tschemitschew? Lest! Lest!

Fürst Razumoffsky (tritt ein).

Katharina.

Fürst Razumoffsky, Hetman der Kosacken,
Wißt Ihr, was man uns Schaudervolles schreibt?

Razumoffsky.

So ist die Kunde schon verlautet, Zarin?

Katharina.

Vom Bürgerkrieg? Graf Tſchemitſchew, von Flammen,
Die Euern Namen an den Himmel ſchreiben!

Razumoſſsky.

Beklommen nah' ich meiner Zarin mich —
Ein kleiner widerwärt'ger Zwiſt am Ural
Hat in der That zum Brande ſich entzündet.
Der Gouverneur von Orenburg hat mir
Als Augenzeugen dieſer Frevel einen Krieger
Geſandt, der, ſelbſt Koſack, der Dinge kundig,
Das Unglückſel'ge uns berichten kann —

Katharina.

Führt ihn herein!

Razumoſſsky.

Danila Perſiljew!

Vierter Auftritt.

Perſiljew. Die Vorigen.

Perſiljew.

Heiſa! Was iſt das Pracht! Was ſind das Lichter!
Wie ſchöne Frauen und beſternte Herren!
Und Würfelſpiel und Karten! Hurrah! Hier geht
Des Paradieſes Pforte dem Koſacken auf!

Orloff.

Die Hölle dem Koſacken! Dies die Kaiſerin!

(Perſiljew ſtürzt vor ihr nieder.)

Katharina.

Steh auf, Danila! Sprich, was du uns bringst!
Hat sich mein treues Volk mir abgewendet?
Wer schändet meinen Namen? Ist es wahr,
Was man vom Ural hört?

Rasumossky.

Steh auf und rede,
Gib Wahrheit deiner theuern Kaiserin!

Persiljew (aufstehend).

Der Hetman sagt's. Das Theuerste am Ural
Ist unsre Kaiserin und — wohlfeil sind nur
Die Kohlen.

Katharina.

Brennt und sengt das Volk? Wo? Redet!

Rasumossky.

Gib sie mit Namen an, die Städte, Dörfer,
Die den Empörern schon als Opfer fielen!

Persiljew.

Die Namen, Herr? Ihr werdet neue Karten
Von Rußland stechen lassen müssen, Herr!
Wo sonst ein Oertchen stand mit grüner Linde,
Mit einer Schenk' am Thor, hart an der Schmiede,
Um Roß und Reiter zu beschlagen, jetzt
Sucht man's vergebens, Hetman; alles brennt —
Gebt mir des Spritzenmeisters Amt in Moskau! —
Ich nehm's nicht an: wir haben Wind aus Süden.

Alle.

Wie? Moskau?

Orloff.

Zügle deine Zunge, frecher Bube,
Man wird die Flammen mit Kanonen löschen.

Perſiljew.

Das iſt kein Mittel, Herr; es ſei denn etwa,
Daß Ihr mit Schnee ſie ſtatt mit Kugeln ladet!

Katharina.

Laßt ihm das Wort! Sprich offen, Perſiljew!

Perſiljew.

Lieb' Mütterchen, ich rede, wie ich's fand!
Dein ganzes Land iſt toll. Die Truppen fliehn,
Die Vögte, Kronbeamten, Schatzzahlmeiſter!
Schon iſt's ein Drängen von viel tauſend Wagen
Nach Moskau auf der großen Heeresſtraße.
Die Bauern des Gebirgs, die Grubenleute,
Wie Teufelchen aus Felſenſpalten kriechend,
Verbinden ſich dem ſchnaubenden Koſacken.
Die Berggefangnen brechen ihre Ketten
Und Bund auf Bund macht ſich bei Methgelagen
Mit den Kalmücken, Tatar'n und Baſchkiren.
Der Winter? Ei, der ſchreckt ſie nicht. Der Schnee
Erwärmt Koſacken, ja ſie hauen ſich,
Wo Hütte nicht, nicht Baum zu finden iſt,
Aus den gefrornen Flüſſen Eis heraus
Und bauen ſich kryſtallene Paläſte.
Von Giurgewo wol bis Ilezkaja,
Von Aſtrachan bis Niſchnij Nowgorod
Ziehn Raben, Aufruhr krächzend, überm Schnee;
Und hängen will ich, wenn die Vögelchen
Nicht ſchon auf Kaſans Schutt und Trümmern ſitzen.

Alle (geben Zeichen des Schreckens).

Unmöglich!

Bibikoff.

Und warum? In weſſen Namen?
Wer lenkt das Volk? Und wem iſt es gehorſam?

Perſiljew.

Das fragt mich nicht! Es iſt nicht wohlgethan,
Davon zu reden, Herr —

Orloff.

Du zitterſt, Sklave?
Was will das Volk? In weſſen Namen ſteht
Es auf?

Perſiljew.

Das laſſet gehn — nur das, ich bitte —!

Orloff (mit zornigem Drohen).

Du willſt nicht reden?

Razumoffsky.

Ehrfurcht hindert ihn
Vor ſeiner Kaiſerin. Man ſtreut Plakate
Von einem märchenhaften Kaiſer aus,
Der Katharinens Eh'gemahl ſich nennt
Und niemand anders ſein will, als — Zar Peter!

Alle.

Ha!

Orloff.

Hahaha!

Razumoffsky.

Das alte Märchen iſt es,
Von Pfaffen ausgeheckt —

Eversmann.

Ew. Majeſtät wollten ihn nicht annehmen, werd' ich ſagen.

Erbprinz (bei Seite).

Schurke!

König (draußen).

Nein, Eversmann, ſag' Er ihm, ich hätte ihm etwas Wichtiges mitzutheilen, etwas Vertrauliches, hört Er —

Erbprinz (bei Seite).

Mir etwas Vertrauliches?

König.

In einer preſſanten Angelegenheit —

Eversmann.

Ach ſo, ich weiß ſchon —

König.

Er weiß ſchon? Was weiß Er denn? Gar nichts weiß Er —

Eversmann.

Ich meinte, man könnte vielleicht ſchon errathen —

König.

Errathen? Was hat Er zu errathen? Gar nichts hat Er zu errathen — verſteht Er mich? Einfaltspinſel! — Schultert das Gewehr! Vorwärts! Marſch! (Ab.)

(Trommelſchlag, der ſich ſogleich verliert.)

Bibikoff.

Von beiden Orloff
Längſt widerlegt — (Zu Razumoffsky.) Was rührt ihr dieſe Wunden an?

Katharina.

Dem todten Kaiſer will mein Volk gehorchen? —
Man glaubt, er leb'? — Wie kann der Kaiſer leben!
Man hat euch doch ans ſchwarze Tuch gelaſſen,
Drauf alle Welt den Kaiſer ſchlummern ſah —
Und Tauſende von Kerzen brannten hell —
Und alles drängte ſich, im hohen Dome
Noch einmal ſeine kalte Hand zu küſſen —

Razumoffsky.

Doch weil die Meſſe ſchwieg, weil Prieſter nicht
Die alten Trauerlieder ſangen, Lieder,
Die alt wie Rurik's Tod ſind, glaubt das Volk,
Müſſ' auch der Kaiſer noch am Leben ſein —

Katharina.

Der Peter ſein will, mein Gemahl, du kennſt ihn?
Wie ſieht er aus? Iſt er dem Kaiſer ähnlich?

Perſiljew.

Man dürfte ſchwören, ja, er wär's! Ich ſah ihn,
Ich ſah den Kaiſer oft vor funfzehn Jahren —
Als ich noch diente in Oranienbaum —
Der falſche Kaiſer gleicht dem echten auf
Ein Haar — doch lebt der arme Schelm nicht lange —

Razumoffsky.

Wie das, Koſack?

Perſiljew.

Gewiß, er macht's nicht lange,
Er iſt zu krank —

Alle.

Zu krank?

Perſiljew.

So — etwas — ja,
Es ſpielen Aederchen von Blut auf ſeiner
Mit ſchwarzen Flecken unterlaufnen Haut.
Ein rechter Strolch, wie einer, der ſoeben
Aus Mörderhänden floh, und aufgedunſen,
Die Augen gläſern aus den Höhlen quillend,
Ein Tuch muß einer um den Hals ihm —

Orloff.

Hund,
Erſticke!

Alle (ihn hindernd).

Graf!

Katharina (für ſich).

Welch düſtres Bild! Und wär'
Es wahr, was ich mir zu geſtehn nicht wagte?
Wenn alles mich betrogen hätte — Nicht
Der Mord das erſte unbeſchriebne Blatt,
Das mir von ihnen vorenthaltene,
Mir ſelber dunkle meiner Chronik wäre!
Ich mocht' ihn nicht im Tode ſehn! Und jetzt
Find' ich in ſeinem Sarge Staub nur, ließ' ich's öffnen —!
Wär' er geflohn —? Gefangen? Orloff gibt
Uns wie ſein Bruder nur des Wahnſinns Antwort!

Bibikoff.

Gebieterin! Denkt ſolchem Wort nicht nach!
Der Augenblick iſt dringend, die Gefahr
Kann wachſen und es gilt, mit ganzer Kraft
Ihr widerſtehn. Laßt mir des Sieges Ehre! —
Schickt, Zarin, mich dem falſchen Zar entgegen —
Mein Inn're drängt hinaus, zu Thaten jagt
Mich eine räthſelhafte inn're Flamme,
Ich bin der Mann, der mit den Todten kämpft —

Katharina.

Wenn Ihr es wollt, ſo geht! Ich ſehe ſchmerzlich
Zum Bürgerkrieg Euch ſcheiden, General!
Seid ſtreng im Kampf, doch milde ſeid im Siege;
Was man bereut, vergeßt! Bedenkt — es iſt mein Volk!
(Zu Tſchemitſchew.)
Ihr geht, Graf Tſchemitſchew, auf Eure Güter,
Die ich Euch ſchenken werde, jetzt Euch ſchenke,
Sie liegen hinter Perm!

Alle (für ſich).
Sibirien!

Katharina.

Fürſt Razumoffsky, Ihr verbürgt die Ruhe
Der Hauptſtadt und belebt den guten Geiſt
Der Truppen und des Volks. Dies dir, Koſack,
(ſie wirft ihm ein Armband zu, das Perſiljew auffängt)
Und werde Bote beſſerer Geſchichten!
Graf Orloff?

Razumoffsky.

Edler Graf!

Orloff (ſteht ſtarr und ſieht vor ſich hin).

Katharina (für ſich)

Was faßt ihn an?

Wann endet dieſes Leid!

Orloff.

Zar Peter, ſagt ihr, lebt?

Wer geht ins Alexander-Newsky-Kloſter
Und öffnet uns die Gruft der todten Kaiſer?
Die Fackel vor! Verfehlt die Stufen nicht!
Zählt neunundzwanzig — Da! — Hier iſt es kühl —
Hier ſtehn die Marmorſärge! Romanoff
An Romanoff —! Kommt, haltet euch! Der Boden
Iſt glatt — vom Marmor, nicht vom Blut — Von Blut?
Wer ſprach das hier? Ein Sarg noch nicht geſchloſſen?
Iſt einer feig, ihr Schatten der Cäſaren,
Und plaudert aus und bricht das heil'ge Schweigen,
Das er dem Genius Rußlands angelobt?
Wer wimmert da und will Geſchichte ſchreiben
Auf ſeine Art? Wie die Sophiſten ſchreiben,
Franzoſen, Schwätzer, Zeitungshelden? Ammen
Und Kindern eure Märchen? Hier in Rußland
Weiß jeder, der die Krone trug, und wer
Ihr diente, daß die einz'ge That, der ihr
Euch oft nur rühmen durftet, euer Tod war —
Und — daß ihr ſtarbet, das war euer Leben!

Katharina (gibt ein Zeichen, daß ſie ſich leidend fühlt, und geht, von ihren Damen, die raſch hinzutreten, geleitet, zur Seite ab).

Ragumoffsky.

Erholt Euch, Graf, laßt die vergangnen Dinge;
Was Peter war und Katharina iſt,
Wie wir für Großes Größtes eingetauſcht,
Das lieſt die Welt im Buche der Geſchichte.

Orloff.

Drückt ihnen doch die Lippen zu, den Plaud'rern
In ihren Marmorſärgen, Razumoffsky!
Schickt in den Reichsſenat, ſie ſollen ſchweigen,
Die Todten! Schweigen — ſag' ich — ſchweigen — ſchweigen —

(Razumoffsky führt ihn. Beide folgen der Kaiſerin.)

Tſchemitſchew (zu Pibikoff).

Das Glück iſt rund, Herr General! Ein Orloff
Darf ſeine Mörderfauſt gen Himmel ſtrecken,
Kein Blitzſtrahl ſchlägt ihn nieder! Laſſen wir
Das Volk ſo weiter gehn und ſehn die Krone
Voran im Sturm der wilden Neuerungen,
Dann ſtirbt die Ordnung, jeder Dieb regiert —!
Ich züchtigte die Buben, um ein Beiſpiel
Zu geben, wie in Rußland der ſich hilft,
Der im Beſitz und nichts verlieren will
Durch kaiſerliche Eitelkeit und Schwäche.
Im übrigen erfahrt auch Ihr dereinſt,
Wie Fürſten gut und böſ' erſt unterſcheiden,
Wenn unſre Thaten kein Erfolg belohnt! (Ab.)

Perſiljew (im Hintergrund).

Pibikoff (für ſich).

Was ſprach er nur von Gift, der finſtre Orloff? . . . . .

Perſiljew.

Hm —! Herr!

Pibikoff.

Du biſt noch da, Koſack? Tritt näher!
Ich ſtaune, daß du Karten kennſt, Danila.

(Er breitet die Karte auf den Tiſch.)

Komm näher! Sieh dir dieſe Fläche an!
Was ſtellen all die Punkt' und Kreuze vor?

Perſiljew (ſieht die Karte und Bibikoff an).
'nen Kirchhof, Herr!

Bibikoff.
Für dein bethörtes Volk!

Perſiljew (bald die Karte, bald den leidenden Bibikoff betrachtend).
Und manchen, der noch nicht an Scheiden denkt!
O ganz gewiß, wie meine Taſche kenn' ich
Das Land — hier hinter Nowgorod, da drüben —
Da fließt ein kleiner Bach, ich hör' ihn rauſchen —
Er murmelt hin wie leiſer Klagegeſang —
Und über ihn da hängen Weiden nieder —
(Für ſich und auf Bibikoff blickend.)
So recht ein friedlich Plätzchen für den Tod —

Bibikoff.
Du find'ſt dich aus! Das goldne Armband da,
Das dir die Kaiſerin geſchenkt, ſei Handgeld
Zum Dienſt, in dem ich dich behalten werde!
Du kennſt dein Volk, liebſt deine Kaiſerin,
So leite du uns durch die Nacht der Wälder,
Sei du mein Stern auf unwirthbarem Meer —
Biſt du geneigt, in ſolchen Dienſt zu treten?

Perſiljew.
Sagt's nur heraus, Ihr wollt mich als Spion?

Bibikoff.
Die edle Sache adelt jeden Namen.

Perſiljew.
Ich bin bereit .....

Bibikoff.

So folg'!

Persiljew.

Wohin Ihr wollt!

(Bei Seite.) Der Pope hat die Rollen ausgetheilt!
Die List gelingt! Dich werd' ich Wege führen! (Beide ab.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Eine Halle im Hause des Hetmans Loginoff zu Uralsk. Ein Lehnsessel. Rechts ein Fenster. Tisch mit Schreibzeug. Hinten ein zeltartiger Vorhang.

Fünfter Auftritt.

Borolin und Kalnga treten, begleitet von andern Bewaffneten, auf. Einer der letzten trägt eine weiße Fahne. Es erschallen Trommeln und Trompeten und von Zeit zu Zeit hört man entfernte Kanonenschläge.

Borolin.

Hierher! Vom Fenster unsers Hetmans hängt
Hinaus die Fahne — nach dem heißen Tage
Der Stadt ein Sieges- und ein Friedenszeichen!

(Er öffnet das Fenster und hängt die Fahne aus, die draußen mit einem Jubelruf des Volks begrüßt wird.)

(Spricht hinaus.) Der treuen Hauptstadt der Kosacken, Uralsk,
Entbietet unsers Kaisers Majestät
Nach der gewonnenen Schlacht vor euern Thoren
Den Doppelgruß des Siegers und Befreiers!
Ruft des Kosackenvolkes Aelteste

Hierher, den würd'gen Greis Bagration,
Daß ſie die erſten ſind, die hier im Hauſe
Des Hetmans ihrem treuen Kaiſer huld'gen.
Das Volk lebt in ihm auf, wie er in ihm —
Das Zeichen ſeiner Liebe iſt die Freiheit —!

(Trommeln und Trompeten.)

(Zu Kaluga.) Dort naht des Hetmans Tochter! Sagt, Kaluga,
Den Auftrag ihres Vaters, daß ſie feſtlich alles
Und zum Empfang des Kaiſers vorbereite.
Doch haltet ſie entfernt, daß ſie ſein Antlitz
Nicht allzu nah' erblickt! Noch hat ihn niemand
Als der erkannt, der er — nicht iſt! Uns bindet
Ein Schwur auf Gott, auf Jeſus und Maria!

(Ab zur Seite und die Bewaffneten mit ihm.)

Sechster Auftritt.

Uſtinja tritt, einen Kranz fertig windend, von der entgegengeſetzten Seite ein, begleitet von vielen weißgekleideten Jungfrauen. Kaluga.

Kaluga.

Nach ſiebentägiger Schlacht vor unſern Thoren
Find' ich Euch wieder, wie ich Euch verlaſſen,
Von Eurer Freunde Thaten unberührt,
Vom Unglück nicht gedrückt, vom Glücke nicht
Gehoben.

Uſtinja.

Laßt den Kranz ſtatt meiner reden.

Kaluga.

Den Kranz, den Ihr dem Sieger winden wollt
Und in den Händen welken Euch die Blumen!

Uſtinja, unſers Hetmans Tochter! Sonſt
Beſeelt von Muth, vom Geiſte hochgeadelt,
Und kalt in dieſer Zeit, ein Schatten nur,
Statt alle zu umflügeln wie ein Seraph!

Uſtinja.

Seht Ihr uns nicht im weißen Feierkleide,
Den Kaiſer zu begrüßen, dieſen Kranz ihm
Um ſeine Stirn zu flechten — ihm dem Zarn!

Kaluga (bei Seite).

Dem Manne, den ſie einſt geliebt! (Laut.) Der Hetman
Wünſcht zwar den würdigſten Empfang des Kaiſers,
Doch ſtört den Leidenden zu lauter Gruß,
Er wünſcht ſich Einſamkeit und ſtille Raſt.

Uſtinja.

Wie Er's befiehlt.

Kaluga.

Kein Blick dem Freunde? Nicht
Ein Wort des Preiſes mir, der faſt verblutete
Im Kampf? Nicht mir, dem über alles Leben
Ein Wort der Liebe von Uſtinjen geht?

Uſtinja.

Zur Schlacht zieht Ihr zu prächt'ge Kleider an!
Nun wohl! Wer war der Tapferſte — nach Euch?

Kaluga.

Ihr wechſelt wie April in Euern Launen —
Doch eins iſt immer gleich, der kalte Spott!
Ein Zug, der Schönheit — nimmermehr erhöht!

Uſtinja.

Das frag' ich meinen Spiegel und nicht Euch.

(Trompetentuſch.)

Kaluga (am Fenſter).

Der Kaiſer naht! Weicht jetzt zurück, ihr Frauen!

Uſtinja.

Die Fahnen winken, unermeßlich wallen
Die Krieger von der Wahlſtatt heim, geſchmückt
Mit grünen Tannenzweigen an den Mützen.
Wer trägt den rothen Helmbuſch dort zu Roß?

Kaluga.

Chlopuſcha, Adjutant des Kaiſers. Geht!
In dieſem Saale huldigen die Räthe
Des Volks.

Uſtinja.

Und dort, im weißen Bärenfell,
Der dritte Vordermann des Adjutanten?

Kaluga.

Emir Ben Hadſchi, der Tatarenfürſt.

Uſtinja.

Der andr' — iſt das nicht Perſiljew?

Kaluga.

Du irrſt
Nach Petersburg iſt Perſiljew entſendet,
Den Stand der Dinge dort zu überwachen.
(Bei Seite.) Wie ſie das Auge ſchweifen läßt und irren!
Sie ſucht nur ihn, den ſie bei Perſiljew,
Am Iſaakkloſter weiß geborgen —! Muß nicht
Der eine da ſein, denkt ſie, wo der andere —?

Erbprinz

(geht ſchnell heraus auf Eversmann zu).

Was wiſſen Sie? Was glauben Sie, daß der König mir zu ſagen hat?

Eversmann.

Ei, ei, Ew. Hoheit ſind noch hier?

Erbprinz (raſch).

Der König wünſcht mich zu ſprechen. Sie wiſſen weßhalb? Sagen Sie, was vermuthen Sie?

Eversmann.

Wenn Sie mich nicht verrathen wollen, glaub' ich, ſollen Sie in einer gewiſſen Angelegenheit zwiſchen Preußen und Oeſterreich —

Erbprinz.

Oeſterreich?

Eversmann.

Erzherzog Leopold ſoll nicht abgeneigt ſein, wenn nämlich — (pfiffig auf das Zimmer der Prinzeſſin zeigend) Prinzeſſin Wilhelmine.

Erbprinz (ſich ſteigernd).

Die Prinzeſſin?

Eversmann.

St! Man wird Sie wahrſcheinlich als Unterhändler oder Vermittler —

Erbprinz (außer ſich).

Die Prinzeſſin wäre beſtimmt —

Erblickt ſie ihn, ſo iſt der Sieg verloren —
Von ihrem Haß hängt Rußlands Schickſal ab.

Uſtinja.

Ich ſehe ehrenwerthe Männer. Schlimm für euch —!
Denn nur das Schlechte ſiegt in dieſer Welt.
Der Meineid ſiegt. Weilt der in euern Reihen?
Den Meineid zeige mir, zu Roß, gewappnet,
Den Nacken ſtolz, den Flammenblick erhoben,
Den ihm die Hölle zur Verführung lieh!

Kaluga.

Seid Ihr dem Mann noch immer nicht verſöhnt?
Nach ſieben Jahren? Schüttet Erde drauf!
Zu den Tſcherkeſſen hat ſich Pugatſchew,
Den ihr zu ſuchen ſcheint mit ſtarrem Auge,
Geflüchtet, ins Gebirg, mit Weib und Kind.

Uſtinja.

Was drückſt du ſo den Ton auf Weib und Kind?
Er wird auch denen nicht die Treue halten!
Zeig' mir ein einzig Pfand im Erdenrund,
Nur einen einz'gen Stern am Firmamente,
An dem kein falſcher Schwur von Männern klebt!

Kaluga.

Der Kaiſer naht in dieſem Augenblick —
Entferne dich, Uſtinja! Fort, ihr Frauen!
Sei deines Hetmans weisheitsvolle Tochter!
(Trompetentuſch.)

Uſtinja.

Nein, laßt! Den Kaiſer muß ich ſehn! Nur ihn,
Den Einzigen, den man noch lieben darf!

Der uns verſteht, der ſelber einſt empfunden,
Was Treue iſt und was Verrath der Liebe.
Wie aber hob ſich auch ſein Arm gen Himmel!
Wie gab er ſeinem Schmerze Zeugniß! Loderud
In Flammen ſteht die Welt! So heizt' er ein
Dem Winter mit verbrannten Städten, Schlöſſern,
Daß ſchon der Frühling vor der Zeit gekommen!
Laulicht hat er die Luft gemacht! Die Blumen
Hervorgerufen vor dem Strahl der Sonne!
Am Ufer des Tſchagan — Hei, daß die Sänger
Auf tauſend Jahre neue Lieder lernen! —
Begann der Kampf — der leichte Kampf der Strafe
Des Himmels, der Gerechtigkeit, die ſelbſt
Und ohne Menſchenmühe ſich vollzieht!
Was rühmt ihr euch? Er brauchte nur zu kommen,
Der halbgemordete, gefangne Kaiſer —
Und Brot und Salz, des Friedens milde Zeichen,
Sind ihm von allen Städten dargebracht,
Von Städten ſelbſt, die nicht mehr ſind! Denn jeder
Läßt ſeine eigne Hütt' in Rußland lodern,
Wenn wir die Feind' erſchlagen wollen durch
Der Ruſſen ſchärfſtes, immer treffend Schwert,
Des Lands Unwirthbarkeit! Nun irrt der Schwarm
Der Vögte, Büttel, Katharinen-Henker
Nach Orenburg, wo noch die Feſte ſteht!
Auch ſie wird fallen. Tretet her zu mir —
Ich höre die Poſaune des Gerichts!
„Der Auferſtandene und Rächer!" ſteht
Auf ſeinem Banner blutig eingeſchrieben!
Den Zaren will ich ſchmücken mit dem Kranz!"
Emporgehoben über Haß und Liebe

Und angeekelt von der ſchalen Welt!
Wir beide, die Vergeßnen, die Verrathnen —!
In ſeiner Krone Schatten will ich flüchten —
In Seiner Stirne lichten Sonnenſchein!

(Die Jungfrauen ſcharen ſich um ſie und bilden eine Gruppe.)

(Sie ruft den Jungfrauen.) Hierher zu mir? Hier kommt mein Held vorüber.

(Ein Marſch.)

Kaluga (auf die andere Seite tretend. Für ſich).
Gott ſchütze ihn und uns! Wir ſind verloren —

Siebenter Auftritt.

Zu beiden Seiten treten Koſacken auf und beſetzen in zwei Reihen die Bühne. Darauf Toginoff. Porotin mit Offizieren. Sergius. Die Abgeordneten der Stadt Uralsk. Bagration (iſt blind). Kaluga. Uſtinja. Zuletzt Pugatſchew. Bei ſeinem Auftreten löſt ſich die Muſik in einen Tuſch auf, alles ſtürzt nieder und beugt das Haupt zur Erde.

Pugatſchew (der ganz im Hintergrunde bleibt).
Kniet ihr vor Gott, ſo ſag' ich nicht: Steht auf!
Denn knien ſollt ihr vor dem Gott, der ſich
Mit Wundern offenbart und vor dem Gott
Der Roskolniken, dem ihr dient und dem ich
Allein jetzt ſelber dienen will — um euch!
In euern Liedern ſagt ein alter Spruch:
Wer weiß, was wird, wenn Frühling ſchmilzt den Schnee!

Der Schnee zerrann, die Lerche ſtieg empor,
Die Ströme abwärts ſchwamm das Eis zu Meere
Und Freiheit blüht es auf der grünen Steppe.
Der Adel hat in Rußland aufgehört
Und niemand zahlt ihr Zehnten als der Kirche!
Vom Joch des Frondienſts ſeid ihr ausgeſpannt
Und abgethan auf ew'ge Zeiten iſt
Leibeigenſchaft, der Ruſſen Ekelname!
Ich will's — ſo ſei's! Darum bin ich gekommen.
Und ob ihr meine Macht erkennen wollt,
Ob ihr, des Volkes Aelteſte, der Welt
Ein Zeugniß geben dürft, daß ich es bin,
Der kommen ſollte, der Verheißene,
In friedlicher Berathung wollt es prüfen!
Vor allen du, du Erſter, Weiſeſter,
Bagration, ein Fürſt, wie ich! O ſähſt du
Mit deinen blinden Augen in die meinen,
Die einmal ſchon von Nacht umdunkelten,
Erloſchen waren ſie und hofften nimmer
Das Grün der ſchönen Erde noch zu ſehn!
Mein wackrer Sergius! Wie pflegte mich
Das Kloſter unſers heil'gen Iſaak! Laßt
Von ſeinem Mund es euch erzählen! Gönnt
Mir Ruhe — Dieſe Tage waren heiß —

(Sieht ſich um und blickt flüchtig auf Uſtinja.)

Und von Erinnerung iſt mein Herz bewegt —

(Geht zur Seite. Alles verneigt ſich.)

Sprecht Ja! Sprecht Nein! Gehorcht euch ſelbſt, nicht mir!

Toginoff.

Was ſchaffſt du hier, Uſtinja?

Uſtinja (bei Seite).

Dieſe Stimme?

Borotin.

Zur Frauenhuldigung iſt jetzt nicht Zeit —
Entfernt die Weiber!

Bagration.

Iſt Uſtinja da?
Mein blindes Auge ſieht ſie nicht — Uſtinja!

Toginoff.

Was ſoll mein Kind, ehrwürd'ger Fürſt?
Hinweg die Frauen!

Bagration.

Laß ſie da, ich bitte —
Sie ſoll mein Auge ſein und mein Gedächtniß!
Ich habe Grund, mich nur an ſie zu halten!
Beginnet, Sergius!

Toginoff, Kaluga, Borotin (zu Sergius).

Wir ſind verloren!

Sergius (der eine Pergamentrolle hält, bei Seite).

Gedenket euers Schwurs — laßt jede Furcht!
(Laut.)
Des Volkes weiſe Männer, Ihr zumeiſt,
Bagration, der erſte unſers Stammes!
Ihr ſaht den Kaiſer, hörtet ihn; er war's!
Es iſt der Zar, der ſich uns wiederſchenkt,
Der Zar aus ſeinem Grabe, unſerm Kloſter,
Wo er verborgen lebte vor der Welt,
Geflohen vor der Mörderfauſt der Orloffs —
In Glorie wiederum vom Tod erſtanden!

Daß er es iſt, daß wir der Rettung glauben,
Und einen Romanoff in ihm erkennen —
Darauf harrt Rußland jetzt und harrt die Welt.
Schon ſendet Katharina wider uns
Ein Heer, es rückt heran — Die eitle Thörin!
Es wird die Bruderhand uns reichen, wird
Mit Friedenszweigen uns entgegenziehn!
Doch wer dem Machtgebot der falſchen Zarin
Gehorchen will, wie die Rebellen, die uns
Die Thore dieſer Stadt beſtreiten wollten,
Der ſag' es! Niemand ſoll ein Haar ihm krümmen!
Mit dieſem Pergament und Kaiſerſiegel
Verkündet Peter ſeine Wiederkunft.
Wer an ihm zweifelt, trete frei hervor
Und nenne ſie, die Gründe ſeines Zweifels!
Doch wer ihn anerkennt als ſeinen Kaiſer,
Wer ſich ihm weiht im feſten, ſichern Glauben,
Daß es Zar Peter ſei, der noch am Leben,
Der gebe dieſem Briefe ſeinen Namen,
Dem Kaiſerſiegel ſeine Unterſchrift,
Dem Manifeſte die Beglaubigung!
Ihr Aelteſten im Volke der Koſacken,
So tretet her an dieſen Tiſch und ſchreibt!

Loginoff.

Ich unterſchrieb.

Borotin.

Und ich.

Kaluga und die Aelteſten.

Wir ſchrieben alle.

Sergius.

Und eure Namen funkeln wie die Sterne!
Nur einer fehlt noch, einer, Herr, der Eure,
Bagration! Ein Federzug von Euch!
Ihr seht am hellsten, ob Ihr blind auch seid.
Das Volk hört Euerm Rath und Eurer Führung —
Ihr seid der Weiseste und hochgebildet —

(Will ihm die Feder führen.)

Bagration.

Erlaubt! Ein Kaiser war's, der hier gesprochen —
Das ist gewiß und kann ich nicht bezweifeln;
Denn nur ein Kaiser kann uns Freiheit schenken.
Ein Kaiser war's! Denn so mit Einem Hauch
Den Adel, die Leibeigenschaft zu tilgen,
Das kann ein Kaiser nur aus Rurik's Stamme.
Doch ob der Zar, der hier gesprochen, Peter
Der dritte seines Namens, ob's derselbe,
Den ich vor dreizehn Jahren noch in Moskau
Im Hof des Kreml — ach! nicht sah — mein Auge
War da schon blind — nein — commandiren hörte
Die Truppen, die im Kreml manövrirten —
Das — haltet mir's zu gut, bei Blinden pflanzt
Sich die Erinnerung im Ohre fort,
Doch da so fest, als wär's ein Lied der Mutter,
Das uns in Schlaf gewiegt und unvergeßlich —
Wie — ich — ich sage, so den Kaiser eben
Gehört — da mein' ich fast — ich schwacher Greis,
Doch mich verlassend auf mein gutes Ohr —
Ein Zar ist euch erstanden, ja, ein Zar
Von großer Macht und Würde — doch ob der,

Den ich im Kreml commandiren hörte —?
Das kann ich ſagen nicht, nicht unterſchreiben —

Alle (in erſchrockter Aufregung).

Sergius.

War nicht der Hetman Loginoff mit Euch?
Und wenn der Hetman ſeinem Auge traute,
Soll Euch der Zweifel noch im Ohre ſitzen?

Bagration.

Dort eben! Seht die Hand bereit, zu ſchreiben,
Wenn nur ein Zeichen mir zu Hülfe käme!
Der Zar, den uns der Himmel ſendet, wie
Verehr' ich ihn! Ein Kriegsgott iſt's, ein Retter
Des armen Volks und Rächer unſrer Freiheit!
Werft mir ein Blättchen zu, ich ſchwimme drauf,
'nen einz'gen Halm, ich halte mich daran —!
Und um zu zeigen, daß das Alter mich
Nicht ſtörriſch machte, wie es pflegt zu thun —
So hört! — Die Wahrheit, ſagt ein Spruch, wird kund
Aus Narren-, Greiſen- und der Kinder Mund.
Ich hielt in dem Gedräng', am heil'gen Kreml,
Zu Moskau damals an der Hand ein Kind,
Ein weiſes hochverſtändiges — faſt ſchon
Ein Kind zur Jungfrau aufgeblüht! Nun wohl!
Entbietet euerm Zaren mein Geſuch,
Daß er in ſeiner hohen Gnad' und Güte
Sich einmal noch in dieſen Kreis verfüge —
Ich will ihn ſehn — ihn ſehn mit fremdem Auge —
Mein Auge heißt — Uſtinja —! Stolze Jungfrau —

Ich höre, daß du hier im Kreiſe weilſt —
Tritt her zu mir —

Toginoff und Borotin (bei Seite).
Verloren!

Sergius.
Wie? Uſtinja,
Uſtinja meint Ihr, unſers Hetmans Tochter?
Biſt du geneigt, mein Kind, ſo rufe dir
Die alten Zeiten wach und prüfe dich,
Ob du auf jenen Mann — der Vorhang rauſcht —
Dich wol beſinnſt — blick' hin!

(Pugatſchew tritt heraus in ſcheinbar harmloſem Geſpräch mit einigen Kriegern.)

Iſt dies der Zar,
Den damals du geſehn im Kreml? Jünger
Natürlich —? Leidend nicht, wie jetzt —? Auch anders
In ſeiner Haltung? Sahſt ihn hoch zu Roß —
Jetzt hat ſein Schickſal ihn gebeugt! Der Kummer
Um ſeines Volkes Leiden — Um ſein Weib,
Das ihn ermorden laſſen wollte —!

Uſtinja (mit dem Ausbruch ihrer wilden Stimmung).
Schweige!

(Alle ſtehen feierlich geſpannt. Sie klammert ſich mit abgewandtem Antlitz an Kaluga.)

Kaluga (zu ihr bei Seite).
Was ficht dich an? Welch raſendes Beginnen?
Ein Wort aus deinem Munde bringt uns Tod.

Uſtinja (mit erſtickter Stimme bei Seite zu Kaluga).
Und ew'ge Lüge! Was belogſt du mich,
Kaluga! Nein, 's iſt ein Geſpenſt —

Alle (ſtehen geſpannt).

Was ſpricht ſie?

Bagration.

Was ſprichſt du, Kind? Beſinnſt du dich auf ihn?
Iſt er's?* Erkennſt du ihn — den Zarn von damals?
(Zu den Umſtehenden.) Iſt er erſchienen? Hoher Herr — ruht jetzt
Uſtinjens Aug' auf dir? (Wieder zu den Umſtehenden.) Ihr rieft ihm?

(Große Erwartung.)

Pugatſchew (tritt feierlich einige Schritte vor und mit ſeelenvollem Klange der Stimme).

Wer
•Begehrt mich?

Uſtinja.

Ich!

Pugatſchew (in ſanftem Ton)

Uſtinja — du?

Uſtinja (für ſich in höchſter Aufregung).

'S iſt nicht —
Sein Ton — und dennoch er —! Es iſt ein andrer —
Und dennoch er —!

Pugatſchew.

Uſtinja, kennſt du mich?

Uſtinja (von ſeiner majeſtätiſchen Ruhe überwältigt).

O Himmel!

Pugatſchew (mit prophetiſcher Würde und mit bezauberndem Blick).

Bin ich's, auf dem dein Auge einſt geruht?

Uſtinja (erliegt der Macht ſeines Blicks, kämpft mit ſich und bricht dann in den höchſten Beweis wiedererwachter Liebe aus).

Schmilzt ein Accord das Eis von meinem Herzen?
Erhellt ein Wetterſtrahl die Nacht der Seele?

Eversmann.

Zur künftigen Kaiſerin von Oeſterreich! (Ab zur Königin.)

Erbprinz (allein).

Kaiſerin?! Königin?! Und ich der Vermittler dieſer beiden Partien? Das führt ja entweder gradewegs in ein Trauerſpiel oder in eine Comödie! (Nach einer Pauſe heiter) Muth! Muth! in eine Comödie, wie ſie an einem Hofe luſtiger noch nicht geſpielt worden iſt! (Schnell ab.)

(Vorhang fällt.)

Ein Heiland du? Ein ſtrahlender Prophet
Mit Demantkrone —? O, zuſammen — rinnt
In bunte Bilder — himmliſche Geſtalten —
Die Welt — die Lüge — Wahrheit — Ja, du biſt's!
Du biſt's! Du biſt's! In einem einz'gen Laute —
Liegt alles, was ich ſtammeln kann: Du biſt's!

(Sinkt vor Pugatſchew nieder.)

Bagration.

Es iſt der Zar —?

Alle.

Er iſt's!

Sergius.

Er iſt's!

Bagration.

(Taſtet entſchloſſen nach dem Tiſch, um zu unterſchreiben)

Zar Peter

Der Dritte iſt's von Rußland! Moskau nur,
Sanct-Petersburg dein Thron! Hoch unſre Freiheit!

(Allgemeines Hoch. Alle Säbel werden geſchwungen. Trommeln und Trompeten.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Ein geſchloſſenes Zelt im Lager.

Erſter Auftritt.

Pugatſchew. Jergius.

Jener ſitzt und ſtützt das Haupt. Dieſer blickt nach Papieren, die vor Pugatſchew auf dem Tiſche liegen. Abenddämmerung.

Jergius.

Die Unterſchriften alle ſchon vollzogen?

Pugatſchew.

Mit ſchwerer Hand, des Schreibens ungewohnt.

Jergius.

Und ſchwerem Herzen? Düſter blickt dein Auge
Und blickt gedankenvoll in leere Weiten —!

Pugatſchew.

Ich denk' an meine Kinder und mein Weib!
Der rothe Abendhimmel weckt nach ihnen
In meiner Bruſt ein ſehnſuchtkrankes Heimweh.

Sergius.

Der Abendhimmel —?

Pugatſchew.

Iſt es Brand? Die Fackel,
Die tauſend Werſte mir den Weg geleuchtet?

Sergius.

Der Morgen.

Pugatſchew.

Schon der Morgen? So entſchlief ich
Auf dieſem Seſſel. Ja, ich war im Kloſter
Des heil'gen Iſaak, bei Vater Hiob.
Des Weibes Arm fühlt' ich um meine Schultern,
Den Ton der Kinder hört' ich durch den Schlachtlärm,
Der ſelbſt im Schlafe mich nicht laſſen will;
Ich ſah ſie deutlich alle — ſprach mit ihnen —
Erſcheinungen, die man zu fürchten pflegt,
Wenn unſre Lieben in der Ferne weilen.

Sergius.

Ihr ſprecht von Euerm Weibe zärtlicher,
Als es ein Ohr in unſrer Nähe wünſcht —!
Ich denke ſchaudernd noch, wie Euch Uſtinja
Dem Rachegeiſte der verſchmähten Liebe
Mit einem Worte hätte opfern können —

Pugatſchew.

Als ich mich einſt vom Don vor langen Jahren
In dieſe Gegenden begab, ein Glück zu ſuchen,
Das mir daheim nicht blühen wollte, fand
Der Hetman Loginoff an mir Gefallen.

Er hielt mich feſt und faſt wie ſeinen Sohn.
Uſtinja und Sophia, Freundinnen
Und ſchweſterlich vertraut durch Nachbarſchaft —
Sophiens Vater war ein Kronbeamter,
Soldat in jungen Jahren — ſchienen beide
In ihrem Werthe für die Zukunft gleich.
Uſtinja eilte bald der Freundin vor;
Ihr ſcharfer Geiſt, des Körpers Schönheitsfülle
Entfalteten ſich früher. Alles lag
Und bald auch ich in ihren Zauberbanden.
Doch war nur kurz der Rauſch. Uſtiniens Geiſt,
Von Leidenſchaft beſchwingt, flog über ihres
Geſchlechtes Schranken ſo hinaus, daß Männer
Wol ihrer Klugheit ſich erfreuen mochten,
Doch vor des Mundes zitternder Erregung,
Dem unſtet wirren Rollen ihrer Augen,
Vor ihrem Spotte, ihren wirſchen Launen
Im tiefſten Herzensgrund erbeben mußten.
Sophia, wie die Blume auf dem Felde
Ins ſanfte Blau Beſcheidenheit ſich kleidend,
Ward unſers Bundes tröſtende Vertraute,
Vermittlerin bei Misverſtand und Streit,
Des troſtlos klagenden Gemüthes Echo
Und ein Aſyl für die gequälte Seele
In manchem Hader, manchem ernſten Zwiſt,
Bis ich es nicht mehr trug. Ich rettete
Mich ſelbſt; ich hätte Geiſteskraft und Jugend
An dieſem trotzenden Granit zerſchellt —!
Als ich mich losriß, fand ich ſanftre Triebe
In eines Mädchens Bruſt, das mich geliebt —
Geliebt, als ich dem funkelnden Brillanten,

Uſtinjen, die bethörten Sinne lieh.
Der Sklave eines Weibs zu ſein, iſt ſchimpflich!
Sophien bot ich meine Hand, ſie ſchrak
Zurück und zitternd vor Uſtinjens Rache —
Ich ſchütze dich, rief ich, und ſo im Sturm
Riß ich die Sträubende, die Willenloſe,
Entſchloſſen auf mein ſchnelles Roß und jagte
Mit meinem Glücke, das ſich treu geblieben,
Mit meinem Mädchen in die Welt hinaus.
Zum Azow-Meere mußt' ich; Frieden gab's dann;
Sie ward mein Weib. Ich habe nicht gefürchtet,
Uſtinjen wieder zu begegnen. Längſt
Wußt' ich ſie ausgeſöhnt, ſeitdem ihr Vater
Sein Zeugniß mir gegeben um ein Roß,
Das ich geſtohlen haben ſollte; mehr noch,
Seitdem, wie alle Welt erzählt, Kaluga,
Soweit die Steppe reicht, der reichſte Erbe,
In Liebe um ſie wirbt. Und es gelang!
Zum Opfer brachte ſie den alten Haß
Dem Vaterland.

Sergius.

Dem Vaterland? Ich fürchte,
Die Liebe hat ein einz'ger Blick von Euch
In ihrer Aſche wieder neu entzündet.
Ich rieth es ſelbſt, da ich den Zauber kenne,
Die Wirkung Euers Blicks, daß Ihr in den
Die Bitte um Verſöhnung legtet! Ja
In Eurer Stimme Ton! Nun fürcht' ich faſt,
Ihr habt ein Neuverſchuldetes zu büßen,
Da ſie den Blick, des erſten Gruſſes Wohllaut
Für die Verſichrung neuer Liebe nahm!

Pugatſchew.

h denke nicht. In jedem Frauenherzen
leibt von dem Einſt ein kleiner Reſt zurück,
n Haſſe ſelbſt noch oft ein Fünkchen Liebe.
as ſanfteſte Gefühl der Menſchenbruſt
ſt die Erinnrung. Sie durchwühlt den Haß
nd untergräbt ihn wider unſern Willen.

Sergius.

Wißt Ihr, daß ſie dem Heere folgt?

Pugatſchew.

Unmöglich.
Doch ja! Bei Orenburg, dem heiß'ſten Tage,
den wir bisher gehabt — ſprach man von ihr —!
ch ſah ſie nicht —

Sergius.

So hört es denn von mir
Und ſtaunet! Alles nährt den ſichern Glauben,
Ihr würdet ſie zu Euerm Weibe nehmen!

Pugatſchew.

Das nachzuſprechen ſelbſt geziem' Euch nicht!
Ihr ſchwurt am Hochaltare Euers Kloſters
Bei unſerm Glauben, mir mein armes Weib,
Die theuern Kinder ſicher zu bewahren
Auf frohre Zeit —! Noch iſt das Iſaakkloſter
Vom Kriegstumulte unberührt geblieben.
Sophia glaubt, daß die gemeine Sache
Mich als der Führer Einen abberufen
Mit meinem alten, dem verſemten Namen,
Und daß zum Abſchied nicht die Zeit geblieben!

Ihr ſorgt dafür, ich hoffe, daß die Lüge,
Die ich vertreten muß um Rußlands Wohl,
Sich in den Grenzen hält des Möglichen!

Sergius.

Verzeiht! Es ſcheint des Hetmans Ehrgeiz nicht
Dem Plane abgeneigt, in ſeinem Kind
Die künftige Zarewna zu begrüßen.

Pugatſchew.

Ich bitte, laßt es, Sergius, ſolch Wort
Durch Wiederholung Eures Munds zu adeln!

Sergius.

Bagration hat Euch als Zar gehuldigt —
Doch iſt Uſtinja nicht die Einzige,
Die Euch im Hauſe Loginoff's vor Jahren
Geſehn und Eure Züge wiederkannte.
Der Zweifel iſt ein tückiſch ätzend Gift,
Frißt weiter, wo man kaum ſein Schleichen ſieht,
Und manchem raunt er ſchon ins Ohr: Ihr wäret
Vom Türkenkrieg ein alter Kamerad,
Ein doniſcher Koſack und wohlbekannt
Und hättet Weib und Kind daheim im Lande —!
Ein Zeichen nun, daß Ihr ein freier Mann
Und der nicht ſeid, an den ſchon mancher glaubt,
Es wäre — werft nicht Euern Zorn auf mich!
Ich ſage nur, was man im Rathe geſtern
Zur Nacht beſchloſſen, freilich war's im Trunk —
Ihr könntet Euch kein beſſer Zeugniß geben,
Kein größeres dem Volke der Koſacken,
Als wenn Ihr ihres Hetmans Kind Uſtinja
Statt — Katharinens Euch erwählt als Gattin.

Pugatſchew.

Daß dies Gebräu die Glut verſchlingt der Hölle!
Dies Teufelswaſſer! Wer erfand zuerſt
Die Kunſt, aus goldnem Halm der Aehren, aus
Dem wogend blumenreichen Meer der Kornfrucht
Dies ekle Ungethüm hervorzulecken —
Den Branntwein? Schaudervolles, wüſtes Labſal
Der Ruſſen! Schlingſt du deine gier'gen Arme,
Meerungeheuer, freſſender Polyp,
Schon um die reine Seele des Koſacken?
Treibt ſchon der Meth, des Honigs milde Gabe,
Zu wilde Luſt aus allzu vollen Humpen,
Und macht die Menſchen ſchwärmen wie die Bienen,
Daß man ſie fliehen muß —, wie erſt dies Gift,
Das Menſchen ſchafft zum Vieh, zum borſt'gen!
Ein ſolcher Scherz, beim Trinkgelag erſonnen,
Wird Ernſt in den betrunknen Köpfen. Sagt's,
Uſtinja will ich nicht in meiner Nähe,
Nach Uralsk kehre ſie zurück!

Sergius.

Nach Uralsk?
Vergeßt Ihr, daß die Stadt vom Feind genommen,
Der ſich in mächtigen Geſchwadern naht?
In mächtigſten vom Norden freilich, wie
Die Boten Perſiljew's uns meldeten.

Pugatſchew.

So will ich mich in Pulverdampf verhüllen!
Daß man in meinem Angeſicht nicht leſe,
Wie mir ein Weib daheim und theure Kinder!
Schon lang genug geredet! Wo mein Schwert?

Die Sonne ſteigt! Sie ſoll uns nicht in Worten
Und träumeriſchen Poſſen überraſchen.

Sergius.

Kaluga!

Pugatſchew.

Ja, tritt näher, Bräutigam!

Zweiter Auftritt.

Kaluga. Die Vorigen.

Kaluga.

Ihr redet mich mit einem Namen an,
Der mir in Euerm Munde Spott erſcheint.
Ich laſſe meine beiden Regimenter,
Die ich für dieſen Aufſtand ausgerüſtet,
Zum Abſchied ſatteln. So gehabt Euch wohl!

Pugatſchew.

Zum Abſchied ſatteln?

Kaluga.

Ja! Ein längres Bleiben
Bei Freunden, die verrätheriſch den Dolch
In unſre Bruſt geſenkt — es wäre Schande.

Pugatſchew (zu Sergius).

Verſtehſt du dieſes knabenhafte Flennen?
Was that man dir? Macht mir das Leben, ſag' ich,
Nicht allzu heiß! Bedenkt, ich athme Luft,

Wie Feuer aus der Hölle. Luft, erfüllt
Vom Brande einer Welt! Erfüllt, ihr wißt's, —
Ach! unvermeidlich solcher Wuth des Volkes,
Und solchen Bundsgenossen, den Barbaren — ! —
Vom Schrei Gemordeter! Von Rußlands Adel
Ist nicht ein Spreß zurückgeblieben, wohin
Mit meiner Völkerwandrung ich gedrungen —
Ich habe Kinder schreien hören, die
Baschkiren warfen in die Glut — Du greinst mir?

Kaluga.

Nur deinem gottvergessenen Beginnen!
Daß du dich Zar genannt, war unsre Schuld,
Daß dich die Würfel wählten, war nicht deine!
Doch daß du dir dein Wesen spalten willst
Und Greuel in den Purpurmantel hüllst —

Pugatschew.

Ist das Latein aus Schulen —?

Kaluga.

Deine Krone
Willst du mit einer Zarin theilen! Sprichst
Von Kasan, wo der Erzbischof die Hand,
Die eines Traurings heil'ge Fessel trägt,
In eines zweiten Weibes, in — Ustinjens
Mir angelobte Rechte legen soll!
Verfolg' die Bahn, die dich — zur Hölle führt!
Ich kann dir Kasan nicht erobern helfen.

Pugatschew.

In Kasan mir ein zweiter Ehebund?

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Zimmer des Königs. Links vom Zuschauer eine Seitenthür. Mittelthür. Arbeitstisch. Stühle.

Erster Auftritt.

Grumbkow*) und Seckendorf treten mit Eversmann ein, der ein orangenfarbenes großes Ordensband mit vielen Orden und einen glänzenden Degen über dem Arm trägt.

Grumbkow.

Eine Depesche, Eversmann?

Seckendorf.

Aus Hannover, sagten Sie?

Grumbkow.

Und der Staat da? Das Ordensband? Der Prachtdegen?

*) Bekanntlich muß nicht Grumbkoff, sondern Grumbko gesprochen werden.

Sergius.

Da hört Ihr's ſelbſt! Und was Ihr auch beſchließt,
Ich bitt' Euch, Freund, vergeßt nicht, wer Ihr ſeid!
Gedenket Eures Namens Alexeiwitſch
Und Peter's nur des Dritten! Ledig ſeid Ihr
Von Katharinen! Selbſt der Patriarch
Der nichtrechtgläub'gen Kirche müßt' Euch trennen
Von einem Weibe, das Euch morden wollte —!
(Zu Kaluga.) Du aber wagſt es, deinem Schwur zum Hohn
Vor deines Kaiſers Angeſicht zu treten
Mit ſolcher Reden frecher Stirn?

Kaluga (zieht).

Das, Pope,
Mir?

Pugatſchew.

Laß dein Schwert! Ich bitte, haltet Friede!
Gib mir die Hand, Kaluga! Glaub' es mir,
An die Galere iſt kein Sträfling ſo
Wie ich geſchmiedet an mein golden Glück!
Kaluga! Auch in deiner Hand war einſt
Der Becher, der zum Zaren mich gemacht —
Warum nicht dich? Den reichen Sohn der Steppe,
Der ſchwer an Golde wiegt und leicht am Herzen,
Noch eine unbeſchriebne Lebenstafel
Und jeder Form des bildenden Geſchicks
Geſchmeidig wie das weiche Wachs ſich fügend —!

Kaluga.

Wer Ehre in ſich trägt, wiegt nimmer leicht.
Dem Kaiſer konnt' ich eine Krone ſchenken,
Doch nicht Uſtinjen, die ich heiß geliebt!

Geh hin, verfolge dein Gestirn, du findest
Den Weg nach Petersburg auch ohne mich. (Will ab.)

Pugatschew.

Kaluga! Steh und zittre, Knabe! — — Weh dir,
Wenn du das erste Zeichen gibst zum Rückzug
Und mir ein Quentchen nur von meiner Kraft
Entziehst durch Meuterei! Geschlossen stehn
Die Scharen, die ihr Leben mir geweiht —
Die Flüchtigen, der Ordnung nicht gewohnt,
Hab' ich wie Ringeln eines Panzers mir
Gefügt, zu einem Zwecke sie verbindend —
Und du willst mich in meinem Laufe hemmen?
Willst mir die Schneelavine des Verraths,
Die klein beginnt, im Sturze sich vergrößert,
In meine Thäler werfen? Willst der erste
Den schönen Bau des Ganzen mir zertrümmern? — —
Ein einziges Signal, ein einziges
Vom hintern Buge meines Sattels nur,
Ja nur um eines Hufschlagfunkens Weite
Dich und dein Volk entfernendes Commando
Bringt dir den Tod! Ihr wolltet mich zum Zaren,
Du siehst, ich zeige nur, daß ich es bin!

(Winkt Sergius und geht nach innen ab.)

Sergius (die Papiere zusammenraffend, zu Kaluga)

Ihr habt kein Glück im Spiel; keins in der Liebe.
Befolgt, was Euch ein Größerer befiehlt!

(Ab zu Pugatschew.)

Dritter Auftritt.

Kaluga. Darauf Porotin.

Kaluga.

Ich ſeh's, der Prieſter will den Frevel ſelbſt!
Er iſt's allein, der dieſe Ehe ſtiftet!
Zum Zeichen, daß der falſche Zar nicht, wie man
Schon flüſtert, Pugatſchew ſich nennt —

(Trompetenſtoß und ein Kanonenſchuß.)

Porotin (tritt ſchnell ein).

Der Feind!
Wo iſt der Kaiſer? Sattelt Euer Roß!
Rings ſteigen Wolken auf von Staub, als wäre
Die Erd' ein einziger Haufen Schutt — Hurrah!

Kaluga.

Der Sturm — Vorm Ungewitter —

Porotin.

Bibikoff
Mit ſeiner ganzen Heeresmacht! Wenn ſich
Die Wolken theilen und ein Strahl der Sonne
Aus dem geſchwärzten Himmel niederfällt,
Sieht man die Bajonnete blitzen. Und — (ſich umſehend)
Man hört uns nicht — denkt mein Erſchrecken Euch!
Die ungeheuern Wirbel flücht'ger Horden,
Verdrängte Stämme, obdachloſe Scharen
Treibt uns der Weſtwind zu. Da hör' ich ja
In dem Gewühl der Weiber, Kinder, Greiſe
Ein Rufen hinter mir — Ich wende mich
Und ſeh' ein Weib mir winken: Porotin!

Und Borotin! erſchallt des Weibes Stimme,
Und wie ich noch mein Roß zum Stehen lenke,
Erkenn' ich — denkt Euch, wer es war — Sophia —
Sophia Pugatſchew!

Kalluga (erſchrickt freudig).

Borotin.

Des Kaiſers Weib!
Sie folgt mir nach — ich geb' dem Roß die Sporen;
Durch das Gewühl mit langverhängtem Zügel
Entfloh ich ihren Blicken — Manchen muß ich
In meinem Schrecken überritten haben —

Kalluga.

Sie ſollte, hieß es ja, im Kloſter bleiben?

Borotin.

Das iſt der Erde gleichgemacht. Wenn ſie
Ihn ſäh' — ein thöricht Wort zur Menge ſpräche —!

Kalluga.

Ich führe ſie —

Borotin.

Wohin? Bei allen Heil'gen,
Die Ankunft dieſes Weibes bringt Gefahr.
Bedenkt, was man im Rathe geſtern-Nacht
Beſchloſſen! Pugatſchew ſoll Verzeit machen
Mit —

Kalluga.

Daß die Zunge dir erlahme!

Borotin.

Wie?
Willſt du dein Schäfchen dir im Trocknen halten?

Das iſt vorbei! Sprich ſo zum zweiten mal nicht!
Wir müſſen vorwärts! Peter iſt ſein Name,
Und wenn wir ſchwanken, geht's uns an die Kehle!

Kaluga.

Vergib mir, Borotin, ich finde mich
Noch nicht ſo ſchnell in meines Herzens Opfer!
Sophia — darf nach Kaſan nicht hinaus —

Borotin.

Hört Ihr den Brautzug? Das ſoll luſtig werden!
Im Riedgras ſummen Millionen ſo

(Trommeln und Trompeten)

Heuſchrecken in den Sommernächten! Seht die Menſchen!
Wo iſt der Kaiſer?

Kaluga (brütend).

Drinnen bei dem Popen —

Borotin (wendet ſich zum Abgehen nach der Seite, wo Pugatſchew abging).

Und unſre arme weiland Kaiſerin?

Kaluga.

Ich führe ſie von Eurer Hochzeit fort!
Verlaßt Euch drauf! Habt, bitte, keine Sorge!
Bringt mich der Gegend zu, wo Ihr ſie ſaht —
Ich zeig' ihr, ſeid gewiß, den rechten Pfad!

(Borotin geht, ihn ſcharf durchbohrend, zu Pugatſchew. Kaluga geht nach außen.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Ein bewaldeter Hügel mit freier Aussicht in die Ebene. Im fernsten Hintergrunde sieht man Kasan

Vierter Auftritt.

Bibikoff sitzt auf einem Baumstamm und blickt durch ein Fernrohr nach dem Hintergrund. **Persiljew.** An der Seite wird ab und zu eine Schildwacht sichtbar.

Bibikoff.

Nimm du das Fernrohr, Persiljew, und schaue!
Mein Aug' erblindet an der Kraft der Gläser.

Persiljew.

Die Gegend kenn' ich, Herr, wie meine Tasche.
Dort schlängelt sich die liebliche Kasanka
Wie einer Jungfrau Gürtelband um Kasan.
Die Kuppeln seht dort, ganz wie in der Krim,
Moscheen sind es, türkische Moscheen —
In Kasan wohnen Jud'' und Christ beisammen
Und die Tataren beten noch zu Allah.

Bibikoff.

Dort eben — ?

Persiljew.

'S ist die Citadelle, Herr!

Bibikoff.

Dort müssen sich die wilden Wogen brechen!
Ein Heereszug, der fast die Sonne schwärzt!
Der dritte Theil des besten Rußland ist
In dieses falschen Zaren blut'ger Hand.

Perſiljew.

Mit ſcharfen Meſſern ſchneidet man ſich leicht!
Die Roskolniken glauben an die Hölle,
Ans Paradies als gläub'ge Chriſten, daß ſie
Dahin zu ſchicken ſich nicht lang beſinnen.
Man rüſtet ſich in Kaſan zum Empfang
Der Kaiſerin aus Petersburg?

Bibikoff.

Sie bringt
Ihr Auge, ihren Muth, ſie wird die Stände
Zum letzten Aufwand ihrer Kraft entflammen.

Perſiljew.

Und Euer Wort, mein General, daß Ihr
Mich wollt in meine Heimat dann entlaſſen?

Bibikoff.

Noch nicht, Danila! Willſt den kranken Mann
Du jetzt verlaſſen, wo er ſich an dich
Gewöhnt, wo du ihm noth und lieb geworden?
Du biſt mir werth, weil du des Ruſſen Abbild.
Verachtet ſind die Ruſſen in Europa —
Es iſt nicht ihre, nur der Herren Schuld!
Des Ruſſen Herz iſt weich: es ſingt in Liedern
Sich ſeine Leiden weg und lacht durch Thränen.
Weil er den Herrn von Herzen nicht kann lieben,
So kämpft mit Wankelmuth des Ruſſen Treue,
Und weil er keinen gern betrüben will,
So ſchwankt er leicht vom einen zu dem andern.

Perſiljew.

Geht das auf Orenburg, wo ich verklagt bin,
Daß ich das Heer in einen Hohlweg führte?

Bibikoff.

Die Unterſuchung ließ ich niederſchlagen,
Denn ſchaudern muß der Menſch, blickt er zu tief
Und will den Grund der Ding' und Herzen ſehn!
Das dein' hängt nicht an dem, was ich vertheid'ge.
Und fühl' ich es nicht ſelbſt — Hier kämpfen Zeiten,
Nicht Menſchen? Alte Schuld iſt hier zu ſühnen,
Nicht neue — —? Bleibe bis zum Blätterfall,
Danila! Dann iſt Friede — auch in — mir!

(Perſiljew führt Bibikoff ab.)

Fünfter Auftritt.

Sophia. Iwan und Alexei.

Sophia (ſinkt erſchöpft auf den Baumſtamm)

Hier laßt uns ruhn. Ich kann nicht weiter, Kinder!

Alexei.

Vom Wege ſind wir abgekommen, Mutter —

Iwan.

Das ſind nicht mehr die Unſern — ſieh, 's ſind ſolche,
Die unſer Kloſter ſtürmten —!

Alexei.

Vater Dick
Sucht uns gewiß — wir ſollten doch ihm rufen —
Und Perſiljew und unſerm lieben Vater —!

Sophia.

Du kindiſch Herz, was denkſt du dir nicht möglich!

Alexei.

Sieh Mutter, sieh den Mann dort drüben! Ei
Das ist ja Vetter Persiljew.

Iwan (freudig)

He, Persiljew!

Sophia.

Beim Himmel — Kindern schenkt der Himmel Wunder!
Doch seht — wen führt der Vetter? Generale
Der Kaiserin —? Ihr hattet recht! Kommt, Kinder,
Wir haben uns verirrt —

(Sie will dahin wieder zurück, von wo sie kam)

Iwan.

Der Vetter kommt
Hierher! Soll ich ihm rufen!

Sophia

Iwan, nein!
Bedenkt, wie man den Vater uns verfolgte —
Und suchte überall —! Und Persiljew —
Ich faff' es kaum — er wäre ein Verräther —?

Alexei und Iwan.

Da ist er, Mutter —

Sophia.

Stumm seid ihr! Ich will's!

Sechster Auftritt.

General Bibikoff. Obersten und Adjutanten. Ordonnanzen. Persiljew (kehren wieder zurück). Die Vorigen.

Bibikoff.

Wir haben uns zu weit hinausgewagt!
In unabsehbar langem Wolkenzuge
Wälzt sich die Horde näher. Ziehn wir uns
Zurück! Dort ist ein Weib — es scheint, ermüdet
Von langer Wanderung —

Sophia (bei Seite).

Hört es, ihr Kinder,
Sagt keinem euers Vaters Namen! Still!
Blickt nieder und erkennt ihn nicht!

Persiljew.

Es scheint
Ein flüchtiges Kosackenweib — (Er erkennt sie.) Was seh' ich!

Bibikoff.

Kennt Ihr die Frau?

Persiljew (bei Seite).

Sophia —! Und sie will
Dem russischen Spion nicht trauen? Hört man
Des Weibes Name — ist sie eine Beute,
Die größte nach Emiljan —!

Bibikoff.

Nun, was sinnst du?

Persiljew (macht eine komische Geberde des Staunens).

Eversmann.

Alles gleich nach Ankunft der Depeſche von Sr. Majeſtät beſtellt.

Seckendorf.

Eine Depeſche aus Hannover — vor einer Stunde angekommen — der grand cordon beſtellt — der Staatsdegen — wir müſſen combiniren, Grumbkow.

Eversmann.

Und die Tafel iſt heute um 12 Couverte vermehrt; (bedeutend) 36 Thaler ſind für den Mittagstiſch angeſetzt. Alles ſoll en grande parure erſcheinen.

Seckendorf.

Eine Depeſche iſt aus Hannover angekommen — grand cordon — Staatsdegen — 12 Couverts — 36 Thaler — wir müſſen combiniren, Grumbkow.

Eversmann.

Und als er das Siegel von der Depeſche abgeriſſen, hat er zwei ſchwere Thränen vergoſſen und geſagt: Ich will ſie ja alle glücklich machen und ſollt' ich mit Kolben drein ſchlagen! Und nun iſt er in Feuer und Flammen und will ganz Berlin zu Tiſche laden —

Grumbkow.

Für 36 Thaler?

Eversmann.

Und alle Waiſenkinder ſollen neu gekleidet werden —

Grumbkow (betroffen).

Das iſt eine Vermählungsgeſchichte, — Seckendorf!

Bibikoff.

Spiel' erſt den Narren nach der Antwort! Frau,
Wo kommt Ihr her?

Sophia.

Vom — Iſaakkloſter, Herr!
Es liegt am Ural.

Bibikoff (zu Perſiljew).

Wo Ihr Vogt geweſen?
So müßtet Ihr die Wanderin doch kennen?

Perſiljew.

So wahr ich lebe, Alexandra iſt's
Und ihre Jungen, Feodor und Dmitri!
Was irrt ihr um? Dein Mann, ich hörte ja,
Chlopuſcha, ſtand bei Orenburg und ſtürmte
Dort Schanzen — Herr! legt ſicher dieſe,
Die Weiber ſind nicht beſſer als die Männer,
In dieſer Rebellion —

Sophia.

Mich — ſicher legen?

Perſiljew.

Chlopuſcha, der Sibirien ſah, dein Mann!
Und ſie nennt man am Ural — eine Hexe!

Sophia.

Wie, hör' ich recht? Ihr Kinder —!

(Ein Kanonenſchuß.)

Bibikoff.

Führt ſie fort!
Selbſt nicht in Weibern iſt dies Volk geheuer!

Sophia.

Ich bitt' Euch, Herr — ich bin —

Perſiljew.

Hört nicht auf ſie!
Sie iſt im Stande, anders ſich zu nennen,
Als ſie getauft iſt, und die Brut dazu —

Alexei und Iwan (lachen)

Wie —? Vetter Perſiljew —?

Perſiljew (wirklich zornig).

Es wettert ſich!
'S ſind böſe Rangen! Schickt ſie, Herr, nach Kaſan —
Und alles Volk, was ſo am Wege ſtreift!

Sophia (für ſich).

Will er uns ſchonen —?

Perſiljew.

Mit nach Kaſan nehmt ſie,
Ins Muttergotteskloſter eben auf
Der Citadellenſpitze —

Sophia (wird mit den Kindern auf Bibikoff's Wink von Soldaten ergriffen).

Herr —!

Perſiljew.

Gebt doch
Zufrieden Euch, Frau Alexandra! Jungen,
Seid froh, daß man mit Ruthen euch nicht peitſcht!
Ich kenn' euch, ihr verdient's! Mit euch nach Kaſan!
Ins Kloſter! Dort (zeigt hinaus) der allerſchönſte Punkt,
Von dem man jetzt zur Erde niederblickt!

(Ein zweiter Kanonenſchuß. Sophia wird unentſchloſſen, heftig widerſtrebend und doch halb und halb vertrauend mit den Kindern von der Wache fortgeführt. Bibikoff achtet der Scene nicht mehr, ſondern blickt nur, durch die Hand, in die Ferne.

Hier geht der Weg zurück. Wir hatten uns
Zu weit hinausgewagt, mein General!

(Verwandlung.)

Dritte Scene.

Vorher ein offenes Zelt.

Siebenter Auftritt.

Pugatschew in voller Rüstung, mit einem tscherkessischen Schuppenpanzer und im Hermelinmantel, Kosackenmütze mit schwarzer Feder.

Pugatschew.

Ein Kaiser soll ich sein —? Das schien mir leicht!
Ein andrer Mensch, nicht ich —? Das wird zu schwer!
Zwar nur ein armer Reitersmann — was kann ich
An meinem Selbst mir liebgewonnen haben!
Und doch — nichts ist so klein auf dieser Erde,
Kein Armer so gering, daß nicht sein Leben
Ihm einen Schatz erwarb, der ihm gehörte,
Ein Etwas ganz für ihn allein und wär' es
Nur die Erinnerung an Freud' und Leid!
Das alles — ach! mir noch ein gutes Weib,
Und Kinder, die die Wurzeln meines Lebens
Und seine einz'ge Blüte waren — alles
Nahm das ein Traum hinweg! Der Traumesschatten,
Der riesige, den ich werfen muß, verwandelt
In Nichts mein Leben! — — Schon bin ich gestorben —!

(Er stützt sein Haupt

Doch wer ſich Liebende, die heimgegangen,
In ihre kühle Gruft verſenken will,
Sucht, eh' er ſie beſtattet, noch den Ring
Der Treue von dem Finger abzuziehen —
Er gibt nicht nach, der Ring, ſeit Jahren iſt
Der goldne Reif verwachſen mit dem Leben;
Auch ich kann ihn nur — mit dem Leben geben!

(Trompetenfanfaren draußen.)

Zum Marſche ruft die ſchmetternde Trommete
Und alle Völker harren meines Winks —
Der Feind rückt an, er drängt von allen Seiten —

(Trommelwirbel.)

Nach Kaſan ruft die Trommel! Aufwärts! Aufwärts!

(Von allen Seiten Trompetenfanfaren.)

Zum ſchwindelnden Vergeſſen meiner ſelbſt —
Zum neuen Leben, wo mein düſter Schickſal
Das Frevelndſte von mir verlangen darf —!
Kann ich ihm folgen? Guter Geiſt, du haſt
Den Pfad des Lebens mir bisher behütet,
Bleib mir zur Seite, weiche nicht von mir!
Daß ich, o Vaterland, mein Beſtes opfern,
Im wilden Drang der allgemeinen Noth
Mein eigen Herz in Rußlands Flammen werfen,
Weib, Kind dem Wohl der Freiheit ſchenken ſoll —
Es kann nicht ſein —! Mag's die Geſchichte ſagen,
In tauſend Heldenliedern mag es leben —
Es kann nicht ſein — es hat ſich nie begeben —!

(Er verhüllt ſein Angeſicht.)

Achter Auftritt.

Uſtinja in prächtiger, halb männlicher Waffenkleidung. Pugatſchew.

Uſtinja (tritt langſam näher).

Pugatſchew (blickt auf und ſagt ſanft).

Uſtinja, du —? Laß mich allein!

Uſtinja.

Mein Zar,
Die Truppen rüſten ſich zum Marſch. Noch fehlt
Den Führern die Parole.

Pugatſchew.

Ruft: Sozhia!

Uſtinja.

Die Weisheit?

Pugatſchew.

Nein —! Die Liebe!

Uſtinja.

Du gebieteſt!
Und Weisheit geht mit Liebe Hand in Hand —!
Mein Zar! Man führt Geſandte her, die ſich
Von Orenburg durch unſer Lager ſchlichen
Und ſich mit Bibikoff verſtänd'gen wollten;
In ihren Briefen fand ſich der Verdacht,
Daß du — — Emiljan Pugatſchew dich nennſt —

Pugatſchew.

Lies ſie dem Volke, dem verſammelten!
Nennt mich mit Namen, der ich bin —!

Uſtinja.

Du nennſt dich Pugatſchew? Du wärſt Emiljan?
Ich kannte den, den man in dir vermuthet —

Pugatſchew.

O ſpotte nicht, Uſtinja, länger noch
Des Mannes, der dich haßt, wenn auch der Zufall,
Des Vaterlandes grauſigſtes Geſchick
Ihn jetzt zum Spielball deiner Laune macht!

Uſtinja.

Siehſt du, daß ſich ein Wölkchen wol des Zornes
Auf dieſe Stirne legt? Hörſt du ein Zittern
Der Stimme, wie ſie zittert, wenn uns Rache,
Die ſüße, wird? — — Mein gnäd'ger Herr und Kaiſer,
Ich beuge demuthsvoll mein Haupt vor dir
Und nehme Tod und Leben vom Gebieter!

(Sie kniet.)

Pugatſchew.

Durch Großmuth willſt du mich entwaffnen, Weib?

Uſtinja.

Großmuth dem Manne, der mich nie gekränkt?

Pugatſchew.

Glaubſt du, die Zeit vermindert Männerhaß?

Uſtinja.

Des Weibes Liebe mehrt ſich mit der Zeit.

Pugatſchew.

Du heuchelſt Liebe dem, der dich verſchmäht!

Uſtinja.

Auch nicht des Haſſes kleinſte Regung wird
Erinnern je mich noch an alte Zeit!

In alle Winde, nebelhaft zerſtoben
Iſt mir der Pugatſchew, von dem du ſprichſt —!

Pugatſchew.

Ich will nicht Liebe, will in deinen Augen
Nur Rache leſen, tiefgehaßtes Weib!

Uſtinja.

Wie? Rache — meinem Kaiſer, meinem Herrn?

Pugatſchew.

Wähl' dir die Folter aus, zu quälen mich!
Was ſtarrſt du mich ſo an? Erkenne mich!
Nimm ihn, den Spiegel der Vergangenheit —
Halt ihn mir vor — wie ich dich einſt verſchmähte!
Gib Gift im Becher, den du bieten willſt
Mit Wonnen, die ich ausgekoſtet — Hörſt du's?
Ich trank — und warf den leeren Becher dir
Zu Füßen — that's, mit ſchalem Ueberdruß —!

Uſtinja (wallt auf, greift nach ihrem Dolch und beherrſcht ſich)

Du — — träumſt!

Pugatſchew.

Nicht mehr! Ich war dein Peiniger —
Und biete deinem Zorn die Bruſt! Ha, kühle
An meinem Leben deinen Zorn! Kühl' ihn
An meinem Weib, an meiner theuern Wahl,
Die ich vor deinem Auge einſt getroffen,
Ziel' auf mein Weib, das ich geliebt und liebe
Und lieben werde noch in Kaſan —! Hörſt du's?

Uſtinja.

Des Kaiſers Weib iſt in Sanct-Petersburg
Und Katharina heißt ſie. — Ja, in Kaſan,

Auf ſeinen Trümmern oder auf dem Schloſſe,
Der Reſidenz der kaiſerlichen Herren,
(Da Gott den Sieg dir leicht verleihen wird)
Wird dieſes Bündniß unſre Kirche löſen
Und deine neue Wahl ehrt dann — vielleicht — dein — Volk —

(Beugt ſich.)

Pugatſchew.

Verruchtes Weib! Vom Wahn Bethörte,
Gefangen glaubſt du mich im eignen Netz!
Das gibt den Tod dir! (Zieht ein Piſtol.)

Uſtinja (kniet).

Meinem Zar das Leben!

Neunter Auftritt.

Kaluga. Gleich nach ihm **Geſandte von Orenburg** (in bürgerlicher und feiner Kleidung. Sie ſind gefeſſelt). **Loginoff. Borolin. Sergius und viele Krieger. Die Vorigen.**

Kaluga (im Eintreten).

Führt die Gefangnen hierher!

(Sieht Uſtinja vor Pugatſchew knien.)

Ha, was ſeh' ich!

(Uſtinja erhebt ſich langſam, ſieht ſich um und ſchwankt an den Tiſch.)

Sergius.

Mein Herr und Kaiſer! Dies die Männer,
Aus Orenburg an Bibikoff entſendet,
Mit Briefen zweifelhaften Sinnes — Kniet
Vor Seiner Majeſtät —!

(Die Gefangenen knien.)

Pugatſchew (nach allmählich erlangter Faſſung).

Steht auf! Gefangne —
Die zweifeln nicht. Der Freie nur kann glauben,
Der Freie nur kann zweifeln — zweifelnd prüfen —
Nehmt ihnen erſt — die Feſſeln ab.

(Es geſchieht.)

Sergius.

Erkennt in ihm
Peter den Dritten, Rußlands echten Zaren!

Alle Krieger.

Hoch!

(Trompetentuſch. Die Gefangenen neigen ſich.)

Kaluga (bei Seite).

Sie kniet vor ihm! — So zögr' ich länger nicht —
Der Augenblick iſt da, der ihn verdirbt!

(Er tritt entſchloſſen vor.)

Als wir die Boten da aus Orenburg
Am Saum des Bergwalds ſchleichen ſahn auf Kaſan,
Der Stadt der ſchwarzen, heil'gen Gottesmutter,
Entſandte unſers Vortrabs Chef, der Emir
Der goldnen Horde aus der Tatarei,
Von funfzig Reitern ein Geſchwader. Plötzlich
Erſchallt die Lärmkanone. Ueberfallen
Sind unſre Reiter — aus der Ferne ſieht man's —
Von feindlichen Colonnen, die ſich langſam
Den Feſtungswällen Kaſans nähern, Schutz
Und Stellungen zu ſuchen, Truppen ſchon
Der Vorhut Bibikoff's. Bald iſt Verſtärkung
Der Unſrigen zur Hand und da erkennt man
Im Feind ein nur verſprengtes Corps, das ſich

Recognoſcirend allzu weit gewagt.
Verfolgt von Pfeilen, Kugeln zog es ſich zurück.
Mit ihren Briefen wurden die gefangen —!
In einer Höhle ſaßen ſie verſteckt —
Dazu ein Weib, das ſich für uns bekannte,
Uns Grüße lachte, winkte — An der Hand
Zwei Knaben — die gefeſſelt. Mit nach Kaſan
Hat Bibikoff, ſie ſagt es, ſie entführen,
Ins Kloſter auf die Feſtung ſchicken wollen.
Jetzt war ſie frei mit ihren Kindern, ſuchte
Und forſcht' nach ihrem Mann, den ſie ſich wußte
In ſeines Volkes kriegeriſchen Reihen
So ſicher wie am Himmelszelt die Sonne.
'S iſt ein Koſackenweib. Mich grüßte ſie
Und ich entſann mich, daß man neulich ſchon
Im Lager ſie geſehn, umirrend, fragend
Nach ihrem Mann — Emiljan Pugatſchew —

(Eindruck des Schreckens bei den Vertrauten.)

Mich nannte ſie Kaluga, ob ich gleich
Sie irgendwo und wann geſehn zu haben
Mich nicht entſinnen kann. „Helft mir ihn ſuchen!"
Ruft ſie in Eins und ruft es wie im Wahnſinn —
Bis ſie mit wunderlichen Fragen ſich gedrängt
Hierher ans kaiſerliche Zelt — Ich konnte
Die Bittende nicht länger hemmen — Dort!
Sie fleht um Einlaß! Draußen ſpricht ſie noch
Mit ihren Kindern — Sebt, da iſt ſie ſelbſt!

(Alle ſtehen mit dem Ausdruck theils des größten Schreckens, theils der Spannung.)

Seckendorf.

Depesche — Hannover — 36 Thaler — zwei Thränen — mit Kolben drein schlagen — Man muß nur combiniren, Grumbkow.

Eversmann.

Ich glaube, er kommt. (Erschrocken) Der König!

Zweiter Auftritt.

Der König (zur Thür hereinsehend). Die Vorigen.

König.

Guten Morgen, guten Morgen! Wünsche wohlgeruht zu haben, meine Herrn! Nun wo bleibt Er denn mit dem Bettelstaat? Da fehlen ja noch die englischen Orden — Bind' Er mir alles fest, daß Einem der Plunder nicht so am Leibe herumschlenkert.

Eversmann (ironisch).

Wünschen Ew. Majestät vielleicht auch die Krone?

König.

Er ist ein Narr. Die Krone! (Tritt heraus.) Sei Er froh, daß Er sie nicht zu tragen braucht! Geh' Er, Eversmann, bring' Er Alles in Ordnung.

Eversmann (ab).

König (sehr erregt).

Guten Morgen, Grumbkow und Seckendorf, hab'

Zehnter Auftritt.

Sophia. Die Vorigen. Zuletzt Iwan und Alexei.

Pugatſchew (wendet ſich ab).

Sophia (ſieht ſich lange im Kreiſe um und ſtürzt auf Pugatſchew zu).
Emiljan!

Uſtinja, Porotin, Toginoff, Sergius (bei Seite zu Kaluga).
Du Verrätber!

Sophia.
Träum' ich? Nein,
Du biſt's, Emiljan — Iwan! Ei, ſo kommt doch!
Die Knaben gaffen draußen vor dem Zelt
Und ſuchen ihren Vater — dich, Emiljan,
Dich! Dich! Den wir ſeit Wochen ſchon geſucht!
Der Buſen klopft zu langſam — und die Zunge,
Zu lahm hinkt ſie dem Herzensfluge nach,
Sie kann nicht reden vor dem Drang der Worte!

Pugatſchew (ſteht unentſchloſſen und erſchüttert).

Toginoff (bei Seite).
Seht die Geſandten —!

Porotin (bei Seite).
Wie ſie lächeln —!

Sergius (bei Seite).
Faßt euch!

Sophia.
Des Krieges Schrecken führten mich hierher —
Mit treuer Liebe dachteſt du der Deinen
Und gabſt uns in die Obbut unſers Kloſters —

Erſt weilten wir in ſeinem Schutz; die Freiſtatt
War unverſehrt vom Kriege noch geblieben —
Da naht die Flamme — raſt ſie doch in Rußland
Und zündet Dörfer, Hecken, Wälder an —!
Naht ſich auch uns — und ſchmilzt vorm Frühlingsſtrahle
Das Eis hinweg von Giebeldach und Fenſter!
Und Dach und Fenſter folgen! Schutt und Aſche
Der ganze fromme Sitz —! Der Herd des Aufſtands,
Wie ihn die wuthentbrannten Truppen nannten —!
Der Abt verflucht ſie — Schaudervolles Schreckbild,
Der fromme Greis, das Silberlockenhaupt
Mit einem Säbelhieb geſpalten, ſtirbt
In meinem Arm auf öder Trümmerheide!
Der Boden brennt — der Tag, die Nacht ſind eins,
Von Rauch geſchwärzt die Sonne, hell die Nacht —
Und Roſſen gleich, die in die Flamme ſtürzen,
Entfliehn die Flücht'gen in des Feindes Schwert.
So irrt' ich fort, am Arm die lieben Kinder —
Es führte anfangs uns der fromme Hiob —
Und beſſer ſagt' ich: Ach, wir führten ihn —
Er blieb uns eines Tages aus den Augen,
Als wir im Staube einer Karavane
Kirgiſiſcher Kameele eingehüllt.
Aus Aſien kam die wilde Horde! Freunde
Der Unſern —! Bundsgenoſſen der Koſacken!
Und nun ein Wald von Lanzen! Nicht zu zählen!
Es ſind die Unſern — ja ſie ſind's! Ich grüße
Sie alle wie Befreundete! Ich richte
Die Frag' an jedes Roß: Wo Pugatſchew?
Den Namen führte mancher. Wo Emiljan?
Vom Strom gedrängt der vielen tauſend Menſchen,

Das fragend' Aug' auf jeden Mann gerichtet,
Vom Klirren jedes Säbels aufgeſchreckt —
Entkomm' ich aus dem ſichern Hafen plötzlich —
Dem wilden Meer der Unſern — Oed' und ſtill
Umgibt mich Friede — Wehe! Ruſſen ſeh' ich!
Die Generale unſrer falſchen Zarin!
Von meinem Sturme bin ich abgekommen,
Der hafenſichern wilden Völkerbrandung —!
Verrath ſchleicht flüſternd um mich her — Ich fühle
Nur Luft wie zum Erſticken — Da ein Ruf
Der Freude unſrer Knaben: Perſiljew!
Der Vetter Perſiljew! — — Der glotzt' uns an —
Sieht auf die goldbetreßten Offiziere,
Die ihrer Unterhaltung ihn gewürdigt,
Und kennt mich nicht — nennt mich das Weib Chlopuſcha's —
Den Galgen ihm dafür —! Wenn er mich etwa
Nicht ſchonen wollte, weil ich deſſen Weib,
Den ſie verfolgten, eines Flüchtlings
Aus Kaſans Feſtung, (lachend) eines Pferdediebs!
Nun — Perſiljew will uns nicht kennen — und
Ich glaub', er meint' es gut — ſchien ſelbſt nicht frei
Und ſchickt uns als Gefangene nach Kaſan!
Da brach die Kraft — kaum ſchlepp' ich mich noch fort —
Ich ſeh' und hör' nicht mehr, was uns geſchieht!
Und was geſchah —? Die Unſern retten uns!
Die Ruſſen fliehn vor den Tatarenreitern!
Nun bin ich bei den Unſern wieder, ſuche
Und frage: Pugatſchew, Emiljan —? Da
Entdeck' ich — dort Kaluga! Der vertröſtet mich,
Weiſt freundlich mich ans Zelt des Kaiſers, hier
Zu harren — Konnt' ich ahnen doch, Emiljan,

Du biſt jetzt Offizier und ſtehſt dem Kaiſer,
Wie deiner Tapferkeit gebührte, nah.
Und ſo nun find' ich dich! Du biſt geſtiegen!
Sie beugen ſich vor dir —! Auch mich, Emiljan,
Zieht's nieder — Gott zum Dank! — — Nach Schmerzensſtunden
O ſel'ger Augenblick — Du biſt gefunden!

(Sie ſtürzt wieder an Pugatſchew's Bruſt. Dieſer bleibt ſtarr und unbeweglich.)

Loginoff (mit gedämpfter Stimme).
Entfernt die Abgeſandten!

Sorokin (ebenſo).
Tödtet ſie,
Daß ſie nicht wider ihn ein Zeugniß geben!

Sergius (bei Seite zu Pugatſchew).
Bedenke Rußland und des Volkes Freiheit!

Sophia.
Doch wie? Du biſt ſo kalt? Kein Händedruck?
Kein Kuß auf deines Weibes beißen Mund,
Den du nur reden, ſchwatzen läſſeſt, Emiljan?
Was iſt dir? Holder Freund, dir quellen — ja
Die Thränen aus dem Aug' und du verbirgſt ſie?

Loginoff.
Zurück die tolle Wanklerin! Was drängſt
Du dich in dieſen Kreis? Führt ſie hinweg!

Pugatſchew.
Wer rührt ſie an? Der Tod für jede Locke,
Die ihr am Haupt des armen Weibes krümmt!

(Bei Seite.) O wär' ich doch aus einem andern Stoff,
Als dieſe Erde, ſchlüg' ein Kieſelherz
In dieſem Bau der Bruſt und hätte mich
Wie Romulus genährt die Milch der Wölfin!

Sophia.

Soll ich, das ärmſte Weib auf dieſer Erde,
In dieſem Augenblick kein Herz zum Brechen,
Nur noch ein Auge — zum Erblinden haben?
Emiljan! Kennſt du nicht dein Weib? Du ſchweigſt?
Ihr Sterne Gottes, Wächter treuer Liebe,
Wen ruf' ich an? Den Kaiſer? Sagt es, wo
Der Kaiſer iſt! Kaluga, Vorotin,
Iſt das Emiljan-Pugatſchew nicht mehr?

Loginoff.

Des tollen Frevels wär' es nun genug —
Führt ſie hinweg!

Sophia.

Das ſprichſt du, Loginoff?
Und Sergius —? Ihr Männer alle — ſchweigt?

Pugatſchew (für ſich).

Es iſt ein Opfertod, ich muß ihn leiden.
(Sich ſammelnd.)
Von Orenburg ihr Männer, eure Zweifel
Wird dieſer Fall vermehren. Doch ich ſage,
An eure Thore werd' ich dennoch pochen,
Mit meinem Schwerte werd' ich dennoch rechnen
Mit allen euern Rechnern, euern Richtern,
Mit euerm Adel, allen euern Sippen,
Mit euerm Sklavenmarkt leibeigner Menſchen,

Mit euern Herrn von ſo und ſo viel Seelen —
Ich laſſ' euch euers Weges ziehn und reden,
Was euch gefällt! Der bin ich, der ich bin! — —
Kaluga führt zum Tode!

Sophia.

Ha!

(Er zieht den Säbel. Alle Krieger treten vor. Man entwaffnet ihn.)

Kaluga.

Du wagſt es?

Pugatſchew.

Ich ſage: Hängt ihn! An den nächſten Baum!

(Man führt Kaluga, der vergebens durch einen Blick Uſtinja zu gewinnen ſuchte, hinaus.)

(Auf Sophia blickend.)

Du — aber — Weib — wer — biſt du? — ſprich! Ich glaubte
Erſt eine Weile — dich — zu — kennen; jetzt —
Ich habe mich getäuſcht. Wer biſt du?

Sophia.

Jeſus!
Wo ſind die Knaben, die ich ihm geboren —!
Vielleicht daß ſie mit ihrem Kinderton
Des Wahnſinns ſtarre Feſſel brechen können!

Sergius (ihr zurückhaltend).

Sie ſind geborgen —

Sophia.

Sergius? Ein Pope —!

Pugatſchew.

Kennſt du den Prieſter? Armes Weib, vernimm!
Dem Prieſter Sergius vertrau' ich dich
Und deine Knaben — ſucht ihr kindlich Auge

Den Vater draußen? Emil Pugatſchew —
Ich kannte, glaub' ich faſt, den Kameraden —
Er ſah mir gleich? So gleich an Wuchs und Weſen —
Daß du mit ihm mich ſo verwechſeln konnteſt?
Gewiß — jetzt kenn' ich ihn — er war mir theuer
Und hat mir manchen Liebesdienſt erwieſen,
Am Pruth und an der Donau — Geh!
Nach Kaſan magſt du unſer Heer begleiten —
In Kaſan will ich wieder mit dir reden —
Mit dir und deinen Kindern —! 'S war ein Irrthum —
Du gute Frau — ich bin nicht der, für den
Du mich gehalten — du nicht die, zu der mich
Anfangs — ein Wahn und ſchöner Traum gezogen!
(Rafft ſich nach einem ſchmerzhaften Kampfe mit ſich ſelber auf.)
Die Fahnen auf! Die Adler ausgebreitet —
Trommeln wirbelt! Nach Kaſan! In die Schlacht!
(Schnell ab. Alle folgen bis auf Uſtinja und Sophia.)
(Trommeln. Trompeten.)

Sophia.

Sie gehn — und ſchreiten über mich hinweg
Wie über einen Leichnam —? Iſt's ein Traum —?
(Sieht ſich um.)
Und da ein Weib in kriegeriſchem Schmuck?
Was ſeh' ich, wenn — ich ſehn noch — kann —? Uſtinja?
Um alte Freundſchaft! Sprich, was ſoll ich denken?

Uſtinja.

Kennſt du mich noch, Sophia Pugatſchew?

Sophia.

Erſt ſtand nur eine Wolke vor der Sonne —
Nun taucht ſie ſich in Blut —! Uſtinja biſt du —!

Uſtinja.

Frag' die Geſtirne, wer es war, mit dem
Du ſprachſt! Vielleicht, daß ſich ihr Ohr dir neigt!
Und wenn ſie dir ein Götterdaſein nannten,
Dann ſtirb — und lebe nur im Staub — des Schweigens!
(Geht mit Verachtung ab.)

Iwan und Alexei (kommen an Sergius' Hand).

Mutter! Mutter! Der Vater iſt der Kaiſer!

Iwan.

Der Kaiſer hoch zu Roß!

Iwan und Alexei.

Er trägt die Krone!

Sophia (horcht mit Entſetzen auf).

Sergius.

Zar Peter ſprach mit dir! Du hörteſt, wie er
In meine Obhut gnädig dich befohlen!
Den du verkennſt — Emiljan Pugatſchew,
Komm, ich geleite dich, den Mann zu ſuchen!

Sophia

(findet ſich in die Erklärung ihres Irrthums und bricht mit einem Schreckensſchrei zuſammen).

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Saal im kaiſerlichen Palaſt zu Kaſan. Die Ornamente ſind orientaliſch. Tiſch und Seſſel.

Erſter Auftritt.

Razumoffsky. Bibikoff.

Razumoffsky.

Zum erſten mal, daß Ihr die Stadt begrüßt,
Dies alte Thor zu Aſiens Wunderwelt?

Bibikoff.

In jüngern Jahren ſah ich Kaſan wol,
Doch ahnt' ich nicht, daß ich in ſeine Mauern
Die Trümmer eines Heeres führen ſollte!
Die Kaiſerin war gnädiger, als ich's
Verdient. Löſcht mich von Rußlands Ehrentafeln!

Razumoffsky.

Mein würd'ger Graf!

Bibikoff.

Zum mind'ſten nehmt dem Kranken
Das Amt, das eine kräft'gre Hand begehrt!

Razumoffsky.

Es kämpft ſich leichter mit der Leidenſchaft,
Als mit dem blinden Wahn. Die Kaiſerin
Fühlt ſelber nur zu tief, wie grauenhaft
Dies Ringen iſt mit Geiſtern, Schatten! Ja,
In ihrer eignen Bruſt beſtreitet ſich
Das Für und Wider dieſer Märchendinge.
Was ſoll ſie thun? An Orloff's Felſenbruſt
Mit Fragen pochen und die Grauennacht
Von Schlüſſelburg, wo Peter ſtarb — (Und, Graf,
Ihr wißt es ſelber, ſterben mußte! Narrheit,
Die Kronen trägt, ſtraft Gott an denen, die
Ihr dienen —!) dieſe Nacht von ihm, vom Bruder
Alexis und den wen'gen, die geholfen
Beim ſchweren Amt des wahren Freunds der Krone,
Sich deuten und erklären laſſen? Müßte
Sie nicht die richtende Gewalt der Krone,
Das Recht der Themis wahren — ſtrafen, mind'ſtens
Die Orloffs aus dem Reich verweiſen, wenn ſie
Um ihres Gatten Tod die Unterſuchung,
Des Richters Spruch verhängt —? Ob noch ihr Herz
Für Orloff ſchlägt? Sie trennt ſich ſchwer vom Arm
Der Stärke. Nun erinnert ſie ihr Volk,
Der Prätendent und dieſer blut'ge Aufſtand
An ihre Pflicht als Herrſcherin und Weib.

Dibikoff.

Die Zarin, Voltaire's aufgeklärter Zögling,
Glaubt dem Geſpenſte —? Kenn' ich doch die Tage,
Die uns die nordiſche Semiramis
Als Herrſcherin gegeben. Liebe hatte

heute keine Zeit. Sagen Sie dem preußiſchen Staat ein Compliment und er ſollte mich heute einmal in Ruhe laſſen. Guten Morgen! (Die beiden Miniſter wollen ſich entfernen.)

Grumbkow (an der Thür).

Ew. Majeſtät ſind in einer beſonders fröhlichen Laune —

Seckendorf.

Sollte vielleicht die Ankunft des Couriers —

König.

Ja — es iſt ein Courier angekommen —

Grumbkow.

Aus Hannover?

König.

Ja, aus Hannover.

Seckendorf.

Von Wichtigkeit, Majeſtät?

König.

Von Wichtigkeit.

Grumbkow.

Wahrſcheinlich über engliſche Angelegenheiten?

König.

Ueber engliſche Angelegenheiten —

Seckendorf.

Höchſtwahrſcheinlich über den oſtindiſchen Handel?

König.

Nein

Sie für den Gatten nicht empfinden können,
Ihr beider Weſen ſchmolz nie ineinander —
Doch wie ſie ihn verlor, das war ein Traum —!
Empörung — ohne ſie und doch — für ſie!
Sie — Seele einer That, die ſie nicht that!
Geblendet ſtand die junge Kaiſerin
Vom glänzendſten Geſchick und fühlte erſt
Die Wirklichkeit da ihre Sinne ſtreifen,
Als man die Kunde ihr vom Tode Peter's
Mit Mienen brachte, die ſie ſchaudernd halb
Verſtand, halb bangend nicht verſtehen durfte.
Nicht durfte — in der Furcht vor ſeinen Mördern!
Der Kaiſer ward entthront, das wußte ſie —
Ward's mit Gewalt, das ließ ſich nicht verſchweigen —
Entthront — das war erwieſen — Aber todt?
Nach kurzer Haft ſo ſchleunig ſchon geſtorben?
Man trug ihn feierlich zu Grab —! Sie ſelbſt
Sie ſah ihn nicht — und mancher ſprach ſchon damals,
Zar Peter ſitzt gefangen; der ſtatt ſeiner
Begraben, war dem Militärſpital
Entnommen ein Soldat, der eben todt —!
Iſt er noch jetzt gefangen? Floh er wirklich
Nach Perſien, in die Donauländer? Zeugen
Könnt Ihr nicht, ich nicht, niemand kann es! Zeugen
Kann einer nur, ob's Peter wirklich war,
Den man im Newskykloſter beigeſetzt,
Der einz'ge Orloff —

Razumoffsky.

Doch wir ſehen alle,
Wie trüber Wahnſinn ſein Gemüth umdüſtert —
Und ſein Geſtändniß ſind nur Viſionen —

Bibikoff.

O, weiser kenn' ich keinen Wahn, als Orloff's —!
Ich denk' an das, was er von Polen sprach! —

Razumoffsky.

Seht unsre Kaiserin! Bewegten Schrittes —
In dieser Noth der schwerbedrängten Seele —!
Ihr Auge flammt — sie wendet sich hierher —
Was mag sie wollen? —

Zweiter Auftritt.

Katharina mit Gefolge. Die Vorigen.

Katharina.

Recht, mein Feldherr, daß Ihr
Noch dageblieben, meinen Dank zu ernten!
Nach einem trüben Tag sagt manchmal abends
Die Sonn' im Westen, noch den Himmel röthend,
Dem düstern Tag ein freundlich Lebewohl!
Ihr solltet mich versöhnt verlassen, Graf;
Denn was Ihr mir in Schlachten nicht gewonnen,
Schenkt eben mir ein wunderbarer Zufall.

Razumoffsky und Bibikoff.

Gott segn' ihn!

Katharina.

Und ein so erschütternder,
Daß ich nicht weiß, ob ich ihn fürchten oder
Mit freudigem Triumphe grüßen soll.

Razumoffsky.

Was kann es sein?

Katharina.

Soeben meldet mir
Der Commandant der Feſtung, daß ein Weib
Mir vorgeführt ſoll werden, aufgefangen
Mit zweien Kindern vor der Citadelle —
Zum zweiten male ſchon —! Ein Prieſter ſollte,
Ein Roskolnik, ſie hüten! Sie verlor —
Des Mannes Spur, den ſie vielleicht verließ,
Er ſie — wir wiſſen nicht, was wieder ſie
In unſre Haft gebracht. Doch eins ſteht feſt
Und jeder ſagt's — aus Orenburg, die Männer,
Die höhnend uns die Frevler zugeſandt,
Beſtät'gen es — in unſern Händen ſind
Des falſchen Kaiſers Ehgemahl und Kinder!

Razumoſſsky.

Dieſelbe, die im Angeſicht der Boten
Aus Orenburg, vor allem Volk, den Gaukler
Entlarvte als den Vater ihrer Kinder
Und ihn Emiljan Pugatſchew genannt?

Katharina.

Dieſelbe! Zeugniß ſoll ſie geben, wen
Sie ſah — Man führt ſie her.

Razumoſſsky.

Aus ihrem Munde
Erfahre Rußland, ob die Todten leben!

Katharina (bei Seite).

Ich hoff' um Rußland, was ich fürcht' um Orloff —
Iſt es der Rechte, dann iſt Orloff rein —

Iſt er es nicht, dann ſtrahlt der Zarin Krone —
Doch dunkel bleibt es in des Weibes Bruſt!

(Sie ſteht in Sinnen verloren.)

Razumoſſsky.

Sie kommt, Gebieterin —!

Dritter Auftritt.

Sophia mit Iwan und Alexei, die hinten ſtehen bleiben. **Offiziere.**
Die Vorigen.

Bibikoff.

Und weiß ſie wem
Sie reden ſoll?

Katharina.

Sie wiſſ' es beſſer nicht!
Fürſt Razumoſſsky, nehmt für mich das Wort!

(Sie ſetzt ſich; ihr Gefolge umringt und verdeckt ſie. Bibikoff lehnt an ihrem Seſſel.)

Razumoſſsky.

Hier! Tretet näher!

(Sophia und die Kinder treten vor.)

Bibikoff (für ſich)

Iſt das nicht die Frau,
Die einmal wir vor Kaſan ſchon gefangen?

Razumoſſsky.

Antwortet frei! Wie nennt Ihr Euch?

Sophia.

Sophia.

Razumoſſsky.

Das Weib Emiljan Pugatſchew's?

Sophia.

Ich bin's.

Razumoffsky.

Die Kinder auch sind Pugatschew's?

Sophia.

Sie sind's.

Bibikoff (für sich).

Betrog mich Persiljew auch da? Er nannte
Das Weib Chlopuscha's sie und Alexandra?
Schon einmal hatt' ich diesen Fund gethan!
Hat überall mich nur Verrath umsponnen?

Razumoffsky.

Wohl kenn' auch ich Emiljan Pugatschew
Und trau' ihm jedes tolle Wagniß zu.
Er ist vom Don, Kosackenoffizier,
Und ward im Türkenkrieg, als Graf Panin
Die Festung Bender stürmte, schwer verwundet.
Vom Don seid Ihr zum Ural ausgewandert?

Sophia.

Ihr sagt's.

Razumoffsky.

Schon einmal zog er seine Straße
Nach Kasan hier herauf, und schweren Fußes!
Ein Redner aus den Volksversammlungen,
Ein Pferdedieb, ein Dieb an seinem Kaiser,
Mußt' er die Kugel des Verbrechers schleifen!
Er floh. Die Kaiserin hätt' ihn vielleicht
Begnadigt; doch sein böser Dämon führte
Ihn immer tiefer abwärts. Wie, du folgst doch?

Sophia.

Herr, Eurer Schilderung, nicht Euerm Urtheil.

Razumoffsky.

Vergebens fällt der Mantel deiner Liebe
Auf das', was er gethan. Das halbe Rußland
Hat aus den Fugen er gerissen, hat
Sein Vaterland mit Blut gedüngt, die Ordnung,
Die seit Jahrhunderten geheiligte,
Aus eigner Macht gelöst! Und dieser Frevler —
Dein Gatte ist es, Weib?

Sophia.

Mein Gatte hat
Den Adel, die Leibeigenschaft gehaßt,
Doch Tschemitschew's Gewaltthat rächt — das Volk —

Razumoffsky.

Das Volk? Nur er, er selbst, der schaudervoll
Mit blut'ger Sense durch die Völker mäht —!
Die Obrigkeiten hat er abgesetzt,
Leibeigne widerrechtlich freigegeben,
Und um der Neuerung den Schein zu leihn,
Als käme sie vom Auftrag seiner Würde,
Hat er des Volkes Vorurtheil benutzt,
Sich einen Zar genannt, sich — einen Zaren!
Zar Peter noch sogar den Dritten — sich!
Ein donischer Kosack — sich einen Zaren!

Sophia (in freudiger Erinnerung)

Das hört' ich — als die Schuld, der man ihn zeiht —

Razumoffsky.

Ihn, der die Bande der Natur und Liebe
Verleugnen konnte, dich und seine Kinder?

Sophia.

Die Kinder er verleugnen? Herr, Ihr irrt!

Rasumowsky.

Wie? Warst du nicht im Lager, sahst, wie er
Die Völker täuschte mit erlogner Würde —
Erzähle, wie er grausam dich verstoßen!
Dein Zeugniß macht dem Bürgerkrieg ein Ende.

Sophia.

Verstoßen mich? Emiljan Pugatschew?
Ihr irrt Euch, Herr —

Alle.

Ist's möglich —!

Bibikoff (für sich)

Kampf mit Völkern!

Sophia (mit lebendiger Freude).

Wie ich ins Lager trete der Kosacken
Mit meinen beiden Knaben an der Hand,
Umrauschte mich des Volkes wilde Strömung —
Dort flattern Fahnen mit den Heil'genbildern,
Hier tausend Wimpel an den Lanzenspitzen
Und schnobernd, stampfend stehn die Rosse! Horch!
Die Krieger pfeifen Lieder, singen, lachen
Und schleifen Säbel an dem runden Wetzstein
Und gießen Kugeln, prüfen Feuerrohre,
Und wer zum Kampf sein Rüstzeug fertig hat,
Der steht zum Zeitvertreib an seinem Roß
Und nestelt ihm die Mähn' in lange Flechten.
Da schreit' ich vorwärts, suche meinen Gatten,
Den alle kennen — niemand zeigen kann.
Ich weiß es, er ist da, bei seinem Volke,

Bibl. Univers. Linz.

Im dichteſten Gedräng nur kann er weilen —!
Der Strom der Menge reißt mich fort und — ſiehe —
Vor einem Zelte ſteh' ich ſeltner Pracht
Und goldne Fahnen flattern an der Pforte.
Sie öffnet ſich — die Generale holen
Sich die Befehle ihres kaiſerlichen Herrn —
Ich ſehe einen Mann, der wie zum Sprechen
Dem Vater meiner Kinder gleicht, ich ſinke
Zu ſeinen Füßen, nenn' ihn Pugatſchew,
Verſtröm' in einem einz'gen Athemzug
An ihn mein ganzes ſehnſuchtsvolles Bangen —
An ihn! Er ſchweigt, ich zittre, blicke auf —
Entſetzen lähmte die beredte Zunge —
Den ich geſucht —

Katharina (ſteht auf).
Er war's?

Sophia.
Er war es nicht!

Bibikoff und Rasumoffsky.
Du lügſt der Kaiſerin?

Sophia (erkennt Katharina. Nach einem Augenblick der Sammlung)
Auch ihr —!

(Iwan und Alexei knien.)

Sophia.
Kniet nieder
Vor dieſer Großen, die die Welt bewundert,
Die ihren Gatten kriegeriſch begrüßt,
Den Vater ihres Sohns, des Kaiſerprinzen,

Mit eiſerner Umarmung, küſſend ihn
Mit Küſſen aus dem Munde der Kanonen —

Alle.

Hinweg mit ihr!

Razumoſſoky.

Man halte ſie gefangen —

Sophia.

Eilt euch mit euern Kerkern! Bald iſt nirgend
Ein Kerker noch in Rußland! Peter lebt!
Und weil ihn Kerkerhaft gefangen hielt,
So ſind geſegnet jetzt im Land die Kerker!
Von allen Füßen gleiten eure Ketten!
Am Baum der jungen Freiheit hangen ſie,
Die erſten Früchte, die das Jahr gereift,
Dies Erntejahr, dies Auferſtehungsjahr,
Wo ſich die Gräber öffnen und die Todten
Die Kronen der Lebend'gen tragen —! Todte?
Nicht Todte? Nicht der Zar? Sei's wer es ſei,
Der dich beſiegte, ſtolze Kaiſerin,
Ob echt — ob falſch — Ich will nur eins bekennen:
Er darf ſich Emil Pugatſchew nicht nennen!

Katharina (erſchüttert).

Das Zeugniß, das ſie geben ſollte, ſcheitert —

Pidikoff.

Wird es auch ſcheitern, wenn du, Uebermüth'ge,
Erfährſt, daß noch in dieſer Nacht, im Lager
Der wilden Horde ſich ein Feſt begibt,
Ein ſinnlos frevelndes? Sieh dort die Sonne,
Sie ſenkt ſich —! Abend deckt die Flur! Bei uns

Erbrauſt die Orgel in den Kirchen, betend
Sinkt alles Volk von Kaſan auf die Kniee.
Dort aber — ſieh, am Ufer der Kaſanka,
Erglühn die Feuerzeichen der Empörer!
Raketen ſteigen auf! Bis hierher gellt
Die ſchrille Trommel, die Kirgiſen ſchlagen,
Wenn in der Wüſte ihr Kamcel zu träge
Im Karavanenzug! Ein Hochzeitsfeſt,
Ein jubelndes, wird heut' gefeiert! Wußt ſie,
Die Braut, ja kennen, deines Kaiſers Braut!
Uſtinja iſt's, die Tochter Loginoff's —
Von deinem Mann verſchmäht, iſt jetzt Uſtinja,
Die Gaukterin, am Ziele ihrer Wünſche!
Nur deshalb hat ſie ihn geſchont, nur deshalb
In Uralsk ihn als Zaren anerkannt!
Und weil die Noth ihn drängt, weil ihm die Führer
Schon wachſen übers Haupt, hat er ein Zeichen
Beſondrer Gunſt verſprochen den Koſacken,
Daß er ein Weib ſich nimmt aus ihrem Stamme.
Ein Kaiſer, der in Petersburg gethront,
Der Könige zu Vettern hat und Brüdern,
Die Tochter eines Hetmans der Koſacken,
Der mir mein Roß in Polen ſatteln mußte,
Wenn ich's gebot —! Die Zweifelnden begehren
Von dem Betrüger täglich neue Zeichen,
Daß er in Kaſan hier nicht Ketten trug,
Nicht Pferde ſtahl, Sophia nicht zum Weib,
Iwan, Alexei nicht zu Kindern hat!
Ja — wär' es nicht die Langmuth Katharinens,
Ihr edel Mitleid mit euch Wahnbethörten,
Sie lüde ſich zu dieſer Hochzeit ein

Grumbkow.

Ueber den holländiſchen Schiffsvertrag?

König

(ſich an der Neugier der Beiden weidend).

Ja ſo etwas. Guten Morgen!

Grumbkow (bei Seite).

Heute wieder eine ganz desperate Laune —

Sechendorf (bei Seite im Abgehen).

Kommen Sie nur, Grumbkow. 36 Thaler — 12 Couverts — Waiſenkinder — combiniren muß man nur. (Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Der König. Dann Everesmann.

König.

Fort ſind ſie! Endlich ein Augenblick für mich.

Everesmann (tritt ein).

König.

Ich bin übermenſchlich glücklich.

Everesmann.

Ich gratulire unterthänigſt.

König.

Denk' Er ſich — Ja ſo — (bei Seite) es ſoll's ja Niemand wiſſen.

Mit einem Angriff aller meiner Scharen,
Entzündete das Br[illegible]bett —! Wie, ergriffe
Dann deine Hand [illegible]cht auch die Rachefack
Beleuchtete die grauenhafte Scene,
Den Frevel an dem ew'gen Gott? Im Brautbett
Würdſt du den Schändlichen noch nicht erkennen?

Katharina (für ſich).
Das traf ins Herz! Sie wankt!

Rasumoffsky.
Was zeugſt du nun?

Sophia (die dieſer Mittheilung mit dem größten, ſich überwindenden Schmerz gefolgt war).
Ich wundre — mich, wie — (auf die Kaiſerin deutend) Sie ſo
ruhig — bleibt!
Trifft dieſe — Hochzeit nicht allein Sie ſelbſt —?
(Wendet ſich zitternd zur Kaiſerin.)
Biſt du von — ihm getrennt? Von — Deinem Zaren?
Hat dich der Tod von ihm getrennt —? Er lebt —!
Dein Gatte freit zum zweiten mal — ein Weib!
(Zu den andern.)
Fragt Sie! — — Sie hat ihn freilich — nie geliebt!
(Sie ringt mit ihrem Schmerz und ſucht nach Faſſung.)

Katharina.
Laßt ſie in Frieden ziehn! — Wohin begehrſt du?

Sophia.
Wohin mich Perſiljew verwies —! Wohin
Mich Sergius, der Pope, führte —! In
Die ſtillen Lüfte! Unter uns die Welt —
Bis ausgerast der Erde Leidenſchaften —!

Ich bitte, laßt mich wieder — mit den — Kindern —
Ins Kloſter — droben auf der Citadelle!

Katharina.

Führt ſie hinweg.

(Sorbia nimmt ihre Kinder an die Hand und entfernt ſich langſam.)

Bibikoff.

Ein Bild des ganzen Volks!
Von ſeinem falſchen Glücke wie geblendet!

Katharina (für ſich)

Nur einer kann den Zauber löſen — Orloff!

Lazumeſsky.

Die Stände Kaſans harren in dem Vorſaal —
Nicht Rußland nur, Europa ſieht mit Staunen
Auf dieſen Bürgerkrieg — wer darf ſich rühmen,
Daß er ihn endet, da ſelbſt Bibikoff
Bekennt, daß ihn ſein altes Glück verläßt?

Bibikoff.

Erhabne Kaiſerin! Gehſt du von Kaſan,
In weſſen Hand gibſt du den Feldherrnſtab?

Katharina.

Fürſt Lazumeſsky, ſagt den Ständen Kaſans,
Noch eh' wir ſcheiden, daß Graf Bibikoff
Den Kampf in Ehren führte! Ich allein,
Ich bat ihn, milde zu verfahren, nur
Durch Märſche ſeine Gegner zu ermüden —
Und doch gewann er jenen Ruhmestag
Von Berda, ſchlug den Prätendenten, jagte
Die Flüchtigen wie ſcheues Wild! Daß ſie

Sich wieder ſammelten, es iſt das Werk
Des wilden Prieſters aus dem Iſaakkloſter,
Der dieſen Aufruhr ſchürt, zu jeder Greu'lthat
Der Kirche Segen gibt, ja Zauberei
Der aſiat'ſchen Völker, Pferdeopfer
Geſtattet den Baſchkiren, Derwiſchen
Die Greuel Muhamed's! Schon lang' umdunkelt
Des falſchen Zaren Geiſt der Wahnſinn, hör' ich!
Mord ſeine Loſung! Einen Rückzug nur
Vom Unausſprechlichen und Ungeheuern
Geſtattete ſich Bibikoff. So ſammelt
Einſtweilen Eure Kraft auf dieſem Platz,
Mein edler Graf, behauptet ihn ſo lange,
Bis neue Truppen ich aus Moskau ſende,
Die Straße find' ich frei zum heil'gen Kreml
Der ruſſiſchen Cäſaren. Razumoſſsky
Begleitet mich! Lebt wohl, Graf Bibikoff!
Nur weil die Krankheit Eures Körpers Euch
Bedrückt, werd' ich des Kampfs Entſcheidung jetzt
In Gottes Hände legen und — Gregor's!
Dies iſt mein Wille, kündigt ihn der Welt!
In Moskau, hoff' ich, ſehn wir uns in Frieden!
(Ab mit Gefolge.)

Razumoſſsky.
In Moskau, edler Graf! Und haltet Kaſan —
Bis Gregor Orleff's Hülfe kommt. Lebt wohl! (Ab.)

Bibikoff (allein).
„Und haltet dieſen Platz ſo lange bis —"
Die Nacht ſich naht? — Schon iſt ſie da! Ich werde
An meine Grabſchrift denken können, die —

Wie hieß ſie doch, die Perſiljew erfand —?
Mein Todtengräber! Auf' ich ihn noch immer
Den Ueberläufer, der uns all' betrogen!
Er hat die falſchen Wege uns geführt,
Er hat dem Feind die unſrigen verrathen;
Des Prätendenten Weib geſchützt, geſtählt
Die ſchwache Kraft, den Frevler zu verleugnen —!
Ich kannte ſeinen Sinn und mußt' ihm folgen!
„Dir ging die Theilung Polens durch dein Herz!“ —
Sprach er, der böſe Luſtigmacher,
Den Sergius geſandt, uns zu verderben!
Nun iſt er drüben! Zu dem Hochzeitsfeſte,
Das um die Rache eines Volks der treuſte,
Der beſte Gatte über ſich gewinnt!
Wie gerne hätt' ich ihn am Sterbelager —
Und hörte die Muſik der tollen Füge,
Die dieſe Welt regiert — im Maskenſpiel!
Ich „halten dieſen Platz“? Kaſan iſt Aſche!
Wer einmal trank aus einem Becher, den
Die Rache eines Volkes ihm credenzte,
Der kann nicht wieder über Völker ſiegen —
Selbſt einem Weibe muß er unterliegen!

(Er geht in ſchwankender und gebrochener Haltung.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Zelt im Lager Pugatſchew's. Tiſche, belegt mit Teppichen. Seſſel und Bänke. Ein Gemiſch von Pracht und Dürftigkeit. Auf den Tiſchen ſtehen brennende Leuchter und liegen Würfel. Vorn ein Tiſch mit großem Seſſel und neben dieſem ein niedriges Tabouret. Hinter der Scene luſtige Muſik. Ringsum aufgeſteckte Fackeln.

Vierter Auftritt.

Loginoff. Borotin und andere Koſackenhäupter treten erhitzt und trunken ein. Später Perſiljew.

Loginoff.

Reizt mich nicht, Borotin! Der Kelch iſt mein;
Die Altardecke ſchenk' ich meinem Pferde.

Borotin.

Ein Kirchenräuber, ſchämt Euch, Loginoff!
Der Popanz will, daß wir die Kirchen ſchonen . . . . .

Loginoff.

Ich bin ein Raskolnik, vom alten Glauben,
In unſrer Kirche gibt es keine Bilder —
Der Popanz? Haha! Würfel her und Wein!

(Setzt ſich. Es bilden ſich zechende und ſpielende Gruppen.)

Perſiljew (tritt vorn von der Seite auf und ſpricht für ſich)

Endlich entronnen meinem ſchlechten Amt!
Auf falſche Fährte hab' ich ſie geleitet,
Daß ſie nur noch in Kaſan ſich behaupten.
Und wär' es wahr, warum man zecht und lärmt
Und Meth verſtrömt, als könnten Bienen Honig
Aus jedem Grashalm ſaugen, nicht aus Blumen?
Sophia, als ich dich zum zweiten mal

In unſrer Feinde Hand gegeben ſah,
Entfloh ich — denn ich ſchämte mich, den Schmerz
In deinen Augen grinſend anzulachen!
Du unglückſelig Weib! Es ſanken tauſend
Und abertauſend dieſem Krieg zum Opfer —
Du ſtarbſt den ſchwerſten Tod! Er nimmt ein Weib,
Ein zweites! Theilt die Krone mit Uſtinjen!
Sie zwingen ihn dazu! Der tolle Pope
Mehr als die andern — „Soll ich Kinder warten
In dieſem Kriege?“ ſprach er, als Emiljan
Ihm ſeines Weibes Obhut anvertraute,
Und ließ die Aermſte durch die Felder irren
Und überzeugt ſie auch, daß ſie am beſten
Dem Gatten bei den Ruſſen ſich bewähre —
So kommt ſie wieder — lächelt mir — ich mußte
Entfliehn — weil mir das Herz im Anblick brach
Und von Uſtinjen ich zu ſprechen nimmer
Gewagt —! Iſt's wirklich feſt beſchloſſen, was
Von Ueberläufern und Gefangenen
Gemeldet ward — ich werfe mich dazwiſchen
Und rette, was ſich irgend retten läßt!

(Er ſieht ſich um.)

Das Zelt des Hetmans — — Iſt das Loginoff?

Loginoff (beim Kartenſpiel)

Den Buben ſpiel' ich aus — den Adelsbuben!
In Tatiſchewa ſpielt' ich hundert aus —

Perſiljew (bei Seite)

Auf Spießen! Iſt das Loginoff, der milde,
Sonſt ſanftgeartet wie ein Taubenherz —
Nun wie die Rüde, die auf Wink des Jägers

Des aufgeſchlitzten Wildes Eingeweide
Umſchnuppert!

Porotin.

Kaiſer ſpiel' ich aus! Luſſa,
Den Kartenkaiſer, der von Hand zu Hand
Mit frohem Muthe geht und gern ſich miſcht
Mit ſeinen einunddreißig Würdenträgern —

Perſiljew (bei Seite).

Thut das der eure nicht? Man ſagt, ſie ſind
Entzweit — Wie? Trau' ich meinem Aug'? O Jammer!
Er iſt's! Mit ſtarrem, bleichem Angeſicht —
Zerrüttet wie ein Kranker, den der Mond
Zu ſich hinüberzieht —

Alle.

Der Kaiſer! Seht!

Loginoff.

Er ſucht ſich ſelbſt! Ruft ihn nicht an! Der Pope
Gibt uns der Trauung Zeichen mit der Glocke.

Fünfter Auftritt.

Pugatſchew tritt düſter und wie geiſterhaft auf. Er trägt die Krone und hüllt ſich, wie fiebernd, in ſeinen Purpurmantel. Die Vorigen.

Pugatſchew (der Anweſenden nicht achtend, ſchwankt nach vorn und wirft ſich in einen Seſſel am vordern Tiſch).

Perſiljew (bei Seite).

Der Trauung? Und er träumt! So träumt man nicht
Von Brautgemach und neuer Hochzeitswonne!

Er träumt Vergangenheit —! Die heiße Lippe
Brennt von den Schwüren, die er falsch geschworen
Als Zar — als echter —! O Bejammernswerther —!
Bei allem Glück der Waffen! Legt sich Kasan
Und Moskau dir zu Füßen, wie nur kehrst du
Zum Leben uns zurück, zum Menschenthum —,
Das du verleugnest in dir selbst — und andern!
In Rußland steigt der Thron aus Menschenschädeln!
Und was nur hebt und streckt er so in eins
Die Hand gespenstisch aus?

(Pugatschew malt in der Luft langsam ein P.)

Persiljew (bei Seite)

Es scheint, er schreibt —?
Ein Buchstab' ist es, den er in die Luft
Mit krampfbewegtem Finger zeichnet — P?

Pugatschew.

Wir müssen Unterschriften machen, Sergius —
Heda! — da nehmt — mein P steht deutlich! — P
Der Dritte! Weg damit und immer mehr —
Ein einz'ger Buchstab', der die Welt regiert!

Persiljew.

Die Bluturtheile schreibt der Wahnsinn nieder?

Pugatschew.

Hier — eine Nuß! Brecht auf! Zwei Kerne drin!
In einer Schale zwei! — Ein Zwillingsbruder
Der eine von dem andern —! Einerlei
Und eins und dennoch zwei! Da nehmt, ihr Kinder,
Gebt eure Hand und — schlummert!

Perſiljew.

Spricht er ſo
Von ſeinem alten Leben und den Kindern —?

Pugatſchew (nimmt die Krone vom Haupt).

Hier, Jungen, ſpielt! Und ſtehlt ſie nicht! Ein Blechſchmied
Aus Simbirsk hat ſie nur vergoldet! 'S lohnt nicht.
Sie in die Taſche ſtecken —! Jungen — — Wetter!
Ritzt euch mit Dornen nicht! Und leſt nicht
Auf meiner Stirn, was da geſchrieben ſteht!
Sophia, binde mir den Schleier drüber,
Den — Witwenſchleier über — Petrus Tertius!

(Ein Glöcklein ertönt und läutet ununterbrochen.)

Boratin.

Erhebt euch, Männer! Die Vermählungsfeier!
Uſtinja naht! Ein Knabe trägt den Becher,
Den goldenen, den wir beim Hochzeitsſegen,
Nach unſerm Brauch das Brautpaar leeren laſſen —!

Sechster Auftritt.

Uſtinja (im Brautgewand). **Zwei Pagen** tragen vor ihr her, der eine einen ſilbernen Doppelleuchter, der andere ein goldenes Bret mit ſchöngeformtem goldenen Trinkgefäß. **Eine Menge Jungfrauen. Koſakenhäupter.** Das Zelt füllt ſich immer mehr. Fackeln und bunte Lampen. **Die Vorigen.**

Perſiljew (bei Seite).

Enthielt' er Gift! Die Trauung ſoll beginnen —!
Ich merd' Uſtinjen —!

(Uſtinja nimmt dem einen der Pagen, während der andere den Leuchter fortſtellt, den Becher ab. Pagen ab. Uſtinja geht dann in den Vordergrund zu Pugatſchew. Alle ſtehen auf. Perſiljew zieht ſich mehr zurück.)

Toginoff. Perelin.

Wo der Pope?

Uſtinja.

Laßt!
Der Kaiſer ſcheint noch nicht geſammelt! Schlief er
Auf dieſem Marſch wol eine einz'ge Nacht!
Er träumt —

Toginoff.

Wenn er ſich heute nicht mit dir
Vermählt, ſo iſt ſein Untergang beſchloſſen —!
Zum Sturm auf Kaſan braucht es friſchen Muth —

Perelin.

Und neuen Glauben an des Kaiſers Macht,
An ſeine Freiheit, ſich zu geben, wie
Es einem Manne ziemt, der ſich nicht nennt
Wie die Verleumder flüſtern — Pugatſchew.
Er muß, der Kaiſer, ehren unſern Stamm
Durch dich —! Koſackenkaiſerin! Vor Kaſan
Noch muß es ſein! Dann erſt zum blut'gen Tanze!

Uſtinja.

Nur die Zarewna wollt ihr in mir ſehn —?
Das wär' ich ſchon, wenn ich ein Herz begehrte,
Das nach der Furcht vor euern Dolchen ſchlägt —!
Ich werb' um Liebe und ich finde ſie.

(Sie reicht Pugatſchew den Becher, dieſer nimmt ihn und trinkt. Uſtinja ſetzt ſich zu ſeinen Füßen.)

Perſiljew (bei Seite).

Gezähmt durch ſie! Er hängt an ihrem Auge
Wie an dem Aug' des Wärters die Hyäne —

Eversmann.

Wollten sich Ew. Majestät nicht —

König.

Umkleiden? Zieh' Er mir den Rock aus. Nichts gespart. Man soll wissen, daß ich einen Schatz habe, daß ich nur gewöhnlich geizig bin, sonst aber drauf gehen lassen kann, wenn sich eine Gelegenheit darbietet, eine Gelegenheit wie jetzt, wo es sich — (herausplatzend) denk' Er sich — (besinnt sich wieder) ja so!

Eversmann (zieht dem König den Rock aus).

Majestät werden doch wohl die gestickte Uniform anziehen?

König.

Die gestickte Uniform, Eversmann. Ich erwarte Gäste, denen man Ehre erzeigen muß, große Ehre. Ich denke immer, wenn es sich um die Ankunft von Ver— (setzt sich). Zieh' Er mir die Stiefel aus!

Eversmann

(schickt sich dazu an. Es geht aber schwer).

König.

War der Erbprinz schon da?

Eversmann.

Machen Ew. Majestät seinetwegen so viel Umstände?

König.

Seinetwegen? Vielleicht! (Bei Seite) Ich will sie alle irre führen. (Laut) Au! Flegel, meine Hühneraugen! Ich

Pugatſchew.

Zar Peter Tertius —! Er ſpricht zu euch:
Ich hatte Liebe, doch ihr wolltet Haß —
Ich brachte Segen, doch ihr wolltet Fluch —
Kann ich mit Worten ſtreiten? Ueberreden
Mit Weisheit, was dem Ruſſen beſſer wäre?
Wer glaubt, iſt mein! Wer zweifelt, iſt des Todes!
Mehr hab' ich nicht gelernt! Und alles andre
Hält mich nur auf — im Marſch auf Petersburg!

Perſiljew (bei Seite).

O wahres Wort! Wahnſinn und größte Weisheit!

Pugatſchew (immer für ſich).

Ich bin ein Romanoff! In mir lebt Rußland
Und darum mußt' ich auch in Rußland ſterben —!
Mit Thränen löſcht' ich all mein Leben aus —
Mit Thränen löſcht' ich Hymen's Fackel aus — —
Doch nach dem nächſten Schnee — gewiß im Lenz,
Im blütenreichen nächſten Lenze wieder
Bringt mir das erſte Blatt die Liebestaube,
Baut ſich die Schwalb' ihr Neſt am alten Giebel
Und ſo gewiß, (zieht ſeinen Ring) wie ich zum Zeichen dir
Aufs neue mich durch dieſen Ring verlobe —

(Uſtinja ſieht nach dem Ring, den Pugatſchew langſam abzieht und vor ſich hinhält. Zeichen der Freude bei den Uebrigen. Kanonendonner. Hoch und ein Tuſch.)

Pugatſchew.

Nimm ihn —

Uſtinja.

Mein Kaiſer —!

Perſiljew (der ſich nicht länger zurückhalten kann, tritt vor).

Teufelsſpuk der Hölle!

Alle (durcheinander).

Was gibt's? Was iſt? Verrätherei!

Perſiljew (ergreift einen Becher und würfelt klirrend).

Ich war

Damals der Fünfte! (Stellt den Becher nieder.) Dreizehn! Kennt
ihr mich?

Alle.

Danila —

Loginoff.

Perſiljew!

Pugatſchew (erhebt ſich wie aus einem Traum).

Wer redet da —?

Erwach' ich —? Laßt mich eine Stunde doch
Im Arm des Schlummers —? Sprach ich eben nicht —?
Wo iſt — mein Ring?

Perſiljew (zeigt den Ring an ſeinem Finger).

An eines Freundes Hand!

Pugatſchew.

Du biſt es? Perſiljew!

(Perſiljew breitet ſeine Arme aus. Pugatſchew ſtürzt in des Freundes Arme.)

Perſiljew.

Vom Traum erwache!
Die Freundſchaft breitet dir die treuen Flügel!
Und wem von euch im Ohr ein Weihnachtslied,
Ein Laut im ſchlummernden Gewiſſen noch
Von einem Schwure lebt, der einſt geſchworen,
Der knie nieder vor dem Siegeskaiſer!
Wie? Zögert ihr? Du, Hetman Loginoff,
Du ließeſt nicht dein Leben für den Zaren?
Auch ohne deiner Tochter — Höllenhochzeit?

Alle (ziehen die Säbel).

Toginoff.

Wir bauten ſeinen Thron — wir ſtürzen ihn —

Perſiljew.

Das wagt ihr jetzt, wo ihr vor Kaſan ſteht?

Porotin.

Er ſei dem Volk der wahre Kaiſer, frei
Und ohne Zwang beſtimm' er ſeinen Willen —
Was zögert er, Uſtinjens Hand zu wählen?
Was ſchweigt die Glocke?

Perſiljew.

Knie vor deinem Herrn!

Porotin.

Ich knien vor dem Popanz unſrer Wahl?
Ich nenn' ihn, was er iſt, den Lügenkaiſer,
Und ſchleudr' ihm ſeinen Namen Pugatſchew —

Alle.

Ha!

Uſtinja.

Wagſt du hier den Meineid auszurufen
Und kündigſt deinem Herrſcher den Gehorſam?

Porotin.

Dem eignen Werkzeug ſoll der Meiſter dienen?

Uſtinja.

Du nennſt ihn Peter Ulrich Alexiewitſch,
Den echten Romanoff und Zar!

Toginoff (ſchwingt den Säbel. Die andern thun es ihm nach und dringen auf Pugatſchew ein)

Zur Hölle
Mit ihm! Ich nenn' ihn Pugatſchew —

Siebenter Auftritt.

Sergius (in vollem Ornat). **Vier Popen** treten in die wilde Gruppe mit ein. Die Glocke beginnt aufs neue.

Sergius.

Wer rief
Dies Wort?

Uſtinja (die blitzſchnell Worotin ein Piſtol entriſſen hat, ſchießt in die Menge und trifft ihren Vater).

Er iſt gerichtet, Pope!

(Leginefi fällt tot in Worotins Arme.)

Alle.

Wehe!

Uſtinja.

Von ſeinem eignen Kind.

(Auf Pugatſchew.)

Du biſt und bleibſt,
Was du der Welt geweſen wie bisher,
Zar Peter! Ob du mich zum Weib erwählſt,
Ob nicht — mich blendet nicht der Glanz der Krone;
Um deine Liebe werb' ich nur allein.

Sergius.

Wir ſtehn erſchüttert. Perſiljew, du haſt
Vom Feinde dich zu uns zurückbegeben —
Doch kommſt du nicht — im Herzen, wie ſich ziemt
Der neuen Aera Rußlands. Angeſteckt
Bringſt du den Sinn von deinen Freunden,
Die dir getraut —! Hier mußt du Großes wollen
Und Mittel nicht bejammern mit Empfindung!

Perſiljew (nahert ſich, die Hand an ſeinen Dolch legend, Uſtinjen).
Nicht Tod des Vaters von des Kindes Hand?

Sergius (da er den Dolch in Perſiljew's Hand erblickt)
Nehmt ihn gefangen!

Uſtinja.
Dem Spion der Tod!

Perſiljew.
Mit dieſem Dolch, noch heiß — von deinem Leben!
(Er erſticht ſie. Alle umringen Uſtinjen im wirren Durcheinander.)

Perſiljew (kniet).
Führt mich zum Tode! Dennoch beug' ich
Vor unſerm Kaiſer meine Knie! Erobre
Dir Kaſan, ſei der Retter deines Volks!
Von Stadt zu Stadt — von Reichen zieh' zu Reichen —
Von Sieg zu Sieg — und über uns — als Leichen!

Pugatſchew (überblickt mit Größe alles, was geſchehen).
Wol ſieben Nächte floh der Schlummer mich
Und dennoch wach' ich auf aus tiefſtem Traume!
Der Mann iſt frei. Beſtattet jene Todten —
(Beugt ſich über Uſtinja.)
Uſtinja! Iſt dein Leben hin —? Der — Braut
Des Kaiſers —? Ja, ich — hätte — dich — gefreit —
Um Rußlands Größe —! — — —
(Erhebt die Hände gen Himmel.)
Gott hat nicht gewollt —!
Du aber, Prieſter, mehr' das Maß des Zorns nicht,
Das ſich in meiner Bruſt dir ſammeln will!
Dich, Beretin, kann' ich von meinem Antlitz
Und wehe dir, brichſt du den Eid dem Kaiſer!

Dem Mann da — Perſiljew, ſteh' auf! — Ich ſchenke
Für deine raſche That dir deine Strafe,
Weil andre deinen Tod gebieten wollten,
Bevor ſie noch mit mir getheilt die Krone.
Mein iſt in Rußland Leben und der Tod!

(Ein großer Eindruck des ſtummen Schreckens.)

Die Fahnen auf! Die Trommeln rührt! Auf Kaſan!

(Trommeln brauſen. Alle ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Oede Heide. Der Himmel gerothet.

Erster Auftritt.

Borotin (in geringer Tracht). **Sergius** (als Krieger der Kaiserin gekleidet).

Sergius.

Täusch' ich mich nicht? Ihr seid's? In Bettlertracht?

Borotin.

Noch staunenswerther Ihr im Kriegerkleide!

Sergius.

Und nicht zum Schmucke nur; ich sollte dich,
Den in die Acht erklärten Hochverräther,
Dem Kriegsrecht überliefern, säße nicht
Im Kriegerkleide noch mein Priesterherz.

Borotin.

Dem Kriegsrecht? Hahaha!

(Er zeigt auf den gerötheten Himmel.)

Schon richtet droben
Der Zar der Wolken über mich und dich!
Du wirst dein Handgeld leicht verdienen können,
Rekrut, wenn du nicht exercirst zum Galgen — —
Auf funfzig Siege, funfzig Niederlagen —
Und all' an einem Tag — durch einen Brand —

Durch einen Sieg ſogar! Ich ſtand verſemt,
Gerichtet von dem Machtgebot des Tollen,
Und ſah ſein grauſes Ende! Schwarzberußt,
Ein Kohlenbrenner ſtand auch ich; zu kennen
War niemand mehr vor Qualm — ich wuſch mich erſt
Im Waldbach. Die Kaſanka gab nur Blut.
War es denn Uebermuth, war's Raſerei
Daß er die Stadt verbrannte? War's der Zorn
Daß ihm die Feſtung trotzt'? Noch loht das Feuer!
Die kuppelreiche Stadt zerſchmilzt in Glut —
Ein grüner Strom rinnt von den Kupferdächern
Der türkiſchen Moſcheen. Meßgewänder
Und Altardecken ſchleppen die Baſchkiren,
Vorm ſprüh'nden Regen ſich zu ſchützen —! Er,
Der Schreckliche, ſitzt auf dem Scharenberg
Und lachte, als das Zuchthaus ſank, wo er
Am Fuße die Gefangenenkugel ſchleifte —!
Die drin geſeſſen, kamen, ihm zu danken.
Da ſtand er auf und legte an die Mütze
Zum Gruß die Hand — Er iſt, ich ſag's, verrückt!
Nur immer auf die Feſtung blickt' er, auf
Das goldne Kreuz am Muttergotteskloſter,
Wo ſeine Kinder hauſen und Sophia.
Nicht Boten, die ihm melden: „Orloff kommt
Und Michelſon, Panin von Moskau! Auf!"
Nicht Meuterei, nichts kann den Narren wecken
Aus ſeinem Grinſen auf den Brand von Kaſan —!
Da endlich ſpringt er auf, wagt eine Schlacht,
Verliert ſie und — nun fliegt ſein Kaiſeradler,
Verſengt die Flügel, in die Steppe! Wir,
Die er verſtieß und die ihm dennoch folgten,

Da uns der Strick von beiden Seiten winkt,
Wir irren wie geſcheuchtes Wild. Auch Ihr
Habt ſeine Dankbarkeit nicht rühmen können!

Sergius.

Du höhnſt mit Recht die Wendung unſers Schickſals!
Nie hat ein großer wunderbarer Sieg,
Ein Sieg wie der, der Kaſan uns erobert,
Sich ſo in ſchmachvoll Gegentheil verwandelt.
Des Sieges Freude löſte jede Ordnung;
Der Krieger, ſtaunend, daß es Kaſan war,
Das fabelhafte Kaſan, das erobert,
Verlor ſich zügellos in Plünderung
Und Mord und Brand — Die Citadelle trotzte;
Das Heer des Feindes nahte zum Entſatz —
Doch mit der einen Hand in Beute wühlend
Verlor die Horde den Gebrauch der andern.
Das Schwert entſinkt den feigen Diebeskrallen,
Die Fahne ſammelt nicht die Räuber mehr,
Die methberauſcht auf ihren Schätzen ſchnarchen!
Ja, ſagen darf man, Kaſans Flammen wurden
Vom Blute der Erſchlagenen gelöſcht.
Und dennoch, dennoch — ob er gleich auch mir
Seit jener Nacht gegrollt — ich laſſ' ihn nimmer —
Ich folg' ihm nach, gehüllt in dieſe Tracht
Vom neunten Regiment der Kaiſerin,
Die einem Leichnam angehörte, den
Die Woge der Kaſanka ausgeſpült.
Ich bringe ſcheinbar von dem Commandanten
Der Feſtung Briefe — Grafen Bibikoff
An Gregor Orleff — Schrieb ſie ſelbſt. So find' ich
Zu meinem Kaiſer mich zurück. Lebt wohl!

Borotin.

Ihr könnt noch hoffen?

Sergius.

Waren es nicht Wunder,
Die schon durch ihn der Weltgeist wirkte und
Noch wirken wird —?

Borotin.

Trotz Kasan glaubt Ihr das?

Sergius.

Es lebt ein kühler Sinn in deiner Brust,
In meiner flammt die Freiheit und die Hoffnung!
Der Erzbischof von Moskau wählte mich
Als Werkzeug seiner Kirchenpläne nur,
Die nicht in meinem Wesen nisten konnten.
Bevor ich noch geboren — ward ich Mönch,
Die Mutter weihte ihren Schos der Kirche;
Doch tang' ich nicht für Kutt' und Scapulier.
Der Lauf der Welt reißt mich in seine Strömung,
So schwimm' ich fort, wohin die Woge trägt!
Wohin geht Ihr, wenn Euch von beiden Seiten,
Wie Ihr gesagt, der Strick bedroht?

Borotin.

O, säh' ich
Mein schönes Dorf und meine Ställe wieder!
Mein Fischgeräth und meine Weideplätze!

Sergius.

Am Ural liegen sie; nicht tausend Werste
Von hier! Der Weg führt dort! — — Und dahin ging
(zeigt nach entgegengesetzter Seite)
Mein Zar. Ihn such' ich auf — Lebt wohl! (Ab.)

glaube, Er will mir absichtlich wehe thun, weil ich Ihm nichts sage.

Eversmann.

Ich habe ja gar nicht gefragt.

König.

Ich würd' Ihm auch bei Fragen! Warum lacht Er denn? Hol' Er mir meinen Schlafrock, bis die Uniform da ist —

Eversmann (will hineingehen).

König.

Heda! warum hat Er denn gelacht?

Eversmann.

Ach — bis ich Ew. Majestät den Hut in die Hand gebe, haben Sie mir's doch gesagt.

König (droht ihm mit dem Stock).

Was? Er unterfteht sich?

Eversmann.

Es muß ja Alles heraus bei Ew. Majestät. Es giebt blos Eins, was Ew. Majestät gut bei sich behalten können, das ist das Geld — Ich hole den Schlafrock. (Ab.)

Vierter Auftritt.

König (allein und sitzend). Dann Lakai und der Erbprinz.

König.

Er hat Recht. Es drückt mir's Herz ab. Aber sie alle sollen nichts erfahren, sie sollen nicht! Sie haben

Borotin (ſieht ihm eine Weile nach).

Er geht —
Mir winkt auf beiden Seiten nur der Tod —
Dem Prieſter muß ich folgen wider Willen!

(Folgt Sergius.)

Zweite Scene.

Eine wilde Berggegend. Eine offene Höhle. Vor ihr Felſenſtücke.

Zweiter Auftritt.

Trommeln. Ein Detachement kaiſerlicher Soldaten mit einem Offizier kommt von rechts. Ein zweites, ebenfalls von einem Offizier geleitet, von links.

Erſter Offizier (commandirt).

Halt!

Zweiter Offizier (ebenfalls).

Halt!

(Das Trommeln, das nur von draußen hörbar war, endet.)

Erſter Offizier.

Kreuzt ſich ſchon wieder unſer Weg?

Zweiter Offizier.

In dieſer Gegend, ſagt man, ſoll er hauſen —

Erſter Offizier.

Seht da die Höhle!

Zweiter Offizier.

Seht und unterſucht ſie!

(Die Hälfte der beiderſeitigen Mannſchaften geht mit gefälltem Bajonnet in die Höhle.)

Erſter Offizier.

Habt Ihr's denn auch gehört? Er hielt noch Stand
In Zarizyn?

Zweiter Offizier.

Verſchoß ſein letztes Pulver —

Erſter Offizier.

Und ſelber die Kanonen, die ihm noch
Von Kaſan folgten! Schrecklich war's zu ſehn,
Berichtet man, wie er im Pulverdampf,
Dem Teufel gleich, die Lunte ſchwenkend, an
Den Batterien auf- und niederſchritt —

Zweiter Offizier.

Nur eine Stunde, da war's wilde Flucht!
Ein einz'ger Kirchhof —! Eine kleine Schar
Zog ſich in Ordnung aus dem Kampfgewühl
Und deckte Weiber, Kinder, Greiſe, Thiere —
Es war entſetzlich —! Selbſt die Pferde noch,
Die todten, ſchleppte man auf Wagen auf —

Erſter Offizier.

Von meinem Poſten im Gebirge ſah ich
Den jammervollen Anblick, wie die Horde
Im wilden Schrecken durch die Ebne zog!
Die todten Pferde halb zerſtückt, geröſtet
Am Feuer ſchon —! Wer nicht marſchiren konnte —
Auf faulem Stroh gebettet — all' auf Wägen,
Die Ochſen zogen! Sanken ſie, die Thiere,
Verſchmachtet ſelber, ſchwang der Hunger gleich
Das Beil und ſchlug ſie todt. Heugabeln, Senſen —
Im Nebel blitzend — ausgedient die Waffen!
Ein Jammern, Heulen durcheinander! Singen

Betrunkner noch im allertiefſten Elend!
Als Michelſon erſchien und blind hinein
Die Zaporoger reiten ließ, da gab's
Doch einen Schrei, als ſänke eine Stadt!
Er drang herauf bis hier und ſchreckt' im Neſt
Die Adler —

Zweiter Offizier.

Saht Ihr in den Bergen ſchon
Einſame Schatten, eingehüllt in Lumpen,
Den Poſten winken, ihre Hände ſtrecken,
Dem Strang ſich ſelbſt empfehlen, um nur — einmal
Noch ſätt'gen ſich zu können —?

(Die Soldaten kehren zurück.)

Erſter Offizier.

Unſre Leute!

Ein Soldat.

Wir fanden nichts —! Doch iſt die Höhle tief —
Und mancher Spalt durchkreuzt die dunkeln Gänge —

Zweiter Offizier.

Er iſt der Wolga zu — mit ihm das Elend
Der Armen —

Erſter Offizier.

Doch wir müſſen wachen. Schwenkt!

Zweiter Offizier.

Auf Poſten! Vorwärts marſch!

(Beide Detachements nach verſchiedenen Seiten ab.)

Dritter Auftritt.

Perſiljew blickt aus einem Spalt der Höhle. Dann Pugatſchew.

Perſiljew.

„Er iſt" — was ſagt' er?
„Der Wolga zu?" Ich wollt' es wäre ſo!
Was gäb' es gute Fiſche da zu kochen!
Wir hungern hier zu Tod — denn das iſt deutlich,
Ein Pferdeknochen iſt zuletzt — nur Knochen!
Sind ſie denn fort? Es war ein Athemholen
Wie in der Schlinge — (Nach innen.) Geht hinaus und ſchöpft
Ein wenig friſche Luft. Ich folge nach —
Ich muß dann fourragiren gehn —

Pugatſchew (tritt mit Dolch, Flinte, Doppelpiſtolen aus der Höhle)

Die Meute
Hetzt uns — zu — Tode —!

(Sinkt auf einen Stein.)

Perſiljew (tritt ebenſo erſchöpft aus der Höhle)

Hab' ich Beine noch —?
Und Arme? Bin ich wirklich nicht von Luft?
Wir ſaßen wie der Zwirn im Nadelöhr!
Ich hielt den Athem an, als ſollt' ich Taucher werden
Und aus dem Azowmeer — Korallen holen —

Pugatſchew.

Am Meere — ja, da möcht' ich ſtehn! Ins Meer,
In Sturmflut meine nagenden Gedanken
Wie Felſen werfen, daß ſie krachend ſpritzten —!
Ein Vogel, der vom Donnerton verwirrt,
Mit ſchaumbenetzten Flügeln niederſinkt

Und ſterbend nicht mehr fühlt, wie ihm geſchieht —
So möcht' ich untergehn —

Perſiljew.

Das hat noch Zeit.
Iſt's nicht ein Troſt, daß Euch Sophia lebt
Im Schutz des Kloſters auf der Citadelle,
Wo ſie nur erſt dem Onkel Bibikoff
Die Augen ſchließen mag? Der ſtarb gewiß
Beim Läuten unſrer Glocken, eh' ſie ſchmolzen,
In Kaſan — feierlich! Wohl ihm! — Und uns!
Was klagen! Munter, munter! Wär' nur nicht der Hunger —!
Ich muß mit meinem Bettelſacke gehn —
Wie einſt im Iſaakkloſter —! Betteln bei
Den Steinen und Gebüſchen — wie die Thiere —
Doch horch! 'S ſind Menſchen — Kommt in unſern Dachsbau!

(Pugatſchew folgt ihm in die Höhle.)

Vierter Auftritt.

Jergius (nicht mehr als Krieger, ſondern in Lumpen und zum Tode hinfällig). Hinter ihm **Porotin.**

Jergius (mit erſchöpfter Stimme).

Was ſchleichſt du mir auf meinem Todesweg
Geſpenſtiſch nach? Seh' ich — gebeugt, in Lumpen,
Ein Anblick, der die Thränen ſelbſt der Richter,
Des Henkers wecken würde, aus wie einer,
An den ſich die Verzweiflung klammern kann —?

Porotin.

An Euerm Geiſt halt' ich mich feſt! Am Muth,
Der noch aus Euerm Auge blitzt!

Sergius.

Die Witt'rung
Des Kaiſers hatt' ich — du verdirbſt ſie mir!
Ich ſpürte ſeinen Hauch und ſeine Nähe —
Du irrſt ſie mir mit deinem feigen Wimmern!

Porolin.

Das ſoll uns muthig machen? Stand ich nicht
Im letzten Dorf in einem Haufen Bauern
Und hörte, wie bei Trommelſchlag verleſen
Die Liſte wurde, die zum Tod uns ladet,
Zur Aſſemblée am lichten Rabenſtein?
Wir alle ſtehen auf des Henkers Kerbholz —!
Doch bietet man uns, wenn wir unſern — Vortheil
Verſtehen wollten — glatte — Rechnung an —

Sergius.

Verräther! Hätt' ich nur ein Schwert —

Porolin.

Verräther?
In dieſem Herbſt ſoll doch an unſerm Strom
Des Weines Ernte reich geſegnet ſein —!
Ein gutes Jahr! Und wir nur ſollen dürſten?
Vom Hochgericht die andern zechen ſehn?
Noch hab' ich keine Luſt — in' leere Faß,
Ins große, leere Faß der Ewigkeit
Zu ſpringen — Euch verlohnt ſich's nicht — Seid ruhig —
Beim nächſten Poſten anzuzeigen — Euch —
Euch bettelt der Archimandrit von Moskau
Doch wieder frei —!

Sergius.

Elender Schurke! Daß
Ein Stein mir in der Hand zur Waffe würde,

Dich zu zerſchmettern! Sänke — ach! — mein Arm nur —
Nicht wie gelähmt — Ich aß ſeit ſieben Tagen
Nur — Wurzeln — kratzte Moos von Felſen —! — —
Wie — in der Wüſte — die Verſchmachtenden —
So ſeh' ich — Bilder —

Porolin (für ſich, ihn mit Entſetzen betrachtend).
Hunger tödtet ihn —

Sergius.
Rauſcht's nicht wie ſüße Waſſerquellen —! Palmen
Mit grünen — Fächern — fächeln ſanfte Kühlung —!
O ſelig Land —! Ich höre Stimmen ſingen —
Ein Halleluja — wie in meinem Kloſter —!
Nicht iſt's noch Winter, nicht iſt's erſt Advent —
Der Frühling lacht — und dennoch klingt's wie Weihnacht —

Porolin (entſetzt).
Den Anblick muß ich fliehn —

Sergius.
Ein neuer Geiſt
Wird offenbar —! Du, Pugatſchew, du warſt
Der Anfang nur des jungen Rußland! Nur —
Die Kindheit unſrer Freiheit — Thöricht Fallen
Der erſten unverſtänd'gen Liebesregung —!
Doch wachſen wird der Geiſt des Volks! Empor
Zu lichtern Höhn der Bildung ſteigen! Rußland
Erſt frei geworden — innerlich erleuchtet —
Dann wieder prangt auf Stambul auch das Kreuz,
Hagia Sophia — wieder Chriſti Wohnung —!
Heil — Griechenland! Den heil'gen Berg — von Athos
Umglänzt der Sonne goldner Strahl! Mein Rußland,
Auch du vereinſt Erlöſerin der Völker!

Laßt mir mein Licht —! Mein wunderbares Licht —!
Es sehen muß ich — in ihm — wandeln — leben —!
(Er schwankt von dannen.

Korolin (verzweifelnd).
Er stirbt! Und meiner harrt ein gleiches Los.
Zum nächsten Posten muß ich — Ruft er mich nicht schon —?
Ich höre Stimmen — Schritte — Laßt mich noch —
Nur eine Weile laßt — mich noch — am Leben —
(Verbirgt sich.

Fünfter Auftritt.

Persiljew und Pugatschew treten wieder aus der Höhle. Korolin.

Persiljew.
Verweilt indeß! Ich geh' und prüfe ernstlich,
Was wir für Nachbarn haben, Wölfe, Bären —!
Und suche, was sich finden läßt — und wären's
Von einem Brombeerstrauche ein paar Träubchen —

Korolin (für sich mit äußerer Anstrengung).
Sie sind's! 'S ist Persiljew — Und Er!

Persiljew.
Behüte deine Waffen! Hörst du? Leg' sie
Nicht einen Augenblick zur Seite, Fremde!
(Klettert hinauf.)
Traut keinem! Unserm besten Freunde nicht!
Ich kenne viele, die für ein Stück Brot
Dem nächsten Posten uns verhandeln!

Potemkin (vor sich).

Ha!

Das kann geschehn! Ich tilge meine Schuld
Mit Einem Federstrich. Bezahlt! Bezahlt! (Schleicht davon.)

Pugatschew (setzt sich auf einen Stein und stützt das Haupt in den Schos).

Der Herbst ist da. Die Blätter fallen ab,
Bald liegt der Schnee auf Rußlands Fluren wieder —!
Der Sklave kriecht zu seinem Herrn zurück,
Der warme Ofen wird ihm seine Freiheit
Und methberauscht küßt er des Büttels Knute.
Zu Weihnacht zündet er sein Bäumchen an
Und läßt, im heitern Augenblick verloren,
Die Kinder nach dem bunten Spielzeug langen —!
(Er betrachtet seine Waffen.)
Zur letzten Weihnacht thaten's kleine Pfeile
Und eine Armbrust, leichtlings noch zu tragen —
Nun müßten es wol echte Waffen sein —
Die ich euch schenken sollt'? Ich kaufe wieder
In euer Herz mich ein. Da nimm, mein Sohn!
Das lange Rohr hat mehr als Spatzen schon
Geschossen, Iwan —
(stellt die Flinte an den Stein)
Und du andrer dort,
Alexei — bist du doch kein Stiefkind! Hier
Den schmucken Türkensäbel, den bei Bender
Der Vater einem Pascha abgewonnen —
Und nicht gestohlen — wie sein „Roß"! Im Halfter
(hebt den Säbel aus dem Gewehr und legt ihn fort)
Des Thieres staken persische Pistolen
Mit Damascenerarbeit —! Sieh! Hier deutlich

Iſt eine Inſchrift eingegraben! Sergius
Verdolmetſcht ſie euch einſt. 'S iſt perſiſch!
(Legt die Pinceln auf den Stein.)
Ein Derwiſch hat mir ſo im Türkenkrieg
Den Spruch erklärt, er heiße: „Kehre wieder!
Und wenn du fällſt, ſo falle durch die Hand
Nur eines Höhern als du ſelber biſt!"
Der Perſer kam nicht, ihn erſchlug ein Paſcha —
Der Paſcha kam nicht, ihn erſchlug ein Kaiſer,
Der Kaiſer kommt nicht —
(Blickt gen oben.)
Den hat Gott erſchlagen!
(Er verfällt in eine andere Richtung der Gedanken und achtet dabei ſeiner Waffen nicht mehr.)
Es iſt vollbracht! Dem Bildner ſank das Werk
Zuſammen, roh und unvollendet — Lüge
Kann ſelbſt vor ſchlechter Wahrheit nicht beſtehn!
Für Rußland war's ein wüſter Morgentraum —
Ein Traum der Zukunft —! Abwärts ſchwimmen ſie
Den Strom der Zeit hinunter meine Trümmer —
Nimmt ſie wol einſt ein gaſtlich Ufer auf? . . . .
(Er ermannt ſich.)
Und wenn es wieder leuchtete, das Glück?
Wenn einmal noch die Schale niederſänke,
Noch einmal meine Krone Glauben fände
Und grün der welke Lorber ſich verjüngte . . . .?
Daß die Gewöhnung uns ſo ſchmeicheln kann!
Daß Hochmuth, den mein Herz nie kannte, dennoch
Unmerklich ein ſich ſtiehlt! Mit Löwenſtimme
Möcht' ich den Menſchen, allen Zeiten rufen:
Warum ſoll ich noch einmal nicht erſtehn?

mir meine liebſten Pläne ſchon verdorben. Ich will andre Saiten aufziehen, will alle die Kameele durch ein Nadelöhr ſchicken. Englands Antrag hat mich überraſcht, England iſt die Idee meiner Frau, ſo bin ich denn für England und nun bald Hochzeit und Kindtaufe!

Lakai (tritt ein und meldet).

Se. Hoheit der Erbprinz von Baireuth.

König.

Aha! Ganz genehm!

Lakai (ab).

Erbprinz (tritt ein).

Sind das die Zimmer des alten Brummbärs! (Zum König) Iſt das das Cabinet des Königs?

König.

Zu dienen.

Erbprinz.

So geh' Er hinein und meld' Er mich. Ich bin der Erbprinz von Baireuth!

König (ſtaunend bei Seite).

Wofür hält er mich?

Erbprinz.

Wie ſieht Er denn aus? Schäm' Er ſich! Er iſt wohl der Kammerhuſar des Königs? Empfängt man ſo Perſonen, denen ſein König Audienz giebt?

Zum zweiten mal das Banner nicht entfalten?
Erst lernt man siegen, wenn man unterlag . . . . .
Durch Schaden klug lernt man den Vortheil nützen —
Jetzt wär' ich reif, die Zügel straff zu halten,
Jetzt einem wilden ungeschlachten Körper
Die Seele eines Willens einzuhauchen —
Zu überzeugen — nicht zu schrecken mehr —!
Jetzt könnt' ich —! (Er horcht auf.) Ducke dich, du Heldenseele —
Ein einz'ger Fußtritt — und mein Thron ist da,
Wo ich (schleicht auf die Höhle zu) den Füchsen ihre Gruben stehle!
(Er geht ab und vergißt die Waffen.)

Sechster Auftritt.

Borolin (dem die Hände über dem Rücken gebunden sind) mit einem Detachement von mindestens zwölf Soldaten. Erster und zweiter Offizier. Später Persiljew.

Erster Offizier.
Du selber sollst uns führen!

Zweiter Offizier.
Seht die Waffen!

Erster Offizier.
So lag er nicht —

Zweiter Offizier (commandirt entschlossen)
Fällt das Gewehr!

Beide Offiziere.
Und Marsch!

(Borolin geht mit allen Soldaten und Offizieren in die Höhle. Die Zelten mit eingelegtem Bajonnet und schußfertig.)

Persiljew (erscheint eben auf dem Felsenrande und klettert behutsam herab. Er spricht während des Kletterns)

O bittres Leid! Wer starb in meinen Armen!
Der tapfre Sergius! Der wilde Pope!
Ich suche Nahrung, seh' Zwergtannen nur —
Nichts Eßbares ringsum — ein Haselstrauch
Erbarmte sich und füllte mir die Mütze
(er hat sie in der Hand)
Mit Nüssen — Seh' ich einen Mann in Lumpen
Am Boden liegen, schleiche hin zu ihm —
Ein irres Lächeln zuckt auf seinem Antlitz,
Das eines Sterbenden —! Ich faß' ihn an —
Ich halte seine Hand — erkenn' ihn — Gott!
Ist's möglich! Unser Würfelpriester! Er,
Die Schuld des ganzen Elends! Dennoch Saul
Und Samuel und David ineinander!
Kaum hab' ich ihn erkannt, den Mund geöffnet,
Ein wenig ihn erquickt aus meiner Flasche,
Die noch den letzten Rest vom Altarwein
Sanct-Isaak's so gern geborgen hätte,
Da glotzt am Eck des nächsten Felsengrunds
Ein Corporal mich an, dem meine Nüsse
Vielleicht geschmeckt, wenn er sie haben könnte —!
Nun muß ich auf — mein Amt als Kirchenvogt,
Als Priester, der die letzte Tröstung gibt,
Und Todtengräber lassen — mich verstecken
Doch, denk' ich, ist es wieder still, so schleich' ich
Zu meinem armen Todten —
(Er ist jetzt unten und erblickt die Waffen)
Halt! Was ist das?
Die Waffen draußen? Wo — er selbst —? Und dort

Im Sande Fußtrittſpuren — ? (Sieht in die Höhle.) Bajonnete —?
(Kehrt zurück und blickt rechts und links in die Scene.)
Und überall —? Da —? Dort —? Es wächſt aus Felſen —
Aus jedem Buſch ein Flintenlauf — (Zur Höhle.) Und hier —
(In der Höhle erfolgen zwölf Schüſſe, theils gleichzeitig, theils nacheinander.)
O Mutter Gottes! — — Das hat eingeſchlagen!
Die Kugeln pfiffen ihm den Abendſegen!
Es iſt vollbracht —!
(Er betrachtet die Waffen und greift danach.)
Kann ich noch leben ohne ihn? —
(Sieht in die Höhle.)
Nein — lebend noch? Er ringt mit nackten Händen —
Und wehrt dem ſpitzen Stahl der Bajonnete —!
Sie ſchoſſen auf die Grubengeiſter nur —?
Sie binden ihn — Nicht läßt ſich mehr entrinnen —
(Nickt in die Scene.)
Ich komme — Ja —! Rufſt du mich zum Appell —?
Gut, Corporal!
(Er hebt mit zitternder Hand ſeine Mütze empor.)
Da! — Hilf — mir — Nüſſe knacken!
(Er geht mit zuſammenbrechendem Knie zur Seite ab.)

(Verwandlung.)

Dritte Scene.

Im Kreml zu Moskau.

Eine dunkle, hochgewölbte Halle. Der Hintergrund ein großer dunkelrother Vorhang.

Siebenter Auftritt.

Fürst Razumoffsky führt, von der Seite auftretend, am Arm den **Grafen Orloff**.

Razumoffsky.

Beendet iſt der Kampf, der blutige —!
Erſtickt die finſtre Seele dieſes Aufruhrs!

Orloff.

Sie lebt doch noch — gefangen wie ein Thier
In einem Käfig —! Michelſon verdiente,
Als Vogelhändler ein Patent zu nehmen,
Jahrmärkte zu beſuchen —!

Razumoffsky.

Einen Käfig
Von Eiſen ließ er in Sarepta ſchmieden —
Weil alles Volk den Frevler ſehen wollte,
Den Ihr beſiegtet durch die weiſe Ordnung,
Die Ihr den Rüſtungen gegeben, und
Im Käfig ſchickt er ihn nach Moskau, hier
Zu enden auf dem Hochgericht — Faſt kommt
Zu ſpät die düſtre Karavane; denn
Die Völker ſtrömten, das Geſpenſt zu ſehen,
Auf hundert Werſt —! So ward uns der Beſuch
Der Kaiſerin in ihren Ahnen Burg,

In dieſem heil'gen Kremel — früher noch,
Als des Gefangenen Ankunft. Nicht unmöglich,
Daß ſie ihn nach Sibirien ſchickt.

Orloff.

Er ſtirbt —!
Schon zum Beweiſe, daß er kein Geſpenſt!
Zwölf Kugeln flogen in die Höhle, wo
Man ihn in einer Spalte kauern ſah —
Und keine traf! So muß das Beil ihn treffen,
Sonſt ſpinnt die Sage ew'ge Leichentücher.
Ich werde Katharinen nicht mehr ſehn —
Verbannung ſprech' ich ſelbſt mir zu —

Razumoffsky.

Mein Graf,
Ich bitte, bleibt! Mit Eures Geiſtes Kraft,
Die ſich verherrlicht ſelbſt in Euern Leiden —!

Orloff.

Der Tod nahm uns in Kaſan Bibikoff —
Ich geh' zu meinem Bruder nach Neapel —
Nach Capri, wo Tiberius lebt' und — ſtarb —!
In Rußland iſt mein Werk geſchehn! Erloſchen
Das Schattenbild, das meine That geworfen,
Und Ruhe hat der abgeſchiedne Geiſt.
Er irrte ſchreckhaft um im Mondenſcheine
Und hat an jede Hütte angeklopft —
Hat jedem Kummer klagend ſich geſellt,
Hat jedem Schmerz als Rächer ſich verbunden —
Und was er nie als Lebender geweſen,
Als Todter war er groß, ſchwang ſich, ein Held,
Auf Feuerrappen, hielt die wilde Mähne

Und jagte über Feld und Heide ſo,
Daß Funken unterm Hufe ſprühten, Wolken
Wie Nacht aus ſeinen Feuernüſtern dampften —
Wer hätte das geglaubt! Im Leben feige —
Im Tode tapfer! Gut! Die Kaiſ'rin will
Den Komödianten, der ſo täuſchend ſpielte,
Daß er Paris entzücken würde, noch
In ſeinem Käfig ſehn?

Razumoffsky.

Sie will im Stillen,
Indeß der Wagen langſam dort vorüber
(zeigt auf den Vorhang)
Im Hof mit ſeinen Eiſengittern rollt,
Ihr Auge auf ihn richten

Orloff.

Noch im Zweifel —!
Vor iſt's das Grab, das ſie ſich öffnen läßt
Im Alexander-Newsky-Kloſter —! Gut! So ſagt
Ihr endlich denn, was ich ihr nie geſtanden,
Wie Peter ſtarb —! Ich darf ſie nicht mehr ſehn,
Wenn ausgeſprochen — was in jener Nacht
Geſchehn und Rußlands Genius befahl —

Razumoffsky.

Nein, bleibt! Seht unſre Kaiſerin —! Sie naht
Mit feierlichem Schritt! Des Siegers Auge
Werft beide auf den überwundnen Frevler!

Orloff.

Nicht ich —! Schon einmal ſtand ich, wacht' allein
An ſeiner Leiche —! Hörte ſeinen Mund,

Den um Erbarmen fleh'nden Bettlermund —!
Ich laff' ihn Euch —!

(Pauken und Trompeten.)

Sie iſt's! Mit Fackeln? Ha!
Die Fackeln ſind es nicht der Eumeniden!
Ich halt' Euch Stand und zittre nicht! Doch ja,
Es könnten dieſe Fackeln ihr den Thau
In meinem Auge zeigen! Thränen, Freund,
Des Abſchieds, den ich nehmen muß von ihr!
Leb' wohl, Semiramis! Gewiß — ich liebte —
Das Weib in dir — nicht ſollt' es Kaiſerin werden!
Um deine Krone iſt es nicht geſchehn —!
Auch um dein — Herz nicht, Katharina! Laß
Voltaire in Ferney die Geſchichte ſchreiben —
In lichtern Höhen thront die Muſe Klio —
Und Rurik's Geiſt wird ihr den Griffel führen!

(Razumoffsky führt ihn ab.)

Razumoffsky (ſieht der zuſammengebrochenen Geſtalt mit Wehmuth nach)
Der Menſch — ein Richter? — — Kein Atom der Gottheit
Gibt uns die Kraft dazu! — —

Achter Auftritt.

Katharina (in Trauer). Ihr ganzer Hof begleitet ſie. Razumoffsky. Einige Lichter und Fackeln, die jedoch den Raum in natürlicher Helle laſſen.

Razumoffsky.

Gebieterin!
Graf Orloff, der den Bürgerkrieg beendet,
Empfiehlt ſich Eurer Gnade —! Nach dem Süden,

Die Leiden der Geſundheit dort zu heilen,
Entſenden ihn die Aerzte —

Katharina (traurend und mit ernſter Beziehung)

Sind die Herrſcher
Auch Aerzte — wenn ſie ſtrafen —! Strafend lohnen?
Warum verläßt mich Orloff und begrüßt
Mich nicht? Verſchmäht den Dank der Kaiſerin?

Razumoffsky.

Wünſcht nur die Lindrung ſeinen Leiden, Herrin!
Vergeßt, was hinter ihm! Ein einz'ger Blick
Auf andre, blut'gre Frevel noch — dann Schweigen
Und ew'ge Ruhe dem Vergangenen!

(Zeigt in den Hintergrund)

Erhabne Herrin, das bewußte Fenſter!
Der Unglückſelige — er weiß es nicht,
Wer ihm in dieſem Raum ſein Auge ſchenkt,
Wenn er in ſeiner Haft, im Fackelglanz
Des Schloßhofs, Euch erſcheint —! Wüßt' er's — er würde
Auf Eure Gnade hoffen! Gebt dies Beiſpiel
Der Großmuth nicht, erhabne Herrſcherin,
Die Rädelsführer ſtraftet Ihr zu milde! —
Noch iſt die Zeit nicht reif für ſolche Schonung!
Hier löſcht der Tod allein, der Tod die Schuld,
Die unerhörte! Der Verbrecher iſt
Sein Schickſal zu erdulden — längſt bereit —
Der Tod des Mitverſchwornen Perſiljew
Ward ihm auf ſeinem Weg Ermuthigung —
Und Weib und Kinder ſprechen Troſt ihm zu —
Geb' ich das Zeichen —?

Katharina (hält ihn ſchaudernd zurück)

Razumoffsky —! Faßt es!

Rasumowsky.

Die Räder ſeines Wägens hör' ich rollen,
In dem er deinem Volk gezeigt vom Ural
Zur Wolga, von der Wolga bis zum Don,
Vom Don bis zur Boleta Moskaus —

Katharina.

Nennt
Die Namen nicht der Flüſſe mehr und Städte,
Die gräßlich meinem Ohre widerklingen!
Sie ſollen dieſe Namen nicht mehr führen!
Selbſt Pugatſchew ſoll nicht geweſen ſein!
Gelebt nicht haben! Funfzig Jahre, will ich,
Daß dieſen Bürgerkrieg der Schleier decke,
Kein Lob ertöne denen, die geſiegt,
Kein Tadel dem, der überwunden! Stumm
Und lautlos, wie dies Bild, das du mich willſt
Mit eignem Auge ſchaudernd ſehen laſſen —
Bleib' auch auf funfzig Jahre die Erinn'rung
In meinem Reich an dieſe Schreckenstage!
Kein Dorn! Kein Lorber! Säulen nicht der Ehre,
Der Schande nicht —! Nur Thaten, die unmöglich
Die Wiederkehr ſo wilder Frevel machen —!
In funfzig Jahren — dann wird Rußland mündig —!
Dann gebe man ihn frei, den düſtern Namen,
Und deute ihn, verſöhnt — im Sinn der Milde,
Die dann erlaubt —

(Sie winkt nach dem Vorhang.)

Letzter Auftritt.

Der Vorhang rauſcht auf. Man ſieht in Fackelſcheinbeleuchtung den Hof des Kreml. In ein großes ausgehobenes Fenſter rahmen ſich die Eiſenſtäbe des mächtigen Wagens ein, auf welchem, beſchienen vom rothen Lichte, **Pugatſchew** ſteht mit **Sophia**, die abgewendeten Antlitzes vor ihm liegt und ſeine Knie umfaßt. **Perſiljew** ſitzt, das Haupt geſenkt. **Iwan** und **Alexei** ergänzen trauernd die Gruppe. Dieſe währt eine Weile und bleibt unbeweglich. **Die Vorigen** ſtehen im dunkeln Vordergrund und betrachten das Bild mit Schrecken.

Katharina (in großer Aufregung, tritt einige Schritte vor und richtet die Augen prüfend auf die ihr ſich darbietende Perſönlichkeit des Prätendenten. Dann tritt ſie zurück, blickt noch eine Weile hin und gibt das Zeichen des Verſchwindens. Der Käfig rollt dumpf und langſam vorüber. Die hintern Vorhänge fallen zu.)

Nach Petersburg kehr' ich
Zurück! Ihr, Razumoſſoky, bleibt, die Ordnung
Im Süden meines Reiches neu zu gründen!
Gott unſer Hort! Ich leg' in Eure Hände
Den Anfang beſſrer Zeit — — und dort — — —
(alles iſt auf ihr Urtheil gerannt. Sie zeigt auf den Hintergrund)
das Ende!
(Sie wendet ſich feierlich und würdevoll zum Gehen.)

(Der Vorhang fällt langſam.)

König.

Wollten Ew. Hoheit den König von Preußen ſprechen?

Erbprinz.

Er hört es ja. Meld' Er mich!

König.

Den Augenblick, Ew. Hoheit. (Will ab.)

Erbprinz.

So will Er zu ſeinem Herrn hinein? Ohne Stiefel, in Hemdärmeln?

König (ſieht ihn ganz verdutzt an).

O ich ſtehe mit dem König auf einem ſehr vertrauten Fuß! (Ab.)

Erbprinz (allein).

Ein merkwürdiger Hofſtaat hier! In den Antichambres ſtehen die Kammerhuſaren barfuß. Ich vermuthe, das iſt auch aus Sparſamkeit, um die Livréen zu ſchonen. Nun, die Stunde iſt da. Die Würfel werden fallen. Wilhelmine! Sie! Nur Sie! Ein ſolches Weſen ſollte einwilligen, ſich mit dem gemalten Bilde eines Prinzen von Wales, mit dem bunten Schattenriß eines niegeſehenen Erzherzogs von Oeſterreich zu vermählen? Nein, ich rechne auf den Genius der Liebe und den Zufall, der mir vielleicht günſtiger iſt, als ich erwartete. Die Eltern ſind uneins, ſo gewinn' ich Zeit, Wilhelminens Herz zu erringen. Der König kommt. Jetzt werde ich ſeine günſtigen Anſichten über Oeſterreich hören.

Anmerkung.

An den Cenſurrückſichten, die 1845 noch ſchwer auf deutſcher Litera-tur und Bühne laſteten, mußte die erſte Abfaſſung des vorſtehenden, hier-mit in durchaus neuer Geſtalt wiedergegebenen Dramas zunächſt ſcheitern. Die Ermordung Peter's des Dritten von Rußland, Katharinens zweideutige Stellung zur Palaſtrevolution des Jahres 1762, die Theilung Polens — ſol-chen Stoffen gehörte die damalige Bühne nicht, wenigſtens nicht die der großen Hoftheater, wo in einer Proſceniumsloge gerade ein Orloff, mit Ordensbändern und Sternen geſchmückt, als Flügeladjutant Sr. Majeſtät des Kaiſers Nikolaus anweſend ſein und ſich über die düſtere Erinnerung an ſeine Ahnen erfolgreich beſchweren konnte. Doch machten Stuttgart und Kaſſel von dieſem Verhängniß deutſcher Autoren eine ruhmliche Ausnahme; für die erſtere Bühne um ſo anerkennenswerther, als ſonſt daſelbſt die ruſſiſchen Ver-wandtſchaften des Königshauſes maßgebend zu ſein pflegen.

Der Verfaſſer ſchrieb immer für die ſceniſche Darſtellung. Auch für dieſe Arbeit hoffte er eine ſolche und die Folge war: freiwillige Selbſt-beſchränkung und zu weit gehende eigene Vorwegnahme der Cenſurrückſichten; letzteres in ſolchem Grade, daß die ausgiebige und die Sache innerlichſt er-ſchöpfende Geſtaltung des Stoffs im Keime verhindert blieb. Bloße Andeu-tungen erträgt die Bühne nicht. Das ganze Werk trat zu ſchüchtern und unfertig hervor.

Die neue Geſtaltung hat geglaubt, ſich an unſere glücklich errungenen beſſern Zuſtände anlehnen zu dürfen, und ſetzt ſelbſt für Bibikoff, den Re-präſentanten der Theilung Polens, eine unbefangene Beurtheilung ſeitens unſerer Bühnenvorſtände voraus. Die Reſultate jener Theilung mag die eiſerne Hand der mehr oder minder Beati possidentes ſchützen und feſthalten, aber der Urſprung der Theilung gehört der Geſchichte an und läßt keine Bemäntelung zu. Dieſem Urſprung geſchichtlich und bei harmlos poetiſcher Gelegenheit aus dem Wege zu gehen wäre eine Feigheit, die wir ſchon lange, in andern Dingen, im Bewußtſein unſerer erſtarkten Nationalität, nicht mehr

oder uns Herr werden lassen. Hoffentlich lernen die Theaterdirectionen unserer Fürsten immer mehr einsehen, daß sich in einer freiern Zeit mancherlei auf der Bühne wagen läßt.

Dem Vorwurf, der gegen die frühere Fassung dieses Stücks dahin ausgesprochen wurde, daß Pugatschew für einen deutschen Kosacken zu gebildet wäre, begegn' ich auch noch jetzt mit Reclamation der nicht ganz veräußerten Rechte des Idealismus. Lag der tragische Hebel des Stoffs in jenem Zwiespalt, daß Pugatschew eine politische Rolle zu spielen hatte, die menschlich nicht von ihm gerecht werden konnte, so war, zumal wenn ein geschichtlich erwiesener Verfall, die ihm so schwer zu Herzen gegangene Verleugnung seiner Frau und Kinder, die Grundlage der Verwickelung bildete, die Erlaubniß von selbst gegeben, in einen so grell realistischen Stoff auch einen ideellen Gedankengang und in unserm Falle geradezu den dialektischen Proceß eines menschlichen Doppeldaseins zu übertragen. Gemildert wurde mein in der frühern Fassung fast calderonisirendes Beiwerk durch die gegenwärtig realere, bekanntlich so furchtbar und ungeheuerlich gewesene Erscheinung Pugatschew's (vgl. die treffliche Skizze über ihn von Karl Krenzel in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd", Neue Folge, Nr. 11, die nunmehr aus dem spröden Stoff geschichtsgetreuer herausgearbeitet ist. Die Einführung Katharinens und Orloff's als unmittelbar persönliche Träger ihres Antheils an dem geschichtlichen Stoff ist nach einem Vorrecht der dramatischen Dichtkunst gewagt worden, das ihr bei Stoffen nie bestritten wurde, die einer ältern Zeit angehören. Der Autor ließ auch hier die Kuriere, Depeschen, Cabinetsverhandlungen am grünen Tisch u. s. w. fallen und übergab die an dem Stoff activ und passiv betheiligten Begriffe unmittelbar der Darstellung derselben durch die betheiligten Personen. So kam Katharina nach Kasan und nach Moskau; so wurde das ganze Verhältniß Orloff's zum Weibe Peter's des Dritten und zu Katharinen in derjenigen — Naivetät erfaßt, die im Begrifflichen des Verhältnisses liegt und der Bühne für die Schilderung älterer Zeiten gestattet war. Der Verfasser weiß vollkommen, daß 1774 auch schon in St.-Petersburg statt „Ich" Man gesagt wurde. Und ist das „Ich" im Grunde nicht wahrer als das „Man"?

Daß der Ural vor dem Pugatschew'schen Aufstande Jaik hieß und die Stadt Uralsk Jaizk, wußte der Verfasser nicht minder. Er wählte die jetzt geläufigern Namen mit Absicht.

Das Weihnachtslied im ersten Aufzuge hat Ferdinand Hiller in eine wohllautende Melodie gesetzt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig

Dramatiſche Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollſtändige neu umgearbeitete Ausgabe.

Sechstes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1862.

Ein weißes Blatt.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

Vierte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1862.

Ein weißes Blatt.

Schauſpiel

in

fünf Aufzügen.

Perſonen.

Madame Steiner, geborene von Seeburg.
Eveline,
Wilhelm, Maler und Profeſſor an einer Akademie, } ihre Kinder.
Oekonomierath von Seeburg, ihr Bruder.
Frau von Flitter.
Beate, } Schweſtern.
Tony, }
Guſtav Holm, ein junger Gelehrter.
Valentin, ſein Diener.
Röschen, Evelinens Mädchen.
Niklas, } Gärtnerburſche.
Paul, }
Bedienter der Madame Steiner.
Gäſte, Herren und Damen.

Die Scene iſt theils in einer Provinzialhauptſtadt, theils auf dem Lande

Fünfter Auftritt.

König (im großen Staate mit dem Ordensbande). Der Erbprinz. Ein Lakai.

König (tritt näher).

Erbprinz (betrachtet ihn).

Iſt das nicht —

König.

Stutzen Sie nur. Eine kleine Verwechſelung!

Erbprinz (erſchrocken).

Meine Unbekanntſchaft, Majeſtät —

König.

Hat gar nichts zu ſagen. Sie waren ſchrecklich grob. Na, die Kammerhuſaren tragen dicke Pelze. Ich wünſchte Sie zu ſprechen. Sagen Sie mir mal, kommen Sie jetzt von Baireuth?

Erbprinz.

Ja, Ew. Majeſtät. Das heißt vor drei Jahren bin ich von Baireuth abgereiſt.

König.

Und waren in der Zeit?

Erbprinz.

In — in — in England!

Erſter Aufzug.

Bei Madame Steiner.

Ein elegantes Zimmer mit drei Eingängen. Tiſch mit Fauteuils. Einige Kiſten und Koffer ſtehen auf der Erde

Erſter Auftritt.

Valentin, ein Vierziger, rüſtig, mit langem Bart und in Bluſe, packt an den Koffern, auf der Erde kniend. **Röschen** tritt von der Seite ein.

Röschen. Hu, wie ſieht es hier in unſerm Salon aus! Das Unterſte zu oberſt gekehrt! Alſo wirklich, es wird abgereiſt, Herr Valentin?

Valentin. Um ſechs Uhr ſind die Pferde beſtellt.

Röschen. Und was haben Sie denn in all den Kiſten und Kaſten?

Valentin. Röschen, ſtören Sie mich nicht. Es ſoll hier alles gleich wieder ſauber aufgeräumt werden.

Röschen. Ja der Kiſte, was haben Sie da?

Valentin. Peruaniſche Vögel.

Röschen. Und dort?

Valentin. Spinnen und Seekrebſe aus Cadix.

Röschen. Pfui! Und hier?

Valentin. Skeletirte Fiſche aus der Südſee. Wollen Sie ſie 'mal ſehen?

Röschen. Laſſen Sie! Ich falle in Ohnmacht ſchon über die bloßen Abbildungen im Pfennig-Magazin. Wie ein Menſch von Geſchmack ſich entſchließen kann, Arzt und Naturforſcher zu werden!

Valentin. All die Meerkrabben und Kreuzſpinnen koch' ich ſelber aus und präparire ſie.

Röschen. Welch ein unappetitliches Handwerk! Auf Ihren Reiſen durch Afrika und Amerika und — Meſopotamien ſind Sie ſo gefühllos geworden, ſo gleichgültig — (kokettirend).

Valentin (immer noch packend). Gegen Sie?

Röschen. Was bilden Sie ſich ein! Einen Mann zu nehmen, der unſchuldige Vögel zerrupft und harmloſe Würmer präparirt — Nein, Ihr Herr! So mir nichts dir nichts abreiſen und nicht einmal gründliche Auskunft geben, wann Sie wieder zurückkommen werden!

Valentin. Vor Jahr und Tag nicht, Röschen.

Röschen. Geben Sie dem Herrn Doctor das Billet! Es iſt drüben von meinem Fräulein. Nun, wir ſehen uns doch noch, Herr Valentin?

Valentin. En passant, bei der Abreiſe! Pſt! Hören Sie, helfen Sie doch 'mal! (Zeigt auf einen Koffer, an dem er gepackt hat und deſſen Schwere er prüfen will.) Iſt er ſchwer?

Röschen (hält an einem Ende, während Valentin das andere hält. Sie läßt mit einem Schrei den Koffer fallen). Ha!

Valentin. Viel Uebergewicht.

Röschen. Ich habe mir was verhoben. Ach! Ach! (Thut als wollte ſie in Ohnmacht fallen.)

Valentin (kniet am Koffer, er zeigt auf einen Stuhl in der Ferne). Da iſt ein Stuhl, Mamſell Röschen.

Röschen (zornig über ſein Nichtringehen auf ihr Kokettiren). Sie ſind ein Barbar! Gehen Sie unter die Tectoſagen! Sie gehören gar nicht in die gebildete Geſellſchaft! (Ab, von wo ſie kam.)

Valentin (allein, das Zimmer aufräumend). Hahaha! Ja, ich bin ein ſchlechter Liebhaber. — Was das für ein zartes, wohlriechendes Briefchen iſt! Inwendig gewiß allerhand bunte Schnörkel gemalt, Luxuspapier nennen ſie's — Ich muß ſagen, nachgerade wurde das ganze Verhältniß Luxus. Die Familie meinte es gut, ſehr gut, aber die Wiſſenſchaft blieb ſtehen. Die Sammlungen ſind nicht geordnet. Es war die höchſte Zeit, daß das einmal aufhörte mit dem ewigen Klimpern und Leſen und Malen und überhaupt — zwei Naturforſcher! (Will zur andern Seite ab; es klopft.) Klopft es nicht? (Es klopft noch einmal.) Herein!

Zweiter Auftritt.

Wilhelm Steiner durch die Mitte. Er iſt in Trauer. **Valentin.**

Wilhelm. Doctor Guſtav Holm zu Hauſe?

Valentin. Zu dienen! Noch bis heute Abend um ſechs Uhr.

Wilhelm. Ich wünſcht' ihn zu ſprechen!

Valentin (zieht den Brief aus der Taſche). Wir haben heute noch manches —

Wilhelm. Nennen Sie ihm meinen Namen, Wilhelm Steiner.

Valentin (erſtaunt). Wer?

Wilhelm. Professor Steiner, Maler —

Valentin. Der Sohn der Madame Steiner hier?

Wilhelm. Der Bruder Evelinens. Vor wenig Stunden angekommen.

Valentin. Wir sind ja in Ihrem eigenen Hause, Herr Professor. Augenblicklich. (Ab zur Seite.)

Wilhelm (allein). Ein lästiger Besuch ist drüben bei meiner Mutter. Ich mache inzwischen diesen schmerzlichen Gang! Danken, aus innerster Seele danken, und doch auf den Lippen ein Vorwurf — ein Vorwurf, den ich auszusprechen nicht berechtigt bin! — Wie bin ich begierig, diesen jungen Mann kennen zu lernen! In ihren Briefen nannten sie ihn edel, sie legten ihm die glänzendsten Eigenschaften bei, und jetzt, da er scheidet, wie deut' ich bei den Meinen dies drückende Schweigen? Sollt' ich einen Blütenzweig, nach dem er nicht zu langen wagte, ihm niedriger beugen müssen, oder verläßt mich hier jene Sehkraft, die der Künstler auch an seinem innern Auge zu schärfen lernte? Selbst von einer Liebe erfüllt, muß ich — für eine andere sorgen — Er kommt.

Dritter Auftritt.

Gustav Holm, durchweg frisch, lebhaft aufgeregt, wie man kurz vor einer Reise zu sein pflegt. Er kommt von der Seite. **Wilhelm.**

Gustav. Hört' ich recht? Herr Professor Steiner, der erwartete Sohn des Hauses, dessen Zimmer ich —

Wilhelm (fällt ein). Wilhelm Steiner, der aus tiefstem Herzen danken will für alles, was Sie an den Seinigen (reicht ihm mit Biederkeit die Hand) Uneigennütziges und Edles gethan haben.

Guſtav. Entſchuldigen Sie mich, Herr Profeſſor. Sie finden mich in den Zurüſtungen meiner Abreiſe. Es ſieht hier in Ihren eigenen Zimmern ſo wild — bitte, bitte, legen Sie ab. (Nimmt Wilhelm ſeinen Hut und holt einen Stuhl.)

Wilhelm (holt ſich gleichfalls einen). Herr Doctor, keine Umſtände! Durch die Freundſchaft, die Sie den Meinigen bewieſen haben, ſtehen wir uns ſo nahe, daß es über unſere Perſonen keiner äußern Verſtändigung bedarf.

(Beide ſitzen.)

Guſtav. Sie ſchlagen die kleinen Verdienſte, die ich Ihrer guten Familie leiſtete, zu hoch an. Wie Sie vielleicht wiſſen werden, war ich fünf Jahre im Auftrag der Regierung auf einer naturhiſtoriſchen Reiſe begriffen. Als ich über London zurückkehrte, hatt' ich das Vergnügen, Ihrem Herrn Vater, der die Conſulatsgeſchäfte unſerer Regierung beſorgte, daſelbſt bekannt zu werden. Eine Krankheit, die er lange Jahre mit Seelengröße ertragen hatte, warf ihn aufs Lager. Die Bemühungen der bedeutendſten Aerzte Londons waren fruchtlos, die Gefahr wuchs —

Wilhelm (ſchmerzlich gefaßt). Er ſtarb.

Guſtav. Ihre Mutter und Schweſter ſtanden in der großen Stadt allein. Es fehlte nicht an Beileid, aber an Beiſtand. Die bedeutende Erblaſſenſchaft des Verblichenen zu ordnen, die Weitläufigkeiten der gerichtlichen Proceduren, die Vorbereitungen, England zu verlaſſen, alles das —

Wilhelm (drückt ihm die Hand). Fiel auf Sie, auf Ihren Schutz, Ihre edle Aufopferung!

Guſtav. Es war ein Gebot ſchon der nächſten Menſchenpflicht; um wie viel mehr, da ich dadurch das Vergnügen einer ſo lieben Reiſebegleitung gewinnen ſollte. Der Verluſt, an ſich unerſetzlich, mußte verſchmerzt werden, und ich freute mich, daß

es den Zerſtreuungen der Landreiſe über Holland und Belgien gelang, das Gemüth der lieben Ihrigen zu beruhigen.

Wilhelm. Völlige Beruhigung hoff' ich von der Zeit.

Guſtav. Sie wird den Ihrigen werden. Ihre Mutter iſt ein Weſen von ſo hoher Vortrefflichkeit, eine ſo ſeelenreine, feſte und ſtarke Natur, ein Charakter —

Wilhelm. Meine Schweſter ſtrebt ihr ähnlich zu werden.

Guſtav. Sie iſt es — das Ebenbild der Mutter! — Ich hielt es für meine Pflicht, mich bis zur Ankunft des in ſeiner Kunſt ſo berühmten Sohnes — (Wilhelm verbeugt ſich abweiſend) den Ihrigen noch dauernd zu widmen. Ich habe ſo viel Herzlichkeit, ſo viel Freundſchaft dafür von den guten, herrlichen Menſchen, die mich mit allen meinen Sammlungen in Ihrem Familienhauſe abſteigen ließen, empfangen, daß mir der Abſchied unmöglich ſein würde, wenn nicht Umſtände mich zwängen, ihn zu beſchleunigen.

Wilhelm. Sie werden wirklich reiſen?

Guſtav. Heut' um ſechs, Herr Steiner.

Wilhelm. Ich fürchte, Sie ſind dem kleinen Kreiſe, den Sie verlaſſen, ſchon zur Gewohnheit geworden. Würde Ihnen (ſtockend) unſere Stadt nicht die Mittel zu einem dauernden Aufenthalte bieten können?

Guſtav. Wohl, wohl, aber ermeſſen Sie meine eigenthümliche Lage. Es betrifft ein Verhältniß, über das ich vor fünf Jahren das Wort gegeben hatte, zu ſchweigen, das ich aber jetzt — wol nennen kann.

Wilhelm. Sie ſpannen meine Neugier.

Guſtav. Ich hatte kaum ausſtudirt, als ich es bei meinem Fleiße wagen durfte, ſchon meine Prüfungen zu beſtehen. Sie fielen ſo günſtig aus, daß die Regierung mir den Antrag machte, mich auf Staatskoſten reiſen zu laſſen. Ich erhielt die Auto-

riſation zu dieſer Reiſe mit allen dazu erforderlichen Hülfsmitteln und der ausdrücklichen Verſicherung, daß ich, nach fünf Jahren zurückgekehrt, mich unmittelbar einer Anſtellung auf unſerer Landesuniverſität würde zu erfreuen haben. Denken Sie ſich, wie zwei angenehme Erfahrungen eſt in einen tragiſchen Conflict gerathen können. In dem Augenblick, da ich den Auftrag der Regierung erhalte, mach' ich auf der Univerſität die Bekanntſchaft eines Weſens, das mich mit plötzlichem Zauber feſſelte, eines Mädchens, das ich liebte. (Wilhelm erſchrickt.) Die Zeit drängte, die Verſtändigung erfolgte, ich war in einer Lage, deren Qual nur ein liebendes Herz verſtehen kann. Daß ich blieb, war mein erſter Gedanke. Aber die Freunde, meine Gönner, die Geliebte ſelbſt, ſtellten mir vor, daß ich meiner Laufbahn, meiner Zukunft ſchuldig wäre, den Antrag der Regierung anzunehmen. Malen Sie ſich den Gedanken einer fünfjährigen Trennung aus, vergegenwärtigen Sie ſich die gerechten Beſorgniſſe, daß ich, wie ſo viele Reiſende, in der Wildniß das Opfer meiner Wiſſenſchaft werden konnte, und Sie werden die Hochherzigkeit eines Weſens ſchätzen, daß ſich im Angeſicht dieſer dunkeln Zukunft dennoch freudig mit mir verlobte. (Er zeigt auf ſeinen Verlobungsring.)

Wilhelm. Und das konnte Geheimniß bleiben?

Guſtav. Heute ſteck' ich den Ring zum erſten male an. Ich hielt es für grauſam, dem möglichen Tode entgegenzugehen und ein Mädchen öffentlich zu binden. Die Aeltern — der Vater war Oekonom, zehn Meilen von hier — ſonſt einverſtanden mit dem Verhältniß, machten, aus Beſorgniß für die Zukunft ihrer Tochter, auch die Bedingung des unverbrüchlichen Stillſchweigens.

Wilhelm. Und Sie ſprachen nie davon mit den Meinigen?

Guſtav. Doch nicht. Ich hatte das Verſprechen des Schweigens gegeben und ich haſſe das Aufdringen ſeiner eigenen Lebensverhältniſſe. Ich würde auch nicht zu Ihnen davon ſprechen, wenn ich

nicht auf dem Punkt meiner Abreiſe ſtünde und längſt gewünſcht hätte, Ihre werthe Familie mit einem Verhältniß bekannt zu machen, das ich erſt — — durch die Reiſe zu meiner Braut und das Anſtecken des Verlobungsrings declariren wollte.

Wilhelm (ſteht auf). Herr Holm, in der Dankbarkeit, die ich, die meine Familie für Sie empfindet, wird ſich nichts verändern. Rechnen Sie auf uns in jeder Lage Ihres Lebens. Die Gründe Ihrer beſchleunigten Abreiſe ſind zu dringend —

Guſtav. Nennen Sie ſie doch jetzt Ihrer würdigen Mutter. In wenig Zeit komm' ich ſelbſt hinüber. Ich erbat mir noch einen kurzen Augenblick, um von Menſchen, die mir unvergeßlich bleiben werden, Abſchied zu nehmen. Ihr Fräulein Schweſter (zieht das von Valentin erhaltene Billet hervor) wünſcht, daß ich Ihrer Familie ſogar die letzten Stunden ſchenke. Sie ſchreibt: (lieſt) „Unfehlbar, geehrter Herr Holm, haben wir noch das Vergnügen, Sie kurz vor Ihrer Abreiſe zu ſehen, um ſo mehr, da die Erklärung, daß Sie nicht" — — Valentin, ei, der Brief hat feucht gelegen. Die Buchſtaben ſind verwiſcht. (Läßt Wilhelm mit einſehen.)

Wilhelm (bei Seite). Von ihren Thränen! — Es iſt wahr, Herr Holm, ſie wünſcht Sie noch einmal zu ſehen, ehe Sie ſcheiden. Verzeihen Sie die Rührung, die mich überkommt. Es iſt ſo ſchmerzlich, kaum ſich finden und ſich ſchon verlieren.

Guſtav (bietet ihm die Hand). Nehmen Sie dieſe Hand von einem Herzen, das es redlich meint. Ich fühle, wir würden Freunde werden.

Wilhelm (ſchlägt in die ſeine mit halb abgewandtem Antlitz ein). Wir ſind es! (Ab zur Seite.)

Bibl. Univers. Lips.

Vierter Auftritt.

Guſtav. Valentin.

Guſtav. Ein edler trefflicher Menſch, wie ſeine ganze Familie. Aber nun — Valentin! Valentin!

Valentin (von links). Iſt er fort?

Guſtav (zieht die Uhr). Nur noch eine Stunde Zeit. Alles wohl verpackt?

Valentin. Numerirt, wie auf dem Muſeum.

Guſtav. Die Conchylien? Die Mineralien? Die braſiliſchen Käfer?

Valentin. Daß Buffon ſeine Freude daran haben ſollte! (Trägt einige Kiſten nebenan ab.)

Guſtav (bückt ſich zu den letzten Kiſten.) Er war ſo bewegt! Was war ihm nur! Vielleicht weiß auch Er, was lieben und fünf, fünf Jahre entbehren heißt.

Valentin (zurückkommend). Ich ſehe das ganze Dorf ſchon in Alarm, wenn der Poſtillon bläſt und die Peitſche knallt! Das wird eine Einfahrt werden!

Guſtav. Wer weiß, Valentin, ob ich nicht abſteige und hinter den Hecken hereingeſchlichen komme.

Valentin. Friedersdorf heißt der Ort? Wir waren nur zur heimlichen Verlobung da ... Soll mich wundern, wie Garten und Feld ausſchaut. Die Aeltern ſind jetzt todt und Fräulein Braut, haha, wird was Rechtes von der Oekonomie gelernt haben. In fünf Jahren kann ſich (ſetzt den letzten Koffer auf die Schulter) freilich viel verändert haben.

Guſtav. Eins, Valentin, iſt ſich gleich geblieben, das Herz und unſere Treue! (Folgt zur Seite in ſein Zimmer.)

(Das Zimmer iſt jetzt frei von allem Geräth.)

König.

Lange in England?

Erbprinz (bei Seite).

Aha, jetzt werd' ich für England wirken! (Laut) O, lange genug, um dieſes ganz verkehrte und überwiegend lächerliche Land nach allen ſeinen Beziehungen kennen zu lernen.

König.

Was? Hören Sie, ſagen Sie das nicht! Da können wir noch lange laufen, bis wir dahin ankommen, wo die Engländer ſind. Waren Sie auch in Italien, Oeſterreich, da ſo herum?

Erbprinz (bei Seite).

Aha Oeſterreich? Er iſt für Oeſterreich! (Laut) Ja wohl! O eine ausgezeichnete Regierung, Gewerbfleiß, Handel, Verkehr, Bewegung und Leben in allen Kreiſen.

König.

Oeſterreich? Bewegung? Die wird ſich in Oeſterreich wohl noch halten laſſen.

Erbprinz (bei Seite).

Iſt er denn nicht für Oeſterreich?

König (bei Seite).

Sollt' er ſich auch mit Seckendorf und der ganzen Clique ſchon verſtändigt haben? (Laut) Hübſches Ländchen da, Ihr Baireuth. Boden etwas zu ſteinigt. Bringt Ihrem Vater wohl nicht viel ein? He?

Fünfter Auftritt.

Madame Steiner (in Trauer). **Frau von Flitter** treten zur andern Seite ein. **Zuletzt ein Bedienter.**

Fr. von Flitter. Vortrefflich eingerichtet, liebe Steiner, für ſo kurze Zeit magnifique! Grüßen Sie Evelinchen! Sie wird doch in England nicht den Spleen bekommen haben? Adieu, liebe Steiner! Ich vertröſte Sie auf meine Winterabende. Ich habe die ganze Geſellſchaft! Regelmäßig Major von Waller nebſt Tochter, Oberſt Heineck nebſt Nichte, Geheimrath Zeiſig nebſt zwei Schwägerinnen. Die eine ſingt vortrefflich, die andere malt, die Waller componirt, die kleine Heineck dichtet und wir, liebe Freundin, wir (ins Ohr) recenſiren. (Ab.)

Mad. Steiner (allein, ſetzt ſich an den Tiſch). Der Verluſt iſt bitter, aber der Troſt, den manche Menſchen geben, könnte zur Verzweiflung bringen! (Klingelt. Ein Bedienter tritt ein.) Meine Tochter. (Bedienter zur Seite ab.)

Sechster Auftritt.

Wilhelm. Madame Steiner.

Wilhelm (auch von der Seite). Du haſt den Wagen abbeſtellt, liebe Mutter; du ſollteſt dir dieſe Zerſtreuung gönnen.

Mad. Steiner. Ich fühle mich nicht wohl.

Wilhelm. Doctor Helm wird aus ſeinen Zimmern herüberkommen, um Abſchied zu nehmen. Du hätteſt dich und beſonders Evelinen dieſer Scene entziehen ſollen.

Mad. Steiner. Weshalb, mein Sohn?

Wilhelm. Liebe Mutter, gegen mich ſollte man doch kein Geheimniß haben.

Mad. Steiner. Welches Geheimniß?

Wilhelm. Ich begreife euch nicht! Seid ihr denn vom Formenweſen der Geſellſchaft ſo bethört, daß ihr zu niemand mehr Vertrauen habt und zu euerm eigenen Selbſt am wenigſten? Ich muß Evelinen ſprechen.

Mad. Steiner (ſteht auf). Ich beſchwöre dich, Wilhelm, keine Uebereilung.

Wilhelm. Wozu dies Schweigen?

Mad. Steiner. Was im Schweigen geboren wurde, kann im Schweigen erſterben.

Wilhelm. Holm iſt ein unverdorbener, offener Sohn der Natur. Ein Charakter von einer Unbefangenheit, die mich ſchwindeln macht. Er ahnt nicht das Mindeſte. — Sie kommt!

Siebenter Auftritt.

Eveline (in Halbtrauer). Die Vorigen. Zuletzt Valentin.

Eveline (gibt ſich bis zum Schluß des Acts den Anſtrich des vollkommenſten Gleichmuths. Es iſt Sache der Darſtellerin, unter dieſem leichten, faſt kalten Schein die innere Verzweiflung errathen zu laſſen. Beim Eintreten legt ſie ein rothſaffianenes Stammbuch auf den Tiſch). Du wärſt doch wol lieber ausgefahren, Mama? Ah, Wilhelm! (Sieht nach einer Uhr, die ſie vorn an der Bruſt trägt.) Seht euch doch. Wie viel iſt deine Uhr, Wilhelm? Die meine geht nach —

Wilhelm. Eben ſchlug es fünf.

Eveline. So geht ſie vor. (Geht in Gedanken verloren ans Fenſter, an dem ſie ſich ſinnend eine Weile aufhält. Drückende Pauſe.)

Mad. Steiner (mit einer bittenden Miene nach dem unruhig umhergehenden Wilhelm hinüber). Unſere Bücherkiſten aus England ſind jetzt eingetroffen.

Eveline (hört nicht. Pauſe).

Mad. Steiner. Frau von Flitter hat uns gebeten, an ihren gerühmten Soiréen theilzunehmen.

Eveline (hört nicht. Pauſe).

Mad. Steiner. Willſt du deinem alten Muſiklehrer geſtatten, dir ſeine neueſte Sonate zu widmen.

Eveline (aufſchreckend). Wie, lieber Bruder, du ſagteſt etwas? Ihr ſeid ſo einſilbig. Setzen wir uns doch. Ei, ei, du biſt uns noch ſo viel zu erzählen ſchuldig, lieber Wilhelm. (Verſtellte Munterkeit.) Deine Briefe aus Rom — die waren ſehr ſchön, ganz meiſterhaft, die aus der Schweiz wurden ſchon karger und die ſpätern, als du gar Profeſſor wurdeſt, ließen alles zu wünſchen übrig. Du malſt Porträts, aber Gott ſei Dank! nur zur Erholung. Wie kann ſich ein bedeutender Künſtler, und das biſt du, nur dazu hergeben, jede vom Zufall dargebotene geiſtloſe Menſchenbildung auf der Leinwand wiederzugeben!

Wilhelm. Wol in jedem Antlitz findet ſich noch eine Spur des göttlichen Stempels.

Eveline. Mag ſein. Aber als du nach Rom gingſt, trugſt du langes Haar. Jetzt eine ſchöne Cravatte um den Hals, biſt modernisirt wie ein faſhionabler Damenmaler. Sieh, ſieh — es iſt ja wahr — du ſchriebſt uns von einer Schülerin, mit der du vor einem Jahre, als du in Magdeburg den alten Dom ſtudirteſt, einen kleinen Roman anfingſt. Wie iſt das mit dem armen Kinde geworden? Haſt auch du — wie ihr Männer zu thun pflegt — (Sie ſtockt.)

Mad. Steiner. Eveline?

Eveline. Mütterchen? (Will gleichgültig ſcheinen.)

Wilhelm. Deine Augen widerſprechen deinem Munde, dein Mund widerſpricht deinem Herzen.

Eveline. Weſſen klagſt du mich an?

Wilhelm. Ich klage dich an, daß du —

Mad. Steiner (unterbricht). Still! Still! Man kommt.

Valentin (ſieht mit der Reiſekappe durch die Mitte herein). Iſt's erlaubt? Ich bin ſchon ganz in der Ordnung für die Landſtraße. Nun, adjes allerſeits! Und unſern ſchönſten Dank für alles Genoſſene. Und in Friedersdorf dürfen wir doch grüßen unbekannterweiſe? Röschen ſagt ja, daß Sie in der Gegend Verwandte haben! Ei, da ſehen wir Sie vielleicht —

Wilhelm } (zugleich). Friedersdorf?
Mad. Steiner } Auf Wiederſehen, Alter! Lebt wohl!

Valentin. Nun, und nichts für ungut. Allerſeits, Adjes! Adjes! (Ab durch die Mitte.)

Wilhelm. Haſt du gehört, Eveline?

Eveline (beugt erſtaunend auf).

Mad. Steiner. Wilhelm, ich beſchwöre dich, ſchweige!

Wilhelm. Was ſoll ich reden? Er kommt. Reden — mag der Ring am Finger ſeiner linken Hand.

(Guſtav tritt ein. Eveline erblickt den Verlobungsring und ſtößt einen leiſen Schmerzensruf aus. Am Fenſter ſucht ſie ſich zu ſammeln.)

Achter Auftritt.

Guſtav. Die Vorigen.

Guſtav (an der Thür ſtehen bleibend). Stör' ich?

Mad. Steiner (winkt ihm, näher zu treten).

Guſtav. Vor allem — bitt' ich um Verzeihung, ich bin in meinen Reiſekleidern.

Mad. Steiner (tonlos.) Nur näher!

Guſtav. Behalten Sie Platz, alle, alle! Laſſen Sie ſich durch nichts ſtören. Alles iſt geordnet, meine Sammlungen und Bücher ſind gepackt, auch die freundlichen Andenken, die Sie mir laſſen wollten, ſind nicht vergeſſen, der Wagen holt mich hier ab, und ſo iſt mein Wunſch erfüllt, Ihnen noch meine letzten Augenblicke widmen zu können — leider nur Augenblicke.

Mad. Steiner. Eveline! Herr Holm.

Eveline (wendet ſich und ſieht Guſtav ſich faſſend an).

Wilhelm (will ſie fortfahren). Entſchuldigen Sie, Herr Holm. Meiner Schweſter iſt nicht wohl —

Guſtav. Mein Fräulein —

Eveline. Nicht wohl? Du irrſt, lieber Bruder. Nehmen Sie doch Platz! Sie ſind — uns — willkommen! (Sie ſetzt ſich neben ihre Mutter.)

Wilhelm (bei Seite). Ich fange an, in dieſem Stelz die Seelengröße zu bewundern.

Mad. Steiner (winkt ihm Platz zu nehmen).

Guſtav (ſetzt ſich).

Mad. Steiner (ſich zuſammennehmend). Wie lange denken Sie wol unterwegs zu ſein?

Guſtav. Nun — einen Tag und eine Nacht. Der Weg führt durch die reizendſten Gegenden. Ja, ja, jetzt kennen Sie alſo die Urſache meiner Abreiſe?

Mad. Steiner. Mein Sohn hat ſie mir genannt. Sind wir Ihres Vertrauens ſo wenig würdig geweſen?

Guſtav. Ich durfte ja nicht reden! Ich hatte es noch feierlich den Aeltern meiner Braut geloben müſſen — bis zur Wiedervereinigung.

Wilhelm. Ich hörte das Ziel Ihrer Reiſe Friedersdorf nennen .... Das muß in der Gegend der neuen Beſitzung

unſers Onkels, des Oekonomieraths von Seeburg, ſein, den wir zu beſuchen gedachten .... Neurode .... Iſt Ihnen der Ort bekannt?

Guſtav. Ich lernte meine Verlobte nicht im Hauſe ihrer Aeltern kennen —

Wilhelm. Oder das Dorf Thalhütte?

Guſtav. Ich lebte nur acht Tage in Friedersdorf und dort nur den Intereſſen meines Herzens. Die Aeltern ſind todt; ich habe mich nicht genug verwundern können, wie meine Beate ſelbſt die Zügel der Wirthſchaft ergreifen konnte — jetzt wiſſen Sie, Fräulein Eveline, warum ich den Namen Beate muſikaliſch fand. Ich freue mich über dieſen praktiſchen Sinn, um ſo mehr, da ich ſelbſt keine Spur davon beſitze. Gewiß! Sie haben das wol auf unſerer Reiſe geſehen.

Mad. Steiner. Bitte, Herr Helm! Ihre Güte —

Guſtav. Bei den Wilden kam ich mit Blechpfennigen, nürnberger Tand und bunten Tuchecken weiter, als mit Doublonen und Piaſtern. Nicht wahr, Fräulein Eveline, Sie wiſſen, wenn es etwas zu behandeln gab, wie ungeſchickt ich Ihre Börſe verwaltete?

Mad. Steiner. Wir ſind nie ſo bequem gereiſt als während Ihrer Begleitung. Für Alles, Herr Helm, was Sie an uns gethan, müſſen wir Ihre Schuldner bleiben.

Guſtav. Mit ſchwerem Herzen nehm' ich auch von Ihnen Abſchied. Wahrlich, wenn ich in Worte faſſen ſollte, was ich an Dankbarkeit und innigſter Anhänglichkeit für Madame Steiner empfinde, ſo müßt' ich geſtehen, ich kann es nicht ausdrücken — Weiſen Sie dieſe Geſtändniſſe eines dankbaren Herzens nicht zurück. Ich fand eine Heimat, fand in Ihnen das Bild meiner ſeligen Mutter! Erhalten Sie mir ein Wohlwollen, das mich in Stunden, wo ich rathlos mich in Trübſinn erging, oft ſo

wunderbar erhoben und beruhigt hat. Sollte das Gefühl, das uns so traulich in den Tagen der Gefahr zusammenhielt, je ersterben können? Es ist nicht möglich, daß sich unsere Bahnen ewig trennen sollten. Werden Sie mich je vergessen?

Mad. Steiner. Nie, nie!

Gustav. Nun, dann scheid' ich mit erleichtertem Herzen.

(Es schlägt im Zimmer nebenan eine Uhr sechs.)

Eveline (schrickt heftig zusammen).

Gustav (holt seinen Hut). Es schlägt sechs. Der Abschied ist da. So wünsch' ich denn, Madame Steiner (küßt ihr die Hand), daß Gott im Kreise Ihrer Kinder Ihre Tage segnen möge. Sie Fräulein Eveline, haben mir (mit leichter Höflichkeit, ohne ihre Liebe zu ahnen) — noch vielerlei zu vergeben —

Eveline. O, Herr Holm —

Gustav. Wie oft hatten Sie Ursache, mein rauhes, schroffes Urtheil, die ungeschminkte Aufrichtigkeit eines Naturſohnes zu bekämpfen. Ihre Geduld und Nachsicht hat mich erst für die Gesellschaft brauchbar gemacht. (Lächelnd.) Haben Sie noch etwas auf dem Herzen für mich? Heraus! Heraus!

Eveline. Herr Holm, Ihre Güte —

Gustav. Irgendeinen Auftrag, einen Wunsch, einen Befehl —

Eveline (wendet sich).

Gustav. Ich sehe, daß Sie noch etwas haben. Doch nicht? Nichts, gar nichts?

Eveline (schüttelt den Kopf).

Gustav. Nun — dann sag' ich allen von Herzen, mit wahrer Freundschaft ein Lebewohl!

Eveline (sich vergessend). Ha!

Mad. Steiner. Wilhelm. Was ist?

Eveline (mit sich kämpfend und sich sammelnd). Nichts — nichts — nur noch eine Bitte, Herr Holm. (Sie öffnet das Stammbuch und

nimmt ein Blatt heraus. (Nach einer Pause.) Da iſt — ein weißes Blatt aus meinem Stammbuch — ſchreiben Sie mir auf dieſes Blättchen — ſchreiben Sie mir — zum Angedenken — einige Worte — der Erinnerung.

Guſtav (nimmt es). Mit Freuden; aber — ich muß es Ihnen ſchicken, Fräulein. Aus dem Stegreif würd' ich es in meiner jetzigen Stimmung nicht wagen können. Aber verlaſſen Sie ſich darauf, der erſte freie Augenblick gehört Ihnen.

(Ein Poſthorn tönt draußen. Eveline ſchwankt. Mad. Steiner trocknet ſich die Augen. Wilhelm ſteht gerührt.)

Guſtav (legt das Blatt in ſein Portefeuille). Das Poſthorn ruft. Die Stunde iſt da. Schließen Sie mich in — Ihre Erinnerung ein. Leben — leben Sie wohl, alle, alle! Leben Sie wohl! — — (Reißt ſich mit Rührung los und geht. Das Poſthorn ſchweigt.)

Eveline (ſtürzt mit Leidenſchaft an die Thür). Nein! Nein! Nein!

Mad. Steiner. Wilhelm. Eveline!

Eveline (ans Fenſter). Der Wagen hält, er ſteigt ein, er geht — Ach! (Sie ſchwankt nach vorn und ſinkt der Mutter und dem Bruder in die Arme.) Ich hab' ihn geliebt — mehr als mein Leben!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Auf Friedersdorf.

Zimmer mit nicht gewöhnlichem, aber doch ländlichem Hausrath. Rechts vom Zuſchauer ein Fenſter. Drei Eingänge, einer hinten und zwei zur Seite. Ein kleiner Toilettentiſch mit Stühlen. Auch rechts am Fenſter ſteht ein Tiſch.

Erſter Auftritt.

Conny ordnet im Zimmer. Dann Niklas und Paul.

Conny (ruft aus dem Fenſter). Niklas! Paul! Gleich herauf-kommen! (Sieht an den Wänden entlang.) Da muß zur Hochzeit eine Blumenguirlande hin, an die Decke eine Krone, dort an die Wand eine Sonne, in der Mitte mit Guſtav's und Beatens Namenszug — B und G ineinander geſchlungen — die ſchönſten Blumen, die wir auftreiben können. Was wir nicht haben, muß Seeburg hergeben. Ach, daß ich die Zeit kaum erwarten kann!

Niklas, Paul (ſpringen herein). Da ſind wir!

Conny. Jetzt nehmt euch zuſammen und merkt auf, wie es ſein ſoll.

Paul. Schön, Mamſell Antoinette.

Niklas. Ja, recht ſchön ſoll es ſein, Mamſell Antoinette.

Conny. Ob der Doctor Holm ſchon heute kommt, iſt nicht gewiß, aber wahrſcheinlich iſt es.

Paul. Alſo es iſt möglich.

Niklas. Doctor Holm? Derſelbe von vor fünf Jahren? Iſt's möglich!

Conny. Nun hört! Wenn ihr einen Wagen, verſteht ſich einen Reiſewagen, kommen ſeht —

Niklas. Dann ſchießen wir.

Conny. Bewahre! Ihr müßt euch doch erſt vergewiſſert haben, ob er's iſt.

Niklas. Er muß uns ſeinen Paß zeigen.

Paul. Dummes Zeug, ich werde doch den Doctor Holm noch kennen.

Niklas. Kind, der hat ſich ſchrecklich verändert. Sie haben ja herausgeſchrieben, daß die Wilden ihn wie einen Haſen am Spieß haben braten wollen! Er ſoll ſchon ganz braun geweſen ſein.

Paul. Ich kenn' ihn. Ich hatte damals juſt Kirſchen gemauſt und er attrapirte mich und zog mir ſo derb eins über den Rücken, daß ich ihn zeitlebens nicht vergeſſen werde.

Conny. Ihr werdet ihn ſchon kennen, er kommt Extrapoſt. Wenn er's iſt, drückt ihr los. Drei Schüſſe, das iſt das Signal.

Paul. Den dritten Böller beſorgt der alte Martin.

Niklas. Der alte Martin kann ja nicht hören.

Conny (ärgerlich). Wenn wir's nur hören könnten! Stell' dich doch nicht ſo cenſus, Niklas. Geht jetzt, macht eure Sache geſcheidt, daß man euch bei der Hochzeit anſtellen kann.

Niklas. Hochzeit? Wer macht denn Hochzeit?

Conny. Das werdet ihr ſchon ſehen. Jetzt hurtig an die Kanonen!

Erbprinz.

O, man verbeſſert jetzt bei uns das Erdreich. (Bei Seite) Schöne geographiſche Vorurtheile!

König.

So? Wohl durch die Luſtſchlöſſer, die Ihr Herr Vater bauen läßt? Was iſt denn dem Manne eingefallen? Baut ja einen Firlefanz nach dem andern, ganz à la Ludewig quatorze und ſtürzt ſein Land in Schulden. Wie viel Schulden hat denn ſo beiläufig Ihr Ländchen?

Erbprinz.

Schulden? (Bei Seite) Weiß ich wahrhaftig ſelber nicht. (Dreiſt) Zehn Millionen.

König.

Zehn Millionen!

Erbprinz.

Etwas mehr oder weniger.

König.

Großer Gott, wer ſoll denn die einmal bezahlen? Und da reiſen Sie in Europa umher und tragen das Geld aus dem Lande?

Erbprinz.

Sire, man bildet ſich.

König.

In Verſailles? In Rheinsberg? Doch genug, laſſen wir das. Sagen Sie mal, Sie haben ja da bei mei-

Paul. Hören Sie, Mamſell Tony, wenn's Hochzeit gibt, mich ſtellen Sie in der Küche an.

Niklas. Und mich in den Keller!

(Beide laufen ab.)

Zweiter Auftritt.

Tony allein. Dann Oekonomierath von Seeburg.

Tony. Noch heute, vielleicht noch in dieſer Stunde! Wie freu' ich mich für unſere liebe, liebe Beate, unſere Schweſter, unſere Mutter! Himmel, wenn er noch früher käme; ſie iſt im Feld bei den Arbeitern! Jede Staubwolke kann ihn bringen, den guten Guſtav. Ob er noch die kleine Antoinette kennen wird?

Seeburg (ein rüſtiger Vierziger, mit einem kleinen Blumenſtock und einer großen Düte, iſt ſchon vorher eingetreten, ſetzt den Blumenſtock ab, ſchleicht ſich hinter Tony, die am Fenſter ſteht, und hält ihr hinterrücks die beiden Hände vor die Augen).

Tony (ſchreit auf).

Seeburg. Rathen!

Tony (will ſich losmachen). Wer iſt's?

Seeburg. Rathen!

Tony (bei Seite). Mein Himmel, doch nicht (leiſe) Guſtav ſchon?

Seeburg. Rathen!

Tony. Herr von Seeburg.

Seeburg (läßt los). Wer hat Ihnen das geſagt?

Tony. Die Hände des Herrn Oekonomieraths.

Seeburg. Mein ökonomiſcher Teint? Künftig Glacéhandſchuhe anziehen! (Legt die Düte auf den Tiſch.) Was ſagen Sie zu

dem niedlichen kleinen Blumenſtock, den ich bis aus Neurede mitgebracht? Meine Treibhäuſer machen Dampfſortſchritte. Für Fräulein Schweſter das! Wo iſt ſie denn, die Liebenswürdige?

Tony. Sind Sie ihr nicht begegnet?

Seeburg. Im Feld, Weinberg, Garten, Hühnerhof? Irrwiſch von Geſchäftigkeit, hier und dort, links und rechts, hüben und drüben — überall und nirgends. Ihr ähnlich werden, Mäuschen!

Tony. Ich beſtrebe mich, Herr Oekonomierath! Was haben Sie denn da in der großen Düte?

Seeburg. Nichts für ein Mädchen aus der Stadt! Fräulein Tony, Sie ſind zum Unglück in Magdeburg geweſen. Schlagen aus der Art. Malen und zeichnen — wem wollen Sie denn damit in Friedersdorf gefallen?

Tony. Mir ſelbſt.

Seeburg. Können Sie ſich ſelbſt heirathen? Heirathen — wahre Beſtimmung der Frauen. Und Ihre Schweſter, der beſte Landwirth in der Gegend. Wer weiß ſo zu reden über Sommer-, Winterſaat, Heu-, Streuernte, Raps-, Rüben-, Runkelproduction? — Es gibt keine höhere Wiſſenſchaft als die Oekonomie.

Tony. Die älteſte iſt es gewiß. Was haben Sie denn da in Ihren Papieren?

Seeburg (zieht aus ſeiner Düte lauter kleine viereckige Pulverchen). St! Nichts vermengen! Daß mir am Ende Zwiebeln wachſen, wo ich Spargel ſäete. (Legt die Papiere zurecht und vertieft ſich ganz in ſie.) Lauter Sämereien: Habe heute mit Ihrer Schweſter eine wichtige Conferenz.

Tony. Ha! Die Schweſter! (Springt ab.)

Seeburg. Wahrhaftig, ihr Silberorgan. Putt, putt, putt, ſie ruft die Hühner. Tück, tück, tück, ſie füttert die Tauben!

So denk' ich mir Ceres, die Göttin des Feldes! Die ganze Dorfjugend verehrt ſie. Und dieſes Rechentalent, dieſe Buchführung — (Holt ſich einen Stuhl und ſetzt ſich an den Tiſch am Fenſter, auf dem ſeine Papierchen liegen.) Prächtige Sämereien! Nur etwas zu theuer für den Oekonomen! Das Loth vier Groſchen, was koſten zwei Pfund? Mein Kopf iſt etwas ſchwer im Kopfrechnen. Wenn das Loth vier Groſchen koſtet, was koſten dann zwei Pfund? Hm! hm! (Laut und ärgerlich mit dem Fuß aufſtampfend.) Wenn das Loth — vier Groſchen koſtet, was — koſten — dann — zwei Pfund —

Dritter Auftritt.

Beate mit einem großen breitrandigen Strohhut, eine zierlichen Gartenkorb mit Gemüſe in der Linken, in der Rechten einen Gartenrechen. Tony.*) Seeburg.

Beate. Zehn Thaler ſechzehn Groſchen.

Seeburg. Richtig! Macht zehn Thaler ſechzehn Groſchen. Welch ein Genie!

Beate (ſtellt reſolut ihren Rechen fort und bindet den Hut ab). Wie leben Sie, Herr Oekonomierath? Was ſagen Sie zu dem prächtigen Landregen? Alles grünt, alles iſt erfriſcht. Hurtig, hurtig, Tony, an die Arbeit!

Tony (bei Seite). Ach, ich möchte ſo gern von ihm reden!

Beate. Arbeit macht das Leben ſüß. Gertrud ſoll die Bohnen brechen. Die Erbſen ſind auch zeitig. Da nimm den Korb. (Küßt Tony.) Herzkind, (trällernd) „Müde Hände, rothe Wangen —" Hurtig, hurtig, flink.

*) Beate und Tony müſſen Aehnlichkeit haben.

Conn (burft mit dem Korbe ab).

Beate (ordnet im Zimmer).

Seeburg. Wie die Ceres! Sichel in der Hand, Kranz von Aehren und Kornblumen um die Schläfe, rechten Fuß ſtolz auf das große Hauptbuch geſtemmt, in der Linken Modell der verbeſſerten Dreſchmaſchine, auf der Bruſt Verdienſtmedaille für Beförderung des Ackerbaues und der nützlichen Gewerbe.

Beate. Das gäbe ein Bild, lieber Nachbar, das ſich in unſern Weinbergen gut als Vogelſcheuche ausnehmen würde. Was haben Sie denn da auf dem Tiſche?

Seeburg. Sämereien — zur Auswahl! Franzöſiſche Artiſchocken, direct aus Reuen verſchrieben, Kleeſaat, ſuperbe Waare aus Luzern, ruſſiſcher Hanf, zum Aufhängen ſo ſtark, ein Flachs der ſich bleichen läßt, weiß, weiß wie die Unſchuld. (Legt die Pulverchen wieder in die Tute.) Laſſe Ihnen davon hier, zur Auswahl.

Beate. An Ihren Feldern bin ich neulich vorübergekommen, Oekonomierath. Der Segen Gottes wächſt Ihnen ins Haus.

Seeburg. Kartoffeln ſind ein bischen welk. Hitze zu groß. Kann aber ſagen, daß ſeit dem Jahr, wo ich das Glück hatte, mich neben Ihnen anzukaufen, liebenswürdige Nachbarin, mein Bewirthſchaftungsſyſtem die erfreulichſten Fortſchritte gemacht hat. Die alte Stammbeſitzung derer von Seeburg reichte für meine Thätigkeit nicht aus. Das alte Schloß war romantiſch, aber auf ſchöne Ausſichten konnt' ich keinen Hafer bauen, im dunkeln Schatten von Seufzeralleen wollte die Runkelrübe nicht gedeihen. Die Reiſenden beſuchten mich, um von der Seeburg aus die Sonne untergehen zu ſehen; meine Ställe, meine Düngeranſtalten, Dreſchmaſchinen wollte niemand ſehen. Als ſich ein melancholiſcher Engländer einfallen ließ, ſich von einem

ſehr bewunderten, aber kahlen Felſen meiner Beſitzung hinunterzuſtürzen, und mir bei dieſer Gelegenheit unten in meinen Pflanzungen ein Prachtexemplar der neuentdeckten Oelpflanze ruinirte, da entſchloß ich mich kurz und verkaufte die Seeburg. Ich ſah ein, daß ſich die Oekonomie mit der Romantik nicht vereinbaren läßt. Meine jetzige Beſitzung Neurode iſt ſehr eben, flach, aber höchſt fruchtbar. Sie müſſen mir das Zeugniß geben, ich ziehe nächſt Ihnen die beſten Producte.

Beate. Sie zeitigen vortreffliche Artikel. Ausgenommen Ihre Wolle.

Seeburg. Meine Wolle? Was haben Sie gegen meine Wolle? — Meine Schur iſt eine der ſolideſten im Lande. Meine Wolle hält warm und das iſt die Hauptſache. Der Kriegsminiſter hat ſie mir abgekauft bis auf die letzte Flocke.

Beate. Zu Pferdedecken.

Seeburg. Na ja — Warum denn nicht? Ich bitte Sie, meine Wolle! Meine Wolle! I — meine Wolle —!

Beate. Ein Wort, Oekonomierath. Jetzt ſollen Sie erleben, was auf Beatensruh vorgeht.

Seeburg. Beatensruh! Was geht denn vor?

Beate. Wir gehen damit um, eine Schäferei im ſpaniſchen Stil anzulegen.

Seeburg. Der Tauſend!

Beate. Wolle, wie Seide, eine Muſterſchäferei. Einem Commiſſionär in Hamburg iſt ſchon Auftrag gegeben. Dreißig der beſten Merinos kommen direct aus Spanien. Kennen Sie Elsner's Buch: „Das goldene Vlies?"

Seeburg (zieht ſeine Schreibtafel). Bitte, bitte, wie?

Beate. „Das goldene Vlies", ein Schatz von gediegenen Kenntniſſen. Ein Leitfaden für alles, was ſich auf die höhere Schafzucht bezieht.

Seeburg (bei Seite, indem er ſchreibt). Höhere Schafzucht! Engel von einem Mädchen!

Beate. Herr Nachbar, wollen Sie das Geſchäft mit entriren?

Seeburg. Mit Freuden.

Beate (hält ihm die Hand hin). Ein Wort!

Seeburg. Ein Mann! (Will ihre Hand nicht loslaſſen.) Sie ſind ein Wunder Ihres Geſchlechts!

Beate (will die Hand zurückziehen). Bitte, bitte!

Seeburg. Wenn es da droben einen Stern gibt, der noch keinen Namen hat, muß er Beate heißen.

Beate. Ich denke, Sie ſind nicht romantiſch?

Seeburg. Aus Verzweiflung ſchon muß ich's werden, da ich ſo unglücklich bin, mich einige Tage von Ihnen trennen zu müſſen.

Beate. Sie wollen verreiſen? Schade!

Seeburg. Schade? Auf einige Tage nur! Warum Schade?

Beate. Es könnte ſich hier manches begeben —

Seeburg. Begeben? Was begeben?

Beate. Was Sie überraſcht.

Seeburg. Mich überraſcht nichts mehr. Meine Schweſter war ſtolz, ſehr adelſtolz, und heirathete einen Bürgerlichen. Mein Schwager reiſt als dieſſeitiger Conſul nach London, geſund und friſch, und ſtirbt! Sein Sohn, mein Neven, ſoll Oekonom werden, reiſt nach der Schweiz, um ſich in Düngerlehre zu vervollkommnen, geht nach Italien, Rom, und kommt als Maler zurück. Seine Schweſter, meine Nichte — darüber möcht' ich Ihren Rath wiſſen. Meinen Neffen kennen Sie?

Beate. Tony kennt ihn, von der Tante her in Magdeburg —

Seeburg. Tony kennt ihn. Er hat ihr Unterricht im Zeichnen gegeben — Ich ſage Ihnen, die ganze Erziehung im Hauſe meines Schwagers gefiel mir nicht. Meine Schweſter liebte den

Sergius.

Es hat auf dieſen Grund Demetrius
Den Thron des Boris Godunoff erſchüttert.
(Entſchloſſen.)
Was ſie bedarf, erfindet ſich die Zeit.

Pugatſchew.

Erfindet ſich? Vergebt, mein würd'ger Pope!
Die Lüg' iſt zwar des Herzens ewig Erbtheil;
Doch mit Bewußtſein irren, ſelbſt den Schleier
Sich übers Auge werfen und dann ſagen:
Vergib mir, Wahrheit, ich bin ja nur blind?! — —

Sergius.

Den Kampf gebeut die Noth. Wir wollen Sieg,
Und Sieg gibt es in dieſer tollen Welt
Im Bund nur mit dem Wahn. Der Zar, er lebt —!
Das iſt ein Talisman, ein Feldpanier,
In dem die Völker ſich erheben werden.

Toginoff.

Je nun, ſo gebt uns nur den Zar! —

Alle.

Wo iſt er?

Sergius.

Nehmt ihn euch ſelbſt! Nehmt ihn aus leerer Luft!
Pflückt ihn wie einen Zweig vom nächſten Baume!
Da ſind die Würfel! Wählt ihn — aus euch ſelbſt!
(Alle ſtehen betroffen auf.)

Pugatſchew.

Aus unſrer Mitte wählen einen Zaren?

Sergius.

Aus eurer Mitte den Ermordeten!

Kaluga.

Der Würfel soll ein Herrscher sein der Welt?

Sergius.

Was Zufall uns, ist Fatum für die Welt.

Borotin (zum Hetman)

Was denket Ihr zu thun?

Loginoff.

Für Rußland liegt
Fürwahr ein tiefer Sinn in diesem Rathe —

Kaluga.

Der Hetman überzeugt schon? Persiljew?

Persiljew (entschlossen).

Ich würft' aus Aerger über meinen Traum.
(Trinkt seinen Becher aus und wirft klirrend die Würfel hinein.)

Sergius (legt rasch seine Hand auf den Becher).

Dämonisches Orakel! Sei gesegnet
Und gib dem Vaterland, was es bedarf!

Loginoff (würfelt).

Persiljew.

Zwölf wen'ger zwei! — Ihr Borotin!

Borotin (würfelt).

Persiljew.

Nur sieben.
Hat Eure Mutter Euch nicht gern geboren?
Kein Glückskind! Ihr, Kaluga! Dran!

Sie hatte einen Brief in der Hand und angesagt wurde auch was. Was mag es denn sein? Sie haben manchmal so kleine ökonomische Geheimnisse vor mir. Wenn's vielleicht — Hm! — dahinter komm' ich gewiß — (Er schnalzt mit den Fingern.) Ich weiß es, ich weiß es — es ist der Avisbrief aus Hamburg! Das goldene Vlies, der Merinotransport kommt aus Spanien! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Beate. Dann Tony.

Beate. Er ist fort? Nun juble dich aus, du glückliches Herz! — Ihn wiedersehen, an die klopfende Brust drücken, den Treuen, Heißersehnten, o ströme aus, du endlich entfesseltes Herz! — (Liest im Briefe) „Den neunten, vor Sonnenuntergang, bin ich in deinen Armen! Die Verhandlungen mit der Regierung — meine Anstellung —" — O, dort hat er gestanden, hier zum ersten mal den Arm um meinen Nacken gelegt, und drüben, drüben in den säuselnden Schatten des Gartens — noch brennt es fieberndheiß auf meinen Lippen, noch streiten Seligkeit und Scham auf meinen Wangen. Tony! Tony!

Tony (kommt mit einer komisch überladenen Menge von Toilettengegenständen, Kristmantel u. s. w.).

Beate (auf sie zu). Tony, endlich! Endlich!

Tony. Jetzt Toilette gemacht. Rasch! Setz dich, setz dich! Ein ganzes Modemagazin!

Beate. Ich bin wie im Traum.

Tony. Nein, die schönste Wirklichkeit! Willst du den Scheitel behalten oder mach' ich dir Locken? Du solltest dich ganz so

kleiden wie damals, als er Abſchied nahm. Du mußt ihn bezaubern.

Beate (ſetzt ſich ſo, daß ſie, wenn ſie will, in den Spiegel blicken kann) Schweſter, ich trug den einfachen Scheitel, wie heute.

Conn. Schadet nichts, ich mach' ihn glätter. (Löſt das Haar auf und ſetzt während der ganzen Scene die Toilette fort) Prächtig ſollſt du ausſchauen! Ich ſehe den Guſtav noch deutlich wie damals. Ich war kaum vierzehn Jahre alt. Das kleine Windſpiel nannt' er mich. Wir hatten ihn alle ſo lieb und noch jetzt muß er mich du nennen. Wenn ich ihn noch ſo nennte, würde ſich das ſchicken?

Beate. Alles Liebe in der Welt iſt ſchicklich. Er iſt mein und unſer aller!

Conn. Wie ſchön noch dein Haar iſt! (Pauſe) Ich Närrin, was red' ich denn! Noch? Wir machen dir ſo viel Sorgen, daß es kein Wunder wäre — ſieh, ein weißes Härchen! Huſch, fort iſt's. Was eine ſchöne, freie, edle Stirn du haſt, wie ein Maitag, wie ein Sonntagshimmel!

Beate. Kein Wölkchen?

Conn. Du ziehſt die Augenlider in die Höhe; das gibt Falten. Die deinen kann man dir noch fortküſſen (küßt ihre Stirn); ſieh, dieſe eine Linie da will nicht weg. Warum ſeufzeſt du?

Beate. Dieſe Linie iſt der Heimgang der Aeltern, der ſchreckliche Augenblick, wo wir plötzlich, abgeſchnitten vom Beiſtand der Welt, allein ſtanden und ich den Beruf des ſchüchternen Mädchens mit dem des Mannes vertauſchen mußte.

Conn. Und auch für dieſe Furche kenn' ich etwas, das ſie ausglättet: Guſtav's Liebe, die ſich in allen fünf Erdtheilen bewährt hat!

Beate. Scherzender Frohſinn, wie ſtehſt du der Jugend und Schönheit!

nem Herrn Sohne auch manchmal in der Heidenkomödie mitgespielt?

Erbprinz (bei Seite).

Wo soll nun das wieder hinaus?

König.

Wissen Sie, ich wollte wegen der Heidenkomödie mit Ihnen sprechen.

Erbprinz.

Wegen einer Komödie?

König.

Ja, Prinz, Sie sind ein Mann von Geschmack, wie man sagt, der so recht das gottlose römische und griechische Wesen weg hat. Und da ich gesonnen bin, die Vermählung meiner Tochter mit jedem Aufwand zu feiern, der meiner Krone ziemt, so wollt' ich Sie bitten, Sie könnten sich mit meinem Sohn verständigen, wie man acht Tage lang auf eine amüsante und sehr schöne grazieuse Manier die Höfe von Polen, von Sachsen, von Braunschweig, von Mecklenburg, die alle herkommen werden, unterhalten kann und überhaupt wie man mit unserer Hochzeit Ehre einlegt.

Erbprinz.

Der Hochzeit Ihrer Prinzessin Tochter?

König.

Ja wohl, Erbprinz. Ich möchte so was von Allegorien, mit dem preußischen und englischen Wappen —

Tony. Morgen geht es an den Brautſtaat. Die Hochzeit muß in acht Tagen ſtattfinden! Wie will ich dich ſchmücken! Das Schönſte an Spitzen und Seide! Und eine Myrtenkrone, die ich ſelber flechte.

Beate. Sieh nur, wie mich die Sonne verbrannt hat.

Tony. Pah! Wie wird erſt Guſtav ausſehen, der in Afrika war! Schöner aber — als der arme Seeburg iſt er gewiß.

Beate. Der arme Seeburg?

Tony. Haha, wie neugierig er war! Und was er für Augen machen wird, wenn wir ihn zur Hochzeit bitten!

Beate. Tony, was machſt du nur? (Steht auf.) Du überladeſt mich ja mit deiner Toilette. Muß ich mich denn ſo ſchmücken, um zu gefallen?

Tony. Aber man gefällt um ſo mehr, Schweſter!

Beate. Noch, ſagteſt du? Noch wär' ich — Laß mich frei! Nimm alles fort! Dieſe berechnete Vorbereitung ängſtigt mich. Ich will nichts, nichts, als im Haar die ihm bekannte einfache rothe Schleife. Hole ſie.

Tony (zögernd). Schweſter —

Beate (befehlend). Habe mich lieb —

Tony (geht nach rechts v. Sch.).

Beate (allein). Wie wurde mir denn ſo plötzlich? Wie verwandelt war mein ganzes inneres Weſen! Dieſe fieberhafte Haſt, mich zu ſchmücken! Dies unſchuldige Drängen der Schweſter, daß ich mich ſchmücken müßte! Bin ich nicht mehr, die ich war? Erſt jauchzte ich auf in Liebe und Sehnſucht, nun legt es ſich alpſchwer auf die freudigen Wallungen des Herzens! Jahre, Stunden und Augenblicke wirbeln im Kreiſe um mich her und ziehen mich hinunter, daß ich Freude und Schmerz nicht mehr zu ſcheiden weiß. Was war mir nur?

Tony (mit der rothen Schleife). Hier, liebe Schweſter! Und

nun komm. Die Zeit vergeht. Keine Minute iſt mehr zu verlieren.

Beate. Sieh, was du ſchön biſt, Tony! Dieſe Blüte der Jugend, dieſe flammenden Augen, dieſe lilienweiße Stirn, dieſe Purpurglut deiner Wangen —

Tony. Du erhöhſt ſie vor Scham, Schweſter!

Beate. Einſt war ich dir ähnlich. Ja, Tony! Ich war du!

Tony. Beate!

Beate. Und Guſtav? Ich ſeh' ihn vor mir, wie er jetzt in männlicher Schönheit, einem Gotte gleich, aus den Wolken tritt. Die Wetter haben ſein Antlitz gebräunt, die Locke kräuſelt ſich über ſeiner Stirn, ich ſeh' ihn voll Hoheit und Würde, lieblich und ernſt, herausfordernd die Welt, trotzend den Stürmen des Geſchicks. Schweſter, du warſt zu jung, um in dieſer großen Seele zu leſen! Was er dachte, war ſein eigen, was er ſprach, war empfunden; was er liebte, war Ueberzeugung. Edel jede Regung ſeines Herzens. Wo andere ſchwankten, was ſie wählen ſollten zwiſchen Gutem und Nützlichem, er wählte, was ſeiner würdig war. Wie ein Held ſteht der Geliebte vor meinen Augen —

Tony. Die höchſte, höchſte Zeit! Schweſter, die Schleife!

Beate. Nein! — Auch ohne dieſe! Ohne Schmuck, ohne Lüge, ohne Täuſchung. Er wird mich kennen, wie er mich einſt ließ! Er wird mich lieben, wie ich bin! (Ab zur Seite.)

Tony (nach einer Pauſe). Was iſt ihr? Sie iſt unſere Mutter geworden und hat an nichts mehr Freude als an ihren Wieſen und Feldern. Ei, ſo ſteck' ich die Schleife auf! (Geht Beaten mit komiſcher Koketterie nach.)

Sechster Auftritt.

Guſtav, ſteigt durch das Fenſter ein. Dann Tony. Darauf Beate. Zuletzt Valentin.

Valentin (draußen). Steigen Sie nur. Es bricht nicht. So! Ich komme nach!

Guſtav (ſteigt freudig ein). Nun da ſind wir! Hinten um die Hecken herum, über Gräben und Gartenzäune. Niemand ſah uns, kein Menſch ahnt die Ueberraſchung. Das war das Wohnzimmer. Da die Bilder an der Wand — ich erkenne alles wieder. Wie mir das Herz klopft! Ich zittre vor Freude! Die Thür und die — dort hinaus Beatens Zimmer — hier fühlt' ich den erſten Druck ihrer Hand — (Draußen fällt ein Böllerſchuß.) Was iſt das? (Noch einer.) Valentin, was gibt's?

Valentin (draußen). Empfangsfeierlichkeiten.

Guſtav (lacht). Für unſern Wagen.

(Dritter Schuß.)

Tony (mit der Schleife ſtürzt herein und eilt ans Fenſter). Sie kommen! Sie kommen! (Sieht Valentin draußen.) Ha!

Guſtav (ſtürzt von hinten auf ſie zu). Nein, ſie ſind ſchon da! Biſt du's? Beate, hab' ich dich wieder? Geliebte, an mein Herz! (Hält Tony in ſeinen Armen feſt.)

Beate (in der Thür). Guſtav!

Guſtav. Welche Stimme?

Beate (bleibt hinten ſtehen.) Guſtav!

Guſtav. Iſt's möglich? Beate, du? (Steht betroffen, läßt Tony los und ſieht Beaten mit inniger Bitte um Vergebung an.)

Beate (ſtürzt ſelig in ſeine Arme). Beate bin ich!

Valentin (vom Fenſter ſpringend und Tony die Hand reichend). Und Valentin bin ich!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Das Zimmer vom vorigen Act. Statt des Toilettentiſches ein gewöhnlicher Tiſch mit zwei Stühlen. Rechts ein Tiſch mit Feder und Tinte. Dämmerung.

Erſter Auftritt.

Tony ſitzt rechts vom Zuſchauer und zeichnet. Guſtav ſpricht in ſein Zimmer hinaus, das gleichfalls rechts vom Zuſchauer liegt.

Guſtav. Vergiß nicht, an jedes die rechte Nummer zu ſchreiben, und lege die Verzeichniſſe bei! Eins, zwei, drei, vier, fünf Packete. Wenn du mit der Signatur fertig biſt, dann ſag's. (Macht die Thür zu.) Ich wollte mich erholen und komme den ganzen lieben Tag nicht aus meinen Arbeiten heraus. (Bemerkt Tony.) Ah, Tony, Sie werden ſich die Augen verderben. Es iſt ſchon ſpät. Ihr Bild habe ich angeſehen. Es macht dem Meiſter Ehre — und Ihnen.

Tony (zeichnend). Ihr Bild? Sie? Ihnen? Ich dachte, es bliebe dabei, daß wir uns du nennen wollten!

Guſtav. Vergebung, Tony. Ich bin ſo zerſtreut; dieſe Verſendungen, dieſe Correſpondenzen mit den naturhiſtoriſchen Ca-

bieten — und doch iſt es mir, als hätt' ich noch einen Auftrag zu beſorgen, der mir nicht einfallen will! (Geht ſinnend und kommt an Tony's Tiſch.) Vortrefflich! Allerliebſt! Ein reizendes Blumenſtück.

Tony. Gefällt es Ihnen?

Guſtav. Ihnen?

Tony (ihren Fehler einſehend). Ich ſchlage vor, daß wir Strafgelder einführen.

Guſtav. Dann will ich dich gleich ſtrafen. Was ſoll das auf der Blume da für ein Käfer ſein?

Tony. Ein Goldkäfer.

Guſtav. Herzenskind, ein Goldkäfer, Scarabeus aureatus? Das iſt nichts als ein einfacher, gemüthlicher Maikäfer.

Tony. Warum nicht gar ein Kellerwurm!

Guſtav. Sie glauben mir nicht?

Tony. Sie? Schon wieder Sie?

Guſtav. Der Tauſend! Immer, wenn ich an meine Natur denke, vergeſſ' ich mich! (Nimmt ihr den Bleiſtift aus der Hand.) So muß es ſein. Hier müſſen die Fühlhörner — (Will etwas abändern.)

Tony. Behüte, was machen Sie denn? Sie verderben mir ja meine Zeichnung.

Guſtav. Schon wieder Sie?

Tony (in Guſtav's Ton). Der Tauſend! Immer wenn ich an meine Kunſt denke, vergeſſ' ich mich.

Zweiter Auftritt.

Valentin. Die Vorigen.

Valentin. Nun, Herr Doctor, für heute Feierabend. Die kleinen Kiſten mit Conchylien für das polytechniſche Inſtitut hab' ich der großen an das Landesmuſeum beigeſchloſſen —

Guſtav. Ganz wohl.

Valentin. Ich denke meinem künftigen Poſten als Univerſitäts-Vögelausſtopfer werd' ich Ehre machen.

Tony. Das iſt ja ein prächtiger Titel.

Valentin. Ja, Fräulein Tony, halten Sie es jetzt mit mir! Manchmal fällt ſo einem Paradiesvogel hinten eine Schwanzfeder aus; das gäbe einen Schmuck für den Winterhut. — Wann haben wir denn nun die Hochzeit?

Tony (im abkanzelnden Tone, aber am Tiſch beim Zeichnen bleibend). Nächſten Sonntag den 10. nach Trinitatis in unſerer lieben Schloß-, Pfarr- und Dorfkirche St.-Maria Magdalenen, Vormittags um elf Uhr. Aufgebot iſt erlaſſen, Trauzeugen ſind gebeten.

Guſtav. Am nächſten Sonntag? Iſt Beate ſchon ſo vorbereitet?

Tony (wie vorhin und dabei zeichnend). Brautkleid von brochirtem Atlas, weiß mit Garnituren, Blondenſchleier mit Goldperlen, Handſchuhe mit Spitzen, goldenes Armband, Schuhe von weißem Atlas, Myrtenkrone und ein goldenes Diadem. — Wie aber der Herr Bräutigam?

Valentin (ebenſo kanzelnd wie Tony). Schwarzer Frack und ſchwarze Beinkleider, Schuhe mit ſeidenen Strümpfen, weiße Atlasweſte, weiße Atlasbinde, Glacéhandſchuhe und eine ſehr bedeutende Brillantnadel. Heut' Abend noch trifft die ganze

Beſcherung ein. O, uns ſoll man nicht anſehen, daß wir von den Hottentotten kommen! (Ab.)

Guſtav (beſinnt ſich und ruft ihm nach einer Weile). Valentin! (Da dieſer nicht hört, ſchlägt er ſich nachſinnend an die Stirn.) Er ſollte mich doch auf etwas bringen —!

Tony. Herr Schwager —

Guſtav. Nun Tony, es iſt wahr, erzähle mir von der Stadt, von deiner Kunſt, von deinem Lehrer. Wer alſo war dein Lehrer?

Tony. Eins nach dem andern. Ich wohnte in Magdeburg im Hauſe unſerer alten Tante, die Beaten einmal über das andere rieth, das Verhältniß mit dir abzubrechen.

Guſtav. Sieh! Weshalb?

Tony. Weil deine Briefe aus dem Orient durchſtochen ankamen, ſo hatte ſie die fixe Idee, durch euern Briefwechſel könnte in Europa die Peſt eingeſchleppt werden. Ohne Scherz! Es war ein gedrücktes Verhältniß bei der Tante! Hätt' ich nicht die Empfehlung an — (gibt ihm das Meſſer und einen Crayon). Da, ſpitze mir den Bleiſtift!

Guſtav (immer zerſtreut und grübelnd). Nun, die Empfehlung —

Tony. Du wirſt Gelegenheit haben, unſern Nachbar, den Oekonomierath Seeburg kennen zu lernen — auf Neurode —

Guſtav (zerſtreut). Neurode — Ein Verehrer von dir?

Tony. Mich verehrt man nicht.

Guſtav. Dich liebt man.

Tony. Unterbrechen Sie mich nicht.

Guſtav. Sie?

Tony. Ja Sie, mein Herr; wenn ich Urſache zu ſtrafen habe, wird das Sie eingeführt.

Guſtav (ſpitzt den Bleiſtift). Nun, dieſer Nachbar —

Tony. Ein großer Verehrer Beatens.

Guſtav. Ich höre ſeine Muſterwirthſchaft rühmen. Nun, dieſer gab dir eine Empfehlung an —?

Tony (nimmt den Bleiſtift). Iſt der Bleiſtift gut? Hier jetzt, bitte, den andern. (Gibt ihn.) Eine Empfehlung an ſeinen Neffen —

Guſtav. Onkel und Neffe! Der Neffe iſt ein unverheiratheter, anziehender Jüngling?

Tony. Profeſſor an der Akademie.

Guſtav. Dein Zeichnenlehrer, der Maler deines Porträts, ich verſtehe —

Tony. Du verſtehſt? Was verſtehſt du denn?

Guſtav. Nur weiter, ſchöne Tony! Die Pointe, die Pointe!

Tony. Du biſt in der afrikaniſchen Wüſte recht wild geworden.

Guſtav. Zähme mich, Tony. Die Pointe!

Tony. Welche Pointe? Sorge nur für die Pointe an dem Bleiſtift! Die Pointe iſt die: Ich habe zeichnen gelernt.

Guſtav (ſieht auf ihr Papier). Idealitätsinſekten! Die Schuppen an der Flügeldecke ſind nicht richtig, Herr akademiſcher Profeſſor! Hat Er dir dieſen Maikäfer vorgezeichnet?

Tony. So garſtige Thiere, wie ſie unter deinen Gläſern kriechen, wird man auch auf Blumenſtücke ſetzen!

Guſtav. Wie warm, wie leidenſchaftlich, Tony! Ei, ei! Wie heißt denn dieſer Lehrer?

Tony. Haſt du nicht von dem ausgezeichneten Künſtler gehört, der erſt kürzlich den großen Carton über die Götter Griechenlands von Schiller ausgeſtellt hat? — Von allen Damen in Magdeburg bin ich beneidet worden, daß ich mich eine Schülerin Wilhelm Steiner's nennen darf.

Guſtav. Wie? Steiner?

Tony. Das frappirt dich mit deinen Maikäfern! Ja, der berühmte Wilhelm Steiner war mein Lehrer.

Guſtav. Wilhelm Steiner iſt — der Neffe — euers Nachbars?

Tony. Des Oekonomieraths von Seeburg. Kennſt du ihn?

Guſtav (betroffen). In Neurode —! Und — Thalhütte — heißt ja wol drüben das Dorf —

Tony (erſchrickt). Thalhütte? . . . . (Bei Seite.) Himmel, ſollte er ſchon wiſſen?

Dritter Auftritt.

Beate, mit einem großen Rechnungsbuche unter dem Arm, iſt ſchon vorher eingetreten und hat beide im Hintergrunde beobachtet.

Beate (da Guſtav aufſtehen will). Laßt euch nicht ſtören. Bleibt! Bleibt!

Tony. Kann ich dir helfen?

Beate. Bleibt ungehindert. Mich zwingt der Monatsabſchluß, etwas in meinen Büchern zu blättern. (Setzt ſich am Tiſche rechts, wo Federn und Tinte ſich finden.) Setze dich, Tony, fahr' in deinen Arbeiten fort. Guſtav, ich habe dich geſtört —

Guſtav (geht erregt auf und ab und bleibt hinter Beaten ſtehen). Der erſte Blick, den ich heut' von dir bekomme, der erſte Gruß und es iſt ſchon Abend.

Beate. Ich habe dir geſagt, Guſtav, daß ich nur der wirklichen Welt leben darf. Meine Schweſter drüben vertrete dir das Ideal.

Tony (bei Seite). Er ſcheint Steiner zu kennen, oder ſollte die Frau Pfarrerin in Thalhütte geplaudert haben?

Beate. So laßt euch doch nicht ſtören!

Tony (ſammelt ſich). Ja, Guſtav, ich hatte im Sinn, dich über ſo vieles zu befragen. Sage mir, (Pauſe) wo glaubſt du, fängt die bildende Kunſt an?

Guſtav. Wo — — die Poeſie aufhört.

Beate (bei Seite). Galt das mir? (Setzt ſich und rechnet.)

Guſtav (ſetzt ſich zu Tony).

Tony. Ich habe mich der Kunſt mit großer Neigung zugewandt und ſtrebe danach, mein kleines Talent zu vervollkommnen. Glaubſt du, daß der wahre Künſtler ſich ohne eine wiſſenſchaftliche Kenntniß der Natur ausbilden kann?

Guſtav. Nein.

Tony. Nun, dann iſt mein Anliegen, daß du mich die Natur kennen lehrſt.

Guſtav. Welche Natur?

Tony. Welche? Gibt es denn zwei Naturen?

Guſtav (mit Beziehung). Es gibt eine Natur im Feierkleide, und eine im Alltagsgewande.

Tony. Die Natur im Feierkleide? Wann erſcheint dieſe?

Guſtav. Immer.

Tony. Immer? Und welche iſt die andere?

Guſtav. Die Alltagsnatur iſt die dienende, die Natur als die Sklavin unſerer Bedürfniſſe; dieſe Natur kann ich dich nicht lehren. Sieh, zwiſchen Kunſt und Natur waltet ein alter Streit. Die Kunſt —

Vierter Auftritt.

Niklas ſteckt den Kopf durch die Mittelthür. Später Paul. Die Vorigen.

Niklas. Fräulein Tony!

Tony. Was iſt?

Niklas. Ach, bitte. Da iſt ja Fräulein Beate! (Nicht eintretend.) Fräulein Beate! Der neue Hühnerhund iſt ja ſo ſchreck-

Erbprinz.

Engliſchen Wappen?

König (ſteht auf).

Wetter, das iſt mir ſo über die Zunge gelaufen, wie ein Haſe über den Weg! Ich meine ſo ein Spectaculum von Einhorn, Adler, Adler, Einhorn, Leoparden, immer Eins in's Andere.

Erbprinz.

England? Dieſe Nachricht iſt ſo überraſchend — das ganze Land, Europa, die Welt wird erſtaunen, wie England zu der Ehre kommt!

König.

Oho, ſchmeicheln Sie dem Kammerhuſaren nicht! Mit England ſind das ſchon alte Geſchichten, von meiner Frau bereits ſeit Jahren eingefädelt.

Erbprinz.

Von der Königin? Ich glaube, daß die Königin von Preußen bei weitem mehr für — für Oeſterreich ſein wird.

König.

Für Oeſterreich? (Bei Seite) Das konnt' ich mir gleich denken, daß ſie ſchon wieder ihren eignen Willen haben muß! (Laut und entſchieden) Nein, heut' hab' ich einen Courier von unſerm Geſandten bekommen, der mich verſichert, daß es England mit dieſer im Stillen abgekarteten Heirath Ernſt iſt. Der Prinz von Wales hat ſich in England eingeſchifft und kann bereits

lich hinter Katzen her! Dem ſchwarzen Murr hat er beinahe das Genick abgebiſſen. Ich ſoll auch fragen, wie viel Eier die Margreth in die Stadt ſchicken ſoll?

Tony. Die Schweſter rechnet. Margreth weiß ja.

Beate. Sage der Margreth, wie das letzte mal. Aber diesmal ſoll ſie beſſer zählen!

Niklas. Sechzehn aufs Mandel und fünfundſechzig aufs Schock. (Macht die Thür zu.)

Beate (rechnet weiter).

Tony (zeichnet wieder).

Guſtav (geht auf und ab).

Tony. Du wollteſt von Kunſt und Natur ſprechen! Fahre fort!

Guſtav. Wo blieben wir ſtehen?

Tony. Setze dich. Der Abend iſt ſo friedlich. Du liebſt die Kunſt nicht? Nun, ſprich — ſprich — warum?

Guſtav. Ich ſage nur, die Kunſt vermißt ſich, die Schöpfung überflügeln zu wollen, mindeſtens es dem Schöpfer gleich zu thun.

Tony. Die Kunſt will nur die Lücken der Schöpfung ausfüllen.

Guſtav. Die Schöpfung iſt ohne Lücken. Die tiefſten Geſetze vermitteln ihre Uebergänge; kein Keim, keine Gattung ſpringt zur andern ohne Vorbereitung, ohne Wahlverwandtſchaft über. Harmoniſcher kann der Künſtler keine Fuge bilden, als die Natur mit allen ihren Geſetzen ineinander klingt. Spricht man nicht vom Klang der Sphären? Wandeln die Geſtirne nicht in ewig gleichen Bahnen? Mit göttlicher Allmacht fliegt die erfindende Natur der nachahmenden Kunſt voran.

Tony. Nennſt du die Natur ein Wunder, ſo iſt die Kunſt beſtimmt, dies Wunder zu erklären.

Guſtav. In der Natur iſt alles erklärt. Eine Erſcheinung löſt das Räthſel der andern. Und hat die Natur Wunder,

hat ſie ihre eigene Poeſie, ſo laſſe man ihr ihre Wunder und ihre Poeſie —

(Man hört in der Ferne das Geläut der heimkehrenden Heerden. Paul ſteckt den Kopf durch die Thür.)

Paul. Fräulein Beate! Die Margreth läßt fragen, ob der Flachs auf dem Felde bleiben ſoll, oder ob's vielleicht regnen würde?

Beate. Es iſt ja Abend!

Paul. Abend? Ach ſo! Die Mägde ſollen hereinkommen und die Margreth ſoll die ſaure Milch herausgeben? (Schnalzt. Macht die Thür zu.)

(Es wird dunkler.)

Tony (will aufſtehen und ihre Zeichnungen zuſammenlegen).

Guſtav. Zeige erſt, Tony! (Er muſtert ihre Zeichnung.) Doch ſchön! Doch ſinnig! Es lebt ein Künſtlerſinn in dir und wol kann ich mir denken —

Tony (gibt ihm ein Zeichen zu ſchweigen).

Guſtav (für ſich). Soll ich von Steiner ſchweigen? (Laut.) Vergib, wenn ich für die Natur geſprochen. Sag' ſelbſt, bedarf es der Kunſt, um die feierliche Größe eines ſolchen friedlichen Abends zu erklären? (Oeffnet das Fenſter. Abendröthe. Das Geläut hört auf.) Sie geht zum Schlummer, die ermüdete Natur. Zum Abſchied küßt im Untergehen die Sonne jene waldbegrenzten kleinen Hügel. Die langen Schatten fallen kühlend auf die Wieſenmatten und drüben im durchſichtigen Aether glänzt ſchon die ſchimmernde Sichel des Mondes. Wo iſt wol das Lied, das uns einen ſolchen Frieden ſänge? Wo iſt der Künſtler, der dieſe Farben miſchte? Das iſt Andacht! Anbetung! Die Schöpfung ſpricht ſich ſelbſt den eigenen Abendſegen. (Bleibt am Fenſter ſtehen.)

Tony (hat ihre Zeichnungen zuſammengelegt, nimmt die kleine elegante

Mappe unter den Arm und ſteht in Bewegung auf). Gute Nacht, Beate! (Küßt ſie mit Rührung; ſie will auch von Guſtav Abſchied nehmen und wartet bis er ſich wendet. Da er aber ſinnend am Fenſter ſtehen bleibt, geht ſie erſt, ſteht dann wieder ſtill und wartet, aber vergebens.) Gute Nacht! (Ab.)

Beate (ſteht in großer Bewegung auf). Was geht zwiſchen beiden vor? Sie in Thränen, er in Gedanken verloren —

Guſtav (wendet ſich). Wo iſt Tony?

Beate. Du hörteſt nicht, daß ſie dir gute Nacht wünſchte.

Guſtav. Verzeihe. Ich dachte an die großen wunderbaren Naturſcenen, die ich auf meinen Reiſen erlebte. — Was ſchreibſt du denn da? (Pauſe. Lieſt mit leidender Stimme und faſt murmelnd.) Ausgabe — Einnahme — Sechs — Scheffel Kartoffeln — (Er geht nach dem Hintergrund.)

Beate (für ſich). Er liebt Tony!

Guſtav (kommt wieder vor). Beate, es iſt nicht zwiſchen uns wie es ſein ſollte.

Beate. Du ſagſt es.

Guſtav. Ich weiß, dich nimmt die Sorge für einen großen Haushalt in Anſpruch. Sie iſt nicht anziehend, dieſe Sphäre. Vergib, wenn ich mich in ſie nicht ſo ſchnell hineinleben kann.

Beate. Möge ſie dir dann auch ewig fern bleiben.

Guſtav. Das ſoll ſie ja auch, denk' ich. Mir und dir. Aber dein Auge blickt düſter, dein Herz iſt ſo beklommen. Warum läßt du mich nicht die Wonnen des Umgangs finden, nach denen ich mich fünf Jahre in Sehnſucht verzehrt habe?

Beate. Du ſuchſt ſie nicht bei mir, du ſuchſt ſie bei meiner — Schweſter.

Guſtav. Bei deiner Schweſter! Beate! Willſt du an meinem Herzen zweifeln?

Beate (wendet ſich ab). Ich muß es.

Guſtav. Bei Tony! (Bei Seite.) Welch ein Verdacht! (Laut.)

Beate, iſt es denn nicht mehr wie damals, als du mit ſchlichternem Erröthen deine Hand in der meinen ruhen ließeſt und es zum erſten male duldeteſt, daß ſie vom Kuß meiner bebenden Lippen berührt wurde? Sieh! Als ich mich verzweifelnd aus deinem Arm geriſſen hatte, die Vaterſtadt, die Heimat, Europa verließ, ſegelt' ich auf ſchwankem Kiel zu fernen Welttheilen. Ein Ungewitter erhebt ſich, der Sturm wühlt des Meeres Wellen auf, zerſplittert ſinken die Maſten des Fahrzeugs, ſchon ſtrömt das Waſſer in den lecken Kiel, alles liegt auf den Knien und betet um Rettung. Da tönt der Ruf: Land! an unſer Ohr, die Matroſen gewinnen neue Kraft, die Hoffnung verdoppelt den Muth ihrer Anſtrengungen, das Schiff iſt gerettet — Nicht für *mein* erhaltenes Leben, für *weſſen* Leben dankte ich?

Beate (drückt die freudige Erweiterung ihres Herzens aus). O Gott!

Guſtav. Ich betrete die fremden Welttheile. Im Dienſt meiner Wiſſenſchaft durchſtreif' ich die wildeſten, vom Fuß des Europäers nie betretenen Gegenden. Wenn ich des Nachts im baumhohen Graſe ſchlief und in jedem Rauſchen die Nähe der Rieſenſchlange, in jedem fernen Geheul den beuteſuchenden Tiger erkannte und mechaniſch nach der geſpannten Doppelflinte griff, für wen hab' ich den Tod gefürchtet, für wen gezittert?

Beate (noch erregter). Wär' es denn noch?!

Guſtav. Fünf lange Jahre pilgr' ich von Meridian zu Meridian. Die Wüſten Afrikas, die Steppen der Neuen Welt, überall ließ ich die Spuren meines Fußes. Von Baum und Felſen nahm ich, was die Wiſſenſchaft bereichern konnte. Endlich war die Höhe des Ziels erreicht. Abwärts ging die Reiſe, ich ſollte die Heimat, ſollte Europa wiederſehen! Wie ich die letzte Spitze Afrikas erblicke, wie das Weltmeer die erſten Anzeichen des mütterlichen Erdtheils bringt, wie ich die Heimat fühle in ihren Freuden, ihrer Liebe, ihrem Wiederſehen —

Beate. Guſtav!

Guſtav. Treue hieß der Stern, der mir leuchtete, Treue der Hafen, in dem ich landete. Soll es denn nicht bleiben, wie es war, Beate?

Beate. Guſtav!

Guſtav. Soll es nicht?

Beate. Es ſoll, wenn es kann und darf.

Guſtav. Es muß, Beate! (Sie umarmen ſich.)

(Nebenan ſchlägt eine Zimmeruhr zehn.)

Beate. Vergibſt du, Guſtav?

Guſtav. Vergeben und vergeſſen.

Beate (umarmt ihn). Nun, du Theurer, ſo nimm gute Nacht! (Zärtlich und ſchalkhaft im Abgehen ſich noch einmal umwendend.) Gute Nacht! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Guſtav (allein). Später Valentin.

Guſtav. Ich athme auf! .... Aber ſeltſam — welch ein Verdacht der ſonſt ſo unbefangenen Seele? Tony ſoll ich lieben! Und dieſe ſelbſt —? Sie ſcheint mit Steiner mehr als bekannt zu ſein — Ach, ich kann dieſen Fügungen des Zufalls nicht nachdenken — es umgibt mich etwas, wie eine unermeßliche Leere! (Hier beginnt in weiter Ferne eine Schalmei.) Es zieht ſo weit — ſo weit — von mir, umflattert mich wieder dicht zur Seite und ich haſch' es nicht. Bei aller neugewonnenen Beruhigung — es iſt etwas, das mich peinigt, drückt mit gewaltiger Kraft an den Riegel meines Herzens und will ihn ſprengen und hat — ein — Recht — auf mich und ich kenn' es nicht! Was iſt mir nur?

Valentin (mit einem Lichte und einem Pack ſchwarzer eleganter Kleider über dem Arm). Guten Abend, Herr Doctor! Nun, der Schneider hat Wort gehalten. Da ſind die Hochzeitskleider aus der Stadt.

Guſtav. Valentin, beſinnſt du dich nicht auf irgendeine Arbeit, die ich noch zu vollenden habe?

Valentin. Vor der Hochzeit?

Guſtav. Eine Pflicht, die ich übernommen, ein Verſprechen, ein heiliges, das ich geleiſtet?

Valentin. Die Verſendungen ſind doch alle pünktlich beſorgt, die Briefe geſchrieben —

Guſtav. Nein, nein, es iſt etwas Größeres, eine Schuld, eine Aufgabe — — des Gewiſſens —

Valentin. Sie ſind krank —

Guſtav (ſchlägt an die Stirn). Was hab' ich gewollt? Was hab' ich verſprochen?

Valentin. Ei, daß ich's nicht vergeſſe. Beim Säubern Ihrer Reiſekleider fiel das Porteſeuille heraus. Vielleicht haben Sie ſich's aufgeſchrieben. (Zieht ein großes Porteſeuille aus der Seitentaſche.)

Guſtav. Das Porteſeuille —! (Er öffnet es und zieht das Stammbuchblatt hervor, freudig.) Das weiße Blatt! Das war die unbezahlte Schuld! Der Abſchiedsgruß an — Eveline! Valentin, ſtelle das Licht dahin! Die Nacht mit ihrer ſtillen Feier ſoll mich umſchweben! — Eveline kann uns hier jeden Tag begegnen, ihr Onkel wohnt in der Nähe, niemand weiß, daß wir uns kennen. (Er ſetzt ſich an den von Beaten verlaſſenen Tiſch und beginnt auf einem aus dem Porteſeuille geriſſenen Blatt Papier einen Gedanken für das neben ihm liegende Albumblatt zu entwerfen. Die Schalmei tönt fort.)

Valentin (hatte das Licht hingeſtellt). Schade, ich hätte gern ge-

habt, Sie hätten 'mal anprobirt! Doch ich will Sie nicht stören. (Er breitet den Frack aus, hält ihn vor sich hin und spricht mehr für sich, während Holm schreibt.) Seit fünf Jahren hat sich die Mode so verändert, daß die Ueberröcke aussehen wie die Fracks und die Fracks wie die Ueberröcke! Wenn ich nur 'mal erfahren könnte, wer eigentlich der Mann ist, der in Paris die Moden erfindet. Oder es müssen wol mehrere sein. Eine verdrängt immer die andere. Nun, Herr Doctor, ich werde die Kleider in Ihr Zimmer tragen und (etwas gähnend) zur Ruhe gehen. (Ab mit den Kleidern nach links vom Zuschauer.)

Gustav (hat inzwischen sinnend und mit vielem Wegstreichen einiges auf dem Probeblättchen geschrieben, auch wieder anderes Papier genommen. Er liest es jetzt):

Der Freundschaft heilig Band
Hielt uns umschlungen —

Phrasen, die nicht sagen, was ich gerade — von diesem Abschnitt meines Lebens fühle — jetzt fühle — (Er erschrickt.) Jetzt? Seit wann? (Liest wieder.) „Der Freundschaft heilig Band —" (Steht auf.) Es durchglüht mein ganzes Inneres, wenn ich mir Eve — linens Wunsch — Ein leeres Blatt Papier und so kann es — reden. So stumm sprechen — strafend sprechen .... Strafend? — Ja, ich möchte doch — wahr sein — (Die Schalmei hört verhallend auf. Er geht wieder an den Tisch und liest.) „Der Freundschaft —" (Lange Pause. Er zerreißt, was er schrieb.) Es ist schon spät — ich will es auf morgen lassen. (Er nimmt das eigentliche Blatt und legt es in sein Portefeuille.) Nur ein weißes Blatt! — — Und doch muß ein Spruch, der einen Theil unsers Menschenlebens bezeichnen, ein Gefühl unsers ganzen Seins aussprechen soll, wahr sein — Morgen! Morgen! (Nimmt ein Licht.) Denk' ich an Evelinen zurück, so wächst mir — das Blatt unter der Hand — es wird zum Blatt im Buche des

Schickſals — zum — — Sternenhimmel — Ha — Was iſt mir? Beim Abſchied — Evelinens Blick — und hier?! (Er ſieht ſich um, ſein Blick haftet an Beatens Thür, mit einer Ahnung ſeiner ganzen Lage.) Morgen! — Morgen! — Morgen! (Ab nach rechts vom Zuſchauer.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Ein Garten. Linke Rasenbänke, von Bäumen beschattet. Rechts eine Laube mit einer Bank. Hinten Gartenpartie.

Erster Auftritt.

Beate steht mehr hinterwärts an einem der Fruchtbäume und legt Aepfel in einen Korb, die Niklas abbricht.

Niklas. Morgen um diese Zeit — Hurrah, dann sind Sie schon die Frau Doctorin Holm! Aber ist es denn wahr, daß Sie uns dann gleich verlassen und den Paul und mich und die alte Lene wie die Sklaven verkaufen wollen?

Beate. Nein, Niklas! Wir bleiben so lange, bis ein guter Käufer oder ein Pächter gefunden ist.

Niklas. Vielleicht die Herrschaften, die in Neurode mit dem Oekonomierath heute von der Residenz angekommen sind? Sie machen Promenaden in der ganzen Umgegend, waren in Lichtenhayn und Fräulein Tony ist ihnen bis Thalhütte entgegengegangen. Der Professor ist dabei, der sie zeichnen lehrte. Aber besser wäre doch besser und Sie blieben ganz hier. Ihr Bräu-

igam iſt Naturforſcher und zum Forſchen, dächt' ich, gäb' es ier Natur genug. Sehen Sie, da kommt er und der Valen- n immer wie ſein Schatten hinter ihm her.

Zweiter Auftritt.

Guſtav geht in ſinnender Haltung, nachläſſiger Hauskleidung und ein Porteſeuille in der Linken, einen Bleiſtift in der Rechten, uer über die Bühne. Valentin folgt ihm in einiger Entfernung.

Beate (bei Seite). So iſt er ſeit drei entſetzlichen Tagen! (Zu iklas.) Geh, führe die Fremden, wenn ſie kommen, in den Gartenpavillon und rufe mir Valentin. Leiſe! Leiſe!

Niklas (folgt Valentin und macht ihm durch Zeichen verſtändlich, er lle zu Beaten kommen. Niklas ab mit dem Korb).

Valentin. Sie wünſchen mich zu ſprechen?

Beate. Was iſt mit deinem Herrn?

Valentin. Ei, ſeit drei Tagen ſchließt er ſich ein, ſucht die inſamkeit, redet mit Ihnen nicht, redet mit mir nicht, ſpricht n Traume Dinge, die ich nicht verſtehe; nur wenn ich ihn age, ſoll denn nun wirklich morgen die Hochzeit ſein? ant- ortet er ruhig: Ja! Aber ganz, ganz im ſtillen! ſetzt er hinzu. atten Sie vielleicht einen Zwiſt mit ihm?

Beate. Nein, Valentin!

Valentin. Gegen Fräulein Tony iſt er freundlich und flüſtert nmerfort mit ihr. Und curios, er will etwas niederſchreiben ir das Stammbuch der Dame, mit der wir von London reiſten nd in deren Aelternhauſe wir in der Reſidenz wohnten. Es iſt ie Nichte eines Gutsbeſitzers hier in der Nähe, Schweſter des rofeſſors, von dem Fräulein Tony ſo ſchön zeichnen gelernt hat.

an der hannöverſchen Küſte gelandet ſein. Einſtweilen iſt im ſtrengſten Incognito ein Bevollmächtigter von London abgegangen, der alle Punkte dieſer Heirath mit mir verhandeln wird. Dieſer Geſandte kann jeden Tag, jede Stunde in Berlin eintreffen. Sie würden mich alſo ſehr verbinden —

Erbprinz (in Verzweiflung).

Soll es denn ein Schäferſpiel ſein?

König.

Schäferſpiel? Ja! Und der Kronprinz kann die Flöte blaſen, die er doch hinter meinem Rücken gelernt hat.

Erbprinz

(will verzweifelt gehen und kehrt wieder).

Und die Herrſchaften ſollen ſelbſt darin mitſpielen?

König.

Schreiben Sie jedem was zu ſagen vor, aber mir nichts. Grumbkow ſoll mitſpielen und Seckendorf auch —

Erbprinz (kehrt wieder zurück).

Engliſch oder franzöſiſch?

König.

Lauter reines feuriges Deutſch! Hochdeutſch, verſtehen Sie, nicht Berliniſch. (Vertraulich) Wenn Sie etwas Holländiſch dabei anbringen könnten, das wäre mir aus gewiſſen Handelsrückſichten nicht unerwünſcht. (In's Ohr und mit dem Geſtus des Rauchens) Rauchen kann der feine Herr wohl nicht?

Nun ſind die, hör' ich, hier angekommen. Jetzt ſcheint es Eile mit dem Blatt zu haben, und er iſt ſo verdrießlich und zerſtreut, daß er nicht einmal ein paar Redensarten finden kann, um ſie aufzuſchreiben.

Beate. Valentin, beobachte deinen Herrn! Da ſeh' ich eben, kommt der Oekonomierath zurück . . . Ich mag ihn jetzt —

Valentin. Iſt das ein Polterabend!

Beate (bei Seite). Er liebt Tony! Kein Zweifel. — Wenn ich mich Seeburg anvertraute —! (Laut.) Valentin, treten wir hier zur Seite! Erzähle mir mehr! (Sie treten beide hinter das Gebüſch und entfernen ſich langſam.)

Dritter Auftritt.

Seeburg. Niklas. Später Beate.

Niklas (draußen). Eben war ſie hier, Herr Oekonomierath.

Seeburg (noch draußen). Geh, geh. Werd' ſie ſchon finden. (Tritt auf.) Nun, da bin ich wieder! Zehn Tage hat das gedauert! Wie geſagt, zwei ganz zerriſſene Menſchen! Der Profeſſor ſcheint mir mit Tony ein kleines Verhältniß zu haben! Correſpondirten beide durch die Frau Pfarrerin drüben in Thalhütte! . . . . Wozu ſich ein geiſtliches Haus hergibt! . . . . Ich ließ ihn hinüber nach Thalhütte gehen und der Oberförſter führte Evelinen indeſſen durch den Wald über Falkenhayn — in Thalhütte wollten wir alle wieder zuſammentreffen. Ich habe aus Gründen kein Wort über Friedersdorf geſprochen. Sie fragten mich zwar danach, waren auch neugierig; ein gewiſſer Doctor Holm, ſagten ſie, müſſe in dem Ort ein Mädchen heirathen, das ſeine Aeltern verloren und ein hübſches Landgut be-

ſitzt. Ich ſagte: Das wird drüben die Lene, die reiche Amtmannstochter ſein; ich weiß kein Wort und ich, ich bin der Vertraute des Hauſes! — Aber nun muß ich doch endlich alle Geheimniſſe hier kennen lernen und ich mache Beaten geradezu einen Antrag, gerade in der Freude des Wiederſehens und zur Feier für meine anweſenden Verwandten. Ich bin ſechsundvierzig Jahre, ich kann's beweiſen, habe meinen Taufſchein bei mir. Was fehlt mir denn? Gebiß, Perrüke: Natur. Beſondere Kennzeichen: verträglich, vermögend, und was die Hauptſache iſt: ſehr verliebt. Muth, Muth, Seeburg! Da kommt ſie! Du führſt einen ganz andern Ton mit ihr ein!

Beate (tritt verſtört auf).

Seeburg. Willkommen im Grünen, liebwertheſte Nachbarin; der Vogel iſt an ſein Futter gewöhnt! Da iſt er wieder! Hahaha!

Beate. Sie haben Ihre Reiſe ſehr beſchleunigt. Willkommen!

Seeburg. Es hat 'nen Grund; es hat 'nen Grund!

Beate. Wie fanden Sie Ihre Verwandte? Ich hoffe doch —

Seeburg. Ja, Sie ſollen ſie kennen lernen. Tony ſcheint ihrem Lehrer ſchon entgegengeflogen zu ſein! Alle drei Monate haben die ſich ja verſprochen gehabt, einen Brief zu ſchreiben. Wie ich das hörte, kamen mir Gedanken — (Galant.) Hm! In den acht Tagen alles wohl gewesen? Kein Hagelſchlag, kein Maulwurf, keine Feldmäuſe? — Sind ſie denn angekommen, die dreißig Spanier, die Karliſten? Noch nicht? Drüben, drei Meilen von hier, prächtige Schäfereien, capitales Vieh, eine Wolle — wie Baumwolle. (Bei Seite.) Wenn ich nur den rechten Punkt fände, um mit der Hauptſache herauszurücken!

Beate (bei Seite). Es muß!

Seeburg. Aber ich ſtaune — ei, ſo geheimnißvoll! Gar nicht munter, liebe Freundin?

Beate. Erlauben Sie mir, verehrter Freund, wir kennen uns zwar erſt ſeit einem Jahre, aber Sie haben mir bereits ſo viele Beweiſe von Theilnahme gegeben. Ich möchte Sie in das Intereſſe einer Angelegenheit ziehen, die für mich eine Frage meines Lebens geworden iſt. Darf ich Sie bitten?

Seeburg. Mit Vergnügen! (Beide ſetzen ſich.)

Beate. Mein werther Freund, antworten Sie mir klar und offen in einer Herzensangelegenheit —

Seeburg. Herzensangelegenheit —?

Beate. In einer Frage der Liebe, nicht im gewöhnlichen, flüchtigen Sinne des Wortes, ſondern der Liebe in ihrem wahren Weſen.

Seeburg. Warum nicht, liebe Freundin?

Beate. Halten Sie — (ich frage einen Mann von Beſonnenheit, einen Mann, der kein Jüngling mehr iſt) — halten Sie für möglich, daß in einem Herzen die Liebe ſchlummern kann, ohne ſich ihrer klar bewußt zu werden?

Seeburg (bei Seite). Bewußt zu werden? (Laut.) O ja, warum nicht?

Beate. Glauben Sie nicht, daß in dem Zuge, der die Herzen zuſammenführt, oft etwas Magnetiſches liegt, das plötzlich, ohne die mindeſte Vorbereitung, etwas Ueberwältigendes hat?

Seeburg. Gewiß! Gewiß! Gewiß!

Beate. Ein Etwas, das es als einen Verſtoß gegen das Schickſal erſcheinen ließe, wenn ſich gerade dieſe Herzen nicht finden ſollten? Denken Sie ſich, wie oft kann der Menſch an einer Liebe hart vorüberſtreifen, die das Schickſal ihm beſtimmte. Er ahnt es nicht, er verfehlt den Augenblick, das Geſchenk des Himmels zu empfangen, und die Folge dieſes Irrthums iſt eine unglückliche Zukunft, eine Wahl ohne Beruf, eine Ehe voll der grauſamſten Enttäuſchungen.

Seeburg (zieht sein Taschentuch, um seine Augen zu trocknen, aber ohne Uebertreibung). O, nur zu wahr! Zu wahr! Aber von wessen Liebe ist denn die Rede?

Beate. Was halten Sie von Zeit und Raum in der Liebe?

Seeburg. Sie meinen den Unterschied der Jahre?

Beate. Sagen auch Sie nicht mit dem Dichter:

Aus den Wolken muß es fallen!
Aus der Götter Schos das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

Seeburg. Der Augenblick!

Beate. Oder mit Goethe:

Willst du nach den Früchten greifen,
Eilig nimm dein Theil davon!
Diese fangen an zu reifen
Und die andern keimen schon;
Gleich mit jedem Regenguße
Aendert sich dein holdes Thal,
Ach, und in demselben Flusse
Schwimmst du nicht zum zweiten mal

Seeburg (bei Seite). Nicht zum zweiten mal? (Laut und auf einer falschen Gedankenfährte.) Ja — ich habe alles erwogen, ich habe alles überlegt — Ihre Güte, Ihr Wohlwollen, ich kenne die Liebe besser, ich habe in einer Seele gelesen —

Beate. Wie? Ich wollte Sie fragen, haben Sie in neuerer Zeit nicht den Charakter meiner Schwester Tony genauer beobachtet?

Seeburg. Ihre Schwester — Tony? Ach so — (Glaubt jetzt, Tony wäre ihm geneigter, aber ohne Uebertreibung.) Die Schwester?!

Beate. Meine Schwester liebt, ich weiß es, sie liebt — schon seit sie nur seine Briefe las! Ich müßte diese schlum-

mernden Gefühle einer reinen Seele nicht verſtehen, dieſe ſtumme Sprache eines ſchuldloſen Herzens nicht deuten können — dann ſah ſie Holm — er verwechſelte ſie mit mir! Nun liebt ſie, wie ein Weſen liebt, das für die Gefühle ihres Herzens noch keinen Namen hat. Dies Erröthen, dies Verlangen, mit ihm zu reden, mit ihm allein zu ſein, dieſe harmloſe Luſt, an ſeinem Arme zu hängen —

Seeburg. Weſſen Arm? Mit wem zu reden? Holm?

Peale. Mit einem Manne — der zu edel, zu treu ſeinem gegebenen Worte, nicht wagt, in ſein Inneres zu blicken, mit einem Manne, der von ſeinem Berufe, von ſeinen ernſten Lebenspflichten ſo beherrſcht wird, daß er ſeine ſchlummernden Gefühle nicht prüft und die Sprache ſeines Herzens erſt verſtehen wird, wenn es zu ſpät iſt!

Seeburg. Zu ſpät iſt? Holm? Mit Amtmanns Lene?

Peale. Holm kommt von ſeiner Reiſe zurück, er umarmt ſie ſtatt meiner — (Seeburg ſpringt auf.) Man hat ihn erblickt, traumwandelnd, wie ein Irrer durch die Zimmer ſchreitend — lange ſein Auge auf das Bild Tony's richtend — Beide lieben ſich, ohne es zu wiſſen. Ermeſſen Sie die Größe meiner Qual; prüfen Sie die Lage, in der ich mich befinde —

Seeburg. Aber, mein Himmel, wen liebt ſie denn?

Peale. Soll ich es Ihnen denn noch ſagen? Meinen Verlobten! — Meinen! — Da kommt ſie! Sie iſt außer ſich! Sie erblickt mich! Sie iſt betroffen! Ha! Das iſt die Schuld des Gewiſſens! Edler Freund, ſprechen Sie mit ihr und machen Sie ſie glücklich durch (nach langem Kampf) meine Entſagung. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Seeburg. Dann Conny. Beate.

Seeburg (außer sich) Daß mich ein Donnerwetter in die Erde verschlüge! Was geht hier vor? Sie ist wirklich verlobt, sie, mit dem Doctor Holm, und das sagt sie mir ins Gesicht, und jetzt erst komm' ich dahinter und soll noch gar den Vermittler aller dieser Verirrungen machen?

Conny (sucht Beate) Ist meine Schwester hier? O, willkommen, theuerster Herr Oekonomierath!

Seeburg. Zehn Schritte! Ich danke Ihnen für Ihren Theuersten!

Conny. Was haben Sie denn?

Seeburg. Schämen Sie sich!

Conny. Worüber denn? Hat doch wol nicht Ihr Herr Neffe so über — mich —

Seeburg. Was muß ich von Ihnen hören!

Conny. Sie erschrecken mich!

Seeburg. Siebzehn oder achtzehn Jahre sind Sie alt und Sie schämen sich nicht, schon Familienerschütterungen hervorzubringen, reißen Herzen auseinander, lieben da und dort nach Willkür und machen fremdes Glück rückgängig —?

Conny. Um Gottes willen — was —

Seeburg. Ich weiß alles. Ich weiß, daß Sie lieben, oder sich wenigstens mit anonymen Gefühlen abgeben. Siebzehn Jahre! Pfui, wie können Sie wagen, da schon heute diesen und morgen jenen zu lieben! Dies Haus fängt an, mir fürchterlich zu werden. Ich lasse mich mein Lebtag nicht mehr an einem Orte sehen, wo Wesen von siebzehn, achtzehn Jahren schon so ihren angeborenen, leichtsinnigen Evacharakter offenbaren! Heirathen? (Im größten Zorne) Ich heirathe nie! (Ab)

Tony. Er weiß alles! In einem Augenblick, wo ich mit bebender Erwartung die Minuten zählte, den zu begrüßen, ihn, der mir so unendlich theuer geworden, mißfall' ich seinen Anverwandten! Was hab' ich denn nur gethan? Hätt' ich Steiner's erneuerte Betheuerungen, seine Zärtlichkeit, die Umarmung bei der ersten Begrüßung zurückweisen sollen? — Da ist Beate! (Tritt bei Seite.)

Beate (kommt). Mit diesem Schmerz könnt' ich nicht an den Altar treten. Warum allein, Tony? Sprach Herr von Seeburg mit dir?

Tony. Er verließ mich im Zorn — mit Anklagen, die ich nicht verstanden habe — und — nicht verdiene —

Beate. Verstelle dich nicht! Ich treffe das Wort, das zündende? Du liebst.

Tony. Ha! Schwester —

Beate. Die Thränen eines Mädchens, die sich verbergen, bedeuten Liebe. Es wuchs in dir still, unbewußt, andern und dir selbst ein Geheimniß —

Tony. Vergib!

Beate. Deine Liebe — wie war es, Schwester, sprich! Sei wahr und edel!

Tony. Er lehnte über mich, wenn ich zeichnete, mischte mir die Farben zum Malen, sprach von der Natur, von der Kunst —

Beate. Ich erinnere mich!

Tony. In einer trauten Stunde, es war Dämmerung, draußen war es so still, drinnen so heimlich, da ergriff er meine Hand, drückte sie und gestand mir seine Liebe.

Beate (außer sich). Gestand sie?

Tony. Du erschreckst mich. Beate, durft' er nicht?

Beate. Das ist der Kampf in meinem Innern. Und du, was sagtest du?

Tony. Ich erbleichte, ich zitterte, ich wußte nicht Worte zu finden, ich sagte, ich müßte mit dir, mit dir, Schwester, reden — und so thu' ich's und frage dich, geliebte Schwester — darf ich ihn lieben?

Beate (geht in größter Aufregung auf und ab. Endlich sammelt sie sich und fragt) Wann sahst du ihn zum letzten mal?

Tony. Am Tage, als ich — — Magdeburg verließ.

Beate. Was? (Auf einen neuen Verdacht kommend, außer sich) Tony?

Tony. Um Gottes willen! An wen denkst du denn? Ich spreche von Wilhelm Steiner — Er kann den Augenblick hier sein. Schon sprach ich ihn in Thalbütte — Er sucht nur seine Schwester.

Beate (erkennt ihre Täuschung und steht wie betäubt) Was ist das?

Tony. Schwester, da ist er!

Beate. Wer?

Tony. Du weißt es, wie ich es dir gestanden. Alle drei Monate schrieben wir uns. Mehr hatt' ich nicht erlaubt. Wilhelm Steiner, Seeburg's Neffe.

Beate. Der berühmte Künstler? (Sie ist von dem Wechsel ihrer Gefühle so erschüttert, daß sie nur im heftigsten Thränenstrom Erleichterung findet) Wilhelm — Steiner — und — nicht — —? O Gott (langes Ausmalen aller ihrer Empfindungen und Lachen unter Thränen) welche — — selige Täuschung! (Ab)

Tony. Was ist ihr? Sie war so bewegt! Es ist die himmlische Güte ihres Herzens. Ich fühl' es: ich darf ihn lieben! (Folgt ihr)

Fünfter Auftritt.

Guſtav tritt ſehr erregt auf. Er hat ſich umgezogen.

Guſtav. Und wenn ich die feurigen Zungen der Engel hätte, ich fände die Worte nicht, die ausdrücken, was ich fühle. Und jetzt ihr begegnen! Ha! Da iſt ſie! Noch hab' ich die Kraft nicht, ihr entgegenzutreten — dies mit Verſtellung zu thun — Tony ſcheint überglücklich ... (Horcht.) Ihr Geliebter will den Oheim ſuchen ... Auch Beate freudeſtrahlend? In einem Bund ſoll ich mich mit einer Lüge ſtehlen? (Mit äußerſtem Schmerz.) Ich kann nicht — (Tritt zurück.)

Sechster Auftritt.

Beate. Tony und Eveline. Zuletzt Guſtav.

Beate. Schweſter des neuen Freundes! O Tony, Tony! Wie konnteſt du mir nicht vertrauen!

Tony. Vergib! Wir beſiegelten ganz, ganz erſt jetzt unſern Bund.

Eveline (ganz gefaßt und Weltdame). Ein geahntes Geheimniß und doch überraſchend! Und auch Sie vermählen ſich — morgen — mit Herrn Doctor — Holm, dem wir ſo außerordentlich verpflichtet ſind — (Sieht in die Ferne.) Der Bruder — bringt — den Onkel — nicht zurück? Wie lieblich dieſe Gärten ſind! Herrlich, herrlich!

Tony. Alles Beatens Werk. Setzen wir uns. Komm, Beate, ruhe und ſammle dich zu morgen. Gewiß, Sie bleiben, morgen und übermorgen und noch die ganze Zeit der Flitterwochen hindurch. Wir laſſen Sie nicht fort! Bis nach Neu-

robe iſt viel zu weit — Ihre Garderobe zur Hochzeit laſſen wir holen — (Sie ſetzen ſich, Beate rechts, Eveline in der Mitte.)

Eveline. Ich fürchte, daß ich nicht die Stimmung habe, mich unter fröhliche Gäſte miſchen zu dürfen. Der Tod des Vaters —

Beate (bei Seite). Sie iſt, wie Seeburg ſagte.

Conny. Hier ſollen Sie ſchon heiter werden. Des Morgens weckt uns das erwachende Geflügel im Hofe. Das iſt ein Lärmen, Gurren und Krähen! Man möchte mit aufſtiegen! Dann ruft der Hirt die Heerde, wir gehen in den Wald, ſammeln Beeren und Kräuter, prüfen auf den Wieſen die Weiße der Leinwand, nachmittags klettern wir auf Leitern in die Bäume, helfen das Obſt brechen und bald kommt die Weinernte. Das iſt eine Freude, wenn die Schwärmer praſſeln und die Büchſen knallen! Zum jungen, früh gekelterten Moſt röſtet man Kaſtanien und zuletzt kommt die Walnußernte! Dazu müſſen wir Handſchuhe anziehen, denn dann gibt's entſetzlich ſchwarze Finger!

Eveline. Wie glücklich wird mein guter Bruder durch dieſen Ihren heitern Sinn werden!

Conny. Jahrein jahraus müſſen wir den Sommer hier bei Ihrem Onkel zubringen oder auf Friedersdorf, das wir verpachten werden. Dafür aber müſſen Sie denn, Schwägerin, in der Stadt uns in die Geſellſchaften einführen, in die Winterconcerte, in die Theater — Schade, daß Holms in die Univerſitätsſtadt ziehen —

Eveline. Von Bällen laſſ' ich mir dann weit, weit lieber erzählen — beſonders von den Toiletten —

Beate (bei Seite). Sie verſtellt ſich ſo ſeltſam —

Conny. Aber die Concerte! Wilhelm nannte Sie eine ſo ausgezeichnete Künſtlerin in der Muſik.

Erbprinz (verzweifelnd).

Das nicht, Majeſtät, aber meine Phantaſie dampft ſchon wie ein Vulkan!

Lakai (tritt ein).

Die Geheimen Räthe bitten dringend Ew. Majeſtät um gnädiges Gehör.

König.

Die muß die Neugier plagen! Mal herein mit! (Lakai ab.) Bringen Sie das Land auch drin an, Erbprinz, wo der Tabak wächſt. Sie kennen doch —

Erbprinz.

Es iſt das Land, wo der Pfeffer wächſt. (Ab.)

Sechſter Auftritt.

Grumbkow und Seckendorf (jeder mit einem kleinen Pack rothgebundner Bücher unterm Arm). König, dann Eversmann.

Grumbkow.

Majeſtät halten zu Gnaden, ſollte man glauben, daß im Schooß der königlichen Familie ſo unerhörte Frevel im Werke wären!

König.

Was giebt's denn?

Eveline. Wenn man nicht Dichterin iſt, iſt die Muſik die einzige Kunſt, in der man tröſtend mit ſich ſelber reden kann. Ich ſagte ſchon — der Tod des Vaters —!

Tony. Aber die Muſik tröſtet auch andere! Sie bezaubern, Sie erfreuen Ihre Umgebungen.

Eveline. Wer kann immer ſo geſtimmt ſein, aus meinen Tönen das herauszufinden, was ich in ſie hineinlegte?

Beate (bei Seite). Ein geheimer Kummer drückt ihre Seele.

Tony. Das wird ſich alles, alles ändern, beſonders wenn Sie einmal unſerm Beiſpiel folgen und auch — auch —

Eveline. Einen Gatten wählen? (Schuttelt lächelnd den Kopf.)

Beate (bei Seite). Sie liebt!

Eveline. Glücklich, wer lieben und, was er liebt, beſitzen darf! Aber mein Bruder kommt nicht — Wo bleibt auch Herr Doctor Holm? Der fröhliche Valentin? Der uns ſo viel zu lachen gab —

Tony. Wurde Ihnen das Glück der Gegenliebe nicht zu Theil?

Beate. Tony — wie darfſt du Saiten berühren, die —?

Eveline. Laſſen Sie einer neuen Freundin dieſe Theilnahme! Wo ſie leiden ſehen, haben gute Seelen das Recht zu fragen. — Die Geſchichte meines Herzens iſt einfach und die von vielen Tauſenden unter uns Frauen . . . (Im gleichgültigen Tone.) Lieber Himmel, auf einem Stern zwei einſam wohnende Seelen! Der Stern bewohnt von Millionen, aber die eine Seele kannte ſie nicht, kannte nur die andere. Sie ſchmiegte ſich im Geiſt an ihn, baute ihre Hoffnungen dahin, wohin der Strahl ſeines Auges fiel, wachte und träumte nur für ihn. Wollen Sie dieſes Gefühl Liebe nennen, ſie liebte, ohne ihre Liebe durch irdiſche Worte zu entweihen, ohne ſich zu verrathen an die Millionen, die mit ihr zugleich den Stern bewohnten. Ein

Traum wie aus der Märchenwelt und doch — endete er wie eine Alltagsgeſchichte. Das arme indiſche Weib hatte keinen Sohn dieſes Sterns geliebt. Jenſeitig wie ſeine Seele, die lieben würde, ohne die Liebe zu nennen, war auch ſeine Heimat. Er hielt harmlos ihre Hand, die ihre bebte, die ſeine war ruhig. Er kannte nichts von den Leidenſchaften, die er weckte, ohne ſie ſelbſt zu fühlen. Eines Tags ſprach er: Ich führte dich durch Nacht und über Meere, du biſt geborgen, ich kehre zu meinem Stern zurück. Er lächelte und verſchwand. Nicht wahr? Eine Alltagsgeſchichte. Sie kommt ſo oft vor; wie thöricht, ſie zu erzählen —! — — Mein Bruder kommt noch immer nicht —

Tony. Der Onkel ſcheint mir zu zürnen. Doch das wird ſich geben. Wir ſchicken ihm Paul nach, laſſen Ihre Kleider kommen und Sie bleiben für morgen gleich hier —

Eveline (erſchrickt)

Beate (beobachtet Eveline)

Tony. Ja! Ja! Sie bleiben! Unter allen Umſtänden!

Eveline (mit raſcher Freundlichkeit) O — gewiß, gewiß! (Sie ſtellt ſich freundlich zu Beate.) Und auch wir müſſen Freunde werden. Wenn Sie morgen bei Ihrem Ehrentage (indem erblickt ſie den hinten auftretenden Guſtav) Ei, ſieh da! Sieh da! Da iſt ja — Herr Doctor Holm —

Guſtav (tritt vor, gefammelt) Fräulein Eveline! Seien Sie uns willkommen! Dieſe Ueberraſchung hätt' ich bei unſerm Abſchied nicht vorausſehen können. Wo aber iſt Herr Steiner —?

Tony. Gehen wir ihm entgegen —

Eveline. Und mein Albumblatt — Herr Doctor? —

Guſtav. Gewiß, gewiß, mein Fräulein. Sie ſollen es erhalten — Gehen wir doch, Herrn Steiner zu ſuchen. (Führt Eveline und Tony ab.)

Beate (bleibt zurück und sieht ihnen tiefsinnend nach). Dieses verlegene Grüßen — dies erzwungene Lächeln — das Albumblatt? (Sie findet sich allmählich mit großem Kampf der Seele in den gegenseitigen Beziehungen zurecht.) Der „fremde Stern" bin ich! — (Lange Pause.) Nun gilt's, nicht untergehen!
(Sie verbleibt, aufs äußerste aufgeregt, in ihrer Stellung, nicht abgebend.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Auftritt.

Durch die Mitte blickt Seeburg. Paul. Dann Tony.

Seeburg (spähend). Niemand da?

Paul. Na, da iſt ja der Herr Oekonomierath!

Seeburg. Pſt! Ich bin für niemand da! Kein Wort! Da! (Gibt ein Trinkgeld.)

Paul (für ſich). Ein Thaler. Das fängt gut an! Und nicht einmal die Pferde ausſpannen! (Ab durch die Mitte.)

Seeburg. Ich hab' ihr's geſchrieben, ich komme nicht und bin auch nur für mich da — incognito. Ich mag ihr nicht mehr begegnen. Ich hab' ihr's geſchrieben, ſie verfehlt ihren Beruf. Ich mag ſie nicht im Brautſtaat ſehen. In der Kirche, da ſtell' ich mich hinter die Orgel, und wenn ſie die Ringe wechſeln, wenn ſie's Jawort ſpricht, dann huſt' ich oder ſtöre ſonſt auf eine gefühlvolle Art eine Handlung, die ich nicht lange überleben werde. (Will zurück.)

Tony (tritt ihm ſchnell entgegen und hält ihn auf). Ei, da ſind Sie ja, Onkelchen! Drei Expreſſe ſind hinüber, um Sie zu holen. Sie machen uns ja ſchöne Dinge!

Seeburg. Ich bin nicht hier, Tony! Verſchweigen Sie, daß ich hier bin. Ich freue mich, daß mein Neffe Sie liebt und damit Punktum. Zwiſchen uns beiden — iſt alles wieder in Ordnung. Adieu!

Tony. Sie wollen fort? Was wäre denn das für ein Feſt ohne Sie? Beate iſt außer ſich über Ihren Brief. Wer hat Sie denn nur gekränkt und womit?

Seeburg. Niemand, niemand. Doch ich liebe Hochzeiten nicht, ich haſſe die Ehe, ich — ich verabſcheue das Heirathen —

Tony (faßt ihn mit Gewalt und zieht ihn fort). Das müssen Sie Beaten selbst sagen. Kommen Sie — ich lasse Sie nicht —

Seeburg. Tony, ich mag nicht — Bis auf einen gewissen Grad kann ich sehr romantisch sein —

Tony. Hilft Ihnen alles nichts — Onkelchen! Schon zur Strafe für die schrecklichen Dinge, die Sie mir gestern gesagt haben! (Zieht den Widerstrebenden nach der Hinterthür.)

Dritter Auftritt.

Wilhelm. Die Vorigen. Später Eveline.

Wilhelm (kehrt von links zurück). Aber was ist denn das, Tony! Wo hinaus?

Seeburg. Siehst du, sie treibt schon Ehestandsexercitien!

Tony (umarmt Wilhelm). Mein theurer Freund! Ich will, daß alle, alle an unserm Jubel theilnehmen —

Wilhelm. Mein geliebtes, süßes, fröhliches Herz! Der Onkel hat eine stille Neigung — für Beaten gehabt —

Seeburg. Willst du wol —!

Wilhelm. Aber er wird sich beherrschen, so gut es geht. Beherrschung, Onkel, ist das Kennzeichen der Civilisation —

Seeburg. In den Städten, aber bei uns hier auf dem Lande sind wir natürlich, poltern unsere Empfindungen aus —

Tony. Armes, armes Onkelchen — nun ist's zu spät! Aber ich lasse Sie doch nicht fort. Wollen Sie nicht wenigstens Evelinens Toilette sehen — Da! Bewundern Sie!

Eveline (kommt links vom Zuschauer).

Seeburg. Charmant! Sehr geschmackvoll — sehr — sehr — aber ich gehe doch —

(Tony. Halt —!

(Wilhelm. Wir wollen ihn schon fesseln! (Bei Seite zu Eveline.) Eveline! Ich hatte es gut im Sinne und wollte dich abholen — Der Wagen steht bereit —

Eveline (bei Seite zu Wilhelm). Danke, lieber Bruder — ich bekämpfe mich —

Wilhelm. Dann steht dir noch eine letzte schwere Prüfung bevor; Holm will dir das Stammbuchblatt zurückgeben — (Laut.) Ja, ja! Ich komme schon! Winden wir Amor's Rosenketten um ihn!

(Tony, die inzwischen immer dem Onkel den Weg versperrte, mit Seeburg und Wilhelm ab durch die Mitte.)

Vierter Auftritt.

Eveline. Dann Beate.

Eveline (allein). Das Stammbuchblatt? Ihn noch einmal sehen, ehe die Pforte sich schließt und mich ewige Nacht bedeckt? Darauf war ich nicht gefaßt, den Kelch meiner Leiden leeren zu müssen bis auf die letzte Neige. Freude und Festesglanz auf allen Mienen — mir eine einzige Phrase, die er zum ewigen Abschied gibt! Ein Almosen, auf dem Wege zu seinem Glück dem armen Bettler hingeworfen! O, wär' es vorüber, dies und alles, bis einst auch für mich die Stunde der Erlösung schlägt. Er kommt! (Sie wendet sich.) Nein — Beate?

Beate (durch die Mitte. Im Brautschmuck. Nach einer Pause). Fräulein Eveline! Sie sind so freundlich, doch dem heutigen Feste beizuwohnen — obgleich Sie gestern Abend sich so unwohl fühlten.

Eveline (ſcheinbar heiter). Ich fühle mich geſtärkt. Und Sie? Der bräutliche Schmuck — herrlich!

Beate (ablehnend). O —! — Ich muß Ihre Güte um ſo höher anſchlagen, als mir nicht unbekannt ſein darf, daß Sie mir — ein Opfer bringen.

Eveline. Ein Opfer? Welches? Daß ich bleibe? O, liebe Freundin —

Beate. Oft wol mögen ſich Frauen gegenüberſtehen, die, ohne es zu wiſſen, ein gleiches Gefühl im Herzen tragen. Seltener aber iſt es, daß ſie es wagen, den Schleier ihrer Gefühle zu lüften und ſich zu geſtehen, daß in ſchmerzlichem Wetteifer ihre Liebe einem und demſelben Gegenſtande galt.

Eveline (erſchrickt, für ſich). Großer Gott!

Beate. Erſchrecken Sie nicht. Der ſonderbarſte Zufall hat Sie in einen Kreis geführt, aus dem Sie ſogar in dieſem für Sie ſo trüben Augenblick mir zu Liebe nicht entfliehen wollen. Ich habe gehört, geprüft, alle Umſtände, die ich früher nur gleichgültig betrachtete, erwogen und den Sinn Ihrer geſtrigen Erzählung, ſo ſchonend ſie war, wohl verſtanden: Sie lieben Guſtav Holm.

Eveline. Fräulein Beate — ich —! Freundin, Sie — täuſchen ſich —

Beate. Sie wollen die Gefühle Ihres Herzens verleugnen? Beate iſt ein Weſen, das ſich Ihnen an Jugend, Schönheit und Bildung nicht vergleichen kann; aber ſie iſt wahr und ehrt jedes edle Gefühl, wär' es auch gegen ſie ſelbſt gerichtet. Sie liebten Holm.

Eveline (blickt nieder).

Beate. Sie durften ihn lieben.

Eveline. Sein Herz gehört Ihnen. Mit edelſter Treue

hing er an der theuern Verlobten. Sie waren die Hoffnung seines Lebens, Sie werden das Glück seiner Zukunft sein.

Beate. Glauben Sie?

Eveline. Alle Pulse seines Daseins schlagen für Sie! Der Name Beate, eh' ich wußte, wer ihn trug, war ihm ein Klang, der in seiner Seele das tiefste Heimweh weckte! Er gehört Ihnen; seien Sie glücklich!

Beate. Die Stunde der Vermählung ist da und an meinem Herzen nagen die grausamsten Zweifel. Ich vergleiche Sie und mich. Mit Ihnen hat er gelebt, als sein Geist die Reife erlangt hatte, die eine Frucht seiner Erfahrung war. Sie wurden ihm theuer durch die Verwandtschaft Ihrer Geister.

Eveline. Sie, Sie sind die süßeste Erinnerung seiner Jugend. Mir gehörte vielleicht eine Weile sein Geist, Ihnen gehört seine ganze, ganze Seele.

Beate. Wenn Sie sich irrten! Wenn die Macht der Zeit die Zauber der ersten Jugend entkräftet hätte! Wenn nur sein hoher Begriff von Ehre und dem gegebenen Manneswort ihn bestimmte, mir die einst gelobte Hand zu reichen!

Eveline. Entehren Sie den edelsten der Menschen nicht durch ein Mistrauen in dieser heiligen Stunde. Er ist ein so offener Sohn der Natur —

Beate. Sprach er Ihnen nie von dem Feierkleid der Natur? — Ich fühle etwas in mir, das einem jugendlichen Geist nicht mehr ganz genügen kann. Ich bin die Mutter meiner Schwester geworden, ich habe mich verloren in diese ernüchternden Zerstreuungen des praktischen Lebens und fühle, daß er mich ehren, nicht mehr lieben kann!

Eveline. Eine Minute vor dem ewigen Bunde diese Zweifel?

Beate. Sie durchwühlen das Herz. Ich sehe mit Geisteraugen in das innere Getriebe der Welt, wie die Herzen sich

ſuchen, finden und verlieren. Ich ſehe die Sterne erbleichen über die Schwüre, die einſt an ſie gerichtet und nicht gehalten wurden. Ich ſehe dieſe Täuſchungen der Liebe, dieſe zertrümmerten Hoffnungen des Lebens, die überall zerſtreut auf unſerm Wege liegen. Und nun ſoll ich ſelbſt dies treue Herz in ein Labyrinth von Gefahren ſtürzen? Einen Mann *lieben* heißt ſich an ihn *wagen*! Ich habe den Muth nicht, zu ihm hinaufzublicken, ich habe die Kraft nicht, meine Liebe der ſeinigen gleichzuſtellen. Wenn einſt der Engel des Friedens von uns wiche, wenn ſein Herz erkalten könnte und ich mir ſagen müßte: Das Schickſal verſagt und gewährt, aber Weisheit iſt's, Weisheit, nicht alles nehmen, was es gibt!

Eveline. Vertrauen Sie! Denken Sie edler von Guſtav! Sie treten mit ihm vor den Altar, er ſchwört Ihnen ewige Treue, er wird ſie Ihnen halten, auf ewig.

Beate. Und Sie?

Eveline. Ich — werde beten, daß Sie glücklich ſind!

Beate. Die Stunde iſt da. Ich hör' ihn kommen. Er wird Sie noch einmal ſprechen wollen —

Eveline. Er ahnt, er weiß nichts von meinem Gefühl. Ich bat ihn um einige Abſchiedszeilen.

Beate. Auf dem Stammbuchblatt?

Eveline. Eine harmloſe Erinnerung an Zeiten, die ich begrabe. Verlaſſen Sie ſich —

Beate. Ein Abſchiedswort? Ich hörte, er wollte es Ihnen noch bringen — (Bei Seite.) Wenn ich daran erführe —

Grumbkow.

Ew. Majeſtät wiſſen bereits von dem Franzoſen, der ohne alle Legitimation auf den Straßen Berlins einherlief und ſogar ſich zu ſagen erdreuſtete, er würde als Sprachmeiſter bei der Prinzeſſin Wilhelmine angeſtellt werden.

König.

Iſt ein Perrückenmacher aus Orleans.

Seckendorf.

Aber man iſt auf weitere Combinationen gekommen, Majeſtät. Man hat bei dieſem Menſchen Bücher gefunden, die wirklich einen gefährlichen Zuſammenhang mit Rheinsberg vorausſetzen laſſen.

Grumbkow.

Ueberzeugen ſich Ew. Majeſtät. Dieſe unſittlichen franzöſiſchen Schriften tragen alle die Chiffre Sr. Hoheit des Kronprinzen.

Seckendorf.

F. P. R.

Grumbkow.

Frédéric Prince Royal!

König

(nimmt eins der Bücher und klingelt).

Eversmann (kommt).

König (mit höchſtem Pathos).

Eversmann! Meine Brille!

Fünfter Auftritt.

Guſtav, blaß. Im Hochzeitskleide. Erſchrickt Beaten zu ſehen. Er nähert ſich langſam und hat das weiße Blatt in der Hand.

Die Vorigen.

Guſtav. Haben wir noch Zeit, Beate?

Beate. Bald wird die Glocke rufen. — Du willſt Fräulein Eveline ſprechen. Darf ich, ehe wir an den Altar treten — noch um eine einzige Gunſt bitten?

Guſtav. Gern! Was wünſcheſt du?

Beate. Laß mich — Guſtav — laß mich — es iſt vielleicht (mit Thränen) das letzte, um das ich dich als Braut bitte, laß mich den Sinnſpruch leſen, den du Evelinen auf jenes Blatt geſchrieben.

Guſtav (in Verlegenheit). Wie kommſt du — auf dieſen Wunſch?

Beate. Die letzte, letzte Bitte!

Guſtav (zeigt ihr mit abgewandtem Antlitz das Blatt).

Beate (ergreift es, ſieht es an und betrachtet Guſtav). Guſtav? Guſtav? (Gibt ihm das Blatt zurück. Bei Seite.) Es komme, wie es muß! (Raſch ab.)

Eveline (bei Seite). Mein Gott — was las ſie?

Sechster Auftritt.

Eveline. Guſtav.

Guſtav (ſich ſammelnd). Fräulein Eveline, Sie ſind dieſem Hauſe durch die Wahl Ihres Bruders ſo nahe getreten! Ich bin nun im Begriff, Ihr Verwandter zu werden.

Eveline (faſt ſcherzend). Fügungen des Zufalls, Herr Doctor, zu denen wir uns nur Glück wünſchen dürfen —

Guſtav. Einſt war ich Ihnen inniger verwandt, als ich durch dieſen Zufall werde. Fräulein Eveline, Sie müſſen mich ſehr verändert finden?

Eveline. Sie ſind auch im Begriff, den wichtigſten Schritt Ihres Lebens zu thun.

Guſtav. Mein Vermählungstag. (Pauſe) Wiſſen Sie wol, Fräulein Eveline, daß ich Ihnen ſchlafloſe Nächte verdanke? Als wir ſchieden, gaben Sie mir aus Ihrem Album ein Blatt. Ich ſollte es mit einem Denkſpruch füllen, mit einem Wunſch für die Zukunft.

Eveline. Ich bat nur um einen Blick auf die Vergangenheit und ich bin begierig, ob Sie — wol gar den — Pegaſus beſtiegen und — Verſe machten?

Guſtav. Ihnen ſollte mein erſter freier Augenblick gehören. Ich fand ihn, fand freie Stunden, freie Tage und Nächte — und dennoch — hielten Sie die Aufgabe, die Sie mir ſtellten, für ſo leicht?

Eveline. Aufgabe? Herr Doctor, ich bat um eine kleine Gedankenblüte, ſie aufzubewahren unter meinen Erinnerungen.

Guſtav. Eine getrocknete Blüte! Wäre das alles, was von jenen unvergeßlichen Tagen zurückblieb? — Nichts, als ein kalter Spruch, ein Zug der Feder, hingemalt auf einem Blatt Papier!

Eveline. Der Buchſtabe lebt auf im Auge des Leſers —

Guſtav. Wenn ſich aber auch hier beſtätigte, daß wir viel zu gedanken-, viel zu planlos in der Welt hinleben! Daß wir uns ſelbſt gleichſam nicht genug feſthalten, uns nicht Rede ſtehen, und erſt, wenn man uns aufforderte, ein Urtheil zu

haben, die dunkeln Stimmungen in unſerer Bruſt zu einem feſten männlichen Urtheil ausbilden? So ging es mir mit dieſem Blatt. Ich überlegte, ich ſann, ich erröthete — über das, was ich leer, nichtsſagend ſchreiben wollte — — Und erſt, als die Worte fehlten, erkannte ich, was ich ſchreiben mußte. Oder gäb' es nicht Worte, die die Feſſeln jeder Ueberlegung ſprengen: Gedanken, die in unſerer Seele ſo wachſen können, daß kein Wort der Erde ſie mehr ermißt!

Eveline (erſchrickt. Bei Seite). Was iſt das —!

Guſtav. Fürchten Sie nichts, erſchrecken Sie nicht — ich kenne meine Pflicht. Was ich einſt gelobt habe, ich muß es halten, und ſo bitt' ich, zerreißen Sie dieſes Blatt!

Eveline (nimmt es. Pauſe. Dann betroffen). Es iſt ja — leer!

Guſtav. Es iſt leer. Wollen Sie, Eveline, daß es reden ſoll?

Eveline (in großer Beängſtigung). Wie verſtand Beate das leere Blatt?

Guſtav. Darüber grübl' ich nicht, aber, Eveline, ich nenne Ihnen zwei Fälle. Ich ſchreibe (nimmt das Blatt), dann ſehen Sie im tiefſten Grund meiner Seele offen und frei das Bekenntniß ausgeſprochen, warum ich einem Leben voll Verzweiflung entgegengehe, ſehen offen in jede Falte des Herzens, in ſonnigem Glanz das eine Wort, das von dieſen Wänden die feſtlichen Gehänge niederreißen, dieſen Tag der Freude in einen Tag des Entſetzens verwandeln würde —

Eveline. Himmel —

Guſtav. Wollen Sie dies nicht, Eveline, haben Sie Mitleid mit einem Herzen, dem ich als Jüngling einſt Rechte auf mich gegeben, die ich als Mann von Ehre halten wollte, dann, dann denken Sie meiner zuweilen — in der Ferne, gönnen dem Armen, der ſich ſelbſt und was in ſeinem Innern verborgen ſchlummerte, erſt verſtand, als es zu ſpät war, eine Thräne

des Mitleids und nehmen, indem Sie die ſtumme Sprache meines Herzens verſtehen, ſtumm das leere Blatt zurück.

Eveline (außer ſich, aber mehr für ſich). Iſt es denn möglich — darf ich es denn glauben? Nein — Nein — die Stunde drängt — (Will ab.)

(In der Ferne lauten die Glocken. Hellgeſtimmte Dorfkirchenglocken.)

Guſtav (außer ſich). Die Glocken rufen zur Kirche. Noch ein Atom von Zeit und die Würfel ſind gefallen. Eveline! Wer ſchreibt dem Gott im Buſen Bahnen vor? Noch ſind drei Augenblicke frei, ich löſe mein Verſprechen, tauche die Feder in Wahrheit und ſchreibe, was ich muß! Eveline! Wollen Sie? (Will ab.)

Eveline (ſtürzt ihm nach). Guſtav!

Guſtav. Guſtav? Ha! Dieſen Ton aus Evelinens Munde? Eveline!

Eveline. Nein, nein!

Guſtav. Scheiden in dieſem Augenblicke — Eveline?

Eveline. Leben Sie wohl, Guſtav! Sie ruft das Schickſal und die Pflicht — und mich — — der Tod! (Will nach hinten ab.)

Letzter Auftritt.

Es treten Hochzeitsgäſte ein. **Conn. Wilhelm. Beate** am Arme **Seeburg's. Valentin** mit Blumenſtrauß.

Beate (ſiegreich). Nein! Bleiben Sie, Eveline! (Erwartungsvolle Pauſe. Geht auf Guſtav zu.) Zum Altare, Guſtav, aber nicht mit mir! (Allgemeine Bewegung.) Es war ein Kampf; ich kämpfte ihn und habe überwunden.

Guſtav und Eveline. Beate!

(Die Glocken hören auf.)

Beate (nimmt den Kranz ab und ſetzt ihn Evelinen auf). Eveline, dieſer Kranz ſei Ihnen! Verloben Sie ſich mit Guſtav Holm!

Guſtav (außer ſich). Beate!
Eveline. Sie könnten — —
Valentin. Ja, was iſt denn das —?

Beate (triumphirend). Die Zeit der Liebe iſt das Alter nicht, iſt nicht die Jugend: die Zeit der Liebe iſt der Augenblick. (Nimmt das Blatt.) Eveline, laß mir das weiße Blatt und Beate wird der Freundin darauf ſchreiben:

Reichſt der Liebe du die Hände,
Pflück' die Blume, wenn ſie ſprießt;
Daß der Anfang und das Ende
Selig ineinander fließt.

(Gruppe.)

(Der Vorhang fällt.)

Anmerkung.

Dies im Jahr 1842 geschriebene und zuerst in Frankfurt a. M. aufgeführte Schauspiel erfuhr durchgehends eine neue Bearbeitung und ist auch bereits in seiner neuen Gestalt auf mehreren Bühnen gegeben worden. Der dauernden Befestigung desselben auf dem Repertoire schadet der Umstand, daß Beate von keiner, wie Goethe sagt, „angejahrten" Anstandsdame, sondern von einer noch frischen und gefallsamen Liebhaberin gegeben werden muß. Wenige aber entschließen sich, eine Rolle zu übernehmen, in der sich die Darstellerin gewissermaßen selbst als ausrangirt bekennt und in ihrem Haar schon ein „weißes Härchen" antreffen läßt. Man darf annehmen, daß jede „erste Liebhaberin", die sich entschließt, diese Rolle zu spielen, eine Künstlerin von mehr als gewöhnlichem Streben ist.

Druck von F. A. Brockhaus in Leip;

Dramatiſche Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollſtändige neu umgearbeitete Ausgabe.

Siebentes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1862.

Richard Savage

oder

Der Sohn einer Mutter.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

Vierte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

Eversmann

(ab. Kehrt ſogleich mit dem verlangten großen Glaſe, das aber nicht zum Aufſetzen iſt, zurück).

König.

Der Generalfiscal ſoll die Papiere des Landſtreichers auf's Genaueſte unterſuchen. Ich will keine franzöſiſchen Poſſenreißer im Lande — (ſieht eins der Bücher an) der Stempel des Kronprinzen! Der Vagabund hat ſie ihm geſtohlen.

Grumbkow.

Oder ſie ſind für den Unterricht der Prinzeſſin Wilhelmine beſtimmt —

König.

Dieſes Genre von Büchern? Solche franzöſiſche — ſieh, ſieh, das iſt ja — das iſt ja der abſcheuliche Roman von dem buckligen Scarron, dem Gemahl der ſaubern Mad. Maintenon, die berüchtigte Satyre auf unſern Hof.

Grumbkow.

Unſern Hof?

König (blättert).

Eine Satyre auf uns Alle, auf mich, auf Seckendorf, auf Grumbkow, auf Eversmann —

Eversmann.

Auf mich auch?

König (ernſt).

Der Kronprinz hat alles unterſtrichen, damit man's

Richard Savage oder Der Sohn einer Mutter.

Trauerſpiel

in

fünf Aufzügen.

Perſonen.

Lady Macclesfield.
Viscount Marishal, ihr Schwager.
Lord Tyrconnel.
Lord Berwick.
Lord Winchester.
Richard Savage, berühmter Dichter.
Richard Steele, Journaliſt, ſein Freund.
Miß Ellen, Schauſpielerin.
Lord Oberrichter von England.
Toms, ein Schneider.
Kitty, ſeine Frau.
Haushofmeiſter der Lady.
Ein Bedienter der Lady.
Drei Bediente des Lord Tyrconnel.
Ein Burſche.
Ein Schauſpieler.
Wachen. Masken. Bediente.

Die Handlung ſpielt in London. Zeit: 172*.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Ein Zimmer in Miß Ellen's Wohnung. Ein Tiſch mit Schreibzeug und Papieren. Ein Spiegel.

Erſter Auftritt.

Miß Ellen. Steele. Später Richard Savage.

Miß Ellen. Immer tadeln, nichts als tadeln! Glauben Sie denn, Steele, daß Sie ſich damit bei mir empfehlen?

Steele. Schöne Freundin, wie können Sie das tadeln nennen! Sie ſpielten geſtern die Herzogin Anna hinreißend, bewunderungswürdig; aber Sie würden ſie noch vollkommener geſpielt haben, wäre ſich Gloſter der Tiefe ſeines Charakters bewußt geweſen. Sie ließen den Degen, den Ihnen der Tyrann bot, ihn zu durchbohren, mit einer wunderbaren Wahrheit ſinken und dennoch ſchienen Sie nur anzudeuten, daß Sie der Ehrgeiz trieb, die Huldigung des misgeſtalteten Mörders anzunehmen —

Miß Ellen. Sie werden doch nicht glauben, daß es Liebe sein soll, die die Herzogin diesem Scheusal in die Arme führt?

Steele. Liebe nicht, schöne Ellen; — was komm' ich mir so thöricht vor, Ihnen erklären zu wollen, warum ein Weib die Schwächen eines Mannes vergessen kann! Richard III. ist ein Ungeheuer, aber so ein geniales Ungeheuer, seine Reden sprühen einen solchen Uebermuth des gottvergessensten Menschentrotzes, daß in der That Anna über das Großartige seiner Bosheit diese selbst vergißt und in ihm jenen genialen Stolz liebt —

Miß Ellen. Der alle Männer so hinreißend macht!

Steele. Mit Ausnahme der Recensenten.

Miß Ellen. Da haben Sie recht, darin ganz gewiß! Nein, nein, Steele, wenn Sie sich nur Ihr ewiges Tadeln abgewöhnen wollten! Hab' ich den Abend die Zuschauer durch mein Spiel erwärmt, bin ich sogar mit solchen Lorbern gekrönt, die mir mein eigenes Bewußtsein für etwas, was mir selbst gelungen erscheint, aufsetzt, träum' ich eine Nacht, wo ich nichts als klatschende Hände um mich zu erblicken glaube, so kommen Sie am folgenden Morgen und bringen mir den bittern Nachgeschmack meines Glücks. Sehen Sie unsern armen Freund! Nie übertreibt Savage, wie Sie, sein Lob, weil er nicht nöthig hat, mich für die kleinen hinkenden Boten, die hinterherkommen, zu trösten. Nie bricht er so wie Sie mit Ausrufungen: Göttlich! Himmlisch! in mein Zimmer; denn dieser Vorposten bedarf er nicht, weil nicht ein ganzes Heer von Freilichs, Allerdings, Dennochs und Abers hinterherkommt —

Steele. Richard Savage, unser vortrefflicher Freund, ist alles, nur kein kritischer Kopf. Der erste Eindruck entscheidet bei ihm. Wie bei allen dichterischen Naturen gibt es für ihn

nur Dinge, die ihn ansprechen, oder solche, die gar nicht für ihn vorhanden scheinen. Dem, was er nicht sogleich in eine bestimmte Form und Gestalt bringen kann, hängt er auch nicht nach und bewegt sich nicht, wie ich, in dem verworrenen Gebiete halber Schönheiten, halber Wahrheiten, unvollkommener Versuche und ermüdeter Anläufe, mit denen sich ein Kritiker beschäftigen muß. Ein guter dramatischer Künstler, liebe Ellen, muß mehr auf den Beifall des Verstandes als auf den der Phantasie geben.

Miß Ellen. Mit euerm Verstand, mit eurer Kritik! Wählt euch andere Gegenstände aus, um witzig zu sein; warum nur immer wir Schauspieler? Ihnen zumal, Steele, seh' ich es an, daß die ganze Bitterkeit, mit der Sie in Ihrem Journal unsere Bühne beurtheilen, nur daher kommt, daß Sie unter uns Komödianten eigentlich nur die Minister verstehen. Weil Sie das Parlament nicht stürzen können, wollen Sie wenigstens Drurylane stürzen. Weil man im Cabinet des Königs Sie vergißt, sagen Sie, daß wir Acteurs vergeßlich wären, kein Gedächtniß hätten und schlecht auswendig lernten. Gäbe man Ihnen ein Portefeuille —

Steele. So würd' ich aus der Theaterherzogin von Gloster eine wirkliche machen. Doch kommen Sie, ich begleite Sie in den Shakspeare-Club.

Miß Ellen (vor einem Spiegel ihre Toilette ordnend). Wie lebt denn unser guter Richard? So lange sah ich ihn nicht und so gern hätt' ich über sein neues Stück und meine Rolle noch mit ihm gesprochen.

Steele. Denken Sie sich, mit welcher wunderlichen Grille er sich seit einigen Tagen beschäftigt! Niemand kann seiner habhaft werden; in einer fortwährenden Bewegung rennt er die Straßen Londons auf und ab. Er will entdeckt haben, daß

irgendeine vornehme Dame aus der höchsten Gesellschaft seine Mutter ist.

Miß Ellen. In der That! Das würde ihn sehr glücklich machen; denn Sie kennen ja die Melancholie, in die er zu verfallen pflegt, so oft das Gespräch auf seinen ihm gänzlich unbekannten Ursprung kommt. Immer hatte er die Ahnung einer vornehmen Herkunft, die sich selbst unter dem Druck der ärmlichsten Verhältnisse erhielt, in denen er erzogen wurde. Vater und Mutter hat er, wie er uns oft erzählte, nie gekannt, noch je erfahren können, wem er das Leben verdankt.

Steele. Die traurigste Erfahrung, die er und Sie wol machen könnten, dürfte die sein, daß er — (mit einem Seufzer) Ihr Bruder wäre —

Miß Ellen. Sie wissen, Steele, daß ich unter allen Männern nur zwei lieben könnte; den einen nennen zu hören, wird Ihnen die Bescheidenheit verbieten, der andere ist unser Richard. Sie wissen, wem ich, wohlerwogen, den Vorzug geben würde, wäre Richard bei aller Glut seiner Empfindung fähig, überhaupt sein Herz einer weiblichen Einwirkung gefangen zu geben. Er ist es nicht, liebt nur unser Geschlecht im allgemeinen und Sie wissen nur zu gut, (sinnend) daß Sie mein Herz erst aus der zweiten Hand besitzen —

Steele. Wenn Savage's Empfindungslosigkeit gegen Frauen daher käme, daß er Vater und Mutter nicht kannte, wer weiß, ob er mit der Mutter nun nicht auch die Liebe fand —

Miß Ellen. Mir ist sein Gemüth ein Räthsel. Während Richard einige Sinne in überreizter Schärfe besitzt, fehlen andere ihm gänzlich. (Nach einer Pause.) Lebt er noch so wild und wüst in den Tag hinein?

Steele. Nein! Seit einigen Tagen ist er wie umgewandelt. Sah man ihn bisher nur im Umgang mit jenen wüsten Gesellen,

die er in den Tavernen sich zu Freunden macht, ohne Unterschied, ob es Matrosen oder jüngere Söhne eines Pairs sind, so scheint er jetzt diese Lebensweise, wenn nicht zu bereuen, doch vergessen zu haben. Mit der Gewißheit, er werde seine Mutter entdecken, ist es, als wäre eine sittliche Verklärung über ihn gekommen, die aus seiner vielleicht angeborenen Anlage alles hervorzaubert, was von je, solange ich ihn kenne, an trefflichen Eigenschaften in ihm verborgen lag. Aus den Schlacken seiner bisherigen Aufführung glänzt jetzt nur noch das edle Metall seines Genies hervor; ja selbst die Armuth, aus der er früher fast eine Art Schaugepränge machte, wird von dem plötzlichen Adel seines Benehmens so verwischt, daß unsers neuen Gentlemans Wohnung niemand, es ist schrecklich zu sagen, in den ärmlichsten Winkeln der Vorstadt suchen würde, in die er sich jedoch jetzt nicht mehr mit dem alten Vergnügen an seinem Zerfall nächtlich verkriecht.

Miß Ellen. Entsetzlich, daß er vor der Theilnahme seiner Freunde von je ins Elend wie in sein wahres Element, wie in seine ihm traulichste Heimat flüchtete! Es ist edel, seinen Freunden keine Unbequemlichkeit schaffen zu wollen, aber grausam, ihr Gewissen zu vergiften und sie mit dem Gedanken zu quälen, daß sie nichts für ihn thun! — Aber (sie horcht auf) hör' ich nicht seine Stimme? Er ist's!

Zweiter Auftritt.

Savage reißt die Thür auf und tritt schnell herein. Die Vorigen.

Savage. Steele! Dich sucht' ich überall! Mensch, alle wissen es, die Welt weiß es, und du noch nicht? Ich habe meine Mutter gefunden!

beſſer verſteht. Ein Marſchall mit dem Beinamen: le Chicaneur. Das ſollen Sie ſein, Grumbkow!

Grumbkow.

Empörend!

König (ernſt).

Der Ambaſſadeur Mr. le Vicomte de la Rancune mit dem Beinamen: le petit combinateur, Seckendorf; das ſollen Sie ſein.

Seckendorf.

Völkerrechtswidrig!

König.

Und Eversmann, den nennt er immer la Rapinière. Das heißt ſo viel als der alte Nimmerſatt!

Eversmann.

Schändlich! Und ſolche Bücher kommen in's Land herein und werden noch ordentlich vom Kronprinzen geſtempelt?

König.

Iſt Wilhelmine betheiligt — es wäre empörend! Der Generalfiscal ſoll alles ſtreng unterſuchen. Iſt denn kein ruhiger Augenblick möglich!

Eversmann.

Majeſtät, die gottloſen Bücher ſollen doch in die Scharfrichterei, damit ſie öffentlich verbrannt werden?

König.

Pfui! Nicht einmal als Fidibus in unſerm Colleg möcht' ich ſie haben. Meine Herren, ſchütteln Sie's

Miß Ellen. Nur ihm dieſe Botſchaft?

Savage. Miß Ellen! Vergebung. Ich ſah Sie nicht. Ihnen ſag' ich den Namen: Lady Macclesfield. (Legt Hut und Handſchuhe ab.)

Miß Ellen. Lady Macclesfield? Sie gibt in der großen Welt den Ton an.

Steele. Sie hat außer dem größten Dichter unſerer Epoche auch die kleinen ſchneeflockenartigen Toupets auf die Welt gebracht, die vor einigen Wochen beim Kopfputz der Damen Mode wurden. Und auch du ſcheinſt plötzlich in der vornehmen Welt den Ton angeben zu wollen! Jabot? Spitzen? Handſchuhe? Schnallen an den Schuhen?

Savage (wieder vortretend). Freunde, noch weiß ich nichts von meiner Mutter, als daß ſie ein Herz voll zärtlicher Liebe beſitzen muß. Die Ausſagen der Pflegeältern, die mich erzogen, die Uebereinſtimmung der Zeugen, die ich reden ließ, die Kirchenbücher und Taufregiſter, die ich nachſchlug, alles, alles kommt darin überein, daß ich der Sohn des Grafen Rivers bin, der ſo glücklich war, meiner ſchönen Mutter noch früher zu gefallen, ehe er um ihre Hand anhielt. Er erhielt ſie nicht, weil er — ſtarb. Er ſtarb auf der Höhe ſeines Glücks. Nur die Bewerbung des Lord Macclesfield verhinderte, daß ich, heimlich geboren, in die Rechte meiner Geburt eingeſetzt wurde. Ich kam in die Hände meiner Pflegeältern, unter die Aufſicht gewiſſenloſer Vermittler, die mich um meine Geburt, meine theuere Mutter um ihren Sohn betrogen. Für jede Thräne, die meine Mutter, als ſie meine Spur verlor, um mich weinte, ſollen dieſe Elenden, die das Märchen meines Todes erſannen, einen Tropfen ihres Blutes zahlen! Daß man mir den Lord ſtahl, konnte der künftige Dichter ertragen, der ſich mit einer Shakſpeare'n, dem Schwan von Avon, ausgerupften Federn ſeinen eigenen Adelsbrief ſchreiben durfte; aber daß

man mir die Mutter ſtahl, meine Jugend zu einer duftloſen Blume, mein Herz zu einer wehmüthigen Einöde machte, in die kein Strahl der zärtlichſten Liebe, die es gibt, der Mutterliebe, fiel — die Größe dieſes Raubes kann man nur begreifen, wenn man die Seligkeit meines Beſitzes verſteht, der jetzt mich ſagen läßt: Sie iſt gefunden, ſie, die mir das Leben gab!

Miß Ellen. Sie ſchwärmen für Ihre Mutter wie für eine Geliebte.

Savage. Es geht mir ein ganz neues Leben auf! Bisher hab' ich geträumt, jetzt erwach' ich. Der Schlüſſel, der zu den verworrenen Noten meines Daſeins fehlte, iſt gefunden; nun ſind es die göttlichſten Harmonieen, in denen die todten Chiffren der Vergangenheit Leben gewinnen. Was ich hoffte, was ich wollte, hat ſonnenhelle Beleuchtung; der Punkt iſt da, von dem aus ſich mir das Leben wie eine geordnete und glücklich begrenzte Landſchaft darſtellt; und das Weib, Ihr Geſchlecht, Ellen, das die eine Hälfte des Weltlebens ausmacht, wie ſich die Zeit in Tag und Nacht ſpaltet — in dem ſchönern Dufte der Blume, in den geregeltern Wallungen des Herzſchlags, in den gewiegter und voller werdenden Begriffen und Gedanken geht es mir auf! Nun entdeck' ich, daß alles einen Schatten werfen muß, jedem Ton ein Echo nachklingt, jedes Verhältniß des Daſeins ſein Geſetz und ſeine Schönheit hat.

Steele. Eine Stelle aus einem ſeiner nächſten Schauſpiele! Ich hoffe, es enthält mehr Handlung, als worauf dieſe Blumen der Dictien ſchließen laſſen. Haſt du bereits einige Anſtalten zu deiner Anerkennung als Lord Rivers getroffen?

Miß Ellen. Wenn Sie ſich geirrt hätten, Richard, (bittend) würde Ihnen dieſe wunderbare Bezauberung Ihres Weſens bleiben?

Savage. Irren? Irren? (Giebt einen Pack Papiere aus der

Taſche.) Haha! Seht da, Freunde, hier ſind Briefe und Siegel! Wenn wir ſo gewiß von den Todten auferſtehen, wie ich meine Mutter gefunden habe, dann würde ſich, bei Gott! alles, was getauft iſt, wirklich in Heiligé verwandeln. Hier Steele! Hier lies, ewiger Widerſacher, der du einſt auf deinem Sterbebett noch dem Tod den Puls fühlen und ſeine Berechtigung, ſich in die Angelegenheiten der Menſchen zu miſchen, bezweifeln wirſt! (Gibt ihm die Papiere.) Hier! Prüfe jeden Buchſtaben, nimm an, es wär' ein alter Schriftſteller, deſſen Echtheit du Silbenſtecher zu beweiſen hätteſt; ſpare die Mühe nicht, den Punkt auf dem i zu unterſuchen — du wirſt finden, was ich gefunden habe — eine Mutter! Ich ſchreibe Ihnen ein Stück, Miß Ellen, worin Sie die Mutter der Gracchen ſpielen ſollen!

Miß Ellen. Seit wann wiſſen Sie dies außerordentliche Glück?

Savage. Daß es Lady Macclesfield iſt, erſt ſeit geſtern.

Miß Ellen. Und Sie eilten nicht ſogleich, ſich ihr zu Füßen zu werfen? Freilich, geſtern war ein großer Ball bei der vornehmen Dame.

Savage. Ich geſteh' Ihnen, Miß, noch kann ich eine gewiſſe Zaghaftigkeit nicht überwinden. Hundertmal ſtand ich ſeit geſtern vor ihrem prächtigen Hauſe und blickte auf die Fenſter, die faſt die ganze Nacht erleuchtet waren. Die Klänge der Muſik, denen ich mit verzaubertem Ohre lauſchte, ſtimmten mich ſo wehmüthig, daß ich abwechſelnd über mein Glück lachen und weinen mußte. Ich ſchlich mich leiſe, dicht an das Portal und drückte mit kindiſcher Freude meine Lippen — lächeln Sie nur! — an die marmorne Schwelle. Miß, wie ein Kind auf Weihnachten ſich freut und zitternd vor Erwartung in der dunkeln Stube lauſcht, bis ſich, von hundert Lichtern beſtrahlt, das Geheimniß der Beſcherung öffnet, ſo ſteh' ich mit banger Freudig-

Bibl. Univers. Linz

keit und wag' es noch nicht, dem Glück, das mir der Himmel schenkte, ins Antlitz zu sehen.

Steele (der inzwischen mit den Papieren beschäftigt war). Bei Sanct-Patrik! würde Hamlet sagen — es ist kein Zweifel, diese Papiere sprechen wie aus einem Munde für die Richtigkeit dieser interessanten Entdeckung. Daraus ließe sich ebenso sehr ein Roman, wie — ich lege Nachdruck darauf — ein Proceß machen, der gewinnen muß.

Savage (die Papiere Miß Ellen gebend). Proceß! Die Sache ist so gewiß, wie Shakspeare's Unsterblichkeit! Ich zögere nicht länger. Heute noch geb' ich der Mutter ihren Sohn zurück.

Miß Ellen. Sind Sie so gewiß, Richard, daß Ihre Mutter die Entdeckung eines Fehltritts ihrer Jugend gern sieht?

Savage. Eine Frau, die mich gebar, muß ein großes Herz haben.

Steele. Und einen so kleinen guten Ruf, daß freilich davon nicht mehr viel weggenommen werden kann. Wenn sie nur wenigstens deine Schulden anerkennen wollte! Hm, hm! Lady Macclesfield? Lieber Freund, ich befürchte, du dürftest ihr als Liebhaber willkommener sein denn als Sohn.

Savage (sich über Miß Ellen lehnend und mit ihr die Papiere prüfend). Wie ihr doch so klug seid und der geifernden Zunge der Gerüchte nachsprecht! Gut! Laßt sie eitel und kokett sein! Wer weiß, warum sie es ist! Die echte Seelenlehre hat noch keiner von euch Moralisten geschrieben! Schent sie sich, offen zu bekennen, daß sie durch einen Fehltritt ihrer Jugend die Mutter des armen Richard Savage wurde —

Steele. Des berühmten Homer der Vorstädte, des Sophokles der Schenken, des Verfassers eines die Schauspieler von Drurylane jetzt mit seinen dithyrambischen Bildern quälenden Dramas, Namens Overbury —

Savage. Der auf die Nachwelt kommen wird trotz deiner Wochenschrift —! — so muß mein Glück der Welt leider verborgen bleiben. Ich werde dann nur noch ihr Sohn in der trauten Einsamkeit — ihres verborgensten Gemachs sein —

Steele. Falls du dies nicht von einem ihrer jüngern oder ältern Freunde besetzt findest —

Savage (aufblickend und sich von den Papieren entfernend). Carikire nur zu! Immer an der Wand die Contraste des Lächerlichen! Aetzender Verstand, dessen Scharfsichtigkeit zuletzt blind werden muß, weil er durchaus an jedem Dinge sehen will, daß es zwei Seiten hat! Wenn sie nun das Feuer ihrer Jugend auch noch für ihr Alter bewahrt hat? Wenn sie nun auch gern den Becher der Freude an ihre Lippen setzt und nach den Rosenblättern hascht, die auf dem Weine schwimmen? Sie ist die Mutter eines Poeten! Leider, dessen Thorheiten, dessen jetzt freilich endenden regellosen und verkehrten Eingebungen müssen irgendwo herkommen. Lord Rivers, mein Vater, wer mag's gewesen sein? Nicht unmöglich ein Gentleman, dessen Philosophie über die Schleife seiner Cravatte nicht hinausging und der meine geniale arme Mutter vielleicht nur durch eine Locke verführte, die er sich am linken Ohre schön zu drehen wußte. Lord Macclesfield? Der deckte mich, die Leiche meines Vaters und die Thränen meiner Mutter vielleicht mit einer Grafschaft und dem schönsten Palaste Londons. Meine Mutter war eine geborene Mason, aus dem Geschlechte jenes Douglas Mason, der in der Sporenschlacht fiel. Wenn sie nun, wie eine Biene, frei über die Hecken und Zäune der alltäglichen Convenienz hinausschwärmt und den Honig ihrer Zelle derther entnimmt, wo sie ihn findet, wird sie, die kühne, edle Frau, nicht um so gewisser meine Mutter sein?

Miß Ellen (die Papiere, nachdem sie darin geblättert, zurückgebend,

innig. Richard, möge das letzte Siegel, das auf diese Papiere gedrückt wird, der Kuß Ihrer Mutter sein! Möge die stolze Frau, der Sie das ganze Feuer Ihres edeln Herzens zuwenden, den Himmel nicht verschmähen, in welchen die Liebe eines solchen Sohnes versetzen muß! (Mit einem unterdrückten Seufzer.) Kommen Sie, Steele, es ist Zeit, daß wir in die Sitzung gehen.

Savage (ihre Hand küssend). O Miß, Sie sind so gut! Auch du, Steele (ihm die Hand gebend), thun' aus deinem Kreise auf, wenn ein Sonnenstrahl aus dem Glücke deines Freundes auf dich fällt! Ich bleibe einen Moment noch in Ihrem Zimmer, Miß; ich habe einige Briefe zu schreiben und sehe auf Ihrem Tische Schreibzeug. Ich lese Ihnen nichts.

Miß Ellen. Lesen Sie, Richard! Sie würden in der Stimmung, wo Sie jetzt nur von einem einzigen Gedanken beherrscht sind, mein Todesurtheil (lächelnd) — wenn es dort läge — nur für eine Rechnung der Wäscherin halten —

Steele. Oder für seinen Stammbaum, der hochgeborene Junker! Heut' Abend nach der Vorstellung in Drurylane doch wol noch — in der Anker-Tavern? Du mußt noch einige Stellen in deinem Stück ändern, wenn ich sie nicht empfindlich angreifen soll. Kommen Sie, Miß!

Miß Ellen (nimmt Steele's Arm. Beide ab).

Dritter Auftritt.

Savage (allein).

Savage. Ich schäme mich, es offen zu sagen; in diesem Augenblick bin ich ein Kleiderschrank; mein Kopf ist ganz mit Gegenständen der Garderobe angefüllt —; ein Billet an den

königlichen Schneider auf dem Westminsterſquare. Ich muß mich in eine modiſche Kleidung werfen! Credit ſoll man mir ſchon gewähren, da ich ja (er ſchreibt) — ſagen werd' ich es nicht — aber mit einem ſtolzen, zuverſichtlichen Blicke zeigen — — der Sohn — — meiner Mutter bin! Auch eine anſtändige Wohnung werd' ich miethen, um ſie nicht zu betrüben, die nur an Glanz gewöhnte Frau. Sie ſoll nichts davon wiſſen, daß ich mir im Winter oft nur — durch den prometheiſchen Funken meiner Phantaſie einheizen konnte. (Im Schreiben.) Nichts erſchien mir von jeher ſchändlicher, als mit ſeiner Armuth andern Leuten dicht unter die Augen treten und ſie in der Harmloſigkeit ihres Daſeins durch einen Jammer ſtören, dem ſie nicht immer abhelfen können! — Dieſen Brief an den Hebräer Matthews, dem ich — er iſt verſchwiegen wie ein Beichtvater — meine Papiere gezeigt habe — ich brauche Geld; meine Mutter wird ihre Chatoulle öffnen und ſagen: Richard, wähle; Gold, Silber oder Papier, was dir beſſer gefällt! — — Und dieſen Zettel an die Wirthin Zum goldenen Kamm, wo ich genug geſcheren wurde; ſie ſoll ihre Rechnung machen, nie wieder werd' ich in ihre räucherige Höhle kommen und mich an dem Anblick von Matroſen ergötzen, mit denen ich nur umging, um mich zu tröſten, daß ihre Verworfenheit doch noch tiefer ſtand als — — mein Elend! (Steht auf.) Wie hat ſich das nun alles verändert! Ich trete wie aus dem dunkeln feuchten Schacht einer Kohlengrube an das helle Tageslicht der Sonne und meine Augen — zucken mir noch, da ſie an ſo viel Glanz, Hoffnung und ſelige Gewißheit nicht gewöhnt ſind. Wie wird ſie mir Muth zuſprechen müſſen, die herrliche Frau, wenn ich vor ſie treten und nichts werde ſtammeln können — als: Mutter! Sie wird denken müſſen für mich, handeln für mich, reden für mich, ich werde nur lachen und weinen können — — — Und komm'

ich denn auch ſo elend, wie der boshafte Neid des Schickſals es wollte? Ich habe meine Widerwärtigkeiten durch mein Talent überſprungen und lege ihr einen Lorberzweig unangetaſteten Dichterruhmes zu Füßen und kann ſagen: So klomm ich in die Höhe, nicht ahnend, wem dereinſt zur Ehre! Ich ſchenk' ihr nicht einen jungen Wüſtling aus Bath, dem tauſend Gläubiger die Haare ſeines Hauptes gezählt haben und der noch mehr durch geiſtigen Bankrott erſchöpft an der Schwelle ihres Hauſes niederſinkt; ich ſchenk' ihr nicht einen Klotz von Menſchen, den die Natur fleiſchfarben anſtrich und auf dem Rücken mit irgendeinem obſcuren Namen ſtempelte, damit er nicht mit andern verwechſelt werde. Sie wird meine Schriften kennen, ſie wird wiſſen, was Steele, Addiſon, Johnſon über mich geſchrieben haben; ſie wird wiſſen, daß ich nicht zu den Schriftſtellern gehöre, die, um genial zu erſcheinen, nur ihre Erfindungen mit wahnwitziger Conſequenz durchſetzen oder ſie, um ſie wahrſcheinlich zu machen, mit den Lackfarben einer ſchreienden Natur überpinſeln, oder wol gar zu ſolchen, die mit dem Zwerchſack ihres Selbſtlobes von einem Journaliſten zum andern betteln gehen und weniger für ihren Ruhm als — an ihm arbeiten — Ich halte mich nicht länger. Dieſe Billete beſorgt und dann hin zu ihr! Noch heute muß ich die Trauerkränze, die über meinem vermeintlichen Grabe in ihrem Gedächtniſſe hängen, mit Roſen der Freude vertauſchen und aus allen Thränen, die ſie um meinen Vater und um mich geweint hat, eine Perlenſchnur zaubern, die uns alle wie eine diamantene Feſſel auf ewig umſchlingen ſoll! (Ab)

Zweite Scene.

Ein prachtvolles Zimmer im Palaſt der Lady Macclesfield.

Vierter Auftritt.

Lady Macclesfield, Lord Winchester und Lord Berwick treten von der linken Seite auf. Viscount Mariſhal iſt bereits eingetreten und wartet.

Viscount. Sie hat Beſuch —? Londons Modegecken —? Lord Tyrconnel vielleicht? Nein, der iſt entlaſſen. Zwei neue Günſtlinge —

Lord Winchester. Wir gehen, wie ich ſehe, beide nicht ohne Hoffnung und doch kann einem nur die erbetene Huld zufallen.

Lady (ſteht, doch graziös). Was iſt da zu thun, meine Herren? Wahrſcheinlich werd' ich ſo entſcheiden: Ihnen, Mylord, geſtatt' ich, auf dem Rennen in Epſom Ihren Jockey gelb, Ihnen, Mylord Berwick, den Ihrigen in Blau erſcheinen zu laſſen; ſo bilden Sie beide zuſammen meine Farbe und können dann auch ſchon nicht anders als gute — Freunde bleiben —

Lord Berwick. Mylady, ein Urtheil, das hart, aber weiſer als das Salomoniſche iſt.

(Beide mit einer Verbeugung ab.)

Lady (finſter zu Viscount Mariſhal). Sie ſind ſchon wieder in London? Wahrſcheinlich um mich mit einem Proceſſe zu unterhalten?

Viscount (durchweg boshaft). Das wird von Ihnen abhängen, Mylady.

Lady (blättert auf dem Tiſche in Büchern mit goldenem Schnitt). Sie glauben, ich würde mich freiwillig zum Opfer Ihrer ſchlechten Lebensart in Paris machen und die Verlegenheiten decken, in

die Sie ſich durch Ihre jämmerliche Leidenſchaft für das Spiel ſtürzen?

Viscount. Im Punkt der Leidenſchaften, Mylady, haben wir uns nicht viel vorzuwerfen, um ſo weniger, da wir dem Vermögen meines Bruders gegenüber uns im gleichen Rechte befinden.

Lady (abſichtslos die Worte fallen laſſend). Nicht die kleinſte unter den Thorheiten meines verſtorbenen Mannes war es wol, daß er Ihnen an ſeiner Hinterlaſſenſchaft einen Antheil vermachte, der mir jede freie Bewegung in meinem Eigenthum abſchneidet.

Viscount. Sie werden das nicht Ihr Eigenthum nennen können, was durch Ihren Tod, falls ich Sie überlebe, das meinige würde. Mein Bruder war ein Narr, ſonſt — (halb bei Seite) würd' er Sie nicht geheirathet haben. Aber er machte ſein ganzes der Thorheit gewidmetes Leben durch jenen einzigen vernünftigen Gedanken wieder gut, den er auf ſeinem Sterbebette hatte, mich zu Ihrem Erben einzuſetzen. Mylady (zieht ein Papier aus der Bruſttaſche), hier iſt ein Wechſel auf Paris von zehntauſend Pfund; Sie werden die Güte haben, ihn zu unterſchreiben.

Lady (ihn gegen das Licht haltend lachend, dann aber ſchreibend). Wer bürgt mir, daß dieſe Zahlen nicht mit einer Tinte geſchrieben ſind, die dem Viscount Marſhal erlaubt, morgen zwanzigtauſend daraus zu machen! Es wäre nicht das erſte mal, mein Herr Schwager, daß Sie gezeigt hätten, wie fleißig Sie in Paris die Chemie ſtudiren — (Sie ſchreibt.)

Viscount. Mylady, als mein Bruder einſt mit Ihnen den Heirathscontract unterſchrieb, hielt er ihn da auch gegen das Licht, um gewiß zu ſein, daß man ihm nicht mit ſympathetiſcher Tinte noch einen gewiſſen — Sohn des Grafen Rivers hineinſchreiben konnte?

Lady (erhebt ſich nicht vom Bücken des Hauptes). Es ſteht Ihnen vortrefflich, mir Moral zu predigen.

ab, wie ich. Heut Abend, wenn unſer Pfeifchen dampft, bei einem Trunke deutſchen Gerſtenſaftes machen wir uns dafür über Verſailles und das ganze franzöſiſche Miniſterium luſtig.

Eversmann.

Und die Bücher werden verbrannt, Majeſtät!

König.

Verbrannt? Ja, aber auf eine andre Art. Schick' Er ſie vor's Oranienburger Thor in die Pulvermühlen. Da können ſie für meine Grenadiere Patronen daraus machen. (Ab.)

(Die Andern folgen triumphirend.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Der Saal des erſten Aufzuges.

Siebenter Auftritt.

Ritter Hotham. Kamke. Dann der Erbprinz.

Hotham

(tritt leiſe und horchend durch die Mittelthür auf).

Ein Saal mit vier Thüren? Richtig! Dort die Zimmer der Prinzeſſin, hier die der Königin? Danke,

Viscount. Der Knabe war todt, als mein Bruder von dieſen Folgen einer — maleriſchen Reiſe in die ſchottiſchen Hochlande erfuhr. Er war ein gutmüthiger Narr, mein Bruder; er hätte den Jungen adoptirt und im Teſtament vielleicht ſeinen eigenen Bruder über ihn vergeſſen.

Lady (erhebt ſich). Warum muß ein ſo elender Menſch, wie Sie, ſo feig ſein? Ließen Sie ſich in Duelle ein, ſo könnt' ich hoffen, daß irgendein guter franzöſiſcher Fechter mich von Ihrem läſtigen Daſein befreite; Ihre Rente würd' ich anwenden, um eine Kirche bauen zu laſſen.

Viscount. Eine Kirche!

Lady. Sie würden doch dann meine Schwelle nicht mehr berühren, mir keine Briefe ſchreiben, die Sie aus den pariſer Spielhäuſern datiren, mich nicht in meinen Gefühlen und Neigungen mit Frauen verwechſeln, denen Sie Geld geben müſſen, um Ihr vertrocknetes Herz anzunehmen. Ich werde — wegen dieſes Wechſels noch mit meinem Advocaten ſprechen und Ihnen die Unterſchrift ſchicken —

Viscount. Vertauſchen Sie ihn aber nicht zufällig mit irgendeinem Liebesbriefe, damit er nicht an eine unrechte Adreſſe und der Brief an mich gelangt. Ich wäre im Stande, den Wechſel zu vergeſſen und im Mantel, verhüllt, daß Sie mich nicht erkennen, bei einem der entzückenden Stelldicheins zu erſcheinen, die Sie, wie mich Ihr unglücklicher Lord Tyrconnel verſichert —

Lady. Elender —

Bedienter (tritt ein). Miſter Richard Savage!

Lady (ſich ſammelnd. Stolz befehlend). Nach dieſem Herrn!

(Bedienter ab.)

Viscount. Ich will nicht ſtören, wenn Sie eine neue Bekanntſchaft machen. Aber — beherrſchen Sie ſich! Die kleinen Runzeln von der Stirn! So! So! Allerliebſt! Leben Sie wohl,

Mylady! Morgen geh' ich über den Kanal. (Will ab. Mit ſpöttiſcher Geberde.) Kein Wort des Abſchieds?

Lady. Ich will beten, daß es den ganzen Tag ſtürmen möge.

Viscount. Thun Sie das nicht, Mylady! Sie beten ſo ſelten, daß Gott darüber erſtaunen würde, wenn Sie einmal zu ihm kämen, und Ihnen das eine mal, um Sie zu ermuntern, fortzufahren, wel am Ende gar die Bitte erhörte. Und — den Wechſel nicht vergeſſen! (Mit Kußhänger.) Adieu! (Ab.)

Lady (jetzt und ſpäter mit dem Wechſel ſpielend, ihn zuſammenrollend, zuletzt verſchließend). Ich wüßte nicht, daß ich je einen Menſchen mehr gehaßt hätte als dieſen Wüſtling — Vielleicht den Grafen Rivers, als der treulos wurde — — Doch ſtatt meiner — ſtrafte den der Tod — (Ernſt ſinnend.) Das iſt lange her —! —

Fünfter Auftritt.

Savage tritt ſchüchtern ein und entfernt ſich nur allmählich von der Thür. Lady Macclesfield.

Lady. Mein Herr?

Savage (tritt langſam näher).

Lady. Sie haben ein Anliegen?

Savage (endlich vorn, aber ſie noch von der Seite betrachtend und ſchüchtern. Bei Seite). Anders als ich dachte — und doch — wenn ſie's wüßte —! Wie bring' ich's an?

Lady. Ihr Name, mein Herr?

Savage. Richard Savage.

Lady. Beſinne — mich — nicht —

Savage (ſchmerzlich). Sie kennen — einen gewiſſen — Richard Savage nicht?

Lady (verlegen). Ah! Ganz recht! Ich hörte allerdings — Sie wollen mich malen, Sie ſind ein Künſtler — oder was ſag' ich, Sie wollen ein Concert geben — auch das nicht? — Geleſen hab' ich doch ſchon Ihren Namen — Mein Herr, klären Sie mich auf!

Savage (für ſich; ſchmerzlich). Knickt da ſchon Eine meiner Hoffnungsblüten ab! Sie kennt den kleinen Werth deſſen nicht, das ſie beſitzen ſoll! (Laut und ſchüchtern.) Mylady, Richard Savage iſt ein junges Talent, das nicht unglücklich in einigen poetiſchen Verſuchen war, einige Stücke aufführen ließ, die eine Wiederholung erlebten —

Lady. Ganz recht. Sie gehören jener neuen Richtung an, die unſern Geſchmack wieder für das Studium Shakſpeare's gefangen nehmen will, und wollen mich wahrſcheinlich auffordern, theil an den Sitzungen jener Damen zu nehmen, die mit ihrer ſtarken Einbildungskraft und mit jährlichen Geldbeiträgen für die Wiederbelebung jenes veralteten Theaterdichters glauben wirken zu können. Ich ziehe Werke vor, in welchen ſich die engliſche Kraft (mit dem Blick auf ihre Bücher) mit den feinern Geſetzen der franzöſiſchen Grazie vermählt hat.

Savage. Mylady, eine Britin!

Lady. Noch mehr! Soll man dem wilden Gezänk der Parteien, den Uebertreibungen der Preſſe nicht eine Abneigung entgegenſtellen gegen alles, was Sie Literatur nennen? Verworrene Köpfe, die ihren träumeriſchen Schwindel für die Eingebungen der Gottheit halten und uns mit Gewalt aufzwingen wollen, was ſie für edel und gut ausgeben — Bei uns in England ſind die Schriftſteller vollends nichts als junge Leute aus niedern Ständen, denen man verzeihen könnte, wenn ſie ihre Anſichten

und Begriffe vom Leben auf den Ehrgeiz, in die höhern Kreise einzudringen, begründen, die aber kaum zu ertragen sind, wenn sie den ihnen angeborenen Mangel an Weltton, Sitte, conventioneller Schönheit auf die Beurtheilung von Verhältnissen übertragen, die ihnen verschlossen sind und hoffentlich auch verschlossen bleiben werden.

Savage. Mylady, Sie verwunden mein Herz, und doch (für sich) gerade in dieser Sprödigkeit liegt etwas, das mir den Triumph, sie überwinden zu können, doppelt reizend macht. (Sich zu ihr wendend, entschlossen.) Mylady, betrachten Sie mich!

Lady (befremdet). Was wollen Sie?

Savage. Tief, tief in die Augen, in die Mundwinkel, in die kleinen Furchen der Stirn blicken Sie mir und fragen Sie — Ihr Herz!

Lady. Ich begreife Sie nicht — —

Savage. Ich hab' Ihnen etwas Großes zu sagen, ein Geheimniß, ein Grab zu öffnen; aber ich sähe so gern, daß die Stimme der Natur mir entgegenkäme und Sie mir, Mylady, Sie selbst das wunderbare Ereigniß von meinen Lippen nähmen —

Lady. Sie beängstigen mich, mein Herr! Welch eine Sprache! Was soll das?

Savage. Soll ich denn über tausend Schmerzen erst klimmen, bis ich zu einem Glücke komme, das ich — kaum noch den Muth habe, mir selbst zu erobern! O, wenn der Wärter hinter dem Käfig eines wilden Thieres fortschleicht, so springt es doch auf, schmiegt sich an die Wand und ahnt die Nähe seines Herrn und Gebieters — und hier —

Lady (ihn mit Befremdung und Angst betrachtend und halb wie zur Flucht gewendet). Ihre Bilder, mein Herr —

Savage. Sind schlecht gewählt. Was quäl' ich Sie und

mich! Mylady, hören Sie mich! Sie hatten einen Sohn, nach seinem Vater genannt Richard — Lady Mason, Ihre Mutter, erbarmte sich Ihrer und Richard's und ließ ihn zu einem alten ehrlichen Schulmeister in St.-Albans geben —; Lord Rivers starb, Lady Mason starb, Richard kam zu armen Leuten, die ihn erzogen und nicht begruben — nicht begruben, Mylady, Sie brauchen Ihren Richard nicht erst im Jenseits zu begrüßen — er lebt, er liegt zu den Füßen seiner Mutter —! (Stürzt ihr zu Füßen.)

Lady. Wie? Welche schändliche Betrügerei! Entfernen Sie sich —! Fort, augenblicklich!

Savage. Mutter —

Lady. Sie sind ein unverschämter Betrüger!

Savage. Mutter, die Stimme der Natur!

Lady. Die Stimme der Gesetze werd' ich reden lassen — (Eilt an den Tisch und klingelt heftig.)

Savage. Mutter!

(Ein Bedienter erscheint an der Thür.)

Lady. Ruft das Haus zusammen! (Bedienter winkt nach hinten.) Was hat man mit mir vor? (Die Flügelthüren öffnen sich und mehrere Lakaien treten herein. Zu ihnen.) Daß dieser Herr nie wieder meine Schwelle betritt! (Zu Savage.) Elender! (Schnell zur Seite ab.)

Savage (aufblickend und beide Hände an die Stirn schlagend). Allmächtiger Gott! Ist es denn möglich?

(Die Bedienten treten an ihn heran.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Zimmer in Steele's Wohnung. Ein Tisch, mit Papieren bedeckt.

Erster Auftritt.

Steele (allein).

Steele (tritt ein und legt erst den Hut und Handschuhe ab). Ich hätte nie geglaubt, daß es so viel Mühe kostet, durch ein Journal sich über die Welt lustig zu machen! Unaufhörlich muß man in Bewegung sein, die tausend Gerüchte und Meinungen des Tags einzufangen, ehe sie veraltet sind. Kaum hat man dem einen seine Form gegeben, daß es in leichter gefälliger Kleidung vor die Menge treten kann, so beschäftigt uns schon wieder etwas anderes, das wir uns, und wär's die mangelhafte Straßenbeleuchtung Londons, nicht dürfen entgehen lassen. Ein Journalist genießt nicht den Reiz seiner Thätigkeit. Ein Tag verdrängt den andern. Während das Publikum sich an der Nummer erfreut, die heute ausgegeben wird, schwimmt unsereins schon wieder — in den Druckfehlern der andern! Da der ganze Tisch voll Correcturen und Briefe! (Geht an den Tisch und setzt sich.) Anonyme Einsendungen, die man zwar im Prospectus nicht berücksichtigen zu wollen erklärt und am

Ende, mit einer Redactionsverwahrung, doch abdruckt! Auch anonyme Pasquille auf uns selbst — die Hälfte der Kugeln, die wir verschießen, ricochettirt. Eine Schilderung der Umtriebe bei der letzten Parlamentswahl in Westminster? Willkommen! Ein orientalisches Märchen? Hm, hm! Wahrscheinlich nur eine Satire auf die Minister! Eine anonyme Androhung, daß man mein Journal verbieten würde —? Schreckschüsse — Und wenn nicht, nun so begrabt mich als „Londoner Zuschauer" — als „Londoner Beobachter" steh' ich wieder auf! Eine Ausforderung zum Duell mit einem jungen Dichter, dessen lyrische Erstlinge ich mit den Masern, Rötheln und andern Kinderkrankheiten verglichen habe? Ich werde einfach den Aristoteles zum Secundanten wählen. — Ein Billet von Miß Ellen! (Steht auf; nach vorn.) Ah! die Liebenswürdigste der Liebenswürdigen —! Nur ist zuweilen ihre Handschrift etwas unleserlich. (Liest.) Sie ist außer sich vor Entzücken über die Wirkung, die der Erfolg der heutigen endlichen Aufführung des Overbury auf Savage's Mutter machen dürfte! Wird die Gefühllose hingehen? Niemand kann über ihr hartes Herz unglücklicher sein als die treue Seele. Und wenn ich an unsers Freundes Ueberschwenglichkeit denke, erscheint mir sogar der Charakter der Lady Macclesfield zuweilen — (Es klopft.) Man klopft? Ohne Anmeldung? Das kann nur ein Aristokrat sein oder ein Gläubiger —

Zweiter Auftritt.

Lord Tyrconnel. Merle.

Lord Tyrconnel. Mein Herr, ein Wort! Keine Umstände! Bitte! Ich komme in einer Angelegenheit zu Ihnen, von der

Sie wiſſen werden, daß ſie in dieſem Augenblick ganz London beſchäftigt. Ja, die ſchändliche Grauſamkeit der Lady Macclesfield gegen ihren Sohn — (ſchnell) es iſt ihr Sohn — er iſt es! Alle Stimmen, alle Zeugniſſe, alle Unterſuchungen in den Regiſtern der Kirchen — in den Annalen der Schulen von Lincolnſhire — von St.-Albans —

Steele. Ihr Name, mein Herr!

Lord Tyrconnel. Lord Tyrconnel.

Steele. Mylord, ich weiß, Sie ſind der berühmte großartige Beförderer der Anſprüche unſers Freundes! Der Philanthrop Lord Tyrconnel! Ultor et vindicator der Rechte der Natur, wie Sie ſich in den Zeitungen nennen! Man ſagt, Sie beteten die hartherzige Mutter einige Jahre an, wurden, glaub' ich, nicht erhört, zuletzt förmlich verabſchiedet — jetzt ergreifen Sie —

Lord Tyrconnel. Dieſe Gelegenheit, mich zu rächen? Nein, Sir, denken Sie edler von mir — Und dennoch: Allerdings, ich geſtehe, daß ich die Gräfin haſſe und nicht Moraliſt genug bin, meinem Haſſe nicht all das Material zu verſchaffen, das mir die Aufführung dieſer Dame ſelbſt darbietet.

Steele. Legen Sie ſich keinen Zwang auf! Wir Journaliſten kommen ſo oft in den Fall, zu beobachten, wie mit der Wahrheit oder mit dem, was man dafür hält, Motive verbunden ſein können, die den Kampf für das Gute und Edle auch immer für uns ſelbſt ſehr vortheilhaft machen. Womit kann ich dienen?

Lord Tyrconnel. Miſter Steele, Ihre Feder iſt ſcharf wie die Waffe des Schwertfiſches. Sie haben mit ihr den Walfiſchbauch des vorigen Miniſteriums durchſägt —

Steele. Sie ſprechen ja wie ein Grönlandsfahrer.

Lord Tyrconnel. Weil ich an den Nordpol denke, an das ewige Eis, das ein Herz bedecken kann! Steele, wie können Sie in

Ihrem Journal über diesen Gegenstand schweigen? Ueber die Sache Ihres besten Freundes! Sie, Sie müssen diesen Skandal einer Mutter, die ihren Sohn nicht anerkennen will, aus der entrüsteten Conversation Londons in die Journalistik einführen! Sie müssen der Nachwelt die Kunde von einem Weibe hinterlassen, das im Angesicht der unwiderleglichsten Zeugnisse für die Echtheit ihres Sohnes dem Muttergefühl trotzt und mit der schnödesten Grausamkeit und Kälte ein Besitzthum zurückweist, um welches sie von allen Müttern Londons beneidet wird. Von dem Ruhm Savage's abgesehen, wo findet man einen Sohn, der mit mehr Beharrlichkeit und Sanftmuth die Laune seiner Mutter erträgt! Sie verweigert ihm ihr Haus, er heftet seinen lechzenden Blick an ihre Fenster. Sie zerreißt seine Briefe, er ist froh, die Fetzen davon wieder zu bekommen, weil ihre Hand sie berührt hat! Lady Macclesfield ist ein Ungeheuer, ganz London sagt es; um sie zu demüthigen, müssen es auch die öffentlichen Blätter sagen.

Steele. Mylord, Richard Savage ist mein Freund. Nächst einem weiblichen Wesen, das Sie nicht kennen, bin ich es wol, der sein Schicksal am meisten beklagt; aber ich kann nicht sagen, daß mir die Aufführung meines Freundes gefällt. Es ist, denk' ich, eines Mannes nicht würdig, sich in dem Grade, wie es von Lady Macclesfield geschieht, mit Füßen treten zu lassen —

Lord Tyrconnel. Es ist seine Mutter —

Steele. Die Liebe eines Kindes küßt die Ruthe, die es züchtigt — wollen Sie sagen, aber hier trifft sie einen Mann — einen Charakter —

Lord Tyrconnel. Savage ist ein Jüngling — voll der edelsten Schwärmerei! Denken Sie sich ihn, wie er seine Jugend hindurch über seine ihm verborgene Herkunft brütet, Vater und Mutter nicht kennt und plötzlich entdeckt, daß eine der ersten

Damen des Königreichs ihm das Leben gab. Nun Dichter, Phantaſt, früher auch, wie ich höre, in den Tag hineinlebend und den Adel ſeines Gemüths, tollkühn genug, der Gefahr des Scheiterns in wilder Geſellſchaft ausſetzend — Kennt er die Täuſchungen des Lebens? Kennt er mehr, als die Welt der Bücher? Was wird ihm Liebe und das Weſen der Frauen ſein? Etwas, was er nur im Bereich der Kunſt erfahren hat. Nun entdeckt er dieſe Mutter, findet ſich im Leben zurecht, fühlt ſich im Wirklichen heimiſch, hat den Brennpunkt für ſein Herz gefunden, die erſte Anknüpfung für ein Verſtändniß der Welt — ſein ganzer innerer Menſch iſt in einem neuen Schwung und Aufruhr —

Steele (bei Seite). Scheint eine wirkliche Ueberzeugung des Mannes zu ſein?

Lord Tyrconnel. Steele, mit Einem Wort: Tödten Sie dies Weib!

Steele. Ich bewundere Ihre Menſchenkenntniß, Mylord! Sie mögen recht haben; aber doch, ſind es nicht Thorheiten, die Richard begeht? Gleich als er die unglückliche Entdeckung machte, hat er ſich in ein Meer von Schulden geſtürzt, aus dem ihn ſeine Freunde nicht wieder herausfiſchen können. In dem märchenhaften Vertrauen, die Mutter würde alles bezahlen, was er brauchte, um anſtändig vor ihr zu erſcheinen, hat er die Kleidermagazine der Stadt ausgekauft, Wagen und Pferde, ich ſage Wagen und Pferde, angeſchafft, eine glanzvolle Wohnung bezogen — Der Hebräer Matthews ſchoß alles vor —

Lord Tyrconnel. Ich bin reich — es wird ſich Hülfe ſchaffen laſſen —

Steele. Ich ſage Ihnen, dieſer liebenswürdige, aber tolle Schwärmer, der jetzt den jungen Lord Rivers ſpielt und ſich kaum noch um die heutige Aufführung ſeines Stücks bekümmert, iſt wie ein Verbrecher, der, hundertmal geſtraft,

guter Freund! (Kamke ab.) Nun, Ritter Hotham hält ſein Incognito aufrecht bis zu einer völligen Unſichtbarkeit. Von London über Hannover hab' ich mich wie eine verbotene Waare in's Land geſchmuggelt. (Wiſcht ſich den Schweiß ab.) Der Henker hole dieſe reitenden Staatsgeſchäfte, wo man die Salonroutine eines Dandys mit dem gefühlloſen Knochenbau eines Poſtillons vereinigen muß! Seit vier Tagen nicht vom Pferde gekommen — ah — (wirft ſich in einen Seſſel) wenn die Nationen wüßten, daß man ſich zur auswärtigen Politik durch mehrjährige Courierdienſte vorbereiten muß, dann würden ſie den Staatsmännern nicht übel nehmen, daß ſie in ihrem Alter keine Gallopaden mehr tanzen! — Wie ſchwer einem das in den Taſchen liegt, wenn man ein Königreich mit ſich bringt (ſchlägt auf die rechte Rocktaſche). Hier die Krone von England, (auf die linke) da die von Schottland und in der Weſtentaſche die von Irland. Und was werd' ich mitnehmen? (Sieht ſich um.) Ob die Vergoldungen wohl maſſiv ſind? Sieht Alles verdammt knapp und ſparſam aus. Raum genug in den großen Sälen, aber ich glaube, es wohnen viel Mäuſe hier — Alles ſtill wie ein engliſcher Sonntag (erhebt ſich). Ich höre kommen —

Erbprinz

(reißt die Thür auf und bleibt in zweifelnder Stellung ſtehen).

Hotham (bei Seite).

Nun?

ſein Vergehen nicht laſſen kann. Alles Geld, das ihm ſeine Freunde ſteuerten, verwendet er zu dem einen Zweck, ſeiner Mutter zu imponiren, mit vier Pferden hundertmal des Tags an ihrem Hauſe vorüberzufahren, ihre Dienerſchaft zu beſtechen, ihr heimlich Ueberraſchungen zu bereiten, glänzende Geſellſchaften zu geben, um von ſich reden zu machen und auf den Ehrgeiz der ſtolzen Frau zu wirken —

Lord Tyrconnel. Aber alles das macht mir ja dieſe Mutter nur noch fürchterlicher! Und Sie können das dulden, Sie, Steele, der die Literatur des Tags erfunden hat, Sie, Steele, der jene olympiſchen Blitze der öffentlichen Meinung ſchmiedete, die zerſchmetternd aus Ihrer Hand in den Lug und Trug unſerer verdorbenen Sitten und Meinungen niederfahren?

Steele (bei Seite). Ein Acteur, der mit ſeinem Coſtüm auf die Straße rennt und den Brutus ganz in Wirklichkeit ſpielt? (Laut.) Mylord! Je verheerender meine Waffe iſt, deſto vorſichtiger muß man mit ihr umgehen. Die öffentliche Meinung iſt nicht immer die richtende Themis, ſondern weit öfter eine Harpye, die nichts wieder herausgibt, was ſie einmal zerriſſen hat. Beſchuldigt ſie einmal die Tugend eines Engels, der Himmel ſelbſt kann ihn nicht wieder rein waſchen. Tauſend Rechtfertigungen, tauſend Widerlegungen — immer bleibt etwas hängen.

Lord Tyrconnel. Hier iſt von einem Teufel die Rede! Ich hab' es ſelbſt geſehen, Sir, daß Richard Savage ſich vor ihren im vollſten Lauf anſtrengenden Wagen ſtellt, der Kutſcher mußte innehalten, ſie blickt zum Schlag heraus, erkennt ihren Sohn, der ihr ein Blumenbouquet darreichen will, und befiehlt ihren Leuten mit zorniger Geberde, zuzufahren. Hätten ihn nicht andere weggeriſſen, er wäre gerädert worden.

Steele. Nun ſagen Sie ſelbſt, ſind das von meinem Freunde

nicht Tollheiten? Bald ſchwingt er ſich auf den Schlag ihrer Kutſche und wirft ihr im währenden Fahren Gedichte zu; bald ſchlägt er welche an die Thür ihres Hotels, bald wirft er in ihre Theaterloge ſeidene Tücher; wenn ſie im Park fährt, er ſteckt hinter jedem Strauch; wo ſie etwas in der City kauft, er miſcht ſich in den Handel; wenn ſie die Kirche beſucht —

Lord Tyrconnel. Lady Macclesfield beſucht nicht die Kirche —

Steele. Mylord, die Geſchichte iſt bisjetzt nur noch eine Komödie. Wenn ich ſehe, daß mein Freund in Wahrheit unglücklich iſt, wenn ſein Aeußeres abfällt, wenn er mit ſeinen tauſend Thorheiten auch die einſtellt, auf Rechnung ſeiner Anerkennung ſeitens dieſer Mutter wie ein Fürſt zu leben, und noch eins — wenn ſie gegen den außerordentlichen Beifall, den ſein dichteriſches Talent heut' in Drurylane finden muß, gleichgültig bleibt — ſehen Sie, da regt ſich der Stolz des Schriftſtellers und der esprit de corps, der uns alle, ſelbſt zuweilen Production und Kritik, zuſammenhält — dann, Mylord, dann fragen Sie wieder an.

Lord Tyrconnel. Miſter Steele, eine Biographie der Dame von (bedeutungsvoll) meiner Hand geſchrieben, ſteht Ihnen zu Dienſten. Studiren Sie inzwiſchen die Lehre von den Giften, die Zoologie der afrikaniſchen Wüſte, ſtudiren Sie die Verirrungen des weiblichen Gemüths von Meſſalina bis auf Katharina von Medici, und Sie werden ſich von mir noch Bilder und Vergleichungen borgen müſſen, um den Charakter der Lady ganz zu erſchöpfen. All die Bitterkeit Ihres Ausdrucks, Ihre ironiſchen Wendungen, Ihre zermalmenden Sarkasmen — ich bitte Sie, Miſter Steele, ſparen Sie ſie für dieſes Auto da Fé auf! (Zudringlich vertraulich.) Ich bin ein Bewunderer Ihres Geiſtes, Miſter Steele, ich gehöre ſchon lange zu Ihren guten Freunden, Miſter Steele, ich billige auch Ihre

politiſchen Anſichten, Miſter Steele, ich bin — überhaupt frei von allen Vorurtheilen, Miſter Steele, ich nehme nicht ohne Grund Partei für Gegenſtände der Oeffentlichkeit, ich liebe die Humanität, denn ich — doch Ihre Zeit iſt koſtbar! Richard Savage werd' ich, wenn er es geſtattet, adoptiren als meinen Sohn! Man ſoll mich den „Vater eines Sohnes" — ihn „den Sohn eines Vaters" nennen — Doch, ich rüſte mich auf den heutigen Abend. Sein Stück muß einen großartigen Triumph erleben! Morgen bring' ich Ihnen die Nachricht über den Eindruck des Erfolgs auf die Mutter und dann, dann, Steele, dann — beginnen — Sie! (Ab.)

Steele (ihm verächtlich nachſehend). Dieſe liberalen Edelleute! Nur weil ſie eitel und zuweilen — furchtſam ſind, geben ſie ſich das Anſehen, als liebten ſie Humanität und Freiheit! Ihre Stammbäume bleiben immer dieſelben, ob ſie nun wild und knorrig im Wald ihrer Privilegien dem Sturm der Zeit trotzen oder ob ſie zierliche kleine Döschen daraus drechſeln, die ſie dem Zeitgeiſt präſentiren, um ein galantes Priſchen daraus zu nehmen. Der will für die Tugend und das Unglück einſtehen? Der will, da er vergeblich der ſtolzen Lady den Hof machte, ſich jetzt an ihr rächen und noch eine Dividende dazu bei der öffentlichen Meinung gewinnen? Darin hat er recht: — ich werde mich ſeinem Antrag nicht entziehen dürfen — denn Savage und Miß Ellen leiden unter dem Verhältniß, das ganz London beſchäftigt; aber (nimmt Briefe und Correcturen) als Lückenbüßer für mein Journal will ich doch die Bemerkung brauchen — daß in dieſer Welt keine Wahrheit mehr denkbar iſt, zu der nicht hinten — eine, wenn auch noch ſo kleine verſteckte Hühnerſteige des Intereſſes führt. (Ab zur Seite.)

Zweite Scene.

Freie Straße. Links das Haus der Lady Macclesfield. Abenddämmerung.

Dritter Auftritt.

Savage (allein).

Savage (im Mantel, zu den Fenstern aufblickend). Es ist sieben Uhr. Mögen sie mein Stück im Theater viertheilen, mögen sie den todten Rumpf dem Publikum zum Gelächter hinwerfen, das Erhabene gespreizt, die Tugend wie ein Landmädchen, das Schöne wie eine Kokette geben und meine Verse wie kleine Kieselsteine im Mörser ihres hohlen Pathos zerstampfen — mich kümmert's nicht. Schon seit einer Stunde harr' ich hier vergebens und sehe nicht, daß sie einer Schöpfung ihres Sohnes die Theilnahme schenkt und nach Drurylane fährt. Ach, das, nur das wollt' ich abwarten — —! Sie geht nicht —! (Sich selbst Muth gebend.) Vielleicht will sie warten, bis „Overbury" im Druck erschienen ist. Vielleicht ängstigt sie das Gefühl, daß man um das Schicksal meiner Arbeit besorgt sein könnte — sie fürchtet einen unglücklichen Erfolg — Sie mit ihrem französischen Geschmack —! Könnt' ich ihr den Sinn für die echte Natur abgewinnen! Sie hat zu viel Verstand, um in solchen Dingen ganz verständig zu sein — — —

Nichts regt sich im Hause. Wagen rollen dort genug, die sich beeilen, an das Portal des Theaters zu kommen; hierher lenkt keiner ein —! Und ich lasse mir's nicht nehmen — sie ist, sie ist erweicht! Sie ist überwunden! Sie zittert jetzt eben — bis sie erfährt, wie in Drurylane alles abgelaufen —! Man nennt sie kalt — sie hat mich abgewiesen — sie will mich nicht für ihren Sohn anerkennen — Es ist hart, aber ich be-

wundere ihren Charakter. Es iſt in ihm, wie in Hamlet's Wahnſinn, doch Methode. Ich bin ihr zu ſchroff gegenübergetreten. Wohl will das ertragen ſein, wenn die Todten auferſtehen. Wer würde nicht erſchrecken, wenn er plötzlich ein Grab geöffnet ſähe! Sie iſt hart, weil ſie großen Geiſtes iſt! Ihr Gemüth ſteht unter der Herrſchaft einer vielgeprüften Welterfahrung und eines ihr vielleicht durch bittere Entdeckungen zur andern Natur gewordenen Mistrauens! O, was werd' ich ihre Begriffe vom Leben läutern, ihr das Buch der Natur und wahren Schönheit aufſchlagen und alle Geheimniſſe deſſelben entziffern müſſen; ja, ja, Mutter, du ſollſt in Morgen- und Abendſtunden einſt noch meine Schülerin werden, du wunderliche, ſpröde Frau! —

Horch, es geht eine Thür drinnen! (Lauſcht.) Es war nichts. Mich friert — ich vergaß, zu eſſen — (Zieht ein Beutelchen hervor.) Goldſtücke — aber ſie gehören — ha! (Sieht den Bedienten.) Dem vielleicht —?

Vierter Auftritt.

Ein Bedienter mit einem kleinen Packet tritt aus dem Hauſe der Lady und will dem Hintergrunde zugehen. Savage.

Savage. Heda, guter Freund!

Bedienter (ſich umſehend). Seid Ihr's? Nehmt Euch in Acht, daß der Haushofmeiſter Euch nicht ſieht. Ihr ſollt nicht immer hier vor dem Hauſe ſtehen.

Savage (gibt ihm das Beutelchen). Nimm dies, guter Freund! Doch ſage mir erſt: Fährt meine Mutter heut' ins Theater?

Bedienter. Kann ich nicht ſagen.

Savage. Nun denn! Nimm das auch so! Das kannst du nun wol ſagen: Wie lebt meine Mutter? Wann ſtand ſie heut' auf?

Bedienter. Ihr habt den Toby geſtern ganz daſſelbe gefragt, heute lebte ſie nicht anders als geſtern.

Savage. Was trug ſie heut' bei Tiſch für ein Kleid?

Bedienter. Gelb.

Savage. Wie war ihr Kopfputz?

Bedienter. A la reine.

Savage. A la reine — hm — hm — Sie war geſchminkt? Ein wenig? Sag's nur heraus! Sie lebt ja nach der Mode von Verſailles.

Bedienter. Mein Gott, dieſe Dinge haben wir Bediente Euch ſchon hundertmal geſagt — Lord Tyrconnel mußte lachen, als er mich fragte, was ihr von uns zu wiſſen wünſcht —

Savage. Schweige!

Bedienter. Die andern geben uns Geld, wenn wir ſagen, wer nach der Lady frägt und Ihr wollt nur allein nach ihr gefragt haben —

Savage. Von ihren Freunden und Feinden will ich nichts wiſſen. War ſie heute fröhlich? Las ſie nichts? Was haſt du da?

Bedienter. Die Lady iſt gar nicht ſo bös als man ſagt —

Savage (vorwurfsvoll). Wer ſagt das?

Bedienter. Dieſe Bücher, Herr, habt Ihr ihr neulich geſchickt. Sie ſchenkt ſie jetzt mir, um ſie zu verkaufen.

Savage (nimmt das Packet und ſchlägt die Bücher auf; mit erſtickter Stimme). Meine Schriften! . . . . . Laß ſie mir, guter Freund: ich werde ſie dir gut bezahlen. Trag ſie in meine Wohnung! Grosvenor Square —

Bedienter. Wie Sie wollen. Gute Nacht! (Ab.)

Savage (allein). Um mich zu kränken, that ſie das? Sie

hatte eine andere Abſicht. Nur vor der Welt, damit die es ſieht, nur vor den Spähern, damit die beſchämt werden, gibt ſie dieſe Beweiſe ihres ſtolzen Herzens. Die Schriften waren dennoch geleſen! Sie hat Tag und Nacht darin geblättert! Ich weiß es! (Er ſchlägt auf ſein Herz.) Ich fühl' es hier!

Fünfter Auftritt.

Die Hotelthür öffnet ſich. Zwei Bediente mit Fackeln. In einer geſchmackvollen großen Portechaiſe tragen zwei Träger die Lady Macclesfield. Savage.

Lady (aus dem Fenſter der Portechaiſe). Nach Drurylane!

(Sie wird vorübergetragen.)

Savage. Sie iſt's! Sie geht nach Drurylane! (Zurückkehrend und freudig.) Faſſ' ich es denn? Hört' ich es denn —? Ihr Herz führt ſie dahin, wohin heute halb London wallt! O, nun folg' ich ihr — ich rede ſie an — Nein! Sie könnte mich entdecken und umkehren. Himmel, ihr Herz erweicht ſich! Sie wird der Brillant in dem heutigen Ring der feſtlich geſchmückten Logen ſein und milde und verſöhnende Strahlen auf den Ruhm ihres Sohnes werfen! Nun werden in meiner Dichtung die Redeblumen würziger duften, meine Gleichniſſe werden treffender, meine Bilder ähnlicher werden, die Geſtalten, die ich zeichnete, werden in ihrer Sonne einen erhabenern Schatten werfen —! Sie, ſie wird meine Schöpfung verklären und den glücklichſten aller Söhne an ihr endlich, endlich verſöhntes Herz drücken. (Ab.)

Dritte Scene.

Die Theaterloge der Lady Macclesfield. Ein enges, niedriges, spitz nach dem Hintergrund auslaufendes, geschmackvoll decorirtes Zimmer, vorn mit niedrigen Eingängen, links und rechts; hinten mit einem Balcon, der mit einem bunten Vorhang verhängt ist. Ein Stuhl steht an der Brüstung.

Sechster Auftritt.

Viscount Marishal tritt links ein und späht, ob die Loge leer ist. Später Lord Berwick und Lord Winchester. Zuletzt Lady Macclesfield.

Viscount. Sie ist nicht hier — in ihrer Wohnung verleugnet sie sich und ich muß sie sprechen. Ich komme athemlos von Paris, da hier ja saubere Geschichten vorgehen! Ein Sohn! Vielleicht ein Erbe ihres Vermögens? Wer kann den Gesetzen trauen, deren Ja oder Nein von der größern oder geringern Kunst der Advocaten abhängt. Ich muß selbst zugegen sein, um einen so gefährlichen Handel zu hintertreiben. (Horcht nach der Oeffnung ins Theater zu.) Man gibt ein Stück von dem Menschen, für den sich ganz London fanatisirt! Lord Tyrconnel, sagt man, will ihn adoptiren — Ich bin so zerstreut, daß ich dem Zusammenhang des Machwerks kaum folgen kann. (Wieder nach vorn.) Sie sperrt sich zwar, ihn anzuerkennen, aber die Gesetze können sie dazu zwingen.

(Die Lords Berwick und Winchester blicken und treten dann herein.)

Lord Berwick. Sie ist nicht hier — sieh da, Viscount Marishal.

Lord Winchester. Viel Aufmerksamkeit für Ihren Neffen, daß Sie seinetwegen die Reise von Paris machen —

Viscount. Mein Neffe hätte sich keinen abgeneigtern Kritiker

verſchreiben können als mich. Glaubt denn wahrhaftig ſchon die faſhionable Welt an die Echtheit dieſes Findlings?

Lord Wincheſter. Es iſt ihr Sohn — da iſt gar kein Zweifel.

Lord Perwick. Und ſie leidet ſchreckhaft darunter. Alle Welt zeigt mit Fingern auf ſie, man überſchüttet ſie mit Pasquillen, die man ihr in ihr Haus ſchickt, überreicht ihr in den Geſellſchaften Bonbondeviſen, die Verſe von ihrem Sohn enthalten, quält ſie mit Spott, Verachtung, Zurückſetzung aller Art —

Viscount. Das ſieht dem londoner vornehmen Pöbel ähnlich! Die Damen unſerer Salons würden ſich in ähnlicher Lage faſt alle ebenſo benehmen; nun, da eine andere das Bad aushalten muß, ſpielen ſie die — Empfindſamen! Haben ſich nicht auch ſchon die Geiſtlichen —

Lord Wincheſter. Allerdings — Schon auf mancher Kanzel iſt gegen die Lady geprediget worden. Sie iſt ſo fürchterlich in die Mode gekommen, daß vor ihrem Hotel — Gras wächſt. Wir, die wir noch im ſtillen ihre guten Freunde ſind, würden mit dem Bann belegt werden, erführe man, daß wir ihre Loge beſucht hätten.

(Lady Macclesfield tritt ein.)

Lord Perwick. Sie kommt ſchwerlich her — heute, wo das Stück ihres Sohnes gegeben wird, würde ſie einen Aufſtand befürchten müſſen, errieth man ſie hinter dem Vorhang da!

Lady. Guten Abend, meine Herren!

(Die drei Edelleute fahren betroffen zurück.)

Lady (zum Viscount). Was ſeh' ich? Sie wieder in London? Ich hatte ja gehört, daß Sie in Paris an einer Stichwunde auf den Tod lägen?

Viscount. Herzensſtiche hab' ich. Und ich hört' auch, daß in London die Todten wieder auferſtehen.

Lord Berwick. Mylady, das heut' angeſagte Stück iſt nicht abgeändert —

Lord Wincheſter. Sie wollten es wagen, ſich den zudringlichen Blicken der Menge gerade heute —

Lady. Haben Sie einen böſen Traum gehabt, Mylord? So wie Sie ſprach ja Cäſar's Gemahlin, als ihr Gatte in die verhängnißvolle Senatsſitzung ging. Was fürchten Sie denn, das heute meine Nerven ſo ganz ungewöhnlich angreifen würde? (Nach dem Vorhang zeigend) Was ſpielen ſie?

Lord Berwick. Overbury.

Lord Wincheſter. Trauerſpiel —

Viscount. In fünf Aufzügen, Mylady! Bedenken Sie die Folter. Erſt Ein Act iſt vorüber.

Lady. Von?

(Die beiden Lords verlegen.)

Viscount (bei Seite, erſtaunt). Das muß ich ſagen!

Lady. Von?

Lord Berwick (zögernd zu Wincheſter). Wer iſt es doch?

Lady. Wiſſen nicht einmal den Namen des Verfaſſers — Seit ich Ihnen gerathen, ſeltener meine Schwelle zu betreten, glaubt' ich, daß Sie eifrig Literatur ſtudirten —

Lord Berwick (verbindlich ſtotternd). Mylady, das Stück iſt ſchlecht; es ringt ein hohles Pathos darin die Hände und — die trockenen Worte werden — wie ein Salat mit nichts als Thränen angefeuchtet —

Lady. Eine vortreffliche Kritik —

Lord Wincheſter. Es iſt ein Dichter, der von der Poeſie ſo etwas wegbekommen hat, wie ein durchs Gras laufender Pudel an ſeinen Ohren etwas vom Thau auffängt —

Lady. Noch beſſer. Nur ſchade, daß das der jetzt ſo gefeierte Shakſpeare ſchon geſagt hat —

Erbprinz

(tritt wieder leidenſchaftlich einen Schritt vor und hält ſich die Hand vor die Stirne).

Hotham (bei Seite).

Ich glaube, der macht Verſe.

Erbprinz

(ſtürzt in gleicher Art zu den Zimmern der Prinzeſſin und erblickt Hotham).

Wie? Wen ſeh' ich?

Hotham (überraſcht).

Täuſch' ich mich?

Erbprinz.

Hotham? Iſt es möglich? Freund, Sie in Berlin?

Hotham.

Prinz, was iſt Ihnen?

Erbprinz.

In einem Augenblicke, wo ich der Verzweiflung nahe bin, treff' ich Sie wieder, Hotham, herrlicher, trefflicher Menſch! Iſt es denn möglich! Wo kommen Sie her?

Hotham.

Aus England, Prinz! Mit den beſten Grüßen von allen unſern Freunden und dem Auftrag, Sie einzufangen und wieder mit zu bringen in unſre Wettrennen, Fuchsjagden und Vorvergnügungen, deren leidenſchaftlicher Verehrer Sie waren.

Viscount. Es iſt von Richard Savage —

Tady (zu Lord Berwick). Ja, ja, Sie haben trotz Ihrer Citate wenig Geſchmack, Mylord, oder, was ich eher annehmen möchte, zu viel Galanterie. Sie wiſſen, daß ich mich nicht in den Club habe aufnehmen laſſen, den einige phantaſtiſche Närrinnen, die Herzogin von Sutherland an der Spitze, geſtiftet haben, um für Shakſpeare zu wirken — aber — Richard — Savage — ſagten Sie nicht — ſcheint mir doch noch — der Erträglichſte der neuen — Richtung. Seine Weiſe hat etwas Fieberhaftes, das iſt wahr, eine gewiſſe ängſtliche Hitze; aber treffen ſeine Bilder auch nicht immer das, wofür ſie als Vergleichung dienen ſollen, ſo führen ſie uns doch in eine Welt ein, die recht ſchön wäre (mit einigem Gefühl), wenn man ſie feſthalten könnte. (Zu Lord Berwick.) Geben Sie mir Ihren Arm und bleiben Sie — beide, meine Herren! — an der Brüſtung meiner Loge!

Lord Berwick (in großer Verlegenheit zögernd und plötzlich ſehend, daß nur ein Stuhl an der Baluſtrade ſteht). Mylady, es iſt nur ein Stuhl dort —! Ich komme ſogleich zurück! (Schnell ab.)

Lord Wincheſter. Wir müſſen deren mehrere haben. Bin — ſogleich — wieder — da —

Viscount. Ha, ha, ha! Meine theure Schwägerin, auf welcher Mittagshöhe muß ich Ihre Sonne wiederfinden! Was die beiden Herren für Beine machten, als ſie ſo glücklich ſein ſollten, Sie dem Ihnen ſo wohlgeneigten Parterre vorzuſtellen! Sie ſuchen Stühle und werden ſich morgen, in der Abenddämmerung, daß ſie ja nicht geſehen werden, durch ein Lied zur Zither unter Ihrem einſamen Fenſter entſchuldigen, daß ſie keine hätten finden können. Zum Teufel, was iſt das für eine Geſchichte mit Ihrem Sohn?

Tady (ſich mühſam beherrſchend). Es iſt mir lieb, daß ſie fort ſind — ich will allein ſein. Sie beſuchen mich morgen, lieber

Schwager; ich habe in Westmoreland Güter gekauft, ich hörte gern Ihre Meinung darüber; auch müssen Sie zu einigen neuen Pachtbriefen, die ich ausgestellt habe, Ihren Consens geben — und auch einige bedeutende Posten sind eingezahlt, die ich nicht wieder unterzubringen weiß —

Viscount. Da werd' ich schon helfen — (bei Seite) sie hat's recht tüchtig weg! (Zudringlich vertraut und halblaut.) Aber sagen Sie mir, was ist das mit Ihrem —

Lady. Auch sind einige Verfügungen zu treffen wegen der Kohlengruben, die uns in Durham gehören — es ist ein unterirdisch Wasser in sie eingebrochen — und — die Bergleute —

Viscount. Lassen Sie die graben! Bleiben wir auf der Oberwelt! Ich will hoffen, daß Sie in Ihrer hartnäckigen Verleugnung dieses Bastards Ihres ehemaligen Kapitäns von der schottischen Garde, des Grafen Rivers —

Lady. Unverschämter! (Geht in den Hintergrund, setzt sich auf den Sessel, zieht den Vorhang zurück und blickt ins Theater hinaus.)

Viscount. Die Keckheit! Den Vorhang weit zurückgezogen! (Auf den Zehen und hinausschauend.) Aller Blicke auf sie gerichtet! Wären es Pfeile, sie wäre durchbohrt. Wie man sich anstößt, wie sie murmeln! Alle Gläser auf sie gerichtet! Dort zeigt schon einer mit dem Finger! Sie schwört ein Ungewitter herauf. Das gibt einen Aufstand! Ich ziehe mich zurück. (Ab.)

(Hinter der Scene. Entfernt, aber deutlich vernehmbar.)

Männliche Stimme im Schauspiel.
Du warst's, die ihn verdarb!

Weibliche Stimme (Miß Ellen).
Ich?

Männliche.

Deiner Liebe
Verdankt er dieſes Uebermaß der Triebe!

Weibliche (Miß Ellen).

O ſchilt mir nicht die holden Blumenkränze,
Die ich um meines Sohnes Kindheit wand!
Wo gab es Blumen, gab es Freudentänze,
Als er im Wetter ſeines Schickſals ſtand?

Da er noch klein, wie konnt' ich wol ihn ſtrafen,
Wenn oft ich noch den Todesengel ſah,
Wie der der Wiege kleinem Friedenshafen
Um einen Schwung der Senſe ſtand ſo nah!

Und als er wuchs, da kann die Mutter warten!
Der Vogel fliegt hinaus zum Neſt!
Ihr ſchon genug, wenn er von ſeinen Fahrten
Sie manchmal fromm und treulich grüßen läßt.

Die Mutterlieb' iſt reich durch ſtetes Geben,
Sie iſt ſchon glücklich, wenn ſie weinen kann;
Dem Thaue gleicht ihr ſorgenvolles Leben —
Er ſetzt ſich nur in kühlen Nächten an.

Sei ruhig! Laß das Herz Mariens zeugen,
Als an dem Kreuze all ihr Glück verdarb,
(Lauter und beziehungsreich.)
Und (als zeigte ſie auf die Lady) jenen Marmorſtein, in deſſen Schweigen
Dem Griechen ſeine Niobe erſtarb.

(Ein Beifallsſturm hinter der Scene.)

Lady (reißt den Vorhang zu und kommt mit leidenſchaftlicher Aufregung in den Vordergrund). Ich halt' es nicht länger aus — dieſe Blicke tödten mich —! Dieſe Fingerzeige, dieſe Schadenfreude, dieſe Verwünſchungen an meinem Ohr, rechts, links, oben, unten — Gott, welch gräßliches Schickſal iſt über mich verhängt! Mein ganzes Daſein vergiften ſie, meine Träume morden ſie — ſchlafen, wachen — dieſelbe peinigende Verzweiflung, die, ich mag ſein wo ich will, immer dicht an meiner Seite iſt. Sohn — Mutter — Mutter — Sohn — in der Luft ſchon derſelbe ſchauderhafte Refrain — es iſt, als hätt' ich in die Sonne geſehen und müßte auf allem, wohin mein Auge gerichtet iſt, grüne und blaue Flecke wahrnehmen, die ich nicht wieder verwiſchen kann, die durch alle Farben hindurchbrechen, als hätt' ich einen Mord begangen und könnte das Blut nicht von der Diele tilgen! — — Ich fühle nicht als Mutter für ihn — in meinem Herzen iſt auch nicht die kleinſte Stelle für ihn, nicht ein Winkel, wo man eine Wiege hinſtellen könnte! Ich will die zärtlichſte Geliebte, will die treueſte Schweſter, das gehorſamſte Kind, will fromm, demüthig, tugendhaft wie ein Engel ſein — nur eine Mutter — und dieſes Sohnes kann ich nicht werden! — Und hätt' ich ihn denn wirklich unter meinem Herzen getragen — wär' ich betrogen von denen, die ihn begraben haben wollten, begraben auch in mir — Natur, was biſt du dann in mir ſo ſtumm —! Sprichſt nicht mit Beredſamkeit zu meinem Herzen und läſſeſt nirgend, auch nur die kleinſte Regung von Liebe das Muttermal ſein, an dem ich ihn wiedererkennte? Briefe, Siegel, Ringe, alles ſoll für ihn ſprechen und mein Herz nicht! — Nun vollends, da die Welt mich höhnen, mir trotzen will? (Draußen Klatſchen und wildes Stampfen.) Mögen ſie meinen Namen durch den Koth der Straße ſchleifen, mögen ſie mein Herz am Pranger der ſchwärzeſten Verleum-

tungen mit glühenden Zangen quälen, mögen ſie mit tauſend vergifteten Dolchen auf mein armes verlaſſenes und vereinſamtes Daſein zücken — ich bin nicht ſeine Mutter; — (verzweiflungsvoll) ich kann es nicht ſein — und wär' ich's — ihr Schatten einer unglücklichen Vergangenheit —! ich will's nicht ſein. (Heftig ab zur Rechten.)

Siebenter Auftritt.

Lord Berwick ſtürzt links herein. Lord Wincheſter nach ihm. Dann Viscount Marſhal. Zuletzt Savage. Draußen der Ruf: Lady Macclesfield!

Lord Berwick. Mylady!

Lord Wincheſter. Mylady!

Lord Berwick. Sie iſt nicht mehr hier.

Viscount (tritt ſchnell herein). Mylady, das Haus iſt in Aufruhr — ſie iſt nicht mehr da —

Savage (ſtürzt herein). Mutter, ich ſchütze dich — dieſer Abend gehört mir zu — Meine Herren, wo iſt meine Mutter?

Viscount. Sind Sie der lächerliche Phantaſt, der ſich wie im Blindekuhſpiel aus den erſten Damen Englands eine Mutter heraushaſchen will?

(Hinter der Scene Klatſchen und der Ruf: Savage! Richard Savage!)

Savage (zieht halb den Degen). Mitten unter dem Jubel des Volks, mir, dem Gekrönten, dieſer Schimpf!

Viscount (zieht den Degen und will Savage den ſeinigen aus der Hand ſchlagen). Bube, weg mit dem Spielzeug —

Savage. Weg mit dem Geſtrüpp, das mir den Weg zu meiner Mutter verſperrt!

(Sie fechten. Der Viscount iſt verwundet.)

Visconnt (fällt in Lord Warwick's Arme).

Lord Winchester (eilt an die Thür). Wache! Wache!

Savage (geht in gemeſſenen ſchwankenden Schritten, den Degen in der Hand, an die Bruſtung der Loge, reißt den Vorhang auf und ruft, da der Jubel ſchweigt, hinaus). England! Du willſt mir Vorbern geben? Gib mir die Palme der Verſöhnung, gib mir den Oelzweig des Friedens, den du mit meiner armen Mutter ſchließeſt! Kann mich eine Krone beglücken, deren Perlen die Thränen eines Weibes ſind? Kann mich ein Altar der Huldigung ehren, auf dem man mir eine Mutter opfert? England, die Unſterblichkeit, mit der du belohnſt, wiegt nicht eine einzige Stunde des Elends auf, wenn du zürnſt! Zürne nicht! Verzeihe der Mutter, um des Sohnes willen!

(Lauter Beifall. Gerichtsdiener treten ein.)

Lord Winchester (auf Savage zeigend, mit feſter Stimme). Der Sprecher da iſt euer Gefangener!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Im Hause der Lady Marcleswelt.

Erster Auftritt.

Miß Ellen wartet. Haushofmeister tritt aus der Seitenthür.

Haushofmeister. Die Lady wird sogleich erscheinen! (Als wollt' er eine Unterhaltung anspinnen.) Seit dem Tode des Viscount Marishal, des Schwagers der Lady, haben wir viel zu thun! Da sind hundert Rechnungen, die nicht bezahlt, ebenso viel, die bezahlt, nicht eingetragen sind. Die Lady sitzt den Tag über unter Papieren und hat alle Stunden mit einem Notar oder Advocaten ode rsonst einem Geschäftsmann zu verhandeln. Haben Sie vielleicht auch —

Miß Ellen. Doch nicht.

Haushofmeister. Das wird der Lady lieb sein, einmal von etwas anderm als von ihrem Schwager und (leiser) von ihrem Sohn zu hören.

Miß Ellen. Mylady hat doch wol nicht Ursache, über den Tod des erstern besonders unglücklich zu sein.

Haushofmeiſter. Das wahrhaftig nicht! Sie macht kein Heht daraus. Ein Blutſauger, ein Nimmerſatt war's: und was ſie hergab, ging wie in ein Sieb.

Miß Ellen (bei Seite). So hat ſie durch ſeinen Tod mehr gewonnen als verloren und wird gegen Richard's unglückliches Los nicht unempfindlich bleiben —

Haushofmeiſter. Ihr Sohn iſt, da er zuerſt den Degen zog, wegen Todtſchlags verurtheilt — hoffentlich nur zur Deportation.

Miß Ellen. Viscount Marſhal war mit den ſchimpflichſten Worten der Angreifende — Die Lords haben falſches Zeugniß gegeben — darüber iſt nur Eine Stimme — Muth! Muth! Die Mutter muß ihn retten!

Haushofmeiſter. Sie kommt — (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Lady Macclesfield. Miß Ellen.

Lady. Miß, entſchuldigen Sie mein Ausbleiben. Ich wollte den Brief erſt leſen, den Sie mir vor einigen Tagen ſchickten.

Miß Ellen. Jetzt erſt?

Lady. Als ich ihn erbrach, las ich Ihre Unterſchrift — Sie ſind Schauſpielerin.

Miß Ellen. Das bin ich.

Lady. Ich achte dieſen Stand inſofern, als eine große Selbſtverleugnung dazu gehört, ihn zu ergreifen und ſich von der übrigen Geſellſchaft gleichſam freiwillig auszuſchließen — indeſſen hielt ich Ihren Brief für nicht ſo dringend —

Miß Ellen. Und nun Sie ihn geleſen?

Lady. Sie müſſen es hoch aufnehmen, Miß, daß ich mit

Ihnen über einen Gegenſtand rede, deſſen bisher in meiner Gegenwart niemand, ich ſage niemand erwähnen durfte. Nun gut. Ihnen will ich zuerſt erwidern: Sie ſind Schauſpielerin, Sie finden Ihren Ruhm darin, die menſchlichen Leidenſchaften greller aufzutragen als ſelbſt die Natur ſie colorirt, ſo haben Sie auch hier nur die Farben gewählt, für welche ſich in Wirklichkeit kaum die entſprechenden Miſchungen finden würden —

Miß Ellen. Kann etwas wirklicher ſein als die Gefahr, in der Ihr (ſich verbeſſernd) — in der Richard Savage ſchwebt?

Lady. Nochmals! Sie ſind nicht fähig, Miß, über die Dinge zu urtheilen, wie ſie ſind. Sie werden aus dem Flug eines Straußes, der mit dem Fuß kaum die Erde zu verlieren wagt, immer den Flug eines Adlers machen. Die Schauſpieler kommen nicht in die Lage, einfache Gefühle, wie ſie die wirkliche Erfahrung des Lebens darbietet, zu zeichnen; ein Schmerz, der nicht mit den Händen geſticulirt, iſt für ſie — Reſignation; eine Freude, die nicht mit fliegenden Haaren tobt, nennen ſie Kälte; ewig in der Traumwelt erhitzter Phantaſieen weilend, machen ſie an das Leben Anſprüche, denen das Leben nicht genügen kann.

Miß Ellen. Mylady, wie verkennen Sie meinen Stand! Wir armen Schauſpieler *verdienen* Ihre Vorwürfe, wenn ein ſchärferes Auge, eine beweglicheres Herz, ein treueres Gedächtniß, als ſich mitten im Alltagsleben bewahren läßt, einen Vorwurf verdienen. Die Blumen, die Sie kalt zertreten, die pflücken wir. Auf dem Feld der Erfahrung ſammeln wir dieſe kleinen Blumen, die Ihnen zu gering erſcheinen, und binden ſie zu Sträußen und Kränzen, weil abends die Entfernungen der Bühne zu groß ſind, um aus ihnen das Kleine deutlich wahrzunehmen. Sie dürfen, wenn ſie einen Bettler am Wege ſehen, mit einem geſpendeten Almoſen an ihm vorüber-

geben, wir müſſen ſtehen bleiben, ihn nach ſeinem Kummer fragen und jene Blicke beobachten, die die verübverwandelnde Menge ſtumpf und kalt auf ſeine Bleſſe wirft —

Lady. Gut. Sie haben das darzuſtellen und müſſen Ihre Studien machen. Doch bei einem vorkommenden einzelnen Fall, wie ihn das einfache Leben darbietet, werden Sie den ganzen Reichthum von Erfahrungen, die Sie bei ähnlichen Lagen geſammelt haben, mitanzubringen ſuchen und in dieſer Art nie zu einem einfachen und natürlichen Gefühl kommen, wie dem Leben es geziemt.

Miß Ellen. Nein, Mylady! Nein! Wenn ich des Abends die Schminke von meinen Wangen nehme, den Flittertand einer phantaſtiſchen Garderobe ablege und zu den Empfindungen hinabſteige, die das Leben mir, als meine Aufgabe, zu durchkoſten gab — o glauben Sie, dann bedarf auch ich der Phraſe nicht, um den Schmerz über ein ſeit früheſter Jugend einſames Daſein zu fühlen, der Phraſe nicht, um die Bilder einer frühvollendeten, unvergeßlichen Mutter, einer in ihren ſchönſten Hoffnungen betrogenen und getäuſchten Schweſter, eines Bruders vorzuzaubern, der in Indien diente und ſein Grab in den Wellen des Oceans fand ... O, Mylady, wenn wir dem lauſchenden Zuhörer in den Schmerzen, die wir auf der Bühne wiedergeben, nur eine feine Berechnung der Beobachtung und der Kunſt zu entwickeln ſcheinen, wie oft geben wir da nur unſere eigenen Thränen wieder und beſchwören Empfindungen aus den Ruinen unſerer Vergangenheit herauf, die wir nicht zu erheucheln brauchen — — Doch — ich — — erwähne alles das nur, weil ich Verwandte habe, die zugegen waren, als vor zwanzig Jahren die ſchottiſche Leibgarde nach Indien eingeſchifft wurde, bei welcher — Graf Rivers ſtand —

Lady. Ha! Sie wagen —? (Mit allmählicher Beherrſchung.) Sie fordern mich in Ihrem Briefe auf, an die Königin eine Bitt-

Erbprinz.

Ach, Hotham, für mich ſind dieſe Freuden verloren.

Hotham.

Hat Sie Ihr Vater von der Thronfolge ausgeſchloſſen?

Erbprinz.

Freund, berühren Sie mich nicht an dem wundeſten Fleck meines Daſeins! Verſchaffen Sie mir das Kaiſerthum von Marokko!

Hotham.

Ich glaube, Sie haben Fieberträume. Haben Sie meinen Beiſtand nöthig, der Ihnen wenigſtens die kalte Vernunft erſetzen kann?

Erbprinz.

Hotham, Sie ſind ein Genie, Sie ſind ein Kopf, an dem noch manche Intrigue der Feinde Ihres Vaterlandes ſcheitern wird, aber mir können Sie nicht helfen.

Hotham.

Warum nicht, Prinz! Ich bin Ihnen verpflichtet, ich bin Ihr Schuldner für tauſend Dienſte, die Sie mir bei Ihrer Anweſenheit in England geleiſtet haben. Sie haben mich durch Ihren Einfluß in die Nähe der erſten Staatsmänner gebracht. Sie haben mir meine Carriere als Diplomat aufgeſchloſſen. Ihnen verdank' ich, was ich bin und habe — befehlen Sie über meinen Verſtand, er ſoll für Sie denken, über meinen Arm er ſoll für Sie handeln.

ſchrift einzureichen für die verwirkte Freiheit eines Abenteurers, der mir durch einen ſchändlichen Mord einen — — ſo nahen Verwandten — raubte —

Miß Ellen. Nahen Verwandten? Der Bruder Ihres ſo ungeliebten und ſo wenig vermißten Gatten könnte Ihnen näher verwandt ſein als der Sohn jenes Lord Rivers —?

Lady. Misbrauchen Sie, ſag' ich, meine Geduld nicht —!

Miß Ellen. Des Grafen Rivers, der allerdings Ihr Herz betrog — in Indien die Tochter des Gouverneurs zum Weibe nahm und — von Ihnen nicht gerächt zu werden brauchte. Er wurde ein Opfer des Klimas, vielleicht der Reue und des gefolterten Herzens —

Lady (will an den Tiſch, um zu klingeln, und iſt dabei doch ergriffen). Ich — werde — die — Diener rufen —

Miß Ellen (hält ſie zurück). Mylady — Vergebung! Ich verſpreche, nur von dem Unglücklichen zu reden, der mitten aus einer Ruhmeslaufbahn geriſſen werden ſoll und um Ihretwillen einem ſchmählichen Schickſal entgegengeht.

Lady. Die ſchreckliche Folge ſeiner Ehrbegierde, mit deren ſchauderhafter Conſequenz er ſich eine Mutter aus den höchſten Ständen erobern wollte —

Miß Ellen. Welch ein Glück für ihn, eine ſo vornehme und kalte Mutter zu haben —!

Lady. Das Todesurtheil iſt eine Formalität! Man wird ihn in die Südſee transportiren —

Miß Ellen. Das eine Milderung? Statt durch einen einzigen fürchterlichen Augenblick ihn aus einem Leben voll Gram und Leiden zu entführen, ſchleppen ſie ihn über unermeßliche Gewäſſer Tauſende von Meilen weit nach den Wohnungen von Verbrechern hin, die mit vergiftetem Gewiſſen, ſtieren Augen ihn als der Ihrigen einen begrüßen werden, ihn, deſſen engel-

reines Gemüth ſchon vor der Schilderung eines gemeinen Verbrechens ſchauderte! Sie, Sie, Mylady, können retten; flehen Sie die Königin an; ganz London erwartet von Ihnen dieſen Schritt, der Ihnen die Achtung Englands wiedergeben wird!

Lady. Miſchen Sie — in Ihre Begeiſterung für einen jungen Dichter, der Ihnen ſo ſchöne Rollen ſchreibt und vielleicht ſelbſt mit Ihnen einübt, keine Beleidigungen für mich —! Mir iſt an der wankelmüthigen Meinung Londons wenig gelegen. Jetzt iſt es Mode, gegen mich Partei zu nehmen; ich kenne London genug, um zu wiſſen, wovon es abhinge, daß es für mich Partei nähme. Es iſt ein ſo ſchöner Roman, den man erfunden hat und der ſich des Morgens bei der Toilette, wenn man ſeine Paſtilleten auswickelt, ſo empfindſam beſprechen läßt! Laſſen Sie bekannt werden, daß Richard Savage ſtottert, hinkt, buckelig iſt oder ſonſt eine die Phantaſie der Damen enttäuſchende Beziehung ſich an ihn knüpft, ſo werden Sie erſtaunen, wie die Woge ſeiner Popularität ſinkt.

Miß Ellen. Ein Glück, daß in ſeinem großen Herzen und ſeiner edeln Geſtalt die zärtlichere Natur ihre Vorkehrungen getroffen hat, daß ihm ſolche Erfindungen nicht ſchaden können —

Lady. Ich will auch nur ſagen, wie flüchtig das Intereſſe iſt, das man dieſem armſeligen London einflößen kann. Hätte der unglückliche junge Mann durch ſeine Frevelthat nicht Sorge getragen, daß man ihn immer im Munde führt, er würde längſt vergeſſen ſein.

Miß Ellen. Man wird ihn nie vergeſſen! — — Aber was thu' ich? Ich reize Sie — — Nein, es kann Ihr Ernſt nicht ſein, iſt es nicht; Sie werden die Königin bitten, gewiß, gewiß, Sie werden!

Lady. Ich werde nicht. Thät' ich's, ſo würde man dem albernen Märchen, daß es mein Sohn wäre, um ſo mehr Glau-

den ſchenken und mich dann erſt recht verdammen, wenn ich ihn ſpäter doch nicht anerkennte.

Miß Ellen. O, dieſe Berechnungen, Mylady —

Lady. Bin ich mir ſelbſt ſchuldig und einer ſpätern, beruhigtern Zeit, die mich richten wird.

Miß Ellen. Ich hör' es, Sie ſchwanken, Ihre Berechnungen verfangen ſich, Sie können fürchten, für empfindungslos zu gelten — nun werden Sie es auch nicht ſein wollen! Sie werden erſchrecken vor dem ſchauderhaften Ruf einer Frau, daß man ſagt: Sie hat kein Herz! Sie machten dieſen todten Gedanken, dieſe Kälte, dieſe Härte ſchon zum Gegenſtand Ihres Nachdenkens — was fehlt nun noch, Mylady, daß Sie die Thüren Ihrer Herzenskammern aufreißen und den Frühling der Mutterliebe auf das Eis, das ſich in ihm ſammelte, mild ſchmelzende Küſſe drücken laſſen —

Lady. Sie irren ſich —

Miß Ellen. Wagen Sie es, wagen Sie es, gut und lieb zu ſein! Ich weiß es ja, nur das Leben der höhern Geſellſchaft, die Lüge conventioneller Formen, die Mediſance der großen Welt hat Sie erkältet, hat Ihnen den Muth genommen, wahr und gefühlvoll zu ſein, hat Ihrem Willen dieſe kalten Entſchlüſſe, Ihrem Denken dieſe ſchroffen Abſprünge, Ihrer Empfindung dieſe ungeheuere Selbſtbeherrſchung gegeben — aber können Sie ſich darin glücklich fühlen? Kann Sie der Ruhm, eine Königin des Haſſes zu ſein, ſtolzer machen als der, eine Sklavin der Liebe genannt zu werden? O gewiß, gewiß; wenn es Ihr Sohn iſt, gebührt der Mutter die Liebe; wenn er es nicht iſt, gebührt dem Weibe, da er Sie dafür hält, das Mitleid!

Lady (ſtreng und ſich zu ihrem Zimmer wendend). Ich habe genug geſagt und ich dächte, Sie auch —

Miß Ellen. Nicht genug, wenn Ihr Herz nicht erweicht iſt.

Noch hoff' ich — Sie ſchwanken — Sie ringen mit Ihrer kalten, kalten Philoſophie, mit den Verhältniſſen, mit der Etikette — ja auch dies — ja mit Ihrem Stolz — man hat Sie gekränkt, verſpottet, verfolgt Sie, o das iſt ſchlecht! — Aber Sie werden ſiegen, durch Ihre Großmuth ſiegen, durch Ihre Vergebung; gewiß, Sie gehen zum Hof, Sie ſchreiben, Sie bitten um Gnade für Richard —

Lady. Ich bewundere Ihre Beredſamkeit, aber ich — — bedaure, ihr widerſtehen zu müſſen. (Ab.)

Miß Ellen (ihr nachblickend). Sie läßt mich allein? Sie bleibt kalt? — ſtumm? — grauſam?! (Nach einigem Bedenken feſt.) Nun denn, ſo geh' ich ſelbſt zur Königin! (Ab.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Kerker. Halbdunkel.

Dritter Auftritt.

Savage ſteigt eine Treppe im Hintergrunde herab; die Riegel werden hinter ihm zugeſchoben.

Savage. So laſſen ſie mich noch manchmal friſche Luft im Hofe dieſer finſtern Mauern ſchöpfen! Ach, es ſind die letzten Athemzüge, mit denen ich Englands Luft trinke! Ich ſoll die Heimat verlaſſen und werde ſo viel Tauſende von Meilen nur zurücklegen, um jenſeit des Oceans mein Grab zu finden, wie — mein Vater, der nach Miß Ellen's Entdeckung in Indien ſtarb — — Aber was iſt mir jener ſüdliche Himmel mit ſeiner Pflanzenpracht und ſeinen tagbellen Sternennächten!

Die verpeſtete Atmoſphäre Birminghams und Mancheſters, der Kohlendunſt in den Fabriken, die gelben Nebel Altenglands ſind mir balſamiſche Luft gegen die würzige Temperatur jener ſüdlichen Welt, die ſich für mich in einen großen, lachenden, blühenden und darum nur um ſo grauſamern Kerker verwandeln wird! — — Ausgeſtoßen dann unter Verbrecher, die mit plattgedrückten Nüſtern, unheimlich weißen Augenſternen, trotzigen Stirnen die Geſchichte ihrer Bosheiten erzählen, ſelbſt wenn ſie der Henker ihnen nicht mit dem glühenden Eiſen der Brandmarkung auf die Haut gezeichnet hätte! Ausgeſtoßen unter Menſchen, die mit dem Ende des Stricks, an dem die königliche Gnade ſie vom Galgen ſchnitt, herumwandeln, daß ihre Kinder damit ſpielen, Kinder, denen man als Ammenmärchen die grauſigen Abenteuer ihrer Aeltern erzählt —! — Mutter, Mutter! Das ganze Leben ſtellen ſie nun zwiſchen uns! Tod hier, Tod dort, an den beiden äußerſten Grenzen, und einſt erſt Wiederſehen! — — Sie ſagen, du trügſt die Schuld meines Schickſals, während ich doch nur die Schuld des deinigen trage! Nicht dein Zögern, mich ans Herz zu drücken, thut mir ſo weh, als der Haß und die Verdammung der Welt, die dich verfolgt! — — Daß du auch ſo ſtarr ſein mußt, daß du auch deine Liebe, deinen Namen ſo umnebeln und an dem heitern Horizont deines Gemüths dir dieſe drohenden Ungewitter der Verfolgung heraufbeſchwören kannſt —! Nicht was ſie an mir thut, ſchmerzt mich, ſondern daß ſie es thut, daß ſie ſich freiwillig den ſcharfen Zungen der Verleumdung preisgibt —! (Schmerzlich ſinnend.) Wenn ich je auf den Stolz, unter ihrem Herzen gelegen zu haben, verzichten würde, ſo geſchäh' es, um ihr den Sieg zu laſſen und die Menſchlichkeit ihrer Empfindungen vor den Augen der Welt zu retten.

(Gerafſel an der Thür.)

Vierter Auftritt.

Steele kommt die Treppe herab. Savage.

Savage. Steele!

Steele (ihn umarmend). Hundertmal war ich an der Thür deines Kerkers, aber erſt nach der Fällung des Urtheils wollte man mich einlaſſen! Armer, armer Freund!

Savage. Soll ich dir ſagen, was mich für mein Unglück, wenn es einen Troſt gibt, tröſten könnte? Daß mir etwas ſo Großes hat begegnen müſſen, daß ſelbſt dein ſonſt ſo verſteckter Gemüth aus dem Dachsbau ſeiner weltmänniſchen Philoſophie heraus mußte!

Steele. Beſter Freund — „begegnen müſſen"? „So Großes"? Wirſt du — — gehängt? Botanybai, mein Freund, verlohnt ein gründliches Studium und für die Spalten meines Journals iſt es mir werth, dort einen Correſpondenten zu haben. Freund, Freund, ich werde dich ſehr vermiſſen, das iſt gewiß, aber was „begegnet" dir denn? Du wechſelſt das Terrain deiner Thätigkeit und die neuen Eindrücke werden dem Charakter deiner Poeſie nützlich ſein! In allem Ernſt, ſieh dich eine Weile in der Welt draußen um! Der Zuſtand unſerer Colonieen ſoll ſchauderhaft ſein, die Gouverneure ſaugen ihnen, hungriger als die Spanier in Mexico, das Blut aus; kein Schutz der Geſetze, keine Hülfe beim Parlament für die unglücklichen Bewohner derſelben iſt gegeben, alles geht durch den Gouverneur, die Beweisführung und der Hülferuf des Klägers durch die Hände des Beklagten — das muß einmal ans Tageslicht; da kann ich, wenn ich ins Parlament komme, drei Miniſterien mit in Schach halten. Lieber Junge, wie lange wirſt du dort bleiben? Einige Jahre und es erfolgt

deine Begnadigung. Capwein wird erſt gut, wenn er einmal die Linie paſſirt hat.

Savage. Kehrt' ich je zurück, würd' ich viel verändert finden — Meine Mutter wäre todt — Und ich ſelbſt — ich erleb' es nicht — Mein Daſein iſt geknickt, ich hänge nur noch am Leben wie eine überreife Frucht; ein Windſtoß — und ich bin abgeſchüttelt — Was weiß man von meiner Mutter?

Steele. Laß dieſen unwürdigen Gedanken! Der vorſchnelle Tod, den du dem Viscount gabſt, hat einige Familien mit ihr ausgeſöhnt. Sie gibt Abende, die immer noch genug beſucht ſind, um ihr Gelegenheit zu geben, mit ihrer Liebloſigkeit zu prahlen. Der Hof, der von deinen Anſprüchen überzeugt iſt und dich deshalb ohne allen Zweifel zum Transport begnadigt, hat es ihr nahe genug gelegt, ſie ſollte für dich einen Schritt thun; ſie wurde mit Briefen, Bittſchriften aller Art beſtürmt — nein, ſie bleibt kalt und gibt Bälle. Hätte man dich gehängt, ſie würde ſich ein Fenſter dafür gemiethet haben.

Savage. Steele, es iſt eine Freude zu ſehen, wie du die Dinge ſo lange biegſt, bis ſie krumm werden oder brechen!

Steele. Ich bemitleide dich, Savage! Du entfremdeſt dir deine Freunde durch ein Vertrauen, das du auf eine Anerkennung ſetzeſt, die du bei dem Charakter der Lady nie finden wirſt.

Savage. Geheimniſſe zu enträthſeln, die in der Menſchenbruſt ſchlummern, biſt du nicht der Mann. Was treibt man draußen in der Welt?

Steele. Danke uns, wenn dieſe Staatsverfaſſung, dieſe Geſetzgebung, die einen Bürgerlichen zum Tode verurtheilen kann, der ſich gegen den meuchleriſchen Ueberfall eines Adeligen mit dem Degen in der Fauſt wehrt, hoffentlich bald zu Grabe geht! Denn die Macht des Journalismus wächſt. Von allen Dingen,

die vorgehen, haben wir die Fäden in der Hand. Wir spinnen das Gewebe deſſen, was man heute noch zu behaupten, zu glauben, zu unternehmen wagt. Die Gold- und Silberbarren der Wiſſenſchaft prägen wir in courante Münze um, die von einer Hand zur andern wandert und den Umſatz der Ideen befördert. Zu den edeln Metallen eines Baco, eines Locke ſetzen wir das Kupfer hinzu, legiren das Silber und geben die Wahrheit dreizehn-, zwölf-, eilfröthig heraus, je nachdem ſie die Menſchen faſſen können. Heutigen Tags will alles ſeine Form haben. Die Philoſophen läßt man's aus Bechern, die Kinder aus Löffeln nehmen; den Frauen verſetzen wir die Probleme mit etwas brillanter Einfaſſung, etwa in Geſtalt eines Fächers, mit dem ſich's in der Geſellſchaft anmuthig kokettiren läßt — Kurz, die Ideen müſſen Gemeingut werden; alle ſind berufen, die Menſchheit will wiſſen, woran ſie iſt!

Savage. Die Dichter werdet ihr dabei zu Grabe tragen!

Steele. Luſtſpiele, Savage, Luſtſpiele! Die Menſchen ſind eurer Trauerſpiele ſatt, eurer wahnſinnigen Könige, eurer händeringenden Jungfrauen, eurer naturwidrigen Geiſterbeſchwörungen! Satt, ſatt —! Luſtſpiele, Savage! Feine geſellſchaftliche Bezüge, ſatiriſche Gemälde des Lebens der höhern Stände, Ironieen auf die Advocaten, auf die Aerzte, auf die Prieſter — das iſt ein Feld, Savage; Witz, Witz, Witz! Frage die Schauſpieler, ſie urtheilen ſelbſt ſo. (Zieht ein Parier hervor.) Aber da hätt' ich das Beſte faſt vergeſſen. Das iſt eine Satire, wie ſie wol noch nie auf ein menſchliches Weſen geſchrieben wurde! Wäre deine Mutter eine Griechin, ſie würde ſich ohne weiteres aufknüpfen!

Savage. Auf meine Mutter —? Eine Satire —?

Steele. Sie kommt in die nächſte Nummer meines Journals. Noch nie hat die engliſche Sprache einem Nadelholzbaum

ſo geglichen wie hier. Alle Kammermädchen Londons könnten eine Woche lang ihren Damen damit das Haar aufſtecken, wenn jedes Wort eine Stecknadel wäre. Eine Stachelpyramide! Lies ſelbſt!

Savage. Ich werde dir dafür eine Ode an meine Mutter geben. (Zerreißt das Manuſcript.)

Neele. Was? Wie? Zerriſſen? Mein beſter Artikel — die gelungenſten Einfälle, Sarkasmen, wie Scheidewaſſer — Himmel, was mach' ich! (Savage zerreißt die Blätter in kleine Stücke.) Mein Journal will ſeine Spalten gefüllt haben! Aus dem Gedächtniß kann ich dieſe Eingebungen des glücklichſten Moments nicht wiederherſtellen — o, o, Savage, du ſollteſt wiſſen, daß der echte Schriftſteller, wenn er die Wahl hätte zwiſchen allen Freuden des Paradieſes und der Ehre, ein Bonmot gemacht zu haben, ſich gar nicht beſinnen würde, in die — ohnehin zweifelhafte Hölle zu fahren — Richard, Richard — — (Unterbricht ſich.) Na, du mußt mir nur nicht zürnen! Du mußt mich nur nicht für lieblos halten! Auf der andern Seite ſtand der Entwurf zu einer Vertheidigung deiner Anſprüche, welche die Stelle enthielt: Wenn ich dein krankes Auge, dein wehmüthiges, ſchmerzdurchzittertes Lächeln ſehe, da müſſen jedem die Worte, die der Welt die Geſchichte deines ſchönen Herzens erzählen, zuſtrömen, wie in einer guten Stunde die Ahnungen unſers beſſern Selbſt! Dein Rächer ſoll in mir leben! Ja, Freund, wenn du am Strand der fernen Inſeln des Stillen Oceans ſtehſt und ſiehſt ein gewitterndes Leuchten über den Spiegel der Wellen blitzen, dann denke: Es ſind die Vorboten der Donner, die wir in deiner Sache ſchleudern werden! Welch einen ſchönern Triumph kann die Macht der Rede feiern, als das edelſte Opfer unſerer künſtlichen geſelligen Verhältniſſe zu vertheidigen und an einem gebrochenen Herzen, wie dem deinigen, zu zeigen, daß

wir Ereigniſſen entgegengehen, wo die Natur, das ewige Maß der Dinge, zu Gericht ſitzen wird über eine verlebte Welt wie die unſerige — — Nun, Gott ſei Dank! Ich kann meinen Aufſatz noch aus dem Gedächtniß wiederherſtellen. Adieu, ehe du reiſeſt, altes, liebes, gutes Herz, ſehen wir uns noch. Ganz London ſoll dir ans Schiff das Geleite geben und ſtünde Hochverrath darauf! (Sieht nach der Uhr.) Die bewilligte Stunde iſt abgelaufen. (Sie umarmen ſich.) Leb wohl!

Fünfter Auftritt.

Die Schlöſſer raſſeln an den Thüren. Lord Oberrichter tritt die Stufen herab mit einigen Greffiers; nach ihm Lord Tyrconnel mit einem glänzenden Gefolge von goldbordirten Lakaien. Die Vorigen.

Savage. Hörſt du? Man kommt, mir die Stunde anzuſagen, wo ich von Englands theuerm Boden ſcheiden ſoll! — Es iſt mehr als ein Todesurtheil —

Steele. Der Lord Oberrichter von England? Und Lord Tyrconnel, dein Protector?

Oberrichter (ein Papier in der Hand.) Sir Richard, mit wahrem Vergnügen entledige ich mich der Pflicht, die mich zu Ihnen führt. Sie ſind frei.

Savage (auf ihn zuſtürzend). Wie?

Oberrichter. Sie ſind frei!

Savage. Das iſt das Werk meiner Mutter? Sie hat bei der Königin für mich gebeten?

Oberrichter. Die Königin war gegen Sie eingenommen. Ihre That nicht allein, ſondern auch Ihr früherer Ruf, Sir

Erbprinz.

Hotham, ich bin hier in einer ganz eignen Lage —

Hotham.

Prinz, ich widme Ihnen mein Leben, denn ich verdanke es Ihnen. Was wär' ich ohne Sie? Durch Sie bin ich mit ehrenvollen Miſſionen beauftragt worden. Durch Sie bin ich hier.

Erbprinz.

Was thun Sie hier?

Hotham (ſich umſehend).

Eine Sache von Discretion, die ich indeſſen, wenn Sie es verlangen, nicht Anſtand nehme Ihnen mitzutheilen.

Erbprinz.

Ich bin nicht neugierig. Wird es lange währen?

Hotham.

Es hängt von den Umſtänden ab. Dieſe Umſtände ſind aber zarter Natur.

Erbprinz.

Zarter Natur?

Hotham (leiſe).

Es iſt eine Unterhandlung wegen eines abzuſchließenden Ehevertrags —

Erbprinz.

Ehevertrags? —

Richard, Ihre ungeregelte Lebensweiſe hatten den Hof gegen Sie misgeſtimmt. Die jetzige Berichtigung des Urtheils über Sie und die völlige Begnadigung verdanken Sie nächſt Ihrem geachteten Rufe als Dichter einer weiblichen Vermittelung —

Savage. Meiner Mutter! Hörſt du's, Steele? Sie iſt beſiegt, ihr Stolz iſt gebrochen.

Lord Tyrconnel. Vergebung — Sir Richard, Sie danken es Miß Ellen, der großen Künſtlerin — Sie war es, die vergebens das Herz Ihrer Mutter zu beſtimmen ſuchte und ſich dann ſelbſt zur Königin begab — Sie hat geſiegt —

Savage (trauernd). Miß Ellen —!

Steele (ſcherzend zu ſich ſelbſt bei Seite). Herzloſer Egoiſt! Selbſt darüber eiferſüchtig —?

Oberrichter. Hören Sie den ſchriftlichen Erlaß des Amts der königlichen Gnade: „In Erwägung, daß Sir Richard Savage die an dem Viscount Mariſhal begangene Tödtung unter Umſtänden vollzog, die Uns ſchon beſtimmten, die gegen ihn ausgeſprochene Todesſtrafe in Deportation zu mildern; in Erwägung, daß Sir Richard's Jugend und Unerfahrenheit Uns jetzt erſt deutlicher ans Herz gelegt worden ſind, und von ihm ein ſeiner geiſtigen Ausbildung angemeſſener Lebenswandel zu erwarten ſteht, wollen Wir ihn dem vollen Genuß ſeiner frühern bürgerlichen Rechte und Freiheit zurückgeben, mit der beſondern Hoffnung, daß er ſein Talent zur Verherrlichung des Vaterlandes und Unſers ruhmvollen Hauſes anwenden werde."

Steele (bei Seite). Sie wird ihn noch zum Hofdichter machen — (Laut.) Richard, mögen dir die Muſen dieſe Freiheit ſegnen!

Savage. O, daß ich dem edelſten Geſchöpf der Erde nicht mit ungetheiltem Herzen danken kann! Was ſoll mir das Leben in dieſer kalten, grauſamen Welt!

Lord Tyrconnel. Sir Richard, verzweifeln Sie nicht! Er-

heben Sie ſich! Sie ſehen in mir einen Ihrer leidenſchaftlichſten Bewunderer. Lord Tyrconnel fühlt es, daß England Ihnen eine Schuld abzutragen, ein Verbrechen, das man an Ihnen beging, wieder gut zu machen hat! Ich bin reich genug, alles nachzuholen, was die Nation an Ihnen verſäumte. Ich war mit Ihrem Vater, Lord Rivers, entfernt verwandt, ich erkenne Sie in dieſer Verwandtſchaft an; wird in meiner Familie ein Beſitz oder Titel frei, ſo ſoll er unverzüglich auf Sie übertragen werden. In meinem Hotel hab' ich Ihnen ein ganzes Stockwerk eingeräumt und es ſo poetiſch, wie mir armen Dilettanten möglich, einzurichten geſucht. Alle Cirkel der höchſten Geſellſchaft, die Geſellſchaften des Hofs ſtehen Ihnen von jetzt an offen. Ich, ich halte Sie an meiner Hand — Sie müſſen dieſe Stellung gegen die Intriguen Ihrer Mutter gewinnen.

Savage. Steele, darf ich mich auf eine ſo ſchwindelnde Leiter wagen?

Steele. Beſſer, als eine gewiſſe andere betreten — die dir drohte! Lord Tyrconnel hat dich bereits in der öffentlichen Meinung als ſeinen Sohn adoptirt —

Savage. Nimmermehr!

Lord Tyrconnel. Sie ſind der Sohn Englands und ich nur der Bevollmächtigte dieſer Liebe! Zwei meiner Landhäuſer ſtehen für Sie offen. Einige Züge der ausgeſuchteſten Pferde harren mit Kutſchen, die ich eigens in Paris beſtellte, Ihres Winkes. Dies Ihr Haushofmeiſter, dies Ihr erſter Kammerdiener, dies das übrige dienende Perſonal, das ich ganz Ihrer Verfügung anheimgebe. (Hier beginnt hinter der Scene eine Muſik.) Ich, ich führe Sie nicht im geheimen auf den Platz, der Ihnen jener Intrigue gegenüber gebührt; ich ließ von dieſem ſchmählichen Ort, der Sie hier zwei Monate gefangen halten durfte, einen Teppich legen bis in meinem Palaſt. Ganz London ſoll Ihren

Triumph feiern! Ich habe meine Freunde, funfzig Mitglieder der jungen Gentry der Stadt, aufgeboten; ſie ſtehen mit Roſſen und Wagen vorm Thor dieſes düſtern Hauſes. Die Muſik des erſten königlichen Regiments wurde mir zur Verherrlichung des Tags vom Commandanten des Tower bewilligt. Ein Blumenregen wird Sie begrüßen, Sie, den Sohn des Volkes!

(Inzwiſchen hat ſich das Theater ganz mit Volkshaufen, mit Matroſen, die ihre Schiffswimpel ſchwingen, angefüllt. Richard, von Tyrconnel geführt, beſteigt ſchwankend die Stufen. Allgemeines Hoch!)

Steele (während der Marſch fortſpielt). Lord Tyrconnel muß von der Lady einen Korb bekommen haben, der ſo groß war, daß ganz London hineinging! Wenn ich die Geſchichte heut' Abend in meinem Journal erzähle, werd' ich für die, die England nicht kennen und ſie nicht glauben ſollten, hinzufügen müſſen: Authentiſch!

(Trompetenruf draußen und fortgeſetztes Hoch der verſammelten Menge.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Ein prachtvolles Zimmer mit Seitenausgängen im Hauſe des Lord Tyrconnel. Rechts im Vordergrunde ein Fenſter oder Balcon. Die Hinterwand bilden Vorhänge, die ſpäter zurückgezogen werden. Ein Tiſch vorn mit koſtbaren Armleuchtern und brennenden Kerzen darauf.

Erſter Auftritt.

Die Lords Tyrconnel, Wincheſter und Perwick.

Lord Tyrconnel. Ganz mein Schickſal! Ganz dieſelben Launen und Bitterkeiten, denen zuletzt der Ausbruch eines Vulkans folgt.

Lord Perwick. Sie hat ſich ſeit einem halben Jahr erſtaunlich verändert —

Lord Wincheſter. Sie will es zwar nicht wahr haben, aber die Angelegenheit mit ihrem Sohn hat ihre Ruhe, wenigſtens ihr Betragen gegen uns und alle Welt geſtört. Ich geſtehe, daß ſie mir oft den Eindruck der Lady Macbeth macht. Geſpräche hatt' ich mit ihr, wo ſie ſo abweſend antwortete, als ſähe ſie Geſpenſter.

Lord Tyrconnel. Das Rollen ihrer Augen kann ich mir aus früherer Erfahrung denken!

Lord Perwick. Ihre Behauptungen ſind ſchneidender denn je, ihre Anſichten parador und ihr Stolz vollends fährt ſo hinaus, als wohnte ſie in den hängenden Gärten der Semiramis —

Lord Tyrconnel (lachend). Sie flieht vor den Zumuthungen einer allerdings höchſt plebejiſchen Beziehung! Savage war eine Zeit lang in der Lehre bei einem Schuhmacher. Wie nimmt ſie die Lage auf, in die ich ihren Sohn ſeit ſeiner Freiſprechung verſetzt habe?

Lord Wincheſter. Mylord, Sie hatten das Vergnügen, einige Jahre lang ihr nicht zu mißfallen, und gerade von Ihrer Seite aus mußte dieſe Handlung für ſie das Verletzendſte ſein. Sie wollten ohne Tinte und Feder ein Pasquill — der Rache ſchreiben —

Lord Perwick. Schreiben laſſen, Lord Wincheſter! Lord Tyrconnel iſt der Beherrſcher der Preſſe geworden. Seitdem man Sie nicht mehr auf den Fuchsjagden ſieht, pirſchen Sie im Revier der Popularität —

Lord Wincheſter. Steele — war's nicht Steele? — behauptete neulich, Sie ſprächen ſechs Sprachen —

Lord Tyrconnel. Fünf ſprech' ich auch, Mylords. Unter der ſechsten hat er die Sprache der Aufrichtigkeit verſtanden. Ich darf Ihnen frei bekennen, daß ich Neigung für jene Partei im Parlamente hege, die in der Verfaſſung Englands nicht die Garantie unſerer Misbräuche, ſondern das Mittel erblickt, ihnen abzuhelfen. Es koſtet mich — — einiges Geld.

Lord Perwick. Doch werden Sie als der Mann des Volks geprieſen.

Lord Wincheſter. Seit Ihrer Handlungsweiſe gegen Richard Savage geradezu vergöttert.

Lord Tyrconnel. Ich wollte dem Genie meine Huldigung

bringen und ein Weſen beſchützen, das doch nur ein Opfer unſerer Standesunterſchiede iſt. Ich verwerfe dieſe Standesunterſchiede an und für ſich durchaus nicht; nur ſollte man anfangen, dem Volk mit der Zeit einige Conceſſionen zu machen; z. B. einen Bürgerlichen bei ſich zu Tiſch zu laden und dafür wiederum eine Einladung bei einem reichen Bankier in der City anzunehmen — warum nicht?

Lord Wincheſter. Aber Sie ſollen, wie ich höre, bei alledem wenig Freude an Ihrem Adoptivſohn erleben.

Lord Tyrconnel. Er könnte das, was ich an ihm thue, mit ein wenig mehr Dankbarkeit aufnehmen. Allerdings. Aber er iſt krank, das entſchuldigt ihn.

Lord Berwick. Seine Verſchwendung ſoll maßlos ſein.

Lord Tyrconnel. Ich denke mir, er will meine väterliche Liebe auf die Probe ſtellen. Ich geb' ihm in allen Beweiſen ſeiner adligen Herkunft nach und ſuche ihn auf die faſhionabelſte Art zu erheitern. Heute hab' ich die Abſicht, ihn mit einem Maskenball zu überraſchen. Schade, daß Sie nicht bleiben können! Freilich würden Sie bei Lady Macclesfield den Reſt ihrer Gunſt verlieren. Iſt es denn wahr, daß ſie Ihre beiderſeitige Bewerbung nur duldet, wenn Sie immer zugleich an die Thür ihres Boudoirs pochen, immer zugleich ihr den Arm bieten, immer zugleich ihr die Hand küſſen —? (Lacht.)

Lord Berwick, Lord Wincheſter (blicken verlegen zu Boden).

Lord Tyrconnel. Hahahaha! Und als Sie gar, nach dem Abend im Theater, wo Sie Ihre Dame verleugneten, wieder bei ihr erſchienen, natürlich immer als Inſéparables, obgleich Sie ſich beide, glaub' ich, einander gar nicht einmal leiden können —?

Lord Berwick, Lord Wincheſter (verlegen). Mylord —

Lord Tyrconnel. Da wurden Sie beide nur unter der aus-

drücklichen Bedingung wieder zu Gnaden angenommen, daß Sie die Dame in jede öffentliche Gesellschaft, auf jedes Wettrennen, auf jeden Ball führen. Heute werden Sie sie wahrscheinlich auf den maskirten Ball der Herzogin von Sussex begleiten?

Lord Berwick. Es würde uns in der That mehr Vergnügen machen, den Ihrigen zu besuchen —

Lord Winslecher. Gewiß, gewiß!

Lord Tyrconnel. Zumal, da die Maske Sie verbirgt —

Lord Berwick. Glauben Sie das nicht, Mylord, wir haben der Lady unsere vollständige Neutralität angezeigt —

Lord Winchester. Und wie kommen Sie dazu, Mylord, der Herzogin von Sussex die Hälfte ihrer Gäste zu rauben, indem Sie ihr mit Ihrer Maskerade Concurrenz machen?

Lord Tyrconnel. Die Herzogin von Sussex ist meine politische Gegnerin und die einzige Dame der Gesellschaft, die noch für Lady Macclesfield Partei nimmt —

Lord Berwick. Politische Gegnerin? Die Herzogin von Sussex ist die Freimüthigkeit selbst. Hat sie nicht auf dem Eingang zur großen Treppe ihres Hotels die Statue Cromwell's aufstellen lassen?

Lord Winchester. Apropos! Wie kommen Sie denn —? Zu meinem Erstaunen hab' ich von dieser Statue eine Copie auf dem Estrich Ihres Hotels gefunden —?

Lord Tyrconnel. Ich bin der Mann ohne Vorurtheile. Ich adoptire auch gern, wie Sie an Savage sehen, fremdes Eigenthum. Aber, Mylords, ich glaube, die Instrumente stimmen schon. Entscheiden Sie sich! Bleiben Sie hier und brechen Sie mit Lady Macclesfield oder —?

Lord Berwick, Lord Winchester (in Verlegenheit sich empfehlend). Mylord — erlauben —

Lord Berwick. Wir behalten uns vor —

Lord Winchester. Unſere Verpflichtung —

Lord Berwick. Das einmal gegebene Wort —

Lord Winchester. Das der Herzogin von Suſſex gegebene Wort —

Lord Tyrconnel. Ich wünſche den Herren viel Vergnügen und im übrigen — sans rancune —

Lord Berwick, Lord Winchester. Sans rancune — (Beide ab zur Seite.)

Lord Tyrconnel (allein). Ihr Spatzenköpfe, ihr ſollt euch wundern —! Eine Erinnerung an Cromwell ſoll noch niemals ſo den rechten Weg bezeichnet haben, der allein in England zum Ziele führt, als heute — (Er klingelt.)

Zweiter Auftritt.

Zwei Bediente. Lord Tyrconnel.

Lord Tyrconnel. Ah! Da ſeid ihr! Alles in Ordnung?

Erſter Bedienter. Mylord, den Kutſcher hab' ich auf mich genommen —

Zweiter Bedienter. Und ich, Mylord, auf mich die Bedienten —

Lord Tyrconnel. Wen ſie entläßt, der tritt in meine Dienſte —! Und jedem dreißig Guineen —!

Beide Bediente. Nach Mylords Befehl.

Lord Tyrconnel. Der Wagen hält ſtatt vor dem Hotel der Herzogin von Suſſex vor dem meinigen. Die Façade hat die größte Aehnlichkeit; die Treppen ſchmückt ihr mit denſelben Blumen, die ihr bei der Herzogin geſehen habt; die Statue Cromwell's iſt bereits imitirt; die Masken werden hier wie dort dieſelben ſein, ſo daß weder ſie noch ihre Begleiter den Irr-

thum bemerken können. Ich werde ihr dann den Sohn vorstellen, sie veranlassen, daß sie mit ihm tanzt und wenn sie den Irrthum — gemerkt hat, dann wird die Chronik Englands um eine pikante Anekdote reicher sein. Es schlägt neun Uhr. Hurtig an die Arbeit.

(Die Bedienten ab.)

Lord Tyrconnel. Boshafte Kokette! Dieser Abend soll die Genugthuung krönen, die ich mir für den Augenblick schuldig war, als du mir nach einer Demüthigung von mehr als drei Jahren die Thür wiesest —! Savage darf von der Ueberraschung nichts wissen; er könnte die Entdeckung zu früh herbeiführen und mir den Spaß verderben. Noch eine Weile, bis ich meine erste politische Rede gehalten habe, mag die Komödie dauern — dann werd' ich ihm eine kleine Rente geben und ihn vor die Thür setzen. Da kommt er.

Dritter Auftritt.

Savage (in geschmackvoller, eleganter Kleidung). **Lord Tyrconnel.**

Savage. Ich suchte Sie überall, Mylord, und nun ich Sie finde, hab' ich nicht den Muth, meine Bitte auszusprechen.

Lord Tyrconnel. Sie wissen, mein Sohn, daß ich jedem Ihrer Wünsche zuvorzukommen suche; wie sollt' ich erst hinter ihnen zurückbleiben?

Savage. Ich hab' erfahren, daß meine Mutter in Kent geboren wurde, auf dem Schlosse ihres Vaters, des Lord Mason; in einigen Wochen ist ihr Geburtstag. Wie wär' es, wenn wir uns daselbst durch Ankauf einige Gegenstände anzueignen suchten, die sie in die Zeit ihrer ersten Jugendjahre zurückversetzen müßten und die wir ihr, ohne den Absender zu nennen, schickten?

Lord Tyrconnel. Sie wiſſen, daß ich zu allem bereit bin; indeſſen erinnere ich Sie, daß Ihre Mutter Anſprüche auf Huldigungen macht, bei denen des Geburtstags einer Dame in ihrem Alter nicht gern Erwähnung geſchieht.

Savage. Glauben Sie das nicht, Mylord! Sie wird glücklich ſein, einige Erinnerungen an das liebliche Kent und die Beſitzungen ihrer Aeltern wiederzufinden. Auch ſoll ſie den Wunſch geäußert haben —

Lord Tyrconnel. Was Sie alles erfahren!

Savage. Ich habe meine Späher überall — (zögernd) ſie möchte einige von den Gemälden Hogarth's in ihrer Galerie beſitzen —

Lord Tyrconnel. Vielleicht die Geſchichte vom verlorenen Sohn —

Savage. Ohne Beziehungen! Könnte man dem Maler nicht auftragen, irgendeine ſeiner nächſten Compoſitionen meiner Mutter — gleichſam ſelbſt zum Geſchenk darzubringen oder in anonymem Auftrag —?

Lord Tyrconnel. Sie wiſſen, Savage, ich bin zur Erfüllung jedes Ihrer Wünſche bereit. Sprechen Sie mit Hogarth — er iſt theuer und mit Arbeit überhäuft, indeſſen rechnen Sie ganz auf mich! Sie ſind heut' auf unſerm Ball?

Savage. Ihnen und meinen Freunden zu Lieb! Sonſt geſteh' ich, daß dieſe Masken für mich etwas Abſchreckendes haben. Im Süden, wo man ſich zu jeder Zeit offener und freier gibt, kann man wol einmal das Bedürfniß fühlen, ſich zu vermummen, aber bei uns, wo ſo ſchon jeder Blick verſteckt und unwahr genug iſt, da noch Masken!

Lord Tyrconnel. Es iſt ein nur ſcheinbarer Zwang, der gerade auf eine anmuthige Freiheit gegründet iſt. Die phantaſtiſche Tracht, die Unbefangenheit hinter der Bruſtwehr der Unkenntlichkeit —

Hotham.

Zwiſchen der Prinzeſſin Wilhelmine und dem Prinzen von Wales.

Erbprinz.

Wie? Hotham? Das iſt zu ſtark! Sie ſind der Geſandte, von dem ſo eben der König mit mir geſprochen hat —

Hotham.

Der König? Wär' er ſchon unterrichtet?

Erbprinz.

Sie, der unwiderſtehliche geniale Diplomat, den man mit offnen Armen erwartet?

Hotham.

Wie? Der König wäre der Heirath des Prinzen von Wales günſtig?

Erbprinz (bei Seite komiſch).

Ich glaube faſt, ich bin ein Narr, wenn ich ihm das eingeſtehe. Es iſt entſetzlich. Ich habe den Menſchen da als ein Genie aus Tauſenden herausgefunden, ich hab' ihn in die Verwaltung gebracht und nun muß ich ſelbſt darunter leiden, daß er mir Ehre macht. Nun, ſo wiſſen Sie denn, mein Herr, daß König und Königin ohne ihr Einverſtändniß zu ahnen dieſer Heirath mit allem, was drum und dran hängt, von Herzen zugethan ſind, zugleich aber auch, daß die Prinzeſſin Wilhelmine, dies Opfer Eurer Politik, von einem Fürſten geliebt wird, der ſich zwar an Macht und

Savage. Ich werde kommen —

Lord Tyrconnel. Seien Sie heiterer, mein Freund — ſtreichen Sie ſich die Locken aus der Stirn und ſtimmen Sie in die Lebensluſt mit ein, die Sie umgibt! Sie müſſen den rechten Sinn mitbringen, ſonſt iſt alles todt und werthlos, was ſich hier vor Ihnen ausbreitet. Ich bin kein Alfons von Ferrara, der ſich mit Mäcen vergleichen dürfte, aber Sie verkümmern mir wie ein zweiter Taſſo unter all den Freuden, die ich aus dem Füllhorn meiner Theilnahme ſchütte. Seien Sie heiter dieſe Nacht, ſie wird Ihnen manche Ueberraſchung bieten. Auch Miß Ellen — eine Dame, die Sie liebt und die Sie, Muſter aller muſterhaften Söhne, nur darum, glaub' ich, nicht wiederlieben, weil Sie — Ihre Mutter durch eine Mesalliance zu betrüben fürchten. Hätt' ich Sie je für ſo ariſtokratiſch gehalten! O Vorurtheile! Wann wird eure Herrſchaft ſchwinden! Ich muß mir — die Maske holen. (Ab.)

Savage (allein). Taſſo! Und Taſſo dichtete doch wenigſtens ſein „Jeruſalem", als er in der läſtigen Atmoſphäre dieſer Freuden und Ueberraſchungen, dieſer ſogenannten Theilnahme lebte! Es waren heitere Gärten, deren melancholiſche Schattengänge ihm jene Einſamkeit zauberten, ohne die man nicht Dichter ſein kann; holde hohe Frauenbilder lächelten ihm und ſtörten ſein ſinniges Träumen erſt dann, wenn ſie mit einem ſelbſtgewundenen Lorber kamen und ſeine ſtillbeglückte Dichterſtirn bekränzten! Da lagen ſanfte Bergeshöhen vor ſeinen Blicken, Rebenhügel, ſilberne Stromgürtel, die ſich durch die grünen Fluren zogen, und ſelbſt die fürſtliche Pracht, die ihn umgab, hatte den claſſiſchen Schmelz griechiſcher Bildung, eine idealiſche Schönheit der Formen, wie ſie das Erbtheil eines Zeitalters war, in dem Raſael den Pinſel führte — — Was bieten ſie mir? Lakaien in betreßten, geſchmackloſen Livreen, nickende

Pagoden auf Kaminen, Möbel aus den feinſten Hölzern Südamerikas, Thee, der in den Gärten des Kaiſers von China gewachſen iſt, Weine und eine Tafel, die fürſtlich: nichts als die glänzendſte Art, ſich das Leben bequem zu machen, einſchläfernd, unterhaltend, wie ſie's nennen. Meine Phantaſie kann nichts mehr zaubern, da ihr alles geboten wird; mein Gemüth findet keinen dunkeln Winkel, wo alles von Lichtern widerſtrahlt; die Muſe flattert ſcheu von einem Raum zum andern und hört nicht mehr, wenn ich ihr rufe. Der Muſe kann man nicht wie einem Lakaien klingeln — — Wozu? Miß Ellen hat für mich geſprochen, ſie nicht. Ich ſitze wie ein Knabe am Bache und laſſ' ihn durch meine Finger gleiten: Ströme von Gold fließen hindurch; das einzige Ringlein der Liebe von meiner Mutter — das bleibt aus — —

Vierter Auftritt.

Ein dritter Bedienter tritt auf. Savage.

Bedienter. Sir! Das Concert wird zu Stande kommen. Ein ſolcher Italiener!

Savage (freudig). Er wählt meine Mutter zur Patronin ſeines Concerts?

Bedienter. Anfangs hätt' ich ihm können zu Füßen fallen — er wollte nichts davon hören. Sie wäre aus der Mode, alle Künſtler hätten ihn vor ihr gewarnt, das Concert würde leer bleiben, wenn ſie an der Spitze ſtünde — und er, er, Tarentello Tamboſi Tamburini, ein leeres Concert! Erſt als ich ihm mit dem Notar garantirte, daß Sie drei Concerte in London decken würden und fünf im übrigen England, falls ihm der Name der

Lady irgendwo ſchaden würde, entſchloß er ſich, Lady Macclesfield zu bitt' um Patronato von sua voce. Er ſingt famoso.

Savage. Iſt gut! (Bedienter ab.) Ich muß die Demüthigungen hintertreiben, die man ſie überall empfinden läßt. England ſoll milder von ihr urtheilen. Ach — — ich zerſchelle mir darüber mein Haupt wie an einer ehernen Mauer. Wie ſoll es enden? Mich ergreift Wahnſinn. Ich zweifle ſchon an der Berechtigung meiner Anſprüche und unterwerfe mich ihrem Haß! (Tritt an das offene Fenſter.) Wie der Mond ſein feuchtes Licht auf die ermüdete Stadt gießt! Wie Häuſer und Kirchen ſo dunkle geſpenſtiſche Schatten werfen! Der Abendwind ſingt mit lindem Wehen die Welt in den Schlummer, der ſie alle gleich und alle Herzen edel und gut macht. Kräht der Hahn der Frühe, ſo ſind ſie wieder alle Neider und Verleumder, ſtreiten und belügen ſich, zeigen wie wilde Thiere fletſchend ihre Zähne und trotzen Gott ins Angeſicht, der ſie alle nach ſeinem Bilde geſchaffen hat! Die Nacht — die erſchreckt ſie, der Mond mit ſeinen Strahlen — der bindet ſie. Sollte man nicht glauben (hinauszeigend) das wäre eine Welt voll Liebe und Freundſchaft, Duldung und zarter Schonung? Wuchſet ihr denn nicht alle auf demſelben Baume, ſeid ihr nicht die Söhne deſſelben Apfels, der einſt die Sünde in das Paradies und den Schmerz in die Welt brachte? So, ſo wie ihr dort ſchlummert, macht euch ja alle einſt der Tod gleich; warum iſt das Leben nun nicht edler als der Tod? Warum Haß? Menſchen, bei den ſchwebenden Sternen dort am Firmament, bei des Mondes jahrtauſendjährigem liebevollen Wächterdienſt über die ſchlummernde Erde, warum haſſet ihr euch? Was lächelt ihr nicht mit holder Liebe, wenn ihr euch einer in des andern Augenſpiegel erblickt, und ſeid gut, gut, wie der Gott, der euch geſchaffen hat? Heilige Nacht, in deinen Schatten birgt ſich die ſelige Hoffnung,

daß ein Tag kommen muß, wo die Menſchen ſich durchſchauen wie mit kryſtallenen Leibern und jede Liſt, jede Lüge, jede Gewalt auf der Zunge und dem Herzen wie Schaum zerrinnt! O Genius des Friedens, komm, daß ich die heiße Bruſt an deinem Herzen kühle und ſanft hinüberträume in meine Heimat — in das Land der Todten!

(Er beugt ſein Haupt auf die hohe Lehne eines Seſſels, der an der Fenſterbrüſtung ſteht.)

Zweite Scene.

Ballmuſik hinter den Vorhängen, die jetzt zurückgezogen werden. Kronenleuchter ſieht man auf der verlängerten Bühne, und eine Menge bunt durcheinander gehender Masken, welche ſich allmählich auch in den Vordergrund begeben.

Fünfter Auftritt.

Lord Tyrconnel, ſelbſt maskirt, mit einer Maske in der Hand, begibt ſich zu dem am Fenſter träumenden Savage. Dann Miß Ellen.

Lord Tyrconnel. Hier, mein Freund! Schon ſind unſere Gäſte im beſten Zuge —

Savage. Und mühen ſich ab, fröhlich zu ſein!

Lord Tyrconnel. Nehmt die Maske vor! Es lebe die Heiterkeit! (Singt.) Viva l'allegrezza! (Bindet ihm die Maske vor und ergreift ſeine Hand.) Kommt und miſcht Euch unter die Fröhlichen! (Geht dem Hintergrunde zu.)

(Miß Ellen, geſchmackvoll coſtümirt, tritt ihnen entgegen.)

Miß Ellen (zu Savage). Was laſeſt du in den Sternen, Maske?

Savage (sie am Tone erkennend). O, daß Savage nicht würdig iſt — Miß Ellen's Freund zu heißen —! Es iſt Eure Stimme, Euer ſüßer Ton, mit dem Ihr für mich ſchon Wunder thatet, die ich Undankbarer —

Miß Ellen. Wunder, die Menſchen verrichten, haben meiſt ſich ſelbſt belohnende natürliche Urſachen —

Savage. Aber ſelten ſo unnatürliche Folgen wie bei mir! Miß, verzeihen Sie, daß ich Ihre Schritte bei der Königin nicht in jedem Fußtapfen verfolgt und die Blumen meines Dankes daraufgeſtreut habe. Sie wiſſen nur zu gut, daß die Freude über die kühne That, die Sie mir widmen konnten, für mich mit einer ſchmerzlich bittern Täuſchung verbunden war!

Miß Ellen. Bin ich nicht längſt gewohnt, mein Freund, nur wie ein Wanderer am Wege Ihnen nachzublicken, während Sie wild auf dem Flügelroß Ihres Schickſals vorüberſauſen? Früher war's die leichte Art, wie Sie das Leben nahmen, die Sie mir entführte; jetzt iſt es unter den Frauen jene eine, die Sie unter meinen Mitſchweſtern — je feſſeln konnte.

Savage. Hätten Sie geglaubt, daß die Erfüllung meines einzigen Wunſches auf Erden ſo in den bitterſten Erfahrungen enden würde?

Miß Ellen. Die ſtille Sehnſucht, die Sie nach Ihren unbekannten Aeltern trugen, hätt' ich nicht nähren ſollen. Was waren wir Kinder, wenn Sie von Ihren nächtlichen Träumen ſprachen, wenn Ihnen die Mutter erſchienen war, wenn Sie kamen und mit fieberhaft rollendem Auge ſagten, es wäre Ihnen, als müßten Sie einſt noch Ihre unglückliche Mutter an Ihrem Vater rächen?

Savage. Weil ich nur an dies eine dachte, was hab' ich mir da nicht alles entgehen laſſen! Das iſt das Schmerzliche, wenn wir jahrelang einer Hoffnung nachjagten und ſie zuletzt in

nichts zerrinnen ſehen, daß wir uns vorwerfen müſſen, was wir in dem eiteln Streben verſäumten, wie der Frühling kam und wir begrüßten ihn nicht, wie der Sommer lachte und wir genoſſen ihn nicht, wie die Nachtigall ſchlug, die Roſe duftete und alles, alles ging hin und kommt ſo — ſo — nicht wieder —!

Miß Ellen. Richard, verzweifeln Sie nicht! In der Dichtkunſt haben Sie eine Verjüngungsquelle, aus deren urkräftigem Born Sie ſich alles ſelbſt ſchöpfen und ſchaffen können, was Ihnen die übrigen Menſchen, nach ihrer eigenen Schwäche auch Sie beurtheilend, bisher vergebens anboten. Trinken Sie von dieſem Quell und die Welt wird Ihnen in einem neuen Licht wieder aufgehen!

Savage. Die Herzen der Menſchen ſchafft man ſich nicht. Verſchmähte Freundſchaft, abgewieſene Liebe iſt verloren wie — ein Stelldichein, das man verſäumte und das uns ſo nicht wieder geboten wird —! *(Mit ausbrechendem Schmerz.)* Mußte ſich mir auch in dieſem einzigen Gedanken an eine Mutter alles vereinigen, worin ſonſt ein Jünglingsherz ſeine Seligkeit findet! Alles Herrliche im Leben, alle Schönheit der Natur, allen Adel des Gemüths bezog ich auf ſie; von ihr aus kam mir erſt Licht und Wärme in meine Gefühle, ihr bracht' ich die Erſtlinge meines Daſeins, die erleſenſten Früchte meiner Einſamkeit, den Stolz der Armuth, die Entſagung eines freien Geiſtes zum Opfer. Hin — Alles! Mit dem einzigen Fehler in meiner Rechnung ſtürzte das ganze Gebäude zuſammen —

Miß Ellen. Und rechnen Sie das äußere Glück, in dem Sie leben *(auf den Hintergrund zeigend)*, dieſe glänzenden Verhältniſſe für nichts?

Savage. Sprechen Sie nicht davon, Miß! Ich bin wie eine abgepflückte Blume, über die einer gekommen, ſie Blatt

für Blatt zu verunzieren. Er wird ſie anſehen, ſie zu verdorben finden, um noch in ein Glas friſchen Waſſers geſtellt zu werden — er wird ſie — über den Zaun werfen.

Miß Ellen. Nein, nein! Kommen Sie! Seien Sie heiter! Ich erzähl' Ihnen von Drurylane, von Ihren ältern Stücken, die man neu beleben ſoll, von unſerer letzten Sitzung im Shakſpeare-Club; halten Sie ſich an das, was Ihnen unentreißbar im Reich der Geiſter bleibt — und einſtweilen hier — an dieſen Arm! (Sie zieht ihn fort. Beide miſchen ſich unter die Uebrigen.)

Sechster Auftritt.

Lord Tyrconnel folgt. **Lady Macclesfield**, die am Arme **Berwick's** und maskirt auftritt. **Lord Wincheſter.** Die Muſik dauert fort.

Lord Tyrconnel (für ſich). Der Plan iſt gelungen! Das iſt ſie!

(Lady Macclesfield und Lord Berwick, maskirt, treten auf.)

Lady (befremdet). Ich finde, daß ſich die Lokalitäten der Herzogin ſeltſam verändert haben.

Lord Berwick. Sie hat im Herbſt gebaut — es iſt weit geräumiger geworden — Sonſt war ihr Salon ein wahrer Engpaß von Thermopylä, wo oft mehr als dreihundert Menſchen in Gefahr waren, erdrückt zu werden —

Lady. Auch die Geſellſchaft ſcheint nicht die gewöhnliche zu ſein —

Lord Wincheſter. Allerdings muß ich bekennen — daß auch — ich die gute Geſellſchaft der Herzogin vermiſſe — Sehen Sie da! Sogar ein Arlequin mit der Pritſche — Macht London ſolche Fortſchritte —!

Lord Berwick. Kommen Sie, Mylady! Vielleicht finden wir die Herzogin im Saale drüben!

Siebenter Auftritt.

Steele als Arlequin mit der Pritsche. Er war schon vorher sichtbar und theilte hier und da Schläge aus. Zehn Masken. Die Vorigen. Die Musik dauert fort.

Steele. Heda! Bin auch dabei! Herr (betrachtet ihn von allen Seiten und dann wie überrascht) Lordkanzler, was währt ein wenig länger als eine Mondfinsterniß?

Erste Maske. Ich hoffe — mein Ministerium.

Steele. Nein, die Ehrlichkeit; die währt am längsten. (Zu einer andern Maske.) Herr — — Sprecher des Parlaments! Warum greift Ihr der Freiheit Englands nicht kräftiger unter die Arme?

Zweite Maske. Weil wir —

Steele. Weil Ihr sie an der Nase herumführt. (Zu einer andern Maske.) Mister — — Wilkins, warum nanntet Ihr Euer Journal Argus?

Dritte Maske. Weil man, denk' ich, mit hundert Augen besser sieht als mit zweien.

Steele. Nein, Mister Wilkins, weil Ihr dann neunundneunzig zudrücken könnt und immer noch eins offen behaltet, um das Geld zu zählen, das Euch Eure Gewissenhaftigkeit einbringt. (Zu einer andern.) Murrkopf! Seid lustig! Warum wird man mit Euch puritanischem Schneider nie einen Rock nähen?

Vierte Maske. Weil —

Steele. Weil geschrieben steht: Mein Kameel geht durch

ein Nadelöhr! (Schlägt einen andern.) Lord Oberrichter von England, warum machen im Leben immer die Juriſten ſo gut ihren Weg, während doch Themis an den Augen blind iſt?

Fünfte Maske. Weil —

Steele. Ja weil, weil! — Weil Themis durch die Finger ſieht. (Zu einer andern Maske.) Herr Miniſter des auswärtigen Amts, wovon ſollen die Parzen, wenn ſie noch in England Verehrung finden wollen, den Lebensfaden Europas ſpinnen?

Sechste Maske. Von —

Steele. Von Baumwolle — merkt es Euch — und nicht (zu einer ſiebenten Maske) Herr Geſandter, von franzöſiſcher Seide. Heda, Herr Oberſteuerdirector, wie viel Uhren werden jährlich aus Genf in Dover eingeführt?

Achte Maske. Dreimalhunderttauſend.

Steele. Himmel! Dreimalhunderttauſend! Und doch weiß man in England nicht, wie viel's an der Zeit iſt! (Zu einer neunten Maske.) Lord Holland, wodurch beweiſt Ihr, daß Aſien die Wiege des Menſchengeſchlechts iſt?

Neunte Maske. Die Wiege?

Steele. Weil bei der oſtindiſchen Compagnie alle Eure Kinder und Kindeskinder bis auf die Ungeborenen ſchon im Mutterleib ihre Anſtellungen haben. (Zu einer zehnten Maske.) Heda, Lord Osmond, erſt neunzehn Jahre alt und ſchon Kammerherr! Warum ſchließt Euer Kammerherrnſchlüſſel weder Euch noch der Königin den Verſtand irgendeiner Sache auf?

Zehnte Maske. Weil —

Steele. Weil er keinen Bart hat. (Schlägt auch den mit Miß Ellen am Arm vorübergehenden Savage.) Richard Savage! Sohn einer Mutter! Welches Holz iſt härter als das meiner Pritſche?

Savage. Der Bettelſtab! (Geht vorüber.)

Steele (bleibt ſtehen und macht eine Pauſe). Biſt du bei all dem

Glanz ſo traurig, armer Freund, dann muß ich mich meiner Fröhlichkeit wol ſchämen!

(Verliert ſich unter die Uebrigen.)

Achter Auftritt.

Lady Macclesfield, ſehr aufgeregt, Lord Berwick und Winchester treten wieder ein. Die Vorigen. Dann Lord Tyrconnel, der der Lady immer folgt.

Lord Berwick. Das Gewühl iſt zu groß — Die Herzogin ſcheint nicht ſelbſt die Honneurs zu machen —

Lady. Die Herzogin? Ich glaube, man hat uns getäuſcht — Wir ſind nicht bei der Herzogin — Ha, die Geſtalt —? Iſt das der Bruder der Herzogin? —

Lord Tyrconnel. Schöne Maske, Sie werden hier einen Menſchen finden, den Sie zum glücklichſten aller Sterblichen machen können —

Lady (bei Seite). Welche Stimme!

Lord Tyrconnel (zu der Gruppe, die ſich um ſie her gebildet hat). Meine Herren und Damen, wie angenehm würden Sie überraſcht ſein, wüßten Sie, wen uns ein glücklich unglückliches Misverſtändniß hinter dieſer Maske zugeführt hat!

Lady. Wie? Wer kann ich anders ſein als ich? (Sie reißt die Maske ab.)

(Die Muſik hört auf.)

Alle (geben Zeichen des Erſtaunens.) Lady Macclesfield —

Savage (ſtürzt ihr zu Füßen). Meine Mutter!

Lady. Ha! Das das Gaukelſpiel? (Reißt Lord Tyrconnel die Maske ab.) Sie ſind es, der das Plagiat am Palaſt der Her-

Größe mit Eurem Prinzen von Wales nicht meſſen kann, an Hingebung, Liebe und Leidenſchaft jedoch alle nur möglichen gekrönten Bewerber um die Hand dieſes Engels himmelweit, ja paradieſiſchweit übertrifft, von einem Prinzen, der ich ſelber bin.

Hotham (nach einer Pauſe).

Ah ſo! Das iſt freilich eine Entdeckung, die ich nicht ahnen konnte und, wie ich leider hinzufügen muß, keine erfreuliche. Aber ſollte man Ihnen, wenn Sie ſich darum bewürben, die Hand der Prinzeſſin nicht zugeſtehen?

Erbprinz.

Einem kleinen deutſchen Duodezprinzen? Wenn man die Wahl zwiſchen künftigen Königen und Kaiſern hat? Sprechen Sie mit der Königin von mir und Sie werden finden, daß ſie regelmäßig Ansbach mit Baireuth verwechſelt.

Hotham.

Prinz, dieſe Entdeckung iſt um ſo unerfreulicher, als ich allerdings als Bevollmächtigter des Miniſteriums Alles aufbieten muß, das Project dieſer Ehe zu Stande zu bringen.

Erbprinz.

Natürlich! Sie müſſen ja meiner Empfehlung Ehre machen.

Hotham.

Und doch wag' ich's auszuſprechen, daß vielleicht

zogin beging und mich hierher verlockte? (Reißt sie einem andern ab.) Sie, Sie bieten zu dem Bubenstück Ihre Hand? (Einem andern.) Sie — weiden sich hohnlachend an seinem Gelingen? (Zu Miß Ellen, die ihre Maske selbst abnahm.) Sie sind die empfindelnde Närrin, die ihre Theaterschminke für die Farbe der Tugend ausgibt?

Savage. Mutter!

Lady. Du? — Dir lass' ich die Larve auf dem Armensündergesicht —! Zu solchem Verrath bietet ihr Elenden Eure Hand?

Lord Berwick und Lord Winchester (in höchster Verlegenheit). Mylady —

Savage. Verrath? Was hör' ich?

Lord Tyrconnel. War er noch nicht so glücklich, mit Ihnen zu tanzen?

Lady. Wenn ich je gefühlt habe, daß ich seine Mutter sein könnte, jetzt wär' es, wo ich das Recht haben möchte, ihm den Fluch einer Mutter zu geben.

Lord Tyrconnel. Stehen Sie auf, Savage, Ihre Mutter wird Sie jetzt anerkennen! Ein anderes Mittel ließ sich nicht auffinden! Mylord Berwick, Mylord Winchester, Sie glaubten bei der Herzogin von Sussex zu sein? Haha, ein Maskenscherz! Ein Quidproquo des Carnevals! Richard, mein edler Sohn, führt wol seine Mutter jetzt zum Tanze —! Musik! Musik!

Lady. Zurück! (Die Musik hört sogleich wieder auf.) Ja! Hört es, ihr alle, und saget's wieder in London, daß ich an mir selber irr' geworden und der Meinung einer ganzen Welt, ich schwaches Weib, nicht mehr zu trotzen wagte! Es sei, es sei mein Sohn! Saget's aber auch, daß ich in meinem überwundenen Mutterherzen nicht mehr die Kälte der Verachtung fühle, sondern die glühende Flamme jetzt des Hasses! Bin ich bisher

ſchüchtern, mit tauſend Foltern gequält, geflohen vor der Schuld, mit der man mich brandmarken wollte, jetzt werd' ich die Gefahren aufſuchen, in die man mich heimlich, tückiſch verlockt, will mir das Opfer meines Haſſes auf den offenen Markt rufen, will mich ſeine Mutter nennen, ja, ja, ſeine Mutter — um dem Leib zu fluchen, der ihn empfing, der Stunde, die ihn ans Licht des Tages brachte, dem ganzen Leben, das dieſer Elende — nein, kein Betrüger! nein, nein, mein Sohn — dem Unglück ſeiner Mutter (überwältigt) widmet! (Stürzt hinaus.)

Savage (aufſtehend und ruhig entſchloſſen zu Lord Tyrconnel hintretend, die Maske abnehmend und vor ihn hinwerfend). Mylord, hier die Larve, mit der Sie mich zum Mitſchuldigen einer ſchlechten Mummerei machen wollten! (Nimmt eine goldene Halskette ab und wirft ſie ihm zu Füßen.) Hier eine der goldenen Feſſeln, aus denen mich dieſe fürchterliche Stunde erlöſt! (Wirft ihm Uhr, Ringe und ſonſtigen Schmuck, Börſe und Papiere hin.) Hier all das Gold, der Flitter, mit dem Sie mich aufputzten zum Schreckbild für ein Weib, das Sie nur gehaßt haben und an dem Sie ſich rächen wollten. Hier Ihre Pretioſen, Ringe, Ihr Gold, Ihre Banknoten; hier der Schlüſſel, wo Sie alles finden können, was Ihnen gehört — auch die Beweiſe meiner — Echtheit! Ich habe mehr Muth Hungers zu ſterben, als von der Gnade eines Mannes zu leben, den ich verachte — und von der Hoffnung auf eine Mutter — die ich endlich, endlich, mir fluchend, gefunden! In die Armuth kehr' ich zurück, die ich nur verließ, um zu erfahren, daß elend ſein, in Kummer ſterben eine Seligkeit iſt gegen ein Glück, das man mit ſeiner Ehre erkauft. Gehen Sie zu meiner Mutter! Durch ihren Fluch hat ſie mich ja nun anerkannt! Verſöhnen Sie ſich mit ihr; Ihre Herzen dürften doch wol in keinem zu verſchiedenen Takte ſchlagen. Lachen Sie mit ihr über dieſen Scherz, lachen Sie mit ihr über

die Welt — über mich, Mylord! Ich weiß jetzt, woran ich in dieſer Welt bin, und ſehne mich, ſehne mich recht nach einem Lager von Stroh, nach einer trockenen Rinde Brotes, nach einem Elend, bei dem man doch noch immer zum ſeligſten Troſt ſich ſelber ſagen kann: Du biſt beſſer, als dein Schickſal! Sie, Mylord, wenn Sie dieſen Glanz verlieren, können nichts mehr werden; ich kann wieder werden, was ich war! (Ab.)

Im Fallen des Vorhangs. { Miß Ellen. Richard! Richard!
Steele. Freund! Wir folgen!

Fünfter Aufzug.

Ein ärmliches Zimmer, deſſen Ausgang gleich auf die Straße führt. Neben der Thür ein Fenſter, an welchem eine Erhöhung, worauf Toms arbeitet. Vorn links ein alter hoher Lehnſeſſel. An einem Tiſch rechts iſt Kitty mit dem Zurechtlegen von Wäſche beſchäftigt.

Erſter Auftritt.

Toms. Kitty.

Toms. Warte nur, Kitty, bis Lichtmeß, wenn wir die Rechnungen ausziehen — viel iſt es freilich nicht — denn bei unſereinem ſehen ſie's wol, daß es beſſer iſt, gleich zu bezahlen als anſchreiben zu laſſen — aber dann ſollſt du ein ordentlich Stück Linnen kaufen und die Dutzende wieder vollmachen!

Kitty. Lange genug hat's gehalten. Alles war vom beſten Faden, was mir die Herrſchaften ſchenkten — nun reißt's aber auch, daß kein Aufhaltens iſt.

Toms. Zwanzig Jahre! 'ne ſchöne Zeit! Geſpart haſt du aber und zuſammengekratzt bei den Fürſten und Prälaten, wo du alles gedient haſt, Kleider, Wäſche, Schuhzeug ſogar — nur kein Geld! Als du bei Lady Mayon ich glaube gar Kammerjungfer — (Aus Fenſter ſich lehnend.) Sieh — ſieh — da ſchleicht

ja ſchon wieder der unglückliche Menſch hin, der früher hier nebenan auf der Kegelbahn wohnte! Ein paar Monate ließ er ſich ja gar nicht mehr ſehen und jetzt ſieht er auf den Tod aus und die Leute thun, als wär's bei ihm hier nicht recht richtig —

Kitty. Daß er nur nicht hereinkommt — wir ſind ſelbſt arm genug —

Toms. Was nimmt er dir denn weg? Das bischen Wärme vom Ofen? Die paar Tropfen Tinte, die wir ihm früher zuſammenſchütten mußten, wenn er ſich was zu notiren hatte? Haben doch oft recht über ſeine Schnurren und Späße, die er ſchrieb, von Herzen lachen müſſen und gar, wenn er declamirte, da konnte man ordentlich Furcht kriegen! Er ſoll mir die Rechnungen auf Lichtmeß ſchreiben. Jeſus, es ſitzt ihm der leibhaftige Tod um den Mund! Das iſt Hunger! Gewiß, gewiß, es iſt mir, als hört' ich's bis hierher, wie ihm der Magen knurrt —

Kitty. Er ſoll ſich ins Kirchſpiel einſchreiben laſſen, daß die Reichen für ihn bezahlen —! Sonſt dachte er auch immer, es wäre für uns Armen nichts, wenn er des Abends, wo wir aus Sparſamkeit im Dunkeln ſitzen, kam und ein Licht in die Ecke haben wollte, um ſich da was aufzuſchreiben — und was? Nichts als Narrenspoſſen!

Toms. Und wenn er Männerchen gemalt hätte, würd' ich ſo gottlos grauſam gegen einen Menſchen nicht ſein, dem man blos noch eine Citrone in die Hand zu geben braucht und einen Sarg hinſtellen, um den einzigen Wunſch, den er im Leben zu haben ſcheint, zu befriedigen. Da weicht er kaum dem Burſchen aus! Er ſieht ihn nicht. Ja, was ich ſagen wollte — als du noch bei Lady Maſon, der Mutter der Lady Macclesfield, dienteſt — Will denn der Junge zu uns?

Zweiter Auftritt.

Ein Burſche tritt herein. Die Vorigen.

Burſche. Kann ich hier nicht erfahren, wo ein gewiſſer Richard Savage zu finden iſt?

Toms (der aufgeſtanden). Nitty, ſo heißt ja der da draußen? Ja, junger Mann, ſo warten Sie doch — da war er ja eben (zum Fenſter hinausſehend) noch die Minute! Eben hab' ich ihn geſehen —

Burſche. In den finſtern Gaſſen und hinter den Buden kann ich ihn nicht finden! Ich hab' einen Brief für ihn. Wollt Ihr ihn abgeben —?

Nitty. Laß dich damit nicht ein — Ich habe von dem Narren Dinge gehört —

Toms. Ich weiß nicht, was du willſt —! Laſſen Sie nur den Brief hier, ich kenne den Herrn — Es iſt ſo gut, als hätten Sie ihm ſelbſt den Brief gegeben —

Burſche. Ich glaube, es hat nicht viel damit auf ſich.

(Gibt den Brief und geht.)

Nitty. Es wird ihn einer mahnen, dem er ſchuldig geblieben iſt — Er ſoll geſpielt, in Saus und Braus gelebt, ſeine Geſundheit ruinirt haben —

Toms (zum Fenſter hinausſehend). Da iſt er! Wie ihn friert! Kaum iſt ſeine Blöße bedeckt. Er ſteht ſtill und grübelt. Die Leute ſind in der Vorſtadt ſolche arme Heruntergekommene ſchon gewohnt und wundern ſich gar nicht mehr über ſie. Was er gen Himmel blickt! Nun will er wieder die Erde durchbohren! Jetzt kommt er pfeilſchnell auf uns zu, wie ſonſt, wenn er ein Gedicht niederſchreiben wollte —

Dritter Auftritt.

Savage tritt in kahler, ſchwarzer Kleidung ſchnell, aber krankhaft in ſeinem Weſen und hinfällig, herein. Die Vorigen.

Savage (blickt gen Himmel und verräth ſeine dichtende Inſpiration. Nach einer Weile). Eine Feder! Einen Streifen Papier, ihr guten Leute!

Toms (ſchiebt ihm das Verlangte auf den Schneidertiſch am Fenſter).

Kitty (blickt finſter hinunter).

Savage (ſchreibt, geht mit dem Geſchriebenen ſchnell in den Vordergrund, überlieſt es und ſagt dann, aus überreizter Spannung in Erſchöpfung ſinkend:) Mein Schwanengeſang!

Toms (führt ihn auf den Lehnſeſſel). Erholt Euch, Ihr ſeid erſchöpft! Hier iſt ein Brief für Euch angekommen.

Savage (greift danach, erbricht, lieſt und gibt einen einliegenden Zettel an Toms). Nehmt — ein Buchhändler ſchickt mir für ein Gedicht zwei Pfund; es wird genug ſein — mich damit begraben zu laſſen.'

Toms. Lieber Herr —!

Savage. Einfach — klein — ein mäßiger Hügel — — (dringend) ein Stein darauf — und auf dem mit ſchwarzen, deutlichen Buchſtaben: Richard Savage!

Toms. Ihr werdet leben — erholt Euch — Kitty, eine Erquickung für ihn!

(Kitty ab.)

Savage (ſchüttelt heftig mit Hand und Kopf). Brauche nichts — laßt, laßt — Nur Ruhe! Geht an Eure Arbeit, lieben Leute; nur Ruhe — Arbeitet — ich ſtör' Euch nicht — geht, geht! —

Toms (geht langſam an ſeinen Tiſch). Ich weiß von früher, Ihr beſchäftigt Euch gern mit Euch ſelbſt; wir ſind Eure guten

Freunde, lieber Herrr; es ſtürmt draußen, gut, daß Ihr bei uns ſeid und noch den alten Toms nicht vergeſſen habt —

(Geht allmählich in die Kammer.)

Savage (für ſich). Die Zeit läuft ab — — Ich ſehe den Weiſer, wie er immer weiter und weiter — weiter fortſchleicht bis an die Zahl, wo das Uhrwerk ſtockt und alle Räder abgelaufen ſind — Leb' wohl, du ſchöne Erde! — — Die Himmliſchen wollten nicht, daß ſie ein Kerker wäre, aus dem wir uns zur Freiheit ſehnen! Sie gaben ihr das Grün des Feldes, den Geſang der Vögel, die Wärme der Sonne und die Kühle der Gewäſſer — wir, wir verderben ſie uns, wir verpeſten ſie — ! — — O, der Einzelne kann es gar nicht faſſen, das Weh, das ſich zuſammenballt und wie eine Lawine uns verſchüttet; der Vater hinterläßt es ſchon dem Sohn, der Sohn dem Enkel — Alle arbeiten ſie daran und nur einige wenige ſind es, die über ſich die aufſteigenden Dünſte zuſammenziehen und getroffen werden müſſen von den Blitzen, damit die Uebrigen verſchont bleiben! (Ironiſch.) Gut gelebt hab' ich! Geboren in der Stille, heimlich, mit böſem Gewiſſen der Aeltern, wie ein Diebſtahl begangen wird; geboren ſo niederträchtig ſchimpflich, wie ein Sprachfehler, über den man roth wird, eine Null, die der Knabe beim Rechnen vorn ſtatt hinten anſetzt; — erzogen im Schmutz, belogen um meine Herkunft, verrathen bei jedem Biſſen Brots, den ich mir durch die knabenhafte gutmüthige Vergeßlichkeit, die ich all den erlittenen Mishandlungen entgegenſtellte, erbettelte — Ich entfliehe, ich ſchieße in wilder Freiheit zum Dichter auf, verſtändige mich mit meinen Pflegeältern und entdecke das Geheimniß meiner Geburt. Ach! Wenn leben ſich an die Natur und Welt traulich anſchmiegen heißt, dann kann ich ſagen: Drei Tage hab' ich gelebt! Tückiſches Schickſal, drei Tage glücklich — und

glücklich — über einen Wahn! Seitdem mich der zwischen Seligkeit und Verzweiflung hin- und herschleuderte, bin ich Glied für Glied abgestorben — — Ich hoffte, Elend und Armuth würden mich heilen, und floh meine Freunde, um zu gesunden, aber ich verrechnete mich — Die Stürme, unter denen ich auf freiem Felde schlief, löschten die Flamme aus, sie ist aus; was noch da ist, ist das letzte Glimmen des verkohlten Dochtes und der Rauch — der wirbelt noch so — bald wird alles still sein — still — still — so still — daß ich die Musik der Sphären höre . . . .

(Man hört draußen einen Wagen vorrollen.)

Toms (kehrt aus der Kammer zurück). Eine vornehme Karosse —?

Vierter Auftritt.

Ein Bedienter mit Kitty tritt ein. Dann Lady Macclesfield.

Bedienter. Wohnt hier Kitty Smith?

Kitty. Wohl! Wohl! Aber Kitty Toms, geborene Kitty Smith —

Bedienter. Die vor fünfundzwanzig Jahren beim Lord Monk diente? Dann bei Lady Mason —

Kitty. Dieselbe — aus St.-Albans — in der Grafschaft Kent.

Bedienter. Ganz recht — Ihr müßt es sein. (Ab.)

Toms. Was soll das heißen, Kitty —?

Kitty. Kenne ja fast die Livree noch —

(Lady Macclesfield tritt ein, verschleiert. Sie hält sich während des Folgenden auf der einen Seite, ohne auf der andern Garage zu bemerken.)

Lady (zu Kitty, sie heftig bei der Hand fassend und halb vorfahrend). Ihr seid Kitty Smith. Kanntet Ihr Lady Mason?

Savage (richtet den Kopf herüber).

Kitty. Mylady, Lady Mason —? — Die Dame ist längst todt —

Lady. Zögert nicht, Euch auf alles deutlich zu besinnen, was Ihr von Lady Mason wißt!

Savage (sich aufrichtend und an der Lehne des Stuhls haltend). Die Stimme —!

Kitty. Mylady, das ist lange, lange her — Fünfundzwanzig Jahre sind's, daß ich von Lord Monk wegzog — Lady Mason war eine stolze Frau und was ich von ihr weiß, ist gerade nicht gemacht, andern wiedererzählt zu werden —

Savage (sinkt wieder erschöpft in den Sessel zurück).

Lady. Seid ohne Rückhalt, Frau! Ich bin die Tochter der Lady Mason —

Kitty. Wie? Ihr — Mylady —

Savage (richtet sich, ohne aufzustehen, groß und gespannt nach der Lady zu).

Lady. Ihr hattet ein Kind aufzuziehen, das der Tochter der Lady Mason gehörte . . .

Kitty. Den Sohn des Grafen Rivers, der nach Ostindien ging —! Mylady, Ihren —

Savage (immer gespannter und nur durch sein Leiden an lebhaftern Gesten verhindert).

Lady. Was geschah mit diesem Kinde? Seid aufrichtig! Himmel und Erde stehen auf Eurer Antwort.

Kitty (verlegen). Mylady, ich weiß, daß Ihr Euch aus Haß gegen den treulosen Grafen Rivers ganz von seinem Kinde lossagtet. Ihre Mutter war es, die allein für dessen Schicksal sorgte . . .

unter gewiſſen Verhältniſſen — möglicherweiſe — dieſe Heirath mit England nicht zu Stande kommen dürfte.

Erbprinz.

Nicht zu Stande kommen?

Hotham.

Es können Umſtände eintreten, wo ich nicht nur das Recht, ſondern ſogar die Pflicht hätte, jeden weitern Gedanken an dieſe Ehe aufzugeben.

Erbprinz.

Hotham? Sie geben mir das Leben wieder!

Hotham.

Der Prinz von Wales, Hoheit, iſt nicht derjenige, in deſſen Auftrag ich hier erſchienen bin.

Erbprinz.

Wer ſchickt Sie denn?

Hotham (feierlich).

Die engliſche Nation, das Miniſterium, das engliſche Parlament! Sie wiſſen, Prinz, und haben ſich bei Ihrer Anweſenheit in England ſelbſt davon überzeugt, daß das Haus Hannover auf den Thron von England unter Umſtänden berufen worden iſt, die es ihm zur Pflicht machen, ſeinen perſönlichen Willen dem allgemeinen Intereſſe des Landes unterzuordnen. Ueber die perſönliche Neigung des Prinzen von Wales zu ſeiner Couſine, der Prinzeſſin Wilhelmine, bin ich ſo gut wie nicht unterrichtet. Lieben ſie ſich, lieben ſie ſich nicht, dem Parlament iſt darüber nichts zu Protokoll gegeben.

Lady. Lebt das Kind? Hat mich meine Mutter auf dem Sterbebett nicht getäuscht, als ſie mir ſagte, der Knabe wäre todt —? Die Familie, bei der ſie ihn untergebracht, wäre ausgewandert —?

Savage (richtet ſich hoch und geſpenſtiſch auf).

Kitty. Mylady, ich bin eine arme Frau —

Lady. Ich meine es gut mit Euch — redet!

Kitty. Mylady, Ihre Mutter war eine heftige, unternehmende Dame. Sie haßte den Lord Rivers und um ihn ganz von Euch zu trennen, nahm ſie mir — Mylady —

Toms. Mylady, ich bin zwanzig Jahre mit Kitty Smith verehelicht — aber ihre Ehrlichkeit und ihre Redlichkeit —

Lady. Lebt das Kind, frag' ich —

Kitty. Ihre Mutter — ſag' ich, die haßt' es — Wenn ich kam, um mir das Nähr- und Pflegegeld zu holen — ich war ein ehrliches Mädchen und konnt' es nur mit Milch und Waſſer aufziehen — da mochte ſie's nicht auf ihren Arm nehmen — Dann, als ich heirathete und als Unbeſcholtene kein Kind in die Ehe mitbringen mochte, gab ich's in die Koſt bei unſerm Schulmeiſter — dann kam's zu einem Schuhmacher und da wuchs der Knabe auf — bis er — entfloh —

Lady (ſchwindelnd). Gott!

Kitty. Seine Pflegeältern ſtarben und die Papiere — die Rechnungen — der Taufſchein — alles kam aus Kirchſpiel — Mylady! Ihre Mutter konnte von dem Kirchſpiel nichts wieder herausbekommen, die Papiere haben ſich in St.-Albans noch vor einem Jahr gefunden — ich ſchwör's beim heiligen Evangelium! — Als ich vorm Jahr meine Verwandten in Kent beſuchte, ſagte der Küſter, in den Kirchenbüchern da lägen mehr Geburtsſcheine, als manche Mutter wünſchen möchte,

und im letzten Sommer wär' einer draußen geweſen und hätte alles nachgeſchlagen und abgeſchrieben was — ſich über den Richard — ja ſo hieß er, vorgefunden. So iſt's und darauf kann ich bei unſerm Heiland ſchwören.

Lady. Es — war — mein — Sohn!

Savage (in höchſter Erregung, doch zuſammenbrechend). Erlöſung — Licht — Freiheit —

Coms (herbeieilend). Was iſt Euch? Barmherzigkeit! Hülfe!

Lady (Savage erblickend). Wie — Was ſeh' ich — Täuſcht mich — mein Auge —?

Letzter Auftritt.

Die hintere Thür wird ſchnell geöffnet. **Steele** und **Miß Ellen** treten ein. **Die Vorigen. Am Schluß Volk.**

Steele. Heda, ihr Leute! Kennt ihr hier nicht einen gewiſſen Richard Savage?

Miß Ellen. Allmächtiger Gott! — — Er iſt's! Er ſtirbt — (Stürzt vor dem ſterbenden Savage nieder.)

(Die Thür, die auf die Straße führt, bleibt offen. Man erblickt Volkshaufen.)

Steele (bewegt). Freund, Freund — wir kommen, dir die Palme des Sieges zu bringen und ſollen ſie dir auf dein Grab legen? (Die Lady erblickend.) Wie? Mylady? Welcher ſchadenfrohe Dämon führte Sie hierher, um das Opfer Ihres ſtolzen Herzens verbluten zu ſehen? Hat Ihnen der Tod den Sohn zuführen müſſen, den die Mutter im Leben floh? (Es treten Leute aus dem Volke und Begleiter Steele's näher.) Mylady, die An-

ſprüche Ihres Sohnes wurden von mir auf die Tafel des Parlaments niederlegt. Ich vertheidigte ſie vor den Schranken des Unterhauſes; die betreffenden Papiere ſind unterſucht und einſtimmig haben die Vertreter der Nation die Echtheit derſelben anerkannt.

Lady (mit tonloſer Stimme, aber immer noch mit Stolz). Erſt — als mich — Richard Savage — floh, ſucht' ich ihn — auf. Erſt als — die Welt über ihn verſtummte, fing in meinem Herzen eine Stimme für ihn zu reden an. Ich hatte — den Schwur meiner Mutter, daß er — todt — — An die tauſendfachen Leiden meiner Jugend, an einen Mann, der meine Ehre, meine Seele gewann, mich mit dem Schwur ſeiner Treue verließ, ihn in Indien brach, an den Gegenſtand meines glühendſten Haſſes erinnerte mich — (zeigt auf Savage) dies Leben —! Sohn einer vielbeweinten, mit tauſend Flüchen belaſteten und ſich jetzt, jetzt ſo rächenden Liebe —

Savage (hebt langſam ſeine Hand empor, um ſie zu reichen).

Miß Ellen (ergreift ſie). Er iſt verſöhnt, Mylady! O, mein Freund, mußteſt du vom Leben ſcheiden in dem Augenblick, wo das ſtarre Gemüth deiner Mutter ſich erweichte und ſie dich — — hätte lieben können —!

Lady (noch mit ſich ringend). Beſtattet — meinen Sohn — in der Gruft — der Grafen Maſon und — der Douglas —! Laßt — zu ſeinen Füßen — zu ſeinen Füßen — eine Stelle leer — für mich — die Mutter, die bald — bald — ihm folgen wird! (Sie will gehen. Sie kann nicht weiter. Mit dem Ruf:) Mein Sohn! (ſinkt ſie zu den Füßen Savage's nieder.)

Miß Ellen (will ſie auffangen). Ueberwunden!

Steele. Zeiten und Sitten, ſeht eure Opfer! O ſpränge doch die Feſſel jedes Vorurtheils, daß mit dem vollern Athemzuge der Bruſt die Herzen muthiger zu ſchlagen wagten und nicht

im Getümmel der Welt mit ihrer kalten Bildung und ihren ſklaviſchen Geſetzen auch die Stimme der Natur dem mahnenden Gefühl die Antwort verſagte! Glaubt dem Gott, der aus euerm Innern ſpricht! Denn in der Liebe iſt ſelbſt der Irrthum beſſer, als im Haß die Wahrheit!

(Der Vorhang fällt.)

Anmerkung.

Der Inhalt dieſes am 15. Juli 1839 zum erſten mal in Frankfurt a. M. gegebenen Dramas weicht nicht eben von den hiſtoriſchen Daten ab, wie ſie ſich in Johnſon's Leben der engliſchen Dichter über Richard Savage finden. Die Hartherzigkeit der Lady Macclesfield hat manche Bearbeitung, im Roman und im Drama, in engliſcher und franzöſiſcher Sprache, veranlaßt. Nur das Talent des früh verkommenen Sohnes, der einer Reihe ſo vieler ähnlicher Erſcheinungen der engliſchen Literatur des vorigen Jahrhunderts angehört, war an ſich geringer, als die Vorausſetzungen eines ihn betreffenden Dramas, das feſſeln ſollte, anzunehmen geboten.

Auf dem wiener Hofburgtheater war es früher nicht geſtattet, den Schein zu dulden, als könnte eine Dame, die der erſten Geſellſchaft angehörte, einen unehelichen Sohn haben. Infolge deſſen verwandelte ſich dort die Grauſamkeit der Lady in die untrügliche „Stimme der Natur": Richard Savage war nicht der Sohn der Lady. Die Wirkung dieſer Aenderung muß eine peinliche geweſen ſein. Dennoch wurde ſie noch bei mehreren andern Bühnen eingeführt, namentlich da, wo ſich Liebhaberinnen, die, trotz ihrer Annäherung an das ältere Fach, ſich ſträubten, ſchon einen ſo großen Sohn zu haben, zum erſten mal in der Darſtellung von Mutterrollen verſuchten.

Die Aenderungen dieſer neuen Bearbeitung erſtrecken ſich nicht ſo ſehr auf den Scenenbau, der im weſentlichen der frühere geblieben iſt, als auf die Motivirung und den Dialog. Namentlich ging früher die Kindlichkeit des Helden über das Maß deſſen hinaus, was heutiger Realismus ertragen könnte.

Der erſte Darſteller des Steele war Theodor Döring.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe.

Achtes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1862.

Uriel Acosta.

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

Fünfte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1862.

Uriel Acoſta.

Trauerſpiel

in

fünf Aufzügen.

Wohl aber iſt der Prinz von Wales, als künftiger König von England, berufen, jede Verbindung einzugehen, die ihm das Nationalintereſſe als wünſchenswerth andeuten wird. Eine ſolche iſt nun aber unter den gegenwärtigen politiſchen Conſtellationen die mit der Dynaſtie des jugendlich aufſtrebenden Königreichs von Preußen.

Erbprinz.

Und darin finden Sie Hoffnung für mich?

Hotham.

Nicht in dieſem meinem unglücklichen Auftrage, wohl aber in einer Clauſel deſſelben: dieſe Ehe, und möcht' ihr auch Alles günſtig ſein, nur unter der Bedingung abzuſchließen, daß (ſich umſehend) die bisher von Preußen ausgeſchloſſen geweſenen engliſchen Waaren auf's Neue unter annehmbaren Bedingungen (lächelnd und leiſe) in Preußen wieder eingelaſſen werden.

Erbprinz.

Und in dies kaufmänniſche Project miſcht ſich eine Frage der Liebe, eine Angelegenheit des Herzens?

Hotham.

Ich vertrete die Herzen unſrer Kaufleute, die heiß für den Thron, noch heißer aber für ihre Rimeſſen ſchlagen. Haben unſre Fabriken nichts zu hoffen, dann, (reicht dem Erbprinzen die Hand) Prinz, mein Beſchützer, mein Beförderer, dann bin ich der Ihre, und Sie ſollen

Perſonen.

Manaſſe Vandersträten, ein reicher Handelsherr in Amsterdam.
Judith, ſeine Tochter.
Ben Jochai, ihr Verlobter.
De Silva, Arzt, ihr Oheim.
Rabbi Ben Akiba.
Uriel Acoſta.
Eſther, ſeine Mutter.
Ruben, Joel, } ſeine Brüder.
Baruch Spinoza, ein Knabe.
De Santos, Van der Embden, } Rabbinen.
Ein Tempeldiener.
Simon, Diener Manaſſe's.
Silva's Diener.
Tempeldiener. Gäſte. Volk.

Ort der Handlung: In und bei Amſterdam. Zeit: 1640.

Erſter Aufzug.

Das Bibliothekzimmer bei de Silva. Dämmerung.

Erſter Auftritt.

De Silva. Ben Jochai.

De Silva
(die hintere Thür öffnend und Jochai vor ſich einlaſſend).

Ihr denkt, Ihr kämt mir wieder ſo davon?
Nein, nein! Die Schwelle iſt einmal betreten —
Nun auch geblieben, Ben Jochai! — Endlich
Daheim! Ein Arzt — o vielgeplagter Stand!
Entſchuldigt mich, wenn Ihr habt warten müſſen!

(Nachdem er während dieſer Worte ſeinen Hut abgelegt hat, reicht er Jochai die Hand.)

Willkommen denn in Amſterdam!

Jochai.

De Silva,
Ich dank' Euch!

Silva.

Und wie Ihr anders wiederkehrt,
Als Ihr geschieden seid vor sechzehn Monden!
Die fremde Sonne hat Euch schnell gereift.
An dieser Stelle, hier, vor meinen Büchern
Drückt' ich den Abschiedskuß auf eines Jünglings
Noch ungefurchte Stirn. Ihr kehrt zurück
Als Mann! Ja mehr, ich lese, Ben Jochai,
Auf dieser Stirne Sorgen — Hat die Heimat,
Die neue, Euch, den reichsten Erben Hollands,
Stiefmütterlicher Laune wol begrüßt?

Jochai.

Es ist das Amsterdam, wie ich's verließ.
Der junge freie Bürgergeist gekräftigt —
Von alten span'schen Leiden schnell getröstet
Durch seines Handels Glück und in dem Glück,
In diesem bunten Wirrwarr seiner Häfen,
In diesem Stolz auf selbsterrungne Freiheit
Doch immer für uns Söhne Israels
Der duldend milde Brudersinn, wie sonst —

Silva.

Der Handel schätzt das Geld, das unser Volk,
Als es aus Spanien, Portugal hierher
Geflüchtet, vor der Hermandad verborgen!
Und wollt Ihr's tiefer fassen, läßt man uns
Nach unserm Willen hier in Amsterdam
Aus zween Gründen — lächelt nur, Jochai!
Ja! Ja! Noch immer sucht de Silva das,
Was klar zu machen, weislich einzutheilen.

Jochai

(indem er de Silva gezwungen lächelnd die Hand reicht).

Auch darin sind' ich nichts verändert. Silva,
Der Arzt, der Kenner der Natur, die Zierde
Der Wissenschaft in Amsterdam und, was
Mit Dankbarkeit zu rühmen, unser Lehrer,
Hat noch sein Erstens, Zweitens nicht vergessen.

Silva.

Und jedem wohl, der so zu denken lernte!
Ich halt' es mit dem Aristoteles,
Der auch —

Jochai.

Ihr wolltet von den Juden sprechen.

Silva.

Wohl, wohl! Wenn hier die freie Republik
Von Holland unser Volk nicht haßt, nicht grausam
Wie andern Orts, in Spanien, Portugal,
Am Rhein und an der Donau uns verfolgt,
So ist es, denk' ich, erstens, weil ein Volk,
Das so wie hier zu Land die Bibel ehrt
Und aus dem Urquell seinen Glauben schöpft,
Auch uns, die wir in finstrer Heidenzeit
Die Offenbarung eines einen Gottes
Wie eine ew'ge Lampe pflegten, ehrt,
In uns die Hüter der Verheißung ehrt,
Die Söhne David's ehrt, aus deren Stamm
Sein Heiland, der ein Jude war, entsprossen.
Und anderntheils spricht immer noch für uns

In dieſem Dünenland das Blut, aus dem
Die junge Freiheit der Provinzen ſproßte.
Denn jedes Volk, das ſelbſt erfahren hat,
Wie weh die Knechtſchaft thut, wird Brüder nicht
Aus einem blinden Vorurtheil verfolgen.
Der Niederländer ſchuf aus ſeinen Ketten Schwerter —
Und aus den ſieggekrönten Schwertern wieder
Für andre Dulder Sklavenketten ſchmieden,
Das wahrlich thut kein edeldenkend Volk.
Das ſind die zween Gründe. Und nicht wahr,
Man pries Euch auswärts glücklich, als Ihr ſagte,
Ihr kehrtet heim zu uns, nach Amſterdam?

Jochai.

Ich that es ſelber. Hoffnungsvoll ſtieg ich
Die Berge nieder in dies Inſelland
Und fand auf einem Schiff, das träge ſich
Durch die Kanäle ſchleppte, — Muße —

Silva.

Froh
Des Wiederſehens zu gedenken, wie
Ihr Judith naht, ſie kaum den Augen traut,
Den Freund und ihren Gatten bald umarmt —
Ihr kommt von Vanderſtraten's Villa? Nicht?

Jochai.

Erlaubt, daß ich mich ruhe. (Er ſetzt ſich.)

Silva.

Sonderbar!
Ihr ſcheint erſchöpft. Es drückt Euch Unmuth? Redet!

Jochai.

Drei Tage lang hat mich Manaſſe draußen
Mit ihm gewohnter Gaſtlichkeit bewirthet —

Silva.

Und Judith? Eure Braut? Euch angelobt
Schon durch den Wunſch der Aeltern in der Wiege!
Schon Euer durch das Schlummerlied der Amme!
Im Spiel der Jugend Eure Königin!
Welch ſchöne Blume! Rühmen darf ich ſie,
Iſt ſie auch gleich die Tochter meiner Schweſter.

Jochai.

Das Schlummerlied der Amme? O, de Silva —
Ich fürchte — Eure Nichte ſtraft es Lügen!

Silva.

Wie?

Jochai.

Laßt Euch kurz erzählen, was ich ſah.
Ich lag in Vanderſtraten's Arm, er nannte
Mich Sohn und pries mir Judith's Treue. Dann
Zerfloß ſein Herz von ſeinen Wunderbauten,
Von ſeinem Park, von ſeinen Waſſerkünſten,
Von Marmorbildern, die er nach Antiken
Sich meißeln läßt in Florenz und Venedig,
Von Rubens und van Dyck, von Licht und Schatten
Und Perſpective — nun Ihr wißt, wie er
Mit ſeiner Midashand gewohnt iſt, alles,
Was ihn umgibt, ſich künſtlich zu vergolden.

Silva (bei Seite).

Statt Gold läuft manchmal wol auch Kupfer unter.

Jochai.

Ihr sagt etwas?

Silva.

Nicht doch! Ich rechnete
Nur, wieviellöthig so ein Midasfinger!
Ich bin kein Freund von seinen Herrlichkeiten.

Jochai.

Auch liebt die Börse diese Grillen nicht.
Genug! Mich, der in Rom, Paris, Neapel
Das alles selbst gesehn, was sich Manasse
Auf Hollands Wiesen nachzukünsteln müht —
Mich hätten diese Tempel angesprochen,
Wenn ihre Gottheit mir erschienen wäre.
Ich suchte Judith. Heißer Sehnsucht streift' ich
Durch jeden Schattengang des Parks,
Und in dem Drang nach fast zweijähr'ger Trennung
Traf ich sie endlich — nicht allein. (Steht auf.) Ein Fremdling
Sitzt neben ihr in einer Muschelgrotte,
Von wildem Wein und Epheulaub umrankt —
Ein mächtig großer Band von Pergament
Liegt aufgeschlagen vor dem stummen Paar.
Ich trete näher — Judith scheint mich wie
Den Laien von dem Vorhof eines Tempels
Mit strengem Blicke fortzuscheuchen. Da
Erkennt sie mich und reicht mir starren Auges,

Mit einer Lüge ihres Angeſichts ſich ſammelnd,
Die kalte fieberfroſt'ge Hand entgegen.
Mein Schweigen frägt, wer dieſer Fremde wäre?
Mein Lehrer! ſpricht ſie ſtolz und hochbegeiſtert.
Und dieſem wieder mich enträthſelnd, haucht ſie:
„Dies mein Verlobter" wie im matten Echo —
Erblaſſend richtet ſich der Fremde auf,
Läßt ihre Hand aus ſeiner Rechten gleiten
Und in mir ſelbſt wie ſchlaggelähmt und fiebernd,
Ermann' ich mich, den Namen ihn zu fragen —

Silva.

Er nennt ſich Uriel Acoſta.

Jochai.

Ha!
Nicht wundern darf ich mich, daß Ihr ihn wißt,
Der Diener Mund, Manaſſe's ſcheuer Blick,
Im Parke jedes Marmorbild verrieth's,
Daß Eure Nichte — mir die Treue brach.

Silva.

Ich höre ſtaunend Euern Worten. Ja,
Was Ihr mir ſchildertet, es mag, ich glaub' es,
Auf erſten Blick Euch wol befremdet haben;
Doch irrt Ihr ſehr im Grunde! Judith's Kälte
Iſt Liebe nicht für Uriel Acoſta —
Im Stillen ſah ich dieſe Dinge reifen.
Ein junger Denker, der dem Studium
Der Rechte erſt ſich zugewendet, ward
Seit Eurer Reiſe plötzlich aller Orten

ſehen, daß ich noch manche Talente beſitze außer denen eines Diplomaten.

Erbprinz.

Wie könnten Sie aber —

Hotham.

Warten Sie ab, Prinz, und vertrauen Sie!

Erbprinz.

Aber meine Liebe iſt keine Mercantilfrage.

Hotham.

Doch! doch! Wenn ich mich Ihnen in dem Falle, daß ſich der König zu dem Handelstractate nicht verſteht, ganz gewidmet habe, wenn Sie werden geſehen haben, Prinz, daß gegen einen Fürſten, dem ich durch einen Zufall bekannt wurde und der ſich als meinen Wohlthäter bewährte, in mir ein Herz voll Liebe und Dankbarkeit ſchlägt, wenn Sie endlich die Hand der Prinzeſſin werden erobert haben, dann erbitt' ich mir von Ew. Hoheit, als deutſchem Fürſten, am Reichstage von Regensburg mitten im Herzen von Deutſchland Ihren Beiſtand zu einer kleinen Stipulation — mit dem deutſchen Reiche über unſre harmloſen unſchuldigen Fabrikerzeugniſſe. Doch das wird ſich ja finden. Einſtweilen, vertrauen Sie! Dort ſind die Zimmer der Königin. Leben Sie wohl! (Ab.)

Als Mann von Geiſt gerühmt, als Forſcher nicht.
Ich ſchätze, wie er ſchreibt, nicht, was er ſchreibt.
Die ſüßen Laute von Oporto ſchweben
Noch angenehm auf ſeiner Zunge. Ja,
Als hätt' er geſtern erſt am Tajo Trauben
Vom ſonnigen Geländer ſich gepflückt,
So ſchreibt er noch das reinſte Portugieſiſch.
Doch ohne Neigung iſt ſein Herz für Juda —
Die Terebinthen Mamres ſind ihm fremd —
Im Dornbuſch ſah er nie des Herren Antlitz —
Wol hält er ſich an die verwandten Brüder,
Doch von der Synagoge bleibt er fern —
Halb Chriſt, halb Jude ſchwebt er in den Lüften,
Erhebt den Zweifel auf den Thron des Glaubens
Und hat, durch Zufall ſich Manaſſen nähernd,
Sein Kind nicht mit dem Netz der Liebe, nein,
Mit ſeinem Denken nur ſo eng umgarnt,
Daß ſie ſich beſſer glaubt als andre Weſen,
Das Uebliche verachtet und ihr Herz.
Ihr müßt ſie nehmen, wie ſie ſich Euch gibt,
Sie wird ſich ändern, iſt ſie wieder Euer.

Jochai.

Bewundern iſt und lieben Eins beim Weib,
Der mehr Bewunderte iſt mehr geliebt:
Ich will in keines andern Schatten ſtehn
Und würfe ihn der höchſte Ruhm! Manaſſen
Kenn' ich als ſchwachen, willenloſen Mann;
Ihr ſeid die Seele des Familienraths;
Geht hin! Ruft ſie zuſammen, Eure Sippe,

Bibl. Univers. Linz.

Die Muhmen und die Schwäger, führt Acosta
Als Eidam ein —

Silva.

Zu ungestüm, Jochai!

Jochai.

Ist Euch der andre werther als Verwandter —
So nehmt ihn auf —!

Silva.

We denkt Ihr hin, mein Sohn!
Ihr sprecht von meinem Feind!

Jochai.

Von Euerm Feind?

Silva.

Ich gönne meinem Feinde niemals Schlimmes;
Und gönn' ihm auch das Gute. Doch ich selbst
Mag seines Glückes Schmied nicht sein, noch wen'ger
Mit ihm in Bande der Verwandtschaft treten.
Seit wenig Tagen ist ein Buch erschienen
Von Uriel, worin er manches, was
Ich früher selbst in Glaubenssachen schrieb,
Sophistisch wieder aufzuheben sucht.
Mein Schüler war er und bekämpft den Lehrer!
Dies Buch trennt ihn von seinem Volk, trennt ihn
Von seinem Glauben, also auch von mir.

Jochai.

So laßt uns beide denn gemeinsam handeln!
Ich liebe Judith, ja ich fühlte dies

Bei ihrem Anblick flammender denn je;
Doch muß die Wolke weichen zwiſchen ihr
Und meinem Glück und meinem heil'gen Recht;
Um beides ſchäm' ich mich zu betteln. Silva,
Wollt Ihr der Dolmetſch meiner Zunge ſein,
So redet! Denn der wahre Stolz ergreift
Für ſich nicht ſelbſt das Wort. Es dunkelt — wie,
Nach langem Tagwerk ſehnt Ihr Euch zur Ruhe?

Silva.

Ihr geht — nach dieſer Kunde? Nein, Ihr ſolltet
Mir weitre Proben des Verdachtes nennen —

(Er ſieht den Diener eintreten.)

Was iſt? — Nur einen Augenblick — (zum Diener) Was ſoll's?

Zweiter Auftritt.

Diener. Die Vorigen. Dann Uriel.

Diener.

Ein Schüler, deß ich mich aus alter Zeit
Entſinne, wünſcht zwei Worte nur — ich weiß,
Ihr habt ihn lieb gehabt, ich ließ ihn kommen.

(Er tritt zurück, läßt Uriel herein und geht. Uriel tritt ein.)

Sochai (bei Seite).

Er ſelbſt!

Silva (bei Seite).

Acoſta?

Uriel.

Stör' ich Euch, de Silva?

(Drückende Pauſe.)

Silva.

Kommt Ihr zum Arzt de Silva — ſeid willkommen!
Ein Arzt darf auch dem Feind ſich nicht entziehn.

Uriel.

Dem Feind, de Silva? — Meinen Lehrer will ich
Zum Abſchied, eh' ich ſcheide, noch begrüßen.

Jochai (bei Seite).

Zum Abſchied?

Silva (will Jochai vorſtellen).

Ben Jochai! Kennt Ihr ihn?

Uriel.

Wir kennen uns.

Jochai.

Ihr macht mich ſtaunen — wie?
Ihr wolltet — ſagt Ihr — Amſterdam verlaſſen?

Uriel.

Von wo Ihr kamt, Jochai, dahin geh' ich;
Und morgen ſchon mit erſtem Sonnenſtrahl.
Ich will die Welt, will andre Menſchen ſehn.

Und weil ich jedem, den ich lieb gehabt,
Noch einen Gruß zum Abſchied bieten wollte,
So kam ich auch zu Euch, de Silva! Hier
Nehmt meine Hand!

Silva (weiſt ſie zurück).

Die Hand, die eben noch,
Was ich mit eifrigſtem Bemühn erforſcht,
Wie eine abgeſtandne Arzenei
Zum Fenſter ausgeſchüttet hat?

Uriel.

De Silva!
Ich ſagte ſchon, ich käme nicht zum Arzt!
Zum Denker Silva bin ich nur gekommen.
Und wenn im Denken ich geſund nicht bin,
Was ich mich ſelber kaum zu rühmen wage,
So wißt Ihr, was die Heilung anbetrifft,
Die kranke Seele muß ſich ſelber helfen.

Silva.

Zu meinen Füßen habt Ihr einſt geſeſſen!
Von mir gelernt, was der Gedanke iſt —
In Eurer Schrift bekämpft Ihr Euern Lehrer!

Uriel.

Ich ſtaune — kann man denken lernen, Silva?
Gibt's Schüler denn und Lehrer im Bereich
Der höchſten Wiſſenſchaft, wo jeder Satz,
Wie einſt aus Ajax' Blut die Blume, alſo
Aus unſerm Innern ſich erzeugen muß?
Ich habe unſer altes Lehrgebäude,

Das halb auf Schrift und halb auf Tradition,
Auf heil'gen und profanen Büchern wurzelt,
Beleuchtet mit der Fackel der Vernunft.
Nicht in dem Wahn, das Wahre aufzufinden,
Das jeder anerkennen müßte, nein,
Nur meine eigne Thorheit ließ mich reden,
Nur meine eigne Blindheit ließ mich sehen,
Nur meine eigne Taubheit hören — meine!
Das merket wohl, de Silva, nur die meine!
Nur was wir selber glauben, glaubt man uns.

Silva.

An Eurer Statt würd' ich zu Christen halten.

Uriel.

De Silva!

Silva.

Dann verzeihe Gott dem Juden,
Daß er den Glauben seiner Väter schmäht!
Die Edelsten, die Besten sind empört,
Was Ihr geschrieben über unsern Glauben.
Die Synagoge hat mit ihren Dogmen
Ein heilig Recht auf liebende Verehrung;
Denn grade jetzt, wo wir entronnen sind
Dem Feuertod fanatischer Verfolgung,
Jetzt endlich, wo zum ersten male wieder
Das Lob des Höchsten wie ein Opferrauch
In Lüfte, die uns nicht verrathen, steigt,
Jetzt soll die junge Freiheit dazu dienen,
Daß wir zerstörten, was so lang gehalten,
Was felsenfest im Elend unsers Volks

Der Anker ſeiner Hoffnung bleiben durfte?
Nein, nimmermehr! Und wenn mein eigner Witz,
Wenn die Vernunft mit klugem Selbſtgefallen
Mir ſagte: „Das iſt morſch und todt“, ſo helfe
Der Ew'ge uns, wir wollen's dennoch ſchützen,
Wir wollen halten an dem theuern Wahn,
Wie man auch einen alten Diener, der uns
Im Elend treu blieb, nicht im Glück verſtößt.

Uriel.

Was ich an Euch verehre, iſt das Herz.
Raſch ſeid Ihr in der Liebe, raſch im Haß,
Ein edler Sinn verklärt ſelbſt Euern Irrthum!
Ihr habt in meiner Schrift nur erſt geblättert —
Leſt ſie und wiederholt nicht gläubig,
Was Eure Kranken Euch davon berichten!
In guter Abſicht bin ich hergekommen,
Abſchied zu nehmen, nicht von Euerm Haß,
Nicht von dem ſchwankenden Gemüth de Silva's,
Vom Denken nicht, das doch kein ganzes Denken,
Kein ganzes Fühlen, nur ein Dämmern iſt,
Wie eben jetzt nicht Tag, nicht Abend ſcheint —
Nur Abſchied wollt' ich friedlich nehmen, Silva,
Von Euerm weißen Haar — Lebt wohl! — ich ahne,
Wir werden uns wol nimmer wiederſehn.

Jochai.

Vergebt, Acoſta, daß ich mir das Wort,
Deß Ihr mich nicht gewürdigt, ſelbſt erlaube!
Wenn ich Euch irgendwo auf Eurer Reiſe
Mit unſrer Kundſchaft dienen kann —

Uriel.

Zu gütig!

Zochai.

Befehlt, ich bitte, — geht Ihr nach Paris?
Ein Brief von unſerm Hauſe führt Euch ein
In manchen goldenen Palaſt — und wenn
Ihr Londons Weltgewühl —

Uriel.

Nach Süden zieh' ich —
Vielleicht nach Deutſchland. Kennt Ihr Heidelberg?
Ich ſuche irgendwo ein ſtilles Thal,
Wo ich mit Quelle mich, mit Gras und Blume,
Und wenn die Zunge freier reden will,
Mit Waldgefieder ſtreitend unterhalte.

Zochai (bei Seite).

Ich athme auf.

Silva.

Und Judith läßt Euch ziehen?

Uriel.

Und Judith? Warum fragt Ihr das?

Silva.

Iſt ſie
Nicht Eurer Weisheit treue Schülerin?

Uriel.

Sie wird jetzt in des Lebens Schule gehn!

Silva.

Für Frauen das die beſte. Fragt nur da
Den künft'gen Gatten Eurer Schülerin,
Ob er nicht gleicher Meinung.

Uriel.

Nein, Jochai!
Entſagung lernen ſieht auch Reichen ſchön.
Löſcht alle Kerzen aus, die Ihr zur Pracht
Auf Euerm Hochzeitsfeſt verbrennen wolltet.
Ihr braucht für Judith nichts, was eitel glänzt,
Braucht goldne Becher nicht für ihren Trunk,
Braucht Silber nicht für ihr beſcheiden Mahl —
Im Vollgenuß des väterlichen Glücks
Hat ſie gelernt die Freuden des Entbehrens,
Sich ſelbſt genügen — lehrte meine Weisheit!

(Sich vergeſſend.)

Und wenn Ihr doch ſie überraſchen wollt,
Mit einem goldnen Dache ſie umwölben,
Doch aller Lebensfreuden Duft ihr ſpenden,
Dann iſt ſie's werth! Sie ſtieg vom Himmel nieder,
Die Erde hat nicht Theil an ihrem Stoff —
Sie iſt ein Schatz, vergraben unter Euch,
Ein Seraph, der die Grille hegt, ſich menſchlich,
Als wäre ſie die unſre, anzuſtellen!
Berührt ſie nie mit einer Hand, die eben
Vielleicht in Haufen ſchnöden Goldes wühlte!
Jochai, zu ihr beten müßt Ihr, nahn ihr,
Wie man den Heil'gen naht! O laßt mich ziehn!
Der Blick auf das, was Euch zurückbleibt, kann
Den Abſchied nicht erleichtern. So mit Gott! — (Will raſch ab.)

Dritter Auftritt.

Die hintere Thür öffnet ſich. Zwei Tempeldiener, jeder mit einer großen brennenden Kerze, treten ein. Rabbi Santos mit einem Buch in der Hand. Die Vorigen.

Santos (bei Seite).

Acoſta?

Silva (bei Seite).

Rabbi Santos?

Jochai (bei Seite).

Welcher Aufzug!

Santos.

Verweilt, Acoſta, daß Ihr ſelbſt vernehmt,
In welcher Sendung ich zu Silva komme.

Silva.

In welcher Sendung? Rabbi, dieſe Lichter?

Santos.

Noch vor der dunkeln Nacht? De Silva, ja.
Dies Licht am Tag iſt die Vernunft Acoſta's,
Die heller ſein will als die Offenbarung.

Uriel.

Die beiden Kerzen ſcheinen Euch die Sonne!
Was ſoll ich hier? Was hätt' ich zu vernehmen?

Santos.

Dies Buch, de Silva, ſchickt die Synagoge
An Euch, den weiſen hochgelahrten Kenner
Des Glaubens und der heil'gen Glaubensquellen.

Achter Auftritt.

Der Erbprinz. Später die Prinzessin Wilhelmine.

Erbprinz (allein).

Jetzt hab' ich Land, jetzt wird sich operiren lassen. Einen Hotham zur Rechten, fehlt nur noch ein weiblicher Beistand zur Linken. Der Augenblick ist günstig. Ich versuche die Sonnsfeld, die kleine Hofdame der Prinzessin, mit in die Verschwörung zu ziehen. Sie weilt hier im Vorzimmer. Ich klopfe. (Geht leise an die Thür der Prinzessin und klopft.) Ich höre Geräusch (klopft noch einmal). Das Rauschen eines Kleides — sie ist's — (er zieht sich etwas zurück und wendet sich dann um) erst diese kleinen Vorposten, und dann das Haupttreffen! —

P. Wilhelmine (tritt ein).

Erbprinz (erschrickt).

Ah, Sie selbst.

P. Wilhelmine.

Sind Sie es, Erbprinz? Ich habe Ursache, recht erzürnt auf Sie zu sein.

Erbprinz.

Auf mich? Hoheit, auf mich?

Ihr sollt, so ist der Auftrag der Gemeinde,
Dies Buch nach redlichem Gewissen prüfen;
Nicht nach den Formeln der Philosophie,
Nein, prüfen sollt Ihr nur, ob diese Schrift
Im Einklang mit dem Judenthume steht,
Ob der, der solch ein Buch zu schreiben wagte,
Noch ferner sich zu Jakob's Söhnen zählen,
Noch ferner auf Verheißung hoffen darf.

Silva.

Wo der Gehorsam schon mich ehren muß,
Wird Ehre Ruhm bei solchem hohen Auftrag.

Santos.

Bedeutet dieses Licht (auf die Kerzen deutend) des Autors Seele,
So will die Synagoge und der Vorstand
Erfahren, ob sie länger noch darf flackern
Unrein im reinen Lichtmeer der Gemeinde.
Dies ist das Buch! In sieben Tagen will
Der Rath der Drei von Euch die Botschaft hören,
Und so Ihr sie gedenkt zu geben, dann
Bestätigt mir's mit zwei geschriebenen Worten!

(Silva nimmt das Buch, schlägt es auf und erschrickt, da er sieht, daß es Uriel's Schrift ist.)

Uriel.

Sagt's nur heraus, de Silva! Sagt es frei,
Ich bin's — dem Euer blinder Glaubenseifer
Das Licht der Seele auszulöschen droht!

Silva.

Ihr seid der Angeklagte, Uriel —

Santos.

Sprecht Ihr in mitleidsvollem Ton? Dies Buch
Sei Euch ein Buch — den Autor kennt Ihr nicht.

Silva (zu Santos).

Hier tretet ein. Zwei Zeilen bürgen Euch
Für den Empfang des schmerzlich-ernsten Auftrags. —
Acosta! — Zitternd fühlt der Mensch die Zügel
Des eignen Schicksals, die ihm unsichtbar,
Sich selbst zu nützen oder schaden, oft
Ein guter Gott in seine Hände gibt.
Doch wie viel schwerer ist es, sich zu wissen
Als eines fremden Loses Versehung
Und Stellvertreter des allweisen Richters
Für einen andern, dem wir Schicksal werden!
Es thut mir leid, Acosta, daß ich glaube
An Rufe aus der Höhe, daß ich Gottes Finger
In menschlichem Befehle oft erblicke.
Dies Buch schickt mir mein Volk, schickt Israel,
Ich prüf' es nach dem Talmud und der Thora.

(Geht nach innen. Santos und die Diener folgen.)

Jochai.

Ihr seid betroffen, Uriel? Was thut
Euch das? Wenn man auf Reisen ist, verfliegt
Ein fernes Schicksal in die blaue Luft.
Seid Ihr, wo andre Sprachen, andre Sitten
Als einend Band sich um die Menschen flechten,
Da wird Euch alles, was auch kommen mag,
Was man auch brieflich Euch vermelden dürfte,
Wie eine Fabel klingen, die Euch nicht berührt.
Lebt wohl! Nehmt guten Mut auf Eure Reise! (Ab nach außen.)

Uriel.

Du glaubſt, daß ich noch jetzt in ferne Thäler
Mich ſelbſt verbannen würde dir zu Liebe?
Weil ich ſchon einmal feige mich und Judith
Vor einem Kampf des Herzens retten wollte,
Soll ich auch jetzt den Kampf des Geiſtes fliehn?
Das war gefehlt! Wer Wahrheit will bekennen,
Darf ſich die höchſte Glorie nicht entziehn,
Den Ruhm des Muthes, den die Wahrheit gibt.
Was kann in mir von Flucht noch weiter ſprechen?
Jetzt muß ich bleiben, wenn auch Herzen brechen! (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Manasse's Garten auf seiner Villa. Im Hintergrunde erhebt sich eine mit Teppichen belegte Estrade, zu welcher einige Stufen hinaufführen.

Erster Auftritt.

Manasse (mit einem Streifen Papier in der Hand und lesend). Simon.

Manasse.

Das kann nicht sein! Unmöglich darf er kommen!
De Silva — Ben Jochai — Van der Embden —
De Castro — alles gut — doch diesen Namen — —

Simon.

Hat Eure Tochter selber aufgeschrieben.

Manasse.

Unmöglich! Weiß sie nicht, was ihn bedroht?

Simon.

Da kommt sie selbst; laßt sie Euch Rede stehen. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Judith. Manaſſe.

Judith.

Willkommen, Vater! Welche lange Zeit
Habt Ihr uns wieder hier allein gelaſſen,
Bis Ihr den Börſenſtaub von Amſterdam
In Euerm Garten aus den Kleidern ſchüttelt!

Manaſſe.

Von Sorgen ſeh' ich mich auch hier begrüßt.

Judith.

Hab' ich nicht alles feſtlich hergerichtet,
Wie Ihr's am Wochenende liebt? Sind Gäſte,
Wie Ihr gewohnt, zu Tiſche nicht beſchieden?

Manaſſe.

Wie konnteſt du Acoſta heute laden?

Judith.

Er war nicht hier ſeit vollen ſieben Tagen!

Manaſſe.

Schrieb ich dir nicht, daß ihn der Bann bedroht?

Judith.

Und grade deshalb rief ich ihn zu uns.

Manaſſe.

Den alles flieht?

Judith.

Den eben ſucht' ich auf.

Manaſſe.

Er wird nicht kommen, denk' ich, weil er fühlt,
Daß unſre Ladung ſeinen Takt beweiſt,
Doch feineren, der Ladung nicht zu folgen.

Judith.

Seit wann iſt Vanderſtraten denn ſo fromm?
Der Freund van Dyck's, des Rubens nur ſo gläubig?

(Auf die Statuen zeigend)

Elias und die ſämmtlichen Propheten
Zertrümmern dir ja dieſe Götterbilder,
Die das Geſetz verwirft. Ich kann nicht glauben,
Daß ſtatt des Marmors, ſtatt der todten Bilder
Ihr nicht den Muth habt, Menſchen zu beſchützen.

Manaſſe.

Für einen Mann von freier Denkungsart
Bin ich bekannt und ſtolz bin ich darauf,
Daß man Manaſſe Vanderſtraten nicht
Im Bußhemd am Verſöhnungstage ſieht.
Ich will nicht heucheln, längſt gehör' ich, weiß man,
Dem allgemeinen Glauben jener Freien,
Die ſich von Moſes, Chriſtus, Sokrates,
Das Gute von dem Beſſern ausgeſucht —;
Doch anders iſt es, wo man kämpft und ſtreitet,
Nur Staub aufwühlt um altes Vorurtheil,
Das an der Maſſe ewig haften bleibt —
Da tret' ich zu dem Glauben, der beſteht,
Und kann mich nicht von äußern Pflichten trennen.

Judith.

Die Künſtler werden aufgeſucht, an Denkern
Huſcht man mit feigem Muth vorüber!

Manaſſe.

Judith,
Auch mußt' ich hören, daß man dir die Achtung,
Die uns Acoſta widmete, verdächtigt.
Nur zwei Begriffe kenn' ich, die mir theuer.
Der eine, lächle nur, das iſt — ich ſag' es,
Mein Glück daheim im eigenen Beſitz,
Das ſtille Walten friedlichen Behagens —
Im andern bin ich unterthan der Stimme,
Die man die allgemeine nennt, ich prüfe
Nicht ihren Werth: ſie iſt — und ich gehorche.

Judith.

So wandeln Kunſt und Wahrheit nicht zuſammen?

Manaſſe.

Des Lebens und der Sitte Forderung
Iſt ſtreng, und ungern laſſ' ich mich belehren,
Wie Silva geſtern mir gethan. Jochai
Biſt du nach unſers Volkes Weiſe früh verlobt —
Es ziemt ſich, daß im Kreiſe der Verwandten
Dich jedes Aug' an ſeiner Seit' erblickt.

Judith.

Und dieſes Schauſpiel —

Manaſſe.

Heute muß es ſein.

Judith.

Wie, Vater —?

Manaſſe.

Wohl! Ich weiß, daß dir Jochai
Nicht wie der Bräutigam im Hohenlied
Erſcheint; doch — wieder meine ſichern Lebensregeln! —
Wie zwei Verliebte, wie ein liebend Paar
Ziemt ſich, daß euch die Welt verbunden ſieht;
Das andre macht mit euern Herzen ab.

Judith.

Und dieſe Rechnung ſchließt ſich leicht, denkt Ihr —
Wie wenn Ihr Euer Soll und Haben prüft?

Manaſſe.

Genug! Vom Mahle bleibt Aceſta fern.
Ich ſage das in ſtrengſtem Ton zu dir!
Schütz' mich vor Leidenſchaft! Du weißt, ich ſehe
Was allzu ernſt nicht gern auf meinem Wege.

(Er beſteigt die Eſtrade.)

Dritter Auftritt.

Judith (allein).

Judith.

O lebensklinger Sinn, den ich nicht faſſen,
Der meine volle Bruſt nicht ſprengen kann!
Wie ſollt' ich mit dem Angeſichte lügen,

Wie Liebe lächeln, wo ich haſſen muß,
Und Haß verrathen, wo ich flammend liebe!
Er kommt! Er iſt's! Schon öffnet er das Thor —
Die Taxusgänge ſchreitet er herauf,
Die Blumen ſcheinen freudig ihn zu grüßen —
Bin ich die kalte Tochter meines Vaters?
Was feſſelt mich, daß ich ihn jubelnd nicht
An meine Bruſt mit ſel'ger Freude drücke,
Ihn fühlen laſſe, wie ſie klopfend bebt —!
Das feige Herz bezwingt ſich noch! Es muß
Das heil'ge Recht, den Widerſpruch zu löſen,
Der Mund vom Aug' und Aug' vom Herzen trennt,
Sich erſt erobern durch die freie That.
Noch hab' ich nichts gethan — und blicke nieder —

Vierter Auftritt.

Uriel. Judith.

Uriel.

Ich komme, Freundin, weil Ihr es gewünſcht,
Und hoffe, daß ich Fremden nicht begegne —

Judith.

Weil ich es wünſche, ſeid Ihr nur gekommen?
Wo weilt Ihr? Warum flieht Ihr? Großer Gott,
In dieſer Zeit, in dieſer ſchwerbedrängten!
Was hab' ich alles nicht vernehmen müſſen?

Uriel.

Von meinem Streite mit der Synagoge?

Judith.

Was kümmert mich die Synagoge —
Nein, Uriel, Ihr habt entfliehen wollen!
Iſt es denn wahr, daß Ihr ſo grauſam ſcheiden,
So plötzlich über Nacht verſchwinden könntet?

Uriel.

Seid kalt! Ich bitt' Euch, laßt den ſanften Ton!
Seid, was Ihr werden müßt, das Weib Jechai's.
Es iſt ſo oft erörtert — oft beweint —
Was reißen wir die alten Wunden auf!

Judith.

Ihr ſollt nicht von Ergebung reden!

Uriel.

Judith!

Judith.

Ich haſſ' Euch, wenn Ihr ſo gelaſſen ſprecht!

Uriel.

Ihr wißt, bei unſerm Volk herrſcht die Familie,
Der Vater will, das Kind gehorcht — die Bande,
Die erſt von Eiſen, werden Roſenketten!
Ich kenne das, das Leben iſt ein Treibhaus —

Judith.

Sagt das, Aceſta, wenn Ihr einſam geht
Mit Euern kalten, zweifelnden Gedanken;
Sagt das nicht hier, hier an dem Marmortiſch,
Wo Ihr das wärmſte Leben mir erſchloſſen!
Kennt Ihr das grüne ſtille Land nicht mehr,

P. Wilhelmine.

Ja auf Sie! Nun ſtellen Sie ſich an, als wenn Sie nicht wüßten, welche Beleidigung Sie mir zugefügt haben.

Erbprinz.

Beleidigung? Prinzeſſin, wollen Sie mich raſend machen? Nun noch eine Beleidigung gegen Sie?

P. Wilhelmine.

Haben Sie nicht gehört, wer hinter Ihrem gelehrten Herrn Laharpe verborgen iſt?

Erbprinz (ſchnell).

Reine Verleumdung, Prinzeſſin! Laharpe iſt ein höchſt geiſtreicher, ein ſehr witziger Kopf und man ſoll lange in Berlin ſuchen, ehe man unter den hieſigen Gelehrten einen Mann von ſolcher Bildung findet.

P. Wilhelmine.

So? Wiſſen Sie denn nicht, daß es ſchon herausgekommen iſt? Es iſt ein Perrückenmacher aus Orleans!

Erbprinz.

Hoheit, ich ſag' Ihnen, es iſt kein Perrückenmacher! Wohl verſteht er ſeine Sache bis auf's Haar, er hat die Schminke ſtudirt, aber die Schminke eines eleganten Ausdrucks, er geht mit Puder um, aber mit dem Puder der Sophiſtik, den er Einem in die Augen ſtreut — ſchlimm genug, Hoheit, daß die Staaten Ihres königlichen Vaters ſo verrufen ſind, daß Männer von Geiſt, Poeſie und Witz vom Auslande nicht anders hier zuge-

Den Frieden nicht, wo Euer Mund von Kriegen,
Vom Sturm der Weltgeſchichte mir erzählt?
O, Uriel, dies ſind die Blumengärten,
Wo ich gewandelt bin an Euerm Arm,
Euch da, Euch dort ein ſelten Kraut gezeigt —
Ihr ſaht es an, Ihr nanntet es mit Namen,
Ihr brachtet Feuer, wunderbare Gläſer,
Ihr zeigtet, wie Natur dem Geiſt gehorcht,
Wie im Metall, im Kieſel, in der Pflanze
Geheimnißvolle Kräfte ſchlummern — wie?
Und in uns ſelber wäre alles todt?
Da wäre nichts, was aus der Aſche ſtiege,
Kein Funke aus dem Stahl, aus Gift kein Balſam?
Nein, Uriel, Ihr habt einmal gebaut
Vor meinen Augen eine Himmelsleiter,
Und nun ich oben ſchwebe in dem Aether,
Im Reich der ſeligſten Verklärung, zieht Ihr
Die Staffel fort? Nie kann ich rückwärts finden,
Nie mehr mit dem Gemeinen mich verbinden!

Uriel.

Was wir uns ſind, mit Thränen ſteht es, Judith,
Auf jedem grünen Raſen hier geſchrieben.
Doch ſoll's nicht ſein — es wird nicht ſein — ich kenn' es.
Das Wildhinſtürmende paßt nicht für uns.
Vielleicht wenn wir mit Büchern nicht verkehrt,
Von Sternen nicht, vom Weltall nie geſprochen
Und nur an Nächſtes uns geklammert hätten,
Vielleicht, daß dann die wilde Ungeduld
Der ungezähmten Triebe tobt' und ſchrie —
Doch wolle mich der Himmel davor ſchützen,

Daß ich, dem Schmerz mich nicht geduldig fügend,
Dich je an einen Scheideweg geführt
Und grausam ausgerufen hätte: Liebe,
Hier mußt du wählen oder untergehn!
Weißt du — was mich bedroht? Der Bann, die Aechtung!
Fluch wird von euern Wohnungen mich treiben!
Nie darfst du den Verfluchten lieben — Ja!
Für eine Ehre halt' ich diesen Fluch,
Doch kann ich sie mit jemand theilen wollen?

Judith.

Acosta, wird ein Volk die Edelsten,
Die Besten seines Stammes wol verwerfen?

Uriel.

Und dennoch wird's geschehn — zum letzten male,
Judith! (Er ergreift ihre Hand.) . . . . Leb' wohl
(Erblickt Jochai.)
Ha, Ben Jochai hier!
Und Gäste ringsum? Sind wir nicht allein?
Was thust du? Mädchen, ehren willst du mich?
Demüth'gen kann mich nur der bunte Schwarm!

Fünfter Auftritt.

Ben Jochai tritt schon vorher mit Gästen glänzend und festlich gekleidet von der Terrasse. Die Vorigen. Später Gäste. Zuletzt Manasse und de Silva.

Jochai.

Ist das ein Abschied doch für ew'ge Zeiten!
Wo ich Euch find', empfehlt Ihr Euch, Acosta.

In Heidelberg glaubt' ich Euch längſt, wo Ihr
Das Waldgefieder denken lehren wolltet!

Judith.

Das eilt ſich nicht! Denn hier in Amſterdam
(auf eine Feder am Hute Jochai's zeigend)
Iſt manchem Pfau die Weisheit nöthiger!
Sie nimmt Uriel's Arm und führt ihn, widerſtrebend, die Stufen nach hinten hinauf. Eine ferne Muſik beginnt.)

Jochai (allein).

Zum letzten male bieteſt du mir das!
Wie ſüß iſt Rache, die vom Schickſal kommt
Und die man ſelber nicht zu ſchüren braucht!
Sie führt ihn unerſchrocken in den Saal —
(Silva und Manaſſe erſcheinen oben auf der Terraſſe.)

Manaſſe (oben).

Es darf nicht ſein.

Silva.

Geduld! Geduld!

Manaſſe.

Empörend!
Was ich ſo ſtreng verboten!

Silva.

Mäßigt Euch!
Geht, Schwager, ſchützt vor Ungebühr den Gaſt.
Noch hat der Sanhedrin ihn nicht verurtheilt.

Manaſſe.

Die Sitte aber, ſollt' er wiſſen, folgt
Dem Urtheil nicht, ſie folgt dem Vorurtheil.
(Er geht nach innen. Silva ſteigt herunter.)

Jochai.

Ich ſtaune, Silva! Habt Ihr Eure Meinung
Verändert?

Silva.

Hat denn irgendwer das Recht,
Dem Spruch der Richter vorzugreifen?

Jochai.

Wie?
So ſpricht de Silva, der ſein Buch verdammte?

Silva.

Verdammte? Hab' ich irgendwo das ſo
Auf offnem Markte ausposaunt?

Jochai.

De Silva!
Man weiß, der Rath hat Euern Spruch empfangen
Und Euer Spruch beſagt: Er iſt kein Jude!

Silva.

Das ſagt Ihr — Ihr verſteht mich nicht — laßt's ſein!

Jochai.

Daß Ihr ihn ſchützt, das glaub' ich zu verſtehn —

Silva.

Ei was! Ich ſchütz' ihn nicht — und dennoch — Ja!
Faſt ſcheint es, daß ich mich verwandelt habe!
Was iſt das Herz auch nur ſo reich geſtimmt,
An Tönen und an Weiſen faſt ſo voll

Wie Inſtrumente, wo man immer glaubt,
Der Künſtler hätte ſeinen letzten Schatz,
Die Fülle ſeiner Melodieen ausgegeben,
Und immer, immer wieder bringt der Finger
Ein ungeahntes, neugefügtes Tonſtück
Tief aus dem unerſchöpften Born hervor.
Vernehmt, wie mir es mit der Prüfung ging.

Jochai (bei Seite).

Was werd' ich hören?

Silva.

Ja, Jochai!
Wie ich mich mit dem Buche ſo verſchloſſen
In ſtille Einſamkeit auf meiner Kammer
Und in den Paragraphen las und las,
Da weiß ich nicht, es hat mich wunderbar
Doch manches innerlichſt davon ergriffen!
So manches hat in mir den Denker wieder
Mit allgewalt'gem Zauber aufgeregt!
Und immer rief's in mir: Unmöglich! Nein!
Du darfſt den Irrenden an Prieſter nicht,
An ſie den Schüler Plato's nicht verrathen.
Und gerne hätt' ich manches in die Thora,
In unſern Talmud eingezeichnet, was
Bei vielem Falſchen, vielem Unbewieſenen
Ich Tiefgedachtes doch zu leſen fand —
Doch da es dort nicht ſteht und ich gelobte,
Nach Talmud und der Thora ihn zu richten,
So ſchrieb ich nur dies eine Wort am Ende
Des ganzen Buchs: Der Autor iſt kein Jude.

Jochai.

Kein Jude? Das iſt Doppelſinn —

Silva.

Doch nicht!
Ich ſchrieb, was ihn als Jude muß verdammen.
Doch iſt er Jude? Braucht er dieſem Elend
Des Fluches, dieſer ſchimpflichen Verfolgung
Sein Haupt zu beugen? Nein! Acoſta hat
Ein Recht, wenn er es will, ſich Chriſt zu nennen!

Jochai.

Silva?

Silva.

Dann wär' Euch Judith unverloren —

Jochai.

Was ſagt Ihr? Uriel ein Chriſt?

Silva.

Sein Vater
Schwur einſt in Portugal den Glauben ab,
Ward Chriſt und ſeine Kinder hat erzogen
Das Jeſuitenkloſter in Cuença.
Als ſie vom Tajo ſich hierher geflüchtet,
Sind ſie zum Judenthum zurückgekehrt —
Ob Uriel auch? Es ſteht in ſeiner Macht,
Wenn er es will, ſich Chriſt zu nennen.

Jochai.

Chriſt?
Das müßte ihn von Judith ewig trennen — —

Silva.

So iſt's! Und nun ans Werk der Rettung! Ihr
Aus Haß — ich richt' Euch nicht — und ich —? Genug.
Hier tretet in die Laubengänge ein!
Ich höre, daß der Sanhedrin erfahren,
Acoſta wäre hier bei Vanderſtraten.
De Santos wird den Fluch der Kirche bringen,
Kommt er, der Bote der Nothwendigkeit,
Dann tretet vor — ich muß zurück mich halten —
Und ſagt: Acoſta, du biſt Chriſt! Ihr nehmt,
Weil Judith nimmer Chriſtin werden dürfte,
Dem Argwohn Eurer Liebe jede Nahrung —
Und mir, der ich nicht glaube, was Acoſta
Zu glauben ſich beredet, aber der
Ich Achtung vor dem Denker fühle, mir
Erſpart es doch — vor Plato zu erröthen.

(Er geht. Jochai folgt in freudiger Spannung.)

Sechster Auftritt.

Manaſſe und andere Gäſte. Herren und Damen kommen die Stufen der Eſtrade herunter.

Manaſſe.

Was ſagſt du, Simon — Prieſter an der Pforte?
Rabbi de Santos? Eine ſeltne Ehre!

(Uriel und Judith folgen.)

Uriel.

Sie ſind's —

Judith.

Was habt Ihr — blickt doch frei und offen!
Wo iſt de Silva? (Die Muſik hört auf.) Ei, die Muſiker!
Was hört ihr auf, Vermittler ſpröder Seelen?
Schlägt euch ſo mitten in dem Takt der Wind
Die Notenblätter um?

Uriel.

Blickt dorthin, Judith;
Die Prieſter ſind es mit den Widderhörnern!
(Alle blicken mit dem Ausdruck des Schreckens auf die Eſtrade.)

Siebenter Auftritt.

Rabbi Santos begleitet von vier Rabbinen, die langſam und feierlich kleine gewundene Widderhörner an den Mund ſetzen und einen tiefen und lang ausgehaltenen Ton blaſen. Sie treten oben auf und verweilen auf der Eſtrade. Die Vorigen. Später Sochai und Silva.

Manaſſe
(nachdem die Rabbinen jenen einen feierlichen Ton geblaſen).

Das Zeichen der Verfluchung! Und das hier
In meinem ſtillen Frieden —

Santos (von oben mit feierlicher Stimme).

Widderhörner
Begrüßen Euch! Gedenket Abraham's,
Der ſeinen Sohn dem Herrn wollt' opfern!
Da ſprach der Herr, Herr Zebaoth: Geh hin

Und opfre für den Sohn das Thier, den Widder,
Der neben dir in dem Gezweig der Büsche
Mit seinem Horne sich verfangen hat.
Und Abraham zerschnitt des Sohnes Bande
Und opferte das Thier für den Gerechten.
Wer sich auf Adonai hier bekennt,
Der trete seitwärts! Gott verschmäht das Opfer
Der Söhne Abraham's — Acosta, du!
Du sei allein! —

(Alle gehen von Uriel auf die andere Seite. Judith zaudert.)

Santos.

Und Vanderstraten's Tochter?
Bekennst du dich nicht auch auf Adonai?

(Judith geht langsam und zögernd zu den Uebrigen. Jochai und de Silva treten auf.)

Uriel (für sich).

Auch sie! — O der Magnet des Wahns zieht mächtig! —
(Zu Santos.)
Glaubst du dort auf dem Sinai zu stehen?
Hat Moses dich zu seinem Mund erwählt?
Wer hat dir über mich Gewalt gegeben?

Santos.

Wenn du ein Jude bist, so weißt du's — Gott!

Jochai (dazwischentretend).

Ihr Herren, was geschieht hier? Wie, de Santos,
Wollt Unglück Ihr auf unsre Häupter laden?
Wir haben wol in Amsterdam die Macht,
Im Schoße der Gemeinde Recht zu sprechen

Nach unſern heil'gen Bräuchen und Geſetzen —
Doch über Juden nur — Acoſta iſt
Ein Chriſt.

Alle.

Ein Chriſt?

Judith.

O Gott!

Jochai.

Ihr wollt ihm fluchen?
An einem Chriſten habt Ihr keinen Theil!

Judith (bei Seite).

Was ihn errettet, iſt für mich der Tod.

Santos.

Wenn Uriel Acoſta Chriſt — verſtummt
Mein Mund. (Legt ſegnend die Hand auf die Uebrigen.)
Gott ſegne Abraham's Geſchlecht!

Uriel.

Wer redet da? Wer ſagt —

Jochai.

Dein Vater hat
Mit ſeinem ganzen Haus in Portugal
Den Glauben ſeiner Väter abgeſchworen.
Noch ſeid durch keinen öffentlichen Act
Ihr wieder heimgekehrt zu Jakob's Stämmen.
Ihr ſeid ein Chriſt! Viel Ehre muß uns dünken,
Daß Ihr bei Euern Knechten hier verweilt.

Manaſſe.

Gehn wir zu unſerm Feſt! Der Chriſt Acoſta
Verzeiht, daß wir dabei in Speiſ' und Trank
Den Sitten unſers Volks uns fügen müſſen.

laſſen werden, als wenn ſie ſich einen Paß als Perrückenmacher geben laſſen.

P. Wilhelmine.

Unſer Plan iſt zerſchlagen, Laharpe verwieſen —

Erbprinz.

Ein ſchwacher Abglanz ſeines Geiſtes iſt zurückgeblieben. Prinzeſſin, ſehen Sie mich nicht für unwürdig an, ſeine Stelle zu vertreten. Laſſen Sie mich das ſelige Gefühl empfinden, beigetragen zu haben, Sie den Feſſeln einer Lage zu entreißen, die über alle Grenzen des ſchuldigen, kindlichen Gehorſams hinausgeht —

P. Wilhelmine (ängſtlich).

Prinz, welche Sprache!

Erbprinz.

Die Sprache eines Gefühls, das ſich nicht länger beſänftigen, eines Unwillens, der ſich nicht länger unterdrücken läßt. Prinzeſſin, wiſſen Sie, daß Sie beſtimmt ſind, das Opfer politiſch-mercantiliſcher Combinationen zu werden? daß Sie beſtimmt ſind, gegen die Erzeugniſſe der engliſchen Fabriken an England ausgewechſelt zu werden?

P. Wilhelmine (entrüſtet).

Wer ſagt das?

Erbprinz.

Fern ſei es von mir, ein Urtheil über Ihre Neigung haben zu wollen, fern ſei es von mir, zu forſchen, ob Ihr Ehrgeiz nicht vielleicht überraſcht wird,

Uriel.

Ich wäre Christ? Soll mir ein frecher Spott
Die Hinterthür des falschen Mitleids öffnen?
Als Kind schon im Gesetze lesen lernend,
Ward plötzlich ich getauft. Kein lichtumflossner
Geweihter Priester hatte uns bekehrt,
Den Vater, Mutter, Schwester und die Brüder —
Nicht mit Legenden wurden wir gewonnen —
Auch nicht mit Gold — Gevatter stand bei uns
Der Henkersknecht der Inquisition.
Am Scheiterhaufen gingen wir vorüber
In eine Christenschule sieben Jahre —
Mit bangem Herzen! — Wenn die Furcht der Quell
Des Glaubens ist, so war'n wir fromme Christen!
Doch wunderbar die Milde der Gewöhnung!
Am Hochaltar, im Meßgewande bald
Das goldne Rauchfaß tragend, bald im Chor
Die Responsorien dem Priester singend
Und christlich Wissen in der Schule lernend,
Fühl' ich mich glücklich, damals mehr als Talmud
In meine Seele eingeprägt zu haben.
Was ich geworden, ward ich nur als Christ.
Im frischen Strom der Bildung durft' ich baden,
Ein Mensch, ein freier, in dem Ganzen weben,
Die Luft war mein, der warme Strahl der Sonne,
Am Grün des Waldes labt' ich frei den Blick —
Was alle liebten, durft' ich wieder lieben,
Was alle fürchteten, war meine Furcht,
Und jeden Pulsschlag einer großen That,
Ein jedes Athmen der Geschichte fühlt' ich
Wie alle Menschen in mir selber wieder.

Ein Portugieſe war ich, hatte Heimat,
Ein Recht des Daſeins, hatt' ein Vaterland! — —
Da folgten wir des Vaters andern Brüdern,
Die hierher zogen in die Niederlande.
Erſt jetzt erſchienen ſie ſich wieder frei.
Ein jeder eilte ſich, den Tropfen Taufe
Aus ſeinem Blut, wie unrein, wegzuwerfen
Und was der Vater that, das galt vom Sohn —
Von meiner Mutter — Alle ſind ſie wieder Juden! —
Ob auch von mir, der ich ein Jüngling ſchon
Nach Amſterdam gekommen, — ob auch ich
Den milden Gabriel, wie ich getauft,
Mir in den finſtern Uriel wandeln will —
Das ſteht mir frei und — offen ſag' ich euch,
Ins Allgemeine möcht' ich gerne tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens gehn!
Daß ich's nicht thue — fragt mich nicht, warum?
Was iſt's, das Joſeph in Aegyptenland,
Als er die Brüder ſah, die ihn verkauften,
Doch Freudenthränen weinen ließ? Was iſt's,
Das uns bei allem Abſcheu vor dem Wuſt,
Der uns als Sitte folgte aus dem Oſten,
Doch bindet, gleich als wenn wir Brüder wären,
Die wir weit ſeltner, als wir ſcheinen, ſind?
Die Ehre iſt der Kitt des morſchen Bundes,
Die Ehre nur iſt's, die mich euch verpflichtet!
Wenn ihr ſo leidlich wohl in Amſterdam
Als Menſchen angeſehen ſeid, bleibt ihr doch
Ein ſchüchtern Wild aus einem fernen Walde,
Das zitternd ſtutzt vor jedem Chriſtengruß.
Ein Argwohn nur — ihr müßt von dannen ziehn!

Des Ahasveros Söhne müßt ihr wandern
Und wandern, wandern, wandern ruhelos —
Und weil ich nicht im Schatten ruhen will,
Als Christ mich in dem Grün behaglich streckend,
Indessen ihr im Staub der Straße zieht —
So will ich leiden mit den Leidenden —
Ihr dürft mir fluchen! Denn ich bin ein Jude!

Santos.

Seid Ihr nur Jude, um uns zu verhöhnen,
So wär' Euch besser, Ihr bliebt Gabriel!
Die Schrift, von dir geschrieben, ist den Flammen,
Bei uns bist du dem Bannfluch heimgefallen.
Gebet aus deinem Munde fährt ins Leere!
Der Athem, den du athmest, ist die Pest.
Gift ist der Blick aus deinem Auge, Lähmung
Macht Kinderspott aus deines Leibes Gliedern.
Das ist der Fluch, der über dich verhängt!
An jeder Thüre, wo du wandernd pochst,
Da öffne dir ein Feind! Wenn du erkrankst,
Sei Gift in jedem Glas, das man dir reicht,
Und naht sich dir der Todesengel einst,
So stirb am Weg, das Haupt gen West gerichtet!

Alle (mit gesenktem Haupte).

Wehe!

Uriel (für sich).

Mich schaudert! Nicht für mich, nein, für den Wahn,
Der so sich täuscht, dem Himmel zu gefallen!

Santos.

Ein Blinder sollst du an den Häusern tasten,
Und Fluch der Hand, die einen Stab dir reicht!

Fällſt du, dann öffne ſich der Erde Schlund,
Verſchlingend dich, wie Datan und Abiron —

Alle (mit geſenktem Haupte).

Wehe!

Santos.

Die Kirche ſtößt dich aus, verflucht durch mich
Den Leib, der dich geboren —

Uriel.

Mutter!

Santos.

Fluch dem Freund,
Der dir im Elend je die Treue hält —
Fluch allem, was ſich dir verwandt noch fühlt —
Was ſich dir naht, was du berührſt, iſt todt!
Verſchmachten wirſt du in dem Durſt nach Liebe;
Nie gibt ſich dir ein liebend Herz des Weibes —

Judith (tritt muthvoll hervor).

Das lügſt du, Rabbi!

Manaſſe.

Wie? Verwegene!

Silva.

Führt ſie hinweg, Jochai!

Jochai.

Die Verräth'rin!

Judith.

Verrathen will ich mich und Euch! Verrath
An Euch iſt Himmelstreue! Zittert Ihr,
Daß Fluch aus ſolchem Munde Segen bringt?

Verdammt die Götter, die wir beide glauben!
Es ſind die wahren, ihnen lernet beten!
Er wird geliebt! Glaubt beſſeren Propheten!
(Sie ſtürzt an Uriel's Bruſt.)

Santos.

Die Kirche ſieht ſtatt eines Opfers zwei —
An dieſem Ort kann kein Gerechter weilen!
(Entfernt ſich mit ſeinen Begleitern, indem er erſt die Terraſſe hinunterſteigt und zur Seite abgeht. Alle folgen in Beſtürzung. Während deſſen)

Jochai (zu Manaſſe und Judith).

Die Himmelsfrage iſt mir wenig werth —
Ich ſehe nur, was menſchlich, den Verrath!
Und dennoch glaub' auch ich den alten Göttern,
Sie lehren uns das Süßeſte: die Rache!
(Er geht mit dem übrigen Theil der Gäſte. Alle ſind abgegangen bis auf Manaſſe, Uriel und Judith.)

Manaſſe.

Wie ſich aus dieſem Traum erwachen läßt,
Wie dieſe That dem Leben einzufugen,
Das weiß ich nicht und ſtell' es dem anheim,
Der mir die Erde zu regieren ſcheint,
Dem ſchadenfrohen Zufall! O, mein Kind,
Jetzt in das Hergebrachte einzulenken —
Das iſt nicht leicht! Acoſta, bleibt einſtweilen
Mit Euerm Fluch auf dieſer meiner Villa —
Die Muſen hier, die werden Euch nicht fliehn.
Ich aber muß zurück nach Amſterdam —
Du wirſt mir folgen, Judith — in die Sitte!
Was dann zu thun, das ſei mit Schmerz erwogen!
(Er geht.)

Judith.

So biſt du mein! Erobert durch die Wahrheit!
Und daß ich frei die Zeichen meiner Liebe
Darf ferner tragen vor der Welt, ſo eil' ich,
Das Herz des Vaters günſtig umzuſtimmen.
Hab' ich dem Gott gehorcht, den du mich lehrteſt?
Dem Gott, der aus des Herzens Flammen ſpricht?
O laß uns hoffen! Folge mir, mein Freund!
Wer muthig will, der hat die Welt gewonnen.

(Folgt dem Vater mit Uriel.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Zimmer im Hause Vanderstraten's zu Amsterdam. Es ist, nach Vanderstraten's Geschmack, mit Bildern und Statuetten geziert; diese letzten können auch auf dem Rande eines Kamins stehen.

Erster Auftritt.

Manasse sitzt allein an einem Arbeitstisch und rechnet.

Manasse.

Auf Wind und Meer gebautes Glück ist schwankend!
Da schreib' ich Zahlen in den Wind, ins Meer —
Des Buches Ordnung ist kein Steuerruder —
Die schönsten Zahlen spült die Welle fort;
Im Hafen nur, im Hafen kann man rechnen.

(Er steht auf, macht einen Gang durchs Zimmer und nimmt dann ein anderes Buch vom Tisch.)

Viel lieber les' ich hier dies kleine Buch!
Die Bilder, Statuen, das neckende
Versteckte Spiel muthwilliger Gewässer,
Die Bauten, alles das steht wirr und bunt
Hier auch verrechnet in den Ankaufspreisen —
Und viel zu hoch nach dem Tarif der Börse!

Was ſprecht ihr nur vom Preiſe eines Bildes
Und klagt, daß ſich die Künſtler überſchätzen?
Kann man ein Bild nach ſeinem Werthe zahlen?
Was man an einem Bild bezahlt, iſt nicht
Die Farbe, nicht die Leinwand, nicht die Zeit,
Die es gekoſtet, ſelbſt der Genius nicht,
Der es geſchaffen — denn der Genius gäbe
Viel lieber ſeine Arbeit als Geſchenk —
Was man bezahlt, iſt der Beſitz des Bildes!
Dies heimlich ſtille, trauliche Gefühl,

(er nähert ſich einem Bilde zur Seite und betrachtet es, indem er die Arme über dem Rücken verſchränkt)

Das Schöne für ſich ſelber zu genießen!
Für ſich allein, geſtört von keinem Auge,
Von keiner blinden Neugier angeredet,
Von keinem halben Kennerwort zerſtreut!
Nur eines in der ganzen Welt, wie dies!
Hier, wo ſich alles ewig wiederholt,
Ein ſchönes Etwas einmal nur vorhanden!
Und dieſes Eine, Echte, Allbekannte,
Wie die Geliebte, heilig, unentweiht,
Nur uns gehörend, uns nur hingegeben —
Da ſprechen dieſe Menſchen noch von Zahlen!

(Er kehrt zu dem großen Buche zurück.)

Und dennoch mahnen ſie, wenn ſie nicht ſtimmen! . .
O ſchwere, ſchwere Sorge! . . Wenn ich wieder —?!

(Er verfällt in Sinnen.)

Zweiter Auftritt.

Judith. Manasse. Später Simon.

Judith
(nachdem ſie ihn beobachtete).

Ich ſuch' Euch, Vater, und ich find' Euch nicht.
In Euerm Abſchluß ſcheint Ihr wie verloren.
Ihr ſeht ſo trübe —

Manasse.

Schein' ich's, bin ich's nicht.

Judith.

Die Opfer haben Euch ermüdet, die
In dieſen ſchweren Tagen Ihr gebracht?

Manasse.

Man iſt nur glücklich, weißt du ja an dir,
Durch fremden Schmerz —

Judith.

Den Ausgeſtoßenen,
Den alles flieht, der ſelbſt die heil'ge Schwelle
Des Hauſes ſeiner Mutter nicht betritt,
Ihr bergt ihn vor der Wuth des Fanatismus,
Laßt ihn in unſrer Villa friedlich wohnen
Und fügt Euch ſelbſt, ihn Euern Sohn zu heißen!
Die Menſchen nennen Euch den kalten Weltmann
Und hart erſcheint die Schale Eures Weſens —
O, kennten ſie den Kern, den weichen, edeln!

Manasse.

Du hebſt mich viel zu hoch, mein gutes Kind!
Daß ich Acoſta ſchütze, thu' ich nicht

Um ihn; denn ich geſtehe dir, ein Geiſt,
Der ſich nicht fügt dem allgemeinen Weſen,
Bleibt mir befremdlich und ich lieb' ihn nicht.
Dir iſt er werth, du haſt es laut bekannt
Mit wildeſter Verletzung aller Pflichten —
Ich mag die Scene mir mit Worten nicht
Erneuern —

Judith (für ſich).

Und ich lebe nur in ihr.

Manaſſe.

Nach Uriel's Widerruf weiß man, daß ich
Dem Ungeliebten die Hand der Tochter,
Weil ſie ihn liebt, nicht weigern will — warum
Ich ſchwach bin, fühlſt du wol, mein Kind!

Judith.

Um mich!
Um Euer ſanftes, mildes Vaterherz —
Und auch um Euch, um Euer Menſchenherz!

Manaſſe.

Da irrſt du, Kind! Die Menſchen haſſ' ich nicht —
Doch hab' ich auch den Drang nicht, ſie zu lieben.
Ich lernte ſie von einer Seite kennen,
Die mich gezwungen, nur mir ſelbſt zu leben.
Du warſt noch Kind, vor funfzehn Jahren war's,
Da ſtand an einem Morgen an der Börſe:
Manaſſe Banderſtraten iſt gefallen!
Mit großen Lettern ſtand es an der Börſe:
Manaſſe Banderſtraten iſt gefallen!
Ein wenig Mitleid, manche gute Lehre,

wenn Sie hören, daß Sie ſelbſt eine Kaiſerkrone erringen können, aber wenn Sie den Prinzen von Wales lieben —

P. Wilhelmine.

Den Prinzen von Wales? Wer behauptet das?

Erbprinz.

Ihre Mutter, die es ahnt, Ihr Vater, der es befiehlt.

P. Wilhelmine.

Den Prinzen von Wales? Meinen Couſin, den ich nie geſehen? Einen Prinzen, der nie ein Intereſſe an mir verrathen hat? Einen Prinzen, den ich ſeiner freien Sitten wegen verabſcheue?

Erbprinz.

Prinzeſſin, Sie lieben den Prinzen nicht?

P. Wilhelmine.

Mein Herz iſt frei. Keine Macht der Erde ſoll mich zwingen, es einem Manne zu ſchenken, den ich nicht ſelber wähle.

Erbprinz.

Hör' ich recht?

P. Wilhelmine (ſich zur Kraft erhebend).

Ich war gehorſam von den erſten Regungen meines Bewußtſeins an. Nie hab' ich einen Willen gehabt, nie gewagt, wenn ich ihn hatte, einen Willen zu äußern. Aber wenn man mir das Einzige rauben will, was mir nach ewigen Demüthigungen noch als mein

Ein Seufzer hier, ein Achselzucken dort,
Mehr fand der Scheiternde am Ufer nicht.

Judith.

Nicht meine Mutter, Vater?

Manasse.

Deine Mutter!
Gesegnet sei ihr Angedenken! Ja!
Die gab mir Muth zu neuer Thätigkeit.
Sie sah noch einmal unsre Sonne lächeln —
Und starb im Glück — erschöpft von jener Kraft,
Die künstlich sie der Welt zur Schau getragen.
Der kalten Welt! Ha, dies Gefühl des Elends,
Daß man allein nur sich vertrauen darf,
Daß keiner für uns in die Schranken tritt,
Daß wir uns selbst, ein Weib, ein Kind vielleicht
Die Schmiede unsers Glückes sind — o sieh!
Da hab' ich mir mein Leben in den Bann
Des eigenen Behagens eingepferchet
Und leide bitter, wenn mir so die Welt,
Die wirkliche, ans stille Fenster pocht.

Simon (meldet).

De Silva schickt und meldet, daß er käme —
Im Augenblick schon dürft Ihr ihn erwarten. (Ab.)

Judith.

De Silva?

Manasse.

Ja! Und Uriel?

Judith.

Ist drinnen,
Wie Ihr befohlen, heimlich —

Manaſſe.

Klagſt du noch,
Du junge Welt, die alte ewig an?
Sieht ſie noch immer euerm Glück im Wege?
De Silva bleibt Acoſta hold; vermittelt
Die Sühnung mit der Synagoge, ſucht
Jochai's wilde Rache zu beſänft'gen —
Geh! Rufe Uriel —

Judith.

Dank, theurer Vater!
O wüßt' ich irgendeine große That!
Ich ſchäme mich nur immer anzunehmen.

Manaſſe.

Geh! Rufe deinen Freund!

Judith.

Und gib dich nicht
Für kälter aus, als deine Seele glüht!
Du liebſt den ſchönen Schein der Kunſt; warum
Den ſchöneren des beſten Herzens nicht?

(Sie eilt nach innen.)

Manaſſe (ihr nachblickend und ſein Hauptbuch nehmend).
„O wüßt' ich irgendeine große That!"
Die aber, die ſie ſchmerzen würde, nimmt ſie
Natürlich davon aus — De Silva kommt.

Dritter Auftritt.

De Silva. Manasse.

Manasse.

Daß Ihr erscheint, ich danke Euch dafür —
Ihr wollt den Frieden meines Hauses fördern.
Nicht Klage, Silva! Auch nicht Vorwurf, Schwager!
Am wenigsten, ich bitt' Euch, Trost!

Silva.

Ihr sieht
Den Schmerz beständig, wunderlicher Mann,
Und eben deshalb läßt er nie Euch los.

Manasse.

Habt Ihr gesprochen mit dem Rath der Drei?

Silva.

Soeben komm' ich von der Synagoge.

Manasse.

Ist alles fertig für den Widerruf?
Ich wünschte, diese Dinge gingen rasch,
Damit das böse Blut sich nicht versetzt,
Sich nicht noch mehr der Groll des Wahns verhärte —

Silva.

Ihr scheltet Wahn, was mir der Glaube heißt.

Manasse.

Auch diese Feindschaft, die mir Fallen legt,
Auch diese Rachsucht wäre Glaubenssache?

Jochai's ganzer Anhang grüßt nicht mehr.
Ich hab' es auf der Börse wohl gemerkt,
Wie man die Stellen aufsucht, wo man glaubt,
Daß ich am leichtesten verwundbar bin.
Wenn man den Kaufmann in die Enge treibt,
Ist er verloren —

Silva.

Habt Geduld und hofft!

Manasse.

Geduld und Hoffnung da, wo Augenblicke
Ein ganzes Leben mir zerstören können?
Wenn mich Jochai stürzen will — dann —

Silva.

Schwager!

Manasse.

Genug davon! Nur Eile! Hört Ihr? Eile!
Ihr werdet mit Acosta reden — sagt
Was er an Formeln zu beachten hat,
Damit uns nicht der ganze Schwarm der Meute,
Von Priestern aufgehetzt die Masse droht —
Ich geh' — Acosta kommt — sprecht Ihr mit ihm!
Und sagt, de Silva, wir sind unter uns,
Ihr liebt doch selbst die Priester nicht von Herzen,
Wie ist es möglich, orthodox zu sein!
Wie möglich, daß man durch Philosophie
Den alten Wust sich selber construirt
Und wieder ankommt, wo man ausgegangen!
Als Kind, ja wohl, da will ich gerne glauben,
Im Glauben wäre zweimal zwei gleich fünf;
Doch geht mit der Philosophie, wenn sie

Im Kinderglauben ein Geheimniß findet
Und, zweimal zwei sei fünf, beweisen will!
Verzeiht, ich muß mit meinen Schreibern rechnen;
Da kommt das Einmaleins mir der Vernunft
Beiläufig so in die gesunden Sinne.
(Ab nach außen.)

Silva.
Mit Zahlen will er Gottes Größe messen!

Vierter Auftritt.

Uriel (von innen). De Silva.

Uriel (bleibt an der Thür stehen).
Ich bin's, de Silva! Darf sich der Verfluchte
Dem Anwalt der gerechten Seelen nahn?

Silva.
Das Heiligste, die Pflicht, ist leider das,
Was wir am öftersten in uns bekämpfen
Und meistens wider Willen thun. Acosta,
Nicht gerne hab' ich Euch verurtheilt.

Uriel.
Wohl,
Ich weiß! Ihr ließt mir einen Ausweg offen,
Den einzigen, den ich nicht wählen durfte.

Silva.
Mich rührt's, daß Ihr doch noch für Juda fühlt,
Sind mir auch Eure Gründe allzu weltlich,

Wie Judith's Liebe faſt mir teufliſch ſcheint.
Genug! Ich ſell Euch als Verwandten grüßen
Und um ſo lieber biet' ich meine Hand,
Als ein Talent, ein reichbegabter Geiſt
Für Amſterdam dadurch erhalten bleibt.

Uriel.

Wo ſeh' ich eine Möglichkeit, de Silva?
Beglückt bin ich von eines Engels Liebe —
Doch darf ich nehmen, was ich zu behaupten
Kein einziges erlaubtes Mittel kenne?

Silva.

Doch! Doch! Ich komme von dem Rath der Drei.
Die Sitzung war für Eure Sache günſtig,
Den Schwiegerſohn Manaſſe's Banderſtraten
Wird man zum Acte der Verſöhnung nicht
Mit allzu ſchwerer Prüfung vorbereiten.
Ihr ſeid erwartet. Schreitet unerſchrocken
Hinaus auf die verbotnen Plätze! Klopfet
Dreimal ans äußre Thor der Synagoge
Und laßt den Schwarm des Volks Euch nicht verdrießen!
Nach kurzem Harren wird ein Diener kommen
Und Euch in Prüfungshaft zum Oberrabbi
Aliba führen — dies des Rathes Vorſchrift.

Uriel.

Ich hör' Euch an und höre ſtaunend wieder —
Man hat mich Euch zu grüßen aufgefordert,
Deshalb bin ich gekommen. Wovon ſprecht Ihr?

Silva.

Von Eurem Widerruf.

Uriel.

Wovon, de Silva?

Silva.

Ihr ſtellt Euch ſo befremdet und Ihr wißt doch,
Daß nur der Widerruf vom Bann befreit.

Uriel.

Der Widerruf? Befremdend Wort, das bebend
Kaum über meine Lippen geht! De Silva,
Wer hat Euch denn geſagt, daß ich erwarte,
Von dieſem Banne mich befreit zu ſehn?

Silva.

Acoſta! Sammelt, bitt' ich, Eure Sinne!
Soll Euer Wahnwitz für Charakter gelten?
Dem Ausgeſtoßnen ſeine Tochter geben,
Heißt ſelbſt ſich um den Namen Jude bringen.
Auch ſeid Ihr, wenn Ihr länger hier verweilt,
Kaum ferner ſicher mehr in Amſterdam —
Die Chriſten ſchützen uns, nicht Euch.

Uriel.

Ich weiß es
Und überlege längſt, wodurch ich mir
Mit irgendeiner Menſchenmöglichkeit
Mein unerlaubtes Daſein friſten werde;
Doch habt Ihr jemals Denker Euch genannt,
Hat je ein Glanz von oben Euch beſchienen,
Wie ſagt Ihr ſo gelaſſen: Widerrufe!

Silva.

Die Reue ſteht auch ſelbſt dem Helden ſchön.

Uriel.

Der Held bereut durch eine zweite That.

Silva.

Den Irrthum zu bekennen ſchändet nicht.

Uriel.

Mir ſelber bin ich irrend, Prieſtern nicht.

Silva.

Der Prieſter nimmt die Reue nicht für ſich.

Uriel.

Iſt ſie für Gott, ſo weiß ich ſelbſt den Weg.

Silva.

O Uriel, das iſt es, was ich tief
An Euch beklage — Dieſes leere Pochen
Auf eine Ehre, wo nicht Ehre gilt —
Auf dieſe kleine Scheidemünze, die
Ihr auf das Zahlbret Gottes werfen wollt!
Dem Himmel iſt die Reue wenig werth,
Sie gilt nur für die allgemeine Ordnung,
Für die geſtörte Harmonie des Ganzen
Und deren Ausdruck iſt des Prieſters Ohr!
Nehmt doch den ganzen Bau, nehmt doch das All!
Was ſeid Ihr? Sandkorn in dem großen Ganzen.

Uriel.

Mir ſelber bin ich eine ganze Welt.

Silva.

Wenn Ihr Euch aufbläht — ja!

Uriel.

Das Weltall iſt
Dann auch nur eine prahleriſche Null.

Silva.

Ihr dünkt Euch frei! Ihr pocht mit Euerm Denken —
Und forsch' ich in Natur, im Wintertod,
In Frühlingsblühen und in Herbsteswelken,
Und setzt' ich Gläser auf das Auge, daß
Den Wurm ich oben am Saturn erblickte —
So fühl' ich, daß wir nichts im Eignen sind,
Daß wir gebunden leben in dem Ganzen
Und frei nur sind in dem Nothwendigen.
Ist das einmal dem Geiste aufgegangen,
So werd' ich wol nicht gegen das, was zwar
Im Glauben unsrer Väter schon bestand,
Was tausend Jahre fest bestand, den Witz
Der eigenen Vernunft so sehr verachten,
Daß ich nicht sagte: Es kann Irrthum sein.
Doch tausend Jahre dauert dieser Irrthum,
Hat zehnmal Tausend über Lebensschmerzen
Und Millionen übers Grab geleitet —
Hat Euer Glaube Einen schon beglückt?
Die Hand aufs Herz! Acosta! Nicht einmal
Euch selbst!

Uriel.

Wol möglich das, de Silva — möglich!
Vielleicht ist's recht, wenn man des Blinden Stab,
Der ihn dreitausend Jahr' hindurch geführt,
Sein helles, reines, sehend Auge nennt.
Der Stab, er hilft dem Blinden suchen, tasten,
Er schützt vor Unfall ihn, er ist sein Auge.
Da plötzlich fällt ein Glanz in seine Dämm'rung,
Der Blinde sieht, er sieht mit seh'ndem Auge —
Er blickt beseligt auf zum Sonnenball.

Die Sonne blendet, ungewohnt iſt alles,
Er kann die Dinge, die er ſieht, nicht nennen,
Er taſtet an, was ſchädlich; ja, er ſtrauchelt;
Das helle junge Auge hat noch nicht
Des Stabes tauſendjährige Gewöhnung,
Die dunkel ihre dunkle Welt begriff.
Doch darum, weil die Wahrheit nicht das Glück,
Das volle Glück des Lebens gleich gewährt,
Weil der erlöſte Blinde ſtrauchelt, fällt;
Darum ſoll er das ungewohnte Schauen
Ins grüne, neue, junge Leben Irrthum,
Des Sehens erſte Freude Sünde nennen?
Nein! Wenn mein freigewordnes Auge auch
Vom Glanz des Lichtes noch ſo ſehr mich ſchmerzte,
Den Schmerz der Wahrheit — widerruf' ich nicht.

Silva.

So wandelt Euern Pfad, der Fluch folgt auf
Der Ferſe. Judith wird zum zweiten mal
De Santos nicht der Lüge zeihen können.
Sie wird dem Vater nicht die Grube graben
Und mit Euch in die Wälder ziehn! Lebt wohl!

(Zögernd.)

Bei Euerm Gleichniß von der Blindheit hab' ich
An Eure blinde Mutter denken müſſen —

(Will gehen und kehrt noch einmal zurück.)

Acoſta! Tief in unſerm Volke wurzelt
Der Zauber der Familie! Sonſt, o ja,
In alter Zeit auch riß ſich mancher Zweig
Vom Stamm der Liebe los, wie Abſalon
Von David — ſpäter aber, im Exil,

unantaſtbares Eigenthum geblieben iſt, die freie Wahl meines Herzens, dann iſt die grundloſe Tiefe meines Gehorſams erſchöpft. Ich fühle, daß mein Bruder berechtigt war, ſich von einem ſolchen Joch zu befreien und ich werde der Welt zeigen, (ſtolz) daß ich die Schweſter dieſes Bruders bin.

Erbprinz.

Prinzeſſin! (Bei Seite) Was thu' ich nur? (Laut) Prinzeſſin, drüben die grünen Guirlanden an dem kleinen Fenſter, die Blumenſtöcke ſind ein ſo traulicher Verſteck, der kleine Hänfling in dem Bauer wartet ſo ungeduldig auf die Ankunft ſeiner holdſeligen, freundlichen Herrin —

P. Wilhelmine.

Was wollen Sie dort?

Erbprinz.

Die Stelle eines verkannten, verleumdeten Gelehrten vertreten und unter vier Augen, nicht beängſtigt von dieſen Fußtritten in den Corridoren, von den grauſamen (Trommeln in der Ferne) Wächtern Ihrer Freiheit, der liebenswürdigſten Fürſtin Europa's ſagen —

P. Wilhelmine.

Sie haben mir nichts, gar nichts zu ſagen —

Erbprinz (ſtürzt ihr zu Füßen).

Prinzeſſin, daß es einen Fürſten giebt, der dereinſt zwar nur über einen kleinen Flecken deutſcher Erde zu gebieten hat, dem aber der Zauber Ihrer Schönheit,

Da wir verfolgt, da nichts uns blieb im Elend,
Als dieſer Troſt, daß uns doch — Kinder lieben,
Daß uns ein — Vater doch beſchützt in Noth,
Ein Bruder uns doch — ſeinen Bruder nennt,
Da ſchlang ſich inniger um uns dies Band
Der Ehrfurcht vor dem heil'gen Herd des Hauſes.
Wir brachten Opfer unſrer Freiheit, mieden
Das ſchwache Vorurtheil der alten Aeltern
Und warteten, nicht bis wir mündig waren,
Um dies zu thun und das zu unterlaſſen,
Wir warteten bis auf den Tod der Unſern.
Dann ſind wir frei, dann ſei die eigne Meinung,
Die Fahne unſrer Wünſche aufgeſteckt —!
Sind das nur Luftgebilde Euerm Geiſt,
Den fremde Leiden nicht bekümmern dürfen?
Manaſſe's Schmerz nicht, Judith's Liebe nicht? — —
O macht es mit Euch ſelber aus, wer ſiegt,
Ob Euer Herz, ob Euer freier Geiſt —
Ihr müßt Euch prüfen in dem Grund der Seele
Und was Euch edler dünkt, das thut. Lebt wohl!

(Er geht nach unten.)

Fünfter Auftritt.

Uriel (allein). Später Simon.

Uriel.

Ob mir die Wahrheit edler als die Liebe?
Wel kenn' ich Tauſende, die jeden Werth

Der Seele, Adel der Geſinnung, ja
Das Vaterland und ihren Glauben opfern,
Um fortzuräumen, was nur irgend zwiſchen —
Dem erſten Kuß von einem Mund wie Judith's
Und allem läge, was ſie ſelber ehrt.
Ich liebe Judith; doch ich müßte mich verachten,
Wenn wie ein blöder Schäfer aus der Fabel,
Wie ein bebänderter Amynt der Bühne
Ich ſchmachtete und ſo in Wachs zerflöſſe!
Erſt glauben und dann widerrufen? Feige
Sich ſelber einen Meineid ſchwören? Nein!
Die Ueberzeugung iſt des Mannes Ehre,
Ein golden Vließ, das keines Fürſten Hand
Und kein Kapitel um die Bruſt ihm hängt.
Die Ueberzeugung iſt des Kriegers Fahne,
Mit der er fallend nie unrühmlich fällt.
Der Aermſte ſelbſt, verloren in der Maſſe,
Erwirbt durch Ueberzeugung ſich den Adel,
Ein Wappen, das er ſelbſt zerbricht und ſchändet,
Wenn er zum Lügner ſeiner Meinung wird.
Mag auch mir raunen eine Stimm' ins Ohr:
Das Herz iſt dir gewiſſer als der Geiſt,
Die Liebe täuſcht ſich nicht wie der Gedanke —
Ich kann nicht anders. Es iſt Ritterſtolz,
Was mir die Sporen in die Seite drückt
Und jede blaſſe Furcht zum Schweigen bringt.
Hab' ich geirrt, ſo irrt' ich nur der Wahrheit;
Den Prieſtern widerruf' ich nicht. (Er will nach außen gehen.)

Simon.

(Draußen.) Hier tretet ein!

Dem Fräulein will ich's melden.

Uriel.

Stimmen? Mich zu ſchauen
Iſt jedem Frommen, jedem Heuchler Greuel —

Simon (draußen).

Hier! Hier! In dieſem Saale wartet nur!

(Die Thür öffnet ſich.)

Uriel (die Eintretenden erblickend).

O ew'ger Gott — was ſeh' ich — meine Mutter!

(Tritt bei Seite.)

Sechster Auftritt.

Eſther Acoſta. Ruben. Joel. Uriel. Eſther iſt blind und wird von Uriel's beiden Brüdern geführt.

Ruben.

Hier ruht Euch, Mutter! (Führt ſie zum Seſſel.)

Eſther.

Ob ſie kommen wird?

Joel.

Ich ließ ihr unſern Namen noch verſchweigen..

Eſther.

Daß ich ſie ſehen könnte —!

Uriel (läßt ſich ihr zu Füßen nieder).

Mutter!

Eſther.

Du?
Du biſt es — Uriel — die Hand iſt dein —

Uriel.

Kannſt du den Fluchbeladenen noch erkennen?

Eſther

Noch iſt's dein Haar — dein Bart — und deine Wange —
Und Thränen auf der Wange? Ja, du biſt's —
Der Fluch hat nichts an dir verändern können.

Ruben (trübe).

Wir ſind um Judith hergekommen, Bruder!
Die Mutter möchte gern ein Weſen, das
Dich liebt und ihre Liebe kühn bekannte,
Sie möchte — ihre Tochter —

Uriel (aufhorchend).

Sehen? Ruben,
O ſage ſehen! Sähſt du ſie mit Augen!

Eſther.

Schön ſoll ſie ſein, mein Sohn, doch ſchöner noch
Als ihre Reize, die verwelken werden,
Dünkt mir die Liebe, die ſie dir geweiht —
Im Unglück hat ſie ſich für dich bekannt —

Uriel.

Ihr ſeid gemeldet? Längſt ſchon wollte ſie
Zu meiner Mutter — ich hab' ſie verhindert!
Das Glück, ſie mein zu nennen, wird uns nie.

Eſther.

Ich wußt' es wohl.

Uriel.

Wie wußteſt du's?

Joel.

Die Mutter
Will ſagen, daß der Bann euch trennen muß.
Vom Widerrufe hat noch nichts verlautet —

Ruben.

Auch deshalb ſind wir hergekommen, Bruder,
Weil wir von Amſterdam mit unſrer Mutter
Uns nach dem Haag begeben wollten, künftig
An einem fremden Aufenthalt zu wohnen.

Uriel.

Ihr nach dem Haag? Mit unſrer blinden Mutter?

Eſther.

Was thut das mir? Ich denk' im Haag, ich bin
In Amſterdam! Hab' ich doch hier ſo oft
Mich an den Tajo wieder heimgeträumt.

Uriel.

Und warum dieſe Mühſal? Warum reiſen?

Joel.

Vergebung — theurer Bruder —

Eſther.

Sagt es nicht!

Ruben.

Der Handel, den vom Vater wir geerbt,
War raſch emporgeblüht —

Uriel.

Du ſelbſt Senſal
Und Zwiſchenhändler an der Börſe!

Ruben.

Jetzt —

Uriel.

Man ist euch feind — um mich?

Joel.

Es zeigt sich so.
Weil man es fühlt, daß dich und deinen Geist
Der Bannfluch wenig drücken wird und hindern,
So läßt die Feindschaft nicht, doch irgendwo
Die Wirkung ihres Sieges zu verspüren —
Da trifft es uns!

Esther.

Nicht mich, mein Sohn — nicht mich!

Ruben.

Im alten Wirken sind wir wie gelähmt,
Man weicht uns aus, man sieht uns keine Rede,
Ein jeder fürchtet sich uns nur zu grüßen;
Von Handel, von Geschäften kann dabei
Nicht ferner Gutes zu erwarten sein
Und so sind wir entschlossen auszuwandern.

Uriel (für sich).

O Ahasveros!

Esther.

Gerne will ich wandern
Und ging' es, wie vor Jahren, übers Meer.
Was aber hilft es! Uriel, du kannst,
Wo Juden wohnen, keine Freistatt finden.
Und wenn ich sterbe, immer hab' ich doch
Gedacht, wenn die, die sehen können, sterben,
So bricht ihr Auge — meines, hofft' ich, würde
Dann einmal noch in alter Helle glänzen.

Noch meine Kinder ſehn — dich aber werd' ich
Mit ſeh'ndem Aug' im Tod vergebens ſuchen.
(Uriel wendet ſich gerührt ab.)
Manaſſe's ſchönes Kind bleibt lange aus.

Joel.

Es gehen Thüren —

Ruben.

Horcht, ein rauſchend Kleid.

Siebenter Auftritt.

Judith. Die Vorigen.

Judith.

Ihr habt nach mir verlangt, ihr werthen Herren?
Und jene greiſe, würd'ge blinde Frau? —
(Steht eine Weile ſinnend.)
Acoſta — das iſt? — Unſre Mutter!
(Küßt ihr die Hände.)

Eſther.

Nein!
Laß mich dir ſelbſt die Stirne küſſen, Engel!

Judith.

Längſt hätt' ich Euern Segen ſchon erfleht,
Aus Euerm Angeſichte mir das Bild
Des beſten Sohnes ausgefunden —

Eſther.

Recht!
O lob' ihn mir — ich liebe dich dafür!

Judith.

Noch werden all' ihn einſt bewundern, Mutter!
Bis dahin hat er uns.

Eſther.

O klingt das ſüß!
Ein Schimmer nur von dir ins dunkle Auge!
Und nun, wenn mich der Tod ereilen wird,
Darf ich ihn nicht einmal an dich vererben!

Judith.

Nicht an ſein Weib?

Eſther.

Sein Weib? Wirſt du ſein Weib?
Betrübe deine Aeltern nicht, mein Kind!
Flieh nicht mit ihm! Dein Vater hat nur dich!
Nur eine einz'ge Tochter hat Manaſſe.

Judith.

Verſteh' ich? Uriel? Du wollteſt — nicht —? (Sie blickt ihn lange mit zitternder Verzweiflung an.) Verzeihe Himmel!
Daß ich geglaubt, es würde dieſe Erde
Für ſo viel Liebe ſchon beglücken können!

(Sie ſinkt zu den Füßen Eſthers.)

Uriel (kämpft mit ſich. Er blickt die Gruppe der Mutter, der Geliebten, ſeiner Brüder, die traurend hinter dem Seſſel der Mutter ſtehen, mit Rührung an. Für ſich.)

O ſprachſt du wahr, de Silva! Ja, es wurzelt
In unſerm Volk tief die Familie!

(Wild auffahrend.)

Was ſchweigt ihr? Redet! Foltert mich nicht ſo!

Judith.

Mutter, wir werden nicht geliebt'

Uriel.

Ein Pfeil ſteckt mir
Im Herzen — ſchreien möcht' ich wie ein Thier —
O ſeht mich nicht ſo bittend an! Die Thränen,
Die ihr vergießt in euerm herbſten Leid,
Sind Freude gegen meine — trocknen Augen.
Ihr ſchweigt? Ihr blickt mich ſeufzend an? Erwartet
Von mir die eine That, die ſchmerzlichſte?
Dem Herzen ſoll ich opfern meinen Geiſt,
Der Liebe meine heil'ge Ueberzeugung?
Du Stolz, was bäumſt du dich ſo wild empor?
Ha, borſtig Ungethüm, fletſch' nicht die Zähne —
Sei Wurm! Menſch, Thier, duck' unter — unter — unter!
Gebt Rettung vor dem ſtummen Blick der Liebe!

(Geht rückwärts ſchreitend.)

Wer ſchützt mich vor den ſtummen Augen? Schließt
Die Augen! Blinde Mutter, ſchließ die Augen —

(Er reißt ſich mit gewaltigem Entſchluſſe los.)

Die Augen —! Ich thu's — ich thu's — ich thu's —

(Rückwärts ſchwankt er an die Thür nach außen. Die Seinigen mächtig erregt.)

Judith.

Er geht um ſeine Mutter.

Eſther.

Nein! Er geht
Um dich!

Zoel.

O ſegne Gott den Augenblick!
Er widerruft —

Eſther.

O, laß mich! Laß mich, Kind —
Ich muß ihn küſſen — Uriel, mein Sohn!

Laß mich zu ihm! Wo biſt du — Uriel —?
Wer hat den Muth, ſich ſeinen Feind zu nennen?
Wer rühmt ſich edlern Sinnes? Kommt! O kommt!
Wir wollen rufen auf der lauten Gaſſe:
Das iſt ein Sohn, der ſeine Mutter liebt!

(Eilt Uriel raſch. Joel und Ruben folgen ſie.)

Judith (allein am Fenſter).

Er iſt im Hof — im Mantel kaum verhüllt,
Mit bloßem Haupte ſtürmt er wild dahin —
Er ſtutzt — O Gott — er wendet ſeinen Fuß —
Er zögert — dieſe Straße dort — links oder — rechts?
Er geht — er geht den Weg zur Synagoge!

(Sie entfernt ſich vom Fenſter.)

So plötzlich das? Und doch vielleicht — um mich?
So plötzlich und vielleicht zu raſch — O Himmel,
Wenn er's bereute! — Faßt es mich nicht bleiern?
Iſt denn das Weib des Mannes ew'ger Fluch,
Seit Anbeginn der Welt ihn ſchon verkleinernd?
Sein Blick war matt wie eines Sterbenden —
Kalt ſeine Hand, die Kniee zitterten —

(ſtürzt ans Fenſter und ruft hinaus)

Laß ab! Laß ab, Acoſta — thu es nicht! — — Zu ſpät!
Verhängniß, ſtrafe gnädig unſre Schuld!

(Sie ſinkt in einen Seſſel.)

(Der Vorhang fällt.)

die Güte Ihres Herzens den Muth giebt zu sagen: Ich liebe Sie, ich bete Sie an!

P. Wilhelmine.

Prinz, was beginnen Sie? Stehen Sie auf, ich höre kommen —

Erbprinz.

Nicht eher, als bis Sie mir sagen: Ich komme —

P. Wilhelmine.

Wenn man uns überraschte, stehen Sie auf! —

Erbprinz.

Werden Sie kommen?

P. Wilhelmine.

Wohin denn? Auch dort bin ich nicht ohne Zeugen.

Erbprinz.

Aber es sind Menschen, die sich in ihrer Armuth glücklich fühlen, daß eine Fürstin eine Stunde bei ihnen frei ist. Ich habe Ihnen viel zu sagen, über die englischen und österreichischen Pläne, die man mit Ihnen hat, Prinzessin, Sie müssen es mir im Style von Versailles, den ich gründlich kenne, wieder sagen, daß Sie mich hassen, mich verabscheuen —

P. Wilhelmine.

Prinz, Sie foltern mich. Ich höre Stimmen — man nähert sich, stehen Sie auf —

Erbprinz.

Werden Sie kommen?

Vierter Aufzug.

Im Tempel.

Ein niedriges Gemach, rechts und links mit offenen Eingängen. An den Wänden sind die Gesetztafeln mit hebräischen Buchstaben gemalt. Im Hintergrunde trennt ein großer Vorhang dies Gemach vom Innern der Synagoge, das erst später sichtbar wird.

Erster Auftritt.

Santos. De Silva (treten auf). Später Diener.

Silva.

Und niemand ward inzwischen eingelassen?

Santos.

Er blieb allein, wie das Gesetz es will.
Als er ans Thor der Synagoge pochte,
Hat er den Finger Gottes wohl erkannt.

Silva.

Mit Steinen wirft der Finger Gottes nicht.

Santos.

Doch in dem Zorn des Volkes mußt' er fühlen,
Was er zu fühlen selbst sich nicht gestand.

Verhöhnt, ohnmächtig, mit zerriſſnen Kleidern,
Sank er im Hof der Synagoge nieder.
In Einſamkeit, von allem abgeſchnitten,
Was die Betrachtung hätte ſtören können,
Erwartet er Befreiung und Verſöhnung.

Silva.

Daß er die eine wie die andre fände!
Vom Krankenbett der Mutter ward ihm nichts
Gemeldet?

Santos.

Seine Brüder wünſchten Einlaß:
Doch hätt' ihn die Gefahr der Mutter ängſt'gen,
Als Folge ſeines Fluchs erſcheinen können —

Silva (bei Seite).

Großmüth'ge fromme Vorſicht das!

Santos.

Auch Judith,
Manaſſe's Tochter, die Prophetin Baal's,
Die meinem Fluch die Spitze biegen wollte,
Bat oft um Einlaß —

Silva.

Auch zurückgewieſen?
Ganz Amſterdam erfüllt die Schreckenkunde
Vom zweiten Sturz Manaſſe Vanderſtraten's!
Jochai, o, der hat es wohl verſtanden,
Als Sproß des reichſten Handelshauſes ſich
Mit künſtlichen Umſtrickungen zu zeigen.
Ein träumeriſches Leben hat mein Schwager
In ſeinen Bildern, ſeinem Park geführt

Und im gewohnten Gleiſe, ſicher, ſorglos
Trug ihm ſein Pfund die immer gleiche Rente.
Da plötzlich ſtellt der junge Handelskünſtler,
Der abgewieſne Schwiegerſohn, ihm Fallen,
Wie ſich's in London, in Venedig lernt,
Wenn man mit Einem Pfiff die Handelswelt
Auf eine einz'ge Kaſſe hetzend jagt.
Mein Schwager unterliegt — und Ben Jochai,
Von Liebesglut entzündet trotz der Rache,
Will jetzt, den Jammer, die Verzweiflung nutzend,
Die Hand zu friedlicher Entſcheidung bieten.
Und welche kann es ſein? Darf Judith zögern,
Dem Vater ſich zu opfern? Muß ſie nicht
Das furchtbar Schmerzliche, Verrath des Freundes,
Muß ſie den eignen Tod nicht bieten können,
Um den zu retten, der nicht leben kann,
Wenn er in ſeinem Glücke nicht mehr lebt?
Was ſie von Uriel wollte, Widerruf
Um Mutter, Brüder und um ſie — das muß
Sie ſelber jetzt um ihren Vater können.
Und alles, alles habt Ihr ihm verſchwiegen?

Santos.

Die Prüfungszeit verbietet mit der Welt
Jedweden, ſelbſt den ſchriftlichen Verkehr.

(Ein Diener bringt einen Brief.)

Diener.

An Uriel Acoſta dieſer Brief.

Santos.

Ihr wißt, daß er nicht angenommen wird.

Diener.

Sein Bruder war es, der ihn brachte, Ruben;
Er bittet flehentlich, ihn abzugeben.

Santos.

Nehmt dieſen Brief zurück — nicht iſt's erlaubt,
Daß eine Botſchaft in die Zelle dringe,
Wo Reue ſich zur Buße vorbereitet.

(Der Diener geht mit dem Briefe ab.)

Silva.

Wo ſtände das geſchrieben? Ihr verhindert,
Daß ſich ein ſtiller Seufzer zu ihm ſtiehlt?
Von Judith's kummervollen Nächten ſoll,
Vom Sturz Manaſſe's nicht ihm Kunde werden?
Ihr wißt, er widerruft um ſeine Mutter,
Er widerruft um die verlorne Braut.
Was ein verzweifelnd Herz der Liebe, was
Ein brechend Mutterherz zu melden hat,
Es iſt nicht ehrlich, das ihm zu verſchweigen.

Santos.

Seht dort den Greis Akiba, den der Glaube
Und feſtes Halten an Geſetz und Regel
Noch neunzigjährig wie verjüngt! — Acoſta
Wird aus des Rabbi Hand das Formular
Des Widerrufs empfangen. Gehet draußen
Einſtweilen zu der betenden Gemeinde!
Nach wenig Stunden ſtillt Ihr Eure Sehnſucht.

Silva.

Ich werde gehn, doch handelt weiſe mit
Dem Reuevollen, dem Ihr danken müßtet,

Daß eines ſolchen Mannes Unterwerfung
Den Zauber Eures Prieſterthums vermehrt!
Ich wünſche, daß ſich dieſer Tag zum Guten wende
Und daß Ihr ſeine Reue nicht bereut! (Ab nach außen.)

Zweiter Auftritt.

Rabbi Akiba, ein hochbetagter Greis, geführt von zwei jüngern Rabbinen. Rabbi van der Embden mit einer Pergamentrolle. Santos. Später Uriel.

Akiba (den man zu dem Ehrenſeſſel an den Tiſch geführt hat).
Bringt Ihr den Widerruf, van Embden?

Embden.
Hier,
Ehrwürd'ger Ben Akiba — abgeſchrieben
Auf dieſem Pergament!

Akiba.
So laßt mir denn
Den Reuigen zum letzten male vor!
Setzt euch um mich und glaubt, das alles war
Schon einmal da.

Santos.
Acoſta ſeh' ich kommen.

Akiba.
Das war ſchon alles da. Setzt euch, Rabbinen!
Van Embden ſoll indeß die Feder führen —
Das bloße Wort verfliegt in Luft und Lüge.
Das war ſchon alles da — glaubt mir, Rabbinen!

Epikuräer, Spötter, Glaubensſpalter —
Die Jugend denkt, es wären Neuigkeiten —
Es war ſchon alles da — glaubt mir, Rabbinen —
In unſerm Talmud kann man jedes leſen
Und alles iſt ſchon einmal dageweſen.

(Uriel tritt blaß und verfallen auf.)

Akiba.

Setzt Euch, Acoſta! Drüben ſteht — nicht wahr,
Dort drüben ſteht ein Stuhl, Rabbinen? Wie?
Setzt Euch, Acoſta! Wißt, ich zähle neunzig —
Und neunzig Jahren, denen ſieht man wol
Die müden Füße — nach — die müden Füße!

(Er ſetzt ſich.)

Santos.

Ihr habt die kürzre Friſt begehrt, Acoſta —

Akiba.

Laßt mich, de Santos — Ben Akiba hat
Mit Uriel zu reden — alles dageweſen!
Seht denn, mein junger Uriel Acoſta —
Zwei Wege gab es immer für die Zweifler,
Wenn ſie des Zweifelns überdrüßig wurden —
Der eine Weg der Reue kurz, doch ſtreng,
Der andre milde, doch von längrer Dauer.

Uriel.

Ich will den kurzen! Tödtet mich! Nur raſch —!
Ich will mich nicht beſinnen, wie ich ſterbe.

Akiba.

Was eilt Ihr ſo, mit Euern jungen Füßen,
Die lange wandern können, bis Ihr ruht,

Die lange halten bis zum letzten Halt?
Die Reue iſt ja nicht für uns, ſie iſt
Für dich! Was eilſt du ſo in wildem Sturm?
Um mich brauchſt du die ſchnelle Reue nicht!
Wenn ich ſie nicht mehr ſehe, ſieht ſie Gott.

Uriel.

Soll ich denn immer, ewig wiederholen,
Was ich ſchon viel zu oft Euch zugeſtand?

Akiba.

Nein! Nein! Ich weiß, auf Faſten, Reinigung,
Auf Talmudleſen haſt du kein Vertrauen —
So war es immer, immer war es ſo —
Drum frag' ich dich zum letzten mal, Acoſta,
Fühlſt du aus deines Herzens tiefſtem Grunde,
Daß du in deinem Buche Gott geläſtert?

Uriel.

Den Gott, der nur ein Gott der Juden wäre,
Den hab' ich nie verſtanden, oft beleidigt —
Im Protokolle ſteht es ſchon geſchrieben.

Santos.

Nur doppelſinnig, trügeriſch und falſch
Iſt alles, was du zugeſtanden haſt:
Sophisma iſt's — beweiſe, was du glaubſt!
Beweiſe, was zu glauben du uns täuſcheſt!

Akiba.

Beweiſen, Santos? Ueberlegt! Beweiſen!
Ihr müßt nicht drängen in den kranken Mann!
Wie kann man, was man glaubt, beweiſen wollen!
Vergebt, de Santos — manchmal ſprecht Ihr ſelbſt

Wie ein Epikuräer! Wie! Beweisen!
Bewiesen iſt die Sonne, weil ſie ſcheint,
Bewiesen iſt das Feuer, weil es brennt,
Bewiesen iſt die Offenbarung Gottes,
Weil ſie in unſerm Bund geſchrieben ſteht,
(Zu Santos.) Von Euch nicht — (zu Acoſta) nicht von Euch will
ich's bewieſen.

Embden.

Dann einfach ſag' uns, was du glauben willſt!

Uriel.

Ich ſagt' es ja — ich ſprach es Euch ja nach,
Daß Gott die Juden ſich zumeiſt erwählt,
Nur ihnen ſich gezeigt von Angeſicht,
Nur ihnen menſchlich ſich verſtändigte,
Nur ihnen ſprach, nur ihnen Zeichen gab,
Nur ihnen eine Offenbarung ſchrieb,
Wo jedes Wort und jedes Leſezeichen
Als göttliche Vernunft zu nehmen iſt.
Ich glaube, daß mein Geiſt mich irre führt,
Daß wir Buchſtaben nimmermehr zu deuteln,
Am Worte Gottes nicht zu meiſtern haben —
Ich glaube das, ich wiederhol' es hier —
Und glaub' es glaubend, dankend Euch von Herzen,
Daß Ihr es zu beweiſen mir erſpart.

Santos.

Nur Trotz zeugt dieſes Zugeſtändniß.

Akiba.

Nimm
Den langen Weg, dann wird, was du bekennſt,

Ins innre Herz dir fließen von der Zunge.
O wähle doch den langen Weg, Acoſta!
Er wird dir Friede gießen in die Bruſt,
In deine kranke Seele, guter Sohn!
In ſolchen Zweiflern, wie du biſt, Acoſta,
Steckt nur der allzu wilde Drang des Forſchens.
Im Talmud hat es viele ſchon gegeben,
Die irre wurden durch zu vieles Wiſſen.
Da war (halb zu den übrigen Rabbinen gewendet) ein großer Zweifler ſchon, mit Namen
Eliſa Ben Abuja, Schüler ſelbſt
Von einem unſrer weiſeſten Rabbinen,
Und Rabbi Mehir wieder war ſein Schüler.
Und weil er zweifelte, (ſteht auf) ward er verflucht.
Eliſa Ben Abuja war wie du,
Man ſcheute ſich den Namen auszuſprechen
Und hieß ihn Acher — Acher heißt der andre,
Der andre nur, ſo ſchreibt von ihm der Talmud —
Der andre hieß Eliſa und es ſtieg,
Als er geſtorben, dunkel aus dem Grabe
Ein ew'ger Rauch — das Grab, es rauchte — bis
Sein Schüler, Rabbi Mehir, linderte
Die Ruhe ſeiner Seele durch Gebet,
Er betete, der Schüler für den Meiſter,
Und aus dem Grabe rauchte es nicht mehr.
Ein ſolcher Acher biſt du — Es war alles da. (Setzt ſich.)

Uriel.

Hab' ich den Ruhm der Neuheit denn begehrt?
Der Rauch des Acher iſt die Feuerſeele,
Der Flammengeiſt, den Ihr mit ihm begrubt!

Ein Acher bin ich ſelbſt, ich bin der andre,
Der ewig andre; denn im Andersſein
Liegt die Gewähr des ewigen Entſtehens.
Und wie der Talmud doch zu deuten iſt,
So hört! Ein Acher, dünkt mich, lebte nie!
Der Acher iſt das Bild des reinen Denkens,
Denn nur im andern ſeh' ich wie ich bin,
Im andern fühl' ich meine eigne Wahrheit,
Im andern lern' ich meine Unterſcheidung,
Das andre iſt des Zweifels heiligſtes
Symbol. Der Zweifel iſt des Glaubens Nahrung —
Und jeder Denker muß ſich Acher ſein.
Ja wie der Talmud klüger iſt denn Ihr,
So gibt er Achern, der ein Bild nur iſt,
Der nie gelebt hat, einen großen Lehrer
Und einen größern Schüler, beide fromm:
Denn nur aus Zweifel kommt ein frommer Glaube.

Akiba.

De Santos! — Hab' ich recht gehört — es hätte —
Eliſa Ben Abuja nie gelebt?
Ein Wirkliches, ein Menſch, im Talmud lebend,
Der wäre nur ein Bild, nur eine Mythe —?
Und was der Glaube feſt umfangen hält
Wie Fleiſch und Bein, leibhaftig, allen faßbar,
Das wären Wolken, Dunſtgebilde, die
Erſt ſpäter menſchlich ſich geſtaltet hätten?
Nein, das iſt eine Meinung, noch zu neu
Und wol zu ſühnen, da ſie nie geweſen —
Gebt ihm des Widerrufes Formular!

P. Wilhelmine (in großer Angſt ſich umſehend).

Sie ſind fürchterlich — grauſamer Menſch — Sie ſtehen nicht auf?

Erbprinz.

Nicht eher, als bis Sie ſagen: Ich komme —

P. Wilhelmine.

Wenn Sie mir verſprechen, nur von den Plänen, die man mit mir hat und der Grammatik zu reden —

Erbprinz (ſpringt auf).

Sie werden kommen? Bei allen Sternen des Himmels ſchwör' ich Ihnen, mit dem Verbum j'aime, ich liebe, zu beginnen und Sie ſollen geſtehen, daß gegen die Sprache, die ein liebendes Herz redet, gegen die Kunſt, die in der ungeſchminkten Natur liegt, ſelbſt Voltaire nur ein Perrückenmacher iſt. (Ab.)

Neunter Auftritt.

Prinzeſſin Wilhelmine. Dann die Sonnsfeld. Zuletzt Eckhof mit Grenadieren. (In der Ferne hört das Trommeln auf.)

P. Wilhelmine (allein).

(Sie ſtürzt erſt dem Erbprinzen nach, wankt dann zurück und geht in ſchwankenden Schritten an den Tiſch, wo ſie klingelt.)

Santos (gibt Uriel das Papier).

Euch beugt das Schickſal nur, die Demuth nicht.
Von dem, was Eure Lippen hier bekennen,
Weiß Euer Geiſt nichts, der im Argen bleibt.

(Zeigt nach hinten.)

Dort auf dem Tabernakel leſt die Sünden,
Der Ihr Euch zeiht mit künſtlicher Verſtellung
Vor allem Volke, das ſich ſchon verſammelt.

Uriel.

Verſammelt? Vor dem Volk!

Akiba.

Leſt erſt allein,
Was Ihr mit feſter deutlicher Betonung
Vor der Gemeinde zu bekennen habt!
Ei, ei! Der Acher nie gelebt? Acoſta,
Ihr lebt doch! Warum ſoll denn Ben Abuja
Nur Mythe ſein?

Uriel.

O nur zu wahr! Ich lebe!

Akiba.

Nun ſeht! Dann hat der Acher auch gelebt!
Ja, ja, mein Sohn, geht hin und widerruft,
Nur um im Denken nüchterner zu bleiben —
Und leſet fleißiger daheim im Talmud!
Es haben alle Zweifler widerrufen
Und was auch einer noch ſo Kluges fand,
Es war nur Blüte eines frühern Keims —
Das Neue nur iſt droben! Hier war alles
Schon einmal da — ſchon alles dageweſen —

(während er nach rechts abgeführt wird)

Und fleißig Talmud leſen — junger Acher!
(im Abgehen)
Schon dageweſen — alles dageweſen.
(Santos und Emden folgen.)

Dritter Auftritt.

Uriel (allein). Dann Ruben.

Uriel (das Pergament betrachtend).
Entehrendes Geſtändniß, du ſtehſt treuer
Auf dieſem Pergamente nicht gemalt
Mit ſchwarzen Dolchen, Pfeilen, Vipernzungen,
Als hier in meiner Bruſt mit rothen Wunden!
Kein Balſam wird mir dieſe Wunden heilen.
Und heilte ſie vielleicht die milde Zeit,
So werden die zurückgebliebnen Narben
Mich nicht wie eines Kriegers Narben ehren. — —
In meinem Kerker war es dieſe Nacht,
Als ſäh' ich meine Mutter. Sanft und linde —
Hat ſie mich tröſten wollen — und zur Seite,
Verklärt von einem blendend weißen Lichtglanz,
Stand Judith — Ich erwachte — Kalt begrüßten
Mich wieder meine nackten Kerkerwände
Und zornig faßt' es mich, wie Galilei —
Ja, Galilei! Als du auf der Folter,
Die Erde ſtehe ſtill, beſchwören mußteſt,
Da ſprangſt du, wie die Schrauben nachgelaſſen,

Empor und rieſſt den Cardinälen donnernd
Dein ſtolzes Wort: Und ſie bewegt ſich doch!
Und dies dein „Sie bewegt ſich doch“ will mich
Seitdem nicht mehr verlaſſen, immer, immer
Klingt mir's im Ohre: Sie bewegt ſich doch —
Und ſie bewegt ſich doch —

(Hinter der Scene beginnt ein Pſalm, von Kindern geſungen.)

Ha! dieſe Stimmen!
Accorde unſchuldsvoller Kinderſeelen!
Nicht wiſſend ſingen Kinder Rachepſalmen —
Muß es denn ſein? Allmächt'ger Gott dort oben,
Wie iſt das dir, wenn ich mich krümme — kann
Kein Arm herniederlangen aus dem Nichts?

Ruben (hinter der Scene).

Ich muß — laßt mich zu ihm — ich muß!

Uriel.

Das iſt
Die Stimme meines Bruders!

Ruben (auftretend).

Uriel!

Uriel.

Bruder,
Nicht vor der Schmach, nein nach ihr brauch' ich Liebe!

Ruben.

Man will den Eingang uns zu dir verwehren,
Den Brüdern ihres Bruders Anblick rauben —
Laß ab! Im Namen der Verwandten komm' ich —
Wir wollen dulden, wollen dich nicht drängen
Zum Widerrufe! Thu ihn nicht um uns!

Uriel.

Der Mutter hab' ich's feierlich gelobt.

Ruben.

Der Mutter! Ach der lebenden! Doch noch
Ihr letzter Blick, der dich vergebens ſuchte —
Und der in blinder Nacht gebrochen iſt —

Uriel.

Die Mutter todt? Todt unſre Mutter? Todt?

Ruben.

Den Brief, den ich dir ſchrieb, empfingſt du nicht —
So macht' ich mir gewaltſam Bahn zu dir —
Ja, Bruder, unſre Mutter iſt nicht mehr,
Wo Menſchenfluch uns ſchaden kann!

Uriel.

Iſt todt! — —
Und doch — kann ſich durch ſolchen Schmerz ein Troſt,
Ein Lächeln noch durch ſolche Thränen ſtehlen,
So möcht' ich danken dem Geſchick, daß ſie
Geſühnt mich glaubte, eh' ich's wirklich bin,
Und ſtarb, eh' ich erlitten, was ich leide —

Ruben.

Laß ab! Wir ziehen nach dem Haag und ſuchen
Uns dort ein neues Glück —

Uriel.

Was ſprichſt du —! Wie
Vermag ich abzulaſſen! Weißt du doch,
Mein Herz gehört nicht mir in beiden Hälften;
Die Mutter gab die eine mir zurück —
Die andre —

(Es erſchallt der Widderhörnerton.)

Ruben (will ihn zurückhalten).

Judith?

Uriel.

Laß mich, Bruder! Weg!
Der ſtumme Blick der Liebe Judith's winkt — —

(Er ſtürzt nach hinten.)

(Der Choral hörte auf.)

Vierter Auftritt.

Hinten wurde der Vorhang aufgezogen. Man ſieht die Synagoge. Eine Erhöhung von wenig Stufen führt auf das Tabernakel, von wo herab man in den durch Kronen- und Wandleuchter erhellten Raum ſieht. Auf dem Tabernakel ſitzen: Santos, Embden und zwei Rabbinen mit Taleds (Gebetſchleiern) auf dem Haupte. **Die Vorigen.**

Santos.

Ich lade dich vor dieſe Schranken, Uriel
Acoſta! Iſrael harrt deiner Buße!

Ruben (kämpft mit ſich, die Wahrheit zu ſagen).

Nein, Bruder! Judith — Wenn —

Uriel.

Du ſprichſt ihn aus
Den Namen, der mein Schickſal werden muß!
Jetzt gib dir Muth, du feiger Fuß, und ſchreite
Nicht rechts, nicht links, nach Chriſtus, Sokrates,

Nach Huſſens Feuertod nicht neidiſch ſchielend,
Empor zum dreimal blut'gern Tod der Schande!

(Er geht entſchloſſen die Stufen hinan.)

Ruben.

O ſchaudervolle Wendung des Geſchicks —!
Noch weiß er nicht, was ſich jetzt eben
Im Hauſe Vanderſtraten's muß entſcheiden!
Er widerruft um eine Mutter, die
Ihm ſtirbt! Um eine Braut, die — jetzt vielleicht
Für immer, immer ihm verloren iſt!

Saulos (hinaufſprechend).

Hör', Iſrael, und jauchzet alle Lande!

Uriel (lieſt aus dem Pergament unter ferner Begleitung der Muſik).

„Ich Uriel Acoſta, von Geburt
Ein Portugieſe, Jude meines Glaubens —
Geſtehe hier vor Gottes Auge, daß
Ich ſeiner Gnade mich unwürdig fühle.
Als Knabe ſchon bekannten meine Lippen
Den Chriſtenglauben, den mein Herz verwarf;
Dann Jakob's Glauben wiederum bekennend
Mit äußerm Schein und heuchelnder Verſtellung
War ich nicht Chriſt, nicht Jude, haßte beide,
Inſonders aber haßte ich mein Volk.
Was ihm geheiligt iſt, hab' ich verhöhnt,
Mit Luſt gethan, was das Geſetz verbietet.
Wo des Verſtandes Kraft den Miſſethaten
Den Schein der Ueberzeugung nicht verlieh,
Nahm ich den Spott zu Hülfe, ſchrieb ein Buch,
Das Belial mir eingegeben hat —

O Fluch der Hand, die dieſes Buch geſchrieben —
Die Mutter zu ermorden war ſie fähig —"

Ruben (für ſich).

Die Lüge trifft dich nicht —

Uriel.

„In Blut getaucht
Hab' ich die Feder, die es ſchrieb. Gelogen
Iſt alles, was in meinem Denken mir
Mit unſerm Glauben nicht vereinbar ſchien,
Und was ich Quelle der Vernunft genannt,
Wo ich euch rieth, die Dürſtenden zu tränken,
Das war nur Waſſer aus dem Trog des Thiers,
Das wir verachten ſeit der Väter Tagen.
Das eigne Wort des höchſten Gottes hab' ich,
Die Offenbarung, fälſchlich mir verändert,
Den Sinn entſtellt mit frevelnder Erfindung,
Gefälſcht hab' ich die Worte der Propheten
Mit ſchadenfroher Luſt an meiner Lüge —
(Er kann kaum noch weiter und ſinkt ſchon ohnmächtig. Die beiden Rabbinen halten ihn.)
Und nunmehr — fühl' ich mich — ſo tief verworfen
In dieſer Eitelkeit auf meine Meinung,
Daß ich die Strafe, die gerecht mich traf,
Des Bannes Fluch durch Reue will verſöhnen!
Und daß ich demuthsvollen Sinns mich zeige,
Hoffärtig nicht vor meinen Brüdern wandle,
So will ich mich an dieſes Tempels Ausgang,
Am Thor der Synagoge auf die — Erde
Als — Büßer — legen! Jedermann von euch
Erhebe ſeinen Fuß, — um — über — mich
Hinweg — —" (Er ſinkt nieder.)

Ruben.

Was hör' ich?

Santos (nimmt die Rolle und lieſt).

„An des Tempels Ausgang,
Am Thor der Synagoge auf die Erde
Als Büßer legen! Jedermann von euch
Erhebe seinen Fuß, um über mich
Hinwegzuschreiten an des Thores Schwelle!"

Ruben (außer sich).

Ihr schändet keinen oder mich mit ihm!

(Er stürzt davon. Uriel wurde inzwischen bewußtlos vom Tabernakel nach hinten hinuntergetragen. Die Priester folgen.)

Statt der Musik hört man fortdauerndes Gebetmurmeln.

Fünfter Auftritt.

Jochai, De Silva kommen eilends von vorn.

De Silva.

Was wollt Ihr thun? O schämt Euch, Ben Jochai!
Hat Euch das Uebermaß des Glücks verwirrt?

Jochai (hinausblickend).

Sieh da! Du Stolzer! Krümmst du dich im Staube?
Er soll es hören, ja im Staube hören,
Daß er in seiner Rechnung sich betrog!
Um ein Phantom nur hast du widerrufen!
Judith ist mein und keine Siegespalme
Wird dir aus ihrer Hand entgegenblühn!

(Er eilt über das Tabernakel hinweg.)

Silva (an den Stufen).

Ihr Schickſalsmächte, ſeid ihr denn dieſelben,
Die an dem Thor des Himmels Wache halten?
Sind Cherubim mit Flammenſchwertern Engel,
Sind es Dämonen aus der Unterwelt —?
Wie konnte das geſchehn? Ich ſinn' und klage,
Indeſſen Uebermuth dort triumphirt.

(Er ſteigt höher und ſieht hinaus.)

Jochai will der erſte über ihn
Hinweg mit ſeinem Fuße ſchreiten. Ha,
Unglücklicher, auch du wirſt ſtraucheln einſt!
Er thut's — Er wagt's — Aceſta ſpringt empor —
Entſetzen ſtarrt aus dem empörten Auge —
Jochai's Wort muß er vernommen haben —
Die Kleider reißt er ab, die tief beſchimpften,
Man weicht ihm aus! Er ſtürzt hierher — Verhängniß!
Und glaub' ich doch, daß du vom Himmel ſtammſt?

Sechster Auftritt.

Santos, Embden, Rabbinen treten unten in Beſtürzung auf. Die Gemeinde. Darauf Uriel.

Santos.

Die Thüren auf!

Embden.

Entlaßt das Volk. Er frevelt —!

Alle.

Er läſtert!

Uriel

(erscheint in weißem Aufzuge, enthüllt auf dem Tabernakel).

Schweigt! Ihr alle schweigt — ich kenn' euch alle —!
Der reiche Ben Jochai — war's Jochai,
Der eben mich mit seinem Fuße trat?

Silva.

Beugt Euch dem Willen des Geschicks, Acosta!
Tragt sanft und milde, was es Euch verhängt!

Uriel.

Ihr seid de Silva —

Santos.

Wenn um Judith nur
Du widerriefst, so strafte dich der Herr.
Sie wird das Weib Jochai's!

Uriel.

Hab' ich's doch
Gehört?

Silva.

Acosta! Forscht nicht, wie im Drange
Des schmerzlichsten Geschicks ein Kindesopfer
Gefordert wurde — tragt es, weil es ist!

Uriel.

(kämpft, sich an diese Nachricht zu gewöhnen. Seine Brust hebt sich, seine Augen rollen. Endlich stürzt er verzweifelnd an Silva's Brust.)

Ich gab den Tod mit um zwei Leichen, Silva!
O allzu sterblich sind die Sterblichen!

Santos.

Du Tempelstörer, ende deine Reue!
Noch ist die letzte Sühnung nicht vollzogen.

Sonnsfeld

(tritt ein. Nach einer Pauſe, in der ſie befremdet die Prinzeſſin anblickt).

Königliche Hoheit befehlen?

P. Wilhelmine

(wie aus einem Traum aufſehend).

Ich? Nichts!

Sonnsfeld.

Ihre Hoheit haben geklingelt?

P. Wilhelmine.

Ja wohl! Meine Mantille — meinen Fächer — den Schleier! —

Sonnsfeld.

Wollen Ew. Hoheit ausgehen?

P. Wilhelmine.

Ich will ausgehen.

Sonnsfeld.

Haben Ew. Hoheit Erlaubniß dazu?

P. Wilhelmine.

Erlaubniß? Fängſt auch Du ſo an? Hole, was ich geſagt habe —

Sonnsfeld

(ſieht ſie groß an und geht ab).

P. Wilhelmine (allein).

Ja, ich bin dieſer Lage müde! Ich fange an mich zu fühlen, ſeitdem ich ſehe, daß es noch Menſchen giebt, die meinen kleinen Werth erkennen. Dieſer Zuſtand

Uriel.

Noch Sühnung? Hört! Und ſie bewegt ſich doch!

Vilna (bei Seite).

Das Wort des Galilei?

Uriel.

Stürzt, ihr Felſen,
Von meiner Bruſt! Du Zunge, werde frei!
Gefeſſelte Vernunft, erhebe dich
Mit eines Simſon's letzter Todesſtärke!
Mit meinem Arm zerdrück' ich eure Säulen —
Dem blinden Geigenſpieler fällt es ein,
Er ſelber iſt der Held, der ſeinen Schmerz
Beſingt, um euch zum luſt'gen Tanz,
Mit ſeinem Lied zur Freude aufzuſpielen!
Zum letzten male ſchüttle ich mein Haar,
Und rufe: Was ich las — es iſt nicht wahr!

Santos und Alle.

Hinweg, hinweg mit ihm!

Uriel.

O leugnet ihr
Das Sonnenlicht durch dieſe matten Kerzen?
Sagt ihr, die Sterne glaubten das, was wir?
Unſterblich dünkt ihr euch in euerm Wahn?
Ihr Eintagsfliegen, ſommernachtgeboren
Und wie ein Nichts im ew'gen Raum verloren!
An Worte feſſelt ihr den Geiſt, an Worte
Den ew'gen Gott, an dieſe ird'ſche Schöpfung,
Die euer Auge kaum begreifen kann?
Wir wollen Freiheit von dem alten Joch!
Nur die Vernunft ſei das Symbol des Glaubens!

Und wenn wir zweifeln Wahrheit aufzufinden,
So iſt es beſſer, neue Götter ſuchen,
Als mit den alten, ſtatt zu beten, fluchen!

Santos.

Du glaubſt, du haſt den Denker dir befreit?
Nur deinen Dämon haſt du losgebunden.

Uriel.

Den Dämon! Ja, de Santos, meinen Dämon!
Ich glaub' an euern Gott, Gott Adonai,
Den Gott, der ſeinen Feind zertritt wie Thon!
Den Gott, dem Feuer aus dem Munde geht,
Den Gott, der Rache übt ins dritte Glied!
Ich bin ein Menſch, wie dieſer Gott des Zorns,
Und will ihm dienen, euerm Gott der Rache!

(Er eilt fort.)

Silva.

So weit iſt es gekommen! O zerreißen
Möcht' ich dies Kleid und Buße thun vor Reue,
Daß ich die Hand geliehn zu ſolchen Greueln!
An den entweihten Tempeln ſind die Hüter,
Am Fall des Glaubens nur die Prieſter ſchuld!

Santos (zu den Rabbinen).

Was zu beſchließen, wird Aſcha ſagen.
Wir ſehn uns morgen auf Jochai's Hochzeit.

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Im Garten der Villa Manaſſe's.

Erſter Auftritt.

Männer und Frauen gehen nach hinten auf die Eſtrade. Dann treten Diener auf, die auf ſilbernen Schalen goldene Weinkannen über die Bühne tragen. Zuletzt treten von rechts Jochai (reich als Bräutigam gekleidet), Dilva und Gäſte auf.

Jochai.

Wohlan, ihr Herrn! Heut' ſoll die Freude herrſchen!
Sie ſteht am Thor und wartet ungeduldig,
Bis ſich die träge Sonn' ins Meer verſenkt.
Bekränzt mit Roſen grüßt euch der Pokal!
Wer Sorgen hat, der laſſe ſie im Becher!
Wer einſam ſteht, den faſſe Tanzes Wirbel!
Und das bedenkt: Wer ſich ſchon abends läßt
Von dem Johanniswurm nach Hauſe leuchten,
Wer nicht zum Lerchenwirbel bleibt und ſieht,
Wie ſich beim erſten Gruß als Frau die Wange
Der ſchönen Braut mit Purpur überzieht,

Den ſchelt' ich neidiſch, weil er den Triumph
Des höchſten Glückes mir nicht gönnen will.

Silva.

Vor Euern Bechern laßt den Prieſter reden.
Die heil'ge Handlung iſt noch nicht vollzogen.

Zachai.

O fliegt, ſaumſelige Minuten, fliegt!
Die Weiſer an der Uhr ſehn aus wie Pfeile
Und haben Blei ſtatt Federn in den Schwingen.
Da iſt ſie! Schaut, de Silva, Eure Nichte!
Könnt Ihr noch ſchweigen? Kein bewundernd Ach
Beim Anblick einer Braut, zu deren Schmuck
Die Edelſteine überflüſſig ſind?

Silva.

Gönnt Ihr im Preiſe Euers Glückes kaum
Dem Dichtermund das Recht des Hochzeitliedes,
Was braucht es da das Stammeln meiner Zunge?

Zweiter Auftritt.

Es treten wieder mehrere Paare von Männern und Frauen auf. Dann folgt Judith, im weißen Brautgewand, geführt von Manaſſe. Die Vorigen. Zuletzt ein Diener.

Zachai.

Ihr grollt, de Silva? Seht ſie doch nur ſelbſt!
Ein Weib, das trauert, ſchmückt es ſich ſo feſtlich?

Silva.

Nie schmückt sich selbst die Braut; sie wird geschmückt.

Judith.

Willkommen, werthe Freunde! (Zu Jochai.) Ausgestellt
Sind doch die Schriften, die versprochenen?

Jochai.

O seid so grausam nicht, es zu verrathen,
Wie mir mein hohes Glück gewonnen wurde!

Judith.

Bestätigt mir, mein Vater, feierlich,
Ob Ihr geworden wieder, was Ihr wart!

Manasse.

Ich bin Manasse Banderstraten wieder.

Judith.

Und ohne Vorbehalt? Im Vollgenuß
Des alten ungestörten Glücks?

Manasse.

Mein Kind,
Beruh'ge dich! Der letzte Act des treuen Opfers,
Das du mir bringst, bestätigt alles, drückt
Das Siegel auf ein Glück, das mich beschämt.

Judith.

Wohlan! Wir — gehn —

(Sie will nach hinten schreiten und kann sich nicht aufrecht halten.)

Manasse.

Mein Kind!

Jochai.

Ist Euch nicht wohl?

Silva.

Nur einen Augenblick der Ruhe gönnt ihr!
Laßt sie allein — Ich führe sie zum Altar! —

(Jochai ab. Alle folgen bis auf Judith und de Silva.)

Silva.

Ruht eine Weile noch auf diesem Rasen!

Judith.

Nicht hier! Nicht hier! Auf dieser Bank — blickt hin —
Seht Ihr den Geist mit leichenblasser Miene?

Silva.

Laßt diese Traumgebilde —

Judith.

Nein, sie sind!
Sie bleiben unbeweglich vor dem Auge —

Silva.

Nur unbeweglich seh' ich Euern Blick!
Wie? Richtet Euch in Euerm Werthe auf!
Stolz dürft Ihr sein auf Eure große That!

Judith.

Habt Ihr den Stolz je weinen sehn, de Silva?

Silva.

Den ungeduld'gen, ja! Ihr müßt Euch fassen —
Ihr wißt, was sich begeben?

Judith.

Nichts und alles.

Silva.

Macht einen Strich auf dieses Blatt des Lebens!
Seit gestern ward uns keine Kunde. Erst

Am Grabe ſeiner Mutter wollt' er ruhn —
Da ſcheuchten ihn die Wächter von dem Friedhof —
Dann ſah man ihn bei ſeiner Schweſter Rahel
Spinoza, deren Söhnchen Baruch er
Im Griechiſchen zu unterweiſen pflegt.
So irrt er flüchtig jetzt im Doppelfluch —
Und wenn er weiſe, fühlt er ſelbſt es wol,
Wie er durch Rache ſich erniedrigt.

Judith.

Rache?
O ſäh' ich ſie, die Rache, die er ſchwur,
Die Rache, die ich ſelbſt mir niederflehe
Vom Zufall, vom Geſchick, von Himmel, Hölle!
Denn von dem Manne, den man liebt, iſt alles,
Auch ſelbſt die Rache ſüß.

Nina.

Was ſoll er rächen?
Jochai's Trotz auf ſeine goldnen Schätze?
Der Tochter edles Opfer für den Vater?
Den Kampf der Pflichten in drei Jammertagen?
O wieder lieb' ich dich für dieſe That,
Die rein von deinem Kindesherzen ſtammt.
Du mußteſt deinen Vater retten! Mußteſt!
Du biſt in Wahrheit meiner Schweſter Kind.

Judith (mit brütenden Gedanken).

Als meine Mutter ſtarb, ſagt mir, de Silva,
Wie ſtand — mein Vater an dem Grabe —

Nina.

Laſſt's!
Die alten Zeiten ſind vorüber —

Judith.

Redet!
Wie trug mein Vater den Verluſt der Mutter?

Silva.

Inez de Silva — deine Mutter! — O
Ein Denkmal ſteht von ihr in dieſem Park!

Judith.

Im Marmor aufgefangen ſchwieg der Schmerz?
De Silva, ſagt mir eines noch — mein Bruder
Perez, der ſchon geſtorben, als ich Kind —

Silva.

Was kommſt du auf die alte Zeit zurück?
Was er dem Vater war, das lieſt du dort (zeigt hinaus)
Auf jener ſchlanken Säule eingegraben!

Judith.

Lebt wohl, de Silva!

Silva.

Judith! Was iſt dir?
Das Angeſicht verfärbt ſich und ein Krampf
Hebt deine Bruſt — (nach außen rufend) Bringt Waſſer! Hört
ihr? Waſſer!
Allmächt'ger Gott! Was war das, Judith?

Judith.

Laßt
Es iſt vorüber —

Silva.

Schiebt die Trauung auf!
Die Kräfte werden Euch verlaſſen.

(Ein Diener bringt auf einem ſilbernen Bret einen Pokal mit Waſſer.)

Judith (bedeutet dem Diener)

Dorthin!

(Sie beobachtet lange, wie der Diener das Waſſer hinſtellt und dann abgeht.)

Den Arm, de Silva! Führt mich zum Altar!

(Beide ab nach hinten.)

Dritter Auftritt.

Uriel tritt auf, begleitet von Baruch Spinoza, der einige Blumen in der Hand trägt.

Baruch.

Wie lange bin ich, theurer Oheim, nicht
In dieſem ſchönen Park mit Euch geweſen!
Ein Feſt ſcheint man zu feiern und ein hohes!

(Er läßt Uriel für ſich allein.)

Uriel (für ſich).

Sie war's! Im Brautgewand! Von jenen Prieſtern,
Die mir geflucht, wird ſie ſich ſegnen laſſen! —
Wenn ich dazwiſchenträte! Hier die Hand,
Die fluchbeladne auf den Altar legte —!
Ihr zürn' ich nicht — ſie that, was ich gethan!
Doch ihn hatt' ich zum Zweikampf mir gefordert;
Den Handſchuh warf er feig zurück und ließ
Durch meinen Boten ſpöttelnd mir erwidern:
Wir ſind nicht portugieſiſche Hidalgos!

Baruch (bricht hier und da ſich Blumen ab).

Die Mutter ſagte, daß von allen Orten,
Die Ihr zu meiden Euch entſchloſſen habt,

Am weiteſten Ihr heute dieſen ſieht;
Und dennoch ſind wir träumend hergekommen!

Uriel (immer im Selbſtgeſpräch).

Wir ſind nicht portugieſiſche Hidalgos!
Nein! Feige Schurken ſind wir! Seelenkäufer!
Mit Gold verbrämte hohle Pfefferſäcke!

Baruch.

Wenn Ihr ſo mit Euch ſelber redet, denkt Ihr?
Kommt, Oheim, laßt uns Schlüſſe machen! Fragt!
Antworten! glaub' ich, (lächelnd) hab' ich prächtige,
Nur fehlen mir die Fragen noch dazu.
Bei andern, ſagt man, iſt es umgekehrt.

Uriel.

O denke nicht, mein Kind! Schlaf, wie die Blume,
Die hold in ihrer bunten Schönheit blüht
Und ſich nicht kümmert, wer ſie wol erſchuf;
Laß deinen Geiſt nur wogen wie das Meer,
In ſeiner tiefſten Fülle ſtolz ſich ſchaukelnd,
Bleib auf der hohen See, fern von dem Ufer,
Wo Menſchen dich mit ihren Fragen quälen:
Biſt du ein Jude, biſt du wol ein Chriſt,
Biſt Niederländer, biſt ein Portugieſe,
Biſt du dem König, biſt dem Volke hold,
Willſt du, daß einer oder alle herrſchen?
Wer ſo dich frägt, da höre nicht, mein Knabe,
Und laß die Antwort dir im Buſen ruhn!

Baruch.

Man kommt — darf ich die Blumen hier der Mutter
Ans Fenſter ſtellen?

war zu schrecklich. Ich bin dieses Kamaschendienstes, dieser unwürdigen Subordination überdrüssig —

Sonnsfeld

(kommt mit Mantille, Fächer und Schleier zurück).

P. Wilhelmine.

Du hättest wohl auch die Mantille mit den Brüsseler Spitzen wählen können.

Sonnsfeld.

Königliche Hoheit, was bezwecken Sie denn?

P. Wilhelmine.

Wirf mir den Schleier um! — Frag' mich doch nicht nach allen Dingen, die ich unternehme! Muß ich denn über jede Kleinigkeit, die ich mir erlaube, Rechenschaft geben?

Sonnsfeld.

Mein Himmel, haben Sie sich den revolutionären Ideen der Königin angeschlossen?

P. Wilhelmine.

Ich schließe mich Niemandem an. Ich will endlich einmal zeigen, daß eine Prinzessin von Preußen das Recht hat, ohne Erlaubniß von einem Hofe des Schlosses in den andern zu gehen. Ich bin es müde mich tyranniſiren zu lassen. Der große Kurfürst hat auch für mich gelebt. Auch für mich sind die Hohenzollern dagewesen. Adieu! (Reicht der Sonnsfeld die Hand zum Kusse.) Küss' mir die Hand! Vergiß nie, daß ich die Tochter eines Königs bin, der sehr große, sehr bedeutende

Uriel.

Wirf ſie hin, Spineza!
Sie ſind ſchon welk in deiner Hand. Mein Kind,
Geh heim zu deiner Mutter!

Baruch.

Und nicht Ihr?

Uriel.

Der Abend ſenkt ſich nieder, geh, mein Sohn,
Und grüße alle!

Baruch.

Bleibt Ihr bei dem Feſt?

Uriel.

Vielleicht! — Geleite Gott dich! Geh! Ich komme.

Baruch.

Die Blumen laſſ' ich hier. Sie ſind verwelkt.
Und wißt Ihr, wie ich beide unterſcheide,
Die Blumen da am Stiel und hier die welken?
Die ſind Gedanken dort und die Begriffe!
Dort denkt der Schöpfer! Hier begreift der Menſch.
Und da der Unterſchied der Duft nur iſt,
Die friſche Farbe, das lebend'ge Sein,
So nenn' ich Gott das Leben und das Sein.
Und ohne Leben, ohne Sein, ſind hier
Die welken Blumen auch nicht Blumen mehr,
Nur der Begriff noch hat an ihnen Werth,
Sonſt ſind ſie nichts und mögen ruhig ſterben.

(Er läßt ſie ſeiner Hand entgleiten.)

So lacht doch, Oheim! Wenn ich ſpeculire,
Verzieht ihr lächelnd immer ſonſt die Miene;
Heut ſeid Ihr ernſt? Kommt zeitig heim zur Mutter!
Wir können wol noch etwas Griechiſch leſen. (Ab.)

Uriel

(allein, die Blumen betrachtend und dem Knaben nachblickend).

Sonſt ſind ſie nichts und können ruhig ſterben!
Nein, kluges Kind, ſteht dir auch ſchon der Stempel
Des Geiſtes und der Leiden an der Stirn,
Aus ſolchen Blumen zog ich oft noch Gift,
Den Tod, den Abſchluß aller Rechnungen,
Den Tod, das letzte Facit aller Zahlen!
Jochai! Herzenſchacherader Hidalgo!

(Er zieht ein Piſtol hervor.)

Zeig' deine Wechſel vor! Verfalltag iſt!

(Er zielt nach hinten.)

Halt' ſtill wie ich, als du mich traſt im Staube!
Zuck' nicht mit deinen Augenwimpern, Krösus!
Noch einen Athemzug — noch einen, Menſch! Ha!

(Er läßt das Piſtol ſinken.)

Sie wechſelten die Ringe — — Widerrufen
Iſt hier vergebens und um nichts die Rache! — —
O denke niemand! Denke niemand! Schwach
Wird dir der Arm, wenn auch dein Geiſt erſtarkt —
Ja, eine welke Blume bin auch ich
Und der Begriff nur hat noch Werth an mir!
So bin ich nichts und mag entſagend ſterben.

(Geht dahin ab, von wo er kam.)

Vierter Auftritt.

Manaſſe. Silva. Gäſte. Dann Judith, Jochai, Santos und die Uebrigen kehren zurück. Später Uriel.

Judith.

Laßt mich noch einen Augenblick hier weilen!
Das Neue dringt zu heftig auf mich ein!
Ich will mich ſammeln — Geht voran, ich bitte!

Jochai.

Es iſt der erſte Wunſch in unſrer Ehe!
Ich muß ihn wol erfüllen, wenn auch ungern.
(Zu den Uebrigen.)
Ihr werthen Gäſte, folgt! Die Einſamkeit,
Die meine junge Gattin immer liebte,
Hat auch das Recht, zuerſt ihr Glück zu wünſchen.
(Ab mit den andern vorn nach rechts.)

Judith

(iſt jetzt allein. Sie ſieht ſich um und ſchüttet ein Pulver, das ſie aus der Bruſt zieht, in den Pokal mit Waſſer).

Du haſt es ja geſagt, de Silva, daß
Mein Vater Troſt ſich finden wird! Wohlan!
(Sie trinkt.)
Ein Denkſtein thut denſelben Dienſt wie ich.

Uriel (tritt auf).

Ihr ſeid es, Judith? — — Einmal noch hab' ich
Das Weib Jochai's ſehen müſſen —

Judith (neigt ſich zur Bank).

Wohl,
Hier iſt es!

Uriel.

Wenn ich jetzt noch wandern wollte,
Dann ließet Ihr mich ziehn! Ja, Judith, sieh,
Nun steht dein Freund vor dir, versengt, verbrannt
Zu Asche! Elend! Ganz zerstampft! Ein Nichts!
Wo ist dein stolzer Liebesmuth geblieben,
Der mich, den Sträubenden, in alle Himmel,
Den Liebesmatten wild in Flammen setzte?
Jetzt sprich, was denkst du über mich und dich?
Wie richten wir uns beide wieder auf?

Judith.

Vergib, daß unsre Leiden ich vergleiche!
Wer dünkt dir ärmer wol, mein Uriel,
Du oder ich?

Uriel.

Ich habe mich gefürchtet
Vor Frauenliebe! Immer noch klingt mir's
Im Ohr, was du dem Priester hier gesprochen.
Wie hat sich das so grausam umgewandt!

Judith.

Vergibst du mir, mein Freund?

Uriel.

Vergeben? Dir?
Ich glaube wohl, daß du nicht anders durftest.
O hätt' ich anders selber nur gekonnt! — —
Sich selbst zu hassen, selbst sich zu verachten,
O, das ist Qual!

Judith.

Erlöse dich von ihr:
Zieh in die Welt mit muthigem Vertrauen!
Bekenne deine Wahrheit wie ein Held!

Uriel.

Wer wird ſie mir noch glauben wollen? Nein,
Wer nicht von Anfang blieb auf grader Straße,
Der könnte Steine wandeln ſelbſt in Brot,
Man glaubt ihm nicht — die Meinung hat verloren,
Wer ſeine Meinung einmal abgeſchworen.

Judith.

Du ſchiltſt das Herz! Nicht geht es mit dem Geiſte!
Natur und Sitte meiſtern uns! Was ſind wir,
Wenn unſer liebendes Gemüth nicht Schmerz,
Die Klage nicht vernehmen kann! Verächtlich?
O nimmermehr! Sei muthig und entflieh
Zu Geiſtesſiegen, unbeirrten, freien!
Zu deinem eignen größern Selbſt! Vergib —
Man kommt —

Uriel.

Du ſiehſt ſo blaß —

Judith.

Leb' wohl, mein Freund!

Uriel.

Was haſt du, Judith? Dieſe Farbe —

Judith.

Geh!
Blick' nicht auf mich! Nur von mir hören ſollſt du!

Uriel.

Was ſoll der Becher? — Judith, welche Ahnung?

Letzter Auftritt.

Manaſſe, Silva und ein Theil der Gäſte kehren zurück. Zuletzt Jochai, Santos und der andere Theil. Die Vorigen.

Manaſſe.

Wo bleibt mein Kind?

Silva.

Aceſta hier?

Uriel.

Betrachtet,
De Silva, Eure Nichte!

Manaſſe.

Kind, was iſt dir?
Wie find' ich dich? Ja, was geſchah? Du fühlſt dich —

Judith.

Leicht, leicht, mein Vater!

Manaſſe.

Fühlt ſie an!
Gerechter Gott, was iſt das? Herr des Himmels!
So kalt?

Silva.

Wie Euer Marmor —! O Manaſſe,
Du armer reicher Mann, dein Kind —

Manaſſe.

Sie ſtirbt!

Uriel (für ſich).

Es iſt das Gift aus meinen welken Blumen!

(Jochai und Santos treten mit den andern Gäſten ſorglos auf.)

Jochai.

So kommt zum Mahl! Beginnen wir das Feſt!
Wo weilt ihr, werthe Gäſte? Judith — Ha!

Uriel.

Sieh hin, Jochai! Stolzer Freier du,
Der gegen Wechſel Herzen eingetauſcht
Und am Verfalltag doch betrogen ward!
Komm, komm und ſchände mich mit deinem Fuß
Zum zweiten male hier vor dieſem Altar!

(Zu Judith's Füßen.)

Jochai (vernichtet für ſich).

Vermählt — mit einer Leiche!

Manaſſe.

Rettung, Silva!

Silva.

Es iſt zu ſpät! Hier ſcheitert meine Kunſt.

Judith.

Siehſt du, Aceſta? Haſt du — glauben können,
Daß dieſe — Seele, die du zart gebildet,
Nicht wüßte, was ſie ſchuldig war — der Liebe?
Mein Vater iſt gerettet — doch nur ſo!

(Sie nimmt den Myrtenkranz ſich ab.)

O eine andre Welt hab' ich geträumt
Und ſüßre Hoffnungen von dieſem Leben;
Ein kurzer Frühling nur hat ſich erfüllt,

Ein wenig Blumenduft — doch der war ſchön,
An Wonne überreich, daß er im Sterben
Noch ſelig übertäubt —! Leb' wohl, mein Vater,
Vergib das Opfer einer höhern Liebe!

(Sie reicht Aceſta den Kranz.)

Nimm hin, du Einz'ger, dieſer Kranz iſt dein.

(Sie lehnt ſich und ſtirbt.)

Uriel

(reißt den Kranz weinend an ſeine Lippen, legt ihn dann in Judith's Hand und ſteht auf)

Manaſſe! Säulen liebt Ihr, Sarkophage
Und leid'gen Troſt gibt Euch des Künſtlers Hand.
Wenn Ihr dem theuern Kinde dort vielleicht
An jenen Trauerweiden bettet, laßt mich —
Ich bitte — in der Nähe ruhen! Nirgend
Find' ich ein Grab, bei Chriſten nicht, nicht Juden!
Ich bin von denen, die am Wege ſterben.
Einſt, hoff' ich doch, ſieht man ſich wol ſo einen
Verlornen Denkſtein an und ſagt: Da ruht
Die Aſche eines armen müden Pilgers,
Der ins gelobte Land der Wahrheit zog.
Er ſah ſie nicht. Doch eine Welle legte
Sich roſenroth vor ſein erſterbend Auge —
Es war die Liebe. (Zeigt auf Judith.) Seht, was Liebe that! —
Und nun laſſ' ich Euch dieſe Welt des Irrthums,
Der Zweifel und des Wahns und der Verfolgung!
Wälzt größre Steine noch auf Menſchenherzen,
Die ſich wie ich nach Gottes Antlitz ſehnten
Und ohne Fürwort eines Prieſters wagten,
Unmittelbar ins Auge ihm zu ſchauen —

Ich kann den meinen nicht mehr länger tragen.
In ſonnenhelleren Jahrhunderten
Kommt auch die Zeit, wo man hebräiſch nicht,
Nicht griechiſch, nicht lateiniſch, nein, in Zungen
Des Geiſtes und der Wahrheit ſagen wird:
Noch gab die Welt nicht Raum für ſolche Bahnen,
Noch war die Luft zu ſchwül für ſolche Flammen —
Er mußte gehn, weil er nicht bleiben durfte!
Habt Ihr geſiegt, ſeht dort, da iſt der Platz,
Das Banner des Triumphes aufzupflanzen:
Manaſſe, jene Trauerweiden mein' ich —
Mein Genius! Du folgſt! Nicht Ihr — bleibt dort!
Von ferne will ich Euch die Stelle zeigen,
Wo Ihr den Sieg gewinnt und ich — den Frieden!

(Er ſchreitet an den Staunenden, die ihm mit ihren Blicken folgen, vorüber. Wie er fort iſt, fällt ein Schuß.)

(Allgemeine Bewegung.)

Janius

(hervortretend nach der Seite, wo Uriel ging).

Der Glaube ſiegt, zwei Opfer ſind gefallen.

Hilkia

(hält ihn zurück, blickt abwechſelnd nach außen und auf Judith, die von Manaſſe gehalten bleibt).

O ſtört die Schauer dieſer Stunde nicht!
Zwei Zeugen eines Glaubens, der die Welt
Verachtet! Richtet nicht, denn wie wir hier
Erſtarrt vor Schrecken ſtehn, die wahren Mörder
Des ſtummen Paars ſind wir! O, geht hinaus
Und predigt: Schonung, Duldung, Liebe!
Und was der wahre Glaube? Ach! Der Glanz

Der alten Heiligthümer, ſeh' ich, ſchwindet.
Glaubt, was Ihr glaubt! Nur überzeugungsrein!
Nicht was wir meinen ſiegt, de Santos! Nein,

(er ſchlägt ans Herz)

Wie wir es meinen, das nur überwindet.

(Die Gruppe bleibt. Der Vorhang fällt.)

Pläne auf die Zukunft eines Kindes baut, eines Kindes, das, selbst wenn es eigensinnig genug wäre, auf diese bedeutenden Pläne nicht einzugehen, doch niemals aufhören würde, eine Prinzessin von Preußen zu sein. (Sie will abgehen.)

(Die hintere Thür wird geöffnet. Eckhof mit drei Grenadieren tritt ein. Die Thür bleibt offen.)

Eckhof.

Halt!

Sonnsfeld.

Prinzessin, bekommen Sie eine Ehrenwache?

Eckhof.

Grenadiere vor!

(Noch drei Mann treten herein ohne Gewehr. Der Eine trägt eine große Bibel, der Andere eine Suppenterrine, der Dritte einen Strickstrumpf.)

Eckhof

(tritt gravitätisch an die Prinzessin heran).

Königliche Hoheit wollen allergnädigst verzeihen, daß ich in Folge einer von Sr. Majestät verhängten Specialuntersuchung wegen verbotener Verbindungen mit dem Schlosse Rheinsberg Ew. Hoheit ersuchen muß, einem von Sr. Majestät verordneten strengsten Zimmerarreste sich allergnädigst unterwerfen zu wollen.

Sonnsfeld.

Prinzessin!

Anmerkung.

Nach einer im Herbst 1832 geschriebenen Erzählung des Verfassers: „Der Sadducäer von Amsterdam", folgte dreizehn Jahre später, bei einem Frühlingsaufenthalt in Paris, die Umwandlung derselben in ein Drama. Die Eindrücke des Spiels einer Rachel, eines Ligier, Beauvallet, Frédéric Lemaitre u. a. trugen zum Ton und zur Haltung des neuen Werkes bei dennoch dürfte der auffallende Umstand, daß dasselbe vorzugsweise in slawisch-romanische Sprachen übersetzt wurde (außer, von Rubin in Galacz, ins Hebräische, von Josephsohn ins Schwedische, ins Ungarische, Böhmische, Polnische, Italienische und Französische), nicht seinen Grund in den Aeußerlichkeiten der Form haben, sondern im Inhalt. Dieser gab einen harmonischen Accord zu den geistigen Befreiungskämpfen jener Völker. Eine englische Uebersetzung ist nicht versucht worden. Die Bewegung einer Emancipation von geistigen Fesseln fehlt in England. Die dort ganz unter der Controle der Hausfrauen und Gouvernanten stehende schöne Literatur würde nur ein Drama übersetzt haben, das einen Märtyrer der Orthodoxie feiert.

In Deutschland wurde „Uriel Acosta" ein Witterungsbarometer für die öffentlichen Zustände. Nahm die kirchliche Reaction zu, so erfolgte auf der Bühne ein Verbot; fand ein Systemwechsel statt, so ließ man „Uriel Acosta" frei. Für Oesterreich ist charakteristisch, daß die Zulassung noch nicht weiter als bis in die Provinzen gedrungen ist; am Burgtheater steht das Concordat noch im Wege. Hier und da gibt es auch an unsern kleinern deutschen Höfen Bühnen, wo die maßgebende Entscheidung die Aufführung des „Judenstücks" nicht mag. Zum Glück liegen die Interessen der Schauspieler stets in einem geheimen Kampf gegen diese und ähnliche Bedingungen unserer Bühne.

Die Julian Schmidt'sche Kritik, die seit dem Anfang der funfziger

Bibl. Univers. Linz

Jahre jedes verläſterte, was meinen Namen trug, und durch den Effect, den abſprechende Roheit immer findet, mit der Zeit auch mancherlei Literatur-geſchichten- und Feuilleton-Weisheit für ſich gewonnen hat, veranlaßte mich vor einiger Zeit über den Ideengang meines Stücks zu folgender Auslaſſung:

„Uriel Acoſta iſt kein ſchwankender und charakterloſer Held, ſondern das abſolute Gegentheil. Würde ſich Acoſta das Leben nehmen, wenn er nicht, trotz ſcheinbarer Irritation, die Conſequenz ſelbſt wäre? Ein ſich überwindendes, ſtarres Gemüth will ſich gleich anfangs aus den Armen der Liebe reißen und bleibt auf dem Schauplatz vorauszuſehender Conflicte nur deshalb zurück, weil ihm ſeine Gemeinde den Proceß macht. Jude nennt ſich Acoſta, während ihm freiſtünde, als Chriſt ſich den Verfolgungen ſeiner Glaubensgenoſſen zu entziehen. Nur die tiefſte, ſittlich berechtigte Mitleidenſchaft des Gemüths für die gemeinſame Sache der Abrahamsſöhne irritirt ſeine Conſequenz und dieſer Gegendruck ſeiner Ueberzeugungen wiegt, dächten wir, centnerſchwer in ſeiner geſchichtlichen Bedeutung, centnerſchwer auch in einem Gemüth, deſſen Organiſation noch keinem Juden unverſtändlich geblieben iſt, ſoweit ſich ihm das Wort erprobte: «Das Weſen unſers Volks iſt die Familie!» Nur Entſtellung findet die Motive zu Acoſta's Widerruf in ſeiner «Charakterſchwäche». Keine unedle iſt die Schuld, die Acoſta auf ſich ladet. Die Wehklagen eines geknechteten Volks binden ſeine Kraft; die blinden Augen ſeiner Mutter, der geſchäftliche Ruin ſeiner Brüder, die Hingebung und der Schmerz einer Liebe wie Judith's, die edle Duldung des ihn ſchützenden Manaſſe — alles das keine vereinzelten Motive der Zufälligkeit, ſondern im Zuſammenhang ſtehend mit einem Ganzen, das den Helden — erſtens durch ſeinen Widerruf auf die Höhe einer objectiven, hiſtoriſch bindenden Sittlichkeit, und — zweitens auf die Höhe jener allgemeinen menſchlichen Geſetze hebt, die in der Geſchichte aller Meinungskämpfe und Ueberzeugungen die Kundgebungen titaniſch anſetzenden Muthes oft genug irritirten. Sind die Repräſentanten Silva's, Manaſſe's, Judith's, der blinden Eſther und der Brüder Uriel's keine Marionetten, ſondern beſeelte, begeiſterte, von ſittlicher Ueberzeugung getragene Iſraeliten, ſo konnte Uriel den Widerruf geleiſtet haben: $2 \times 2 = 5$, und der Anblick eines unter dem Geſetz der Sitte und des Vorurtheils mit ſchwerſten Seufzern athmenden Genius mußte diejenige Wirkung hervorbringen, die durch die tragiſche Muſe erſtrebt wird. Daß die angeſpannte Kette, als ſich die Verhältniſſe ändern und die Mutter todt iſt und Judith, nach demſelben Geſetz der Unterordnung des

Willens unter ein gemeinsames großes Volksgesetz und Volksschicksal, das sie gegen Uriel geltend machte, ebenso auch ihrerseits ihrem Vater zu gefallen verfährt, in stürmischer Eile abrollt und Uriel seinen Widerruf wieder zurücknimmt und zuletzt im Bruch mit sich selbst sich tödtet, macht ihn eben zum Helden der Consequenz. Sein Tod kann und soll nur diese Wirkung hinterlassen: Das Märtyrerthum einer idealen Anschauung des Lebens enthält mehr Leiden und mehr Prüfungen, als der ahnt, der auf seinem Sofa von Consequenz spricht! Wollt einmal etwas Großes in der Welt! Ueberzeugungstreue großen Stils hat Phasen, die nicht die Phasen einer Stadtverordneten-Consequenz sind. Die tragische Versöhnung über den Märtyrer des Judenthums, über den Blutzeugen für das Princip der Familie, über den Blutzeugen für die Urberechtigung des Herzens und der Liebe in den Fragen des Geistes und — des Hasses wird in dem Schlußgedanken de Silva's ausgesprochen, daß das große Gesetz Gottes in der Geschichte nicht zu sein scheine, was wir an Wahrheit auffänden, sondern wie wir es auffänden. In diesem Wie seines Ueberzeugtseins hat Acosta trotz seines Unterliegens gesiegt. Ungroßmüthig ist es, wenn eine einzige der Anklagen, die Acosta gegen sich selbst und seine scheinbare Inconsequenz (z. B. Act 5) ausstößt, vom Zuschauer anerkannt und unterschrieben werden wollte."

Druck von A. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe.

Neuntes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1862.

Patkul.

Ein politiſches Trauerſpiel

in fünf Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

Bibliothek
Universität
Leipzig

842.

Vierte Auflage.

Lit. germ.
21010:9-14

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1862.

Ph. K 5040

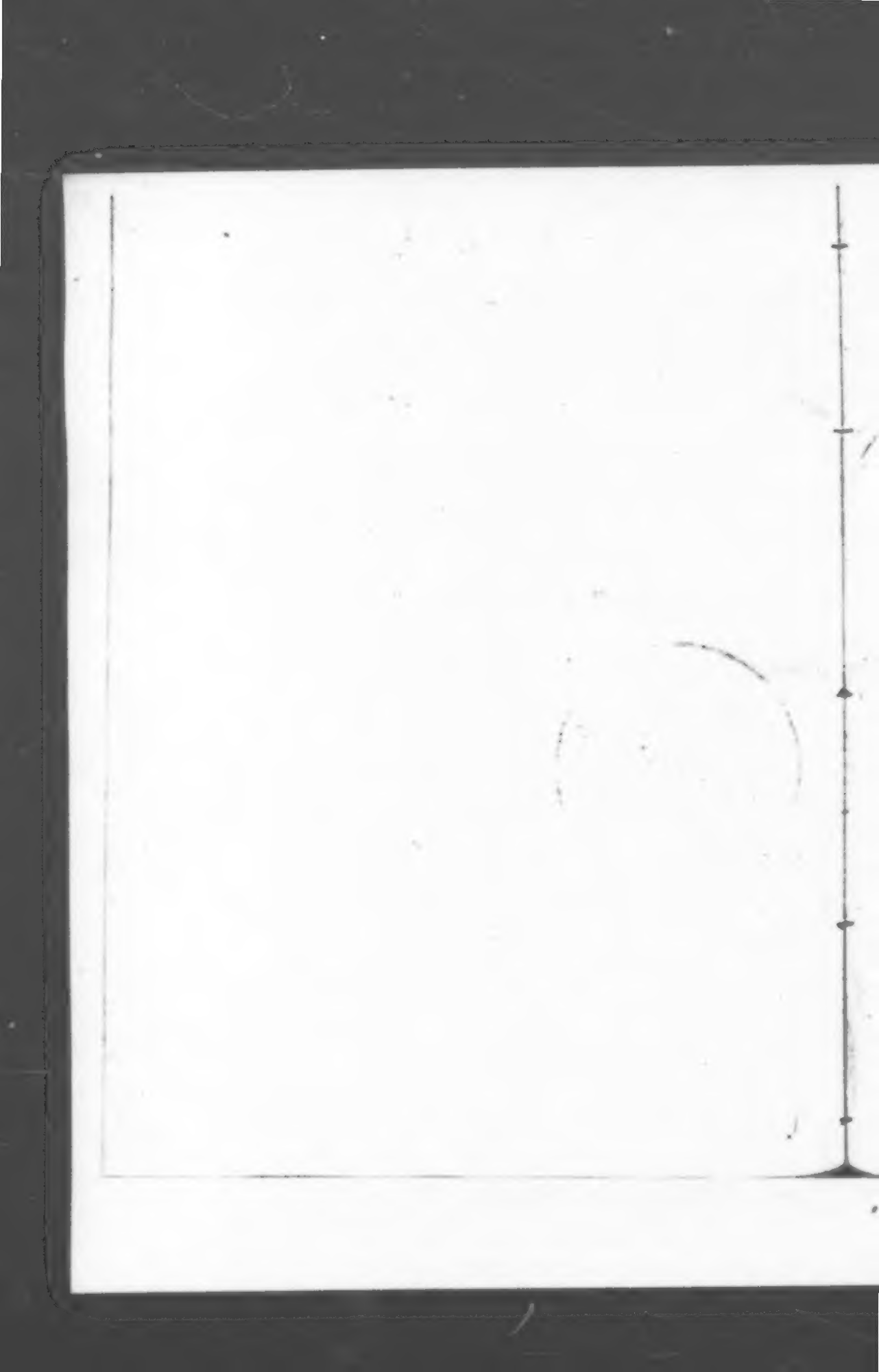

Patkul.

Ein politiſches Trauerſpiel

in

fünf Aufzügen.

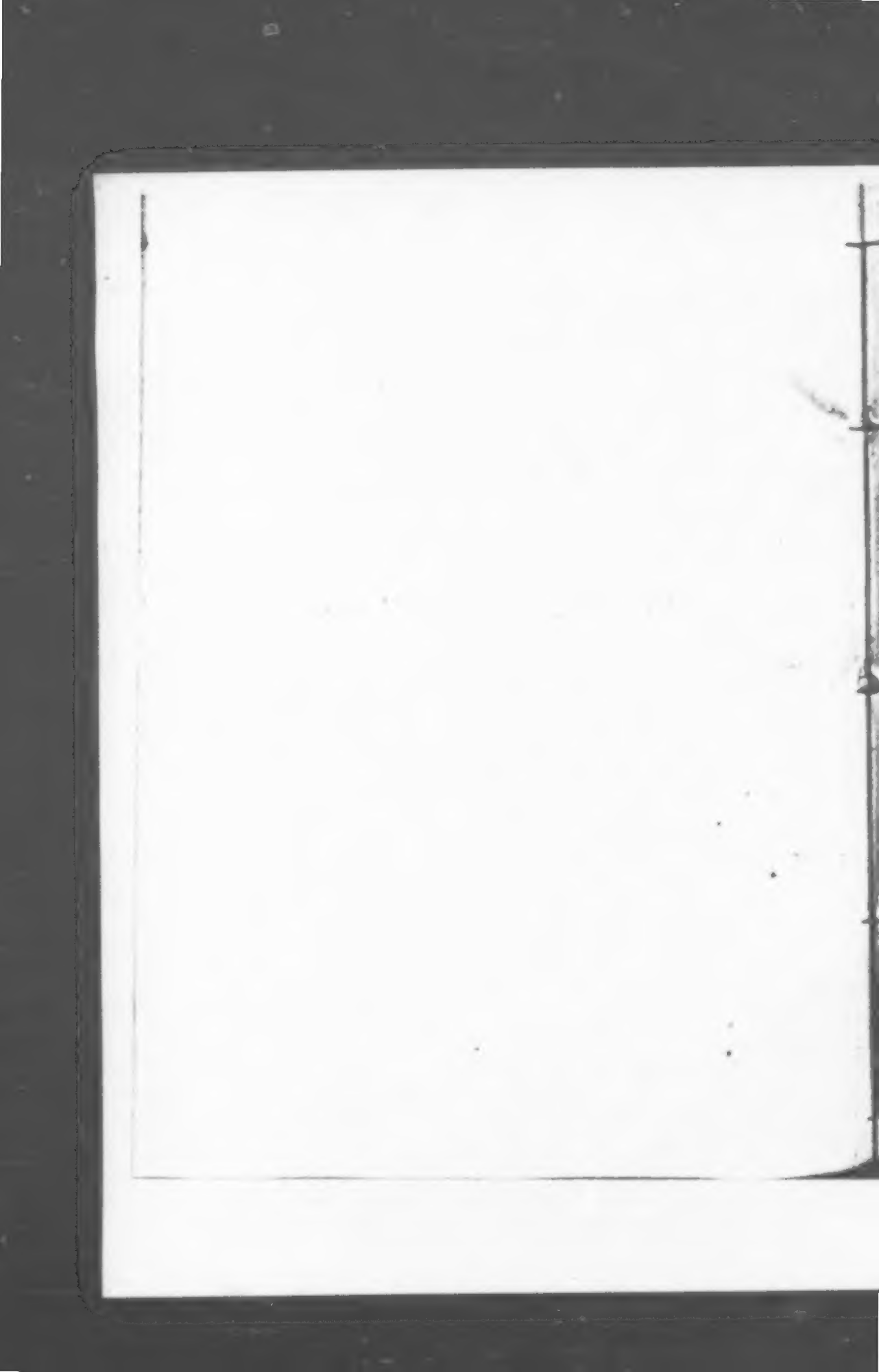

Perſonen.

Friedrich Auguſt, König von Polen und Kurfürſt von Sachſen.
Kurfürſtin Anna Sophia, ſeine Mutter.
Graf Flemming, Feldmarſchall und Miniſter.
Julius von Einſiedel, ſein Neffe.
Frau von Neſtitz, Oberhofmeiſterin.
Anna von Einſiedel,
Frau von Pritzwitz, } Hofdamen der Kurfürſtin Mutter.
Baroneſſe von Jankendorf,
Johann Reinhold von Patkul, ruſſiſcher Generallieutenant und Geſandter Peter's des Großen am ſächſiſchen Hofe.
von Imhof, } ſächſiſche Räthe.
Pfingſten, }
Kammerjunker von Pirkhum.
Petrow, }
Muraview, } ruſſiſche Oberſten in Patkul's Generalſtab.
Glinka, }
Renſchild, ſchwediſcher General.
Horn, }
Gerſen, } ſchwediſche Oberſten.
Lilienfield, }
Alfred von Schlippenbach, ſchwediſcher Cornet, ein Livländer.
Iwan, ein Koſakenknabe.
Der Commandant des Königſtein.
von Schacht, ſächſiſcher Hauptmann.
Ein ſächſiſcher Offizier.
Ein ſchwediſcher Profoß.

Eckhof.

Ingleichen haben Se. Majestät folgende allerhöchste Anordnungen zu treffen geruht. Grenadier vor!

Erster Grenadier (mit der Bibel tritt vor).

Eckhof.

Königliche Hoheit haben Sprüche Salomonis Capitel 3—5 so auswendig zu lernen, daß der Oberhofprediger Ew. Hoheit Morgen früh um fünf Uhr darin examiniren kann. Zweiter Grenadier vor!

Zweiter Grenadier (mit der Suppenterrine).

Eckhof.

Die Ew. Hoheit zugetheilte Kost wird täglich aus der Garnisonküchenverwaltung pünktlichst verabfolgt werden.

Sonnsfeld

(öffnet, außer sich, die Terrine).

Abscheuliche Kost! Gequollene Erbsen.

Eckhof.

Dritter Grenadier vor!

Dritter Grenadier

(mit dem angefangenen Strickstrumpf).

Eckhof.

Endlich haben Se. Majestät befohlen, daß Ihre Hoheit alle zwei Tage für das wohllöbliche Berliner Waisenhaus ein Paar baumwollene Strümpfe fertig zu stricken haben. Halten zu Gnaden, Königliche Hoheit, mein Auftrag ist beendet.

Kammerdiener des Königs.
Bediente im Einsiedel'schen Hause.
Hofdamen.
Sächsische und schwedische Offiziere und Soldaten.
Masken, Gäste.
Zwei Freifuechte.
Ein Gefangenwärter. Wolf.

Schauplatz: Sachsen. Zeit: Anfang des 18. Jahrhunderts.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Vorzimmer der Kurfürſtin im Luſtſchloß zu Pillnitz.

Erſter Auftritt.

Anna von Einſiedel und Baroneſſe von Zänkendorf ſitzen an zwei, ſich gegenüberſtehenden Tiſchen, mit Handſtickereien beſchäftigt. Später die Oberhofmeiſterin von Roſtitz. Auf jedem Tiſch liegt ein ſchwarzes Gebetbuch.

Zänkendorf (blickt verſtohlen von einer kleinen unter ihrer Stickerei verborgenen Klugſchrift auf). Klingelte nicht die Kurfürſtin?

Anna. Nein, nein, wir ſind unbelauſcht. Lies weiter, weiter.

Zänkendorf (lieſt). „Ich, Johann Reinhold von Patkul, bin zu Stockholm im Kerker geboren." Im Kerker? Ein ſonderbarer Platz für eine Wiege! „Mein Vater, ein geborener Deutſch-Livländer, hatte als ſchwediſcher Offizier das Unglück, gegen die Polen eine kleine livländiſche Feſtung zu verlieren.

Dafür schleppten ihn die Schweden übers Meer und ließen ihn in einem Kerker schmachten bis an sein Ende. Die einzige Gnade, die sie ihm gewährten, war, daß sie meiner armen Mutter gestatteten, das Los ihres Gatten zu theilen. So ward ich im Kerker geboren. Des Kindes erster Blick fiel auf graue feuchte Wände, des Knaben Spielzeug waren Ketten, das erste Buch, aus dem ich lesen lernte, waren die verwitterten Klagen, welche die Gefangenen vor uns an die Wände gemalt hatten. Erst als mein Vater starb, erblickte ich das Licht des Tages." (Erstaunt.) Das alles ist unserm russischen Gesandten begegnet, der sich jetzt wieder mit den abscheulichen Schweden herumschlägt?

Anna. Seine neueste Rechtfertigungsschrift gegen die übermüthigen Sieger erzählt es.

Zänkendorf. Sieht man uns nun wol an, wenn in uns Romane stecken! Unser russischer Gesandter, der so schön tanzen, reiten, malen und — beinahe predigen kann! Als ich ihn zum ersten mal sah, hielt ich ihn für einen Gelehrten. (Liest:) „Als ich mein Vaterland, mein treues Livland, mit meiner nun auch todten Mutter betrat, war alles, was ich in meiner Heimat traf, nur das bestätigende Echo der einsamen stockholmer Kerkerstunden. Bei dem trüben Lampenlichte, das unsere Wände matt erhellte, hatte mir mein Vater in Schattenbildern die Geschichte Livlands erzählt, wie unsere deutschen Ahnen als Ritter des Deutschen Ordens nach Livland kamen, erst das Schwert, mit ihm die einschmeichelnden Künste der Gesittung, des Friedens und das Licht des Evangeliums brachten; wie der Ritterorden allmählich dann dem Bürgergeist der neuen Zeit erlag und die deutsche Heimat erst an die milde Herrschaft der Polen, zuletzt durch Eroberung unter den furchtbaren Druck der Schweden kam. Der vom Vater eingeflößte Haß des Knaben wurde Leidenschaft beim Jüngling, That beim Manne. Ich wählte

zwar den Soldatenſtand und trat als Cornet in ein rigaiſches Regiment" — Ein rigaiſches Regiment! Was mag's wol für Uniform tragen?

Anna. Blau und gelb.

Jänkendorf. Blau und gelb? Das iſt drüben in Dresden die Farbe unſerer Portechaiſenträger. Nein, unſere Garde ſieht hübſcher aus. (Lieſt.) „Die Schweden nennen mich einen Empörer. Aber ich ſah in Riga —" — Wenn ich, aufrichtig geſtanden, nur erſt wüßte, wo Riga liegt?

Anna. Riga? Die Hauptſtadt Livlands? An der Oſtſee.

Jänkendorf. Livland! Aha! Das iſt nicht weit von — von — Verſailles?

Anna. Lieber gar — dicht am Monde! (Zeichnet auf dem Tiſch mit dem Finger.) Hier liegt Dresden, dort Berlin, da Warſchau, hier Königsberg und oberhalb Königsbergs Riga.

Jänkendorf. Richtig! Alſo am Nordpol! Das dacht' ich doch gleich! Herr von Patkul kann manchmal eine Miene machen, als ſollte uns das Blut in den Adern gefrieren. Freilich nicht, wenn er dich anſieht —

Anna. Lies!

Jänkendorf (lieſt.) „Ich ſah in Riga livländiſche Offiziere von den ſchwediſchen misshandeln, ohne daß es möglich war, eine Genugthuung zu erhalten. Blutend kamen die armen lettiſchen Rekruten aus dem militäriſchen Unterricht. Die gemeinſte Koſt, die ſchimpflichſte Behandlung, Zurückſetzung aller Art mußten wir Deutſche uns von den ſchwediſchen Oberoffizieren gefallen laſſen. Schon kochte im ſtillen eine Gärung unter dem Volk, die Unzufriedenheit reifte zu einer drohenden Empörung, die Tapferſten und Angeſehenſten traten unter meiner Leitung zuſammen, man berieth, wie man der Noth des armen Vaterlandes wehren ſollte. Da kam aus Stockholm eine furchtbare

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 19202/094

Botschaft. Schwedens Finanznoth war wegen der Kriege —" Um Gotteswillen, liebe Einsiedel, es wird doch nicht geschossen?

Anna. Närrin!

Jänkendorf. „— Finanznoth so gestiegen, daß man das gierige Auge nun auf die deutschen Provinzen warf. Schwedische Sendlinge kamen nach Livland, maßen unsere Aecker, Wälder, Triften, zählten unsere Heerden, unser Geräth und legten auf alles, was eine willkürlich bestimmte Grenze dessen, was man taxfrei besitzen durfte, überschritt, gierigen Beschlag. Hunderte von Familien verarmten, alle Preise sanken, keine Arbeit, kein Lohn; die Gewerbe stockten, Schiffsladungen voll geraubten Gutes gingen nach Stockholm hinüber, um damit ein eroberungssüchtiges Heer zu unterhalten und die Habsucht der käuflichen Staatsmänner Frankreichs zu bestechen. Da schickten mich die verzweifelnden Livländer nach Stockholm. Ich trete dem König und seinem Reichsrath gegenüber. Das Bewußtsein einer edeln Sache hob meine Brust, meine Augen flammten, ein göttliches Feuer blitzte aus meinen Worten. Der König, um mich sicher zu machen, rief mir von seinem Thron einmal über das andere zu: Brav, brav, Patkul! Ich traute der schwedischen Großmuth, rede für die Freiheit meines Volks, setze der Wahrheit keine Schranken mehr, schildere das Elend der schwedischen Herrschaft und werde — als Hochverräther zum Tode verurtheilt." Das geschah unserm russischen Gesandten —!?

Anna (steht auf). Patkul — dem Freunde meines Bruders! Aber man kommt — wir sollen — Nein es ist nichts — — Lies weiter, lies, wie er entkommen ist!

Jänkendorf (sich umblickend). Die Oberhofmeisterin wird uns überraschen (auf die schwarzen Bücher zeigend). Wir sollen, da die Schweden im Land und Sachsen geschlagen ist, singen und beten aus den schwarzen Büchern! Lies du! Mich hat es ganz erschreckt.

Anna (nimmt das Heft und setzt sich wieder). „In denselben Kerker warf man mich, in dem ich geboren wurde. Noch sah ich die Spuren meiner ersten Jugendspiele; sah die düstern Wände wieder, las auf ihnen als erste Uebungen der Handschrift die kindischen Lebenshoffnungen des Knaben — Wiege und Grab jetzt in dem einzigen engen Raume. Als Hochverräther, weil ich für mein Volk gesprochen, sollt' ich sterben. Aber aus meiner Kindheit wußt' ich, daß am Boden des Gefängnisses eine Stelle nur leicht mit steinernen Fliesen bedeckt und hohl war. Mein Vater hatte einen Befreiungsversuch gewagt, den er später aufgegeben, weil er unglücklich und lebensmüde war und die Welt nicht wiedersehen mochte. Ich hebe die steinerne Decke ab, sehe den Durchbruch einer tiefen Oeffnung in die Mauer — ich konnte nicht sterben, mein Leben hatte dem Vaterland noch so große Träume zu erfüllen! Die Höhlung mündete in einen Corridor (es klingelt hinter der Scene), dessen Ausgänge und Wachtposten ich kannte. Die Thurmglocke schlug zwei in der Nacht (es klingelt wieder), da lass' ich mich in den Corridor hinab. Den hallenden Schritt der Wachtposten hört' ich durch die Gänge herauf; ich berge mich in den dunkelsten Winkel und halte, wenn die Ablösung vorüberging, zitternd den Athem an. Endlich graut der Morgen. Ich fasse Muth und wage mein verwirktes Leben. Wer da? ruft die erste Schildwache —"

(Die Oberhofmeisterin von Nostitz erscheint hinten.)

Oberhofmeisterin (an der Thür). Aber meine Damen! Die Kurfürstin hat dreimal nach Ihnen verlangt. Sie vergessen, daß wir in dem einsamen Pillnitz mehr als sonst uns selbst angehören müssen.

Anna (verbirgt die kleine Schrift von Patkul in dem Gebetbuch, nimmt dieses mit und geht zur Seite ab).

Oberhofmeisterin. Was lasen Sie denn da?

Jänkendorf. Excellenz! In — den — „Sieben geistlichen Trostgründen", die uns die gute Kurfürstin zur Stärkung gegeben hat.

Oberhofmeisterin. Es bleibt uns auch nichts mehr übrig, als der Trost des Himmels. Die Schweden stehen nahe bei Meißen. Karl XII. hat uns Polen genommen und wird uns Sachsen nehmen. Die Kurfürstin weint in Pillnitz, der König, um seine Leiden, seine Demüthigungen zu vergessen, jagt bei Moritzburg; hätten wir nicht noch Herrn von Patkul, wir müßten alles verloren geben.

Anna (kehrt zurück).

Oberhofmeisterin. Liebe Einsiedel, wenn Sie auch der König auszeichnet —

Anna (befremdet). Excellenz!

Oberhofmeisterin. — So dürfen Sie darüber doch Ihre gnädige Gebieterin, die Kurfürstin Mutter, nicht vernachlässigen! Lassen Sie keine Minute vorübergehen, um in so arger Zeit für Ihr Seelenheil zu sorgen. Ich werde zurückkommen und Sie über die „Sieben geistlichen Trostgründe" examiniren! (Ab.)

Jänkendorf. Du scheinst ganz sprachlos geworden über die „Auszeichnung" des Königs! Ist es denn wahr, daß er dem Herrn von Patkul neulich sagte, er wolle deinem Bruder schon seinen großen Orden geben —?

Anna. Noch ehe er ihn verdiente. Gewiß, gewiß. Laß uns lesen!

Jänkendorf. Nein, nein, die es hörten lachten darüber, weil weder dein Bruder noch Patkul das eigentliche Herz merkten, auf welchem der flammende Stern des heiligen —

Anna. Bitte! Laß uns lesen. Schone den Ruf eines Mädchens, das am Hofe Friedrich August's lebt! (Sie nimmt eins der

Gebetbücher.) Wir waren beim dritten Troſtgrund ſtehen geblieben —

Zänkendorf. Laß mich in Ruhe mit dieſen Grillen der Kurfürſtin! Sie ſollte uns lieber in dieſen Kriegszeiten zu gutverſorgten Frauen als zu Engeln machen. Im rechten Schloßflügel beim König wird ſelbſt jetzt noch gelacht, im linken bei uns nur geweint. Drüben leſen ſie franzöſiſche Romane, hier ſollen wir ewig beten. Drüben iſt Verſailles, hier Jeruſalem — Nein weiter, liebe Einſiedel, wie entkam Patkul?

Anna (mit geſtütztem Haupt an ihrem Tiſch). Lies es für dich! Er entkam ſeinen ſchwediſchen Verfolgern, floh in die Schweiz, lebte einige Zeit dort verborgen, lernte meinen Oheim Flemming kennen und ließ ſich bereden, in ſächſiſche Dienſte zu treten. Da Sachſen damals mit Schweden Frieden hatte, ging er in ruſſiſche.

Zänkendorf. Ob es wirklich wahr iſt, daß ſich Karl XII. nichts aus den Frauen macht? Die Schweden ſollen im Kriege tapfer, im Frieden langweilig ſein. Oder wollen wir es auf einen Verſuch ankommen laſſen? Sachſen iſt nun einmal geſchlagen — Kommen die Schweden nach Dresden, es wäre eine Abwechſelung —

Anna (aufſtehend). Liebe Zänkendorf! Wie biſt du ſo leichtſinnig —! Ich nehme innigern Antheil an dem Schickſal meines Vaterlandes. Die Schweden belagern jetzt Leipzig, unſere Truppen ſind geſchlagen, die Sieger rücken vor und werden auch Dresden umzingeln, anzünden, vielleicht — die ruſſiſchen Hülfsvölker, die Patkul befehligt, ſind zerſprengt. Die Kurfürſtin badete ſich in Thränen, als ich auf ihrem Zimmer war, der König — O, du biſt zu jung, liebe Freundin. Scherze, tändle! Mein Herz iſt ſchwer. Melde mich unwohl. Ich geh' auf mein Zimmer und muß mein Herz in einem Brief an meinen Bruder ausſtrömen. (Sie lächelt.) Spötterin, ich grüß' ihn auch von dir! (Ab.)

Zänkendorf (allein). Ach! Wir sind so unglücklich in der Liebe wie im Kriege! Die „Sieben Trostgründe" hat sie liegen lassen — ich wüßte keinen darunter, der mich trösten könnte. Ihr Bruder hat nur Sinn für das europäische Gleichgewicht und nicht für meine Seufzer. (Es klingelt hinter der Scene.) Die Kurfürstin klingelt. Ich wünschte, ich wäre statt einer Hofdame lieber ein Page und diente drüben auf unserm rechten Flügel, wo sie französische Romane lesen, in Verbindung mit dem göttlichen Versailles stehen und die Aussicht haben, zuletzt in unsere schöne wohlconservirte dresdener Schloßgarde zu treten, in der man Feldmarschall werden kann, ohne nöthig zu haben, vor dem Feinde Pulver zu riechen. (Drei entfernte Kanonenschüsse.) Sie schießen! Wahrhaftig bei Dresden! Himmel, jetzt muß ich zur Kurfürstin! (Ab zur Seite.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Zimmer im russischen Botschaftshotel in Dresden.

Zweiter Auftritt.

Petrow, Muraview, Glinka mit noch vier Offizieren vom russischen Generalstab treten rasch ein. Zwan. Später Patkul und Julius von Einsiedel.

—

Petrow. Ganz Dresden ist in Aufruhr.

Muraview. Sie wollen wissen, wie es mit Sachsen steht.

Glinka. Der Markt wogt von Menschenmassen. (Treten alle ans Fenster.)

Petrow. Sie halten den General an.

Muraview. Er soll ihnen Nachricht geben. Der König ist

Bibl. Univ. Lpz.

Sonnsfeld (in Verzweiflung).

Prinzessin, sind das die Pläne, die der König mit Ihrer Zukunft hat?

P. Wilhelmine (zitternd vor Aufregung).

Beruhige Dich, meine Freundin! Ja es ist der Anfang einer neuen Lebensbahn für mich. Wohlan! Der Kampf beginne! Geht zu meinem Vater und sagt ihm —

Sonnsfeld (pathetisch).

Geht zum Könige und sagt ihm — (zur Prinzessin) Ja, was sollen sie ihm sagen?

P. Wilhelmine

(pathetisch und entschieden).

Sagt ihm, daß ich —

Sonnsfeld (pathetisch).

Sagt ihm, daß wir —

P. Wilhelmine.

Die Sprüche zwar lernen würden —

Sonnsfeld.

Daß wir die Erbsen zwar essen würden —

P. Wilhelmine.

Daß es aber unsre Schuld nicht wäre, wenn wir in der Verzweiflung unsres Herzens —

Sonnsfeld.

An den Waisen-Strümpfen die Maschen fallen ließen —

von Moritzburg nach Pillnitz gegangen. Die Minister bleiben verborgen. Dresden kann in vierundzwanzig Stunden in den Händen der Schweden sein.

Petrow. Sehen Sie da! — Der General spricht zur Menge.

Muraview (horchend). Von seinem Haß gegen Schweden — von Schweden und Frankreich, die sich in Europa theilen wollen — vom Krieg — von der polnischen Krone — Kurhut retten — Deutschland retten — Schweden im Land — Jammer des Dreißigjährigen Kriegs — Sachsen ein Juwel — Friedrich August ein Vater seines Volks — Frieden schließen — mit Karl — um Sachsen zu retten — Frieden schließen — — Wie sie seinem begeisterten Worte lauschen!

Glinka. Sie kennen die Gefahr nicht in ihrer ganzen Größe.

Petrow. Sie begleiten den General hierher. Sie rufen — (Man hört hinter der Scene lautes Rufen, das sich immer mehr nähert)

Hoch, General Patkul!)

Glinka. Kaum lassen sie ihn durch —

Petrow. Kommen Sie; der General!

Alle (treten an den Eingang der Thür).

(Patkul und Julius von Einsiedel treten ein.)

Patkul (in Uniform). Das ist ein heißer Tag! (Nimmt seinen Hut ab.) Die armen Menschen dauern mich. Sie suchen in der Irre und finden keinen Hirten! — — (Sich erst erholend) Wie stark ist noch unser Corps?

Petrow. Von zehn nur noch viertausend Mann.

Patkul. Entsetzliche Bellona! Was die eine Seite ihrer zweischneidigen Sichel im Kampfe verschont, mäht die andere in verheerenden Krankheiten nieder! — — Ist die Kriegskasse noch gefüllt?

Muraview. 250000 Thaler.

Patkul. Den Muth nicht verlieren, Freunde. Wir sind

geſchlagen — — ja, wir ſind's! Peter der Große wird ſeine Eisfelder zu Hülfe nehmen müſſen, um Karl XII. zu vergelten. Reiten Sie zu den Unſrigen! Grüßen Sie die Doniſchen Koſacken und die Zaporoger! (Zu Iwan.) Wie ſingt ihr an der Wolga, Knabe, wenn ihr in die Steppe reitet und Pferde in den Sümpfen fangt?

Iwan (ſpricht).

Die Stepp' iſt wie das große Meer,
Schnell fliegt die Wolke drüber her,
Der Habicht wird wol ſchneller ſein,
Der Wind, der holt ſie alle ein;
Doch ſchneller als der ganze Troß
Iſt der Koſack auf ſeinem Roß.

Patkul (zu Einſiedel). Glückliches Naturvolk. Es weiß nicht, daß der menſchliche Gedanke doch noch ſchneller als Koſackenpferde iſt! (Laut.) Lebt wohl! Reitet zu den Brüdern und meldet mir die Bewegungen der Feinde. Morgen beginnt der Waffenſtillſtand.

(Alle bis auf Einſiedel und Patkul ab.)

Patkul. Du biſt ſo ernſt, Julius?

Einſiedel. Ich betrübe mich um dich.

Patkul. Warum? Weil ich alle — alle Hoffnungen meines Lebens ſcheitern ſehe?

Einſiedel. Nein, Reinhold. Weil du eine Entſchloſſenheit zeigſt, die mir verräth, daß du ſie noch nicht aufgegeben haſt.

Patkul. Im Unglück wächſt mir erſt die Kraft. Geſchlagen ſtehen wir an den rauchenden Trümmern unſerer Hoffnungen! Aber wir können, wir werden alles wiedergewinnen, wenn — der König ſeine wahren Feinde nicht draußen, ſondern drinnen, im eigenen Lande ſucht.

Einſiedel. Willſt du gegen die Creaturen eines Flemming

auftreten? Ueberschau' den Boden, auf dem du dich mit deinem zusammengeschmolzenen, kampfunfähigen russischen Hülfscorps befindest! Die Minister hassen dich, weil sie gehofft hatten, als du damals in ihre Dienste tratest, du würdest für ihre Plane ihnen eine — Scheide, keine Klinge sein. Als du deinem glühenden Schwedenhaß in Sachsen und Polen keine Nahrung geben konntest, gingst du in russische Dienste und bliebst in Dresden als Gesandter, commandirtest die Hülfstruppen und wurdest das Gewissen dieser Menschen. Durch deinen Geist, durch deine größere Bildung, durch das Ansehen des Zaren, das dir zur Seite stand, hast du sie gezügelt. Jetzt — lösen sich alle Bande der Ordnung und des Gesetzes und du bist wehrlos — — Laß es fluten! Laß es treiben! Der Weltgeist fordert nichts von dir —

Patkul (hat sich niedergesetzt. Nach einer Pause). Ich bin ein Livländer. Deutsch war meine Muttersprache; doch mußt' ich schwedisch sagen, was ich deutsch gefühlt. Bis zum Tage von Lützen waren die Schweden ein Segen für Europa, bis zum Tage von Fehrbellin erlang man sie um ihrer großen herrlichen Vergangenheit willen. Nach Gustav Adolf kam Torstenson und alles liebte noch die Schweden. Dann aber lieh sich Oxenstierna von Richelieu das rothe Sammtkäppchen der jesuitischen Diplomatie; es galt die Zerstückelung Deutschlands, den Raub an Polen und Oesterreich; nun kamen die militärischen Nachzügler, die Wrangel, die Banner; Brandenburg, Preußen wurde von den Schweden frei, dank dem Schwerte Friedrich Wilhelm's. Aber in Livland blieben sie. Bin von ihnen zum Tod verurtheilt, weil ich für Recht und Gerechtigkeit gesprochen; entfloh; die Schweiz wurde mein Asyl, ich las in den Büchern, in den Sternen, trieb's in der Stille so fort — da läßt sich euer Kurfürst in Krakau als polnischer König krönen und verspricht, ein

zweiter Seſoſtris, Auguſtus, wenigſtens ein Louis quatorze zu werden — — ich kehre auf den Schauplatz der Welt zurück (ſeufzt) — — ich hoffte für mein Vaterland — — — (ſteht mit einem männlichen Entſchluß auf) und — ich hoffe noch!

Einſiedel. Polen, Rußland, Sachſen ſind geſchlagen, Patkul.

Patkul. Ich ließ Sachſen und ging zu Peter, dem Zaren. Rußlands Hülfsmittel ſind unerſchöpflich: Rußland hat das Gold und das Eis. Nicht das Schwert der Schweden hat uns beſiegt. Die gelbe Furie der Intrigue ſchlich in unſere Reihen, der Sachſe gehorchte nicht dem Ruſſen, der Ruſſe nicht dem Polen. Die Kriegsgelder wurden verſchleudert. Welcher Bundesgenoſſe konnte zu Sachſen Vertrauen faſſen, einem Staat, deſſen Credit untergraben, deſſen Schatz leer, deſſen Juſtiz und Staatsmänner käuflich ſind!

Einſiedel. Die Beweiſe!

Patkul. Marmorne Paläſte und Hütten von Stroh! Eine goldene Leibwache und kein Heer; Prachtgärten mit den Pflanzen beider Indien und brachliegende Aecker! Mitleid für Thränen auf der Bühne und keins für den Landmann in ſeiner gepfändeten Hütte! Die Statuen der Griechen, die Gemälde Italiens, erkauft durch den Schweiß und die allgemeine Armuth des Landes.

Einſiedel. Patkul! — Auf meiner Zunge — auf meinem Herzen brennt ein Geheimniß — ein Auftrag — Der König — will —

Patkul. Friedrich Auguſt kann — — noch wollen!

Einſiedel. Dürfte die Laſt mir bleiben und mich hinunterziehen!

Patkul. Iſt es eine letzte männliche That, deren er fähig wäre, ein letzter Befehl, der dem Träger zweier Kronen geziemt, ich vollführ' ihn und wagt' ich die Vollziehung des über meinem Haupte ſchwebenden — Todesurtheils —

Einſiedel. Freund —! — Der König kennt unſere Vertrautlichkeit — er ließ mich nach Moritzburg zu einer Audienz fordern, wo er mir auftrug — dir — im geheimen zu ſagen, daß er von dir ein — aufrichtiges, wahrheitsgetreues Gemälde ſeiner ganzen gegenwärtigen Lage —

Patkul (freudig). Das, das hab' ich gehofft, das vom Schickſal mir erbeten!

Einſiedel (zieht einen Brief hervor). Hier ſein Brief an dich! Aber bedenke — mein Oheim Flemming, die Creaturen Pfingſten, Imhof —

Patkul (nimmt ihn). Polens Königskrone noch als Siegel! Höret die Wahrheit, ihr Fürſten, und ihr werdet Eure Kronen nicht verlieren! (Erbricht ihn und lieſt) „Mein lieber Herr von Patkul, Sie kennen das große Vertrauen, das ich in Ihren Geiſt und Ihre Aufrichtigkeit ſetze. Ich bin geſchlagen, vernichtet, gedemüthigt. Welche Bedingungen mir der Sieger decretirt, muß ich abwarten. Aber ich frage Sie auf Ihr Gewiſſen, muß ich jede Hoffnung für die Zukunft aufgeben? Welche Politik rathen Sie an, ſelbſt wenn ich jetzt Frieden ſchlöſſe, um in ſpäterer Zeit meine gerechten Anſprüche auf Polen zu erneuern? Entwerfen Sie mir ein Gemälde meines Landes! Von Schmeichlern umgeben dringt kein Lichtſtrahl der Dinge, wie ſie ſind, in mein Auge, und doch iſt es mein heiliger Ernſt, die ſaumſeligen Vollſtrecker meines Willens, die Dränger meines Landes kennen zu lernen. Ich erwarte in den bekannten Chiffern, deren Schlüſſel Sie beſitzen, von Ihnen ein Memoire über Sachſen, Polen und alles, was ſich auf meine verlorene Königskrone und den Kurhut bezieht. Ich muß wiſſen, wie ich wieder erobern kann, was ich jetzt verloren geben muß. Livland —"

Einſiedel (will ihn am Weiterleſen hindern). Patkul, gib den

Brief! Du haſt nicht nöthig, das Opfer deines Freimuths zu werden.

Patkul (fährt begeiſtert fort). „Livland hat meinen Schwur, daß ich mein Leben daranſetze, es aus dem Joche der Schweden zu befreien. Laſſen Sie uns beide Hand in Hand gehen. Friedrich Auguſt, für jetzt beſiegt, doch nicht ohne Hoffnung.“ (Beſinnt ſich eine Weile, faßt dann einen Entſchluß und will ſeinen Hut nehmen.)

Einſiedel. Patkul, du willſt es wagen?

Patkul. Livland ließ mich im Kerker geboren werden; Ketten um Livland; Livland führte mich an die Leiter zum Hochgericht. Ich ſchüttle die Welt zuſammen, wenn ich in Schweden eine einzige Eiche brechen kann.

Einſiedel. Patkul, du ſtehſt mit dieſem Haß in der Welt allein —!

Patkul. Nein, ich ſtehe mit meinem Vaterlande! Livland — nur ein grüner kleiner Fleck am Buſen der Oſtſee! Klagend bricht ſich die Welle an der Düne. Wer kennt das Land! Die Birken, ſeine Linden duften nur — ſich ſelber! — — Aber in dies bunte ruſſiſche Kleid will ich nicht vergebens gekommen ſein. Auf mich fiel einſt die Wahl meines Volks. Hunderttauſende hoffen auf mich gegen Schweden und ſingen mir ins Ohr das alte Lettenlied:

Die Birke weint aus ihrer Rinde,
Der Waidelotte ſpricht:
Hat denn Perkunos Sturm und Winde
Und ſeinen Donner nicht?

Einſiedel. Reinhold! Du ſchwärmſt! Du träumſt!

Patkul. Schwärmen für die Freiheit heißt an den Himmel glauben. Für die Freiheit träumen heißt wachen für die Ewigkeit. Livland die Loſung! — — Ich ſchreibe das Memoire! (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Saal im Schloſſe zu Pillnitz.

Erſter Auftritt.

Flemming (in großer Aufregung), Pfingſten treten ein. Ein Offizier wartet.

Flemming (zum Offizier). Dresden ſoll ſich ruhig verhalten. Die Truppen ſind in den Kaſernen zu conſigniren! Jeder Wachtpoſten hat ſcharf geladen, der Commandant iſt für die Ruhe der Hauptſtadt verantwortlich! Melden Sie übrigens dem Rath der Stadt, daß Seine Majeſtät ſich bereit erklärt haben, Unterhandlungen wegen des Friedens anzuknüpfen. (Offizier ab.) Das iſt das Ende, aber ich ſchwör's (wirft ſich in einen Seſſel), es ſoll der Anfang ungeahnter Dinge werden.

Pfingſten. Excellenz, dieſer Unmuth um ein paar Bogen Papier, worauf ein junger Weltſtürmer ſeine erſten kameraliſtiſchen Ideen gekritzelt hat!

Flemming. Nein, Pfingſten! Nach Imhof ſollen auch Sie dies empörende Pamphlet leſen! Es iſt von Patkul! Man leugnet es! Aber ich habe meine zuverläſſigen Spione.

Pfingſten. Wie wenig das Pamphlet auf Seine Majeſtät

gewirkt hat, beweiſt der Umſtand, daß Sie es Ihnen mittheilten.

Flemming. Auf den erſten Blick ſah ich, was die Schrift enthielt, ich las ſie zur Stelle und reichte dem König meine Entlaſſung ein. Dieſer weigerte ſich, ſie anzunehmen. Patkul, vor meinen Augen vom König umarmt, ſchickt ſich in größter Schnelligkeit zur Rückreiſe nach Dresden an. Er, er hat es geſchrieben, hat uns ſämmtlich wie Blutſauger, Halunken und Verräther hingeſtellt. So ſtehen die Dinge!

Pfingſten. Was halten Sie von der Offenheit, mit der der König Ew. Excellenz das Memoire mittheilte? Iſt es nicht bloße Fürſtenlaune? Neckiſche Schadenfreude? Es wird alles beim Alten bleiben.

Flemming. Nein, frei muß ich ſein. Müſſen wir Polen aufgeben, will ich wenigſtens Sachſen regieren, wie es mir gefällt. Bin ich Miniſter? Unter dem Schein der größten Indifferenz beherrſcht ein fremder Envoyé den Monarchen. Ich habe die Verantwortlichkeit, er die Macht. So darf es nicht fortgehen.

Pfingſten. Es böte ſich eine Gelegenheit, ihn auf eine anſtändige, ſozuſagen ſolenne Art (ſinnend), was man allenfalls auf gut Kanzlei-Sächſiſch nennen könnte — zu eliminiren. Wie iſt es denn eigentlich mit dem Frieden?

Flemming. Hier ſind die Bedingungen, zu denen ſich der König verſtehen will! Um die Präliminarien zu überreichen, reiſen Sie noch heute in das ſchwediſche Lager bei Altranſtädt, Imhof wird Sie begleiten.

Pfingſten (nimmt die Papiere und blättert darin). Die polniſche Krone — ade! Der Königstitel — eine Kapſul ohne Werth! Die Reichskleinodien — ſtehen bereits beim Könige von Preußen im Verſatz! Schwediſche Winterquartiere in Sachſen — die Stände werden zur Heizung ungern das Holz geben. — Die

Prinzen Sobiesky zu entlaſſen — ganz gut, ganz gut — Da ſind noch einige Blätter leer?

Flemming. Vorläufig ſchon mit meinem Namen unterzeichnet. Schreiben Sie hinein, was die Schweden ſonſt noch verlangen werden. Die Ratification bleibt natürlich dem König vorbehalten.

Pfingſten. Sonſt noch verlangen werden? — Excellenz, die Schweden können viel verlangen —

Flemming (ihn fixirend). Viel? Worauf ſinnen Sie?

Pfingſten. Wir werden über manches zu reden haben, Excellenz! — Doch ſehen Sie (nach der Thür blickend), Herr von Imhof ſcheint ſich auch ſozuſagen an dem Pamphlet überleſen zu haben. Er ſieht ganz übel aus —

Zweiter Auftritt.

Imhof. Die Vorigen. Zuletzt ein Lakai.

Flemming (auf Imhof zu). Nun, was ſagen Sie?

Imhof (beſtürzt). Es gibt hier nur zwei Fälle, Excellenz. Entweder wir treten vom Ruder ab oder wir trennen auf immer Patkul von des Königs Perſon.

Flemming (zu Pfingſten). Da ſehen Sie —! Nur Patkul iſt der Verfaſſer.

Pfingſten. Nun gut; aber dann auch ſchnell ans Werk, Excellenz. Patkul ſteht gegenwärtig in einer iſolirten Lage. Er wird ſich uns auf Gnade und Ungnade ergeben müſſen.

Flemming } (zugleich). Sie combiniren?
Imhof } Worauf wollen Sie hinaus?

Pfingſten. Als Patkul vor einigen Wochen in Berlin war und den letzten Verſuch machte, auch Preußen in ein Bündniß mit dem Zaren gegen Schweden zu ziehen, befand er

ſich in dem Abendcirkel des Miniſters von Ilgen. Wie immer waren der Gegenſtand ſeiner Verwünſchungen auch wir. Herr von Ilgen, erſchrocken über ſeine unvorſichtige und verleumderiſche Sprache, wußte ſich, um ihn zum Stillſchweigen zu bewegen, nicht anders zu helfen, als daß er ihn bei der Hand nahm, auf die Seite, wie zu einer vertraulichen Mittheilung führte und ſcherzhaft that, als wollt' er aus den Lineamenten ſeiner Hand ſein künftiges Schickſal leſen. Patkul ſieht, daß Herr von Ilgen über den Scherz erblaßt. Ilgen will ſich entfernen, Patkul zwingt ihn, Rede zu ſtehen. Ilgen bat, er hätte nur einen Scherz beabſichtigt, er möchte mit ihm zur Geſellſchaft zurückkehren. Das ſteigert die Neugier des wunderſüchtigen, pietiſtiſchen Patkul nur noch mehr. Endlich mußte ſich Herr von Ilgen entſchließen nachzugeben. Er nahm Patkul's Hand und ſagte zu ihm mit zitternder Stimme: Herr von Patkul, Sie werden — keines — natürlichen Todes ſterben! Patkul, an Ahnungen glaubend, wie angedonnert, ſpricht kein Wort, nimmt Poſtpferde und reiſt in vierundzwanzig Stunden ab. In Berlin lachte man darüber und hält jetzt Herrn von Ilgen für einen großen — Diplomaten. Es ſteht bei uns, Excellenz, aus ihm einen noch größern — Propheten zu machen.

Flemming } (zugleich). Sie meinen —
Imhof } Sie glauben — — den König zu etwas beſtimmen zu können —

Pfingſten. Den König?

Imhof. Sie reden doch vom Frieden?

Flemming. Ein Coup de main —

Imhof. Wenn wir unbedingte Vollmacht hätten —

Flemming. Die haben Sie ja für die Präliminarien —

Pfingſten (geht während dieſer gegenſeitigen Ausforſchungen, wo jeder

P. Wilhelmine (in Verzweiflung).
Und uns lieber wünschten, Prinzessin von Reuß —

Sonnsfeld.

Schleiz —

P. Wilhelmine.
Greiz und Lobenstein zu sein!
(Beide heftig ab.)

(Vorhang fällt.)

etwas ahnt und doch nicht auszusprechen wagt, an den Tisch und blättert in den erhaltenen Papieren). Par exemple! Hier ist eine von den verhängnißvollen leeren Seiten. Gesetzt, auf einem der Blankets stünde folgende Phrase: Paragraph sieben: Patkul wird — den Schweden — ausgeliefert — (Schreibt es hinein.)

Imhof und Flemming (erschrecken). Ha!

Flemming. Um Gotteswillen — meine Herren — ich habe nichts gesehen. Die Unterhandlungen im schwedischen Lager stehen Ihnen frei. Handeln Sie — nach eigenem Ermessen, (stark betonend) aber bedenken Sie, bedenken Sie, wie hoch unser Feind in der Gunst —

Kammerdiener (kommt schnell von rechts und ruft laut): Der König!

(Alle drei fahren auseinander.)

Dritter Auftritt.

Friedrich August tritt ein. Sein Benehmen ist galant, leicht, beweglich und doch verstimmt. Zwei Kammerherren vor ihm, die während der Scene im Hintergrunde bleiben. Takaien.

Friedrich August. Ah, meine Herren! Ging nicht eben meine Mutter mit ihren Damen vorüber?

Imhof. Kurfürstliche Gnaden verließen noch nicht ihre Zimmer —

Friedrich August. So betet sie noch. Diese Belästigungen des Himmels! Die gute Mutter muß den Engeln langweilig geworden sein, weil der himmlische Vater uns diesmal durchaus nicht helfen wollte. Meine Herren, Sie sind verstimmt. Sie haben Kummer? Den haben wir alle. Ja so — die geheimnißvolle Denkschrift über Ihre vortreffliche Regierung. Es muß sich vieles ändern. Durchaus. (Zu Flemming.) Flemming, schicken Sie in die russische Botschaftskanzlei! Da aus der

Provinz alle Geldsendungen für uns ausbleiben, so hat Patkul die Güte gehabt, mir aus den russischen Hülfsgeldern einen Vorschuß von zweimalhunderttausend Thalern zu machen.

Flemming (bei Seite). Auch das noch?

Friedrich August. Keine Rivalität, meine Herren! Keinen Parteigeist an meinem Hofe! In Polen hatt' ich Anarchie genug. In Sachsen will ich alles d'accord haben. Was wollen Sie von Herrn von Patkul! Er hat zuweilen Ihre Verwaltung angegriffen, Flemming, sie verdiente einige Rep. aches, lieber Flemming; es ging nicht alles so — wie es sollte, mein bester Graf, — ich habe viel Ursache, Feldmarschall —

Flemming. Sire, als ich vor zehn Jahren vom Reichstag in Warschau eine Krone zu Ihren Füßen niederlegte, begrüßte mich Friedrich August mit den Worten: Solange die Uhr meines Herzens schlägt, sollen Sie meinen Völkern — der Weiser sein.

Friedrich August. Hab' ich das gesagt? Ich glaube, ich habe es irgendwo gelesen. Viel zu witzig für mich. Aber jetzt will ich original sprechen, meine Herren! Un roi détrôné — da hört ein so großmüthiges Herz zu schlagen auf. (Pause.) Herr von Imhof, Sie werden ins schwedische Lager reisen. Machen Sie, daß Sie bald zurückkommen. Unser Ballet soll im Winter nicht unter unserer Politik leiden. Frau von Prittwitz hat im «Mercure galant» von einem Divertissement, «Amor und Psyche», gelesen — Eminent — was sie mir davon erzählte. Suchen Sie die Tänze aus Paris zu bekommen! Nochmals, auch Sie, Pfingsten, keine Rivalität mit Herrn von Patkul! Ich ehre in ihm den Gesandten des Zaren, meines Verbündeten, ich schätze in ihm den Weltmann und Kenner der Zeiten und Menschen; ich bewundere den hohen Muth, mit dem er sein tragisches Lebensschicksal um das Wohl seiner Heimat ertragen hat (streng abbrechend) und damit lassen Sie's genug sein. (Zu Flemming.) Ihre liebens-

würdige Nichte — — darüber — Ich meine — über Herrn von Einſiedel — und — die Klagen der kleinen Baroneſſe von Jänkendorf — ſprechen wir noch! (Will abgehen, zu Pfingſten.) Was machen Sie da, Herr Referendar?

Pfingſten (hatte ſich inzwiſchen dem Tiſche genähert, um die Papiere fortzunehmen).

Flemming. Es ſind die Friedensvorſchläge, Majeſtät —

Pfingſten (erſchrocken, Flemming anſehend, will ſie einſtecken).

Friedrich Auguſt (nach einer Pauſe mit ſchmerzlichem Sinnen). Laſſen Sie doch noch einmal ſehen —

Imhof (bei Seite). Wir ſind verloren —

Friedrich Auguſt (nimmt die Papiere; ängſtliche Pauſe). Es faßt ſich wie glühende Kohlen an. Die letzte noch heiße Aſche meiner Träume! Eine zerſchmolzene Krone! Ein zerriſſener Hermelin! (Bricht ſeufzend ab; ſieht dann auf die erſte Seite, läßt die Hand ſinken und ſagt, ſcharf die Räthe fixirend.) Werden Sie auch Sorge tragen, daß in dieſen Papieren nichts von meinem Herzen geriſſen wird? Hab' ich meinen Ruf vor Europa, ein Kleinod, das mir koſtbarer iſt als alle Schätze unſers Grünen Gewölbes, auch treuen Händen anvertraut? (Legt nach einer Pauſe die Papiere auf den Tiſch.) Reiſen Sie ins ſchwediſche Lager! Geben Sie nicht mehr als was man uns ſchon genommen hat! Nicht mehr! War mir auch das Glück der Waffen nicht hold, ſo lerne die Welt doch dies als meinen — — unfreiwilligen Wahlſpruch kennen: Beſiegt, doch ehrenvoll! (Ab.)

Flemming. Wenn er die Stelle geleſen hätte! (Reißt ſchnell die von Pfingſten beſchriebene Seite aus dem Convolut heraus und vernichtet ſie.)

Imhof (unterſtützt ihn darin). Entſetzlich!

Pfingſten (lieſt die kleinen Papiere auf). Excellenz — iſt es Seiner Majeſtät mit Anna von Einſiedel Ernſt?

Flemming. Mit meiner Nichte?

Pfingſten. Iſt es Seiner Majeſtät Ernſt in dem Sinne — wie bei Gräfin Aurora —?

Flemming. Was hör' ich? Er zeichnet in der That Anna von Einſiedel auffallend aus —

Pfingſten. Und Sie wiſſen, daß Anna von Einſiedel ſeit vier Wochen im ſtillen verlobt iſt —?

Flemming. Meine Nichte?

Imhof. Mit wem?

Pfingſten (mit triumphirendem Lächeln). Mit Herrn von Patkul.

Flemming. Wie? Meine Ahnung! Der geheime Vermittler iſt mein Neffe!

Pfingſten. Das Verhältniß entſpann ſich in den frommen Abendcirkeln der Kurfürſtin. Was liegt nicht alles unter dem Deckmantel dieſer neuen Mode der chriſtlichen Liebe verborgen! Es blieb geheim um Ihretwillen, Excellenz! Wenn ich jetzt kein Anfänger in der Kenntniß der Welt bin, und wenn Fürſten nur von einer Seite auch Menſchen ſind, ſo ſetzen wir, denk' ich, hier etwas zuſammen, was der Nachwelt vor dem Genie des achtzehnten Jahrhunderts Reſpect einflößen ſoll.

Flemming. Pfingſten, ich ſehe die Kurfürſtin in den Garten treten. Sie müſſen ihr noch die Aufwartung machen. Ich ſtimme für nichts, als was dem König genehm iſt.

Imhof (ebenfalls bedenklich). Auch meine Meinung, Pfingſten! Wir werden Patkul, fürcht' ich, noch bei der Kurfürſtin begegnen. Aber ums Himmels willen nichts gegen den Willen des Königs.

Pfingſten (indem ſich alle drei zum Abgehen wenden). Bitte, nehmen Sie mich mit! Wir wollen uns zu unſerer Reiſe den Segen der frommen Fürſtin erflehen. Natürlich, natürlich! Nichts gegen den Willen des Königs!

(Alle drei nach verſchiedenen Seiten ab.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Im Schloßgarten zu Pillnitz. Bosquets. Springbrunnen. Statuen.

Vierter Auftritt.

Einſiedel. Anna. Dann Patkul.

Einſiedel (tritt mit ſeiner Schweſter, ſich ängſtlich umblickend, aus den Bosquets). O dieſe Tyrannei der Etikette!

Anna (in großer Aufregung). Wo? Wo? Dort? (Stürzt auf Patkul zu.)

Patkul (kommt mit ausgebreiteten Armen). Meine Anna! (Kurze ſelige Umarmung.)

Einſiedel (ängſtlich nach rechts blickend). Aber der Hof naht — die Kurfürſtin — Pfingſten und Imbeſ — laßt es! Trennt euch!

Patkul. Anna, unſere Lippen bleiben ſtumm, unſere Herzen nur hören ſich!

Anna. Wann wird die Feſſel ſpringen!

Einſiedel. Noch einige Tage laßt euern Bund verſchleiert bleiben. Flemming iſt dein Vormund, Anna! Auf unſern Gütern liegt ſeine mächtige Hand. In einigen Tagen muß der Proceß, der Jahre dauerte, endlich entſchieden ſein. Ohne Flemming gewinnen wir ihn auch jetzt noch nicht; in Sachſen iſt das nur Gerechtigkeit, was die Miniſter dafür ausgeben. Noch einige Tage bleib' eure Liebe ein Geheimniß. Man kommt. Trennt euch! Wenn man euch geſehen hätte! (Zieht Anna zurück.)

Patkul (zur Seite tretend). O dieſes eine Sonnenblick nur! — Die Kurfürſtin!

Fünfter Auftritt.

Die Kurfürſtin mit ihren Hofdamen; unter ihnen Anna von Einſiedel und Baroneſſe von Zänkendorf. Patkul. Einſiedel. Imhof. Pfingſten.

Kurfürſtin. Auch nicht einen Tag, Herr von Patkul, bleiben Sie noch?

Patkul (ſich ſammelnd). Auch nicht eine Stunde, kurfürſtliche Gnaden! Dresden harrt unſerer Wiederkehr. (Zu Imhof.) Wir machen den Weg zuſammen?

Imhof. Auch wir wollten uns kurfürſtlichen Gnaden empfohlen haben.

Kurfürſtin. So ſind wir denn ganz allein, müſſen aus dem ſchon fallenden Herbſtlaub das Bild irdiſcher Größe leſen und können für den Ausgang dieſer trüben Stunden nur noch beten. Sprachen Sie Graf Zinzendorf in Berlin und den guten Spener?

Patkul. Zwei edle Männer, die unſerm Jahrhundert wieder die fromme Weihe des apoſtoliſchen Zeitalters geben wollen.

Pfingſten. Es wird lange währen, bis der Herr Graf in dieſer gottloſen Welt die Zahl der Apoſtel vollſtändig gefunden haben wird.

Patkul. Der zwölfte, der den Seckel trägt, möchte nicht ſo ſchwer zu finden ſein.

Kurfürſtin. Iſt das Werk des Grafen von Gott, ſo wird der Beiſtand des Himmels nicht fehlen. Herr von Patkul, wie ſchöne Stunden haben wir ſonſt gefeiert! Wie oft hat Ihr Geiſt und frommer Sinn die Binde von meinen Augen genommen! Ich leſe Arnd, Pascal, Spener; aber je näher man den Geheimniſſen der Weltregierung kommt, deſto heißer der Durſt, deſto karger die Befriedigung!

Patkul. Kurfürſtliche Gnaden, unſer Zeitalter iſt zu dunkel und trübe, als daß die Sehkraft unſerer Augen ſo weit trüge,

wie in Jahrhunderten, wo der Aether des Lebens heller, die Luft der Sitten und Meinungen reiner strömte. So überladen unsere Tracht, so überladen sind wir an Vorurtheilen. Mögen einst Zeiten kommen, wo die Menschen wieder in das reine Quellenbad der Natur untertauchen und die Herzen sich verjüngen!

Kurfürstin. Wie schön, Herr von Patkul, wissen Sie von der Unsterblichkeit der Seele zu reden! Unvergeßlich wird mir die Jagd in Liebenwerda sein, wo die Cavaliere des Hofs über diesen schönsten Traum unsers Erdenlebens lachten und Sie der Einzige waren, der noch den Muth besaß, ihn gegen den Unglauben dieser Zeit zu vertheidigen.

Pfingsten. Einen strikten Beweis für das Jenseits, kurfürstliche Gnaden, ist Herr von Patkul uns dennoch schuldig geblieben.

Patkul. Wenn es eine höhere Gerechtigkeit geben muß, welche die Verbrechen dieser irdischen ausgleicht, so findet er sich vielleicht in manchen Acten — der Criminaljustiz!

Kurfürstin. Die Welt weiß so viel und von sich selbst so wenig! Soll ich Ihnen, Herr von Patkul, einen Beweis geben, wie wir in diesem unglücklichen Kriege verwildern? (Zu einer Hofdame.) Nun, Fräulein von Brühl? Eh bien! Was verbürgt uns, daß wir uns dereinst wiedersehen? (Pause der Erwartung.) Sie halten sich — an die Eindrücke Ihrer Jugend? Denken, wenn Sie die Gegenwart nur gewiß haben? Ah! Ah! — Nun? Sie, Fräulein von Rostitz?

Pfingsten (zu Imhof, bei Seite). Wollen wir nicht gehen? Ich fürchte, die Frage könnte die Reihe herum auch an uns kommen.

Kurfürstin (lächelnd). Nun, liebe Rostitz — auch Sie stocken — warum werden wir uns dereinst wiedersehen? Sie, Fräulein von Zeschwitz? —

Pfingsten (bei Seite). Lassen Sie uns gehen!

Kurfürstin. Ei, ei, sogar die heidnischen Philosophen, die diesen Garten zieren, haben auf diese Frage nicht mit Still-

ſchweigen geantwortet — Sie, liebe kleine Baroneſſe von Jänkendorf! Was verbürgt uns das einſtige Wiederſehen?

Jänkendorf (mit einem Blick auf Einſiedel, bei Seite). Ich werde mich auf eine Stelle in meinem Stammbuch berufen, das Sie Abſcheulicher mir noch immer nicht wieder zurückgeſchickt haben.

Einſiedel (bei Seite). Sagen Sie einfach, der Glaube!

Jänkendorf (bei Seite). Der Glaube? In dem kann man ſich am allerſchrecklichſten irren! (Laut.) Kurfürſtliche Gnaden, Herr — von Einſiedel — ſagt — daß man ſich — in dieſem Punkt ganz einfach nur an den Glauben halten ſoll —

Kurfürſtin. Für eine Chriſtin fromm genug. Aber der Glaube ſoll ein lebendiger ſein. Es genügt nicht zu glauben, daß wir uns wiederſehen. Was iſt das Leben des Glaubens? Sie, Fräulein Anna von Einſiedel!

Anna. Die Liebe!

Kurfürſtin (tritt einen Schritt vor und reicht die Hand zum Kuſſe). O gewiß, die Liebe! (Anna drückt die Hand an ihre Lippen.) Wie einfach und wie wahr! Und Thränen im Auge, gutes Kind? Da ſehen Sie, meine Damen! Augen, die um der Liebe willen weinen können, ſind nicht beſtimmt, ewig geſchloſſen zu bleiben! Die Bürgſchaft, daß wir uns einſt wiederſehen, iſt das offene Geheimniß des menſchlichen Herzens. (Küßt ihre Stirn.)

Patkul (wendet ſich ab).

Kurfürſtin. Leben Sie wohl, meine Herren! Sie werden Sachſen den Frieden geben, ſegne Gott das Werk Ihrer Hände! (Ab mit ihrem Gefolge.)

Patkul (ſteht in Gedanken verloren).

Imhof. Sagen Sie, Herr von Patkul, wie kommen Sie bei Ihren ausgezeichneten theologiſchen Kenntniſſen dazu, ein ſo berühmter Soldat und großer Staatsmann zu ſein?

Pfingſten. Herr von Imhof, kennen Sie das Buch der Rich-

ter im Alten Teſtament nicht, wo die, die den Säbel führten, auch zugleich die Hohenprieſter waren?

Einſiedel. Sie haben eine ſo ungewohnte Lectüre nicht nöthig, meine Herren. In der Geſchichte der — Jeſuiten finden Sie genug Vorgänger meines Freundes! Bringen Sie uns einen reſpectabeln Frieden, meine Herren! (Ab mit Patkul, der träumeriſch folgt.)

Imhof. Kein Zweifel — ſeine Schweſter und Patkul ſind ein Paar.

Pfingſten. In dem Lichtſtrahl, der aus dem Auge des Mädchens blitzte, zitterten alle ſeine Atome. Und nun die Neigung Seiner Majeſtät —! Hahaha! Seit Patkul's Abweſenheit am preußiſchen Hof iſt der König für ſie von einer glühenden Leidenſchaft ergriffen.

Imhof. Ich bewundere, Herr Staatsreferendar, wie Sie alles das ſo geſchickt herausfinden!

Pfingſten. Da — der König! Und die Einſiedel —! Schüchtern wie eine von ihrem Schwarm abgekommene Taube — Wie ich das ſo geſchickt herausfinde, Herr Geheimrath? Augen! Augen! Die Mine iſt gelegt; wenn die Politik verſagt, muß — die Galanterie das Zündkraut ſein. Stören wir die arkadiſchen Stunden des Königs nicht und präpariren wir uns auf den Frieden von Altranſtädt mit Hugo Grotius und — dem ehrlichen Pufendorf! (Beide ab nach links.)

Sechster Auftritt.

Anna ſchnell zurücktretend, ſpäter Friedrich Auguſt, von Vitzthum, einige Kammerdiener. Sie treten vorn aus den Büſchen. Erſt ſpannende Pauſe. Die Begleitung des Königs tritt dann zurück. Zuletzt die Kurfürſtin mit ihren Damen.

Anna (ſehr aufgeregt, Patkul ſuchend) Er iſt verſchwunden —

ohne Abſchied — könnt' ich ihn noch einmal ſehen — O Gott, der König!

Friedrich Auguſt (tritt auf Anna zu, die entfliehen will). Schöne Anna, Sie verſchmähten das Diadem, das ich Ihnen zu ſchicken wagte?

Anna (mit niedergeſchlagenen Augen, zitternd und nach Faſſung ringend). Majeſtät — die Farbe der Edelſteine ſtand nicht zu meinem Haar! (Will ab.)

Friedrich Auguſt. Und mein Billet uneröffnet zurück?

Anna (gezwungen lächelnd). Sire, in mein Stammbuch leg' ich nur, was jeder leſen darf. (Drängt in den Hintergrund.)

Friedrich Auguſt. O die ganze Welt ſoll es leſen, was Sie mir ſind, Anna! Angebetetes Weſen, entfliehen Sie mir nicht! Ich beſchwöre Sie, Anna! Retten Sie ein unglückliches Herz! Wir ſind allein. Anna, ich habe keinen Gedanken mehr als Sie! Anna, — meine Liebe zu Ihnen iſt das Einzige, das mich in meiner Einſamkeit noch beſchäftigt — Laſſen Sie mich für meine Zukunft, für eine neubegründete Epoche meiner Regierung hoffen — (Hat Anna, die ihn flieht, verfolgt bis in den Hintergrund.)

Kurfürſtin (tritt plötzlich hinter ihnen mit ihren Damen dazwiſchen). Mon cher fils! Es iſt eine ſchwere, ernſte Zeit über uns hereingebrochen! Ich dächte, Sie werden der Einſamkeit bedürfen, um über das Beſte Ihres Volkes nachzudenken! (Entführt ihm Anna.)

Friedrich Auguſt (mit dem Fuß aufſtampfend). Mort de ma vie! Die Lehre hätt' ich mir auch ſelbſt geben können!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Das Zimmer der Prinzeſſin. Wohnlich und traulich eingerichtet. Rechts ein Fenſter. Mittelthür und Thüren links und rechts. Ein Schrank. Ein Tiſch.

Erſter Auftritt.

Prinzeſſin Wilhelmine (lehnt nachdenklich am Fenſter). Die Sonnsfeld (ſitzt links und ſtrickt). Später Eckhof.

P. Wilhelmine (bei Seite).

Stunde um Stunde vergeht. Was wird er von mir denken oder ſollt' er mein Schickſal ſchon erfahren haben?

Sonnsfeld.

Sagten Sie etwas, Königliche Hoheit?

P. Wilhelmine.

Ich ſagte nichts.

Sonnsfeld.

Es ſchien mir, als ſprächen Sie mit ſich ſelbſt. Werden Sie nur nicht ſchwermüthig. Die Verſe wer-

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Im Einsiedel'schen Hause zu Dresden.

Erster Auftritt.

Patkul mit einem Kästchen in der Hand und Anna von Einsiedel treten auf.

Anna. Ein Schmuck? Gelt? Laß mich sehen!

Patkul. Brillanten sind es nicht.

Anna. Türkisse, wie? Oder Perlen?

Patkul. Nicht so kostbar und mir dennoch unendlich theuer. (Oeffnet das Kästchen.) Diese gelben, hundertseitig geschliffenen Korallen sind doppelt ein mütterlich Vermächtniß —

Anna (den Schmuck herausnehmend und freudig). Bernstein!

Patkul. Nur bescheidener Bernstein! Aber es hat seinen Grund, wenn man diesen Stein nur in meiner Heimat findet. Diese gelben Perlen sind die Thränen der Ostsee. Als der kühne Sonnenknabe Phaeton aus seinen Himmeln niederstürzte, weinten seine Schwestern nach dem Glauben der Alten so lange um ihn, bis aus ihren Thränen sich der Bernstein schuf. Es ist ein wunderbarer Stein! Aus Schmerz geboren heilt er Schmerzen.

Trage den einfachen Schmuck, er erinnert mich an meine todte Mutter und an mein todtes Vaterland. Aber — was iſt das? Du ſtehſt ſo ſinnend — Anna? Seit den letzten Tagen in Pillnitz drückt dich etwas. Du weigerſt dich ſogar, hier in Dresden, hör' ich, ins Schloß zurückzukehren?

Anna (wendet ſich ernſt ab).

Patkul. Meinem Mädchen fehlt es an Vertrauen zu mir?

Anna. Mein Reinhold!

Patkul. Viel hab' ich mit dem Leben gerungen, Anna, viel an das Schickſal verloren. Eine freudloſe Jugend, der Kelch des Lebens früh verbittert, die Heimat, mit dem unaufhörlich erneuerten Todesurtheil der Schweden gegen mich, mir nur winkend wie ein offenes Grab — o, dacht' ich je, daß in meines Lebens Finſterniß ein ſolches Bild mir leuchten würde, wie deine Liebe! Einſam und bange hallte das Echo meiner Schritte durchs Leben. Was mir gelang, lockte mir kein Lächeln, was mir ſcheiterte, keine Klage ab. Da fiel der Strahl deiner Liebe in mein Herz und die Welt mit ihren Schatten entflieht, die Gefahren — ſind übergoldet, umwoben des Lebens Widerſprüche vom roſigen Farbenſpiel. O dieſe glückliche Wehmuth des Herzens! Verlorene Klänge aus alten Tagen rauſchen durch meine tiefſten Tiefen, zerſchlagen wie ein Götterbild lagen in mir tauſend Ahnungen der Seligkeit unbewußt; jetzt finden und binden ſich die Glieder und der raſſelnde Lärm des Kriegs, der Weltbühne verworrenes Echo klingt mir wie das kunſtvolle Gebäu eines harmoniſchen Geſanges. Doch — Anna, ſeit — ja! ſeit ich von meiner letzten Reiſe zu meinen zerſprengten Truppen zurück bin, warum miſcht ſich ein räthſelhafter Ton in dieſe Melodie? Was haſt du? Es drückt dich eine Laſt? Erleichtere dich!

Anna (nach einem innern Kampf). Nicht wahr, Reinhold, die Stunde iſt da, wo die Welt wiſſen darf, was wir uns wurden?

Patkul. Gewiß — gewiß —! Nur überlege, iſt dieſe Zeit der Trauer gemacht, die Glückwünſche der Welt anzunehmen? Die Schweden ſtehen vor den Thoren Dresdens — Nur Moritzburg und Pillnitz gehören noch dem König — Die Boten, die den Frieden ſchließen ſollen — gehen hin und her —

Anna (bei Seite). Die Laſt muß vom Herzen!

Patkul. Was haſt du?

Anna (ſinnt eine Weile, erblickt auf dem Tiſch ein Buch und ergreift es ſchnell). Komm, Reinhold, laß uns ein Märchen leſen. (Schlägt das Buch auf.) Contes arabes et féeries.

Patkul. Wunderliches Mädchen!

Anna (ſich zur Heiterkeit zwingend). Sieh! Dies hier! Dies ſprach mich beſonders an. Ich will es dir im Auszug mittheilen.

(Setzen ſich beide.)

Patkul. Willſt du mich im Bilde auf etwas vorbereiten?

Anna (bei Seite). Jetzt wird mir wohl! (Laut.) Höre nur zu!

Patkul. Ich bin begierig.

Anna. Der Sultan Alhafar hatte an ſeinem glänzenden Hofe einen Emir, den ihm der große und tapfere Abderrhaman aus Spanien zum Zeichen der Freundſchaft als Geſandten geſchickt hatte.

Patkul. Der Geſandte? — Das iſt nicht ſchwer zu errathen! Der Geſandte werde wol ich ſein.

Anna. Sei artig und höre! Die Mutter des Alhafar war eine gute und fromme Frau, die gern im Koran las und ſich über die Sündhaftigkeit dieſer Welt mit den Sprüchen des Propheten tröſtete. Der ſpaniſche Emir, Selim hieß er, war ein Meiſter im Koran und wurde oft zur alten Sultanin gerufen, um aus dem heiligen Buche ihr vorzuleſen. Gut. Die Sultanin hatte aber — eine Sklavin —

(Ein Bedienter tritt ein.)

Bedienter. Frau von Prittwitz läßt erſuchen, ſich bereit zu halten.

Anna. Wozu?

Bedienter. Sie wird bald ſelbſt erſcheinen. (Ab.)

Anna. Ich begreife nicht —

Patkul. Weiter! weiter! Die Sultanin hatte eine Sklavin — dieſe Sklavin?

Anna. Ja, ja, dieſe Sklavin war ein gar einfältigliches Ding, etwas vorwitzig, und hatte ſehr wenig Gefallen am Koran, dafür deſto mehr an dem hübſchen Ausleger. Sie mochte den Emir für ihr Leben gern von Dingen reden hören, von denen ſie nichts verſtand. Doch ſieh! ich mache dir das Rathen zu ſchwer. Die Sklavin, nun, die ſoll ich ſein.

Patkul. Liebliches Weſen! Doch du machſt mich neugierig.

Anna. Da ereignete es ſich, daß der — Sultan —

Patkul. Du ſtockſt — der Sultan?

Anna. Der Sultan — (Pauſe; ſteht auf.) Ich begreife nicht, was die Prittwitz will!

Patkul. Dein Märchen, Anna, dein Märchen!

Anna (mit ſich ringend). Laß es, Reinhold. Für das Bild hab' ich nicht Geſchick genug — und für die Sache ſelbſt —

Patkul. Die Sache ſelbſt? Wie errath' ich dich?

Anna. Laß es, trennen kann uns ja nur der Tod. Ziehen wir den Schleier von unſerer Liebe, ſo werden alle Nebel ſchwinden.

Patkul. Welche? Erzähle vom — Sultan!

Anna. Dringe nicht in mich, Reinhold. Nicht jedes Geſtändniß löſt ſich frei von der Lippe des Weibes. Sieh mir ins Auge, glaubſt du an mich?

Patkul. Wie an mein Vaterland! Aber befremdet bin ich —

Anna. Alles, alles wird dir klar werden! Wir entdecken

unſere Liebe der Kurfürſtin. Sei nicht zerſtreut, Patkul! Laß Arabien mit ſeinen Märchen, es war ein thörichter Scherz von mir. Horch, ein Wagen —

Bedienter. Frau von Prittwitz.

Zweiter Auftritt.

Frau von Prittwitz. Die Vorigen.

Fr. v. Prittwitz. Mais, mon dieu, liebe Einſiedel, ſind Sie denn noch nicht bereit? Die kleine Jänkendorf wird uns mit Sehnſucht erwarten! (Erſchrickt.) Herr von Patkul! So hat — die plauderhafte — Fama doch nicht unrecht —! Haha! Aber, liebe Einſiedel, en vérité der Wagen ſteht vor der Thür. Wir ſollen ſchon um acht Uhr in Moritzburg ſein. Glücklicherweiſe noch die einzige Straße, wo man nicht dieſen fürchterlichen Schweden begegnet.

Anna. In Moritzburg? Das iſt ein Irrthum.

Fr. v. Prittwitz. Doch nicht. Iſt Ihnen nichts angezeigt worden? Da ſieht man, in welchen Troubles wir leben. Die Kurfürſtin verlangt uns zum außerordentlichen Dienſt nach Moritzburg. Wir holen die Jänkendorf ab.

Anna. Die Jänkendorf rechnete nur auf Pillnitz —

Fr. v. Prittwitz (nicht darauf hörend). Herr von Patkul, ſonſt brachten Sie uns noch zuweilen eine Stunde zum Opfer. Wiſſen Sie noch, wie wir die Anglaiſe à la Marlborough einſtudirten? Ach, dieſe ſchönen Tage kehren nicht mehr zurück.

Anna. In dem entlegenen, düſtern Schloſſe wäre die Kurfürſtin? Die Jänkendorf rechnete ebenſo wenig auf dieſen Befehl, als ich.

Fr. v. Prittwitz. Moritzburg entlegen? Das mag ſein; aber in einer Stunde kommen wir noch zeitig genug zur Soirée, wo Sie wahrſcheinlich aus Spener oder Zinzendorf vorleſen ſollen.

Düſter? Da hätten Sie die Helle ſehen ſollen, als die Königsmark noch in ihrem Zenith ſtand! Aber eilen Sie, eilen Sie, wir haben keine Zeit zu verlieren. Kommen Sie, ich helfe bei Ihrer Toilette.

Anna. Seltſam. Doch wenn die Kurfürſtin befohlen hat — Nicht wahr, Herr von Patkul, es bleibt dabei, ich (an ihr früheres Geſpräch anknüpfend) ſpreche mit der Kurfürſtin?

Fr. v. Prittwitz. Worüber, worüber?

Anna (im Abgehen mit einem zärtlich verſtohlenen Abſchiedsblick auf Patkul). Ueber ein neues Mittel, Roſen jahrelang friſch und wie blühend zu erhalten.'

Fr. v. Prittwitz. Das hätten Sie erfunden, Herr von Patkul? Auch vielleicht, verblühte Roſen wieder jung zu machen? (Im Abgehen.) Vortrefflich, liebe Einſiedel! Dies Mittel — das müſſen Sie mir auch mittheilen.

(Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Patkul. Dann Julius von Einſiedel.

Patkul (ſinnend). Das Märchen? Was hatte ſie mir im Bilde ſagen wollen? (An den Tiſch gehend.) Sie vergaß das Buch. Oder war es erfunden? Und — der Sultan —?

Einſiedel (im Hineintreten). Meine Schweſter, hör' ich, will zu Hofe — zur Kurfürſtin. Sieh da, Patkul! Mich wundert, daß ſich der König über ſein Schickſal ſo ſchnell getröſtet hat; es ſollen glänzende Feſte für die nächſten Tage angeſagt ſein; ich höre, einer unbekannten Dame zu Ehren, die der König liebt. Die zweimalhunderttauſend Thaler, die du ihm aus der ruſſiſchen Kriegskaſſe verſprochen haſt, ſollen mit dafür beſtimmt ſein.

Patkul. Die arme unbekannte Dame! Der Zuſtand meiner Truppen, die unmittelbare Nähe der Schweden erlaubt mir nicht, mich jetzt von Geldmitteln zu entblößen. Ich muß mein Verſprechen leider zurücknehmen.

Einſiedel. Eine unangenehme Ueberraſchung — die den König aufregen wird —

Patkul. Ich kann ſie ihm nicht erſparen. Ich werde in einer Stunde nach Pillnitz fahren, um mich zu entſchuldigen.

Einſiedel. Nach Pillnitz? Der König iſt in Moritzburg.

Patkul. In Moritzburg? Die Kurfürſtin iſt in Moritzburg.

Einſiedel. Nein, nein, die Kurfürſtin iſt ſoeben nach Pillnitz. Die kleine Jänkendorf hatte die Keckheit, mir am Pirnaiſchen Thor aus dem zweiten Wagen einen Gruß zuzuwerfen, der beinahe ausſah wie ein Kußfinger und dabei trällerte ſie ihr Lieblingslied: Bonheur volage, Reste chez moi! Hab' ich Zeit zu ſolchen Galanterieen! Ich komme ſoeben von deinem Hotel und grüble über meinen Onkel. Flemming's Creaturen ſind faſt zu aufmerkſam gegen dich. Sie laſſen dir ſagen: Der König wäre in Moritzburg. Dort ſollen die Friedensvorſchläge, die von Moritzburg und dem ſchwediſchen Lager, wo ſich König Karl befindet, hin- und hergehen, ratificirt werden, und ich erſtaune, daß die aus Altranſtädt ganz geheimnißvoll zurückgekehrten Räthe jetzt deine Gegenwart wünſchen.

Patkul. Die Kurfürſtin iſt in Moritzburg — ich verſichere dich —

Einſiedel. Die Kurfürſtin iſt in Pillnitz. Verlaß dich. Und dieſer Zettel wurde bei dir abgegeben. (Gibt ihm ein Papier.) Du biſt zerſtreut, Patkul — Ich ſuche meine Schweſter. Eile und fehle nicht in Moritzburg. Der Friedensſchluß darf nur durch deine Hände gehen. Als ich mich geſtern Nacht unter die Tauſende von Menſchen miſchte, die von den Meißner Höhen aus auf

das Getümmel des ſchwediſchen Lagers niederblickten, dorthin, wo ſie dich mit nicht minder tödlichem Haſſe verfolgen, wie die Creaturen Flemming's bei uns, ergriff mich eine namenloſe Angſt. Hüte deine Schritte und verlaß Dresdens Mauern nie ohne die Bedeckung deiner Krieger! O wohl! Wie gern möcht' auch ich mit der kleinen Kokette trällern: Bonheur volage, Reste chez nous! (Ab.)

Patkul (allein, lieſt). „Sie wollten heut im Schloß den König ſprechen? Der König iſt in Moritzburg. Pfingſten." (Ueberlegt.) Man holt Anna nach Moritzburg ab und alle Welt weiß, daß die Kurfürſtin in Pillnitz iſt? Der König iſt in Moritzburg? Und dorthin ſoll Anna und — auch ich? Was geht hier vor? Schon der Gedanke an irgendeine Möglichkeit, die ich flüchtig nur mir zuſammenſetze, wiegelt alle meine Geiſter auf. Wie? — Woran ich mich in der fiebernden Flucht meiner Sinne halten will, alles entſchlüpft wie mit Hohngelächter in ein ſpottendes Dunkel. Es wächſt und bäumt ſich ja, als ſchöſſen meine Vorſtellungen rieſenhoch über mich ſelbſt hinaus —! Nieder, nieder mit dir, entſetzlicher Verdacht! Aber das iſt gewiß, zur Stunde gehe auch ich, auf kürzerm Wege, nach Moritzburg, und unterwegs (nimmt das Buch von dem Tiſch) will ich doch die Geſchichte von dem Sultan ausleſen! (Ab.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Das schwedische Lager. Nacht; der Mond blickt durch zerrissene Wolken; in der Ferne sieht man Zelte, dem Hintergrunde zu sieben einige große, brennende und flammen werfende Pechpfannen, auf dem Boden liegen einige Papierballen.

Vierter Auftritt.

In den Vordergrund tritt eine beträchtliche Anzahl Offiziere. General Renschöld. Die Obersten Horn, Fersen, Liliensköld. Links ganz isolirt stellt sich Alfred von Schlippenbach. Während der Verwandlung einige melodische Accorde mit Trompeten in der Ferne.

Horn. Nun, Herr General, haben wir denn nun wirklich den Frieden?

Renschöld. Fürchten Sie nichts, Herr Oberst; Avancements und Lorbern blühen uns noch genug in Rußland.

Fersen. Ich höre, in Moritzburg sollen die Friedenseier ausgebrütet werden.

Horn. Ich wünschte, es wären Windeier und wir marschirten vorwärts bis ins Herz Europas. Bei Lützen sollten wir Gustav Adolf's verlorne deutsche Kaiserkrone wieder auf dem Schlachtfeld aufsuchen und sie unserm Karl aufs Haupt setzen. Ich dächte, wir würden einen stattlichen Kreis von Kurfürsten um ihn abgeben.

Fersen. Triumphiren Sie nicht zu früh mit Ihrem Purpurhut! Patkul zerreißt den Frieden wie immer.

Renschöld. Diesmal schwerlich! Gestern über Tafel zerschnitt unser glorreicher Herr und König im Zorn das Tischtuch und sagte: Er oder ich! Dabei schwoll die Ader auf der Stirn unsers nordischen Alexander und drohte zu zerspringen. Der

Friede mit Sachsen soll seltsame Bedingungen enthalten. Die Abgeordneten Flemming's waren heute wieder im Lager beim König und — doch sehen Sie da! (Trommelwirbel.)

Fünfter Auftritt.

Ein Trupp Soldaten steht bereits postirt um die Pechpfannen. Der Feldprofoß tritt vor. Zwei Freiknechte in rothen Mänteln schüren die Flammen. Die Vorigen.

Feldprofoß (mit lauter Stimme). Im Namen Seiner Majestät, des sieghaften und ruhmgekrönten Königs Karl's XII., Königs von Schweden, Herzogs zu Ingermanland, Livland und Pommern. (Trommelwirbel.) Hiermit kund und zu wissen, daß, da Seine Majestät für gut befunden, die schon von höchstselig Allerhöchst Ihrem Vater ausgesprochene Todesstrafe über den Johann Reinhold von Patkul aus Livland zu bestätigen, jedermann, so diesen Erzlandesverräther todt oder lebendig ausliefert oder sonst behülflich zu seiner Verhaftnahme ist, von Seiner Majestät einen besondern Recompens und höchlichen Dank zu erwarten hat. Ingleichen werden die Rechtfertigungsschriften, so dieser Erzfeind schwedischer Nation mit Hülfe des gewissenlosen Schöppenstuhls zu Leipzig und des halleschen Professors Christian Thomasii lateinisch und deutsch neuerdings wieder hat ausgehen lassen, als trügliches Lügengewebe und ohnmächtige Pasquille auf die Glorie derer schwedischen Regenten hiemit aboliret und schimpflich' durch Henkers Hand öffentlich verbr[illegible]. (Die Freiknechte werfen Papierballen ins Feuer, sodaß die Flammen hoch aufschlagen.) Hoch lebe der König! (Gedämpfte Trommelwirbel.)

Alle (entblößen das Haupt und sprechen leise nach). Hoch lebe der König! (Dann setzen sie sogleich die Hüte und Helme wieder auf.)

den Sie bald auswendig wiſſen und vom Stricken löſ' ich Sie ab —

P. Wilhelmine.

Du biſt ſo gut! Beſſer, als ich es heut' um Dich verdient habe. Es ermüdet Dich, gieb her —

Sonnsfeld.

Laſſen Sie nur. — Nehmen Sie den andern angefangenen — ſo arbeiten wir vor und können ſpäter ausruhen.

P. Wilhelmine (nach der Thür hinhorchend).

Und nicht einmal, daß einem ein freies Wort gegönnt iſt.

Sonnsfeld

(ſteht auf und ſieht an die Thür hin).

Es iſt grauſam — Soldaten den Anblick einer Prinzeſſin zu gönnen, die man ſo tief erniedrigt, Strümpfe zu ſtricken.

P. Wilhelmine.

Warum? Es läßt recht häuslich. (Sie ſtrickt.)

Sonnsfeld.

Was würde der Erbprinz ſagen, wenn er Sie ſo erblickte?

P. Wilhelmine.

Der Erbprinz? Wie kommſt Du auf den?

Sonnsfeld.

Sie werden nicht läugnen können, daß Sie von dem

(Die Soldaten marschiren ab. Die Offiziere empfehlen sich mit kurzer militärischer Begrüßung dem General Renschöld.)

Renschöld (zu Schlippenbach, der eben gehen will). Herr von Schlippenbach!

Schlippenbach (herantretend). Herr General!

Renschöld. Seine Majestät wissen, daß die Livländer noch immer in Herrn von Patkul ihren Messias erwarten. Es ist eine Grille Seiner Majestät, zu allen Friedensverhandlungen (auch Patkul gehört in den Frieden) nur Livländer zu wählen. (Mit Betonung.) Sie sind ein Livländer, Herr von Schlippenbach. Ich erwarte Sie in meinem Zelt. Sie werden vor Mitternacht mit Depeschen nach Dresden reiten und die Geheimenräthe des Kurfürsten von Sachsen in die Residenz zurückbegleiten.

Schlippenbach. Ganz wohl, Herr General! (Tritt zurück.)

Renschöld. Sie, Oberst von Horn, müssen ja mit Patkul noch zusammen gedient haben?

Horn. Ich stand mit ihm bei den Dragonern in Riga. Ein guter Soldat, etwas zu gelehrt für einen Militär, zu eifriger Bücherleser, infolge dessen aufsätzig, Theilnehmer an jedem Complot.

Renschöld. Seine politischen Enfiladen gegen Schweden waren tollkühn. Offiziere, meine Herren, gehören vor die Kanonen, nicht auf die Rednerbühne. Schade um den Mann! Die Natur hatte ihm nicht gewöhnliche Talente gegeben. Ich denke immer: Thust du im Leben *mehr* als deine Pflicht, nun, so bringt's dir vielleicht Ehre, thust du aber nie *weniger*, als was du schuldig bist, so bist du wenigstens vor Schande sicher. (Wieder in der Ferne melodische Accorde von Signalhornern.) Morgen früh um vier Uhr marschiren wir vorwärts auf Böhmen und Schlesien zu. Gute Nacht, meine Herren! (Ab nach rechts.)

Horn. Den Cornet Schlippenbach beneid' ich um seinen Ritt nach Dresden. Friedrich August sollte seine schönen Damen gegen uns ins Feld führen; ich wette, er wäre mit ihnen siegreicher als mit seinen Männern. Gute Nacht, Graf Fersen.

Fersen (zu Lilienstiold). Wir gehen zusammen, Herr Oberst.

(Alle drei ab nach rechts. Die Signalaccorde hören allmählich auf.)

Schlippenbach (sieht sich einigemal scheu um, stürzt, nachdem er sich allein weiß, auf die Pechpfannen, reißt einen am Rand derselben liegenden nur halb verbrannten Stoß Papier aus dem Feuer und eilt damit nach vorn). Nein! Vom Rand des glühenden Rostes stehl' ich euch, ihr heiligen Bekenntnißschriften einer großen Seele! Nur noch die Kohle Eines Wortes gönne mir aus dem Scheiterhaufen des Henkers, du freundliches Mondlicht! Den Leib können sie tödten, aber die Seele steigt, wie ein entfesselter Gott, zu den Wolken auf. (Zitternd in den halbverbrannten Papieren suchend und lesend.) Da, wie ein zerfetztes Kleid! Worte, denen sie das Haupt verbrannt, Gedanken mit versengten Flügeln! Aber das Auge läßt noch auf den Mund, der Mund noch auf den starken Arm, ein Torso auf das Götterbild schließen. Da — da stehen die Worte: „Mein theures Vaterland!" Deutlich sind sie zu lesen! Die Flamme hat sie verschont. Hier: „O alte Freiheit, sie schlugen dich —" Ans Kreuz! Ans Kreuz! Der Henker tilgte das Kreuz und durch das ganze Blatt weht der gelbe Duft des Sengens und Brennens, wie wenn der schwedische Fremdling durch Livlands grüne Fluren zieht. — — Pakul! Hier fluchen sie ihm und dort bedecken sie ihn mit gleisnerischen Ehren, aber in Livland beten sie für ihn! Dem Kinde lehrt die Mutter seinen Namen, die Jungfrauen bekränzen sein Bild, die Männer schleifen für ihn die Sense, das Schwert. Der Tag muß kommen, wo die deutsche Küste der Ostsee sich von einem Volke befreit, das nur Eroberer und das Eisen erzeugt!

(Nimmt den Helm ab und legt behutsam die verbrannten Papiere hinein.) Komm, du heilige Asche, hier bewahr' ich dich! Es ist nicht das erste Werk, das sie verbrannten, weil sie es nicht widerlegen konnten! — Aber wie ist mir? Ich wittere einen unaussprechlichen Verrath in der Luft. Hieß es nicht: Patkul gehört mit in den Frieden? Sächsische Emissäre durchschleichen das Lager — ein geheimnißvoller Schleier bedeckt die Unterhandlungen — wenn man das Ungeheure ersänne und Patkul — — auslieferte — Ha! Die Ehre des Kriegers verbietet es, ihm selbst die Depeschen zu übergeben; aber den Helden warnen, ihm ein Zeichen geben, ihn die Gefahr ahnen lassen, in die ihn Freund und Feind verstrickt — das, das möcht' ich gewagt haben. Ich darf es. (Entschließen.) Ich thu's. Kein Schwur, der mich an den fremden Eroberer bindet, soll mich hindern, dem bedrohten Glück eines großen Geistes ein mitfühlender Mensch, dem Märtyrer meines Volks ein treuer Sohn des Vaterlands zu sein. (Ab.)

(Verwandlung.)

Dritte Scene.

Ein Gemach auf dem Schlosse Moritzburg, einige Nischen mit Statuen. Im Hintergrund Draperieen, die halb gelüftet ein eigenthümlich grell erleuchtetes und mit Spiegeln und Divans decorirtes Cabinet zeigen. Vorn beinahe Nacht. Hinten grelle Beleuchtung. Drei Eingänge.

Sechster Auftritt.

Friedrich August. Vitzthum.

Friedrich August (hat ein kleines Papier in der Hand, das er später einsteckt). Sie verschmäht meine Geschenke, sie erbricht nicht meine

Briefe; so muß es hier gelingen, hier in Moritzburg. Vitzthum, ob sie wol kommen wird?

Vitzthum. Ich hoffe, Sire! Ihre Dienstwoche war um. Eben nach Dresden zurückgekehrt erhielt sie die Anzeige, die Kurfürstin wünsche sie zum außerordentlichen Dienst nach Moritzburg. Sie wird kommen, wird alles leer finden, wird hier durch die Säle irren und — die Heldin einer Scene werden, aus der ein Friedrich August nur als Sieger hervorgehen kann.

Friedrich August. Ich zittere, wie bei meinem ersten Stelldichein. (Liest den Brief.) „Ihre Lebenssonne, Sire, sei die Liebe Ihres Volks!" Ein schlechter Trost, Dürstende ans — Weltmeer zu verweisen. Ich liebe sie; ich muß sie besitzen. Hören Sie nicht Geräusch? Ich kann hier niemand sehen. Für Geschäfte bin ich in Pillnitz, nicht in Moritzburg.

Vitzthum (ab).

Friedrich August (indignirt nach einer Pause). Kleinlich von Patkul, mir das versprochene Darlehn zu verweigern! Mesquin! Ich werde bei Rußland nicht betteln gehen, um einer Dame, die ich liebe, Brillanten zu schenken! Patkul — hm! Doch kein gutes Element an meinem Hofe. Er setzt zu viel, zu viel Gärung ab. Sein Memoire überschritt die Grenzen des Freimuths. Halbkrankes heilen wollen heißt oft auch noch das Gesunde verderben. Horch! Eine unheimliche Nacht — wie der Sturm die Bäume schüttelt —! Gespenstisch leuchten die weißen Schwäne vom Weiher herüber — dichte Finsterniß in dem stillen Park. Und nähm' ich jeden Schwur, der schon auf meinen Lippen brannte, nähm' ich alle Schätze, die ich in den Schos falscher Weiber warf, so kann ich sagen: Diese — bet' ich an! Ein Wagen fährt in den Hof — sie sind es — sie steigen aus — sie kommen! Ha, die Krone als Spielzeug in die Hand eines Wesens, das mich mehr in der Liebe kennen zu lehren verstünde, als einen Traum, von dem man

nur zur schalsten Wirklichkeit erwacht, mehr als eine Flamme, die nur Rauch statt Wärme gibt! Sie ist's —! Dieser Augenblick entscheidet oder keiner. (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Anna, Frau von Prittwitz bleiben prüfend an der Mittelthür stehen. Darauf Friedrich August.

Fr. v. Prittwitz. Kommt uns denn niemand entgegen? Wo ist denn nur die Kurfürstin? Warten Sie, Liebe — ich will doch sehen — Hier ist alles wie ausgestorben — vielleicht dort — (Folgt Vitzthum.)

Anna. Was geht nur hier vor —? Eine ängstliche Ahnung überfällt mich — Sollte sich die Kurfürstin anders besonnen haben? — (Sich umsehend.) Diese unheimlichen Zimmer — (erblickt den eintretenden König) Ha! Mein Gott —!

Friedrich August. Schöne Anna, welch ein glücklicher Zufall führt Sie in so später Nacht noch auf mein stilles, liebes Moritzburg?

Anna (die Situation mit Empörung überschauend). Zufall, Sire?

Friedrich August. Soll das Bittere in Ihrer Betonung mich — beschämen —

Anna. In der That, Majestät —

Friedrich August. Fräulein von Einsiedel, keinen Vorwurf! Verdammt man den Verurtheilten, der seinen Wächter — besticht, ihn entfliehen zu lassen? Ja, ich bekenne mich schuldig.

Anna. O Sire, Sie treiben die Würde eines Weibes auf eine schwindelnde Höhe. Entlassen Sie mich!

Friedrich August. Ein Herz, das Sie verstoßen, tödten Sie!

Anna. Mein Fürſt, Sie ſind ein König, um zu beglücken, nicht um zu foltern.

Friedrich Auguſt. Anna, warum mußten Sie dieſen Brand der Liebe in ein Herz werfen, das unter einem Purpur ſchlägt? Was ich Ihnen nicht geben kann, das iſt das Diadem der gekrönten Herrſcherin. Doch dies königliche Herz bebt wie jedes andere menſchliche; in ſeinen Kammern kann dieſelbe Leere, in ſeinen Fibern derſelbe Schmerz zittern — Dieſelbe Glut der Leidenſchaft kann übermächtig und verheerend zu dem Entſchluſſe treiben, Ihnen ein Loos anzubieten, geliebte Anna —

Anna. Majeſtät, die Bahn, durch welche die geſunkene Sonne einer Königsmark ſchritt, ging nicht durch das Sternbild — der Jungfrau —

Friedrich Auguſt. Ha! Vor Europa ſoll man Sie die Gemahlin meiner Liebe nennen — Können Sie den Augenblick fürchten, wo die Welt erfährt, daß Anna von Einſiedel die Beherrſcherin eines Königs iſt?

Anna. Liebe, Sire, wird durch Glanz und Schätze nicht belohnt.

Friedrich Auguſt. Laſſen Sie Glanz und Schätze. Laſſen Sie mich im Staube vor Ihnen knieen; laſſen Sie einen Menſchen, einen Menſchen, den hülfloſeſten, den ohnmächtigſten zu Ihnen ſtammeln: Ich liebe, ich bete Sie an — (Fällt ihr zu Füßen.)

Anna (wendet ſich ab). Sire — — ſtehen Sie auf. (Nach einer Pauſe, mit abgewandtem Antlitz.) Sie ſollen Wahrheit von mir hören.

Friedrich Auguſt (ſteht auf).

Anna. Seit der kurzen Zeit, wo Ew. Majeſtät mich kennen lernten, greif' ich vergebens nach Mitteln, um mich zu befreien von der Pein unſerer Begegnungen. So muß ich denn zum letzten und entſcheidenden greifen. Sire, ich bin verlobt.

Friedrich Auguſt (betroffen). Wie? Was? Verlobt?

Anna. Seit länger als einem halben Jahre.

Friedrich August. Mit wem? Mit wem? Kann man nicht Feſſeln löſen, nicht zerbrechen —? Mit wem?

Anna. Sire, ehren Sie mein Schweigen, entlaſſen Sie mich jetzt!

Friedrich August. Sie wollen mir das Todesurtheil ſprechen und den Henker nicht nennen? Mit wem ſind Sie verlobt?

Anna. Genügt es nicht, Majeſtät, daß ich es bin?

Friedrich August. Nein, ich muß es wiſſen, wer an meinem Hof nicht ahnte, daß ich den Himmel bat, meinem erblindenden Glanze mir nur Sie als letzten Schmuck zu laſſen — mir, dem Herrn — und der dennoch — dennoch —

Anna. Hätte es der Eine geahnt, die Liebe iſt (bitter) der ärgſte Egoiſt —

Friedrich August. Scherzen Sie nicht über ein verblutendes Herz! In meinem Reich weicht jeder dem Wunſche ſeines Herrſchers. Nennen Sie ihn! Er wird zurücktreten. Sein Name —!

Anna. Sire, manchen Völkern iſt es verboten, den Namen ihrer Gottheit auszuſprechen. Wir ſind zu Ende und ich hoffe, der Wagen wird mich — (Sie ſucht zum Ausgang zu kommen.)

Friedrich August. Nein, bleiben Sie, Anna! Ich will ihn auch nicht mehr hören, den Namen dieſes Einzigen, den die Hölle zum Antipoden meiner Seligkeit machte! Mein Auge überfliegt fiebernd die unermeßliche Kette der Weſen — wer kann es ſein, der in dem tollen Gewimmel da von Tauſenden, die alle glatt wie Eine Linie ſind, hoch, hoch ſein Haupt erhebt, geſchmückt mit dem Kranze Ihrer Liebe? — — Nein, nein, Anna, Sie täuſchen mich! Sie erfinden einen Bund, der nie geſchloſſen wurde! (In ihren Mienen leſend, heftig.) Und dennoch? Dennoch?! Ein Name alſo! — — Da ſtehen Könige und Für-

ſten und Häupter der Völker, da iſt das Größte und Entſcheidendſte in der Welt wie eine Pyramide von Zahlen und Namen nach Rang und Stufe und Ort geordnet; da müſſen Throne zerſplittern und Reiche zerfaſern und die Wogen des Schickſals treten aus ihren Ufern und alles weit, weit wird ein einziger großer See von Plage und Verderben — — nur ein Einziger darf emportauchen, ein Einziger übermüthig lächeln über die Trümmer der Zerſtörung, ein Jüngling vielleicht, (Patkul erſcheint im Hintergrunde und zeigt die größte Aufregung) dem der kindiſche Zufall ſcherzend ein blindes Glück in den Schos warf, ein rothwangiger Knabe, der nie etwas verlor und alles, alles finden ſollte, ein Kind vielleicht, für das nichts ſprach, als der Zufall, daß er einſt Ihr Spielgenoſſe war — — (heftig) ich will ihn jetzt hören — Wer iſt's, wer iſt's? Sie ſind verlobt. Mit wem? Mit wem?

Patkul (im Hintergrund) Mit mir, Majeſtät!

Anna (die während der Rede des Königs in größter Angſt die Hände gerungen hatte, ſtößt einen Schrei der freudigſten Ueberraſchung aus und ſtürzt auf Patkul zu). Ich betete und du erſchienſt!

Friedrich Auguſt (tritt zurück).

Patkul. Verzeihung, Sire; das Ohr der Liebe hört durch Felſenmauern und dieſe Wände ſind nur — von ſeidenen Tapeten. Anna! die Myrte blüht am liebſten im Schatten, ſelten im Schatten eines Throns! Komm, Geliebte. O, du weißt ſo ſchöne Märchen zu erzählen! (Beide ab.)

Achter Auftritt.

Friedrich August, dann Vitzthum, zuletzt Flemming, Pfingsten und Imhof.

Friedrich August (schwankt wie vernichtet zurück und hält sich vorn an einen Tisch. An seinem lauten Athmen hört man den Kampf seines Innern).

Vitzthum (tritt schon vorher schnell herein und sieht die Aufregung des Königs) Um Gottes willen, was ist? (Klingelt.)

Flemming, Pfingsten und Imhof (treten von der andern Seite auf; sie tragen Papiere in den Händen. Kammerdiener leuchtet. Es wird hell).

Friedrich August (nach einer Weile die Ankommenden erblickend) Was bringt ihr?

Flemming. Majestät, aus dem Lager des Generals von Renschöld — den Frieden!

Friedrich August. O, so ist diese Stunde dem Verderben geweiht. Eine Feder her! Weg mit allem, was ich besaß! Weg mit meiner Ehre vor Europa! Weg! Weg! Auf dem Scheiterhaufen meines Glückes nur ist Kühlung, Wonne nur in Vernichtung. Eine Feder her! In Blut getaucht! Ich will Todesurtheile unterschreiben. (Reißt Flemming die Papiere aus der Hand, in fieberhafter Aufregung.) Hier Polen, fort, fort! Eine Krone, in Trümmern! Zerrissen alle Bündnisse! Ich gebe meinen Henkern alles, meine Schwüre, meinen Glauben, die Grenzen Sachsens — Mehr noch, Mehr noch —?

Pfingsten (übergibt ein Papier) Ohne diesen einen Hauptparagraphen wird Karl XII. sich unter keiner Bedingung zum Frieden verstehen.

Friedrich August. Vielleicht mein eigenes Leben — mit Freu-

den! (Ergreift das Papier und lieſt mit krampfhafter Aufregung. Plötzlich erblaßt er. Pauſe.) Wie? Was? — Patkul — wird — den Schweden — ausgeliefert? — — Hahaha! Schach dem Könige, Schach alſo auch dem Menſchen in mir! — — Ausgeliefert? Das iſt ſein Tod —?

Flemming. Imhof. Pfingſten. Durch Henkershand.

Friedrich Auguſt (erbebt). In mein — Cabinet! — — Die Nacht — am Frieden — arbeiten! — Ueber die Augen kein Schlaf —! Die — die — Papiere —! Her! Folgen Sie — in — mein Cabinet! (In gebrochener Haltung ab.)

Flemming. Imhof. Pfingſten (folgen in ſcheinbarer Demuth, doch triumphirend).

(Der Vorhang fällt.)

Prinzen mit einer Aufmerkſamkeit behandelt werden, die faſt zärtlich zu nennen iſt.

P. Wilhelmine.

Von dem Prinzen?

Sonnsfeld.

Dieſe Augen! Dieſe Blicke! Ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn Ihnen der Kronprinz in dieſem jungen ſchönen Fürſten nicht zugleich den feurigſten Liebhaber geſchickt hat, den es nur unter der Sonne geben kann.

P. Wilhelmine.

Sonnsfeld! Welche Einbildung!

Sonnsfeld.

Er legt eine ſo große Verehrung vor Ihnen an den Tag, daß ich mich ſehr täuſchen müßte, wenn ich nicht annehmen wollte, unſre Schildwacht draußen trüge ſchon längſt ein Billet von ihm an Ew. Hoheit in der Taſche.

P. Wilhelmine.

Welche entſetzliche Combination!

Sonnsfeld.

Nicht wahr? Eine Combination, würdig eines Seckendorf! Ich werd' ihn fragen —

P. Wilhelmine.

Biſt Du von Sinnen?

Sonnsfeld (an der Thür).

Heda! Grenadier!

Eckhof (tritt ein).

Zu befehlen!

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Im Schloſſe zu Dresden.

Erſter Auftritt.

Bediente und Ordonnanzen gehen eilig über die Bühne, ſodaß die Scene ein Bild von Geſchäftigkeit gibt. Dann Kammerdiener, Imhof und Schlippenbach. In Schlippenbach's Nähe hält ſich ein ſächſiſcher Offizier.

Imhof (tritt von rechts auf). Herr von Schlippenbach, man ſchlägt leichter eine Schlacht, als man einen Frieden ſchließt. Vor heut' Nacht werden Sie nicht expedirt werden. (Zum Kammerdiener.) Kamen die Herrſchaften viel ſpäter an als ich?

Kammerdiener. Es mochte neun Uhr morgens ſein. Dann ſchliefen Seine Majeſtät eine Stunde und arbeiten ſeitdem bereits wieder mit Grafen Flemming Excellenz.

Imhof (zu Schlippenbach). Schade, daß wir Ihnen Moritzburg nicht am Tage zeigen konnten; es war eine unheimliche Nacht. (Lieſt in Papieren weiter.)

Schlippenbach (für ſich). Es war eine Nacht, als breitete die Schickſalsgöttin über die Welt ihre ſchwarzen Flügel aus. Kein Stern am Himmel und die ſchweren Wolken dicht gelagert auf den Wipfeln der Bäume, deren ſturmbewegte Zweige ſich ſelbſt peitſchten — wie die Ruthenſtreiche eines Büßers —!

Imhof. Vielleicht kann ich im Cabinet Ihre Beförderung beſchleunigen und Sie nehmen noch theil an einem plötzlich angeſagten Verlobungsfeſt unſers ruſſiſchen Geſandten mit einer unſerer liebenswürdigſten Erſcheinungen am Hofe, Fräulein von Einſiedel. Dort der Bruder der glücklichen Braut — Kammerherr von Einſiedel — Darf ich Sie bekannt machen —?

Schlippenbach (tritt zurück). Ich danke, Herr Rath.

Imhof. Die glückliche Jugend iſt ganz nur mit den Vorbereitungen zu dieſem Feſte beſchäftigt. (Lieſt weiter.)

Zweiter Auftritt.

Im Hintergrund gehen Hofdamen und Hofherren, jedoch nicht paarweiſe, vorüber. Unter ihnen Baroneſſe von Zänkendorf und Julius von Einſiedel. Im Vordergrunde Schlippenbach und der Offizier. Imhof lieſt.

Imhof. Ah! Das Lever der Kurfürſtin ſcheint vorüber. Die Nachricht vom Frieden hat die erlauchte Frau ſchon in erſter Frühe von Pillnitz nach Dresden zurückgeführt. (Lieſt.)

Zänkendorf (im Vorübergehen). Nein, nein, nein, nein, Herr von Einſiedel — das iſt gegen alle Abrede! Heute Abend die Verlobung — ohne daß meine Garderobe bereits geordnet iſt —? Halt, ich glaube gar, das iſt der ſchwediſche Offizier da! (Sie bleibt hinten im Vorübergehen ſtehen und lorgnettirt.)

Einſiedel. Der die Friedensbedingungen gebracht hat — Ich ziehe mich zurück, damit Sie ihn als Tänzer erobern können — (Er geht weiter und verſchwindet hinten.)

Zänkendorf. Der erſte ſchwediſche Offizier in Dresden! Ein recht hübſcher junger Mann! Gelb und blau — allerdings; aber viel geſchmackvoller als ich dachte —! Finden Sie nicht, Herr von

Einſiedel — Er iſt fort! Meine Damen! Wo iſt denn Herr von Einſiedel geblieben —? Finden Sie nicht, daß die Rabatten etwas zu ſchmal an ſeiner Uniform ſind? (Trällert.) Bonheur volage, Reste chez moi! — (Geht vorüber.)

Imhof. Sie ſind der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit. (Will ab.)

Dritter Auftritt.

Pfingſten, Imhof, Schlippenbach. Der Offizier. Zuletzt Flemming.

Pfingſten (vorn von der Seite und mit Papieren, will freundig Imhof ſprechen und bemerkt Schlippenbach). Herr von Imhof! — Ah! Unſer wackerer Begleiter! Um elf, zwölf Uhr dieſe Nacht, Herr von Schlippenbach, früher wird nichts erledigt ſein. Genießen Sie denn auch Dresden recht? Es iſt bekannt, wir haben hier viel Sinn für Kunſt, Theater, ſchöne Literatur und keinen übeln Geſchmack an noch ſchönern Weibern. Die Elbe iſt ein gutmüthiges Wäſſerchen, das keinem etwas zu Leide thut, ganz wie der ſächſiſche Nationalcharakter überhaupt, nur zuweilen, beſonders wenn das Eis aufgeht, haben auch wir unſere kleinen muthwilligen Anfälle. (Er lieſt dabei in den Papieren.) Die Ausſichten nehmen ſich ganz nett von den Ufern aus, beſonders wenn ſie in Kupfer geſtochen ſind; wir ſprechen das reinſte Deutſch, haben eine Gemäldegalerie, ſind die Erfinder des Porzellans und können ſtolz ſein auf die berühmte Elbbrücke, die tauſend Fuß lang, funfzig Fuß breit iſt und im Jahre — ich glaube 1340 — ja ganz recht, 1340 ſchon — erbaut wurde. (Immer leſend.) Alſo bis gegen Mitternacht! Noch immer Zeit genug, um einen kleinen Roman anzuknüpfen, junger Schwede!

Schlippenbach (mit dem Offizier ab).

Pfingſten. Gott ſei Dank, wir haben den König zwar noch nicht, wohin wir wollen, aber doch ſchon weit genug. Die Frage iſt nur noch die, wie man ſich ſeiner am ſicherſten bemächtigt?

Imhof. Und noch mehr die, wie wir uns über dieſen Bruch des Völkerrechts vor Europa rechtfertigen.

Pfingſten. Das laſſen Sie meine Sorge ſein. Wir ſagen: Patkul ſteht mit den Schweden in geheimer Unterhandlung, verſtehen Sie — um für ſich eine Amneſtie zu erlangen und uns alle — ſeinem perſönlichen Intereſſe zu opfern. Wir thaten ihm mit der Auslieferung nur ſeinen eigenen Gefallen. Auch hat er das Bündniß zwiſchen dem König und dem Zaren aufgelockert. Er will einen Separatfrieden zwiſchen Schweden und Rußland ſchließen, um Sachſen über Bord zu werfen —

Imhof. Ich bewundere Ihr Erfindungstalent.

Pfingſten. Sollten ſich die franzöſiſchen Blätter gegen uns erheben, ſo verbieten wir ſie. Im engliſchen Parlament ſind wir mittels unſerer doppelten neuen Auguſtdors auch nicht ohne einige warme Freunde. So werden wir der öffentlichen Meinung in Europa die Spitze bieten können. Ah, Flemming!

Flemming (tritt ſchnell ein). Meine Herren — Pfingſten, ich bewundere Ihren Scharfſinn, Ihre Ueberredungskunſt. Wäre Patkul nicht geſtern Abend ſelbſt in Moritzburg erſchienen —

Pfingſten. So feierte er nicht ſchon heute Hals über Kopf ſeine Verlobung.

Flemming. Mit meiner Nichte! Jetzt erſt hinter dies Complot zu kommen! Aber auch der dreizehnte Paragraph des Friedens iſt die Folge dieſer perſönlichen Begegnung. Wer weiß, ob nicht der König —

Pfingſten. Ueber ein junges, ehrgeiziges Frauenherz geſiegt haben würde? Deshalb ſchickt' ich den Liebhaber ſelbſt hinaus. Excellenz, ich denke, Hauptmann von Schacht —

Flemming. Von Schacht? Das ist der Beste. Vorläufig treten die Truppen, die wir noch zur Bedeckung Dresdens aufwenden können, unter die Waffen. Sobald gegen Mitternacht die Thore geschlossen sind, rückt eine Compagnie der Leibgarde auf den Altmarkt, besetzt die Straßenmündungen, nirgends wird eine Passage gestattet. Eine Compagnie besetzt das Schloß, und ich denke, ein Detachement von 50 Mann wird hinreichend sein, Patkul im Einsiedel'schen Hause, wenn es beim Könige gelungen, die Aufwartung zu machen. Die Stunde der Entscheidung ist da. Wir theilen den Lohn, theilen wir auch die Gefahr.

Imhof. Die Gesinnung Seiner Majestät hat sich noch nicht klar ausgesprochen —?

Flemming. Seine Stimmung ist sonderbar, räthselhaft; indessen ich werde nach den Andeutungen, die Pfingsten gegeben, inzwischen die Note an die fremden Gesandten aufsetzen lassen und — Pfingsten, der Adelsbrief ist Ihnen gewiß. Wie trefflich war es Ihnen gelungen, durch den Brief, mit dem Sie die Leidenschaft des Königs aufreizten, durch den Wink an Patkul, daß der König in Moritzburg wäre — die Katastrophe auf *einen* Schlag herbeizuführen!

Imhof (neckend). Rühmen Sie ihn nicht zu sehr, Excellenz! Lesen Sie einige Kapitel im Machiavell, um sich zu überzeugen, welchen Einfluß seit Helena's weißem Nacken und der Kleopatra schwarzen Augen die *Liebe* noch immer auf den Lauf der Weltgeschichte gehabt hat.

Pfingsten (neckend). Bitte, bitte! Lesen Sie in den Augen des Königs! Vorläufig noch wichtiger, als das Studium des Machiavell.

(Alle drei lachelnd nach verschiedenen Seiten ab.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Im Einſiedel'ſchen Hauſe. Das Zimmer des dritten Actes, feſtlich geſchmückt, im Hintergrunde geöffnete Fenſter, durch welche Kronleuchter hindurchſchimmern. Links ein Fenſter.

Vierter Auftritt.

Allmählich finden ſich in den hintern Sälen maskirte Gäſte ein. Bediente. Dann Patkul durch die Mittelthür. Anna von der Seite.

—

Patkul. Willkommen, Anna! Wie bezaubernd und ſchön biſt du!

Anna. Reinhold! Wie wird die Welt jetzt deinen Geſchmack beurtheilen?

Patkul. Daß ich ein Kenner bin, ſagt ſie, der ſie alle übertrifft.

Anna. Laß uns glücklich ſein!

Patkul. Warum ſollten wir es nicht, Anna? Wär' es auch auf Koſten eines Mannes, dem wie Friedrich Auguſt die Natur ein Herz gegeben, weit wie ein Bienenkorb mit vielen hundert Zellen, in denen ſchwärmend die wechſelnden Neigungen aus- und einziehen!

Anna. Bei allem Glück, das mir dieſe Stunde gewährt, ergreift mich doch oft eine Bangigkeit, als ſchwankten die Wände und bebte der Boden unter meinen Füßen —

Patkul. Nach einer ſo wunderlichen Nacht? Bin ich doch ſelbſt wie von Geiſtern getragen, die, mich umgaukelnd, alle meine Bewegungen lenken. Aber ſie tragen Roſenketten, ſie lächeln ſüß und hold zu unſerer Liebe. Ich bin ein freier Mann. Ich ſtehe hier unter einem Geſetz, das heiliger iſt als alle Verträge, unter dem Geſetz des Völkerrechts. Sind die

Stürme des Kriegs vorüber, Anna, — wer weiß, ob ich diesen Schauplatz der Politik nicht auf immer verlasse und hinabsteige — mit dir — in die grünen Thäler der Schweiz. (Die Musik beginnt.) Für die Drommete der Fama töne uns dort die Flöte des Hirten! Für die Sturmglocke des Krieges das friedliche Geläut auf den Matten der Alpen!

Anna. Reinhold, das könntest du?

Patkul. Ob ich es könnte? Statt der bestäubten Kuriere mit unheilvollen Depeschen sollst du vor mich hintreten mit einem Kranz von Alpenblumen. Geheimnisse wollen wir auch auskundschaften, aber vom Murmeln der Quelle und vom Weben des Windes, Allianzen wollen wir auch stiften, wir beiden Diplomaten, aber Bündnisse zwischen dem Mond und dem Spiegel des Sees, Bündnisse zwischen Himmel und Erde.

(Die Musik dauert fort und die Gäste treten mehr nach vorn herein.)

Fünfter Auftritt.

Julius von Einsiedel führt Frau von Prittwitz am Arm. Die Vorigen. Gäste.

Fr. v. Prittwitz (zu beiden). Nein, wer hätte das so schnell ahnen sollen! In der That, ein liebenswürdiges Paar. Ich sagte es übrigens schon seit einem Jahre voraus.

Patkul. Wir kennen uns kaum seit sechs Monaten. (Geht mit Anna in den Hintergrund und kommt öfters zum Vorschein. Ein Bedienter bringt Einsiedel einen Brief.)

Fr. v. Prittwitz. Ein Billet d'Amour? O lassen Sie doch sehen! Wol von der Jänkendorf? Ich sah die Kleine noch nicht. Was wird sie für ein Costüm tragen?

Einsiedel (erbricht befremdet den Brief, und liest bei Seite). „Es

erwartet Sie ein Freund zu einer vertraulichen Beſprechung. Theilen Sie niemand etwas von dieſem Billet mit. In einer Stunde an der hintern Pforte Ihres Gartens. Parole: Sachſens Ehre. Die grüne Maske.“

Fr. v. Prillwitz. Ein Rendez-vous en masque?

Einſiedel (für ſich). Sonderbar! Was kann man mir ſo geheimnißvoll zu ſagen haben?

Fr. v. Prillwitz. Eh bien, ertappt man Sie endlich einmal? Sie Grauſamer, der Sie nicht nur die Jänkendorf, nein uns alle auf dem Gewiſſen haben!

Einſiedel (hört nicht darauf, ſondern für ſich). Die grüne Maske? Ich ſah eine ſolche. Was ſoll das? (Sich umſehend.) Die grüne Maske? Ich glaube dort! Sie wird es ſein. Ich muß mich ihr vorher zu nähern ſuchen. Sachſens Ehre? Die Maske trägt den Rautenkranz am Hut. Sie wird es ſein. (Ab.)

Fr. v. Prillwitz. Das muß ich ſagen! Läßt mich hier allein sans rime et raison. Ich wette, es iſt die Jänkendorf, die ihn in den dunkeln Zimmern allein zu ſprechen wünſcht. Sie ſchrieb ihm, glaub' ich gehört zu haben, ſie trüge ſich grün — die kleine eitle Schlange! (Sieht Schlippenbach.) Ein Herr ohne eine Dame? Wird er ſich denn mir nicht nähern? Er geht vorüber. Dieſe abſcheulichen jungen Männer jetzt, mit ihrer affectirten Gleichgültigkeit gegen die Damen! Sie ſeufzen nicht mehr, ſie knieen nicht mehr, ſie lieben nicht mehr! Am Ende löſen ſich alle Bande der Natur und ſie fangen auch an, mit uns nicht mehr — zu tanzen! (Ab in den Hintergrund.)

Schlippenbach (poſtirt ſich ſchon vorher ganz vorn in eine Ecke des Saals. Patkul iſt wieder im Vordergrunde erſchienen).

Sechster Auftritt.

Patkul. Alfred von Schlippenbach. Dieser in einem schwarzen Domino und einer schwarzen Maske. Er führt Patkul aufgeregt in den Vordergrund.

Schlippenbach. Auf ein Wort!

Patkul. Wer sind Sie, Maske?

Schlippenbach. Fragen Sie nicht! Ich habe Ursache, verborgen zu bleiben. Ihr Leben ist in Gefahr, verlassen Sie schnell, in aller Stille, diese Säle, verlassen Sie Dresden, Sachsen!

Patkul. Was soll dieser Rath?

Schlippenbach. Fragen Sie nicht? Wetter, schwarz wie die Nacht, stehen an Ihrem Lebenshorizont.

Patkul. Seit zehn Jahren umkreisen mich die Raben der schwedischen Hochgerichte und ich bin ihr Krächzen gewohnt. Daß ich Ihrer Warnung traue, entfernen Sie die Maske!

Schlippenbach. Ich bin umgeben von Spähern, die meine Schritte bewachen. Träfe man mich im Gespräch mit Karl's XII. verhaßtestem Feind! (Nimmt die Maske ab.) Nie haben Sie diese Züge gesehen.

Patkul. Sie sind der schwedische Parlamentär.

Schlippenbach. Das bin ich; aber kein Schwede, ein Livländer, der diesen Augenblick nicht um Kronen und goldene Schätze hingeben würde! Doch jetzt ist keine Zeit zu ohnmächtigen Betheuerungen — Fliehen Sie — auf der Stelle!

Patkul. Warum fliehen?

Schlippenbach. Eine Gewaltthat ist gegen Sie im Werke. Ich habe die sächsischen Räthe aus dem schwedischen Lager erst nach Meritzburg, dann hierher begleitet. In unserer Armee läuft es wie eine Parole durch die Reihen. Die Liv-

länder zittern, die Schweden jubeln, man will Sie Karl dem Zwölften —

Patkul. Opfern? Halten Sie inne, Sie täuschen sich! Ich bin der Gesandte einer fremden, Sachsen verbundenen und befreundeten Nation —

Schlippenbach. Namen weiß ich nicht zu nennen, die That nicht so zu bezeichnen, wie sie eintreffen wird; aber gestern war ich in Moritzburg, die ganze Nacht dauerte die Besprechung der Minister mit dem Könige. Verstört ist er heut' in die Stadt zurückgekehrt. Niemand wird zugelassen als die Räthe. Es gibt Mienen, Zeichen gibt es auf dem menschlichen Antlitz — Glauben Sie meiner Ahnung, erhalten Sie sich dem Vaterland.

Patkul (halb für sich). Die Rache des Sultans!

Schlippenbach. Bedenken Sie den eisernen Fußtritt Karl's XII. Was diese eherne Faust verlangt, das hat sie. Eher legt er Dresden in Asche, wenn man ihm nicht Kühlung gibt für seine Rache!

Patkul (halb für sich). Ihm? — — Zweien Kronenträgern!

Schlippenbach. Denken Sie nicht, zweifeln Sie nicht! Handeln Sie! Meine Wächter nahen sich, jeder Verdacht gegen mich könnte Ihre Gefahr beschleunigen. Ich habe gethan, was ich thun mußte. (Will gehen und wendet sich noch einmal begeistert zurück.) O Herr des Himmels, sind Sie denn der Patkul, der angebetete Held meines Volks? Daß mein Auge in diesem Anblick schwelgen, mein Mund einen langen Zug aus dem Taumelkelch dieses Grußes schlürfen dürfte! Wir sind nicht lässig gewesen, wir scheinen nur die Knechte des Tyrannen. Schlägt die Stunde der Freiheit, ein Wink und mitten im Schwedenheer schütteln die livländischen Regimenter die entehrenden Ketten ab. (Ergreift stürmisch Patkul's Hand und drückt sie an sein Herz.) O, du mein Held! Mein Held! Nun ich dich von Auge zu Auge

Sonnsfeld.

Hat Er nicht ein Billet für uns erhalten?

Eckhof.

Halten zu Gnaden, ja.

Sonnsfeld (zur Prinzessin).

Da sehen Sie — Vom Erbprinzen von Baireuth?

Eckhof.

Halten zu Gnaden, ja!

P. Wilhelmine.

Wo ist es? Hat Er es angenommen?

Eckhof.

Halten zu Gnaden, nein! (Geht hinaus.)

Sonnsfeld.

Abscheuliches Land! Die Gefühllosigkeit' erstreckt sich hier schon auf die ungebildeten Volksklassen.

P. Wilhelmine.

Wie konnte der Erbprinz auch nur annehmen, daß die Wache sich erlauben wird, so gegen den Anstand zu verstoßen.

Sonnsfeld.

Würden Sie es denn nicht angenommen haben?

P. Wilhelmine.

Nimmermehr!

(Ein Brief mit einem kleinen Stein beschwert wird durch's Fenster geworfen.)

geſehen habe, weiß ich, wie es einſt den Propheten war, wenn ſich die Hand Gottes flammend auf ihre Scheitel legte. (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Patkul. Die Oberſten Petrow, Muraview und Glinka. Sonſt niemand im Zimmer. Später andere ruſſiſche Offiziere. Zuletzt Anna und drei Masken.

Patkul (ſteht eine Weile und überlegt, dann wendet er ſich, hebt die inzwiſchen gespannt eingetretenen Oberſten). Wo ſind die übrigen Herren vom Generalſtab?

Petrow. Zerſtreut in den Zimmern, Herr General.

Patkul. Treten Sie näher. Nehmen Sie jeden in aller Stille bei Seite und geben Sie die Ordre, daß wir heimlich, unbemerkt, hören Sie, unbemerkt, in einer Stunde dieſen Saal und die Stadt verlaſſen.

(Die Oberſten erſtaunen.)

Muraview (geht ab und kommt ſpäter mit andern ruſſiſchen Offizieren zurück).

Patkul. Nicht wahr, ein ſonderbares Verlobungsfeſt? Hören Sie weiter. Vor dem Thor an der Dohnaiſchen Warte ſammeln wir uns und ſchnell dann in das Lager der Unſern.

Alle. Sind wir nicht ſicher?

Patkul. Sicher? Zergliedern wollen wir die Gefahr, wenn ſie überſtanden iſt. Noch in dieſer Nacht brechen unſere Truppen auf.

Petrow. Rings ſind wir eingeſchloſſen.

Patkul. Eine Straße iſt frei, die nach Böhmen.

Glinka. Unſere Verwundeten —

Patkul. Auf Wagen! Getragen auf Baumzweigen! Die Bajonnete gekreuzt und auf die Schultern! Wer noch den Zügel führen kann, aufs Pferd! Ich werd' es verantworten vor Gott, vor dem Zaren. Noch dieſe Nacht beginnen wir den Marſch und werfen uns auf öſterreichiſches Gebiet; über Pirna hinaus grüßen uns die böhmiſchen Berge; dort weht frei die Luft, wir athmen wieder auf aus unbeengter Bruſt.

(Auch noch die übrigen Offiziere ſind eingetreten und Patkul iſt allmählich ganz von den Seinen umringt.)

Muraview. Kann der Friede Gefahr bringen?

Patkul. O, ein fürchterliches Spiel haben ſie mit uns getrieben! Der Friede, das Werk meiner Ueberredung und ich, ich ſelbſt mit ihm begraben! Oeffnet euch, ihr Blätter der Geſchichte — vorn, vorn im dunkeln Zeitalter der Scythen und Barbaren — nein, auch die Barbaren ehrten das Menſchenrecht und befleckten ihre Hand nicht mit Geſandtenmord. (Die Muſik ſchweigt.)

Offiziere (ziehen ihre Degen). General!

Patkul. O dies Jahrhundert bricht mit einer blutigen Morgenröthe an! Thaten, vor denen der Tapfere erzittert, daran ſetzt die Feigheit ihren Heldenmuth! Das Völkerrecht! Die Bande der einzigen Religion, welche noch die Staaten bindet, zerriſſen! Im Zeitenkampf und Nationenhaß die einzige Liebesfahne der Menſchheit mit Füßen getreten! Hinaus aus dieſen mordbegierigen Thälern in den reinen Gottesäther freier Berge! Auf — auf! Zur That! (Will ab.)

Achter Auftritt.

Anna kommt von der Mitte ihm entgegen. Die Vorigen.

Anna. Patkul? Was iſt? Was ſollen die Krieger? Du ſchweigſt? Eine geiſterbleiche Furcht rieſelt durch meine Glieder

Gibt es Gefahren? Welche? Ha, — was iſt das? (Gemurmel hinter der Scene.) Stimmen durcheinander? Welch ein Getümmel? Um Gott —! Alles dringt hierher — Entſetzen auf allen Mienen — (Stürzt ans Fenſter.) Da! Der ganze Hof blinkt wie ein gezückter Dolch — Bajonnete —

Erſte Maske (ſtürzt herein). Die Ausgänge ſind beſetzt —

Zweite Maske. Die Diener feſtgenommen —

Dritte Maske. Verrätherei!

Anna (auf den ſchwindelnd daſtehenden Patkul). Barmherzigkeit! Patkul, ſie ſuchen dich!

Patkul. Zu ſpät!

Anna (ſinkt mit einem Schrei ohnmächtig in ſeine Arme).

Neunter Auftritt.

Durch die Fenſter iſt vom Hofe herauf ein rother Fackelſchein ſichtbar geworden; von allen Seiten ſind am Ende der vorigen Scene bereits Grenadiere mit gefälltem Bajonnet hereingedrungen. Hauptmann von Schacht. Die Vorigen.

Schacht (commandirt). Halt!

(Man hört das Aufſtoßen der Gewehrkolben und das Antreten der Soldaten.)

Schacht. Meine Herren und Damen, entſchuldigen Sie dieſe Störung! Wir ſuchen Herrn von Patkul —

Patkul. Den Geſandten des Zaren von Rußland.

Schacht. Im Namen des Kurfürſten! Sie ſind mein Gefangener.

Petrow, Muraview, Glinka (ziehen den Degen). Nur über unſere Leichen!

Patkul. Laſſen Sie, Kameraden! Krieger kämpfen nicht ge-

gen Schergen. (Zu Schacht.) Unter welchem Titel des Rechts dürfen Sie meine Freiheit gefährden?

Schacht. Darüber kann ich keine Auskunft geben.

Patkul. Wissen Sie, daß die Person eines Gesandten vor Gott geheiligt ist?

Schacht. Ich kenne nur das Heiligste, den Befehl meines Fürsten.

Patkul. Ueber meine Freiheit entscheidet nur Ein Richter: Peter, der Zar von Moskau.

Schacht. Friedrich August wird des Gerichtes Beisitzer sein.

Patkul. O, daß die Gewalt auch stets so gute Schergen findet! Meine Anna! (Richtet einen schmerzlichen Blick auf die Ohnmächtige.) Nur ein Opfer, dunkles Verhängniß! Mich! Mich! Weckt sie nicht! Laßt ihr den süßen Traum, den ihr der Himmel schenkte! Erwachte sie — sie ertrüg' es nicht! (Man führt Anna fort.) Aber ist es denn wahr? Bin ich der Mittelpunkt eines Bildes, das unserm Jahrhundert zur Schande gereicht? (Wirft den Degen fort.) Hier das Zeichen meiner Freiheit! Doch diese Stunde, wo man das heiligste Gesetz des Völkerrechts mit Füßen tritt — in den Annalen der Geschichte werde sie, wie das Grab eines Verbrechers, mit Steinen beworfen! Das Auge der Welt, das Auge Gottes sieht herab auf diese That. Brandmarken werden sie die ehernen Griffel, welche die Geschichte schreiben; vor dem Throne der Ewigkeit verantworte sie, wer es kann!

(Ein Soldat hebt den Degen auf. Patkul ab. Die Grenadiere fällen die Bajonnete. Die Bühne entleert sich und es wird vorn dunkel.)

Zehnter Auftritt.

Einſiedel tritt in großer Aufregung ganz vorn rechts auf. Nach ihm eine Maske in grünem Domino. Zuletzt Anna und Baroneſſe von Zänkendorf.

Einſiedel. Ein Tumult? Was iſt hier geſchehen? — Ich hörte Waffen — (zu der Maske) wer ſind Sie? Löſen Sie endlich Ihr Verſprechen, ſich zu erklären! (Durchſucht die Zimmer überſehend.) Alles leer — die Lichter erloſchen — wo iſt Patkul? (Sieht nach rechts.)

Anna (tritt ihm entgegen mit halb aufgelöſtem Haar, blaß und verſtört).

Zänkendorf. Beruhige dich, Freundin —

Einſiedel (fährt zurück). Gott im Himmel! Anna, was haſt du?

Zänkendorf. Wer es begreifen könnte —!

Anna (faſt tonlos ihren Arm um den Bruder ſchlingend). Ich weiß alles. Ich wußt' es ſchon vor Monden, als ich ſo ſchwer zu träumen anfing.

Einſiedel. Was iſt vorgefallen? Wo Patkul? Erklären Sie doch, Baroneſſe —!

Zänkendorf. Ich hörte von der Printwitz — daß Sie einen grünen Domino ſuchten, und ich folgte Ihnen. Indeſſen wurde hier —

Einſiedel. Patkul gefangen genommen?

Anna. Weißt du, Julius, wenn wir im Kinderſpiel Seemuſcheln an unſer Ohr hielten — wie es dann rauſchte und brauſte, dumpf, dumpf —! So immer noch brauſt es um mich. Julius, wart ihr Männer, daß ihr es littet?

Einſiedel. Patkul — Meine Ahnung — wer hätte das gewagt? Verhaftet? Und durch wen?

Maske (tritt näher, ſchlägt den Domino zurück und nimmt die Larve ab).

Anna (heftig). Friedrich Auguſt! (Sich verſtört an ihren Bruder ſchmiegend.) Sagt' ich es nicht, Bruder? Er, er iſt der einzig Lebende unter uns Leichen! Sieh ihn, dieſen erlogenen Schmerz, unter dem ſich lächelnd die geſättigte Rache verbirgt; Cupido wollte auf ihn zielen, der Knabe vergriff ſich im Köcher und ſchoß einen vergifteten Pfeil in ſein Herz.

Einſiedel (außer ſich vor Beſtürzung). Majeſtät —

Anna. O nenn' ihn nicht mehr nach ſeiner Krone! Die andern Könige, die auch Kronen tragen, könnten dich für einen Hochverräther halten. Seht ihn — ſeht ihn! Das iſt der Schnitter der blutigen Saat. Er kommt, um von unſern Dornen Trauben zu leſen! Er kommt, um ſich zu erwärmen an dem Winter unſers Elends! (Einſiedel und die Jänkendorf halten ſie.)

Friedrich Auguſt. Sie irren ſich! Im offenen Buche der Geſchichte gibt es viele dunkle Stellen, die man nur enträthſeln wird, wenn von den Geheimniſſen der Erde die Siegel ſich öffnen und von den verſchütteten Grabmälern der Menſchenbruſt eine gerechtere Zukunft den Sand der Wüſte weht. (Zu Einſiedel.) Mußt' ich Frieden ſchließen?

Einſiedel. Sire — es iſt der Wille Ihres Volks.

Friedrich Auguſt. Sieger fordern. Karl XII. hat gefordert. Patkul ſoll den Schweden ausgeliefert werden.

Einſiedel. Anna. Jänkendorf (vernichtet). O Gott!

Friedrich Auguſt. Flucht unmöglich. Sachſen mit Kriegsvölkern überſchwemmt. Europa wird mir für dieſen Bruch des Völkerrechts fluchen.

Anna (mit Thränen und außer ſich). Und Friedrich Auguſt wird dieſen Fluch verdienen!

Friedrich August. Werd' ich es?! — — (Zieht ein Billet hervor.) Nehmen Sie dies Papier!

Einsiedel. Sire —

Friedrich August. Besteigen Sie Ihr schnellstes Roß, reiten Sie nach dem Königstein und Sie sind noch früher dort als Patkul. Heute zählen wir den neunten. Am achtzehnten kommen die Schweden, um Patkul abzuholen. In diesem Brief wird der Commandant des Königstein angewiesen, auf Gefahr seines Kopfes Patkul seiner Haft — so zu entlassen, als wär' er entflohen.

Einsiedel und Zänkendorf. Majestät!

Friedrich August. Nennen Sie mich nicht nach einer Würde, die ich (mit Beziehung auf Anna) ja nicht mehr verdienen soll! Was zwischen uns in diesem helldunkeln Moment geschehen, es bleibt ein Geheimniß für die Welt, ein Geheimniß für die Geschichte. Mag sie meiner offenen That jetzt fluchen! In dem Geheimniß hab' ich mir selbst genug gethan.

Einsiedel. Vom sichern Glück zur Furcht oft eine Ewigkeit! Von Furcht zur Hoffnung hier ein Augenblick! Ich hülle mich in den dunkeln Mantel der Nacht, Schwester, und noch ehe der erste Strahl der Morgenröthe auf Königsteins waldige Gipfel gefallen, tret' ich vor den Verzweifelnden als sein Retter, sein Befreier! (Ab.)

Anna (stürzt ihrem Bruder einige Schritte nach, dann kehrt sie zurück, steht eine Weile zögernd mit Beklemmenheit, den Blick abwendend, und wirft sich endlich sanft dem König zu Füßen).

Friedrich August. Nicht doch, mein Fräulein! Sie haben dem unglücklichen Friedrich August mehr zu vergeben, als er Ihnen. (Er hebt sie auf.) Was Sie mir waren, Anna — ein breiter Strom liegt zwischen uns: das eine Ufer kann das andere nicht erreichen. Ach — verlieren und besitzen! Was ich verlor, ich hab' es

ja nie beſeſſen, und Sie, Sie haben wieder, werden wieder haben, was das Ihre iſt! Zürnen Sie mir nicht und gedenken Sie meiner — verſöhnt! (Er will ab, bleibt ſtehen, wendet ſich noch einmal, küßt leidenſchaftlich Anna's Hand und geht dann.)

Anna (mit verklärter Freude). Freundin, darf ich noch hoffen?

Pänkendorf (mit Empfindung, ſie an ſich ziehend). Bonheur volage, reste chez nous!

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Zimmer im dresdener Schloß. Links ein Fenster. Glänzend gekleidete Bediente gehen über die Scene. In der Ferne hört man Jubelgeschrei und in kurzen Intervallen Kanonenschläge.

Erster Auftritt.

Beim Eintritt Friedrich August's, Flemming's und Vitzthum's hört man einen lauten Trompeten- und Paukenwirbel.

Flemming. Sire, warum entziehen Sie sich dem Jubel des Volks?

Vitzthum. Wie die Menge durch die Straßen wogt! Die Stadt ein einzig Flammenmeer! Bunte Lichter — Feuersäulen! O wie schön der Spiegel der Elbe! Glänzend wie mit Glühwürmern übersäet! Triumphbogen, Ehrenpforten, jubelnde Friedensinschriften — Sire, gewähren Sie Ihrem Volke die Freude, und treten Sie hinaus auf den Balcon!

(Ein zweiter Trompeten- und Paukenwirbel.)

Friedrich August. Die guten Leute wissen nicht, was dieser Friede mich gekostet hat. — Haben die Gesandten aller Cabinete nicht Dresden wie eine Mörderhöhle verlassen?

Flemming. Noch ſind unſere Rechtfertigungsnoten wegen eines angeblichen Bruchs des Völkerrechts nicht widerlegt worden.

Friedrich Auguſt. Als wenn ſich das nichtswürdigſt Nichtige noch widerlegen ließe! (Dritter Trompeten- und Paukenwirbel. Friedrich Auguſt geht erzürnt ans Fenſter.) Dieſer läſtige Jubel! Es iſt, als wenn man mein Gewiſſen betäuben wollte. (Bei Seite.) Noch keine Nachricht vom Königſtein, was ſoll ich davon denken? (Laut.) Wo ſind Pfingſten und Imhof?

Flemming. Im ſchwediſchen Lager, Majeſtät.

Friedrich Auguſt. Heut' ſchon? Man braucht nicht zwei Stunden, um dort zu ſein. Heut' iſt der ſechzehnte. (Thut, als wenn er ihn nicht wüßte.) Der Tag der Auslieferung —?

Flemming. Iſt am ſiebzehnten.

Friedrich Auguſt (mit dem Fuße ſtampfend). Am achtzehnten! Sie wollen der Weiſer an meiner Lebensuhr ſein? (Furchtbar drohend.) Rücken Sie mir die Zeit nicht vor!

Flemming. Sire, am achtzehnten! Doch dächten wir, es könnte dem Gefangenen nur lieb ſein, aus ſeiner ungewiſſen Lage —

Friedrich Auguſt (ihn unterbrechend). Nein, nein, nein, Feldmarſchall! In meinem Kalender ſteht der achtzehnte mit Blut angeſtrichen. Nicht um den tauſendſten Gran einer Terzie früher! (Wie von einer Ahnung betroffen, beſtürzt.) Oder — hättet ihr — vielleicht ſchon?

Flemming (beſtürzt). Majeſtät, es wird alles in Ordnung ſein.

Friedrich Auguſt. Dazu verhelf' euch Gott! Ich ſage: Wehe der Hand, die hier vorwitzig dem Sand in der Stundenuhr nachgeholfen hätte! Laßt mich allein. (Flemming und Vitzthum wollen ſich entfernen. Indem hört der Kanonendonner auf. Friedrich Auguſt horcht.) Was iſt? Geräuſch im Vorzimmer? Sehen Sie nach — ich höre Wortwechſel —

Sonnsfeld.

Ein Brief durch's Fenster — ach, was bin ich erschrocken!

P. Wilhelmine.

Nimm ihn auf.

Sonnsfeld.

An Ew. Hoheit —

P. Wilhelmine.

An mich? (Erbricht ihn.) Vom Erbprinzen! (Lieſt bei Seite) „Angebetete! Wollen dieſe Grauſamkeiten gar kein Ende nehmen? Hat man ſchon begonnen, Sie mit England zu quälen? Man wird zu Ihnen kommen, Sie zu dieſer Verbindung zwingen wollen, aber Ritter Hotham, der engliſche Abgeſandte, iſt mein Freund, Ihr Freund und wird für Sie handeln, während er gegen Sie zu handeln ſcheint. Ein gefährliches Spiel, aber es gilt Ihre Freiheit und mein Leben. Die Liebe verſteht mich.“

Sonnsfeld.

Darf man wiſſen?

P. Wilhelmine (in Verlegenheit).

Eine kleine Beileidbezeigung — von — von — einem unſrer guten Diener —

Sonnsfeld.

O dieſe guten Leute haben Sie alle ſo lieb! (Pöſſig) Sie müſſen doch wohl antworten —

Flemming. Es iſt die Stimme —
Vitzthum. Des jungen Einſiedel —
Friedrich Auguſt (der Thür zueilend). Zu mir! Zu mir!

Zweiter Auftritt.

Kammerdiener tritt auf. Nach ihm ſtürzt Julius von Einſiedel im Mantel, blaß, mit den Spuren eines heftigen Rittes herein. Die Vorigen.

Kammerdiener. Herr von Einſiedel!

Einſiedel (reißt die Thür auf, bleibt einen Augenblick ſtehen, ſieht den König). Hier Freudenfeuer? Wer weiß, ob das Auge der Menſchheit nicht in dieſer Stunde ſchon in Thränen ſchwimmt!

Friedrich Auguſt. Was iſt? (Winkt Flemming und Vitzthum zu gehen.)

(Flemming und Vitzthum zögern.)

Friedrich Auguſt. Hinweg! Hab' ich nicht wenigſtens auf dieſer Stelle noch zu befehlen? (Beide ab.) Reden Sie!

Einſiedel. Acht Tage hab' ich mich wie ein Wurm am Fuß des Königſtein gekrümmt —, habe gebeten, gefleht und noch konnt' ich Patkul nicht mit Augen ſehen!

Friedrich Auguſt (in fieberndter Bewegung). Sie entſetzen mich!

Einſiedel. Unglücklicher König, lernen Sie da, wie oft man Ihre Saaten um die Ernte betrügt, wie tauſendmal oft man Ihnen eine gemalte Glückſeligkeit Ihres Volkes zeigte! Kennen Sie Ihre Diener? Kennen Sie den Commandanten des Königſtein?

Friedrich Auguſt. Ein in Ehren ergrauter Offizier.

Einſiedel. Ein eisgrauer Sünder! Sire, die Staatsgefan-

genen des Königstein ſind in der Hand eines Elenden, der es verſteht, unglückliche Angeklagte, vor deren Unterſuchung man ſich in Dresden fürchtet, auf dem Königſtein vor dem Richterſpruche ſterben zu laſſen —

Friedrich Auguſt. Aber Patkul — Patkul —

Einſiedel. Ich ſah ihn nicht, ich hörte nichts von ihm.

Friedrich Auguſt. Mein Befehl an den Commandanten?

Einſiedel. Da man am Tag der Verhaftung Patkuls die Thore Dresdens geſperrt hatte, konnt' ich erſt nach dem Königſtein gelangen, als Patkul ſchon oben angekommen war —

Friedrich Auguſt. Aber mein Befehl — mein Befehl —

Einſiedel. Wurde mir abgenommen mit ſchuldiger Ehrerbietung. Ich erhielt von dem tückiſch lächelnden, in Unterwürfigkeit erſterbenden Commandanten das Verſprechen, daß Patkul in kürzeſter Friſt auf freiem Fuß wäre — Acht Tage ſind vorüber — wir ſehen ihn nicht — Anna weilt in Trauerkleidern am Ufer der Elbe und blickt zur ſteilen Höhe des Felſens, der all ihr Lieben birgt, mit Augen auf, um die lauernd der Wahnſinn ſchleicht.

Friedrich Auguſt. Genug! Genug! Reiten Sie zurück. Sagen Sie dem Commandanten, wenn Patkul nicht in vierundzwanzig Stunden entlaſſen iſt — ſo liegt in der fünfundzwanzigſten ſein Haupt auf dem Block!

Einſiedel (außer ſich). Und wenn Patkul ſchon das ſeine bei den Schweden hätte hinzulegen müſſen und ſchon ausgeliefert wäre? Früher ausgeliefert, als Sie vorausſetzten, Sire — !

Friedrich Auguſt (erſchrickt, ſeine Bruſt hebt ſich unter der Qual ſeines Innern). Ich bin — ein Schatten — hieß ein König — Menſchen gab es, denen eine Seligkeit dünkte, meinen Willen zu vollziehen — (Beſinnt ſich eine Weile, geht an den Tiſch und klingelt.)

Vitzthum (tritt ein).

Friedrich Auguſt. Wie weit ſtehen die Schweden?

Vitzthum. Zwei Stunden, Sire

Friedrich Auguſt. Das Hauptquartier Karl's?

Vitzthum. Auf dem halben Weg nach Königſtein.

Friedrich Auguſt. Mein Pferd!

Vitzthum. Sire!

Friedrich Auguſt (mit dem Fuß ſtampfend). Mein Pferd! (**Vitzthum ab**) Eilen Sie zurück! Beflügeln Sie Ihr Roß! Feiern Sie Ihr Wiederſehen! Iſt es zu ſpät — nein, nein, zittern Sie nicht — Ihre Schweſter ſoll ihm noch Kränze winden, Kränze, Kränze, für ſeine Stirn, nicht für ſein Grab!

Einſiedel. Was wollen Sie thun?

Friedrich Auguſt. Fragen Sie nicht! Eilen Sie!

Einſiedel (wehmuthig nach dem Fenſter zeigend). Durch dieſe Lichter wanken wie ein grabesdunkler Schatten! (Ein Trompeten- und Paukenwirbel.) Durch dieſe Freudenklänge — verklingen wie der Seufzer eines Sterbenden! (Ab.)

Friedrich Auguſt (allein). Sollten die Verräther es ahnen und geſucht haben mir zuvorzukommen? Ha, die Legende eines Heiligen wäre dagegen ein Scheinenſtück! Ich kann die Ruhe meiner Seele dem blinden Zufall nicht preisgeben. Verräth man ihn — hätte man ihn ſchon verrathen?! — Mein blutig Strafgericht kann ihn nicht mehr retten — dann, dann — gibt es nur Eines noch. Das Leben eines Edeln iſt wol die kurze Demüthigung eines Königs werth; — dann, Friedrich Auguſt, — vor Karl — der dich in hundert Schlachten überwunden — dann überwinde dich ſelbſt und knie nieder vor ihm — in den Staub, bettelnd — bettelnd — um deine — Ehre! (Er geht mit ſchwankenden Schritten ab.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Das geräumige Innere eines Thurms auf der Feſte Königſtein. Zur Seite führt eine Treppe an eine kleine runde Fenſteröffnung mit Eiſenſtäben. Die Thür im Hintergrund iſt offen und hat einen Vorplatz. Eine Lampe brennt.

Dritter Auftritt.

Patkul ſteht oben auf der Treppe. Unten ein Gefangenwärter mit einem Krug in der Hand. Später hinter der Scene der Commandant des Königſtein. Der Gefangenwärter bleibt eine Weile ſtehen, zieht einen Brief aus der Briefſtaſche, ſieht ſich mehrere male um, läßt ihn auf die Erde fallen und geht.

—

Patkul (nach einer Weile, nachdem er geſehen, daß der Wächter fort iſt, hinausſprechend). Bleiben Sie! Bleiben Sie! Der Wächter iſt fort. Schämen Sie ſich, Herr Commandant, wenn Sie ein Offizier von Ehre ſind.

Commandant (von innen). Zehntauſend Dukaten! Herr von Patkul! Ein Wechſel auf die Bank von Venedig —

Patkul. Elender Krämer! Ich ahn' es, längſt hab' ich meine Freiheit, und du nur legſt mit deiner gierigen, habſüchtigen, ſchmuzigen Hand Beſchlag darauf. Fürſtauſend, du Menſchenmäkler!

Commandant (von innen). Zehntauſend Dukaten, Herr von Patkul! Gelt, ich weiß berühmte Männer zu ſchätzen?

Patkul. Daß es Maulwürfe gibt, wo die Adler horſten! Bleib! Da ſchlorrt es hin, das blaſſe Geſpenſt, auf dem der Fluch von hundert Gefangenen ruht. Acht qualvolle Tage rüttl' ich an dieſen Eiſenſtäben! Das da draußen iſt die lichte freie Welt; das die Luft, die allen gehört, der dunkle Wald mit ſeinem ſtillen Frieden, das Silberband der Elbe, ſich

ſchlängelnd im Mondenglanz; drüben im ſternenhellen Duft des Horizonts die glühenden Flecken ſind die erleuchteten Kirchthürme Dresdens. Sie feiern das Friedensfeſt, das ich, ich ihnen gegeben! Und hier ſcheitert dafür mein Leben an einem Kampf mit dem ruchloſen, teufliſchen Geiſte Sachſens, den ich jahrelang vergeblich zu bändigen ſuchte! Zehntauſend Dukaten mein ganzes Vermögen; die einzige Möglichkeit, mit Anna in der Schweiz zu leben, nicht betteln zu müſſen um die Gnade Frankreichs oder Oeſterreichs — ich muß ihm alles, alles geben. Schleichender Räuber, öffne die verſchrumpfte Hand, hohl wie dein Gewiſſen! Nimm mich als Bettler in deine Arme, heilige Freiheit! Wo biſt du, ſchäbiger Wucherer? Hier (zieht ein Papier aus der Brieftaſche), ſchmelze dir Gold aus meinen Ketten!

Commandant (von innen). Herr von Patkul!

Patkul. Da nimm ihn, deinen Sündenlohn, nächtlicher Schleicher! (Bröckelt von der Mauer etwas Kalk ab und umwickelt ihn mit ſeinen Wechſel.) Nimm ihn hin, den ſchmählichen Lohn, den du endlich nicht mehr vergebens verlangſt, Zögling der Flemming, Imhof und Pfingſten —! (Wirft das Papier hinaus, ſodaß man den Fall hört.) Wann bin ich frei?

Commandant (draußen ſchnell den Wechſel entfaltend und leſend). Zehntauſend Dukaten — Wechſel auf Venedig — datirt Dresden, nicht Königſtein, gut — Ordre, mein leiblicher Bruder in Prag. — Gut, Herr von Patkul! — Wir fliehen zuſammen. Auf mein Wort — Noch in der Morgendämmerung — halten Sie ſich ruhig, ich führe Sie ſelbſt hinunter. Still, ganz ſtill —

Patkul. Täuſcheſt du mich?

Commandant (von innen). Das Wort eines ehrlichen Kaufmanns (mit allmählich verhallender Stimme)! Zehntauſend Dukaten — Wechſel auf die — Bank von Venedig — (weiter nicht mehr hörbar).

Patkul (steigt hinunter). O Gott, so werd' ich denn endlich erlöst. Es ist besser, daß ich hier unten weile. Oben jagt mir jedes flimmernde Stäubchen, das im Mondenlicht tanzt, Schrecken ein, als säh' ich die blitzenden Streiflichter der schwedischen Bajonnete. (Er wendet sich ängstlich nach dem Eingang zu, zurückbebend.) Der schwedischen? — — Nein, nein! Schon der bloße Gedanke gähnt mich an wie der geöffnete Schlund einer giftigen Wüstenschlange. Und doch ist mir, als lachten die empfindungslosen Mauern und ich hörte eine Stimme, immer wie zwischen Lachen und Weinen, als wär' es — Pfingsten's Hyänenstimme und riefe — ein gräßliches: Zu spät! (Bleibt eine Weile, die Hände über die Augen legend, stehen, wendet dann den Kopf und sieht das Papier auf dem Boden.) Ein Papier? (Will es ergreifen und schreckt zurück.) Ist mir doch alles wie ein Teufelsblendwerk. Wie kommt das Papier hierher? Es kann — mein Todesurtheil sein. (Sich ermuthigend.) Nervenschwache Furcht! (Er nimmt den Brief auf.) Ein Brief von Anna's, nein, von ihres Bruders Hand! Die Buchstaben flimmern vor den Augen. (Nach der Fensteröffnung zu.) Das fahle Dunkel des Kerkers — Hilf, guter Mond! (Hat gelesen.) Wie? Schändlicher Verrath! Schon seit acht Tagen — zittern die treuen Herzen — am Fuße dieses Felsens. (Liest.) „Der König will deine Befreiung; bei Gefahr seines Kopfes muß dich der Commandant entfliehen lassen; warum zögert er? Seelenfreund, was soll ich von seinen Ausflüchten denken! Nur durch schweres Geld gelang es mir, dir diese Zeilen zukommen zu lassen! Eile! Eile! Der Schmerz wird Anna tödten." (Patkul läßt das Papier fallen.) Wie? Ich bin frei und dieser elende, nichtswürdige Schurke erstickt die Furcht, sein Haupt zu verlieren, in der Sättigung erst seiner Goldgier? Anna, meine Anna! — — Ich höre Geräusch — Was soll mir der kalte Schweiß auf der

Stirn? Ich höre Fußtritte — mitten in der Nacht? Man redet (horcht) nein, nein, meine erhitzte Phantasie gaukelt mir die Schrecken eines Verrathes vor. Verrath?! Stürzt — das Wort — nicht auf mein Herz wie mit heißen Blutwellen? Die Augen fiebern, erstarren mir in den Höhlen (horcht), nein, nein, das sind die jungen Adler im Felsennest neben meinen Fenstern, die an den Knochenresten ihrer ersten Beute die scharfen Schnäbel wetzen. Es ist der Wind, der mit rauschenden Wolkenflügeln über die knarrende Wetterfahne saust — welch ein Thor bin ich! (Pause. Ein Riegel wird draußen zurückgeschoben. Patkul schrickt heftig auf.) Dennoch? Dennoch? Wer kommt? Ist es der Schächer, den ich erwürgen werde! Es ist — doch wol — noch nicht — drei Uhr morgens —? Ich hörte ja die Nachtrunde, deutlich den Anruf — und von den Bastionen muß sogleich — der Stundenschuß fallen. (Sieht sich um und erblickt die Hinterwand des Vorplatzes geretzet.) Fackeln?! Nein, nein, das ist das Morgengrauen! Gute Sonne, freundlicher Stern des Tages, geh mir zum Leben auf, purpurner Schein der Liebe — — aber nein, Sporen klirren, Waffen — schleifen — die Stufen — es ist, es — sind (wankt allmählich an die Thür, blickt gespenstisch erregt von der Seite hinaus und prallt mit furchtbarer Erschütterung zurück). Barmherzigkeit des Himmels, es sind die Schweden!

Vierter Auftritt.

Oberſt Horn beſetzt mit einigen ſchwediſchen Soldaten drinnen und draußen den Eingang. Die hintern Soldaten tragen Fackeln, von beiden Seiten öffnen ſich die Reihen. Pfingſten erſcheint unter der Thür und bleibt daſelbſt im rothen Scheine ſtehen. Ganz im Hintergrunde verborgen Alfred von Schlippenbach.

Pfingſten (hinten). Im Namen der ewigen Freundſchaft zwiſchen Schweden und Sachſen, der dreizehnte Artikel des Altranſtädter Friedens iſt hiermit treu und, wie es heiligen Verträgen ziemt, ohne Vorbehalt vollzogen! (Verſchwindet hinter fackeltragenden Soldaten, die ihn bedecken.)

Horn. Herr von Patkul, auf den beſondern Wunſch des Geheimen Staatsreferendars von Pfingſten kommen wir zwei Tage früher, als der anberaumte Termin. Im Namen Karl's XII. von Schweden. (Zeigt auf den Profoß, der mit Ketten hervortritt.) Es iſt — meine Pflicht.

Patkul (erwacht wie aus einer Betäubung). Es iſt kein Traum. Dies iſt die Wölbung dieſer Wände, das die Luft, mein Haupt und (zu den Soldaten) dieſe — (er ſtürzt auf den Profoß zu und entreißt ihm die Ketten) ja, ja, das iſt die Kinderraſſel, womit der Knabe ſchon im Kerker ſpielte; das ſind ſie wieder, die erſten Ammenmärchen meiner Kindheit, meine Wiegenlieder, die erſten Klänge, an denen ich lernte, wie melodiſch dieſes Leben klingt! (Pauſe, in der er ſeine Vernichtung malt.) Ihr ſeid's — Schweden? Livlands Mörder! (Wirft die Ketten hin, der Profoß hebt ſie auf.)

Soldaten (fällen die Bajonnete).

Horn. Herr von Patkul! Faſſen Sie ſich! Der Befehl des Königs —

Patkul. Mich zu feſſeln? Nein, auf dieſem Boden laßt mich ſterben! (Stürzt auf die Bajonnete der Soldaten zu.)

Schlippenbach (tritt um ihn zu hindern, entſchließt ſich, links hervor).

Patkul (erblickt ihn, bleibt ſtehen und, indem er ihn erkennt, entfährt ihm halblaut der Ruf). Alfred von Schlippenbach! (Pauſe. Gefaßter.) Ich werde ſterben. (Zum Profos:) Hier meine Hand! (Man legt ihm Ketten an.) Ich kenne Herzen, die dulden ſchweigen müſſen; ſie ſind noch unglücklicher als ich!

Horn (tritt zu Patkul heran). Leſen Sie ſelbſt, Herr von Patkul! Ihre Augen — werden nicht ſo zittern — wie es — meine Stimme würde — (Uebergibt ihm ein Papier.)

Patkul (entfaltet das Papier und lieſt). „Ein Hochverräther an der ſchwediſchen Nation. Noch in dieſer Stunde — am Fuße des Königſtein — gerädert?" (Schreit mit Entſetzen auf.) Ha! — Mein — Arm — mein — — Fuß — zerſchlagen — wie einem Dieb — einem — Mörder — (Er ſinkt zuſammen.)

Schlippenbach (ſtürzt auf ihn zu, um ihn zu halten).

Horn. Bereiten Sie ihn zum Tode!

(Alle gehen langſam ab, bis auf Patkul und Schlippenbach.)

Schlippenbach (ſieht ſich ängſtlich um und wartet den Augenblick ab, bis alle fort ſind. Dann ſtürzt er auf Patkul zu, den er auf den Seſſel führt, und zieht einen Dolch aus der Bruſt). Wer wie Cato denkt, führt Römerwaffen! (Wendet ſich mit dem Geſicht ab und reicht Patkul den Dolch, indem er ſpricht.) Willſt du, Patkul?

Patkul (ſieht den Dolch, greift ein wenig danach, dann, ſich beſinnend, läßt er ihn ſinken.) Nein! Ein ſolcher Tod — der Schande, einem Feldherrn — dem Geſandten eines Kaiſers —? Das muß feierlich geſchehen! Unter dem offenen Auge der Sonne — den Völkern und den Zeiten zum blutigen Schauſpiel! — Gerädert? Muß es denn Menſchen geben, an denen ſich das Wehe, die Schande der Jahrhunderte offenbart —!

Schlippenbach. Ich vermählte gern dein warmes Märtyrerblut mit dem meinigen — Nie kehr' ich zu deinen Henkern zurück —

Patkul. Knabe, was sinnst du?

Schlippenbach. Wenn du, schimpflich aus diesem Leben von den Menschen ausgestoßen, vor den Thron der ewigen Gnade trittst, so wirst du dort, wo die himmlische Luft der Freiheit weht, fühlen, daß am Saum deines weißen Kleids der Gerechtigkeit und ewigen Himmelsglorie eine Hand — sich — anklammert —

Patkul. Den Selbstmörder würd' ich zurückstoßen.

Schlippenbach. Auch dann, wenn ich dir sagte, daß die Tropfen, die aus meiner durchstoßenen Brust quillen, die Thränen sind, die in mir das Vaterland dir nachweint? Morden kann man Märtyrer der Völkerfreiheit, morden selbst mit dem Rade — zur Speise für die Brut der Geier; aber die Völker sind dankbarer als die Fürsten, — ihr Grab wird nicht ohne Opfer sein. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Patkul allein.

Patkul (folgte erst Schlippenbach. Dann tönte ihm im Hintergrunde gedämpfter Trommelwirbel entgegen, er fuhr zurück). Kommen sie schon, mir den Kranz ums Haupt zu winden? So gierig schwingt der Tod seine blitzende Sense? O das sind Gäste, die ich mir zu meinem Hochzeitsfest geladen! — — Geädert? In diesem Haupte lebte ein Geist, den Plato und Sokrates nährten, in diesem Herzen lebte Jesus und eine irdische Liebe, die nur ein Strahl der himmlischen war, diese Hand schwang das Schwert des ehrlichen Kriegers, führte die Feder des Volksfreunds, dieser Fuß schritt

P. Wilhelmine.

Nur zwei flüchtige Worte — es iſt wirklich zu unbedeutend —

Sonnsfeld.

O man ſtößt doch Niemanden zurück! Ich will doch ſehen, ob unſer Grenadier noch immer ſtörriſch iſt —

P. Wilhelmine.

Wo denkſt Du hin —

Sonnsfeld.

Wir machen noch einen Verſuch (tritt an die Thür). Heda, rauher Krieger! —

Eckhof (tritt ein).

Zu befehlen!

Sonnsfeld.

Warum hat Er den Brief nicht angenommen?

Eckhof.

Es ſtehen Spießruthen drauf.

Sonnsfeld.

Wir haben Mittel, ſolche Strafen gut zu machen.

Eckhof.

Die haben Sie nicht.

Sonnsfeld.

Iſt Geld kein Mittel?

Eckhof.

Ließe ſich auch Schande durch Geld heilen, ſo können Sie von allen Mitteln doch dieſes grade am wenigſten anwenden.

über die ſchöne Erde dahin, oft im wuchtigen Gleichtakt thatkräftiger Entſchloſſenheit, oft fröhlich, tändelnd und ſorglos, wie Menſchen des Daſeins ſich erfreuen dürfen — Jetzt gerädert?! Ein Tod des Strolches, des Landſtreichers —! Karl XII., Fluch deinem Andenken für ewige Zeit —! Oder — ſoll ich nur — noch ſegnen —? An Vergebung denken und an Liebe —? — Anna, mußteſt du die Braut des Todes werden! Weinet! Weinet! War je ein Menſch unglücklicher als ich? (Etwas ſtärkerer, aber doch gedämpfter Trommelwirbel.) O, läg' ich todt im Schoß der Erde, verbrannter Staub in einem Aſchenkrug und wär' ein Hauch nur, eines Sonnenblickes Rückerinnerung, Gedanke nur und längſt ſchon ſchwarze Nacht! (Sinkt erſchöpft auf einen Schemel linker Hand. Die Trommeln ſchweigen.)

Letzter Auftritt.

Patkul. Dann **Einſiedel**, ſpäter **Vitzthum** und **Kammerherren**, zuletzt **Horn** mit vielen ſchwediſchen Soldaten, die jedoch nur draußen ſichtbar ſind.

Einſiedel (ſchon hinter der Scene hörbar) Wo? Wo? Laßt mich! (Sucht Patkul und ſtürzt auf ihn zu; verzweiflungsvoll.) Keine Rettung!

Stimmen (hinter der Scene). Platz! Platz!

Vitzthum (tritt mit beſtäubten Reitſtiefeln auf, begleitet von ſächſiſchen Hofherren und Offizieren. Er tritt herein und bleibt erſchüttert ſtehen). Keine Rettung!

Patkul. Wer redet? (Heftig aufſpringend, zu Einſiedel freudig.) Doch nicht alles Verräther? (Umarmt ihn lange.) Wer war es, Bruder, der von Friedrich Auguſt's „Rettung" ſprach?

Vitzthum. Friedrich August's Thränen erweichten nicht das nordische Felsenherz. Um sein Kind hätte ein Vater nicht bitterer flehen können. Der Friede ist unterzeichnet. Wir sind besiegt und wehrlos — (Nach einer Pause.) Flemming wird aus des Königs Umgebung scheiden. Imhof ist Staatsgefangener auf Lebenszeit. Der Commandant des Königstein, dessen Bubenstück entlarvt ist, und — Pfingsten legen ihr Haupt auf den Block.

Patkul. Fürsten dringen erst über Gräber zur Wahrheit! Und das ist der Erde Loos, daß Gutes, wo es nicht die Regel, selten nur — als Ausnahme gelingt! Ich bin ein Opfer; als Christ fühl' ich es — kein schuldloses. Zu vermessen hab' ich an die Kraft des Menschen geglaubt. Du sagst nichts (zu Einsiedel) von meinem letzten Kleinod?

Einsiedel. Annen hab' ich getäuscht, habe sie nach Dresden gesendet, der Hoffnung Rosenschein noch einmal mit erdichtetem Trost auf ihre Wange gerufen — sie glaubte — und sie ging!

Patkul. Mit Geisterlippen soll ich sie erst wieder küssen — und den Ring der Treue mit ihr vor himmlischen Altären wechseln —! Hart — doch groß von dir, Julius — wir hätten's nicht ertragen —

Vitzthum. Was kann Friedrich August thun, um Sie in Ihrer letzten Stunde zu versöhnen?

Patkul. Königen hab' ich nichts zu hinterlassen, als die Geschichte meines Lebens und meines Todes. Vierzehn Orden, Julius, schicke an die, die meine Brust damit schmückten und sie nicht beschützen konnten. In der Bank von Venedig spart' ich für die Befreiung Livlands und mein abenteuernd Leben 50000 Kronen; vertheile sie an meine armen Krieger, daß sie in die Wälder und Steppen ihrer Heimat zurückkehren. Was ich bei

mir trage, gib den armen schwedischen Soldaten da für die Begleitung zum Hochgericht!

Horn (vortretend) Diese Krieger werden Ihnen den letzten Dienst erweisen.

Patkul. Bruder, welche Farbe tragen sie?

Einsiedel. Blau und gelb, Patkul!

Horn. Es sind Livländer. Der Befehl des Monarchen.

Vihlhum (ergrimmt). Livländer?

Einsiedel (ebenso zu Horn). O, sagen Sie Ihrem nordischen Karl, daß man sein militärisches Genie vielleicht einst neben das des Alexander stellen wird. Aber dieser Haß, mit dem er den Märtyrer des Völkerrechts und der Völkerfreiheit, den Livländer Patkul, noch in seiner letzten Stunde verhöhnte, wird in der Glorie seines Namens ein unauslöschlicher Flecken sein!

Patkul. Die Pflugschar der Tyrannei muß in den Erdboden tiefe Furchen reißen, damit die Freiheit daraus erblühe! Nicht der erste bin ich, noch werden andere kommen, bis sich die Nachwelt unserer Saaten freut! Kein Ach, kein Tropfen Blutes, so vergossen, geht verloren! Jedem Freiheitsseufzer aus dem kleinsten Erdenwinkel antwortet donnernd einst der Jubel der Jahrhunderte! (Aus den Fenstern quillt das rothe Licht der Morgenröthe.) Auf, Livländer, blickt auf dieses Aug', das oft für euch gewacht, auf diese Stirn, die nur für euch gesonnen. (Draußen fällt ein Pistolenschuß.) Ha, Alfred, das warst du! Rufst du mich, kühner Heldenknabe? Bestell' uns Wohnung bei den Himmlischen! — Der Tag bricht an, der Freiheit Thore rauschen auf. Lebt wohl! Lebt wohl! (Umarmt noch einmal Einsiedel.) In Brutus' Armen sehen wir uns wieder! (Wendet sich entschlossen zum Abgehen. Die Seinen und die Schweden schließen ihn ein.)

(Der Vorhang fällt.)

Anmerkung.

Im Rococozeitalter, auf kurſächſiſchem, dresdener Gebiet, am Ende der Allongenperrüken- und im Beginn der Zopfperiode — einen tragiſchen Vorgang ſchildern wollen, war gewagt. Der Verfaſſer hat es in vorſtehendem Drama verſucht. Möge man das Converſationelle und Skizzenhafte in ſeiner Ausführung auf Rechnung eines Stoffs ſetzen, deſſen grauenhafte Wahrheit nur Staffagen der Lüge, Tändelei, inneren Leere und ſittlichen Hohlheit finden konnte. Ernſthaft wollte in jenem Zeitalter manches ſein, es blieb nur pedantiſch; ſelbſt der Spener-Zinzendorf'ſche Pietismus entbehrte des poetiſchen Duftes, der ihm in ſpätern Zeiten gegeben wurde durch Ausſchmückungen, wie ſie ſich in den Schriften von Novalis finden.

Gehört dies Stück einem Zeitalter an, in welchem Sachſen ein Regiment Dragoner an Brandenburg verſchenken konnte, um zwei echte chineſiſche Porzellanvaſen dafür einzutauſchen (die Rückſicht auf die neue Porzellanerfindung, von welcher man ſich in Sachſen den Erwerb von Millionen verſprach, mochte die Finanzoperation entſchuldigen), ſo iſt es auch wol möglich, daß der Verfaſſer recht hat, wenn er zur Erklärung des Aphoriſtiſchen und Skizzenhaften, in welchem ſich dieſe Arbeit naturgemäß halten mußte, in der Vorrede zur dritten Auflage ſagte:

„Als der Verfaſſer zu «Patkul» die Materialien ſuchte, baute ſich ihm ein anderes Werk auf, als ſpäter für die Darſtellung erſchienen iſt. Er mußte fühlen, daß das tragiſche Pathos ſeines Helden, die völkerrechtswidrige Auslieferung eines Geſandten, ein paſſives war, Mitleiden erregend, aber keine Erhebung gewährend. Dieſe Erhebung, fühlte er, mußte anderswoher angelegt werden. Er fand, daß die handelnde Berechtigung ſeines Helden zur Tragödie in ſeiner erſten Miſſion nach Schweden lag. Wie dieſe mit dem Schluſſe in Sachſen verbinden und jene abenteuerliche Zeit des überall in Europa reiſenden und gegen die Schweden aufreizenden Patkul in die geſchloſſenen Grenzen eines Dramas bringen? Er fühlte das Bedürfniß, das innere Leben ſeines Helden dem Zuſchauer ebenſo vorzuführen, wie ſein äußeres. Patkul war von einem gewiſſen religiöſen Ernſte, der ſogar zu der damals durch Zinzendorf und Spener erweckten

pietiſtiſchen Schule hinneigte. Noch als Geſandter in Dresden nahm er, um den Urtext des Neuen Teſtaments zu verſtehen, beim Rector der Kreuzſchule griechiſchen Unterricht. In ſolche und ähnliche Charakterzuge meines Helden verlor ich mich mit Vorliebe und hatte ein Recht, eine Perſönlichkeit, die bei allen Hulfsmitteln, ſich uber die Erbarmlichkeit der damaligen Politik zu erheben, ſich dennoch aus einem perſonlich-idealen Intereſſe mit ihr befaßte und an ihr zu Grunde ging, eine tragiſche zu nennen. Mit dieſen Vorausſetzungen ging ich ans Werk und ſtellte Patkul wie einen Demokraten am Hofe, einen theologiſchen Träumer in den Wirren der Politik dar. Diese erſte Bewaltigung des zerſplitterten und durch ſeine epiſche Breite ſprodden Stoffs muß den praktiſchen Bühnenanforderungen wenig nachgekommen ſein; denn ein in den Jahren 1839–41 meinen dramatiſchen Beſtrebungen anregend und berathend zur Seite ſtehender Schauſpieler, J. B. Baiſon, ſpater Director des hamburger Stadttheaters, der auch die Titelrolle zum erſten male mit Feuer und Warme geſpielt hat, glaubte an ihr von dieſem Standpunkt aus vieles als zu ausführlich erklaren zu muſſen; ſo hab' ich fur die Bühne eigentlich nur einen gedrängten Auszug deſſen gegeben, was ich geben wollte und im erſten Manuſcript gegeben hatte. Zuſammenhangender iſt nun in dieſer Faſſung alles; aber ich verkenne nicht, daß dieſer Zuſammenhang ein mehr äußerlicher als innerer iſt. Das Ganze hat etwas Apherismiſch-Skizzenhaftes, das Totalergebniß muß ſich aus kleinen Facetten zuſammenſetzen, deren Naivetät mit der Große der Begebenheit im Contraſt ſteht, und endlich erhebt ſich die Charakteriſtik nicht uber das Basrelief."

Der Verfaſſer denkt gegenwartig, namentlich infolge dieſer neuen Reviſion, um einiges beſſer von ſeinem Stuck. Gerade der Charakter der Griſelde geberte zu einem ſolchen Steß. Eine Packengruppe aus Porzellan, eine einzige echte Blume, die eine ſchalkhafte Hand unter einen Wald von gemachten einflocht, ein Vogel, der auf einem tanzenden Balle, mitten unter Tanz und Muſik zu ſingen anfangt in einem goldenen Käfig, in welchen man ihn zur Ausſchmuckung der Decoration unter Orangeriegewachſen aufgehangt hat — das iſt ein Bild derjenigen Moglichkeit, die ſich dem Begriff des Tragiſchen auf jenem Schauplatze, ſowol nach örtlichen wie zeitlichen Bedingungen, nur zugeſtehen ließ.

Die Aufführung des im Jahre 1840 entſtandenen Dramas am berliner Hoftheater fiel in Friedrich Wilhelm's IV. erſte Regierungszeit. Graf Redern hielt die Zulaſſung auch gegen eine Einſprache des ſachſiſchen Geſandten aufrecht und überraſchte den Autor am Tage nach der Aufführung mit

der Erklärung, zum Dichter für die Bühne gehöre Poesie des Lebens; er hätte, um mir diese zu gewähren, in Sanssouci meine Anstellung als Theaterdichter der königlichen Schauspiele beantragt. Von Potsdam kam ein Bescheid, der nicht gerade ablehnend war; nur besorgte man, hieß es, daß Raupach gekränkt würde, von dem diese Stelle noch bekleidet wurde. — — Wenn sich der Verfasser, als Raupach, ihm darauf ein erbitterter Widersacher, stark, zur Erfüllung eines somit gegebenen halben Versprechens gemeldet hätte, welchen Bescheid würde er wol erhalten haben, nachdem Theodor Kuſtner die königliche Bühne ganz an Charlotte Birch-Pfeiffer überantwortet und dessen Nachfolger die Maximen der politischen Reaction auch auf die Bühnenverwaltung ausgedehnt hatte —!

Seydelmann spielte den Pfingsten mit einem leichten Anflug sächsischen Accents. Rott als Friedrich August und Eduard Devrient als Patkul waren bei ihren Aufgaben mit ganzer Seele gegenwärtig. Letzterm zumal fand die gelehrte Beimischung im Charakter des Helden besonders gut. Seine Leistung war eine tief überzeugende.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatiſche Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollſtändige neu umgearbeitete Ausgabe.

Zehntes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1862.

Die Schule der Reichen.

Lustspiel in fünf Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

Vierte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

P. Wilhelmine.

Wie ſo?

Eckhof.

Weil Ew. Hoheit kein Geld haben.

Sonnsfeld.

Abſcheulicher Menſch!

P. Wilhelmine (bei Seite).

Er kennt unſre Lage nur zu gut. Wir müſſen den Gedanken einer Antwort aufgeben.

Eckhof.

Darf ich abtreten?

Sonnsfeld.

Vorwitziger Menſch! Wie heißt Er?

Eckhof.

Eckhof.

Sonnsfeld.

Wo iſt Er her?

Eckhof.

Aus Hamburg.

Sonnsfeld.

Was hat Er eigentlich gelernt?

Eckhof.

Nichts.

P. Wilhelmine.

Nichts? Das iſt ſehr wenig.

Sonnsfeld.

Was hat Er denn werden wollen?

Die Schule der Reichen.

Luſtſpiel

in

fünf Aufzügen.

Perſonen.

Walter Thompſon, ein reicher Handelsherr in London.
Mary, deſſen Frau.
Harry, Eliza, Cäſar, Jeffry, } ihre Kinder.
Davy Fielding, Thompſon's Geſchäftsfreund in Briſtol.
Lord Marwell.
Laticia, deſſen Schweſter.
Lord Vickington, Lord Dorſet, Wyſe, Smith, } junge Adelige und Reiche.
George Phillips, Basil Berundium, Hofmeiſter, } im Hauſe Thompſon's.
Ein Notar aus Briſtol.
Nichols, ein Gärtner.
Jenny, deſſen Tochter.
Blenette, Fantaiſie, } zwei Tänzerinnen.
Ephraim, ein Jude.
Ein Sheriff.
Ein Leichenführer.
Tom, Toby, } Bediente bei Thompſon.
Ein Gerichtsbote.

Zwei Nachtwächter.

Erſter
Zweiter } Gaſt.
Dritter
Vierter

Erſter
Zweiter } Ausrufer.
Dritter

Ein Poſtbote.

Kellner.

Zwei Kammermädchen der Frau Thompſon.

Zwei Gerichtsdiener.

Zwei Leichenträger.

Bediente der Lady Marwell.

Diebe, Gäſte, Bediente.

Ort der Handlung: In den vier erſten Acten London. Im letzten Briſtol. Zeit der Handlung: Kurz nach der Reſtauration des Königthums im ſiebzehnten Jahrhundert.

Erſter Aufzug.

In der Kron- und Ankertaverne zu London.

Das Ganze hat einen beſſern Anſtrich als gewöhnliche Wirthshäuſer. Es iſt eine Art londoner Nebenbörſe. Rechts, links und in der Mitte ſind die Eingänge offen. Anſtändig gekleidete Gäſte ſitzen auf Bänken; manche mögen trinken oder Würfel ſpielen. Andere gehen auf und ab und unterhalten ſich über Geſchäfte. Kellner bedienen mit Anſtand und Höflichkeit. Die ganze Scene darf nichts Ruhendes haben, ſondern muß ſogleich mit Aufgehen des Vorhangs ein lebendes, laut bewegtes Bild zeigen, das man auswärts noch fortgeſetzt denkt. Dies rege Treiben dauert während der Handlung fort.

Erſter Auftritt.

Gäſte. Kellner. Drei Ausrufer. Ein Poſtbote.

Poſtbote (tritt durch die Mitte ein und vertheilt in Eile, während er laut ruft, auf jeden Tiſch größere Zettel). Die Poſt aus den Colonieen! Aus Südwales! Florida! (Von Tiſch zu Tiſch.) Virginien, Kentucky, vom Cap, hier vom Cap, Oſtindiſche Compagnie, neueſte Preisliſte der Oſtindiſchen Compagnie! Baumwollenauction in Madras! Theeliſte! Opium!

(Die Gäſte ergreifen die Zettel begierig und leſen darin.)

Erſter Ausrufer (geht langſam über die Bühne von links nach rechts

und klingelt). Morgen früh um vier Uhr das reguläre Packetschiff nach Hull. Um fünf die Yacht Gazelle nach Calais, gute Plätze noch im Ober- und Unterdeck. Fracht trocken gelagert. (Zur Seite ab.)

Zweiter Ausrufer (von rechts ihm entgegenkommend, klingelt). Die Königin von England! Geboten 80 Pfund vom Herzog von Norfolk! Blaßroth, dreifache Krone; wer bietet mit auf die Königin von England? 80 Pfund für die Königin von England, neueste blaßrothe holländische Tulpe, blüht überm Wasser und auf dem Lande, 80 Pfund geboten — (Verschwindet nach links.)

Dritter Ausrufer (puritanisch gekleidet, durch die Mitte, klingelt). Im Namen des Herrn! Sieben neue Predigten des Jeremias Himmelsthau gegen den Actienschwindel, Zeitkauf mit holländischen Tulpenzwiebeln und den französischen Unglauben. Liebe Christen, kauft! (Sich an einen Tisch wendend.) Auch gottselige Tractate gegen die Kleiderpracht.

Erster Gast. Ich bin ein Schneider.

Dritter Ausrufer (zu einem andern). Gegen die spanischen Weine.

Zweiter Gast. Ich handle damit.

Dritter Ausrufer. Tractat, liebe Christen, gegen das höchst verderblich eingerissene Laster, Tulpen auf Zeit zu kaufen, von Jesaias Ephraim Somirgott —

Zweiter Ausrufer (schlägt ihm im Vorübergehen den Blätterkram aus der Hand). Die Königin von England! 90 Pfund. Gebot des Sir Harry Thompson, Sohns des großen Kaufmanns in der City — Neunzig Pfund. (Geht vorüber, während der Puritaner seine Blätter wieder zusammensucht.)

(Man lacht.)

Zweiter Auftritt.

Walter Thompſon. Davy Fielding. Beide kommen von der Seite. An ihrer freudigen Aufregung bemerkt man, daß ſie ſich eben erſt begrüßt haben. Gäſte.

Thompſon. O ſchämt Euch, ſchämt Euch! Davy Fielding kommt nach London und Walter Thompſon muß ihn hier in der Kron- und Ankertaverne aufſuchen —

Fielding. Ha, ha, ha! Ihr kommt mir zuvor, Miſter Walter! Heut' mit dem frühſten Morgennebel erſt angekommen, war ich auf dem Weg, von allen meinen Freunden Euch zuerſt meinen Gruß zu bringen —

Thompſon (ihm in die Hand ſchlagend). Da hört' ich hier kaum Euern Namen nennen und nun hielt mich's nicht, ich ſuchte Euch aus der Menge und da ſeid Ihr denn! Aber, warum wohnt Ihr nicht bei mir? Geht, das habt Ihr nicht recht gemacht! Hier in dem unruhigen Hauſe —?

Fielding. Laßt mich, Freund! Mein Geſchäft führt mich mehr mit den kleinen Kaufleuten zuſammen, die verkehren hier. Ihr freilich ſcheint ganz fremd an dem Orte —?

Thompſon. Die Handelsleute machen mir's leicht, ſie kommen zu mir! Des Morgens ſieht's auf meiner Diele faſt ſo aus wie hier; aber nicht ſo luſtig. Es könnte mir — es könnte mir manchmal eine Erholung ſein, an dem muntern Treiben theilzunehmen. Iſt man reich, muß man viel entbehren.

Fielding. Wer's dahin gebracht hat, wie Ihr, Miſter Walter, der braucht keinen Ort, den andere nur beſuchen, um zu vergeſſen, daß ſie nichts geworden ſind und auch in Ewigkeit nichts werden.

Thompſon (in Gedanken). Meint Ihr, Miſter Davy? Deshalb — Miſter Davy — meint Ihr?

Fielding. Wenn ich Euch jetzt ſo ſehe und ich denke mir, wie wir einſt angefangen haben! Jetzt ſeid Ihr mit der reichſte, vielleicht der erſte unter Londons Kaufherren, und dazumal, als wir jung waren, haha! Wißt Ihr noch, was wir für Augen machten, wenn unſers Lehrherrn Söhne auf die Jagd gingen, Hunde koppelten, Schlittenfahrten hielten, den reichen jungen Lords Bälle gaben und von mancher vorüberfahrenden Gräfin verſtohlene Kußfinger bekamen, und wir ſtanden da, nehmt mir's nicht übel, wie die Affen, und wollten manchmal ein bischen davon mitmachen und konnten's nicht. Hatten's nicht. Nun wohl — jetzt ſeid Ihr ebenſo weit und noch weiter! Was wird eure treffliche Frau in dieſem Glücke ſchwelgen! Was macht ſie denn, die Gute?

Thompſon. Danke! Danke! Danke!

Fielding. Und Eure Kinder? Schmucke Mädchen waren's! Oder nur eines —? Und ein Sohn und, wie ich höre, ſeit ein paar Jahren noch was; zwei Buben oder — wie war's doch?

Thompſon (in Gedanken). Ja, ja, ein Bube! Oder nein —

Fielding. Der Geſchäftsmann! Weiß nicht gleich auf der Stelle, wie viel Kinder er hat! Schmucke Kinder? Wohlerzogen? Gutmüthig? Gebe Gott ſeinen Segen! Ihr ſeid ein reicher, ein glücklicher Mann!

Thompſon (in ſichtbarer Verwirrung). Kommt doch, kommt — — Ihr wolltet mir ja von unſerm gemeinſchaftlichen Geſchäfte ſagen? Wie iſt's denn ausgefallen? Ich hab' Euch zu zahlen? Nicht? (Zieht ihn nach der Seite hin ab.)

Dritter Auftritt.

Man hört ſchon während des vorigen Geſprächs in der Entfernung den Lärm eines luſtigen Aufzugs, mit Peitſchenknallen, Hundegebell, Schellenraſſeln und dazwiſchenſchmetternden Trompetenſtößen; allmählich kommt der Lärm näher und verhallt dann wieder.

Zweiter Gaſt. Sieh, ſieh! Iſt das der Hof?

Erſter Gaſt. Es iſt die Livree vom franzöſiſchen Geſandten.

Dritter Gaſt. Was gibt's denn da?

(Alle Gäſte ſtehen neugierig auf und drängen ſich nach rechts und lachen.)

Zweiter Gaſt. Das ſind ja die jungen luſtigen Lords zu Pferde.

Dritter Gaſt. Hübſches, übermüthiges Volk.

Erſter Gaſt. Mehrere unbezahlte Rechnungen darunter. Nicht wahr, das iſt Lord Buckingham junior?

Dritter Gaſt. Prächtige Cavaliere! Sie reiten um den Platz herum!

Erſter Gaſt. Sieh, voraus ein Mohr auf einem Schimmel! Zwei nachgemachte Türken; Kleider machen Leute! Das da, Marquis Douglas, eben erſt von Paris gekommen, voll Schelmenſtreiche. Lord Maxwell, Lord Pickington — was bin ich froh, daß ich für die Leute nicht zu arbeiten habe!

Zweiter Gaſt. Sie leben vom Spielen und von den jungen Kaufmannsſöhnen. Die drängen ſich an die Adeligen und halten ſie frei. So'n Miſter Wyſe iſt froh, von einem Maxwell gegrüßt zu werden und die Ehre zu haben, Gläubiger von einem jungen Herzog zu ſein. Aber die in der Mitte — das ſind wahrhaftig ſchlechte Reiter!

(Mehrere lachen.)

Erſter Gaſt. Reiten iſt keine Kunſt, aber man muß ſie gelernt haben. Straf mich Gott, das ſind —

Zweiter Gaſt. Ihr verſteht Euch auf den Schnitt, haha! — Zum Henker — Ja ja —

Alle. Das ſind Weiber! Hahaha!

Erſter Gaſt. Tänzerinnen aus Drurylane! Pfui der Schande, achtbare Lords mit ſolchen Gauklerinnen auf offener Straße —

Zweiter Gaſt. Böſe Zeiten!

Dritter Gaſt. Schlechte Sitten!

Vierter Gaſt. Ei, ei! Man möchte glauben, der Jüngſte Tag iſt da —

Der puritaniſche Ausrufer (ſchreit dazwiſchen). Ephraim Waltegott's neuerſte Predigt über die fünfte Zornſchale und die Wahrzeichen des ewigen Gerichtes.

Zweiter Gaſt. Sehr zeitgemäß! Sehr zeitgemäß! Aber ſprengt mir doch nicht die Ohren damit!

Erſter Gaſt (mit Bezug auf den Ausrufer). Seitdem man weiß, daß am Jüngſten Gericht Appell geblaſen wird, ſcheint es, als freuten ſich die Trompeter beſonders drauf!

(Die Gäſte haben ſich allmählich wieder an ihre Plätze begeben, der Lärm des Aufzugs iſt verhallt.)

Vierter Auftritt.

Thompſon und Fielding kommen wieder von der Seite.

Fielding. Nun, was ſoll ich da noch viel Worte machen, Miſter Walter? Ich haſſe den immer mehr um ſich greifenden Schwindelgeiſt, Wechſelkram, holländiſche Blumenſpielerei, Windhandel, Zeitkauf, Wetten und Entdeckungsreiſen ins nebelige Meer und die blaue Luft hinaus. Vertrauen, Miſter Walter, iſt ein

Eckhof.

Alles!

P. Wilhelmine (bei Seite).

Ein ſonderbarer Menſch! (Laut) Examinir' ihn; er unterhält uns wenigſtens.

Sonnsfeld (zu Eckhof).

Wir ſind nicht geſcheut genug, ſeine geiſtreichen Antworten zu verſtehen. Wie hängt ſein Alles und Nichts zuſammen?

Eckhof.

Ich bin in meiner Jugend bei einem Theater aufgewachſen und habe dort Anfangs nichts gelernt, als die Lichter putzen. Unſer Prinzipal entließ ſeine Geſellſchaft und ich war genöthigt, Dienſte bei einem Poſtſchreiber zu nehmen. Als mir aber die Frau meines neuen Herrn zumuthete, als Bedienter hinten auf ihre Kutſche aufzuſteigen, nahm ich den Wanderſtab. Ich bettelte mich zu einem Rechtsgelehrten nach Schwerin durch, der mich als Schreiber bei ſich anſtellte. Die Poſt und die Gerichtsſtube waren zwei neue Theater für mich. Briefadreſſen regten meine Phantaſie, Prozeſſe meinen Verſtand an. Der Gedanke, von der Bühne herab menſchliche Größe und menſchliche Verbrechen in lebenstreuen Zügen wiederzugeben, das Laſter und die Tugend zu malen, wie ſie ſind, begeiſterte mich, aber die Gelegenheit ihn auszuführen fand ſich nicht. Der Zufall ſpielte mich in einem Augenblick,

Ding, wo 's Reden nicht viel nutzt. Glauben muß man's. Hier — da — im Herzen — hier — in der flachen Hand — (Etwas verſtimmt über den nachdenklichen Thompſon.) Nun — wenn ich um eine ehrliche Sache erſt ſo lange reden muß und ſoll über meine Zuverläſſigkeit ſo unmenſchlich viel Lobſprüche machen, dann komm' ich mir gleich ſelbſt wie ein Spitzbube vor und habe über alles, was ich verſpreche, einen wahren Todesſchreck, eb ich's auch halten kann. Laßt's denn gut ſein! Laßt's gut ſein!

Thompſon. Was zankt Ihr denn nur! Ei, ich höre ja! Wir reden ja darüber. Was wird der Verluſt groß ſagen!

Fielding. Verluſt! Ei! Euer Haus in Madras hat mir zu zahlen. Freund! Es wird allerdings ſo viel nicht ſein. Doch bin ich deshalb herübergekommen aus Briſtol. Und wenn auch der Avis ſpäter nur auf eine kleine Summe geben ſollte —

Thompſon. Was Avis? Ich zahl' Euch jetzt, was Ihr wollt. Rechnet's aus! Die oſtindiſche Poſt hält kaum Monate ein, noch weniger Tage.

Fielding. Ohne Avis? Nein — ich ſeh's — es verſtimmt Euch, daß ich Schwätzer da aus der Provinz gleich mit meinem Vortheil komme und mir den Mund verbrenne. Miſter Walter, ich bin ein armer, Ihr ſeid ein reicher Mann —

Thompſon. Zum Henker mit Euerm Reichſein! Hört doch endlich einmal auf, mich zu ſchrauben!

Fielding. Wenn die Reichen nicht die Freude haben könnten, zu ſehen, wie ſich das kleine Volk ihnen zu Füßen ſchmiegt und krümmt —

Thompſon. Hört auf! Aergert Ihr mich auch? Reich ſein eine Freude? Einen Mühlſtein an den Hals, wenn einer anfängt, in die Höhe zu ſteigen!

Fielding. Hoho!

Thompſon. Reich ſein heißt: Arm an Liebe, arm an

Glauben, arm an Hoffnung, bettelarm an allem, was sich einer nicht für Geld erkaufen kann.

Fielding (betrachtet Thompson lange). Mister Walter! Haltet Euern Gaul an!

Thompson. Ja, seht mich nur an, Alter! Mein Geschirr geht bergab. Schon weißes Haar? Verfallen? Lest Ihr was im alten magern Angesicht! Zählt die Runzeln! Seht! Mehr Runzeln als Jahre?

Fielding. Mister Thompson, das seh' ich jetzt erst —

Thompson. Als ich Euch so wiedersah, altes Herz, da hab' ich mich innigst gefreut. Es kam mir im Augenblick, als ich Eure Hand so drückte, jung und frisch wieder ins alte Blut und ich dachte bei mir: Hab' mit dem guten Jungen da dem Handelsgott Mercurio zu dienen angefangen, und siehe! nun blickt uns so manche frohe und wehe Stunde wieder an, als wenn's erst gestern wäre, damals, wo wir als arme Lehrlinge uns weidlich tummeln mußten und bei unsern Principalen Bäume blühen sahen, die uns — keine Kirschen bringen wollten.

Fielding. Ihr habt was Räthselhaftes an Euch, aber Ihr thaut mein ganzes Herze auf — Thompson —

Thompson. Kommt! — — Ihr sollt davon — ausführlicher hören. Ich hab' Euch etwas — Was soll der arge Lärm?

Fielding. Wurde nicht Euer Name beim Wetten auf eine Tulpe ausgerufen — oder der Euers Sohnes?

Thompson. Ich — passe nicht hierher. Kommt, es scheint ein Auflauf; hat sich's verzogen, so gehen wir miteinander und reden weiter davon und ja, ja — ja, ja — von Euerer Forderung! (Rechnd.) Haha! Es wird was Rechtes sein! (Beide ab.)

(Der Lärm des Aufzugs hat sich inzwischen wieder genähert, die Gäste sind wieder aufgesprungen. Das Toben und Rufen draußen nimmt zu.)

Bibl. Univers. Lips.

Fünfter Auftritt.

Man hört hinter der großen Eingangsthür, daß die Mitglieder der beſprochenen Cavalcade im Begriff ſind einzutreten. Unter Lachen, Toben, Poltern tritt eine Geſellſchaft von jungen, geckenhaft gekleideten Gentlemen mit großen Hetzpeitſchen und halb vornehmem, halb liederlichem Anſtand herein.

Lord Maxwell, Lord Pickington, Dorſet, Wyſe, Smith. Harry an der Spitze. Die beiden Tänzerinnen Pleurette und Fantaiſie als Dandies gekleidet. Alle Gäſte ziehen ſich furchtſam zurück, nur der erſte Gaſt, der Schneider, bleibt vorn keck ſitzen. Ehe die Ruheſtörer eintreten, rufen ſie alle draußen: Hurrah!

Lord Maxwell (commandirend). Zwei Lammviertel!

Lord Pickington. Vierzehn Pfund Roaſtbeef!

Harry. Das Fleiſch für unſere Hunde draußen! Für mich — ein Glas Waſſer!

Die Uebrigen (lachen).

Pleurette. Harry ſein ein groß Verſchwender.

Harry. An Zeit und an (dem Gaſt, der ſitzen geblieben iſt, hart ins Ohr ſchreiend) Geduld.

Erſter Gaſt (ſich erſchrocken umdrehend). Wie ſo?

Harry (mit ruhiger Malice befehlend). Aufgeſtanden!

Erſter Gaſt. Warum?

Harry (ſchlägt mit der Reitgerte auf den Tiſch). Weil ich hier ſitzen will.

Erſter Gaſt (erſchrickt ſo, daß er ruhig aufſteht und ſich zurückzieht. Die andern aber, die rings die Bühne einnehmen, laſſen ihn mit kalter Malice nicht durch. Von jeder Oeffnung, wo er durchkönnte, wird er mit kalter Gleichgültigkeit zurückgewieſen).

Wyſe. Nicht hier.

Smith. Nicht hier.

Marwell. Nicht hier.

Pickington. Drüben.

Dorſet. Dort rechts.

Wyſe. Dort links.

Erſter Gaſt (entrüſtet). Aber meine Herren!

Harry (auf dem Stuhle ſitzend und die Beine ſchlenkernd). Ihr ſeid ein Schneider. Nicht wahr, Sir.

Erſter Gaſt. Wie ſo?

Harry. Weil Ihr krumme Füße und ſpitze Ellbogen habt! (Auf Fantaiſie zeigend.) Meßt da dem jungen Gentleman ein Paar Beinkleider!

Alle (lachen).

Erſter Gaſt. Mylords und Gentlemen — Ich bin (Fantaiſie betrachtend) — kein Damenſchneider.

Alle (lachen).

Harry. Gutes Augenmaß! Wie heißt Ihr? Ich will bei Euch arbeiten laſſen.

Erſter Gaſt. Tobias Laane, gnädiger Herr —!

Harry. Laane? Gut. Vorläufig laßt den Eſel paſſiren.

Fantaiſie (läßt ihn durch). Passez, Monsieur l'âne!

Erſter Gaſt. Bitte, bitte! Ohne Complimente! (Für ſich im Abgehen.) Verfluchtes Volk!

Sechster Auftritt.

Die Angekommenen haben alle andern vertrieben und ſind nun unter ſich. Ein Kellner bringt den verlangten Becher Waſſer auf einem Teller. Pickington, Maxwell ziehen Würfel aus der Taſche und fangen an zu ſpielen.

Harry. Ja, Dorſet, im Reiten entführte der Wind Eure Worte! Wie iſt's mit dem neuen Bund, den wir ſtiften wollen? (Zu dem Kellner.) Wer hat das Waſſer geſchöpft?

Kellner. Ich, Mylord.

Harry (nimmt die rechte Hand des Kellners, betrachtet ſie nach allen Seiten, riecht auch, jedoch in einiger Entfernung, daran, legt dann ein Geldſtück auf den Teller und winkt dem Kellner zu gehen).

Kellner. Wollen Euer Gnaden nicht trinken?

Harry (winkt vernehm, er ſolle gehen). Die Hand war rein gewaſchen, aber ſo rein, daß man die Seife roch! Volk von England! Entferne dich! (Zu Bleuette.) Mohrenkopf, ſetz' dich zu mir! Fantaiſie, zeige mir deine Augen, während die da — nur Sinn für die Augen der Würfel haben. Maxwell, ſetz' für mich mit. Ich zahle morgen, Pickington. Schlepp mich ungern mit dem plumpen Gelde. Daß man noch immer kein Geld erfunden hat ſo leicht wie Luft oder noch leichter, ſo leicht wie deine Füße, Fantaiſie! Geld aus Papier!

Fantaiſie. Harry, gib mir ſchwer Geld, ich es werden lehren, leicht ſpringen.

Harry. Sollſt mein Seckelmeiſter werden, Fantaiſie! Oder wenigſtens deine holde Namensſchweſter, die etwas anſtändigere echte Göttin Phantaſia! Was gaukelt mir die Tänzerin oft nicht vor! Nicht wahr, die echte Phantaſia tanzt nicht ſo gut wie du? Ach nein! Wie oft bricht ſie ſich ein Bein! Und nicht blos

in unſern Träumen! Alſo, Dorſet, unſer Bund? Was ſchlagt Ihr für einen Namen vor?

Smith. Club zur Erholung.

Harry. Paßt für eine Handwerkerreſſource.

Wyſe. Club zur Zerſtreuung.

Harry. Paßt für einen hypochondriſchen Beamtenclub.

Maxwell. Union raffinirter Selbſtmörder.

Harry. Das iſt ein Wort! Vortrefflich, Maxwell! Morgen, nach unſerer Waſſerpartie auf der Themſe, entwerfen wir die Statuten zur — Union raffinirter Selbſtmörder! Das Präſidium führt — Fancy, tanzeſt du morgen?

Fantaiſie. Wir machen morgen mit euch Partie Waſſer.

Bleuette (ſie verbeſſernd). Waſſerpartei!

Harry. Biſt du eiferſüchtig? Corrigirſt ſogar die Sprachfehler deiner Rivalin? Haſt aber recht! Es heißt: Adieu Partie! Das Herz iſt leck und die Partie wird — zu Waſſer! Aber umgekehrt: Mein Herz nimmt nicht Partei für Fantaiſie, wenn ich Bleuette ſehe, und nicht für Bleuette, wenn Fantaiſie in der Welt iſt — Gebt mir die Hände! Seid wenigſtens ſo lange, ſelbſt in der Grammatik einig, bis ich Hochzeit gemacht habe —

Fantaiſie. Bleuette. Fi donc, Harry!

Harry. Darum kein trüber Blick in die Zukunft! Zwanzig Gondeln ſind gemiethet, alle chineſiſch erleuchtet; um zehn Uhr ſtoßen wir ab. Maxwell, du führſt das Admiralſchiff —

Maxwell (hat eben im Spiel verloren, ohne Harry gehört zu haben). Ich habe Havarie.

Harry. Stopft! Stopft! An die Pumpe! Smith! Wyſe! Maxwell darf nicht ſinken! Seine Flagge heißt Eliza —

Fantaiſie. Bleuette. Deine Braut?

Harry. Die heißt Läticia Maxwell. Läticia — die Freude —!

Pleurette. Wann iſt dein Hochzeit mit der Freude, Harry? Miß Freude ſein mir gut, applaudir ſtark, wenn ick tanz'!

Fantaiſie. Sie will zeigen, daß ein engliſch Dam' muß haben Philoſophie.

Harry. Sie applaudirt euch nur, um zu zeigen, daß ſie weiße Hände hat. Lätitia! Triſticia!

Alle (lachend). Hört, hört! Harry ſingt!

Harry. Mein Hochzeitlied! Ich würd' es zur Laute ſingen, wenn es nebenan nicht ſo geräuſchvoll wäre. Was thun wir hier überhaupt in dieſem ſchlechten Kaſten, wo ſie ſchachern und ſich die Vortheile der Concurrenz abluchſen! Mercur hat Flügel an den Sohlen und ſeht — den Staub —! Laßt dieſe Erde! Zu Waſſer, zu Waſſer! Für unſere morgende Fahrt ſteht meine ganze neue Maskengarderobe zu Dienſten. Wir müſſen Prächtiges aufführen. London muß eine Stunde davon reden und Paris London eine halbe Stunde beneiden. Seitdem die Stuarts zurück ſind, ſind von dem Thron die Trebern weggefegt, die drauf der Brauermeiſter Cromwell zurückgelaſſen — Pereat Cromwell! (Man murrt. Mit vornehmer Arroganz in die Couliſſen blickend.) In der That, ich finde, daß man hier nebenan ſehr laut iſt. Ruhe da, meine Herren!

(Gemurmel antwortet ihm von draußen.)

Harry. Ich glaube gar, man widerſpricht? (Zu den Spielenden.) Laßt doch einmal euer Spiel.

Wyſe, Smith, Dorſet (zuſammen). Benimmt ſich jemand unanſtändig?

Harry (da das Gemurmel des Unwillens immer mehr zunimmt, den Bedienten rufend). Jack! Brown! Herein!

Alle. Peitſchen her!

(Es treten glänzend coſtumirte Bediente mit lachendem Uebermuthe herein und bringen Peitſchen und Jagdgewehre.)

Fantaiſie und Bleuette. Grâce de dieu! Tenez donc! Que voulez-vous faire?

Harry (überſieht mit kalter Ruhe die Wände des Zimmers und ergreift einige Stühle). Ordnung ſchaffen im Staate England! Kehren wir ein wenig die Welt um?

Maxwell (noch immer ruhig mit Pickington ſpielend). Dann würden wir morgen in der Conſtablerei ſitzen und unſere Waſſerfahrt im Trocknen halten.

Einige Gäſte (wollen dreiſt heraustreten, Harry führt ſie mit affectirtem Anſtande zurück).

Gäſte (durcheinander). Was ſoll das heißen?

Harry (mit vornehmer Ruhe). Das ſollt ihr ſogleich die Ehre haben zu ſehen. (Er baut mit ſeinen Genoſſen und Bedienten eine Barrikade auf.) Hier der Tiſch, hier drüben der andere und der — und der — ſo — hier die Stühle, noch mehr; nun noch einer, noch einer! So! Jetzt iſt es gut. Jack! Die Flinte!

Gäſte (fahren alle mit Ausrufungen zurück). Wie, was unterſteht Ihr Euch? Seid Ihr des Teufels?

Harry (nimmt von ſeinem Diener Jack die Flinte. Die übrigen Kameraden umſtehen ihn geſpannt). Mylord Pickington, Ihr habt vorhin in aller Stille von meinem künftigen Schwager und beſtem Freunde Maxwell 300 Pfund gewonnen. Ich wettete heut' noch nicht und möchte das Geld für ihn wiederhaben.

Pickington. Worauf?

Harry. Von dem goldenen Schild drüben ſchieß' ich den Punkt von dem zweiten J weg.

(Tobender Unwille draußen.)

Pickington (lieſt, indem er ſich umſieht). „Chirurgiſche Heilanſtalt."

Maxwell. Wenn dabei ein Unglück geſchieht, iſt wenigſtens Hülfe da.

Pickington (mißt begierig mit den Augen die Diſtanz und ruft). Es ſei! 300 Pfund.

Harry. Köpfe weg! (Zielt und ſchießt.)

Alle (rufen mit Gelächter). Gewonnen!

Harry (zu den Gäſten). Adieu Messieurs! A revoir! Serviteur! (Nimmt beide Tänzerinnen.) A moi, Mesdames! (Sie gehen laut lachend und tumultuariſch ab. Pickington folgt verdrießlich nach.)

Die Gäſte (drängen nun vor, werfen die Tiſche und Stühle, die ihnen den Weg verſperrten, um, und rufen durcheinander). Haltet die Banditen! Wache! Wache!

Einige. Schlagt ſie! Mord! Mord!

Andere. Merkt ihre Namen! Rebellion!

Erſter Gaſt (der Schneider). O lebte nur der Brauermeiſter Cromwell noch! Der würde euerm franzöſiſchen Geſchmack engliſche Zwangsjacken anlegen! (Hinten hängt ihm ſein Maß heraus, das er nachſchleppt. Im allgemeinen Tumult drängt alles hinter den Aufrührern her, währenddem treten Thompſon und Fielding heraus.)

Fielding (im höchſten Zorn). Wie? Alſo das iſt unſer mit den Stuarts zurückgekommenes junges England? Schande! Schande! Wer war der freche Bube an der Spitze des Haufens? Hat der Elende einen Namen, und ſei's ein Sproß der Richards, ein Erbe der Plantagenets, Fluch ſolcher Nachkommenſchaft des alten beweinenswerthen England!

Thompſon (mit faſt irrem Ausdruck ſeines Schmerzes). Still, ſtill. Das war ja mein Sohn.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

In Thompson's Hause.

Abend. Lichter stehen auf dem Tische.

Erster Auftritt.

Bakel Gerundium, Cäsar und Jeffry treten herein, alle drei mit Büchern. Später Toms und Toby.

Bakel. Amo — Amas — Amat —

Jeffry. Nehmt uns doch nicht immer das Wort aus dem Munde. Amamus, Amatis, Amant.

Cäsar. Ich dächte wir haben jetzt genug. Die Stunde ist um. (Wirft das Buch in eine Ecke.)

Bakel. Die Stunde um? Erst neunzehn ein halb Minuten.

Jeffry. Und neunzehn dreiviertel zu viel. Wir brauchen gar kein Latein, sagt unsere Mutter.

Cäsar. Wenn Ihr noch Französisch verstündet und Tanzen und Fechten —

Jeffry. Abschaffen soll Euch der Vater. Krummbein! Krummbein! Wir brauchen kein Latein.

Bakel (für sich). Seit den drei Tagen, wo ich hier im

wo ich leichtſinnig die Schwermuth in einem Rauſche zu vergeſſen ſuchte, preußiſchen Werbern in die Hände. Das dargebotene blanke Silber blendete: ich verlor meine goldene Freiheit. Seitdem trag' ich die Muskete. Die tauſend Mal erwachende Sehnſucht nach der Kunſt, zu der ich den Beruf wie eine heilige Mahnung in mir fühle, übertäubt jetzt die lärmende Trommel, den Trieb nach edlerer Menſchendarſtellung ſchnürt die Uniform zuſammen, und in abgerichteter, unfreier Bewegung der Glieder wird auch wohl zuletzt der freie Wille und das Gefühl der menſchlichen Würde abſterben. Von dieſem Schickſal erlöſt den verkauften armen Soldaten nichts, als der Tod.

P. Wilhelmine (bei Seite wehmüthig).

Ein Bild meiner eignen Leiden.

Sonnsfeld.

Das iſt ſchon ganz gut, aber im Grunde kann Er froh ſein, wenigſtens jetzt *etwas* zu ſein, da Er nichts gelernt hat.

Eckhof.

Aus Büchern wenig, aber viel aus dem Leben. Auch verſteh' ich etwas Muſik.

Sonnsfeld.

Muſik? Da könnt' Er die arme gefangene Königstochter hier unterhalten! Prinzeſſin, die Flöte des Kronprinzen —

Hauſe die Wiſſenſchaften tractire, bin ich harthörig geworden. (Laut.) Fahren wir fort. Wie heißt das Futurum exactum: Wenn ich geliebt haben werde?

Cäſar. Wir geben keine Antwort mehr; wir brauchen kein Latein, kein Griechiſch, keine Mathematik; Activum und Paſſivum, ſagt die Mutter, iſt das Einzige, was wir zu wiſſen brauchen für die Activa und Paſſiva.

Jeffry. Wir wiſſen auch recht gut — Ihr ſeid ja durchs Examen gefallen.

Pakel. Wie? Was? Ich? Durchs — Examen gefallen?

Cäſar. Ihr ſteht lieber in der Küche und examinirt die Köchin — nämlich ob — die Speiſen nicht verſalzen ſind. (Beide lachen.)

Pakel. Ich, die Köchin?

Jeffry. Geht des Abends ſpät aus dem Hauſe und kommt am folgenden Morgen erſt wieder; wir werden alles dem Vater ſagen.

Pakel. Ich? Wer? Ich — aus dem Hauſe? Nein, ich bin harthörig! Freilich hat man mir's geſagt, durch ſolche Erfindungen habt ihr ſchon ſieben meiner Vorgänger aus dem Hauſe gebracht! Aber Geduld! Geduld! Alſo: Wenn ich geliebt haben werde. Nehmt eure Bücher; lernt was, ſo wißt ihr was! Non scholae, sed vitae discimus. Conſtruiren wir mal gleich dieſen Satz! Non —

Jeffry und Cäſar. Heißt nein; und abermals nein!

Pakel. Scholae —

Jeffry. Toms!

Cäſar. Toby!

(Die beiden Bedienten kommen.)

Jeffry. Wir wollen auf den Jahrmarkt fahren.

Cäſar. Das heißt, erſt wenn die Mutter auf den Ball iſt!

Bediente (wollen mit tiefen Verbeugungen gehen).

Pakel (ſein Anſehen gebrauchend). Meum est, hier zu ſagen:

Quod non! Ihr bleibt hier, hic, hic terrarum, hic loci, ihr werdet Grammatik lernen. Non scholae — ſag' ich —

Toms. Aber Herr Magiſter, ſo fahrt doch die jungen Herrn nicht immer ſo heftig an!

Bakel. Zu euch hab' ich geredet.

Toby. Nein, es ſind ſo gute junge Herrchen. (Sich verſtellt die Thränen abwiſchend.) Es geht mir immer in die Seele, wenn einer mit ſo vornehmen Kindern ſo reſpectirlich umgeht —

Toms. So ungeſchliffen — mit ſo ſchönen jungen Gentlemen —

Toby. So fleißigen und reſpectabeln Gentlemen —

Bakel (heftig). Wo habt ihr die Bücher gelaſſen?

Cäſar und Jeffry. Sucht ſie Euch!

Toms und Toby (treten verſtohlen auf die Bücher). Was für Bücher?

Bakel. Servi, Servissimi — bringt mich nicht außer mir! — Die Bücher —

Toms (heftig). Herr! Schlagt doch dieſe Kinder nicht.

Bakel. Wer? Ich? Schlagen?

Cäſar und Jeffry (lachen).

Toby. Ihr ſolltet Euch ſchämen, Herr Magiſter. Die Hand gegen Eure Herrſchaft aufzuheben!

Bakel. Ich? Die Hand?

(Die Kinder lachen noch heftiger.)

Toms. Es müſſen ja blaue Flecken da ſein, wo Ihr den Kindern dieſe fürchterlichen Stöße gegeben habt.

Bakel. Ich? Stöße gegeben?

Toby. Ihr werdet dieſe guten Kinder durch Eure täglichen Mißhandlungen noch ums Leben bringen.

Bakel. Mißhandlungen? Soll ich den Verſtand verlieren?

Und ihr lacht noch dazu (zu den Kindern), ihr beiden — beiden — beiden —

Toms (heftig einfallend). Schimpf' Er doch nicht so abscheulich!

Toby. Wie könnt Ihr Euch denn solcher ehrenrührigen Ausdrücke bedienen?

Bakel. Was hab' ich denn schon gesagt? Herr, du, meine Güte —! Und ihr, ihr lacht noch über mich alten Mann? Dreißig Jahre bin ich Hofmeister gewesen, und erst drei Tage bin ich mit meiner ausgesuchten Bibliothek in dieses Haus gezogen; aber lieber will ich auf dem Lande als Vicar sterben und auf den Tod eines vierundzwanzigjährigen Jünglings von Pfarrer warten, lieber will ich Brot von Kleie und Sägespänen essen und mir meine Lectionen mit den Ueberresten eines einmaligen wöchentlichen Freitisches bezahlen lassen, lieber sieben Treppen hoch in die Wolken ziehen und mit den Bewohnern eines Sperlingsnestes einen Contract abschließen, um mit ihnen auf gemeinschaftliche Kosten umzukommen, als noch länger Schule halten mit euch — euch — euch — (retirirt sich) euch — euch — euch — (Ab.)

Toms und **Toby** (verfolgen ihn drohend). Was? Taugenichtsen sagt Ihr? Er hat Taugenichtsen gesagt!

Cäsar. Laßt ihn nur, die Mutter will ihn doch nicht länger behalten. Er kann nur Latein und kein Französisch.

Bakel (ruft noch einmal schnell durch die Thüre). Euch — Gänseköpfen! (Ab.)

Cäsar und **Jeffry.** Will (sie verfolgen ihn) Er wohl —!

Toms. Wenn der geht, das ist der achte Hofmeister! Haha! (Folgt.)

Toby. Die Kinder taugen nichts; wer sich aber mit reichen Leuten in der Jugend hält, hat sie, wenn sie alt werden. (Folgt.)

Zweiter Auftritt.

Frau Thompſon, Eliza, ihre Tochter, Georg Phillips, Täticia Maxwell, einige Kammermädchen. (Alle, außer Phillips, im Ballſtaate.)

Frau Thompſon (hat ein Schulheft in Händen). „Reiche Leute werden durch die Schmeichler verdorben.“ Solche gemeine Plätze —

Eliza. Gemeinplätze, liebe Mutter —

Frau Thompſon. Läßt er die Kinder abſchreiben! (Wirft das Heft auf den Tiſch.) Dieſer neue Hofmeiſter gefällt mir nicht. Er gibt ſeinen Unterricht, als dreſſirte er junge Bullenbeißer!

Phillips (bei Seite). Das werden ſie auch!

Frau Thompſon. Nun, liebe Schwiegertochter, wie finden Sie meine Coaffäre? Nicht wahr, ganz à la Herzogin von Bedford?

Täticia. Ihre Coiffüre iſt ſchöner, ſchöner, liebe Mutter! Auch die Herzogin hat, wie Sie, alles, was ſie begehrt, aber es ſteht ihr nichts.

Frau Thompſon. Und der Herzog holt ihr doch aus Paris ſelbſt die neueſten Moden — O, wenn mein Mann —

Phillips (vertraulich zu Eliza). Freilich, ein junger, ſchöner, vornehmer Lord Maxwell —

Eliza (blickt verſchämt nieder).

Frau Thompſon. Wer ſpricht da noch? Maſter Phillips, laßt es jetzt nur genug ſein. (Mit einem hochfahrenden Blick.) Ihr habt uns ausgerichtet, daß mein Mann nicht auf den Ball geht. Jetzt ins — Comptoir!

Phillips (geht mit niedergeſchlagenem Blick ab).

Frau Thompſon. Wenn ähnliche vertrauliche Confrontationen noch öfter vorkommen ſollten, ſo wird dieſer junge Mann das Haus verlaſſen müſſen. Comprenez-vous?

Täticia. Ich glaube, meine liebe Schwägerin fordert den jungen Buchhalter ein wenig heraus.

Eliza. Herausfordern? Ich — Wol auf Piſtolen?

Frau Thompſon. Eliza! Entlin, eines Bäckers Sohn —!

Eliza. Alſo von gutem Schrot und Korn — Worauf fordere ich ihn denn heraus, liebe zukünftige Schwägerin?

Täticia. Nimm mir nicht übel, Eliza, du ahmſt zuweilen den Spleen deines Bruders, meines guten Harry nach! Ich hätte dich für origineller gehalten. Meinem Verlobten mag es anſtehen — dir weniger.

Frau Thompſon. Sie iſt eine vollendete Närrin! (Zu den Kammermädchen.) Steckt mir doch noch ein wenig meine Coaffäre feſter! (Setzt ſich.)

Eliza. Wie? Chère maman! Auch du haſt eine Affäre? Ja ſo! Mit deinen Stecknadeln.

Frau Thompſon. Sei nicht ſo ſpitzig! So frugal! Als ich acht Tage vor meiner Hochzeit war, las ich nur in Geſangbüchern.

Eliza. Welcher frugale oder, wie du wol meinſt, frivole Menſch iſt denn acht Tage vor ſeiner Hochzeit?

Frau Thompſon. Wie? Was? Zehn Nähterinnen ſitzen ſchon ſeit drei Monaten und arbeiten an deinem Trafſeau?

Eliza. Du meinſt, ſind die Kleider da, liebe Mutter, ſo wär' es lächerlich, wenn die Braut fehlte.

Täticia. Du nimmſt meinen Bruder alſo nur wegen des Trouſſeau?

Eliza. Als gute Kaufmannstochter traſſir' ich keinen Wechſel, der nicht am Verfalltage eingelöſt werden kann — und das Proteſtiren, das vollends laſſ' ich mir von andern nicht gefallen — höchſtens proteſtir' ich ſelbſt —

Frau Thompſon. Eliza! Was für ein kaufmänniſches Geſchwätz? Einmal für allemal! — Die Schleife ein wenig höher.

Eliza. In acht Tagen Hochzeit! Hat man da freilich noch Muße, ſich über etwaige Irrthümer Geſtändniſſe zu machen!

Läticia. Ich muß dir ſagen, liebe Eliza, daß ich gar nicht wüßte, wodurch du dir das Vorrecht erworben hätteſt, ſo bizarr zu ſein —

Frau Thompſon. Das iſt das Wort! Elle est complêtement bi — Hier noch eine Nadel!

Eliza. Um bizarr ſein zu dürfen, muß man hochgeboren ſein, meinſt du, nicht wahr? Eine Lady Maxwell?

Frau Thompſon. Sag' ihr, Läticia, was bazarr iſt!

Eliza. Liebe Mutter, bizarr heißt, auf den Bazar der Kaufleute hingehören und ſich doch unterſtehen wollen, die Geſellſchaft zu blenden, ſich vorzudrängen und zu vergeſſen, daß man Urſache hat, ſich in den Cirkeln höchſtens nur durch echte Brillanten auszuzeichnen.

Frau Thompſon. Vorwitziges Kind! Nimm an mir ein Beiſpiel! Heut' Abend beim Herzog von Devonſhire wirſt du finden, daß ich ganz ſtill und beſcheiden ſitze, nur durch meine Stoffe glänze, Witz und ähnliche Ueberflüſſigkeiten zu verrathen gänzlich verſchmähe.

Eliza (will ſich etwas von ihrem Schmuck abnehmen). Himmel — es war gerade meine Abſicht, mich heute über den ganzen Adel Altenglands luſtig zu machen — da muß ich zu Hauſe bleiben.

Frau Thompſon (ſteht auf). Trotziges Kind! Was kannſt du froh ſein, daß wir in der einzigen Tochter Mylords Arthur Coeur-de-Lion Maxwell gleichſam einen Schlüſſel zur höhern Societät gefunden haben, einen Auszug aller Regeln conventionellen Anſtandes.

Eliza. Gut. So zieh' ich auch heute aus dem Umgang mit dem Adel aus und ziehe mein Ballkleid aus und —

Frau Thompſon. Reize mich nicht.

Eliza. Geht nur allein.

Frau Thompſon. Ungerathene! — Ach wär' ich nur nicht ſo feſt geſchnürt.

Eliza. Das, liebe Mutter, war nicht ganz der feine Ton! Nicht wahr, Läticia? Entweder verfällt man bei ſolchen Exaltationen ſogleich entſchieden in Ohnmacht oder man macht dergleichen nicht mit Worten, ſondern mit durchbohrenden Blicken ab. Was iſt vornehmer, Läticia? Nicht wahr, Blicke, vielſagende Blicke! Die Ohnmachten ſind nicht mehr in der Mode. So, das iſt vortrefflich! So, chère maman! Charmant! Immer noch drohender, noch ſtrenger, Mama! Braviſſima, wie die Königin Eliſabeth!

Frau Thompſon (lacht). Ich überzeuge mich immer mehr, daß du eine vollendete Närrin biſt. (Zu Läticia.) Nicht wahr, doch ein himmliſches Kind?

Läticia (bei Seite). Emporkömmlinge ſind's und Narren!

Eliza (ſpringt ans Fenſter). Ha! Mutter, Mutter, ſeht den prächtigen Aufzug. Der Harry iſt's — zu Pferde! (Klatſcht in die Hände.)

Frau Thompſon. Mein herrlicher Sohn Harry! Und wol gar an dreißig Cavaliere wieder mit ihm —

Läticia. Bitte, Miſſiß Thompſon, zwanzig davon ſind bloße Jockeys.

Frau Thompſon. Was? Bloße Jockeys? Liebe Läticia (fächert verſchämt) ſie haben ja Uniformen an!

Eliza. Seht nur, ſeht, ſie reiten um den Markt herum, prächtig; ſieh nur, Maſter Wyſe, Smith, Marquis Dorſet — Und deinen Bräutigam bemerkſt du nicht? Winkſt ihm nicht einmal —?

Läticia. Ich finde, daß der von allen am ſchlechteſten reitet. (Bei Seite.) Unausſtehliches Volk!

Dritter Auftritt.

Thompſon und Fielding treten im Laufe der Scene unbemerkt ein. Die Vorigen.

Frau Thompſon. Ja, Kinder, wenn ich wüßte, daß ſich das Reiten zu meinem Körper eignen würde —

Eliza. Nein, Mutter; ein ſo ſtarkes Pferd, das dich tragen könnte, hat man in ganz England nicht.

Frau Thompſon. Schottiſche gibt's ſchon! Warum ſollt' ich nicht reiten lernen, Kinder, wenn es faſhionable iſt? Wir haben acht Pferde, und wenn Harry und das Theater nicht wären, wüßten wir wochenlang nicht, wie wir ſie der großen Welt zeigen ſollten. Ich denke, es würde mir vortheilhaft ſtehen, ſo in der Luft zu ſitzen, ſich en galopante zu wiegen, eine Reitgerte ſchwungreich in der Hand zu halten, une robe de — eine ſammetne Robe bis an die Knöchel, c'est à dire, des Pferdes, du cheval, herabhängend und, einen grünen Schleier in alle Winde flatternd, und dann im Galop, hopp — hopp — hopp! (Reitet auf ihren Mann los, den ſie jetzt erſt ſieht.)

Thompſon (zu Fielding). Das Pferd da iſt meine Frau.

Fielding. Sehr erfreut, Miß Sophy in ſo guter Laune anzutreffen.

Frau Thompſon (Fielding's Rock betrachtend). Bitte, lieber Mann, willſt du nicht ſolche Gäſte unten in deinem Comptoir empfangen? (Zu den andern.) Bekanntſchaften dieſer Art ſind mir ein Odeur!

Eliza (ihr heimlich zuraunend). Gegen Fremde iſt der Vornehme immer freundlich.

Frau Thompſon. Sehr erfreut, Maſter — Sir — Lord — indeſſen — vous voyez — Thompſon, ins Comptoir!

Thompſon. Kein Lord, mein alter Freund Miſter Davy Fielding aus Briſtol —

Eliza (ſtößt am Fenſter einen grellen Schrei aus). Ha!

Alle (eilen erſchrocken zu ihr hin). Was iſt?

Eliza (entſetzt). Harry hat ein Kind überritten.

Thompſon (außer ſich). Um Gottes willen!

Fielding. Todt?

Eliza. Ich kann's nicht ſehen; o Gott, o Gott, ſie tragen's fort —

Thompſon (hält ſich ſchwindelnd an Fielding. Für ſich). Immer zu, immer zu!

Täticia. Aber — was haben auch nur die Kinder immer unter die Pferde zu laufen? Man ſollte die unvorſichtigen Aeltern beſtrafen.

Eliza. Ein liebes, liebes kleines Kind!

Täticia. Ein nur ganz kleines Kind —

Thompſon. Die unglücklichen Aeltern!

Frau Thompſon. Man kann's ja auf irgendeine honette Art wieder gut machen! Hm! Hm! Wirklich, Alterchen, ſolche Leute ſind froh, wenn ſie auf irgendeine Art zu Gelde kommen. N'est-ce pas? Jenny, où est ma — Börſe?

Täticia. Ich höre Harry.

Eliza. Er iſt's!

Vierter Auftritt.

Harry ſtürzt herein, Toms und Toby hinter ihm, darauf Maxwell. An der Thür hört man, daß Leute draußen murrend ſtehen. Die Vorigen.

Harry (ärgerlich in ſeinen Taſchen ſuchend). Wo ich nur meinen Geldſchlüſſel habe! Verloren oder in meinen geſtrigen Kleidern.

Wir haben einen dummen Spaß gehabt, Vater; gib Geld, das Kind lebt, todt iſt's nicht, Gott behüte, nur der Schreck — Geld, Geld, Vater —

Frau Thompſon (ſucht in ihrer Börſe). Lieber Sohn — eine Guinee — nein, eine Guinee iſt — zu viel —

Thompſon (geht an ein Pult, um einen Schlüſſel zu holen).

Harry. Wer die Aeltern ſind, weiß der Henker. Zehn Pfund, zwanzig ſollen ſie haben für den Schreck. Vater, macht, daß ich die Geſchichte aus dem Kopf bekomme. He, tobt da nicht draußen ſo! Wer läßt die Leute ins Haus? Vierzig Pfund auf ſechs Jahre, dann, meint' ich, ſollen ſie's verſchmerzt haben. (Nimmt die Schlüſſel.) Ich nehme vierzig Pfund aus der Kaſſe, Papa Rechenmeiſter, merkt's Euch, ſchreibt's Euch nieder, auf mein Conto, haltet mir eine Predigt darüber — die ewige Philiſterei! Nachher erzähl' ich Euch von unſerer Waſſerpartie und von den Späßen in der Ankertaverne! Hahaha! Wer iſt denn der Fremde da? (Geht hinein.)

Maxwell (kommt). Erbärmliches Geſindel! Der Harry macht einen Lärm, als wäre ein Blutbad angerichtet. Und er war's nicht einmal; ſpielen Kinder auf der Straße; mit dem beſten Willen ſucht er ihnen auszuweichen, unglücklicherweiſe macht mein Pferd einen Seitenſprung, drängt und ſtemmt ſich an das ſeine und, reiner Zufall, es war geſchehen.

Harry (kommt mit einem Beutel Geld und wirft den Schlüſſel hin, den Eliza aufnimmt und dem Vater gibt). So! Das fürs erſte. Maxwell, da gib's ihnen. Trag's hinaus.

Maxwell (geht mit dem Beutel hinaus).

Harry. Und nun genug! Unter den dankbaren Händedrücken könnten meine neuen Handſchuhe leiden. (Zur Thür hinaus.) Heult nicht, keine Weitläufigkeiten, trollt euch, packt euch, drückt euch! Gott befohlen! Nichts widerwärtiger, als unangenehme

Eckhof.

Ich ſpiele die Violine —

Sonnsfeld.

Auch eine Violine iſt da. Wir haben hier das ganze Orcheſter des Kronprinzen (geht an den Schrank) verſteckt! Da! (bringt eine Violine) Spiel' Er uns! Wir tanzen —

P. Wilhelmine.

Wo denkſt Du hin? Dort die Zimmer der Königin. Hier (auf Rechts zeigend) kann uns jeden Augenblick der König überraſchen —

Sonnsfeld.

Eine kleine Franzaiſe! Eine Vorübung zu dem Fackeltanz bei Ihrer Vermählung!

P. Wilhelmine.

Du kennſt den Abſcheu des Königs gegen Spiel und Tanz.

Sonnsfeld.

Eckhof, nimm Er nur! Fang' Er nur an!

Eckhof (ſieht ſich ängſtlich um).

Wenn ich aber — mein Himmel — (wehmüthig) ſeit drei Jahren hab' ich ein ſo edles, zaubervolles Inſtrument nicht berührt!

Sonnsfeld.

Nur zu! Prinzeſſin, ich bin der Herr, Sie ſind die Dame.

Eindrücke eine Ewigkeit andauern laſſen und ſie ausbeuten, wie ein Nachmittagsprediger. (Zurückkehrend.) Jetzt kommt hinüber! Zum Ball iſt ja noch Zeit! Ich erzähl' euch einige koſtbare Dinge, hahaha, wir haben heute ſchon mehr als Aprilſpaß gehabt! Guten Abend Läticia! (Zu Marwell, der inzwiſchen zurückgekommen iſt.) Die chirurgiſche Heilanſtalt! Hahaha! Ob ſie wol das Kind dorthin gebracht haben? Es iſt nicht todt. Zu unſerer Waſſerfahrt morgen ſoll London Augen machen. Huſſa, Kinder, kommt hinüber! Marwell, wie die Kater pruſteten doch die Philiſter aus der Kron- und Ankertaverne auf! Erſt Haſenfüße und als wir weg-waren, brüllten ſie wie die Löwen: Conſtabler! Conſtabler! Komm Schweſter! Beruhige dich! Sei heiter! Lache! (Stößt ſeine Mutter an.) Wer iſt denn der fremde Duckmäuſer da! (Führt ſeine Schweſter ſchnell hinein.)

Läticia. Er hätte auch wol mich führen können.

Marwell. Schweſter, ich empfehle dir unſern Schwiegerpapa! (Bietet der Frau Thompſon den Arm.)

Frau Thompſon (graziös lächelnd ihn nehmend, zu Marwell). Nicht wahr, mein Harry iſt doch ein himmliſcher Junge? Und wie gefühlvoll! (Ruft den Dienern.) Die Wagen ſollen vorfahren und — warten! (Ab.)

Läticia (ſieht, daß Thompſon ihrer nicht achtet, und folgt).

(Drückende Pauſe.)

Fielding. Lebt wohl!

Thompſon. Wohin?

Fielding. Ich hab' in der Vorſtadt einen Vetter. Es iſt ein armer Gärtner. Den will ich noch ein wenig beſuchen. Vielleicht erhaltet Ihr inzwiſchen die indiſche Poſt und ich ſpreche vor Nacht noch einmal vor, damit ich morgen in der Frühe reiſen kann. Lebt wohl. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Thompſon allein, zuletzt Toms.

Thompſon (ſitzt am Tiſch, ſtützt den Kopf auf und ſeufzt). Ja, ja! — — Das iſt meine Familie! — Hm hm hm hm hm — Dreißig Jahre hab' ich an nichts gedacht als an den Mammon. Nun ſeh' ich wol, daß es am Rechten fehlt! Heimiſch war ich in China, in Kingston, Kalkutta — Hier ruf' ich jetzt erſt Land — und was, was ſeh' ich! (Mit einem eigenen Ausdruck von lächelnder Beſtimmtheit.) So kann es nicht bleiben! Mit dem Kummer kann ich nicht in die Grube fahren. — In acht Tagen ſoll die Hochzeit ſein, 6000 Pfund dem Jungen? Ebenſo viel dem Mädchen? Und alles das in den Strudel hinein, wo's mit Polypenarmen das Laſter hinunterzieht? — — Hm! Hm! Walter Thompſon hat Mucken. Solch Volk glaubt uns zu ehren, daß es uns in ſein adeliches Blut aufnimmt? Dieſe Maxwells! Der Alte ein Spieler, die Mutter ein Pfau, die Kinder von Grund der Seele verdorben. Und auf alle Ewigkeit mein zeitlich und himmliſch Gut und Blut in ſolchen Pfuhl hinein? — — — Geld, Geld; du ſchlechtes Wort! — — Es hat meine Frau ſchlecht gemacht, hat die Kinder ſchlecht gemacht — Gott weiß, ſie gingen rein und gut aus ihres Schöpfers Hand hervor! — Aber es gärt in mir etwas — kocht — es will was werden — Gott behüte mich vor Wahnſinn! — Noch mag ich nicht daran denken. Vielleicht läßt ſich in Vatergüte noch ein letzter Verſuch machen, vielleicht zündet ein Seelenwort; der Herr iſt ja in jedem Menſchen, wenn ihn auch der Satan für den Augenblick geknebelt hält. Sieh! Sieh! Das Unglück mit dem Kinde! Vielleicht hat ſie's weich geſtimmt. Ja, ja! Sie wollen ſich's nur nicht geſtehen; ſo ſind die Menſchen, kämpfen immer gegen ihr beſſer Theil! Zum letzten mal. Du

ſprichſt mit ihnen ein treues Vaterwort. (Geht an den Tiſch, klingelt und bleibt mit niedergeſchlagenen Blicken, die Hand geſtemmt, ſtehen.)

Toms (tritt ein).

Thompſon (ſich ſammelnd). Mein Weib, meine Kinder!

Toms (will eben ab, da kommen ſie ihm, wie zum Ausfahren und lachend entgegen).

Sechster Auftritt.

Thompſon, Frau Thompſon, Harry, Täticia, Maxwell, Eliza. Auch Cäſar und Jeffry, doch dieſe ſcheu und ſchüchtern.

Frau Thompſon. Schießt den Punkt überm J weg! Extraordinär!

Thompſon. Ihr Lieben! Wo wollt ihr hin?

Frau Thompſon. Fragt doch nicht alles doppelt. Auf den Ball beim Herzog von Devonſhire! Seit acht Tagen iſt davon die Rede geweſen.

Thompſon. Es iſt doch beſſer, mein' ich, in ſeinem Hauſe der erſte ſein, als auf dem Ball eines Herzogs der letzte.

Frau Thompſon. Der letzte? Wenn uns die Maxwells aufführen! Wir haben uns Mühe genug gegeben, zugelaſſen zu werden.

Thompſon. Bleibt daheim, Kinder! Was? Ihr thut mir eine Liebe damit!

Täticia (zu Frau Thompſon). Wenn wir noch länger zögern, fürcht' ich — werden wir zu ſpät kommen.

Thompſon. Gehſt auch du hin, Harry?

Harry. Gewiß, Vater. Aber jetzt hab' ich noch an meiner Toilette —

Thompſon. Das Blut an deinen Kleidern zu reinigen? (Pauſe.) Nun, Kinder, zwingen will ich euch nicht, aber von

Stunde zu Stunde fühl' ich es mehr, daß euch allen beſſer ſein müßte, ihr wäret nie geboren worden!

Frau Thompſon. Was?

Tätitia und Maxwell (wollen ſich empfehlen). Wir ſtören —

Thompſon. Bleibt ihr beiden, und wenn ihr von den römiſchen Kaiſern abſtammtet, ſo ſoll mich, da ihr meine Kinder werden wollt, nichts hindern, euch auch wie meine Kinder zu behandeln.

Harry. Vater, beruhigt Euch! Hier ſind zwei verlobte Paare! Das heißt, Maxwell und ich haben die Abſicht, keine Kinder mehr, ſondern Männer zu ſein!

Thompſon. Bube!

Harry (ſieht ihn zornig an, ſetzt ſich ans Fenſter und ſieht zur Straße hinaus).

Thompſon (nach einer Pauſe und ſich überwindend). Ich will euch nicht drohen, ich will in Liebe zu euch ſprechen. Ich weiß nicht, ob auch euch, die ihr beſſerer Natur ſein wollt, bekannt iſt, daß Jakob zwölf Söhne hatte und aus guten Gründen Joſeph und Benjamin ſeine Lieblinge nannte. Auch euch herzte eine Mutter! Es gab eine Stunde, wo auch ihr auf dem Arm euerer Wärterin freudig aufhüpftet, wenn die Mutter euch entgegentrat und euch nichts bot als eine Blume oder einen rothwangigen Apfel! Darin ſind wir uns alle gleich und das Evangelium iſt auch euch gepredigt worden. So wißt ihr denn, daß Aeltern ein Recht haben, ihre Kinder zu ſtrafen und zu züchtigen. Doch ich ſage nichts, als: Wehe dem, der in Armuth geboren wurde! Armuth macht bitter, verhärtet das Herz. Doch hat euch der Reichthum beſſer gemacht? Eure Spangen und güldenen Ketten müßten euch ja beſchämen, wenn ihr euch fragt, wie ihr ſie erworben! Was habt ihr denn ſchon gethan, um den Zorn des Himmels zu verſöhnen, daß ihr von ſeiner Ordnung, die alle glücklich machen wollte, als Reiche abweicht?

Was werdet ihr thun, um durch euer Herz, euere Tugend eine freundliche Uebereilung des Geſchicks wieder gut zu machen, die euch mehr gab als andern Menſchen?

Frau Thompſon. Alter — ich ſagte immer, ſie ſollten dich zum Lord-Mayor machen! Du kannſt prächtige Reden halten. Aber nimm mir nicht übel, für uns iſt's immer das alte Lied —

Thompſon. Tauſendmal geſungen und heute zum letzten mal. Ueberwindet euch oder ich (etwas ahnen laſſend) überwinde mich.

Frau Thompſon. Schämt euch, ſolche Confrontationen — vor — den Fremden!

Thompſon. Fremden? Die in acht Tagen die Erben meines Fleißes ſein wollen? Kinder, ſtoßt meine liebende Hand nicht zurück; verhöhnt mich nicht, mich nicht, den Schöpfer euerer Freuden — — Der reiche Thompſon bin ich, aber eines armen Landmanns Sohn. Nie hab' ich meinen armen, den Sorgen erlegenen Vater geſehen. Die Mutter lebte dürftig von Almoſen, lag vierzehn Jahre gelähmt im Bett — wir ſieben Kinder mußten die Reih' herum in den Häuſern guter Freunde uns ſättigen. Meine Brüder ſtarben jung, eine Krankheit raffte meine Schweſter dahin; ich, der Jüngſte, der Letzte, das Einzige, was meiner Mutter übrig blieb, war ihr eine ſchwere Laſt. Wenn ſie weinte, ſtreckte ſie ihre Hand aus dem Siechenbett und ſegnete mich, ließ mich die Sprüche der Bibel leſen und erzählte mir, was ſie auf ihrem Krankenlager von Gottes Herrlichkeit träumte. Die karge Nahrung, die mein Geiſt finden konnte, mußt' ich mir drei Stunden weit von unſerm Ort ſuchen, wo eine Schule war. In Morgenfrühe und Abendſpäte, in Sturm und Ungewitter mußte der arme Knabe den einſamen Weg wandern. Dann hatte der Strom die Brücken fortgeriſſen, der Sturm verſchüttete im Winter die Wege, im tiefſten Schnee ſtand ich, fror und weinte, weil ich rings

nur blaue Luft und weißes Feld ſah und den Weg nicht finden konnte. Ich ſage nicht, fühlt für die Thränen euers Vaters, der mit entblößten Knieen, ohne wärmenden Mantel, ohne andern Troſt als ſein zages, wehmüthiges Kindesherz auf der Heide ſtand und zitterte. Denkt an den Lehrling, den zuerſt eine kleine Handelsfirma zu ſich nahm, der unter einer Dachkammer ſchlief, wo der Athem ihm gefror und an ſein damals volles Haupthaar der Reif des Winters ſich ſetzte und es — unverfänglicher grau färbte, als es jetzt iſt. Denkt an die erſten Jahre der Ehe, der ihr euer Daſein verdankt, an euere Mutter, die, eines armen Bürgers Tochter, in einer Hütte wohnte und ſich freute, zum ſchweren Miethzins vom häuslichen Bedarf Woche auf Woche zu ſparen. Fünf jammervolle Jahre kam das Winterholz ſpäter als der Winter, und ihr armen Würmer lagt in euern armſeligen Betten, die Mutter krank; ich trug euch, ich pflegte euch, ich ſang euch liebevoll in den Schlummer. Denkt an alles, was meiner Reiſe nach Indien, meinem erblühenden Glück, dem wunderbaren Segen Gottes Trübes voranging; denkt, wenn euch nichts rührt, an euern kleinen Bruder Johannes, den ſein Schöpfer ſchon von dem Schoß der Mutter zu ſich nahm und der nun längſt, ein himmliſcher Seraph, bei ſeinem Gotte weilt! Denkt an alles das und ich rath' euch nicht, ich zwing' euch nicht, ich ſage dies nicht und ſage nicht das; aber glaubt, daß in meiner Bruſt etwas reifen will! — Geht oder bleibt — thut was ihr müßt. (Geht zur Seite.)

Frau Thompſon (gerührt). Was er ſagt, iſt alles wahr und könnte ganz gut ſo in einem Buche geſtanden haben. Aber ich kann einen körperlichen Eid drauf ablegen, daß ich ihn ſchon oft gebeten habe, es zu vergeſſen. Warum ſoll man ſich ſo unmenſchlich viel Mühe geben, zu behalten, was unangenehm iſt! Mir iſt die ganze Converſation verdorben —! (Sie ſetzt ſich verſtimmt.)

Maxwell. Ich bedauere, ich habe dem Herzog ein Versprechen gegeben und muß es halten. Ich — ich würde nicht hingehen, das gesteh' ich, aber — beim besten Willen (Harry ansehend) —

Harry. Das Comité für unsern großen Aufzug auf der Themse wollte beim Herzog eine vorläufige Besprechung halten —

Maxwell. Aber ich will dich keineswegs —

Harry. Ich bitte dich, hältst du mich für so unselbständig? (Sieht die Seinigen an.) Seht wie ihr freikommt; Maxwell und ich, wir können nicht bleiben. Auf Ehre, wir können nicht — Die Wagen sollen indessen warten — Laticia, der erste Paragraph unsers Ehevertrags heißt: Keine Gêne! Gegenseitige Freiheit! Beschließt was ihr für gut findet! (Geben beide ab.)

Laticia. Meinerseits denk' ich: Wie kann man den Ueberfluß nur besser anwenden, als wenn man ihn genießt?

Frau Thompson. Tout comme chez moi —!

Eliza. Der Vater ist so gut und so lieb; ging' er nur selbst, es würd' ihm schon gefallen.

Frau Thompson. Und jederzeit haben wir unser schönes Auskommen gehabt! Ich dachte, ich sollt' in die Erde sinken, wie er vom Winterholz anfing.

Laticia. Also, wir gehen.

Frau Thompson. Auf Ehre! Der Abend ist mir — verdorben —

Cäsar (zu Eliza). Schad' um deine schönen Bänder.

Jeffry. Und die prächtigen Spitzen!

Frau Thompson. Jakob hatte zwölf Söhne! Nun, Gott sei Dank, die unsern werden sich nicht untereinander verkaufen! Kommt, ihr armen Kleinen! Ihr wolltet doch noch auf den Jahrmarkt fahren; soll auch euch die Freude verdorben werden durch den wunderlichen Alten? Solange der Mensch jung ist, soll er's genießen! Eliza, vorwärts, vorwärts! Toms, Toby, den Wa-

gen vor! Ein zu angenehmer Abend. Karl Stuart wird nicht fehlen und uns ſeines Grußes würdigen. Und ich denke denn doch, ich habe Diamanten, die nicht für unſere alten Kommoden gemacht ſind! Kommt, ihr Lieben; morgen früh um drei, vielleicht um vier, ſind wir wieder da; die Pferde müſſen um zwölf kommen. Wozu hat man ſie, wenn man ſie nicht ſehen läßt! Der Kutſcher kann auf dem Bocke ſchlafen. Eliza! Nicht zu viel Geiſt! Mehr — Anmuth, wie deine Mutter — als ich jung war! (An ihren Kleidern fühlend.) Doch alles bei mir? Den Fächer? Die Börſe? Doch nichts vergeſſen? (Sich umſehend.) Nichts liegen geblieben? Alles hübſch verſchloſſen?

Lätitia (über dieſe Umſtändlichkeit ſpottend). Die alten Kommoden thun doch noch immer ihre Wirkung —!

Frau Thompſon (befehlend). Wagen vor!

(Alle ab, die Bedienten folgen.)

Siebenter Auftritt.

Thompſon tritt heraus. Dann Fielding.

Thompſon. Sie ſind fort — doch — doch?! Wahrlich es muß ein erbärmliches Zeichen von Geduld und Schwäche auf meiner Stirn zu leſen ſtehen? Sie ſpotten meiner Worte, lachen meiner Thaten — — Thaten? Haha!

Fielding (an der Thür). Ich war bei meinem Vetter, dem Gärtner, Miſter Walter! Was ſind die Armen, die entbehren können, ſo glücklich! Find' ich da ein Mädchen —

Thompſon. Seid Ihr's, Fielding? Haltet Ihr mich — für geſchickt, jetzt unſer — unſer Geſchäft zu machen?

Fielding. Ihr zittert ja an allen Gliedern — Freund —

Thompſon. Geht in mein — in mein Zimmer — da — Ich habe mit Euch ein großes Geſchäft vor, Fielding —

Fielding (geht und wendet ſich noch einmal) Ihr ſeid nicht in der Stimmung. Was habt Ihr?

Thompſon (herrſchend). Doch! Doch! (Begütigend.) Geht, geht, ich komme Euch nach!

Fielding (ſtaunend ab zur Seite).

Thompſon (ſtürzt ans Fenſter, indem er ruft). Sie gehen! (Seine Bruſt hebt ſich krampfhaft.) Ich hab' — ihr Glück — geſchaffen — ich kann es auch wieder zerſtören — — Gott, dieſe Hand, zerſchmettere ſie! Einſt wird von mir nicht mein Glück gefordert, gefordert werden die mir anvertrauten Seelen! (Er ſtreckt die Hand gen Himmel.) Darf ich?

Fielding (mit einem großen Briefe, tritt wieder heraus). Da ſind' ich ja die Poſt aus Madras auf Euerm Pult!

Thompſon (ſteht noch eine Weile in der Mitte der Bühne ſinnend, fährt auf und beſinnt ſich, da er Fielding ſieht). Euere Forderung? Tretet nur voran! Ja! Wir wollen rechnen. (Folgt.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

In Maxwell's Hause.

Erster Auftritt.

Maxwell mit einem geöffneten Portefeuille und einem Bleistift und Pickington treten von der Seite auf.

Pickington. Spielschulden, lieber Freund, verstoßen gegen den guten Ton. Es lag ja an Euch, daß Ihr den Einsatz, den Thompson für Euch gewonnen, nicht auf die Länge behaupten konntet.

Maxwell. Da habt Ihr vorläufig 100 Pfund. (Bei Seite.) Gott verzeihe mir's! Es sind die Guineen, die mir Harry gab für das verwundete Kind!

Pickington. Eure verdammte Gondelfahrt! Sie hat mehr gekostet, als der Spaß werth war. Wenn Ihr die Weiber bei Euch habt, seid Ihr zu gar nichts zu gebrauchen. Sehen wir uns morgen?

Maxwell. Heut' Abend, denk' ich.

Pickington. Heut' Abend hab' ich — — könnt Ihr mir nicht mehr geben?

Maxwell. Unmöglich.

Eckhof

(ſpielt einen Tanz in dem einfachen naiven Geſchmack jener Zeit*). Die beiden Damen tanzen).

Sonnsfeld.

Brav, Eckhof! Es geht ganz gut. Ach welche Wohlthat, einmal tanzen zu können! So — la, la, la, la, (ſie ſingt die Melodie mit).

Zweiter Auftritt.

Der König (iſt während dieſes Tanzes aus der Seitenthür rechts leiſe eingetreten. Die Tanzenden und den muſizirenden Grenadier erblickend ſtutzt er. Dieſe bemerken ihn nicht. Er ſchleicht näher und ſucht ſich unbemerkt mit in den Tanz zu miſchen).

P. Wilhelmine.

Sonnsfeld, Du tanzeſt falſch — jetzt der Herr! (Reicht rückwärts ihre Hand.) So!

König

(faßt dieſe leiſe mit einem Finger und tanzt etwas mit).

P. Wilhelmine.

Wie ſchwerfällig, Freundin! (Tanzt.) Was haſt Du für eine garſtige rauhe Hand! (Sieht ſich um und erblickt

---

*) Eine Violine hinter der Couliſſe.

Pickington. Ich verſichere auf meine künftige Seligkeit, ich brauche 300 Pfund.

Maxwell. Dann habt Ihr gelogen! Die künftige Seligkeit iſt nicht das beſondere Ziel Enerer Wünſche!

Pickington. Meine Ehre ſteht auf dem Spiel.

Maxwell. Das heißt ja faſt ſoviel als der Galgen? Hat man Euch auf der Landſtraße erkannt, als Ihr den letzten Ritt in den Mondſchein machtet und eine Börſe ſchnittet? Der Alderman von Cheapſide will wahrſcheinlich 300 Pfund, um zu ſchwören, daß Ihr der nicht ſeid, den man erkannt hat?

Pickington. Lebt wohl. (Ab.)

Maxwell (allein). Er ſcheint wahrhaftig in Verzweiflung. Ich kann ihm nicht helfen. Verdammte Heirath! Was ſind 6000 Pfund? Man ſchlägt dieſe Kaufleute ſo hoch an und Baares ſieht man wenig bei ihnen. Ein Glück noch, daß ich auf das Doppelte Credit bekommen werde. Ich muß mit Ephraim ſprechen. (Blättert in dem Porteſeuille.) Spielſchulden! Alte Reſte aus Paris, Marguérite in Calais! Daß ſie die Peſt hole, 1000 Livres! Für Mary's Kind dreijährige Zehrung, die Leute verlangen immer noch Geld, und ich weiß kaum, ob noch dies Zeugniß beſſerer Tage, wo ich noch mit den Sternen plaudern konnte, am Leben iſt. (Retirt und rechnet.)

Zweiter Auftritt.

Harry mit Eliza und Täticia. Maxwell.

Harry (iſt während der ganzen Scene blaſirt und verräth ſelbſt im übermüthigſten Scherz Zerriſſenheit und Lebensmüdigkeit).

Täticia. Rechenmeiſter! Immer Zahlen im Kopf. Ich

glaube, Eliza ſchmeichelt dich noch in das Comptoir ihres Vaters hinunter —

Maxwell. Zahlen im Kopf und Nullen im Beutel. Schöne Eliza, ich bewundere Euere Spitzen —

Eliza. Ganz recht! Ihr ſollt noch feinere ſehen. Nehmt Platz! Wir wollen von der Ehe ſprechen!

Täticia. Sind das die Spitzen?

Harry (holt Stühle). Nehmt Dreifüße! Wir wollen uns unſer künftiges Schickſal wahrſagen. (Alle ſetzen ſich.) Pythia Eliza, wie denkſt du dich einzurichten?

Eliza. Einzurichten? Ich meine, wir wollen erſt von der Liebe ſprechen und dann von der Ehe. Was iſt die Liebe?

Täticia. Die Kunſt, einem Ritter, wie meinem Bruder, die Feder vom Baret weg mit Tinte gefüllt hinter die Ohren zu verſetzen —

Eliza. Alſo eine Zauberin! Und was iſt die Ehe? Eine Entzauberin.

Täticia. Maxwell. Hoho! Hörſt du, Harry?

Harry. Was ſagtet ihr? Ganz recht. Es nebelt heute. Ein wahrer Hängetag!

Eliza. Häng dich an deine Braut! Sieh, wie ſie vor Sehnſucht verſchmachtet! Sie wird gelb vor Neid auf deinen — Nebel!

Täticia. Schon wieder bizarr?

Harry. Maxwell, unſere Bekanntſchaft iſt jetzt ſechs Monate alt. Wir haben uns kennen gelernt, wo doch?

Maxwell. Bei Beſichtigung der blonden Emmeline.

Eliza und Täticia (ſtehen auf).

Eliza. Lords und Gentlemen — menagirt euch —!

Täticia. Wir rudern nicht mit euch auf der Themſe —

Harry. Bleibt! Die blonde Emmeline gehörte dem Herzog von Nottingham und iſt ein Pferd.

Maxwell. Wir waren Mitglieder eines Comité zur Einführung arabiſcher Zuchthengſte —

Eliza. Still! Still! Von den Pferden ſtill!

Harry. Ich lernte dich damals bewundern, Maxwell! Du wußteſt von Pferden wie von Menſchen und von Menſchen wie von Pferden zu ſprechen. Du hatteſt Schulden, das war nicht originell, aber du warſt anſtändig genug, dich nicht damit zu brüſten, was ich für ganz beſonders exquiſit halte. Wir wetteten, wer dem andern das größte Opfer bringen könnte, und ich gewann; ich entſchloß mich zu heirathen. Daß ich deine Schweſter wählte, geſchah, weil ſie von allen Damen meiner Bekanntſchaft die wenigſten Vorurtheile hat. Sie iſt nicht eiferſüchtig —

Tätitia. Oh, oh —

Harry. Sie iſt nicht leidenſchaftlich —

Tätitia. Ich bitte —

Harry. Sie widerſpricht mir nicht —

Tätitia. Ich widerſpreche —

Harry. Sie wird meine Freiheit anerkennen, mir in Geſellſchaften nicht zumuthen, nur ewig ſie am Arm zu halten; ſie wird mich reiſen laſſen, wohin ich will, und wenn man von ihrem Gatten ſpricht, wird ſie ſich über die Stirn fahren, um ſich zu beſinnen, wer unter dem Monde damit gemeint ſein könnte —

Tätitia. Nein, ich werde ein ſehr gutes Gedächtniß und gar keine Philoſophie haben.

Maxwell. Hört auf! Hört auf!

Eliza. Warum? Ich höre gern ſtreiten, weil ich — die Verſöhnungen liebe — fahre fort, Harry!

Harry. Ich halte unſer irdiſches Daſein für den Traum einer dunkeln Macht, die zuweilen in Verlegenheit kommt,

wie ſie bei all ihrer Allmacht ſich die Zeit vertreiben ſoll. Daher die vielen Naſenſtüber, die uns das Schickſal gibt! Selbſt dem Schöpfer muß die Erde zu langſam gehen oder meint ihr nicht: Unſer Erdball wimmelt von Laſtern und nächſt dem Raum iſt die Zeit ſein größtes? Mit der angenommenen Miene der äußerſten Flüchtigkeit ſchleicht dieſe Betrügerin, Zeit genannt, ſo träge dahin, daß man vor Ungeduld ſterben möchte, und ſtirbt man, ſo iſt man betrogen von einer maskirten Schnecke — ſie lief ſchneller als ein Windſpiel.

Eliza. Ein Windſpiel kann ſich nie in eine Schnecke maskiren — ich verwerfe dein Bild und ſage: Deine Philoſophie taugt nichts! Fang keine Grillen und ſei ein glücklicher Bräutigam —!

Harry. Läticia, ſage nie, daß ich dich betrogen habe. Ich heirathe, weil ich durch den Tod meines Vaters in Verlegenheit komme, wie ich es anſtelle, mein Geld umzuſchmelzen in das allgemeine Fließen und Strömen der Dinge. Ich muß eine Frau haben, die ſtatt meiner verſchwenderiſch und vergnügungsſüchtig iſt. Denn ich, ich will es nicht mehr ſein — wollte es ſchon lange nicht mehr. Läticia, mein Barbier entdeckte heute drei graue Haare auf meinem Scheitel.

Läticia. So nehm' ich euch zu Zeugen, daß es nicht dereinſt heißt, dieſe wären ihm am Tage nach der Hochzeit gewachſen.

Harry. Auf dem geſtrigen Ball haßtet Ihr mich, weil ich kein Herzog bin, und Maxwell, ſage aufrichtig, liebſt du auch die Edelſteine, die meine Schweſter Eliza im Herzen hat?

Läticia. Jetzt werden wir die Statuten Euers neuen Clubs zu hören bekommen.

Eliza. Ich hoffe, mein Herz hat keine ſo böſe Krankheit, wie du ſchilderſt, lieber Bruder, Steine in ſeinen Kammern zu haben! Nein, nein. Laßt jetzt. Wir wollen ausfahren —

Harry. In die Wolken! Ja (ſteht erregt auf) ſtürmend faſſen

mich die Wirbel dieser Herzensöde und schleudern mich im Kreise wie einen Spielball. Daß uns die Schöpfung einmal Neues böte, einen herunterdonnernden Stern, eine Verwirrung der Planetenbahnen; die Bäume einmal blau statt grün, die Luft schwarz, die Flüsse roth wären! Die Völker müßten aus Asien kommen und alles verwüsten und verwildern und die Menschen müßten in den Wäldern auf die Bäume klettern und die Affen, die Affen müßten die Welt regieren. (Die andern lachen.) Lacht ihr? Dann, dann würde doch noch eine einzige Blume Wunder thun, ein einziger Flötenton wieder Städte aufbauen, ein Regenbogen Nationen versöhnen — Seht, wie hat sich das Glück der Erde abgenutzt! Läticia, ich nehme dich nur, wenn du mit mir auf der Landstraße betteln gehst. Willst du?

Läticia. Es scheint, Harry, als wenn dir heut' ein Abenteuer misglückt ist.

Marwell. Errathet ihr seine Absicht nicht? Er ist auf dem Wege, Schauspieler zu werden.

Eliza. Du siehst das Kind vor Augen, das nicht einmal der Huf deines Rosses getödtet hat! Komm, guter Bruder!

Marwell (wendet sich verlegen ab).

Läticia. Ihr seid heute unerträglich! Kommt zu unserm Vater! Er soll uns von Paris erzählen.

Harry. Bleibe, Läticia! Nein, nicht Bettler! Aber ja — vielleicht Schauspieler! Auf einer ungeheizten Bühne lachen, unter einer grinsenden Maske weinen, als Jüngling Greisen nachstöhnen, als Greis sich die Larve mit feuerrother Jugend bemalen und König, Bettler, Schuft' und Engel an einem Abend — ich würde Schauspieler — ach, wenn ich nur ein besseres Gedächtniß hätte!

Dritter Auftritt.

Toms, dann Toby, zuletzt Ephraim. Die Vorigen.

Toms (ſchnell und ängſtlich zu Harry). Gnädiger Herr, der Herr Vater laſſen bitten —

Harry. Mein Vater befiehlt, Schurke. Biſt du meines Vaters Bedienter? Trägſt dich wie ein Bettelvogt?

Toms. Gnädiger Herr, ich beſchwöre Euch, das ganze Haus iſt in Verwirrung; es iſt eben etwas vorgefallen —

Harry. Ein Riegel vor das Schloß euerer Diebereien?

Toby (ſtürzt ebenſo aufgeregt und verwirrt herein). Gnädiger Herr, der Herr Vater bittet dringend, daß Ihr kommen ſolltet —

Harry. Auch du, Brutus? Verlangen, brutaler Burſch — Das iſt der Stil Shakſpeare's und nebenbei der eines Vaters zu ſeinem Sohne!

Die Andern (beſorgt). Was iſt denn nur?

Ephraim (tritt ein und bleibt an der Thür ſtehen).

Harry. Sieh da, Ephraim, Geſchäfte mit meinem Schwager! Ich will nicht ſtören. (Zu den Bedienten.) Geht, ich werde kommen.

(Bediente gehen zögernd ab.)

Harry. Lebt wohl, Freunde.

Eliza. Was mag der Vater ſo dringend wünſchen?

Harry. Als er ſchon vor einigen Monaten ſo zankte, daß ich die Nächte durchſchwärmte — er weiß nicht, warum ich die Erde, Gottes Meiſterſtück, lieber nur bei Nacht kritiſire — ſagte ich ihm im Scherz: Vater, ich habe gehört, daß in Indien ein reicher Nabob, der zu ſehr des Nachts von der Stimme ſeines Gewiſſens geplagt wurde, einen Trank erfunden hat, wochen-

lang hintereinander zu ſchlafen. Er ſagte, er woll' ihn mir beſtellen laſſen, dieſen Trank in Kalkutta. Nun wird er wol angekommen ſein, der wunderbare Trank. Mich ſehnt danach, lange, lange zu ſchlafen! Gute Nacht, Eliza! Gute Nacht, Ephraim! Gute Nacht, alle! Gute Nacht! (Geht ſinnend ab.)

Eliza. Was mag er haben —? Laß uns ihm folgen —!

Täticia. Der Hebräer Ephraim! Stören wir nicht die frommen Geſchäfte meines Bruders! Er will wol aus ihm einen Chriſten machen. (Beide folgen.)

Vierter Auftritt.

Ephraim. Maxwell.

Ephraim (tritt langſam vor und ſpricht wohlbehaglich lächelnd mit Beziehung auf Harry). Gute Nacht?

Maxwell. Guten Abend! könnt' ich wol ſagen, ſo lange habt Ihr mich warten laſſen.

Ephraim. Man kann auch ſagen: Gute Nacht, wenn die Sonne ſcheint, und ſie geht manchmal unter bei hellem lichten Tage! Mylord wollten ja machen —

Maxwell. Wichtige Geſchäfte, Ephraim. In wenigen Tagen, denk' ich, iſt die Hochzeit.

Ephraim. Hochzeit mit wem? Mylord werden ſagen: Gute Nacht Hochzeit! Und Ephraim wird ſagen: Gute Nacht Geſchäfte!

Maxwell. Was? Meine künftige Frau bekommt 6000 Pfund Mitgift. Die werden ausreichen, meine Lage zu arrangiren. Miſter Thompſon hinterläßt ſeiner Familie eine halbe Million; der Mann iſt alt, überarbeitet ſich; Ihr werdet mir

ein angemeſſenes Darlehn um ſo lieber gewähren können, als Ihr auch mit Sir Harry, dem Sohn, in Geſchäften ſteht.

Ephraim. Ich hab' manchmal recht meine Freude daran, was London iſt für eine große Stadt.

Maxwell. Ihr gebt für Geld immer witzige Worte aus.

Ephraim. Ich kenne reiche Leute, die gäben viel Geld aus, wenn ſie könnten ausgeben witzige Worte!

Maxwell. Zur Sache!

Ephraim. London iſt 'ne große Stadt —

Maxwell. Größer als Jeruſalem. Ich brauche noch 200 Pfund.

Ephraim. Man kann in London gehen eine einzige Straße entlang und unterwegs erlebt man eine Verſchwörung, einen Krieg, ein Erdbeben, eine Peſt. Mylord! Ich wünſch' Euch Glück, Ihr werdet nicht heirathen.

Maxwell. Ich glaube, du ſprichſt im Fieber.

Ephraim. Das Fieber iſt vorüber. Wie ich heute früh bin ausgegangen in die Geſchäfte, hör' ich ein Sauſeln und Zauſeln und Brauſeln und ſeh' die Köpfe zuſammenſtecken, und höre, der Schlag rührt mich: Der reiche Thompſon, ein Mann nach der Uhr, ein Mann, der weiß von Ebbe und Flut, von Sonn'- und Mondfinſterniß —

Maxwell (in zorniger Ungeduld). Hat einen Kalender erfunden mit unbeweglichen Zinsterminen! Die Zinſen meiner Schuld müßt Ihr gleich in die neue Anleihe rechnen —

Ephraim. Mylord, habt Ihr ſchon geſehen auf'm Meere ein Schiff, wenn's anfängt zu ſtürmen?

Maxwell. Seht mich an! Mich ſchaukelt die Ungeduld!

Ephraim. Oder einen, der ertrinken will —

Maxwell. Nein hängen! Ich bring' dich um —

Ephraim. Um? Nicht um ein einzig Pfund mehr Mylord. Laßt Eure Hand von meiner Kehle! Wenn ein Haus, ich meine ein Handelshaus, nicht mehr recht steht — und wankt und taumelt und schlenkert — kommt der Wind man weiß nicht wie, man weiß nicht woher — kommt aus der Erde, aus der Luft, aus oben, unten — Harry Thompson war mir schuldig 2000 Pfund. Ich hab' gezeigt mein Papier, und hab's noch gekriegt baar ausgezahlt.

Maxwell. Aber versteh' ich denn recht —

Ephraim. Die Kaufleute verstehen sich alle recht; die Türken verstehen die Holländer, die Holländer die Perser — die Perser —

Maxwell. Unglücksprophet —

Ephraim (will gehen). Keiner von den vier großen und keiner von den zwölf kleinen und doch —

Maxwell. Thompson bankrott?

Ephraim. Werdet Ihr heirathen?

Maxwell. Walter Thompson — der Vater —

Ephraim. Eurer Braut! Das Mädchen war heut' früh schön wie ein Bild; in einer Stunde, wie ist sie so häßlich geworden! Nicht wahr? Oder werdet Ihr heirathen?

Maxwell. Kein Gedanke!

Ephraim. Es gibt viel reiche Kaufmannstöchter, Mylord, und Ihr habt ein Talent, den Weibern zu gefallen. Macht neue Geschäfte. (Schlägt auf die Rocktasche.) Ich bin nicht abgeneigt. (Sich umsehend.) Es ist wol drei Uhr. Was die Sonne so hübsch aus dem Nebel kommt! Schöner Sonnenschein und doch — (sich umblickend) auch bei Euch werden die Wände sprechen: Gute Nacht! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Täticia, Eliza treten erwartungsvoll ein. Maxwell ſteht beſtürzt. Zuletzt Phillips.

Täticia. Was iſt, Bruder? Der Vater iſt ſo ſchnell ausgefahren — die Mutter hat mir eine Mittheilung gemacht —

Eliza. Die du mir verſchweigſt —?

Maxwell. Euer Vater, Miß, — (auf den eben eintretenden Phillips zeigend) Höret da —

Eliza (ſtürzt auf Phillips zu). Gott im Himmel, mein Vater — doch nicht krank?

Phillips. Für einen Kaufmann mehr als krank, mehr als todt! Er hat fallirt —

Eliza (ſieht erſtarrend Phillips groß an). Fallirt? Phillips, die Kinder von Kaufleuten werden erzogen, Euer Wort für einen Tod der Schande zu halten —

Phillips. Euer Vater muß ihn erleiden. Eine Unternehmung, von welcher niemand etwas wußte, machte ihm zur Pflicht, mit einem Kaufmann aus Briſtol abzurechnen. Die ſchuldige Summe war hoch, die Nachricht kam ſo überraſchend, daß man unſere Kaſſen überlief, Hunderte von Rechnungen einreichte, die wir bezahlen mußten — kurz, wir handelten ſo, daß man in Euerm Vater zwar den ehrlichen Mann bewundert, aber auch den armgewordenen bemitleidet.

(Eliza ſinkt an Täticia's Bruſt.)

Maxwell. Es iſt ein bedauerlicher Vorfall. Liebe Schweſter, die Mutter wird — man wird ſie doch vorbereiten müſſen — wirklich es iſt — was kann man anders ſagen, als: es iſt — überraſchend — in der That — und ſchon als bloßes Ereigniß, als

den König, der plötzlich die Melodie mit rauher Stimme mitgesungen hat. Alle erschrecken.)

Eckhof

(präsentirt mit der Violine).

König (sehr gereizt).

Recht niedlich! Recht schön! Also das sind die Sprüche Salomonis? Tanz und Assemblée in meinem Schlosse bei hellem lichten Tage? Und ein Grenadier, ein preußischer Soldat, der auf der Wache seinen Arrestanten Violine vorspielt?

Sonnsfeld.

Vergebung, Majestät, wir haben ihn gezwungen —

König.

Gezwungen? Einen Soldaten zwingen, zwingen, die Pflichten seines Dienstes auf eine so teuflische Art zu verletzen? O, für den muß ich eine Strafe ersinnen, die bisher in der preußischen Armee noch nicht dagewesen ist.

P. Wilhelmine.

Gnade, Majestät, Gnade!

König.

Du schweig! Mit Dir werd' ich hernach reden. Ihm, Konrad Eckhof, dictir' ich zur Strafe: Er ist aus der Armee, die unter meinen ruhmvollen Fahnen steht, ausgestoßen. Er ist ausgestoßen, nicht etwa in eine Sträflingscompagnie oder in den ehrenvollen Bürgerstand, sondern hör' Er, was sein Schicksal sein soll. Auf

— einfache Thatſache betrachtet — iſt es jeder Ueberlegung werth. (Ab.)

Täticia. Liebe Miß Thompſon, erholt Ihr Euch? Wie hätte man das nur träumen können! Und nun gar — es wirklich erleben! — — Erlaubt auch mir, liebe Miß — mich — über dieſen unerwarteten Vorfall zu ſammeln — meine Liebe! (Geht ab.)

Eliza. Sie verlaſſen mich, die harten gefühlloſen Seelen! — — Und arm — iſt es denn möglich? Arm? Sagt, Sir George, arm heißt, nichts beſitzen, alles entbehren. Ich — ich entbehre nichts.

Phillips. Weil Ihr nie etwas von Herzen geliebt habt, weil Ihr mit Euerm Herzen ſpieltet. Eliza, Ihr verſchmähtet einſt dieſe Hand; darf das innigſte Gefühl — (Tritt auf ſie zu.)

Eliza. Miſter Phillips, wenn man arm iſt, darf man uns auch ſo — — auf die Schleppe treten?

Phillips. Nein, man kann es nicht; denn Ihr werdet keine mehr tragen. (Will gekränkt gehen.)

Eliza (nach einigem Beſinnen). Bleibt doch, Miſter Phillips! Ihr ſeid — — ja nun auch arm —

Phillips. Ich war es immer und Ihr wußtet es nur zu gut. Jetzt fühl' ich den Abſtand nicht mehr. Dennoch — erlaubt — (Er will gehen.)

Eliza. Nein, nein! Der Vater hat von der Armuth nur das Beſte geſprochen. Wir wollen ſehen, ob ſich ohne Kleider mit langen Schleppen und ohne Edelſteine nicht auch leben läßt. Seid heut' Abend bei uns, in unſerm grünen Zimmer, Miſter Phillips, ich hab' Euch auf ſo vieles noch zu antworten. Beim Schein der Kerzen am Kamin läßt ſich traulich plaudern.

Phillips. Ihr werdet das grüne Zimmer, Ihr werdet die Kerzen und den Kamin nicht wiederfinden.

Eliza. Auch die Blumen nicht, die heut' auf meinem Tiſche ſtanden?

Phillips. Mußtet Ihr erſt arm werden, um dieſe Euch ſo oft dargebrachte ſtille Huldigung meiner Liebe zu bemerken! — — Auch dieſe Blumen findet Ihr nicht.

Eliza (reicht ihm die Hand). Ich werd' es wol noch lernen, was es heißt — die Armen entbehren! (Ab.)

Phillips. Sie liebt mich! Nur das Glück hatte ihres Herzens freien Strom gehemmt! — — — Und doch! Ewiger Himmel, zürne mir nicht, wenn ich in der Armuth nicht mehr lieben kann, was im Glanze mich verſchmähte! Des Elends froſtigen Almoſen, Liebe, die nur das Schickſal aufthauen konnte, — darf ich denn anders! — (ſtill in ſich hinein) muß ich ſie nicht — verachten — —? (Ab.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Freie Straße vor Thompſon's Hauſe. Rechts und links ſind Häuſer. Vorn ein alleinliegender großer Stein. Es iſt Nacht.

Sechster Auftritt.

Zwei Nachtwächter. Ab und zu ſind noch Soldaten, Laſtträger, Frauen ſichtbar. Dann Harry.

Die Nachtwächter (pfeifen).

Zweiter. Warum rufſt du nicht?

Erſter. Ich habe heute früh zuletzt gerufen.

Zweiter. Dann iſt die Reihe an mir. Die Nächte werden ſchon lang und da thut man gut, ſeine Stimme zu ſchonen. London ſelbſt

bei Nacht zu überschreien ist eine Kunst! (Ruft.) Zehn ist die Glock'!

Erster. Sieh, hier den reichen Thompson! Bei dem ist's nun recht still! Als wir ihm das vorige Neu-Jahr Neu-Jahr wünschten, wer hätte das gedacht, daß wir das nächste Neu-Jahr um fünf Guineen Neu-Jahr kommen würden? Zweimal fünf ist zehn —

Zweiter (ruft seufzend). Zehn ist die Glock'! (Beide ab.)

Harry (tritt in fiebernder Erregung auf). Wie ich aus Maxwell's Hause trete, fällt mich die Neugier, in allen Straßen aus tausend Kehlen boshaftes Mitleid an. Jeder Hund, jeder Mensch, der sinkende Sonnenschein schon wußt' es. Entsetzt vor diesen glotzenden Augen flücht' ich in die entlegensten Gassen; die Krämer, die Pfandleiher, die Wirthe, alle wissen sie's schon. Ich renne in die Spelunken der Diebe. Keiner will mich mehr bestehlen. Verfolgt von der mordenden Neugier, vom falschen Mitleid, bleibt mir nichts übrig als die Kirche; ich stürze in die Pauls-Kapelle und verstecke mich hinter dem Altar, um wenigstens da ungestört — fluchen zu können — — — Ist es denn wahr? Sieh mir ins Antlitz, schlangenumwundenes Medusenhaupt, genannt Schicksal! Die Nacht gibt mir Muth, deinem schadenfrohen Gelächter Trotz zu bieten! Da liegt das Haus wie ein Sarg. Sonst blitzend von hundert Lichtern. Heute schon wie ein Nest für Eulen! Ich will hinein, will die Gewißheit von den kahlen Wänden lesen, will ihr — Nein, nicht fluchen mehr, ich verachte die Welt; wer noch dem einen fluchen kann, muß ein anderes noch lieben können; ich liebe nichts, nicht das Leben, selbst den Tod nicht mehr.

Siebenter Auftritt.

Ein Sheriff mit Begleitern, welche Fackeln tragen, tritt aus Thompson's Hause. Harry.

Sheriff. Das Haus und all Geräth iſt verſiegelt! Jetzt auch das Portal! (Man verſiegelt es.)

Harry. Laßt mich noch ein!

Sheriff. Achtung vor dem Geſetz! Nur der König kann dieſe Siegel löſen.

Harry. Das iſt meines Vaters Haus!

Sheriff. Ihr ſeid Sir Harry, der Sohn des armen Thompſon? Euer Vater hat bereits gegen Abend dies Haus verlaſſen und wohnt in der Vorſtadt St.-Giles. Dies iſt ein Brief für Euch, der auf dem Comptoirtiſch lag. Die Ratten und Mäuſe hätten ihn zernagen können. Weiter wohnt hier niemand mehr. (Gibt Harry einen Brief und geht mit ſeinen Begleitern ab.)

Harry (hält einen von den roth gekleideten Fackelträgern zurück). Glühwurm, leuchte! (Erbricht den Brief, lieſt ihn, erſchrickt und winkt dem Träger zu gehen. Dieſer erwartet ein Trinkgeld. Harry ſucht in den Taſchen und findet nichts.) Ich bin abgebrannt wie deine Kerze. Es ſteht ja auch Vollmond im Kalender, guter Freund. Ein andermal.

(Der Gerichtsdiener ab.)

Harry (ſtürzt vor, in dem Briefe leſend, bitter). „Euere Herrlichkeit werden um ein armes Waiſenkind, das der Huf Euers Roſſes tödtete, nicht vor Gericht erſcheinen wollen. Eine Guinee war ein Almoſen — das der Ehre und Würde Euers Standes —" Eine Guinee?! Ich gab hundert Pfund und um das Uebrige beſtiehlt der Schurke Maxwell die blutige Wunde eines

Kindes, quält das von den nahenden Furien geängſtete Gewiſſen eines Freundes? Ich habe den Spuk der Fabel verlacht, die Weiber mit dem Schlangenhaar für eine Erfindung der Feigen gehalten; wo ſind meine großen todtſchlägeriſchen Worte? Ein Kind mit der Schleuder trifft mich Goliath. Jeſus, eine Guinee! Mit ſo viel Schande enden! Und wär' ich einem Wucherer Millionen ſchuldig, ich könnt' ihm lachend in dieſem Augenblick meine leeren Taſchen zeigen, aber dieſe Schuld an ein ſterbendes Kind? Zu ſchimpflich. Wo nehm' ich Geld her? Soll ich ſpielen? Ich habe keinen Einſatz. Hab' ich noch Freunde? Hier wohnte ſonſt Ephraim. Ephraim, hörſt du, Ephraim. Einen Handel, einen guten, bei Gott, Ephraim, 'nen guten Handel.

Ephraim (erſcheint am Fenſter eines Hauſes im Vorgrunde). Wer ruft?

Harry. Ephraimchen, 50 Procent von einem Freund.

Ephraim. Ihr äfft mir nach; Witz aus leerem Magen iſt froſtig.

Harry. Kennſt du mich, Ephraim? Werd' ich wieder reich, bauen wir ein gülden Kalb — 'ne Kuh, wenn Ihr was vor dem Alten Teſtament voraushaben wollt —

Ephraim. Daß ich jetzt ſchon Hörner hätte!

Harry. Hundert Pfund! Ich hab' 'ne Schuld, Ephraim, 'ne Seelenſchuld. Menſch, mach', daß ich ſchlafen kann!

Ephraim. Trinkt den Schlaftrunk von dem indiſchen Nabob! Gute Nacht! (Schlägt eben das Fenſter zu.)

Harry (allein). Ich trotze wol noch zu ſehr. Ich muß winſeln, betteln. Ein paar Pfund nur für ein gemordetes Kind; ich will ſie aus der Erde wühlen. Dieſe Schuld muß ich tilgen; die ſoll nicht gegen mich zeugen, wenn ſie meines Vaters Bilanz ziehen. Sonſt kannt' ich kein Echo, als eines, das mir

überall ein oft ſo läſtiges Ja! ſprach; nun ſagt jeder Windhauch: Nein! — Nein, nein —! ſteht auf allen Häuſern geſchrieben. Nullen gleich gaffen ſie mich an — Horch, da kommen Weiber! Die Weiber Londons kennen mich; viele haben mir zu danken. Das Theater iſt aus. Es ſind Tänzerinnen. Ha! Fantaiſie, Bleuette, guten Abend! Kinder, kennt ihr mich nicht?

Achter Auftritt.

Fantaiſie und Bleuette (in Mänteln, die jedoch die tänzermäßig weißen Füße ſichtbar laſſen). Zwei Diener mit Fackeln begleiten ſie.

Fantaiſie. Ah, Monsieur Harry, wir kommen aus der Opéra.

Bleuette. Aben heut nikt gemakt furore, parcequ'on ne parle que de Monsieur Harry.

Harry. Man vermißte ſeine Hände, in denen ſonſt eure Erfolge lagen!

Fantaiſie. Man hat geſagt, daß Eure Hände ſind jetzt leer geworden von alles! Zeig her! Schenke mir den Ring!

Harry. Ich fürchte, er iſt nicht ſo echt, wie eure Liebe und Dankbarkeit. Funfzig ſolcher Ringe vergaß ich geſtern bei euch in Geſtalt einer goldenen Kette. Ich laſſe ſie morgen abholen.

Bleuette. Nein, nein! Sie ſtand mir heut' ſchon ſehr gut.

Harry. Auch vergaß ich bei euch meine Börſe.

Fantaiſie. Sie war ſchön geſtickt. Von Perlen geſtickt! Gewiß von deiner „Freude" Läticia? Kannſt ſie haben wieder, Sir Harry.

Harry. Aber 41 Guineen waren darin!

Bleuette. Pfui! Eine ſo ſchöner Cavalier und zählen ſo genau ihren Geld! (Beide ab.)

Harry. O dieſe Elenden, die ihre Seele nur in den Spitzen ihrer Fußzehen haben! Goldhaufen zerſchmelzen ihre falſchen Blicke und doch ſind ſie kalt wie Eis! Löſe einer dieſen Widerſpruch der Natur! ... Mich friert! Hundert Pfund! Auf jeden Stern da oben am Himmel einen Heller! Wie oft beſchämtet ihr mich, wenn ich Nachts mit geleerten Taſchen nach Hauſe ſchlich —! Wer ruft da? (Zieht ſich an die Häuſer zurück, man hört auf der linken Seite einen grellen Diebespfiff, den ein anderer auf der rechten beantwortet.) Horch, ſo grüßen ſich die Wiederherſteller des geſellſchaftlichen Gleichgewichts. Die Diebe vermitteln arm und reich. Sie ſind des Teufels Zunge an der Wagſchale des Geſchicks, die Gleichmacher zwiſchen den Launen der Natur —! Haltet mir die Diebe werth! Sie unterbrechen den natürlichen Lauf der Dinge, der am hellen lichten Tag mit ehrlicher Miene dreißigtauſendmal mehr geſtohlen werden läßt, als um eine Stunde vor oder nach Mitternacht! Es muß Ausgleichungen geben zwiſchen dem Vielfraß und der Kirchenmaus — Horch!

(Man hört wieder pfeifen.)

Neunter Auftritt.

Pickington und noch zwei Genoſſen ſchleichen mit einer Leiter heran. Sorgfältig ſich umſpähend, lehnen ſie die Leiter an Ephraim's Fenſter, zwei beobachten noch eine Weile das Terrain und ziehen ſich allmählich zurück. Pickington macht Anſtalt, die Leiter zu beſteigen. Harry.

Harry (für ſich). Das Geſicht des einen Wohlthäters der Menſchheit iſt entſtellt und doch ſollt' ich den edeln Denker und

Weltweisen kennen. Wenn ich auf ſeine Philoſophie mich anwerben ließe, um durch ein Halbpart wenigſtens einige Pfund für eine Mutter zu erhalten, deren Kind ich tödtete? Bah, ehrlich iſt's bei alledem, einen Dieb zu beſtehlen. (Tritt auf den eben die Leiter Beſteigenden zu und faßt ihn an der Kehle.) Halt da! Du ſcheinſt Geſichter auch ſtehlen zu können? Oder biſt du's wol gar ſelbſt, Edelmann von Zufallsgnaden, deſſen Grafſchaften in Würfelbechern liegen, Lord Pickington?

Pickington. Ums Himmels willen, Sir Harry, Ihr werdet doch keinen Lärm machen? Wenn ſich ein Gentleman die überflüſſigen Procente holt, die ein Wucherer in Zeiten der Noth von ihm geſtohlen, iſt das Diebſtahl?

Harry (ſich auf ſeine vorige Aeußerung beziehend). Nein, das iſt gerechte Ausgleichung! Ihr wißt, daß ich auf der Landſtraße im Mondenſchein Euch gern allein ließ und nie wider Euch gezeugt habe, wenn am folgenden Morgen, hundert Schritt von dem Ort, wo wir Abſchied nahmen, ein Pächter im Graben lag, dem die Geldkatze vom Leibe geſchnitten war, wobei unverſehens das Meſſer auch in den Leib rutſchte; heute gebt mir hundert Pfund von dem Raub, den Ihr an dem Juden begehen wollt.

Pickington (ſteigt hinauf). Haltet die Leiter! Kommen Häſcher, ſo ſagt: ich ſei verliebt! (Aus dem Fenſter.) Nicht wahr, es geſchehen mehr Dinge unter dem Monde, als wovon unſere Schulweisheit ſich träumen läßt?

Harry. Auch das iſt — geſtohlen oder Ihr legt unſern Meiſter William auf neue Art aus! Ja, ich beginne die Schule des Lebens, wo ſie bei andern aufhört! Hundert Pfund noch und dann — betteln bei den Fiſchen in der Themſe! Aber ſieh, zum erſten mal hör' ich, daß mein Herz auch ängſtlich ſchlagen kann. Zum erſten mal wälzt Furcht die Blutatome

durch meine Adern? Horch, naht ſich nicht etwas? Ein Glöcklein tönt?

(Man hört in der Ferne ein Glöcklein ſchallen und die Orcheſtermuſik beginnt melodramatiſch.)

Zehnter Auftritt.

Ein Leichenführer kommt langſam; hinter ihm tragen Einige einen kleinen Sarg. Es folgen noch zwei oder drei Begleiter. Harry.

Harry. Ein Sarg? Eines Kindes Sarg! (Von einer Ahnung ergriffen.) Weß iſt das Kind?

Leichenführer. Stört nicht den Zug! Das Kind iſt Gottes. Die Mutter iſt todt, den Vater kennt man nicht.

Harry. Wo ſtarb das Kind?

Leichenführer. Im Monte pietatis, der frommen Anſtalt für Verwundete. Das Kind ward geſtern ſchwer verwundet vom Pferdehuf eines rohen Edelmanns. Doch laßt uns gehen. Die Armen haben alles weit, auch ihren Kirchhof.

(Der Zug geht vorüber.)

Harry. Das Kind iſt todt! Der Frühling todt, um meinen Winter todt! (Stößt die Leiter um.) Fluch mir und dir — Ich brauche meinen Theil nicht mehr! Ihr Sterne droben, was nur winkt ihr jetzt mir zu? Was zittert ihr, ihr ewig flackernden Mahner? Wollt ihr den Weg mir weiſen, wo ich weilen ſoll? O ich verſteh' euch, ernſte Himmelswächter! Am friſchen Grab des Kinds ſoll meine Wohnung ſein? Da tragen ſie mein Inneres dahin —! So brauch' ich denn kein Dieb zu ſein,

um zu beweiſen, daß mir noch ein Reſt von Tugend blieb! Ich bin ja Mörder ſchon! Die Lehre nenn' ich furchtbar! Beſſerung, was brauchſt du ſcharfe Ruthen! — — Und dennoch fühl' ich Seligkeit in ſolcher Schule. Ja, auf friſchen Gräbern will ich ruhen und der ſtillen Nacht, den Sternen und dem flüſternden Abendwind meinen Lehrſpruch ſprechen! Nimm mich mit, du helles Glöcklein! Sieh, ich folge dir. (Er folgt dem Sarg.)

(Die Zwiſchenmuſik begann ſchon während dieſer Worte.)

(Der Vorhang fällt.)

dem Lagerhause oben in der Kloſterſtraße iſt der Zeit eine Truppe deutſcher Comödianten angekommen. Dieſe Gaukler ſind in großen Nöthen, weil ihnen der Hanswurſt ausgeblieben iſt, den ſie ſich aus Leipzig verſchrieben haben. Zu dieſen Poſſenreißern, hört Er, geht Er mir hinaus, legt ſeine glorreiche königlich preußiſche Uniform ab und meldet ſich, ich ſchickte Ihn hinaus, zur Warnung für Jedermann, als einen Erzhanswurſten, der die deutſche Nation hinfort mit ſeinen comödiantiſchen Späßen criminaliter amüſiren ſoll. Schande über Ihn!

Eckhof

(in freudigſter, jedoch verborgener Erregung mit einem Blick gen Himmel).

Schauſpieler? Danke Ew. Majeſtät für allergnädigſtes Erkenntniß. Eckhof wird ſich bemühen, ſich und ſeinen verachteten, neuen Stand wieder zu Ehren zu bringen. (Ab.)

König.

Sie, mein Fräulein von Sonnsfeld, ſollten je eher je lieber Ihre mütterliche Ausſteuer einpacken und nach Dresden aufbrechen, wo mein lieber Vetter, der König von Sachſen, ſolche Nymphen und Grazien wie Sie für die Hoffeuerwerke und Hofballette nöthig hat.

Sonnsfeld (im Abgehen, bei Seite).

Er ſtraft in ſeinem Zorn mit Dingen, die jedem Gebildeten nur angenehm ſein können. (Ab.)

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Eine ärmliche niedrige Wohnung mit einem Fenſter, an welchem Blumen ſtehen.

Erſter Auftritt.

Eliza.

Eliza (allein, nimmt ſich eine goldene Kette ab). Ein ſolcher Schmuck ſteht nicht mehr zu einem einfachen Kleide. (Am Fenſter.) Der gute Phillips liebt mich nicht. Wol bringt er mir noch Blumen, aber ſeine Blicke deuten ſie nicht mehr. Er haßt mich; darum verwelken ſie.

Zweiter Auftritt.

Cäſar, Jeffry kommen zankend aus dem Nebenzimmer. Später Thompſon.

Cäſar (hinter der Scene). Du gibſt den Brief.

Jeffry (ſtieht herein und läßt eine Menge Briefe fallen). Den Aliſon mag ich nicht; ich zerreiße den Brief. (Zerreißt einen Brief.)

Cäſar (wirft ſich in die Bruſt). Ihr unterſteht Euch, Sir! Das ſoll man mir nicht umſonſt gethan haben.

Jeffry. Ich mag den Aliſon nicht und wenn aus dem ganzen Ball nichts würde!

Eliza (tritt dazwiſchen). Was habt ihr denn nur beide?

Cäſar. Aliſon iſt ein alter Freund von mir, ein Bruder, eine Intimität. Wir haben uns ſchon lange verpflichtet, einen Ball zu geben und eben ſchreiben wir dazu die Einladungen —

Jeffry. Heb' die Briefe auf!

Cäſar. Aliſon oder ich!

Eliza. Schämt euch, ſo zu zanken! Von welchem Ball redet ihr denn?

Cäſar. Ich werde euch zeigen, was ein Ball ohne mich iſt! Ich blaſ' euch die Lichter aus und mach' euch den Fußboden ſo glatt, daß ihr haha — ihr ſollt tanzen, aber wie auf dem Eiſe.

Jeffry (fällt über ihn her). Das ſollſt du nicht.

Eliza (dazwiſchen). Wollt ihr wohl!

Thompſon (tritt heiter pfeifend herein). Was gibt es denn? Was liegen denn hier für Briefe auf der Erde? Hebt ſie doch auf!

Jeffry (ruft). Toms!

Cäſar (lacht). Da kannſt du lange rufen. Er denkt, wir hätten noch den Toms.

Eliza. Und du Narr denkſt, du könnteſt noch Bälle geben? (Will die Briefe aufheben.)

Thompſon (hält ſie zurück). Laß ſie! Hebt mir alles ordentlich auf!

Cäſar und Jeffry (thun es murrend).

Thompſon (ſieht die Briefe an und lieſt die Aufſchriften). „An den jungen Lord Pembroke.“ „An Sir William Oxford, Baronet.“ „An Miß Harriet Pembroke, die Liebenswürdigſte ihres Geſchlechts unter der Sonne!“ Was ſollen die Briefe?

Jeffry. Am nächſten Freitag iſt Cäſar's Geburtstag, und

die Mutter hatte erlaubt, daß wir von allen Gentlemen und Ladies unserer Connaissance einen Rout —

Cäsar. Einen Ball.

Jeffry. Einen Rout!

Thompson. Wann hat sie das erlaubt?

Cäsar. Vor vierzehn Tagen.

Thompson (liest einen Brief). „Liebenswürdige Miß Harriet! Ich habe die Ehre, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß der Geburtstag meines Bruders, des ehrenwerthen Cäsar Thompson Esquire, nächsten Freitag verabredetermaßen gefeiert wird; ich bemerke jedoch, daß die Familie Thompson ihre Wohnung aus der City in die Vorstadt St.-Giles am Dominikanerpförtchen, zwei Häuser weit von der Ecke der Lohgerbergasse, verlegt hat. Mit unerkalteter Hochachtung und anbetungsvoll Jeffry Thompson." Sieh, sieh einer an! Jeffry! Ich glaube gar, du denkst bald Hochzeit zu machen!

Eliza. Schämt euch!

Thompson. „Mit unerkalteter Hochachtung." Vortrefflich. Aber sagt mir, wer besorgt denn die Briefe an die Adressen? Diener haben wir nicht. Geht und gebt die Briefe selbst ab!

Jeffry. Da hätten wir nicht zu schreiben brauchen.

Eliza. Endlich einmal ein Beweis von Vernunft!

Thompson. Zum Schicken haben wir niemanden mehr und selbst abgeben, ja das wäre nicht fashionable —

Eliza. Ihr glaubt, daß ein einziger von diesen Knaben in unsere arme Hütte kommen wird?

Cäsar und Jeffry (zusammen). Sie haben's versprochen!

Eliza. Vor vierzehn Tagen, als wir noch reich waren.

Cäsar und Jeffry (zusammen). Gentlemen und Ladies halten ihr Wort!

Thompſon. Brav! Das iſt recht. Die Armuth mag euch lehren, daß wir entbehren müſſen; ſie ſoll euch aber nicht den Glauben an die Menſchen nehmen! (Sehr zutraulich und fröhlich.) Doch rath' ich, da wir die Briefe nicht durch Bediente ſchicken können, laßt den ganzen Ball hier aus dem Lohgerberviertel fort. Wir wollen den Geburtstag anders feiern.

Cäſar und Jeffry (verſtimmt). Wie denn?

Thompſon. Wir gehen hinaus ins grüne Feld und nehmen die Mutter und Eliza mit, und weit, weit, wo uns niemand ſieht, da laſſen wir, was meint ihr, in die Lüfte ſteigen — einen Drachen! Das denk' ich, ſoll in der freien Luft eine andere Freude ſein, als ſo ein langweiliger Ball. Ein Drache, hoch über die londoner Kirchthürme hinweg!

Cäſar. Woher bekommen wir den Drachen, Vater?

Thompſon. Den mach' ich euch. Ihr ſollt eure Freude haben, was ich aus meiner Jugend noch für Wunderdinge weiß! Quer eine Stange und Bindſeile hinüber und bunt Papier — Und drauf groß gemalt — (zu Eliza) von dem guten Miſter Phillips — das engliſche Wappen! Löwe rechts, Einhorn links, oben drüber die Krone! So luſtig haben wir euern Geburtstag noch nie gefeiert.

Cäſar. Vater, ein Drache, wenn er recht ſteigt, kann einen mit fortziehen? Nicht wahr?

Thompſon (macht die Geberde des Anziehens). Wir ziehen dagegen an, halten feſt aus Leibeskräften und ſtemmen den wilden Kerl zurück. Wollen wir den Ball oder einen Drachen ſteigen laſſen? Wofür ſtimmt ihr? Du, Jeffry?

Jeffry. Ich dächte — Nun ja, Vater — den Drachen —!

Thompſon. Und du?

Cäſar. Den Drachen!

Thompſon. So recht!

(Springen beide luſtig hinaus.)

Dritter Auftritt.

Thompſon, Eliza, darauf Frau Thompſon.

Eliza (wirft ſich an des Vaters Bruſt). Mein guter Vater!

Thompſon. Mein gutes Kind. Wüßt' ich jetzt, wo noch Harry wäre, ſo erſchien' ich mir bei all der Noth ein übergtücklicher Mann!

Frau Thompſon (tritt von der Seite heraus; ihr ganzes Benehmen zeigt einen affectirten Schmerz, ſie ſpielt die Leidende, die Zerſtreute, die in ihre neue Lage ſich nicht finden kann). Steigen? Fallen? Wen willſt du ſteigen laſſen, lieber Mann? Nebenan hört' ich etwas dergleichen —

Thompſon (ſie umarmend). Dich nicht, mein Engel. Hier war von einem Drachen die Rede.

Frau Thompſon. Ihr lacht den ganzen Tag, Sir Walter! Ich kann mich in dieſes Miſerere nicht finden.

Thompſon. Wir ſind einfache Bürgersleute geworden mit gutem Auskommen, keine Bettler.

Frau Thompſon (ſetzt ſich). Einfache Bürgersleute. (Zu Eliza.) Kind, bring mir ein Glas Waſſer.

Eliza (geht hinaus).

Thompſon (ſetzt ſich an den Tiſch, um in Rechnungsbüchern zu notiren). Ja, ja, beim Glaſe Waſſer denkt man an das trügeriſche Element, das ſich nun einmal nicht gebieten läßt. Ich habe um euertwillen viel gewagt, um euertwillen mußt' ich auch viel verlieren. Nun freu' ich mich, was das für ſaubere, reine Seiten

da in meinen neuen Büchern ſind! Mit Fellen will ich handeln! Da ſtehen ſchon —

Frau Thompſon. Ich will nicht mehr vom Herzog von Devonſhire ſprechen; aber daß wir die Verbindung mit den Maxwells aufgeben mußten —

Thompſon. Dreißig Lammfelle. Was ſagſt du? Sprachſt du nicht von den Maxwells? Ja, ja, die haben ein Lammfell im Wappen. Aber Wölfe ſtecken drin. Schamlos, vom Traualtar wegzutreten, jetzt, wo ihnen das Jawort der Liebe nicht mit Wechſeln verbrieft wird!

Frau Thompſon. Das kann ich niemand verdenken! Eliza ſieht es ſelbſt ein — ſie hat die Philoſophie, darüber zu ſchweigen.

Thompſon. Deshalb? Das Kind hat ein ſonderbar Herz. Es glaubte nie an ſich ſelbſt und ſuchte ſich in Zerſtreuungen zu verlieren. Jetzt erſt ſteht ſie ihrem, dem Himmel ſei Dank, nicht verdorbenen Gemüth Rede, und ich hoffe davon — mancherlei —

Frau Thompſon. Doch nicht um des jungen Phillips willen?

Thompſon. Ich hätte an ihm einen wohlfeilen Buchhalter, wenn mein neuer Handel Fortſchritte macht. Aber der edle junge Mann kann nicht die Liebe eines armen Mädchens annehmen, das ihn im Reichthum verſchmähte. Was mich immer ſo gekränkt hat, war, wie ich ſah, daß Eliza den herrlichen Jüngling gern hatte und nur aus ſchalem Weltſinn, aus Liebe zu vornehmer — Bizarrerie, nennſt du's ja wol, einem Gecken die Hand reichen wollte, den ſie verachtete. Sie kommt, ſtöre ſie in dieſer Rückkehr zum Geſunden und Natürlichen nicht!

Eliza (bringt das Glas Waſſer).

Frau Thompſon (nimmt das Waſſer). Gutes Kind! Dies (an das Waſſer) iſt das letzte, was mich noch zuweilen an unſern frühern Stand erinnert. Einen Millionär beſuchen und von allen Erfri-

ſchungen, die man angeboten erhält, nur ein Glas Waſſer begehren, das bleibt doch eigentlich immer noch das Nobelſte!

Eliza (lächelnd). Möchten wir alle unſere Erinnerungen an die Noblèſſe ſo wohlfeil haben!

Frau Chompſon. Setze dich, mein Kind. Was werden wir in unſerer neuen Lage nun anfangen? Harry hat uns verlaſſen, weil ſein erhabener Geiſt ihm nicht erlaubte, in einer ſo gemeinen Sphäre zu wirken. Nicht wahr, unſere Lage iſt ſehr — ſehr — (ſucht ein Wort) horizontal —!

Chompſon. Du meinſt unſer Horizont iſt jetzt beſchränkter? Deshalb allein, hoff' ich, ſehen wir auch unſern Harry nicht. Er wird ſich irgendwo vor ſich ſelbſt verſtecken.

Frau Chompſon. Ohne Taſchengeld, ohne franzöſiſche Wäſche! Es gehört Tapferkeit dazu, ſich ſo im Spiegel ſeines Nichts zu erblicken. Im Spiegel! Haben wir denn noch einen Spiegel? Wie heißt die Straße, in der wir jetzt wohnen?

Chompſon. Das iſt die Lohgerbergaſſe. Vor dreißig Jahren war ein Vetter von dir ein Lohgerber.

Frau Chompſon. Ja, ich weiß, was die Lohgerber im Staat für eine Stellung haben?

Chompſon. Die Lohgerber? Ei, die ſind das älteſte Adelsgeſchlecht der Welt — nach rückwärts gerechnet. Wenn einer von ihnen ſtirbt, fällt er noch im Tode nicht zuſammen; ihre Haut iſt gut gebeizt, ſagt wenigſtens unſer Meiſter William. Ei, wir kommen auch noch einmal wieder ins Theater, Kind! Montags nehm' ich vier Plätze auf die Galerie —

Frau Chompſon. Auf die Galerie —!

Chompſon. Sagteſt ja früher, das wäre der ſchönſte Platz für den, der geſunde Augen hat.

Frau Chompſon. Die hatt' ich auch jetzt! Jetzt kann ich kaum noch die nächſten Gegenſtände wahrnehmen. Was hat man doch

alles in den Jahren des Glücks vom gewöhnlichen Leben verlernt! Das Einmaleins, die Regula-de-tri, die allgemeinen Naturgesetze und die jährlichen Jahrmärkte — glaubst du, daß ich noch weiß, um welche Uhr in der Regel des Morgens die Sonne aufgeht? Eliza, du bist so still. Lächle doch! Deine Mutter muß sich durch Plaudern die Zeit vertreiben. Ja, in der That! Man verlernt die einfachsten Regeln der physikalischen Geometrie. Wenn ich einen Topf in die Hand nehme, glaubst du wol, ich weiß, ob er feststzt oder nicht? Und indem ich darüber reflechire, fällt er mir aus der Hand.

Thompson. Na, na, na, na! Auch wenn etwas drin ist? Da bist du aus alter Zeit noch Hausfrau genug, ihn nicht fallen zu lassen.

Frau Thompson. Femme de manège — wollt' ich sagen: menage! Hausfrau! Früher geritten, jetzt gekocht. Aber ich weiß nicht, Walter, du kannst dich merkwürdig in diese neue Etage finden. Freilich bist du auch nur in unserm Glück ewig mit Zahlen umgegangen! Wer aber mit Leuten verkehrte —

Thompson (über seine Bücher gelehnt). Die nichts zählen —

Frau Thompson. Mit Leuten, die den guten Ton haben —

Thompson. Und doch keinen guten Klang!

Frau Thompson. Mit Leuten, die angeschrieben stehen —

Thompson. Beim Wirth mit doppelter Kreide!

Frau Thompson. Dem wird es schwer, wieder in die allgemeinen Gesetze der Oberfläche zurückzukehren — (Aufspringend.) Ha! Eliza, wir sind ja zu morgen bei der Marquise von Somerset eingeladen! Auf meinem schwarzen Baret sind vom Herzog von Devonshire noch die Wachsflecke, um Gottes willen —

Eliza. Mutter! Wo bist du mit deinen Gedanken?

Frau Thompson. Ja, wo — ich — bin? O! Es ist wahr — wo bin ich! Hat man einmal die höhere Bestimmung des Daseins empfunden, wie ist es schwer, dann wieder zu — zu — o, wie geist-

reich drückt' ich mich früher aus! Wie ſtrömten mir die Zeitwörter, die Superlativa und die unregelmäßigen Interjectionen zu —!

Thompſon (bei Seite). Ich will doch ſehen, ob die Hausfrau ſich durch nichts wieder anregen läßt. (Steht auf und gibt ihr ſcheinbar recht.) Ja, ja, es iſt nicht leicht, ſo aus ſieben Himmeln plötzlich in den Vorſchmack der Hölle zu kommen. Um nur allein die Küche zu nehmen. Früher konnteſt du jede Speiſe bereiten, Mary; wußteſt, wie viel Mehl man braucht, wie viel Eier, ob man das Weiße zurückbehält oder blos das Gelbe quirlt, und hatteſt am Schnürchen, ob man zwei oder drei Finger voll Salz oder deine ganze nette, niedliche, rundliche, charmante Hand voll in die Suppe ſchüttet. Ich glaube nicht, Mary, daß du noch weißt, wie man einen Oſterfladen bäckt.

Frau Thompſon. Oſter — Was iſt das für eine Paſtete?

Thompſon. Oder einen Eierkuchen?

Frau Thompſon. Ich dächte gar, ein Amuleth? Nein, ich glaube, damit könnt' ich dich nicht mehr bezaubern.

Thompſon. Auch mir wird's ſchwer, die alten Gewohnheiten aufzugeben. Heut' Mittag will ich eine Guinee ſpringen laſſen, nach Cheapſide reiten, mir einen Faſan ſchießen laſſen, den verzehren in guter Geſellſchaft, die ſich da regelmäßig zuſammenfindet, und wohlgemuth die Nacht nach Hauſe kommen.

Frau Thompſon. Ein eigener Einfall —

Thompſon. Wenn ich in Cheapſide zu Pferde ankomme, Kind, kann ich mir keinen Eierkuchen beſtellen. Ein Faſan, das wird's wol ſein müſſen.

Frau Thompſon. Reite, reite! Es wird nicht die erſte Krähe ſein, die man dir in Cheapſide für einen Faſanen gibt!

Thompſon. Mary! Die Leute verſtehen ſich dort auf die Küche. Vortreffliche Faſanen!

Frau Thompſon. Im „Verwunſchenen Windmüller?" Das

kenne ich! Da nimmt das Volk gewöhnliche wilde Tauben oder Birkhühner, die die Sonntagsjäger ſchon todmüde gejagt haben, und ſpickt ſie ſo ſtark und beizt ſie in Eſſig, daß vom Tauben- oder Hühnergeſchmack nichts mehr übrig bleibt, und macht dann ein ſo unmenſchliches Feuer drunter an, daß ſo ein Thier bis auf die Knochen verbrannt iſt — das ſind dann für deinesgleichen junge Faſanen —

Thompſon (bei Seite). O ſie verſteht noch die Küche! (Laut.) Was bilſt's! Im „Windmüller" mag ich um einen Eierkuchen nicht einkehren! Unſere Magd zieht erſt heute Abend zu. Ich habe genug gearbeitet, ich reite nach Cheapſide (als wollte er gehen) und laſſe mir einen Faſanen ſchießen.

Frau Thompſon (ſteht auf). Das iſt nicht nöthig. Ueber Land reiten! Außer dem Hauſe ſoupiren! Faſanenbraten!

Eliza. Laß doch den Vater, gute Mutter.

Frau Thompſon. In unſerer Lage! Ein Eierkuchen ſättigt auch. Und wozu in Cheapſide? Wozu beim „Verwunſchenen Windmüller?" Wenn man hier die Fenſter aufmacht, ſo weht's von dem Lohgerberbach auch friſch und kühl da herein, und die Aſtern blühen in unſerm Gärtchen ſchöner als in Cheapſide — und man ſetzt ſich ins Freie und genießt hier auch mit den Seinigen ſeinen Eierkuchen. Den zu machen iſt keine Kunſt. Mehl iſt da, Eier ſind da, Butter iſt da. Sonntags weiß man wol auch noch, wie man Geflügel zu braten hat; weiß Fleiſch zu kochen, zu dämpfen, zu braten, zu röſten (krämpft ſich in der Hitze die Aermel auf und bindet ſich eine auf dem Tiſche gelegene Schürze vor). Ich kenne Beefſteaks und Kalbsſteaks und Rumpſteak und Friteau und Fritellen und Fricandeaux und Fricandellen (bindet ſich im Zorne eine gewöhnliche Haube auf), und Marmeladen und Rouladen und Carbonnaden und Weißkohl und Braunkohl und — und — und — das wäre mir eine ſchöne

König.

Wilhelmine!

P. Wilhelmine.

Majeſtät, was hab' ich verbrochen, daß ich ſo unglücklich ſein muß, Ihnen ewig zu mißfallen?

König.

Majeſtät nennſt Du mich, weil Du kein kindliches Herz für Deinen Vater haſt. Ich hab' Euch erzogen nach alter deutſcher Sitte: ich habe franzöſiſche Eitelkeit und engliſche Narrheit von Euern kindlichen Herzen zu entfernen geſucht, ich habe auf dem Thron zeigen wollen, daß Könige in ihren Familien ein Muſter für den biedern Hausſtand ihrer Unterthanen ſein ſollen. Hab' ich's erreicht?

P. Wilhelmine.

Sie beſtrafen uns für unſre Sünden auch ſtreng genug!

König.

Lange nicht ſtreng genug. Ein Perrückenmacher hat Dich in allen Zweideutigkeiten der franzöſiſchen Sprache unterrichten ſollen —

P. Wilhelmine.

Es war kein Perrückenmacher!

König.

Es war einer.

Wirthſchaft, über Land reiten, ins Gaſthaus gehen und Faſanen eſſen! Ich war und bin die Hausfrau und werde ſehen, wer ſich hier unterſteht und meine geſunde bürgerliche Hausmannskoſt verachten will! (Ab.)

Thompſon (lacht.) Die Mutter findet ſich!

Eliza. Ich bin ſtarr. Was iſt der Mutter?

Thompſon. Die alten Zeiten regen ſich! So war ſie vor dreißig Jahren, als unſer Johannes noch lebte.

Eliza (fällt ihm um den Hals). Vater, wo iſt Harry?

Thompſon. Wir wollen ihn — (wendet den Kopf etwas nach dem Fenſter). Sieh, unſer guter Phillips. Athemlos kommt er über die Straße! Er bringt gewiß gute Botſchaft von Harry. Ich wette. Das Glück kehrt wieder ein.

Eliza. Er iſt's! Er wartet an der Thür. (Sie öffnet ſelbſt.)

Vierter Auftritt.

Phillips, Thompſon, Eliza.

Eliza. Bringt Ihr Nachricht von Harry?

Phillips. Man will ihn an dem verhängnißvollen Tage ſpät Abends noch vor Euerm — vor Euerm Hauſe geſehen haben.

Thompſon (beſtürzt). Als bei Ephraim eingebrochen wurde?

Phillips. Um dieſe Zeit. Später iſt alle Spur verſchwunden.

Eliza. Siehſt du, Vater —

Thompſon. Das Glück — kehrt — langſam — wieder — ein — aber — es kommt — es kommt —

Phillips. Und hier, Miſter Thompſon, hier iſt ſchon wieder ein Brief aus Briſtol, von Euerm Freunde, wie Ihr noch immer den Mörder Euers Glückes nennt.

Thompſon. Was ſcheltet Ihr ihn? Kaufleute von gutem

Ton ſchmähen den nicht, der an ihnen reich wurde. Was quält mich denn nur ewig Fielding! Ha, ha! Schon der ſechste Brief. (Erbricht ihn und erblaßt.) Was iſt das? Wie? (Sieht die Adreſſe an.) Ja, ja — für mich — Himmel! . . . O Gott! . . . — Erlaubt doch — (er ſieht in den Brief; ſteht ſtarr und geht ſchwankend) Das — wäre — (Geht zur Seite ab.)

Eliza. Was iſt dem Vater?

Phillips. Ich begreife nicht, der Brief kam mit einem Expreſſen aus Briſtol.

Thompſon (kommt mit Hut und Stock und will fort).

Eliza. Vater, was enthält der Brief?

Thompſon. Nichts für euch. Nur — für mich, für mich, für mich! (Will gehen und kann ſich kaum aufrecht erhalten.)

Phillips. Miſter Walter, um Gottes willen, was habt Ihr?

Thompſon. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel — eine Nachricht — Fielding ſoll auf den Tod liegen. Wenn es wahr wäre, — er ſtürbe! Ich muß in die briſtoler Factorei; beruhigt euch, beruhigt euch, — ich bin bald wieder zurück. Das Glück — ja, ja — kehrt wieder ein — aber — langſam —! Sagt der Mutter nichts. Ich bin — bald — wieder da — (Ab.)

Eliza. Um Gott, was kann ihm nur ſein?

Phillips. Noch immer hat er dieſe Theilnahme um Fielding? Den geizigen Handelsmann in Briſtol, der ihm all ſein Gut raubte? Euer Vater hat ein zu, zu edles Herz!

Eliza (holt den Schmuck, den ſie vorhin ablegte). Thut mir den Gefallen, Miſter George. Ich kann dieſen Schmuck ohne ein bitteres Gefühl gegen mich ſelbſt nicht mehr anſehen. Verwerthet ihn!

Phillips. Miß?

Eliza. Erweiſt mir die Gefälligkeit — — wir bedürfen es.

Phillips. Verlaßt Euch darauf. (Nimmt den Schmuck.)

Eliza. Warum verbergt Ihr mir Euer Auge?

Phillips. Sonſt habt Ihr nie die Richtung meiner Blicke bemerken wollen.

Eliza (blickt zur Erde nieder, ihre Bruſt hebt ſich, ſie ſeufzt tief auf und wendet ſich zum Abgehen).

Phillips (ſteht eine Weile und ergreift ſtürmiſch ihre Hand). Eliza!

Eliza (zieht ſie langſam zurück). Laßt — Sir George. Noch könnt Ihr mir nicht alles vergeben. (Ab.)

Phillips (allein). Und ich trotze noch? Nach ſolchem Beweis ihrer Liebe, ihrer Reue? Der Stolz des Armen ſollte in der hartnäckigen Bruſt noch tiefer wurzeln, als der Uebermuth des Reichen? Nein! Nein! Sie liebt mich! Ich werd' es lernen, den Stolz überwinden. Eliza! Ob arm oder reich! Glaubte ich je, daß ein Weib beglücken kann, das Reue in unſere Arme führt? (Ab.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Der Vorplatz eines freundlichen Gartens. Links ein kleines Haus mit Eingang, vorn ein Schemel mit Tiſch. Im Hintergrunde Obſtbäume und Blumenbeete.

Fünfter Auftritt.

Jenny tritt aus dem Hauſe mit Blumen, Guirlanden und einem Myrtenkranz, an dem ſie noch windet. Hinten im Garten arbeiten ihr Vater, der Gärtner Nichols und Harry, der halb in einem Graben ſteht und fleißig den Spaten führt. Nichols ſchneidet Blumen.

Jenny (für ſich). Die junge Lady Maxwell iſt ſo reich und ſo ſchön, und im Haar, vor dem ſegnenden Prieſter, wollen

Perlen und Edelsteine doch nicht so viel bedeuten, als hier meine bescheidenen weißen Myrtenblüten! Der Arme und der Reiche, wenn sie das Höchste ausdrücken wollen, was den Menschen erfreuen kann, haben nur eine und dieselbe Sprache und müssen dazu unsere Blumen wählen. (Sie sieht sich um.) Wie fleißig der Fremde arbeitet! Es ängstigt mich fast — so feine Hände, ein so vornehmes Wesen und diese harte Arbeit! Er kann ja nichts verbrochen haben, daß er sich hier bei uns fast wie versteckt; sein Auge blickt zu treu, zu wehmüthig. Er hat die Augen, die selbst nicht weinen zu können scheinen, die aber weinen machen — Was sprech' ich für thörichtes Zeug! Sie kommen —

Sechster Auftritt.

Nichols und Harry treten vor. Jenny arbeitet an dem Kranze fort.

Nichols. Müssen uns nun auch mal ausruhen, Sir. Stellt Euern Spaten weg, Sir.

Harry. Nennt mich Harry. Ich heiße Harry.

Nichols. Wer Ihr nun auch sein mögt, Mister Harry, einen guten Gärtner — das werdet Ihr, glaub' ich, niemals geben —

Harry. Schaff' ich nicht genug?

Nichols. Im Gegentheil! Zu viel, zu viel, guter Mister Harry! Wenn Ihr mein Gesell werden wollt, so scheint's fast, als wolltet Ihr in vier Wochen Eure vier Lehrjahre nachholen.

Harry. Ich hole ein ganzes Leben nach.

Nichols. Seh' ich. Und seid wie gestern erst geboren. Denn Ihr versteht nichts von der Natur. Ein Kind weiß mehr davon.

Harry. Glücklich wär' ich, hätt' ich ſtets am Buſen der Natur gelegen.

Nichols. Das Wort da iſt recht. Ja, Natur iſt ein lebendes Weſen. Natur hat Adern und Lungen wie wir. Wenn's ſo recht ſtill iſt, kann man ſie athmen hören. Am Buſen der Natur! Das werdet Ihr hier noch deutlicher erfahren.

Harry. Was muß man thun, um ſein Ohr für die Natur zu ſchärfen?

Nichols. Nichts muß man hören vom Treiben der Welt, von Schmeichelkünſten, falſchem Lob. 'S hat was auf ſich, wenn man ſagt: Man kann das Gras wachſen hören. Ich hör's wachſen, ſeitdem mir — mein braves Weib geſtorben iſt — Jenny, einen Trunk Bier.

Harry. Mir Waſſer.

Nichols. Der Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth.

Harry. Laßt, Nichols. Es kühlt beſſer —

Nichols. Den innern Brand? Mag es euch denn erquicken — ich forſche nicht. Als ich Euch auf des kleinen Gilbert — wohl dem armen Kind, daß es bei ſeiner ärmern Mutter iſt! — auf dem friſchen Hügel des Kindes liegen ſah, mit erſtarrten Gliedern, das ſchöne ſchwarze Haar ganz weiß gereift vom Morgenthau und die vollen Locken über die blaſſen, für Eure Jugend viel zu blaſſen Wangen hangen, da, ich wußt' es wohl, daß Ihr Frieden ſuchtet und redete Euch, den Unbekannten, an. Ihr gingt dann mit mir, wie ganz willenlos — Aber — ſoll ich Euch —

Jenny (bringt zwei Krüge und Gläſer und ſetzt ſich wieder zur Arbeit).

Nichols. Soll ich Euch ſagen, woher ich weiß, daß Ihr gewiß zu den Vornehmen gehört! Euer Rock, Euer Weſen, o ja, das ſagt ſchon alles; aber an einem — habt Ihr Euch ganz verrathen. Wie geſagt, Ihr wißt von Wachsthum, Regen und

Sonnenſchein nichts, werft Aepfel- und Zwetſchenbäume in Eine Wildniß, wißt nichts von Kraut und Rüben, und im Feld — da habt Ihr nicht mal gewußt, was Hafer iſt —! Und wie mögt Ihr ihn Euern Gäulen zugemeſſen haben — ſcheffelweis!

Harry. Es war viel Nacht um mich.

Nichols. Und doch wißt Ihr vom Abendſtern nichts, vom Monde, vom Sirius nichts. Das muß man alles kennen, wenn man ein Gärtner iſt. Ich bin nur ein ſchlichter Gärtner, doch in Briſtol ging ich mit meinem Vetter Fielding in die Schule —

Harry. Fielding? In Briſtol?

Nichols. Kennt Ihr den Mann?

Harry. David Fielding?

Nichols. David Fielding — ein ſtattlicher Kaufmann —

Harry. Das Euer Vetter! — — Ja, ja, in den Sternen ſteht viel geſchrieben! — — Für wen wird da der Kranz?

Jenny. Für mich.

Harry. So ſeid Ihr Braut?

Nichols. Daß das Myrten ſind, das weiß er doch! Aber was ſchnackſt du, Jenny! Glaubt es ihr nicht! (Es klingelt draußen.) Der Kranz iſt für eine vornehme Lady. Es ſollte ihre Hochzeit ſein. Vor acht Tagen war's beſtellt. Wir warten jeden Augenblick, daß all die Kränze und Guirlanden geholt werden, die ich geſtern Abend ſchon anfertigen ließ — (Sieht ſich um.) Seht, da kommt ſie ſelbſt.

Harry (erſchrickt und zieht ſich an die Seite).

Siebenter Auftritt.

Tätitia Marwell, mit einem **Bedienten**. **Die Vorigen.**

Tätitia. Ich bewundere Euere Blumenbeete. Dieſe friſchen Morgenblüſte thun wohl!

Nichols. Jetzt hab' ich mich auf die letzte Beſtellung verlaſſen und nun ſchon wieder verſchoben, Fräulein?

Tätitia. Ja, wir werden den Kranz nicht brauchen können —

Nichols. Nicht die Myrten? Aber alle unſere Beete ſind für den Schmuck auch Euers Hauſes geplündert worden.

Tätitia. Meine Verbindung mit dem jungen Sir Harry Thompſon iſt abgebrochen.

Nichols. Meine Blumen ſind aber auch abgebrochen! Steht mir jetzt der halbe Garten kahl —

Tätitia. Ich habe gehört, daß man aus Blumen in Laboratorien noch Wohlgerüche zieht — Schickt ſie dorthin!

Nichols. Eine Hochzeit, die in einer Apotheke endet? Kommt auch vor.

Tätitia. Oder könnten nicht Bienen noch Honig daraus ſaugen?

Nichols. Aus welken Hochzeitsblumen? Spottet nicht noch unſerer Mühe und meines geplünderten Gartens!

Tätitia. Hier iſt die Bezahlung. Ich werde Euch im beſten Andenken behalten, und vergeßt nicht, manchmal im Jahre uns friſche Veilchen zu ſchicken! Jack, den Wagen! (Geht ab.)

Nichols (ſie hinausbegleitend). „Manchmal im Jahre"? Fräulein, Veilchen und Unſchuld gibt's im Jahre und im Leben nur einmal! Aber ich muß Euch noch herausgeben! Ich mach'

es wohlfeil, wenn Ihr wieder — Ja, kommt zu mir, wenn Sir Harry Thompſon einen Nachfolger gefunden hat, hört Ihr —? (Ab.)

Achter Auftritt.

Harry. Jenny.

Harry. Ob ſie wol ihr Brautkleid mit derſelben Ruhe abbeſtellt hat? Ich hätte kaum geglaubt, daß ſie einen ſo großen Charakter beſitzt. Sie würde mich gelegentlich mit gleicher Faſſung und Würde begraben haben.

Jenny. Es ſcheint, Ihr kanntet dieſe Dame?

Harry. Beſſer noch kannt' ich den, mit dem ſie verlobt war.

Jenny. Harry Thompſon. Der war ihrer Liebe nicht werth.

Harry. Das iſt das Neueſte. Sagt man das?

Jenny. Harry war ein wilder verrufener Menſch, ein Uebermüthiger, der ſich einbildete, jede Frau müßte dem Blick ſeiner Augen erliegen. O, es gibt böſe junge Männer! Aus Eitelkeit, wo ſie ein unbewachtes Frauenherz entdecken, ſchüren ſie das Feuer der Liebe, und iſt das arme Herz des Weibes im zehrenden Brand, dann löſchen ſie es aus mit kaltem Spott und der Untreue ſchadenfrohem Lachen. Wie ein Wurm ſchlingen ſie ſich um die Wurzel einer Pflanze, ſaugen Leben, alle Liebe der armen Blume ein; dann welkt ſie, die Welt weiß nicht, warum ſie ihre Blütenkrone neigt und ſtirbt.

Harry. Das iſt nach der Natur! Aber woher kennſt nur du ſchon ſolche Männer?

Jenny. Hier neben uns wohnte eine ſolche Unglückliche.

Sie hatte die Liebe eines Unholds mit einem gebrochenen Herzen, mit dem Tode gebüßt. Es war die Mutter des Kindes, auf deſſen Grabe wir Euch fanden, Mary Wilſon.

Harry (bei Seite). Mary Wilſon! Ich habe ſie auch gekannt, die Arme! Maxwell's Geliebte, die Mutter des Kindes, das — Maxwell, der eigene Vater, tödtete —! Ich will an meine Arbeit gehen und den Alten an die Aſtronomie erinnern. In den Sternen ſteht wol noch mehr geſchrieben — — Auch in den Augen des ſchönen Kindes da! (Nimmt ſeinen Spaten.) Wie tief, ſagte der Vater, müßte die Grube werden?

Jenny. Es war ein Scherz.

Harry. So tief, wie eines Menſchen Grab. So will ich gehen und ſie graben. (Geht in den Hintergrund.)

Neunter Auftritt.

Jenny ſteht eine Weile und ſieht Harry wehmüthig nach.

Nichols. Harry.

Jenny. Was er nur vor ſich hingeſprochen hat? Sollte ihn doch wol eine Schuld drücken? O ich möchte ſie ihm tragen helfen —

Nichols (kommt zurück). Sieh, ſieh Jenny! Da geht eben der Poſtbote über die Straße und reicht mir den Brief ins Fenſter. Er kommt von Briſtol. Wird doch nichts unſerm Vetter Fielding zugeſtoßen ſein? Es iſt ein Advocatenſiegel.

Harry (hört).

Nichols. Fielding verließ uns ſo plötzlich ohne Abſchied. (Erbricht den Brief.) Lies, lies, Jenny!

Jenny (lieſt). „Unterzeichneter Notar hat die Ehre, Euch

anzuzeigen, daß Euer leiblicher Vetter Miſter David Fielding ſeit drei Tagen auf den Tod erkrankt liegt" —

Nichols. Mein Heiland! Da iſt er ſchon todt! Das iſt die Art, wie man Angehörige ſchonend vorbereitet! Wie raſch dieſer alte Gärtner, Tod genannt, die Beete ſtutzt!

Jenny (lieſt ängſtlich weiter). „Da jeden Augenblick ſeine irdiſche Auflöſung bevorſteht, ſo wollte unterzeichneter Notar nicht unterlaſſen, Euch darauf aufmerkſam zu machen" —

Nichols. Noch nicht kalt, und ſchon wetzen die Raben ihre Schnäbel? Ich ſoll wol gar erben? Oder wenn ich nicht erbe, einen recht netten fetten Proceß führen? Was, du Federfuchſer?

Harry (ſieht in den Brief). David Fielding? Durch den der reiche Thompſon ins Elend gekommen iſt, iſt todt?

Jenny. Läſtert ihn nicht! Den guten Vetter —!

Harry (lieſt in dem Briefe weiter). „Aufmerkſam zu machen, daß das Vermögen Euers Vetters ſeit ſeiner letzten londoner Reiſe ſich unermeßlich vergrößert hat. Ganz Briſtol war darüber erſtaunt und fragte nach dem künftigen Erben. Noch grübelte man darüber, wer es ſein würde, da legte er ſich auch ſchon, möglicherweiſe, zur ewigen Ruhe. Dem Rechte nach ſeid Ihr der einzige Erbe." (Unterbricht ſich wie ſchwindelnd. Sammelt ſich wieder und lieſt weiter.) „Aber, wie oft der Sinn kranker Leute iſt, ſo hat er heute ein Teſtament gemacht, das zu Gunſten des londoner Kaufmanns Thompſon wunderliche Dinge enthalten ſoll. Nach dieſem Teſtament würdet Ihr nur Erbe des kleinen Vermögens werden, welches er vor ſeiner londoner Reiſe beſaß, das Uebrige fiele an Thompſon. Da er bei dieſer wichtigen Procedur nicht ſeinen alten Rechtsbeiſtand citirt hat, nicht mich, der ich —"

Nichols. So rächt ſich der Schuft und ſtößt ſein Teſtament um, während der — der — der Vetter noch nicht einmal todt iſt?

Harry (zeigt den Brief). Da ſteht die Nachſchrift, er iſt todt.

P. Wilhelmine.

Wenn es einer war, ſo haſſen Sie ihn nur Ihrer garſtigen Zöpfe wegen!

König.

Läſtre nicht! Der Zopf iſt die Zierde des Mannes. Im Zopf liegt die zuſammengeflochtene Kraft des Mannes. Der Zopf, das iſt nichts Wildes, Flackerndes, Wüſtes um den Kopf, den Sitz der menſchlichen Seele, wie bei den geckenhaften Buſchmännern jetzt mit ihrem langen zottigen Haar, ſondern einfache, ſittliche, geſtriegelte Ordnung und geflochtener Gehorſam, ſanft herab über die Schultern gleitend, das Sinnbild eines Chriſten. Doch ich bin es müde, mit Dir zu ſtreiten. Dieſer Arreſt ſei Dir der letzte Beweis meiner väterlichen Liebe. Bald ſollſt Du frei wandeln und Herr Deiner eignen Thaten werden. Ich verkündige Dir hiemit, daß Du jetzt nach Belieben ſchalten und walten kannſt —

P. Wilhelmine.

Vater?

König.

Wenn Du ihn ehrlich meinſt, dieſen Ton?

P. Wilhelmine.

Er kommt von einem Herzen, das nie aufhören wird, den beſten aller Menſchen zu verehren.

König (gerührt).

Bin ich nicht verkannt? Erkennt Ihr, daß ich nur Euer Glück will? Ja, Wilhelmine, Du kannſt nun bald

Nichols und Jenny (zuſammen). Iſt todt?

Harry. Klagt Ihr in einem Augenblick, wo Euch Hundert tauſende zufallen ſollen?

Nichols. Aber zum Henker! Ich glaube gar, Ihr wollt mich närriſch machen? Nicht einmal einen neuen Bogen Papier nimmt der Federfuchſer und ſchreibt blos hinten als Probſt-Skriptum ſozuſagen: Während ich eben den Streuſand nehme, iſt mein Feind bereits richtig geſtorben! Probſt-Skriptum, mir kribbelt's in allen Händen, dem Kerl ſelbſt den Garaus zu machen —

Jenny. Vater!

Harry. Ihr ſeid des Fielding einziger Erbe. Was ihm gehörte, iſt Euer. Der Erbes Urſprung kümmert nicht den Erben.

Nichols. Aber das Teſtament! Das Teſtament!

Harry. Das Recht, ſchreibt Euch ja ein Rechtskundiger, iſt auf Eurer Seite.

Nichols. Menſchenrecht! Schurkenrecht —

Harry. Nicht doch! Der Advocat beweiſt ohne Zweifel, daß Fielding nicht bei richtigem Gebrauch ſeines Verſtandes war, als er ſein Teſtament machte —

Nichols (findet ſich). Nicht bei richtigem —? Ja ſo. Hm! Hm! Meint Ihr! Jenny, den Acker da drüben, den hätt' ich allerdings ſchon lange gern gekauft und auf meiner alten Tage Abend hätt' ich unſer Weſen hier gern um ein paar Morgen vergrößert und am Ende thät wol gar die Königin ihre Blumen von Unſereins kaufen und Jenny — Nein, haltet nur mir erſt den Verſtand an —! Hunderttauſende? — Er geht mit mir durch! Wer? Was? Ich? Ja ſo! Ich ſoll ſelbſt kommen? Nach Briſtol? Aber morgen haben wir großen Markt in der Stadt — Jeſus, was red' ich nur noch von Paſtinak und Sellerie —! Oder wollt Ihr nicht vielleicht ſtatt meiner nach Briſtol reiſen? Sir, wir miethen ein Pferd oder zwei — Ihr reitet oder Ihr fahrt nach

Briſtol, bringt mir das Ding, verſteht Ihr, nämlich ſozuſagen — ins Reine — daß nicht — wer war's doch — wer am Ende nicht der Erbe ſein ſollte —?

Jenny. Der armgeworbene Thompſon! Der Vater Harry Thompſon's!

Harry. Die Blumen der Läticia Maxwell ſollen wieder neubeſtellt werden? Nimmermehr —!

Nichols. Was redet Ihr denn? Reut's Euch wol ſchon wieder? Soll es der Thompſon haben?

Jenny. Thompſon iſt ein edler Mann. Er wurde arm durch Fielding. Fielding gedachte ſeiner im Tode. Laßt das alles, Vater —!

Nichols. Aber die Form, ſchreibt der Notar, wäre ja nicht gültig.

Harry. Nichols, wollt Ihr dem armen Thompſon von Eurer Erbſchaft einen Theil zu Gute kommen laſſen? Nur dreitauſend Pfund? Es iſt dann für Eure glänzenden Umſtände nur wenig, viel jetzt für Thompſon —

Nichols. Meine glänzenden —? Je nun — Warum nicht! Aber —

Harry. Aber mit dem Beding —

Nichols. Laßt hören! Von dem, was ich noch nicht habe, geb' ich ganz gern was ab —

Harry. Daß nach dem Tode des Thompſon und ſeiner Frau das Geld an Euch zurückfällt und Thompſon's Kinder keine Anſprüche darauf machen dürfen.

Nichols. Geht weg! Ich glaube, Ihr ſtellt Euch verrückt, blos um zu verbergen, daß ich es bin —

Jenny. Vater, beruhige dich doch —!

Harry. Euch das ganze Licht des Glücks; dem armen Thompſon nur ein erquickender Schatten für ſeinen Lebensabend! Nichts aber den Kindern! Das Erbe ſchuf den Unterſchied und falſchen Rang der Menſchen. Das Erbe gab uns

Haß, den Krieg; das Erbe empört den freien Sinn! Wie? Schon sollen Ungeborne auf dem breiten Teppich nicht selbst erworbener Güter sich lagern dürfen? Das Erbe fälschte den Augenblick zur Ewigkeit und gab dem Zufall widerrechtlich die Allmacht der Nothwendigkeit.

Jenny und Nichols (bei Seite). Was ist ihm?

Harry. Gibt die Natur dem Kinde Güter mit? (Auf den Garten deutend.) Kommt eine Blüte mit der Frucht zur Welt? Ihr bedenkt den armen Thompson — doch seine Kinder, die sollen auch die leere Hand des Schicksals freudig fassen und sich die Dornenbahn des Lebens selber lichten! Ihnen kein Erbe! Kein Glück durch andere! Bedingt Ihr's so, so will ich gern für Euch nach Bristol gehen, für Euer Recht, für Euere Hoffnung streiten — ich, Harry Thompson, ich, der Sohn Euers künftigen Feindes —

Jenny. Wie? Vater! Hörst du?

Nichols. Wer, sagt Ihr?

Harry. Harry Thompson, der von Fielding nichts besitzen, nichts erben will, weder für sich, noch für die Seinigen! Durch Armuth sind sie dem Himmel und der Erde wiedergewonnen; dieser Heimat sollen sie erhalten bleiben! (Ab.)

Nichols. Nun wahrhaftig! Harry Thompson? Der Sohn meines — unsers Feindes, hätte bei mir Gärtner werden wollen? Und nun sollte der im Stande sein, mich zum Millionär zu machen und künftig hier blos bei mir seine Milch aus unsern Schüsseln — Kind, künftig haben wir goldene Schüsseln —

Jenny. Vater —!

Nichols. Auf die bristoler Landkutsche brauchen wir bald nicht mehr zu warten, um ihm nachzureisen, sondern wir haben selbst ein Pferd, nein zwei, drei —

Jenny. Ihm nachzureisen? Vater —! Vater! Besinne dich!

Nichols. Ich ſehe hier ein prächtiges Palais ſtehen und da, da plätſchert drei Stockwerk hoch ein großer Springbrunnen! Und hier, das iſt mein Marſtall von ſo und ſo viel Hengſten oder Stuten, und hier, Herr Gott, da ſteht ja ein Gewächshaus mit lauter —

Jenny. Wunderblumen, Vater, von denen du nur träumſt. Je, beſinne dich doch! Aber du haſt recht, laß uns auch nach Briſtol eilen, blos damit wir den Harry Thompſon —

Nichols. Doch nicht zum Erben meines Vermögens machen?

Jenny. Den guten Vetter zur ſeligen Ruhe beſtatten —

Nichols. Zur ſeligen Ruhe beſtatten und dann das Teſtament — kopfüber ſtoßen? Ja, du haſt recht; auch wir müſſen nach Briſtol. Wie kann ich mich auf ſo viel Edelmuth verlaſſen? Die Welt iſt ſchlimm und der Weg von hier bis Briſtol lang! Unterwegs kann einer noch zehnmal ſeine guten Vorſätze ändern. O, ich kann ſo gut denk' ich reich ſein, wie jeder andere, der auf Erden 62 Jahre alt geworden iſt! Gärtner, das bleib' ich, aber ich kaufe dem himmliſchen Herrgott ſeine halbe Schöpfung ab und nenne ſie mein und pflüge ſie und ſäe ſie und ernte von ihr wie bisher — gerade wie die heiligen Erzväter in der Schrift — alles en gros! Aber, glaub' mir, Jenny, ihm, ihm wird's auch ſchmecken. Ihn werden ſie herumkriegen! Dein Vermögen ſteht auf dem Spiele! Meine Erbſchaft! Holen wir deinen Hut! Deinen Mantel! Beruhige dich! (Auf den Brief deutend.) Blos — um dem Federfuchſer es anzuſtreichen, wie der Schuft ſich (faſt weinend) unterſtehen kann, vernünftige Menſchen wie unſereins rein um ihren Verſtand zu bringen —!

Jenny (ſucht ihn während aller dieſer Reden zu beſchwichtigen).

(Beide gehen ins Haus.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Im Hause des Notars zu Briſtol. Eine Schreibſtube. Hinten ein Vorhang.

Erſter Auftritt.

Ein Diener des Notars. Dann Thompſon. Zuletzt der Notar.

Diener (ruft hinaus). Tretet nur hier herein! Der Herr Notar wird ſogleich erſcheinen. (Geht ab.)

Thompſon (tritt ein. Sein Aeußeres verräth die Aufregung ſeines Gemüths). O du ehrlicher, ehrlicher Fielding! Ja, er hat mich zu ſeinem Erben gemacht! Er hat mir gelaſſen, was mein iſt, was mein war und bleiben wird! Gerade, wie er es mir einſt beſchworen hatte bei ſeiner künftigen Seligkeit! — Doch — dieſe Advocaten, dieſe Ränkeſchmiede — Da kommt der Heimtücker, der an mich ſo zweideutig geſchrieben hat —

Notar (tritt ein mit vielen Förmlichkeiten). Miſter Thompſon?

Thompſon. Der bin ich! Seid Ihr der Notar? Miſter Fielding iſt alſo todt!

Notar. Miſter Walter Thompſon?

Thompſon. Wißt's ja bereits! Das bin ich! Ja! Wozu die Förmlichkeit! Mein braver, redlicher Freund hat ein Teſtament hinterlaſſen zu meinen Gunſten. Ich bin jener Thompſon, dem er

ſein ganzes Habe als Erb' und Eigenthum verſchrieben hat, um ſo mehr, als ich durch ihn arm geworden bin. Herr, der Brave hat wohl gewußt, warum er mir das Meinige zurückgegeben.

Notar. Schritt vor Schritt, Sir! Miſcht nicht alles zuſammen, Sir Walter! Das Teſtament iſt da, aber formaliter et realiter ungültig!

Thompſon. Der Wille eines Sterbenden?!

Notar. Fielding's Willen in Ehren, aber die Erben können geltend machen, daß ihr ſeliger Erblaſſer acht Tage vor ſeinem Ende nicht mehr im intelligenten Gebrauch ſeiner natürlichen Kräfte oder vielmehr nicht mehr im natürlichen Gebrauch ſeiner intelligenten Kräfte geweſen iſt —

Thompſon. Fielding —?! Geht mir weg! Ihr redet unſinniger als er — wenigſtens damals, als ich von ihm Abſchied genommen!

Notar. Sir! Sir! Sintemal Fielding aus London mit einem ungeheuern Vermögen auch einen partiellen Wahnſinn mitgebracht hat, nicht mehr wußte, was er thun und was laſſen ſollte, nullam noctem, keine Nacht mehr ruhig hat ſchlafen können und in ſeinem Hauſe gewankt iſt, ad instar lunatici, wie ein Nachtwandler, und kurz vor ſeinem Tode, noch fürgeſtern, als er friſch und geſund ſchien, immer gerufen hat: morituras sum, ich muß ſterben, Thompſon's Kindern zu Lieb' —!

Thompſon (ſinkt athemlos auf einen Seſſel. Für ſich). Das iſt kein Wahnſinn!

Notar. Evidentissima dementia! Nein, Sir! Das Teſtament iſt in einem zweideutigen Zuſtand der Vernunft verfaßt. Forma legalis iſt da, aber testandi libertas — dieſe fürnehmſte Qualität eines morituri et testabundi iſt von Aerzten, Notaren und Zeugen ſo bezweifelt, daß die Erben in London ſothanen letzten Willen zwar nicht (leiſe und forſchend) gratis, aber — aber auch nicht frustra werden umſtoßen können —

Thompſon. Von mir erhaltet Ihr nichts! Ich werde Beweiſe von Fielding's Verſtande geben!

Notar. Thut das! Aber die rechtmäßigen Erben haben bereits einen Bevollmächtigten anhero geſandt.

Thompſon. Den will ich ſprechen! (Bei Seite.) Ich entdecke mich ihm und gebe lieber dort, als einem ſolchen Gauner!

Notar (vertraulich). Miſter Thompſon! Ich hatte gehofft, die Erben in London würden zu mir, Notario publico, mehr Vertrauen hegen. Ich erſtaune, daß ſie mir einen zwar nicht juris consultum, aber juris peritum anhero ſenden. Wenn man nun doch erwieſe, daß der Selige allerdings bei Verſtande, keinesweges amentia, ſondern temporär nur dementia — das heißt auch da nur sensu quolicumque — —

Thompſon. Laßt Euer verdammtes Rothwelſch! Schickt mir den Bevollmächtigten, ich werde mit ihm in üblicher Landesſprache reden —

Notar. Thut das! Werd' ihn rufen, Miſter Thompſon. Aber Ihr werdet Euern Mann finden! Hört lieber auf mich! Was iſt überhaupt — Verſtand? Jedes Ding in der Welt verlangt ſeine rechte Beleuchtung. Und das Recht, Sir Walter, das wißt Ihr denn doch wol, hängt immer von (wendet ſich zum Abgehen und ſtreckt nach hinten die offene Hand aus) allerlei Haken und Umſtänden ab. Gebt Acht, gebt Acht! Ihr werdet Euern Mann finden und froh ſein, wenn Ihr meinen Zorn beruhigt; denn ich geſtehe Euch, Fielding hat die kleinen, die magern Proceſſe, die hat er alle durch mich gewinnen laſſen und das große, das fette Teſtament, ei, das machte er ohne den Rath ſeines allerwärmſten Freundes? Ich räche mich aber nicht. Bewahre! Nur ein einziges vernünftig mit mir geſprochenes Wörtlein und ich bin die verſöhnlichſte und gutmüthigſte Creatur von der Welt! (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Thompſon allein. Dann Harry.

Thompſon. Der Elende bietet ſeinen Beiſtand dem, der ihm die größere Summe zahlt! Wer mögen die Prätendenten ſein? Wenn ſie den Sieg gewännen? Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß ich in dem Grabe ein Geldmenſch bin, der an ſeinem Beſitz haftet wie alle andern auch! Wehe dem Frevler, der in die Rechte des Schickſals greift und es wagt, der Allweisheit Bahnen vorzuzeichnen! Silber, nie iſt dein Klang mir ſo lockend, Gold, dein Beſitz nie ſo ſüß vorgekommen! Ich muß mich entdecken, muß meinem Gegner die ganze Wahrheit ſchildern, wie ſie an dem Abend aus meinem Herzen kam und im Buch des Schickſals aufgezeichnet ſteht.

Harry (tritt ein und bleibt eine Weile ſtehen).

Thompſon (wendet ſich um und ſieht ſeinen Sohn mit großen Augen an).

Harry (ſtürzt auf ihn zu). Vater —!

Thompſon (ſieht ihn befremdet an). Wie kommſt du hierher? Ich hab' hier ein Geſchäft — ich erwarte hier jemand —

Harry. Vater, daß ich Euch wiederhabe —!

Thompſon. Laß mich, geh, geh; was willſt du von mir?

Harry. Liebe —!

Thompſon. Junge — jetzt brauchen wir Geld. Geh, geh!

Harry. Sagtet Ihr nicht ſonſt, ein Fluch klebe am Gelde?

Thompſon. Mein gemünztes Gold, mein geprägter Fleiß ſteht auf dem Spiele! Geh — geh, ſag' ich, mein guter Harry! Ich freue mich, daß du lebſt! Daß wir dich wiederhaben! Die Mutter, deine Geſchwiſter ſind mir gefolgt! Steh uns

bei, unſere Sache gegen die Feinde des Fielding'ſchen Teſtaments durchzuſetzen. Haſt du nicht ſchon auch davon gehört? Es ſoll von ſeiten ſeiner Anverwandten jemand hierhergeſchickt worden ſein, den ich jetzt erwarte —

Harry. Der, den Ihr erwartet, bin ich, Vater.

Thompſon. Wie?

Harry. Der Bevollmächtigte der rechtmäßigen Erben Fielding's.

Thompſon. Wie — — Du — — Du wollteſt —? Du — mein Gegner?

Harry. Im Namen eines armen Mannes, den Fielding's Tod zum reichſten gemacht hat, komm' ich. Im Namen eines armen Gärtners aus der londoner Vorſtadt —

Thompſon. Harry! Du weißt nicht, das Teſtament des Fielding ſpricht ja für deinen Vater.

Harry. Das wußt' ich, Vater —

Thompſon. Wußteſt du?

Harry. Ich kenne Fielding's letzten, aber ſeiner Geiſtesſchwäche wegen ungültigen Willen. Dieſe Geiſtesſchwäche kann bewieſen werden. Ich habe die genaueſten Erkundigungen eingezogen.

Thompſon. Du willſt deinen Vater an den Bettelſtab bringen? Ins Narrenhaus mit dir!

Harry. An den Bettelſtab ſeid Ihr ja ſchon! Sind wir's nicht alle? Wie oft habt Ihr das Glück der Armuth über alles geprieſen!

Thompſon. Jedes Wort hat ſeine Zeit. Was du da redeſt iſt in dieſem Augenblick ſo überflüſſig, wie die Spatzen in den Kirſchen.

Harry. Ich erkenne Euch nicht wieder, Vater! Hat Euch die Armuth ſo verwandelt?

Thompſon. Mein guter Harry, mein lieber Sohn, mein goldiges Kind, höre jetzt! Das Geld war und iſt mein! Lache nicht! Ich bin der reiche Thompſon aus London, ich wär's und bin's und werd' es wieder ſein.

Harry (für ſich). Er redet irre! (Laut.) Vater, Ihr werdet nicht darben! Der rechtmäßige Erbe ſoll Euch eine anſehnliche Summe als Geſchenk auswerfen. Dreitauſend Pfund! Ihr werdet damit ein neues Geſchäft beginnen können! Ihr werdet — Doch die Stunde ſchlägt. Ich muß ins Gericht. Lebt wohl!

Thompſon. Verfluchtes Geſchenk! Was Geſchenk! Wohin willſt du?

Harry. Vater, ich hörte, die Geſchwiſter ſind ſo brav und ſo gut geworden und Ihr lebt ſo ſtill und zufrieden in der Vorſtadt St.-Giles — Beruhigt Euch!

Thompſon. Laß die Doctorweisheit —!

Harry. Vater, ich hörte ſie in Eurer Schule —

Thompſon (reißt eine Schrift aus der Bruſttaſche). Leſen, ſchreiben und rechnen heißt meine Schule! Lies die Schrift!

Harry. Nie hätt' ich gedacht, als Ihr uns von den Gefahren des Reichthums ſpracht, daß ich ſie in dem Grade hätte an Euch ſelbſt erproben ſollen —!

Thompſon. Lies die Schrift, ſag' ich, und du wirſt ſehen, lieber Sohn, daß jeder Schilling Fielding's mein iſt! Wirſt ſehen, daß ich um euers Seelenheils willen mein Gold in Eiſen, mein Silber in Blei verwandelte! Wirſt ſehen, daß ich mich vor der Welt und meiner verworfenen Familie nur ſcheinbar arm ſtellte und das Elend einiger Jahre dem Elend der Ewigkeit vorzog!

Harry. Das ſind Märchen!

Thompſon. Märchen? Du glaubſt nicht, daß ich mit dieſen meinen eigenen Händen mein Glück nur ſcheinbar zerſtörte,

machen, was Du willſt, kannſt franzöſiſche Bücher leſen, kannſt Menuetten tanzen, kannſt Dir eine ganze Kapelle von Muſikanten halten, ich habe für Dein Glück und für Deine Freiheit geſorgt —

P. Wilhelmine.

Sie, mein Vater? Wie verſteh' ich das?

König.

Du haſt nun bald Kutſchen, Pferde, Heiducken, alles, wie es ſich für eine künftige Königin geziemt.

P. Wilhelmine.

Eine Königin?

König.

Du ſollſt ſehen, daß ich den Namen, den Du mir gegeben, den Namen des beſten Vaters, in That und Wahrheit verdiene. Ich höre Deine Mutter —

P. Wilhelmine.

Himmel, was ſoll geſchehen?

König.

Bereite Dich vor, faſſe Dich, es iſt eine feierliche Stunde —

P. Wilhelmine.

Was ſoll geſchehen?

König.

Bete zu Gott! Es iſt die Stunde Deiner Verlobung!

um euch opfern zu lehren auf dem Altar der Entſagung und eine verjüngte Zukunft nur zu hoffen von der Aſche und der Trauer über euere Vergangenheit?

Harry. Das ſagte dieſe Schrift? (Lieſt einige Zeilen.) Dann ſagt ſie auch, daß der Bettelſtab, den Ihr Euch als Zauberruthe unſers innern Menſchen dachtet, in Euerer Hand ein dürrer, nackter Stab bleiben, Euer Silber Blei, Euer Gold Eiſen bleiben, Euer künſtlicher Zufall göttliches Verhängniß durch mich, mich bleiben ſoll —!

Thompſon. Harry!

Harry. Daß wir reich geboren wurden, war nicht unſere Schuld; daß wir reich erzogen wurden, war die Euere! Wenn ich etwas begehrte, ſo bekam ich's. Die Diener ſchmeichelten mir, weil ſie rechneten, daß ich einſt ihr Herr würde! Wohlthaten lehrte man mich ſpenden, aber nicht aus Mitleid, ſondern um der Sitte der Vornehmheit willen. Die Mutter wurde nicht durch ſich allein von ihrem Glück geblendet, was gab uns der Vater? Lehren, Vorwürfe! Nur wenn er ſich erholen wollte, dann ſah er uns! So beſchäftigte ihn die Sorge um ſeinen Reichthum. Der Abend brachte die beſten Vorſätze; kam der Morgen mit ſeinem rauſchenden Gewühl von Pflichten, ſo tauchte der Handelsherr in ſeinen Beruf unter, hörte und ſah nichts mehr von uns, wie wir derweilen das Leben nahmen, wie man's uns eben bot —

Thompſon. O wahr, wahr!

Harry. Wurden wir erzogen für des Reichen hohen, herrlichen, beneidenswerthen Beruf? Der Reiche gleicht des Schickſals Launen aus; er der einzig Glückliche, der nie verſucht iſt, an des Himmels ewiger Gerechtigkeit zu zweifeln! Reich zu ſein wäre ein Fluch? Kann der Reiche nicht ſchaffen, wirken, beleben? Die Pläne des Genies mit hundert Armen ausrüſten

und ſelbſt den Gedanken des Denkers noch geflügelte Roſſe vorſpannen? Lernten wir durch Euch dieſen Segen des Reichthums kennen?

Thompſon. O wahr! Wahr!

Harry. Jetzt iſt unſere Ehre dahin. Den unglücklichen Freund, den Ihr zu dieſem Wagſtück verleitetet, habt Ihr um ſein Leben verkürzt. Was wird ihn getödtet haben, als die Angſt, theilnehmen zu müſſen an einer ſo furchtbaren Verantwortlichkeit? Und die Euern? Laßt ſie jetzt nur getroſt das ſein, was ſie ſind! In mir ſeht Ihr nichts als einen armen, aber glücklichen Arbeiter, der am Buſen der Natur ſein kaltes Herz wieder zu erwärmen hofft. Durch Eure That — was hätte da aus mir werden können? Ha! Ihr hättet mich auch finden können ſchwebend am Pfahl der Schande! Der Sohn des Reichen, ausgeſtoßen in die Armuth, ohne die Kraft, arm zu ſein, hatte ſchon die Hand ausgeſtreckt, um am jäherworbenen fremden Eigenthum den Verluſt des eigenen wieder auszugleichen! Vater, mein Herz ſchlägt für Euch in kindlicher Liebe, aber Ihr habt das Schickſal herausgefordert; ich kann den Lauf der Dinge nicht mehr zurückdämmen. Das Nothwendige ſoll Euch werden, der Ueberfluß, der iſt dahin für immer — Für Euch und uns — So — werd' ich handeln! (Wendet ſich zum Abgehen.)

Dritter Auftritt.

Schon vor Harry's letzten Worten öffnete ſich hinten ein Vorhang. Fielding erſchien in ſchwarzer Tracht im Hintergrunde, ging während des Geſprochenen vorüber, kam wieder und blieb zuletzt unbeweglich ſtehen. Die Vorigen.

Thompſon. Harry! Dein erwachter edler Geiſt gibt dir einen Tugendſtolz, der ein grauſamer Frevel iſt! Den Schatten meines todten Freundes ruf' ich an, das Zeugniß eines ſeligen Geiſtes — (Erblickt Fielding.) Ha! Sieh, ſieh, Harry, ſteigen — die Geiſter — aus der Erde — zu zeugen — wider dich? Weß iſt das Erbe?

Fielding. Euers, Thompſon!

Harry und Thompſon (fahren beide zurück).

Fielding (bleibt feſtgewurzelt im Hintergrunde ſtehen). Erſtaunt nicht, reicht mir die Hände, Sir Walter und Ihr, Miſter Harry.

Thompſon. Ich fühle — warmes Leben — den Druck — der Liebe — es iſt — kein Bote vom Jenſeits — Fielding — ſeid Ihr's denn wirklich — Fielding?

Fielding. Euer Schuldner, Sir Walter.

Thompſon (Fielding umarmend). Ihr lebt? Warm ſind die Adern — Warm rollt Euer Blut — Treu blitzt das Auge der Liebe —!

Fielding. Erholt Euch — ! Als ich nach London kam, mein Freund, hatten wir eine Abrechnung. Ich gewann von Euch ein Weniges. Ihr ſeufztet und ſagtet: Ach, wär' es mehr, ja wär' es alles! Ich achtete deſſen nicht und bot Euch an, mit mir ein gemeinſchaftlich Geſchäft zu machen. Ich fand in Euch einen freudeloſen Mann. Ein ſo hocherklommener Gipfel

und Ihr wagtet nicht vor-, nicht rückwärts zu sehen und ich fand bald, daß Ihr Euer Haus nicht bestellt hattet. Wär' es alles! seufztet Ihr, und wie ich meine kleine Summe einstreiche, legt Ihr mir mehr Geld hin, als ich wollte, und wieder mehr. Und als ich es zurückschiebe, gingt Ihr wie im Wahnsinn an alle Euere Schränke und saht mich mit großen geisterhaften Augen an und tratet mit einem Plan hervor, der mir das Haar zu Berge sträuben machte. Ich sollte Euer ganzes Gut und Wesen zu eigen nehmen, so lange bis Ihr es mir wieder abfordern würdet! Ich wußte nicht, was ich thun sollte, aber die Urkunde lag schon geschrieben vor mir. Ihr zeigtet gen Himmel und wie von selbst — da stand mein Name als Unterschrift! Ich wollte einen Rechtskundigen hinzuziehen, aber nur zwischen uns sollt' es dies schwere, wunderbare Geheimniß geben. Ihr setzt die falsche Botschaft Euers Untergangs in Umlauf, erfindet ein räthselhaftes, Euch gescheitertes und mir' geglücktes Unternehmen; da bin ich nun reich, überreich. Die Welt sieht mich mit Neidesaugen an; ich kehre nach Bristol heim, von einem Glück, das mir doch keines war, erdrückt. Reich war ich und war's doch nicht; ich wollte schweigen, wem die Tausende gehörten, und sprach's doch jedem aus; wie ging es zu — mir fiel's wie Nebel ins Gemüth. Des Nachts, da hatt' ich keine Ruh'! Wohin ich sah, es fehlte überall. Ich zählt' und rechnete und stellte Beutel hin und Beutel, und wie in meinem glänzenden Geschick ich seufze, traure, fällt mir ein, ich hörte Euere Gattin weinen, Euere Kinder weinen! Da nun dacht' ich: Wenn du stürbest? Erben hab' ich, und der Tod, er überrascht mich dort, im Hafen, meinem Waarenlager? Beglaubigt war die Schrift nicht, die ich ausgestellt; ich ruf' in halb verwirrtem Zustand den zuverlässigsten Advocaten, den ich nur kannte, und vermach' Euch mein ganzes lustiges, erträumtes

Eigenthum. Jetzt fällt mir ein, ich könnte falsch geschrieben haben, und statt zu weinen lacht' ich — die Gedanken tanzten mir in tollem Wirbel vor den — wie selbst von mir gesehenen Augen; ich schreib' an Euch, Ihr antwortet nicht; ich bitt' Euch zu kommen, Ihr kommt nicht, Ihr haltet immer noch das Unerhörte, das aus einem edeln, warmen Menschenherzen kam, gefangen — da blieb mir nur ein Mittel noch, mein Innerstes vor der entsetzlichen Verantwortung, vor einem Eingriff in des Himmels Rechte zu bewahren. Ich schloß mich ein, ein treuerfundener Diener war der Einzige, der bei mir blieb — — ich sterbe — (Lächelnd.) Mister Walter, ich war ein guter Maulwurf, die Mine war für Euch zu tief. Ihr fielt hinein und habt Euch nun verrathen! Jetzt nehmt von meinen Schultern eine Last, die mir zu schwer! Euch ist sie leicht, denn Ihr habt sie erworben!

Thompson (umarmt ihn mit Thränen). Mein treuer Bruder! —

Fielding (zu Harry). Alles habt Ihr wieder, nur, seh' ich, Euern Sohn nicht?

Harry (stürzt auf Thompson zu, verzweiflungsvoll und von Wehmuth durchdrungen). Vater! Gib mir Lebensmuth! Ich gehöre mir selbst nicht mehr an!

Vierter Auftritt.

Der Notar (öffnet die Seitenthür). Dann **Frau Thompson, Eliza, Phillips, Cäsar, Jeffry, die Vorigen.**

Notar. Meine Werthesten, hier —! (Sieht Fielding.) Ha! (Er steht wie eingewurzelt.)

Harry. } Ja, ſeht nur hin! Er lebt!
Thompſon. } Proceßkrämer! (Sucht nach ſeinem Stock.) Hier
haſt du deine „Haken“!
Fielding. } Die Todten ſind erſtanden!

Notar. Alle guten Geiſter —! (Rennt ab.)

Frau Thompſon (eintretend). Alſo wirklich wahr, was man hört? Fielding lebt — Da iſt er!

Eliza. Cäſar. Jeffry. Und Harry!

Frau Thompſon. Mon fils! Das war die Ueberraſchung?

Harry. Gute Mutter! Nein, nein, um mich allein iſt es nicht; ſieh, ſieh den Vater an! Was mag er haben?

Frau Thompſon. Was geht denn nur hier in Briſtol vor? Ein Advocat, der Furcht hat, was man in London an Advocaten nicht erlebt? Ein Begrabener, der uns beim Ausſteigen aus der Poſtkutſche ſogleich zum Mittageſſen einladen läßt —? Und zwei Mitpaſſagiere, die ſich unterwegs auf der ganzen Reiſe nur von dem Comfort unterhalten, den ſie ſich mit unſerer, ſeh' ich nun wol, zu Waſſer gewordenen Erbſchaft beilegen wollen —?

Letzter Auftritt.

Nichols und Jenny. Die Vorigen.

Harry. Theuern Freunde — ſeht da —!

Frau Thompſon. Jenny. Phillips. Da ſind ſie.

Nichols (ſeine Tochter Jenny an der Hand). Vetter Fielding! Alſo Ihr lebt! Wir erfuhren's bereits an Eurer Hausthür, wo ſich die Menſchen zuſammenrotten, weil ſchon ſeit lange keine Wunder mehr geſchehen. Nun das iſt gut! Ich wußte wirklich nicht, ſollt' ich mir mecklenburger oder holſteiner Pferde anſchaffen! Aber unſere Bohnen müſſen gebrochen werden. Eben geht die

Landkutsche nach London wieder zurück und so machen wir denn sogleich retour —

Jenny. Ja, lieber Vetter! Weiß Gott, wir kamen um Euch mit bangem Herzen und gehen mit — (blickt vor Harry nieder) mit erleichtertem! Laß Euch der Himmel noch lange auf der schönen Erde, und wollt Ihr sie recht genießen, dann kommt zu uns, zu unsern Blumen!

Fielding. Freunde, ich weiß wohl, ich habe mir Vorwürfe zu machen, daß ein betrügerischer Notar euch aus euerm zufriedenen Dasein mit falschen Hoffnungen aufschreckte! Diese Schuld, die der giftige Mann erstens damit bezahlt, daß wir uns hier auf seiner Schreibstube versöhnt die Hände reichen —

Harry (tritt rasch entschlossen vor und ergreift Jenny's Hand). Vollends will ich sie zahlen! Vater, du staunst, warum ich zögernd und trauernd vor den goldenen Pforten unsers wiedererrungenen, von der Mutter, von den Geschwistern noch nicht begriffenen Glückes stehe? Mein Geist fühlte sich noch nicht stark genug, von glänzenden Gestirnen erst herab in düstere Nacht zu sinken und nun wieder hinaufzusteigen, aus Reue, Verzweiflung, Armuth in die Sonnenhöhe eines goldenen Vorzugs. Aber jetzt seh' ich einen Führer, der mich das Gesetz des Lebens halten, einen Engel, der mich das Glück auch genießen lehren wird! Dort steht er! Jenny, sei die Meine! Gib mir für Anbetung deine einfache, kindliche Liebe!

Frau Thompson. Was? Des Gärtners Tochter? Und wie soll ich denn den Scherz von „Glück" nehmen? Und „noch nicht begriffen"? Ich begreife vollkommen, daß Mister Fielding nicht in der Situation ist, sich von uns beerben zu lassen, und sans doute noch lange zu leben gedenkt —

Thompson (ihr halblaut drohend). Während wir in der Lohgerbergasse wohnen! Was sagt die holde Gärtnerin?

Jenny (mit bescheidenem Blick zur Erde). Sir Harry Thompson ist wieder reich, und komm' ich heim, hat wol Läticia Maxwell sich schon den Kranz bestellt —

Frau Thompson. Wieder reich?

Fielding. Liebe Freundin —

Thompson. St! (bei Seite). Erst die Verlobung —

Harry. Vergebens, Jenny! Du hast mich gelehrt, arm sein, ohne dich will ich auch nicht wieder reich werden.

Phillips. Läticia Maxwell feiert heute ihre Verlobung bereits mit Lord Pickington —

Harry. Pickington? Mutter! Dieser Mann kann noch einmal im Staate eine — hohe Stellung (zeigt an den Hals) einnehmen! Aber er wird nichts für uns thun können! Wird es auch nicht nöthig haben! Vater —

Thompson. Noch ist's nicht Zeit! Laßt erst noch Jenny reden!

Jenny. Wenn es meiner einfachen Liebe möglich sein kann —

Harry (umarmt sie). Mir das höchste Glück auf Erden zu geben!

Nichols. Hoffentlich bleibt er im Geschäft? Nur unter der Bedingung —

Thompson. Gewiß! Gewiß! Wenn auch auf andere Art! Und Mister Phillips! Wie seid denn Ihr so still und nachdenklich?

Harry. Eliza, folg' unserm Beispiel! Vertraue dem eigenen Gefühl.

Frau Thompson. Was, Mann, Mann! Zwei Ausstattungen? In unsern — Umständen?

Thompson. Wird sich machen! Mister Phillips?

Eliza (wendet sich verlegen ab).

Phillips (ebenfalls). Ich will zwar nicht — leugnen, daß ich Miß Eliza — leugnen — oder vielmehr — liebe — aber —

Eliza. Miſter Phillips denkt — nur immer an — an das — was doch nun vergangen —

Phillips. O, Miß Eliza — auch der Stolz — eines — armen —

Eliza. Das Geweſene allerdings hätte Euch kränken dürfen — doch nun —

Phillips. Wegen Ihres neuen Reichthums — nun wieder —

Frau Thompſon. Neuen Reichthums?

Thompſon. St!

Eliza. Miſter Phillips hat ein überaus gewiſſenhaftes Gedächtniß — allein aus Mitleid —

Phillips. In heiligen Stunden hatt' ich mir zwar — gelobt — doch jetzt ſind Sie wieder reich — um ſo weniger alſo darf ich —

Frau Thompſon. Wieder reich?

Harry (dazwiſchen tretend, führt ſie zuſammen). Macht den Wettſtreit euerer wie Schmetterlingsfühlfäden ſo zarten Gefühle nach der Hochzeit aus! Punktum!

Phillips und Eliza (umarmen ſich).

Frau Thompſon. Was ſoll denn nun das ſchon wieder? Eines Bäckers Sohn? Und wir wohnten nicht mehr in der Lohgerbergaſſe? Sind — wieder — reich?

Thompſon. Ja! Ich habe mit Fielding eine Wette gewonnen! Eine Wette, nichts weiter! Unterwegs aber mehr davon. Jetzt auf, und nach London! Die königliche Poſt wird uns im ſechsſpännigen Wagen heimführen, und wenn die Hörner und Trompeten in ihrem luſtigen Schmettern Pauſe machen, dann wollen wir nachdenken über alles, am meiſten über das Zauberwort, das uns den Reichthum würdig genießen und die Armuth edel ertragen läßt.

Frau Thompſon. Ich falle — in — (Reflex.) Nein, keine

Ohnmachten mehr! Dafür bin ich denn doch jetzt zu neugierig! Was? Eine Wette?

Nichols (macht zu Harry mit Humor die Pantomime, daß es mit dem Graben nun wol nichts mehr wäre).

Harry. Mutter! Faſſe dich und ſei ſtark! Arbeit iſt die Schule der Armen! Arbeit iſt die Schule der Reichen! Das iſt das Wort, das uns alle fortan gut machen ſoll und —

Alle (außer Frau Thompſon). Glücklich!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Auftritt.

Die Königin (geſtützt auf den Arm des Erbprinzen). Hotham. Die Vorigen. Später Lakai.

P. Wilhelmine (bei Seite überraſcht).

Der Erbprinz?

Königin

(verbeugt ſich kalt gegen den König).

König (eben ſo).

Guten Morgen!

Königin (zur Prinzeſſin Wilhelmine).

Liebes Kind, ich ſtelle Dir hier den Abgeſandten Sr. Majeſtät von England, den Herrn Ritter von Hotham, vor.

P. Wilhelmine (verneigt ſich, bei Seite).

Der Freund des Erbprinzen? Wie verſteh' ich das?

König.

Erlaube, liebe Frau, der Erbprinz hatte den Vorrang. Liebes Kind, ich ſtelle Dir hiermit den Erbprinzen von Baireuth vor.

Erbprinz (ſich verneigend, bei Seite).

Verlieren Sie den Muth nicht, es wird Alles gut werden.

Anmerkung.

Bei den frühern Auflagen bemerkte der Verfasser, daß er vorstehendes Stück im Jahre 1841 gegen die junge hamburger Plutokratie geschrieben hatte und thöricht genug war, den dortigen Thompsons und Harrys eine auf sie bezügliche theatralische Lehre zuerst zur Beurtheilung vorzulegen. Sie fiel denn auch im hamburger Stadttheater an demselben Tage durch, wo sie im wiener Hofburgtheater, bei guter Darstellung und mancher nützlichen Scenennachhülfe durch Franz von Holbein's Regie, ansprach. Bei den frühern Ausgaben bemerkte auch der Verfasser, daß er dramatischen Autoren rathe, ein Stück, wo Wechsel, Kalissements, Börsenverhältnisse vorkommen, in keiner Handelsstadt aufführen zu lassen, es sei denn, daß solche Motive ein guter Rechenmeister erst geprüft und in Einklang mit der italienischen Buchhaltung gebracht hätte.

Die Erfindung und Durchführung des Stücks war ein Gemüthsact. Seydelmann sagte und schrieb dem Verfasser, er wäre in diesem Stück „auf dem rechten Wege". Auf einem Volkstheater aufgeführt, in einer Vorstadt, ist es am besten Platze. „Ich gedenke", hieß es in der Vorrede zur dritten Auflage, „der Zeit, als ich ein eben auf dem hamburger Berg im Bau begriffenes kleines Theater zu dem Zweck ansah, ob ich es nicht mit einem Schauspieler in Pacht nehmen sollte. Herr Schutze, der es später allein übernahm, stieg mit mir in die dunkeln, noch unfertigen Mauern. Er pries die Räumlichkeiten der Garderobe und der Zuschauerränge, die Akustik und die solide Bauart; ich bevölkerte mein Theater mit Matrosen, Dienstboten, Handwerkern, Soldaten und mit Stücken im Geschmack dieser «Schule der Reichen». Eiseskalte Wintertage waren es, als jene baulichen Untersuchungen angestellt wurden, die Werke erfroren im Munde; vom Volkstheatertraum blieb, als Frühling kam, nichts zurück als der Name, den ich unserer Bühne gegeben, Urania Theater, und der Plan zu dem folgenden Stück. Wenn man's auf graues Papier druckte und für einige Groschen auf Jahrmärkten verkaufen wollte, fände es sein richtiges Publikum. Den vornehmen Söhnen der großen hamburger Handelsfirmen, den Regattafahrern auf der Alster, den Mitgliedern des wandsbecker Rennclubs hätte

man, um ihnen eine Lehre zu geben, ſuchen müſſen in minder naiver Form beizukommen."

In dieſer durchweg neuen Geſtaltung wurde das Ganze, allerdings gewagterweiſe, zum „Luſtſpiel". Auf dem romantiſchen Gebiete, wo der Anblick des vor dem Meſſer des Shylock mit entblößter Bruſt ſtehenden Antonio manchen Theaterzettel nicht hindert, auch noch jetzt den „Kaufmann von Venedig" ein Luſtſpiel zu nennen, ließ ſich die Umänderung des Titels verſuchen. Trotz eines im dritten Act vorkommenden Leichenzugs iſt das Ganze in der That ein Luſtſpiel, Verkehrung gegebener Prämiſſen in ihr Gegentheil. Ob jedoch in einer Zeit, wo's im „Luſtſpiel" nur poſſenhaft hergehen ſoll, eine neuerſuchte Bühnenbelebung nicht wieder den Titel in „Schauſpiel" umändern mußte, dürfte vom Repertoircharakter einer ſolchen Bühne und dem Bildungsgrad ihres Publikums abhängen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe.

Erstes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1862.

Ella Rose

oder

Die Rechte des Herzens.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1862.

Die Aufführung darf nur mit Bewilligung des Verfassers stattfinden.

Ella Rose

oder

Die Rechte des Herzens.

Schauspiel

in

fünf Aufzügen.

Perſonen.

Charles Roſe.
Ella, ſeine Frau.
Der alte Roſe, } ſeine Aeltern.
Suſanna, }
William Trailfourd.
John Kemble.
Georg Jenkins.
Jonathan Thornton.
Hannah, ſeine Frau.
Marquis Derſet.
Lord Babington.
Williams.
Wyſe.
Der Pfarrer von Warrington.
Der Friedensrichter.
Tom Ritchie.
Mary.
Ein Theaterdiener.
Herren und Damen.
Schauſpieler und Schauſpielerinnen.
Diener.

Zwiſchen den einzelnen Acten liegen längere und kürzere Zwiſchenräume.

Die Handlung ſpielt in England.

Königin.

Gute Nachrichten aus Ansbach, lieber Prinz?

Erbprinz (bei Seite).

Schon wieder die verdammte Verwechselung! (Laut) Majestät, man hat die Absicht, Ansbach nach Baireuth zu verpflanzen.

König.

St! Lassen wir jetzt alle irdischen Gedanken und Baupläne und bereiten uns zu einem Werke vor von heiliger Bedeutung. Setze Dich drüben zu Deiner Mutter, Wilhelmine!

P. Wilhelmine (bei Seite).

Was soll daraus werden?

König.

Sie, Erbprinz, sind hier mein natürlicher Beistand. Ritter Hotham, Sie in der Mitte!

Erbprinz

(springt hinzu und rückt den Tisch in die Mitte. Bei Seite).

Hotham, der Handelstractat!

Hotham

(setzt sich lächelnd in die Mitte, öffnet ein Portefeuille, das er mitbringt, legt Papier zurecht und untersucht seine Federn).

König (die Hände faltend).

Wenn ich Dich jetzt, treue Gattin und Lebensgefährtin, frage, was ist eine glückliche Ehe —

Erſter Aufzug.

Ein freundliches mit einem Licht erleuchtetes Zimmer in einer ländlichen Pachterwohnung. Links und rechts befinden ſich Gänge. In der Mitte führen Glasthüren nach einem andern hellerleuchteten Zimmer. Rechts vom Zuſchauer befindet ſich ein mit Blumen geſchmücktes kleines Fenſter. Ein Tiſch mit Büchern und Muſikalien.

Erſter Auftritt.

Toms (im Fuhrmannskittel, mit hohen Waſſerſtiefeln und einer Laterne). **Mary** (im Begriff, eine Schüſſel mit einem angeſchnittenen engliſchen Käſe nach dem hintern Zimmer zu tragen). Beide treten von der Seite auf.

Mary. Aber Meiſter Toms! Meiſter Toms! Kommt man denn ſo in die Zimmer der Frau Roſe? Noch dazu, wenn auf dem Hofe Geſellſchaft iſt?

Toms. Freilich in Staatskleidern komm' ich nicht, Jungfer Mary — aber ich will ja auch nur zur Frau Schwiegertochter — (ſuchend und nach hinten) wo iſt ſie denn?

Mary. Habt Ihr ſchon wieder Heimlichkeiten mit Der? Und ich glaube gar, Ihr kommt geradewegs aus dem Stall!

Toms. Jungfer Mary, freilich komm' ich aus dem Stall. Um elf Uhr muß ich ja einſchirren. Sage Sie der jungen Frau Roſe, der Toms wäre da — von wegen dem verſprochenen Packet, das er mitnehmen ſoll nach London. (Man hört drinnen anſtoßen und ſprechen.)

Zweiter Auftritt.

Frau Juſanna Roſe tritt mit einem Schlüſſelbunde und einem leeren Präſentirbret durch die Mitte ein. Die Vorigen.

Juſanna. Was mitnehmen? Was ſoll nach London? (Zu Mary.) Seh' Sie nach der Aufwartung!

Mary (im Gehen). Na ja! Er will ſchon wieder für die Frau Schwiegertochter ein ganz ungeheuer großes Packet nach London mitnehmen! (Ab durch die Mitte.)

Toms. Bitte, Frau Roſe! Entſchuldigen Sie die Störung — Aber von wegen „ganz ungeheuer groß" —Ah! das iſt ſchön! Da iſt die Frau Schwiegertochter ja ſelbſt!

Dritter Auftritt.

Ella (in Trauer). Die Vorigen.

Ella (auf die Schlüſſel deutend). Liebe Mutter, Sie bemühen ſich ſchon wieder! Darf ich bitten? Laſſen Sie doch mich —

Juſanna. Toms Ritchie wünſcht Sie zu ſprechen. Sie wollen ſchon wieder etwas nach London mitſchicken, hör' ich?

Ella (nach einer Pauſe, ſchmerzlich). Die Kleider meines kleinen Charles, ja.

Susanna. Ich dächte, daß man hier auf Warrington-House nicht in der Lage ist, noch besonders viel nach London zu verschicken. (Im Gehen.) Indessen wie Sie wollen — (an der Thür sich noch einmal umsehend) obgleich es auch hier in Warrington arme Familien genug gibt, die die Gemeinde zu ernähren hat und die dergleichen abgelegte Kleider brauchen können. (Ab nach links.)

Toms. Dacht' ich's doch gleich, Frau Rose, daß es die Kleider sind von Ihrem kleinen Charles! Lieber Himmel, Sie hatten sie gleich auf zwei, drei Jahre berechnet, arme Frau, und mit fünf Monaten war die Freude aus und begraben.

Ella (seufzte und faßte sich. Sie ist unentschlossen, ob sie nach rechts gehen soll). Meister Ritchie — ich bitte — vergebt — das Bündel — es ist, denk' ich, nicht zu schwer —

Toms. Und wenn's Ihre ganze Garderobe und Ihre Aussteuer noch dazu wäre, Frau Rose! Aber punkt elf Uhr, Frau Rose, punkt elf Uhr — ich muß die Stunden einhalten.

Ella. Fahrt Ihr hier vorüber, Meister Ritchie?

Toms. Dicht unter dem Fenster da.

Ella. Würdet Ihr halten, wenn ich erst dann den Brief und das Packet hinunterreiche? Ich will den Brief auf die Kleider heften. Ich trenne mich schwer von den Andenken meines Kindes! Drum hab' ich so lange gezögert.

Toms. Wenn Sie zum Schreiben noch Zeit finden werden — Sie haben Gesellschaft —

Ella. Der Herr Pfarrer sieht schon nach der Uhr, der Herr Friedensrichter wird unruhig und mein Mann —

Toms. Wird Sie heute nicht mehr schreiben lassen! Geben Sie nur das Packet so! Hannah Thornton — Frau Baumwollenagentin — Lincoln-Inns-Viertel? Nicht wahr?

Ella. Carreystraße Nr. 8. Aber ich finde noch Zeit zum

Schreiben, Ritchie. Vielleicht gebt Ihr mir ein Zeichen mit der Peitsche —?

Toms. Oho! Die warringtoner Landkutsche bläst das Horn! Der Herr Pfarrer meint, man müßte mich dafür öffentlich belobigen, weil der Dampfwagen die Posthörner abgeschafft hätte — Ja, Frau Rose, wenn auch für uns einmal in Warrington die Eisenbahnstunde schlägt, dann such' ich mir in London einen ordentlichen, respectabeln Dienst als — — (Wird unterbrochen.)

Vierter Auftritt.

Frau Susanna kehrt zurück mit zwei Weinflaschen auf dem Bret.

Die Vorigen.

Susanna (einfallend). Aber, mein Himmel, sind Sie denn noch nicht bei unsern Gästen?

Toms. } Abgemacht, Frau Rose!
Ella. } Schon einig, liebe Mutter!

Susanna (hinausblickend, halblaut). Soll mein Sohn, wenn Sie sich so lange von der Tafel entfernen, dazu freundlich blicken?

Toms. Schon gut! Also das Packet! Und die Adresse weiß ich und alles — das Uebrige mündlich — Gute Nacht, Frau Rose! Auf gesundes Wiedersehen! (Bei Seite.) Alte Brummkatze und kein Ende! (Ab nach der Seite.)

Ella (nimmt das Bret mit den Flaschen). Bitte! Lassen Sie doch mich, liebe Mutter! Sie sollten ja wissen, wie gern ich's thue! (Durch die Mitte ab.)

Susanna (allein). Wie gern sie's thut? Sie thut alles „gern": aber sie thut's, als wenn eine Königin nur ihre Krone verloren hätte und sie in anderer Herren Ländern wie eine Sklavin dienen müßte! Es wäre nun heute ein so traulicher Abend! Aber sie dabei

zu ſehen und meines Sohnes unſelige Verblendung — ... (Zieht einen Brief aus der Taſche.) Der Brief iſt von — (ſich umſehend) ihr! „An Miſter Charles Roſe, gegenwärtig in Warrington-Houſe bei Dunſtable in Hertfordſhire.“ Eingeſchlagen an mich! Poſtſtempel Paris! Ach, zu wiſſen, wie man einmal bei einem wichtigen Entſchluß fehlgegriffen hat und dann ewig doch nur den einen Weg wandeln dürfen, den verfehlten! Mein armer Sohn! Wie er ſein ſorgenſchweres Haupt aufſtützt .... Nein! Sie ſtehen ja ſchon auf? Warum nur? Kann ſie die Herren denn nicht einen einzigen Augenblick unterhalten! Sie ſuchen wol mich? (Will hinein.)

Fünfter Auftritt.

Der alte Roſe, der junge, der Pfarrer, der Friedensrichter (mit Gläſern in der Hand), Ella und Mary, alle durch die Mitte. Suſanna.

Der alte Roſe. }
Pfarrer. } Aber wo iſt ſie denn?
Friedensrichter. }

Der alte Roſe. } Mutterchen!
Pfarrer. } Frau Roſe!
Friedensrichter. } Frau Gevatterin!

Suſanna. Charles! Kann denn deine Frau nicht einen Augenblick unſere guten Freunde am Tiſche feſthalten?

Roſe. Der Herr Pfarrer iſt ſchuld! Er ſuchte dich, liebe Mutter!

Der alte Roſe. Wollte den Wein nicht anrühren, wenn es nicht auf dein Wohl wäre! Mary, das Glas! Da, Alte! Es gilt deine Geſundheit.

Pfarrer (das Glas emporhaltend). Der Frau, die mit rüſtigem

Eifer den Hof von Warrington-House zusammenhält, der Frau, die die Tage ihres braven Eheherrn zu mildfreundlichem, oft den Sommer des Lebens an Licht und Wärme noch übertreffendem Herbste zu wandeln weiß! Der Mutter eines braven Sohnes, Vorbild einer edeln neugewonnenen Tochter, unserer allverehrten Frau Nachbarin und Freundin, Missis Susanna Rose!

Friedensrichter (hat einen kleinen Anstich, ruft für sich allein ein:) Hoch!

Der alte Rose. Und einen Kuß, Alte! Noch manchen Abend wie den! Stoßt an!

Friedensrichter (schreit). Hoch!

Susanna. Herr Pfarrer, zu gütig! (Stößt mit jedem an.) Herr Friedensrichter, danke! Danke, danke, mein guter Sohn!

Pfarrer (sieht, daß Ella nicht anstößt). Aber die Frau Tochter!

Friedensrichter. Zum dritten mal: Hoch!

Ella. Mir fehlt ein Glas! Charles .... dein Glas ....

Rose. Es ist leer, Kind! Mary, schenk ein! Oder nimm — da ein neues!

(Während er damit beschäftigt ist, ein neues zu fullen, geht schon die Handlung weiter.)

Susanna. Nein, aber setzen Sie sich doch noch, Herr Pfarrer! Und Sie, lieber Herr Nachbar Clinton! Halten wir doch noch die gute Stunde fest! Manchmal möchte eins glauben, man wohnte hundert Meilen weit von einander, und erst muß ein Anlaß kommen, wie heute der Besuch unsers Sohnes, bis Sie einmal wieder auf Warrington-House einsprechen. (Will einen Stuhl und den Tisch abräumen.) Setzen wir uns doch noch! (Polternd.) Was liegen da nur ewig die Bücher! Mary, die Bücher fort! Die Musikalien! Wozu alles das hier?

Pfarrer (hebt einiges davon auf, halblaut). Haltet doch! Halt! Halt!

Ella (kam inzwiſchen vorn an allen vorübergehend mit dem Glas, um mit der Schwiegermutter anzuſtoßen, bei Seite). O mein Gott!

Suſanna (beachtet ſie nicht und räumt den Tiſch ab).

Ella (kehrt zurück. Traurig). Ich kam zu ſpät, lieber Charles!

Roſe (ſanft). Du hätteſt dich auch bei Zeiten dem Allgemeinen anſchließen ſollen.

Der alte Roſe (der es hörte, bei Seite, verbiſſen). Ha! Die muß ja immer ihr Apartes haben!

Ella (ſtellt das Glas fort und nimmt die Bücher und Muſikalien, die der Schwiegermutter im Wege lagen, ruhig bei Seite).

Friedensrichter (um die Störung zu unterbrechen). Na — Na — Na — (trällert). „Wie lange iſt's denn her, daß wir, daß wir, daß wir —" Wie geht die Melodie?

Pfarrer. Kenne ſie nicht, Nachbar; aber wie lange iſt's her, daß wir unſern Charles Roſe da zum letzten male geſehen haben?

Friedensrichter. Das kann ich kalenderweiſe ſagen. Ich war dabei, als Anno 25 Charles Roſe, einziger Sohn des Pächters Jakob Roſe zu Warrington-Houſe, auf die Schule von Hertford abging und wir ihm dazumal, dem zehnjährigen Burſchen, das Geleite gaben bis an die drei Pappeln beim Mühlengrund.

Pfarrer. Meiſter Clinton! Seitdem ſahen wir ihn ſchon wieder zweimal in London — Nicht wahr, Charles?

Friedensrichter. Auf der Prüfung in Holywell-Lane, richtig!

Pfarrer. Als er den erſten Preis in der techniſchen Schule davontrug! Euer Gedächtniß, Friedensrichter!

Friedensrichter. Richtig, richtig, richtig, richtig!

Pfarrer. Und das zweite mal am 8. November 36. Ich weiß noch wie heute, es war eine wundervolle Sternennacht — als ich mit unſerer tugendbelobten Frau Wittib, der edelſten, wohlthätigſten aller Gutsherrſchaften in Hertfordſhire, Frau

Fanny Richardson, im Viergespann nach London fuhr, und Sie dort, Charles, zu einer Unterredung abholen mußte, die nicht nach Wunsch ausfiel. Die Wasserleitung, die Sie Tausendkünstler von Mechanikus uns im Frühjahr 37 aus Dunstable herüberbauen sollten, fehlt uns noch heutiges Tages in Warrington, und ich konnte mir doch denken, daß Ihnen die gute Frau Fanny Richardson Bedingungen gestellt hatte, die annehmbar waren.

Friedensrichter. Ha! ha! ha! Annehmbar! Ha! ha! ha! ha! Annehmbar! Ja, ob die annehmbar waren! Aber sie wurden nicht angenommen!

Alle (dazwischen verweisend außer Ella). Herr Clinton — Nachbar, Nachbar —

Friedensrichter. Ei! Stoßen Sie nur immer an, Charles! Auch Sie, Frau Rose junior. (Singt.) „Lieblich wie die Morgenröthe!" Es ist nämlich, ha, ha, ein Unterschied zwischen Witwen und Jungfrauen —

Der alte Rose Pfarrer Susanna	(ihm immer dazwischen verweisend).	Meister Nachbar! Herr Clinton! Herr Friedensrichter!

Friedensrichter. Nun, was sag' ich denn! Das wird sie doch ebenso gut wissen, wie die Spatzen an den Kirchenfenstern von Warrington — daß unsere edle Frau Richardson, unsere Gönnerin und allhiero Gutsherrschaft, jährlich ihre 10000 Pfund verzehrt oder vielmehr nicht weiß, mit wem sie sie verzehren soll, oder wenn sie auch wüßte mit wem, es doch nicht thäte, sintemalen einst hier unserm Geliebtesten und Einzigsten —

Alle (außer Ella). Nachbar!

Friedensrichter (polternd ausweichend). Die verdammte Fabrik nicht einschlug! Was sag' ich denn nur? Daß ein Mann, wie unser Charles da, eines Tages in seinen Büchern ein

Bibl. Univers. Lips.

paar Zahlen zu viel und ein paar Zahlen morgen zu wenig haben muß! Wovon sprech' ich denn anders? Ha! ha! ha! Annehmbar!

Der alte Rose. Ja, ja! Er fing mit seiner Fabrik zu hoch an.

Friedensrichter. Gott verdamme die spitzbübischen Gläubiger, die den verfluchten Buchstaben des Gesetzes — ja so, ich vergesse, daß ich Friedensrichter bin und was man über dergleichen der Königin geschworen hat.

(Draußen hört man ein Wächterhorn und die zehnte Stunde ausrufen. Ein einfaches melodisches, von einer tiefen Stimme gesprochenes: Zehn Uhr.)

Pfarrer. Und vergessen auch, daß es Zeit ist, an unsern Rückzug zu denken.

Der alte Rose. } Warum? Warum?
Susanna. }

Pfarrer. Es rief schon lange die zehnte Stunde! Theurer Charles! Geben Sie mir noch einmal die Hand und eingeschlagen! Das Glück wollte Ihnen damals nicht wohl. Ihre Freiheit vor schlimmen Gläubigern zu retten, verließen Sie den heimatlichen Boden. Die Gattin zurücklassend mit jener Mutterhoffnung, die die stolzeste des Menschen sein darf in irdischen Dingen! Ach, auch ihr lächelte das Glück nur eine kurze Frist! Dort unter den Ahornbäumen schlummert der Sohn, den der Vater, gebunden an die Ferne, nicht gesehen hat. Nun, Rose, sind Sie zurückgekehrt! Durften es, haben Ihren Gläubigern rückbezahlt, was sie an Ihre gescheiterte Fabrik zu fordern hatten, und als ich Sie beide gestern so in der Ferne trauern und auf das Grab des Kindes niederblicken sah, da mocht' ich nicht hinzutreten und euern Schmerz stören, ihr Lieben! Heute aber, heute sag' ich's: Festige sich aufs innigste das Band, das euch umschlungen hält, euch beide, und auch (mit Beziehung und einiger Strenge) euch — ihr Alten! Werde es

ein froher Bund der Liebe und Duldung! Darauf noch ein letztes Glas! (Hält ein Glas zu Ella hin.)

Ella (innig). Charles!

Friedensrichter. Es ist ein Engel, das Weibchen!

Pfarrer. Wünschen wollen wir's, daß sie's einst wird! Und so spät als möglich und nicht (mit Schärfe gegen die Aeltern) mit der Krone derer, die — überwunden haben! Nicht wahr, Nachbar Rose? Freude und Friede (bedeutungsvoll) unter allen Hütten! Und somit gute Nacht! (Ab mit dem Friedensrichter.)

Der alte Rose } (gaben, beide plötzlich verstimmt, Gute Nacht!
Susanna } das Geleite). Gute Nacht!

Der alte Rose (in Zorn ausbrechend). Was wollte denn nur der Pfarrer sagen mit Einigkeit und Friede?

Susanna (ebenso). O, daß in solchen Worten ein Stachel empfindlich werden muß für Aelternherzen! Was können Sie auf diese Kränkung erwidern, Missis?

Ella (in schmerzlicher Aufwallung). Daß ich — aus tiefstem Drange der Seele und mit letztem Hülferuf — — (Bricht ab.) Doch nein — Gute Nacht, Charles!

Rose (außer sich). Bleibe, Ella! Bleibe! Vater! Mutter! Dinge hören zu müssen, die —

Der alte Rose (zornig unterbrechend). Wie? Du beschuldigst wol gar uns?

Susanna (ebenso und auf Ella deutend). Hierher, hierher richte deine Rede!

Ella. An mich! O mein Gott! Die duldende Geduldete! ... Doch — (Sie bekämpft sich.) Gute Nacht, Charles .... (Sie hält inne.) Gute Nacht! (Ab nach rechts.)

Rose (in wildester Erregung). Möcht' ich es doch in die Nacht ausschreien, daß es die Sterne hörten voll Mitleid! So, so

Königin.

Gehört denn das in den Heirathscontract unſerer Tochter?

König.

Unterbrich mich nicht! Wenn Du's nicht fühlſt, ich fühl's, was dieſer feierliche Augenblick bedeutet.

Hotham.

Halten zu Gnaden, Majeſtät, ich hab' hier auch bereits zu Papiere: Im Namen Gottes!

König

(ſteht ſehr angenehm überraſcht auf).

Haben Sie das wirklich geſchrieben?

Hotham.

Es ſteht gewöhnlich ſchon gedruckt über allen ſolchen und ähnlichen Verträgen.

König.

Gedruckt, iſt nicht ſo gut. Der Buchſtabe, ſagt die Schrift, tödtet. — Fangen Sie an.

Hotham (leicht).

Es handelt ſich in dieſem Augenblick um eine Verbindung zweier Nationen, die an Sprache, Sitten und Gebräuchen verſchieden, dennoch der Berührungspunkte ſo viel gemein haben, daß ſie jede Gelegenheit zu einem innigern Anſchluß ergreifen ſollten.

König.

Könnten Sie da nicht einflechten, daß die Engländer eigentlich von den Deutſchen abſtammen?

laßt ihr mein Weib fühlen, daß meine Wahl nicht nach euerm Wunsche war!

Der alte Rose (schlägt so auf den Tisch, daß alles zittert). Fühlen läßt sie uns, daß wir — Bauern, sie eines Rechtsverdrehers Tochter, der nie, nie einen Proceß gewonnen haben kann, weil er sie sonst mit all ihrer Gelehrsamkeit nicht im Elend zurückgelassen haben würde.

Rose. Herr des Himmels! Eine junge Frau, die in den zwei Jahren ihrer Ehe so wenig Glück genossen hat! Acht Monate verheirathet, und sich schon trennen müssen von ihrem Gatten; ihn in der Ferne als Flüchtling wissen, weil Unglücksfälle und Betrug eine mit den schönsten Hoffnungen begonnene Unternehmung scheitern ließen und ich im Schuldthurm nicht für fremde Nichtswürdigkeit büßen mochte! Wem konnt' ich Ella anders übergeben als meinen Aeltern! Als ein Geschenk hättet ihr sie annehmen sollen, das ich euerm Herzen machte, und da sie mit der Hoffnung kam, Mutter zu werden, mußte sie euch doppelt willkommen sein!

Susanna. Wir haben dein Kind wie unsern Augapfel gehütet! Als es nach fünf Monaten starb, fehlte das Band, das uns an die Mutter knüpft —

Rose. Und von alledem in der Fremde keine Ahnung, bis ich die Mittel gewinne, meinen Gläubigern gerecht zu werden! Ich betrete den Boden Englands, eile zum Hause meiner Aeltern, hoffe ein Weib zu finden, dem zu seinem Glücke nichts als unser Engel drüben im mondbeschienenen Acker der Todten fehlt — Ich finde eine Unglückliche, die in mir ihren Retter erwartet, ihren Erlöser aus den Händen — von — Schwiegeraltern!

Der alte Rose (zornig aufwallend). Charles! (Pause. Sich bekämpfend.) Gute Nacht, mein Sohn!

Suſanna. Vater! Laß!

Der alte Roſe. Niemals glaubt' ich nöthig zu haben, mich vor meinem einzigen Sohn verantworten zu müſſen.

Suſanna. Laßt es bis morgen! Gute Nacht, mein Sohn! Dieſe Frau war keine gute Wahl für dich!

Roſe. In euerm Intereſſe nicht —

Suſanna. In deinem! Kanntest du doch eine Theilnahme, die für dich ihr Leben gelaſſen hätte!

Der alte Roſe. Wenn du's vergeſſen haſt — (in fortdauerndem Zorn) eine reiche Frau, noch jung, noch lebensfroh, zeichnete dich aus, liebte dich! Ob auch an Jahren älter als du, hatteſt du ihr doch faſt ein Recht gegeben, auf deine Treue zu rechnen! Statt deſſen ſiehſt du in London die Lehrerin, die Perſon ohne Mittel! Wirbſt um ſie, ſchmachteſt ein Jahr! Ihre Bücher, ihre Muſik, ihre glatten Hände, ihre Augen blenden dich —

Roſe. Erinnert mich nicht an das Vergangene! Das Glück, das mir eine Fanny Richardſon geboten hätte, hätte mich um die Poeſie meines Lebens gebracht. Was ſoll mir ewig dies Mahnen an ein Glück, das ich leider zu ſchwach war, mit ſeinem ſchimmernden Glanz nicht dauernd von mir entfernt zu halten! (Halblaut.) O dieſe 2000 Pfund! Daß ich ſie, um meine Gläubiger zu befriedigen, von jener Frau annehmen mußte, an die ich nie, nie mehr hätte denken ſollen! Wie will ich arbeiten, wie will ich ringen, ſie ihr zurückzahlen zu können! Ich habe Hoffnung, es in kürzeſter Friſt zu thun. Deshalb, ich bitte euch, Vater, Mutter, bis dieſe Dinge in Frankreich geordnet ſind, bis ich den Ort kenne, wo ich mir künftig den Herd des Hauſes zu gründen hoffen darf, behaltet mein Weib unter euerm Schutz! Ich erwarte Briefe von Paris. Sagt: Wollt ihr Ella liebevoll, nachſichtig, freundlich hüten als

eure Tochter, ſo lange bis ich euch die Laſt abnehmen und ſie in den neuen Wirkungskreis einführen kann, den ich mir jenſeit des Kanals zu gründen hoffe?

Der alte Roſe. Wenn ſie bleiben will — um deinetwillen bekämpfen wir, was gegen unſere Neigung iſt. Gute Nacht, mein Sohn!

Suſanna. Du erwarteſt Briefe, Charles, ſagſt du?

Roſe. Dringende, dringende!

Suſanna (zieht den Brief hervor). Dieſen vielleicht?

Roſe (langt danach). Ah!

Suſanna. Er iſt von deiner mütterlichen Freundin.

Roſe. Warum das? Hinweg damit!

Der alte Roſe. Lies ihn! Stoße die Menſchen nicht zurück, die dein Beſtes wollen!

Roſe. Auf eigenen Füßen will ich ſtehen. (Halblaut.) Schon wie eine Untreue gegen mein Weib iſt es, daß ich von ihr das Geld annahm, nach England zurückkehren zu dürfen! Frei, frei, ſelbſt von Freundſchaft frei! Das kann oft dem Herzen eine Wohlthat werden. Es bleibt dabei, morgen reiſ' ich — Darf ich Ella euerm Herzen anvertrauen?

Der alte Roſe. Aeltern ſtreichen ſich aus und ſind in ihren alten Tagen das Spielzeug ihrer Kinder.

Suſanna. Es iſt beſprochen, mein Sohn. Du weißt, wie wir dich lieben!

(Suſanna nimmt ein Licht und geht mit dem alte Roſe durch die Glasthür.)

(Es wird etwas dunkler.)

Roſe (geht unruhig auf und ab. Auf den Brief, ihn durchfliegend). Gute Frau, (er meint die Verfaſſerin des Briefs) die du auch jetzt noch deine Sorge, die ſchon dem Knaben galt, dem Manne nicht entziehſt — Immer nur geben, immer nur helfen willſt du! Aber es müſſen noch Tage eines Glücks kommen, das ich mir

ſelbſt verdanke! Mein Muth darf nicht zuſammenbrechen, wird es nicht, wo ein ſolcher Preis mir winkt: Ella's Glück, Ella's Liebe, Ella's Alleinbeſitz! (Er nähert ſich der Thür, als wollte er zu ihr.) Sie iſt noch auf? Ich höre Geräuſch.

Sechster Auftritt.

Ella mit einem Packet und einer Adreſſe darauf. Roſe.

Ella (für ſich). Mehr kann ich nicht ſchreiben! Zu bewegt iſt mein unglückliches Herz ... (Blickt auf.) Charles! Du noch auf?

Roſe. Ich hatte noch Briefe zu leſen. Was trägſt du da?

Ella. Es ſind die Angedenken unſers Kleinen. Ich wollte ſie nach London ſchicken.

Roſe. Erinnerungen ſo theurer Art?

Ella. An Hannah Thornton ſchick' ich ſie.

Roſe. Deiner treuen Freundin? Das iſt etwas anderes. Wie geht es Hannah? Ihrem Manne? Sie ſind es, bei denen ich einſt dein Herz gewann!

Ella. Thornton müht ſich in den Docks als Agent. Ritchie will die Kleider für ihren Jüngſten mitnehmen. Er fährt um elf. Ich reiche ſie ihm noch hinunter.

Roſe. Um elf? Es kann leicht auch zwölf werden. Ich kenne Ritchie's Pünktlichkeit. Ich ſelbſt will die Kleider mitnehmen nach London. Ich (Pauſe) reiſe morgen.

Ella (erſchreckend). Charles!

Roſe. Ja, Liebe, es geht nicht anders. In London kann ich nur einen Tag bleiben. Ich bin in Paris erwartet. Meine Hoffnungen ſind drüben die beſten.

Ella. Du nimmſt mich mit!

Roſe. Ella! Das Verhältniß in Frankreich iſt noch nicht geordnet. Bleibe ſo lange bei den Aeltern, bis ich dich rufen kann.

Ella. Alles, nur laß mich nicht bei den Aeltern!

Roſe. Ich ſehe mit Schmerz, daß ihr euch nicht verſteht. Du ſollteſt ihnen entgegenkommen. Auch du haſt manches in deiner Hand.

Ella. Dulden hab' ich in der Hand!

Roſe. Füge dich in das, was zur Art dieſer Menſchen gehört!

Ella (will widerſprechen und bekämpft ſich). Charles, nimm mich mit!

Roſe. Ella, noch kann ich nicht!

Ella. So laß mich nach London! Ich bitte dich!

Roſe. Zu wem dort?

Ella. Zu Hannah Thornton —

Roſe. Meine Mittel ſind gemeſſen.

Ella. Ich verdiene wieder wie ſonſt. Kann ich nicht wie Ella Wilſon leben, die ich einſt war? Ich will ſo leben, wie damals, ehe du mich kannteſt.

Roſe. Du biſt Ella Roſe und meiner Ehre ſind' ich nur angemeſſen, daß du in Warrington-Houſe bleibſt bei meinen Aeltern! Sie werden dir freundlicher ſein. Es geht nicht anders, Ella! Ehre meinen Stolz, den Stolz deines Gatten, wir ſind einverſtanden. Nicht wahr? Wir ſind's? Gute Nacht!

Ella (aufwallend und faſt drohend). Charles — (Sich bekämpfend.) Ich bitte dich, — nimm mich nach Frankreich mit!

Roſe. Du hörteſt, ich kann es noch nicht, Ella!

Ella. Aber es tödtet mich, hier zu ſein.

Roſe. Du kannſt nicht weilen — in der Nähe — des Grabes — deines Kindes?

Ella. Das Grab meines Kindes iſt in meinem Herzen.

Roſe. Meine Aeltern werden milder werden. Füge dich auch du! Entferne den Rückhalt! Sei nicht vornehmer als ſie! Schein' es wenigſtens nicht!

Ella. Ich habe die Vornehmheit der Bildung.

Roſe (aufwallend). Ella! .... Ich liebe meine Aeltern .... (Bekämpft ſich.) Doch ſeien wir gut! Bleibe in Warrington-Houſe! Jeder andere Aufenthalt würde meine Ehre compromittiren. Ich hoffe auf Glück! War es nicht ſchon Glück, daß ich hierherkommen konnte? Glück, dich wiederzuſehen und den Hügel da im Mondenlicht mit Thränen zu benetzen —? Bleibe bei unſerm Engel! Und wären die Bäume nicht, die uns dort ein Grab beſchatten — Ella — nach London darfſt du nicht gehen. Jenſeit des Kanals hab' ich Freunde gefunden. Meine Kraft wird ſich mit neuen Schwingen regen. Bleibe hier, bis ich dir ein Los anbieten kann, das deiner würdig iſt.

Ella (ergibt ſich nach ſchwerem Kampf). Ah! (Sie ſetzt ſich und ſtützt ihr Haupt auf das Bündel. Nach langer Pauſe.) Wann wirſt du reiſen?

Roſe. In drei Tagen muß ich in Paris ſein.

Ella (nach einer Pauſe). Wenn die reiche Fanny Richardſon dein Weib geworden wäre!

Roſe. Wozu die Erinnerung?

Ella. In Freud und Leid gelobt' ich dein zu ſein, Charles! Warum ſoll ich's nur — in der Freude?

Roſe. Des Mannes Pflicht iſt, ſich zu tummeln. Er theilt nur gern, was er ſich errungen hat und ſein Ringen erfordert nur zu oft ſeinen ganzen Menſchen. Ich kann drüben nicht noch meine Sorge auf dich richten! Laß mir dieſen ſcheinbaren

Egoismus noch eine Weile! Du ſollſt mich dann ganz, ganz und nur froh und glücklich haben.

Ella. So gute Hoffnungen hegſt du?

Roſe. Du ſiehſt, daß ich (ſtockt), daß ich ſchon wieder Englands Boden betreten durfte —

Ella. Erwarbſt 2000 Pfund, um deine Gläubiger zu befriedigen! ... Nun gut. Ich verehre deinen Genius, der dir in allen Lagen helfen wird. Dein von mir immer bewundertes Talent! Es wird auch dein Glück werden. Wenn Ritchie kommt, ruf' ich ihm aus dem Fenſter zu, daß ich dieſe Andenken der Freundin ſchicke, aber den Brief nicht ſchreiben konnte. Du magſt dann in London ſagen — was alles in dieſem Herzen leben und — einſam in ihm — vergehen muß. (Ab zur Seite. Sie vergißt ihr Bündel mitzunehmen.)

Roſe (allein). „Erwarbſt 2000 Pfund?" Wenn ſie wüßte, wie über ihr Daſein immer noch fremde Kreiſe ſich geheimnißvoll hinziehen! Aber dieſe Hülfe ſoll die letzte geweſen ſein! Dieſe neuen Anerbietungen, ſo uneigennützig ſie dem alten Freunde, dem Zögling, dem Pflegeſohn einer Frau, die mich ſo gern — auch als Gattin lieben wollte, gemacht werden, ich lehne ſie ab. (Er verbrennt den Brief.) Das meine einfache Antwort! Ich kann nicht anders .....

Siebenter Auftritt.

Suſanna. Roſe. Später Ella.

Suſanna (ſieht durch die Glasthür). Noch immer nicht zur Ruhe, Charles?

Roſe (verbrennt am Lichte die Papierſtücke). Ich wollte nur erſt den Brief vernichten —

Suſanna. Verſündigſt dich!

Roſe. Leiſer, leiſer, liebe Mutter! So! (Der Brief verbrannte.) Nun wird mir leichter. Könnt' ich das, was ich alles ſchon — von Aehnlichem auf dem Herzen laſten habe, ebenſo abwälzen!

Suſanna. Uebereile deine Entſchließungen nicht!

Roſe. Nein, nein! Mein erſtes Ziel wird ſein — (hier tritt Ella wieder ein, um das vergeſſene Packet zu holen. Sie bemerkt die Mutter, bleibt ſtehen und will ſich zurückziehen) — mir von meinen neuen Freunden in Paris ſo viel Credit zu verſchaffen, daß ich die 2000 Pfund an Fanny Richardſon zurückzahlen kann — (Ella horcht auf und bleibt in der Thür ſtehen.)

Suſanna. Zurückzahlen? An Fanny! Verlangt ſie denn das? Wie bewegt, wie antheilnehmend kam die edle Frau, die dich liebt, zu uns, als ſie von deinem Unglück, von deiner Flucht hörte! Als ſie gar erfuhr, daß deine Hoffnungen auch in Paris langſam nur von ſtatten gingen, da ließ es ihr keine Ruhe mehr; ſie verließ ihre Güter, eilte dir nach und machte es durch jene 2000 Pfund möglich, daß du uns wiederſehen konnteſt! Charles, ſie wird dir noch mit mehr als mit dieſem helfen, ſie wird dir eine neue Exiſtenz gründen — Nimm es an, mein Sohn! Was ſind einer ſo reichen Frau dieſe edeln Beweiſe ihrer Liebe!

Roſe. Es iſt beſprochen, liebe Mutter! Es bleibt dabei — Dieſe Bürgſchaft von 2000 Pfund iſt das letzte — was ich von ihr annahm.

Ella. Ha!

Roſe. Aber horch —

Ella (zog ſich erſtarrt und ſchwankend zurück).

(Der Wächter rief elf Uhr.)

Roſe. Es iſt ſchon elf! Hütet mir mein geliebtes Weib, Mutter! Sie iſt das Ziel, ſie iſt der Lohn aller meiner Mühen

und Anſtrengungen. Schlummre ſanft, Ella! Siegespreis alles meines Sorgens und Ringens! Daß ich den trüben Dämmer des Lebens überwinde, vor der dunkeln Nacht des Geſchicks nicht in Abgründe der Verzweiflung ſinke, dafür ſorgſt du allein, mein freundlicher Stern über mir, zu dem ich aufblicken und ſagen kann: Ach, unter den Millionen da oben, der da, der iſt — meiner! Ella! du, du wirſt mich führen! (Ab mit dem Licht. Es wird dunkel.)

Julanna (folgt).

(Das Poſthorn Ritchie's, aber melodiſch und wohltönend in Moll, wird vernehmbar und ein mehrmaliges Peitſchenknallen.)

Achter Auftritt.

Ella. Zuletzt Toms.

Ella (kommt außer ſich zurück. Sie hat einen Mantel und einen Hut in der Hand). Wonach faſſ' ich denn nur? Was ergreif' ich denn noch? Die Bücher dort? Die Noten? Was iſt mein? Da! Die Kleider! Aber die übrigen? ... Wozu! ... Kann ich denn noch weilen, wo rings die Luft in Aufruhr iſt — die Erde zittert. ... Sie in Paris! Durch ſie, durch ihre Hülfe iſt er hierhergekommen! Und nun will er zurück zu ihr, zu ihrem unabläſſig ihm zur Seite ſtehenden Beiſtand! .. Der Untreue wag' ich ihn nicht anzuklagen. Aber was empört ſich denn nur in mir, daß ich aufbewahrt bleiben ſoll nur für die beſſere Zukunft! Sklavin ſein ſoll, die im Kerker gehütet wird, bis die Zeit ihres Gebieters kommt, die Zeit, wo er glücklich ſein will! .., Ein Mann, der ſich ſein Leben geſtaltet durch Verhältniſſe, die ſein Weib nicht überſehen darf? Bin ich der Mittelpunkt

ſeines Lebens? Nein! Ich fühle mich entwürdigt! Es ſchnürt mir den Athem zu! Freiheit, Licht, Erlöſung!

Toms (draußen). Frau Roſe! Frau Roſe!

Ella. Es iſt Toms.

Toms. Frau Roſe!

Ella. Ein Name, den ich ſo nicht mehr in Ehren führe! Haltet mich nicht zurück, ihr trauerndſüßen Erinnerungen! Ihr Blumen dort, nach denen ſchon meines Kindes Hand zu langen ſchien, ſein holdes Auge ſich an ihren bunten Farben zu ergötzen! O und du, Hügel dort im Mondenlichte —

Toms (draußen). Frau Roſe! Frau Roſe!

Ella (ſpricht hinaus). Toms Ritchie — Wartet — einen Augenblick! Da iſt — was ihr — mitnehmen ſolltet — aber ich komme noch ſelbſt hinunter — Hört Ihr? (Sie gibt das Bündel hinaus.)

Toms (draußen). Gut! Gut, Frau Roſe! Kommen Sie nur! Ich warte!

Ella. Hier iſt Verſtändigung nicht mehr möglich. In London! Auf freiem Boden! (Sie geht ab, hält dann inne.) Haus der Qual! Erlöſt von dir ſcheid' ich und ich ſpreche dir keinen Fluch! Ich kann es ja nicht, denn ich weiß nicht, welche Geiſter es ſind, die mich führen! Aber — umfängt mich auch Grauen, blick' ich aufwärts und ſehe geheimnißvoll verhüllte Geſtalten der Zukunft, die mir drohen — ich folge ihnen! Dulde! flüſtert mir keine Stimme der Demuth mehr, ſondern: Erhebe dich! — ruft mir mein Stolz. (Sie eilt ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Hotham.

Das dürfte doch wohl zu weit führen.

König.

Wie Sie wollen. Der Anfang war gut.

Hotham (leicht).

Eine ſolche Gelegenheit bietet ſich jetzt in dem beiderſeitig ausgeſprochenen Wunſche der beiden Dynaſtien von Preußen und England dar. Zwei ihrer erlauchten und ruhmwürdigen Sproſſen wollen ſich durch das Band der Ehe verbinden. Der Prinz von Wales wirbt um die Hand der Prinzeſſin Wilhelmine —

P. Wilhelmine.

Der Prinz von Wales?

König (feierlich).

Ei!

Hotham.

Und erhält dieſelbe unter folgenden Bedingungen —

P. Wilhelmine.

Erhält ſie?

König.

Ei! Wilhelmine. Störe doch den feierlichen Act nicht durch Plauderhaftigkeit!

P. Wilhelmine.

Aber wie iſt es denn möglich?

Erbprinz (zur Prinzeſſin).

Königliche Hoheit, die Bedingungen werden ja erſt entworfen.

Zweiter Aufzug.

Bei Jonathan Thornton in London.

Eins der vermietheten Zimmer der Frau Thornton. Behagliche, aber nicht übermäßig elegante Einrichtung. An den Wänden Bücherschränke. Rechts vom Darsteller eine Thür, die durch eine Kommode verstellt ist. In der Mitte eine Thür. Zur entgegengesetzten Seite gleichfalls eine Thür.

Erster Auftritt.

John Kemble, William Tailfourd treten durch die Mitte ein.

Tailfourd (schon draußen). Reden Sie noch nichts, Kemble! Bitte! Bitte! (Hält sich das Ohr zu.) Kein Wort zu spät, keins zu früh! Setzen Sie sich! Legen Sie den Hut ab! So! Hier ein Stuhl für Sie! Hier einer für mich! Und nun hört! Hört! Was spricht der große gefeierte John Kemble, Englands erster Tragöde, Director von Drurylane, zu dem praxislosen und leider deshalb reichlich mit Zeit zu allen möglichen Thorheiten gesegneten Advocaten Willy Tailfourd über seine von ihm eingereichte, versificirte neueste Thorheit, genannt: Dido, Trauerspiel in fünf Aufzügen!

Kemble. Lieber Doctor, oder da Sie eine feierliche Scene

wünſchen, William Tailfourd Esquire — Dido iſt Ihre zweite Tragödie —

Tailfourd (unterbrechend). Halt! ... Jetzt verſteh' ich ſchon! O bitter, ſehr bitter dieſer Anfang! ... Jedes erſte Stück eines jungen Autors iſt vortrefflich, von jedem zweiten hat man ſich unendlich mehr erwartet.

Kemble. Sie irren ſich! Victor Hugo's erſtes Stück hieß Cromwell — und war herzlich ſchlecht. Sein zweites hieß Hernani und machte Epoche. Es iſt mit Ihnen ganz derſelbe Fall. Jon verrieth Talent. Dido iſt ein Meiſterwerk.

Tailfourd (ſpringt auf). Kemble!

Kemble. Dido las ich mit Bewunderung. Alle Schwächen des Jon ſind vermieden, neue Schönheiten ſind zu Ihren alten hinzugefügt. Ich bringe Ihnen den einſtimmigen Dank des Leſecomités.

Tailfourd. Kemble! Ich — ich beſitze die Schwäche Ihnen zu ſagen, daß ich mich in dieſem Augenblick ganz außerordentlich, aber auch ganz außerordentlich freue.

Kemble. Thun Sie das, Tailfourd! Sie ſind eine der wenigen Hoffnungen, die der dramatiſchen Poeſie in England noch geblieben ſind! Es ſieht traurig mit uns Künſtlern in England aus, die wir unſere Vorgänger ſo groß in der Darſtellung der Leidenſchaften ſahen und ihnen nachzueifern doch auch den Ehrgeiz haben. Für jene ſorgte man noch, für jene ſchrieb man noch. Jetzt hat Englands Mittelſtand infolge ſeiner religiöſen Vorurtheile eine Abneigung gegen die Bühne; die vornehme Welt ergötzt ſich nur an Tanz und italieniſcher Muſik, an Poſſen und bunten maſſenhaften Schauſtellungen. Auch Ihre Arbeit wird, wenn ſie gedruckt dem Publikum vorliegt, bedauern laſſen, daß die Zeiten Burbadge's und Garrick's vorüber ſind.

Tailfourd. Bedauern laſſen? Gedruckt? Was fällt Ihnen denn ein, Kemble? Ich wollte Sie eben erſuchen, mit mir im Hydepark zu diniren und bei einer Flaſche Champagner auf die Erfolge unſerer erſten Vorſtellung anzuſtoßen.

Kemble. Laſſen Sie uns zu Murray, zu Longman und Compagnie fahren. Auf einen Erfolg ſtoßen die Buchhändler nicht minder gern in Champagner an.

Tailfourd. Was ſoll mir denn das? Buchhändler! Den Aeneas ſpielt Forreſter, den Hiarbas ſpielen Sie, den Schatten des ermordeten Sichäus ſpielt Parker —

Kemble. Die Vertraute der Dido iſt Miſſis Allan, der Bote Miſter Conningden; die Decorationen ſind einfach — alles gut, alles möglich — aber wer ſpielt die Hauptrolle, Dido ſelbſt?

Tailfourd. Ihre Schwägerin!

Kemble. Dido muß jung, ſchön, voll Leidenſchaft ſein. Sie muß den melancholiſchen Reiz eines tragiſchen Geſchicks beſitzen. Sie muß mit ihrer Stimme donnern, mit ihren Augen Sonnenſchein zaubern können. Sie haben auf dieſe ſeltene Erfindung, die Ihrem Genius Ehre macht, die größten Schwierigkeiten gehäuft. Um nur eine zu nennen! Sie laſſen ſie zu den Göttern eine Anrufung halten, die mehr geſungen als geſprochen werden muß. Mit ſolchen glänzenden, aber ſchwierigen Einfällen verderbt Ihr Neulinge Euch die Möglichkeit einer Aufführung mit unſern gegenwärtigen Mitteln! Laſſen Sie Ihr Werk drucken, Tailfourd! Ein Franzoſe ſtiehlt Ihnen dann den Text, ein Italiener ſetzt ihn in Muſik, als Oper kommen Ihre Gedanken, gemildert durch Cantilenen, ausgeſtattet mit Trillern und Rouladen, zu uns nach England wieder zurück. Das iſt die einzige Form, in der ſich unſer Zeitalter nur noch mit der Tragödie befreunden mag.

Tailfourd. Sie bringen mich mit dieſem Ausſpruch zur Verzweiflung, Kemble! Ein Stück, das im Buchhandel erſcheint, iſt für die Bühne verloren. Und die Darſtellung iſt es doch, auf die wir zielen; die Darſtellung iſt die zweite Schöpfung, die uns allein ermuthigt, alle Schwierigkeiten der erſten zu überwinden. Nein, nein, Kemble! Wenn Sie eine ſolche Aufgabe nicht mehr Ihrer Schwägerin zutrauen —

Kemble. Ellen Tree reiſt in Amerika. Vielleicht aus Edinburg Madame Cumberland?

Tailfourd (hält ſich die Ohren zu). Um Gottes willen —!

Kemble. Aus Dublin Miß Evelina Brewſter?

Tailfourd. Da müſſen Sie dem Podium neue Stützbalken geben! Alſo wirklich! Es iſt entſchieden, ich bin von Wonne in Verzweiflung geſtürzt! (Nimmt ſein Manuſcript an ſich und legt es in einen Schrank.)

Kemble (nimmt ſeinen Hut, um zu gehen). Um Dido zu ſpielen, bedürfte es keineswegs eines ſchon fertigen Talents. Wüßt' ich eine Anfängerin von Schönheit, edler Geſtalt, mit paſſivem Reiz, wie er in ſanften Augen und einer melodiſchen Stimme liegen kann, ich würde mich die Mühe nicht verdrießen laſſen, die Rolle mit ihr einzuſtudiren. Aber wer entſchließt ſich in England, die Bretter zu betreten!

Tailfourd (ſieht ſich um. Mit gedämpfter Stimme). Kemble! Ein ſolches Weſen, wie Sie es bezeichnen, kenn' ich.

Kemble. Ihre Geliebte? Da verſchönert leider die Phantaſie.

Tailfourd. Nein, nein, Kemble! Eine junge, nicht glücklich verheirathete Frau.

Kemble. Die ihren Erinnerungen leben muß und deshalb gut auswendig lernt? Höher bringt es die ſchwungloſe Engländerin des neunzehnten Jahrhunderts nicht.

Tailfourd. Nein, nein! Eine junge, merkwürdige, reizende Frau, die nicht nur mit ganzer Seele dieſe Rolle ſchon erfaßt hat, ſie auswendig kann, nein, die auch ſo viel Bildung, ſo viel Geſchmack und Geiſt beſitzt, ſie in einer Weiſe vorzutragen, die Sie an die unſterbliche Siddons erinnern würde.

Kemble. Das nenn' ich unparteiiſch beurtheilt! Sie ſind in die Dame verliebt. Geſetzt aber auch, Sie hätten recht, ſo würde ihr, um eine Siddons zu werden, doch der Muth fehlen, aus den Schranken unſerer engliſchen Prüderie herauszutreten.

Tailfourd. Auch dieſen Muth kann ich mir an ihrer ſtarken Seele denken.

Kemble. Wohlan! Dann beginne ſie! Gleich! Gleich! Mit Ihrer Dido! Aber halt! So ſeid Ihr Poeten! Muß ſie nicht auch ſingen können?

(Man hört nebenan Ella in einigen anſpruchslos und leicht vorgetragenen Takten den Schlußrefrain des bekannten ſchottiſchen Liedes von der Roſe ſingen.)

Tailfourd (nachdem Ella's Stimme verhallt iſt). Da hören Sie, daß ſie auch ſingen kann!

Kemble (leiſer). Ihre — Nachbarin —?

Tailfourd. Wie finden Sie die Stimme?

Kemble. Zum Herzen ſprechend! Das nenn' ich dichteriſch wohnen! Die Dame wird uns gehört haben?

Tailfourd. Gewiß nicht. Singt meine Nachbarin, ſo iſt's nur eines jener kurzen Selbſtgeſpräche, die wir mit uns anſtellen, wenn wir uns ganz allein wiſſen. Ich weiß nicht, ob ſie mit dieſen Tönen eine ſchönere Vergangenheit oder die Hoffnung auf eine beſſere Zukunft ausdrückt.

Kemble (leiſe). Tailfourd, Sie lieben ſie!

Tailfourd (ebenſo). Faſt glaub' ich es, Kemble. Seit einigen Monaten iſt ſie meine Nachbarin. Soviel ich von unſerer Wirthin

und deren etwas redseligem Manne, einem Baumwollenagenten, Mister Jonathan Thornton, erfahren habe, kam sie zu ihnen aus treubewahrter Jugendanhänglichkeit. Eines Rechtsgelehrten Tochter stand sie jung schon allein, machte die Bekanntschaft eines Technikers, der sie heirathete, eine Fabrik industrieller Maschinen anlegte, bald fallirte und, um sich vorm Schuldthurm zu retten, nach Frankreich floh. Die Frau, die ihrer Entbindung entgegensah, ging zu den Schwiegerältern aufs Land. Dort scheint sie nicht gut behandelt worden zu sein. Ihr Kind starb und vor wenig Monaten erschien sie plötzlich wieder bei unserer Wirthin, ihrer Jugendfreundin. Während ihr Mann in Paris entweder ihr um diesen Schritt zürnt oder sie Rücksicht zu nehmen hat auf die in Frankreich noch nicht consolidirte neue Stellung desselben — bleibt sie in London, gibt wie sonst Unterricht und lebt zurückgezogen wie eine Einsiedlerin. Nur bei unserer Wirthin begegn' ich ihr zuweilen und mag sie durch meine Zudringlichkeit oft schon genug belästigt haben.

Kemble. Wenn sie schon Ihre Dido auswendig weiß, — schwerlich —

Talfourd. In Abendstunden las ich bei unsern Wirthsleuten zuweilen meine einzelnen Acte vor; das Urtheil der Unbefangenheit ist unser bester Richter. Ich änderte manches, las wieder und wieder und die junge liebenswürdige Frau, die regelmäßig zuhörte, nahm an diesem Kind meiner Muse so viel Interesse, daß sie mir schon Scenen recitirt hat mit einer Kunst, einer Wahrheit, die mich zur Bewunderung hinriß!

Kemble. Und Sie sanken ihr zu Füßen, und da Sie ihr nicht sagen durften, daß Sie sie lieben, so sagten Sie ihr — daß sie eine große Künstlerin geworden wäre.

Talfourd. Weder zu ihren Füßen, Kemble, noch sonst sagt' ich ihr — (Horcht plötzlich sehr erregt.) Aber spricht sie nicht?

Ruft ſie nicht? Es ging eine Thür? Hörten Sie nicht, Kemble, es ſchien, als ob draußen eben jemand rief? (Er ging an die Zwiſchenthür.)

Kemble (für ſich, ſtaunend über Tailfourd's Aufregung und mit Ernſt). Das iſt eine Leidenſchaft!

Tailfourd (kehrt zurück und ſpricht halblaut). Die Vernunft ſagt mir, Kemble, ich ſollte dieſe Wohnung verlaſſen! Denn, wie ich eben erſchrak, ſo erſchreck' ich ſtündlich. Immer iſt mein Ohr auf dieſe Zwiſchenwand gerichtet. Immer muß ich lauſchen, als wär' es möglich, ihren Athemzug zu hören! Kemble! Wenn Ihnen je eine Frau erſchien, die die edelſten Empfindungen der Menſchenbruſt in Ihnen ſo unwiderſtehlich weckte, daß es Ihnen war, als ſpräche der Genius Ihrer höchſten Beſtimmung mit Ihnen, war, als könnte ſich Englands rauhſte Luft in Melodieen des Südens verwandeln, ſo glich ſie — dieſer! Ja, Ella Roſe übertrifft Ihr Ideal! Suchen Sie es nur in den unſterblichen Gebilden, in denen Ihre Kunſt den ſpröden Stoff der dichteriſchen Ahnung zu bezwingen verſtand, in einer Desdemona, einer Julia, einer Portia — Aber in der That? Sie iſt es, ſie ruft?

(Man hört Ella ängſtlich rufen: Hannah! Hannah!)

Tailfourd (fieberhaft erregt in den Ruf einfallend und zur Thür eilend). Hannah! Frau Hannah! Frau Thornton! Hören Sie denn nicht? Man ruft Ihnen ja! Frau Thornton! (Reißt die Thür auf, verbeugt ſich, ſich entſchuldigend und galant.) Miſſis Roſe, was wünſchen Sie?

Kemble (für ſich). Armer junger Freund! Eine Liebe — zu einer verheiratheten Frau!

Zweiter Auftritt.

Ella (draußen). Die Vorigen.

Ella (ſpricht aufgeregt draußen auf dem Vorplatz). Bitte, Herr Tailfourd — ich ſuche nur Miſſis Thornton —

Tailfourd. Sie iſt ausgegangen, Miſſis Roſe — Ich komme eben ſelbſt zurück.

Ella. Auch Liddy nicht zugegen —. Thornton nicht — die Kinder nicht —

Tailfourd. Was haben Sie? Befehlen Sie!

Ella (immer draußen). Ich komme nach Hauſe, entdecke von Thornton einige Zeilen — die mir auf meinem Tiſche zurückgelaſſen wurden — Erſt überſeh' ich ſie — jetzt ſind' ich — Wo mag Thornton ſein — Doch — ich bitte um Vergebung — (Sieht Kemble.) Ich ſtöre —

Tailfourd. Bedürfen Sie eines Ausgangs? Haben Sie Nachrichten, die Sie ſo erſchüttern? Aus Paris? Gewiß aus Paris! Sie ſchwanken ... Um Gottes willen — was iſt Ihnen?

Ella. Laſſen Sie —!

Tailfourd. Unmöglich laſſ' ich Sie ſo. Vertrauen Sie uns! Hier — dies iſt Miſter Kemble, der berühmte große Kemble, ein Ehrenmann, mein Freund, ein Mann von einer Würde, die ganz England reſpectirt! Sie können es wagen, mir Ihre Befürchtungen mitzutheilen — Treten Sie näher! John Kemble iſt ein ehrenwerther Zeuge! (Er ſtellt einen Seſſel in die Mitte des Zimmers.)

Kemble. Wie iſt ſie ſchön! (Laut.) Miſſis Roſe, vertrauen Sie meiner Anweſenheit! (Er führt ſie näher, doch bleibt die Thür auf.) Vielleicht ſetzen Sie auch mich in die angenehme Lage,

Ihnen dienen zu können. (Bei Seite.) Ich schäme mich, daß ich nur das Spiel ihrer Mienen und die Wahrheit ihres Gefühls bewundere!

Ella (die sich noch nicht setzte und erst um einige Schritte näher kam, reicht einen Zettel an Tailfourd).

Tailfourd (liest halblaut). „Endlich Nachrichten aus Paris, liebe Freundin, — aber schlechte. Rose befindet sich seit acht Tagen im Schuldgefängniß. Nach der Börse erzähle ich Ihnen das Ausführlichere." — Das ist eine sehr bedauerliche Nachricht! Ihr Gatte seiner Freiheit beraubt, im Schuldgefängniß! Wer weiß, ob die Nachricht sich bestätigt!

Ella. O, mein Himmel, ich glaube sie nur zu gewiß —! Ich verzweifle, nicht helfen zu können —!

Tailfourd. Die Unternehmung, die ihn engagirt hatte, zerschlug sich, das erfuhr ich. Er versuchte sich auf eigene Hand. Es ist ein Unglücksstern, der ihn überall verfolgt!

Ella. Im Schuldgefängniß!

Kemble. Ob die Summe groß sein mag? Ohne Zweifel wird Mister Thornton die nähern Aufklärungen bringen.

Ella. Helfen, helfen möcht' ich und sogleich!

Tailfourd. Diesen Gedanken geben Sie auf, Miß! Ihr Gatte ist Geschäftsmann, seine Unternehmungen werden höher hinausgegangen sein, als Ihre Kräfte reichen würden, selbst wenn Sie sich mit — denen Ihrer Freunde verbänden.

Kemble. Wenigstens wäre es gut, die Summe zu erfahren, um die es sich handelt.

Tailfourd. Sieh da! Ich überlege mir — man kann ja einen britischen Unterthan kaum in ein französisches Gefängniß werfen, wenn man nicht davon hier der französischen Gesandtschaft oder dem auswärtigen Amte die Anzeige gemacht hat.

Man müßte nach Warwickſtreet fahren und dort auf der franzöſiſchen Geſandtſchaft die nähern Erkundigungen einziehen.

Ella. In der That?

Tailfourd (hebt ſeinen Hut). Ich will es thun und ſogleich!

Ella (freudig auf ihn zu). Dank! Dank, Sir!

Kemble (bei Seite). Ein Ton, der zum tiefſten Herzen dringt!

Tailfourd. Die franzöſiſche Geſandtſchaft liegt Warwickſtreet, das iſt in der Nähe. Ich kann bald zurück ſein. Und — (er nimmt ſein Manuſcript) — wenn die Summe nicht zu hoch iſt —

Kemble (bei Seite). Er nimmt ſein Manuſcript!

Tailfourd. Warwickſtreet — Sohoſquare nicht wahr? Dort wohnt der Geſandte — (Bei Seite.) In der Nähe liegt die Buchhandlung Longman & Compagnie — Verleger von Theaterſtücken, die, wenn ſie gedruckt ſind — kein Menſch mehr aufführt! (Zum an ſeinem Schrank.) Miſſis Roſe, ich kann in kürzeſter Zeit zurück ſein. Ich hoffe, Ihnen genauere Kunde bringen zu können über die Summe, um es ſich handelt. Bleiben Sie einige Augenblicke bei unſerm großen Kemble! O, er hat ein Herz und nicht blos auf der Bühne, wenn es von andern vorgeſchrieben wird, ſondern privatim fürs Leben ganz ſein eigenes, ein Herz, das vortrefflich zu extemporiren verſteht, wie wir alle extemporiren müſſen, je nach den vorgeſchriebenen Umſtänden — (Bei Seite.) 25 Pfund lagen noch da — hier in meinem Portemonnaie zwei Guineen, etwas Credit findet ſich — (Zu Kemble.) Adieu, Kemble — Hüten Sie meine verehrte Frau Nachbarin — (Bei Seite.) Hatt' ich recht oder nicht?

Kemble (bei Seite). Der Ausdruck ihres Schmerzes iſt bewunderungswürdig.

Tailfourd (bei Seite). Und dieſer Ausdruck iſt der der Natur! (Zu Ella.) Die Nachrichten aus Paris ſind hoffentlich

Königin (bei Seite).

Unterlaß dieſe Unterbrechungen. Was ſoll ein Abgeſandter des feinen Hofes von St. James von den Manieren einer preußiſchen Prinzeſſin denken?

König (zur Königin).

St! Die plauderhaften Frauenzimmer! Gut, Herr von Hotham. Der Anfang war ſehr gut. Nicht wahr, Erbprinz?

Erbprinz.

Ja wohl — Majeſtät — (bei Seite) abſcheulich!

Königin.

Nun alſo die Bedingungen. (Bei Seite) Auf die Ausſteuer bin ich begierig.

Hotham.

Paragraph eins:

König.

Erlauben Sie, dies kann ich Ihnen kürzer ſagen. Ich gebe meiner Tochter als Ausſteuer: Vierzigtauſend Thaler und ein jährliches Nadelgeld von zweitauſend Thalern. Die Hochzeit will ich auch ausrichten. Das iſt aber auch Alles.

Königin (ſteht auf).

Ich will nicht hoffen, daß dies Ihr Ernſt iſt, Majeſtät. Ritter Hotham, nehmen Sie dieſe Erklärung Sr. Majeſtät nicht zu Protokoll.

übertrieben! Wir werden ja ſehen. In kurzem bin ich zurück und ich denke, vielleicht mit Troſt oder wenn die Gefahr nicht zu groß iſt, mit Hülfe! (Ab durch die Mitte.)

(Jetzt ſchließt ſich erſt die Thür.)

Kemble (bei Seite). Edler junger Mann!

Dritter Auftritt.

Ella. Kemble. Zuletzt Thornton.

Ella. Wie gut iſt Miſter Tailfemd!

Kemble. Sie nehmen Antheil an den dichteriſchen Arbeiten Ihres Nachbars?

Ella. Brachten Sie ihm ein günſtiges Urtheil über ſeine neueſte Schöpfung?

Kemble. Da Sie ſie kennen, Miſſis, brauch' ich ſie nicht erſt zu rühmen. Dido verbindet den romantiſchen Reiz der engliſchen Schule mit der geſchloſſenen Einheit der franzöſiſchen. Schade nur, daß wir ſie nicht darſtellen können.

Ella. Warum nicht?

Kemble. Ich klagte dem Autor, daß in England ſo wenig Hingebung für die Bühne herrſcht. Ein junger Nachwuchs von Talenten für die edlern Aufgaben fehlt uns gänzlich. Wenn ich aufrichtig ſein ſoll, kann ich unſers Freundes Aeußerung, daß alle Erforderniſſe einer dramatiſchen Künſtlerin niemand mehr als Sie beſitzen, für keinen Scherz mehr halten, ſeitdem ich das Glück habe, Sie perſönlich kennen zu lernen.

Ella (ſchmerzlich lächelnd). Und Sie den unüberlegten Ausdruck meiner Gefühle ſahen!

Kemble. Sie ſprachen mit einer Wahrheit, die mich erſchütterte!

Ella. Was ſich noch ausſprechen kann, Sir, iſt oft nur — die Hälfte deſſen, was wir empfinden!

Kemble. Die andere ergänzt der Zuſchauer. Dies that ich ſchon bei Ihnen. Sie ſind nicht glücklich, Miſſis! Freiwillig getrennt von Ihrem Gatten, lieben Sie ihn und — leiden doch z. B. in dieſem Augenblick unter der Thatſache, daß Sie ſein Los erſt von andern erfuhren. Nicht?

Ella (ſtaunend). Sir!

Kemble. Sie möchten die Mittel beſitzen, ihn zu beſchämen?

Ella. Sir!

Kemble. Sie möchten ihm heute, noch in dieſem Augenblick die Freiheit geben, ohne hinzuzufügen, daß ſie von einem Weſen käme, dem irgendeine Grille oder ein Verſehen von ſeiner Seite die Nothwendigkeit auferlegte, eine ſtolze Selbſtändigkeit zu behaupten?

Ella. Sir! Ich erſtaune über die Schärfe Ihres Blicks!

Kemble. Sagen Sie beſſer, Sie ſtaunen über die Kunſt, den Werber zu ſpielen; denn, Miſſis, ich entfalte wirklich Ihnen gegenüber die Fahne meiner Kunſt. Soll ich Ihnen das Glück malen, das Sie gewännen, wenn Sie plötzlich nach einem Dutzend Proben, zu denen ich mich hiermit feierlichſt erbiete, in der Rolle der Dido in Drurylane aufträten?

Ella. Meine Phantaſie würde nur bei dem einen Gedanken verweilen —

Kemble. Nach Paris das Geld ſchicken zu können, das Ihrem Gatten die Freiheit gäbe!

Ella. Sir! Sir! Wir träumen!

Kemble. Träumen! Nicht auch — von dem Glücke — Tailfourd's? ... Sein Drama — würde dann ins Leben treten können.

Ella (bei Seite). Wenn ſie, ſie aufs neue dazwiſchenträte!

Kemble (bei Seite). Noch ein anderer Schmerz ſcheint auf ihrer Seele zu laſten.

Ella (ſich beſinnend). Bitte, Sir —

Kemble. Wir träumen — ſagten Sie —

Ella. Sie ſprachen von Talfourd —

Kemble. Von Ihnen und von ihm! Selbſt Ihren Geſang hat er gerühmt. Auch Desdemona ſingt vor ihrem Tode ...

Ella (ſpricht, das Haupt geneigt und leiſe). „Weide, — weide, weide!“

Kemble (bewundernd). Vortrefflich! Es iſt mein heiliger Ernſt, wenn ich die Möglichkeit feſthalte, daß ein ſeltenes Weſen den Muth eines ſeltenen Entſchluſſes haben kann! Wahrhaftig! Ich ſcherze nicht, wenn ich in dieſem Augenblick an Shakſpeare's Macbeth erinnere. (Er ſpielt Macbeth.) Wie der einen Dolch in der Luft ſchweben ſieht, ſo ſeh' ich — da einen Lorberkranz! Er zieht magiſch, die Seele folgt ihm, er ſchwebt vor uns, greifbar, die Hand hält ihn —! Da! Da!

Ella (ſteht auf und mit Bezug auf ſein Spiel). Kemble! Ich bewundere Sie! ... Aber wenn es nun kein Lorber, ſondern ein Kranz von Neſſeln, von Dornen, vielleicht wirklich — ein Dolch wäre?

Kemble. Laſſen wir ein ſo trübes Bild! Die Bühne! Was ſoll ich Ihnen wiederholen, was Sie ohne Zweifel von ſeinen Schattenſeiten ſchon kennen! Aber glauben Sie mir, ſind wir auf der Scene, ſo vergeſſen wir alle Schmerzen getäuſchter Lebenshoffnungen. Im Bühnenſpiel — wie oft hab' ich da Troſt gefunden nach den herbſten Verluſten, die ich nicht glaubte überwinden zu können! Wohlan! Sie müſſen ſich frei fühlen, unabhängig —

Ella. Unabhängig?

Kemble. Ihr Gatte — ſo denk' ich mir's! — hat Sie aus ſeinem Leben herausfallen laſſen. Sie ſtehen ſinnend an Gedankenabgründen, vor denen Sie oft ein Schwindel ergreift! Ihr Stolz iſt verletzt, Ihre Jugend hat zu früh abgeſchloſſen. Sie haben noch eine Welt voll Ahnungen in ſich. Sie wollen Ihrem Gatten beweiſen, was aus einem Frauenherzen werden kann, wenn die Liebe es vernachläſſigt. O, plauderte Ihnen nicht mein ſchellenbehangenes Tamburin der Freude und weckte Sie neckend, wenn auch vielleicht mit gemachter Heiterkeit, aus Ihren Träumen, Sie würden Ihrem Gatten gegenüber ſchon mit der Zeit aus — eigenem Entſchluſſe —

(Man hört Pechen und Thornton's Stimme: Frau Roſe! Frau Roſe!)

Kemble. Aber man ruft Sie! Es iſt Thornton, ich kenne ſeine Stimme, die Stimme Ihres Wirths! Der bekannte, luſtige, fröhliche Geſell — er ſcheint Ihnen Frohes zu bringen, Troſt! Nun — ſo eilen Sie doch! So fliegen Sie doch! Wie? Jetzt ſchon ſo — ſchwankend — in der Freude — und erſt — ſo athemlos im Schmerz?

Ella (betrachtet ihn lange und über ſein Weſen in ihrer Seele und die Ahnung ſeines Siegs erſchaudernd und zugleich doch ihn bewundernd). John Kemble, Sie ſind — ein Dämon! (Ab zur Mitte.)

Kemble (mit ſchmerzlichem Humor). Iſt unſere Kunſt ein Glück oder nicht — Wonne iſt es, Seelen ſich nachzuziehen, und dieſe iſt eine gebrochene! Die — erſte Weihe unſers Prieſterthums!

Vierter Auftritt.

Thornton. Die Vorigen.

Thornton. Ah, da ſind Sie? Bei unſerm karthaginienſiſchen Poeten Tailfourd! Aber Himmel! Was ſeh' ich! Seh' ich recht? Iſt das nicht — John — Kemble!

Kemble. Im Auftrag unſers Freundes Tailfourd bät' ich bis zu ſeiner Rückkehr Ihre liebenswürdige Frau Nachbarin.

Ella. Was bringen Sie, Thornton! Sagen Sie alles! Alles! Ich bin gefaßt.

Thornton. Gott ſei Dank, daß Hannah, meine Frau, nicht da iſt. Die beſuchte mich eben an den Docks, weil ſie mir einen Auftrag zu überbringen hatte über funfzig Ballen Baumwolle, die uns von Liverpool zum Verkauf ſignaliſirt wurden — ſchadhafte Baumwolle, Miſter Kemble; Baumwolle mit Havarie! Noch ſind wir mercantiliſche Neulinge und fangen auf der Börſe ganz von unten an —

Kemble. Ihre Frau vertritt die Stelle Ihres erſten Commis und bringt Ihnen in die Docks die telegraphiſchen Depeſchen in eigener Perſon?

Thornton. Mit Elektricität, Sir! Eine Frau, die einen Mann in ſeinen geſchäftlichen Anfängen unterſtützt, iſt mehr werth, als jede ſubmarine telegraphiſche Depeſche, zumal wenn zwiſchen Dover und Calais der Draht geriſſen iſt.

Kemble. } Sprechen Sie aber von Paris!

Ella. } Thornton! Thornton! Was bringen Sie?

Thornton. Ich verſichere Sie, Sir — was ſchadhafte Baumwolle anbetrifft —

Ella. Thornton!

Kemble. Sie halten Ihre Nachrichten sehr zurück!

Thornton. Das muß man, Sir! Wenn man auf den Markt tritt und hat auch nur eine einzige Thatsache in der Schreibtafel, wissen Sie, eine thatsächliche Thatsache, eine nette, reelle, solide, runde Null — eine Null, die sich realisiren, das heißt versilbern läßt — dann muß man auftreten, als wenn die Diplomaten sämmtlicher europäischer Cabinete gegen unsereins ebenfalls nur Anfänger in schadhafter Baumwolle wären, mit: — (Stellt sich in Positur.) He! Rathet! Wie? Hm?

Ella. } Aber Thornton! Thornton!

Kemble } (bei Seite). Ein närrischer Kauz!

Thornton (gibt die Positur auf). Ha! Ha! Ha! Hurrah! Hurrah! Bagatell! Bagatell! — Es sind ja nur zweihundert Pfund, um die er eingesteckt ist —! Um lumpige zweihundert Pfund haben ihn diese verdammten Comment-Vous-portez-Vous's in Clichy eingesperrt! Diese Nullen werden sich bald in irgendeiner freundschaftlichen Brieftasche gefunden haben! (Legt nun erst Hut und Stock ab.)

Ella. Zweihundert Pfund —

Kemble. Die Summe ist in der That nicht groß. Die Kräfte Ihrer Freunde können sie bald erschwingen — Missis, Sie werden sie selbst erschwingen, wenn Sie — jenem geisterhaft in der Luft winkenden Lorbeerkranz folgen wollen — Es wäre die Gage eines einzigen Monats der Saison — die ich allenfalls im Stande sein würde — sogleich —

Ella (mit äußerstem Kampf). Sir! Sir! Sprengen Sie meine Brust nicht vor Angst und Verzweiflung!

Thornton. Wie? Gage? Saison? Geisterhafter Lorbeerkranz? Was geht denn hier vor?

Alle drei. Ah! Tailfourd!

Fünfter Auftritt.

Tailfourd. Die Vorigen.

Tailfourd. Thorneten! Thorneten! Was richten Sie für unüberlegte Streiche an! Die Thatsache ist allerdings richtig. Ich komme von der französischen Gesandtschaft und hörte dort, Bericht wäre eingelaufen über Charles Rose aus England, der in Paris mit französischen Capitalisten eine industrielle Unternehmung begründen wollte. Man schloß Contracte ab, konnte sich nicht einigen und wünschte zurückzutreten. Charles Rose hätte auf Einhaltung der Contracte klagen dürfen. Indessen — er war zu stolz, seinen Gegnern eine Zumuthung zu machen. Er gestattete den Rücktritt. Durch Benutzung anderweitigen Credits jedoch gerieth er in Verlegenheit. Wegen einer Wechselschuld von zweihundert Pfund mußt' er ins Gefängniß.

Ella. Zweihundert Pfund!

Tailfourd. Die Summe ist unter Umständen, wenn man sie gerade nicht hat, ziemlich einer Million gleich; hat man sie aber (öffnet sein Portefeuille), so kann man darüber lachen. Missis — ich mache mir ein Vergnügen daraus, diese Papiere augenblicklich nach Paris zu übersenden.

Ella. Sir!

Tailfourd. Ich bin Advocat, es ist nicht der erste Fall, daß wir in der Nothwendigkeit sind, für unsere Clienten Auslagen zu machen.

Tremble. Nein, nein, Tailfourd! Es thut mir außerordentlich leid, daß Sie diese Hoffnung auf Advocatenexperteln werden aufgeben müssen! Bleiben Sie — bei der Poesie! Wir alle! Sie haben Ihr Manuscript verkauft! O, das dürfen Sie nicht!

Nimmermehr! Es gehört uns und die Bagatelle von zweihundert Pfund wird von der Direction in Drurylane gezahlt.

Thornton. } Drurylane? Was hör' ich?
Ella } (bei Seite). Manuscript verkauft?

Tailfourd. Was hör' ich? Kemble, Miſſis, Sie hätten — um dieſen Preis —? Nein! Nimmermehr! Das Geld iſt ja da! Wie könnten Sie dieſen Schritt je vor Ihrem Gatten verantworten! Und ich habe Ihnen ja auch noch — einen Brief zu übergeben, den ich ſoeben vom Poſtboten entgegennahm. Er iſt an Sie — er kommt von Paris.

Alle. Von Roſe! (Sie nimmt ihn und öffnet ihn. Sie lieſt halblaut.)

(Es fallen Papiere aus dem Brief.)

Thornton (hebt ſie auf). Halt! Halt! Was fällt denn da heraus? Wechſel? Anweiſungen? Creditbriefe? Himmel! Den laſſen Sie in Paris ſpeculiren wie er will, den laſſen Sie ja ins Gefängniß wandern und wieder heraus — das iſt ja ein Genie! Und über den Schuldthurm hinweg wird man ja überhaupt erſt zum Millionär!

Kemble. } Erſtaunlich!
Tailfourd. }

Ella (lieſt halblaut und mit zitternder, zuletzt empörter Erregung). „Liebe Ella, obgleich mich noch deine Flucht aus dem älterlichen Hauſe mit den ſchmerzlichſten Empfindungen erfüllen muß, ſo kann ich doch nicht umhin, vorzubeugen, daß ein Gerücht zu dir dringt, ich hätte in Paris meine Freiheit verloren. Durch Vermittelung meiner — Freunde — bin ich wieder — Herr meiner ſelbſt — bitte dich aber, dieſe Nachricht nach Warrington-Houſe in eigener Perſon — zu überbringen. Ich lege dir bei, was du an Geldmitteln — bedürfen würdeſt — ſelbſt

wenn Du gegen mein wiederholtes Verbot handeltest — länger noch in London — zu bleiben.“

Tailfourd. } Er ist frei?
Kemble. }

Ella (für sich mit äußerstem Schmerz). Nur durch Fanny Richardson! (Liest halblaut.) „In zwei Monaten bin ich in — England — und hoffe dich nur zu finden — ich wiederhole es — nur — im Hause — meiner Aeltern.“ (Sie legt den Brief zusammen.)

Thornton. Aber hier, hier die Wechsel! Da! Schlagen Sie vor allem erst die ein!

Kemble. Und Sie, mein bester Freund, Sie eilen, daß Sie Ihr Manuscript zurückbekommen! Wahrscheinlich waren Sie bei Longman & Compagnie? Sie haben sich doch hoffentlich den Neukauf bedungen?

Tailfourd. Was hilft es, Kemble? Wenn Sie mich versicherten, daß an eine würdige Aufführung nicht zu denken wäre!

Kemble. Für jetzt leider! Denn wo wäre eine Künstlerin zu finden, (mit mächtiger Kraft in Ella's Augen lesend) die einen weiblichen Charakter — zu spielen wagte, — unter dem der Boden der Vergangenheit — weicht, eine Frau, um die sich — ein erträumtes Lebensglück in Schatten auflöst — vor denen sie flieht sie weiß nicht warum — in Zukunftsdämmerungen, denen sie mit geisterhafter Lockung folgt sie weiß nicht wohin, — ein gebundenes Herz und doch unendlich, unendlich sich nach Freiheit sehnend!

Ella (in gesteigerter Aufregung, Schmerz über Rose und Dankgefühl für Tailfourd). Sir! Dido — ist — schwer —

Tailfourd. Um Gottes willen! Ich beschwöre Sie! Was thaten Sie, Kemble!

Elia (in zitternder Bewegung). Immer — liebte ich — die Poeſie — Ich war — als Kind ſchon ſo thöricht, mich mit Blumen — zu ſchmücken oder einen Shawl über mein Haupt zu werfen und mich die Sternenkönigin zu nennen. Ich ſagte dann, ich käme aus einem fernen Lande und wüßte ſo viel, ſo viel zu erzählen — was ich gehört — geſehen hätte, aber ich ſpräche nur — in Worten, die niemand verſtehen würde, weil ich ſie — den Vögeln abgelauſcht, großen, goldgefiederten Bewohnern der heiligen Wälder Indiens — Und — wie oft ſtürzt' ich von meiner Bühne, die der Fußſchemel meiner guten Mutter war, und rief: Haltet mich! Haltet mich! Eine Schlange verfolgt mich! Sie trägt eine Krone! Sie ſieht mich ſo groß, ſo wie menſchlich an, ſie will mir mein künftiges Schickſal ſagen! .... Kindiſche Märchen- und Jugendzeit! Wer kann ahnen, was einſt alles auf den Blättern unſers Lebensbuchs zu leſen ſein wird! Erwarten Sie mich — in Drurylane! (Ab.)

Tailfourd und Thornton. Iſt's möglich!

Kemble (Tailfourd's Hand faſſend und ſich den Hut nehmend). So wirbt die Kunſt ihre wahren Jünger!

(Der Vorhang fällt.)

König.

Nicht zu Protokoll? Vierzigtauſend Thaler baares Geld zu wenig?

Hotham.

Die Frage der Mitgift wird für ein ſo reiches Land wie England nimmermehr Schwierigkeiten darbieten. Es handelt ſich vielmehr jetzt um diejenigen politiſchen Punkte, welche bei dieſer engen Vereinigung zu beſonderer Berückſichtigung kommen.

König.

Politiſche Punkte?

Hotham.

Ich meine einige Fragen und Erörterungen, die ich mir vorzutragen jetzt erlauben werde.

König.

Fragen und Erörterungen? Haben Sie an meiner Tochter etwas auszuſetzen?

Hotham.

Das nicht, Majeſtät, aber es könnten doch für die beiden Nationen ſelbſt gewiſſe Vortheile —

König.

Vortheile?

Hotham.

Um nur Eines zu nehmen: England wird für dieſe Heirath Ew. Majeſtät in der Inveſtitur der Herzogthümer Jülich und Berg ohne Hinderniß beſtätigen.

Dritter Aufzug.

Ein geſchmackvoller, doch in ſeiner Ausſtattung nicht überladener Salon mit offenen Durchgängen nach einem hintern Zimmer und mit zwei durch Portièren verhangenen Seitenthüren. Ein brennender kleiner Luſtre im hintern Zimmer. Auf den Tiſchen vorn Lichter. Divans. Seſſel. Spiegel. Gemälde. Statuen. Alles im modernſten Geſchmack.

Erſter Auftritt.

Eine aus Streichinſtrumenten beſtehende Quartettmuſik im hintern Zimmer. Zwei Bediente kommen von dorther mit Erfriſchungen, Eis, Limonade, und gehen nach vorn. Toms als Bedienter in Livree. Dann Frau Hannah Thornton.

Toms (mit einer Anzahl Blumenſträußen und Kränzen). Hurtig! Hurtig! Flinker bedient! Wenn auch die ſchönſte Muſik gemacht wird, der Magen will auch ſeine Rechte haben. Ich kenne das aus der Zeit her, als ich ſelbſt noch das Poſthorn blies! Ah, Madame, ſehen Sie dieſe koſtbaren Blumen! (Befeſtigt ſie in Vaſen auf dem Kamin oder die Kränze an Statuen und ſonſt ringsum.)

Hannah (durch die Mitte). Von unſerer guten Ella.

Toms. Soeben hat ſie ſie aus Drurylane geſchickt! Es iſt die

Anerkennung für den vierten Act von Romeo und Julia, einem Stück, dessen Handlung blos auf dem Mangel von Extrapoſten beruht.

Hannah. Was ſie beſitzt, muß ſie theilen. Dieſe ſchönen Blumen!

Toms (immer beſchäftigt). Es iſt aber auch Ihr Geburtstag heute, Madame Thornton! Ein Feſttag das! Wiſſen Sie noch, wie wir vor fünf Jahren an einem ſchönen Morgen in Lincoln-Inns-Viertel anfuhren und Ihnen damals nichts mitbringen konnten, als uns ſelbſt und ein Bündel Kinderzeug?

Hannah. Seitdem hat ſich viel verändert. Aber ich denke, auch Ihr, Toms Ritchie, könntet zufrieden ſein —

Toms (ordnend an den Lichtern und Stühlen). Nun, die Stellung als Chargé d'affaires bei der erſten Künſtlerin Englands kann man ſich ſchon gefallen laſſen! (Ab zur Seite links.)

Hannah. Von den Erinnerungen an alte Zeit hat Toms die einzigen, die heiter ſtimmen!

Zweiter Auftritt.

Thornton. Hannah. Zuletzt Toms und Gäſte.

Thornton (von der Seite, links vom Darſteller, im eleganten Frack. Im Eintreten). A la bonne heure; nicht im Salon, liebe Frau? Vortreffliche Muſik! Die erſten Mitglieder der italieniſchen Kapelle — (Singt der Muſik nach.) La! la! la!

Hannah. Biſt du ſchon da? Das Theater kann doch noch nicht aus ſein?

Thornton. Wenn man eine Ella Roſe als Julia Capulet

geſehen hat, kann man da noch im Nachſpiel die Caſtagnettenſprünge einer ſpaniſchen Tänzerin bewundern? Ich ging nach dem fünften Act. Aber heute wird es bei uns lebhaft werden. Da ſeh' ich ſchon (lorgnettirt nach hinten) einige ſehr reſpectable Gruppen verſammelt —

Hannah (ordnet die Blumen). Als Charles Roſe noch nicht verſchollen war, gingt ihr beide gerade am liebſten ins Ballet.

Thornton. Das waren die Zeiten, als wir noch nicht von ſchadhafter Baumwolle zur preiswürdigen übergegangen waren. Jonathan Thornton iſt ein Makler, deſſen Kennerblick jetzt ebenſo in Kalkutta wie in Drurylane und Coventgarden geſchätzt wird. Dein Geburtstag heute! (Küßt ſie.) Auch dieſen Kuß verdankt man — ſich ſelbſt! Ein erhebendes Gefühl, ſo um ſich blicken und ſagen zu dürfen: Alles durch eigene Mittel!

Hannah. Du vergißt, (ordnet an der Symmetrie der Lichter) was wir unſerer Freundin Ella zu danken haben!

Thornton. Connexionen! Lediglich Connexionen! Aber ich bin nicht undankbar. Die Leute ſagten: Wer iſt dieſer merkwürdige Baumwollenmakler, bei welchem die erſte dramatiſche Künſtlerin Englands wohnt? Wer iſt dieſer reſpectable Charakter, bei dem eine tugendhafte Frau allein Beſuche annimmt? Misbrauch' ich meine bevorzugte Lage? Verwend' ich nicht die Mußeſtunden, die mir die wichtigſte Pflanze der Erde, die Baumwollenſtaude, übrig läßt, auf Wiſſenſchaft, Kunſt und ſchöne Literatur? Selbſt am Geburtstage meiner Frau, ſelbſt an einem Abend, wo ich in meinem Salon dreißig bis vierzig Barone, Peers, erſte Handelsfirmen und Kunſtkenner aller Art erwarte, fehl' ich nicht auf meinem gewöhnlichen Sperrſitz an den Stufen des Altars der Muſen! Bitte, gib mir ein paar neue Handſchuhe! Dieſe ſind, ſeh' ich eben, im Feuer des An-

theils für die Balconſcene Act 2 (zeigt an der Hand einen aufgeriſſenen Handſchuh) aus der Naht gegangen.

Hannah (holt aus einem Toilettenkäſtchen, das rechts auf einem Tiſche ſteht, andere Handſchuhe). Du wirſt die berühmte Klavierſpielerin, die Ella heute zur Verherrlichung des Abends einlud, zum Inſtrument führen.

Thornton (nimmt die neuen Handſchuhe). Ich werde das mit einem merkwürdigen Avec thun! Ich werde ſchwecken, ſäuſeln: Miß Anna Laiblaw, darf ich die Ehre haben? (Vorſtellend.) Lord Babington, Marquis Dorſet, die Frau Herzogin, ſeine Mutter, ein berühmter Blauſtrumpf, Baronet Wyſe! Alles Namen, die man — ohne Baumwolle auch keine blauen Strümpfe — nur bei Jonathan Thornton verſammelt findet!

Hannah. Bei Ella Roſe willſt du ſagen!

Thornton. Das bleibt ſich gleich. Ella Roſe wohnt bei mir, wir wohnen bei Ella Roſe! Dieſe Thür (zeigt auf die Portiere rechts) führt zum Olymp. (Links.) Dieſe nach Mancheſter. Die Räume in der Mitte ſind neutral. Aber ich höre immer mehr anfahren —

Hannah. Thu' mir nur den einzigen Gefallen und bringe keine Toaſte aus!

Thornton. Was? Keine Toaſte? Ich nicht To—? Ich bin ein ſehr großer Toaſt'ſer, und wo das Gedächtniß ſchwach iſt, da beſſert ſich das Extempore. Wenn ich in meinen Extempore's ſo fortfahre, Hannah, wie bisher, ſo geſteh' ich dir, daß ich, falls ich mich einſt zur Ruhe zu ſetzen gedenke, eine geheime Neigung habe, mich um einen Sitz im Parlamente zu bewerben!

Hannah (ordnet lachend an ſeiner Cravatte). Hört! Hört!

Toms (tritt hinten auf). Miſter Slingeland! Lord Babington! Marquis Dorſet! Baronet Wyſe!

Thornton. Willkommen! Drüben, meine Herrſchaften, in die Salons! Immer in die Salons! Nur in die Salons! (Geht ihnen entgegen. Ab durch die Mitte und dort nach rechts vom Darſteller.)

Hannah. Wir ſo heiter und froh, und du nur, arme Ella, glücklich in deiner Kunſt! (Ab durch die Mitte und dort dann nach rechts.)

Im Vorzimmer ſieht man von Thornton Gäſte, Herren und Damen, empfangen, die alle hinterwärts nach rechts gehen. Von Zeit zu Zeit folgen noch mehr. Außer Toms ſind dabei beide Bediente ſichtbar, die zuweilen mit Erfriſchungen über die Bühne gehen. Die Muſik hört allmählich auf.

Dritter Auftritt.

Tailfourd kommt durch die Portière, die zu Ella's Zimmer führt. Dann Toms. Zuletzt Gäſte.

Tailfourd. Sie iſt noch nicht da und das Theater ſcheint doch aus zu ſein. Thornton's Gäſte mehren ſich und (blickt hinaus) er ſelbſt iſt zugegen? Da müßte in Drurylane ſchon das letzte Wort geſprochen ſein, denn anders thut er's nicht, ſeit der engen Freundſchaft zwiſchen engliſcher Kunſt und derſelben Baumwolle, die man ſich ſonſt nur in die Ohren ſtopfte, wenn von engliſcher Kunſt die Rede war. (Toms geht vorüber.) Heda, Toms! Die Geſellſchaft ſchon zahlreich —?

Toms. Guten Abend, Herr Tailfourd! Bisjetzt an zwanzig Perſonen! Lord Babington, Marquis Dorſet, Miſter Slingeland —

Tailfourd (ſetzt ſich). Dieſe lächerlichen Bewerber um eine Gunſt, die ſeit fünf Jahren unter unſern alten und jungen Dandies ein wahres Kirchtburmrennen hervorgebracht hat. Sie werden ſich ſämmtlich den Hals brechen. Ihre Herrſchaft ſchon zurück?

Toms. Eben hört' ich vorfahren! Ah! (Blickt links.) Mylord Drummond, Viscount Collings —

Gäſte (gehen im Vorzimmer vorüber).

Toms (folgt zur Anmeldung).

(Man hört hinten in weiter Entfernung einige Klavierpräludien.)

Tailfourd. Dieſe Zudringlichen müſſen ſich demüthigen, die Salons eines Baumwollenagenten zu beſuchen. Denn nur in dieſen Räumen hört ſie die Anträge, die man einer alleinſtehenden jungen Frau zu machen pflegt. Ah! Da iſt ſie!

Vierter Auftritt.

Ella kommt aus ihrem Zimmer und zieht ſich eben noch, wie zum Schluß einer ſchnell beendigten Umkleidung die Handſchuhe an. Tailfourd.

Ella (leicht und harmlos wie im Vorübergehen). Guten Abend! Guten Abend, Tailfourd!

Tailfourd (nach einer leichten Erhebung ſich wieder ſetzend). Guten Abend, liebe Freundin! Von der Darſtellung ſchon erholt? (Das Klavier hört auf.)

Ella (immer die Toilette noch ordnend). Julie iſt nur anſtrengend in den erſten Acten. Gehen Sie nicht zur Geſellſchaft? Es muß über elf Uhr ſein! Ich habe Miß Anna Laidlaw eingeladen, unſere Geburtstagsfeier zu verſchönern. Dieſe kleinen Cirkel ſind ſo angenehm und in England lebt man ja nun einmal nur des Nachts! Kommen Sie doch, Tailfourd! Waren Sie nicht im Theater? (Sie ordnet ſich noch am Spiegel ihre Geſellſchaftstoilette, ohne indeſſen den mindeſten Schein dabei zu geben, als wäre ſie kokett geworden.)

Tailfourd. Freundin, Sie wiſſen, ich mag Sie am wenig-

ſten als Julia ſehen! Sie wiſſen, warum nicht. Wenn Sie ſich freilich unter mir einen Romeo denken könnten —

Ella (ausweichend). Ich denke mir unter Ihnen viel Wichtigeres. Ja, ganz recht, ich denke mir, Sie haben viel Proceſſe! Sie arbeiten fleißig! Das iſt nützlicher, Tailfourd! Oder noch beſſer: wie geht's mit dem neuen Stück?

Tailfourd. War das Haus gut beſetzt?

Ella (ſie bleibt am Spiegel, jedoch ohne jede Spur von Gefallſucht). Sehr gut. Ich frage, wie geht's mit dem neuen Stück?

Tailfourd. Und der Beifall?

Ella. Recht lebhaft. Aber ſo antworten Sie doch! Was macht Theſeus? Die Rolle der Ariadne intereſſirt mich außerordentlich.

Tailfourd. Ariadne! Theſeus! Ach, ich ſitze im Labyrinth noch immer des dritten Actes und überlege mir, ſoll der Faden der Ariadne von Zwirn, von Baumwolle oder nicht vielleicht eine endloſe Guirlande von Roſen ſein! Nicht wahr? Letzteres wäre neu und ich meine faſt, richtig. Wie leicht würd' ich alle dieſe Schwierigkeiten überwinden, wenn Ariadne die Thür da zumauern ließe und keinen einzigen Menſchen mehr ſähe, außer William Tailfourd, wollt' ich ſagen, Theſeus den Erſten von Athen —

Ella. Sie ſind guter Laune, Tailfourd! (Im Gehen.) Kommen Sie zu meinem Hofſtaat, den ſeit fünf Jahren die Verhältniſſe nun einmal mit ſich bringen!

Tailfourd (ſteht jetzt erſt auf). Oder, was meinen Sie? Noch eine andere Idee! Der Faden der Ariadne ſoll nur Ariadnens warme, pulſirende, in Paille gantirte, weiche, zarte Hand ſelbſt ſein, die Hand eines Weſens — (Will Ella's Hand ergreifen.)

Ella (die ſchon ganz hinten am Ausgange war und nicht zurückkehrte).

Das, nach mir beurtheilt, ſehr, ſehr hungrig iſt und trotz der Muſik recht verlangend nach einer Taſſe Thee! (Ab.)

Tailfourd. Vom Theſeus blos die erſte Hälfte! Thee! (Seufzend ihr nachſehend.) Ach! Dieſe Anmuth! Dieſe Reinheit des Herzens! Dieſer unſchuldige, fleckenloſe Spiegel der Seele! Und dennoch verleumdet man auch ſie! (Hinten applaudirt man; jedoch nur mäßig, wie in Geſellſchaftskreiſen vorauszuſetzen.) Sie danken ihr für die Darſtellung dieſes Abends. . . . Sie lächelt über alles hin wie Sonnenſchein! Und ihr eigenes Innere —? Da ſteh' ich oft und ſchaudre vor Tiefen, die mich die Beſinnung verlieren laſſen, bis ich mich erſt faſſe — wenn ich Blackſtone leſe über die engliſchen Ehegeſetze! Wenn Charles Roſe jemals wiederkehrte! Verſchollen ſcheint er wie Lord Franklin am Nordpol! Wenn ich an all dieſe künftigen Möglichkeiten denke, dann komm' ich mir oft ſelbſt wie Franklin vor — als ſäß' auch ich mitten unter Eisblöcken, Eisbären, mein Blut gerinnt zu Eis — (Er unterbricht ſich humoriſtiſch, indem er einem Eis ſervirenden Diener winkt.) . . . Ein Glas Tuttifrutti! Einigermaßen wird es kühlen! (Will in den Hintergrund und blickt dort zur Seite, indem er Eis ißt.) Wie? Iſt das nicht jener zudringliche Fremde, deſſen Neugier mich auch bis hierher verfolgt? Ein ſpionenhaftes Fragezeichen, das mir ſeit einigen Tagen überall in den Weg tritt —?

Fünfter Auftritt.

Georg Jenkins tritt im Vorzimmer auf. Toms mit Erfriſchungen, Eis oder Limonade. Tailfourd.

Toms. Ich werde Sie ſogleich melden, Sir! (Durch die Mitte ab.)

Jenkins (bei Seite). Ah! Da iſt er!

Tailfourd (bei Seite und ſein Eis zu eſſen fortfahrend). Er nimmt mich, ſeh' ich, ſchon wieder aufs Korn.

Jenkins (eine derbe aber ehrliche Haut). Ich hatte die Ehre, Sir William Tailfourd heute auf dem Café des Arts zu ſehen.

Tailfourd. Ja, Sir! Ich beſuche zuweilen das Café des Arts.

Jenkins. Es verſammeln ſich dort Künſtler, Dichter, Gelehrte — es ſcheint eine Art geiſtiger Börſe zu ſein, die wahrſcheinlich auch ihre Makler hat, die Buchhändler.

Tailfourd (bei Seite). Es iſt ein Buchhändler.

Jenkins. Wird die Welt nicht bald wieder mit einem neuen Werke von William Tailfourd beſchenkt werden?

Tailfourd. Beſchenkt? (Bei Seite.) Ein Buchhändler und beſchenkt! (Laut.) Wir ſprechen nicht gern von Werken, die wir erſt vorbereiten, Sir —

Jenkins. Sie lieben die Ueberraſchungen. Ihre Dido war eine ſolche Ueberraſchung. Sie hat alle Welt entzückt. Auch in Frankreich, wo ich wohne — mein Name iſt Georg Jenkins — auch in Frankreich ſpricht man von Ihrer Dido mit hoher Achtung!

Tailfourd. Die man dort nachgedruckt hat; ich weiß —!

Jenkins. Die man auch ſpielte, Sir! Eine reiſende engliſche Truppe verſuchte ſich damit. Freilich eine Dido fehlte, wie Ella Roſe. Es war ſehr in Ihrem Intereſſe gehandelt, Sir, daß Sie vor fünf Jahren eine junge Frau überredeten, um einer von Ihnen geſchriebenen Rolle willen zur Bühne zu gehen.

Tailfourd. Wer ſagte Ihnen das?

Jenkins. Die Zeitungen, Sir!

Tailfourd. Wenn ich dieſen authentiſchen Quellen einräumte, je einen ſolchen Egoismus beſeſſen zu haben, ſo würde, wie

oft im Leben, hier ein Fehler die Quelle von Gutem geworden sein, Sir! Indessen schreiben Sie mir Verdienste zu, die ich ablehnen muß.

Jenkins. Mister Thornton, dem ich heute nach einer Begrüßung auf der Börse diese ehrenvolle Einladung verdanke, erzählte mir von der seltsamen Art, wie so plötzlich in Ella Rose dieser heldenmüthige Entschluß hatte entstehen können. Ein so plötzliches Heraustreten wurde ja damals wol in fünf Wochen möglich?

Tailfourd. In sechs, Sir.

Jenkins (verletzt). In fünf oder sechs, gleichviel.

Tailfourd (bei Seite). Er ist in Zahlen nicht genau? Nun ist's doch wol kein Buchhändler.

Jenkins. Sir, Sie sind von meiner Annäherung befremdet, aber ich interessire mich für Dinge, die dem Jahrhundert angehören. So möchte ich Sie z. B. fragen: Hat das Gerücht Begründung, daß Marquis Dorset, der durch den Tod eines Verwandten die Aussicht hat, Herzog von Dorsetshire zu werden, gesonnen sein soll, eine Dame zur Herzogin zu erheben, die schon jetzt die Freundin seiner für alle öffentlichen Angelegenheiten schwärmerisch eingenommenen Mutter ist?

Tailfourd (aufwallend und jetzt die Gieschale wegsetzend). Wenn Sie in solchen Dingen exact sein wollen, Sir, so empfehl' ich Ihnen da Mister Thornton, unsern Wirth! Dieser Gentleman führt seiner Ausbildung wegen, um sich im gesunden Menschenverstand, glaub' ich, zu üben, ein Tagebuch über die Narren, die sich mit den Privatangelegenheiten Ella Rose's beschäftigen. (Geht in den Hintergrund.)

Jenkins (für sich). Meine Aufgabe, für Rose das Terrain zu sondiren, wird nicht leicht werden. Sie erfordert selbst eine

König.

Iſt recht anſtändig. Danke! Danke!

Erbprinz (bei Seite).

Hotham, Fuchs! betrügſt Du mich?

Hotham.

Ferner hat bei dieſer Angelegenheit das Parlament ſich bereit erklärt —

König.

Bereit erklärt —

P. Wilhelmine.

Was ſoll denn das Parlament? Ich heirathe ja nicht das Ober- und Unterhaus.

Königin.

Das verſtehſt Du nicht. In England ſprechen alle Parteien mit.

König.

Ja, Kind! Das wäre ſo recht ein Land für Deine Mutter. Alſo?

Hotham.

Das Parlament erklärt ſich bereit, für den Fall, daß Ew. Majeſtät die Eroberung von Schwediſch Pommern vervollſtändigen, deßhalb das Miniſterium nicht interpelliren zu wollen.

Königin.

O das iſt ja ſehr artig (angenehm angeregt)! Ich hätte das Parlament für nicht ſo liebenswürdig ge-

Ueberwindung meines Ehrgefühls. (Drinnen Lachen.) Man ſcheint drüben guter Laune zu ſein —

Sechster Auftritt.

Thornton führt Ella. Hannah. Dorſet. Babington. Wyſe. Williams. Viele Herren und Damen. Toms. Die Vorigen.

Alle (lachen).

Dorſet (im Eintreten). Warum denn aber nicht als Ballet? Ich ſehe doch durchaus nicht ein! Wir haben ja bereits Romeo und Julia als Oper. Als Schauſpiel kann dieſe Tragödie nach einer Ella Roſe wahrhaftig kein Menſch mehr ſehen wollen; folglich —

Thornton. Die Balconſcene mit Entrechats? (Jetzt alle erſt vorn.) Nein, beſter Marquis, es gab eine Zeit, wo auch ich in den Fußſpitzen der Taglioni ihre Seele ſuchte, indeſſen (ſieht Jenkins) ah, Toms, warum meldet man nicht? (Zieht die Lorgnette.) Mein Herr —

Jenkins. Sir, erlauben Sie, daß ich mich Ihnen ins Gedächtniß zurückrufe ... Georg Jenkins.

Thornton. Ah, Miſter Georg Jenkins! Meine Herren und Damen, Miſter Georg Jenkins! Guten Abend, Tailfourd! Miſter Georg Jenkins —

Jenkins. Beſitzer einiger Etabliſſements —

Thornton. Einiger höchſt großartigen Etabliſſements zu — zu —

Jenkins. Mühlhauſen ....

Thornton. Mühlhauſen an der, an der —

Jenkins. Im Elſaß, Sir!

Thornton. An der Elsaß! Aber nebenbei, meine Herren und Damen, ist Mister Jenkins — (Zu Hannah, bei Seite.) Bewundere mein Gedächtniß, Frau! (Laut.) Sir Georg Jenkins! Hier! Meine Gattin! Missis Hannah! Heute neunundzwanzig Jahre alt!

Hannah. Einunddreißig!

Jenkins (sich verbeugend).

Thornton. Sie sehen, wie solid unser Haus ist! Einunddreißig erklärt sich meine Gattin selbst! Ja, alle üblichen Formen der Koketterie werden in unserm Hause außer Acht gelassen. Dies unsere berühmte Missis Ella Rose —

Jenkins (verbeugt sich). Eben im Theater bewundert. An der Börse bat ich Herrn Thornton um das Glück, Ihnen vorgestellt zu werden.

Ella (verneigt sich und spricht mit Dorset und Babington).

Thornton. Ganz recht! Ich hatte gerade Eile, im Westend — hier Marquis Dorset, dort Lord Babington einzuladen — Meine Herren, Mister Jenkins ist zugleich ein bedeutender Münzsammler — nämlich von neuen Münzen — aus Studium — Bitte meine Herrschaften, bedienen Sie sich! (Bei Seite.) Was soll denn hier so ein gewöhnlicher Baumwollenspinner?

(Die Bedienten springen mit kalten Speisen hinzu.)

Jenkins. Bei dem sonderbaren Titel, Sir, unter dessen Schutz, wie es scheint, ich allein wagen kann, Sie zu bitten, mich (er verbeugt sich gegen Ella und Hannah, mit denen Dorset und Babington sprechen) den kunstliebenden Damen vorzustellen, vergessen Sie, daß ich in Frankreich mit englischen Technikern Verbesserungen für Baumwollenspinnereimaschinen einführte, von denen allerdings einer, mein Associé, behauptet, daß sie trotz ihres Schnurrens und Rasselns in ihrer Art auch eine Musik hervorbrächten —

Thornton. Ihr Associé! Ganz recht. Sein Geschmack, sagten Sie, war so empfindlich, daß er unser Vaterland verlassen hat, um

ſein Ohr vor den Disharmonieen der engliſchen Muſik zu retten. Nicht wahr? Aber eine Klavierſpielerin, wie — (Sieht ſich nach derſelben um.)

Williams. Ich hatte die Ehre, heute auf der Börſe der erſten Begrüßung der beiden Herren beizuwohnen. Wenn ich nicht irre, erzählten Sie von Ihrem Herrn Compagnon ein höchſt merkwürdiges Factum.

Thornton (verſtellend). Miſter Williams! . . . (Jenkins verbeugt ſich.) Ja, in der That, richtig, richtig! Das war ein merkwürdiges Factum, dieſes höchſt merkwürdige Factum! (Bei Seite.) Was war es doch für ein Factum?

Williams. Daß Ihr Herr Compagnon einen unüberwindlichen Abſcheu gegen die Kunſt hätte.

Alle (durcheinander). Wie? Was? Abſcheu? Gegen die Kunſt?

Jenkins. Sie irren ſich, Sir! Miſter Macärty, mein Freund und Compagnon, dem ich gern die Ehre dieſes Abends gegönnt hätte, wenn er ſich nicht in der Nähe des Theaters von einigen Bekannten zu einem Souper hätte einladen laſſen, iſt nur ein Gegner gewiſſer Erſcheinungen der dramatiſchen Kunſt überhaupt — z. B. bei der Darſtellung von Frauencharakteren ſtört ihn alles, was — zu ſehr — ja, zu ſehr — dem täglichen Leben entnommen —

Alle (lachen ungläubig). Ah! Ah! Ah!

Jenkins. Er kann eigentlich auf der Bühne die weibliche Stimme nicht ertragen.

Alle (lachen). Ah! Ah! Ah!

Dorſet (der an der äußerſten Seite rechts ſitzt). Wie zu Zeiten unſers Dings da — unſers Shakſpeare — will er die Frauenrollen wahrſcheinlich wieder von Knaben dargeſtellt ſehen? Nicht wahr, Miſter Tailſourd? War es nicht ſo, als noch unſere großen Dichter lebten?

Tailfourd (der an der äußerſten Seite links ſitzt). Ganz recht, Marquis. Als noch unſere wahren Kunſtkenner vorn auf der Bühne ſaßen und nicht hinten an die Thüren der Garderobe klopften.

Babington. Wyſe. Williams. O! O! O!

Dorſet (für ſich). Ein gutes Zeichen, wenn die Concurrenz ſich ärgert.

Thornton. Meine Herren und Damen! Bitte! Bitte! Bleiben wir nur bei abſtracten Bemerkungen ſtehen — oder bitte, ſetzen Sie ſich nicht lieber? (Winkt nach Bedienung.) Alſo Ihr Freund? In der That, Miſter Jenkins, die Bühne weckt nicht überall die nämlichen Empfindungen. Ich nehme Veranlaſſung, Ihnen darüber eine phrenologiſche Bemerkung zu machen. Schädellehre iſt nämlich jetzt das Zeitgemäßeſte! (In Rückſicht auf die Speiſen, davon anbietend.) Bitte! Kalbskopf! En vinaigrette!

Jenkins. Mein Freund iſt etwas derb in ſeiner Art, ſchroff, leidenſchaftlich; doch verehrt er mit einer faſt heiligen Scheu die Würde der Frauen. Ich habe Fälle erlebt, wo ihn im heftigſten Anfalle eines Zorns die Stimme eines Kindes, eines Mädchens beruhigen konnte. Aber heute, denken Sie ſich, ſelbſt vor Drurylane! Wie zog ihn der Name der gefeierten Darſtellerin an! Auf der Reiſe ſprach er nur von dem Genuſſe, Sie zu ſehen. Kaum hatten Sie als Julia die erſten Worte geſprochen, ſo eilte Miſter Macârty aus der Loge und kehrte nicht zurück — aus Schmerz — aus geradezu geſagt, phyſiſchem Schmerz —

Alle (außer Ella und Tailfourd lachen ablehnend und ungläubig). Ah! Ah! Unglaublich!

Thornton. Sir, ich habe allen Reſpect vor Miſter Macârty, weil es Ihr Freund iſt; allein ſeine Anſprüche, ſich ein Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu nennen, die ſich bekanntlich auf Vernunft begründen, möcht' ich ohne phrenologiſche Unterſuchung

nicht gelten laſſen; denn der Kunſtſinn, meine Herren und Damen, ſitzt bekanntlich hier im Hinterkopf.

(Hier beginnt Weber's Aufforderung zum Tanz auf dem Klavier.)

Einige (verbeſſernd). Ah! Ah! Ah!

Thornton. Wollt' ich ſagen — nein — hinter den Ohren —

Andere. Nein — nein —

Thornton. Richtig! An den Augen! Natürlich! Beſonders braune Augen! Alles das hängt mit dem Rechnen zuſammen! Das Zahlen- und Rechnungsorgan ſitzt dicht neben dem Notenorgan. Das iſt auch der eigentliche geheime Zuſammenhang der Kunſt mit der Börſe. Dieſe Pièce, die da eben beginnt (Zu Hannah bei Seite.) Was für ein Takt? Drei Achtel? (Laut) Iſt, ſag' ich, notirt mit $1^3/_8$. (Singt im Abgehen das Thema nach.) La! La! La! Bitte! Kommen Sie! Am Inſtrumente das Nähere! (Ab zur Mitte.)

Alle (folgen).

(Alle wenden ſich nach hinten bis auf Tailfourd und Ella, die Derſet und auch Lord Babington, die ſie zu folgen auffordern, abſchlägt und bleibt.)

Tailfourd und Ella allein.

Tailfourd (ausbrechend). Welche Geſpräche! Welche Nichtigkeiten und — empörender noch, welche Indiscretionen!

Ella. Könnte ein öffentlicher Charakter dieſe Menſchen von ſich fern halten, ich thät' es gewiß.

(Die Muſik hört wieder auf.)

Tailfourd. Hätt' ich nur wenigſtens Kemble, ich würde ſelbſt ſchweigend mich mit ihm beſſer unterhalten, als mit Schwätzern, die, wenn ihnen auch der Mund überſtrömt, doch nichts ſagen.

Ella. Kemble iſt ſchon lange recht bös auf Sie, Tailfourd, weil Sie ſich ganz dem Theater entziehen.

Tailfourd. Ich ſah — zu tief in die Sonne!

Ella. Hat denn die Poeſie nicht grüne Schatten, wo Sie leidende Augen wiederherſtellen können? Sie arbeiten ſo wenig, bringen nichts mehr zu Stande!

Tailfourd (mit ſchmerzlichem Seufzer). Leidende Augen nur!

Ella. Tailfourd! Seien Sie heiter! Kommen Sie zur Geſellſchaft!

Tailfourd. Geſellſchaft! Nichts zu Stande! O mein Gott, wie könnt' ich im Blau des Himmels ſchweben! Wie könnt' ich zum Sonnenlichte aufſteigen und mich in meinem wahren Elemente fühlen! Das Leben würd' ich ja nur begrüßen wollen, wie es iſt; die Menſchen würd' ich ja nur nehmen, wie ſie ſind; an einer Blume würd' ich mich weiden können, ihre Staubfäden zählen, ihre Blätter in Bücher vertheilen als Andenken unvergeßlicher — Secunden nur! Was will ich denn mehr! Und was mir die Kraft zu ſolcher Erhebung gäbe, was mich im Staube kniend zum Gott erhöbe, brauch' ich es denn zu nennen? Ella, dies eine, eine Wort! Sie hörten es ſeit fünf Jahren ſo oft von meinen Lippen! O daß Sie nicht Rettung bringen, daß Sie aus der tiefſten Tiefe des Herzens jede Frage ohne die Antwort laſſen — Ella — die mir Himmel und Erde iſt!

Ella. Beſonnen, mein Freund! (Sie legt ſanft die Hand auf ſeine Stirn und betrachtet ihn voll Güte.) Tailfourd! Beſonnen! (Sie will ihm den Arm geben, er zögert. Sie geht ernſt ſinnend in den Hintergrund.)

Tailfourd (ſchlägt ſich an die Stirn und ſpricht voll Schmerz). Tailfourd! Tailfourd! Wann endet das!

(Die Bühne hat ſich entleert. Ein neues rauſchendes Muſikſtück beginnt und dauert fort.)

Siebenter Auftritt.

Toms. Dann Roſe. Später Jenkins. Thornton. Hannah.

Toms (rückwärts von links und ſich umſehend). Aber wer iſt denn das? Was will denn der hier? Ein Mann in einem Anzuge — Sir — wen ſoll ich melden?

Roſe (ruft heftig draußen). Miſter Habakuk Briddlewiddle oder Miſter (eintretend) Macärty.

Toms. Das iſt ja ein merkwürdiger Koſtgänger, und — ich ſollt' ihn eigentlich kennen — (Geht in den Hintergrund, ſich immer rückwärts umſehend.)

Roſe (iſt an ſich anſtändig gekleidet, aber im ſchwarzen Ueberrock, er trägt einen rothen Comfortable um den Hals, den er abbindet, und ſchwarze Handſchuhe. Wie man ſogleich ſieht, iſt er von Wein, mehr aber von Leidenſchaft aufgeregt, und keineswegs etwa trunken). Halte das aus, wer kann und will! Drüben ſitzen in — einem Hotel — vis-à-vis von dieſen erleuchteten Fenſtern — die Wagen rollen hören, die Klingeln ſchellen: Marquis! Baron! Herzog! und nichts dabei thun als im Champagnerglaſe die Perlen zählen, die vom Boden auf die Oberfläche kugeln, tanzen, um in Luft zu zerſtieben — es iſt Wahnſinn, was mich hierherführt und doch, fühl' ich, nur erſt hier auf dieſem Boden hab' ich mich ganz in der Gewalt.

Jenkins (ängſtlich herauskommend). Iſt es möglich? Roſe — (ſich verbeſſernd umſehend) Macärty! Was wollen Sie ſchon?

Roſe. Freund, ich ertrug es nicht länger! Dieſe Wagen, dieſe Lichter zu ſehen, dies Rennen und Rufen der Diener zu hören und das alles — um ein Weſen, das ich ja ein Recht habe, mein Weib zu nennen! Bin ich hier wirklich bei Evelina Margret Helena Roſe!

Jenkins. Mäßigung! Schon war ich im Begriff, Thornton, — ja Ihre Gattin auf Ihr Erſcheinen vorzubereiten — für morgen hofft' ich, Sie anmelden zu können — Kommen Sie, Roſe, ich bitte, ich beſchwöre Sie, keine Uebereilung!

Toms (kam zurück).

Roſe. Anmelden? Da! Durch dieſe Livreen? Hübſche Livree das! Sollſt ſie behalten, Toms Ritchie! Der Schnitt iſt neu, nicht ohne Geſchmack — pariſer Modell —

Toms. Herr Gott — das iſt ja — (ſieht Thornton) Miſter Thornton! Ich bitte — Das iſt ja —

Thornton (kommt). Aber, Miſter Jenkins, wo bleiben Sie? Man meldet Herrn Macärty —

Toms. Herrn Roſe!

Thornton. Wie?

Roſe. Erſchrickſt du? (Ihm ins Ohr.) Kuppler! Dein Schäfchen haſt du gut ins Trockene gebracht! Nein, es iſt ja wahr, nicht Wolle, Baumwolle iſt dein Fach! Ein guter Artikel fürs Gewiſſen — Baumwolle!

Thornton. } Roſe! Iſt's möglich —

Jenkins. } Laſſen Sie! Ich beſchwöre Sie —

Roſe. Ich compromittire Euch, nicht wahr? Aber ich komme nur, um Euer Glück noch zu mehren. Zu Euerm Ruhm bring' ich noch Gold hinzu — Gratulire mir, Thornton! Ich kann dir die paar Guineen, die ich dir, als wir jung waren, Sonntags für dein Reitpferd vorſchoß, auch jetzt noch ohne Zinſen laſſen — Dulde mich! Dulde mich! (Zeigt Goldſtücke.)

Jenkins. Roſe! Ihre Aufregung, Ihr Stolz verdirbt unſern ganzen Plan. Soeben wollt' ich mich Miſter Thornton entdecken, wollt' alles vorbereiten auf Ihre Rückkehr! Ich bitte Sie, was ſoll die Welt denken! Kommen Sie in ein Nebenzimmer. Hier — Miſter Thornton begleitet uns! (Zeigt nach links.)

Roſe (wild). Sind das die Zimmer meiner Frau?

Thornton. Es ſind — die meinen!

Roſe. Du lügſt! Es ſind die Zimmer meiner Frau! Man will mich einſchmuggeln — bei meiner Frau!

Jenkins. Dort wohnt Ihre Gattin, Roſe! Mäßigung! Man kommt.

Roſe (ſieht nach rechts). Dort wohnt Ella Roſe! .... Bei einer Pauſe, die die Muſik macht, meldet mich! (Muſik ſchweigt. Man hört ein allgemeines: Brava! Braviſſima.) Euer Stichwort iſt gefallen. Antwortet gut, oder ich ſchwöre Euch, von dieſer mit Wohlbedacht fünf Jahre vorbereiteten Stunde ſoll man in England reden! Kein Schauſpieler bin ich! Was ich ſpiele, das bin ich ſelbſt! Antwortet gut! . . . (Sieht ſich noch einmal mit tiefſtem Schmerz um.) Jenkins! Iſt es denn möglich! Ich bin — bei meinem Weibe! (Ab nach links durch die Portièrenthür.)

Thornton. Sir — iſt das ein Traum? Iſt das Wirklichkeit? Roſe zurück? Und warum jetzt? Warum in dieſem Augenblick?

Jenkins. Ruhe! Ruhe! Man kommt —

Achter Auftritt.

Hannah (aufgeregt). **Toms.** Später **Ella.** **Thornton.** **Jenkins.**

Hannah. Hört' ich denn recht? Toms, was ſagteſt du?

Toms. } Ich verſichere Sie — Herr Roſe!
Hannah. } Roſe!
Jenkins. } Schon Ihre Gattin —!

Thornton. Und da! Miſſis Ella!

Ella (ſtürzt hervor). Ich hörte eine Stimme — was war

denn nur? Ich hörte laut reden — Was iſt? — Hannah Thornton — Ihr ſeid verlegen — wer ſprach hier?

Thornton. } Liebe Freundin —
Hannah. }

Ella. Warum ſtockt ihr? — Hannah? Ich hörte von Toms einen Namen nennen —

(Hinter der Scene hört man: Brava! Braviſſima! Vortrefflich!)

Hannah. Man kommt! Ella faſſe — beherrſche dich!

Ella. Was iſt? Was iſt denn nur?

Neunter Auftritt.

Dorſet. Babington. Wyſe. Williams kommen nach vorn. Alle Gäſte.

Thornton (bei Seite). Freundin, der fünf Jahre lang gefürchtete Augenblick iſt endlich da — beherrſchen Sie ſich — Roſe iſt zurück.

Ella. Ha!

Alle. Wie? Was iſt?

Hannah. Eine plötzliche Unpäßlichkeit —

Alle. Miſſis Roſe?

Jenkins. Ich hatte eben die Ehre, meinen Compagnon, Miſter Macärty, vorzuſtellen — da ſinkt uns Miſſis — wahrſcheinlich durch die Aufregung des Abends — durch die Anſtrengung des Spiels —

Alle. Madame!

Ella. Mir iſt nicht wohl! Vergeben Sie, wenn ich mich — — o mein Gott, Hannah — (Sie ſieht ſich in größter Haſt erregt und beſtürzt um.) Hannah! Wo? — Wo? — Wo? —

halten. Denke Dir, Wilhelmine, das Parlament will nicht interpelliren!

P. Wilhelmine.

Was iſt denn das wieder für eine politiſche Grauſamkeit?

König (zur Prinzeſſin).

Interpelliren heißt das Miniſterium durch allerhand Widerſprüche und Einwendungen in Verlegenheit ſetzen. — Darum hat das Deine Mutter auch gleich verſtanden. Danke, liebſter Herr von Hotham, grüßen Sie dafür das Parlament freundſchaftlichſt von mir! Nun, weiter!

Erbprinz (bei Seite).

Ich ſtehe auf Kohlen.

Hotham.

Für dieſe vielen Beweiſe von Entgegenkommen und Uneigennützigkeit, für dieſe mannigfachen und von mir noch näher zu erörternden Zeichen von politiſcher Zuvorkommenheit und inniger Neigung, dauernd, ewig ſich einem Staate anzuſchließen —

König.

Nun?

Hotham.

Für dies Alles nur noch eine kleine Bedingung unſrerſeits, die dieſe Heirath beſonders ſegensreich für beide Theile machen würde.

Hannah (geht sie fort nach rechts).

Alle (geben Zeichen des Antheils und Erstaunens). Was war das? Ist's möglich! Wie?

Tailfourd. Man muß einen Arzt rufen. Sogleich! Toms! Toms! Rasch! Oder ich gehe selbst.

Thornton. Nein, Tailfourd, lassen Sie — Ich würde Sie bitten, meine Herrschaften, daß wir uns durchaus nicht derangiren —

Tailfourd. Wie kam das nur so plötzlich?

Thornton. Es ist nichts Bedenkliches! Nichts, was im mindesten Besorgnisse erregen könnte — indessen (bei Seite zu Tailfourd) Rose ist zurück!

Tailfourd. Ha!

Babington. Daß dieser Unfall so plötzlich gekommen!

Wyse. Die Freude des Abends ist gestört!

Dorset. Drücken Sie Missis unsern innigsten Antheil aus und erlauben Sie, daß wir uns zurückziehen!

Alle (durcheinander). In der That! Empfehlen wir uns?

Thornton. Meine Herren und Damen, Sie wissen, welchen Schatz wir der Welt in Ella Rose zu hüten haben —

Dorset. Wir werden nicht verfehlen, uns morgen in der Frühe nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen.

Thornton. Es wird vorübergehen. Indessen gesteh' ich gern, die Stimmung des Abends würd' ich nicht im Stande sein, so wiederherzustellen, wie sie sich anließ. (Zu einer Dame.) Meinen Dank für Ihr bewunderungswürdiges Spiel.

Alle. Gute Nacht! Gute Nacht!

Thornton (geleitet die Gäste in den Hintergrund, wo sie sich empfehlen und gehen. Draußen sind alle bis auf den in der Ferne mit Toms aufgeregt sprechenden Tailfourd ab).

Lowe (folgt den Abgehenden).

Tailfourd. Hab' ich's denn gehört? Rose zurück! (Zieht sich in die hintern Räume.)

Zehnter Auftritt.

Jenkins. Thornton. Dorset. Im Hinterzimmer Tailfourd. Dann Rose und Hannah.

Thornton. Mister Jenkins! Dieser Ueberfall ist geradezu — euün — empörend! Auf meine Ehre! Ich hätte Ihnen mehr Zartgefühl zugetraut!

Jenkins. An der Form dieses Wiedersehens bin ich schuldlos! Die Sache selbst konnte Ihnen allerdings nicht erspart werden. (Geht an die Thür links.) Rose! Wir sind allein!

Rose (tritt vernichtet ein).

Thornton. In der That! Ich muß gestehen, Freund Rose! Auf meine Ehre, du hättest wissen können, daß deine Gattin dich niemals wieder so empfangen würde, wie du ohne Zweifel scheinst vorausgesetzt zu haben.

Rose (hält sich am Sessel). Ich sah, wie sie mich empfing!

Hannah (kehrt zurück). O, Mister Rose, Sie sind grausam gegen uns.

Jenkins. Gab sie keinen Auftrag? Keinen Wunsch für ihren Gemahl?

Hannah. Stumm sitzt sie, leblos; sie bat mich zur Gesellschaft zurückzukehren.

Jenkins. So sind Sie erwartet, Rose! Sie haben mir den Plan zerstört, auf milde Art den Vermittler zu machen; indessen — die Thatsache Ihrer Rückkehr ist constatirt.

Hannah. Gehen Sie heute! Lassen Sie es bis morgen!

Roſe. Wenn ich mich entferne, iſt dies eine Scheidung!

Hannah. So thun Sie, wozu Sie Ihr Herz treibt! Aber vergeſſen Sie nicht, daß Ella unter dem Schutz von Freunden lebt!

Thornton. Mein höchlichſt beleidigtes Ehrgefühl zwingt mich allerdings auch, zu erklären, daß dieſe Zimmer (beſinnt ſich und zieht andere Saiten auf) neutrales Gebiet ſind. Bitte, Mäßigung! Mäßigung! Freund! (Geht mit einem Leuchter und bietet Hannah den Arm.)

(Es wird dunkler.)

Elfter Auftritt.

Jenkins. Roſe. Cailſourd hält ſich im Hintergrund.

Roſe. So iſt es denn endlich geſchehen!

Jenkins. Faſſen Sie ſich, Roſe!

Roſe. Fünf Jahre des wildeſten Schmerzes liegen hinter mir! Ich kämpfte am Tage, ich kämpfte auf nächtlichem Lager, ich wußte nicht welche Leidenſchaft den Sieg gewinnen würde. Haß, Rache, — Liebe? Ach, Freund! Selbſt jetzt noch, ſo begrüßt, ſo empfangen, ſelbſt jetzt noch ſchwindeln mir, ſeitdem ich ihre ſüße Stimme wieder vernahm, die Sinne. . . .

Jenkins. Vergeſſen Sie Ihre Vorſätze nicht!

Roſe. Auf der Bühne ſteh ich ihren Anblick. Hier hätt' ich mich zu ihren Füßen werfen mögen. Nichts glaub' ich ſchon mehr von den Verleumdungen, die ich, als müßten ſie wahr ſein, nur aufgriff, um meinen Zorn zu ſteigern. Zu hoheitsvoll ſchwebte ſie von dannen!

Jenkins. Geben Sie Ihre Kraft, Ihre Haltung nicht auf, Roſe! Vergeſſen Sie nicht, warum Sie die Qualen einer fünf-

jährigen Verzweiflung gerade bis jetzt erleiden und bis auf den letzten Tropfen den bittern Trank leeren wollten! Ich gehe in unser Hotel und denke, bald kommen Sie mir nach und mit guten Hoffnungen.

Rose. So steht mir denn bei, ihr Genien entschwundener Tage! Ist noch ein letzter Rest von sonst in ihrem Herzen, so will ich alles, alles vergessen und mich gewöhnen an das, was ein Weib hier werden konnte — ohne den Freibrief ihres Gatten!

Jenkins. Ich wünsche Ihrem Herzen Friede und Ihrem Stolz die Genugthuung, die Sie fünf Jahre vorbereiteten und jetzt in vollem Maße verdienen. (Ab zur Seite links.)

Zwölfter Auftritt.

Rose. Dann Tailfourd.

Rose. Entscheidender Augenblick! Wie ein dem Grabe Erstandener kehr' ich zum Leben zurück! Ob es mich noch anerkennen wird? Wenigstens will ich — — den Deckel — heben — (Wendet sich nach rechts.)

Tailfourd (tritt fest und sicher aus dem Hintergrunde hervor). Charles Rose! .... Von der Schwelle dieses Heiligthums — treten Sie zurück!

Rose. Wer ist der Spätling, der mir ein solches Wort zu sprechen wagt?

Tailfourd. William Tailfourd mein Name.

Rose (aufwallend vor Zorn). Tailfourd? .... (Mit Schmerz.) Dennoch? Dennoch?! (Bekämpft sich.) Sir, ich kann Sie nicht in meinem Hause willkommen heißen. Sie wissen die Gründe, warum ich es nicht kann. Doch lassen wir allen Streit. Heute

laſſen wir ihn! Die Gäſte meines Hauſes empfahlen ſich. Gute Nacht, Sir!

Tailfourd. Sir! Ich dächte denn doch, Ella Roſe, die Sie wiederfinden, iſt die nicht, die Sie verlaſſen haben.

Roſe. Die Frau, von der Sie ſprechen, hat mich verlaſſen.

Tailfourd. Laſſen Sie uns in Güte reden. Roſe! Was bezwecken Sie hier? Was können Sie hier noch wollen? Was ſind Sie hier? Ihre Gattin hat ſich ein neues Leben gewonnen. Auf ihr altes dürfen Sie keine Anſprüche mehr machen.

Roſe. Ein neues Leben — dieſe Lichter? Dies Verrollen abfahrender vornehmer Wagen —?

Tailfourd. Ihr neues Leben hätten Sie ſehen können, als Sie vor wenigen Stunden vor dem Genius ihrer Kunſt geflohen! Sie hätten es ſehen können, da, wo ihr Geiſt, der Ihnen kaum als Knospe gehörte, ſich entfaltete zur wunderbarſten Blüte! Ella Roſe ſtand ſchon in dem erſten Jahr ihrer neuen ſelbſtgewählten Laufbahn in einem Glanze, in einer Herrlichkeit da, in deren Widerſchein zu leben Sie nicht einen einzigen Titel berechtigter Anſprüche mehr haben.

Roſe. Schon im erſten Jahre? Ganz recht! Deshalb konnt' ich auch erſt nach fünf zu ihr zurückkehren. Doch — was ſtreiten wir! Lehren Sie mich mein Eigenthum kennen!

Tailfourd. Eigenthum! Sie fanden einen Kieſel, glaubten ihn gefunden zu haben, warfen ihn hin, und da es ſich herausſtellt, dieſer Kieſel iſt ein Diamant, das Leben ſchliff ihn, wollen Sie ein Recht haben, ihn jetzt als Ihr Eigenthum wieder aufzuheben?

Roſe. Wer ſagt Ihnen, daß ich ihn hinwarf? Ich legte den (verächtlich über das Bild lachend) Kieſel auf den Platz, auf den ich ihn als ſein Herr und Eigner legen durfte.

Tailfourd (leidenſchaftlich). Von einem Neger der Plan-

tagen, der Sie plötzlich überrascht durch Talente, die Sie an ihm nicht gekauft zu haben wähnten, mögen Sie sprechen: Auch diese Talente sind jetzt mein! Sagen Sie eine solche Grausamkeit nicht von einem Weibe, das die Farbe der Sterne, das Licht der reinsten Verklärung trägt!

Rose (nach einer Pause). Sie lieben meine Gattin! .... Ich weiß es! Die Welt versichert es! .... Ich drücke Ihnen darüber nicht meine Empfindungen aus .... Ich frage Sie nur: Sprach Ihnen mein Weib, das ich fünf Jahre sich selbst zu überlassen Grund hatte, je von einer Sicherstellung, die ich an meinem Eigenthum vernachlässigt hätte?

Tailfourd. Ehren Sie auch darin die Größe ihres Charakters! Von den geheimen Mächten, die Ihre Seele von der ihrigen abgezogen haben, kenn' ich nichts. So viel aber weiß ich, ahn' es wenigstens, daß in dem, was ein Mann seinem Weib zu gewähren hat, von Ihnen Lücken gelassen wurden, die zur Kluft, zum unausfüllbaren Abgrunde werden mußten. Glauben Sie, daß Ella Rose zur Bühne ging, nur um ein Gelüst nach Freiheit zu befriedigen? In die Hallen der Kunst flüchtete sie sich, rettete sie sich — vielleicht aus Liebe zu Ihnen! Undankbarer, sie that es verzweifelnd! Die Hand, die ihr Schicksal männlich regeln sollte, fehlte! Die Hand, die zum innersten Leben eines Weibes durch Wolken hindurchlangen muß! Die Hand, die am Mann nicht mit Schätzen beladen zu sein, nicht Zeichen äußerer Würde zu tragen braucht, die Hand, die keinem Apoll von Belvedere anzugehören braucht, — die Hand fehlte, die männlich, stark, willenskräftig ein Weib halten und führen muß, soll es dem Gatten angehören, nicht äußerlich gebunden, sondern mit den Fesseln des innersten Zu-Eigen-Seins!

Rose. Ihre Phantasie verschönert sich die Welt, Sir. Mein

Weib riß ſich von mir los aus unbegründetem Mißtrauen, aus beklagenswerther Ungeduld, leerer Eiferſucht. Als ich von ihrer Flucht aus dem Aelternhauſe, als ich vom Uebergang auf die Bühne hörte, da ergriff mich das Gefühl des Zorns, der Rache, des Dranges zur Strafe. Wie aber ſollt' ich ſtrafen? Ich konnte nicht früher nach London zurückkehren, bis ich nicht der von meinem Weib in kurzer Zeit errungenen Stellung eine gleiche gegenüberzuſetzen hatte! Als Bettler vor einer Königin — des Tags, ich ſage nicht, einer Königin mit falſchen Diamanten, ich ſage, immerhin mit echten, auch mit den echten des Ruhms und der Tugend, Sir, wenn Sie es verbürgen, armſelig dazuſtehen, das war ich, als ihr Gatte, nicht im Stande; ich war es ſelbſt mit dem ſtrafenden Blitz meines ehelichen Rechtes nicht. Ich blieb, was ich war, was mein Weib nicht faſſen konnte, in mir zu ſehen, ein Mann der Pflicht. Nun aber beſitz' ich, was ich erringen wollte! Ich habe die Mittel, meiner Gattin gleichgeſtellt gegenüberzutreten. Und da bin ich; ich kann von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit ihr reden. Und wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich trotz eines Empfangs, der mir das Blut in den Adern erſtarren machte, mich noch in jedem Augenblick auf einer nur mit meinem Leben endenden Neigung für die einſt Geliebte betreffe, wenn dieſe Neigung meinem Weibe gilt, wenn ſie einem Beſitz gilt, der, was auch dazwiſchengekommen ſein möge, mir vor Gott und der Welt jetzt noch als mein Eigenthum gehört, ſo ſag' ich nicht, daß ich Ella Roſe zu irgendetwas zwingen will, was ſie mir verweigern will — — nur das ſag' ich, daß ich das Vorrecht habe, zum zweiten mal um ſie zu werben! Sir, haben Sie, ſeitdem ich Ella zum letzten male ſah, für ſich Rechte gewonnen, die über meine Hoffnungen hinausgehen? Sagen Sie es! ... Ich bitte, Sir!

... Sie ſchweigen? Sie blicken nieder? Sie (mit zitternder Stimme) — hörten nie von ihr, daß Sie von ihr geliebt — wieder geliebt ſind — Gott im Himmel! Ich — dürfte — noch hoffen —? Dürfte den Vorſprung, den mir der Himmel ließ, mich Ella's Gatten nennen zu dürfen, nützen, mir — noch einmal ihre Liebe zu gewinnen? Die Liebe meines Weibes? Die Liebe der Mutter meines Kindes? Sie ſchweigen? Kämpfen mit ſich? Dürfen — nicht — reden — weil — Ihre Ehre Sie — verhindert? Ich danke dir, Gott! Für fünf Jahre der Verzweiflung lohnſt du mich überſchwenglich! Ich danke dir mit meinen Thränen! .... (Sammelt ſich eine Weile und will dann hinein.)

Tailfourd (ſtand erſt beſinnungslos, rang mit ſich, dann tritt er ihm außer ſich in den Weg). Roſe! Roſe!

Roſe (hält inne). Was iſt?

Tailfourd. Sie dürfen nicht! Sie können — (wild) Sie ſollen nicht!

Roſe. Ihr Auge rollt! Ihre Hände zucken! Ihre Blicke zielen — auf mein Leben? Waffen? (Reißt aus ſeinen Kleidern mit beiden Händen zwei Piſtolen und reicht ſie wild hin.) Hier ſind ſie!

Tailfourd (greift danach). Ja! Gericht Gottes!

Dreizehnter Auftritt.

Ella ſtürzt heraus. Die Vorigen.

Ella. Was geſchieht hier? Ha! Zurück!

Tailfourd. Ella! Laſſen Sie mich! Nur über mein Leben hinweg gehört ihm das Ihrige! (Will zu den Piſtolen greifen.)

Ella. Nein! Nein! Nein!

Tailfourd. Gebieten Sie Charles Roſe, dieſe Schwelle nicht zu betreten! Ich beſchwöre Sie — Ella —

Ella. Tailfourd —

Tailfourd. Ella! Verleugnen Sie mich in dieſer entſcheidenden Stunde nicht! Sie brechen den Stab über mein Leben!

Ella. Laſſen Sie!

Tailfourd. Hindern Sie Ihren Gatten am Gebrauch ſeiner Gewalt, ſeines eingebildeten Rechts! Er ſtreckt die Waffe, er tritt zurück — verleugnen Sie mich nicht!

Ella. Tailfourd (ſanft), gehen Sie —! (Bittet mit ſanftem Blick.) Ich bitte ..... Tailfourd! ... Gehen Sie!

Tailfourd (erſt darüber verzweifelnd, daß ſie ſich nicht für ihn erklärt. Dann ſieht er gen Himmel. Pauſe und entſagend.) Ich gehe. (Ab.)

Ella (eilt erſt, als wollte ſie voll Reue entfliehen, Tailfourd nach. Dann hält ſie inne und geht mit ſchmerzlichem Emporblick und faſt zuſammenbrechend, das Auge auf Roſe gerichtet, nach rechts).

Roſe (glücklich). Ella! Mein Weib! (Er ſieht ihr nach.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Wohnzimmer bei Roſe.

Comfortable, elegante Einrichtung. Thüren befinden ſich zur Seite und in der Mitte. Rechts ein Tiſch mit allem Zubehör eines engliſchen Frühſtücks. Das Service iſt von Silber. Fauteuils. Teppich.

Erſter Auftritt.

Toms. Zwei Bediente räumen am Frühſtückstiſch auf.

Toms (an der Thür hinausrufend und hinauswinkend). Adieu, adieu, Herr Friedensrichter! Adieu, Herr Pfarrer! Adieu, adieu, Frau Roſe! Grüßen Sie meine alten Pferde, die ich an den Doctor in Dunſtable verkaufen mußte! Alles! Alles! Adieu, Herr Roſe senior!

Jenkins (hinter der Scene). Schon gut, ſchon gut, Toms! Geht lieber und helft dem werthen Beſuch beim Einſteigen!

Toms (ab).

Die Diener (folgen nach einer Weile).

König.

Nun, losgeſchoſſen!

Hotham.

Die preußiſche Induſtrie iſt auf einer Höhe, die es England ſehr wünſchenswerth erſcheinen läßt, dieſe Erzeugniſſe unter gewiſſen Bedingungen auch bei ſich prüfen zu können. Dafür —

König.

Dafür?

Hotham.

Würde England ſich ſehr verpflichtet fühlen, wenn das ſeit dem glorreichen Regierungsantritt von Sr. Majeſtät unterbrochene frühere freundliche commerzielle Einvernehmen —

König.

Einvernehmen —

Hotham.

Wieder einträte und Ew. Majeſtät ſich entſchließen könnten, bei Gelegenheit dieſer erfreulichen, von England mit Jubel begrüßten Verbindung eine theilweiſe Aufhebung der früheren Prohibitiv-Maßregeln eintreten zu laſſen —

König.

Wie?

Hotham.

Mit einem Worte, England bittet um den Abſchluß eines neuen Handelstractates.

Zweiter Auftritt.

Ella. Jenkins zurückkehrend.

Jenkins. Menschen, gerade so, wie sie mir oft von meiner Gattin geschildert wurden! Nur von ihren augenblicklichen Erregungen abhängig. Und jedenfalls immer von ihrer Behaglichkeit. Was ihnen angenehm ist, da haben sie sogleich ebenso viel Vernunftgründe dafür, wie Vernunftgründe dagegen, wenn ihnen etwas unangenehm ist.

Ella. Sind wir nicht alle so? (Hilft am Ordnen der Sessel.)

Jenkins. Es ist im Grunde das Richtige. Nichts gibt uns ein Recht, unsere Lebensverhältnisse so zu betrachten, als könnten sie sich unabhängig von unsern äußern Umständen entwickeln. Das spröde Material, das zumal der Mann in dieser Welt zu bezwingen hat, zerbricht ihm ja nur zu oft unter seiner Hand. Wir würden nie vorwärts kommen, wenn wir ewig aus uns selbst von vorn anfangen müßten. Da ist denn ein Glück, daß es noch Freundschaft und Liebe in der Welt gibt. Das ist freilich Ihre Ansicht nicht.

Ella. Freundschaft und Liebe werden niemanden ein Verbrechen scheinen.

Jenkins. So oft die Rede von meiner Gattin ist, von dieser Ueberraschung, daß ich der Mann der Ihnen einst so verhaßten Fanny Richardson werden konnte, kommt mir's doch vor —

Ella. Sir, ich habe nie gezweifelt, daß es den Herzen möglich ist, Opfer zu bringen, zumal wo die Umstände so zusammentreffen, daß die Opfer auch — mit offenbarem Gewinn verbunden sind. (Ab zur Rechten.)

Jenkins. Sie bleibt eine mir feindſelige Natur! Arrangement nennt ſie jede vernünftige Entſchließung! Warum heirathete ich dieſe reiche Frau? Weil zwei Motive zuſammenkamen. Eine Beruhigung für den Freund, der ſich von einem falſchen Verdacht reinigen wollte, und die Nothwendigkeit, daß ſie einen Verwalter ihres Vermögens fand. Alles das iſt anſtändig, vernünftig und ſogar nicht ohne — Gefühl. Sie ſieht nur — die reiche Partie! Armer Freund! Ich wünſchte, du kehrteſt zu unſerm Eiſen zurück, das wir mit dem Hammer und mit dem Feuer in der Gewalt haben! Dies da wirſt du ſchwerlich jemals biegen können!

Dritter Auftritt.

Roſe. Jenkins.

Roſe. Wo blieb Ella?

Jenkins. Auf ihre Zimmer iſt ſie.

Roſe. Es machte mich glücklich, daß ſie mit meinen Aeltern ſo freundlich war. Fanden Sie nicht auch?

Jenkins. Es ſchien ſo. Der Beſuch des Pfarrers, des Friedensrichters, Ihrer Aeltern — ſolche Situationen zwingen nach dem Vorgefallenen zu gemüthlichen Formen.

Roſe. Sie finden nur Schein.

Jenkins. Gut — Wirklichkeit!

Roſe. Zwei Monate ſind vorüber. Ich habe die Genugthuung, daß ich ſogar vor einem der gefeiertſten Namen Englands infolge meiner fünfjährigen Anſtrengungen die Würde, ihr Gatte zu ſein, durch mich ſelbſt behaupten kann; ſie kann Wagen, Pferde halten, auf Silber ſpeiſen — wenn ſie will;

ich finde die gleiche Ergebung, die gleiche Ruhe, den gleichen Gehorsam, alles, was ein Mann von seinem Weibe erwarten darf —

Jenkins. Nur nicht Liebe. Sie wird mit der Gewöhnung kommen.

Rose (setzt sich seufzend). Gewöhnung, wo der Pulsschlag des Moments sprechen soll, die freudig hingegebene Minute!

Jenkins. Was seufzen Sie? Ich nenn' es unwiederbringlichen Zeitverlust, wenn Sie allzulange auf das Allzutiefe warten! Sie haben von Ihrer Gattin Besitz genommen, nehmen dürfen — der Zauber Ihrer einmal gewonnenen Rechte hat sie auf einen Blick Ihres Auges unterworfen. Jetzt raffen Sie sich auch auf, Freund! Unser Leben jenseit des Kanals hat sich so praktisch zurechtgelegt! Fanny, mein Weib, ist die Ergebung und Besinnung selbst! Ich, der ich eine Frau nahm, die Sie einst liebte — ich bin wahrlich kein Freund von Vorurtheilen, aber Sie wühlen in den Grund der Erde und reißen ewig Ihre Schmerzen auf! Es ist ein Verlust für Tausende, wenn ein industrieller Kopf wie Sie, sich noch einmal in einen Roman verliert! Wenn ich sehe, wie Sie z. B. jetzt nur allein unter der Frage leiden: Bleibt sie auf der Bühne, verläßt sie sie? so hab' ich nicht Mitleid mehr mit Ihnen, Rose, nein, ich zürne Ihnen.

Rose. Ich werbe um meines Weibes Liebe!

Jenkins. Könnten Sie's nur mit Hoffnung auf Erfolg thun — und mit Geduld es dann abwarten!

Rose. Empörend sind die Indiscretionen der Presse. Man fabelt, sichelt, erfindet, lügt!

Jenkins. Daß die harmlose Auffassung der künstlerischen Stellung Ihrer Gattin im Publikum vorüber ist, ist gewiß, und wenn ich für das Beste halte, daß Sie beide London verlassen, so bedauere ich nur, nicht Hoffnung zu haben, sie in Ihren

Wirkungskreis in meiner und Fanny's Nähe zurückkehren zu sehen. Uebrigens hält uns Ihre Gattin für Speculanten, die nur ihre Mittel zusammenthaten, um besser operiren zu können.

Rose. Sie erkennt in dem Entschlusse einer Frau, die mich einst liebte, die Hand eines Freundes zu wählen, ein edles Opfer.

Jenkins. Ein Opfer, das die Mathematik der Umstände vorschrieb! Rose! Wir verständigen uns nicht. Raffen Sie sich auf! Auch Sie sind krank! Sie wollen an Ihrer Gattin eine Eroberung machen! Sie werden sie gewinnen, doch nicht im Sturme! — Reisen Sie mit ihr! Die Zerstreuungen der Fremde werden Sie einigen. In Gefahren lernt ein Weib, was sie an ihrem Manne besitzt.

Rose. Ich will es vorschlagen.

Jenkins (zieht sein Portefeuille). Da ist ein Antrag, der unserm Geschäft aus Amerika zugekommen ist, ein anderer aus Spanien —

Rose. Am liebsten reist' ich nach Italien — Tailfourd reist nach Italien.

Jenkins. Lassen Sie diesen Namen!

Rose. Er ist der einzige, den ich fürchte. Und doch bin ich zu stolz, vor ihm zu fliehen. Fliehen vor Tailfourd? Nimmermehr. Gewinn' ich nicht Ella in seiner Nähe mir zurück, so wird sie nie mehr die Meinige —!

Vierter Auftritt.

Toms tritt mit einem Briefe ein und forscht behutsam. Die Vorigen.

Toms. Herr Rose, Herr Rose! Bitte! Sind sie zu Hause? Dieser Brief ist an Mister Rose, falls er nicht zu Hause ist.

Iſt aber Miſter Roſe zu Hauſe, ſo möchte Herr John Kemble die Ehre haben, ihn perſönlich zu ſprechen.

Roſe. John Kemble?

Toms. Er wartet im Vorſaal.

Jenkins. Man kommt zu einer Verhandlung wegen Ihrer Gattin! Sie ſoll die Bühne nicht verlaſſen. Regen Sie ſich nicht auf, Roſe! Seien Sie — nicht zu Hauſe und nehmen Sie den Brief!

Roſe. Es ſind Beziehungen, die ich zu ehren gelobt habe. Miſter Kemble iſt mir willkommen.

Jenkins. Sie bleiben unverbeſſerlich, Freund!

Toms (ab und gibt den Brief an Kemble im Eintreten). Miſter Roſe ſind zu Hauſe.

Fünfter Auftritt.

John Kemble. Die Vorigen.

Kemble (im Eintreten). Und mein Brief war nicht nöthig — deſto beſſer — Ah, gehorſamer Diener, Miſter Roſe.

Roſe. Miſter Kemble! Sie wünſchten mich zu ſprechen. Mein Freund, Miſter Jenkins!

Kemble. Verbunden —

Jenkins (will gehen). Ich ſtöre —

Kemble. Im Gegentheil, Sir! Ich hoffe auf die Unterſtützung eines bekannten Freundes der Muſen, der an jedem derjenigen Abende bei uns eine Loge hat, wo ich — leider jetzt gezwungen bin, Ballet zu geben.

Jenkins. John Kemble und Ella Roſe ſpielen ſeit lange nicht mehr.

Kemble. Um ſo mehr Grund, Sir, dem Schauſpiel um ſeiner ſelbſt willen treu zu bleiben. Doch, ich wünſchte die Ehre zu haben, einige Worte mit Ihnen zu ſprechen über eine Angelegenheit — in Betreff welcher — in Rückſicht worauf —

(Man ſetzt ſich.)

Roſe (unterbricht). Sie kommen, Sir, mich zu überreden, ich möchte den Entſchluß meiner Gattin, die Bühne zu verlaſſen, hintertreiben.

Kemble. Allerdings, Sir! Unſere Situation, ſeh' ich, ſpricht für ſich ſelbſt.

Roſe. Soeben drückt' ich meinem Freunde mein Bedauern aus, daß nach zwei Monaten ſehr nothwendiger Ruhe und Erholung der Entſchluß meiner Frau immer noch ſchwankend zu ſein ſcheint. Was mich ſelbſt anbetrifft — (ſtockt)

Kemble. So weiß man, daß ſich die theatraliſche Kunſt Englands Ihnen wahrhaft verpflichtet fühlen muß; denn Sie widerſtreben, wie die vorlauten Zeitungen ſagen — entſchuldigen Sie, daß ich dieſe indiscreten Quellen citire — keineswegs den Wünſchen des Publikums. Wie ich Ihnen, wie ich Miſſis Ella und aller Welt oft ſchon wiederholt habe, es wäre ein ſchmerzlicher Verluſt für die engliſche Bühne, wenn wir ein ſo — vielverſprechendes Talent — ich ſage, vielverſprechend, denn in unſerer Kunſt ſind für die Beſten immer noch höhere Stufen zu erklimmen — verlieren ſollten, ja noch mehr, wenn ſich die Meinung verbreitete, die Stellung eines ſo geachteten Namens wie des Ihrigen wäre unverträglich mit dem Beſitz einer Frau, die der Bühne angehört.

Roſe. Ich überſehe vollkommen die Lage, in der ſich die Mitglieder von Drurylane befinden.

Jenkins. Recht bedauerlich, daß die engliſche Bühne ſo wenig das Nationalintereſſe für ſich hat!

Kemble. Sie ist nicht so glücklich, Sir, wie die Civilisation der Neger am Senegal, für welche es in England hundert Vereine von Damen und phrasenreiche Thees gibt, während sich die Herren allerdings mehr für spanische Tänzerinnen interessiren. Wir müssen alles aufbieten, Ihre Gattin uns zu erhalten und wär' es durch List.

Rose und Jenkins. Durch List —?

Rose. Der Wille meiner Gattin ist durch nichts gebindert.

Kemble. Unsere List ist die: Es muß sich um eine Abschiedsvorstellung, um eine unwiderruflich letzte Rolle bandeln. Oft schon ist es da vorgekommen, daß irgendein Talent erklärte, es bätte die Absicht, sich dem Publikum für immer zu entziehen. Man veranstaltet den betreffenden letzten Abend. Wochenlang wird die öffentliche Meinung zur Antheilnahme vorbereitet. Der letzte Abend naht, das Haus ist überfüllt, die Plätze werden mit dreifachen Preisen bezahlt, alles ist gespannt und voller Erwartung. Der Darsteller tritt auf, eine Salve von Beifall begrüßt ihn, es regnet Blumen, Kränze, Gedichte, man ruft aus allen Logen, aus allen Rängen; Wünsche werden Bitten, Bitten Beschwörungen — und siehe da! Nach vier Acten zuckt der Gerufene jedesmal die Achseln. Am Schlusse des fünften erklärt er gerührt, die Hände über die Brust gekreuzt, mit einem Blick nach dieser Loge, mit einem Seufzer nach jener, so vieler Gäste, so großer Huld könne er unmöglich widerstehen — es folgt ein verlängerter Contract, glänzendere Bedingungen, erhöhtere Antheile an den regelmäßigen Einnahmen, eine maßgebende Stimme in der Verwaltung des innern Ganges der Geschäfte; kurz, ein solcher letzter Abend verwandelt sich in den ersten eines neuen Verhältnisses, über das die Kunstkenner vor Entzücken außer sich sind und

nur im ſtillen die Directionen verzweifeln — mit Heulen und mit Zähnklappen.

Jenkins. Dieſe Vorausſetzung über Ella Roſe ſpricht von Ideen, die in den Köpfen Ihrer Truppe ſpuken —

Kemble. Was die neuen Bedingungen anbetrifft. Indeſſen als Mandatar dieſer beſchränkten Ideen bin ich verpflichtet, (zieht ein Schreiben) Sir, eine Bitte des geſammten Perſonals von Drurylane um eine von Ihrer Gattin geſpielte letzte Rolle Ihnen überreichen zu müſſen.

Roſe. Wollen Sie es nicht ſelber thun?

Kemble. Auch ich habe meinen Stolz, Sir! Sie wiſſen, ich hatte mehrere Audienzen bei Ihrer Gemahlin. Meine Gründe und Motive ſind erſchöpft.

Roſe. Welche Vorſtellung ſchlugen die Mitglieder für dieſen Abend vor?

Kemble. Ich billige nicht die Wahl. Man ſollte den Dichter, der uns drei bis vier hoffnungsvolle Stücke geſchrieben, nicht dafür belohnen, daß er ſeit drei Jahren ſchweigt und jetzt ſogar England verläßt, um nach Italien zu reiſen.

Roſe
Jenkins } (ſtehen auf). Tailfourd?

Kemble (ſteht auf). Das Perſonal ſchlägt allerdings als Abſchiedsvorſtellung die Tragödie Dido von Tailfourd vor.

Jenkins (aufwallend). Sir! Das iſt —

Kemble. Eine beſchränkte Idee meines Perſonals, nebenbei die Rolle, in der Ella Roſe zuerſt auftrat. Darin liegt eine unverfängliche Logik.

Jenkins. Man ſcheint vorausgeſetzt zu haben, daß dieſer Vorſchlag Miſſis Ella genehmer ſein würde als jeder andere?

Kemble. Drurylane hat eine Art republikaniſcher Verfaſſung, in die ich mich nicht miſche. Noch dies. Wegen einiger

Verbesserungen, die Sir William Tailfourd von seinem jetzigen gereiftern Standpunkte schon seit längerer Zeit für seine Tragödie bezweckte, Verbesserungen, die, wie man mir berichtet, mit der Darstellerin öfters schon besprochen worden sind, ja ausdrücklich von ihr verlangt wurden, falls man nämlich sein Werk noch einmal aufs neue wieder aufnähme, was, wie gesagt, ganz gegen meine Neigung ist — schreibt Tailfourd noch an Sie, Sir, diese — Zeilen — (Gibt sie.)

Jenkins. Was kann William Tailfourd noch von Sir Charles Rose wollen?

Kemble. In diesen Zeilen bittet er, glaub' ich, ihm zu gestatten, daß er mit Ihrer Gemahlin vor seiner Abreise nach Italien, die schon morgen stattfinden soll, die Aenderungen bespricht, die er noch zuvor in seinem Werke auf ihren eigenen Wunsch schleunigst zu besorgen haben würde.

Rose (las den Brief). Das wünscht er — allerdings.

Jenkins. Ließen sich diese Aenderungen nicht schriftlich besprechen oder durch Sie, Sir?

Kemble. Dazu gehört der Autor selbst — In solchen Dingen verständigt sich nur Rede und Gegenrede — Aber er wünscht die Unterredung im Beisein des Herrn Rose selbst — Vielleicht wenn Missis Ella in diesem Augenblick geneigt wäre — Ich ließ Sir William im nahegelegenen Café des Arts, wohin ich ihm berichten wollte, falls er erwartet würde. Es drängt, daß er diese Aenderungen vor seiner morgenden Abreise heute noch unverzüglich erledigt.

Rose. Sagen Sie ihm, daß ich diese Briefe meiner Gattin vorlegen und dann das Resultat hinüber in das Café des Arts werde melden lassen.

Kemble (stellt den Stuhl fort). Sir, meinen Dank! Den Dank der englischen Schauspielkunst! Ich sage Ihnen aufrichtig,

daß ich glaube, meine Mitglieder calculiren diesmal ohne die mir sonst manchmal recht empfindliche Menschenkenntniß derselben. Doch hoffen wir das Gegentheil. Adieu, Sir! ... Und — ohne Indiscretion — (halblaut) bleibt Ihre Gattin auf der Bühne, bleibt sie nicht, Sie selbst, Sir, haben von diesem Abend vielleicht Vortheile. (Mit Theilnahme.) Es mag nicht leicht sein, die aufgeregte Phantasie einer Künstlerin wieder in die Schranken der gewöhnlichen Alltagswelt zurückzuführen .... wie gesagt, ohne Indiscretion — aber wird man mit Uebergängen, die aus unserm eigenen freien Willen fließen, allmählich sanft und milde aus der Welt des trügerischen Scheins hinausgeleitet, so bleiben keine — Verstimmungen zurück. Sprechen Sie mit Ihrer Gattin! Im Café des Arts erwarten wir das Nähere. (Ab durch die Mitte.)

Jenkins (der sich inzwischen kaum beherrschte). Empörend! Schändlich! So schon wühlt die öffentliche Meinung in Dingen, die sie zu beurtheilen nicht im Stande ist! Man rechnet, daß Ihre Gattin wegen — — Tailfourd zustimmt! Ich würde diese Unterredung nicht gestatten, Rose, auch in Ihrem Beisein nicht!

Rose. Ich kenne, was die Presse zu entstellen wagt, erwarte aber die Bestimmungen meiner Gattin. Halten Sie einen Boten bereit zum Café des Arts. Ich folge sogleich.

Jenkins. Rose! Ich höre Ihre Gattin kommen! ... Es gibt Situationen, in denen die ehrlichsten Rathschläge, die man ertheilt, nur aus Interesse zu fließen scheinen. Die meine ist leider ewig eine solche und doch hab' ich nur Freundschaft für Sie, habe nur (mit Humor) das solidarische Gefühl aller Ehemänner unter sich, ihre Vorrechte zu behaupten. Hören Sie auf meinen Rath! Verbieten Sie dies letzte Auftreten! Verbieten Sie diese Unterredung! Verlangen Sie eine Reise mit

König.

Handelstractates? Han — (ſteht auf. Pauſe.) Die Sitzung iſt aufgehoben.

Königin.

Was iſt?

König.

Handelstractates? (Allgemeine Bewegung.) Hab' ich darum die Cultur meines Landes zu veredeln geſucht, Handel und Gewerbe gehoben, die Schifffahrt befördert, Tauſenden von armen franzöſiſchen Religionsflüchtlingen in meinen Staaten ein Aſyl geſchenkt, daß ich nun, um die Ehre mit England verſchwiegert zu werden, die Thore öffnen und die verbotenen engliſchen Waaren zum Ruin meiner Unterthanen wieder hereinlaſſen ſoll? (Geht an den Tiſch und klingelt.)

Lakai (erſcheint).

König.

Meine Miniſter!

Königin.

Wie? Sie wollen das Glück Ihrer Tochter opfern?

Ihnen, wenn nicht anders — auf einige Jahre nach Amerika! So nur vermeiden Sie Kataſtrophen, die ich mit prophetiſcher Ahnung heraufziehen ſehe, unheilvoll und — verderblich für Sie ſelbſt. (Durch die Mitte ab.)

Sechster Auftritt.

Ella. Roſe. Zuletzt Bedienter.

Ella (zum Ausgehen bereit, mit Hut, Shawl, Sonnenſchirm).

Roſe. Du willſt ausgehen, Ella?

Ella. Um einige Einkäufe zu machen — Ja.

Roſe. Zu ſehr unterziehſt du dich der Sorge für unſer häusliches Leben.

Ella. Meine Pflicht das, denk' ich.

Roſe. Ich mag dich nicht ſehen, wie du gewöhnliche Dinge über dich Herr werden läſſeſt.

Ella. Ordnung und Bequemlichkeit ſind nicht gewöhnlich.

Roſe. Die Mutter beſchuldigte dich ſonſt, alles wie vom Thron herab zu thun. Jetzt thuſt du es wirklich wie vom Thron, aber in anderm Sinne, in einem gerechtfertigtern! Ich bitte dich, mühe dich nicht zu ſehr! Ich danke dir, Ella, daß du ſo liebevoll gegen meine Aeltern warſt! Hier iſt ein Brief an dich, Ella. Er kommt von Drurylane. Die Schauſpieler haben eine Bitte an dich.

Ella (nimmt den größern Brief, lieſt, lächelt erſt und erſchrickt dann).

Roſe. Du erſchrickſt? ... Die Wahl des Stücks befremdet dich? ... Kemble war ſelbſt zugegen und unterſtützte das Geſuch durch — noch einige andere Zeilen. Durch dieſe! Sie ſind an mich gerichtet. Lies ſie und entſcheide!

Ella (nimmt den kleinen Brief und erſchrickt, wie ſie Tailfourd's Unterſchrift bemerkt, noch heftiger).

Roſe. So bewegt dich —? (Beherrſcht ſich.) Tailfourd bittet um eine kurze Unterredung wegen einiger Aenderungen des Hauptcharakters. Der Dichter iſt im Begriff, auf lange nach Italien zu verreiſen. Noch in dieſem Augenblick wünſcht er deine Vorſchläge zu einigen Verbeſſerungen des Stücks entgegenzunehmen und ſie raſch auszuführen für den Fall nämlich, daß du Abſchied nehmen wollteſt in — ſeiner — Dido —

Ella. Er wünſcht dieſe Unterredung in deiner Gegenwart.

Roſe. Und du?

Ella. (Pauſe.) Die Bühne iſt mir kein Bedürfniß; ich will ſie nicht mehr betreten.

Roſe. Weil du dieſe Begegnung fürchteſt? Ella! Erwidre! Du fürchteſt ſie? Schweigſt? Fürchteſt ſie wirklich! . . . Ich würde mich verachten, wenn ich den Muth nicht hätte, den Mann, der mich einſt hindern wollte, dich als mein Weib zu begrüßen, nicht eine Stunde mit dir allein zu laſſen.

Ella (angſtvoll). Roſe —

Roſe. Du wagſt ihn nicht zu ſprechen? (Er kämpft mit ſich ſchmerzlich.) Er ſoll dich ſehen und ohne Zeugen! (Ab durch die Mitte.)

Ella (reißt das Band an ihrem Hute auf, beſinnt ſich eine Weile, als wollte ſie entfliehen, dann ſchleudert ſie den Hut von ſich.) Großmuth, Großmuth glaubſt du, könnte mich überwinden? Ach und ſie ſollte es! Wie iſt alles was er thut ſo ernſt und männlich —! Wie iſt er ſo edel! Epheu gleich ſollte ſich ein Herz an ihm aufranken können! Aber — wo ſteh' ich denn nur? Wie leb' ich denn? Wie kämpf' ich und kämpfe — ringe und ringe —!

Einen Mann floh ich einſt, der von Liebe ſprach und mich nicht in das innerſte Heiligthum ſeines Lebens eintreten ließ —!

Als er zurückkehrte, da fuhr es wie ein Blitzstrahl in meine Seele, daß ihm, ihm die Herrschaft nicht streitig zu machen war, die mein einst gesprochenes Jawort ihm gegeben — und nun erst frag' ich: — Gehör' ich ihm denn noch wirklich an? Geistig noch? Im Herzen noch? Wie ist der Kreis meiner Gedanken und Empfindungen so erweitert —! Schon hat in ihm das einst mit Rose genossene, reicher geträumte Glück wieder seinen Platz gefunden — Aber — Tailfourd, dem ich so viel verdanke! Tailfourd, der mich liebte — —!

Schon hör' ich ihn . . . Heilige Erinnerung, Muse der Kunst, die ich einst übte, sprich nicht zu hold mit deiner unglücklichen Priesterin! Ich will fest, will stark und entschlossen sein —

Ein Diener (öffnet und meldet). Sir William Tailfourd!

Ella. (Pause. Langer Kampf.) Er komme!

Siebenter Auftritt.

Tailfourd. Ella.

Tailfourd (bekämpft seine Aufregung und grüßt).

Ella (erwidert stumm).

Tailfourd. Ich höre, Missis Rose, daß Sie nicht abgeneigt sind, den Mitgliedern von Drurylane einen letzten Wunsch zu erfüllen.

Ella. Die Entscheidung wollt' ich — mir noch vorbehalten.

Tailfourd. Man hat Ihnen, falls diese günstig ist, vorgeschlagen, zu Ihrem letzten Auftreten Dido zu wählen.

Ella. Es war meine erste Rolle.

Tailfourd. Vier Jahre hat das Stück geruht. (Er blickt auf ein rothgebundenes Buch in Quart, das er mitbrachte.) Trotz des damaligen Erfolgs stellten sich erhebliche Mängel heraus. Niemand konnte diese lebhafter fühlen als die Darstellerin der Hauptrolle. Solche Mängel sind Klippen, an denen die größte Kunst scheitert. Mitten aus dem Fluß der Leidenschaft wird der Darsteller von der Unachtsamkeit des Dichters gewaltsam hinausgeschleudert. Sie sagten mir schon, wo Sie diese Lücken zu entdecken glaubten.

Ella. Wir besprachen die Aenderungen.

Tailfourd. Ich habe sie halb und halb zu machen versucht. Ich möchte, daß Sie mir gestatten, noch einmal vorzutragen, wessen ich mich aus Ihren Andeutungen erinnere.

Ella. Ich hoffe, daß Sie in dem Bau des Ganzen nichts zerstörten.

Tailfourd (in ruhigem Ton). Dido, eine phönizische Prinzessin, heirathet, jung und unüberlegt einen Priester der Sonne von unendlichem Reichthum, Namens Sichäus. Ihr Bruder ermordet ihn wegen seiner Schätze. Die Schwester, obgleich an dieser Frevelthat selbst ohne Schuld, entflieht mit dem Mörder. Bald wird sie von innern Vorwürfen verfolgt. Einen Mann, den sie nicht liebte, verloren zu haben, konnte sie nicht unglücklich machen, aber es beschämte sie, diesen Verlust einer Grausamkeit zu verdanken, die sie hätte verabscheuen sollen. Und sie floh sogar mit dem Bruder und mit den Schätzen des Sichäus nach Afrika. Beide gründen dort Karthago. Der Bruder ist ein Tyrann. Dido, die groß und edel zu regieren wünscht, gibt es zu, daß Hiarbas, ein eingeborener Fürst der Numidier, den Bruder zuletzt stürzt, ihn tödtet. Wieder ist sie mit einer Schuld belastet, mit der nämlichen, wie früher, das Gute erreicht durch das Schlechte. Sie hofft Sühne durch die Vermählung mit Hiarbas, dem Retter ihrer großen Schöpfung Karthago.

Ella. Laſſen Sie ſie alſo diesmal ſelbſt an dieſer blutigen That betheiligt ſein? Das iſt gut. Nichts iſt auf der Bühne verwerflicher, als den Ernſt der Dinge abmildern.

Tailfourd. Sie ſagen, was ich denke. Inzwiſchen kommt aus Troja gelandet des Anchiſes Sohn, der flüchtige Aeneas.

Ella. Sie änderten nichts an der erſten Begrüßung?

Tailfourd. Sie bleibt feindlich. Die gelandeten Trojaner gelten für Seeräuber. Ihre Schiffe, ſelbſt als halbe Ruinen, ſind immer noch kunſtvoller als die von Karthago. Ihre reifere Bildung wird ſchnell erkannt und Aeneas gewinnt das Herz der Königin.

Ella. Sie ließen die lyriſchen Stellen des dritten Actes?

Tailfourd. Ich kürzte ſie.

Ella. Warum? Sie durften bleiben. Auch nahmen Sie hoffentlich dem Aeneas die kühle und verſtändige Ruhe von früher?

Tailfourd. Ich ließ ihn Dido im Ernſte lieben.

Ella (nimmt das Buch). Das iſt beſſer. Es erhebt das ganze Werk — (Blättert in dem Buche.)

Tailfourd. Dann kommen die Orakel — die Drohungen der Götter — der Genius der künftigen Geſchichte Roms ſpricht gegen dieſe Liebe. Aeneas verläßt Dido, von ſeinen Gefährten gezwungen. Dido verzweifelt, ſieht die Schiffe ſchwinden, ihr Geiſt umnachtet ſich, die höhnenden Schatten ihres erſten Gemahls, die drohende blutige Geſtalt des Bruders, alles was in ihrem Innern an Zerriſſenheit und Reue lebte und ſich nur milderte im Lichte der Liebe zu Aeneas, tritt vor ihre Seele. Hiarbas naht ſich zum verſprochenen Ehebund, ſie kann der Wahrheit ihres Herzens kein falſches Zeugniß mehr geben — Sie wiſſen den Ausgang —

Ella. Sie erſticht ſich — (Lieſt) „Nimm mich auf, Erde, du alles verzeihende Mutter!“

Tailfourd. Sie fanden in dieſem Tode früher eine Selbſtbeſtrafung? Ich milderte die Selbſtanklage, weil regelmäßig die Auffaſſung des Publikums diejenigen Geſtalten, die ſich auf der Bühne ſelbſt verurtheilen, ebenſo verurtheilt —

Ella. Die Auffaſſungen im Publikum ſind verſchieden, wenn nur die Empfindungen der Rolle ſelbſt im richtigen Uebergang gehalten ſind. (Blätternd.) Ganz gut! So wendeten Sie alles vortrefflich. Es iſt gut ſo, Tailfourd! Aendern Sie nichts mehr! Ich bin einverſtanden.

Tailfourd (nimmt den Hut). Und Sie werden die Rolle ſpielen?

Ella. Rathen Sie — nicht?

Tailfourd. Folgen Sie darin ganz Ihrer Empfindung.

Ella. Wenn ich von der Bühne mit einer gewiſſen Förmlichkeit abtreten will, warum nicht am liebſten in dieſer Rolle? Sie war meine erſte; ſie ſei meine letzte. Bleiben Sie bis zur Vorſtellung?

Tailfourd. Ich konnte Sie ſchon ſeit zwei Jahren nicht mehr ſpielen ſehen! Ich reiſe morgen.

Ella. Morgen ſchon? ... Zürnen Sie mir, Tailfourd, wenn ich dann Kemble ſchreibe, ich würde weder Dido, noch ſonſt etwas ſpielen und meinen Abgang von der Bühne für vollzogen anſehen?

Tailfourd. Behalten Sie in dieſem Fall mein Buch als Andenken an alte Stunden und — leben Sie — wohl, leben Sie — glücklich! (Er verbeugt ſich mit Ergebung und geht bewegt bis an die Thür.)

Ella (ruft als er an der Thür iſt, bewegt). Tailfourd!

Tailfourd (bleibt an der Thür). Miſſis! ... Was wünſchen Sie noch?

Ella (voll Schmerz). Tailfourd! So nicht! So nicht! Nein — nein — (mit Thränen) ſo nicht!

Tailfourd (ſanft). Wie — anders?

Ella. Brechen Sie die Feſſel nicht, die Ihnen die edelſte Selbſtbeherrſchung auferlegt, ſo will ich es thun. Nein! So kann ich Sie nicht ſcheiden ſehen, Tailfourd!

Tailfourd (ſanft). Wie — anders?

Ella. O Gott, ich weiß, ich handle thöricht und unbeſonnen. Aber was iſt es denn nur ſo vermeſſen von uns Menſchen, ſo weiſe gegen ſich ſelbſt ſein zu wollen! In tauſend Fällen iſt es vielleicht groß, in einem einzigen iſt es elend klein! Tailfourd! Alle Qualen, die ich Ihnen bereitete, alle Stunden der Verzweiflung, die Sie fünf Jahre überwanden, alles, alles das ſollte ſich jetzt nur noch auszuringen haben — in Ihnen?

Tailfourd. Ich — werde überwinden —

Ella. Scheiden ſollten Sie von mir, vielleicht auf ewig, und von meinen Lippen, ob ſie auch bebten vor Entſetzen über meine innerſte Regung, über meine beklagenswerthe Schwäche, ſollte nicht das Bekenntniß kommen: So unendlich dankbar fühlt ſich Ihrer Güte, Ihrer Führung, Ihrer Sorge, Ihrer Treue mein ganzes Leben, daß ich im Grunde nicht faſſen kann, wie ich je ohne Sie ſein werde, ja, daß es mir Verbrechen ſcheint, nie, nie, aber auch nie Ihnen dafür ſo gelohnt zu haben, wie Sie es verdienten!

Tailfourd. Sie lohnten mich durch Güte —

Ella. Fünf Jahre hab' ich nur durch Sie gelebt! Fünf Jahre kannt' ich nur die Welt, die Sie mir erſchloſſen! Sie wurde mein Aſyl, mein Troſt, mein Glück —! Vergeſſen — begraben lag die Vergangenheit — die mich an meinen Gatten binden mußte — Sie, Sie gaben mir eine neue Gegenwart, eine neue Zukunft. Noch zittert alles von Ihrem Umgang in mir

nach. Noch hör' ich ewig nur Ihre Stimme, die mein Lehrer war! Sehe nur überall Ihr Auge, das mich führte! Bin ich nicht ein Wesen, das durch Ihre Hand erst das Licht des Lebens gewann! War es nicht Nacht um mich, ehe ich Sie gefunden? Ich prahlte mit Pflichtgefühl! Lächelte Ihrer Werbung! Weinte nur Thränen, wenn Ihr Auge sie nicht sah! Tändelte Schmerzen hinweg, deren Anblick Ihnen schon Wonnen des Trostes gegeben haben würde —! Ach, Tailfourd, ich zitterte, sei es Ihnen nicht verschwiegen — vor der Stunde des — Geständnisses —

Tailfourd. Ella, nein —.

Ella. Das ist mir gleich, was meine Worte in Ihnen oder andern hervorrufen! Ich muß Ihnen wahr sein! Muß Ihnen sagen: Es blieb angeschrieben für Sie eine Stunde, die einst noch hätte kommen können! Es blieb nicht bezahlt eine Schuld, die mein Gewissen drückt — Ach, ihr tugendhaften Seelen, die ihr kalt bleiben werdet, selbst wenn die Posaune des Gerichts einst die Gräber öffnet; kalt, weil ihr euch einbildet, eurer Tugend schlüge die Stunde der Belohnung sicher und gewiß! Dem versagtesten Glück der Erde auch nur nachweinen zu können, ist Seligkeit. Sehen Sie diese Thränen, Tailfourd! Hören Sie diese — erstickten — Hauche — meiner Stimme — Tailfourd — Das nehmen Sie mit! Bürgschaft sei es Ihnen, daß in Menschenseelen andere Geheimnisse ruhen, als die Welt zu deuten weiß. Tailfourd, denken Sie an mich — wie — mein — Bruder — mein theuerster — (Sie sinkt zusammen.)

Rose | (hält ihn zurück). Nein — Nein — Jenkins! Bleiben Sie!

Jenkins | (draußen). Lassen Sie mich —

ja nie werden. Es iſt — — vorüber und nun — Muth zum neuen Leben! (Sie trocknet ihre Augen. Nach langer Pauſe und wie mit dem Uebergang vom nun überwundenen Vergangenen zum Gegenwärtigen.) Ich hörte — John Kemble wäre zugegen?

Jenkins (außer ſich). In der That, Madame! Er war es. Er wünſchte Ihren Entſchluß zu hören. Ich muß Sie aber aufmerkſam machen — Wir laſen ſoeben in den Zeitungen die für Sie aufs gefahrvollſte anwachſenden Gerüchte, die man über Ihre Ehre verbreitet! Die öffentliche Meinung kannte bisher dunkel nur die unglücklichen Conflicte Ihres Hauſes! Zwei Monate ſchwankte ſie, jetzt nimmt ſie Partei, und — wenn, wie ich ahne, es Ihre Bewunderer von ſonſt ſind, die Sie den Harpyen der Oeffentlichkeit preisgeben wollen, Madame, ſo würde ſich dieſer letzte Abend für Sie wol nicht in einen — Triumph verwandeln. Erwarten Sie keinen Rath mehr von meinem unglücklichen Freunde! Er wird die Haltung finden, die ihm gebührt — in einer Reiſe vielleicht über die Wellen des Oceans —! Roſe! Für Sie bricht ein neues Leben an! Verzweifeln Sie nicht! Endlich, endlich gehören Sie ſich ſelbſt!

Roſe (blickte ergeben vor ſich hin). Du glaubſt, Ella, du hätteſt mit Tailfourd abgeſchloſſen und könnteſt, mit getrocknetem Auge, ruhigen Sinnes, heiterer Faſſung zu mir zurückkehren? Nimmermehr! Mein männlicher Stolz iſt beſtraft, wie er verdiente! Du biſt frei!

Ella (erhebt ſich wie nicht begreifend). Wie?

Roſe (macht eine ablehnende Handbewegung und geht). So zahlt man nicht die Schuld der Dankbarkeit wie du gethan! So windet ſich kein weibliches Herz aus dem Kampf zwiſchen zwei Verpflichtungen. Du liebſt Tailfourd. Du ſollſt — — glücklich ſein! (Ab nach links.)

Vierter Auftritt.

Grumbkow. Seckendorf. Drei Generale. Die Vorigen.

König.

Treten Sie näher, meine Herren. — Ich ließ Sie im Ungewissen über eine Depesche, die für mich aus Hannover heut in der Frühe angekommen war. Hören Sie jetzt meine feierliche Antwort darauf. Erbprinz, Dichter, erschrecken Sie nicht. Unsre Feste finden dennoch statt; unsre Kanonen sollen dennoch donnern, unsre Lampen dennoch flimmern. Sind Sie geneigt, Erbprinz, mich ewig zu verbinden?

Erbprinz.

Majestät, wie — wär's möglich?

König.

Wollen Sie mich zu Ihrem ewigen Schuldner machen —?

Erbprinz (freudig).

Ich? Wilhel —

König.

Nehmen Sie Courierpferde, Erbprinz, reisen Sie in dieser Stunde als mein Bevollmächtigter nach Wien!

Jenkins (folgt befriedigt).

Ella (ſteht eine Weile, ſich beſinnend). Roſe! Er geht? Geht — wie Tailfourd? Roſe!

Er hört nicht? Läßt mich allein? In der Nacht dieſer kaum überwundenen Zweifel — im Aufruhr der empörten Welt — will den erneuten Aufruhr auch meines Innern, das endlich, endlich überwunden glaubte? Roſe! — — Undankbarer, den ich begrüßte als meinen Gatten, meinen Herrn, damals noch Haß und Furcht im Herzen! Roſe, jetzt, wo ich deine Hand wieder faſſen will, jetzt, wo ich ſie auszuſtoßen hoffte aus meiner Seele die Verſucher meiner Liebe und Treue — jetzt verläßt du mich? Roſe! Roſe — Nein, es iſt nicht möglich! (Sie ſtürzt an die Thür links.) Roſe! Roſe! (Die Thür iſt verſchloſſen.) Doch? Doch? Kein Ohr für meine Klage? (Rüttelt an der Thür.) Kein Ohr für meinen Hülferuf? Roſe! Roſe!

Kemble (erſcheint unter der Thür). Ich warte im Café des Arts und hoffe auf Tailfourd's Rückkehr. Seh' ihn dann über die Straße laufen. Und Miſter Roſe hofft' ich hier zu finden? Wie iſt es, Freundin? Spielen wir Dido? Ihre — erſte Rolle —?

Ella (aus dumpfer Verzweiflung erwachend). Ja, Sir — und die letzte! (Sie geht nach ihrem Zimmer. Kemble, aufhorchend und ſich, wie nach dem Echo des hier Vorgefallenen umſehend, folgt.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Das Directionszimmer in Drurylane.

Eine Mittel- und zwei Seitenthüren. Büchergestelle, Statuen, Bilder und mancherlei, in Unordnung umherliegende Gestumgegenstände. Ein Tisch mit Schreibzeug rechts vom Darsteller.

Erster Auftritt.

Tomo Ritchie. Später Thornton. Dann Kemble. Zuletzt ein Theaterdiener.

Tomo (steht an der nach rechts vom Darsteller führenden Thür, welche verschlossen ist und ruft hinaus). Herr Director, Herr Director! Es ist fünf Uhr! Dido's ganze Garderobe befindet sich schon im Theater; noch eine halbe Stunde und meine Herrschaft wird selbst erscheinen! „Es wäre gut!" sagt er? (Nach vorn gehend.) Es ist gut, aber ich wünsche, daß es noch besser wäre. Nattern sind es, giftige Schlangen! O ich möchte tausend Fäuste haben! Eine Rotte von Bösewichtern droht jeden, der sich unterstehen wird, heute, wie die Blätter sagen, eine Demonstration zu Gunsten einer Frau zu machen, die von der öffentlichen Mei-

nung verurtheilt wäre, am Kronleuchter aufzuhängen! (Die hintere Thür geht auf.) Wie, Herr Thornton? Sie wagen es?

Thornton (erscheint unter der mittlern Thür und ist am Hut, um den Hals und an den Armen mit Kränzen und flatternden Bändern behangen. Er trägt deren noch mehr auf seinem Stock). Ja, da bin ich! Ohne den Beistand der Polizei hätt' ich weder diese theuern Blumen, diese mit Gedichten bedruckten Bänder, noch einen Gegenstand retten können, der mir noch theurer ist, mich selbst. Es sind die abgewiesenen ehemaligen Freier, die in den Zeitungen so lange gewühlt haben, bis man glaubte, Ella Rose wäre die sittenloseste Person von der Welt, die Mörderin ihres Kindes, ihres Mannes, die Geliebte Tailfourd's, in dessen Stück sie von der Bühne nur deshalb Abschied nähme, um dem Publikum zu trotzen und dann mit ihm nach Italien zu reisen! O, man hat sie gewarnt. Mit unsern Thränen haben wir sie beschworen. Nein, sie blieb dabei, ihr gegebenes Wort halten zu wollen und als Königin von Dido auf den Trümmern von Karthago — oder nein, Dido ist ja wol erst von Karthago, wollt' ich sagen Karthago von Dido aufgebaut worden — Wo ist Kemble? Ich bedarf seiner ausdrücklichen Ermächtigung, um diese erlaubten Hülfsmittel unsers (macht die Geberde des Klatschens) Kampfes in die von mir gemietheten Prosceniumslogen zu schmuggeln.

Tom. Ich höre ihn kommen.

Kemble (tritt aus der Thür rechts vom Parterre, er hat eine Anzahl Theaterzettel in der Hand). Ah, Thornton! Wetter, Sie sehen ja aus wie ein wandelnder Maibaum! Wollen Sie doch nicht etwa für Maurer oder Zimmerleute einen Baustruch halten?

Thornton. Ja, Kemble, wer weiß, ob ich nicht heute noch zum öffentlichen Reden komme! Von der Höhe der Galerie herab! Für jetzt aber bitt' ich um Einlaß in die von mir gemietheten Logen.

Kemble. Das Theater ist noch nicht geöffnet.

Thornton. Auf einem Rollwagen mit einem Decorationsstück bin ich von hinten eingedrungen und erwarte, daß ich mich unter Ihrem Schutz auf den Posten begeben kann, der mir am heutigen Abend gebührt.

Kemble. Die Direction soll zwar bei solchen Conflicten des Publikums mit den Künstlern niemals Partei ergreifen, doch kennen Sie meine Verehrung vor unserer vortrefflichen Freundin. (Er schreibt auf ein Blättchen einige Zeilen.) Hier, Mister Ritchie, begleiten Sie unsern großen Feldherrn, er wird hoffentlich die Schlacht gewinnen. Führen Sie ihn an den Damengarderoben vorüber bis zur kleinen Wendeltreppe. Im dritten Stock finden Sie eine geschlossene Thür, dort klopfen Sie an und auf diesen Zettel wird man Ihnen den Einlaß in das wahrscheinlich noch nicht erleuchtete Auditorium gestatten.

Thornton (im Gehen). Wohlan! Zum Kampfe!

Kemble (ihn hinausbegleitend und ihm nachrufend). Hüten Sie sich aber vor einer Versenkung!

(Thornton und Ritchie ab.)

Kemble (zurückkehrend). Vor dem Siege ihres Talents gegen Neid und Kabale hab' ich keine Besorgniß. Die Gefahr dieses Abends erblick' ich an einer andern Stelle. (Er liest auf den Theaterzetteln, die er in der Hand behalten hat.) „Wegen plötzlicher Unpäßlichkeit des Herrn Forrester kann die für heute angekündigte Vorstellung der Tragödie Dido nicht stattfinden. Dafür — «Das Misverständniß», Lustspiel in einem Act, «Irrthum an allen Ecken» und «Der Liebeszwist» — Das Haus wird sich auf diesen Zettel bis auf den zehnten Theil der genommenen Plätze entleeren, aber die Geschichte der dramatischen Kunst in England wird um die Mittheilung einer — —: Katastrophe, hoff' ich, ärmer sein. (Er klingelt.)

Ein Theaterdiener (kommt durch die Mitte).

Kemble. Mister Forrester —?

Theaterdiener. Ist eben in seine Garderobe getreten.

Kemble. Mister Tailfourd?

Theaterdiener. Ließ ich (deutet nach rechts) drüben eintreten.

Kemble. Wenn Mister Rose nach mir frägt, so wißt Ihr —

Theaterdiener (zeigt nach links). In diesem Zimmer!

Kemble. Auf Euern Posten!

Theaterdiener (ab).

Kemble (zählt die noch in seiner Hand befindlichen Theaterzettel und legt sie auf den Tisch). Eins, zwei — fünf — zehn werden ausreichen, um mir heute — eine Einnahme von tausend Pfund zu nehmen. Schon hör' ich Wagen anrollen und doch ist es noch nicht sechs Uhr. Das Drängen an der Kasse muß außerordentlich sein. Zu meinem Verlust, fürcht' ich, kommt noch eine — moralische Entschädigung, die Tailfourd für die Verzögerung seiner Reise beanspruchen wird. Ich habe ihm sein Ehrenwort abgenommen, die Vorstellung seiner „Dido" abzuwarten und erst nach der Aufführung eine Ansicht zu hören über dasjenige, was ich für die beste Idee in seinem Stücke halte. Es ist die, daß die junge Gattin des Sichäus bereits im ersten Act in ihren Gewändern den Dolch trägt, mit dem sie sich im letzten — ersticht — — Seine Neugier wird zu rege sein. Ich höre, daß er Schritte macht, als wollte er vor Ungeduld auf den Continent hinüberspringen. (Er geht an die ihm zur Rechten liegende Thür und öffnet.) Sie werden ungeduldig, lieber Freund, treten Sie doch näher —!

Zweiter Auftritt.

Tailfourd. Kemble.

Tailfourd. Sie tragen die Schuld, Kemble, wenn ich heute eine Demüthigung und einen Schmerz erlebe, der auf mein ganzes Leben den düstern Schatten der Reue werfen wird! Kaum daß ich ohne thätliche Beleidigungen das Ziel Ihrer Wohnung erreicht habe! Wer mich erkannte, warf bitter lächelnde Blicke auf mich. Ist es nur möglich, daß ein Autor, der einmal eine Arbeit an die Oeffentlichkeit gegeben hat, nun auch in dem Grade daran sein Recht verliert, daß er die Aufführung nicht hindern, nicht selbst auf die Bühne treten und rufen kann: Ich will nicht, daß mein Werk vorgeführt werde! Es ist ein Raub, den man an meinem Herzen, an meinem Leben begeht!

Kemble. Das wäre eine schöne Lage, in welche wir Schauspieler gerathen würden! Die Dichter würden uns bei solchem Vorrecht mitten in der Scene in die Rede fallen und das Wort vom Munde wegnehmen, blos, weil sie behaupten, inzwischen für denselben Gegenstand ein anderes Bild gefunden zu haben! Die Schuld liegt diesmal nicht an unserer Directions-Tyrannei. Ella Rose blieb ihrem Vorsatz treu, je mehr sie von den Gefahren erfuhr, die ihr möglicherweise die leidenschaftliche Parteinahme des Publikums für ihren geopferten Gatten bringen konnte. Mit Entschiedenheit verlangte sie, den Kampf aufzunehmen. Doch sie wird siegen —

Tailfourd. Auf den Trümmern meines Stücks! Wehe einem Werke, das auf der Bühne Spielball zweier Parteien wird! Noch gestern schrieb ich ihr, ich bäte sie bei allen Rechten der Freundschaft, die sie mir gegeben, von dem Gedanken abzu-

ſtehen, daß ſie mir in Betreff meines Stücks ein gegebenes Wort zu halten hätte! Müßt' ich erleben, daß dieſe nächſten Augenblicke dem edelſten, unſchuldigſten Weſen von der Welt eine unverdiente Beſchimpfung brächten —

Kemble. So würd' ich, wenn Sie ſich etwa ſelbſt in den Kampf der Parteien werfen wollten, Sie von einem der funfzig Conſtabler verhaften laſſen, die ſich wahrſcheinlich ſchon in dieſem Augenblick in den Räumen des Hauſes vertheilen. Hören Sie das dumpfe Geräuſch? Das Wogen und Brauſen? Man öffnet ſoeben die Kaſſe —

Talfourd. Kemble! Warum ließen Sie mich nicht von dannen ziehen! O in dieſem Augenblick könnt' ich ſchon an den Ufern des Rheins weilen, könnte in Bergesſchluchten das Echo meiner Klagen hören, könnte in der Einſamkeit düſterer Wälder bereuen, daß ich nicht die Kraft beſaß, mir dieſen letzten Abſchied zu verſagen! Sie wiſſen, daß Roſe auf Scheidung bringt und die Abſicht hat, Europa für immer zu verlaſſen.

Kemble. „Arme flatternde Taube, die du voll Angſt dein brennendes Haus umfliegſt, nicht wiſſend, wo dir traulicher dein Neſt noch winkt, ob im rauchenden Gewölk oder —" oder wie heißt die Stelle Jores fünften Acts, kurz vor dem Selbſtmord? Uebrigens verſprach ich Ihnen die Mittheilung einer äſthetiſchen Entdeckung. Ich wollte Sie mit derjenigen Schönheit bekannt machen, die mir als die gelungenſte Ihres Werkes erſcheint. Es iſt derjenige Moment im erſten Act, wo Dido, eben noch mit Aeneas koſend und in vorausgeſetzter glücklicher Gegenliebe flüſternd, plötzlich von den Schrecken ihres Innern ergriffen, ſich gegen aufſteigende Schatten der Ahnung und des Mistrauens vertheidigen zu müſſen glaubt und den Geliebten durch einen Dolch überraſcht, den ſie in ihrem Buſen trägt —

Tailfourd. Wozu ein Scherz mit meiner unglücklichen Stimmung!

Kemble. Scherz —? Wenn ich nun dies Motiv erſt im zweiten oder dritten Act angebracht fände und nicht mehr die Möglichkeit hätte, noch vor Beginn des Stücks, bei einem kurzen Blick auf Ella's Coſtüm, bei einem Blick auf die Requiſiten, die ſie ſich ſchon für den erſten Act zurecht gelegt haben muß, mich zu überzeugen, ob es nicht gerathener ſein ſollte, ſofort dieſe Zettel zu vertheilen — (Er ſchlägt einen der auf dem Tiſch befindlichen Zettel auf.)

Tailfourd (wirft einen Blick darauf und lieſt mit Befremden). „Wegen plötzlicher Unpäßlichkeit des Herrn Forreſter kann die Vorſtellung der Tragödie «Dido» nicht ſtattfinden. Dafür" —

Kemble. Mein guter Forreſter iſt ſo oft der wirkliche Störenfried meines Repertoire — ich kann ihm den Glauben nicht abgewöhnen, daß Englands Nebel ihn verhindert hätten, ein vorzüglicher Tenor zu werden — daß er mir ſchon den Gefallen thun wird, auch einmal zum Beſten der Direction krank zu werden —

Tailfourd. Aber — warum —?

Kemble. Weil ich einen Paragraphen in unſern Theatergeſetzen habe, demzufolge alle zu ſtark geladenen, vor dem Zerſpringen nicht ſichern Schießwaffen, desgleichen alles Spitzen und Schärfen der Degen, desgleichen alle Dolche, die nicht von Blech, ſondern von wirklichem Eiſen oder Stahl —

Tailfourd (außer ſich und voll Ahnung). Kemble —!

(Eine ſtarke Klingel ertönt draußen von der Mitte her.)

Kemble. Das erſte Zeichen für die Thätigkeit des Coſtümiers!

Tailfourd. Sie könnten vorausſetzen —!

Kemble. Daß dieſe Zettel ſchon in einer Viertelſtunde nicht unmöglich ſind. Entfernen Sie ſich jetzt! Dort hinein!

Tailfourd. Ella könnte im Stande ſein —

Kemble. In Ihrem Stück mit einer Wahrheit vom Schauplatz der Bühne abzutreten, die ſelbſt dem ſtrengſten Kritiker zu täuſchend der Natur nachgeahmt erſcheinen müßte! Doch verlieren wir kein Wort mehr — Warten Sie in dieſem Zimmer und wenn Sie in den Corridoren die Veränderung der Vorſtellung angeſchlagen leſen, dann —

Tailfourd. Nein, ich eile zu ihr —

Kemble. Nimmermehr — Dort (zeigt nach linke) harrt ihr Gatte — Dieſer Augenblick muß alle verſöhnen, auch die Rechte der Natur und des Herzens. Bis dahin ſind Sie mein Gefangener! (Drängt ihn lächelnd an die Thür.)

Tailfourd (im Gehen). Kemble! (Gen Himmel deutend.) Sie handeln im Auftrag der ewigen Liebe! (Ab nach rechts.)

Kemble. Nein, ich ſtehe nur unter dem Einfluß meiner Phantaſie, die ſich zuweilen herausnimmt, den Dichtern ins Handwerk zu pfuſchen! Ein Theaterdirector, der ſich nicht vorbehält, die fünften Acte auf ſeine Art zu formen, wird nie auf einen grünen Zweig kommen. (Im Gehen.) Wie manches Trauerſpiel hab' ich ſchon in ein Schauſpiel verwandelt — (Er ſieht nach hinten hinaus.)

Theaterdiener (öffnete eben.) Miſter Roſe wartet bereits.

Kemble. Und Miſſis Ella?

Theaterdiener. Iſt beim Ankleiden.

Kemble. Wenn ſie zum Auftreten bereit iſt, ließ' ich ſie noch auf meinem Zimmer hier um einige Worte bitten.

Theaterdiener. Zu Befehl. (Ab.)

Kemble. Nun der zweite Inquiſit! (Oeffnet die Thür, welche nach links führt.)

Dritter Auftritt.

Roſe. Kemble.

Roſe. Erkennen Sie in dem Wunſch, daß ich mich vor Beginn der heutigen Vorſtellung noch einmal in Ihren Zimmern einfinde, die Achtung, Sir, welche ich Ihrem berühmten Namen zolle. Sonſt war ich ſchon im Begriff, mich nach Liverpool zu begeben, von wo ich mich einzuſchiffen gedenke, um längere Zeit in Canada zu verweilen, deſſen induſtrielle Thätigkeit mich beſchäftigen ſoll. Ich danke Ihnen für den Antheil, den Sie meiner Gattin bewieſen haben. Sollte ſie, wie vorauszuſetzen, durch ihr Talent die unberufene Einmiſchung des Publikums in ihr Privatleben heute überwinden, Uebelwollende, was ich von Herzen wünſchen muß, beſchämen, ſo wird ſie ohne Zweifel Ihrer Fahne treu bleiben! Seien Sie ihr nach wie vor ein wohlwollender Freund und Beſchützer!

Kemble. Miſter Roſe, ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen. Doch glaub' ich nicht, daß Miſſis Ella den, trotz mancher Machinationen vorauszuſehenden heutigen Triumph — lange — überleben wird —

Roſe. Warum das?

Kemble. Sie wird am gebrochenen Herzen ſterben.

Roſe. Weil Tailfourd nach Italien geht —?

Kemble. Weil Sie nach Amerika gehen.

Roſe. Sir, Sie vermögen meiner noch zu ſpotten?

Kemble. Miſter Roſe, Sie ſind zu empfindlich. Unſere moderne Civiliſation hat die Frauen von einer Stellung befreit, in welcher ſie ſich vielleicht früher nicht ſo unglücklich fühlten als gegenwärtig unſere Schriftſtellerinnen glauben machen wollen. Sie ſind nicht mehr die eingeſchloſſenen, wohlbehüteten, aber auch wie Kinder

Erbprinz.
Grumbkow. } (erſtaunt). Nach Wien?
Seckendorf.

König.

Die Hand meiner Tochter iſt nach Wien vergeben. In vierzehn Tagen trifft in den Mauern meiner Reſidenz ein Sproß des erlauchten Kaiſerhauſes ein.

Hotham.

Ew. Majeſtät zwingen mich für den Fall dieſer Ankunft eines Erzherzogs hiemit eine offne Erklärung zu geben.

König.

Und die wäre?

Hotham (mit effectreichem Nachdruck).

Der Prinz von Wales — iſt bereits hier.

Königin.

Wie? Der Prinz von Wales in Berlin?

Hotham.

Seit drei Stunden iſt der Prinz von Wales hier angekommen.

Seckendorf.
Grumbkow. } Unmöglich!

Königin (triumphirend).

Das giebt mir das Leben wieder!

König

(iſt heftig betroffen, doch ſammelt er ſich wieder).

Herr Ritter von Hotham, ich muß geſtehen, daß

gebliebenen Gefangenen eines Harems, sie sind freie Menschen geworden. Nun legt uns freilich die christliche Institution der Ehe große gegenseitige Verpflichtungen auf. Eine Frau, die durch eine glückliche Wahl jetzt die Priesterin eines Hauses wurde, die Erzieherin ihrer Kinder, wird vielleicht nie in die Lage kommen, Krisen eines Entwickelungsprocesses, eines Bildungsganges zu bestehen. Aber die Ihrige gerieth auf so hohe Flut des Lebens. Achten Sie an einem starken, vielgeprüften Charakter einige Rechte der Freiheit und Selbständigkeit!

Rose. Ich thu' es, indem ich ihr die volle Freiheit lasse.

Kemble. Ihre Großmuth ist eine Grausamkeit; denn Sie stoßen Ihre Gattin zurück! Nicht die mindeste Berechtigung haben Sie, anzunehmen, daß sie ihre Freiheit benutzen würde, an der Hand Tailfourd's glücklich zu sein.

Rose. Ella's Worte sagen dies, auch ihre Handlungen lassen darauf schließen. Aber welch ein Glück kann es mir gewähren, eine Frau mein zu nennen, die eine andere Leidenschaft nur mit Gewalt niederkämpft! Indem ich mich selbst völlig aus ihrem Leben ausstreiche, will ich ihr nur die Möglichkeit verschaffen, mit der Zeit dem natürlichen Triebe ihres Herzens zu folgen. Es wird nicht sogleich geschehen, sie wird nach unserer Scheidung eine Weile trauern; dann wird Tailfourd zurückkehren, wird sie wiedersehen, und der Funke, der jetzt in der Asche verglimmt zu sein scheint, wird als helle lichte Flamme wieder auflodern. Es ist nicht Kälte von mir, daß ich so denke, es ist nicht Verachtung, daß ich so handle, es ist — o ich schäme mich fast, es zu gestehen! — es ist meine ewige, unauslöschliche Liebe zu ihr —!

Kemble. Und Ihre Gattin weiß dies und auch Tailfourd weiß es. Fliehen Sie nicht, söhnen Sie sich mit ihr aus,

folgen Sie nicht den Einflüſterungen Ihres Freundes, der Ihren männlichen Stolz für beleidigt erklärt —

Roſe. Nein! Es war der Ton der Liebe, der aus Ella ſprach! Thränen, die ſo von ihren Wangen rollten, kann nicht das Mitleid mit Tailfourd geweint haben; nur das Mitleid war es, das ſie über ſich ſelbſt empfand, über ihre gefeſſelte Lage, über die Unmöglichkeit, den Hoffnungen des Freundes Wort zu halten! Ich bin kein Verblendeter, der ſie aus gekränkter Manneseitelkeit anklagt; ich fühle, wie ſie ſich ihm ewig verpflichtet halten mußte für alles, was ſie ihm zu danken hat! Es gibt edle, zaghafte Seelen, die nach ihrem Glück nicht zu langen wagen; denen muß man es in die Hand drücken, muß ſie in die Lage verſetzen, nicht anders als nach den Früchten ihres eigenen Werthes, ihrer eigenen Tugend zu greifen — Nur das allein wollt' ich, und darum geb' ich ihr — die Freiheit.

Kemble. Edel und doch verblendet! Ihre Gattin würde mit Tailfourd nie wahrhaft glücklich werden. Immer würde ſich, wie in der Rolle der Dido, vorwurfsvoll und unverſöhnt, der Schatten des Fernen, Entſagenden zwiſchen ſie und ihr Glück drängen — Glück, auf Koſten eines andern erworben, zieht nie in edle Seelen ein. Sie ſahen den Schmerz, mit welchem Ihre Gattin von Tailfourd Abſchied nahm! Es war nur weibliches Mitleid mit dem hoffnungsloſen Freunde; es war die Rührung, mit der ſie an den fünfjährigen Widerſtand gegen ſeine Bewerbung zurückdachte; es war der Schmerz über die ſo unendlich ſchwierige Stellung einer Frau, die nur Einen Willen, nur Eine Liebe zu verſchenken haben ſoll und die ſich doch ſagen muß: Neben dem, den dir das Schickſal beſchied, iſt die Fülle männlicher Größe und Liebenswürdigkeit gegeben! Dieſe Kämpfe, die ſich in Frauenherzen nur ſtill zu vollziehen vermögen, hatten Sie Ge-

legenheit, offen zu beobachten, hatten Gelegenheit, sie in ihrer Berechtigung zu beobachten und vor diesem Anblick erschraken Sie? Flohen vor ihm? Mistrauten der Möglichkeit, daß ein edles Frauenherz mit der Zeit auch über diese Klippe hinwegkommen kann? Halten Sie die Hand Ihres Weibes oder ich fürchte, sie gehört keinem von Ihnen beiden, sondern einem Bewerber, der schon mit dunkelm Fittich naht, mit unheimlichen, eisigen Schauern in nächster Nähe sichtbar wird —

Rose (ahnungsvoll). Kemble —?

Kemble. Sie fürchten, ich meinte den — Tod?

Rose. Sie meinen den — — (liest in Kemble's Augen) Selbstmord —?

(Man hört draußen wieder das laute Schallen einer Glocke.)

Kemble. Sie vergessen, Mister Rose, daß wir uns hier in der Welt des trügerischen Scheins befinden! Hier herrscht nur die Lüge, nur die Schminke, nur das verstellte Wort der großen Leidenschaft und der gemachten Tugend —

Rose. Nein! Nein! Sie täuschen mich — Sie haben eine Ahnung — eine Gewißheit — o reden Sie!

Kemble. Noch einige Augenblicke haben Sie Zeit — Ich höre Stimmen. Ich erwarte hier vor Beginn der Vorstellung noch einmal Ihre Gattin. Treten Sie in dies Zimmer zurück. Hören Sie dann, daß auf diesem Tisch von mir die Klingel gerührt wird, so begeben Sie sich auf den Corridor des Theaters und lesen Sie die Anschläge, welche dort an die Mauern geheftet werden. Wenn von einer Unpäßlichkeit des Herrn Forrester die Rede ist, so dürfen Sie annehmen, daß dies so viel bedeutet als —

Rose. Kemble —! Eine That des Schreckens —?

Kemble. Nicht doch, nicht doch! Verweilen Sie in diesem Zimmer und merken Sie auf mein Zeichen, das ich Ihnen

ſoeben genannt habe. Finden Sie den bewußten Anſchlag, ſo dürfen Sie annehmen —

Roſe. Ich will nichts annehmen! Begleiten Sie mich zu Ella!

Kemble. Das iſt recht! Ich brauche nichts, als Ihr natürliches Gefühl. Aber ich beſchwöre Sie, treten Sie jetzt noch hier ein — Beſſer noch, ich folge Ihnen, um Ihre Handlungen bis zum letzten Augenblick bewachen zu können. Nein, ich laſſe für Ihr und Ella's Leben — kein Trauerſpiel zu! (Er drängt ihn nach der Thür links, folgt und ſchließt von außen hörbar zu.)

Vierter Auftritt.

Hannah Thornton öffnet die Mittelthür. Dann Ella.

Hannah (unter der Thür). Nun, wo iſt denn Kemble? Ich möchte mich etwas loben laſſen für meinen Beiſtand bei deiner Toilette. Tritt nur ein! Ich will mich unterdeſſen nach meinem Mann umſehen. (Ab.)

Ella (tritt ein. Sie iſt im antiken Coſtüm einer phöniziſchen Königin). Der Augenblick iſt da, der zwiſchen mir und der Welt entſcheiden ſoll —! Verlaſſen, verſchmäht, verurtheilt — Welche Antwort kann ein ſchwaches Weib geben als die: Nun wohl, da habt ihr euer Opfer! Sie wollen mich beleidigen, beſchimpfen — Elende Verleumder, kurz, aber gerecht ſoll euere Strafe ſein! Ich wäre meinem Gatten entflohen, ſagen die Blätter —? Das iſt nicht wahr! Ich wäre wider ſeinen Willen auf die Bühne gegangen —? Das iſt nur zur Hälfte wahr! Ich hätt' es gethan, um ihn zu kränken —? Das iſt noch weniger wahr. Ich hätt' es gethan um Tailfourd —? Darin liegt

eine Wahrheit und doch die Lüge, die ganze Lüge. Was kann ich ſtreiten, was mich vertheidigen! Kann ich doch nicht einmal Roſe beweiſen, daß mein Abſchied von Tailfourd dieſem nur den Tribut meiner Dankbarkeit zahlen und ihm ſagen ſollte: Der Wille der Frauen iſt heute ſtark wie gehärtet im glühenden Feuer, morgen der Binſe gleich, die ein Windhauch bewegt! Ja es gibt Widerſprüche in unſerer weiblichen Natur, für die — ſich keine Lebensformen finden. So will ich denn meines Kindes gedenken und Frieden ſuchen dort oben!

(Draußen ertönt wieder das laute Schallen der Glocke.)

Aber ſammle dich, zerſtreute Phantaſie — es gebt den letzten, dornenvollen Weg hinan! Der Vorhang rauſcht auf — Wo werd' ich ſtehen? (Sie betrachtet ihre geſchriebene Rolle.) Erſt noch in blumengeſchmückten Gärten, vor mir in lächelndem Sonnenſchein die blaue Woge des Meeres — Noch wirft ſich ſeine Brandung ſpielend an das gaſtliche Ufer, wo ich den geliebten Fremdling berge, ihn mit Feſten ehre und bei ſeinen Schwüren vergeſſe, was in meinem Innern ſo lange mich ſchreckte und verzehrte! Noch rollen nicht die Donner des Geſchicks, noch flattern die Sturmvögel nicht vom verdüſterten Ocean ans Land, noch liegen die weißen Segel auf den Schiffen des Freundes ſchimmernd in der bergenden Bucht drüben am Felſen, und nur einmal, einmal zuckt aus der Tiefe des Herzens ein unheimlicher Blitz der Ahnung und des Schreckens über den möglichen Verluſt all, all dieſes Glückes auf und das im Nu gewitterhaft umnachtete Auge ſieht, bewußtlos zuckend, die leuchtende Spitze des Stahls auf der Bruſt — (Sie greift nach dem Dolch auf ihrem Herzen, zieht ihn hervor und verbirgt ihn wieder ſchaudernd in den Gewändern.) Ich höre kommen — Es wird Kemble ſein —

Fünfter Auftritt.

Kemble. Ella. Zuletzt Theaterdiener.

Kemble. Vergebung, theure Freundin, daß ich Sie warten ließ. (Er mustert sie.) Bezaubernd! Wie ruft mir dieser Anblick fünfjährige Erinnerungen zurück! Die Aufnahme der ersten und letzten Rolle wird ganz dieselbe sein.

Ella. Ein Kampf!

Kemble. Früher gegen Mistrauen, diesmal allerdings vielleicht gegen einige Böswillige — Zuletzt der Sieg. Sind Sie auf die Schwierigkeit Ihres heutigen Lorbers gerüstet?

Ella. Ich bin es.

Kemble. Seien Sie aufrichtig, Freundin! Ich habe soeben mit Forrester gesprochen, der gern bereit sein wird, sich für unpäßlich zu erklären. Ich verliere tausend Pfund, aber hier — sehen Sie, ich habe schon Sorge getragen, daß Sie noch zurücktreten können. (Er zeigt ihr die Zettel auf dem Tisch.) Zu diesen drei kleinen Stücken ist alles vorbereitet. Sprechen Sie aufrichtig. Ihre ehemaligen Verehrer, Marquis Dorset an der Spitze, haben Sie verleumdet, England ist bekanntlich höchst tugendhaft, in den ersten Acten wird die Prüderie, im Bunde mit der Intrigue, einige Angriffe versuchen —

Ella. Ich danke Ihnen für die Fürsorge. Aber ich fürchte mich nicht.

Kemble. Daran erkenn' ich die echte Künstlerin! In der Gefahr wächst der Muth, so geht es dem Roß in der Schlacht. Hm — also — am Schluß des Abends tret' ich vor und spreche: Die Eroberung, welche die englische Bühne machte, gibt sie nicht wieder heraus, Ella Rose bleibt uns treu. Nach dieser Rolle, welche die letzte sein sollte, wird sie —

Ella. Nein, Sir! Es bleibt die letzte.

Kemble. Jetzt, wo Sie, wie man ja hört, wirklich unabhängig, ganz frei werden und in der Fülle Ihrer Kraft stehen —

Ella. Brechen wir ab, Sir! Ist es nicht Zeit?

Kemble. Ich habe befohlen, uns abzurufen. Sammeln Sie Ihre Kraft! Ich fühle Ihnen alles nach, was Sie bewegt; ich ahne, daß Sie Ihre Aufgabe heute lösen, wie noch nie. Ihr Cestüm ist gelungen. Wenn sich bei Ihren Abgängen in den Beifall Zischlaute mischen, hören Sie nicht darauf. Wenn das Publikum in dem großen Runde beisammen ist, das, wie Shakspeare sagt, der Form der Welt gleicht, so stellt sich bald, wie in Gottes Weltregierung ja auch, das Gleichgewicht zwischen Haß und Liebe her — es heißt Gerechtigkeit.

Ella. Ich bin befriedigt, wenn sie wenigstens am Ende gesiegt hat.

Kemble. Gut. Und was ich — doch noch sagen wollte — Hm! — Im letzten Act, wo Sie sich zu erstechen haben, hüten Sie sich, daß Sie sich nicht, wie bei Ihrem ersten Debut, in die langen Gewänder verwickeln. Freilich (seufzend) jetzt, wo Sie die Uebung dieser Kleider haben, das Talent für Drapirung, Faltenwurf und dies majestätische Mantelspiel, jetzt wollen Sie —! Doch genug; ich denke, es findet sich — Haben Sie alle Ihre Requisiten? Im ersten Act brauchen Sie — haben Sie — den Dolch?

Ella. Ich habe ihn.

Kemble. Ich ließ Ihnen — den aus — Beatrice hinlegen. Zwar ist die Blecharbeit, lächerlich genug, nach einem florentiner Muster —

Ella (um abzubrechen). Ist es nicht Zeit zu gehen?

Kemble. Bitte — wirklich — der gewählte Renaissance-Dolch ist zu reich, ich suche Ihnen einen einfachen antiken aus — Zei-

gen Sie doch, bitte — er war vielleicht auch zu winzig klein — Kinderſpielſachen dürfen es denn doch auch nicht ſein, die wir — (Indem Ella ihn zu verhindern ſucht, hat er den Dolch ergriffen und entreißt ihn ſchnell.) Ha! Was iſt das? Das iſt kein Theaterdolch!

Ella (ſteht in höchſter Aufregung, ringt nach Worten, taſtet nach dem ihr gewaltſam entwundenen Dolch und ſpricht mit heiſerer, erſtickter Stimme). Laſſen — Sie —

Kemble. Ella! Was hatten Sie vor?

Ella. Was — glauben — Sie — denn?

Kemble (geht entſchloſſen an den Tiſch und klingelt).

Ella (ſtürzt auf ihn zu und ſucht ihn am Ergreifen der auf dem Tiſch liegenden Theaterzettel zu verhindern). Kemble! Was thun Sie!

Kemble. Ein Dolch vom härteſten Damascenerſtahl! Die Spitze ſo geſchärft, daß ſich ſchon das Auge mit dem blos darauf gerichteten Blick verwundet zu haben glaubt —

(Der Theaterdiener erſcheint in der Thür.)

Beſorgen Sie alles wie befohlen! (Er gibt dem Diener die Zettel. Diener ab.)

Ella. Kemble, laſſen Sie mich den Dolch halten — Ich ſehe ihn in der Luft — wie Sie — mir damals — den Lorber — zeigten in den Lüften — Mein Sieg — iſt — iſt nur dort — wo mein — Leben — verſtrömend — für — mich — zeugen ſoll — (Sie bricht bei dieſem geiſterhaften Suchen in der Luft zuſammen.)

Kemble (fängt ſie in ſeinen Armen auf).

(Draußen in der Entfernung beginnt eine Ouvertüre.)

Letzter Auftritt.

Tailfourd stürzt herein und Roſe. Beide ſtehen unter der Mittelthür. Durch die zufällige Begegnung legen ſie ſich einander die Arme über die Schultern. Die Vorigen.

Tailfourd und Roſe (rufen in äußerſter Erregung). Ella!

Kemble. Sie lebt! Ein neues — ein glückliches Leben! Vergeben Sie, Tailfourd, die Verſtellung iſt abgeſagt. (Er deutet auf den auf dem Tiſche liegenden Dolch, auf welchen Tailfourd zuſtürzt.) Mein Orcheſter ſucht das getäuſchte Publikum durch die Muſik zu verſöhnen und das Geräuſch der Flüchtlinge und Beſtürmer der Kaſſe zu decken —

Tailfourd. Ella — ſchlagen Sie Ihr zitterndes Auge auf —! Blicken Sie um ſich, in ein Leben, das Sie verſöhnt umfängt —! Ausgerungen haben ſich die Rechte des Herzens, die wir unveräußerlich vom Throne Gottes empfingen — Blicken Sie aufwärts — Ihrer freudigen Ergebung nahen ſich auch leiſen Schrittes (mit einem Blick auf Roſe) ſchon des Herzens — Pflichten —

Ella (die nach Kraft gerungen, ſtürzt auf Roſe zu). Charles —!

Tailfourd. Kommen Sie, Kemble! Die Wahrheit, daß in uns ein bloßes Müſſen oder Wollen nimmer zum wahren Siege führt und nur dem Können Raum und Zeit zu laſſen iſt, um das Größte zu leiſten, feiert ihren herrlichſten Triumph. Dieſer Augenblick gehört nicht mir — gehört nicht Ihnen — Selbſt zum Dank für Ihre große That iſt er — zu heilig! (Er zieht Kemble bis an die Mittelthür zurück.)

Ella (zu Roſe). Gehen wir — jetzt — nach Warrington?

Roſe. An das Grab unſers Kindes? Nein, Ella, ſchon

jetzt ruhe ſanft an dieſem Herzen, wenn es würdig iſt — ſolches Muthes — ſolcher Größe —

Ella. Würdig, Charles? (Mit ſchmelzendem Blick.) Liebe um Liebe!

Roſe. Ella —!

(Während Ella in den Armen ihres Gatten liegt, Tailfourd, der den Trieb zu ſich geſteckt hatte, ſegnend ſeine Arme ausbreitet und mit Kemble ſich zu entfernen im Begriff ſteht, fällt der Vorhang.)

dieſe Nachricht mich überraſcht, erſchüttert. Indeſſen ſchreiben Sie es nur Ihrer eignen egoiſtiſchen Politik zu, wenn ich Ihnen erkläre, daß für mich in Berlin kein Fremder exiſtirt, der nicht an den Thoren meiner Reſidenz rechtmäßig angemeldet worden iſt. Will man mich auf's Aeußerſte bringen und mir den eignen Boden unter den Füßen unſicher machen, ſo erklären Sie dem Prinzen von Wales, daß ich zwar ſehr gerührt bin von ſeiner Anhänglichkeit an meine Familie, ihn aber unter ſolchen Bedingungen, die das Wohl meines Landes, das Glück meiner Unterthanen bedrohen, höflichſt erſuchen ließe, da wieder hinaus zu gehen, wo er herein gekommen iſt. Erbprinz, Sie reiſen im Auftrag meiner Monarchie nach Wien. Wilhelmine, die künftige Kaiſerkrone wird Dich tröſten und Sie, Madame (zur Königin), wird denn Ihr Stolz endlich ſeine Grenzen erreicht haben? —

Königin.

Sie irren ſich! Ich habe England mein Wort gegeben.

König.

Aber (gutmüthig) wenn es nun doch nicht möglich iſt! (Nähert ſich ihr allmälig traulich und bietet ihr die Hand.)

Königin (bewegt, ſchwankend).

Vor einer Stunde ja! Aber jetzt — (rafft ſich wieder auf und entſchloſſen) die perſönliche Ankunft des Prinzen von Wales hat Alles entſchieden!

Anmerkung.

Dem vorstehenden, im Winter und Frühjahr 1836/37 auf einigen Bühnen gegebenen Schauspiel schadete der fünfte Act, der mit seinen auf der Bühne nur schwer wiederzugebenden Andeutungen einer hinter der Scene stattfindenden Theateraufführung an die Phantasie der Zuschauer damals starke Anforderungen machte. Der Verfasser hat in dieser Ausgabe geändert und in einer durchaus neuen Gestaltung die Wirkung des Stoffs nicht höher getrieben, als nach der Anlage des Ganzen psychologisch nothwendig war.

Dem Sujet liegt eine durch Memoiren einer englischen Schauspielerin erhaltene Anregung zum Grunde. Eine werthe Freundin, Theresie von Bacheracht, wurde vom Verfasser vor Jahren auf diesen Stoff aufmerksam gemacht; sie arbeitete ihn nach einem Grundriß aus, der ihr von mir mitgetheilt wurde. Damals verlegte ich den Stoff in das vorige Jahrhundert und ließ für Kemble Garrick, für Taliesin Sheridan auftreten. Im Nachlaß der liebenswürdigen, ihren Freunden unvergeßlichen Frau, die vor einigen Jahren auf der Insel Java gestorben ist, wird sich diese Ausarbeitung finden. Da sie nicht erschienen ist, glaubte sich der Verfasser berechtigt, sein Eigenthum zurückzunehmen. Den frühern Plan gestaltete er jetzt noch mehr nach seiner eigenen Weise um; fand eine Verlegung in die neueste Zeit für rathsamer. Die Engländer nehmen auf die neuere deutsche Bühne so wenig Rücksicht, daß eine Einführung des unter Taliesin leicht erkennbaren Dramatikers „Sergeant Talfourd" sich ebenso wagen ließ, wie die etwas anachronistische Einführung John Kemble's. Auch Talfourd, der Dichter des „Ion", starb bereits vor einigen Jahren.

Eine durch die Wahrheit der Empfindung und namentlich durch die Glaubwürdigkeit der im Charakter und der ganzen Lebensstellung der Heldin vorausgesetzten hohen Sittlichkeit ganz ausgezeichnete Leistung gab Frau Bayer-Bürck in Dresden.

Dramatiſche Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollſtändige neu umgearbeitete Ausgabe.

Zwölftes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.

Antonio Perez.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.

Die Erlaubniß zur Darstellung vorbehalten.

Antonio Perez.

Trauerſpiel

in

fünf Aufzügen.

Perſonen.

Philipp der Zweite, König von Spanien.
Der Prinz Infant Philipp, ſein Sohn.
Inez de Mendoza, Fürſtin Eboli.
Herzog von Alba.
Herzog von Feria, } Granden.
Herzog von Infantado, }
Graf Lerma, des Königs Oberkämmerer.
Antonio Perez, erſter Staatsſecretär des Königs.
Mattео Vasquez, zweiter Staatsſecretär.
Don Pedro Escovedo, Secretär und Geſandter Don Juan's von Oeſterreich, ſpaniſchen Statthalters in den Niederlanden.
Juana, ſeine Schweſter, Gemahlin des Antonio Perez.
Luis, }
Fernando, } ihre Kinder.
Felipe, }
Don Ruy Pelajo, früher Hauptmann der königlichen Garden.
Fuentes, }
Lara, } Kämmerlinge des Königs.
Tellez, }
Alfonſo de Barajas, Kämmerling der Fürſtin Eboli.
Diego Pascual, } Räthe der Stadt Madrid und als ſolche Procura-
Jayme Avellos, } toren der Cortes von Caſtilien.
Juan de Meza, ein Abenteurer.
Martinez, Haushofmeiſter des Antonio Perez.
Ein Hauptmann.
Ein Page des Königs.

Ein Page der Fürstin Eboli.
Ein Page des Antonio.
Meister der Inquisition.
Ein Diener Escovedo's.
Erster
Zweiter } Diener der Fürstin Eboli.
Dritter

Granden. Hofherren. Hofdamen. Offiziere. Cortes. Rathsherren. Pagen. Mönche von St.-Just. Bernhardinermönche. Die Mitglieder der Todtenbrüderschaft. Meister der Inquisition. Scharfschützen.

Die Scene ist im ersten Act im Escurial (fünf Meilen von Madrid), in den folgenden Acten in Madrid. Zeit: 1570.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Die Terraſſe des Escurial.

Mondnacht. Man ſieht einen Flügel des Schloſſes, verdeckt von Gebüſchen. Abwärts von der Terraſſe führen Stufen. Links und rechts befinden ſich Oleanderbüſche und Orangenbäume.

Erſter Auftritt.

Man vernimmt drei Glockenſchläge einer Thurmuhr.

Juan de Meza (tritt ſpähend auf).

Geſegnet ſei mein ſchönes Land Hiſpanien!
Du Land des Mondſcheins, Paradies des Schmuggels!
Doch Ritterſchaft, die muß ſich zeigen können!
Hidalgoehre, die muß mit der Sonne
Vom Lager aufſtehn, wandern mit der Sonne
Und höchſtenfalls, wenn die ſich ſchlafen legt,
Noch mit dem Mond ins Wirthshaus gehen — Daß dich!
Was brauch' ich in die Stirn den Hut zu drücken!
Ob da (zeigt auf die eine ſeiner Taſchen) die heilige Inquiſition

Mir zwanzig Maravedi gab zum Abſchied
Als Reiſepfennig auf den Weg — Sie hat
Mich aus der Santa-Caſa heut' entlaſſen —
Ob funkelgolden von Dublonen wieder
Die andre Taſche blitzt — Don Juan iſt
Und bleibt der Edelmann de Meza. Wetter!
Was zögr' ich noch? Komm' ich fünf Meilen Wegs
Soeben von Madrid zum Escurial,
Gerufen von der Fürſtin Eboli,
Was poch' ich nicht die Wächter aus dem Schlafe
Und rufe: Philipp! Perez! Nachtquartier
Dem Juan — Wer kommt? ... Ei, ei! Freund Edelmann!
Der erſte Schreck packt dich wie andre Menſchen?
Das kommt, wenn man, trotz Ritterſchlag und Sporen,
Ein dutzend mal die Folter ſpüren mußte —

(Schleicht in die Büſche.)

Zweiter Auftritt.

Vasquez, Parajas kommen rechts von der andern Seite in großer Aufregung.

Parajas.

Ich ſag' Euch, Vetter, habt Geduld, er kommt —

Vasquez.

Er käme, ſagt Ihr, ſo in jeder Nacht?
Und heute blieb' er aus?

Parajas.

Was ſchlug die Uhr?

König.

Nun! wer den Krieg will. (Zu Hotham) Sie haben keine andren Instructionen als die, die wir gehört haben?

Hotham.

Keine.

König.

So empfangen Sie, Erbprinz, von mir die Aufträge für Wien. Statt England denn ein deutscher Staat! (Rasch) Und 's ist besser so, meine Herrn, 's ist besser. An Deutschland schließ' ich mich an mit ganzer Seele. Fremder Eigennutz lehre Deutschlands Fürsten und Völker, einig sein. (Ab rechts in sein Cabinet.) (Die Generale, Grumbkow, Seckendorf folgen.)

Königin (zu Hotham).

Mein Herr, Sie haben einer Scene beigewohnt, die Ihnen bestätigt, was man in England über meine Lage nicht glauben wollte. Wilhelmine, die Nachricht von der Ankunft des Prinzen giebt mir das Leben wieder. Reisen Sie nach Wien, Erbprinz! Werden Sie Verräther an einer Sache, die siegen muß, trotz aller Intriguen meiner Feinde. Ihren Arm, Hotham! Der Prinz von Wales in Berlin! Ich faſſ' es kaum! Führen Sie ihn zu mir! Bereiten Sie ihn vor auf Alles, Alles, nur nicht auf die empörenden 40,000 Thaler! (Ab mit Hotham.)

Vasquez.

Ich hörte, denk' ich, drei nach Mitternacht —

Barajas.

Seht da! Vom Fenſter! Endlich! Endlich, Vasquez!
Hart an der Wand entlang!

Vasquez.

Ja, bei Sanct-Jago!
Ein Schatten iſt's und nicht von einem Maulthier!
Da ſtreift es an die Büſche — duckt ſich nieder —
Und kommt hierher! Es iſt ein Dieb —

Barajas.

Ein Dieb?
Ein Cavalier! Zum dritten mal, ſeit ſich
Der Hof im Escurial verweilt, entdeck' ich
Den nächtlichen Beſuch der Fürſtin —

Vasquez.

Fürſtin —?
Seid Ihr bei Sinnen?

Barajas.

Nein, ich raſe, Vasquez!
Wenn er von ihr — von ihr —? Erführ' ich das —
Ich nur verſchmäht und dort —?

Vasquez.

Seid doch vernünftig!
Laßt Euer Schrein! Und wahrlich, Freund Barajas,
Nach Gang und Haltung iſt es unverkennbar
Ein Mann, der die, die ihn erkennen, nimmer
Dem Auge wieder zu vertrauen lehrt —
Er läßt ſie blenden — Freund! Ich bitte, kommt!

Ihr ſeid in Euerm Dienſte noch zu jung!
Hinweg!

Barajas.

Wer's ſei, ich fall' ihn an — Hollah!

Dritter Auftritt.

Antonio Perez in einen Mantel gehüllt, eine Maske vorhaltend, iſt auf der Terraſſe von links gekommen und will die Stufen hinunter. Die Vorigen. Später Juan de Mezа, Wachen und Diener.

Barajas (fällt mit der Klinge auf).

Wer wandelt hier noch auf der Schloßterraſſe,
Drei Uhr nach Mitternacht, wo die Geſpenſter
Zur Ruhe ſchon gegangen? Halt da! Steht!

Vasquez.

Nein, Vetter, laßt — ich ſah genug — hinweg!

Barajas.

Zieht, ſag' ich!

Antonio (verhüllt ſich tief und zieht).

Barajas.

Eure Maske deckt das Grinſen
Der Angſt nur und nicht kalt Gebein! Der Handſchuh
Deckt warme Hände, die noch eben koſ'ten —
Verdammt! (Zu Vasquez.) Kommt, Vetter! Dran!
(Er fällt Antonio an.)

Antonio (parirt).

Vasquez (zieht zögernd).

Juan de Meza (ſpringt mit gezogener Klinge dazwiſchen).

Zwei gegen eins?
Ich bin ein Edelmann, wir fechten nach
Der Regel.

Antonio (benutzt den Augenblick, ſich nach der ihm links liegenden Seite zu entfernen. Ein Handſchuh entfiel ihm).

Barajas (zu Juan de Meza).

Aus dem Wege, Schurke!
Nun iſt er fort —

Vasquez.

Die Wache kommt! Hinweg!

Barajas.

Nein, erſt den Handſchuh, den er fallen ließ —

Juan de Meza.

Den habt Ihr nicht verdient. Ihr laßt ihn liegen!

Barajas.

Du wirſt uns doch wol nicht daran verhindern?
(Nimmt den Handſchuh auf und geht mit Vasquez raſch nach der ihnen rechts liegenden Seite.)
(Man hört ferne ein Rufen: Wer da! Was gibt's!)

Juan de Meza.

Was reißt ihr aus! So bleibt doch! Bleibt! Ich bin —
(Barajas und Vasquez haben die Scene verlaſſen.)
Die Liebe iſt noch wach in Spanien!
Das war ein Stelldichein, ein Fenſterhandel!
Nun kommt die Polizei, ſo iſt der Brauch
Im Mondſchein. Heiſſa! Spanien ſoll leben!
(Wache und Diener treten mit Fackeln auf.)

Erſter Diener.

Ich ſollte meinen, daß es hier geweſen —

Zweiter Diener.

Hier klirrten Degen — Seht, da ſteht ein Mann!

Erſter Diener.

Nehmt ihn gefangen!

Juan de Meza.

Wen? Erlaubt ein wenig!
Ihr meint doch wol nicht mich?

(Er tritt unter die Fackeln und zieht den Hut.)

Mehrere Diener (nachdem ſie näher zugeſehen).

Juan de Meza!

Erſter Diener.

Wagt Ihr in unſrer Fürſtin Näh' Euch wieder?
Ein Flüchtling aus der Santa-Caſa ſeid Ihr!
Ergreift ihn!

Juan de Meza.

Halt! Mein beſter Freund, ganz recht!
Zwar dreimal weggejagt und eigenhändig
In fürſtlichſter und allergnädigſter
Ungnade oft entlaſſen ward der Pächter
Juan de Meza von des Fürſten Gütern,
Des Fürſten Eboli — ich hör', er iſt verſammelt
Zu ſeinen Vätern. Doch die hohe Witwe,
Prinzeſſin Eboli, dieſelbe, die
Wie eine Schleppe ihren Namen trägt
Von hier bis nach Konſtantinopel, ja
Noch ein'ge Meilen weiter — ſieh, die ſtreicht
Den Pachtzins, den ich ſchuldig bin, mit Freuden.
Warum? Das gibt dir Stoff zum Kauen? Nun —

Weil ſchlechter Boden, Miswachs, Fährlichkeiten,
Die einen Edelmann betreffen können,
Der leider pachten muß —

Erſter Diener.

Um Raub und Mord
Saßt Ihr in Banden!

Juan de Meza.

Sagt man das? Du Schurk'!
Wenn das der König ſagte, ging's! Auch Perez
Und Fürſtin Eboli, des Landes Witwe,
Bald König Philipp's fünfte Königin —
Die dürften's ſagen! Du — (er will ziehen, beſinnt ſich aber) Nein,
beſſer ſieh!
Kannſt du Geſchriebnes leſen? Kennſt die Hand?

(Zeigt einen Brief herum.)

(Inzwiſchen brach Frührothſchein an.)

Zweiter Diener.

Es iſt die Hand der Fürſtin!

Juan de Meza.

Hand der Fürſtin!
Ein Brief an Uns von Fürſtin Eboli!
Und neuſten Datums! Vom Escurial!
In ihrem innerſten Cloſet will mich
Geheimnißvoll die ſchöne Durchlaucht ſprechen —

Erſter Diener.

Auf dieſes Schreiben —

Juan de Meza.

Iſt der Paß in Ordnung?
Noch Santa-Caſa? Noch ein Pächter nur?

Die Diener laſſen ihn durch. Er geht die Stufen hinauf und ſpricht von oben.)

Ich will euch nicht um Eiderdaunen bitten
Zu einem Schlummer noch im Escurial!
Ich ruh' mich aus auch auf dem grünen Rasen.
Doch seid gewiß, daß, wenn ihr 's Frühstück bringt
Zu eurer Herrin, ihr mich neben ihr
Auf seidnen Polsterkissen finden werdet!
Ich werd' in Gnaden eurer mich erinnern!

(Ab nach oben. Alle folgen.)

Zweite Scene.

Antonio Perez' Wohnung im Escurial.

Ein Zimmer mit Mittel- und Seitenthür. An der Hinterwand ein großes, auf die Erde gehendes Bild, eine Figur oder eine biblische Scene darstellend.

Vierter Auftritt.

Antonio und Martinez, einen das dunkle Zimmer erhellenden Doppelleuchter vor ihm hertragend, treten ein.

—

Antonio.

Du schläfst noch nicht, mein Alter —! Jagst die Jungen
Ins Bett —! Läßt sie statt deiner schnarchen —!

Martinez.

Herr —
Der Morgen graut — Es währte heute lange —
(Für sich.) Und selbst am Tage sind die Zeiten jetzt
Nur mitternächtig ernst!

Antonio (betrachtet sich beim Ablegen der Kleider).

Streift' ich den Mantel
In — Dornenhecken —?

Martinez.

Herr, was hattet Ihr?
Nur Einen Handschuh tragt Ihr an der Hand!
Ihr scheint verstört?

Antonio (legt alles auf den Tisch).

Sucht mir den andern am
Poskett bei der Terraff' im Sande — Morgen!

Jetzt geht zur Ruhe, Martinez! . . . (Will nach rechts gehen, sieht sich aber noch einmal um.) Nichts angekommen?

Martinez.

Nur Grüße aus der Stadt. Die Eurigen
Sind wohl! Sonst nichts.

Antonio.

Nichts — nichts — und immer nichts!
Seit vierzehn Tagen jeder Pendelschlag
Der Uhr tickt: Nichts und nichts und wieder nichts! . . .
Geht! Weckt mich zeitig, — wenn — vielleicht der König
Schon nach mir fragen sollte — Nach mir fragen —!
So gebt den Leuchter! (Nimmt diesen und geht.)

Martinez.

Hier mein gnäd'ger Herr —
Ich wünsch' Euch sanfte Ruh'! (Im Gehen für sich schmerzvoll.) Schon tagt der Morgen.

(Ab durch die Mitte.)

Antonio (kommt, mit dem Leuchter in der Hand, wieder zurück).

Ich kann nicht schlafen vor der innern Qual!
Und summt' ich Wiegenlieder, wie ich sonst
Gesungen meinen Kindern, nimmer brächt' ich
Die Wimpern nieder, wälzte stöhnend mich
Und horchte nur der fiebernden Erwartung:
Bläst kein Kurier? Ruft endlich nicht der König?
Will siegeln, will Depeschen lesen? Ach!
Mit Schreiberarbeit wär' ich schon zufrieden.
Doch Stille nur und Einsamkeit —! Im Schatten
Der Nacht gewinn' ich mir Gesellschaft doch!
In Büschen hocken sie und flüstern, schleichen
Mir nach auf angstverborgnen Wegen — Ha!
Wer war mein Hinterhalt? Der eine? Vasquez,

Mein würdigſter College, muß ich faſt
Als unbeſtreitbar anzunehmen mich
Entſchließen, ob auch Scham, ein tief Erröthen
Mich überreden möchte: Nein, nicht er,
Nicht Vasquez, nicht ein andrer, Menſchen nicht,
Nur Träume waren's, Schatten, die dir Aermſtem
Den Weg vertraten, dir ein Halt geboten,
Als du von deinem einz'gen — Halt im Leben,
Von deiner Fürſtin kamſt — von ihr — Medeen,
Die mitternächtig mit dir tagt und braut!
O Qual! Sich halten müſſen an der Schande,
Das Gut' am Schlechten, Wahrheit an der Lüge —!
Neun Jahre warſt du ſtolz auf dich, ſoweit
Der Menſch an ſeinem Willen ſich erfreuen,
Der eignen Kraft ſich rühmen darf und meſſen!
Ich, ganz des Cabinetes Seele —! Namen
Gab ein Phantom, Fürſt Eboli, ein Popanz,
Bunt ausgeputzt mit Würden, Orden, ja
Ein Nichts — Man fragte, ob er lebte, ſchon,
Als ihn kein Mauſoleum noch bedeckte!
Dann Herr allein! Doch wie gehalten! Wie
Von Andrer Armen! Welchen Armen! — Alles
Um Kronen freilich, die man tanzen läßt
Auf ſeiner Hand, ſtolz wie ein Taſchenſpieler,
Der weinen kann, wenn ihm die Degenſpitze
Beim Balanciren von der Lippe fällt —
Jahrmärkte zeigen's und — die Cabinete! — —
Jetzt ſoll ein andrer meine Würden erben,
Ein andrer meine Schöpfungen zerſtören —!
Vom Schimpflichſten befreit ein Zufall mich —
Und dennoch haſſ' ich, fluch' ich dieſem Zufall —

Und kann nicht laſſen von dem Schimpf! Kann leben
Nicht ohne ihn! ... Wie ſollt' ich ſchlafen können!
Komm, Morgenröthe! Stärk' die müden Augen —!

(Er macht den Vorhang am Fenſter auf.)

Schon Tag iſt? Vögel ſingen in den Zweigen?
Und Blumen öffnen ihre Kelche wieder?
Aus, Kerze! Bild des überlebten Staatsmanns,
Den neue Sonnen überhellen — Sieh!

(Er löſcht die Kerzen aus. Es iſt faſt Tag. Er öffnet die Fenſter.)

Das iſt das Glück, die Sonne Escovedo's!
Auf! Auf! (Er klingelt überreizt.) Wer iſt hier träge? Auf, ihr Burſche!

(Zwei Pagen kommen nacheinander.)

Des Staatsmanns erſte Kunſt iſt wachen können.
Nicht Boten angekommen von Madrid?
Depeſchen? Briefe? Ruft die Schreiber! Hurtig!

(Martinez kommt mit Bekümmerniß eilends zurück.)

Martinez.

Mein gnäd'ger Herr —

Antonio.

Gingſt doch zur Ruhe nicht?
Was wachſt du noch?

Martinez (mit größtem Schmerz).

Des Schlummers Labſal thut
Euch nöthiger als irgendeinem Wächter,
Soweit die Erde reicht. (Zu den Pagen.) Ihr Knaben! Fort!
Geht in die Mette! Bald erſchallt das Glöcklein!

(Pagen ab.)

O daß ich, Euch dem König auszuſöhnen,
Von allen Heiligen erflehen könnte!

Fünfter Auftritt.

Erbprinz. Prinzessin Wilhelmine.

P. Wilhelmine.

Was sagen Sie nun von Ihrem Freunde?

Erbprinz.

Noch kann ich nicht zu mir selbst kommen. Ein Verräther, ein Undankbarer, der mich, der uns Alle betrogen hat!

P. Wilhelmine.

Seien Sie vorsichtiger, von Freundschaft und Liebe zu sprechen. Leben Sie wohl! (Will der Königin nach.)

Erbprinz.

Prinzessin, das der Abschied, während ich mich rüste, dem Tode oder der Verzweiflung entgegen zu gehen?

P. Wilhelmine.

In Wien stirbt man nicht so leicht.

Erbprinz.

Sie könnten glauben, daß ich jetzt aus Ihrer Nähe scheiden würde, jetzt, wo der Glanz eines Prinzen von Wales Wilhelminens Auge, vielleicht ihr Herz blenden wird!

Antonio.

Bei Prieſtern und Domingo willſt du ſchwören?
Die Namen ſind verſchworen wider mich —

Martinez.

Sie ſind es, Herr, nur Escovedo nicht!
Den Fall Antonio's erlebt man nicht,
Den Fall Antonio's ſchreibt keine Schrift,
Kein Stern am Himmel kann ihn deuten —

Antonio.

Doch
Am Hof ſo mancher Stern hat ſchon geplaudert?

Martinez.

Man will ihn hier behalten, Euern Schwager,
Den Bruder Euers Weibes, Escovedo —
Ja, Herr, das hört' ich allerdings; man will
Die Heimkehr ihm nach Flandern widerrathen.
Doch daß er bliebe? Euch verdrängen wollte?
Das nimmermehr —!

Antonio.

Bei Hof die Kleinen ſagen's?
Lakaien, Pagen, die Bereiter, Kutſcher?
Haſt recht, mein Alter, das ſind gute Quellen,
Von einem Staatsmann weiſe zu beachten —

Martinez (verlegt).

Senjor! — Ich hörte nur und forſchte nicht —

Antonio (will ihn beſänftigen).

Du biſt mein Ohr, mein Auge! Gehe, Alter —
Ich bitte dich und gönne dir den Schlummer —

(Er will nach rechts ab. Ein Page tritt ein.)

Martinez (ärgerlich zum Pagen).

Was soll's?

Page.

Es meldet wieder sich der Ritter —

Martinez.

Zuvörderst soll er in die Mette gehn!
Und ihr mit ihm! Hab' ich's denn nicht schon einmal
Gesagt —!

Antonio (sich umwendend).

Was soll es? Welcher Ritter?

Martinez (verweist dem Pagen mit Handbewegung die Meldung).

Herr!
Ein alter Degenknopf, der nach Euch fragte
Schon gestern in der Dämmerung. Er soll
Am Tage kommen!

Antonio.

Laß ihn, Martinez!
Nach mir noch frägt man! Nach dem Abgedankten!
Dem halb Vergessnen!

Martinez.

Von den Cortes scheint es
Ein Deputirter —

Antonio.

Dann, mein Alter, hat
Er guten Grund, wie Wahrheit oft und Recht,
Bei Nacht zu kommen! Laßt den Ritter ein!

Martinez.

Ich will ihn fragen, was sein Auftrag —

Antonio.

Wer
Im Morgengrauen mich besuchen kann,
Kennt meine Nächte nicht! Nein, laß ihn ein!
(Page ab.)

Fünfter Auftritt.

Pelajo (ein bebarteter Greis in altertümlicher Kriegertracht, mit ledernem Wams, Sporen und langem Schwert). Die Vorigen.

Antonio.

Der kommt nicht aus Madrid! Zum mindesten
Nicht aus der neusten Mode an der Puerta
Del Sol! Von Montezuma scheint's ein Bote!
Aus Mexico —

Pelajo (sieht sich um).

Ich bin im Escurial —

Antonio.

Das seid Ihr! Ja! Zehn Stunden von Madrid!

Pelajo.

Hier stand Don Carlos — als ich ihn begrüßte
Vor seinem Tod zum letzten mal —! Da stand
Mit dem Malteserkreuz Marquis von Posa —!
Hier gaukelte die Ebeli — sie rührte
Die Saiten damals noch auf Philipp's Herzen
Mit Lautenspiel, noch nicht mit — Politik —

Antonio (erkennt ihn, freudig).

Pelajo! D'Attamira! Seh' ich recht?

Des fünften Karl berühmter Waffenträger,
Mein würd'ger Hauptmann, lebt noch dieſer Welt?

Pelajo.

Was an dem Greiſe hier einſt Hauptmann war,
Das hinkt jetzt hinterm Pflug als Invalid;
Doch dank' ich dir, daß du noch mein gedenkſt!
Du junger Falk! Die Feder trug dich hoch,
Seit des Caſtiliers Waffen roſten müſſen —

Antonio.

Wenn ich als Page Eure Wachen neckte,
Wie haben Eure Hellebarten mir
Die Wege mir gekreuzt in dieſen Sälen!
Was führt Euch her? Ihr kommt, an Euerm Sohne,
An Spaniens neuer Sonn' Euch zu erwärmen?

Pelajo.

An Escovedo?

Antonio.

Martinez — wir müſſen
Die Botſchaft ſchleunigſt ſenden nach Madrid.
Juana wiſſ' es! Don Pelajo löſte
Am Himmelsthor Sanct Petern noch nicht ab —

Pelajo (zornig).

Von meinem Sohne kann mir Perez ſprechen
Und mich verhöhnen mit dem Wort der Schande?

Antonio.

Pelajo —!

Pelajo.

Spaniens neue Sonne blickt
Nur meinem Schwerte wider — Darum kam ich!

Martinez (erstaunt zu Antonio).
Ich bitt' Euch, Herr — die Pagen, fürcht' ich, lauschen —

Antonio.
Geh, Martinez, und wache an den Thüren!
(Antonio und Pelajo sind allein.)

Antonio.
Wir sind allein! Mein würdiger Pelajo,
Wie sind' ich Euch erregt! Nehmt Platz! Was soll
Das alles —! Escovedo ist mein Schwager —
(Beide setzen sich.)

Pelajo.
An wildzerrissnen Schluchten Murcias,
Bei Taragona in Castilien
Liegt hart die Scholle, wo mein Brot mir wächst,
Und vom Chukar rauscht meines Trunkes Quelle.
Nie käm' ich nach Madrid. Ich ward verbannt,
Weil ich in diesem Escurial bei Nacht,
Wo meine Wachen selbst den Fledermäusen
Und Eulen Werda! riefen, trommeln ließ
Um eine Maske, die nicht Antwort gab.
Don Philipp war's — Der allzuwache Wächter
Erhielt den Abschied — doch das ist verschmerzt.
Vom Recht der Ehre jetzt geschützt, brech' ich
Den Bann — mich schützt mein Vaterrecht! Ihr wißt es —
Don Pedro Escovedo da Coelle,
Als er nach Flandern ging zu seinem Prinzen,
Dem Prinzen Don Juan von Oesterreich,
Entführte mir mein Kind. Ich fluchte ihm —
Dem Kinde — Dem Verräther konnt' ich nur
Mit meinem Schwerte reden — doch es reichte

Die Spitze, die auf frischer That ihm folgte,
Nicht bis zum fernen Flandern — Einmal noch,
Vom Kamm der Pyrenäen, zuckte flammend
Ihr Blitz — dann ließ ich Gott die Rache. — Nun,
Zurückgekehrt nach Spanien, Escovedo
In meines Schwertes Kreis sich selber stellt —
Wie muß ich ihn als Castilianer grüßen?

Antonio.

Als Castilianer König Philipp's Günstling?
Den Philipp will sie nicht, die alte Zeit —

Pelajo.

Doch Spanien will sie noch! Auch du, Antonio!
Du achtest, hör' ich, noch die alten Rechte,
Vertraust dem Sinn der Städte, rufst die Cortes —

Antonio.

Die Philipp stürzen will —

Pelajo.

Wenn er's vermag!
In meines Berges Höhlen hört' ich wohl,
Mein treulos Kind ist todt. Ein Enkelchen
Ist ihm gefolgt, dem Greise dort zu betten,
Wenn seine Stunde ruft! Ich bin versöhnt
Im Herzen, doch im Namen nicht. Antonio,
Willst du den Weg der Sühne mich geleiten,
Der Bote meines Hasses sein? Willst Escovedo,
Wie sich gebührt, mir fordern an mein Schwert?

Antonio (bei Seite).

Dem Schwerte fordern — meinen Feind? Versucher,
Streckst du die Hand nach meiner tiefsten Seele?

Pelajo.

Antonio Perez! Sprich! Was sinnst du —?

Antonio.

Denkt doch,
Es ist der Bruder meines Weibs, mein Gastfreund —!

Pelajo.

Das Recht des Blutes fordert die Verwandtschaft
Selbst unter denen, die des Zweikampfs Zeugen —

Antonio.

Wählt einen andern — Vasquez ist — Barajas,
Ein Kämmerling der Fürstin, Euch verwandt,
Wie ihm —

Pelajo.

Ich kenne solche Vettern nicht,
Wie ich Madrid nicht, Spanien nicht mehr kenne.
Euch kennt' ich nicht vergessen. Steht Ihr doch
Vor Aller Augen wie ein Roland da
Am Brunnen auf dem Platz der Welt — beherrscht
Den König, ohn' ein Pfaff, ein Weib zu sein!
Weißt du, mein Junge, daß ich dich gekannt,
Als Philipp nach den Tagen des Don Carlos —

(Es klingt ein Metallton.)

Wir sind gestört — Von einem Lauscher — Horch!

Antonio.

Von einem Lauscher?

Pelajo.

Hörtest du den Hammer?
Wohl kenn' ich noch den Escurial!

(Ein zweiter Metallton.)

Antonio (bei Seite).

Bei Gott —

Pelajo.

Hier durch dies Bild kommt man von dunkeln Sälen,
Die nicht geöffnet sind — der Hammer meldet
Dir heimlichen Besuch in Morgenfrühe —

Antonio (verlegen).

Es scheint so — würd'ger Alter —

Pelajo.

Sagt dem König —
Er wird es sein, der Euch besucht — sagt ihm,
Sein Hüter der Tapetenwände wäre
Der alte Ruy, nur kurze Zeit, zugegen
Und stünde unterm Recht der Vengaderen,
Das noch in Spanien gilt, solange nicht
Die Inquisition die Krone trägt,
Die Roderich und seine Enkel trugen!
Willst du der Bote meiner Ehre sein, Antonio?

Antonio.

Und fordern meinen Feind? Was red' ich? Euern!

Pelajo.

Drei Gänge, Perez! Leben oder Tod!
Ob mir, ob Escovedo —

Antonio.

Nein, Pelajo!
Wo nahmt Ihr Eure Herberg' —?

Pelajo.

Schickt bei Zeiten!
Ihr findet mich im Anker, einer Schenke

Für müde Wanderer, wie mich, am Wege,
Der aus dem Schloß führt zum Cypressenhain.
(Ab durch die Mitte.)

Sechster Auftritt.

Fürstin Eboli tritt aus dem Bade. **Antonio.**

Eboli.

Ich hörte reden. Wart Ihr nicht allein?
Ihr seid verwundet? Sprecht, Antonio!

Antonio (mit Beziehung auf das Duell).

Ich sehe Blut — nur vor den Augen — seh' ich's —

Eboli.

Dann Gott sei Dank! Barajas war's und Vasquez,
Die Euch den Hinterhalt gelegt, ich hört' es —
Wie hat ich oft, daß Ihr dies Bild da wählet —

Antonio.

Ich brauchte frische Luft —

Eboli.

Die Frevler straft' ich.
Barajas schickt' ich schon auf meine Güter.
Vor Vasquez hüte dich! Ein Ueberläufer,
Der dich verdrängen will, gleich Escovedo!
Wie hab' ich, Perez, diese Nacht gerungen,
Mit meinem widerwärtigsten Geschick!
Noch Neues hört' ich eben durch Graf Lerma,
Von Tellez, von Zonteye — o mein Gott,
Ihr seid verloren und in wenig Tagen —

Antonio.

Ich ſuche mich in meinen Sturz zu finden
Und denke, daß mir die Verbannung nicht
Von König Philipp's Aug' aus Leben gebt.

Eboli.

Nach Euerm Sturze denkt Ihr an Verbannung?
Wann fiel ein Staatsmann hier, daß nicht ſein Sturz
Die Erd' erſchütterte, die Welt verfinſtert,
Des Firmamentes Grund zerriſſen hätte?

Antonio.

Ihr drückt den Dolch mit ſichrer Uebung, Fürſtin —
Den Dolch der Furcht, ins innerſte Gemüth!
Ich will nichts fürchten — will das Bild des Falls
Nicht ſchrecklicher mir malen, als es wäre,
Wenn mir die Nachwelt ſpräch': Es war ein Menſch,
Der nicht ertragen konnte, nichts zu ſein!
Laßt mir den Stolz und die Beruhigung,
Daß ich zum Bilde meiner Zukunft mir
Die Farbe nur vom Glück der Ruhe leihe,
Vom Frieden der Entſagung!

Eboli.

Eitle Worte!
Und denen ſelber Ihr nicht einmal glaubt!
Euch ruft's mit millionenfachem Hohne:
Vom eignen Bruder meines Weibes das!
Antonio Perez hat zuletzt regiert!
Zehn Jahre voller Ruhm und Größe! Nun,
Ein einz'ger Menſch, den Philipp ſieht, bewundert,
Wie Peſa einſt von ihm bewundert wurde,
Und alles geht verloren! Hör' das Neuſte:
Dein Schwager klagt uns an, daß wir den Prinzen

P. Wilhelmine.

Ach! Ich fange an, mein Herz durchaus nur noch unter dem Geſichtspunkt der Politik zu betrachten.

Erbprinz.

Sie zweifeln an meiner Aufrichtigkeit, Prinzeſſin? Mißtrauen einem Herzen, das nur einmal wahrhaft liebte, einmal und ewig, Sie, Wilhelmine!

P. Wilhelmine (bei Seite).

Wäre dieſe Sprache Täuſchung!

Erbprinz.

Prinzeſſin, ich fühle, was ich Ihnen ſchuldig bin. Wahrheit vor der Welt, aufrichtige Werbung um Ihre Hand, ſelbſt mit Gefahr, Sie auf ewig zu verlieren. Ich gehe zum König, ja ich erkläre ihm jetzt, jetzt in dieſem Augenblick, daß ich unfähig bin, ſeinem Wunſche zu dienen, ich ſtürze mich ihm zu Füßen und geſtehe mit offner Ehrlichkeit, daß ich Sie liebe. Wollen Sie das?

P. Wilhelmine (ſchwankend).

Nimmermehr!

Erbprinz.

Sie zittern, Prinzeſſin? Ich fühle, daß Ihr kindliches Herz vor dem Gedanken bebt, der Stimme Ihrer eignen Wahl zu folgen. Vergebung, daß ich Ihr Gefühl nach frivolem Welttone beurtheilte. Sagen Sie, glauben Sie an das Herz Ihres Vaters?

P. Wilhelmine.

Es iſt voll Liebe und Güte.

Don Philipp's Bruder, Juan von Oesterreich,
In seinem Ruhmesgange hindern. Philipp,
Hört die Vertheidigung des Bruders nicht —
Den wird er hassen, bis sein Haß ihn tödtet —
Nur deines Schwagers Zauberworten hört er,
Der Ueberredung seiner Zunge nur,
Dem ungewohnten fremden Klang der Stimme,
Der neuen Sprache aus den Cabineten
Der großen Welt! Hintangesetzt glaubt Philipp
In seinem Spanien sich, vergessen schon
Sich hier im Escurial, von den Monarchen
Europas nicht gefürchtet mehr. Nun glaubt er
Unserer Weisheit zu bedürfen. Alles,
Was tief geheim in seiner Seele lebt,
Weiß Escovedo schon als sein Vertrauter.
Ihm plaudert er es aus. Den Sturz der Cortes,
Der sein verborgenstes Geheimniß noch,
Ihm hat er's schon verrathen. Und schon mehr —
Nach außen schürt ihm Escovedo selbst
Aus seines Alters Asche Ehrgeizflammen,
Weckt alte Kriegerlust und Sturm auf England!
Die Hand der schottischen Maria Stuart
Will Philipp jetzt für sich! Ich fürchte nichts
Für mich und meine Rechte auf die Krone,
Die oft verbrieften, feierlich beschwornen
In Stunden mir verhaßter Traulichkeit.
Gebrochne Herzen seiner Gattinnen
Zählt Philipp vier — was hindert Männereidschwüre
Zu lügen fünfmal! Ehre dieses Herz!
Mir brächt' es nicht. Ich werde Philipp hassen
Um alles, was ich schon erlitten habe,

Erleiden mußte um Don Carlos, Poſa,
Und vollends jetzt um dich, Antonie!
Wenn er dich opferte! Was iſt die Krone,
Die Krone Spaniens, die er aufs Haupt
Mir drücken will, was iſt ſie ohne dich!
Ein Feind des Ruhmes iſt dir Ekcovedo,
Ein Feind des Lebens iſt er mir. Wohlan!
Wenn ich jetzt läſe in der Sterne Schrift,
Wenn ich die dunkle Nacht befragen wollte,
Was ſpräche ſie und müßte ſie uns rathen?

Antonio.

Gorgonenhaft erblick' ich Euer Haupt —

Eboli.

Er ſtirbt!

Antonio.

Prinzeſſin —!

Eboli.

Nächſte Nacht trifft ihn
Der Stahl, den ich für ihn gedungen —

Antonio.

Mord —?

Eboli.

Von mir, nicht Euch.

Antonio.

Dem Bruder meines Weibes?
Ich donnre Steine wach, wenn das Ihr wagtet!

(Man hört in der Ferne ein helles Glöcklein läuten.)

Eboli.

Der König geht zur Mette. Meine Pflicht
Ruft zum Altar.

Antonio.

Hier, hier kniet nieder
Und schwört mir Friede!

Eboli.

Waffenstillstand!

Antonio.

Friede!
Ich sage Friede, Fürstin!

Eboli.

Auf wie lange —?
Wir kehren morgen nach Madrid zurück.
Bei einem Maskenfest, das ich den Cortes
Zum Schein zu Ehren gebe —

Antonio (in äußerster Verzweiflung).

Mordet mich!

Eboli.

Versprichst du mir, im gleichen Augenblick
Den Stahl in meine Brust zu senken, daß ich
Zugleich mit dir, mit Einem Athemzuge
Aus diesem Leben scheiden könnte — ja!
Bis dahin stirbt dein Feind! Leb' wohl!

Antonio (Eboli zurückhaltend).

Prinzessin!
Drei Tage schwört mir —!

Eboli.

Zeitverlust? Wozu?

Antonio.

Drei Tage sag' ich —!

Eboli.

Ei, Ihr handelt schon —

Antonio.

Bei Eurer Heiligen! Ihr ſchwört! Drei Tage Friede!

Eboli.

Bei meiner Heiligen ſoll ich Euch ſchwören!
So ſchwör' ich es — ſieh, Perez, meine Thränen! —
Bei jener Parze, die an meiner Wiege
Ein Lied mir ſang vom einz'gen Glück des Lebens,
Vom heißerſehnten, nimmer doch geſundnen,
Vom oft mit Ewigkeiten aufgewognen
Und doch verkürzten — Augenblick! Ich ſchwör's:
Drei Tage geb' ich ihm noch Zeit — Mein Wort —
Ich will es halten, Perez! — bei der — Liebe
Der Eboli!

(Sie geht durch das Tor zurück.)

Antonio (außer ſich, klingelt).

Martinez (kommt).

Antonio.

Auf, Martinez —! Du kennſt
Den Anker! Beim Cypreſſenhain! Abwärts
Vom Schloß das Gaſthaus — Suche dort — den Alten,
Den du geſehen —

Martinez (überraſcht und freudig).

Held Pelajo iſt's —!

Antonio.

Der Vater Manuelens, meiner Schwägrin —
Sag' ihm, daß ich, den Frieden zu erzielen
Und von dem Streite Fremde fern zu halten,
Soweit ich kann, den Wunſch erfüllen würde,
Den er begehrte von Antonio Perez!
Dann rüſte Sänften, Reſſe, rüſte alles —

(Ich glaube fest, ich sühne beide wieder
Im Angedenken Manuelens aus!)
Zur Heimkehr nach Madrid! Ja, Martinez —
Die Zeit verfinstert sich. Jetzt muß ich selbst
Den König bitten, Abschied mir zu geben
Auf ewig, ewig! Weltenweit hinweg
Aus diesem Dienst an König Philipp's Hofe —!

Martinez (freudig).
Zu Euerm Weibe, Euern Kindern wieder?

Antonio (in Verzweiflung an sein Haupt schlagend).
O mahnst du mich —! Ja, Gott der ew'gen Gnade!
Zum Paradiese, wenn ich's nicht verloren!
(Ab zur Seite).

Martinez (ab durch die Mitte).

Dritte Scene.

Große königliche Halle im Escurial.

Im Hintergrunde offene Flügelthür. Ausgänge rechts und links. Tische. Sessel.

Siebenter Auftritt.

Barajas kommt mit Vasquez, dann später Lara, Fuentes, Tellez. Alle von rechts. Hofherren, nach und nach immer mehr, theils von rechts, theils aus der Mitte.

—

Vasquez.

Erst nehmt Ihr Abschied, weil Euch die Prinzessin
Auf ihre Güter um die Nacht verbannte,
Die uns zu Hütern ihrer Ehre machte —?
Nun wollt Ihr bleiben, Vetter? Ich erstaune —

Barajas.

Der König wollt' es.

Vasquez.

Als Ihr Euch empfahlt,
Spracht Ihr vom Zorn der Fürstin? Spracht
Vom Abenteuer dieser Nacht —?

Barajas.

Ich habe
Vom Ton des Hofes heute lernen können.
Man soll nicht unberufen dienen, ja
Nicht unberufen helfen. Laßt uns schweigen,
Bis günst'gere Gelegenheit sich zeigt.

Denn für dies Amt, die Felſenneſter ihr
Am Buſen von Biscaya zu bewachen,
Möcht' ich denn doch noch eine Weile danken
Und lieber mich in ihre Weiſe finden.
Seid auch auf Eurer Hut! Die Fürſtin lachte,
Als ich von Euerm Beiſtand ſprach — Der Federfuchſer!
Das Tintenfaß! Verſteht ſich der auf's Fechten?
So ſprach ſie und ich kenn' ihr Lachen — Laßt's
Noch eine Weile, bis wir ſichrer gehn!

Vasquez.

Ganz was ich Euch gerathen, wiederholt Ihr.
Und daß Ihr bleibt, befahl der König? Ja,
Hat er denn nicht gefragt, warum Ihr plötzlich
So nöthig ſeid auf Eurer Fürſtin Schlöſſern?

Parajas.

Er hörte kaum, was ich im Knieen ſprach,
Und las in Schriften, die ihm Escovedo,
Der ihm zur Seite ſtand und mich begrüßte,
Andeutete. Und da in Escovedo
Ich einen Anverwandten grüßen darf,
Verwunderte ſich deſſen hoch der König
Und ſprach: Wer mit dem flandriſchen Geſandten
Verwandt ſich wiſſ' in einem Tropfen Blutes,
Den woll' er doppelt huldvoll ſich verbinden.
Ihr bleibt! ſchloß er. Prinzeſſin Ebeli
Wird Euch um mich entſchuld'gen müſſen! — Seht!
Sie kommt!

Vasquez (bei Seite).

Die Karte miſcht ſich bunter! Dennoch
Scharf muß man ſehen, wie man Trumpf bekommt!

Ein Page (ruft von rechts).

Der König!

Ein zweiter (von der Mitte).

Fürſtin Eboli!

Achter Auftritt.

Pagen von rechts und von der Mitte. Philipp von rechts und Fürſtin Eboli durch die Mitte treten zu gleicher Zeit auf. Herma mit Hofherren und Hofdamen. Die Vorigen. Später Antonio.

Philipp.

Vergebt,
Prinzeſſin, wenn ich warten ließ —

Eboli.

Ja leider!
Wie eine Schäferin aus René's Zeit
Umſponnt in dieſen Euern Zaubergärten
Uns ſo der ſüße Müßiggang, daß wir
Entweder in ein wirklich Kloſter oder
Auf Reiſen gehn ...

Philipp (ſcherzend).

Auf Reiſen? Ohne Ritter,
Die Euch begleiten ſollten? Don Carajas —!

Carajas (kniet vor der Eboli).

Eboli (befremdet, ihn noch zu ſehen).

Philipp.

Erſtaunt nicht, daß er noch in Eurer Nähe!

Ich hör', er ſcheuchte Diebe, Bettelvolk
Von Euern Fenſtern fort — Man ſah Juan
De Mexa wieder, Eure alte Plage —
Vergebt ihm — (Bei Seite, lächelnd.) Und er liebt Euch — Seht,
ich lache —!
Mit allzu jungem Blute nehmen wir's
Noch auf. (Laut.) Barajas, küßt die Hand der Fürſtin
Und dient nicht allzu eifrig! ... Wo Antonio,
Mein Staatsminiſter?

Terma (zeigt auf Perez, der eben eintrat).
Euerm Ruf gewärtig!

Antonio (kommt mit einer rothen Mappe, die er auf den Tiſch breitet).

Eboli.
Nun, Don Antonio, ſagt mir doch, wo man
Den Ritter treffen kann, Don Escovedo!
Ja, Euern Schwager! Meine Diener ſollen
Beim nächſten Feſte, das ich unſern Cortes
Auf Villa Roſiera geben werde,
Nach ſeinem niederländ'ſchen Gecken ſchneiden
Gepuffte Wämſer tragen!

Philipp (lächelnd, aber gereizt zur Mappe gehend).
Bei Sanct-Jago!
Ihr zupft am Barte meiner beſten Räthe!
Daß ſie nicht beißen, Fürſtin! Seht doch, Gecken!
Erlaubt ein wenig, daß ich fleißig bin
Und meinen Staat mit ſolchen Gecken ordne!
(Er ſieht in die von Antonio inzwiſchen aufgeſchloſſene Mappe.)

Antonio (nach Papieren).
Beſchwerden ſind's der Cortes von Caſtilien,
Die Ihr geſtattet wieder zu berufen.

Philipp (lesend und nur etwas aufsehend).

Was hat man Neues aus Madrid, Graf Lerma?

Lerma (bekümmert).

In diesen Zeiten der Veränderung
Nur Eures Volkes Wunsch, das Antlitz wieder
Der Majestät zu sehn —

Philipp.

Ich werde kommen
Und mit Madrid ein Wort vertraulich sprechen!
Ich habe sie berufen, ja, die Cortes —
Weil sie mir drohten, selbst sich einzustellen —
(Für sich.) Wenn nicht die Sorgen mich der großen Welt
Erdrückten, würd' ich Euch bei Cortes und
Ajuntamiento's —! (Laut.) Dies ... Antonio?

Antonio.

Ein neuster Brief aus Brüssel, Escovedo,
Die Botschaft nach Madrid und Euern Bruder
Betreffend ...

Philipp.

Lästerungen! (Wirft das Papier weg.)

(Pause, während welcher er von dem Tische einige Schritte unruhig weggeht. Dann nimmt er ein anderes Papier.)

Wicht'ger das!
Ein Staatsgeheimniß, Fürstin Eboli —
Da hört —!

Eboli (gleichgültig vom Gespräch mit Lerma, sich nur mit einer Bewegung des Korsets umwendend).

Vielleicht die Bitte meines Malers,
Die Majestät von Spanien betreffend?

Philipp.

Antonio, lest!

Erbprinz.

Wohlan! Er hat mich ausgezeichnet, er hat Vertrauen zu mir gewonnen. Die Anwesenheit des Prinzen von Wales reizt ihn, dieser Kühnheit die Stirne zu bieten. Ja, ich schildr' ihm, was ich fühle und dann, Wilhelmine — dann? — Wenn er die Hand versagt?

P. Wilhelmine (sich abwendend).

Sie werden — Trost — finden.

Erbprinz.

Und wenn er sie gewährt?

P. Wilhelmine

(mit überwältigtem Gefühl, den vollen Ausbruch ihres Herzens gebend und dabei doch schalkhaft).

Ach! Dann lassen Sie mich ja doch sitzen! Zur Strafe daß ich Sie so grausam gequält habe! (Schnell ab.)

Sechster Auftritt.

Erbprinz (allein).

Erbprinz (freudig).

Sie liebt mich! So ist denn Eines entschieden, das Höchste, das Wichtigste! Ich gehe den geraden Weg, mitten in den Rachen des Löwen hinein. Was bleibt mir jetzt übrig? Von Hotham verrathen, nichts als Wilhelminens Liebe — und der Muth! (Geht an die Thür des Königs.)

Antonio.

Prinzessin, das Verzeichniß
Der Gäste zu dem Ball iſt's, den Ihr gebt
Auf Eurer neuen Villa Roſiera —

Philipp.

Am erſten Tage, wo die Amoretten
Und Venus Euch den Witwenſchleier löſen,
Graf Lerma, ſagt's den Vätern von Madrid,
Um dieſen Tag bin ich in ihrer Mitte —
(Für ſich.) Zum letzten Tanze ihnen aufzuſpielen!

Eboli.

Dem Maler wünſch' ich Glück, Euch dann zu malen
Im Medaillon für Don Juan von Oeſtreich!
Als Unterpfand der neuverbundnen Liebe
Für Euers Bruders königliche Hoheit!

Philipp (hat nun doch wieder das Papier, das er vorhin weggwarf, genommen und mißtrauend geleſen. Er wendet ſich jetzt auf die Worte der Prinzeſſin und beginnt mit Zorn).

Was drückt Ihr mir den Argwohn in die Bruſt
Und ſchürt die Flammen Euers ew'gen Zweifels?
Mein Bruder, Don Juan von Oeſtreich — wiſſet's
Und alle hört's! Hör's Spanien durch Euch!
Nie gab ich reinern Händen meine Macht
Zur See, zu Land, in Flandern und Italien!
Nie fand ich mehr der Liebe, als bei ihm,
Nie mehr Gehorſam, als bei meinem Bruder.
Ein Löwe ſtand er mit erhobnen Pranken,
Ein Schrecken ſo dem Halbmond wie den Kronen
Der Chriſtenheit am Tage von Lepanto!
Und wie ein Hund, gelehrig, treu, gehorſam,

Schlich er die Fährte, die ich ihm gewiesen!
Wär' ich ein Flüchtling und gehetzt von Aufruhr,
Auf Spaniens letzter Spanne kaum geborgen
Und hätte nichts gerettet als die Krone,
Gerettet nichts als meines Vaters Scepter,
Gerettet nicht ein einzig Schwert — ich gäbe
Hülflos die Krone, Scepter, Königssiegel
In keines mir getreuern Dieners Hand,
In keines, der die Bürgschaft meiner Kraft,
Die gottempfangne, sichrer mir bewahrte,
Als meines Bruders Don Juan von Oestreich ...
Geht in die Welt und sagt: So sprach Don Philipp!

Alle (erschreckend über des Königs neues System, seine veränderte Ansicht und Erregung, treten auf einen Wink Lerma's zurück und entfernen sich).

Eboli (wirft einen bedeutungsvollen Blick auf Antonio, wendet sich und geht).

Alle (ab, bis auf Antonio und Philipp. Die Thüren werden geschlossen).

(Philipp und Antonio sind allein.)

Philipp (geht in großer Bewegung auf und nieder).

Antonio (wirft sich dem König zu Füßen).

Geendet hat mein Amt. Ihr seht die Welt
In anderm Licht, als ich sie Euch gezeigt,
Zehn Jahre zeigen durfte — Sire, ich bitte,
Entlaßt mich wenigstens in Huld und Gnaden —

Philipp.

Entlassen? Philipp straft, wenn er entläßt.
Ich wüßte nicht, warum ich Euch zu strafen —

Antonio.

Zurückgesetzt in dem Vertraun des Fürsten,
Kann ich nicht mehr an seiner Seite leben.

Philipp.

Vertraun? Ihr bleibt! Beherrscht mich wie zuvor —
Mich — — (Er setzt sich seufzend.) Euern Sklaven —

Antonio.

Majestät —!

Philipp.

Ja, Sklaven!
Seit ich regiere, trug dies Haupt die Krone?
Hat Alba nicht regiert, nicht Cardinal
Spinosa — nicht Fürst Ebeli und nun
Des Fürsten Witwe und Antonio?
Ihr seid die Majestät von Spanien!

Antonio.

Mein gnäd'ger Herr! Es hat den gleichen Schwung
Des königlichen Geistes Euch der Himmel
Wie Euerm kaiserlichen Ahn verliehn,
Doch nicht die gleiche Sicherheit. Der Muth
Des fünften Karl, die feste Zuversicht
Des Vaters und sein heil'ger Glaube fehlt Euch
An Euern Stern. Zu allen Himmeln, Sire,
Erhoben, wie von Heiligen begnadet
Dünkt sich ein Günstling, dem ein Philipp lauscht,
Ein Philipp seinen Herrscherwillen opfert,
Ein Philipp seinen Scepter, seine Krone
Auf Augenblicke des Vertrauens leiht!
Doch wehe, wenn die Würfel der Entscheidung,
Die Lose unsrer Menschenweisheit fallen!

Bläſt dann ein Sturmwind, den man nicht berechnet
Hier auf dem grünen Tiſch im Escurial,
Als licht die Sonne durch die bunten Fenſter
Geſchienen — ſtürzen Fluten, wo man Ufer
Auf dem Papier in den Entwürfen träumte,
Und ſchlagen ungeahnte Feuerſäulen
Aus kalten Steinen, die uns ein Gebäude,
Ein feſtes dünkten, ſtraft ſomit am Weiſeſten
Der ungeheure Planverwirrer Zufall
Die menſchliche Berechnung — dann, mein Fürſt —
Dann — laßt mich's ſchaudernd Euch geſtehn im Scheiden —
Dann wär' es beſſer, einem Sklaven dienen,
Als ſo beherrſchen dürfen einen König!

Philipp.

Unmögliches — ich hab' es nie begehrt
Und jedem Rath, was menſchlich, abgezogen.
Muß man die Stimme Escovedo's jetzt
Nicht hören?

Antonio.

Wohl. Doch bleibt dann bei der Einen!
Ich bitt' Euch, Sire, verbleibt bei dieſer Einen!
Das Allregieren hemmt das All des Staats!
Dies ew'ge Mehr iſt Euer ew'ges Minder!
Dies Suchen, Forſchen und Ergründen, Herr,
Dies Allbefragen macht uns alle ſtumm!
Ich gäb's und jeder, der Euch ſchon gedient,
Für eine einz'ge Meinung hin, die Euer!
Nicht länger kann ich Euer Lächeln ſehen,
Wenn ich mein kurzes Wiſſen gläubig biete,
Kann nicht ertragen, wenn Ihr hinter Euch

In den gekreuzten Händen hundertfach
Von dem, von jenem eingeforderte
Gutachten haltet, forscht und sinnt, wie wol
Mein Stümperwerk mit andrer Weisheit stimme —
So bitt' ich, Herr, laßt mich in Frieden ziehn,
Und leben will ich von vergangner Gnade!

(Wendet sich.)

Philipp (steht auf und ruft ihm nach).

Antonio!

Antonio (zurückkehrend und finster niederblickend).

Mein Fürst?

Philipp (klingelt. Ein Page erscheint).

Don Escovedo,
Der flandrische Gesandte ist beschieden.

(Der Page ab nach innen.)

Philipp.

Juana's, deines Weibes Bruder bleibt
In deinem Haus willkommner Ehrengast,
Und doppelt bleibt er dir's als Gast des Königs!
Der Frage Stand ist der — ich sag' ihn offen
Und ohne Rückhalt meinem Staatsminister,
Ich rede anders dir, als meinem Hofe.
Nach meinem ersten Secretar Antonio,
Nach Fürstin Eboli und derer Meinung,
Die meinem Herzen theuer sind — sie wissen's! —
Spinnt Don Juan Verrath, will Geld und Truppen
Zum Umsturz meiner Macht, will die gefangne
Maria Stuart sich befreien, will
Britannien nur für sie und sich erobern;

Ja, ſchon auf Spanien richten ſie die Blicke,
Und meines Bruders Wort, Caſtilien
Sei von Santander ſpielend zu erobern,
Hab' ich von Euch! Dem Worte glaubt' ich — denn
Mir war des Bruders arger Sinn erwieſen! — —
Da ſchickt er mir Don Pedro Escovedo,
Den erſten Kopf der Chriſtenheit — nach Euch!
Ich hör' ihn an — ich prüfe ſeine Rede —
Verleumdung, Lüge, ränkevoll erſonnen
Nur in Madrid wär' alles, ſpricht ſein Mentor,
Sein Führer, ſeine Kraft und ganze Größe!
Er ſpricht's mit einem Schein von Ueberzeugung —
Mit einer Kunſt der Rede, die bezaubert —
Was denkt Don Philipp? Woran hält ſich der?
Was hat der ſicher als — (ſchmerzvoll die Hände emporhebend) die
unglückſel'ge
Und ſchaudervolle Einſamkeit der Kön'ge!
Ich höre deinen Schwager kommen — Perez!
Du ſprichſt mit ihm kein Wort, kein andres, das
Nicht ich geboten, ſchweigſt und harrſt der Loſung,
Die ich — zur rechten Stunde geben werde.
(Page öffnet rechts und geht ab.)

Neunter Auftritt.

Escovedo mit Schriften in der Hand, leſend, von rechts.
Die Vorigen.

Philipp.

Hier, Escovedo! Tretet dicht zu mir —

Escovedo (ſieht Perez nicht und hält die Papiere hin, die er dann in die Bruſt ſteckt).

Die Pläne auf den Sturz der Cortes —

Philipp.

Schweigt.

Antonio (bei Seite).

So gibt er ſich ſchon hin und wird zum Werkzeug
Für ſeine tiefverborgenſten Entwürfe!

Philipp.

Seht dort! Grüßt Perez, meinen wackern Staatsmann
Und treuſten Diener! Morgen in der Frühe
Begibt mein ganzer Hof ſich gen Madrid.
Zu einem Feſt der Fürſtin Eboli
Seid Ihr geladen — Sagt, Don Escovedo,
Seid Ihr mit Perez' Gaſtlichkeit zufrieden?

Escovedo (düſter).

Juana iſt mir Schweſter, Perez Bruder —

Philipp.

So iſt es recht! Ihr ſeid mir beide werth!
Und keine Trennung durch Verleumdungen —!
(Legt ihre Hände ineinander.)
Glaubt mir, Don Escovedo, gerne ſtünd' ich
Auch meinem Bruder, Don Juan von Oeſtreich,
So gegenüber, wie wir drei im Bund' hier
Geeinigt! Escovedo, Euer Schwager
Das iſt mein treuſter und mein beſter Diener!
Er hat von Alba mich befreit, Dominge,
Von meinen Granden, allen Hemmungen
Der Krone, die die Fürſten dieſer Tage
Sich nur aus ſolchem Golde ſchmelzen ſollen,

Das von dem Strahl der Göttlichkeit genommen —
Wie nenn' ich alles, was er aufgeräumt
An irdiſcher Behindrung meiner Größe —
Und — viele Gnaden ſind ihm aufgeſpart
In meinem Herzen noch ...

Antonio (drängend).

Mein Fürſt — ich bitte —

Philipp.

Man ſcheidet nicht von Philipp! ... Nie verläßt mich,
Wer einmal dicht an meiner Hüfte ſtand!
Und ſpräch' ich nicht mit ihm, wie ich ſchon lange
Mit Herzog Alba nicht geſprochen habe,
Seit er Oranien ſich entwiſchen ließ,
Der Herzog bleibt darum mein Schatten, Perez!
Noch an des Paradieſes Pforte wird
Sich Alba feſt an meinen Purpur klammern
Und König Philipp wird für Alba zeugen!
Für alle! Alle! Jeden trifft die Pflicht!
Den einen heute und den andern morgen!
Ihr wartet beid' — und laßt den König ſorgen!

(Beide verbeugen ſich. Philipp geht nach innen ab.)

(Sie folgen ihm.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Ein Maskenfeſt der Fürſtin Eboli auf ihrer Villa Reſiera.

Ein Säulenſaal, der in der Mitte durch zwei große, anfangs zurückgelegte Vorhänge ſo getrennt iſt, daß ſie, ſpäter vorfallend, ein abgeſchloſſenes Gemach bilden können. Ueberall befinden ſich Abgänge. Hinten brennen Kronleuchter. Alles iſt hell, voll Glanz und Pracht. Diener und Pagen gehen hin und wieder. Im Hintergrunde ſieht man durch architektoniſche Verbauten (etwa eine Treppe oder Säulen) hindurch Masken, die von Charaktermasken nur mythologiſche ſein dürfen. Muſik in angemeſſener Entfernung. Im Vordergrund ſteht ein Tiſch, mit Klingel und Armleuchter, und ein Seſſel.

Erſter Auftritt.

Escovedo's Diener tritt ſpähend von links auf. Vasquez und Escovedo kommen aus der Mitte und tragen Halbmasken in der Hand. Zuletzt Parajas.

Escovedo.

Das iſt der Fürſtin Ruhm? Italiens Sitten
Mit ſpaniſcher Grandezza nachgeäfft?

Vasquez.

Ja, Bären lehrt ſie tanzen — Endlich denn
Allein, mein Escovedo! Und die Bitte:
Nehmt jetzt die Maske ab!

Escovedo.

Die Maske? Wie?
Hier iſt ſie — (Zeigt die Maske lachend.)

Vasquez.

Nein, ich meine anders —

Escovedo.

Anders?

Vasquez.

Die Rolle, die Ihr ſpielt, iſt doch wahrhaftig
Die rechte nicht —

Escovedo.

Die Maske ſo gemeint?
Erlaubt! (Zeigt nach hinten.) Mein Diener —! Unmaskirt
geſprochen!
Und nehmt auch das für keine Maske, wenn ich
Ein Wort vertraulich ihm zu ſagen habe!
(Vasquez bleibt zurück. Escovedo nimmt ſeinen Diener bei Seite.)

Vasquez (bei Seite).

Sein Diener —? Gut. Doch ſollt' er wirklich reiſen?

Diener (leiſe).

Nach Siguenza gehen wir voraus.

Escovedo (leiſe).

Als Pilger! In den Sandelſchuhen tragt
Ihr Briefe, Schriften —

Diener (leiſe).

Wie befohlen, Herr!

Siebenter Auftritt.

Eversmann. Erbprinz. Zuletzt Hotham.

Eversmann (tritt vom König heraus).

Wohin, Hoheit?

Erbprinz.

Zum König.

Eversmann.

Finden ihn in großem Zorn!

Erbprinz.

Ueber wen?

Eversmann.

Ueber Sie, Prinz.

Erbprinz.

Ueber mich?

Eversmann.

Die Gesandtschaft nach Wien übernimmt der Herzog von Weißenfels.

Erbprinz.

Was ist denn das wieder?

Eversmann.

Generalfiscalische Untersuchungen. Es war doch ein Perrückenmacher!

Escovedo (leise).

Ich folge bald, doch an der Grenze erst
Sehn wir uns wieder. Hütet mir die Schriften!
Man kann nicht wissen, was uns noch begegnet,
Und unser Prinz muß andre Wahrheit hören,
Als die in Briefen ich ihm melden konnte.
Geh, treues Herz!

Diener (bekümmert).

Doch Euer Zweikampf, Herr?
Im Garten harren Eurer drei Vermummte —
Mit bloßen Degen — Euer Secundant
Barajas hielt sie ab, hierher zu folgen —

Escovedo (sieht Vasquez sich nahern).

Es wird ein kurzer Strauß von ein'gen Gängen —
Im Mondlicht hatt' ich immer Glück —

Vasquez (bei Seite, lauschend).

Sie sprechen
Vom Zweikampf mit dem alten Eisenfresser —
Sollt' er die Tollheit wagen —?

Escovedo (zu seinem Diener).

Gott befohlen!

Diener.

Er schütz' Euch, Herr! (Ab nach links.)

Escovedo.

Nun, werther Vetter,
Wovon denn sprachen wir? Ja so vom Tanzen —
Ihr tanzt nicht mehr?

Vasquez (schmeichlerisch, aber aufrichtig).

Ich bitte, scherzt nicht, Freund!
Wie hätt' ich Zeit, an solchen Tand zu denken
Im Augenblick der größten Aenderung —

Escovedo.

Der größten Aenderung —?

Vasquez.

Verſtellt Euch nicht!

Escovedo.

Ja ſo. Von Masken war vorhin die Rede —

Vasquez.

Gewiß, mein hochberühmter Freund und Vetter!
Seit wir zurück vom Escurial, hat Philipp
Des wunderbaren Zaubers, den Ihr übt,
Vor niemand Hehl. Ich hab' es ſelbſt gehört,
Wie ihm Antonio Depeſchen gab
Zur Unterſchrift, daß keine Wendung mehr,
Kein Wort in ſeinem Sinne ſprach. Ihr bleibt —!
Ihr kehrt nach Flandern nimmermehr zurück!
Ihr wißt des Königs tiefgeheimſte Plane —

Escovedo.

Der König hat mir mancherlei vertraut
Und Eure Neugier darf ich nicht befried'gen —
Das aber doch, hier wird er mich entlaſſen,
Auf dieſem Feſte mir geſtatten, ihn
Zum letzten male zu begrüßen, dann
Gekreuzt die Klingen mit Pelajo noch
Und auf die Reiſe —! (Setzt ſich.)

Vasquez.

Noch gekreuzt die Klingen?
Mit dieſer alten eingeſargten Mumie,
Die aus dem Grabe —

Escovedo (ſteht auf).

Ehrt die Todten, Vasquez —
Der Vater iſt es meiner Manuela —! (Setzt ſich wieder.)

Vasquez.

Von diesem Handel sprecht Ihr so bedachtlos?
Der Hof erfuhr ihn. Jeder weiß, wie — Perez
Auf dieses Kampfes Ausgang harrt! Ich kenne,
Was Euch bekümmert, was die stolze Seele
Seit jener Mondscheinnacht verwunden muß;
Der heimliche Besucher der Terrasse,
Von dem Barajas Euch erzählte, war's nicht —?

Escovedo (will aufstehen und geht).

Vasquez.

Wenn Eure Ehre leidet, soll ich schweigen?
Die Ehre Eurer Schwester? Escovedo,
Was für Juana diese Brust gefühlt,
Ihr wißt es aus der holdsten Jugendzeit,
Als alle wir zusammen Pagen waren
Am Hofe Philipp's und Elisabeth's.
Der unglückseligsten der Königinnen
Holdselig Ehrenfräulein, Eure Schwester,
Ich liebte sie und warb um ihre Hand
In sichrer Hoffnung, bis mich Perez stellte
In seinen schöner fall'nden Schatten — doch
Ich rede nur von Euch und Eurer Ehre!
Von Eurer Schwester, was sie duldet, dulden
Im Auge Spaniens muß — sie weiß es nicht!
Ich könnte — Zeugen stellen —

Escovedo (erzürnt).

Will ich sie?

Vasquez.

Was hilft noch Großmuth! Solcher Neulingseifer

Wie unſers Vetters Don Barajas rühmt ſich
Des Abenteuers, das er Euch erzählte
Und das das Blut in Euer Antlitz trieb,
Er zeigt ihn allen den erwiſchten Handſchuh,
Dem ich den Zwilling bei Antonio fand!
Ja ſchon ertappt der Vorwitz ſeiner Jugend
Bei Fürſtin Eboli geheimes Botenlaufen,
Verrätheriſche Briefe, Zeichen — Mehr!
Verſchloſſen fiel ein Käſtchen ihm ins Auge
Mit Briefen an und von Antonio Perez!
Ein Käſtchen, Escovedo — wenn man das
Gefunden hätte —

Escovedo (ſpringt auf).

Und geſucht? Erbrochen?
Was drängt Ihr mich zum Strafgericht der Ehre
Für meine Schweſter? Aufgeſtiftet habt Ihr
Barajas ſelber zum Spionendienſt!
Nennt Zufall, was berechnet Euer Plan iſt,
Die Mine Eurer Abſicht, längſt gelegt,
Um aus der zweiten Stelle an die erſte
Im Cabinet des Königs vorzudringen!

Vasquez.

Ich erſter Secretar? Wenn Ihr es ſeid?
Ich bitt' Euch, Kamerad und werther Vetter!
Ich wäre ſchon begnügt und hochbeglückt
Als Eurer Gnade Schützling, warm im Neſt
Geborgen durch Vertraun — und Euern Dank!
Ja Dank! Was that ich nicht zu Euerm Wohle!
Schaut doch Euch um, erkennt Ihr nicht den Boden,
Auf dem Ihr ſteht — allein nur mit Euch ſelbſt?

Allein nur mit dem König, Herzog Alba,
Die beide ohne Macht? Was hier geſchieht,
Macht Perez, macht die Fürſtin Eboli!
Seht Ihr den Fallſtrick nicht? Ha! Einen Rächer
Verjährter Dinge hat man aufgeſtiftet!
Dem ſollt Ihr ſelbſt aus Meſſer laufen, ſollt
Von Don Pelajo Euch den Gnadenſtoß erwirken,
Damit ihn keine Mörderhand zu geben,
Kein Gift in Euern Wein zu miſchen braucht —!
Erkennt in Spanien noch Ehrlichkeit!
Die Widerſacher Euers Lebens ließ ich
Alcalden anempfehlen.

Escovedo.

Vasquez! Wen
Alcalden anempfehlen?

Vasquez.

Don Pelajo —!
Alguazils folgen ihm, um auf der That,
Wenn Ihr Euch ſchlagen wollt, ihn zu verhaften!

Escovedo.

Wollt Ihr den Schimpf auf meinen Namen laden,
Daß ich aus Furcht vor einem Ehrenzweikampf
Alcalden hetzte auf ein edles Haupt?

Parajas (kommt raſch durch die Mitte).

Da ſeid Ihr, Vetter! Hört, ein Unbekannter fordert
Don Escovedo auf den Plan, mit ihm
Im Schatten dort des Mandelbaums zu ſprechen —

Escovedo.

Pelajo iſt's, der Polizei empfehlen —!
Er fürchtet, daß ich Spanien verlaſſe —

Barajas.

Vor Euerm Zweikampf? Nein, mit Zeugen, Vetter,
Zum Aderlaß der Ehre bin ich da!
Von meinen Freunden drei —!

Escovedo.

Ruft sie zusammen,
Wir schlichten jetzt den Handel!

Vasquez.

Escovedo,
Der Mann der höchsten Gunst und Königsgnade,
Will sich an einen Zufall so verspielen?

Escovedo.

Verwenden darf der Mensch fürs Allgemeine
Von seinem Leben nur die Athemzüge,
Die die besondre Pflicht ihm übrig läßt.
Steht Ihr zu mir? (Wendet sich nach links zu.)

Barajas.

Im Mondenschein? Ich denke —
Auch nur beim Leuchten der Johanniskäfer!
Ihr sollt Paraden sehn! (Folgt Antonio.)

Vasquez (eilt ihnen warnend nach).

Zu jähe Eil'!
Mein würd'ger Freund! Hört doch! Laßt Euch bedeuten!
(Alle drei ab zur Seite vorn links.)

Zweiter Auftritt.

Inzwischen traten im Hintergrunde Damen und Herren in großer Anzahl auf und bildeten eine Gasse, in die mit glänzendem Gefolge Fürstin Eboli, mit Orden und einer kleinen Krone im Haar, eintritt. Herzog von Feria. Prinz von Sulmtado. Granden. Rechts Pascual und Avellos und andere Procuradoren von Madrid. Später Zuana, Antonio und Carajas. Die Musik schweigt.

Eboli (nachdem sie längere Zeit bald bei diesem, bald bei jenem der Granden, der sich verneigte, etwas verweilte, kommt zuletzt an die Procuradoren).

Ihr Herren von Madrid, erwartet jetzt
Vom König Grüße, die ihr besser thätet
Mit schweigender Verneigung zu erwidern!

Pascual.

Die Cortes sind versammelt, gnäd'ge Fürstin,
Und harren voll Bekümmerniß der Botschaft,
Die uns die Majestät verkünden will —

Eboli.

Wie wär' es, wenn ihr euch des flandrischen
Gesandten Antwort suchtet?

Avellos und Pascual (sehen sich um).

Escovedo's?

Eboli.

Ja dessen! Wirst das Volk nicht jubelnd schen
Die Mützen, hofft durch solche Sendlinge,
Das heißt — durch Krieg und Umsturz aller Ordnung,

Der Schätze und des Ruhmes Strömung wieder
In unser Land zurückgelenkt?

Pascual.

Doch Weisheit
Und reife Ueberlegung würde, Fürstin,
Der Städte und des Friedens Obhut — trauern!

Aurlus.

Es liegt ein trüber Himmel über Spanien,
Und möge uns des Königs Gnade, möge
Antonio's Weisheit unsre Zeit bewahren
Vor alten Irrungen, wo treuste Liebe
Die Communeros nicht gehindert hat,
Vor Kaiser Karl das alte Recht zu wahren —
Selbst mit Verschluß der Thore, edle Frau!

Eboli.

Empörung? Hütet eure Köpfe!

Pascual.

Fürstin,
Ihr habt des Königs Ohr! Sagt es ihm offen:
Wenn auch die neue Inquisition
Dem Spanier seinen Glauben sichert, darf
Auf Scheiterhaufen seine Freiheit lodern?
Zum mindesten begehren wir vom König
Das alte Recht der Municipien,
Gerichtsbarkeit getheilt! Halb Pflicht der Krone,
Halb städtische Berechtigung — nicht anders!

Eboli.

Vertraut der Weisheit Don Antonio's!
Er dient dem König und er liebt sein Volk! (Sich unterbrechend.)
Wo ist er? Wo Juana? Escovedo?

Herzog von Feria, ſpielt Ihr nicht? Graf Huerta!
Herzog von Infantado! (Zeigt hinaus.) Seht die Masken!
Ein Zug Apollo's aus dem Muſenhain!
Wir ſind beſtimmt, uns anzuſchließen, kommt —!
Warum des Tanzes Reigen dort gelöſt?
Des Königs Säufte naht ſich? Sagt! Was gibt es?

Herzog von Feria (der von den im Hintergrund Stehenden Gekommenen eingezogen).

Man hörte aus dem Garten Degen klirren,
Im Mondſchein ein Gefecht. Man eilt herbei
Und trifft zwei Kämpfende. Es iſt der Austrag
Des vielbeſprochnen Handels —

Alle.

Escovedo's?

Herzog von Infantado.

Mit unſerm alten Hauptmann Don Pelajo —
Seht das Gewühl! Das Aufſehn! Alles rennend
Zum Garten! Perez — Sein Gemahl Juana
In freud'ger Haſt —!

Juana (zieht, die Äußre Gbeli nicht erblickend, außer ſich, Antonio herein).

Der Bruder lebt, Antonio!

Antonio.

Wie kam das hier und jetzt?

Juana.

Es mußte ſchnell
Geſchehen; denn die Polizei that Einſpruch —
Es war zum Lachen, wie ſie mit den Stäben,
Den weißen, kamen, die Alguazils! Drohten,
Pelajo ſeiner Freiſtatt zu berauben.

Als Ausgewiesenen — Nun war's ein Handel —
Erzählen ließ ich mir's — ganz ernsthaft anfangs!
Drei Gänge unterm Mandelbaum im Mondlicht!
Dann aber — tolle Männersitte! Launen,
Viel närrischer, als Weiberlaunen sind!
Statt eines blut'gen Schauspiels, äffend alle,
Die neubegierig in den Garten laufen,
Zeigt allen sich ein Bild des Friedens! Einer
Im Arm des andern! Innigst, herzverbunden,
Wie Freunde, die nach jahrelanger Trennung
Im frohsten Wiedersehen sich begrüßen,
Und beide stammelnd nichts als: „Manuela!"

Parajas (tritt hinten pelternd auf).

Verdammte Spionage —! Aber doch — ha! ha!
Die Klingen hieben scharf — (Sieht die Fürstin.) Vergebung, Fürstin!

Eboli.

Ihr seid mein wackrer Ehrencavalier,
Der seiner Fürstin Assemblée zum Austrag
Gemeiner Händel wählt!

Juana (die ihr Versehen berichtigt und sich verbeugt).

Verzeiht, Prinzessin!

Eboli.

Führt man noch jetzt das schöne Schauspiel auf,
Das Ihr uns rühmt mit so beredter Zunge?
Sie schlagen beide, seh' ich, armverschränkt,
Verfolgt vom Maskenzug, die Wege ein
Der Oleanderbüsche — Nun so werden
Der Majestät des Königs sie begegnen —!

Erbprinz.

Sie ſind toll! Ich muß den König in der wichtigſten Angelegenheit meines Lebens ſprechen. (Will hinein.)

Eversmann.

Erlauben Sie, Prinz! Se. Majeſtät übergiebt Ihnen dieſen Brief.

Erbprinz (nimmt den Brief und lieſt).

„An meinen Sohn, den Kronprinzen von Preußen. Eigenhändig, binnen 24 Stunden in Rheinsberg abzugeben, durch den Erbprinzen von Baireuth.“ — Das iſt ja eine Verbannung!

Eversmann.

Blos 'ne höfliche Andeutung. Es iſt nun Alles entdeckt. Der König kennt jetzt den Abgeſandten des Kronprinzen, der hier in Berlin Haus und Hof in Verwirrung bringen ſollte. Geſchwiegen und doch Alles geſehen! Glückliche Reiſe nach Rheinsberg! (Ab.)

Erbprinz.

Alles verloren? Verrathen und verkauft von allen Seiten?

Hotham

(tritt ſchnell von der Königin herauf).

Prinz, glückliche Botſchaft, die Prinzeſſin iſt auf's Neue verhaftet worden.

Erbprinz.

Das nennen Sie Verräther eine glückliche Botſchaft?

Juana.

Erlaubt, Prinzessin, daß ich warnend eile
Des Wegs zurück! (Sich zu Antonio wendend.) Pelajo wohnt bei uns!
Du schaffst vom König ihm die sichre Freistatt!
Wie kann zum Nachtheil unsers Spanien
Ein solches Schauspiel wol verboten sein?
Es zu verstehen nur, ist nicht (mit Beziehung) gemein —!
Und fesseln und gefangen halten können
Auch unsre Knaben ihn. Sie beide sollen
Die Händ' ihm binden, ja mit Blumen binden,
Daß er aus seiner bunten Märchenwelt,
Aus Spaniens altem sagenreichen Ruhme
Sich nicht verliert in irdisches Getreibe,
Ein reiner Geist, im ew'gen Mondlicht bleibe!

(Ab nach dem Hintergrund.)

Eboli (zu den Gästen).

Es thut mir leid, daß ich im Saale drinnen
Nicht solchen zaubervollen Spuk aus Tagen,
Als noch der Cid mit seinem König stritt,
Nur Maskenscherz zum besten geben kann!
Ich bitte! Geht! Apollo's Zug beginnt!

(Sie winkt allen abzugehen. Eine marschartige Musik.)

(Alle gehen, bis auf Antonio und die Fürstin, in den Hintergrund nach rechts ab. Ein Page kommt rechts ganz von vorn.)

Eboli (zu dem Pagen).

Juan de Meza —?

Page.

Harrt im Cabinet.

Eboli.

Er ſoll noch einen Augenblick verweilen.

(Page ab.)

Nun, Don Antonio! Was ſagt ihr jetzt?
Der dritte Tag iſt um! Pelajo's Schwert
Hat Euch des Zufalls Hülfe nicht gebracht.

Antonio.

Des Zufalls Hülfe — Mir —? Sagt Euch!

Eboli.

Gleichviel!
Des Königs Sänfte hör' ich an dem Glöcklein.
Vermeidet ſeinen Gruß! Nicht wird er lächeln
Und die Verſtellung länger noch beherrſchen!
Es iſt beſchloſſen, hier an dieſer Stell:
Die Karten der Entſcheidung auszuwerfen.
Beſtellt ſind Siegel, Pergament und Feder
Für Escovedo's amtliche Beſtallung.
Er wird Miniſter, muß es werden, Philipp
Läßt ihn nicht anders ziehn. Antonio,
„Sich ſelbſt erhalten iſt die erſte Pflicht!"
Auf dieſes Wort wird ſich ein Mann Euch melden,
Juan de Meza iſt ſein Name, kühn,
Erprobt, ein Freund des herzoglichen Hauſes —

(Antonio will reden.)

Doch hört ihn ſelbſt und laßt die Würfel rollen!

(Sie will ab.)

Antonio (kaum begreifend, will ihr folgen).

Prinzeſſin —! (Er hält ſie feſt.) Hörte das die Luft?
Und dieſe Wände ſchwiegen? Wie? Ihr wagt
Zum zweiten mal das Schreckenswort zu ſprechen —?

Eboli.

Wie die Sibylle! Kauft sie alle zeitig,
Die Weisheit, die Ihr jetzt noch zahlen könnt!
Bald ist sie theurer und — sie bleibt dieselbe. (Ab zur Rechten.)

Antonio (allein).

Sie läßt mich so zurück —! Mitwissend um
Den Mord, den ich nicht hindern — dürfte? Blutig
Steht so auf meiner Stirn das Kainszeichen?
Verruchte —! Was beginnen, um nicht wirklich
Im Nichtbegreifen und Nichtfassenkönnen
Besinnungslos, es doch zuletzt zu dulden?

Dritter Auftritt.

Juan de Meza (in besserer Kleidung, um den Hals mit einem seidenen Tuche) Antonio.

Juan de Meza.

Sich selbst erhalten ist die erste Pflicht!

Antonio.

Wer bist du, Mensch?

Juan de Meza.

Ein Pächter bin ich, Herr,
Der Fürstin Eboli auf ihren Gütern,
Juan de Meza heiß' ich und bevorzugt
Ward ich zu — nun', Ihr wißt den Handel schon.
Hier baares Geld und Wechsel, hier die Päße,
Auf solche Fälle fällig; Alibis,
Bezeugend, daß ich jetzt in Portugal,
In Cadiz bin, Granada, in Sevilla.

Sind auch bestellt, vier wackre Burschen gleichfalls —
Das Uebrige, was die Gelegenheit
Betrifft, die Stunde, Herr — ich kenn' ihn, denk' ich,
Den Ritter Escovedo — hol' ich hier. Ihr gebt
Vielleicht ein Zeichen — Da! Die Binde etwa!

Antonio.

Zurück! Siehst du mich, Mensch, wie einen an,
Der dir verwandt und wilden Thieren?

Juan de Mesa.

Herr!
Die Fürstin gab auf jeden Fall die Losung —
Ich kann nicht mehr zurück. Ein Stündchen etwa —
So dacht' ich, Herr — vielleicht wenn dort im Schatten
Ich bis zur Audienz des Königs —

Antonio.

Königs?
Was willst du mit dem König in dem Handel?
Es sind die Furien, die mich umschweben,
Als wär' ihr Schlangenhaar die feidne Locke,
Mit der die Liebe tändelt! Grinsest du
Und lächelst —? Drohst sogar? Hier, Mensch, tritt her —!
Nicht her zu mir — Da sieh — dies Fenster hier! —
Es geht auf einen Hof hinaus, wo schweigend
Die Schatten fallen in dem Mondenlicht —
Dort hast du Muße, eine Stunde mind'stens
Im Zwiegespräch mit dir allein zu weilen —

(Wirft ihm einen Beutel zu.)

Daß du sie hast, gedenkend meiner Warnung,
Nimm das, zähl' die Dublonen, die du nicht
Zu theilen brauchst mit deinen Mordgesellen —

Juan de Meza.

Das läßt ſich hören —

Antonio.

Wie ein Wort der Gnade
Am Eingangsthor der Sel'gen! Unverwandt
Blickſt du, Juan de Meza, auf dies Fenſter —

Juan de Meza.

Die Münzen hat man ſchon im Griff —

Antonio.

Und ſiehſt du
Von meiner Hand ein weißes Tuch geſchwungen,
Hier dieſes — ſieh die Farbe! — Dico! Betracht' es!
So iſt dies Zeichen einer Taube Fittich,
Ein Friedensgruß der Engel, der der That
Einhalt befiehlt und ein'gen armen Seelen
Das Alibi der ew'gen Gnade ſichert!
Verſtanden meine Loſung, Juan de Meza?

Juan de Meza.

Ich war einſt Picador in der Arena,
Nur rothe Farbe reizt die Wuth des Stiers —

(Er nimmt ſein rothes Tuch und legt es auf den Sims des Fenſters.)

Doch müßt Ihr beide Farben haben! Wählt
Die Farbe der Prinzeſſin, Herr! Ich möchte
Mir ihre Kundſchaft nicht verderben.

Antonio.

Fort!
Ob Stier, ob Lamm — der Lohn bleibt gleich. Ich denke,
Dir iſt's die Hauptſach'! Fort auf deinen Poſten!

Juan de Meza (ab nach links, während vorher und nachher Trompetentuſch).

Antonio (außer sich).

Du ew'ger Gott! Drei Tage ließ ich sie
Dem Zufall Raum! That nichts und lauschte nur
Dem Auge Philipp's? Tückischer Tyrann!
Hab' ich der Seele Frieden dir verspielt?
That nichts! Stand rathlos! Blickte nur, wie sie,
Mordgierig auf Pelayo's Rächerschwert,
Indeß die schwarze Ahnung immer dunkler,
Der Glutenstrom der Hölle näher rollt!
Nein, nein! Und sollt' ich mit dem eignen Leben
Dem Stahle mich entgegenwerfen, nimmer
Wirst du die That vollziehn! Die Kraft wird bleiben,
Zur Seite ihm zu stehn und ihn zu schützen,
Wenn ich auch bald ein Nichts geworden bin,
Ein Widerhall des einz'gen Wortes: Undank!
Undank, ihr Könige, nur Undank ist
Der Lohn für unser treustes Dienen!

(Trompetenruf.)

Vierter Auftritt.

Pagen, Hofherren, Hofdamen, wie vorhin. Philipp. Fürstin Eboli. Lerma. Barajas. Fuentes. Tellez. Tara. Pascual und Aellos. Procuradoren.

Philipp (kommt hinten von rechts nur spricht schon draußen).

Gut!

Prinzessin! Hier auf Asturien also
Wird mir beim Eintritt gleich zum ersten Gruß
Gerichtsbarkeit und Cyperwein und Cortes

In eins credenzt? (Ueberrascht sich.) Nun wohl! Ich lieb' es,
Wenn man auf meine treuen Gortes hält!
Seid mir willkommen, Pascual, Avelles —!
Doch was vernahm ich aus der Sänfte? Narren,
Die eingedrungen hier in Eure Gärten
Und Degen kreuzten um begrabne Dinge?
Ihr Väter von der Stadt, (zornig) was duldet ihr
Verbannte in Madrid?

Pascual.

Die Stadtgemeinde
Darf sich durch einen alten Brauch entschuld'gen,
Daß jeder Ausgewies'ne und Verbannte
An jedem Orte Spaniens des Hauses
Und seines Namens Ehre wahren darf.

Philipp.

Steht das geschrieben, Don Antonio?

Antonio.

Es steht geschrieben, Sire —

Eboli.

Und ferner heißt es —
Das steht denn freilich nicht geschrieben, Sire —
Geschrieben nur in Augen, finstern Mienen —
Das neue Recht der Inquisition
Geht nicht so schnell ins Blut der Spanier
Als Ihr gewollt. (Bei Seite.) Es ist beständiger
Als seines Königs Neigungen, und wechselt
Nicht mit dem Monde.

Philipp (lauernd).

Ha! Ihr laßt wol Briefe,
Die Eure Späher Euch geschrieben? Ja,
Maria Stuart sieht Den Philipp an,

Sie zu erretten aus der Kerkerhaft
Eliſabeth's — Als Lohn dem Paladine
Reicht ſie die ſammetweiche Hand —

Eboli.

Die Gift
Zu miſchen weiß, den Dolch zu führen —

Philipp.

Pah!
Ich wagt' es immerhin auf die Gefahr!
Wenn ich die Flotten und Armeen nur
So leicht wie Diademe ſchenken könnte —

Eboli.

Das Diademeſchenken, fand ich, war
Von allem Schweren immer Euch das Schwerſte.

Philipp (für ſich, geſchmeichelt und behaglich)

Haha! Wie lieb' ich ihren Zorn! Er ſtachelt
Des Alters trägen Gang! (Laut.) Was Diademe!
Zu ſtrahlend glänzt Ihr ſelbſt! Mein Narr hat recht:
Vergeſſen die Armada um (küßt ihre Hand) Armida!
Ich bin Euch ſehr verſchuldet! Tauſend Dinge,
Die nicht erledigt, Wünſche, nicht erfüllt!
Doch das geſchah — den Dienſtmann Juan de Meza,
Von dem ich heute erſt erfahren habe,
Daß er es war, der ſich auf der Terraſſe
Neulich Gelegenheit erſpähen wollte,
Euch ſeinen Dank zu ſagen — ſchuldig war er's —
Da Ihr in Eurer Mild' um ihn gebeten —
Den hat die Inquiſition begnadigt.
Sie kann auch milde ſein, ſagt das den Cortes,
Um deren Gunſt Ihr Euch bewerben möget

Mit meinem Willen. Selbſt Antonio
Thut recht, in Sicherheit ſie einzuwiegen.
Doch Escovedo — Wollt' ich ihm nicht Abſchied
Bei dieſem Anlaß geben? Die Geſchäfte
Sind unerſchwinglich und ſogar im Beten
Gibt mir die Zeit nur weltliche Gedanken.
Ruft Euern Schwager, Don Antonio —! Fürſtin,
Schließt das Gemach! Seid froh und tanzt! Antonio!
Ruft Escovedo! Geht! Prinzeſſin, geht!
Und unterhaltet mir die werthen Cortes!

Eboli (wirft einen bedeutſamen Blick auf Antonio)

Jetzt rette, Weltgericht! (Will ab.)

Antonio (der zu den Pagen und Dienern ſprach)

Ein Wort, Prinzeſſin!

(Alle gehen ab und im gleichen Moment ſtellt ein Page ein ſilbernes Schreibzeug auf den Tiſch rechts. Ein anderer brachte eine Mappe mit Papieren. Ein dritter bob links, ein vierter rechts die Vorhänge von ihren Befeſtigungen. Sie fallen dicht zuſammen. Die Scene iſt ein geſchloſſener Raum und die Muſik draußen wird allmählich unhörbar.
Philipp iſt allein.)

Philipp.

Ich muß ihn haben. Ich allein, kein andrer!
Hab' ich nur Sie, und wär's als Trägerin
Der Kron', als Staatsminiſter Escovedo —
Dann rollt ein neues Blut mir durch die Adern!
Noch hat er jeden Antrag abgelehnt,
Die Sehnſucht nach dem Prinzen nur verrathen —
Voll Eifer, und ich glaube, Ehrlichkeit;
Mit jener Wärme, die den Dienenden
Dem Herrn und ſelbſt dem mächtigſten der Kön'ge
Zuletzt zum Sklaven macht, zum treuen Freunde,

Der Ketten trägt nur als sein Ehrenzeichen —.
Das ist ein Mensch, wie ich ihn brauchen kann,
Wenn ich auch Perez schwer entbehren werde!
Sein Schwager sticht ihn aus! Ich muß bewundern —
Wie gleichsam unschuldvoll und herzig fast
Verbirgt er seinen ränkevollen Prinzen,
Weiß ihm zum ehrlichsten zu deuten alles,
Sieht Spiel in jedem Frevel, Tändelwerk
In jedem wohlbedachten Anschlag! Nein —
Er bannt die Seele mir; als wär' ich Saul
Und er der Meister auf der Harfe, David! —
Mein Stolz verlangt, die Abschiedsaudienz
Wie eine flücht'ge, halbvergessne Mahnung
Der Etikett' ihm hier zu geben — Dennoch
Verkennt er schwerlich meine Ungeduld!
Durchschaut mein scherzend Wort und mein — Vergessen!
So war mir nie geschehen. Sieh dich vor,
Du Hirtenknabe ohne Arg und Makel!
Ich seh' auf deiner Seele tiefsten Grund
Und warne dich —! Daß du es hören könntest!
Willst du zu Don Juan von Oestreich wieder,
Begleiten als Trabant des Bruders Ehrsucht,
Willst mir mit allem, was ich dir vertraute ·
Im Glauben, daß du bleiben würdest, willst
Mit meinen heimlichen Entwürfen, mir
In Spanien den Staat auf meine Art,
Nach dem Bedürfniß meines Königthums
In Spanien, Flandern und Italien
Zu säubern — scheiden, Escovedo? Dann —
Dann wahre deine Bahnen! Könige
Verschmäht man nicht!

Hotham.

Ja noch mehr, Prinz! Der Verräther hat mit Vergnügen gehört, daß Sie beim König plötzlich in Ungnade gefallen sind.

Erbprinz.

Mit Vergnügen haben Sie das gehört?

Hotham.

Prinz, der Verräther versichert Sie auf Ehre, daß es keinen glücklicheren Weg geben konnte, Ihre Wünsche zu erfüllen.

Erbprinz.

Wollen Sie mich wahnsinnig machen?

Hotham.

Um wenigstens die erste kleine Douche über Ihre Zweifel zu gießen. (Sieht sich um) Lesen Sie diese Stelle eines Briefs, den ich so eben empfangen habe.

Erbprinz.

Wahrscheinlich ein Billet von dem Prinzen von Wales?

Hotham.

Lesen Sie nur!

Erbprinz (liest).

„London, den 5. Juni."

Hotham (zeigt ihm besser unten).

Dort! Dort!

(Setzt ſich und ſchreibt mit lauter Stimme.)

„Mein lieber Secretar!
Bei deinem treuen und erprobten Eifer
Für meiner Staaten Wohl, Europas Frieden,
Erwart' ich, daß der flandriſche Geſandte,
Don Escovedo, Spanien — lebend — nicht
Verläßt. Dies iſt mein Wille! Ich, der König."

(Legt das Papier zuſammen und ſchreibt darauf:)

„An meinen Secretar Antonio Perez."

(Er macht einen Gang durchs Zimmer.)

Wie Himmelselemente, allbezwingend,
Steht die Nothwendigkeit an Thronen Sklave
Des Rechts zu ſein, demüthigt oft die Kronen;
Erhöhung gibt, ein Sklave ſein der Pflicht. (Er klingelt.)

(Page kommt von der Seite.)

Der flandriſche Geſandte —!

Page.

War befohlen — (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Philipp. Escovedo kommt von der Seite und beugt das Knie.

Philipp.

Wie kommſt du, Escovedo, zu der Thorheit,
Ein mir ſo theures Leben als das deine
Aufs Spiel zu ſetzen an ein Nichts? An Schatten!
An einen alten Eiſenfreſſer —! Wahrlich
Geſpenſter ſtiften Zwietracht mir im Staate!
Geſpenſter ſtiften Zwietracht mir am Hofe!

Escovedo.

Es war ein sel'ger Geist, der uns versöhnte!

Philipp (winkt ihm aufzustehen).

Dies alte Wesen der Vergeltungen!
Dies Vengadorenrecht! Familienrache!
Wie unverträglich mit dem Geist der Zeit!
Ich stürz' es alles mit dem Sturz der Cortes.

Escovedo (gibt ein kleines Heft zurück).

Mein Fürst, die Plane, die ich überdacht,
Sie müssen Beifall finden, denn des Ruhms Panier
Kann an der Luft der alten Zeit nicht wehn —
Ihr braucht den ungehemmten, mächt'gen Willen,
Die unverkürzte, eigne Kraft des Handelns —
Der Stände altes Recht hat ausgelebt —

Philipp.

Ihr führt die Plane aus?

Escovedo.

Mein Herr und König,
Ich kam zur Abschiedsaudienz —

Philipp.

(Er steckt das Papier zu sich und macht einige Schritte. Nach einer Pause.)

Doch? Doch?
Muß ich es ewig denn dir wiederholen:
Was hältst du dich, ein Staatsmann und ein Meister
Der Feder, an die kriegerische Welt,
An meines Bruders Waffen —?

Escovedo.

Herr! Ihr wuchset
Ja selber einst im Spiel der Waffen auf

Und ſahst bei Eurem kaiſerlichen Vater
Aus Waffenglück die Sonne Spaniens glänzen —

Philipp.

Aus tollem Spiel des Zufalls! Eine Kugel,
Ein bäumend Pferd, ein Sumpf, ein Wolkenbild,
Das in der Schlacht die Sonne ungleich theilte,
Warf Welten um! Hat Karl es nicht erlebt?
Trieb ihn das trügeriſche Spiel der Waffen
Nicht damals vor dem Sachſenjudas Moritz
Bejammernswürdig über Alpenpäſſe?
Das ſehend und in ſeinem Werth erkennend,
Ließ ich vom Eiſen, gab der Scheide wieder
Das ſchart'ge Schwert, ſein Reſt iſt mir ſein Glanz;
Ich will den Krieg der Feder, Streit des Wortes,
Des klugen, wohlberechneten —! Du weißt es,
Mit mächt'ger Wünſchelruthe ſuch' ich Geiſter
Und, Escovedo — dir — dir ſenkte ſich
Der Zauber —

Escovedo.

Sire, Ihr kennt des Herzens Leſung —

Philipp.

Ein läſt'ger Makler, preiſ' ich meine Waare
Und nenne Spanien dein ganzes Glück!
Mit Philipp einig! Auf der höchſten Warte
Die Länder und die Meere überſchaun!
Die alte und die neuentdeckte Welt!
Das nenn' ich — herrſchen! Escovedo, ja,
Du haſt in mir den ganzen Durſt der Seele
Entzündet wieder nach der Meiſterſchaft,
Nach Einzigem, nach Unbeſiegbarem

Selbſt von dem Vatican zu Rom! Sei mein!
Die Größe will auch ich, Unſterbliches!
Ich will's wie einer! Doch auf offner Straße,
In Heereslagern — Kriegen —? Nein, mir liegt
Mein Königthum nur im Verborgenen.
Was regt ſich nicht! Was ſchlummert nicht in Köpfen!
Wen möcht' ich nicht zu treuer Führung ſuchen!
Der Forſcher denk' ich, ſtiller Erkerſtübchen,
Wer kennt ſie, wo der Genius ſich niſtet —
Die Höhen ſucht er nicht, ſucht nicht Paläſte,
Der Straßen ſtaub'ge Bahnen nicht — komm, laß uns
Die Geiſter ſuchen, heimlich, ſchleichend, taſtend
Anklopfen, daß die Ueberraſchten ſich
Von ihren Träumen aufwärts heben, ſtaunend
Und ſtarrend: Tritt die Sonn' in unſre Kreiſe?
Dann dichtumfloſſen, mir zum eignen Wunder,
Ganz in der Wonne, daß ich helfen kann
Mit dieſer Menſchenhand, die ſchon der Allmacht
Erfüllte Werke manche abgerungen,
Möcht' ich die Staunenden begrüßen, laut
Mit Cymbeln und mit Harfenklängen rufen:
Dein Bräutigam iſt da! Dein König iſt's!
Die Hochzeit hält er mit der Braut des Geiſtes! — —
Kannſt du noch zögern? Nicht mir folgen wollen?
Nicht ſchaffen ſo mit mir für Ewigkeiten?

Escovedo.

Mein hoher Fürſt! Ein zaubervolles Bild
Entwirfſt du mir von eines Herrſchers Größe —
Doch feſſelt mich, ſeit meiner frühſten Jugend,
Die Lieb' und Huld des Prinzen Don Juan.
Du gabſt mich ihm als Pagen, Herr, du ſelbſt!

Entſinnſt du dich — wie ich dich oft beläſtigt
Mit meinen Bitten um den theuern Prinzen?
Als in die Welt er zog, ſchon bei Lepanto
Die Türken ſchlug, ich ihm nicht folgen durfte,
Verzehrt' ich mich in Gram. Da ließ'ſt du mir
Gewähr, nach Flandern ihm zu folgen. Ach!
Mit allen Flügeln der verhaltnen Sehnſucht,
Im Arm ein Weib, um das ich erſt zu werben
Mir nicht die Zeit nahm, flog ich hin zu ihm,
Zu meinem Auge, Ohr, zu meinem Herzen —!
Zehn Jahre weil' ich nun in ſeiner Nähe.
Wie könnt' ich ihm das Wort der Treue brechen,
In Spanien bleiben! Herr, ich fleh' in Demuth,
Die königliche Bitte iſt ein Bann,
Der mir den Athem nimmt — mein Fürſt und König!
Voll Großmuth gib die Freiheit mir zurück!

(Er kniet.)

Philipp.

Daß Ihr mit neuer Kraft, mir abgeſchmeichelt,
Den alten Trug beginnt? Du konnteſt denken,
Ich ſchwieg zu deinem Schmeicheln überredet?
Von meines Bruders Treue überzeugt?

(Furchtbar ſich offenbarend.)

Dich hören wollt' ich!

Escovedo.

Heilige des Himmels!

Philipp.

Bewundern dein Talent verſchmitzter Klugheit,
Die ſchiefe Sachen wieder grade richtet!

Escovedo.

Gewann ich das nur? Herr! Das goldne Wort
Der Güte in der Hand —

Philipp.

Iſt ſchlechtes Blei!

Escovedo.

Die Briefe, die voraus gegangen —

Philipp.

Sind
Verfrühte Poſten! Weiberhoffnungen!

Escovedo.

Bewilligt habt Ihr Truppen! Neu geſtattet
Die Werbung in Namur und Lüttich —

Philipp.

Friede!
Ich ſage Friede! Schwankend iſt das Los
Des Krieges! Was die Waffe ſoll entſcheiden,
Ruht unverrückt in gleichbeſchwerten Schalen.
Ich will nicht Krieg mehr in den Niederlanden,
Will Krieg mit England nicht und nicht mit Frankreich.
Des Prinzen Ehrgeiz mag mit anderm Adel
Den Makel ſeines Baſtardblutes tilgen,
Als mit dem Ruhme eines großen Feldherrn!
Auf meine Hafendämme von Antwerpen
Soll ich den Purpurmantel legen, daß er
Hinweg mit ſtolzem Fuße ſchreite, ſich
Mein Admiralſchiff lichte, England beuge,
Maria ſich von Schottland anvermähle,
Zuletzt, wenn Schiff und Wellen halten, mir
An Spaniens Küſte lande — bei Santander?

Escovedo.

O ſchauderhafte Bilder eines Wahns!

Philipp.

Sie ſtehn vor meinem Auge und ſie ſind — !

(Wendet ſich nach dem Briefe.)

Escovedo (für ſich, mit gewaltiger Drehung).

Aus meinem Blut und Zorne ſteigen ſie
Zur Rache dir, verrätheriſcher König!

Philipp (geht zum Tiſch).

Wir ſind zu Ende! Sagt dem edeln Bruder,
Der dritte Theil der Steuern mag ihm bleiben,
Als Sold für Truppen, die bereits er hat —
Nicht neue — ſeine alten reichen aus
Zur Bändigung des Aufruhrs in den Städten;
Nach Alba — fürcht' ich nichts — von Leichenſteinen —

Escovedo.

So nehm' ich Urlaub denn — die ganze Laſt
Der Reiſe jetzt nur — Thränen —

Philipp.

Die Ihr lacht!
Ausforſcher, Horcher, wenn du wieder bei ihm!

(Escovedo's Proteſt ablehnend.)

Genug! Du biſt des Prinzen Macht! Sein Rüſtzeug,
Sein Fußvolk, Reiterheer, Geſchütz und Flotte!
Nur einmal (ſcheinbar harmlos) ſollſt du, Escovedo, dennoch
Bei dem verſchmähten Philipp Dienſt verrichten,
Den Dienſt des Secretärs von Spanien —

(Er geht an den Tiſch, zieht ſeinen Ring und winkt Escovedo.)

Glüh' mir dies Wachs — ich hab' um dich ein Wort

Ins Amt zu ſenden — die Entſcheidung dir
Um Sold und um die Steuern auszufert'gen,
Die ich Euch ſchenken will in meiner Gnade —

Escovedo (glüht das Wachs und läßt es vor Zorn zitternd, aber harmlos auf den geſchloſſenen und von Philipp gehaltenen Brief gleiten).

Dürft' ich — noch reden, Herr — ich glühte wohl
Des Königs Huld — ſo weich wie dieſes Wachs —

Philipp.

Ihr ſcherzet artig! Hier! Das Siegel drückt!

Escovedo (drückt den Ring des Königs auf).

Philipp.

Ich dank' Euch, Escovedo — Seht, wie gut
Don Philipp Euch von Spanien, der Arme,
Doch brauchen könnte! So lebt wohl! Nehmt Abſchied!
Jetzt geb' ich Eure Zunge frei. Sagt alles!

(Escovedo will erwidern.)

Ich weiß, Ihr thut es nicht! Nehmt dieſe Kette
Als Angedenken!

(Er hängt ihm ſeine eigene Kette um, geht an den Tiſch und klingelt.)

Sancho!

(Der Page kommt.)

Dieſen Brief —

(Er betrachtet den Brief noch einmal.)

Wie ſicher ausgeprägt des Königs Siegel,
Das volle Bild des Löwen von Caſtilien!
An Don Antonio Perez! (Page ab.) Lebe wohl!
Und führt dein Weg uns wieder einſt zuſammen,
So ſei's mit Gott — auf den — wir alle bauen!

(Klopft noch Escovedo's Schulter und geht.)

Escovedo (ſpringt vom Knien auf und ſieht ſich glücklich um).
Erlöſt! Befreit! Ich fühle Meereshauch!
(Die Vorhänge werden draußen zurückgezogen. Trompeten- und Paukenwirbel.)

Sechster Auftritt.

Antonio ging unruhig forſchend über die Bühne. Escovedo. Zuletzt ein Page.

Escovedo (außer ſich).
Antonio! Gib mir ein Roß! Dein ſchnellſtes!
Ich ſpringe in den Bügel, wie ich ſtehe!

Antonio (in freudigſter Ahnung).
Zu Juan von Oeſtreich gehſt du —?

Escovedo.
Taumelnd noch
In wilden Wallungen des Bluts, die Dinge
Euch wahr zu machen, die Ihr fürchten wollt!
Zu meinem Herrn geh' ich! Leb' wohl!

Antonio (vom glücklichſten Gefühl übermannt, bei Seite).
Prinzeſſin!
Das haſt du nicht verdient, als ich vergebens
Um unſrer Seelen ew'gen Frieden bat!
(Laut.) Was wendeſt du dich ab?

Escovedo.
Ja, Schwager, daß
Auch du den Glauben mir an Spanien
Geraubt! Leb' wohl! Nach Flandern geh' ich —

Antonio (außer ſich, voll Hingebung ihn zurückhaltend).

Nein!
So ſcheide nicht von mir! Wirf deinen Zorn,
Wirf ihn auf mich, ich will ſein Opfer ſein!

Escovedo.

An meinen Fuß nur denk' ich noch in Spanien,
Der ſoll mich tragen aus dem Land der Lüge!
Eins that mir wohl! Mit Manuelens Vater
Hab' ich mich ausgeſöhnt! Das iſt ein Blick,
Den ich in Spanien noch gen oben warf —!
Sonſt blick' ich ſcheu und voll Beſchämung nieder —
Grüß' mir Juanen — meine Schweſter! — Grüß'
Die lieben Kinder —!

Antonio.

Escovedo, ſieh
Die Thränen! Nimmer wirſt du ſie verſtehn!
Verſtehen nie, was dieſe Bruſt bedrückt!
Doch ſag' ich eines: Oft beſchwert ein Vorwurf
Das Menſchenherz und eine trübe Schuld,
Die wir aus unſerm tiefſten Innern dennoch
Und aus der Seele Grund berichtigen können.
Juana! Ja, das iſt der heil'ge Name,
Um den du zürnſt; doch glaube, Escovedo,
Juana trägt die Krone meiner Liebe,
Juana iſt die Seele meiner Seele,
Des Auges Licht, des Herzens einz'ger Schlag!
Doch Spanien kennſt du nun! Du kennſt mein Amt!
Kennſt meine Klippen! Ach, die Krone trägt
Im Königreiche meiner Pflicht ein Weib —
Ein Weib! O laß zehnjähr'ge Qual des Dienens

Erbprinz.

„Sie fragen mich nach Neuigkeiten vom Hofe, doch sind wir ziemlich arm daran. Der Prinz von Wales befindet sich noch immer — auf der Eberjagd — in den Hochwäldern des Walliser Landes" — Der Prinz ist nicht in Berlin?

Hotham (lächelnd sich umblickend).

Eben so wenig, wie Sie gegenwärtig im Palast von St. James.

Erbprinz.

Was soll ich davon denken?

Hotham.

Daß Sie zu Hotham's Freundschaft, Ergebenheit und Klugheit ein besseres Vertrauen haben sollten!

Erbprinz.

Der Prinz von Wales ist nicht in Berlin?

Hotham.

St! Er ist nicht hier für uns; er ist aber hier für Alle, für Jeden! Der Prinz von Wales ist da, dort, hinter der Wand, im Kamin, in der Luft, unter der Erde, nirgends, wo er uns im Wege steht und überall da, wo wir ihn brauchen werden zur spaßhaftesten Komödie von der Welt!

Erbprinz.

Hotham, ich hätte mich in Ihrer Freundschaft nicht geirrt?

Mich nicht mit Worten ſchildern! Wer ſie kannte,
Die Leidenſchaft, die ſchon den edeln Prinzen,
Des Königs Sohn, Don Carlos, einſt umſtrickte —
Dem Tode ihn geweiht — da war's ein Spiel nur!
Nur Tändeln! — Jetzt die Lautenſchlägerin,
Erhoben zur Beherrſcherin des Landes,
Ward Furie, ihr Auge wurde Dolch!
O wende dich nicht ab! Laß mir die Hand! —
Von ihrem letzten Siege hoff' ich Rettung:
Rechtmäßiges Gemahl wird ſie dem König.

Escovedo.

Was baust du auf dies Maß und dieſes Recht?

Antonio.

Wenn ſie zur Hälfte geht mit Philipp's Krone,
Wird die erworbne Pflicht der Majeſtät
Sie ſchirmen vor ſich ſelbſt. Auf hoher Warte,
Dem Urtheil ſtehend wie ein heilig Zeichen,
Wird ſie in unbefleckten reinen Adel
Der Sitte ſich zu hüllen haben, halten
Sich um der Würde willen, die ſie trägt;
Denn wunderbar erzieht ein Weib die Größe
Und ihrer Tugend Bürgſchaft wird die Pflicht!

Escovedo.

Ich ſtaune, Perez, wie du klimmſt und klimmſt
Auf allzu jungem Wald, von Aſt zu Aſt!
Da knickt ja jeder Zweig! — Wie kannſt du leben
In ſolchem Doppelbund der Lüg' und Wahrheit!
Du willſt das Böſe nicht, doch mein' ich faſt,
Das Gute macht dir viel zu viel zu ſchaffen!

Antonio.

Wohl dir, mein Freund, wenn euch in Flandern draußen
Die Tugend leichter wird! Iſt nirgendwo
Ein großes Wirken in der Politik
Mit unſers Herzens Regung zu vereinen,
Wie wenig erſt an König Philipp's Hofe!
Doch — laſſen dieſe Welt? Vom Glück, dem nie —
Ach! nie genoſſnen, ſcheiden? Muthlos fliehen?
Ich könnt's um mich — Ich ſuche nicht die Ehre —
Wie kann ich's um die andern! Ja, um euch!
Um euch, die meines Wirkens Spuren fürchten!
Dir mußt' ich Feind ſein, mußt' es um den König,
Um deinen Prinzen, und ich war es — ehrlich!
Wir wollen nicht mehr kriegeriſchen Ruhm,
Den Philipp ſich durch andre muß erwerben,
Die dann ihm trotzen, ſich die erſten dünken —
Wir ſahen es an Alba und Farneſe.
Die Loſung meines Namens iſt der Friede!
So manche Saat des Glücks, ſo manche Segnung
Der wahren Wohlfahrt unſers Spanien iſt
Aus meinen Händen blühend aufgegangen.
Nie läßt ein Gärtner den geliebten Boden,
Wenn er auch ſchwer zu ackern. Hier den Willen,
Die Kraft gefangen geben und den Muth?
Das nenn' ich leben nicht! Das Leben athmet
In Tauſenden wie eines Kindes Traum —
Sie ſind die Glücklichen! — Mir ward es Preis nur
Des höchſten Ringens! Leben iſt mir Kunſt!
Und was ein Künſtler ſich errungen hat
Für ſein Talent, es trennt ſich nicht von ihm.
Mag er ſich Ruhe gönnen, mag die Schritte

Nach dem gemeinen Gang des Lebens meſſen —
Umſonſt! Hoch von der Erde hält ihn ſchwebend
Die Uebung ſeiner Kraft, ſein Auge läßt
Des Genius Flamme nimmer ſich bemeiſtern,
Er bleibt umrauſcht von goldnen Götterſchwingen —
Und was er kann, das muß er auch vollbringen!

Escovedo.

Ich lächle deiner, und doch will mich Wehmuth
Nicht weniger beſchleichen! Bin ich ſelbſt
Nicht ebenſo gebunden durch — mich ſelbſt?!
Weiß ich die Ehrbegier nicht ebenſo
Als Pflicht und Tugend mir zu deuten?! Nun —
Verſöhnt durch ſolchen Muth, nimm meine Hand!
Ich höre den Antonio wieder, den
Ich ſtets bewundert. Bleib bei deinem Herrn
Und lenke Spanien nach deinem Sinn,
Wenn ich auch meinem ſchwerverkannten Prinzen
Dem Opfer euers Neides — Doch das bleibe
Von unſerm Abſchied ausgeſchloſſen, Perez!
Erhalte dir dein inneres Gefühl,
Die Treue deines Herzens für dein Weib
Und lebe glücklich!

Antonio.

Morgen noch,
Wenn mit des Frühroths Roſen Nachtigallen
Erwachen im Granatbaum deines Fenſters,
Klopf' ich dich, mit den Kindern um die Wette,
Aus deinem Schlummer —

Escovedo.

Nur — zum Lebewohl!

(Er umarmt Antonio und geht ab.)

Antonio (kehrt zurück in seligstem Gefühl).

Tagt so der Morgen in der Weihnachtszeit?
Klingt so ein Harfenton in Himmelslüften?
Heerscharen rufen: Friede aller Welt!
Den Menschen Wohlgefallen! In der Höhe Ehre
Dem Gott, der seinen eignen Sohn gesendet!

(Zieht ein weißes Tuch.)

Gerettet, Escovedo! Lebe! Lebe!

(Eilt an das Fenster und will mit dem Tuche weben. Inzwischen erschien hinten der Page Sancho mit dem Brief des Königs und sucht Antonio.)

Page (bestimmt).

Senjor, vom König dieser Brief! (Ab.)

Antonio (unterläßt sein Weben mit dem Tuche und greift freudig nach dem Briefe).

Viele Stimmen.

Bringt Fackeln!

Andere.

Der König geht! Bringt Fackeln!

(Dreimaliger Tusch. Eine Menge Fackelträger. König Philipp. Fürstin Eboli und der ganze Hof gehen hinterwärts vorüber und bleiben, um Abschied zu nehmen, stehen.)

Antonio.

Geht der König
So zeitig? Und ein Brief? An mich?

(Betrachtet die Aufschrift, erbricht den Brief und liest. Er stößt einen Schrei aus.)

Barmherz'ger!

(Er bricht auf dem Sessel zusammen.)

(Fürstin Eboli und Philipp kommen näher.)

Eboli.

Was iſt Euch, Don Antonio? Empfingt Ihr
Depeſchen, die Euch ſo erſchütterten?

Philipp.

Ihr ſeht, Prinzeſſin, daß zu Maskenſcherzen
Des Staates Sorge keine Muße läßt!
Doch meinen Dank! Gut' Nacht! (Sieht Perez' Vernichtung.) Antonio!
In welcher Scene hattet Ihr geſpielt?

Antonio (vernichtet).

Im — jüngſten Tag —!

Philipp (tritt zu ihm heran, drückt ihm kräftig und leidenſchaftlich die Hand).

Das iſt des Königs Stichwort!
Spiel' deine Rolle, wie ſie dir geſchrieben!
Mein hochberühmter und mein erſter Staatsmann!

(Bedeutungsvoll ab.)

(Alle ab bis auf Antonio und die Eboli.)

Eboli.

Ihr traut dem Worte? Zögert noch zu wählen,
Ob roth, ob weiß die Farbe? Ich erfuhr es
Von Juan de Mezа, der des Winkes harrt —!
Der König läßt nicht mehr von Escovedo!
Er oder wir — das iſt die Loſung! Vasquez
Erklärt die Reiſe nur für leeren Schein —
Was zögert Ihr? Jetzt oder nie, Antonio —

Antonio (geht feierlich und langſam ans Fenſter, wo er das rothe Tuch emporhebt).

Eboli (erbebt anfangs. Dann aber, als Antonio endlich das Tuch fallen läßt, mit ausbrechendem Gefühl des Glücks).

Geliebteſter! Des Lebens Dank! Es ſchlägt
Mein Herz mit nie empfund'ner Wonne! Perez!
Du Größeſter der Erde! (Sie breitet die Arme nach ihm.) Laß
mich —

Antonio (weiſt ſie ſtreng zurück).

Fürſtin!
Es iſt genug — Wir haben abgerechnet! (Geht in den Hintergrund.)

Eboli (ihm ſelig nachblickend).

Die Krone Spaniens — das ſein Gewinn!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

In Antonio Perez' Hauſe.

Eine große Halle, links und rechts mit offenen Säulen. In der Mitte eine hohe Thür. Links ein Tiſch und Seſſel. Die Säulen ſind zum Zeichen der Trauer mit ſchwarzem Flor umwunden. Immortellenkränze hängen über der Thür. In der Mitte der Bühne, etwas mehr dem Hintergrunde zu, ſteht ein mit Blumen bedeckter Sarg auf einem Katafalk, der mit einem großen, die Bühne bedeckenden ſchwarzen Teppich belegt iſt.

Erſter Auftritt.

Mit Aufgehen des Vorhangs ſieht man um den Katafalk zwölf Mitglieder der Todtenbrüderſchaft, in weißen Mänteln mit Kapuzen, ſchreiten. Zur Begleitung einer außerhalb der Scene befindlichen Muſik von Poſaunen ſingen ſie ein ſchon vor dem Aufgehen des Vorhangs begonnenes Requiem, ſind jedoch bereits auf dem letzten Rundgange begriffen und wenden ſich eben der Thür zu, wo ſie verbleiben. Wie die Thür geöffnet wird, ſieht man draußen Leidtragende, Diener, Volk. Aus ihrer Mitte ſchreiten Pelajo, Vasquez, Barajas, in ſchwarzen Harniſchen, ſchwarzen Handſchuhen und ſchwarzen Helmen mit verſchloſſenem

Visir. Jeder von ihnen hat einen Palmenzweig in der Hand. Mit halbgeschlossenem Visir beginnt, während die Posaunen schweigen, in einem feierlichen Tone

Pelajo.

Wir Vengadoren, Rächer schnöder Thaten,
Begrüßen deinen Leib mit Friedenspalmen,
Wie Todten ziemt. Doch nimmer sollen Palmen
Auf unser Grab sich neigen, theurer Sohn,
Bis nicht gerächt dein blut'ger Tod! So lange
Sind Wächter deines Leibs die Vengadoren
Und hüten dich und führen deine Sache!

Parajas und Vasquez (legen die Palmen nieder und wiederholen aus ihrem nur halbgeoffneten Visir).

Und hüten dich und führen deine Sache!

Zweiter Auftritt.

Juana kommt von rechts, in Trauerkleidern und langen Schleiern, mit ihren schwarzgekleideten Kindern Luis, Fernando, Felipa und einer Anzahl edler Damen, die Blumen tragen und sie streuen.

Juana (tritt zum Katafalk, nimmt den Kindern die Blumen ab und streut sie).

Pelajo.

Mit Blumen opfert! Opfert ihm mit Thränen,
Ihr, die ihr an des Hauses Pflicht, aus Zagen
Des Herzens seid gebunden! Männern aber
Geziemt das ehrende Geleit des Wandrers,

Der heim nach Flandern wollte, den ich noch
Zuvor begrüßte mit der Pflicht der Ehre,
Im Waffenspiele mir zum Freunde warb,
Zum Sohne schlug. Jetzt bin ich ihm verpflichtet
Zur Trauer, wie wir Männer trauern — rächend!
Ihr schwört die Rache, die Pelajo schwört?

Barajas (lüftet das Visir und hält die Hand empor).

Alfonso de Barajas wie Pelajo —!

Vasquez (ebenso).

Matteo Vasquez schwört wie Don Barajas!

(Dem Katafalk sich beugend).

Mein edler Freund! Durch deinen seltnen Werth
Und meinen Namen doppelt mir verbunden!

Juana.

Könnt' ich ein Lied auf goldner Harfe rühren
Und wie ein Sänger mit der Saiten Munde
Verschönern noch des Herzens tiefsten Aufschrei,
Wie wollt' ich, Bruder, dir die Klage sprechen!
So aber geht mein armes Trauerwort
Mit des Empfindens regellosem Strome,
Und selbst der Schwur der Rache stockt, gehemmt
Vom Jammer, vom Erinnern, das bei Frauen
Die Frevler [illegible], ach! nur sie selber tödtet!
Doch schwört in mir mein Gatte, den die Pflicht
Des königlichen Amts entschuld'gen möge,
Und beide schwören wir in unsern Kindern,
Wie Kinder schwören sollen, sehn sie Größe
Zu Grabe sinken. Kniet, Fernando! Luis!
Felipa! Knie! Die Mutter spricht für euch:
Du lieber guter Oheim Escovedo!
Solang' du lebtest in dem Dienste Spaniens

Und Großes ſich begab, verkündete
Die Harmonie der Weltregierung, die
Der Himmel Sterblichen vertrauen wollte,
Mit Königen den Namen unſers Oheims!
Bei deinen Tugenden geloben wir,
Ein wachſend Saatkorn deines Geiſts zu ſein
Und ſprechen unſrer leiderfüllten Mutter
Und ihren Thränen nach: Wir wollen ähnlich werden
Dir guter, guter Oheim Escovedo!

Luis, Fernando und Felipa (ſprechen nach).

Wir wollen ähnlich werden
Dir guter, guter Oheim Escovedo!

Pelajo.

Erfüllen wir ſomit die erſte Pflicht!
Dem Leib die Ruhe! (Poſaunen.) Gebt den Arm, Senjora!

(Draußen beginnt wieder die Trauermuſik.)

Die Todtenbrüder treten vor, nehmen die Leiche und tragen ſie hinaus. Pelajo nimmt den Arm Juanens, Frauen nehmen die Kinder; alle folgen dem Zuge. Die Trauermuſik und der Geſang der Mönche lautet erſt näher, dann in Entfernung und zuletzt verhallend. Während des Abgangs, des Fortgangs der Muſik und der allmählichen ſtillen Wegnahme der Eſtrade gehen Vasquez und Barajas erſt nach der Thür, dann wenden ſie ſich wieder ſchnell nach vorn und beginnen:

Vasquez.

Was dünkt Euch, daß Antonio fehlt' —?

Barajas.

Er weilt
Beim König —

Vasquez.

Nein! Der König hat ausdrücklich
Ihm anbefohlen, ſich, wie wir, der Trauer
Zu widmen ſeines Hauſes.

Hotham.

Eben ſo wenig, wie ich mich trotz Kerker und Ungnade in unſrer Hoffnung irre. Auf, zu dem Kobold, der für uns arbeiten wird, zu dem räthſelhaften Geiſte, mit dem wir von heute an die Welt in Angſt und Schrecken ſetzen wollen, zu Ihrem mächtigſten Nebenbuhler, und zu Ihrem noch mächtigeren Bundesgenoſſen.

Erbprinz.

Das wäre?

Hotham.

Zum Prinzen von Wales!

(Beide ab.)

(Verhang fällt

Parajas.

Seltſam! Früh
Fand ich ihn bei der Fürſtin, beide tief
Geheimnißvoll verloren in Berathung,
Bis ſie der König rief.

(Die Muſik verhallt.)

Vasquez.

Eins ſteht wol feſt —
Seit Escovedo hin, um den allein
Der König Euch geduldet und gehalten,
Iſt die Entlaſſung Euch gewiß. Ich denke,
Ihr geht wol nach Peru, nehmt Dienſte dort?
Vergeßt die Thorheit, einer ſchönen Dame
Zu dienen, wie die Ritterzeiten dienten?
Verhöhnt und doch verliebt! Mein junger Freund,
Ich wüßte Beſſeres und rath' es Euch.
Jetzt gilt es, Meiſter ſeines Schickſals ſein!
Antonio haſſ' ich, wie Ihr Urſach' hättet,
Prinzeſſin Eboli zu haſſen. Murmelnd
Geht ein Gerücht — Ihr kennt es — Fällt Antonio,
Steigt Alba wieder, ſteigt Domingo, ſucht,
Was niederlag, ſich kraftvoll zu erheben,
Dann gilt es — eigne Politik gemacht —!

Parajas (aufflammend).

Heraus mit offnem Wort! Dies Dach bedeckt
Den blutigſten Verrath!

Vasquez.

Seid Ihr von Sinnen?

Mein tapfrer Vetter wetzte hier am Boden
Die Worte schon, daß hell die Funken sprühten?
Das Nächste nicht, das Fern' ist zu bedenken.
Ich meine so: Man läßt den Lärm der Trauer,
Dies Suchen, Forschen, Aufgebot des Pöbels
Da unserm Alten! Der setzt an die Rache
Das Leben, mindestens die Santa-Casa,
In die man ihn verweisen wird, als Störer
Der öffentlichen Ruhe. Wir indessen —
Nun merket auf, mein junger Neuling, jetzt
Mach' ich zum Schüler Euch in Politik.
Antonio scheint gestürzt. Das zeigt sich bald.
Doch nicht genug, auch Fürstin Eboli,
Die Euch wie einen Milchbart seufzen läßt,
Mit ihrem Fächer Eurer Thorheit spottet,
Euch auf die Finger schlägt, Held Don Amadis —
Sie soll dem König bleiben, was sie scheint?
Nicht scheinen, was sie ist? Mit ihrer Gunst,
Der unerschütterten, Antonio wieder
Aus diesen Nöthen retten? Nimmermehr!
Jetzt oder nie ist unsre Zeit gekommen!
Wir beide, mit und durch einander, müssen
Zu einem Ziele zu gelangen suchen.
Wie ist's mit Dingen, die wir nöthig haben?
Ich meine, mit — Terrassenheimlichkeiten,
Verschlossnen Cabineten, Schränken — Freund!
Ein einz'ger Federstrich aus der geheimen
Correspondenz der Fürstin mit Antonio
Und — sicher Euerm Schwur als Bengador
Vermöchtet Ihr mit Besserm nicht zu dienen.

Parajas.

Unritterliches that ich nie —

(Muſik beginnt wieder.)

Vasquez.

Nothwend'ges!
Beweiſe müſſen jetzt geliefert werden!
Der König, an Verleumdungen gewöhnt,
Glaubt dem allein, was ſeine Hand berührt!
So war's zu Carlos' Zeit, ſo ſei es wieder!
Was nutzen wir nicht unſer Rächeramt,
Solang' es uns der König noch geſtattet?
Wir haben feſten Grund, zu hetzen, jagen,
Die Häuſer zu erbrechen, Briefe, ſelbſt
Die Folter zu verlangen, wo ſie nützlich
Dem Vengador. Ich berg' und hege dann
Schon längſt [illegible] Mittel, um uns Bahn zu brechen,
Die weiter führen ſoll — ins Herz des Königs.
Wenn ich, ich nenn' es Euch als Beiſpiel nur,
Zu finden wüßte, Freund, die rechte Kapſel,
Die rechte Truhe für ein — Medaillon,
Das ich in alter Zeit der Eiferſucht
Juanen einſt geraubt, ein Bild Antonio's
Aus ſeiner Jugend erſtem Blütenſchmuck —
Könnt' ich dies Bild dann in dein Käſtchen ſpielen,
Von dem du mir die Kunde neulich gabſt,
Das Käſtchen in die Hand des Königs —

Parajas.

Pfui!
Zu ſchimpflich, Vasquez! Schimpflich! (Ab.)

(Muſik beginnt wieder.)

Vasquez (eilt ihm nach).

Hört doch! Pah! —
Er wird ſich fügen lernen. (Im Gehen lachend.) Sitzen bleibt
Die Lockung doch! Man muß ſich erſt gewöhnen
Des Klanges in der Luft! Des Klangs im Ohr dann!
Zuletzt — macht ſich's auch mit dem Klang im Herzen! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Antonio Perez kommt von der Seite.

Antonio.

Ihr Töne ſchweigt! Dies Weh — ich kann's nicht hören!
Es tödtet hundertfach mir Leib und Seele!
(Geſang und Muſik hören auf.)
O, ſo iſt's ſtill! Jetzt kann ich wieder lauſchen
Dem ſchmerzdurchwühlten, zweifelbangen Herzen — —
(Er ſetzt ſich und ſtützt das Haupt.)
Wer hat den Mord vollzogen? frägt mein Athem
Zehnmal in der Minute — Jeder Seufzer
Aus meiner Bruſt erwidert: Du! Wer —? Ich —?
Daß du verlernſt, ein Held, ein Mann zu ſein —!
Was quäl' ich mich mit grübelnden Gedanken!
Ein Königswort befahl den Tod — denſelben,
Den die Regentin Spaniens angeordnet!
Zwei Schuld'ge! Wie? Und ich, ich dränge immer
An ihrer Statt als dritten mich hervor
Und ſchäme mich, mit lächerlichem Ehrgeiz,
Den Löwen für mich einzuſtellen, ihn,
Den König, der es wollte und befahl

Im grauenvollen Muß der Politik — —
Denn Briefe fand man, daß er ſchuldig iſt,
In Flandern träumte Juan nur von Kronen —
Wie bin ich thöricht! Grüble nach dem Grunde,
Dem dunkeln, daß ich nicht gewagt, dem König
Von ſeiner Bundsgenoſſin Eboli,
Der Eboli von ihrem Bundsgenoſſen
Dem Könige zu ſprechen! Weshalb nicht?

(Er verſinkt in Träumerei.)

Du ruderteſt, ein allzu matter Schwimmer,
Nur mit dem Strom, nicht gegen ihn! Gefahren,
Die Fürſtin Eboli heraufbeſchwor,
Haſt du nicht aus dem Weg ſogleich geräumt!
Im erſten Augenblick das Gute nicht
Mit reinſter, ungetrübter Luſt daran
Gewollt —

(Er erhebt ſich.)

Gewollt? Der König wollt' es! Ruhe
Dem mahnenden Gewiſſen, ſchrei' ich. (Er horcht auf.) Ha!
Man kommt! Was ſoll der Lärm? Iſt's Martinez?

Vierter Auftritt.

Juan de Meza und Martinez (draußen vor der Thür) Antonio.

Martinez.

Wer ſeid Ihr, Mann? Was wollt Ihr länger hier?

Juan de Meza (vor der Thür).

An Hochzeits- und an Leichentagen hat
Ein jedes Chriſtenhaus die Thüre offen.

Martinez.

Ward nicht vergessen. Auf dem Estrich draußen
Speist man die Bettler —

Juan de Meza (ebner).

Bettler? Schurke!
Soll ich dich einen maur'schen Hund mir nennen?!
Ich bin Juan de Meza los Fronteres
Di Anilleres Spuma di Betelhe!
Zu reden hab' ich mit dem Staatsminister
Antonio —

Martinez (verächtlich).

So stolze alte Namen
Läßt man mit mildem Herzen gern allein. (Ab durch die Mitte.)

Antonio (steht auf).

Hört' ich denn recht —? De Meza — Mensch — Seid Ihr's —?
Ihr noch in Spanien? In Madrid —?

Juan de Meza.

Ich kam,
Für unser Stümperwerk uns zu entschuld'gen.
Ich sage Stümperwerk — versteht mich recht,
Das weiße Tuch bekam die rothe Farbe —
Und roth, denk' ich, nicht wieder auszuwaschen —
Doch hole mich der Henker, wenn ich Miguel
Zum zweiten mal bei solcher Arbeit dinge!
Kommt mir der Bursch zuvor und gibt den Stoß
Zu früh, schon an dem Brunnen Santa-Fé,
Wo nur im Schatten er soll hocken, nur
Die Wache halten! Und natürlich denn —!
Da springt mein Wild, im Nacken halb getroffen,
Drei Schritte rückwärts, schnaubt und ruft Halloh!

Halloh! Und freilich wol zum letzten male,
Denn noch im Rufen hatt' ich's ihm gegeben!
Doch war es ein, wie noch für dreißig Jahre,
Die er zu leben hoffte, ausgeſtoßnes
Halloh! Die Straßen aufwärts — ruft es alles,
Was von dem Feſt noch auf den Beinen war,
Zum Brunnen Santa-Fé — Mir ſpringt die Bande,
Der eine hier, der andre dort, ins Dunkel.
Und da ſie ohne Loſung rannten, ſoll mich's
Nicht wundern, wenn ſie 's Reiſegeld vertrinken,
In Schenken ſchlafen, mit Dublonen prahlen.
Vom Gil Enrique weiß ich ſchon, er wurde
Im Goldnen Habicht dieſe Nacht gefangen.

Antonio.

Gefangen? Band ich dir nicht auf die Seele
Die Eile des Mercur?

Juan de Mejа.

Die Schenken, Herr!
Das iſt ein Unglück mit dem Caſtilianer!
Und bleibt Ihr wirklich doch dabei: Es thut
Uns noth, daß wir aus Spanien entfliehn?

Antonio.

So noth, daß jeder Fluch dir aus der Kehle
Nur türkiſch ſoll und moskowitiſch kommen!

Juan de Mejа (zieht die vom König Gcovedo geſchenkte Kette hervor).
Sebt, ſebt — ich dachte, weil doch eine Fürſtin —
Und Fürſtin Eboli —!

Antonio.

Erſticke, Hund!

Juan de Mejа.

Und Den Antonio, der erſte Mann
Des Staates —!

Antonio.

Daß die Zunge dir verdorre!

Juan de Mejа.

Nun, nun! Doch komm' ich deshalb nicht, Senjor!
Ich weiß es wohl, Ihr müßt den Schein bewahren
Und das Geſetz, das Ihr gegeben, halten.
Ich komme nur um ein Geſchäftchen noch.
Beim Stoß Enrique's fiel die Kette ab —
Die hätt' ich gern an einen Goldſchmied erſt
Auf Plaça Major noch verkauft — Das Ding
Iſt unter Brüdern, ſchon der Arbeit wegen,
Funfzig Dublonen werth!

Antonio (für ſich, ſchmerzvoll).

Ha, unter Brüdern!

(Will den Schrank öffnen.)

(Martinez kommt mit einem kleinen Briefe.)

Was iſt? Wer ſtört uns — Martinez —

Martinez.

Ein Bote —

Nicht nannt' er ſich —

Antonio (für ſich).

Von Fürſtin Eboli?

Nun gilt es ihrer Rechnung! wird ſie denken!

(Er winkt Martinez zu gehen, erbricht und lieſt halblaut.)

„Vom König komm' ich — fand ihn räthſelhaft —
Hat er Verdacht? Er ſchien ergrimmt und ſchwur

Ein Strafgericht, das ohne Beispiel wäre.
Die Stadt ist aufgeregt. Die Köpfe gären.
Nur sorgt, daß Genua die Lesung bleibe!
Soeben hör' ich, daß Enrique schon
Bekannt auf einen Zweiten, Ruy Infanſti,
Den man ergriff auf offner Straße eben,
Wo Tausende des Volks, die lärmend harrten
Des Leichenzuges, fast ihn steinigten —" (Stockt.)
Infanſti ist gefangen —

Juan de Meza.

Schreibt man das?

Antonio.

Ent spanisch!

Juan de Meza.

Teufel! Dann mit Extrapost —
Wohin —? Ich denk', am liebſten nach — Ihr meintet?
Und was die Kette anbetrifft, Senjor —

Antonio (wirft ihm einen Beutel zu).

Berechne dir in Genua den Profit!

Juan de Meza.

Das kürzt den Abschied und die Reise — nehmt's
Als Angedenken — (Läßt die Kette liegen.) Herr! Auf Nimmer-
wiedersehn! (Ab durch die Mitte.)

Antonio.

Der Sturm bricht los und in der Brandung soll ich
Als Leuchtthurm stehn und trotzen meines Felsens!
Hab' ich den Muth? Auf meinem Haupte fühl' ich's
Wie Parricidenschleier — (Blickt in den Brief.)

Fünfter Auftritt.

Juana. Antonio.

Juana (in großer Aufregung).

Ha! Antonio!

(Zurücksprechend.) Geduldet euch, ihr Herrn — Antonio,
Da bist du! O mein Freund! Ich bringe, denk' dir,
Was man von Gräbern nimmer heim sich bringt,
Ich bringe — Freude! Eben hört' ich, wie
Die Zeichen der Entdeckungen sich mehren.
Drei Männer sind ergriffen —

Antonio.

Drei?

Juana.

Drei! sagt man.
Der erste hat bekannt auf einen zweiten,
Insausti, dieser auf Alava Vosque.
Die Vengadoren sind wie Wetterwolken,
Einschlagend wie der Blitz, die Stadt ein Feuer
Des Eifers nur! Soeben kommt vom Rathhaus
Das Ajuntamiento —

Antonio.

Vortrag hab' ich
In Gnadensachen nicht beim König. Mögen
Sie sich an Vasquez halten —! Vasquez hat
In Gnadensachen die Empfehlung; auch
Trägt Vasquez selbst das Kleid —

Juana.

Der Vengadoren?

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Das Vorzimmer des Königs aus dem Anfang des zweiten Aufzugs. Auf dem Tiſch Schreibmaterialien.

Erſter Auftritt.

Eversmann. Dann Seckendorf.

Eversmann (tritt vom König heraus).

Seckendorf
(ſteckt den Kopf durch die Thür).

St! Everdmann! Haben Sie ihn ſchon geſehen?

Eversmann.

Wen denn, Herr Graf?

Seckendorf.

Wen? Den Prinzen von Wales. Er iſt in der That da. — Unter den Linden — an der Stechbahn — hinter Treptow — eine ſchmächtig gebaute Geſtalt, etwas übergebeugt — die linke Schulter iſt um einen halben Zoll höher als die rechte. Beim Sprechen fehlt ihm ein Augenzahn.

Versöhnt hat mich der Eifer unsrer Vettern;
Nie hätt' ich ihr Gefühl so warm geglaubt.
Doch diese Männer von dem Rathhaus, Perez,
Du nimmst sie an und hörst — (Sieht die Kette.) Sieh da, die
Kette!
Der Bruder trug die Kette an dem Abend
Bei Fürstin Eboli! Der König gab sie
In seiner Gnade ihm zum Angedenken!
Du fandst die Kette? Wo?

Antonio.

Soeben brachte
Gefunden sie ein Mann — Die Kette lag
Am Brunnen Santa-Fé —

Juana.

Soeben, sagst du?
Juan de Mesa —? Martinez! Wie hast
Du dich geirrt! Ein königlicher Bettler!
Der Himmel schütz' ihn! Sieh! Am Brunnen lag sie
Des heil'gen Glaubens — dennoch Tropfen Blutes!
(Küßt wehmuthsvoll die Kette.)
Wie hat des Glaubens Quell dich so betrogen!

Martinez (öffnet zitternd und meldet voll schmerzlicher Ahnung).
Das Ajuntamiento — von — Madrid!

Sechster Auftritt.

Pascual und Avellos und sieben Procuradoren und Rathsherren treten ein. Martinez im Hintergrunde. Antonio und Juana.

Pascual.

Vergebung, werther Herr und edle Frau!
Bei allem Antheil Eures Leides würden
Die Bürger von Madrid die Ruhe ehren,
Die einem Trauerhause ziemt, wenn nicht
Der Mord des edeln Ritters Escovedo
Ein Fall so seltner Art, ein solches Stürmen
Und Ungewittern wäre allen Herzen,
Daß ganz Castilien diesen Vorfall selbst sich
Als öffentliches Unglück deuten muß —

Avellos.

Das Volk beschuldigt uns, die Cortes, rasch,
Wie wenn der Kriegsgott ihm erschlagen wäre;
Der Bote war's des Mars — Doch schmerzlich bleibt
Uns darum doch ein so unsel'ges Ende!

Antonio.

Die Untersuchung ist des Königs Vorrecht.

Avellos.

Nicht ganz, Senjor! Die städtische Gemeinde
Beansprucht Stimmenhälfte — Doch das jetzt —
Beiseit —

Antonio.

Ihr irrt Euch in des Königs Absicht!
Ich gehe gern mit Euch, soweit ich kann,

Doch dieſen Vorfall wird die Majeſtät
Nur ganz allein der Inquiſition
Vertrauen —

Alle.

Das hüte Gott!

Pascual.

Dem Widerſpruch
Der Vengadoren ſchließt das Volk ſich an.

Avellos.

Die drei ergriffnen Männer, jedenfalls
Verruchtes Volk, ſind uns zu ſichrer Hand,
Nur uns geſtändig und den Vengadoren.

Antonio.

Das wird der König nimmermehr geſtatten —
Die Männer müſſen in die Santa-Caſa —

Avellos.

Mag man ſie holen — mit Gewalt! Bis dahin
Gehört der Fall dem ganzen Spanien,
Gehört uns ſelbſt — Wie könnten wir vom Rechte
Da Umgang nehmen, wo man dulden müßte,
Daß üble Deutung ſich in die geheime
Entſcheidung miſchte?

Antonio.

Ueble Deutung? Welche?

Pascual (ausweichend).

Senjor, die Ehre unſrer Stadt zu wahren
Und bis des Königs Majeſtät geruhte,
Das Näh're des Proceſſes zu beſtimmen,

Erſuchen wir den gnäd'gen Staatsminiſter
Um eine Botſchaft aus dem Amt, deß Siegel
In Eurer Hand — Senjor! Ein wicht'ger Brief
Nach Genua! Die drei Verdächt'gen ſagen
Auf einen Menſchen aus, von dem ſie wüßten,
Daß er den Mord allein vollzog, er wäre
Auf friſcher That nach Genua gegangen.

Axelos.

Den Rath von Genua, den Dogen ſelbſt
Erſucht inſtändigſt, daß ein wachſam Auge
Er auf den Mörder werfe, wenn er wirklich
In Genua landen ſollt', ihn ſicher fahe
Und heim nach Spanien ſende. Dieſe Botſchaft,
Vom Amt auswärtiger Geſchäft' erlaſſen,
Beförderе die ſchnellſte Galeone,
Auslaufend von der Rhede Barcelonas!

Pascual.

Des Frevlers Name iſt —

Alle.

Juan de Meza!

Antonio. Juana. Martinez (erſchrecken).

Pascual.

Juan de Meza, Herr, ein Pächter, ſagt man,
Der Fürſtin Eboli, von ihren Gütern —

Antonio (bei Seite).

Prinzeſſin, das war ſchlecht gewählt! (Laut.) Wohl! Wohl!
Ich werde ſchreiben — ehrenwerthe Herrn!
In dieſem Augenblick geht ein Kurier —

Pascual.

So nehmen wir von Eurer Güte Abſchied,
Empfehlend uns und unſre Stadt der Gnade
Des königlichen Staatsminiſters —

Aurëos (zu der erblaßt ſtehenden Juana).

Nehmt
Den Eifer, hohe Frau, des Leides Urſach',
Das Euch betreffen, ſicher zu erfahren,
Nur als Beweis, wie ſehr wir mit Euch trauern!

(Beide verbeugen ſich und gehen ab. Ebenſo alle Rathsherren und Prozuradoren.)

Martinez (in ängſtlicher Beklemmtheit zögert).

Juana (ſchwankt auf Martinez lehnend zu).

Die Kinder — bind' ich — Martinez — wenn auch
Nach ihnen dich zu fragen ich vergäße,
Dir auf die Seele —!

Martinez (mit edelſtem Ausdruck ſeiner Anhänglichkeit und voll Schmerz über den auch ihm nun bewieſenen Verdacht).

Herrin, ſeid gewiß!
Ich hüte ſie wie meine beiden Augen,
Wie meinen Mund, mein Ohr, mein weinend Herz!
Ich dien' um Lieb' und meiner Herrſchaft Ehre!

(Er geht durch die Mitte ab.)

Juana (folgt ihm, hält die Thüre zu, kehrt zurück, betrachtet die Kette, betrachtet Antonie. Ihre Augen rollen, ihre Bruſt bebt. Endlich beginnt ſie mit faſt erſtickter Stimme).

Antonie! Wie hieß der Mann, der eben
Geheim — verſchwiegen — dir — im innerſten
Gemach des Hauſes dieſe Kette brachte,

Den Dienern prahlend ſeinen Namen nannte,
Von Don Antonio Perez — Gold empfing —?

Antonio.

Juan de Meza! — Gib die Kette! Schreiben
Nach Genua will ich —

Juana.

Perez!

Antonio.

Gib die Kette!

Juana (reißt ſie an ſich).

Zurück!

Antonio.

Was haſt du —?

Juana.

Ha, der Schmach und Schande!

(Sie ſucht ihre Kräfte in fieberndd ausgeſtoßenen Worten zu ſammeln.)

Wenn in der Luft ein gelbes Wolkenbild
Vom Süden dampfend Sturm verkünden will,
So kann im Strom der Lüfte eine Wendung
Die Bäume ſchützen vor Entwurzelung,
Dem Schiffer ſeine Maſten, auf den Giebeln
Paläſten laſſen ihre Wappenkronen —
Die Freiheit der Natur ſtraft Prophezeiung
Der eigenen Geſetze Lügen! — Doch — dein Antlitz
Zeugt unverkennbar, redend durch ſich ſelbſt —
Du — biſt der Mörder meines Bruders!

Antonio.

Wie?

Juana!

Juana (kniet rasch die Kette)

Theures Blut, vergib, daß ich
Dein Zeugniß klein erachte, zu gering!
Das Weiß' in deinem Auge, irrend, rollend,
Wie wilden Thieren, die im Käfig hausen
Und Menschen wittern, ist mir zehnfach — Kette!

(Sie wirft die Kette weit weg und tritt auf Antonio zu.)

Das nicht gesehn, das nicht gelesen haben
Aus deinem kalten, eiseskalten Antlitz,
Aus diesen trocknen Augen, als die Spur
Des Opferlamms getränfelt durch Madrid
In unabsehbar langen Straßenzeilen!
Die Art des Metzgers, die verkannt zu haben!
O lodre nicht zu hoch, du wunderbare
Erleuchtung, die mich überfällt! Ja, ganz
In Flammen steh' ich — sehe unverhüllt
Die Schuld des armen Hingeopferten:
Des Königs Gunst — den Neid des Staatsministers —!
Das alles sah ich! Doch geblendet, sah ich's
Mit einer Gattin, einer Mutter Augen!
O meine Kinder, meine armen Kinder!

(Sie sinkt mit ausbrechenden Thränen auf einen Sessel.)

Antonio.

Wenn dir die Wahrheit so, Juana, wie
Im Buch des Himmels sie verzeichnet steht,
Vor deinem Innern aufgeschlagen stünde,
So würdest du —

Juana (flammt auf)

Was würde ich? Verstummen?
Verstumme du! Sprich nicht von Schuld! Zu früh

Enthüllſt du mir die ſchaudervolle Pflicht,
Die ich geſchworen — (furchtbar) Vengaderin bin ich
Und Bundesgenoſſin meines todten Bruders,
Des Mordes Rächerin! Es drückte oft
Selbſt in des Weibes Hand der Rache Stahl
Verletzte Ehre; um das Recht ſtritt ſchon
Maria de Padilla, Amazone
Ward ſie im Haß. Mich treibt — Verrath der Liebe!
Die Nothwehr treibt mich; denn das iſt mein Dach nicht,
Des Hauſes kranzgeſchmückte Pforte nicht,
Wir ſind in Spanien unter Chriſten nicht —
In Landen blutiger Barbaren ſind wir,
Wo man den Gaſtfreund um ſein Gold erſchlägt,
Das Gold der Tugend, der Gerechtigkeit —!
Bezwängſt du mich, du blutgenährter Tiger,
In deiner Höhle, gerne würd' ich ſterben;
Doch an die Schlachtbank ſchlich' ich nicht in Demuth.
Nicht bin ich Lamm! Vergleichbar ſuch' ich nicht
Maria de Padillens Heldengröße,
Doch Spanierin (ſie ſteht mit gezücktem Dolche, den ſie Antonio entreißt) bin ich wie ſie!

Antonio.

Ich zittre
Vor dem Bekenntniß deiner Ahnung nicht.
Ich ſag' es offen, ſag' es dir allein,
Ob auch die Wahrheit nicht damit geſagt:
Die That iſt mein! Durch wimmerndes Beſchön'gen
In deiner Seele Schaudern dir in Mitleid,
In ſchweigende Verachtung Haß zu wandeln
Vermag ich nicht. Ich brauche meine Kraft —

(In der Ferne hört man Trommelwirbel.)

Mein Haupt, ich biet' es dir zum Fluche dar,
Die Bruſt, ich biete ſie zum Todesſtoß —
Gibſt du ihn ſelbſt nicht, rufe dir Pelajo!
Die Anverwandten deines Namens! Rufe
Matteo Vasquez! Hörſt du? Deine Stimme
Ruft ſchon die Helfer! Martinez? Was gibt es?

Martinez (kommt beängſtigt, während der Trommelwirbel zunimmt)
Mein edler Herr —

Antonio.
Was deutet dieſer Lärm?

Martinez.
So hab' ich niemals noch Madrid geſehn!
Dem Aufruhr wogt es tobend durch die Straßen,
Die aufgegriffnen Mörder, Herr —

Juana (wild).
Bekennen?

Martinez.
Und auf die höchſten Namen!

Antonio.
Martinez!
Bring mir den Mantel! Nach dem Schloſſe will ich —
(Mauren und Volksgewühl draußen.)

Martinez.
Unmöglich, Herr, der Aufſtand tobt zu wild.
Die Mündungen der Straßen ſind verſtopft
Von Schreienden — man ruft um Rache — Rache —
(Draußen der Ruf: Rache! Rache! Rache!)

Antonio (bei Seite).
Ha! Alba und die Prieſter! ... (Laut.) Martinez!

Die Diener laßt ihr zu den Waffen greifen!
Verſchließt das Hofthor! Boten dann entſendet!
Zwei Zeilen an den Commandanten — Raſch —!
Die Straßen mir und meines Hauſes Zugang
Zu ſäubern!

Martinez.

Solche Boten ſchaff' ich, Herr! (Ab.)

(Draußen Trommelwirbel und Ruf: Rache! Rache!)

Antonio (macht einen Gang durchs Zimmer, ſieht zum Fenſter hinaus und ſetzt ſich an den Tiſch, um zu ſchreiben).

Juana.

Ich ſeh' wie Niobe! Erſtarrt und marmorn!

Antonio (hält im Schreiben inne. Uebermannt von ſeinem Schmerz, kämpft er mit ſich, Juanen ſein Geheimniß zu verrathen).

Wo ſind die Kinder —?!

Juana.

Kinder? Deine? Wehe!
Wird nicht ihr Lächeln, das dem Vater glich,
Mich nur erinnern an gemalte Tugend?
Nein! Nein! Nichts um mich her kann wirklich ſein!
Ein Bild nur iſt es! Biſt du jener Perez,
Den eines Künſtlers Hand mir einſt in Rahmen
Auffing? Ich ſuche taſtend — Nein! Du wardſt
Geraubt, wie jenes Bild der beſſern Zeit
Durch Diebeshände mir geſtohlen wurde!
Geſtohlen ſind der Kinder edle Züge,
Die mir der Zukunft Blüte ſchienen! Unkraut
Und taube Hoffnung ſind ſie! Vaters Bild
Läg' in den Kindern? Du der Kinder Vater —?
Der Kinder Züge ſollten Mördern gleichen?

Eversmann.

Der König erkennt keinen Prinzen von Wales an.

Seckendorf.

Man hintergeht uns, Eversmann! Der König erkennt ihn doch an. (Leiſe) Haben Sie nichts von dem ſonderbaren, höchſt auffallenden, alle unſere Combinationen plötzlich umſtürzenden Schloßbefehl gehört?

Eversmann.

Schloßbefehl?

Seckendorf.

Alle Wachen ſind ja angewieſen, einen weißen Domino, falls ſich dieſer des Nachts im Schloſſe zeigen würde, ungehindert und ſogar unangerufen paſſiren zu laſſen. Begreifen Sie darin die Rückſicht für den Prinzen von Wales? Eversmann, alle unſre Combinationen ſind in Gefahr. (Man rocht.) Man erſchrickt ordentlich vor jedem Geräuſch.

Eversmann.

Es wird der Hofſchneider ſein — erlauben Sie (geht an die Thür).

Seckendorf.

Der Hofſchneider? Was ſoll denn wieder der Hofſchneider?

Eversmann (ab).

Seckendorf (allein).

Das Intereſſe meines Hofes iſt noch immer bedroht.

O, eine Mutter — und doch Bettlerin!
O, eine Mutter — und doch Demuth! Demuth!
(Sie wirft ſich weinend über den Stuhl.)

Antonio (für ſich).
Ich zahle wol für mehr als zwei! (Laut.) Juana!
Den Gatten hörſt du nicht?

Juana (ſich erhebend).
Die Rache nur!
(Draußen der Ruf: Rache! Rache! Rache für Escovedo!)
Sieh dort! Schon ſteigt ſie auf die Zinnen dir!
Steigt auf das Dach des Hauſes! Reißt die Wappen
Des Königs nieder, den du ſchändeteſt —
(Drei bis vier Schüſſe fallen.)

Antonio.
Die Raſenden!

Martinez (kommt zurück).

Antonio.
Wer ſchoß?

Martinez.
Senjor, wir ſelbſt!
Der Pöbel riß des Königs Wappen nieder
Vom Thor des Hauſes, nannt' Euch ungebührlich
Und ſchimpflich —

Ruf von draußen.
Mörder Escovedo's!
(Man hört jetzt in der Ferne einen vollen Trompetenmarſch blaſen in einer lebhaften, muntern Weiſe.)

Antonio.
Kugeln
Als Antwort auf das Bellen dieſer Hunde!

Im Sechsgespann, wie zu des Königs Gastmahl,
Will ich die Auffahrt an dem Schlosse halten!
Den Wagen vor! Antonio's Sechsgespann!

Martinez (freudig).

Ha! Säbel blinken, Fahnen wehn — Senjor!
Von Plaça-Major schwenken die Schwadronen
Wallon'scher Reiter — Königshülfe naht —

(Draußen fortgesetzte und immer näher kommende Melodie von vielen Trompeten.)

Antonio.

Blast, blast! Und kehrt mit schmetternden Drommeten
Die Harmonie der thronenden Gesetze,
Die Ausschlag geben in der Erde Chaos!
So spricht Geschichte! Weltgeschichte! Blast!
Nun steh' ich fest und geb' euch meine Antwort!

(Draußen ein: Hoch! und imposanter, mächtiger Tusch.)

Siebenter Auftritt.

Terma, Fuentes, Tara, Tellez und andere Hofcavaliere, nebst Reisigen, kommen stürmisch herein.

Alle (mit geschwungenen Degen).

Antonio, dem Staatsminister Heil!

Terma.

Entsendet kommen wir vom Könige!

Tara.

Dem Aufruhr trotzend —

Fuentes.

Königswache bleibt
Vor Euerm Hause!

Cellez.

Zaum dem frechen Pöbel!
Man hat auf Euch bekennen wollen —

Tara.

Mörder
Berufen sich auf einen Juan de Meza
Und zeigen Pässe, die die Fürstin soll
Von Euch erworben haben; Vengador
Will ganz Madrid nun sein und fordert Rache,
Bestürmt des Königs Schloß, Verhaftung heischend
Und Schließung Euers Amts und Hauses —

Martinez (zeigt an die Thür).

Herr —

Alle (durcheinander).

Die Vengadoren! Vasquez — wagt Ihr das?

Achter Auftritt.

Pelajo. Vasquez. Parajas unter der Thür. Das Volk will nachdrängen, wird durch sie aber zurückgehalten.

Vasquez.

Vergebt, mein würd'ger Freund —

Antonio.

Was bringt Ihr, Vasquez?

(Pause.)

Was ſoll dies Schweigen? Redet! Iſt Pelajo
Verſtummt? Gebt Antwort!

Barajas (aufflammend).

Hört mich reden
Für Don Pelajo, den der Schmerz erſtarrt!
Die Mörder nennen Einen nur: de Meza!
Nur Einen, der die Loſung gab: Antonio!

Alle (zu Barajas).

Senjor —!

Vasquez.

Die Woge drängt mich willenlos!
Mein theurer Freund, von mir denkt Uebles nicht!
Ich ſteh' an dieſer Schwelle, Euch — zu ſchützen,
Zu wachen mind'ſtens über Aus- und Eingang —

Barajas.

Auf dieſer Miſſethäter Ausſpruch müſſen
Die Vengadoren mit Beſchlag belegen
Dies ganze Haus —

Vasquez.

Es iſt der Brauch ſo. Doch
Dem Staatsminiſter Raum! Noch mehr, dem König —!
Das Recht der Vengadoren — wird er freilich,
Ich geb' es zu, ihr werthen Herrn, uns nimmer —

Pelajo (hervortretend und die Stimme erhebend).

Er wird es ſchützen müſſen, wenn wir — ihn!

Alle Freunde Antonio's und Vasquez (durcheinander).

Pelajo! Wie? Wer wagt das? Don Pelajo —!

Terma (dazwiſchen).

War das die Sprache eines Kriegers, der
Mit uns gedient an König Philipp's Hofe?

Pelajo.

Die Sprache eines Caſtilianers, Lerma!
Und nicht zu kühn! Denn hört Ihr nicht den Jammer?
Der Männer Rede ſchmilzt in Thränen hin!
Antonio Perez! Der du nicht einmal
Zum Zweikampf mir dein Opfer ſtellen wollteſt —!
Nicht ſoll Gewalt, des Aufruhrs Frevelſtimme
Den Weg Euch zeigen, den Ihr wandeln müßt,
Um licht und rein in Unſchuld Euch zu kleiden —
Ob Ihr uns folgt in den Palaſt des Volks,
Zum Rathhaus unſers Rechts, ob dieſen Boten,
Die Euch der König ſendet — rath' es Euch
Die inn're Pflicht! Wir Vengadoren hüten
Dies Dach und unter freiem Himmel werd' ich
So lange wohnen, bis ich meine Hand,
In unerhörter Wendung, wie wenn Sonne
Im Abend nicht, im Morgen unterginge,
Zur Rache hebe — dir, dem Könige
Von ſieben Königreichen nächſt dem König,
Und meinem Freunde — oder — dir ſie reiche,
Viel lieber bittend um Verzeihung!

(Die Vengadoren treten zurück.)

Lerma.

Geht
Und harret an dem Thor! (Zu Antonio.) Ihr folgt zum Schloß!
Der König will auf Euch die eigne Hand,
Um Euer Haupt den Glanz des Glaubens legen,
Den er ſich feſt bewahrt an Eure Ehre!

(Alle ab.)

(Es iſt draußen ruhig. Antonio und Juana die erſtarrt daſtehen, ſind allein.)

Antonio (geht bewegt auf und nieder. Nach einer Pauſe).
Der Schiffer wagt ſich auf die Wogen nicht,
Daß er zuvor ſein Fahrzeug nicht bedächte,
Und wenn es ſelbſt das Admiralſchiff wäre —
Es könnte leck ſein und zu ſchwach den Stürmen!
Juana! (Er betrachtet ſie lange.) Wende dich nicht ab! Ein Wort noch!
Um — alte Liebe! Nicht begehr' ich neue —
Nur — noch um das, was war — vernimm den Abſchied!
(Nach einer Pauſe feſt und feierlich.)
Gebote gab der Herr auf Sinai
Dem Moſes zehn, Geſetzestafeln zehn;
Doch wenn in Spanien ein König wollte
Die heil'gen Bücher der Geſchichte fälſchen,
Gebote geben elf, der Tafeln zwölf,
Und — ſchrieb' er nur mit ſeinem Finger ſie
Im Sand des Meeres auf der weichen Düne,
Bei Ebbe, die des Nachts die Flut verſchlingt,
Sodaß die Kunde nicht einmal durch Schrift,
Nur durch der Sage Mund erhalten bliebe —
Es wär' ein heiliges Geſetz dem Spanier,
Denn Moſes iſt ihm, Sinai ſein König!

Juana (kalt und ſtarr).
Das weiß ich.

Antonio.
Seit in Spanien Könige
Regieren, Diener ihnen dienen, hat
Des Lebens, Fühlens, Denkens, Athmens Geiſt
Vom Throne nur geweht. Als Philipp mich
Zum Mächtigſten der Erde nach ſich zog,
Den Seſſel ſeinem Throne mir zunächſt

Bibl. Univers. Lips.

Aufſtellend, nahm er mir des Willens Freiheit,
Nahm jede Regung einer eignen Meinung,
Nahm Bruder mir und Schweſter, nahm mir — dich!
Ja nahm die Kinder mir! Nahm alles, alles —!
Der Erde Wohlfahrt hat es ſo gewollt,
Der Erde Wohlfahrt ſchuf die Könige,
Und ihre Weisheit wird der Himmel richten.

Juana.

Das weiß ich.

Antonio.

Wohl! Um einen Abſchied denn,
Um einen, den ich nehmen muß, wer weiß
Wie lang — um alte Liebe nur, Juana!
Nimm — dieſes — Blatt! Verbirg es an dem Quell,
Den ſelbſt die Gottheit nicht verſchmäht', als ſie
Zur Erde kam — am Lebensquell der Kinder —
Verbirg dies Blatt an deiner Mutterbruſt!
Juana, an der Bruſt, die mir Fernando,
Die mir Luis, Felipa, unſer Jüngſtes,
Mein Engelskleinod, hat genährt! Und denke —
Denk' immer nur, dies Blatt — es ſind die Quellen,
Die Ströme meines Bluts, zurückgelenkt
In dich — in jenes weinende Entzücken,
Mit dem ihr neugeboren Kind die Mutter
Zum erſten mal ans Herz ſich drückt —!

Juana (nimmt das Papier, ohne es anzuſehen, horcht jedoch auf).

Was ſoll's?

Antonio.

Ich ſage mehr noch — mehr, Juana! Hörſt du!
Wenn du in Wüſten wärſt Arabiens,

Vor Durſt zum Tod verſchmachtend, du wie Hagar,
Wie Ismaël der Kinder — eines — alle!
Und Reiter ſprengten her auf wilden Roſſen
Und ſprengten mitleidlos an euch vorüber,
Und dieſes Blatt, von dir emporgehalten,
Erkaufte dir, begehrt, geſucht von ihnen,
Erquickung und die Labung deiner Kinder
Und anders würdet ihr verſchmachten müſſen —
So denke weinend einmal noch des Vaters,
Deß Leben, Ehre, Himmelsgnade dir
Mit dieſem Unterpfand verloren gingen!

Juana (ſieht ihn befremdet an, öffnet raſch das Blatt und blickt hinein. Sie erſchrickt über die Unterſchrift; ſie blickt noch einmal hin, lieſt und will jetzt, da die Spannung ihrer Seelenkräfte nachläßt, zuſammenſinken).

Antonio (ſtürzt auf ſie zu und fängt ſie auf).

Juana!

(In der Ferne ſanftes langſames Glockengeläut. Vielleicht Melodram.)

Juana (verklärt).

Offen — ſtehn — des Himmels Pforten —
Geſang der Seligen vernimmt mein Ohr —!
Ihr Farben — bunte! Seid Gewänder ihr
Von Engeln? Oder fließet alles ſo
In Licht zuſammen, ohne menſchliche
Geſtalt, die nicht mehr droben — iſt? Mein Bruder,
Blickſt du aus Wolken, lächelſt dieſer Welt —?
Es iſt mein Bruder —! Und er lächelt mir
Und weint — der Welt und aller Menſchenſorge —!

Antonio.

Nothwendig war ſein Tod um Spanien.

Juana (wie in einer Viſion).

Sieh! Sieh die Mienen meines Bruders —! Wie
Nur denk' ich mir des Hauptes freundlich Grüßen?
Sein Mund — er ſpricht! Hör' ihn, Antonio!
Antonio that des Königs Willen! ſpricht er,
Und wär' er mir — hörſt du's, Antonio —?
Und wär' er mir — dein Gatte, wär' er mir
Begegnet ſo in unſern Niederlanden —
Wie ich ihm hier — in unſerm Spanien —
Und mir gebot mein Herr — Juan von Oeſtreich —
Des Bruders und des Freundes Tod — Juana,
Du würdeſt — um ihn — trauern — wie um mich —!

Antonio.

Unſterblichkeit ſpricht aus dem Heldenwort!
Des Throns Geſetze ſind geſchrieben nur
In Sternenhöhen, nicht in Menſchenbruſt!
Juana! Nimm es hin, das Blatt des Königs —

Juana.

Ich halt' es — Perez — dennoch weinend —!

Antonio.

Weine!
Wie eine Braut, wie eine Witwe weint,
Die ſich zum zweiten mal vermählt, Juana —

Juana (wirft ſich in ſeine Arme).

Mit dem, den ſie verloren ſich geglaubt!
O Auferſtandener! Zurückgekehrter
Zur Braut der erſten Wahl und erſten Liebe!

(Draußen ein kräftiger Trompetenaccord. Die Thüren öffnen ſich.)

Antonio.

Ihr Vengaboren! Nehmt dies Haus zu eigen!
Was zögert ihr? Voran! Dies Dach iſt euer!

(Vasquez und Varajas bleiben mit den Alguazils, welche weiße Stäbe tragen, ſtehen. Martinez und die Kinder kommen von der Seite links.)

Juana.

Die Kinder! Ach! (Vergleicht ihre Züge in glücklicher Empfindung.)
Sie gleichen noch dem Vater!

(Sie kniet zu ihnen nieder.)

(Zweiter Trompetenaccord.)

Antonio.

Nun rufe das Geſchick! Ich breite Flügel
Des Adlers in dem Sonnenreich der Lüfte!
Was ſuch' ich Lorbern, mir am Thron beſchieden?
Du haſt mich über Könige belohnt!
Du, die mir Palmen gibt und Seelenfrieden!

(Er umarmt Juana noch einmal, ebenſo die Kinder und reißt ſich los.)

(Der Vorhang fällt.)

Der König iſt doch für England. Ich muß Gewißheit haben. Es iſt Zeit, daß ich mich jetzt mit ganzer Kraft entwickle.

Zweiter Auftritt.

Hotham. Oversmann (mit einem kleinen Packet). Seckendorf.

Hotham (verbeugt ſich).

Se. Majeſtät haben mir eine Abſchiedsaudienz zu bewilligen geruht.

Oversmann.

Sollen ſogleich gemeldet werden, Herr Ritter. (Oeffnet das Packet und zieht einen weißen Domino hervor.) Nun, Herr von Seckendorf, (lächelnd) wenn Sie den Prinzen von Wales ſehen wollen, (zeigt auf den Domino) das iſt er! (Ab zum König.)

Seckendorf (bei Seite).

Der Prinz von Wales?

Hotham (bei Seite).

Ein weißer Domino der Prinz von Wales?

Seckendorf (bei Seite).

Wie combinir' ich mir denn das wieder?

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Ein Gartenzimmer auf Roſiera.

Hinterwand von Marmorſäulen, deren Zwiſchenräume mit Gewächſen verdeckt ſind. Rings Statuen. Seſſel. Ottomanen. Springbrunnen. An der rechten Seite ein Schrank von gothiſcher Arbeit, der wie ein Schreibtiſch aufgeſchlagen iſt.

Erſter Auftritt.

Fürſtin Eboli ſitzt vor dem Schrank und betrachtet ein geöffnetes kleines, zierliches Käſtchen, das ſie vor ſich ſtehen hat. Ein Page.

Eboli.

Das ſollt' ich alles in die Flammen werfen?
Zerſtören jedes Kleinſte, was an ihn —
Und ſeine ſpröde Zärtlichkeit erinnert?
O wohl! Ich kann nicht ſagen, daß er log
Mit falſchen Schwüren. Wär' ich nicht des Spiels,
Des tändelnden, mit Männerherzen ſatt,
Wie hätt' ich ſolcher Huldigung mich freuen,
So larger Gabe aus der Hand des Reichthums,
Die Hälfte mir genügen laſſen können,

Die mir Juana übrig ließ! Ich liebte
Nur ſeinen Geiſt. Die trotz'ge Braue liebt' ich,
Die hochgezogne, wenn er grübelte.
Die maß ich mit dem Finger, küßte nur
Die Stirn, wenn ſie voll Sorgen war! Nie hab' ich
Die Wonne des Geheimniſſes mir ſchöner,
Als in Gefahr, erfunden! Da vereint
Mit einem kühnen und entſchloſſnen Geiſte
Im unverbrüchlich todeskalten Schweigen,
Das ſich dem Späherblick, dem lauernden,
Verbirgt, vorüberſchweifend nur im Fluge
Die Hand mit ſüßdurchſchauernder Berührung
Dem Freunde ſagen läßt: Wir wiſſen's beſſer,
Was wir uns ſind, und hüten unſer Wiſſen —!
O ſeliges Gefühl, belebendes,
Mit unzerſtörbar jugendlicher Kraft
Die Schwinge, ob ſie gleich auch altre, hebend —!

(Blickt auf kleine Papiere.)

All das, was uns um Philipp Sorgen machte,
Um Spanien, England, um die ganze Welt,
Hier lacht und jubelt's ſich in Blättchen aus,
Bedeckt mit räthſelhaften Zeichen, die
Nur ich, nur er verſtand — die Schrift Aegyptens,
Der Hieroglyphen war dagegen nur
Das allbekannte Alphabet der Schulen —!
Zerſtören ſoll ich's jetzt aus Furcht vor — Plündrung!
Vor Pöbels Drohungen —! Wie könnt' ich! Nein!
Dies Käſtchen laſſ' ich nicht um eine Krone!

(Ein Page durch die Mitte.)

(Sie ſchließt raſch und ſtellt das Käſtchen weg.)

Was ruft uns in die Welt?

Page.
Aus Buen Retiro
Vom König eine Botſchaft. (Ab durch die Mitte.)

Zweiter Auftritt.

Barajas. Fürſtin Eboli. Später Pagen.

Eboli (erhebt ſich und ſchließt den Schrank).
Und was bringt ſie?

Barajas.

Prinzeſſin —

Eboli (entrüſtet).
Ha, des Aufzugs! Wirklich wahr,
Was von dem Todtenzug man mir erzählte?
Auch Ihr ein Bengador und Freund des Pöbels?
Von Buen Retiro ſchickt dich nicht der König!

Barajas (ſtehend).
Auf meinen Knien würd' ich zu Euch reden,
Wenn Eurer Augen Rollen mich begrüßte,
Mich, Euern Sklaven voll Ergebenheit!
Doch komm' ich für den König, der Euch fordert,
Auf Buen Retiro zu erſcheinen. Großes
Und Wunderbares iſt geſchehn, Prinzeſſin.

Eboli.
Nach Buen Retiro ſoll ich kommen, wo
Ein König unterhandelt mit Rebellen?
Euch duldet in der Maske alter Sitten,
Die Seine Majeſtät nur dann geſtattet,

Wenn ſie ihm nützen? Nein, ich gehe nicht.
Wer ſchützt mich vor dem Aufruhr?

Parajas.

Feria
Hat das Commando. Eine Leibwacht rückt
Auf Noſtera. Seit Antonio Perez
Die Tugend ſo betrog —

Eboli.

Was ſoll — dies Reden?

Parajas.

Antonio iſt verhaftet.

Eboli.

Wer?

Parajas.

Soeben —

Eboli.

Verhaftet? Wer?

Parajas.

Der Santa-Caſa überwieſen
Antonio Perez.

Eboli.

Perez — der Santa-Caſa —?!

Parajas.

Am Tage geſtern, kaum emporgetragen
Vom jubelnden Triumph der Königshülfe,
War Perez angelangt in Buen Retiro.
Er blieb beim König, aß zu Nacht im Schloſſe
Und ſchlief im Pavillon des rechten Flügels.
Doch mitternächtig wälzt ſich durch die Stadt

Die Kunde, daß den rechten Mörder ſchon
Die Häſcher aufgefangen. Kaum erglänzt
Die Sonn' am Himmel, drängen ſich vom Rathhaus,
Wo man ſogleich den Mörder peinlich fragte,
Zum Hauſe des Antonio Haufen Volks —
(Es ſtand in Hut der Vengadoren) rufend:
Perez der Mörder! Don Pelajo heiſcht,
Durch der Empörer Reihen ſchreitend, Ruhe
Und lieſt des Königs Botſchaft, die allein
Die Unterſuchung dieſes blut'gen Vorgangs
Der Santa-Caſa überweiſt. Nun bricht
Der langverhaltne Grimm der Menge los
Und ſtürmt in wilden Haufen vor das Schloß.
Pelajo folgt, wir Vengadoren folgen —
Don Philipp ſtutzt des Aufzugs. Auf das Schwert,
Das florumwundne Rächerſchwert Pelajo's
Mit ſtaunendem Bedenken blickend, frägt er
Nach ſolches ungeſtümen Dranges Gründen.
Und von dem Augenblick, wo man de Meza,
Juan de Meza nennt, den er, Prinzeſſin,
Vor kurzem von der Inquiſition
Aus Gnade Euch zurückerbeten, wankt
Der Glaube an Antonio. Starr, ein Bild —
Des Schreckens, ſagen andre, ich — des Mitleids,
Blickt er im Kreiſ' und flüſtert nur: „De Meza?!"
Inzwiſchen brachte Vasquez das Bekenntniß
Des Mörders, das auf Perez geht und — Euch!
Der König bebt. Noch ſchreitet, aufgeſchreckt
Von unverkennbar äußerſter Gefahr,
Perez ans Ohr des Königs, bohrt das Auge
Tief in die Seele ihm, um einmal noch

Den alten Zauber ſeiner Kraft zu üben.
Doch Philipp ſchweigt und zögert — denn ein Argwohn
Wie aus der Seele ſchaudervollſter Gewißheit
Durchzuckt des vielbetrognen Fürſten Antlitz.
Und endlich ſpricht er: „Don Antonio Perez,
Ich übergab dies ſchwere Leid der Krone,
Den Tod des edeln Ritters Escovedo —
Der Santa-Caſa. Meine Richter richten!
Geht denn getroſt und folgt den Bengadoren,
Die ich nicht hindern will, falls ſie die Strafe
Der heiligen Hermandad überlaſſen!“
Antonio bog das Knie und ging mit Schweigen,
Den Blick geſenkt, zur Santa-Caſa.

Eboli (die bebend hörte, ſteht eine Weile, geht an den Tiſch und klingelt).

Ein Page (kommt).

Eboli.

Rüſtet
Die Sänfte nach Buen Retiro!

Parajas.

Fürſtin —
Wenn ich es wagen dürfte — einmal noch —

Eboli.

Das Schaudervollſte mir zu wiederholen?

Zweiter Page (kommt).

Vom König eine Botſchaft.

Eboli.

Stürzt das All
In Trümmer?

Dritter Auftritt.

Vasquez. Die Vorigen.

Vasquez (immer noch als Bengador)
Gnädige Prinzessin —

Eboli.
Vasquez!
Auch Ihr bewehrt? Hat sich die Welt verändert?
Don Philipp duldet solchen Mummenschanz?

Vasquez.
Prinzessin! Meine Sendung nehmt als Zeichen
Der Sehnsucht königlichen Kummers —

Eboli.
Geht!
Ich werde kommen! ... Geht! Aus meinen Augen!

Vasquez (sich zweideutig umsehend, entfernt sich).

Carajan.
Prinzessin! Für den König und den Haß,
Der in der Seele mir für Perez glüht,
Hab' ich gesprochen — Noch ein Wort für mich
Und Euch!

(Er kniet vor ihr nieder.)

Eboli.
Das wagt Ihr —!

Carajan.
Nehmt mein Leben hin —!
Seit ich den Blick Matteo Vasquez' sahe,
Bitt' ich nur eins: Geht nicht nach Buen Retiro!

Eboli.

Du glaubſt dem Pöbel, der mich angeklagt,
Daß ich des Ritters Mörderin —?

Parajas.

Nein, Fürſtin,
Ich glaube nur, was Eurer würdig iſt;
Geht nicht nach Buen Retiro, das nur bitt' ich!
Ich muß Euch warnen. Laßt mich Wahrheit reden!
(Er ſteht auf.)
Ein junger Krieger kam ich, ungewohnt
Der Glätte dieſes Bodens, an den Hof.
Ich hofft' auf heitre Welt, auf Fröhlichkeit.
Der König gab mich Euch zum Dienſt. Ich ſah Euch!
Sah Fürſtin Eboli! Beſungen Ihr
In Eurer Schönheit, Euers Geiſtes Ruhm,
In Sagen, Liedern, heiligen Legenden —
Mir heilig! Spaniens Märchenkönigin! — —
Mich trieb im Escurial die Eiferſucht
Zur Wache Euers Schlummers. Doch ich ſchweige
Von dem, was Euch erzürnt. Seit dieſer Zeit
Ward ich gedungen durch Verſprechungen,
Die ſelbſt der König mir entgelten würde,
Wenn dies, wenn das ich thäte. Endlich gibt
Der alte Brauch der Anverwandtenrache
Für Escovedo's Tod das Schwert des Rächers —
Auch mir in meine ſturmumhüllte Hand.
Ich folgte blindlings dem empörten Herzen.
Doch ſeit ich Vasquez geſtern wühlen ſah
In Perez' Hauſe, gierig jedes Blatt
Verſchlingend, Eurer Handſchrift ſpürend — da
Fand ich in meinem Wahne mich zurecht!

Die Mörder ſucht man nicht des Escovedo,
Das Schmerzgefühl der Tugend ſoll die Schuld,
Der Richter Spruch nicht das Verbrechen ſtrafen —
Nur in die Häuſer will man brechen! Riegel
Und Schränke öffnen! Fürſtin, glaubt es mir,
Es geht an Euch, an Eure Hoffnungen
Auf Spaniens Krone, an das Recht, das Ihr
Ans Herz des Königs duldend Euch erworben!
Es wird gelingen. Traut dem König nicht!
Er raſt und zweifelt, fürchtet, ſchäumt und droht!
Blutlechzend muß ich ſeine Sehnſucht nennen —
Schon kommen neue Boten — Hört!

Page (meldet).

Graf Lerma!

Vierter Auftritt.

Lerma. Die Vorigen.

Lerma.

Prinzeſſin! Auf Madrid! Ich bitte, rettet
Des Königs Herz, verzweifeln will es —

Eboli (faßt raſch Lerma's Hand und prüft ſeine Mienen).

Lerma!
Ihr wart mir treu und habt mich oft entſchuldigt,
Wenn ich gefehlt in Jugendunverſtand —
Darf ich — darf — ich — nach — Buen Retiro?

Lerma.

Fürſtin,
Die Seele nicht zum Leib, der ohne ſie
Nicht athmen kann?

Eboli (nachdem ſie ihn gerufen hat).

Ich komme! Geht voran!
Graf Lerma kennt den König und kennt mich!
Wir haben manches Wetter überwunden.
Auch das will ich beſtehn. Geht! Geht! Ich komme!

Lerma (geht langſam und bekümmert ab).

Eboli (macht einen Gang durchs Zimmer, ſpäht überall wie nach Sicherheit und betrachtet den Schrank).

Barajas, laß ein Wort dir gnügen! Wohl!
Ein Schurke biſt du nicht, wie Vasquez iſt,
Zu grün umgibt dich deiner Jugend Schale,
Nur andre ſchüttetn dich — wie reife Frucht —!
Willſt du für mich in dieſen Räumen weilen?
Mit deinem Leben mir dies Haus behüten?

Barajas.

Hätt' ich ihm tauſend Leben zu verſtrömen!

Eboli.

Dann ſag' ich dir: Prinzeſſin Eboli
Kennt Königsliebe, kennt Don Philipp's Liebe;
Sie iſt die Zwillingsſchweſter nur des Haſſes;
Nur auf der Kugel ſchwebt Fortunens Sohle!
Noch hoff' ich auf des Königs Botſchaft. Täuſch' ich
In meiner Hoffnung mich, dann ein Moment —
Und Flucht, nicht aus Madrid, nicht aus Caſtilien,
Nein, aus dem Weltall wäre mir ſo noth
Wie Erſtickenden die Luft. Auf jeden Fall
Will ich gewaffnet ſein und vorgerüſtet.
Auf meiner Schlöſſer eines in Biscaya,
Hart an des Meeres Bucht, wo Adler horſten,
Wohin ich kürzlich dich verbannen wollte,

Hotham (bei Seite).

Curios! Sollte dahinter vielleicht ein Geheimniß ſtecken?

Seckendorf (bei Seite).

Ich will den Ritter Hotham ausforſchen.

Hotham (bei Seite).

Vielleicht, daß mir der geſternte Herr da Auskunft geben kann.

Seckendorf (räuſpert ſich).

Wie befinden ſich des Prinzen von Wales königliche Hoheit in Berlin? Ich bin der Graf Seckendorf.

Hotham.

Sehr erfreut. Excellenz ſahen ja, er befindet ſich (zeigt nach Everesmann) in den beſten Händen.

Seckendorf (ſtutzt. Bei Seite).

Beſten Händen? Foppt er mich oder ſteckt er mit im Complott?

Hotham (bei Seite).

Das Mißverſtändniß ſpannt meine Neugier.

Seckendorf.

Sie irren ſich, wenn Sie glaubten, daß mir den Bewerbungen des Prinzen von Wales entgegengearbeitet haben. Verſchaffen Sie mir Gelegenheit den Prinzen zu ſprechen, ich werd' es mir zur Ehre anrechnen, ihm mündlich dieſe Verſicherungen zu wiederholen.

Auf Montiel, da könnt' ich dringend wünschen
Mich länger, ewig, so mich zu verbergen,
Daß ich, wie aus den Sternen, dieser Erde
Und des Geſchickes ſpotte —! Gleich auf Toro,
Auf Oviedo dann, leg' Pferde unter,
Saumroſſe, Sänften! Willſt du mir's verſprechen?

Parajas.

Mit Euch allein auf Montiel? Und wär' es
Am Thor der Unterwelt, wo die Verdammten
Nur Schrecken fühlen — ich nur fühlte Wonne!
Ich ſchwöre —

Eboli.

Schwöre nicht — (Betrachtet ihn.) Ich glaube dir!
(Wie abwesend.) Schon wie die Möve ſchweb' ich irr' und flattre
Am Strand des Meeres, ſchwebe auf und nieder
Und grüße Adler auf dem Felſenhorſte —
(Beſinnt ſich. Sie klingelt. Pagen öffnen. Man ſieht ihre Sänfte. Entſchloſſen.)
Prinzeſſin Eboli zu König Philipp!
(Sie geht raſch nach rechts.)

Parajas (wendet ſich der Mitte zu).

Zweite Scene.

Im Palaſt des Königs Buen Retiro.

Eine Halle mit Säulen. Im Hintergrund große Mittelthür. Tiſch. Stuhl. Klingel.

Fünfter Auftritt.

Philipp mit Tara, Fuentes, Cellez, Hofherren von der Seite auftretend. Später ein Page.

Philipp.

Vom Manzanares bis zum Campo Grande
Feg' ich Madrid mit Kugeln, wenn ſich mir
Die geſtrigen Empörungen erneuern!
Ich reb' allein und nicht mit Vengaboren,
Nicht mit der Cortes übermüth'gem Vorwitz
Um dieſen Tod zu Juan und Europa!
Doch bringt die Fürſtin mir! Die Fürſtin, ſag' ich —!

Tara.

Der vierte Bote ging —

Philipp.

Und Roſiera
Empfehl' ich meinem Hauptmann Bernal Diaz —
Laßt mich allein!

Fuentes.

Der Prinz Infant, mein König —
Die Granden, Herzog Alba —

Philipp.

Kommen ſie

Zu danken, daß ich meinen Staatsmann ihnen
Zu Lieb' in Banden warf?

Fuentes.

Zum Beileid, Herr.

Philipp.

Ob Beileid oder Dank, ich kenne sie!
Ich weiß, was Leid bezeugen heißt den Kön'gen!
Laßt mich allein und schickt mir nur die Fürstin!

Page (kommt).

Die Fürstin Eboli —

Philipp.

Ha, endlich! Endlich!

(Winkt allen zu gehen.)

(Alle ab.)

Sechster Auftritt.

Fürstin Eboli tritt erst auf, wenn alle ab sind. Philipp.

Eboli (unter der Thür).

Ist hier die Burg Don Philipp's noch von Spanien?
Ein Staat, der sich auf Volksgunst stützt! Im Schloßhof
Gebreitet sind' ich Stroh, zerdrückt von Rossen,
Die auf dem Marmor diese Nacht campirten!
Es scheint, der Türke wieder ist im Anzug!

Philipp.

Prinzessin, näher! Gebt mir Muth! Hier stand
Pelajo! Grauenhafter Anblick! Er
Mit andern um sich her, wilddüstrer Miene,

Geringelt um ihr Schwert die Nattern wieder
Der alten Zeit, die ich geſchlagen glaubte!
Der Zeit der Furien —.ja, Prinzeſſin! Ach!
Wo iſt die Ruhe meiner Tage hin!

Eboli.

Verhaften ließet Ihr Antonio.

Philipp.

Das Recht der Vengadoren wollt' es. Doch
Don Philipp's Santa-Caſa richtet, Richter,
Die ich beſtellt — die Wahrheit ſoll nicht fehlen.
Nur — hör' ich, Fürſtin, daß den Mord ein Dienſtmann -
Gar ſeltſam, das zu hören — Juan de Meza —
Sich angelegen ſein ließ, Juan de Meza,
Ein Pächter Eurer Güter!

Eboli.

Meiner Güter!
Der Güter ſiebzig um Valladolid
Zähl' ich allein — wer war nicht ſchon mein — Pächter
In Spanien und hat mich doch betrogen!

Philipp.

Vergeßt nicht, daß er Euch beſonders werth!
Viermal begnadigt, ha — und neulich wieder
Der Santa-Caſa abgeſchmeichelt —? Hört —
Er hat auf Euch bekannt!

Eboli.

Gewiß! Der Folter!
Ein Prahler ſcheint's und denkt ſich durchzuhelfen,
Wenn er in ſolchen Fällen Namen nennt,
Die Namen ſind! Ich denke mir, der Menſch
Hat Euch nur ſchmeicheln wollen oder (lachend) — mir!

Philipp.

Inez —!

Eboli.

Mein Name! Inez de Mendoza!
Jetzt Fürstin Eboli! Was starrt Ihr an mich?
Was sollen Eure Augen in den meinen?
Fast scheint es ja, als glaubt' Ihr meine Schuld?

Philipp.

Glaubt — Eure? Welche Schuld? Daß Escovedo
Von Euers Dienstmanns Händen fiel —? Komm her!
Ich bitte — Inez — sprich — was derkst du, Inez —?

Eboli.

Den trauten Namen spricht ein Basilisk!
Das sind die Augen meines Königs nicht —

Philipp (immer im Glauben, daß Perez von dem königlichen Auftrag der Eboli Anzeige machte).

(Für sich.) Hat er es ihr gesagt —? Vielleicht den Brief —?
(Laut.) Hat Euch Antonio —? Am Abend neulich,
Auf Euerm Feste, habt Ihr lang' allein
Mit ihm gesprochen — Sagt mir, Inez — hm!
War's vor, war's nach dem Abschied, den ich gab
Dem Ritter Escovedo? Nun — Ihr schweigt?
Ihr lebt die Stunden nur so tändelnd hin!
Hat Euch Antonio —?

Eboli (immer im Glauben, daß sie allein die Thäterin ist).

Was kann er haben?

Philipp.

Ihr zittert vor de Meza's Folter nicht?

Eboli.

Nur zittern seh' ich Euch.

Philipp.

Mich —? Warum mich?

(Er durchbohrt ſie lange mit forſchendem Blick.)

Aus dieſer Nacht klingt mir der Rath Antonio's
Süßlockend noch im Ohr. In meine Krone
Flocht er die Myrte. Zwar geboren biſt du —
Als Fürſtin nicht, doch Tochter meines Volks,
Seit Jahren meinem Herzen anvermählt!
Er glaubt in dir des Landes Königin,
Die beſte ausgefunden —

Eboli.

Was verhindert
Das hohe Schauſpiel, das Europas Fürſten
An Spaniens Kön'gen nicht zuerſt geſehn?

Philipp.

Wer iſt der Mörder Escovedo's, Inez?

Eboli.

Ihr fragt ja Folternn! Warum mich?!

Philipp.

Komm her!
Vertraue Deinem König, deinem Gatten!
Der Spanier hält auf ſeines Blutes Reinheit
Und führt in Andaluſien ſelbſt von Roſſen
Regiſter ihrer Ahnen. Doch zum fünften,
Zum letzten male nimmt Don Philipp ſich
Ein Weib, nur ſeines Herzens Wahl, und wär's
Die ärmſte Bettlerin des Landes! Aber ſagt —
Das Eine ſagt — Ihr könnt es mir vertraun —
Wer ließ den Ritter morden? War's Antonio?

Eboli.

Das frag' ich Euch! Ihr glaubt es nicht und ſchweigt?

Euch iſt er's nicht? Und „Rächer" dürfen leben?
Verbannt iſt Vasquez nicht? Der Luft Atome,
Die die Verleumder zu erſchüttern wagten
Durch Drohungen und Lügen vor dem König,
Bezahlte nicht die Nacht der Bergwerksgruben
In der Morena Orkusſchlünden, wohin
Ich ewig die Verräther bannen würde?

Philipp.

Ich ſtaune Eurer Sorge um Antonio.

Eboli.

Ich ſtaune Eurer Sorg' um ſeine Feinde.

Philipp.

Und darum nur? Nur um den Muth, wie ſpracht Ihr,
Mit dem ich wagte —? Ich? Was läßt Euch ſtaunen?
Daß ich — Was? Oder wie?

Eboli (wild und anmaßend).

Und wie und was?
Und wol und wer!

Philipp (unterbricht ſie).

Prinzeſſin! Ehrfurcht!
(Er mißt ſie mit dem ganzen Bewußtſein ſeiner Würde.)
Jetzt
Nach Roſiera kehrt zurück!

Eboli.

Roſiera —?
Ich bin bei Euch — was ſoll ich in Roſiera?

Philipp.

Dem zweiten Regiment Wallonen hab' ich
Den Ehrendienſt verſprochen — Euch zu ſchützen —!

Eboli.

Zu ſchützen — mich? Vor wem? Der Wuth des Volkes?
Vor deſſen Wuth bedarf's des Schutzes nicht.

Philipp.

Ihr ſeid mir Spaniens ſieben Kronen werth!
Ein Regiment Wallonen werd' ich doch
Um Euch noch haben —

Eboli (außer ſich).

Zur Gefangenſchaft?

Philipp.

Gefangenſchaft?

Eboli.

Es weht wie Winterfroſt
Von Euch!

Philipp.

Ihr trefft die Jahre, die ich zähle,
Das Herz nicht! — Schmeichelt künftig beſſer, Fürſtin! —
Nach Roſiera geht! Ihr ſeid beſchützt —

Eboli (außer ſich).

Von Alba —?

Philipp.

(Drohend.) Alba's Stunde — (Er beherrſcht ſich.) Noch commandirt
Graf Feria. Geht und hofft auf beſſre Zeit,
Auf Stunden, wie ſie wiederkommen werden,
Wo ſolche Sorgen auf der Stirn ſich nicht
Den Runzeln meiner Jahre zugeſellen —

Eboli.

Ich ſeh' Euch Eure Sprache faſt verlieren!
So redet! Nun —? Ihr blicket ſtarr ins Leere —?
Was ſagt dies Schweigen? Lächeln wollt' Ihr mir

Und könnt kaum ſprechen? Weniger noch ſchmeicheln!
So ruft mich doch mit meinem Kätzchennamen!
Soll Inez mit der ſammetweichen Hand —
Ihr nennt ſie ſo, nicht ich — Euch Abſchied ſagen —?
Abſchied für Roſiera? Nun ich gehe
Und komm' ich wieder — hahaha — ſo mach' ich's
Euch ebenſo — Auch ich kann wie ins Nichts,
Ins ewig Leere blicken und — verſtummen.

Philipp.

Geht! Geht! Bleibt nicht ſo angewurzelt! Geht!
Ihr ſeid beſchützt von — König Philipp's Liebe —

Eboli.

Ich gehe — Doch es dünkt mich faſt, als wär' ich
Beſchützter mehr — von König Philipp's — Zorn.

(Langſam und nach ihm zurückblickend ab.)

Philipp (mit ausbrechender Wildheit).

Und hätt' ich eines blinden Sehers Augen
Und taſtete im Dunkeln mit dem Stabe,
Die Ahnung gab ein Gott: Das war zuvor,
Zuvor beſchloſſen, eh' ich's ſelbſt beſchloß! — —
Wie eilend und wie fertig der Vollzug!
Gleich in derſelben Nacht! Ein Wink der Hand,
Geſprochen kaum mein Wort, da lag das Opfer!
Sie wollten ſeiner beide ſich entled'gen —
Ha — Beide? Nein — vielleicht nur Sie! Nur Sie —
Sie ſchrieb ſein Urtheil früher, als ich ſelbſt!
Und was ich mir mit furchtbarſter Entſchließung
Von meinem Innern abgerungen habe —
Das hätt' ich nöthig nicht gehabt? Sie ſorgte —?

Um mich? Haha! Sie ſorgte — wem zu Gunſten?
Daß Escovedo — wen? nicht überſtrahlte —!
Perez in Schatten ſtellte —! Fürchtete
Sie deſſen Sturz? Antonio's — — o Gott —!
Nur nicht zu viel auf mein empört Gemüth!
Verhängniß, wälze mir aufs neue nicht,
Was einmal ſchon erlitten, auf die Seele —!
Des Mordes will ich nur allein gedenken!
Der Stimme des Gewiſſens, die nur mir,
Nur mir allein die Mahnung rufen ſollte
Des ewigen Gerichts: Gib Rechenſchaft
Vor Gottes Thron?! Ich wollte dieſe Schuld
In meine Bruſt verpflanzen, meine, die
Der Laſt zum Weltgericht genug zu tragen
Und dem gemeinen Wahn zu trotzen hat!
O Escovedo! Wärſt du mir geblieben! —
Nothwendig war dein Tod! Nie gönnt' ich dir
Das höhnende Gedächtniß meiner Schwäche,
Anbettelnd dich, dich Mir doch zu erhalten!
Nie konnt' ich meinem Bruder ſelbſt das Zeugniß
Des rathverlornen Philipp überſenden!
Nun wird dein Tod zum furchtbarſten Geſchick
Mir ſelbſt — zur Prüfung meiner letzten Kraft!
Rath —! Troſt —! (Ruft.) He, Perez! — Hahaha! Noch ruf' ich ihm!
Zehn Jahre des Betruges machten mir's
Zum Papagaienamt, nach ihm zu rufen!
Warum ging Perez Hand in Hand — mit ihr?
Was bindet beide — ihn und ſie? Das ſagt mir,
Domingo — meines Carlos' Geiſter! Schatten
Der Unterwelt! Scherben, heraufbeſchworen,

Hotham

(ſtiftig auf die Thür des Königs zeigend).

Der Eintritt in das Cabinet Sr. Majeſtät des Königs von Preußen ſteht, wie ich höre, dem Kaiſerlichen Geſandten immer offen.

Seckendorf (bei Seite).

Cabinet des Königs? Alſo doch? (Laut) Herr von Hotham, iſt Ihnen vielleicht die Sage von der weißen Frau bekannt, die ſeit Jahrhunderten mit der Geſchichte des brandenburgiſchen Hauſes verſchwiſtert iſt?

Hotham.

Ja wohl, Excellenz, ich höre, daß ſie ſich ſeit einiger Zeit wieder ſehen läßt.

Seckendorf (bei Seite).

Das iſt ein Complott. Man betrügt uns. Der Prinz von Wales ſteht mit dem König im beſten Einvernehmen. (Laut) Herr von Hotham, Sie ſpielen ein doppeltes Spiel. Rund heraus. Der Prinz iſt nicht nur hier, ſondern wird auch beim König zugelaſſen.

Hotham.

Woraus ſchließen Sie das?

Seckendorf (lächelnd).

Es iſt ſehr artig ausgedacht, die Sage von der weißen Frau grade jetzt wieder in Umlauf zu bringen.

Hotham.

Der König wird ſeine Urſachen dazu haben.

Dem Staub und Kehricht wieder abgeſchmeichelt!
Mein Narr! Mein Page! Gebt dem König Raum,
Auf dieſem Erdenrund ein Menſch — zu — ſein — —!
(Er klingelt heftig, indem er faſt zuſammenbricht.)

Siebenter Auftritt.

Vasquez tritt nach einer Weile ein. Philipp.

Philipp (erholt und ſammelt ſich und betrachtet Vasquez).
Matteo Vasquez! Den ſchickt mir das Schickſal?
Ein ſubalterner Geiſt! Er drängt ſich vor
Und hofft, es wäre ſeine Zeit gekommen!
Was ſtehſt du bleich? Wieviel hat Alba dir
Gezahlt für deine Thränenſtröme, Menſch,
Die dir zugleich den Vermann doch erſäuften?

Vasquez.
Nur Escovedo's Tod beweint mein Schmerz.

Philipp.
Dies Heucheln will ich dir vergeben, wenn
In einem du die Wahrheit reden kannſt.
Iſt Don Antonio ſchuldig —?

Vasquez.
Wie der Sturm
Entlaubter Bäume Schuld.

Philipp.
Ein ſchlechtes Bild!
Die Schuld entlaubter Bäume iſt der Herbſt —
Der Winter! Ha, du ſahſt wol nie im Wald
Den Eichbaum noch die gelben Blätter halten

Trotz Schnee und Sturm? — — Zu einer erſten Rolle
Im Amt wird man dich nimmer brauchen können;
Doch haſt du Recht ſtudirt in Salamanca —
So ſprich: Warum iſt Perez' Schuld erwieſen?

Vasquez (blickt nieder. Nach einer Pauſe).

Die Fürſtin Eboli — Antonie —

Philipp.

Antonio und Eboli — Zuckt dir
Die Lippe? Ha, dies Zucken — ſah ich's nicht
Schon einmal — Damals im Escurial,
Beim Abenteuer jener Nacht, im Mondſchein
Auf der Terraſſe — Vasquez! Der Verlarvte,
Von dem Barajas mir erzählen wollte —
Wobei auf dich der Knabe lächelnd ſich
Bezog — dies Lächeln mein' ich — Der Verlarvte —?

Vasquez.

War Perez.

Philipp.

Daß die Erde dich verſchlänge!
Verloren biſt du, wenn du lügſt!

Vasquez.

Mein Haupt,
Ich biet' es Euerm Richterſpruche, Herr!
Doch hat es Augen, die nichts andres ſehen,
Als jedes Aug' in Spanien. Perez' Haus
Bot keine Zeichen dieſer Heimlichkeiten,
Die Euch vor Spanien entehren mußten;
Doch Fürſtin Eboli, in jenem Eifer
Verliebter Schwermuth, zärtlicher Begierde,
Wo als Erinnerungsarchiv das Herz

Nicht mehr genügt, bewahrt der Liebe Zeichen
Und Angedenken noch in Roſiera —
Und Roſiera ſteckt in unſrer Taſche.

Philipp.

Luft! Luft! Ich fühlt' es! Athmete die Peſt!

Vasquez.

Die Pflicht des Vengaborenſchwurs, mein König,
Hat auf ein Käſtchen mich geführt — woron
Mir oft Barajas ſprach. Dies Käſtchen nun,
Als Vengabor rieth ich's in Hut zu nehmen.
Ich rieth es Don Barajas ſelbſt. Indeß
Vorahnend ſeinen Wankelmuth, ließ ich
Viel lieber noch ihn ſelbſt bewachen! Jetzt —
Nicht weiß ich, was auf Roſiera ſich
Begeben. Doch — ſeit dort Wallonen hauſen,
Harrt ſicher ſchon — (blickt ſpähend rückwärts) der Lohn der Wachſamkeit — —

Philipp (klingelt).

Die Glocken läutet! Zum Sturm des Weltgerichts!

Vasquez (geht in den Hintergrund und zieht raſch ein Medaillon aus der Bruſt).

(Ein Page kommt mit dem Käſtchen.)

Philipp.

Sagt Bernal Diaz Dank, den Dank des Königs!

(Er greift nach dem Käſtchen.)

Verſchloſſen! Ruft ſie ſelbſt!

Vasquez (nimmt ihm das Käſtchen ab und gibt damit nach links).

Erlaubt, mein Fürſt!
Geheime Kunſt, zu öffnen ſolche Schlöſſer,
Lernt' ich von einem Mauren in Granada —
(Bei Seite.) Jetzt noch das Medaillon!

(Er öffnet das Kästchen durch einen Geheimdruck, es ſpringt auf; er ſteckt raſch das Medaillon hinein.)

Er ſah es nicht!

(Er übergibt das geöffnete Kästchen dem König.)

Philipp (nimmt es und wühlt darin).

O Vasquez, deine Mohren morden mich!
Es iſt ihr Athem! Sind aus Perſien
Die Roſenblätter, die geſtohlnen Hauche
Des Paradieſes! Haremsduft, ich kenn' ihn —!

(Sitzt vor Schmerz wie betäubt und durchwühlt den Inhalt.)

Vasquez (wie mitleidend).

Sire —!

Philipp.

Ha! Verflucht! Das iſt ſein Bild! Getroffen
Zum Sprechen! Schon gemalt in ſeiner Jugend!
So ſah er aus, der teufliſche Verräther,
Als er von Silva mir zur Unterzeichnung
Ein Blatt auf ſeinen Knieen überreichte —
Nun ringeln tauſend, tauſend Schlangen ſich,
Verbunden in Ein Knäul, aus dieſem Käſtchen!
Und dieſe Schlangen, Vasquez, dünkten mir
Mein Ruhekiſſen —! Jahrelang —! Ein ſüßes! ...
Nichts läßt ſich leſen von der frechen Lüge!
S'iſt Zeichenſchrift, die ſie ſich ſelbſt erfanden!
So bunt gekritzelt wie die Haut von Schlangen!

Vasquez.

Ihr unterliegt —

Philipp.

Nein, nein, es hebt, es ſtärkt!
Zu wiſſen, ſtärkt die Kraft! Was allzu furchtbar,

Verſcheucht die Furcht. Zum mindeſten bei mir!
(Er hat ſich gefaßt.)
Dies Bild ſagt alles. Was noch brauch' ich Deutung
Der Chiffrenſchrift in dieſen Blättern! Schon
Ihr Duft genügt! Nichts iſt es als Verrath
An meinem wiederum betrognen Herzen!
Sieh, ſieh, du vierzigjähr'ger Wildfang, dem ich's
In ſeiner Jugend einmal wol vergeben
Um ſeine Neulingszeit! Doch jetzt —

Page (kommt und meldet).
Der Prinz Infant!

(Drei Pagen traten vorher auf und harrten des Winks, hinten zu öffnen oder die Vorhänge zurückzuziehen. Sie öffnen.)

Achter Auftritt.

Der ganze Hof. Infant Philipp. Herzog von Alba (ganz ſchwarz und geharniſcht). Herzog von Feria. Herzog von Infantado. Lerma. Fuentes. Tellez. Tara. Große des Reichs. Die Vorigen. Später Juana. Zuletzt ein Hauptmann.

Infant Philipp (kniet vor Philipp).
Mein Herr und Vater!

Philipp (ſitzend).
An dies Herz, mein Sohn!
Seit ihre Diener ſie mit Blut befleckten,
Kommſt du in Sorge um den Glanz der Krone!
Hörſt du des Volkes wilde Woge branden?
Mein Staatsminiſter iſt in Haft. Doch, nein,
Das Zittern meines Buſens, fürcht' es nicht!

Der König iſt es nicht, der bebt, es iſt
Der Menſch, der tief verwundete! Nun, Alba,
Sonſt ſchweigender als dein Oranien! Rede!
Sind die Wallonen ausgerückt?

Alba (feſt und mit dem Ton der Zurückſetzung ſich abwendend)
Mein König!
Prinz Feria commandirt — zum Schutz der Fürſtin.

Philipp.
Prinz Feria iſt, du weißt es, zu beſcheiden!
Er nennt zu dir ſich nur die Brücke! Alba!
Sei wieder mein! Ich ſeh' es! Solche Treue,
Wie du mir zeigteſt, bleibt erprobt und wird
Von andern nicht erreicht. Die Treue iſt,
Wie manche andre Tugend, ein Talent;
Man kann ſich's nicht durch die Verſtellung geben!

Vasquez (voll Unruhe).
Seht, Majeſtät — Graf Lerma! (Bei Seite.) Alba? —

Philipp.
Lerma —!

Lerma.
Erſchütterte Euch ſo der Augenblick,
So wag' ich zagend nur des Weibes Meldung,
Das geſtern noch ſo reich beglückt ſich fühlte
Und alles heut' verlor!

Philipp (ſpringt auf).
Entfloh ſie?

Lerma.
Wer, königlicher Herr?

Philipp.

Entfloh ſie nicht?
Von Roſiera, mein' ich? Iſt ſie feſt und ſicher?

Lerma.

Nicht ſprech' ich von Prinzeſſin Eboli.
Juana Perez, gnäd'ger Herr! Ich melde
Des Staatsminiſters Gattin! Hört den Jammer!

Juana (draußen).

Laßt mich zum Thron! Ich muß den König ſprechen —

Philipp.

Juana Perez? Raum der edeln Seele!
Verſchwiſtert mir durch gleichen Schmerz! Wo iſt ſie?

Juana (tritt leidenſchaftlich auf und ſieht wild im Kreiſe).

Philipp.

Du ſuchſt den Gatten? Suchſt ihn hier, Juana?
Nein, denke nicht an ihn! Nimm mich für ihn,
Für deinen Freund, den beſten dir auf Erden,
Du unglückſelig Weib! Tritt her zu mir!
Ein Prieſter ſoll uns trauen an dem Altar
Der Furien unter Chorgeſang des Donners!

Juana (wirft ſich ihm zu Füßen).

Ich wußt' es wohl, du ſchützeſt ſeine Ehre!

Philipp.

Ja — durch die Folter!

Alle (erſchrecken).

Ha!

Philipp.

Biſt du gekommen,
Im Brunnen meiner Gnade abzukühlen
Das Eiſen, das die Santa-Caſa glühend

Auf dieſes Buben Stirne drücken wird,
Dann weiche!

Juana (ſpringt auf).

Philipp!

Philipp.

Ward in Chriſtenlanden
Von Tunis eine Straße noch nicht heimiſch,
Ich will ſie prüfen an Antonio —

Juana.

Verſah ich mich in dieſen Mauern? Sagt mir!
Wo wohnt der König —? Prinz Infant — ich bitte —
Wenn deine Hoheit mir den Vater zeigte!

Philipp.

Was ſprach die Folter? Habt Ihr noch geſchickt
Zum Büttel nicht? Der ſoll mir ſagen, wer
Mir deinen theuern Bruder tödtete —

Juana.

Ich irre mich im Sinne deiner Worte!
Du ſprichſt —

Philipp.

Von deinem Manne. Ja, Juana!
Den, ſag' ich, ſoll die Folter fragen!

Juana.

Philipp!
Für Königsehre hatt' ich in der Bruſt
Seit erſtem Kindeslallen Weihrauch nur
Und Myrrhen, Spezerei und Opfer! Doch
Ein Weib gefoltert, und mit Worten nur,
Gefoltert in der Liebe nur mit Zwinkern
Des Auges, und es lacht der Kindheit —

Philipp.

Laßt ihr
Die Straße frei, ſich dahin zu begeben,
Wohin ſich's ziemt, zu ihren Kindern! Sonſt —
Geſprochen ward mein Wort! Die Folter und
Die Santa-Caſa richtet. (Will ab.)

Juana.

Philipp! Hörſt du's?
Ich rufe dich, wie dich ein Schuld'ger ruft,
Liebkoſend noch und nicht Tyrann!

Alle.

Juana!

Philipp (will ab).

Juana.

Du gehſt? Wie wandelnd ein Koloß von Erz,
Geheizt mit Flammen —? Moloch wirklich? Fürſt,
Bedrohter Unſchuld Retter, Freund, geborner,
Der Witwe! Sieh, hier iſt ein Weib in Trauer,
Dem Weib in Indien gleich, das unter Thränen
Am Holzſtoß kniet, zu folgen in die Flammen
Der todten Ehre ihres Gatten —

Philipp.

Harre
Der Zeit, wo mich Juana ſegnen wird,
Weil ich Antonio ihr gerichtet habe
Um etwas — etwas —! Doch genug zur Zeit —!
Die Folter! Bis auf weitres —

Juana.

Bis auf weitres
Bin ich die Schweſter Escovedo's, zeugend:

Der Mörder meines mir erſchlagnen Bruders,
Der Mörder, der den Mord befohlen hat,
Iſt König Philipp ſelbſt. Ich ſag's und nicht
Gefoltert!

Einige (durcheinander).

Wie — Juana —

(Allgemeine Aufregung. Man tritt gegen ſie an. Auf einen Wink des Königs bleibt alles ruhig.)

Philipp (geht raſch ab).

(Alle wenden ſich voll Beſtürzung zum Gehen.)

Terma (im Gehen).

Unglückſel'ge!

Andere.

Was thatet Ihr?

(Alle ab, ſich ehrfurchtsvoll um den Prinzen ſcharend, der mit Alba geht.)

Juana (ſpricht während ihres Gehens und ſchon während der König geht).

Ihr geht? O bleibt! Ich bitt' euch!
Seht hin! Seht an der Stirn das Mal der Schuld
Wie an dem Himmel die Kometenruthe!
So feige flieht ihr? Deckt die Augen zu?
Die Ohren bergt ihr, daß ſie mich nicht hören?
Sagt's Spanien! Europa! Sagt's der Welt!
Die höchſte Ehre wurde meinem Bruder,
Der Tod von König Philipp's eigner Hand —!

(Alle ab.)

Vasquez (kommt von rechts zurück und ſucht das Käſtchen und das Medaillon. Er nimmt beides).

Unglückliche! Was habt Ihr angeſtiftet!
Ein ſolches Wort dem König zugeſchleudert!

Seckendorf.

Der König? Alſo wirklich der König? Und Sie glaubten nicht, daß man das Spiel durchſchaut? Daß es Augen giebt, die auch bei Nachtzeit gewiſſe Perſonen im Dunkeln über die Höfe des königlichen Schloſſes ſchleichen ſehen, Ohren, die es deutlich hören, daß dieſe Perſonen deshalb nicht angerufen werden, weil ſie — ha, ha, einen weißen Domino tragen? Lieber Herr von Hotham, Sie müſſen Ihre Pläne doch etwas feiner einfädeln, wenn Sie nicht den einfachſten Combinationen Blößen geben wollen. Bauen Sie nicht zu viel auf die Schonung, die der König Ihrem Prinzen angedeihen läßt! Es iſt ſein Neffe, er will ihn nicht compromittiren. Das iſt Alles, was er hier zu hoffen hat. Es würde mir leid thun, wenn ein junger, erſt beginnender Diplomat, wie Sie, in dieſem Winke nicht von einem Staatsmanne etwas lernen wollte, der zwanzig Jahre ſchon combinirt hat und wenigſtens in Combinationen noch nicht übertroffen worden iſt. (Raſch ab.)

Dritter Auftritt.

Hotham. Dann der König. Grumbkow. Overmann.

Hotham (allein).

Die Wachen laſſen einen weißen Domino paſſiren

Juana.

Biſt du nicht Vengador und jubelſt mir?
Hab' ich die rechte Spur des Frevels nicht
Verrathen?

Vasquez.

Das vernimmt kein Ohr —! Solch Wort
Dem erſten Mann der Chriſtenheit zu ſprechen —!
(Nimmt das Käſtchen.)
Juana, nein! Ihr hörtet nur nicht alles
Und deutetet des Königs Worte irrig!
Ihr kamt zur unglückſeligſten der Stunden,
Wo Philipp endlich das Geheimſt' erfuhr,
Was Euern Gatten ſeit ſo lang gehalten
Im ſtillverborgenſten Verkehr —! Ihr ſaht hier
Dies Käſtchen in der Hand des Fürſten? Nicht?
Hier dieſes! Blickt auf ſeinen Grund! O daß
Der treuſte Freund, der einſt den Himmel hoffte
Der Liebe ſich Juanens zu gewinnen,
Die Zeichen ſolches Trugs erblicken mußte!
Treuloſer Liebe Schwüre! Angedenken
Verruchter Stunden! Da, dies Medaillon —
Vergeſſen blieb es von dem Schmerz des Königs —
Seht Perez' Züge! Kennt Ihr noch dies Bild
Aus ſeiner Jugend? Liebend ward's bewahrt
Von einer Liebe, die Antonio ſchändet —
Die Euch, Juana, ſchändet, Escovedo —
In einem jahrelang verborgnen Bunde,
Den Euer Gatte, ja, Antonio Perez,
Der Auserwählte Euers edeln Herzens,
Mit — wem wol unterhalten — rathet —!
(Juana will nach dem Medaillon greifen; Vasquez hält es zurück.)

Juana.

Ha!
Sein Bild —! Mir wurd' es einſt geſtohlen —

Vasquez.

Nun!
Jetzt wißt Ihr, wer es aufbewahrte! Wem
Ins Leben, wie die Frühlingsſonne lächelt,
Dies Lächeln ſtrahlen konnte! Seht ſein Bild!
Es lag in dieſem Käſtchen aufbewahrt,
Das in Roſiera eben ward gefunden —
Gefüllt mit Briefen, zarten Angedenken —
Was braucht Ihr dieſe Blätter noch zu leſen!
Das Bild ſagt alles! Fragt die Eboli!
Des Bildes Augen lächelten der Fürſtin!

Juana (folgte immer Wort für Wort mit ſtummem Spiel und ſteht ſtarr).

(Lerma und ein Hauptmann waren mit Wachen eingetreten.)

Lerma.

Senjora!

Vasquez.

Nehmt mein ſchmerzlichſtes Bedauern!
Des Königs Kummer müßt Ihr nun verſtehn —
Und habt Ihr einen Wunſch, ſo ſprecht ihn aus!
Der Zeiten Wirren ſteigen unheilbringend;
Doch auf Matteo Vasquez dürft Ihr bauen! (Ab.)

Lerma.

Euch iſt nicht wohl —? Was habt Ihr? Aermſte Frau!
Eins tröſte Euch! Den Hochverrath, den Ihr
Soeben an dem Könige begangen —
Ihr ſollt ihn büßen, auf Geheiß des Königs,
Nur dadurch, daß er Euch von hier entſendet

Zur Santa-Caſa — dort mit Euerm Gatten
Die ſchmerzliche Gefangenſchaft zu theilen —

Juana.

Zerreißen, denkt er, würd' ich ihn ſtatt ſeiner?

Terma.

Was ſprecht Ihr? Zu Antonio ſollt Ihr!

Juana.

Wie
Zwei Thiere aus der Wüſte Afrikas
In Einen Käfig eingeſperrt, daß eines
Am andern ſich zerfleiſch' —!

Terma.

Ihr redet irre!
Führt ſie hinweg — und laßt ihr jede Ehre!

Juana (ſchwankt halb ohnmächtig hinaus).

Wachen (umringen und halten ſie).

(Verwandlung.)

Dritte Scene.

In der Santa-Caſa.

Ein hochgewölbter, nicht gefängnißartiger Raum. Rechts und links große Wölbungen oder Bögen, die in andere Gemächer führen; keine Thüren. Im Hintergrund befindet ſich oben eine Galerie mit einer Thür, eine andere unter ihr. Von ihr herab führen zwei Treppen. Es iſt Dämmerung.

Neunter Auftritt.

Martinez kommt durch die Rundbögen rechts von der Seite. Dann Antonio.

Martinez (zurückſprechend in den Rundbogen rechts).

Die Halle dort (zeigt in den Rundbogen links) iſt freundlicher,
Senjor!
Auf jene Fenſter fällt der Abendſtrahl
Der Sonn' und von dem läſtig ſchweren Tritt
Der Wachen ſeid Ihr ungeſtört beim Schreiben. (Ab nach links.)

Antonio (tritt von rechts auf und lieſt in einem Briefe, den er, wie die Feder in ſeiner Hand zeigt, noch nicht beendet hat).

„Mein hoher Herr, Ihr ſagtet zwar: Ein Beiſpiel
Des Rechtes, das wir üben ſollen, gebt
Antonio! Herzöge, Cardinäle
Sind meines Staatsminiſters Richter; gebt
Auf kurze Zeit in meine Santa-Caſa —"

(Vom Leſen unbewußt zum Selbſtgeſpräch übergehend.)

Was kann er mit mir wollen? Warum ſchreib' ich's
Voll Zagen dennoch? — Zagen! Hab' ich nicht
Des Königs eigenhändigen Befehl?

Und ward nicht ſeine Gunſt in dieſer Nacht,
Zum Dank für die vollzogne That, auf ewig,
Ja ſelbſt vor Gottes Thron — ich mußte lächeln
Ob des vermeſſ'nen Wortes —! mir geſichert?
Und doch faßt mich ein Bangen — Königs Freundſchaft
Und Königs Zärtlichkeit — faſt möcht' ich ſagen,
In wahren Liebesworten ſprach er mir! —
Iſt nur ein Spiel mit eines Löwen Tatze!
Ein unverſehner Augenblick und — Blut
Läßt ſolche — Zärtlichkeit zurück — —! Geräuſch? —

(Längeres Geräuſch von Riegeln oben. Es wird finſterer.)

Wer kommt —? Mich ſchreckt des Windes Zug im Thürſpalt —

Zehnter Auftritt.

Barajas und Fürſtin Eboli, beide in weißen Mänteln und grauen Offizierbarets mit rothen Federn; letztere in männlicher, jedoch vom Mantel ganz verdeckter Kleidung. Sie erſcheinen oben auf der Galerie. Antonio Perez.

Barajas (eben)

Wir ſind zur Stelle! Doch gewöhnt zuvor
Das Auge an die Dunkelheit, Prinzeſſin!

Eboli (eben).

Barajas! Dank dem jugendlichen Muthe,
Der ſein vereitelt Werk von Roſiera
Mit doppelter Bewährung überholt — (Steigt hinunter.)

Antonio (richtet ſich empor).

Wer ſpricht?

Eboli (iſt hinuntergeſtiegen).
Wo ſind' ich —? (Sieht Antonio) Perez! Auf!

Antonio.
Wer ruft?

Eboli.
Wie Ihr mich ſeht im Kleid der Offiziere
Vom Regiment Cordova, iſt ein zweites
Zur Hand! Barajas! Gebt die Schärpe! Nehmt
Den Mantel! Da ein Hut!

Barajas (wirft dieſe Sachen hinunter).

Antonio.
Ihr ſeid's, Prinzeſſin?

Eboli.
Und auf der Flucht. Wir ſind verrathen. Leider!
Juan de Meza war nicht gut gewählt.
Verhaftet ſollt' ich werden. Ich entkam.

Antonio.
Warum verhaftet — Ihr?

Eboli.
Juan de Meza
Hat mich und Euch genannt — Wir müſſen fliehn —

Antonio.
Ich fürchte nichts für mich — Flieht Ihr allein!

Eboli.
Allein? Ihr glaubt Euch allzu ſicher, Freund!
Noch muß ich leider Euch berichten, daß
Auf Roſiera, wo ein Troß von Reitern,
Ein Regiment Wallonen einbrach, mir
Mein Kämmerling Barajas nicht ein Käſtchen,

Sich ſelbſt zu bergen kaum vermochte — ſchaudert! —
Ein Käſtchen, das ich auf die Seel' ihm band.
Man nahm's ihm ab — es iſt das Käſtchen, Perez —

Antonio (außer ſich).

Das zu zerſtören Ihr mir angelobtet?

Eboli.

Ihr tadeltet mich oft um meine Neigung,
Nichts ſo zu laſſen, nichts ſo zu bewahren,
Wie Gott und Menſchen es geſchaffen haben —!
Das Gegentheil zu zeigen, hab' ich leider
Das rechte Mittel hier verfehlt. Genug,
Das Käſtchen —

Antonio.

Kam in Philipp's Hand —?

Eboli.

Noch mehr!
Juana in der Sorg' um Eure Freiheit,
Begab zum König ſich, als dieſer eben
In ſeinem Funde wühlte, wuthentbrannt
Und mit der Folter droh'nd! So traf dein — Weib
Den König —

Antonio.

Jeſus!

Eboli.

Noch nicht wiſſend, was
Ihn gegen dich aufs neue ſo empörte,
Noch mehr empörte, als der Mord am Bruder,
Ergrimmt' ſie ſelbſt und ſchleuderte ein Wort,
Ein raſereientſtammtes, ihm ins Ohr:
Der Mörder ihres Bruders wär' er ſelbſt!

Don Philipp ſelbſt! Geht nicht die Welt in Trümmer —?
Was ſagt Ihr? Eure Gattin iſt verhaftet!
Doch warum wechſeln wir noch Worte! Auf
Antonio —! Auf zur Flucht! Verloren iſt
Dein Kopf, ſeitdem der König weiß, daß wir
Vor ſeiner Eiferſucht uns bergen mußten!
Den Weg hierher, ich bahnt' ihn mir durch Gold,
Durch alte Gunſt, durch Freunde, die nicht fehlen!
Die Pferde ſtampfen vor den Thoren! Perez,
Nicht andre Rettung gibt's, als Flucht.

Antonio.

Juana —
Gefangen — ſie! Um mich!

Eboli.

Man führt ſie her —
In Euern eignen Kerker, Euch zur Strafe!

Antonio (außer ſich).

Zu mir? Nach dieſem Wort, zu ihr geſprochen —
Von — meinem — Bund — mit Euch?

Parajas (der ſich inzwiſchen mehr draußen als drinnen hielt).

Prinzeſſin! Eilt!
Ich bitte —

Eboli.

Perez! Hört doch!

Antonio.

Nein, nur dies —
Juana war im Schloß? Der König ſprach —?
Sie wird — hierher —? So laßt mich ſo nicht fragen!

Und mich zu ſtrafen — ward ſie hergeſendet?
Um was —? O ſprecht! Erbarmt Euch meiner, Fürſtin —!
Um was ſoll ſie mich ſtrafen —?

Eboli.

Um mein Käſtchen —!

Antonio.

Sie hat's erblickt —?

Eboli.

Nachdem der tollſte Muth
Den König angeſchuldigt, daß nur Er,
Er ſelbſt — den Mord befohlen —

Antonio.

Sagt' ich's nicht —
Schon einmal? Sie hat recht! Er iſt der Mörder!
Zum mindeſten geſteh' ich's Euch, Prinzeſſin,
Um Eure eigne Seele zu entlaſten.
Entflieht allein — laßt mich zum Tod zurück!

Eboli.

Don Philipp — iſt —?

(Helles fernes Glockengeläut.)

Antonio.

Ihr konntet glauben, daß ich
An einem Haar nur der Verſuchung folgte?
Nur Euch? Nur Euch! Ihr ew'gen Himmelsmächte —!

Eboli.

Juanen ſtrafte Philipp für — die Wahrheit?

Antonio.

Er wollt' es ſelbſt — und hat mir's aufgetragen —
Wie Ihr —! Ihr habt mein Dienen nur erleichtert.

Eboli.

Unglücklicher, was muß ich da vernehmen!
Befahl Euch Philipp dieſe That, ſo mordet
Das nächſte Beſt' Euch, was ſich findet! Du
Der Waſſerkrug! Das Brot! Des Nachts der Schlaf!

Parajas.

Die Glocke mahnt vom Thurme Atocha,
Die Straßen wogt es auf und ab —

Eboli.

Antonio!
Raubt Ihr das einz'ge Glück: verbunden Euch
Auf Tod und Leben ſein in Einer Sache!

Antonio.

Ich ſehe, meine Uhr iſt abgelaufen!
Nur meinem Teſtament noch kann ich leben!

Eboli.

Kommt! Kommt!

(Das Glockengeläut hört auf.)

Parajas.

Ich höre Stimmen, Fürſtin — Eilt Euch!

Antonio.

Mein eigner Kerker wird Juanens Kerker!
Bis ſie ich nicht geſehen, iſt die Kraft,
Die überſpannte, meines Geiſtes hin!

Parajas.

Auf! Auf! Ich bitte, Fürſtin!

Eboli.

Hört Ihr's, Perez?

Antonio.

Mit Fürſtin Eboli entfliehn? Das nie!

aus Rückſicht auf den Neffen, und in das Cabinet des Königs ſelbſt trägt man einen weißen Domino? Hier ſind zwei Thatſachen. Der König hat ein nächtliches Abenteuer vor, bei dem er von ſeinen Wachtpoſten nicht geſtört ſein will. Seine Günſtlinge, die Alles erfahren und doch Alles nur halb wiſſen, bringen den Schloßbefehl mit dem Geſpenſt, genannt Prinz von Wales, in Verbindung und ſetzen eine Schonung des jungen Abenteurers vielleicht aus verwandtſchaftlichen Rückſichten oder wohl gar aus zweideutigen politiſchen Abſichten voraus. Unbezahlbar! Das wird Sonnenſchein, klarer Sonnenſchein. Aber erſt giebt's noch Sturm. Der König kommt.

König (zum Ausgehen bereit). Grumbkow. Ivers-mann.

König (ſpricht ſchon draußen).

Wer ſagten Sie?

Grumbkow.

Der Ritter von Hotham.

König.

Sagen Sie ihm, ich ließe mich ihm und ſeinem engliſchen Preiscourant beſtens empfehlen. Sagen Sie ihm, wir wären in Berlin nicht baumwolliſch geſinnt, und damit gut!

Grumbkow.

Herr von Hotham wünſcht perſönlich Ew. Majeſtät aufzuwarten.

Carajan.

Hört! Hört — die Riegel gehn — man kommt —

(Man hört in Entfernung Riegel klirren. Es iſt ganz dunkel.)

Elfter Auftritt.

Juana tritt links durch die Wölbung, dicht an die Mauer ſich haltend und in der Hand den Brief des Königs. Sie nimmt erſt keinen Theil und folgt der Scene nur ſtumm, geht aber allmählich von Schmerz zu Freude über. Martinez begleitet ſie und zieht ſich und Juana, da er voll Staunen die Eboli erkennt, zurück. Eboli. Antonio.

Eboli (die Nähe Juanens unter der Galerie nicht bemerkend).

Das nie —?
Und wenn in dieſem Augenblicke Philipp
Auch mich zum Blutgerüſte ſchleppen ließe,
Ich bliebe ruhig und beſtritte dich!
Du willſt den Schein dir geben, nimmer mir
Mit wahrem Herzen angehört zu haben?
Ich kenne Männerſchwäche, Männerreue!
Betrügt euch nicht, ihr prahlenden Gebieter!
Ihr Halbtyrannen, halbe ew'ge Sklaven!
Was einmal mit dem Strom des Herzens ging,
Was ihr in euer Wagen aufnahmt, einmal
Als Schuld in euer Kerbholz eingeſchnitten,
Da könnt ihr geizen hier und geben da,
Heut wen'ger, morgen mehr, ihr weiſen Makler —
Auf eure Rechnung bleibt es ganz geſchrieben!

Antonio (in Erinnerung an ſeine Schuld).

O wohl! Der Lüge Zeit iſt um! Die Kunſt
Des Lebens, der ich mich ſo oft vermeſſen,
Sie weicht des Lebens unverſtellter Wahrheit!

Eboli.

Erſchöpfe dich in eiteln Worten nicht!
Ein andermal — wo nicht der Tod der Schande,
Die Folter deiner Rede Echo iſt!
Hier nimm den Mantel! Das Baret! Den Degen!
Als Offizier des Königs gehſt du ſicher
Durch die Gefahr! Glaubt dir die Welt die Reue?
Nützt Reue, wo das Urtheil fertig ſteht?
Es gab ein Bildniß einſt, das Venetianer
Von deiner Anmuth frühſtem Reize malten.
Ich bat um dieſes Bild dich tauſendmal.
Du gabſt es nicht; es wäre deines Weibes,
Ein theures Angedenken deiner Jugend,
Da ihr zum erſten mal euch ſaht! Dann kamſt du
Und klagteſt, deiner Gattin wär's geraubt.
Ha ſieh! Und dennoch mußt' es heute zeugen,
Als ob von jeher ich's beſeſſen hätte!
Matteo Vasquez ſtahl es dir und legt' es,
Zum unverdienten Uebermaß der Schuld,
Zu Philipp's blinder, allvergeſſner Rache,
In jenes Käſtchen, das dich morden wird,
In dieſer Nacht, in nächſter, trotz der Wahrheit,
Trotz alles Deutens und Beſchönigens:
„So hab' ich's nicht gemeint — ſo nicht gethan —
So fühlt' ich's eigentlich, ſo müßt ihr's nehmen!"
So iſt's mit Eurer reu'gen Tugend immer;
Nicht für das Einzelne, ſie zahlt fürs Ganze!

Juana (horcht auf).

Antonio (der ſich nach rechts wendete, kehrt zurück)

Das ſprachſt du, Fürſtin, wahr! Es ſei den Zeugen
Der ewigen Gerechtigkeit geklagt!
Ich kann ihn wohl verſtehn, den dritten Theil
An deiner und an König Philipp's Schuld —!
Doch mit dem Bund der Liebe irrſt du dich —
Der Liebe zahlt das Ganze nur, das Einzle
Kann nimmer ſich den Werth des Ganzen geben.
In deiner Sonne ein Atom von Staub,
Träumt' ich mich Perikles und dich Aſpaſien.
Am Saume deines Kleides wollt' ich Spanien
Mir halten um mein Amt, mein Wirken — Leider!
Ich hätte nichts gehabt, wenn nicht durch dich!
O Fürſtin! Regenbogen warſt du, Iris
Und Botin meines Himmels! Ach! das Licht
Der bunten Farbe blendete mein Auge!
Die bunte Farbe der Erhöhung that es,
Die bunte Farbe meiner Ehrbegierde —
Durch Roſenlauben ſtieg ich auf zum Lorber! — —
Es iſt vorüber! Betteln würd' ich gehn —
Und dienen — ſeit ich Escovedo's Fall,
Den herzzerreißenden, geſehn — Ein Staatsmann
Bin ich geweſen, ſuchte nie den Glanz,
Den unterirdiſchen der Hölle auf —
Sie naht ſich jetzt von ſelbſt und wird mich lohnen.
Entflieht! Entflieht! Die finſtre Nacht bricht an —
Und ſiehſt du Sterne noch, ſo frage ſie!
Die Sterne kennen meine Klagen, zeugen,
Wie ich gerungen und um dich gelitten!
Die Sterne reden, was ich dir verſchwiegen.

O Inez! Daß du nie Aſpaſia warſt!
Nie in dem Aetherblau des reinen Willens,
Des reinen Geiſtes dich emporgehalten!
Nie war ich Perikles, ich darf es ſagen,
Was ſolchem Muſterbild nicht ähnlich wäre —

Juana (war allmählich ganz im Zuſammenhang).

Geheuchelt haſt du ihr um — unſre Ehre!

Antonio und Eboli (ſehen ſie).

Juana!

Juana (ſich mühſam ſammelnd).

Doch auf mein Knieen — fleh' ich —
Prinzeſſin! Rett' ihn dir! Ich ſage dir!
Entflieh mit ihm, entflieh in fernſte Reiche!
Ich ſtehe dir die ſichern Berge ab!
Ich ſtehe dir die blauen Wogen ab!
Du kannſt ihm Luft und Leben, Freiheit geben!

Antonio.

Du warſt — in dieſem Rund —? Und ſprichſt —? Ich —
höre —

Juana (ſtürzt auf Antonio zu, an ſeine Bruſt ſinkend).

Perez iſt mein und liebte nur Juanen —
Mit jener Liebe, die aus jeder Lüge
Sich reiner und geläuterter erhebt!
So nimm ihn hin! Jetzt tret' ich dir ihn ab!
Errett' ihn — uns —! Nein dir! Rett' ihm das Leben!

Eboli.

Zu folgen ſteht Euch frei. Doch die Geſchenke

Des übermüth'gen Reichthums muß die Armuth
Der Fürſtin Eboli verſchmähn! (Nach einer Pauſe.) Lebt wohl!
(Sie entfernt ſich raſch über die Treppe und verſchwindet oben auf der Galerie.)

Antonio.

Juana? Träum' ich?

Juana.

Nur von Freiheit! Auf!
Den Mantel! Nimm den Hut! Die Schärpe! Folge!
(Ein Trommelwirbel.)
Den Offizieren gilt der Gruß der Wache.
Wenn du die Zeit verloren hätteſt —

Antonio (verzweifelnd, mit zuſammengerafter Kraft).

Nein!
Nur ſterben will ich hier zu deinen Füßen!
Wo kamſt du her? Juana! Du bei mir —?

Juana.

Wie eine Träumende trat dort ich ein —

Antonio.

Und wußteſt —? O, das Schaudervollſte —!

Juana.

Nein!
Daß mir dein Herz zu jeder Zeit gehörte!

Antonio.

Ein Herz, das ewig ſelber ſich betrog!

Juana.

Und alle Netze rieſenſtark zerreißt!
Das Kleine ſoll ein Weib nicht denken, wo es
Die Größe gilt des Mannes ihrer Liebe!

Sei ſtolz! Madrid weiß, was geſchah. Wir finden
Noch Herzen, die für uns das Recht beſchützen!
Als ich hierherfuhr im geſchloſſnen Wagen,
Verfolgte mich des Volkes dichter Schwarm,
Perez iſt ſchuldlos! rufend. Schon bekannt iſt's,
Daß des Verbrechens ich den König zieh!
Ich, ſeines Opfers Schweſter! Du ſein Werkzeug,
Wie das Gebot des Fürſten heiſchte! Treue,
Das iſt das Lied, das Spanien geſungen
Vom Brand Numantias bis zu unſern Tagen,
Den Tagen des Antonio Perez. Flieh,
Vaſall des K..nigs! Dem ein König ſo
Die Treue lohnt, den größten Opferdienſt!
Ganz Spanien wird es einem Weibe danken,
Daß es ihm Männer ruft an Rechtes Schranken.

(Zwei ſtarke Metallſchläge. Die Riegel an der Treppe unten werden geöffnet.)

Was deutet das?

Antonio.

Das Zeichen des Verhörs.

Juana (außer ſich).

Antonio —! Wenn — Philipp — wirklich — wagte?

Zwölfter Auftritt.

Fünf Meiſter der Inquiſition treten mit Fackelträgern unter der Treppe ein. Die Vorigen. Martinez mit Dienern. Zuletzt zwei Büttel.

Erſter Meiſter.

Antonio Perez! Das Gericht erſucht Euch,
Vor Euerm Weibe, vor den Meiſtern hier
Der Santa-Caſa, frei des Näheren
Die Mörder Escovedo's zu bekennen!

Antonio.

Juan de Meza hat bereits bekannt.

Erſter Meiſter.

Auf ſich und Euch und Fürſtin Eboli.

Juana (wild).

Auf ſich und König Philipp! mußt' er ſagen —

Erſter Meiſter.

Antonio Perez! Seid der Schuldige
Ihr nur allein? Seid Ihr's im Bund mit andern?

Antonio.

Fragt oder nicht, mit Worten oder Werken!
Ich habe nichts zu ſagen.

Erſter Meiſter.

Walten wird
Das peinliche Gericht!

(Zwei Meiſter treten zurück. Man ſieht zwei Büttel mit rothen Mänteln.)

Juana (ſchreit auf).

Die Folter —! Philipp —!

(Sie bricht zuſammen.)

Antonio (außer ſich).

(Für ſich.) Er kann es wagen —? Ew'ger Gott im Himmel —!

Martinez und die Diener (knieend).

Herr, ſagt, Ihr wißt's — Der König hat's befohlen —!

Alle Inquiſitoren.

Bekennt Ihr auf den König?

Antonio (nach langem Kampfe. Schweigt).

Erſter Meiſter.

Nur auf Euch?

Antonio (ſchweigt).

Inquiſitoren.

Bekennt Ihr auf Prinzeſſin Eboli?

Antonio (ſchweigt).

Erſter Meiſter der Inquiſition.

Der Folter ſprecht Ihr nur?

Antonio.

Mit Gott! Sie — frage —!

(Er wendet ſich.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Zimmer in Buen Retiro.

Erster Auftritt.

Philipp (ſitzt brütend).

Drei Schuld'ge waren geſtern noch vorhanden!
Der eine floh — Nach Montiel, dem Neſte
Für Adler, flog ſie aus, und wollte ich
Zur Erde ſie herniederlocken, ſie
Die Rache ganz empfinden laſſen, die
In meinem tiefverletzten Innern glüht,
Ich würd' ein Heer von ſiebentauſend Mann
Bedürfen, mir die Feſte zu erobern —
Wohin ſie wenigſtens — allein entfloh!
Er — blieb zurück. Doch meine Folter bringt
Ganz Spanien mir in Aufruhr. Märtyrer
Und Dulder um Vaſallentreue heißt er

Im Drohruf, ausgestoßen vor den Fenstern
Des königlichen Schlosses, ja in Liedern,
Die sie ins Ohr mir gellen! Tollheit solche
Umkehr der Geister! Selbst Pelajo, der
Des Sohnes Mörder gestern in ihm sah,
Mit seinem Rächerschwerte vor das Antlitz
Der Majestät zu treten wagte, wird
Antonio's Rächer heut', beschuldigt mich
Der That —! Der Tollkopf will des Mordes Sühne
An mir vollziehn, zum mindesten verlangt er
Die Freiheit dessen, der in meinem Auftrag,
Auf meine Weisung nur gehandelt hätte —.
O hätt' ich meinen Brief zurück! Wer ahnte,
Daß diese Zeilen, die ich ihm als Freibrief
Und zur Entlastung des Gewissens schrieb,
Mir so verderblich werden konnten, wie sie
So ganz — auch überflüssig waren —! Ruchlos
Verrätherisches Paar, wie hast du mich
Betrogen —! Und er denkt mich zu entwaffnen,
Mich zu beschämen durch sein Leugnen! Noch
Sprach er der Folter nur, er sei's allein
Gewesen — nennt nicht sie — nicht mich —!

Zweiter Auftritt.

Philipp. Vasquez von der Seite.

Philipp.

Bringst du
Die Fürstin nicht, so wage jede Meldung!

König.

Sagen Sie ihm, Preußen nähme ſich zuſammen. Die deutſchen Fabrikanten müßten Luſt haben, um den Engländern nachzuhaſpeln und nachzuweben, was die uns ſchon voraus ſind.

Grumbkow.

Herr von Hotham iſt im Begriff ſich von Ew. Majeſtät ſelbſt die Entlaſſung zu erbitten.

König.

Die Angelegenheit iſt vorbei. Nur durch meine Miniſter! Ich ziehe die üblichen Formen vor. (Setzt ſich).

Grumbkow (in der Mitte).

Sie ſehen, Herr von Hotham —

Hotham (zu Grumbkow).

Sagen Sie Sr. Majeſtät, Herr General, daß ich unendlich bedaure, den Zweck meiner Reiſe verfehlt zu haben. Sagen Sie ihm —

Grumbkow.

Se. Majeſtät ſind ja zugegen!

Hotham.

Sagen Sie ihm, daß die Induſtrie eines Landes jahrhundertjährige Vorbereitungen bedarf, um den Preiscourant ſo niedrig zu ſtellen, wie ihn der engliſche Kaufmann ſtellt. Sagen Sie ihm —

Grumbkow.

Wollen Sie nicht Sr. Majeſtät perſönlich aufwarten?

Vasquez.

Man fand die Spur der Reiſe auf Leon zu!
Soll man ihr folgen? Eine Rüſtung wäre
Zum mindeſten von tauſend Reitern nöthig,
Des weiten Weges und des Aufruhrs wegen,
Der ſich bis Catalonien ſchon gewälzt!
Sire, Eure Reiſige ſind leider Euch
Jetzt nöth'ger in Madrid —

Philipp.

Durch ſeinen Namen
Verdoppelt ſie der Herzog.

Vasquez.

Herzog Alba?
Der Herzog wirklich ſo Euch ausgeſöhnt —?

Philipp.

Ein Zauber iſt er meinen Kriegern und —
Sie werden kämpfen müſſen —

Vasquez.

Herr, bedenkt!
Zum Führer Euers Staates wird der Herzog
Granvella Euch empfehlen —

Philipp.

Glaubt man das?

Vasquez.

Aus Rom berufen Cardinal Granvella —

Philipp (ſinnend).

Der Vatican iſt unſers Erdballs Herz,
Die Adern ſeines Lebens ſtrömen auf
Und ab von Rom —

Vasquez.

Was muß ich hören, Sire!
Dem Regiment der Prieſter hattet Ihr
Auf immerdar entſagen wollen —

Philipp.

Seht! —
Graf Lerma!

Dritter Auftritt.

Graf Lerma. Die Vorigen.

Philipp.

Nun? Ihr wart ein Leben lang
Nur Bote deſſen, was mir Kummer machte!

Lerma.

Halb Spanien erfüllt die Schreckenskunde,
Daß, auf Juanens Klage wider Euch,
Pelajo wagt Caſtilien aufzuwiegeln.
Der Vengadoren Handſchuh will der Frevler
Dem König ſelbſt ins Antlitz ſchleudern! Herr,
Um Perez jammern Weiber, Greiſe, Männer —
Und prophezein, wenn ſo — die Treue leide,
Den Untergang der Welt! Herr, nur ſechstauſend
Iſt Alba's Kriegsmacht —

Philipp.

Zehn-, zwölftauſend ſind's,
Wenn Alba commandirt, nicht Feria!

Vasquez (bei Seite).

Und Cardinal Granvella alles erntet,
Was ich geſä't —! O Undan[illegible]rer!

Terma.

Sire!

Pelajo will Antonio's Kerker brechen
Und ihn nach Saragoſſa führen, wo
Die Stände Cataloniens ſich erboten
Zum Austrag dieſer unglückſel'gen Irrung.

Philipp.

Die Menſchen haben meine Kraft gebrochen!
Was iſt ein Fürſt! Ein Opfer ſeines Herzens!
Wenn ich von ihr — von ihr nur Kunde hätte!

Vierter Auftritt.

Lara (tritt). Die Vorigen.

Philipp.

Kommt Lara von der Straße nach Leon?

Lara.

Mein gnäd'ger Fürſt, von dort weiß man nichts andres,
Als was Euch ſchon gemeldet haben wird
Don Vasquez. Doch Madrid, die Cortes ſind
Im hellen Aufſtand! Gnäd'ger Herr, der Herzog
Läßt herberichten, daß er Euch den Thron
Caſtiliens auf unſerm Rathhaus nur
Behauptet durch Kanonen —

Philipp.

Und er frägt noch?
Er ſoll mir Glauben an die Krone lehren!

Und Glauben lehren an die Santa-Caſa
So, wie er in den Niederlanden that!
Caſtilien ſah zum letzten male Cortes!
Was ich in Flandern mir durch Schlachten brach,
Schleif' ich in Spanien in dem Koth der Gaſſe!
Noch dieſe Nacht, ſagt es dem Herzog, ſchlafen
Des Königs Roſſ' auf pergamentner Streu
Im Saal der Cortes, auf zerriſſnen Briefen
Und eingeſtampften Privilegien —
Für immer!

Tara (ab).

Philipp.

Was erfährt man von Antonio?

Terma.

Zur Santa-Caſa konnt' ich nicht hindurch,
Auch nicht zum Rathhaus. Doch Ihr kennt Sanct-Juſt,
Das Kloſter, Sire, das wie ein Schwalbenneſt
Mit ſeinem Kirchlein an dem Rathhaus klebt.
Von Eiſen ſtarrt's, beſetzt ſind ſeine Fenſter,
Die Dächer von des Aufſtands Rüſtung! Dorthin
Begab ich mich zum Ajuntamiento,
Pelajo aufzuſuchen, der aus Zeiten,
Aus milderen, ein Freund mir blieb. Ich ſah ihn
Im Volksgewühl. Er ſprach vom Rathhaus, zeigte
Sein Rächerſchwert und rief: Nach Catalonien!
In Saragoſſa tagen Perez' Richter!
Dort foltert man des Spaniers Treue nicht!
Da theilt der Haufe ſich, ein Offizier
Vom Regiment Cordova, roth die Feder
Am grauen Hut, mit weißem Mantel, ſtürmt

Von Puerta Sol daher, hält hoch empor
Ein Blatt —

Philipp und Vasquez.

Ein Blatt?

Terma.

Und ruft: Zum Rathhaus laßt mich!
Ich bringe eine Botschaft an Pelajo —!

Vasquez.

Vom Herzog Alba?

Terma.

Eine Ordonnanz war's —
So schien es —

Vasquez.

Alba marktet mit dem Aufstand —?

Terma.

Ich stand zu fern, das Weitre zu erfahren.
Doch da mir wohlbekannt ist, daß das Kloster
Zum Rathhaus einen eignen Eingang hat,
So sprach ich zu den Vätern von Sanct-Just:
Laßt mich zu Eurer Pforte in den Saal
Der Cortes, die von Euch die Mauer trennt!
Sie warnten vor den Cortes, die mich leicht
Als Geisel hätten festbehalten können —
Doch da ich die Gefahr nicht fürchtete,
So waren sie bereit, das Thor zu öffnen.
Da plötzlich schallt ein Lärm vom Marktplatz, hoch
Schwingt man die Hüt' und Mützen, ruft nach Waffen!
Was eisern, wird geschwungen, hochgehalten
Zerhackte Schwerter, rost'ge Hellebarten,
Und mit dem Rufe: „Philipp wollt' es!" stürmt

Der Aufſtand an das Thor der Santa-Caſa.
Nun eilt' ich, Herr, zum Schloß, es Euch zu ſagen —
Herr, überlegt —! Auf meinen Knieen bitt' ich —
Man will Antonio's Kerker brechen — Denn
Vergebt in Eurer Gnade, jenes Blatt,
Das Blatt des Offiziers, man ſagt, es war —
Ein — Brief von Euch, den Ihr —

(Ein Kanonenſchuß.)

Vasquez.

Graf Lerma, ſchweigt!
Was träufelt Ihr in Euers Königs Ohr
Der Hölle Gift —

Lerma (ſteht auf).

Das Gift der Wahrheit iſt es!

Philipp (in großer Aufregung).

Ruft mir Fuentes!

Fünfter Auftritt.

Fuentes. Die Vorigen. Dann Tellez. Dann Lara.

(Die Kanonenſchüſſe dauern nun in allmählich immer kürzern Intervallen fort.)

Vasquez.

Seht Fuentes!

Fuentes (raſch).

Sire!
Der Aufſtand wächſt! Zur Santa-Caſa wälzt ſich
Verrätherei! Ein Anſchlag richtet ſich,

Nicht achtend ſelbſt die Privilegien
Des heiligen Dominicus, auf Perez'
Befreiung —

Philipp (außer ſich).

Führt ihn her zu mir! In Stücken!
Lebendig! Todt! Wie er zu finden iſt!
Nur zu mir her!

Tellez (raſch eintretend).

Mein Fürſt! Pelajo bricht
Die Kerker Eurer Inquiſition!

Philipp.

Der Herzog ſoll die Cortes laſſen — Nur
Dem — heiligen Dominicus — zu Hülfe!

Tellez.

Ich ſtaune, Herr! Das wußtet Ihr noch nicht?
Der Widerſtand der Cortes waren Worte!
Der Thron Caſtiliens iſt in Eurer Macht,
Das Rathhaus nahm ein einz'ger Angriff —

Philipp (außer ſich).

Alba
Iſt mir die Santa-Caſa ſchuldig!

Lara (tritt raſch ein).

Philipp (ruft ihn an).

Lara!

Lara (eilig).

Des Volkes wilde Wuth entflammt ein Brief,
Den man gefälſcht auf Euern Namen, Herr!
Man ſtürmt die Santa-Caſa —!

Philipp.

Vasquez! Lerma!
Wenn ich noch Diener habe, die die Stelle
An meinem Herzen ſich erobern wollen,
Bringt mir Antonio zurück, hierher!
Vor ſeines Königs Auge! Ich allein —
Ich richte ihn!

Vasquez (bei Seite, wuthentbrannt).

Er ſöhnt ſich mit ihm aus!

Lerma.

Des Volkes Sehnſucht iſt Gerechtigkeit!
De Meza ward beſtraft, die andern ſind es!
Seid milder mit Antonio! Sendet ihn
Nach Catalonien, nach Saragoſſa
Zu ſeiner Heimat Richtern —

Vasquez.

Schweigt, Graf Lerma!
Wie könnt Ihr das dem König anempfehlen!

Philipp (nach einer Pauſe).

Schweigt alle! Steckt mit Eurer Furcht mich nicht,
Mit Euern Memmenmienen an! Hinweg!
Noch eine Weile laßt mir Königskraft!
Im letzten Augenblick wird jeder Fürſt
Den rechten Rath bei ſeiner Krone finden —
Bei ſeiner Ehre — deren Wahrung er
In eigner Bruſt am beſten ſich ergründet.
Zum Rathhaus! Ebnet mir den Weg! Ich will
Antonio Perez ſehn! Des Königs Auge,
Das ſoll ihn richten, ſtrafen, niederſchmettern —

Vielleicht — erhöhn — je — nach — der Wahrheit Urtheil!
Don Vasquez, ebnet mir den Weg zum Rathhaus!

(Alle ab.)

Vasquez (mit dem Ausdruck verzweifelnder Spannung).

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Der Sitzungssaal der Cortes mit dem Thron Castiliens zur Seite rechts. Waffen und Trophäen liegen rings zerstreut. Neben ihm eine große gothische Thür. Große Mittelthür. Die Sitzungsbänke der Cortes sind nach links zu am Fenster aufgethürmt. Trommeln, Fahnen liegen überall. Das Ganze ist ein lebendiges Tableau in folgender Art:

Sechster Auftritt.

Bei der Verwandlung ertönen Trommeln und Trompeten und draußen auf den Straßen erschallt Läuten und ein Rufen: Hoch der König! Büchsenschüsse werden nach und nach, bis zur Angabe der Ruhe, gelöst. An den Fenstern, den offenen Thüren, auf Gerüsten von zusammengestellten langen Tischen stehen Scharfschützen und richten die Gewehrläufe hinaus, während der Verwandlung sie abbrennend und neu ladend. In der Mitte der Scene Soldaten, theilweise in Gesprächen stehend. Nachdem dies malerische Bild, gehoben von Trommeln, Trompeten und vom Rufe der Soldaten, eine Weile gedauert, tritt Vasquez auf, dann Lara, Juentes, Tellez. Es wird ruhig und die Soldaten treten dichter zusammen.

Vasquez.

Steckt eure Schwerter ein! Den Donnerbüchsen
Gebt Ruhe! Fahnen schwenkt! Zerschmettert
Bricht sich der Widerstand gestürzter Cortes!

Juentes.

Und dieser Thron, bedingungsweise nur
Des Königs Sitz, hat Wenn und Aber heut'
Zum letzten mal gehört —

Hotham (bitter).

Ich ziehe die üblichen Formen vor.

König (ſitzend).

Ganz ſchön! Und dann, Grumbkow, ſagen Sie ihm von wegen des Prinzen von Wales, ich wollte erſt noch ein Paar neue Thore in Berlin bauen, jetzt müßt' er ſchon mit den alten vorlieb nehmen.

Grumbkow.

Sehr wohl.

Hotham.

Und fügen Sie gefälligſt hinzu, Herr von Grumbkow, daß, da man annehmen dürfte, daß die Prinzeſſin die gleichen Empfindungen für ihren Vetter hegte —

König.

Darauf gehen Sie gar nicht ein, Grumbkow, ſondern erklären Sie ihm, daß meine Kinder gewohnt ſind, meinen Willen zu erfüllen und die Sache mit Wien auch ſchon ſo gut wie im Reinen wäre. Verſtanden?

Grumbkow.

Sehr wohl, Majeſtät.

Hotham.

Fügen Sie auch hinzu, Herr von Grumbkow, daß ich beim Abſchied von Sr. Majeſtät mir hätte eine Gnade erbitten wollen.

König.

Grumbkow, Sie müſſen ihn dann auch ſo beiläufig fragen, was das für 'ne Gnade wäre.

Tara (zu den Soldaten).

Nehmt Dank und jubelt
Dem König und dem tapfern Herzog Alba!

(Soldaten wenden ſich und gehen, draußen jubelnd, ab.)

Vasquez (für ſich).

Der Feldzug war zu kurz zum Siegeszug
Ins neue Cabinet, Herr Herzog! Noch
Brauch' ich Granvella's Küſter nicht zu ſein!
Doch wenn Antonio —? Nein — nur muthig vorwärts!
(Laut und ringsum rufend.) Ihr Herrn! Der König dankt für
eure Liebe!

Fuentes.

Das war ein Kämpfen an der Santa-Caſa —

Vasquez.

Sie iſt geſichert durch die Tapferſten
Der Krieger — Heil euch! (Schwenkt den Hut.)

Fuentes.

Krachte nicht das Thor,
Wie wenn ein Kirchthurm auf die Erde fiele?

Vasquez.

Doch Perez frei —? Das bleibt der ſchlimmſte Fall!
Geflüchtet hat er ſich nach San-Bernardo,
Der alten Freiſtatt flüchtiger Verbrecher.
Die Bernhardiner wollen ihn beſchützen
Kraft ihrer Privilegien — Pelajo
Zum wenigſten iſt hin! Der Kopf der Hydra!

Tellez.

Seht da! — Die Aufruhrſtifter! All' in Ketten!

Lara.

Avellos! Pascual! Drei Stunden Umschwung?
Die Rollen ausgespielt, ihr edeln Cortes?

Vasquez.

Ist der Verwundete nicht dort Pelajo?
Sein Kleid zerrissen — Oeffnet das Portal!
(Er zeigt auf die Thür.)
Den Eingang zu den Vätern von Sanct-Just!
Verwundete zu pflegen ist ihr Amt —
(Er pocht mit einer stehen gebliebenen Hellebarte an die eiserne Pforte.)
(Man schließt allmählich die hohe Pforte mit gewaltigen Riegeln auf.)

Siebenter Auftritt.

Durch die mittlere Thür kommen vorher schon Soldaten mit Pascual, Avellos und vielen Procuradoren, Rathoherren, die in Ketten sind. Dann Pelajo, gestützt von zwei Männern aus dem Volke.

Lara.

Den Boden reinigt vom Verrätherblut!

Vasquez.

Tragt ihn ins Kloster!

Pelajo (mit verbundenem Haupte).

Nein, zum Throne tragt mich!
Am Throne — will ich sterben — von Castilien!

Vasquez (zu Avellos).

Seht Ihr die Folgen Euers Widerstands?

Avellos.

Wir waren in Berathung, unentſchloſſen,
Da ruft Pelajo, mit gezücktem Schwert,
Geleſen hätt' er ihn, den Königsbrief —
Des Mordes Weiſung für Antonio!

Lara.

Sprecht Ihr dies Wort zum zweiten male aus
Und fürchtet nicht der Hellebarten Antwort?

Pascual.

Und wenn der König unſer Leben nähme,
Wer hemmt die Geiſter, die ein Wort entflammt?
Verwandelt war die Stadt, ein Kriegeslager,
Trotz unſrer Mahnungen. Geworfen, wagt
Der Reſt des Aufruhrs ſich mit neuem Antauf
Ans Thor der Santa-Caſa, ſtürmt es, bricht
Die Kerker, die beweinenswerthen Gräber
Des Rechts, trägt den befreiten Staatsminiſter
Im rührendſten Triumph nach San-Bernardo —

Vasquez (zu Pelajo).

Und all der Frevel auf ein Wort des Wahns
Aus Euerm Munde? Selbſt geſehen, ſelbſt
Geleſen hättet Ihr dies Blatt des Königs?

Pascual.

Antwort begehrt Ihr, Herr, von einem Munde,
Der ſich auf ewig ſchloß —

(Von Männerchorſtimmen begann ſchon während Vasquez' Rede nebenan ein kurzer lateiniſcher Geſang.)

Pelajo.

Ein Blatt — o hütet,
Gepflückt von eines Weibes Hand, ein Blatt!

Nie wird es welken — nimmer wird es wintern
Am grünen — Baum — der Freiheit — Spaniens!
(Er ſtirbt.)

Avellos.
Und Spanien hat die Seele ausgeathmet.

Tellez (zeigt auf das geöffnete Kloſterportal rechts).

Fuentes.
Die frommen Väter von Sanct-Juſt!

Tara.
Sie tragen
Der Todten einen —

Tellez.
Einen Offizier
Des Königs —?

Pascual (geht ans Portal).
Roth die Feder am Baret?
Ein weißer Mantel? Ja! Das war der Bote,
Der nach Pelajo rief, das Blatt ihm bringend —
Antonio's Freibrief!

Tara (geht hinein ins Kloſter).

Fuentes (hinauszeigend durch die Mitte).
Seht und hört das Raſſeln
Der Ketten! Magiſtratsperſonen — Cortes —

Vasquez.
Heran, Rebellen! Habt ihr es verſcherzt
Das alte Recht, das euch die Majeſtät
In ihrer Gnade noch ſolang' gelaſſen?
Ihr zwangt uns, Kugeln euch aus Feuerſchlünden

Für weiß' und ſchwarze Kugeln anzubieten,
Mit denen ihr, aus altem blechernen,
Von Beulen der Jahrhunderte entſtellten
Lostopf, es wagtet Königen Geſetze
Und dem Jahrhundert euer Recht zu ſprechen,
Den Richterſpruch ſelbſt über Frevler —? Ha! (Er fährt zurück.)

Alle (zurückfahrend).

Antonio Perez!

Achter Auftritt.

Antonio tritt, durch die Mitte, aufgeregt aus einer Anzahl ihn begleitender Gefangener, Bernhardinermönche und Krieger hervor. Die Vorigen.

Vasquez.

Nicht in Feſſeln?

Antonio (in Haft, aber hinfällig von der Folter und von zwei Bernhardinern geführt).

Nein!
Matteo Vasquez —! Sieh! Mich feſſelt noch
Die Folter! Hier, die Handgelenke ſind mir
Gelähmt, als wenn ſie Eiſenſchellen trügen —
Und meine Glieder ſind ſo greiß geworden,
Daß ich ein Rieſe mir erſcheine —! Dennoch,
Gefeſſelt wie Prometheus an den Felſen,
Säuk' ich vor dir auf meine Kniee nieder,
Wenn ich es könnte — böte dir die Hand,
Wenn ſie nicht ſchlaff an meiner Seite hinge —
Und bäte dich: Send' alles aus, was hier

Ein Auge hat, das dir gehorcht, zu ſuchen
Nach meinem Weib —! Hat Niemand ſie erblickt?

(Er erblickt Pelajo.)

Du Alter, richte dich vom Throne auf!
Wegweiſer! Steh und ſprich: Wo iſt mein Weib?

Pascual.

Senjor! Der König ließ mit Euch gefangen
Sie ſetzen in der Santa-Caſa —

Antonio.

Weiß ich —

Avellos.

Doch bei dem Sturm auf Euern Kerker fand
Man allerdings die Zelle leer — worin
Zum letzten mal, von Euerm treuen Diener
Ihr zugeführt, ſie Eure Kinder ſah —

Antonio.

Das Univerſum deine „Zelle"! Freunde!
Ich bitt' euch, alte Freunde! ſucht ſie mir!
Ihr, Vasquez — Fuentes, Lara, Tellez! Seht,
Sie ſchritt hinaus, wie Jephtha's Tochter ſchritt
Dem Richter über Iſrael entgegen —
Sie ſuchte dich, Pelajo! Fand dich! Sturm
War deine Antwort, Volksgruß und Freiheit!
Nach San-Bernardo floh ich, unter Kugeln,
Die bei dem Kloſter von Sanct-Juſt am Rathhaus
Wie glüh'nder Regen fielen! Gebt die Folter
Zum zweiten male mir, nur bitt' ich, laßt
Mein Weib mich ſehn!

Vasquez (bei Seite).

Er ſpricht beſinnungslos!

Antonio.

Als ich im Kloſter Martinez die Kinder
Nach Saragoſſa gab vorauszuführen —
Auf ewig, ewig —! Wandert froh, ihr Kinder! —
Konnt' ich ihm nicht die Mutter geben. Seht!
Der Abend naht ſich und mit ſanfter Schwinge
Umfächelt Schatten kühl und lind die Erde.
Ein guter Wächter meines Hauſes, möcht' ich
Mir meinen ganzen Reichthum doch geborgen —
Ging ſie wol ins Gebirg? Die Sonne ſank —
Sie wollte noch des Oelbaums ſüße Frucht
Aus unſern Gärten brechen —? Iſt ſie's nicht?

(Zeigt nach links, während von rechts wieder die Stimmen eine zweite Strophe ſingen.)

Wo biſt du, Weib? Mein Helden-, Römerweib!
Seht da —! Die Wolke führt ſie — 'S iſt ihr Schleier!
Von Fels zu Felſen wehend ſeh' ich ihn —
Ich höre ſie! Sie grüßt und ſingt ein Lied,
Wie unter Tauſenden von Kehlen nur
Ihr Mund des Abends Wonne ſingen kann!
Juana —! Seh' ich dich mit Geiſtesaugen?
Sie ruft — Sie ruft von allen Seiten! Ha!
Jetzt dort, am Eingang zu dem heil'gen Kloſter —
Nun hier! Ha — nehmt den Hut — hinweg! Den — Mantel!
Die Bahre — nieder! ... O — Barmherzigkeit —!

(Er ſah den inzwiſchen aus der Kloſterthür herausgekommenen Leichenconduct Juanens, die in ihrer männlichen Tracht, die Hand krampfhaft an die Bruſt gelegt, auf einer Bahre liegend, von vier Trägern hereingetragen wurde, begleitet von vier kerzentragenden Mönchen. Er erkennt Juana und ſtürzt an ihrer Leiche nieder.)

Alle (treten hinzu).

Juana!

Pascual.

Sie der Offizier —?

Avellos.

Pelajo

Sprach von dem Blatt, das eines Weibes Hand
Vom Baum der Freiheit brach! Es war Juana —!

Tara (der an der Thür stand).

Der König und die Granden!

Letzter Auftritt.

Fackelträger gehen voran. Philipp. Terma. Alba. Der Hof. Die Vorigen.

Terma (draußen Philipp einlassend).

Sire! Auf Trümmern
Erschreitet Euer Fuß sich — neue Größe!

Philipp.

Empfang das, wie ich hoffen konnte, Vasquez —?!
Ein Leichenfeld? Sind wir zu früh gekommen?

Vasquez.

Sire, ein Jahrtausend war hier fortzuräumen!
Antonio Perez seht! Gefangen kommt er,
Verschmähend sein Asyl in San-Bernardo —
Sein Ehgemahl zu suchen, das er eben —

Terma (der sich zu der Leiche niedergebeugt hat).

Von einer Kugel durch das Herz getroffen,
Hier finden muß —

Philipp.

Was hemmt des Königs Fuß
Zum Thron, um Spanien neue Ordnungen
Zu kund'gen?

Lerma.

Ruy Pelajo iſt's. (Trauernd.) Sein Leben
Hat dieſen — Ordnungen den Weg gebahnt!

Philipp.

Antonio Perez! Hebe dich empor
Von deinem Jammer, den ich tief beklage!
Die Hochverrätherin hat Gott gerichtet!
So jung ein Leben! Reich an Opfern, die
Du nimmermehr um ſie — (er ſtockt) verdienteſt —

Vasquez (bei Seite).

Ha!
Er will ihn ſchonen —!

Philipp.

Von Antonio Perez!
Ich halte deinem Ruhm und meiner Liebe,
Die dich von frühſter Jugendzeit gehalten,
Zugute, wenn dein Sturz, des Volkes Antheil
An deinem Namen, einem Felſen glich,
Der in des Meeres Brandung fällt, ſo hoch
Den Schaum der überraſchten Welt verſpritzend —

Antonio.

Daß du ſelbſt ſchmeichelſt, Philipp? Trotz der Folter? —
Ahnt ihr, was ſeine mörderiſchen Kugeln
Auf meines Weibes Bruſt verſchonten?

(Er nahm den Brief von Juanens Herzen. Alle fahren mit der Gewißheit, daß das Papier die Schrift des Königs enthält, zurück.)

Hier
Der Cabinetsbefehle Siegel ſeht!
Im kleinen Bild den Löwen von Caſtilien!
Der Erbe meines Amtes mag es prüfen —
Das Siegel eines Briefs aus Königshand —!

Philipp (ſchwankt, doch faßt er ſich und ſucht Antonio zur Beſinnung zu mahnen).

Zwar — dank' ich Alba dieſen Tag! Er hofft —
(Mit ſcharfem Auge auf Antonio.)
Aus Rom berufen, Cardinal Granvella
Sei jetzt beſtimmt, des Staates Schiff zu lenken —

Antonio (bitter).

Matteo Vasquez nicht? Mein Fürſt, vergeßt Ihr
Den Lohn für die, die ihn — um mich verdienten —?

Philipp.

Matteo Vasquez! Ausgefertigt liegt
Die Bitte an den Cardinal in Rom,
Daß er zur Reiſe ſich nach Spanien,
Wenn meine Botſchaft käm', gerüſtet halte.
So reiſt mit Gott, nach Rom! Gewiß, Matteo,
Daß Ihr der Bote ſeid, Ihr ſelbſt nach Rom
Die königliche Sehnſucht mir befördert —
Um dort zu bleiben als Geſandter, iſt
Mein gnäd'ger, Euch gewogner Wille —

Vasquez (bei Seite, in Wuth).

Fluch dir!
Das hab' ich mir errungen! Die Verbannung!
(Er ſteht vernichtet.)

Philipp.

Antonio! Dich ſoll man ehrenvollſt

Hotham.

Herr General!

Grumbkow.

Herr von Hotham!

Hotham.

Wenn ſich der König geneigt zeigt und er die bittre Art, mit der er einen Bewunderer ſeiner militäriſchen Größe entläßt, aus ihm angebornem Edelmuth wieder gut machen will, dann ſagen Sie ihm, ich hätte einen ſchön gebauten kräftigen jungen Mann, einen Verwandten von mir, aus guter Familie, der es ſich zur Ehre anrechnen würde, unter den ruhmvollen Fahnen Sr. Majeſtät von unten auf zu dienen.

König.

Grumbkow! Sie können dem Herrn von Hotham dann ſagen, daß mir ſein Weſen, ſeine Manieren recht wohl gefallen haben und daß ich von Herzen wünſchte, die Engländer möchten alle von ſeinem Schlage ſein. Was den jungen Mann anlangt, ſo ließ' ich ihn fragen, ob der Rekrut ſich ſelber equipiren wolle?

Hotham.

Fügen Sie auch hinzu, Herr General, daß der junge Mann ſich bei Sr. Majeſtät Armee einſtellen würde, vorſchriftsmäßig angethan, Haar und Herz auf der rechten Stelle und daß er auch einen artigen kleinen Mutterſinnig mitbringt —

In deine Wohnung heimbegleiten, die ich
Dir leider nur noch in der Santa-Caſa
Geſtatten darf bis zu des Handels Austrag,
Den man geſtört mit dieſem frechen Aufſtand —!
Ihr Cortes blickt zur Erde nieder! Ihr,
Ihr riſſet ſelbſt in Trümmer, was das Bollwerk,
Das letzte — Eurer Freiheit Euch erſchienen!
„Der König will es!“ Das iſt jetzt die Loſung
In meinen Staaten und mein Recht regiert!
Perez! Die Cortes boten dir die Flucht
Nach Catalonien als ihre Hülfe —
Der Hof von Saragoſſa wird nicht milder,
Gerechter nicht als meine Richter richten —

Antonio.

Gerichtet iſt! ... Was ſtarr und bebend hier
Auf aller Lippen ſteht, die Herzen foltert:
Ich ſag' es nicht — Die Bahre hebt, ihr Träger!
Was ſie beſchwert, iſt meines Lebens Rechnung,
Die ich mit Thränen mir allein nicht löſche! —
Aus meinem Blut, das ich dem Recht verſtröme —
(Es mag in ſeinen Opfern nicht mehr länger
Sich irren, wie (zu Juana) in dir, mein treuer Held! —)
Aus meinem Blut erblühe Spanien
Ein neuer Ruhm! Der Ruhm, daß Völkerfreiheit
Sich in die Seele derer flüchten möge,
Die machtbegier'ge Könige bedienen!
Dort breite ſie die Schwinge! Staatsminiſtern
Gebiete ſie die Pflicht, den Souveränen
Die Mahnung des Gewiſſens, wenn ſie ihnen
Nicht ſelber ſpricht, zu ſprechen! Fehlt der Muth
Beim Dienenden, beim Herrſchenden Gehör —

Dann werden neue Cortes einſt erſtehn
Aus einem Geiſt, den Gott uns ſenden möge,
Den Völkern und den Fürſten! Finde ihn
Schon jetzt, an deines Thrones blut'gen Stufen,
Im freigewordnen Ich, in jener Wahrheit,
Die eben (auf die Bruſt deutend) vor dir zeugt, in dieſer Prüfung
Des eignen Gewiſſens — — Fackeln gebt —!

(Er erhebt das Blatt und winkt einem Fackelträger.)

Pascual.

Was wollt Ihr thun?

Avellos.

Antonio!

Pascual.

Die Mörder
Des Escovedo zeugten nur der Folter —

Avellos.

Sie ſind beſtraft —

Antonio.

Nicht alle ſind's! Ob halb,
Ob dreigetheilt, ob ganz die dunkle Schuld
An Escovedo's — (mit einem Blick auf Juana) deines Bruders
Tod —
Die Sühne geht fürs Ganze! Ich bezahle!
Alle (ihn mahnend, ſich nicht zu opfern).
Perez —!

Antonio.

Ich ſchlug den Feind der Krone nicht,
Ich ſchlug den Feind nicht einer Eboli,
Ich ſchlug den meinen! Mein Gewiſſen ſagt es —

(Er verbrennt den Brief.)

Philipp.

Du ſprichſt dir ſelbſt — dein Todesurtheil!

Antonio.

Laß es
Vollziehn! Das iſt die letzte Bitte! Träger,
Erhebt die Bahre!

(Er winkt, daß Juana vorausgetragen wird.)

Alle (außer Vasquez und Philipp, grüßen ihn voll Achtung und ziehen die Hute).

Antonio.

Warum grüßt ihr mich?
Ihr dankt mir, daß ich euch den Hermelin,
Des Königs Mantel, rein und unbefleckt
Zurückgelaſſen habe? Nein, Senjoren,
Die große Kette des Vaſallenthums
Und blinden Dienens iſt geſprengt! Die Seele
Sei im Vollzug des mächt'gen Willens nicht,
Wie ſonſt, noch länger todt! Sich ſelbſt geprüft
Am eignen Willen, ihm, wie lautres Erz
Rein widerklingend, ſei der Dienſt dem Herrſcher!
Ich leide nur um meine eigne Schuld —
Denn ſolchen Frevels ein Atom im Herzen
Und er verurtheilt uns! Ich bin der Mörder!
Das ſag' ich jetzt und werd' ich droben ſagen!
Die Sünde liegt im Thun und liegt im Denken —
Der Himmel möge mir die Gnade ſchenken —!

(Er geht ab. Die Procuradoren, Gefangenen und einige Soldaten folgen. Alle Uebrigen bleiben beim König zurück.)

Philipp (erſchüttert, faſt zuſammenbrechend).

Alba! Nimm Philipp's Arm — auf deine Schulter!

Alba (ruft).
Der unumſchränkte König von Caſtilien!
(Ein Hoch.)

Philipp.
(Die Orgel beginnt. Er wendet ſich zu den Ordensbrüdern.)
(Vernichtet.)
Ehrwürd'ge Väter! Euer Kloſter ruft uns!
Die Könige begegnen einem Grunde
Zur Demuth vor dem Herrn zu jeder Stunde.
(Er geht gebeugt und auf Alba ſich ſtützend nach rechts.)
(Der Hof und die Geiſtlichen folgen ihm.)

(Der Vorhang fällt.)

Anmerkung.

Die Regel des Horaz: Nonum prematur in annum —! hab' ich mit vorstehendem Drama mehr als wörtlich befolgt. Als ich 1853 am dresdener Hoftheater die Vorstellungen des damals „Philipp und Perez" genannten Stückes sah, überzeugte ich mich von einem sproden und ungetheilter Hingebung schwer zugänglichen Stoff. Nach einigen Vorstellungen, die auch Franz Dingelstedt am münchener Hoftheater angeordnet hatte, zog ich die Arbeit vorläufig aus dem Bühnenverkehr und ließ sie, trotz mehrfacher Aufforderung, nicht drucken.

Wenn Ranke von Perez sagt: „Er gehörte ganz zu den Spaniern seiner Zeit, die mit einem ihnen zur Natur gewordenen Ernst eine leidenschaftliche Begier die Welt zu genießen, mit einem tiefen Stolz eine noch tiefere Verschlagenheit, mit viel äußerer Religion eine rücksichtslose Politik verbanden" — wenn Mignet in seiner trefflichen Monographie schreibt: „Antonio Perez war eine Zeit lang der mächtigste Mann im spanischen Reiche. In dem verzweiflungsvollen Kampfe (in den er mit Philipp gerieth) entfaltete er einen solchen Reichthum an geistvollem Behelf, zeigte so viel Willenskraft, war in gedrückter Lage so erhaben, daß er die ebelmüthigste Hingebung hervorrief und allgemeine Theilnahme fand. Er war unbesonnen und doch gewandt, leidenschaftlich von Charakter und doch liebenswürdig durch seinen Geist" —, so glaub' ich, ist die in diesem Drama von ihm gegebene Charakterzeichnung nicht verfehlt. Bedenklicher darf erscheinen, daß ich Perez' Schuld mehrte, indem ich Escovedo zu seinem Schwager machte. Doch schien mir der Gegensatz des altspanischen Vasallenthums einerseits und der modernen Ministerverantwortlichkeit andererseits zum rein menschlichen Fehl des Helden dadurch um so nachdrücklicher hervorzutreten. Doch — gerade diese altspanischen Voraussetzungen sind einer Zeit, die in allen Verhältnissen, zuweilen mehr als billig, nach Emancipation des Ichs von Allgemeinbegriffen strebt, wenig zugänglich. Ueberdies erschwerte sich der äußere Apparat des Stücks durch die Einflechtung des Untergangs der Cortes. Geschichtlich ist hierbei wol das Meiste in der Hauptsache richtig getroffen: für den Aufstand Cataloniens und Saragossas

zu Gunſten Antonio's mußte, der Einheit der Zeit und des Ortes wegen, der von Caſtilien und Madrid eintreten. Vielleicht zerſplitterten ſich dadurch die Motive. Schließlich kam die ſich ihres Vorhabens vollkommen bewußte Abſicht des Verfaſſers, Schiller's „Don Carlos" hier und da in den geſchichtlichen Grundlagen (Geovevo iſt doch wol der Anſtoß zu Peſa) zu reproduciren und gleichſam die Welt des Don Carlos in hiſtoriſchere und nationalere Färbung zu überſetzen, als — Nachahmung oder wol gar als eine unbewußte Abhängigkeit von Schiller's großem Vorbilde heraus! Der calderoniſirende Gedankengang des Ganzen: Getheilte Schuld — doch ganze Sühne, oder: Geſchehenlaſſen iſt ſo gut wie Vollbringen — gehört zu dem ebenfalls ausdrücklich beabſichtigten ſpaniſchen Charakter des Ganzen.

Die im Jahre 1853 gegebenen Vorſtellungen begründeten ſich auf einen Text, der eine Kürzung der vorliegenden Faſſung war. Für die Einreihung in dieſe Sammlung konnte manche neue Veränderung im Dialog nicht ausbleiben.

Wer die ausgezeichnete Leiſtung Emil Devrient's in der Titelrolle, Friedrich Haaſe's als König Philipp ſah, wird vielleicht an die Möglichkeit glauben, immerhin den Verſuch einer Erneuerung und Wiederaufnahme des Stücks wagen zu dürfen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe

Dreizehntes Bändchen.

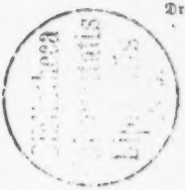

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1863.

Ottfried.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

842.

Zweite Auflage.

Lit. germ.
24930 : 43-40

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.

944

König.

So? — Grumbkow' Fragen Sie ihn auch, den Ritter, ob der junge Mann beſſer zu Fuß oder zu Pferde wäre?

Hotham.

Er bittet um eine Stelle bei den Gardedragonern in Potsdam.

König.

Potsdam! Das geht nicht. Alles will zur Garde! Nein er kann eintreten — in Paſewalk unter die Glaſenappſchen Füſiliere. Auch ein ſchönes Regiment.

Hotham.

Drücken Sie Sr. Majeſtät meinen innigſten Dank aus. In einigen Tagen wird der junge Rekrut die Ehre haben, ſich Sr. Majeſtät vorzuſtellen.

König.

Hören Sie, Grumbkow, wenn man aus Freundſchaft dem Ritter Hotham anböte, als Werbeoffizier bei uns einzutreten?

Hotham.

Dieſe Ehre würde der Ritter Hotham ausſchlagen, aber ſich dafür eine zweite und zwar die letzte Gnade erbitten —

König.

Die wäre?

Hotham.

In allen Zeitungen, in allen Reiſeberichten ließ

Ottfried.

Schauspiel

in

fünf Aufzügen.

Perſonen.

Commerzienrath Wallmuth.
Sidonie von Turen, eine junge Witwe, } ſeine Töchter.
Agathe, }
Harriet, ſeine Enkelin.
Graf Hugo von Schönburgk.
Baron Brunneck.
Herr von Walden.
Herr von Neßelfels.
Oberlin, Pfarrer in Schönlinde.
Gottfried, deſſen Sohn.
Hedwig, Haushälterin beim Pfarrer.
Gertrud, Haushälterin bei Wallmuth.
Diezmann, ein Förſter.
Schulze, } Bediente bei Sidonie von Turen.
Krüger, }
Müller, Bedienter beim Grafen Hugo.
Krauſe, Bedienter bei Wallmuth.
Erſter } Gaſt.
Zweiter }
Gäſte vom Civil und Militär.

Der erſte Act ſpielt auf dem Lande, die drei folgenden in einer Hauptſtadt, der letzte theils in der Reſidenz eines fremden Hofs, theils auf dem Lande.

Erſter Aufzug.

Die Pfarrwohnung in Schönlinde.

Das niedrige Zimmer ist in ländlichem Geschmack, doch mit Anzeichen der Wohlhabenheit ausgestattet. Durch die Fenster rankt Weinlaub herein. Tische und Schränke von altem Nußbaumholz, in geschweiften Formen. Ein Bücherschrank. Zwischen Mittel- und einer der Seitenthüren steht ein gedeckter Tisch, der später zum Mittagsmahl vergrößert werden kann.

Erſter Auftritt.

Mit Aufgehen des Vorhangs hört man in der Ferne Orgelklänge, die nach den ersten gesprochenen Worten bald verklingen. Gertrud und Hedwig treten im Sonntagsschmuck, jene mehr städtisch, diese mehr ländlich gekleidet durch die Mitte ein. Beide haben Gesangbücher in Händen, die sie eben verschließen.

Hedwig. Das ist gewiß — O, sprechen kann er schön! Wollte er nur danach handeln!

Gertrud. So war's Ihnen heute schon wieder nicht recht, Jungfer Hedwig? Was wollt' ich meinen Schöpfer preisen,

wenn wir in der Stadt einen Mann hätten, der so zum Herzen reden könnte, wie der Herr Pfarrer!

Hedwig. Ach, ich habe das nun schon dreißig Jahre lang von einem Sonntag zum andern so gehört und in ihn selbst bringt's doch nicht. Vom verlornen Sohn predigt er und nun lassen Sie mal heute den Gottfried vor ihn hintreten —

Gertrud. Reuig! Demüthig! Demüthig, hat er gesagt. Dann wird er ihn schon aufnehmen. Er hat's ja jedermann zu verstehen gegeben.

Hedwig. Warum reuig? Warum demüthig? Ich kann's nicht leiden, wenn wir erst dann mitleidig sind, wenn wir so recht erbärmiglich drum angesprochen werden. Nein, entgegenkommen muß man dem eingeschüchterten armen Gemüth, und überhaupt, was kann er dem Gottfried denn so Schlimmes vorwerfen? Ich habe das Kind erzogen, ich habe — was war's für ein Engel, wenn er einen so treuherzig anblickte —

Gertrud. Ich habe! Ich habe! Wie er vor zwanzig Jahren war! Wie er jetzt ist, das seh' ich täglich, wenn er insgeheim hier ums Haus schleicht und kaum für unsereins ein Auge hat, der hochmüthige, eingebildete Herr Obenaus der!

Hedwig. Ei! Sie wissen ja, Jungfer Gertrud, daß seine Augen immer jemand suchen, der für ihn ganz allein in der Welt da ist. Und da kommt's denn wohl, daß er über Sie hinwegsieht.

Gertrud. Agathen? Sind wir darum nach Schönlinde gekommen? Er hat das arme Kind, das eine Zeit lang hier auf dem Lande bei Ihrem Herrn Pfarrer, dem Lehrer der seligen Frau Commerzienräthin, wohnen sollte, mit seinem Herzeleid bis an den Kopf angefüllt, ja bis über den Kopf. Ihr ist ganz wirblig davon. Keine Nacht hat sie Ruhe: immer träumt sie

von Aussöhnung zwischen Vater und Sohn und heute während der Predigt, wo der Herr Pfarrer so rührend ausmalte, wie das misrathene Kind von den Trebern lebt und die Heerden seines Vaters hüten muß, da flossen ihr nur so die Thränen, sodaß ich sie einmal übers andere anstoßen mußte: Agathe! Agathe! Die Leute sehen ja auf dich!

Hedwig. Und meinem frommen Herrn waren die Augen so trocken wie sonst. Dem war die Geschichte wie's tägliche, liebe Brot. Ja, es war mir ordentlich, als wollte er sagen: Seht, ich weiß, mein Sohn, der drei Jahre verschollen war, ist da drüben an der Schwelle des Vaterhauses bloß und nackt angekommen und wohnt im Walde bei dem Förster Diezmann und schleicht im Mondschein um den Gartenzaun herum; aber ich seh's doch nicht, ich hör's doch nicht, ich will's nicht sehen und nicht hören, wenn er nicht kommt und sich demüthigt, so recht in den Staub hinein demüthigt! O! Jungfer Gertrud, lehren Sie mich den Mann kennen, dem seine Frau starb (Gott hab' sie selig — ich war schon vor ihr in dem Pfarrhaus) und der die Rede an ihrem Grabe selber halten konnte und nicht zwei oder drei Thränen dabei vergoß, ja, nicht zwei oder drei, ich hab' sie gezählt und drum sag' ich: Es ist der Herr Pfarrer und reden kann er wie gedruckt, aber danach handeln, das ist eine andere Sache, von der nichts geschrieben steht. Abgemacht. Sela.

Zweiter Auftritt.

Diezmann. Die Vorigen.

Diezmann (steckt den Kopf in die Thür). Allerseits gehorsamsten guten Morgen!

Hedwig. Ei der Tauſend! Der Diezmann!

Gertrud. Herr Diezmann! Iſt's denn möglich!

Diezmann. Ja! Da iſt er! Wohl und geſund! Und die ganze Jagdtaſche voll Neuigkeiten und Grüße.

Gertrud. Gradeswegs von der Stadt, Herr Diezmann?

Diezmann (ſeine Sachen fortlegend). Allerdings! Und juſt ſo, wie er geht und ſteht. Geſtern früh kam ich endlich von meinen Geſchäften los, hab' den folgenden Abend bis Marienberg gemacht und heute um fünf Uhr bin ich wieder ausgefahren und ſo iſt die Tour eben beſtanden. Nun, ich kann ausrichten, es iſt alles wohl in der Stadt. Und hier? Jungfer Hedwig, wie iſt's gegangen? Schlecht und recht? Ei, Sie hat ja einen ganz rothen Kopf. Hat's Zank gegeben? Iſt die Sonntagsſuppe übergelaufen? Sollte mir leid thun, denn ich hoffte, über Mittag hält mich der Herr Pfarrer feſt. Wo iſt er denn? Noch im ſchwarzen Rock drüben? Eben kommen die Leute aus der Kirche.

Hedwig. Es war noch ein Kind zu taufen. Bleibt nur hier, wenn Ihr in der großen Stadt kein Koſtverächter geworden ſeid.

Diezmann. O bitte, hier bleiben? Beim Herrn Pfarrer —? Nein, nein, es war ja nur ein Spaß! Nur einen Augenblick verweil' ich und will dann in mein Eulenneſt hinüber. Es ſieht nun vierzehn Tage einſam und verlaſſen.

Gertrud. Verlaſſen? Haus und Hof ſchützt Euch ja Herr Gottfried.

Diezmann. Sitzt der immer noch drüben? Noch nicht am Tiſch hier für ihn gedeckt? Wahrhaftig, vier Teller nur! Sind denn die beiden Männer von Stein und Eiſen, daß es immer nur Funken zwiſchen ihnen gibt?

Hedwig. Am Alten liegt's. Ihr kennt ihn ja, Diezmann.

Gertrud. Am Jungen liegt's. Er kann dem Vater kein gutes Wort gönnen. Ja, das kam ihm gerade recht, das Jägerhaus zu bewachen und daß Ihr ins Rentamt hinunter mußtet. Da hat er sich eingenistet in Eure Stube, wo all die hartnäckigen Hörner und Hirschgeweihe an den Wänden hängen und füttert Eure Hunde, richtet Vögel ab, schießt einmal übers andere in den Wald hinaus und abends kommt er herüber und macht mir meine Agathe verwirrt. Wenn das meinem Commerzienrath zu Ohren kommt, werd' ich schlimm bestehen. Was macht denn der Alte?

Dietzmann. Hören Sie! Ein charmanter Mann! So ein vornehmer Mann und doch so leutselig, Jungfer Gertrud, nein so ein herzensguter Mann —

Gertrud. Ach, ach —!

Dietzmann. Was? Seien Sie nicht undankbar! Er läßt Sie viel tausendmal grüßen, und wenn ich nur von seinem Töchterchen Agathe ein Wörtchen sprach, sagt' er: Sie ist ein Engel, und die Thränen liefen ihm über die Backen.

Gertrud. Thränen! Haha! Das kenn' ich!

Hedwig. Schämen Sie sich, Jungfer Gertrud, so von Ihrer Herrschaft zu sprechen. Was man nur von dem alten Herrn Commerzienrath in der Residenz hört, ist nichts als Herzensgüte und Edelsinn.

Gertrud. Schöne Redensarten!

Hedwig. Herr Wallmuth würde es nicht übers Herz bringen, gegen sein leibliches Kind so hart zu sein, wie —

Gertrud. Hart? Weswegen sind wir denn hier? Störten wir denn nicht den Herrn Commerzienrath überall? Und waren wir nicht auch der Frau Baronin überall im Wege?

Hedwig. Verleumdung!

Dietzmann. Jungfer Gertrud, es scheint als hielten Sie

unſer Schönlinde hier für eine verwahrloſte Beſſerungsanſtalt. Wegen ihrer Geſundheit iſt das Fräulein hier, wegen unſerer köſtlichen Luft. Diezmann, ſagte der Commerzienrath zu mir, es hat mir in die Seele wehgethan, mein Kind von mir zu geben. Aber die Molkencur und die Landluft und die Kuhſtälle und kurz — die Aerzte wollten's ſo, ſagt' er, und der alte Herr Pfarrer Eberlin war der Lehrer meiner ſeligen Frau — ſagt' er —

Gertrud. Da weinte er, nicht wahr?

Diezmann. Das that er; er ſchluchzte ordentlich. Der alte Pfarrer Eberlin war der Lehrer meiner ſeligen Frau, ſagt' er. Schönlinde hat eine reizende Lage und geſunde Luft. Diezmann iſt auch ein Mann von rechtem Schrot und Korn ...

Gertrud. Und da gab er Euch die Hand? Nicht wahr?

Diezmann. Er ſchüttelte ſie mir, Jungfer Gertrud! Und wie hat er ſie geſchüttelt, wie ein echter deutſcher Mann! Es iſt ein ſeelensguter Herr und genug, er that mir faſt leid, wie's ihn angriff, daß er ſein Töchterchen ſo einen ganzen Sommer aufs Land geben müßte und Euch auch, Jungfer — Euch auch —

Gertrud. Ach, geht mir weg!

Diezmann. Wahrhaftig! Euch auch! Jetzt — hm! — denk' ich mir ſo mein' Sach'; dreißig Jahr ſeid Ihr ſchon bekannt mit ihm; wie der Mann von Ihnen ſprach, Jungfer Gertrud — Wer weiß! Wer weiß!

Hedwig. Diezmann, laſſen Sie den Spaß! Die Jungfer ſpricht gegen ihre Herrſchaft und verdient ſie gar nicht ſo gut.

Gertrud. Wie Sie den Herrn Pfarrer nicht!

Diezmann. Sie hätten nur ſehen ſollen, wie er ſich freute, daß Sie nun zurückkommen.

Hedwig. } Zurück?
Gertrud. }

man von einer Geſellſchaft in Berlin, die jede Vorſtellung übertrifft, die ſich ein Engländer von Clubbs und geſchloſſenen Geſellſchaften machen kann.

König.

In Berlin? Das leidet die Polizei? Da bin ich doch neugierig.

Hotham.

Ein gemüthlicher Mann verſammelt wöchentlich einige Male in einem kleinen niedrigen Zimmer des Schloſſes eine kleine ausgeleſene Geſellſchaft von Männern um ſich, denen er ſein nächſtes Vertrauen ſchenkt. Auf hölzernen Schemeln ſitzend, oft mit ausgezogenen Röcken, den Bierkrug vor ſich auf dem groben Tiſch von Eichenholz, die dampfende holländiſche Thonpfeife im Munde, unterhält man ſich daſelbſt trotz der hohen Stellung, welche alle dieſe Männer in der Welt einnehmen, auf die ungebundenſte Weiſe. Einige, die nicht rauchen können, halten um das Enſemble nicht zu ſtören, die Pfeife kalt im Munde. Den Stoff zum Lachen bietet gewöhnlich ein Mitglied dar. Es geht nach dem Looſe, an Jeden kann die Reihe kommen, das Stichblatt der luſtigſten Satyre zu werden. In eine Sitzung dieſer ſonderbarſten aller Hof-Aſſembléen einmal eingeführt geweſen zu ſein, wäre für mich eine der denkwürdigſten Erinnerungen, die ich von Berlin hinwegzunehmen wünſchen könnte.

Diezmann (zieht Briefe hervor). Ja, spätestens in acht Tagen zurück.

Gertrud. } Ja, warum denn?
Hedwig. }

Diezmann. Es sind wichtige Dinge vorgefallen. Hier steht alles ausführlich angegeben.

Gertrud. } (sieht den Brief an). An Agathen?
Hedwig. } Das gute Kind soll uns verlassen?

Dritter Auftritt.

Agathe. Die Vorigen.

Agathe. Ich höre ja, der Diezmann! Ei, da seid Ihr! Glücklich und wohlbehalten wieder daheim? — Ach, das sind Briefe — Von Auguste Werling — Von Fanny Reinhard — Was für ein starker Brief von Fanny Reinhard! Die gute Seele! Und der von — von — sieh, sieh, von Luise Hartung — wie freundlich, daß Luise mich nicht vergessen hat! Und der da — von Papa?

Gertrud. Der dünnste von allen vom Papa, und von Sibenien oder vielmehr von gnädige Frau von Büren gar keiner.

Agathe. Sie wird nicht Zeit gehabt haben.

Diezmann. Frau von Büren? Freilich nicht! Lesen Sie nur, was es gibt. Hochzeit gibt's!

Gertrud. Was?

Agathe (die gelesen hat). Und vielleicht bald.

Gertrud. Kaum sechs Monate nach dem Trauerjahr?

Hedwig. Sieh, sieh, die gnädige Frau Schwester ...

Gertrud. Mit wem denn?

Dietzmann. Das weiß man nicht — aber ich vermuthe faſt, unſer Graf —

Agathe (leſend). Gertrud, wie wir's immer ſagten: Graf Hugo.

Hedwig. }
Dietzmann. } Graf Hugo!

Gertrud. Erſt ein Baron, dann ein Graf. Die ruht nicht, bis der dritte ein Fürſt iſt.

Agathe (immer leſend, mit Vorwurf). Gertrud!

Hedwig. Ja, ſchelten Sie nur, Agathchen. Was das ſchon heute für eine üble Nachrede von allen Leuten hier war! Sogar von dem edeln Herrn Commerzienrath!

Gertrud. Sogar von dem edeln Herrn Pfarrer.

Agathe (blickt niedergeſchlagen zur Erde).

Dietzmann. Aber Fräulein, was iſt Ihnen? Sie ſehen ſo blaß — Was haben Sie?

Agathe. Gertrud, wir müſſen Schönlinde verlaſſen. Es iſt heute der letzte Sonntag, den — wir hier feiern —

Gertrud. Der letzte — und die letzte Predigt? Sie wiſſen gar nicht Ihr Glück zu ſchätzen, Jungfer Hedwig.

Dietzmann. Laſſen wir das Fräulein allein, daß ſie ihre Briefe lieſt! Leider iſt's wahr, daß Sie reiſen ſollen. Er will Sie zu Hauſe haben. Ich hab's dem Commerzienrath gleich geſagt, das ganze Dorf würde darüber in Trauer und Betrübniß gerathen. Daß aber Ihre gnädige Frau Schweſter unſern Grafen heirathet und meine Förſterei nun ordentlich mit in Ihre Familie kommt, Fräulein, das trifft ſich wie beſtellt. Na, gehen wir jetzt und laſſen wir das Fräulein allein. Ich will noch einen Gang in die Kirche thun und ſehen, weß Geiſteskind heute getauft wird. Ich glaube gar, dem lahmen Matthes ſein Neuntes? Nein, die Menſchen! Sie hungern — aber

die Kinder, die — Na, Jungfer Hedwig. Soll's sein, ich bring' einen stattlichen Appetit mit. So, nun lesen Sie Ihre Briefe, Fräulein — und in einem Viertelstündchen dann bin ich da — zur gesegneten Mahlzeit. (Geht hinaus.)

Hedwig (geht rechts hinein).

Gertrud (links).

Vierter Auftritt.

Agathe ist allein. Dann Gottfried.

Agathe. Jetzt scheiden? Ehe geschehen ist, was geschehen muß! Ich kann nicht die Briefe lesen. Der letzte Sonntag verloren für das Werk der Liebe! Seine edeln Worte haben mich so ermuthigt, ich hatte gehofft ihn allmählich vorbereiten zu können, und nun müßt' ich zu einer Ueberraschung greifen, die vielleicht alles aufs Spiel setzt! Was thun?

Gottfried (öffnet eine der Seitenthüren). Fräulein Agathe!

Agathe. Sind Sie es? Gottfried? Wie kommen Sie? — Zur hellen Mittagsstunde?

Gottfried. Ich war in der Kirche.

Agathe. Sie?

Gottfried. An einen Pfeiler gelehnt stand ich sicher im Schatten. Es konnte mich niemand gesehen haben.

Agathe. O hätte Sie Ihr Vater gesehen! Heute, gerade heute!

Gottfried. Als er vom verlorenen Sohn sprach? Es war mir als wüßt' er, daß ich zugegen war.

Agathe. Nun Sie aber die Worte hörten, die er mit so rührendem Ausdruck betonte: Komm, komm an mein treues

Vaterherz! ſo ergreift es ſie mächtig. Sie bleiben hier? Sie ſöhnen ſich mit ihm aus?

Gottfried. Haben Sie nicht bemerkt, wie leidenſchaftlich er das Elend des reuigen Sohnes ſchilderte? Ich kann nicht ſagen, daß ich gekommen bin, um mich von ſeinen Trebern zu ernähren. Ach, Agathe! Es fehlt ihm das Verſtändniß meines Weſens. Zählen kann man die Worte der Liebe, die zwiſchen uns gewechſelt wurden.

Agathe. Holen Sie ſie nach! Was ſollte Sie dauernd trennen? Ihre Gemüther ſind im übrigen ſo gleichgeartet.

Gottfried. Die Aehnlichkeit unſerer Charaktere trennt uns eben. Nur entgegengeſetzte Naturen ziehen ſich an. Ich verlor früh meine Mutter, kam früh aus dem Vaterhauſe, entriß mich der gewaltigen Hand eines Mannes, der die Rechte auf ſein Kind für ewig beanſpruchte. In den tiefſten, geiſtigen Zwieſpalt gerieth ich mit ihm, wir verſtanden uns nicht. Ich hatte keine Neigung zu dem ſtillen beſchränkten Daſein, in dem er den künftigen Beruf ſeines Sohnes erblicken wollte. Beſuchte er mich auf der Univerſität und hoffte mich im einſamen Studirſtübchen zu finden, ſo begegnet' ich ihm wol am Thore, vielleicht auf einem muthigen Renner, umſauſt von adeligen Genoſſen, die ich nicht ſuchte, nein! in deren Nähe mich ein Zufall führte. Und bin ich damals nicht ganz frei von Eitelkeit geweſen, ſo war es, weil ich dem Pfarrersſohn die Ehre zuwenden wollte, zu beweiſen, wie wenig adelige Geburt das ausſchließliche Anrecht auf ein freieres Erfaſſen des Lebens gibt. Es iſt wahr: ich focht, ich ſchoß, ich jagte, ich ritt, ich nahm die Paſſionen der mir befreundeten Jugend von ihrer heitern Seite und blieb hinter niemand von ihnen zurück, da mir das Glück wohlwollte und ich früh den Zauber erprobte, daß derjenige, der vor der Welt die Miene des Entbehrens gar

nicht annimmt, auch immer vollauf beſitzt. So, liebe Agathe, hab' ich wol ein ſonderbares Leben geführt — dennoch —

Agathe. O, ſo ſegnen Sie den glücklichen Anlaß, der Sie wieder in den Schos Ihrer angeborenen Verhältniſſe zurückführt!

Gottfried. Glücklichen Anlaß? Vielleicht! Doch im erſten Augenblick war er ſchmerzlich genug. Bittere Enttäuſchung führte mich wieder auf meinen wahren Urſprung zurück. So gewaltig kam dieſe Anwandlung über mich, daß ich mit allen meinen neuen Bekanntſchaften brach und eine Weile zwecklos in der Welt umherirrte. Als ich den Drang empfand, meinen Vater wiederzuſehen, ſchrieb ich ihm. Das bereu' ich nicht, Fräulein Agathe. Auf einen dritten oder vierten Brief erſt bekam ich die Antwort: „Die Welt iſt groß genug für uns beide, Schönlinde zu klein: Bleibe fern von mir und — auf deinen Wegen!"

Agathe. Und dennoch werden Sie ſich mit Ihrem Vater verſöhnen, Sie werden es noch heute, eh' ich von dem würdigen Lehrer meiner Mutter Abſchied nehme.

Gottfried. Abſchied? Sie verlaſſen Schönlinde?

Agathe. Ein häusliches Ereigniß ruft mich aus dieſer ſchönen Natur wieder in die Stadt zurück. Aber ich kann in der Ferne den Giebel dieſes Daches nicht ſchwinden ſehen, wenn ich nicht weiß, daß unter ihm ein Vater ſeinen Sohn wiedergefunden. Verſprechen Sie mir, es mit ſeinem Herzen zu wagen. Wir gehen zu Tiſche. Ich ſtelle noch einen Stuhl für einen Gaſt hierher, ich frage den Vater, ob er ihn aufnehmen wolle und in dem Augenblick treten Sie ein — Herr Oberlin, ſagen Sie — Wollen Sie es ſo?

Gottfried. Ihrer Führung ſollt' ich vertrauen, Fräulein

Agathe — und dennoch — Sie kennen die ſtarre, unbeugſame Natur meines Vaters noch nicht.

Agathe. Ich vertraue auf die erwärmende, zündende Macht des Augenblicks — auf den Nachhall ſeiner ſchönen, an heiliger Stätte geſprochenen Worte, auf den ſonntäglichen Frieden, der ſo milde, ſo feierlich uns umfangen hält ... (In der Ferne hört man wieder die Orgel.) Er kommt — Gottfried, gehen Sie dort hinein. Laſſen Sie mich mit dem Triumph ſcheiden, daß ich ein ſo ſchönes Werk der Liebe habe vollbringen helfen!

Gottfried. Agathe, hätte ich im Vaterhauſe eine Schweſter gefunden, ſie würde mich nicht ſo ſehr wieder zum Kind gemacht haben, als die holde Unſchuld Ihres edeln Weſens! In zu dunkeln Umriſſen ſteh' ich vor Ihnen, zu unbeſtimmt iſt der Kern meines Weſens noch in Nebel verhüllt, aber die Sonne wird hindurchdringen. Sie werden mich kennen lernen, wie ich bin, im Geiſt der Wahrheit, ein Mann, dem alle eingebildeten Beſitzthümer verloren gehen mögen — (mit ſchnell hervorbrechendem Bekenntniß) Sie aber, Agathe, Sie, in dieſem Leben niemals mehr! (Ab nach innen.)

Agathe (erſchrickt über das Geſtändniß ſeiner Liebe). Ah!

Fünfter Auftritt.

Hedwig kommt von außen mit zwei Mägden, welche die Suppe und andere Speiſen hereintragen, ſie auf den Tiſch ſtellen, dieſen in die Mitte rücken und Stühle hinſetzen. Sie bringen noch ein fünftes Convert.

Hedwig. Endlich! Endlich! Was das heute ſo lange dauert! Flink! Setzt die Stühle heran; eins, zwei, drei, vier, fünf Converts, hier ſitzt der Diezmann.

Agathe. Noch ein ſechstes dann! Hört ihr, Hedwig, da drüben an der Ecke noch ein Stuhl!

Hedwig. Ein ſechstes?

Agathe. Ihr ſollt ſchon ſehen, was es zu bedeuten hat. Stellt nur hin! Geht, Kathrine! Holt noch ein paar Teller mehr. (Die Mägde ab. Sie bringen zwiſchen der folgenden Handlung noch Servietten, Teller, Löffel.)

Hedwig. Aber ſagt nur, Fräulein — was — ſoll denn —?

Agathe (bedeutet ſie geheimnisvoll zu ſchweigen. Die Orgel hört auf).

Sechster Auftritt.

Pfarrer Eberlin (nicht mehr im Ornat). Dietzmann. Die Vorigen. Dann Gertrud und zuletzt Gottfried.

Eberlin. Brav, Dietzmann! So muß es kommen, wenn man Euch einmal aus Euerm Wald herauslocken ſoll! Recht ſo! Aha, da iſt ja auch ſchon mein ſchmuckes Pathchen. Ich weiß noch, Agathe, auch du haſt deine Pathen ſo lange auf das Taufmahl warten laſſen. Deine Mutter wollte es damals nicht anders, ich ſelbſt mußte vom Land in die Stadt kommen und dich da zur braven Chriſtin machen; aber du warſt ſo zahm, ſo geduldig, daß ich in meiner Predigt kein Ende finden konnte und die andern Herren und Damen ärgerlich wurden, weil es ſchon vom großen Saal herüber zu ſehr nach würziger Chokolade duftete. Beim lahmen Matthes wird's ſo doch nicht hergehen. Schick' doch etwas hinüber, Hedwig. Die Leute wiſſen am Ende doch nicht, warum ſie eigentlich taufen.

Hedwig. Hat ihnen das Ihre Predigt nicht geſagt?

Eberlin. Jeden Sonntag bei Tiſch kommt Hedwig's Kritik! Das fördert und ſtärkt —

Pietzmann (in Bezug auf die hin und her beſchäftigten Mägde). Sehen Sie, Herr Pfarrer, ich mache ſchon Unluſt.

Eberlin. Wegen der Hedwig ihrer böſen Miene meint Ihr? Die ärgert ſich nur, daß ſolche Menſchen betteln und doch ſchon das neunte Kind taufen laſſen. Gelt?

Hedwig. Sie wiſſen wol ſelbſt, Herr Pfarrer, was man an Kindern für Freude erlebt.

Eberlin. Hm! Hm!

Gertrud (die vorher eingetreten war). Sie meint Ihre ſchöne Predigt, Herr Pfarrer. Wie haben Sie uns heute wieder zum Herzen geſprochen! Wenn in unſerer Stadtkirche ſolches Manna von der Kanzel fiele —

Eberlin. Die Suppe dampft.

Gertrud. Dann würde man bei uns nicht ſo viel Sünde und Schelmerei erleben —

Eberlin. Glauben Sie das nicht! Ich ſpreche kräftig, weil ich bei meinen Bauern nicht ſo über die Herzen hinſäuſeln kann, wie einer Ihrer weichen Redner in der Stadt. Nun, Kinder, ich hab' heut' viel geſprochen. Jetzt redet ihr! Ich eſſe. (Alle ſetzen ſich.)

Eberlin (ihm gegenüber nach einer Pauſe das leere Couvert erblickend). Noch ein leerer Stuhl? Habt ihr den ſteinernen Gaſt geladen?

Agathe. Ja, Väterchen, das halbe Dutzend muß heute voll werden.

Eberlin. Ei, wen habt ihr denn noch? Laßt ihn doch eintreten.

Gottfried (tritt ein).

Eberlin (erhebt ſich und hält ſich am Stuhl, Vater und Sohn ſehen

ſich mit zweifelhaften Blicken an. Die andern ſind geſpannt. Sie ſitzen. Vater und Sohn ſtehen).

Agathe (hält raſch das Tiſchgebet, ſetzt ſich allmählich und zwingt dadurch alle, ſich auch zu ſetzen).

Wie uns deine reichen Gaben,
Großer Schöpfer, ſtets erfreun!
Was wir nur zu danken haben,
Soll zum Dank dein eigen ſein.
Jede Regung unſrer Herzen,
Unſre Mühe, unſer Fleiß,
Soll wie lichte Weihnachtskerzen
Prangen dir zu Ruhm und Preis.
Wie man von dem Dankestriebe
Guter Kinder nimmt im Scherz,
So nimm unſer Thun in Liebe
An dein großes Vaterherz!

Eberlin und Gottfried (ſind durch dieſe Worte an einer Erörterung verhindert und haben Platz nehmen müſſen).

Agathe (ſich raſch der Stimmung bemächtigend). Und nun, Herr Diezmann, was haben Sie uns noch alles zu erzählen! Von meinem kleinen Kanarienvogel, von meinem Kaninchen, von unſerm Garten! Nicht wahr, der iſt ſtattlich? Der Jakob hat Sie doch auch recht herumgeführt? Welches Gewächshaus hat Ihnen denn am meiſten gefallen? Das chineſiſche mit den Camellien oder das italieniſche mit den Cactus und Oleandern?

Diezmann (in Verlegenheit über Vater und Sohn, die beide mechaniſch eſſen). Fräulein —

Agathe. Ja ſo. Ich kann mir denken, daß beide Euch nicht gefallen haben. Wer ſo wie Ihr an den ſchönen großen Gotteswald gewöhnt iſt, dem kommen Gärten, die man mit Oefen heizt, eher vielleicht häßlich vor. Ihr ſolltet nur ſehen, was

der Nußbaum vor Euerm Fenſter ſo reich und voll trägt, und für den Duft eines Nußbaumblattes, da geb' ich allerdings — wenigſtens alles Patchouli der Welt hin. Meiner Schweſter dürfte man freilich damit nicht kommen. Haben Sie mit ihr geſprochen und ihre Gemälde geſehen?

Piezmann. Ja! Ja! Das heißt eigentlich nein. Denn — da bin ich geweſen, aber ſie war gerade nicht zu Hauſe. Und dann war ich auch einmal wieder da — wiſſen Sie, ich hatte ſehr viel mit meiner Abrechnung auf dem Hauptrentamt mit dem Grafen zu thun, der nicht genug Geld aus ſeinem Walde heraushauen kann — es wird bald mit dem Holz auf Erden zu Ende ſein, und wenn nun nicht noch wenigſtens die Steinkohlen wären — Danke, danke, Jungfer Hedwig — Sie legen mir zu viel vor — wo blieb ich ſtehen? Richtig, im Buſch, im Holz, im armen Wald — nein nein, vor der Thüre der gnädigen Frau Schweſter —

Gertrud. Vor der Thüre! Kann mir's denken!

Piezmann. Vor ihrer Malerſtubenthür oder wie ſie's heißen. Sie wollte mir Audienz geben, aber es war grade zu viel Beſuch da. Aber lachen hab' ich doch müſſen, ſo ſehr ich mich, ich kann's wol im Vertrauen ſagen, andererſeits wiederum geärgert habe. Nämlich — über das kleine allerliebſte Ding, ihr Töchterchen — das Fräulein Harriet.

Gertrud. Das glaub' ich wol.

Piezmann. Oder vielmehr — Nicht geärgert. Au contraire eigentlich Plaiſir gehabt. Denken Sie ſich, Herr Pfarrer! Die Kleine ſpringt im Hofe wie ein Kobold, klettert an Stangen 'rauf wie ein Eichhörnchen und rutſch! iſt ſie wieder 'runter und alles wie an der Leine. Ein Herr mit einem langen Bart ſtand dabei und paßte auf, daß ſie nicht aus Verſehen dabei das Genick brach. Das nannte der Bediente: Fräulein nimmt

König.

Alle Wetter, Grumbkow, ich glaube gar, er meint unſre Tabagie?

Hotham.

Das weltberühmte preußiſche Tabackscollegium!

König.

Und davon hätten Sie — hätte der Ritter — Nein — (ſteht auf) jetzt brauch' ich die üblichen Formen nicht mehr. Ritter Hotham, Sie haben von meiner Tabagie gehört? Sie haben Gutes von ihr geſprochen, das ſöhnt mich mit Ihrem Charakter aus! Können Sie rauchen?

Hotham.

Leichten holländiſchen Varinas.

König.

Hab' ich, auch Portorico, auch ungriſchen, ja ich laſſe jetzt auch in der Mark Brandenburg trefflichen Taback ziehen.

Hotham.

Für dieſen würde ich danken.

König.

Geben Sie mir die Hand, Ritter! Kommen Sie heut in unſer Colleg. Bei einem Trunke Bier ſpülen wir unſern diplomatiſchen Aerger hinunter und in den blauen Dampfwolken verpuffen wir alle unſre Ränke, Päſſe und Kniffe.

Turnſtunde. Und ins Waſſer muß die Kleine auch gehen, wie ein Pudel. Denken Sie, Herr Pfarrer, ein Kind von ein Jahrer achte.

Gertrud. Sie wird wie ihre Mutter werden! Und ſtanden der Herr Commerzienrath nicht dabei und klatſchten in die Hände?

Diezmann. Wie beſeſſen, ſag' ich Ihnen! Jedesmal, wenn Fräulein Harrietchen einen Purzelbaum geſchoſſen hatte, kriegte ſie von ihm einen Bonbon. Es waren auch viel Herren oben am Fenſter und gratulirten ihm.

Gertrud. Geſellſchaft dabei? Diezmann, ſchweigen Sie ſtill! Mir ſchmeckt ſchon das Eſſen nicht mehr.

Diezmann. I warum denn? Es ſah ganz plaiſirlich aus. Mir fiel ein, wie ich meine jungen Hunde dreſſire. Aber ſchade, die gnädige junge Frau Mutter hab' ich nicht zu ſehen gekriegt. Die ſoll ganz erſchrecklich ſchön ſein, ganz regelmäßige Züge ſoll ſie haben, und ein Ueberfluß und ein Reichthum dabei, hören Sie — ſechs Pferde ſtanden im Stall und der Reitknecht zeigte mir's, ſie freſſen aus Krippen von Porzellian.

Hedwig. Diezmann! Diezmann! Was habt Ihr Euch alles aufbinden laſſen.

Diezmann. Jungfer Gertrud, ſagen Sie ſelbſt! Pures Porzellian!

Gertrud. Leider! Leider!

Diezmann. Frau Baronin kommen ja ſehr oft in den Stall und erkundigen ſich, ob ihre Pferde geruhten wohl geſchlafen zu haben.

Gertrud. Sie iſt ſehr gefühlvoll — für Pferde!

(Die Mägde gehen ab und zu. Hedwig legt vor.)

Diezmann. So hab' ich acht Tage lang in der Stadt allerlei Curioſes erlebt. Einmal ſchickte mir der Commerzienrath ein Billet in die Komödie. Na! Da wär' ich nun lieber nicht

hingegangen, denn es war eine zu rührende Geschichte und es hat mir eigentlich leid gethan, was sie gespielt haben. Die Zuhörer waren curios, gerade wenn die Komödianten schrecklich unglücklich waren und weinten, dann gefiel's ihnen am allermeisten und sie klatschten sogar über einen Justizcommissarius, der sehr schlimm spielte. Das heißt, er machte seine Sache sehr gut, das sah ich wol. Es war ein Spitzbube, ganz nach'm Leben. Schöner war's in der Reiterbude, wohin mir der Graf ein Billet gegeben. Na! Den Grafen sollten Sie mal sehen (zu Gottfried gewendet), Doctor, den kennen Sie gar nicht wieder — Sie haben ja früher mit so vielen Herren Grafen und Baronen —

Agathe (verweist ihm mit einem Blicke, nicht davon zu reden).

Dietzmann. Und so könnt' ich den ganzen Tag noch erzählen. Aber jetzt hab' ich keine Geduld mehr, ich muß hinüber in den Wald und nach meinen Hunden sehen. Ach, Ach! Die mögen in der Zeit schön gejammert haben! Besonders Phylax! Na, es war aber alles in der besten Verwahrung! Vielen Dank, Doctor, und vergessen Sie nur nicht ganz das Jägerhaus. Ne, ne, Jungfer Hedwig, lassen Sie mich jetzt los. Es hält mich jetzt nicht länger mehr. (Steht auf.) Es ist zwar recht unschicklich, Herr Pfarrer, wenn man eben gegessen hat und noch mit vollem Mund gleich fortgehn — Aber ich kann nicht anders. Es leid't mich nun nicht mehr. Danke, Herr Pfarrer, fürs Genossene, und wenn Sie was noch wissen wollen aus der Stadt, so kommen Sie auch einmal zu uns 'raus in den Wald und sitzen Sie nicht immer soviel in den Büchern und fangen Sie keine Grillen — Sie werden alt, Herr Pfarrer, und der Mensch, sag' ich immer, soll partoutement dem Alter gar nicht zu Gefallen leben, sondern sich mit Gewalt jung machen, den Kopf hoch oben halten, daß man sich ordentlich verwundert, wenn so einer, wie zum Exempel der Herr Commerzienrath, sagt: Rathen

Sie mal, wie alt ich bin! Nun, Gott ſei Dank, Ihnen ſieht doch auch noch keiner die Sechzig an. Alſo nichts für ungut! Leben Sie wohl, Herr Pfarrer. Allerſeits geſegnete Mahlzeit.

(Wendet ſich zum Abgehen. Die Mägde decken ab und ſtellen den Tiſch zurück. Gertrud und Hedwig machen ſich dabei ebenfalls zu ſchaffen und entfernen ſich allmählich. Eberlin ſteht auf und ſetzt ſich in einen Lehnſtuhl zur Seite. Agathe blickt bald auf ihn, bald auf Gottfried und geht langſam ab. Eberlin und Gottfried ſind allein. Eine drückende Pauſe.)

Gottfried. Wir ſahen uns ſeit drei Jahren nicht, Vater —

Eberlin. Seit einer Stunde nicht. Ich beobachtete dich in der Kirche.

Gottfried. Du wußteſt mich — in der Kirche? Und deine Rede blieb dennoch ſtreng und kalt?

Eberlin. Streng und gerecht blieb ſie. Wer wie ich dreißig Jahre an derſelben Scholle klebte, wird ſich an einen unerwarteten Augenblick nicht verlieren. (Zieht die Schublade des Tiſches, an dem er ſitzt, auf.) Hier ſind die Vorläufer deiner Rückkehr! (Gibt ihm mehrere Wechſel.) Ich habe borgen müſſen von einem Wucherer, um deine verfallenen Wechſel einzulöſen. Aus der großen Welt hatten ſie ſich in mein kleines Dorf verirrt.

Gottfried. Darüber ſchrieb ich dir ja. Seit ſechs Jahren lebt' ich ſelbſtändig und würde auch hier Rath geſchafft haben. Ich bedaure, daß man unſere Verhältniſſe nicht kannte.

Eberlin. Es iſt dir weniger läſtig, jenen Gläubigern, als mir ſchuldig zu ſein? Ich verlange nichts zurück. Oder ſollte ich wünſchen, daß du mich durch deine Fertigkeit im Spiel bezahlt machteſt? Deine ſechsjährige Selbſtändigkeit verdankteſt du ja wol deiner — gewandten Hand.

Gottfried. Vater!

Eberlin. Nun, nun, es ging alles in Ehren zu. Man bewunderte an dir die hohe Vortrefflichkeit deiner geſellſchaftlichen

Tugenden. Du reitest hör' ich wie ein Stallmeister, trifft bei Duellen den Knopf am Rock, den du zu treffen gewettet hast; im Spiel sollst du deinen Meister suchen —

Gottfried. Vater! Was liegt denn nur so Verbrecherisches darin, daß ein Pfarrerssohn nicht mit gebückter Haltung, scheuem Blick und ungelenkem Benehmen durchs Leben geht? Ich habe nicht dulden mögen, daß man mich über die Achseln ansah und das Leben gehört ja jedem, nicht einer einzelnen Kaste. So dacht' ich wenigstens damals, und weder mein innerer Mensch, noch mein Trieb nach Wissenschaft und Kenntnissen ist darüber verloren gegangen.

Eberlin. Gottfried! Es ist der Sinn deiner Mutter, der in dir lebt. An ihrem Stolze brach mein Herz. Sie, die Frau eines Geistlichen, starb an den Folgen eines rauschenden Balles, als sie dich unter ihrem Herzen trug. Ich hatte in meinem einzigen Sohne mir ein anderes Glück vom Leben erhofft. Ein einfacher, biederer Sinn sollte dich als treuen Lebensbegleiter in meiner Nähe halten. Wählen hättest du können den Beruf, den du wolltest, aber einen Sohn, dacht' ich, würde ich haben, der seinen Vater mit in den Mittelpunkt seines Lebens aufnähme, ihn theilnehmen ließe an seinem jugendlichen Streben. Bin ich dessen unwerth? Verschließ' ich mich gegen irgendetwas, was unsere Geister hätte im Bund erhalten können? Aber du stürztest dich lieber in den Strudel der Gesellschaft, machtest dich zum Schleppenträger dieses leichtsinnigen Grafen Hugo von Schönburgk, den das Unglück dir schon zum Jugendgespielen gegeben, folgtest ihm von seinem väterlichen Schlosse drüben, das er nun seit Jahren nicht mehr gesehen, durch alle Wirbel des Lebens auf und ab, und — ich kann einmal nicht anders, als dich da in der Tiefe zu erblicken, wo du glaubtest auf der Höhe zu stehen.

Gottfried (er reicht seine Hand, die der Vater nicht annimmt). Laß es gut sein, Vater! Du sprichst von vergangenen Tagen. Jetzt glaub' ich dir näher zu stehen. Wie? So wenig Werth hab' ich dir noch, daß dich dies Geständniß nicht erfreut? Du frägst nicht, wohin ich plötzlich vor drei Jahren verschwand? Es kümmert dich nicht, warum ich nach Schönlinde zurückkehre?

Eberlin. Was weiß ich! Ich denke an den Abschluß meiner Tage, und einen Sohn hatt' ich schon lange nicht mehr.

Gottfried. Du bist hart und machst es mir schwer, dir offen zu gestehen: Ich kehre gedemüthigt wieder, geknickt, elend und bejammernswürdig wie der Sohn im Evangelium —!

Eberlin (horcht auf).

Gottfried. Schon seit drei Jahren hab' ich mit der großen Welt, in die mich Schönburgk einführte, für immer gebrochen. Ich fühlte mich einst wohl in ihr, ich gesteh' es. Es schien mir so kraft- und muthvoll, so männlich zu sein, vor keiner Schwierigkeit zu erschrecken, sich nicht ausgeschlossen zu sehen von der Tafel des Lebens, wo doch jedem gedeckt wird, der nur zulangen will. Ich fand Freunde, die es vergaßen, daß ich nicht von Adel war. Andere Bürgerliche schlossen sich gleichberechtigt an — ich hab' es für sentimental gehalten, von der Glätte des Parquets, von der Lügenatmosphäre des Salons zu sprechen. Daß ich die Wissenschaft nicht vernachlässigte, glaub' ich in Zukunft beweisen zu können: es ist, denk' ich, nicht nöthig, nur im zerrissenen Rock und mit niedergetretenen Hausschuhen zu studiren. Aber Eine Erfahrung weckte mich aus allen meinen Träumen, und dies Erwachen ist wahr genug, dir die Aufrichtigkeit meiner Sinnesänderung zu verbürgen.

Eberlin. Und diese wäre?

Gottfried. O wie wohl thut mir's, daß du noch etwas fragen kannst, was mich betrifft, ist's auch nur etwas

Schmerzliches, das ich dir zu gestehen habe! Eine Täuschung weckte mich auf. Ich war Schönburgk's wahrer Freund und diese Freundschaft erstreckte sich auf seine Angehörigen; vor allen auf Comtesse Franziska, seine Schwester. Gleichberechtigter Theilnehmer aller Lebensbeziehungen des Hauses, täglich in der Gesellschaft ihr begegnend, war auch sie so an mich gewöhnt, daß sie, ich wußte es, mich liebte. Der Bruder schien einverstanden, beförderte ein Verhältniß, das sich zwischen uns offen aussprach. Ich Thor wußte kaum, daß eine Verbindung hier unmöglich war! Eines Abends auf einem Ball wurde ich dem jungen Baron Waldstein vorgestellt, den drei Tage, drei Tage, zum Verlobten der Comtesse, und etwa einundzwanzig zu ihrem Gatten machten. Wie mich diese Erfahrung niederwarf, will ich dir nicht schildern. Als ich mich bei Hugo beklagte und ein einziges, Vater, ein einziges ironisches Lächeln mich auf unsern Abstand aufmerksam machte, der ja ohne weiteres dies Räthsel einer offenen Treulosigkeit von selbst hätte lösen müssen — damals bat ich dir viel, viel ab, aber ich war zu stolz es in zornigen Worten über mein Geschick zu thun. Ich nahm die letzte Summe, die ich noch — freilich mit einer Wette — gewonnen hatte, warf alle Kennzeichen meiner angemaßten Existenz von mir, zog über einen einfachen Rock eine Blouse und wanderte zu Fuß, wie ein Handwerksbursch, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Ich habe in diesem Aufzug ganz Deutschland, die Schweiz, Italien durchwandert und mich dabei von einem sonderbaren Handel ernährt. Bei Büchertröblern kauft' ich für geringes Geld vortreffliche alte mit Staub bedeckte Werke, die ich darauf berühmten Gelehrten mit Gewinn wieder anbot; eine nicht eben einträgliche Industrie, die mich jedoch ernährte und — die auch wol nur dem Literaturkundigen möglich war. Ich konnte existiren, lernte — und so bin

ich denn heute da wieder angekommen, wo mir an meiner Wiege die Parze den Faden ſpann zu — einer untergeordneten Beſtimmung.

Eberlin. Ein Extrem! Der Stolz hat nur eine andere Geſtalt angenommen.

Gottfried. Auch das ein Extrem, Vater, daß ich keine andere Sehnſucht kannte, als zu Euch zurück in Eure ſtille, endlich vielleicht duldſam gewordene Nähe? Zurück nach Schönlinde? Da wußt' ich, daß ein Mann lebt, deſſen Daſein ich mir vergegenwärtigte! Ein Mann, der einſt gleichfalls ſeinen vollen Anſpruch an das Glück der Erde hatte und ſo wenig davon finden ſollte! Liebteſt du nicht Agathens Mutter, die dir verſagt, einen reichen Handelsherrn heirathete, den jetzigen Commerzienrath? Ich ſah dich in Ergebung auf der Scholle deiner Pflichten. Ein Greis mit ergrauten Locken begleitete mich in die Ferne und ſtand vor mir, wie er einſam durch die Blumen ſeines Gärtchens wandelt, mit ſtummem Schmerz unter dem weiten Baldachin des Himmels über die Wieſen ſeines Dorfes wandelt, gegrüßt nur von Menſchen, die ihn nicht verſtehen, ihn nicht faſſen können, einen Mann, der ſonntäglich zur Kirche über einen Raſen ſchreitet, unter deſſen kühler Decke auch er einſt ruhen wird ...

Eberlin (erhebt ſich gerührt). Mein — Sohn —!

Gottfried. Und als ich mir ſagte: Dieſer Greis iſt ja dein Vater! da, da mußt' ich zurück und an die Thür des Aelternhauſes pochen. Nicht rief es mir: Herein! Hinwegſcheuchten mich meine zurückgeſandten Briefe, aber ich hielt mich feſt an meine Sehnſucht und wich nicht aus dem Banne meiner Liebe. Die Kühle des Waldes nahm mich auf, Diezmann's freundliche Wohnung. Einen magiſchen Kreis zog ich um den Vater — er mußte fühlen, daß ſein Sohn da war, ohne ihn zu ſehen —

Eberlin. Ja! Ja!

(Agathe tritt durch die Mitte herein und bleibt freudig lauschend im Hintergrund.)

Gottfried. Ein lichter Engel ſtand in ſeiner Nähe und bahnte mir den Weg zu ſeinem Herzen. Wollt' ich vor dem harten Vater fliehen, ſo ſprach ſie mir Muth zu, zu bleiben. Empfindungen, die ich nie gekannt, lehrten mich dulden, hoffen. Ein goldenes Netz umſpann mich, das Agathe webte. Ach, vergebens! Im Mondenſchein, drüben unter der Linde, ſprach ich zu einem Herzen, das ich mir vielleicht gewann, von einem Vaterherzen, das ich auf ewig verloren —

Eberlin. Nein! Nein! Freude herrſchte im Hauſe des reichen Mannes im Evangelium, als er den Sohn erkannte und an ſein Herz drückte. Gottfried, der Friede Gottes ſei über dieſer Stunde!

Agathe. Darf ich ihn theilen?

Gottfried. Vater! Ein neues Leben ſei begonnen! Und wenn Agathe will — an ihrer Hand!

Agathe (hat den rechten Arm um den Pfarrer geſchlungen und ſieht dieſen fragend an). Wenn ich darf — (da der Vater zuſtimmt zu Gottfried) ich will.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

In der Reſidenz. Sidoniens Materatelier.

Erſter Auftritt.

Sidonie ſitzt an der Staffelei. Hinter ihr ſtehen und ſitzen die Herren **von Roſtoſsky, Brunneck, Walden** und noch drei oder vier andere Herren in Civil und Militär. Alle mit ihren Hüten in der Hand. Rechts ſitzt Commerzienrath **Wallmuth**, in der Uniform eines bei Hofe Zugelaſſenen, mit einer Anzahl Orden, die jedoch nicht ſehr bedeutende ſind. Er läßt ſich von Sidonien malen. Harriet macht ſich im Zimmer bald da, bald dort zu ſchaffen. Sie ſetzt ſich den Herren auf den Schos. Sie liebkoſen und ſtreicheln ſie. Zuletzt **Müller**.

Alle Herren. Vortrefflich! Charmant! Ausgezeichnet!
Walden. Das Lüſtre ....
Brunneck. Die Emaille ....

Roſtoſoky (ſpricht ein wenig gebrochen mit polniſchem Accent). Das Rouge und der Noir! Sehr gut! Sehr gut! Meine Gnädige, Sie ſind Malerin ſehr gut!

Walden. Eine zweite Angelika Kauffmann!

Brunneck (leiſe zu Walden). Pſt! Schweigen Sie doch von Kaufmann. Man könnte das für eine Anſpielung halten!

Sidonie. Wiſſen Sie, ob Angelika auch Civilverdienſtorden zweiter Klaſſe gemalt hat?

Wallmuth. Dritter Klaſſe, mein Kind! Schmeichle deinem Papa nicht! Dritter Klaſſe! Die Verdienſte belohnen ſich langſam.

Harriet. Großpapa hat aber ſieben Orden und Mama malt blos ſechs.

Alle (lächeln und ſprechen durcheinander). Blos ſechs? Wie ſo? Sehr gut? Gut!

Harriet. Die große kupferne Medaille.

Alle. Kupferne Medaille?

Wallmuth (leiſe zu Harriet, die bei ihm ſteht). Dummes Ding, was haſt du für Unſinn zu ſprechen! (Laut, ſie liebkoſend.) Das holde liebe Kind erinnert mich an die ruhmwürdigſte Periode unſers Vaterlandes. Ja, zu Zeiten der franzöſiſchen Invaſion bekamen alle, die ſich in die letzte Reſerve der Vaterlandsvertheidiger ſcharten und vor den Thoren Schanzarbeiten verrichteten, die kupferne Medaille für Nichtcombattanten. Noch neulich hatt' ich den Muth, ſogar Sereniſſimus zu ſagen, daß mir dieſes kleine patriotiſche Andenken das liebſte der mir gewordenen ſämmtlichen Auszeichnungen wäre, doch fühlen Sie wol ſelbſt, meine Herren, wie gering der maleriſche Effect geweſen wäre, den dieſe Medaille auf dem Kunſtwerk meiner Tochter hervorgebracht haben würde.

Eversmann.

Aber, Majeſtät, wer ſoll heute den Stoff zum Lachen geben?

Lotham.

Nehmen Ew. Majeſtät heute mich zum Stichblatt.

König.

Gott bewahre! Herr Ritter, da geht es ſcharf her! Wer ſo von einem Dutzend alter Soldaten geprellt wird, der erholt ſich in ein Paar Wochen nicht wieder!

Lotham (bei Seite).

Angenehmes Schickſal, hier den Fuchs zu machen.

König.

Wir finden aber ſchon Einen, den wir heut in unſre Mitte nehmen. Lachen ſollen Sie, lachen und dann — dann erzählen Sie uns auch was von den Hahnenkämpfen und von den Boxern in England. Sehen Sie, ſolchen Spaß hätt' ich nun für mein Leben gern und wollt's auch gern hereinlaſſen in's Land, ohne Zoll, ohne alle Acciſe. Alſo um acht Uhr Tabagie! Pardon für die ſonderbare Abſchiedsaudienz. Bringen Sie einen guten Durſt mit. Im Trinken halten wir uns dann auch nicht an die üblichen Formen! (Ab. Die Uebrigen, außer Lotham, folgen.)

Roſtoſoky. Sehr gut! ſehr gut! Herr Commerzienrath urtheilen ſehr gut!

Brunneck. Doch können Sie nicht leugnen, Herr von Wallmuth, das Gemälde verliert etwas an hiſtoriſcher Treue.

Walden. Auf Ehre! Für die Nachwelt dürft' es dadurch nicht authentiſch genug ſein.

Roſtoſoky. Sehr gut! ſehr gut! Auch Sie meine Herren, urtheilen ſehr gut!

Wallmuth (ſich unterbrechend zu Sidonie). Doch, liebe Sidonie, es ſtört dich wol, wenn ich zu viel converſire? Was?

Sidonie (ſchüttelt langſam den Kopf und malt ironiſch lächelnd weiter).

Wallmuth. Alſo, meine Herren, glauben Sie nur nicht, daß ich Ihre kleine Moquerie nicht durchſchaute!

Alle. Oh! Oh! Wie ſo? Moquerie?

Wallmuth. Meine Verdienſte ſind beſcheidener Natur und es iſt meine Schuld nicht, daß man ſie von oben herab ſo außerordentlich freundlich belohnt.

Walden. Ehrenmitglied aller technologiſchen Geſellſchaften —

Brunneck. Für die Erzeugniſſe Ihrer Gärten und Treibhäuſer mit Preiſen geſchmückt —

Wallmuth. Spotten Sie nur! Die jungen Herren haben wenig Sinn für die Fortſchritte, die die Zeit in den Erfindungen macht, und doch will ich die anweſenden Garçons auf etwas Neues aufmerkſam machen. Noch dieſen Morgen war ich entzückt von einer neuen Kaffeemaſchine, die ein einfacher proletariſcher Klempnermeiſter in Mühlhauſen erfunden hat —

Alle. Ah! Erzählen Sie! Erzählen Sie!

Walden. Eine Kaffeemühle?

Wallmuth. Sie irren, Kaffee-*Maſchine*!

Walden. Ja ſo! Nur *aus* Mühlhauſen war ſie! Richtig. Alſo?

Wallmuth. Das Ganze ist ein kleiner Thurm von drei Stockwerken: unten im rez de chaussée die Sahne, in der bel étage der Kaffee und im zweiten Stock der Spiritus —

Alle. Der Spiritus oben?

Rostofsky. Oben! Sehr gut! Sehr gut! Oben!

Wallmuth. Wie ich Ihnen sage! Der Spiritus oben! Das ist eben das Neue —! Aber Sie werden sehen, alles durch Luftdruck! Die Maschine steht hier — (zu Sidonie) aber meine Bewegungen geniren dich?

Sidonie (schüttelt wieder den Kopf).

Wallmuth (faßt an sein Ordensband). Ich will doch das Kreuz ein bischen mehr herauslegen . . . daß du es besser siehst . . . also die Maschine steht hier! Nun müssen Sie wissen, gehen von oben herab Röhren, die in Henkelform der Maschine ein angenehmes Profil geben. Aus diesen Röhren entwickeln sich Dämpfe.

Walden. Dämpfe? Woher?

Rostofsky. Sehr gut gefragt.

Wallmuth. Aus einem Wasserbehälter, welches über dem Spiritus angebracht ist.

Rostofsky. Sehr gut geantwortet.

Brunnech. Das Wasser ist auch oben?

Rostofsky. Auch sehr gut gefragt.

Wallmuth. Das Wasser ist auch oben.

Rostofsky. Wieder sehr gut geantwortet.

Wallmuth. Nun beginnt die Dampfentwickelung. Die Dämpfe steigen durch die Röhren erst herab, dann nach der Theorie des Luftdrucks so hoch empor, daß die bel étage allmählich sich erwärmt. Das dauert drei Minuten. Plötzlich stülpt sich infolge des Dampfes die bel étage — stülpt sich, sag' ich, die bel étage hopp! um —

Harriet (iſt im Zimmer herumgeſprungen. Sie zerſchlägt durch einen Sprung eine Vaſe).

Alle (erſchrocken). Ha!

Wallmuth (ſpringt auf). Harriet! O! O! (Mit der Linken ſtreichelt er ſie und ſagt laut:) Biſt erſchrocken, mein Engelchen? (Bei Seite.) Du unartige Megäre! Was brauchſt du hier herumzuſpringen —?

Harriet (weinerlich). Großpapa! Die Vaſe hatte ſchon einen Sprung.

Brunneck. Sie hatte ſchon einen Sprung! (Alle lachen.) Da konnte ihr alſo der zweite gymnaſtiſche Sprung nichts ſchaden!

Roſtoſsky. Sehr witzig! Sehr ein witziges Kind!

Brunneck. Erlauben Sie, Herr von Roſtoſsky, dieſen Witz hab' ich gemacht.

Roſtoſsky. C'est ravissant! Mr. de Brunneck est jaloux de l'esprit d'une enfant.

Wallmuth (bei Seite zornig). Mach', daß du fortkommſt, du — du — du (laut und ſanft) kleine Turnkünſtlerin! (Bei Seite.) Canaille! (Gibt ihr eine Düte Bonbons. Sie ſpringt, ſie öffnend, damit ab.) Süßes Kind! (Bei Seite.) Während ich ſpreche, mich zu ſtören! (Laut.) O, meine Familie — Da ſehen Sie, das iſt meine Schwäche ... (Bei Seite.) Während ich das Wort habe — Warte nur! Nachher!

Müller (meldet). Graf Schönburg! (Er läßt dieſen eintreten und nimmt nachher die Scherben auf, die er mit fortträgt.)

Zweiter Auftritt.

Graf Hugo. Die Vorigen.

Hugo. Guten Morgen! Eine akademiſche Sitzung — gelehrte Streitfragen, bei denen — was? — eine Baſe draufgegangen iſt?

Brunneck. Graf, Sie haben eine ſehr intereſſante Zeitfrage verſäumt. Wir haben hier eben auf eine ganz neue Methode Kaffee gekocht.

Hugo. Und dabei eine große Taſſe zerſchlagen? Unſer guter Commerzienrath hat Ihnen wahrſcheinlich denſelben Kaffee vorgeſetzt, den er neulich bei der portugieſiſchen Geſandtin auf einer mühlhäuſer Maſchine braute. Dieſer Mocca war ſo dick, daß man erſucht wurde, ihn mit Meſſern und Gabeln zu ſerviren. (Verbeugt ſich vor Sidonie.) Guten Morgen!

Sidonie (erwidert nichts).

Hugo. A propos, meine Herren! Eine Neuigkeit? Götz iſt wieder angekommen!

Alle (ohne Sidonie, Wallmuth und Roſtoſsky). Götz Eberlin?

Hugo. Götz Eberlin.

Alle (außer den Genannten, ſind darüber ſehr angeregt).

Roſtoſsky. Was — Wer — iſt Götz?

Hugo. Ein Charakter, wie es wenige gibt. Zwei Jahre war er wie verſchollen.

Brunneck. Götz iſt wieder da! Bringen Sie ihn doch heute mit aufs Caſino!

Walden. O thun Sie das, Graf! Die Seele der Geſellſchaft ging mit ihm verloren. Aber kommen Sie, Brunneck. Wir müſſen Schönburgk zeigen, daß wir uns auf guten Ton verſtehen und (bei Seite) ſeine Tête à Tête's nicht

ſtören. Guten Morgen, gnädige Frau, und eilen Sie, daß Ihr Bild auf die Ausſtellung kommt.

Brunneck. Es wird ſchon durch ſeinen eigenen Werth aller Augen auf ſich ziehen. Sollte man jedoch Kabale genug ſpielen laſſen, es zu vernachläſſigen, gnädige Frau, ſo haben ſich zwanzig meiner Freunde das Wort gegeben, vor ihm Wache zu halten und lediglich dies Bild zu umringen und ſich von morgens bis abends wechſelſeitig ſo abzulöſen, daß mindeſtens immer fünf Perſonen allein nur mit dieſem Bilde beſchäftigt ſind. Das iſt das neueſte Mittel, auf Gemäldeausſtellungen die Concurrenz todtzuſchlagen. Herr Commerzienrath — und die Kaffeemaſchine?

Wallmuth (herausplatzend). Beim portugieſiſchen Geſandten waren die Bohnen ſchlecht. Reine Verleumdung! Ich mache übrigens den Verſuch, dieſe neue Filtration auf Thee anzuwenden: Wenn die Herren morgen mir das Vergnügen machen wollen —

Alle (ſich empfehlend). Morgen Abend zum Thee. Sehr angenehm. Sehr angenehm. (Ab.)

Roſtoſsky (der das Deutſche geradebrecht hat, ſpricht das Franzöſiſche geläufig). Et Monsieur, nous ferons une petite partie?

Wallmuth. Tant qu'il vous plaira, Monsieur.

Roſtoſsky. J'ai l'honneur de vous saluer, Madame! (Zum Grafen.) Monsieur, n'oubliez pas que vous me devez encore une revanche pour votre bonne fortune de l'autre jour. Au plaisir de vous revoir . . . à demain. (Ab.)

Wallmuth. Ich will zu dem ſüßen Kind, der Harriet (bei Seite) zu dem Balg — (laut) in den Garten gehen und ein bischen deine Cactus revidiren. Herr Graf, kann ich vielleicht für morgen auch auf dieſen Ihren Herrn von Götz rechnen?

Hugo. Kein Herr von Götz!

Wallmuth. Die Familie Götz von Berlichingen dacht' ich? Die mit der eiſernen Hand?

Hugo. Nichts von Berlichingen! Ein einfacher Gottfried Eberlin, Sohn des Pfarrers in der Nähe unſers Gutes. Götz iſt Gottfried.

Walmuth. Wie? Eberlin, Pfarrer in Schönlinde?

Hugo. Bei dem Ihre liebe Agathe jetzt verweilt.

Walmuth. Ei! Ei! So! So! Kein Adli — Liebe Sidonie, du biſt heute ſo ...! Graf, heitern Sie ſie doch ein wenig auf! Sie hat etwas humeur. Ja, ich ſage aber auch, es iſt kein Wunder, wenn man ſich ſo albern benimmt, ſo ungezogen, wie, entre nous, dieſe Harriet. Mitten in meiner polytechniſchen Auseinanderſetzung zerbricht ſie mir — Empörend! Man ermüdet in der That, ſich vor der Welt ewig den Schein der Zurückhaltung geben zu müſſen. Käme es auf dieſen jungen frechen Nachwuchs an, ſo müßte man ſich, kaum ſechzig Jahr alt, ſchon in die Grube legen. Ich bin ein ſehr guter Mann, ein Mann von Gefühl, Empfindung, himmliſcher Geduld und von einer (zornig) wahrhaft exemplariſchen Herzensgüte, die nie an ſich denkt, nie, nie, nie an ſich, nie —! Aber — anerkannt wird's doch nicht, anerkannt wird's doch nicht (ordnet am Spiegel ſeine Orden und ſetzt ſeinen Federhut auf) es wird — hm! (auch mit zornigem Blick auf Hugo) nicht anerkannt. (Raſch ab.)

Hugo. Himmel! Gnädige Frau, geſtehen Sie ſelbſt, daß ich von heute an zur Familie gehöre! Ihr vortrefflicher Papa zeigt ſich in dieſem Glanz ſeines an Widerſprüchen ſo reichen Charakters nur derjenigen Perſonen, die mit ihm durch die Bande des Bluts verbunden ſind.

Sidonie (ſteht indigniert auf über das Benehmen des Vaters). Ja! Iſt es denn zu ertragen! Kann man denn noch leben in einer Welt ſo ſchaler Eindrücke? Welche Geſpräche! Welche Menſchen! Ich bin das unglückſeligſte Geſchöpf von der Welt!

Hugo. Sollte vorhin der Ausbruch des väterlichen Unwillens wirklich nur von der Kaffeemaschine gekommen sein?

Sidonie. Spotten Sie nicht über meinen Vater, so unerträglich allerdings auch er zuweilen sein kann. Ihm vergeb' ich es noch; es wohnt auch in ihm ein strebsamer und nur unverstandener Geist. Allerdings will er bedeutender sein als seine Kräfte erlauben — das ist komisch; aber er hat recht, recht. Egoismus spricht selbst schon aus den kleinen Kindern dieser Zeit!

Hugo (bei Seite). Schlecht geschlafen und eine kleine Falte entdeckt!

Sidonie. Es war sonderbar, wie sich alle plötzlich entfernten, als Sie kamen?

Hugo. Man traute mir vielleicht die Fähigkeit zu, heute die ungeheuere Leere Ihres Innern auszufüllen, an der Sie ganz so wie Ihr Herr Vater leiden! Ich Aermster! Man weiß nicht, daß ich bestimmt scheine, diesen krankhaften Zustand eher zu vermehren. Nun wohlan! Sidonie, ich werde reisen.

Sidonie. Wohin?

Hugo. Ich habe Aussicht den längst gewünschten Gesandtschaftsposten zu erhalten. Und — (mit feiner Bewerkung) die Gattin — geht mit —?

Sidonie. Lieber Graf! Irr' ich nicht, so ist dies einer von den Posten, wohin die Politik lieber Garçons als Verheirathete schickt. Aufrichtig, ich würde Sie dort in Ihren Carrière stören, Graf.

Hugo. Sie sind über Dann, Sidonie! Sie haben das Bedürfniß der Liebe, aber einer Liebe, in der es Schwierigkeiten zu überwinden gibt. Bei mir geht alles so prosaisch, so natürlich her!

Sidonie. Sie sind bitter!

Hugo. Soll ich meinen Posten allein bekleiden? Wirklich? Sidonie?

Sidonie. Allein? Dann würden Sie mir sehr oft schreiben — ich würde sehr oft antworten müssen —

Hugo. Nun kommen Sie in Ihr Element! Nun können Sie spotten! Ja, ich schreibe etwas langweilige Briefe. Ich weiß es. Aber die Welt, Sidonie, hat uns doch bereits gewissermaßen füreinander bestimmt und da ich eine sehr prosaische Natur bin, während Sie die Poesie selbst, so passen wir ja füreinander. Sie wollen unglückliche Liebe — Sie haben bei mir Gelegenheit dazu. Sie können als Gräfin Schönburgk immer ausrufen, daß Sie nicht verstanden werden, daß Sie in den Fesseln der Etikette schmachten, daß die Leere Ihres Innern noch immer nicht ausgefüllt ist. Können Sie das im Besitz einer idealischeren Natur als die meinige ist? Nein, eine glückliche Liebe kann Sie nicht glücklich machen. Sidonie, Sie müssen zeitlebens die Selbständigkeit Ihrer Laune behaupten, Sie müssen in Verhältnissen schmachten, die Ihnen Veranlassung geben, auf eine melodische und alle Welt bezaubernde Art mit Ihren Ketten zu rasseln! Und weil Sie niemanden finden werden, bei dem Sie dies Unglück so glücklich überstehen und den süßen Leidenskelch so ganz à votre aise genießen würden, so nehmen Sie mich! Sie finden niemanden, der Sie in der Ehe als so sklavisch unterdrückt, als so angeschmiedet frei, als so passiv activ erscheinen läßt.

Sidonie. Wenn Sie wüßten, Graf, wie wenig ich in solchen Phrasen das finde, worauf Sie so eitel sind! Sie glauben, das ist alles unendlich original und geistreich, was Sie da sprechen. Sie stellen Diogenes im Frack vor, gehen mit der Laterne aufs Casino und suchen beim Ecarté Menschen. Die Geschöpfe, die Sie finden, lieber Hugo, bewundern denn auch wirklich Ihren Geist. Ich finde aber gerade, daß Ihre geistreiche Einbildung, über allen Vorurtheilen zu stehen, Ihr größtes Vor-

urtheil iſt. Nein, nein! Graf! Nur Leidenſchaft kann glücklich oder unglücklich machen! Leidenſchaft, verſtehen Sie mich wohl, Leidenſchaft einer blinden Ueberzeugung, mag ſie vom Geiſte oder ſelbſt von der Beſchränktheit ausgehen — mein Vater hat recht, auch er wird nicht verſtanden.

Hugo. Vortreffliches Compliment für die Leidenſchaft der Beſchränktheit. Alſo ein ſchwarzer Othello wäre Ihnen lieber als ein weißer? Man muß bei Ihnen eiferſüchtig ſein wegen eines batiſtenen Schnupftuchs! Ich ſehe, Sidonie, unſer Roman bekommt Kapitel, die immer pikanter werden, und da ich etwas in mir habe, was Herz oder richtiger geſagt, eine Art Surrogat des Herzens iſt, und da in dieſem Surrogat etwas für Sie ſchlummert, was gewiſſermaßen ein Surrogat für die Liebe, vielleicht — die Liebe ſelbſt iſt, ſo werde ich nicht ungeduldig, trage mein trauriges Geſchick und hoffe von jenem romantiſchen Begriff, den man die „ſchönere Zukunft“ nennt, endliche Erlöſung. Für heute möchte ich Ihnen nur noch anbieten, ſoll ich Sie nicht zum Fürſten Ludolphi begleiten? Er zeigt heut' ſeine Bilder.

Sidonie. Er verkauft ſie ja nicht. Ich werde ſie noch öfter ſehen können.

Hugo. Oder in eine Ausſtellung meiner Laute, zum Beſten der Kleinkinderbewahranſtalten?

Sidonie. Die Gewinſte, die auf meine Loſe fallen, ſchenk' ich Ihnen. Adieu!

Hugo. Spötterin! Alſo gar nichts für die Welt, die uns förmlich verlobt hat, gar nichts, was wir wenigſtens den äußern Schein geben könnte, wirklich der Sklave Ihrer liebenswürdigen Launen zu ſein?

Sidonie. Noch etwas Toilette muß ich machen — Adieu! Adieu! (Will gehen.)

Hugo. So soll ich denn gehen. Ich will es thun und meinen Freund Götz umarmen, der vielleicht schon auf mich wartet. Ich will mit ihm über den Humor des Schmerzes reden! O, o! Sidonie, Sie quälen mich sehr! Dennoch küss' ich mit etwas verbrauchter Galanterie Ihre weiße Hand und bitte: Schreiben wir unsern Roman — nicht zu lang! Ich beschwöre Sie: — Sidonie! Um zwei Bände bitt' ich: weniger! (Er geht.)

Sidonie (macht eine Pause, geht an den Tisch und klingelt).

Müller (kommt).

Sidonie (deutet, daß er die Stoffeisei wegstellt).

Müller (thut dies und räumt überhaupt auf).

Sidonie. Anspannen! Ich will hernach ausfahren!

Dritter Auftritt.

Walmuth. Sidonie. Müller.

Walmuth (kehrt aufgeregt mit einem Brief in der Hand zurück). Kind, da bist du ja noch? Denke dir die Neuigkeit! (Winkt dem Bedienten zu gehen.) Wie langsam! Rasch! Rasch! Rasch!

Müller (eilt ab).

Walmuth. Ha! Ha! Ha! Wer hätte das denken sollen! Seit gestern trag' ich mich mit einem vierzehn Seiten langen Brief von Agathe in der Tasche: Schönlinde, Montag den 15. datirt. Ich lese ihn endlich; ich finde ihre gewöhnlichen stilistischen Schulübungen, ihre Naturbeschreibungen, ennuyire mich über die unverbesserlich alberne Horizontalität des Mädchens. Ich lasse die Lectüre. Eben setz' ich sie aus Aerger im Garten für mich fort und was entdeck' ich? Geständnisse! Geständ-

Vierter Auftritt.

Hotham. Dann der Erbprinz.

Hotham (allein).

Vortrefflich! Ich ſchicke mich in die Verhältniſſe und die Verhältniſſe ſchicken ſich in uns. Jetzt mein Billet an die Königin! (Setzt ſich und lieſt) „Meine hohe Gebieterin! Ihr Wunſch, den Prinzen von Wales zu ſehen, iſt für Ihren unterthänigſten Diener Befehl. Wenn nicht Alles fehl ſchlägt, hab' ich die Ehre, dieſe Nacht noch den Prinzen von Wales ſeiner königlichen Tante zuzuführen. Er erwartet nicht nur das Glück, Ew. Majeſtät die Hand küſſen zu dürfen, ſondern rechnet auch mit aller Sehnſucht ſeines Herzens darauf, endlich zu dem Anblicke ſeiner theuern Prinzeſſin Braut zu gelangen. Bieten Sie Alles auf, für dieſen Abend die Prinzeſſin aus ihrer Haft zu befreien. (Schreibt) Ich ſchlage Ihnen zu dieſem Zwecke vor, der Prinzeſſin anzurathen, daß ſie ſich eines weißen Dominos bediene. In dieſer Tracht wird ſie ungehindert an den Wachen des Schloſſes vorübergehen dürfen." Wenn ich nun noch den Erbprinzen — aha — da iſt er.

Erbprinz (ſteht ſchon vorher im's Zimmer).

Hotham! ich ſuche Sie überall! Denken Sie ſich, was mir begegnet iſt!

wiſſe über ihr Herz, über eine Liebe. Ich würde das lächerlich finden, wenn mich nicht der Name ihres Verehrers frappirt hätte. In ausführlicher Schilderung erzählt ſie mir von Verſöhnungsſcenen in der Pfarrwohnung, Sonntagsglocken und Mittagsmahlzeiten, und das alles geht ſo bunt durcheinander fort, daß ich nur aus ſo vielem klug werde, ſie will ſterben, wenn ich nicht meine Einwilligung gebe.

Sidonie. Ich denke, du wirſt ſie leben laſſen. Mit wem denn?

Waßmuth. Mit jenem Pfarrersſohn, jenem Götz! Einem Candidaten der Theologie, mit dem ſie aufs Dorf ziehen wird. Gottfried Eberlin, der Sohn des alten Eberlin.

Sidonie. Jener Götz, von dem Graf Hugo ſprach?

Waßmuth. Mit der eiſernen Hand, wo aber ich die Exiſtenz machen muß! Ein Candidat, der beim Grafen das Gnadenbrot gegeſſen hat, vielleicht ein Hauslehrer!

Sidonie. Lieber Vater, du kennſt Agathens beſcheidene Anſprüche und was über dieſen Götz der Graf äußerte ....

Waßmuth. Die adeligen jungen Herren haben ihn freigehalten. Nein, was iſt das wieder für ein Schwiegerſohn! Ich ahne, das wird Scenen ſetzen! Kind, das wird Prüfungen meines Herzens koſten!

Sidonie. Lieber Vater, ich würde dir rathen: Nimm meinen Wagen und fahr' zu Graf Schönburgk. Dort wirſt du den guten Gottfried — Agathe und Gottfried! — Hahaha! antreffen. Lad' ihn zu deinem morgenden polytechniſchen Thee ein! Indeſſen küſſe die Ausſteuer und freue dich, Veranlaſſung zu finden, zuweilen deine Enkel auch auf dem Lande zu beſuchen — Hahaha — Gottfried!

Waßmuth. O ich unglücklicher Vater! Alles das wird nun wieder ohne weiteres als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt!

Ich will aber einmal — aus Caprice will ich einmal grausam sein!

Sidonie. Papa!

Wallmuth. Von dir sprech' ich nicht! Apropos! Du hast so viel Unkosten mit dem Bilde — da! (Er zieht ein kleines Portefeuille.)

Sidonie. Was soll das, Vater?

Wallmuth. Nein, nein, nimm! Blos für die Oelfarbe! Aber diese Agathe will ich es denn doch einmal fühlen lassen —

Sidonie. Papa!

Wallmuth. Wie kann das Mädchen voraussetzen, daß mein Herz hier ohne weiteres Ja sagt! Ich — bin Wallmuth — Commerzienrath — hab' sechs Orden — Er soll sie sehen! Ich fahre zu Hugo! Ja! Ich werde dem Candidaten den Ueberblick der Verhältnisse geben — O, wenn ich nun einmal aus meiner gewohnten gemüthlichen Rolle herausfiele und sagte: Nein! Ich bin ein Tyrann! (Wirklich ernst und böse.) Ich dulde keine Mesalliance! Uebrigens muß ich dir sagen, daß Graf Hugo — er mag zehnmal Graf sein — Graf Hugo hat dem Vater Aufmerksamkeit zu erzeigen! Sein Entrée hier und seine — Kaffeemaschine heute, das war eine Rücksichtslosigkeit, eine Nichtachtung gegen den Mann — der noch lebt! Noch existirt!

Sidonie. Fahr' zum Schönburgk'schen Palais! Du findest dort deine beiden Schwiegersöhne! Zerschmettre Sie! Ha, ha! Auch den Gottfried! Leide!

Wallmuth. Gottfried!

Sidonie. Diese Erklärungen mit Agathe müssen sehr komisch gewesen sein! Ha! Ha! Ha!

Wallmuth (bei Seite). Wie allerliebst sie ist! (Laut.) Na Kind, um deinetwillen! Ich will ein Auge zudrücken. Ich will

ſie ihm geben. Aber ein Jahr lang mindeſtens muß ich mein Recht als Vater behaupten. Der Doctor ſagt: Zu viel Herz untergräbt den Menſchen, macht ihn bei Zeiten alt. Menſchen! Menſchen! Man muß hart ſein, muß ſeinen Willen haben, Conſequenz zeigen; man wird ſonſt zu früh ins alte Eiſen geworfen!

Hermine. Du biſt der komiſchſte Tyrann, den es je gegeben hat, Papa! Ein Tyrann aus diätetiſchen Grundſätzen! Ja, geh! Quäl' ihn ein wenig! Aber ich werde mich doch rüſten, an Agathens Brautkleid zu denken, das ich ihr doch wol werde ſchenken dürfen — nicht wahr, der Frau Pfarrerin? Guten Morgen Papa —

Wallmuth (hält ihre Hand, klopft auf ſein Herz, zeigt gen Himmel, umarmt Hermien, thut als wenn er weinte, ſieht die Thüre an, ſchleudert ſie mit Verdruß von ſich und geht ab).

Zweite Szene.

Zimmer beim Grafen Schönburgk.

Vierter Auftritt.

Gottfried. Hugo.

Hugo. Endlich! Endlich! Nach drei Jahren! Ozy! Wo in aller Welt haſt du ſeither geſchwärmt?

Gottfried. Ich danke dir für deine freundliche Aufnahme, Hugo.

Hugo. Danke? Freundliche Aufnahme? Warum ſo förmlich? So feierlich?

Gottfried. Auf der Landſtraße wird man zum Einſiedler. Ich verlernte etwas meinen Knigge.

Hugo. Haſt du deine tolle Grille ausgeführt und den zweiten Seume gemacht: Einen Spaziergang nach Syrakus?

Gottfried. Ich war in Italien —

Hugo. Freund, warum dieſer zurückhaltende Ton? Du liebteſt meine Schweſter. Auch Franziska liebte dich und dennoch heirathete ſie — den Baron Waldſtein. Was iſt da weiter zu ſagen! Die Macht der Verhältniſſe! Aber du haſt deine Revanche! Gräfin Waldſtein, meine Schweſter, iſt eine ſo langweilige Ehefrau geworden, daß du dich nicht zum zweiten mal in ſie verlieben würdeſt. Auf deiner Reiſe nach Syrakus haſt du hoffentlich auf Frau von Waldſtein keine Elegieen gemacht; nähmeſt du einmal abends bei ihr den Thee, du würdeſt nicht den Muth haben, dieſe Gedichte jetzt noch im Druck herauszugeben.

Gottfried. Dein Humor aber iſt derſelbe geblieben, Hugo. Früher tändelteſt du den Unterſchied unſers Standes hinweg — ich hätte dieſem Humor nicht zu ſehr glauben ſollen.

Hugo. Alſo iſt Gottfried Eberlin, Candidat der Theologie, in die Reſidenz gekommen mit einem ſchwarzen Frack, erkundigt ſich nach dem Wohnungsanzeiger, ſchlägt nach, wo der Miniſter des Unterrichts, der Präſident des Conſiſtoriums wohnen und welches die Stunde iſt, wo dieſe Herrſchaften ihre Audienzen geben —?

Gottfried. Ganz recht! Das iſt das Signalement meines jetzigen Lebenspaſſes.

Hugo. Du willſt alſo wirklich einen Faſchingsſpaß aufführen, Freund! Wir ſind hier zu nordiſch für Carnevalslaune.

Gottfried. Ich will meinen Vater in ſeinem Berufe unterſtützen. Er wird alt und was ſoll Ich wol werden? Ein Jahr hab' ich Philoſophie gehört, eins die Rechte, eins die Theologie. Zuletzt muß ich irgendeine Bahn verfolgen und da weiß ich keine andere als die, worauf mich meine Geburt hinweiſt.

Hugo. Götz mit der eiſernen Hand! Du willſt unter die Miltenberger und Speſſarter Bauern gehen? Frägſt nicht nach unſerer Reitbahn? Nicht nach unſerm Kränzchen mit den klappernden Dominoſteinen? Viel hat ſich ſeither im Vaterland verändert, aber die Caſinos, die Reitpferde, die Dominoſteine ſind dieſelben geblieben, und wenn ich auch aus Vorſicht gegen jede politiſche Reaction ſtimme, für die Reaction der Freude und des Vergnügens conſpirir' ich mit allen denen, die in dieſem Punkte zu verlieren fürchten.

Gottfried. Aufrichtig! Lieber Freund, unſere Bahnen gehen auseinander.

Hugo. Nein! Nein! Du kommſt heute Abend auf unſern Jockeyclub. Wir haben, um mit dem Zeitgeiſt fortzuſchreiten,

Söhne von Bankiers, ſogar emancipirte, die reſpectabelſten demokratiſchen Elemente aufgenommen. Wir exiſtiren wie ſonſt, nur weniger excluſiv, und die Geſelligkeit iſt auch noch heute dazu erfunden, das Philiſterwerden zu verhindern. Was ſoll ich dir für einen Beweis geben, daß ich dich liebe wie ſonſt — ah, ich errathe! Darum ſo gedrückt? Nervus rerum gerendarum? Aide-toi, le ciel t'aidera. (Er ſchließt ſeinen Schreibtiſch auf.) Komm! Hier liegen meine alten Billetdoux, die ich ſammle, um dereinſt meine Memoiren zu ſchreiben, hier meine unbezahlten Rechnungen. Hier iſt meine gegenwärtige Kaſſe mit einem Pack entwerthter Staatspapiere, aber doch noch immer mit circa — 150 Louisdor, die dir zu Dienſten ſtehen. Hier auch Piſtolen, wenn du welche brauchen ſollteſt! Nimm dir, was du willſt. Blättere, wühle drin, ſteck davon zu dir — ganz wie ſonſt — hörſt du — Von jedem Louisdor nimm das Agio und wenn du willſt, in Gottes Namen, wenn du's brauchſt, auch umgekehrt! Beſinne dich nicht. Einſtweilen ſchreib' ich dir drüben deine Einführungskarte in unſern Jockeyclub. (Ab zur Seite.)

Gottfried. Iſt es denn möglich? Vor Zorn kann ich mich kaum zurückhalten. Seh' ich denn aus wie ein Bettler? Beſcheidenheit iſt euch immer nur gleichbedeutend mit Dürftigkeit? Nein, ſo kann ich nicht mehr unter euch verweilen! Pfui, wie könnt' ich — (Er will fort.)

Fünfter Auftritt.

Wallmuth. Gottfried. Zuletzt Hugo.

Wallmuth (an der Thür). Ah, le voilà! Der Graf läßt ihn antichambriren. So iſt's recht. Das bringt der Reſpect mit ſich. Niemanden muß man ſofort annehmen! (Räuspert ſich.)

Gottfried. Graf Schönburgk wird ſogleich wiederkommen.

Wallmuth (bei Seite). Eine intereſſante Situation! Ein Schwiegervater, der den Prätendenten ſeiner Kaſſe und einer ſeiner Töchter vorläufig incognito kennen lernt. (Räuspert ſich wieder.) Schon lange in der Reſidenz?

Gottfried. Sieht man mir an, daß ich vom Lande komme?

Wallmuth (bei Seite). Ho! Ho! — (Laut, räuspert ſich.) Jugendgeſpiele des Herrn Grafen?

Gottfried. Wer?

Wallmuth. Sie!

Gottfried (bei Seite). Alberne Neugier!

Wallmuth (nach einer Pauſe und eine Priſe nehmend). Sind Candidat?

Gottfried (gereizt und unwillig). Dem Miniſter gegenüber.

Wallmuth. Bitte, ich Miniſter? Nein — Das wäre —

Gottfried (ſchroff). So bitt' ich um Entſchuldigung. Die Orden dazu haben Sie.

Wallmuth (bei Seite). Aha! Meine Orden imponiren ihm! (Laut.) Mit wem habe ich die Ehre?

Gottfried. Man demaskirt ſich nur, wenn man weiß gegen wen.

Wallmuth. Wie? Gegen wen —? (Bei Seite.) Eigentlich iſt das ſehr impertinent! (Laut.) Mein Herr, Sie geben mir alſo eine Aufforderung, mich Ihnen vorzuſtellen. So erlauben Sie mir, Ihnen zu bleiben, was ich bin — ein Unbekannter.

Gottfried. Welches Betragen! Herr!

Wallmuth. Es gibt Lebensſtellungen, mein Beſteßer, hm — hm (bei Seite) Eine unverſchämte Deſpectirlichkeit in jedem ſeiner Worte!

Gottfried. Lebensſtellungen —? Welche?

Wallmuth. Wo man, hm! ſehr nöthig hat, hm! den Demüthigen zu ſpielen und ſich, hm! gewiſſen Perſonen gegenüber auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Haben Sie mich verſtanden?

Gottfried (flammt voll Zorn auf und greift nach den Piſtolen in dem geöffneten Secretär). Herr, Sie ſchützt Ihr graues Haar — ſonſt müßten Sie mir dieſe Beleidigung bezahlen.

Wallmuth (ſinkt faſt mit Todesſchreck um). Was? Wie? Herr du mein Gott im Himmel! Hülfe! Hülfe!

Hugo (kommt zurück). Entſchuldige, lieber Freund. Ja — Was iſt denn das? Herr Commerzienrath!

Wallmuth. Herr Graf, ich habe nur — in aller Eile — aber mit Gefahr meines Lebens — Ihnen ſagen wollen — daß ich auf das Vergnügen rechne — Sie morgen Abend — zu meinem verbeſſerten polytechniſchen Thee erwarten zu dürfen. Daß aber ein Vater im Hauſe ſeines künftigen Schwiegerſohnes ſeines Lebens nicht mehr ſicher iſt, das gehört denn doch auch zu den Errungenſchaften der Neuzeit, die ich nun nicht mehr länger contraſignire. Ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen. (Ab.)

Hugo. Was ging denn hier vor?

Gottfried. Contraſigniren? Vielleicht doch ein Miniſter? Aber für mich war es ein Menſch, der die Frechheit hatte, mir Beleidigungen zu ſagen und mich zu behandeln wie einen Bettler!

Hugo. Hahaha! Bravo! Braviſſimo! Der Candidat ausgezogen? Laß dich umarmen! Uebrigens war das mein künftiger Schwiegervater, Commerzienrath Wallmuth.

Gottfried. Wie? Wer?

Hugo. Commerzienrath Wallmuth. Ich habe die Caprice, ſeine Tochter Sidonie zu lieben.

Gottfried. Sidonie — Wallmuth —?

Hugo. Was fällt dir dabei auf?

Gottfried. Ich, ich liebe Sidoniens Schweſter — Agathen! Von dir wollte ich zu dieſem Manne — — und ihn um die Hand eines Engels bitten —!

Hugo. Götz! Götz! Ein Freier, der ſeinen Schwiegervater mit der Piſtole in der Hand begrüßt? Das fängt gut an! (Uebergibt ihm die Karte.) Du biſt ein geborener Ariſtokrat und bleibſt es! Heut' Abend erwartet dich die Partie im Jockeyclub. (Umarmt ihn.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Zimmer in Walkmuth's Hause.

Erster Auftritt.

Agathe sitzt am Tisch mit Stickereien in der Hand. Sie ist eingeschlafen. Gertrud steht vor ihr und weckt sie auf.

Gertrud. Eingeschlummert? Agathchen?

Agathe (erwacht). Du bist es, Gertrud? Ich träumte so süß.

Gertrud. Du gingst doch gestern nach der Gesellschaft zeitig zur Ruhe.

Agathe. Aber ich weinte die ganze Nacht.

Gertrud. Armes Kind! Ja! Du bist zum Unglück geboren! Ich hätt' ihn zermalmen können, den Herrn Commerzienrath, deinen Vater, wie er gestern in der Gesellschaft am Spieltisch saß, so charmant, so amüsant, und wie er an den

Hotham.

Wieder ein Auftrag etwa?

Erbprinz.

Noch kann ich mich kaum faſſen. Wie ich troſtlos mich zur Abreiſe rüſtend zu den Fenſtern der Geliebten hinaufblicke, nähert ſich mir ein Lakai des Königs, ich erwarte eine neue Demüthigung, aber denken Sie ſich mein Erſtaunen, als mir folgende Ueberraſchung wird —

Hotham.

Ueberraſchung?

Erbprinz.

Sie kennen den Werth, den der König auf ſeine nächtlichen Tabacksgeſellſchaften legt. Nur Perſonen, mit denen er ganz beſondere Abſichten hat, pflegt er zu dieſen Gelagen einzuladen. Denken Sie ſich mein Befremden, wie ich höre, daß Se. Majeſtät mich erſucht, vor meiner Abreiſe ihm heute noch einmal das Vergnügen zu machen, ſeiner Tabagie beizuwohnen.

Hotham.

Sie ſind eingeladen?

Erbprinz.

Sie lachen ja?

Hotham (bricht in Lachen aus).

Erbprinz.

Warum lachen Sie denn?

Hotham (lacht).

O das iſt unbeſchreiblich komiſch!

Polen und an die andern Herren eine Rolle Dukaten nach der andern verſpielte, und dabei muß ſein Kind auf und ab ſein, die Honneurs machen, den Tod im Herzen —! Aber ſo war er ſchon bei der ſeligen Mutter. Immer er! Immer er! Nur ſeine Würde, nur ſein Wohl! Begierig bin ich, was er dem jungen Eberlin geſchrieben hat.

Agathe. O Gertrud, ſprich nicht ſo von meinem Vater! Aber was ſagſt du? Er hat an Gottfried geſchrieben?

Gertrud. Heut' in der Frühe trug Jakob einen Brief zu ihm, fand ihn aber nicht zu Hauſe; er iſt wieder hin: er ſoll Antwort bringen.

Agathe. Was kann er von ihm wollen? Wären wir doch nur früher angekommen als Gottfried!

Gertrud. Ich war nicht für dieſe Verbindung, Agathe.

Agathe. Aber jetzt?

Gertrud. Ich bin dreißig Jahre in dieſem Hauſe. Deine gute Mutter liebte — du haſt es ſchon erfahren, den Vater deines Freundes. Das Schickſal beſchloß es anders und verſagte ihr das einzige Glück. Wie hat ſie gelitten unter Wallmuth's Launen! Seit ihrem Tode, ſeit ſeiner beſtändigen Furcht und Angſt, ſo wie andere Menſchen aus dem Leben gehen zu müſſen, iſt manches mit ihm beſſer geworden, ſonſt aber —

Agathe. Gertrud!

Gertrud. Es iſt dein Vater! Aber daß Sidonie glänzen darf, du nur zurückgeſetzt wirſt, darum haſſ' ich oft den Mann, wenn er auch zuweilen thut, als könnte er kein Kind betrüben, der gewaltthätige Tyrann! Da iſt er!

Zweiter Auftritt.

Walmuth. Die Vorigen.

Walmuth (im Schlafrocke). Jakob ſchon zurück?

Gertrud. Er hat ſo viel Commiſſionen, daß er einen Fiaker nehmen müßte, ſollt' er ſchon wieder da ſein.

Walmuth. Iſt das eine mir geziemende Antwort? Wahrhaftig! Klug iſt Sie geworden auf dem Lande! Sehr auffallend mit Ihren Einfällen! Warum ſteht ihr beide ſo zuſammen? Warum keine Thätigkeit? Ich verlaſſener alter Mann habe mich hier lange genug behelfen müſſen ohne alle Bequemlichkeit. Zur Reviſion des Weißzeugs deiner Schweſter ſeh' ich noch immer keine Anſtalt.

Agathe. Lieber Vater! Ich habe die Schweſter ſeit den drei Tagen, daß wir zurück ſind, noch nicht ſprechen können und kenne ihre Wünſche nicht.

Gertrud. Und überhaupt es iſt ſehr lieblos von Frau von Büren, daß ſie nicht geflogen kommt und hier ihre Schweſter umarmt. Einmal war ſie da, während wir in Küche und Keller zu ſchaffen hatten. Eine Minute hätte ſie ſchon warten können.

Walmuth. Bei einer Frau von Geiſt ſind die Minuten gezählt. Uebrigens werdet ihr euch noch genug beſprechen können. Wir werden heute bei ihr diniren. Sie hat einen intereſſanten Cirkel geladen.

Agathe. Ich werde doch wol nicht gehen, lieber Vater!

Walmuth. Was fällt dir ein?

Gertrud. Sie haben ein Rabenherz! Wollen Sie das Kind unter die Erde bringen?

Walmuth. Jungfer Vorlaut — —

Gertrud. Ich will Ihnen was vorlauten, daß Ihnen die Ohren gellen ſollen. (Sie läßt ſich durch Agathe nicht hindern.) Das Kind ſchüttet Ihnen ſein ganzes Herz in einem Briefe aus, von dem Sie ſo gut wie gar keine Notiz nehmen. Sie kennen den Namen des jungen Mannes, der ſie liebt, in Ehren liebt; wenige Tage vor uns kommt er hier an, läßt ſich dreimal bei Ihnen melden. Sie nehmen ihn nicht an. Er ſchreibt Ihnen. Sie weiſen ſeinen Brief zurück. Sie ſetzen ſich auf ein hohes Pferd vor dem Kind und wiſſen doch recht gut, für die Frau eines Pfarrers, eines Lehrers, eines beſcheidenen Mannes iſt ſie gerade wie geboren. Und wenn ſie durchaus Grafen und Fürſten zu Schwiegerſöhnen haben wollen, ſo verfügen Sie noch über eine andere Tochter, die Ihnen dreimal damit aufwarten kann.

Wallmuth (folgt ihrer Rede mit ſteigendem Zorn). Ah! Ah! Daß die ökonomiſche Exiſtenz der Menſchheit an — — ſolche — alte — Regiſter — gebunden iſt!

Gertrud. Was? Alte Regiſter? O, ich bin ein altes Regiſter, aber ein Regiſter zum Nachſchlagen für Ihr ganzes Leben, Herr Commerzienrath! Vor der Welt, ja, da ſpielen Sie den Gefühlvollen und thun, als könnten Sie keine Mücke leiden ſehen, und innerlich möchten Sie Weib und Kind und Dienſtboten und jeden, der das Unglück hat mit Ihnen unter einem Dache zu leben, vergiften, wenn's nur ſo ginge, mit Worten und Blicken und Redensarten mein' ich! Und warum? Warum? Weil ſie in Verzweiflung ſind, daß die Menſchen alt werden müſſen! Sidonie, die ſchmeichelt Ihnen, die rapportirt Ihnen: Die Gräfin X. hat geſagt, Sie hätten eine weiße, zarte Hand, und die Baronin Y. hätte geſagt, Sie müßten in Ihrer Jugend unwiderſtehlich geweſen ſein. O, ich, ich weiß, wie Sie geweſen ſind. Unausſtehlich ſind Sie geweſen! Wenn Sie heute aus der Welt gehen, kein Auge wird auch nur ein bischen naß drum wer-

den, ſehen Sie nicht ſo viel, nicht um einen Tropfen naß — ausgenommen hier dies arme Kind, das Sie von ſich ſtoßen und deſſen Liebe Sie gar nicht werth ſind. Das ſchreiben Sie ſich in ein Buch und wenn Sie's wieder hören wollen, dann ſchlagen Sie bei mir nach, bei mir, dem alten Regiſter! (Ab.)

Agathe. Vater, vergib ihr! O ſprich, warum antworteſt du mir nichts auf meinen Brief aus Schönlinde? Auf die wichtigſte Angelegenheit meines Herzens?

Walmuth (löſtet ſich, zieht ſein Taſchentuch). Das iſt ja rein zum Erſticken! Nein, um ſeinen Lebensfaden für immer abgebrochen zu erhalten! Dieſe — mechante — Perſon! Solche Frauenzimmer muß nun der Menſch dulden, blos deshalb, weil ſie wiſſen, wie viel Tiſchtücher und Servietten man hat! Um unſere weiße Wäſche, um einen fehlenden Knopf, um ein Diner mit ein paar guten Freunden, um einen Thee, wenn man ſich erkältet hat, um unſere letzten ſterblichen Augenblicke — muß man ein ſolches — Weſen — (Zieht ſein Taſchentuch.)

Agathe. Vater!

Dritter Auftritt.

Krauſe (ein junger Bedienter in ſtattlicher Livree). Die Vorigen.

Krauſe (bringt einen Brief). Frau von Werthen dankt für die Blumen, Frau von Hohenheim für die Kupferſtiche. Bei Gräfin Ahlborf mußt' ich warten, ſie wird ſchreiben. (Will ab.)

Walmuth (ruft ihm nach). He! (Er trocknet ſich erſt die Thränen. Lange Pauſe, in der er ſich ſammelt.) Sonſt nichts?

Krauſe. Nein, Herr Commerzienrath!

Walmuth. Und Frau von Werling?

Krauſe. Frau von Werling hat meine Livree gelobt.

Wallmuth. Hat sie? Auch den Hut?

Krause. Die Tressen, Herr Commerzienrath —

Wallmuth. Blos die Tressen? — Na! (Wohlgefällig.) Ist gut.

Krause (ab).

Wallmuth. Ja, liebe Agathe, — da siehst du's nun, was diese alte — Warum blos die Tressen? Was hat an meinen Hüten — Kind, warum verursacht mir Gertrud diese — unangenehme Empfindung — und tadelt an meiner Livree die Hüte! Wovon sprach ich? — Ja, ich schaffe den Hutmacher ab. Oder vielmehr, Kind, erkennst du deinen Vater? Ich bin nicht abgeneigt, jetzt den Empfindungen deines Herzens Gehör zu geben.

Agathe. Vater! O ich wußte es, dein gutes Herz konnte sich auch diesmal nicht verleugnen.

Wallmuth. Ich bin nun einmal der Mann, dessen Leben eine ununterbrochene Kette von Aufopferungen ist. Doch wie ich dir sagte, die Opfer müssen in derjenigen Reihenfolge kommen, die mein Selbstgefühl nicht zu sehr verletzt. Das bin ich mir schuldig, als Mann, Vater, Glied der Gesellschaft, daß mein Schwiegersohn, wie nicht nur nicht dieser, nein auch jeder, und wär' es ein Graf, ein Fürst, meine väterliche Autorität anerkennt. Drei Tage ließ ich ihn, ob er auf dem Casino eingeführt ist oder nicht, das natürliche Uebergewicht meiner Stellung fühlen, drei Tage war ich, wie ich's neulich im Theater den Hamlet sagen hörte, grausam, aber keineswegs unnatürlich — Lies die Antwort, die er mir hier auf meine freundliche Zuschrift gegeben hat!

Agathe. Ist es möglich? (Sie erbricht und liest.) „Geehrter Herr, ich hatte das Unglück, als ich Ihnen zum ersten male begegnete, Sie zu beleidigen. Meine schriftliche Abbitte schickten Sie unerbrochen zurück, wie ich es anliegend mit dem eben von Ihnen empfangenen Briefe gleichfalls thue —"

Wallmuth (außer ſich). Was? Ich hatte den Brief nicht geleſen — Das — ſteht — da —?

Agathe. Vater!

Wallmuth. Lies ihn! Auf der Stelle! O meine alten Augen, die, wie beim König Lear, vom zu vielen Weinen — Lies!

Agathe (zitternd). „Da ich aber — dem Verlangen, Ihr theures Kind, Fräulein Agathe, zu ſehen, nicht widerſtehen kann, ſo mach' ich den letzten Verſuch und werde noch einmal die Ehre haben, anzufragen, ob Sie mich perſönlich empfangen wollen."

Wallmuth. Nein! Nein! Er ſollte ſich heut' um drei Uhr Frau von Büren vorſtellen, die ihn zu ſehen wünſcht; das Weitere ſollt' er getroſt in die Hände eines Vaters geben — eines Vaters, dem er ſeine Briefe zurückſchickt?

Krauſe (meldet). Herr Eberlin.

Agathe. Mein Gott! Er iſt es!

Wallmuth. Nicht angenommen! Hinaus! Hinaus! O ich Niobe von einem Vater!

Agathe (hält ihn zurück). Ich bitte dich — Er darf kommen —?

Vierter Auftritt.

Gottfried (in moderner, eleganter, faſt Dandy-Tracht, ganz entgegengeſetzt dem Eindruck ſeines frühern Erſcheinens). Die Vorigen.

Gottfried (geht auf Agathen zu). Theuerſte Agathe! Wie lange hab' ich meine Sehnſucht unterdrücken müſſen! Drei peinliche Tage!

Agathe. Mein Freund! (Weiſt auf Wallmuth.) Mein Vater!

Gottfried. Ach, Vergebung — Doch — (iſt von dem Schlafrock Wallmuth's betroffen) ich bitte um Entſchuldigung — Herr — Commerzienrath —

Wallmuth (bei Seite). Ich glaube faſt — Erſt geniren ihn meine Orden und jetzt mein Schlafrock!

Gottfried. Ich kam zur ungelegenen Zeit —

Wallmuth (laut). Sie haben etwas ſagen wollen?

Agathe (halb bei Seite). Vater, mach' es ihm doch nicht gar zu ſchwer!

Wallmuth. Sie müſſen wiſſen, Herr Eberlin, daß dies herrliche Kind (er küßt ſie zweimal) mein Augapfel iſt, daß ich ihn nur weggeben werde um den Preis vollkommenſter Ueberzeugung von der Würdigkeit des Mannes, dem ich — geliebtes Kind —

Agathe. Vater! Mein geringer Werth —

Wallmuth. Ich weiß, was ich in dir beſitze! (Bei Seite, zufällig ſeine Aermel ſehend.) Sieh Agathe, da ſind meine Manſchetten abgeriſſen!

Gottfried. Herr Commerzienrath, ich komme, um Ihnen zu ſagen, daß ich Fräulein Agathe in einer Situation kennen lernte, wo ſie mir als der Schutzengel meines Lebens erſchien. Sie kennt mein Herz und will ihm Vertrauen ſchenken. Meine äußern Verhältniſſe ſind nicht glänzend. Ich ſuche ein geiſtliches oder ein Schulamt. Der Miniſter hat mir Hoffnung gegeben. Ich will wünſchen, daß die Erfüllung derſelben keiner zu entfernten Zukunft angehören möge.

Wallmuth (zieht ſeine Doſe). Herr von Brandenſtein? Der Miniſter? Hm! Das iſt mein Freund. (Bei Seite.) Der Antrag hatte die entſprechende Form! (Laut.) Man kann ſich verwenden; man kann die Zukunft abkürzen. Ich liebe mein Kind ſo warm, daß ich im Stande wäre, ihr ohne weiteres ein Sort

zu geben, bei dem keine Anſtellung, ſondern nur ein dankbarer Schwiegerſohn nöthig wäre, der anerkennt, was Aeltern für ihre Kinder zu thun im Stande ſind. Ich habe bekanntermaßen ein ſchwaches Herz, bin ein Vater von Gefühl, habe nur die einzige Schwäche, daß man mich — lieben muß —

Gottfried (bei Seite). Ich ſoll ihm zu Füßen ſinken!

Agathe. Seien Sie auch hier ein guter Sohn, Gottfried!

Wallmuth (bei Seite zu Agathe). Ein hartnäckiger Charakter bei alledem!

Gottfried. Dankbar werd' ich annehmen, was ich nur erbitte, die Hand Ihrer edeln Tochter. Aber nicht unter Verhältniſſen, wie Sie ſie andeuten, Herr Commerzienrath. Nein! Haus und Herd begründe ſich der Mann ſelbſt oder nie wird er ſeines Lebens froh werden ...

Wallmuth. Na, na, na! Die Gnade meines Freundes, des Herrn Miniſters Excellenz — (Schnupft.)

Gottfried. Nicht durch die Gnade des Miniſters hoff' ich zu einer Stellung zu kommen, ſondern durch mein Verdienſt —

Wallmuth. Na! Na! Das muß, mein Lieber, noch ſehr gering ſein (nießt), wenn Sie in einem Alter von 25 Jahren, wie ich Sie ungefähr ſchätze, noch ſozuſagen vis à vis de rien ſind.

Gottfried. Herr Commerzienrath! Ich geſtehe — daß die Art, wie Sie Menſchen zu demüthigen wiſſen —

Wallmuth. Dieſen Menſchen beleidigt alles. J'en suis fatigué!

Agathe. Mein Himmel, iſt es denn möglich, daß zwei edle Menſchen ſich ſtets ſo misverſtehen können!

Wallmuth. Nein! Dieſes neunzehnte Jahrhundert! Er macht Augen, als wenn er ſchon wieder die Piſtolen ſuchte!

Gottfried. Agathe! Was lebt nur in mir, daß ich die Demuth nicht lerne! Helfen Sie mir doch —

Waldmuth. Zurück jetzt! Diese Angelegenheit muß jetzt zur ernstesten Familienfrage werden. Ich besitze eine Tochter, Frau von Büren, durch deren Geist und Menschenkenntniß ich mich in den wichtigsten Angelegenheiten meines Lebens pflege bestimmen zu lassen. Wenn die schwesterliche Liebe Sidoniens in Ihnen den Freier erblickt, der das Glück dieses Kindes begründen kann: wohlan! so will ich meine eigene Abneigung bekämpfen, will mich heute Abend, wenn Sie um drei Uhr einen Besuch bei Frau von Büren werden gemacht haben, erklären, (zornig) ob der Hirt selbst den Wolf an das Lamm — das Lamm an den Hirten den Wolf — mein Herr, ich muß Ihnen sagen — in Hufeland's Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, wird vor solchen Aufregungen, wie Sie sie mir bereiten, gewarnt. Wissen Sie das? Junger Mann! Sie nehmen eine schwere Verantwortung auf sich! (Geht nach innen.)

Gottfried. Agathe! Ewig, ewig bin ich zu stolz!

Agathe. O ich Unglückliche!

Gottfried. Und was muß ich nur hören, Agathe, seit drei Tagen hören, wo mich die Sehnsucht folterte, Sie zu begrüßen! Sie werden von Ihrem Vater tyrannisirt! Sie sind verurtheilt, die Dienste des Hauses zu verrichten, sind gehalten wie ein Stiefkind und ich soll Ihrem Peiniger zu Füßen fallen, soll mich selbst demüthigen, während ich komme, Sie von solcher Sklaverei zu befreien?

Agathe. Gottfried! Ich habe das Theil des Lebens gefunden, das ich verdiene. Ich fühle mich glücklich im beschränkten Kreise und weiß, daß Sie selbst ja nicht mehr begehrten, als ein einfaches Herz, das im ländlichen Frieden seine wahre Heimat finden wird.

Gottfried. Ich denke an Schönlinde. Ich denke an den ſtillen Traum unter dem Nußbaum am Rande des Waldes. Ich denke an den Mond, deſſen goldene Strahlen durch die Zweige zitterten. Agathe, wir ſind beſſer da draußen und es wogt dort ruhiger in unſrer Bruſt. Vergeben Sie mir alles!

Agathe. Dies Wiederſehen! Wie hofft' ich, Sie in dieſe ſtillen Räume meines beſcheidenen Lebens einzuführen, Ihnen zu zeigen, wo ich die Mädchenjahre geträumt hatte von einem Glück, das ſich mir in Ihnen erfüllt — Und nun iſt der Augenblick da und alles — ſo anders, ſo anders!

Gottfried. Ich bin kalt geweſen — auch gegen Sie — ich bereue es. Welchen Frieden dank' ich Ihnen nicht! Sie verſöhnten mich mit meinem Vater!

Agathe. Gottfried! Wenn ich Sie ſo betrachte — wie muß ich Ihnen erſcheinen —?

Gottfried. Wie mein angebetetes Mädchen —

Agathe. Das iſt nicht die Pfarrſtube von Schönlinde mehr. Gottfried, wenn ich Sie näher, ſo in Ihrer — Größe — O, ich gebe Ihnen das Wort zurück, das uns vor Ihrem Vater verlobte!

Gottfried. Was überkommt Sie, Agathe?

Agathe. Nein! Nein! Nehmen Sie den Segen Ihres Vaters wieder! Ich bin zu werthlos, zu gering für Sie! Auf ewig!

Gottfried. Agathe! Himmel! Bleiben Sie!

Agathe. Wie Sie — da — vorhin eintraten — dieſer edle männliche Stolz — Sie ſind ein anderer — Sie ſind nicht der, der am Pfeiler in der Kirche des Dorfes ſtand, den Worten des Vaters mit Thränen im Auge lauſchte — Sie waren dort ſo gering, ſo klein wie ich — und jetzt — jetzt ſind Sie emporgewachſen — ſo hoch, ſo hoch! (Sieht ihn ſtarr an.) O ich fürchte mich vor Ihnen ... Wir haben uns nie geſehen! Nie! Nie! Leben Sie wohl! Ewig! (Stürzt fort.)

Erbprinz.

Komiſch? Ich finde es ſehr tragiſch, wenn ein Fürſt ſo inconſequent iſt, und uns erſt demüthigt und dann plötzlich mit Zuvorkommenheiten überſchüttet! Was iſt Ihnen denn plötzlich?

Hotham.

Stellen Sie ſich einmal grade! So! Bruſt heraus, Kopf in die Höhe, Hände am Leibe, mehr nach hinten hin —

Erbprinz.

Was wollen Sie —

Hotham (faßt ihm in's Haar).

Prächtiger Wuchs!

Erbprinz.

Was wollen Sie von meinem Haar? Und Ihr Lachen?

Hotham.

Mein Lachen? Ich bin heute in Folge einer ſehr curioſen diplomatiſchen Verhandlung zu der Ehre gelangt, gleichfalls zur Tabagie eingeladen zu werden. Um mir nun den rechten Hautgout der dortigen, wie es ſcheint etwas ſtark natürlichen Unterhaltung zu geben, hat man ſich nach einem Wildprete umgeſehen, auf welches eine allgemeine Hetzjagd angeſtellt werden ſoll —

Erbprinz.

Und dies Wildpret?

Gottfried (hält sie zurück). Agathe! Ich bin der, der ich dir war und bleiben werde. Was ist denn nur geschehen? Was hab' ich denn nur gethan? Agathe! Sagen Sie: Ich glaube! Sagen Sie nicht: Ich zweifle. Wollen Sie glauben? Wollen Sie nicht zweifeln, Agathe?

Agathe. Ach! dem süßen Ton Ihrer Stimme sollte ich kein Gehör geben! Ich sollte nicht aufblicken zu Ihnen — Reich' ich denn empor — mindestens — (mit Thränen) bis an Ihr Herz?

Gottfried (umarmt sie). Da ruhst du sanft, Agathe! Was von Menschen kommen kann, soll uns nicht trennen. Was uns verbunden hat, war zu groß dazu! O führe mich zu deinem Vater, Agathe! Er soll mich anders kennen lernen! Um deinet-, deinetwillen! Die Liebe geleite uns!

Agathe (führt ihn widerstrebend zur Seite ab).

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Salon bei Sidonie.

Fünfter Auftritt.

Sidonie. Schulze. Bald darauf Krüger.

Sidonie. Nach dem Diner will ich in die Oper fahren. Ist mein Bild in die Akademie geschickt?

Schulze. Zu Befehl.

Sidonie (mehr für sich). Ich hoffe, daß man es zweckmäßig placiren wird. (Laut.) Vor dem Diner niemand mehr annehmen, außer einen gewissen —

Krüger (aus der Mitte. Bringt eine Visitenkarte herein). Wünscht aufzuwarten.

Sidonie. Ah, da ist er schon! (Bei Seite.) Papa schickt ihn, förmlich als sollt' ich ihn ins Examen nehmen. (Laut.) Doch nein! Das ist er ja nicht! Oder doch? Sonderbar — Diese Karte gab er ab? ... Ottfried Eberlin? Ottfried? Ottfried? Ich entsinne mich ja doch nur — Gottfried? Seltsam ... Laß ihn eintreten ...

(Beide Bediente ab.)

Sidonie (liest). Ottfried Eberlin? Ein einziger weggelassener Buchstabe bringt mir einen ganz andern Menschen vor die Phantasie. Ich erwarte einen schüchternen Pfarrerssohn vom Lande, einen Christian Daniel Gottfried, und nun — Ottfried? Sieh! Sieh! Ein Name, so wohllautend, wie man ihn nur in Dichtungen findet. (Setzt sich.)

Sechster Auftritt.

Gottfried tritt ein. Sidonie.

Sidonie (muſtert ihn und ſpricht überraſcht für ſich). Ah! Wirklich — ein Ottfried!

Gottfried. Gnädige Frau, man hat gewünſcht —

Sidonie (immer ſitzend). Erlauben Sie — Sind Sie denn wirklich derſelbe, den ich erwarten ſoll? Auf Ihrer Karte las ich einen Namen —

Gottfried. Der nicht ganz der meinige iſt. Es ſind noch Karten, die ich vor einigen Jahren ſtechen ließ. Es würde ſich, da ich nur einige wenige Beſuche zu machen gedachte und mir keine neuen Karten fertigen ließ, ſeltſam ausgenommen haben, wenn ich Ihnen eine mit Bleiſtift verbeſſerte neue Auflage vorgelegt hätte.

Sidonie (winkt leicht, daß er ſich ſetzen möge).

Gottfried (nimmt unbefangen neben ihr einen Seſſel ein).

Sidonie. Dann bitt' ich aber doch um Auskunft, wie Sie früher auf dieſen poetiſchen Namen gekommen ſind und warum Sie ihn aufgegeben.

Gottfried. Haben wir doch alle ein zweites Leben oder ſollten wenigſtens ſuchen, gleichſam zum zweiten mal geboren zu werden. Das eine gibt uns das Schickſal, das andere erſt die Reflexion. Im einen ſind wir abhängig, im andern frei; ſo heißt es ſchon im Fauſt. Ohne Scherz, wir ſollten uns das Recht nehmen, in einem gewiſſen Alter uns über unſere Stellung zur Geſellſchaft, über unſern Stand, unſere Religion, ſelbſt über unſern Namen ſelbſtändig ausſprechen zu dürfen.

Sidonie (bei Seite). Ich ſtaune — ein Original! (Laut.) Und warum trugen Sie den frühern nicht gern?

Gottfried. Es gab eine Zeit, wo über mich Zweifel kamen. Jedesmal, wenn ich damals meinen Namen Gottfried ſchreiben ſollte und mir dachte: Haſt du denn auch jenen Frieden in Gott, den er von dir ausſagt? erſchrak ich. Ich fühlte mich von meinem Namen ſo beängſtigt, daß ich ihm aus dem Wege ging und mir jenen andern beilegte.

Sidonie. Ihre Freunde nannten Sie Götz.

Gottfried. Wiſſen Sie um dieſe Thorheiten?

Sidonie. Wie um vielerlei anderes, das aber nicht ſo thöricht iſt, wie das, was Sie mir von Ihrem Namen erzählen. Ich geſtehe Ihnen, ich bin in Verlegenheit, Sie bei den Charakteren, die ich ſchon kenne, auf den erſten Blick unterzubringen.

Gottfried. Die Eitelkeit beſitz' ich ſchon, Sie zu bitten: Legen Sie nur immerhin eine neue Rubrik für mich an!

Sidonie. Ich glaube, daß das — nöthig wird! Mit mir wird es Ihnen leichter werden! Sie ſcheinen einen durchdringenden Blick zu haben.

Gottfried. Die Frauen machen in der Regel anfangs den Eindruck, als wären ſie alle Mitglieder einer einzigen großen Familie. Erſt allmählich löſt die genauere Kenntniß die einzelne Erſcheinung ab von der Maſſe und ſtellt ſie unter die Beleuchtung ihrer beſondern Verdienſte oder ihrer eigenthümlichen Schönheiten.

Sidonie. Wir Frauen werden alle darauf erzogen, nicht auffallen zu ſollen, und wahrhaft auszeichnen können wir uns ja auch wol ſelten durch mehr als — durch unſer Schickſal! Sie ſind nicht zum erſten mal in dieſer Stadt? Sie kennen Baron Walden, Herrn von Brunneck —?

Gottfried. Graf Hugo Schönburgk iſt mein werther, alter Freund.

Sidonie. Davon habe ich gehört. Und Sie waren ſchon lange auf Reiſen? Sie haben Neapel geſehen? Ohne das bekannte Sprichwort wahr zu machen? Glauben Sie mir, man kann recht gut Neapel geſehen haben und noch lange leben. Auch dem, der Neapel ſah, bietet die Welt Ueberraſchungen genug.

Gottfried. Man ſollte ſich die Genüſſe vollkommen befriedigter Reiſeſehnſucht auf ſpätere Jahre aufheben und nichts von den Schönheiten zu raſch vorwegnehmen —

Sidonie. Sie philoſophiren über Ihr Leben? Das iſt nicht gut. Berechnungen muß man nicht anſtellen —

Gottfried. Ehemals dachte ich auch ſo. Aber ich befand mich nicht gut dabei. Ich flog von Täuſchung zu Täuſchung. Was mußte mir übrig bleiben? Den Genuß des Daſeins will ich in mir ſelbſt finden, im Gefühl meiner Kraft, im Bewußtſein meines Willens, im Stolz meiner Ausdauer, ja im Trotz gegen mein Geſchick. Das iſt die beſte Lebensauffaſſung. Denn nennen Sie nicht die Regel dieſes Lebens grauſam? Millionen ſind unglücklich, damit einige wenige glücklich ſind! Soll ich ſchleichen, mich ſchleppen, ſtöhnen, ächzen und den Schöpfer anwinſeln: Gib mir Glück! Nein! Ich habe vorgezogen, von dem, was man Glück nennt, nichts mehr zu begehren und darin ſind' ich meine Zufriedenheit. Ich behellige Sie aber mit langweiligen Principien —

Sidonie. Nein! Nein!

Gottfried. Ihre Zeit —

Sidonie. Wo denken Sie hin! Bleiben Sie! Ich hoffe, Sie machten keinen Convenienzbeſuch —

Gottfried (bei Seite). Und kein Wort von Agathe? Wer ſoll zuerſt beginnen?

Sidonie. Ich erhole mich ſchwer von dem Erſtaunen, Sie ſo völlig anders zu finden, als ich von Ihnen die Vorſtellung hatte —

Gottfried. Jetzt haben Sie ſicher ſchon eine Gattung gefunden, bei der Sie mich unterbringen können?

Sidonie. Ein wenig glaub' ich Sie ergründet zu haben. Was meinen Sie, ich rechne Sie zu den Eiteln!

Gottfried. Gnädige Frau!

Sidonie. Ja, zürnen Sie mir nur! Ich halte Sie für eitel auf das Gewöhnliche, für ſtolz auf Ihre Beſcheidenheit! O, ich komme Ihnen noch näher! Ich behaupte, die Philoſophie, die Sie mir da auseinandergeſetzt haben, iſt nur das Ergebniß der Umſtände. Sie entſagen, weil Sie müſſen, nicht weil Sie wollen. Hab' ich unrecht?

Gottfried. Ich möchte darüber nicht nachdenken, gnädige Frau. Es wäre ſchlimm, ja gefährlich, wenn Sie recht hätten. Ich würde mich dann in einer Kriſis befinden, die ich ſchon glaubte überſtanden zu haben.

Sidonie. Bah! Sie haben noch nichts überſtanden! Gar nichts haben Sie überſtanden. Was ſprechen Sie von überſtanden? Ich glaube gar, Sie ſchließen ſchon ab? Sie entſagen? Glauben Sie mir, die Welt, ja ich, ich ſelbſt, ich wollte Sie ſchon ſo verwirrt machen, daß Sie noch einmal zu hoffen und neu zu leben anfangen ſollten. Entſagen! Die großen Flügelthüren des Lebens hätt' ich Ihnen nur aufzureißen, um Sie wieder in den wilden Kampf der Erſcheinungen blicken zu laſſen! Was ruft Sie da nicht alles! Künſte, Wiſſenſchaften, Menſchen durcheinander, die Fragen der Zeit! Was iſt nicht ungelöſt, unbefriedigt, unbewieſen! Da mitten hinein

müßte man Sie wieder ſtellen und ich wette, Ihre entſagende Philoſophie ergäbe ſich bald als das Product — darf ich ſagen — wovon?

Gottfried. Ich bin begierig.

Sidonie. Sie werden mir's übelnehmen.

Gottfried. Ihnen, gnädige Frau?

Sidonie (bei Seite). Ihnen? (Laut.) Ich ſehe, Sie können ſchmeicheln. Das iſt hübſch von Ihnen! Aber mein hartes Wort bekommen Sie doch zu hören. Ja, in dem allen, mein Theuerſter, was Sie da ſagten, erkenn' ich nichts weiter, als Phlegma.

Gottfried (lächelnd). Sie meinen mit Goethe: „Zum Teufel iſt der Spiritus — das Phlegma —"?

Sidonie. Das iſt es, mein Freund! Abſpannung, Ermüdung, Trägheit! Das Meiſte, was ſich ſo oft für Moral, Philoſophie, Syſtem ausgibt, iſt Ermüdung. Man will nicht mehr denken, nicht mehr handeln, man will nichts mehr in ſich aufnehmen. So viel ich beſchränkte Perſon von hiſtoriſchen Dingen weiß, haben ſich zu keiner Zeit die Leute ſo früh abgeſchloſſen, als jetzt. Ich ſehe ja das an mir ſelbſt. Ich bekam eine geſuchte Erziehung, las, malte, muſicirte, und weil mich die frühe Reife, die ich dadurch erlangte, anſtrengte, erſchöpft hatte, hatt' ich's eben bald zum Ueberdruß. Und im Grunde befind' ich mich auch noch in dieſem Zuſtand. Aber ganz gewiß weiß ich, daß ich noch gar nichts weiß und daß ich mich gewaltig anſtrengen müßte, aus meiner Lethargie herauszukommen. Ich leider kann mich nicht aufraffen, es fehlt der zündende Funke, der von außen kommen müßte — es fehlt — doch das iſt zu ſpät. Sie können es aber noch! Sie ſollten die düſtern Philoſophieen aufgeben, und wiſſen Sie, wonach Sie ſtreben ſollten: Nach dem Unmöglichen! Das wäre etwas, was ſich der Mühe lohnt! Denn glauben Sie mir, wir leben in

einer Zeit, in der sich alles realisirt, wonach man nur strebt. Und ist es nicht das Unmögliche, was wir erreichen, so ist's vorläufig (sie lacht) das Unglaubliche.

Gottfried (erhebt sich). Ich bewundere Sie! Sie sind eine Zauberin! Sie können Geister in Flammen setzen!

Sidonie. Bleiben Sie doch noch! Wir unterhalten uns ja vortrefflich. Oder — ja! Ich sehe, es ist unrecht, Sie in Vorsätzen wankend zu machen, die Sie vielleicht mit vieler Ueberlegung gefaßt haben. Wie haben Sie sich hier eingerichtet? Wen kennen Sie hier?

Gottfried. Wie kann ich jetzt darauf Antwort geben, gnädige Frau? In der That, wenn ich wirklich — zu früh — Nein, nein, Sie werden über mich lachen, über meine Erregung — Ich komme auf meine frühern Sätze zurück, ich habe vorgezeichnete Pflichten, sichere und gerade Wege, die mich zu einem bescheidenen Ziele führen. Sie wissen, gnädige Frau, weshalb ich hier bin. Ich lerne in Ihnen die Schwester eines Wesens kennen, das ich —

Schulze (meldet). Herr Commerzienrath und Fräulein Agathe!

Sidonie. Sollen unten bei Harriet oder im Treibhaus warten — bis servirt wird — gleich, gleich!

Schulze (ab).

Sidonie. Bleiben Sie sogleich zu Tische. Papa, Graf Schönburgk und nur einige Gäste werden kommen.

Gottfried. Lassen Sie mich —

Sidonie. Sie sind mir doch nicht bös? Geben Sie mir die Hand!

Gottfried. Gnädige Frau, ich muß Ihnen befangen erscheinen.

Sidonie. Sie können mir schon die Hand geben. Ich bin eine Mutter.

Gottfried (küßt ihr die Hand). Eine ſehr junge — Sie haben recht, ich komme mir wie ein erlöſter Gefangener vor, der jahrelang in einem dunkeln Kerker ſchmachtete. Das Licht flimmert ſo unbeſtimmt um mich, ich weiß mich nicht mehr auf die Gegenſtände klar und deutlich zu beſinnen. Es iſt beſſer, laſſen Sie mich ſo gehen.

Sidonie. Was thun Sie nun, wenn Sie jetzt gehen?

Gottfried. Ich will mir einen ſtillen einſamen Platz im Park ſuchen. Vielleicht wart' ich den Untergang der Sonne ab. Ich rede — Unſinn! Und Sie lachen auch ſchon über mich.

Sidonie. Ueber Sonnenuntergänge? Ich male ja welche — Haben Sie ſich nie mit der ſchönen Kunſt beſchäftigt?

Gottfried. Doch! Das heißt, ich glaube ein Muſiker zu ſein, ohne ein Inſtrument zu ſpielen.

Sidonie. Es gibt eine innere Muſik der Seele —! Ha, Sie und abſchließen, Sie, ein Sohn der Götter, dem die Welt gehört —!

Gottfried. Ich beſchwöre Sie, ſagen Sie das nicht mehr! Ich bin ja nichts — will nichts mehr ſein —! An jede Frage hab' ich mich einſt gewagt und ihr in meinem Innern erſt gewiſſenhaft die Grundlage der Thatſachen gegeben. Plötzlich ſträubte ich die Gelehrſamkeit ab und warf mich in den Strom des Lebens. Die Geſichtskreiſe erweiterten ſich, ich ſah alles anders als früher, ja ich fand, daß das Leben, ſoll es uns ganz erfüllen, mit nerviger Hand ergriffen werden muß. Da ich das nicht mehr konnte, durfte, ſollte, will ich mich zurückziehen — in mich ſelbſt.

Sidonie. Ihnen ſteht die ganze Welt noch offen —!

Gottfried. Von der Ebene aus mag ich nicht auf die Berge ſehen. Oben muß man ſtehen, hoch auf den Kuppen —! Da muß man die aufgehende Sonne früher erblicken können, als die

Schläfer im Thale unten, die erſt der Hahnenruf der Pflichten weckt. Dieſe Stellung hab' ich nicht, find' ich nicht. So ſeh' ich denn all die Keime einer Entwickelung, die in mir leben könnte, ruhig und mitleidig an und ſage: Duckt euch, verſteckt euch, ihr grünen Halme; ich habe kein Erbreich, keine Sonne für euch! Und, glauben Sie mir's nur, ſie ziehen ſich auch ganz ruhig und ſtill in den Boden zurück, in das ſogenannte Herz, dieſen kleinen Fleck im Menſchen, den wir nicht reich genug beſäen, nicht tief genug pflügen und — aufreißen können. Dem Herzen ſchadet keine Täuſchung. Dem Herzen ſchaden die unerfüllten Wünſche nicht, die Ahnungen eines beſſern Zuſtandes nicht; das Herz lebt und gedeiht vom Gefühl des Richtigen.

Sidonie (betrachtet ihn lange). Und welches Ziel ſtecken Sie ſich?

Gottfried. Ein Ziel! Sie ſagen, ich ſollte das Unmögliche wählen? Ich denke, ſicherer geht die Wahl des Möglichſten. Schrecklich denk' ich mir das Leben hinbringen mit einem ewigen Suchen, und vielleicht ſogar noch kurz vor ſeinem Tode eine Neuigkeit, eine plötzliche Erfahrung erleben und mit einem Fragezeichen auf dem Antlitz ſterben —! Nein, nein, auf das Grab ſoll man uns einen Punkt, kein Komma ſetzen. Wir müſſen zu Ende ſein, und das kann man nur, wenn man ſich früh gewöhnt hat — (er verbeugt ſich, als wollte er gehen) auch in nicht ſo langen Perioden zu ſprechen, als ich es eben thue, indem ich Ihre Geduld allzu lange in Anſpruch nehme.

Sidonie. Ich bitte Sie ... nein! Wie können Sie — jetzt, jetzt, wo ich ... aber ich muß Sie oft ſehen, oft. Kommen Sie morgen um acht Uhr. Wollen Sie zum Thee, um acht Uhr —

Krüger (meldet). Graf Schönburg! (Ab.)

Hotham.

Sind Sie!

Erbprinz.

Bin ich? Nein, nun wird mir's zu arg! Ja, Hotham, ich will hin, ich will mich an's unterſte Ende der großen Tafel ſetzen, aber ich ſage Ihnen, meine Geduld iſt erſchöpft. Ich will zeigen, daß ich gegen die Späße plumper Soldaten Waffen führe, die ich bisher nicht angewendet habe. Ja, ich will hingehen; mit ſcheinbarer Ruhe werd' ich anhören, was man mit mir bezweckt, aber dann werd' ich auch meinen Köcher hervorziehen, Pfeil auf Pfeil nach dieſem Despotismus abſchießen, und wenn ihnen auch dieſe Geſchoſſe nicht durch das grobe Lederkoller dringen, dann, Hotham, dann ſchlag' ich mit dem Degen drein!

Hotham.

Bravo, Prinz! So kann ich Sie brauchen. Die Zeit rückt heran. Dieſer Brief ſchnell an die Königin, dann in die Tabagie und dann — doch Sie ſind in einem Humor, der jetzt keine Erörterungen zuläßt. Erhalten Sie ſich dieſen Zorn, wüthen Sie! Schnauben Sie wie ein Tiger! — (Führt ihn unterm Arm ab.) Bravo, bravo! Laſſen Sie nicht nach! Wüthender! Wüthender! So! Nun werden Sie das Mittel finden, endlich dieſem Könige zu imponiren! (Beide ab.)

(Verwandlung.)

Siebenter Auftritt.

Hugo Schönburgk. Die Vorigen. Dann Wallmuth und Agathe.

Hugo. Du hier, Götz! Vortrefflich! Frau von Büren hält dich zu Tische fest. Oder — (er überſieht die Situation von beiden) ja ſo!

Gottfried (ſucht etwas zu ſprechen, vermag es nicht, gibt Hugo herzlich die Hand, verbeugt ſich gegen Sidonien und geht).

Hugo (zu Sidonien, die abgewendet ſteht, und ſich als Weltmann beherrſchend). Nun, wie finden Sie meinen Freund Götz? Nicht wahr, eine intereſſante Erſcheinung? Wie ſanft ſieht er aus und mindeſtens hat er ſchon ſeine vier Duelle gehabt ... zweien wenigſtens hab' ich ſelbſt ſecundirt.

Agathe und Wallmuth (treten ein von der Seite).

Agathe. Sidonie, kann ich dich denn endlich umarmen? Sei mir viel tauſend, tauſend mal gegrüßt!

Sidonie. Gute Seele! Ich freue mich, dich wiederzuſehen.

Wallmuth. War er da? Nun was ſagſt du? Iſt es nicht ein Skandal? Bin ich nicht verurtheilt, mit meinen Schwiegerſöhnen — ja ſo —! Guten Tag, Graf!

Hugo. Ganz ergebenſter —

Wallmuth. Nicht wahr? Dieſer Mangel an Attention! An Conduite!

Agathe. Er war hier?

Wallmuth. Fandeſt du dieſen Mann würdig —?

Sidonie. Der zärtlichſten und begeiſtertſten Liebe!

Agathe. } Schweſter?
Hugo } (für ſich). Ha —!

Sidonie. Wer ihn zu beſitzen *verdient*, den nenn' ich das glücklichſte Weſen der Erde. Vater, deinen Arm!

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 19203/095

Wallmuth. En vérité? C'est etonnant! Wahrhaftig! Das hätt' ich nicht erwartet! Ja, erlaube, daß ich dich führe und erzähle mir —! (Er führt Sidonie zu Tisch.)

Hugo (bei Seite). Arme Agathe! (Er bietet ihr mit Ernst und Trauer den Arm.) Liebe Schwägerin! Darf ich?

(Alle gehen ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Bei Hugo Schönburgk.

Erſter Auftritt.

Hugo und Gottfried treten aus der Mitte auf. Es iſt gegen Abend.

Hugo. Lieber Freund! Noch auf ein Wort! Du willſt nach Hauſe und zu deiner Verlobung Toilette machen. Aber vorher noch eine Frage. Setz' dich! — Sage, beſter Freund, wenn du jemand beleidigt hätteſt, würdeſt du ihm vor deiner Verlobung noch die entſprechende Satisfaction geben?

Gottfried. Wen hab' ich beleidigt?

Hugo. Mich. Du wirſt dich mit mir ſchlagen müſſen.

Gottfried. Ich dächte — nach der Verlobung. Vielleicht — noch etwas ſpäter.

Hugo. Nein, nein, in allem Ernſt. Aber bei einer Cigarre

können wir unſer Thema bequemer behandeln. (Zieht ſein Etui.) Willſt du?

Gottfried (zeigt auf das ſeine). Ich — beſitze —

Hugo. Sieh, lieber Freund! Ich gelte in der Welt ſo ziemlich als der Verlobte Sidoniens. Und nun — hab' ich in dir, in meinem künftigen Schwager, einen geheimen Nebenbuhler bekommen. Wir müſſen uns die Hälſe brechen.

Gottfried. Geheimen Nebenbuhler? Ich verlobe mich, denk' ich, heute ziemlich öffentlich mit Agathen.

Hugo. Das hindert nicht, daß ich ſchon als Bräutigam von dir Hörner geſetzt bekomme. Aber wenn du willſt, ſo hören wir vom Duell auf. Die Thatſache ſteht nicht weniger feſt: Sidonie liebt dich. Laß uns die Folgerungen ziehen!

Gottfried. Welche gäb' es?

Hugo. Erſtens: Mein Freund Götz liebt ſie wieder. Darauf — — ſchweigſt du ſchon?

Gottfried. Was ſoll ich denn auch ſagen? Nenn' es einen Rauſch! Nenn' es einen Taumel! Sidonie hat mir vielleicht die Sinne verwirrt. Als du mich bei ihr antrafſt, vor acht Tagen, ich entfernte mich von ihr, ich geſtehe es, ſchon ohne Bewußtſein, ich mußte mich den ganzen Tag über ſammeln — es währte in die Nacht, bis ich zur Ruhe kam. Schon wenige Stunden nach dieſer erſten Begegnung ſchrieb ſie mir. Nichts hätte auf dem Blatte zu ſtehen brauchen; ich Thor, ſchon das Couvert, ſchon der Duft, der mich anhauchte, hatten eine magiſche Wirkung. Ich ſage dir das alles ganz offen und frei, weil ich glaube, es iſt nicht länger zu verbergen und weil es hoffentlich vorübergeht.

Hugo. Hoffentlich? Beichte weiter!

Gottfried. Was mir Sidonie ſchrieb, war an ſich ganz harmlos, es bewies jedoch, daß ſich ihre Phantaſie mit mir beſchäftigte. Daſſelbe that auch ich mit geſteigerter Erwartung, bis ich

ſie wiederſah. Ich bekenne dir offen, dieſe Frau iſt eine Zauberin. Nur in ihrem Boudoir zu ſitzen, nur unter den Füßen ihre weichen Teppiche zu fühlen, die Flamme im mattgeſchliffenen Glaſe auf dem Tiſche beobachten, ſie ſelbſt in ſeidenen Gewändern, hingelehnt auf ihrer Chaise longue und geiſtreich, voll Intereſſe, anregend und ſelbſt der Anregung bedürftig, eine Lebenskünſtlerin von den originellſten Anſchauungen — Aber ich muß entſagen, Freund — laß, laß — ich werde mein Schickſal erfüllen! (Will ab.)

Hugo. Halt! Ritter Tannhäuſer! Ich erwiedere dir mit gleicher Aufrichtigkeit. Vorläufig hab' ich dir das Feld frei gelaſſen und mich zurückgezogen. Einen Wettkampf mit dir kann und mag ich nicht eingehen. Indeſſen! Verſteh' mich recht: ich liebe Sidonie ungefähr — wegen ganz derſelben Dinge wie du, das Hinlehnen auf der Chaise longue ausgenommen, das ich etwas zu kokett finde. Auch gegen den Duft ihrer Briefcouverte bin ich abgeſtumpft — Eßbouquet iſt gar nicht mein Odeur — aber — verſuche dein Glück! Ich fordere jetzt weder ein Ja noch ein Nein von ihr, ich ziehe mich zurück, laſſ' euch gewähren und warte meine Zeit ab wie alle Diplomaten.

Gottfried. Und wenn dieſe — nicht mehr käme?

Hugo. Sie wird kommen. Nicht nur meine Finanzen, von denen ich nicht ſprechen will, ſondern auch meine Sympathieen für Frau von Bilren geben mir die ganze Zähigkeit der Ausdauer. Deine heutige Verlobung mit Agathen iſt nicht abbeſtellt — hm! Man wird Gäſte bei Sidonien ſehen, man wird ſogar ſoupiren, der närriſche Alte wird eine Rede halten. Nach einer ſolchen ſolennen Verlobung wirſt du mit dem armen Kinde — nicht brechen wollen und dich — vielleicht auch — finden —

Gottfried (aufwallend). Finden? Warum? Weil ich euch —

Ariſtokraten zu gering erſcheine, um wie ihr auf einen ſeltenen Beſitz Anſprüche machen zu können?

Hugo. Ich ſehe — wir kommen doch noch zu unſerm Duell! Aber nur auf Säbel, nicht auf Kugeln, hörſt du! Eine Schramme im Geſicht könnte mich vielleicht für Sidonien intereſſanter machen. Anſprüche auf einen ſeltenen Beſitz! Du biſt ein Herz und eine Seele mit unſerm polytechniſchen Schwiegerpapa, rühmſt ſeine Kaffeemaſchinen, ſeine Treibhäuſer, machſt mit ihm Beſuche in allen Fabriken, wo durch ſeine lächelnde Herablaſſung die Induſtrie des Landes aufgemuntert wird, kurz du ennuyirſt dich furchtbar, um durch ihn doch wol wirklich nicht — laß uns aufrichtig ſprechen — eine Pfarre, ein Schulamt zu bekommen —?

Gottfried. O gönne mir, daß ich Mittel finde, in meinem Innerſten — nicht zu verzweifeln!

Hugo. Freund! Handle, wie du willſt — nur bleibe aufrichtig wenigſtens gegen mich!

Gottfried. Vergib meine Aufwallung — ich bin namenlos unglücklich. Agathe — nein! Ich kann nicht treulos ſein —

Hugo. Freund, höre mich an! Meine Schweſter beleidigte deinen Stolz. Du ſpringſt in ein Extrem, das deinem Gemüth Ehre macht, in eine Stimmung der Demuth über. Du ſöhnſt dich mit deinem Vater aus. Ein junges Mädchen aus der Stadt vermittelt die Ausſöhnung; die Hände ſind bereits zuſammengelegt, ob zwei mehr oder weniger, darauf kam's dir im Drang deiner Gefühle nicht an. Die Gruppe ſtand feſt und, gut wie du biſt, quälſt du dich nun, dieſe Gruppe wahr zu machen, kamſt hieher, ſpielteſt Armeſünderſcenen mit dem Alten und zappelſt an Händen und Füßen, weil du nicht wieder loskannſt. Soll man nicht die Schere anſetzen und den idylliſchen Käfer vom Zwirnsfaden der Gewöhnlichkeit abſchneiden?

Gottfried. Nein! Nein! Agathe iſt ein engelreines Gemüth,

weich und ſanft, nicht ohne Geiſt, nicht ohne feſten Willen, der nur bisher unterdrückt wurde — ich werde mich zurückfinden.

Hugo. Ich halte diejenige Form der Liebe für die unglücklichſte, wo ſich in die Liebe Mitleid miſcht. Das arme Kind iſt das Aſchenbrödel des Hauſes. Du ſahſt, daß etwas, was du lieben wollteſt, von andern zurückgeſetzt wurde. Du wollteſt gerecht ſein, ausgleichen, helfen —! Nun erſcheint dir dennoch alles aſchgrau, gewöhnlich und du leideſt unter dieſer Zurückſetzung deiner Verlobten für dich ſelbſt.

Gottfried. Es ſtehen nur noch — Reſte meines — alten Stolzes — in Frage.

Hugo (ſteht auf). Eine kurze Reue erſetzt hier einen langen Schmerz. Brich mit Agathen! Noch heute. Sieh, ich bringe mich ja ſelbſt zum Opfer. Liebe Sidonie, ſo lang' es deiner Phantaſie wohlthut! Du wirſt es nicht ewig können, dafür bürgt mir deine Natur, die eine andere, als die meinige iſt. Ja, ich finde mich auch in das Los, Sidonie für immer verlieren zu müſſen. Nur — als Freund rathe ich dir: Mit Agathen — brich noch heute!

Gottfried. Hugo!

Hugo. Der Entſchluß, zu deinen erſten Studien zurückzukehren, war eine Thorheit. Theologie! Haſt du etwas von einem Theologen! Geſchichte, Rechtswiſſenſchaft, Politik triebſt du mit größerer Leidenſchaft als das Studium der Kirchenväter. Menſchen deiner zuſammengeſetzten Bildung müſſen die Lücken fremder Bildung ausfüllen. Ich habe denn alſo wirklich meinen Geſandtſchaftspoſten erhalten. Er iſt ſehr, ſehr mittlern Ranges, aber der Ereigniſſe wegen, die ſich an ihm kreuzen, ſchwierig. Begleite mich als Secretär der Legation!

Gottfried. Auch die Theologen ſind — — die Diplomaten des Himmels — denkſt du? Wie könnt' ich eine ſolche Laufbahn —!

Hugo. Siehst du, wie wenig die Kirche Ursache hat, dich zu fesseln? Ironisirst deinen Beruf? Gib die Kirche früher auf, ehe sie dich aufgibt! Kehre zu uns zurück! In allem Ernst, ich brauche deine Kenntnisse und deinen Geist. Mein Posten hat verwickelte Beziehungen: du sollst sie mir aufklären. Ich habe doppeltes Spiel zu spielen: du sollst die eine Rolle übernehmen, ich die andere. Endlich hab' ich Depeschen zu schreiben — und mein Stil ist nicht eben classisch. Schlägst du ein?

Gottfried. Das sind — Träume —!

Hugo. Von Ruhm, von Glück, glänzenden Erfolgen und von einer zukünftigen Stellung, die deiner würdig ist. Götz, schlag' ein.

Gottfried. Hugo —

Hugo. Folgst du mir nicht gutwillig, so brauch' ich Gewalt! heißt's im Erlkönig. Kannst du an Agathens Finger deinen Verlobungsring mit Aufrichtigkeit stecken? Mußt du nicht wünschen, daß irgendeine force majeure dich von einer Verpflichtung entfernt, die dir quälend sein muß? Dann freilich müßtest du aber auch von Sidonien —

Gottfried. Von ihr — von ihr hinweg! Für immer! — — Doch welche Phantasieen!

Hugo. Der Staat schickt dich binnen drei Stunden mit einer Mission nach Wien. Wir leben in einer Zeit, wo sich im Staatsleben jeden Augenblick eine Ueberraschung findet, die auszugleichen Eile hat. Als Cabinetskurier, der nach Wien geht, könntest du dein erstes Probestück ablegen.

Gottfried. Wenn ich mit Agathe mich jetzt verlobte — es wäre — vielleicht — O nein! Ich liebe Agathe — ich bleibe ihr treu. (Eine Zimmeruhr schlägt sechs.)

Hugo. Vorläufig gehst du erst nach Wien. Es ist die Stunde, wo der Minister Audienz gibt. Folge mir! Eine

kurze Vorstellung und die Sache ist in Ordnung. Ich wähle dich als meinen Secretär. Brich diese Fesseln, Freund! Wenn du dich mit Agathen verlobst, wirst du ewig — nur Sidonien lieben! Fliehe beide und vielleicht rettest du dir wenigstens — vorläufig dich selbst —! (Blickt auf die Thür.) Was ist?

Bedienter (meldet). Der Wagen!

Hugo. Zum Minister! Ein Auftrag des Königs, das ist ein Machtwort, das dich aus Widersprüchen hinwegführt, an denen deine Ruhe und dein Herz zu Grunde gehen müssen —

Gottfried. Agathe, vergib —! In dem Sinne, daß ich dir nur wahr und ehrlich sein will, will ich's wagen!

(Beide ab nach außen.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Ein niedriges, unanſehnliches Zimmer des Schloſſes mit grauen Wänden. Haupteingang und einer zur Seite. Ein kleines Fenſter zur Rechten.

Fünfter Auftritt.

Reichgallonirte Lakaien tragen einen eichenen Tiſch herein und ſtellen eine Anzahl von hölzernen Schemeln herum. Dann tragen ſie auf hölzernen Platten Krüge herein, die ſie rings auf den Tiſch ſetzen. Lakaien ab.

Der König (tritt in leichter militäriſcher Hauskleidung, den kleinen holländiſchen Pfeifenſtummel im Munde, aus der Thür links. Er macht ſorgfältig hinter ſich zu). Eversmann.

König.

Verſammeln ſie ſich ſchon?

Eversmann.

Scheint recht lebhaft draußen.

König.

Meine einzige Erholung das! So lange ich noch dieſe kleine Zerſtreuung haben kann, will ich die Laſt und Sorge der Regierung recht gern tragen. Sind die thönernen Kanonen geladen?

Zweite Scene.

Der Verlobungsabend bei Sidonie.

Zweiter Auftritt.

Drei bis vier Bediente in reichen Livreen tragen Flambeaux in einen Salon, deſſen Flügelthüren geöffnet ſind, ordnen die Seſſel und entfernen ſich. Darauf der Commerzienrath. Dann Harriet.

Wallmuth (kommt durch die Mitte, nur mit den Bändern ſeiner Orden, aber ballmäßig gekleidet; er zieht ein Lorgnon aus der Taſche und ſieht hinaus, um ſich zu überzeugen, ob alles nach Geſchmack geordnet. Dann nimmt er ein Papier aus der Bruſttaſche, ſieht ſich um, ſetzt ſich, räuspert ſich und ſpricht:) „Geehrte Verſammlung! Die Empfindungen, welche ein Vaterherz an dem heutigen — (er ſtockt und ſieht ins Manuſcript) Jubelfeſte — an dem heutigen Jubelfeſte ergreifen müſſen, kommen ſo unvorbereitet zur Sprache oder — Ausſprache? (Sieht ins Manuſcript.) Nein «zur Sprache» — Kommen ſo unvorbereitet zur Spra — Das iſt doch wol eigentlich nicht gut geſagt. Die Sache kommt zur Sprache? Man könnte glauben, dieſe Empfindungen wären etwas Strafbares —! Kommen ſo unerwartet zum — Ausſpruch —? Aha, oder .... Ausbruch? Das iſt gut, Ausbruch! Maleriſcher! Man ſieht's dann gleichſam ausbrechen. «Kommen ſo unvorbereitet zum Ausbruch» — nein, man ſagt wol «Tokayer-Ausbruch» — aber in der Beredſamkeit? Hm! Immer doch mit Schwierigkeiten verbunden ſolche extemporirte Beweiſe, daß man allerdings ſein Abiturientenexamen ebenſo gut hätte machen — können, wie —

Harriet (kommt, ſchön geputzt, geſprungen). Großpapa, heut' iſt Hochzeit —

Wallmuth. St! Hochzeit noch nicht! Erſt Verlobung! Aber — auch das ſoll niemand erfahren — Daß du mir nicht —

Harriet. Großpapa, ich möchte aber lieber Hochzeit haben, als Verlobung.

Wallmuth. Eins kommt erſt immer vor dem andern! Das wirſt du auch erfahren, haha! Pſt! Komm 'mal her. Da! nimm 'mal das Papier da und überhöre mich, was ich ſprechen will. Hier! Lies immer nach und ſage mir das rechte Wort, wenn ich ſtocke! — — „Wenn ſchon überhaupt —

Harriet (lieſt). Wenn ſchon überhaupt das menſchliche Leben —

Wallmuth. Langſam! Ich will ja ſprechen. Du ſollſt nur nachleſen: „Wenn ſchon überhaupt das menſchliche Leben von der Wiege bis zur Bahre reich an bedeutungsvollen Einſchnitten iſt, wenn —" (ſtockt) Na?

Harriet. „Wenn ſchon überhaupt" . . .

Wallmuth. Das iſt ja die erſte Reihe. Die haben wir ja ſchon längſt! Weiter! „Wenn" . . .

Harriet. „Wenn der Knappe . . ."

Wallmuth. „Der Knabe, der Jüngling, der Mann und der Greis . . ." nun?

Harriet (ſtockt). „Der Knabe —"

Wallmuth. Ach Gott! du verſtehſt doch aber auch gar nichts! (Entreißt ihr das Papier.) Ungerathenes Ding! Was verſchwendet man für Geld an dich! Nach ganz neuen Principien biſt du erzogen worden und nun bin ich doch aus dem Context gekommen.

Harriet (boudirend). Ich kann doch aber ſchon recht ſchön leſen, Großpapa —

Wallmuth. Nichts kannſt du — (Lieſt.) „Wenn ſchon überhaupt das menſchliche Leben von der Wiege bis zur Bahre —"

Harriet (weinerlich). Aber die Tante weiß, daß ich doch ſchon recht ſchön leſen kann —

Dritter Auftritt.

Agathe. Die Vorigen. Später Gertrud.

Agathe (im feſtlichen Anzug). Ach lieber Vater! Du fuhrſt fort, ohne mich erſt zu ſehen.

Harriet. Nicht wahr, Tante, ich kann doch gewiß ſchon recht ſchön leſen?

Agathe. O gewiß! Wo iſt Mama, Harriet?

Wallmuth (zu Agathens Anzug). Allerliebſt! Charmant! Uebrigens, Kind, ich ſuche die Einſamkeit. Meine Empfindungen ſind noch zu ſehr in Anſpruch genommen ... Hernach! Hernach!

Harriet. Tante! Der Großvater hat was auswendig gelernt —

Wallmuth. Willſt du wohl! Ich bin gerührt von dieſem Abend. Geh aber jetzt! (Mit Rührung.) Ich denke blos ſo ein bischen nach, gute Agathe ...

Agathe. An die Mutter? Nicht wahr, Vater! O hätte ſie dieſen Tag erlebt!

Wallmuth. Machſt mir wehmüthige Empfindungen. Das iſt nicht recht von dir. Ja, ich dachte an die gute Mutter! Komm, Harriet, ich will — drüben in der Erinnerung an ſie — Adieu, Agathchen — auf Wiederſehen! — Ich will mich noch ein bischen — (zieht ſein Schnupftuch) ein bischen drüben ſammeln und (bei Seite) es noch einmal mit dir, Balg, verſuchen. Komm Harrietchen!

Harriet. Siehſt du Tante! Ich kann doch ſchon recht ſchön leſen! (Ab mit Wallmuth, der ſie zum Schweigen bedeutet, durch die Mitte.)

Agathe (allein). Wie bin ich beklommen! Und ich weiß nicht, ob es nur vor Freude iſt? O fänd' ich ein Herz, dem ich mich ganz vertrauen könnte! Tauſend Empfindungen durchkreuzen ſich in meiner Bruſt — nein, nein, es iſt nicht Seligkeit, iſt nicht Jubel — ein Grauen erfüllt mich, wenn ich das Rauſchen dieſes feſtlichen Kleides höre, wenn ich in den Spiegel blicke —

Gertrud (ſtreckt rechts vom Zuſchauer den Kopf aus der Thüre). Pſt! Agathchen!

Agathe. Gertrud!

Gertrud (ſchleicht ſich ein paar Schritte näher und ſieht ſich um; ſie iſt feſtlich gekleidet, hat aber noch eine Schürze vor). Kind, ich habe für die Tafel zu ſorgen. Der franzöſiſche Koch kehrt das Unterſte zu oberſt. Aber eine Neuigkeit hab' ich, eine himmliſche, prächtige Neuigkeit!

Agathe. O ſage mir etwas Gutes! Ich brauch' es, um mich aufrecht erhalten zu können!

Gertrud. Keine Grillen, Agathe! Hätt' ich gedacht, daß das alles ſo raſch und nach Wunſch kommen würde — Aber meine Neuigkeit behalt' ich noch für mich, bis es Zeit iſt —

Agathe. O ſo ſprich doch!

Gertrud. Ein Gaſt iſt da! Kein geladener Gaſt, aber der beſte von allen!

Agathe. Der beſte? Ein Gaſt? Wer wäre das? — Ahn' ich recht —

Gertrud. Ja, ja —

Agathe. Aus Schönlinde? Gottfried's Vater?

Gertrud. Da kommt die Baronin —! Herr Gott und wie ſeh' ich noch aus! (Rennt raſch zurück.)

Vierter Auftritt.

Sidonie. Agathe.

Agathe. O! Nun bin ich glücklich! Guten Abend, liebe Schweſter! Ich bin zu früh gekommen. Nicht wahr?

Sidonie (iſt leidend und wirft ſich auf einen Seſſel).

Agathe. Dir iſt nicht wohl?

Sidonie. Migräne! (Sie klingelt.)

(Ein Bedienter kommt.)

Sidonie. Die Portièren noch zuziehen! Das grelle Licht macht Kopfſchmerz.

(Bedienter zieht ſie zu und geht ab.)

Agathe. Wie ſchön du biſt! Du wirſt die Königin des Abends ſein.

Sidonie. Dieſe Rolle gebührt heute dir.

Agathe. Wie könnt' ich wagen — neben dir —

Sidonie. Deiner Toilette ſieht man allerdings an, daß dir die Schweſter fehlte. Wie ſitzt das!

Agathe. Ich weiß es, ſchlecht.

Sidonie. Die Haltung fehlt.

Agathe. Gib mir heute keine Lehren! Gib mir ſchweſterliche Liebe!

Sidonie. Du biſt übermüthig. Ich ſagte dir ſchon, ich bin krank!

Agathe. Eine Thräne im Auge? Sidonie, wann hab' ich dich weinen ſehen? Was haſt du? Kummer? Theil' ihn mir mit!

Sidonie. Kummer! Mittheilen! Phraſen!

Agathe. Bin ich deſſen ſo unwerth oder zu unbedeutend, deinen Schmerz zu verſtehen?

Sidonie. Das Gefühl deines Glücks gibt dir Selbſtvertrauen; ich ſchätze das.

Agathe. Ich hörte immer, daß wir Frauen durch die Liebe erſtarken.

Sidonie. Wie majeſtätiſch!

Agathe. Verſpotteſt du mein heiliges Gefühl?

Sidonie. „Heiliges Gefühl!“ Almanachserinnerungen!

Agathe. Sidonie! Noch immer ſoll ich deine Sklavin ſein?

Sidonie. Es iſt nicht meine Schuld, daß du dich dein ganzes Leben hindurch eklipſirt haſt. Du hätteſt dich geltend machen ſollen! Man hat dich für das genommen, für was du dich gabſt.

Agathe. Ich bin ja aber auch nicht mehr. Ich laſſe dir ja den ganzen ätheriſchen Glanz, der dich umgibt, und bin mit meiner Dunkelheit zufrieden.

Sidonie. Eine Dunkelheit, in der dir ein Stern aufgegangen iſt! Was haſt du gethan, welches Verdienſt dir erworben, daß du mit ſo ruhiger Unbefangenheit einen Beſitz hinnimmſt, den du — kaum verſtehſt?

Agathe. Sidonie!

Sidonie. Glaubſt du, daß Ottfried dich liebt?

Agathe. Schweſter —!

Sidonie. Was ſollſt du mit einem geflügelten Sonnenroß? Was ſoll die Feuerſäule auf dem kleinen Altar deiner häuslichen, beſcheidenen Wünſche und Hoffnungen? Dieſe Flamme wird dich verzehren, dieſer Segler der Lüfte wird dich hinunterſtürzen laſſen! Wagteſt du wirklich nach ſolch einem Beſitz deine Hand auszuſtrecken, du würdeſt ein Verbrechen begehen, das du durch nichts wieder gut machen kannſt.

Agathe. Das hören zu müſſen! An dieſem Abend! Von einer Schweſter! Gottfried würdigte mich ſeiner Wahl, aber

kann ich das Vergehen, seine Hand anzunehmen, nicht wieder gut machen durch meine Liebe?

Sidonie. Nachdem ihn diese Liebe in den Staub gezogen hat, an Gemeines, Alltägliches schmiedete, an die Sorge, die Reue, die Verzweiflung! Glaubst du, daß eine solche Zärtlichkeit, wie du sie bieten kannst, ausreicht, um all die Wunden, die in sein Herz geschnitten werden, zu heilen, all die Seufzer zu unterdrücken, die sich kummervoll und verzweifelnd bald genug seiner Brust entwinden werden?

Agathe. Du bist — — fürchterlich!

Sidonie. Ich will sanft mit dir reden, Agathe. Wirklich! Ich meine es gut, ehrlich, aufrichtig mit dir. Ich bin ja deine ältere Schwester. Prüfe dich, Kind, ob deine Arme stark genug sind, einen Mann wie diesen zu tragen! In einer Abspannung seines Gemüths ist er dir begegnet, er hat dein bescheidenes Wesen beobachtet, das hat ihn gerührt, er hat dich mit seinem freundschaftlichen Wohlwollen, das die Gestalt der Liebe annahm, emporrichten wollen. Als du ihn dann wiedersahst, hat dich nicht da seine majestätische Erscheinung erschreckt? Bist du nicht Staub geworden im Anblick eines Mannes, der mit seiner Liebe dich nur geistig tödten wird? Das nenn' ich Vermessenheit, auf ein solches Wesen Beschlag legen und von einer solchen Zukunft sagen wollen: Sie ist mein!

Agathe. Ich sehe, du liebst ihn. Ja! Das könnte mich nur um so stolzer machen. Hat dir Ottfried, wie du ihn nennst, je gestanden, daß er mich nicht liebt?

Sidonie. Es gibt Geständnisse, die der Worte nicht bedürfen.

Agathe. Nein sagst du? Du kannst nicht sagen, daß Ottfried dir je ein Recht gegeben, so mit mir zu sprechen?

Sidonie. Laß das! Laß das!

Agathe. Nun denn, Schweſter! Ich erkenne deinen hohen Geiſt an, ich beuge mich vor ihm in allem — in jedem — darin aber nicht, daß ich dir zu Gefallen dieſem Beſitz entſagen ſollte. Ich fühle, was du von meiner Unwürdigkeit ſprachſt, einen ſolchen Mann mein zu nennen, ich fühle es nur zu tief; auch das fühl' ich, daß ich mir den Geliebten nur durch meine Liebe erhalten kann, aber was kann mich berechtigen, von dieſer Liebe gering zu denken? Mit meinem Herzen kann ich ſo ſtark ſein, wie du mit deinem Geiſt! Ich weiß nicht, Schweſter, ob du es ſo recht bemerkt haſt, wie ich immer nur ein armes Stiefkind des Lebens war. Arm, freudenarm, eine Bettlerin war ich, wo du eine Königin warſt! Nun aber ſoll ich das Einzige hingeben, was mir der Himmel als Erſatz für meine Leiden ſchenken wollte? Ich habe alles für dich gethan; ich war im Stande, im Gewitter mich auf die Erde zu werfen, damit du nur trocknen Fußes über mich hinwegſchreiten konnteſt, ich gehorche in allem, was den Geiſt betrifft, deiner Einſicht, deinem Befehl — denn wir ſind ſo erzogen worden — Aber hier, in einer Frage des Herzens, gehorch' ich nur mir ſelbſt. Hab' ich Urſache, das zu verſchmähen, was mir mein Erwählter gegeben? Noch gibt er mir ſeine Liebe, voll und rein, offen und frei, ungezwungen und unerbeten! Dies mein einziges, mein letztes Glück, das erhalt' ich mir und dieſer Liebe werd' ich nie entſagen. Hörſt du's aus meines Herzens tiefſtem Grunde? Nie! Nie! (Sie geht nach innen.)

Fünfter Auftritt.

Die Portièren werden aufgezogen. Eine Muſik beginnt. Die Gäſte treten vor. An den Eingängen ſtehen Bediente. Wallmuth. Bald darauf Hugo.

Wallmuth. Wohin? Wohin ſo ſtürmiſch? Wie das wogt, wie das klopft, du glückliches Kind! Aber es iſt ſonderbar — Sibonie — Haſt du keine Anzeige von unſerm Doctor erhalten? Wo bleibt er denn? Die Hauptperſon des Feſtes noch nicht da —? Unſer Souper — iſt — präcis — für — Ah, da iſt wenigſtens der Graf!

(Die Muſik geht in eine melodramatiſche Färbung über.)

(Alles wendet ſich. Hugo tritt raſch ein.)

Hugo. Ich bitte um Entſchuldigung! Guten Abend meine Herrſchaften! (Zu Agathen.) Mein Fräulein, erſchrecken Sie nicht —

Agathe (ſieht ihn bebend an). Was iſt?

Hugo. Eine Nachricht, die ſehr, ſehr mal à propos kommt. In der That, eine unangenehme Störung! Aber wir leben in einer bewegten Zeit und die öffentlichen Angelegenheiten gehen den andern vor. Herr Commerzienrath, ich komme vom Miniſter des Auswärtigen und freue mich, Ihnen anzeigen zu können, daß mein neulicher Plan, Freund Ottfried der Schule, der Kanzel, oder ſonſtigen kleinen Lebensverhältniſſen abwendig zu machen und auf das große Gebiet der Diplomatie einzuführen, gelungen iſt. Er iſt zum Secretär meiner Legation ernannt.

(Allgemeines Erſtaunen.)

Wallmuth. Das iſt ja höchſt überraſchend! Aber wo iſt er, daß man zugleich auch — dieſe Wendung noch — (Bei Seite.) Darauf iſt meine Rede nicht eingerichtet.

Hugo. Als ich Eberlin vorſtellte, hatte eben der Miniſter eine wichtige londoner Nachricht empfangen, die eine augenblickliche Beförderung nach Wien verlangte. Unſer junger Diplomat mußte einen Beweis ſeiner Verwendbarkeit geben. Freund Götz hat ſoeben ſeine Carrière eröffnet; er iſt als Kurier im außerordentlichen Dienſt nach Wien expedirt.

(Allgemeines Erſtaunen. Agathe, ahnend, ſchwankt.)

Sidonie (erhebt ſich mit triumphirender Freude). Ich denke — Wir können darum doch zuſammenbleiben — Darf ich bitten —?

Wallmuth (zu Agathe). Mein gutes Kind, tröſte dich! Das gibt ja ganz neue Perſpectiven —! (Bei Seite.) Ich modificire meine Rede und ſpreche von der Diplomatie ſtatt von der Ehe. Ohnehin Zwillingsſchweſtern —!

Hugo. In wenig Wochen wird er wieder zurück ſein und unverzüglich, hoff' ich, kommt von Wien eine briefliche Erklärung von ihm.

Wallmuth. Allons donc! Alle, alle, meine Herrſchaften! Keine Unterbrechung! Das bringt die öffentliche Wohlfahrt mit ſich. Der Staat geht allen Privatfragen voran. Aber bitte, bitte, wir bleiben zuſammen und trinken auf das Wohl — der Abweſenden! (Für ſich.) Meiner Rede läßt ſich jetzt eine humoriſtiſche Färbung geben. Warum nicht? Macht weit mehr Effect!

(Ab mit allen.)

Eversmann.

Draußen dampfen ſchon welche.

König.

Das Bier hübſch friſch, ein Bischen bitter? Was?

Eversmann.

's könnte beſſer ſein.

König.

Die Bernauer Brauer ſollen ſich in Acht nehmen, daß ich ihnen nicht mal über die Blaſe komme! Wie iſt's mit dem weißen Kittel, den ich beſtellt habe?

Eversmann.

Alles in Ordnung.

König.

Wenn die Sitzung aufgehoben iſt, ſo weiß Er, was ich vorhabe —

Eversmann.

Alles in Bereitſchaft.

König.

Jetzt geh' Er! Mit Glockenſchlag Zehen wird die Thür geöffnet.

Eversmann.

Zu Befehl! (Ab.)

König

(geht an das Fenſter und bleibt eine Weile ſtehen. Pauſe).

Schon wieder Licht dadrüben! Drei Zimmer erhellt, wo's an Einem genug iſt! Stecken mir noch das Schloß an und das Talg iſt ſo theuer! Lauter Frauenzimmer

Sechster Auftritt.

Agathe allein. Pfarrer Eberlin, der in der geöffneten Thü
vorher einmal ſchon ſichtbar geworden und ſich bald über di
Aenderung der Sachlage orientirte, von rechts. Gertrud ſteh
in der Thür.

Eberlin (geht langſam in die Mitte und wendet ſich dann zu Aga
then, ſtreckt die Arme aus und wartet, daß ſie aufblickt). Mein Kind!

Agathe (ſieht ihn und ſtürzt weinend auf ihn zu). Mein Vater!
(Er drückt ſie mit ſtummem Schmerz an ſeine Bruſt.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Nach einem Jahre.

In einer mittlern Reſidenz bei Graf Hugo von Schönburgk.

Erſter Auftritt.

Diener begleiten vorleuchtend Gäſte. Gottfried, Roſtoſsky, mehrere Gäſte kommen von der Seite, wo es heller iſt, auf die dunklere Bühne.

Gottfried (der es in der Steigerung ſeines Aeußern vom candidatenhaften Weſen im erſten Aufzuge an jetzt beinahe bis zum ſcheinbaren Blaſé gebracht hat, nimmt aus ſeinem Porteſeuille einen Wechſel). Zweiundneunzig Dukaten!

Roſtoſsky. Mais monsieur, vous êtes trop pressé!

Gottfried. C'est au nom du comte. Der Graf will die Schuld nicht anſtehen laſſen. Nehmen Sie nur! Auf den Commerzienrath! Die Summe wird ausreichen!

Roſtoſsky (für ſich). Sur monsieur de Vallmouth! A vue! L'effet du mariage!

Erſter Gaſt (ein älterer Herr, mit Orden, gibt ein Zeitungsblatt). Ein vortrefflicher Artikel! Man muß die Feder der Geſandtſchaft bewundern!

Zweiter Gaſt (auch ein alter Herr). Jedenfalls iſt in dem Artikel der Stil ſehr ausgezeichnet —

Roſtoſsky (mit Bezug auf ſeinen Wechſel). Sehr eine glänzende Diction ſeit der Verheirathung!

(Alle drei gingen ſchon im Sprechen.)

Gottfried (erwiderte nicht und begleitete ſie durch die Mitte ab. Rückkehrend ſieht er von rechts Wallmuth kommen). Wie? Nicht nur das Spiel, auch bereits der Wein wirkt in unſern Salons? Ein undiplomatiſches Mittel der Anregung!

Zweiter Auftritt.

Gottfried. Wallmuth. Mehrere Diener.

Wallmuth (leicht angetrunken). Heda! Jakob!

Schulze (ruft Wallmuth's Bedienten). Krauſe!

Wallmuth. Wer ruft hier Krauſe! Das war alles blos vor einem Jahr, wo wir verſuchten, die dienenden Klaſſen zu heben und wir ihnen vorläufig wieder die Conceſſion ihrer Namen gaben. Jetzt heißt alles wieder Jakob, und der da heißt Chriſtian, und der da Michel! Lauter Michel, Chriſtian, Jakob wieder! Namenloſe Weſen! Begriffe, verſtanden, in Livreen geſteckte dienende Begriffe! Geſtickte Abſtractionen, nicht wahr, Staatsmann?

Gottfried. Geſtickte Abſtractionen? Hüten Sie ſich vor einem

Kritiker Ihres Stils! Ich glaube nicht, daß wir auch noch diese kühnen Neuerungen wagen dürfen.

(Bediente treten hinterwärts.)

Wallmuth. Wenn ich deinen Beifall habe, Legationssecretärchen, dann fürcht' ich Campe und Adelung nicht. Wo ist die Gräfin, meine Tochter? Hat sie nicht Geschmack? Heute wieder schöner Abend gewesen! Mir zu Ehren, ihrem Gast! — Bist ja so einsilbig, Junge — Lange nicht an Agathe geschrieben? Sie ist wieder in Schönlinde, das gute Kind. Ich fühle mich allerdings sehr geschmeichelt, hier der Schwiegervater eines Gesandten zu sein, aber im Vertrauen, Gottfriedchen, unterkriegen sollen sie mich doch nicht! Wer zu gut ist, lieber Sohn, der spielt bald Kalp aus! Oben muß man bleiben und nicht zu viel Herz haben; Herz schadet, Herz kürzt's Leben ab; man muß sie zappeln lassen, Freund, ihnen jede Sache gründlich schwer machen, ein bischen — nein fürchterlich schwer, sodaß ihnen angst und bange werden muß über unsern souveränen Willen. Souverän! Das ist das Wort, das uns zum Herrn der Schöpfung macht und des — Klapperbeins — da mit der Sense spotten läßt! Leben ist unsere Bestimmung, ewige Jugend ewige — Gottfriedchen, der Mensch ist ein Raubthier. Angewiesen auf Gewaltthätigkeit! Frage Humboldt und Cuvier! Hier, im menschlichen Munde, sieh dir vorn da unsere Schneidezähne an; sie haben ganz die Gestalt wie beim Löw — (öffnet sich die Lippen, besinnt sich aber, daß er keine Zähne mehr hat) ja so — (wird weich, rückt an der Cravatte) ja ja! es ist — nichts mehr — mit dem Löwen! (Lacht halb mit Thränen.) Haha! Gute Nacht, Gottfriedchen! Agathe hat lange nicht geschrieben aus Schönlinde, wo ich die Güter kaufe, Schönburgl's Güter — Ich glaube, Landleben wäre mir gesünder als — Diplomatie. Was? ... Der Burgunder macht mir morgen früh gewiß

wieder Kopfweh; gute Nacht, mein Sohn — Biſt ja ſo gedrückt? Iſt doch wol auch nicht alles ſo gekommen, wie du dir gedacht haſt? Erſt hat dich Sidonie Agathen nicht gegönnt und dann iſt ſie doch die Gräfin Schönburgk geworden! Warum? Weil ſie euch beiden Flüchtlingen folgen wollte, weil ſie ein Recht haben wollte, hier in dieſem Hauſe — Ich habe euch alle wol beobachtet; denn auch ich hatte meine ſchönen — verbotenen romantiſchen Zeiten! Aber die ſchlimmen folgen nach und man klagt dann lieber nicht, man ſchweigt. Schweigen, nicht wahr, Diplomat? Immer nur ſchweigen! Schweigen wie's Grab! Schon wieder das Grab! Einſt (mit wahrem Ton) —! Schreib mir in unſerer Staatszeitung einen — hübſchen Nekrolog — hörſt du —? Und — (mit Thränen) Gute Nacht, mein Sohn! (Ab mit Krauſe, der wiederkam und leuchtet.)

Gottfried. Die Luft dieſes Hauſes iſt verpeſtet. Sie kann allerdings nur an den Tod erinnern! (Oeffnet das Fenſter.) O du reiner, erquickender Strom! — Wie dehnt in dir ſich die beengte Bruſt! Glänzende Lüge eines Jahres! (Zeigt zur Geſellſchaft hinein.) Das deine Altäre, wo ſie opfern mit rollendem Gold, ſpielendem Gedankenabfall, gewiſſenloſen Empfindungen! Um uns folgen zu können, wäre ſie die Gräfin Schönburgk geworden? Sie würde es geworden ſein, auch wenn ich ihr eine Liebe bekannt hätte — die — ſie nicht zur Gräfin machen konnte! Ach! ich denke an die Abende von Schönlinde — (Er ſteht ſinnend am Fenſter.)

Dritter Auftritt.

Sidonie mit allen Gästen. Brunneck. Hugo. Gottfried.

Einige Herren. Charmant! Hahaha! Allerliebst!

Hugo. Etwas Komisches? Was ist? Ich lache gern. Lachen ist mein Metier, sagt Montaigne.

Sidonie. Herr von Brunneck erzählt von seinen Reisen, auf denen er altdeutsche Bilder gesehen, wo die Menschen so groß waren, wie die Häuser, in die sie eintreten wollten! Aber ich finde, daß wir gut thäten, uns im Leben auf diesem naiven Standpunkt zu erhalten. Unsere Lehre von den Rücksichten quält uns stets mit den Erwägungen, wie wir wol mit jener Windmühle dort, mit dieser Pappel da zusammenstimmen mögen.

Hugo. Aber ich dachte, ma chère, dein System war immer: Von seinen Umgebungen sich selbständig abheben und alles um sich her blos zu seiner Folie machen, das sei die eigentliche Kraft des Lebens! Aber Sie brechen schon auf?

Brunneck. Im anregenden Gespräch mit der Gnädigsten verrinnen die Stunden wie Minuten.

Sidonie (legt ein kleines Portefeuille auf einen von Hugo entfernt stehenden Tisch). Aber (zu Gottfried) unser Freund scheint verstimmt? Was haben Sie, Eberlin?

Hugo. Der politische Horizont beschäftigt ihn selbst beim Anblick der Sterne — In unserm letzten Artikel will man zu viel Idealität gefunden haben.

Gottfried. Der politische Horizont ist dunkler als da der Nachthimmel.

Hugo. Aber meine Herren — in der That — Sie brechen auf?

Sidonie (zu Gottfried bei Seite). Ottfried! Lesen Sie dort!

Gottfried. Was soll ich lesen?

Sidonie. In meinem Porteſeuille! (Zu den Herren.) Herr von Brunneck! Morgen Mittag in der Ausſtellung? Nicht wahr?

Brunneck. Sehr ehrenvoll!

Alle. Gute Nacht! Gute Nacht!

(Alle ab bis auf Sidonie, Hugo und Gottfried.)

Hugo. Unſer Freund, glaub' ich, denkt an Vorbereitungen zu einer Flucht?

Sidonie (bei Seite). Nimmermehr!

Hugo (nimmt einen Leuchter). Gewiß! Gewiß! Er will in die Reſidenz, vielleicht gar aufs Land zu Agathe! Wunderlicher Kauz! Nennt er ſich Gottfried, ſo will er dies; nennt er ſich Ottfried, ſo will er jenes! Freund, faſſe das Leben, wie Goethe ſagt: Wenn man es gar zu ernſthaft nimmt, was iſt denn dran! (Bietet Sidonien den Arm.) Darf ich? (Beide zur Seite ab.)

Gottfried. „Leſen Sie dort! In meinem Porteſeuille!" Aufs neue ſoll der Kreislauf dieſer Täuſchungen beginnen? (Er nimmt das Porteſeuille, öffnet es und lieſt auf einem Blatte.) „Ich muß Sie ſprechen, muß mich über ſo vieles rechtfertigen. Ich beſchwöre Sie! Morgen um elf — im hintern Pavillon — des — Gartens!" (Er ſteht erſtarrt und wendet ſich, da er Hugo zurückkommen hört, dem Fenſter zu.)

Vierter Auftritt.

Hugo kehrte mit dem Lichte zurück und wollte durch die Mitte. Gottfried.

Hugo. Haſt du Roſtoſsky meine Spielſchuld bezahlt?

Gottfried (ſich langſam ſammelnd). Er wollte noch — in den Club zu Vanini — Ja —

Hugo (ſtellt das Licht fort). Daß ſelbſt noch jetzt zuweilen meine Finanzen ſtocken! Papa will die Güter bei Schönlinde übernehmen. Die Schwierigkeiten des Grundbeſitzes mehren ſich von Tage zu Tage. Das haſt du vortrefflich in unſerm letzten Mémoire ausgearbeitet.

Gottfried. Es freut mich, wenn man deine — Talente würdigt —

Hugo. Sei nicht bitter, Götz! Peinlich genug, fremde Arbeiten für ſeine eigenen ausgeben müſſen. Uebrigens weißt du, was wir ausgerichtet haben mit unſern Depeſchen?

Gottfried. Wie immer, nichts!

Hugo. Für den Gegenſtand, allerdings. Aber für uns immerhin etwas! Ich habe Hoffnung, uns bald avanciren und in eine größere Stadt kommen zu ſehen. Blick' um dich! Wir befinden uns an einem kleinen Hofe, wo man weiß, daß hier ein Diplomat, um ſich mit Erfolg behaupten zu können, verheirathet ſein muß. Daher drängte ich auf Sidoniens Entſcheidung und da du ſie flohſt und keinen ihrer Briefe beantworteteſt, ſo blieb auch ihr — um dich wiederzuſehen — nichts übrig, als mich zu heirathen!

Gottfried. Deine geſellſchaftliche Philoſophie war früher originell — Hugo —! Jetzt bin ich in der Stimmung, ſie — lache nicht! frivol zu nennen —

Hugo. Pah! Du bleibſt bei uns, du wirſt eine Beförderung erhalten. Die Gräfin Schönburgk verbindet ihre Bitten mit den meinigen —

Gottfried. Ich werde eure Sphäre verlaſſen und in die meinige zurückkehren —

Hugo. Thorheit! Um einen Roman, der ſich nicht deinen Vorausſetzungen gemäß abſpann, ſein Lebensglück opfern?

Gottfried. In Schönlinde beweint ein armes Mädchen ihren, mit mir verlorenen Glauben an die Menſchheit —

Hugo. Agathe! Immer dieſer Rückfall! Nein, du wirſt von Erfolg zu Erfolg ſteigen. Du ſchriebſt Berichte für mich, ich ſchrieb Berichte über dich. Die Miniſter ſchätzen dich, ſie würden dich lieber, ich kann mir's denken, ſelbſt beſitzen. Aber intriguire nicht, in die Reſidenz verſetzt zu werden! Hörſt du, alter Freund? Bleibe bei uns!

Gottfried. Leb wohl! Ich reiſe morgen — um nie zurückzukehren!

Hugo. Dieſer ernſte Entſchluß —? — Du ſchweigſt? (Er ſieht bedeutungsvoll nach Sidoniens Zimmer hinüber und fixirt dann Gottfried.) Götz —?

Gottfried. Leb wohl!

Hugo (ahnt den Rückfall Sidoniens).

Gottfried (wendet ſich ab).

Hugo (überſieht die ganze Situation, umarmt ihn; voll Dankgefühl). Ich ſehe wol — es wird beſſer ſein!

(Beide trennen ſich mit Empfindung.)

(Verwandlung.)

Der Pfarrgarten in Schönlinde.

Vorn eine Laube. Ganz in der Ferne läutet die Dorfglocke, aber nicht sogleich beim Verwandeln, sondern erst später, wenn schon etwas gesprochen ist.

Fünfter Auftritt.

Eberlin rauchend und mit einem Buche. Agathe sich zuweilen bückend und Blumen brechend.

Eberlin (sieht Agathen zu und setzt sich allmählich). Nein, Agathe, ich werde es in meiner Predigt morgen so wenden: Die Menschen haben unrecht, sich zu beklagen, die Spanne Zeit, die ihnen für ihr Dasein gemessen, gehe zu ereignißlos vorüber. Selten nur theilen wir die Zeit richtig ein. In dem Drang, dies schöne Leben zu genießen, überstürzen wir uns! Es gibt so viele Freuden, deren wir nicht achten, Freuden, die wir uns zu sehr entgehen lassen. Die Natur bietet daran einen Ueberfluß. Grade das Kommen und Gehen der Natur, ihren Wechsel und ihre Dauer zu beobachten, welche unzählige stille Pulsschläge der Schöpfung, die wir alle mitfühlen können und es doch so selten thun! Nur die Pulsschläge des eignen Lebens werden gesucht. Freilich gehen die stürmischer, oft aber auch bleiben sie aus. Da soll denn verzweifelt werden, man will den regelmäßigen Lauf der Dinge umgehen und verliert Jahre und Jahrzehnde seines Lebens und sich selbst.

Agathe. Ich freue mich, daß mein Vater zur gleichen Erkenntniß gekommen ist —

ſind heut Nacht drüben eingeladen worden und es ſollte mich wundern, wenn ſie nicht heute ein großes Complott ſchmieden und den Prinzen von Wales leibhaftig in ihrer Mitte haben. Aber wartet, ein Tag, der wichtig angefangen hat und wichtig endigen ſoll! (Eine Zimmeruhr ſchlägt zehen.)

Sechſter Auftritt.

(Die Hauptthür wird geöffnet. Die Mitglieder der Tabacksgeſellſchaft, Grumbkow und Seckendorf an der Spitze, treten ein. Ihre Zahl beträgt außer den handelnden Perſonen etwa noch zehen. Alle treten feierlich, den Hut auf dem Kopfe, die Pfeife im Munde, ein. Beim König vorübergehend faſſen ſie an den Hut und nehmen einen Augenblick die Pfeife aus dem Munde. Zuletzt Hotham und der Erbprinz. Der König ſteht links und läßt den Zug, an ſich vorüber, nach rechts paſſiren. Eversmann.

Grumbkow
(macht die vorgeſchriebene Begrüßung).
Guten Abend, Majeſtät!

König.
Guten Abend, Grumbkow!

Seckendorf.
Guten Abend, Majeſtät!

Eberlin. Für den Commerzienrath leider zu ſpät! Das war eine trübſelige Botſchaft! Er will auf dem Schloß des Grafen wohnen! Will nur noch Landluft genießen!

Agathe. Vielleicht lernt er deine Philoſophie, kleine Ereigniſſe für große halten, auf eine Blume warten, die ſich morgen, übermorgen, in acht Tagen erſchließt — Sieh, ſieh, was die Nelken hier zahlloſe Knospen treiben!

Eberlin. Dieſe Knospen ſoll ſich dein Papa gewöhnen täglich zu zählen, um ſeine Freude daran zu haben, wenn er jeden Morgen deren mehr herausbringt. Dann kann er hier noch zehn Jahre, die ich ihm von Herzen gönne, ſo genießen, als wären es dreißig.

Agathe. Die Hedwig kommt ſo eilig? Immer denk' ich, wenn einer die Schritte raſcher nimmt als gewöhnlich: der Vater iſt da. (Die Glocke hört auf.)

Sechster Auftritt.

Hedwig. Die Vorigen.

Hedwig. Agathe! Agathe!

Eberlin. Dort bei den Nelken!

Hedwig (bei Seite). Ach, der iſt da —

Agathe. Was bringen Sie, Hedwig?

Hedwig (blinkt ihr mit den Augen).

Agathe (freudig). Kommt der Vater?

Hedwig (nickt mit dem Kopfe und zieht ſie bei Seite). Ja! Aber der Diezmann — der Diezmann ſucht Sie — er hat noch etwas anderes abzugeben.

Agathe. An mich?

Hedwig. Seien Sie ruhig! Es iſt ein Geheimniß — der Diezmann hat einen Brief — da iſt er — Daß nur der Alte nichts ſieht —

Siebenter Auftritt.

Diezmann. Die Vorigen.

Diezmann. Fräulein, ich ſoll Ihnen den Brief ſelbſt übergeben — nun denn, da iſt er! (Er zeigt einen Brief.) Aber zuerſt, hat er geſagt, ſollt' ich auch eine paſſende Einleitung machen, nämlich — der —

Hedwig. } St!
Agathe. } Wer?

Eberlin (blickt aus der Laube vom Buche auf). Was gibt's denn da?

Diezmann. Ei, Hedwig, der Herr Pfarrer!

Agathe. Ein Brief? Von wem?

Diezmann. Herr Gott! Nun ſoll mich wol gar der Herr Pfarrer predigen hören! Ne, da kann ich meine Einleitung nicht finden — Nehmen Sie den Brief nur ſo! Sie werden ihn ſchon verſtehen! (Er gibt ihr den Brief hinterrucks.)

Agathe (nimmt ihn und erſchrickt die Handſchrift der Adreſſe zu ſehen). Ha!

Eberlin. Was hat's denn da für Geheimniſſe?

Diezmann (will ſeine Aufmerkſamkeit ablenken). Na, lieber Herr Pfarrer! Die Zimmer auf dem Schloſſe ſind nun alle eingerichtet. Nun kann der Herr Commerzienrath kommen und die Landluft genießen und hier, wenn er will, ſeine richtigen hundert Jahre alt werden. Denn das iſt doch wol ſo eigentlich die Abſicht des Herrn Commerzienraths. Wahrhaftig! Hat mir doch mein Vater ſelig, der bei dem alten Grafen Schönburgk diente, ge-

sagt, daß die alte Excellenz von all den Gastereien, Maskeraden, Abendgesellschaften, den Lichtern und dem Staub und den Lampen und dem Dunst eine ganz schwarze Lunge gekriegt hat; nämlich als sie todt war, da haben die Aerzte nachgesehen und inwendig da war alles geräuchert und schwarz wie eine alte Tapete.

Eberlin. Hat das Bezug auf Agathe?

Agathe (geht zu Eberlin und gibt ihm den unerbrochenen Brief).

Eberlin. Von — Gottfried! Seit einem Jahr schreibt er zum zweiten mal?

Hedwig (bei Seite). Nun wird's wieder —!

Eberlin. Aber wie kommt denn Ihr, Diezmann —?

Diezmann. Da es denn also doch heraus ist, ja, Herr Pfarrer. Herr Legationsrath, denn das ist er seit ein paar Tagen geworden und zwar in der Residenz, nicht mehr bei unserm Grafen, Herr Legationsrath schicken den Brief an Fräulein Agathe, und daß er von ihm ist, weiß ich ganz gewiß, denn er gab ihn mir selbst.

Eberlin. } Wie?
Agathe. } Ha!
Hedwig. } Was?

Diezmann. Er ist da! Herr Gottfried selbst! Wieder wie vor zwei Jahren dazumal! Bei mir im Wald draußen! Bei meinen Hunden! Aber diesmal —

Eberlin (halblaut). Zur Versöhnung mit dir, Agathe? Ich ahn' es. Lies den Brief!

Agathe (wendet sich das Haupt schüttelnd ab).

Eberlin. Die Fürsprecherin von einst wendet sich ab? Ei, ei! Was soll denn ich mit dem Brief?

Achter Auftritt.

Gottfried tritt im Hintergrunde auf. Die Vorigen.

Gottfried. Agathe!

Agathe (will entfliehen). Nein! Nein! (Hedwig und Diezmann wollen ſie zurückhalten.)

(Beide ſtehen ſich ſo gegenüber, wie im erſten Acte Vater und Sohn.)

Eberlin (erbrach den Brief und lieſt gerade ſo raſch einfallend, wie im erſten Acte Agathe das Tiſchgebet hielt). „Wenn einſt der verlorene Sohn zum Vater zurückkehrte und er ein Herz fand, das ſeinen Empfindungen ſolche Worte gab, die ihn nicht demüthigten, ſo möge daſſelbe treue weibliche Herz ſich aufs neue bewähren. Agathe, ich floh dich vor einem Jahre, weil ein Weſen meinem Geiſte wieder Schwingen gab, die ich ihm entfallen glaubte, Schwingen, die mich von einer zu frühen Beſchränkung emporhoben. Das muß ich deiner Schweſter danken. Aber, ſeit ich Kraft gewonnen, mir ſelbſt und nur allein wieder der Wahrheit zu vertrauen, hab' ich auch die Gefahr des ungehinderten Flugs durch eine luſtige, pflichtenloſe Welt erkannt. Agathe, heute bring' ich den Ring der Verlobung, zu deren feſtlichem Begehen du dich einſt vergebens ſchmückteſt, mich vergebens erwarteteſt. Nimm ihn verſöhnt aus der Hand deines dir hoffnungsvoll entgegentretenden Gottfried."

Agathe (die abgewandt ſtand, ward immer mehr ergriffen). Darf — ich — denn —

Gottfried (ſtürzt in ihre Arme). Dein! Wahrhaft dein!

(Ein Poſthorn ertönt.)

Eberlin. Wer kommt denn aber da noch?

Wallmuth (tritt in ländlichem Coſtüm, Mütze und Sonnenſchirm, mit Bedienten hinten auf).

Agathe. Vater! Vater!

Eberlin. }
Dietzmann. } Herr Commerzienrath?
Hedwig. }

Wallmuth. Ich ſehe, hier komm' ich gerade recht. Jetzt endlich zur Verlobung? Aber eine Rede kann ich nicht — — extemporiren.

Agathe. Den Segen ſpricht (zeigt auf Eberlin) ein Mund, der mein ſprödes Herz beſchämte.

Eberlin. Du hatteſt mehr zu vergeben als ich. Aber — Commerzienrath, alle Wandlungen des Geiſtes, alle Wandlungen des Herzens ſind ja nichts gegen Ihre Umkehr! Iſt es denn wirklich nur die Landluft, die Sie zu uns führt?

Wallmuth. Es iſt das Ergebniß einer ſehr ernſten Conſultation mit meinem beſten Arzte, meinem Gewiſſen. Kinder, mein Gewiſſen ſagte: Die ewige Jugend ſuchen wir, wie unſere gute Sidonie, von der ich leider ihre höchſte Leiſtung, die alle ihre Gemälde übertreffen wird, nicht mehr werde leſen können, ihre Memoiren, in der Anregung. Aber, fuhr mein Gewiſſen fort, Beruhigung, Commerzienrath, Friede mit dir ſelbſt und mit denen, die uns lieben, das ſei dein Ziel! Darum hab' ich die Diplomatie aufgegeben, werde den Sommer auf Schloß Schönburgk verweilen, wo ich jeden zu einfachen ländlichen Freuden einlade, im Winter aber will ich in die Stadt zu euch beiden ziehen und mich dann höchſtens nur noch ausnahmsweiſe wieder einmal auf mein altes Fach werfen, die Menſchen zu peinigen und zu quälen, wenn ſie (er umarmt Agathen) mein Herz nicht anerkennen wollen!

(Man umringt ihn in einer Gruppe.)

(Der Vorhang fällt.)

Anmerkung.

Dem verstehenden Schauspiel — geschrieben in den ersten Märztagen 1848 in Berlin — liegt meine Novelle: „Die Selbsttaufe", zu Grunde. („Novellenbuch" in „Gesammelte Werke", Bd. 11.)

In dem Entwickelungsgang des Helden zeigt sich der novellistische Ursprung. Für die dramatische Behandlung durften Herzensvorgänge dieser Art zu innerlich sein. Einige Momente, die bei einer Darstellung auf dem wiener Hofburgtheater störten, sind in dieser neuen Bearbeitung geändert. Im allgemeinen jedoch erkenn' ich die Anklagen auf „schwankende, haltlose" Charaktere u. s. w. nicht an, wie überhaupt nicht die infolge der „Gesunden-Menschenverstands"-Kritik bei den Theaterreferenten Mode gewordene Ablehnung dieser und ähnlicher „gefühlsdialektischer" Sujets. Man glaubt damit wunder die Interessen des Natürlichen gewahrt zu haben und befördert nur eine für die dramatische Gestaltung in seltenen glücklichen Fällen ergiebige Motivirungsroheit und im Gefolge derselben die Unmöglichkeit, einer Bühne, die man zwingen will, die Kundgebungen der modernen Gefühlswelt abzulehnen, durch die unserer Zeit nun einmal so und kaum anders gegebene Form des poetischen Vermögens nützlich zu sein. Die französische Literatur ist darin besser gestellt.

Den Commerzienrath Wallmuth soll Theodor Doring mit der ihm eigenen großen komischen Kraft gespielt haben.

Dramatiſche Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollſtändige neu umgearbeitete Ausgabe.

Vierzehntes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.

Der dreizehnte November.

Schauspiel in drei Aufzügen.

Dritte Auflage.

Fremdes Glück.

Vorspielscherz in einem Aufzuge.

Zweite Auflage.

Von

Karl Gutzkow.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.

Der dreizehnte November.

Schauspiel

in

drei Aufzügen.

König.

Guten Abend, Seckendorf!

Graf Schwerin.

Guten Abend, Majeſtät!

König.

Guten Abend, Graf Schwerin! Schmeckt's?

Graf Schwerin.

Danke, Majeſtät. (Geht vorüber.)

Graf Wartensleben.

Guten Abend, Majeſtät!

König.

Guten Abend, Graf Wartensleben! Hat ſie Luſt?

Graf Wartensleben.

Danke, Majeſtät. (Geht vorüber. Die Andern gehen Alle nach und nach, oder Mehrere auf einmal mit Verbeugungen vorüber).

König.

Nun, meine Herren, nehmen Sie Platz. Ohne Unterſchied, nach Belieben! Pulverdampf macht Alles gleich.

Grumbkow.

Aber, das Ziel, Majeſtät, welches Sie uns für heute verſprochen haben.

König.

Ha, ha, die Scheibe. Da iſt ſie. (Hotham und der Erbprinz treten ein.)

Perſonen.

Lord Arthur Douglas.
Sir Eduard Holliday, ſein Verwandter.
James Marſton.
Jemmimer Stafford, eine junge Witwe.
Doctor Scott.
Jenny, ſeine Frau.
Robert, Flora, } ihre Kinder.
Trilbie, Haushofmeiſter des Lord Douglas.
Tom, Bedienter bei Lord Douglas.
Kitty, Mädchen bei Doctor Scott.
Gärtner, Landleute.

Die Scene iſt theils beim Doctor Scott, theils auf Douglas-Caſtle in den ſchottiſchen Hochlanden.

Erſter Aufzug.

Auf Douglas-Caſtle.

Ein Zimmer mit alterthumlichen Verzierungen und reichem, jedoch ebenfalls altem Hausrath. Rechts, links und in der Mitte Thüren. Links (durchweg vom Darſteller aus verſtanden) ein Fenſter. Nirgends darf ein Spiegel ſichtbar werden. Rechts an der Wand muß ſich ein Spiegel befinden, der jedoch ſoeben verhängt wird.

Erſter Auftritt.

Toms ſteht auf einem Seſſel und befeſtigt mit Hammer und Nägeln einen Vorhang über dem erwähnten Spiegel.

Toms. Einen Spiegel vernageln? Nein — (hämmert) das iſt denn doch ein närriſcher Einfall von unſerm Haushofmeiſter! — Ein Schloß, das nicht blos einem Lord, ſondern ſogar einem jungen Lord gehört, ohne Spiegel! Ja nicht blos ohne Spiegel, bei Tiſche wird nicht mehr von Silber, ſondern von Porzellan geſpeiſt, blos damit man ſich nicht in dem Silber — ſpiegeln kann! Die neuen ſilbernen Eßlöffel, die ich früher nicht blank genug putzen konnte, ſind mit ganz alten, blinden, ſchmachtend matten

— vertauſcht worden. Wie ſoll das werden, wenn man hier, am Vorabend einer zu treffenden Wahl fürs Leben, ſeine anmuthigen Geſichtszüge nicht mehr erblicken kann —? (Steigt herunter und zieht aus der Taſche eine Haarbürſte, die hinten einen Spiegel zeigt.) Gott ſei Dank, daß es noch portative Spiegel gibt! Ich habe mir geſagt: Toms, hab' ich geſagt, du warſt nicht umſonſt im Osborn-Hotel zu London Kellner! Mir dir iſt auch in die ſchottiſchen Hochlande Bildung gedrungen. (Betrachtet ſich kokett in dem kleinen Spiegel.) Wohl dem, der noch ſchamhaft erröthen kann, wenn er ſich ſelbſt erblickt! Netter Junge das! (Steckt die Bürſte raſch ein und horcht.) Der Haushofmeiſter kommt — nebenan hab' ich in dem verwünſchten alten Schloſſe noch drei Säle und zwei Cabinete zu — entſpiegeln — O, wenn nicht deine ſchönen Augen wären, Mary — oder vielmehr Betty, nein Kitty hat ſchönere — oder Liddy — Liddy hat braune — Fanny grüne — ein ganzer Spiegelſaal von verliebten Augen befindet ſich zum Glück hier noch in den Küchen und Ställen der Nachbarſchaft! Es ſoll mich wundern, welch von ihnen einſt mein Bild fürs Leben am ſchönſten widerſtrahlt. (Geht mit Hammer und Werkzeug zur Linken ab.)

Zweiter Auftritt.

Trilbie. Doctor Scott (von rechts).

Trilbie. Nun, Herr Doctor, wie haben Sie ihn gefunden?

Scott. Im Grunde beſſer als ich erwartete. Schon die Ruhe, die, wie es ſcheint, über ihn gekommen iſt, läßt mich eine durchgreifende und günſtige Veränderung hoffen.

Trilbie. Dieſe Ruhe — Herr Doctor — gerade dieſe Ergebung kommt mir bedenklicher vor, als —

Scott. Als —? Sein Puls geht langsam, das ist wahr, sein Blut ist dick, schwer! Sie vermögen so viel über den Lord, lieber Trilbie! Kaum hier angekommen auf seinem Lieblingsschloß vermeidet er die Gesellschaft, die Zerstreuungen, die selbst doch unsere Gegend noch bietet, bleibt hier draußen und hockt in dem düstern, durch die grünen, herabgelassenen Vorhänge doppelt melancholischen Thurmzimmer? Ich überraschte ihn beim Lesen, er las Lord Byron's „Manfred". Solche Bücher sind Gift für einen Zustand wie der seinige. Da (zeigt ans Fenster), suchen Sie den Lord zu überreden, auf die Berge zu steigen, die Büchse in der Hand, einen Freund, einen Diener, wenn auch nur einen treuen Hund zur Seite — wir haben ja hier einen fast sommerlichen Herbst. Diese milde Luft! Man möchte glauben, ein Gewitter steht noch im November im Anzuge — Sie sollten den Lord bewegen, seine Hypochondrie dort hinaus in die Wälder zu tragen.

Trilbie. Hypochondrie nennen Sie's? — Der Lord reiste vor fünf Jahren fröhlich und gesund nach dem Continent, plötzlich verlor man seine Spur, man hielt ihn für verschollen, für todt — da kehrt er zurück, nach fünfjähriger Abwesenheit, auf einem Schiffe, das ihn nicht nach London, sondern direct hierher an die schottische Küste bringt. Vor vier Wochen kam er an, beschenkte die Armen der Umgegend und schließt sich, dem Danke sich entziehend, in dem alten melancholischen Schlosse seiner Väter mit einer Menschenseele ein, die mir, dem alten, vieljährigen Diener des Hauses, ans Herz geht.

Scott. Pathologisch nenn' ich das Uebel des Lords Hypochondrie, moralisch nenn' ich es — haben Sie nicht von Leuten gehört, die man blasirt nennt?

Trilbie. In den schottischen Hochlanden nicht.

Scott. Wie es Menschen gibt, Alter, die den Tisch voll

Delicateſſen ſtehen haben können und nichts davon eſſen mögen, weil ihnen nichts mehr mundet — und wie es dann wieder Frauen gibt, die, kerngeſund, immer klagen — ach und weh — weil ſie wiſſen, daß ein leidendes Air ihnen einen größern Anflug von Intereſſantheit gibt — ſo gibt es auch geknickte und erſchöpfte Gemüthszuſtände, die ſich am Großen nicht mehr begeiſtern, am Schönen nicht mehr erfreuen können, kurz Menſchen, die dafür, daß der Schöpfer ſie entſtehen ließ, ihm täglich mit einem Injurienproceſſe drohen mögen — und die bei alledem ſich in dieſem Zuſtande außerordentlich gefallen und ihn beileibe nie miſſen mögen — ſolche Menſchen nennt man blaſirt.

Trilbie. So, ſo, ſo, ſo! Den Namen hab' ich noch nicht gekannt. Nun aber, Herr Doctor, haben denn dieſe placirten, oder wie ſagten Sie? paſſirten Menſchen einen ſo ſonderbaren Abſcheu auch vor ihrer eigenen Perſon —?

Scott. Das doch nicht! Im Gegentheil!

Trilbie. Nun, dann iſt der Lord auch nicht paſſirt. Denn er gehört zu denen, die ſich ſelbſt nicht anblicken mögen und vor ſich ſelbſt ordentlich wie erſchrecken.

Scott. Das ſchließen Sie aus dem ſonderbaren Befehl, im Schloſſe alle Spiegel zu verhängen? Ich kann es nicht ganz billigen, daß Sie ſolchen trüben Grillen nachgeben. Ihr Herr ſtrebt nach Ruhe, nach Indifferenz gegen alles, was ihn aus ſeiner Hypochondrie aufſtören könnte; es iſt eine immer ſich gleichbleibende Erfahrung, daß ſolche Kranke das für eine Heilung anſehen, was ihren Zuſtand nur verſchlimmert. Befolgen Sie meine Rathſchläge! Verſcheuchen Sie die Letargie Ihres Herrn! Wenn Sie ihn bewegen könnten, meine kleine Beſitzung zu beſuchen! Ich bin zwar ſelbſt immer unterwegs, im Gebirge bald hier, bald dort — aber meine Frau erhält Beſuch, auch Beſuch von Damen, man könnte für den Winter ein

heiteres, ſchönes Zuſammenleben ſtiften — Der Winter beginnt bei uns ſpät — ſehen Sie welch herrlicher Anblick der Natur! Heute noch am dreizehnten November —

Trilbie (erſchreckend). Heute der dreizehnte? —

Scott. Ich irre mich — Sonntag, Montag — Nein, der elfte! Der elfte! Es iſt ja wahr — Aber warum erſchrecken Sie? Sind Ihnen doch nicht am dreizehnten November, haha! etwa Wechſel fällig?

Trilbie. Wir erwarten — die Ankunft — des Baronets Sir Eduard Holiday —

Scott. Sir Eduard Holiday, der Vetter des Lords?

Trilbie. Der Erbe und künftige Lord Douglas — wenn mein Herr — (Blickt gen Himmel.)

Scott. Noch nicht verzweifeln! Dieſe Erbſchaft wird Sir Eduard ſo bald nicht antreten. Dieſer Beſuch kommt hoffentlich dem Lord erwünſcht?

Trilbie. Holiday war Mylords Jugendfreund, ſein Reiſegefährte bis auf die letzten zwei Jahre, wo Holiday nach England zurückkehrte. Nur den Vetter wollte Douglas ſehen, keinen andern, am elften verſprach Holiday — (am Fenſter) wenn ich nicht irre, ha, ein Reiſewagen — er bewegt ſich langſam den Hügel herauf.

Scott. Nun kann ich mit beruhigtem Herzen ſcheiden — Geſellſchaft, Umgang, vertraute Zwieſprache zwiſchen Freunden und Verwandten! Davon dürfen wir uns Beſſerung und mehr, die ſicherſte Geneſung verſprechen. In einigen Tagen bin ich wieder da, alter Freund! Mein Wirkungskreis geht die Runde, zehn Meilen, immer im Cirkel, wie das Leben, und immer zu Pferde, immer im Galop, wie — der Tod! Nein, nein, deshalb keine Furcht! Er wird leben! Aber (im Abgehen lächelnd und Trilbie auf die Schulter ſchlagend) blaſirt nennt man das! Eine Krankheit, Alter, vor der wir beide ſicher ſind! (Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Toms kommt ohne ſeine Werkzeuge von links heraus.

Toms. (Man hört draußen ein Poſthorn.) Beſuch! Himmel, Beſuch! Endlich einmal etwas anderes als eine Lordſchaft, die in einem alten Thurm wohnt, ſich von der gebildeten Menſchheit abſchließt, kein Oberhaus, kein Unterhaus empfängt, keine Herrſchaften bei ſich zum Diner ſieht, keine Trinkgelder — und vornehmer Beſuch! Zwei Herren in neueſter londoner Mode! Elegante Gentlemen! Nun keine Spiegel da! Die werden ſich umſehen.

Vierter Auftritt.

Holiday (im Mantel). Trilbie. Toms. Später Marſton (ſtutzerhaft).

Holiday. Willkommen, willkommen, alter Trilbie! (Legt Reiſegegenſtände, unter andern einen ſchwarzen Kaſten, auf den Tiſch und wirft den Mantel ab.) Nun Sie kennen doch noch Ihren alten Wildfang Eduard — den übermüthigen Burſchen, der Ihnen in ſeinen jungen Jahren Plage genug gemacht hat?

Trilbie. In ſeinen jungen Jahren? Gnädiger Herr!

Holiday. Ja, von einem Gewitterregen durchnäßt zu werden, verurſacht mir jetzt ſchon manchmal einen Schauer von möglichen Gichtanfällen. Es war die höchſte Zeit, daß wir eintrafen. Ein Gewitter iſt im Anzuge. Und um dieſe Jahreszeit!

Trilbie. Seien Sie uns viel tauſend mal willkommen in unſern Hochlanden, die allerdings ihre eigenen Launen haben!

Holiday. Das war eine Reiſe wie auf Flügeln des Windes. Aber ich bringe noch einen Freund mit —

Marſton (tritt ein). Herrlich! Romantiſch! Accurat ſo eine alte Burg wie bei Walter Scott!

Holiday. Das, lieber Marſton, iſt Miſter Trilbie, das Factotum meines Vetters, und dieſer Herr, lieber Trilbie, iſt Sir James Marſton —

Marſton. Manchmal das Factotum Sir Eduard Holiday's! Das heißt, ich darf blos ſeinen Willen thun! Zum Beiſpiel, glauben Sie nur nicht, daß in London dieſe Cravattenſchleife gegenwärtig Mode iſt. Das iſt eine Erfindung von Sir Eduard —

Toms (bei Seite). Der ſucht, glaub' ich, ſchon einen Spiegel.

Holiday. Trilbie, Sie werden Sorge tragen, daß Sir James mit all der Gaſtfreundſchaft und Zuvorkommenheit bewirthet wird, die im Hauſe der Douglas erblich iſt.

Trilbie (bei Seite). Erblich? Er ſpielt ſchon auf die Erbſchaft an!

Marſton. Ich ſage Ihnen, Holiday! Douglas-Caſtle hat meine ganze Bewunderung! Gerade wie das alte Schloß des Bradwardine im „Waverley" von Walter Scott. Nur vermiß' ich — (Sieht herum an den Wänden.)

Toms (bei Seite). Na ja! Na ja!

Holiday. Unſer Vetter! Wo iſt Arthur, daß ich ihn in meine Arme ſchließe? Ich hörte ſchon auf der letzten Station, daß er leidet —?

Marſton. Der Ton des Poſthorns ſcheint bis zu dem romantiſchen Flügel, wo Lord Arthur wohnt, nicht gedrungen zu ſein — was mir übrigens angenehm iſt, da die Schleife meiner Cravatte — iſt denn hier kein Spiegel?

Toms (bei Seite). Nun haben wir's.

Trilbie. Vergebung, meine Herren! Wenn Sie bereits von dem leidenden Zuſtande des Lords erfahren haben, ſo bin ich der unangenehmen Pflicht überhoben, Ihnen davon die erſte Anzeige zu machen. Der gnädige Herr wohnt in dem entfern-

Alle.

Der Erbprinz?

Erbprinz (verbiſſen).

Guten Abend!

König.

Recht ſo, Erbprinz, daß Sie gekommen ſind. Nun können Sie in Rheinsberg doch etwas Ordentliches von meiner Familie erzählen. (Bei Seite) Warte, Schlange! Ich glaube, Sie rauchen kalt.

Erbprinz.

Das Feuer denk' ich mir hier zu holen.

(Man ſetzt ſich, und zwar ſo, daß an der einen Spitze des Tiſches der König mit Grumbkow, an der andern Hotham mit dem Erbprinzen ſitzen.)

König.

Langen Sie zu, meine Herren. Da ſtehen die Sorgenbrecher!

Seckendorf.

Auf das Wohl Sr. Majeſtät!

König.

Nein, nach einem heißen Tag voll Aerger und Kummer, auf Heiterkeit, Frohſinn und gute Einfälle!

(Alle ſtoßen an.)

Eversmann

(der zu und abgeht, die Gäſte bedient, und die Kohlen zum Anzünden reicht, bei Seite).

Auf Einfälle ſtoß' ich nicht an. Ich baue mir jetzt mein viertes Haus.

testen Flügel des Schlosses und ich werde mir die Ehre geben, Sir Eduard Holiday dorthin zu begleiten.

Holiday. Ich brenne vor Verlangen, ihn zu umarmen. Dorthin? Folgen Sie, Marston! (Wendet sich zum Abgehen nach rechts.)

Marston (will folgen).

Trilbie (sieht dies und zögert).

Holiday. Sie meinen doch diese Thür?

Trilbie. Ich bitte um Vergebung, wenn ich Anstand nehme, zum gnädigen Herrn einen Fremden zuzulassen.

Holiday. Sir James, meinen Freund? Der der Freund auch meines theuern Vetters werden wird —?

Trilbie. Der Zustand des Lords ist so bedenklich, daß das plötzliche Entgegentreten einer ihm unbekannten Person seine Nerven vielleicht in eine Spannung versetzt, die —

Holiday. So leidend ist Arthur? Himmel, das betrübt mich! Marston, bleiben Sie so lange hier, bis ich den Lord auf Ihre Bekanntschaft vorbereitet habe. Nehmen Sie's nicht übel! Die gütige Fürsorge des Mister Trilbie (klopft ihm auf die Schulter) — ein braver, zartfühlender Diener des Hauses Douglas, unser guter Trilbie! —

Marston. Nein, bitte, Holiday! Warten Sie doch noch einen Augenblick! Denken Sie sich, in dem ganzen Zimmer hier befindet sich nicht ein einziger Spiegel —

Holiday (sieht sich um). In der That! (Im Gehen.) Haha! Wissen Sie denn das nicht, daß die Spiegel erst lange nach den Zeiten erfunden sind, in denen die Romane Walter Scott's spielen? (Ab mit Trilbie nach rechts.)

Marston (der seinen Mantel auch ausgezogen und mancherlei Gegenstände auf den Tisch gelegt und sich's bequem gemacht hat). Ah! Wirklich? wäre das der Fall? Wie unterrichtend es ist, mit einem geistvollen Mann zu reisen! Nicht wahr, das ist euch allen unerwartet gekommen?

Toms. Ew. Gnaden Beſuch wären unerwartet gekommen?

Marſton. Nein! Die Rückkehr des jungen Lords von ſeiner abenteuerlichen Reiſe mein' ich.

Toms. Die Rückkehr des gnädigen Herrn? Ja wohl, ſehr unerwartet! Ich hatte gerade die Abſicht, eine Stelle in Glasgow als Dampfſchiffskellner anzunehmen, als man mir Eröffnungen auf dies hochländiſche Schloß machte, wo ich allerdings —

Marſton. Du gehörſt nicht zu den alten Erbſtücken dieſes romantiſchen Hauſes?

Toms. Altes Erbſtück? Mylord! Ich habe mich erſt vor kurzem der Conſcription durch den Beweis entzogen, daß ich — in allem Ernſte — (ſehen Sie!) zu lange Finger habe!

Marſton. Hahaha! Hoffentlich wurde dieſer Beweis nicht durch einen Entlaſſungsſchein aus den Gefängniſſen von Newgate geführt. Wie viel Lakaien hat denn hier Mylord zu ſeiner Bedienung?

Toms. Sir! Kurz vor Rückkehr des jungen Lords hatte Trilbie das dienende Perſonal des Hauſes auf einen Fuß von circa zwanzig Füßen vermehrt. Wie aber Mylord ankamen, entließen ſie ſogleich ſämmtliche Kutſcher, Bediente, Köche, Jäger, Pferde, Hunde, und nur mich hat man behalten.

Marſton. Ich geſtehe, dieſe Nachahmung der alten patriarchaliſchen Sitte iſt weniger nach meinem Geſchmack. Wo liegen denn die mir anzuweiſenden Zimmer? Meine Toilette befindet ſich in einem deſolaten Zuſtande — Wenn mich der Lord rufen ſollte und ich ihm als Lion von London entgegentrete — aber wirklich — gibt es in der That hier keinen Spiegel? Wozu iſt denn dort der Vorhang?

Toms (bei Seite). Ob ich ihn durch meine Bürſte vielleicht auf andere Gedanken bringe?

Marſton (geht an den Vorhang, ſieht dahinter einen Spiegel und reißt

ihn ab). Wetter! Iſt denn das aus Geiz, daß man hier die Spiegel verhängt? Da iſt ja einer. (Macht ſeine Toilette.)

Toms (bei Seite). Er hat den Vorhang abgeriſſen! Aber welche Wohlthat, ſich einmal wieder in Lebensgröße —

Marſton. Trage da die Sachen in die mir beſtimmten Zimmer. Hörſt du? Jack oder —

Toms. Toms, gnädiger Herr!

Marſton (immer noch am Spiegel ſich ordnend). Wenn du dich meiner mit Aufmerkſamkeit annimmſt, Toms, und mir über mancherlei, was ich dich fragen werde, z. B. über die Reichthümer des Hauſes Douglas, über Schottland und die Hochlande und das ſchottiſche Erbrecht, hörſt du, Auskunft verſchaffen wirſt, ſo ſoll es dein Nachtheil nicht ſein.

Toms. Gnädiger Herr, fragen Sie nur! Ich kann über mancherlei Gegenſtände Antwort geben. Ich habe einen regelmäßigen Schulunterricht genoſſen —

Marſton (bei Seite). Dummer Kerl! (Geht an den Tiſch.) Da, trage den Mantel hinunter, die Pelzhandſchuhe, die Mütze und — Was hat denn Holiday da in dem Kaſten?

Toms (der den Mantel und die genannten Gegenſtände über den Arm gelegt hat). Es iſt vielleicht die Geldchatoulle?

Marſton (hebt und wiegt den Kaſten). Dafür iſt ſie zu ſchwer — zu leicht wollt' ich ſagen. Hab' ich doch im Wagen dieſen Kaſten gar nicht bemerkt —

Toms. Vielleicht eine Handbibliothek oder — das Raſirzeug?

Marſton. Ich entſinne mich, Holiday hatte den Kaſten zu ſeinen Füßen ſtehen —

Toms. Alſo iſt's ein Fußſack.

Marſton. Da iſt, glaub' ich, ein Drücker! Er gibt nach! Sieh, ſieh! (Der Kaſten ſpringt auf und zeigt zwei Piſtolen.)

Toms. Zwei Piſtolen! Vielleicht geladene — Erlauben Sie,

gnädiger Herr, ich werde erſt dieſe Gegenſtände hinuntertragen und hernach die andern! (Schnell ab.)

Marſton (das offen bleibende Käſtchen betrachtend). Der Kerl hat für einen engliſchen Soldaten nicht blos zu lange Finger, ſondern auch zu lange Beine! Holiday bringt ſich Piſtolen mit? Das wird ja immer romantiſcher! In drei Tagen ſind wir von London hierhergeflogen, um am elften November anzukommen. Warum gerade am elften? Das war bereits das erſte, was mir an dieſer Reiſe eine Myſtifi — wollt' ich ſagen myſtiſch war. An ſich iſt die Gegend wundervoll, aber düſter, ſchauererregend — das einſame Schloß mit ſeinen alten Thürmen und knarrenden Wetterfahnen hat etwas Ahnungsvolles in dem Grade, daß jetzt nur noch eine Ahnfrau zu erſcheinen braucht —

Holiday (tritt aufgeregt ſchnell wieder ein). Ah, da ſind Sie noch!

Marſton. Um Gottes willen! Wie Sie mich erſchreckt haben! Und — wie ſehen Sie denn aus? Haben Sie bereits Geſpenſter geſehen?

Holiday. Erſchütternd, unglaublich! Laſſen Sie mir einen Augenblick Ruhe! Ich muß mich erholen. (Fällt in einen Seſſel.)

Marſton. Haben Sie den großen Fergus Mac Ivor erblickt — oder den alten Bradwardine — oder den tapfern Bich-Jan-Vor oder vielleicht gar eine der bärtigen Hexen —

Holiday. Marſton, keine Scherze! Sie ſehen mich in einer Beſtürzung —

Marſton. Ihre Bläſſe entfärbt ja auch, ſehen Sie nur, mich ſelbſt!

Holiday (in Unruhe). Sie wiſſen, Marſton, ich bin mit meinem Vetter Arthur erzogen worden. Sein Vater, Lord Douglas, war eines plötzlichen Todes geſtorben, als wir noch unmündig, noch kleine Raufbolde waren. Dies Schloß hier war der erſte Tummelplatz unſerer Spiele; von hier traten wir beide

unſere Reiſe ins Leben an. Nach vollbrachten Univerſitätsſtudien bezweckte Arthur eine längere wiſſenſchaftliche Reiſe auf den Continent. In London bereitete er ſich einige Jahre darauf vor und trat dann endlich die Pilgerſchaft durch einen Theil der Welt in meiner Begleitung an.

Marſton. Man hat Ihnen beiden allgemein den Vorwurf gemacht, daß Sie aus dieſer Reiſe für die Wiſſenſchaften wenig Reſultate gezogen haben.

Holiday. Den Werth des Geldes hab' ich allerdings erſt ſchätzen lernen, als ich es entbehrte. Ich war gewohnt, die Vormünder Arthur's auch für mich ſorgen zu ſehen. Wir waren in Italien zweimal. Bei unſerm erſten Beſuch — als unſere Ausgaben in Florenz, in Rom, in Neapel —

Marſton. So ins Fabelhafte ſtiegen, daß auch für Lord Arthur die Hülfstruppen aus den ſchottiſchen Hochlanden abgeſchnitten wurden —

Holiday. Sie irren ſich! Arthur war nahe daran, der eigene Herr ſeines Vermögens zu werden. Nicht die Ausgaben waren es, die uns plötzlich den Einſpruch der Vormünder gegen dieſe Reiſe zuzogen, ſondern andere Folgen derſelben —

Marſton. Ganz recht, Sir Eduard! Man behauptete, Sie hätten deshalb Ihren Vetter in einen Strudel von Vergnügungen und wahnſinnigen Exceſſen geſtürzt, um ihn — deſto früher beerben zu können.

Holiday (erhebt ſich). Was ſprechen Sie da? Ein albernes londoner Geſchwätz! Die freche Chronik Ihres Spielclubs!

Marſton. Beſter Freund! Greifen Sie mir unſern Spielclub nicht an, wo ich das Vergnügen gehabt habe, 3000 Pfund von Ihnen zu gewinnen und um die ich nun in der Hoffnung, ſie von der Güte Ihres liebenswürdigen Herrn Vetters einkaſſiren zu können, mit Ihnen dieſe Reiſe gemacht habe.

Holiday. Reden Sie nicht von einer Bagatelle!

Marſton. Hören Sie 'mal, von einer Bagatelle? Zwanzig Bediente ſind hier plötzlich entlaſſen worden! Bin ich auch anſtändig genug, vorzugeben, daß ich dieſe Reiſe nicht wegen meiner 3000 Pfund, ſondern im Intereſſe der Romantik gemacht habe —

Holiday. Die Folgen eines leidenſchaftlich bewegten Lebens warfen den Lord in eine tödliche Krankheit. Man zweifelte an ſeinem Aufkommen. Ich befand mich damals in einer ſonderbaren Lage —

Marſton. Sie ſtanden am Sterbebett von 40000 Pfund jährlicher Renten, d. h. für Sie bei deren Geburtsſtunde — eine ſchmerzliche Poſition für ſo gefühlvolle Seelen wie Sir Eduard!

Holiday. Das Schickſal ſpottete meiner damals, wie jetzt eben Sie! Arthur genas, genas zu einem neuen Leben! Er war wie umgewandelt! Wir machten die zweite Reiſe nach Italien. Aber unter andern Verhältniſſen. Ich geſtehe, daß ich ſein Benehmen langweilig fand. Nichts konnte ihn noch beſtimmen, an unſern alten Vergnügungen theilzunehmen. Ich vermuthe, daß er damals eine Liebe im Herzen trug. Niemals ſtand er mir darüber Rede. Doch er kränkelte und ſein Leben kam aufs neue in Gefahr. Kaum jedoch wagte er ſeine erſten Ausgänge, als ihn ein fürchterlicher Schlag in einer mir noch jetzt dunkel gebliebenen Nachricht aus London traf.

Marſton. Das heißt, dieſe Nachricht ſoll nur mir dunkel bleiben, weil Sie wiſſen, daß ich gerade hier in Hochſchottland das Geheimnißvolle ſuchte.

Holiday. Nein, nein! Nach einer mir völlig unbekannt gebliebenen Nachricht verfiel Arthur in einen förmlichen Anfall von Wuth. Es ſchien ſich um eine ihm bewieſene Treuloſigkeit zu handeln, die ihn dem Wahnſinn nahe brachte. Eines Abends auf einem Ball, als ich eben mit einer reizenden Italienerin zum

Tanz antrete, erhalt' ich eine verschlossene Karte von Arthur, mit den einfachen Worten: Arthur Douglas, pour prendre congé.

Marston. In einer so gentilen Aufmerksamkeit finden Sie ein Zeichen des Wahnsinns?

Holiday. Die Nebenumstände waren bedeutungsvoll genug. Ich eile in unsere Wohnung. Arthur ist verschwunden — Niemand weiß wohin. Ich machte bei der Polizei Anzeige, keine Spur war von ihm zu finden. Ich setzte Preise aus, ihn zu entdecken; erfolglos. Arthur Douglas gehörte zwei Jahre und noch vor vier Wochen zu den Todten!

Marston. Ich erinnere mich Ihrer komischen Miene, wenn Sie die Glückwünsche zu Ihrer baldigen Standeserhöhung und Erbschaft annahmen. Sie lächelten und sagten: Ich bitte Sie! Jedenfalls lebt mein Vetter noch! Aber Sie hatten zwei Jahre lang erstaunlichen Credit, sonst würden Sie schwerlich die Chance haben wagen können, mich mit 3000 Pfund zu sprengen. Armer Holiday! Der Vetter war im Orient, in Persien, in Indien, er hat den Koran studirt, die Vedas, den Confucius, und ist nun plötzlich auf dem Wege der ägyptischen Seelenwanderung wieder in Schottland bei seinen Vätern und den respectabeln Pachtbriefen derselben angelangt. Sie werden mir einräumen, daß ich verschwiegen bin. Hätte man diese Rückkehr aus den Kreuzzügen in Londons Gesellschaft so bald erfahren, als ich sie erfuhr, Sie würden keine Zeit gehabt haben, Ihre verwickelten Angelegenheiten zu ordnen und abzureisen. Aufrichtig, was versprechen Sie sich nach dem unerwarteten Wiedersehen von jener unbestimmten Perspective, Zukunft genannt?

Holiday. Die Aussicht der glänzenden Erbschaft, die Aussicht auf den Lordtitel ist vorläufig vernichtet. Mit Schulden bedeckt, im Begriff, mich um die Hand der schönen Lady Fennimor Stafford zu bewerben, bleibt mir nichts übrig, als mich der Großmuth

meines Vetters in die Arme zu werfen. Aber während ich noch darüber nachdachte, ob er sich vielleicht gar verheirathen wird und mich auf diese Art, sollte er Nachkommenschaft erzielen, um jede meiner Hoffnungen betrügt, bin ich erschüttert von seinem Wiedersehen. Wie ich eintrete, liegt er träumerisch in einem Zimmer, dessen grüne Jalousieen herabgelassen sind, auf ein Sofa hingestreckt, eine bleiche, des Mitleids würdige Gestalt. Starr blickt mich Arthur an, er erkennt mich, springt auf und stürzt mit leidenschaftlicher Geberde und mit dem sonderbaren Ausruf: Lebe wohl! an meine ängstlich klopfende Brust. Die Worte erstarben mir im Munde, als ich seine kalte Hand mit der meinigen drückte. Trilbie, rief er, alter Trilbie, ja Eduard kam zu rechter Zeit! Es ist der elfte, fuhr er fort, erst der elfte November, betonte er, und nun aufs neue sich mir zuwendend, faßte er mich mit Schmerz ins Auge, blickte mich mit herzdurchbohrender Wehmuth an und stürzte mit einer solchen Flut entströmender Thränen an meine Brust, daß ich wankte und mich selbst nicht fassen konnte. Da, in diesem peinigenden Augenblick scheint Arthur plötzlich das Bewußtsein zu verlieren, sein Schluchzen nimmt die Gestalt eines Krampfes an, heftig winkt er mit der Hand, als wenn ich ihn nur noch bemitleiden, jetzt ihn allein lassen sollte, und Trilbie, der über diesen Anfall einer räthselhaften Leidenschaftlichkeit selbst in Verzweiflung geräth, drängt mich hinaus. Fort, fort! flüstert er. Ich ging und noch weiß ich nicht, wie ich im Andrang der erschütterndsten Gefühle wieder zu mir selbst gekommen bin!

Marston (horcht auf). Sonderbar, und ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, ich bekomme Furcht. Das zweite Gesicht soll in Schottland so verbreitet sein, daß es ansteckt. Sie erwähnten Fennimor Stafford — sie hat London verlassen — und in diesem Augenblick schwebt mir die reizende Dame so vor der Phantasie —

Holiday. Sie befindet sich ja hier in den Hochlanden, um den Winter bei einer Freundin zuzubringen.

Marston. Nun, da sehen Sie! Das beweist, daß diese Dame mit mir in Rapport steht! Ich muß sie irgendwo bei unserer Herfahrt gesehen haben. Ich bitte Sie, bester Freund, machen Sie die Affaire mit den 3000 Pfund so schnell als möglich ab und erlauben Sie dann, daß ich lieber vorziehe, meine Abreise — Man kommt — und so hastig die Schritte!

Fünfter Auftritt.

Trilbie tritt eilig ein. Die Vorigen.

Trilbie. Der gnädige Herr! Er kommt — Ich — (auf Marston blickend) bitte — wenn Sie die Güte, die Schonung hätten —

Holiday. Marston, Ihr Anblick, so unvorbereitet, würde ihn erschrecken — gehen Sie!

Marston. Mir durchaus erwünscht. Ich gestehe Ihnen, die Steigerung der Effecte kommt mir etwas zu sehr im Sturm. Ich liebe die allmähliche Entwickelung. Sie haben mich ganz angegriffen, Holiday, mit Ihrer nervösen Geschichte und besonders mit jener räthselhaften Treulosigkeit — (Bei Seite.) Benutzen Sie die poetischen Ekstasen Ihres Vetters zur Regulirung Ihres Finanzetats und lassen Sie Extrapost bestellen, damit wir je schneller je lieber wieder nach London reisen. Einstweilen will ich gehen und noch weiter dies alte Schloß mit dem des Bradwardine im Waverley vergleichen. Nein! Keine Spiegel! (Geht.)

Trilbie. Der zweite Corridor links!

Marston. Bitte, bitte! Ich kenne die Bauart dieser alten Schlösser! (Ab.)

Trilbie. Er folgt mir auf dem Fuße — Da ist er!

Sechster Auftritt.

Arthur. Holiday. Trilbie.

Arthur (mit leidender Miene und ſtarrem Geſichtsausdruck. Er trägt einen ſchwarzen Hausüberrock. Die Binde iſt loſe umgeknüpft, der Bart etwas verwildert). Vergebung, mein guter, theurer Freund! (Schüttelt Holiday die Hand.) Ich freue mich, dich noch einmal zu ſehen.

Holiday. Noch einmal? Arthur, was iſt es nur, das dich ſo plötzlich erſchütterte?

Arthur. Eduard, die Erinnerung! Es liegen mächtige Geiſter in der Menſchenbruſt, gewaltige —; angebunden liegen ſie! Kommt dann eine Freundeshand, ein Freundesblick, ſo reißen ſie ſich los und wir beherrſchen ſie nicht mehr mit unſerm kalten Stolz, wir müſſen uns unterwerfen.

Trilbie (bei Seite). Ha! Der Spiegel — iſt ja nicht verhängt!

Arthur. Ich ſagte mir: Es iſt nicht wahr, daß das Haus der Douglas ſich vor dem November zu fürchten hat. Und in dieſem düſtern Monat, mitten unter dem Blätterfall, kommt mir der alte Freund, der Gefährte meiner Leiden und Freuden — da ergriff mich —

Trilbie (auf den Spiegel blickend, bei Seite). Ich hatte doch Toms —

Holiday. Das Haus der Douglas hätte ſich vor dem November zu fürchten? Kenn' ich doch die Geſchichte unſerer Ahnen genug, um zu wiſſen, daß ſie in jedem Monat Böſes und Gutes erfahren haben.

Arthur (ſetzt ſich, auf Trilbie zeigend, ohne daß er den Spiegel ſieht). Seit mein Vater ſo plötzlich im November ſtarb, auch, glaub' ich, mein Großvater, hat mich Trilbie ſchon als Knaben vor dem November gewarnt.

König (bei Seite).

Grumbkow, ich glaube, es wird heut' ſchön werden.

Grumbkow (bei Seite).

Den Erbprinzen wollen wir gleich anbohren.

König (bei Seite).

Machen Sie's gnädig. Der Angſtſchweiß ſteht ihm ſchon auf der Stirne. (Laut) Sagen Sie 'mal, Erbprinz, da Sie ja doch ſo viel herum gewindbeutelt ſind, rauchen ſie in Verſailles auch Taback?

Erbprinz.

Nein, Majeſtät, aber in London hab' ich Matroſen geſehen, die kauen ihn.

König.

Brr! Grumbkow, das führen wir nicht ein — ich will nicht ſagen von wegen dem Geſchmack, aber ſolche Mahlzeiten müſſen ſehr koſtſpielig werden.

Lotham.

Unſre Matroſen brauchen den Taback nur als Mittel gegen den Scorbut —

Seckendorf.

Was iſt das: Scorbut?

Erbprinz.

Ein Uebel, Herr von Seckendorf, das mit einem böſen Munde anfängt.

König (lachend bei Seite).

Aha, Grumbkow, merken Sie was? Jetzt 'mal heraus mit der Plempe.

Trilbie (ablehnend). Gnädiger Herr —

Arthur. Hier oben in Schottland, lieber Freund, haben ſie merkwürdige Dinge. Das doppelte Geſicht läßt ſie Nahes und Fernes zu gleicher Zeit erblicken. So ſtehen auch in den Familien geheimnißvolle Dinge feſt, für deren Begreifen ſchwer iſt, mit dem gewöhnlichen Verſtande auszukommen. Geh, alter Trilbie, ſorge für die Bequemlichkeit unſerer Gäſte!

Trilbie (zögernd, für ſich). Die verwünſchte Nachläſſigkeit dieſes Burſchen — ich ſagte doch — die Spiegel ſollten —

Arthur. Hurtig, hurtig, altes Legendenbuch!

Trilbie (für ſich). Er iſt ja ganz heiter geworden! Till Eulenſpiegel, ſollt' er mich nennen, wie ſein Vater in jungen Jahren — wenn nur nicht ein Spiegel in dem Namen ſteckte! (Geht zögernd.)

Holiday. Arthur, wie ſoll ich dir ſchildern, welchen Schrecken mir damals deine plötzliche Entfernung aus Rom verurſachte! (Setzt ſich zu ihm.) Es war um die Zeit des Carnevals. Du kamſt aus dem nördlichen Italien in einem leidenden Zuſtande.

Arthur. Sage mehr, Eduard! Wir hatten unſerer Jugendkraft etwas zu viel zugemuthet, der Becher ſchwoll über, er bot nicht mehr Genuß, nein Rauſch, und gerade über dieſe Erinnerungen bin ich mir ſchon damals ſelbſt verhaßt geworden.

Holiday. Welch ein Ausdruck! Du ſprichſt von unſerm erſten Aufenthalt —

Arthur. Der Doctor ſagte zu Trilbie: blaſirt! Er weiß vielleicht nicht, daß blaſirten Menſchen nur die Welt nicht gefällt, ihr eigenes Ich aber im Roſenlicht erſcheint; bei mir iſt es umgekehrt: ich habe keine — Liebe zu mir ſelbſt.

Holiday. Grillenfängerei! Du hältſt noch immer das Siegel auf jener Nachricht, die du vor zwei Jahren aus Paris empfingſt und die dich damals ſo heftig zu erſchüttern ſchien?

Arthur. Lieber Freund, wo kommt denn aller Schmerz, der

an uns nagt, anders her als aus dem großen Muskel in der Bruſt — dem Herzen! Du wirſt es vielleicht für unmöglich halten, daß ich bei unſerm zweiten Aufenthalt in Italien in dieſem Herzen eine reine, ätheriſche Liebe trug.

Holiday. Von der du nie, nie geſprochen bei dem Geräuſch, in dem wir lebten! Ich ahnte es mit der Zeit —

Arthur. Ich wollte dieſen Beſitz nicht entweihen. Es war mein Reſervekapital, das ich anzugreifen fürchtete ſchon durch die Berührung — des Sprechens darüber! Ein Mädchen, das ich kurz vor unſerer zweiten Reiſe nach Italien kennen gelernt, in ſtiller Verſchwiegenheit vor der Welt geliebt hatte, ein Mädchen, das in mir einſt mein ganzes Leben, meine ewige Liebe zu beſitzen gewiß war, ein Weſen, über deſſen Abſchied ich von Paris bis Mailand, wie du weißt, die Beſinnung, die Sprache verloren zu haben ſchien —

Holiday. Deshalb damals dein, ich möchte ſagen, glücklicher Trübſinn! Ich vermuthete eine Neigung, wagte aber nicht, nach Namen und Verhältniſſen zu forſchen —

Arthur. Ich war nur deshalb ſo glücklich, weil ich wußte, was ich beſaß. Die Frauen exiſtirten nicht mehr für mich. Ich genoß nur, was, außer ihnen, der übrige Reiz des Lebens bot. Freund, jetzt kann ich dir meine damals ſo glückliche, dann ſo unglückliche Neigung nennen. Von Paris bis Indien war man über die plötzliche Heirath des blühenden jungen Mädchens mit einem rohen, altersſchwachen Seemann erſtaunt — Ich hatte in Paris, wo ſie mit dem Vater lebte, während du nach London gingſt, den Bund der innigſten Liebe geſchloſſen. Wie entzückten mich ihre Briefe! Nach den Tagen unſers zweiten Aufenthalts in Florenz, Rom und Neapel wurden ſie ſeltener und eines Tags erhielt ich die Kunde, daß die Königin meines Herzens, ein Engel an Güte und Hingebung im Stande geweſen

war, ſich einem andern, dem Commodore William Stafford zu vermählen.

Holiday (beſtürzt). Wie? Fennimor — Leslie?

Arthur. Einſt Fennimor Leslie! Ich hatte gehofft: Fennimor Douglas! Jetzt Fennimor Stafford!

Holiday (bei Seite). Welche Entdeckung!

Arthur. Gefoltert, zerriſſen von Schmerz wollt' ich erſt nach England. Da ich jedoch die Beſchreibungen las, die man in den londoner Blättern über unſern frühern Aufenthalt in Italien gemacht hatte, da ich nicht wußte, wie ich einer Treuloſen mit der Kraft meiner moraliſchen Würde gegenübertreten ſollte, floh ich in den Orient, reiſte wie ein Muſelmann, pilgerte nach Mekka, drang bis Indien vor, vergebens! Schon ſeit meiner früheſten Jugend liegt etwas in mir, dem ich nicht Namen zu geben vermag, ein Zug — zur Trauer, ein Zug — nenn' es geradezu — zum Tode! (Holiday will einreden.) Nichts war im Stande, mich aus dieſem geknickten Bewußtſein, aus dieſer Ohnmacht meines innern, mit Zweifeln kämpfenden Menſchen aufzuraffen. So verſtrichen dem von Fennimor Verrathenen und Lebensſatten zwei freudloſe Jahre. Oft ſchon wollt' — ich — — mich — Nein — nein! — Da beſinn' ich mich eines Tags, daß Trilbie, unſer alter Diener, mich vor einem Tage des November gewarnt hatte, der den Douglas gefährlich wäre. Dieſe Warnung verwandelte ſich für mich in eine glückverheißende Prophezeiung. Ich ſah eine dunkle Wolke vor mir, die mir den Weg zurückwies nach Europa, in die Heimat, in das Land der Untreue, in dieſe düſtern Berge, in dieſe finſtern Hallen, die den rückkehrenden Wanderer ſchon aus der Ferne grüßten, als hingen Todtenkränze an ihren Mauern, als winkten ſchwarze Fahnen von ihren Zinnen und Thürmen herab — Ich wanderte gedankenlos, hielt endlich an, blickte auf, pochte an das Thor meiner Väter,

ſah die Wappen unſers Hauſes verwittert, zerbröckelt an den Wänden des alten, düſtern Schloßhofs, und bin nun da — erwartend — (mit forſchendem Umblick) was eine höhere Macht über mich beſchließen wird!

Holiday. Arthur, man erwartet dich im Parlament, in der Geſellſchaft Londons — Dort wird dein entflohener Lebensmuth zurückkehren.

Arthur. Sprich mir von dieſen Thorheiten nicht! (Steht auf.) Sieh, wie unrecht war es ſchon von mir, überhaupt aus der Verſchollenheit wieder zurückzukehren und dich um deinen Ehrgeiz, deine Talente, deinen Lebensmuth und die ſichere Ausſicht zu betrügen — meine Titel und mein Vermögen zu erben.

Holiday (ſich abwendend). Woran erinnerſt du — mich?

Arthur. Eduard! Ich ließ die Welt glauben, daß ich nicht mehr am Leben wäre, und kehrte doch plötzlich, ein Feigling, wieder zurück! War das ehrlich gehandelt gegen die, denen ich das Recht gegeben, mich zu betrachten, als wäre ich nicht mehr am Leben? (Wendet ſich allmählich ab nach dem Spiegel zu. Es wird dunkler auf der Bühne.) Hörſt du — laß dich — in keiner — deiner Unternehmungen, in keiner deiner Hoffnungen auf meinen Tod ſtören! Gewöhne dich, ſtatt meiner Arthur Douglas zu ſein, ein Glücklicherer als der, der bald — (erblickt ſich im Spiegel) Ha! ſiehſt du — das iſt mein Schatten! Ich ſelbſt bin es ſchon nicht mehr! Wie kann ein Menſch, der noch länger zu leben gedenkt, ſolche Schleier über ſeinem Antlitz tragen, Furchen ſo tief wie Gräber — es ſind die Gedankenſtriche der Natur, deren Sinn die Welt nicht verſteht, Merkzeichen, die wir uns einlegten an der Stelle, wo wir im Buch des Lebens zu blättern aufhörten und an das Jenſeits dachten —! Ha! So biſt du einſt nicht aus Fenwimor's Armen geſchieden — freudloſer

Zweifler am Werthe des Lebens! Bist du's denn noch selbst? (Ein leises Donnerrollen in der Ferne.) Schwindest du wie eine Nebelgestalt auf den gewitternden Höhen — wo in den Wolken Ossian's Harfe klingt? Haucht dich ein unsterblicher Sonnenstrahl hinweg, ein Morgengewölk schönern Daseins, Phantom eines Menschen, Gespenst — (Ballt die Faust.)

Holiday (fasst ihn und reißt ihn zurück). Freund! Arthur! Wende dich ab! Erschreckt es dich so, dich selbst zu sehen? — Du bist krank —

Arthur. Die Vorboten des Todes bringen mir die Gesundheit!

Holiday. Nein! Nein! Melancholischer Träumer! Verlaß dies düstere Schloß, diese spukhaften Berge, diese nebeligen Thäler! — (Wieder ein leises Donnern.) In so später Jahreszeit ein Gewitter? Nur die schwüle Luft dieser Hochlande ist die Mutter der Wunder, die hier die Gemüther seit Jahrhunderten ängstigen — Komm zu dir, Arthur!

Arthur (sieht sich um. Pause. Er erblickt das offene Pistolenkästchen). Was hast du da? (Er geht an den Tisch, ergreift die Pistolen und betrachtet sie mit starrer Neugier, spricht aber scheinbar gleichgültig und seine Aufregung unterdrückend.) Sieh! Gute Arbeit! (Große Pause.) Wo — gekauft?

Holiday (nach einer Pause). In Lüttich.

Arthur (nach einer Pause). Die besten Waffen kauft man in Lüttich.

Holiday (nach einer Pause, ihn aus der Ferne fixirend, bei Seite). Dieser Blick in den Spiegel! Dieses gebannte Betrachten der Waffen —!

Arthur. Trilbie — hat die Pistolen — meines seligen Vaters in Verschluß — und meine eigenen — Ich will sie mit

en beinigen vergleichen. Willſt du den Abend bei mir zubringen? Beim Schein einer düſtern Lampe — wie wir's einſt auf der Schule getrieben, wenn wir Seneca de consolatione laſen — Damals hatten wir Troſt und noch keine Leiden — jetzt haben wir Leiden, und — — keinen Troſt! Schick' das Käſtchen zu mir hinüber, hörſt du? Ich erwarte dich in meinem Zimmer, wo wir unſere Waffen vergleichen wollen. Bis dahin — Dank dir, edles Herz, daß du gekommen —! Im November ſollen die Douglas ſich an den ſtarken Händen halten und feſt zueinander ſtehen — dem Schickſal trotzend! Verſuchen wir es — wenn — noch möglich! (Geht ab nach rechts.)

Holiday (begleitet ihn bis an die Thür und kehrt dann aufgeregt zurück). Was hab' ich entdeckt? — Fennimor Stafford einſt die geheimnißvoll verſchwiegene Verlobte Arthur's? Und dieſe Rückkehr ins Leben, die mich erſt um alles, alles zu bringen ſchien — und jetzt —? Ha, die Wolken meines Schickſals öffnen ſich — dieſe Mienen — dieſer Blick auf die tödlichen Waffen — Er brütet — über Selbſtmord —!

(Ein etwas ſtärkerer Donner.)

Siebenter Auftritt.

Marſton. Holiday.

Marſton. Sir Eduard! Hören Sie!

Holiday. Ja — ich höre — es donnert.

Marſton. Nein — eine andere myſtiſche Entdeckung! Das Gewitter bringt Geiſtererſcheinungen und — ich fange an mich zu fürchten.

Holiday. Das Ihre Neuigkeit?

Marſton. Daß ich furchtſam bin, allerdings; das war der Welt bisher noch unbekannt. Aber meine Neuigkeit lautet anders. Mein zweites Geſicht beſtätigt ſich. Ja! Wenn Sie den Winter über bei Ihrem kranken Vetter ausharren wollen, ſo haben Sie für Unterhaltung geſorgt.

Holiday. Ich verſtehe Sie nicht.

Marſton. Sie Schlaukopf ſollten nicht gewußt haben, daß die Jugendfreundin, die Fennimor Stafford zu beſuchen gedachte, die Frau eines Doctor Scott iſt, der dicht hier in der Nähe, nur zwei Stunden von Douglas-Caſtle entfernt wohnt?

Holiday. Fennimor ſo nahe?

Marſton. In einer glänzenden Caroſſe nach dem neueſten pariſer Geſchmack, mit Bedienten, Kammerjungfern fuhr ſie ſoeben hier vorüber. Das Gewitter ſchien ſie zu beſtimmen, im Schloß eine Zuflucht zu ſuchen. Von einem großen gothiſchen Fenſter erblick' ich, wie ſie ſich aus dem Wagenſchlag lehnt, und wahrſcheinlich nach dem Namen des Schloſſes frägt —

Holiday. In der That —

Marſton. Sonderbar jedoch —! Als ſie den Namen des Schloſſes erfahren hatte, winkt ſie im Nu mit dem Taſchentuche. Die Pferde ziehen an und ſetzen ſich in wilden, ſtürmiſchen Galop. Es wird die Herrſchaft ſein, ſagte der Bediente, die beim Doctor Scott erwartet wird.

Holiday. Welch ein Zuſammentreffen! Aber — Marſton — Nicht einen Laut ſprechen Sie hier über Fennimor Stafford!

Marſton. Sehr gern. Aber, warum? Auch Sie kommen mir ganz ſpukhaft vor! Ich erzähle Ihnen da eine Sache, die Sie entzücken ſollte und Sie murmeln zwiſchen den Zähnen —

Holiday (für ſich). Ihr Zuſammentreffen darf nicht ſtattfinden! Nimmermehr! — Aber nur einige Tage Zeit! Nur

einige — bis zur nahe bevorſtehenden (nimmt den Piſtolenkaſten) Kataſtrophe! (Leiſer Donner.)

Marſton. Ich ſehe, Sie haben auch bereits das zweite Geſicht! Nein, Sie müſſen mir Aufklärung geben. Wie fanden Sie Ihren Vetter? Befindet er ſich wirklich ſo — daß man nicht hoffen kann, ihm begreiflich zu machen, was das Giro eines Wechſels von 3000 Pfund iſt —

Holiday (kämpft nach Gleichgültigkeit). Der Lord befindet ſich wohl, er iſt auf dem Wege der Beſſerung —

Marſton. Und unſere kleine Spieldifferenz?

Holiday. Sir James! Es ſteht hier mehr auf dem Spiele, als wir bei unſerer letzten Karte uns träumen ließen. Doch Sie werden bezahlt werden! Ich glaube am Ziel meiner Wünſche zu ſein! Bis dahin — Kommen Sie! Wir wollen uns nach dem Doctor Scott umſehen und nach ſeinen (im Gehen) Gäſten, in denen Sie ſich — wahrſcheinlich geirrt haben werden — (Ab.)

Marſton (im Gehen). Nein! Nein! Ich verſichere Sie.

(Der Vorhang fällt während eines leiſen Donners und der Betheuerungen Marſtons.)

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Ein Zimmer in der ländlichen Wohnung des Doctor Scott. Links befindet sich ein Fenster. Rechts stehen Tisch nebst den Resten eines Frühstücks, Sofa, Stühle. Ueber dem Sofa ein Spiegel. Thür rechts und in der Mitte.

Erster Auftritt.

Fennimor schwarz gekleidet, sitzt auf dem Sofa, Flora und Robert schmiegen sich ihr an. Jenny macht sich mit dem Serviren des Thees zu schaffen. Kitty bedient.

Jenny. Fennimor, du trinkst aber nicht? Nimm doch noch eine Tasse!

Fennimor (winkt verneinend).

Jenny. Bald, hoff' ich, soll die Landluft ihre Wirkung thun. Ihr londoner Damen könnt euch keine Vorstellung machen, was wir hier oben prosaisch werden! Wir essen hier den ganzen Tag und wirklich essen wir mit unsern Zähnen von

Elfenbein und unſern Korallenlippen, wie die Dichter ſagen, ganz ſo maſſive Gegenſtände wie Rauchfleiſch und gedörrte Fiſche! Kinder, was ſeid ihr aber der Tante zur Laſt!

Jennimor. Laß ſie, liebe Jenny. (Streichelt ihnen die Locken.) Wie ſie deinem guten Scott ſo ähnlich ſehen! Hätt' ich je geahnt, daß du es einmal ſein würdeſt, die mir das Aſyl einer ſo trauten Häuslichkeit öffnen würde!

Jenny. Du mußt nur ſo in unſern ſchottiſchen Hochlanden — Kitty, räume doch ab!

Kitty (räumt ab, indem ſie durch die Thür rechts ab- und zugeht).

Jenny. Du mußt ſo vorlieb nehmen! Du haſt dein Trauerjahr nicht in London verleben mögen, haſt dich deiner alten Jugendgeſpielin Jenny, die in den Hochlanden eine Frau Doctorin geworden, in Liebe erinnert und mußt dich nun mit dem Leben, das dieſe Berge dir bieten können, begnügen. Im Sommer genießt man freilich hier frohere Tage! Aber auch im Winter —

Robert. Da gibt's Weihnachten!

Jennimor. Ja wol, Robert! Und ich freue mich — auf eure Freude! Flora, welcher ſchöne Name! Die Blumenkönigin!

Jenny. Eine ſchöne Blumenkönigin! Da hätten die Wäſcherinnen im Olymp viel zu thun, wenn die Königin der Blumen ſo oft umgezogen werden müßte, als die!

Flora. Im Garten haben wir noch immer Blumen.

Jenny. Iſt das eine paſſende Antwort?

Jennimor. Gewiß, Jenny! Sie will dich beſchämen! Sie will ſagen, daß die Natur mit Blumen unerſchöpflich iſt, warum ſollte es nicht die Geduld einer Mutter ſein, die ihr Kind Flora nannte! (Küßt die Kinder.) Geht, wer holt uns Blumen?

Flora (läuft fort). Ich —

Robert (folgt). Nein, ich —

Grumbkow.

Eversmann, ſind die neueſten holländiſchen Zeitungen angekommen?

Eversmann.

Ja wohl, aber wieder lauter Lügen, Excellenz.

König.

Lügen. Drum, glaub' ich, iſt auch unſer Bier ſauer.

Grumbkow.

Sagen Sie, Eversmann, ſteht nichts von Ansbach drin?

Hotham (bei Seite zum Erbprinzen).

Rüſten Sie ſich!

Eversmann (frech).

Ach, über ſo ein kleines Ländchen —

König.

Stille! Preußen war auch einmal klein! Sagen Sie lieber, was ſchreiben denn jetzt die Holländer über Preußen?

Eversmann.

Schändlich! Es wären aus Potsdam wieder viel Deſerteure durchgegangen —

König.

Das iſt nicht gelogen.

Erbprinz.

Aber ſie drücken ſich darüber bei Weitem zarter aus.

König.

Wie denn, Erbprinz?

Kitty (folgt den Kindern, die durch die Mittelthür hinaushüpfen).

Jenny. Theuerſte Freundin, man ſieht, daß deine Ehe nur ein Jahr gedauert hat. Du ſiehſt noch alles von der roſigen Seite an, ſozuſagen vom Penſions-Standpunkte!

Jennimor. Dein Gatte hat dir doch nicht die Dornen der Ehe gezeigt?

Jenny. Ich habe den edelſten, trefflichſten Mann — unter der Sonne kann ich nicht ſagen; denn ſo lange die Sonne ſcheint, reitet und fährt er in der Gegend umher und beſucht ſeine Kundſchaft, die im Gebirge zerſtreut wohnt. Erſt gegen Abend kehrt er heim. Dann kann es aber auch in ganz Britannien keine fröhlichern Menſchen geben als uns.

Jennimor. Ein ſchwerer Beruf für ihn, einen ſo weitläufigen Wirkungskreis zu haben.

Jenny. Freilich wol! Städte haben wir hier oben keine, nur kleine Weiler, und unſere meiſten Patienten ſind in der Gegend zerſtreut. Da ein altes Schloß und dort ein Pachthof, dann wieder eine Hütte am Strande, vornehm und gering. Der Tod meldet ſich überall, und überall erklären wir ihm den Krieg.

Jennimor (am Fenſter). Nicht weit von hier liegt auch das alte Douglas-Caſtle?

Jenny. Nicht zwei Stunden von hier. Das iſt freilich ein großes herrſchaftliches Weſen, ein altes Schloß mit Zinnen und Laufgräben, das ſchon in den alten Schottenzeiten eine große Rolle geſpielt hat, als noch die ſchreckliche Frau Macbeth lebte und die Kokette, die abſcheuliche Maria Stuart ihre Männer umbringen ließ, wenn ſie wechſeln wollte. O wir haben hier der Merkwürdigkeiten ſo viele, daß ich hoffe, dein Trauerjahr wird bei uns unter mehr Anregung hingehen als du erwartet haſt, und wenn wir alles geſehen, alles Merkwürdige ſatt haben, dann

fängſt auch du zu erzählen an und gibſt mir eine Geſchichte deines Lebens von dem Augenblick an, wo wir uns damals in der Penſion trennten, als du nach Paris gingſt, eine Geſchichte deiner Ehe mit dem — was war er doch, Großadmiral?

Jennimor (lächelnd). Commodore —

Jenny. Richtig! Doch etwas zu Waſſer und aus Indien! Nun gut! Alles das wirſt du mir mittheilen! Vergib jetzt, daß ich ſchon wieder in pure Proſa verſinke und nach eben beendigtem Frühſtück die Inſpection halte bereits für das Mittageſſen! Das iſt der tägliche Lebenslauf einer Frau, die auch vor fünf Jahren von Flotten und Armeen geträumt hat und dann plötzlich ſo inconſequent war, einen ſimpeln Landdoctor liebenswürdig zu finden. Ich ſag' es ja immer: wir Frauen haben keinen Charakter! Und zur Strafe dafür, daß auch ich keinen hatte, muß ich nun täglich mit meinen Mägden berathen, welche — Mehlſpeiſe oder welches Gemüſe mir die Liebe meines Gatten erhalten kann! In einer halben Stunde bin ich wieder da. (Ab nach rechts.)

Jennimor (allein). Keinen Charakter?! — (Seufzt.) — Dorthin, zeigte ſie, läge Douglas-Caſtle? Es war mir, als ſollte mir die Frage auf den Lippen erſterben und Jenny's Antwort das Herz abpreſſen. So nahe liegt der Ort ſeiner Geburt! Und plötzlich iſt Holiday dorthin abgereiſt? Sollte es wahr ſein, daß Arthur nicht mehr lebt? Oder wäre Holiday nur mir — — gefolgt? Der Unerträgliche! Könnt' ich ihn doch vermeiden—! (Bleibt am Fenſter ſinnend ſtehen.)

Zweiter Auftritt.

Kitty. Dann Toms. Fennimor.

Kitty. Gnädige Frau — hier wünscht Sie jemand zu sprechen.

Toms (bei Seite zu ihr). Kitty, warum sieht man in den Augen sein Bild nur immer verkehrt? Etwa weil die Liebe den Menschen die Köpfe verdreht —

Kitty. Gnädige Frau — hier ist ein Bedienter —

Toms. Kammerdiener! Eine solche Herabsetzung könnte mich bestimmen, den Spiegel meines Ichs in den Augen deiner Freundin Sophy zu suchen.

Kitty. Ein Brief an Ew. Gnaden aus Douglas-Castle (Im Abgehen zu Toms.) — wo seit einiger Zeit nichts als Narren wohnen! (Ab.)

Fennimor (nimmt den Brief). Von Holiday? — Mein Aufenthalt schon verrathen!

Toms. Narren? Seh' ich —? (Sucht dem Spiegel nahe zu kommen.)

Fennimor (erbricht und liest unruhig). „Mylady! Ich wußte, daß Sie in die Hochlande reisten, aber mit freudiger Ueberraschung hab' ich gehört, daß Sie bei einer Jugendfreundin in der Nähe von Douglas-Castle verweilen. Seit gestern häuslicher Angelegenheiten wegen mit meinem Freunde Marston hier angekommen, werd' ich nicht verfehlen, unverzüglich diesem Rufe des Schicksals zu folgen und einer Dame — die —" (Bei Seite.) Ob ich ihm antworte? (Liest leise.)

Toms (zum Spiegel rückend). Man verliert auf unserm Schloß sozusagen das Bewußtsein seiner selbst!

Fennimor (bei Seite). Nenn' ich es Freundschaft oder Zudringlichkeit?

Toms (für ſich). Fanny in der Pfarrerskliche ſagte: „Toms! Der erhitzte Teint ſteht deiner Livree nicht unintereſſant!“ —

Fennimor (lieſt weiter und erſchrickt). Wie? „Ich folge dem Boten auf dem Fuße.“

Toms (bei Seite). Liddy auf dem Pachthofe meinte, die Cravatte könnte etwas unternehmender gebunden ſein — Liddy liebt etwas Herausforderndes, das merk' ich bereits —

Fennimor. Ihm grade hier begegnen? (Erſchrickt.) Ha, da iſt er ſchon.

Dritter Auftritt.

Holiday. Fennimor. Toms.

Holiday. Mylady, mit Windeseile flog ich dem Orte entgegen, der ſo glücklich iſt, Ihnen ein gaſtliches Dach bieten zu dürfen. Seien Sie gegrüßt von ganzem Herzen! (Ergreift Fennimor's ihm nur zögernd überlaſſene Hand.)

Fennimor. Die ſchnelle Erfüllung Ihres ſoeben mir eingehändigten Briefes —

Toms. Nicht wahr, Mylady — ſchon vor zwei Stunden hatt' ich die Ehre Ihnen dieſen Brief zu überreichen?

Holiday. Führe ſo lange das Pferd in den Stall. (Bei Seite.) Der Taugenichts! Sie iſt völlig unvorbereitet.

Toms (im Abgehen für ſich). Ein Unglück, wenn man ſich ſo gründlich von allen Dingen zu unterrichten wünſcht! (Ab.)

Fennimor (zeigt Holiday einen Stuhl und ſetzt ſich ſelbſt auf das Sofa).

Holiday. Ich glaubte nicht, Mylady, daß Sie Ihren Entſchluß, ſich eine Weile von der Welt zurückzuziehen, ſo bald ausführen würden.

Fennimor. Kommt es so selten vor, daß Frauen ein feierlich gegebenes Wort halten?

Holiday. Auch bei den festesten Charakteren finden sich zuweilen kleine Inconsequenzen!

Fennimor (bei Seite). Holiday spricht nichts ohne Beziehung!

Holiday. Sie befinden sich hier im Hause eines trefflichen, sehr gerühmten Arztes?

Fennimor. Jenny Scott ist noch eine Freundin von mir aus der Zeit der Pension. Werden Sie in Douglas-Castle dauernden Aufenthalt nehmen?

Holiday. Es hängt von Ereignissen ab, die vielleicht sehr bald eintreffen.

Fennimor. Die Frist, bis Sie Ihre glänzende Erbschaft antreten dürfen, scheint abgekürzt worden zu sein?

Holiday. Sie meinen —

Fennimor. Ich las in einer Zeitung, daß man aus Persien für bestimmt den Tod — (Sie stockt.)

Holiday (bei Seite). Douglas' Rückkehr wäre ihr noch unbekannt? (Laut.) Mylady, die Zeit, wo bei uns eine Person, von welcher es an Nachrichten gebricht, für verschollen erklärt wird, ist von den Gesetzen auf eine ziemliche Reihe von Jahren ausgedehnt. Die Nachricht, die Sie anführen, beruhte auf einem Irrthum, denn — Mylady, ich habe ja merkwürdige Entdeckungen gemacht —

Fennimor. In der Kunst, bei Wettrennen immer zu gewinnen?

Holiday. Scherzen Sie nicht, Mylady! Ich bin sehr ernster Stimmung geworden und erinnere Sie daran, was mich zum ersten mal in den beneidenswerthen Besitz Ihrer Bekanntschaft brachte! Ihr verstorbener Gemahl, Sir William Stafford, führte mich in Ihr Haus ein, sprach von Ihrer Leidenschaft

für die italieniſche Kunſt und Literatur, und da ich eine Reihe
ren Jahren in Italien verlebt hatte, glaubte ich im Stande ſein
u können, einer ſo geiſtvollen Dilettantin zuweilen auf ihre Fra-
gen Antworten zu ertheilen. Inzwiſchen glaub' ich der wahren Ur-
ache des allerdings nur flüchtigen Intereſſes, welches Sie mir
amals zu ſchenken ſo gütig waren, näher gekommen zu ſein.

Fennimor. Ich hörte Sie gern von Ihren Reiſen er-
ählen. Sie wiſſen, wie traurig es mich ſtimmte, Italien nicht
urch den Augenſchein zu kennen.

Holiday. Alle Achtung vor Myladys Liebe zur Kunſt und
chönen Natur — der Schleier Ihrer Melancholie wurde mir
urch eine andere Thatſache gelüftet. Ich hätte nie geglaubt,
aß jene zierlichen Briefe, die Lord Douglas ſo häufig auf
nſerer Reiſe empfing, von einer Hand geſchrieben waren, auf
eren Züge ich mich jetzt nicht mehr vergebens beſinne —
on der Ihrigen —!

Fennimor. Sir — Eduard —! Wir Engländerinnen haben,
as iſt bekannt — alle eine und dieſelbe Handſchrift —

Holiday. Aber die Ihrige hätt' ich doch erkennen ſollen! Ar-
hur Douglas, mein Freund, war verſchwiegen wie das Grab und
ennoch weiß ich es jetzt. Während jener Zeit, wo Ihr Vater in
ndien bei der Marine diente, machte er in dem Hauſe, wo Sie
ach dem Austritt aus der Penſion bei einer engliſchen Familie in
aris wohnten, Ihre Bekanntſchaft, ſchwur Ihnen Liebe, empfing
on Ihnen die Verſicherung gleicher Gefühle, bereiſte den Conti-
ent, ſchwelgte glücklich in der Wonne, einſt mit dieſem geheimen
eelenbunde vor die Welt treten zu dürfen, und — nach einiger
eit der innigſt wiederholten Schwüre ewiger Liebe und ewi-
er Treue — (Rückt mit dem Seſſel rückwärts.)

Fennimor (ſteht auf und geht an ihm vorüber). Halten Sie inne!
as — berechtigt Sie — dieſe Erinnerungen in mir herauf-

zubeſchwören, Erinnerungen die mich — o Gott —! (Sie hält ſich mit Mühe aufrecht.)

Holiday (tritt ihr näher). Mylady! Vergebung, daß ich gewagt habe, Sie ſo zu erſchüttern. Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie in dieſem Grabe noch die Erinnerung an alte Dinge überwältigen würde.

Fennimor. Was gibt Ihnen aber auch ein Recht, ſo grauſam in die Tiefen einer unglücklichen Seele zu greifen?

Holiday. Ich glaube, die Thatſachen waren nicht unrichtig, von denen ich ſprach —

Fennimor. Schweigen Sie von Dingen, die alle meine Geiſter in Aufruhr bringen!

Holiday. Sie gaben Douglas auf, weil ihn ein böſer Leumund verfolgte, weil die Welt von ihm erzählte, daß er in den Wonnen des ſüdlichen Himmels ſchwelgte und mit ſeinem Freunde Eduard Holiday ſich unwürdig gemacht hatte, eine Fennimor Leslie zu beſitzen.

Fennimor. Ha! wann hätte ein ſolcher Gedanke je meine Seele beflecken können! Douglas meiner unwürdig? Douglas, der vielleicht irren, ſtraucheln konnte, deſſen Gemüth jedoch kindlich, ewig rein geblieben iſt, ſo wie er vielleicht droben jetzt in beſſern Welten lebt!

Holiday (bei Seite). Sie hält ihn für todt? (Laut.) Dann aber, Mylady, welches könnte der Grund geweſen ſein, daß eine Fennimor Leslie dem Mann, den ſie liebte, die Treue brach?

Fennimor. In meinem Innern liegt dieſer Grund begraben und er bleibt es mit mir — vielleicht für immer!

Holiday. Fennimor's Vater kehrt aus Indien zurück, er iſt krank, hinfällig; da er reich iſt, bedarf er keines Schwiegerſohns, der ihn in eine beſſere Lage verſetzte. Er nimmt ſeinen Abſchied, und eines Morgens, zur Verwunderung der Welt, heißt es, Fennimor Leslie hat den Commodore Stafford, einen Greis, geheirathet, einen Charakter von zweideutigem —

Jennimor. Halten Sie inne — — Der Commodore iſt todt!

Holiday. Mylady, in dem Hauſe des Commodore Stafford ward ich mit Wohlwollen empfangen. Ich ſah Sie Ihr Haupt neigen wie eine Blume, der des Lebens erquickender Thau genommen iſt: ich liebte Sie! Ich geſtand Ihnen meine Gefühle: Sie hatten kein Ohr dafür. Der Commodore ſtarb: ich betete Sie an, Sie floben. Jetzt, Mylady, jetzt würd' ich Ihnen zu Füßen ſinken —

Jennimor. Ich habe meine Rechnung mit der Welt abgeſchloſſen. Wer einen Douglas liebte —

Holiday. In der That! Arthur Douglas? Wiſſen Sie, Mylady, daß Douglas — lebt, daß er auf Englands Boden ſeit einem Monat zurückgekehrt iſt, daß er in Ihrer Nähe weilt und daß dieſe Hand, die ich krampfhaft auf meine vor Eiferſucht erſtickende Bruſt drücke, eben noch die ſeinige berührt hat?

Jennimor (folgte Holiday's Rede mit ſteigender Freude). Douglas — Douglas lebt? Dieſe Hand (ergreift Holiday's Hand und hält ſie einen Augenblick) — berührte Arthur?! Ach — für mich muß ſein Name todt ſein, wie ich es für ihn ſein werde —! (Sie ſinkt vernichtet auf einen Seſſel.)

Holiday. Ich — ich bin todt für Sie, Mylady! Das ſeh' ich — mit Verzweiflung —

Jennimor Sir Eduard, glauben Sie wirklich, daß Ihren Bewerbungen nur meine Hoffnung auf — nein, nur Arthur's jetzt in Erfahrung gebrachtes Leben im Wege ſteht? Aber was red' ich? (Sie ſteht auf.) Unnütze Worte in die beengende Luft! Fliehen muß ich von dort, wo Arthur verweilt — ihn wiederzuſehen iſt unmöglich! — Sir, vergeben Sie dieſen Sturm meiner Gefühle! Es jagt mich mit tödtlicher Angſt von der Stelle, wo ſein edles Leben athmet — ich bin unwürdig, die Luft zu theilen, die ihn umgibt — (Sie will fort.)

Holiday (hält sie zurück). Mylady! Die Gründe Ihrer Vermählung mit dem Commodore müssen so heilig, so gebieterisch nothwendig gewesen sein, daß selbst Arthur diese Gründe ehren wird. Sie sind frei, Ihre Liebe zu ihm ist dieselbe geblieben — Douglas — liebt Sie noch — immer —!

Jennimor. O keine Täuschung! Keine schmeichelnde Hoffnung mehr! Der Schmelz der Liebe erblindet mit dem ersten unreinen Hauche —

Holiday. Sie wollen die Verständigung nicht abwarten?

Jennimor. Nichts, nichts! Wenn Arthur in späten, fernen Jahren, falls ich sie erlebe, meine Rechtfertigung begehrt, so werd' ich sie ihm — — vielleicht noch früher geben als vor dem Throne Gottes! Jetzt ist es unmöglich. Nein, es darf nicht sein! Oder wie? Kamen Sie vielleicht in seinem Auftrag?

Holiday. Er hat keine Ahnung von Ihrer Nähe, Mylady —

Jennimor. So werden Sie ihm meine Anwesenheit verschweigen! Es wäre entsetzlich, ihm hier mit dem vollen Bewußtsein meiner Schuld zu begegnen —! Sir, ich reise —

Holiday (kämpft mit seiner freudigen Unruhe). Wo sehe ich Sie aber wieder, Mylady?

Jennimor. Geben Sie jede Hoffnung auf! Wer wie ich gezwungen war, einem Mann, an dem meine ganze Seele hing, die Treue zu brechen, der hat sich Vorsätze genommen für die Ewigkeit. Leben Sie wohl, Sir! (Ab.)

Holiday (folgt mit Theilnahme und kehrt dann zurück; allein). Das sind Räthsel, die ich nicht lösen kann! Vortrefflich aber: Sie geht — sie verläßt diesen Ort! Das ist mehr, als ich vom Augenblick erwarten konnte. Die Ursache, warum sie Arthur aufgab, muß von einer Nothwendigkeit gewesen sein, daß sie ihn, wenn der Zufall beide zusammenführte, unfehlbar von ihrer Unschuld überzeugen und seinen Lebensmuth zu neuen

flammen anſchüren würde! — Lebensmuth? Ha! — Wie mich dieſer dämoniſche Gedanke ſeines möglichen nahen Todes nicht verläßt —! Meinen Geiſt umgaukeln die Schatten betrügeriſcher Hoffnungen! Glück, Ehre, Reichthum, vielleicht durch Beharrlichkeit ſelbſt die Hand dieſes beſtrickenden Weibes gewonnen — Alles das ſteht in lachender Möglichkeit vor mir! Wird ſich aber in der dunkeln Wolke, die ſich mit dumpfer Schwüle um eines Lebensſatten Haupt zuſammenzieht — der Blitzſtrahl entzünden? — Wird es — — Mord ſein, wenn ich mich — hüte, mich zwiſchen ſeine Melancholie und eine, ich ſeh' es, zum Selbſtmord ausgeſtreckte Hand zu ſtürzen? Da — da wandelt er vor mir wie mit verbundenen Augen an einem Abgrund! Noch ein Schritt, noch eine Linie —! Jetzt — jetzt — Ich könnte ihn vielleicht retten, ergreifen, ihn halten —? Aber ich will ihn nicht halten! Hinunter mit ihm in die ewige Tiefe! (Er erbebt, da er Geräuſch hört.) Marſton's Stimme!

Vierter Auftritt.

Marſton (mit Sporen). Holiday. Später Toms.

Marſton. Teufel, da ſind Sie ja! Ich reite ſpazieren und erblicke hier an der Pforte des niedlichen Meierhofs Toms und das kleine altmodiſche Cabriolet, deſſen Sie ſich heut' früh bedienen zu wollen erklärten. Ich halte an und höre mit Vergnügen, daß Sie ſich unter dieſem freundlichen Dache befinden. Ohne Zweifel iſt dies die Wohnung, wo Sie Lady Fennimor zu treffen hofften. Stellen Sie mich ihr doch vor!

Holiday. Lady Fennimor wird dieſe Gegend noch heute verlaſſen.

Marſton. Ohne daß ich ihr vorgeſtellt wurde? Sie ſetzen

Erbprinz.

Die Garden Ew. Majestät bestänben aus Menschen, die größtentheils an einem krankhaften Wachsthum litten. Diese Riesen bekämen zuweilen Perioden, wo sie so ungeheuer ausschlügen, daß sie über die Fichten gingen und ganz aus dem menschlichen Gesichtskreise verschwänden —

König.

Ha, ha! Lustig ausgedrückt. Trinken Sie doch, Erbprinz!

Grumbkow.

Ich denke, Ew. Hoheit lesen nur französische Blätter?

Erbprinz.

Ich würde am liebsten preußische lesen, aber Dank der Politik des Herrn von Grumbkow, zur Zeit dürfen in Preußen noch keine Blätter erscheinen.

König.

Ha, ha, da haben Sie's. (Bei Seite) Sieh, sieh, der nimmt kein Blatt vor den Mund. Es wird hübsch heute.

Hotham (bei Seite zum Erbprinzen).

Werden Sie nicht zu scharf! Mäßigung!

Grumbkow (bei Seite).

Seckendorf, strengen Sie 'mal Ihren Witz an.

Seckendorf (bei Seite).

Stille, stille, ich combinire schon lange etwas. Lassen Sie mich nur die günstige Zeit abwarten.

mich einer Nichtachtung nach der andern aus, das ist ganz gegen die Abrede, bester Freund.

Holiday. Marston, ich wiederhole meine Bitte! Was Ihnen auch auf diesem Ausflug in die Hochlande sonderbar und befremdlich erscheinen wird, mischen Sie sich in nichts!

Marston. Sie sehen ja, wie isolirt ich stehe. Ich kenne und begreife von allen Ihren Heimlichkeiten nichts, als das Pittoreske des Schauplatzes. Wissen Sie, ich glaube jetzt das große Felsenloch aus dem Waverley entdeckt zu haben.

Holiday. Sie werden Gelegenheit finden, hier noch manche interessante Entdeckung zu machen; ich fürchte, unser Aufenthalt wird sich in die Länge ziehen —

Marston. Das ist gut für mein Album, aber unangenehm für meinen Wechsel — Ich muß Ihnen gestehen — um diesen einzutreiben, hab' ich sogar Kosten — Schon allein die Trinkgelder —

Holiday. Sie haben einen kleinen Geist.

Marston. Das ist das Motto, mit dem Sie alle Ihre Antworten an Ihre Gläubiger begleiten! Sie haben mich durch Ihr früheres enormes Spielglück bis auf mein Costüm ausgezogen. Jetzt, wo Ihnen einmal die Karte fehlgeschlagen, und Fortuna mir gelacht hat und Sie mir Ihr Ehrenwort gaben, philisterhaft ehrlich genug zu sein und nicht bankrott zu machen — jetzt — Holiday, wenn ich jetzt nach London zurückkehre mit 3000 Nullen, die Sie mir schuldig sind und nicht bezahlen können, so werd' ich höchst wahrscheinlich beweisen müssen, daß ich im Gegentheil ein großer Geist bin —! Das heißt, ich glaube, es kann nichts für einen Gentleman großartiger sein, als in den Schuldthurm wandern.

Holiday. Sie werden befriedigt werden! Nur Geduld!

Marston. A propos, von Thürmen zu reden —

Holiday (drängt zum Gehen). Kommen Sie!

Marſton. Nein, nein, Sir Eduard! Wirklich von Thürmen! — Sie haben einige male etwas vom 13. November fallen laſſen. Auch darüber hab' ich jetzt eine Entdeckung gemacht.

Holiday. Für Ihr Album! Kommen Sie! (Will fort.)

Marſton. Nein! Es wird Sie intereſſiren. Doch es iſt ſehr weitläufig, ich erzähle es Ihnen unterwegs —

Toms (tritt ein). Mylords und Gentlemen!

Marſton. Ich fahre mit Sir Eduard zurück. Meinen Braunen kannſt du nach Hauſe reiten.

Holiday. Einſpannen! (Toms ab.)

Marſton. Alſo wenigſtens, bis angeſpannt iſt — Ja, Sir Eduard! Die Hauptrolle in meiner Epiſode ſpielt auf Douglas-Caſtle der Park, ein förmlicher Wald, in welchem ich mich beinahe verirrt habe. Sodann ein ſonderbares Gebäude, ſozuſagen ein chineſiſcher Pavillon — alle Fenſter ſind zugenagelt — die Thüre iſt halb verbaut — Spinnengewebe, Vogel- und Eulenneſter hängen an allen Winkeln des düſtern, rundlichen Gebäudes, und — jetzt kommt die Hauptſache: Ueber der Thür dieſes Pavillons ſteht eine alte verwitterte Inſchrift in Stein, die folgendermaßen lautet — Ich hab's mir aufgeſchrieben: „Tempel des Friedens. Den 13. November 1798."

Holiday. Wir nähern uns dem 13. November —

Marſton. Das iſt es. Nicht wahr? Kleine Geiſter entdecken manchmal auch etwas? „Tempel des Friedens. Den 13. November 1798."

Holiday (ſinnend). Ich beſinne mich! War das nicht das Todesjahr ſeines Vaters!

Marſton. Lord Arthur's? Das bezweifl' ich. Denn als ich von dem alten Brummbär, dem Miſter Trilbie, einen Commentar zu dieſer Inſchrift verlangte, erhielt ich eine ausweichende, beinahe impertinente Antwort.

Holiday (bei Seite). Vor dem dreizehnten warnte ihn Trilbie! Sieh! Sieh! Wenn der Weg zur Entscheidung hier verüberführte! Trilbie muß Rede stehen!

Marston. Ah! Sagen Sie, wenn Walter Scott diesen Pavillon gekannt hätte —! A propos, was meinen Sie, Holiday, wenn wir beide zusammen versuchten, auf Anlaß dieser Reise und ihrer unvorhergesehenen Kosten gemeinschaftlich einen Roman zu schreiben —

Holiday. Sie spielen vielleicht schon in einem, ohne es zu wissen.

Marston (erschrocken). Ohne es — zu wissen? Sir Eduard, wenn das eine Anspielung auf meine Schuldforderung wäre und mich die poetische Fiction einfach als einen Gesoppten hinstellen sollte —

Holiday. Sie sind unerträglich! (Ab.)

Marston (folgend). In Fragen des Wechselrechts hört die Romantik auf. (Für sich.) Ich darf ihn nicht aus den Augen lassen. (Beide ab.)

Zweite Scene.

Auf Douglas-Caſtle.

Arthur's Zimmer. Bücherſchränke. Darauf Gipsbüſten. Ruhebett. Tiſch mit Schreibzeug. Stühle. Die Fenſtervorhänge ſind herabgelaſſen. Wo möglich ſind Möbel und Fenſtervorhänge grün. Es iſt dunkel. Kein Spiegel im Zimmer. Rechts ſtatt der Thür ein Vorhang.

Fünfter Auftritt.

Trilbie trägt eine Studirlampe. Darauf Arthur. Bei Trilbie's Eintreten muß es etwas heller werden, aber nicht zu hell. Man muß annehmen, daß allein der ſpärliche Abglanz der Studirlampe das Zimmer erleuchtet.

Trilbie. Wieder alle Vorhänge zu? Draußen noch der helle Tag und hier macht er ſich künſtlich Abend! Holiday bleibt lange aus — er wollte den Doctor ſprechen — noch ſcheint die Ankunft der Fremden auf Arthur ohne Wirkung zu ſein — Wenn wir nur erſt über dieſe düſtere Jahreszeit hinaus ſind! Alle Berge ſind in Nebel gehüllt. Ich höre den Lord —

Arthur (tritt durch den Vorhang ein, mit einem Buch in der Hand, und wirft ſich aufs Ruhebett, um zu leſen).

Trilbie. Sir Eduard wird von einer kleinen Spazierfahrt bald zurück ſein.

Arthur (blickt auf, ſchweigt und lieſt weiter).

Trilbie. Der Herr Vetter iſt in Begleitung eines Miſter

Marſton angekommen, der ſchon längſt wünſchte, Ihnen vorgeſtellt zu werden.

Arthur (ſchüttelt den Kopf und lieſt weiter).

Trilbie. Beim Doctor Scott, hör' ich, ſind Damen aus London angekommen. Es würde Sie vielleicht zerſtreuen, Mylord, wenn Sie des Doctors nähere Bekanntſchaft auch im Kreiſe ſeiner Familie ſuchten.

Arthur (ſchüttelt den Kopf und lieſt weiter).

Trilbie (bei Seite). Wenn ich nur wüßte, was er lieſt. (Laut.) Mylord, der Doctor meint, er hätte neulich kein gutes Buch vor Ihnen aufgeſchlagen gefunden. Es gäbe jetzt ſo viel Bücher, wo ſich die Poeten geberden, als ſollte um ihretwillen die Welt untergehen.

Arthur (zeigt ſtumm Trilbie das Buch, in welchem er lieſt, indem er den Titel aufſchlägt).

Trilbie (ſieht es an und erſchrickt). Verzeihung, Mylord — (Ehrfurchtsvoll bei Seite.) Die Bibel —! Das Neue Teſtament! (Wendet ſich zum Gehen und geht bis an die Thür.)

Arthur (ruft, als Trilbie an der Thür iſt, ihn zurück). Trilbie!

Trilbie (umkehrend). Gnädiger Herr!

Arthur. Mein Vater liebte die Jagd — ich weiß doch, er hat Waffen hinterlaſſen?

Trilbie. Deren genug! Aber ſie ſind verroſtet, Herr!

Arthur. Ich entſinne mich aus meiner Jugend eines Piſtolenpaars von meinem Vater, das du beſonders werth hielteſt.

Trilbie. Sir — Die Form iſt — aus der Mode —! Wollen Sie ſich mit Ihrem Beſuch vielleicht ein Vergnügen an der Scheibe machen? Ja! Warum gehen Sie nicht lieber auf die Jagd? Wie kommt es, Mylord, daß Sie ſelbſt keine Waffen führen? Ein Gentleman, der ſchon ſo manches Duell beſtand!

Arthur (lächelnd). Idioſynkraſie! (Beſinnt ſich eine Weile.)

Doch das verſtehſt du nicht. Siehſt du gern — daß die Hausleute mit Licht in die Scheunen gehen?

Trilbie. Das wahrhaftig nicht — aber (bei Seite) was will er damit ſagen?

Arthur (nimmt einen Streifen Papier, ſchreibt darauf etwas, ſtreut Sand darauf und gibt den Zettel an Trilbie). Wenn mein Vetter nach Hauſe kommt, gib ihm dieſen Brief.

Trilbie. Das Blatt iſt nicht verſchloſſen, Herr.

Arthur. Lies es nur!

Trilbie (buchſtabirt). Caro amico — das verſteh' ich nicht —

Arthur (lächelnd). Alſo iſt der Brief — verſchloſſen.

Trilbie. Brav, Mylord! Lachen Sie! Und immerhin über mich! (Den Zettel anſehend und im Abgehen pfiffig für ſich.) Caro — hm, hm! — Er war ja wo! auch in Spanien — Ganz gewiß iſt es ſpaniſch! (Ab.)

Arthur (allein. Erſt eine Pauſe. Dann ſchlägt eine Wanduhr fünf). Wie die Zeit ſo langſam vorwärts ſchleicht! — Ich hab' ein Gefühl, als hätt' ich ſchon ein halbes Jahrhundert gelebt! — (Zum Buch, in dem er geleſen.) Tiefſinniges Buch —! Aber am Leben kann man auch aus dir keine Freude ſchöpfen! Märtyrer haben dich geſchrieben, Märtyrer, die nur mit entzücktem Auge ins Jenſeits ſahen! — (Steht auf.) Und doch — Sollt' ich denn des finſtern Geiſtes nicht mächtig werden können, der mich umkreiſt? Sollt' es unmöglich ſein, frei zu werden von dieſem magiſchen Zug, der mich wie mit Rieſenarmen hinunterzieht in das Reich — der ewigen Nacht? Was iſt es denn, was ſeit meiner Knabenzeit ſchon an mir nagte und mich mit Angſt vor dem Tode erfüllte, den ich dennoch ſuchte, den ich auf tauſend Proben ſtellte und der nicht von mir ließ, wie ein angeboren Gelüſt des Diebſtahls, eine im Blut uns beherrſchende unbeſiegbare Leidenſchaft! Selbſtzerſtörung — räthſelhafter Trieb unglücklicher Menſchennaturen!

Wie im Fieberwahn ſchwanken im Leeren, taſten nach Hülfe, Rettung ſuchen, und ſie nicht finden — nicht im eigenen Buſen, nicht in fremder — Liebe? Ha, einſam wandeln — keinem Menſchen zur Freude, keinem zum Gewinn —! Furchtbar die Macht dieſer Gedanken, wenn ſie einmal gebannt ſind auf dieſe einzige Straße — nichts bringt ſie vom dunkeln Wege wieder ab; alles, alles was uns das Leben bietet, wird hinuntergeriſſen in die Strömung dieſer Empfindungen, und ſo vertraut wird man mit dem Grabe, daß es uns Feigheit erſcheint, geht man ihm aus dem Wege! — Italien! Fennimor! — Ah! — (Pauſe.) Iſt denn der Menſch nicht der Herr ſeines irdiſchen Daſeins? Oder — hat er kein Recht, dieſen ſchönen Garten der Natur, dies bunte Gewühl des Lebens, dieſen Tempel ſo großer und edler Opfer und Pflichten vor der Stunde zu verlaſſen, die der Glockenſchlag des Verhängniſſes angibt? Iſt es Undankbarkeit gegen Gott, wenn man — — O, wenn ich eine Hand wüßte, die mich mit tyranniſcher Gewalt ins Leben zurückriſſe, eine Hand, deren kraftvoller Druck mir in die erſtarrten Adern Muth und Wärme göſſe, nein, nein, ich folgte euch dann nicht, ihr winkenden Dämonen! Ich klammerte mich ans Leben an, wie an eine liebende Mutter, ich riſſe mich los von dieſem nagenden Gelüſt, den Schleier des Jenſeits zu heben, und gehörte noch einmal mir ſelbſt, der Hoffnung, dem Glauben, der roſig lächelnden Schönheit des Daſeins —! — — Schönheit des Daſeins? Nein, das Daſein iſt nicht ſchön! Es iſt verpeſtet, ſelbſt dann, wenn man arbeitet, ſchafft — Bricht nicht alles wieder zuſammen? Bedarf die Schöpfung ſolcher Atome, wie wir ſind —? Vernichtung — Ha, ich — werde wahnſinnig, weil ich nicht weiß, was ich wählen ſoll, Tod oder Leben! (Sinkt auf einen Seſſel.)

Sechster Auftritt.

Holiday. Arthur. Zuletzt Toms.

Holiday (hat den ſchwarzen Piſtolenkaſten in der Hand, den er auf einen Tiſch links ſtellt. Er tritt langſam vor). Guten Abend, Arthur!

Arthur. Du biſt es, Eduard!

Holiday. Du verlangteſt — meine Piſtolen!

Arthur. Trilbie gab dir einen Zettel —

Holiday (weiſt auf das Käſtchen; nach einer Pauſe, während deren er ſich ſelbſt ermuthigt, und dann mit ſchwankender, ſcheinbar gleichgültiger Stimme). Hier ſind ſie!

Arthur. Ich danke dir!

Holiday. Du ſcheinſt dich heute beſſer zu befinden?

Arthur. Es geht — leidlich —

Holiday (ſcheinbar gleichgültig, doch in der Abſicht, Arthur's Todesgedanken zu nähren). Ich machte einen kleinen Ausflug, um die Gegend kennen zu lernen. Ein melancholiſcher Anblick, dies Hochgebirge im Schmuck der herbſtlichen Natur! Die Berge wie bekränzt mit Nebelguirlanden! Düſter ſchauen die Tannen hernieder. Krähen, wilde Vögel ſchießen träge und langſam mit ſchlaffen Fittichen über das düſtere Gemälde; hülflos zittern die entlaubten Geſträuche am Wege und wie bittend ſcheinen die letzten röthlichen Blätter uns anzublicken, ehe ſie fallen. Es hat mich erſchüttert, dies — ſtille Sterben der Natur —

Arthur (bei Seite). Er ſpricht, was ich fühle.

Holiday (bei Seite). Muth, Muth, du geſchliffener Dolch im Munde! (Laut, wieder ſcheinbar gleichgültig.) Ich begegnete auf meiner Rückfahrt dem Arzte. Der lacht, der iſt heiter! Entſetzlich,

wie ſich ſolche ſogenannten — Heilkünſtler an die Nachtſeiten des Lebens gewöhnen. Dieſer ewige Anblick hülfloſer Zuſtände, die Vertrautheit mit dem Fluch unſers Daſeins, unſerer Hinfälligkeit und den Myſterien des ſchleichenden Todes — ihnen allen thut das nichts! Ich hätte kein Geſchick zu einem ſolchen Beruf.

Arthur. Und doch willſt du Geſetzgeber werden und im Oberhaus meine Stelle antreten? Pfuſcht ihr an den Staaten nicht ebenſo, wie die Aerzte am Menſchen!

Holiday. Deine Stelle? Willſt du ſie niederlegen? Dieſer Sitz iſt von deinem Namen unzertrennlich! Und was ſprichſt du, Freund, du ſiehſt beſſer aus — Aber du haſt recht, dieſe politiſchen Aerzte ſind wie die andern. Gewöhnen ſie ſich nicht auch mit derſelben ſtumpfen Gleichgültigkeit an die Uebel der menſchlichen Geſellſchaft, an die, wie ſie ſagen, nicht zu ändernden Leiden des Volks? Wenn man dieſe Kämpfe der Parteien beobachtet, denen man bei uns das Intereſſe der Menſchheit zum Opfer bringt, muß uns nicht ein Grauen überkommen, zu ſehen, wie jahrhundertelang der wahre Zweck des Lebens — von den Lebenden — ſelbſt verfehlt wird —?

Arthur (bitter lächelnd). Die Todten erfüllen ihn! Aber der Doctor würde ſolche Anſichten blaſirt nennen.

Holiday. Ein neuerfundener, empörender Ausdruck! Als wenn die menſchlichen Gedanken nur von dem ungeſtörten Organismus abhingen! Warum ſoll man die Nerven eines Landmanns zum Richter über die Nerven eines Weiſen machen? Iſt dieſe Maſchine (auf ſich deutend), ſelbſt wenn ſie geſtört erſcheint, ſogleich unfähig, dem Geiſt zu gehorchen? Wenn ihr einräumt, daß nicht eines jeden Zunge geſchaffen iſt, ſalzig und bitter zu unterſcheiden, wenn ihr nimmermehr verlangen könnt, daß derjenige, dem etwas ſauer ſchmeckt, es darum doch für ſüß ausgeben ſoll, wie kann man aus ſeiner heilen Haut heraus ſo ohne weiteres

die zerriſſene Stimmung unſerer Zeit verdammen, eine Stimmung, die vielleicht, ich gebe es zu, eine Krankheit des Geiſtes, aber nimmermehr — eine leere Einbildung iſt!

Arthur. O wahrlich — nein! — Doch du wirſt nicht leugnen können — ich habe Menſchen gekannt, welche die Maske des Weltſchmerzes nur vornahmen, um dadurch intereſſant zu erſcheinen.

Holiday. Deren gibt es freilich genug! Und dennoch bleibt es ein eigenes Ding mit unſerm Leben! „Es iſt wirklich doch das, was man unter allen Umſtänden feſt und ſicher feſthält —!" So ſprach ein berühmter Gourmand, der an einer von ihm allein verzehrten Gänſeleberpaſtete ſtarb. Ach, da klammert man ſich denn mit kindiſcher Beſchränktheit an alles, was ſich den äußern Sinnen als erfaßlich darbietet, geizt mit Augenblicken, wuchert mit Tagen — Hamlet ſagt's ja: Man weiß nicht, was nach uns kommt, wenn wir der Erde Mühſal abgeſchüttelt —! Doch genug davon! Ich verliere mich in alte Zeiten, wo wir oft ſo philoſophirten beim Sammeln der — Todtenſchädel — auf den Kirchhöfen — Dieſe Jugendſchwärmerei iſt — hin! Arthur, geſtatte mir, dir eine perſönliche Angelegenheit vorzutragen.

Arthur (grübelnd und nicht gleich darauf achtend). Ah! Du wünſchteſt etwas von mir? Vergib.

Holiday. Bin ich dir jedoch unwillkommen —?

Arthur. Nein, Nein! Was iſt's?

Holiday. Du wirſt nicht leugnen können, Arthur, daß du in Rom unter Anzeichen verſchwandeſt, die mich glauben laſſen konnten — (Stockt.)

Arthur. Daß ich mich nicht mehr unter den Lebenden befand.

Holiday. Du ſagſt, was damals alle ſprachen, ich mir aber nie zu geſtehen vermochte. Der Menſch iſt das Geſchöpf der Um-

König.

Aber Sie trinken nicht, Erbprinz! Hier muß man trinken können. (Bei Seite) Eversmann, ſchenk' ihm tüchtig ein.

Hotham (bei Seite).

Man will Sie berauſchen! Rücken Sie nur immer Ihren Krug zu mir herüber.

König.

Kennen Sie den alten Deſſauer, Erbprinz?

Erbprinz.

Majeſtät —

König.

Wirklich? Wiſſen Sie denn auch, welche große Entdeckung die Menſchheit dem alten Deſſauer zu verdanken hat?

Erbprinz (bei Seite).

Hotham, wiſſen Sie's nicht?

Hotham (bei Seite).

Verdammte Querfrage — ſagen Sie die Kamaſchen!

Erbprinz.

Was der alte Deſſauer erfunden hat, wünſchen Ew. Majeſtät zu wiſſen?

Seckendorf (bei Seite).

Sehen Sie, jetzt fangen wir ihn.

Erbprinz.

Hm, hm, das Pulver kann's nicht ſein, denn das hat ſchon Herr von Seckendorf erfunden. (Alle lachen.)

ſtände. Ordnung in meinen Ausgaben hab' ich nie gehalten — die Vorausſetzung, daß ich einſt —

Arthur. Es war unrecht von mir, dich um Hoffnungen zu betrügen, die ich dir durch mein damaliges Betragen als ſo gewiß einflößen mußte.

Holiday. Arthur!

Arthur. Nein, nein, Holiday! Du biſt ein Mann von Thatkraft, Lebensmuth, du biſt ehrgeizig, ich ſchätze das an dir! Dich von der Höhe einer für deine Lage glänzenden Hoffnung, von der Ausſicht, meinen Sitz im Oberhauſe einzunehmen — von allen dieſen Gipfeln einer erträumten, mir allerdings ſchal erſcheinenden Lebensſtellung niederſtürzen und in ein Leben zurückkehren zu ſehen — Laß — — laß, Freund, das war eine Ungerechtigkeit gegen dein Schickſal — ich verſpreche dir, bald ſollſt du dich nicht mehr über mich zu beklagen haben.

Holiday. Es handelt ſich nur um die Anerkennung einiger nicht unbedeutenden Ausſtände.

Arthur (halb für ſich). Arme Schöpfung! Aus deinem eigenen Staub nur kannſt du Leben ſchaffen! Nur auf das Grab derer, die da gehen, baut du denen die Wiege, die da kommen —! (Laut.) Was ich habe, iſt dein, dein (ſchüttelt ihm die Hand mit abgewandtem Geſicht) — dein! —

Holiday. Dein trüber Blick, theurer Bruder, dein entſtelltes Angeſicht bekümmert mich. Was iſt dir nur? Ich ſehe dich leiden, tiefer leiden, als mir die Vorfälle deines Lebens erklären können. Wirf dich an meine Bruſt und laß den Strömen deines Gefühls freien Lauf!

Arthur. Beweine mich!

Holiday. Vergebens ſinn' ich über eine geheimere Urſache deines Kummers, als ſie in Fennimor's Treuloſigkeit liegen kann. Du biſt Menſchenhaſſer und in dem ſchrecklichſten Grade,

den es gibt, dem, wo man ſich ſelbſt haßt. Du fliehſt deinen eigenen Anblick, biſt deiner ſelbſt überdrüßig —

Arthur (wendet ſich ab).

Holiday. Noch mehr! Du haſt die krankhafte Vorſtellung, daß ein Tag des November dir Unglück bringen müſſe. Ich weiß, es iſt ein Aberglaube unſers Volks, dem November zu mistrauen. Aber ſonderbar! Aufmerkſam gemacht von einem Bekannten, der mich hierher begleitet hat, hab' ich im entfernteſten Theil des Parks einen Pavillon entdeckt, dicht verhüllt von alten Trauerweiden, die ihm ein düſteres Anſehen geben. An den Fenſtern des Pavillons ſind die Jalouſieen niedergelaſſen, die Thür iſt verſchloſſen und über dem Eingang las ich die Worte: „Tempel des Friedens. Den 13. November 1798."

Arthur. Siebzehn Hundert —

Holiday. Acht und neunzig —

Arthur. Das war das Todesjahr meines Vaters!

Holiday. Es ſcheint auf dem Pavillon ein verhängnißvoller Schleier zu ruhen.

Arthur. Starb mein Vater am 13. November? Das muß doch Trilbie wiſſen — (Will klingeln.)

Holiday. Freund, übereile nichts! Der Alte wird gerade dir gegenüber ſein Geheimniß bewahren.

Arthur. Gerade mir gegenüber?

Holiday. Ich meine — er wird dem Sohne nichts von ſeinem Vater —

Arthur. Ich muß es hören — Aber freilich, wenn hier ein Geheimniß iſt, ſo fürcht' ich, ſchweigt er. Laß uns etwas anderes verſuchen — halt, das geht — Du wirſt ihn rufen. Ich verweile hinter jenem Vorhang in dem anſtoßenden Saal.

Holiday. Warum ſoll er dir, dem Herrn, ein Geheimniß deines Vaters verſchweigen? Aber, wahr, wahr! Ich kenne ſeine

ausweichende Art. Ueber den dreizehnten November hat er oft in ſo dunkeln Andeutungen geſprochen, als müßten die Douglas dieſen Tag fürchten —

Arthur. Verſchweig' ihm meine Anweſenheit! Ich will Klarheit ſehen! Endlich! Endlich!

Holiday. Wir haben heute den zwölften — vielleicht feiern wir morgen ein Erinnerungsfeſt unſers Hauſes — (Klingelt.) Es wird ſich in eine harmloſe Anekdote auflöſen.

Toms (kommt).

Holiday. Rufe Trilbie und ſage: Ich, verſtehſt du, ich wollt' ihn ſprechen.

Toms (ab).

Arthur. Das Todesjahr meines Vaters iſt 1798! Was hat es mit dieſem Tempel des Friedens? Mit dem dreizehnten November? — Ich entferne mich. Trilbie ſoll glauben, mit dir allein zu ſein. Beſchwör' ihn —! Bei ſeinen Greiſeslocken —! Ich hör' ihn kommen. Sei — mein Geiſterbanner —!

Holiday. Ich wecke gute Geiſter! Geiſter des Friedens! (Er führt Arthur rechts hinter den Vorhang, wo er nicht ſichtbar iſt, ab.) Trilbie kommt. Ich ahne eine Entſcheidung.

Siebenter Auftritt.

Trilbie. Holiday. Zuletzt Arthur.

Trilbie. Sie wünſchen mich zu ſprechen? Wo iſt Mylord?

Holiday. Drüben in ſeiner Bibliothek. Trilbie, ich habe ſoeben über meinen Freund und Vetter einen Vortheil errungen, der auch deine gute und treue Seele erfreuen wird. Mylord

gedenkt ſich mit mancherlei Zerſtreuungen zu beſchäftigen: er will den Park verſchönern, noch mehr, er will bauen.

Trilbie. Sie überraſchen mich! Das wäre ja ein erfreuliches Zeichen der Geneſung.

Holiday. Er hat mir den Plan einer geſchmackvollen Umgeſtaltung des Parks entworfen; aber ich erſchrak, als er dabei die Abſicht verrieth, jenen Pavillon — am äußerſten Ende — den mit den dunkeln Trauerweiden — niederzureißen.

Trilbie. Den Pavillon?

Holiday. Ich machte Einwendungen. Mylord ging jedoch in die Bibliothek, um nachzuſchlagen, welche geſchichtlichen, dem Hauſe Douglas ehrwürdigen Anſprüche jener Pavillon auf ſein Beſtehen machen könne.

Trilbie. In Büchern wird er darüber nichts finden.

Holiday. Ueber dem Gebäude ſteht die Inſchrift: „Tempel des Friedens. Den dreizehnten November 1798.“ Dies war das Todesjahr von Mylords Vater?

Trilbie. Das Todesjahr.

Holiday. Auch der Todestag des Lord Donald Douglas?

Trilbie (zögernd). Auch — auch der Todestag —

Holiday. Hm! Der Pavillon wird aber doch den Bauplänen des Sohnes geopfert werden müſſen.

Trilbie. Nimmermehr!

Holiday. Ein kleiner Gartenpavillon? Warum nicht?

Trilbie. Der ſelige Herr ließ den Pavillon mit der Inſchrift „Tempel des Friedens“ kurz vor ſeinem Tode bauen. Das Datum fügte — ich hinzu.

Holiday. Thut mir leid! Lord Donald ließ drüben den halben Flügel bauen und doch wurde er ſpäter von einem geſchmackvollern Baumeiſter eingeriſſen. Die Gründe, warum

Sie den Pavillon erhalten wollen, werden Sie dem Lord mittheilen müſſen.

Trilbie. Unmöglich!

Holiday. Vergeſſen Sie nicht, Trilbie, mit wem Sie zu thun bekommen, mit Ihrem Herrn! Er wird Aufklärungen verlangen — Sie werden ihm ſagen müſſen, warum Sie ſchon ſo oft den dreizehnten November als einen Unglückstag der Familie bezeichneten.

Trilbie. Längſt bereue ich dieſe Uebereilung.

Holiday. Das hilft Ihnen nichts. Die Furcht vor dieſem Tage hat ſich zu tief in Arthur's Seele eingegraben. Es iſt ein Charakter von Poeſie und Schwärmerei — das wiſſen Sie —

Trilbie. Leider.

Holiday. Trilbie, wir laſſen den Pavillon abbrechen.

Trilbie. Nein! Sir!

Holiday. Können Sie uns daran hindern? Ich billige das Project des Lords, ich unterſtütze es; morgen am dreizehnten November ſteht von dem Pavillon kein Stein mehr auf dem andern.

Trilbie. Sir — ich beſchwöre Sie — geben Sie dieſen Gedanken auf — laſſen Sie — das unglückliche Gebäude — bedenken Sie: Es iſt — ein Tempel des Friedens!

Holiday. Ich verachte den Aberglauben dieſer Gegenden. Ich werde dem Lord nicht ein Wort von Ihren Bedenklichkeiten verſchweigen: ich werde ihm ſagen, daß dieſer Pavillon ein Geheimniß verbirgt.

Trilbie. Er verbirgt kein Geheimniß, Sir! Das Häuschen hat in ſeinem Innern nur leere Wände; aber ich kann nicht zugeben, daß das Gebäude zerſtört wird — nein, der Sohn wird nimmermehr —

Holiday. Der Sohn achtet die Schöpfungen seines Vaters, aber diese armselige Hütte wird niedergerissen. Sie thun ja, als wäre dort der Lord begraben! Er ruht, wie alle seine Ahnen, in der Familiengruft.

Trilbie. Dennoch! Sir! Versprechen Sie mir — Versprechen Sie mir, Sir, daß Sie die Aufmerksamkeit des Lords von diesem Pavillon ablenken wollen — —

Holiday. Unmöglich! Der Pavillon muß, muß demolirt werden. Ich sehe keinen Grund für die Erhaltung.

Trilbie. Sie werden ihn sehen — Sie sollen ihn sehen — Schwören Sie mir, nie zu verrathen, was ich Ihnen gestehe, auf Ihr Gewissen Ihnen gestehe, schwören Sie mir —

Holiday. Mein Manneswort ist Schwurs genug — Ich begreife Ihre Aufregung nicht —

Trilbie. Durch die Familie der Douglas vererbt sich seit Jahrhunderten von Vater auf Sohn, von Sohn auf Enkel eine Krankheit des Gemüths, die Trauer und die Schwermuth. Genährt von alten Geschichten und finstern Sagen, genährt von der aufgeregten Schwärmerei der Leute hier in den Hochlanden hat sich bei den Familiengliedern oft dieser Hang zu einem gefährlichen Trübsinn gesteigert! Ja gefährlich — denn die Geschichte dieses Hauses ist — mein' ich — seit den Zeiten der alten Schottenkönige so reich an Unglücksfällen, daß es ein Uebereinkommen der Familie wurde, die wahre Geschichte des Hauses nur durch mündliche Ueberlieferung fortzupflanzen, nichts aufzuzeichnen, nichts den Enkeln von ihren Vorfahren zu erzählen, nur um nicht durch die Leiden der Väter schon die Hoffnungen der Enkel zu verdüstern. Aber alles das hinderte nicht, daß den einen der Tod da, den andern dort früher ereilte, als die Jahre der Sterbenden zu verlangen schienen. (Leise.) Die meisten — fielen — durch eigene Hand.

Holiday (hebt die Worte laut hervor). Fielen durch eigene Hand?

Trilbie. Bitte — Sir —! Daß die Wände nichts vernehmen! Ja, Sir, der Hängemonat unſers Volks, der finſtere November hat allein ſeit zwei Jahrhunderten drei, vier Opfer aus der directen Linie der Douglas gefordert — abgeſehen von den Seitenverzweigungen. Der Urgroßvater Arthur's entleibte ſich, der Großvater Arthur's fiel im Zweikampf an jener Stelle, wo Lord Donald Douglas den Tempel des Friedens bauen ließ, und Lord Donald ſelbſt, Arthur's Vater, ein Mann voll Güte und Liebe gegen alle Welt, ein Engel ſchon unter den Lebenden, Lord Donald, mein Herr, drei Jahre nach dem Tode ſeines angebeteten Weibes, in äußerer Fülle des Glücks, geliebt vom engliſchen Volke, geſchätzt bei Hofe, geachtet als Redner des Parlaments, gefoltert aber von ſeiner ererbten Melancholie und von einem unzerſtörbaren Hang zur Schwermuth, auch er hat dort — in dem von ihm erbauten Häuschen — in einer rauhen, ſtürmiſchen Novembernacht, am dreizehnten — 1798 — ſich ſelbſt — erſchoſſen.

Arthur (nebenan, ſtößt einen Schmerzensruf aus).

Trilbie (außer ſich). Ha! Was war das? Sir Eduard? Was war das? Das war die Stimme — (Will an den Vorhang.)

Holiday (hält ihn). Bleiben Sie!

Trilbie. Herr — Wie — Sir — Sie haben — Sie haben mir mein Geheimniß entlockt? Sir, Sir — Sie haben ſich — Ha, ha, ha! von mir ein Märchen — Ha, ha, ha! — ein Märchen aufbinden laſſen — von dem alten Plauderer, dem alten Eulenſpiegel Trilbie — — aus Ammenſtuben — Ha, ha, ha! ein Märchen —

Arthur (trat inzwiſchen auf). Was haſt du, Trilbie? Wozu dies Lachen?

Trilbie. Ein Spukgeſchichtchen! Ha, ha, ha! Ja, hier in den Hochlanden — da muß man ſich die Zeit zu vertreiben wiſſen —!

Arthur. Trilbie, trage mir den Kaſten dort in mein Schlafcabinet!

Holiday (macht eine ängſtliche Bewegung, als wollte er den Kaſten fortnehmen). Nein!

Arthur. Thu, was ich befohlen — Trilbie!

Trilbie (nimmt den Kaſten, ſieht abwechſelnd Holiday und Arthur an und zwingt ſich mit dem Aufwand ſeiner letzten Kräfte zur Heiterkeit). Ja, Sir Eduard! So hab' ich Ihrem Herrn Reiſebegleiter ſchon eine Menge Geſchichten von unſerm Schloß und unſerm Park erzählt — Haha — wahre und falſche, wie ſie die Romanſchreiber nur eben brauchen können — Haha! Schon mancher iſt hierhergekommen und hat ſich von uns was aufbinden laſſen, ich glaube, ſelbſt der unſterbliche Walter Scott — Haha! Sir Eduard Holiday! — Die Wette gewonnen! Gewonnen! Gewonnen! (Durch den Vorhang ab.)

Holiday. Arthur — du ſiehſt, daß Trilbie mit uns — ſeinen — Scherz —

Arthur. O! glaubſt du, daß ich die Abſicht des Alten nicht durchſchaute, mich täuſchen zu wollen? Mein armer, armer Vater, der du gleichfalls fliehen mußteſt — vor dir ſelbſt! Fliehen aus einer Welt, wo dieſe Douglas keine Stätte fanden! Der Erdgeiſt verjagte ſie, der Fluch unſers Blutes, der Zwang meines räthſelhaften Verhängniſſes!

Holiday. Daß ich die Urſache dieſer entſetzlichen Entdeckung werden mußte!

Arthur. Nein, Eduard! Was du thateſt, war mein Wille. Deinen Schwur, mir nichts zu verrathen (ſchmerzlich lächelnd) du brauchſt ihn nicht zu brechen —

Holiday. Ich bleibe dieſen Abend bei dir — nur dieſen vor dem Tage des unglücklichen Gedächtniſſes!

Arthur. Nein! Laß mir und meiner Einſamkeit das Andenken an die finſtern Ahnen — laß mir die Sammlung über

dieſe Räthſel der Natur! Mein Vater! ... Aber wenn ich einſt ſterbe, Eduard, und alles hier dein ſein wird, du — kluger Geheimnißergründer: wirſt du dann auch noch den Pavillon zerſtören, Eduard, den ich, ich ſtehen laſſe —!? Wirſt du?

Holiday. Beſchämende Frage! Einen Tempel ſo ſchmerzlicher Erinnerungen!

Arthur. Laß mir meines Vaters Pavillon ſtehen, künftiger Erbe der Douglas! Reiße nicht Stein von Stein! Lege nicht die Axt an unſere Trauerweiden! Lebe du ſelbſt, aber ehre uns, uns, die welken Zweige eines mit dir neue Triebe anſetzenden Stammes —! Doch vergib — vergib, Freund — leb wohl! Gute, gute Nacht! (Ab nach rechts.)

Holiday (allein). Am vierzehnten November bin ich Lord Douglas! (Er bleibt ſtehen, Arthur nachhorchend.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Im Hause des Doctor Scott. Das Zimmer aus dem zweiten Act.

Erster Auftritt.

Scott. Jenny rechts eintretend.

Scott. Nein, nein, es darf nicht sein — wir müssen es jedenfalls verhindern.

Jenny. Gestern nach dem Besuche der londoner Herren war sie in einer grenzenlosen Bestürzung. Heute früh machte sie mir ihren Entschluß bekannt abzureisen und nun den ganzen lieben Tag haben ihre Mädchen und Bediente zu ordnen und zu packen. Morgen in der Frühe will sie uns verlassen.

Scott. Nach diesem Geständniß geht das nicht — Seitdem ich heute Mittag auf Douglas-Castle war und vom alten Trilfenmor der Kristo nicht entziehen.

Seckendorf (bei Seite).

Laſſen Sie nur, Grumbkow, ich warte nur den günſtigen Augenblick ab.

König.

Die eiſernen Ladeſtöcke hat er erfunden! So was wird mein Sohn in Rheinsberg mit all' ſeinem Homer und Voltaire und wie ſie alle heißen, dieſe Heiden, in ſeinem Leben nicht zu Stande bringen. (Bei Seite) Trinkt er denn, Eversmann?

Lotham (bei Seite).

Verlieren Sie Ihren Vortheil nicht.

Erbprinz (bei Seite).

Wer Teufel kann auch an die eiſernen Ladeſtöcke denken?

Grumbkow (aufſtehend).

Auf die glückliche Reiſe Sr. Hoheit des Erbprinzen von Baireuth!

Alle (außer dem König ſtehen auf).

Glückliche Reiſe!

Lotham (bei Seite).

Sie erliegen, Sie verlieren Alles!

Erbprinz (bei Seite).

Schändliche Perfidie!

Lotham (bei Seite).

Jetzt oder nie. Stellen Sie ſich berauſcht.

(Alle ſetzen ſich wieder, nachdem ſie lachend angeſtoßen haben.)

Jenny. Ich bitte dich um alles, verrathe nicht, daß du es weißt, was sie mir gestanden.

Scott. Ei was! Wenn eine Frau einer andern Geständnisse unter dem Siegel der Verschwiegenheit macht, so weiß sie, der Ehemann ist davon ausgenommen.

Jenny. Verdirb mir nichts mit deiner raschen Art! Fenimor ist ein Wesen, das mit Schonung behandelt sein will.

Scott. Sieh, sieh doch! Ist das so gegen meine Natur? Rasche Art? Schonung? Als wenn ich die Plumpheit selbst wäre! Ich noch dazu — ein beliebter Damenarzt! Du sorgst gut für meine Kundschaft — Uebrigens ist, um es doch beim rechten Namen zu nennen, deine Freundin eine Treulose! Ein Ungeheuer! Wenn dem kranken Gemüth des Lord Douglas etwas den ersten Stoß gegeben hat, so ist es diese in der Ferne doppelt kränkende Erfahrung gewesen, daß sie ihm, dem Jüngling, einen Greis wie jenen Stafford vorziehen konnte.

Jenny. Du sprichst, wie du es verstehst!

Scott. Verstehst du es denn anders? Dann heraus damit, wenn hier noch Geheimnisse im Rückstand sind!

Jenny. Misch' dich in diese Dinge nicht mehr als nöthig ist!

Scott. Bitte! Diese Angelegenheit schlägt in meine Praxis ein, da soll mich nichts — aha, die Thür geht, sie kommt —

Jenny. Scott, nur nicht so in jener beliebten grausamen Art, die für Ehrlichkeit und Geradheit gelten soll!

Scott. Nein, Frau! Du thust denn doch wirklich, als wenn ich ein — Zahnarzt wäre!

Zweiter Auftritt.

Fennimor. Jenny. Scott. Später Kitty.

Fennimor (eilig). Liebe Freundin, die Poſtpferde werden doch rechtzeitig eintreffen —? Ah, Miſter Scott.

Scott. Ja wohl, die Poſtpferde werden abbeſtellt.

Fennimor (befremdet). Wie? Jenny —

Scott. Mylady, Aerzte ſind Beichtväter. Ohne mich im entfernteſten in die Geheimniſſe eines ſo erfreulichen und liebenswürdigen Beſuchs, der uns den langen Winter hindurch unſere häusliche Abgeſchiedenheit zu verſchönern, unſere — hm hm! manchmal ein wenig langweilige Ehe zu verzaubern gedachte — (Zu Jenny.) Kann man zarter zu Werke gehen?

Jenny. Auf meine Koſten! Vergebung, theure Freundin! Mein guter Scott liebt die gewaltſamen Curen —

Scott. Ein Landarzt, der — ſogar an das Bett mancher ſeiner bedenklichſten Patienten nur alle drei, vier Tage treten kann, verſchreibt kein — Brunnenwaſſer! Ich war in Douglas-Caſtle —

Jenny (unterbricht ihn). Erlaube —! Liebe Freundin, er wünſcht ſeine Ueberredungskunſt anzuwenden, um dich noch eine Weile, recht lange, lange hier zu feſſeln. Sib ihm Gehör, willſt du? Ich gehe! Widerlege wenigſtens ſeine Gründe, wenn du darfſt und kannſt — (Bei Seite zu Scott.) Zu viel Galanterie brauchſt du nun eben auch nicht anzuwenden. Sieh, ſieh, wie er ſich freut auf das Tête à tête mit der ſchönen Frau — der Damenarzt! (Ab nach rechts.)

Scott. Mylady, jetzt ein kurzes, aber ernſthaftes Wort! Sie fliehen vor Lord Douglas —

Fennimor. Doctor —

Scott. Vergeben Sie die Indiscretion meiner Frau. Es

handelt ſich hier um mehr, als um Dinge, die nur in der Vergangenheit liegen.

Fennimor. Sie wüßten —

Scott. Daß Sie vor Lord Douglas fliehen, dem Sie einſt vor Ihrer Vermählung mit dem Commodore Staffort auf Ihr Herz Anſprüche gegeben.

Fennimor. Auf meine — Treue, ja, Doctor!

Scott. Es ziemt mir nicht, nicht meiner Gattin, in Geheimniſſe zu bringen, die in Ihrem eigenen Gewiſſen Ruhe finden mögen. Ihre Anweſenheit verſprach auf unſer Haus eine ſo wohlthuende Wirkung; meiner Frau iſt durch Sie die erſte Zeit ihrer Jugend wieder lebendig geworden und auch Ihnen ſelbſt durfte das ländliche Leben von einigem Werthe ſein. Wegen Lord Douglas können Sie bleiben; Ihr ehemaliger Freund iſt bedenklich krank.

Fennimor. Sie erſchrecken mich —

Scott. Zum erſten male wurde ich vor vier Wochen nach Douglas-Caſtle gerufen. Direct von einem Schiffe, das den Lord an die ſchottiſche Küſte abgeſetzt hatte, war er leidend und hinfällig nach fünfjähriger Abweſenheit im Schloſſe ſeiner Väter angekommen. Ich trat an ſein Ruhebett und fand einen jungen Mann, der ſich, verführt von andern, die ihn mit Abſicht früh zerſtören wollten, die Freuden des Daſeins allzu raſch vorweggenommen zu haben ſchien, einen edeln, intereſſanten, poetiſchen jungen Mann, der jedoch ſo geknickt in ſeiner äußern Erſcheinung war, daß ich anfangs bei ihm an ein ſchleichendes Uebel dachte und ihn einer regelrechten Behandlung unterwerfen wollte. Aber vergebens! Mediciniſche Hülfe wies er zurück und er hatte recht: ſein Zuſtand leitet ſich aus dem Gemüth her, mir ſcheint ſein Geiſt zerrüttet.

Fennimor. Um Gott —!

Scott. Der Antheil, den Sie an ihm nehmen, verräth mir, daß ihm Ihr Herz noch nicht entfremdet iſt.

Jennimor. Mir — Arthur — entfremdet? (Bezwingt ſich.) Doch bitte, fahren Sie fort!

Scott. Im Scherz nannt' ich ihn gegen einen alten treuen Diener blaſirt. Dieſen Ausdruck gebraucht zu haben bereue ich. Nur ein oberflächlicher Menſchenkenner müßt' ich ſein, wenn ich mir einbildete, Seelenzuſtände durch ein Wort abthun zu können. Es herrſcht zu allen Zeiten auf dem geiſtigen Gebiet irgendein krankhafter Modezug. Im vorigen Jahrhundert hieß er Spleen, in neuerer Zeit hat man andere Ausdrücke dafür. Aber die Ausdrücke erſchöpfen den Begriff nicht. Wer ſich feſt und geſund in ſeinen Nerven fühlt, dem fehlt von ſolchen krankhaften Zuſtänden jede klare Vorſtellung, und doch erlebt man es täglich, dieſe Zuſtände können ſich bis zur Monomanie ſteigern, ſogar — bis zum Selbſtmorde.

Jennimor. Ha! Wie verſteh' ich —?

Scott. Lord Douglas liebt die Einſamkeit, lieſt den unglückſeligen welt- und menſchenverachtenden Byron und leidet, wie mir ſcheint, mehr an der Idee einer zerrütteten Geſundheit, als in der That an einer ſolchen. Oft ſtehen Hypochonder ſtundenlang vor dem Spiegel, um in den Zügen ihres blaſſen Antlitzes die Spuren jener hippokratiſchen Linien zu entdecken, von welchen man behauptet, daß ſie einem nahen Tode vorangehen. Dies that Lord Douglas und ein ſolcher Mismuth erwuchs ihm aus dem Anblick ſeiner eigenen Perſon, daß ich ſeinem Diener Trilbie nicht unrecht geben konnte, wenn er ihm die Gelegenheit, ſo düſtere Betrachtungen anzuſtellen, entzog und alle Spiegel des Schloſſes, wo ſich deren in den Sälen und Zimmern vorfanden, verhängen ließ. Ich hoffte

auf dieſe Art eine ſich entwickelnde Geneſung. Aber heute Mittag hat mir leider der alte ehrwürdige Diener Entdeckungen gemacht ſo bedenklicher Art —

Fennimor. Welche?

Scott. Erlaſſen Sie ſie mir —!

Fennimor. Nein, nein, ſagen Sie alles!

Scott. Mylady, ich brauche mich nur mit dem einfachen Wort zu begnügen: Ich muß fürchten, Lord Arthur beabſichtigt, freiwillig aus dem Leben zu gehen.

Fennimor. Ha!

Scott. Wollen Sie uns — jetzt noch — verlaſſen?

Fennimor (in höchſter Aufregung). Nein! Nein! Die Angſt will mir die Bruſt — zerſprengen — Was ſoll ich thun?

Scott. Die Hand reichen zu Mylords Geneſung!

Fennimor. Ich, die ich an ſeinen Leiden einen Theil der Schuld trage!

Scott. Mylady, ja, den tragen Sie! Und nicht den geringſten! Aufrichtigkeit gegen Aufrichtigkeit! Wenn etwas den edeln jungen Mann dem Leben wiedergewinnen kann, ſo iſt es vielleicht dieſelbe Liebe, an welcher er verzweifelte. Jetzt fürcht' ich, macht er vielleicht eine gleiche Erfahrung am Herzen eines Freundes. Ein Verwandter ſteht ihm zur Seite, gegen den mir Trilbie ein Mistrauen eingeflößt hat —

Fennimor. Holiday? Er verlangte, daß ich mich aus dieſer Gegend entfernen ſollte.

Scott. Dann iſt es des Lords Freund nicht! Sie heiratheten einen Greis, der Himmel ließ Sie nach einem Jahre Witwe werden, Sie ſtehen in Ihrer ſchönſten, reinſten Blüte, und ich kann mir nicht denken, daß ein edles Weſen wie Sie, die Treue an einem Manne, dem Sie Rechte auf ſich gegeben hatten, um eine Kleinigkeit gebrochen hat.

Fennimor. Nein, bei Gott! Nicht um eine Kleinigkeit!

Scott. Nun denn, Mylady! Oeffnen Sie Ihre Bruſt einem redlichen Manne! Sie lieben Arthur noch jetzt wie einſt. Sie ſind frei; was könnte Sie vor dem armen Kranken rechtfertigen? Gibt es nichts, was ihm aus Ihrem Munde den Glauben an die Menſchheit wiedergeben könnte? Geſtehen Sie mir den Grund, warum Sie den Commodore Stafford heiratheten!

Fennimor (kämpft mit ſich. Nach einer Weile). Wollen Sie mir die Verſicherung geben, das Geheimniß, das ich Ihnen mittheile, treu zu bewahren?

Scott. Ich ſchwöre ſogar — es nur mit Mylord Arthur zu theilen.

Fennimor. Mit Arthur? Nun denn, ihr abgeſchiedenen Geiſter, vergebt mir, wenn ich rede!

Scott (ſieht an die Thüren, die er verſchließt, kehrt zurück, nimmt einen Stuhl neben Fennimor, die bereits ſitzt). Alſo ſprechen Sie, Mylady!

Fennimor. Mein Geheimniß iſt kurz, und einige Fragen, welche ich an Sie richten werde, ſollen es Ihnen ſelbſt verrathen. Was erzählt die Welt vom Commodore Stafford?

Scott. Mylady!

Fennimor. Ohne Rückhalt, ſagen Sie offen, was von — meinem Munde nur mit Beſchämung würde geſtanden werden.

Scott. Commodore Stafford? Ein alter Seemann, nicht ohne Bravour im Kriege, aber, wie leider nur zu oft bei dieſen Charakteren, im Frieden ohne die Eigenſchaften, die ihm hätten die Achtung der Welt erwerben können —!

Fennimor. Fahren Sie fort!

Scott. Ich bin zu Ende, wenn ich ſage, daß auf ſeiner Station in Indien Commodore Stafford allgemein verhaßt, verachtet war, daß er nach England zurückkehrte, ein Verſchwender, ein Spieler, ein — vergeben Sie mir, Mylady, daß ich

von ſeiner in ſo hohem Alter verächtlichen Leidenſchaft für die Frauen ſchweige.

Fennimor. Sie überheben mich einer weitern Schilderung. Und nun — mein Vater — Was weiß die Welt von meinem Vater?

Scott. Von Sir John Leslie? Beamter war er am Gouvernement in Indien. Ja! Er hatte Sie die Mühſeligkeiten eines fremden Klimas nicht wollen theilen laſſen. Sie wurden während ſeiner Abweſenheit in England und Paris erzogen, bis eines Tags Ihr Vater zurückkehrte —

Fennimor. Er hatte — von der Verwaltung ſeinen Abſchied genommen —

Scott. Bekommen, Mylady, bekommen!

Fennimor. Genommen, ſelbſt genommen, Sir!

Scott. Möglich! Indeſſen — Er war ſehr reich: er hatte für die Oekonomie der Marine zu ſorgen — er ſchien an ſich ein ſanfter, milder Mann, liebte aber das — Geld —

Fennimor. Sagen Sie alles, was zu ſagen mich ſelbſt zu tief ſchmerzen würde.

Scott. Mylady, Sie ſind Sir John Leslie's Kind, wurden aber nicht von ihm erzogen. Er kehrte aus Indien zurück und ſchien mit ſeiner Liebe für das Geld nur noch eine Leidenſchaft zu theilen, die für ſein einziges Kind, für Sie, die er anbetete —

Fennimor. Sie vergeſſen noch eine andere Leidenſchaft — die Ehre!

Scott. Die Ehre? — Die Ehre? Mylady, ohne Sie kränken zu wollen — bemitleidenswerthe Aeltern hatten oft die beſten Kinder, gute Aeltern verdorbene — Sie ſind nicht verantwortlich für den entſetzlichen Ruf, den auch Ihr Vater einſt aus Indien mitbrachte —

Fennimor. Wahrlich — Sie ſchonen ihn nicht!

Scott. Ihr Vater iſt todt — Seine Tochter iſt eine Zierde der Geſellſchaft —. Den Vater eines Engels — nein, nein, den darf man — keinen Teufel nennen!

Fennimor. O — — wie hart! Wie hart!

Scott. Nein — gerecht, Mylady! Ich bin Brite, ich liebe mein Vaterland! Nicht verſchweigen kann ich, daß Ihrem Vater der Fluch der mit Füßen getretenen Eingeborenen Indiens folgte, daß das Gerücht Ihrem Vater Handlungen zuſchrieb —

Fennimor. Halten Sie inne! (Pauſe, in der ſie ſich bekämpft, ihre Augen füllen ſich mit Thränen.) Oder nein, nein — Sie müſſen — fortfahren —

Scott. Man drohte Ihrem Vater mit einem Proceß — man vermied John Leslie in der Geſellſchaft — es zogen drohende Wolken gegen ſeine Freiheit zuſammen — Alles war bereit, ihn zu vernichten; eine Anklage ſelbſt auf ſein Haupt war vorauszuſehen — aber es fehlte — nach den Geſetzen — ein offener, entſchloſſener, muthiger Ankläger —

Fennimor (entſetzt). Ja —

Scott. Die Bedrückung der Beamten gegen die Eingeborenen war leider hergebracht, obgleich die härteſten Strafen darauf ſtehen. Von John Leslie verlautete vollends, daß er das Königsgut der Marine beſtohlen — (Fennimor unterbricht ihn.) Vergebung, es entſchlüpfte mir das fürchterliche Wort, Mylady! Vergebung, Sie ſind ein Engel, aber von Ihrem Vater glaubte England das Gegentheil. Dies Gegentheil zu beweiſen, dafür gebrach es nur, ich wiederhole mein Wort, am Muth eines entſchloſſenen Anklägers.

Fennimor (erhebt ſich und ſieht ſich wild um). Nein, Doctor, er fehlte nicht! Der Ankläger war da! Kein Menſch, ein Abgeſandter der Hölle ſtellte ſich ein. Verſetzen Sie ſich

im Geiſt in die prachtvolle Wohnung, die mein Vater bezogen hatte. Denken Sie ſich einen von Natur guten, altersſchwachen Mann, den die Liebe zum Gelde, vielleicht aus Liebe zu mir, zum Verbrecher gemacht hatte. Denken Sie ſich einen Vater, einen Greis mit Silberlocken — mit Thränen, die ihm über die gefurchten Wangen rollten — Denken Sie ſich, daß ein Vater vor ſeinem Kinde weint und die Verzweiflung eines geängſtigten Gewiſſens ausſtöhnt vor einem jungen Mädchen, das ſeinen Vater liebt —Doctor — ſeinen Vater! — und dann denken Sie ſich, daß dieſer Unglückliche nur noch den letzten Troſt hat auszurufen: Man kann mich nicht ganz vernichten, ich habe keinen Ankläger! Und in dieſem Augenblick öffnet ſich die Thür, was ſag' ich, die Unterwelt, und herein tritt ein Weſen, ich nenn' es nicht, mit bleicher, todesverachtender Miene, ſchlotternd, hinfällig, dämoniſch lachend, und auf ſeinen Lippen, auf ſeinen verworfenen Lippen liegt — das noch nicht ausgeſprochene und uns doch ſchon furchtbar entgegengedonnerte: Dein Ankläger — bin ich!

Scott. Entſetzlich!

Jennimor. Fünf lange Wochen dauerten dieſe Qualen, dieſe Drohungen, dieſe Erpreſſungen. Mein Vater verzweifelte. Einer konnte ihn verderben, einer konnte ihn zur ſchimpflichen Deportation, vielleicht — ha, ich will das Bild nicht ausmalen! Einer nur konnte ihn vernichten! Es war ſein Mitſchuldiger, ein Menſch, dem es gleichgültig geworden, wie er aus dem Leben ſchied. Aber hören Sie, die Scene veränderte ſich. Der lüſterne Böſewicht begehrt für ſein Schweigen, für das Schweigen ſeines verrätheriſchen Mundes, nicht mehr Geld, nicht mehr Antheil an unſerm Vermögen, er will alles, er will den höchſten Preis, den mein Vater ihm geben konnte, mich, ſein Kind! Denken Sie ſich dieſe fürchterliche Eröffnung eines liebenden Vaters an eine Tochter, die ihm die Liebe zu einem

edeln Jüngling geſtanden hatte, denken Sie ſich den Kampf zwiſchen dem Schwur hier und dem Leben eines Vaters dort, den Kampf zwiſchen einer reinen, edeln, unauslöſchlichen Jugendliebe, deren Gegenſtand in der Ferne weilte, und der kalten, gebietenden, grauſam tyranniſchen Pflicht, — der Pflicht, durch Selbſtaufopferung die Ruhe, die Ehre, das kurze Leben eines Greiſes, eines Vaters, zu retten, und Sie werden begreifen, wie ich die Liebe eines Douglas opfern konnte und — wurde, was — ich wurde, des Commodore Stafford unglückliches Weib! (Sie ſinkt in den Seſſel.)

Scott. Mylady, wenn in Ihrem Freunde noch ein Funke Lebensmuth iſt, ich ſchüre ihn zur Flamme an! Arthur wird geneſen, Sie werden glücklich ſein! Mylady, Sie haben den Kampf beſtanden wie ein Engel, nein, wie der edelſte Menſch! Denn mehr zu thun als was Sie gethan, iſt in den Schranken dieſer Erde nicht möglich. — Mylady, Sie werden bleiben. Ich vertrete Sie vor Douglas. Erholen Sie ſich! Jenny! Jenny! (Es klopft.) Ich höre Geräuſch. Wer ſtört uns in dieſem Augenblick? (Es klopft.) Wer iſt da? (Oeffnet.)

Killy (reicht einen Brief herein). Ein Brief aus Douglas-Caſtle — Ein Bote brachte ihn eilends —

Scott (nimmt den Brief). Von Trilbie! (Lieſt.) Mit der Aufſchrift: „Eilt!“? Der Bote warte draußen, bis ich nähern Beſcheid gebe.

Killy (ab).

Fennimor. Aus Douglas-Caſtle?

Scott (erbricht den Brief und lieſt in Aufregung). „Verehrter Herr Doctor, ich beſchwöre Sie, und ſollte die Nacht hereinbrechen, einem theuern Menſchenleben zu Liebe heute noch zu uns herüberzukommen! Vergeben Sie einem des Schreibens ungewohnten Manne die ſchlichte Ausdrucksweiſe dieſer Zeilen!

Erbprinz

(steht auf mit dem Krug in der Hand und spricht mit sehr zarter, vorsichtiger Andeutung von Trunkenheit).

Meine Herrschaften —

König (bei Seite).

Ich glaube, er hat einen Spitz!

Erbprinz.

Und — und — und — ich danke Ihnen. (Setzt sich. Alle lachen.)

König.

Bravo, Erbprinz! Vortrefflicher Redner sind Sie!

Grumbkow.

Majestät, er ist fertig. Er soll eine Rede halten —

König.

Ja, Erbprinz, halten Sie uns eine Rede!

Alle.

Eine Rede! eine Rede!

Erbprinz

(stützt den Kopf in die Hände, und sieht nicht auf).

Hotham.

Es früge sich nur über was?

König.

Ueber alles, was er will!

Hotham.

Ich wüßte wohl einen sehr interessanten Gegenstand.

Holiday, ich zittere es dem Papiere anzuvertrauen, Holiday erſcheint mir immer mehr in jenem Lichte, das Ihr Scharfſinn ſogleich auf ihn fallen ließ. Bedenken Sie, er iſt der einzige, der durch des Lords Tod gewinnen würde!"

Jennimor (begleitet das Vorleſen des Briefs mit den entſprechenden Ausdrücken ihres Gefühls). Ha!

Scott (fährt fort). „Ich glaube nicht, daß er dem Lord die mir abgedrungene Entdeckung vom gewaltſamen Tode des Vaters verrathen hat —" Gewiß! Gewiß!

Jennimor. Vom gewaltſamen —?

Scott. „Aber er hat den Befehl gegeben, den Pavillon zu öffnen. Als ich mich weigerte, hat er ihn mit Gewalt öffnen laſſen. Das Aufſehen, das dieſe Handlung machte, kann nicht verfehlen, auch die Aufmerkſamkeit des Lords zu erregen. Was aber mehr als alles mich beunruhigt, iſt eine von ihm gegen ſeinen Reiſegefährten gethane Aeußerung. In einigen Tagen wäre Lord Douglas nicht mehr unter den Lebenden!"

Jennimor. Wehe!

Scott. „Marſton, ein gutmüthiger Menſch, plauderte mir befremdet Holiday's Worte aus, und nun beſchwör' ich Sie, eilen Sie zu uns herüber, bedenken Sie: es iſt heute der dreizehnte November. Ihr gehorſamer Trilbie."

Jennimor. Was iſt mit dem dreizehnten November? Was werden Sie thun?

Scott. Mylady, Sie werden mir folgen!

Jennimor. Nach Douglas-Caſtle?

Scott. Ja! Sie kennen Holiday. Iſt er Arthur's Freund?

Jennimor (ſinnend). Um Arthur's Bild — in mir zu trüben, zu verwiſchen, hat er ihm — die entſetzlichſten Dinge nachgeredet —

Scott. Die größten Mordthaten ſind die, die von verworfenen Menſchen ohne Blut vollzogen werden! Schon allein mit Worten — mit Blicken kann man tödten!

Jennimor. Ja, in Holiday's Augen können Dolche liegen —

Scott. Wenn er ihm verriethe, daß ſich am dreizehnten November bereits auch ſein Vater — Ich kenne die Wirkung unheimlicher Vorbilder — die geheimnißvolle Macht der Ahnungen — Mylady, Sie werden mir folgen.

Jennimor. Wenn ich ſicher bin, zunächſt nur — Holiday zu ſehen — den verrätheriſchen Erben —

Scott. Nein, Arthur auch dann, wenn es noth thut! Einen Fürſprecher haben Sie an mir, der Ihnen den Weg bahnen wird zum Herzen, zur Wiedergeburt, zum neuen Leben des Freundes. Sie, Sie müſſen ihm als ein Engel erſcheinen, der troſtreich, voll Verſöhnung und Milde, ihn zurückführt aus dem Labyrinth des Zweifels zum Glauben und zur Liebe! (Ergreift Jennimor's Arm, um mit ihr abzugehen. An der Thür begegnet ihnen Jenny, die ſie verwundert anſieht.) Ja, ja! Eine Entführung, Jenny! Wir gehen beide jetzt durch! Halt' uns nur nicht auf! (An der Thür.) Der Bote ſoll nicht warten, wir kämen ſelbſt!

Jennimor (umarmt mit ſtürmiſchem Gefühle Jenny und folgt Scott).

Dritter Auftritt.

Jenny. Dann Toms.

Jenny (ſieht beiden verwundert nach). Das ſind mir ja ſchöne Sachen! Jetzt, glaub' ich, fang' ich an, wirklich eiferſüchtig zu werden.

Toms (ſteht herein). Es wird finſter! Bekomm' ich nun Antwort?

Jenny. Was will Er? Komm' Er 'mal herein!

Toms (kommt). Mylady —

Jenny. Er kommt mir gerade recht! Warum beunruhigt Er mir hier fortwährend meinen Hausſtand?

Toms. Ich? Ihren Haus- —? Allerdings, ja, ich nehme ein Intereſſe an Hausſtänden —

Jenny. Ich werd' Ihn lehren, meinen Mägden Narrheiten in den Kopf ſetzen. Der Kitty hat Er die Ehe verſprochen und der Liddy auch und der Betty und der Mary und der Sophy — Allen! Er ſoll ſich aber in Acht nehmen und hierher wieder Briefe beſorgen! Das iſt die Antwort! (Folgt den beiden andern.)

Toms. Doch curios! Einen Mann beleidigen, der reelle Abſichten hat und blos aus Edelmuth nicht weiß, welche er glücklich machen ſoll! (Geht an den Spiegel und rückt ſich ſeine Cravatte in Ordnung.) Ich glaube gar, ich habe mich geärgert. (Setzt ſich ſeinen Hut auf ein Ohr.) Wie ſelten ſind jetzt Männer, die ſich zu fixiren gedenken! Ich glaube gar, die Frau hat mich abſichtlich beleidigt, damit ich krank werde und ihrem Mann die Praxis verbeſſern helfe! (Zornig ab.)

Zweite Scene.

Das Innere des Pavillons im Park von Douglas-Caſtle.

Ein düſterer Saal in Rundform. Die Wände müſſen ſo gemalt ſein, daß ſie nach allen Seiten hin von Spiegeln bedeckt ſind. Da, wo keine ſichtbaren Spiegel ſind, muß eine dunkelfarbige Draperie die Wände bedecken. Ein Divan zieht ſich rings um die Wände. Links vom Darſteller Tiſch und Seſſel, mit demſelben dunkeln Zeuge wie die Draperie. Rechts (vom Darſteller aus) eine Thür, deren Füllung durch ein Spiegelglas bedeckt iſt. Hinten der Haupteingang. Beleuchtung düſter. Der Mond ſcheint durch eines der Fenſter).

Vierter Auftritt.

Holiday. Dann Marſton.

Holiday (öffnet draußen mit ſchweren Schlüſſeln und tritt ein). Ah! Hier iſt's. (Ruft rückwärts Marſton.) Marſton! Wo ſind Sie denn? Kommen Sie doch!

Marſton. Das iſt alſo der verwünſchte Pavillon! Wenn Sie doch wenigſtens eine Laterne hätten in dieſer ſtockfinſtern und — ſo ſtürmiſchen Nacht.

Holiday (legt die Thür hinten ſorgfältig wieder an). Nein, man ſoll gerade vom Schloſſe aus hier kein Licht ſehen.

Marſton. Ich geſtehe Ihnen, Holiday! Hier geht die ſchottiſche Hochlandsromantik über die Grenze der behaglichen Spannung hinaus.

Holiday (bei Seite). Trilbie hat mir die Schlüſſel ausliefern müſſen. Er ahnt nicht, daß ich ſchon dieſe Nacht den geheimnißvollen Ort beſuche.

Marſton. Holiday, ich bemerke hier Spuren bedeutender

Eleganz! Das Ganze ſpielt auffallenderweiſe ins Rococo! Sehen Sie nur die Draperie, die Spiegel; ich wette, die frühern Lords Douglas haben hier in dieſem entlegenen Theil des Parks zuweilen kleine Diners en particulier gehabt. Allerliebſt!

Holiday. Ja, Marſton, und es geht die Sage, (lächelnd) daß jetzt die Geiſter derſelben noch jede Nacht wieder zurückkehren, um auch ſogar hier noch zu — ſoupiren.

Marſton. Machen Sie keine Scherze, Holiday! Der Ort iſt nicht dafür. Sehen Sie! Steht da nicht jemand?

Holiday. Das ſind Sie ja mein' ich ſelbſt!

Marſton. Ja ſo! Es iſt mein zu — zu lange entbehrter ſchmeichelhafter Spiegelreflex! Sagen Sie mir nur, was wollen Sie hier eigentlich?

Holiday (bei Seite). Vielleicht ſteh' ich auf der Stelle, wo ſich einſt Lord Donald das Leben nahm —

Marſton. Was murmeln Sie denn ewig mit ſich ſelbſt? Holiday! Kommen Sie! Solche Burgverließe und Kloſtergemäuer — ſoll ich Ihnen etwas ſagen? — Dergleichen leſe ich lieber — ich meine gedruckt.

Holiday. Die Fenſter haben Jalouſieen. Wenn man eins öffnete — (Geht an das Fenſter, öffnet und ſtößt draußen die Jalouſieen zurück.)

Marſton. Was Sie verwegen ſind, Holiday! Aber ſehen Sie, es wird doch nicht heller. Der Mond ſteht hinter den Wolken, und dieſer finſtere, naßkalte Park — Mich friert. In dieſer Form bekommt man von der Romantik nichts als den Katarrh. Bedenken Sie, wir haben heute den dreizehnten November! (Draußen hört man einen kurzen, klirrenden Schlag.) Was war denn das?

Holiday. Der Wind ſchlug die Jalouſie an das Fenſter. Man muß ſie draußen befeſtigen. (Geht und lehnt ſich zum Fenſter hinaus.)

Marſton. Stecken Sie doch nicht ſo den Kopf hinaus!

Holiday. Wenn es hier Geiſter gibt, ſo ſind ſie nicht draußen, ſondern drinnen!

Marſton. Holiday! Sie haben leicht ſcherzen. Sie ſind ein Freigeiſt! Aber ich, Sie müſſen wiſſen — ich glaube an — mancherlei.

Holiday. Erlauben Sie, dort ſcheint mir — Was iſt denn das da an dem prächtigen Spiegel — wol gar ein Drücker —? Hier muß ein Seitengemach ſein —

Marſton. Behüte! Sie ſehen ja, es iſt nur ein Trumeau.

Holiday. Nein, der Drücker weicht — richtig (öffnet die Spiegelthür) ein Cabinet! Eine dünne, papierene Wand trennt das Cabinet vom Salon — Allerliebſt! Die Thür in Form eines Spiegels —

Marſton. Ganz wie in der Maison d'or in Paris — recht niedlich! Aber ich beſchwöre Sie — gehen Sie nicht hinein! Hier — fehlt in der Nähe die Municipalgarde.

Holiday. Nur einen Augenblick! Ah, da führt ja eine Treppe in ein oberes Stockwerk.

Marſton. Holiday! Sie ſind tollkühn!

Holiday. Das muß man doch unterſuchen — Ich muß meine künftigen Beſitzthümer kennen lernen — Ich komme ſogleich zurück! (Geht ab durch die Spiegelthür rechts.)

Marſton (allein, ihm nachrufend). Holiday!? Nein, welche Grauſamkeit — er läßt mich hier allein! Jetzt komm' ich mir vor wie — George Brown in der Weißen Dame. Die Oper ſpielt ungefähr in dieſem Theile von Schottland — aber George Brown war Offizier vom 17. leichten Regiment — er mußte ordonnanzmäßig mehr Courage haben als ein londoner — Löwe, wie ich! — (Ruft.) Holiday — (Singt.) Komm, weiße Dame! — Um Gottes willen, wenn mir hier wirklich eine weiße Dame erſchiene! Holiday läßt mich allein. Er antwortet nicht ein-

mal. Dieſe geſpenſtiſche Einſamkeit — dieſe Spiegelbilder — Ich habe heute meinen Wechſel von Holiday's Vetter bezahlt bekommen — die Wirklichkeit beginnt, das Romantiſche hört auf. Erzähl' ich einſt dies Abenteuer in den londoner Clubs, ſo werd' ich mich in dieſem Pavillon ſehr behaglich fühlen, aber für den Augenblick, wie geſagt, leſ' ich dergleichen lieber! Holiday! Er hört nicht! Ich kehre um. In fünf Minuten bin ich durch die große Allee wieder im Schloß und werde daran denken, meine Koffer zu ſchließen und für morgen früh die Pferde zu beſtellen. Hätt' ich nur erſt — (er geht behutſam ab) den Park hinter mir — Hinter mir? Was iſt hinter mir? Ja ſo! Draußen der Park! Den muß ich erſt — Es iſt verwegen! Doch — ich wag' es! (Ab.)

Holiday (von drinnen). Nun, Marſton! Ich komme — da bin ich ja! (Tritt heraus.) Wo iſt er? Er hat die Flucht ergriffen. (Am Fenſter.) Da läuft er quer durch den Park, die Rockſchöße in den Händen! — Auch oben — überall Spuren von Wohnlichkeit; es muß Lord Donald's Lieblingsaufenthalt geweſen ſein — Tempel des Friedens! Ein Jahr vor ſeinem Tode ließ er dieſe zweideutige Inſchrift ſetzen —. Ich kann dieſe Nacht nicht ſchlafen — In jedem Augenblick glaubt mein Ohr einen — Schuß zu hören —! Dieſes Gute Nacht! das er mir geſtern und heute ſprach — Es war ein Abſchied wie auf ewig! (Draußen ſchlägt es, etwas weit ab, vom Thurm elf.) Elf Uhr! Noch eine Stunde, und der verhängnißvolle Tag, der mich auf den Gipfel meines Glücks bringen ſollte, iſt vorüber! — (Er geht und lüftet die Draperieen, die auf die Spiegel fallen; am Fenſter vorbeigehend hält er plötzlich inne.) Ha, was ſeh' ich! Eine dunkle Geſtalt wankt vom Schloſſe herüber — es iſt nicht Marſton — nein, nein! — Ein Mann nähert ſich dem Pavillon — Der Sturm wühlt in dem flatternden Mantel — Der Mond tritt aus den Wolken — Die Schatten der Bäume entziehen ihn

meinem Auge — Jetzt kommt ein Lichtstrahl, der auf den Ankommenden fallen muß — Er ist's — Es ist Arthur — Er kommt zur blutigen Todesstätte seines Vaters! (Pause.) Der Angstschweiß steht mir auf der Stirn — Wenn er hier — hier sein und — mein Werk vollendete! — Mein — Werk? — Ich darf nicht weilen — Ha, dort! Dort hinter dem Spiegel will ich mich verbergen. (Geht durch die unverhüllt bleibende Spiegelthür ab.)

Fünfter Auftritt.

Arthur allein. Später Scott und Trilbie.

Arthur (kommt im Mantel, ohne Hut, verstört und mit starrem, gespenstischem Aussehen. Er tritt langsam ein, bleibt zweifelnd stehen, sieht sich scheu um, tritt dann mehr vorwärts, legt den Mantel ab und die Pistolen auf den Tisch links). Hier war es, hier im Tempel des Friedens! Verklärter Geist — was trieb dich gerade hier einst zum Tode? Weil an dieser Stätte auch schon dein Vater —? Ach! (Wirft sich in einen Sessel.) Ich ahnte den düstern Zug, der durch die Geschichte unsers Hauses geht, ohne von ihm zu wissen! Es ist etwas an dem — Eisen, das im menschlichen Blute liegen soll! Die Geister winken mit magnetischen Händen und wir folgen — müssen folgen — mit stiller Ergebung. — Von wem nehm' ich Abschied? Von Fennimer? — Das ist vorüber! — Von der Natur? — auch sie geht zu Grabe. Vom Freunde? War Holiday mein Freund? Seit gestern, wo er durch Lügen Trilbie das Geständniß entlockte, hab' ich auch vor ihm ein Grauen. Trilbie, den Alten, wird es Thränen kosten — sonst keinen — sie werden mich lachend zu Grabe tragen! ... Und so — thut euch denn auf, ihr großen Geheimnisse des Daseins! Sind wir zu

Ende mit dem Staube oder beginnt über ihn hinaus Neues? Schon oft hat mich die Frage so gereizt, daß nur noch — — das Pulver auf der Pfanne fehlte. Es gibt kein Recht, das den Geist zum Unterthanen dieser hinfälligen Bürde machen könnte. Ist Geist nur das künstliche Ergebniß der äußern Zusammensetzung der Fibern meines Gehirns, dann entflieh' ich aus einer Maschine, die klüger sein will als mein eigener Gedanke, die mir bei jedem großen Worte, das in meiner Seele widerklingt, lacht: Ha du Thor, was du dir einbildest auf den einzigen kleinen Stift, der dies Gebäude zusammenhält! An diesem kleinen Stift nagt und rostet es — bis er endlich nachläßt, das Gebäude zum Wanken bringt und — Besser, besser auch! der unruhige, zornig gewordene Geist reißt den Schleier selbst von den verhüllten Geheimnissen! — Nun, da werden wir denn sehen, warum alles so wurde, warum dieser Erdball, diese Sterne, diese Sonne, diese Würmer, die sich Menschen nennen, vorhanden sind! Wir werden sehen, was die Ursachen sind von dem, was uns Freude machte, und von dem, was Schmerz — warum die Wolken da draußen — und die Wolken — (zeigt auf sein Herz) hier drinnen sich aufthürmen und — vielleicht theilt sich eine dieser Wolken und ich sehe — Fennimor, wie sie lieben, schwören und falsch schwören konnte —! (Steht auf.) Es muß sein! (Betrachtet die Pistolen.) Waffen hab' ich vermieden, wo ich durfte. Sah ich sie an, so war mir's wie in einem erleuchteten Zimmer dem Schmetterling, er fliegt und flattert — in die Flamme — er muß hinein! — (Er untersucht sie.) Auch dies Eisen zieht an! Wie kalt das Metall! Dennoch — wie glühend es überreden kann! (Er bewegt sich etwas nach vorn.) Kurz abgethan! (Er legt die Hand vor die Augen und geht immer mehr dem Spiegel entgegen, dabei hält er in der rechten Hand das Pistol, gesenkt.) Ich fühle, es ist nur eine Krankheit! Menschen-

witz, der vom Leben ſo große Stücke hält, würde ſagen: Ich helfe dir, ich heile dich —! Da — Da ſehe ich mich!

(Scott und Trilbie öffnen leiſe die Thür. Man muß ſie durch etwas Lichtſchimmer von draußen ſogleich erkennen. Scott hält, da er das Sprechen auf den Spiegel zu bemerkt, Trilbie zurück und bedeutet ihn zu ſchweigen. Sie lauſchen vorſichtig und treten nicht ein.)

Arthur. Ich ſehe mich, wie ich bin! Einſt war ich ſo leidlich geformt, ein ſogenannter blühender Jüngling, man ſchmeichelte den Locken meines Haares — jetzt ſind ſie — grau geworden — die Spitzen weiß — wie ſchnell — wie ſchnell! (Er läßt die Hand von dem Auge allmählich weg und ſpricht mit ſeinem Bild im Spiegel wie mit ſich ſelbſt.) Nein, nein! (Bedeckt die Augen wieder mit der linken Hand.) Mein Geiſt iſt ſchon entrückt. Die Augen bedeck' ich und mit ſchwarzen Höhlen ſeh' ich mich ſelbſt — Raſch! die Mündung an die Stirn — Dahin, wo ſchon ſo viel dunkle Todesboten, Furchen, Kreuze und Gräber der Schwermuth liegen! Wie kann ein Menſch nur ſich ſelbſt ſo haſſen — in ſeiner eigenen Wohnung ſich länger nicht heimiſch fühlen? (Hat vorher wieder die Hand leiſe ſo fortgenommen, daß er ſich ſtarr im Spiegel ſelbſt ſieht.) Biſt du immer noch da? Lebſt immer noch? Stirb! (Er drückt los und ſchießt auf ſein Bild im Spiegel. Der Spiegel zertrümmert. Das Piſtol entfällt ihm, er ſchwankt. Scott und Trilbie ſind ſo nahe vorgerückt, daß Arthur in beider Arme fällt. Kurze Pauſe.)

Trilbie. Mylord!

Scott. Licht! Licht!

König.

Heraus damit!

Hotham.

Ueber irgend ein Mitglied dieſer luſtigen Geſellſchaft.

König.

Topp! Und daß wir nicht lange zu wählen brauchen — über mich!

Alle (betroffen).

Ueber Ew. Majeſtät?

König.

Es iſt ſchrecklich heiß hier! (Knöpft ſich den Rock auf.) Machen wir's uns bequem, Eversmann! — Erbprinz! Munter! jetzt 'mal los. Halten Sie über mich eine Rede!

Hotham.

Bitte —

König.

Nicht gezögert, grade als wenn ich geſtorben wäre.

Hotham.

Majeſtät —

König.

Ruhig, alles ſtill! Der Erbprinz hält eine Rede über mich. (Bei Seite) In vino Veritas! Ich will doch hören, ob in ſeinem Innern alles Lüge iſt.

Hotham (bei Seite).

Das wird ein entſcheidender Moment.

Letzter Auftritt.

Leute mit Windlichtern treten herein, Toms iſt nicht darunter. Fennimor zeigt ſich zögernd an der Thür. Arthur liegt in den Armen von Trilbie und Scott.

Arthur (nachdem alles ruhig geworden und die Gruppe ſich als Bild geſtaltet hat). Wo bin ich? Welche Stimmen?

Trilbie. Die Stimmen Ihrer Freunde! Mylord! Kommen Sie zu ſich! Der würdige Doctor Scott hält Sie in ſeinen Armen!

Arthur. Wie iſt mir?

Scott. Der milde Geiſt der Geneſung ſenkt ſich auf Sie nieder! Mylord! Vertrauen Sie! Gewöhnen Sie ſich an Ihre Umgebung! Weiſen Sie den liebevollen Zuſpruch Ihrer Freunde nicht zurück! Gedenken Sie Fennimor's!

Arthur (ſich ſammelnd). Fennimor's?

Scott. Die Sie liebt, mit allen Athemſchlägen ihres Herzens liebt.

Arthur. Und mich opfern konnte!

Scott. Und die Sie dennoch anbeten müſſen! Fennimor, die Sie opferte — um ihrem Vater, einem Verbrecher, einem Greiſe, das Leben zu retten —

Arthur. Ha! Der Commodore —

Fennimor (nähert ſich langſam).

Scott. War Leslie's Ankläger und forderte als Preis ſeines Schweigens für den Vater die Hand der Tochter!

Arthur. Gerechter Gott — Fennimor wäre —

Scott. Ein Engel, Mylord! — Aber mehr — mehr noch —! Fennimor iſt frei. Nach einer kurzen, einer Trennung mehr als einem Bunde ähnlichen Ehe ſtarb der Elende —

noch jetzt iſt ſie Ihrer würdig, Mylord! — Sie haben eine Freundin — die Sie liebt, ewig lieben wird. Mylord, blicken Sie um ſich —

Arthur (ſieht Fennimor). Ha!

Fennimor (ſtürzt in ſeine Arme). Arthur!

(Sie halten ſich umſchlungen.)

Arthur. Bin ich an den Pforten der Ewigkeit! Fennimor!

Fennimor. Arthur! Mein?

Arthur. Was that ich?

Trilbie (der ſich am Spiegel inzwiſchen zu ſchaffen machte, beſtürzt). Zu Hülfe! Hier iſt mehr getroffen als nur Ihr Schatten! (Oeffnet zu allgemeinem Entſetzen die Thür.)

Holiday (hält ſich verwundet kaum aufrecht und wankt einige Schritte vorwärts). Ha! Die Hölle über euch! Ich vergaß — ha, ha! auch ich — bin ein Douglas! Der dreizehnte — hat ſich — an mir — erfüllt. (Er ſinkt nieder.)

Arthur. Großer Gott — er ſtarb — von meiner eigenen Hand?!

Scott. Ihre Hand lenkte die Gerechtigkeit des Himmels! Seit Jahren hat ein Böſewicht den Grund der Melancholie, den die Natur in Sie pflanzte, genährt, teufliſch genährt —! Ein Erbe Ihres Namens, Ihres Vermögens wollte Sie tödten durch Sie ſelbſt! Zeitig vor der Kataſtrophe angelangt, belauſchten wir vor zwei Stunden Ihren Abſchied von Holiday. Der Unglückſelige wußte, welcher Vorſatz in Ihnen dämmerte — Statt Licht zu geben, vermehrte er das Dunkel Ihrer Seele! Er, ein unblutiger, darum nicht minder ſtrafbarer Mörder, hat Ihnen die Waffen des Todes in die Hand gegeben — Wir folgten Ihnen — wir ſahen, wie ſich Ihre Sinne verwirrten — wie Sie den Widerſchein Ihres eigenen Ichs verwechſelten mit ſich ſelbſt — Dieſer

Augenblick war die Kriſis — Der ewigen Liebe ſei Dank! Sie ſind gerettet!

Arthur. Fennimor, wirſt du nicht vor einer Hand ſchaudern —

Fennimor. Die ich mit meinen Freudenthränen bedecke —

Arthur. Holiday! Warſt du nicht mein Freund?

Holiday (ſtirbt).

Scott. Er antwortet nicht mehr. Ewiger Richter dort oben! Der Wahn entſchwindet, die Liebe bleibt. Nun werden Sie leben, leben nicht mehr dem Tode, nein, der Schönheit dieſer Erde, bis Sie einſt — ein Anderer abruft, in deſſen ſtrahlendem Spiegel wir alle vergehen! Sein und Schein in einer und derſelben Wonne des — neuen Lebens!

(Der Vorhang fällt.)

Fremdes Glück.

Vorspielscherz

in

einem Aufzuge.

Perſonen.

Der Bruder.
Die Schweſter
Der Freund.

Ein Zimmer.

Erſter Auftritt.

Der Bruder iſt im Begriff auszugehen und legt noch an ſeine Toilette die letzte Hand.

Bruder. Sieh! Sieh! In meiner Bedienung vermiſſe ich die gewohnte Ordnung. Wo gab es ſonſt ein Stäubchen auf meinen Kleidern! Wo fehlte ein Bändchen oder eine Schnalle an meinen Weſten! Ha! Kein Knopf am Handſchuh —! (Er hatte ihn eben angezogen und zieht ihn wieder aus.) Nein! Nun iſt es weit gekommen mit Marie! Sie legt dem Bruder die Handſchuhe zwar zurecht, dicht an oder in ſeinen Hut, vergißt aber ſchon nach den Knöpfen zu ſehen! Und dieſe abſcheulichen Handſchuhknöpfe —! (Er geht an den Schrank und holt ſich ein Paar neue Handſchuhe, die er in den Hut legt.) Sie ſind die größte Plage der Toilette und eine verdammt kluge Berechnung der Handſchuhmacher! Garçons, die nicht im geheimen mit der Nähnadel umzugehen wiſſen, werden auf die Art zum Ankauf von immer wieder neuen gezwungen. Ja, es iſt weit mit Marie gekommen

und wenn nicht meine brüderliche Liebe, ſchon meine eigene Exiſtenz zwingt mich, ſie zu fragen, warum ſie zerſtreut iſt, was ſie bekümmert. Marie! Was fehlt dir? Ich höre ſie kommen. Ich muß ſie nach ihrem Kummer fragen.

Zweiter Auftritt.

Die Schweſter. Der Bruder.

Schweſter (erſchrickt den Bruder noch zu finden). Ah!

Bruder (bei Seite). Sie erſchrickt?

Schweſter. Ich glaubte dich längſt ausgegangen und freute mich, dich ſchon auf der Promenade zu wiſſen.

Bruder. Ich danke dir, wenigſtens für dieſe Aufmerkſamkeit! (Er zieht die neuen Handſchuhe an.)

Schweſter. Dieſe? Wenigſtens für dieſe? Weißt du wol, lieber Bruder, daß du ſeit einiger Zeit anfängſt, mir rechten Kummer zu machen?

Bruder. Ich dir?

Schweſter. Es iſt mir, lieber Otto, als quälte, als drückte dich ſeit einiger Zeit etwas —

Bruder. In dieſem Augenblick drücken meinen Geldbeutel die neuen Handſchuhe, die ich meiner Morgenpromenade widmen muß —

Schweſter. Neue Handſchuhe? Die geſtrigen waren ja doch noch wie neu — ah, ſieh, ein Knöpfchen fehlte! Nun ja! Da haſt du ja gleich ein Beiſpiel, wie zerſtreut du biſt — (Sie zieht ihm die neuen Handſchuhe von den Fingern und reparirt die alten.)

Bruder (ſchließt die neuen wieder ein). Wie zerſtreut — ich — bin?

Schweſter. Sonſt — ... Komm, Otto, ſetz' dich doch noch! Die Promenade iſt noch nicht belebt genug. Du wirſt mir unter den ſtillen Bäumen zum Einſiedler und fängſt wol gar Grillen. Was haſt du nur? Vertrau dich mir! Es drückt dich etwas?

Bruder (während er einen Stuhl holt, bei Seite). Das iſt ja faſt, wie es den Magnetiſirten ſein ſoll! Sie ſehen etwas außer ſich, was in ihnen ſelbſt vorgeht. (Setzt ſich.) Alſo, liebe Schweſter, was hatteſt du mir Kummervolles mittheilen wollen?

Schweſter (will ſich auch ſetzen mit dem Handſchuh, den ſie näht, erſchrickt aber). Ich? Ich dir? Kummervolles? Ich habe dir nichts mitzutheilen ....

Bruder. Ja ſo! Was red' ich denn! Du willſt meinen Kummer hören. (Laut ſeufzend.) Ja, ja, liebe Schweſter —

Schweſter. O ſprich dich ganz aus! Du weißt es ja, Otto, daß ich mein eignes Glück von je nur in dem deinigen gefunden habe ... (Sie vergißt eine Weile ihre Arbeit.)

Bruder. Gewiß, liebe Schweſter. Du haſt recht — ich — (Bei Seite.) Sie bekümmert mich. Was hat ſie nur —?

Schweſter (fährt fort in der Reviſion des Handſchuhes). Bisher gefiel dir dieſe Führung unſerer kleinen Wirthſchaft, wie ich ſie eben verſtand. Seit einiger Zeit biſt du ernſter geſtimmt. Es ſcheint in deinem Innern etwas vorzugehen. Du biſt geheimnißvoll, verſchloſſen gegen mich. Freilich — du haſt einen Freund gefunden, der dir näher zu ſtehen ſcheint, als deine — eigene Schweſter —

Bruder. Einen Freund gefunden? Walter — meinſt du?

Schweſter. Ich wage nicht, Walterr anzuklagen, daß er mir das Herz meines Bruders entzieht — aber —

Erbprinz

(tritt vor. Er schwankt etwas, sammelt sich aber wieder und tritt ganz vorn hin).

Fröhliche Versammlung!

König.

Fröhliche? Ich bin ja gestorben.

Erbprinz.

Thut nichts; sind doch fröhlich.

König.

Sapperment, ist das wahr?

Erbprinz.

Fröhliche Versammlung, vergnügte Leidtragende! Erlauben Sie, daß ich die heutige Festfreude durch einige schmerzliche Betrachtungen über die Eigenschaften des Dahingeschiedenen unterbreche.

König.

Schmerzliche Betrachtungen? Das ist ein schöner Anfang!

Erbprinz.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, war — ein großer Charakter, in dem sich aber — die sonderbarsten Widersprüche — vereinigten.

König.

Widersprüche?

Erbprinz.

Wie bei allen Menschen, die ihre Erziehung sich selbst verdanken, stand sein an sich edles Gemüth unter

Bruder. Walter? Walternn kenne ich ſeit meiner früheſten Jugend. Er war mein Mitſchüler, mein Spielgenoſſe.

Schweſter. Ebendeshalb. Ich dachte, ob nicht die Urſache deines Kummers in Walter's — ſeltener gewordenen Beſuchen, in ſeiner geringen Theilnahme für deine Zufriedenheit und dein Glück läge —

Bruder. Mein Glück? So! So! Ja, liebe Schweſter, da triffſt du allerdings —

Schweſter (ſteht auf). Da ſiehſt du es! Das iſt es, Otto, was dich verſtimmt! Darum dieſe Einſilbigkeit! Darum dieſe in ſich gekehrte Nachdenklichkeit, die mich mit wahrer Betrübniß erfüllt!

Bruder (bei Seite). Das wäre ihr Kummer! Sonderbar! (Laut, mit künſtlicher Verlegenheit.) Liebe Marie, ich weiß — Schweſtern ſind in Einem Punkte mit ihren Brüdern nie einig — es iſt ein eigenes Verhältniß, das ſich doch einmal ergeben könnte, wenn man ſich —

Schweſter (wendet ſich). Hör' ich denn recht ... Bruder, wirklich ... Du liebſt?

Bruder. Lieben, Kind? Ich? Das iſt ein großes Wort! Wie kommſt du nur gleich auf — lieben?

Schweſter. Du ſprichſt von deiner möglichen Verheirathung! Du haſt ein Weſen gefunden, das ich Schweſter nennen ſoll! O bitte, bitte, ſprich dich aus! (Liebkoſt ihn.) Was haſt du? Was treibſt du für Sachen? Siehſt du, daß ich hinter deine Sorgen komme!

Bruder. Liebe Schweſter, es macht dir alle Ehre, daß du nicht zu jenen Fräuleins Griesgram gehörſt, die ihren Brüdern die ſüße Gewohnheit des Daſeins unter ihren ſchweſterlichen Schoshündchen und klappernden Kaffeetaſſen für das höchſte Erdenglück ausgeben. Aber, das iſt doch ſo eigentlich noch nicht

der rechte Ausdruck meiner Situation. Ich will heirathen, das ist vorläufig alles.

Schwester. Heirathen? Wie kann man von heirathen sprechen, ohne durch die Liebe veranlaßt zu sein?

Bruder. Gutes Kind! Das ist auf deinem Standpunkt sehr richtig. Ihr liebt zuvörderst und laßt euch erst durch Rücksichten sagen, daß es für diese edle Himmelsempfindung eine gewisse weltliche Form geben muß, die man die Ehe nennt. Das ist bei uns Männern anders. Durch die Reihe von Jahren gleicht unser Herz einem allmählich übervollen Gefäß, das beim geringsten Anstoß plötzlich in die Lage kommen kann, sich ohne weiteres der ersten Besten, die nur irgendwie paßt, auszuschütten.

Schwester. Wie prosaisch! Du willst also, daß ich gewissermaßen für dich auf die Werbung gehe? Ich soll dir Vorschläge machen? Gelt?

Bruder. Ja! Ja! Ja!

Schwester. Wart! Du Böser!

Bruder. Lenke meine Phantasie, Schwester! (Bei Seite.) Ich werde dabei der ihrigen folgen.

Schwester. Da sieht man, was ihr für Männer seid und wie man euch alle, alle zu nehmen hat! Wie wär' es denn — mit Aurelien?

Bruder. Aurelie? Hm!

Schwester. Wie wir neulich die Partie im Gebirge machten —?

Bruder. Da gab sie mir immer ihren Shawl zu tragen — Das will etwas sagen.

Schwester. Sie ist schön, geistreich, gewandt —

Bruder. Aber so ein ewiges Shawltragenmüssen durchs ganze Leben hindurch —

Schweſter. Ich ſehe ſchon, du biſt wähleriſch. Nun, Antonie! Antonie hat dich ſehr gern, ich weiß es. Wir Frauen haben Augen für dergleichen.

Bruder. Das hindert Antonien nicht, ſich nächſtens mit dem Millionär (forſchend) Bartholdy und Compagnie zu verloben.

Schweſter. Mit dem jungen Bartholdy?

Bruder. Ja, Kind, mit dem jungen Bartholdy! Das iſt eine Thatſache, die ich von ihr ſelbſt habe. Sie erkundigte ſich bei mir nach der Zuverläſſigkeit des Papierhandels.

Schweſter. So! So! Antonie und der junge Bartholdy! Wie doch in der Welt nichts überraſchender kommt, als eine Verlobung! Nun — Eugenie? Eugenie paßt wirklich ganz für dich! So lebhaft, ſo munter! Sie war mit den Aeltern im Bade —

Bruder. Sie iſt auch aus dem Bade wieder wohlbehalten zurückgekehrt, und zwar mit einer Verlobungskarte mit dem Hauptmann von — wo hab' ich doch? Drüben, liebe Marie — Ja, das iſt jetzt die Frau Hauptmann von — Vergib, daß ich die Karte vergeſſen habe.

Schweſter. Eugenie verlobt! Mit einem Hauptmann!

Bruder (bei Seite). Nichts von der Börſe und nichts von der Armee! (Laut.) Weiter! Weiter! Eine andere! Schweſter, eine andere! Ich brenne vor Ungeduld, unter irgendeinen eurer ſeidenen, liebenswürdigen Pantoffel zu kommen.

Schweſter. Du denkſt, die Partieen fallen ſo aus dem Aermel! Apropos, Aermel! Was meinſt du zu einer Witwe? Frau von Krautheim! Als ſich die Krautheim neulich auf der Gebirgspartie an den Brombeerhecken den Aermel zerriſſen hatte und ihr alle ſo geſchäftig um ſie her wart — — du ſiehſt ja ganz nachdenklich?

Bruder. Auf ihr Geld ſpeculirt Reimann — (beobachtet

immer die Wirkung des Namens) auf ihren Humor, soviel ich weiß, mein alter Freund, der immer fröhliche — Beſtelmeyer — und auf ihre Connexionen ſogar — der Profeſſor Norden —

Schweſter (fühlt ſich durch keinen der hervorgehobenen Namen berührt und lacht). Welche Menſchen, Bruder! Wie mit der Baronin der Eſel durchgegangen war und ſie ſich den Aermel zerriſſen hatte, zog da nicht Baron Theerbuſch ein Neceſſaire hervor und wollte ihr ſelbſt den Aermel wieder zunähen?

Bruder. Die Krautheim iſt ſehr ſchön, ſehr geiſtvoll — Lache nicht! Und wie reich! Unſer Vetter in London hinterläßt uns nicht halb ſo viel, als man mit dieſer Partie gewinnen könnte; denn bei einer Witwe bin ich allerdings dafür, daß ſich auch äußere Vortheile damit verbinden —

Schweſter. Nun wohlan! Verſuche dein Glück! Die Krautheim zeichnet dich aus, ſie hat mir ſchon oft über dich die ſchönſten Dinge geſagt, noch neulich nannte ſie Aurelien kokett gegen dich —

Bruder. Aurelien? Als ich der den Shawl trug —?

Schweſter. Es war Eiferſucht auf Aurelie —

Bruder. Marie, du irrſt! Ich kann dir allerdings nicht verſchweigen, daß mir die Krautheim außerordentlich gefällt. Allein ſie iſt ſo von Bewerbern umgeben, daß ich jede Hoffnung aufgeben muß. Nicht nur Reimann, Beſtelmeyer, Norden, und der, der ihr den Aermel zunähen wollte, Baron Theerbuſch — ſondern ſogar Walter —

Schweſter (erſchrickt). Walter?

Bruder. Walter liebt ſie —

Schweſter. Walter?

Bruder. Warum nicht Walter?

Schweſter. Walter? Dein — Freund?

Bruder. Was soll Walter hindern, jemand eine Huldigung darzubringen, deren glücklichen Erfolg du mir selbst gönnst?

Schwester. Dein Spielgenosse, dein Jugendgefährte?

Bruder. Konnt' ich ahnen, daß mein alter Kamerad an seinen Gütern und Häusern, seinen Bibliotheken und Hypotheken noch nicht genug hat und er es trotz seiner Apathie gegen Damen überhaupt auf die Renten der Krautheim anlegt? Ich täusche mich nicht. Auf mehrerwähnter Gebirgspartie saß Frau von Krautheim auf einem Esel, der erst sehr ruhig ging, sehr piano trottelte, plötzlich bekam er den Koller —

Schwester (aufgeregt folgend). An der Schweizermühle —

Bruder. Das Thier wurde scheu, weil sich die Verehrer um Frau von Krautheim so drängten, daß einer den andern auf die Füße trat. Walter, wie ein Held der Romantik, wirft sich dem Esel in den Weg, faßt ihn an beiden Ohren und bringt ihn so entschlossen zum Stehen, daß Frau von Krautheim, während Theerbusch ihren Aermel annähte, erklärt hat, ihm auf ewig verpflichtet zu sein. Bei einer Frau von so viel Reserve, wie Frau von Krautheim, sagt eine solche unbedachte Aeußerung etwas. Walter kam den ganzen Tag nicht mehr von dem Esel weg, sah keine Teufelsbrücke, sah keinen stürzenden Waldbach mehr, sondern nur immer die Gefahren einer Dame, in die er bis zur Raserei verliebt ist. (Er steht auf und stellt seinen Stuhl weg.)

Schwester. Also in die einzige, die für — deinen Charakter, deinen Humor und die Ruhe deines Lebens so passend gewesen wäre! O verlasse sich noch einer auf Freunde, auf Treue, auf Liebe und stille Rücksicht! Bruder! (Traurig.) In diesem Augenblick bin ich nicht im Stande, dir eine andere Wahl vorzuschlagen — ich will mich in die Einsamkeit meines Stübchens zurückbegeben, da unter meinen Blumen mich damit beschäftigen, fernere

Fragen an mein Gedächtniß zu richten, über — dein Glück, Bruder! Geh auf die Promenade! Die alten Handschuhe will ich mitnehmen. Ja — du hast sie ja schon an — Ist auch dein Halstuch gut gebunden? Deinen Hut muß Franz künftig besser bürsten. Wie unordentlich hier wieder alles liegt!

Bruder. Bitte, bitte! Räume nichts!

Schwester. Das Zimmer muß gelüftet, muß morgen gescheuert werden.

Bruder. Nein, nein, nein, nein! Scheuern? Das ist gar nicht mein Kummer gewesen.

Schwester. O nun weiß ich, Bruder, was dich schon so lange betrüben mußte! Armer, verrathener Freund! Zerstreue dich, nimm mit den kleinen Erheiterungen dieser trübseligen Stadt vorlieb, gedenke der Zukunft, sammle dich und sei aufs innigste überzeugt —

Bruder (faßt ihre Hand, führt sie an ihr Zimmer und unterbricht mit Ironie ihre Rede). Von deiner treuen, schwesterlichen Sorge für mein Glück, einzig und allein nur für mein Glück! (Er führt die Schwester ab zur Seite.)

Dritter Auftritt.

Der Bruder allein.

Also das war das Geheimniß, das allmählich der Ruin meiner Existenz werden konnte! Darum diese übersehenen Handschuhknöpfe, diese vergessenen Bändchen und Schnallen, und wie sie alle heißen, diese kleinen Entbehrungen, über welche die besten Menschen allmählich die Plage ihrer Zeitgenossen werden können! Marie liebt! Sie hat gewartet, hat Körbe ge-

geben, mich gepflegt und gehegt — um Walter! Um ein Verhältniß, das ein geſchwiſterliches geworden iſt und das ſie mir nimmermehr geſtehen würde! Das gibt eine traurige Colliſion. Mein guter alter Kamerad iſt dem ſchönen Geſchlecht gegenüber von einer Unempfindlichkeit, die beinahe an Frauenhaß grenzt und ſeit einiger Zeit iſt auch er verſtimmt. Ich höre jemand. Er iſt's! Es iſt Walter. Er kommt allerdings jetzt ſo ſelten und iſt ſo eigen — Ich muß ihn doch um die Urſache fragen, warum er uns vernachläſſigt — Auch er hat ſeit einiger Zeit einen Kummer —

Vierter Auftritt.

Der Freund. Der Bruder.

Freund (noch unter der Thür). Sieh! Sieh! Da biſt du ja noch, Otto! Du ſcheinſt unſere Verabredung ganz vergeſſen zu haben?

Bruder. Nein, nein — eben war ich im Begriff — Ich denke, in der Mittagshitze dürfen wir ohnehin unſern Spaziergang nicht zu weit ausdehnen. Geſtern wollteſt du noch bis an den Mühlengrund. Ich bewies dir ſchon am Brückenſteg, daß wir hin und zurück eine geographiſche Meile gemacht hatten.

Freund. Geſtern? Otto, das war vorgeſtern. Es iſt merkwürdig, was du zerſtreut biſt. Sag' einmal, lieber Freund, wenn ich dich ſo ſehe, wie du deine Rendezvous verſäumſt, die Spaziergänge nach geographiſchen Längengraden beurtheilſt, ſo beſtätigt ſich mir immer mehr eine Wahrnehmung, die ich ſeit einiger Zeit gemacht zu haben glaube. Du haſt — irgendeinen Kummer?

Bruder (bei Seite). Ich? Der auch?

Freund. In allem Ernſt! Wende dich nicht ab, alter Freund! (Legt ſeinen Hut auf den Tiſch.) Das muß einmal zur Sprache kommen. Ich ſehe dich leiden! Freundespflichten zwingen mich, ein ernſtes Wort mit dir zu reden.

Bruder (bei Seite). Daſſelbe ſomnambüle Phänomen!

Freund (nimmt einen Stuhl). Das Glück eines Freundes geht uns über alles. Wir nun vollends haben unſer Leben ſo ineinander verſponnen und manchmal ſogar auch wol ein bischen verworren, daß wir uns ſchon zuweilen aus lauter Harmonie zankten. Aber jetzt, wo wir beſonnen, ruhiger und geradezu geſagt, alt werden, jetzt darf ſich kein Miston mehr zwiſchen uns drängen. Sage, Otto, was drückt dich?

Bruder (bei Seite, ſich auch ſetzend). Ich will doch eine ähnliche Methode verſuchen, wie vorhin. (Laut, ſich räuspernd.) Hm! Hm! Mit dem Altwerden magſt du recht haben, lieber Bruder! Schon fang' ich an, die marktſchreieriſchen Anzeigen über die productive Wirkung von Haareſſenzen, Eau de Lob und ähnliche löbliche Mittel der kosmetiſchen Chemie nicht mehr zu überſchlagen —

Freund (ſieht ſich ſchüchtern um). Leider folgſt du da nur — meinem eignen — Beiſpiel! Doch ſagen die Damen, daß uns hohe Stirnen etwas Denkendes — Speculatives, etwas Shakſpeariſches geben —

Bruder. Das Denken und Shakſpeare ſind doch ſonſt nicht eben die Paſſion der Frauen. Indeſſen dieſe Sorgen ſind vorübergehend. Wer ſo wie wir dem weiblichen Geſchlecht gegenüber — ſeinen Entſchluß gefaßt hat —

Freund. Natürlich!

Bruder. Wer ſo wie wir entſchloſſen iſt, die Menge von

Enttäuſchungen, die man ja täglich im Familienleben beobachtet, nicht zu vermehren —

Freund. Natürlich!

Bruder. Der kann ſich nur mit Unbehagen fortwährend in langweilige Herzensangelegenheiten verwickelt ſehen —

Freund. Schwierige Scheidungsproceſſe?

Bruder. Dieſe Proceduren gehen von Tage zu Tage leichter. Nein, Alter, ich meine die unerträglichen Vermittelungen, die Zumuthungen an unſere Theilnahme, dies Treppheraufſtürmen, Sich-ins-Sofa-werfen, einen Brief Hinſchleudern: Da, Freund, lies! Was räthſt du mir! Soll ich? Darf ich? Iſt das Liebe, iſt das bloße Höflichkeit oder iſt es Verſtellung —

Freund (ergreift bewegt und raſch des Bruders Hand). Sieh, Freund, du ſprichſt meinen ganzen Kummer aus!

Bruder. Deinen Kummer?

Freund (ſich beſinnend). Das heißt, den Kummer — dich ſo leiden zu ſehen —

Bruder (bei Seite). Nun? Nun? Es wirkt ja. (Laut.) Da iſt die Aurelie! Von der Gebirgspartie? Deren Shawl ich immer tragen mußte — (Bei Seite.) Sie intereſſirt ihn nicht. (Laut.) Doch dieſe Confidenzen gingen noch. Aber ſo ein Fall wie — du kennſt den jungen Bartholdy? Bis dieſer junge Menſch begriffen hat, daß ein Korb, wenn es ein wirklicher Korb ſein ſoll, keinen Henkel haben muß, o — ich ſage dir — du kennſt doch die allerliebſte Blondine, die Antonie —

Freund (zerſtreut). Wie? Was ſagteſt du?

Bruder. Ich ſpreche vom jungen Bartholdy und von Antonie!

Freund. Nein! Nein! Du ſagteſt etwas über die Körbe, lieber Freund.

Bruder. Ueber die Körbe, die Antonie austheilt?

Freund. Antonie — Was ſoll Antonie! Nein! Ueber die Körbe im allgemeinen ſagteſt du etwas —

Bruder. Die Körbe im allgemeinen?

Freund. Die Körbe mit dem — Henkel!

Bruder. Ah ſo! Das iſt ganz einfach, lieber Freund. Wenn Körbe Nein! bedeuten ſollen, ſo verſteht man dieſe einfache Symbolik ſehr bald, aber auch ein Ja! ſagt ein Mädchen ſo ganz unbedingt hin, gleich beim erſten Antrag, in den ſeltenſten Fällen.

Freund. Ein kokettes Spiel, ein halbes Ja, ein halbes Nein, ein Erobertſeinwollen um jeden Preis, ein ewiges ſich Demüthigenmüſſen! Ha — in dieſem Falle —

Bruder. Dieſe Henkelkörbe erregen deinen ganzen Unwillen und ich ſelbſt ſage: Geht mir mit eurer Liſt und Verſchlagenheit! Da wird gemarktet, gezögert, gehänſelt —

Freund (fährt ebenſo in ſelbem Tone fort). Genarrt, geäfft —

Bruder. Am Fädchen hin- und herzappeln gelaſſen, bis man ſchon beim erſten Eintritt in die Ehe —

Freund (ebenſo). Ein compleier Hanswurſt iſt —

Bruder. Und nur immer fühlen ſoll, daß man gleichſam blos —

Freund. Aus Gnade und Barmherzigkeit genommen wurde — (Springt auf.) O!

Bruder (ſpringt auch auf). O! (Bei Seite.) Der muß irgendwo einen fürchterlichen Korb bekommen haben!

Freund. Dieſe Henkel wilrd' ich nie erfaſſen! Dieſe Blumen, die in einem ſolchen Korbe liegen, wilrd' ich als ſymboliſche Lockung nie verſtehen! Gerade heraus, offen und ehrlich! Hier bin ich, das hab' ich, das will ich, das iſt mein Herz, das meine Situation, und nun ſage: willſt du mich, willſt du mich nicht? Dann ſind wir eins und keine Macht der Erde ſoll uns trennen.

dem Einfluß trüber Regungen, von denen die trübste das Mißtrauen war.

König.

Mißtrauen! Das sind ja schöne Sachen!

Erbprinz.

Seine Staaten hat er zu einem glänzenden Aufschwunge gebracht. Er hat die Regierung vereinfacht und die Gerechtigkeitspflege verbessert. Den ruhigen Genuß aller dieser Segnungen verdarb er sich aber durch eigne Schuld.

König.

Sieh, sieh, durch eigne Schuld?

Seckendorf (bei Seite).

Der junge Mensch muß schrecklich viel getrunken haben.

Erbprinz.

Sein lebhafter Geist versetzte den Unvergeßlichen in eine fortwährende Unruhe, die eben so für Andre, als für ihn selber peinlich war. Ermüdet konnte er das Bedürfniß gemüthlicher Erholung nicht unterdrücken und seine Sitten waren einfach genug, dies Bedürfniß nirgend anders befriedigen zu wollen, als im Schooß seiner Familie.

Eversmann (bei Seite).

Wenn das nicht ein Unglück giebt!

Erbprinz.

Aber auch hier, statt sich auf Rosen zu legen, bet-

Bruder. Ganz mein System! Ganz daſſelbe Glaubens-bekenntniß, das ich dem jungen Bartholdy und Compagnie ausgeſprochen habe! Nein, da mach es doch der Hauptmann von — wie heißt er doch — der ſich da in dem Bade — in Karlsbad — Wetter, mit der Eugenie —

Freund (ruhig). Eugenie Frensdorf —? Der Name iſt gleichgültig.

Bruder. Gleichgültig? (Bei Seite.) Sollte wirklich die Krautheim? (Laut.) Du erinnerſt dich doch unſerer Gebirgspartie —?

Freund (geſpannt). Ja?

Bruder. Der Scene an der Schweizermühle —?

Freund. Ja? Ja?

Bruder. Wo der Eſel durchging?

Freund. Mit der Krautheim —?

Bruder. Die du vom Untergang retteteſt, als die Bewerbung dreier Narren den Eſel wild machte — Beſtelmeyer ſoll Hoffnung haben —

Freund. Ich dachte Profeſſor Norden, der an einem Buch ſchreibt, worin er zu beweiſen gedenkt, daß ſeine Vorfahren von Adel waren. Am Eſel der Baronin gebührte dem die nächſte Stelle.

Bruder (bei Seite). Wetter, die Eiferſucht macht uns alles nur nicht witzig. Die Krautheim iſt es alſo auch nicht? — Wenn gar — Marie? (Laut.) Marie! Marie! Ach, meine Schweſter

Freund. Deine Schweſter?

Bruder. Dieſe gewohnte Ordnung, die mich ſeither ſo beglückte, dies friedliche Zuſammenleben —

Freund. Was iſt denn? Was iſt denn?

Bruder. Höre nur! Unſer Vetter da — in London — Er iſt reich, ſein Vermögen würde uns vielleicht zugefallen ſein vielleicht aber auch nicht, je nachdem es ihm — beigekommen wäre

ſich wieder zu verheirathen oder nicht. Nun iſt ihm dies vielleicht beigekommen und zwar auf eine für uns allerdings ſehr unfehlbare Art — falls er, wie er geſchrieben hat, herüberkommt, und wirklich, wie man aus einer Andeutung faſt entnehmen möchte — die Schweſter — mit ſich nähme —

Freund. Was hör' ich denn? Marie wollte —

Bruder. Es iſt bisjetzt zwiſchen uns nur ſo im allgemeinen angedeutet worden — Der Plan ſteht ihr noch nicht in ganzer Reife vor Augen — Allein — ich werde doch wol meine alten Tage —

Freund. Otto! Marie will ſich — nach London — ver —? Das wäre ja ein Horreur von Liebloſigkeit! Dein Glück! Deine Ruhe! Deine Zukunft! Haſt du ihr nicht alles geopfert? Haſt du ſie nicht wie dein eigenes Kind erzogen und ihr zu Liebe die Zeit einer jugendlichen Wahl und einer Heirath nach eigener Neigung vorübergehen laſſen? Und nun ſollſt du einſam, du allein ſtehen, freudlos nur ſo hinleben, während ſie nach London geht und — O ihr ſeid längſt einig! Ich weiß es! Es ſollte nur mir verſchwiegen werden! Mir, mir —

Bruder. Warum dir?

Freund (betroffen ſich beſinnend). Nun, ich dächte denn doch — eine ſo langjährige Freundſchaft —

Bruder (bei Seite). Das iſt ja ein Geſchenk des Himmels! Er gibt ſie nicht wieder heraus! (Laut.) Herzensbruder, ich höre, Marie kommt. Ich habe einige kleine Geſchäfte hier in der Nähe abzumachen. Bleibe! Sprich du mit ihr. Gegen London ſprich! Hörſt du? Sag' ihr nichts von meinen Empfindungen. Sprich gegen London aus geographiſchem Intereſſe! Erwähne die Nebel, die engliſchen Beefſteaks, die Auſtern, nicht zu gedenken alle übrigen Unannehmlichkeiten der engliſchen Le-

beusweiſe! Doch was red' ich? Nein, ſprich nur ganz im allgemeinen gegen London! In naturhiſtoriſch-ethnographiſch-klimatologiſcher Beziehung —

Freund. Laß du mich nur machen! Jetzt verſteh' ich deinen Kummer, armer Freund! O, ſei überzeugt ...

Bruder (mit ironiſchem Humor). Von nichts, Walter, als von deinem treuen Freundesherzen, von deiner liebevollen, mitfühlenden Sorge — nur für mein Glück, einzig und allein nur — für mein Glück! (Geht ab durch die Mitte.)

Fünfter Auftritt.

Der Freund allein.

Wär's denn möglich! Marie ſollte nach England gehen und uns verlaſſen! Marie, die ich liebe, Marie, die ſeit frühеſter Jugend mir ein ſo ſanftes, leuchtendes Geſtirn, ein Himmelsbild der Unſchuld und Güte war! Sie ſollt' ich verlieren?

Sechster Auftritt.

Die Schweſter. Der Freund.

Schweſter (erſchrickt). Ha! ... Sie ſind es, Walter?

Freund. Guten Morgen, Fräulein. Otto wird bald wieder zurück ſein. Ich wollte — nur in ſeinen Büchern etwas — nachſchlagen — (Wendet ſich den Schränken zu.) Ein Gedicht — von Byron —

Schweſter. Die engliſchen Werke ſtehen dort links —

Freund. Die engliſchen Werke? Sieh! Sieh! (Bei Seite.)

Gleich die engliſchen Werke! (Lauf.) Sie ſind ſehr bewandert in den engliſchen Werken!

Schweſter. Suchen Sie ein ſchönes Gedicht von Byron, ſo mache ich Sie auf eines aufmerkſam, das Ihre Freundſchaft für meinen Bruder nicht oft genug wird leſen können —

Freund. Ein Gedicht der Entſagung oder der Trennung, des Abſchieds wol?

Schweſter. Ein Gedicht der Entſagung! Gewiß! Gewiß!

Freund. Das berühmte Farewell Byron's, als er die kreidigen Felſen der engliſchen Küſte verließ? O es würde freilich nur einiger Modificationen bedürfen, um dieſen Abſchied ganz für die Lage unſers armen Freundes paſſend zu machen.

Schweſter. Die kreidigen Felſen der engliſchen Küſte?

Freund. Ja, es iſt ein von Byron gebrauchtes Beiwort! Dieſe Felſen, nach denen ſich gewiſſe Herzen ſehnen! Wie heißt es doch von dem ſchönen Ufer Englands —: „Du kreidiges Geſtad . . .!"

Schweſter. Die Kreide erinnert mich an Schulden, lieber Walter! Es gibt auch Gläubiger des Herzens, die auf die Tafel der Freundſchaft treuloſe Empfindungen und Nichtbewährungen mit Kreide anſchreiben könnten!

Freund (immer in einem herausgenommenen Buche blätternd). Gläubiger des Herzens? (Bei Seite.) Sie iſt ſo empfindlich — was hat ſie?

Schweſter (bei Seite). Er ſcheut ſich vor mir und lieſt. (Sie ſeufzt.)

Freund. Warum ſeufzen Sie denn?

Schweſter. Betrogen zu ſein von ſeinem beſten Freunde! Sich in ſeinen glücklichſten Hoffnungen getäuſcht zu finden durch die Hand derer, welche die Pflicht hätten, alles aufzuwenden zu ihrer Verwirklichung —

Freund. Ja! Das ist ein schreckliches Schicksal! Aufopferung gibt es nicht mehr —

Schwester. Nur die Märchen erzählen noch davon — Byron hatte recht, die Welt zu hassen —

Freund. Byron? Es ist nicht nöthig, daß Sie immer an die englische Literatur erinnern. Unser großer Schiller genügt hier vollkommen. Die Bürgschaft! Ha! Ha! In den Schulen declamirt man noch die Bürgschaft!

Schwester. Wie heißt es dort: „Seid mir, gewährt mir die Bitte" —

Freund. „In euerm Bunde der — (erschricke) dritte?"

Schwester (erschrickt zugleich, für sich). Der dritte?

Freund (räuspert sich). Der gute Schiller, er kannte die Welt nicht. Er rühmte nur Entsagung, Liebe, Freundschaft. Unnatürliche Verhältnisse, die in unserm Zeitalter durch Eisenbahnen, Luftfahrten, Reisen nach England für immer beseitigt werden!

Schwester. Nach England? Was haben Sie denn immer mit England?

Freund. Es wird mir unvergeßlich bleiben, mit welcher Wehmuth Ihr Bruder die Worte sprach: London! Seine Nebel! Seine — Austern — seine Beefsteaks!

Schwester. Ha! Ha! Sprachen Sie mit ihm vielleicht über eine Reise, welche die Baronin von Krautheim gleich nach ihrer Vermählung über den Kanal zu machen gedenkt? Ueber den Aermelkanal! Haha! Diese Dame mußte allerdings nach jener Partie, die so merkwürdige Folgen hatte, zuerst an einen Besuch des Aermelkanals denken —

Freund. Was wollen Sie denn immer mit der Krautheim?

Schwester. Walter! Ist es denn wahr, daß Sie so herzlos sein können, so grausam und meinem Bruder eine Hoffnung — O! er wird entsagen, er wird wie schon oft im Leben sein Gefühl be-

kämpfen, er wird die Heilung seiner Herzenswunde in der Erfüllung seiner Berufspflichten finden — und dennoch — dennoch — von einem Freunde!

Freund. Aber, mein Himmel, wovon reden Sie denn? Otto sprach allerdings beständig von der Krautheim —

Schwester. Weil er sie liebt, weil er die Hoffnung seines Lebens auf den Besitz dieser schönen, unermeßlich reichen Frau gesetzt hatte —

Freund. Großer Gott! Mein Freund Otto —

Schwester. Ja, Ihr Freund Otto!

Freund. Und bei diesem Kummer, den er mir verbergen wollte hinter Wehmuth und Humor, hat der Unglückliche noch den Schmerz zu erfahren, daß ihn sein Liebstes auf der Welt verlassen und nach England übersiedeln will?

Schwester. Die Reiseroute der Frau von Krautheim wird ihm sehr gleichgültig sein.

Freund (außer sich). Marie! Und das sagen Sie selbst! Sie selbst sprechen mit einer so beillosen Geringschätzung über die Ruhe seines Lebens! Sie, Sie, die den Frieden seines Gemüths allein in Händen hat!

Schwester (ebenso). Was kann denn ich dafür, daß ihm bei seiner Bewerbung schon andere zuvorgekommen sind?

Freund. Bestelmeyer?

Schwester (außer sich). Walter!

Freund. Neumann?

Schwester. Walter!

Freund. Professor Norden, wollt' ich sagen, von Norden?

Schwester. Ich sehe wohl, Walter, Ihre Verstellung verräth die tiefste Beschämung! Sie erröthen, daß ich schon weiß, wie grausam Sie — am Bruder handeln, an — Ihrem besten, Ihrem uneigennützigsten Freunde.

Freund. Ha, ha! Denken Sie doch, Beſte, an England! Was reden Sie denn von meiner Beſchämung!

Schweſter. Ich glaube, Sie haben den Spleen, daß Sie unaufhörlich von England ſprechen.

Freund. Wenn jene Ehe mit der Krautheim den Bruder tröſten ſollte, ſo paßt allerdings dieſe Ehe nicht für ihn —

Schweſter. Sie ſind entſetzlich eitel, Walter —

Freund (nähert ſich ihr zutraulich). Fräulein! Wie kommen Sie nur auf dieſen Vetter? Iſt dieſer Vetter ein Schickſal, das Sie blenden, vom einzigen Bruder entfernen kann, vom Bruder, dem Sie alles ſind, der ohne Sie nicht leben kann, Marie!

Schweſter. Der Vetter? Ich ſollte lachen, Walter, daß mein Bruder, um ſeinen Kummer zu verbergen, Ihnen ein Märchen aufgeheftet hat —

Freund. Ein —

Schweſter. Er hätte wol ein anderes Mittel ergreifen können, ſeinen Unmuth zu verbergen.

Freund. Ein Märchen?

Schweſter. Um die unglückſelige Wahl der Frau von Krautheim und ihre Folgen für ſein Gemüth zu verbergen —

Freund. Laſſen Sie doch dieſe alberne Frau von Krautheim und Ihre Wahl — was ſprechen Sie von Ihrem Projecte mit London? Das wäre ein — Märchen?

Schweſter. O mein Gott! Schämen Sie ſich, Walter! Wie ſprachen Sie ſoeben von Ihrer künftigen Gemahlin! Die „alberne" Frau von Krautheim?

Freund. Gemahlin? Sie leiden an humoriſtiſchen Anflügen, die ich nicht verſtehe.

Schweſter. Sie verleugnen Ihre — Verlobte?

Freund. Meine Verlobte? Die Krautheim?

Schweſter. Die mein Bruder liebt, dieſelbe Frau, die Sie nicht einmal den Muth haben, als Ihre Liebe öffentlich zu bekennen. Der Muth des Herzens fehlt Ihnen, Walter!

Freund. Ihr Bruder Otto — liebt, ohne allen Scherz, die Krautheim?

Schweſter. Mehr als ſein Leben! Aber leider nicht mehr als ſeinen — undankbaren Freund!

Freund. Das iſt ja aber unglaublich! Ich und die Krautheim ein Paar? Und überhaupt ich eine — Frau — oder vielmehr dieſe! Aber was thu' ich da! Ich klage eine Dame an, die Ihr Bruder liebt —

Schweſter. Und die Sie ihm nicht rauben wollen, Walter?

Freund. Ich ihm die Krautheim rauben? Die laſſ' ich ihm ſammt Eſel, Aermel, Schweizermühle, Hausfreunden, Renten und allem, was ſich nur auf den Namen einer Frau in der Mode beziehen kann —

Schweſter. Walter, Sie lieben —

Freund. Nur — Ihren Bruder und — ich ſagte ſchon, wichen Sie mir nicht über England aus —

Schweſter. Walter! Sie ſind der edelſte Menſch unter der Sonne! Sie lieben die Krautheim nicht —?

Freund. Wenn Ihr Bruder ſich um dieſe Frau in einen Abgrund ſtürzen will — meinetwegen!

Schweſter. Mein Bruder darf alſo glücklich lieben! — Ihr Herz iſt frei? Dank, Dank Ihnen! Dank — im Namen des Bruders! Herrlich! Nun geh' ich an den Schreibtiſch. Ich entwerfe einige Zeilen an Frau von Krautheim, die ihre vortrefflichen Seiten, beſonders ihre Renten hat, und der ich ſchon längſt eine Aufmerkſamkeit von meiner Seite ſchuldig bin. Ich lade ſie zu einem Concert ein, das einige meiner Freundinnen veranſtalten wollen. Otto holt uns ab. Beide ſehen ſich bei dieſer

Gelegenheit wieder, erneuern die Annäherung der Gebirgspartie, ſie werden ſcherzen, lachen, Erinnerungen durchſprechen, mein Bruder wird ſich entwickeln in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit und wir beide, Walter, wir beide haben dann das Gefühl —

Freund (der auf der Folter geſtanden). Ja das Gefühl — Was haben wir für ein Gefühl . . .?

Schweſter. Daß das Glück der andern zu befördern, den ſüßeſten Lohn durch unſer eigenes gewährt! (Hüpft in ihr Zimmer.)

Siebenter Auftritt.

Der Freund allein.

Das iſt ja das Unglaublichſte, was ich hier erfahre! Otto liebt die Krautheim, bildet ſich ein, daß ich ſein Nebenbuhler wäre, ſein glücklicher noch dazu, und in ſeiner nun mir vollkommen erklärlichen Melancholie ſcheint er ſogar ſo ſchwarz zu ſehen, bei Marien — eine überſeeiſche Abſicht vorauszuſetzen, die, ſollt' ich nun meinen, gar nicht vorhanden iſt —? Da iſt er.

Achter Auftritt.

Der Bruder. Der Freund.

Bruder (tritt raſch ein und legt den Hut ab).

Freund. Freund! Ich bekümmere mich ſehr um dich.

Bruder (bei Seite). Immer noch um mich?

Freund. Nach einer kurzen, aber inhaltſchweren Verſtändigung mit Marie, glaub' ich entnommen zu haben, daß du in

Betreff Englands dich ganz unbegründeten Beſorgniſſen hingibſt —

Bruder. Ergab ſich das im Lauf der Debatte?

Freund. Marie ſprach mit der größten Gleichgültigkeit von jenem Project —

Bruder. Nun, das trifft ſich ja nach Wunſch. Denn ich erhalte ſoeben, wie ich das Haus betrete, einen Brief aus London — (er zeigt einen erbrochenen Brief).

Freund. Der Vetter wird außer ſich ſein, daß das Project ſich nicht realiſirt — Du haſt ihm wol ſchon Hoffnungen gemacht?

Bruder. Er ſpricht allerdings wiederum von Mariens Zukunft. Diesmal, Gott ſei Dank, auch von der meinigen; es iſt glücklicherweiſe weiter nichts im Werke, als er wird nun ſelbſt den Continent beſuchen und uns die Abſchrift eines Teſtamentes mitbringen, das er zu unſern Gunſten abgefaßt hat —

Freund. Ohne dafür Mariens Hand zu verlangen?

Bruder. Er iſt uneigennütziger der gute Vetter als ich glaubte! Nein, er will nichts, als uns nur das Teſtament vorleſen. Hoffentlich wird er dann wieder mit dem Gefühl abreiſen, daß wir ihm — Geſundheit und ein ſehr, ſehr langes Leben wünſchen.

Freund. Wie konnteſt du nur daran denken, auf dieſe Art dich Mariens zu entledigen!

Bruder. Entledigen?

Freund. Die Witwe! Otto! Die Krautheim! Wirklich, Freund! Freund, du liebſt dieſe —

tete ſich der arme Fürſt auf Dornen. Die Geſchichte ſeines Sohnes iſt ſo bekannt, daß ich ſie mit Stillſchweigen übergehen kann!

König.

Mit Stillſchweigen?

Erbprinz.

Die Freiheit des menſchlichen Willens hat Friedrich Wilhelm nicht verſtanden. Impfen wollt' er Stamm auf Stamm, Vater auf Sohn, Alter auf Jugend. Die Hand einer liebenswürdigen Tochter bald hier- bald dorthin verſchenkend, fiel ihm niemals ein, auch der Wahl des Herzens Rechte einzuräumen, auch einmal zu fragen: Macht meine Wahl dich glücklich, Kind?

König.

Eversmann, nimm Er 'mal die Pfeife!

Erbprinz.

Nun iſt er geſchieden. Jene Creaturen, die während ſeines Lebens das Herz der Mutter von dem Herzen des Vaters und Gatten entfernt gehalten haten, zittern. Was der verkannte Sohn mit dieſen Creaturen beginnen wird, ſteht dahin. Des Vaters Schöpfungen werden die Grundlage dieſes Staates bleiben. Ueber ſie her aber wird ein milderer Geiſt wehen. Künſte und Wiſſenſchaften werden den Ruhm der Kugeln und Kanonen überflügeln, und der himmelanſtre-

Neunter Auftritt.

Die Schweſter. Der Bruder. Der Freund.

Schweſter (mit einem Briefe, als wollte ſie durch die Mittelthür). Franz! Hier beſorge — Ha, Otto! Lieber Bruder, was du nur von Waltern gedacht haſt. Er iſt ja völlig uneigennützig! Er wünſcht ja nur — dein Glück! Sieh, dieſe Adreſſe! (Hält die Hand darauf.) Rathe!

Bruder (nimmt den Brief und lieſt). „An Frau von ..."

Freund (blickt auch hin, ſchaudernd). Krautheim!

Schweſter. Ich ſuche die Annäherung und denke dadurch die allmähliche Entſcheidung zu befördern. Recht zärtlich hab' ich ihr geſchrieben, beinahe ſchweſterlich —

Bruder. Aber was fällt dir denn ein?

Schweſter. O denke nur nicht, daß ich taktlos war. Im Gegentheil. Ich habe nur ganz im allgemeinen — nicht wahr, Walter, Sie billigten ja auch meine Idee, die Einladung zum Concert — Nicht wahr? Der Bruder holt uns dann ab — begleitet uns — bleibt in der Nähe — man verſtändigt ſich ....

Bruder. Schweſter, erlaube, daß ich den Brief an mich nehme. Deine Abſicht iſt ſehr lobenswerth, ſehr edel, ſehr liebenswürdig. — Aber — Roſige Wolken, die am Horizont der Phantaſie vorüberſtreifen! Ein kurzer ſeliger Traum, eine Viſion, als wenn man ſagen wollte: Auch ich war in Arkadien geboren, und dann: Proſaiſche Enttäuſchung —!

Schweſter } (zugleich und bei Seite, aber jedes in anderer Stimmung). { Entſetzlich!
Freund } { Schaudervoll!

Bruder. Hier, liebe Schweſter, zwei Verlobungskarten, die mir ſoeben von Franz übergeben wurden, eine für mich, eine für dich —

Bibl. Univers Lpz.

Schweſter (nimmt die eine und lieſt). Adelheid von Krautheim.

Freund (nimmt die andere). Baron von Theerbuſch! Der Ritter mit der Stopfnadel!

Schweſter. Abſcheulich! Dieſe Wahl!

Bruder. Die Ehen nennt man deshalb im Himmel geſchloſſen, weil die Verlobungskarten gewöhnlich aus dem Monde fallen!

Schweſter. Ich beklage dich, Bruder!

Freund. Ich preiſ' ihn glücklich. Dieſe Liebe wäre ja eine reine Tollheit geweſen —

Bruder. O, du kennſt die Liebe nicht, Walter —! Doch — legt übrigens euern Empfindungen keine Feſſeln an. Ich bin vollkommen gefaßt. Der Kampf, er iſt vorüber. Das Leben — es hat mich wieder; nach dieſem Theerbuſch kann ich die Kritik der Wahrheit ertragen. In dieſer Wahl liegt etwas, was den Riß meines Herzens zunäht! Aber jubelt nicht zu früh! Ein neues Schickſal, ein neuer Schlag wie aus heiterm Himmel fällt auf uns hernieder. Die Regierung ſcheint geahnt zu haben, daß ich nach der Verbindung der Krautheim mit dem Baron Theerbuſch nur noch mit höchſt menſchengefährlichen Geſinnungen in dieſer Stadt verbleiben kann. Ich bin — verſetzt worden.

Schweſter }
Freund } (traurig und ſtaunend). Wie?

Bruder. In die Reſidenz. Hier das Schreiben des Miniſters. An ſich allerdings mein liebſter Wunſch. Auf jede Sorge käme dann doch immer wieder ein Troſt und wenn uns dann der Vetter von London noch beſuchte —

Schweſter und Freund. Der Vetter?

Bruder. Ja, er will uns ſein Teſtament verleſen — Aber ich verſtehe wohl — Ihr ſeid über die Verſetzung beſtürzt?

Freund. Dieſe Verſetzung bietet dir die größten Vortheil
Aber ich hatte mich hier ſoeben erſt eingerichtet, lieber Freun
dir zu Gefallen hab' ich in der Nähe ein Gütchen gekauft —

Bruder. Ja — dein Gütchen —

Freund. Bitte aber, deine längſtgewünſchte Verſetzung —

Bruder. Bitte, deine delicate Auffaſſung des Urtheils d
Welt, wenn du auch allenfalls — aus Liebe für mich da
Gütchen verpachteteſt und meiner Schweſter, ich wollte ſage
mir in die Reſidenz folgteſt —

Schweſter (die eine Auseinanderſetzung merkt). Ich glaube, liebe
Otto, man hat ſchon drüben gedeckt — Wir müſſen doch w
zu Tiſche —

Bruder. O nein! Walter ißt mit uns. Das bin ich b
ſeinen Beſuchen ſo gewohnt. Das muß ſo bleiben! Das da
ſich nicht ändern, trotz aller Verſetzung!

Freund (auf Marie blickend). Lieber Otto! Es war dir
unerträglich hier zu leben; wegen — deiner ruhte man nich
bis die Verſetzung endlich kam, und nun —

Schweſter. Die Suppe wird kalt — beſprechen wir das ei
andermal — wenn wir geſammelter ſind —

Freund. Nein, ich bin ganz geſammelt, liebe Freundin. Si
werden in der Reſidenz Verehrer finden. Otto, du wirſt eine
Tages dann verlaſſen, einſam ſtehen und in der Verzweiflun
auch vielleicht den gefährlichen Schritt thun, dich zu verheira
then, Menſchen um dich zu nehmen, die meine alten Recht
nicht anerkennen —

Bruder. O du biſt grauſam! Walter! Du ſchilderſt mir ein
Lage, die (immer auf die Schweſter blickend) entſetzlich ſein muß —

Schweſter. Die Suppe — die Suppe —!

Bruder (künſtlich auffahrend) Ihr ſeid bald fertig mit den
Wort! Ihr vermögt euch leicht über meine Bedürfniſſe hin

wegzusetzen! Wie hab' ich mir das ausgemalt! Wenn ich alt werde! Da steht mein Lehnstuhl! Da stehen meine Bücher! Da duldet, da ehrt man meine Cigarren! Ihr baut mir bei euch ein Nestchen, traut, warm, behaglich —

Freund. Bei uns solltest du den Himmel auf Erden haben —

Bruder. Bei euch?

Freund. Ja, ich meine — wenn die Häuslichkeit deiner verheiratheten Schwester —

Schwester. Die Suppe! Die Suppe!

Freund. Nein, bleiben Sie, Marie! Ihre Suppe kann eher kalt werden, als unsere Verhandlung über — Otto's Glück. Es wird nichts anderes übrig bleiben, liebe Marie, als daß Sie sich entschließen, im Interesse — Ihres geliebten Bruders —

Schwester (niederblickend). Otto! Die Sorge — um — dein — Wohl —

Freund. Deinen — Frieden —

Schwester. Deine Ruhe —

Freund. Deine Behaglichkeit —

Schwester. Dein Glück ...

Bruder. Kinder! Nie, nie werd' ich vergessen, daß ihr mir und meinem Glück den Gefallen thut (legt ihre Hände humoristisch zusammen), euch schon längst zu lieben. (Beide bestätigen es durch innige Umarmung.) Ja! Nur nie an sich selbst denken! Immer nur sorgen für — das fremde Glück!

(Der Vorhang fällt.)

Anmerkung.

Das erſte der in dieſem Bändchen enthaltenen Stücke hat gegen früher eine ſtraffere Motivirung erhalten. Wer an eine Aufführung deſſelben denken ſollte, möge vom November und vollends vom dreizehnten abſtrahiren; die am zehnten November üblichen Schiller-Vorſtellungen haben ſich an mancher Bühne für die Wiederaufnahme als ſtörend erwieſen. Das Königliche Theater in Berlin nannte (1845) das Stück: „Der dritte November", in Erwägung des auf den dreizehnten fallenden Geburtstags der damals regierenden Königin.

„Fremdes Glück" iſt ein ſogenanntes „Proverbe". Seiner Einfachheit wegen kann es nur zu Anfang, beſſer noch in der Mitte eines aus kleinen Stücken zuſammengeſetzten Abends gegeben werden.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatiſche Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollſtändige neu umgearbeitete Ausgabe.

Funfzehntes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.

Die

Komödie der Besserungen.

Lustspiel in fünf Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

Zweite Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.

Die Aufführung ist ohne Bewilligung des Verfassers nicht gestattet.

Die

Komödie der Besserungen.

Lustspiel

in

fünf Aufzügen.

benden Adler Preußens wird ſeine Deviſe jetzt wahrhaft erfüllen: Nec soli cedis! Zu deutſch: Selbſt der Sonne Blick darf Dich nicht blenden! Selbſt die Sonne muß Dir aus dem Wege gehen! (Beſinnt ſich, und geht, ſich wieder trunken ſtellend, nach einer Pauſe, an den Tiſch.) Hotham, geben Sie mir zu trinken!

König (nach einer Pauſe).

Was iſt die Uhr?

Eversmann.

Eilfe durch, Majeſtät.

König

(geht an den Tiſch und nimmt einen Krug. Lange Pauſe).

Erbprinz, wenn Sie Morgen nüchtern ſind, dann laſſen Sie ſich erzählen, daß ich mit Ihnen angeſtoßen hätte.

Erbprinz (läßt ab).

Zu Befehl, Majeſtät —

König.

Er verſteht es nicht, Hotham! Ueberſetzen Sie's ihm in's Nüchterne! Gute Nacht, meine Herren! (Wendet ſich noch einmal um und betrachtet den Erbprinzen nachdenklich, indem er deſſen Worte wiederholt) „Macht keine Wahl mich auch glücklich?" (Zeigt den Erbprinzen) Schau' ihn an. Es iſt ein Tüchermenſch.

Perſonen.

Commerzienrath Lenz, Chef des Handlungshauſes „Lenz und Söhne“.
Sigismund, Sabina, Clara, } ſeine Kinder.
Solbring, ſein Schwiegerſohn, Procuraführer des Hauſes „Lenz und Söhne“.
Marcheſe Bertrami.
Antonie, deſſen Frau.
Dr. Friedeborn, Antoniens Vater.
Hofräthin Menglerchen.
Karl von Hubert, von Kiſerizki, von Liliensträm, Brandt, Herr, von Baltekron, } Spieler.
Anna Leuthoff.
Günther, Buchhalter im Lenz'ſchen Hauſe.
Dreſel, Solbring's Bedienter.
Frau Dreſel.
Fritze, ihr Sohn.

Leberecht, ein Knabe.
Ein Zimmerkellner der „Stadt London".
Greif, Dachs, } Executoren.
Franz, Heinrich, } Bediente des Herrn von Hubert.
Bediente im Lenz'schen Hause.
Bedienter des Marchese Beltrami.
Spieler. Casinomitglieder. Casinoaufwärter. Mitglieder der Armencommission. Polizei. Gäste u. s. w.

Der Schauplatz ist in einer großen Haupt- und Handelsstadt.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Eine Straße.

Links und rechts im Vordergrunde die Eingänge in hohe ſtattliche Häuſer, von denen man nur die untern Stockwerke ſieht. Den nächſten Hintergrund bildet eine Promenade mit Bäumen. Vorn befindet ſich eine ſteinerne Bank. Das Eckhaus rechts hat die Inſchrift: „Friedeborn's Beſchäftigungsanſtalt.“ Das Eckhaus links (immer vom Darſteller aus) trägt eine noch größere in durchbrochenen vergoldeten Buchſtaben: „Caſino.“ Am Portal deſſelben befindet ſich ein öffentlicher Briefkaſten.

Erſter Auftritt.

Greif und Dachs. Sie haben zwar Blechſchilder auf der Bruſt, ſind jedoch anſtändig in Grau gekleidet. Sie kommen aus dem Friedeborn'ſchen Hauſe.

Greif. Ein hartherziger Mann —

Dachs. Nennt ſich nun Vater Friedeborn —!

Greif. Vormund der Waiſen, Beiſtand der Witwen, was nicht alles —

Dachs. Und läßt in der Vorstadt die Armuth pfänden bi
auf den letzten Strohsack. (Ruft plötzlich für sich.) Halt da! Hal

Greif. Was gibt es denn?

Dachs. Drüben an der Ecke, Greif! Ging da nicht eb
der Baron Hubert?

Greif. Baron Hubert? Dem wir heute noch aufwarte
sollten? Ich glaube wahrhaftig, er ist's! Und wieder m
welchen von seinen alten Spießgesellen!

Dachs. Den müssen wir einholen und ihm noch v
Auflösung seiner Erbschaft unsere Wechsel präsentiren. Fäng
der Hubert schon wieder seine alten Streiche an!

Greif. Der will sich gebessert haben! (Beide schnell ab nach link

---

Zweiter Auftritt.

Sigismund Lenz tritt in leichtem Paletot mit amerikanische
Matrosen-Glanzhut auf dem Kopfe, Händen in den Rocktasche
von rechts auf.

Sigismund. Zwei Bettelvögte — oder zwei Executoren? I
dachte, Betteln, Schuldenmachen und all die schönen Ding
werden jetzt in Europa protegirt? Veränderungen, wo ma
hinblickt —! Seit drei Jahren hier ein ganz neuer Stad
theil entstanden —! Das stattliche Haus da (liest) das „Casino
und hier — „Friedeborn's Beschäftigungsanstalt". Beschäft
gungsanstalt? Das wäre ja etwas für mich. (Er nimmt s
eine Cigarre und zündet sie allmählich an.) Ich suche Beschäft
gung. Meine Papiere sagen zwar: Einziger Sohn eines Mi
lionärs, komm' ich von einer dreijährigen Bildungsreise na
England und Amerika zurück, finde unser altes Contor, unse
bewährte hundertjährige Firma Lenz und Söhne, finde w

ſonſt, jährlich einen Sechzehntelcentner Stahlfedern verbraucht und kann doch — ſpazieren gehen! Die Geſchäftsleute, die mich noch wiedererkennen, freuen ſich, in dem jungen Sigismund Lenz einen vollkommenen Yankee anzutreffen; die Damen hoffen, daß ich darum mir — doch noch etwas vom deutſchen Gemüth erhalten habe, Sinn für die Romantik des Garnabwickelnlaſſens, während man ewig vor ihnen auf den Knien liegt — Ueberall Vorausſetzungen über meinen Charakter, meine Solidität, meinen Eintritt in die Geſchäfte unſers Hauſes und dennoch will der Rauch der Cigarre gewiſſe Mücken nicht verjagen, Mücken, die mir im Kopfe ſchwirren — über — Sieh da! Mein Schwager! Geht wahrſcheinlich ins Caſino? Sein Bedienter in vertraulicher Unterhaltung mit ihm. Meine Familie hat ſich verändert wie die Stadt und das Coſtüme — der Bettelvögte. Wahrhaftig, ich erkenne nichts mehr wieder, auch mich ſelbſt nicht in meinem allzu nachgiebig gewordenen Humor — — der — — — Verzweiflung — ſollt' ich doch wol meinen?

(Er geht rauchend und läſſig zur Seite ab.)

Dritter Auftritt.

Solbring, elegant, mit goldener Brille, Schnurrbart und Henriquatre. Dreſel in Livree, mit hochtoupirter Perrüke.

Dreſel (beginnt ſchon hinter der Scene). Nein, Ew. Gnaden! Einmal für allemal. So geht's mit uns nicht länger fort. Was denken Sie denn, Herr Solbring? Mit jährlich dreihundert Thalern erhalt' ich Ihren geheimen Leberecht nicht mehr. Täglich wird der Junge größer, das Brot immer kleiner. Wirklich, Herr Solbring, geben Sie keine Zulage, ſo

meld' ich ihn hier in Doctor Friedeborn's Beſchäftigungsanſtalt und laſſ' ihn wie meine eigenen Jungens draußen bei den Kattundruckern Muſterknabe werden.

Solbring (nimmt ſeine Brille ab und ſäubert ſie mit dem Taſchentuche). Dreſel!

Dreſel. Herr Solbring!

Solbring. Sieh mich einmal an!

Dreſel (zieht ſeinen Hut). Gefall' ich Ihnen Herr Solbring?

Solbring. Iſt nun wol an dir abſcheulichem Menſchen ein gutes Haar?

Dreſel. Sie meinen meine Perrüke?

Solbring. Bin ich an dies Subject gefeſſelt, wie der Verbrecher an die Galere! Um einen Jugendfehltritt, der ihm allein bekannt iſt, muß ich ihn im Hauſe meines Schwiegervaters dulden, muß ich alle ſeine ſchlechten Streiche mit Stillſchweigen übergehen, ihn in Schutz nehmen, wenn er mit ſeinem falſchen Titus da auf den Tanzſälen paradirt, Mädchen die Ehe verſpricht, während er längſt verheirathet iſt —

Dreſel. Und wie verheirathet, Herr Solbring! Sechs Kinder und ein gewiſſer geheimer Penſionär! Wirklich, glauben Sie mir, Ihr Johann Fürchtegott Heinrich Leberecht —

Solbring. Will Er ſchweigen! Dieſes ewige Erinnern an überwundene Standpunkte, wie — Hegel ſagt. (Für ſich.) Er weiß, ich brauch' ihn zu meinem Verhältniß mit der Italienerin, nun fängt er an, mich in die Höhe zu treiben und auf gewohnte Art zu ſchrauben! (Laut.) Dreſel!

Dreſel. Ew. Gnaden! Ich habe einige ſehr wichtige Commiſſionen für den Herrn Commerzienrath —

Solbring. Hier ſind zwölf Dukaten!

Dreſel. Das iſt preſſanter. Danke Ew. Gnaden!

Solbring. Eine vernünftige Auseinanderſetzung! Seit ich

mich gewiſſer höherer Studien befleißige, die über meinen Beruf als Kaufmann hinausliegen, wollen wir uns philoſophiſche Klarheit angewöhnen. Alſo erſtens ſorgt dafür, daß in Eurer Wohnung alles ſauber und mit der nöthigen Discretion hergeht. Die Vereine für Volkswohlfahrt haben bereits ſämmtliche Stadtviertel unterſucht. Es geht jetzt an die Vorſtädte. Leicht möglich, daß ſogar meine Gattin nächſtens Eure Wohnung betritt und dort Eure ſämmtlichen Familienverhältniſſe unterſucht.

Dreſel. Haben Sie keine Sorge, Herr Solbring! Auf dieſe Beſuche ſind wir in der Vorſtadt immer eingerichtet. In dem einen Zimmer, das verrammelt wird, befindet ſich unſer Porzellan und die Punſchterrine und in dem andern der Kummer und das Elend.

Solbring. Zweitens: Da du leider, obgleich du ein heilloſer Taugenichts biſt oder, wie Hegel ſagt, ein durchaus ſchlechter Kerl —

Dreſel. Wer unterſteht ſich das? Hegel heißt der Verleumder? Wozu haben wir Staatsanwaltſchaft?

Solbring. Da du leider, ob nun nach Schelling oder Hegel, gleichviel, nichts taugſt und doch mein ganzes Vertrauen beſitzeſt — für Leberechten werd' ich, wenn er ſechs Jahre alt iſt, jährlich vierhundert Thaler auswerfen — ſo ſag' ich dir, daß ich im Begriff bin, ein gewiſſes neues Verhältniß zu knüpfen. Hier iſt ein Brief. Damit gehſt du in das Hotel de Rome! Dort wirſt du einen Marcheſe Beltrami finden, der ſich auf eine glänzende Weiſe dort eingerichtet hat. Er wohnt mit ſeiner Schweſter, die im Hotel für ſeine Frau gilt. Beide hab' ich kürzlich in den Bädern von Aachen kennen gelernt und war die Veranlaſſung, daß ſie hierhergereiſt und mir gefolgt ſind. Daß man im Hotel de Rome dich ja nicht ausforſcht! Daß du niemand Rede ſtehſt, wenn ich etwa abends — trotz

des ſtrengſten Incognitos — an jenem Orte beobachtet werde, wo ſie ſo lange verweilen wird —

Dreſel. Bis ſie eine eigene Wohnung gefunden hat.

Solbring. Bis ſie eine eigene Wohnung gefunden hat —

Dreſel. Die Sie miethen werden, Herr Solbring.

Solbring. Die ich miethen werde, natürlich. Ich habe ein Landhaus vor den Thoren bereits in Unterhandlung. Die Briefe gehen bis dahin erſt hierher ins Caſino, hier holſt du ſie ab! Und käme einmal irgendeine Störung dieſes Verhältniſſes, miſchte ſich irgendeine unberufene Neugier in dieſe Beziehung, ſo — verſtehſt du — mein Schwiegervater wünſcht, daß ich Staatsmann werde, Geſetzgeber! Unſer gegenwärtiger Cenſus erlaubt mir in die Erſte Kammer zu treten, und dazu bedarf ich Grundbeſitz. Mein Italiener iſt an der belgiſchen Grenze begütert — hörſt du — folglich —

Dreſel. Verlaſſen Sie ſich auf mich. Wer neugierig iſt, was wir im Hotel de Rome zu thun haben, dem ſag' ich: Der reiche, gelehrte, Tag und Nacht ſtudirende Herr Solbring will erſter Kammerherr werden und belgiſche Güter kaufen. Aber bitte, ſtudiren Sie nicht zu viel, und beſonders nicht den groben Hegel, es könnte Sie in Ihren Anſichten auch über unſereins —

Solbring. Da ſeh' ich den Wagen meines Schwiegervaters.

Dreſel. Große Sitzung heute im Beſſerungsverein — Hotel de Rome — Güter ankaufen — erſter Kammerherr werden. Alles pünktlich beſorgt. (Ab.)

Solbring (allein). Wie weit iſt doch unſer Leben entfernt von den freien ungebundenen Standpunkten der Natur! Ich habe allerdings eine Frau. Das iſt eine vollendete Thatſache. Muß ich unglücklicher Menſch aber nach Aachen in die Bäder reiſen, dort die brennenden Augen einer Italienerin in einem

Augenblick auf mich gerichtet finden, wo die Abwechselungen der Reise, die bezaubernde Fahrt auf den Wogen des Rheins, die tausend neckischen Geister und Kobolde der grünen Tische, der Table-d'hôtes, der Weinkarten die verjährten Vorurtheile eines zwanzigjährigen Contorlebens über den Haufen werfen und ich mir vorkomme, als schwebte ich wie ein Paradiesvogel — sozusagen — sieh, mein Schwager.

Sigismund (kehrt zurück mit seinem Portefeuille beschäftigt). Guten Morgen, Solbring! Ist schon Börsenzeit, daß du aus bist?

Solbring. Börsenzeit? Die Börse besucht Günther und dem wirst du dich anzuschließen haben. (Will ab.) Guten Morgen, Schwager!

Sigismund. Bitte ein Wort, Solbring. Ich fand im Contor für mich keine Arbeit angewiesen, suchte mir daher selbst welche und habe im Portefeuille Nr. 14 die in dieser Woche fälligen Wechsel gefunden, unter andern einen auf einen gewissen Karl von Hubert.

Solbring. Karl von Hubert — Ja, das ist eine Bekanntschaft des Vaters.

Sigismund. Einen Wechsel von dreitausend Thalern. Ich fand ihn dreimal prolongirt —

Solbring. Ganz recht —

Sigismund. Heute ist die Summe fällig. Was thu' ich damit?

Solbring. Wenn der Wechsel fällig ist, so kassir' ihn ein. Das, denk' ich, weiß ein Kaufmann am ersten Tage, wo er Debet von Credit zu unterscheiden lernt. Guten Morgen! Es thut mir leid — ich habe im Casino — eine Freihandelssitzung. (Ab ins Casino.)

Sigismund (allein. Pause). Eine — Freihandelssitzung! Und

Eversmann.

(greift geschäftig einen Leuchter, streift im Zorn an dem triumphirenden Hotham vorbei, und spricht mit einem verstohlenen ingrimmigen Blick auf den Erbprinzen).

Darf ich Ew. Majestät vorleuchten?

König

(stirrt Eversmann. Wiederholt des Erbprinzen Worte).

„Die Creaturen zittern?" (Nach einer Pause, während der er Alle überschaut) Ich will allein sein. (Geht ab.)

(Vorhang fällt.)

das Haus Lenz und Söhne, in das sich dieser Mann als einfacher Commis vor sechs Jahren hineingeheirathet hat, hat drei blühende Runkelrübenzuckerfabriken im Gange und müßte demzufolge zum Schutzsystem halten! Setz' ich nun zu Hause meine Gründe dafür auseinander, so predige ich tauben Ohren, Solbring treibt höhere Handelskosmopolitik, mein Vater Philanthropie, meine beiden Schwestern Innere Mission. Bitt' ich um einen stillen abendlichen Thee, wo ich ihnen gemüthlich auseinander setzen möchte, daß sie sämmtlich Narren sind — dem guten Vater natürlich mit allem schuldigen Respect — so ist dafür niemand aufzutreiben. Das Haus Lenz und Söhne sitzt bis tief in die Nacht in dem großen Riesenspinnnetz des allgemeinen Vereinswesens und ist von morgens bis abends so unterwegs, daß ich — ich brauche mich nur umzusehen — richtig! Da! Da fährt schon wieder einer unserer Wagen. Es sind diesmal meine Schwestern. Sie steigen aus. Sie kommen hierher. Ich mag ihnen nicht begegnen — Hier in dieser Straße soll Karl von Hubert wohnen — Promenade 19, a oder b. — Ich muß meinen Zorn zu zerstreuen suchen — (Tritt wieder ruhig zurück und sieht sich um, die Hausnummer zu finden.)

Vierter Auftritt.

Bedienter, Clara und Sabina, dann Sigismund. Zuletzt Greif und Dachs.

Bedienter (spricht in die Scene zurück). Hier, gnädiges Fräulein! Hier! Am Casino ist ein Briefkasten.

Clara (hinter der Scene). Geh nur, geh, Anton! Ich werde ihn selbst hineinwerfen. (Bedienter tritt zurück.)

Sabina. Aber, meine gute, liebe Clara, bedenkſt du auch, was du thuſt?

Clara (zieht ein Briefchen hervor). Es iſt das letzte mal, liebe Schweſter. (Will an den Briefkaſten.)

Sabina. Halte inne! Wenn man je unſere Handſchrift entdeckte.

Clara. Wie kann man das, Schweſter?

Sabina. Und jede Hoffnung, einen Mann wie Hubert zu beſſern, iſt und bleibt ja vergebens. Das iſt nun ſeit einem Jahr der vierte anonyme Brief, zu dem ich dir meine verſtellte Handſchrift leihen muß! Wenn du auch nur an den Protegé des Vaters zuweilen aus Mitleid eine Stelle aus Jean Paul, einen erhabenen Gedanken aus Schiller, einen ſchönen Vers Goethe's durch mich niederſchreiben läſſeſt und dieſe Worte zierlich couvertirt auf die Stadtpoſt wirfſt, in deinen Träumen verwandelt ſich Mitleid in Liebe, und ich wette, wenn du einſt hörſt, der unglückliche junge Mann, der durch ſeinen Leichtſinn das Geſpräch der Stadt geworden iſt, hat eine reiche Gräfin gefunden, die ſeine Schulden bezahlt, ſo wirſt du, du, die ihn erziehen, ihn beſſern wollte —

Clara. Nein, nein, Schweſter! So werde ich nichts thun, als, eingedenk des neuen Geiſtes, der über unſere Lebensverhältniſſe gekommen iſt, ſagen: Mitten in die wilde Laufbahn des jungen Mannes, der vor tiefſtem Schamgefühl über ſeinen öffentlichen Ruf in unſerm Hauſe kaum den Blick emporzuheben wagte, warf eine Fügung des Himmels, die ja will, daß unter den Menſchen einer den andern, ſoviel er kann, vom Uebel erlöſe, zuweilen durch uns ein edleres Wort in ſein Ohr, zuweilen ein ſittlicheres Bild vor ſein umdüſtertes Auge. Was iſt mir Karl von Hubert? Ein Gedanke, ein Traum! Laß ihn getroſt dieſe unbefangenen Worte der Mahnung leſen, die ich

ihm zuweilen aus uneigennützigſtem Drange nur — anonym für ſeine Seele ſchreibe. Sie ſind wie ein Glockenklang von einer Kirche. Den hört man hundertmal rufen und geht vorüber. Endlich folgt man doch dem mahnenden Klange und betritt die heilige Schwelle — immerhin, Schweſter, mit deiner Gräfin, die ſeine Schulden bezahlen mag! Laß ihn getroſt noch dieſen einen Brief leſen! Ich verſpreche dir's. Es ſoll der letzte ſein! (Geht an den Briefkaſten.)

Sabina. Clara, du biſt eine Schwärmerin und wirfſt die ſchönen Perlen deines Herzens ins endloſe, unergründliche Meer! (Clara wirft den Brief hinein.) Sieh da, Sigismund!

Sigismund (kommt zurück und betrachtet immer noch in Gedanken den Wechſel). Dreimal prolongirt? Dreimal!

Clara } (zugleich). Guten Morgen, Sigismund!
Sabina }

Sigismund. Seid ihr noch da? Ihr wartet vielleicht auf Solbring? Er iſt hier oben im Caſino, wo er Freihandel treibt.

Sabina. Mein lieber Mann weiß, wir machen um dieſe Zeit unſere wohlthätigen Runden. (Wollen ab.) Guten Morgen, lieber Bruder.

Sigismund. Wohlthätige Runden? Hört doch! Ein Wort! Kennt ihr vielleicht zufällig einen gewiſſen (lieſt ab) Baron Karl Heinrich Hubert von und zu Hubertsburg?

Sabina. Allerdings!

Clara (erſchreckend). Was iſt mit ihm?

Sigismund. Ich habe hier einen Wechſel von dreitauſend Thalern auf dieſen Herrn, über den ich eben von einigen vorübergehenden alten Freunden Erkundigungen eingezogen habe. Ich bin erſtaunt, wie zu dieſem ſtadtkundigen Taugenichts der Vater kommt. Dreimal hat er den Wechſel prolongirt. Da er heute fällig iſt, will ich ihn einkaſſiren.

Clara. Himmel, du wirſt doch nicht —

Sigismund. Was denn? Kennt ihr ihn?

Sabina. Sehr oberflächlich.

Sigismund. Der Vater hat ihm wahrſcheinlich ſo oft die Prolongation geſtattet, weil er auch dieſen Taugenichts wie die ganze Welt durch Geduld und Nachſicht zu beſſern hofft.

Clara
Sabina (zugleich). Allerdings!

Sigismund. So will ich ihn, da ich keine Verhaltungsmaßregeln habe, einſtecken laſſen.

Clara
Sabina (zugleich). Sigismund!

Sigismund. Nehmt auch ihr ein Intereſſe an ihm?

Sabina. Perſönlich nicht im mindeſten.

Clara. Aber du kennſt das Syſtem des Vaters!

Sigismund. Dies Syſtem wird nie das meinige werden. Guten Morgen!

Clara (in größter Aufregung ihm nach). Sigismund! ums Himmels willen! Der Vater würde ja außer ſich ſein. Er iſt gerade im Augenblick im Allgemeinen Hülfs- und Beſſerungsverein. Schweſter, eilen wir! Wir müſſen ihm von dieſem Vorfall Anzeige machen.

Sigismund (zornig ausbrechend). Aber ſagt mir nur, wie kommt der Vater und das Haus Lenz und Söhne in den drei Jahren meiner Abweſenheit zu dieſem ſyſtematiſchen philanthropiſchen Wahnſinn?

Sabina. Bruder, dich für dieſen liebloſen Ausdruck tief zu beſchämen, würde eine Auseinanderſetzung erfordern, die zunächſt — für — für unſere armen Pferde dort, die in unſerm Hauſe nicht gewohnt ſind, auf die Herrſchaft ſo ungebührlich

lange zu warten, zu weitläufig ſein würde. Gewöhne dich daran, Sigismund, daß die Deviſe unſers Hauſes lautet —

Clara
Sabina } (zugleich). Güte, Schonung, Duldung, Liebe, Nachſicht und Vertrauen! (Beide ab.)

(Bedienter, der zurückkehrte, folgt.)

Sigismund. Güte, Schonung, Duldung, Liebe, Nachſicht und Vertrauen, ſogar für die Pferde — na, da wird wol den Menſchen erlaubt ſein, deſto ungeduldiger zu werden.

Dachs und Greif (kommen zurück und wollen vorüber).

Greif. Wie im Handumdrehen war er uns aus den Augen.

Dachs. Schon gut, wir melden uns in ſeiner Wohnung.

Sigismund (in Bezug auf ihr Amt). Gott ſei Dank! Es gibt noch andere Principien in der Welt! Meine Herren! Kennen Sie nicht zufällig in der Nähe die Wohnung eines Herrn Baron von Hubert?

Greif. Hubert? Zu dem gehen wir eben.

Dachs. Eben haben wir bei ihm eine Amtspflicht zu verrichten.

Sigismund. Vielleicht den kategoriſchen Imperativ der Geſetze zu vertreten in Form von Perſonalarreſt?

Greif
Dachs } (zugleich). Leicht möglich!

Sigismund. Dann ſchließ' ich mich Ihnen an, meine Herren! Ich bin ein Bevollmächtigter der Firma Lenz und Söhne. (Für ſich.) Ich muß mein Haus in die Cur nehmen. Das Weſen eines verfallenen Wechſels iſt bei einem echten Kaufmann nicht Zahlung auf Nachſicht, ſondern ſo lange die Welt und mit ihr Handel und Wandel beſtehen, Zahlung nach Sicht! Gehen Sie aber voran, meine Herren —

Greif. }
Dachs. } Bitte!

Sigismund. Ich folge in einiger Entfernung! Ich fürchte doch, es könnte ausſehen, als wären Sie beide auch mit mir durch — engere Bande der Freundſchaft verknüpft.

(Alle drei ab.)

Zweite Scene.

Zimmer bei Karl von Hubert.

Drei Eingänge, Mitte, rechts und links. Fenster mit einem Vorhang links. Schrank, Tisch, Fauteuils. Hinten links an der Seite ein großer grüner Spieltisch, der mit Karten und Geldmünzen belegt ist.

Fünfter Auftritt.

Kiseritzki, Lilienström, Baltekron, Brandt, Perx und noch drei andere sitzen und spielen ein Hazardspiel. Franz und Heinrich sind im Begriff, Champagnerflaschen zu öffnen.

Baltekron (jung, aber übermäßig dick und in einer Fistelstimme sprechend). Heiß! Heiß! Heiß! Ich bitte um Wasser.

Alle. Ha, ha, Baltekron und Wasser!

Baltekron. Sodawasser, mein' ich. Das heißt Sodawasser mit Zucker, das heißt Kohlensäure mit Zucker, Donnerwetter, mit einem Worte Champagner!

Alle (durcheinander). Ah! Champagner! Das lassen wir gelten. (Champagnerkorke springen.)

Sechster Auftritt.

Karl von Hubert (durch die Mitte). Die Vorigen.

Hubert. Guten Morgen! Hier geht es ja lustig her!

Baltekron. Wir residiren auf deinen Zimmern, alter Junge,

ziehen die Vorhänge zu, amuſiren uns, während du, wie es ſcheint, philoſophiſche Morgenpromenaden machſt.

Hubert (legt Stock und Handſchuhe ab). Ihr ſeid ein wunderlich zähes Volk! Hab' ich euch nicht gebeten, ein wenig mehr die erſten jungen Frühlingskeime meines ſich beſſernden Rufs zu ſchonen und nicht mehr auf meinen Zimmern eure verdammten Rendezvous zu halten —?

Alle. O, o, Hubert —!

Baltekron. Iſt das nun Vernunft! Haſt du, fünf Jahre unſer Genoſſe, plötzlich in aller Stille eine Erbſchaft von 40000 Thalern gemacht, bezahlſt deine Schulden — Ich will nichts dagegen haben, finde ſich jeder mit ſeinen Zeitgenoſſen nach Geſchmack ab! Aber iſt es erlaubt, auch mit uns zu brechen?

Hubert. Ihr habt ja ein neues Haus gefunden, wo ihr eure Künſte anbringen könnt, im Nothfall ſelbſt die Volte ſchlagen — (da man proteſtirt) ja, ja, bei einem Italiener, glaub' ich, der aus den Bädern von Aachen angekommen iſt —

Baltekron. Volte ſchlagen? Beſter Freund. Voltigiren — hopp! — das haſt du von mir nicht gelernt. (Alle lachen in Beziehung auf ſein Embonpoint.)

Hubert. Für den Augenblick bekomm' ich einen Beſuch. Für euch ein unangenehmes Rencontre.

Alle (ſpringen auf). Was iſt?

Hubert. Ein Stück Polizei iſt draußen!

Alle. Polizei? Teufel! Den Tiſch fort! Hinein! Hinein!

Franz und Heinrich (tragen den Tiſch hinein).

Hubert (bei Seite). Ich ſchäme mich, ſo lebt' ich fünf Jahre! (Laut.) Die Herren Greif und Dachs ſind's, die gewiß auch einige Wechſel in der Taſche haben, die auf euch laufen —

Baltekron. Kalt Blut! Nur kalt Blut! Verſteckt euch dos-à-dos

von mir! Mein Rücken ist breit genug, euch und — euern Wechseln Deckung zu geben! (Alle ziehen sich dicht an die Thür links.)

Siebenter Auftritt.

Greif und Dachs. Die Vorigen.

Hubert. Nur herein! Herein! Meine Früh-Lerchen von ehedem! Meine Morgen-Nachtigallen, die ihr mich oft zur Unzeit geweckt habt! Wie, ihr erstaunt, daß ich seit einiger Zeit anfange, wie man sagt, bewunderungswürdig solid zu werden, und doch noch immer die Ehre euers Besuchs genießen muß —

Greif. Allerdings, Herr Baron —

Dachs. Sie bezahlen seit kurzem alle Ihre alten Anstände und immer noch —

Hubert. Kleine Reste? (Beide ziehen Papiere hervor.)

Baltekron (bei Seite). Er läßt sich noch auf Execution ein! Das gibt Vertrauen auf Besserung!

Hubert (zieht ein Portefeuille und blättert darin). Meine Erbschaft geht zu Ende und einige meiner Gläubiger hätt' ich am liebsten gar nicht bezahlt; namentlich die Mitglieder jenes Bundes, der mich vor einem Jahr wegen 3000 Thalern in euer neues vor den Thoren gebautes Lazareth für — Wechselfieberkranke schicken wollte. Da ist zuvörderst euer Herr Hofkleidermacher —

Greif. Mit 214 Thalern.

Hubert (im Blättern). Euer Herr Hofsattlermeister — Hofhandschuhmacher — Hofriemermeister —

Baltekron (laut). Die verspätete Bezahlung dieser ledernen

Artikel iſt den Herren ſehr geſund, denn wegen ihrer Höflichkeit, ſcheint es, hat man ſie nicht zu Hoflieferanten gemacht.

Greif } Dachs } (zugleich). Ei, Herr von Baltekron!

Greif (ſieht gegen die Thür und greift in ſein Portefeuille nach Wechſeln). Und da, Herr von Kiſeritzki.

Dachs (ebenſo). Herr Berx — Herr von Brandt —

Baltekron. Gehorſamer Diener, wir ſind alle verreiſt. Lauter erwieſene Alibis! Wir haben die Ehre, guten Morgen zu wünſchen! (Schlägt die Thür zu.)

Hubert (ruft ihnen an der Thür nach). Seht ihr, mit welchen Gefahren es verknüpft iſt, mit mir noch länger umzugehen? Gebt mich auf! Sans phrase. (Für ſich am Tiſch.) Keine Briefe angekommen? Nichts — Anonymes von meinem unbekannten Schutzgeiſt? Für wen fang' ich jetzt nur an, ein Philoſoph zu werden! Ich glaube faſt, ich muß es für mich allein thun. (Laut.) Alſo, jetzt kommen Sie, lieben Freunde! Die Geldſäcke ſtehen drinnen! Auch meine grimmigſten Peiniger ſollen bezahlt werden und dann, denk' ich, nehmen wir Abſchied voneinander — hoffentlich für immer. (Ab mit Greif und Dachs nach rechts.)

Achter Auftritt.

Friedrich läßt Sigismund ein. Dann kehren Greif, Dachs und Hubert zurück.

Sigismund. Wo ſind ſie denn?

Friedrich. Wer, mein Herr?

Sigismund. Die Handlanger der Gerechtigkeit, Herr Greif, Herr Dachs, wie ſie ſich nannten. Und der Herr Baron?

Fünfter Aufzug.

Ein Saal in den Gemächern der Königin. Rechts vom Publicum ein Fenster. Drei Thüren. Im Hintergrunde, links und rechts. Tische. Stühle. Auf den Tischen brennende Armleuchter, Karten und Service.

Erster Auftritt.

Kamke (steht auf einem Tritt und befestigt vor dem [illegible] einen großen Vorhang). Zwei Lakaien (sind ihm behülflich). Dann Fräulein von Sonnefeld.

Kamke (eben).

So! Empfangt jetzt die Damen an der kleinen Seitentreppe. Sie kommen alle in Vortechaisen, ohne Geräusch, hört ihr? Leise, leise!

Lakaien (ab).

Fräulein v. Sonnefeld (tritt von links ein).

Nun kommen sie, es ist die höchste Zeit. Das ist doch ein Fest, mit dem sich der preußische Hof einmal sehen lassen kann. Kamke! Wozu verstorft Er denn die Fenster!

Friedrich. Werden sogleich wieder erscheinen. (Geht an die Thür links und, wenn Hubert kommt, ab.)

Sigismund (für sich). Kling! Kling! Das klingt ja wie Gold? Das werden die Spieler sein, die sich regelmäßig hier versammeln sollen. Seit ich die beiden Gerichtsdiener gesprochen, kämpf' ich mit mir, ob ich nicht bei den Spielern Handgeld nehmen soll. Wie behandeln Lenz und Söhne ihre Wechselschuldner! Und nicht nur ihre eigenen. Wer kein Geld hat, wendet sich an Lenz und Söhne. Wer falliren will, da bekommt er Bürgschaft. Wer stehlen will, nein, sogar wer schon gestohlen hat, dort wird er liebevoll aufgenommen. Geht das so fort? Find' ich nicht das Vertrauen zu unserm ehrwürdigen Geschäft erschüttert? Und mein Vater vollends ist in seinen Ueberzeugungen ein Tyrann — nimmt keinen Widerspruch an — mein Schwager entwindet sich mir mit einer Glätte und Behendigkeit, die auf nichts mehr Rede steht — meine Schwestern — (Sieht dabei in sein Portefeuille.)

Friedrich. Der Herr Baron!

Hubert (kehrt mit Greif und Dachs zurück). So, lieben Leute. Das noch für eure Mühe! Und nun geht in Mercur's und der heiligen Themis Namen! Für die da drinnen seid heute blind, sie versicherten ja, sie wären verreist. Was mich betrifft, wie gesagt, auf Nimmerwiedersehen!

Dachs. } Leben Sie wohl, Herr Baron!

Greif. } Viel Glück zum guten Vorsatz! (Machen beim Hinausgehen zu Sigismund winkende Zeichen, als würden sie unten warten.)

Sigismund (bei Seite). Der scheint bei Kasse zu sein?

Hubert. Ein Fremder? Wer sind Sie, was wünschen Sie von mir?

Sigismund. Ich bitte um Entschuldigung. Man ließ mich ein. Ich bin doch recht hier bei Herrn — (liest vom Portefeuille)

Baron Karl Juſtus Heinrich Hubert auf und zu Hubertsburg?

Hubert. Der Name (bei Seite) eines meiner verſpielten Güter! (Laut.) Ich vermuthe faſt, Sie bringen mir —

Sigismund (zieht einen großen zerknitterten vielbeſchriebenen Wechſel hervor). Ja ganz recht! Vermuthen Sie nur! Eine Kleinigkeit von Lenz und Söhne —

Hubert. Nichts konnte mir erwünſchter kommen. (Er wendet ſich zum Schranke.) Ich bin vollſtändig vorbereitet —

Sigismund (bei Seite). Wetter, der iſt ſolid geworden! Schade. Ich hätte ihm gern einen Vorſchlag wegen ſeiner Spielergeſellſchaft gemacht —

Hubert (im Zählen von Papiergeld). Sie ſcheinen erſt ſeit kurzem in dem Geſchäft? Die frühern Termine kam ein anderer Herr —

Sigismund. Es war wol Herr Günther, der alte Buchhalter. Ja, ich bin erſt ſeit kurzem in dem Geſchäft.

Hubert. Ich werde Ihnen Papier geben, es iſt transportabler. (Zählt Banknoten auf.)

Sigismund. Wie Sie wünſchen. (Bei Seite.) Da müſſen wir Contreordre geben. (Er geht ans Fenſter und winkt hinunter, als ſollten Greif und Dachs nur gehen. Er macht dieſe Zeichen faſt dialogiſch, z. B. Geldzählen in der Luft und dergleichen.)

Hubert (bemerkt es, aber immer im Zählen). Ei, was machen Sie denn da für Geſticulationen?

Sigismund. Ich telegraphire den beiden Herren —

Hubert. Die eben hier waren? Sie glaubten, ich würde nicht bezahlen können?

Sigismund. Es wäre nicht ganz unmöglich geweſen.

Hubert. Und Sie wollten mich einſtecken laſſen? Hat Ihnen diesmal Ihr Principal ſo ſtrenge Ordre gegeben?

Zigismund. Ich würde auf eigene haben handeln müſſen. Der Fall war nicht vorgeſehen.

Hubert. Gut, gut, gut, mein Lieber! (Zählend.) Die Erbſchaft der alten Tante, die zehn Jahre ſchon vor ihrem Tode ein ſo ſchwaches Gedächtniß hatte, daß ſie meine Enterbung vergaß, ſchmilzt zwar immer mehr zuſammen, indeſſen die erſten Anſprüche mußten eigentlich Sie haben; 3150 Thaler, die Zinſen eingerechnet — — und meine Empfehlung an Herrn Lenz. Ich würde mir nächſtens die Ehre geben, ihn nach langer Unterbrechung wieder einmal zu beſuchen und ihm wiederholt für ſeine unendliche Güte zu danken — Wie geſagt — ich — ich war einigemal in ſeinem Hauſe, vernachläſſigte es ſpäter; die Prolongationen genirten mich. Das Haus iſt die Güte ſelbſt. Die Töchter — Fräulein Clara heißt ja wol die eine — eine liebenswürdige junge Dame — Auch Frau — Frau —

Zigismund (im Nachſehen der Summe und die Echtheit der Scheine am Lichte prüfend). Solbring.

Hubert. Frau Solbring. Viel Bildung. Viel Geiſt —

Zigismund (immer noch einſtreichend). Viel Herz —

Hubert. Ein vortreffliches Haus! Der Vater ein Mann, dem die Geſellſchaft nicht genug verpflichtet iſt. Herr Lenz iſt der erſte Philanthrop unſerer Zeit! Immer unterwegs, immer in Thätigkeit, und für wen? Für die Menſchheit, für ſein Jahrhundert! Wenn ich den merkwürdigen Mann ſehe, begleitet von zwei Bedienten, die hinter ihm her großmächtige Mappen tragen, in denen die neueſten Geſchäfte ſämmtlicher Wohlthätigkeits- und Beſſerungsanſtalten notirt ſind, ſo erſcheint er mir wie ein Abgeſandter der Vorſehung. Ich glaube, kein Verbrecher, kein Armer lebt in dieſer Stadt, deſſen Verhältniſſe der merkwürdigſte aller Kaufleute nicht erforſcht hat. Die jungen Damen ſind an

allen Vereinen betheiligt, auch Herr Solbring wirkt für die politiſche Seite dieſer wohlthätigen Beſtrebungen; ein ſeltenes Haus —

Sigismund (für ſich, mit groſem Nachdruck). Ein tolles Haus!

Hubert. Ich höre, daß der eigentliche Erbe und künftige Chef auf Reiſen iſt?

Sigismund (hat nun erſt ganz das Geld in ſein Portefeuille gelegt). Er iſt vor kurzem zurückgekehrt.

Hubert. Man ſetzte auf ihn die künftige mercantile Hoffnung des Hauſes, das uralt ſein ſoll und vielleicht in ſeinem Beſtehen durch den Sohn —

Sigismund (für ſich). Die künftige Hoffnung? Predigt man ihm täglich! Aber gebt Acht, er wird aus der Art ſchlagen.

Hubert. Vielleicht mach' ich die Bekanntſchaft des jungen Amerikaners, wenn ich Herrn Lenz meinen Dank ſage für ſeine mir' bewieſene wunderbare Geduld und faſt märchenhafte Nachſicht. Adieu, lieber Freund! Grüßen Sie den närriſchen guten Alten, Ihren Herrn Principal! (Will ab zu den Spielern.)

Sigismund (zögert höchſt erregt an der Thür. Sein Entſchluß iſt durch das ſeinem Vater geſpendete Lob noch reifer geworden).

Hubert. Wünſchen Sie ſonſt noch etwas?

Sigismund (nach einer Pauſe). Herr Baron (noch mit ſich kämpfend), ich bitte, halten Sie es nicht für eine Indiscretion! Sie haben oft des Morgens eine gewiſſe Geſellſchaft bei ſich. Die Herren von der Stadt ſagten mir, daß ſich jeden Morgen eine Geſellſchaft von — Spielern in Ihren Zimmern befinde.

Hubert. Eine alte Gewohnheit meiner Freunde, die ich immer noch nicht ausrotten kann.

Sigismund. Das Spiel iſt eine zerſtreuende Unterhaltung.

Hubert. Mit denen da drinnen nicht, lieber Freund! Mit denen weit gefährlicher als angenehm.

Sigismund. Da drinnen? Wol links? Bitte, Herr Baron, es würde mir eine interessante Bekanntschaft sein, wenn Sie mich vielleicht bei den Herren einführen wollten.

Hubert. Sie? Einführen? Wozu?

Sigismund. Ich bin im Spielen zwar nicht leidenschaftlich, allein ausnahmsweise wag' ich schon eine kleine Partie.

Hubert. Was fällt Ihnen ein?

Sigismund. Bitte, Herr von Hubert, um mich passend einzuführen, kann ich ja, wenn die Herren es wünschen, selbst die Bank übernehmen. An Mitteln dazu fehlt es mir durchaus nicht. Sie sehen, ich bin bei Kasse.

Hubert (aufwallend). Herr! Sie wollen das Geld Ihres Principals verspielen?

Sigismund. Mein Principal ist, wie Sie wissen, Philanthrop. Aber auch ohne Ihre Wechselzahlung bin ich ausgestattet. Da hier! Die Ersparnisse einer längern Reise, sie werden ausreichen, des Vertrauens jener Herren mich würdig zu beweisen. Ihre Zahlung von vorhin würd' ich erst ganz zuletzt angreifen.

Hubert. Wahnsinniger! Soll es heißen, man hätte dieselbe Summe, die ich dem Hause Lenz und Söhne schuldete, die ich endlich, endlich zahle, bei mir auch wieder verspielt?

Sigismund. Was thut das, Herr Baron! Die Verbrechen haben ja aufgehört. Wenn's zu Ende ist, schießt man sich eine Kugel vor den Kopf — was indessen durchaus nicht meine Absicht ist — (Will nach links.)

Hubert. Zurück! (Nimmt mit äußerstem Zorn aus seinem noch geöffnet stehenden Bureau ein Pistol.) Ich sprenge Ihnen vorher den Hirnschädel, wenn Sie sich unterstehen, diese Nichts-

würdigkeit hier in meinen Zimmern an Ihrem Principal zu begehen — Wie? Himmel? Was hör' ich? Da draußen die Stimme — Iſt es nicht —?

(Man hört Lenzens Stimme.)

Sigismund (für ſich). Mein Vater!

Hubert. Danken Sie Gott, es iſt Ihr Principal! Rechnen Sie auf meine Discretion! Sie ſind beſtürzt, ſammeln Sie ſich! Da, nicht in dem Zimmer! Hier! Hier herein! Nein, da ſtehen meine Geldſäcke. Dort hinter den Vorhang! Junger Mann! Ich werde Ihren Leichtſinn verſchweigen. Aber — beſſern Sie ſich!

Lenz (draußen). Ich muß ihn ſprechen! Wo iſt er? Laſſen Sie mich ein!

Sigismund (tritt hinter den Fenſtervorhang).

Neunter Auftritt.

Lenz, ſchwarzer Frack und weiße Halsbinde. Er trägt ein Ordensband im Knopfloch. Seine Art iſt feurig, raſch, begeiſtert, hochkomiſch im Molière'ſchen Stil. **Hubert. Sigismund. Zwei Bediente vor der Thür mit großen rothen Mappen.**

Lenz (ſtürzt athemlos herein und ergreift das Piſtol, das Hubert noch in Händen hat). Halt! Die Piſtole weg! Das konnt' ich mir denken, Herr von Hubert, Sie wollten eben einen Act der Verzweiflung begehen.

Hubert. Einen Act der Verzweiflung?

Lenz. Sie wollten ſich todtſchießen.

Hubert. Ich? Warum?

Lenz. Um 3150 Thaler! — Und einen ſolchen Act der

Verzweiflung wegen meiner — meiner, wo ich heute bereits zwei Menschen erlebt habe, die sich wegen leichtsinniger Schuldenanhäufung erhängten! Hubert, Hubert, haben Sie denn kein Vertrauen zur Menschheit mehr?

Hubert (für sich). Zum Donnerwetter! Aus Gutmüthigkeit muß ich am Ende den Wechsel zweimal bezahlen. Wenn ich die Wahrheit sage, mach' ich den Commis unglücklich! (Laut.) Herr Commerzienrath, die heute fällige Summe hab' ich allerdings eben zahlen wollen —

Lenz. Und haben nicht gekonnt! O das sind sie, die beiden Achsen, um die sich das ganze neunzehnte Jahrhundert dreht — Wollen und Nichtkönnen! Das Zeitalter der Epigonen auch in finanzieller Hinsicht.

Hubert. Der Wechsel ist präsentirt worden, Herr Commerzienrath — indessen —

Lenz. Sie sollten verhaftet werden. Ich weiß es. Meine Töchter sagten es mir, als sie mich aus dem Besserungsverein abriefen. Man hat sie gedrängt, man hat Ihnen mit dem Gefängniß gedroht? Hat bereits wieder Ihr Ehrgefühl an der Wurzel angegriffen! Baron, ja! Sie haben ihn schon, den ganzen Verbrecherblick, den ich seit drei Jahren studire, dies verlegene nicht mehr zur Menschheit Aufblickenkönnen —! Baron! Wenn man wiederkommt, so sagen Sie, ich, ich der Chef des Hauses Lenz und Söhne, wäre in eigener Person dagewesen und hätte verboten, sage verboten, irgendeinen Menschen wegen meiner zur Verzweiflung zu bringen. — Geht und wartet draußen vor der Thür! (Bediente mit den Mappen ziehen sich zurück. Die Thür ist zu.)

Hubert. Aber, Herr Commerzienrath! Sagen Sie mir nur, woher diese wunderbare Güte, Langmuth und Geduld, gerade mit mir, Herr Commerzienrath?

Tenz. Gerade mit Ihnen? Weil Sie ein Menſch ſind! Ein gefallener, ſittlich verkommener, tief verwahrloſter Menſch.

Hubert. Erlauben Sie, Herr Commerzienrath —

Tenz. Ich mache Ihnen ja keine Vorwürfe, beſter Freund. Sie ſind nun einmal das, was Sie geworden ſind! Geworden infolge Ihrer jedenfalls höchſt mangelhaften Erziehung! Was mögen Sie gelernt haben? So gut, wie nichts.

Hubert. Herr Commerzienrath —

Tenz. Sie haben nichts gelernt. Sie ſind ein höchſt liebenswürdiger junger Adeliger, verloren frühzeitig Ihre Aeltern, erbten verſchuldete Güter — Und da tritt Sie denn nun das Leben an, das Leben in ſeinen mannichfachen Verſuchungen, in ſeinem ſocialen tiefen Bruch mit den Geſetzen der Natur, mit einer harmoniſchen, von Gott gewollten Weltordnung! Unbefangen gibt ſich Ihr vielleicht noch kindlich unverdorbenes Herz der Verführung der großen Welt preis und einmal im Strudel der Verlegenheiten, konnten Sie aus dem Chaos der verfehlten Geſittung des Erdtheils nicht wieder empor!

Hubert. Wahr! Wahr! Aber wie gewann gerade ich Ihre rettende Hand?

Tenz. Ein Zufall für Sie, eine Beſtimmung für mich. Sie traten mir damals vor einem Jahr im neuen Schuldgefängniſſe entgegen, als ich es im Auftrag der Vorſehung und des Comités durchmuſterte; ich ſah Ihre leidende Miene, Ihre Demüthigung, ich ſah die Gefahr, in welche Sie eben für Ihr ganzes Leben geſtürzt werden ſollten. O, man verſchüttete mit einer einzigen Strafe, die Sie zeitlebens nicht mehr würden überwunden haben — Ihre ganze Zukunft! Menſchen! Iſt das die Civiliſation, um deren erſte Begründung Scheiterhaufen einſt gelobert haben?

Sigismund (für ſich). Er ſchafft noch die Gefängniſſe ab!

Lenz. Einem Menschen seine Zukunft rauben! O, das sind die Verbrechen, welche die Gesellschaft an der Gesellschaft begeht! Warum nahm ich Sie damals in meinen Wagen? Warum verbürgt' ich mich für Sie? Warum zahlt' ich selbst das Geld, das Sie schuldig waren und prolongirte den Wechsel, den Sie mir dafür ausstellten, dreimal? Etwa, weil ich eine gewisse unbestimmte Aehnlichkeit zwischen Ihnen und Ihrem seligen Herrn Vater erkannt hatte, den ich zu kennen gar nicht die Ehre gehabt habe? Oder weil Sie blaue Augen haben und ein Mensch mit blauen Augen es gewesen sein könnte, der mich vor sechzig Jahren, als ich noch ein Kind von einem Jahr und elf Monaten war, einmal aus dem Wasser zog, in das mich eine Wärterin — gar nicht hat hineinfallen lassen? Lächerliche Theater-Voraussetzungen! Nein! Sie begegneten mir vor einem Jahr in keiner andern Eigenschaft, als in der, ein Mensch zu sein und noch dazu ein schlechter Mensch —

Hubert. Bitte —

Lenz. Hat nichts zu sagen—! Ein Mensch, mit dem man Geduld und Nachsicht haben muß, um ihn auf den Weg zur Tugend und Moral zurückzuführen. Andere mögen an Ihnen kalt vorübergegangen sein, Baron; ich that es nicht. Ich habe mein Leben der Aufgabe gewidmet, ein Beispiel zu geben, daß unsere Behandlung der irrenden Menschheit falsch ist; falsch die Strafe, falsch die gewöhnliche Art der Besserung, falsch unsere gewöhnliche Wohlthätigkeit. Was auch nur einer für die wahre innere Mission des Zeitalters thut, thun kann, weil seine Verhältnisse es erlauben, das wird die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber in Anspruch nehmen, wird Europa in seinen innersten Grundschäden aufdecken, wird es vor Gefahren retten, denen es mit Riesenschritten entgegeneilt, und deshalb sagen Sie meinem Sohn, wenn er kommt und Ihnen den Wechsel zum zweiten mal und wol gar mit Beihülfe der Gerichte präsentiren will, es wäre sein Vater

bereits ſelbſt dageweſen und hätte verboten, ſage verboten, Sie zur Verzweiflung zu treiben.

Hubert (erſchreckend). Wer? Wem — ſoll ich — das ſagen?

Tenz. Meinem Sohn. Er war der Ueberbringer des Wechſels.

Hubert. Ihrem — Sohn?

Tenz. Ein junger hübſcher Mann mit einem engliſchen Backenbart.

Hubert. Das war Ihr Sohn?

Tenz. Mit einem Matroſenhut von Wachstuch. Die närriſche Mode hat der Junge aus Neuyork mitgebracht. Er war drei Jahre auf Reiſen — iſt ein perfecter Kaufmann geworden. Ein herrliches, höchſt ſolides Kind.

Hubert. Ihr Herr Sohn — Solid? Herr Commerzienrath, Sie ſagen, die Welt würde nicht begreifen können, warum gerade Sie mit mir und wieder gerade mit mir ſo viel Geduld, Langmuth und Nachſicht hätten haben können. Hat Sie nun ein Zufall mit mir zuſammengeführt oder eine Fügung des Himmels, das Verdienſt, das ich mir um Sie erwerben werde, das ſoll nachkommen! Verlaſſen Sie ſich darauf! Von meiner Dankbarkeit ſollen Sie hören!

Tenz. Brav, brav, junger Mann! Und nun ſage noch einer, daß unſer Wirken keine Reſultate hätte! (Vertraulich ihm auf die Schulter klopfend.) Fahren Sie jetzt ſo fort! Sie ſind auf dem beſten Wege der Beſſerung, Herr Baron! Und damit's Ihnen nicht an Gelegenheit zum Guten fehlt, damit Sie vor allem eine würdige Beſchäftigung haben, da — hier — nehmen Sie! Lotterie Nr. 414 (ſucht in ſeiner Bruſttaſche), zwei Rückenkiſſen, drei Klingelzüge, vier Lampenunterſetzer, fünf Teppiche — lauter wohlthätige Lotterieen zur Beförderung des Glücks der bedrängten Menſchheit! Uebernehmen Sie eine — Collecte! Eine

Kamke.

Grade damit man unſer Feſt nicht ſe[illegible]kann. (Herunterſteigend) Sie laſſen ſich alſo wirklich [illegible] in dieſe Staatsverſchwörung ein?

Sonnsfeld.

Die Königin wird alles verantworten. Sie ſetzt ihre eigne Freiheit an die Freiheit ihrer Tochter. Iſt alles bereit?

Kamke.

Die Prinzeſſin aus ihrer Haft zu befreien? Bedenken Sie, Fräulein, es iſt ein Majeſtätsverbrechen.

Sonnsfeld.

Das gelingen muß, es koſte, was es wolle! Die Königin will die Prinzeſſin im Kreiſe des geſellſchaftlichen Zirkels ſehen, den ſie zu einem geheimen, mir ſelbſt noch unbekannten Zwecke heute geladen hat. Die Prinzeſſin iſt unterrichtet. Sie weiß, daß ich kommen werde und die Wache täuſchend ſtatt ihrer im Gefängniß bleibe. An dem blauen Saale wird ſie Ihm begegnen —

Kamke.

Am blauen Saale? Wo ſeit einigen Nächten die weiße Frau geſehen wird?

Sonnsfeld.

Sie wird Ihm erſcheinen, ſie wird Ihn anreden —

Kamke (aufſtehend).

Mir? Mich?

Collecte von hundert Losen! (Gibt ihm ein Packet.) Die müssen sie unter Ihren guten Freunden absetzen. Das Los einen Thaler!

Hubert. Eine schwere Commission —

Tenz. Sie meinen, wegen der Einnahme? Das thut nichts! Ich lege die hundert Thaler aus. Aufs Geld kommt's uns überhaupt bei solchen Gelegenheiten nicht an, nur auf die Gesinnung. Aber setzen Sie mir die Lose ab! Gewöhnen Sie sich, ein Missionar des Guten, des Edeln, des Wohlthätigen zu sein! Wen Sie finden, den nehmen Sie beiseite — bringen ihm die Botschaft des Friedens, des Heils — und verlangen — einen Thaler von ihm. Wer ihn nicht gibt, nicht geben will oder kann, da legen Sie getrost das Geld aus — ich geb's Ihnen wieder — Der Segen aber kommt von oben! (Ab durch die Mitte.)

Hubert (zu dem zornig vortretenden Sigismund). Haben Sie gehört? Sind Sie nicht tief gerührt? Erschüttert? Gedemüthigt? Was werden Sie nun beginnen?

Sigismund (stand eine Weile voll Ungeduld und Zorn über die gehörten Aeußerungen. Dann in Wildheit ausbrechend). Bessert mich auch, wenn Ihr könnt! Ich spiele und sollt' ich mein Leben einsetzen. (Eilt zu den Spielern nach links.)

Hubert (folgt ihm mit äußerster Entrüstung).

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Das elegante Arbeitszimmer des Commerzienraths.

Mittel- und zwei Seitenthüren. Die nach links vom Darſteller gehende iſt von Glas. Ein Mahagoni-Arbeitsbureau zum Stehen, rechts daneben Tiſch und Stühle. Ein Tiſch mit Stuhl links. Ein Spiegel. Im Hintergrunde ein Tiſch.

Erſter Auftritt.

Preſel bringt durch die Mittelthür Briefe und Zeitungen, die er rechts aufs Pult legen will. Ihm folgt Fritze, ſein Sohn, in einer Bluſe.

Preſel. Junge, wie oft hab' ich euch draußen in der Michaelisvorſtadt nicht ſchon geſagt, daß ihr mich hier in meinem Dienſte nicht beunruhigen ſollt!

Fritze (künſtlich- und trotzig-weinerlich). Aber Mutter läßt Ihnen ſagen, Vater: Die Hanne will nicht in die Schule gehen und der Wilhelm muß ein Paar neue Schuhe kriegen

und die Luiſe iſt auch ſchon wieder ſeit vorige Oſtern aus ihrem grüngelben Kattunrock herausgewachſen.

Dreſel. Nein! Lauter (ſyllabirt aus den Broſchüren auf dem Arbeitsbureau:) Pro-le-täriſche Zuſtände! Und dabei ſoll man ſeinen Kopf zuſammennehmen, Feſtordnung machen für den Bedienten-Ball, den der Commerzienrath zur Belohnung für die dienenden Klaſſen nächſtens geben will! (Zornig.) Sage deiner Mutter, daß mir endlich unſer Chambre-garnie vermiethet wird!

Frihe (in heiterm Ton). Das iſt ja vermiethet. Seit acht Tagen ſchon. An eine Mamſell!

Dreſel. An eine — Mamſell? Und da wollt ihr (ihn ſchüttelnd) Blutſauger von mir noch Geld? Hier ſind zwanzig Silbergroſchen und wenn du noch 'nmal in deinem Vater ſeinen Dienſt kommſt und ihm hier unangenehme Viertelſtunden machſt, wirſt du was anderes beſehen.

Frihe. Zwanzig Groſchen blos? (Wieder kunſtlich-weinerlich.) Mir fehlt aber 'ne neue Mütze und die Rieke kann och nich mehr in 'n Korb ſchlafen, ſie muß 'ne neue Bettſtelle haben.

Dreſel. Sie ſoll bei Leberechten ſchlafen!

Frihe (weinerlich). Bei dem ſchläft ſchon die Karline.

Dreſel. Allgemeiner (ſyllabirt wie vorhin) Pau-pe-ris-mus! Ein Bedienter, der zwei Familien ernähren ſoll! Eine im Dienſt, die er ſelber iſt, und eine in der Vorſtadt, die ſeine Gemahlin iſt mit ſechs unerzogenen Kindern und einem Penſionär!

Zweiter Auftritt.

Solbring aus der Mitte, mit einem Briefe, den er offen hält. **Die Vorigen. Zuletzt Sigismund.**

Solbring (im Eintreten, aufgeregt). Penſionär? Ha! Dreſel! Da hab' ich dich ja! ... Wer iſt das da? Da der Knabe?

Dreſel. Aengſtigen Sie ſich nicht, es iſt blos meiner.

Fritze (bei Seite, verſchmitzt). Iſt das Leberechtens Vater?

Dreſel (bei Seite). Willſt du wol —

Solbring (gibt ihm Geld). Hier nimm, mein Kind. Geh dafür in die Reiterbude!

Fritze. Heißa! Ein Thaler! (Springt ab, das Geld beſehend.)

Dreſel. Herr Solbring, Sie verderben mir meine Erziehungsmethode. Sparbüchſen müſſen blos beim Vater in Verſchluß ſtehen.

Solbring. Dreſel, ſchweige! Du verdienſt es wirklich nicht um mich, daß ich gutmüthiger Menſch ſchon ſeit ſieben Jahren über dich Wohlthaten häufe, die an den undankbarſten und abſcheulichſten Menſchen von der Welt verſchwendet ſind.

Dreſel. Was iſt denn, Herr Solbring —?

Solbring (ſetzt ſich). Einer höhern Beſtimmung folgend, die mich auf die Bahn des Ruhms und der Auszeichnungen, vorzugsweiſe der Freiheit vom verdammten Contorleben, drängt, ſtudirt man, excerpirt, abonnirt, ſubſcribirt, ſchafft ſich alle Werke an, die in periodiſchen Lieferungen erſcheinen, um ſie, wenn ſie complet ſind, wenigſtens einbinden zu laſſen! Und ſo eine einfache Mahnung (zeigt auf einen Brief) an unſer Gewiſſen macht trotz Converſations-Lexikon und Fremdwörterbuch Verſtand und Herz wieder ſo dumm wie einen Ballen Baumwolle!

Dreſel. Aber, Herr Solbring — was jammern Sie denn ſo? Ueber den Brief da?

Solbring. Elender! Hab' ich einem Menſchen wie dir ein' trauriges Geheimniß meiner Vergangenheit, das mich ſeit Jahren drückt und verfolgt, anvertraut — Wer iſt dieſe gewiſſe — Anna Leuthoff —?

Dreſel. Anna Leuthoff?

Solbring. Anna Leuthoff, die bei Ihm wohnt? Gartenſtraße Nr. 714?

Dreſel. Meine neue Chambregarniſtin?

Solbring. Lies dieſe Ueberraſchung, die ich eben von einem Beſuch im Hôtel de Rome bei Marcheſe Beltrami zurückkehrend im Contor drüben finde!

Dreſel. Das iſt mir zu klein geſchrieben. Bitte, Herr Solbring!

Solbring (lieſt). „Geehrter Herr! Der Zufall führt die Endesunterzeichnete in einen Familienkreis der Vorſtadt, wo nicht ſo ſehr die bitterſte, als die verworfenſte Armuth herrſcht. Ich würde dieſen Fall ſittlicher Verwahrloſung einfach den edeln Menſchen anzeigen, die ſich jetzt mit der Beſſerung des menſchlichen Elends beſchäftigen, wenn ich nicht unter ſieben Kindern eins gefunden hätte, das ſein Daſein einem der vornehmſten und einflußreichſten Männer dieſer Stadt verdankt."

Dreſel. Wie? Was?

Solbring. „Unter dieſen Kindern befindet ſich ein ſchöner, mit ſanften Geſichtszügen ausgeſtatteter Knabe, deſſen unglückliche Mutter ich einſt gekannt habe. Luiſe Eiſenhardt war eine Pflegebefohlene meiner verklärten Aeltern. Ihr Liebreiz gewann einſt in dieſer Stadt das Herz eines jungen Mannes, der ihr alle Bürgſchaften ſeiner Liebe und Treue gegeben hatte

und der dennoch — das Opfer ſeines Leichtſinns — nicht nur um einer reichen Heirath willen verließ, ſondern auch das Kind — das ihm —“

Dreſel. Herr Solbring, dieſe Perſon wohnt bei mir jetzt Chambre-garnie?

Solbring. Anna Leuthoff! Ein Name, ſo fremd meinem Ohre, wie meinem Herzen dieſe grauſamen Zeilen —

Dreſel. Ha! ha! ha! Das kennen wir. Nun folgt: „Wenn Sie nicht heute Abend auf der Promenade unter die Bank bei der dritten Gaslaterne zweihundert Thaler hingelegt haben, ſind Sie ein bürgerlich und moraliſch verlorener Menſch.“ Steht das nicht hinten als Bocksſchriftum? Nein, ſolche Brandbriefe kennen wir —! Beſter Herr Solbring, laſſen Sie ſich doch nicht ins Bockshorn jagen! Die Antwort vom Italiener haben Sie wol ſchon im Caſino gefunden. Das iſt wieder eine anſtändige Eroberung für einen Herrn, wie Sie, Herr Solbring! Aber was ich Sie doch bemitleide —! Müſſen Sie alles das nun wieder im ſtillen abmachen! Müſſen nichts als Zeitungen und Bücher für die Erſte Kammer leſen, ſtudiren, Vocabeln lernen, fürchterliche fremde Wörter radebrechen. Und alles — um ſich Ihre Jugend zu garantiren und nicht vor Verzweiflung umzukommen bei den Redensarten, die hier im Hauſe Mode ſind — (Man hört Sigismund's Stimme: Dreſel! Dreſel! rufen und dabei heftig von links und fortgeſetzt klingeln.) Und dann auch noch — ſeit dieſer Herr Sigismund junior hier zurückgekehrt iſt aus dem Land der ſchwarzen Sklaverei in das Land der weißen Sklaverei — denn (zornig) weiße Sklaven ſind wir, ſagt der Commerzienrath, unglückliche Proletarier, ausgeſtoßene, bemitleidenswerthe —

Solbring. Genug! Mein Gewiſſen betäubſt du nicht! Ein Entſchluß muß gefaßt werden. Ich bin ein Menſch von Herz

und Gefühl; ich lebe in ungeheuchelter Verzweiflung, daß mich die Umstände ewig in ein falsches Licht stellen! Wer nun auch diese Anna Leuthoff sein möge — darüber wirst du nähere Erkundigungen einziehen — ihr Brief beunruhigt mein Gewissen. Ich werde dreißig Dukaten einwickeln und einige Worte an sie schreiben, Worte, die ihr beweisen können, daß ich allerdings leichtsinnig, doch nicht aus Grundsatz bin, nicht aus Instinct, nicht aus — sondern, wie soll ich sagen, aus Phantasie oder, wie Hegel sagen würde, aus einem gewissen namenlosen unglücklichen Drang nach einem gewissen namenlosen überschwenglichen Etwas, wovon ich zwar noch nicht weiß, unter welchem Buchstaben ich's im Conversations-Lexikon nachschlagen soll, das aber unverkennbar zusammenhängt mit den geheimen socialen, idealen, subjectiven, objectiven Strömungen unsers Jahrhunderts, Strömungen, die — von denen — von welchen — Die Rede, die ich vor den Wählern bei meiner Candidatur für die Erste Kammer halten werde, soll sich darüber eben so ausführlich aussprechen, wie über alles, was nicht nur an meinem Herzen nagt, nein, (hör' einer dies freche Klingeln von dem Sigismund!) bereits an meinem aus Rand und Band gehenden Verstande! (Schlägt sich an die Stirn und geht ab nach rechts.)

(Sigismund's Klingeln und Ruf: Dresel! Dresel!)

Dresel. Dieser arme Herr Solbring ist auch ein weißer Sklave! Nein das unglückliche Opfer seiner glücklichen Verhältnisse!

Dritter Auftritt.

Günther kam vorher ſchon durch die Mitte. Dreſel. Später Sigismund.

Günther (mit Briefen, die er auf des Commerzienraths Tiſch legt). Aber, Dreſel! Hören Sie denn nicht? Der junge Herr iſt ja von einem Ausgang zurückgekehrt und ruft nach Ihnen.

Dreſel (ſetzt ſich in einen Lehnſtuhl und ſchreibt in ein Portefeuille). Laſſen Sie mich in Ruh', Herr erſter Buchhalter! Greis mit Silberlocken, wie Fräulein Clara ſagt. Ich bin mit Staats- und Familienangelegenheiten beſchäftigt. (Für ſich.) Anna Leutboff? Eine merkwürdig verſchmitzte Perſon das — (Er notirt den Namen in ſeine Brieftaſche.)

(Klingel und Sigismund's Ruf: Dreſel! Dreſel!)

Günther. Dreſel! Dreſel!

Sigismund (tritt ſtürmiſch von links herein). Aber iſt es denn erhört? Ich komme von einem Geſchäftsgang nach Hauſe zurück, will zu endlicher Stärkung und Erfriſchung ein Frühſtück nehmen, klingle, ſehe den Menſchen da durch die Glasthür in behaglichſter Unterhaltung — In die Küche und ein Frühſtück beſtellt, Schurke! (Wirft ihn halb zur Thür hinaus.) Oder bitte um Vergebung! Wir ſind ja ſelbſt ſchuld daran, wenn wir ſchlechte Dienſtboten haben. Nehmen Sie's nicht übel, Herr von Dreſel! (Er zieht ſeinen Hut und legt ihn auf den Tiſch.)

Dreſel. Bitte recht ſehr! Uebrigens — was den nothwendigen Reſpect gegen uns betrifft, ſo bin ich ganz Ihrer Meinung, Herr Lenz junior! (Bei Seite zermig.) Der ſoll hier erſt noch gezogen werden. (Ab durch die Mitte.)

Sigismund. Günther! Günther! Welch ein Haus!

Günther. Na, Sigismundchen! Es ist manches nicht so, wie es sein sollte. Aber nun bist du — sind Sie ja da, Sigismund, Sie, die Hoffnung, Sehnsucht, die Stütze des Ganzen. Wir sehen uns doch auf der Börse?

Sigismund. Vielleicht.

Günther. Nicht vielleicht! Gewiß! Ihre Procura steht ja vor der Thür. Sigismundchen, nun sind Sie — prächtiger Sohn, bist du ja endlich zurück, nun kommt wieder Dampf in die Locomotive! Wir sehen uns auf der Börse, Sigismundchen. Und — bitte um Verzeihung, wenn ich den Respect gegen dich — gegen Sie aus den Augen setze. Bin ja halt immer noch der alte Günther. (Ab durch die Mitte.)

Sigismund (allein auf- und abgehend). Ich soll für sie alle arbeiten! Ich soll für sie alle thätig sein! Ihr werdet euch wundern. 150 Dukaten hab' ich leider! — gewonnen. Herr von Hubert rannte dazwischen, drohte mit Mord und Tod und lief meinen Vater zu holen. Laßt ihn nur kommen! Ich will ihm reichliche Gelegenheit geben, auch an mir die Menschheit zu bessern.

Tenz (außerhalb). Schon gut! Schon gut! Dummes Zeug! Beruhige Er sich! Es wird so schlimm nicht gewesen sein. Genug! Ruhe, sag' ich.

Sigismund. Dresel hat mich verklagt? Ich ziehe in das Hôtel de Rome oder in die Stadt London, nehme mir drei Bediente, die mich ausplündern sollen, bis — meine amerikanischen Ersparnisse zu Ende sind oder — mein Humor. Ich sehe, was in diesem Hause auf dem Spiele steht. (Er zieht sein Portefeuille und rechnet.)

Vierter Auftritt.

Tenz. Sabina. Clara. Sigismund. Später Dresel.

Tenz. Ah! Sigismund! Ei, da bist du ja.

Sabina (legt Hut und Shawl ab). Der arme Dresel! Was hattest du denn nur mit ihm?

Clara (ebenso). Dresel ist ja außer sich, lieber Bruder.

Sigismund. Ich hätte Ursache, außer mir zu sein. Ich will frühstücken. Laßt euch nicht stören!

Tenz. Na, na, na, na! Das ist gut, daß du da bist! Ja, Sigismund! Eine kurze gelegentliche Verständigung — (am Pult) was da wieder für eine Menge Einläufe gekommen sind — seht doch, seht doch! — (Gibt davon seinen Töchtern.) Ja, Sigismund, was ich doch sagen wollte — deine Schwestern klagen, Solbring klagt, Dresel klagt, alles klagt, und zwar über dich. Einmal für allemal! Setz dich! Höre mir zu! ... Mein lieber Sohn, du warst drei Jahre auf Reisen. Inzwischen hat sich meine Stellung zur Welt verändert. Ich wurde Commerzienrath, Stadtrath, Gemeinderath, ich bekam Ehrenamt über Ehrenamt, und da ich nichts halb thue, so sucht' ich gewissen auf wirklichen Rath angewiesenen Dingen auf den Grund zu kommen. Da fand ich denn, daß unser Zeitalter sich in einer moralischen Bewegung befindet, in einer Bewegung — die dir Beispiele am besten erläutern können. Du warst heute im Begriff, einen jungen Wüstling ins Gefängniß werfen zu lassen — (Sieht dabei immer schon wieder in die Papiere.)

Sigismund. Er hat bezahlt.

Tenz } (zugleich). Hat er bezahlt?
Clara }

Bonnsfeld (zieht ihn an die Thür rechts).

Er führt ſie hieher, ergreift ihre Hand, bringt ſie auf [illegible] ſicherſten Wege in dieſe Geſellſchaft —

Kamke.

Fräulein — Wen? Die Prinzeſſin Wilhelmine?

Bonnsfeld (lachend im Abgehen nach rechts).

Nein, Kamke! Die weiße Frau! Geſchwind, geſchwind! (Beide ab.)

Zweiter Auftritt.

Frau von Viereck, Frau von Holzendorf und noch etwa ſechs Hofdamen treten nach und nach behutſam durch die Mittelthür herein. Lakaien. Später die Königin.

Fr. v. Viereck.

Pſt! Treten Sie behutſam auf!

Fr. v. Holzendorf (flüſternd).

Es iſt noch alles ſtill! Wenn nur meine vermünſchten Schuhe nicht ſo knarrten!

Fr. v. Viereck (flüſternd).

Was mag Ihre Majeſtät die Königin verhoben?

Fr. v. Holzendorf.

Iſt Se. Majeſtät der König verreiſt?

Sigismund. Das Geld ist in die Kasse gegeben.

Tenz. In die Kasse gegeben? Wenn sich der arme Mensch nur nicht aufs neue derangirt hat! Also was wäre denn nun aus diesem jungen Manne geworden, hätte er seinen alten ruhmvollen Namen ewig am Pranger des öffentlichen Urtheils gelesen? Hätte der sich gebessert? Nein, im Gegentheil. Der Trotz, die Wuth auf die Gesellschaft, die ihn brandmarkte, hätten ihn nur gestachelt, ihr den Fehdehandschuh für immer hinzuwerfen, etwa so, wie sonst in England die vornehmen Wegelagerer zu Pferde thaten: La bourse ou la vie! Ich meine nicht auf der Landstraße, sondern wie — Erinnert ihr euch des Thalheim — Schwiegersohns meines braven Doctors Friedeborn? Oder, um näherliegende Beispiele zu nehmen, sieh nur einfach unsern ehemals für unverbesserlich erklärten Dresel! Dein Schwager brachte ihn ins Haus. Er war ihm empfohlen worden — Wahrlich, von keinem Menschenkenner! Denn nur zu bald stellte sich heraus, daß Dresel durch und durch ein — unglücklicher Mensch ist. Unglücklich — weil — schlecht, mein Sohn! Laster ist Unglück! Verbrechen ist Schicksal! Soll man nun einen solchen Repräsentanten beweinenswerther socialer Widersprüche von sich stoßen und nur deshalb dem ewigen Verderben preisgeben, weil derselbe ein uns höchst lästiger und unbequemer Taugenichts ist?

Sigismund. Schade nur, daß da, wo ein Verbrecher gehegt und gepflegt wird, ein Tugendhafter stehen könnte!

Sabina (von einer Broschüre aufblickend im Sitzen). Nenn' ihn dem Vater und er wird ihn an sein Herz ziehen!

Sigismund. Neben dem Schurken? Die Zahl der Arbeiter vermehren, wo sie nicht nöthig sind? In ein Contor dreißig Arbeitskräfte verpflanzen, wo zwölf nicht wissen, was sie zu thun haben? Deshalb nicht wissen, weil das Auge des Herrn, der Befehl des Meisters fehlt?

Clara
Sabina
Tenz } (zugleich und vorwurfsvoll). Sigismund!

Sigismund. Sind wir denn Wilde? Sind wir denn nicht aufgewachsen in einer Gesellschaft, um die seit Jahrtausenden ein gemeinsames Band der Gesittung geschlungen ist?

Clara
Sabina
Tenz } (zugleich). Sigismund!

Dresel (bringt auf einem Plateau das Frühstück herein und stellt es auf den Anrichtetisch an der Wand).

Tenz. Du bist für solche Erfahrungen noch zu jung! Du verstehst das Leben noch nicht, mein Sohn — Du — Aha! Du willst frühstücken. Ich wünsche dir gesegnete Mahlzeit und für das Uebrige laß (streng) den alten Commerzienrath sorgen. Das öffentliche Vertrauen der Stadt, ja des Staats, blickt auf mich. Ein solches Vertrauen darf und werd' ich nicht täuschen. Meine Mittel erlauben mir's und damit — Punktum! (Wendet sich ab und geht wieder an die Broschüren und Zeitungen.)

Dresel (legt, um zu decken, den Hut vom Tische). Das ist nun so ein amerikanischer Sklavenhut! Onkel Tom's — Hüte!

Sigismund. Vorwärts, Schur — — wenn Sie die Gnade haben wollten!

Dresel. Bitte! (Deckt und bedient, eignet sich später manches vom Frühstück an, will auch z. B. einen Korkzieher, den ihm Sigismund leiht, für sich behalten und gleichsam in Gedanken einstecken, worauf ihn Sigismund bedeutet, ihn herauszugeben. Durch Aehnliches mehr belebt er die Scene.)

Tenz (in den Papieren und davon auch an die Töchter austheilend, die sich an den Tisch neben dem Pulte setzen). Eingänge von den Suppenanstalten, Gesindebelohnungsanstalten, Sonntagsschulen, Warte-

ſchulen, Freiſchulen, Armenſchulen, Gefängnißreformvereinen, Freihandel — Freihäfen — Frei — Alles, was frei iſt, iſt für Solbring. Der muß Luft in unſere Erſte Kammer bringen! Zeitgeiſt! Mangel an Vorurtheilen! (Geräth in die Lectüre der Schriften und Papiere auf dem Pulte. Sabina und Clara ſitzen ganz ebenſo.) Wo ſind ſie denn, die neueſten Steckbriefe mein' ich? Dreſel, die neueſten Steckbriefe? Gerichtszeitung, Publiciſt, Themis, Geſchworner, Gothaer Polizeianzeiger — meine liebſte Lectüre!

Dreſel (zieht einige kleinere Zeitungen aus der Rocktaſche). Hier! Herr Commerzienrath! Na, das iſt curios. Da ſteht heute ein Steckbrief auf einen Falſchmünzer drin. Denken Sie ſich, Herr Commerzienrath, das iſt ein Zinngießer. Und was hat er gemacht? Nicht etwa falſches Courant, was man doch von einem Zinngießer erwarten ſollte, nein, falſches Papiergeld —!

Tenz (ſchreibend). Ein Zinngießer? Papiergeld?

Dreſel. Kann man ſo aus ſeinem Beruf fallen!

Tenz. Ein Zinngießer, der Banknoten macht! Nun überzeuge dich ſelbſt, Sigismund! Eine ſolche geniale künſtleriſche Anlage kommt nun zehn Jahre ins Zuchthaus!

Sigismund. Unverantwortlich!

Sabina (hilft Dreſeln decken und alles zur Bequemlichkeit des Bruders mit anordnen).

Clara (ebenſo und zu Sigismund halblaut). Lieber, guter Bruder! Warum biſt du nur ein ſo kalter Rechenmeiſter! Warum ſollen denn nicht durchs Leben höhere Accorde ziehen? Warum ſoll es denn nicht Harmonieen geben, die wie Lieder ohne Worte die Menſchen in einen Einklang bringen, von welchem ſo manche Seele kaum eine Ahnung hat! Fühlſt du denn nicht auch, Sigismund —

Sigismund. Daß dieſe Cotelettes beſſer gebraten ſein könnten.

Clara
Sabina } (zugleich). Abscheulich!

Sigismund (bei Seite). Es sind Engel; aber ihnen hilft nur eine solche Begegnung noch. (Halblaut, in Bezug auf den Korkzieher, den Dresel eben einsteckte.) Halt da! Das war ja wol meiner — oder wenn es Ihnen Vergnügen macht — mein Herr, ich rechne mir's zur Ehre — bitte —

Lenz. Was ist? Was ist? (Am Pult immer halblaut mit Lebhaftigkeit lesend und vergleichend.) Wo ist unser Solbring? Ich glaubte ihn zu Hause. Wir wollten ja mit ihm eine philanthropische Recherche anstellen auf dem Gebiet unsers leider noch nicht begründeten Ministeriums der Humanität.

Sabina
Clara } (zugleich). Wegen Thalheim — Da ist er!

Fünfter Auftritt.

Solbring. Die Vorigen. Dann Günther.

Solbring (mit einem beschwerten Briefe). Dresel, hier — Ah, Ihr seid zurück?

Dresel (bei Seite). Die Dukaten — (Langt mit der Hand hinterwärts.)

Lenz. Guten Morgen, Solbring! Schon fleißig gewesen auf dem Casino? Wieder Cobden studirt, Adam Smith? Hegel sogar? Wenn's nur nicht die importirenden Engländer wären, die so emsig den Freihandel betreiben —! (Lesend.) Ein gewisser alter kaufmännischer Egoismus sagt mir immer noch: Unsere Runkelrübenzuckerfabriken —

Sabina. Vater wünschte von dir eine Vermittelung, Oskar —

Clara. Ja Sie waren ja dieſen Sommer in Aachen, Solbring?

Sabina. Das Bad hat ihm ſo vortrefflich gethan. Haſt du nicht auch Appetit?

Solbring. Danke! Danke! Aber was iſt denn mit Aachen? (Er ſetzt ſich an den Tiſch, weil mehrere der Eingänge auch für ihn bestimmt ſind.)

Lenz. Ja, Solbring! (Im Leſen.) Doctor Friedeborn, der Vater aller Witwen und Waiſen, mein würdiger, leider nur von mir in der Behandlung der Verbrecher abweichender College im Fache der Menſchheitsveredlung, — Doctor Friedeborn iſt pennſylvaniſch — fragte mich heute, ob Sie nicht Verbindungen in Aachen angeknüpft hätten?

Sabina. Wegen einer Familienangelegenheit wünſchte Doctor Friedeborn zu wiſſen, ob du nicht nach Aachen wegen eines gewiſſen Herrn von Thalheim ſchreiben könnteſt —

Lenz. Das heißt, Herr von Thalheim wird ſich der Taugenichts in Aachen nicht genannt haben. Hier ſteht eine Anzahl falſcher Namen, unter denen der Unglückliche mit Friedeborn's verlorener Tochter in der Welt herumreiſen ſoll. Polniſche, franzöſiſche, italieniſche Namen nimmt er je nach Umſtänden an. Es iſt ein gewandter Abenteurer —

Günther (kommt während deſſen mit Briefen herein, die er bald Lenz, bald Solbring zum Unterſchreiben vorlegt).

Lenz und Solbring (unterſchreiben gedankenlos und indem ſie in ihrem Dialog fortfahren).

Lenz. Ein Abenteurer, der hier vor einigen Jahren das Herz der Tochter Friedeborn's gewann, ſich begütert zu ſtellen wußte und zu ſpät als ein mit Schulden belaſteter höchſt leichtſinniger Spieler erkannt wurde.

Sigismund (bei Seite, während er zu frühſtücken fortfährt). Lauter Protegés unſers Hauſes!

Sabina. Der Schwiegervater zog seine Hand von ihm ab. Auch von seiner Tochter.

Lenz. Vater Friedeborn hat in der Straftheorie ein anderes System als ich. Er ist für Einzelhaft, ich bin für Wollekratzen in Gesellschaft. Genug, über diesen Thalheim, lieber Solbring — (in Günther's Papieren) Günther, der Kaffee steht ein Achtel höher, als Sie ihn notirt haben. Von diesem Thalheim nun und seiner Gemahlin soll man in Aachen eine Spur entdeckt haben. Ich wäre dafür — (Zu Günther, der immer zum Unterschreiben vorlegt.) Ist das immer noch die alte Differenz mit dem Hause van der Meulen in Amsterdam —?

Günther. Immer noch, Herr Commerzienrath, wegen des Kaffees — es sollte doch damals beste Javasorte sein —

Lenz. Kurz, Solbring, Sie müssen nach Amsterdam, wollt' ich sagen, nach Aachen schreiben, ob man dort nicht die Spur des alten van der Meulen — wollt' ich sagen, des abenteuerlichen Paares entdecken könnte —

Solbring. Mit Vergnügen, ich notire mir's schon.

Günther (demonstrirte Lenz an den Briefen, die zu unterschreiben sind). Ferner läßt auch eben Hofräthin Menglerchen anfragen, ob Sie wegen des jungen Mädchens von heute früh schon einen Entschluß gefaßt hätten?

Lenz. Ja! Apropos, Kinder, das ist merkwürdig! Das hätten wir ja beinahe vergessen. Frau Hofräthin Menglerchen sprach mir im Besserungsverein davon. Kinder, was ihr mir von diesem Falle erzählt habt, es war ja wol Nummer —

Sabina und Clara (schlagen in ihren großen Portefeuilles nach). 3714.

Solbring (bei Seite, erschreckend). Dresel? Sie waren wol schon in der Vorstadt?

Dreſel (bei Seite). Beruhigen Sie ſich! Das iſt blos die Nummer vom allgemeinen Unterkunfts- und Verſorgungsverein — (Steckt etwas von den Speiſen in den Mund.)

Sigismund (bei Seite). Es iſt hier ein förmliches Paß- und Polizeibureau.

Tenz. Höchſt erfreulich! Dies edle Mädchen verdient unſere ganze Aufmerkſamkeit —

Günther (immer in ſeinen Papieren blätternd). Aus Elberfeld ſchreibt Wichelhauſen, ob wir nicht wegen der uns angebotenen Salzſole „Gutglück", die uns aus der Maſſe von Heyden & Comp. zugefallen, einen Entſchluß faſſen wollten? Na, laſſen Sie ſich nicht ſtören! Ich werde ſchreiben, „bis auf weitere Ordre". (Legt die Papiere zuſammen und geht allmählich ab.)

Tenz. „Bis auf weitere Ordre!" O das iſt ein Schatz, der alte Günther!

Alle (ohne Sigismund und Dreſel). Der brave Günther!

Sigismund (bei Seite). Unſer ganzes Haus wird bei ſolcher Art die Geſchäfte zu behandeln auch bald zu einer Salzſole „Gutglück" werden.

Tenz. Alſo Nummer 3714. Wie alſo war der Vorfall?

Solbring. Ich ſtehe auf Kohlen.

Tenz. Kohlen? Nein! Günther ſprach von Wichelhauſen's Salzſole?

Solbring. Bis auf weitere Ordre, Papa.

Tenz. Bis auf weitere Ordre! Alſo wie war der Fall? Sigismund, guten Appetit? (Setzt ſich jetzt erſt ſelbſt.)

Sigismund. Danke, Papa.

Tenz. Sabine lies! Wie war der Fall?

Solbring (ſeufzt für ſich). Qualvolle chriſtliche Liebesdeckmäntel — für die ewig junge Poeſie meines Herzens! (Alle ſetzen ſich.)

Sabina (aus dem Notizbuch halb ablesend). Hofräthin Menglerchen erfuhr heute, daß vor einigen Tagen vom Lande ein junges Mädchen in die Stadt gekommen ist, die Tochter eines kürzlich verstorbenen Landgeistlichen, eine hülflos und allein da stehende Waise.

Lenz / Clara } (vergleichen ihre Notizen und fallen ein). Eine hülflos und allein dastehende Waise.

Lenz (lesend). Ohne Vermögen, eine kleine Pension für die Erziehung ihres jüngern Schwesterchens verwendend, möchte sie in dieser Stadt ihre sprachlichen und musikalischen Kenntnisse verwerthen und würde sich gern auch den Vereinen zu Gebote stellen, die sich jetzt mit Besserung des menschlichen Elends beschäftigen.

Clara / Sabina } (zugleich). Besserung des menschlichen Elends beschäftigen.

Lenz (lesend). Hofräthin Menglerchen erfuhr von einigen Geistlichen, die ihren Vater kannten, über dieses junge Mädchen Züge seltenster Charakterstärke und schlägt deshalb vor — sie — sie — wie war es doch?

Clara. Bei der zweiten „Krippe" anzustellen.

Lenz. Bei der zweiten Krippe. Gut! Sehr gut diese Krippen, diese Ernährungsquellen vater- und muttererwerbsbeschäftigter Säuglinge! Könnte man aber ein so junges, liebliches, blühendes Mädchen — ein Mädchen, das so außerordentlich musikalisch sein soll — das so mannichfache Sprachkenntnisse besitzt — nicht noch lieber in eine andere Sphäre bringen — wo — sie —

Dresel. Nicht so viel Kindergeschrei — Herr Commerzienrath — anzuhören kriegt —

Alle. Stille!

Sigismund (bei Seite, frühstückend). Es ist hier eine allgemeine Versorgungsanstalt.

Sabina. Ich dachte, ob man nicht den Versuch machen könnte, sie irgendwohin als Gesellschafterin zu empfehlen.

Lenz } (zugleich). Hm! Hm!
Clara }

Aber doch auch nicht immer eine glückliche Lebensstellung. Denkt nur an die Waise von Lowood, die uns so viele Thränen gekostet hat —

Lenz. Ei, ei Clärchen! Sieh! Sieh! Du bist mir seit einiger Zeit so auffallend melancholisch. Spielst so selten deine lieblichen Lieder ohne Worte. Was meinst du —? Wenn man vielleicht —

Sabina (freudig). Ja! Clärchen zu Liebe —

Clara (glücklich). Das junge Mädchen zu uns ins Haus nähme?

Alle (außer Dresel). Brave!

Sigismund (für sich). Immer besser!

Lenz. Natürlich müßte man noch einige nähere Erkundigungen einziehen, ob diese Mamsell Leut — Lent — Wie heißt sie doch —

Sabina }
Clara } (zugleich). Leuthoff — (Aus ihren Notizbüchern.) Anna Leuthoff.

Solbring (erschreckt heftig). Wie?

Lenz. }
Sabina. } Anna Leuthoff.
Clara. }

Solbring (springt auf und bei Seite). Die Briefschreiberin?

Dresel (sieht seine Notizen an). Meine Chambregarnistin!

Lenz. Die Hofräthin hat die Adresse ihrer Wohnung.

Wirklich! Ich hätte nichts dagegen, wenn die junge Dame bei uns als Geſellſchafterin einträte.

Solbring. Nimmermehr.

Alle. Warum nicht?

Solbring. Zu uns! Ins Haus? Hierher? Geliebte Sabine —!

Dreſel. Wer weiß, ob nicht auch die Dame bereits irgendwo einen längern Miethscontract —

Tenz. Schweig' Er! Warum nicht, Solbring?

Solbring. Neue Elemente — lieber Vater, hier in unſer Haus? Jetzt, wo ohnehin Sigismund zurückgekehrt iſt?

Sigismund. Ich bitt' ums Wort! Damit die Dame ins Haus käme, könnt' ich ja ausziehen, oder wenn ihr dem jungen Mädchen eine noch beſſere Poſition geben wollt, wie wär's, könnt' ich ſie nicht euch zu Gefallen — heirathen?

Alle (außer Dreſel). Sigismund!

Solbring (raſch). Laſſen Sie ſich nicht durch dieſe höhniſche Zwiſchenbemerkung kränken, geliebter Vater! Aber nein, ich weiß ein anderes Mittel. Ich beſinne mich auf ein Haus, ein ſehr reſpectables, wo man kürzlich eine Geſellſchafterin zu engagiren gewünſcht hat. Eine fremde Familie, die ich in Aachen kennen gelernt habe. Ja, ja! Dahin will ich das treffliche Mädchen empfehlen. Ich werde ſelbſt an Frau Hofräthin Menglerchen ſchreiben und ſie erſuchen, das junge Mädchen ganz nur meiner ausſchließlichen Fürſorge zu überlaſſen.

Sabina. } Braver Mann!
Tenz. }

Dreſel (bei Seite). Er gibt ſie zur Beltrami!

Solbring. Dreſel, komm! Ich werde unverzüglich an die Frau Hofräthin ſchreiben. Wir wollen alle erdenklichen Schritte thun, um dieſe Dame ſoviel als möglich unſchädlich, wollt' ich

Fr. v. Viereck.

Beim französischen Gesandten hört' ich, Se. Hoheit der Kronprinz wäre von Rheinsberg gekommen

Fr. v. Holzendorf.

Wahrscheinlich zugleich mit Sr. Hoheit dem Prinzen von Wales.

Fr. v. Viereck (leise).

Beide waren so eben in der Tabagie des Königs. Der Kronprinz soll sich mit seinem Vater über die künftige Verwaltung des preußischen Staates schrecklich überworfen haben.

Fr. v. Holzendorf.

Ist es möglich?

Fr. v. Viereck.

Denken Sie sich, und der Erbprinz von Baireuth soll den Streit haben gütlich beilegen wollen, aber der Prinz von Wales soll dem Kronprinzen beigestanden haben.

Fr. v. Holzendorf.

Der Prinz von Wales? Sie sind Jugendfreunde, nicht wahr?

Fr. v. Viereck.

Der König aber in der Hitze des Wortwechsels soll Befehl gegeben haben, die Prinzessin Wilhelmine, die Ursache des Streites, sogleich nach Küstrin abzuführen —

ſagen — die Unſchuld vor allen Beſchädigungen der Geſellſchaft ſicher zu ſtellen. (Ab nach rechts.)

Dreſel (folgt. Im Gehen). Künftige Staatsmänner müſſen ſich zu helfen wiſſen —!

Lenz. Ja man muß ſagen, unſer Solbring iſt ein zukunftsreicher Menſch! Dieſer praktiſche Blick, dieſe Umſicht, dieſe ſchnelle Faſſungsgabe! (Kehrt zu ſeinem Pult zurück.)

Sabina. Von jeder Badereiſe kehrt er angeregter zurück. (Sie nimmt ihre Toilettengegenſtände, um zur Seite abzugehen.)

Clara (ebenſo). Welches Haus mag er denn eigentlich meinen?

Lenz. Gewiß ein ſehr bedeutendes, ein höchſt anſehnliches. Ich muß ſagen, Solbring entwickelt ſich, wie und wozu ich ihn brauchen wollte — für die Einführung zeitgemäßer Ideen in die Erſte Kammer. Und wenn noch dann — Sigismund (ſchreibend) die Procura bekommen haben wird — .

Sigismund (ruft mit halb gemachter, halb unverſtellter Wildheit dazwiſchen). Eingeſchenkt!

Alle. Was iſt?

Sigismund. Keine Bedienung da? Wein her! Wein! (Klingelt heftig.)

Sabina. Um Himmels willen! Was biſt du materiell geworden, Sigismund!

Clara. Du leerſt ja ein Glas nach dem andern, Bruder!

Sigismund (klingelt. Ein Bedienter kommt geſprungen). Abräumen und noch 'mal dieſelbe Sorte! Wird's bald? Hallunken! Ich will euch Beine machen!

Alle. Sigismund!

Sigismund. Die Flaſche dagelaſſen! War ja noch ein Reſt drinnen! Das Glas auch — dagelaſſen. Aber noch 'mal dieſelbe Sorte, Ew. Gnaden! Und dann die ganze Geſchichte auf mein Bureau — ins — Contor! Die — Flaſche — wenn

Sie die Gewogenheit haben wollten, gefälligſt ins Contor! (Er ergreift die Flaſche und hält das Glas halb taumelnd.)

Sabina. }
Clara. } Sigismund! Ums Himmels willen!
Lenz. }

Ein anderer Bedienter (meldet). Herr Baron von Hubert wünſcht ſeine Aufwartung zu machen.

Sabina. } Hubert!
Clara. } O mein Gott!

Lenz. Sapperlot, was iſt denn das?

Sechster Auftritt.

Hubert tritt eilig ein, überſieht die Scene, die er faſt erwartete und vollkommen zu verſtehen glaubt, ſtutzt jedoch über die Anweſenden. Die Vorigen.

Hubert. Vergeben Sie — (Bei Seite.) Ha! Meine Ahnung — ein von Grund aus verlorner Menſch —! (Laut.) O, meine Damen, Herr Commerzienrath —

Sabina }
Clara } (bei Seite). Die Schande! (Wollen ab zur Seite.)

Sigismund. So bleibt doch! Guten Tag, Baron Hubert!

Lenz. Sigismund, was haſt du denn eigentlich vor?

Sigismund. Alterchen —! Noch 'mal — dieſelbe Sorte!

Hubert. Herr Commerzienrath, ich bitte — Rechnen Sie dieſen Anblick nur mir allein zu! In meinen Zimmern war eine fröhliche Geſellſchaft, woran Herr Lenz bei wiederholter Präſentation des Wechſels theilnahm. Man ſcherzte, man lachte. Ein Wort gab das andere. Man redete ihm zu, zu bleiben,

zu trinken — die Folgen ſah ich voraus. Erlauben Sie, meine Damen! Darf ich mit Ihrem Herrn Bruder, Herr Lenz, mit Ihrem Herrn Sohne, einen Augenblick allein ſprechen?

Clara } (bei Seite). Ich Unglückliche!
Sabina } (zu Clara). Arme Clara!

(Beide ab nach rechts.)

Lenz. Ei! Ei! Ei! Sigismundchen! Sieh! Na! Dich werd' ich wieder Wechſel einkaſſiren ſchicken. Biſt mir ein ſchöner Amerikaner geworden. Na, geh an die Luft, Sohnchen! Erhole dich! Machen Sie einen Gang mit ihm ins Freie — Herr von Hubert! Ja, Herr von Hubert, es geht doch noch immer recht langſam mit Ihnen! Sie haben ſich wahrſcheinlich einen neuen Credit erworben, um meinen Wechſel zu bezahlen und — (halb für ſich) das ſind nun die Folgen, wenn man mit ſolchen unglücklichen Charakteren keine Geduld und Nachſicht hat! (Ab zur Seite.)

Hubert (ſieht ſich um, verriegelt die Thür und tritt energiſch auf Sigismund zu). Herr Sigismund Lenz! Hier iſt ein Spiegel! Betrachten Sie Ihr Ebenbild! Ein Spieler! Ein Trunkenbold! O, wenn Sie wüßten, wie ich Sie verachte.

Sigismund (in anderm Ton, ſeinen Zorn bekämpfend). Herr von Hubert! (Stellt die Flaſche hin, wirft das Glas zu Boden und gibt den Schein der Trunkenheit auf.) Was wünſchen Sie?

Hubert. Himmel! Was ſeh' ich?

Sigismund (ſammelt ſich, macht einen Gang durchs Zimmer). Ich — bin erfreut — Ihre Bekanntſchaft zu machen — Haben Sie — ſchon — größere Reiſen gemacht?

Hubert. Herr Lenz! Ich bitte — Sie ſind — das — nicht, was Sie ſcheinen?

Sigismund. Waren Sie noch nicht in Paris, nicht in London? Da Sie die Abſicht haben, mit Ihrer Vergangenheit zu

brechen, so sollten Sie reisen, sollten die Welt, die Menschen studiren, den Niagara donnernd in die Tiefe stürzen, das Weltmeer an die Felsen von Mexico sich wälzen sehen. Ja, lassen Sie Sturm um Ihre Schläfe weben, die Sonne der Tropen auf Ihren Scheitel brennen, und, vom mitempfundenen Pulsschlag der Schöpfung durchzittert, da erst werden Sie die Wonne empfinden, ein neuer Mensch zu sein.

Hubert. Versteh' ich recht? — Sie spielen — nur Komödie?

Sigismund (halblaut und in ausbrechender Erregung). Um das Vaterhaus vom Untergang zu retten —! Ja! (Mäßigt sich, halblaut.) Leihen Sie mir Ihren Beistand, Herr von Hubert, leihen Sie mir Ihre Verbindungen, Ihren Ruf, den Ruf Ihrer Freunde — ich besitze die Mittel, diese Rolle durchzuführen. Warum sollt' ich es nicht thun? Warum nicht den Muth besitzen, die Meinigen zur Vernunft zu bringen, die sie anders nicht annehmen? Väter, richten sie sich denn nicht — wie oft! — in ihrem Verhalten nach der Ehrfurcht ein, die sie ihren Kindern schulden? Mütter, blicken sie nicht beschämt zur Erde nieder, wenn die Reize aufblühender Töchter sie erinnern, daß die Tage gekommen sind, wo sie den Schmeicheleien der Welt entsagen sollen? Kinder, sind sie es denn nicht, die — wie oft —! die Eintracht gestörter Ehen wiederherstellen und die Regenbogenbrücke des Friedens, der Versöhnung auf dem dunkeln Hintergrund ehelicher Verstimmungen wieder aufbauen müssen? Warum sollte nicht einmal auch ein Sohn in die Lage kommen können, mit festem Willen, bewußter Absicht, mit muthig ins Auge gefaßtem großen Ziele, seinem Vater, seinen Geschwistern, seinem ganzen verblendeten Hause eine heilsame und große Lehre zu geben?

Hubert. Freund — Ich bin erstaunt (will ihn umarmen).

Siebenter Auftritt.

Solbring. Dreſel. Die Vorigen. Zuletzt ein Bedienter.

Solbring (ſieht die im Vordergrund Stehenden nicht). Hurtig, Dreſel, hier ſind die Briefe! Dieſe Gefahr ſoll noch glücklich parirt werden! An Mamſell Leuthoff, an Hofräthin Menglerchen! An Frau Marcheſina von Peltra —! Ah, was ſeh ich! Herr von Hubert, welche Ueberraſchung! Sind Sie ſchon gemeldet worden?

Hubert. Ich bin nur hier, meinen Freund Sigismund Lenz abzuholen —

Solbring. Das trifft ſich ja erwünſcht. Schon lange war es meine Abſicht, Herr Baron, Sie wegen Ihrer Güter zu befragen, die ich gern erſtanden hätte, Herr von Hubert — Für die politiſche Laufbahn muß ich mit Grundbeſitz verſehen ſein.

Hubert. Thut mir leid, Herr Solbring! Ich habe das letzte meiner Güter ſoeben vor einer Stunde an Ihren Herrn Schwager (mit Nachdruck auf Sigismund's Plan eingehend) verſpielt!

Bedienter (meldet und geht nach rechts, um dort auch zu melden). Herr von Kiſeritzki — Herr Brandt —

Zweiter Bedienter. Herr Berx — Herr von Liliensſtröm —

Sigismund. Herein! Herein! Alle! Alle! Willkommen! Willkommen!

Solbring. Ver — ſpielt? Ja! Was ſoll denn aber das?

Achter Auftritt.

Kiſerihki, Brandt, Herr, Tilienſtröm und noch zwei der Spieler ſind theils draußen ſichtbar, theils treten ſie ein. Zuletzt Lenz, Sabina und Clara.

Die Einen. Wir holen Sie ab —

Die Andern. Stören wir nicht? —

Kiſerihki, Brandt (an der Thür). Hubert!

Herr, Tilienſtröm (an der Thür). Ausgeſöhnt?

Hubert (umarmt Sigismund). Ein Herz und Eine Seele!

(Lenz, Sabina, Clara treten ein mit dem erſten Bedienten.)

Lenz. Man meldet uns eben ſo außergewöhnlich intereſſante Namen —

Sigismund (bei Seite, mit Gefühl Hubert die Hand drückend). Meinen Dank! (Laut, wieder verſtellt.) Papa! Schweſtern! Ich bitte, mir — heute Ferien zu laſſen. Die Bekanntſchaft dieſer Herren muß ich — nach Standesgebühr feiern. Selbring! Zweiter Caſimir Perier! Zweiter Laſitte! Ich halt' es mit Château Laſitte! (Schlägt Dreſel auf die Schulter.) Bitte! Ein Beweis meiner ergebenſten Hochachtung. (Singt im Matroſenton:)

Drink! drink! drink!
On, Mylords and gentlemen!
Fill the cup and fill the can!
Go ahead! Hurrah! Hurrah!

Hubert. Hurrah! (Sigismund umarmt Hubert, drückt ihm den Hut auf ein Ohr und geht, ihn umſchlingend, ab.)

Alle (lachen und folgen)

Tenz
Clara } (um Aufklärung wartend). Solbring?
Sabina

Solbring (ſteht erſtarrt und zieht ſich die Brille auf die Stirn).

Dreſel. Das geht noch übers Converſations-Lexikon!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Bei Herrn von Beltrami im Hôtel de Rome.

Reich mit Flambeaux erleuchteter Salon. Rechts und links vom Schauſpieler befinden ſich Ausgänge, offene Thüren mit Portièren. Im Hintergrund in der Mittelwand ein Vorhang, der, geöffnet, in ein gleichfalls hell erleuchtetes Vorzimmer ſehen läßt. Seſſel. Sofas. Blumen.

Erſter Auftritt.

Antonie von Beltrami kommt geführt von Baltekron. Nachdem folgen Kiſerihki, Berr, Tilienſtröm, Anna Teuthoff in eleganter, nicht überladener Toilette, geführt von Beltrami ſelbſt. Mehrere Herren, die ſich mit ihr unterhalten. Links vom Darſteller ſitzen Frau von Berr, Frau von Tilienſtröm und mehrere Damen. Baltekron und Beltrami behalten die Mitte. In der Ferne (hinten) eine Quartettmuſik. Bediente präſentiren Kaffee und Liqueure. Alles kommt ſoeben von einem Diner.

Baltekron. Muſik? Nach einem dîner à la française? Wieder ein Beweis der hereinbrechenden Barbarei des Zeitalters!

Alle (geben ſich Zeichen des Geſegneten Mahlzeitwunſchens. Zu gleicher Zeit wendet man ſich fragend an Baltekron). Barbarei?

Baltekron. Barbarei! Wenn nach einem ſo vortrefflichen Diner, wie wir ſoeben die Ehre gehabt haben, von ſechs bis neun Uhr bei Ihnen einzunehmen, Frau von Beltrami, die Zauberklänge der Muſik nur — von unſern Zahnſtochern accompagnirt werden können?

Beltrami (ſpricht ein klein wenig fremdartig. Er iſt jung. Bart, Kleidung und Benehmen ſind die eines gewandten und intereſſanten Weltmannes). Bravo, Herr von Baltekron! Sie ſind ein ſo großer Freund der ſchönen Könſt, daß ich hoff, Sie werden nach einer Partie Ecarté heute Abend noch mit den Damen tanzen eine Françaiſe.

Baltekron. Nein! Galopp! Galopp! Herr von Beltrami!

Alle (lachen mit Rückſicht auf ſein Embonpoint).

Herr. Ein Anblick für Götter!

Beltrami. Ich für Sie ſchon jetzt engagir die junge Dame Anna von Leuthofen, Verwandte des belgiſchen Grafen von Leuthofen, dem ich hab in Aachen abgekauft einen Theil ſeiner Güter an der Grenze.

Alle (lorgnettiren theilweiſe und kommen näher zu Anna).

Herr. } Intereſſant!
Tilienſtröm. } Pikant!
Baltekron. } Sehr verbunden!

Anna (für ſich). Welche Unwahrheiten!

Frau von Kiſerikki (bei Seite zu den Damen). Elle nous eclipsera.

Beltrami. C'est dommage, daß uns heute gefehlt beim Diner Herr von Lenz! Herr von Hubert!

Bedienter (meldet). Herr Lenz, Herr Baron von Hubert.

Alle. Ah!

Beltrami. Endlich! Endlich!

Anna (bei Seite). Welche Menſchen! Wo befind' ich mich?

Zweiter Auftritt.

Sigismund. Hubert. Die Vorigen.

Sigismund (im Eintreten). Guten Abend, meine Herren, meine Damen! Keine Störung! Bitte! Das Diner haben wir verſäumt, Ihr Koch hat ſich wieder ſelbſt übertroffen, das ließ ſich erwarten. Baltekron, mein dicker Freund! Edler Kiſeritzki, guten Abend! Gnädige Frau, ich lege mich Ihnen bewunderungsvoll zu Füßen mit einer Ehrenrettung unſerer deutſchen Sitten. (Er zieht ein Etui.) Die gnädige Frau muß für die Anerkennung auch *unſeres* poetiſchen Vaterlandes gewonnen werden und deshalb — aß ich mit ihr eine Mandel mit zwei Kernen.

Alle (außer Antonien und Anna). Ein Vielliebchen?

Sigismund. Das ich heute früh auf der Promenade beim Vorüberreiten an Ihrem Wagen verloren habe, Herr von Beltrami! Ich löſe meinen Verluſt ein, indem ich Ihrer Frau Gemahlin dieſe einfache Blume überreiche —

Frau von Kiſeritzki. Eine Roſe!

Alle. Mit Diamanten —

Antonie. Mais, Monsieur —

Sigismund. Nur eine Blume, ſagten Sie, gnädige Frau! Ich bringe eine gewöhnliche Roſe, an welcher nur zufällig ein paar Thautropfen hängen geblieben ſind.

Alle. Allerliebſt!

Fr. v. Holzendorf.

Gro[illegible] Gott, meine Damen, da liegen Karten auf [illegible]chen. Wenn wir ihr folgen müßten! Stille, ich höre Geräusch.

Fr. v. Viereck.

Es iſt die Königin.

Die Königin

(in großem Coſtüm, tritt ſehr aufgeregt und doch ängſtlich ein).

Hofdamen (verneigen ſich).

Königin.

Willkommen, meine Damen! Ich fühle mich glücklich, einmal wieder einen Kreis von Weſen um mich zu haben, die mich lieben. Nehmen Sie Platz! Ich habe mir vorgenommen, geſelliger zu werden und Sie wieder öfter bei mir zu ſehen. Sie werden ſpielen, Frau von Viereck?

Fr. v. Viereck.

Spielen, Majeſtät? Seit achtzehn Jahren erinnere ich mich nicht im Schloſſe eine Karte geſehen zu haben.

Königin.

Das ſoll alles anders werden, ja, meine Damen, Sie kennen meine Pläne noch nicht; Sie wiſſen noch nicht, welche Ueberraſchungen Ihnen der heutige Abend gewähren wird —

Fr. v. Holzendorf.

Ueberraſchungen, Majeſtät?

Balkekron (für sich). Alle Vielliebchen-Mandeln sind, wenn man sie verliert, bittere Mandeln!

Sigismund (lorgnettirt an die Wand). Ich suche die Gemälde der römischen Campagna, die ich auf der permanenten Ausstellung für Frau von Beltrami erstanden hatte —?

Balkekron (zu Hubert). Der Mensch ruinirt sich ja methodisch!

Sigismund. Die Rahmen gefielen mir nicht. Ich mußte andere bestellen. So werden sie wol erst in kurzem ankommen können und hoffentlich den Anfang einer häuslichen Einrichtung machen, die Sie (sich Antonien verbeugend), Frau von Beltrami, für dauernd bei uns begründen müssen.

Balkekron (zu Hubert). Der geht ja hier in alle Fallen!

Beltrami. Herr Lenz, worin kann man sich Ihnen gegenüber noch auszeichnen, als au comble de defaites durch eine kleine Partie vingt et un! Allons donc! Messieurs et Mesdames! Die Tischen sind arrangirt. Darf ich bitten? (Paare bitten sich.) Mademoiselle de Leuthoven? Sie werden die schwere Aufgabe haben, diese große Schiffe da in Bewegung zu setzen (gegen Balkekron, der mit Hubert spricht.)

Anna (will ihn zurückhalten und spricht mit Indignation halblaut). Herr Marquis, ich bitte —

Beltrami (bei Seite rasch in anderm unverstellten Tone). Machen Sie keine Umstände, Sie setzen sich an den grünen Tisch und führen Conversation.

Anna (bei Seite). Nimmermehr — O, mein Gott, wo befind' ich mich!

Beltrami (bei Seite). Sie werden doch keine Scene aufführen?

Anna (bei Seite). Beruhigen Sie sich! Ich werde niemand

ſtören, aber ich verlaſſe Ihr Haus auf der Stelle — (Ab nach rechts.)

Alle (aufmerkſam gewerden und hinter ihr). Was iſt? Was iſt? Was gibt's?

Beltrami. Niente, Niente! Eine kleine — Indiſpoſition! Meine niece noch ein wenig iſt ermüdet von der Reiſe. (Bei Seite zu Antonie.) Die Närrin! Suche ſie zu beruhigen! Wo ſind die Diamanten? (Steckt ſie ein. Laut.) Kommen Sie alle! alle! Die Damen retourneront à l'instant. En avant, Messieurs et Mesdames, en avant, Messieurs et Mesdames, Herr von Hubert, Herr von Lenz, zur Partie! A la bonne fortune! (Nimmt eine Dame am Arm. Alle gehen nach links, außer Sigismund und Hubert. Antonie und Anna gingen nach rechts.)

Dritter Auftritt.

Sigismund. Hubert.

Hubert. Nun, wir ſind ja ganz vortrefflich im Zuge! (Setzt ſich.)

Sigismund. Was war denn nur plötzlich dem jungen reizenden Mädchen? Ich bemerkte ſie ſchon einige male in dieſem vermaledeiten Hauſe.

Hubert. Das iſt eine von den einſtudirten Statiſtinnen zu einer richtig geheizten Spielhölle — eine Art Satanella!

Sigismund. Sie hat einen ſo ſeelenvollen unſchuldigen Blick —! Alſo, Hubert, es lebe die Kunſt Komödie zu ſpielen! Ich hatt' es glücklicherweiſe leicht mit dir! Wie mancher Spielpartie hab' ich ſeit drei Wochen ausweichen können, blos weil du mich, bravſter aller Taugenichtſe, unter den Arm nahmſt und — laut, daß alle

es hörten —! sagtest: „Komm, ich weiß eine noch viel amüsantere Gesellschaft!“ Wir gingen in die Stadt London, schlossen uns in meine Zimmer ein, tranken eine Tasse Thee und jedermann schwur, daß ich mich mit dir nur an einen Ort hätte begeben können, wo bis zur Verzweiflung hoch gespielt wird.

Hubert. Das sind die Vortheile der Association.

Sigismund. Aber das Mittel wirkt auf meine Familie. Bald kommt Günther, bald schickt Clara die Sabine, bald Sabine die Clara, bald kommt ein Drohbrief von Solbring. Es geht vortrefflich — Nur Papa schweigt noch. Er wird sich in einer Krisis befinden und vorläufig die Besserung anderer Menschen abbestellen, um nur noch mit der meinigen sich zu beschäftigen.

Hubert. Ich bin der Wallung deines Gefühls gefolgt. Indessen erschrickst du nicht vor den Folgen deines neuen Rufs? Ich kenne die Macht des Vorurtheils, das uns für immer, wir mögen beginnen was wir wollen, in der öffentlichen Meinung gezeichnet hat.

Sigismund. Ich bin der Sohn meines Vaters! Der war der Sohn des seinigen und so Gott will, soll auch er einst noch auf seinen Knieen gute Enkel schaukeln. Die Firma unsers Hauses besteht hundert Jahre. Der goldene Anker ist ihr Symbol. Der kleinste erworbene Besitz darf sich einem Königreich vergleichen und welcher Herrscher wird nicht einräumen, daß er Verpflichtungen für seine Nachfolger hat? Der Credit unsers Hauses ist im Sinken begriffen. Ich vertrete keinen andern Egoismus, als den des Zusammenhaltens der Mittel, die uns möglich machen, in vernünftiger Weise wohlthätig zu sein, keinen andern Egoismus, als den, daß wir selbst erst etwas sein müssen, wenn wir dem Ganzen dienen wollen. Ist Solbring eine Bürgschaft für unsere Zukunft? Kann es Clara's

künftige Wahl ſein, die, wie ich höre, eine unglückliche Liebe zu einem mir unbekannten Verſchwender haben ſoll? Oeffentlicher Ruf! Ich bin jung, ich habe mich noch ſelbſt in Händen. Und trat' ich einſt in unſer Geſchäft, ſo deckt mich deſſen Firma wie ein glänzender Schild, ich bin das, was mein Name iſt, der überlieferte hundertjährige Name Lenz und Söhne. Reuß-Schleiz der 75ſte! Die Würde des Thrones iſt geſichert!

Hubert. Zum Glück erwirbſt du für dein Geld Weltkenntniß. Dieſer Beltrami iſt ein ausgemachter Spitzbube; für die Polizei wie eine Miſpel — überreif. Mach' dich gefaßt, daß hier eines Abends das ganze Neſt ausgenommen wird.

Sigismund. Und wir mit ihm? Hurrah! Mein Vater wird die Gefängniſſe nicht mehr verbeſſern, wenn ſein eigener ungerathener Sohn zu ſitzen kommt.

Hubert (ſah ſich um). Der Marquis wittert, ſcheint es, ſein nahes Ende? Er iſt unruhig und überläßt die Bank an Kiſeritzki.

Beltrami (tritt ihnen entgegen). Aber, meine Herren, wo Sie bleiben? Herr von Lenz, Sie werden vermißt allgemein —

Sigismund. Herzensmarchese! Wir ſind leider ſo en vogue, daß wir bereits wieder anderswo engagirt ſind — aber zwei Augenblicke und höchſtens funfzig Dukaten — die haben wir für dich noch übrig. (Greift in die Taſche.) Heraus mit den — Blechpfennigen! (Beide treten ein nach links.)

Beltrami (allein in großer Aufregung). Ein doppelter Erſatz für Solbring wäre in ſeinem Schwager gefunden! Aber er hätte früher kommen ſollen — früher, ehe mein Incognito, wie alle Anzeichen verrathen, entdeckt iſt —! Mußte ich mich von einem Narren wie dieſer Solbring beſtimmen laſſen, hierher zu reiſen, hierher, wo der falſche Schein, den ich mir

gebe, meine Sprache und meine fremde Herkunft nur so lange vorhalten, bis ich Sollding's Blindheit so ausgebeutet habe, daß ich — (Nach links, als wenn man ihm winkte.) Wie! Man verlangt nach mir? Me voilà! Me voilà! (Sie beunruhigt und nimmt einen Doppelleuchter mit, sodaß es etwas dunkler wird.)

Vierter Auftritt.

Antonie. Anna (in Hut und Mantel). Dann Beltrami.

Anna. Vergessen Sie nicht meine einfache und bescheidene Wohnung! Michaelisvorstadt, Gartenstraße Nr. 714. Dort finden Sie ein Herz, das vom Schicksal früh bestimmt scheint, in die Nachtseiten des Lebens zu blicken.

Antonie. Eilen Sie! Sie kennen Thalheim's Entschlossenheit noch nicht. Ha, da ist er.

Beltrami (kehrt zurück). Wo bleiben Sie? Was ist das? Was seh' ich? Sie wollen gehen?

Anna. Ja! Herr von Beltrami! Ich vergebe Ihnen den Irrthum, der Sie glauben ließ, ich würde auch nur noch einen Tag länger in die Bahn Ihres bemitleidenswerthen Lebens passen.

Beltrami. Was ist das? Antonie! (Macht die nach innen zurückgelehnten Thürflügel links zu.)

Anna. An dem Misverständniß, wie mich Menschen voll Güte und Liebe, obgleich ich einen bescheidenen Wirkungskreis suchte, gerade in Ihr Haus empfehlen konnten, und wie ich seit vierzehn Tagen, muthlos zum Zweifeln und nicht beschränkt genug zum Glauben, bei Ihnen bleiben konnte, seh' ich nur zu sehr die Folgen weiblicher Hülfleſigkeit. Um dies

arme Opfer (auf Antonien zeigend), das in ihrem Vaterland endlich von Ihnen erlöst ist, werd' ich von allem, was ich in diesem Hause erlebte, schweigen. Bin ich auch arm — meine geringe Habe werd' ich bitten, mir morgen verabfolgen zu lassen — bin ich auch hülflos, halten Sie mich nicht für so schwach, als ich scheine. Mein Auge kennt Sie! Bricht das Gute, das wir im stillen für uns allein zu unternehmen den Muth haben, auch aus tausend Hindernissen langsam erst ans Licht, vor der Macht der Gesetze werden die Künste eines verfemten Spielers, wie Sie, zu Schanden werden. (Ab durch die Mitte.)

Beltrami. Antonie! Ha! Was ist das? Auch du willst mich verlassen? Was sinnst du! O mein Gott! Antonie! Vor dir selbst trag' ich nicht die Maske, die mich vor der Welt verbirgt. Die Hoffnungen deines jungen Lebens hab' ich einst gebrochen, ja! — Aber ich schwöre dir, es wird eine Zeit kommen, wo die unselige Leidenschaft des Spiels mich verlassen haben wird und ich hoffen darf, zu meinem wahren Namen zurückzukehren.

Antonie. Thalheim! Sechs Jahre folgte ich dem Unglücklichen, der hier einst nur zu leicht die Hand eines vertrauensvollen Mädchens gewann. Ein heißgeliebter Gatte, der sie in eine glückliche Häuslichkeit führen wollte, führte sie auf die offene Heerstraße des Lebens. Die von ihrem Vater Verstoßene zwang er in fremden Ländern zur unwürdigen Rolle der Gattin eines Spielers. Jetzt, jetzt, wo Thalheim sogar wagt, sein Weib zum Gegenstand von Speculationen zu machen —

Beltrami. Antonie!?

Antonie. Ich weiß alles. Ich kenne das frevelhafte Spiel, das du mit mir und mit deiner eigenen Ehre getrieben hast und noch treibst. Man unterschlägt zwar gewisse an mich gerichtete Briefe, aber ich ahne deine geheime Verhandlung mit jenem ehrlosen Selbring, den wir in Aachen kennen lernten

und deſſen glänzende Anerbietungen dich beſtimmen konnten, dich mit mir — vor ihm, o mein Gott! als deiner Schweſter! — an einen Ort zu wagen, wo du aus alter Zeit dem Geſetze verfallen biſt. Ich durchſchaue die Huldigungen aller dieſer Männer, die bei dir Ehre, Geſundheit und Vermögen aufs Spiel ſetzen. Ich weiß, du täuſchſt auch ſie, weil du mich kennſt; ja Thalheim, Unglücklicher, du täuſchſt ſie ſogar deshalb — weil du mich liebſt und es nie dein Ernſt wäre, von Solbring mehr zu verlangen, als nur den Tribut, den die Dummheit an die Liſt bezahlen muß. Haſt du dein Geld, ſo lachſt du ihn aus, wenn ihm — deine Schweſter! — die Thür weiſt. Dies elende Daſein der Lüge muß aufhören! Ich bin in der Nähe meines Vaters. Er war einſt hart, grauſam gegen mich, er hat mich verſtoßen. Doch zu Gott hoff' ich, es änderte ſich ſein jahrelang mir verſchloſſen gebliebenes Herz; er widmet ſich, wie ich höre, den Werken der Wohlthätigkeit und Liebe. Verſagt er mir die rettende Vaterhand, ſo bleib' ich im Verborgenen und flüchte mich in irgendein unbekanntes Los. Thalheim! Mein Vater iſt reich. Kommt einſt die Stunde, wo ich aus dem Dunkel der Schande hervortreten darf und vielleicht es muß als ſeine Erbin, der das Geſetz beiſtehen wird, und biſt du der Liebe, die ich dir nie verweigerte, in der Fremde würdiger geworden, (mit Thränen) o ſo denke, daß das Herz einer beweinenswerthen Gattin für dich vielleicht noch ſchlagen wird. Für jetzt — lebe wohl! (Sie geht nach innen.)

Beltrami (allein). Ein Abſchied für ewig! .... Am Narrenſeile führt mich ein Dämon der Hölle an den Ort meines Verderbens. Hier kann ich nicht länger bleiben. Friedeborn verfolgt mich, die Gerichte haben meinen wahren Namen geächtet. Schon hört' ich, daß man meine Päſſe auffallend findet, ſchon fanden Erkundigungen in dieſem Hauſe ſtatt nach meinem Um-

gang, nach meinem Aufwand. Ich muß fort! fort! Wer weiß, ob nicht ſchon dieſe Nacht, ob nicht ein Ueberfall im Augenblick mich dazu zwingt — Woher Mittel nehmen? Geld! Geld! Und Selbring läßt ſich nicht ſehen! (Bedienter kommt.) Ha, werda —?

Bedienter (meldet). Der Diener des Herrn Selbring iſt zugegen, in Begleitung eines Herrn, der ſich nicht zu nennen wünſcht.

Beltrami (für ſich). Sich nicht zu — nennen — wünſcht? Selbring vielleicht ſelbſt? (Laut.) Eintreten! Die Lichter fort! Die Muſik ſoll aufhören! Aber morgen wiederkommen! Signora iſt ſchon auf ihren Zimmern. Die Damen werden gehen, nur die Herren bleiben zum Spiel. Und Champagner! Champagner! Niemanden einlaſſen, der nicht empfohlen iſt und eine gewiſſe Karte vorzeigt! (Für ſich.) Ich ahne va banque! (Bedienter durch die Mitte ab. Die Muſik hört auf.)

Fünfter Auftritt.

Dreſel erſchien ſchon vorher im Hintergrunde. Er hat ſich ſehr elegant ausſtaffirt, mit hohen Vatermördern, Frack, weißer Weſte, Lorgnette u. ſ. w. **Beltrami.** Dann **Selbring.**

Dreſel. Monsje Italiano — voliamo maccare la visita a vostra excellenca —

Beltrami. Sprechen Sie deutſch, ich verſtehe Sie vollkommen. Was wünſchen Sie?

Dreſel. Signore Selbringio —

Beltrami. Selbring? Herein! Herein!

Dreſel. Bitte! Incognito strengissimo!

Solbring (in einem Mantel, den Hut in die Augen gedrückt). Ha! Beltrami! Sind wir unbelauscht?

Beltrami. Endlich! Endlich! Iſt das die ewige Freundſchaft, die Sie uns in Aachen geſchworen haben? Vierzehn Tage, daß ich Sie nicht habe geſehen — theurer — amico —!

Solbring (wirft ſich ihm an die Bruſt). Herrlicher, edler Menſch! Aber Sie haben Geſellſchaft! Vielleicht wol gar meinen liederlichen Schwager?

Dreſel (lorgnettirt überall, ſieht alles an, trinkt etwas von den übriggebliebenen Liqueuren und dergleichen).

Beltrami. Nur Petit comité.

Solbring. Himmel, daß ich nur von niemand geſehen werde! Meine Familie controlirt mich auf Tritt und Schritt! Dreſel, recognoſcire das Terrain! Aber laß dich nicht von Sigismund erblicken —

Dreſel (nachdem er getrunken). Bona Maraskino! (Geht in den Hintergrund, kommt und verſchwindet zuweilen hinter dem Mittelvorhang.)

Beltrami. Sie können ſich denken mein Erſtaunen, wie Herr von Baltekron einführte bei uns den Baron Hubert und dieſer wieder Herrn Ihren Schwager. Die junge Dame, von der Sie mir vor vierzehn Tagen geſchrieben, hab' ich, da ſie hier völlig unbekannt iſt, vorgezogen, lieber zu nennen gleich meine Nichte. Meine Discretion à l'ordinaire kennen Sie.

Solbring. Ich bewundere in allen Lagen Ihre Faſſungskraft; am grünen Tiſch von Aachen, wie im Salon der Reſidenz. Geſtatten Sie mir einen Augenblick der Erholung. (Setzt ſich.) Sehen Sie die Tinte an meinen Fingern! Seit vierzehn Tagen, wo dieſer Sigismund ſo ganz — den Pfad des Vergnügens — Laſters wollt' ich ſagen — Alſo, Anna Leuthoff — ſie — befindet ſich wohl bei Ihnen?

Beltrami. Haben Sie gehört eine Klage?

Solbring. Warum ſollt' es ihr nicht gefallen bei Ihren glänzenden Bällen und Soupers? Und ich, ich muß ausgeſchloſſen ſein — ſchmachten nach — wie ſagt Goethe? Nach Begierde? Nein — nach Genuß!

Beltrami. Die Freude iſt die zehnte der Muſen, ohne die es nicht gibt die andern neun. Erhielten Sie meinen Brief?

Solbring. Ich erhielt ihn. Seit vierzehn Tagen leider auch von Ihnen das einzige Zeichen der Anerkennung meines höhern —

Beltrami. Laſen Sie, was ich geſchrieben —?

Solbring. Mein italieniſches Dictionnaire war noch beim Buchbinder. Da ich jedoch einiges davon aus der italieniſchen doppelten Buchhaltung verſtand, ſo eilte ich mit Windesflügeln. Ueberſetzen Sie mir Ihre Mitteilung gefälligſt jetzt im Zuſammenhange ſelbſt!

Beltrami (für ſich). Soll man nun Anſtand nehmen, einen ſolchen Eſel zu prellen? (Nimmt den Brief und lieſt.) „Mio caro! Mein verehrter theurer Freund Solbring!“

Solbring (will ihn wieder umarmen). Edler Menſchenfreund —! Aber weiter.

Beltrami (lieſt langſam). „Warum vernachläſſigen Sie uns? Antonia, die wie Sie wiſſen hier für meine Gemahlin gelten muß, weil ein Haus ich machen wollte, hat ſich erklärt. Meine Schweſter iſt die Ihrige! Der Kampf währte lange, aber ich bot alles auf, ihren Widerſtand zu brechen. Den Plan, ein Landhaus zu beziehen — wo Sie ſie täglich ſehen können — ſie ihn billigt vollkommen. Ich verlaſſe dieſe Stadt, dieſes Land. Sie wiſſen, ich nicht bin glücklich. Ich lehne Ihre Hülfe nicht ab. Späteſtens bis morgen früh acht Uhr erwarte ich die verſprochenen [illegible] Dukaten. Leben Sie wohl und machen Sie meine arme vielgeprüfte — Schweſter glücklicher, als ich es habe gekonnt. Marcheſe Beltrami.“

Königin

(zeigt auf einen Spieltisch am Fenster).

Dorthin, liebe Holzendorf! Machen Sie Partie Frau von Viereck —

Fr. v. Viereck (bei Seite).

Mein Himmel, spielen? Und durch diesen Vorhang kann man deutlich die Conturen meines Schattens sehen.

Königin (die sich gesetzt hat).

Warum zögern Sie?

Fr. v. Viereck.

Um Vergebung, Majestät, wenn wir die Tische etwas näher rückten. Es zieht hier an dem Fenster.

(Lakaien rücken den Tisch etwas vom Fenster ab).

Königin.

Ja, meine Damen, mit dem heutigen Abend bricht eine neue Epoche der Monarchie an — (in Bezug auf die servirenden Lakaien) Befehlen Sie, was Sie vorziehen, die Getränke China's und der Levante sollen von jetzt an keine Fremdlinge mehr an unserm Hofe sein.

Fr. v. Holzendorf.

Was seh' ich, Thee?

Fr. v. Viereck.

Majestät, Kaffee? Diese verbotenen Getränke!

Fr. v. Holzendorf.

Wenn Se. Majestät, der König —

Königin.

Befürchten Sie nichts! Geben Sie sich dem lautesten

Solbring (folgt mit stummem Spiel. Umarmt ihn dann, blickt auf den Spiegel, sieht sich darin geschmeichelt an, wischt sich eine Thräne und gibt ihm eine Rolle mit Geld. Lange dauert es, bis er sich von seinem Entzücken sammelt, die Stirne trocknet und endlich flüstert): Wo ist sie?

Beltrami. Sie schläft. (Für sich.) Meines Licht meines Lebens, lebe wohl! Er wird sie bei ihrem Vater finden und die Täuschung erst merken, wenn ich über die Grenze bin!

Solbring (sieht sich um). Und die andere —? Die sogenannte Nichte —? Die ich Ihnen habe empfohlen — Himmel! Vor Entzücken vergess' ich sogar selbst die deutsche Sprache, ohne bereits eine andere zu kennen! Also diese andere — die ist ja wol blond? Nicht wahr? Ihre Mondscheinsgefühle lassen auf blond schließen.

Beltrami. Sie hat sich überraschend eng an Antonien angeschlossen. Sappho und Erinna —

Solbring. Erinna? Nein Anna! Ja so — Sie vergleichen sie mit — Mythologie! Edler Charakter — Zwei Fliegen — wollt' ich sagen, zwei Engel mit einem Schlage! Aber wie gesagt — die Familiencontrole — Hier haben Sie — (Thut als wollte er ihm nochmals Geld geben.) Ja so — Sie erhielten bereits —! (Endlich hat er sich gesammelt.) Beltrami! Leider ein Wort der Verständigung. Die Umstände zwingen mich — Mein Schwager — nicht Sie — sondern der junge Lenz —

Beltrami. Der junge Lenz ist zugegen.

Solbring. St! Wie ich geahnt.

Beltrami. Dort nebenan.

Solbring. Nur ein Wort, und ein entscheidendes. Beltrami! Ich verspreche Ihnen noch 100 Dukaten. Ich schicke sie Ihnen nach — Homburg! Die Saison findet in Homburg auch im Herbst und im Winter statt. Reisen Sie nach Homburg! Alle — drei! Sie, Antonie und die Nichte!

Beltrami. Was?

Solbring. Sie alle drei!

Beltrami. Das Ihre Antwort? (Bur ſich.) Er gibt ſie ſelbſt auf?

Solbring. Beltrami! Ich muß Ihnen ein Geſtändniß machen. Auch ich kann ſagen, wie, ich glaube Bulwer geſagt hat: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt. Die eine will ſich manchmal von der andern trennen.“ Nämlich ſo: Alle Jahre, gewöhnlich Mitte Juni, wenn die Roſen blühen und die Geſchäfte ſtill ſtehen, bekomm' ich Anwandlungen der Phantaſie von gewiſſen verſchleierten Exiſtenzen, wie Hegel ſagt, gewiſſen romantiſchen Erholungen zwiſchen Börſe und Mittagszeit und ähnlichen Bildern einer früher ſehr poetiſch geweſenen Jugend, die ich jedoch abſchließen mußte, um, wie Sie wiſſen, ein reicher, aber in jeder Hinſicht geniirter Mann zu werden. Bis Mitte October ſind' ich mich dann, allerdings einem bedeutenden Deficit von Dukaten gegenüber, gewöhnlich wieder mit dem überlieferten Moralſyſtem zurecht. Die Winterſaiſon nimmt mir allen Aufſchwung; dann nagen die Gewiſſensbiſſe an mir, wie Mäuſe an einer alten Tapete. Beltrami! Daß ich dies Jahr dem Vorurtheil und den innern Stimmen, die mir dann rufen: Menſch warſt du toll? ſchon ſechs Wochen früher und vielleicht auf längere Zeit werde erliegen müſſen, liegt an meinem Schwager. Dieſer Menſch kommt von Reiſen zurück, ſpielt einige Wochen im Hauſe den Poltron und demaskirt ſich endlich als ſyſtematiſcher Taugenichts. Ich unterſcheide nämlich ſyſtematiſche Taugenichtſe von denen, die wiſſen, wie weit ſie gehen können. Der künftige Chef des Hauſes Lenz und Söhne darf auf dieſer ſchwindelnden Bahn des Verderbens nicht weiterraſen. Die ganze Familie, der Wohlſtand, die Blüte unſers Geſchäfts ſind dabei zu lebhaft intereſſirt. Wenn ſich Heff-

Schicken Sie ihn in die Stadt London, wo er wohnt — sein Vater will ihn heute Nacht dort überraschen und mit ihm eine Entscheidung herbeiführen. Beltrami! Addio! A revederci! Addio! (Ab.)

Dreſel (der ab und zu nach vorn kam). Leben — Sie — wohlio! (Folgt.)

Beltrami. So viel Narrheit macht ja Schurkerei, die ſie prellt, zur Tugend! Gleichviel, die Mittel zur Reiſe ſind da. Der Eiſenbahnzug nach dem Weſten, dem Meere zu, geht die Nacht. Mich treibt mein verlorenes Geſchick. Antonie! Weine dich aus am Herzen deines Vaters und wünſche dem unglücklichen Gatten, den du (mit wirklichem Schmerz) nie, nie wiederſiehſt, in Amerika: Ein neues Daſein! (Er geht nach der Mitte mit dem letzten Leuchter. Es wird dunkel.)

Zweite Scene.

Sigismund's Wohnung in der Stadt London.

Sechster Auftritt.

Kellner. Dann Sigismund. Hubert.

Kellner (tritt trällernd auf mit Licht und öffnet rechts und links die Seitenthüren). La! La! La! Die beiden Thüren soll ich aufschließen? Will sich also Herr Lenz hier immer noch weiter ausdehnen? La! La! La! (Draußen Gasthofklingeln.) Das ewige Geklingel! Wenn man so langausgebildete musikalische Ohren hat, wie ich! O die Musik! Wenn ich erst so weit bin, selbst ein Hotel zu übernehmen, so führ' ich eine neue Art von Klingelzügen ein, musikalische. Zimmer Bellini, Zimmer Donizetti. Das theuerste wird das Zimmer Meyerbeer! Da stimmt der Klingelzug aus „Robert dem Teufel" an —

Hubert / Sigismund (draußen). „Ha, das Gold ist nur Chimäre"

— (Sie treten singend ein.)

Sigismund. Guten Abend, Konrad! Prompter Empfang das! Schon Licht? War nicht eben jemand auf meinem Zimmer? (Singt im Recitativ.) „Bringen Sie uns zwei Portionen Thee und etwas kalte Küche!"

Kellner (singt). „Wie Sie befehlen!" (Für sich.) Meyerbeer — der kommt doch immer à propos. (Ab.)

Sigismund. Wenn die nächste neue Oper gegeben wird, schick' ich meinen Schwestern diesen musikwüthigen Konrad in

ihre Lage. Das Syſtem Lenz und Söhne bringt ſolche Unterſtützungen angeborener Talente mit ſich. (Zieht ſich aus.) Ah! Welche angenehme behagliche Ruhe! Nach dieſem öden Aufenthalt bei Beltrami! — Bitte! Bediene dich! Mache dir's bequem! Schläfſt doch dieſe Nacht hier?

Hubert. Wir hätten bei Beltramis bleiben ſollen. Wir würden dann endlich zu deinem ſehnlichſten Wunſch gelangt ſein, arretirt zu werden.

Sigismund. Muß noch kommen. Du glaubſt alſo wirklich, die dunkeln Geſtalten vor dem Hauſe waren —

Hubert. Polizeicommiſſare! Die kenn' ich in allen Nüancen.

Sigismund. Und brauchſt ſie nur noch zum Schein zu fürchten, du gründlich gebeſſerter Taugenichts! Treiben wir nun nicht Studien über die Beſſerung der Menſchheit, die uns kein Philanthrop nachmacht? Leben muß man unter den Gegenſtänden der Philanthropie, mitfühlen, mitempfinden, was ſich im Innern der Menſchheit regt! Wo iſt Wahrheit, wenn ſich Vereine, gebildet aus der höchſten Sphäre der Geſellſchaft, um die Bedürfniſſe des unterſten Volks unterrichten zu können glauben oder wenn die Humanität einer Familie, wie die meinige, ſich nur einer leeren Schwärmerei ergibt und die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt mit den Reſultaten verwechſelt, die ſie bei andern hervorbringt?

Kellner (bringt Zurüſtungen zum Thee auf einem Plateau und ordnet den Tiſch).

Hubert (nur ſo, daß Sigismund hört). Ich unterſtütze jemanden, ein Taugenichts zu ſein und er macht mich zu einem ſoliden Menſchen, der froh iſt, abends zur rechten Zeit ſeine Taſſe Thee zu trinken und einen anregenden Discurs zu führen.

Sigismund. Nun Konrad, was gibt's Neues? Was macht der Tannhäuſer? Die Muſik der Zukunft? Die Frauenwelt?

Der Venusberg? Hübſche Damen im Hotel? Donnen, Privatiren, alleinreiſende Engländerinnen —

Kellner. Kapitel der Lohnbediente. Herr Lenz! Apropos, Die Lohnbediente ſind unterwegs, Ihre ſämmtlichen gewünſchten Rechnungen einzufordern. (Ab.)

Sigismund. Gewünſchte Rechnungen einzufordern? Wer wünſcht denn meine Rechnungen zu ſehen? Ich vorläufig noch nicht. Das iſt jedenfalls ein Misverſtändniß unſers zuviel mit — Noten beſchäftigten Kellners. Jetzt (macht den Thee) plaudern wir von deinen Angelegenheiten, von deinen anonymen Briefen! Ja! Glücklicher! Wer mag es ſein, der an deiner Beſſerung ein ſolches Intereſſe nimmt, daß du ſeit den vierzehn Tagen unſerer glücklichen Freundſchaft aus deiner grübelnden Melancholie nicht mehr herauskommſt.

Hubert. Ich denke mir jetzt, die anonymen Briefe ſchreibt mir einer meiner Gläubiger, der vielleicht — zu den Gläubigen gehört.

Sigismund. Oder deſſen Gemahlin! Oder eine hübſche Tochter von ihm! Ein unbekannter Schutzgeiſt! Nicht die Hülfe meines Vaters brachte den innern Menſchen bei dir zum Durchbruch, nein, anonyme Briefe, die du ſeit einem Jahre empfingſt. Warum ſah ich davon noch keinen? Es wäre eine Abendlectüre zu unſerm Thee.

Hubert. Ein Scherz, den ſich ein Spötter mit mir erlaubte, der an die Wahrheit meiner Abſicht, aufs Land zu ziehen und mich der Verwaltung meiner überſchuldeten Güter zu widmen, nicht glauben wollte.

Sigismund. Nein, nein, nein, nein! Laß mich die Briefe ſehen! Eine zierliche Handſchrift, Worte, die wie Muſik erklingen, Töne, Klagen, die dich beſtimmten, ein Muſter von Soli-

dität zu werden, bis ich, ich dich leider wieder linksum führen mußte —! (Ein Klavier begann ein ſchönes Muſikſtück von Chopin oder Mendelsſohn, vielleicht des letztern Frühlingslied, zu ſpielen.)

Hubert (ſucht in ſeinem Portefeuille). Höre die Ironie deiner Phantaſieen!

Sigismund. Zeige mir den Brief, wo es heißt: „Wir nützen der Welt, ſagt, glaub' ich Jean Paul, nur durch das, was wir uns ſelber ſind. Hebe dein Selbſtgefühl, bilde deine Kraft zum Guten aus. Das Dunkel des Lebens — wie war's doch — das Dunkel des Lebens —"

Kellner (kommt mit Rechnungen).

Hubert. Konrad's Rechnungen werden nicht dunkel ſein.

Sigismund. Konrad, wer ſpielt denn jeden Abend da ſo in nächtlicher Stille?

Kellner. Die berühmte Pianiſtin Lindenthal. Sie wohnt bereits drei Wochen in unſerm Hotel und kann für ihre Concerte keinen paſſenden Saal finden.

Sigismund. Das heißt, auf dem Subſcriptionsbogen ſchwimmen erſt ein paar unglückliche fingirte Namen herum. Aber die arme Perſon ſpielt gut, ſie hat in den Zeitungen einen gefeierten Namen und bringt kein Concert zu Stande! Sagen Sie ihr, ich abonnirte auf hundert Plätze.

Kellner. Hundert Plätze?!

Sigismund. Man denkt an alles Malheur der Welt; die armen Proletarier der Künſte und Wiſſenſchaften ſcheinen ſich ſelbſt überlaſſen! Hundert Billets! Sie können ſogleich bezahlt werden.

Kellner. Herr Lenz! Da bitt' ich nur um eins! Nehmen Sie die Billets von mir. Ich habe, im Vertrauen geſagt, der Lindenthal Vorſchüſſe gemacht, die ſie mir mit Billets zurückbezahlt. Ich laſſe dann die Billets zum halben Preiſe.

Sigismund. Dann zwei Hundert!

Kellner. Zweihundert Plätze! (Triumphirend.) Der Saal iſt gedeckt! (Ab.)

Hubert. Ein ſpeculativer Romantiker!

Sigismund. Ein braver Kerl! Er unterſtützt die Kunſt! Ein Armer hilft dem Armen! Ihr Philanthropen, dieſer Kellner lehre euch den wahren Pauperismus der Welt und wie er zu heilen! Nicht von oben nach unten nützen eure Nothbehelfe, kräftige ſich der Mittelſtand gegenſeitig und dann wird ſich Glück und Segen verbreiten.

Hubert. Lieber Freund, das heißt den Dürſtenden ans Weltmeer führen. Staat, Geſellſchaft, alles muß bei uns erſt anders werden! Wenn ich mir ſo den Gang der Geſchichte vergegenwärtige —

Sigismund. Haſt du Zucker?

Hubert. Danke —

Sigismund. Fahre fort! Wenn ſich zwei Taugenichtſe ſo den Gang der Geſchichte vergegenwärtigen — (zum Fenſter). Wie lind der Abend, wie mild die Luft! Wie ſanft dieſe Klänge! Und zwei — privatiſirende Unverbeſſerliche, die auf ihrem Zimmer Thee trinken und vor unverſtandener Sehnſucht zerfließen wollen! (Das Klavierſpiel immer bewegter.)

Hubert. Dir gaukelt, glaub' ich, das Bild der Satanella bei Beltramis vor den Augen! Lies deine Rechnungen! Das iſt ein probates Mittel, zur Vernunft zurückzukehren.

Sigismund (laut leſend). Die mit Thau beträufelte Roſe — Gemälde vom Kunſtverein — ein Offenbacher Phaëthon — Nein, nein! Gib mir lieber einen deiner anonymen Briefe! Iſt das einer? (Hubert gab ihm einen.) Richtig! Keine Unterſchrift! „Wir nützen der Welt, ſagt —" Aber, alle Wetter, die Handſchrift ſollte

ich kennen? Haſt du nicht noch einen? Wieder anonym! Und wieder dieſelbe Handſchrift!

Hubert. Hoffentlich nicht die einer ehemaligen Geliebten von dir?

Sigismund. Nein! Es iſt die Handſchrift —

Hubert. Weſſen? Du regſt mein ganzes Innere auf —! Hier iſt der dritte Brief — Wen vermuthest du —? Sprich!

Sigismund (bei Seite). Die Briefe kommen von meiner Schweſter! Das wird immer beſſer! Von Sabinen — Solbring's Frau —!

Hubert. Ich beſchwöre dich! Wer ſchreibt mir dieſe Briefe? Rede! Ich bitte —

Kellner (kommt wieder mit einer Rechnung). Herr Lenz! Wieder eine bezahlte Rechnung.

Sigismund. Zum Henker! Bezahlte Rechnung? Ich bezahle keine Rechnungen —

Kellner. Alle dieſe Rechnungen ſind quittirt, Herr Lenz! Aber Sie bekommen Beſuch, Herr Lenz! Eine Ueberraſchung! (Ab.)

Sigismund. Beſuch? Ueberraſchung? Quittirt? Dieſe Rechnung (ſieht ſie an) vom Juwelier iſt wirklich quittirt. Ich nahm ja die Roſe abſichtlich auf Credit. (Das Klavierſpiel hört auf.) Dankend empfangen. Da iſt jemand draußen, der auf das Geld wartet. (Will nach der Thür.) Nein, die Rechnung vom Pferdehändler — Vierhundert Piſtolen — auch bezahlt. Und hier der Wagenbauer — da der Kunſtverein — die Loge im Theater — Alles bezahlt —!

(Lenzens Stimme draußen.)

Sigismund. Himmel! Was hör' ich? Iſt das nicht mein Vater? — Hubert, ich glaube gar — er bezahlt hinter meinem Rücken alle meine Schulden!

Ausbruch Ihrer Gefühle, geben Sie ſich ohne Furcht dem Gefühl einer Sicherheit hin — (Es klopft rechts.) Klopft es nicht?

Fr. v. Vierrath (zitternd).

Klopft?

(Es klopft wieder. Alle ſtehen erſchrocken auf.)

Königin.

Ruhig, meine Damen. Wir ſind ohne Gefahr. Dieſer Abend wird Schlag auf Schlag eine Ueberraſchung nach der andern bringen. Wen vermuthen Sie dort an der Thür?

(Man pocht wieder.)

Fr. v. Holzendorf.

Die Hand ſcheint nicht die zarteſte zu ſein.

Königin.

Doch! Doch! Es iſt das ungeſtüme Verlangen eines Weſens, das ich den Muth gehabt habe, aus einer entwürdigenden Lage zu befreien. Nehmen Sie ruhig Ihre Plätze ein, meine Damen. Laſſen Sie ſich durch Nichts, durch keine Ueberraſchung ſtören. Von den Dingen, die heute kommen werden, iſt dies erſt der Anfang, und ſo ruf' ich, mit überwallendem Gefühl, (während wieder geklopft wird) mäßige Dein Ungeſtüm, geliebtes Weſen, Du findeſt, was Du ſucheſt, Deine Mutter! (Sie öffnet.)

Hubert. Möglich! Möglich! Aber ich habe in dieſem Augenblick nur Sinn für Eine Handſchrift —

Sigismund. Auch Günther ſcheint es zu ſein —

(Günther's Stimme draußen.)

Hubert. Ich bitte dich um alles, theile mir deine Meinung mit —! Beſter, beſter Freund!

Sigismund. Keine Sentimentalität! Vorläufig ſind wir beide verloren auf ewig!

Siebenter Auftritt.

Die Thür geht auf. Ein Tiſch mit brennenden Kerzen und bedeckt mit Couverten und Aufſätzen wird hereingetragen. Lenz. Günther. Bediente. Die Vorigen.

Lenz. Wünſche allerſeits einen angenehmen guten Abend!

Sigismund. Papa, ich bin erſtaunt! Dieſe Ueberraſchung! Ich glaube gar, wir ſollen mit dir ſoupiren?

Lenz. Allerdings! Hierher! So! Da in die Mitte! So! Ja, das ſollſt du, mein Sohn. Mit mir ſoupiren ſollſt du!

Sigismund. Sehr dankbar, Papa! Aber da im Nebenzimmer warten einige Freunde auf uns.

Lenz. Bitte um Entſchuldigung. Da im Nebenzimmer wohn' ich.

(Ein Bedienter tritt von rechts mit einem Doppelleuchter ein.)

Hubert. Da — wohnen Sie?

Sigismund (bei Seite). Immer beſſer! (Laut.) Vater! Wirklich! Einige Bekannte, die ſo gefällig waren, uns Geld zu borgen und ſich nicht gern zeigen möchten — ſie warten hier in (will links ab) dieſem Zimmer —

Lenz. Das iſt auch nicht wahr. Da wohn' ich auch.

(Wieder ein Bedienter mit Doppelleuchter von links.)

Sigismund. Belagerungszuſtand —!

Hubert (bei Seite). Aus dem wir uns befreien müſſen — Was thun —!

Lenz. O wir beide, wir wollen uns ſchon amüſiren. Hahaha! He, holla, hurtig, tummelt euch! Das Souper! (Bediente ſpringen ab.)

Sigismund. Aber Vater —

Lenz. Günther! Stellen Sie die Caſſette dorthin. Ein Souper wird aufgetragen, ſo ſplendid, wie es ſich für deine gegenwärtige Laufbahn ziemt! Denkſt du, daß ich das, was ich an Tauſenden that, an dir unterlaſſen werde? Dir ſollt' ich nicht meine ganze Geduld, meine ganze Langmuth, meine unermüdliche Ausdauer widmen bis zu dem Augenblick, wo du aus dir ſelbſt heraus wieder zum Guten zurückkehrſt? Biſt du das Opfer der Verführung von dieſem ſaubern Herrn von Hubert oder haſt du blos von dem Charakter, den du Unglücklicher auf deinen Reiſen dir aneigneteſt, die Maske abgeworfen, ich ſehe, der Himmel will, daß ich meine Sorgfalt auf dich allein beſchränke. Aber glaube nicht, daß ich die Thorheit habe, dich nur mit Ermahnungen zu verfolgen, ich begleite dich auf deiner unglücklichen Bahn, ich will dir nahe ſein als Vater, Freund, Diener, wenn du's über dein Herz gewinnen kannſt, auch in der Nähe deines Vaters noch ſchlecht zu ſein. Ich will nicht, daß du borgſt, daß du Schulden machſt. Hier ſteht eine dir wohlbekannte Caſſette. Günther, ſtellten Sie ſie dorthin —

Sigismund (gerührt). Vater —!

Hubert (bei Seite). Nun iſt er gerührt und alles zu Ende!

Lenz. Dieſe Caſſette zahlte heute deine Schulden, aber ſie enthält vorläufig noch genug, daß wir uns nach Luſt und Laune

ummeln können. O raſe nur hin in dies Leben der Luſt und Verſchwendung, wenn es dir Bedürfniß iſt! Die Stunde der Beſinnung wird auch dir noch ſchlagen. Das iſt es, was wir mit der irrenden Menſchheit wollen: Erkenntniß durch Geduld, Erkenntniß durch Güte! Ja, mein Sohn, laß uns heute gemüthlich beieinander ſitzen. Da! Hier iſt der Tiſch gedeckt! Setzt euch! Setzt euch!

Sigismund (will auf ihn zuſtürzen). Vater! Dein gutes Herz — Aber (ſich bekämpfend, bei Seite mit Gefühl) es iſt noch lange nicht geheilt. (Laut.) Vater! Wir würden mit Vergnügen deine Einladung annehmen, aber wir haben noch heute ein Rendezvous mit einigen Perſonen, die wir nicht vernachläſſigen dürfen. Aufrichtig geſtanden —

Lenz. Günther. } Mit Damen?

Sigismund. Zwei Couſinen von Herrn von Hubert — und eine darunter —

Hubert. Ja, Herr Commerzienrath, eine — (bei Seite zu Sigismund außer ſich) die mir die Briefe geſchrieben hat?

Lenz. Günther. } Dageblieben!

Sigismund. Unmöglich! Vater! Die Couſinen —

Hubert. Herr Lenz, die Couſinen —

Lenz. Ich mache dir ja keine Vorwürfe über dieſe — Couſinen, Junge — Wenn du willſt, können ſie ja herkommen — Günther, Günther, halten Sie ihn auf!

Sigismund (immer dazwiſchen und retirirend). Zu gütig! Zu viel väterliche Nachſicht! Wirklich! Wirklich, lieber Vater! Aber für heute — die Couſinen — Auch die Caſſette werden wir dabei brauchen können! (Nimmt ſie mit.)

Hubert und Sigismund (ab).

Günther. Halt! Halt! Er nimmt die 2000 Thaler mit! Diebe! Räuber! Mörder!

Jenz. Günther! Laſſen Sie ihn! Ja! Die Beſſerung wird uns zu ſchaffen machen! Aber mir einen Sohn wieder zu gewinnen, das wiegt mir jetzt das Glück der ganzen Menſchheit auf. Holen wir ſie ein! (Beide folgen raſch.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Die Straße vom Anfang des erſten Acts.

Erſter Auftritt.

Solbring. Später Dreſel.

Solbring (athemlos). Nun das muß wahr ſein! Das wäre in der That ſtark! Wenn ſich dieſe Nachricht beſtätigte und ich in der That ſo, wie Hegel ſagt, an der Naſe herumgeführt wäre, dann könnte man einräumen: Ja, ich bin reif, in allen erſten Kammern der Welt für die Intereſſen der Völker zu ſorgen.

Dreſel (tritt wieder als Bedienter auf). Herr Solbring, da bin ich!

Solbring. Ehe du den Mund aufthuſt, Dreſel, eine Neuigkeit. Ich bin entſchloſſen, von heute an der ſolideſte Menſch auf Erden zu werden. Und das auf Ehre!

Dreſel. Wollen Sie ſich nicht gefälligſt einen Knoten ins

Schnupftuch machen, damit Sie's nicht vergeſſen, Herr Solbring?

Solbring. Berichte! Rede! Was hörteſt du auf der Polizei?

Dreſel. Der Italiener iſt fort! Ueber alle Berge, Herr Solbring! Als man geſtern Nacht die Spielhölle öffnete, fand man nur noch Kohlen im Ofen, ſonſt nichts.

Solbring. Beltrami iſt nach Homburg. Aber ſeine Schweſter! Antonie! Und die Nichte!

Dreſel. Für die Polizei ſind ſie ſämmtlich kurz vor dem geſtrigen Ueberfall verſchwunden. Es ſind lauter Betrüger geweſen, Herr Solbring! Betrüger mit fünferlei Namen! Ich habe die Steckbriefe ſelbſt geleſen.

Solbring. Und ich quälte mich, ihnen zu Liebe italieniſch zu lernen! Glaubſt du, daß ſie mir aus Homburg wenigſtens ſo viel Aufklärung ſchicken werden, um mir den Glauben an meinen geſunden Menſchenverſtand wiederherzuſtellen?

Dreſel. Das müſſen Sie Hegeln fragen. Aber was ſagen Sie *dazu*? Auf dem Stockhaus ſeh' ich meinen Jungen, den Fritze. Meine Bengel kriegen manchmal da ein Nachtquartier, wenn ſie ſich abends in einer Ladenthüre geirrt haben, die Böſewichter, die Sie mir auch verderben, ja Sie, Herr Solbring, wenn Sie ihnen Thaler in die Hand drücken, ſtatt ſie mir zu geben. Doch — (wiſcht ſich eine Thräne) von dieſem Familienkummer ein andermal. Hör' ich ja, daß die Mamſell Lenthoff ſeit geſtern wieder in ihr Quartier zurückgezogen iſt.

Solbring. Die — von Beltrami?

Dreſel. Ja! Auf vier Wochen hatte ſie ſich bei mir die Chambregarnie freigehalten, weil ſie's in dem Hauſe, wo Sie ſie hingaben, erſt probiren wollte.

Solbring. Und die iſt jetzt —? Aber Beltrami verſprach mir doch —

Dreſel. Das Nähere werden wir erfahren können; ich gehe in meine Wohnung, um da 'mal zu (mit der Pantomime des Prügelns) revidiren. Für die dreißig Dukaten hat die Mamſell Leberechten einen neuen Anzug machen laſſen, neue Hemden, neue Strümpfe gekauft, auch 's Schulgeld bezahlt; ich denke, es muß noch ein Reſt ſein.

Solbring. Nach dem ich jetzt ſelbſt fragen werde! Dreſel, ich habe dieſe Verfolgungen meiner Ehre ſatt, ich muß dem Zuſammenhang dieſer empörenden Verſchwörung gegen meine geſunde Vernunft und meinen Geldbeutel auf den Grund zu kommen ſuchen. Der Vater ging ſchon in aller Frühe aus, um Sigismund, der ihm geſtern mit ſeiner Caſſette durchgegangen iſt, irgendwo zu überraſchen. Von den fürchterlichſten Arbeitsanſtrengungen, in die ich durch Sigismund's unverantwortliche Aufführung geſchleudert worden bin, hab' ich eben einen kurzen freien Augenblick. Hier iſt das Caſino. Wenn ich gefrühſtückt haben werde, komm' ich zu euch.

Dreſel. Frühſtücken könnten Sie bei mir auch, Herr Solbring. Es wäre nicht das erſte mal, daß Sie bei mir ein Rendezvous gehabt hätten.

Solbring. Ein Rendezvous? Mit wem?

Dreſel. Mit Mamſell Leuthoff. Merken Sie denn noch immer nicht, was hinter all der Zudringlichkeit eigentlich ſteckt?

Solbring. Dreſel! Denke edler von den Menſchen! Nein, keine Verſuchung mehr! Eile in deine Wohnung! Sorge dafür, daß Anna Leuthoff um elf Uhr auf ihrem Zimmer iſt, ich werde hier auf dem Caſino hören, was man von den Vorfällen der Nacht erzählt, ob wol gar mein Name dabei ge-

nannt wird, — es wäre entſetzlich —! O es iſt wahr, ich bin ſo gehetzt, ſo verfolgt, ſo verwirrt, daß ich allerdings, wie Hegel ſagt, ein auf mich ſelbſt bezogenes ſtilleres Frühſtück vorziehen ſollte! Dreſel! Hier im Caſino beim Koch beſtellt man auswärtige Menage; kalte Paſtete, irgendetwas Geflügel würde genügen. Ja, allerdings — Hm! richte es doch lieber ſo ein, Dreſel, daß ich bei euch um elf Uhr ein Frühſtück vorfinde. Bei euch! Das heißt: ganz einfach! Auch Champagner könnteſt du beſtellen, ich meine hier im Caſino. Aber unſer Champagner zu Hauſe iſt beſſer — Wie kommſt du nur zu unſerm Sillery? Unter irgendeinem Vorwand müßteſt du den Schlüſſel zum Keller zu bekommen ſuchen —

Dreſel. Dafür iſt geſorgt! Paſtete, Geflügel, Sillery von zu Hauſe!

Solbring. O ich verdiene es, der Spielball aller Spitzbuben der Welt zu ſein!

Dreſel. Wie viel Couverts wünſchten Sie, Herr Solbring?

Solbring. Wie viel Couverts? Verſucher! Nur eins! Oder — allerdings ich glaube — daß es zu gemüthlicherer Verſtändigung — mit dem mir völlig unerklärlichen, heute bei einer Krippe, morgen bei einem Spieltiſch angeſtellten Mädchen —

Dreſel. Zwei Couverts!

Solbring. Dreſel, bis Sigismund gebeſſert iſt, die letzte, die unwiderruflich letzte partie fine, die ich mache. Meine Toilette — (Ordnet ſeine Cravatte.)

Dreſel (ihn muſternd). Meine Akademie!

Solbring. Wie nenn' ich nur meinen Zuſtand? Tollheit oder höhern Schwung, der über mich gekommen iſt, mich gar nicht mehr losläßt, Schwung, der mich hebt — Paroxysmus, der mich auf den Flügeln des neunzehnten Jahrhunderts an die Sonne tragen will, bis ich, ich ahne

dergleichen, niederſtürzen werde, wie — Ikarus glaub' ich — nein wie Ibykus. Wie mit den Zitticken des — Nein, die Kraniche des Ibykus? Oder — Hm! Doch Ikarus? (Hält ſich ſeinen Kopf.) Dreſel! Zur Stärkung meiner geiſtigen Kräfte: Zwei Couverts! (Beide raſch ab nach links ins Caſino.)

Zweiter Auftritt.

Sigismund tritt haſtig auf.

Sigismund. Das iſt eine Hetzjagd! Die Caſſette haben wir ausgeleert und zurückgeſchickt! Wir müſſen nun fort, geradezu — nach Paris. Wo ſoll ich all' die Verſuchungen vernehmen, in die ich mich zu ſtürzen habe? Wie ſoll ich die Auseinanderſetzungen vermeiden, die mir aus Herz gehen und meinen ganzen Plan zerſtören werden? Geſchlafen hab' ich im Hôtel de Rome, das der ſpitzbübiſche falſche Italiener bewohnte, der die Nacht durchgebrannt iſt mit ſeinen beiden Frauen — auch mit der, die den Engelsblick hatte — bei einem Teufelsgewerbe! Hubert verſprach, hier oder im Caſino mir Rendezvous zu geben und ich zittere, ihm zu ſagen: Dieſe Briefe ſchreibt Solbring's Frau! Auch das eine Verirrung, für die mir alles Verſtändniß fehlt! Es iſt — (zieht die Uhr) 10 Uhr ... Wetter, ich habe noch eine Uhr! Die müßte doch auch hebräiſch lernen, wie meine Ringe und Vorſtecknadeln — Sieh da! Zwei Damen — verſchleiert — hübſch — elegant — (tritt etwas zurück).

Dritter Auftritt.

Antonie und Anna kommen verſchleiert aus dem Friedeborn'ſchen Hauſe. Sigismund.

Anna. Dort ſteht der Wagen, liebe Freundin! Beruhigen Sie ſich und halten Sie ſich nur treu und feſt an mich! Ein Vater, der ſeine Tochter verſtößt, ſie nach ſechs Jahren wiederſehen könnte, ſie nicht anerkennen will! O, Ihre Thränen zu verbergen, kennen Sie jetzt ein Aſyl. Sie haben das Herz einer mitfühlenden Freundin gefunden. (Beide ab.)

Sigismund. Der Gang, die Haltung — das war ja — Beltrami's Nichte, Satanella von der belgiſchen Grenze und die andere — das war die Italienerin ſelbſt! Wetter, da ſteigen ſie in einen Wagen — — Halt! Fort ſind ſie — Nachkommen iſt unmöglich. Waren ſie hier in (lieſt) „Friedeborn's Beſchäftigungsanſtalt"? — Das iſt Vater Friedeborn, von dem neulich an dem entſcheidenden Morgen die Rede war und von dem man jetzt ſchöne Dinge zu hören bekommen kann, wie von mehreren dieſer — Menſchheitsverbeſſerer. Die einen beſſern die Menſchheit, weil ſie allerdings einen Stern der Liebe in der Bruſt haben, die andern, weil ſie einen Stern — auf die Bruſt haben wollen. Die einen wollen mit ihrem guten Herzen verſchwiegen ſein, die andern können nicht prahlend genug auftreten, nur daß das Auge der Großen, die Gunſt der Fürſten auf ſie fällt! Der hier, Vater Friedeborn, baut im Armenviertel Häuſer und Straßen, um ſeine Kapitalien zu 15 Procent zu verwerthen; die Vereine, die zahlen ja die Miethe! O, ihr Philanthropen! Eure Wege muß man kennen lernen. (Er eilt in das Haus.)

Dritter Auftritt.

Der König (in einem weißen Mantel, den Hut tief in's Gesicht gedrückt). Die Vorigen.

König.

Deine Mutter!

Hofdamen (stehen mit einem Entsetzenslaut auf).

König (nimmt den Hut ab).

Königin (bei Seite, vernichtet).

Der König!

König

(zornig, sich aber zur Leutseligkeit zwingend).

Sieh, sieh, was das hier hübsch ist! Wie schön sich das ausnimmt, wenn so recht viele Lichter brennen! Warum verstecken Sie sich denn so, meine Damen? Haben Sie diesen Besuch nicht erwartet?

Königin.

Majestät —

Hofdamen

(stellen sich so, daß sie die Tische verdecken und verbergen rasch die Karten).

König.

Lassen Sie sich doch nicht stören, meine Damen! Welches ist denn der Gegenstand Ihrer angenehmen

Vierter Auftritt.

Lenz und Günther wieder mit der Caſſette.

Lenz. Kommen Sie, Günther! Hier iſt eine Bank. Hier wollen wir uns ausruhen und für unſer heutiges Geſchäft neue Kräfte ſammeln.

Günther. Wie neue Füllung für die leere Kapſel, die uns heute die Diebe zurückgeſchickt haben!

Lenz. Keine zu ſtarken Ausdrücke!

Günther. Zum Glück wird er Extrapoſt nehmen und auf immer auf und davon gehen.

Lenz. Dann reiſ' ich ihm nach, Günther. Ich bin ein Vater, der ſeine Pflichten kennt. Das iſt hier Friedeborn's Beſchäftigungsanſtalt. Der hat ſein Kind vor Jahr und Tag hinausgeſtoßen, wie ich es nimmermehr thun werde.

Günther. Ein ſtrenger, gottesfürchtiger Herr, der Herr Doctor Friedeborn. Er verfährt mit Charakter.

Lenz. Nein, ich erkenne hier nur die zufälligen Folgen einer dreijährigen mercantiliſchen Bildungsreiſe! Es wird ſich ſchon machen. Ach, in vierzehn Tagen ſollte mein ſechzigſter Geburtstag ſein —

Günther. Alles freute ſich darauf. Auch zugleich Sigismund's Rückkehr ſollte gefeiert werden, mit Muſik, mit lebenden Bildern — Fräulein Clara, Madame Solbring hatten ſchon alles arrangirt — und nun —!

Lenz. Günther, mit dem Sigismund muß etwas verſehen ſein. Ja, ja, auch von meiner Seite. Was es iſt, kann ich noch nicht finden — aber finden muß es ſich.

Günther (aufſpringend). Herr Commerzienrath!

Lenz. Was iſt?

Günther. Da! Der Sigismund!

Lenz. Wo?

Günther. Von Friedeborn!

Lenz. Alle Wetter! Von Friedeborn! Richtig! Nur vorsichtig! Immer discret! Mit solchen desperaten Charakteren kann man nicht vorsichtig genug umgehen. Ich vermuthe, er geht bereits in sich und sucht — Beschäftigung oder (für sich) Geld zu 50 Procent.

Fünfter Auftritt.

Sigismund. Die Vorigen.

Sigismund (kam aus dem Hause zurück. Er hat sein Portefeuille aufgeschlagen und notirt sich im Gehen). „Vorstadt Nr. 714. Anna Leuthoff" — Merkwürdig! Die andere wollte man nicht kennen. Sie hatte nur mit dem alten Rechtsverdreher allein sprechen wollen, hatte ihm nur ein Billet geschickt, er nahm sie nicht an. Anna Leuthoff — Wo hört' ich denn schon einmal diesen Namen? Vorstadt Nr. 714. Da muß ich hinaus und mir Licht verschaffen.

Lenz und Günther (rufen). Halt!

Sigismund. Guten Morgen!

Lenz. Guten Morgen, mein lieber Sohn! Bestens willkommen! Gut geschlafen die Nacht?

Sigismund. Danke, Papa!

Günther. Außer dem Hause! Und mit einem Raube auf dem Gewissen!

Lenz. Stille! Keine Vorwürfe! Gehen wir hier ins Casino, lieber Sohn, und frühstücken zusammen. Siehst du, so soll dir das jetzt alle paar Tage 'mal passiren! Du sollst deinem

alten Vater überall begegnen. Denkst du, ich könnte nicht auch Porter trinken und Austern essen?

Sigismund. Was wirst du denn nicht!

Tenz. Hier im Casino! Vortrefflicher Porter von Perkins, Barclay und Compagnie!

Sigismund (bei Seite). Wie komm' ich nur los! (Laut.) Die Cassette wieder gefüllt —?

Günther. Zurück!

Tenz. Günther! So haben Sie doch Vertrauen! Ja lieber Sohn. Hier im Casino. Parterre oder eine Treppe hoch? Wir wollen uns vortrefflich unterhalten. Plaudern wollen wir — Alles durchsprechen — (Hält ihn fest.)

Sigismund (bei Seite). Eine Treppe hoch ist das Lesezimmer, da darf nicht gesprochen, mein Herz nicht gerührt werden. (Laut.) Ja, lieber Vater, mit Vergnügen. Frühstücken wir zusammen. Eine Treppe hoch!

Tenz. Eine Treppe hoch! Vorwärts! Sehen Sie, Günther, der Fond ist immer noch gut bei ihm!

Sigismund (greift nach der Cassette). Da hören Sie, Günther! Die Fonds sind immer noch —

Günther (hält die Cassette fest). Mit Erlaubniß — Eine Treppe hoch —!

Sigismund. Wirklich, es dürfte Ihnen zu schwer sein —

Günther. Nein, nein? Bitte, bitte!

(Sie gehen ins Casino.)

Zweite Scene.

Das Lesezimmer im Casino.

Eine geschlossene Rotunde mit von oben hereinfallendem Licht. Bibliothek. Busten, Statuen von Schiller, Goethe, Lessing ꝛc. Auch eine Statue: Harpokrates, der den Finger an den Mund legt und damit Schweigen andeutet. Darunter das Wort „Taco!“ An den Wänden hängen in Masse Zeitungen in allen Formaten. Einige Tische, worauf Schreibmaterialien. Wasserkaraffen, Lampen mit grünen Schirmen (ohne zu brennen), im Hintergrunde eine Spieluhr. Glasthüren rechts und links ganz vorn. Ueber dem Eingang links vom Darsteller steht: Silence! und No spoken!

Sechster Auftritt.

Eine Anzahl Herren sitzt und liest Zeitungen. Andere arbeiten. Andere sprechen leise. Zwei Bediente in reich galonnirter Livree bedienen, indem sie entweder Zeitungen überreichen, andere einheften oder Wasser serviren. Solbring sitzt rechts mit einigen Herren und liest in großen Zeitungen. Später Sigismund und Lenz.

Solbring (hört nach einer Pause und antwortet dann mit Flüstern). Meine Herren, ich staune. Allerdings in den Bädern von Aachen habe ich den Namen gehört. Thalheim? Thalheim? (Bejahendes Nicken der Herren.) Und man sagt, dieser Schwiegersohn des Doctor Friedeborn wäre der in dieser Nacht — aufgehobene — wollt' ich sagen entflohene Beltrami? (Nicken.) Dann müßte die Begleiterin ja seine Gemahlin gewesen sein? (Gesticulation der andern.) Es ist merkwürdig, was man auf dem Casino Neues hört! (Die Herren gehen nach hinten.) (Bei Seite.)

Na, ich bin ſchön geprellt worden. Ein Deutſcher war's! Der bekannte Thalheim! Und Friedeborn's Tochter, das edle, vortreffliche Weſen ſeine — ſcheinbare Schweſter! Sie hat kein Wort von dieſem Schurkenſtreich gewußt!

Sigismund (tritt ein und ruft laut aus.) Die Times!

Alle (ſehen auf). St! St!

Solbring (bei Seite). } (Zuſammen.) Mein Schwager!
Sigismund. } Ja ſo. No spoken!

(Flüſtert.) Garçon! Die Times!

Ein Diener (geſticulirt, die Times wurde geleſen).

Sigismund (flüſtert dem bezeichneten Herrn zu). Sir! For this paper! After you! (Für ſich.) Er parlamentirt noch draußen, ob nicht auch Günther, der blos Buchhalter iſt, hier mit hereinkann und beſtellt das Frühſtück, dem ich beizuwohnen durchaus keinen Muth faſſe!

Lenz (tritt ein und ruft ganz laut): Die augsburger Allgemeine Zeitung!

Alle. St!

Lenz (bei Seite). Ja ſo, hier herrſcht pennſylvaniſches Syſtem.

Einige Herren (leiſe). Herr Lenz! (Sie erheben ſich und grüßen.)

Solbring (bei Seite). Himmel! Mein Schwiegervater! Der denkt, ich ſitze auf dem Contor und arbeite über Kalbsleder und Büffelhäute.

Sigismund (für ſich). Die Converſation wird hier nicht zu lebhaft werden. (Geht nach hinten und ſucht in den Journalen an der Wand.)

Lenz (für ſich). Wo iſt er denn? Ah da! — Ich bin lange nicht hier geweſen — Da ſitzt Hofmüller und Comp. — Rieſemeuſchel und Hartemeyer — lauter Freihändler, die von morgens bis abends Zeitungen leſen. Da lob' ich mir meinen Solbring! Der Arme iſt auch für den Fortſchritt der Zeit, ſitzt

aber jetzt zu Hause und arbeitet höchst conservativ unsere russische Correspondenz auf — Na! Sigismund soll sich schon machen. Günthern durft' ich nicht einführen. Lächerlicher Kastengeist! Auch das muß fallen, wie so vieles andere! (Geht zu Sigismund.) Also, mein Sohn? Hm? Unser Frühstück? Es wird eben draußen arrangirt. Komm!

Sigismund. Sehr angenehm — aber (als wenn er heiser wäre) eigentlich nirgends — für mich besser blos Sodawasser, Papa.

Lenz. Selbst du, das kommt davon! So wird die Constitution ruinirt. Aber — (hält sich den Mund) keine Vorwürfe!

Solbring (bei Seite). Er politisirt mit ihm über Constitutionen! Wenn mich dieser spitzbübische Thalheim an ihn verrathen hätte! Wie komm' ich nur fort! (Die Spieluhr beginnt die Cavatine aus „Robert".*) Die Spieluhr rückt auf elf an. Ist das nicht —? Richtig, der alte Friedeborn! Der will wahrscheinlich hier die neuesten Steckbriefe lesen auf seinen Schwiegersohn — „Schwiegersohn"! Auch mein Gewissen regt sich! Solbring! Solbring! Nach diesem Frühstück muß mit dir eine Aenderung eintreten —!

Siebenter Auftritt.

Friedeborn mit schwarzem Käppchen. Die Vorigen.

Friedeborn (zu einem Aufwärter flüsternd). Mein Lieber! Bringen Sie mir doch die neuesten „Nachrichten aus dem Reiche Gottes"!

Diener (geht und sucht ein kleines Blättchen).

*) Zwei oder drei Flöten und ein Fagott, hinter der Scene gespielt, bringen den Eindruck einer Flötenuhr hervor.

Lenz. Guten Morgen, Friedeborn! Was hört man Neues? Haben Sie Briefe aus Aachen?

Friedeborn. Aachen?

Lenz. Von Frau von Thalheim, die man in Aachen gesehen haben soll?

Friedeborn. Wer iſt Frau von Thalheim?

Lenz. Mann! Mann! Ihre Tochter?

Friedeborn. Ich habe keine Tochter. (Zum Aufwärter, der zwei kleinere Zeitungen bringt.) Danke! Auch gleich den „Evangeliſchen Liebesboten"? Ei! Danke, danke!

Lenz (bei Seite). Ein completer Heuchler!

Friedeborn (flüſternd). Hofräthin Menglerchen erſtaunt, Sie ſeit ein paar Tagen nicht mehr im Beſſerungsverein zu finden.

Lenz. Da iſt — (zeigt auf Sigismund) mein Beſſerungsverein!

Friedeborn. Der iſt verloren, lieber Freund! Einige ſehr rechtſchaffene Juden, die geſonnen ſind, zum chriſtlichen Glauben überzutreten und die ich zu dem Ende aus freiem Antrieb in unſern ewigen Heilswahrheiten unterrichte, verſichern mich, daß ſie ihm Kapitalien nur zu 50 Procent borgen.

Lenz. Die ſollte man nicht mit Waſſer, ſondern mit Pech und Schwefel taufen!

Friedeborn. Was meine Tochter anbelangt, ſo iſt ihre Spur gefunden. Eben war ſie bei mir.

Lenz. Antonie? Wie?

Friedeborn. Habe ſie nicht angenommen.

Lenz. Friedeborn!

Friedeborn. In der chriſtlichen Liebe zum Volke ſind wir einig, lieber Freund; in der Straftheorie hab' ich ein anderes Syſtem als Sie! (Ab in den Hintergrund.)

Tenz (für sich). Hat seine Tochter nicht angenommen! Und kann so ruhig jetzt — die Gnadenarie mit anhören?

Solbring (zieht hinter seinen Zeitungen sein Portefeuille vor breitet Briefe aus, um sich decken zu können, bei Seite). Falls er mich bemerkt, muß ich nur scheinbar zu arbeiten anfangen. „Geehrter Herr!" Das ist die Zuschrift der Pfarrerstochter — — (liest) „Unter sieben Kindern eins gefunden, das sein Dasein einem der vornehmsten und geistreichsten — wollt' ich sagen, einflußreichsten Männer dieser Stadt verdankt —"

Sigismund (kommt vor, für sich). Vielleicht schüttl' ich ihn und sein Frühstück durch eine List ab. (Flüsternd.) Papa! Hier ist der Niederländische Handelscourant. In Amsterdam wird die jährliche ostindische Auction angekündigt, 3000000 Säcke Kaffee. Die Ernte ist vortrefflich gerathen. Da sollte man einkaufen.

Tenz. Wie steht der Kaffee?

Sigismund. Mittelsorte — $^{7}/_{8}$. Man sollte, mein' ich, an van der Meulen und Comp. schreiben und ihm für uns Aufträge geben. Freilich! Van der Meulen hat lange keine Aufträge erhalten. So müßte ihm wol der Chef unsers Hauses persönlich schreiben.

Tenz (an einem Tische mit Schreibmaterialien). Das kann man ja machen, lieber Sohn! — Sieh, sieh, wie meine Nähe schon vortheilhaft auf ihn wirkt! Papier — Feder — Tinte hat man ja hier zur Hand. O, es macht sich — (Die Flötenuhr spielt die gleichfalls ganz für zwei oder drei Flöten sich eignende Cavatine der Prinzessin aus dem zweiten Acte des „Robert", zweiter Theil.)

Solbring (bei Seite). Er schreibt? Wahrscheinlich wieder nach seiner Besserungsmethode für ihn Wechsel. Das Gute daran ist, daß die Passage frei wird. Es ist 11 Uhr. (Will fort.) Aber immer besser, da kommt ja auch der saubere Baron

von Hubert. (Bückt sich und liest, um sich zu verstecken.) „Louise Eisenhardt war die Pflegebefohlene meiner verklärten Aeltern —" (Murmelt weiter.)

Lenz (setzt sich und schreibt).

Achter Auftritt.

Hubert trat schon vorher spähend ein und suchte Sigismund.
Die Vorigen.

Hubert (leise flüsternd). Sigismund! Interessante Neuigkeiten!

Sigismund (ebenso). Die interessanteste hier! Mein Vater correspondirt um einen Ankauf von Kaffee und will hernach mit uns frühstücken. Aus Furcht vor seinen Mahnungen hab' ich die Absicht, den Moment zu benutzen — Doch deine Neuigkeiten?

Hubert (leise). Beltrami ist gestern entflohen. Es ist richtig nur ein gewisser Thalheim, der seit Jahren hier und anderwärts schon mit Steckbriefen verfolgt wird, ein Schwindler erster Klasse, Schwiegersohn eines hiesigen reichen, ehemaligen Notars, Namens Friedeborn —

Sigismund. Der da drüben wohnt?

Hubert. Ein Beitrag zu den Ironieen des Zeitalters. Die Beltrami ist die verstoßene Tochter eines Mannes, der — Geschäfte in christlicher Liebe macht! Thalheim-Beltrami soll nur allein entflohen sein. Weder von deinem Vielliebchen noch von Satanellen der Zweiten hat man eine Spur —

Sigismund. Doch! Doch! Himmel! Als Taugenichtse bessern wir beide die Menschheit mehr als unser Papa, wie er nahe daran war, den Handel mit Colonialwaaren auf-

zugeben, weil der die Sklaverei befördert. Die Satanellen ſind gefunden! Vorſtadt Nr. 714. Jetzt behutſam und leiſe davon! Aber ich wette, in fünf Minuten iſt er wieder hinter uns. (Ab mit Hubert.)

Solbring (leiſe für ſich). Sie ſind fort. Elf Uhr. Mein Frühſtück iſt arrangirt. Göttlicher Claudius, der du unter allen Claſſikern mir noch der liebſte geblieben biſt, du haſt recht: Der Zug — (er geht vorſichtig hinter Lenz weg nach links, läßt aber einige Papiere liegen, die er beim Oeffnen ſeines Portefeuilles und ſcheinbarer Beſchäftigung auf dem Tiſch vergeſſen hat) des — Herzens — iſt — des — Schickſals — Stimme. (Ab.)

Lenz (ſchreibt noch eine Weile, dann ſteht er auf und ruft ganz laut, als wenn er zu Hauſe wäre): Günther! Den Brief ſiegeln! Auf die Poſt!

Alle (ſpringen auf). Wie, was iſt das?

Lenz. Ja ſo! Das hab' ich vergeſſen! Ich bin auf dem Caſino! Entſchuldigen Sie, meine Herren.

Friedeborn (flüſternd). Freundchen! Freundchen! Was ſind Sie zerſtreut! (Setzt ſich leſend, an den Tiſch rechts, wo Solbring ſaß.)

Lenz (für ſich). Wo iſt Sigismund? Ha! Wohl ſchon wieder — — geprellt!

Friedeborn (fand die Solbring'ſchen Papiere). Hören Sie doch! Saß nicht eben hier Ihr Herr Sohn? Da liegen ja allerhand Briefe. „Lenz und Söhne", „Vorſtadt Nr. 714".

Lenz. Geben Sie her! Richtig! Das hat er ſich vorhin aufgeſchrieben, wie er aus Ihrem Hauſe kam, Sie hartherziger Mann — Vorſtadt Nr. 714. Für dieſe Beſſerungscarrière muß ich eine eigene Equipage anſpannen laſſen. (Wurde wieder lauter.)

Friedeborn (im Gehen, leiſe). No spoken! No spoken! Schließen Sie ſich nicht unſern heutigen Runden an? Ich hole eben

Unterhaltung? Ei, ei, Frau von Holzendorf, ein Schälchen Suppe, gern gegeben! (Geht näher und ſieht das Service) Hoho, Silberſervice! (Sieht in die Taſſen) Was? Thee? Chocolade? Kaffee?

Königin.

Sie werden — erlauben, Majeſtät, daß wir — mit unſerm Jahrhundert fortſchreiten.

König.

Ei warum nicht? Frau von Viereck, Sie, dächt' ich, wären mit dem Jahrhundert ſchon genug fortgeſchritten! Vor dreißig Jahren bekam ich alter Knabe manchmal ein Händchen von Ihnen — (Reicht liſtig eine Hand.)

Fr. v. Viereck

(ſucht hinten die Karten zu verbergen).

Ach, dieſe Gnade, Majeſtät! — (Reicht eine Hand.)

König.

Beide, beide, Frau von Viereck!

Fr. v. Viereck (läßt hinten die Karten fallen).

König.

Was iſt denn das? Sie laſſen ja da hinten was fallen? Mein Gott, Karten! (Steht ſprachlos.) Karten? (Zur Königin) Madame, Karten! — Ein chriſtlicher Hof — und Karten! Nicht wahr, Frau von Viereck, Sie haben blos aus den Karten geweiſſagt, Sie haben ſich blos die Karte gelegt, meine Damen, Sie haben wiſſen wollen, Frau von Viereck, ob Sie noch einmal Ihren fünften Mann begraben? Wie? Doch? — Geld auf

Madame Solbring und Fräulein Clara ab. Wir kommen heute an die socialen Zustände der Michaelisvorstadt.

Lenz. Meine Vorstadt ist jetzt mein Sohn.

Aufwärter (brachte schon vorher von rechts eine Tafel, auf der zu lesen steht: „Neueste telegraphische Depeschen vom Kriegsschauplatze", und ging damit von der einen Seite nach der andern hinüber ab).

Alle (standen auf, gingen nach hinten, zogen Lorgnetten und Schreibtafeln und folgen).

Friedeborn. Auch nicht die telegraphischen Depeschen interessiren Sie?

Lenz. Meine Devise ist: Erst das Haus und dann die Welt! (Beide ab.)

(Die Musik verklingt.)

Dritte Scene.

Dreſel's Wohnung in der Vorſtadt.

Ein niedriges, freundliches Zimmer mit vier Ausgängen. Einigen Gegenſtänden der Ausſtattung kann man anſehen, daß ſie in die feine Lenz'ſche Haushaltung gehören.

Neunter Auftritt.

Dreſel mit einem Korb Champagner, den er durch die Mitte hereinträgt. Frau Dreſel.

Dreſel. Na da bin ich! Direct aus dem Lenz'ſchen Weinkeller! Aber — iſt denn das hier ein feierlicher Empfang? Wie ich's beſtellt habe? Neue Vorhänge? Elegante Decken? Hier den Tiſch in Ordnung, raſch, Meſſer und Gabeln heraus! Alles, was ich bei Commerzienraths ꝛc — geſchenkt gekriegt habe. Der Korb hier, der kommt da hinein. (Oeffnet vorn links und ſtellt den Korb hinein.)

Frau Dreſel. Aber du meine Güte! Dreſelchen? Was ſoll denn heute hier aufgeführt werden?

Dreſel. Sollte Herr Solbring kommen — ſo ſag' ihm nichts von der zweiten, von der andern Dame, die hier die Nacht geſchlafen hat. Uebrigens, das war ja polizeiwidrig. Frau! Mache mir, das ſag' ich dir, die Polizei nicht auf unſereins aufmerkſam!

Frau Dreſel. Aber, Dreſelchen, ſiehſt du, geſtern Abend, da kam die Mamſell und zog wieder auf ihr Chambregarnie. Wie wir alle ſchon zu Bette gehen wollten, klingelt's und eine ver-

ſchleierte Dame tritt herein und frägt nach Anna Leutheff. Die drinnen hat ſie kaum reden hören, ſo kommt ſie auch ſchon herausgeſprungen, umarmt ſie, ruft: Sind Sie da? und nun wird ſie ſie in ihr Zimmer führen und weiter weiß man noch nichts.

Dreſel. „Sind Sie da?“ Das Einwohneramt wird uns bei „Sind Sie da“! Hier jetzt den Tiſch gedeckt, ringsum vorläufig tiefſte geheimnißvolle Stille — Der Koch darf ſo offen aus dem Caſino nichts hierherſchicken. Trüffelpaſteten würden für die proletäriſchen Zuſtände auffallen. Aber an Vater Friedebornſtraßenecke erwart' ich ſeinen Burſchen und trage das Frühſtück ſelbſt hier herauf. Alte! Vielleicht bekommſt du nun bald auf einer geheimen Villa einen Ruheposten als verſchwiegene Burgverſchließerin, ehrwürdiger alter Caſtellan du! (Ab durch die Mitte.)

Zehnter Auftritt.

Frau Dreſel. Dann Anna.

Frau Dreſel. Ich verſtehe ja aber kein Wort. Herr Solbring kommt heute? Zum Frühſtück? Mit wem denn? (Sie holt aus einem Schrank feines Tiſchzeug und fängt an zu decken.)

Anna (ſieht aus der zweiten hintern Thür links). Liebe Frau, iſt ſchon Mittagszeit, daß Sie decken?

Frau Dreſel. Nein! Herr Solbring will mit Ihnen frühſtücken.

Anna. Wer? Mit mir?

Frau Dreſel. Freilich! Herr Solbring! Aber er wird ſich wundern, zwei Damen ſtatt einer zu finden. Da hören Sie! Er kommt wol ſchon?

Anna. Iſt es Herr Solbring, ſo ſagen Sie ihm nichts

von meiner Freundin. Verſtehen Sie! Wenn er aber nach mir verlangt, ſo rufen Sie mich! (Tritt zurück.)

(Draußen hörte man ſchon Sigismund's und Hubert's Stimmen.)

Elfter Auftritt.

Sigismund. Hubert. Frau Dreſel.

Sigismund (im Eintreten). Beſter Freund, zur Enthüllung über deine Briefe iſt noch nicht die rechte — Ha, wie iſt denn aber das? Hier iſt's bei Dreſeln? (Sieht an der Thür draußen ein Schild.) Guten Tag, Frau! Sind Sie die Frau von dem ſchlechten Kerl, der bei meinem Vater dient?

Frau Dreſel (bei Seite). Herr Gott, wer iſt denn das? Es iſt doch nichts vorgefallen?

Hubert. Sie denkt, wir kommen von der Polizei.

Sigismund. Sieh! Sieh! Was unſer Herr Dreſel für ſchönes Silberzeug hat! Und die feinen Servietten und Tiſchtücher ... Richtig. J. L. — Jakob Lenz! Das iſt alſo das communiſtiſche Viertel.

Frau Dreſel (bei Seite). Aber — wer ſind denn die Herren?

Sigismund. Und Chambregarnie wird hier vermiethet? An Damen, die ſich als Lehrerinnen der italieniſchen Sprache und Muſik in Friedeborn's Beſchäftigungsanſtalt ankündigen? Wo ſind ſie denn die Holdeſten? Ich habe Luſt, bei ihnen Unterricht zu nehmen. Sagen Sie nur, Herr Sigismund Lenz und Herr von Hubert wären da.

Frau Dreſel. Wie? Wer? Herr Sigismund — Lenz — Sie ſind — der junge Herr, der aus Amerika zurückgekommen iſt! — Na, das wird ja dem Dreſel eine Ehre ſein —

Aber in dem Augenblick — eben, eben — kommt jemand die Treppe herauf. Wenn Sie uns lieber ein andermal die Ehre geben wollten — Sind Sie der junge Herr, der jetzt so lustig leben soll! (Man hört Lenzens Stimme.)

Sigismund (horcht). Hubert! Donnerwetter! Schon wieder mein Vater?

Hubert. Der jagt uns, daß wir den Athem verlieren —

Sigismund. Hier herein! Da ist ein Thaler, Frau! Sagen Sie unter keiner Bedingung, daß Lenz junior hier ist. Verstanden? (Beide ab durch die vordere Seitenthür links.)

Zwölfter Auftritt.

Lenz. Frau Dreſel.

Lenz (aufgeregt mit dem Briefe). Wo ist sie? Die Edle! Die Vortreffliche! Die diesen Brief schreiben konnte! Diesen Brief aus Vorstadt Nr. 714 an einen Menschen, der kein anderer Mensch sein kann, als — mein Sohn?!

Frau Dreſel. Herr Commerzienrath! Herr du meine Güte! Sie sind's!

Lenz. Der Brief hatte kein Couvert! Der Brief hier, der auf dem Casino liegen blieb, ist an Sigismund! Weib, Weib, so steckt Sie mit meinem Sohn unter einer Decke? Räuber und Mörder! Was sehe ich, Silberzeug? Krystall? O, das ist mir ja längst bekannt, daß ihr Spitzbuben seid. Aber wen hör' ich da draußen? Das ist ja Solbring! Was will denn dieser vortreffliche Mensch hier? Will er die Fußtapfen seines unglücklichen Schwagers verfolgen, um ihn auch — zu bessern?

Frau Dreſel. Ach, Herr Commerzienrath!

Lenz. Was hat Sie? Sie iſt alſo die Dreſeln! Das iſt ja eine von Grund aus verwahrloſte Geſchichte mit euch allen! Anna Lentboff! Wo iſt das herrliche Mädchen, das dieſen Brief an unſern Sigismund geſchrieben hat — Ja! Es kann nur Sigismund ſein, der damals ſchon — Gott im Himmel, iſt's denn nur glaublich?! . . . (Horcht.) Ja, Selbring iſt's. Der brave Menſch ſoll noch nichts erfahren! Wenn Sie ein Wort hier verliert, daß ich da drinnen ſtecke, ich, der alte Lenz, ſo ſoll Sie noch extra an mich denken. In meinem Hauſe geht etwas vor, wovon ich keine Ahnung hatte, ſolange ich mich um die Schurkerei der ganzen Welt bekümmerte! (Geht nach rechts.)

Frau Dreſel. Das wird unſer Untergang! Nun ſoll ich nicht 'mal was ſagen!

Sigismund (öffnet die Thür). Was iſt denn das? Ein Brief an mich? Von Anna Lentboff?

Dreizehnter Auftritt.

Selbring. Dreſel wieder mit einem großen Korbe. Die Vorigen.

Selbring. Ha! Ha! Ha! Dreſel! Dreſel! Du ſchleppſt ja wie ein Pudel ſeinen Knochen, wenn er aus Appetit alle Augenblicke 'mal ſtill hält und pränumerando dran ſchnuppert! Guten Tag, Dreſeln! Schon gedeckt? Die Dame unterrichtet? Alles in Ordnung? Doch endlich einmal wieder ein freier poetiſcher Augenblick! Momente, die vielleicht auf immer für mich verloren ſein werden!

Dreſel (für ſich). Daß es zwei ſind, weiß er noch gar nicht — ich kenne darin ſeinen Geſchmack nicht.

Selbring. Da drüben wohnt ſie? Nicht wahr? Jetzt ſagen

Sie ihr, ich wäre da und wünſchte mich mit ihr über gewiſſe Tracaſſerieen zu verſtändigen.

Dreſel (klopft an Anna's Thür). Fräulein! Fräulein! Herr Solbring erſucht Sie jetzt —

Lenz (an ſeiner Thür, bei Seite). Ja aber, was will denn eigentlich hier der Solbring? (Macht zu.)

Sigismund (an ſeiner Thür, bei Seite). Die Mitglieder der Erſten und Zweiten Kammer vereinigen ſich zu einer gemeinſchaftlichen Sitzung. (Macht wieder zu.).

Dreſel. Mit wem ſpricht ſie denn?

Frau Dreſel (bei Seite in äußerſter Angſt). Dreſel, komm, komm! Ich muß dir was ſagen. (Zieht ihn fort.)

Dreſel (als wollte er vertraulich ſein). Alte! Ich bitte dich, nur das nicht!

(Ab mit Frau Dreſel.)

Vierzehnter Auftritt.

Anna tritt ein. Solbring. Nebenan Lenz, Sigismund, Hubert.

Solbring (bei Seite). Himmel! Welche blendende Erſcheinung!

Anna. Herr Solbring, Sie kamen nicht allein?

Solbring. Ich bin allein, mein Fräulein — (Bei Seite.) Bezaubernd!

Anna. Ich hörte reden —

Solbring. Mein Diener war es und Ihre Wirthin, liebes Fräulein. In der That, Sie erſcheinen mir, wie Hamlet's Geiſt, in ſo fragwürdiger Geſtalt —

Anna. Herr Solbring — die dreißig Dukaten, die Sie mir ſchickten —

Solbring. Reden wir doch davon nicht! Sagen Sie mir ums Himmels willen, was iſt das mit Marcheſe Beltrami? Er heißt ja Thalheim. Hätt' ich ahnen können, daß ich Sie durch die Hofräthin Menglerchen in ein ſolches Haus empfahl! Aber es ſcheint Ihnen dort gefallen zu haben? Setzen wir uns doch, meine Liebe!

Anna. Herr Solbring!

Solbring. Wahrſcheinlich iſt Thalheim nach Homburg. Warum ſind Sie denn nicht mit? Bitte, ſetzen Sie ſich! In Homburg würden Sie ſich an eine noch unbefangenere Auffaſſung des Lebens gewöhnt haben, als Sie ſchon im Hôtel de Rome am grünen Tiſch des ſogenannten Marcheſe zeigten. Zum Henker, Beltrami hätte mir bei alledem die Wahrheit ſagen ſollen. Dieſer Erzlügner! Antonie war ja ſeine Frau! Bei alledem, um zwei ſo liebenswürdige Erſcheinungen, wie Sie und Antonie, wäre mir's, um ihn vor Verlegenheiten zu ſichern, auf ein paar Dukaten mehr oder weniger nicht angekommen.

Lenz
Sigismund } (bei Seite). Wie?

Solbring. Sagten Sie etwas?

Anna. Herr Solbring! Ich weiß nicht, wovon Sie ſprechen. Einige Freunde meiner Familie verwieſen mich an eine Hofräthin Menglerchen. Dieſe Dame empfahl mich auf Ihre Veranlaſſung in jenes Haus, das Sie ſelbſt vollkommen gekannt zu haben ſcheinen. Täglich hofft' ich Ihnen dort zu begegnen. Vielleicht kamen Sie auch zum Beſuch, kamen aber nur mit böſem Gewiſſen, bei Nacht, im Dunkel, oder der unglückliche Thalheim verhinderte unſere Begegnung. Nach der Kataſtrophe, welche geſtern über ihn hereinbrach, hör' ich, daß Sie mich endlich zu ſprechen wünſchen. Wohlan! Ich ergreife die Gelegen-

heit, Sie aufs neue an jenen Gegenſtand zu erinnern, über den ich Ihnen ſchreiben mußte.

Lenz } (bei Seite). Wem? Ihm?
Sigismund } Hört! Hört!

Solbring. Was kommen Sie nur ewig auf dieſe ſchmerzlichen Verhältniſſe zurück!

Anna. Weil Sie die lebendige Erinnerung derſelben, ſtatt ſie zu verbannen, vor Augen haben ſollten! Weil Sie, in Glück und Glanz lebend, ein Menſchendaſein verkümmern laſſen, das, ohnehin mit Schimpf in die Welt tretend, allein nur auf einen Vater angewieſen ſein mußte, der die Mittel beſaß, wenigſtens ſeinem Sohn eine Ausbildung zu geben, die ihn und andere den Makel ſeiner Geburt vergeſſen ließ.

Solbring. Aufrichtig verſpreche ich Ihnen, ich will nachholen, was ich an meinem Sohne verſäumte.

Lenz (öffnet). Seinem Sohne —

Sigismund (öffnet). Ein Großvater wundert ſich!

Solbring (bei Seite). Dreſel belauſcht uns wol? Sie bezaubert mich! (Rückt ihr näher.) Fräulein! Der holde Ton Ihrer Stimme, ein gewiſſes Etwas in Ihrem liebenswürdigen Weſen — Sie haben ſo viel, ſo viel, was mich an Luiſen erinnert —

Lenz } (bei Seite). Luiſen?
Sigismund }

Anna. An Luiſe erinnert Sie, daß auch ich einſam ſtehe, wie die arme Mutter Ihres Sohnes. Weil auch ich rath- und hülflos in die große Welt trete, wie einſt jene unglückliche Luiſe Eiſenhardt, die Tochter eines herrſchaftlichen kleinen Beamten, der auf dem Lande in der Nähe meiner Aeltern gelebt hatte. Muß ich Sie erinnern, Herr Solbring, daß Sie einſt die Liebe dieſes armen ſchutzloſen Mädchens gewannen, ihr die Rechte gaben, zu glauben, daß ſie einſt nur Ihnen angehören ſollte?

Die Entdeckung mag Sie überrascht haben, daß auf Ihnen die Augen der Tochter Ihres Principals mit Theilnahme ruhten. Natürlich opferten Sie ein Mädchen, das — schon ein Opfer Ihrer Leidenschaft geworden war —!

Solbring (zieht sein Taschentuch). Mein Fräulein, ich bitte, Sie wecken mir Erinnerungen —

Anna. Noch mehr! Um das großartige Glück, das Ihnen beschieden war, nicht zu stören, verließ Luise die Stadt, zog sich in die stille Gegend auf dem Lande zurück, wo sie mit ihren Aeltern gelebt hatte; ja, sie that alles, alles! Um Ihnen jede Reue zu ersparen, that sie Ihnen den Gefallen und — starb.

Solbring (nicht ohne Rührung). Lassen Sie! Ich bitte — das Leben ist düster — grausam — ach! Besser ein Verhang darüber!

Anna. Es waren meine Aeltern, zu denen die unglückliche Luise Eisenhardt kam, sie kam elend; denn ach, sie hatte — geliebt und — vertraut! Ein Kind war ich damals, aber ich sehe sie noch vor mir, die junge Mutter — bleich und lächelnd — — einige Wochen nach der Geburt starb sie. Gern hätten wir die Sorge für den armen Knaben übernommen, da kam eine Frau und holte in Ihrem Auftrage das Kind ab. Inzwischen waren Sie der Sohn eines Millionärs geworden, Sie wollten Ihr Kind erziehen lassen, was konnten wir anders thun, als es hingeben voll Vertrauen? Sechs Jahre verflossen. Meine Aeltern starben. Ich komme in die Stadt, um für mich und mein noch auf dem Lande lebendes Schwesterchen die Mittel zu suchen, uns für die Prüfungen des Lebens vorzubereiten. Ich entsinne mich auf Bekannte meiner Aeltern, entsinne mich des Namens der Frau, die einst Ihr Kind abholte. Ich suche auch diese auf. Was entdeck' ich? Der Schwiegersohn eines Millionärs, der glückliche, im Reichthum schwelgende, weltbekannte

den Tischen — (Schlägt die Hände zusammen.) Sie haben gespielt! gespielt! An meinem Hofe gespielt! Karten gespielt! (Es klopft rechts. Die Spannung steigert sich.) Wer klopft da?

Königin (bei Seite).

Ich bin verloren. (Es klopft wieder leise.)

König.

Erwarten Sie noch mehr Besuch? Herein! — (Geht selbst und öffnet.)

Vierter Auftritt.

Wilhelmine (weiß verschleiert tritt behutsam herein). Die Vorigen.

König.

Eine verschleierte Dame? So geheimnißvoll die Besuche, die hier empfangen werden? (Hebt den Schleier ab.) Was? Wilhelmine!

P. Wilhelmine (stürzt ihm zu Füßen).

Vater, Vergebung!

König.

Ein Einbruch in die Staatsgefängnisse! Ein Attentat auf meinen allerhöchsten Willen!

P. Wilhelmine (sich erhebend bei Seite).

Mein Himmel, da bin ich schön angekommen. (Es klopft jetzt links.)

Herr Solbring läßt ſein Kind eines ſittlichen und geiſtigen Todes ſterben, läßt es aufwachſen in einem Hauſe voll Dieberei und Verworfenheit. Der arme Knabe trägt die ſchönen Züge ſeiner Mutter und dennoch dulden Sie, Sie, ein Mann von Bildung, ein Verwandter guter, ſich um die Menſchheit mühender Seelen, daß dieſe edeln, an ein armes verklärtes Opfer der Liebe Sie mahnenden Spuren der Vergangenheit — verwildern durften. Schande, Schande über Sie, Herr Solbring. (Steht auf.)

Solbring. Sie haben recht — Wohl, wohl — ich verdiene es; aber (bei Seite) — mein Himmel, das Leben iſt ja nur für — die Lebenden! (Laut.) Ich verſichere Sie, meine Erinnerungen ſind mir eine heilige Stätte — Bitte! Bleiben Sie! Reichen Sie — Ihre Hand zur Verſöhnung —

Anna. Für das, was ſich für mich ziemte, Ihnen zu ſagen, bin ich zu Ende. Laſſen Sie das Uebrige noch von einer andern Erfahrung hinzufügen. (Die Thüre links öffnet ſich.)

Solbring. Ha! Antonie! (Für ſich.) Kommt denn hier alles zuſammen, um mich zu verderben?

Sigismund (bei Seite, ſchon ernſt geworden). Die Biographie wird vollſtändig!

Funfzehnter Auftritt.

Antonie. Die Vorigen.

Antonie. Herr Solbring, Sie erſtaunen, daß mein Gemahl nicht die Talente beſaß, die Grundſätze dieſes jungen Mädchens, in welchem Sie mir eine Freundin zugeführt haben, in vierzehn Tagen umzuändern. Thalheim konnte auch mich zu dem

Bibl. Univers. Lips.

nicht ſchaffen, was er in mir zu beſitzen bemüht war — am wenigſten — zu ſeiner Schweſter —!

Solbring (bei Seite, ſchlägt ſich an die Stirn). Staatsmann! Staatsmann! (Laut.) Wo iſt der — bemitleidenswerthe Thalheim?

Antonie. Entflohen! Könnt' er ſeinem Gewiſſen entfliehen!

Solbring. Und Ihr Herr Vater? Der Herr Notar Friedeborn?

Antonie. Er verſtößt mich.

Solbring. Das iſt geradezu empörend! Das iſt grauſam! Hier muß gehandelt, Misverſtändniſſe müſſen berichtigt werden. Meine Damen, ich verhehle Ihnen meinen Charakter nicht. Es würde vergeblich ſein, ihn beſchönigen zu wollen. Ich bin nicht immer bedacht geweſen, vor einer ſtrengen Kritik im günſtigſten Lichte zu erſcheinen. Aber ich habe — wirklich, ich habe ein gutes Herz! Glauben Sie mir, ich habe ein Herz. Ich beſitze weder das, was Ihnen an mir gefühllos erſcheint, noch kenne ich den Geiz. Ich verſichere Sie, was irgend geſchehen kann, um Ihre Lage zu beſſern —

Anna
Antonie (zugleich). Herr Solbring —

Solbring. Mehr noch! Mehr noch! Auch mich ſollen Sie beſſern!

Anna
Antonie (zugleich). Herr Solbring!

Solbring. Warum nicht? Ich verſichere Sie, in meinem Hauſe herrſcht eine Confuſion, in meinem Leben ein Mangel an Häuslichkeit, in meinem Gemüth eine Sehnſucht nach idylliſchem Glück, ich verſichere Sie, es ſind Elemente von — von Poeſie in mir. Sie ſind arme, ausgeſtoßene, ſchutzloſe Weſen — (Zieht ſie zum Sitzen nieder.)

Anna
Antonie } (zugleich). Herr Solbring —

Solbring. Es muß für Sie beide geſorgt werden! Wahrhaftig für Sie beide! Sie ſind verlaſſen. Wohlan! Sie lieben die Einſamkeit. Wie wär' es — ja, ja, ich hab' es — das wird gehen. Durch dritte Hand miethete ich vor den Thoren eine Villa; Fräulein Anna, beziehen Sie dieſe Villa! Meinen Leberecht, für den Sie ſich bereits ſo lebhaft intereſſiren, geb' ich in Ihre Erziehung. Das Haus iſt allerliebſt, ein ſchöner Garten daran, mit einem Thor, das hinten ins Freie geht. Ein Schlüſſel würde mir Gelegenheit geben, dann und wann mich nach den Fortſchritten meines Sohnes zu erkundigen, und wenn in der That Doctor Friedeborn ſo grauſam ſein ſollte, Sie nicht anerkennen zu wollen, ſo ziehen Sie, liebe Frau von Thalheim, ziehen Sie — in der That! zu Ihrer Freundin. Wollen Sie? Ich bitte Sie! Nehmen Sie von mir dies uneigennützige Anerbieten an!

Antonie
Anna } (zugleich). Wie könnten wir —?

Solbring. Aber warum denn nicht? Prächtig! Sie erziehen mir beide meinen — Leberecht! Sie wohnen in jener Villa — ich — ich komme abends, um — nichts anderes, als um — mir Leberecht's Schreibhefte zeigen zu laſſen —. Wir plaudern beim Thee über — Erziehungsmethoden — kurz, ich verſichere Sie, ich befinde mich auf der Höhe einer philoſophiſchen Auffaſſung unſers Lebens, der zufolge man ſich vollkommen denken kann, wie ein gemeinſchaftliches Band drei vernünftige Weſen freundſchaftlichſt umfängt und man dabei — ſetzen Sie ſich doch — immer mehr zu der höhern Gewißheit gelangt —

Sigismund (kommt heraus, ſeine äußerſte Entrüſtung noch bekämpfend). Daß wir ja ganz kapitale, nichtswürdige Heuchler ſind!

Hubert (mit dem Korb Champagner). Bei Ihren philoſophiſchen Rendezvous, Herr Solbring, hier — der Champagner dazu!

Solbring, Antonie, Anna (zugleich). Was iſt das? Himmel!

Lenz (tritt ein, ruhig, aber entſetzt). Erſchrecken Sie nicht, meine — Damen —

Solbring (vernichtet). Mein — Schwiegervater!

Lenz. Ja, ich bin — der unglückliche Vater der ſchwungloſen und unpoetiſchen Frau dieſes Mannes! Bleiben Sie! Bleiben Sie! Dies ſind noch — Thränen des — Zorns, die ich weine, nicht Thränen, die — Ihres Herzens würdig ſind. Und Sie Antonie? Antonie Friedeborn?

Solbring. Ein Misverſtändniß —

Sigismund. Die Berichtigung ein andermal — Es kommen noch mehr Gäſte — ich höre Stimmen; eine ganze Geſellſchaft — (Die Thür öffnet ſich.)

Hubert. Es iſt die Beſſerungscommiſſion!

Solbring, Lenz, Sigismund. Himmel! Auch das noch! Willkommen! Willkommen!

Sechzehnter Auftritt.

Friedeborn. Hofräthin Menglerchen mit blauer Brille. Zwei Damen. Sabina. Zwei oder drei Herren im Frack mit gelben Blechbüchſen und großen Büchern. Die Vorigen.

Friedeborn (unter der Thür). In die Wohnungen der Armuth tretend, wo Milde und Barmherzigkeit — (unterbricht ſeinen ſalbungsvollen Ton.) Ei, ei! Was iſt denn hier im Werke?

Antonie. Ha! Mein — Vater!

Sabina. Solbring! Du hier?

Antonie (ſtürzt Friedeborn zu Füßen). Vater!

Friedeborn. Wer? Was? Hinweg von mir!

Lenz. Doctor! Nehmen Sie Ihr Kind auf! Sie wiſſen nicht, welche Schätze Sie an ihm beſitzen. Aber nicht zu wiſſen, was man an ſeinem Buſen hegte, nicht zu wiſſen, was man aus dem Pfuhl der Sünde —

Sabina } (zugleich). Sigismund! O mein Gott! Bruder!
Hubert } (bei Seite, mit Ernſt). Gott ſei Dank, wenigſtens die jüngere Schweſter nicht zugegen.

Sigismund. Ja, ich, ich, liebe Schweſter! Ich bin es, den der Vater hier überraſchen mußte! O ſtehen Sie doch auf, Frau von Thalheim! Doctor Friedeborn iſt nur hier, um pauperiſtiſche Studien zu treiben. Meine Herrſchaften! Was ſuchen Sie hier? Alles, nur das nicht, was Sie finden und — doch vielleicht nicht verſtehen. Ich, ich will Ihnen ſagen, was der Schärfe Ihrer Augen entgeht! Sie finden haha! die Lüge! Die Lüge, humoriſtiſch geneckt von den Launen der Wahrheit. Schweſter! Du liebſt den Dämmerſchein, das Anonyme! (Hubert's und Sabinen's Blicke begegnen ſich erſchreckend.) Sieh um dich! (Er ſetzt ſich halb auf den Tiſch und zieht ſein Cigarrenetui.) Dein verlorener, unglücklicher Bruder nur iſt es, der hier nichts taugt. Vater, nur ich bin es, der

hier nichts taugt. Selbring, edelſter aller Schwiegerſöhne, Ihre Gewiſſenhaftigkeit ſuchte hier nur den Leichtſinn — Ihres Schwagers auf. Wir, wir ſind die Ausgeſtoßenen, deren Stirn das offene Zeichen trägt! Uns beſſert! Uns — —! Und da ſich die Gelegenheit gerade fügt, ſo hört noch dies! Ja, es ziehen lichte Weihnachtsengel über die Erde und tragen die weiße Fahne der Liebe und Barmherzigkeit. Ich kenne ſie, die treuen, edeln Herzen, die ſich dem Volke widmen. Sie bringen Ströme von Gold und von Zeit, Ströme von Liebe und von Güte. Ich kenne Tauſende, die euch zu Bevollmächtigten ihres guten Herzens machten, als ſie ihr Scherflein in eure Büchſen warfen mit einem Blick gen Himmel, daß der da oben es hundertfältig ſegnen möge! Aber — Werdet ihr nicht beſſer, kann die Welt nicht beſſer werden. Seid ihr nicht edel, kann das Volk nicht euerm Beiſpiel folgen. Die Vorſtadt taugt nichts, weil die Stadt nichts taugt. Das Volk taugt nichts, (Selbring fixirend) weil wir ihm unſere Schäden nur zu flicken geben, unſere Sünden ihm nur zuzudecken — —! Und ſomit erſuche ich die ehrenwerthe Commiſſion, dieſe Hütte ein andermal zu beſuchen, wenn ich mir mit meinem Freunde Hubert hier keine Rendezvous gebe und edle, vortreffliche Frauen, die hier aus Armuth wohnen müſſen, durch unſere, bitte um Vergebung, Keckheit beläſtigen. Der Champagner war nur für uns beſtimmt.

Sabina. } Sigismund!
Anna. } Kommen Sie, Freundin.
Antonie } (folgt). Vater —! (Beide, erſchreckend über den falſchen Schein ihrer Situation, eilen an ihr Zimmer.)

Tenz (bei Seite zu Sigismund). Du willſt deinen Schwager retten? Die Ehre ſeines Namens vor ſeiner Gattin ſchonen? Das iſt edel! Und doch biſt auch du, ſeh' ich, verloren! Si-

gismund! Folge deiner Bahn! Ich gehe die meinige! (Ab. Alle außer Sigismund, Anna und Hubert, folgen.)

Hubert. Freund, du haſt die Ehre deiner Schweſter gerettet. Aber wie ſühnſt du, was du an dieſem Mädchen verbrochen haſt, ihr Ruf iſt auf immer vernichtet — (Auf Anna.)

Anna (ſtand noch an der Thür. Sie flieht in ihr Zimmer).

Sigismund (eilt ihr nach). Hubert, durch die Liebe will ich es ſühnen! Engel! Bleibe!

Hubert. Freund! Ich vergeſſe alles, was mich ſelbſt bekümmert und beſchäftigt! Ja, du biſt in Wahrheit ein Sohn, der ſeine Familie erzieht! Ich will deinem Vater nach und ihm die Beruhigung geben, die das Ende deiner Rolle vorbereitet. (Ab.)

Sigismund. Allein — mit dem zündenden Blitzſtrahl, der in meine Seele fällt! Dieſe Freude errungen durch ſolchen Schmerz! Dies Glück aus ſolcher Verzweiflung! — Anna! Siehe! Ich werfe mich vor dir in den Staub dieſer Schwelle. Anna, tapferer Paladin der Liebe und der Wahrheit! O du thuſt recht! (Er rüttelt an der Thür.) Scheide mich ab von deinem Paradieſe, Bote des Lichts! Verpeſtet iſt die Luft. Aber, ſo gewiß meine Seele von den guten Geiſtern des Lichts abſtammt, ſo gewiß ich das nicht bin, was ich ſcheine, ſo gewiß werd' ich nur dich zur Königin meines Lebens erheben, nur dich lieben, dich nur mein Weib nennen! Die Blume muß von der Sonne leben, von ihr allein blüht ſie, von ihr allein hat ſie Farbe, Duft, Daſein!

Siebzehnter Auftritt.

Ein Knabe mit Schulmappe und Tafel und einigen Blumen in der Hand. Sigismund.

Sigismund. Ein Kind! Zeuge du für mich! Rede du für mich! Wie heißt du?

Knabe. Leberecht, Herr!

Sigismund. Wer iſt dein Vater?

Leberecht. Ich habe keinen —

Sigismund. Deine Mutter?

Leberecht. Die iſt todt.

Sigismund. Du, du das arme Opfer? Wem bringſt du dieſe Blumen?

Leberecht. Tante Anna!

Sigismund. O, ſage — der Mutter! Sage deiner Mutter Anna! Und wenn ſie dich frägt, wer mit dir geſprochen hat, wenn ſie dich frägt, wer dich geküßt hat, wenn ſie dich frägt, wer ſie grüßen läßt, Knabe, dann ſprich: Es war dein Freund! Dein Erzieher! Dein Vater! Denn der will Ich von dieſer Stunde an ſein, ſo wahr mir Gott helfe! (Er küßt den Knaben und hält ihn empor.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Vierzehn Tage ſpäter.

Erſte Scene.

Das Arbeitscontor des Commerzienraths wie im zweiten Act. Abenddämmerung. Auf dem Tiſche am Pult ſteht ein Zuckerhut umwunden mit Blumen.

Erſter Auftritt.

Tenz ſchreibend am Arbeitsbureau. Günther neben ihm mit Papieren, im Frack und mit weißer Halsbinde.

Günther. Aber Herr Commerzienrath, hören Sie doch nun endlich auf! Es iſt bald acht Uhr — Sie verderben ſich Ihre Augen und Licht ſollte eigentlich heute nur — ha, ha — Sie wiſſen ſchon.

Tenz. Gleich, gleich, Günther! — Der alte van der Meulen hat verbindlich geantwortet — ich wollte ihm nur noch darüber meine Freude zu erkennen geben.

Günther (bei Seite.) Ganz vertieft jetzt in die Geschäfte! Man muß ihn erst erinnern, daß heute sein Geburtstag ist und die jungen Leute ein Fest arrangirt haben mit lebenden Bildern.

Lenz. Es wird finster. Es ist wahr, Günther. Meine Augen sind nicht mehr die besten. Schlag acht Uhr hat aber doch Dresel die Ordre, sollt' er die Lampen bringen und er kennt die Bedingung, unter welcher wir uns nur aus Rücksicht auf seine Kinder noch länger mit dem abscheulichen Menschen befassen wollen.

Günther. Eben schlägt es acht. (Eine Stutzuhr nebenan schlägt acht.)

Lenz (zählt am Pult stehend, die Schläge nach). Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht!

Zweiter Auftritt.

Dresel bringt auf den Schlag acht eine große Astrallampe, die er auf den Tisch links und eine grüne Arbeitslampe, die er rechts stellt. Er trägt nicht mehr seine Perrüke, sondern sieht lahlköpfig und sehr demüthig aus. Die Vorigen.

Günther (bei Seite). Der ist pünktlich geworden! (Laut.) Herr Commerzienrath, da sind die Lampen!

Lenz (schreibend). Sein Glück! Der dritte Verstoß gegen den Contract bringt ihn aus dem Hause. Einen rothen Strich hat er schon.

Dresel. Herr Commerzienrath, wie die Lämmer, wenn sie zur Schlachtbank müssen.

König.

Klopft es nicht ſchon wieder? (Es klopft ſtärker.) Iſt dieſes Haus behext?

P. Wilhelmine (bei Seite).

Wo bin ich hingerathen?

König.

So bin ich alſo dem Ausbruch der Verſchwörung noch glücklich zuvorgekommen! (Es klopft ſtärker.) Wer iſt an jener Thür? Sie antworten nicht? Nun, ſo werd' ich ſelber öffnen.

Königin (tritt ihm entgegen).

Sie werden nicht.

König.

Sie wollen mich verhindern, die Feinde der Krone kennen zu lernen? Ich werde öffnen.

Königin.

Nimmermehr!

König.

Sie bieten mir Trotz? Sie widerſetzen ſich dem König?

Königin.

Ich thu's. Ich fühle die Kraft in mir. Meine Damen, hören Sie, weßhalb ich Sie einlud, heute in dieſen Zimmern, heute bei Ihrer Königin zu erſcheinen. Ja, Sire, der Zweck dieſer Stunde war, die Fäden Ihrer Politik durch zwei Hände zu zerreißen, welche beſtimmt ſind, vereint durch's Leben zu gehen.

Lenz. Schweig' Er! (Schreibend.) Wenn man ſolche Frevel geſehen hat, wie ich ſie in Seiner (für ſich) Mordhöhle erleben mußte —

Günther (für ſich). Vor vierzehn Tagen müſſen Dinge vorgefallen ſein, aus denen kein Menſch klug werden kann.

Lenz. Indigo iſt in Liverpool aufgeſchlagen; eine mit der Ueberlandpoſt gemachte directe Beſtellung in Bombay brächte uns vielleicht noch die alten Preiſe. Ich ſchrieb über Trieſt — Leider iſt die Poſtexpedition ſchon geſchloſſen.

Dreſel (für ſich). Er wird mich doch nicht noch auf den Bahnhof ſchicken?

Günther. Das Perſonal wird ſchon entlaſſen ſein. Wie kommen die Briefe noch in den Bahnhof?

Lenz. Dreſel ſoll ſie hinaustragen!

Dreſel. Herr Commerzienrath, der Bahnhof iſt eine halbe Meile von hier. Leicht möglich, daß ich auch heute noch bei den lebenden Bildern einen neapolitaniſchen Pescatore vorſtellen muß.

Lenz. Pescatore? (Dreht ſich um und ſieht ihn durchbohrend an.)

Dreſel (verliert die Contenance). Sind die Briefe fertig, Herr Commerzienrath?

Lenz (ſiegelt). Am Bahnhof draußen liegt der Apolloſaal. Da konnte der üppige Menſch des Abends heimlich um elf Uhr hinausſchleichen und bis vier Uhr morgens tanzen, daß man nicht wußte, was er in den Gliedern hatte, wenn er ſeine Dienſtpflichten erfüllen ſollte.

Dreſel. Herr Commerzienrath haben ja ſelbſt im Apolloſaal den großen Bedientenball geben wollen.

Lenz. Weil ich Thor mir einbildete, daß die Menſchen eures Schlags nur erſt auf uns warteten, bis ihr euch erlaubt, Vergnügen zu ſuchen! Ha! Ich habe wol geſehen, jede Creatur ſtrebt von ſelbſt nach dem Licht und findet Freu-

den und Erholungen und Glückſeligkeiten in Dingen, von denen wir, die wir vom Glück bevorzugt heißen, kaum eine Ahnung haben? Was ſoll der Zuckerhut?

Günther. Er wurde von einer Deputation gebracht, die ihren Dank bezeigen wollte, daß Herr Commerzienrath nicht unſere Fabrik in Neubrunnen wollen eingehen laſſen.

Lenz. Die Gerechtigkeit zwingt mich, einzugeſtehen, daß mich dieſe Aufmerkſamkeit beſchämt. War ich nicht nahe daran, in Neubrunnen eine Verbrechercolonie oder dem Aehnliches zu gründen, eine That, durch die man den Pauperismus, ſtatt ihm abzuhelfen, nur zu einem gleichſam anerkannten geſellſchaftlichen Schaden erhebt, wo ewig gequackſalbert wird, ohne daß man das Rechte trifft. Wohlthun iſt unſere Pflicht, auch die Vereine wirken Gutes, aber ich habe mich überzeugt, wir doctorn und curiren an den Schäden herum, deren wahrer Sitz tiefer liegt, tiefer, als unſere Phraſenmacherei begreifen will.

Günther (für ſich). Das alles hat der Kummer über den ungerathenen Sohn zu Wege gebracht?

Lenz (hat nun geſiegelt). Hier iſt die trieſter Correſpondenz! Alſo jetzt Feierabend! — Und nun, was hört man denn Neues, Günther? Von der braven Anna Leuthoff? Von unſerer guten Antonie Thalheim? Von Sigismund? Von allen Wendungen, Wandelungen, Wechſeln des Schickſals? Sind keine Briefe von Sigismund durch Hubert gekommen? — (Zu Dreſeln.) Warum geht Er denn nicht? Was horcht Er denn auf?

Dreſel. Ich bin neugierig, Herr Commerzienrath — ich meine auf alles Gute und Edle.

Lenz. Will Er den zweiten rothen Strich?

Dreſel (ſeufzend ab).

Günther. Seit vierzehn Tagen ſcheint der recht curirt,

Herr Commerzienrath! Ja! Nun aber Feierabend. (Ordnet alles am Tiſch.) Man hört ſchon die Wagen anfahren. Ihr ſechzigſter Geburtstag! Da iſt die Liſte der Gäſte ... aber halt! Sie ſollten ja eigentlich von allem überraſcht werden.

Tenz (in eine Liſte ſehend). Ich danke für eure Ueberraſchungen. Friedeborn, der kommt auch? Der abſcheuliche Heuchler, der jetzt ſeine unglückliche Tochter nur deshalb aufgenommen hat, weil ſein öffentlicher Ruf als Menſchenfreund darunter leiden könnte! O, von wem hab' ich mich doch alles führen, von wem mit Redensarten bethören laſſen! Die Hofräthin Menglerchen iſt auch da? Sie, die durch ihre blaue Brille alles Gelbe grün ſehen muß? Die Frau, die alle Strohſäcke der Welt nur aus Neugier umſchütteln möchte? Ich habe mich von der Frau gleichfalls überzeugt, daß ſie nur aus gehetzter innerer Unruhe von jedem Topf den Deckel abhebt und mit ihren lächerlichen Anträgen im Beſſerungsverein geradezu den weiblichen Don Quixote ſpielt! Die Menſchheit liegt im Argen, das iſt wahr, aber mit dieſer neumodiſchen Art, ſie zu beſſern, hab' ich gebrochen. (Oben hört man ein Klopfen.) — Aha! Das nenn' ich geheime Ueberraſchung! Da wird wol das Theater aufgebaut. Herr von Hubert iſt der Arrangeur der lebenden Bilder? Seit jenem verhängnißvollen Morgen muß ich geſtehen, daß des übrigens wirklich gebeſſerten Herrn von Hubert's Art ſich uns zu nähern —

Günther (raſch). Pſt! Pſt! Herr Commerzienrath, die Augen weg!

Tenz. Was iſt?

Dritter Auftritt.

Clara in einem idealen Fiſcherinnencoſtüme, wie es zu einem lebenden Bilde ſich eignet, blickt zur Thüre herein. Die Vorigen. Später Sabina und Hubert.

Clara. Väterchen! Beeile dich doch!

Günther. Ei, ei, allerliebſt.

Clara. Ich ſuche Solbring —

Tenz. Was ſoll Solbring? Spielt der auch mit? Solbring ſpielt ſchon wieder — Was ſpielt denn Solbring?

Clara. Einen büßenden Pilger, Papa, einen frommen Wallfahrer — (Will nach links und ſucht.)

Tenz. Einen Wallfahrer — hoffentlich von den Thälern der Phantaſie zu den Höhen der Erkenntniß!

Günther (bei Seite). Mit dem Solbring muß auch was vorgefallen ſein.

Tenz (bei Seite). Muß ich nun noch obenein vor den Menſchen alles vertuſchen! (Laut.) Günther, jetzt geh' ich mich anzukleiden.

Clara. Papa —

Tenz. Was iſt?

Clara. Hat Solbring dir vielleicht —

Tenz. Was ſoll Solbring?

Clara. Er verſprach mir noch vor dem Feſte — über — Herrn von Hubert —

Tenz. Herrn von Hubert —? Gehen Sie, Günther! (Bei Seite.) Beinahe ahne ich etwas —

Günther (bei Seite). Mit den Frauenzimmern iſt auch etwas! (Ab.)

Tenz. Was iſt mit Herrn von Hubert? Was ſoll vor dem

Feſte noch abgemacht werden — über Herrn von Hubert, den frühern Genoſſen Sigismund's —?

Clara (verſchämt niederblickend). Lieber Vater, die Wirklichkeit, die — uns umgibt, iſt ſie denn nicht ſo oft nur die vergängliche Blüte einer höhern Gemeinſchaft — wo der Geiſt dem Geiſte, das Herz dem — — Herzen —

Tenz (einfallend). Der langen Rede kurzer Sinn? Herr von Hubert hat ſeit vierzehn Tagen ſich uns genähert, hat Verſicherungen über Sigismund gegeben und darüber ſeine Reue ausgeſprochen, daß er ihm Gelegenheiten zur Verführung gab. Was geht das dich an?

Clara. Lieber Vater, es gibt eine Kunſt, aus Handſchriften auf Stand, Charakter, Beruf eines Menſchen zu ſchließen. Auch Solbring beſchäftigte ſich mit ihr —

Tenz. Wie mit andern brotloſen Künſten — Alſo?

Clara. Neulich beſuchte — (Bei Seite.) Von Sigismund als dem Entdecker ſoll ich nicht ſprechen! (Laut.) Solbring Herrn von Hubert, der bei dir war, um dir anzuzeigen —

Tenz. Daß Sigismund dem herrlichen trefflichen Mädchen, der Anna Leuthoff, die aufs Land zurückkehrte, nachzureiſen gewagt hat, in dem Wahn, die Liebe eines ſolchen Mädchens zu gewinnen —! Er, ein ſo verlorener, ungerathener — Wen beſuchte Solbring?

Clara. Herrn von Hubert — um ihm ſein Bedauern auszudrücken, daß er ſein Anerbieten, den Ankauf von einigen verſchuldeten Gütern ſeiner Freunde zu vermitteln, nun nicht mehr annehmen könne.

Tenz. Weil Solbring die Staatscarrière, die Nationalökonomie und die Erſte Kammer ein für allemal aufgegeben hat.

Clara. Da beſprach Solbring das heutige Feſt, veranlaßte

Herrn von Hubert daran theilzunehmen und dir wenigſtens von ſeiner Seite ſeine aufrichtige Reue zu bezeigen.

Tenz. Herr von Hubert hat ſich von Sigismund äußerlich losgeſagt, das ſpricht allerdings für ihn — indeſſen —

Clara. Bei dieſer Gelegenheit entdeckte — Solbring einige Couverts von Briefen, deren Handſchrift ihm zufällig bekannt war.

Tenz. Handſchrift? Briefen?

Clara. Herr von Hubert gab Solbring eine Anzahl Briefe, die Herr von Hubert ſeit einem Jahre anonym empfangen hat und die auf ihn einen tiefen, geheimnißvollen Eindruck —

Tenz. Was enthielten dieſe Briefe? Geld? Das iſt das Einzige, was auf dieſe Art Menſchen Eindruck macht.

Clara. Doch nicht! Dieſe Briefe enthielten nur abgeriſſene Stellen aus Dichtern, Anſprachen aus unſern Claſſikern — an ein irrendes Herz, Accorde aus dem Reiche der Unendlichkeit — Schau in dich! Schau um dich!

Tenz. Und Solbring erkannte die Hand und die Briefe kamen —

Clara. Viermal, lieber Vater — (beſchämt) von meiner guten Schweſter Sabina und einmal — einmal — von — — —

Tenz. Dir?! Ihr ſchriebt — anonyme Briefe an Herrn von Hubert?

Sabina (in einem neugriechiſchen Coſtüm ſah ſchon durch die Glasthür und tritt ein).

Sabina } (zugleich). Um ihn zu beſſern, Papa!
Clara }

Tenz. Himmeltauſenddonn — Soll mich denn noch die Beſſerung der Menſchheit an den Bettelſtab bringen? Der Baron erfuhr die Namen der Briefſtellerinnen?

Hubert (tritt aus der Glasthür heraus). Er erfuhr ihn, Herr Commerzienrath! Er ahnte ihn seit einem Jahre! Aber er hatte nicht den Muth, sich einzugestehen, daß es noch Menschen geben könnte, die an sein besseres Selbst glauben. O, Herr Commerzienrath, diese Briefe enthielten nichts als nur einige jener tiefen Gedanken, an denen unser Auge nur zu oft vorüberstreift, wenn wir sie in todten Buchstaben, in Büchern lesen. Geschrieben aber, als geheimnißvolle Ansprache eines an uns persönlich gerichteten Briefs traten sie mir entgegen wie Grüße aus meiner verlorenen Jugend. Ich sah, ich fühlte es, es gibt noch eine schönere Weltordnung, der auch ich mich eingereiht wünschte und als der Zufall mich erfahren ließ, wer diese Theilnahme an meiner innersten Seele noch empfinden konnte, wer mir diese Mahnerin wurde, da hielt mich nichts mehr. Ich flog hierher, bat Madame Solbring um ihr Fürwort, warf mich meinem Engel da zu Füßen und flehte ihn an, mir mehr zu schenken als nur sein Mitleid, ich bat um — Vertrauen und Liebe!

Lenz. Wie ist mir denn —? Und die wurde Ihnen gewährt? Kinder bessern sich Taugenichtse, um sie hernach heirathen zu können?

Sabina. Herr von Hubert wird an meinem Manne ein ihm ewig vorleuchtendes Beispiel haben.

Lenz. An Solbring? Ja! Herr von Hubert kennt allerdings unsern vortrefflichen Solbring! — (Bei Seite.) Der zweite Schwiegersohn ist in der Familie schon so heimisch, daß ich gar kein Geheimniß mehr vor ihm haben kann!

Hubert. Herr Commerzienrath, die Schule des Lebens, die auch Herr Solbring durchgemacht hat, soll sich an uns allen bewähren und sie wird es auch an meinem vortrefflichen Freunde

Sigismund, dessen Herz Sie nie misskannt haben. Die glühendste Liebe für ein edles Mädchen hat ihn wie mit Zaubergewalt ergriffen. Was mir Ihres Kindes holde Augen geworden sind, leuchtende Sterne in meiner bisherigen Lebensnacht, das wurde Anna auch für Sigismund. Noch eben mit den Vorbereitungen zum Feste beschäftigt, erhielt ich einen Brief von ihm: er kommt vom Lande zurück, hat Hoffnungen gewonnen, glückliche Hoffnungen, und vielleicht schon heute werden Sie die Bekenntnisse seiner Liebe und seiner Reue aus seinem eigenen Munde vernehmen. Gewiß! Sie nehmen ihn liebevoll an Ihr Herz?

Sabina. Versöhnt werden wir ihn alle begrüßen und auch mein Gatte wird ihm ohne Groll entgegentreten.

Tenz (bei Seite). Der auch? Das glaub' ich! (Laut.) Herr von Hubert, Sie kennen mich seit länger als einem Jahre. Sie kennen mich in den verschiedenartigsten Situationen meines Lebens, in denen des unbegrenztesten Vertrauens zur Menschheit, in denen der Täuschung und der Verzweiflung. Jetzt bin ich ein Schiffer auf hoher See, der sein Steuer verloren hat. Ich lebte dem Allgemeinen und vernachlässigte mein Haus. Ich werde mich zurückfinden auf die Straße des Wohlthuns und der Nächstenliebe, der Straße, die wir alle mitwandeln müssen, wenn wir ein Herz haben, ob es auch hundertmal getäuscht wurde; allein ehe ich nicht meinen Sohn wieder an mein Herz drücke, ehe ich nicht die Zukunft meiner Firma gesichert sehe, eher bin ich nicht fähig, sogar ein mir so nahestehendes Glück, wie das Ihrige, zu befördern. (Mit Thränen.) Bringt mir meinen Sohn zurück, Menschen! Und ich werde aufthauen aus dem Winterfrost, der sich um mein Herz legen will, werde wie ein Baum, den das Schicksal und der Wahn entwurzeln wollte, neue Blüten treiben und Früchte für anderer Wohl. Fester Boden unter uns und dann erst ein

blauer Himmel darüber! Meinen Sohn! Meinen Sohn! (Ab nach rechts.)

Hubert. Sigismund ist da —

Clara und Sabina. Gehen wir ihm entgegen!

(Längeres Klingeln.)

Hubert. Die letzte Gruppe, die wir stellen, soll die der Liebe und Versöhnung sein. (Alle ab.)

Zweite Scene.

Die Straße wie Anfang des ersten Acts. Es ist dunkel. Ein Posthorn bläst und verhallt.

Vierter Auftritt.

Sigismund trägt Leberecht und Anna's kleine Schwester, die er, eben gleichsam wie aus einem Reisewagen genommen, absetzt. Anna. Beide verhüllt von Mänteln. Franz und Heinrich, Hubert's Bediente.

Sigismund. So! Kinder! Geht jetzt mit dem Franz und dem Heinrich voraus, damit wir nicht alle auf einmal ins Haus brechen. Der Wagen mit unserer Garderobe folgt nach. Marsch! Denkt an eure Rolle! — Allerliebste Kinder! (Die Kinder springen davon. Franz und Heinrich folgen.)

Anna (kommt mit Sigismund nach vorn). Lieber, herrlicher, einziger Mann! Vor banger Erwartung schlägt mir das Herz —

Sigismund. Hier war's, Anna, wo ich zuerst die Spur deines wahren Wesens entdeckte, eine Spur, die mir dein himmlisches Auge sogleich hätte verrathen sollen!

Anna. Du einst bei Bertram! Und ich —! Aber wie hat sich alles das geändert. Bin ich es denn, die dich mein nennen darf? Die dich gewann, gerade dadurch, daß sie vor dir floh! Die sich nicht umsehen wollte, wenn sie die Betheuerungen deines Herzens hörte! Endlich konnt' ich nicht widerstehen. In unserm Dörfchen macht' ich halt und du liegst mir

P. Wilhelmine.

Zwei Hände?

Königin.

Ja, Wilhelmine, ich habe Dich aus einer Gefangenschaft befreit, die der Tochter eines Königs unwürdig ist. Oeffnen Sie, Sire! Sie finden meinen Vetter, den Prinzen von Wales.

Alle.

Den Prinzen von Wales?

(Große Pause.)

König (nachdem er sich gesammelt hat).

Madame, Sie erreichen, was Sie wollen. Sie reißen das Band entzwei, das mich an meine Familie, das mich an das Leben knüpft. Sie wissen, daß mir die Ehre und der gute Ruf über alle Berechnungen der Politik gehen, Sie wissen, daß durch diese nächtliche Scene, durch dies geheime Einverständniß mit einem abenteuerlichen Fremdling Wilhelminens Ruf auf immer vernichtet ist. Freuen Sie sich Ihres Triumphes auf Ihrem künftigen Wittwensitze Oranienbaum, wohin ich Sie hiermit nach den Gesetzen unsres Hauses für die noch kurze Zeit meines Lebens verweise. Wilhelmine gehe hin und werde, was Sie gewollt haben, die künftige Königin von England!

P. Wilhelmine (auf den König zueilend).

Nimmermehr!

zu Füßen und erzählst mir, daß du ein Taugenichts nur zum Scheine warst.

Sigismund. Gerechtfertigt vor dir, setz' ich mich über das Urtheil der Welt hinweg.

Anna. Lange wirst du mit ihm zu kämpfen haben. Aber —

Sigismund. Die innere Stimme wird mich freisprechen —

Anna. Man kommt —

Fünfter Auftritt.

Dreſel eilt vorüber. Die Vorigen.

Dreſel. Zwei Liebende! Auf offener Promenade! Ach — auch Zeiten, die geweſen ſind —!

Sigismund. Heda, das war ja die Livree meines Vaters!

Anna. Es ſchien Dreſel.

Sigismund. Dreſel! Heda! Dreſel!

Dreſel. Was? Herr Sigismund und meine — Chambregarniſtin? (Bei Seite, mit Bezug auf das von ihren Mänteln bedeckte Coſtüm der nächſten Scene.) Aber wie ſehen denn die aus? Herr Gott! Zwei complete Herumtreiber!

Sigismund (bei Seite). Er ſcheint von nichts unterrichtet zu ſein. Das iſt ein gutes Zeichen der häuslichen Beſſerung. (Laut.) Iſt zu Hauſe die Geſellſchaft ſchon verſammelt?

Dreſel. So wollen Sie doch nicht vor den Herrn Commerzienrath treten?

Sigismund. Allerdings! Wir ſpielen bei den lebenden Bildern mit. Das fünfte Bild ſtell' ich, meine Frau hier, Leberecht, und was wir ſonſt an Dreſel'ſchen — Penſionärs zuſam-

menraffen konnten. Die fünfte Nummer des Programms: „Der Taugenichts und seine Familie", stellen wir.

Dreſel. Herr Lenz! Was ſagten Sie da? Ihre Frau?

Sigismund. Das heißt, meine Frau in dem berühmten Bilde von Grenier! An den Bilderläden hätte es gerade für Euch ſehr lehrreich ſein ſollen. Kommt und ſeht Euch die Vorſtellung mit an!

Dreſel. Ach! Ich muß da den Brief in den Bahnhof tragen. Eine Handelscorreſpondenz iſt's, die Eile hat.

Sigismund. Sonſt warſt Ihr ja die Briefe, die Euch zu beſorgen läſtig war, in den erſten beſten Kanal — werft ihn hier am Caſino in den Briefkaſten! Mein Eintritt mit Anna Leuthoff, die ich liebe, die ich dem Vater vorläufig im Bilde als Gattin vorſtelle, wird Effect machen. Wie geſagt, in allem Ernſt, wir ſtellen den Taugenichts und ſeine Familie vor. Werft den Brief in den Kaſten! Dreſel! Kommt mit!

(Drei Thurmuhrſchläge.)

Dreſel. Herr Gott, drei Viertel ſchon! — Herr Lenz! Neugierig bin ich, das iſt wahr, und wo in dieſer Haupt- und Reſidenzſtadt ſeit ſechs Jahren etwas Merkwürdiges vorgefallen iſt, da hab' ich gewiß nicht gefehlt. Allein ſeit vor vierzehn Tagen, ſeit dem Frühſtück mit Hinderniſſen, ſehen Sie, bin ich aus Zorn wol dreißigmal ſchon um meine Entlaſſung eingekommen und jedesmal — fand ſie keinen Anſtand! Man gab ſie mir. Nun hab' ich jedoch Kinder, und das Fräulein da wiſſen, ich halte etwas auf Erziehung. Würde mich nun wol auch Herr Selbring, damit ich gewiſſe Ihnen bekannte Dinge verſchweige, in meinem Elend nicht untergehen laſſen, ſo hab' ich mich doch wegen meiner Kinder und auch aus Liebe zu dem unglücklichen Herrn Selbring, der wirklich der gutmüthigſte Menſch auf Erden iſt — zu vorläufiger wirklicher Beſſerung entſchloſſen. Der Commerzienrath

hat einen Contract mit mir contractirt. Es steht mit mir nämlich, wie mit den Journälern, sagt Herr Solbring, drei Verweise und sie sind — gewesen. Einen hab' ich nun schon, ich konnte aus Versehen wieder 'nmal 'ne Nacht die rechte Hausnummer nicht finden. Den zweiten würd' ich heute kriegen, wenn ich aus Neugier zu früh retour käme — und für den dritten ist mir nicht bange. Herr Lenz, wenn Sie nur noch zwei Thaler auszugeben haben, halten Sie den ersten fest, den zweiten, (zieht weinerlich sein Taschentuch) — den hat kein Mensch in der Gewalt.

Sigismund. Dresel! Ihr geht wirklich auf den Bahnhof?.

Dresel. Wegen meiner Kinder! Wenn ich zurückkomme, sollen mich die stillen Belohnungen trösten — meines wirklich jetzt auf Reinlichkeit haltenden Gewissens. (Ab.)

Sigismund. Unser „Goldener Anker" bekommt wieder festen Grund! Wohlan denn! Anna, ziehe vor allen du mich nun täglich, bessere du an mir stündlich, strafe mich, um Rückfälle zu vermeiden, mit dem Blick deiner Augen, und wenn ich mir (halblaut) Küsse als Belohnung für meinen guten Willen zu gewinnen weiß, so will ich vor meinem Vater zeitlebens wie ein nur unter der polizeilichen Aufsicht der Liebe stehender Taugenichts erscheinen, der immer wieder gefährliche Rückfälle haben kann, immer wieder nur von deinem Munde zum Guten zurückgeschmeichelt werden muß —

Anna. Gefährlich bist du! Das ist gewiß! Aber — dem Herzen! (Beide ab.)

Dritte Scene.

Ein feſtlicher Saal im Lenz'ſchen Hauſe. Alles iſt reich und glänzend geſchmückt. Kronleuchter werden eben herabgelaſſen. Es iſt gerade der Moment, wo das dritte Tableau lebender Bilder aufgehört hat. Im Hintergrunde befindet ſich eine etwas erhöhte Bühne mit rothem Vorhang. Stufen führen von ihr herab. Der Rahmen dieſer kleinen Bühne iſt wie ein Bilderrahmen bronzirt.

Sechster Auftritt.

Gäſte. Herren und Damen ſitzen oder ſtehen, mit den Augen der hintern Bühne zugewandt, in zwei Reihen an den Seiten. Lenz ganz vorn zur Seite, Clara und Antonie neben ihm. Auf der andern Seite ganz vorn Hofräthin Menglerchen, Doctor Friedeborn, Günther und Andere.

Alle (außer Lenz, applaudirend). Bravo! Bravo! Bravo!

Friedeborn. Liebe Frau Hofräthin Menglerchen! Es iſt ſündige Wolluſt, aber mit Geſchmack ausgeführt!

Hofräthin Menglerchen. Zu reizend! Die Sabina war — was war doch die Sabina? Eine —

Alle. Patikarenbraut.

Menglerchen. Patikarenbraut? Ach, richtig, die Patikaren ſind eine indianiſche Völkerſchaft. Die Miſſionare haben mir davon erzählt. Der vortreffliche Pregramm — von wem wurde doch der geſprochen?

Friedeborn. Prolog! Prolog! (Bei Seite.) O Halbbildung!

Clara. Von Herrn von Hubert, Frau Hofräthin Menglerchen —

Menglerchen. Von Herrn von Hubert? Aha! Dem Freund Ihres saubern Herrn Bruders?

Alle. St!

Clara. Frau Hofräthin! Dafür, daß der Schein oft trügen kann, dächt' ich, wär' ein Beispiel (zeigt auf Antonie) ganz in unserer Nähe.

Antonie (für sich). Mein Vater würdigt mich keines Blicks.

Friedeborn (seufzt laut, bei Seite). Ich werde meinem öffentlichen Rufe schwere Liebesopfer bringen müssen.

Leny. Friedeborn, Sie stöhnen ja Klagelieder Jeremiä!

Friedeborn. Bester Freund, was sollte man nicht, wenn man so plötzlich zu Kindern, zu Enkeln sogar kommt, man weiß nicht wie!

Menglerchen (halb bei Seite). Ein zurückgelassener Sohn des Thalheim? Und es scheint, diese Aventuriers hängen alle wie die Ketten zusammen. Der Sigismund und der Hubert, der Hubert und der Thalheim — alles die besten Freunde, wie Orest und Pilatus.

Friedeborn. Orest und Pylades, liebe Freundin! (Es klingelt stark. Die Kronleuchter gehen in die Höhe. Alles wird dunkel.)

Alle. Nummer vier! Nummer vier! (Eine Gondelmusik beginnt hinten.)

Menglerchen. Wird Herr von Hubert wieder den Programm sprechen?

Friedeborn (bei Seite). Prolog!

Clara. Das Bild erklärt sich selbst. Es ist Nummer vier: „Die Fahrt zur Trauung."

Menglerchen (bei Seite zu Friedeborn). Die Clara hat, glaub' ich gar, für den Herrn von Hubert eine Declination? Hinter all diese Sachen muß man noch zu kommen suchen — Lauter versteckte, geheime Dinge und fungirte Namen —

Alle. St! St! (Es klingelt wieder ſtark.)

(Der hintere Vorhang geht auf. Es wird das bekannte Bild dargeſtellt: „Ein italieniſches Paar auf der Gondel zur Trauung fahrend, ihm gegenüber ſitzt ein Eremit" (Solbring).)

Lenz. Iſt der Alte da nicht der Solbring? Richtig! Das iſt Solbring! (Bei Seite.) Na ſo muß es kommen! Sitzt der Freihändler, der Staatsmann, der Miniſtercandidat — da in der Büßerkutte!

(Alle klatſchen, der Vorhang fällt.)

Alle. Da capo! Da capo! Da capo!

Menglerchen. Doctor! Doctor! Alle dieſe Bilder haben etwas Geheimes vor! Ich merke was von Tendenz — Nichts iſt gefährlicher, als Tendenz —

Friedeborn. St! St!

(Es wird wieder geklingelt und das Bild wiederholt, was nicht umgangen werden kann, da es bei lebenden Bildern Sitte iſt.)

Lenz. Na! Er hat ſich etwas erholt! (Bei Seite.) Den muß ich nun ewig im Auge behalten! Es wird ein anderes Syſtem! Der Freund muß dem Freunde leben, der Nachbar dem Nachbar, der Nächſte dem Nächſten — Wer kann anders die Räthſel unſerer irdiſchen Beſtimmung löſen!

(Es klingelt. Der Vorhang fällt wieder. Alle geben Zeichen des Beifalls durcheinander. Die Kronleuchter kommen wieder herab. Helle. Bediente ſerviren. Clara und Antonie ſind dabei beſchäftigt.)

Antonie (nimmt dem Bedienten ein Bret ab und reicht ihrem Vater Erfriſchungen).

Friedeborn. Keine Nachrichten von dem da — von —

Antonie. Vater! Thalheim iſt nach Amerika.

Friedeborn. Gott ſei Dank! Da mag er in Californien ſein Glück ſuchen.

Antonie (halblaut). Sehen Sie, wie fremde Menſchen bemüht ſind, mich der Achtung der Geſellſchaft wieder zurückzugeben!

Friedeborn. Ich werde dir etwas ausſetzen, aber ſein Kind, das er dir zurückließ — das könnte man lieber in Vater Friedeborn's Muſteranſtalt geben.

Antonie. Dem Kinde werd' ich — eine treue Mutter ſein!

Friedeborn. Was das alles für Ausgaben ſind!

Menglerchen (lieſt vom Programm). „Der Taugenichts und ſeine Familie." Das iſt Nummer fünf. (Hubert tritt ein.)

Clara. Der Epilog.

Alle. Nummer fünf. Der Epilog! Der Epilog!

Menglerchen (bei Seite). Epilog! Doctor, und vorhin ſagten Sie ja Prolog! Ihr Latein iſt, glaub' ich, auch am Ende!

Friedeborn. Wie meine Geduld!

Tenz (für ſich, auf Hubert's Coſtüm blickend). Narrheit! Narrheit! Das wäre denn alles, was uns übrig bleibt? (Es klingelt.)

Siebenter Auftritt.

Hubert tritt in einem komiſchen Charaktercoſtüm von der Seite auf und geht ganz nach vorn. Die Vorigen.

Hubert.

Ein letztes Bild! Wir ſind am Ziel,
Sind euerm Richterſpruch verfallen,
Ob nicht zu bunt des Scherzes Spiel
Sich neckt' und jagt' in ernſten Hallen?
Ob nicht in dem, was unſre Hand
Geſchaffen, daß es euch ergötzte,

Doch mancher Pinſelſtrich ſich fand,
Der hier und da ein Herz verletzte?

Die Liebe iſt ein heilig Wort,
Geprieſen ſei ſie nach Bewährung!
Des Schwachen Troſt, des Armen Hort
Verdient Bewunderung und Verehrung.
(Geſteigert.)
Doch — thut des Guten nicht zu viel!
Der Trieb des Armen muß erkalten,
Läßt man ihm ſeiner Kräfte Spiel
Nicht frei zum eignen Wohle walten.

So mancher muß mit Müh' und Schweiß
Des Tages Nothdurft ſich erwerben,
Indeſſen Lumperei es weiß,
Des Lebens flottern Theil zu erben.
Wen man gewöhnt an milde Hand,
Wem immer nur wird zugetragen,
Der glaubt ſich in Schlaraffenland
Und hat am Elend ein Behagen —

Jenz (gibt Zeichen der Zuſtimmung). Gewiß! Gewiß!

Hubert.

Das Herz zu rühren, macht nicht Müh',
Man ſchneidet ein'ge Jammerfratzen,
Hat man nicht Kinder, ſtiehlt man ſie,
Man miethet ſie um wenig Batzen.
(Muſik. Das bekannte Lied: „Grad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus.")
Vom Land ein armes Findelkind,
Ein Schweſterchen von ſeinem Weibe,

In Sonnenſchein, in Sturm und Wind
Lebt ſich's zum ſchönſten Zeitvertreibe.

(Es klingelt. Die Kronleuchter gehen auf. Man ſieht das bekannte Bild: „Der Taugenichts und ſeine Familie.“ Sigismund ſtellt den Mann, Anna die Frau, Leberecht und Röschen die Kinder vor.)

Hubert.

Der Taugenichts wird dann zum Stand!
Zum zeitgemäßeſten von allen!
Man ißt ſein Brot aus fremder Hand
Und kann durchs Leben heiter wallen!
Ich bitt' euch, gebt euch nicht die Müh',
Solch einen edeln Lord zu beſſern!
Es wäre grad', als hofftet ihr
Die Flüſſ' und Meere zu entwäſſern.

Bei dem ſchlägt ein'ge Hoffnung noch!
Man muß ſich an ſein Weibchen wenden —
Die Frauen haben immer doch
Mehr oder wen'ger uns — in — Händen —

Lenz (immer mehr aufgeregt). Ja, aber was iſt denn das? Clara! Sieh — doch die Züge!

Sigismund (reißt den Bart ab, wirft das rothe Tuch fort und kommt auf das Podium herab). Vater!

Alle (ſtehen auf). Sigismund?

Einige (auf Anna deutend). Und das —

Sigismund.

Ein Taugenichts war er — zum Schein!
Im Herzen blieb er treu und bieder.
Sein Spiel beendet darf es ſein,
Zum Vaterhauſe kehrt er wieder.

Sabina. Clara. Lenz. } Bruder! Wie verſteh' ich?

Solbring (kommt in ſeinem Gremienceſtum mit Sabina nach vorn).

Sigismund (mit Leberecht). Ehrwürdiger, tugendbelobter frommer Eremit! Hier, hier müſſen Sie erſtens einen Segen ſprechen über Ihr — (Er beherrſcht ſich.) Doch ich beſinne mich, Waiſenvater Friedeborn hat die Verhand. Frommer Doctor, Armuthströſter, Liebesopferer, hier haben Sie etwas für Ihr edles Herz und die künftige Erbſchaft Ihres Vermögens — einen Enkel!

Lenz (bei Seite). Solbring's Junge —!

Friedeborn (auf Antonie, die ihn Leberechten zuführt). Iſt er das? Ei! Ei! Der ganze Thalheim! Wie er leibt und lebt! Finden Sie nicht auch, Frau Hofräthin?

Menglerchen. Wenn hier keine fiscaliſche Täuſchung ſtattfindet, unverkennbar. Was meinen Sie Herr Solbring?

Solbring (nimmt Leberechten auf und küßt ihn). Fürchtegott Leberecht! Mein liebes Kind, fürchte dich nicht vor meinem Barte! Ich bin ein ſehr, ſehr weiſer Mann geworden und ſchon in jungen Jahren kam ich zu der Erkenntniß, daß in dieſer ſchönen Welt zuletzt — alles, alles eitel iſt! (Er behält den Knaben, zur Seite ſitzend, bis zum Schluß auf dem Schoß.)

Sigismund. Drittens, Vater, Du kennſt hier (führt Anna vor) den tapfern weiblichen St.-Georg —

Clara. Sabina. } Anna! Unſere Schweſter!

Menglerchen. Die ich für die zweite Krippe empfohlen hatte?

Anna. Ich danke Ihnen, Frau Hofräthin, für dieſe Empfehlung. Ja, es wurde eine Weihnachtskrippe. Sie brachte mich

König.

Du willſt mir ein Opfer bringen? Ich verwerfe es. Jetzt, Madame, laſſen Sie den Prinzen von Wales eintreten!

Königin

(ſchwankt mit hörbaren Athemzügen, von Freude und Schmerz bewegt, an die Thür, ſie wirft noch einen Blick gen Himmel und öffnet).

Fünfter Auftritt.

Der Erbprinz (tief in einen weißen Mantel gehüllt). Hotham (mit einer ſpitzen Blechmütze, wie ſie zum damaligen preußiſchen Militaircoſtüme gehörte, in der Hand; doch darf dieſe Mütze nicht geſehen werden). Die Vorigen.

P. Wilhelmine.

Wie? Wen ſeh' ich?

Alle.

Der Erbprinz von Baireuth!

Königin.

Was iſt das, Ritter! Wo iſt der Prinz von Wales?

Hotham.

Majeſtät, wie ich, ſo eben, in dieſem Augenblick, erfahren habe: auf einer Reiſe in Schottland begriffen.

durch wunderbare Schickſale bis zu dieſem Augenblick, der dann erſt ganz mein zu nennen ſein wird, wenn ich vortreten laſſen darf ein Paar, verbunden durch den ſchönſten Glauben an alles Edle und Kindliche im Menſchenherzen — Clara und Herrn von Hubert — einen Glauben, der auch Ihnen, Herr Commerzienrath, trotz ſo vieler Täuſchungen, die Ihr gutes Herz erfahren mußte, nicht verloren gehen möge!

Clara, Hubert (treten vor).

Lenz. Ja — und ich glaube — noch täuſcht ihr mich alle — l Aber ein ſolches Zeugniß ſollte —

Sigismund. Ueberwinden, überzeugen, Vater! Meine Herren, meine Damen! Sie waren heute zu lebenden Bildern eingeladen. Letzte Scene! Vater — und Sohn? (Bittend nach Lenz die Hand ausſtreckend.)

Lenz. Wettervolk, ihr hättet (jovial aufbrauſend) mit mir alſo nur — Komödie geſpielt?

Sigismund. Vater, die erſt in Jahrtauſenden ganz zu löſende Komödie der ſocialen Beſſerungen! Vorläufig aber iſt ja all unſer Leben Komödie. Der Souffleur hier im Herzen — und der Dichter — (zeigt gen Himmel) — dort oben!

(Eine Gruppe.)

(Der Vorhang fällt.)

Anmerkung.

„Wir beſitzen in Deutſchland eine Gattung von Luſtſpielen nicht, die ſich in Frankreich durch ihre Versform als Dichtungen ankündigen, die ihrer Natur nach nicht auf dem realen Boden ſtehen, den man ſonſt bei Luſtſpielen vorausſetzt. Von Molière bis in die neueſte Zeit gibt es in Frankreich fünfactige Luſtſpiele in Alexandrinern, einer Dichtform, die, wenn wir ſie hätten, für das nachfolgende Drama die geeignetere geweſen wäre.“

„Der Vorwurf, den der Autor zu hören bekommen hat, dies Stück ſchildere eine Unmöglichkeit, würde weniger beſtimmt erhoben worden ſein, man würde vielleicht anerkannt haben, daß hier eine Arbeit vorlag, an welche auch in vielem Uebrigen der gewöhnliche Maßſtab dramatiſcher Compoſitionen nicht zu legen iſt, wenn das Ganze ſich des Verſes bedient hätte. Schon die Monologe, mit denen ſich die Hauptfigur des Stücks einführt, hätten die Kunſtrichter darauf aufmerkſam machen ſollen, daß ihnen hier eine ſymboliſche Handlung, ſozuſagen ein Zeitmärchen im Traum vorgeführt wurde.“

„Aber nicht nur die Form, auch die Tendenz hat in Leipzig und Dresden, wo dieſe Arbeit bisher aufgeführt wurde, nicht ganz verſtändlich werden wollen. Daran waren theils übermäßige Kürzungen, theils Vorausſetzungen ſchuld, wie ſie ſich der Verfaſſer nicht möglich gedacht hatte. Die ſociale Frage, die dies Stück nur *ſpielend* und *ironiſch* und bei den ſchwierigen Cenſurverhältniſſen der modernen Bühne die ganze Wahrheit nur ahnen laſſend anregt, iſt zu umfaſſend, als daß ſie ein Theaterabend löſen könnte, zumal wenn ſich ein gemiſchtes Publikum nach allen Seiten hin von einem zu lebhaft vorausgeſetzten de te fabula narratur beunruhigt fühlt.“

„Die vorliegende Geſtalt des Stücks, das ich, um da, wo ein Autor immer nur mit ungleichen Waffen kämpfen wird, Conflicte zu vermeiden, vor

neun Jahren von den Bühnen zurückgezogen hatte, ist theils die ausführlichere ursprüngliche, theils eine nach den Ergebnissen der äußern Wirkung und einer wohl- oder übelwollenden Kritik hier und da geänderte."

Mit diesen Einleitungsworten erschien das vorstehende Stück im Winter 1855. Der ehemalige Titel: „Lenz und Söhne", wurde in dieser neuen Bearbeitung weggelassen. Vielleicht sind die Zeitumstände günstiger geworden, um die Arbeit ins Bühnenleben treten zu lassen. Die Macht der „Innern-Missions-Vereine" hat seit Friedrich Wilhelm's IV. Tode wol nachgelassen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe.

Sechzehntes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1863.

Liesli.

Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

Mit drei Liedern von G. W. Reissiger.

Zweite Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.

Liesli.

Ein Volkstrauerſpiel

in

drei Aufzügen.

Perſonen.

Grieſinger, Gemeindevorſtand.
Vetmer, ein Zimmermann.
Liesli, ſeine Frau.
Katharina, deren Baſe
Recht, ein Schloſſer.
Ein Reiſender.
Matthes, Gemeindebote.
Auswanderer.

Die Handlung ſpielt in einem ſchwäbiſchen Dorfe.

Königin.

Wie? Der Prinz ist nicht in Berlin?

Hetham.

Eines der sonderbarsten Geheimnisse unsrer Zeit. Während einige der glaubwürdigsten Zeugen versichern, daß der Prinz wirklich hier gewesen ist, wollen andere behaupten, er wäre nach England in dem Augenblick zurückgekehrt, wo er erfahren mußte, daß sich das Interesse seines Patriotismus, das Interesse der Baumwolle mit den Empfindungen seines Herzens nicht vereinigen lasse.

König.

Das ist ja curios. Und was soll der Erbprinz von Baireuth?

Hetham.

Er suchte, wie wir, den Prinzen von Wales, mit dem er in Begriff ist, sich auf Tod und Leben zu schlagen.

Alle.

Ha!

König.

Zu schlagen? Warum?

Hetham.

Weil er, der arme Prinz eines kleinen Landes, dem

Erſter Aufzug.

Gartenplatz vor Bodmer's Hauſe. Links vom Zuſchauer befindet ſich der Eingang in das Haus ſelbſt. Vor ihm ſtehen ein Tiſch und zwei Schemel. Rechts vom Zuſchauer mehr zur Seite liegt auf einem Geſtell ein friſcher Balken, an welchem Bodmer arbeitet. Daneben Zimmermannsgeräth und friſch abgehauene Späne. In der Nähe des Balkens ſteht ein Schemel. Im Hintergrund, etwas erhöht, Gebuſch und ſchöne Fernſicht in ein gebirgiges Dorf.

Erſter Auftritt.

Bodmer bearbeitet mit der Axt den Balken. Nach einer Weile erſcheint hinten im Gebüſch **Fecht**.

Fecht (tritt hinten über einem kleinen Abhang auf und ruft, indem er ſich behutſam umſieht). Pſt! Pſt!

Bodmer (der dem Hintergrund den Rücken zukehrt, wendet ſich um). Seid Ihr es, Fecht? So kommt doch daher!

Fecht (ſich nähernd). Iſt die Luft rein? Kriegt man keinen ſchelen Willkommen? Euer Weib gönnt mir nicht die gute Stunde.

Bodmer. Sie iſt drüben im Garten und verſchneidet Bohnen. Was bringt Ihr? Ihr ſeid bald wieder da von Herrenheim.

Fecht. Ein tüchtiger Wind blies in die Fracſchöße, da gab's eine gute Fahrt. Nun, Freund, einen ſchönen Gruß vom Oberamtmann und die Sach' iſt einmal ſo und ſie bleibt einmal ſo und damit Punktum.

Bodmer. Bleibt einmal ſo? Habt Ihr nicht den Oberamtmann ſelbſt zur Hand gekriegt?

Fecht. Daß dich! Ich möcht', Ihr hättet mich reden gehört, Freund! Nicht Eure Späne da fliegen ſo, wie's Redensarten ſetzte in der Armenſünderſtube und doch hat's nicht gefleckt.

Bodmer. Doch nicht? Dacht' mir's! Dacht' mir's!

Fecht. Einen Lump über den andern warf er mir an den Kopf. Wie ich dazu käm' anderer Leute Vormaul zu ſein, und es ſetzt' einen Nichtsnutz über den andern!

Bodmer. Aber das Recht — das Recht! Das bleibt ſich doch gleich, ob der oder der ſein Büttel wird.

Fecht. Sagt' ich auch und klagte, wie's meine Schuld nicht wäre, wenn mir hier alles hinter ſich ginge.

Bodmer. Nun — nun —?

Fecht. Aber da kam ich übel an. Er wüßt' es wohl, wie wir's daheim trieben, und das Oberamt kenne alles, was wir da oben auf den Fildern anſtelleten. Was wäre das? fragt' ich und zog ein Geſicht. Meuterei, Wilddieberei, Holzdieberei, Auswanderei und ſolche faule Eier ganze Neſter voll, daß der ſchuftige Schreiber, der dabei ſaß und als hört' er nichts, ſich die Feder ſchnitzelte, ſein grüngelb Geſicht zum Lachen verzog und erwiderte: Herr Juſtizrath, ſo eine Lection hat ſchon lang' einmal gefehlt!

Bodmer. Hat ſie? Hat ſie?

Fecht. Ich trug ihm nun auch Eure Sach' vor.

Bodmer. Daß ich das Holz aus dem Gemeindewalde nehmen dürfte —?

Fecht. Verexplicirt's ihm, aber da hättet Ihr den grüngelben Schreiber sehen sollen — der Kerl krach zusammen wie ein Stacheligel und hatt' auf jedes, was ich vorgebracht hab', immer sogleich eine giftige Antwort, daß ich nimmer weiter konnte.

Bodmer. Also doch — der Baurath! Der soll's haben?

Fecht. Der Baurath hat's schon und ausgelacht haben sie mich, als ich sagte: Geht zehn Meilen in die Runde, ihr findet keinen Zimmermann, wie den Bodmer in Haslach. Das Gemeindehaus hat er gezimmert, wie einen Nähkasten so accurat, ein Schächtelchen im andern, ein Geviertchen im andern; warum soll er das Schulhaus nicht auch zimmern? Warum soll der Verdienst nicht im Orte bleiben? Warum soll ihm die Gemeinde nicht das Holz vorstrecken und sagen: Da ist der Wald, hau zu und sieh blos, daß du dabei selbst auf einen grünen Zweig kommst!

Bodmer. So ist's! Ich dank' Euch, Freund. Aber es hat nichts geholfen.

Fecht. Ja, Bodmerle! Das sprach ich. Aber der Bau, sagten sie, ist licitirt und der Mindestfordernde hat ihn und das ist der Herr Baurath aus der Stadt. Aus Stuttgart bringt der den Zimmermann, den Schlosser, den Maurer mit, die Balken sind aus seinem großen Holzhofe, die Steine liefern seine Brennereien, er kommt, sieht sich die Geschicht' wie ein Prälat an, spricht seinen Segen drüber und in der Regierung unten, da schreiben sie's aus einem Buch ins andere, hier Soll, da Haben, da Haben, da Soll, dann gibt's noch ein golden Dankeschön in die Hand für den Herrn Regierungsrath und

ein kleinſilbernes Seibſogut für das Oberamt und ein Gratiale für den grüngelben Schreiber, und Ihr, Meiſter Bodmer, der Zimmermann, der kein Kapital hat, keinen Holzhof hat, keine Fürſprache hat, Ihr könnt Gott danken, wenn der Herr Baurath Euch noch wenigſtens am Gerüſt mit anſtellt um einen erbärmlichen Geſellenlohn.

Bodmer. Aber der Gemeindewald —

Fecht. Gemeindewald hin, Gemeindewald her! ſchrie der Oberamtmann. Ihr Sackermenter, wer erlaubt euch, aus dem Gemeindewald Holz zu verkaufen auf Borg oder Abſchlag für bankrottes Volk, das über ſeinen Giebel hinaus will und kurz vor ſeinem Ruin zu ſpeculiren anfängt!

Bodmer. Der Gemeindebeſchluß, daß ſie mir's Holz wollen borgen auf drei Jahre, wenn ich den Schulbau zugeſchlagen bekomme und der Verdienſt im Orte bleibt?

Fecht. Sicherheit! Sicherheit, guter Vetter Bodmer! Genug, es iſt damit nichts und ſchlagt es Euch nur aus dem Sinn. Gingt Ihr hinunter, Ihr könntet nicht ſchärfere Bolzen auflegen, als mein Mundwerk that, aber Euch hätt's noch dazu ſo getroffen, daß Ihr Euch wol gar ſelbſt verwund't hättet im Zorn —

Bodmer. Möglich! Möglich!

Fecht. Drum war es beſſer, daß ich geſprochen hab' und Ihr fangt nicht mehr davon an und denkt an was Beſſeres. Als ich mir die Kehle durſtig geredt hatt', ging ich zum Waldhornwirth. Johe! Da blies es luſtiger, Freundchen! Erſt war ich grimmig und der Oberſulzbacher wollt' nicht ſchmecken. Dann aber kam Sieghardt von Niederſtetten, Ihr kennt ihn ja, und der Aible von Hardlingen in ſein' manchesterne Hoſe, und dann wißt Ihr, Auguſti, der Seifenſieder am kleinen Graben, da kamen wir unſrer vier auf die Hauptſache — alſo hört!

Es sind denn also wieder Briefe hereingekommen. Wenn Ihr guten Rath annehmen wolltet, schnürtet Ihr Euer Bündel und sagtet: Sackauf! Das thät' ich, wenn ich der Bodmer wär', und meine Stunde die hätte dann auch geschlagen.

Bodmer. Was sind für Brief' hereinkommen?

Fecht. Von Fritz Fanninger aus Missouri und auch die Gritli hat ein Schreiben erlassen, die Gritli von Saulgau, Ihr müßt sie ja kennen, die Gritli, dem Fanninger sein Geschwister —

Bodmer. Was schreibt die Gritli?

Fecht. Es ist zu schad, daß Ihr's nicht habt hören können, was sie schreibt. Nun, es geht ihnen allen über die Maßen prächtig! Wie sie drüben angekommen sind, haben sie gleich nach des Aible seinem Vetter gefragt und der hat sie aufgenommen geradezu wie ein Fürst, und hat ihnen alles gesagt, wie's anstellen sollten, und so viel Bekanntschaften haben sie gemacht, daß sie gedacht haben, sie kämet ins Hergottsparadies, so freundschaftlich und zuthunlich sind die Leut' gewesen und nun — schreibt die Gritli — hätten sie sich für ein Spottgeld ein Stück Lands gekauft, fünfundfünfzig Morgen Wiesewachs und Buschwerk, etwas sumpfig zwar, aber gut zu roden, und ein Haus, schreibt die Gritli, wär' im Nu aufgebaut, weil sie alles zur Hand hätten und was Eisenwerk und sonstige Zuthaten betrifft — schreibt die Gritli — alles wohlfeil zu haben auf dem Markt in St.-Louis und schon jetzt — schreibt die Gritli — hätte ihr Fritz die Ernte fürs nächste Jahr verkauft. Denn die Käufer reisen im Land herum und sind honett und willig — schreibt die Gritli — schießen auch vor, wer Kapital haben will und wer noch ein Mensch wär', der am Leben seine Lust hätt', schreibt die Gritli, und dem's noch flott ums Herz wäre, schreibt die Gritli, der sollte doch keinen geschlagenen Au-

genblick verpaſſen, ſchreibt die Gritli, und ſollt' kommen, ſchreibt die Gritli, und das bälder denn bald, ſchreibt die Gritli.

Bodmer. Ich geh' auch, ich geh' auch!

Fecht. Ja Ihr ſchwätzet als ſo, Bodmer! Ihr habt's ſchon ins dritte Jahr ſo geſagt: Ich geh'! und ein Frühjahr verſchleppt's ins andere. Ihr ſeid — hehe — ein Stubenhockerle!

Bodmer. Ueber Nacht zieht keiner einen neuen Menſchen an. Das iſt ein Gang auf Tod und Leben.

Fecht. Ach Menſch! Nur ein paar Hand voll Kronenthaler —! Ich beſönne mich nicht ſoviel, als wollt' ich übern Mühlbach ſpringen. Leidige Welt, wenn eins gebunden iſt ans Miſér — o nur eine Hand voll Kronenthaler —! Hätt' ich die, Bodmerle, ich wollt' am großen Maſt auf dem Verdeck da ſtehen, wie der Admiral Nelſon dageſtanden hat, und die Walfiſche die ſollten Reſpect vor mir haben. Aber ach! ach! ach! Kapital! Kapital!

Bodmer. Aible hat Verſtand, warum fängt der nicht an?

Fecht. Hört Ihr denn gar nichts aus der Welt? Ei, die Leut' ſind ja all' im beſten Zug. Es muß ja einen Fortgang nehmen; wir müſſen ja doch auch heraus, ſo oder ſo. Wandert aus! krächzte der Oberamtsſchreiber, zuſammengeknickt wie ſein Federmeſſer. Wir halten keinen, fiel die andere Oberweisheit hinterm Actentiſche ein; wer ſeine Schulden bezahlt, ſeine Landskindspflichten unterm Gewehr und vorm Schilderhäusle veratteſtirt hat, der kann gehen, wo ihn der Teufel holt. Aber Menſchenhandel leiden wir nicht! huſtete der Schreiber —

Bodmer. Menſchenhandel?

Fecht (ſich umſehend). Damit meint er — Im Vertrauen, Bodmer. Der Apfel muß reif werden. In Herrenberg ſind nun ihrer ein Dutzend, die mitmachen, hier auf den Fil-

bern, in Mosbach und ſonſt, kurz im ganzen Oberamt ringsherum, weiß ich ihrer über hundert Köpfe, die hinauswollen. Bodmer, es reiſen ſo eine Menge Agenten im Lande, die, weil's verboten iſt, allerlei Geſtalten annehmen —

Bodmer. Seelenverkäufer.

Fecht. Das iſt Oberamtstitulatur! Aber ſie ärgern ſich blos, daß ſo ein Tauſend nach dem andern im Land erklärt, anderwärts möcht's doch wol noch hübſcher ſein und daß ſie dem Kronenwirth Majeſtät in Stuttgart die Kundſchaft nehmen. 'Siſt heillos verpönt, daß die Herren im Lande reiſen und den Leuten lachende Wirthſchaft überm Ocean anbieten und mit den Würfeln im Becher klimpern, ob einer ſein Glück verſuchen will. Haltet Euch daheim, Bodmer! Noch heut' vor Abend ſoll's bei Euch anpochen, ob Ihr vielleicht — haha, ein Nöſel Branntwein oder Eſſig im Vorrath braucht —

Bodmer. So ſo! Auf die Art! Geht mir weg damit! Eſſig, mein' ich, hab' ich genug im Vorrath!

Fecht. Seht Ihr, daß Ihr gut zum Landdragoner paßt!

Bodmer. Treibt keinen Schabernack. Mein Herz iſt ſchwer. Was iſt's denn?

Fecht. Nun, macht's leicht und ſprecht mit dem Mann, den ich in Herrenheim beim Waldhornwirth auf Nr. 7 geſprochen. Ein feines Herrle! Reiſt auf Spiritus, Eſſig, Baumwollenwaaren und dergleichen und iſt ſeines wahren Zeichens ein Spediteur für Amerika, hat Ueberfahrtsbillets, Ländereien in der Taſche, iſt ſozuſagen ein Werber, Freundchen, der Handgeld gibt fürs gute Glück und die beſſere Zeit. Kommt er, ſo nehmt ihn auf Eure Kammer oder geht in den Buſch und redet da mit ihm. Schüttet ihm auch Eure Siebenſachen von der Wirthſchaft hin und fragt, was er dafür zahlen möchte. Es wird Euch leicht werden, wenn Ihr all den Plunder, das

Haus, die paar Obſtbäume, den Krautſalat, die paar Hinkel, die Zieg' und all Euern Kummer, Aerger und haslacher Herzleid um einen Pfandſchein auf die neue Welt losgeſchlagen habt — und Eure Frau — (Man hört Liesli ſingen.) Iſt die bei der Hand? Sie iſt mein Freund nicht; ich will gehen; ſie könnte falſch ſingen, wenn ſie mich ſähe. Aber ihr zwei Menſchen kommt doch nicht in die Harmonie, wenn ihr nicht endlich einmal die Backen voll nehmt und euer Lebensfünkchen anblaſt, daß es Helle gibt. Alſo — Amerika! und ein neues Leben! — Jetzt ſprecht mit dem Seelenverkäufer! Es iſt ein reſpectabler Herr, und ich denke, den nächſten Winter haben wir zum letzten male Schnee geſehen. Ich gehe zum weißen Kreuzwirth. Bei Mondlicht ſpring' ich noch eins herüber. Adjes, Bodmer. (Ab.)

Bodmer (bleibt, während Liesli ſingt, noch eine Weile nachdenklich ſtehen und fängt dann wieder an ſeinem Holz zu arbeiten an).

Liesli (hat geſungen).

Grüß' mein Lieb, grüß' mein Lieb,
Daheim viel tauſendmal!
Und ſag' ihr nur, ich käm' auch bald,
Wann erſt die Zweiglein grün im Wald
Im Wald, im Wald,
Die Lerche ſingt im Thal!

Und ſag' ihr nur, die Welt iſt rund,
Daß ich mein Glück nit fand,
Erſt lauf' ich noch ab ein Paar neue Schuh,
Dann ſitz' ich bei meinem Lieb in Ruh,
In Ruh', in Ruh'
Daheim in Schwabenland!

Bibl. Univers. Lips.

Zweiter Auftritt.

Tiesli tritt, noch den Schluß ſingend, mit einem Korbe Gemüſe, das ſie ſich zu putzen links am Hauſe hinſetzt, auf. Erſt ſich umſehend bemerkt ſie Bodmern.

Tiesli. Schau, ſchau, biſt daheim, Bodmer? Hab' ich doch gemeint, du ſeiſt ins Holz gegangen, um dir die Bäume anzuzeichnen für den Schulbau.

Bodmer. Schulbau? Daß ich mich auslachen ließe! Der Baurath hat den Schulbau.

Tiesli. Schon gewiß?

Bodmer. Gewiß und übergewiß.

Tiesli (wehmüthig). O je! ... (Sie ſetzt ſich traurig zum Rübenſchaben.) Schwere Zeit! Wie ich die Rüben aus dem Land zog, ſagt' ich bei jeder, die ich dem Beet entlang nahm: Kriegt er den Bau, kriegt er ihn nicht? Und am Ende der Reihe ſtanden zwei grüne Büſchel ſo dicht aneinander, wie einer, ſodaß es beides bedeuten konnte. Auf Aberglauben iſt nichts zu geben.

Bodmer. Auf Hoffen und Harren auch nichts.

Tiesli. Sag' das nicht, Bodmer! Wenn der Fecht ſo ſpräche, ſo würd's dem zukommen. Aber andere ſollteſt du nicht aus dir reden laſſen.

Bodmer. Fecht ſteht ſchon da, wo wir alle noch hinkommen werden, wenn der Wind erſt ganz ausbleibt und wir auf'm Sand ſitzen.

Tiesli. Nicht doch! Der Baurath wird ſagen: Bodmer, Ihr habt eine fleißige Hand, Ihr ſeid der beſte Arbeiter auf den Fildern, Ihr ſollt ein gut Stück Geld an dem Bau verdienen —!

reichen Prinzen eines Weltſtaates ſeine Flotten, ſeine Armeen, ſeine Schätze gönnt, einen Schatz aber nur mit ſeinem Blut ihm abtreten wird, die Hand der Prinzeſſin Wilhelmine, die er liebt!

(Allgemeine Bewegung.)

König.

Die er liebt? Die Hand meiner Tochter? Ja, kann denn der Erbprinz von Baireuth auch ein Schwert führen?

Lotham

(zieht dem Erbprinzen den Mantel ab und ſetzt ihm die blecherne Mütze auf.)

Erbprinz

(ſteht ganz im Coſtüme eines Grenadiers jener Zeit da. Sein Haar iſt in einen langen Zopf geflochten. Er bleibt unbeweglich, in militairiſcher Poſition).

König.

Was ſeh' ich? Der Erbprinz? Grenadier? Zopf und Schwert?

Lotham.

Die Equipirung jenes jungen Rekruten vom Regiment Glaſenapp, den ich vor ſeiner Abreiſe nach dem ſchönen Paſewalk Ew. Majeſtät vorzuſtellen die Ehre habe.

König (außer ſich).

Ein deutſcher Prinz, der es ſich zur Ehre rechnet,

Bodmer (ſetzt ſich erſchöpft auf den Seſſel).

Tiesli (ſpringt auf). Jeſus, was iſt Euch, Mann. Ihr ſeht ſo blaß.

Bodmer. Der Axtſchlag ſoll verflucht ſein, den ich an dem Schulhauſe für einen andern thue.

Tiesli. Welche Reden! Ein Gotteshaus! Wenn Aeltern das hörten, die ihre Kinder dahin zum Segen ſchicken wollen. Es iſt ſündhaft.

Bodmer (nach einer Pauſe). Wir haben keine Kinder.

Tiesli (wendet ſich nach einer Pauſe). Wir haben keine . . . (Wehmüthig.) Gott weiß es.

Bodmer. Wir ſind leicht — wir haben mühloſe Fahrt.

Tiesli. Sag' das nicht, Bodmer! Kränk' mich nicht! Du weißt, du ſprachſt ſchon einmal ſo, als du von Amerika anfingſt. Gott will, daß wir arm ſind; aber wir darben nicht, und wenn er uns keine Kinder gab, ſo hat er uns vielleicht vor Schmerzen bewahren wollen. Ach, ich wünſchte, du bauteſt das Schulhaus. Wie wollt' ich beten, daß draus ein Tempel Gottes würde und alle Aeltern ihr Theuerſtes und Liebſtes dort geheiligt und geſegnet wüßten!

Bodmer. Es iſt nicht mütterlich gedacht, bei Kindern gleich zu fürchten, daß ſie ſchlimm ſein könnten.

Tiesli. Mein Herz ſprach das nicht, das weißt du wohl. Der Pfarrer ſagte mir oft, wenn ich wein', in ſolchen Sachen ſollte man die Vernunft hören.

Bodmer. Wann war das, als ich von Amerika geredt?

Tiesli (wieder heiter). Weißt noch, Bodmer! O das war närriſch! Die Gritli vorm Jahr, da alles in Feuer und Flammen über Amerika war und kein Alter, kein lediger Burſch mehr daheim bleiben wollte, weißt du, wie die Gritli ſagte, in

den Ortſchaften drüben, da fände man's pure Gold auf der Straße. Ha, ha, ha!

Bodmer. Sie hat nun geſchrieben und wird recht behalten. Sie haben wohl einen goldnen Grund gefunden: Arbeit und Abſatz die Hülle und Fülle!

Liesli. Mag ſie's. Ich gönn's 'ner Närrin, daß ſie mit Straußenfedern ſtolziert.

Bodmer. Es braucht keine Straußenfedern, Liesli; Federn zum Aufſchwung von dem erbärmlichen Boden, auf dem wir kriechen, ſind ſchon genug. Was plag' ich mich jetzt ins zehnte Jahr, daß es einen Fortgang haben ſoll!

Liesli (betrübt). Warum — — ſagſt gerade die Zeit, daß wir geheirathet ſind — Ich brachte dir dies Häusle von den Aeltern, da den Pflanzengarten und ein paar Morgen Erdäpfelland und ſagte dir ja: Bodmer, willſt du's ſo und glaubſt, daß du das Uebrige hinzuthun kannſt, ſo bin ich's zufrieden. Iſt's meine Schuld, daß du kein reicher Mädle genommen?

Bodmer. Es war juſt keine reichre da, die mir gefiel. Auch ſchelt' ich dein Eingebrachtes nicht, es hat uns oft geſchützt, daß wir nicht verhungerten.

Liesli. Wir hatten noch keine böſen Tage, Bodmer, du verſündigſt dich.

Bodmer. Wann aber gute?

Liesli. Du könnteſt leben wie ein Prinz, dir gefiel's doch nicht — wenn's nicht wie ein Kaiſer wär'. Du biſt gut, aber hoch hinaus.

Bodmer. Wetz' deine Zung' nicht ſo! Liesli!

Liesli. Bodmer, was ſag' ich denn, als daß du nimmer Ruh' haſt! Seit du die Zeitungen lieſt, ſeit du jeden geſchlagenen Sonntag Nachmittag auf Herrenheim zum Waldhornwirth gehſt, ſeit du den Fecht an dich heranläſſeſt, ſind deine

Gedanken nicht mehr dein und Gott sei's geklagt, daß hier in dem Haus und auf dem Plätzle da davor für dich keine Sonne mehr scheinen mag. Ich weiß wohl! Wären nur Kinder da ...

Bodmer. Laß mich mit den Kindern! Daß's Uebel noch ärger wär' und ich erst recht nicht wüßt', wo hinaus? Was mich kränken muß, ist, daß ein Mann von meiner Geschicklichkeit, ein fleißiger rührsamer Arbeiter, tage- und wochenlang lauern muß, bis ihm ein Scherflein Verdienst zufällt, bis einmal eines des Tages kommt und sagt: Es ist ein Balken schief, da gibt mein Dach nach, da ist ein' Bank verbrochen —

Tiesli. Geh nach Ulm oder nach Eßlingen!

Bodmer. Ohne Geld?

Tiesli. Du bringst's heim.

Bodmer. Das ist all' nichts. Was ich will, ist nicht mehr und nicht weniger, als was die Bäume im Walde wollen. Die stehen anfangs wie kleine Büsche da und lassen sich's nicht verdrießen, denn sie wissen, Sonnenschein und Regen ist ihnen gewiß, sie können wachsen. Wachsen, sich ausdehnen, was *werden*, das hält einen Mann aufrecht, das läßt ihn Sturm und Ungewitter ertragen. Warum soll ich nicht denken: Da ist ein freier Platz, so groß, wie unser Acker, auf dem liegen Bäume gefällt und Balken geschält, und man hört die Gesellen sägen und zimmern und die Jungen lernen die Axt schwingen, und ich gehe drunter auf und ab und lege den Zollstab dahin dorthin und ziehe mit der Kreide die Linie, die gesägt werden soll, und mache zu neuen Häusern Grundriss' auf dem Papier — hab ich's nicht gelernt? Warum soll mein Pfund vergraben liegen in der Erde? Warum soll ich nicht aufgehen wie ein Weizenkorn, wenn es nicht verdammt war, auf den Weg zu fallen?

Liesli. Bodmer! Bodmer! Das iſt der Hochmuth, der aus dir ſpricht.

Bodmer. Hochmuth! Wenn die Leut' immer das nur getrieben hätten, was bei ihnen die nächſte Kundſchaft beſtellte, dann fräßen wir wie ſonſt noch die Eicheln von den Bäumen, wie ſie's weiland thaten, und keine Menſchenſeel' wär' aus den Lehmgruben herausgekrochen! Weiß ich doch, daß in Amerika ein Mann aus mir wird! Da wird gebaut, da wird geſchafft! Das Holz iſt wohlfeil, nicht ſo theuer wie bei uns, als würd's auf der Wage beim Krämer gewogen. Gibt mir hier einer Arbeit? Hab' ich hier ein Recht auf mein' Arbeit? Kann's hier dem gelingen, der nicht ſchon was hat, dem, der nicht ſpeculiren kann? Ich bin und bleib' hier ein Flickſchneider mein Leben lang. Aber in Amerika, da unternimmt man was; rüſtige Hände, flinke Beine, ich geb' dir Geld, du gibſt mir Arbeit, ich geb' dir Arbeit, du gibſt mir Geld; Kapital wird vorgeſchoſſen, Gewinn getheilt — o Gott im Himmel, du läſſeſt die Sonne ſcheinen über Gute und Böſe, laß doch auch denen wenigſtens ihren ſegnenden Strahl, die fleißig ſein wollen, damit ſie wachſen, wie deine Bäume im Walde!

Liesli. Bodmer! Ich ſagt's ſchon! Laß uns unſer Haus verkaufen. Wir gehen nach Ulm, nach Eßlingen —

Bodmer. Weiter! Weiter!

Liesli. Nach Stuttgart oder nach Augsburg —

Bodmer. Weiter! Weiter!

Liesli. Bodmer!

Bodmer (ſich umſehend). Es kommt wer. Es iſt der lahme Matthes. Was will der?

Dritter Auftritt.

Matthes. Die Vorigen.

Matthes. Ei da treff' ich Euch ja, Bodmer!

Bodmer. Was soll's?

Matthes. Sollt zum Gemeindevorstand kommen.

Bodmer. So? Da soll einer gleich sein Geschäft hinwerfen und hinunterlaufen. Der Griesinger hat nichts zu thun. Er kann mir's selber sagen, was er will.

Matthes. So seid doch nicht all' aus und all' ein so störrisch! Man mag Gutes oder Schlimmes bringen, 's ist in einem Weg, um sich von Euch ein schief Gesicht zu holen.

Bodmer. Was Ihr mir Gutes bringt, das möcht' ich keinem Freund anbieten und sagen: Halbpart!

Matthes. Was es heut' ist, weiß ich nicht. Aber es ist ein Brief vom Oberamt gekommen — Euretwegen!

Bodmer. Meinetwegen? Vom Oberamt?

Matthes. Wenn Griesinger nicht wär' und sein hochwohlweisliches Ansehen, wüßt' ich längst, was drin steht; so aber hat's ihm schon leid gethan, daß er von seinem Geheimniß nur so viel hat hergeben müssen, als nöthig ist, um die Gemeindeherren zu berufen.

Bodmer. Die Gemeindeherren?

Matthes. Das sah ich wohl, er schüttelte den Kopf, als wenn er aus den Wolken fiel und brummte dann: — Ihr kennt seine hochnothpeinliche Art — Bodmer wird sich freuen.

Liesli. Freuen?

Matthes. Ich meine, 's ist wegen dem Schulbau.

Liesli. Bodmer! Siehst! Es ist wegen dem Schulbau — du bekommst ihn doch — du ungläubiger Mann! — Bodmer,

ſo eil' dich! Hier iſt dein Rock — zieh' ihn an! Da, deinen Hut — ſetz' ihn auf! Freuen ſoll dich's? Wenn's der Grieſinger geſagt hat, weiß er, was allein in der Welt dich freuen kann —!

Bodmer. Wann ſind die Gemeindeherren beſtellt?

Matthes. In einer Stund', wo ich ſie treffe. Dem Ochſenwirth hab' ich's ſchon angeſagt und dem Gundelmeyer auch. Jetzt ſuch' ich die andern. Macht nur, daß Ihr herunterkommt, und wenn Ihr den Bau kriegt, Meiſter, ſo vergeßt nicht, wenn Ihr den Kranz aufrichtet und Ihr oben auf dem Gerüſt Eure Red' haltet, daß ich Euch das Glück zuerſt ins Haus gebracht hab', wär's auch nur von wegen dem zinnernen Teller, den ich unten dann will umgehen laſſen. Nun, gute Verrichtung! (Ab.)

Liesli. Bodmer, was ſagſt!

Bodmer. Liesli, Liesli, daß es die höchſt Zeit iſt, zu wiſſen, wie man mit dem da oben dran iſt. Wie du's mit den Rüben vorhin im Acker gemacht haſt und haſt gefragt: Ob oder ob? ſo halt' ich mich jetzt an Rücken oder Schneide, wie mir beim Gemeindevorſtand ſozuſagen das Meſſer fallen wird. Glaub' mir's, Liesli, es ſteht immer einer, den man nur nicht ſieht, hinter einem und red't mit uns und zeigt uns tauſendmal die Gelegenheit: Thu' jetzt was! Handle jetzt! Mach' dem Ding ein Ende! Liesli, wir haben uns zwölf Jahre in Freud und Leid ertragen und uns lieb gehabt, wenn auch nicht immer in Worten, doch ſtill im Herzen, und dann gewiß, wenn eins elend wurd' oder ſchmerzhaft zum andern aufblickte und ein ſtummer Seufzer ſagte: Hilf mir, ich hab' ja nur dich, das mit mir lebt und ſtirbt ... Liesli, nimm dein ganzes Herz zuſammen und mach' dich bereit, mit deinem Leben für unſere Lieb' einzuſtehen und was zu wagen, wenn's gewagt ſein ſoll. Nun, ſchau, Liesli, da will ich denn ſehen, was es iſt. (Ab.)

Tiesli. Geb's Gott, daß er sein' Ruh' findet. (Setzt sich zum Rübenputzen und singt:)

Und sag' ihr nur, die Welt ist rund,
Daß ich mein Glück nicht fand,
Erst lauf' ich noch ab ein Paar neue Schuh',
Dann sitz' ich bei meinem Lieb' in Ruh',
In Ruh', in Ruh'
Daheim in Schwabenland!

Vierter Auftritt.

Reisender tritt behutsam sich umsehend auf. Tiesli. Später Bodmer.

Tiesli (sieht sich um). O je, ein Herr —

Reisender (tritt näher).

Tiesli (für sich). Was mag der schaffen?

Reisender (immer einfach und durchaus herzlich). Vergeben Sie, liebe Frau. Ist dies die Wohnung des Herrn Zimmermeisters Bodmer?

Tiesli. Ach du mein Gott, der wohnt da und er heißt auch so, aber der Titel ist doch gar zu lang für ihn...

Reisender. Ich dächte, daß mir die Adresse so bezeichnet wurde. (Er sieht in sein Portefeuille.)

Tiesli. 'S ist schon richtig und auch der Meister ist richtig, aber es klingt gar zu vierspännig. Wenn Sie warten wollen, er ist ausgangen, oder kann ich dienen?

Reisender. Ich weiß nicht, ob Sie von der Angelegenheit unterrichtet sind — die mich hierher führt — Herr Fecht wird Sie darüber unterrichtet haben —

Tiesli. Herr Fecht? Jesus! Das ist auch ein Herr? Hören Sie, das ist ein sauberer Herr! Nein, nein, was der Fecht mit Ihnen ausgemacht hat, davon will ich gar nichts wissen und wenn's noch so große Geheimnisse wäret.

Reisender. Allerdings scheinen die Verhältnisse des Herrn Fecht nicht im geordnetsten Zustande zu sein —

Tiesli. O, Herr, die sind in gar keinem Zustand. Das ist ein Mensch, der sagt: Hier bin ich! Und wenn er das gesagt hat, dann hat man ihn, sammt Zubehör, und die andern Leut' die gehen gleich fort. Das sind seine Verhältnisse.

Reisender. Er ist ein gelernter Schlosser, soviel ich weiß —

Tiesli. Das ist er! Aber zehn Meilen Wegs gibt ihm keiner einen Schlüssel zu repariren — und wer ein Schloß hat an der Thür, der schiebt ehender noch ein Riegel dazu, wenn man ihn kommen sieht.

Reisender. So stünde dieser Mann in keinem ehrlichen Rufe?

Tiesli. Das nun eben nicht! Eingebrochen hat er noch nicht, da müßt' ich lügen. Aber anfangs, da hat er ein hübsch Vermögen gehabt und viel verdient. Aber das flotte Leben verdarb's. Sein Mundwerk, seht, Herr, das geht wie ein Mühlrädle immer rundum und wenn's trocken ist, da muß eine Kanne auf die andere 's wieder auffrischen. So ist ihm denn sein ganz Hab und Gut allmählich auch flüssig geworden und wer, wie gesagt, einen Schlüssel im Ort verloren hat, der sprengt die Thür lieber mit dem Beil auf, als daß man den Fecht sollt' mit einem Dietrich kommen lassen.

Reisender. Dann ist ihm freilich nicht zu verdenken, daß er sein Glück in Amerika versuchen will.

Tiesli. Glückliche Reise! Da gehört er hin! Da soll er nur hübsch von vorn wieder anfangen und ich wünscht', er ginge ehender heut' als morgen.

Reiſender. So ſcheint Ihnen die Sache nicht bekannt zu ſein, derentwegen mich Fecht zu Ihrem Mann beſtellte —

Tiesli. Welche Sach'? Sie verſchweigen da etwas — Was für'n Sach'? Was wollen Sie mit dem Bodmer ausmachen?

Reiſender (bei Seite). Ich nehme Anſtand, ſie von dem Plane zu unterrichten — (Laut.) Es iſt — ich bin — ich bin ein Reiſender, der den Landbewohnern zu billigern Preiſen manche Bedürfniſſe zuführt — Leinwand . . .

Tiesli. Die machen wir in Haslach ſelbſt.

Reiſender. Kattun- und Baumwollenwaaren aller Art —

Tiesli. Die kaufen wir vom Aaron in Göppingen.

Reiſender. Auch Spirituoſa — Weine beſorg' ich durch ein mainzer Haus . . . Liqueur, Eſſig —

Tiesli. Eſſig? O je, da ſehen Sie 'mal, Herr, die freundliche Miene von dem Bodmer, wie er da gelaufen kommt, ob der wol Eſſig braucht —?

Bodmer (kommt haſtig zurück, ohne den Reiſenden zu ſehen).

Tiesli (ihm entgegenlaufend). Biſt da! Biſt ja ganz im Feuer, was haſt? Haſt den Schulbau, Männle? Sag' ja, ſag, ja, Männle!

Bodmer. Herzensweible, denk dir! Ja, es iſt ein Brief kommen vom Oberamt und der Fecht — nein der donnerſchlächtige Spitzbub' der —!

Tiesli. Sagt ich's nicht alleweil?

Bodmer. Ja! Den werd' ich wieder ausſchicken! Iſt ja kein wahres Wort an der Sache, daß ſie mich ſo ohne weiteres herabgeputzt hättet. Künftighin, ſchreibt's Oberamt, ſollt' der Bodmer aber ſelbſt kommen und ſein Sach' von keinem naſeweiſen Deputirten erſt vertreten laſſen.

Tiesli. Siehſt du! Siehſt du, da haſt's. Nun, Herr, da hört Ihr gleich, wie der Fecht hier zu Land angeſchrieben ſteht.

Bodmer (sieht den Reisenden). Ei —

Liesli. Der Herr hat nach dir gefragt, der Fecht hätt' ihn zu dir geschickt ... Es ist ein Reisender, der Geschäfte machen will ...

Bodmer (begreift und ist in Verlegenheit). Ja, so, Herr ... o nehmt's nicht übel —

Liesli. Uebers Jahr, Herr, wann wir den Schulbau fertig haben und ein paar Gulden daran erübrigt, dann sprecht einmal wieder vor. Dann legt man sich ein Fäßchen guten Wein in Keller oder kauft sich einen neuen carrirten Ueberzug für die Bettung —

Reisender (freundlich). Ich wünsche den besten Erfolg für dieses Geschäft. (Notirt sich im Portefeuille die Bestellung.) Glück zum neuen Schulbau ...

Bodmer. Das heißt (zu Liesli) Kindsköpfle, so weit sind wir noch nicht. Das Oberamt schreibt hinauf, daß, wenn die Gemeind' damit einverstanden wär' und auf mein Hab und Gut als Hypothek oder Caution die Auslagen machen wolle, so blieb's der Gemeind' überlassen, wen sie für das Schulhaus wählen möchte, nur müßt' das Oberamt die Gewißheit haben, daß das Ganze mit gehörigem Nachdruck und allem nöthigen Rückhalt angefaßt und zu einem soliden und einem dem wichtigen Zwecke angemessenen Ende geführt würde. Siehst! Und da sind denn die fünf Gemeindeherrn jetzt versammelt, haben das Grundbuch aufgeschlagen und berechnen eben, ob sie's mit mir wagen dürften —

Liesli. Das wird gute Wege haben. Der Ochsenwirth ist ja meiner seligen Schwester ihr Pathe gewesen und Gundelmeyer thut jahrein jahraus so schön mit einem, daß man kaum merkt, daß er seine dreißigtausend Gulden schwer wiegt, und der Müller, dem du noch neulich das Kammrad gefelgt

in meiner Armee zu dienen? (Commandirt) Bataillon, linksum! Bataillon, vorwärts marſch!

Erbprinz

(exercirt auf Wilhelminen zu).

König.

Halt! (Zu Wilhelminen) Iſt der Feind da drüben geſonnen, ſich der dieſſeitigen Couleur anzuſchließen?

P. Wilhelmine (entzückt).

Bis in den Tod!

König.

Ganzes Regiment, rechts um ſchwenkt! Vorwärts marſch, Rechten, Linken, Rechten, Linken! (Alle drei marſchiren auf die links ſtehende Königin.)

König.

Halt!

P. Wilhelmine / Erbprinz } (ſinken der Königin zu Füßen). Mutter!

König.

Halt, das war kein Commando.

Erbprinz.

Der Drang des Herzens.

Rathsam

(gutmüthig zur Königin tretend).

Majeſtät, verbeſſern Sie den Fehler der beiden jungen Rekruten.

haſt, ſagte der dir doch ſchon oft: Bodmer, Ihr habt ein geſchicktes Händle und was Ihr anfaßt, muß wohl gethan ſein, und da haſt ſchon drei und wenn drei Ja ſaget, könnet ihrer zwei getroſt mit ihrem Nein nachgeheckelt kommen, wie der alte Matthes hinterm Gemeindverſtand. Alſo grüß' Gott, Herr, und übers Jahr da kommt einmal wieder in unſer luſtig Thal und fragt alsdann nach, ob wir noch lebet und allerweil guter Dinge ſind. Nun iſt's aber die höchſte Zeit, daß die Rüben ans Feuer kommen. (Bei Seite zu Bodmer.) Du, halt dich mit Dem nicht zu lang auf! (Ab mit dem Korbe in der Hand.)

Bodmer. Verzeiht nur, lieber Herr — Ich weiß wohl! —

Reiſender. Eure Frau ſchien von dem Plane nicht unterrichtet zu ſein. Ich brauchte den Vorwand, den Euch Fecht geſagt haben wird. Inzwiſchen ſcheinen ſich aber auch die Verhältniſſe geändert zu haben.

Bodmer. Herr, ich hab's wie eine Fügung Gottes nehmen wollen. Krieg' ich den Schulbau, ſo bleib' ich zu Haus.

Reiſender. Bis wann dürfte ſich das entſcheiden?

Bodmer. In einer Stunde. Sieh, ſieh, es pocht mir ordentlich das Herz. Wenn die Gemeindeherren kein Vertrauen hätten!

Reiſender. Warum ſollten ſie nicht! Ich habe mein Wägelchen am Wirthshaus drüben ſtehen laſſen und will weiter machen. Außer Fecht wäre in dieſem Orte wol niemand, der ſich anſchlöſſe?

Bodmer. Ich wüßt' jetzt keinen. Der Ort iſt im ganzen wohlhabend.

Reiſender. So lebt denn wohl, lieber Bodmer. Geh' es Euch gut! Einmal auf Wiederſehen! (Will ab.)

Bodmer. Nein, bitte, bitte — (in unruhiger Verlegenheit) wenn

Sie wüßten, Herr, was ich noch vor einer halben Stunde mich gesehnt habe, Sie zu sprechen ... und nun —

Reisender. Es ist der erste Grundsatz meines Vereins, niemanden zur Auswanderung aufzuwiegeln.

Bodmer. Ihres Vereins? Was für eines Vereins?

Reisender. Des Texasvereins, als dessen Agent ich reise.

Bodmer. Texasverein? Davon hab' ich reden gehört! So, so! Also Sie werben für den Texasverein! Wo liegt das Land, Herr?

Reisender. Es ist das Grenzland zwischen Mexico und den Vereinigten Staaten.

Bodmer. Hab' davon gehört. 'S sind ihrer viele schon nach dem Ländle da. Und dafür hat's einen Verein?

Reisender. Um die Ansiedelung zu erleichtern, die deutschen Einwanderer vor den Gefahren völliger Rathlosigkeit auf fremdem Boden zu sichern. Zu diesem Zwecke ist am Rhein eine Gesellschaft deutscher Standesherren zusammengetreten. In der fruchtbarsten Gegend der schönen milden Provinz der Vereinigten Staaten hat die Gesellschaft große Landstrecken angekauft, gibt sie für ein Billiges an fleißige und wohlberufene Einwanderer und viel Tausend deutscher Landsleute haben sich schon dort brüderlich zusammengefunden und genießen die Vortheile eines solchen geordneten Vereinwirkens.

Bodmer. Hm — hm — hm. Wie heißt die Hauptstadt des Landes?

Reisender. Galveston.

Bodmer. Sieh, sieh, das ist Galveston. Hab' den Namen oft schon gehört und gelesen.

Reisender. Die mainzer Agentur befördert die Reisenden von Rotterdam nach Galveston.

Bodmer. Hm! Wenn Ihr aufrichtig sein wollt, Herr,

rathet Ihr einem ehrlichen Manne lieber dahin oder wo die meisten hingehen, nach Boston zu oder Neuyork oder da herum?

Reisender. Ihr könntet glauben, lieber Freund, daß ich für meine Unternehmung parteiisch spräche, aber ich versichere Euch ohne alle Parteilichkeit, daß es thöricht ist, dahin zu gehen, wo die Menschenmasse schon zu dicht gedrängt beieinander wohnt und die Concurrenz dieselben Uebel erzeugt hat, denen Ihr ja hier entgehen wollt.

Bodmer. Wohl! Wohl! Das ist schön gesagt. Das ist ganz mein Gefühl.

Reisender. Die Niederlassungen in Texas sind nun aber größtentheils neu. Die Dörfer müssen erst abgezirkelt, die Häuser müssen überall frisch gebaut werden. Für Euch nun, einen Zimmermann, würde sich die günstigste Gelegenheit zu umfassender Beschäftigung bieten, und wenn Ihr Euer stattliches Haus verkaufen wolltet, den Garten und Acker dazu, der der Eurige zu sein scheint, so wäre nicht nur die Ueberfahrt für Euch und Euer Weib, Eure Kinder bezahlt, sondern auch noch so viel erübrigt, daß Ihr von Galveston gleich Eure Thätigkeit im Großen eröffnen könntet.

Bodmer. Hab' keine Kinder, Herr! Hm, hm — — aber wie wär' es möglich, dafür so bald einen Käufer zu finden, wenn man nicht sündhaft verlieren wollte? 'S sind schlechte Zeiten.

Reisender. Auch dafür weiß unser Verein Rath. Ich könnte Euch an den Kaufmann Kranzmeyer in Eßlingen verweisen, der gern bereit ist, Auswanderungslustigen ihre liegende Habe nach üblichem Werth abzukaufen. Im Fall Ihr Euch zur Uebersiedelung entschließen könntet, hab' ich vom Kranzmeyer Vollmacht, das Eurige abzuwerthen und Euch für die Ueberfahrt und An-

ſiedelung in Anſchlag zu bringen. Der Eßlinger Kaufmann ſteht mit dem mainzer Verein in Abrechnung.

Bodmer. Nein! Wie hübſch das iſt! Wie ſchön berechnet! Mir wirbelt's im Kopf. Aber ... ich hab' einmal geſagt, der Schulbau ſoll ein Fingerzeig Gottes ſein.

Reiſender. In acht Tagen wollte ſich eine Geſellſchaft aus Herrenheim, den Dörfern Mittenwang, Heidenheim, Sulm und von einzelnen Höfen hier oben aus den Fildern zuſammenthun, hundertfünfundſiebzig Köpfe. Ein braver Mann, wie Ihr, Bodmer, wäre ein Kleinod darunter geweſen; aber fern ſei mir's, Euch zu einer unüberlegten Handlung aufzuregen.

Bodmer. Unüberlegt? Das nicht! Seit drei Jahren, Herr, lebt in mir der Gedanke. Seit drei Jahren läßt's mir kein' Rub' mehr; nicht Sonntag, nicht Feiertag rührt mich mehr, nicht Kirche, nicht Geſangbuch kann mich halten. Ueberall iſt die Erde des Herrn, ruft mir's zu aus Buſch und Baum, ich freue mich nicht, wenn eins lacht, mich rührt's nicht, wenn eins weint; es iſt, als hätte mir's ein Engel angethan und ich weiß nicht, ob's ein guter oder böſer iſt.

Reiſender. Warum ein böſer? Seit zehn Jahren ſind Hunderttauſende deutſcher Brüder über den Ocean gezogen und haben jenſeits dem deutſchen Namen Ruhm und Ehre gebracht.

Bodmer. Hm — hm! Aber, Herr, kann's Euch denn freuen, ſo die Menſchen aus ihrem Erdreich an der Wurzel herauszunehmen? Habt Ihr denn ſelbſt mit Augen angeſchaut, daß ſie drüben gedeihen? Es wird ſo viel geſchrieben für und gegen die Sach', daß eins oft den Muth verliert. Es iſt doch ein Entſchluß, der ſo viel ſagt, als erſt ſterben und dann nochmals neu geboren werden.

Reiſender. Ich war nie drüben; aber warum ſollt' ich dem Weſen nicht ruhig zuſehen? Wie wenige werden daheim wahrhaft

glücklich! Und wer glücklich zu ſein nicht verdiente, vielleicht lernt er's drüben, vielleicht zieht er einen neuen Menſchen an. Und dann hab' ich immer mit Traurigkeit geſehen, wie dieſe guten Landsleute in der Fremde dem deutſchen Vaterlande verloren gehen. Seht, da lernt' ich einen Grafen am Rhein kennen. Es war in Caſſel, Mainz dicht gegenüber, ich ſaß gerad' auf der Terraſſe am Schwarzen Bären. Halte ſonſt nicht viel von den Rittern und Grafen im lieben Vaterlande, aber was mir der Herr vom Texasverein, dem er angehörte, erzählte, ſeht, das freute mich. Ich ſah, daß ſo doch die Deutſchen drüben zuſammenſcharen und in der Vereinigung mit dem alten Mutterlande verbleiben konnten. Da gedacht' ich, was alles Deutſchland ſein und werden könnte, wenn's ſich nur zu jedem guten Ding, ſo auch zur Auswanderung, immer die Hand reichen wollte, und nun nahm mich der brave Herr ſo ein, daß ich, ohnehin ſchon Kaufmann und Reiſender für ein mainzer Geſchäftshaus, dieſen Auftrag noch mit auf die Reiſe nahm, und trotzdem, daß die Regierung die Erleichterung des Auswanderns verbietet und ich oft mit den Aemtern Unheiligkeit und Verdruß habe, doch es dahin brachte, daß ſie mir vom Rhein die beſten Briefe ſchreiben und mein Wirken auch beſonders im Schwabenland loben. Ich bin jung und dies nützliche Wandern durch die Dörfer, durch die Leiden und Freuden der Menſchen, die Hoffnungen auf eine beſſere Zukunft in der Neuen Welt, jenſeit des großen Weltmeers, gefällt mir. Hab' ich nicht recht, Bodmer?

Bodmer. Hört auf, mir bricht's Herz. Es gibt einen Stein, der zieht's Eiſen an und ſo zieht's mich nach Amerika, als wär' die ganze Küſte drüben hinterm Waſſer voll von dem Geſtein. Aber — ich ſeh' wohl, ich ſoll nicht hinkommen und ich werde drüber ſiech und krank werden.

Fünfter Auftritt.

Fecht. Die Vorigen.

Fecht. Ei Potztauſendmohrenelement, was iſt denn das? Bitte um Verzeihung ... Herrgott, da iſt ja der Texikaner ſchon — was hör' ich ... Das Dorf iſt ja voll von einem gnäd'gen Brief vom Oberamt und ſie haben ein Poſtſcriptum gemacht: Du ſollteſt ein andermal keinen verdorbenen Schloſſer zum Boten nehmen. Ei, da müſſen ſich ja alle Dietriche der Welt vor der ſtuttgarter Schatzkammer mauſig machen, wenn ich vor meiner Meerfahrt nicht noch dem grüngelben Schreiber die Beine einſchlage!

Reiſender. Bodmer bleibt da. Die Gemeindeherren werden das Geld zu dem Bau aus der Gemeindekaſſe geben.

Fecht. Iſt's ſo andem, Bodmer?

Bodmer. Es iſt ihm ſo.

Fecht (zum Reiſenden). Und er weiß alles von Texas und von dem Grafen an der Rheinbrücke im Schwarzen Bären — weiß alles von der heiligen Einigkeit und der großen Vorſchußkaſſe in Galveſton — Galveſton an der Galveſtonbai, 100 Grad nördlicher Breite, 1000 Grad ſüdlicher Länge ...? Dicht bei Californien, wo's Gold wächſt wie bei uns der Straßenſtaub? Was?

Reiſender. Alles.

Fecht. Und er bleibt um ein Schulhaus für das aufblühende ABC von Haslach? Herr Gott, Menſch, für den Ruhm, unſerm hungrigen Schulmeiſter einen glänzenden Käfig für ſein Elend zu bauen, hängſt du die Anſtellung als geheimer Landoberbaurathsdirectorium von Texas an den Nagel?

Bodmer. Schweig, Fecht! Wer ſo wie du hier verſpielt hat, muß wohl wie ein Gaudieb davongehen.

Fecht. Verſpielt? Das jetzt mein Dank, weil das Oberamt ungeachtet aller groben Redensarten ſich deiner erinnert hat? Nein, Herr Texikaner, kommt, die Schafe müſſen ſich von den Böcken ſondern; mir wachſen die Hörner, wenn ich noch lang bleibe, ich werde toll, wild, anſtößig.

Reiſender. Haltet Friede, ihr Herren! Einer langen, vielleicht ewigen Trennung ſollte kein Zorn vorangehen.

Fecht. Trennung? Ei wo kann ich denn mit, wenn mir Bodmer nichts vorſchießt für die Schlöſſer und Krammen, die ich an ſeinen Bauten in Amerika machen werde? Das gibt einen Strich durch die Rechnung ſo dick! Oder nehmen mich Ihre Rheingrafen vom Schwarzen Bären in Mainz vielleicht ſchon deshalb mit, weil — ich für ihre Idee die rechte ſchöne Begeiſterung habe?

Reiſender. Deshalb gerade müßten wir Sie hier laſſen, damit Sie um ſo mehr dafür wirken.

Fecht. Bodmer! Die Ueberfracht, die ich dir in Rotterdam verurſacht hätte, würde nicht ſo ſchwer geweſen ſein, als die Laſt, die jetzt dein Gewiſſen drücken muß! Der Schulbau muß dir viel, viel Geld einbringen, wenn du gegen mich deine Schuld bezahlen willſt. Du biſt mir eine Tonne Gold ſchuldig, die ich mir in Amerika drüben würde verdient haben.

Reiſender. Ihr bekommt Beſuch, Bodmer.

Sechster Auftritt.

Grieſinger. Matthes. Die Vorigen.

Matthes. Hier! Da iſt er bei Wege, Herr Gemeindeverſtand.

Grieſinger. Bodmer, ich denke, es iſt Euch lieb, daß ich —

Ihr habt Beſuch — entſchuldigt, Herr . . . aha Fecht, wie geht's, Fecht?

Fecht. Danke! Danke! Schließen noch alle Eure Kiſten und Kaſten? Keine Reparaturen nöthig? Niemanden krumm legen? Seit Ihr Gemeindevorſtand ſeid, haben wahrhaftig die Schloſſer wenig zu thun.

Matthes. Das iſt von wegen der außerordentlichen Clemenz des Herrn Gemeindevorſtandes.

Grieſinger (zu Bodmer bei Seite). Der fremde Herr —

Fecht. Ein Reiſender in Eſſig und Oel, Wein, Baumwolle — Südfrüchte.

Grieſinger. Ah! Das Wägele am Ochſenwirth iſt alſo wel Ihnen?

Reiſender. Wünſchen Sie meine Legitimation?

Matthes (bei Seite). Sieht mir ganz aus wie ſo ein bremer Rattenfänger.

Fecht. Mein Freund Bodmer hat für die Kranzrede und das Geſellenplaiſir am Richttag ein halb Orheft Oberingelheimer beſtellt —

Grieſinger. Ja, von wegen dem Schulbau. Bodmer, das Glück kommt in Scheffeln oder 's kommt gar nicht. Es iſt nichts mit dem Schulbau.

Bodmer. Grieſinger, für einen Spaß klingt das zu ernſt.

Grieſinger. Spaß! Von wegen Spaß! Was muß ſein, da ſchick' dich drein! Die Gemeindeherren haben ein Langes und Breites diſcurirt, die Grundbücher nachgeſchlagen, aber die Gemeindekaſſe und unſere Mittel reichen nicht aus.

Bodmer. Ich bekomme nicht den Bau?

Grieſinger. Wir laden uns damit eine Laſt auf, Bodmer, die der Mühe nicht lohnt.

Bodmer. Aber ein Verdienſt, der im Orte bleibt, ein ehr-

licher Arbeiter, der endlich einmal einen Aufſchwung nehmen will, der ihm zu leben lohnt?

Grieſinger. Ich ſagt' es ſelber den Fünfen: Leute, ihr ſeid vermögend, und wer was hat, iſt bequem und euch iſt's eben nur zu weitläufig, die Schreiberei ans Oberamt, die Caution, die Vorſchüſſe, die Anweiſungen auf den Gemeindewald, die tägliche Controle — da ſchlugen ſie die Bücher zu, machten ein Protokoll, Punktum, ich mußt's ſiegeln, und nun geht's ans Oberamt zurück. Sie ſollten nur den Herrn Baurath aus Stuttgart ſchicken, daß er das Ding groß und mit Geſchick anfängt und bald. Da iſt der Brief —

Matthes. Ich trag' ihn nach Oberzell auf die Poſt.

Bodmer. O Leut'! Leut'! Stoßt's Meſſer nicht zu tief!

Fecht. Hunde ſind's! Verfluchte Hunde! Krötenherzen! Ich ſchwöre zehn leibliche Eide, daß der Ochſenwirth ſchon die Zimmer ausgeſucht hat für den gnädigen Herrn Baurath, und der Müller ſpeculirt auf eine amerikaniſche Mühle, die ihm der Baurath als Zugabe wohlfeiler herrichten ſoll zum Dank für den Schulbau, und des Gundelmeyer's Frau ſieht ſich jetzt ſchon im Spiegel, ob ſie auch vom Herrn Baurath Madame getitulirt kriegt! O tauſend Spitzbuben mit Brecheiſen ſollten über die Bande kommen und über ihre Geldſpinden! O daß ich als rachſüchtiger geſpenſtiſcher Schloſſer mit meinem Bund Dietriche jede Nacht vor ihren Fenſtern raſſeln könnte, daß ſie auf ihren Geldſäcken 's Zittern kriegten, als ob ſie die Geiſter der Verſtorbenen ſähen, durch deren Elend ſie reich geworden ſind! Gomorrha war nicht ſo ein ſchlecht Neſt, als Euer Haslach da.

Grieſinger. Es thut mir leid, Bodmer. Aber Bauern ſind nun einmal wunderlich, und wer von ihnen einen Batzen im Sack hat, der iſt gar erſt recht vom eigenſinnigen Volk. (Zum

Reisenden.) Adjes, Herr. Gute Kundschaft, wenn Ihr ein lang Maß und schwer Gewicht habt! (Zu Bodmer.) Also, Bodmer, laßt nur dem Glück ein Thor offen! Auch im Herzen, hört Ihr? Einmal kommt's schon. (Ab mit Matthes.) (Pause.)

Reisender. Ihr sagtet, Bodmer, Ihr wolltet dem Schicksal die Vorhand geben.

Bodmer. Was ich wollt' und was ich gelebt habe, das geschieht. Meines Bleibens ist nimmer daheim! Du Gott im Himmel hast's Los geworfen! Die alte Zeit hat verspielt, die neue kommt. Amerika! Herr, macht nun ein End'! Sagt, was geschieht! Da habt Ihr mich!

Fecht. Flagge hoch! Hasen passirt! 'S Schiffle fängt zu tanzen an.

Reisender. Ein in der Aufregung gefaßter Entschluß dürfte Euch später reuen.

Bodmer. Nichts da. Keine Aufregung! Alles vorbedacht. Ich geh' in Ihr Land, Herr! Da — hat mein Leben ausgespielt. Ich bitte, bleibt bis morgen, daß wir den Verkauf ausmachen mit dem Eßlinger. Nicht drei Tage mag ich noch in dem dumpfen Qualm hier leben, sonst verstick' ich.

Reisender. So will ich mein Pferd ausspannen; bis morgen machen wir das Geschäft richtig. (Bietet die Hand. Bodmer schlägt ein.)

Fecht. Ich geh' mit zu dem Ochsenwirth. Dem wollen wir eins auf die Herberg trommeln, daß er denken soll, die Franzosen kommen — Sakerblut, hätt' eins jetzt nur mehr Französisch gelernt! Was wollt' ich für'n gesegneten Fluch aussprechen! Bodmer, je suis — in 'rer Rage — daß ich — Salkernongtemetzlewurst —! Kommt, Herr Texikaner! Marschiren wir in den Ort hinein, daß alle fünf Gemeinderäthe nicht wissen sollen, in welch Mausloch sie sich verkriechen sollen.

Königin.

Gehen Sie mir aus den Augen, Sie Verräther an Ihrem Königshause. Steh auf, Wilhelmine! (Zum König, zögernd) Wir haben ja aber noch Oesterreich.

König.

Aber Oesterreich hat nicht uns. Die Creaturen, Prinz? Morgen früh Abschiede und Pensionen. Nun, Mütterchen, nehmen wir ihn zum Schwiegersohn?

Königin.

Unter der Bedingung — daß die Aussteuer von mir festgesetzt wird — und noch einer andern —

König.

Und die wäre?

Königin

(in Rührung ausbrechend).

Daß Du mich nicht von Dir stößt, (den König umarmend) — und mich an Deinem Herzen läßt!

König (glücklich).

O nun fehlte nur Friedrich noch! Ritter Hotham, das kam also alles von Ihrer Baumwolle her! Dank Ihnen für den prächtigen Rekruten! (Hotham in's Ohr) Wie ist er aber so schnell nüchtern geworden?

Erbprinz.

O, Majestät, Vergebung, noch bin ich ja trunken vor Freude!

Reiſender. Bodmer, überlegt's! Wir ſprechen alſo jetzt ordentlich davon. (Ab mit Recht.)

Bodmer (ſteht eine Weile in Gedanken verſunken).

(Nebenan ertönt Lieſli's Geſang.)

Lieſli (ſingt):

Ob die Stern' am Himmel ſtehen,
Blumen blühen roth und bunt,
Doch der Liebſten Aug' zu ſehen
Und zu küſſen ihren Mund,
Nichts mir ſo gefällt, nichts mir ſo gefällt
Auf der weiten, weiten, weiten, weiten Welt!

Bodmer (geht langſam an die Thür, hält inne, kehrt an den Tiſch zurück. Endlich). Nein! Nein! Es muß ſein! Amerika! (Entſchloſſen beſteigt er die Stufe zu ſeinem Haus und geht hinein.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Ebendaſelbſt.

Erſter Auftritt.

Katharina und Bodmer kommen raſch aus dem Hauſe.

Katharina. So ſeid ihr alle Zeit geweſen, ein harter, ſtörriſcher Mann!

Bodmer. Es iſt aber eine alte Sach' und gar nichts Neues mehr, was ich geſagt hab'.

Katharina. Platzt da herein wie's Ungewitter in den Schornſtein! Ich denke, die Baſ' trifft der Schlag.

Bodmer. Mich hat er auch getroffen, als ich die liebloſe, ſchmähliche Behandlung der Gemeinderäth' erfahren. Aufſpringen hätt' ſie ſollen wie ein' Otter, die man tritt, als ich's ihr ſagte, daß ich den Schulbau nicht bekommen hab', nicht bekommen von meinen eignen Leuten, meinen eignen Nachbarn, die mit mir aufgewachſen ſind im Ort, und da lacht' ſie —!

Katharina. Ich lach' auch, wenn's mir iſt, als drückte mir die Verzweiflung 's Herz ab.

Bodmer. Wie ich Balſam auf meine Wunde haben will, wie ich Troſt aus ihrer Liebe meinem verſchmachtenden Herzen begehr' und ihr ſage: in drei Tagen ſind wir ledig und frei und machen nach Amerika, läuft ſie davon und rennt ins Feld, als hätt' ſie die Tarantel geſtochen.

Katharina. Ihr Mannsleut' denkt, ein Weib ſoll ſich gleich ſo erklären können, wie ihr, die ihr im Grund all' dergleichen aus keinem andern Grunde thut, als aus Deſperation. Eine vernünftige und überlegte geſunde Beſchließung iſt mir noch bei keiner Mannsperſon vorgekommen. Im Wirthshaus ſchlagen ſie auf den Tiſch und verfluchen ſich in alle drei Teufels Namen, daß ſie das oder das thun wollen, und hernacher, wenn ſie nüchtern geworden ſind, da müſſen ſie's ſchon thun, nur um das Geſpött nicht zu haben, 's iſt ihnen aber längſt ſchon gottsjämmerlich leid! Die Weiber ſind ſo nicht.

Bodmer. Ich bin ſehr nüchtern, Kathrin!

Katharina. Trunken und voll ſeid Ihr vom Zorn! Der hat Euch mehr berauſcht, als neuer Wein. Ein Weib geht auf kein bloßgeſtreckt Meſſer zu, wie Ihr. Ein Weib geht den Hunden aus dem Weg und iſt nicht fürwitzig. Greift's dann aber auch 'nmal einen Entſchluß beim Kragen, dann iſt ſie niet- und nagelfeſt und kann durch kein Erdbeben mehr drin wankend gemacht werden, während Ihr grauſammuthige Männer kaum einen Schnupfen kriegt und ſchon über Eure Heldenthaten ganz kleinwinſelig und gottserbärmiglich werdet. Da hat man Beiſpiele davon.

Bodmer. Nun, Kathrin, hier daheim, könnt Ihr gewiß ſein, verkält' ich mich nicht mehr, und den Schnupfen, den ich übers Meer krieg', der wird mich auch nimmer zurückbringen. Das iſt eine beſchloſſne Sach'. Das Haus wird verkauft. Schul-

den ſtehen Gott ſei Dank noch auf keinem irdenen Hafen in der Wirthſchaft.

Katharina. Bodmer! Bodmer! Das iſt ein Entſchluß!

Bodmer. 'S iſt einer. Aber Hoffnung iſt ein Paß fürs Narrenhaus. 'S Liesli weiß's und hat's tauſendmal gehört, daß es mich nimmer leid't im Haus. Ich muß hinaus! Schon an die tauſend Täg hat ſie's überlegen können, und nun kommt's ihr wie ein Donnerſchlag, ſie ſieht mich groß an, und rennt wie dumm ins Feld? 'S iſt ein Wunder, daß ſie nicht zum Fenſter 'nausgeſprungen iſt.

Katharina. Eine Frau überlegt nichts, ehe ſie's nicht muß. Hinträumele über Ding', die nicht ſind, das können die vornehmen Weibſen abends in ihren weichen Federdaunen. Wer aber einen geſunden Schlaf hat, der legt ſich ohn' all' Gedanken ins Bett und ſchnarcht, und wenn's auf der einen Seite ausgeſchlafen hat und wacht auf, ſo fängt's nicht zu ſimuliren an und zu träumele, ſondern legt ſich auf die andre Seit' und ſchlaft die auch aus. So hat's die Liesli alleweg gehalten, ſchon als ſie noch klein war und ich ſie erzogen hab', das liebe goldige Ding das.

Bodmer. Da ſie nicht vorgedacht hat, mein' ich, daß ſie nun nachdenken wird. Und die Baſ' denk' ich, die Baſ' wird ihr ins Gewiſſen reden.

Katharina. Ach was, das wird nicht nöthig ſein. Sie wird mitgehen, weil's Eure Frau iſt und ſie Euch von Herzen lieb hat.

Bodmer. Unſer Bündel iſt auch leicht.

Katharina. Sagt Ihr das nicht zu oft! Unſer Bündel iſt auch leicht! Das ſoll heißen, weil Gott nicht gewollt hat, daß die Arme Euch Kinder gäb. Seid froh, daß Euer Hochmuth nicht über Kinder ſtolpert. Da würd'e Euch bald mürb' machen,

wenn Ihr ſo ein flügg Neſt von Kindern ſolltet aus dem Baum ausnehmen, wo's ſo friedlich gezwitſchert, ſo lieb geſungen und gewohnt hat; Ihr würdet bälder an andere denken, denn an Euch. Wer keine Kinder hat, hat meine Mutter all ihr Lebtag geſagt, muß ſchon ein Engel ſein, wenn's nicht hart iſt. Thut Ihr doch manchmal, als hätt' ſich die Liesli vor Euch zu verſtecken, daß ſie ſo unglücklich iſt und kein' Kinder hat! Schämt Euch!

Bodmer (will arbeiten). Eine Mutter iſt ein gehorſamer Weib.

Katharina. Gehorſamer! Eure Balken und Klötz' die könnt Ihr behauen und nach Euerm Sinn ſchälen und putzen, ein Menſchenherz aber iſt ein weich Ding, das man nicht mit Axt und Beil regiert. Sie wird ſich in Gottes Fügung ſchicken und 's Euch überlaſſen, den Schritt vorm ewigen Heiland zu verantworten. (Sieht hinterwärts.) Da kommt ſie! Mit verweinten Augen! Macht's jetzt gut, Bodmer! (Weint.) Denkt, daß die Liesli mein Geſchwiſterkind iſt und daß ich ſie wie mein Auge geliebt hab' und nun ſoll die alte Kathrin denken, in drei Tagen geht ſie in die Welt hinaus, daß ſie ſie nimmer im Leben wiederſieht ... Das iſt gewiß. Wär' ich jünger, nur um ein paar Jahr, ich ließ' ſie nicht, ich ging mit hinaus, das iſt gewiß; aber ich bin krank, es iſt zu viel für die paar Stunden, die ich noch zu leben hab' und da muß ich von der Liesli Abſchied nehmen für d'Ewigkeit. Das iſt aber für Euch all nix. Da ſeht Ihr immer auf Eure Balken und denkt, ſo hart muß ein Herz auch ſein und die Schmerzen in ſo einer Menſchenbruſt die ſind Euch eben nichts als Hobelſpäne — Bodmer, Bodmer! Seid ein braver Mann und red't mit ihr — in Gilte und Liebe! (Ab ins Haus.)

Zweiter Auftritt.

Liesli und Bodmer.

Liesli (kommt von hinterwärts, langsam und mit gesenktem Kopf).

Bodmer (nach langer Pause). Liesli!

Liesli. Was ist?

Bodmer. Was gingst denn vorher davon?

Liesli. Ich mußte.

Bodmer. Du mußt's? Hast's überlegen wollen? Hast's nun überlegt?

Liesli. Ja.

Bodmer. Der fremde Herr, wo dagewesen, ist ein Agent für das schöne Land, Texasland, und Kaufmann Kranzmeyer in Eßlingen kauft mir das Land und den Hof und die paar Morgen Ackers ab, daß ich das Reisegeld hab'. Ist dir's recht?

Liesli. Ja.

Bodmer. Morgen geh' ich nach Herrenheim ins Oberamt und laff' mir den Consens geben. Es wird keinen Umstand haben, da ich dem Staat nichts mehr schuldig bin und die Militärzeit verdient hab'. Ich denk', ich kann nächsten Sonntag, wenn die ganze Bagag' vorbeikommt, mich anschließen und mit an den Rhein nach Mainz machen. Von da geht's ins Holland nach Rotterdam und dann in Gottes Namen nach Texasland, was ein schönes Land ist! Ist dir's recht?

Liesli (zitternd). Ja.

Bodmer. Aufs Haus bin ich keinen Kreuzer schuldig, es ist dein Eingebrachtes, dein' Aeltern haben drin gewohnt, wir haben's wie neu hergerichtet vom gemeinsamen Erwerb, meine Hand hat manchen neuen Balken hineingeschlagen, wir können

wohl ſagen, daß es nun ſchon gemeinſam uns beiden gehört. Für alles ineinander denk' ich ein fünfzehnhundert Gulden zu löſen.

Liesli (Pauſe). So viel?

Bodmer. Ei, ich denke ſchon. Es muß aber auch. Die Ueberfahrt iſt nicht gering. Zwei Köpfe und im ſchlechteſten Deck möcht' ich auch nicht gern zuſammengepreßt ſein.

Liesli. Zwei Köpfe? ... Haltſt alſo doch den Fecht frei? Das ſollteſt du nicht thun.

Bodmer. Den Fecht? Behüt' es! Den nimmt der Agent, glaub' ich, zur Belohnung umſonſt mit, weil er die ganze Beſcherung von 175 nunmehro 178 Köpfen doch ſo in einem Jährle zuſammenſchwadronirt hat.

Liesli. Bodmer, ich muß dir was ſagen.

Bodmer. Was denn, Liesli?

Liesli. Bodmer ... ich geh' nicht mit nach Amerika.

Bodmer. Liesli ... ſchwätz nicht ſo!

Liesli. Bodmer ... ich geh' nicht mit nach Amerika.

Bodmer. Geh ins Haus, Liesli! Biſt krank!

Liesli. Ich bin nicht krank, Bodmer. Ich hab' mir's ſchon überlegt. Ich geh' nicht mit ins Amerika.

Bodmer. Liesli, ſag' das nicht wieder! Ich werd' verrückt!

Liesli. Sieh, Bodmer! Wie du's mir vorhin ſagteſt, du hätteſt den Schulbau nicht und gingſt nun da hinaus, da gab's mir'n Schlag vor den Kopf und ich meint' umzuſinken; ich wußte eben, daß es nun dein Ernſt iſt. Auf'm Feld draußen hab' ich am Boden gelegen, hab' mir immer den Kopf gehalten und nichts, gar nichts mehr faſſen und begreifen können. Aber was ich auch zu denken verſucht habe, es hat immer einer bei mir geſeſſen und geſagt: Du gehſt nicht mit ins

Amerika, und da bin ich hergekommen, Bodmer, und ſag' nun, was ich ſagen muß: Ich geh' nicht mit ins Amerika.

Bodmer (geht herum und macht, um ſich zu beſänftigen, gewaltſame Geberden. Dann ſich endlich faſſend tritt er an ſie heran). Liesli, warum nicht?

Liesli. Siehſt du, Bodmer ... frage mich nicht! Ich kann dir's nicht ſagen. Ich weiß es eben nicht. Ach, Bodmer, ich leb' ſo nicht mehr lang —! Ich will Gott im Himmel bitten, daß er ſeinen allmächtigen Schutz über dich auslaſſen möcht' ... aber, ſchau Bodmer — Dein Liesli laß in Gottes Namen; geh deinem Glück nach, Bodmer, in die weite Welt, in Amerika. Bodmer, geh deinem Glück nach; aber dein Liesli, ſiehſt du — ich kann nicht mit — nach Amerika.

Bodmer. Liesli, du denkſt vielleicht, 's iſt beſſer ſo: Du meinſt, daß du mir vielleicht eine Laſt wäreſt: aber Liesli ... du weißt doch ſchon — weißt doch ſchon ... (mit Thränen) wie ich dich lieb'!

Liesli (ihre gepreßte Bruſt löſt ſich. Sie ſtürzt auf Bodmer zu und umklammert ihn). Ach!

Bodmer (während Liesli an ſeiner Bruſt liegt). Wie wüſtd' ich denn eine Freud' haben auf der Gotteswelt und hätte nicht dich dabei! Wie könnt' ich denn einen Kummer haben und hätte nicht dich dabei! Und alle Glückſeligkeit der Erde wäre mir ſchon nichts, wenn du ſie nicht theileteſt. So würd' ich ja nur elend ſein und keinen ruhigen Tag mehr im Leben haben — ohne dich!

Liesli (an ſeiner Bruſt zu ihm aufblickend). Liebſt mich ſo?

Bodmer. Wie ich's in Worten thue, weißt du ſchon, wenn ich's auch nimmer ſo oft ſage! Wie ich's im Herzen thue, kannſt nicht ſehen, denn da lieb' ich dich, auch wenn ich ſchelte. Mein Zorn iſt mein Lieb'; denn nur wo eins liebt, Herz, da

kann's ſich wild zeigen und in eins raſend werden, wenn's nicht gleich ſtimmt wie's ſtimmen ſollte. Liesli, wenn ich dich laſſen könnte ... nein, nein, würgt mir's nicht im Hals, als ſollt' ich erſticken! Du haſt dir gedacht, daß du mir eine Laſt biſt: ich ſoll vorausgehen, gelt, erſt den neuen Herd bauen, dann wollteſt du nachkommen, gelt, Liesli, haſt dich ſchwer hineingedacht in die ſchnelle Entſchließung, ob ſie mir gleich ſeit drei Jahren auf den Lippen ſchwebt und im Herzen ſeit fünf. Siehſt du, es ſummt ja ſchon ſeit neun Jahren im Schwabenland umher, wie in einem Bienenſtock. Dies Schwärmen hat mich angeſteckt, wir müſſen mit hinaus, mit fort ins neue Land und neue Leben, und mein Weib, mein braves, gutes Weib, geht mit mir, wie die Sonne, die auch drüben lachen wird, auch drüben im Weſten golden aufgehn und golden untergehn.

Tiesli (geht nachdenkend zur Seite).

Bodmer (nach einer Pauſe). Liesli, du red'ſt ja nicht?

Tiesli (läßt den Kopf ſinken und verfällt wieder in ihre ſtarre Beſchaulichkeit).

Bodmer. Man könnt' meinen, du hätt'ſt einen Geiſt geſehen. Richt' einmal den Kopf auf! Sei doch da, bei der Sach'! Mach's ein End' — Ei du — Wird's bald —?

Tiesli (ſtürzt wieder auf ihn zu). Bodmer!

Bodmer. Laß mich! Das Ding wird verdrießlich! Faſſ' jetzt an! Sei rührſam! Der Reiſende kommt wieder und macht den Anſchlag. Pack' ein, was wir mitnehmen! Wenig, das Nothwendigſte! Mein Handwerkzeug vor allem, das leinene Geräth und die Kleidung auch! Ei, ſo mach' nun fort.

Tiesli. Bodmer! Gott im Himmel! Ich geh' nicht mit ins Amerika.

Bodmer. Biſt toll, biſt toll, ſieh dich im Spiegel! Die

Kinder werden dich ausſpotten, wenn ſie dich im Dorf ſo ſehen, wie du ausſchauſt. Fort! Mach' fort! ... Rührſt dich nicht? Kannſt nicht vom Fleck? Bleibſt — da — ſo, wie ein unſinniger Baumkloß? Liesbeth! (Er tritt wild gegen ſie an.)

Dritter Auftritt.

Katharina. Die Vorigen.

Katharina. Um Gottes willen, Leute was iſt? Was habt ihr?

Bodmer. Trotzkopf und kein End'! Wie ein ſtätiger Gaul!... Sie will nicht mit.

Katharina. Liesli, was haſt?

Bodmer. Was ſie hat? Störriſche Mucken hat ſie, wie ein toller Gaul!

Katharina (halb weinend). Geh, mach' ein End', Liesli. Es muß nun ſo ſein! Ich helf' dir, Liesli. Wir packen ein, was man brauchen kann auf der Reiſ'. Beſſer auch, ſo was geht raſch.

Liesli. Kathrin! (Sie ganz zuverſichtlich anſehend.) Ich geh' nicht mit nach Amerika.

Katharina. Liesli! Sprich kein ſo einfältig Zeug. Es iſt dein Mann; was er will, iſt dein Befehl. Er mag's verantworten; aber die Schrift ſagt's nun einmal: Und er ſoll dein Herr ſein! Komm! Faſſ' dich! Hier iſt nichts zu thun, als ſich zu ergeben und zu ſagen: Herr, wie du willſt! Folgſt? Haſt ein Einſehen?

Liesli (ſchüttelt den Kopf und ganz feſt). Ich geh' nicht mit nach Amerika! (Ab ins Haus.)

König.

Vergebung? Für Ihre Rede, mein Sohn? Nein, wenn ſie einſt ſo, wie Sie ſie gehalten haben, im Buche der Geſchichte ſteht, iſt mein altes Herz zufrieden und wünſcht nur eins, daß man hinzufügt: Er wollte mit ſeinem Schwert wohl König, aber mit ſeinem Zopf ja nur im Staate der erſte Bürger ſein!

(Gruppe.)

(Vorhang fällt).

Katharina. Ei, was iſt denn das?

Bodmer. Trotz, Eigenſinn, Liebloſigkeit iſt's. Die Früchte ſind's, daß ich Euch nie recht geweſen bin. Da ſeht Ihr Euer Werk von dem ewigen Tuſcheln und Kopfzuſammenſtecken! Aber ſie mag bleiben! (Ins Haus hin ſprechend.) Sie denkt mich zu beugen! Wie eine Weidenruthe, denkt ſie, ſoll ich mich krümmen, weil ſie geſagt hat: ſie ginge nicht mit! Bleib da! Spinn Flachs für die Gemeinderäthe in Haslach! Grüß' die Spatzenſcheuchen, die deinen Mann da fortgetrieben haben!

Katharina. Es treibt Euch niemand fort, als Eure eigene Unruh' und der Hochmuthsteufel.

Bodmer. Seht Ihr, wer ſpricht dazwiſchen? Seht Ihr, wer mir Geſetze vorſchreiben will? Ich bin ein freier Mann, ich will keine Handſchellen am Leib tragen und wären ſie (zornig an ſeinen Verlobungsring denkend) von Gold! (Faßt dahin.) Wär' er nicht zu feſt eingewachſen ins Fleiſch ...

Katharina (fällt dazwiſchen). Gottloſer Mann! Keine Verſündigung!

Bodmer (ins Haus ſprechend). Bleibe! Bleibe! Ich werde dir ſchicken, daß du nicht umkommſt. Ich will hungern drüben, daß du hier magſt in Seide gehen, in Seide deine Schande verdecken! Hut und Federn ſollſt du tragen, daß ſie vor dir die Mützen abnehmen müſſen, die ſie eben ſitzen ließen, wenn ſie dich blos als eine Frau betrachteten, die ihren Mann in die Welt ziehen läßt und ihm blos an den Grenzſtein das Geleite gibt! Sie denkt mich wankend zu machen! Glaub's ja nicht! Ich geh' von dannen! — Nicht einmal umſehen werd' ich mich, wer hinter mir bleibt!

Katharina. Es kommen Leute! Schweigt! Schweigt! Ich werde ſchon ſehen, ob ſich's nicht in Güt' mit ihr wird ausrichten laſſen. Einfältig's Zeug! Sie wird nicht mitgehen

ins Amerika! Ich weiß nur zu gut, daß ich ſie die längſte Zeit geſehen hab'! (Ab ins Haus.)

Vierter Auftritt.

Reiſender. Bodmer in großer Aufregung. Dann Zecht.

Reiſender. So! Mein Pferd hab' ich untergebracht. Ich denke bis morgen dazubleiben. Aber beſſer iſt's, wir verſtändigen uns noch heute über das Geſchäft für den Eßlinger.

Bodmer. Das können wir, Herr.

Reiſender. Ihr ſcheint mir ſehr aufgeregt, Bodmer.

Bodmer. 'S iſt mir nur —

Reiſender. Ich kann mir wohl denken, wie ſchmerzlich Euch der Beweis einer ſo geringen freundnachbarlichen Geſinnung ſein muß —

Bodmer. Wohl! wohl!

Reiſender. Man klagt da die Regierungen an und meint, ſie trügen die Schuld, daß es nicht beſſer geht. Aber wie oft hab' ich mich überzeugt, daß in den Gemeinden ſelbſt mehr Herrſchſucht und Misgunſt waltet, als von oben her. Man würde erſtaunen, wenn man oft in ganz kleinen Städten die Intriguen und Feindſeligkeiten aufgedeckt ſähe, die ſich daſelbſt aneinander reiben und oft zermalmen würden, wenn nicht die Regierung von oben her ein Einſehen nähme und ſolchem Egoismus entgegenträte.

Bodmer. Wohl möglich! Möglich!

Reiſender. Erlaubt Ihr mir jetzt, daß ich von Eurer ganzen Liegenſchaft Einſicht nehmen kann?

Bodmer. Nach Gefallen, Herr! Das Haus, hier (rechts vom

Zuſchauer hinauszeigend) der Arbeitsplatz bis zu dem Zaun, drüben der Garten und das kleine Feld bis zu dem Brückle rechts und den drei Weiden links. Es iſt ſchuldenfrei und Grund und Boden ſtehen hier im mittlern Preis.

Reiſender. Ich habe mich danach bereits erkundigt und werde alles aufſchreiben, vorläufig taxiren und Euch eine Vollmacht vorlegen, die Ihr zur einſtweiligen Erhebung einer Summe von Kranzmeyer in Eßlingen zu unterſchreiben habt. Ich trage das Nöthige dazu bei mir. Bei dem Bauer find' ich das nicht immer beiſammen, und es vom Schulmeiſter holen zu laſſen, erregt Verdacht —

Bodmer (räumt den Tiſch links vom Zuſchauer ab). Macht's Euch da bequem, Herr!

Reiſender (zieht Papier, einen Tintenſtecher, eine Feder heraus und breitet alles aus).

Fecht (tritt trällernd auf). „In die Weite muß ich ziehen — ziehen — za-ze-zie-zu — ziehen" ... Ah, ſchon die Vermeſſung vorgenommen. Schmelzt den Boden aus, daß es pur Silber gibt! Freund, der Ochſenwirth hat eine Todesangſt vor mir gehabt. Wie er mich nur zu Geſicht bekam, quetſcht' er ſeinen dicken Corpus durch die Stallthür, wo er eben Futter abmeſſen wollte für unſern Texaner da und ſeinen Gaul. O, ehender geh' ich nicht aus Schwabenland, bis nicht dieſe fünf weiſen Richter noch ihr Examen über ein paar friſche Haſelruthen beſtanden haben —

Bodmer (ſetzt ſich an den Balken, auf den er den Kopf ſtützt).

Reiſender (ſchreibt).

Fecht. Dann ſind die Ruthen geweiht! Der Schulmeiſter kann ſie gleich in ſeinen neuen Schultempel einführen. Nun aber hört: Ich war bei dem Magiſter und hab' mir's nachſchlagen laſſen, wie's prächtig in dem Texas iſt —

Reiſender (ſchreibt). „Eine Gebäulichkeit dreißig Fuß die Länge, zwanzig in der Tiefe, ein Stock hoch mit Dachgiebel ...“

Fecht. Statt dem kriegſt ein Land von 10000 Quadratmeilen, wie's der Schulmeiſter heißt, halb ein gebügelt Hügelländche, halb ein geſchniegelt Hochländche, wie unſere Fildern da und blos vor der Hand 400000 Menſchen drin, ohne das ſchreckliche viel Vieh, die Büffel und die Rößle mit lange Roßhaarſchwänz' —

Reiſender (ſchreibt und blickt dabei immer ſich orientirend hinaus im Eizen). „Ein Gemüsgarten von einem Morgen in der Breite, etliche Dutzend Obſtbäume, kleine Beerenhecken ...“

Fecht. Dafür haſt türkiſch Korn und Baumwolle, Reis und die ſchönſte Pflanze, ſo Gott geſchaffen hat, das Tabacksſtändle, ſodaß eins nur ſo ein Blättle abzurupfen braucht und ehlichemal in der Hand umwirble und gleich ſein prächtig Cigarrle fertig hat.

Reiſender (ſchreibt). „Ein Morgen Erdäpfelland und wol ein halber Rübenacker ...“

Fecht. Dafür kriegſt drei große anmuthige Städtle, die ich nur mit Namen vergeſſen hab', einige ſchrecklich große Flüſſe mit Zuckerrohr, aber ohne Krokodiller und mit ſo viel Kaffee, als die Weibsleut' nur trinken mögen, und alles ſo wohlfeil, als bei uns im heurigen Herbſt die Zwetſchen auskommen müſſen —

Reiſender. Geſtattet Ihr mir, daß ich ins Haus gehe und mir die weitere innere Einrichtung anſehe?

Bodmer. Geht! Geht, Herr.

Reiſender (geht hinein).

Fecht. Männle, ſei doch ein biſſel allegro! Wann's dich gar ſo gewichtig aufs Herz druckt, kannſt ja kein Freud' am Geſchäft haben. Es iſt ein ehrlich Herrchen da, der Texikaner!

Denk dir! Hat mir's verſprochen, mich umſonſt zu ſpediren, wenn ihr all zuſammen nur die Zehrungskoſten auslegt. Morgen zu guter Stund' ſetz' ich mich zu ihm aufs Wägele und wir fahren beid' auf Herrenheim, richten die Sach' am Oberamt aus —

Bodmer. Ich werd' ſelber gehn.

Fecht. Deſto beſſer, ſo kehren wir mitſammen heim und Samstag abends machen wir auf Eßlingen zu. In 'ner Tage drei können wir in Mainz ſein.

Reiſender (kommt betroffen zurück). Bodmer! Was iſt das mit Euerm Weib? Seid Ihr nicht einig über die Reiſe?

Bodmer. Warum?

Reiſender. Wenn Ihr ein gebrochenes Herz zurücklaßt, ſo bitt' ich Euch um Gottes willen, bleibt daheim!

Fecht. Zurücklaßt? Geht d' Liesli nicht mit?

Bodmer. Macht mir den Anſchlag, Herr!

Reiſender. Nein, Bodmer! Das Ding iſt in Euerm Haus noch nicht reif. Nehmt keine Reue auf den Weg mit, das iſt ein furchtbarer Reiſebegleiter!

Bodmer. Sagt mir, Herr, was es austrägt!

Reiſender. Seht Euer Weib, Bodmer! Die Frau, die bei ihr ſitzt, ringt die Hände. Ihr werdet doch nicht reiſen, wenn Euer Weib nicht mit will?

Bodmer. Herr, Ihr habt kein Weib, wenn Ihr ſo reden mögt zu einem Mann! Macht ein End' und ſagt, was Euch die Sach' am Werth iſt. Ich will es wiſſen.

Reiſender (ſetzt ſich, ſchreibt und rechnet). Nun denn —

Fecht. Bodmerle, Bodmerle ... Das ſieht mir ja grad' aus, als wenn's daheim bliebſt. Ei, ſo ein Schwabenkopf! Dacht mir's gleich mit der Liesli! Die iſt wie ein jung Kalb; mit ſeinem verbieſterten Kopf rennt's immer wieder dahin,

wo's eben will, und wenn du's tauſendmal ſo drehſt wie's du's haben willſt, immer ruckt's um und taumelt nach ſeinem eignen verbieſterten Kopf.

Bodmer. Was trägt's aus, Herr?

Reiſender (zögernd). Bodmer —

Bodmer. Was trägt's aus?

Reiſender. Ich bringe, wenn ich das Haus 800 Gulden rechne, etwa 1380 Gulden zuſammen.

Bodmer. 1380 Gulden.

Fecht. Reich ſind wir nicht, Herr Texikaner!

Bodmer. Und wie verrechnet ſich das?

Reiſender. Kranzmeyer in Eßlingen würde hierauf 1000 Gulden zahlen, womit die Ueberfahrt und erſte Ankunft beſtritten wird. Auf den Reſt, der durch Auction ſich vielleicht noch ſteigerte —

Bodmer. Mach' ich ſelbſt keinen Anſpruch. Der mag ſo lang da ſtehen bleiben, bis ich meinem Weib vom Verdienſt was ſchicken kann.

Fecht (für ſich). O je! Was hat nur die Liesli?

Reiſender (zögernd). Indeſſen —

Bodmer. Und wenn nun Euer Verein, Herr, ſieht, daß er mit einem ehrlichen Kerl zu thun hat —

Reiſender. Es bedarf keiner weitern Förmlichkeit. Ihr erhaltet Land und die erſte Ausſaat in Vorſchuß —

Bodmer. Herr, gebt mir die Feder! Ich unterſchreib' und da iſt's richtig ... (er will entſchloſſen an den Tiſch).

Fünfter Auftritt.

Liesli kommt kurz vorher an die Thür. Katharina. Die Vorigen.

Liesli (stürzt vor). Schreib nicht, Bodmer!

Bodmer (schleudert sie zurück). Fort!

Liesli. Auf den Knien bitt' ich dich, Bodmer, verkauf dein' Seel' nicht!

Bodmer (lacht wild).

Reisender. In der That! Sie fassen die Sache zu leidenschaftlich, liebe Frau!

Fecht. Frau Liesli, Ihr werdet doch mehr Muth haben, als die albrig Gretel.

Liesli. Geht's euer Weg, all, die ihr euch drängt zwischen mich und meinen Mann! Bodmer, mit dir hab' ich's allein! Du, du, bist mein ganz Leben. Bodmer! Ich hab's nur mit dir zu thun, laß die andern schweigen, wenn ich mit dir zu reden hab'.

Reisender. Wir können uns entfernen.

Bodmer. Nein, bleibt! Bleibt mit dem Papier da, Herr! Die Feder! Ich will doch sehen — (Reißt sich von Liesli los.)

Katharina. Ungestümer Heid', nehmt Vernunft an!

Liesli. Bodmer! Bodmer!

Bodmer (innehaltend mit der Feder). Was kannst sagen?

Liesli. Sieh, Bodmerle, du hast mich gefragt, was mir nur wär', daß ich so ein' Abneigung gegen die Reis' hätt'. Ich hab' nichts gewußt, was ich drauf sagen sollt', weil ich nur gefühlt hab', wie mir's ums Herz ist und was eins fühlt, Bodmer, kann's denn eins sagen? Nun hab' ich aber drin gesessen und hab' mir's ausdenken wollen, was mir so deutlich, so deutlich im Herzen vorgesagt wird und was ich nur nicht in

Worte ſo bringen kann, als ich gern möchte. Und da hab' ich mich erſt gefragt: Warum willſt denn du eigentlich nach Amerika? Du, Bodmer? Sag'! Was treibt dich dahin?

Bodmer. Das iſt meine Sach' und du weißt's ſchon lang.

Tiesli. Ich weiß nur, daß wir zur Stund' noch leidlich gelebt haben. Wir leben, wie eben tauſend andre Leut' auch leben. Aber nun ſei mir nicht bös, Bodmer! Siehſt du, du willſt hinaus, weil dich nur die Unruhe treibt, weil ſich andre Leut' an dich hängen, ſchlechte, ſchimpfliche Leut' —

Fecht. Erlaub' ſie, Frau Tiesli —

Bodmer (zu Fecht). Schert Euch, Fecht!

Reiſender (mit den Papieren). Ich geh' ins Haus.

Katharina. Kommen Sie, Herr, vielleicht daß ſie ihr Herz ausſchütten und ſich begreifen lernen. (Reiſender mit den Papieren und Katharina ins Haus ab.)

Fecht (indem er ſich immer weiter zurückzieht). Nun ſeh einer — ich hab' mir's ja gleich gedacht — und nicht einmal vertheidigen ſoll man ſich — nicht einmal ſein' Sach' ſelbſt in Augenſchein nehmen — nicht einmal! —

Bodmer (heftig). Schweigt ſtill!

Fecht. Sie bringt ihn herum! (Ab.)

Tiesli. Jetzt komm, Bodmer! Setz' dich daher! Sei gut und gib mir ein freundlich Wort. (Sie zieht ihn neben ſich an den Tiſch.)

Bodmer. Freundliche genug! Wenn du nur nicht vom Bleiben ſprichſt — (Er ſetzt ſich.)

Tiesli. Ich will nicht ſagen, Mann, daß die Leut' all', die nach Amerika gangen ſind, ſchlecht geweſen ſind, Spieler, Schlemmer, liederlich; es iſt Armuth genug im Land und manchen mag die Noth getrieben haben. Die meiſten aber ſind gegangen aus Neugier und aus Gedankenloſigkeit, weil ſie's eben machen wie die Schafe. Wo eins hingeht, gehen ſie all' hin.

Sag' mir nichts von der albernen Gritli, von dem dummen Fanninger, von dem ſimple Bahnreiter und all denen, die letztes Frühjahr weg ſind!

Bodmer. Auch Hetzenegger, der ein reicher Mann geworden? Auch der Kohlbrand, der der geſcheidteſte Mann zwiſchen Eßlingen und Ulm war?

Tiesli. Siehſt du, da haſt du mich ſchon geſchlagen und ich weiß nimmer viel. Es mag ſein um die, wo du genannt haſt. Ja, das ſind geſcheidte Köpf' geweſen.

Bodmer. Was hindert mich, daß ich nicht auch meinen Weg mache? Ich habe mein Geſchäft gelernt, im Großen und Kleinen. In Stuttgart ſtehen ihrer ſiebzehn neue Häuſer hinterm Schloß, die ich ſozuſagen allein gerichtet hab'. Da hab' ich dich geheirathet, da hab' ich ein alleiniger Herr ſein wollen, bin da hinausgezogen und was iſt's geworden? Im Winter eingeſchneit, im Sommer wie eingeſchlafen — wer ſucht mich auf — wer weckt mich auf? Keine Menſchenſeel', und da iſt's die höchſte Zeit, daß ich mich noch kurz vor Thorſchluß reſolvir', ob ich ſolch ein Leben fortmachen will oder nicht.

Tiesli. Wir wollen eben nach Stuttgart gehen.

Bodmer. Mit ein zehntauſend Gulden in der Hand, ja! Sonſt bin ich da nichts als ein Geſell und ich will das ſein und bleiben, was ich nun einmal hier geworden bin, ein Meiſter in meinem Gewerk. Nein, Tiesli! Von Amerika bringt mich nichts ab.

Tiesli. Bodmer!

Bodmer. Und wenn's jetzt ſchon nur wär', um meinen Willen zu haben und zu ſehen, ob ein Weib vergißt, was es vor Gott in der Kirche geſchworen hat.

Tiesli. Du haſt auch geſchworen, du ſollſt es nicht in Verſuchung führen und ihm ein chriſtlicher Mann ſein.

Bodmer (ſich zur Sanftmuth zwingend). Liesli ... Warum willſt nicht mit nach Amerika?

Liesli. Ich kann nicht, aber nimm mich! Sag', du mußt! Bind' mich!

Bodmer. Mit Gewalt? Nein!

Liesli. Wirf mich gebunden auf den Wagen! Sag', du mußt!

Bodmer. Aus freiem Willen — anders nicht.

Liesli. Dann bleib' ich.

Bodmer (lacht wie wahnſinnig).

Liesli. Siehſt du, Bodmer, hätt' ich Kinder und wär's ein einziges, dann dürft' ich dir dein Kind nicht nehmen, das müßte dir ja folgen und — wo mein Kind wär', da wär' auch die Mutter — aber —

Bodmer. Was alſo die Mutter thät' um ihr Kind, das müßte nicht auch die Frau thun um ihren Mann?

Liesli. Nein.

Bodmer. Haſt drum den Pfarrer gefragt?

Liesli (ſchüttelt den Kopf). Hab' ihn nicht gefragt.

Bodmer. Was iſt dir da zu Land lieber, als ich?

Liesli (nach einer Weile). Der Tod.

Bodmer. Kennſt du Weiber, die dageblieben ſind, wenn die Männer auswanderten?

Liesli. Es ſind ihrer wenig, die ihre Männer wahrhaft lieben.

Bodmer. Und weil du mich liebſt, willſt du da bleiben?

Liesli. Weil ich dich lieb', will ich ſterben.

Bodmer (wie einer, den das Nichtbegreifen toll machen könnte, ſpringt er auf). Nun, dann leb' wohl!

Liesli. Bodmer! Bleib daheim! — Sag', ſag' mir's aufrichtig und ſieh mir dabei ins Auge — für das, Bodmer

warum du gehſt, ſag' mir, Bodmer, brauchſt du mich dafür wol in Amerika?

Bodmer (ſchweigt).

Liesli. Siehſt du, daß du verſtummſt, und weil ich das fühle, daß du mich nicht brauchſt, weil ich weiß, daß du nicht um unſer häuslich Glück, ſondern um dich allein, um deinen Stolz und deinen Ehrtrieb geben willſt, ſo kann ich den tauſend Engeln, die mir ſagen: Bleib da, Liesli, du mußt hier ſterben! auch nichts zum Widerpart ſagen, kann mir keine Kraft zum Entſchluß geben, kann nur ſagen: Geh hin und ſei glücklich auch ohne dein Liesli!

Bodmer (ſtemmt den Arm auf den Baumſtamm, kopfſchüttelnd, mehr für ſich). Sie läßt mich allein gehen!

Liesli. Ach, bleib daheim! Sieh unſer ſchönes, lieb's, gut's Land! Sieh, dieſe hohen Berge, wo's ſo lind herniederweht, wenn der Abend kommt! Sieh, wie (es wird allmählich dunkel und das Abendroth ſtellt ſich ein) die Blumen ordentlich ihre Aeuglein zuthun! Das Mühlrad hält ſtill am Bach, weil's Feierabend iſt. Sieh, wie die Wieſen am Berg ſo roth erglänzen — an die Kirchenfenſter fallt's wie pur Gold von der Sonn' herüber — ſieh nur die Pracht ...! Schau dich um! (Man vernimmt das Heerdengeläute.) Hör', Bodmer, hör', wie die Heerd' heimkommt — wirſt du je den Ton wieder vernehmen, wird dir's Herz nicht brechen, wenn du denkſt, um die Stund' wird's in Haslach ſtill, die Küh' kommen von den Fildern und jedes ſucht ſein' Thür, wo's zu Haus iſt! Bodmer, ſiehſt du, das alles iſt's, was mich wie mit eiſernem Arm umklammert hält und mich auf den Platz niederdrückt, wo ich geboren bin und auch ſterben ſoll — weil ich nicht fortkann. O Bodmer, das iſt wie von einer Geigen ſo ein zarter, weicher Klang in mir, der ganz durch meine Seele geht, und es iſt mir, als wär' die

ganze Gegend da nichts als der Arm von meiner Mutter selig, die mich mit gewaltiger Lieb' festhält und ihr Kind, ihr armes Kind, nimmer losgeben will! (Sie weint.)

Bodmer (ohne sich umzuwenden, nur für sich). Sie läßt mich allein gehen!

(In der Ferne ertönt das Läuten zum Abendgebet.)

Liesli. Hörst, Bodmer! Die Glocke geht zum Abendsegen. Ach, ach! Kannst das hören und dir sagen, noch zwei, drei Tage und es ist damit zum letzten gewesen! Wenn du auf den Wagen steigst, Bodmer, und denkst, das war das letzte mal, daß du die Kirche gesehen, wo du gebetet hast, das letzte mal, daß der Bach dir ins Ohr brauschte, den du so lieb hattest, und unten vom Thal singt ein Hirtenknab' zum letzten mal ein herzig Schwabenliedle herauf — (Sie stürzt auf die Knie.) O du Gott da oben, wenn ich eine Sünd' thu' und dein himmlisch Gebot nicht achte, gib's mir im Traum ein, daß ich im Irrthum bin, denn ich kann's ja nicht sehen mit wachendem Aug'! Laß mich's wissen, was mir den Fuß anhält, daß ich stehe, wie vor einem Fels und bete: Herr, Herr, gib Wasser! Wasser! Ich verschmachte! Erquicke mich durch deinen Frieden, und erleucht' mich, Herr, durch dein ewig Licht! Im Tod werd' ich's fassen können, was zu mir spricht, ich soll dein Gebot erfüllen, Herr, und dein Gesetz soll meine Leuchte sein! (Sie liegt auf der Erde. Es ist alles still. Längere Pause.)

Katharina (kam schon längere Zeit vorher heraus). Um Gottes willen! Was hast, Liesli!

Reisender (kam gleichfalls und will nun gehen).

Bodmer (nach einem Kampfe). Herr! Das Papier!

Reisender. Bodmer, Ihr wolltet —

Bodmer (nimmt das Papier und ergreift die Feder)

Tiesli (springt auf). Bodmer! Nein!

Bodmer. Nach Amerika —! — Ich unterschreibe.

Tiesli (fällt mit einem Schrei um. Katharina fängt sie in ihren Armen auf).

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Dieselbe Scene.

Man sieht die Verbereitungen zur Reise und des Auszugs aus dem Hause. An diesem und mehr auf der linken Seite vom Zuschauer stehen ländlich einfache Hausgeräthschaften, ein zusammengeschnürtes Bündel Betten, Bettstellen, mancherlei Küchenzeug, alles durcheinander. Rechts an dem Balken steht ein grosser offener und gepackter Koffer. Daneben liegt ein alter Mantel. Die kleinern Zimmermannswerkzeuge sind alle zusammengestellt, liegen nicht mehr durcheinander.

Erster Auftritt.

Tirsli, Katharina, jede mit einem Bündel, kommen aus dem Hause.

Tirsli (erschöpft, läßt am Tisch ihr Bündel fallen und setzt sich nieder). Ich kann nicht weiter.

Katharina. Da hilft nun nichts. 'S ist einmal beschlossen.

Tirsli. Hab' ich das je 'denkt, aus dem Hause zu müssen!

Katharina. Das hättst du verberathen sollen, nun ist's nicht mehr zu ändern.

Liesli. Base, wirst mich denn bei dir leiden mögen?

Katharina. Dumme Red'! Wohnst du in meinem Stüble bei mir, so brauch' ich nimmer zu dir zu kommen. 'S ist bequemer für mein' alte Füß'.

Liesli. Hast ihm alles zurecht gelegt in seinem Koffer?

Katharina. Er findet sein' Strümpf' und sein' Hemden, als hättst du sie selbst hineingelegt. Wo er nur flickt! Man sieht ihn gar nicht mehr.

Liesli. Gestern war ich ein bissel hinausgangen in die Waldung. 'S war so heiß drinnen und ich hab' dir eine Sehnsucht, Kathrin, allein zu sein, ich kann dir nicht sagen, wie! Sitz' ich an der schönen Buch' hin, die am Kreuzweg steht linker Hand und bitt's Gott ab, daß ich nicht weinen kann. Weiß Sie, Base, seit ich am Mittwoch Abend so auf den Knien lag und gebetet hab', kann ich nimmer weinen, und ich weiß eben nicht recht, ist das ein Trost oder ist's eine Halsstarrigkeit, daß mir die Augen brennen wie Feuer, aber auch nicht ein Thränle Wasser geben, um 's Feuer zu löschen. So sitz' ich an der Buch' und will schlafen. Kommt's ja mit einem aus dem Busch. 'S ist der Bodmer und steht ganz wie irrig vor mir und sieht mich groß an und red't nichts. Liesli, sagt' er nach einer Weil', Liesli gehst mit? Bodmer, sagt' ich, du weißt schon: ich geh' nicht mit ins Amerika. Da macht er ein Gesicht, so, Base, wie ein böser Bub', der Fratzen schneid't. Es war nimmer der Bodmer, es war ein ganz anderer Mann, der mir das Gesicht machte und dann war er fort. Ich möcht' glauben, er sei's gar nicht gewesen, sondern ein böser Geist von ihm, der mir auch künftig kein' Ruh' lassen wird.

Katharina. Bist ein schwächlich Ding, dem die Reis' auch so nicht bekommen wär'. 'S ist ein' Geschicht, wie sie nicht sein soll, aber da sie eben ist, so läßt man's gehn, wie's eben geht.

Geh, Liesli, trag dein Bündel hinüber in mein Stüble. Ich bleib' noch da und helf' in der Ordnung.

Liesli (steht auf und nimmt ihr Gepäck. Sie sieht die Haus-tür an). Das ist mein Haus gewesen, wo ich geboren bin! Da ist mein' Mutter gestorben und mein' Geschwister selig haben's auch herausgetragen! Ich werd's nimmer ansehen können, wenn andre Leut' aus dem Fenster gucket! Auf der Bank hab' ich manch Fädle gesponnen, mein Hochzeitshemd und auch mein Sterbehemd! (Blickt auf die andere Seite hinüber.) Da! ... Da hat er gestanden und hat gearbeitet treu und gut — und manchmal hat er herübergeschaut zu mir und hat mich gegrüßt: Liesli, bring' mir einen Trunk, grüß Gott, Liesli, 's macht alleweil heiß und sonst wußt er ein Liedle ums andre. Seit drei Jahren aber ist kein Ton mehr aus seinem Mund gekommen und die schönsten Vers' hat er all' vergessen — es wird mir auch so gehen, Bas'!

Katharina. Es werden wieder gute Zeiten kommen.

Liesli. Meinst? (Schüttelt mit dem Kopf.) Nimmer! — Ist das sein Koffer da? (Sie geht heran, bückt sich und sieht nach, ob alles ordentlich gepackt ist.) So säuberlich! So lieb alles geordnet ...

Katharina (bei Seite). Es bricht einem 's Herz.

Liesli (nimmt ein kleines buntes Tuch von der Brust). Ich will noch ein Tüchle drin verstecken — vielleicht find't er's auf der Reis' und denkt dabei an die Liesli. (Sie küßt das Tuch, benetzt es mit Tränen und legt es dann versteckt in den Koffer.) ... (Nach vorn gehend.) Bas' (zeigt auf ihr Bündel), helf Sie mir's aufheben!

Katharina (hilft ihr das Bündel unterm Arm).

Liesli (geht langsam ab).

Zweiter Auftritt.

Katharina. Dann Bodmer.

Katharina (begleitet Lieſli etwas in den Hintergrund, dann kommt ſie nach vorn zurück). O, die bleibt nicht mehr lang' auf der Erd'! Mein Lieſli! Du arm Herzle!

Bodmer (tritt eilig auf). Nun Kathrin! Iſt alles gericht't? Die Stund' rückt heran. Von Dorf zu Dorf naht der Zug. Es ſoll ein luſtig Bagag' ſein.

Katharina. Ich dächt' eher ein traurig!

Bodmer. Wie man's nimmt. Der Agent ſchon dageweſen?

Katharina. Hab' ihn nicht geſehn.

Bodmer. Der vernünftigſte Mann, wo ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Hat nur Gutes im Sinn und Großmüthig'e. Das hätt' einen Pfarrer geben ſollen, ſo verſteht er ſich auf die menſchliche Noth. Und der muß verſtohlen durchs Land reiſen, muß allerhand Lügen und Praktiken erfinden, damit ſie ihn nicht attrapiren, wenn er aus dem Ländle ein paar Rekruten für die ſtuttgarter Wachparad' herausſchmuggelt! Einen Orden ſollten ſie dem Mann geben, daß er der irrenden, leidenden Menſchheit einen Weg zeigt, wie ſie zu einem glückſeligern Ziel ankommen könne, die Stubenhocker die, die Schreibernaſen, die Tinteklexer!

Dritter Auftritt.

Fecht zur Reiſe gerüſtet. Felleiſen über der Schulter, Wachstuch um den Hut, Knotenſtock in der Hand. Die Vorigen.

Fecht. Nun, da ſind wir! Ausgeſtattet wie die Edelritter, wenn ſie in die Kreuzzüge mußten. Juchhe! Es iſt mir, als wenn heute mein erſter Geburtstag wär', wo der Menſch erſt ein' Viertelſtund' alt iſt.

Bodmer. Kommen die Leut' ſchon heran?

Fecht. Von den Fildern her ſieht man den Zug bei Rappoldsdorf um die Bergecke biegen. Es kann noch ein' gut' Stund' dauern. Unſer Rößle frißt ſich für die Reiſe nach Mainz ſchon im Vorrath ſatt. Wenn der Baldrian zurückkommt, Kathrin, kann er Ihr erzählen, wie's uns bis dahin ergangen iſt.

Katharina (die währenddem immer gepackt und geordnet hat). Um Euer Verlebniß auf der Reiſ' iſt's mir nicht neugierig.

Fecht. Aus Rotterdam ſchreiben wir den erſten Brief, aus Galveſton den zweiten —

Katharina. Die Hälft' davon wird erlogen ſein.

Fecht. Denkt Ihr, daß ich aus Scham übertreiben werde, wie's die Dummköpf' thun, die nicht wiſſen, warum ſie fortmachen? Ich ſchreib' pure Wahrheit und das wird doch die Wahrheit ſein, daß ich mein — Herz hier laſſe, bei Euch, Kathrinle? Haha! Schlimm für Euch! Ihr ſeid um Euern beſten Freier gekommen.

Katharina. Geht! Es iſt mir nicht ſpöttiſch zu Muth! Ihr werdet ſchreiben: Ihr ſitzet mitten im Ueberfluß und kriegtet einen runden Bauch und doch kommen die Bitten, man möcht' Euch engere Wäms nachſchicken!

Fecht. Von mir nicht! Von mir nicht! Keine engern

Wämß! Und überdem, Kathrinle, in dem Texas, da geht's die Leute halbnacket —

Katharina. Pfui, schäm' Er sich! Ganz Haslach wird einen Segen sprechen, wenn Ihr aus dem Ort hinaus seid! (Geht ins Haus.)

Fecht (ihr nachrufend). Das schöne G'schlecht nicht, Kathrinle!

Bodmer. Da hab' ich noch mein Handwerkszeug nicht all in Ordnung —

Fecht. Vergiß nichts, Bodmer. Ich hab' meine Raspeln, meine Feilen, meine Dietriche, alles was ich zu meinem Glück brauche, auch sorgfältig bei mir. Leider ist der Schraubstock zu übergewichtig, sonst hätt' ich den am ehesten nöthig, da er ein theuer Stück ist.

Bodmer (lachend). Haha! Soviel ich weiß, sitzt er auch zu fest! Er ist beim Kaulla in Herrenheim angeschraubt.

Fecht. Mag er in Israel bleiben! Es wird sich schon drüben alles wiederfinden. Unser Agent ist ein Kapitalmännle. Er hat mir einen Brief an einen Grafen in Wiesbaden gegeben, worin er schreibt, daß ich zwar ein halber Lump, aber nur aus Desperation wär'. Sie möchten mir mit einem guten Vorschuß aufhelfen und sie würden sich überzeugen, daß ich bei täglicher Gelegenheit, doch ein Spitzbub' zu sein, justement der honneteste Mensch in ganz Texas sein würd', dich ausgenommen, Bodmer. Sackerlot (in den Koffer sehend), was bist gut ausgerüstet. Du reist ja wie ein Prälat —

Bodmer (sieht Vieles Tuch).

Fecht. Ei das ist ein schön Tüchle! Aber 's muß naß gelegen haben —

Bodmer (begreift, was Vieles that und wirft einen Blick gen Himmel, indem er schwer seufzt).

Fecht. Nun, was hat's denn?

Bodmer. Schau doch aus, ob du den Grieſinger nicht ſiehſt!

Fecht. Unſern Gemeindekönig? Sein ganzer Hofſtaat hat ſich ſeit drei Tagen verkrochen und denkt, wir würden mit unſern 189 Köpfen erſt noch im Ort ein fürchtigs Blutbad anrichten — Aber ſieh, mein' Seel', da kommt ſie ja eben, die Weisheit aus Morgenland — Wahrhaftig! Noch der Grieſinger! Da kann ich mich auch gleich in ſein Stammbuch hineinſchreiben. Guten Tag, Gemeind'verſtand!

Vierter Auftritt.

Grieſinger. Die Vorigen.

Grieſinger. Guten Tag, ihr Leut'! Ihr habt mich noch ſprechen wollen, Bodmer.

Bodmer. Guten Tag, Grieſinger. Da, gebt mir die Hand! Ihr habt's nicht ſchlimm mit mir gemeint, Grieſinger.

Fecht. Nein, Herr, man könnt' Euch loben, wenn Ihr nicht der Kopf von einem zehnfüßigen Ungeheuer wäret.

Grieſinger. Wir Bauern laſſen nun einmal nicht von unſerer Art. Es iſt wenig Freundſchaft im Ort.

Fecht. Das weiß Gott!

Grieſinger. Aber auch nur wenige ſind da, die ſie verdienen. Bodmer, Ihr hättet ſie verdienen ſollen. Der Herr geleit' Euch!

Bodmer. Dank Euch, Grieſinger. Was ich Euch noch ſagen wollt' — mein Haus, das wißt Ihr?

Grieſinger. Der Kranzmeyer in Eßlingen hat's gekauft. 'S iſt ſchon ins Buch eingetragen. Ich will drüber mit dem Reiſenden ſprechen.

Karl Gutzkow's

Dramatische Werke.

Vierter Band.

Pugatscheff.
Das Urbild des Tartüffe.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Bodmer. Es sind drauf sieben geblieben —

Grieſinger. 583 Gulden, die Euch bei einem ehrlichen Mann wie Kranzmeyer mehr als gewiß bleiben —

Bodmer. Es ist die Zehrung für mein Weib bis zu der Zeit, daß ich geschrieben hab' und vom Verdienst was hineinschicken kann.

Grieſinger. Bodmer, wißt Ihr, was ich denke! Ihr macht ohnehin über Eßlingen und nehmt den Rest auch noch mit!

Bodmer. Was denkt Ihr? Soll mein Weib darben?

Grieſinger. Ihr versteht mich nicht! Was glaubt Ihr nur! Wenn's so weit ist, daß Ihr Abschied nehmet, sitzt sie auf dem Wägle hinten drauf, gibt Euch einen Kuß und hui! macht ihr alle beid' auf und davon.

Bodmer. Da kennt Ihr d'Lieseli schlimm, Grieſinger.

Grieſinger. Es ist schon hundertmal vorgekommen. Bald wollen die Weibsen hinaus, da will der Mann nicht. Dann will der Mann hinaus und die Weibsen wollen nicht. So gibt's ein Gekeif und ein Gezänk und ein Geheul, und wenn die Stund' kommt, sitzen sie all' lustig beisammen.

Bodmer. Meint Ihr? Ich glaub's nicht.

Grieſinger. Es ist eben ein furchtbar Wort: Amerika! Und ich sag' Euch, Bodmer, ich könnt's nit. 'S ist mir zu wüst, zu weit, zu unbekannt, zu sonderbar. Seht Ihr, so nach Polen hinein oder ins Rußland oder Siebenbürgen an die Donau hinunter, ei ja, das ist alles der Boden, der so unter einem steht und gestanden hat und man kann immer sagen: Den Weg sind'st wieder, wenn du nach Haus willst — aber Amerika!

Fecht. Duckmäuserle! Duckmäuserle!

Grieſinger. In ganz jungen Jahren, wo man über alle Dinge lacht und immer was Neues haben will, da versuch's

einer, just wie man hört, daß die Soldaten mit 'nem Rausch in die Bataille gehn, aber so in gereiften Jahren!

Fecht. Bitte, bitte! Die Liesli ist noch nicht an die Achtundzwanzig — seid manierlich!

Griesinger. Wenn ich sage, gewisse Jahr', so mein' ich halt, daß auch die Liesli mir müd' vorkommt, recht müd'. Seht sie nur an im Feld, wie langsam sie schreitet, wie sie so abgewandt ist von den andern Leuten und dann wieder auf eins so lustig, daß es einen mehr erschreckt — als freut —! Sie hat die Kathrin' lieb, sie denkt vielleicht, wie lang macht die Alte noch und ist sie Euch nicht vielleicht im Weg, wenn Ihr drüben Euern Aufschwung nehmen wollt? Geht sie nicht heute gleich mit, so kommt sie Euch morgen nach. Wie lang' dauert's, geht ein neuer Trupp!

Fecht. Ach! Was wird's mit der Zeit noch 'mal im Schwabenland so still werden!

Bodmer. Griesinger, Ihr meint's gut. Aber 's ist anders. Sie geht nicht.

Griesinger. Gebt Acht! Sie geht noch heut'.

Bodmer. Sie geht nicht, ich weiß.

Griesinger. Warum nicht?

Bodmer. Weil sie einen harten Kopf hat und immer gesagt hat: Amerika wär' ihre Sach' nicht.

Griesinger. Nun, wenn's weiter nichts ist, dann seid gewiß, daß Ihr beim Kranzmeyer keinen Kreuzer stehen laßt, mir auch nichts zu ihrer Obhut und Pflege anzuvertrauen braucht, sie springt Euch in einer Stund' auf Euer Wägle nach! Glaubt's! Wer im Handeln ein' Schneck' ist, ist in der Reue kein Has. Lebt vorerst wohl! (Will ab.)

Fecht. Adjes, Herr Gemeind'vorstand. Ich schreib' Euch auch aus Amerika ein paar neue Sprichwörter. Und nehmt

Euch in Acht, daß's Euch nicht noch zum Miniſter machet in Stuttgart! Grüßt mir das Oberamt und den grüngelben Schreiber in Herrenheim! Und dene fünf Weiſen Griechenlands dahier ſagt, ſie thäten gut, wenn der Zug kommt, ihr Lichtlein unterm Scheffel zu halten —

Grießinger (gebt lächelnd und kopfſchüttelnd währenddem ab).

Fecht. In dem feinem Hirnkaſten ſieht die ganze Welt wie's Schwabenland aus! Bodmer, ſoll ich dir noch was helfen?

Bodmer. Laß nur! 'S iſt alles beiſammen da! Mein' Werkzeuge noch — Die kleinen Meſſer und Stemmeiſen ſteck' ich in die Bruſttaſchen da — Laß nur und paß auf den Zug, wann er kommt!

Fecht. Dann will ich noch ein paar mal durch Haslach auf- und abſpazieren und zu guter letzt einen ſtattlichen Eindruck hinterlaſſen. Vielleicht, daß ſich noch ein paar Mädle finden, die jetzt begreifen, was ſie ſich in mir für eine Partie haben entgehen laſſen. Ich mocht's nur deinetwegen nicht ſagen, Bodmer, aber ein ſchöner Mann darf nirgends abreiſen, wo's nicht hinter grünen Hecken und aus allen Fenſtern 'ne Sündflut gibt. Weiberthränen, Freund, ſind Männerſtolz. Und nun (ſingt) „in die weite Welt hinaus — ade!" Bodmer, mach', daß's nachkommſt! Ich hab' einen Augenſpiegel nöthig, in dem ich meine guten Vorſätze beſchauen kann! Ein Menſch ſoll aus mir werden, ein Menſch! Ich möcht' ſchon jetzt den Hut vor mir abziehen, wenn's mich nicht zu ſtolz machte. Adjes, Kathrin! Adjes, Schwabenland! (ſingt) „Ade! Ade! Ade!" (Ab.)

Bodmer (allein). O, du luſtig Menſchenkind! Und ich wett', ihm ſehen mehr weinende Augen nach als mir! Sie iſt fortgezogen! Keck und frei! „Ich geh' nicht mit nach Amerika!" und: „Ich geh' nicht mit nach Amerika." Und ſie wird's halten und ich, ich ſtürz' mich da mit Wuth hinaus und weiß

doch, wenn ſie nicht bei mir iſt, bleibt mein ganz Leben daheim und ich taumle wie ein Schatten fort und werf' mich nachher unſinnig auf dem Boden wälzen, wie ein Thier, daß ſie mich auslachen. Wenn ich blieb'! Wenn ich die Schwachheit hätt', ihren Willen zu thun! Mein Lebtag hätt' ich mein' Ehr' als Mann verloren und wie einen Zwirnsfaden würde ſie mich um den Finger wickeln! Draußen Spott, da Spott — Und ſie kann ſagen: Geh, ich bleib'! Geh, ich bleib'! Kann's ſagen! Kann's —! — (Stampft mit dem Fuß.) Herr Gott, kann's, kann's! Darf das ein Weib ſagen? (Er faßt ſich mit Zorn ins Haar. Bleibt eine Weile ſo ſtehen, dann wendet er ſich.)

Fünfter Auftritt.

Liesli. Bodmer. Dann Katharina.

Liesli (kommt langſam vom Hintergrund und ſetzt ſich vorn an den Tiſch).

Bodmer. Da iſt ſie! (Er wendet ſich rückwärts und ſchließt den Koffer, indem er erſt noch manches vom Inhalt zurechtlegt, dann mit dem Fuß darauf ſtemmt und dies Geſchäft des Zuſchließens allmählich beendet.)

Katharina (kommt aus dem Haus. Sie trocknet ſich mit der Schürze die Augen). Die Abſchiedsſtunde! (Geht zu ihr.) Liesli!

Liesli (gibt ihr die Hand).

Katharina. Haſt du ihn geſprochen?

Liesli (ſchüttelt den Kopf).

Katharina (geht zu Bodmer). Soll ich helfen?

Bodmer. Es iſt gut, Kathrin! Nun, Kathrin, ich dank' Euch für die ſaure Arbeit, die Ihr in den drei Tagen gehabt habt. 'S iſt nun alles ſoweit richtig. Der Kranzmeyer hat mir's

Geld gezahlt. Davon hab' ich 800 Gulden genommen für die Reis' und den ersten Anfang drüben — der Rest von 583 Gulden ist aufs Gemeind'buch eingetragen und der Kranzmeyer trägt's ab in monatlichen Zahlungen von zwanzig Gulden zur Liesli ihrer Zehrung, daß sie anständig kann leben und meinem Namen keine Schand' macht, bis ich schreib' und von meinem Verdienst hineinschicke —

Katharina. Seht sie nur an! Sie wird nicht viel mehr brauchen.

Bodmer. Abschied ist ein schwer Ding.

Katharina. Das verwind't eins sein Lebtag nimmer.

Bodmer. 'S ist ihr Wille gewesen und so mag's sein — Habt doch all' die Sachen zu Euch hingebracht, die ihr die liebsten waren, die alte Schlaguhr, das Vogelhäuschen und die heilige Leidensgeschicht' aus Porzellan —

Katharina. Ihr Stübchen drüben sieht aus wie da. (Man hört in weiter Ferne den ersten später gesprochenen Vers eines Liedes, gesungen von den Auswanderern.)

Liesli (erhebt sich, ihre Brust hebt sich).

Katharina. Liesli, sie kommen! (Sie stürzt auf Liesli zu.)

Bodmer. Ja, ja! Sie kommen! Zeitiger, als ich dachte. Sieh, sieh, wie sie von den Hildern darniedersteigen! Weib und Kind! Greise, Männer, Frauen! Wagen auf Wagen! Hochgepackt und die Sonne scheint drüber wie der Segen Gottes, der sie begleitet. (Er spricht den gesungenen Vers nach.)

Amerika, wo Freude quillt,
Du Stern auf unsrer Bahn!
Der Anker steigt, das Segel schwillt,
Du nimmst uns freundlich an!

Katharina. Es ist für die Lebenszeit. (Die Auswanderer singen etwas näher den zweiten Vers.) Red' mit ihm!

Liesli. Ich kann nicht.

Katharina. Bodmer, ich bitt' Euch um Gottes willen, muß es denn sein?

Bodmer. Kathrin, seh' Sie nur den langen Zug! Da sind sie schon an den Pappeln! Wie sie sich umschauen, als wollten sie zum letzten mal die deutsche Erde sich in die Erinnerung bringen. Ich muß sie begrüßen. Muth, Muth, Freunde! Muth zur neuen Fahrt! Setzt euer Leben dran, eure Ehre! Freiheit! Freiheit, Glück und Ehre! (Singt)

Amerika, du nimmst uns an,
Reichst uns die Bruderhand
Und wirst dem deutschen Pilgersmann
Zum neuen Vaterland! (Ab.)

Liesli (furchtbar aufgeregt). Kathrin! Wo ist er hin? — Bodmer! Bodmer!

Katharina. Er kommt wieder.

Liesli. Kommt er wieder, Kathrin? Komm, führ' mich. Ich muß mich in den Brunnen stürzen —

Katharina. Kind —

Liesli. Ich kann nicht leben.

Katharina. So faß' dich, so entschließ dich, mach's rasch, er kommt wieder, sag' Ja! Geh mit!

Liesli. Ich will sterben.

Katharina. Versündige dich nicht! Sag' ihm ein herzhaft Lebwohl, es ist nun so oder so — ich will nicht in dich drängen. Das ist Erleuchtung. Kommt dir die nicht von oben, Worte können's nicht geben.

Liesli. Könnt' ich nur, Kathrin! Aber ich steh' eingewurzelt — Da am Boden hält's mich fest. Ich hab' mir's gesagt, seit drei Jahren, da er zum ersten mal mit der Sach' anfing, ich hab' mir's innerlich gelebt, ich ging' nicht mit nach Ame-

rika. Ich hab's nicht begreifen können, wie man sein' Heimat so verlassen kann, und das ist mir so fest, so fest geworden im Herzen, daß es nur der Tod ausreißen kann.

Katharina. Aber die Lieb' und, Kind, der Gehorsam!

Tiesli. Er geht um sich, Kathrin; er geht um sein Glück. Ich habe kein Glück, ich gebe kein Glück; ich hab' keine Kinder, Kathrin! Ach, Kathrin, hätte Gott die Gnade mir verliehen, die Gnade! Aber was soll ich draußen, was soll ich in der andern Welt? Es rührt mich nichts, es sieht mich nichts an; es ruft mich nichts, es küßt mich nichts. Ja, griff' er mich und schleuderte mich hinter sich auf den Wagen, dann wollt' ich gehorchen und dulden, aber aus freien Stücken thun, was mir im Grund der Seele seit Jahren widersträubend und feindselig gewesen ist, das kann ich nicht — ich wandre nicht aus, o Gott, ich kann ja nicht —

Katharina. Kind, die Leut' kommen — versteck' dich, daß sie den Kummer nicht sehen — Es schimpft deinen Mann und dich — komm! komm!

Tiesli. Nein, ich muß ihn noch einmal sehen . . .

Sechster Auftritt.

Die Auswanderer haben kurz vorher noch einen Vers angestimmt und treten singend im Hintergrunde auf in Gruppen, theilweise bergab kommend, theils links vom Zuschauer von der Seite. Sie ziehen langsam und geräuschlos vorüber. Bodmer.

Die Vorigen.

Bodmer. Glück auf, ihr Leute, den Augenblick komm' ich nach — Hier, meine Geräthschaften —

Liesli (ſtürzt ihm an den Hals). Bodmer, ich laſſ' dich nicht!

Bodmer (kalt). Biſt du da, Liesli?

Liesli. Ja, Bodmer.

Bodmer. Du läßt mich nicht? Denkſt, daß ich dableibe?

Liesli. Ich denk' nicht, daß du dableibſt.

Bodmer. Alſo — was kann eins thun, als ſich die Hand geben und ſagen: Leb' wohl!

Liesli. Leb' wohl!

Bodmer. Du ſagſt's?

Liesli. Aus tiefſtem Herzensgrund. Leb' wohl, Bodmer. Siehſt mich nicht wieder. 'S nächſt' Frühjahr bin ich todt. Willſt dann ein ander Weib nehmen, ſo ſegne ſie Gott.

Bodmer. Ich will kein ander Weib nehmen.

Liesli. Mußt's, Bodmer! Wirſt dann Kinder haben und mehr Freud' am Leben.

Bodmer (ſich furchtbar bekämpfend). Liesli! — Komm mit!

Liesli. Laß mich da, Guter! Ich bleib' daheim. Gottes Engel ſeien um dich! Leb' ewig wohl! Ewig! (Will ab.)

Katharina (hält ſie).

Bodmer. Liesli — folgſt deinem Mann nicht? Gehſt nicht mit?

Katharina (ſchüttelt den Kopf).

Bodmer (im höchſten Zorn). Daß ich — — (er beſänftigt ſich). Ihr Leut' da, kommt eins her — hebt mir den Koffer auf! (Er winkt Vorüberziehenden. Zwei Burſche kommen und tragen den Koffer fort.) Tragt ihn an mein Wägle — hab' doch all meine Sachen . . . (taſtet an ſeinen Taſchen und der Bruſttaſche) tragt ihn voraus, Leut', ich komm' hintennach — ich — (als wollt' er gehen, bleibt wie irr ſtehen und kommt wieder zurück).

Katharina. Laßt's nun genug ſein! Gott behüt' Euch! Lebt wohl!

Bodmer (geht und wendet ſich hinten noch einmal um). Liesli! ... (Er kehrt zurück und nimmt ſeinen vergeſſenen Mantel unter den Arm.) Kathrin! Auf Wiederſehen! (Er umarmt Katharina.) Dermaleinſt! (Der Mantel entfällt ihm. Er bückt ſich danach. Indem fällt ihm ein Meſſer aus der Bruſt. Er hebt den Mantel auf, ohne das Meſſer zu beachten.)

Katharina (weinend). Da Bodmer! Euer Meſſer! (Sie wendet ſich abſeits.)

Bodmer (nimmt das Meſſer gedankenlos, behält's aber frei in der Hand. Er wendet ſich noch einmal zu Liesli, halb bittend). Liesli! Folgſt deinem Mann nicht mit nach Amerika?

Liesli (ſchüttelt den Kopf).

Bodmer. Liesli —

Katharina. Um Gottes willen — laßt's gut ſein — geht!

Bodmer. Liesli, folgſt deinem Mann nicht mit nach Amerika?

Liesli (will verneinend geben).

Bodmer. Nichts — nichts bewegt dich — kein Blitz vom Himmel. — Kein Zorn des ewigen Gottes — kein Schmerz? ... Du kannſt's! ...

Liesli (ſchweigt).

Bodmer (will gehen, kehrt aber wieder um). Kannſt's! Soll ich den Berg zertrümmern? — Folgſt nicht? (Indem er gleichſam ſucht, womit er ſie erſchüttern ſolle.) Erſchrickſt vor keinem Schwur? Vor nichts? Alles Luſt, nur alles Worte für dich? Nichts? Nichts? Vor — nichts? (Er tritt vor, immer wie nach etwas ſuchend, was ſie in ihrer Weigerung wankend machen ſolle. Er erblickt das Meſſer in ſeiner Hand und ſticht ſich in die Bruſt vor Zorn und Verzweiflung.) Auch — davor — nicht?

Liesli (wandte ſich um und ſtößt einen furchtbaren Schrei aus, indem ſie Bodmern um den Hals fällt).

Bodmer (ruft).

Katharina (die nur halb hinsah). Um Gottes willen!

Letzter Auftritt.

Reisender. Griesinger. Landleute, die eben vorüber wollten. Die Vorigen.

Reisender. Was geschieht da?

Griesinger. Herr des Lebens! Er hat sich umgebracht.

Katharina. Er stirbt! Bodmer, was habt Ihr gethan?

Bodmer (liegt auf der Erde).

Liesli (wie leblos über ihm).

Reisender. Dahin konnte sich Eure Liebe verirren? (Die Auswanderer singen ihr Lied in der Ferne.)

Bodmer. Mein Zorn, Herr! — Sagt aber nicht, daß das aus dem Herzen eines Menschen kam! 'S kam von oben! Gott hat mir ein Recht gegeben, so zu strafen und zu richten. Soll ein Weib sagen, ich theile nicht mit dir dein Glück und dein Unglück, deine Tugend und dein Verbrechen und die Welt so groß und unermeßlich sie ist?

Griesinger } (fast zu: gleich). Unglücklicher Mann! Mäßigt Euch! . . .
Reisender } Ist Hülfe möglich?
Katharina } Bodmer! Was habt Ihr gethan?

Bodmer. Gesprochen, wie die sprechen, die lieben! . . . Nun wand're ich aus ins ewige Land! Dorthin folgst mir doch, Liesli? O ich weiß — nun fühlst's: — Und — er soll — dein — Herr sein! (Er senkt sein Haupt und stirbt.)

Liesli (richtet sich langsam auf, sieht nicht mehr auf Bodmer, streicht die Haare aus der Stirn und sagt irrredend und halb die frühere Melodie singend):

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

„Amerika . . . wo Freude quillt,
Du Stern auf unſrer Bahn!“

(Wahnſinnig heiter.) Amerika! Bodmer! Nach Amerika! (Halb ſingend.) „Der Anker ſteigt! Das Segel ſchwillt.“ Ha! Hört! Freunde! — Bleibt — bleibt! Bodmer! Bodmer! Ich folge. (Sie ſtürzt nach hinten auf die Anhöhe zu.)

Katharina (will nach).

Reiſender (hält ſie zurück). Laßt! Laßt!

Tiesli. Ich geh' mit nach Amerika! Bodmer! Bodmer! Ich gehe ja mit! Bleibt! Bleibt! Ich komme! Bodmer! Nimm mich mit! Nimm mich mit! Nach Amerika! (Sie iſt jetzt oben, breitet die Arme aus und ſtürzt ſich in die Tiefe. Wie Tiesli fällt, ſtößt Katharina einen Schrei aus und ſinkt über Bodmer's Leiche.)

Grieſinger. Hier iſt nichts zu thun — als zu beten! (Er faltet gen Himmel blickend die Hände. Der Reiſende beugt ſich über die ohnmächtige Katharina.)

(Der Vorhang fällt.)

Nr. 1. Liesli.

Vers 1, heiter vorgetragen. C. G. Reissiger.

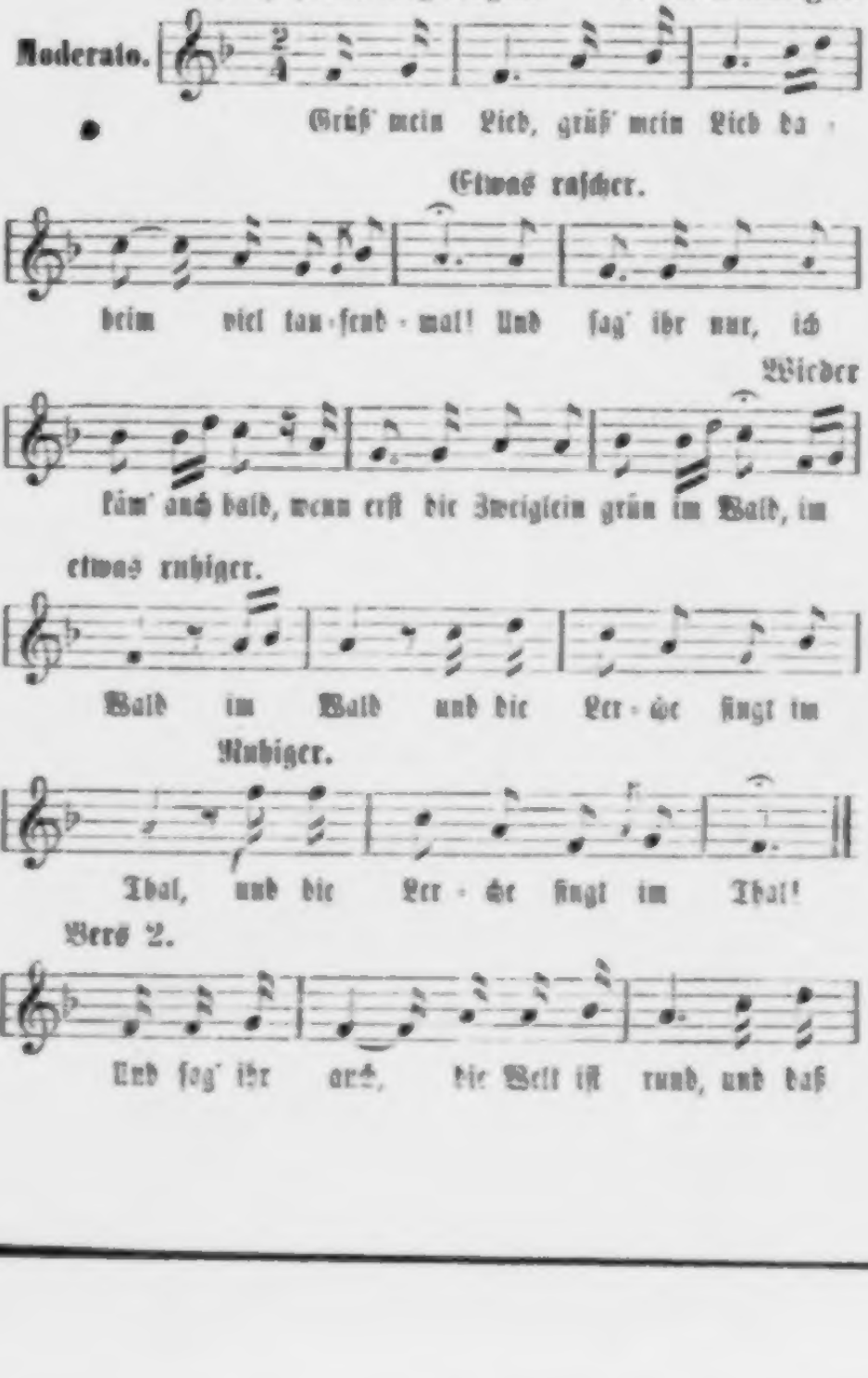

Etwas raſcher.

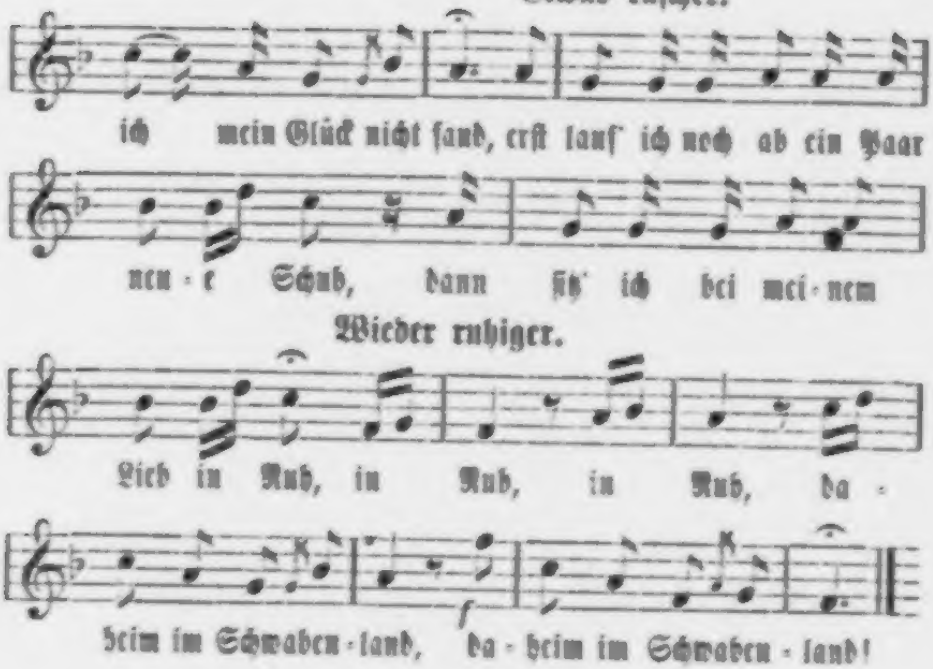

Nr. 2. Liesli.

Einfach. C. G. Reissiger.

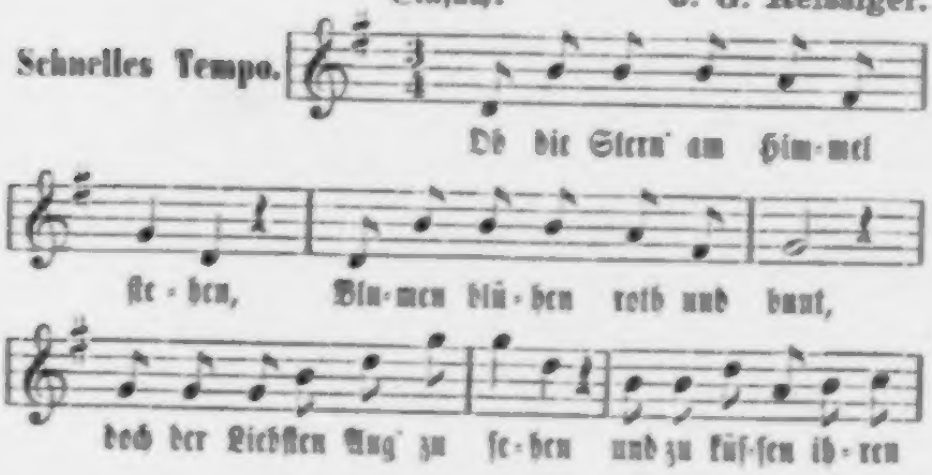

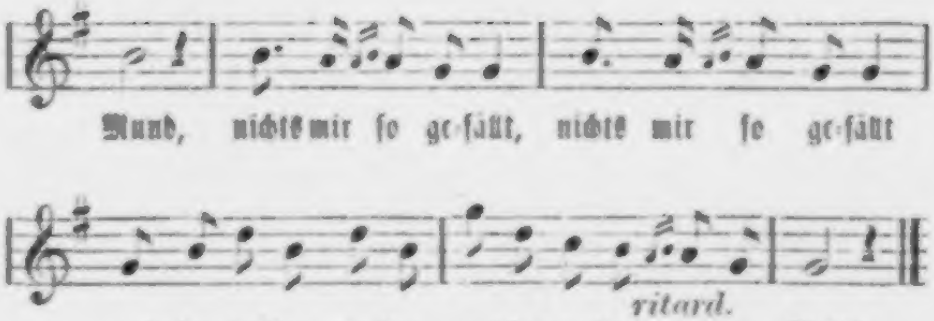

Nr. 3. Coro.

(Mehr traurig.) C. G. Reissiger.

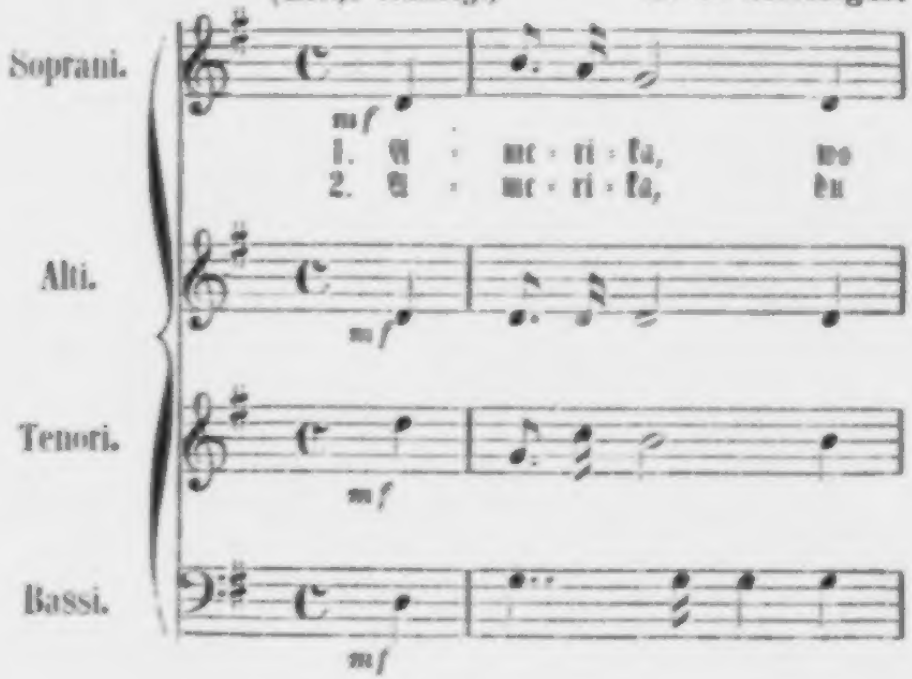

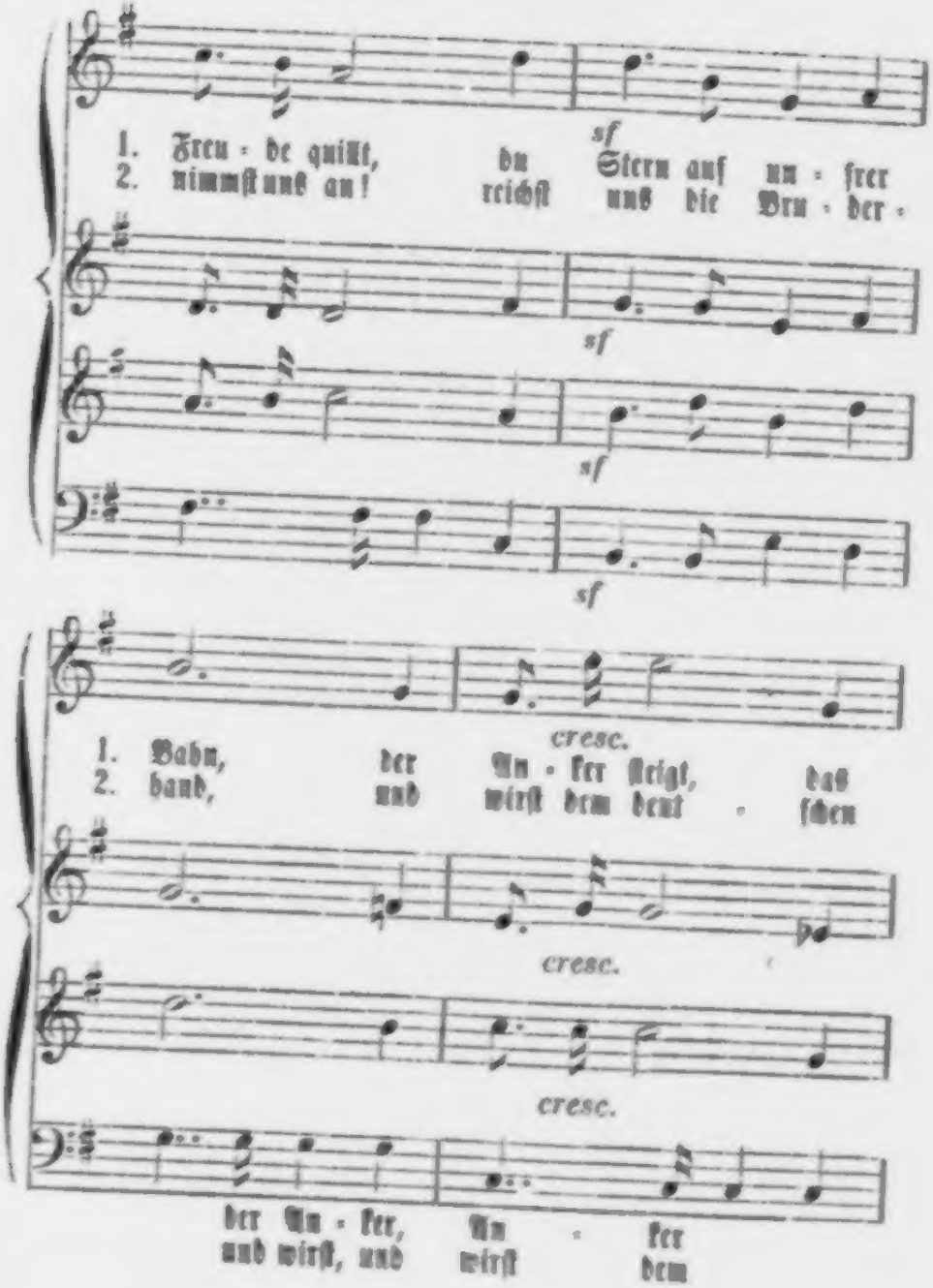
1. Freu - de quillt, du Stern auf un - frer
2. nimmſt uns an! reichſt uns die Bru - der -
sf
sf
sf
sf
1. Bahn, der Un - fer ſteigt, das
2. band, und wirſt dem denk - ſchen
cresc.
cresc.
cresc.
der Un - fer, Un - fer
und wirſt, und wirſt dem

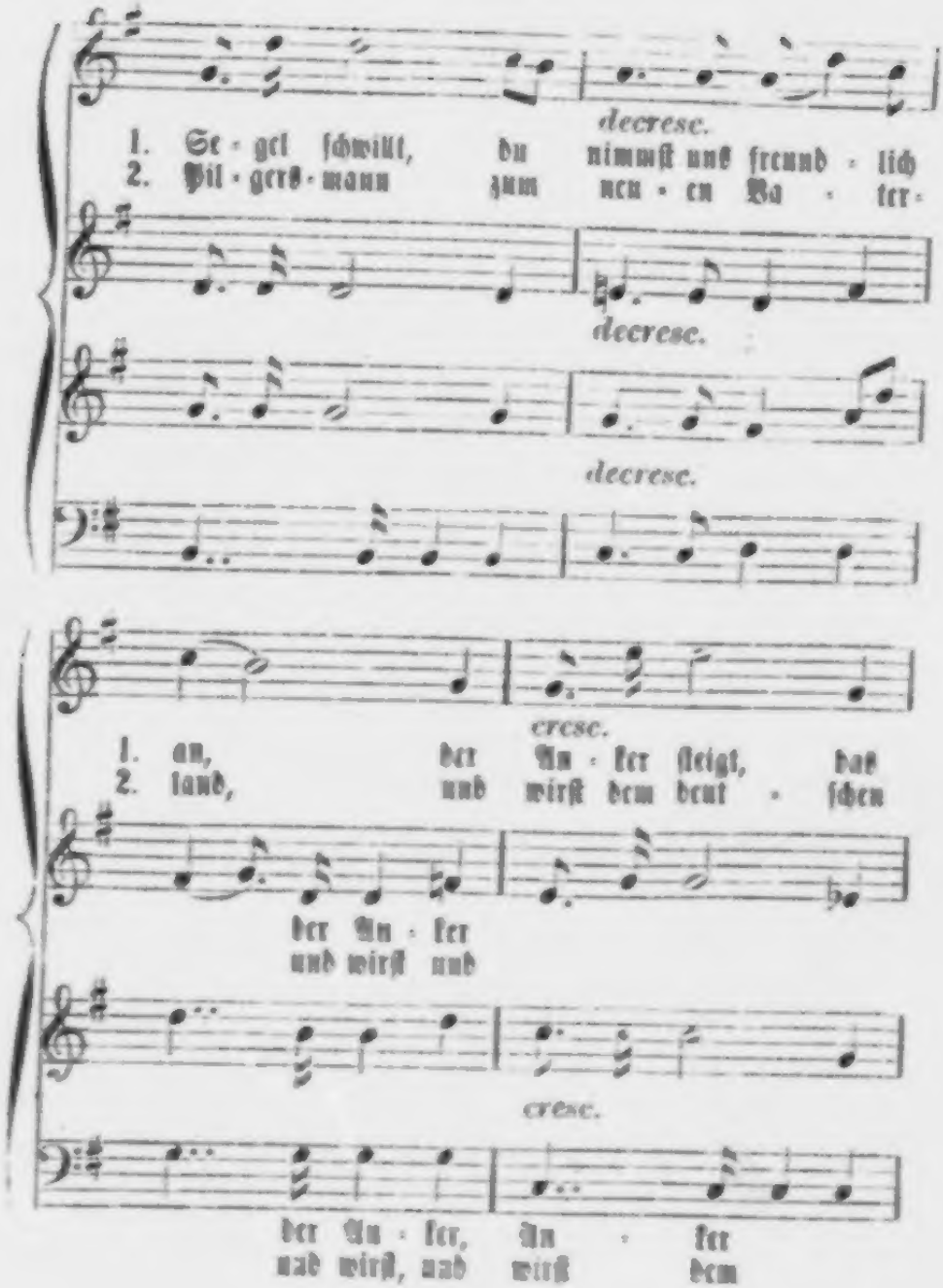
decresc.
1. Se - gel ſchwillt, du nimmſt uns freund - lich
2. Pil - gers - mann zum neu - en Va - ter -
decresc.
decresc.
cresc.
1. an, der An - ker ſteigt, daß
2. land, und wirft dem deut - ſchen
der An - ker
und wirft und
cresc.
der An - ker, An - ker
und wirft, und wirft dem

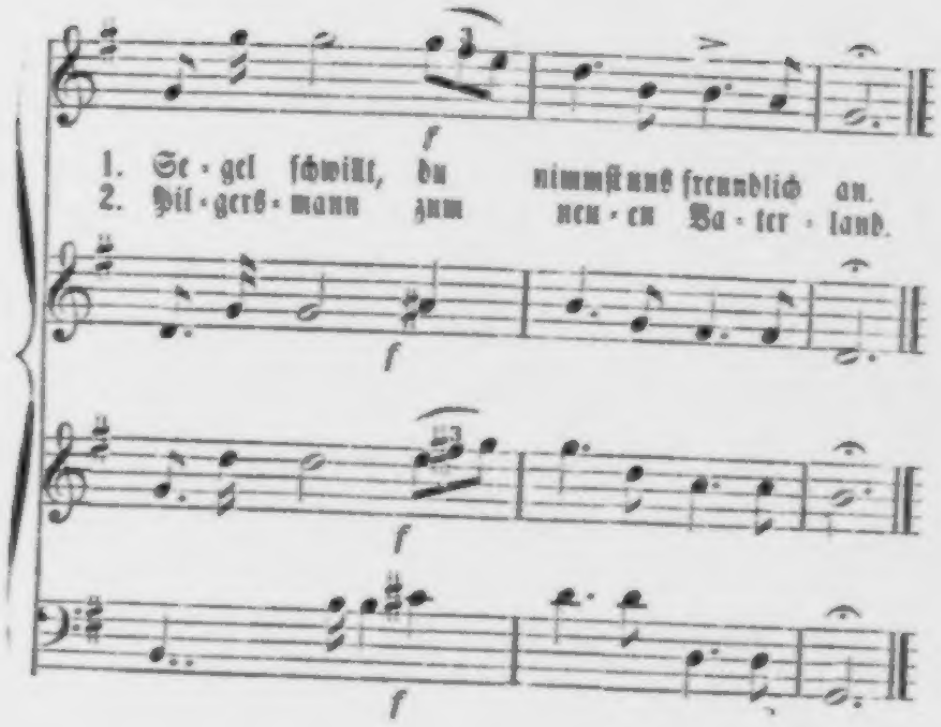
1. Se - gel schwillt, du nimmst uns freundlich an.
2. Pil - gers - mann zum neu - en Va - ter - land.

Anmerkung.

Die erſte Herausgabe dieſes im weſentlichen unverändert wieder abgedruckten Stücks wurde von folgender Widmung an den ſeither verſtorbenen Profeſſor Reinhold Köſtlin in Tübingen eingeleitet:

Einige erläuternde Worte, die ich dem in dieſem Bändchen enthaltenen Drama voranſchicken möchte, erlaub' ich mir an Sie, verehrter Herr, deshalb zu richten, weil ich außer der Vorausſetzung, daß Sie ſich Ihren frühern Antheil an dem neuen deutſchen Schauſpiel erhalten haben, auch noch den Wunſch hege, Sie möchten in Ihrer Eigenſchaft als Rechtslehrer und in Ihrem ſchwäbiſchen Stammgefühl die ſittliche Veranlaſſung und äſthetiſche Ausführung dieſes dramatiſchen Seelengemäldes prüfen. Denn ſowol vom juriſtiſchen Standpunkt wie vom provinziellen Lokalgeiſt aus kamen mir vorzugsweiſe die Milderungen der Bedenken, die man gegen Wahl und Behandlung dieſes Stoffs erheben konnte.

Vielleicht laſen Sie in Ihrem vaterländiſchen Mercur bei Gelegenheit, daß ein Schmidt in Herrenberg ſeine Frau erſtach, weil ſie ihm nicht nach Amerika folgen wollte, eine That, die von ihm unmittelbar darauf durch Selbſtmord geſühnt wurde. Ich geſtehe, daß mir dieſe Begebenheit in dem Falle, daß ſich die Ehegatten liebten, eine unmittelbare Aufforderung an die tragiſche Muſe erſchien. Die Theorie verlangt in der Tragödie den feindlichen Zuſammenſtoß zweier gleichberechtigten ſittlichen Principe. Wie, wenn hier das Princip der Liebe mit dem eines gleichberechtigten unüberwindlichen Heimatgefühls zuſammenſtieß und eine That erzeugte, welche der Juriſt würde beſtraft haben, der Dichter entſchuldigen muß? Auszuſchmücken, zu erfinden gab es hier wenig; eine einfache pſychologiſche Entwickelung der That von den erſten Anfängen ihrer äußern Bedingung bis zu dem höchſten Gipfel ihrer irgend denkbaren Möglichkeit genügte vollkom-

men, um hier dem räthselhaften Menschengeiste eine seiner Wahrheiten oder eine seiner Verirrungen nachzudichten.

Ein Handwerker, dem die Früchte seines Fleißes nicht blühen wollen, gedenkt nach Amerika auszuwandern. Seine Frau, sonst anhänglich und treu, vermag es nicht über sich zu gewinnen, ihm dahin zu folgen. Eine Erklärung dieses Räthsels versucht' ich dadurch, daß ich erstens das in ihr lebende Heimatsgefühl als ursprünglichen Gegendruck gegen die Absichten des Mannes voraussetzte, zweitens ihr etwas von dem schwäbischen Trotz zurechnete, den Sie schon in Käthchen von Heilbronn und Auerbach's nicht minder selbstgenügsamem Lorle finden, und drittens, daß ich versuchte, in den zwischen den beiden Ehegatten bei aller Liebe waltenden Zwiespalt geheimnisvoll die Kinderlosigkeit hineinspielen zu lassen.

Schweizerheimweh und Schwabentrotz bedürfen keiner Erläuterung. Jenes kommt zwar vorweggenommen hier in Anwendung, vor der Trennung von der heimatlichen Scholle; aber warum sollte beim Deutschen, der mit so großer Leichtigkeit sein Vaterland aufgibt, nicht ebenso wirksam und mächtig auch das Gegentheil anzunehmen sein, wie beim Franzosen, dem außerfranzösisches Leben nur ein halbes Leben ist? Mir wenigstens scheint es, als wenn die, welche die Auswanderung aus politischen Gründen eine Feigheit nennen, weit eher und richtiger sagen wollen, es gäbe im heimischen Boden eine ursprüngliche Kraft, die sie allein stark macht, allein sie im Zusammenhang mit ihrem theuersten Streben sich fühlen läßt. Auswandern, um drüben für sich frei zu sein, ist doch wol mehr Trotz und Egoismus als Heldenthat. Wenn man die Freiheit erstrebt, für wen ist es anders, als für die allgemeine Nationalität? Die Unfähigkeit, sich nach Amerika überzusiedeln, liegt im Gemüthe begründet. Kommt zu ihr jenes erwähnte Element des Schwabentrotzes, so mußte die Weigerung, dem Manne dorthin zu folgen, sich bei Liesli in einen Starrkrampf verwandeln. Sie kennen das Naturell Ihres Stammes! Ich glaube mich nicht zu irren, wenn die Erinnerungen an frohe, in Ihrer Heimat verlebte Jugendtage mir sagen, daß zur Schwabennatur recht eigentlich dies festgebannte Verweilen auf einer einmal ergriffenen Idee gehört. Es ist der Quell vieler Verstimmungen dieses Stammes, aber auch der seines tiefern Denkens und seiner Poesie.

Dennoch würden, so dacht' ich wenigstens, diese beiden Gegengründe sich noch nicht gewaltig genug gegen die Auswanderung mit dem Gatten angestemmt haben, wenn nicht dem Satze gegenüber, für den geliebten Mann müsse seiner Frau jedes Opfer möglich sein, sich das lähmende, alle That-

kraft und alle Lebensluſt in Liesli untergrabende Gefühl geltend gemacht hätte: Du haſt dem heißblutigen, nur durch Familienglück zu ſänftigenden Manne nach ſo langer Ehe keine Kinder geben können! Sie kennen das Recht nach Naturprincipien. Glauben Sie, daß die Natur die Fortſetzung einer kinderloſen Ehe geſtatten würde? Ich weiß nicht, was die Präteren und Juſtinian darüber geſagt haben: ich glaube faſt, die vorhandene Erlaubniß, ſich wegen mangelnder Kinder ſcheiden laſſen zu dürfen, rührt nicht vom germaniſchen Princip der Minne, ſondern vom römiſchen der Familie her. Ich weiß wohl, daß es der ſittliche Stand unſerer Gefühle mit ſich bringt, die Stimme der ſinnlichen Natur zum Schweigen zu bringen, ich fühle, wie verächtlich ein Mann daſtehen würde, der eine Ehe getrennt zu ſehen verlangte, die ihm keine Kinder bringt; allein im Weibe iſt darum die Scheu und der Schmerz, daß die Natur ihr eine Pflichterfüllung verſagte, durch Reflexion nicht überwunden. Auch Lady Macbeth fühlte das und ſuchte ihren Gatten durch Befriedigung ſeines Ehrgeizes für die mangelnden Kinder ſchadlos zu halten. Tief hat der Dichter, wenn auch kurz und faſt ebenbin, angedeutet, daß zwei ſo männliche Naturen durch Thaten der Liebe nicht verbunden ſein konnten! Als Macbeth den Tod der Lady erfährt, verräth er, daß die Beſtimmung ihrer Vereinigung von Haus aus verfehlt war. „Sie hätte gelegener ſterben können!“ ruft er ihr mit einfältiger Trauer nach. Sagte in meinem Stücke Katharina dem Bodmer, Liesli würde ihm ein Kind gebären, er wäre ebenſo in der Heimat geblieben ſein, wie Liesli in *dieſem* Falle ihm mit Freuden nach Amerika gefolgt wäre.

Aus ſolchen und ähnlichen Betrachtungen entſtand die erſte Faſſung des nachfolgenden Stücks, wo Bodmer ſein Weib erſtach. Ich muß Ihnen geſtehen, daß dieſe Löſung im Publikum Schrecken erregte. Es mag wahr ſein, daß die Gibſterentiner (ich ſpreche von einer Aufführung in Dresden) in Theaterſachen ein wenig verweichlicht ſind und jeden geſellſchaftlichen Schaden gern in Güte und Liebe ausgeglichen wünſchen; es mag ferner ſein, daß trotz vorzüglicher Darſtellung Bodmer ſowol wie Liesli von den Repräſentanten dieſer Rollen (Ed. *Winger* und *Maria Bayer-Bürck*) zu wenig ſchroff angelegt waren: ſo viel blieb dennoch erſichtlich, daß auch die Technik des Dramas eine Aenderung dieſer Löſung verlangte. Man hatte das Recht, einen Incidenzfall in den Verlauf der Handlung hereinbrechend zu erwarten. Eben dafür wird Komödie geſpielt, daß man nicht gibt, was ſich von ſelbſt verſteht, ſondern daß neben dem Nothwendigen auch das Zufällige kommen muß, das uns im Leben ſo oft überraſcht. Wenn ein

Pugatſcheff.

Trauerſpiel

in

fünf Aufzügen.

Drama am Schluß nur das Facit zweier Prämissen zieht, so gibt es dramatisirte Chronik. Erst durch das incidirende Dritte, wie in einer chemischen Mischung, braust die dramatische Wirkung auf, nur muß dies Dritte nothwendig im Beginne „angelegt" gewesen sein, und dies war im vorliegenden Fall ohne Zweifel Bodmer's Liebe. So entstand der jetzt vorliegende Schluß, der sich auch bei andern Vorstellungen besser bewährt hat als jener frühere.

Ueber die Verstöße gegen das schwäbische Idiom urtheilen Sie nachsichtig! Der geborene Schwabe wird über manche Wendung lächeln. Im ganzen aber folgte ich der Erinnerung, die mir von Stuttgart noch im Ohre klingt. Schöne Zeit, wo man noch in einem bescheidenen Stübchen bei armen Winzern wohnte, in Häusern, deren einziger Schmuck am Giebel eine Guirlande von welschem Korn war! Abends setzte man sich traulich zu den guten Leuten, nahm vorlieb mit ihren Grundbirnen und gekochtem Aepfelbrei und durchlebte die kleinen Leiden und Freuden der Töchter des Hauses und ihrer nachbarlichen Freundinnen! Kam dann das Fest der Weinlese, so sammelten die einen emsig, die andern brannten Pulver auf, die dritten sangen Lieder im schwäbischen Dreiklang, wehmüthig in der Melodie, selbst wenn sie Lust bedeuteten. Der Abend führte die Fröhlichen heim, Arm in Arm, selbst die alten pietistischen Großmütter und die duckmäusernden Väter hatten vom süßen Weinmost sich eine heitere Licenz geholt und kurzsichtigere Augen. Die Buben wurden oft wild und schlugen zu Hause übermüthig auf die Tische, die Mädchen guckten noch eine Weile zu den Sternen hinaus und ein tübinger Stiftler, zur Ferienzeit herübergekommen, fing noch in später Nacht drüben im Dachkämmerlein die Flöte zu blasen an, bis der Nachtwächter an der Straßenecke mit zierlichem Hochtenor sein herzbrechendes „Wol um die zehn Uhr" sang. Von alledem ist mir mancherlei Erinnerung auch im Schwabenwort übrig geblieben. Erbaue Sie's, wenn Sie's richtig angewandt finden und überhaupt sich das ganze Werkchen Ihrer Theilnahme erfreuen darf! —

Eine jener Anschuldigungen, zu denen gewisse deutsche Kritik gegen mich zu jeder Zeit bereit ist, war auch die, ich hätte „einmal auch etwas à la Auerbach" schreiben wollen. Ich kann nur einfach erwidern: Die schwäbische Färbung schien mir für die Aufführung dieses Stoffs unerläßlich.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatiſche Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollſtändige neu umgearbeitete Ausgabe.

Siebzehntes und achtzehntes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.

Wullenweber.

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

Zweite Auflage.

Lit. 9c
219.10 : 17-20

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.

Lit. A 5042

Wullenweber.

Trauerſpiel

in

fünf Aufzügen.

Perſonen.

Prinz Johann von Dänemark.
Swante Sture, Prinz von Schweden.
Chriſtoph, Graf von Oldenburg.
Tyche Krabbe, Reichsmarſchall von Dänemark.
Anna Roſenkranz, däniſche Reichsoberhofmeiſterin.
Graf Ridderſtolpe, ſchwediſcher Geſandter, ihr Schwager.
Siegbritt, deſſen Tochter.
Nikolaus von Brömſen, ehemals Burgermeiſter von Lübeck, jetzt kaiſerlicher Rath und Geſandter.
van Kamyen, kaiſerlicher Geſandter.
Bockbinder, Burgermeiſter von Kopenhagen.
Wynter, Burgermeiſter von Malmö.
Brockdorp, Commandant der däniſchen Feſte Sonderburg.
Jürgen Wullenweber, Burgermeiſter von Lübeck.
Meta, deſſen Schweſter.
Oldendorp, Doctor der Rechte, Syndikus von Lübeck.
Gotthard von Höreln, Hermelink, Hans von Eipen, Lambert von Dalen, Tönnies von Stieten, Jochem Gerke, lübiſche Rathsherren.
Marcus Meyer, Feldhauptmann von Lübeck und Befehlshaber der hanſeatiſchen Truppen.
Krevet, Vogt von Lübiſch-Moellen.
Friedrich, Marcus Meyer's Knappe.

Henning Scheyeler, Rathsbarbier in Lübeck.
Clemint, ein jütischer Fischer.
Henrik, dessen Sohn.
Bruder Anselmus.
Ein herzoglich braunschweigischer Gerichtsbeisitzer.
Eine Wirthin.
Ein Page der Anna Rosenkranz.
Ein Reichsbote. Diener des Lambert von Dalen.
Dänische Reichsstände. Schreiber. Trabanten. Ein Kerkermeister.
Dänische Reisige. Lübische Reisige. Lübische Rathsherren. Dänische Fischer. Pagen und Dienerinnen der Anna Rosenkranz. Zwei Mägde.

Der Schauplatz ist theils in und bei Lübeck, theils in und bei Kopenhagen. Der Anfang des ersten Acts auf der Insel Alsen, der Schluß des letzten in Wolfenbüttel. Zeit: Vor und nach dem Jahre 1536.

Erſter Aufzug.

Feſte Sonderburg auf der Inſel Alſen.

Rechts und links niedrige Gestade. Im Hintergrund ein Feſtungswall, rechts und links von zwei Thürmen mit Eingängen begrenzt. Das kleine mit Eiſenſtäben vergitterte Fenſter des links vom Zuſchauer geſehenen Thurmes iſt matt erleuchtet. Durch die Schießſcharten ſieht man auf's Meer. Nacht. Gewitter.

Erſter Auftritt.

Brockdorp, Tycho Krabbe treten mit bewaffneten und fackeltragenden Begleitern ganz vorn auf.

Tycho.

Ihr müßt den Sturmwind ſchelten, Commandant,
Daß er uns, ungebeten, ſo zur Nachtzeit
An Eurer Feſte rauhes Ufer ſetzt!

Brockdorp.

Ein unerwarteter Beſuch! Und doch
Erwünſcht und heißerſteht, Herr Reichsmarſchall!

Tycho.

Ich finde mich zurecht. Ein tapfres, festes Schloß!
Wie so „erwünscht"? Warum „erfleht", Herr Brockdorp?

Brockdorp.

Leicht iſt ein Amt, das ſich auf Treue gründet;
Vertrauen hilft auch ſchwere Laſten tragen —
Doch dieſes Amt, Herr Reichsmarſchall —

Tycho.

Dies Amt?
Ihr ſcheltet Euer ehrenwerthes Amt?

Brockdorp.

Es macht mich elend, Kerkermeiſter ſein!
Statt mit dem Schwert, ſo mich mit Schlüſſeln tragen!
(Er zeigt dieſe.)
Was iſt geſchehn in Kopenhagen, ſprecht!
Die Haft iſt um, Herr Tycho Krabbe, redet!
Gewiß, Ihr kommt, den König abzuholen.

Tycho.

Den König? Ei, Herr Commandant, ich hoffe,
Da oben an dem Thurm — der Schimmer kommt
Von einer ew'gen Lampe! Abzuholen!
Sagt, Brockdorp, ſelbſt! Ihr findet nirgendwo
Im ganzen Dänemark ſo feſte Thürme,
Als hier in Sonderburg —

(Eine tiefe Stimme ſingt von oben aus dem erleuchteten Thurme das Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!")

Tycho (nach einer Weile aufhorchend).

Wo kommt das her?

Brockdorp.

Muß ich das bittre Wort Euch wiederholen?
Von Eurer ew'gen Lampe!

Lycho.

Chriſtiern's Thurm das!
Singt ſo der König? (rasch.) Hält der Zwerg die Noten?

Brockdorp.

Der kleine Mann, den Ihr zur Majeſtät
Als lächerlichen Zeitvertreib geſperrt,
Iſt krank. Da ſingt der König nächtlich ihn
Zur Ruhe.

Lycho.

Ihr ſolltet mindeſtens doch ſorgen,
Daß er nicht Wiegenlieder ſingt, Herr Brockdorp,
Die wir in Dänemark verboten haben.

Brockdorp.

Verboten? Lieder? In dem Land der Skalden
Verbotne Lieder? Wohl! Was weiß ich Neues!
Ich ſitz' und glück' auf dieſem Felſenneſte
Ich alte Henne ſchon die zwanzig Jahre.
Ja, ja, man ſagt, daß hinter dieſer Brandung
Ein Lärmen brauſen ſoll in allen Landen —
Und manchmal ſpitz' ich wol mein Ohr und lauſche,
Und glaube was zu hören. Chriſtiern
Spricht oft von Rom, der kleine Zwerg fällt ein
Von Wittenberg, und immer um die Wette
Mit allen Stürmen, mit dem Sang der Wogen
Erſchallt das Lied, das ich nicht ſtören mag,
Weil immer, wenn's ſo voll und heilig tönt,

Der König auch von ſeinem Zorne ruht
Und Frieden einläßt in die irre Seele.

Tycho.

So iſt der grimme Trotz noch nicht gebrochen?

(Das Lied bricht plötzlich ab. Man hört von oben das gewaltige Klirren einer Kette.)

Brockdorp.

Gebrochen? Hört Ihr da ſein heiſ'res Aechzen?
So ſchlägt der König mit der Kett' an Wände
Und was er trifft in ſeinem wilden Wüthen!
Nur ſeines Zwergen ſchont er, ſeines Kleinen,
Den er am Buſen wie ein Kind erwärmt.

Eine wilde Stimme (von oben ruft):

Fluch Tycho Krabbe! Fluch dem dän'ſchen Adel!

Brockdorp.

Vernahmt Ihr das? Der Fluch galt Euch! Und ſtündlich
Und immerfort der Ruf um blut'ge Rache!
Nehmt ihn aus meinem Thurme fort! Führt ihn
Gen Kopenhagen, oder gebt mein Amt
An einen Ritter, der wie ich von Chriſtiern
Nicht Gutes hat empfangen, da er herrſchte.

Tycho.

Dem Reichsrath will ich Eure Bitte melden,
Und Euer dankbar Herz ihm ſchildern, Brockdorp!

Brockdorp.

Ihr braucht in Kopenhagen Generale!
Des lüb'ſchen Bürgermeiſters Wullenweber
Armee wird heimwärts ziehn — nach Lübeck —

Tycho.

Vielleicht auch nicht. Ihr bleibt in Sonderburg,
In einem schweren, dennoch würd'gen Amte.
Einstweilen mildert Euch vielleicht die Schrecken
Des einen Thurms, belebt sich noch der andre.
Gesellschaft sollt Ihr haben hier auf Alsen!
Schaut her! Ein holdes Kind, das Christiern's Flüche
Durch Beten mag entkräften, mitre Töne
An Euer zartes Ohr Euch hauchen, Brockdorp —

Brockdorp.

Wen bringt Ihr noch?

Tycho.

Platz da! Entblößt das Haupt!

Zweiter Auftritt.

Einige Reisige bringen den schlafenden Prinzen Johann, einen Knaben, den zwei von ihnen, eingehüllt in Mäntel, tragen. Bruder Anselmus beleuchtet mit einer Fackel den Prinzen.

Die Vorigen.

Tycho.

Dem Wächter über gottgesalbte Häupter,
Dem Commandanten Sonderburgs schickt hier
Der Reichsrath zu getreuer Hut den Prinzen
Johann —

Brockdorp.

Gefangen? Prinz Johann? Ein Kind?
Auch dies —?

Tycho.

Still doch! Weck mir den Knaben nicht
Mit deinem Mitleid, Alter! Ja, gefangen,
So wie das Samenkorn im Schoß der Erde,
So wie die Blume in der Knospe Haft!
Gefangen, wie die Puppe an dem Drahte —
Wir halten ihn — des Knaben Zeit wird kommen!

Brockdorp (den Prinzen betrachtend).

O sanfter Schlummer, den der Sturm nicht weckt!
Dem einerlei noch Welle oder Wiege!

Tycho.

Der zweite Thurm sei dieses Kindes Welt,
Sein Spielplatz, sein Turnierhof, seine Schule!
Auf diesem Pergament lest die Verordnung
Des Reichsraths, wie Ihr hegen sollt und halten
Den jungen Prinzen, unsers Königshauses
Unmünd'gen letzten hoffnungsvollen Sproß!
Neigt Euch in Ehrfurcht vor des Prinzen Lehrer
Anselmus, der ihn so erziehen wird,
Wie ihn der Adel will erzogen haben.
Ein unbeschrieben Blatt ist dieses Kind,
Sein Inhalt komm' ihm nur von uns, daß er
Ein König werde nach des Reichsraths Willen!
Dort das Vergangne, hier das Werdende!
Der Eine Thurm ein Spiegel für den andern.
Zwei Thürme — unsers Landes Sinnbild!
Ein wilder Kampf entbrennt in allen Landen —
Was sich auch regt, was sich bewegt und schaukelt,
Die beiden Thürme müssen stehn wie Felsen,
Wie Eisenanker im Gebraus der Wogen.

Und nimmer gebt Ihr, ſelbſt wenn Dänenmund
Am Thor der Burg um Einlaß Euch erſuchte,
Die Schlüſſel anders als auf die Parole
Des Reichsrathes und des Marſchalls Tyche Krabbe!

(Ein dumpfer Donner.)

Chriſtiern's Stimme (in ſingendem Tone eben ſprechend).

Wach' auf, wach' auf, ſchön' Ingeberg,
Es ſoll zum Tanze gehen!
Herr Olaf ſteht mit ſeinem Roß,
Und wartet vor dem Königsſchloß,
Zum Tanze ſoll es gehen!

Lycho.

Ei, hört! Der König weiß ſich beſſens zu vergnügen!
Ein luſt'ger Spruch, den Ihr Euch merken könnt.
Ich will ihn rufen, wenn das Schickſal wieder
Des Dänenvolks mich über Nacht einmal
An Euer Ufer führt, Herr Commandant!
Einſtweilen gebt die Schlüſſel! Denkt, Ihr haftet
Mit Euerm Leben für die beiden Thürme!

(Ab mit dem Prinzen, Anſelmus und den Uebrigen in den Thurm rechts. Inzwiſchen iſt am Horizont die Morgenröthe ſichtbar geworden.)

Brockdorp (allein).

Und zwiſchen beiden Thürmen ſteigt das Roth
Des Morgens auf und deutet einen Tag,
Vielleicht ein Schickſal unſers Dänenlandes,
Das niemand weiß als Gott!

(Wiederholt Chriſtiern's Spruch.)

„Wach' auf, wach' auf, ſchön' Ingeberg,
Zum Tanze ſoll es gehen!
Herr Olaf ſteht mit ſeinem Roß,

Und wartet vor dem Königsſchloß,
Zum Tanze ſoll es gehen!“

O bittres Los!

Der Dienſtmann läßt die Herren ſchalten, faltet
Die Hände ſtill und ſpricht ohnmächtig: Amen!

(Ab in den Thurm rechts.)

Zweite Scene.

Lübeck.

Anmuthiger Garten des Rathsherrn Lambert von Dalen, mit der Aussicht auf Lübeck. Auf einer Terrasse ganz hinten ist eine große Gastafel hergerichtet. Mit der Verwandlung werden sichtbar:

Dritter Auftritt.

An der Tafel sitzend Lambert von Dalen, Hermelink, Krevet, Hans von Elpen, Oldendorp, Gotthard von Höveln, Cönnies von Bicken, Jochem Gerke und andere Rathsherren. Als Gast Prinz Swante Sture. Diener tragen Speisen ab und zu.

Dalen. Auf Lübecks Wohlergehn!

Alle (aufstehend). Hoch!

Hermelink. Des Rathes Ansehen!

Gerke. Des Handels Mehrung!

Oldendorp. Der Bürgerschaft Freiheit!

Dalen. Erst, Herr Syndikus, unserm hohen Gaste noch einen Ehrentrunk! Hoch Se. Hoheit der Prinz Swante Sture von Schweden!

Alle. Hoch!

Swante (verneigt sich. Alles steht auf und kommt jetzt nach vorn).

Gerke. Die Freiheit der Bürgerschaft, Herr Syndikus, ist uns beinahe im Glase sitzen geblieben.

Krevet. Herr Jochem Gerke, Ihr habt ja schon die Hundertsechsundvierziger leben lassen, und das ist so gut, als müßte Euch dafür jede Hökerfrau am Regierungsplatze danken.

Hermelink. Redet doch hier nicht vom gemeinen Weien! Hat man soeben 148Ger getrunken, was gehen uns da die Hundertsechsundvierziger an! Im Rathskeller findet man keinen bessern Rüdesheimer als bei unserm wackern Lambert von Dalen.

Dalen (behaglich). Ja, mein königlicher Prinz, sehen Ew. Hoheit, so gedeihen wir hier in Lübeck! Das Leben ist kurz, und wir lassen's uns schmecken. Auf meiner Diele muß ich Euer Wappen aufhängen. Ihr seid der dreiundzwanzigste Prinz, der an meiner Tafel gespeist hat.

Swante. Das trifft sich gut mit meinem Alter zusammen.

Hörein. So jung noch und schon so vielerlei erlebt!

Hermelink. Ist's denn wahr, Hoheit, daß Euch Herr Gustav Wasa deshalb nur an den Hof von Lauenburg geschickt hat, um — den letzten Sture — sozusagen —

Brevet. Allerdings, man sagt, Prinz, daß die Nähe eines so sichern Anspruchs auf den Thron Schwedens, wie Ihr ihn Gustav Wasa gegenüber vertretet — sozusagen —

Hörein. Eure Reise zu Herzog Magnus von Lauenburg wäre mehr eine Reise in ein Gefängniß als zum Turnier und Minnespiel —

Dalen. Ja! Hoheit, sprecht Euch offen aus! Ihr seid hier unter Männern, die von den Welthändeln etwas verstehen und, Gott sei Dank, dabei mitzusprechen haben.

Swante. Ihr Herren, ich weiß nicht, wovon ihr redet. Mein Name ist Swante Sture, mein Oheim ist König Gustav Wasa. Mein Herr und König schickt mich nach Lauenburg, um an eines deutschen Fürsten Hofe ritterliche Künste zu erlernen. Das Uebrige, was nach eurer Meinung sich an meinen Namen knüpfen soll, kümmert mich wenig.

Hörein (bei Seite). Der ist schlau.

Gerke (bei Seite). Ein Diplomat.

Paten. Ew. Hoheit haben recht, daß Sie auf unſere Neugier nicht Rede ſtehen. Sintemalen wir — ein übermüthig Volk in Lübeck ſind. Ja, ja! Wir ſtochern uns noch Tiſch gern die Zähne mit Reichsſcepteru aus und wenn wir Kegel ſchieben, haha! werfen wir auch wol mit Kronen danach. Sollte Ihr nun aber, da Ihr heut' Abend ſchon gen Lauenburg aufbrechen wollt, noch begehren, nach dieſem Mahle, das Lübeck dem hohen Gaſte gab, unſere Stadt in Augenſchein zu nehmen —

Gerke. Wie gern hätt' ich Euch meine Fiſchteiche gezeigt, Hoheit —

Hören. Meine Blumenbeete tragen nicht unfeine Gewächſe, die mir meine Schiffe aus Indien mitgebracht haben.

Stieten. Ich prahle nicht gern mit meinem Landgute. Aber mancher, der in Lübeck war, hat es bereut, mein Vogelhaus nicht geſehen zu haben. Erſt geſtern früh ſind mir Perlhühner — aus der Türkei gekommen!

Oldendorp. Mehr als die Bekanntſchaft dieſer Perlhühner, Hoheit, hätt' ich Euch die Bekanntſchaft einiger Perlen von Menſchen gewünſcht, zum Exempel unſers trefflichen Wullenweber und unſers tapfern Marcus Meyer. Beide ſind leider in Kopenhagen! Ihr habt doch vom Ruhme derſelben vernommen?

Swante. Ihr Herren! ich ſag' euch, mein König, Guſtav Waſa, wünſchte nur, daß ich raſch durch Lübeck reiſe, um — wie geſagt — in Lauenburg ritterliche Künſte zu erlernen. Erlaubt denn, daß ich mich empfehle. (Zu Paten.) Führt mich auf mein Zimmer, werther Herr. Vor meinem Ausritt hätt' ich gern noch Briefe geſchrieben.

Paten. Wenn Ihr ſo eilig ſeid und nicht anders wollt, dann kommt, Hoheit!

Perſonen.

Katharina die Zweite, Kaiſerin von Rußland.
Graf Gregor Orloff.
Fürſt Razumoffsky, Oberhetman der Koſaken.
Graf Zachar Tſchemitſcheff, Kriegsminiſter.
General Graf Bibikoff.
Fürſt Bagration, Aelteſter der Koſaken.
Andreas Loginoff, Koſakenhetman.
Uſtinja, ſeine Tochter.
Borotin, Kaluga } Koſakenhäupter.
Emiljan Pugatſcheff, ein deutſcher Koſak.
Sophia, ſein Weib.
Iwan, Alexei } ihre Kinder.
Danila Perſiljeff, Kloſtervogt zu St. Iſaak.
Sergius, ein Pope.
Ein Kammerlakai.
Abgeordnete und Aelteſte der Stadt Uralsk.
Gefangene von Orenburg.
Kaiſerliche Offiziere.
Damen und Herren vom Hofe.
Feſtjungfrauen.
Zwei Pagen.
Koſaken. Popen. Volk.

Schauplatz: Rußland. Zeit: zwiſchen 1771 und 1774.

Swante. Lebt wohl, ihr Herren! Ich dank' euch allen für eure Höflichkeit und unverdiente Freundschaft! (Ab.)

Dalen und einige Rathsmänner. Wir geben Euch das Geleit. (Folgen.)

Hermelink. Das ist noch ein sehr junges Küchlein —!

Hörrin. Wie gestern erst ausgebrütet —!

Krevet. Trägt noch die Schale auf dem Kopfe —!

Oldendorp. Freilich! Da sind eure Jungen in Lübeck andere Kerle! Die wissen schon in der Wiege, was die Goldene Bulle ist, und den Reichsadler zäumen sie sich als Steckenpferd.

Nieten. Haltet doch Euern Groll besser zurück, Herr Syndikus. Eure Reden verrathen, daß aus Kopenhagen schlechte Nachrichten gekommen sind.

Oldendorp. Hättet Ihr bessere, wollte Gott! ich nähme ruhig Euern Witz hin, selbst wenn er beißender wäre. Indessen es ist wol Zeit, daß man geht. Wir verbrauchen überhaupt in Lübeck zu viel Stunden mit Essen und Trinken. Gehabt euch wohl!

Elpen. Seht da, Meister Schepeler! Der bringt sicher etwas Neues.

Schepeler (tritt hinten auf und wendet sich an den Tisch, wo er an den Resten spionirt und einige Neigen austrinkt).

Krevet. Heda, Meister! hierher, was sucht Ihr da oben?

Hermelink. Reste, Schepeler? Ihr, der Ihr ein ganzer Mann seid, Reste?

Dalen (kehrt zurück). Der schwedische Prinz hat sich in sein Closet eingeschlossen und schreibt unter Seufzern gereimte Briefe in die Heimat. Es soll ein Dichter sein, der vortrefflich die Laute schlägt. Vor dem wird die Welt Ruhe haben. Ei, ei, Schepeler, brecht doch eine ganze an! Schickt sich das für

eines hochedeln Rathes Barbier, seinem Schöffen die Bedienung zu erleichtern?

Vierter Auftritt.

Schepeler im rothen Rock, etwas buckelig. Die Vorigen.

Schepeler. Wohledle Herren! Allerseits gesegnete Mahlzeit! Bitte, bitte! Ich weiß, was meine Stellung mit sich bringt, Herr Lambert von Dalen! Mögen sich unsere Faßbinder und Ankerschmiede drängen, in den hohen Rath zu kommen und an wohlweiser Herren Tischen zu sitzen, die Welt weiß, daß Henning Schepeler, Rathsbarbier von Lübeck, solche Grundsätze verabscheut und alte Gewohnheiten nicht den Neuerungen opfert.

Oldendorp. Als Mitglied der Hundertsechsundvierziger würde es sich freilich nicht schicken, daß Ihr Euch bei Kindtaufen und Hochzeiten von den Rathsherrntischen die Reste holt.

Schepeler. Herr Syndikus, Ihr sitzt alle zwei Tage unter meinem Messer. Habt Ihr je gehört, daß ich in dem Augenblick, wo Ihr, eingeseift, mir nicht widersprechen dürft, meine Liebe zum alten Wesen dieser Stadt zu erkennen gegeben habe? Handl' ich wie ein großherziger Mann, so laßt mir meine Meinung auch jetzt, wo ich allerdings nicht in Gefahr bin, Euch Eure linke Warze am Kinn abzuschneiden.

Oldendorp. Ihr seid wenigstens ehrlich in Euerm Haß gegen die neue Verfassung unserer guten Stadt.

Hermelink. Ja, Schepeler, Wullenweber hat oft gesagt, um die alte Partei lächerlich zu machen, brauchten wir nichts als einen Menschen zu nehmen, der sehr schön gewachsen ist, einen rothen Rock anhat, Rathsbarbier ist, Schepeler heißt, und von

Haus zu Haus Lübecks neues Regiment mit Seifenſchaum beſpritzt.

Schepeler. Wird ihm übel bekommen, wird ihm übel bekommen, ſo ſpöttiſch zu ſein, dem Herrn Bürgermeiſter Wullenweber —! Sind ſpottſchlechte Nachrichten da —!

Dalen. Hört man etwas? Der Rath iſt ſeit acht Tagen von Kopenhagen ohne Briefe.

Schepeler. Ueble Nachrichten, zu Land hereingeſchmuggelt —! Man hat Verbindungen!

Oldendorp. Wenn Euch die holſteiner Bauermädchen ihre Zöpfe verkaufen für die adligen Fräulein im Johanniſtift, ſo bleiben Euch immer ein paar davon im Nacken hängen, die Ihr — Eure Nachrichten nennt!

Schepeler. Keine Zöpfe, Herr Syndikus; Haare ſollt Ihr jedoch drin finden, verwickelte Haare! Fräulein Adelheid im Stift hat Briefe von ihrem Herrn Herrn Bruder, dem weiland Herrn Bürgermeiſter Herrn Nikolaus von Brömſen — gegenwärtig — kaiſerlichen —

Gerke. Schweigt! Schweigt! Schepeler —

Elpen. Wißt Ihr nicht, daß dieſen Brömſen nennen zu hören jedes lübiſche Ohr beleidigt?

Dalen. Schepeler, es iſt nicht ziemlich, in dieſer Geſellſchaft Brömſen's Namen, den Namen eines zum Feinde übergegangenen Coriolanus, auszuſprechen. Indeſſen könnte man doch — bedenkt, daß unſere Flotte in Kopenhagen auf dem Spiele ſteht — Nikolaus hat ſich von Brüſſel an den däniſchen Reichstag begeben, mit Empfehlungen vom allergnädigſten Kaiſer und der durchlauchtigſten Frau Statthalterin Gnaden, vielmehr Hoheit — nein Gnaden —

Oldendorp. Verwickelte Haare ſeh' ich ſchon! Ihr verwickelt

Euch in den Titulaturen, Herr Lambert. In den Etiketten Eurer Weine ſeid Ihr heimiſcher als in der Etikette der Höfe.

Daten. Jedem Ding ſein Name, jedem Mann ſeine Ehre! Wie dem ſei, Schepeler —

Hörein. Hören kann man immer, was die Fräulein im Stifte für Botſchaft haben. Geht doch ſelbſt des Wullenweber Schweſter, Meta, wie man ſagt, nicht ſelten hinüber zu den Damen —

Schepeler. Da kommt Ihr auf mein Waſſer. Dieſe Meta, die wird Augen brauchen, um ſich auszuweinen. Mit dem Marcus iſt's hin — keine Spur mehr von ihm vorhanden — weg iſt er!

Alle. Marcus Meyer?

Schepeler. Todt — mehr als todt — geviertheilt! So mußte dieſer Holofernes enden.

Elpen. Aber ſagt, Schepeler, was redet Ihr für unſinnige Dinge!

Schepeler (zu Krevet). Ich freue mich, daß Ihr jetzt von Mölln hereinkommt und Stadthauptmann werdet. Wenn Meta jetzt Euch, Herr Vogt —

Oldendorp (bei Seite). Kann man dem Schwätzer trauen?

Schepeler. Ich halte meine Geſinnungen nicht zurück. Es iſt aus mit dem Marcus Meyer! Weg iſt er! Sein Kopf herunter! In England haben ſie dem Weſen ein Ende gemacht — (Ein ferner Kanonenſchuß.)

Daten. Was iſt das?

Hermelink (der hinten ſtand). Von Travemünde bugſiren ſie ein Schiff herauf.

Oldendorp (bei Seite). Wenn ſich Schlimmes beſtätigte!

Schepeler. Da werdet ihr's zu hören bekommen! Schrift-

lich! Wullenweber hat in Kopenhagen Wolle gewebt, hat gewebt und gewebt und kein Rock iſt draus geworden, bis die Sache in London an die — Raſchmacher gekommen. Nimmt der Marcus Meyer eine Jölle von unſern Schiffen, die vor Kopenhagen liegen, kann den Friedensſchluß nicht abwarten, ſagt zum Wullenweber: Schwager, Bruderherz! ich will, während du hier mit dem Adel und dem Reichsrath Dänemarks zankſt, ein bischen in der Nordſee krebſen, ein paar Holländer zum Zeitvertreib auf die Gabel nehmen, kommt ein Donnerwetter, conträrer Wind, hinüber, immer weſt-, weſtwärts an die engliſche Küſte, krach! geſcheitert, feſtgehalten, für Seeräuber erklärt, ins Staatsgefängniß geworfen und 'runter mit dem Kopf! Der Heidenkerl, er hat's hier in Lübeck arg getrieben, hat's auch zuerſt aufgebracht, ſich nicht raſiren zu laſſen.

Alle (durcheinander). Wär' es möglich — Marcus Meyer — entſetzlich —!

Oldendorp (bei Seite). Die unglückliche Meta! Ihr Leute — lebt wohl! (Will fort. Ein Kanonenſchuß.)

Gerke. Bleibt doch! Ihr Herren, ich hoffe, das iſt aus Kopenhagen Schiffsnachricht —!

Halen (zu einem Diener). Geh an den Hafen und höre, ob eine Botſchaft an den Rath eingelaufen. (Der Diener ab.) Bleibt doch in Hoffnung zuſammen! Herr Syndikus, es wird ſo ſchlimm nicht ſein — Was redet Ihr für böſes Zeug, Schepeler! Schämt Euch mit Euerm verſtockten, abtrünnigen, der neuen, von unſerm großen Wullenweber hier eingeſetzten Ordnung immer nur misgünſtigen Herzen!

Schepeler. Ich habe meiner Geſinnungen nie ein Hehl gemacht und eigentlich iſt's ja mein Amt, hier in Lübeck niemand — ungeſchoren zu laſſen. Für meine Gerechtigkeit, den Rath zu bar-

bieren, hab' ich achthundert Gulden gezahlt, und wär' ich ein Menſch von Eigennutz, ſo müßt' ich mich wegen der Perrüken, die ich in den Rath liefere, ſogar freuen, wie das ſo alles hier ſeit vier Jahren in Lübeck gekommen iſt. Erſt herrſchte das ſechsunddreißiger Colleg, o du ehrbare Zeit! Da ſaßen 36 Männer und waren wirkliche gravitätiſche Rathsherren, aus alten ruhmvollen Familien, bei denen man noch wußte, warumb Lübeck die Krone der Hanſa trägt und die erſte Handelsſtadt der Welt verdiente genannt zu werden, ohne Krieg mit aller Welt anzufangen. Dann aber ging's von unten an. Ankerſchmiede, Schiffstaudreher, die in meiner Barbierſtube einen Schilling zweimal anſehen, bis ſie ihn ins Becken werfen, die wollten nun auch Lärm machen und mitregieren. Es wird unruhig, ich bekomme zwölf neue Perrüken zu machen, die mir ebenfalls noch leidlich bezahlt werden; nämlich ſtatt der Sechsunddreißiger hatten wir jetzt die Achtundvierziger, die regierten. Aber noch nicht genug, das gemeine Volk wollte immer mehr ſeinesgleichen an die Regierung bringen. Die erſten zwölfe, die mir ihre Perrüken bezahlt hatten, das waren noch Leute aus dem Handelsſtande, achtbare, ſolide Kunden; nun kamen aber erſt die Sechsundfunfziger und gleich zwei Tage drauf die Vierundſechziger. Herr Gott, wo die Perrüken hernehmen, ſchrie meine Frau! Das wär' eine Kleinigkeit, ſagt' ich, leidlich noch dem Dinge trauend, ritt auf den Viehmarkt nach Mölln und kaufte die nöthigen Pferdeſchwänze. Unterwegs dacht' ich aber ſchon: Raufften ſie ſich doch nur lieber ſelbſt die Haare aus in ihrem Hader über Communalgut und über die Kirchenordnung und über die Geſangbuchsreviſion und über die Steuergroſchen und über den däniſchen Krieg — gut denn! Es war nun alles ſo. 64 Männer regierten. Aber das war alles noch nichts, bis der Wollenweber kommt, ein gewiſſer Jemand, den hier keine Menſchenſeele vorher gekannt hatte, ein Jemand,

der ſich hier förmlich erlaubt hat, das Unterſte zu oberſt zu kehren. Den fürnehmſten Herrn, Herrn Nikolaus von Brömſen, zwang er aus der Stadt zu entweichen. Jetzt ſitzt der Edelſte beim Kaiſer in Brüſſel und ſpaniſche Barbiere haben ihn unter den Händen und machen ihm Spitzbärte — wie muß der Mann ausſehen! Vierzig Jahre war er gewöhnt an den lübecker Rathsſchnitt, gewöhnt an mich, der nun einmal ſein conſervatives Meſſer, ſeine adelige, patriciſche Geſinnung, obgleich nur Barbier, im Blute hat, wie andere eine erbliche Gicht oder einen Stockſchnupfen — Und mit dem Wullenweber ſchmetterte dann der Marcus Meyer — Gott hab' ihn ſelig — in die Stadt herein; ein gewöhnlicher Schmiedegeſell! In Hamburg will er zum Ritter geſchlagen ſein! Ich ſage: Braun und blau iſt er geſchlagen! Ging der Menſch verwildert wie Ritter Roland, wie Hercules in den Straßen umher und alle Ladendiener und Gewürzſtößer machten's ihm nach und wollten nun auch Hercules ſpielen und ſich nicht mehr barbieren laſſen! Iſt das die neue Zeit? Das die erworbene Freiheit? Keine Bärte mehr raſiren? Da ſtehen ſie jetzt, die kriegeriſchen Affen, auf allen Dielen und Kleiſtern, ihrem und anderer Leute Gewerbe ſchadend, Dütten mit ellenlangen Bärten, wie ſie Marcus Meyer trägt, den nun einer in England doch endlich glücklich raſirt hat. Noch trug ich mein Schickſal. Da fing der heilloſe Krieg mit Dänemark und Schweden an — nun war kein Haltens mehr. Die Kinder auf den Straßen raſſelten und trommelten den ganzen Tag. Vom Oberbaum bis an den Unterbaum, vom Hundewall bis an die Teufelsgruft ein einziges Feldlager, ein Leben wie in der Türkei, zwei Pudel, geſchoren nach Löwenart, hat mir Marcus mit ſeiner gottloſen Cavalerie übergeritten, und als ich wehmüthig eines ſchönen Morgens am Rathhaus ſtehe und an die Vierundſechziger denke

und an meine Perrüken und an meine Pudel nach Löwenart, wird eine Fahne aus dem Fenſter 'raus geſteckt, und ſie ſchreien: Es leben die Einhundertundvierunddreißiger! Wären die Perrüken geblieben — da hätte ich meinen Schnitt gemacht. Aber dieſe 134 demokratiſchen bankrotten Schneider und Klempner, die nun alle in den Rath gekommen ſind, hatten dem Ding die Krone aufgeſetzt. Mit Poſaunenklang wird von allen Thürmen geblaſen, die Singſchüler müſſen's auf allen Straßen abſingen —: die Perrüken ſind von Wullenweber für ewige Zeiten abgeſchafft! Von dem Tag an bin ich mit Lübeck im Reinen und rede, wie mir's zu Muthe iſt. (Zwei Kanonenſchüſſe. Ein Diener kommt zurück mit einem Brief.)

Diener. Ein Bergenfahrer — kommt vom Sund —

Dalen (erkennt die Aufſchrift). Ein Brief von Wullenweber!

Schepeler. Na, jetzt wird man's hören!

Dalen (lieſt). „An meinen werthen Freund, den ehrenfeſten Herrn, Herrn Doctor Oldendorp."

Oldendorp. An mich? Gebt her —

Schepeler. Sage noch einer, daß Wullenweber des Marcus Freund war! Er hätte doch ein ſchwarzes Siegel nehmen müſſen.

Hermelink. Der Syndikus durchfliegt das Schreiben, ob es Schätze enthält, die für uns gemeine Rathsherren zu koſtbar ſind!

Oldendorp. Ich habe keine Heimlichkeiten mit Wullenweber! (Lieſt.) „Werther Freund! In Eile ein paar Worte von Geſchäften! Wohl fühl' ich, wie eines Hochweiſen Rathes Mahnung, endlich mit Dänemark und Schweden zum Vergleich zu kommen, mich ſcheinbar mit einem Vorwurfe belaſtet. Iſt aber — (überfliegt den Brief) — Tycho Krabbe — Sundzoll — Chriſtiern in Sonderburg — All dieſem Heuchelweſen ein Ende zu

machen bin ich um ſo mehr gewillt, als ſich endlich auch unſer tapferer Feldhauptmann, Marcus Meyer —"

Schepeler. Jetzt kommt's.

Oldendorp. „Glücklich und wohlbehalten von ſeiner abenteuerlichen Fahrt nach England wieder eingefunden hat —"

Schepeler. Was?

Alle (lachen).

Oldendorp (lieſt). „Und es hoch an der Zeit iſt, ſeinem thatendurſtigen Muthe eine beſſere Nahrung zu geben, als er hier in den Verführungen einer üppigen Königsſtadt und bei den hochfliegenden Ränken einer gewiſſen vaterſtädtiſchen Partei findet."

Schepeler. Nicht geviertheilt? Wie ſo denn?

Oldendorp (lieſt). „Das Nähere über Meyer's Schickſale ſchrieb ich meiner guten Schweſter Meta, die, endlich aus ihrer Verzweiflung erlöſt, Euch und allen wahren Freunden ihres Bruders ſelbſt mittheilen wird, wie und auf was Art — — — —" (Hinter der Scene Bewegung.)

Dalen. Schweigt einen Augenblick, wer kommt denn?

Alle. Meta!

Fünfter Auftritt.

Meta tritt eilig und freudig auf. Die Vorigen.

Meta. Vergebung, ihr Herren, habt ihr auch Briefe? Sie kommen zurück! Bald! Bald! Ach, Herr Syndikus, Euch ſucht' ich ja — iſt das an Euch —?

Oldendorp. Von Euerm guten Bruder.

Meta. Marcus lebt! Iſt geſund und wohlauf und läßt euch alle viel tauſend, tauſendmal grüßen.

Schepeler. Danke! Danke!

Oldendorp. Schrieb er's Euch ſelbſt?

Meta. Mein Bruder ſchreibt einen langen, langen Brief — e, wo hätte Marcus Zeit, jetzt an die Feder zu denken!

Krevet. Wenn ihm nur manchmal nicht die Zeit fehlt, auch an Euch zu denken.

Meta. Herr Krevet — grüß' Euch Gott! Ja, mit dem Stadthauptmann iſt's auch noch nichts, Herr Vogt von Möllen! Mein Bruder kann nicht Worte finden, wie Marcus' Wiederkehr in Kopenhagen Aufſehen gemacht. Alles will ihn wiederſehen, alles bewirbt ſich um die Gunſt, ihn nur einmal geſprochen zu haben — und mit Geſchenken erdrücken ſie ihn!

Krevet. Beſonders die Frauen! Wenigſtens vor ſeiner engliſchen Reiſe ſollen ihm die däniſchen Damen alle Locken als Andenken ſüßer Stunden abgeſchnitten haben, wie Delila dem Simſon.

Schepeler. Sich einmal das Haar ſchneiden zu laſſen, konnte ihm nichts ſchaden —

Meta. Schämt Euch, Herr Krevet, daß jeder Gruß, den ich von Euch empfange, immer eine Beleidigung für Marcus iſt.

Dalen. Doch die wunderbare Rettung erzählt uns, liebe Jungfer Wullenweber.

Meta. Wenn man das ſo lieſt und weiß, wie gut alles abgelaufen, ſo hat man eigentlich an dem ſchreckhaften Bericht ſeine Freude. Das Warten auf den Friedensſchluß dauerte dem Marcus zu lange. Er nimmt ein Schifflein und ſagt dem Bruder, er wolle ihm ein paar friſche holländiſche Heringe aus der Nordſee holen. Die waren aber geſalzen! Kommt ja das

kleine Bretterdings vom Ufer ab, geht hoch in See und ein kläglich zerfetzter Wrack wird an die englische Küste geworfen.

Schepeler. Nun? Nun? Meine Nachrichten? Meine Quellen?

Meta. Vor Hunger und Nässe fast umgekommen, schleppen sie den Marcus nach London, und holländische Schiffer, die ihn erkannten und an ihre Schiffe dachten, die von ihm aus der Ostsee zum Sunde hinausgejagt wurden, schwören: Wart', Hanseat, dir brocken wir's ein! Und richtig, sie erklärten ihn vor dem König von England mit Eid und Schwur für einen berüchtigten Seeräuber.

Schepeler. Nun, was sagt man? Meine Verbindungen?

Meta. König Heinrich nicht träge, wenn's ans Hängen geht — hat der garstige Mann doch schon drei Weiber köpfen lassen —

Schepeler. Er wird schon wissen, warum —

Ernest. Ja! Von diesem König kann Euer Marcus Beständigkeit lernen.

Meta. Ihr garstigen Männer!

Oldendorp und alle Andern. Laßt Euch nicht stören, liebe Meta! Erzählt!

Meta. Dicht dem Marcus gegenüber sitzt im Tower die arme Königin Anna Boleyn, schwarz gekleidet, mit verweinten Augen. Als er die nicht mehr sah, — sie wurde hingerichtet — da soll er schon in den Tod ergeben gewesen sein. Was aber geschah? Als der König erfuhr, daß sein Gefangener der Marcus Meyer aus Lübeck war, berief er ihn nach Windsor in sein Schloß und ließ zwei hanseatische Kaufleute kommen und beschwören, daß es wirklich der Marcus war. Und was that er? Er nahm sich ein gülden Kettlein vom Hals, ließ sich ein Schwert bringen, hing das Kettlein dem Marcus über die Brust und schlug ihn angesichts aller Erzbischöfe und Lords

— und die Kaufleute haben's in Kopenhagen meinem Bruder erzählt, wie Marcus dabei ſo poſſirlich ernſt und feierlich ausſah — ſchlug den Marcus vor allen Lords zum Ritter der engliſchen Krone.

Alle (erſtaunt).

Kirchoff. Den ehemaligen Hufſchmied?

Oldendorp. Der durch ſeine Thaten ſchon den Pegaſus der Dichtkunſt beſchlagen hat!

Schepeler. Marcus Meyer war wirklich ein Hufſchmied, Herr Syndikus!

Oldendorp. Und wenn er alles, nur kein Bartkratzer war, ſo iſt er jetzt der größte Held von der Elbe bis nach Hammerfeſt hinauf. Wer's noch gut lübiſch meint, muß auf des neuen engliſchen Ritters Wohl trinken.

Alle (wenden ſich nach dem Tiſche zu). Er lebe —!

Kirchoff. Wer weiß, was Marcus Meyer dem Könige für dieſe Begnadigung verſprochen hat. Es ſollte mich nicht wundern, wenn es die Auslieferung der Schlüſſel zu den Thoren Lübecks wäre.

Alle. O, o, Herr Vogt —!

Gerke. Ihr verrathet, daß Ihr von Meta ſchon viel Körbe bekommen habt und daß Ihr Euch von Möllen wegſehnt, um ſtatt des Meyer Stadthauptmann von Lübeck zu werden. Bei Euch würde unſere Kriegsverfaſſung in den alten Garniſonſchritt zurückkommen. Linken, Rechten, Linken, Rechten .... Das muß man ſagen, Wullenweber und Marcus Meyer gereichen unſerer Stadt zu Ehren. Schepeler hat die Reigen geleert. Füllt noch einmal die Gläſer. Auf Marcus Meyer's und Wullenweber's Wohl! (Diener füllen die Gläſer. Alle, außer Schepeler, treten in den Hintergrund, wo ſie anſtoßen und „Hoch" rufen.)

Schepeler. Jungfer Meta, wenn es ſich denn ſo verhält, daß

Euer Verlobter bald zurückkehrt und hoffentlich seine verwilderten Haare in Kopenhagen bleiben, so will ich gehen und zu seinem Empfange — einstweilen die Messer schleifen. Hochedle Herren!

Dalen (mit einem Glase). Nein, Meister Henning! Auf Wullenweber und Marcus Meyer!

Scherpeler (ablehnend). Ich danke! Ich habe Charakter! (Ab.)

(**Meta** und **Oldendorp** stehen im Vordergrunde.)

Dalen (zurückkehrend von hinten mit den andern, zu Meta). Wir danken Euch für Eure Nachricht! Ganz Lübeck wird freudigen Antheil nehmen. Gehen wir aufs Rathhaus zu einer außerordentlichen Sitzung. (Gähnt.) Ich liebe die Nachmittagssitzungen!

Alle (durcheinander). Lebt wohl! Lebt wohl! Aufs Rathhaus — aufs Rathhaus! — (Alle ab. Es ist still.)

Meta (zu Oldendorp). Sind das nun Menschen?

Oldendorp. In Republiken muß man niemand einzeln betrachten. Nur der Gesammtwille ist groß.

Meta. War ihr Wunsch nun wol herzlich? Ihre Theilnahme wirklich verlässig?

Oldendorp. Bei einigen, ja! Bei den meisten ist es der Freudentaumel des Glücks, der sie nur dann in gute Laune versetzt, wenn immer alles recht nach Wunsch geht und im Kalender Sonnenschein steht.

Meta. Aber wie giftig die Blicke dieses Krevet!

Oldendorp. Verschmähte Liebe, schlechtverhaltener Neid! Habt Ihr ihm nicht im Scherz einmal gesagt, Ihr wolltet aus Euerm Hause eher eine Schmiede, als eine Schneiderherberge machen? Wir vergeben eine feindselige Handlung eher, als ein witziges Wort. Einigen von diesen Menschen ist allerdings nicht zu trauen. Wohl diente die lange Entfernung Euers Bruders dazu, daß sich die Gärung abklärte und man nun

unterſcheiden kann, was eben im Neuen und Reinen bleibt und was unten zum alten Bodenſatz zurückfällt. Nun iſt's aber die höchſte Zeit, daß er wiederkehrt. Hoffart und alte patriciſche Schwelgerei nehmen überhand. Man will die Mittel verpraſſen im eigenen Genuß, nicht anwenden zu Lübecks großen Zwecken, zu Zwecken, von denen die Welt erzählt! — Meta! Wie dich die Freude ſo geröthet hat! Leuchteſt du doch wie verklärt, mein gutes Kind! Zeige dich ſo in den Straßen! Noch viele gute Lübecker werden ſich an dich drängen, werden ſtaunend die abenteuerlich-frohe Kunde von dir ſelbſt beſtätigt wünſchen. Fremder Muth weckt den eigenen! Zeige dich ſo im Triumph deiner Freude!

Meta. Guter Doctor! Nein. Gebt mir Euern Arm! Die Hollunderbüſche duften ſo würzig. Hinter den Hecken und Gärten wollen wir uns in mein kleines Erkerſtübchen ſchleichen, dort an Wiederſehen denken und an unſer ſtilles Glück! (Beide ab.)

Dritte Scene.

Wullenweber's Herberge in Kopenhagen.

Ein gothisches Zimmer mit drei Thüren. Tisch mit Schreibzeug. Links ein Tisch, auf welchem Theile einer goldenen Rüstung liegen.

Sechster Auftritt.

Marcus Meyer, im Begriff sich kriegerisch zu rüsten, kommt aus dem Seitengemach. **Friedrich** bedient ihn dabei, indem er vom Tisch die Rüstungstheile nimmt und sie seinem Herrn anlegt. Bald darauf von rechts **Wullenweber**.

Marcus. Ja, Friedrich, komm! Wir müssen Staat machen, wenn wir heute mit den adeligen Herren reden. Leg' mir die Sachen an! Das rasselt hübsch dazu den Takt! Reden kann ich nicht, das wird Jürgen thun; aber manchmal ein Schlag auf den metallenen Brustkasten da, das unterstützt ihn, wenn er sich einmal räuspern und innehalten muß. Jürgen, eine Post gekommen?

Wullenweber (tritt in Briefschaften lesend ein und setzt sich damit rechts). Nein, Marcus. gehen soll eine. Der Augenblick ist zu dringend; man kann nicht oft genug an diese todten Wackelmännchen in Lübeck stoßen, daß Leben und Bewegung in sie kommt. Ich muß alles frisch und rührsam finden, wenn wir heim sind. Der schurkische Brömsen sendet Landboten über Landboten nach Holstein und Lauenburg. Er steckt mit unsern Feinden zusammen und soll dem grimmigsten von allen, dem

Heinrich von Braunſchweig, ſchon unſern ganzen neuen Rath, im Geiſte, zu Feuer und Schwert ausgeliefert haben.

Marcus. Wenn's ihm Vergnügen macht, laß ihm das im Geiſte! Da ſeh' ich ja mein Gnadenkettlein von König Heinrich! Ich hatt's in London an einen Schiffsherder verſetzen müſſen, daß er mich nach Kopenhagen zurückbrachte. Wie kommt das —

Friedrich. Herr Wullenweber hat die Kette eingelöſt.

Marcus. Dank! Dank! Mein ganzes Herz lacht, nun ich das Ding wiederſehe. Habe dem Heinz die Krone von Dänemark und was nicht alles für die goldenen Linſen und Erbſen verſprochen. Wie viel haſt du dem Schiffer zum Einlös bezahlt?

Wullenweber (ſitzt indeſſen ſchon und ſchreibt an mehreren Briefen zu gleicher Zeit). Jedenfalls nicht viel mehr, als Euch das Verſprechen der däniſchen Krone gekoſtet! Wenn ich nach Lübeck ſchreibe, ſteck' ich ſchon genug in Zahlen. Laß es nur. Es wird mir ſchwindelig im Kopf von all den Brüchen.

Marcus. Jürgen, Ihr ſolltet da ſtehen, wo Cardinal Granvella ſteht. Dicht neben Kaiſer Karl's Thron, und nur immer hineinlangen müßtet Ihr können in die Truhen von Spanien, Burgund und Oeſterreich — da wär' Euer Platz. Was ſo dabei auf den Boden fiele, das griffen wir beide auf, nicht wahr, Friedrich? Leg' mir die Feldbinde um!

Friedrich. Die Euch Anna Roſenkranz ſtickte?

Marcus. Nein, die andere!

Friedrich. Die von der ſchönen Schwedin? Wenigſtens behaupten die Leute der Frau Anna, daß Siegbritt daran gearbeitet hat.

Marcus. Ihre Rika beſonders, nicht wahr, dein kleiner Quälgeiſt? Welche Binde nur darf ich anders vor den Herren tragen, als die hanſeatiſche!

Friedrich. Ich geh' und hole ſie. (Ab zur Seite.)

Wullenweber. Dieſer Brief, Marcus, iſt an Meta! Im vorigen ſchriebt Ihr nichts, hier in dem iſt noch ein Plätzchen leer. Wollt Ihr's nicht ausfüllen?

Marcus. Gern, gern! Aber ſieh, die verdammten Handſchuhe! — Sie gehen ſo ſchwer herunter! Grüß' ſie, Jürgen — es klingt von dir ebenſo warm! Es mag ihr recht, recht gut gehen.

Wullenweber. Nun iſt doch zu wünſchen, Marcus, daß wir endlich reiſen.

Marcus. Gewiß! Aber es wird langſam gehen. Der Reichsrath wird uns ſchwer zu tragen geben.

Wullenweber (ſchreibend). Und Euch die Frauen und die Schmeichler!

Marcus. Jürgen! Irr' dich nicht in deinen Briefen!

Wullenweber. Als Ihr den Abſtecher nach London machtet, hatt' ich Angſt und Freude zugleich. Das Warten auf unſern Friedensſchluß bekam Euch nicht. Die Weiber gaben Euch zu viel Zuckerbrot. Ihr hättet Euch leicht den Magen verderben können.

Marcus (nach einer Pauſe). Das iſt wahr, Jürgen! Und die Männer mir das Herz.

Wullenweber. Sie wollten dich der lübiſchen Sache abwendig machen? Nein, Bruder, davor bin ich ſicher! (Steht auf.) Wohl ſah ich, als unſere Schiffe von Norweg kamen und alles Volk den Helden von Aggerhuus anſtaunte, — was kommen würde. Vor wem liegt die Regentin dieſes Landes auf den Knien?

Marcus. Bitte, bitte dich, Jürgen! Anna Roſenkranz iſt die einzige, die ich hochſchätze, und ſie — iſt nicht mehr jung.

Wullenweber. Wenn ſie das hörte, wehe dir! Aber iſt ſie nicht von den Schönheiten der Inſel umgeben? Rauſcht nicht

auf allen ihren Wegen Muſik, duften nicht Blumen, wo ſie ihr Auge hinwendet? In dieſen Zaubergärten einer Fee, die mit dem Adel, ſtatt König und Königin, Dänemark regiert, war Marcus gefangen, Marcus, der nicht nur Kronen verſchenkt, ſondern vielleicht hier ſelbſt in Dänemark —

Marcus. Jürgen! Was hat mich denn nach London getrieben, weg von unſerer Flotte und unſerm Harren und Warten auf den Friedensſchluß, was denn anders, als — die Heringe, die ich dir holen wollte?

Wullenweber. Die Verzweiflung um die Abreiſe einer gewiſſen Siegbritt Ridderſtolpe —

Marcus. Mahnt mich nicht daran! Meta's Bruder ſteht meinem Gewiſſen zu nahe. Weg mit dieſen Erinnerungen! Siegbritt —! Gehen wir zum Reichsrath, alle Welt ſoll mich neben Jürgen Wullenweber, dem lübiſchen Dictator, ſehen, treu, unerſchütterlich, Oreſt neben Pylades, was ſag' ich, den Schüler neben ſeinem Meiſter.

Friedrich (kehrt mit der hanſeatiſchen Binde zurück). Ein Page ſteht vor der Thür und wünſcht die Herren zu ſprechen.

Siebenter Auftritt.

Ein Page tritt ein und ſieht ſich ſchüchtern um. Die Vorigen.

Marcus. Man verlangt wol nach Euch, Jürgen?

Wullenweber. So zierliche Pagen kommen nicht zu mir. Das iſt die Livree der Reichsoberhofmeiſterin von Dänemark.

Marcus. Wir haben Staatsgeſchäfte, gehen in den Reichsrath; ſchick' ihn fort, Friedrich. Hab' es ſatt mit dem Botenlaufen.

Wullenweber. Zieh' nur immer dein zierlich Brieflein hervor, ſchmucker Burſch. Er meint es nicht ſo zornig, wie's ſich anhört.

Page (verlegen). Ihr irrt Euch, Herr Wullenweber — allerdings hab' ich mit dem geſtrengen Herrn Feldhauptmann — —

Marcus. Winkelzüge! Kupplervorreden! Von der Reichsoberhofmeiſterin Frau Anna Roſenkranz kommſt du und ſollſt mich reichsoberhofmeiſtern, weil ich geſonnen bin, ohne Abſchied vom roſenburger Garten abzuziehen. Dieſe Frau mag zehn Prinzen und drei Könige erzogen und dann ins Elend haben ſtürzen helfen, ich bin dieſes däniſchen Schulunterrichts überdrüßig.

Wullenweber (Marcus ins Ohr mit Beſtimmtheit). Wenn ſie nun für Dänemarks leeren Thron in Euch einen vierten König erzöge?

Marcus. Ja einen Zaunkönig ..... Wo iſt der Brief?

Page (überreicht ihn).

Marcus (unwillig). Möcht' ich doch die Binde hier abwerfen, an die ſie mir die goldenen Franſen geſetzt hat!

Wullenweber. Ei Marcus! Die Perlen auf dieſe Binde hat Meta geſtickt!

Marcus (öffnet den Brief und lieſt halblaut). Dieſe Dänen mit ihrem ewigen poetiſchen Gethue! Verſe!

Verſchwommen iſt der Roſe Duft,
Verirrt der Fall' in hoher Luft,
Die Glocke läutet ohne Schall,
Im Walde ſpricht kein Widerhall,
Der Stern erbleicht im blauen Meer —
Die Welt iſt ſchwül und ſtill und leer.

Wullenweber. Marcus! Marcus! Eure Untreue macht Wahnwitzige —!

Marcus (lieſt halblaut weiter). „Da es Euch nicht drängt, Eurer mütterlichen Freundin den Gruß des Abſchieds zu bieten, ſo erſcheint Ihr im roſenburger Garten vielleicht nur noch einmal, um das Medaillon, das ich von Euch beſitze, abzuholen, oder, wolltet Ihr mir's laſſen, um Siegbritt Ridderſtolpe Lebewohl zu ſagen. (Mehr für ſich und betroffen:) Seit geſtern iſt ſie von Schweden zurück. Ihr erſtes Wort war: Wie lebt Marcus? Die Frau, die Ihr ſo herzlos kränkt, antwortete: Morgen um zwölf Uhr, während Wullenweber in den Reichsrath geht, wird er bei mir vorſprechen, und Euch das Vielliebchen gewinnen laſſen, das Ihr mit ihm in meinem Treibhaus gegeſſen habt unter den Dattelpalmen. Anna Roſenkranz."

Wullenweber (der die letzten Worte nicht hörte). Bekommt die ſüße Dänin Antwort?

Marcus (wendet ſich ab. Bei Seite). Siegbritt iſt — zurück!

Wullenweber. Es ſchlägt vom Dome zwölf. Die Entſcheidung iſt da. Wir gehen?

Marcus. Jürgen — was — ſoll ich — ſitzen und — zugaffen auf — den hölzernen Bänken? Ich habe allerdings Frau Anna — — ſiehſt du, Abſchied nehmen — ich meine, das wär' ich ihrer Freundſchaft wol noch ſchuldig.

Wullenweber. Schrieb ſie Euch nichts über (zu ihm tretend und leiſe, aber energiſch) den däniſchen Feldmarſchallſtab? Ihr werdet hier bleiben und in däniſche Dienſte treten!

Marcus. Jürgen!

Wullenweber. Und?

Marcus. Auf deinen Vorwurf erwidere ich nicht. Und nun gerade, um dir mein lübiſches Herz zu zeigen — ich will zu Frau Roſenkranz gehen.

Wullenweber. Marcus!

Marcus. Was ſoll ich unter den Zungendreſchern! Führ'

Erſter Aufzug.

Die Bühne ſtellt das Innere einer Koſakenhütte im ſüdlichen Rußland vor. Links eine Thüre. Rechts an der Wand lehnen Fiſchernetze. Im Hintergrund bildet eine niedrige Thüre den Eingang. Neben derſelben befindet ſich ein kleines Schauſenſter. Unter dieſem Schauſenſter ſteht auf einem Tritt ein Seſſel. Eine Lampe brennt.

Erſter Auftritt.

Rechts ſitzt Sophia und beſſert an den Fiſchernetzen aus. Auf dem Tritt im Hintergrund ſitzt Perſiljeff. Er ſoll wachen, iſt aber eingeſchlafen. Dann Pugatſcheff mit Iwan und Alexei.

Sophia (ruft nach links vom Zuſchauer hinaus).
Gönnt Eurem Vater endlich Ruh, Ihr Kinder!
Kommt, kommt! Lernt von der Mutter lieber
Geſchickt die Knoten löſen, Netze ſtricken,
Wie künft'gen Fiſchern ſich's geziemt!

du das Wort, ich führe die Klinge. Und — wenn ich mich wol gar auf dem Reichstag hinreißen ließe, über unſere gerechten Forderungen —

Wullenweber (bitter). Haha!

Marcus. Freund! Sie drängt mich ja nur in einer Sache, in der ich ſie wirklich noch ſprechen ſollte —

Wullenweber. Ich dachte mir das ſo ſchön, mit Euch zuſammen vor den Herren zu erſcheinen und, bürgerlich zugleich und kriegeriſch gewaffnet, den Stolz der deutſchen Hanſa zu vertreten.

Marcus. Brauchen wir Komödie zu ſpielen? Reiß die Fenſter des königlichen Saales auf, zeig' hinüber auf die Strommenbucht, laß das Geſchütz von unſern 17 Orlogſchiffen donnern, und du haſt (auf ſeinen Harniſch ſchlagend) dieſen blechernen Popanz nicht nöthig.

Wullenweber (gefaßt zum Pagen). Sage deiner Herrin, der Hauptmann würde kommen! (Page ab.) (Zu Friedrich:) Begleite ihn! (Friedrich auch ab.) (Drückende Pauſe.)

Marcus. Ach! Ihr müßt mir nicht zürnen, Jürgen! Aufrichtig! Nun ja, die — ſchöne Schwedin iſt wieder da. Ich wollte von ihr — Abſchied nehmen, einmal für allemal, für ewig, Jürgen!

Wullenweber. Siegbritt Ridderſtolpe! Marcus, darüber wäre der Bruder Meta's am leichteſten getröſtet. Ich kenne deine lebensfrohe Art und laſſe ſie dir. Aber dieſes reizende Mädchen feſſelt dich nicht. Ich weiß, die ſchon in Jahren vorgerückte Anna Roſenkranz iſt es ſelbſt. Nicht deine Sinne liegen gefangen im Roſengarten, nein, dein ganzer Menſch iſt es! Dieſe Frau, hinweg über die Blüte der Jahre, voll großer Pläne und Anſchauungen, eine Semiramis, wahr und falſch zugleich, ewig jung durch eine allgewaltige Einbildungskraft und den

nimmer ruhenden, kein Mittel ſcheuenden Geiſt der Geſtaltung und des Erfindens, ſie, die Regentin Dänemarks von Adels Gnaden, hat ſich tief in deine Herzfalten eingeniſtet. Dein gutes Herz gehört Meta! Du tändelſt wol in ſpielendem Jünglingsübermuth mit blühenden Mädchen da und dort — das trägt ſie an dir, das duldet ſie lächelnd — wahrhaft aufſtaunend und bewundernd beugſt du dich aber — glaube mir — der Reichsoberhofmeiſterin! Halb mütterliche Freundin, halb Erzieherin, behandelt ſie dich wie einen ſeltenen Stoff, aus dem ihre künſtleriſche Hand formen und bilden will das Kühnſte. Weißt du, woran du in tiefer Seele leideſt, ehrgeiziger Freund? An der rußigen Hand, mit der du den Rittern einſt — die Pferde beſchlugſt.

Marcus (ſchmerzlich getroffen). Dieſen Stich ins Herz von dir?

Wullenweber. Was dich ehren muß als den General einer Republik, das könnte dich nur ſchänden als den, den Lübecks Feinde aus dir machen wollen, Feldmarſchall eines Königreichs.

Marcus. Geh mit dieſem Verdachte! Ja, ich geſteh' es, was mich zu Anna Roſenkranz gezogen, du haſt recht, nur der Stolz iſt's, wie eine Frau von ſolcher Stellung aus mir, dem weiland nichtswürdigen hamburger Hufſchmied, etwas herausfand, was dem Adel angehören könnte. Sieh, Freund, das hebt mich, wenn ich in ihrer Nähe bin, das trägt mich hoch über das Gewöhnliche, an dem ich keine Luſt und Freude habe. Nicht König Heinrich's Ritterſchlag iſt mir ſo zaubervoll geweſen, als wenn mich die Frau in ihre Gärten geleitet, mich in ihre Nähe ſetzen heißt, an meinen Kleidern ordnet und zupft, mir die Halskrauſe zurecht rückt und von Geſchichten erzählt, wie das Größte ſo oft hervorgegangen aus dem Kleinſten —

Wullenweber (bedeutungsvoll abſchneidend). Guſtav Waſa, jetzt König von Schweden, war ein gewöhnlicher Landedelmann.

Marcus, unſere Zeit liebt gewaltige Wandelungen. Tycho Krabbe, ich weiß es, hielte dich gern zurück als Kronfeldherr; er fürchtet jedoch, daß ſich dein Marſchallſtab — in ein Scepter verwandelt.

Marcus. Genug, genug, mein Freund! Tritt in den Reichsrath, mach' Krieg oder Frieden, und wenn du fertig biſt, dann ſprich im Roſengarten vor und ſage: Marcus, wir lichten die Anker! Dann ſollſt du ſehen, daß ich meinem Freund, dem Manne, der mich Schlachten gewinnen ließ und meinen Namen in der Welt glänzen machte, freudig, und wär's als Landsknecht mit der Pickelhaube, folge unter die Fahnen einer freien deutſchen Bürgerſtadt! Bis dahin hab' Vertrauen! Auf ehrlich Wiederſehen! (Ab.)

Wullenweber (ihm nachblickend). Ein Alcibiades! Ich glaub' an ihn! (Nimmt die Briefe und ſeinen Hut.) Es gibt Menſchen der That und Menſchen des Gewiſſens. Die einen ſteigen empor auf den Schultern der andern. Wollte man ihnen zeigen, was ſie dort am Wege zertreten, hier vom Abhang niederſtoßen, ſie würden innehalten in ihrem Flug und die Helden nicht mehr ſein, die wir in ihnen bewundern. Den da, den trag' ich; nicht weil ich ihn auf meiner ſchwindelnden Bahn bedarf, ich trag' ihn, weil ich ihn liebe! (Ab durch die Mitte.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Der Thronſaal im königlichen Schloſſe zu Kopenhagen.

Die Eingänge links und rechts ſind offen. Im Hintergrunde oder zur Seite ſteht der Thron. Rings befinden ſich erhöhte Seſſel.

Erſter Auftritt.

Tycho Brahbe und Graf Ridderſtolpe treten auf. Während des letzten Theils ihres Geſprächs füllt ſich allmählich im Hintergrund der Saal mit den Perſonen des nächſten Auftritts. Doch müſſen ſie vorn das Geſpräch kaum beachten und ſich geräuſchlos in Gruppen ſtellen.

Ridderſtolpe. Herr Reichsmarſchall, werft in den Tiegel, in dem Euer Gebräu ſiedet, was Ihr wollt! Nur die Liebe meiner Tochter nicht.

Tycho. Es würde aber gut in unſere Pläne paſſen! Euere Schwägerin hat nur mit dem bloßen Namen des ſchönen Kindes

bewirkt, daß er spornstreichs in den Rosengarten lief. Ja, Graf! Könntet Ihr Siegbritt bewegen, seine Wünsche zu erhören, so wäre dieser seltene Mensch, der das Glück an seinen Sohlen haften hat, auf immer für uns gewonnen.

Ridderstolpe. Reichsmarschall! Das Herz der besten Kinder schlägt uns nicht mehr, wenn sie von ihrem Herzen zu reden anfangen! Seit Jahren trägt meine Siegbritt eine Neigung für ihren Jugendgespielen, den letzten Sprossen aus dem Geschlecht der Sture, den Prinzen Swante. Sie wurden zusammen erzogen und ich hätte es gern gehabt, daß sie ein Paar würden, wenn alles im alten Gleise geblieben wäre. Da kam das Blutbad von Stockholm, True Utstand's schändlicher Verrath, des alten Sture Untergang, und Gustav Wasa, das wißt Ihr wohl, unser neuer Herr, liebt den Prinzen Swante zu wenig, als daß er wünschen könnte, einer seiner Getreuen nähme ihn zum Eidam. Dennoch mag ich dem Mädchen den Zug ihres Herzens nicht wehren. Prinz Swante war kürzlich in Lübeck und reiste nach Lauenburg. Am liebsten wäre auch sie in Lauenburg, wo Swante auf den Wunsch unsers Königs beim Herzog Magnus mehr im Exil als zum Vergnügen gehalten sein wird.

Tycho. Nein, nein! Nach Lauenburg? Vernimmt das Meyer, so zieht ihn gerade dieser Magnet erst recht nach Lübeck zurück. Er muß unser werden um jeden Preis!

Ridderstolpe. Nicht um den Preis meiner Tochter! Triebe mich nicht das Geheiß meines Herrn von einem Staat zum andern, um für sein junges Königthum mit den großen Mächten Verbindungen anzuknüpfen, ich wäre keinem Ding sehnlicher zugethan, als der Erziehung meines einzigen Kindes. So muß ich sie, früh Witwer, meiner Schwägerin lassen, die ihr eine zweite Mutter geworden ist. Aber mit Bangen seh' ich dem Wese

zu, das von dem abenteuerlichen Geist der Rosenkranz in das Herz meines Kindes überfließt. Mit heißem Athem weiß die Zauberin Blüten aufzutreiben, die keine guten Früchte bringen können. Und das sag' ich Euch offen! Die faulste Frucht wäre mir eine Verbindung mit Euerm Marcus, dessen dunkle und geringe Herkunft das Blut der Ridderstolpe schänden würde.

Tycho. Wenn aber unsere Pläne sich erfüllten? Seit dem halben Jahre, daß hier die lübischen Schiffe auf den Friedensschluß warten, hat sich ihre Bemannung an dänisches Leben gewöhnt. Jeder Matrose hat am Strand sein Liebchen, jedem Soldaten lacht die Aussicht einer doppelten Löhnung. Seit gestern hab' ich zwei Schreiber unter die Leute geschickt, die ausstreuen, sie blieben in dänischem Dienst und Marcus träte in dem Kriege gegen die Hansa und ihren Anhang, wie vorauszusehen, auf dänische Seite. Mit einer solchen Rüstung könnten wir der Zukunft entgegensehen, allen Ränken der Anhänger Christiern's, dem Anhang des jungen Johann trotzen und an einen solchen von Dänemarks ganzem Adel geadelten Schwiegersohn, Graf, mein' ich, dürftet Ihr das Blut der Ridderstolpe schon wagen!

Ridderstolpe. Und für wen würde der neue dänische Feldherr Schlachten gewinnen? (Halb bei Seite zu ihm.) Tycho, Tycho, verrathet nicht zu sehr, daß Euch nach einer Krone gelüstet.

Tycho. Einer Krone? Dem Appetit wehrt keine Vernunft. Ich find' es auch nicht so unvernünftig, wenn sich unter die Bewerber unsers Throns ein geborener Däne stellt — ebenso gut wie der — neue — Schwedenkönig.

Ridderstolpe. Darauf erwidere ich nichts. Wehe der Staffel, die Euch zum Thron geführt hätte! Mit einem Fußtritt würdet Ihr sie von Euch stoßen. Ihr seht, daß selbst ein dänischer Feldmarschall dem Vaterherzen kein gefundener Freier sein kann.

Tycho. Siegbritt liebt Marcus Meyer — nicht Euern Prinzen Sture.

Ridderſtolpe (auffahrend). Ihr ſeid ein großer Menſchenkenner, Tycho, aber darauf erwidere ich: Ihr lügt! Eher würd' ich glauben, daß meine Schwägerin ſelbſt nicht abgeneigt wäre, den neuen Ritter im Garn zu behalten.

Tycho. Euere Schwägerin verachtet uns Männer. Sie hat ihre Hand den ehrenvollſten Bewerbungen verweigert. In Italien konnte ſie eine Fürſtin werden.

Ridderſtolpe. Glaubt Ihr, daß ſie ſich jetzt in ihrem vierzigſten Lebensjahr keiner Empfindungen des Herzens mehr für fähig hält?

Tycho. Ihr hattet die Schweſter dieſer Anna zur Frau und wart nicht glücklich, Graf. Sie ſtarb, eh' Ihr dies Geſchlecht verſtandet. Wißt Ihr aus den Sagen Islands von jenen Zauberinnen, die mit dem Blick der Schlangen die Herzen der Menſchen regieren, den freieſten Willen feſt machen und mit grauenvollen Runenſprüchen ſelbſt in die weiteſte Ferne wirken? Eine ſolche Norne iſt Anna, und Euer Weib, das Euch quälte und wieder von Euch gequält jung geſtorben iſt, hat einen Theil dieſer zauberiſchen Kraft auf Euere Tochter vererbt. Ich glaube nicht an den Stein der Weiſen und an die Magie, aber ich glaube, daß Siegbritt haßt und liebt, was Anna Roſenkranz ihr zu lieben oder zu haſſen — befiehlt.

Ridderſtolpe. Teufliſcher Spuk, den ich zerſtöre! Mein Kind folgt mir nach Stockholm —! Die Herren ſind verſammelt. Beſchleunigen wir die Entſcheidung des Friedensſchluſſes, damit ich reiſen kann.

Tycho. Noch ein Wort, Graf Ridderſtolpe! Vergeßt nicht, daß die Aufgabe, die Ihr hier zu löſen habt, ein Auftrag Euers Königs iſt. Schweden und Dänemark haben nur Einen Wunſch

und Einen Willen — Demüthigung der frechſten der deutſchen Städte, Lübecks und — der ganzen Hanſa! Wullenweber mag heimziehen, aber ohne ſein Heer, ohne ſeine Flotte! Wenn Euch, um dies möglich zu machen, Euer König befiehlt, ſelbſt Euere Tochter auf die Leimruthe zu ſetzen, würdet Ihr's verweigern?

Ridderſtolpe. Mein König und Herr hat mir nur Eines befohlen, der deutſchen Hanſa heute den Handſchuh hinzuwerfen zu offener Fehde und morgen nach Stockholm heimzukehren. Das iſt alles. Beginnen wir!

(Ein Tuſch von Trompeten und Pauken.)

Tycho. Ihr habt allzu raſches Blut, Herr Graf! Zum Diplomaten müßt Ihr Euch noch gewaltig abkühlen! Aber kommt!

(Noch zweimal Tuſch.)

Zweiter Auftritt.

Nikolaus von Brömſen, van Kampen, Mynter, Bockbinder, viele Prälaten und adelige Herren, die Vorigen, Schreiber — waren alle ſchon eingetreten und nehmen nun ihre Seſſel ein. Der Thron bleibt leer. Nachdem die ganze Reichsverſammlung ſich geordnet hat, erhebt ſich Tycho als Reichsmarſchall.

Tycho.

Hochwürd'ge Herr'n und Stände Dänemarks!
Geſandte Schwedens, Hollands und des Kaiſers!
Leiht meinen Worten ein geneigtes Ohr.
Ihr wißt es alle, will der Ackersmann
Von ſeinen Feldern ſichre Ernte halten,
So läßt er oft ein Jahr und drüber wohl
Den Boden ruhn, beſä't ihn nicht — ſo wißt ihr,

Daß auch die Stände Dänemarks beſchloſſen,
Nach einer blut'gen Kriegs- und Leidensernte
Des Königs Majeſtät — ſich ſelbſt zu ſein
Und Unterthanenpflichten — brach zu legen.
Der Seſſel hier iſt leer! Es iſt der Thron,
Von Königslaunen nicht umſchwirrt, umwispert
Von keiner Heuchelei! Geſpenſter nur
Umkreiſen ihn und möchten dem: Ich will's!
Auf dieſem weichen Polſter wieder betten —
Doch ſeht: Genießt mit langem Zug die Wonne,
Den Seſſel leer zu finden! Ja, hier ſaß er,
Der Raſende, den wir gebändigt haben!
(Schlägt auf das Polſter.)
Der Stuhl iſt leer! Gott ſei dafür geprieſen!
Nutzt dieſe Zeit der Zwiſchenherrſchaft!
Ihr Herren von der hohen Geiſtlichkeit,
Schwingt euern Krummſtab Einmal noch mit Kraft
Und wehrt, wenn ihr es könnt und wollt, der Peſt,
Die ſich von Wittenberg verheerend naht.
Du Adel, athme auf und hefte feſter
An deine Burg die alten Fahnen, laſſe
Von Schreibern dir die alten Pergamente
Mit goldnen Lettern übermalen, die
Der Bund der Fürſten mit den Stadtgemeinden,
Der Bauern mit den Bürgern uns gelöſcht!
Wir wollen nicht die Republik — Wir werden
Zu Gottes Ordnung, zu der Kön'ge Macht
Zurück uns wieder wenden — jetzt noch nicht!
In dieſem Rathſchluß ſind wir alle einig
Und alle Kugeln tragen gleiche Farbe.
Was nun die Zukunft bringen wird, das komme!

Nur Eines ſchiebt der Augenblick uns zu
Und drängend will's uns auf die Finger brennen,
Und keine Liſt iſt ferner auszuſinnen,
Von der Entſcheidung Dän'mark zu befrein.
Das iſt der lüb'ſche Knoten! Schwer zu löſen!
Sechs Monat hielten wir in Frieden hin
Den ſtrengen Herrn, den lübiſchen Dictator!
Nun will nichts mehr verſchlagen, keine Kunſt,
Kein Wort vom Sundzoll, vom holländ'ſchen Handel,
Von unſern beſten Wünſchen für die Hanſa,
Nichts hilft mehr! Alles abgenutzt und morſch!
So will der Himmel, daß wir ehrlich ſind,
Bekennen, was bekannt muß werden — Liegt
Auch unſre Rüſtung noch gar ſehr im Argen —!
So geht getroſt und ruft den Bürgermeiſter!

(Trabanten gehen zur Seite.)

Mynter.

Doch laßt zuvörderſt mich den Saal verlaſſen —

Bockbinder.

Auch mich —

Echo.

Warum, Ihr Herren Bürgermeiſter
Von Kopenhagen und Malmö, warum?

Mynter.

Wir beide ſind in dieſem Rath verloren
Wie Oel im Waſſer! Rüttelt man uns auch
Und will uns miſchen mit den Adligen,
Wir werden immer doch geſchieden bleiben
Und nicht in Eurer Meinung untergehn!

Iwan (drinnen).

Ach, Mutter,

Wir werden keine Fiſcher.

Alexei (drinnen).

Was der Vater iſt,

Soldaten werden wir.

Sophia.

Und plündert ſchon

Dem Vetter all ſein Hausgeräth! Geht, geht

Zu Bett! (Für ſich) Wie lieb' ich ihn, wenn er ſich kindlich

In Kinderſeelen ſo verlieren kann!

Schnitzt er den Knaben nicht die ſchlanken Pfeile,

Als wär' es Wunder wie ein ernſt Geſchäft!

Heut ſind es ſieben Jahre, daß ich ihn

Zum erſten Male ſah; er weiß es nicht —

Und wenn ich ihn daran erinnern wollte —

Es würd' ihm nur die alten Wunden wecken.

Zum erſten Male vor der Weihnachtszeit

Erblickt' ich ihn, wie er Uſtinjen ſchmerzlich

Den Wurm an ſeiner Lebensblüthe ſchalt! —

Uſtinjen — damals ſie! Und nun Sophia.

Für eines Hetmans Tochter wählt' er mich,

Und drinnen — ſchnitzt er jetzt den Knaben Pfeile! —

Pugatſcheff

(tritt mit Iwan und Alexei heraus. Er giebt ihnen kleine Pfeile, die er geſchnitzt hat. Er trägt eine Koſakenmütze).

Da nehmt! Bis morgen! Sind die Finger mir

Vom Schneiden doch wie lahm geworden! Morgen

Zwei ſchwache Tropfen freilich! Macht für Euch
Mit Lübeck Eure Rechnung ab!

(Mynter und Bockbinder ab zur Seite.)

Tycho.

Lebt wohl!
Empfehlung an die gute Bürgerſchaft
Von Kopenhagen und Malmö! Daß euch —
Die Demokratentröpfe! Fangt denn an!

Dritter Auftritt.

Wullenweber. Die Vorigen. Später ein Reichsbote.

Wullenweber.

Ich grüß' euch, edle Herr'n von Dänemark!

Tycho.

Nehmt Platz, Herr Jürgen Wullenweber! Dank!
Viel tauſend Dank im Namen unſer aller!

Brömſen.

Mich nehmet aus.

Tycho.

Wen da? Wen nähm' ich aus?
Herr Niklas Brömſen —

Wullenweber.

Nur die Dänen grüßt' ich,
Rechtſchaffne Männer, die ihr Vaterland
Mehr als die Gunſt der großen Herren lieben.

Ridderſtolpe.

So meld' ich mich als Schwede, Wullenweber!

Wullenweber.

Ich grüßte jeden, der auf ſeinem Platze
Mit Ehren weiß zu ſiegen oder fallen.
Wer aber aus dem Cabinet Granvella's
Mit welſcher Liſt die Vaterſtadt verwirrt,
Den grüß' ein andrer, nicht ein lübiſch Kind!

Tycho.

Nur Friede! Immer Friede! Friede! Ging' es
Nach meinem Sinn, Herr Jürgen Wullenweber,
Ihr müßtet mit dem Rath Euch da verſöhnen,
Mit Euerm ehrenfeſten Herrn von Brömſen.

Wullenweber.

Zur Sache!

Brömſen.

Nein, ein Wort zuvor durch mich!

Tycho.

Durch Euch, des Kaiſers Rath und Abgeſandten!
Sprecht, Niklas Brömſen!

Brömſen.

Zwiefach iſt
Die Pflicht, die mich hier reden heißt, ihr Herren!
Zuerſt mein kaiſerlich Mandat! Sodann,
Was ihr dem Wullenweber, der es wagt
Von Lübeck Bürgermeiſter ſich zu nennen,
Auch einzuräumen oder andrerſeits
Ihm abzuſchlagen euch entſchließen möget,
Ich proteſtir' in meinem zweiten Amte
Als einzig rechtlicher Vertreter Lübecks.

Wullenweber.

Als rechtlicher Vertreter Lübecks?

Tycho.

Laßt!
Der kaiſerliche Rath von Brömſen — Heda, Schreiber,
Schlaft ihr, wenn deutſche Bürgermeiſter ſprechen? —
Nehmt das zu Protokoll! Er proteſtirt!
Geſchrieben ſteht es feſt und deutlich! Aber,
Vergebt, Herr Rath, Ihr tragt auf Euern Reiſen
Vielleicht das echte Lübeck in der Kapſel,
Die Euer Siegel birgt; wir aber hier,
Wir müſſen uns an jenes Lübeck halten,
Dem draußen ſeine Schiffe ſtehn im Hafen.
Dem iſt nun ſo — doch dürft Ihr proteſtiren!
So proteſtirt als weggejagter — bitte —
Als jetz'ger Rath der röm'ſchen Majeſtät!
Den Fremden ziemt mit Fug das erſte Wort;
Graf Ridderſtolpe, was ſpricht Guſtav Waſa?

Ridderſtolpe (zu Wullenweber, der einen Stuhl genommen).
Von Schweden ſoll ich Euch vermelden, Jürgen,
Daß unſer Herr und König ſehnlicher
Nichts wünſchen kann, als aller Fehden Endſchaft.
Ein jedes Land bedarf nach außen Ruhe,
Um binnenwärts der Künſte milden Oelzweig,
Die Palme nützlichen Gewerbs zu ziehn!

Wullenweber.
Da ſpricht Herr Guſtav, wie er ſoll, und ziert
Die Krone, die wir ihm gegeben!

Ridderſtolpe.
Ihr
Die Krone ihm gegeben —?

Wullenweber.

Wer noch ſonſt?

Ridderſtolpe.

Zu prahlen
Und nur zu prahlen iſt die lüb'ſche Art!

Wullenweber.

Ein alter Fehler meiner Vaterſtadt,
Den ich nicht ändern kann. Was denkt der König
Für ſeine Krone als Entgelt zu geben?

Ridderſtolpe.

Das legt Euch ſelber aus! Der König ſpricht:
Weil Handel nicht erlaubt, daß einer darf
Vorm andern eines Vorzugs ſich berühmen,
Weil Schweden ferner ſelbſt geſonnen iſt,
Sein Holz, ſein Eiſen in Verkehr zu bringen,
So können wir die Häfen niemand ſchließen
Und jedes Schiff wird uns willkommen ſein,
Führ' es der Hanſa Flagge oder Hollands.

Wullenweber (fährt auf).

Hollands? ... Wir wollen uns nicht überhitzen,
Nein, nein, Herr Graf, des Zornes ſchäm' ich mich!
Solange Schiffe man noch nicht zu Land
In unſre Oſtſee bringen kann, ſolange
Zu Euerm jungen Handelsruhm der Sund
Der Paß muß bleiben, lachen wir der Drohung.

Brömſen.

Der Sund! Ihr ſprecht das rechte Wort. Der Kaiſer
Verlangt den Eingang in den Sund, die Belte.

Wullenweber.

Für wen? Für Hollands Schiffe oder für
Die deutſche Hanſa? Iſt der Kaiſer Freund
Des Reiches, Mehrer deutſcher Lande, oder
Gebraucht er nur ſein Anſehn für die Krone
Von Niederland? Und Ihr, Herr Brömſen, Ihr
Könnt, ein entartet Kind, den Todesſtoß
Auf Eurer Mutter Buſen zücken, gleich
Dem fluchbeladnen Römer einſt, der treulos
Den Feinden ſeines Vaterlands gedient?

Van Kampen (erhebt ſich).

Ich theile das Mandat des Kaiſers! Ja!
Im Namen ſeiner Niederländer red' ich
Und wiederhole meines Amtsgenoſſen
Euch geſtern ſchriftlich übergebne Meinung,
Daß dieſen leeren Königsſtuhl der Kaiſer
Nur duldet, wenn Ihr Sund und Belt den Schiffen
Der Niederländer öffnet, nicht allein der Hanſa.

Ridderſtolpe.

Und ebenſo die Meinung Guſtav Waſa's!

Wullenweber.

Hinkt der ſchon wieder hinterdrein?

Ridderſtolpe.

Sprecht würdiger von meinem Herrn!

Wullenweber.

Und Ihr
Sprecht würdiger vom Herren Eures Herrn!
Daß Der in einer Scheune ſtecken würde,
Wenn Lübeck nicht das Haupt der Hanſa wäre,
Das weiß die Welt und Eures Herrn Gewiſſen!

Als er vor Chriſtiern floh, vor Guſtav Trolle,
Wer gab ihm Schiffe, Geld, Soldaten, Muth?
Wer hat ihm Calmar, wer Stockholm erobert?
Ihr — ſeht Euch vor! Noch lebt ein Swante Sture
Und lebt in Lübecks Nähe, einer Stadt,
Die Könige macht!

Ridderſtolpe.

Ihr droht?

Wollenweber.

Mit Worten nicht!

(Pauſe.)

Jetzt, Tycho Krabbe, haben hier die Herren
Die Knöpfe ihrer Wämſer aufgelüftet
Und ausgeſprochen, was ſie drückt' und plagte.
Zu ihren Forderungen lacht die Hanſa.
Jetzt Ihr! Was ſagt die Krone Dänemark?

Tycho (ſteht auf).

Mein ehrenfeſter Herr und würd'ger Freund!
Ich ſeh' in Euch gleichſam verkörpert vor mir
Den ſtolzen Ruhm der deutſchen Städte glänzen,
Die zu dem Hanſabunde ſich vereinten.
Woher der Name, ob von Hand, von Handſchlag —
Gelehrte haben dies und das vermuthet,
Der eine ſo, der andre anders — So viel
Bewies die Zeit und — mindeſtens die alte,
Zur Oſt- und Nordſee führtet Ihr die Schlüſſel
Und Eurer Schiffe Furchen bargen Gold!
Die Hanſa war Neptunus zu vergleichen,
Deß Dreizack jeden feuchten Fleck beherrſcht,
Und wo ſich Ströme münden, ſchlugt Ihr ihn
Zum Zeichen Eurer Macht ins Meeresufer.

Da ſind die Flüſſe, ſo da heißen: Rhein
Und Elbe, Oder —

Wullenweber.

Oder ſchon genug!
Es iſt von Einer Mündung nur die Rede,
Vom Sund! Wie ſteht's mit dieſem Waſſer?

Tycho.

Wenn
Zuvörderſt ich, vielmehr die Reichsverſammlung,
Dort Eures Kaiſers hohe Botſchaft — wenn
Die Krone Schweden —

Wullenweber.

Wenn und wenn und wenn!
Was habt Ihr an Bedingungen zu neſteln?
Hier ſteht der Abgeſandte jener Stadt,
Die ohne Kaiſerbrief Euch ſchirmte! Laßt
Mit wenig Worten Euch das Bild genügen
Von dem Vergangnen, das Euch uns verpflichtet!
Mit treuer Nachbarliebe drückten wir
Das Wohl und Wehe Dänemarks ans Herz.
Auf dieſem Königsſtuhle ſaß ein Fürſt,
Ihr nanntet Nero ihn, Caligula,
Und rieft um Hülfe wider Chriſtiern
Hinaus mit Weheſchrei in alle Lande!
Und niemand kam als wir! Der König floh,
Er mußte Schweden, Norweg, Dän'mark laſſen,
Die alle ſeinem Scepter unterthan,
Er floh vor unſern Siegen, unſerm Glück!
Ein kurzer Augenblick der Ruhe! Kaum
Schoß aus dem blut'gen Boden grün der Halm

Des Frühlings und der Hoffnung auf nach Frieden,
So kehrt der abgesetzte Fürst, geschwellt
Die Nüstern, einem Thiere gleich, vor Wuth
Nach Rache schnaubend, wieder, wohlgerüstet.
Und schrecklicher als Kriegswehr mußt' Euch dünken,
Daß sich der Ruf verbreitete, die Reue
Ob der vergangnen wilden Herrscherzeit
Sei wach geworden in des Fürsten Innern
Und breite segnend weiche Fittiche
In Christiern's gramerfüllter Seele aus.
Der Bauer hofft auf ihn, der Städter jubelt,
Den Armen drückt der König an sein Herz,
Gelobt dem Himmel, milde zu regieren,
Und wendet sich der Lutherlehre zu,
Die wie ein Strahl ihm bricht ins dunkle Innre.
Ihr zittertet! Ihr rieft! Wir kamen wieder!
Nicht einen Span habt Ihr aus Euern Häfen
Auslaufen lassen, als wir schon gesiegt
Bei Aggerhuus an Norwegs Felsenküste.
Nun sag' ich nicht, daß Ihr des Meineids Schein
Auf unsre Stirne drücktet, als den König,
Den wir Euch lieferten auf frei Geleit,
Ihr treulos, höchst verrätherisch und feige
Zu Sonderburg in einen Kerker warfet.
Ich sage nichts von jenem Prinzen Hans,
Den ebendort zu einem schwachen Scheinbild
Für künft'ge Zeiten Ihr erziehen laßt.
Bekomm' Euch dieses Zwischenreich! Wir wollen,
Die Heilung Eurer Wunden noch zu schonen,
Sogar verzichten auf den Preis der Rüstung,
Auf jene dreimalhunderttausend Mark,

Die Dänemark für unſre Opfer ſchuldet.
Nur eines heiſchen wir als Löſungsſumme,
Als ſchleunigen Entgelt für Gut und Blut,
Als Preis für unſers Beiſtands ſchwere Mühe,
Daß Ihr der Welt erklärt, es ſei wie ſonſt
Die Oſtſee unſer Meer und keines andern,
Und Einer Flagge, weiß und roth, nur öffne
Des Sundes Mündung ſich, dem deutſchen Handel!

Tycho.

Gewiß, gewiß! Ihr habt's verdient um uns!
Tractate ſollen Euch den Vorzug geben.

Wullenweber.

Tractate? Nein, nicht Vorzug! Ha, wir haben
Zu oft geſehn, wie Ihr die Feder führt!
In allen Häfen, in allen Rehmungen
Der Oſtſee ſieht man Hollands Flagge; ja,
Wir wiſſen, daß Ihr ſchon aus Furcht vor Lübeck
Den Fremden habt gerathen, falſche Flaggen,
Die uns verbunden ſcheinen, aufzuſtecken.

Tycho.

Verleumdung!

Wullenweber.

Die wir Euch beweiſen können.
Genug! Zu Rande! Dieſer Augenblick
Entſcheidet über deutſches Wohl und Wehe!
Scheut Ihr den Kaiſer ſo, dem Niederland
Ein werther Schoskind als das deutſche Reich,
So ſei's — nein, nein, noch dieſen Vorſchlag, Tycho!
Macht für den Sund und für den Zoll Tarife,
Legt fremden Schiffen Buße auf und Steuer;

Uns aber, die wir Opfer Euch gebracht,
Unſäglich, nicht zu ſchildern, innern Wohlſtand,
Die Ruhe Lübecks und der Oſtſeeſtädte,
Uns werde Sundzollfreiheit und dadurch
Ein Gleichgewicht mit jenem Handelsdrang,
Der England, Holland, Spanien, Frankreich jetzt
Ergriffen hat zum Nachtheil unſrer Hanſa!

(Ein Reichsbote bringt Tycho einen Brief.)

Tycho (erbricht ihn und läuft ihn raſch durch, bei Seite).

Ridderſtolpe (bei Seite).

Von Anna Roſenkranz?

Tycho (für ſich).

Iſt er gewonnen?
Er ſchwankt! Sie hofft! Was zaudern wir noch länger?
(Laut.)
Und wenn ich, Meiſter Jürgen, nun Euch bäte,
Laßt's noch ſo lange bei dem alten Stand,
Bis wir ein Haupt für unſern Rumpf gewonnen,
Für dieſen Stuhl den würdigſten Beſitzer?

Wullenweber.

Kein Fuchsſchwanzſtreicheln länger! Heute, heute
Noch ſtechen wir in See! Erklärt Euch raſch!
Ich bin ein Kaufmann, Krämer ſchlagen vor.

Tycho (aufflammend).

Beim heiligen Ansgarius! Und wir
Sind Dänen! Wollt Ihr Krieg, Herr Jürgen? Heda,
Auf welchen Namen tauft Ihr Eure Sache?
Um Eure Pfefferſäcke wollt Ihr Blut?

Verſucht Ihr ſie! Ein Pfeil iſt nur ein blinder Vogel,
Die Augen ſetzt ihm erſt der Schütze ein —
(Perſiljeff erblickend)
Ei was! der Vetter ſchläft?

Sophia (erſchreckend).
So wahr ich lebe!
Wie leicht, daß uns der Vogt ſo überraſcht!
(Sieht hinten nach dem Riegel.)

Pugatſcheff.
Der kommt nicht in dies ſtille Kloſterdorf.
Wir haben heut Advent. Die frommen Mönche
Beginnen ihre Weihnachtsrunden durch den Schnee.
Ging ſchon der Zug vorbei?

Sophia.
In weiter Ferne
Hör' ich es manchmal klingen feierlich.
Geht, geht zu Bett! Und wenn die guten Mönche
Vorm Fenſter ſingen, faltet Eure Hände! —
Was plagt Ihr nur den guten Vetter ſo?

Iwan
(hat Perſiljeff mit dem Gefieder eines Pfeils gekitzelt).
Ich ſteck' ihm eine Feder in die Naſe.

Perſiljeff (nieſt).

Alexei (wie Iwan).
Ihr habt den Schnupfen, Vetter Perſiljeff.

Perſiljeff (nieſt wieder, dehnt und reckt ſich).

Wullenweber.

Was fahrt Ihr auf? Denkt nicht, wir würden nur
In unſerm Schild die Krämerwage führen,
Auf unſre Fahne Loth und Unze malen!
Ja, eine Wage ſoll im Banner prangen,
Die Wage des Geſchicks für Meineid, Wortbruch,
Die Wage der Gerechtigkeit für Chriſtiern —

Alle (ſpringen auf).

Ha!

Wullenweber.

Der Name ſchreckt euch? Ja! Die Adelsgeiſel!
Des Bauern Hoffnung und des Bürgers Sehnſucht!
Der Freund der heißerſehnten neuen Lehre,
Der unſer Schwert den Lichtweg bahnen wird!
Wohlan! Seht hier den Zipfel meines Kleids!
Ihr kennt den Römer, der, in ſeiner Toga
Zwei Falten ſchlagend, Krieg bot oder Frieden!

Die Dänen und Ridderſtolpe.

Krieg!

Wullenweber (ſchweigt einen Augenblick).

Gut! Ihr kämpft für Euer Aeußerſtes!
Für eure Fronen, für Leibeigenſchaft!
Ihr kämpft, weil ihr es müßt und weil Ihr fühlt,
Auf euern Wegen bricht der Abend an!
Wie ich vor euch noch waffenlos hier ſtehe,
Iſt's möglich, daß die kleine Stadt, die ich
Vertrete, nicht ratificirt und gutheißt,
Daß ich vom Boden euern Handſchuh nehme.
Ich nehm' ihn auf! (Zu Brömſen.) Herr weiland Bürgermeiſter!

(während es draußen unruhig wird)

Ihr müßt noch lüb'ſches Blut im Herzen tragen,
Ihr müßt es fühlen, wie es hebt und kräftigt,
An eine ſtarke Wand zu lehnen, ja,
Ihr neidet mir es doch, hier ſo zu ſtehn,
Vertreter einer kleinen deutſchen Stadt,
Die ſo mit Kronen Fangball ſpielen kann!
Kommt mit zurück! Herr Nikolaus! Ja,
Verſöhnt Euch mit dem Volk, ein lübiſch Kind!
Nach Mitternacht, da lichten wir die Anker
Und ſegeln hin mit brauſendem Nordoſt. (Will fort.)

(Draußen ertönt Volksgeſchrei. Man ruft:)

Friede! Friede! Hoch Chriſtiern! hoch!

Wullenwever (zurückkehrend).

Hört ihr's, wie einen Fremdling euer Volk
Umjauchzt? Was es begehrt, ihr hört's! Den König!
Wie kannſt du Krieg begehren, ſchwacher Reichstag,
Der nicht einmal die Kraft hat, zu verhindern,
Daß euer Volk in mir den Retter grüßt
Vom Druck des Adels und der Geiſtesknechtſchaft!

(Haſtig hinausſprechend.)

Ertrage, Dänemark, dein bittres Leid!
Dich zu erlöſen, rüſtet ſich ein Heer!

(Zur Verſammlung.)

Wie Hagelſchloßen wird es auf euch wettern!
Ich ſage nicht: Auf Wiederſehn! zu euch.
Wenn ich in dieſem Saale wieder ſtehe —
In meiner Hand die roth und weiße Fahne,
Find' ich — euch nicht! Ihr ſeid wie Spreu zerſtoben
Und ſpurlos weggeweht in alle Winde!
Hier, dieſe leeren Seſſel werden mir's

Verrathen, was ihr dachtet, als — ich ging,
Und wie ihr zittertet vor einem Bürger!

(Er geht ſtolz ab.)

Ridderſtolpe.

Im Namen Guſtav Waſa's ſprech' ich Muth.

Rampen.

Vom Kaiſer wird die Acht zu Hülfe kommen!
Die Reichsacht! Braunſchweigs Löwe ſoll im Namen
Des deutſchen Reichs die freche Stadt zerreißen!

Tycho.

Dem Pöbel muß man ſich im Harniſch zeigen,
Nicht mehr im Wams des Friedens! Von den Wällen
Löſt die Kanonen, doppelt alle Wachen!
Ein Regiment Soldaten, rottenweis,
Soll auf den öffentlichen Plätzen ſich
So lange zeigen, bis das letzte Segel
Der lüb'ſchen Flotte ausgelaufen iſt —
Wenn ſie noch ausläuft! Hofft das Beſte, Freunde!
Dort drüben jene Pforte ſchützt vorm Drang
Des Aufruhrs! Geht, ihr Herr'n! Habt guten Muth,
Die Sitzung iſt für heute aufgehoben!

(Alle ab.)

Ridderſtolpe (währenddeſſen). Ihr hattet einen Brief von Anna Roſenkranz? Meine — Tochter —?

Tycho. Anna ſchrieb mir nur einen angefangnen Satz! Das Ende — wollen wir uns ſelbſt holen. (Beide ab.)

Zweite Scene.

Garten bei Frau Anna Rosenkranz.

Gewölbte Blumenbogen. Springbrunnen. Statuen. Links vom Zuschauer ein Eingang zu einem Gartenhause, dessen Säulen mit Epheu und Rosen umzogen sind. Ueberall freie Ein- und Ausgänge. Vorn vergoldete Tische und Gartenstühle.

Vierter Auftritt.

Man hört rechts aus dem Gartenhause zwei Harfen spielen. Zwei Pagen kommen von links und tragen in schönen Gefäßen zum Gartenhaus Früchte. Siegbritt und Marcus treten auf. Die Harfen tönen während ihres Gesprächs fort.

Marcus. Für Musik kann man nur würdig mit Blumen und Früchten lohnen!

Siegbritt. Die Musiker nehmen auch Gold und Edelsteine! Im Augenblick aber sind denen da drinnen Kirschen lieber!

Marcus. Sind es nicht die Gräfinnen von Rantzau?

Siegbritt. Von Moltke die eine, die andere eine Rantzau. Nicht an jeder ihrer Schülerinnen hat Frau Anna so viel Freude.

Marcus. An Euch sicher die geringste; denn Ihr seid aus ihrer Schülerin ihre Meisterin geworden, Siegbritt! Ich möcht' Euch auf der Zinne Euers Schlosses in Gotland sehen, unten braust mit schäumendem Gischt der Mälar, Ihr steht im Mondlicht oben am Fenster und greift mit Euern weißen Fingern in die goldenen Saiten, die Ihr so wunderbar zu berühren wißt —

Siegbritt. Was würd' ich da wol ſingen? Ein Willkommen oder ein Fahrwohl?

Marcus. Ein Fahrwohl! Immer ferner würde das Lied an mein Ohr tönen; ich würde nicht fortkönnen vom Bann Eurer Worte, aber mein Roß, das trüge mich, ich merkt' es nicht, und ich ritte wol in den rauſchenden Strom. Dann, aus dem Sang der Wogen, würde mir das Echo Euers Liedes immer noch fortertönen, und ſo ging' ich unter und, alles Leid beendend, ſchlüge der Tod über mir zuſammen.

Siegbritt. Eine klägliche Geſchichte das, Herr Marcus! Gott ſei Dank, daß wir nicht in Gothland ſind.

Marcus. Aber das Fahrwohl ertönt darum doch von Euern Lippen! Muß es denn ſein, ſo wollt' ich nur, es klänge nicht ſo herzlos und ſo kalt!

Siegbritt. Das kommt, wir Mädchen haben nicht ſo viel Uebung im Abſchiednehmen wie ihr fahrenden Ritter. O wie künſtlich habt Ihr Euch dieſe Seufzer ſchon eingelernt! Wie glatt fließen aus Euerm Munde dieſe ſchmerzlichen Reden! Sagt mir doch, Ritter, wie oft iſt Euch das Herz ſchon gebrochen? Und wie macht Ihr's nur, daß es Euch immer wieder geleimt wird, wie Kindern ihre Schaukelpferde, die das ganze Jahr entzwei und zu Weihnachten immer wieder ganz ſind?

Marcus. Nicht wahr, Siegbritt? Es iſt ein rechter Triumph für ſchöne Frauen, einen Mann, der ſich einbildete, überall ſiegen zu müſſen, recht aus dem Grund unterjocht zu wiſſen.

Siegbritt. Seid Ihr das? Aber — ſo ſollt' ich nun wol das alles von Euch anhören, geſtrenger Herr Hauptmann? Wie lange währt's, ſo ſeid Ihr in Lübeck und bringt da Eure ſchönen Sachen an, wo ſie hingehören, bei Eurer Meta, die in der That glücklich zu preiſen iſt, weil ſie das lauter und rein von

Euch empfängt, was Ihr hier nur in falſcher Münze von Euch werft. Wie lange ſeid Ihr denn ſchon mit Meta verlobt?

Marcus. Seitdem ich geboren bin. Meta iſt mein anderes Ich, der Spiegel meines eigenen Lebens, der Schatten meiner eigenen Geſtalt, das Echo meines Willens; ich lebe in ihr, und möchte doch von ihr wie von meinem Ich auch wieder los. Ich werd' es nicht können. Ich habe ſie viel betrübt und ſie hat mir viel vergeben!

Siegbritt. Betrübt ſie denn alſo nicht, wenn Ihr diesmal ankommt in Lübeck, und ſie ſteht im Hafen, weht mit einem rothen, freudenrothen Tuch, und ſtürzt vor allem Volk Euch in die Arme!

Marcus (träumeriſch). Meta?

Siegbritt. Gewiß zeigt ſie ſich, frei den Arm um Euch geſchlungen, einen Kranz von Roſen im Haar, den Helm Euch tragend in leichter Hand! Aber ja, der Helm iſt ſchwer! Nun weiß ich, ſie klopft abends an Eure Kammer oder ruft zu Euch hinauf, daß Ihr herabſteigt und im Mondſchein noch eine Weile unter duftenden Linden mit ihr koſt und plaudert!

Marcus. Meta?

Siegbritt. Auch das nicht? Wie beglückt ſie Euch denn? Sie ſchlägt die Laute, und Ihr ſitzt neben ihr, die Hand auf die Noten gelegt, die in ihrem Schoſe ruhen, und ſie blickt bald Euch, bald das Papier an, deſſen ſchwarze Pünktchen in ihrem Mund ſich in Wohllaut verwandeln, und Ihr, Ihr hört trunken ihrem Liede zu und ſchaut in ihre flammenden, glücklichen Augen —?

Marcus. Siegbritt! Eure Bilder flimmern mir ſo vor den Augen, daß mich ſchwindelt. O der, den Ihr liebt, muß ein Gott werden, und hätt' ihn ein Töpfer aus Lehm geformt.

Jetzt lebt aber wohl! Wir müssen ja scheiden. Ich nehme Abschied von Euch auf ewig!

(Die Harfen haben aufgehört.)

Siegbritt. Thut es drüben unter jenem Rosenstrauch! Dort haben wir uns zum ersten male gesehen! (Will ab.)

Marcus (will überwältigt folgen).

Fünfter Auftritt.

Anna Rosenkranz tritt hinten ihnen entgegen. Dienerinnen.
Die Vorigen.

Anna (in phantastischer Kleidung, sibyllenartig). Ritter Marcus, noch auf ein Wort!

Marcus. Aber ein kurzes. Was wünscht Ihr, Frau Anna?

Anna. Siegbritt, es hätten dich gern die jungen Damen aus Holstein gesprochen. Lehr' sie, wie du den Harfen die Stimmung erhältst. Ich habe mit dem Ritter zu sprechen.

Siegbritt. Lebt wohl .... Herr Marcus! Geh' es Euch gut .... auf allen Euern Wegen! (Geht rechts in den Gartensaal. Dienerinnen folgen.)

Marcus (küßt Siegbritt die Hand, sammelt sich allmählich. — Pause). Wollt Ihr Euch an dem Anblick meiner Schwäche weiden?

Anna. Setzt Euch! (Zeigt auf die Sessel.)

Marcus. Nein, nein! Ihr wollt mit mir wieder Schule halten!

Anna. Es thät' Euch noth, nur nicht in der Musik. Da seid Ihr Meister! Ihr blast vortrefflich — die Flöte.

Marcus. Erklärt mir Euer Bild selbst! Ich brauche meinen Kopf zu bessern Dingen.

Anna. Seid Ihr nicht ein Schäfer geworden? In Arka-ien blies jeder Hirt die Flöte.

Marcus. Ihr ſpottet, ſeitdem ich durch Euch gelernt habe, aus Weiberaugen mehr herauszubuchſtabiren, als — Männer zu wiſſen brauchen.

Anna. Auch aus den Augen Fortunens, der Göttin des Glücks, die an Eurer Wiege ſtand? Marcus, es iſt Zeit, daß ich zum letzten male mit Euch rede. Noch empfing ich nur ſchwankende Botſchaft aus der Sitzung des Reichsraths — (Die beiden Pagen kommen aus dem Saale zurück und halten Marcus von den Früchten hin. Der eine hat einen Weinpokal auf einem ſilbernen Bret.) Bedient Euch!

Marcus. Ich danke.

Anna. Nehmt!

Marcus. Laßt's gut ſein, geht! (Pagen ab.) Ich kann nicht von Euern Süßigkeiten eſſen, nicht aus Euern Bechern trinken, ohne zu denken, Ihr wolltet mich vergiften.

Anna. Ihr armen, ſüßen Reben! Es waren ſpaniſche.

Marcus. Ich fürcht' Euch, und oft möcht' ich ſagen, ich haſſ' Euch!

Anna. Nun, bei Gott! Vieles iſt an Euch gut, aber das beſte iſt Eure Ehrlichkeit. Euer Mistrauen wird ſich geben, wenn Ihr bei uns bleibt und den Frieden genießt, den Wullenhöfer mit Dänemark ſchließen wird; werden wir ihm doch Alles bewilligen —

Marcus. Anna, Frieden — wir bleiben ....? Das kommt mir ſiedend heiß ins Blut ....

Anna. Weil das Gift iſt! Siehſt du, ſchwacher Jüngling, meinen armen Früchten traust du nicht, weil du ſie für vergiftet hältſt, aber dieſe Lüge, die ich eben erfand, ſchlürfſt gierig auf, die labt und erquickt dich.

Marcus (aufſpringend). Willſt du mich denn ewig verſtricken? Wie konnt' ich glauben, daß es Frieden geben wird!

Anna. Ihr glaubt nur das, Marcus, was Ihr gern hört. Nein, wir werden Krieg haben, ernſten, blutigen Krieg!

Marcus. Daß ich einen Augenblick daran zweifelte! Ich habe mich hier auf immer empfohlen. Ich kehre nach Lübeck zurück und verachte, was mich in unredlicher Abſicht hier feſſeln und halten wollte.

Anna. Feſſeln und halten? Dieſe armſelige Lüge habt Ihr Euch von Eurer Eitelkeit aufbürden laſſen! Narciſſus, der du in jedem Weiberauge deinen Spiegel findeſt, glaubſt du, daß Siegbritt wirklich, wie ſie ſagen, ein Köder wäre, den dir der Genius Dänemarks entgegenhält? Schwacher Knabe, du täuſchſt dich, täuſchſt dich durch Schmeichelei gegen dich ſelbſt! Siegbritt liebt Euch nicht, und wenn ſie Euch liebte, würde die Gräfin Ribberſtolpe nicht die Hand eines Hufſchmieds nehmen.

Marcus (zornig). Anna!

Anna. Greife zum Schwert! Drohe mir mit deiner rußigen Fauſt! Sieh, die Welt ſagt, ich tändelte mit dir, ich ſuchte dich durch Schmeicheleien von unſerer Feinde Bahn abzuziehen! Lächerliche Anklage! Hörſt du? Das Geſchütz donnert von den Wällen, geworfen iſt der Handſchuh, die Welt ſteht zum zweiten mal in Flammen, gehe hin und folge deiner Fahne! Ich würde dich verachten, wenn du nur durch Weiberüberredung ſie verlaſſen wollteſt. (Will ſich wenden.)

Marcus. Bleibe! Anna! Tod und Teufel, denke du für mich! Wenn du mit mir redeſt, hab' ich keine Gedanken!

Anna. Ich trete noch einmal, zum letzten mal mit dem Worte der Ueberredung an Euch heran. Ja, Marcus! bleibt in Kopenhagen! Fluch meiner Zunge, wenn dies Wort aus einem falſchen Schlupfwinkel des Herzens geſprochen wird! Bedenkt,

Marcus, was ich alles mit Euch im Sinne hatte. Reißt Euch von einer gewöhnlichen Verpflichtung los! Erhebt Euch zu einer Betrachtung Euers höhern Werthes und werft einen Blick auf die Möglichkeit einer glänzenden Zukunft!

Marcus. Das sagt Ihr mir nach — der — Erinnerung —

Anna. An Euern Ursprung? Daß Ihr kein Junker seid? Marcus, der Hufschmied wird Euch überall in den Weg treten, wo Ihr nur im Schmachten der Liebe vergeht. Eine Fürstin kann einen Jüngling gewöhnlicher Herkunft lieben, nie wird sie sich ihrer Liebe rühmen und mit stolzem Bekenntniß sie eingestehen. Erst muß er die Liebe Fortunens gewinnen! Die ist großherziger! Sie nimmt dich mit muthigen Armen an ihr Herz, trägt dich mit flammender Begeisterung empor und stellt dich auf die höchste Zinne der Geschichte, wohin die gemeinen Vorurtheile und zufälligen Vorzüge dieser Erde nicht hinanklimmen. Da, Marcus, da solltest du auch stehen! Da deinen Platz dir erobern, der dir beschieden in der Hütte, wo deine Wiege stand! Eine Verirrung des Zufalls ist es, wenn ein so edler Stoff, wie der, aus dem du geschaffen bist, sich nicht aus der Schlacke lösen soll. Ich habe Fürsten erzogen; es ist nicht meine Schuld, daß sie Kieselsteine waren, die, von mir geschliffen, dennoch in ihrer hohen Lebenssonne keinen Glanz warfen. Kannst du dafür, daß der Wind den Samen der Ceder von dannen führt und ihn auf gemeines Erdreich wirft? Da aber sieht der kundige Gärtner den jungen fremden abenteuerlichen Sprossen unter seinen niedrigen Gewächsen, lockert die Erde von der Wurzel und verpflanzt ihn auf Libanonshöhen, wo seine wahre Heimat ist.

Marcus. O, es ist wahr! Ich bin ein armer deutscher Handwerksgesell! In Niedrigkeit an der Elbe Strand geboren, hielt ich's für ein Glück, daß ich in meiner Vaterstadt Hamburg nicht in eine dumpfe, gemeine Werkstatt kam, hielt's schon für eine Ehre, daß ich

Pugatscheff.

Jetzt wacht er auf. Wie's ihm behaglich ist!
Man sieht, daß er im Dienst der Kirche steht.

Persiljeff (fährt auf und hascht nach den Kindern).

Blitzbuben Ihr! Ja wartet nur, ich trage
Euch beide draußen in den Schnee hinaus.
Hab' ich geschlafen? Sapperment, geschlafen?
Was, Frau Sophia? Runzelt Ihr die Stirn?
Geschlafen? Ja verdammt! Da sind die Träume,
Die schönen Träume Schuld, die ich gehabt.

Iwan und Alexei
(in einiger Entfernung, wie auf dem Sprunge ihn neckend).

Eiapopeia, schlaf Vetterchen ein!

Persiljeff (scherzend die Kinder verfolgend).

Ihr Sappermenter Ihr! Blut muß ich sehen,
'nen Kuß mit meinem Bart, den Teufelskerlen!

(Er will seinen stachlichten Bart an den Kindern reiben; diese schreien und laufen davon.)

Doch nichts passirt? Doch Alles still? Ich träumte —
Denkt Euch, Ihr wart im Traume freigesprochen,
Im Traume ledig aller Schuld, Emiljan!

Pugatscheff.

Der Traum hat nicht gelogen.

Persiljeff.

Ihr versteht
Mich nicht — auch anerkannt in Eurem Werth
Und wiedereingesetzt in Eure Würde!

mich an den Huf edler Roſſe ſtellen durfte, und mein Herz jubelte, wenn die Thiere von meines Meiſters Schmiede davonſprengten und auf dem Straßenpflaſter meine Funken ſchlugen! Es hielt mich nicht länger. Ich ſchwang mich ſelbſt auf das Roß eines Ritters, der mich anwarb, Kriegsdienſte zu nehmen. Ich verdiente meine erſten Sporen, focht im Reich, focht unter Sebaſtian Schärtlin im Türkenkrieg, kam in den Dienſt der königlichen Stadt Lübeck und gewinne Schlachten. Aber gerade jetzt, wo ich auf ſchwindelnder Höhe eines ehrlich erworbenen Ruhmes ſtehe, jetzt ergreift mich oft die bange Sehnſucht nach meines Meiſters Häuschen an der Elbe! Von St.-Nikolai weckt mich die Glocke zum ſonntäglichen Kirchgang, der Sand auf friſchgeſcheuerter Diele kniſtert unter meinen Füßen, oder es faßt mich, als ſtünd' ich im Winterſturm am Amboß, durch die halbgeöffnete Thür fegt der Wind den Schnee in die Werkſtatt, weiße Flocken oder — die Thränen unbefriedigter Knabenwehmuth fallen auf das Glüheiſen unter meiner geſchwungenen Rechten und ich vergehe, wie ſie, unter dem Druck eines Geſchicks, das mich wie am Gängelbande führt und dem ich vielleicht zu gläubig vertraute ſeit den Tagen meiner Kindheit.

Anna. Nein, vertrau' ihm noch, Marcus! Blicke aber ſo nicht zurück! Ich will dich weiter führen durchs Leben! Allen ſollſt du zu dienen ſcheinen und jeden täuſchen, nur deinen Genius nicht. Vergleiche die prahleriſche Krämerwirthſchaft Lübecks mit einem zukunftsreichen Staat wie Dänemark! Dort wirſt du ewig unter niedrigen Gewächſen ein guter Obſtbaum ſein, hier kannſt du im Schatten einer königlichen Burg wie eine ſtolze Pappel dich erheben! Gemeines Erdreich hemmt jedes Wachsthum. Verkümmern mußt du in Lübeck vor der Zeit! Dort wirſt du von gewöhnlichen Verhältniſſen in Feſſeln geſchmiedet werden, deinen beſten Lebensſtoff an Gemeines verſchwenden und wie ein edler Gaul

im Karren des Bürgerdienſtes ziehen, bis ſie dich mit magerm Futter als alternden Wächter an ihren Stadtthoren anſtellen. Marcus! Wie beſchränkt ſind die Anſchauungen eines ſolchen engen Kreiſes! Die Krämerelle einer nüchternen Beurtheilung legt ſich an deine Tugenden und an deine — glänzenden Fehler! Keck ſtellt ſich der ſchale Kopf, dem in ſeinem Handel Glück lachte und dem die Phraſe der Alltäglichkeit unſere Weisheit iſt, dir zur Seite und unterwirft ſeiner anmaßenden Prüfung dein eigenſtes Wollen und Thun! Hier, hier grüßt dich eine andere Welt! Menſchen werden mit dir leben, die früh gelernt, ſich unterordnen, gehorchen, bewundern. Hier, wo Könige herrſchten, ſog ſich's mit der Muttermilch ein, daß es bevorzugte Naturen geben müſſe auf den Stufen der Geſellſchaft und große Verdienſte ſich kleiner Flecken nicht zu ſchämen brauchen. Nicht, daß ich überall dieſe Bildung der Sitte und des königlichen Weſens vertheidige, nein, ſie hat nur das Gute, daß ſich freier in ihr leben läßt, unbewachter athmen, kraftvoller wirken, großartiger ſiegen oder, dem zertrümmernden Sterne gleich, untergehn!

Marcus (bei Seite). Wenn ich ſtrauchelte — o, daß die, die mich verdammen würden, dieſe Worte gehört hätten!

Anna. Zuerſt wirſt du bei uns Feldherr der Krone! Dann — Marcus, bedenke! Dieſes Land hat keinen Herrſcher und will keinen mehr aus einem alten Königshauſe. Ein Guſtav Waſa wurde Herr von Schweden. Marcus, wer jetzt beſitzt, muß verlieren; wer niedrig ſteht, muß ſteigen. Dieſe Zeit wirft alles durcheinander, dieſe Zeit macht — Könige.

Marcus. Anna, Ihr verrathet Euch! Man ſagte mir einſt, Ihr wolltet Dänemark beherrſchen — falls Ihr den Mann danach gefunden hättet!

Anna. Und wenn ich es wollte? Wenn ich die Lehren, die ich Prinzen gab, um dieſes Land glücklich zu machen, ſelbſt befol-

gen möchte und ausführen? Ich liebe Dänemark! Seine Krone will ich königlich getragen ſehen! (Geht in den Hintergrund.)

Marcus. Wer kommt —

Anna. Graf Ribberſtolpe! Iſt der Reichstag beendet? Sagt, Schwager —

Sechster Auftritt.

Graf Ribberſtolpe. Die Vorigen.

Ribberſtolpe. Krieg! Krieg! Und der Krieg iſt beſſer, als dieſer falſche Friede! Die Bürger ſind im Aufruhr. Man droht die Kirchen und die Bilder zu ſtürmen. Die Bürgermeiſter Mynter und Bockbinder heben kühner ihr Haupt denn je. Doch denk' ich wird das wilde bäumende Roß ſich ſchon beſchlagen laſſen, da Ihr (mit Beziehung) ja den Ritter Marcus hier behaltet.

Anna (bei Seite). Dieſer unzeitige Spott?

Marcus (weich). Ein ſolches Wort aus Euerm Munde kränkt mich nicht!

Ribberſtolpe. Ich wüßte nicht, was Euch meine Worte ſo weich verbrämen ſollte! Ich komme meine Tochter zu holen, Schwägerin! Ich denke, Ihr gebt ſie mir ſo zurück, wie ſie für die Welt zu brauchen iſt. Ich reiſe mit ihr morgen in der Frühe über Holſtein nach Lauenburg.

Anna. Wohin? Nach Deutſchland? Ihr mit Siegbritt?

Marcus. Nach — Lauenburg?

Ribberſtolpe. Vom Reichsrathe in meiner Herberge einkehrend find' ich eine Botſchaft von meinem Herrn und König. Er ſendet mich im eiligſten Auftrag ſofort gen Lauenburg, um den Prinzen Swante Sture dort zu überwachen. Eine ſchmerzlich theure Pflicht für mich! Siegbritt wird mich begleiten. Ich hoffe,

(mit Beziehung) da Ihr ihre Neigung kennt, Schwägerin, daß es ſie glücklich macht, mir dorthin zu folgen. (Ab nach rechts in den Gartenpavillon.)

Anna (bitter). Siegbritt nach Lauenburg! Nun iſt alles hin! Marcus nur noch auf eine kurze Luſtreiſe zwiſchen Roſen und Vergißmeinnicht — von Lauenburg getrennt! Lichtet die Anker! Ihr habt bei mir nur die jungen Kinder mit den Korallenlippen ſehen wollen, nur die unvergifteten Augen meiner Schülerinnen —! Nehmt mein letztes Lebewohl!

Marcus (wild). Wer ſagt, daß ich in der Nähe dieſer Schwedin athmen will? Legt mir nicht ewig meine Schwächen in den Weg, ich zertrete ſie und die Hand, die mich lenken will und meiſtern!

Anna. Ha! Ihr dankt dem Himmel, daß es Euch jetzt leicht gemacht wird, dahin zu gehen, wohin Euch Eure niedere Natur zieht!

Marcus. Wahnwitzige Zauberin! Es ſoll mir nicht leicht ſein! Ich will nicht folgen, wohin Ihr vorausſetzt, daß es mich ziehen müſſe. Bei Gott —

Anna (außer ſich). Du bleibſt, Marcus? Es wäre möglich —

Siebenter Auftritt.

Friedrich. Die Vorigen. Dann Wullenweber. Zuletzt Tycho Krabbe und Ridderſtolpe.

Friedrich. Hauptmann —

Marcus. Ha, nicht wahr, die Pferde, die auf die Schiffe ſollen, ſtutzen?

Friedrich. Auch die Truppen, Hauptmann! Sie wollen nur mit Euch, oder nie wieder nach Lübeck zurück!

Marcus. Was kommt dieſe Menſchen an? Will ich treulos ſein, ſo kann ich's für mich allein.

Friedrich. Ganz Kopenhagen iſt in Bewegung. Auf der Gotherſtraße wehen die Frauen aus allen Fenſtern mit Tüchern, als wenn wir bleiben würden. (In der Ferne Trompetenmarſch.) Hört!

Anna. Was ſind das für Klänge?

Marcus. Es iſt, als hört' ich den Hahn der Frühe krähen!

Friedrich. Die Schwadron Eurer Eiſenreiter iſt's! Sie wollen Euch in die Mitte nehmen und ſo durch die aufgeregten Straßen geleiten. Wullenweber wollte ſie auffordern im Hafen zu bleiben. Aber nein! ſchrien ſie: die Parole iſt des Hauptmanns, und aus tauſend Kehlen rief es donnernd: Die Parole iſt des Hauptmanns! Weiß und roth! war die letzte Antwort auf das hanſeatiſche Wer da! Bleibt's dabei, Hauptmann?

Marcus (für ſich). Ich fühle die Umkehr meines ganzen Menſchen.

Friedrich. Bleibt's bei der Parole, Hauptmann, ſo ſchickt zum Zeichen Eure Feldbinde und die Einſchiffung nimmt ihren Lauf. So lautet mein Auftrag.

Marcus. Dieſe Binde?

Anna (greift danach). Marcus, ſie iſt die Schlinge deines Untergangs!

Marcus (ſtößt ſie zurück). Zurück ....! Zauberin! Dieſe Binde iſt geweiht von einer Heiligen! Meta's Thränen fielen zwiſchen dieſe Perlen! Anna, ich ergründe dich nicht, aber das fühl' ich, ein ſolches Zeichen iſt zu rein für deine Berührung! Gorgone, zermalme mich mit deinem Blick! Steig' auf, zornflammende Seherin, und rücke vermeſſen an den Geſtirnen, die mein Verhängniß verkünden; gib mir deinen Fluch zum Abſchied!

Friedrich (jubelnd). Abſchied? Hauptmann! Es bleibt bei

der Loſung? Seht da, Herr Jürgen kommt —! Er ſteigt vom Roß! Das Volk reißt die Pforten des Gartens auf —!

Anna. Alles verloren —!

Wullenweber (betritt im Hintergrunde den Garten und bleibt dort ohne vorzutreten). Reiſen wir zuſammen — gen Deutſchland?

Anna. Laß ihn allein gehen, Marcus! Die Krieger hören nur dein Gebot! (Wendet ſich.) Wer wagt die Schwelle meines Hauſes zu betreten?

Wullenweber. Scheltet den Nordweſt, der mich hergetrieben —! Die Segel ſind gebiſſt —! Marcus! Der Wind ſchwellt ſie wie mit der Ungeduld eines Bräutigams!

Marcus. Nun denn, wohlan! Erſt in der Gefahr kommt dem Krieger der Schlachtplan! Federhelden zirkeln ihn vor dem Treffen aus. Geh' ich zum Leben oder zum Tode, ich weiß es nicht, aber alle meine Pulſe ſagen: Bleiben darfſt du nicht! Fort zieht's mich, wie den ermatteten Schwimmer die ſtärkere Woge. Wo ſie mich hinführt, ich ergebe mich. Nicht ein Zeichen von mir ſollſt du den Kampfgenoſſen bringen! Schreitet voran, Genien der Ehre — ich bringe mich ſelbſt! (Er ſtürzt auf Wullenweber zu. Mit dieſem ab.)

Friedrich (folgt. Nach einer Weile ertönt draußen ein Trompetenruf und vielſtimmiges Hoch! dann der Ruf: Nach Lübeck!)

Ridderſtolpe (kommt zurück und beobachtet Anna).

Anna (ſich allein glaubend). Hinweg! Verloren! Nichts zurück, als ſein vergeſſenes Medaillon! (Es betrachtend.) .... Schaudernd ſuch' ich nach Namen für das, was ich empfinde!

Tycho (kommt zornig und raſch von der Seite). Verdammt! Heute habt Ihr nicht Euer Meiſterſtück geliefert! Da ſprengen ſie im Triumph an den Hafen! Keine Muskete bleibt zurück! Verlaſſen, wie ein Marktplatz am Morgen nach dem letzten Meßtag. Tod und Teufel! Das hätt' mich wunder genommen, wenn er geblie-

ben wäre! Warſt Ihr die Larve ab? Nahe genug habt Ihr's ihm gewiß gelegt, daß er um den Preis, in Dänemark ein König zu werden, der Aermſte, erſt (boshaft) Euer Gatte hätte werden müſſen!

Anna. Elender! Ja! Der Schmerz einer Witwe ſpricht aus mir, die Rache einer entthronten Königin! Wenn ich das Ungeheuere errungen hätte und dieſer Jüngling, angeekelt vom ſchalen Geflüſter kindiſcher Jugendliebe, dem gereiften Heldenſinn eines Weibes ſich vermählt hätte, ſo hätte die Hölle dieſen Zauber vollbracht, nur um euch alle zu zermalmen! Ich Euer Werkzeug ſein? Die Königin dieſer Inſeln hätte den Fuß auf Euern Nacken geſtemmt und Euch Kronenräuber, Königshenker, Landverderber fühlen laſſen, daß Dänemarks Zukunft muß geboren werden aus dem Geiſt und aus der Kraft! Grauer Feigling, gegen den ſich eine Welt erheben wird, die Hanſa jetzt ihre Sturmeslocken ſchüttelt, keuche hinan zum Thron und ſetz' dir im allgemeinen Zittern Dänemarks die Krone auf! Von Anna erwarte nichts mehr, als daß ſie die Hymne dichtet, die unſer Volk ſingen ſoll an dem Tag, wo es König Tycho vom Throne zerrt und ſeinen geſtohlenen Purpurmantel, zerriſſen, in die Wogen wirft! (Ab.)

Ridderſtolpe und Tycho (blicken mit Verdruß in die Ferne hinaus).

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Auf dem Pferdemarkt zu Möllen zwiſchen Lauenburg und Lübeck.

Ein Wirthshausgarten. Rechts und links eine Laube. Im Hintergrunde ſieht man einen halb ſtädtiſchen, halb ländlichen Platz. Zum Wirthshaus führt links eine Thür hinein.

Erſter Auftritt.

Hinter der Scene hört man jubeln und dazwiſchen Zigeunermuſik von Trommel, Cymbel und Pfeife. Wirthin mit einem Bierkrug, dann Schepeler und Krevet.

Wirthin (noch draußen). He! Habt nur Acht auf das Zigeunervolk! Was blank iſt, das hexen ſie ſich in die Taſche! (Auftretend mit Schepeler und Krevet.) Ei, die Freude, Euch wieder einmal auf dem Pferdemarkt zu Möllen zu ſehen, Herr Rathsbarbier! Habt Ihr brav Haare gekauft? Wenn Ihr mir ein gut Wort gebt, ich weiß im Ort ein paar prächtige blonde Zöpfe!

Schepeler. Doch nicht von Euch welche?

Wirthin. Ihr müßt immer Euern Schnack haben!

(Schepeler und Krevet ſetzen ſich in die Laube.)

Schepeler. Stell' Sie nur den Breihahn daher.

Wirthin. Da geht's nicht! Das Plätzchen hier iſt lauenburgiſch und für vornehme Herren beſtellt, die zum Markt angeſagt ſind von Lauenburg her.

Krevet. So müſſen wir ſchon hier über die Grenzlinie ins Lübiſche zurück. Die Laube hier (gehen in die entgegengeſetzte) iſt vaterſtädtiſch. Wer will denn kommen, Frau Anneliese?

Wirthin. Kann's nicht ſagen, Herr Vogt! Hohe Herrſchaften ſind's! Sie wollen Pferde kaufen oder vielleicht blos Eulenſpiegel's Grab beſehen.

Schepeler (der getrunken hat). Euer Breihahn iſt ſo dünn, Frau Wirthin, daß man glauben möchte, Eulenſpiegel lebte noch und wär' hier in Möllen als Küfer angeſtellt.

Wirthin. Ich ſage ja! Ihr müßt immer Euern Schnack haben, Herr Schepeler! Das iſt der beſte Breihahn von hier bis Goslar! Wohl bekomm's! Heut' kann man nicht Augen genug haben. Zigeuner ſind da, und noch jeden Markttag ſind mir ſilberne Löffel weggekommen. Droht man dem Volk mit dem Vogt, ſo wünſcht's einem den rothen Hahn aufs Dach und es gibt Feuer. (Geht ab.)

Schepeler (ihr nachrufend). Euer Breihahn löſcht!

Krevet. An Eurer übeln Laune, Meiſter Schepeler, merk' ich, daß in Lübeck die Dinge nicht zum beſten ſtehen.

Schepeler. Ja, Herr Vogt. Weil möllener Markttag iſt, hab' ich mich unterm Volk ſo mit hinausgeſchlichen zu Euch; ſo ganz allein könnte man's kaum wagen, ſo paſſen ſie auf.

Krevet. Ein Commiſſarius kommt alle drei Tage herüber, um in meinem Amt zu inſpiciren. Als ich verwichenen Don-

nerstag das Lichtlein am Aegidienthurm ſchaute, dacht' ich mir doch gleich, daß es nichts Gutes bedeutete.

Schepeler. Habt Ihr's denn geſehen? Ja, ich kam gerade vom Rathhaus. Herr Lambert von Dalen leuchte die Treppe herunter und ſtöhnte: Schepeler, kommt morgen und raſirt mich um ſieben! Der Bart wächſt mir zu raſch vor — eitel Kummer! Da wußt' ich gleich, daß Wullenweber's Antrag durchgegangen iſt, jede Reſtitution unſers Freundes Nikolaus von Brömſen abzulehnen — ſolch Volk, was der Kaiſer verlangt, abzulehnen! Genug, ich rannte an St.-Aegidien vorüber. Steht des Thürmers Frau da an der Treppe und klönt mit den Trödelweibern unter der Kirche. Was hat Sie Maulaffen feil, ſag' ich, geh' Sie hinauf, ſteck' Sie die Latern' an, in Oldesloe iſt Feuer! Rennt die Frau wie beſeſſen auf den Thurm, ſteckt die Latern' an und ſucht in Oldesloe das Feuer. Die ganze Stadt kommt in Alarm. Marcus Meyer ſprengt mit ſeinen Reitern durch die Straßen; ſie denken immer, es gäb' Aufruhr oder ſonſt Unrath, und wie ſie dann ſahen, daß nirgends ein Strohwiſch brannte, kam des Thürmers Frau herunter und fluchte über meinen Schabernack. Ich wußte aber, daß Ihr wol die Laterne geſehen hattet, die Lage der Dinge kennt und ſie nun berichten mögt nach Braunſchweig, wo ſich die Strafe Gottes hoffentlich zuſammenzieht.

Krevet. Fahrt nur fort, getreulich zu berichten! Wenn ich Euch manchmal ein Zettelchen ....

Schepeler. Nichts brieflich, um Gottes willen, Herr Vogt! Nichts Geſchriebenes! Marcus Meyer hat an allen Thoren Wachen aufgeſtellt, die jedem Bauer ſeinen Korbdeckel aufheben müſſen, und erſt vorgeſtern ſind alle Eier, die früh morgens zu Markte kamen, aufgeſchlagen worden, weil ſich verbreitet hatte, Brömſen correſpondire in die Stadt hinein durch ausgeblaſene Eierſchalen.

Sind meine Winternachtigallen ſchon
Vorüber?

Sophia.

Aus dem Kloſter Eure Sänger?
Noch nicht. Ich denke, daß wir ſie erwarten,
Erzählt uns unterdeß von Eurem Traum!
(Sie umſchlingt Pugatſcheff und zieht ihn zu ſich auf eine Bank.)

Perſiljeff.

's iſt doch ein närriſch Ding um einen Traum!
Von Allen träumt' ich da, die ausgewählt,
Um nach St. Petersburg zur Kaiſerin
Die Klagen unſres Volks zu überbringen,
Die unerhörten unerhörter Leiden!
So deutlich war's, als ſtünd' ich ſelbſt dabei.
Sie kommen an. Graf Zachar Tſchemitſcheff,
Der Kriegsminiſter, läßt ſie zu ſich rufen,
Und fragt, was ihr Begehr? Da tritt der Hetman
Mit ſeinem Stabe vor, ganz mit dem Stolz
Uſtinjens, ſeiner Tochter, räuſpert ſich
Und ſpricht: Geſtrenger Graf und Excellenz!
Wir kommen um die Freiheit unſres Volks,
Wir kommen um die Freiheit der Koſaken.
Ihr wißt es ſelbſt, wie viele, viele Jahre
Nun ſchon mit Petersburg die Steppen-Völker
Im Hader liegen, Wortgefecht, Prozeſſen.
Mit Kleinem fing das an; weiß Gott, mit Fiſchen,
Mit unſrer Nahrung, unſerm Handel, den die Krone
Uns durch die Schleuſenwerke ſchmälern will.

Ich sag' Euch, der ganze Markt sah aus, wie ein ungekochter Eierkuchen.

Krevet. Wir wollen schon Mittel ausfindig machen, uns zu verständigen.

Schepeler. Bitte, bitte, seid vorsichtig! Der einzige, der noch was wagen kann, das bin ich. Das macht mein Buckel und weil sie denken, die Buckligen sind blos deshalb in der Welt da, um ausgelacht zu werden. Aber neulich begegnete mir der Wullenweber bei der Mühlenbrücke, und wie ich ihn sehe, wend' ich mich um und lese zum Schein an der Wand einen von seinen prahlerischen Maueranschläger. Bleibt er hinter mir stehen. Es wurde mir doch heiß, als er so eine Weile, mir hinterrücks, stand. Als ich nun durchaus nicht that, als wenn ich's merkte, legt' er seine Hand auf meine Schulter —

Krevet (lacht). Dort konnte sie flach und sänftiglich ruhen —

Schepeler. Fangt auch Ihr an? Hört lieber was ich erzähle. Und sagt: „Ei guten Tag, Henning Schepeler! Wie leben wir denn?" Sag' ich und drehe mich um: „Ei guten Tag, Herr Jürgen Wullenweber, so, so!" Wie er merkt, daß ich ihm sein Prädicat als Bürgermeister nicht gebe, biß er sich wahrscheinlich auf die Zunge, ich sah's nicht; aber er kam gleich auf Brömsen und sagte: „Euer guter Freund, Rath Brömsen, läßt Euch aus Kopenhagen grüßen! In Brüssel kann ihn keiner zu Dank rasiren: sein Bart vermißt Euch gar sehr!" Was sagt' ich auf sothanen Spott? „Herr Jürgen", sagt' ich, „Ihr rasirt Euch selbst! Ihr gleichet einem gewissen Tyrannen Dionysio, der auch nicht den Muth hatte, sich von einem Barbier mit entgegengesetzten Grundsätzen rasiren zu lassen." Herr Vogt, das schnitt ihn! Wuthentbrannt legte er mit giftigem Zornesblick wieder die Hand auf meine Schulter, und sprach mit vor Grimm erstickter Stimme blos die zwei Worte: „Närrischer

Kerl!" Das war alles! Dann ging er — die Leute ſtanden zu Hunderten herum — rechts nach der Königsſtraße zu; aber ich bin gewiß, ſo bald wird Wullenweber den Henning Scheveler nicht wieder anreden!

Krevet. Wenn auch die Stimmen im Rath noch nicht günſtig fallen, ſo greift die Hauptſache doch um ſich. Der braunſchweigiſche Herzog hat bereits mit dem Biſchof von Bremen einen Bund geſchloſſen, dem unruhigen Städteweſen zu ſteuern, die Luther'ſche Lehre zu dämpfen, und wehe einem von unſern Stadtpotentaten, wenn er über die Elbe käme! Glaubt man denn, daß die Kriegserklärung durchgehen wird?

Scheveler. Gegen Schweden und Dänemark? Es ſoll damit nicht zum beſten ausſehen! Wie Wullenweber von Kopenhagen zurückkam, merkt' er wohl, daß er ſo raſch nicht mit der Thür ins Haus fallen durfte. Der Friede war den Rathsherren und dem Säckelmeiſter der Stadt zu wohl bekommen, und von Stralſund, Roſtock, Wismar, Hamburg, Greifswald, von allen verbündeten Städten bis Danzig und Riga hinauf wurde ſo ein Achſelzucken und weinerliches Druckſen vernehmbar, als wenn das Unternehmen denn doch wol über die Kräfte ginge. Da ſchickt Jürgen Seiner Hochweisheit, den Doctor Oldendorp die ganze Küſte entlang und der brachte denn die tollkühnſten und vermeſſenſten Briefe aus allen hanſeatiſchen Rathhäuſern mit, und nun erſt hat er ſich an den Laden gelegt und trägt die Kriegserklärung an. Durchgehen wird ſie wol; der Bürger iſt ja ſchon froh, wenn nur die Soldaten wieder aus der Stadt kommen. Kein Menſch kann ſeinen Nachmittagsſchlaf mehr halten vor dem Heidenlärm, den der Marcus in den Straßen verführt. Mit dem Nachſchub wird es freilich ſchon matter ausſehen, glaub' ich.

Krevet. Laſſen wir alles ſo fortgehen. Sein Stündlein wird bald geſchlagen haben. Schon iſt er ohne ſcheinbare Ge-

fahr, die er dem Bürger vermalt, seiner Sache nicht mehr gewiß, und wenn's aus letzte kommt, so sagt der Kaiser: Lübeck, ich sollte dich jetzt von Grund aus rasiren —

Schepeler. Hat das der Kaiser gesagt? Rasiren?

Kirchof. Beruhigt Euch, Schepeler, der Kaiser wird Euch nicht ins Privilegium fallen ....

Schepeler. Was Ihr für curiose Ausdrücke wählt! Ich habe für meine Gerechtigkeit 800 Gulden gezahlt und man kann in gegenwärtiger Zeit vielerlei Expropriationes gewärtigen, sogar von obenher. Aber ich verstehe schon, figürlich! Ja wol, rasiren!

Kirchof. Von Brüssel schrieb mir's Brömsen, wo er wieder, seit er von Kopenhagen heim ist, in hohen Ehren verweilt. Der Kaiser will das Ding noch eine Weile so mit ansehen und dem Reformiren, besonders der Kirche, keinen Einhalt thun. Dann wird er aber den Bürgern sagen: Jetzt bekommt ihr, wenn ihr nicht aufhört, die Acht und ich schicke euch den tollen Herzog von Braunschweig über den Hals. Hinzufügen wird er natürlich: Ihr könnt in Statu quo bleiben, wenn ihr den Wullenweber seines Amtes entsetzt und den Brömsen wieder aufnehmt!

Schepeler. Statu quo? Aha! Das heißt: Drum thun sie im Stift so gelinde, wenn ein wittenberger Prediger nach dem andern auf die Kanzel steigt. Ich vermuthe, die neue Religion lassen sie uns, wenn wir nur die Verfassung nicht ändern! Ich finde das staatsklug vom Kaiser! Sehr spanisch! Statu quo! Aha! Ihr müßt wissen, ich habe in Rostock — studirt!

Kirchof. Wollt Ihr's dem Hermelink, dem von Dalen, Stieten und unsern andern guten Freunden vermelden?

Schepeler. Mit Freuden!

Kirchof. Seht doch! Da kommen ja vornehme Herrschaften.

Schepeler. Es werden die Lauenburger sein.

Kirchof. Eine Dame und ein junger Ritter. Ei, das ist

ja der ſchwediſche Prinz Swante Sture! Treten wir doch bei Seite.

(Treten in ihre Laube zurück.)

Zweiter Auftritt.

Swante Sture. Siegbritt in Reitkleidern. Vier lauenburgiſche Ritter. Wirthin. Vorige.

Siegbritt. Habt Acht, Swante, der Ritter von Himmelſtein iſt ein Roßtäuſcher, der Euch ein fehlerhaftes Pferd verkaufen will.

Wirthin. Sind die hohen Herrſchaften —

Siegbritt. Von Lauenburg. Habt Ihr uns das Plätzchen unbeſetzt erhalten?

Wirthin. Wie befohlen, hier im Lauenburgiſchen!

Siegbritt (lachend). Alſo hier iſt noch lauenburgiſch Gebiet! Wo fängt nun das lübiſche an?

Wirthin. Wo ich ſtehe, edle Dame. Die Grenze zieht ſich von hier quer durch die ganze Stadt.

Siegbritt. Das iſt luſtig! Nun geh, liebe Grenzlinie, und frägt jemand nach den Herrſchaften von Lauenburg, ſo führ' ihn hierher. Unſere Pferde ſind doch im Stalle gut verſorgt?

Wirthin. Die Knappen müſſen an der Thür wachen. An Markttagen iſt man vor Dieben nicht ſicher. (Für ſich.) Zum Verzehren beſtellen ſolche hohe Herrſchaften nichts. Wartet, euern Pferden ſetz' ich dafür ſtatt Haſer — Paſteten in die Rechnung. (Ab. Reiſige folgen ihr.)

Siegbritt. Da ſind Leute auf lübiſchem Grund. Fragen wir ſie doch nach dem Ritter von Himmelſtein!

Swante. Laßt Euch nicht mit ihnen ein, Siegbritt. Euer Muth könnte uns in üble Händel bringen. Ich traue dem ganzen Geschäft nicht und würd' es nicht eingegangen sein, wenn ich nicht die Freude gehabt hätte, auf diese Art Euch noch auf Eurer Reise begleiten zu können. Also hier scheiden! Nach diesem kurzen Wiedersehen! Wie der Wind jagt Euer Vater in der Welt umher! Kaum in Lauenburg angekommen schickt ihn der König schon wieder nach Kopenhagen! Und die wunderliche Grille des Grafen, Euere holdselige Nähe mir nicht zu gönnen! Wenn er nur in Hamburg Euch gleich am Thor in Empfang nimmt!

Siegbritt. Ich hoff' es! Ja, Swante, es soll so sein! In drei Wochen bin ich wieder bei Frau Anna in Kopenhagen und harre des Uebergangs dieser schwülen Gewitter. Glaubt ihr, daß Lübeck Krieg — Nein, schaut, der Rothe stirbt vor Neugier, zu wissen, wer wir sind. Ihr Herren!

Schepeler. Gnädige Dame! . . . — (Zu Krevet.) Was das für adelige Manieren sind! O das alte Lübeck!

Siegbritt. Seid Ihr in Lübeck bekannt?

Schepeler. Kein Haar wächst in Lübeck, das ich nicht sozusagen gezählt hätte.

Siegbritt. So müßt Ihr entweder ein Barbier sein oder ein Perrülenmacher.

Schepeler. Beides, mein Fräulein!

Siegbritt. Kennt Ihr in Lübeck einen Ritter von Himmelstein? Er ist erst kürzlich aus Esthland gekommen und soll herrliche Pferde bei sich führen.

Schepeler. Esthland? Himmelstein? Ritter von Höllenstein aus Pestland haben wir genug; aber den, den Ihr nennt, den kenn' ich nicht.

Krevet. Ist Prinz Swante um diesen Ritter hier?

Siegbritt und Swante. Ihr kennt uns?

Krevet. Bei Herrn Lambert von Dalen hatt' ich die Ehre, Ew. Hoheit gegenüberzusitzen.

Siegbritt. Ha, ha! An der köstlichen Tafel, wo man indianische Vogelneſter verſpeiſte!

Swante. Ich entſinne mich! (Zu Siegbritt.) Tretet hier zurück! Die Sache ſcheint mir nicht geheuer.

Siegbritt (zu Swante). Eure ewige Zaghaftigkeit! (Laut.) Es thut uns leid, ihr Herren, daß ihr uns keine Auskunft geben könnt! (Zu Swante.) Gehen wir eine Weile und ſehen dem Handel zu.

Swante. Doch nur auf der lauenburgiſchen Seite. Ihr wißt, Lübecks Krieg mit Schweden iſt vor der Thür, und Ihr kennt die Warnungen Euers Vaters.

Siegbritt. Ich erlebe noch, Swante, daß Ihr in ein Kloſter geht. Kommt denn! Ja, ja! Wir wollen nüchtern ſein und nach der Regel die gerade Linie halten! (Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Krevet. Schepeler.

Krevet. Was mögen die wollen?

Schepeler. Hört, Herr Vogt (nimmt ihn bei Seite). Dahinter ſteckt etwas. Ein Unbekannter verweilt in der That in Lübeck!

Krevet. Ein Ritter von Himmelſtein?

Schepeler. Ob ſein Name ſo oder anders, ich weiß es nicht. Aber wirklich iſt jemand bei uns wie ein Stein vom Himmel gefallen.

Krevet. Ihr erlebt in der Stadt das Seltſamſte, während ich hier auf meinem elenden Wachtpoſten verkümmern muß.

Schepeler. Ihr werdet ſchon hereinkommen. Denkt Euch nur, ſeit acht Tagen ſagen die Leute, es ginge ein Geiſt um. An den

geheimnißvollſten Orten will man eine hohe ſtattliche Figur geſehen haben, die niemand kennt und die auch, wenn man ſie anruft, keinem Rede ſteht: Die einen ſagen gerade heraus, es iſt ein Geſpenſt, ſie hätten's bei Nacht in die Marienkirche gehen ſehen. Klügere Leute meinen, es ſei ein Flüchtling. Aber woher? Wohin? So viel iſt richtig, mit Wullenweber iſt der Fremde auf du und du. Mit ihm zuſammen ſoll er des Nachts ausgehen, und ich ſchwör' Euch, die einen meinen, es wäre der leibhaftige Doctor Luther aus Wittenberg, die andern, und ihrer ſind nicht wenige, es wäre noch jemand anders, den ich kaum zu nennen wage.

Krevet. Hört Ihr nicht einen Lärm, wie von Reiſigen? Von der Landſtraße her?

Schepeler. Ich höre nichts. Bin etwas taub geworden vom Geſchrei unſerer Volksverſammlungen und dem Getrommel des Marcus. Aber, Herr Vogt, ſeid Ihr denn nicht neugierig auf meine Vermuthung?

Krevet. Sagt mir lieber, in welchen Gegenden der Stadt der Unbekannte am öfterſten bemerkt worden iſt.

Schepeler. Ueberall und nirgends ... Das iſt's aber eben! Glaubt mir, wir ſind pfiffig. Paſtor Bonnus, der ehrwürdige Herr, auch kein Freund des Wullenweber — der Herr Dictator zieht die Gemüther immer wieder von der Reformation ab auf die weltlichen Händel — Paſtor Bonnus hat verwichenen Sonntag gegen Wullenweber geprediget und ihn bezichtigt, geheime Verbindungen zu unterhalten mit den (geheimnißvoll) Wiedertäufern in Münſter.

Krevet. Alberne Poſſen! Man ſchadet nur unſerm ernſten Werk durch Erfindung ſolcher Märchen.

Schepeler. Herr Vogt, urtheilt nicht zu früh. Wenn nun der Unbekannte ein Abgeſandter des Johann von Leyden wäre? Die Schneider ſagen's und die müſſen's wiſſen, erſtens, weil die bei

jeder neuen Mode immer die erſten ſind und weil Jan von Leyden ſelbſt ein Schneider geweſen iſt. Herr Krevet, ſolcher Kram, der hätte uns hier nun noch gefehlt! Bärte ſollen die Kerle in Münſter tragen, ſo lang, wie König Salomo! Aber wahrhaftig, da kommen Reiter —

Krevet. Es iſt Marcus Meyer —!

Schepeler. So wahr ich lebe — mit ſeinem Knappen —!

Krevet. Sie kommen in die Herberge —!

Schepeler. Denkt Ihr, daß ich vor ihnen Furcht habe?

Krevet. Seid Ihr bei Sinnen! Man darf uns nicht zuſammen ſehen.

Schepeler. Geht Ihr! Ich fürchte mich vor zehn Marcus Meyer nicht.

Krevet (zieht ihn zur Seite fort). Kommt, kommt! Seid kein Wagehals, Schepeler!

Schepeler. Nein wirklich, ich ſeh' nicht ein —

Friedrich's Stimme (hinter der Scene). Himmeltauſend Donnerwetter!

Schepeler. Ach ſo! Wenn Ihr denn doch meint, daß es beſſer wäre, ſo kommt! (Beide zur Seite links vom Darſteller ab.)

Vierter Auftritt.

Marcus. Dann **Friedrich.** Zuletzt **Swanke**, die **Wirthin** und **Siegbritt.**

Marcus (tritt durch die Mitte auf und ruft hinaus). Was tobſt du denn ſo, Fritz?

Friedrich (draußen). Die Kerle ſollen vom Stall weg!

Marcus. Laß ſie! Es ſind die Lauenburger! Willſt du wol herkommen! (Befehlend.) Friedrich!

Friedrich. Hauptmann!

Marcus. Weißt du denn nicht, ich bin heute hier für jeden nur der Ritter von Himmelſtein, bis ich die Maske fallen laſſe.

Friedrich. Laßt mich nur ſorgen.

Marcus. Sei höflich mit den Lauenburgern und ſetz' ihnen tüchtig vor, ſo lange, bis ſie unter den Tiſch fallen. Geht's nicht anders, ſo haltet ſie feſt. Wo iſt die Dame, die mit ihnen gekommen?

Friedrich. Ich will ihr den Arm bieten und ſie an die Kaufbuden führen.

Marcus. Du haſt däniſche Höflichkeit gelernt, Junge? Sie iſt zu vornehm, um deinen Arm anzunehmen. Zeig' ihr die Stadt! Führ' ſie an die große Linde, wo die Zigeuner aufſpielen. Vor allen Dingen ſieh, ob es — Siegbritt iſt!

Friedrich. Siegbritt Ribberſtolpe? Die Verlobte des Prinzen? Das wäre ja luſtig!

Marcus. Vielleicht auch traurig. Ich hätte nicht gewünſcht, daß ſie bei dem Handel in der Nähe wäre.

Friedrich. Da kommen ſie!

Marcus. Wie ich erſchrecke! (Sieht ſich um.) Nein, er iſt allein! Suche die Dame und ſieh, ob ſie's iſt!

(Swante tritt mit der Wirthin auf.)

Marcus (zu Swante). Nun, Prinz, hab' ich Euch von meinen Pferden zu viel geſchrieben? Es ſind türkiſche! Ich kaufte ſie in Reval von einem Staroſten, der ſie von einem Paſcha erbeutet hat. Ich hoffe, wir werden handeleins.

Swante. Seid Ihr der Ritter von Himmelſtein?

Marcus. Der bin ich. Setzen wir uns, Prinz, ich bin vom Ritt ermüdet. (Setzen ſich in die Laube rechts.)

(Die Wirthin ſetzt Wein in Bechern vor.)

(Nachdem ſie fort iſt, tritt Siegbritt von der Seite lauſchend auf.)

Siegbritt. Marcus! Daß er mich nicht erkannte!

Friedrich (hinten und halblaut). Bei Gott, es iſt Siegbritt! (Leiſe.) Gnädiges Fräulein, laßt die Herren ihren Handel machen! Fräulein, ich zeig' Euch Möllen und wo Eulenſpiegel begraben liegt.

Siegbritt (halblaut). Legt euch da nur ſelbſt hin, ihr Schalksnarren! Das iſt ja der Marcus von Lübeck.

Friedrich. Fräulein, iſt denn auch die Ulrike bei Euch? (Bleibt horchend ſtehen.)

Marcus. Alſo, wie gefallen Euch meine Pferde? Wollt Ihr ſie laufen, Prinz? Euer Herzog in Lauenburg hat keine beſſern.

Swante. Schlagt vor, was verlangt Ihr?

Siegbritt (ruft hinter der Laube). Iſt Marcus Meyer ein Roßtäuſcher geworden? (Geht hinter der Laube raſch ab. Friedrich folgt.)

(Marcus und Swante ſpringen auf.)

Marcus. Dieſe Stimme! Siegbritt!

Swante. Marcus Meyer? Was vermummt Ihr Euch in einen fremden Namen?

Marcus (bei Seite). Sie war's!

Swante. Gehabt Euch wohl! Die Dame kannt' Euch von Kopenhagen, Herr Ritter von Himmelſtein! (Will fort.)

Marcus. Halt da, Prinz! Wir ſind noch nicht im Reinen. (Bei Seite.) Sie ſehen zu können, nur einen Augenblick!

Swante. Ich bin nicht hier, meine alten Pferde von Marcus Meyer aus Lübeck beſchlagen zu laſſen, ſondern mir neue zu kaufen vom Ritter von Himmelſtein aus Eſthland.

Marcus (bei Seite). Das muß ich raſch abmachen! (Laut.) Junges Blut, nicht ſo hitzig!

Swante. Was täuſcht Ihr mich? Wer ſeid Ihr?

Marcus. Ich bin der, deſſen Geſchichte Euch die Frauhaſen in Lauenburg bereits erzählt zu haben ſcheinen.

Swante. Was begehrt Ihr?

Marcus. Offen, Prinz! Ich ſucht' ein Gewerb' an Euch

Die Krone raubt der Armuth ihre Nahrung,
Die Krone ſtiehlt die Fiſche aus dem Waſſer,
Und mehr als dies, mehr als Beamtendruck,
Der uns wie eine Schlange rings umzingelt,
Man will uns halten wie die andern Ruſſen,
Man will uns ſchmieden in Leibeigenſchaft,
Leibeigenſchaft, die nimmer wir gekannt, —
Leibeigenſchaft — (Es klopft ſtark.)
Der Riegel iſt doch vor?

Sophia.

Es iſt der Vogt.
Verbirg Dich, Pugatſcheff. (Es klopft wieder.)

Pugatſcheff.

Der Vogt? So ſpät? Es iſt der Prieſter Hiob —
(Es klopft.)

Perſiljeff.

So klopft kein Prieſter. Tretet etwas auf
Die Seite und ich ſehe was es giebt.
(Nach hinten) Wen fegt der Schnee ſo ſpät noch an die Thür?

Loginoff (draußen).

Iſt hier das Iſaakkloſter in der Nähe?

Perſiljeff.

Am Föhrenwald drei Büchſenſchüſſe weiter.

Loginoff (draußen).

Wohnt hier Danila Perſiljeff, Verwalter
Des Kloſterguts und Kloſtervogt?

und wußte keine andere Liſt, vom Herzog Magnus Euch loszubekommen, als durch den Vorſchlag, hier in Mölln mit mir einen Pferdehandel abzuſchließen. Jetzt wißt Ihr's und nun ſetzt Euch!

Iwante. Die Weiſe, mich hierher zu locken, gefällt mir nicht.

Marcus. Sie wird Euch ſchon gefallen, wenn Ihr mich genauer kennen lernt. Trinkt!

Iwante. Nur mit Männern, die ich ſchätze, trink' ich. Es würd' Euch ſchöner ſtehen, Ihr wäret der, für den Ihr Euch ausgegeben habt.

Marcus. Hätt' ich an meiner erſten Lüge ſterben ſollen, Prinz, ich wäre gar nicht geboren worden. Meine Mutter erwartete ein Mädchen. Ich betrog ſie, weil ich — ungefähr ſo etwas wie ein Bub' geworden bin.

Iwante. Um es kurz zu machen, Eure Pferde gefallen mir nicht. Das eine ſtreicht die Heſſen, das andere hat einen Anſatz zur Hufſäule.

Marcus. Jetzt lügt Ihr! Es ſind die beſten Pferde, die in der Türkei erbeutet wurden. Die alten Damen am Hofe des Herzogs Magnus ſagten's Euch ja ſchon, daß ich mich darauf verſtehe. Und überdies einem geſchenkten Gaul — Ihr kennt doch das Sprichwort?

Iwante. Geſchenkt?

Marcus. Ich weiß, von mir nehmt Ihr nichts geſchenkt. Aber dieſe Roſſe ſchenkt Euch der Rath der Stadt Lübeck!

Iwante (will aufſpringen).

Marcus. Seid nicht unhöflich, Prinz! Wir wiſſen, daß Euch Frau Sture, Eure Mutter, nicht die fetteſten Taſchengelder ſchickt, und beim Herzog Magnus iſt nur ſein Name groß, ſeinem Schatze nach ſollt' er Herzog Parvus heißen.

Swante. Vor welcher Schmiede habt Ihr ſo viel Latein gelernt?

Marcus. Vor zehn Jahren vor der Schloßſchmiede von Lauenburg. Der Herzog hat nur lateiniſche Mähren im Stall, wie ſie Schulmeiſter, Pfarrer und Doctoren reiten. Nehmt alſo getroſt Lübecks prächtiges Geſchenk! Es kränkt die reiche Stadt, den Sohn des tapfern Sten Sture in Lauenburg zu wiſſen, auf Thieren, die eher taugen, Schiffe am Elbſtrand zu ziehen, als von einem Jüngling geritten zu werden, dem die Krone Schwedens gebührt.

Swante (ſpringt auf). Verdammtes Wort! Mir gebührt mein Kopf und keine Krone. Von Lübeck darf ich nach Lauenburg nichts zurückbringen. Ich ſtehe in der ſchwierigſten Obhut meines Königs, und jedes Wort, das ich hier mit Euch wechſle, iſt für mich gefährlich.

Siegbritt (erſcheint von links und birgt ſich in die andere Laube. Bei Seite). Im Gedränge bin ich losgekommen. Was verhandeln ſie nur?

Marcus. Prinz Swante! Wurmt denn gar nichts in Euch vom Stolz Euers Vaters, des unglücklichen Sten Sture? Wem gebührt die ſchwediſche Krone? Dem Sohne des Reichsverweſers, der die nächſten Anſprüche an den von Chriſtiern verlaſſenen Thron hatte, oder Guſtav Waſa? Und da hockt Ihr in Lauenburg, laßt Euch von klatſchhaften Frauen dumme Märchen erzählen, reitet dem alten Herzog ſeine lahmen Pferde in die Schwemme und glaubt ein Mann zu ſein, wenn Euer hölzerner Säbel einmal beim Ringelſtechen drei Ringe mehr aufgabelt, als der des dicken Stallmeiſters Euers Herzogs und ſeiner Kämmerlinge?

Siegbritt (bei Seite). Wo ſoll nur das hinaus?

Iwante. Was an mir spöttisch ist, das werd' ich mir schon selbst sagen! Laßt mich in Frieden!

Marcus. Seht, Prinz, wenn ich an Eurer Stelle wäre, so ging' ich jetzt gleich mit nach Lübeck und unterschriebe eine Kriegserklärung gegen Gustav, sagte, die Lübecker führten die gerechteste Sache von der Welt, die Eurige, und dann Name und Siegel darunter. Punktum! Euer Königswappen — das haben wir Euch schon stechen lassen.

Siegbritt (bei Seite). Gott im Himmel!

Marcus. Nun?

Iwante (außer sich). Seid Ihr wahnsinnig oder treibt Ihr Scherz mit mir? Lebt wohl!

Marcus. Halt da! (Schlägt ihn auf die Schulter.)

Iwante. Hauptmann!

Marcus. Hat Euch das weh' gethan? Verzeihung, Majestät, lübecker Hände setzen Kronen auf und haben — drum etwas schwere Wucht.

Iwante. Um dem Scherz ein Ende zu machen, will ich thun, als meintet Ihr ihn im Ernst. Laßt mich von diesen Händeln aus! Wisset, ich bin groß geworden in Blut. Ich bin als Kind in Thränen gebadet. Die Schreckensherrschaft Christiern's hat meine Seele früh mit zitternden Schauern erfüllt. Mein Vater starb auf dem Blutgerüst, meine Verwandten folgten ihm. True Ulfstand, das Ungeheuer, lieferte sieben meiner Vettern an Trolle's blutiges Messer. True Ulfstand ... wehe, dies Seufzen, dies Stöhnen, die Todesbangigkeit in meiner nächsten Nähe hat mich früh schon mit einem Abscheu erfüllt vor Eurer großen Welt! Nach Ritterart will ich leben und gern im kriegerischen Spiel mich tummeln; aber Ehrgeiz kenn' ich nicht. Die schwedische Krone bietet feil, wo Ihr wollt, ich begehre sie nicht!

Marcus. Herzog Magnus und ſeine Hofmeiſter ſprechen aus Euch.

Swante. Nein, nur die ſchmerzlichſte Wehmuth und die Gewißheit, daß das Elend meiner harrt, auf dem Wege, den Ihr mich wollt wandeln laſſen! Ich liebe ein holdes Mädchen; ſeit meiner früheſten Knabenzeit ſteht ſie meiner Erinnerung nahe, ſie war das einzige milde Licht im Jammer, der meine Seele umſchattete! Einige glückliche Wochen war ſie jetzt in meiner Nähe und kehrt nun mit ihrem Vater, den ſie in Hamburg abholt, nach Schweden zurück, zu König Guſtav —

Marcus. Siegbritt —

Swante. Siegbritt Ridderſtolpe! Wohl! Sie kennt Euch von Kopenhagen her. Denkt Euch das Glück, wenn der König, Vertrauen gewinnend, mich in die Heimat zurückruft zu meiner weinenden Mutter, zu meiner harrenden Geliebten. Nach Gothland wollen wir ziehen, wo mein Schloß den Gütern der Ridderſtolpe benachbart iſt. Da wird ſie mir entgegenfliegen . . .

Siegbritt (wendet ſich mit trübem Sinne abwärts).

Swante. . . . . wird mich in ihre Arme ſchließen, wird den ganzen Himmel ihrer Liebe über mich ausſchütten. Was frag' ich nach den Händeln der Politik! Friedlich werd' ich mit Siegbritt auf meinem Schloſſe wohnen und bei wenigen, doch treuen Dienſtleuten, unter Büchern, die uns die langen Abende verkürzen, unter einigen gutgeſchulten Roſſen und einer Koppel jagdluſtiger Windſpiele, mit denen ich zuweilen über den Schnee im Tannenwald den Hirſch verfolge, da will ich eines ſtillen ungekannten Daſeins mich erfreuen.

Marcus (träumeriſch). Und Siegbritt wird dazu die Harfe ſchlagen in ſtiller Einſamkeit auf dem Söller des Schloſſes — — glücklicher Swante!

Swante. O wie glücklich werd' ich ſein! Ja, Muſik und Dicht-

kunſt verbinden uns! Zuweilen wage ich ein Lied der Minne und ſie begleitet mich. O dies einzige ſichere Gefühl meines Lebens: Dieſe Liebe iſt mein! Der erſte Gedanke in Siegbritt's erwachendem Bewußtſein, die erſte Knospe ihres Lebensfrühlings war der treue Bund unſerer Herzen. Und das alles, Hauptmann, das ſollt' ich opfern, das Glück dieſes beneidenswerthen Beſitzes um eitler Wünſche willen aufs Spiel ſetzen? Nein, entkleiden will ich mich aller Majeſtät, aller Anſprüche dieſer Erde, wenn nur Siegbritt mein iſt! Den Adel, der in mir lebt, kann mir ja niemand rauben. Was ſoll ich hangen und bangen nach einer Auszeichnung, die mich beneidet, von aller Welt verfolgt, gequält machen würde! Den Beſitz meiner Siegbritt kann mir niemand ſtreitig machen.

Birgbritt (tritt vor und mit Größe). Weichlicher Knabe! Dieſen Beſitz nehm' ich dir ſelbſt! (Ab.)

Iwante und Marcus. Ha! Siegbritt! Iſt's möglich —

Marcus. Herz, klopfe nicht zu ſtark! Du ſprengſt die Bruſt!

Iwante. Siegbritt! Siegbritt! Was muß ich hören —! (Will ihr nach.)

Marcus. Halt, Prinz! Euer Geſchick will es anders. Es will Euch zu einem Helden machen wider Euern Willen! Warum ſteht Ihr hoch, warum ließ Euch das Geſchick in der Nähe des Throns geboren werden! Ihr ſeid ein Mann, für den bisjetzt noch andere denken müſſen. Beſteigt eins von den geſchenkten Roſſen und ſagt perſönlich dem Rath von Lübeck Euern Dank dafür.

(Es treten rings Meyer's Reiſige auf.)

Iwante. Gefangen?

Marcus. In Lübeck findet Ihr Feder und Schreibzeug, eine Kriegserklärung an die Krone Schwedens, die unterſchreibt! Wir brauchen Euch, Prinz, und weil wir Euch haben können, ſo

nehmen wir Euch. Ew. Majeſtät wollen unſere Freiheit allergnädigſt entſchuldigen.

Friedrich (kommt raſch). Hauptmann! Denkt Euch, das Fräulein! Wie im Sturmwind fliegt ſie in den Hof, ruft: Die Roſſe vor! beſteigt ihren Zelter und macht auf und davon, daß die Funken ſo ſtieben! Zwei von den Lauenburgern ſind ihr nach! Da ſprengen ſie, ſtaubaufwirbelnd, die bamburger Straße hin! Sollen wir nach?

Marcus. Nein!

Iwante. Siegbritt, wir ſchieden auf ewig! (Plötzlich von äußerſter Wuth entbrannt.) Was hält mich ab, euch dies Schwert ins Herz zu ſtoßen? Schändliche Raubgeſellen, die ihr mir den Frieden meines Lebens ſtehlt und wider meine Schuld mich in Jammer und Elend ſtürzt! Tod und Verdammniß über eure Stadt!

Friedrich und die Reiſigen. Dulden wir das?

Marcus. Laßt ihn! Damit es Kronen zu erobern gibt, müſſen andere ſie wegwerfen. Deinen Schmerz, armer Jüngling, ich verſteh' ihn; aber das Rad der Zeit rollt ſauſend um, und Ihr ſeid der einzige nicht, der ſeinem Schickſal folgen muß!

(Man umringt Iwante und führt ihn fort. Alle folgen.)

Zweite Scene.

Bei Wullenweber in Lübeck.

Einfaches Zimmer mit alterthümlichem Hausgeräth. Fenster. Großer Tisch.

Fünfter Auftritt.

Wullenweber. Oldendorp eintretend durch die Mitte.

Oldendorp.

Entſchieden iſt's! Ihr habt den Sieg gewonnen,
Nun laßt den Abendtrunk Euch munden, Freund!

Wullenweber (aufgeregt).

Ich fand die Stimmung lauer, als ſie ſollte.

Oldendorp.

Es iſt des Kaufmanns Art ſich zu beſinnen,
Er ſchweigt und macht verdrießliche Geſichter.
„Wie, tauſend Mark? Zu viel, zu viel, ich halte
Von ſolchen theuern Dingen gern mich fern —!"
So grämelt er und weiſt den Handel von ſich.
Da plötzlich blickt er auf, das Angeſicht
Erheitert ſich und lachend ſpricht er: „Ei,
Ein ſolches Ding muß man mit Macht beginnen,
Sonſt iſt's ein halb verlorner Bettel!
Was dachtet ihr, was ſollen tauſend Mark?
Das iſt dem heißen Steine nur ein Tropfen!
Nehmt hier nur gleich zehntauſend hin zum Anfang,

Und braucht Ihr mehr, ſo ſagt's!" Und ſo ging's hier!
Getroſt könnt Ihr an Eure Rüſtung denken.

Wullenweber.

Das macht die ſchwarzen Kugeln mir nicht weiß!
Die ſieben ſchwarzen! Wüßt' ich, wer ſie gab!

Oldendorp.

Was denkt Ihr an die ſieben ſchwarzen Kugeln?
Beſchloſſen iſt's, daß Lübeck Euer Wort,
Das kopenhagner Heldenwort, ſich einlöſt
Und Fehde anſagt Dänemark und Schweden.

Wullenweber.

Ihr ſprecht von Kaufmannsart, mein edler Freund!
Doch wiſſet, Glück ſchwellt Muth zum Uebermuth!
Wer neunundneunzig ſich gewann vom Glück,
Erhitzt ſich, daß es hundert nicht geweſen,
Und forſcht und keift und wurmt: „Warum nicht hundert!"
Und dieſe ſieben Kugeln ärgern mich
Und gerne wüßt' ich, wer ſie mir gegeben.

Sechster Auftritt.

Meta mit zwei Mägden, die Breter mit etwa zwölf großen Römergläſern und Wein tragen. **Die Vorigen.**

Meta. Da ſtellt nur hin! (Die Mägde ſtellen die Gläſer und den Wein auf den Tiſch und gehen.) Ich nahm vom beſten, Bruder. Guten Abend, Herr Syndikus! Seht ihr beide auch ſo trübſelig drein? Ach, ich weiß ſchon eure Neuigkeiten! Der Krieg

iſt wieder angeſagt. Die Leute ſtehen auf dem Rathplatz und wiſſen nicht, ob ſie ſich darüber freuen oder weinen ſollen.

Wullenweber. Du, liebe Meta, haſt nicht nöthig, zu den Leidigen zu gehören. Diesmal bleibt Marcus daheim und zieht nicht mit in den Krieg.

Meta. Daheim? Marcus? Denkſt du, daß ich das mit Freuden höre? Ruhe wird ihm nicht frommen. Du weißt, daß er nicht zu feiern liebt, wenn andere arbeiten.

Oldendorp. Marcus ſollte hier bleiben? Das überraſcht mich. So gern ich ſähe, daß ſeinem leichten Sinn und abenteuerlich fahrigen Weſen die Schnur übergeworfen würde, an welcher Meta nun ſchon ſo manches Jahr im ſtillen ſtrickt und webt, ſo würde doch der Feldzug nur halb von ſtatten gehen, wenn nicht auch Marcus mit hinausſollte.

Wullenweber. Es wird ein ſchweres Wort werden, wenn ich ihm ſagen muß: Du bleibſt! Dieſer Krieg erfordert eine andere Entfaltung als je ein früherer. Namen bedürfen wir von hoher Geltung vor der Welt, Männer aus ruhmvollen, fürſtlichen Häuſern ....

Meta. Gott, Bruder, das ſag' ihm nicht!

Oldendorp. Ihr kennt ſeinen Ehrgeiz! Das gibt Unfrieden!

Meta. Er wird glauben, du hielteſt ihn abſichtlich zurück um meinetwillen! Bruder, glaube mir, ein Herz wie das meinige iſt treu und genügſam. Ich bin glücklicher ihn auswärts in ſeinem Glück zu wiſſen, als ihn hier zu ſehen, wo er vergehen und ſolche Ruhe nimmer tragen würde.

Oldendorp. Edle Seele, Ihr ſeid zu nachſichtig gegen ihn!

Meta. O ſagt mir doch das nicht! Soll ich denn das Liebe nennen, was ihn unglücklich macht? Was iſt denn Liebe? Eigennütziger Beſitz und habſüchtige Begier, den Mann, dem — ja, ich ſage es! — unſere ganze Seele gehört, nun auch ins enge Ge-

häuſe unſerer kleinen Gedanken und eiteln Wünſche einzuzwängen? Nein! Als ich den Muth hatte, mein Ich an ein anderes zu wagen, eine kleine Welt von Gefühlen in eine große von Thaten zu überſiedeln, da hab' ich nicht gehofft, nach meinem Glück und meinem Wunſch die Lebenswege des Geliebten vorzuzeichnen, ich habe geſagt: Gehe hin, ziehe die Straße, die dir gefällt, und dulde nur, daß ich mit meinem Auge dich verfolgen, mit meinem Herzen dich begleiten darf; dulde, daß ich zuweilen komme, wenn du im Glück ausruhen willſt, und wähle mir im Unglück ja niemand anders, der dich etwa tröſten ſollte, als mich! Nur um des Glückes willen geliebt ſein wollen, nein, das iſt wahrer Liebe nicht würdig.

Oldendorp. Gutes Herz, du haſt ihn ſelbſt mit dieſer Schwärmerei verzogen!

Meta. Wer das Geringe hofft, Doctor, den erfreut ſchon das Geringe. Sollt' ich's denn mit dem Marcus machen, wie's die jungen Mädchen alle thun? Ich hab' dir meine Liebe geſchenkt, nun will ich aber auch, daß du keinen andern Gedanken haſt als blos mich, daß du mein armſelig Ich, das eben von der Puppe und vom Ringeltanz kommt, immer und immer auf dem Schos hältſt und dein ſchön frei Leben dazu verſchwendeſt, mich, nur mich vergnügt zu machen! Ei, die leidige Liebe, die wunder was Großes zu thun glaubt, wenn ſie ſich für ihre paar goldenen Herzenspfennige ein ganzes Königreich von Freiheit und Lebensluſt von dem geliebten Mann einſchachert! Nein, laßt um meinetwillen den Marcus nicht hier, laßt ihn nicht, ich bitt' Euch!

Wullenweber. Da ich ja ſelbſt in der wankelmüthigen Stadt zurückbleibe, Schweſter, und mit ſcharfem Regiment das Ganze zuſammenhalten muß, ſo ſollt' ich ſchon deshalb die Kriegführung diesmal andern Händen vertrauen und nun auch den Marcus hier behalten.

Meta. O das endet nimmer gut!

Perſiljeff.

Ja wohl,
Des Kloſterguts! Ich theil' es mit den Mäuſen.

Loginoff (draußen).

Kennſt Du die Stimme nicht, die mit Dir ſpricht?

Perſiljeff.

Das iſt — bei Gott, der Ton iſt mir bekannt —
(Geht raſch und öffnet.)

Sophia (drängt Pugatſcheff links auf die Seite hin).

Zweiter Auftritt.

Loginoff, Kaluga, Borotin (alle in Pelze gehüllt und ihrem Ausſehen nach mißgeſtimmt). Die Vorigen.

Perſiljeff.

Traumdeuter muß ich werden, ja wahrhaftig
Der Hetman iſt's, Andreas Loginoff,
Und Borotin, Kaluga! Seid willkommen —
Viel tauſendmal willkommen!

Pugatſcheff (bei Seite).

Wie, der Hetman?

Sophia (für ſich bei Seite).

Uſtinjens Vater?

Oldendorp. Wünscht ihn Euch nicht nach Kopenhagen, Meta! Man vernahm von der Luft, die dort am Sunde weht, nicht eben das Beste. Weichlich soll sie sein und verführerisch. Bald wäre Kopenhagen dieses Helden Capua geworden! Ich sage nichts mehr, weil ich Euer edles Herz nicht betrüben will.

Meta. Mich betrübt nur, daß Ihr mich nicht verstehen wollt! Scheltet mir doch den Geliebten nicht! Wie ich noch so ein winzig Mägdlein war, da nahm mich Marcus schon auf den Schos und streichelte mir als die Locken aus der Stirn und sagte: „Du nur sollst es werden! Aber — warten mußt du können und schreien darfst du auch nicht gleich, wenn ich einmal ein rosig Mündlein an einer andern Larve sehe und es küsse!“ Ach, da hatt' ich eine Freundin, die hieß Gesina; sie ist todt! So sanft und lieb und gut war sie, daß ich sie immer nahm und sagte: Gesina, theile mein Glück! Und überroth wurde sie, wenn der Schelm, der Marcus, das nicht zweimal hörte und gleich auch mit Küssen bei der Hand war. Dann freilich, dann sah ich's wohl, daß ihm auch solche gefielen, denen ich's nicht erlaubt haben würde, daß sie ihm gefallen sollten und da merkt' ich denn, daß die Männer, die uns gerade die liebsten, die herzigsten sind, auch am leichtesten denken, und viel, viel hab' ich dem unbeständigen lieben Mann schon nachgesehen. Dann aber kommt er immer so freundlich und treuherzig und reicht mir die Hand und sagt: „Meta, du wirst es doch!“ Seht, dann muß ich ihm um den Hals fallen und alles Leid ist aus, aller Schmerz vergessen in einem einzigen Kuß. (Sie sinkt an Wullenweber's Brust.)

Wullenweber. Edle Zuversicht des Herzens!

Oldendorp. Möchtest du nie getäuscht werden!

Wullenweber. Aber seht den Auflauf —

Meta (ans Fenster.) Er ist's! Hoch zu Roß mit flatterndem Helmbusch. O wie groß, wie herrlich! Wen bringen sie denn da?

Wullenweber. Gelungen! Es iſt der Prinz!

Oldendorp. Welcher Prinz? Ei das iſt ja der junge Swante Sture! Was hat der Meyer mit dem Prinzen?

Wullenweber. Eile dich, Meta, die Gäſte ſind im Anzuge. Iſt das Mahl drinnen bereitet?

Meta. So gut es meine geringe Kunſt vermochte. Soll etwa der Prinz unſer Gaſt ſein?

Wullenweber. Unſer Gaſt? Der Prinz? Dieſer nicht allein!

Meta und Oldendorp. Noch ein anderer?

Wullenweber. Ihr ſollt alles erfahren. (Bei Seite zum Fenſter:) Der Prinz gefangen! Der Tollkühne! Nichts mislingt ihm!

Oldendorp. Ihr ſeid geheimnißvoll, Freund! Was ſoll's mit dem Prinzen? Und mit welchem ſonſt noch?

Meta. Ja, ſcheltet ihn nur recht, Doctor! Seht, dem Marcus, dem hängt Ihr immer etwas an! Aber der hat keine Geheimniſſe, der geht nicht tagelang mit düſtern Gedanken und würde mir keine Prinzen zu Gaſt laden, ohne mir's vorher geſagt zu haben! Ja, Bruder, Marcus hat immer offen Viſir und läßt ſich gleich bis hinunter in ſein Herz ſehen. Sieht's dann auch da manchmal etwas bunt drin aus und ein bischen wild durcheinander gewürfelt, ſo kann man ihm gleich wieder ins Auge blicken und ſagen: Schelm, du haſt etwas! Nimm dich in Acht, deine Gedanken hängen dir aus dem Herzen heraus! Und dann gibt er gleich alles zu und lügt nicht. Das iſt herrlich von dem Marcus! Er kann nicht lügen! Und weil er das nicht kann und weil ich ſeine Liebe zur Wahrheit ehren muß, ſo frag' ich ihn auch gar nach nichts! Dich aber, Jürgen, ſiehſt du, dich möcht' ich den ganzen Tag fragen, du (freundlich drohend) Politikus du! (Ab durch die Mitte.)

Oldendorp. Ein Engel! Ein unbegreifliches Weſen!

Wullenweber (am Fenſter bei Seite). Er führt ihn in den Junkerhof — in ſeine Herberge — verdoppelt die Wachen am Thor —

Oldendorp. Aber ſagt, was ſoll Prinz Swante? Marcus quartiert ihn bei ſich ein wie einen Gefangenen! Ein neues Räthſel und Ihr habt uns noch nicht das alte gelöſt — Wann erfahren wir, wer der ſonderbare Unbekannte iſt, den Ihr beherbergt?

Wullenweber. Heute, in dieſer Stunde, Freund! Alles, alles ſoll jetzt vom Herzen! Ich höre meine Gäſte kommen. Wahrheit iſt ein theuerwerthes Wort, doch in *den* Händeln, Freund, die *uns* umſtricken, iſt ein Geheimniß ſo lange nur *unſer* Gefangener, als wir's bei uns behalten können. Geht's unter die Leute, ſind *wir* die Gefangenen. Ich habe dieſe arge Weisheit erſt gelernt, als ich mußte; angeboren iſt ſie mir nicht.

Siebenter Auftritt.

Lambert von Dalen. Jochem Gerke. Hermelink. Hans von Elpen. Gotthard von Höreln. Tönnies von Stieten und andere Rathsherren treten nacheinander (nicht alle auf einmal) herein. Die Vorigen. Dann Marcus und Meta.

Lambert. Guten Abend, Herr Bürgermeiſter!

Wullenweber. Willkommen, Herr Lambert von Dalen! (Zu Oldendorp:) Es iſt mir, als ſäh' ich in jeder Hand eine ſchwarze Kugel. (Laut.) Willkommen, Jochem Gerke! Ei, macht's Euch bequem! Nun, ausgeruht von der tapfern Rede gegen mich, Herr Hermelink?

Hermelink. Gegen Euch?

Wullenweber. Es iſt ja wahr! Ich träumte nur neulich, daß Ihr mir ſo wacker zugeſetzt hattet! Nein, nein, vergebt,

heute wart Ihr ſchweigſam, ganz beiſtimmend; ich kenne Eure Freundſchaft.

Oldendorp (bei Seite). Und ſeine ſchwarze Kugel!

Wullenweber. Nehmt einen Trunk zuvor, zum Willkomm!

Tambert. Aber ſagt, was iſt das mit dem Prinzen Swante?

Alle (durcheinander). Ja — redet — ei — ei — was hat der Marcus Meyer —? So ſprecht —!

(Marcus und Meta treten ein.)

Meta. Nun ruht euch — ihr Herren, guten Abend! Da laß dich nieder, Marcus! Ein heißer Ritt! Kühle dich.

Alle (treten auf Marcus zu). Guten Abend, Herr Marcus!

Hermelink. Wetter, habt Ihr den ſchwediſchen Prinzen in Euern Junkerhof bugſirt?

Dalen. Meinen Gaſt, der eigentlich mir zukommt!

Alle. Ei, ei! Redet! Redet!

Marcus (winkt, Wullenweber ſolle reden, wendet den Rathsherren den Rücken und läßt ſich am Fenſter nieder).

Wullenweber.

Setzt euch die Runde, edle Herrn und Freunde!
Friſch, Meta, auf und ab, credenze Wein!
Ich ſpräche gern vor dem beſcheidnen Mahl,
Das ich euch bieten kann, ein kurzes Wort!

(Bei Seite.)

Nun, Marcus?

Marcus (bei Seite zu ihm).

Drüben ſitzt er jämmerlich
Und greint in meiner Kammer! Wie ich's machte,
Um ihn zu fangen, denkt's Euch ſelber aus.
Daß wir ihn haben, ſei genug geſagt.

Achter Auftritt.

Krevet. Die Vorigen.

Krevet.

Entſchuldigt mich, ihr Herrn!

Alle.

Seht da — der Vogt
Von Möllen!

Krevet.

Ja, Herr Bürgermeiſter, wollt
Entſchuldigen, daß ich mich ungeladen
In die Geſellſchaft dränge!

Wullenweber.

Nun ich denke,
Ihr kommt vom Pferdemarkt Bericht zu bringen.
Heut' ging es ſchärfer zu als ſonſt. Ein Füllen,
Ein junges, riß ſich von der Leine los,
Da gab es mit den Knechten, denk' ich, Händel?

Krevet.

Ihr ſagt's im Bild! Und ohne weitern Umſchweif
Berichť ich noch, daß kaum Herr Marcus Meyer
Mit ſeiner Beute aus dem Thore war,
Nicht eine Stunde ſpäter, anderthalb,
So kam von Lauenburg Herr Herzog Magnus
Mit zwanzig Rittern wie geflogen her,
Dem Hauptmann ſeine Beute abzujagen —
Nun war's zu ſpät! Der Herzog ließ die Ritter
Mit ihren Knechten in die Stadt, die tobten
Und ſchlugen Tiſch' und Bänk' entzwei und fluchten

Und Händel gab es mit den Reiſigen.
Für morgen bitt' ich mir ein zwanzig Mann
Für das, was nachkommt, als Verſtärkung aus!

Alle (ſehen ſich verwundert an).

Wullenweber.

Ihr ſeid erſtaunt und ſo erfahrt, ihr Herrn,
Ein jedes Ding muß kräft'gen Anfang haben.
Ich ließ durch unſern tapfern Marcus Meyer
Den Prinzen Sture uns nach Lübeck holen,
Mit ihm zu unterhandeln, was er wohl
Mit ſeinem Anſpruch auf die Krone Schwedens
In dieſer Kriegszeit zu beginnen denkt.

Gerke (zu Meyer).

Kam er von ſelbſt?

Marcus.

Er iſt jetzt da, Herr Gerke.

Meta.

Du biſt ſo mürriſch, Freund! Was ſtört dich? ſprich!

Marcus.

Daß das, was man gethan, ſich nun erſt ſoll
Auflöſen noch in Worte —

Hermelink.

Rechenſchaft erlaſſen
Um ſolcherlei Begebenheiten, Hauptmann,
Wird keinem hier in Lübeck, das begreift!

Marcus (ſteht auf).

Ihr Herren, guten Abend!

Wullenweber.

Marcus, bleibt!
Ihr ſeid in unſerm Rathe nöthig!

Marcus.

Rathsherr
Von Lübeck noch zu werden! Welche Ehre!

Lambert.

So hätten wir denn jetzt zwei fremde Gäste
In unsrer Stadt; der ein' ein schöner Prinz,
In meinem Garten hat er jüngst gespeist —
Der andre — ja, ein völlig fremder! Jürgen,
Ihr sagtet heut', Ihr habt den Unbekannten
In unsre Mitte führen wollen. Nun?
Wie ist's?

Stieten.

Im Grunde wißt Ihr, Wullenweber,
Daß hier in unserm Lübeck jeder Fremde
'Nen richt'gen Namen tragen muß.

Krevet.

In Möllen
Würd' ich so lange keinen Fremden dulden,
Und wenn Herr Jürgen Wullenweber selbst
Für seine Kreide unsern Wirthen bürgte.

Hörein.

Die Fremdenpolizei ward eigentlich
Von Euch verletzt —

Wullenweber.

Herr Vogt von Möllen, wenn ich
Euch offen meine Meinung sagen darf,
So möcht' ich nicht in Euerm Amte forschen,
Was da für Boten sich verlaufen mögen.

Krevel.

In Möllen ſollt Ihr keine Straße finden.

Elpen.

So laßt das Schrauben jetzt und das Secciren!
Und wenn ein Mann, wie unſer Wullenweber,
Ein Stiftchen auch von unſrer Stadtuhr nähme,
Sie bleibt darum nicht ſtehn!

Hermelink.

Hobo, Herr Elpen!
Das wäre doch ein eigen Räderwerk!
In Nürnberg, mein' ich, hat man unſre Stadtuhr
Rechtſchaffen ſo gebaut, daß niemand darf
In ihr Getriebe ſeinen Finger ſtecken.

Gerke.

Ich bitte, haltet Ruh' und laßt ihn reden!
Vor Eurer Elle kommt man nie zum Kram!

Hermelink.

Die Elle iſt geaicht, trägt Kaiſers Stempel!
Die Ordnungen ſoll man beim Alten laſſen.

Oldendorp.

Wenn wir beim Alten nur geblieben wären,
So ſäßen wir nicht hier ....

Marcus.

Herr Syndikus!
Ich kenne nicht die Art, im Rath zu ſitzen,
Darf man ſich da wol einen Trunk erlauben?
Das anzuhören macht die Kehle trocken.

Meta.

Den kühlſten ſollſt du haben, armer Rathsherr!
(Credenzt ihm aus friſcher Kanne.)

Krevet (bei Seite zu Hermelink).

Von Brömſen bringt mich nur ein Brief hierher,
Ich muß Euch morgen im Kriegszeugamt ſprechen.

Wullenweber.

Darf ich nun reden? Sind die kleinen Formen
Beſeitigt? Die Grashalme, die euch hindern,
Den Fuß zu ſetzen in die freie Waldung?
Dies ewige Verſchanzen hinter Clauſeln!
Was ich zu ſagen habe, ſollt' euch freuen.
Nur einen wird es ſchmerzen .... Marcus —

Marcus.

Mich?
Von Wäldern ſpracht Ihr, Jürgen? Ei, ich hoffe,
Der Fremde kommt nicht etwa gar von daher,
Wo ich noch Bären angebunden habe?

Meta (für ſich).

Wie lieb' ich ihn, wenn er ſo freundlich ſcherzt
Und ſelbſt im Unmuth heitre Worte ſpendet!

Wullenweber.

Nehmt Platz und hört mir nun in Ruhe zu!
Ihr wißt, die Welt iſt unſerm Wohl nicht hold.
Misgünſtig ſchaut ſie hin auf Lübecks Größe
Und neidet uns des Handels — ſchwankend Glück!
Sind wir im Vortheil, übertreibt die Schelſucht
Das ſchwer Errungene zu Tonnen Goldes!
Sind wir im Nachtheil, freuen ſich die Nachbarn,
Die Fürſten, die den Städten abhold denken,

Und bei der Hanſa nur iſt treuer Antheil.
Wenn wir nun jetzt den Kampf beginnen werden,
So wird es heißen: Seht die geiz'gen Krämer,
Die um des Seckels nimmerſatte Habſucht
Die halbe Welt in Brand zu ſtecken wagen!
Die guten Leute wiſſen eben nicht,
Daß der Gewinn des Kaufmanns nur die Blüte
Und hundertfält'ge Frucht vom Einen iſt,
Indeß vom hundertfält'gen Andern Täuſchung
Und meiſt Verluſt gedeiht. Um drum die Meinung
Für dieſen Krieg gerechter zu gewinnen
Und eine Fehde anzuſtiften, die
Um mehr als unſre Noth ob Rechtens lodert,
So ſchien mir unerlaßlich, daß ein Name,
Der in dem Rath der Fürſten Geltung hat,
Ein Kriegsheld von erprobter Kraft und Würde
Für uns in dieſem Kampf — das Banner trägt.

Marcus.

Wer würde Feldherr?

Wullenweber.

Marcus, brauſt nicht auf!
Weiß Gott, es hat mich ſchwer gedrückt, dies Wort,
Das ich dem Manne meiner Wahl gegeben,
Vor dieſem Augenblicke der Entſcheidung
Von unſerm Pact niemand zu reden, ſelbſt
Dem Freunde nicht.

Marcus.

Wen ſetzt man über mich?

Hermelink.

Herr Marcus Meyer, bläht Euch nicht ſo auf!

Pugatſcheff (bei Seite).
Und Kaluga, jetzt
Uſtinjens Bräutigam —

Loginoff.
Vergebt die Störung!
In Euer Kloſter wollten wir, wir haben
An Sergius und Hiob Briefe. Sind
Die Popen heim?

Perſiljeff.
Seit ein'gen Tagen erſt.
Sie waren in der Wallachei und Moldau.
Doch ruht Euch aus! Was geht Ihr denn ſo lahm?
Kommt Ihr zu Fuß die harte Winterreiſe?

Loginoff.
Die Knecht' und Wagen ſind im nächſten Weiler
Zurückgeblieben — gönnt uns kurze Raſt!
(Sie laſſen ſich auf ihren derber ſchon ausgezogenen Pelzen nieder.)

Perſiljeff.
Mit tauſend Freuden. He Seryhia — Nun,
Ihr kennt doch meine Baſe und den Schatten,
Den ſie in ihrem Rücken wirft?

Porotin.
Ihr ſeid's,
Der tapfre Pugatſcheff?

Loginoff.
Wie, Pugatſcheff?

Ihr habt doch nicht gedacht, den Feldherrnſtab
In dieſem großen Krieg allein zu führen?

Marcus.

Steckt Eure Naſ' in Contobücher!

Hermelink und Stieten.

Wie?

Dalen.

Gemach, gemach, mein werther Stadthauptmann!

Marcus.

Macht Feldzugspläne, Herr, für Eure Tafel
Und ſprecht vom Sturm auf Eure ſpan'ſchen Weine!
Bei wem verdingt man mich zum Leutnantsdienſt?

Wullenweber.

Mit Freuden hätt' ich, Marcus, dir, dem Sieger
Von Aggerhuus, dem Tapferſten der Welt,
Auch dieſes Krieges Führung anvertraut —

Marcus.

Wer iſt der Unbekannte? Iſt es Bayard?
Bin ich kein Ritter ohne Tadel, bin ich
Wie der ſo gut ein Ritter ohne Furcht.

Krevet. Dalen. Hermelink.

Beendet das!

Hermelink.

Und überhört ſein Prahlen!

Wullenweber.

Ich überhöre nichts, was hörenswerth.
Es mag mit ſeiner wilden Rauheit Marcus
Euch läſtig dünken und in Lübeck, wo
Man Ruhe liebt, zu viel Euch trommeln laſſen.

Ich ſchickt' ihn gerne fort: ich ließ' ihn freudig
Stockholm und Kopenhagen uns erobern,
Wenn nicht der Mann, den ich euch wählen wollte,
Ein Herr aus deutſchem Fürſtenblute wäre,
Verwandter des gefangnen Chriſtiern,
Verwandter des gefangenen Johann,
Ein Feldherr, der den Dänen ſagen darf:
Ich komme als Befreier meines Oheims,
Ich komme als Befreier meines Neffen,
Ich komme als ein Oldenburger Erbe,
Ich komm' als Proteſtant, als Luther's Freund.
Und dieſer Herr, obſchon er nur ein Graf
Und arm nur iſt, kein Kurfürſt und kein Herzog,
Führt doch als Fürſt durch ſeines Namens Klang
Allein aus Sachſen, Franken, wo die Trommel
Seit ſieben Wochen wirbt für ſeine Fahne,
Ein Söldnerheer uns zu, viertauſend Mann,
Die auf dem Anmarſch ſtehn von Niederſachſen.
Was nur an Kriegsvolk feiert, ſtrömt herbei!
Die allberühmten tapfern Oberſten
Von Hoya, den von Dohna, Baſtian
Von Jeſſen bringt er uns mit Reiterfähnlein.
Für Munition, metallne Donnerbüchſen
Bedarf es nur des Gelds zu raſchem Ankauf.
Die Ritter, eben aus dem Bauernkrieg
Heimkehrend, wiſſen, wo davon das Beſte
In deutſchen Landen zu erſtehen iſt.
Und dieſer Fürſt —

Oldendorp (begeiſtert).

Kein andrer kann es ſein,
Als Deutſchlands Alcibiades, wie ihn

Melanchthon nannte, niemand, Jürgen, als
Der lebensfrohe, hochgelahrte Herr,
Herr Chriſtoph, Graf zu Oldenburg.

Alle (außer Marcus, freudig überraſcht).

Iſt's wahr,
Der Oldenburger?

Wullenweber.

Er, der Tapferſte,
Ruhmvollſte aller deutſchen Kriegesfürſten!
Er iſt es, der das deutſche Banner trage
In dieſem großen Kampf! Seid ſtolz auf ihn!
Und wenn ihr's ihm zu zeigen wünſcht — da iſt er!

Neunter Auftritt.

Graf Chriſtoph von Oldenburg im Mantel, den er abwirft, tritt von der Seite ein. Die Vorigen.

Chriſtoph (vornehm gekleidet, heiter und lebensfroh).

Nun, Gott ſei Dank! Der Faſching geht zu Ende.
Weg mit der Mummerei! Ja, ſeht mich an!
Ich hinke nicht am linken Bein und trage
Auch keine Hahnenfeder auf dem Hut.
Und dennoch, gleich als käm' ich aus dem Rauchfang,
Sind eure Kinder, Weiber, ja im Dunkeln
Auch Männer manchmal vor mir fortgelaufen.

Wullenweber.

Herr Graf, willkommen hier im Freundeskreiſe,
Im Kreiſe der Bewundrer Eures Ruhms!

Chriſtoph.

Den hab' ich ſchlecht in dieſer Zeit genoſſen!
Nicht eine Maus hat mich erkannt .... Nun wohl,
Ich grüß' euch alle, ehrenwerthe Herren!
Der Ton iſt zwiſchen uns noch nicht recht warm,
Doch werden wir einander ſchon gewöhnen.

(Alle verbeugen ſich.)

Oldendorp (in freudiger Erregung).

Ihr kommt von Wittenberg, Herr Graf! Das wär
Die Hände Euch zu ſchütteln ſchon genug.

(Thut es.)

Doch kommt Ihr auch als kühner Wetterſtrahl,
Um unſre Ehre donnernd zu vertreten!
Da theilen ſich die Wolken, jeder ſtrahlt
Im Blau des Himmels, freudig, hoch entzückt!
In unſerm Schweigen hört Ihr unſre Achtung.

Chriſtoph.

Der Gruß thut wohl. Er kommt von wem?

Wullenweber.

Es iſt
Der Syndikus der Stadt, Herr Oldendorp,
Der rechte Kitt des ganzen Hanſabundes!
Und dies Herr Gerke, weiland Bürgermeiſter,
Von Elpen dies — Rathsherr von Elpen —

Chriſtoph.

Elpen?
Elpis, die Hoffnung! Gute Vorbedeutung!
Ihr ſeht, ich faſſ' euch gleich beim Namen.

Wullenweber.

Hier
Herr Hermelink, Tönnies von Stueten, dies

Gotthard von Höveln, Handelsleute, Rathsherrn,
In vielen Dingen nicht der gleichen Meinung,
Doch in dem Stolz auf Eure Freundschaft einig.
Hier nehmt das Glas, Herr Graf! Auf Euer Wohl!

Alle (außer Marcus, ergreifen die Gläser und stoßen freudig an).
Des Grafen Wohl!

Christoph.
Auf Lübecks Wohl erwidr' ich.
Recht und Gerechtigkeit in jedem Lande!
Auf Deutschlands und der Hansa Wohlergehn!
Dem deutschen Dreizack beuge sich die Ostsee!
Für Dän'marks Bauer, Dän'marks Bürger, Schwedens
Erhebung von dem Adelskönigthum!
Für die Erlösung Christiern's des Zweiten!
Und allermeist mit dreifach reinem Klang
Für Luther's Lehre und den Sieg des Geistes!

Alle (durcheinander).
Hoch! Hoch!

Oldendorp (zu Wullenweber).
Mir feuchten sich die Augen, Freund!
Das ist ein Mann ganz nach dem Herzen Gottes!

Wullenweber.
Zu einem kleinen Abendimbiß kommt!
Herr Graf, Ihr müßt vorlieb mit Bürgern nehmen,
Die mich zu ihrem Meister machten, weil
Ich ihre Rechte schützte, nicht, weil ich
Etwa dahier der Reichen einer bin.

Christoph.
Nun, Fräulein Meta, kann ich endlich doch,

Wenn ich im Mantel Euch vorbeigehuſcht,
Ein Veilchen ſtillſtehn und im Dunkeln plaudern.

Meta.

Das Mahl iſt drinnen fertig, wenn's beliebt.

Chriſtoph.

Auch das muß ſein; denn der Lateiner ſagt:
Spiritus non potest habitare in sicco,
Der Geiſt kann nicht im Trocknen wohnen.
(Zu Oldendorp.)
Doctor,
Glaubt nur nicht, daß wir jetzt in Wittenberg
Kein Griechiſch mehr und kein Lateiniſch ſprächen!
Da heißt's: Ich liebe Weiber, Sang und Wein
Und zwiſchendurch ein heidniſch Wort Latein.
(Zu Gerke.)
Ihr habt ſtudirt?

Gerke.

Zu Prag.

Chriſtoph.

Ich ſeh's euch an
An euern blaſſen, zärtlichen Geſichtern,
Ihr alle, ja, ihr ſitzt zu viel und hockt
An Actentiſchen, ſchluckt des Staubs genug,
Ihr armen Krösuſſe .... Ei was, ihr ſeid
(Zu Krevet.)
Im Waffenrock? Und ganz gewiß — der Feldſcher?
Ich ſah Euch immer mit dem Rathsbarbier.

Alle (lachen).

Wullenweber.

Er ſchert das Unkraut von den Feldern, Herr!
Es iſt der Vogt von Möllu.

Chriſtoph.

Nun, alſo doch
Ein Stückchen Kriegskamerad!

Krevet.

Erlaubt,
Daß ich für meinen Dienſt mir Urlaub nehme.

Wullenweber.

Bleibt doch, Herr Krevet!

Krevet (zu Marcus).

Hauptmann, morgen ſprech' ich
Von wegen der Verſtärkung meiner Leute
In erſter Frühe vor im Junkerhof! (Ab.)

Chriſtoph.

Ein Hauptmann da am Fenſter? Halt, bei Gott!
(Zu Marcus.)
Den hat das Zimmerſtoßen nicht gebräunt!
So wird die Haut in Schlachten nur gebeizt!
Das iſt, nicht wahr, ich rath' es ſchon, Herr Marcus!

Marcus (war auch aufgeſtanden).

Der bin ich, Herr.

Chriſtoph.

So ſchüttl' ich Eure Hand!
Ei Wetter, nein, was hab' ich von dem Stübchen —
Wo Wullenweber mich verſteckt gehalten,
Euch martialiſch commandiren hören.

Marcus.

Zum Kriegsmann hab' ich mehr als nur die Stimme.

Chriſtoph.

Das wollt' ich meinen! Auch die wackre Fauſt!
Sebaſtian Schärtlin hat mir oft erzählt,

Bibl. Univers. Lips.

Wie Ihr im Türkenkrieg bei ihm gefochten.
Und Euer Sieg bei Aggerhuus, von dem
Erzählt die Welt! Und alles das war — wirklich
In einer Schmiedewerkstatt einst verborgen?
Vom Hammer, sagt man, seid Ihr erst zum Schwert,
Vom Amboß an den Feind gekommen, den Ihr
Hufeisen gleich zu klopfen lerntet?

Marcus.

Ja!
Von Hamburg bin ich, Herr, und meines Zeichens
Schmied —

Christoph.

Ehren muß es Euch, vom Pferdehuf
Euch selber so aufs Roß gesetzt zu haben!
Wer je nach Hamburg seines Weges kommt,
Der laß' sich am Burstah die Schmiede zeigen,
Wo Marcus Meyer einst am Amboß stand,
Umglüht von Feuerschein! Jetzt glüht um ihn
Die Sonne seines Heldenthums. Ihr Herren,
Ist das nicht eine wunderbare Zeit,
Wo edler Kern aus solcher Schale bricht
Und jeder Trieb sich kann zum Lichte drängen?
So wird auch unser Deutschland sich empor
Aus innerm Hader, äußerer Umstrickung
Ein freier Adler in die Lüfte schwingen!
Nun, dies und anderes besprechen wir
Beim Mahl! Reicht mir den Arm, mein werthes Fräulein!

(Er begleitet die sich etwas sträubende Meta. Alle, außer Marcus und Wullenweber, folgen freudestrahlend.)

Wullenweber.

Komm, Marcus! Komm! Und denk', ich mußte so.

Marcus (ausbrechend).

Du mußteſt ſo? Und ſo herabgeſtürzt
Von meinem beſſern Werth zum Hufſchmied wieder?

Wollenweber.

Hat dich dies Wort gekränkt? Er ſprach's in Güte
Und lobte dich in edelſter Geſinnung.

Marcus.

Wie Falken wol im Sonnenlicht den Flug
Der Schwalbe überm Sumpf! Und Dem jetzt dienen!

Wollenweber.

Nur unſer Werkzeug iſt er, wir nicht ſeines!
Denkſt du, daß wir das Heft nicht kräftig halten,
Die Fäden nicht wie ſonſt regieren werden?

Marcus.

Du greifſt zu tief in meine Seele, Jürgen!
Zu viel ſtemmt krampfhaft ſich auf meine Bruſt!

Wollenweber.

Komm, Marcus! Nimm dies leicht! Erhebe dich
Von der Betrachtung deines eignen Werths
Zum höhern Urtheil über Welt und Zeit!

(Man hört nebenan ein Hoch und Gläſerklingen.)

Marcus.

Wie ſie der Mann entzückt, wie die Geburt,
Der Beifall eines ſo erlauchten Fürſten
Aus Krämern Helden macht! Was rufen ſie?
Die Freiheit lebe? Nein, ihr lügt! Ihr meint
Nur Euern Walfiſchthran! O pfui der Schande!
Das ewig Niedre, das Gemeine läßt
Uns nicht mehr los aus ſeinen rußigen Händen,

Wenn es uns einmal nur berührte — —! Laßt mich,
Ich bleibe länger nicht in euerm Dienſt!
Ich will zurück nach Hamburg, will mich wieder
An meinen Amboß mit dem Hammer ſtellen — —

Wullenweber (hält den Raſenden auf).

Freund! Freund! Es gilt den Aufſchwung unſrer Freiheit!
Das letzte Aufgebot der Kraft des Bürgers!
Tief ſchneidet mir's ins Herz, daß ſo aus eignem,
In ſich gewiegtem ſtolzen Willen nichts
Durch ſolche Menſchenart zu ſchaffen iſt!
Da muß der Wind aus allen Ecken blaſen,
Der Zufall muß mit lockender Muſik
Die Zagenden aus ihrem Schnarchen wecken.
Der Augenblick, in bunten Lappen, muß
Antrippelnd mit behender Sohle kommen,
Und in dem Rauſch der Heiterkeit gelingt,
Was aus Entſchließung nur der Mannesbruſt
Geboren hätte werden ſollen! Marcus,
O ſieh doch nicht auf dich allein! Erblicke,
Was meinen Augen wie im Nebel leuchtet!
Ein freies Deutſchland! Frei nur durch ſich ſelbſt!
Die Städte durch die Städte! Eine ſich
Der andern ſchweſterlich geſellend! Marcus,
Der Traum will ſchwinden! Fürſtenmacht,
Den Bürger haſſend und den Kaiſer haſſend,
Die Lutherlehre nutzend nur als Vorwand,
Um aus dem Reichsverbande ſich zu löſen,
(Ach! leider trägt des Kaiſers Hand die Schleppe
Des Papſts in Rom!) ich ſage, Fürſtenmacht
Naht wie das Thier, das lebend halb, halb Pflanze
Mit fangenden Schlingarmen um ſich greift,

Pugatſcheff.

Willkommen unterm Dache meines Vetters!
Sophia, ſorg' für unſre werthen Gäſte!

Sophia (zu Pugatſcheff).

Sieh nur des Hetmans düſtern Blick!

Pugatſcheff (laut).

Mein Weib
Beſorgt derweil ein würziges Getränk.
Das ſoll Euch die erſtarrten Adern wärmen.
(Bei Seite zu Sophia) Die Liebe muß ſich rühmen können,
Daß Menſchen ſind, die uns ihr Glück nicht gönnen.

Sophia (ab).

Loginoff.

Wir ſind Euch läſtig, Pugatſcheff —

Perſiljeff.

Ei nicht doch!

Loginoff.

Wir wußten nicht, daß er nach ſeiner Flucht
Aus Kaſan, wo ſie ihn in Ketten hielten,
Den armen Schelm, weil er ein guter Redner,
Bei ſeinem Vetter wohnt.

Perſiljeff.

Ja, Herr, bei mir!
Und hochgeſegnet ſei der Wirbelwind,
Der ihn, ſein Weib und ſeine holden Kinder
An meines Hauſes Schwelle abgeſetzt!
Bei den Tſcherkeſſen glauben ihn die Vögte —
Er weilt bei uns und dient der guten Sache.

Und eine Stadt verfällt ihr nach der andern!
Da gibt's nur Rettung, wenn wir ſelbſt die Arme,
Die ſaugenden, an unſern Körper ſetzen,
Die Gier der Fürſten uns zu Nutze machen,
Uns alles, was in dieſer Zeit der Gärung
An wilder Herrenloſigkeit durchs Land
Mit brauſend losgelaſſner Freiheit ſchwärmt,
Durch kurze Anerkennung unterwerfen.
Laß ſie getroſt in unſre Mauern fliehen,
An unſerm Herd ſich ſätt'gen und erwärmen,
Für ihre wurmzernagten Pergamente
Sich Hülfe ſuchen — (dieſer Oldenburger
Hat altes Anrecht auf den Thron der Dänen,
Vielleicht geringres als der Graf von Holſtein)
Wir unterſuchen ihrer Händel Urſprung,
Den vielverzweigten ihrer Ehrſucht nicht —
Wir ſorgen nur, daß immer mit im Strich
Des höchſten Fluges der Gewaltigen,
Wir uns erhalten auf der — Freiheit Höhen!
Denn das ſei unſer Merkziel: Nichts gewährt,
In unſer Thun und Laſſen aufgenommen,
Was ſich in unſer Leben nicht verwandelt,
In unſer Blut, in unſre Kraft! Verbraucht
Zu werden von den Fürſten — oder dieſe
Verbraucht von uns! So muß die Loſung klingen
Zum mindeſten für unſern Hanſabund,
Die Städtekönigin mit der Mauerkrone!
Da, Freund, da denkſt du noch an dich? Denkſt immer
Bei deinem Schwert nur, wie es ſauſend fällt
Und blut'ge Garben ſchneidet, wie der Schnitter,
Der nur mit ſeiner Sichel prahlt, wie ſcharf

Die ſei? Denkſt nicht an das Warum? Die Fahne,
Die einigend, begeiſternd, muthentflammend
Durch brave Kriegerſcharen leuchtend weht
Und tauſend Arme, tauſend Heldenſeelen
Durch Einen Willen lenkt und Eine Farbe?
Ein edler Dienſt macht Herren aus den Knechten!
Ein großer Zweck macht groß! Vergiß dich ſelbſt
In dem, was jetzt geſchieht, und komm, mein Freund,
Komm! Trinke Kameradſchaft mit dem Grafen! (Ab.)

Marcus (allein).

O müßt' ich jetzt nicht denken übers Meer!
Hinüber dorthin, wo in goldnen Banden
Die Seele mir in Zauberfeſſeln weilt!
Das alles, was ſich Großes will begeben,
Soll nicht mit mir und nur mit andern werden?
Es ſoll an mir nur ſtolz *verüberrauſchen*
Und fremder Größe ſoll ich dienend lauſchen?!

Meta (öffnet leiſe die Thür). Marcus!

Marcus (ſie erblickend). Meta!

Meta. Treibt es dich nicht recht von Herzen — nun zu mir?

Marcus (umarmt ſie). Zu dir!

Meta (freudig). Marcus, du weinſt? Und dieſe weinenden Augen ſind *mein*! Beneidet mich um die Thränen eines Helden!

(Sie bleiben in der Umarmung.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Lübeck. In Wullenweber's Hause.

In der Ferne Kanonenschüsse.

Erster Auftritt.

Wullenweber, Oldendorp, Hermelink, Mieten, Gerke, Paleu, Krevet treten auf.

Wullenweber. Leute! Ihr müßt mir nicht ewig mit euern kleinlichen Interessen und Unbequemlichkeiten in den Ohren liegen. Wir haben Lebensmittel, noch ein ganzes Jahr die Belagerung dieses Holsteiners auszuhalten.

Paleu (ängstlich) und **Hermelink** (spottend). Großer Gott!

Paleu. Vergeht Euch nicht in so sündhaftem Prahlen, Herr Jürgen! Von dieser Noth der Stadt Lübeck wird man noch in den spätesten Zeiten erzählen. Sie ist einzig in ihrer Art.

Wullenweber. Weil Ihr nicht gewohnt seid, eine Zeit lang

Eure Lustbarkeiten auszusetzen, und nicht täglich frisches Wildpret für Eure Tafel habt. Schämt Euch! Der Plan unsers neuen großen Feldherrn war trefflich berechnet. Wegen alter Reibung und da sich Lauenburg den Prinzen Swante so keck angelegen sein läßt und Holstein sein Wort dazu gibt, fangen wir an zum Schein gegen beide zu zänkeln! Man sollte in Dänemark glauben, unsere Rüstung nehme eine andere Richtung. Der Graf sticht inzwischen in See und läßt uns die kleine häusliche Plage des gereizten Holsteiners und der Lauenburger zurück.

Oldendorp. Auch nimmt das Schießen seit gestern ab. Es geht eine Veränderung im Lager vor.

Wullenweber. Sie werden an Kopenhagen denken müssen! Zum zweiten mal wird sich Lübeck eine Königsstadt erobern. Schon jetzt vielleicht weht auf der Frauenkirche in Kopenhagen weiß und roth, ganz Seeland ist bereits in unserer Gewalt.

Hermelink. Indeß wir vor unsern Thoren keinen Rübenacker mehr besitzen.

Wullenweber. Die lüb'sche Flotte beherrscht den Sund und die Belte.

Hermelink. Hier kann keine Fischerjölle die Trave herunterkommen.

Wullenweber. Ihr seid das Echo der alten Weiber am Kohlmarkt.

Oldendorp. Traurig, wie die Leute Euern Herold unterbrachen, Jürgen. Der kündigte mit vollen Backen an: Seeland ist unser! und die Bürger antworten: Aber Mölln ist verloren! Funfzehn Fahnen erobert! sagte der Herold, die Bürger jammern: Der goldene Wetterhahn von der Marienkirche ist abgeschossen! Der rosenburger Garten ist das lüb'sche Lager geworden! In meinem Gemüsegarten campiren die Schützen der Holsteiner! Und so haben sie bei allem Ruhm

und Triumph in der Ferne ſo viel Zwicken und Zwacken in der Nähe, daß ich fürchte, dieſe kurzſichtigen Menſchen gäben alle drei nordiſchen Kronen dahin, wenn ſie nur wieder am nächſten Sonntag vors Thor nach Israelsdorf gehen könnten, um friſchen Kirchweihkuchen zu eſſen.

Wullenweber (der ſich geſetzt hat und den Kopf aufſtützt). Gütiger Himmel, ſtärke mir die Geduld! Ein großes Werk begann ich für das Wohl meiner Vaterſtadt! Nicht in frevelndem Muth löſte ich die Ketten ſklaviſcher Abhängigkeit des Bürgers von einigen wenigen reichen Tyrannen; man hatte die Ketten abgenommen ſich ſelbſt, man gab ſie mir und ſagte: Mach' ſie für künftig nur etwas leichter! Wir wollen ja gehorchen, wir wollen Geſetze, wollen ſie um der Gerechtigkeit willen, wollen Ordnung, aber um der Freiheit willen! Und ein neuer Geiſt kam über das Ganze, ein Geiſt der Freude und des Stolzes, am erworbenen Glück ein gemeinſamer Antheil. Es war ein Staat, den Fürſten beneideten! Jetzt kommt nun einmal eine Begebenheit, wie ſie ſonſt wol aus der Ferne, mit prahleriſchem Behagen beim Bierkrug vergetragen, mit den größten Thaten der Geſchichte verglichen zu werden pflegt! Die Fürſten wagen ſich an unſere Städte! Selbſt die kleinen fühlen ſich erſtarkt! Holſtein und Lauenburg belagern Lübeck! Da ſehen ſich Meereskönige wie ihr in ihrem gewöhnlichſten Lebenslauf unterbrochen, geſtört in ihren Gewohnheiten, unglücklich über den geringſten Zwang, den ſie ſich anthun ſollen. Schaut doch hinaus über das Weichbild eurer Stadt! Denkt doch, daß die Welt in dieſem Augenblick beobachtend auf euern Muth, eure Beharrlichkeit blickt und eure Thaten jetzt auch einmal nach eurer Ausdauer mißt! Habt ihr nicht die Größe, euch ſelbſt ein Schauſpiel aufzuführen voll Muth und republikaniſcher Tugend, ſo thut es wenigſtens um des Aufſehens willen vor den andern und knirſcht

die Zähne zuſammen, damit ihr, wenn nicht ſtark ſeid, doch wenigſtens ſcheinet.

Dalen. Die äußere Belagerung ertrüge ſich noch, wenn wir nur frei würden von der innern. Macht nicht Marcus Meyer ein Rumoren, als hauſte der hölliſche Feind in der Stadt? Nicht nur vor den Thoren, nein, in unſern Häuſern ſind wir belagert. Nicht fünf Menſchen ſollen zuſammenſtehen, bis neun Uhr ſollen die Straßen wie ausgefegt ſein. Wer mag die Plackerei ertragen, die nachgerade von innen ärger wird als von außen!

Oldendorp. Die Vorſicht iſt nütze, der kriegsgerechten Vertheidigung wegen. Eine belagerte Stadt, wo alles durcheinander lieſe und jede Henne ihr gelegt Ei ſogleich auf dem Markt ausſchreien dürfte, würde ſich keine acht Tage halten. Schlimm genug, daß man den nächſten Bekannten mistrauen muß; man hört ſchlimme Sachen von Verrath und Hinterliſt. Brömſen iſt im Lager der Holſteiner.

Alle (wenden ſich ab).

Wullenweber. Ja, blickt nur zu Boden! Zu Brömſen's Zeit war's ruhiger in der Stadt. (Bei Seite.) Die ſchwarzen Kugeln!

(In der Ferne hört man ein Trompetenſignal.)

Krevet. Was iſt das?

Oldendorp. Das Schießen hat aufgehört.

Dalen. Es wird Sturm bedeuten auf den Schneckenberg.

(Die Trompete kommt näher.)

Krevet. Es iſt ein Parlamentär!

Oldendorp. Ihr werdet ſehen, es iſt etwas vorgefallen im Lager. Wir bekommen Luft.

Dalen (am Fenſter). Ja der That! das iſt ein Offizier von Rantzau's Regiment. Die Bürger umringen ihn. Wir werden aufs Rathhaus müſſen.

Zweiter Auftritt.

Schepeler. Die Vorigen.

Schepeler. Herr Jürgen! Herr Vogt — wo ſind die Herren vom Rath?

Alle. Was iſt's, Schepeler?

Schepeler. Eine ſtaunenswerthe Neuigkeit! Man ſucht den hoch- und wohledeln Rath aus allen Mauslöchern heraus — aufs Rathhaus, ihr Herren! Es gibt nach den friſchen Pfannenkuchen im Lachswehr wieder Luſt!

Alle. Friede?

Schepeler. Wißt ihr's denn noch nicht? Allerdings! Die Holſteiner ziehen ab. Aber — jetzt paßt auf! Herzog Chriſtian, der Holſteiner, iſt vom Adel in Skanderborg zum König von Dänemark gewählt.

Alle. Ha! Der Holſteiner? Zum König?

Wullenweber (bei Seite). Glücklich unglückliche Wendung!

Oldendorp. Das nimmt uns hier die Nadelſtiche in der Nähe und gibt uns Kolbenſchläge in der Ferne. Er wird ſich nach Kopenhagen wenden.

Wullenweber (bei Seite). Bei dieſem Volk gilt es den Augenblick gewinnen. (Laut.) Dank' Euch! Schepeler!

Schepeler. Nicht Urſach.

Paleu. Was wird uns der Herzog zu ſagen haben?

Wullenweber. Wir werden's hören.... Aufs Rathhaus! Menſchen, wie ihr doch ſeid! Und wie auch ich dann wieder bin! Fällt mir's nicht gleich fröhlich aufs Herz! Und bin ich nicht gleich wieder ausgeſöhnt! Da ſeid Ihr ſchuld, Schepeler! Ja, Schepeler, was hilft's, wenn ich Friede mit dem Holſteiner ſchließe und nicht mit Euch! Brutus! Brutus! Ich fürchte mich, wenn Ihr einmal die Maske Eurer Narrheit abwerft und weiſe werdet. Aber

das muß ich ſagen, Ihr habt in der Belagerung männlichen Muth gezeigt und viel, viel Blut geſehen, ſintemalen unſere Rathsherren vor Angſt ſich viel öfter zur Ader ließen, als ſonſt jährlich ihre Gewohnheit iſt. (Ab mit den andern.)

Schepeler (ſieht ihm drehend nach). Herodes!

Krevet (kehrt zurück). Ihr machtet mir ein Zeichen, Meiſter!

Schepeler. Et! Sind wir ſicher?

Krevet. Habt Ihr etwas?

Schepeler (zieht einen Brief hervor). Von Herrn Nikolaus von Brömſen! Als der Parlamentär über die Zugbrücke am Mühlenthor ritt, drängte ſich ihm das Volk nach, und ein Bauer aus Schwartau ſteckte mir's im Umſehen in die Hand. Die Landsknechte paſſen einem ſchrecklich auf die Finger, aber diesmal ſahen ſie alle auf den Trompeter und jetzt leſt!

Krevet. Von Brömſen! (Lieſt eine Weile.)

Schepeler. Kann man wiſſen, wie die Zeichen am Himmel ſtehen?

Krevet (lieſt). „Der holſteiner Herzog iſt in Skanderberg zum däniſchen König erwählt worden und muß nun die Blokade Lübecks aufgeben, weil ihm gegen Euern Grafen von Oldenburg in Dänemark ein harter Kampf erwächſt und ſeine Macht kaum dazu ausreicht. Der Holſteiner bietet alles auf, mit großer Rüſtung gen Seeland zu ziehen. Jetzt ſorgt nur, daß Marcus Meyer von Wullenweber getrennt und nach Kopenhagen geſchickt wird. Iſt der Uſurpator in Lübeck allein, dann dringt auf die Reviſion der Verfaſſung und auf neue Bürgerwahlen. In den Tumult, den dieſe Verhandlung ſetzen wird, fällt dann wie ein Blitzſtrahl die Acht des Kaiſers —"

Schepeler. Das wird in unſern leeren Speichern einen Donner geben!

Krevet. „Die Proclamation iſt ſchon in meinen Händen.

Noch halte ich ſie zurück, bis Herzog Heinrich von Braunſchweig zur Achtvollſtreckung gerüſtet iſt. Dann wird es, wenn auch vielleicht nicht an Trotz und Uebermuth, doch an Truppen fehlen. Und vernehmt nun meine Weiſung! (Halblaut.) Ermuntert Jürgen zum Widerſtand, übernehmt ſelbſt das Commando der Stadtwacht und ſchlagt ihm vor, er möchte im Bremiſchen, wo eben fünftauſend Landsknechte, die aus dem Bauernkrieg in Franken gekommen ſind, zerſtreut liegen, Werbung anſtellen. Redet ihm zu, im geheimen ſelbſt auf den Werbeplatz zu reiſen, und meldet dann nur durch unſern getreuen Schepeler die Stunde ſeiner Abfahrt ins Stift an meine Verwandte. Die haben dann ſchon geheime Wege, dies ſofort an den Biſchof von Bremen zu melden. Was hierauf kommt — —“

Schepeler. Steckt weg! Ich höre kommen.

Krevet. Es iſt Meta!

(Draußen ertönt der Ruf: Friede! Friede!)

Schepeler. Meta, mit dem ſchwediſchen Prinzen! Da hört Ihr's: Friede! Jetzt kriegen ſie wieder Courage. Ich will zuerſt aus dem Hauſe gehen; dann folgt mir nach. Es iſt immer gut, daß man Tapferkeit mit Vorſicht verbindet! (Will ab.) Seht, das iſt die, die zu Euch geſagt hat, dies Haus könnte ſich wol in eine Schmiede, aber nicht in eine Schneiderwerkſtatt verwandeln.

Krevet. Zur Hölle ſoll ihr's werden! Der Plan iſt gut und kommt zum Vollzug. (Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Meta. Iwante.

Meta.

Nun hebt die Flügel, junger Falk! Der Friede
Den mindeſtens wir jetzt in Lübeck haben,

Nimmt Euch die Kappe von den Augen! Steigt
Empor ins luft'ge blaue Reich der Hoffnung!

Iwante.

Was soll ich mich an diesem Frieden freuen?
Der Donnerbüchsen Krachen, die Verwirrung
Der aufgeschreckten Stadt und Euer Zittern
Ergriff mich selbst und wirbelte die Sehnsucht
Aus meiner Brust heraus, der hoffnungslosen,
Ins hoffnungslose allgemeine Bangen.
Mit Holstein schließt man Friede, nicht mit Schweden.

Meta.

O wie beklag' ich Euer Schicksal, Prinz!
Ihr tragt erborgte Ehre wider Willen
Und seid bedrückt durch ein geschenktes Glück!
Man preist die Hochgebornen! Doch die Kunde,
Die uns von fernen Staaten wird und Ländern,
Erzählt nur immer von der Großen Leiden!
In hohen Bäumen wühlt der Sturm, die Thürme
Sucht sich der Himmel aus in seinem Zorn
Und wetternd schlägt der Blitzstrahl auf sie nieder.
Wie glücklich, wer sich vor dem Auf der Welt
In einem stillen Winkel darf verbergen!

Iwante (für sich und das Haupt aufstützend).

O Siegbritt —!

Meta.

Eure Liebe, die nun gar,
Mein Prinz, die kommt mir vor, wie man wol kann
In Fabelbüchern von der Liebe lesen.
So liebten wol im Lande der Provence
Die Troubadours, wenn sie auf der Brust
Die Farbe der Geliebten trugen, Lanzen

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 19177/069

Für ihrer Schönen Gunſt zerſplitterten
Und ihre Reize auf der Zither ſangen.

Swante (für ſich).

Sie weiß es nicht, daß ich verſchmäht!

Meta.

Gewiß,
Ihr ſchlagt die Zither, Prinz?

Swante.

Manch ſüßes Lied
Hab' ich in holden Tagen einſt geſungen
Und manchen Blumenſtrauß zum Habedank
Für meinen Hut gepflückt aus zarter Hand!
Viel öfter ſang ich auch mir nur allein,
Die Luſt der Liebe und der Liebe Leid;
Ein Leid, das ſich nur ſcherzend ſelber quält,
Wie Dichter ſolches Leid dem Himmel danken!
Doch wahres Leid und wahrer Seelenſchmerz,
Der wird nicht nach dem Troſt des Liedes greifen.

Meta.

Ihr tragt's zu ſchwer! Ich ſchaff' Euch eine Zither, —
Ein Lied wird Eure Leiden heilen —

Swante.

Nein,
Ein wahres Leid, das raſt, das kann nicht ſingen,
Das rüttelt an dem Käfig, kreiſcht in Wuth
Und heiſ're Töne ſtöhnt gequält die Seele!
O wär' ich fort aus dieſer falſchen Stadt!
Schon zweimal hab' ich mich in Bauerkleidern
Aus Thor geflüchtet, jedesmal erkannt,
Beſchämt zurückgewieſen! „Läßt du ſo
Dein Königreich im Stiche, Swante Sture?"

Rief mir die Wach' am Thor entgegen! Jetzt —
O, ſelbſt wenn ich entfliehen könnte, müßt' ich
Mich ſchämen, vor der Welt als Feigling,
Nur als ein Lappenbild mich zu bekennen,
Und Guſtav Waſa würde nimmer glauben,
Daß ich's gezwungen that, aus fremdem Mund
Ihm Krieg erklärt und ſeinen Thron beſtritten!
So muß ich es ein gutes Schickſal nennen,
Daß ich geſchützt hier weile — vor mir ſelbſt,
Vor meinem Schatten, der mich nur beſchämt,
Weil ich ihn ſelbſt nicht werfe — —! Wäre Siegbritt
Und in mir athmend — all mein Leben da!

Meta (für ſich).

Wie dieſer Jüngling von der Liebe ſpricht,
Ergreift es mich mit namenloſem Schauer.
So ſehnt ſich Marcus nimmer wol — nach mir!
Da iſt er! Matt und bleich? Was mag er haben?

(Sie tritt mehr zurück.)

Vierter Auftritt.

Marcus kommt verſtimmt und wirft Hut und Handſchuhe auf den Tiſch links. Swante ſtützt rechts das Haupt auf. Meta.

Marcus.

Nun iſt's vorbei! Der Maulwurfskrieg beendet!
Die Küchengärten haben wieder Ruh'
Und den Salat kann jeden Abend friſch
Die Magd Euch wieder waſchen an den Brunnen!
O jämmerlich Gewerb! Herr Swante Sture,
Wenn Guſtav Waſa nicht aus Schweden kommt,
Hat Lübeck Frieden! Nun, da wollen wir

Behaglich uns auf das Geländer ſetzen
Der Wipperbrücke und beim Sonnenſchein
Die Beine in die Trave baumeln laſſen.
Geh, Meta, hol' uns einen kühlen Trunk!
Mir brennt es von der Seele in den Magen!

(Meta geht.)

(Legt den Degen ab.)

Weg mit dem ausgedienten Invaliden!
Wenn wir bei Winterſturm des Abends hocken
All' drei am Tiſch, beim Lichte Karten ſpielen
Und uns von Wullenweber Zeitung laſſen
Vom Kriege aus dem Norden vorerzählen
Und eine Maus die Unterhaltung ſtört,
Dann ſollſt (zum Degen) du dran, und von der Wand genommen,
Noch Heldenſchlachten liefern mit den Mäuſen!

Meta (kommt zurück mit einem Becher Weins).

Marcus.

Wo iſt dein Bruder?

Meta.

Auf dem Rathhaus, Marcus!

Marcus.

Was meinſt du, Meta, wenn ich wieder mich
Aufs Schmiedehandwerk legte und das Ding
Ins Große triebe, Pferdedoctor würde
Und mich bei Sr. Majeſtät von Schweden da,
Wenn ſie nach Stockholm auszieht, für den Marſtall
Anwerben ließe?

Meta.

Spotte nicht!

Marcus.

Nein, Meta,

Es iſt mein voller Ernſt! Geh jeder in ſich!
Der Menſch, ſo ſteht's geſchrieben, ſoll ſich immer,
Zu jeder Stunde prüfen, was er iſt,
Und, was er war, damit beſcheidentlich
Vergleichen! Der da könnte König ſein
Und trägt in ſeinem Sack die ganze Welt
Und könnte alle Reiche ſich erobern,
Weil ihn Geburt auf hohen Gipfel ſtellte
Und ihm geſagt: Das, Mann, iſt dein! Und ſiehe,
Der will nur glücklich ſein mit Siegbritt,
Will nur mit einem Weib der Liebe pflegen,
Und ich — o Meta, neige dich zu mir,
Küſſ' mir vom Auge die Verzweiflung weg!

Zwanzig.

Ihr ſolltet Euch des ungeberd'gen Zorns
Um dieſes edeln Mädchens willen ſchämen!
In ſtillen Nächten webte ſie den Schleier,
Der durchgewirkt mit Thränen ihrer Sehnſucht
Am Altar ſollt' als frohe Braut ſie ſchmücken!
Jetzt iſt die Stunde da! Der Friede ſteckt ihr
Den grünen Zweig der Hoffnung vor den Buſen —
Allüberall wird Feſtesfreude ſtrahlen
Aus jedem Auge, jeder eilt ſich, froh
Des Schickſals heitre Wendung zu genießen
Und auszuführen, was die rauhe Zeit
Im beſten Werden niederhielt und hemmte —
Nun ſollten Euch ins Ohr die Glocken tönen
Mit hellem Klang, mit heil'ger Himmelsweihe!
Und Ihr geberdet Euch, ein Raſender,
Weil nicht der Lärm der Trommel, Kriegsgeſchrei
Aus rauhen Kehlen durch die Straßen tobt!

Meta (gerührt ſcherzend).

Se. Majeſtät kann wie ein Pfarrer ſprechen.

Marcus.

Bei Gott! Der Schwede führt ſein Schwert im Mund!
Schon einmal hat er mich gerührt in Möllen
Und wieder ſchlägt er mich zu Boden. Meta,
Wohlan denn! Ja, es ſoll die Myrte blühn
Im Schatten dieſes Friedens, nächſten Sonntag,
Wenn Dankgeſänge von den Thürmen ſchallen,
Und alles, angethan im beſten Schmuck,
Zur Kirche wallt, dann ſei mein liebes Weib!

Meta.

Marcus!

Swante.

Ich wünſch' Euch Glück zum edeln Vorſatz.

Meta.

O könnt' es einer fügen, daß zugleich
Auch Siegbritt trät' in unſern Feſteskreis,
Uns ausgeſöhnt, wie gerne gönnt' ich's Euch!
Vergebt Ihr (auf Marcus) ihm, Prinz Swante? Wohl, es muß
Euch wurmen ihn zu ſehn!

Swante.

Es war beſtimmt —
(Für ſich, Siegbritt's gedenkend.) Sie wird den wilden Muth ſich zähmen lernen!
(Laut.) Um uns — zu läutern wählte Euch das Schickſal!

Marcus.

Weiß Gott! Ich habe viel an Euch verbrochen
Und bitter reut mich ſelbſt der Ueberfall,
Der hinterliſtige mit Lug und Trug;
Gutmachen kann ich leider meine Schuld

Durch Eure Freiheit nicht, denn die gehört
Nicht mir; doch wüßt' ich Euch der schönen Siegbritt
So nah' zu bringen, traulich angeschmiegt,
Wie ich an meiner Meta Herzen ruhe —

Iwanie (das Haupt senkend).

Schweigt, schweigt —! Durchbohrt das Herz mir nicht —

Meta.

Was habt Ihr, Prinz —? Erquickt Euch nicht sein Wort
Und lindert Euern Schmerz nicht die Erinn'rung?

Marcus.

Laß ihn! Sonst schäm' ich mich, wenn ich vergleiche,
Wie ich es kaum verdient dein gutes Herz
Und wie die Liebe mir vom Himmel träufelt!

Fünfter Auftritt.

Oldendorp tritt eilig ein. Nach ihm Wullenweber, Krevet und Rathsherren. Die Vorigen.

Oldendorp (mit einem Briefe).

Da seid Ihr, Marcus! Hört und staunt, Ihr müßt
Sogleich Euch rüsten und zu Schiffe.

Meta und Marcus (fahren auseinander).

Wie?

Oldendorp.

Der Hafen ist uns frei und eine Barke,
Die von dem Grafen schon mit Botschaft harrte,
Ist einbugsirt zur Stadt. Da hört es selbst!

Wullenweber (eintretend).

Weiß er es ſchon? Ja, Freund! Auf! Auf! Der Graf
Begehrt Verſtärkung, dringende Verſtärkung!
Was wir nur irgend miſſen in der Stadt
Und für den eignen Schutz entbehren können,
Das ſoll ſogleich zu Schiff, und Marcus Meyer,
So ſchreibt er, du, der allerſehnte Held,
Deß Namen ſchon allein für ein Geſchwader
Und den er länger nicht entbehren könne —
Du ſelbſt ſollſt ihm die friſchen Truppen führen —

Marcus und Twante.

Maria!

Meta.

Ich wußt' es wohl, daß aus den Wolken
Zu früh gebrochen meiner Freude Strahl!

Wullenweber.

Gehſt du nur ungern, Marcus — nun ſo bleibe!

Marcus.

Wie ſagt Ihr das? In dieſem Augenblick,
Wo Holſteins ganze Macht, das ſtarke Heer
Des Grafen Rantzau ſich zum Marſche rüſtet
Gen Seeland und gen Kopenhagen, braucht's
Der doppelt kräft'gen Rüſtung! Marcus' Name
Hat einen guten Klang in jenen Landen,
Und Kopenhagen iſt noch nicht erobert.

Alle Rathsherren.

Ja, Marcus, geht!

Hermelink.

Die Fehde muß man jetzt
Mit größerm Nachdruck führen —

Dalen.

Nein, man kann
Den Oldenburger jetzt nicht ſitzen laſſen!

Alle.

Geht! Marcus! Geht!

Wullenweber.

Nun wieder Löwenmuth!
Ihr Haſenherzen, nun ſie in der Ferne
Nur aufeinander ſchlagen, ihr nur ſicher
In euern Gartenlauben leſen könnt,
Wie andre für euch kämpfen, dulden mußten!
Nein, Marcus, bleibe! Düſter faßt es mich
Und zeigt mir einen Abgrund zwiſchen dir
Und mir!

Hermelink.

Ihr fürchtet Euch allein zu bleiben?

Wullenweber.

Herr Hermelink!

Oldendorp.

Nur Eintracht, werthe Herren!
Mein wackrer Freund, bekämpft die trübe Ahnung!
Wir ſind dem Grafen jeden Beiſtand ſchuldig!
Sind hochverpflichtet, ſeinem Brief zu folgen!

Marcus.

Was ſagſt du, Meta? Sprachſt du etwas?

Meta.

Marcus!
Ich weiß es ja, es kämpften immerdar
In deiner Bruſt zwei feindliche Gewalten!
Die eine hat mit mildem Zauber, friedlich

Und hold, so wie du fast sie nie gekannt,
Auf deine Seele heute sich gesenkt.
Die Liebe — ist es nicht! Ich nenne sie
Die Wehmuth des gebrochnen Stolzes! Denn
Die andre ist der Stolz, der sich dir fiebernd
Mit heißer Glut durch alle Adern wälzt,
Er kämpft die Regungen der Demuth nieder,
Schnellt dich empor, befreit die wilden Geister,
Die in der Brust dir angefesselt stöhnen,
Und schleudert sie hinaus ins offne Feld!
Schon blitzen dir die Waffen in der Sonne —
Die Trommel ruft, die Siegesfahne winkt.
Marcus, Marcus, blicke um dich — —! Ach!
Seht hin auf ihn! Er weiß es schon nicht mehr,
Wohin sein Auge fällt, er kennt die Wände,
Kennt die Gestalten dieses Raums nicht mehr;
Er ist schon mitten in der wilden Schlacht,
Auf hohem Roß, befehlend und gebietend
Und sein Gebot vollziehend lieber selbst —
Das Schwert erhebt er —! Hörst du noch, mein Freund?
Hier ist ein Mund, der liebend und entsagend
Mit Freud' und Schmerz dir zuruft: Gehe, Marcus,
Und wenn du glücklich bist, gedenke mein!

Aldendorp.

Die Edle!

Marcus (wie aus dem geschilderten Bilde erwachend).

Meta!

Meta (winkt ihm liebevoll, ihr nicht zu folgen und geht).

Wulfenweber.

Engelgleiche Schwester!

Iwante.

Zur rechten Stunde ſind' ich euch verſammelt!
Ihr Herrn von Lübeck, wann entlaßt ihr mich?
Wie könnt ihr länger noch zum Scheingeſellen
Des ſchändlichſten Verraths mich nutzen, redet!

Wullenweber.

Wir alle gaben unſer Theuerſtes,
Ja, wie Ihr an der Klage meiner Schweſter ſaht,
Das Schmerzlichſte dem allgemeinen Zwecke!
Die große Zeit erfordert große Opfer.

Iwante.

So will ich mind'ſtens eine Bitte ſtellen!
Glaubt mir, mir iſt ein Wort ein heil'ger Klang!
Die Ehre mir der Inbegriff des Mannes!
Wenn ich euch ſchwöre, nur mit meinem Wort,
Mit meiner Ehre heil'gem Unterpfand,
Daß ich gefangen bin und bleiben will
Und das vertreten, was ich unterſchrieben,
Wollt ihr geſtatten, daß ich mich mit Marcus
Gen Kopenhagen darf begeben, nicht
Als Prinz und frei nicht, nein, gefangen, auch
In Feſſeln nicht gefangen, nein, nur ſo,
Wie Ritter wol in alten Tagen kamen
Vom Grab des Heilands mit gezähmten Thieren,
Die nicht an Ketten folgten, nein, gefeſſelt
Nur von dem Blick des Herren, ſcheu ſich ſchmiegend
Und freie Luft für ihren Käfig nehmend?
Wollt ihr geſtatten, daß ich ſo ihm folge,
Wenn er nach Kopenhagen geht?

Kaluga.

Wie finden wir das Volk, die Stimmung wieder,
Was hat ſich unterdeſſen hier begeben?

Perſiljeff.

Man ſpricht von nichts als Euch, von den Geſandten —
Von Euerm Auftrag hofft man nur das Beſte —
Ja eben ſah ich erſt im Traum, was Euch
Geworden iſt an Gnaden und an Ehren.
Man hat Euch an die Bruſt gedrückt, geherzt —
Euch wackre Biedermänner ausgeſcholten —
Man hat Euch prächt'ge Kleider umgehängt
Und goldne Troddelmützen aufgeſetzt,
Und jeder von Euch Fünfen kehrt als Ritter
Des Wladimirs der ſechsten Klaſſe heim!

Loginoff.

Zwei nicht, Freund Perſiljeff; zwei andre nicht —

Perſiljeff.

Die beiden, die mit Euch gezogen, nicht?
Nicht Tatiſcheff, nicht Pjanoff — ſagt, wo ſind ſie?

Loginoff.

Sie ſind nicht mehr; was weiß ich, wo ſie ſind!

Perſiljeff.

Die beiden todt? Wo bleibt mein Traum! Sie ſtarben
An Trüffeln und Paſteten? — wie? nicht wahr?
Und Tſchemitſcheff, der Graf? Graf Tſchemitſcheff —

Loginoff.

Der edle Graf — was ſagt Dein Traum vom Grafen?

Marcus (für ſich).

Spricht, Meta,
Dein Genius aus ihm?

Wullenweber.

Seltſame Bitte!
Erkannt hab' ich an Euch ein eignes Weſen
Und ſchätz' Euch ſehr um Euer mildes Dulden!

Oldendorp.

Karthago that es ſo mit Regulus —
Ich denke, unſer Lübeck wäre recht
Ein Platz für ſolche alte Größe —

Alle (durcheinander).

Wie?

Dalen.

Er flieht nach Schweden —

Hermelink.

Sagt, daß wir ihn zwangen —!

Iwanke.

Ich fliehe nicht — ich ſchwör' es beim Erlöſer,
Den Schwur am Altar feierlich Euch leiſtend
Der Kirche Sanct-Marien — Denkt doch nur:
Ich hab' ein theures Lieb in Kopenhagen.
Das ſehen will ich, das mir nur erhalten!
Dann theilt mein Athem doch die Luft mit ihr
Und meines Kerkers Eiſenſtäbe kann ich
Mir wenigſtens durch Eine Gunſt vergolden!

Wullenweber (für ſich).

Die ſchöne Schwedin iſt in Kopenhagen —
Für Marcus gut, wenn ihr Verlobter nahe!
(Laut.)
Was denkſt du, Marcus?

Marcus (ernſt).

Ich —? Ich denke: Was
Jetzt Du wol denkſt — —!

Oldendorp.

Ein Schwur iſt eine Feſſel,
Unlösbar einem edleren Gemüth!
Ich könnte Euern Augen ſchon vertrauen!

Hermelink.

Doch wo der Nutzen?

Wullenweber.

Wenn die lüb'ſche Flotte
Begleitet wird von Schwedens Prätendenten?
Wir ihn in Lübeck nicht gefangen halten?
Er frei die große Bahn des Kampfes ſchreitet?

Alle (außer Marcus und Swante).

Das iſt ein Wort!

Marcus (für ſich).

Die erſte Lüge, Jürgen!
Doch ich vergebe ſie —

Swante.

Dank, Dank, ihr Herren!
Ich leiſte euch den Schwur in Sanct-Marien!

(Ab. Alle folgen.)

(Wullenweber und Marcus allein.)

Wullenweber.

Vergebung, Freund, was ich gethan!

Marcus.

Es war
Nicht nöthig! Meta's Thränen wären mir
Als Wächter ſchon genug geweſen!

Wullenweber.

Halte
Dein Banner hoch! Das Banner unſrer Hanſa!

Marcus.

Wenn aus der Ferne Kunde du vernimmſt
Von dem, was ich gethan, ſo glaube, wenn
Das Große nicht, zum mindeſten das Gute!

(Wullenweber folgt den Rathsherren. Marcus folgt Meta.)

Zweite Scene.

Am Strand unweit Kopenhagen.

Dabei eine Hütte. In der Ferne dann und wann ein Kanonenschuß; und dies durch die ganze Scene.

Sechster Auftritt.

Tycho Krabbe. Nidderstolpe in Mänteln. Henrik, ein Fischerknabe.

Henrik.

Hier bleibt, ihr Herrn! Wir hissen gleich die Segel!
Mein Erik führt das Ruder wol für zwei.

Tycho.

Hier scheint's wie ausgestorben! Treibst du selbst
Die Wirthschaft, Junge?

Henrik.

Herr, wir müssen wol!
Den Erik mein' ich, Herr, und ich; ich heiße
Henrik! Mutter die ist todt und Vater kommt
Nicht von der Stadt fort, seit sie die belagern!

Tycho.

Wie steht's denn drüben?

Henrik.

Herr! Es kracht und wettert!
Und jeden lichten Morgen in der Frühe
Da blasen sie zum Sturm! Und drinnen schreit

Das Volk: Herein! als wenn ein guter Freund
Zu Gaſt ſich lädt und an die Thüre pochte.

Tycho.

Biſt du kein gutgeſinnter Däne?

Henrik.

Herr!
Das wollt' ich meinen! Aber — wie, Ihr haltet's
Doch auch wol mit den Deutſchen und dem Grafen?
Kein kopenhager Bürger iſt ihm bös,
Wenn er die Stadt berennt! Dem Reichstag nur
Will er an ſeinen ſpan'ſchen Spitzenkragen.
Juchhe! Mein Vater wird die Mütze werfen,
Iſt erſt das Thor geſprengt der Citadelle
Und König Tycho reitet mit der Krone
Von Goldpapier auf einem Eſel.

Tycho.

Sieh!
Das muß ein luſt'ger Aufzug ſein.

Uddersholpe (blätterte inzwiſchen in einer Brieftaſche und ordnete mürriſch ſeine Effecten).

Fürwahr!
Steckt denn der Tycho noch in Kopenhagen?

Henrik.

Der alte krumme Tycho? Ganz gewiß!
Die andern Herrn — ja ſetzt euch! (rückt ihnen Schemel zurecht) —
ſind entflohn
Nach Slanderborg und halten dort den Reichstag,
Wo ſie den Herzog Chriſtian von Holſtein
Zum König wählten über unſer Land.

Der Tycho aber ſteckt noch in der Feſtung
Und will die Stadt nicht an die Deutſchen geben.

Tycho.

Was du für prächt'ge Neuigkeiten haſt!
Wie heißt dein Vater?

Henrik.

Clemint, Herr, der Fiſcher —

Ridderſtolpe (erſchrickt).

Der Fiſcher Clemint iſt dein Vater?

Henrik.

Ja!
So kennt Ihr ihn? Vom Strande ſind die Fiſcher
Hier alle mit ihm auf die Stadt gezogen;
Drum iſt's ſo leer.

Ridderſtolpe.

Geh jetzt, mein Sohn!

Henrik.

Nicht wahr,
Ein Speciesthaler, Herr? Es iſt zu weit
Bis an die Schonerklüfte.

Ridderſtolpe.

Zwei auch, wenn ihr
Nur wacker rudert! Ruf mir meinen Knappen —
Wir ruhen hier noch eine kurze Weile!

Henrik (blickt hinaus).

Der polſtert Euch den Sitz mit weichen Kiſſen.
Ja, ja! So laſſ' ich mir's gefallen. Fährt
Der mit? Er könnte auch ein Ruder führen —

Ridderſtolpe.

Gewiß!

Tycho.

Du biſt ein Schwätzer. Richt' das Segel!

Henrik (ärgerlich).

Was ſchwatz' ich denn? Ihr habt mich ausgefragt!

(Geht ab.)

Tycho.

Das ganze Volk wird frech, ſogar die Kinder!
Wir haben Eile, Freund. Es iſt gewagt,
Am Strande noch hier länger zu verweilen —
Und auf dem Nachen läßt ſich nichts beſprechen.
Was denkt ihr nun? Soll ich nach Schonen wirklich?
Auf Schwedens Küſte ſpähend Wache halten —?

Ridderſtolpe (hörte nicht, da er ſein Porteſeuille ſchloß).

Clemint, der Fiſcher, iſt das der Korſar?

Tycho.

Für uns Korſar und — Lootſe für den Grafen!
Der wilde Segler ſchießt, der Möve gleich,
Von Haff zu Haff, von Belt zu Belt und krebſt
Mit Hunderten vom Strandbewohnervolk
Um Sonderburg herum und unſre Thürme.
Das wär' ein Fang, wenn ſie ſtatt Kabeljau
An einem ſchönen Markttag Chriſtiern
Nach Kopenhagen brächten auf den Fiſchmarkt.
An ſeinen Gräten hätten wir den Tod.

Ridderſtolpe.

Wenn Clemint vor der Stadt liegt, hoff' ich, wird
Die Ueberfahrt nach Schonen uns gelingen.

Tycho.

Der Wind iſt günſtig. Armer Pilgersmann,

Dem Winde ſeid Ihr ſelber zu vergleichen,
Bald hier, bald dort, von einem Hof zum andern!
Ich mag Euch nicht beneiden um die Gunſt,
Die Euer König raſchen Füßen zollt.

Ridderſtolpe.

Wenn mich nur nicht mein Kind zu ſehr betrübte!
Bei Anna iſt nicht gute Hut für ſie!
Kann ſie doch ſelbſt der Wuth des Volks ſich nicht
Erwehren — Mynter und der andre Tolle —
Bockbinder heißt der Demagogenführer?
Sie beide können kaum die eigne Würde
Als Schild noch legen über Anna's Leben —
Wie wird ſie andre ſchützen!

Tycho.

Immer ward
Das Schwerſte dieſem Zauberweibe leicht.
Nun liegt der Marcus gar vor Kopenhagen!
Frau Anna wird ihm bald die Schlüſſel ſchicken
Zum Hinterpförtchen ihres Gartens! Siegbritt
Wirft wol ihm die geſtickte Leiter zu,
Die ihn in ihre Arme führt! Der Prinz,
Man ſagt, der hätte ausgeſpielt bei ihr!
Ei, ſchweigt Ihr jetzt und ſucht umſonſt,
Was Ihr erwidern ſollt auf Euern Eidam,
Zu deſſen ruß'ger Hand ich einmal ſchon
Euch Glück gewünſcht?

Ridderſtolpe.

O eine ſüße Laſt,
Von einer Mutter auf dem Sterbebett
Uns anvertraut, iſt wol ein holdes Kind,

Das wir mit Mühe, unabläſſ'ger Sorge
Auf treuer Vaterhand durchs Leben tragen!
Wir ſchwören, trauernd ohnehin dem Heimgang,
Dem frühen, unſers Weibs, dem Leben ab,
Dem letzten Reſt von Jugend, denken nur
An unſre Vaterpflicht und tröſten uns:
Wenn unſer Haar gebleicht, die Kniee wanken,
Des Greiſes Hand nach einem Stabe greift,
Dann trägt auch uns dafür aus dieſer Zeit,
Aus unſerm welken Lebensherbſt ein Kind!
Mit gleicher Hut und Dankbarkeit hinaus!
Doch einem Krieger, einem Staatsmann ſollte
Der Himmel keine Kinder ſchenken; immer
Wird ihn das Amt von ſeinem Herde jagen,
Der Ruf der Zeit, die ſchmetternde Drommete
An Pflichten mahnen, die der Geiſt der Zeit,
Das eitle Herz und unſre Ehrbegier
Für höher halten muß als häuslich Glück.
Da bleibt ihm nur der Miethling, der ſtatt ſeiner
Die Frucht der kindlichen Ergebung erntet
Und oft fürs ganze Leben ihm entzieht!
So geht es mir mit Siegbritt, meinem Kinde.

Tycho.

Hatt' ich es nicht geſagt? Ihr glaubtet's nicht!

Ridderſtolpe.

Seit jenem Tag in Mölln, wo mein Kind
Mit eignem Aug' und Ohr bezeugen konnte,
Wie freventlich den ſchwachen Schwedenprinzen
Der lüb'ſche Hauptmann zum Verrath gezwungen,
Hat jener Scherz, den Anna Roſenkranz
In ihrer wunderlichen Laune trieb

Und den vor Monden ich belachen durfte,
Sich doch in Ernſt verkehrt! Mein Kind, ein Falter,
Der in dem bunten Reich der Blüten lebte,
Harmlos, zum Scherz nur aufgelegt, iſt krank —
Ich ſah's, als ich in Hamburg ſie begrüßte
Und ſie von Möllen kam wie auf der Flucht —
Iſt krank in ihres Herzens innerm Grunde.
Nicht reiner war der Schnee als ihre Liebe,
Die ſie im Buſen trug für Swante Sture,
Und inniglich erfreut' ich mich des Bundes,
Der mir in Lauenburg beim Wiederſehn,
Beim Anblick des bedächt'gen ſanften Jünglings,
Wie für die Ewigkeit geſchloſſen ſchien!
Ja, mir zu Liebe hätte Guſtav Waſa
Den Jüngling hochgehalten, ihm verziehen —!
Seit jenem Tage aber hat ſie mir
Geſtanden, haßt ſie den Verlobten, kann
Des Prinzen Namen nicht mehr nennen hören,
Und daß ſie ihn, wenn er ihr Gatte würde,
Für ihr Verhängniß halten müßt' und ſterben!
Jetzt nachzuforſchen, wie der Froſt in Blüten
Von ſolcher Hoffnung winterlich gekommen,
Dazu bedürft' ich längrer Zeit, als mir
Die Sorge läßt um die polit'ſchen Händel.
Auch liegt's vielleicht zu tief, als daß ich's faßte.
Nur Eines reißt das Schwert mir aus der Scheide,
Läßt mich zum Nächſten greifen, was ich nur
Mit meinen Händen faſſen kann und ſchleudern —!
Zieht Marcus Meyer mit dem Oldenburger
In Kopenhagen ein und kommt wie ſonſt
Zu meiner Schwägerin —

Perfiljeff.

Nun der, der griff, als Ihr geredet hattet,
In seine Westentasche höchst gerührt
Und zog, was denkt Ihr, aus der Westentasche —
Ein kleines Döschen, reicht' es rings herum
An Euch, die fünf vom Volk betrauten Führer,
Und Alle grifft Ihr in die kleine Dose
Und Allen juckt der Taback in der Nase
Ich mußt' im Traume niesen — deutlich niesen — (nieſt)
Prosit! Doch schließen will ich erst die Thüre — (wendet sich).

Dritter Auftritt.

Sergius. Die Vorigen.

Sergius.

Erlaubt! Hier sind' ich trauliche Gesellschaft!
(Alle verneigen sich vor ihm. Perfiljeff schließt die Thür.)

Sergius.

Nehmt meinen Segen allesammt, Ihr Männer!
Ich komm' allein. Den frommen Hiob fesselt
Ein Siechthum an die Zelle und die Andern
Der Brüder halten eben jetzt den Umgang,
Weil es Advent. Willkommen, Hetman! Boten
Von Eurer Wagenburg verkündeten,
Daß Ihr bei unserm Klostervogt verweilt.
Ihr bringt mir Briefe?

Tycho.

Beruhigt Euch!
Ich ſehe Marcus Meyer nur im Bund
Mit Anna ſelbſt! Und ob der Oldenburger
Chriſtiern befreit, ob er die Krone lieber
Auf eines Kindes Scheitel drückt, Johann's,
Ob er ſie ſelbſt behält, gleichviel, Frau Anna
Wird nur mit Meyer ihren Tanz beginnen,
Den Ringeltanz, wie ſonſt — wenn Kopenhagen
Erſt über und — vom Volk ſie nicht zerriſſen!
Wir hätten beide Urſach' — Ihr von Schweden,
Von Kopenhagen ich —

Ridderſtolpe.

Von Kopenhagen
Ihr —? Sind von Kopenhagen eben wir
Mit knapper Noth das Leben uns behütend
Entkommen, denkt Ihr ſchon zurückzukehren?

Tycho.

Nach Schweden geh' ich, denk' ich, nur mit Euch
Auf vierzehn Tage! Dann nach Kopenhagen —

Ridderſtolpe.

Nach Kopenhagen? Habt Ihr Euch verſprochen!
Ihr geht nach Skanderborg, den Herzog Holſtein,
Den neugewählten König zu begrüßen!

Tycho.

Ich habe, beſter Freund, durchaus nicht Luſt,
Vom Volke mich zu trennen! Warum fliehen!
Verfolgt man einen Dieb, ſo mancher half ſich,
Wenn ohne Scheu er mitgerufen: Haltet
Den Dieb!

Ridderſtolpe.

Verſteh' ich recht? Seid Ihr von Sinnen?
In Skanderborg habt Ihr dem Adel Euch
Zur Königskrönung angeſagt. Doch ja —
Die Krone trügt Ihr lieber ſelbſt! Dann rath' ich,
Sucht Euer feſtes Schloß in Jütland auf.

Tycho.

Die Steine dort zu zählen, die der Bauer
Noch übrig mir vielleicht gelaſſen hat?

Ridderſtolpe.

So traf auch Euch das allgemeine Unglück?
Dann um ſo eher geht nach Skanderborg!
Erwägt, wie dieſem Unheil zu begegnen,
Dem Bauernaufſtand Widerſtand zu leiſten!

Tycho.

In Jütland iſt die Flamme nicht zu löſchen.
Ich denke ſo: Die Bauern läßt man ſchalten!
Dies wilde Toben der empörten Knechte,
Dies Burgenbrechen, ſchwärmende Rottiren
Stirbt in ſich ſelber ab. Die Schlöſſer, Klöſter,
Die fallen nur um ihrer Keller willen!
Da unten laßt ſie an den Fäſſern ſitzen,
Zerſchlagen ihre Reifen, Tonnen leeren,
In Mordgier, Trinkluſt wiehern, jubeln, prahlen.
Sind ſie dann müde, ſchnarchen, klatſcht man ſie
Wie überm Zucker matte Fliegen todt!

Ridderſtolpe.

So ſeid Ihr noch von Hoffnungen geſchwellt!

Tycho.

Die Bürger fürcht' ich mehr! Den Städtepöbel!

Dies Volk, das wildempört und zügellos
Den Unfug jetzt in Kopenhagen ſtiftet!
Doch gut! Ich folg' Euch ja auf kurze Zeit
Nach Schweden! Iſt die Stadt gefallen, hat
Aufs Schloß geſteckt der Graf die Hanſaflagge,
Dann bin ich drüben!

Ulfeldt.

Ich erſtaune! Tycho!
Ihr fürchtet Wullenweber's Rache nicht?
Nicht Marcus Meyer's Uebermuth? Die Ränke
Der Roſenkranz nicht, meiner Schwägerin?

Tycho.

Ich treibe meine eigne Politik!
Der Oldenburger — (Blickt hinaus.)
Ha, da ſteigen Feuerzeichen!
Das deutet Sturm! Die Citadelle wird
Sich kurze Zeit nur halten können! Hört!
Ich rechne ſo: In vierzehn Tagen etwa
Muß Kopenhagen ſich ergeben haben.
Bis dahin hab' ich ſchweren Stand, bald hier,
Bald dort mich zu verbergen; aber fällt
Die Stadt, wie Seeland ſchon gefallen iſt,
Dann bin ich nur beim Oldenburger ſicher ....

Ulfeldt.

Wie glaubt Ihr das?

Tycho.

Ich wählte Chriſtian
Vor Holſtein nicht! Das ließ ich ſchon ins Lager
Durch einen zugeſteckten Brief ihn wiſſen.
Ich ging nach Sonderborg nicht mit dem Adel!

Das ſieht er jetzt — ich flüchte mich nach Schweden!
Ich ſend' ihm neue Briefe, neue Boten,
Ich werd' als guter Däne ihn begrüßen,
Mich ſeinen Freund, Bewunderer, und ſelbſt
Mich Lutheraner nennen, ihn erſuchend
Um Schutz vor Anna, vor dem Pöbel! Glaubt mir
Der Oldenburger macht ſich frei von Lübeck,
Von Wullenweber frei, von Marcus Meyer!
Was ſoll er thun? Es gilt die Wette, Graf!
Befreit er Chriſtiern aus ſeinem Thurm,
So wird er ihn in einen andern ſetzen!
Prinz Hans iſt noch ein Kind! Was kommen wird?
Der Oldenburger wird ad interim Regent!
Es iſt ein Mann von kluger Lebensart!
Er liebt das Schach, ich werde mit ihm ſpielen;
Er liebt den Wein, ich werde mit ihm trinken;
Er tanzt, ich werd' ihm Bälle geben —! Fliehen?
Was ſoll ich fliehn! Ins Korn die Waffe werfen?
Die Furcht iſt nur gefährlich, Furcht verdächtigt,
Ich fürchte nichts ſo ſehr, als mich zu fürchten.

Rodderſtolpe.

Dann laßt Geſtirne für Euch walten, Tyche!
Was in Euch menſchlich iſt, kann dieſen Weg
Euch nicht gerathen haben.

Tyche.

Wartet's ab!
Der Oldenburger ließ durch meine Beten
Des Beſten aus dem Lager mich verſichern!
Wenn ich ihm renevoll mich nahen würde,
Verſprach' er, mich in einer Sänfte — hört Ihr? —

Verdeckt, beſchützt aufs Schloß zu führen —
Dort vor dem Pöbel mich zu ſichern — Ei
Noch bin ich Reichsmarſchall! Die Würde iſt
Wie eines Prieſters Salbung mir verliehn
Und manchen Act kann ich vollziehen helfen
Und ſtempeln mit des Reiches Siegel, das ich
Noch immer — hier! — in meiner Taſche führe!
Der Oldenburger nimmt mich an in Gnaden!
Nur trägt er ſelbſt den Arm noch in der Schlinge,
Behindert ſteht er — Beſter Freund, wir ſind
Auf offner See nicht unſrer Worte Herr,
Die Burſche rüſten ſich —! Schnell denn heraus!
Zwei müſſen fallen! Jürgen Wullenweber
Und Marcus Meyer! Früher kommt nicht Ruhe
In unſre nord'ſche Welt —

Rodderſtolze.

Dem ſtimm' ich bei!
Hier kreuzt ſich alles, was ich bin und habe!
Die Köpfe fort und ſtill ſind unſre Waſſer!
(Es wird dunkler. Ein ferner Donner.)

Tycho.

Es drängt die Zeit. Die Schiffer winken? Gut,
Jetzt ſind es ihrer mehr! Ein Wetter gibt's!
So hört den Plan und überlegt ihn Euch!
Nur einen hab' ich wahrhaft ſelbſt zu fürchten,
Weil Anna Rache mir geſchworen hat
Und ihre Kraft in Dem zu liegen ſcheint,
Der auch der Gleiche, den Ihr ſelber haßt —
Um Euer Kind, um Eure edle Siegbrit!
Mit Wullenweber geht es durch die Acht

Des Kaiſers, denk' ich, nächſtens ſchon von ſelbſt
Zu Ende! Brömſen lockt ihn aus den Mauern
Lübecks in einen Hinterhalt. Spione
Berichteten den Plan mir. Aber hier
Mit Marcus Meyer ſei es ſo: — vernehmt!
Das erſte Schauſpiel, das der Siegesgraf
Von Oldenburg dem Volk zum beſten gibt,
Kann nur ein Trumpf ſein gegen jeden Act,
Den man in Sonderburg vollzieben dürfte,
Nur Chriſtiern's Befreiung aus dem Kerker!
Nicht daß man ihm die Krone geben wird,
Dem geißgeſtörten, wuthentbrannten Manne,
Man wird ihn nur aus Sonderburg zuvörderſt
In einen ſtattlichern Gewahrſam führen.
Und dieſes Amt, den König einzuholen,
Sei Marcus Meyer's! Jetzt gebt Acht! Das Schiff,
Das zu dem Ende unter Segel geht
Gen Sonderburg, wird ſich mit leichtem Muthe
Dem Wellentanze anvertraun; denn nirgends
Noch ſieht man eine Rüſtung wider Lübeck
Zur See! Von Euch nicht! Nicht von Chriſtian!
So eilt Euch! Breitet in Karlskrona, wo
Die Schiffe Euers Königs liegen, Karten
Der Oſtſee vor Euch auf und haltet nur
Den Zeigefinger auf die Eine Inſel,
Wo Chriſtiern in ſeinem Thurme ſitzt.
Da ſteuert zu! Nicht links, nicht rechts, den Kiel
Nach keinem andern Orte ſonſt gerichtet,
Als nur nach Alſen! Laßt die Welt in Flammen,
Stockholm, die ganze Schwedenküſte lodern!
Das kümmr' Euch nicht! An Alſen legt Euch an!

Auf Alſen zu laßt Eure Segel ſchwellen!
Auf Sonderburg und ſeine beiden Thürme!
Und kommt dann träg' und ſorglos, einſam,
Ein kleines Fahrzeug durch die Flut gezogen,
Ein gutbemanntes wol und eine Bark',
Die Könige zu tragen würdig iſt —
Kurzum ein Schiff, das Marcus Meyer führt
Und das bis zu dem fünfzehnten Auguſt —
Merkt's Euch, bis zu dem fünfzehnten Auguſt —
Nach unſern Thürmen ich entſenden werde —

Ridderſtolpe.

Falle aus der Schlinge eines Galgens —

Tycho.

Ich mich
Durch ren'ge Demuth vor dem Sieger rette —! —
Dann ſeht es nicht verächtlich an und ſprecht:
Die Barke lohnt den Enterhaken nicht!
Es iſt der Marcus, den ſie führen wird!
Macht ihm die Jagd, und habt Ihr Euern Zweck,
Behandelt ihn —

(Ein ferner dumpfer Donner.)

Ridderſtolpe.

Nach Kriegsgebrauch? Das thut
Mein König nicht! Er läßt ihn hängen!
Ein ſolcher Menſch iſt uns ein Kaper nur
Und nach dem Völkerrecht kann man ihn hängen!

Tycho.

Das überlaß' ich Euch —

Henrik (am Steuer).

Ihr Herrn, wir werden —

Hier hab' ich meinen Bruder und noch andre,
Die jetzt uns werden helfen müssen — Hohl geht
Die See —

Lycho.

Sie stürmt —! Und doch — wir müssen's wagen!
Und unterwegs —

Ritterstolpe.

Kein Wort —!

Lycho.

Die Lesung nur
Gemurmelt zwischen Bart und Zähnen — Ha!
Wer welche hat! —: Der fünfzehnte August!
Neptunus, Herrscher du der Meereswegen,
Da ich denn doch den Heiligen entsage,
Geleit' uns!

Ritterstolpe.

Und Ihr wagt zurückzukehren!

Lycho (ruft hinaus).

Drei Speciestaler, wenn ihr wacker rudert!

(Beide ab.)

(Ein dumpfer Donner. Sie steigen hinten ins Boot, um das sich zu Henrik noch drei Schiffer und ein Diener eingefunden haben.)

Dritte Szene.

Bei Anna Roſenkranz in Kopenhagen.

Saal mit großem Mittelthüren. Links und rechts gleichfalls Ausgänge. Tiſch, Stühle, links ein Fenſter oder ein Balcon.

Siebenter Auftritt.

Anna Roſenkranz tritt haſtig von der Seite auf mit einem Blatt in der Hand. Münter, Pockbinder folgen. Vier Rathsherren. Später der Fiſcher Clemint und Volk.

Anna.

Was will das Volk? Genug! Nicht weiter ſchreib' ich!
Nehmt das zurück, ihr Herren Bürgermeiſter!
Die freie Dänin wird ſich niemand beugen!
(Steigender Lärm draußen. Zwei Schüſſe.)

Pockbinder.

Sie laſſen keinen Stein hier auf dem andern,
Wenn Ihr in Euerm Trotz verharrt und nicht
Aus Kopenhagen weicht wie Tycho Krabbe.

Clemint's Stimme (draußen unterm Volk).

Werft ſie ins Waſſer! Zum Kanal mit ihr!

Anna.

Daß ich hier ſterben ſoll von Mörderhänden,
Iſt eure Furcht, nicht meine. Mich beſudeln
Kann nie mein eigen Blut, nur euch beſudelt's!

Clemint (draußen).

Tod der Papiſtin! Gebt ſie uns heraus,
Die Königsgouvernante, Prinzenamme!
Das däniſche Volk will ihr die Wiege treten,
Worin ſie Pfaffenkinder ſchaukelt. Sagt,
Was ſie verdient?

Alle.

Den Tod!

Myuter (zu Anna).

Hört Ihr, Unſel'ge!
(Zum Fenſter hinausſprechend.) Wollt endlich ihr den tollen Frevel laſſen!
Dies Schreckensbeiſpiel muß die Ordnung löſen
Der ganzen Stadt! Der Graf iſt an den Thoren!
Geſprengt die Citadelle! Alles jubelt!
Erobert hat er Kopenhagen! Doch
Ein Friedensherold kommt er unſern Landen!
Kein Brand, kein Mord kann würdig ihn empfangen!
Dies Blatt hier, ſeht! Die Frau, die ihr ſo maßlos
Mit euerm Haß verfolgt, bekennt, ſie wolle
In Demuth ſich dem Volke beugen, wolle
Bereuen, was ſie Uebles ihm gethan,
Bereuen, daß ſie Rath mit Tycho pflog.
Nicht will ſie ferner Boten ſenden nach
Italien, will mit Rom nicht Briefe wechſeln!
Der Lutherlehre will ſie ſich bekennen —

Anna (ſteht auf).

Wo ſteht das? Habt das Leſen Ihr verlernt,
Herr Bürgermeiſter von Malmö —

Clemint (draußen).

Ihr täuſcht uns!

Loginoff (zieht Briefe hervor).
Von dem Erzbiſchof
In Moskau.

Sergius (nimmt die Briefe).
Von dem alten Freund des alten Gottes!
(Erbricht ſie und lieſt.)
Gut! Ganz wie ich erwartet, gut — auch dort! —
Es reift auch dort — und Euer Auftrag, Hetman —
Der fromme Kirchenfürſt verweiſt mich an
Euch ſelbſt — (lieſt) Wie, Schande? Schande? Ehre iſt
Ein vieldeutbares Ding.

Loginoff.
Und Schande einfach!

Serglus (in den Briefen leſend).
Seht, ſeht! O das iſt furchtbar, himmelſchreiend —

Pugatſcheff.
Dem Prieſter zittern in der Hand die Briefe.

Perſiljeff (betroffen).
Hab' denn im Traum nur ich genieſt, nicht Ihr?

Loginoff (mit erhabener Stimme).
Ja, reibe Dir aus den verſchlafnen Augen
Nur Deine Träume aus, und werden ſie
Dir naß, die Augen, guter Perſiljeff,
So denk', daß Du die Thränen brauchen wirſt!
Hört, hört, wie man ein Volk mit Füßen tritt!
Wir harrten vier, fünf Wochen nach einander
Am Thor der Kriegskanzlei in Petersburg,
Am Thor des gräflichen Palaſts — vergebens!

Alle (draußen).

Verrath!

Bokbinder (bei Seite).

Dies Weib verdirbt ſich ſelbſt!

(Draußen beginnt in der Ferne ein Trompeten- und Paukenwirbel, der ſich oft wiederholt.)

Der Graf!

Es ruft die Pflicht, den Sieger zu empfangen!

(Hinausſprechend.)

Wir ſtellen dieſes Hauſes Unterſuchung
Dem Grafen ſelbſt anheim! Der ſoll entſcheiden!
Wer jetzt noch weilt, nicht ſeinem Meiſter folgt,
Den kann ich keinen braven Bürger nennen. (Ab.)

Alle.

Dem Grafen hoch! Hoch Chriſtiern und Lübeck!

Achter Auftritt.

Anna. Myntor. Zuletzt wieder Bokbinder.

Myntor.

Ihr ſeht, dem Dänen iſt der Feind willkommen!
Uns iſt er Freund! Er ſtürzt die Adelsherrſchaft!
Bringt Luther's Lehre, Chriſtiern zurück!
Wärt Ihr in Skanderborg, verehrte Frau,
Bei Euern Freunden, dem verſprengten Reichstag,
Ihr hättet ſolche Unbill nie erfahren —
Folgt meinem Rathe noch! Ein Wagen ſteht
Am Ausgang Euers Gartens nach dem Meere!

Er führt Euch und die Damen Eures Hauſes,
Die Schwedin allermeiſt, die Küſt' entlang
An eine Bucht, nordweſtlich von der Stadt,
Wo Eurer eine Bark ſeit Tagen harrt,
Die Euch nach Schweden oder Holland führt!

Anna (ſinkt erſchöpft in einen Seſſel)

Ich bleibe da, wo meine Blumen blühn.

Münter.

Ein Schnitter geht durch Dänemark, der mehr
Als Blumen nur mit ſeiner Sichel ſchneidet!
Ein finſtrer Geiſt der Rache und Vergeltung!
In Jütland raſt der Bauer, in den Städten
Zerſtört der Bürger, was erträumt, was wirklich
Ein Anlaß ſeiner alten Leiden iſt!
Und dieſer wilde Drang des Glaubenskampfes!
Dies feurige Geheiß der Gottbegeiſt'rung,
Die, mit dem Schwerte Gideon's bewaffnet,
Rings Makkabäer ſchafft! Bedenkt es, Anna,
Ihr ſeid die einzige, die keck und offen
Dem alten Weſen nicht entſagen will,
Und Widerlegung kennt der Glaube nicht!

Anna.

Entſagen ich? Was iſt denn hier das Neue?
Was lehrt ſie denn, die blutbefleckte Lehre?
Von Prieſtern hört' ich, welche Meſſe leſen
Nicht mehr in fremder Sprache; gut, ich glaube
Daß es erbaulicher dem Hörer ſei,
Wenn er verſteht, was früher unverſtanden
Wie ein bezaubernd magiſch Wort ihm klang,
Wie eine Botſchaft aus dem Reich der Ferne,

Vom Jenſeits her, wo andre Zungen reden
Und andre Wonnen unſer Herz durchglühn.
Vom Ablaß, den man nicht mehr kaufen will,
Da hört' ich auch, Vergebung unſrer Sünden,
Die nicht für einen Zettel mehr zu löſen,
Für klingend Gold, das in den Kaſten ſpringt —
Ich will es glauben, daß es beſſer wäre,
Sich ſtolz mit ſeinen Fehlern zu verbergen,
Sich ſelbſt zu beichten, nicht vor Aller Augen
An eines Prieſters Ohre zu bekennen,
Daß man in Sünden wandelt aller Wege —
Da ſtreite ſich die Welt, was beſſer ſei,
Und wer der Sieger, dem will ich gehorchen.
Doch dieſes Volk will *nichts*, will nackte Wände,
Will keine Farbe mehr und keinen Duft,
Will keinen *Ton* mehr als das Sterbeglöcklein —
Dem Himmel wirft es ſeine Bläue vor,
Dem Untergang der Sonne ihre Röthe!
Was ſchön iſt, was bedeutſam, was gefällig,
Es ſoll mit Trauerflören nur umhangen,
Und iſt's ein Bild, ein farbenleuchtend Bild,
Ein Meiſterwerk aus eines Künſtlers Hand,
Es ſoll durchſchnitten ſein, zerfetzt in Lumpen!
Nie huld'g' ich dieſem Wahn und ſtemme mich
Mit meinem Leben wider ſolche Strömung.

Myſter.

Uns lacht des Südens blauer Himmel nicht!
Und eine Zeit wird kommen, wo das Volk
An ſeinem Luther ſäßt, was doch an Ihm auch
So heiter iſt und allem Schönen huldigt!

Anna.

Noch ſeh' ich nichts von dieſer Zeit! Nur Trauer!
Wie hab' ich mir dies heißgeliebte Land,
Mein Vaterland, mein Dänemark geträumt!
Wie hab' ich meiner Wünſche golden Füllhorn,
Das ich im Süden ſammelte, ſo reich
Ausſchütten mögen über dieſes Land!
Den Königen ſchlug ich die Edda auf,
Das alte Sagenbuch des Dänenvolks!
Wie Sänger durch die Länder zogen, preiſend
Die Thaten Harald's mit dem goldnen Haare,
Die Thaten Sigurd's mit dem Schlangenring —!
Die Künſte wollt' ich ſäen wie den Mohn,
Aus deſſen Körnern holder Schlummer wächſt
Und Märchentraum, der uns die Sitten mildern,
Den Menſchen adeln, unſer Dänenvolk
Zum Muſter für Europa bilden ſollte!
Statt deſſen ewig jäher trotz'ger Kampf
Mit angeborner zügelloſer Wildheit!
Der Widerſpruch der rohen Triebe nur,
Das ſinnlos Allgemeine und Gemeine,
Der flachſte Blick wie über ſand'ge Hügel,
Wie übers Wellenmeer die träge Fahrt —!
Ein Sturm dann ſoll uns freun, wie der? Die Wuth
Des tollgewordenen Pöbels, ſchäumend,
Im Wahn ſich wirbelnd um ſein dummes Ich?
Ich ſehe nichts, als Unſinn, ein Gelüſten,
Wo Kinder ſich ſchon ſelbſt bewundern, Weiber,
Alltäglich, Federn in dem Morgenhaare,
Die Töchter Jephtha's durch die Städte raſen —!

Myuter.

Der langgewohnte Umgang mit dem Adel,
Mit Königen, Frau Anna, hat den Wahn
In Euch erzeugt, man könnte sich das Volk
Wie nassen Thon mit Künstlerhänden formen.
Das muß man nehmen wie es ist — in Zeiten
Zumal, wie sie uns jetzt gesandt! O, wohl,
In stillen Zeiten mag man uns erziehn!
In stürmischen muß man die Ernte brechen
Der Saat, die stille Zeiten legten! Frau!
Ein jeder gute dän'sche Patriot
Muß wünschen, daß Ihr uns erhalten bleibt
Mit Eurer Liebe für das Vaterland,
Mit Euerm weisen Rath bei so viel Trübsal,
Die trotz des Sieges uns bedroht; nehmt Lehre,
Nehmt Beispiel an vom Geist des Volks, den Ihr
Sofort nicht ändern könnt! Versöhnt das Volk
Und haltet's — mit der wittenberger Lehre!

Anna.

Bin ich ihr Feind? Ich bin es nicht, Herr Myuter!
Wie Luther, bin auch ich in Rom gewesen,
Und kam nicht römisch heim. Ich hindre nichts,
Was ihr zur Läuterung der Lehre thut.
Doch Bilderstürmen kann ich nicht, nicht jauchzen,
Wenn alles so in Trümmer bricht und wankt,
Kann mit den Frauen nicht die Wette laufen,
Wenn sie sich in die Kirchen drängen, sich
Anneſtein jungen Wanderpredigern —

Myuter.

Da unterbrech' ich Euch! Habt Ihr nicht selbst
Den Zauber Euch erprobt, wie eine Sache

Durch die gewinnt, die durch ihr Ich ſie ſtützen?
Euch raſſelte ein goldner Harniſch ſo
Die Sinne einſt verwirrend und beſtrickend —
Ein Jüngling — wie dem armen Volke jetzt
Die blaſſen Kloſterbrüder, die erlöſten,
Der Wahrheit Zeugen ſind — weil ſie uns rühren —!

Anna (ſteht die Augen niederſenkend).

Mynter.

O wendet Euch dem Zauber hin, der andre
Vom Alltagsleben auch einmal befreit!
Ich bitt' Euch, Frau, ſeid weiſe! Laßt den Stolz,
Den adligen! Die Goldenſtern, die Roſenkranz,
Schon in der grauen Vorzeit glänzten ſie —
Doch immer neuen Adel gibt der Tag,
Der nachgebärende! Geborne glänzen
In Fiſcherhütten ſchon! Seht hin! O Wonne!

(Am Fenſter.)

Der Graf ſteht auf dem Markt! Die Truppen ſchwenken —

(Von hier an beginnen in der Ferne kriegeriſche Fanfaren, die erſt enden, wenn Graf Chriſtoph auf der Scene iſt.)

Hierher wälzt ſich der Strom aufs neue! Frau,
Seid weiſe, gebt dem Volke preis, was Ihr
An kirchlichen Gewändern, an Gefäßen,
An altem Schmuck der Kirchen noch geborgen!

Anna (böſer).

Ich — thu' es — nicht!

Mynter.

Und dieſes Blatt — Ihr wolltet —

Anna (zitternd und bäßer).

Ich — unterſchreib' es — nicht!

(Man hört von außen ein wildes: Hoch!)

Hynter.

Ihr ſeid verloren!
Mich ruft die Pflicht, den Grafen zu empfangen.

(Ab durch die Mitte.)

Anna (allein).

O daß ich athme noch in ſolcher Luft!
Was feſſelt mich? Was hält mich noch zurück?
Wär' es denn wahr, was alle ſie belächeln?
Soll ich, was einſt verloren, neu beginnen?
Noch einmal mich aus meinem Innerſten
Heraus an dieſe Welt verrathen? Nein,
Ich darf es nicht! Erröthend muß ich ſchweigen,
Wenn Siegbritt mir erzählt, wie Marcus ihr,
Als Swante's Sonne ſich zum Abend neigte,
So große, rieſengroße Schatten warf!
Jetzt kehrt er wieder! Zwar ein Dienender,
Ein Zweiter neben einem Erſten, der
Ein Fürſt! Doch ſtünd' er auch im tiefſten Schatten,
Ich müßte dennoch — Ha, was wag' ich mir —!
Verlache, Welt, mich, ſpotte meiner Triebe!
Siegbritt nur liebt ihn — und ich ſollte fliehn —
Doch muß ich bleiben, wie gebannt von ihm —
Von ſeines Kommens zauberhafter Nähe —
Da iſt er —! Nein! Nicht er! Voll Bangen Siegbritt?

Neunter Auftritt.

Siegbritt ihr entgegen, Anna. Dann Pockbinder.

Siegbritt.

Hinweg, hinweg, wir müſſen fliehen, Anna!

Anna.

Warum erſt jetzt? Held Marcus kommt! Sieh dorthin!
Du wirſt vor allen ihn erkennen — Ihn!

Siegbritt (nicht zum Fenſter gehend).

Doch wer mit ihm! Ich war am Wall und blickte
Mit Tauſenden den deutſchen Kriegern zu,
Die durch die Thore ſingend zogen. Da
Dringt hell und wohlbekannt der Ruf ans Ohr:
So grüß' Euch Gott! ... Er kam von Marcus! Doch
Im ſelben Augenblick ſchwingt eine Hand
Dicht neben ihm den Hut — es war Prinz Swante!

Anna.

Der wider ſeinen König ſich erheben?
Du kennſt ihn nicht! (Sie blickt ſich um.) Wer kommt! Was ſoll es?

Siegbritt.

Sie werden dich in Feſſeln legen, Anna!
(Draußen: Hoch!)

Pockbinder (tritt haſtig auf).

Da ſeid Ihr noch! Verehrte beſte Frau,
Was muß ich Euch für eine Botſchaft bringen!
Kaum hatte ſich der Graf auf meine Rede

In freundliche Erwidrung eingelaſſen,
Da unterbricht ihn Clemint, ſchreit und tobt
Und will Erlaubniß, Euer Haus zuvor
Zur Freudenfackel des Willkomms zu machen —
Da zieht der Graf die Augenbrauen hoch
Und fragt: Frau Anna Roſenkranz, dieſelbe,
Von der Melanchthon mir ſo oft geſprochen,
Die beſte Griechin in ganz Dänemark?
Und alsbald gibt er ſeinem Pferd die Sporen
Und lenkt hierher die Zügel — horch — Er kommt!
Nein erſt ſein Feldhauptmann! Der Marcus Meyer!
Mit blut'gen Köpfen ſchickt er Euch die Rotte
Von Euerm Hauſe heim —

Anna und Siegbrit (bekämpfen ihre freudige Regung).

Zehnter Auftritt.

Marcus ſtürzt herein. Die Vorigen. Darauf Soldaten. Volk. Graf Chriſtoph. Mynter.

Marcus.

Anna und Siegbritt!
Find' ich Euch wieder! Siegbritt, ſaht Ihr's denn,
Ich grüßte Euch mit meinem Handſchuh ſchon!
O — dieſe Halle — dieſe Bilder — Himmel, da auch
Das Fenſter, das zu Euern Gärten führt!
Habt Ihr Euch das geträumt, daß ich noch einmal
Den Fuß in Eure Wege lenken würde,
Noch einmal mir die ſüßen Melodieen,
Die hier noch ſchweben müſſen in den Zimmern

Wie luſt'ge Geiſter, mir ins Ohr darf locken
Und Euer Wort einathmen! Freude, Freude
Mit bruſtzerſprengender Gewalt befällt mich!

Anna und Birgbritt (blicken nieder).

Bringt — Ihr —

Marcus.

Den Prinzen Swante mit? (Vertraulich.) Ich will
Es Euch geſtehn, er iſt nicht frei und darf
Nur auf Befehl von uns — von — (Sah ſich um.) Hm! Ja ſo!
Ich ſtehe jetzt um eine Sproſſe tiefer,
Als ſonſt —

(Inzwiſchen ſind ſchon vorher Soldaten und der Graf eingetreten.)

Chriſtoph (harrte ſchon während Marcus' Rede auf deſſen Aufhören).

Marcus (ſich umwendend).

Vergebt, Herr Graf, wenn ich's vergaß!
Wir ſind von Aggerhuus nicht jetzt gekommen!

(Er tritt niederblickend zur Seite. Die Fanfaren haben aufgehört.)

(Fiſcher mit Unterhaken, Rudern und Aexten drängen hinter den Soldaten nach.)

Chriſtoph.

Verzeiht mir, werthe Frau, daß ich ſo plump
Und ohne mich gehörig anzumelden,
In Eure glatten Zimmer trete — Ja
Noch mehr! Ich mußte mit Entſetzen hören,
Daß man dies ſchöne Haus verbrennen will!
Dies prächt'ge Schloß, die ſeltnen Teppiche,
Die bunten Wandgemälde! Nein, Frau Anna,
Wenn Ihr erlaubt, ſo lad' ich mich viel lieber
Bei Euch zu Gaſte! Mehr noch! Laßt mich ganz
Hier einquartieren! Darf ich?

Die Dienerschaft trieb ihren Spott mit uns,
An unsern Bärten zauste man und lachte,
Und ließ die Bittenden im Schnee erfrieren.
Das währte bis Martini. Jeden Morgen
Betraten zitternd wir des Grafen Schwelle
Und jeden Morgen wehrte man den Eintritt.
Da eines Tages schlug an unser Ohr
Ein süßer Ton, ein Ton wie Frühlingshauch.
Willkommen! rief der Pförtner eines Morgens,
Willkommen! rief die bunte Dienerschaar,
Und freundlich führt man uns, wir waren fünf,
Die Stiegen aufwärts über Teppiche,
Durch goldne Spiegelsäle, just als wären
Wir Alle des Ministers Ehrengäste.
Er selbst schritt freundlich uns entgegen, hieß
Uns unsre Sachen an ihn bringen. Ja,
Das waren Worte nicht, die wir gesprochen.
Das Herz floß über. Alle durch einander
Entzündete der frohe Augenblick.
Die Leiden sprachen selbst, des Volkes Leiden —
Die Steuern, tausend Vögte, die Beamten —
Die neue Regulirung unsrer Marken,
Um jeden Stamm leibeigen abzupferchen, —
Das Alles trug ich vor mit schlichten Worten.
Wir waren stumm: der durch uns sprach, war Gott!
Der Graf hört zu und schweigt. Er geht und lächelt,
Er lächelt, wie ein Dolch erst blitzt vorm Stoße,
Er lächelt, winkt und geht. Da treten Diener

Anna.

Bitte, Graf!
Im Fall Ihr mich bewachen wollt, ſo thut's!
Ihr ſeid der Sieger, ich bin die Gefangne.

Chriſtoph.

Gefangne? Ihr? Wir führen keinen Krieg
Mit Weibern. Wohl, ich weiß, Ihr haßt die Deutſchen,
Haßt unſer ganz Gewerb' an Dänemark!
Ihr gönnt mir nicht die frohe Jubelbotſchaft,
Die ich nach Lübeck jetzt entſenden darf!
Doch, denk' ich, werden wir uns ſchon verſtehen!
Hegt Ihr nun etwa (als wenn er ſie mit der Naſe witterte) Pfaffen
hier verſteckt,
So ſchafft ſie fort; ich liebe, wenn ich ruhe,
Und ſelten kommt mir ſolche Gunſt der Ruhe,
Daß ich in weiche Federn dann mich bette,
Die Ihr dann ſchon an mich cediren müßt!
Auch Weihrauch — iſt nicht mein Geruch! Die Naſe
Halt' ich an Roſen lieber! (Beugt ſich ihr.) Roſenkranz!
Sie ſagten, ſchon im Namen hättet Ihr
Das röm'ſche Weſen! Nein, ich denk' ihn mir
Auf Blumen nur und Frau'n! Wer iſt die Dame?

Anna.

Die Tochter meiner Schweſter, Siegbritt Ribberſtolpe!

Chriſtoph.

Auf die der Schwedenprinz ſo ſchöne Lieder
Im Lager uns geſungen hat? Er iſt
(Halblaut.) Nicht freien Fußes, doch ich will ihn gern
Zur Tafel herbeſcheiden. (Laut.) Nun? Das freut
Euch nicht? Ihr ſteht ſo kalt und nur erſchreckt?

Das Volksgewühl verdrießt Euch? Und mit Recht!
Ihr Männer da von Kopenhagen! Geht!
Ich schaffe Ordnung hier im Hauf' und fege
Den alten Sauerteig hinaus. Frau Wirthin,
Besonders nehm' ich mir die ganze Küche
Und ungetheilt den Keller in Beschlag.
Geht jetzt, ihr Fischer! Nehmt die Feuerbrände
Und geht ans Meer, den Lachs damit zu locken
Und guten Dorsch fürs dän'sche Vaterland!
Geht, sag' ich, soll ich's wiederholen? (Donnernd.) Geht!

(Das Volk zieht sich staunend zurück.)

(Wieder freundlich.)

Ihr Herren Bürgermeister, kommt und schreibt
Jetzt Proclamationen an das Volk
Der Dänen, an die Geistlichkeit, den Adel,
Ob dieser auch sich jetzt in Skanderborg
Aus seinen Fingern — neue Kön'ge saugt.
Lübeck ist König! — Hört ihr es? Bis dahin
Soll es in dieser Stadt uns wohlgefallen.
Der Wirthin werd' ich manche Sorge machen.
Zeigt mir die Säle, Eure schönen Bilder
Und Eure Gärten, die man rühmen will
Wie sonst die Gärten der Semiramis!
Gebt mir den Arm und sprecht mit mir — nicht griechisch!
Melanchthon hat mich immer drum geneckt,
Daß ich so schlecht auf Griechisch mich verstünde!
Lateinisch aber steh' ich meinen Mann!
Ja so — Ihr seid — Ei was! Ein Mann! Ein ganzer!
Gebt mir den Arm! Kommt, schöne Siegbritt!

(Zu Marcus.)

So laßt Ihr doch den Schwedenprinzen holen!

Und kommt dann ſelbſt zur Tafel, da Frau Anna
Gewiß Gedecke für uns alle hat!

(Er nimmt Anna's Arm.)

Anna (wirft einen ſchmerzlichen Blick auf Marcus, bleibt eine Weile ſtehen und folgt dann).

Siegbritt (zögert eine Weile, auf Marcus blickend).
Ein Wort —

Marcus.

Dem Dienenden?

Siegbritt.

Ruft nicht den Prinzen!

Mynter (nimmt Siegbritt's Arm. Beide folgen).

Alle (folgen).

Marcus (bleibt allein zurück).

Elfter Auftritt.

Marcus allein. Später Friedrich.

Marcus.

O bräche über mir dies Dach zuſammen
Und öffnete, mich zu verſchlingen, krachend
Sich dieſer ſtarre mitleidloſe Boden!
Wie bin ich ausgelöſcht! O Jürgen, Jürgen,
Sieh, wie die Fürſten deine Städte ſchleifen!
So ziſcht ein Tropfen wol auf Schmiedeeiſen
Und läßt zurück nichts als ein wenig Rauch!
Bin ich denn der, der einſt, ein Gott an Kraft,
Auf dieſe Schwelle ſchritt? Mit Füßen weg
Geſtoßen Kronen, Scepter, Majeſtät?

Und jetzt — zum Schweigen faſt verwieſen, wie
Ein Knabe, der ſich vorlaut in der Schule
Verging und ſprach, wo er nicht ſprechen ſollte!
„Ruft nicht den Prinzen!“ Ueberſelig Glück!
O ſüßer Ton! Und wenn ich's dennoch thäte,
Um über Einen doch mich noch als Herrn,
Des Herzens Herrn — zu zeigen? Schweige, Marcus!
Es ſoll dich die verbotne Lockung nicht
Aus deinem Nichts erlöſen wollen —! Weta,
Tritt nicht vors Auge mir! Nur Demuth! Demuth!
Sagt mir dein Wehmuthsblick —! Ganz Dänemark Zeuge!
O Schande! Schande! Trine hör' ich ſchleichen!
Wer fürchtet ſich, den Marcus wie 'nen Knecht,
Und ausgewieſen hier zu ſehn?

Zwölfter Auftritt.

Tycho Krabbe. Marcus. Dann ein Page. Zuletzt Friedrich.

Tycho.

Heda?
Burſch, kennſt du mich?

Page (erſtaunt).

Herr Reichsmarſchall!

Tycho.

Geh, ſage
Dem Grafen, daß der Freiherr Tycho Krabbe
Dem gnäd'gen Grafen ſich empfehlen wolle!
Was zögerſt du, milchbärt'ger Junge? Treibſt
Du auch ſchon Politik? Hinein und melde!

(Page ab.)

Marcus.

Was ſeh' ich? Habt Ihr Euch verirrt? Der Fuchs
Will in des Löwen Höhle?

Tycho.

Marcus, Heil!
Ich wünſch' Euch Heil zu Euerm Siege, Marcus!

Marcus.

Der Euch den Kopf zu Füßen legen wird!

Tycho.

Erlaubt, der Page will mir Botſchaft ſagen —

Page (war zurückgekehrt).

Der Freiherr Tycho Krabbe wird dem Grafen
Zu jeder Zeit willkommen ſein —

Tycho.

Lebt wohl!

(Verbeugt ſich triumphirend und geht ab.)

Marcus.

Was iſt geſchehn? Hier wäre „Lübeck König"?
Das iſt Verrath!

Friedrich (roſch und eilig).

Da ſeid Ihr, Hauptmann! Herr!
Ich ſucht' Euch überall, der Schwede dringt
Und läßt Euch flehentlich erſuchen, ob
Es ihm erlaubt ſei in die Stadt zu gehn!

Marcus.

In Eiſenſchellen nur! Die Kugel ihm
An ſeinen Fuß gelegt! Noch ſind wir Herrn!
Was geht hier vor? Wer hat hier zu befehlen?

Friedrich.

Ja, Hauptmann, wir ſind ausgelöſcht. Die Rite
Hat nur noch Augen für die goldnen Treſſen
Des Kammerdieners ſeiner hohen Gnaden!

Und wißt Ihr's ſchon, man ſpricht von ſchlimmer Botſchaft!
Ein Schiff aus Lübeck wäre angekommen —
Der Brömſen iſt in Lübeck!

Marcus.

Lächerlich
Hat mir die Wundermär erklingen wollen!

Friedrich.

Nein, nein! Was ich nur laufen konnte, lief ich,
Ob auch an Euch wol Briefe angekommen —
Doch fand ich nichts — Man ſagt, daß Wullenweber —
Da iſt der Graf! Die Briefe, ſeht Ihr, ſind's,
Die trug der Kammerdiener eben ihm
Hinüber! Tycho Krabbe — hier? Ei, Hauptmann,
Sind wir verrathen und verkauft?

Marcus (außer ſich).

So ſcheint es —

(Tritt zurück.)

Dreizehnter Auftritt.

Graf Chriſtoph und Tycho Krabbe halten ſich ganz im Hintergrund und tauſchen gegenſeitig Nachrichten und Briefe aus. Pockbinder. Munter. Offiziere. Rathsherren bilden eine Gruppe für ſich, voll Spannung und Erſtaunen. Anna. Siegbritt kehren zurück. Die Vorigen.

Munter (voll Staunen).

Der Reichsmarſchall —

Pockbinder.

Ei, das iſt ſeltſam —!

(Sie beobachten den Grafen und Tycho Krabbe.)

Anna und Siegbritt.

Tycho —

Anna.

Mit ihm vertraut?

Marcus.

Ich bitte, Anna —

Anna.

Hört doch —!

(Sie blickt forſchend hinterwärts.)

Marcus.

Was denkt Ihr von den Räthen meines Herrn?

Anna (nur prüfend).

Daß er ſich ſeine Räthe wählt — um ſich — zuvor —

Marcus.

Erſt auszuſöhnen mit der Hölle?

Anna.

Nein,
Sie deſto gründlicher zu überwinden!
Der Blick — Sein Lächeln — Augenzwinkern —? Wieder
Die Augen dann voll Wehmuth —? Jetzt ein Blitz
Der Liſt —? Nun wieder wie die Unſchuld ſelbſt —?

(Mit raſchgefaßtem Entſchluß.)

Lebt, Marcus, wohl!

Marcus.

Ihr geht?

Anna.

Vielleicht bleibt Siegbritt!
Ich hab' ein Schiff, das mich nach Holland führt!
Von dort nach Brüſſel, nach Italien!

Marcus.

Weshalb?

Anna.

Ich traue Euerm Grafen keine Stunde
Mein Leben an und meine Freiheit —

Marcus.

Anna!
Ihr wolltet fliehn vor einem Fürſten, der
Zu Füßen ſich Euch legt! Mit Roſen ſchmeichelt —

Anna.

Die Dornen folgen! Siegbritt, geht Ihr — oder —

Siegbritt (zeigt nach hinten).

Seht doch! Man ſagt, aus Lübeck —

Marcus.

Schlimme Botſchaft
Die wäre eingelaufen?

Anna.

Glaubt ihm nichts!

Chriſtoph (tritt jetzt vor). Marcus! Marcus! Erlaubt, daß ich mich faſſe!

Alle. Was iſt?

Chriſtoph. Gleich nach Euerm Abzug, Marcus, erhoben ſich die verſteckten Häupter der alten patriciſchen Hydra. Menſchen, die Begeiſterung für das Große geheuchelt hatten, zeigten ihre wahre Larve, und die Entmuthigung der Bürger, den Druck der Kriegsſteuer benutzend, ſtellten ſie gegen Jürgen im Rath und vor der Bürgerſchaft Anklage auf Anklage. Noch konnte Eures Freundes glühende Beredſamkeit und das Bewußtſein ſeines edeln Willens jeder Verleumdung die Spitze bieten. Da bricht der Wetterſtrahl der kaiſerlichen Acht in die dumpfe Schwüle. Karl der Fünfte, aufgereizt von wenigen entarteten

Söhnen der Stadt, bedroht mit blutiger Execution die stolze Republik, die seit Heinrich dem Löwen das Recht hat, sich ihre eigenen Gesetze zu geben, verlangt Wiederherstellung der alten patricischen Verfassung, Wiedereinsetzung Brömsen's! Wenn nun auch das Gefühl des Rechtes und der inwohnenden königlichen Kraft Lübeck zum Widerstand bewogen hätte, eines mußte Euern Freund stürzen, des Kaisers Gelöbniß, er wolle, wenn man alles, was er verlangte, verspräche, keine Schranken mehr setzen — für die neue Religionslehre! Da, gedenkend, wie mit spanischer Tücke überall der Kaiser dem Aufschwung des Lutherglaubens hindernd in den Weg tritt, wie anderwärts kaum an Blutgerüsten vorüber die neue Lehre sich Bahn brechen kann, gedenkend, daß wenigstens diese Frucht seines edeln, uneigennützigen Strebens der Stadt erhalten bleiben durfte, legt Wullenweber sein Amt nieder und der vertriebene Verräther zieht triumphirend in die düster und lautlos ihn empfangende Vaterstadt.

Marcus. Gebt mir ein Schiff! Ein Schiff! Wie beflügelte Drachen wollen wir über die Wellen rauschen und die ehernen Fittiche über diese schlechte Stadt zusammenschlagen! O es ist nur zu wahr!

Christoph. Diese edle Aufwallung macht Euerm Herzen Ehre! Aber die Sache, für die wir kämpfen, ist nicht an einen einzigen Namen geknüpft. Der neue Rath, Brömsen selbst, versprechen in diesen Briefen die Fortsetzung des ruhmvoll begonnenen Kriegs.

Marcus. Das, ja das habt Ihr nur von Euerm Tycho dort! Sie täuschen Euch! Ihr seid verloren! Wir haben uns aufs Aeußerste selbst zu wehren!

Christoph. Dringlich ist allerdings Euer Beistand und das redliche Beharren im einmal Begonnenen. Ein ganzes Volk sieht auf uns! Dänemark verwirft die Wahl des Adels in Slander-

borg. Einem Reuigen, wie dem Reichsmarſchall, hab' ich mein Ohr nicht verſchließen wollen. Rache — die bring' ich nicht. Ich kämpfe für das angeſtammte Recht der entthronten Dynaſtie und will Däne ſein mit den Dänen! Ihr, Tycho, habt bei mir offene Arme gefunden, wie ſie jeder finden ſoll, der — der Sache entgegenkommt, deren Banner zu tragen ich beehrt wurde. Euern Rath, Tycho, jetzt das Gefängniß des unglücklichen Chriſtiern und die Haft des jungen Prinzen Johann zu endigen, billige ich von Herzen. (Allgemeine ſtaunende Bewegung.) Die beiden Thürme ſollen ſich dem Lichtſtrahl der Volksliebe und der ſehnſuchtsvollen Erwartung dieſes Landes öffnen!

Tycho. Dank, dank Eurer Weisheit.

Mynter. Pockbinder (bei Seite zu Marcus). Was denken wir —?

Chriſtoph. Marcus! Ihr ſeid von mir, in voller Uebereinſtimmung mit den Wünſchen der Dänen dazu auserſehen, Euch morgen in aller Frühe, den dreizehnten Auguſt, vorläufig nach Alſen zu begeben, dort die einzig wahre Widerpart von Holſtein, die Widerlegung jeder ehrgeizigen Selbſtſucht, beide Fürſten zu befreien und begrüßt vom Dank des Volks in Kopenhagens Stadt, beſät mit Blumen, wieder einzuziehen, ein Auferwecker von den Todten, ein Jaſon, der uns das Goldene Vlies eroberte. Seid Ihr mit Chriſtiern's und des gefangenen Prinzen Johann Befreiung zufrieden? (Allgemeine Zuſtimmung.)

Marcus. Haltet Ihr den Auftrag für ehrenvoll, ſo vollſtreck' ich ihn. Doch wär' ich lieber — (Bei Seite.) O Jürgen!

Tycho (gibt Geberden des Triumphes und für ſich). Gelungen!

Chriſtoph. Und ihr, meine ſchönen Damen, jetzt ſoll ich auf dem Schloſſe der Dänenkönige den Wünſchen des Landes Rede ſtehen! Ich ſeh' Euch wieder! Weiß Gott! Ich gehe mit betrübtem Herzen um meinen edeln Freund in Lübeck! Bis ich die Abſichten Schwedens erkannt habe, thut mir leid,

Herein, um ihren Mund des Spottes Schlangen,
Und führen uns, wohin? Ihr lauscht und lauschen
Wird alles Volk vom Don bis an den Ural —
Man führt die Abgesandten eines Volkes
Nicht etwa in ein freundlich Zimmer, uns
Mit Speis' und Trank zu ehren, nicht in einen Saal,
Wo Schreiber unsre Klagen zu Papiere bringen,
Nein, lustiger Kosak, hör' auf zu tanzen,
Man führt die Abgesandten Deines Volks
In eine Folterkammer, wirft sie in
Den Marterblock und schreibt auf unsre Klagen
Die blut'ge Antwort, Jedem hundertmal,
Auf seinen Rücken mit der Knute nieder!
(Pugatscheff, Persiljeff, Sergius geben Zeichen des Schauderns.)

Loginoff.

Nach Moskau schleppten wir uns wund und elend —
Zwei starben — in geweihter Erde ließ
Der Erzbischof die Märtyrer begraben.
Uns gab er einem Kloster in die Pflege —
Die Wunden sind geheilt, die Schande nicht.

Persiljeff

(nach einer langen Pause).

Wir stehen lautlos. Thränen muß ich weinen,
Nicht über Euch, nein, über Menschen, die
An Menschen das gethan. Und jetzt, Ihr Männer,
Sprecht nicht von Heilen, nicht von frommer Pflege,
Die Wunden müssen bluten, für uns zeugen
Und Rache schreien, Blut um Blut!

Marcus, den Prinzen Swante in Euerer ſtrengſten Obhut laſſen zu müſſen. Nach einer Begrüßung ſeiner Braut hat er Euch, ich kann nicht anders, nach Sonderburg zu folgen! Ihr ſelbſt übernahmt es, für dies bedeutſame Haupt verantwortlich zu bleiben und ich vertraue niemand hierin mehr als Euch! Frau Anna, ein Banket für dieſen Abend nehm' ich nicht an, wenn es auch eine Schwäche der Deutſchen iſt, daß ſie, wenn ſie das Rechte gethan zu haben glauben, gern am Abend prüfend auf den Tag beim Becher zurückblicken. (Er geht und hält inne.) Noch eins! Tycho Krabbe! Man ſagte mir, daß Ihr es wart, der den Thürmen in Sonderburg Leben und Bewohner gab. Die Beſatzung iſt vom Reichsrath beeidigt und ich möchte nicht, daß jene Thürme erſt durch Blutvergießen erobert werden müßten. Dem däniſchen Volke glaub' ich ſchuldig zu ſein, Recht und Unrecht ſich wett machen zu laſſen und Schuld durch Schuldige zu tilgen. So nur iſt Ausſöhnung zu hoffen, ſo des Landes wahre Beruhigung! Ihr, der Ihr dem Commandanten die Parole gabt! Reichsmarſchall, Ihr werdet den Hauptmann begleiten —

Tycho (furchtbar erſchreckend). Graf! Bedenkt — mein Alter!

Chriſtoph (mächtig). Bedachtet Ihr die Jugend des Prinzen Johann? Bedachtet Ihr, daß Chriſtiern's Haar vor Kummer ergraute? (Ruft zwei Offiziere.) Begleitet den weiland Reichsmarſchall, daß er ſich rüſte, morgen früh mit vor Anker zu gehen!

Tycho. Ihr nehmt mich — gefangen?

Chriſtoph. Wir wußten Euch ſo zu ſchätzen, daß wir mit Euch nur ſicher gehen wollten. Führt ihn hinweg! Einen Kopf der Hydra — den haben wir!

Tycho (wirft einen durchbohrenden Blick im Kreiſe herum und geht von Anna belächelt, zur Freude aller Anweſenden, begleitet von Kriegern ab).

Chriſtoph. Der mußte fehlen, wenn über Dänemark Ruhe kommen ſoll! (Zu Marcus.) Wenn Ihr in Sonderburg ſeid,

weiſt Tycho Krabbe einen von den Königsthürmen an. Ich überlaſſe Euch, von beiden den zu wählen, der Euch der feſteſte dünkt! (Ab, begleitet von den Kriegern und Rathsherren.)

Mynter und Pockbinder (folgen freudeſtrahlend. Draußen ein ſchmetternder Tuſch).

Siegbritt. Anna. Marcus (bleiben allein zurück).

Anna. Marcus! Mein erſtes vertrautes Wort zu Euch wird auch mein letztes ſein. Ihr ſeht, ich muß Dänemark verlaſſen! Ein mächtiger Genius breitet ſeine Fittiche über das Land! Auch mir würden ſie vielleicht nur eine Weile Schutz gewähren, um mich deſto ſicherer zu verderben! Dieſem Fremdling Kampf anzubieten, ich würd' es nur vermögen durch dich — Das iſt vorüber! Siegbritt, was haſt du über die Zukunft deines Lebens beſchloſſen?

Siegbritt. Anna, wir ſtanden einſam an dieſer Stätte, auf hoher Zinne, wo die Geiſterwelt, die du mir aufgeſchloſſen, frei und ſchön, wie luft'ge Schleier, uns umhüllte und vor einer alltäglichen Welt verbarg. Jetzt —? Ich will dir — — folgen, Anna, wohin du gehſt —

Marcus. Siegbritt —! Und — Prinz Swante?

Anna. Wiederholt ihm, daß ihn Siegbritt nicht mehr liebt.

Marcus. Sie hält ihr übereiltes Wort?

Anna. Es gibt Empfindungen, die ſich nicht in Namen faſſen und die wahre Natur der Liebe und des Haſſes hat noch niemand ergründet. Berichtet es ihm ſo milde als Ihr könnt. Lebt wohl, Marcus! Was ich Euch noch zu ſagen hätte, die Erinnerung mag es Euch ſprechen an die Abſchiedsſtunde, die wir einſt in unſerm Garten verlebten! Marcus, Marcus! Warum biſt du mir damals nicht gefolgt?

Siegbritt (in großer Erregung). Bringt denn die Zeit nur einmal daſſelbe?

Anna. Nur einmal! Damals ſchlugt Ihr mir ab, der Thon zu ſein, den Euer Genius, mich mit Schöpferkraft begeiſternd, durch meine Hand bilden und formen ſollte! Ich könnte den Muth haben, mich mit mächtigem Ehrgeiz auch an dieſen Grafen zu wagen. Aber wie groß, wie edel iſt ſein Geiſt! Wie würdig des erhabenſten Schickſals! Soll ich des Landes Scepter ergreifen und es Ihm in die Hand drücken und gegen alle Prätendenten der Welt vertheidigen helfen — —? Ich thu' es nicht. Um deinetwillen nicht, Marcus! Ich habe für dich gefühlt wie — eine Mutter!

Marcus (auf ſie zuſtürzend). Anna!

Anna. Ich gehe nach Italien, unter einen blauern Himmel, unter mildere Sitten!

Marcus. Siegbritt —?

Siegbritt. Ich folge ihr. Marcus! Gedenket meiner, wie Eurer — Schweſter —!

Marcus (küßt überwältigt auch ihr die Hand). Lebt wohl!

Anna und Siegbritt. Lebt wohl! (Gehen zur Seite ab.)

Marcus (wie er ſich allein ſieht). Durch anderer Fügung herrſchen — wäre nicht ſo ſchön, als ſo zu dulden durch ſein eigen Schickſal! (Draußen ertönen Hochs und Trompetenfanfaren. Sich ermannend.) Friedrich! Jetzt die Anker gelichtet! Erſt aus ihren Kerkern noch Könige befreit, dann aber die Bürgerkrone auf dem Haupte des Freundes gerettet! (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Straße in Lübeck.

Nacht. Ein erleuchtetes Haus. In der Ferne ein Thor.

Erster Auftritt.

Wullenweber. Oldendorp. Meta. Sie treten auf, nachdem mehrere Takte lang von dem erleuchteten Hause Musik erschollen ist. Auch hört man von dorther Gläser klingen.

Wullenweber.

Bis hierher! Weiter nicht! Am Thore steht
Mein Pferd! Es gibt nur Aufsehn! Laßt es!

Meta.

Nein!
Wir sollten nimmer so dich ziehen lassen!
Mein theurer Bruder! Eine Ahnung sagt mir,
Wir sehen dich nicht wieder —!

Oldendorp.

Meta! Kind!
Was eilſt du gleich ſo wild der Noth voraus?
Man trägt nur doppelt, dreifach, wenn man immer,
Was etwa kommen könnte, ſich gewaltſam
Vom Schickſal ſchon vorwegzunehmen liebt!

Wullenweber.

Die Sorg' um mich ſollt' euch die kleinre ſein!
Mein gutes Roß, das bringt mich, morgen, denk' ich,
Bei Hamburg an den Elbſtrand! Sorgſam ſetz' ich
Ans andre Ufer mit der Stader Fähre
Und reit' ins bremer Land auf friſche Werbung.

Meta.

Noch dieſen Dienſt der undankbaren Stadt,
Die deines Anſehns dich beraubt!

Wullenweber.

Ich thu's um mich,
Ich thu' es um den Grafen, um den Freund,
Um den ſich immer dichtre Nebel ſpinnen —
Um glückliche Vollendung meines Werks!
Mein Werk darf nicht in Trümmer fallen! Nein!
Der Sund muß unſer bleiben, nimmer darf —

Meta (ihn unterbrechend).

Nein, Bruder, laß vom Menſchlichen mich hören!
Der Schrei des Herzens übertönt das Krachen
Von hundert Thronen, die zuſammenbrechen.
Gib mir zum Abſchied Wahrheit! Sprich, wie iſt's
Mit Marcus?

Wullenweber.

Tapfer hält er ſich auf Alſen!

Oldendorp.

Noch hat es keine Noth! Ich hatte mich
Mit meinen Schriften auf dem Rathhaus früher,
Als sonst gewohnt, schon abgefunden, da
Begegnet mir der neue Stadthauptmann,
Herr Krevet — ganz im Waffenschmuck, um droben
Bei Brömsen heute fürstlich zu gastiren —
Horch wie sie jubeln! Wie die Gläser klingen —!
Nun gut! Da sagt' er, sichre Botschaft wäre
Von Kopenhagen angelangt, und Marcus,
Der säße wohlbehalten noch auf Alsen,
Zwar eingeschlossen, hart bedrängt von Schweden
Und Holstein, doch noch immer unbesiegt —

Wullenweber.

Und hat er anders seine Fahrt erzählt,
Als wir sie wußten?

Oldendorp.

Angelangt bei Alsen,
Dem düstern Eiland in dem Inselmeere,
Erblickten sie am funfzehnten August
Von rechts und links, rings auf der Spiegelfläche
Der sonst so einsamen Gewässer, plötzlich
Von allen Seiten weiße Punkte, Segel,
Wie bald das Aug' entdeckt! Und näher kommt
Ein Schiffsgeschwader, dessen Flagge sie
Sofort als schwedische erkennen mußten.
Der Tycho auf Verdeck lief auf und ab
Und bald erkannte man, daß hier Verrath
Im Spiele. Schon ergriff man Tycho, wollt' ihn
Ins Wasser werfen — Marcus hindert' es

Und vom Gefecht der Worte kam es bald
Zum wirklichen. Denn eingefangen wie
Im Netz ein Fisch, so zappelte das Boot
Im Schos der schwed'schen Flotte, die sogleich
Feldschlangen zischen ließ. Da ging es nun
Ans Aeußerste! Der Admiral der Schweden,
True Ulfstand, blut'gen Angedenkens, läßt
Die Enterhaken und Harpunen werfen,
Und nur des kleinen Schiffs Behendigkeit,
Die spitze Bauart seines Kiels erlaubt' ihm,
Bald hier, bald dort den größern zu entschlüpfen.
So schoß der kleine Segler in den Hafen
Von Sonderburg. Und wie der Commandant,
Der Ritter Brockdorp, Tycho Krabbe sah,
Der ihm zuletzt die dänische Parole,
Des Reichsraths Losung gab mit strengster Weisung,
Da kam die innere Besatzung muthig
Den Kämpfenden zu Hülfe, die, zerschossen,
Zerfetzt und leck an Kiel und Körper, sich
Ins offne Thor des Hafens werfen mußten.
Zuletzt mit Schwimmen! Swante Sture, Marcus,
Sein Knappe Friedrich, wenige Getreue
Gelangten in die inn're Festung, die
Von Ulfstand nun so hart belagert wird,
Daß sie nichts mehr behaupten können, als
Allein die Thürme, wo der König haust
Und Prinz Johann — doch die sind felsenfest!

Wullenweber.

Und Tycho Krabbe?

Oldendorp.

Der entkam, doch kläglich!

Im untern Deck des Schiffs blieb er vergessen
Beim Feuer des Gefechts! Der kleine Zweimast
Brach auseinander dann in hundert Stücke!
Die schwammen auf der See. Herr Tycho kam
Zwar in die Hand der Schweden an, doch so
Verwahrlost und so übel zugerichtet,
Daß tödlich Fieber ihn befiel und Wahnsinn
Und keines Sinnes soll er mächtig sein.

Wollenweber.

So hält sich Marcus! Tapfer, wie er ist,
Und dennoch klug und schlau, wird er sich fristen,
Bis ihm Verstärkung wird vom theuern Grafen,
Und meine Werbung soll er wacker führen.

Meta.

Seht da! Das Fest ist aus! Ich höre Stimmen!

Wollenweber.

Sie zechten!

Oldendorp.

Und im Rausche bildet jeder
Sich ein, Euch doppelt zu ersetzen! Tretet
Zur Seite! Man erkennt uns sonst und böte
Zuletzt Euch noch des Mitleids Reisepfennig.

(Sie treten links an die Häuser.)

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.
3-598-51032-2
FN. 19204/096

Zweiter Auftritt.

Nacheinander kommen aus dem Hauſe rechts Dalen mit einem Rathsherrn und einem Diener, der eine Fackel trägt, dann Stieten, gleichfalls mit einem Rathsherrn und einem fackeltragenden Diener, dann Elpen, Höreln, dann Gerke, dann Hermelink, jeder immer wie der Vorhergehende, zuletzt Krevet.

Die Vorigen.

Dalen (im Vorübergehen).

Das war ein Abend, wie in alter Zeit!
Wie fein und zierlich alles angeordnet!
Nun weiß man wieder doch, was Lübeck war! (Ab.)

Wullenweber (bei Seite).

Und was es ſein wird, wirſt du bald erfahren!

Stieten (auch vorübergehend mit einem Rathsherrn und einem Fackelträger).

Ich haſſ' ihn nicht, doch immer nur gehorchen
Und das zu thun, was er von uns begehrte,
Das paßte nicht für eine freie Stadt. (Ab.)

Wullenweber (bei Seite).

Dem dünkt der Wechſel ſeiner Ketten — Freiheit!

Elpen (vorübergehend wie Stieten).

In ruhiger Ergebung, mein' ich, ſchied er!
Sein Sinn iſt allzu kriegeriſch! Die Werbung
Wird ihn zerſtreun und ſeinen Kummer heilen. (Ab.)

Wullenweber (bei Seite).

Der iſt noch von den Guten einer. Tröſtend
Sich immer, wenn man nur nicht jammert, nur
Das Antlitz nicht verzerrt vor Schmerz und ſchweigt!

Sergius.

Die Kunde
Von Tschemitscheffs empörender Gewaltthat
Muß Wunder wirken! Zögerte das Volk
Und suchte einen Anlaß für die erste That,
Jetzt ist er da, die Stunde hat geschlagen,
Ihr habt das Feld gedüngt mit Eurem Blut.
Es ist nicht Zufall, daß wir hier beisammen —
Des Volkes Edelste und Reichste seid
Ihr drei — Euch sendet uns der Erzbischof,
Der unsrer Sache zugethan von Herzen.
Das Isaakkloster ist der Mittelpunkt
Der Dinge, die im Stillen sich verwickeln,
Und alle Fäden laufen hier zusammen.
Danila Perfiljeff, der Weiseste,
Emiljan Pugatscheff, der Tapferste!
Was uns, Ihr Männer, hier von Ost und West
Zusammenwehte, war ein Gotteshauch.
Seid Ihr gesonnen, jetzt in dieser Stunde
Euch zu berathen? Saget's frei!

Alle.

Wir sind's.

Sergius.

So will ich wicht'ge Dinge Euch verkünden.
Hört mir erst zu und sagt dann Eure Meinung.

Oldendorp (bei Seite).

Der ewig Hoffende! Der Graf hatt' ihn
Sogleich erkannt!

Hören (vorübergehend).

Was ließ ſich andres thun?
Der Kaiſer wollt' es und die Städte können,
Wenn ſie den Nachbarn nicht erliegen ſollen,
Den fürſtlichen Beneidern unſrer Größe,
Nicht anders ſich erhalten, als allein
Durch Kaiſers Schutz und Privilegien. (Ab.)

Wullenweber (bei Seite).

Das iſt denn doch ein Urtheil! Politik
Und weiſe Vorſicht war es, mich zu ſtürzen!
Das Leichteſte iſt ſolchen ſtets das Klügſte!

Oldendorp (bei Seite).

Wie, ſeh' ich recht? Der greiſe Jochem Gerke!
Auch Er am neuen Glanz ſich ſonnend!

Gerke (tritt hervor, wie die andern, und geht ſchweigend über die Bühne).

Wullenweber (bei Seite).

Gerke,
Der ließ mich nur mit ſchwerem Herzen fahren!
Er that's um ſeinen Heiland! Wenn ich einen
Mit ausgeſöhntem Herzen grüßen kann,
Iſt er's! Ich wurd' um einen hohen Preis,
Um Luther's Lehre, an die Spanier
Verkauft! Das gibt noch Troſt in meinem Fall!

Meta.

Da kommt der Giftigſte von allen, der

Dich haßt, mit um ſo grimmerm Haß, weil er
Des Haſſes keine Gründe weiß zu nennen!

Wullenweber.

Dann iſt es Hermelink! Wie die Hyäne,
Die lachend nur aus Luſt am Morde mordet!

Hermelink (tritt heraus mit den andern).

Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo glaubt mir,
Im Grunde hab' ich immer nur gebilligt,
Was er für Lübeck that, ich konnte nur
Nicht leiden, daß es Wullenweber war,
Derſelbe, der ſo ganz wie unſereins
Mit uns auf gleicher Linie ſtand, mit uns
In Eine Schule ging, auf Einer Bank
Mit uns geſeſſen — und nun plötzlich wollte
Ein Größrer ſein als wir! (Ab.)

Oldendorp.

Ein wahres Wort!
Das iſt der eigentliche Grund, warum
In Republiken Großes ſich nicht hält.
Sie ſtehen ſich zu nah'! Man neidet ſich
Den Vorzug, weil ſie alle offnen Urſprungs
Und zu erkennen ſind in ihrem ganzen,
Von Kindesbeinen an bekannten Weſen!
Der haßt dich, weil ihr Schulkam'raden ward
Und du voranflogſt ſeinem Schneckengange!

(Es ſchlägt eine Thurmuhr dreimal.)

Krevel (unruhig und ohne Begleiter hervortretend).

In einer Viertelſtunde wollt' er reiſen!
In ſein Verderben! Bremens Hinterhalt!
Am Thore ſteht ſein Pferd geſattelt! Wenn ich

Noch einmal mich an Meta — nein, es muß!
Ich hab's gelobt und feierlich beſchworen!
Wie mich es überläuft — Mir iſt's, als hört' ich
In ſtiller Nacht des Roſſes Hufſchlag, ſähe
Den Ueberfall verkappter Reiter, hörte
Des grimmen Braunſchweigs Lachen — Ha!
Wo bin ich? Heda, Fackeln! War ich hier
Allein? Wo ſeid Ihr, Hermelink! .... Sieh da —
An jenem Hauſe, Schatten? Sind es Menſchen?
Wer da?

Oldendorp (hinter).

Gut Freund.

Arevet.

Ihr wart beim Feſte —

(Er tritt näher).

Nein!
Ihr ſeid's! Was thut Ihr hier, und Meta — Jürgen,
Zur Reiſe ſchon gerüſtet —?

Wullenwever.

Vom Kriegszeugamt
Erhaltnen Auftrag zu beſorgen —

Arevet.

Jürgen —
Wenn ich Euch noch ein Wort — o, Meta, blickt
Nicht ſeitwärts! Hört zum letzten mal mich an!
Ihr wißt es, was mich Euch verfeindete!
Die alte Werbung wag' ich zu erneuen —
Ich ſchwör' Euch, daß ein Wort der Güte, mir
Gewährt, Euch hundertfält'ge Früchte trägt!
Gebt jede Hoffnung auf, man hört von Marcus —

Meta.

Nein, glaubt ihm nichts, was er auch sagt! Hinweg!

Krevet.

Bestät'gen wird es Euch am frühen Morgen
Ein Anschlag an dem Rathhaus —

Wullenweber.

Was geschah?
O daß ich über meines Wirkens Schicksal
Von andern jetzt mich muß belehren lassen!

Krevet.

Der neue Dänenkönig, Christian
Von Holstein, steht am Middelfahrter Sund
Und jede Post kann uns die Kunde bringen
Von einem Treffen zwischen ihm und Christoph,
Der hart von Schonen aus gedrängt wird; Schweden
Verheert und sengt das dän'sche Küstenland!
Und läge Tycho Krabbe nicht darnieder
Noch auf dem Siechenbett vor Sonderburg,
So hätten schon Verrath und offne Tücke
Vom eignen Dänenvolke, dem wir dienen,
Den ganzen Bau der hanseat'schen Sache
In Kopenhagen untergraben; glaubt,
Auch Marcus ist dem Untergang verfallen —

Meta.

Ein jedes Wort ist Lüge!

Oldendorp (zu Meta).

Seid besonnen!

Meta.

Seht,

Sein Prunken in dem Amt, das er gestohlen!
Ist das derselbe Hut, den Marcus trug?
Die ausgerupften Federn —

Wullenweber.

Schwester! Ach!
Ich muß es leider glauben, was er sagt!
Drum auf! Wir müssen Menschen haben! Menschen!
Die Würfel einmal noch zu rütteln!

Krevet.

Nein!
O, Jürgen, hört ein letztes Wort! Vertraut mir!
Ich hab' ein gutes Werk im Sinne! Meta,
Zum letzten male biet' ich meine Hand!
Stoßt mich nicht von Euch!

Meta.

Denkt Ihr etwa,
Ihr habt mit Marcus' Amt auch mich geerbt?
Verbittert mir die Thränen nicht des Abschieds!
Zieht Eures Weges!

Krevet.

Kommen wird die Reue,
Wenn sie zu spät!

Meta.

Nur eines ist zu spät:
Daß Ihr von hinnen geht, nicht länger äffend
Die tapfre Rolle meines Marcus spielt!

Krevet.

Nun denn, so sag' ich gute Nacht! Und Euch,
Herr Jürgen — (dumpf und scheu) glückliche Verrichtung! (Ab.)

(Es schlägt ein Uhr.)

Wullenweber.

Horch,
Die Stunde ſchlägt! Und meinen Knechten wird
Die Zeit wol lang! Ihr hörtet, wie es drängt!
So lebt denn wohl!

Meta.

Mein theurer, guter Bruder!

Oldendorp.

Lebt wohl! Und immer nur behutſam, Freund!
Nichts übereilt! Auch nicht zu viel des Soldes
Am Werbeplatz geboten! Sparſamkeit
Gefällt dem Bürger, und ich weiß gewiß,
Wenn man erfährt, wohin in aller Stille
Ihr dieſe Nacht geritten, ſtaunt die Stadt
Und liebt Euch wie zuvor. Es muß, es muß
Zuletzt Euch doch das Ruder wieder werden!
Es iſt nur eine Zwiſchenzeit, glaubt mir's,
Wo man Euch miſſend, Euern wahren Werth
Noch deſto höher ſchätzen lernt!

Wullenweber.

Wir hoffen's.
Und hänge deinem Trübſinn nicht ſo nach,
Hörſt du mich, Schweſter? Denk' an Marcus nur
Wie an den ſtolzen Günſtling des Geſchicks,
Dem nichts mislingen kann. Muth, Muth, ihr Freunde!
Und eure Thränen ſpart für größern Schmerz!
In wenig Tagen bin ich wieder bei euch.

(Er reißt ſich raſch los und eilt ab.)

Meta (wie aus einem Traume auffahrend)
O Jürgen! Bruder! Bleibe!

Oldendorp.

Laß es! Groß
Iſt unſer Kummer! Doch es läßt ſich viel ertragen,
Wenn unſre Furcht, des Herzens tiefſtes Bangen
Mit dem Geſchick im gleichen Schritte bleibt!
(Er zieht Meta fort. Beide ab.)

Zweite Scene.

Das Innere eines der Thürme in Sonderburg.

Ein tiefgehender Raum mit Schießscharten und einem niedrigen Ausgange zur Seite. Hinten eine große Oeffnung, durch die man nur in die Luft sieht.

Dritter Auftritt.

Friedrich sitzt auf dem Fußboden mehr links zur Seite und gießt aus altem Blei auf einer Kohlenpfanne Kugeln. Iwanke sieht ihm zu, eine Cither in der Hand. Prockdorp sitzt rechts an einem schlechten Eichentisch, in Gedanken versunken und träumend.

Friedrich. Ich will denken, Herr Prinz, daß Euer schönes Lied ein Segen für meine Kugeln wird. Sind sie auch für die Schweden bestimmt, für Euere Landsleute, so habt Ihr ja nicht viel Ursach, mit denen zufrieden zu sein. Um ein Haar hätten sie Euch niedergeschossen aus den großen Feldschlangen auf dem Admiralschiff! Herr Commandant, was sind wir denn nun eigentlich bei Euch, Katz' oder Maus? Er hört nicht — der Alte ist wie eingerostet!

Iwanke. Friedrich! Ich denke, wir müssen hier wol Mäuse sein! Denn wären wir Katzen, so könnten wir uns Mäuse fangen und würden nicht vor Hunger umkommen.

Friedrich. So schlecht steht's mit der Zufuhr? Der Erzieher des jungen Prinzen bekommt zu starke Rationen! Der wird fett und rund wie ein Prälat. Ihr müßt für bessere Eintheilung sorgen, Herr Commandant! (Betrachtet ihn.) Der schläft —

Iwanke. Friedrich! Diese Nacht hat sich ja ein Magen auf ewig geschlossen, der weiteste von denen, mein' ich, die hier im Thurme hungern.

Friedrich. Der weiteste? Das müßte der meinige sein; aber wie so geschlossen? Ich sag' Euch, Prinz, der steht sperrangelweit offen.

Iwanke. Habt Ihr's denn nicht? Heute Nacht senkten sie eine Leiche ins Meer. Es war der kleine Mann, der bei Christiern eingeschlossen lebte. Der geisteskranke Fürst wollte ihn nicht aus den Armen lassen.

Friedrich. Und der Kleine hatte den größten Magen? Da sieht man, was der Mensch für jedes Unglück immer wieder von der Natur heimlich entschädigt wird! Wir lachen so einen kleinen Knirps aus und freuen uns, daß wir keinen Buckel haben. Der aber lacht uns aus und freut sich, daß er einen viel größern Magen hat. Auf wie lange haben wir denn noch Vorrath, Herr Commandant? Schläft der den ganzen lieben langen Tag und wacht blos des Nachts! Noch hab' ich keine vernünftigen zehn Worte von ihm gehört!

Brockdorp (spricht für sich).

Wach' auf, wach' auf, schön' Ingeborg
Zum Tanze soll es gehn!
Herr Olaf steht mit seinem Roß
Und wartet vor dem Königsschloß,
Zum Tanze soll es gehn!

Friedrich. Zum Tanze will der Alte noch? Mit seinen Beinen, die er trägt wie eine Dame ihr Schleppkleid? Nun, dann ist ja noch gute Hoffnung! Unser Proviant reicht noch auf drei Tage, meine Kugeln auf vier. So schlagen wir uns zuletzt durch und sollten wir auch dicht an dem Backofen umkommen, den sich die Schweden drüben gebaut haben, weil auch ihnen 's Brot ausgegangen ist. Ich höre den Hauptmann!

Vierter Auftritt.

Marcus. Die Vorigen.

Marcus. Luft! Luft! Das ſchnürt die Bruſt zuſammen, in dem feuchten Gemäuer zu ſitzen, umgeben von Königen, von denen nicht einer helfen kann! Alter! Klammert Eure Schlüſſel nur feſt! Wir entwiſchen Euch! Wir müſſen hinaus!

Brockdorp. Bin Ich nicht Euer Gefangener?

Marcus. Ihr ſeid ein pünktlicher Soldat und wartet auf Eure letzte Ablöſung. Unſere Ablöſung iſt Sieg oder Tod.

Friedrich. Hatt' ich nicht recht, der Kerl, den wir geſtern beim Ausfall fingen, war ein Deſerteur und in Roſtock Spritzenſoldat?

Marcus. Wenn ich ihm trauen dürfte, ſo iſt ſeit drei Wochen in der Welt das Unterſte zu oberſt gekehrt.

Iwanke. Erfuhrt Ihr Schlimmes von Kopenhagen? Die Stadt iſt doch nicht auch ſchon in des Holſteiners Händen und Graf Chriſtoph geſchlagen?

Marcus. Mit Griechiſch und Lateiniſch hat noch keiner eine Schlacht geſchlagen. Ja! Kopenhagen iſt über! Aber was iſt Kopenhagen gegen eine Mörbergrube, die ſich Lübeck nennt und — Wolfenbüttel! Wullenweber iſt gefangen.

Alle drei. Was ſagt Ihr?

Marcus. In Wolfenbüttel liegt er, gebunden, in der Gewalt des wüthenden Braunſchweigers!

Friedrich. Der Roſtocker hat Euch belogen, Hauptmann!

Marcus. Wär' es! Um es zu wiſſen, müſſen wir ausbrechen!

Friedrich. Wie wäre das gekommen?

Marcus. Wullenweber! Herrlicher, großer, beweinens-

Vierter Auftritt.

Sophia (bringt auf einem großen Brete eine Schaale dampfenden Getränks und Becher). Perſiljeff (nimmt es ihr ſogleich ab und ſtellt es auf den Tiſch, um welchen ſich die Uebrigen zurechtſetzen).

Perſiljeff.

So recht! Ihr Männer, wärmt das ſtarre Blut —
Langt zu!

Borotin.

Und Dank der ſchönen Schaffnerin —

Sophia.

Nehmt ſo vorlieb!

Pugatſcheff.

Und geh zur Ruhe, Herz!
Die Männer danken Dir für Deine Güte —

Perſiljeff.

Und trinken Euer Wohl.

Pugatſcheff.

Ein ernſt Geſchäft
Hält uns noch wach.

Sergius.

Sagt, edle Nachbarin,
Könnt Ihr vielleicht in einem dieſer Becher
Uns Würfel geben?

werther Menſch! Ins Bremiſche wäre er bei Nacht und Nebel geritten, um Truppen für den Grafen anzuwerben. Die lübecker Rotte wußt' es, hatte ihn vielleicht gerade deshalb ausgeſandt und ſteckt's dem Biſchof von Bremen, dem Letzten, der hier zu Land ſich wehrt, ſeinen Ablaßkaſten herauszugeben. Bei Rothenburg paſſen ſie dem treuen Werber auf, in einem Hohlweg werfen ſie ihn nieder und ſetzen ihn ins rothenburger Schloß. Zu feig, der bremer Bürgerſchaft die Verantwortung für ſolche Frevel vorzuenthalten, liefert der Biſchof ſeinen Fang an unſerer Hanſa grimmigſten Feind aus, den Herzog Heinrich zu Braunſchweig, den letzten Römling unter den Fürſten in dieſen Landen! Ihm, dem kaiſerlichen Achtvollſtrecker, wird es ein Leichtes ſein, mit Feuer und Schwert, was er haßt, zu vertilgen. O Jürgen! Jürgen! Kann ich dir denn nicht helfen?

Swanke. Eure Meta wird trübe Stunden haben.

Marcus. Hinaus! Hinaus! Sechs Wochen liegen wir feſtgebannt in dieſem Thurm! Ein Heer uns umlagernd! Ein wahnſinniger König, nicht um ſein Königreich weinend, nein, nur weinend um einen todten Zwerg, ein Knabe, der nicht von Thronen, nur von Klöſtern ſpricht, Ihr dann auch, Swanke, in Euerm Leid — alles das ſchnürt die Bruſt zuſammen! Geordnet iſt ein Ausfall. Wenn wir durchbrächen, ein Schiff eroberten! Brockdorp, greift Ihr mit an?

Brockdorp (zu Friedrich, der inzwiſchen geladen hat). Gegen die Schweden? Sie ſtehen nicht in meiner Loſung! Gebt!

Marcus. Wie dürft Ihr ſchießen vor einem Jüngling, dem kein Tropfen Muth in den Adern lebt!

Swanke. Kann ich gegen die Meinigen tapfer ſein wollen?

Friedrich. Hauptmann! Dicht am kleinen Wall duckt ſich die Geſtalt wieder, die ich auf dem großen Schiffe commandiren ſah —

Brockdorp. True Ilſtand!

Swante. Der Mörder meines Vaters?

Friedrich. Er reckt den Hals herüber — Eine verdammt lange Kreuzſpinne — Hinter ihm ſtehen ein paar Knappen — es ſind ihrer viele — ſie ſchleichen ſich an den Thurm — der Felsvorſprung verdeckt ſie.

Swante. So grinſte er, als er meinen Vater an Trolle's blutiges Meſſer lieferte —

Marcus. Vergeltet ihm!

Swante. Der iſt nicht werth, ein Schwede zu ſein! (Schießt. Gleich darauf erfolgen unten mehrere entfernte Schüſſe.)

Marcus. Getroffen! Brav, Prinz! Das war die erſte Mannesthat, die ich von Euch geſehen! Meine Burſche brechen aus. Dran! dran! Wenn Swante nicht auf die Schweden ſchießen will, ſoll er wenigſtens laden helfen!

(Alle drei ab.)

Brockdorp (allein, während zuweilen Schüſſe fallen und die Trommel gerührt wird).

So leb' ich hier, der Ablöſung gewärtig,
Ein hingedämmert und verlornes Leben!
Wer iſt es, der die Welt regiert da draußen?
Wer herrſcht in meinem theuern Vaterland?
Der Danebrog, wo ſteht er, daß in Treuen,
Anklammernd mich an meines Volks Panier,
Ich ehrlich falle, über meinem Grab
Mir noch verdienend meine letzte Salve!
Verſpielt ein Leben! Nur auf Poſten ſtand ich!
Ein Brückengatter war ich, das ſich ſenken
Mit losgelaſſener Kette fallen muß
Vor dem, der mir das rechte Wort bringt! Tycho!
Wenn du noch einmal die zerbrochnen Glieder
Zuſammenraffſt, vom Lager dich erhebſt,

Noch deine Sinne ſammelſt, mir den Spruch
Zu rufen, der das Thor dem Rufer öffnet!
Nein! Kämpft! Schlagt zu, ihr Burſche! Haltet aus!
Erbeutet euer Leben nur drei Tage noch!
Sie drängen nach, was ſeh' ich — Marcus weicht!
Sein Auge ſtarr auf einen Punkt gerichtet —!
Sie ziehen ſich zurück — das Gatter fällt —
Um einen Todten ſcharen ſich die Krieger —!
Wer iſt es? Ha! In einem Mantel tragen
Die Burſche einen Sterbenden ins Thor —!
Sie kommen aufwärts — Marcus' Stimme klagend?
Beſchuld'gen will er ſich des ſchnöden Mordes?
O herzzerreißend iſt des Kriegers Weh,
Der doch den Tod nicht ſcheut —!

(Die Schüſſe hörten auf.)

Fünfter Auftritt.

Marcus und Friedrich führen den verwundeten Iwante herein. Dieſer ſinkt ſchon im Hintergrunde allmählich nieder. Hanſeatiſche Krieger, gewaffnet, doch halb zerlumpt. Brockdorp.

Marcus.

Helft! Helft, wer irgend
Mit einem Mittel Halt gebieten kann
Dem Wüthen der Natur!

Brockdorp.

Der Prinz verwundet!

Iwante.

Die Kugel hätte beſſer treffen ſollen! (Er ſinkt nieder.)

Brockdorp.

Wie kam es?

Friedrich.

Kugeln wählen nicht ihr Ziel;
Doch dieſe traf, als wenn ſie ihn geſucht!

Marcus (kniet an ihm nieder).

Erkennt Ihr mich, mein Prinz? Iſt Hülfe möglich?

Iwanie.

Und wäre ſie's, ich nähme ſie nicht an!
An Einem Faden hing mein Leben nur
Und den ſchon ſchnitten längſt die Parzen ab!

Marcus.

Ich kann um keinen Auftrag bitten, Prinz!
Ich blicke ſelbſt vergebens um nach einem,
Der meine letzten Grüße noch beſtellt!

Iwanie.

Wohin auch ſollt' ich meine Seufzer ſenden?
Wem meiner Thränen Erbe laſſen? Blumen
Durchduften nur den nächſten Raum; ja ferner hin
Trägt ſich ein Klang — der Geiſt trägt noch ſich weiter —!
So, denk' ich, bin ich ſelbſt mein Bote mir.
Und wo ich jetzt verklinge, wißt Ihr, Marcus!

Marcus.

Ein wunderbares Band hat uns vereint,
Im Leben und im Tod noch hält es uns!
Bald — folg' ich Euch!

Iwanie.

Es iſt nicht werth zu leben,

Wenn Liebe nicht der Preis! Ich ſterbe leichter
Und glücklicher als Ihr! Euch weinen Augen
Untröſtlich nach, die nie zu trocknen ſind!
Mir quillt kein Tropfe Thau. (Er erhebt ſich noch einmal mit Schmerz.) Werft mich ins Meer —
Und ſeht, wohin (er ſinkt) mich wol — die Welle trägt! (Stirbt.)
(Von unten ertönt Chriſtiern's Geſang: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott.)

Marcus (halb für ſich).

Dir muß ein König ſeinen Segen ſprechen,
Ein gottgeſalbtes Haupt dein Grablied ſingen!
Was kann ich thun, als reuevoll bekennen:
Dein Mörder nur war ich! Dein doppelter!
Du haſt es nicht geahnt, wie grauſam ich
Die Blüten deines Lebens dir geraubt!
Wie rührend liegt der ſchwermuthsvolle Irrthum
Auf ſeinem Antlitz! Lächelſt du auch jetzt
Im Angeſicht der Wahrheit und vergibſt mir?
Wir hätten unſre Loſe tauſchen ſollen —
Du edler Knabe! Was iſt nun die Welt
Und was das Leben!

(Der Geſang ſchweigt. Swante wird fortgetragen.)

Friedrich.

Hauptmann, raſſt Euch auf!
Rings Kopf an Kopf, an Flucht iſt nicht zu denken —

Brockdorp.

Das Banner Dänemarks vereint mit Schweden!

Friedrich.

Und ein Geſpenſt dort an der Waldesecke!

Brockdorp.

Mein Auge iſt zu alt; ich irre mich —! Unmöglich!

Friedrich.

Ihr irrt Euch nicht — Die Todten ſtehen auf:
Der Reichsmarſchall!

Marcus.

Ha, Tycho Krabbe wieder!
Die Kön'ge will er ſich von Dän'mark holen!
Holſtein mit ſeinem Fange ſich empfehlen!
Er hol' auch mich! Ich drücke meine Krone
Aus Schmiedenägeln mit den Fingern ihm
In ſeine Gurgel —!

Friedrich.

Commandant, Ihr laßt
Ihn ein?

Brockdorp.

Ergraut bin ich im Dienſt und ſtehe
Auf Eidesſchwur verpflichtet — Weiß er noch
Das Wort, das als Parol' er hinterlaſſen,
So muß ich ihm —

Tycho's Stimme (draußen. Hohl und heiſer).

Wach' auf, wach' auf, ſchön' Ingeborg,
Zum Tanze ſoll es gehn!
Herr Olaf ſteht mit ſeinem Roß
Und wartet vor dem Königsſchloß
Zum Tanze ſoll es gehn!

Brockdorp (wild).

Zum Tanze ſoll es gehn? Zum blut'gen Tanz!
Hier iſt mein Schwert, nehmt mich gefangen, Hauptmann!

Marcus.

Friedrich! Ihr andern, die ihr übrig noch!
Habt ihr den Muth, ein Leben einzuſetzen,
Das Ihr ſchon hundertmal verloren habt?

Friedrich.

Wir müſſen deshalb uns ſchon geben, Hauptmann,
Um zu erfahren, ob es Euern Lieben
In dieſem Leben beſſer geht als uns!

Marcus.

So gib die Schlüſſel!

Brockdorp (außer ſich).

Stirbſt den Tod der Schande
Durch Henkershand!

Marcus.

Ich könnte ſterben — ja,
Im Handgemeng mich durch die Schwerter drängend,
Im Wehſchrei andrer meinen überhörend
Und noch im Sinken mir zu leben ſchmeichelnd!
Doch muß ich wiſſen, wie es draußen ſteht
Und ob es beſſern Menſchen beſſer geht.
Die Wanderſchaft iſt aus! Sie ging ins Reich
Der Freude! Ja, geſteh' es dankbar dir:
Dein Leben war umkränzt von Roſen! Milde
Umfächelte der Hauch der Liebe dich!
Was andern Schuld war, dir ward es zum Ruhme!
Und was das Leben einem Manne Schönes,
Die Erde ſchon vom Himmel bieten kann,
Dir ward es reich zu Theil —! Und nur dein Tod
Wird nicht der Tod des Helden ſein! Da, mußt du,
Handwerksgeſell, in deine alte Heimat!
Vielleicht den Galgen — wie dem Hufſchmied ziemt,
Der in den Kreis der Helden ſich geſchlichen!
Die letzte Seite deines Wanderbuchs
Iſt vollgeſchrieben! Nur noch Platz für ein'ge

Schweigſame — ſchwarze — Kreuze — und das Zeugniß
Des ewigen Geſchicks und beſſern Werths!
Meta! Meta! (Pauſe. Er ergreift den Thorſchlüſſel.) Gebt mir
den Schlüſſel!
Er ſchließt mir mehr als nur die Pforte auf,
Die mich zum Tode führt — er ſchließt das Leben
Und meines Daſeins ungelöſtes Räthſel!
(Er nimmt den Schlüſſel und geht entſchloſſen ab. Die andern folgen.)

Dritte Szene.

Wullenweber's Kerker zu Wolfenbüttel.

Gewölbter Kerker mit Mittel- und Seitenthüren. Die erstere ist so groß, daß sie geöffnet in eine Vorhalle blicken läßt. Am Gitterfenster die Morgenröthe.

Sechster Auftritt.

Meta (in schwarzer Kleidung), **Oldendorp** treten von der Seitenthüre rechts auf.

Oldendorp.

Ich kann's nicht glauben, daß ein deutscher Fürst,
Die Mahnung aller Menschlichkeit verachtend,
Im offnen Misbrauch seiner Hoheitsrechte
So frevelnd einen Bürger fremder Stadt
Der eignen Wuth und Rache opfern sollte.
Ein Schreckensbeispiel gäb' es für die Welt,
Die, zwiegetheilt in ihrem Glauben, nur
Des Zeichens harrt zu blutiger Vergeltung!

Meta.

So machtlos sein, so nun mit schwachen Händen
An einen Felsen — ach! sich stemmen, der
Zu stürzen droht! O hätt' ich tausend Arme!
Mit tausend Schwertern wollt' ich sie bewaffnen,
Die ganze Welt für ihn zum Kampfe rufen —!
Nicht eine Glocke dürfte schweigen, nirgend
Ein Männerarm, der rüstig, müßig feiern,

Am Herd kein Weib ihr ſpielend Tagwerk treiben —
Nur einer einz'gen großen That der Rettung,
Ihn zu befreien, müßte alles leben!

Oldendorp.

Und Euer Weg zum Herzog —?

Meta.

Ach! Ein Irrweg!
Eh'geſtern wagt' ich mich ins Schloß zu drängen —!
Nicht achtend der ſchlaftrunknen Dienerſchaft,
Nicht achtend der berauſchten Zecher traf ich
Den Herzog, bat um gnädigſtes Gehör.
Ich ſprach, noch eh's ſein Mund erlaubt', und hielt
Das Recht ihm vor, das menſchliche! Der Herzog —
Den Becher ſetzt' er nieder von der Lippe
Und ſtrich den feuchten Bart — Genug, erſchell's
Halb lallend aus des Uebermüth'gen Munde!
Die deutſchen Städte ſollen Kinderſpielzeug
Und warme Kappen für die Weiber machen,
Und nicht mehr Krieg! Der Krieg gehört den Fürſten!
Und Euern Weltverwirrer Wullenweber
Den griff ich mir aus dieſer Zeit heraus,
Aus Eurer wühleriſchen Ketzerei,
Aus Euerm frechen Wettſtreit mit den Fürſten!
Mein Braunſchweig ſoll daran ſich Beiſpiel nehmen!
Mein Goslar, Münden, Eimbeck! Alle Städte,
Die noch auf alte Rechte pochen —! Dann
Auf unſers Jürgen Namen ſpottend, der,
Statt Krieg zu führen, Wolle ihm zu weben
Viel lieber hätte rathen ſollen, ſchwankt er'
Hinweg und Barthold Rapp, des Herzogs Großvogt,

Sophia.

Würfel — Wollt Ihr ſpielen?

Perſiljeff

(greift in die Taſche und holt Würfel hervor).

Wie kommt Ihr auf die Würfel, Sergius?
Die hab' ich bald zur Hand. (Wirft ſie auf den Tiſch.)

Sergius.

Ein Scherz, von dem
Ich ſpäter mit Euch reden will. Der Himmel
Behüt' Euch, werthe Frau, und Eure Kinder!

Sophia

(bei Seite zu Pugatſcheff).

Ihr Männer pfleget Rath, und was kann ich?

Pugatſcheff.

Sophia, bete! Wir bedürfen Gott!

(Sophia geht befremdet ab.)

Perſiljeff.

Nun ſetzt Euch in die Runde um den Tiſch.
Greift zu und hört den Rath des klugen Popen!

(Sie ſetzen ſich nieder.)

Sergius.

Ihr wißt, ich ſelbſt gehör' dem Volke an —
Ich ſelber bin Koſak, mein Vater war's —
Und frei war er, er war ſein eigner Herr —

Perſiljeff.

Ganz recht, nur Eurer Mutter unterthan,
Die Euch der heil'gen Kirche angelobt.

Gab mir den leid'gen Troſt: Wir machen's kurz,
Schon morgen hat die arme Seele Ruhe!

Oldendorp.

Doch ſiehſt du, daß er's nicht gewagt! Von Hamburg müſſen,
Von Stralſund Proteſtationen kommen,
Von Danzig, Riga ſelbſt muß Einſpruch werden.

Meta.

Vermag Graf Chriſtoph nichts?

Oldendorp.

O, alles, wenn
Schon unſer Deutſchland aus dem Geiſte lebte!
Jetzt nichts! Der Graf iſt ohne Land und Macht!
Ein Nachgeborner! Selber treibt ihn jetzt,
Da unſer Werk in Dänemark geſcheitert,
Die Woge des Geſchickes um — er ſoll (er ſieht ſich um)
Nach Sachſen haben fliehen müſſen — Horch!
Ich glaubte ein Geräuſch zu hören! Sagt!
Was iſt es nur, warum man ihn beſchuldigt?

Meta.

Ich ſtand die Nacht an ſeinem ſchlechten Lager
Und immer ſprach er mir ſein ruhiges:
„Ich bin verurtheilt!" Ja er ſchlief ſogar,
Als hätt' er von dem nächſten Morgen nur
Erfüllung goldner Träume zu erwarten!

Oldendorp.

Mein Kind, wer viel im Leben um ſich trieb,
Im Sturme auf und ab am Maſte ſtand
Und ſich ein hohes Ziel zu ſtecken liebte,
Dem ſteht der Ruhe ſo viel gutgeſchrieben,
So Schuldner wird ihm Schlaf und nächt'ge Stille,

Daß er im Unglück sich erhält und pflegt,
Was oft im höchsten Glück ihn floh, den Schlummer!

Meta.

Ich hör' ihn kommen!

Oldendorp (sieht hinaus).

Großer Gott, welch Elend!

Siebenter Auftritt.

Wullenweber. Die Vorigen.

Wullenweber.

Sieh da! Freund Oldendorp! Ich wußt', Ihr kamt!

Oldendorp.

Mein großer, edler, unglückſel'ger Freund!

Wullenweber.

Ich leide Unrecht! Wißt, ich bin verurtheilt!

Oldendorp.

Gerechter Gott, wofür? Für welch Verbrechen?

Wullenweber.

Weil ich, des Kaisers und des Reiches Feind,
In Lübeck ungesetzlich Regiment
Geführt und wider göttliches Gebot
Um ihre Herrlichkeit betrog die Kirche!

Oldendorp.

Und Hermelink, der hergesandt, bezeugt' es?
Verlangte nicht, daß man vor lübisches Gericht,
Vor Euern heimatlichen Schöppenstuhl
Euch stellt?

Wullenweber.

Er dankte dem Gericht des Herzogs,
Daß unsrer Stadt die Mühe der Bestrafung
Genommen wäre für die Felonie
Des weiland Bürgermeisters Wullenweber,
Der deshalb nur in Bremen Truppen werben
Und neue Rüstungen betreiben ging,
Um kriegsgewaffnet wieder heimzukehren,
Den hergestellten Rath, die neue Ordnung
Sofort zu stürzen und sich selbst zu krönen
Als wiedertäuferischen Herrn und König!

Aldendorp.

Verruchte Bosheit! Sie entsandten Euch
Ja selbst! Ein Auftrag war's der Stadt! Wie kann Euch,
Ich hörte Christian, der neugekrönte
König der Dänen, auch dem Reich verklagen?

Wullenweber.

Als Herzog klagt er nur von Holstein, daß ich
Sein Land verwüstet, ihm den Krieg erklärt
Aus eigner frecher räuberischer Willkür;
Nur meines eigenen Gelüstes wegen,
In keines Auftrag —

Aldendorp.

Nicht in Lübecks Namen?
Im Namen nicht der deutschen Hansa?

Wullenweber.

Hansa!
Was ist die Hansa noch? Das Recht der Städte,
In Völkerkämpfen mitzuzählen, frei

Sich Krieg zu führen, Frieden ſich zu ſchließen,
Es ſtand mit mir und — Tod iſt meine Loſung.

Oldendorp.

O, Freund, noch hat der Herzog nicht beſtätigt
Der Frechheit Urtheil, kann es nicht beſtät'gen —!
Wo wäre Recht, wo wäre Treu' und Glauben
In dieſer Gotteswelt, wenn ſolche Lügen ſiegten?
Nur Teufel ſaßen zu Gericht! Ich gehe
Zum Herzog, drohe mit dem Reichsgericht,
Mit deutſchen Ständen! Wäre das erhört,
Was du im Auftrag eines Staates thatſt,
Im Auftrag einer freien Stadt, dir ſelbſt
Als eigenes Gelüſten anzurechnen —?

Wullenweber.

Den Herzog findeſt du, wie Meta neulich,
Beim fröhlichen Gelag mit meinen Henkern,
Den Boten Lübecks, Dän'marks Abgeſandten,
Den Schergen aller geiſtlichen Gewalten,
Die einmal noch vorm Sieg des Evangeliums
Im letzten Todeskrampfe jubeln wollen,
Ein Opfer ihrer Wuth zu haben —

Oldendorp.

Nein!
Laß mich und ſollt' ich mir mit blut'ger Stirn
Den Weg zu dieſem Fürſten bahnen! Mord
Iſt das, nicht Strafe, nicht Gericht! Verrath,
Verletzung aller unſrer Reichsgeſetze!
Die deutſchen Städte wären ausgelöſcht?
Die Fürſten dürften, wie in alter Zeit
Raubritter von der Straße Wandrer nahmen,
So Bürger aus der Städte ruh'gem Schoſe

Mit frechen Händen greifen? Jeden ſtrafen,
Der, ſeine Straße ziehend, ſelbſt daheim
Sein Recht und ſeine eigne Freiheit hat?
Das iſt ein Gaukelſpiel, ein Lügenſpuk,
Den ich zerſtören will mit offner Rede.
Nein, hoffe! Noch zerriß der Glaubensſtreit
Die Bande des gemeinen Rechtes nicht!
Noch ſind die Siegel unverletzt geblieben
Der Briefe, die von Kaiſerhand gekommen!
Noch gibt's ein deutſches Reich, und wenn du fällſt,
So darfſt du nur auf Lübecks Boden fallen!

(Er will ab.)

Achter Auftritt.

Man hört Trommeln. Darauf öffnet ſich die große Thür. Soldaten, Richter, Freiknechte treten ein. Gerichtsbeiſitzer mit dem Urtheilsſpruch.

Wullenweber (auf die Trommeln deutend).

Da iſt des Herzogs Antwort!

Meta.

Jeſus! Bruder!
Sie holen dich zum Tode!

Oldendorp.

Nein — unmöglich —!

(Die Thür wird geöffnet und die Obengenannten treten ein.)

Meta (ſtürzt mit einem Aufſchrei an des Bruders Hals).

Beiſitzer (mit dem Papier vortretend).

Es iſt des Herzogs Heinrich zu Braunſchweig und Wolfenbüttel durchlauchtigſter Wille, daß das geſtern verleſene Urtheil über Euch, Jürgen Wullenweber, als einen gefährlichen Feind der gemeinen deutſchen Ruhe, Störer des däniſchen Landfriedens, Empörer gegen die geiſtliche und weltliche Obrigkeit der Freien Stadt Lübeck, unverzüglich vollzogen und Ihr, um aller Störung des Rechtes und ohnmächtigen Einrede vorzubeugen, in dieſer Stunde durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht werdet.

Meta.

Ich laſſe dich nicht!

Oldendorp.

Hier geſchieht ein Mord!
Zum Herzog! Laßt mich —!

Beiſitzer.

Syndikus! Der Herzog
Iſt auf Schloß Falkenſtein verreiſt und kehrt
Vor zween Monden nicht anher zurück!
Für die Vollſtreckung dieſes Urtheilsſpruchs
Sind wir dem Dienſte unſers Herrn verpflichtet.

Oldendorp.

O ewige Gerechtigkeit! Ein Mord
Wird hier begangen, wie im dichten Wald,
Wenn Räuber einen Wandrer überfallen!

Wullenweber.

O gute Schweſter! Alſo ſoll es enden!

Neunter Auftritt.

Graf Chriſtoph hinter der Scene ſchon hörbar, tritt in gemeiner Reitertracht auf, einen Mantel übergeworfen. **Die Vorigen. Zuletzt Marcus.**

Chriſtoph (noch hinter der Scene).

Laßt mich! Ich habe Eile! Platz da!

Meta.

Ha!
Das iſt ein Bote von dem Herzog, Bruder! (Sie tritt etwas zurück.)

Chriſtoph (noch hinter der Scene).

Ich bring' an Jürgen Wullenweber noch
Hier einen Brief — ſo laßt mich durch —!

Oldendorp (bei Seite zu Wullenweber).

Die Stimme
Iſt mir bekannt —

Wullenweber (ebenſo).

Es iſt des Grafen Stimme —
Graf Chriſtoph iſt's von Oldenburg!

Oldendorp.

Unmöglich,
Wie dürfte ſich der Flüchtige hierher,
Der Lutherfreund zu Herzog Heinrich wagen?

Chriſtoph (tritt auf).

Herr Jürgen! Gott verzeih' es, daß Euch ſo
In dieſer bittern, jammervollen Stunde
Ein — armer Reitersmann, ein niedrer — Knecht
Auf Euerm ſchweren Gange ſtört.

Oldendorp und Wullenweber (bei Seite).

Herr Graf!

Chriſtoph (ausweichend und bedeutſam).

Ganz recht! In Dienſten ſtand ich einſt beim Grafen
Chriſtoph von Oldenburg, ich aß ſein Brot,
Sang nicht ſein Lied und nahm vor kurzem Abſchied.
Heimkehrend nun ins fromme Baierland
Bekam ich einen Brief vom Grafen Chriſtoph
An Euch in Wolfenbüttel. Weh' mir, dacht' ich,
Was ſoll der Mann in ſeinem Kerker noch
Geſchriebnes leſen aus dem bän'ſchen Lande!
Gar mancher ſtarb dort, der kein Brieflein mehr
Nach Hauſe an die Sein'gen ſenden konnte!
Da hört' ich, daß Euch Gott das Sterbeglöcklein
Schon heute läuten läßt und, guter Heiland!
So mein' ich, daß vielleicht in dieſem Brief
Ein ſtärkend Wort noch ſteckt für Euern Pfad,
Und ſo verricht' ich meines Grafen Auftrag.
Der Brief iſt nicht von ihm; er ſelbſt hat ihn
Von einem andern, der Euch werth, empfangen.

Wullenweber (nimmt und lieſt).

„Lieber Bruder, das Spiel iſt aus. Neue Saiten laſſen ſich nicht aufziehen, denn ſie zerſchlagen die Geigen. Ich gehe zum Tode. Ich laſſe nicht viel Augen zurück, die für mich weinen werden. Einige ſind bereits geſchloſſen und die, welche noch offen ſtehen, tröſte du, falls du glücklicher biſt als ich und von deinem Glück an das beſte und edelſte Weſen der Welt, das ich ſo oft betrübte, etwas abgeben kannſt. Tycho Krabbe —"
Hier endet es —

Oldendorp.

Das kommt —

Chriſtoph.

Von Marcus Meyer kommt's! Er ſchrieb

Dies letzte Wort, als er zum Tode ging,
Und das er auf die Seele mir — (verbeſſert ſich) des Grafen band,
An Euch es ſicher zu beſtellen! Ja,
Er ſtarb, wie Ihr ſollt ſterben, Wullenweber!
Die Dänen haben ihn enthaupten laſſen.

Meta (die unbemerkt von Chriſtoph, im Hintergrunde ſtand, wankt vor, ergreift das Papier, küßt es und ſinkt beſinnungslos auf das Ruhebett).

Chriſtoph (erblickt Meta erſt jetzt).

Die Schmerzerſchlagne — Gott! war Eure Schweſter?

Oldendorp.

Und unſers Marcus unglückſel'ge Braut!

Wullenweber.

Ich danke dir, mein wackrer Reitersmann!
Nun hab' ich Muth, mein Haupt emporzutragen,
Empor zum Lichte, wo mein Marcus weilt!
Du gingſt voran und reichſt die ſtarke Hand
Aus deiner freien Höhe mir entgegen!

Chriſtoph.

O hätt' ich (auf Meta blickend) das vorausgeſehn —

Wullenweber.

Sie muß
Es tragen, braver, edler Mann, und wird's!
Zum Dulden hat ſie eine Heldenſeele!

(Zu Oldendorp.)

Nimm ſie in deine Hut! Sie wird erwachen,
Wenn ich geſchieden bin .... auf ewig, Freund!
Auf ewig! Das iſt lang! Drum raff' ich noch,
Wie ein aus Flammen Fliehender zuſammen,
Was ich auf meinen Schultern tragen kann

Vom Theuerſten und Leichteſten — Lebt — wohl —
(Reicht die Hand an Chriſtoph und Oldendorp. Plötzlich ins Leere blickend.)
Mein Marcus — ſeh' ich — nicht — dein Bild —?

Oldendorp.

O nimm
Dein ganzes Leben mit! Es ſtrahlt im Lichte
Des Evangeliums und der Bürgertugend!
Wenn einſt die Welt genug gehört die Namen
Der alten Römer, die ihr Leben ließen
Für ihres Volkes Wohl, genug gehört
Die Namen Perikles und Cimon, Ariſtides,
Dann wird man auch von Wullenweber ſprechen,
Dem lübiſchen Dictator, dem ein Volk,
Ein größeres, und eine beſſre Stadt
Für ſeine Größe fehlte!

Wullenweber (ſteht wie verzückt).

Geh's ihr wohl,
Der Vaterſtadt!

Chriſtoph (ſich vergeſſend).

Nein, daß ſie unterginge!
Im Feuer die Undankbarkeit Euch büße!
Klein ſoll ſie werden, öde ihre Gaſſen,
Leer ihre Truhen, niedrig ihr Gewerb!
Auf kleinen Flüſſen ſegle ihre Schiffahrt,
Entmaſtet ſei ihr Glück, gekappt ihr Anſehn,
Und, eine Magd, ſoll ſie den Kronen dienen,
Die Ihr verſammeln wolltet auf ihr Haupt!

Gerichtsbeiſitzer.

Wer ſeid Ihr, daß Ihr wagt ſo freches Wort
Von dieſer Stadt, des Herzogs Bundsgenoſſin?

Sergius.

So ist's. Und ob ich gleich ein Priester bin,
So bin ich doch kein Federheld und riethe
Zu Demuth Euch und hündischem Gehorsam.
Das Schwert entscheide! Seid Ihr für die Feder?

Kaluga.

Ein friedlicher Bescheid ist nicht zu hoffen.

Borotin.

Reif ist's im Volk, wir können's nicht mehr halten.

Sergius.

So steh' es auf! Zwar schwör' ich Euch beim Kreuze,
Bei des Erlösers Wunden und bei Euern,
Ihr unterliegt.

Persiljeff.

Wie das? Ihr fangt schon mit
Dem Ende an?

Sergius.

Ihr dürftet für den Säugling,
Den Ihr an Mutterbrust vertheid'gen wollt,
Ihr dürftet fechten für den Bissen Brods,
Den Euch die Tyrannei vom Munde stiehlt,
Ihr unterliegt — denn Eines, Eines fehlt.

Loginoff.

So nennt das Eine!

Kaluga.

Oder gebt es uns!

Sergius.

Leiht meinen Worten prüfendes Gehör!

Wullenweber.

Es iſt ein armer Reitersmann, dem Lübeck
Für heldenmüth'ge Dienſte ſchlecht gelohnt!
Geh, Knappe! Suche Brot im Baierlande!
Und wenn du unſerm Grafen wo begegneſt
In deinem jungen Leben, grüß' den Edeln mir!
Sag' ihm, auf meinem letzten Gange hätt' ich
Auch ſeiner treu gedacht und gern gewünſcht,
Noch einmal ſeine biedre Hand zu ſchütteln!

(Er ſchuttelt ihm die Hand.)

Aus einer wirren Zeit, aus ſchweren Kämpfen
Tret' ich heraus und ahne nur das Ende!
Im Lichte muß es ſein, im Sonnenaufgang!
Die alten Schatten kehren nicht zurück!
Ein freier Sund für jedes freie Denken,
Ein freier Sund für jedes freie Handeln,
Für jede gute That die freie Durchfahrt,
Ein freier Paß zum Reiche Gottes —! (Er unterbricht ſich plötzlich.)
Laßt —
Mich — beten!

(Eine ſanfte Muſik beginnt. Die hintere Bühne füllt ſich mit Wolken.)

Der du um den Thron der Welt
Und um die blut'ge Fahne mit dem Lamme
Dir Reiſige verſammelſt, jeden Helden,
Der einen guten Kampf gekämpft auf Erden,
Entſende deiner Boten einen, mich
Zu führen in dein himmliſch Reich —!

Chriſtoph.

Was iſt ihm?

Oldendorp.

Sein Auge ſtrahlt im Lichtglanz der Verklärung!

Meta (erwacht, kniet langsam an Wullenweber nieder und blickt zu ihm auf).

Marcus (im goldenen Harnisch, einen Eichenkranz in der Hand haltend, steht in den Wolken. Er hält den Kranz, wie um ihn zu theilen, Wullenweber entgegen).

Wullenweber.

Du reichst den Kranz, den beide wir verdient?
O lächle mir getrost! Ich habe Muth
Und folge deinem Ruf! Geh — nur — voran!

(Die Vision, die nur von Wullenweber gesehen, von Meta geahnt wird, löst sich allmählich auf. Auch die Musik verhallt.)

Oldendorp.

Was sah er?

Christoph.

Seines Freundes Geist!

Wullenweber (zu den Freiknechten).

Wohlan!
Legt mir die Binde vor die hellen Augen!
Die allzuhellen und vergebt die Zögrung!
Der Herzog wird sich jetzt zum Frühmahl setzen,
Ich merk's, Ihr hättet gern ihm angesagt:
Es ist geschehn! Und so geschehe' es denn!

Oldendorp.

Jürgen!

(Er droht umzusinken.)

Wullenweber (zu Christoph, der ihn hält).

Gib dem Greis von deiner jungen Kraft!
Es geht dem Tod sich leichtern Muths entgegen,
Wenn man, wie ich, so von der Liebe scheidet! (Langsam ab.)

(Die Soldaten und die Uebrigen schließen sich ihm an.)

Chriſtoph (als Oldendorp ſich erhebt und noch während Wallenweber geht).

Vergebt mir, Doctor, daß ich Euch verlaſſe!
Ich muß ihm folgen, muß ihm noch im Tode
Mit meinem Tuche Abſchied wehn! Und mehr,
In Wittenberg muß ich's erzählen können,
Wie er geſtorben, Märtyrer und Held! (Ab.)

Merta (erhebt ſich und ſieht ſich mit ſtarren Augen um, dann auf Oldendorp zu).

Iſt Er — bei Ihm?

(Trommelwirbel draußen.)

Oldendorp.

In dieſem Augenblick
Vermählen ſich die beiden Freundesſeelen!
O fühle meines Wortes Größe nach!
Dem Vaterlande fühl' es nach! Der Sturm
Bezeug's an Seiner und an Marcus' Leiche:
Es brach ein Doppelzweig der deutſchen Eiche!

Merta (umfängt Oldendorp ohne aufzublicken).

(Der Vorhang fällt.)

Anmerkung.

Seit Schiller wurden unabläſſig auf dem Gebiet des hiſtoriſchen Dramas Erfolge angeſtrebt. Kaum wird ſich irgendeine bedeutende hiſtoriſche Perſönlichkeit, eine welthiſtoriſche oder anekdotiſch geſchichtliche Begebenheit finden, für welche man nicht bei uns bereits eine Dramatiſirung und oft mehrere zugleich verſucht hätte. Mit einzelnen Ausnahmen jedoch, die wiederum, und ſelbſt wenn ſie Uhland und Immermann heißen, in dieſer Verbindung mit Schiller keine Vergleichung aushalten, iſt das hiſtoriſche Drama nicht wieder geſtiegt und erreicht worden in jener Größe und Hoheit, in welcher es Schiller erfaßte und geltend machte.

Schiller verſtand uns für ſeine Stoffe eine Empfänglichkeit abzugewinnen, die uns in die Geſchichte wie in einen Familienkreis verſetzte. Jede Perſon weiß ſich bei ihm nicht nur in ihrer geſchichtlichen Bedeutung, ſondern auch in dem nächſten Intereſſe allgemeiner Menſchlichkeit ſo geltend zu machen, daß wir mit ihr vertraut werden, ſelbſt wenn ſie im Drama nur eine geringfügige Stellung einnimmt. Dies iſt eine Folge allerdings der umſtändlichen und bequemen Ausführung, die Schiller zur andern Natur geworden war; aber auch die Folge ſeines eigenen ſichern Glaubens an die Weſenheit und Perſönlichkeit der von ihm vorgeführten Perſonen. Der Dichter gibt dieſe Figuren mit feſter Zeichnung als nothwendige und wirkliche Menſchen; ſie ſelbſt geben ſich als ſolche, der Zauber ergreift nicht minder den Hörer und Beſchauer. Mit welcher Zuverſicht z. B. führt jede Schiller'ſche Perſon ihren eigenen Namen im Munde! Carlos ſagt nicht: ich haſſe, ich liebe; ſondern: Carlos haßt, Carlos liebt. Fiesco, Poſa, Maria, Eliſabeth, ſie alle ſind von ihrer Weſenheit ſo überzeugt, daß ſie von ſich in der dritten Perſon reden und der wirkliche Abdruck der Geſchichte zu ſein glauben. Auch darin weicht Schiller vom modernen Drama ab, daß er die großen

Persönlichkeiten nicht etwa blos zum nächstliegenden Zwecke des gerade vorgeführten dramatischen Moments oder als bloße Träger der Intrigue benutzt, sie dehnen sich in voller Breite ihres Wesens behaglichst aus und kommen nicht stückweise zum Verbrauch des Dichters. Was er von ihnen fordert und verlangt, können sie ihm nicht anders geben und sein, als durch ihre ganze Natur, durch ihren vollen geschichtlichen Umfang.

Schiller hütete sich wohl, als Stoffe seiner Geschichtsdramen nur das rein Anekdotische zu wählen. Die Phantasie des Zuschauers verweilt gern und lange nur da, wo ein Gegenstand wirklich des Aufhebens durch Dichterhand werth ist. Er wollte, daß man durch ihn in die großen Hallen der Geschichte, nicht in ihre dunkeln Seitengänge und geheimen Gemächer eingeführt wird. Eine solche dunkle Kammer mochte allerdings die Geschichte des Don Carlos sein, aber sie öffnete sich bei Schiller durch Philipp, seine Granden, die Inquisition, durch Posa und die „flandrischen Provinzen" zu einer großartigen Fernsicht in eine der bewegtesten Epochen der Geschichte. Maria Stuart, Tell, Wallenstein zeugen in diesem Betracht für sich selbst. Selbst in einem der schwächern Werke des großen Dichters, der „Jungfrau von Orleans", sucht uns seine starke Hand in ein Gebiet der Völkergeschichte zu führen. Ist es ihm auch hier nicht gelungen, uns ganz für seinen Stoff zu gewinnen und uns in ihm heimisch werden zu lassen, so fühlt sich doch sonst die Phantasie nicht nur traulich von dem häuslichen, wohnlichen, familienmäßigen Charakter seiner Dichtung angeregt, sondern auch lebendig beschäftigt und gereizt von ihren weiten geschichtlichen Fernsichten und einem gewissen Staatspomp, der unsern Begriffen von irdischer Macht und Würde entsprechend ist.

Die letzten Vorwürfe des Dichters: Demetrius, Warbeck, Malteser, verrathen fast die Gefahr, der sich zuletzt auch Schiller aussetzte, mit seinen historischen Stoffen — dem rein Anekdotischen zu nahe zu kommen. Man vermißt in diesen leider unausgeführt gebliebenen Plänen keineswegs den großen Blick, der sich auf Völkerleben und die Verantsamkeit der Geschichte öffnet, es sind aber nicht die rechten Cardinalangeln der Geschichte, die man in der Nähe dieser Stoffe zu hören glaubt, nicht die großen Achsen der welthistorischen Bewegung. Das anekdotisch Interessante wird immer die Klippe des historischen Dramas sein. Es kann eine Persönlichkeit, eine Begebenheit unsere Neugier außerordentlich reizen, sie kann in der Strahlenbrechung der Poesie die buntesten Lichter werfen, und doch fehlt der große Hintergrund, die weltgeschichtliche Folie. Bei den Maltesern wäre diese Gefahr vielleicht in geringerm Grade vorhanden gewesen, bei Warbeck in schon

lebendlicherm, und Demetrius hätte ſicher den groſsen Aufwand von Conſtruction und farbenreicher, leidenſchaftlicher Behandlung nicht gelohnt; hier war das Anekdotiſche bedeutender als das zu abſeits liegende Weltgeſchichtliche; die Verwickelung und die Löſung würden ſchwerlich der groſsartigen Introduction gleichgekommen ſein.

Wenn Schiller in ſeinen hiſtoriſchen Dramenſtoffen nichts ſo ſehr vermied, als das Epiſodiſche, ſo ſuchte Goethe das Epiſodiſche gerade auf. Wenn Schiller aus dem Allgemeinen erſt das Beſondere zu entwickeln uns überließ, ſo wollte Goethe, daſs ſich gerade das Allgemeine im Beſondern ſpiegelte. Zum hiſtoriſchen Drama im vollendeten Sinn des Wortes konnte es Goethe nicht bringen. Er übertraf Schiller im Charakteriſiren der Zeit, er gab ihm ein Beiſpiel, wie Schiller dann auch ſpäter ſelbſt in „Wallenſtein" und „Tell" gethan hat, den Typus, den eigenthümlichen Ton einer hiſtoriſchen Epoche darzuſtellen, aber der verknüpfende hiſtoriſche Pragmatismus Shakſpeare's und Schiller's fehlte ihm. Er findet ſich in einzelnen Partieen des „Egmont" (im Zwiegeſpräch Oranien's mit Egmont, Alba's und Egmont's, in den Scenen der Margaretha), im „Götz" (im Geſpräch des Kaiſers und in der Scene des Biſchofs), aber gerade dies hiſtoriſche Element tritt hier epiſodiſch auf, während das, was bei Goethe Epiſode iſt, bei Schiller zur Hauptſache wird. Einzelne reizende poetiſche Fälle erlaubten dieſe Behandlung der Geſchichte. Für gewöhnlich aber, angewandt auf andere hiſtoriſche Erſcheinungen, würde Goethe's Weg zu jener Zwittergattung geführt haben, die wir als hiſtoriſche Novelle kennen lernten. Ein Stück Geſchichte, verſetzt mit romantiſchen Elementen, reicht für dieſe Gattung aus, aber das hiſtoriſche Drama muſs wirklich Geſchichte geben und Geſchichte nur als ſolche, unter Bedingungen natürlich, wie man ſie in jeder Aeſthetik leſen kann.

Es wäre der Mühe werth, ſich zu vergegenwärtigen, wie Schiller den Stoff des „Egmont" behandelt haben würde. Seine bekannte, etwas kühle Kritik dieſes Stücks gibt einen Fingerzeig dafür. Er hätte ohne Zweifel das hiſtoriſche Verhältniſs Egmont's zu ſeiner Familie, zu ſeiner Frau und ſeinen Kindern feſtgehalten, ihn in ein lebhaftes Verhältniſs zu den übrigen Parteiführern ſeiner Zeit, beſonders zu Hoorne, mit dem Egmont das Blutgerüſt beſtieg, gebracht, er hätte von dieſer Behandlung vielleicht noch ausgeſchloſſen Volksſcenen, deren Verwendung zur hiſtoriſchen Charakteriſtik er erſt im „Wallenſtein" verſuchte und dann im „Tell" vollendet ausführte. Wiederum möchte man fragen, wie Goethe einen Schiller'ſchen Stoff erfaſst hätte? Maria Stuart hätte ſicher bei ihm eine ſinnlichere Färbung erhalten;

die Königin wäre noch im Drama selbst die Sünderin gewesen, die sie bei Schiller nur vor seinem Drama war. Biographisch hätte uns Goethe Maria Stuart vielleicht wahrer, nicht ganz die Berechtigung ihres Schicksals zu einem „historischen Drama" gegeben.

Hätte man sich die strenge Unterscheidung dieser Gesichtspunkte angelegener sein lassen, so würde man nicht eine so große Menge von geschichtlichen Tragödien erlebt haben, die zwischen dem entweder rein biographischen oder rein geschichtlichen, dem episodischen, curiosen oder novellistisch-romantischen Standpunkt hin- und herschwanken. Wie wenig in diesem Betracht für die Bühne gewonnen ist, ersieht man, wenn man die Verzeichnisse der Rollen unserer jungen und alten Helden am Theater durchliest und diejenige Anzahl historischer Charaktere vergleicht, die sich wirklich auf den Bretern erhalten haben. Da sind aus der classischen Zeit Egmont, Alba, Oranien, Götz, Fiesco, Carlos, Philipp, Maria Stuart, Elisabeth, Leicester, Burleigh, Jungfrau von Orleans, Dunois, Wallenstein, Tell. Was hat sich an diese geschichtlichen Porträts angereiht? Die Kotzebue'schen Thonfiguren Bayard, Gustav Wasa brockelten bald zusammen. Uhland's Herzoge von Schwaben und Baiern, angedämmert von Lokalschwärmerei, waren bald in ihrem romantischen Lichte abgeblaßt. Immermann hat aus dem Zarensohn Alexis einen nordischen Don Carlos machen wollen; es war eine Schneefigur, die am Lampenlichte, falls sie dies je erblickte, zerschmolz. Sein Hofer und Friedrich II. von Hohenstaufen stehen auf manchem Repertoire der Heldenspieler; jener ist ein Abklatsch vom Tell, dieser wurde mit hinweggeschwemmt von jenen Hohenstaufen, die Raupach zu Dutzenden lieferte. Der einzige Cromwell ist eine stereotype Figur geblieben, weniger weil ihn Raupach befriedigend zeichnete, als wegen seiner politischen Bedeutsamkeit und plastischen Schärfe, die sich von selbst ergab. Die Schauspieler greifen wol zuweilen den Dichtern vor und geben in schlechten Stücken, wo berühmte Helden auftreten, diesen eine wahre und kenntliche Maske. So stehen Friedrich der Große, Karl XII., Richelieu, Peter der Große, Napoleon in den Verzeichnissen der Schauspielerrollen und machen auf den Bretern ihre historisch bekannten Gesticulationen; die bedeutsamen und würdigen Worte und Thaten dazu, die ihnen erst ein wahrer Dichter erfinden und vorzeichnen müßte, fehlen noch.

Das historische Drama hat sich, besonders seitdem die Engländer und Franzosen das historische Lustspiel anbauten, nach zwei Richtungen hin entwickelt, einer, die vorzugsweise die rein historisch-dramatische, die andere, die mehr das historische Genrebild ist.

Die Anekdote führte auf dies letztere dramatische historische Genrebild. Die Anekdote ist wunderlich, schnörkelhaft. Sie muß sich ausstaffiren, um aufzufallen. Sie erfindet hinzu, sie lügt wol auch. Der Witz, die Pointe ist bei ihr alles. Was ihrer Wirkung entgegenstrebt, wirft sie von sich und wären es die nothwendigsten Mittelglieder. So verfährt die geschichtliche Muse in der Oper, so im Lustspiel. Die Deutschen, gewissenhaft wie sie sind, haben wenigstens darin noch gründlich sein wollen, daß sie eine Porträtähnlichkeit der handelnden Hauptfiguren und die Wahrheit des allgemeinen Colorits erstrebten. So sind z. B. die „Karlsschüler" von H. Laube an und für sich eine Unmöglichkeit, doch haben sie eine gewisse genrebildartige Richtigkeit, die für den Augenblick der Darstellung die Unmöglichkeit übersehen läßt.

Der wahre Feind des wirklichen Gedeihens der echten historischen Muse ist die Tendenz. Diese, aus Deutschlands unfreien Zuständen geboren, findet literargeschichtlich in ihrem Wirken sicher einst ihre ästhetische Berechtigung; dem historischen Drama, das sich seit zehn Jahren wieder bei uns zu rühren und zu regen begonnen hat, ist sie nicht nützlich gewesen. Eher hat sie für dies Genre Gleichgültigkeit und Abspannung befördert. Man nahm, um für die Gegenwart gewisse Sätze zu beweisen, Charaktere der Vergangenheit und entkleidete sie ihrer Naivetät. Mit einer Absichtlichkeit, die nur durch einen sehr ernsten und achtbaren Drang der Umstände zu entschuldigen war, ließ man sie in Wendungen und Ansichten sich ergehen, die so klar und bewußt nimmermehr in ihnen gelegen haben konnten. Da alle diese Helden dasselbe bekennen und beweisen mußten, so war die nächste Folge ihre gewaltige Aehnlichkeit. Von grausamen oder zweideutigen Charakteren, wenn sie eine politische Märtyrerschaft beweisen konnten, wurde das Grausame und Zweideutige weggelassen oder auf die mildeste Art motivirt — ich verweise auf die frühere Fassung meines (in dieser Ausgabe umgestalteten) „Pugatschew". Prutz versuchte in Karl von Bourbon einen Charakter zu geben, wie er geschichtlich war, er nannte Verrath Verrath, Leichtsinn Leichtsinn; damit kam er auf der Bühne nicht weit; den Darstellern zu Liebe machte er aus Moritz von Sachsen dann einen Auszug aller edeln Eigenschaften, übermalte Verrath und Treubruch, versöhnte Freund und Feind, motivirte den Egoismus durch die allgemeine Vaterlandsliebe und die deutsche Freiheit; Julius Mosen machte es mit Bernhard von Weimar und Don Juan von Oesterreich nicht besser; alle sind sie liebenswürdig, vortrefflich; keiner weicht von jener idealen Vollkommenheit ab, in welcher sich unsere ersten Helden und Liebhaber allein vor

den Lampen sehen lassen wollen, alle sterben mit Phrasen von Selbstaufopferung für Völkerwohl, Freiheit, und das Ende vom Liede ist, daß sich von allen diesen schönen Verwürfen des historischen Dramas keine Ausführung so erhalten hat, um mit ihnen, unbeschadet der vielleicht sehr anerkennenswerthen sonstigen dichterischen Intentionen, für die Poesie wirklich fertige, metallene, ausgegossene, geschichtliche Gestalten gewonnen zu haben.

Zu diesen Beschönigungen wurden wir durch unsere gedruckten politischen Zustände, denen wir uns damals zu entringen anfingen, gezwungen. Gerade der deutschen Geschichte wendet sich das vaterländisch gesinnte Gemüth des Dichters zu, man macht sogar die Forderung, gerade dies Gebiet mit den auferweckenden Zauberfarben des Talents zu beleben, und welche Rücksichten, welche Schwierigkeiten waren und sind gerade hier zu überwinden! Die Fürsten legen die Hand auf die Gruft ihrer Ahnen und wollen den Dichtern keine Schilderung ihrer Vorfahren gestatten. Die Stämme und Städte sogar sind gegeneinander eifersüchtig oder theilnahmlos. Die Geschichtskenntniß des Volks ist gering. Man hat die größte Mühe, die Masse nur einigermaßen zu orientiren. Zu diesen äußern Schwierigkeiten kommt die innere des historischen Pragmatismus der deutschen Geschichte selbst. Will man aufrichtig sein, so kann man nicht verschweigen, daß unsere Vergangenheit einen traurigen Eindruck macht. Unsere Geschichte ist durchwoben von allen Fäden des Verraths und der Gewissenlosigkeit. Der Zerstörungstrieb erzeugte oft Bedeutendes, aber in verkürztem Maßstabe; das, was unter andern Umständen vielleicht groß gewesen wäre, wurde klein und lebnt nicht die Begeisterung des Dichters. Kleinliches Patricierwesen, beschränkte Fürstenwirthschaft, Rohheit und Grausamkeit, Servilität, religiöser Fanatismus, steifes Pedantenthum gehen in solchem Grade Hand in Hand durch die deutsche Geschichte, daß man den Poeten nicht verdenken kann, wenn sie sich lieber in ferne und fremde Zustände vertiefen. Schon der religiöse Zwiespalt wirkt entmuthigend! Die Religion ist die Achse fast der ganzen neuern deutschen Geschichte geworden, und wie bedenklich, sich dem Urtheil einer doppelten Rücksicht, einer protestantischen und katholischen Parteilichkeit auszusetzen! Dramen, die in Norddeutschland spielen, können für Süddeutschland nicht existiren und umgekehrt. Möchte doch die Entwickelung unserer politischen Freiheit auch dahin gedeihen, daß wir für die reine und aufrichtige Motivirung unserer Geschichte freies Feld gewinnen! Wir müssen auf den ersten deutschen Theatern die Fürsten in der ganzen Treulosigkeit und Heuchelei schildern dürfen, die ihnen in der deutschen Geschichte überwiegend eigen war, sonst kann es der Muse des historischen Dramas im vaterländischen Boden nicht heimisch werden.

Wolle man aus dem Vorangehenden nicht etwa ſchließen, als legte der Autor auf das vorſtehende Drama einen höhern Werth, als nur den einer Andeutung, wie reich die Fundgruben der deutſchen Geſchichte ſind, wenn wir ſie im unbefangenen Sinne ausbeuten dürfen.

Die vortreffliche Abhandlung über Wullenweber von F. W. Barthold, einem Hiſtoriker, der im Verknüpfen des Anekdotiſchen mit allgemeinen hiſtoriſchen Geſichtspunkten und in der Pflege des Anekdotiſchen wie des Univerſellen eine gleich große Meiſterſchaft beſitzt, hat mich vielleicht in ihrem lebendigen Stile, ihrer geſchmackvollen Hervorhebung intereſſanter Lichtpunkte des Details verführt, dieſen Charakter für dramatiſcher zu halten, als durch ſeine nähern Bedingungen zutraf. Ein entſchloſſener kräftiger Geiſt rafft zum letzten mal die Kraft der ſinkenden Hanſa zuſammen und wagt auf einem, unter und neben ihm ſchon durchwühlten Boden einen Kampf mit den Kronen des Nordens, den wir im Jahre 1848 nach dem Waffenſtillſtand von Malmö kaum noch begreifen! Die Perſönlichkeit iſt eine kraftvolle, ihr Unternehmen ein gewagtes, ihr Untergang ein tragiſcher. Zum Helden des Dramas im höhern Stil fehlt nicht die Schuld; denn will man auch einen ſolchen Kampf mit drei Kronen keine Ueberhebung nennen, ſo konnten doch, um ihn auszuführen und durch Gewalt oder Liſt zum Ziele zu führen, die mannichfachſten unmoraliſchen Waffen nicht fehlen, die im politiſchen Verkehr gäng und gebe ſind, und dieſer ſich bedienend, wenn auch wider Natur und Neigung, mußte Jürgen Wullenweber der tragiſchen Nemeſis verfallen. Bei einem gänzlichen Mangel von biographiſchen Daten intimerer, menſchlicherer Natur konnten dieſe allgemeinen hiſtoriſchen ſchon allein genügen, ihm Anſprüche auf die ſchönſte Ehrenrettung der Geſchichte zu geben, die der tragiſchen Muſe.

Als einen neuen Reiz zur dramatiſchen Behandlung dieſes Gegenſtandes ergab ſich, daß ein junger Kriegsheld, der lübiſche Stadthauptmann Marcus Meyer, früher ſeines Zeichens ein Hufſchmied, dann ſich vom Landsknecht zum Führer von Soldtruppen aufſchwingend, neben Wullenweber mit den abenteuerlichſten Lebensmomenten ſtand. An bedeutenden hiſtoriſchen Fernſichten, auf Luther und die Geſchichte der nordiſchen Reiche, fehlte es ebenſo wenig. Zur Charakteriſtik vieler zeitgenöſſiſchen Perſönlichkeiten und zur eigenen Erfindung ſolcher, die das Zeichen der Wahrſcheinlichkeit an ſich trugen, bot ſich reiche Gelegenheit.

Dennoch geſteht der Verfaſſer zu, daß die unter ſeiner Hand zu Stande gekommene Arbeit zurückgeblieben ſein mag hinter der Begeiſterung, die er für ſeinen Stoff in ſich trug. Da die letzten Lebensmomente Wullen-

Seit Rußlands Stern in der Geſchichte glänzt,
Hat wohl das Beſte unſrer alten Sitten
Der Strom der Zeit mit ſich hinweggeſpült.
Doch Eines blieb, ein einz'ger großer Zauber,
Ein einzig Wunder in der Zeit des Zweifels —
Die heil'ge Scheu des Volks vor ſeinem Czaaren.

Perſiljeff.

Dem Czaaren? Czaar Peter Ulrich Alexeiwitſch,
Der Dritte ſeines Namens, iſt nicht mehr.

Sergius.

Czaar Peter der Dritte ward entthront
Von Orloffs trunkner Rotte. Katharina
Zu Roß, den Degen in der Hand, umrauſcht
Vom Jubelrufe der empörten Garden,
Ward Kaiſerin bei ihres Gatten Leiche,
Den ſie vom Schlag getödtet glaubt. Vom Schlag?
Im Lebenslaufe unſrer Kaiſer war
Die letzte Seite ſtets ein dunkles Blatt.
Habt Ihr in Petersburg nichts flüſtern hören?

Loginoff.

Seit ein'ger Zeit umdunkelt, ſagte man,
Den Grafen Gregor Orloff, der der Günſtling
Und Katharinens Staatsminiſter blieb,
Ein ſchauerlicher Wahnſinn und im Fieber
Spricht er vom Czaaren oft, als wenn er lebte!

Sergius.

Als wenn er lebte! Seht, das iſt's. Die Sage
Hat ſich im Volk der Ruſſen rings verbreitet,

weber's zu einer Tragödie allein nicht auszureichen ſchienen, ſo mußte ein Geſammtbild ſeines Wirkens um ſo mehr vorgeführt werden, als dem Dichter daran lag, dem deutſchen Nationalgefühl eine erhebende Genugthuung zu geben durch den wirklichen Anblick, wie weit dies Wirken der Hanſa ging, wie machtvoll es in fernen Landen auftrat und ſich bald hier, bald dort in kräftigen Thaten und wenigſtens durch Wullenweber vermittelten und veranlaßten Begebenheiten offenbarte. Dadurch ſprang das Intereſſe leider von Ort zu Ort, von Perſon zu Perſon, die Einheit des Orts, die einigermaßen in jedem, wenn auch von der ariſtoteliſchen Regel abweichenden Drama zu erſtreben iſt, ging verloren. So mußte Marcus Meyer, ſtatt ein ergänzendes, eher ein ſtörendes Element werden. Hätte man ihn immer an Wullenweber's Seite laſſen können, ſo würde er von dieſem nicht das Intereſſe abgelenkt haben. Da ihn jedoch ſeine Wirkſamkeit an andere Stellen führte, als wo ſein älterer Freund verweilte, ſo wurde der Horizont der Dichtung übermäßig erweitert und nur mit Mühe konnte der Verfaſſer die Partieen des Gemäldes, das auseinander zu fallen drohte, zuſammenhalten. Das iſt das Eigene an der dramatiſchen Poeſie, daß ſie ihr eigenes Geſetz objectiv in ſich trägt, nicht es vom Dichter empfängt und nur in den glücklichſten Fällen volle Freiheit geſtattet. Wo in der Anlage etwas vom Stoff gebieteriſch vorgeſchrieben iſt, da kann im Verlauf des Fortgangs der Handlung oft der Dichter geringer erſcheinen als ſeine Kraft iſt, er muß ſein Liebſtes und Beſtes über Bord werfen, um ſich nur oberhalb der ſich bäumenden Wogen der Selbſtthätigkeit des Stoffs zu erhalten. Nur an der Vordertatze läßt ſich der Löwe erkennen, nicht an ſeinem Schweif. Das paßt vor allem auf das Drama, ſelbſt — Calderon's und Shakſpeare's.

Indem der Verfaſſer geſteht, daß er von dem vorſtehenden Drama eine patriotiſche Befriedigung des Leſers erwartet und es beſonders auch zur Belebung des Vertrauens der deutſchen Nation auf ſich ſelbſt veröffentlicht, bemerkt er noch in Betreff einiger Charaktere deſſelben, daß er denſelben bei größerm Umfange und einer vielleicht auf eine Trilogie ausgedehnten Erſchöpfung des Stoffs noch eine tiefere Begründung hätte geben mögen, namentlich in Punkten, die jetzt nur ſkizzenhaft angedeutet ſind. So iſt vor allem Marcus Meyer's Leben in das Ganze als ein Symbol der Hanſa ſelbſt verwoben. Niedern Urſprungs ſtrebt er dem Höchſten zu, hat die urſprüngliche, wenn auch nicht im Blut geerbte Berechtigung des Genius, iſt leichten Sinnes, ſchwelgeriſch im Genuß, leichtſinnig im Verkehr mit den Frauen, wie die Sitte in großen Handelsſtädten, am höchſten Ziele

gewinnen ihm geborener Adel und das Fürstenthum den Vorrang ab. Er stirbt, als wäre er kein Krieger, sondern ein Schelm gewesen.

Die Gerechtigkeit verlangte, daß das Tänenthum, dem Urquell unserer deutschen althistorischen Erinnerungen so nahe stehend, nicht in parteilicher Weise aufgefaßt wurde. Anna Rosenkranz, die der Pöbel von Kopenhagen ihrer papistischen Gesinnungen wegen zerriß, drückt diese edlern Elemente des nordischen Wesens aus. In einem Roman würde der Verfasser mit besonderer Vorliebe bei dieser Persönlichkeit verweilt und sie mit Alchemie, Zauberei, Sterndeutung umgeben haben. Im Drama, wo die That drängt, jede Persönlichkeit sich vor der Klippe hüten muß, als Episode mehr zu stören, als aufzuklären, konnte sie nur eine Skizze bleiben. Aber auch so drückt sie vielleicht jenes tiefere Band aus, das Skandinavien und Germanenthum verbindet. Siegbritt, eine Schwedin, tritt in denselben magnetischen Rapport mit ein zwischen Anna und Marcus. Beide mußten bei Marcus jene Sehnsucht nach einer goldenen, zauberhaften Ferne des Glücks und der Größe mehren; sie sind selbst das Endziel eines träumerischen Hinausblickens auf die Nebel des Meers, jenes eigenthümlichen Wunderreizes, ohne den man sich die vorübergehende Größe einzelner Handelsstaaten und Handelsstädte nicht denken kann. Amerika ist durch diese magnetisch lockende, geträumte Zauberwelt entdeckt, Holland durch sie frei, England groß geworden und auch in der Hansa und ihrer Geschichte wirkte neben dem Vortheil und dem unabhängigen Bürgersinn Großes die Phantasie. Dies Jenseitige, Ziehende, Idealische, ohne welches deutscher Sinn überhaupt nichts Muthiges vollbringt, drücken Anna und Siegbritt in ihrem Verhältniß zu Marcus aus.

Während Siegbritt und Anna, an und für sich realistische Figuren, das Poetische nicht außer sich haben, sondern unbewußt selbst darstellen, ist Meta eine sentimentale Natur, die gerade das Poetische nur außer sich kennt, weich, entsagend, nie hinausstrebend über das Reich der Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht. Ihr entspricht Swante Sture, der den völligen Gegensatz zum rastlosen und ehrgeizigen Marcus bildet, indem er die vollste Genüge an seiner Geburt findet und keinem andern Dinge der Welt weiter nachtrachtet. Henning Scheperler, mit jener conservativen, nicht ungefährlichen und sich bis auf den heutigen Tag in solcher Art wiederholenden Narrheit, ist historisch.

Bei der großen Schwierigkeit, den Schauplatz, der zwischen Lübeck, Kopenhagen und den dänischen Inseln wechselte, einigermaßen so zu fixiren, daß der Leser und Hörer sich in seiner Vorstellung für das Stück eine Topo-

graphie bildet, wird man es nicht zu hoch anrechnen, wenn ich an die Insel Alsen Bedingungen stellte, die sich geographisch nicht rechtfertigen lassen. Es ist dies dieselbe Insel, die in unsern neuesten Tagen so oft erwähnt worden ist und dem festen Lande näher liegt, als im Stücke angenommen wird. Wie viel aber bei Seeentfernungen schon eine Meile Wassers ausmacht, haben wir flottenlosen Deutschen beim Waffenstillstand von Malmö genugsam erfahren!

Möchte dies Drama, wenn nicht in der Ausführung, doch in seinem Stoff, dazu beitragen, dem deutschen Volk jene Kraft zu vergegenwärtigen, die es entwickeln kann, wenn es sich nicht auf seine Staatsmänner und Fürsten, sondern auf sich selbst verläßt!

* * *

Dieser von Dresden im October 1848 datirten Vorrede der ersten Auflage füge ich hinzu, daß die neue Ueberarbeitung im wesentlichen die Motivirung verschärfte, auch sonst mannichfache Aenderungen bringt. Ich möchte mich versucht fühlen, die frühern Selbstanklagen zum größern Theile zurückzunehmen, zumal im Hinblick auf das, was uns seit 1848 die dramatische Muse der Deutschen gebracht hat

Dramatiſche Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollſtändige neu umgearbeitete Ausgabe.

Neunzehntes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1863.

Lorber und Myrte.

Luſtſpiel in vier Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

Zweite Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1863.

Die Aufführung ist ohne Bewilligung des Verfassers nicht gestattet.

Lorber und Myrte.

Luſtſpiel

in

vier Aufzügen.

Perſonen.

Cardinal Richelieu, Miniſter Ludwig's des Dreizehnten von Frankreich.
Gabriele, Marquiſe von Combalet, ſeine Nichte.
Prinz Conti.
Herzog von Lamballe.
Vicomte von Chataigny, Oberfalkonier des Königs.
Matthäus von Lamperières, königlicher Oberrechnungsrath.
Emérence, ſeine Tochter.
Marquis d'Etioles, Präſident des oberſten Gerichtshofs zu Paris,
Abbé von Boisrobert, Secretär des Herzogs von Aiguillon,
Marquis von Scudery,
Jean de Mayret,
Pierre Corneille, Advocat und dramatiſcher Dichter.
} Akademiker.
Fräulein von St.-Amand,
Fräulein von Crequy,
} Damen der Marquiſe von Combalet.
Dubois, Haushofmeiſter Richelieu's.
Zwei Schreiber.
Pagen und Diener Richelieu's.
Große des Hofs. Offiziere. Akademiker. Damen. Pagen. Diener.

Die Scene iſt in Richelieu's Palaſt zu Paris. Zeit: 1636.

Czaar Peter ſei entronnen ſeinen Feinden,
Er leb' und in des Landes höchſter Noth,
Wenn einſt die Despotie in frechſter Blüthe,
Würd' er von Perſien her, wo er verſteckt,
Zur Rettung ſeines Volkes wiederkehren.
Die Sage iſt der Herold der Geſchichte.
Sie geht voran, die That folgt ihr erſt nach.
Was nennt man Tod, was darf man Leben nennen?
Der Glaube macht lebendig, Zweifel tödtet.
Das Größte, was auf Erden noch geſchah,
Geſchah im Wahn. Die Wahrheit lähmt den Geiſt.
Die Wirklichkeit enttäuſcht, ſie macht uns klein,
Der Irrthum aber iſt des Weltgeiſts Flügel.

Perſiljeff.

Ihr ſpielt auf alte Zeiten an. — Ich merk' es.

Borotin.

Es hat auf dieſen Grund Demetrius
Den Thron des Boris Godunoff erſchüttert.

Loginoff (entſchloſſen).

Was ſie bedarf, erfindet ſich die Zeit.

Pugatſcheff.

Erfindet ſich? Vergebt, mein würd'ger Hetman!
Die Lüg' iſt zwar des Herzens ewig Erbtheil,
Die läßt nicht von uns ab, die hält uns feſt;
Doch mit Bewußtſein irren, ſelbſt den Schleier
Sich übers Auge werfen und dann ſagen:
Vergieb mir, Wahrheit, ach ich bin ja blind!
Vergebt, wenn ich vor dieſem Wahn erſchrecke.

Erſter Aufzug.

Ein Saal mit Säulenausgängen. Hinten befindet ſich eine Galerie von Säulen, die durch eine Baluſtrade verbunden ſind. Vorn ein Tiſch mit hohen Stühlen.

Erſter Auftritt.

Prinz Conti, Herzog von Tamballe, Präſident d'Etioles und eine Anzahl Adeliger ſtehen theils hinter, theils vor der Galerie dicht bei der Baluſtrade, auf deren Rand zwei Pagen ſämmtliche Namen aufſchreiben, wobei ſie Dubois unterſtützt.

Eine Stimme (um ſich aufſchreiben zu laſſen).
Graf d'Arcques!

Zweite Stimme.
Vicomte d'Herblay!

Dritte Stimme.
Marquis d'Aubonne!

Dubois.

Ihr edeln Herrn, wir bitten, langſam! Langſam!

Conti.

Der Cardinal iſt krank! Warum verſchweigen,
Was ganz Paris erfüllt?

Dubois.

Nicht krank, Prinz Conti!

Lamballe.

Doch keiner ſieht ihn, Dubois! Nicht bei Hofe,
Im Staatsrath, nirgendwo, ſeit Richelieu
Von La Ruelle zurück.

Dubois.

Es ſind acht Tage,
Herr Herzog von Lamballe!

d'Etioles.

Acht Tage ſchon
Der Cardinal im Schoſe der Pariſer?
Und ſtaunend harrt das Volk umſonſt am Louvre!
Im Parke von Boulogne fliegt kein Hut
Von Grüßenden vor ſeinen Roſſen! .... (Halblaut.) Herzog!
Das iſt ein Stillſtand, der mit bangem Herzen,
Zum mindeſten ein Staatsgeheimniß oder
Bei unſern Kriegesconſtellationen
Wol gar ein Unglück ahnen läßt für Frankreich.

Lamballe (halblaut).

Sind Sie ein Akademiker und hätten
Den wahren Grund des Schmollens nicht erfahren?

d'Etioles (halblaut).

Sie meinen um den Beifall, den der Cid
Corneille's fand?

Lamballe (halblaut).

St! Schweigen Sie!

Conti (ebenſo).

Man horcht. (Zugleich.)

Dubois (unterſtützt die Pagen beim neuen Andrängen derer, die ſich aufſchreiben laſſen wollen).

Ich bitte nur die Namen! Nur die Namen!
Der Cardinal lieſt alle Meldungen.

d'Etioles.

Mich unterſtreicht! Der Präſident d'Etioles!
In wicht'ger Sache käm' ich mich zu melden!

Conti.

Auch mich, Prinz Conti!

Lamballe.

Herzog von Lamballe!
Und ſchreibt der gnädigen Marquiſe auch
Von Combalet der Gruß der Herzogin!

d'Etioles.

Ganz Frankreichs Gruß an dieſe edle Dame,
Die ihm mit wunderbarer treuer Sorge
Das Leben ſeines Genius behütet!

Alle.

Wir ſtimmen ein!

Dubois.

Die Herren ſind empfohlen.

d'Etioles (bei Seite im Gehen).

Wie iſt das mit dem Cid?

Tambalk (lächelnd bei Seite im Gehen).

Sehr ſonderbar!

Conti (bei Seite lachend).

Das Räthſel wird ſich wunderlich enthüllen!

(Alle ab nach hinten links vom Darſteller. Die Pagen ab nach rechts vom Darſteller.)

Zweiter Auftritt.

Marquiſe von Combalet mit ihren Fräulein von St.-Amand und von Crequy kommen von links im Vordergrund. Sie tragen Körbchen gefüllt mit bunter Rohſeide, die ſie bearbeiten. Sie machen kleine Häubchen, wie man ſie den Falken zur Jagdabrichtung aufſetzte.

Marquiſe.

„Das Leben ſeines Genius behütet!“
Wer ſprach die ſtolze Phraſe?

Dubois.

Präſident d'Etioles.

Marquiſe.

Nachfolger jenes Marillac,
Der einſt ſein Haupt vor dieſem Genius
Zu Füßen legen mußte, weil mein Oheim,
Jean Dupleſſis von Richelieu, ſie kennt
Die Sorge und die Liebe dieſer Schranzen!

Fräulein von Crequy.

Das iſt ein Forſchen jetzt, ein Kopfzerbrechen,
Was wol von dieſer Einſamkeit, in die
Der Cardinal ſich räthſelhaft genug
Verſchließt, zu denken wäre! (Alle ſetzen ſich.)

Marquiſe.

Dubois!
Wie macht Ihr's nur, den Philoſophen ähnlich,
Die ebenfalls geheim verſchleiern müſſen
Was keiner weiß und ſie am wenigſten?

Dubois (zelternd).

Ich ſage eins nur, daß im beſten Wohlſein
Von La Ruelle wir kamen, Haſen dort
Und Rehe, Hirſche, Sechzehnender birſchten,
Und daß ſich Frankreichs großer Staatsminiſter
Und ſeine gnäd'ge Nichte, die Marquiſe
Von Combalet, dort Appetit und Schlaf
Und kein Verlangen nach dem Arzt geholt. (Ab nach hinten.)

Marquiſe (lachend).

Das iſt ein Dienerwort! Er bürgt, daß uns
Die kleinen Kuchen von Paris noch ſchmecken!
Doch ſeltſam bleibt's! Auch Dubois weiß nichts!
Die Tage der Geäfften kehren wieder.

Fräulein von St.-Amand.

Man glaubt Sie im Complot.

Marquiſe.

Complot? Ich bin
So dumm wie ganz Paris!

Fräulein von Crequy.

Und Wunder werden
Bereits erzählt, die nun acht Tage lang,
Indeß die kaiſerlichen Truppen ſiegen
Und ſpaniſche auf Frankreichs Boden ſtehn,
Den Cardinal auf ſeine Zimmer bannen.

Marquiſe (immer arbeitend).

Zum Beiſpiel?

Fräulein von Crequy (immer arbeitend).

Eine Kartenſchläg'rin hätte
In La Ruelle auf unſerm alten Schloſſe
Ihn vor der Zeit gewarnt bis nächſten Neumond,
Den vierzehnten October.

Marquiſe.

Ha, ganz recht!
An dieſem Tage ſoll ich Herzogin
Von Aiguillon mich nennen! Sagt der Welt:
Die Kartenſchlägerin war ich!

Fräulein von St.-Amand (immer arbeitend).

Sie fürchten
Noch immer dieſen Tag?

Marquiſe.

Ich ſuch' ihn manchmal
Vergebens im Kalender. Doch wie lebt
Der Hof? Sie waren heut' im Louvre? Sprachen
Die Königin?

Fräulein von Crequy.

Der König jagt im Walde

Von St.-Germain. Er wird zurückerwartet,
Weil ſchlimme Boten von den Grenzen kommen
Und Marſchall Schomberg neue Truppen wirbt,
Die Richelieu zu muſtern unterläßt!
Warum? Das iſt das Räthſel von Paris!

Fräulein von St.-Amand.

Die Neugier plagt wol keinen mehr als Herzog
Von Orleans. Ich ſah den Prinzen heute
Im Louvre. „Wie, ums Himmels willen, Fräulein,
Seit von Ruelle Sie zurückgekehrt,
Was treibt der Cardinal? Was hat er vor?
Ein einzig mal ſah man ihn im Theater;
Man gab das neue Stück, den Cid Corneille's;
In einer Loge, die vergittert war,
Folgt' er dem Spiel — Wem brummt der Alte wieder?"
Sie kennen Orleans' Art. Was bot er nicht,
Wenn ich verriethe, was den Cardinal
Geheimnißvoll beſchäftigte! Dann kam —
Es war im Louvre auf der Südterraſſe —
Abbé von Boisrobert —

Marquiſe.

Da ging's auf mich?

Fräulein von St.-Amand.

Auf Ihre Heirath. Ob vielleicht der Oheim
Mit Ihnen ſchmollte, weil man allgemein
Verſichert, dieſe Heirath widerſpräche
Diesmal zu lebhaft Ihren eignen Wünſchen.

Marquiſe.

Und Boisrobert —? Der ſtand beſinnungslos —?

Der Abgeſandte, der den vierzehnten
October nicht erwarten kann, begeiſtert
Von ſeiner Lyra und den Ehepacten?

Fräulein von St.-Amand.

Abbé von Boisrobert ſprach vom Theater —
Von ſeinen Dramen, von dem Cid, ſich ſelbſt.
Als Secretär des Herzogs Aiguillon
Verurtheilt zwar, zu leben in Lyon,
Verſpräch' er ſich für die Provence wieder
Von Ihnen eine neue Aera dort
Der Muſen.

Fräulein von Crequy.

Orleans griff alles auf
Und forſcht' und grübelte. Man ſah die Furcht
Vor Richelieu, ſelbſt wenn er ſchläft und ſchweigt.

Marquiſe (jetzt erregt und allmählich aufſtehend).

Die Schleicher, Horcher! Das erlauchte Haupt
Der Feinde meines Oheims, Orleans,
Verſchwendet Geld und Worte, wenn er glaubt,
Beſtechung wäre nöthig, zu ergründen
Ein Herz, das leider wie ein offen Buch
Vor Frankreich aufgeſchlagen liegen muß!
Der Sommer zähl' ich nicht genug, um froh
Auf hundertzwanzig Jahre hinzublicken,
Die ſich mit mir vermählt! Die erſten ſechzig
Sind überſtanden! Marquis Combalet,
Der Günſtling d'Ancre's, Luynes', der Medicis,
Ward mein Gemahl, wie man im Baumverwechſeln
An dieſer Eiche ſteht, an jener Buche,

Man wird gejagt, man hüpft und lacht der Jugend.
(Sie ſetzt ſich und arbeitet wieder.)
Mein Oheim wußte für mein Opfer Dank,
Und dankte faſt zu reich, als er der Witwe
Zum Lohn ein neues Angebinde ſchenkte,
Vor einem Jahr den Thron von Lothringen!
War das erhört! Ich ſelbſt! Ich wirklich! Ich,
Das kleine Fräulein Gabriele, ſchüchtern,
Wie alle Richelieus, eh' ſich ihr Oheim
Als Feldherr, Prieſter und als Staatsminiſter
Aus unſerm Binſenteich am Ahnenſchloß
Ein Königsreiher in die Lüfte ſchwang —
Ich Herzogin von Lothringen! Es fehlte
Nichts weiter, als ein bischen Blindheit. Sehen
Nicht durft' ich, daß die weiland Herzogin,
Die erſt — Dem abgeſchieden werden mußte,
Dem meine Hand die Politik beſtimmte,
Das Diadem aus ihren Locken nahm
Mit Thränen. Oheim, ſagt' ich da, ach laßt mich
In St.-Amboiſe, bei Euch in La Ruelle,
Im Park, wo Eure Pfau'n ſo häßlich ſchreien,
Die kalekutſchen Hähne ſich erſchreckend
— Von Euerm Hühnerhof verirren! Bitte,
Um ſolchen Preis erlaßt mir Eure Krone!
Und gut. Es unterbleibt. Wir leben luſtig —
Wie man bei meinem Oheim luſtig lebt —
Im Glaſe ſieht der feurige Burgunder
Zuweilen aus wie Blut! — da kommt mir jetzt
Dennoch die zweite Sechzig angewackelt!
Ein Aiguillon, der Freund des edeln Prinzen
Von Orleans und grimmig auf den Oheim,

Wie eben alle Große ihm geſinnt!
Doch will er Frieden; man umarmt ſich jetzt!
Die Krone iſt des Streits der Großen müde!
Der Oheim iſt des Streits der Krone müde!
Die Großen ſind des Streits des Oheims müde!
Kurzum, ein Mächtigſter der Mächt'gen ſoll
Herzog von Aiguillon, ein Pair von Frankreich,
Statthalter von Lyon, Protector unſers
Betrübten Muſenſohnes Boisrobert —
(Als Unterhändler ward er uns geſchickt)
Mein Gatte werden! Warum ſpioniren?
Was noch erforſchen, was mit Gold bezahlen?
Was anders aus den Augen leſen, als
Geduld und — manchmal eine Thräne! (Steht auf.) Doch
Die iſt es wahrlich nicht, die Richelieu
Auf ſeine Zimmer bannt! Es wird ſich zeigen;
Wir können nichts als uns ergebend ſchweigen.

(Sie wollen alle mit ihren Arbeiten nach rechts ab.)

Dubois (meldet).

Abbé von Boisrobert! Berufen käm' er,
Von Eminenz.

Marquiſe.

Berufen? Boisrobert?

Dubois.

Ein Brief des Cardinals weiſt ihn an Sie,
Ihn zu empfangen bis auf weitre Meldung.

Marquiſe.

Ein Brief — wirklich von Eminenz? Mein Oheim
Weiß doch, daß ich nichts will von Boisrobert,

Sergius.

Den Kampf gebeut die Noth. Wir wollen Sieg,
Und Sieg iſt nur in dieſer tollen Welt
Im Bunde mit dem Wahn. Der Czaar, er lebt —
Das iſt ein Talisman, ein Feldpanier,
In dem die Völker ſich erheben werden.

Loginoff.

Ei nun, ſo gebt uns nur den Czaar!

Sergius.

Ihn geben?
Nehmt ihn Euch ſelbſt! Nehmt ihn aus leerer Luft!
Pflückt ihn wie einen Zweig vom nächſten Baum!
Da ſind die Würfel! Wählt ihn aus Euch ſelbſt!
(Alle ſtehen betroffen auf. Pauſe.)

Pugatſcheff.

Aus unſrer eignen Mitte einen Czaaren?

Sergius.

Aus Eurer Mitte den Ermordeten!

Pugatſcheff.

Der Würfel ſoll ein Herrſcher ſein der Welt?

Sergius.

Was Zufall uns, iſt Factum für die Welt.

Kaluga
(zum Hetman).

Was denket Ihr zu thun?

Loginoff.

Für Rußland liegt
Fürwahr ein tiefer Sinn in dieſem Rath.

Nichts hören mag vom nächſten Neumond, als
Was mir das Schickſal Frankreichs ſelber ſagt!

Dubois (tritt zurück).

Vergleichen Sie ſein Schreiben, Frau Marquiſe.

Dritter Auftritt.

Abbé von Boisrobert exaltirt und ſüß. Die Vorigen.

Boisrobert.

Sie leben noch! Auch Sie! Auch Sie, mein Fräulein!
Was iſt dem Cardinal? Man ſagt ihn krank!
Entſetzlich! Ohne dies Billet, geſchrieben
In heitrer Laune, ſtünd' ich leblos da
Und bangte für das Wohl von Millionen.

Marquiſe.

Ich bitte, Ihren Paß?

Boisrobert (zeigt ein Billet).

Hier — ein Billet!
Der Cardinal beſcheidet mich zur Tafel!

Marquiſe.

Zur Tafel? Ein Couvert iſt nur beſtellt!

Boisrobert.

Nur ein Couvert?

Marquiſe.

Für ihn allein. Vielleicht
Befiehlt er Sie auf halbe Portionen!

Boisrobert.

Doch ſonderbar! Da leſen Sie: „Mein Freund,
Sie werden bei uns ſpeiſen! Doch ich wünſchte,
Sie kämen ſchon um Eins!“

Marquiſe.

Es wird ein Frühſtück,
Ein wenig kalte Küche ſein.

Boisrobert.

Hm! Ein Frühſtück?

Marquiſe.

Wie täglich! Freund luculliſcher Genüſſe!
Der Cardinal lebt höchſt zurückgezogen
Und faſtet. Nehmen wir denn Platz —

(Alle ſetzen ſich nieder.)

Boisrobert.

Und ſchwärmen
Vom vierzehnten October! O, Marquiſe!
Warum gebieten Sie der Zunge Schweigen?
Warum beflügelt dürfen nicht vom Herzog
Die Grüße reden, die mir aufgetragen?

Marquiſe.

Sie kennen mein Syſtem! Was aus Lyon
Der Herzog ſpricht, geht durch des Oheims Mund!
Was weiß man in Paris? In La Ruelle,
Dem altergrauen Schloß des Cardinals,
Erfuhr'n wir nur von Hexen, von Geſpenſtern —

Boisrobert.

Die endlich Sie zu uns verſcheucht! Wohlan!
September iſt zu Ende. In Lyon —

Marquiſe.

Spinnt man die beſte Seide! Hier Abbé,
Hier helfen Sie! Wir zupfen Seidenflocken!

Boisrobert.

Das werden kleine Falkenhäubchen — Wie?

Marquiſe.

Ein Angebinde für die Majeſtät
Zum Sanct-Hubertustage.

Boisrobert.

Chataigny

Der Oberfalkonier hat ſie beſtellt?
Das iſt ein Cavalier, ein wilder Jäger,
Der ſeinen Falken nur das Schönſte gönnt
Und — was ihn ewig muß an Sie erinnern!

Marquiſe (unterbricht ihn).

Vom König ſprachen wir! In La Ruelle
Beſucht' er uns zur Jagd und „Himmel, Sire,
Die Kappen Ihrer Falken ſind abſcheulich!"
Und kaum dies Wort gewagt, erwidert' er:
—„Marquiſe, auf Hubertustag erwart' ich
Fünf Falkenhäubchen, die ich ganz allein
Mit Ihren Damen Sie zu fert'gen bitte —"

Boisrobert.

Fünf Häubchen? Dieſe Häubchen ſind beſtimmt
Für jene Falken, die aus Dänemark
Verſchrieben? Denken Sie! Er nannte fünf
Davon — ich bitte, rathen Sie, wonach?

Marquiſe.

Er wird ſich Heil'ge ſuchen, die zu jagen
Geliebt.

Boisrobert.

Nein, gnäd'ge Frau! Ich hört's im Louvre
Von Chataigny, der früher als der König
Von St.-Germain zurückgekehrt —

Fräulein von Crequy.

Zurück
Schon Chataigny?

Fräulein von St.-Amand.

Und noch nicht bei uns?

Boisrobert.

Sehnſucht
Nach (zur Marquiſe) Ihnen wird ihm Flügel leihen —

Marquiſe.

Doch
Die Falken? Welche Namen gab der König?

Boisrobert.

Es iſt die Neuigkeit des Tags! Er nannte
Fünf Falken nach dem Cid.

Marquiſe und die Fräulein.

Dem Cid?

Boisrobert.

Corneille's!

Marquiſe.

Nach fünf in dieſem Stück beſchäftigten
Perſonen?

Dubois (meldet).

Herr Johann von Mayret!

Boisrobert (ſich wendend).

Wer?

Dubois.

Johann von Mayret.

Boisrobert (ſteht auf).

Mayret! Iſt es möglich?

Marquiſe.

Der Dichter der „Virginia"?

Dubois.

Er ſagt,
Von ſeiner Eminenz berufen käm' er.

Marquiſe (für ſich).

Was geht nur vor?

Fräulein von St.-Amand (entzückt zu Fräulein von Crequy).

O die Virginia!
Luiſe! Wiſſen Sie — Virginia!

Fräulein von Crequy (ebenſo).

Ein Meiſterwerk!

Boisrobert.

Von altem Datum.

Fräulein von St.-Amand.

Bitte!
Wir laſen Mayret's Werke noch im Stifte.

Poisrobert.

Bereuen werden Sie's, wenn Sie ihn kennen!
Das iſt der gröbſte Menſch im ganzen Frankreich!

Vierter Auftritt.

Jean de Mayret (raſch, grob, derb, aufgeregt). Die Vorigen.

Mayret (im Eintreten).

Man ſoll mich nicht ſo lange warten laſſen;
Antichambriren bin ich nicht gewohnt!
(Geht, ohne jemand bemerken zu wollen, auf und ab.)

Poisrobert.

Wo iſt die Tonne des Diogenes!
He, Mayret! Sind Sie blind?

Mayret.

Taub! Taub! Taub! Taub!
An beiden Ohren bin ich taub!

Marquiſe und die beiden Fräulein.

Was hat er?

Mayret (zur Marquiſe).

Sind Sie die Combalet? Sie ſind ſchon lange
Für mich ein Gegenſtand zum Trauerſpiel!
Ich kenne die Geſchichte Ihres Herzens!
Der „Thron von Lothringen"! Ein guter Titel!
Die Scen' in Metz! Sie opfern ſich dem Oheim,
Der Oheim opfert Sie dem Wohle Frankreichs,
Und Frankreich wieder opfert — nein, ſo nicht —!

In meinem Buche ſteht der Stoff verzeichnet
Bei Hunderten von tragiſchen Conflicten!
Ich könnte für Jahrtauſende die Bühne
Mit meinen Collectaneen verſorgen.

Marquiſe.

Mein Himmel, Herr von Mayret! Kommen Sie
So zornig von der Probe eines Dramas?

Mayret.

Von Proben? Ich von Proben noch? Da ſteht
Von unſern Neulingen ja einer! (Zu Boisrobert.) He?
Der Cid? Wie ſteht's? Sie nunmehr auch Geſtürzter!
Sie waren freilich nur ein Tragiker
Für Melpomenen zum — Thaliawerden!

(Man lacht.)

Boisrobert.

Ich bitte, Mayret, morden Sie mich nicht!
Sie machen ſich die trag'ſchen Stoffe ſelber!

Mayret.

Die Wahrheit, gnäd'ge Frau, iſt meine Muſe!
Seit vierzehn Tagen, daß von Beſançon
Ich hergeeilt, dies neue Wunderwerk,
Den Cid, zu ſehn, von einem Advocaten,
Proceß- und Actenſchmierer in Rouen,
Begegn' ich keinem Menſchen mehr, der Sinn,
Verſtand und Ohren hat und Augen! Erſt
Hier dieſer Brief des Cardinals, des Meiſters,
Der ſelber weiß, was Dichten heißt — er ſchrieb
Ein richtig Drama, hat unzählige
Sujets bereits verſchwendet an die Dichter,
Die ſchmeichelnd ſich zu ſeinem Tiſche drängen —

Doch das beiſeit — der Brief hat mich verſöhnt;
Es gibt in Frankreich doch noch Ein Gedächtniß.

Marquiſe.

Noch ſah ich nicht den Cid. Doch alle Welt
Iſt ſeines Ruhmes voll!

Mayret.

Geweſen!

Boisrobert.

Ja,
Schon regt ſich die Kritik. Die Damen laſen
Wahrſcheinlich das Pamphlet: „Aufruf an die
Pariſer?“

Mayret (ſtellt ſich plötzlich vor Boisrobert mit eingeſtemmten Armen).

Nun?

Boisrobert.

Es iſt zu ſcharf.

Mayret.

Zu ſcharf?
Ein ſpaniſches Sujet braucht ſpan'ſchen Pfeffer!
Der Aufruf iſt von mir!

Alle.

Von Ihnen?

Mayret.

Dixi!
Und eine andre Schrift iſt noch erſchienen —
„Aufruf an die Vernunft“ —

Boisrobert.

Die iſt von mir!

Die Fräulein.

Von Ihnen?

Marquiſe.

Nichts als Krieg!

Mayret.

Wirklich? Von Ihnen?
Hm! Hm! Man ſagt zuweilen, Mayret wäre
Nicht frei von Neid, doch Boisrobert, die Schrift,
(Schlägt ihm auf die Schulter.)
Das iſt das Beſte, was Sie je geſchrieben!

Boisrobert (ablehnend).

Ich danke, Mayret! Darf ich, gnäd'ge Frau?
(Ueberreicht ſein Pamphlet.)

Mayret (zieht auch Exemplare.)

Drei Exemplare! Bitte, nehmen Sie!
(Theilt ſie an die Damen aus.)

Marquiſe (im Blättern).

Was haben wir verſäumt! Ich kenne nichts
Vom Cid! Ein Werk, das alle Welt entflammt!
Mein Bruder, Gouverneur der Normandie,
Hat oft mir ſchon verſprochen, in Rouen
Sich zu erkund'gen nach Corneille, der doch
So manches Gute ſchon gedichtet hat.
Was iſt denn nur ſo mangelhaft am Cid?

Boisrobert und Mayret.

Zuvörderſt, gnäd'ge Frau —

Mayret (zu Boisrobert)

Erlauben Sie!
Zuvörderſt das Sujet! Es iſt nicht fein!

Boisrobert.

Es iſt ein ſpaniſches!

Mayret.

Er hat's geſtohlen!
Ha, wer ſich jetzt aufs Spaniſche verſtünde!

Marquiſe (blätternd in den Broſchüren).

Das wäre, glaub' ich, Herr von Scudery,
Der dritte Tragiker in Frankreich, wenn
Sie beide, meine Herrn, die erſten ſind.

Mayret.

Der Don Quixote! Don Guzmann Alfarache!

Boisrobert.

Wie kann der Name eines Scudery
Von eines Weibes zarter Lippe kommen?

Marquiſe.

Er iſt ein wenig lächerlich, ich weiß.
Doch lieb' ich ſeinen Muth. (Zu den Fräulein.) Sie kennen doch
Die Heldenthat des Herrn von Scudery,
Die beſſer glückte als ſein „Hannibal"? (Immer blätternd.)

Die Fräulein (auch im Blättern).

Wir kennen nichts von Scudery.

Marquiſe.

Mir hat es,
Als kürzlich erſt in La Ruelle wir jagten,
Freund Chataigny erzählt. Er flunkert freilich —

Boisrobert.

Die Pinſelſchlacht vom Rocher de Cancale?

Pugatſcheff.

Der Hetman überzeugt? Und Perſiljeff?

Perſiljeff (entſchloſſen).

Ich würff' aus Aerger über meinen Traum.

(Wirft die Würfel in einen Becher.)

Sergius

(legt raſch ſeine Hand auf den Becher).

Dämoniſches Orakel! Sei geſegnet
Und gieb dem Vaterland, was es bedarf!

Loginoff (würfelt).

Perſiljeff.

Zwölf wen'ger zwei! — Ihr Borotin!

Borotin (würfelt).

Perſiljeff.

Nur ſieben.

Hat Eure Mutter Euch nicht gern geboren?
Kein Glückskind! Ihr, Kaluga, jetzt!

Kaluga (würfelt).

Perſiljeff.

Nur eilf!

Ich ſehe wohl, die Kron' iſt mir beſchieden —
Ich will Euch einen luſt'gen Popanz geben,
Der eine bunte Schellenkappe trägt — (würfelt)

Kaluga.

Ein Auge mehr als zwölf.

Perſiljeff.

Sag dreizehn, Freund.

Mayret (lachend).

Die iſt ſehr echt! Haha!

Marquiſe (blätternd, leicht, harmlos).

Freund Scudery als Fähnrich
Stand Wache einſtens gegen Don Velasquez,
Den Commandanten einer ſpaniſchen
Blokad' am Nordſeeufer. Die Galeren
Sehn in der Ferne an der Felſenküſte,
Wo auf der Karte Klippen nur verzeichnet,
Ein Fort, beſetzt mit Mannſchaft und Kanonen,
Und fliehn erſchreckt. Marquis von Scudery
Befehligte, was denken Sie? Gemälde!
Er malte an die Felſen bunt gruppirt
Soldaten, Donnerbüchſen, Baſtionen,
Beſpickt mit Bajonneten und beleuchtet
Von brennenden Lunten — alles Phantaſie
Und hingemalt mit Farbe wie auf Leinwand!

Mayret (lachend).

Beruf unzweifelhaft zur Bühne!

Boisrobert (ebenſo).

Lampen
Und Decorationen ſind ſein Fach!

Dubois (meldet lachend).

Marquis von Scudery!

Alle.

Iſt's möglich?

Dubois.

Gleichfalls
Von Seiner Eminenz berufen käm' er!

Boisrobert.

Ein Scudery —

Mayret.

Bei Richelieu!

Marquiſe (bei Seite).

Faſt ahn' ich —
Es iſt der Cid, der meinen Oheim foltert?

Dubois (lachend zur Marquiſe).

Jetzt klopf' ich Seiner Eminenz, Marquiſe!
Denn ein Kurier, zum mind'ſten Reiterſtiefel
Und Sporen ſind im Hauſe abgeſtiegen!
Vielleicht iſt es der ſpaniſche Geſandte!

(Geht lachend nach rechts.)

Fünfter Auftritt.

Marquis von Scudery, eine lange, hagere Geſtalt mit Schnurrbart und Henriquatre, in militäriſcher Tracht, mit Degen, Stiefeln und Sporen. Die Vorigen.

Mayret.

Wahrhaftig Scudery! Was denken Sie,
Mein Freund?

Boisrobert (bei Seite, ſchon Freundſchaft mit Mayret gegen Scudery ſchließend).

Mein theurer Mayret! Sonderbar!
Was will der Cardinal?

Marquiſe.

Marquis von Scudery!

Scudery.

Der Unvergleichlichſten der holden Frauen —

Marquiſe (ſich verbeugend).

Wird gleich gewidmet ein Sonett — nicht wahr?

Scudery.

Empfiehlt Mäcenas mich, der Cardinal!

Marquiſe.

Zum Mittageſſen und zur Unterhaltung
Wahrſcheinlich über Poeſie der Spanier!

Scudery.

Das iſt mein Fach! Ich kenne Spaniens Degen
Und Spaniens Feder — (ſich umſehend) beide ſcharf!

Marquiſe.

Wie die
Kritik der beiden Dichtgenoſſen! (Vorſtellend.) Herr
Von Boisrobert und Herr von Mayret!

Scudery (verächtlich).

Sitzen,
Ich glaube, eine Bank von mir getrennt,
In der Akademie —

Mayret.

Doch nicht auf dem Parnaß!

Marquiſe.

Sie finden uns ein wenig übellaunig

Infolge eines Stücks, das allzu ſpaniſch
Den Herren vorkommt. Kennen Sie den Cid?

Scudery.

Wer Spanien kennt, muß dieſen Cid verachten.

Marquiſe.
Brutus, auch du?
Alle. (Zugleich.)
Ah!

Scudery (zieht Broſchüren).

Laſen Sie, Marquiſe,
„Den Aufruf an die trag'ſche Muſe"?

Boisrobert und Mayret.

Himmel!

Scudery.

Was ſtaunen Sie? Warum nicht ich Verfaſſer?

Boisrobert.

Das wäre ja —

Mayret.

Bereits der dritte Angriff?

Marquiſe (bei Seite).

Nun neiden ſie ſich gar den Neid einander!

Scudery.

Man nennt bereits den Autor des Pamphlets
„An die Vernunft" und nennt desgleichen auch
Den Autor eines „Aufrufs an Paris".
Ich ſtreite für das Recht nur, das ich habe

Auf ſpan'ſche Stoffe. Wer gekämpft, wie ich,
Schon auf dem Welttheater —

Mayret.

Mit gemalten —

Mayret und Boisrobert.

Decorationen!

Scudery.

Spotten Sie der That?
Des Königs Gnade ſchenkte einem Helden,
Der Don Velasquez in die Flucht geſchlagen
Mit Phantaſie und etwas bunter Kreide,
Die Anerkennung, daß er mich erhob
Zum Intendanten — ſeiner Waſſerkünſte!
Maſchinenlehre, beſter Freund, das iſt
Die Schule des Dramatikers der Zukunft!
Ich bitte, gnäd'ge Frau, wo weilt Ihr Oheim?

Dubois (eilends zurück).

Der Cardinal!

Alle.

Ha! Endlich!

Dubois.

— Sonderbar,
Ich klopfte leis. Er tritt heraus, nichts ſehend —
Vertieft in ein Papier. Ich glaube faſt,
Daß hier die Herren er noch nicht erwartet!

Marquiſe.

So bitt' ich, gehen Sie hinüber noch
In meinen Wintergarten! Lieber, nein,
Zur Galerie des Rubens! Dubois,

Führt dorthin unſre Gäſte! Sorgt dafür,
Daß ſie geladen ſind auf Küch' und Keller,
Was die nur geben können aus — dem Stegreif!

Boisrobert.

Doch ſehn Sie da! Was iſt dem Cardinal?

Mayret (im Gehen).

Er ſcheint erhitzt —?

Boisrobert.

Abweſend wie im Traume?

Fräulein von St.-Amand.

Zwei Schreiber hinter ihm —

Scudery.

Die ſeinen Lippen
Dictando stanta pede siguen lentamente!

Marquiſe (zu den Damen lachend).

Und ſprechen wir nur unſre Mutterſprache,
Und kennen nur die ſpan'ſche Galant'rie,
Doch rechnen wir es uns zur Ehre, Joſen
Und Dienende zu ſein der hehren Muſen!
Ich folge gleich. (Zu den Damen.) Begeiſtern Sie die Sänger!

(Boisrobert gibt galant den Arm an Fräulein von St.-Amand. Mayret ebenſo an Fräulein von Crequy. Scudery glaubt auch einer Dame den Arm zu geben und gibt ihn an Dubois. Zurückplatzend folgt er.)

Marquiſe (allein).

Ich ſtaune! Was nur geht Geheimes vor?
Mein Oheim ganz verzückt und wie — nachtwandelnd!
Zwei Schreiber, feierlich geſtimmt, wie er!

Sechster Auftritt.

Richelieu tritt von der Seite auf. Er iſt in einer ekſtatiſchen Stimmung und ſchreitet aufblickend, die Hand an die Stirn legend. Einige Blätter hat er in der Hand. Zwei Schreiber folgen, das notirend, was er dictirt. Sie halten ſich im Hintergrund. Marquiſe gleichfalls. Später kommt Dubois mit einer Liſte zurück.

Richelieu (improviſirend und phantaſtiſch).

„So will's das Vaterland! Des einz'gen Bruders Kind
Reicht ſeine Hand dem Mann und iſt ihm wohlgeſinnt,
Den nie ihr Herz begehrt —"

Marquiſe (für ſich).

Das ſind Depeſchen nicht, nicht Feldzugspläne.

Richelieu.

„Dein Auge blicke klar,
Als läge nicht der Schnee auf ſeines Hauptes Haar!"

Marquiſe (für ſich).

Er dichtet! Und es ſcheint — ich bin ſein Stoff?

Richelieu.

„Du weiß wie Elfenbein und aller Augen Wonne!
Ihm zwar die Haut gebräunt von heißen Südens Sonne" —

Marquiſe (für ſich).

Anſpielung auf Lyon! Er macht wahrhaftig
Den eingeladnen Dichtern Concurrenz.

Richelieu.

Dubois!

Dubois (tritt vor).

Ja, Eminenz!

Marquiſe (tritt zurück, ſich verſteckend).

Richelieu.

Gebt mir die Liſte
Der Namen, die ſich heute melden ließen!
(Dubois reicht die Liſte.)
Das Wandeln regt mich an. Herzog Lamballe,
Prinz Conti? d'Etioles? Aha! Der iſt
Vernarrt in eine Dame, deren Hand
Ich zu vergeben habe in Rouen!
Das ſchmeichelt, katzenbuckelt heute hier
Und morgen bei Condé und Orleans —
Wie ich die Menſchen haſſe! Gut! (Zu den Schreibern.) Ihr ließet
Die Stelle offen? Neue Reih' und Hanno —
Nein, Sophonisbe ſpricht —

Marquiſe (bei Seite).

Ein Trauerſpiel!

Richelieu.

„Mein edler Ohm! Ich liebe —"

Marquiſe (für ſich).

„Liebe"?
Beglücken will er wieder eine Nichte!

Richelieu.

Dubois!

Dubois.

Ja, Eminenz.

Richelieu.

Ich lud zum Eſſen ein
Drei Herren der Akademie.

Dubois.

Sie ſind
Im Rubenſaal und warten.

Richelieu.

Gut. (Zu den Schreibern.) Spricht
Sophonisbe?
Was hab' ich die ſeeben ſprechen laſſen?

Beide Schreiber.

„Ich liebe."

Richelieu.

Ah! . . . „Hanno. Doch wen? Du ſchweigſt?
Weil du Karthago's dich ſo ganz unwürdig zeigſt?
Iſt's (drehend und ſtark) Maſſiniſſa nicht?" . . . . He, Dubois!

Marquiſe (bei Seite).

Jetzt wird er nach dem Oberfalkonier
Des Königs fragen, Herrn von Chataigny,
Der ohne Zweifel Maſſiniſſa iſt!

Richelieu.

Ja, Dubois! Man wird doch zu dem Mahle
Vom Rocher de Cancale Auſtern haben?
Den Scudery, den Waſſerkunſtdirector —
Ich neck' ihn gern mit unſern Auſternbänken,
Die er vertheidigte bei La Rochelle.

Dubois (nickt, er geht raſch ab).

Richelieu.

Nun wohl. Was ſagt' ich doch? Ganz Recht! „Iſt's Maſſi-
niſſa nicht?
Was hat mein Ohr gehört? Kann Hanno's ſtolze Nichte
Sich ſo vergeſſen bei — mit — „von — (raſch eingeworfen) laßt
eſſen das! — dem Wichte,
Der in Karthago hier an dieſer Tafel ſaß,
Aus deinen Blicken die verruchte Neigung las,
Die Götter nicht geehrt, die — Götter" — nicht doch! Baal —
Nein, beſſer Moloch? Moloch — Melech — Baal —?
Von Afrika das Mythologiſche,
Die Sitten Puniens — und wiederum
Die Sitten Roms und die Numidiens
Zu unterſcheiden — überhaupt das Aeußre,
Das Colorit — da bin ich wirklich manchmal
In Afrika! Rings um mich her — die Wüſte!

Marquiſe (tritt vor und applaudirt).

Bravo! Braviſſime!

Richelieu.

Wer iſt —? Du hier?

Marquiſe.

Ein Trauerſpiel! Sind das die Staatsgeſchäfte,
Die vom Geräuſch der Welt Sie abgezogen?
Ein Drama: „Sophonisbe!" (Applaudirt.) Richelieu
Heraus! Der Cardinal heraus!

Richelieu.

Du Schalk!
(Sieht ſich um. Vertraulich.)
Es ſollte grade dir verborgen bleiben.

Verdammte Zahl! Für dreizehn thu' ich's nicht.
Stoß mich vom Throne, Pugatſcheff — ſtoß zu!

Sergius (eilend).

Es nahen ſich die Brüder aus dem Kloſter —
Beeilt Euch — würfelt, Pugatſcheff!

Pugatſcheff.

Auch ich?
Mit einem Wurf ein Volk erlöſen — ſo,
Mit einem einz'gen umgeſtürzten Becher
Die Welt zu Häupten ſtürzen — Ha! Auch ich?
Was blinzeln ſie, die ſchwarzen Würfelaugen
Der beinernen Propheten, mich ſo an?
Iſt's Rache, die ſo lockend winkt? Hat einſt
In Kaſan mir die ſchwere Eiſenkette,
Als ich gefangen ſaß, am Fuße ſo
Geraſſelt, wie's im Würfelbecher klirrt?
Du, Prieſter, grimmer Baſilisk! Dein Auge
Bannt mich in Deine Kreiſe, willenlos, (er ſchwankt an den Tiſch)
Den Arm gelähmt, und ſtarr den Blick gefangen
Von deinem Schlangen-Auge, Zauberer,
Ergreift die Hand den Blitz der Gottheit —

(Er würfelt krampfhaft, faſt hinterrücks, indem er Sergius anblickt, erſchrickt, da er geworfen hat, heftig und ruft)

— Ha ſeht Ihr!

Sergius

(ſieht nach und macht eine feierliche Pauſe).

Entblößt die Scheitel! Zieht die Freiheitsſchwerter!

(Alle außer Pugatſcheff entblößen das Haupt und ziehen die Säbel.)

Zu überraschen dich — dein Urtheil zu vernehmen
War meine Absicht .... Doch — nun, Gabriele,
Glaubst du, daß ich in Sophonisben mir
Ein Thema wählte, das in rechter Form
Am Licht der Lampen überraschen müßte?

Marquise.

Am Licht der Lampen? Wirklich — für die Bühne,
Die wirkliche, ist das bestimmt?

Richelieu.

Natürlich!
Ich denke mir, es müßte Wunder wirken,
Wenn ohne Namen auf die Scene tretend,
Vermittelt durch Verschwiegenheit und List,
Ein solches Werk die Neubegier beschäftigt!
Nun alles rathend! Hin und her! Auf diesen,
Auf jenen Namen fallend! Das Geheimniß
Erhöht den Reiz des Werkes! Endlich länger
Kann sich der Gott des Schweigens nicht bemeistern
Und Fama ruft: Dies Stück schrieb Richelieu!

Marquise (applaudirt).

Ein prächt'ger Spaß! Doch wer bezahlt die Kosten?
Ein paar verlorne Schlachten? Bündnisse
Versäumt und solche Kleinigkeiten?

Richelieu.

Nein!
Es geht, du hörst es ja, bei mir im Fluge!
Ich kenne meine Kraft. Ich weiß, was ich
Der Welt von meinem Innersten geopfert,
Als mir die Noth des allgemeinen Schiffbruchs

Das Steuer in die Hand gedrungen! Wollte
Zum Staatsmann das Geſchick allein mich bilden?
Mußt' ich zum Scheine Prieſter werden, um
Den Völkern ihre Beichten abzunehmen?
Die Lyra war mein Zeichen! Um die Stunde,
Als ich die Welt betrat, ſtand in den Sternen —
Oft hat es mir die Mutter ſo erzählt —
Dicht ob dem Scheitel meines Haupts die Lyra!
Und hätte nicht der Ruf der Politik
Aus meinen Träumen mich geweckt, ich würde
Mein Trauerſpiel, du haſt es nicht geleſen,
„Mirame" nicht der Bühne vorenthalten,
Den ſeltnen Beifall mir entzogen haben,
Den an dem ſchönſten Abend meines Lebens
Das erſte Drama, das ich ſpielen ließ,
Im kleinen Kreiſe meiner Gäſte fand.

Marquiſe.

Mirame, ſagt man, war — ein (räuspert ſich) Meiſterwerk —
Sie unterdrückten es — ſehr ſchnell! Und dennoch
Bin ich Ein Staunen nur! Ein Drama wieder!
Ein Drama aus der Feder Richelieu's!
Hier „Erſter Act!" Wo iſt der zweite?

Richelieu.

Zweite?
Acht Tage braucht' ich für den erſten Act!

Marquiſe.

Acht Tage?

Richelieu.

Nächte nicht gerechnet. Ach! (Halblaut.)
Zuweilen jagt's mich freilich auf mit Schrecken!

Die inn're Politik, die dürfte ruhn,
Dafür bürgst — du! Mein Plan mit Aiguillon,
Dem Mittelpunkte der Verschwörungen,
Die in Lyon du überwachen sollst,
Wird mir Versöhnung mit den Großen bringen.
Doch draußen steht's nicht gut. Die Kaiserlichen,
Johann von Weerth und Gallas an der Grenze,
Die Spanier in Perpignan. Ich weiß —
Ich weiß —! Und Marschall Schomberg harrt für Truppen,
Die neugeworben, auf den Feldzugsplan —
Es stockt die Staatsmaschine (leise) fürchterlich —!
Doch kann ich diesen Schaffensdrang bemeistern?
Die Muse, die, wie Delila den Simson
Bestrickte, mich in Fesseln legte, wonn'ge,
Die soll ich von mir weisen —?

Marquise.

Aber, Oheim,
Warum? Warum? In welcher Absicht nur?

Richelieu.

In welcher Absicht nur? Warum? Frägt das
Ein Weib! Kannst du die Liebe dir erklären?
Es ist ein Gott, der uns entführen will,
Und sträubend wird die Seele nachgezogen!
(Zu den im Hintergrund stehen gebliebenen Schreibern.)
Etienne! Collin! Bis heut' um Mitternacht
Tragt Ihr, was ich dictirt, ins Reine! Tod
Für jedes Wort, das seinen Schreibern, den
Organen seines Denkens, Richelieu,
Das Haupt der Hand, vertraut, wer plaudert —! Oder
Zum mindesten die ewige Bastille!
Das wißt ihr: Immer! Auch in diesem Fall!

Die Schreiber (verbeugen ſich ehrerbietig und gehen von dem ihnen eben begegneten Dubois begleitet ab).

Marquiſe (bei Seite).

Ja, beim Apoll! Nun ſeh' ich, es wird Ernſt —

Richelieu (ſich umblickend).

Das Frühſtück mit den Akademikern —
Die Dichterlinge rief ich mir zum Spaße,
An ihrem Haß und Neid mich zu ergötzen —

Marquiſe (unterbrechend).

In ſolchem hohen Schwunge ſind Sie, Oheim,
Daß Sie die Weiſung ganz vergeſſen haben,
Für Nektar und Ambroſia zu ſorgen!

Richelieu.

Vergaß ich das? So ſorge ſchnell! Den Dichtern
Spräch' ich ein Wörtchen gern von Afrika —
Doch nichts von meiner Abſicht! Hörſt du, Kind!
Kein Wort! Auch von dem Stoffe nichts! Er ruht
Auf meinen Schultern wie der ſchnee'ge Atlas
Auf heißer Wüſte. Hörſt du? Wieder — „Wüſte".
Mein Stichwort! Dieſe armen Dichter können
Vielleicht mich noch etwas in Stimmung bringen,
In Schwung, in Rhythmus, Takt und Melodie —!
Die leid'ge Politik zerriß die Seele,
Die einſt auch mir wie Saitenwerk geklungen!
Doch mit dem erſten Act bin ich zufrieden.
Lies ihn (gibt ihr das Manuſcript) und ſage mir dein ſtrengſtes Urtheil!
Bin ich im Wahn, enttäuſche mich! Wo nicht,

So geb' ich jeden Ruhm für dieſen hin!
Der Kränze ſchönſten hab' ich mir errungen!

(Ab durch die Mitte nach rechts.)

Marquiſe (folgt erſt, dann kehrt ſie zurück. Allein und ernſt).

Ich ſteh' erſtarrt und faſſ' es kaum! Fürwahr —
Der Ehrgeiz iſt's! Circe, die Zauberin,
Der Sonne und der Waſſernixe Tochter,
Die alles, was ihr Zauberſtab berührt,
In Dunſt und Nebel löſt, dem Klügſten ſelbſt
Die Ohren länger zieht, Halbgötter einſt
Zu grauen Müllerthieren wandeln konnte,
Sie hat auch ihn verblendet! Und warum?
Unzweifelhaft! Es ärgert ihn der Cid!
Die allbewunderte Tragödie!
Er möchte zeigen, daß auch er dergleichen,
Wie jeder andre, ſchaffen kann! Noch mehr:
Berühmt zu ſein und durch ſich ſelbſt zu glänzen,
Wer darf ſich das erlauben ohne ihn?
Wer darf in Frankreich etwas ſchaffen, das
Nicht Richelieu ſehen im Entſtehen kannte,
Er ſelbſt nicht miterfand, Er nicht gebilligt,
Er nicht die Neſſe ihm geſchirrt, daß alles
Doch rufen muß: Da jagt ein Sohn des Lichts,
Phöbus Apollo ſelbſt und wiederum
Im Sechsgeſpann nur unſers Cardinals!
Aus ſeinem Haupte ſoll die Welt das Licht,
Aus ſeinen Augen ſich die Sonne ſuchen!
So einem Großen, einem Mächt'gen ſchmeicheln
Kann ein Jahrhundert! (Will ſich wenden.)

Dubois (kommt zurück und ihr entgegen).

Herr von Chavaigny!

Marquiſe.

Sie wiſſen, Dubois, dem Mahle ſoll ich
Der Dichter Vorſitz halten —

Dubois.

Der Vicomte
Kommt gleichfalls auf den Ruf des Cardinals!

Marquiſe.

Iſt alles heut' in Aufruhr? Der Vicomte
Wird mich entſchuld'gen müſſen! Sagt's dem Oheim,
Wenn Chataigny von ihm berufen iſt —
Ich laſſ' ihn auf den Abend bitten! Denn
Zu ſehr bin ich in Sorgen, zu beſchäftigt (auf das Manuſcript)
Mit unſers Frankreichs wichtigſten Geſchicken! (Will ab.)

Dubois (einen Brief vorziehend).

Und dieſer Brief, Marquiſe — Rathen Sie!

Marquiſe (freudig).

An mich? Von meinem Bruder? Aus Rouen?

Dubois.

Vom Gouverneur der Normandie.

Marquiſe.

Erquickung
Dem Auge und dem Herzen Troſt! Ha endlich! (Erbricht.)
Ach, arme Sippe du der Richeliens!
Erhoben durch den Oheim, ewig zitternd,
Von deiner Höhe wieder auch zu fallen!
(lieſt.) „Der Herzog Aiguillon — man will behaupten —
Du widerſtrebteſt diesmal — und der Oheim
Verſchlöſſe ſich ſchon deinem Ohre —" Bruder,
Darum ſei ohne Sorge! Was einſt Klio,
Die Muſe, die man lachen nie geſehen,

Beim Niederſchreiben ſeiner Thaten wird
Ernſthaft zu bleiben hindern (ſind es gleich
Die Thaten Richelieu's), weiß deine Schweſter!
Sie, ſie allein! Nur deine Gabriele!
Noch ein Poſtſcript?

Dubois.

Der Bote ſagt', er warte —

Marquiſe.

Wer iſt's?

Dubois.

Ein junger Mann, Einwohner von
Neuen — empfohlen, ſprach er —

Marquiſe (ſieht hinein).

„Schließlich
Empfehl' ich dir des Briefes Ueberbringer,
Herrn Pierre Corneille —" Wer? Corneille? Iſt es möglich?
Der Autor wär' es ſelbſt des Cid?

Dubois.

Des Cid!
Herr Pierre Corneille, ganz recht!

Marquiſe (bocherſtaunend).

„Der Dichter bittet
Mich dringend, deiner Gunſt ihn zuzuweiſen,
Da er durch dich in einer wicht'gen Sache
Beim Cardinal ſich zu empfehlen hofft."
Beim Cardinal? Corneille —? Er ſelbſt! Und jetzt —

Dubois.

Erbietend ſich, zu warten, wenn vielleicht
Im Augenblicke Sie verhindert wären.

Marquiſe (für ſich).

Corneille in dem Lager ſeiner Feinde!
Was thu' ich nun? Mein Bruder ſpricht mit Wärme —
Doch iſt ſein Herz zu mild. Wenn auch Corneille
An Eitelkeit und Neid den andern gliche,
Den Dreien dort und jetzt ſogar — dem Vierten?
(Lieſt wieder.)
„Beim Cardinal ſich zu empfehlen beſitzt!"
Durch mich — worin? Der Cardinal ſprach mir
Vom Cid noch nicht! Je nun, des Bruders Wünſche
Ließ nie ich unerfüllt! (Laut.) Sagt Pierre Corneille,
Bis ich ein Kleid gewählt zur Dichtertafel,
Soll drüben er ſo lange ſich verweilen
Bei meinen Blumen, die des Daches Wölbung
Vorm Herbſte ſchützt! Doch nein — ein Lorberbaum
Steht dort, von dem ich leider geſtern ſah,
Daß ſeine Blätter — — welken! (Will nach links ab.)

Dubois.

Frau Marquiſe,
Und Chataigny —?

Marquiſe.

Ja, Chataigny —! Dem Dichter
Kann er Geſellſchaft leiſten —! Ihm erzählen
Von ſich und mir —! Und — paßt dem Dichter auf!

Dubois.

Aufpaſſen? Wem? Wie meinen Sie, Marquiſe?
Daß er — nicht ſtiehlt? Dergleichen müßte man
Beſorgen bei — den Dichtern?

Marquiſe (fein).

Nur an das

Dacht', Alter, ich, was etwa Chataigny
Von — ſich und mir erzählt! Denn, Dubois,
Die Dichter (mit elegiſchem Seufzer) — nehmen, was ſie brau-
chen können!

(Dubois geht durch die Mitte links ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Ein Gartensaal mit südlichen Gewächsen und Marmorbrustbildern auf erhöhten Piedestalen. Die Aufgänge sind offen. Im Hintergrunde Theile von einer Glaswand in ganzer Höhe des Saales, sodaß man annehmen kann, der dazugehörige übrige Theil wäre zurückgeschoben.

Erster Auftritt.

Einige Pagen und Diener geschäftig hin- und hergehend und Speisen tragend. Dann Dubois und Vicomte von Chalaigny von rechts. Hierauf Corneille.

Chalaigny.

Ist's möglich, Dubois? Corneille hier?

Dubois.

Corneille, Herr Vicomte! Er wartet dort!
Von Ihrer Gegenwart, vom Gruß des Königs
Will ich dem Cardinal die Meldung machen.
Die Frau Marquise rechnet für den Abend!

(Ab durch die Mitte, rechts vom Darsteller.)

Sergius.

Gott wählte ihn! Kniet nieder vor dem Czaaren!

(Alle knien vor Pugatſcheff. Draußen in der Ferne ertönt der Geſang der Mönche.)

Engel ſchweben nieder
Von dem Himmelszelt,
Wacht und betet, wieder
Naht das Heil der Welt.
Könige und Weiſe,
Hirten von dem Feld
Ziehen auf die Reiſe
Zu dem Heil der Welt.

Pugatſcheff

(ſteht eine Weile, während der Geſang näher kommt, ſchweigend und wie verzückt).

Ich faſſ' es nicht! Und dennoch — wie mein Herz
Auch widerſtreben mag dem kühnen Wagniß —
Es regt ſich in der Bruſt ein Schaamgefühl,
Wenn ich nicht wählte, was nicht gut, nicht böſe,
Nur tapfer oder feig hier wählbar iſt.
Die heil'gen Klänge künden Weihnacht an,
Die Wiederkunft des Chriſts, die Heilands-Krippe,
Das Morgengrauen nahender Erlöſung.
Iſt es des Himmels unſichtbare Hand,
Die mich zu einem Heiland ird'ſcher Sünden,
Zum Retter ſalbt aus weltlicher Gefahr?
Die Hirten ſingen frohe Lobgeſänge,
Die Engelſchaaren ſteigen preiſend nieder —

Chataigny.

Hört' ich denn recht? Corneille? Pierre Corneille?
Der mich im Cid geſchildert als Don Sancho,
Ganz ohne mich zu kennen? Alles paßt
Auf mich, als hätt' ich ihm — Ich red' ihn an —

(Er tritt etwas zurück.)

Corneille (tritt von links ein, überraſcht von dem Anblick des berühmten Richelieu'ſchen Hausgartens).

Weht hier die Luft Italiens mich an?
Ein Schattengang von Oleanderbüſchen!
Granaten dort! Und Myrt' und Aloë!
Rings Marmorbilder, die zu leben ſcheinen!
Ein jeder Gott der alten Welt hat hier
Bei ſeinem Lieblingsbaum ſich angeſiedelt!

Chataigny (tritt näher und ſtellt ſich ſelbſt vor).

Erlauben Sie, mein Herr, daß ich mich nenne!
Vicomte von Chataigny! Ein Sonnenſtäubchen
Vor Frankreichs Sopheklес! Ich kenn' ihn nicht,
Den Sopheklес — ich bin ein Kämmerling
Des Königs, Oberfalkonier der Jagd
Und Luſtigmacher an der Tafel, wenn
Sie nicht zu ſchlecht beſtellt, was manchmal vorkommt —
Doch Ihre Schöpfungen, Corneille, kenn' ich!
Examiniren Sie — von vorn und rückwärts —!

Corneille (für ſich, angenehm überraſcht).

Vicomte von Chataigny? Freund der Marquiſe?
(Laut.) Vicomte, ich danke Ihrem milden Urtheil!

Chataigny.

Und bitte, ſehn Sie dieſe Augen an —!

Die weinen ſonſt nur, wenn auf öder Heide
Im Herbſt ein ſcharfer Wind, ein böſer Oſtwind
Um ihre Wimpern fegt, vom Staub ſie reinigt! —
Die Augen ſahn den Cid! Was ſag' ich ſahn!
Mir floß zum drittenmale ſchon der Cid
In — Eine Thräne!

Corneille.

Dank für ſo viel Güte!
(Bei Seite.) Um die Marquiſe, hört' ich in Rouen,
Soll ſchon ſeit Jahren ſeine Neigung werben.

Chalaigny.

Sie kommen von Rouen? Sie bleiben bei uns?
Der Cardinal hat Sie uns herberufen?

Corneille.

Ich komme, weil ich ſeiner Gnade mich
In einer wicht'gen Sache zu empfehlen hoffe;
Zugleich, weil mich die Ungeduld getrieben,
Ein drängendes Gefühl, ſoll ich es Muth,
Soll ich es Kampfluſt nennen, das dem Tapfern
Wie Sie, Herr Vicomte, kein Geheimniß iſt.

Chalaigny.

Was fürchten Sie?

Corneille.

Seche Wochen ſind's, daß ſich
Der Cid die Herzen von Paris gewann
Und darum ein Erfolg ſich feſtgeſtellt,
Weil einen Abend um den andern Künſtler,
In ihrem Spiel ſich ſelber übertreffend,
Die Fehler meines Werks verſchleierten —

Chalaignn.

Der Cid hat keine Fehler.

Corneille.

Für das Herz
Vielleicht geringere. Doch hat Paris
Sich bald besonnen. Auf die erste Rührung
Der leicht erregten Sinne ist das Urtheil
Der kälteren Vernunft gefolgt. Man stutzt,
Man staunt, wie man je hastig sich dem Stoff
Ergeben, der den ersten Reiz der Neuheit
Inzwischen für Paris verloren hat.
Nun ist's die Form, an der man mäkeln will!
Erst gestern kam ich an und wohne hier
Bei meinem Freunde Jean Dufresne — Er spielt
Den Cid —

Chalaignn.

Und meisterhaft, so jung er ist!

Corneille.

Schon nach Neuen schrieb mir Dufresne, der Angriff
Befördre zwar den Beifall. Dennoch, wie
Im Ringkampf, wenn die Furcht zu unterliegen
Die Kraft verdoppelt, Spiel in Ernst verwandelt,
So wüchse auch die Fehde. Beifall gäb' es
In jeder Vorstellung den immer gleichen,
Doch gift'ger zischten an den Straßenecken,
Am Louvre, im Palais-Royal die Vipern,
Aus Schriften züngelnd, die meist anonym
Dem Bürger in die Hände fallen —: „Aufruf

An die Vernunft", „Aufruf an die Pariſer",
„Aufruf der trag'ſchen Muſe" — Was nicht alles! —
Den Mann zu ſtein'gen, der den Cid geſchrieben!
Das trieb — nächſt einem andern Grunde, der
Perſönlicher mich trifft — mich her und jetzt,
Inmitten erſt der wachſenden Gefahren,
Kann ich geſtehen, jetzt erſt wird mir wohl!

Chalaigny.

Ich ſtaune, das zu hören von Corneille!
Sind's denn die wahren Siegeszeichen nicht,
Wenn den geſchlagnen, flieh'nden Feind die Wuth
Der Ohnmacht nur zur Fackel greifen läßt,
Um durch Verwüſtung ſeinen Weg zu zeichnen?
Ihr Drama macht ein unerhörtes Aufſehn,
Ein nirgendwo, zu keiner Zeit erlebtes!
Sie haben die Bewunderung der Welt
Für ſich! Die Zofe, Magd, die Edeldame,
Vom Brunnen bis zum Throne — alles ſpricht
Von Don Rodrigo und vom Leid Chimenens!
Bei jedem Anlaß wiederholt der König,
Wo irgend paſſend, einen Vers des Cid;
Die königlichen Prinzen ſpielen Scenen,
Die man im Cid nur angedeutet hört,
Den Kampf Rodrigo's an des Ebro Ufer
Mit Abderrhaman — Und, Corneille, wenn
Ich einem Mann wie Sie vertrauen darf,
So ſag' ich mehr noch: Blicken Sie empor!
Man hat am Hofe etwas vor mit Ihnen.

Corneille.

Mit mir?

Chalaigny.

Ein öffentliches Zeugniß, daß
Der König seine Zeit zu ehren wisse.
Noch sag' ich nichts! Es drängt ihn, sich zum Ausdruck
Der allgemeinen Stimme zu erheben,
Sich selbst, die Krone! Denn Sie wissen nicht,
Wie grade (sieht sich um, leise) in gewissen Regionen
Ihr Meisterwerk gewirkt, in jener Sphäre,
Wo — unsre Köpfe — niemals sicher stehn,
Daß eine — wichtigste Person —

Corneille (erschreckt).

Vicomte,
Was sprechen Sie!

Chalaigny.

Ihr Werk malt uns die Zeiten —

Corneille (entschieden).

Die nur gelebt, um nimmer zu erstehen!

Chalaigny.

Die alten Tage, wo aus unserm Frankreich —

Corneille.

Geworden wäre nimmer, was es jetzt ist!

Chalaigny.

Wo noch die Fehde, noch der Zweikampf durfte —

Corneille.

Die stärkre Kraft des großen Ganzen schwächen?
Vicomte, die Deutung lass' ich nimmer gelten
Für eine Dichtung, die sich harmlos gibt

Und alte Zeiten ohne Absicht schildert.
Wie hätt' ich Richelieu beirren mögen
In seinem großen Kampfe für die Krone!

Chataigny.

Ihr Dichter seid, euch selber unbewußt,
Ausleger nur der Stimmungen und Träume,
Die ohne Lösung in der Menschheit schlummern.
Was sich Prinz Orleans, was sich die Großen,
Die Guisen, die Condés, die Aiguillons —
Der ist der Allerkeckste trotz der Gicht,
Die ihn nicht hindert, Frau von Combalet
Als Gattin zu begehren! — was sie sich
Von Zeiten träumen, die mit Blut die Hand
Des Cardinals gelöscht zu haben glaubt,
Von Zeiten wieder, die im Cid mit Farben,
Mit wunderbarsten Tönen Sie verklärten,
Das widerlegt Ihr bester Wille nicht.

Corneille.

Der Cardinal denkt unbefangner. Selbst
Sah er den Cid und rief in seine Loge
Die Künstler, scherzte, lobte Dufresne's Spiel —

Chataigny.

Er lebt in heitern, ungeduldigen
Erwartungen — (seufzend) des Bundes, den die Nichte —

Corneille.

Zu schließen schon versprochen hat? Vergebung!
Ich hörte sonst, daß — Vicomte Chataigny —

Chataigny.

O bester Freund! Ich wünschte nicht, daß Sie

Noch einſt ein Trauerſpiel, etwa betitelt:
„Ein Falkonier Ludwig's des Dreizehnten
Und ſeiner Jugend goldner Traum!“ verfaßten!
Wenn ich — (ſieht ſich um) Ein andermal! Man ſtört uns jetzt!

Corneille (ſah ſich gleichfalls um und erſchrak plötzlich, halblaut).
Sie iſt es!

Chalaigny.

Die Marquiſe? Nein —! Doch ſieh!
Sehr reizend! Jung und lieblich! Kennen Sie,
Den Alten, der die Dame führt?

Corneille.

Es iſt —
Aus Einer Stadt mit mir gekommen, aus
Rouen — der Oberrechnungsrath der Steuern,
Von Lamperières und ſeine edle Tochter!
Ich unterbrach Sie — Bitte, Herr Vicomte!

Chalaigny.

Von Lamperières? Das iſt doch etwa nicht
Das weltberühmte — Taufkind Richelieu's?

Corneille.

Der Oberrechnungsrath der Normandie
Johann Matthäus Herr von Lamperières
Iſt würdig aller Gnaden, die ſein Schulfreund
Seit Jahren ſchon auf ihn zu häufen pflegt.

Chalaigny.

Sein Schulfreund — Richelieu? Ganz recht! Sie iſt es!

Corneille.

Einſt auf der Schule ſaßen ſie zuſammen,

Und öfter noch im Carcer. Dann traf ſich's,
Als Richelieu das Waffenhandwerk wählte,
Dann wieder ſeinen Lederkoller auszog
Und Prieſter wurde, Prieſter werden mußte
(Des Biſchofſitzes wegen von Luçon,
Der uralt erblich ſeinem Haus gehörte),
Daß Lamperières, der unterdeß Vermählte,
Sein neugeboren Töchterchen zur Taufe
Ihm gab —

Chalaigny.

Zur einzigen, die Richelieu
Vollzog — wenn nicht an Schiffen und Kanonen!
Das iſt das Weſen, deſſen Exiſtenz
Als Chriſtin den Beweis geliefert hat,
Wie Richelieu ein Prieſter und ein Biſchof
Und Cardinal iſt! Glauben Sie, daß er
Von jenen Meſſen, die er je geleſen,
Behalten hat, wie die Gefäße heißen?

Cavaillé.

Doch immer wohlgeſinnt blieb er dem Freunde,
Nahm ihn heraus aus kleinen Actenſtuben,
Gab bei dem Schatz des Staates ihm ein Amt,
Den Adel ſelbſt, und hat zuletzt die Hand ſich
Des Mannes vorbehalten auszuwählen,
Der ſeinem vielgeliebten Taufkind künftig
Sich Gatten — nennen dürfte —!

Chalaigny (plötzlich ſehr überraſcht).

Gatten — nennen —?
Was fällt mir ein! Wie konnt' ich das vergeſſen!
In dieſem Briefe, den vor ein'ger Zeit

Der Cardinal an mich gerichtet — ja —
An mich zu richten mir die Ehre gab —

(Er zog einen Brief hervor.)

Dubois (kehrte von rechts zurück).

Ich muß bedauern, Herr von Chataigny —
Es bleibt bei dem Befehl, der schon gegeben.
Jetzt kann ich seine Eminenz nicht stören.
Heut' Abend hofft auf Sie die Frau Marquise —

Chataigny.

Im Gegentheil! Der Cardinal erwartet mich!

(Zeigt auf seinen Brief.)

Das dringendste Geschäft! Hier steht sein Auftrag!
Den ich sehr ernst genommen! (Bei Seite.) Ganz vergessen!

Dubois.

In einer Stunde! Früher ist's unmöglich!
Es ist ein Frühstück jetzt — ein — höchst geheimes!
Sie Herr Corneille — in dem Bücherſaale
Wird die Marquise Sie sogleich empfangen —!

(Zeigt nach links. Dann mit einem Blick hinterwärts.)

Und in dem Vorsaal wartet man schon wieder!
Jetzt Damen gar? (Im Gehen.) Was hat nur Chataigny?

(Sich über Chataigny's Geberden verwundernd durch die Mitte ab.)

Corneille (bei Seite, auf Chataigny).

Was war ihm nur so schnell? Es scheint, der Brief
Des Cardinals hängt mit dem Wunsch zusammen,
Für Eminence einen Gatten zu gewinnen!

Chataigny (betrachtet kopfschüttelnd nur den Brief und erwacht aus der Lectüre).

Ja, ja, mit Gott, Corneille! Mit Gott! Sie gehen,
Von Frau von Combalet gerufen, hör' ich?

Corneille.

Mich führt zu ihr der Genius der Hoffnung!
Sie kennen ſie, die leichtbeſchwingte Göttin,
Die hoch in Wolken thront! (Von den Statuen und Blumen ringsumgeregt.) Die Künſtler geben
Ihr in die Rechte die Granatenblüte!
Sie lüftet mit der Linken das Gewand ſich,
Um zu dem Heiligthume aufzuſteigen
Des Gottes, den die Alten einſt verehrten,
Des Gottes, den die Dichter noch verehren,
Der Gottheit des Erfolgs! (Er verbeugt ſich und wendet ſich zum Gehen.) Vicomte, ich nehme
Mit Ihnen die Begegnung für ein Zeichen,
Ein glückbedeutendes dem ſtillen Hoffen!
(Mit einem ſpähenden Blick nach dem Hintergrunde ab zur Seite vorn und links vom Darſteller.)

Chataigny (erwacht wie aus einem Traum).

Um mich will ſie ſich nicht bekümmern! Höchſtens
Am Abend ſoll ich ihr die Zeit verkürzen!
Da iſt der Auftrag! (Lieſt aus dem hervorgezogenen Briefe.) „Beſter Chataigny!
Ich kehre nächſtens nach Paris zurück
Und bitte, daß Sie mich berathen mögen
In einem Plan mit einem jungen Fräulein,
Das ich gelobte würdig zu vermählen!
Zwar meldet ſich bereits ein Prätendent,
D'Etioles, der Akademiker! Er iſt
Am oberſten Gerichtshof von Paris
Als Präſident nicht wiederzuerkennen
In ſeiner Eigenſchaft als Hirtendichter,
Als lieblicher, was er doch noch als Rath

Steht auf! Steht auf! O knieet nicht vor mir!
Bin ich's, den Gott geſandt zu dieſer Stunde,
So ſandt' er mich, daß Ihr nicht knieen ſollt
Vor Menſchen, frei das Haupt erheben, ſtolz
Euch Brüder nennen, Brüder ſelbſt den Herrſchern.
Und nicht nur Ihr und unſer Stamm allein
Soll unverkürzt in ſeinen Rechten bleiben,
Dem ganzen Rußland biet' ich Freiheit an
Und Jedem, der ein Menſch ſich fühlt, ja ſelbſt
Dem thiergewordnen Sklaven löſch' ich weg
Von ſeiner gottverklärten Menſchenſtirn
Das Kainszeichen der Leibeigenſchaft!

(Die Uebrigen erheben ſich. Der Geſang in der Ferne verhallt.)

Schlaft ſüß, Ihr Kinder! Träume hold, Sophia!
Folgt jetzt in's Kloſter, an den Hochaltar!

(Wendet ſich zum Abgehen. Alle folgen.)

(Vorhang fällt.)

Geweſen in Rouen, von wo ich ihn
Auf fremdes Fürwort herberufen habe!
Ich wünſchte eine beſſre Wahl! Vicomte,
Sie überſehn die Jugend Frankreichs! Kennen,
Wer Richelieu's Gewogenheit erwerben
Und außer ſeiner Gunſt und einem Mädchen
Voll Lieblichkeit, von ſeltenſter Erziehung,
Noch zwanzigtauſend Pfund — gewinnen möchte!"
Das ſeine Mitgift! Gar nicht zu verachten!
Es iſt auf mich gemünzt! Auf meinen Gram
Um Gabrielens neues Schickſal! Mitleid
Ergreift ihn und die Menſchlichkeit gewöhnlich,
Wenn abgeſchlagen ſehen — der Kopf vor ihm
Von ſeinen Feinden auf dem Schreibtiſch liegt!
Dann kann er klagen, dann die Hände ringen
Und rufen: Beſter junger Mann! Ich hatte
Das Schönſte ja mit Ihrer Zukunft vor!
Ich hatt' ein wunderlieblich Mädchen — (Sieht ſich um.) Wahrlich!
Sie ſteht, als wäre ſie die Fee der Blumen,
Die alle ſie zu grüßen ſcheinen! — Die
Iſt nun für mich beſtimmt! Für Sancho's Thränen!
Für meine — Schulden! Cardinal! Nie werd' ich
Auf dieſer Liſte ſtehen, die im Scherz
Ich proviſoriſch zwar entworfen habe
An einem Morgen, wo Manaſſe grade
Und mehre andre gottesfürchtige
Hebräer in den Wald von Saint-Germain
Zu mahnen kamen Seine Majeſtät
Und unſern hohen Adel! Ach, es war
Ein allgemeines Trauern, was ein Pfaff,
Der Einmal nur getauft, nur höchſtens zweimal

Die Meſſe las, aus Gott, aus Frankreich, aus
Dem König und dem Adel Frankreichs machte —!
Da kommt ſie her! Ich denk' an — Gabrielen!
(Tritt zur Seite.)

Zweiter Auftritt.

Schon vorher ſah man im Geſpräch mit Pagen Matthäus von Lamperières. Emérence, ſorgſam und befangen nach links ſpähend, blieb allein. Chalaigny trat nach rechts zurück.

Matthäus.

Na ja! Da hörſt du's nun, mein Kind! Es iſt
Unmöglich, ſagt man, heute ihn zu ſprechen!

Emérence.

Von ihm befohlen, ſind wir doch gekommen!

Matthäus.

Ganz recht! Doch ändern ſich die großen Herren
In ihren Launen wie der Wind. Ich höre,
Nur ein'gen Namen der Akademie
Gewährt er Audienz! Vielleicht, wer weiß,
Schon d'Etioles!

Emérence (ablehnend).

O Vater!

Matthäus.

St! Ein Cavalier!

Chalaigny (tritt vor).

Der gern erbötig wäre, einer Dame

Die Zeit zu kürzen, die der Cardinal
Sie allzu lange warten läßt!

Matthäus (tritt dazwiſchen).

Wir wurden

Gemeldet!

Chalaigny.

Aus der alten Stadt Rouen,
Vernehm' ich, daß Sie nach Paris gekommen?

Matthäus.

Wir kommen aus Rouen — Rouen iſt alt —
(Bei Seite.) Des Argus hundert Augen braucht ein Vater,
Der mit 'ner Tochter nach Paris verreiſt —!

Chalaigny (bei Seite).

Der Alte ſcheint beſorgt, daß in Paris
Sein junger Stammbaum Schaden leiden könnte!
(Laut.) Sie ſind ſeit heute hier?

Matthäus.

Seit heute!

Chalaigny.

Und
Mit Ihrer Wohnlichkeit zufrieden? Bitte,
Herr Oberrechnungsrath — — (Sucht den Namen.)

Matthäus (einhelfend).

Von Lamperières!

Chalaigny (ſich vorſtellend).

Vicomte von Chalaigny!

Eminence (freudig, bei Seite).

Freund der Marquiſe!

Matthäus.

Ich danke, Herr von Chataigny! Seit Jahren
Bin ich gewohnt in dem Hôtel Condé,
Dicht am Theater liegt es, abzusteigen!

Emérence.

Der große Prinz Condé verlangte, Vater,
Daß seinem Namen jetzt ein andrer folge!

Matthäus.

„Zum Cid"! Ganz recht! Wir wohnen, Herr Vicomte,
„Zum Cid"!

Chataigny.

Zum Cid?

Emérence.

Der große Prinz Condé
Verlangte, als er kürzlich in Paris
Und zum Besuch in jenem Hause weilte,
Daß man es jetzt „Zum Cid" und nicht nach ihm,
Wie früher, nennen möge!

Chataigny (für sich).

Ich verstehe!
Es regt sich schon der Adel unsers Frankreich!
Der Cid ist aus der Seele ihm geschrieben!
Doch lieblich macht sich auch (zu Emérence) der junge Nachwuchs!
Ich merke etwas — mit Corneille — (Laut.) Ich komme
Aus Saint-Germain zurück und muß somit
Das Neuste aus Paris von Ihnen hören!
Condé? So, so! Das überrascht mich nicht!
Der Dichter, der mit Recht Gefeierte,
Ist Ihnen wol schon — aus Rouen bekannt?

Matthäus.

Nur flüchtig! Aeußerſt flüchtig! In Neuen
Führt er Proceſſe für die Kaufmannſchaft!
Es iſt ein Advocat, ein Bürgerlicher!

Chalaigny.

Dort drüben weilt er in der Bibliothek,
Empfangen von Marquiſe Combalet —

Matthäus.

Da aus den alten Büchern mag er ſich
Für ſein Gewerbe neue Stoffe holen —!
Sein Nebenamt, das jedenfalls höchſt brotlos,
Wie ſeine Praxis als Juriſt!

Emérence (halblaut, ſchmerzlich).

O Himmel!
Ihn ſo verleugnen!

Chalaigny (bei Seite).

Nun begreif' ich ſchon!
Corneille wünſcht auf meiner Liſte hier
Den erſten Platz — und beide lieben ſich!

Matthäus (blickt, um weitere Erörterungen abzubrechen, in die Ferne zurück nach rechts).

Es ſcheint, wir werden angenommen, Kind!

Dubois (kommt eiligſt von rechts).

Das Frühſtück iſt beendet! Heiter lachte
Der Cardinal, als ich Sie meldete,
Herr Oberrechnungsrath! Auch Sie, Herr Vicomte,
Sie möchten bleiben, rief er hinterher.

Chalaigny.

Nun geht es los — jetzt Muth! (Sieht nach rechts.) Er kommt —!
Wahrhaftig!
Er ſchließt ſich ein — zum Lachen und zum Trinken?
Die haben gut gefrühſtückt! Waſſerkünſte
Treibt Scudery bei Tafel nicht! Wer iſt
Der Dicke —? Und der Kleine? Der Abbé?
Iſt das nicht Boisrobert! O, Himmel, Er!
Der Secretär des Herzogs Aiguillon!
(Stellt ſich ganz in den Hintergrund.)

Matthäus.

Nun, zittre nicht, mein Kind! Ich ſelber freilich,
Trotz ſeiner Freundſchaft, ſeiner Zärtlichkeit,
Fühl' immer etwas, wenn er mich umarmt,
Wie wenn in eines Löwen Käfig man
Ein Lamm zum Zeitvertreib geſperrt — es wird
Beim Löwenkuß dem Thierchen himmelangſt!

Dritter Auftritt.

Richelieu. Scudery. Boisrobert. Mayret kommen ganz von vorn rechts. Die Vorigen.

Richelieu.

Wo iſt er denn, des Königs Seckelmeiſter?
Nun, altes Haus?!

Matthäus (ohne näher zu treten, aber gezwungen burſchikos).

Hähähähä!

Richelieu.

Komm näher!
Umarme mich! Ja so, ich bin ein Heil'ger
Und Cardinal! Da, küſſ' die Hand! (Matthäus küßt die Hand.)
Und dort —
Dies Kind da — Emérence? Ueberraſchend!
Wie eine Roſe iſt das aufgeblüht!
Hier — geb' ich mir — Dispens!
(Wiſcht ſich den Mund und küßt ſie.)

Matthäus.

Wir ſind gekommen,
Mein großer Freund und —

Richelieu.

Nur nicht Reden halten!
Das greift in (vorſtellend) Marquis Scudery's Bereich!
Der hat den Grandenſtil (mit Anſpielung auf Scudery's burleskes Ausſehen) den ſpaniſchen!
(Vorſtellend.) Mayret, der Dichter der „Virginia"!
Dies Boisrobert, der Secretär des Herzogs
Von Aiguillon!

Chataigny (räuspert ſich).
Hm! Hm!

Richelieu.

Willkommen von der Jagd,
Mein lieber Herr von Chataigny!

Chataigny.

Der König
Iſt höchſt beſorgt um Euer Gnaden Wohlſein!
Man hörte von Paris das Seltſamſte!

Richelieu.

Und wird's noch länger hören! Dieſe Stunde,
Wo ich den alten Freund und Eminence,
Mein holdes Taufkind, und die Dichter hier
Begrüße, iſt nur eine kurze Pauſe
In einem höchſt verwickelten Geſchäft,
Das mich — noch längre Zeit vom Weltgewühl
Entfernt muß halten! Wo die Frau Marquiſe?

Dubois.

Mit einem Manuſcript beſchäftigt, das
Von Eminenz —

Richelieu (bei Seite).

Aha! St!

Dubois (bei Seite und für ſich).

Sie verbot die Meldung
Corneille's —!

Richelieu (zu Matthäus).

Ich hoffe doch — (Für ſich.) Wie nur ein Wort
Von meinem Manuſcript mich gleich verwirrt!
(Laut.) Ich hoffe, daß ihr hier im Hauſe wohnt?

Matthäus.

Im Hauſe? Zu viel Ehre! Nein, vielmehr
Wenn ſich der Plan, um den du uns — um den Sie
Geſchrieben, länger — (verbeſſert ſich wieder) nein, dein Plan —
Ihr Plan
Geſchrieben — länger hinzieht —

Richelieu (fällt mit Humor ein).

Als Geduld

Ich habe so mit anzusehn, wie hier
Ein Zeitgenosse, der oft in der Lage,
(Halblaut.) Mir seine Börse leihn zu müssen, wenn gerade
Die meine — bei dem Beutler war — mir da
So zappelt, ob mit „Du", mit „Sie", mit „Ihr" —

Matthäus.

O allzu gnädig, aller — (Steckt wieder.)

Richelieu (gibt humoristisch das gesuchte Wort).

„Kamerad"!
Wie manchen Streich, den ich begangen, mußtest
Im Carcer du statt meiner büßen!

Matthäus.

Bitte!

Richelieu.

Man nennt mich undankbar —

Mayrel. Boisrobert. Scudery. Matthäus.

O, Eminenz!

Richelieu (ununterbrochen fortfahrend).

Verpflichtung drücke mich —

Matthäus (fällt glückselig ein).

Ich bin gehoben
Durch Ihre — deine Gunst zum Sohn Fortunens!

Richelieu.

Und sollst es immer bleiben! Chataigny!
Wie ist es mit der Liste? Angefertigt?

Chataigny.

Hier ist sie! Fünfundzwanzig Edelleute —

Ganz nach dem Alphabete — die Geſchmack
Und (bei Seite zu Richelieu) Schulden haben. Supplemente ſtehn
Zu Dienſten.

Richelieu (bei Seite).

Danke! (Laut.) Doch ich höre
(er lieſt und forſcht dabei theils auf Chataigny, theils auf Emérence)
Ja neuerdings vom — Präſidenten d'Etioles?

Emérence (für ſich).

O Gott!

Richelieu.

Der ſchrieb mir, daß er in Rouen,
Bei einem Ball des Parlaments, ein Weſen
Geſehn — er ſchilderte den Anblick — O,
Freund d'Etioles iſt Akademiker!
Ein ſeltner Dichter! Meine Herren vom
Parnaß, Sie kennen d'Etioles' Verſe?

(Mayret, Boisrobert, Scudery ſchweigen voll Geringſchätzung.)

Richelieu.

Nun?

Boisrobert.

Wer kennt ſie nicht, die kleinen zierlichen —

Mayret.

Schönpflästerchen der Muſen — !

Scudery (den Charakter der d'Etioles'ſchen Schäferpoeſie parodirend und ſingend).

„Ein Käfer ſchwirrte ſumm,
ſumm, ſumm,
Um eine Roſe ſüß!“

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Saal im kaiſerlichen Winterpalais zu St. Petersburg. Spieltiſche mit brennenden Kerzen. Kronleuchter, die zum Hinaufziehen ſein müſſen. Harmoniemuſik in der Ferne.

Erſter Auftritt.

Katharina inmitten ihrer Hofgeſellſchaft. Tſchemitſcheff. Eine Anzahl Herren und Damen, alle in Kartenſpiel begriffen, wie Katharina ſelbſt. Orloff, dumpf brütend, ſitzt in einem Seſſel vorn, ganz iſolirt. Er hat auf ſeinem Schooß eine Landkarte liegen.

Katharina (indem ſie ſpielt).

Orloff, ich gewinne Länder und verliere Ducaten. Warum fehlt Bibikoff in unſerm Kreiſe?

Tſchemitſcheff.

Er ſtudirt die Schriften des Hippokrates.

Richelieu.

Seid Ihr von Sinnen!
Das iſt die Roſe ja, die d'Etioles
Beſungen vor den Akademikern
In unſrer letzten Sitzung! Emérence,
Vergebung ſolchem Neid! Man nennt d'Etioles
Anakreon den Zweiten! ... Doch viel lieber
Säh' ich — auf dieſer Liſte hier — und fände —
(Pauſe, in der er bald auf Chataigny blickt, bald die Namen überlieſt, die dem von ihm bekämpften Adel angehören.)
Wahrhaftig ja! Die Liſte iſt authentiſch!
Das muß ich ſagen! Schöne Cavaliere!
Freund Scudery! Sie ewiger Gascogner
Mit Ihrer Neigung für das Spaniſche
Und ſpan'ſches Ritterthum —! Da ſehen Sie
Die Helden der Romanze! Wohl! Ich ſchätze,
Was Frankreichs Adel auf den Mauerzinnen
Jeruſalems für uns gethan! Die Banner
Der fremden Völker riß er nieder, daß nur
Die Knie der Franzoſen an der Schwelle
Des Heil'gen Grabes ſich zuerſt gebeugt!
Das war Verdienſt! Gewiß! Gewiß! Die Ritter —
Sie waren ſonſt ein ſtämmiges Gewächs!
Doch mir wuchs es zu wild! Des Adels Lichtung,
Die mit der Axt ich hieb — (Beruhigt ſich von ſeiner plötzlichen Aufregung.) Doch gut! (Bei Seite.) Wohin
Verirr' ich mich beim Anblick dieſer Namen,
Die in dem Wald von Saint-Germain mich läſtern!
(Laut.) Warum fehlt einer hier — Freund Chataigny?
Wie wär' es? Hm? — Was ſeht Ihr Euch ſo um?
Wo iſt ſie denn, die theure Nichte? Ja!

Nicht immer kann man, guter Chataigny,
Die Wünſche ſeines eignen Herzens hören —!
Wie wär's? Wenn an dem Schmerzenstag, ich meine,
An jenem Tage, wo an Aiguillon
Von meinem Aug' ich meine Freude gebe,
Um ſeiner Neigung heiße Glut zu ſtillen —
(Für ſich.) Und die Verſchwörer in Lyon zu hüten —
(Laut.) Ich heiter blicken ſoll, da wünſcht' ich wol,
Der Vicomte Herr von Chataigny, dem König
Ein werther Freund, höchſt liebenswürdig, jung —

Chataigny (bei Seite).

Nun kommt's!

Richelieu.

Von altem Adel —

Emérence (für ſich).

Gott!

Richelieu (der ſich nicht unterbrechen läßt).

Erzählte,
Erheiternd mir mein tiefbetrübtes Herz —

Chataigny (bei Seite).

Nun, wird es kommen —?

Matthäus (bei Seite, zu Emérence).

Kind, ich merk' etwas!

Richelieu.

Ja, Chataigny, da wünſcht' ich, daß Sie mir
Berichteten, wie Hand in Hand —

Emérence (für ſich).

O Himmel!

Richelieu.

Und Arm in Arm —

Chataigny.

Mit wem?

Richelieu.

Mit einer Dame —

Matthäus (bei Seite).

Der wird mein Schwiegerſohn! Herr, wie du willſt!

Richelieu.

Sie Freundſchaft ſchloſſen —

Chataigny.

Cardinal?

Richelieu.

Ich meine
Als Führer nur und Ehrencavalier —!
Ich hörte gern, wie Sie acht Tage lang,
Zu Wagen und zu Fuß die junge Dame
Und ihren Vater unterhielten — und — (bricht ſeine ſchmunzelnden Geberden ab)
Die Liſte iſt erledigt! Beſten Dank!

Chataigny (dringend ablehnend).

Ich bitte, Eminenz! Die Falkenjagd —

Richelieu.

Treibt man in Wäldern und nicht in Paris!
Geleiten Sie die Dame! (Bei Seite.) Die Verbindung
Befreit mich von der läſtigen Bewerbung
Um meine Nichte! Die brauch' ich für Frankreich!

Chalaigny (wiederholt ablehnend und die Führerſchaft durch Paris als unnöthig darſtellend).

Ja, aber Herr von Lamperières — ich bitte —
Wohnt dicht hier in der Nähe, kennt Paris
Durchaus und hat wahrhaftig nicht
Erſt nöthig meinen Unterricht. Er wohnt —

Richelieu.

Doch! Doch!
Wo nahmſt du Herberg'?

Matthäus.

Am Theater, Freund!

Richelieu.

Theater —? Wo dort?

Matthäus.

Zum Condé!

Emérence und Chalaigny (dieſer mit ärgerlichem Ausdruck, weil Richelieu nicht auf ihn hören wollte, jene mit bittender Miene, um auf Corneille zu kommen).

Zum Cid!

Matthäus.

Zum Cid, ganz recht, ich wohn' Hotel zum Cid!

Richelieu. Mayret. Boisrobert (erſtaunt).

Zum Cid?

Matthäus (bei Seite).

Kind, hoffe nichts! Corneille ſcheint —
Hier nicht zum beſten angeſchrieben!

Richelieu (befremdet).

Cid?
Das Gaſthaus zum Condé liegt am Theater!

Scudery.

So wiſſen Eminenz noch nicht? Man hat
Das Gaſthaus zum Condé zum Cid benannt!

Richelieu.

Iſt Cid Condé? Condé der Cid? Wie reimt das?

Scudery.

Der Prinz Condé war kürzlich in Paris
Und ſah den Cid! Da hob die Macht der Sage,
Das ſpan'ſche Colorit, das leider nur
Der Stümper nicht begriff —

Emérence und Chataigny (wollen widerſprechen).

Ha —!

Matthäus (bei Seite).

Schweige Kind!

Scudery (ſie gleichſam niederblickend).

Ich ſage, hob der Stoff, der ſpaniſche,
Den Herzog von Condé, den Connétable,
So mächtig, daß ihm Thränen rannen in
Den Bart, und bei den Worten: „Caſtilianer!
Auf Navarreſen! Auf in Kampf und Tod!“
(Sie ſind geſtohlen aus dem Romanzéro,
Das ich zur Laute mich erbieten will,
Bei jedem Gaſtmahl öffentlich zu ſingen!)
Er wen'ger mit den Händen klatſchte, nur
Den Degen immer in die Scheide ſtieß

Und raſſelte und ſtampfte mit den Sporen!
Dann, heimgekehrt in das Hôtel Condé,
Befahl er (was dem Stoff ich gerne gönne!),
Daß jetzt das Haus man nach dem Cid benenne.

Richelieu.

Dem Cid? Condé? Und Caſtilianer? Wie —? (Bricht ab.)
Empfohlen meinem Angedenken, geht!

Matthäus.

Mein alter —

Richelieu (kurz).

Wiederſehen!

Matthäus!

Eminenz!

Chataigny (bei Seite).

Vom Carcer iſt nicht mehr die Red' —!

Emérence.

Ich bitte —

Richelieu (zornig).

Ein andermal! Vicomte von Chataigny!
Die Liſte iſt erledigt! (Gibt ſie zurück.)

Chataigny.

Mit Proteſt!

Richelieu (höchſt aufgeregt).

Zum mindeſten —
Ich wiederhole, was ich ſagte, Vicomte!
Begleiten Sie die Dame durch Paris!

Chataigny (gibt Emérence den Arm).

Als Cicerone gern! (Bei Seite.) Corneille, jetzt eile
Und wirb dir der Marquiſe Schutz!

Emérence (nimmt widerſtrebend den Arm, für ſich).

Was iſt nur?

Matthäus.

Heil — (Er forſcht nach Richelieu's Stimmung.) Euer Gnaden —
wenn du — oder — wenn Sie —

Richelieu (alle Drei unterbrechend).

Auf Wiederſehn! Genug!

Matthäus (für ſich).

Siehſt du, mein Kind!
Nun merkt das Lamm, wer ſein Geſpiele war!

(Alle Drei, Emérence zögernd nach links blickend, ab durch die Mitte.)

(Mayret, Boisrobert, Scudery geben ſich Zeichen triumphirender Spannung.)

Richelieu (für ſich).

Was muß ich hören! Von dem Cid —? Condé —!
(Laut.) Als Sie von Ihrem Angriff auf den Cid
Geſprochen, Boisrobert, was ſtockten Sie
Bei Ihrem fünften, ſechsten Grund, warum
Dies Werk ſo wider ſein Verdienſt entzücke?

Alle Drei (zeigen ſich verlegen wegen der Nothwendigkeit, von Politik zu ſprechen).

Richelieu.

Sie ſchweigen? Schweigen — weil der Grund — im Wohl
Des Staats zu ſuchen iſt? Nur obenhin,
Zerſtreut bin ich dem Cid gefolgt —! Condé —?
Warum Condé? Des Adels Führer? Ha!
Ein Zweikampf iſt ja wol im Cid geſchildert?
Ein Zweikampf, dem (jetzt ſchon begreifend) ein Herzog Bouteville,

Ein Graf Chapelles als Opfer fallen mußten,
Weil ich den Zweikampf mit Schaffot beſtrafe,
Beſtrafen muß, der Mörderſitte wegen,
Die uns den beſten Kern der Mannſchaft, ſelbſt
Im Frieden, aus dem Heere frißt! So ſprecht!

Boisrobert.

Der Grund, den freilich wir gedruckt nicht wagten —

Mayret.

Als wahren Anlaß des Erfolgs zu nennen —

Scudery.

Obgleich er offen vorliegt im Sujet,
Das dieſer Stümper nicht verſtanden hat —

Boisrobert.

Nicht alle Große denken wie mein Herzog
Von Aiguillon, der ſeinem Recht als Pair
Entſagung wird geloben in die Hand
Der ſchönen Dame, der allein zu dienen
Als — letzte Ritterſitte ihm erſcheint!

Mayret.

Auf dem Schaffote bluteten die Häupter
Von Pairs — die nur allein bedeckten Haupts —

Scudery.

Vor ihrem König noch in Spanien ſtanden —

Boisrobert.

Und dieſe Welt feudaler Sitte iſt —

Mayret.

Dies Ritterthum —

Scudery.

Glaubt man, verklärt —

Alle Drei.

Im Eid!

Richelieu (für ſich).

Schlug mich denn Blindheit, als ich das nicht ſah!

Boisrobert.

Vergebung, Cardinal, wenn wir berührten —

Mayret.

Was anzudeuten ſchon erſchrecken mußte —

Scudery.

Es war ein Feld, wo ehrenvoller wir
Den Streit vermieden, als ihn ſchüren halfen —

Alle Drei.

Die Frau Marquiſe!

(Alle Drei begeben ſich, Richelieu's Aufregung und die Gewahrung der bedenklichen politiſchen Dinge fürchtend, in den Hintergrund.)

Vierter Auftritt.

Marquiſe von vorn links. Die Vorigen.

Marquiſe.

Schon das Mahl beendet?
Vergeben Sie! Denn meine Hausfrauehre
Zwang mich, den jungen Damen anzuſagen:
Sie ſpeiſen heute nicht daheim! Ihr Mahl

Iſt für die Akademiker beſtimmt,
Die eingeladen, ohne daß ich's wußte!
Deshalb empfahl ich mich ſo bald und ließ Sie —
Nun, Oheim? Alles ſtill? Die Unterhaltung
Schon abgebrochen? (Bei Seite zu ihm.) Als ich mir mein Kleid
Gewechſelt, las ich ſchon und war entzückt —
(Sie deutet auf ein Manuſcript, das ſie aus dem Buſen zieht.)

Richelieu (nimmt es mit mächtiger Erregung).
Für deine Locken Papilloten draus
Zu machen —! (Zerreißt es.)

Marquiſe.
Oheim! Iſt es möglich! Wie —!

Richelieu.
Auf Wiederſehn, ihr Herrn! Wir ſprechen weiter!
(Alle Drei verbeugen ſich und gehen nach rechts ab.)

Marquiſe (den Zuſammenhang ſuchend).
Ja, was geſchah denn hier und was begibt ſich?

Richelieu.
Der Löwe ſchlummerte in Afrika!
Im alten Rom! Auf Trümmern von Karthago!
(Er zerreißt noch mehr ſein Manuſcript.)

Marquiſe.
Wie find' ich Sie erregt?

Richelieu.
So konnte mir
Die Eiferſucht das Auge blenden! So
Das Ohr mir ſtopfen! Immer ſah ich nur,
Als ich dem Stücke folgte im Theater,

Katharina.

Scherzen Sie nicht über einen Leidenden, Herr Kriegsminiſter. Der Anblick Bibikoffs geht mir durch die Seele. Lebensfroh und heiter nahm er Abſchied, als er gen Polen zog, und wie iſt er zurückgekehrt! Er ſieht einem Baume ähnlich, der langſam verwelkt.

Kammerlakai.

Graf Bibikoff!

Zweiter Auftritt.

Bibikoff (blaß und leidend, tritt langſam näher). Die Vorigen.

Bibikoff (verbeugt ſich).

Katharina.

Willkommen Eurer Kaiſerin!

(Reicht ihm die Hand zum Kuſſe.)

Bibikoff

(küßt die Hand nicht, ſondern lehnt ſie ernſt ab).

Verzeihung, Majeſtät, der Kuß des Kranken iſt nicht wohlgethan.

Katharina.

Noch immer Grillen, Bibikoff? Ihr bringt mir die Theilung Polens und ließet Euch ſelbſt zu Haus. Miſcht Euch in das Spiel, Bibikoff! Wie, wenn Ihr es mit dem Grafen Orloff wagtet?

Mich mit dem Lorber, der nicht anerkannt,
Mich mit dem eitlen: „Ich auch bin ein Maler!“
Nun bau' ich mir die Scenen wieder auf,
Die allzu raſch dem Wahn vorüberrauſchten.
Was iſt der Cid? Was will — Was ſoll er ſein?
Verſtand ich ſeinen Inhalt und die Fabel
Nur halb? Den Zweikampf nahm ich nur als Hebel
Der Handlung — Aber ſie? Die Guiſen —? Ha!
Condé? Die Orleans? Lamballes? Die Contis?

Marquiſe.

Ja, wie begreif' ich denn? Was iſt, mein Oheim?

Richelieu.

Wie geht die Handlung — ſprich! Im Cid Corneille's —!
Du haſt das Stück noch leider nicht geſehn —

Marquiſe.

Ein caſtilianiſcher Ritter — den die Mauren —
Cid nannten — Cid heißt „Herr“ — Seid — —
Rodrigo — liebt Chimene — ſie liebt ihn —!
Da fügt — ein Zufall — daß Chimenens Vater —
Der Vater ſeiner Angebeteten —
Mit Don Diego, Don Rodrigo's Vater —
In Streit geräth —! Der Graf beſchimpft den Greis —
Verwundet tödlich Don Diego's Ehre,
Der ſelbſt zu ſchwach, um Rechenſchaft zu fordern,
Dem Schwerte des Beleidigers den Sohn,
Chimenens Liebe, in die Schranken ruft!
Rodrigo folgt entſetzt, rächt ſeinen Vater,
Erſchlägt im Zweikampf den Vermeſſenen,
Den Vater ſeiner eigenen Geliebten!

Und dieſer Streit der Kindespflicht und Liebe,
Des Haſſes, der in Liebeswahnſinn ſpricht,
Des Haſſes, der ſich Haß aus Liebe nennt —

Richelieu.

Ich ſtaune deiner Kenntniß! Laſeſt du
Den Cid?

Marquiſe.

Doch weiß ich, Oheim, wie er groß
Das Menſchlichſte und Ewige geſchildert!
Wie wird der Streit ſo ſchön zuletzt geſchlichtet!
Der König von Caſtilien, Don Fernando,
Legt beider Hände, Don Rodrigo's blut'ge,
Chimenens zitternde, zuſammen, läßt
Dem Zweikampf jedes Recht, vertagt nur noch
Das Recht der Krone, Ungebühr zu ſtrafen,
Auf eine Zeit, wo niemand urtheilt als
Das Herz allein und nur der Liebe Regung!

Richelieu.

Ich ſtaune deiner Kenntniß! Doch du irrſt dich!
Jetzt find' ich mich! — Ergriffen von dem Zauber
Der Milde, raſſeln ſie mit Schwertern, jubeln
Dem Königthum, das Adelsrechte ſtütze!
Mein gutes Kind! Wir kannten nicht den Cid!
Und wer ihn dir geſchildert hat, noch wen'ger!

Marquiſe (vortretend).

Corneille — nicht den Cid —?

Richelieu.

Wer — ſagſt du?

Marquiſe.

Er,

Er ſchilderte ſein Werk!

Richelieu.

Und — dir?

Marquiſe.

Soeben!

Von meinem Bruder in Rouen empfohlen
In einer wicht'gen Sache, die perſönlich
Er Ihrer Gnade zu vertrauen wünſcht!

Richelieu (mit der ganzen wilden Kraft ſeines ausbrechenden Mistrauens)

Sich zu entſchuld'gen ſchon, daß abſichtslos
Der Cid geprägt zur Loſung meiner Feinde?

Marquiſe.

Das nimmermehr! Und wenn es wäre, Oheim?
Vertrauen Sie! Den Cid verleumden Ihnen
Nur ſeines Ruhmes Neider!

Richelieu.

Nein! Nein! Nein!
Schlägſt du den Einen Kopf, es wachſen zehn —
Es wachſen hundert — Bin ich Richelieu! (Er klingelt.)
Dubois! Zum Louvre!

Marquiſe.

Dieſe ſchnelle Aend'rung!

Fünfter Auftritt.

Dubois eilig mit einem Briefe. Die Vorigen.

Richelieu.

Nichts von Geſchäften! Nur die Sänfte vor!
Mit meiner Garde! Allen Pagen! Auf!
Zum Louvre! (Er beſinnt ſich.) Ich beſinne mich, der König
Iſt noch in Saint-Germain.

Dubois.

Er iſt zurück!
Und ſchleunigſt will er dies (übergibt den Brief) an Sie befördert!
Vicomte von Chataigny begleitete
Die Fremden aus Rouen, als ihm Trabanten,
Dies Eurer Eminenz zu überbringen,
Mit Windesſchnelligkeit begegneten!
Der Antwort harrt er in dem Vorgemache! (Tritt zurück.)

Richelieu (öffnend).

Ha! Grauſam rächt ihr euch, ihr eiteln Muſen,
Daß ich mich eurer Jugend noch genaht!
(Er hat geleſen.)
Was ſeh' ich! Das erfahr' ich von dem König!
Ein Richelieu von — dem', für den ich lebe?
(Gibt den Brief an die Marquiſe.)

Marquiſe (lieſt).

„Mein lieber Cardinal! Ich ſchreibe dies
Im Einverſtändniß mit dem Adel Frankreichs!
Die Krone muß Corneille, dem Advocaten,
Der uns den Cid gedichtet, ſchon verpflichtet
Sich vor der Nachwelt fühlen. Darum will ich,

Zum Zeichen meiner ganz beſondern Gnade,
Zur Anerkennung ſeiner ſeltnen Gaben,
Ihn in des Reiches — Adelſtand erhoben,
Geehrt in Kind und Kindeskindern ſehn!
Ich heiß' Euch hiermit, dieſem obbenannten
Und jetz'gen Edelmann, Herrn von Corneille —"

Richelieu (reißt den Brief an ſich).

„Sein Wappen und ſein Pergament zu ſchreiben!"
Geht, Dubois, geht! Die Sänfte!

Dubois (bei Seite).

Gott ſei Dank!
Er kehrt ans Tageslicht zurück! Doch gleich
Mit Sturm und Wetter —! (Ab.)

Marquiſe.

So geehrt Corneille!
So hingegeben eben auch durch mich
Im ſicherſten Vertrauen Ihrer Gnade —!
Und nun —?

Richelieu.

Ihm zürn' ich nicht. Ihn trifft ein Zufall,
Wie leider oft die Politik Vergehen
Nicht immer da beſtrafen kann, wo ſie
Begangen ſind!

Marquiſe.

Beſtrafen —? Wie? Corneille
Soll büßen jetzt? Für andre —? Oheim —!

Richelieu.

Rufe
Den Dichter morgen, ſeinen Wunſch zu ſagen!
Betreff' er was es wolle! Nur nicht eines —
Die Größe ſeines Cid!

Marquiſe.

Sie wollten, Oheim —

Richelieu.

Wir ſehen heut' ſein Werk zum zweiten mal
Mit Augen auf das Publikum gerichtet!

Marquiſe.

Heut' Abend? Ich erwarte Chataigny!

Richelieu.

Dem gab ich Auftrag, Emérence zu führen
Von Lamperières, die aus Rouen gekommen —
Ich habe einen Gatten ihr zu wählen.

Marquiſe.

Und den —! Und wenn ich — wie —? Corneille recht
Verſtanden habe —

Richelieu (zeigt auf die den Tiſch bedeckenden Reſte ſeines Manuſcripts).

Gabriele, ſieh,
Hier wollt' ich zeigen, wie ich in dir lebe!
Wie ich dein Herz und ſeine Leiden kenne!

Marquiſe.

Ich glaube gar, Sie denken — Emérence —
Was haben Sie mit Chataigny beſchloſſen?
Ich wünſchte lieber, daß Sie, ſtatt als Dichter,
In Wirklichkeit auf meine Leiden ſähen!

Richelieu.

Du ſiehſt, wie ich dich brauche! Wie die Großen
Durch jedes Mittel ich mir bänd'gen muß!
(Drohend.) Hebt Ihr die Häupter wieder? Ward vom Blute
Der Montmorency angeſpritzt die Locke

Selbſt nicht der Greiſe, tapfrer Prinz Condé?
Ich ſchnalle meinen Harniſch — wie der Cid!
Ich zeige meine Farbe — wie der Cid!
Ich werfe meinen Handſchuh — wie der Cid
In angemeſſen wohlerwognen Schranken!
Das wird mein erſter Kampf nicht mit — Gedanken!

Marquiſe.

Und dazu ſoll jetzt jede Waffe dienen?
Und Chataigny wol gar —? Nein das gelingt nicht!
Da ſcheitert Ihre Macht! Gewiß, mein Oheim!
Ach! Hätten Sie die Großen anders doch,
Corneillen durch Ihr Trauerſpiel geriehtet!
O Sophonisbe! Gerne ſchrieb' ich weiter
An deinem Schickſal, wenn ich meine Thränen
In Verſe wandeln könnte — ſo — wie — Sie —!

Richelieu (aufs neue geſchmeichelt und kokett).

Das iſt — nun — hin! Verbirg die ſchwachen Trümmer
Der unerprobten Kraft! Es bleibt vielleicht
Der Zukunft —! Jetzt bedarf es andrer Sühne!
Bedarf es andrer Strafe! Gabriele!
Ich halte feſter deine Hand, denn je —!
Du kennſt Corneille? Mir durchaus erwünſcht!
Du ſagſt ihm nichts! Erhalte mir den Glauben,
Daß ich Corneillen nur ein Freund erſcheine!
Im übrigen werd' ich mir helfen können!
Wie ich's beginn', es findet ſich! Gewiß!
Schon ſchwebt mir etwas vor! Gewiß! So geht's!
Beſtell' die Sänfte ab! Zu Hauſe bleib' ich!
Noch bannt das — „Wohl des Volks" mich auf mein Zimmer!
Hörſt du? Den König will ich erſt begrüßen,

Wenn alles reif. Die Fürſten müſſen niemals,
Wenn ſie uns rufen, Schwanken an uns wittern,
Noch wen'ger uns zu überraſchen glauben
Durch Dinge, die ſie, wie zum Nieſen gleichſam,
Uns an die Naſe halten! „Schon bekannt?“
War immer, wenn ich wirklich nieſte, Ludwig's
„Helf Gott!“ und ab zog Er mit langer Naſe!
Heut' Abend gehn wir in die Gitterloge.
Der Cid iſt wieder — Gott! (Sieht auf den Tiſch, wo ein Zettel liegt.) bereits die neun-
undzwanzigſte der Vorſtellungen! Dreißig,
Dann hat er ausgelebt! Komm, Gabriele!
Du wirſt mir einige Briefe ſchreiben müſſen!
(Wendet ſich zum Gehen.)

Marquiſe (rafft noch die letzten Papiere auf dem Tiſch zuſammen. Bei Seite).
Zu Hilfe ruf' ich Chataigny beim Streite!
Das Frauenherz ſteht auf des Dichters Seite!
(Folgt Richelieu raſch nach links.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Saal vom erſten Aufzug.

Auf dem Tiſche links Schreibzeug, rechts weibliche Handarbeit.

Erſter Auftritt.

Marquiſe einen Brief in der Hand und Chataigny kommen von rechts. Dann Dubois.

Marquiſe (eiligſt).

Ja, lieber Chataigny! Ich ließ Sie rufen,
Sie waren geſtern früh ſo bald verſchwunden
Und geſtern Abend mußt' ich ins Theater —!

Chataigny.

Das hört' ich —! Allerdings — Willkommen denn!
Soll ich vielleicht den Brief beſorgen? Daß ich
Als Cicerone angeſtellt, als Führer
Und Lohnbedienter von Paris — Sie wiſſen's?

Marquiſe (klingelt).

Dubois (kommt).

Marquiſe (gibt Dubois den Brief).

Hier, Dubois —! Wo iſt der Cardinal?

Dubois.

Die Dichter ſind bei ihm von geſtern Morgen.

Marquiſe.

Ganz recht! Den Brief an Herrn — Herrn von Corneille!

Dubois (für ſich, im Abgehen zur Seite).

Was ſo ein Von doch gleich von Wirkung iſt!

Chataigny.

Sie ſchreiben an Corneille und darf ich wiſſen —
Vielleicht ein Wort der Anerkennung? Wie?
Daß er entſagen ſoll zu — weſſen Gunſten?

Marquiſe (hörte nicht).

Ach, welch Gedicht! Ich folgte — nicht dem Fortgang
Der Fabel, nicht dem Gehen nur und Kommen
Der Handlung. Nein, ich horchte der Muſik nur,
Dem zaubervollen Klang — auch nicht der Worte —
Nein, Chataigny, ich nenne mir Muſik
Dies ſchöne Ebenmaß von Kraft und Milde —!
Wenn irgendwo in dieſer rauhen Welt,
Wo die Gewalt regiert, die Furcht, der Schrecken,
Ein Beugenmüſſen dem nothwend'gen Joche,
Ein Ausweg möglich nach den ſchönen Landen,
Die in der Fabel blühten, wirklicher
Mit unverlorner Sehnſucht nach dem Schönen
Uns ewig blühen in dem Innerſten —
So bahnt der Cid den Weg und führt uns aufwärts!

Orloff.

Mit mir? Warum mit mir? Ich ſagt' Euch gleich,
Als Ihr nach Polen zogt, nehmt Euch in Acht
Vor kühlem Trunk bei heißer Lunge — Seht,
Ihr hörtet nicht — Ihr tranket? Nicht? Ihr trankt?

Bibikoff.

Ihr redet in Bildern, Graf, die ich nicht verſtehe.

Orloff.

Ihr fühlt ſie aber, Bibikoff? Nicht wahr,
Ihr ſetztet freudig den Pokal zum Mund
Und trankt ihn aus auf Rußlands Wohl,
Auf Polens Bund mit ſeinem Bruder Rußland —
Und die Sarmaten zogen ihre Säbel,
Und brachten Euch und Eurer Kaiſerin
Ein donnernd Lebehoch — Die Mützen flogen —
Ihr trankt —?

Bibikoff.

Nicht mir. Dem Wohle meiner Kaiſerin.

Katharina (ſteht auf).

Beendet meine Parthie, Graf Bibikoff.

Bibikoff (ſetzt ſich).

Katharina (zu Orloff).

Ich find' Euch aufgeregt, Graf Orloff.

Orloff

(auf Bibikoff zeigend bei Seite).

Seht —
Ich kenne das — die Spitzen ſeines Haars
Sind grau, im Auge ſchwimmt ein matter Glanz

Chataigny.

Ein Beugenmüſſen dem nothwend'gen Joche?
Wie ſo? Betrifft das Sie? Iſt's wirklich wahr —

Marquiſe.

Ich hör', daß Emérence von Lamperières,
Die ich noch immer nicht begrüßen konnte,
Ein Pfand uns werden ſoll für Chataigny?

Chataigny.

O ſpotten Sie! Gewiß! Ich war ein Anblick
Des Mitleids, geſtern früh bis in die Nacht!
Den Cicerone macht' ich! Leidend, ſeufzend
Geleitet' ich das Fräulein durch die Straßen,
Erklärte jeden Platz und jeden Brunnen!
Vor jeder Inſchrift blieb ich ſtehn und legte
Den Finger auf die Stirn, wie ein Gelehrter,
Und ſagte: Fräulein, ſehen Sie, das iſt
Lateiniſch! Ganz recht, ſprach dann der Vater, las
Und überſetzte mir's — ich hätt's ihm wohl
Aus Höflichkeit erſparen ſollen, leider
Sind meine Leiſtungen nur im Bereich
Der Wiſſenſchaften und Kalligraphie,
Die Jahresrechnungen und Ueberſchläge
Der königlichen Falkonierverwaltung!
Doch war's erſtaunlich, Fräulein Emérence
Kann mehr Latein als ſelbſt der Rechnungsrath,
Der mit dem Cardinale doch ſtudirte.

Marquiſe.

Hat ſich das junge Kind ſo brav entwickelt?
Das freut mich! Wohl! (Bei Seite) Ich ſtehe wie auf Kohlen!

Rettung — dem Cid! Es geht ſogar dem Herzen,
Dem eignen vor!

Chalaigny (bei Seite).

Was hat ſie?

Marquiſe (bei Seite.)

Unterſagt
Hat mir der Oheim noch, davon zu ſprechen!

Chalaigny.

Was ſprachen Sie?

Marquiſe.

Ich ſagte nichts.

Chalaigny.

Das iſt
Es eben! Ja! So ewig nichts zu ſagen!
Iſt das erlaubt? Nach vierzehn Tagen — Nächten —?
Denn Nächte ſchläft man nicht, wenn man vernimmt,
Herzoge ſpukten hier! Iſt es denn wahr,
Was ich in Saint-Germain vernehmen mußte,
Warum ich hergeflogen nach Paris,
Ich hier dies Haus belagre? Aiguillon —?!
Belohnt man ſo den rückſichtsvollſten Freund
Der Jugend, der mit Ihnen auferzogen,
Der reiten Sie gelehrt, mit Falken jagen,
Der aus Verzweiflung, als Sie Combalet
Eroberte, im Wald von Fontainebleau
Auf ewig ſich als Jäger unſichtbar
Der Welt entzog, dann ſich der Witwe wieder
Nur ſeufzend nahte, ihr den Bügel hielt,

Beim Jagen die geladne Büchſe — ach!
Mit einem: Hier ein leiſer Druck! gereich —
Nichts wollte, nichts begehrte, immer nur
Der Witwe ſeine Liebe ſchmachtend weihte!
Und nun für die Entſagung, eine Tugend
Die eines Paladins der alten Zeiten —

Marquiſe.

Der alten Zeiten —!

Chalaigny.

Ja, verboten ſind die,
Seitdem der Cid ſie ſo verherrlicht hat!
Drum laſſen Sie uns von der Zukunft reden

Marquiſe.

Der Cid ſie ſo verherrlicht hat?

Chalaigny.

Corneille
Soll uns die Zukunft jetzt verherrlichen!
Die meinige! Das gäb' ein Bild zum Schildern!
Da ſitz' ich ach! auf einem Ruheposten
Als ausgedienter Jäger! Nur ein Hund —
Der alte Tiras, ach! Sie kennen ihn! —
Der kauert gichtgeplagt ſich neben mich
Und um die Wette huſten beide wir,
Der Hund und ich, was wir uns noch erinnern
Aus alten Zeiten, in den Wald hinaus!
Von mancher Entenjagd, die aus der Ferne
Sie mitgemacht! Wenn Sie vom weißen Zelter
Belachten, wie ich mit dem Tiras tief
Im Röhricht watete —

Marquiſe.

Ja Chataigny!
Wenn auch der Oheim plötzlich auf die Großen
Von einem Zorn ergriffen iſt —

Chataigny.

Auf Aiguillon?!
Dank dir, Corneille —!

Marquiſe.

Sie ſind ein Freund Corneille's?

Chataigny.

Wenn uns ſein Cid die Aiguillons verdrängt,
Zur Strafe, daß ſie ihn vergöttern, ja,
Dann iſt es meine Pflicht, ihn anzubeten!

Marquiſe.

Die Aiguillons verdrängt? Viel eher droht
(Sieht ſich um.) Ein Unheil leider einem gänzlich andern —

Chataigny.

Corneillen? Denen nur, die ihn verehren!
Zum Beiſpiel mir, der ich ein Weſen ſoll
Als Cicerone führen durch — Paris —

Marquiſe.

Man öffnet hoffentlich nicht die Baſtille —

Chataigny.

Wem — die Baſtille? Unter Ihrem Oheim muß
Man die Baſtille ſelbſt im Scherz nicht nennen —

Marquiſe (ſieht ſich um).

Chataigny.

Sie ſchweigen? Blicken um ſich? Richten zagend
Ihr Aug' —? (Glücklich.) Ha! Ein Geheimniß zwiſchen uns —!

Marquiſe.

Sie freuen ſich zu Ihres Nebenbuhlers,
Der Emérencen liebt, Verderben?

Chataigny.

Wie?
Mit meinem Degen ſtoß' ich jeden nieder,
Der meines Königs Freund, Herrn von Corneille,
Dem Freund der Götter, will ein Härchen krümmen!
Doch — ein Geheimniß zwiſchen uns! O Himmel!
Der ſüßeſte Beſitz der treuen Liebe!
Es macht mich halb verwirrt! Was wird dem Cid?
Gewalt? Gericht? Verbot? Ein Scheiterhaufen?

Marquiſe.

Sie können ſcherzen und dem Dichter iſt,
Was ihn bedroht, für ſeinen Ruhm der Tod! (Sieht ſich um.)
Die Akademiker, die Pamphletiſten,
Die wieder mit dem Oheim eingeſchloſſen,
Empfehlen einen ſchlimmen Weg der Rache!

Chataigny.

Man wird ihn hoffentlich (zieht halb den Degen) verrennen können!

Marquiſe.

Was thun Sie, Chataigny! Die Rache liegt
Im Gifte der Verleumdung und des Wortes!
Die Akademie von Frankreich ſoll entſcheiden
In öffentlicher Sitzung, ob ſie nicht

Den Cid als ſchlechte, aller Regeln ſpottende
Und unerlaubte Neuerung verwerfe!
Sie ſoll in einem Manifeſt verkünden,
Daß ihm der Kenner echter Beifall fehle!
Daß nur beſchämt zur Erde blicken dürfte,
Wer ſolche Stümperarbeit je gelobt,
Geſtützt, geehrt, und träf' es ſelbſt — den König!

Chalaigny.

Das iſt ein ſaubrer Plan!

Marquiſe.

Die Akademiker
Von Frankreich — vierzig Namen, die im Leben
Schon zur Unſterblichkeit privilegirt,
Entſcheiden, daß der Cid nur Pfuſcherarbeit
Und nur dem Spiel verdankt', wenn er gefällt.

Chalaigny.

Und Richelieu? Das hat der anbefohlen?

Marquiſe (weicht aus).

Chalaigny.

Gewiß, gewiß! Das kommt von Eminenz nur!
Es ſoll die Rache ſein, weil uns der Cid
Gefällt aus mehr als nur äſthet'ſchen Gründen!
Und keine Hülfe da? — Mit Tinte kann ich
Den Akademikern nicht dienen —!

Marquiſe.

Wenn
Ich mich auf Sie verlaſſen dürfte —

Chataigny.

Nicht
Auf mich! Sie hätten —? Nun?

Marquiſe.

Ein Mittel hätt' ich,
Das mir auf leichtſte Art geeignet ſcheint,
Den Oheim zu verſöhnen, ja den Dichter
So nah' ihm zu verbinden, daß ſogar
Die Hand — Doch da betrüb' ich leider Sie!

Chataigny.

Sie quälen mich! Wozu der Spott! Ein Mittel?
Und welches? Jetzt bin ich zu allem fähig!

Marquiſe.

Es iſt ein Wageſtück! Sogar ein luſt'ges,
Wenn es gelingt! Ein höchſt bedenkliches,
Wenn nicht!

Chataigny.

Heraus damit! Was kann es ſein?

Marquiſe.

Corneille muß ſich freilich einverſtanden,
Den Plan zu unterſtützen, zeigen —

Chataigny.

Alſo?

Marquiſe.

Sie wiſſen, daß mein Oheim — — Dichter i —

Chataigny.

Zum Schrecken ſeiner Zeit!

Marquiſe.

Ich bitte Sie!
Mein Oheim iſt der Dichter der „Mirame“!

Chalaigny.

Mirame! Ja! Ich kenne noch den Abend,
Als man geheimnißvoll, höchſt feierlich,
Im Saale drüben uns „Mirame“ ſpielte —
Es war ein Stoff aus Paphlagonien oder
Aus Kolchis, eine Dame liebt 'nen Prinzen —
Der aber ſie nicht — ſo dergleichen etwas —
Ein Drama war es, das der Cardinal
Gedichtet haben ſollte — ſollte! Erſt
Nur ein Geheimniß war's — ein lautes freilich —
Sehr lautes —! Drüben war die Vorſtellung!
Für den Applaus bedankte ſich der Wirth,
Aus ſeiner Loge nickend, ſich verbeugend;
Das Beſte an dem Stücke war des Herrn
Von Scudery Maſchinerie und, als
Der Vorhang war gefallen, der Champagner —!

Marquiſe.

Begeben Sie ſofort ſich zu Corneille
Und ſagen Sie — Man kommt! Der Oheim iſt's!
Wir wollen drinnen näher uns verſtänd'gen!

(Schnell ab nach links.)

Chalaigny.

Worüber nur? Sie ſagt, es ſei zum Lachen?
Ich ſag': ein Teufelsweib — wär's nicht ein Engel!

(Folgt nach links.)

Zweiter Auftritt.

Richelieu (zum Ausgehen bereit) kommt mit **Boisrobert, Mayret, Scudery** zurück.

Richelieu.

So recht, ihr Herrn! So bahnt es an! Das gibt
Mir die Genugthuung, die ich bedarf!

Boisrobert (reicht ihm ein Papier).

Richelieu.

Vortrefflich! Diesen Antrag stellt! Schon heute!
Zur Abendsitzung fordert die Collegen
Auf Anlaß eines dringend ernsten Falls!
Ich selbst enthalte der Debatte mich!
Thut das der Präsident, auf den man blickt
Mit prüfendem Erforschen seiner Mienen
Und dessen Wort man gern zuerst vernähme,
So wird sein stummer Mund errathen lassen —
Was er bedarf — in Anbetracht der Deutung,
Die seine Feinde dieser Dichtung geben!
Das Uebrige entscheidet dann, versteht sich,
Nur — Aristoteles! Dank, Boisrobert!

(Gibt das Papier zurück.)

Mayret.

Vorläufig läßt man einen Ausschuß wählen —

Scudery.

Zu dem wir uns am besten eignen würden!

Richelieu.

Falls man Sie Richter nicht in eigner Sache

Wird nennen. Doch das findet ſich! Man ſtellt
Die Frage: Hat der Cid Berechtigung,
Die Regeln des Geſchmackes zu verhöhnen?
Das Publikum ſo irr' zu führen? Steht
Der Scenenbau im Einklang mit dem Ganzen?
Sind die Perſonen dem Sujet entſprechend?

Mayret.

Iſt die Diction untadelig?

Boisrobert.

Sind die
Motive überzeugend?

Scudery.

Hat Guillem de Caſtro
Und Don Juan Lopez de Bellorado
Auf ſpan'ſchem Boden, nicht den erſten Anſpruch
Auf die Erfindung?

Richelieu.

Das darauf der Welt
Mit — griechiſchen Citaten hingeſchleudert —
Und lächerlich wird jeder, der geklatſcht!
Man ſpottet wol, man wird auch widerſprechen
Und dennoch bleibt zuletzt der Makel haften!
Vernichtet iſt der Cid und Tröpfe ſind's,
Die ihn gelobt, um mich allein zu kränken!
(Alle Drei drucken ſich die Hände.)
Das habt ihr neid'ſchen Schelme euch wol nicht
Erwartet, als ihr eingeladen waret, um
Mich zu zerſtreuen, und ich euch gefragt —
Nach afrikaniſcher Mythologie!

Und ſchwül iſt ihm im eignen Blute, ſchwül
Wie in der Krimm von Stambul her die Peſt
Auf feuchter Roſenluft herüberſchwimmt.
Ihr wißt es nicht? Er trank in Polen Gift.

Katharina (bei Seite).

Gregor, wie könnt Ihr einer Sage glauben?
Nur Einen ſeh' ich krank und das ſeid Ihr
In Euerm unheilbaren finſtern Brüten!
So weit mein Scepter reicht, ſtrahlt Freud' und Glück,
Nur Einer hüllt in Nacht und Grauen ſich
Und das ſeid Ihr. — Was ſitzt an Eurer Ferſe
Nur für ein geiſterhaftes Bild, Gregor?
Was flieht Ihr mich, flieht jeden ſtillen Frieden,
Und ſchaut in wilderregter Phantaſie
Verwirrung nur und Tod, dem Bruder gleich,
Alexis Orloff, meinem Admiral,
Der wie ein zweiter Nero in die Luft
Mir eine Flotte ſprengte, daß ein Maler
Die Schlacht von Tſchesme ſich verſinnliche!

Orloff.

Iſt meine Stirn bewölkt?

Katharina.

Gewitterſchwer.

Orloff.

So ſammle ſich der ſchwüle Stoff auf mich,
Indeſſen Dir die Sonne golden ſcheine!

(Stellt ſich hinter Tſchemitſcheffs Stuhl und beobachtet das Spiel.)

Boisrobert (bei Seite).

Die Muſe triumphirt! Doch leider fürcht' ich
Für Herzog Aiguillon und meinen Auftrag!

Dubois (kommt durch die Mitte und zeigt nach links hinein).

Dort, Eminenz, Vicomte von Chataigny!

(Ab durch die Mitte.)

Dritter Auftritt.

Marquiſe, Chataigny kehren von links zurück. Die Vorigen.

Richelieu.

Sie kommen um die Ehre unſers Schützlings,
Des Herrn von Corneille?

Chataigny.

Der König wünſcht
Das Siegel — Ja!

Richelieu.

'S iſt ausgeſtellt, Vicomte!

(Uebergibt ein beſiegeltes Pergament.)

Doch komm' ich ſelbſt zum Louvre! Sagen Sie
Dem König: Niemals ſetzt' ich einverſtandner
Den Namen unter ein Diplom! Der Bann
Der Einſamkeit, den — dringende Geſchäfte
Mir auferlegten, iſt gelöſt und — Sagen
Sie Seiner Majeſtät, ich hoffte, Conti,
Condé, Lamballe zu begrüßen, Aiguillon —

Ja ſo! Der wartet in Lyon — Ich laſſ'
Ihn grüßen, Boisrobert!

Chataigny.

Ich auch!

Boisrobert (bei Seite).

Ein Korb!
So muß ich mich am andern Siege halten!

Richelieu.

Ja leider nahmen mich ſeither Geſchäfte
Des Staates ſo in Anſpruch —

Chataigny (beginnt ein abgekartetes Spiel).

Und noch mehr!
Noch vieles mehr! O Cardinal — (Bricht ab.) Zum Louvre!

Richelieu.

Was mehr?

Chataigny.

Zum Louvre, ſagten Sie? Im Louvre
Da wird die Neugier ſich beruhigen!

Dubois (kommt geſchäftig zurück und will etwas melden).

Richelieu.

Die Neugier? Gibt es wieder was zu flüſtern?
Der ew'gen Kunkelwirthſchaft! Dubois!
Zu Hofe! Chataigny begleitet uns?
Wie iſt es denn mit Fräulein Emérence?

Chataigny.

Ich gehe auf der Stelle, Cardinal!
Nein, unbegreiflich! Da auch die Marquiſe —!
Sie will nicht Rede ſtehn.

Richelieu (ſieht die Marquiſe an).

Worüber denn?

Marquiſe.

Ein ſonderbar Gerücht, den Cid betreffend —

Richelieu.

Den Cid! Genug davon! Dubois, die Nacht
Schlaf' ich im Lager von Vincennes, um morgen
Die Muſterung zu halten!

Dubois (meldet, was er vorhin ſagen wollte, und legt ihm noch Briefſchaften vor).

Regiment
De Foix, um Euer Eminenz Geleit
Zu geben, kommt ſoeben von der Seine!

Richelieu (unterbricht ihn raſch).

Zuvörderſt ſchwenk' es zu dem Louvre! Grüße
Die Wiederkunft des Königs, nicht die meine!
(Sieht die Papiere an.)
Ich hoffe, Seine Majeſtät ſind wohl?

Chataigny.

Der König ſchrieb den Brief an Eminenz,
Den geſtern ich gebracht — von wegen — hm!
Ja ſo! Hier hab' ich ja bereits die Antwort —
Mit Heiterkeit, bemerkend: Pah! Es mag
Den Cid geſchrieben haben, wer da wolle,
Wir können uns nur an — Corneille halten!

Richelieu.

„Geſchrieben haben, wer da wolle?" Was
Iſt — das — nun wieder? (Sieht in die Papiere.)

Chataigny (tritt bedeutungsvoll an Richelieu näher heran).

Eminenz, ich bitte
Nur um ein Wort! Corneille, Herr von

Corneille war — vor ſieben Jahren — nicht?
Ich glaube von — Rotrou —

Marquiſe (flüſternd).

Johann Rotrou!

Chataigny.

Johann Rotrou, dem Autor Klytämneſtrens —
Sehr protegirt —? Sie protegirten wieder
Rotrou —?

Pagen (reichen Richelieu die Papiere zum Unterſchreiben).

Richelieu.

Die Unterſchriften —! (Unterſchreibt.) — Nun, was ſoll
Die Genealogie: Corneille — Rotrou —?

Chataigny.

Rotrou ſoll manchen Stoff von Eminenz
Damals empfangen haben — Manches hat
Ihm Eminenz im Manuſcript verbeſſert —?

Richelieu (während des Unterſchreibens).

Vor ſieben Jahren?

Marquiſe (zu den Akademikern).

Wiſſen Sie's?

Mayret. Boisrobert. Scudery.

Gewiß!

Richelieu (nichts ahnend, nur mit dem Unterſchreiben beſchäftigt).

Man ſagt es. Möglich!

Marquiſe.

Nein! Es iſt erwieſen!

Richelieu (ſchreibend).

Von Jean Rotrou werd' ich's nicht leugnen können!
Die „Klytämneſtra" hab' ich — allerdings —
Ihm durchgeſehn und manches auch verbeſſert.

Chalaigny.

Rotrou iſt todt! Was liegt zum Greifen näher,
Als daß ſich, da Corneille dramat'ſche Stoffe
Empfangen von Rotrou und wiederum
Rotrou vom Cardinal — ich ſage, daß
Sich das Gerücht beſtät'gen muß — Warum nicht?
Es iſt ja allbekannt, daß Richelieu,
Wie König David, der den Staat regierte
Und dennoch Dramen ſchrieb — nein! Pſalmen ſchrieb!
Der Cardinal ließ Andre Pſalmen ſchreiben,
Er ſelbſt ſchrieb — (zu Richelieu, der die Verwickelung nicht begreift, näher herantretend) Eminenz! Was ſtreiten wir!
Der Cid iſt doch wahrhaftig nicht das erſte
Von jenen räthſelhaften Meiſterwerken,
Wo Plan und Scenenbau, die innere
Verwicklung (was das Wichtigſte beim Dichten —
Denn Verſemachen, das macht ſich ſchon eher
Und iſt beim Nachtiſch manchem ſchon gelungen! —)
Doch Dramen — dichten —! So den Stoff, ich meine —
Act eins, Act zwei, die Scenenfolge ordnen,
Die Knoten ineinander ſchürzen — löſen —
Die Treffer geben — die Effecte, Drucker —
Und grade das, was an dem Cid ſo ſehr
Gefallen hat, das Colorit der Zeiten —

Alle.

Am Cid —?

Chataigny.

Ja Cardinal, vergeben Sie
Dem Plauderer! Es war vor etwa ſieben Jahren,
Obgleich ich Kapitän ſchon bei der Garde,
War ich ein Kind doch noch, das heißt, ein Kind
In belletriſtiſchen, äſthet'ſchen Dingen.
Doch weiß ich, wie noch heute gegenwärtig,
Als ſtünd' es vor dem Auge, rauſcht' im Ohre
Vom Beifall — immer zwiſchendurch das Schäumen
Nach jedem Actſchluß friſch herumgereichten
Champagners! Cardinal! Sie ſagten damals
Zum Fanatismus unſers Applaudirens
(Wir Offiziere ließen nichts uns nehmen!
(Bei Seite.) Am wenigſten das Schäumen des Champagners!),
Das Beſte an dem Cid — was ſag' ich! — an
Mirame, Ihrem erſten Drama, wäre
Von Scudery (zeigt auf dieſen) die Maſchinerie geweſen,
Der es als Regiſſeur in Scene ſetzte?
Das war Beſcheidenheit! Das haben Sie
Auch neulich wieder bei dem Cid bewieſen,
Als in die Loge Sie die Künſtler riefen
Und das Coſtüm nur lobten, nur die Helme,
Die Rittertracht, die langen Damenſchleppen —

Richelieu (erhebt ſich jetzt und hört erſtaunt).

Verſteht man das, Marquiſe?

Marquiſe (ernſt).

Halb begreif' ich's!

Chataigny.

Kurz, Cardinal! Beflügeln Sie die Schritte,
Die Sie zum Louvre führen! Alles harrt

Voll ſtaunender Bewunderung! Der König —
Schon an dem Briefe mußten Sie es merken —
Die Guiſes, Prinz Condé, ſie alle wiſſen's,
Wie wunderbar — der Dichter der Mirame
Im Lichte wieder ſeines Genius glänzt!

Mayret.

Im Lichte —?

Boisrobert.

Wieder —?

Saudery.

Genius —?

Richelieu.

Glänzt?

Chalaignu.

Ich ſage nichts — als: Schütze uns der Himmel
Noch lange Richelieu! Den größten Staatsmann,
Den größten Feldherrn des Jahrhunderts und —
Wenn er die Zeit dazu gewinnen könnte,
Den größten Dichter auch! Wie prächtig! Nein!
So Stücke ſchreiben! Erſt — den Plan erfinden!
Dann zu Rotrou zu ſagen: Alter! Hier —
Hier haſt du Actus eins — von meinem Cid!
Schreib du ihn weiter! Oder willſt du ſelbſt
Dies Drama nicht „in höherm Auftrag" dichten,
Gib einer jüngern Kraft das Material,
Verwenden ſoll ſie's, wie es ihr beliebt,
Und ſich davon den Ruhm behagen laſſen!
Dann ſchweigen! Ganz ſo thun, als wär' es nichts
Und gleichſam in Vergeſſenheit gerathen!

Das nenn' ich Größe! Das Unſterblichkeit!
Erſtaunen Sie? Wir alle ahnten's freilich!
Zum mindeſten bei Hofe zweifelt niemand!

Alle (außer der Marquiſe ihn unterbrechend).

Worüber — nur?

Chataigny (nach einer geheimnißvollen Pauſe).

Daß es — zum Wohle — Frankreichs —
Zur Feſtigung der Einheit dienen muß,
Zum Ruhm der Monarchie, zum Glauben an
Die königlichen Inſtitutionen,
Wenn alles, was die öffentliche Meinung
Von jener Höh', auf die Paris Sie ſtellten,
Sie Richelieu der Große — ich ſage, alles,
Was man von dieſer Höhe niederwärts
Wie Bergſtroms Wogen gleiten ſieht und wallen,
Nur — Ihren Namen trägt! Nur Sie das Bett,
Worin die Ströme ſich verein'gen müſſen,
Ob ſie vom Sitz der Staaten niedergleiten,
Ob vom Parnaſſe — Sie —! So denn mit Gott
Ein neuer Ruhm! Lawinenartig wächſt er!
Corneille von — Rotrou! Rotrou von — kurz!
Es lebt der Cid allein — „in höherm Auftrag"!
Ein Unbekannter, den wir kennen, war
Der eigentliche Autor ſchon vor Jahren!
Kein Wort! Kein Zweifel mehr! Die Wundermär,
Daß in Corneille wir Richelieu bewunderten,
Ruf' ich Paris und den Jahrhunderten!

(Bricht ſchnell ab und entfernt ſich durch die Mitte.)

Richelieu.

Iſt Chataigny verrückt?

Boisrobert. Mayret. Scudery.

Die reinſte Tollheit!

Marquiſe (zu den Akademikern).

Wie ſprechen Sie? Was eben Sie gehört,
Das wäre Tollheit? Sehr gering die Meinung
Von Richelieu's Talent!

Scudery und Mayret.

Marquiſe —!

Boisrobert.

Ha!
Was denken Sie? Wir glauben allerdings —
Vielleicht — (Bei Seite.) Mein Himmel! Das wird jetzt gefährlich!

Marquiſe.

Es iſt erwieſen, daß der Cardinal
Zuweilen Dichter ſich zum Frühſtück ladet, Stoffe
Wie aus dem Aermel ſchüttelt, Acte, Scenen
Wie Krumen Brotes formt, ob ſie in Spanien,
Ob ſie in Afrika zu ſpielen haben —!

Richelieu.

Marquiſe —!

Marquiſe.

Ei! Ich halte länger nicht
Mit meinem Zorn zurück! Die Eitelkeit!
Der dünkelhafte Zunftgeiſt! Beſter Oheim,
Nur allzu gütig ſchlägt Ihr edles Herz
Für dieſe Akademiker! Sie haben
Mit ihrer Schwäche allzu lange Mitleid!

Was ſteht ihr noch? Warum belagert ihr
Mit euerm Neide uns? Mit eurer Schelſucht?
Jetzt, nach dem Wort des Herrn von Chataigny,
Nach ſolchem Glauben, wär' er auch nur Wahn,
Liegt's auf der Hand, muß man ja unbedingt
Den Antrag der Akademie — vertagen?
Nicht, Oheim? Mindeſtens vertagen?

Mayret.

Wie?

Marquiſe —!

Boisrobert.

Kann man glauben —?

Scudery.

Daß der Cid —

Mayret.

Es iſt doch eine Lüge nur der Feinde —

Boisrobert und Scudery.

Der Feinde Eurer Eminenz!

Marquiſe.

Der Feinde?
Wer hat hier Feinde? Etwa Richelieu?
Ich bitte, meine Herren! Halten nun
Sie ſich nicht länger auf! Wir haben grade
An Ihren Redensarten jetzt genug!
Das iſt die Politik der Kleinen, immer
Mit unſern „Feinden" uns im Ohr zu liegen!
Da ſoll man ewig zittern! Sich bedanken

Katharina
(lehnt ſich an den Seſſel, den Orloff verlaſſen hat).

Dritter Auftritt.

Kammerlakai (bringt der Kaiſerin einen Brief). Die Uebrigen. Später Fürſt Razumoffsky.

Katharina
(ſieht den Brief an).

Vom Gouverneur zu Moskau — Daſchkoff ſelbſt,
Vom Fürſten Daſchkoff? Was iſt's denn ſo eilig?
(Eröffnet, lieſt und erhebt ſich, indem die Muſik ſchweigt.)
Nein, nein, die Charaktere täuſchen mich —
Und doch? und doch? Das Spiel iſt aufgehoben!
(Alle ſtehen auf.)
Was muß ich leſen? Orloff! Tſchemitſcheff!
Das dank ich Euch, Herr Kriegsminiſter! Leſ't!
Am Ural wüthet Aufſtand und Empörung.

Tſchemitſcheff
(den Brief in Händen).

Vom Fürſten Daſchkoff dieſe Kunde? Wie?
Von meinem Feinde, Majeſtät?

Katharina.

Geſandte,
Die mir das Volk in reinem Glauben ſendet,

Bei denen, die uns ſchützten: „O, wir haben's
Ihm aber auch gegeben!“ Wetter, nein!
Wir kennen das! Jetzt marſch! Und dies noch nehmen
Sie auf den Weg ſich zur Beachtung mit:
Für alles, was Sie hier vernommen haben,
Was Sie vom Cardinal erfuhren, was
Im Schoſe noch der Zukunft liegen wird,
Ob Richelieu den Cid geſchrieben oder
Corneille — ob die Akademiker
Ihn in den Himmel heben ſollen oder
Ihn tief, tief unter Ihre Meiſterwerke ſtellen:

(à la Richelieu im erſten Act.)

Ein Schloß am Munde, feſt wie — nicht, mein Oheim?
(Bei Seite.) Wie bei der Sophonisbe! — (Laut.) die Baſtille!

(Alle Drei prallen erſchreckt zurück, verbeugen ſich eiligſt und rückwärtsſchreitend, und geben, hinten angekommen, mit ſchnellen Schritten ab.)

Vierter Auftritt.

Marquiſe. Richelieu. Zuletzt Dubois.

Marquiſe (bricht in Lachen aus, applaudirt und parodirt)

„Iſt's Maſſiniſſa nicht? Kann Hanno's ſtolze Nichte —“
Wir ſchreiben jetzt an „Sophonisbe“ weiter!

Richelieu.

Der Cid von mir? Nun, das verwickelt ſich!
Da hätt' ich ja Genugthuung genug!
Nein, Kind, die Deutung meiner Freunde iſt

Zu ſchmeichelhaft! Es bleibt darum wie anfangs!
War das ein Abend geſtern! Immer wenn
Vom hingeſchwundnen Heldenthum Caſtiliens
Die Spieler ſprachen, ſah ich's, nur auf mich
War es gemünzt! Von jeder Lippe las ich
Den Namen Montmorency's! Sprach Fernando
Von ſeinem Recht als König, ſtand Maria
Von Medicis im Bettlerkleide vor mir!
Dennoch bekämpft' ich mich und rief mir nur:
Sei Richelieu! Ertrag' es! Lächle! Thu',
Als wärſt auch du jetzt in Sevilla, fern
Im grauen Nebel der Jahrhunderte —!
Und nun — bei allem Aerger muß ich lachen! —
Nun ſoll ich ſelbſt den Cid geſchrieben haben!

Marquiſe.

Sie ſind ein Sieger überall und diesmal
Zum Glück mit leichtem Spiel!

Richelieu.

Du denkſt doch nicht,
Daß ich die Poſſe dieſes Chataigny
Gedenke irgendwie für Ernſt zu nehmen?

Marquiſe.

Warum denn nicht? Es iſt doch wahrlich beſſer,
Als brauchten Sie Gewalt!

Richelieu.

Gewalt? Die wollt' ich
Dem Dichter nicht! Nicht offenes Verbot!
Ich hätte meinen Zorn zu ſehr verrathen.

Ich dachte: An dem Ruhm nur zerrſt du ihm!
An ſeinem Kranz nur löſeſt du das Band!
Vernichteſt ſeine Schöpfung durch ſich ſelbſt!
Zwar mißlich bleibt auch dieſer Kampf. Wer ſichert
Das Urtheil mir der Akademiker?
Wer, fällt es ſchimpflich oder fällt es nicht,
Schützt mich vor Epigrammen, die wie Pilze
Mir wachſen würden —!... Hm! Ich wünſchte wohl —
Er hätte recht, der Schwätzer Chataigny!

Marquiſe.

Und warum, Oheim, ſoll er recht nicht haben?
Im Menſchenherzen lebt der ſchöne Zug,
Daß es ſo gern verknüpft, ſo gern verſöhnt,
Was zwei Parteien, die ihm beide werth,
Im Hader liegend, auseinanderzerrt!
Auch das gefällt, der ſpiel'nde Witz des Zufalls
Wird immer heiter aufgenommen: Sie,
Vom Cid verſpottet, und nun hinterher
Der Autor ſelbſt des Cid —! Es lacht ſich ganz
Paris auf Koſten dieſer Großen krank!

Richelieu.

Der Autor gleich? Du machſt's ſchon immer beſſer!
Bisjetzt war ich —

Marquiſe.

Als Quelle nur genannt!
Auch das genügt! Warum den Cid vernichten?
Warum dem Dichter ſeinen Lorber — (ſie ſteckt) freilich,
Geplündert wird ihm allerdings ſein Kranz!

Richelieu.

Kein ſchlechterfundner Plan! Sieh! Sieh! Und wenn
Corneille ſelbſt Gefahren ſäh' — er ginge
Wol gar getroſt auf dieſe Löſung ein —
Was glaubſt du? Chataigny — er wird die Sage —

Marquiſe.

Verbreiten! Und die Großen werden ſtutzen!
Der König wird befangner loben! Lange
Dann währt es, bis Corneille's Einſpruch, falls er
In ſeinem Ruhme ſo empfindlich wäre,
Dem leichtbeſchwingten Fluge Chataigny's
Wird folgen können! Halb Paris ſchon weiß es!

Richelieu.

Ich glaub' es faſt — Der Teufelsjäger iſt —
Im Stande — bringt es in die Welt — und — horch —!
(Draußen hört man rufen: „Hoch Richelieu! Hoch der Cardinal!")
Was ruft man da?

Dubois (kommt).

Das Regiment De Foix!

Marquiſe (ſcherzend).

Nein, Dubois! Was ſprecht Ihr! Ruft man nicht:
Hoch Richelieu, der Dichter des Jahrhunderts!
Der erſte, der — Wie, Dubois? Wie ruft man?

Richelieu (geſchmeichelt).

Ei, Gabriele! Welche Poſſen treibſt du!

Dubois.

Die Krieger ſind es, die vom Louvre kommen,
Um Eure Eminenz, den Neuerſtandnen,

Der Welt Zurückgegebnen zu begrüßen!
Das Volk, voll Jubel wieder Sie zu ſehen,
Will Sie zum Schloß geleiten! Räthe auch
Der Stadt, der Bürgermeiſter, Syndici,
Die Abgeordneten des Parlaments,
Die allzu lange Ihrer harrten, kommen —

Richelieu.

Heut' Abend will ich ſämmtlich ſie empfangen!
Jetzt muß ich an den Hof! Der Lärm ſoll ruhn!
Genug! Genug!

Dubois.

Nur Emérence ließ ich
Von Lamperières und ihren Vater ein.
Sie bittet dringend um Gehör bei Ihnen,
Marquiſe! Flehentlich!

Richelieu.

Du ſagteſt ja,
Corneille hätte einen Wunſch an mich —?

Marquiſe (bei Seite).

Wenn ſie ſich jetzt nur nicht verräth! Da iſt ſie!
Sie wird — o Himmel! jetzt des Ruhmes Kaufpreis!

(Die Trompeten blaſen einige kurze melodiſche Sätze in lebendigem Rhythmus.)

Fünfter Auftritt.

Emérence. Matthäus. Die Vorigen.

Emérence (äußerſt aufgeregt).

Nein, laß mich —!

Matthäus.

Mäß'ge dich!

Emérence.

O, Frau Marquiſe,
Ich bitte — (ſtutzt) Ha, der Cardinal!

Matthäus.

Da ſiehſt du!

Richelieu.

Was iſt? Was ſoll die Haſt?

Matthäus.

Vergebung! Sie
Iſt ungeſtüm und wild in allen Dingen!

Richelieu.

Und worin jetzt? Was gibt es, Emérence?

Emérence.

Ich wollte — ach — ich meint' — ich wußte nicht —

Matthäus.

Was haſt du Meinungen? Was kannſt du wiſſen?

Richelieu.

Tyrann! Laß ſie doch reden!

Eminence.

Iſt es wahr,
Was man vernimmt? Was alle Welt erzählt?

Richelieu.

Ja, was?

Eminence.

Daß Pierre Corneille —

Richelieu.

Nun, was?

Eminence.

Soeben —
Die hohe Gnade Seiner Majeſtät
Und auch bereits die Eurer Eminenz
Gewonnen? O Sie gaben ſchon, Marquiſe,
Ihr edles Fürwort — Dank! — Es drängte mich —

Richelieu.

Fürwort? Dank?

Matthäus (bei Seite).

Wüßt' ich nur, ob ſeine Tatze
Jetzt mit dem Lamm zu ſpielen — oder wieder —
Zum Kratzen aufgelegt —?

Richelieu.

Sieh, ſieh! Marquiſe,
Ich ſtaune dieſes Antheils, dieſer Freude —!
Ja, was ergreift mich denn! Doch das — wol — nicht —?
(Stellt ſich vor Matthäus.)
Johann Matthäus Herr von Lamperières!
Rouen wird ſicher wol den Edelmann
Herrn von Corneille erſtaunt begrüßen?

Matthäus.

Das
Gewiß! In den Drei Lilien — Dieſes iſt
Das adlige Caſino, theurer — (verbeſſert ſich) Eminenz! —
Hat er jetzt Zutritt. Ohne Zweifel wird
Dies innerhalb der beſſeren Geſellſchaft
Ihm Stellung geben!

Richelieu.

Hör' ich recht? Ich ſtaune!
Corneille iſt die — Liebe Emérence's?

Marquiſe (zaghaft).

Das war Corneille's Wunſch! Das ſeine Bitte,
Die auszuſprechen er verhindert wurde
Und die er ſich bekämpfte zu verrathen —!

Emérence.

Er wählte —

Matthäus.

Wählte! Wer ſpricht hier von wählen?
Hier! Richelieu! Der gibt! Wir nehmen nur!
Seit dreißig Jahren hab' ich immer nur
Von meinem alten Schulfreund — angenommen!
Vergebung, Freund, dem Wort der Schwätzerin!

Richelieu.

Sieh — Sieh —! Was — haben mir denn da — die kleinen
Kobolde des Verhängniſſes geſchmiedet!
(Bei Seite zur Marquiſe.)
Corneille iſt — die Liebe — Emerénce's —!

Bibl. Univers. Lips.

Marquiſe (verlegen).

Corneille iſt — die Liebe — Emérence's —!

Matthäus.

Ein Bund, der ſich durchaus im ſtillen ſchloß —
Und den ich nimmermehr, wenn du — wenn Sie —

Richelieu (mit größtem Behagen).

Ich bin es, der (bei Seite), mit Einem Schlag ſich helfend,
Die Märchen Chataigny's beſtät'gen könnte?

Marquiſe (bei Seite).

Jetzt muß Corneille! O Gott, that ich denn recht?

Matthäus.

Im Gegentheil! Nein, wenn es Anſtand findet —

Richelieu.

Warum nur Anſtand?

Emérence.

Ha!

Richelieu.

Du liebſt — das heißt —
Ihr liebt euch beide? Und Corneille gibt —
Er gibt ſein Alles, dich nur zu beſitzen?
Von mir — aus meiner Hand dich zu empfangen?
Ei rede doch! Du liebſt — ſprich, Emérence!
So habe Muth! Nun muß ich alles wiſſen!

(Draußen hört man in weiter Ferne ein melodiſches Reiterlied der abziehenden Truppen.)

Emérence.

So lieb' ich ihn, als lebte meine Seele
Ihr Leben nur allein in Seinem Sein,
Als wäre, ausgetauſcht, Sein Athem mein,
Sein Wort ein Ton und Hauch der eignen Kehle!

Und dennoch — wenn ich Worte ſuch' und wähle,
Zu ſagen: Ach, ſo, Einz'ger, bin ich dein!
Muß ich bei allem Glücke ſtumm nur ſein,
Stumm gleich der Blume, Perle, dem Juwele,

Die nicht begreifend ihren Schöpfer loben,
Sich ſelbſt nur geben, wie ſie ſind, nur leben
Vom Duft, vom Glanz, vom Farbenſchmelz umwoben!

Denn ſagen, wie ich liebe, ganz enthüllen,
Wie Liebe kann ein treues Herz erfüllen,
Das ward von Sterblichen nur Ihm gegeben!

(Das Lied draußen verhallt allmählich.)

Richelieu (aufs heiterſte einfallend).

Die Dichterin dem Dichter!

Matthäus.

'S iſt der Geiſt
Der Mutter!

Richelieu.

Ja, der deine nicht, das kann
Ich zeugen! — Geht! Und hofft! Und wartet drüben,
Bis ich zurück vom König bin und während (bedeutungsvoll)
Die Frau Marquiſe mit Corneille geſprochen!

(Bei Seite zur Marquiſe.)

Du ſchreibſt an ihn! Du wirſt ihn rufen! Laß
Uns Freunde ſein! Corneille und ich! Wir beide

Von meinem Throne ſchimpflich abgewieſen,
Von Euch gehöhnt, Graf Tſchemitſcheff, von Euch!

Fürſt Razumoffsky
(tritt ein).

Katharina.

Fürſt Razumoffsky, Hetman der Koſaken,
Was ſchreibt man uns für ſchaudervolle Dinge!

Razumoffsky.

So iſt die Kunde ſchon verlautet, Czaarin?

Katharina.

Vom Bürgerkrieg? Graf Tſchemitſcheff, von Flammen,
Die Euern Namen an den Himmel ſchreiben!

Razumoffsky.

Beklommen nah' ich meiner Czaarin mich —
Ein kleiner widerwärt'ger Zwiſt am Ural
Hat in der That zum Brande ſich entzündet.
Der Gouverneur von Orenburg hat mir
Als Augenzeugen dieſer Frevel einen Krieger
Geſandt, der, ſelbſt Koſak, der Dinge kundig,
Das Schaudervollſte ſchon beſtät'gen kann!

Katharina.

Führt ihn herein!

Razumoffsky.

Danila Perſiljeff!

Nur Hand in Hand! Du weißt, worauf ich ziele
Und wie ſich alles jetzt von ſelbſt ergibt!
(Zu Matthäus und Emérence und ſich umſehend.)
Vertraut! Der Abend naht ſich vielverheißend!
Das hab' ich doch vom Prieſter mir erhalten:
Ich will ja nur das Glück der ganzen Welt! (Ab.)

Emérence (küßt ihm die Hand).
O Seligkeit! Dank! Dank!

Matthäus.
Da ſagt man noch
Er hat kein Herz —!

Marquiſe (während alle Drei abgingen).
Ihr armen Liebenden!
Die Myrte ſeh' ich blühend euch umſchweben;
Doch muß Corneille ſeinen — Lorber geben!

(Indem ſie ſchreibt und vorher die andern, ſich verbeugend, zur Seite abgehen, fällt der Vorhang.)

Vierter Aufzug.

Ebendaſelbſt. Da es nun Abend iſt, Beleuchtung.

Erſter Auftritt.

Marquiſe. Dubois. Dann Richelieu und Präſident d'Etioles Pagen und Diener.

Marquiſe (ſitzt, das Haupt geſtützt).

Dubois.

Soeben kommt der Cardinal zurück
Und allem Anſchein nach, in ſeltner Laune!
Der Präſident d'Etioles begleitet ihn! (Tritt näher.)
Der Präſident d'Etioles vom Blutgericht!
Und immer heiter! Jetzt ſogar verliebt!
Er warb um Eméronce's Hand?
Was da die Liebe alles nicht vermag!

Richelieu und d'Etioles (durch die Mitte).

d'Etioles (verbeugt ſich vor der Marquiſe.)

Begrüßen wir die Sonne von Paris!

Richelieu (außerordentlich angeregt).

„Ein Käfer ſchwirrte, ſumm, ſumm, ſumm —" Haha!
Anakreon! Sie Schäfer aus Arkadien!
Ja, Präſident d'Etioles! Was ſagt' ich doch?
Sie ſingen Lieder von der Liebe Band,
Die nur die Herzen eint, die ſich verſtehen,
Und wiſſen doch, Sie warben um ein Mädchen,
Das ſchon gewählt? Geht, Dubois! Den Harniſch
Gerüſtet — Schwert und Schärpe! Dieſe Nacht
Will ich im Lager ſchlafen von Vincennes!
Die ungeduld'gen Truppen Gu briant's
Erwarten mich und ſchicken ſtündlich Boten!
Beim erſten Frühroth denk' ich ſie zu muſtern!

(Ruft ihm noch nach.)

Mit funfzig Reitern! Die Drommeten laßt
Herolde unſers Kommens ſein!

Dubois (im Gehen glückſelig, daß ſich Richelieu wiederfindet und ab).

Marquiſe (bei Seite).

So ſiegreich?

Richelieu.

Ja, lieber Präſident d'Etioles! Es thut
Mir herzlich leid, denn ich vernahm die Klage
Des jungen Mädchens, deſſen Glück mir theuer
Und daß ſie nur in eigner Wahl es finde!
Die Wahl iſt — (Bei Seite zur Marquiſe) War Corneille da?

Marquiſe (bei Seite)

Noch nicht!

Richelieu (bei Seite).

Du ſchickteſt doch nach ihm?

Marquiſe (bei Seite).

Er kommt!

Richelieu (zeigt nach links, bei Seite).

Und dort

Die Harrenden?

Marquiſe (bei Seite zu ihm).

Voll Hoffnung!

Richelieu (heiterer Laune, zerſtreut).

Beſter d'Etioles,
Wovon nur ſprachen wir! Ja ſo! Die Sitzung
Der Akademiker — Man ſchickt Sie mir
Als Boten?

Marquiſe (bei Seite).

Doch die Akademiker?

Richelieu (bei Seite).

Das iſt im Louvre mir noch eingefallen!
Auf alle Fälle ließ ich ſie berufen!
Weil ich erſchrak — na, ſollſt es ſpäter hören!
d'Etioles, was woll'n die Akademiker?

d'Etioles.

Wir fragten Mayret, fragten Boisrobert,
Erſtaunend eines Rufs, als wenn es brennte!
Wozu die Eile? Welch ein Gegenſtand,
Der unſre Gegenwart ſo dringend fordert?
Sie ſchwiegen, zuckten nur die Achſeln! Endlich,

Da man denn doch entrüſtet in ſie drang,
Die Gründe dieſes Aufgebots zu nennen,
Das beinah' eine Foppperei erſchien,
Da riethen ſie, als Boten mich zu ſenden
An Eure Eminenz und Sie zu fragen —
Was Eure Eminenz von uns — begehren?

Richelieu.

Begehren? Ich? Das ſagte Beisrobert?
Und Mayret? Hab' ich die beauftragt, noch
In ſpäter Nacht die Herren zu berufen —?
Wie ſcheint dir das, Marquiſe?

Marquiſe.

Keck
Und gradezu — man möchte wirklich ſagen —
Vermeſſen!

d'Etioles.

Eminenz —

Richelieu.

Wenn irgendwo
Ich Freiheit wünſche, iſt es im Bereich
Der Muſen! Ueberhaupt — ich jemand zwingen
In Frankreich! „Ich begehrte!" Ganz gewiß
Hat man von irgendetwas ſchon geplaudert?

Marquiſe.

Was flüſterte die Neugier?

d'Etioles.

Von — Pamphleten,
Die um den Cid erſchienen, ging die Rede —

Richelieu.

Hm! Man billigt ſie?

d'Etioles.

Ob so der Einzle denkt,
Doch schweigt die Masse. Jetzt jedoch, wo plötzlich
Vom Hof sich ein Gerücht verbreitete
Von — Quellen, die Corneille benutzte —

Richelieu (bei Seite).

Aha! Hörst du's?

d'Etioles.

Ist jeder Ausweg der Vermuthung
Versperrt, der sich sogar so weit erstreckte,
Daß in den Satzungen man — Hindernisse,
Die plötzlich selbst für Beisrobert und Mayret
Bedenklich wurden — finden — wollte —

Marquise (freudig).

Bedenklich?

Richelieu (der zerstreut auf- und abging).

„Summ, summ, summ! Um eine Rose süß —"
Wovon nur sprachen wir! Laßt's jetzt genug sein!
Schickt später mir die Secretäre her,
Eh' ich ins Lager reite von Vincennes,
Wo ich den Abendimbiß nehmen will.
Im übrigen, mein lieber d'Etioles —
Was Ihre Neigung anlangt, Ihren Wettkampf —
Mit — (neckend auf die Marquise blickend) Chataigny — ja staunen Sie —

Marquise (bei Seite).

Was!
Er hält sich noch den Rücken frei, wenn etwa
Corneille seinen Lorber schützen will?

Richelieu.

Heut' Abend denn! In einer Stund'! Ade!

Und ſollte wirklich, Eminence betreffend,
Nun Sie verſtehen mich — Freund Präſident,
Dann müſſen Sie nicht melancholiſch werden,
Bei Ihren Verſen, die ſo heiter ſind —
Obgleich Sie täglich Schwert und Rad dictiren!
'S iſt nichts mit dieſer Wahl! Und doch — vielleicht —
Es wird ſich finden! Kommen Sie — Ade! —
In einer Stunde! Hoffen — nein —! Und doch —
Es wird ſich finden!

Marquiſe (bei Seite).

Wie aus Würfelbechern
Wirft er die Herzen!

d'Elioles (verbeugt ſich und geht).

Richelieu.

Denkt der alte Narr
Noch eine ſolche Liebe zu gewinnen!
(Nachdem die kleine Scene im raſcheſten Ton von ihm abgemacht worden, jetzt mit heiterſtem Triumph.)
Nun, Gabriele! Was wirſt du vernehmen!

Marquiſe.

Sie kommen aus dem Louvre?

Richelieu.

Saint-Denis!
Wer hätte das gedacht! Erſtaune! Ja!
Die Offiziere am Portal des Louvre,
Sie ſalutirten anders als gewöhnlich!
Die Damen Ihrer Majeſtät der Königin,
Die Kammerherren ſchwirrten, ſtanden, lachten!
Iſt es denn möglich, Cardinal, Sie haben
Den Cid — veranlaßt? fragten ſie — (Noch nicht:
„Gedichtet!") Wieder: Haben Sie einſt wirklich

Rotrou den Plan und der gab ihn Corneillen?
Ich ſtand und ſprach nur: „Was beliebt?“ „Was iſt?“
Ich that, als hätt' ich das Gehör verloren!
Sie ließen nicht! Der König kam! Ich ſah,
Wie er verlegen ſtand bei Orleans!
Wie ſie ſich ärgerten! Die Majeſtät
Und ihre Adligen! Die Zweikampfritter
Und ewigen Verſchwörer wider mich!
Da reizte ſelbſt mich Chataigny's Erfindung
Und Zorn ergriff mich, wenn Corneille etwa
Zu widerſtreben wagte! Darum gab ich
Noch den Befehl zu einer Abendſitzung
Des akademiſchen Gerichts — doch nein!
Corneille wird es wollen, kann es, ſoll es!

Marquiſe.

Mein Oheim — „ſoll“ — es? Gebn Sie nicht zu weit?

Richelieu.

Zu weit? Wer kommt!

Dubois (kommt).

Herr von Corneille wünſcht —

Richelieu.

Willkommen meiner Nichte! Emerence
Mit ihrem Vater iſt zugegen drüben?
Gut, Dubois! Feſſle beide, bis der Fall
Von (zur Marquiſe) dir erledigt!

Dubois.

Das iſt heut' ein Tag!

(Ab nach links.)

Marquiſe.

Er ſoll es? — Davon weiß ich nicht zu reden —

Richelieu.

Wenn ich Corneille's Glück in Händen habe?
Nun muß es ſein! Ich kann nicht mehr zurück!
Genugthuung bedarf ich! Eine mußte
Mir werden! So — oder ſo! Das Beſte bleibt,
Es rolle der Humor und des Gerüchtes Schalkheit
Setz' aller Neugier ſeine Schellenkappe
Und auf des Königs und der Großen Augen
Jetzt ſelber — bunte Falkenhäubchen auf!
Soll ich von vorn beginnen? Wieder mich
Nach Afrika auf meinen Klepper ſetzen
Und zeigen, daß mein eigentlicher Ruf nur —
Du lächelſt! Denkſt an Sophonisbe's Acte,
Von denen vierthalb noch zu ſchreiben waren!
Das Beſte bleibt — es lebe das Gerücht:
Es kommt der Cid von dem — den ihr mit ihm
Getroffen glaubtet! Ich? Ich ſag's ja nicht!
Ich wiederhol' es niemand, ſchweige, dulde!
Wenn ihr euch das ſo eingebildet habt,
Nun gut, ſo hab' ich auch den Cid geſchrieben!
Das iſt der Gang der Politik! Man nützt
Den Zufall — nützt das Eiſen wie den Staub,
Der in der Sonne ſich zu Fäden wirbelt!
„Ich half am Cid?" Wohlan! Warum denn nicht?
Bin ich denn nicht der Autor der „Mirame"?
Der Fall iſt abgethan und ich kann lachen!
Vor ganz Paris, vor Frankreich, vor Europa
Bleib' ich — der Matador und muß es ſein!
Sprich weiſe mit dem Advocaten, der
Dich bald verſteht! Ich will ein Freund ihm ſein
Für immer! Will er mehr, als Emprencen,

Ich ſchenk' ihm, wär' es — einen halben Tag
Im Schatz des Reiches ihn allein gelaſſen!
Des Orients Märchen will ich mit ihm ſpielen!
Will Fortunatusſäckel mit ihm leeren —!
Du haſt mir Bündniſſe geſchloſſen, haſt
Mir Schlachten weggetändelt —

Marquiſe.

Schlimme Künſte,
Die ich in Ihrem Dienſt gelernt!

Richelieu.

Man nimmt
Die Menſchen, wie ſie ſind! Gewaffnet den
Gewaffneten! Von niemand hat man Gutes,
Wenn man ihn nicht durch Schlimmes zwingt zum Guten!
Die Poſition iſt gut, von ſelbſt gegeben:
Er Eminencen — Ich den Eid! — — Ah bah!
Er theilt den Lorber! 'S ſind ja kleine Menſchen!
Sie dienen uns in mehr, als wir begehren!
Sie laufen uns mit ihrem Dienen nach!
Sie können jammern, wenn wir ſie nicht treten!
Das iſt des Mächt'gen Zauber! Wär' er nicht,
Ich ſtünde da nicht, wo — ich — ſtehe, Gott
(Will ab zur Seite rechts.)
Sei Dank!

Marquiſe.

Und welchen Preis — für mich?

Richelieu.

Ja ſo.
Für manchen Bund ſchriebſt du mir das Concept
Und kennſt die Formel, wenn für ſeine Dienſte,

Vierter Auftritt.

Perſiljeff. Die Vorigen.

Perſiljeff.

Heida! Was iſt das Pracht! Was ſind das Lichter!
Wie ſchöne Frauen und beſternte Herren!
Und Würfelſpiel und Karten! Hei! So geht
Des Paradieſes Pforte dem Koſaken auf!

Orloff.

Die Hölle den Koſaken! Dies die Kaiſerin!

(Perſiljeff ſtürzt vor ihr nieder.)

Katharina.

Steh' auf, Danila! Sage, was Du weißt!
Hat ſich mein treues Volk mir abgewendet?
Wer ſchändet meinen Namen? Iſt es wahr,
Was man vom Ural hört?

Razumoffsky.

Steh' auf und rede,
Gieb Wahrheit Deiner theuern Kaiſerin!

Perſiljeff (aufſtehend).

Der Hetman ſagt's. Das Theuerſte am Ural
Iſt unſre Kaiſerin und wohlfeil ſind
Die Kohlen.

Razumoffsky.

Laß die Bilder Deines Volks!

Bei aller Großmuth und Uneigennützigkeit,
Auch Frankreich einen Vortheil haben muß.
Je nun, ich denke — Chataigny (die Marquise wallt freudig auf)
das heißt,
Wenn ihr mich beide ganz in Händen habt! (Ab.)

Marquise.

Um solchen Preis —! Nun hab' ich Muth! Gerettet
Von einem Aiguillon! Jetzt muß er wollen!

Zweiter Auftritt.

Corneille trat ein und verbeugte sich. Marquise.

Marquise.

Herr von Corneille! Ich ließ — Sie rufen, weil
Uns heute eine Störung kam. Jetzt endlich
Bin ich im Stande, ganz Sie anzuhören;
Bin auch im Stande, Ihnen Glück zu wünschen
Zur Gunst des Königs, die Sie schon vernommen?

Corneille.

Ich war bestürzt beim Anblick des Diploms,
Das ich als eine Bürgschaft mir gedeutet,
Wie nicht der Zwiespalt der Gesellschaft, nicht
Der Unterschied der Stände hindern können,
Im Schönen uns als Brüder zu begrüßen!

Marquise.

Dann hat der Adel Werth, wenn er der Lohn
Des Triebs der Bürger nach dem Edeln ist. (Setzt sich)
Sie sprachen Herrn von Chataigny?

Corneille.

Vicomte
Von Chataigny? Ja, heute früh, Marquiſe.

Marquiſe.

Er ſuchte eben jetzt Sie wieder auf!
Wahrſcheinlich im Hotel! Vielleicht im Cid!

Corneille.

Ich floh das ſeltſam jetzt benamte Haus,
Obgleich, Sie wiſſen's, dort mein Leben weilt!

Marquiſe.

Ich rief Sie, weil im Reiz der Unterhaltung
Von Ihrem Drama heut' ich ganz vergeſſen —
Nach meinem Bruder noch mich zu erkund'gen!
Doch richtig, ja! Noch eine Frage! Ja,
Und eine, der Sie, glaub' ich, ſchon die Antwort,
Die allzu leicht vergeſſne, gaben — Sagten
Sie von dem Stoff des Cid nicht, daß Sie ihn —
Aus welcher Quelle doch genommen hätten?

Corneille.

Aus ſpaniſchen Gedichten, deren Kenntniß
Ein Herr Chalons mir in Rouen verſchaffte.

Marquiſe.

Ein Herr Chalons — Und in Rouen? Ich bitte!
(Deutet Platz zu nehmen.)
Ganz recht. Entſinnen Sie ſich nicht der Zeit,
Wo Sie, ein Jüngling noch, mit andern Dichtern
Bei Jean Rotrou verkehrt —?

Corneille.

Rotrou? O wohl! (Er ſetzt ſich.)
Oft war ich damals im „Burgunderhof",

Wo unſre Bühne ſtand, eh' Richelieu
Sie zum Theater Seiner Majeſtät erhoben
Und einen ſchönern Tempel ihr erbaute.
Ich konnte nicht die Gunſt des Cardinals
Für meine Muſe damals mir gewinnen.
Zu unreif war ich, zu begründet ſtanden
Die Namen Scudery, Mayret, Boisrobert —

Marquiſe.

Sogar dem Großen muß man ſich gewöhnen!
Und dies — eh' wir von anderm ſprechen — richtig,
Von Stoffen, die zu jener Zeit mein Oheim,
Ja, im Burgunderhof, bei Jean Rotrou,
Den Dichtern gab, war manchmal nicht auch einer
Aus ſpan'ſchen Quellen?

Corneille.

Möglich, Frau Marquiſe!

Marquiſe.

Geſchah vielleicht nicht damals ſchon Erwähnung
Von jenem Cid, wie ihn die Mauren nannten?
Man hat am Hofe neulich wiſſen wollen,
Der Cardinal entſänne ſich, daß Sie —
Von ihm — zuerſt Chimenens Klagen hörten.

Corneille (barmlos).

Vom Cardinal?

Marquiſe.

Das heißt, nur durch Rotrou.
Sie von Rotrou — Rotrou vom Cardinal.
Rotrou iſt leider todt —

Corneille.

Das hindert nicht,

Für wahr zu halten, was ich ſelbſt berichte.
Ich müßte ſolchem Wahn mich widerſetzen,
Ausdrücklich zeugend für das Gegentheil,
Seit den Verfolgungen des Cid!

Marquiſe.

Doch nicht —!
Indeſſen — allerdings, Verfolgungen —?
Ganz recht! Ja wohl, Corneille, Sie haben Feinde!

Corneille.

Ich ſeh' es darin wieder, Frau Marquiſe,
Daß man ſogar den Cardinal beſchuldigt,
An meinem — Schimpf auch Seinen Theil zu tragen!

Marquiſe.

Je nun! Wer weiß, ob es dem Cardinal
Nicht ſchmeicheln würd', an ſolchem Schimpf — ich ſage
An Ihrem Werke mitgepfuſcht zu haben —
(Mit Nachdruck.)
Ob zehnmal auch von der Akademie
Ein Bannſtrahl Ihrem Werke droht!

Corneille.

Ein Bannſtrahl
Woher —? Sie wiederholen, was ich — ſelbſt —
Soeben am Theater hören mußte.

Marquiſe.

Nein, laſſen wir, was Sie betrüben muß!
Zu etwas Anderm, Beſſerem! Die Bitte,
Die Sie an mich gerichtet, weiß bereits
Von Eminencen ſelbſt der Cardinal —

Corneille.

Er weiß ſie —? Und — wir dürfen hoffen? — Doch

Ihr Wort hat einen Augenblick mich ganz verwirrt!
So bämiſch ſollten ſich die Neider zeigen?
Ein Bannſtrahl der Akademie? Nein! Nein,
Der Cardinal iſt Präſident! Er kann,
Er wird nicht dulden, daß ein Boisrobert,
Ein Mayret, der den lächerlichen Aufruf
„An die Pariſer" ſchrieb — ich kenne jetzt
Die anonymen Federn — ſo weit gingen —!

Marquiſe (ſchweigt).

Corneille.

Sie ſchweigen? Wirklich — dennoch iſt's beſchloſſen? (Steht auf.)
Ein öffentlicher Spruch?! — Ich achte ſie,
Die Herren der Akademie, nicht ganz
So hoch, als ſie ſich ſelber dünken; doch
Vor ein'gen zieh' ich gern den Hut und gibt
Ein ſolches Tribunal Beſtätigung
Dem Mäkeln dieſer neid'ſchen Dichter, wahrlich
Dann möcht' ich wünſchen, daß die Lampen lieber
An Frankreichs Bühne ich gelernt zu putzen,
Als für ſie ſchreiben!

Marquiſe (ſteht auf).

Dennoch wird's geſchehn!

Corneille.

Es wird geſchehn? Nein! Nein! Es iſt unmöglich!
Ich ſage, Frau Marquiſe, dieſer Fall —
Er iſt unmöglich!

Marquiſe.

Wie unmöglich?

Corneille.

Urtheil

Fällt die Akademie nur dann, wenn ſich
Ein Autor ihren Spruch begehrt! So weit
Hab' ich die Satzungen geleſen! Nur
Sich ſelbſt begehrt, Marquiſe! Das vor allem
Iſt die Bedingung der Statuten. Eben
Erfuhr ich, daß die Akademiker
Berufen ſind, geheimen Rath zu halten!
Schon am Theater hört' ich's, daß die Rede
Von einem Schritte gegen mich! Da ward
Von jenes Paragraphen Schutz erzählt!
Ich ſchlug in den Statuten nach und finde,
Was Ihres Oheims Vorbedacht beſtätigt,
Als er die Satzungen entwerfen ließ,
Daß ſich ein Autor, den man richten will,
In irgendwelchem Falle der Geſetze
Des Schönen, die oft zweifelhaft und ſchwankend,
Den Spruch der Richter ſelbſt begehren müſſe,
Sonſt wäre jede Dichtung vogelfrei!

Marquiſe (bei Seite, ſtaunend).
Die Hinderniſſe d'Etioles'!

Corneille.
Und nicht um mich,
Nur um die Neider, um die Splitterrichter
Verweigr' ich dieſe Zuſtimmung! Steht rathlos,
Ihr Herren Akademiker! Ich will
Dies Urtheil nicht! Beati possidentes!

Marquiſe (bei Seite).
Jetzt, wenn er ſeinen Ruhm nicht mit ihm theilt,
Straft ihn Verbot, zuletzt wol die Baſtille!
(Laut. Sich wieder zu diplomatiſcher Feinheit ſammelnd.)

Doch, wiſſen Sie auch ſchon, Herr von Corneille,
Daß man den Cid nicht ganz nach jenem Sinne,
In dem Sie ihn geſchrieben, deuten will?
Die Großen finden mehr in ihm, als Sie!

Corneille.

Ich hört' es ſchon von Herrn von Chataigny!
Doch iſt dies kaum die Meinung Ihres Oheims.

Marquiſe.

Es ſchmerzt ihn doch die Deutung! Mindern Sie
Gefahren, die ich wachſen ſehe, wenn
Ein ſolches Urtheil der Akademie
Von Ihrer Zuſtimmung nur möglich wird!

Corneille (bei Seite erhebend, doch mit dem ganzen Heroismus des Haſſes).

Der Cardinal mein Gegner!

Marquiſe (immer fein).

In der That —
Es rüſtet mancherlei ſich um Sie her —!
Doch könnten Sie ſich jeden Feind entwaffnen! —

Corneille.

Wodurch?

Marquiſe.

Sie werden Großes ſchaffen, Kränze,
Den Siegern gleich im Hain Olympiens,
Auf Ihre Schultern ſammeln! Für den Cid —
Um ihn und Sie vor Schaden zu bewahren —
Iſt dies vielleicht — (Stockt.)

Corneille.

Dank! Dank der edeln Güte!
Ich hör' erwartend —

Corneille (mit immer größerm Ueberblick).

Der Dichter der Miram' am Cid betheiligt?

Marquise.

Er gab den Stoff Rotrou, Rotrou an Sie —

(Sie steht auf.)

Betheiligt an dem Cid der Cardinal!

Corneille.

Marquise! Ganz gewiß! Die Zeit, in der
Wir leben, seltsam ist sie, niemals so
Gewesen —! Ja, sie bringt noch immer Wunder!

Marquise (seufzend und ernst).

Die Zeit des Cardinals von Richelieu!

Corneille (erschaudernd, aber halblaut).

Des Mannes, der in unersättlichster
Begier der Ehre mir durch Frauenmund
Gefahren zeigt, die nirgend denkbar sind,
Die nirgendwo im Schos der Zukunft liegen,
Gefahren, die allein die Absicht schuf,
Mich so in Furcht und Schrecken einzuzwängen,
Daß ich, da alles Seinen Namen trägt,
Ihm auch das Neuste lassen muß — den Cid!

Marquise.

Corneille! Hüten Sie die Zunge! Spricht
Ein Mund das, der — er weiß es nur zu gut! —
Von Richelieu sein — Lebensglück gewinnt!

Corneille (verzweifelnd erwachend zum Gedanken an Emérence, einen tiefen Seufzer ausstoßend).

Ha!

Marquise.

Sie kämpfen?

Corneille.

Nicht mit Furcht, Marquise! Nicht mit Gemeinem Stolz! Was ist zuletzt ein Lorber!
Ich kämpfe — (fast mit Thränen) mit der Zeit und dem Jahrhundert!

Marquise.

Ein Leben voller Glanz, wie strahlend nimmer
In eines Dichters Dasein er gefallen,
Erwartet Sie! Bestät'gen Sie die Sage!
Belächeln Sie die Meinung, die Ihr Werk
Aus Richelieu's Berathung fließen läßt,
Mit jener klugen Unentschlossenheit,
Die halb gesteht, halb widerlegt mit Nein!
Was ebenso ein Ja bedeuten könnte!
Zu wundersüchtig ist die Welt! Sie glaubt
Das Räthselhafte! Will, was räthselhaft!
Sie stürzt dem Seltnen zu, weil es das Seltne!
Dann ist der Neid verstummt, der Argwohn schwindet,
Entwaffnet sind die Gegner! Geben Sie
Dem Oheim Theil an Ihrem Ruhm, verbinden
Sie Ihren Namen mit dem seinigen!
Mag er sich sträuben, überrascht erscheinen,
Sind Sie nur fest in Ihrem Wort: Den Cid
Verdank' ich Richelieu! Dann stehn Sie fest!
Von Menschenhand trifft Sie kein Los! Sie sind
Im Acheron gehärtet, wie Achilles!

Corneille (kämpft mit sich, schlägt die Hände zusammen, macht eine lange Pause des größten Seelenkampfes und bricht endlich mit Schmerz aus).

O Einsamkeit! Du süße Zeit, wo still
Die Keime unsrer Schöpfungen sich regen!

Gieb ſie mit Namen an, die Städte, Dörfer,
Die den Empörern ſchon als Opfer fielen!

Perſiljeff.

O wehe, weh'! Ihr werdet neue Karten
Von Rußland müſſen ſtechen laſſen, Herr!
We ſonſt ein Oertchen ſtand mit grünen Linden,
Mit einer Schenke vor dem Thor, hart an
Der Schmiede, Roß und Reiter zu beſchlagen,
Man ſucht's vergebens, Hetmän; Alles brennt —
Gebt mir des Spritzenmeiſters Amt in Moskau!
Ich nehm's nicht an: wir haben Wind aus Süden.

Orloff.

Man wird die Flammen mit Kanonen löſchen.

Katharina.

Laßt ihn allein! Sprich weiter, Perſiljeff!

Perſiljeff.

Ja, Mütterchen, ich rede, wie ich's fand!
Dein ganzes Land iſt wild. Die Truppen fliehn,
Die Vögte, Kronbeamten, Schatzzahlmeiſter!
Das war ein Drängen von viel tauſend Wagen
Nach Moskau auf der großen Heeresſtraße.
Die Bauern des Gebirgs, die Grubenleute,
Wie Teufelchen aus Felſenſpalten kriechend,
Verbinden ſich dem ſchnaubenden Koſaken.
Die Berggefangnen brechen ihre Ketten
Und Bund auf Bund macht ſich bei Methgelagen
Mit den Kalmücken, Tartar'n und Baſchkiren.
Der Winter? Ei, der ſchreckt ſie nicht. Der Schnee

Ein Baum ſteht in der Blüte ſchon der Ahnung,
Ein früchteſchwerer ſchon in Einer Nacht,
Ein kurzer Traum zeigt uns ein Werk vollendet — —!
Doch — langſam wächſt ihm nur die Arbeit nach,
Treibt aus dem ſpröden Boden Wirklichkeit,
Ein Wachſen, Gliedern, Bilden und Geſtalten —!
Wie wird ein Werk uns werth! Wie ruht die Hand
In ſonnigen und trüben Tagen drauf!
Wie ſenkt das Schwierige in tiefſte Zweifel,
Erhebt zum Glauben das Gelungne uns!
Ein Kind der Seele, liebend groß gezogen
Mit Aelternluſt und ach! mit Aelternſchmerz
Iſt Dichterſchöpfung —! — — Endlich wandert ſie
Mit unſerm Segen in die Welt hinaus!
O wohl ihr, wenn ein ſtiller Schattenplatz
Vom rauſchenden Gewühl des Tags, zur Prüfung
Der Kennerſchaft, ſie ſcheidet! Doch — die Bühne
Iſt dieſer ſtille Tempel nicht! Ihr Licht
Fällt aufgeſammelt vom gewölbten Dache
Der Kuppel nicht, nicht ſpricht ihr mächtig Rund
Des Tadelwortes todtes Echo nach —
Sie ruft zum Kampf! Es ſchmettert die Drommete!
Der Vorhang rauſcht, wie Nebel vor der Schlacht!
Da — Mann an Mann! Der ſprechend, dort die Menge
Aufhorchend nur! Und ſtimmbegabter lagert
Kein Schweigen auf dem weiten Plan der Wüſte,
Kein Schweigen auf dem weiten Plan des Meeres,
Als ſolch ein Schweigen dumpfe — Donner — rollt
Ins Ohr des Dichters! Bis — er endlich fühlt:
Nun regt es ſich im Rieſen! Murmelnd künd'gen
Die Zeichen des Verſtändniſſes ſich an!

Das Urtheil ſtockt, beginnt aufs neue, lauter
Erhebt ein Flüſtern ſich, wird Sprache, Urtheil,
Wird Widerklang des Herzens — hold'ſter Antheil!
Jetzt rauſcht's im Ohr des Glücklichſten der Erde,
Nicht wie Orkan, nicht wie im Sturm die Woge —!
Ob tauſend Hände ineinander ſchlügen,
Den Beifall hört der Dichter nicht! Ihm tönt
Ein Klingen nur des Schalls von Einer Saite,
Doch iſt ſie ausgeſpannt wie durch die Himmel!
Sie zieht die Seele nach, die endlich, endlich
Vom namenloſen Druck der Furcht, der Hoffnung,
Des hingezognen Bangens frei geworden!
Ein Augenblick reißt dann uns hin, ein ſel'ger,
Und führt an einer unſichtbaren Hand uns
Zum Feſtaltar! Ein Kranz ruht ſchwer und golden
In unſrer Hand — was weiß ich, wem der Kranz
Gebührt! Soll er dem Glück gehören? Darf ich
Es wagen, ganz ihn hinzunehmen? Nur
Für mich? Noch ſteh' ich zögernd, ſchwanke, träume —
Da ſtößt mich eine Hand zurück vom Altar!
Zerriſſen liegt der Kranz, zerfetzt, in Stücken!
Ein Lachen durch das Haus, ein höhnendes:
„Du Stümper, haſt dein Werk ja nicht allein,
Mit fremder Hülfe haſt du dir's gedichtet!"
Und weſſen Hülfe? Wem biſt du verpfändet?
Du würdeſt deinen Kopf mit Freuden geben,
Doch kann durch ihn dir nur die Seele leben!

Dritter Auftritt.

Emérence, die alles hörte, trat ſchon vorher erregt ein, Matthäus wollte ſie zurückhalten. Die Vorigen.

Emérence.

Durch Richelieu die Seele?

Matthäus (will ſie zurückhalten).

Raſende!

Emérence.

Der Lorber, der Corneille's Schläfe kränzt,
Steht höher als die Myrte Emérence's!

Corneille.

O zeuge dir nicht falſch! Die Myrte, blühend
Um Emérencens Locke, iſt mein Lorber!

Emérence.

Verwelken würde ſie, zum Tod ſich neigen,
Wenn ſich Corneille ihr erniedern könnte!

Corneille.

Verloren jede Hoffnung!

Emérence.

Nichts verloren,
Wenn nur in goldner Schrift die Nachwelt lieſt:
Den Cid ſchriebſt du, dein Beiſtand war die Muſe,
Und wer von allen Sterblichen, als dir
Die Götter nahe, am entfernteſten ſtand,
War (mit höhnendem Triumph) Cardinal von Richelieu!

Corneille.

Emérence!

Matthäus.

O Himmel! (Zugleich.)

Marquiſe (zu Matthäus).

Kommen Sie!

Matthäus.

Mich faßt der Zorn!
Des Vaters Zorn, der Mutter edles Abbild
In ihren Zügen nicht mehr zu erkennen!

(Geht nach rechts hinüber und bleibt dicht am Ausgang.)

Marquiſe.

Corneille weiß den Stand der Dinge. Bleiben
Mit Ihrer heil'gen Regung Sie allein!
Das Herz nur mit dem Herzen! Gern bekenn' ich,
Sie haben mich beſchämt! Zum Tod beſchämt!
Doch kann ich ſo nicht reden, wie ich möchte,
Nur rathen kann ich, kann Sie nur beſchwören!
Vor allem, Schweſter, dich! Fühl' dich, o ganz
Nur hingegeben, angeſchmiegt dem Freunde,
Ein zitternd Vögelchen an ſeiner Bruſt!
Denn Wetter ziehn herauf — Ihr ſeht ſie nicht!
Denn Donner rollen — und Ihr hört ſie nicht!
Erwägt die Nacht, in der ihr beide ſteht,
Und blickt empor vom dunkeln Pfad gen Himmel!
Mit milden Sternen mag er euch erleuchten!
Ein Augenblick iſt kurz! Ein Leben — — lang!

(Ab mit Matthäus, der ihr folgt. Rechts zu Richelieu.)

Vierter Auftritt.

Emérence und Corneille, beide in höchſter Aufregung.

Emérence.

Am Grabe unſrer Liebe ſtehen wir!

Corneille.

Am Grabe nur der Zeiten, Emérence!
So wie wir beide hier im Arm uns halten
Der bangen Liebe, athmet alles Leben
In unſerm Frankreich — zitternd! Hörteſt du,
Da deine Ungeduld dich lauſchen ließ,
Was man begehrte?

Emérence.

Daß den Eid nicht du,
Der Cardinal geſchrieben!

Corneille.

Mehr, daß ich
Wenn ich mit ihm den Lorber nicht getheilt,
Ihn mir zerreißen laſſen muß von der
Akademie!

Emérence.

Auch das!

Corneille.

Und ich muß ſelbſt
Dies Urtheil mir begehren!

Emérence.

Niemals!

Corneille.

So nur
Gewinn' ich dich!

Emérence.

Und zagend kannſt du ſtehn?
Kannſt das begehren? Deinen Lorber geben?

Corneille.

Den Akademikern, nicht Richelieu!
Ihm müßt' ich lügen! Die Akademie —
Zerreiße meine Schöpfung!

Emérence.

Nimmermehr!
Wann dürfte das geſchehn? Den Cid beſchimpfen?
Was dort die Läſterzunge ſprach, was hier
Ein Neider aufgefunden, ging verloren
Im allgemeinen Antheil, galt als Stimme
Des Einzlen nur. Nun ſoll, in eins verbunden,
Des Einzelnen Geſchrei zum Chore werden?
Beſiegelt ſoll, verbrieft, beſtätigt, ja
Wie vom Geſetz der Regel aufgedrungen,
Der Makel offen liegen, ſprechen ſoll man:
Der Cid war ſchön, als er uns überraſchte!
Nun ſieht man Fehler, die ein Richterhof
Von erſten Geiſtern nachgewieſen! Das
Um mich! Um mich! Um meine arme Liebe!

Corneille.

Laß ſie ihr Urtheil fällen — Richelieu
Wird man verdammen und allein die Richter!

Emérence.

In fernen Zeiten, ja! Die Gegenwart
Sieht dich gebeugt! Die dunkeln Schatten ſuchſt du!
Nicht in Paris, nicht in Rouen mehr heimiſch,
Wird jedes Auge dich in Mitleid grüßen,
Wenn Mitleid dir erſcheint, was nur zu bald ſich

Als Schadenfreude wird dein Argwohn deuten!
O Freund! Wie war der Eid uns werth! Wie sah' ich
Die Schöpfung an als Blüte unsrer Liebe!
Von jedem Verse klang der süße Wohllaut
In der Geliebten Ohr zuerst! Ich scherzte
Als Ariadne durch das Labyrinth
Der schwierigen Verwicklung dich hindurch!
Ich plauderte hinein mit Aberwitz
Und stellte mich, als wäre — unverständlich
Und nicht zu fassen, deutlich zu begreifen,
Was öfter, öfter nur der Welt ich mochte
Und endend nimmermehr geschildert wissen!
Mein eigen Leben ist der Eid geworden!
Und diese Hand — sie selber sollt' ihn morden?

Corneille (mit höchster Aufregung).

Entbehren dich? Dich Emérence? Nein!
Zu neuer That kannst du mich nur begeistern!
Du bist der Zukunft Muse mir allein!
Was wär' ich ohne dich, die ich gewann
Durch einen einz'gen — Blick, der mich ergriff
Wie eine räthselhafte Frage! Ach,
Da saßest du! Ich trat in euern Kreis,
Der sich von Frauen, Mädchen, Männern schloß,
Die schmeichelnd mich umringten, plauderten.
Du — saß'st zur Seite, blicktest stumm mich an
Mit einem einz'gen langen, ew'gen Blicke,
Der Fäden einem, die die Parzen weben —
Ach, in dem Blicke lag mein ganzes Leben!

Emérence.

Ich suchte aus dem Advocaten mir
Den Dichter!

Corneille.

Fühlt' ich's nicht? Und las ich nicht
Aus dieſem Blicke mir die tiefſte Mahnung,
Das ganz zu ſein, was ich erſt halb verrathen?
Jetzt bleib' auch mein! Du machſt das Abenddunkel
Des Cid zur Morgenröthe neuen Ruhmes!
Er ſei von Richelieu verfaßt — zum mindſten
Erfunden! Immerhin! (Emérence wehrt dies ab.) Und wär's
nicht das,
Nun wohl, ſo gelte denn getroſt ſein Urtheil!
Das Urtheil der Akademie! O ſieh,
Nur die gebogne Weide ſchnellt empor
Mit neuer Kraft! Die Sehne muß zurück
Sich ſtemmen laſſen von des Schützen Hand,
Wenn ſie den Pfeil mit krafterfülltem Schwunge
Zum aufgeſteckten Ziele ſchleudern will!
Die kurze Demuth macht mich um ſo ſtolzer!

Emérence.

Nein, Corneille!

Corneille.

Abgethan —?

Emérence.

Du könnteſt —

Corneille.

Horch,
Die Schritte des Tyrannen nahn —

Emérence.

Corneille,

Ich kann nicht ſehn, daß du den größten Ruhm
Um eines andern Schläfe windeſt — Himmel!
Und ſelber ſollteſt du die Rache wünſchen
Der Neider —!

Corneille.

Emérence! Hör' mich an!
Ein großes Ziel hab' ich gewählt! Die Bühne
Verlangt im Dichter einen Menſchen, der
Das Herz ſich regeln läßt von dem Verſtande!
Ich ſehe um mich — ſeh' den Neid im Licht
Der offnen Namen, und am offenſten
Steht Richelieu! In ſeinem Herzen brennt
Ein doppeltes Gefühl: die Eitelkeit,
Daß etwas, was der Welt gefiel, ſich nicht
Zugleich an Ihn geknüpft! Mehr noch: der Zorn,
Daß in dem Lid der Geiſt verherrlicht ſcheint,
Den er bekämpft! Du weißt, ich bin kein Freund
Der Grauſamkeit und Härte ſeines Wirkens;
(Mit plötzlicher Inſpiration.)
Doch — was er Frankreich gab, die Einigkeit,
Nothwendig war ſie! Sieh, ſo will ich opfern,
Verwindend meinen Schmerz und meine Klage,
Den Schmuck der Schläfe — um das Vaterland!

Emérence.

Um mich!

Corneille.

Nein, nicht um dich allein! Ich fühl' es,
Dies Urtheil ſollt' ich fordern, als ein Theil
Des Ganzen, dem ich angehöre! Adel
Hat mir der König in das Blut getränfelt?
Ein Bürgerlicher bleib' ich an Geſinnung;

Ein Advocat, fühl' ich, daß nie die Dichtkunſt
Ein Anhalt werden dürfe jenes Moders,
Der Moos und Unkraut auf Verwittertem
Zum ſchimmernd grünen Kleid des Lebens macht!
Sind es die Großen, ſind es die Barone,
Die Frankreich niedertraten, Bürgerglück
Aus ihrer Fehden blut'gem Streit verjagten,
Die ich im Cid gefeiert? Nein, ich ſtand
An einem Weiher, der mit Trauerweiden
Nur hold umkränzt mir ſchien, ſah aus den Nebeln
Nur die Vergangenheit, was ehemals ſchön,
Im Lichte ſeiner Zeit Geſtalt gewinnen!
Nicht dacht' ich an die blut'gen Kämpfe, die
Dem Mutterſchos des Vaterlands die Blüte
Der Segnungen des Friedens nie gegönnt!
Das unterwerfe mich dem Cardinal!
Zum Sieger mach' es mich, auch unterliegend!
Schon weiß Paris: die Akademiker,
Sie wagen ſich an meinen Lorber — bald
Erfährt's die Welt, daß ſie es nicht vermögen,
Wenn anders ich den Spruch mir ſelbſt nicht fordre,
Ich ſelber nicht das Urtheil mir begehre —!
So ſei's — um dich, um Vaterland und Ehre!

(Er will ab, ſieht Schreibmaterialien am Tiſche, ſetzt ſich und beginnt ſchnell zu ſchreiben.)

Emérence.

Und wie Chimene ſteh' ich! Ueberſelig
Und doch zum Tod betrübt!

Erwärmt Koſaken, ja ſie bauen ſich,
Wo Hütte nicht, nicht Baum zu finden iſt,
Aus den gefrornen Flüſſen Eis heraus
Und bauen ſich kryſtallene Paläſte.
Von Giurgewo wohl bis Ilezkaja,
Von Aſtrachan bis Niſchnei Nowgorod
Fliegt ſchon des Aufruhrs Rabe über'm Schnee,
Und hängen will ich, wenn mein Vögelchen
Nicht ſchon auf Kaſans Schutt und Trümmern ſitzt.

Katharina.

Entſetzlich!

Bibikoff.

Und warum? In weſſen Namen?
Wer lenkt das Volk? Und wem iſt es gehorſam?

Perſiljeff.

Das fragt mich nicht! Es iſt nicht wohlgethan,
Davon zu reden, Herr —

Orloff.

Du zitterſt, Sclave?
Was will das Volk? In weſſen Namen ſteht
Es auf?

Perſiljeff.

O laßt das gehn, nur dies, nur dies!

Orloff.

Du willſt nicht reden?

Razumoffsky.

Ehrfurcht hindert ihn
Vor ſeiner Kaiſerin. Man ſtreut Plakate

Fünfter Auftritt.

Chalaigny. Die Vorigen.

Chalaigny.

Da! Endlich! Endlich!
Da ſind Sie ja, Corneille! Ich ſuchte Sie
Den langen lieben Tag! Nun, beſtes Fräulein,
Was ſchreibt er denn? Er ſprach doch die Marquiſe?

Corneille.

Ich ſchreib' an die Akademie von Frankreich,
Daß ich ihr Urtheil wünſchen müſſe über
Den Cid —!

Chalaigny.

Sind Sie von Sinnen? Was? Zum Henker!
Das würde Eminenz den Cardinal
Aufs höchſte ja beleidigen!

Corneille (immer ſchreibend).

Warum?
Weil er am Cid betheiligt iſt? Wir kennen
Die Seifenblaſen des Gerüchtes!

(Hinten wird es auf der Scene lebhaft.)

Chalaigny.

Seifen —
Die Seifenblaſen —? Freund — Sie bringen ſich
In eine Tinte, die mit keiner Seife
In Ihrem Leben je zu tilgen iſt!
Und hier — die Traulichkeit? Dies Einverſtändniß
Mit Eminence —? Der ſchreibt und will ſein Urtheil?
Was wird der König denken und die Großen?
Sie nahen ſich! Prinz Conti! Herzog von

Lamballe! — He! Corneille! Hören Sie denn nicht?
Und da ſchon Richelieu! Es gibt — ich merke —
Merkwürd'ge Confrontationen jetzt!
Noch zieh' ich mich zurück ins — „Unverbürgte"!
(Tritt zur Seite links.)

Letzter Auftritt.

Lamballe, Conti, Große und Edelleute kamen bereits durch die Mitte. Dann Boisrobert, Mayret, Scudery. Hierauf von der Seite Richelieu (im Harniſch über dem Cardinalskleide mit Wehrgehäng, Degen, ſpaniſchem Hut mit Feder, ganz im Charakter der kriegeriſchen Cardinäle jener Zeit, die im Felde commandirten), Marquiſe, Matthäus. Später Dubois. Pagen. Offiziere. Die Vorigen.

Richelieu (lieſt in zorniger Ungeduld Depeſchen und Briefe).
Vincennes iſt ſtark wie die Baſtille! Alſo —
Was mahnen ſie, die Lärmenden? Ich ſetze
Die Trotzigen auf Feſtungsdienſt!

Marquiſe (ihn zurückhaltend, halblaut).
Ja, Oheim,
So ſind Sie groß! Dem Lorber rückgegeben,
Den Klio's Hand um Ihre Schläfe windet!
Doch einmal ſehn Sie noch zurück! Ein Friede,
Ein letzter noch der Herzen hier geſchloſſen —
Dann denken Sie an Frankreich und die Welt!

Richelieu (bei Seite, zornig).
Soll ich mich beugen, wo ich brechen kann?

Marquiſe (bei Seite).
Nein! Nicht Gewalt! Noch löſt ſich alles friedlich!

Dort harren ſie, die Akademiker!
Da Chataigny — die Großen — hier (ſtellt Corneille vor) Corneille! (Große Pauſe.)

Richelieu (ſich bekämpfend, ſchreitet langſam auf Corneille zu).
Ich grüße von Corneille, den Edelmann!
Vor ſieben Jahren — im Burgunderhof —
Da ſah ich Sie bei — —

Corneille.
Jean Rotrou!

Alle.
Rotrou?

(Spannung. Pauſe.)

Richelieu.
Bei Jean Rotrou! (Pauſe.) Es war ein großer Meiſter
In dem Natürlichen! Sie hielten — hör' ich,
Im Cid ſich an — wie nannte man — die Quelle?

Corneille.
Den Stoff verdank' ich (allgemeine Spannung) einem Secretär
Der weiland ſpaniſchen Geſandtſchaft in
Madrid, Herrn von Chalons — im übrigen
Schrieb ich den Cid — allein!

Alle (allgemeines Erſtaunen und gemiſchtes Murmeln).
Ha!

Chataigny (halb hervorſtehend auf Richelieu).
Er ſieht ſich um (Zugleich.)
Nach mir!

Corneille.
Geſtatten Eminenz die Bitte!
(Zeigt auf die Akademiker.)

Dort ſind' ich meine Feinde! Das Gerücht
Hat ihre Namen nicht ſo ſchnell enthüllt,
Als ihre Ungeduld, die Wirkungen
Des ſchlechtverhehlten Neides zu erproben!
Sie ſollen mehr gewinnen! (Männlich feſt.) Cardinal!
Ein Spruch der Richter, die Sie eingeſetzt,
Um eine winterliche Zeit der Schrecken
Mit mildem Hauch der Künſte aufzuthauen,
Ein Urtheil der Akademie von Frankreich
Beweiſe, was barbariſch, regellos,
Beirrung Ihres Ziels an meinem Werke!

Alle.
Sie wollten — wie — Corneille, —!
Corneille. (Zugleich.)
Die Akademie
Beurtheile den Cid!

Alle Große.
Nie, nie —!
Corneille. (Zugleich.)
Hier iſt
Die Petition, wie die Statuten wollen!

Lamballe und ein Theil der Großen.
Des Königs Freund?
Conti und der andere Theil. (Zugleich.)
Ein Edelmann?
Corneille.
Aus goldnen Saiten
Der Völkerharfe rang ich dich, mein Lied,
Im Spiele nicht und wie im Tändeln los!

Ein Ringen warst du um die höchste Gunst,
Den stillen Laut der Zeiten zu verstehen!
Sei wieder Zwietracht, holde Harmonie!
Sei ungebundner Elemente Chaos!
Zerreiß' das Ohr, das deinem sanften Echo
Undankbar sich gewöhnt! Leb' wohl, mein Lied!
Leb' wohl, du — stolzer Eid!

(Die Großen in Aufregung.)

Tamballe, Conti und alle Große.
Ha! Nimmermehr!

Richelieu (zur Marquise).
Siehst du den Aufruhr? (Zugleich.)

Conti.
Gab der König nicht
Dem Dichter seinen Ritterschlag?

Tamballe.
Ein Wappen,
Ein goldenglänzendes, im Banner Frankreichs?

Corneille.
Ein Act des Bürgers ist es, nicht des Dichters —
Den ich vollziehen muß — und will! Dem Vorstand
Der Akademiker hier meine Bitte!
Nicht soll es heißen, daß mich Furcht befiel,
Als ich vor Richter trat, die sich die Brust
Mit Erz umgürtet — (wendet sich von Richelieu zu den Akademikern)
mit dem Erz der Kälte,
Des Zweifels und des Trotzes wider Regungen

Des Antheils, die den Haß ſogar beſchleichen,
Wol ſelbſt den Neid zur Rührung bringen können!
Um eine Waffe bitt' ich nur: Geſtatten
Sie mir den Druck des Werkes, Cardinal!
Geſtatten Sie, daß jeder, der es lieſt,
Sich unſichtbar auf meine Seite ſtellt,
Mich deckend mit dem Schild, dem ſtrahlenden:
Gerechtigkeit! Und dieſen Druck, ich bitte,
Daß ich bezeugen kann, ich wollte nicht,
Daß meine Dichtung Ihren Feinden diente,
Ich wollte nicht, daß je mein Werk beirrte
Den Ruhm, daß Frankreich Sie gerettet haben,
Gerettet aus den Trümmern der von Ihnen
Beſiegten Anarchie —! Aus den Gefahren
Der Sitten, die ich abſichtslos verklärte —!
Daß deſſen ich ein offen Zeugniß gebe,
Bitt' ich für dieſen Druck um eine Zierde!
Darf ich des Werkes Widmung alſo ſtellen:
Vom dankerfüllten Autor dargebracht
Der Frau Marquiſe —?

Boisrobert (vortretend).

Herzogin bis dahin —!

Richelieu (Corneille um die ihm gebrachte Huldigung bewundernd und nun voll Humor und Größe aufbrechend).

Von Aiguillon doch nicht —?

Chalaigny (außer ſich tritt vor).

Richelieu.

So lebt mein Name

Bei Frankreichs Jugend? So (leiſe zur Marquiſe) ſelbſt mein
Fehler?
(laut.) Der Advocat da — bringt mein ganzes Herz —
In — Freudenrauſch! Die Widmung laute —

Chataigny (tritt vor).

Bitte!
Das hängt von mir doch ab! Nun ja! Ganz recht!
Ich will's genehmigen: Der Vicomteſſe
Von Chataigny!

Alle (ſtaunend).

Richelieu.

Von Chataigny? Ei! Ei!
Wo haben Sie denn unterdeß geſteckt?
Bei Göttin Fama, ihrer falſchgeſtimmten
Tuba die Beulen auszuklopfen?

Chataigny (um Vergebung bittend).

Beulen?
Wie ſo? Weil manchmal ein Gerücht ſich nicht
Beſtätigt? Cardinal! Hier iſt Corneille!
Ich will ihn ſelber jetzt erſuchen — Beulen!
Wir ſind hier an der rechten Schmiede!

Richelieu.

Ruhig!
Hier iſt die Bittſchrift! (Zu den Akademikern.) Haltet eure Sitzung,
Ihr Rhadamanthen!

(Die Akademiker nehmen ſie.)

Alter Freund Matthäus!

Matthäus (ſpringt hinzu).

Ja Cardinal —! Ja — (traut Richelieu's Heiterkeit) haha — altes
— Haus —!

Richelieu.

Des bürgerlichen Dichters, der den Lorber
Nur aus dem Haine ſeines Vaterlands
Sich brechen will; Herrn von Corneille's — Liebe —
Iſt —

Alle.

Emérence von Lamperières?

Richelieu.

Blüht
Ihr jungen Stämme, um die Wette!

Corneille (umarmt Emérence).

Dank!

Emérence.

Corneille!

(Draußen Trommelwirbel.)

Richelieu.

Und nun zu ſeinem Handwerk jeder!
(Zu den Akademikern.)
Ihr da — zum — Ariſtoteles! Ich ahne
Doch — eures Neides Ende: Iſt der Cid,
Ihr werdet es mit großem Pomp beweiſen,
Auch nach den Regeln nicht gedichtet, richten
Sich künftig wol die Regeln nach dem Cid
Und werden ſich der Zukunft Schule nennen!
(Zu den Großen.)
Ihr Ritter dort, ſo geht — zu einem — Zweikampf!
Ich mein' in eure Loge, dort allein
(mit dem Zeichen des Applaudirens)

Zu secundiren, wenn Rodrigo auslegt!
Den Zweikampf duld' ich nur auf dem Theater
Und das Gesetz führt noch die scharfe Klinge!
(Sich zu Corneille und Emérence zurückwendend.)
Ihr — Glücklichen bei alledem! Ihr dürft
Dem Schönen leben! Laßt (auf die Marquise deutend) von der euch sagen,
Von meinem Schutzgeist, den ich keinem gönne,
Den ich allein nur lieben will und plagen, (zieht sie an sich)
(Chataigny's Protest ablehnend.)
(Ich kann euch doch in meinem Hause hier
Zur Mitgift eine freie Wohnung geben?)
Wie schwer ich mich —

Marquise (bei Seite).
Von Sophonisben trenne?

(Sie übergibt ihm mit komischer Vertraulichkeit Reste des Manuscripts von Sophonisbe; er steckt sie in seinen Keller.)

Wir reisen sicher bei Gelegenheit
Nach — Afrika zurück!

Richelieu (blickt mit elegischer Entsagung gen Himmel, halblaut).
O — hätt' ich — Zeit!
Wer Meister wurde, lange mußt' er lernen —
Es — (zu seinem Vorsatz zu dichten mit Humor zurückkehrend) kommt auch noch! Es stand einst in den Sternen!
(Trommeln und Tusch.)
(Er geht hinten den Offizieren entgegen. Alle wenden sich. Sogleich aber bildet sich eine feste Gruppe. Richelieu spricht mit den Offizieren, von denen er Rapporte entgegennimmt.)

Corneille (zur Marquise und Chataigny).
Der Lorber nicht, (auf Emérence) die Myrte muß euch danken —

Emérence (thut es mit einer Handbewegung).

Marquiſe.

Uns half der Eid und (liebevoll auf Chataigny, ihm die Hand reichend) Hoffen ohne Wanken!

(Gruppe.)

(Der Vorhang fällt.)

Von einem märchenhaften Kaiſer aus,
Der Katharinens Ehgemahl ſich nennt
Und Niemand anders ſein will, als Czaar Peter!

Katharina (erſchrickt).

Wie?

Orloff.

Czaar Peter?

Razumoffsky.

Wiederum das alte Märchen,
Von Pfaffen ausgeheckt —

Bibikoff.

Vom Grafen Orloff
Längſt widerlegt —
(Zu Razumoffsky) Was rührt Ihr dieſe Wunden wieder?

Katharina.

Dem todten Kaiſer will das Volk gehorchen? —
Man glaubt, er lebt? — wie kann der Kaiſer leben!
Man hat Euch doch an's ſchwarze Tuch gelaſſen,
Drauf alle Welt den Kaiſer ſchlummern ſah —
Und Tauſende von Kerzen braunten hell —
Und Alles drängte ſich, im hohen Dome
Noch einmal ſeine kalte Hand zu küſſen —

Razumoffsky.

Doch weil die Meſſe ſchwieg, weil Prieſter nicht
Die alten Trauerlieder ſangen, Lieder,
Die alt wie Ruriks Tod ſind, glaubt das Volk,
Sei auch der Kaiſer noch am Leben — Poſſen!

Anmerkung.

Einige Aufführungen dieſes Luſtſpiels fanden am berliner Hoftheater im December 1855 ſtatt. Nicht zu ſeinem Vortheil hatte der Verfaſſer ſeinen urſprünglichen Entwurf über die Gebühr zuſammengedrängt. Der ganze erſte Act, für die Expoſition und Orientirung entſchieden nothwendig, war fortgeblieben. In vorliegender Bearbeitung iſt der urſprüngliche Scenenbau wiederhergeſtellt und auch ſonſt die Arbeit einer gründlichen Reviſion unterworfen. Der Schluß dürfte jetzt ebenfalls größere Befriedigung gewähren.

Dramatiſche Werke

von

Karl Gutzkow.

Vollſtändige neu umgearbeitete Ausgabe.

Zwanzigſtes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.

Nero.

Tragikomödie

von

Karl Gutzkow.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1863.

Nero.

Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das dir gleich ſei,
Zu leiden und zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Goethe.

Perſonen.

Kaiſer Nero.
Poppäa, ſeine Geliebte.
Hofrath Seneca.
Deſſen Gemahlin.
Julius Vindex.
Cornelius Tacitus, ein einſamer Geſchichtſchreiber.
Tigellinus, der Mohr.
Locuſta, die Giftmiſcherin.
Sabinus Caſſius, ein Tribun. Verleugnete ſeine Grundſätze.
Der alte Scevin, ein Verſchwörer wider Willen.
Milichus, ſein Sklave, von Geburt ein Deutſcher, Namens Michel.
Gerialis Anicius, Roms größter Schmeichler, Verfaſſer von Dankadreſſen an den Kaiſer.
Phaon, der Freigelaſſene.
Drei akademiſche Thürſteher.
Sieben akademiſche Lehrer mit ihren Schülern.
Ein Rhetor, Profeſſor der ſchmeichelnden Künſte.
Ein Bürger mit ſeiner
Tochter und ſein
Nachbar.
Satyrn,
Nymphen,
Oreaden,
Najaden,
Dryaden,
Corybanten. } Chöre.

Cybele, Chorführerin.
Männaden, auch Chor.
Chor der Hofdichter.
Drei gewöhnliche Dichter.
Ein Buchhändler.
Ein Humoriſt.
Ein Hauptmann.
Fünf Boten.
Ein junger Menſch.
Ein anderer junger Menſch.
Mehrere Henker.
Drei Soldaten.
Noch ein Hauptmann.
Ein verwundeter Rekrut.
Zwei feindliche Brüder.
Zwei Mädchen.
Zwei Buben.
Zwei Bürger.
Vater.
Mutter.
Ein Träger.
Senatoren, Tribunen, Soldaten, Studenten.
Die Erde.

Ort der Handlung: Rom. Zeit: jede.

Prolog.

Katharina.

Und der, der Peter ſein will, kennſt Du ihn?
Wie ſieht er aus? Iſt er dem Kaiſer ähnlich?

Perſiljeff.

Man dürfte ſchwören, ja, er wär's! Ich ſah ihn,
Ich ſah den Kaiſer auch vor fünfzehn Jahren —
Auf einer Muſt'rung in Oranienbaum —
Der falſche Kaiſer gleicht dem ächten auf
Ein Haar — doch lebt der Schelm nicht lange mehr —

Razumoffsky.

Wie das, Koſak?

Perſiljeff.

Gewiß, er macht's nicht lange,
Er iſt zu krank —

Orloff.

Zu krank?

Perſiljeff.

Ja, er ſieht gräßlich!
Es ſpielen Aederchen von Blut auf ſeiner
Mit ſchwarzen Flecken unterlaufnen Haut.
Ein rechter Strolch, wie Einer, der mit Noth
Aus Mörderhänden floh, ganz aufgedunſen,
Die Augen gläſern aus den Höhlen quillend,
Ein ſchwarzes Tuch feſt um den Hals geſchnürt —

Orloff.

Erſticke, Hund!

Locuſta.

Ihr Menſchen dort, rings auf den Marmorſitzen,
Hüllt euer Angeſicht und laßt den Blick
Nur wie verſtohlen durch die Finger blitzen!
Zieht euern Mantel über das Genick!
Durch Falten nur, durch unbelauſchte Ritzen
Sieht ſich der Erde grauſigſtes Geſchick,
Ein Trauerſpiel aus Blut und Todesworten.
Denn aufgeriſſen ſtehn der Hölle Pforten!

Locuſta bin ich, die Giftmiſcherin,
Die alte Ahnfrau römiſcher Cäſare!
Verweſung webet über alles hin,
Wohin mein Mund mit ſeinem Athem fahre!
Hebamme bin ich, Todtenwäſcherin,
Die Prieſterin der Wiege und der Bahre!
Mein iſt das Los, das immer gleiche, ſchwarze,
Rom machte mich zu ſeiner vierten Parze!

Herauf, herauf, ihr vielgeliebten Schatten,
Du, Meſſalina! Du auch, Livia!
Untreue Gattinnen untreuer Gatten,
Ihr Töchter, die ich liebte! Julia!

Kommt euern Dank mir helfend abzuſtatten!
Die greiſe Ahnenmutter, ſie iſt da
Zu neuem Tagwerk! Laßt des Orkus Säle,
Und ſeht, wen ich mir jetzt als Liebling wähle!

Ich bring' ihm Kränze fern von Libyens Strande
Zum heute angeſagten Opferfeſt!
Ich bring' im gelben flatternden Gewande
Den Glutenhauch der afrikan'ſchen Peſt,
Der Schlange Gift aus afrikan'ſchem Sande!
Mein Nero iſt's, der mich entbieten läßt!
Kommt! Tretet wieder ein in unſern Reigen,
Geſchmückt mit Schierling und Cypreſſenzweigen!

Zürnſt du mir noch, Geſpenſt Germanicus?
Fluchſt meinem Munde, dem nur willenloſen,
Der früh auf dich gedrückt den Todeskuß?
Und du, dem ich beim Knabenſpiel ſtatt Roſen
Nicht minder früh, mein Kind Britannicus,
Gewunden einen Kranz von Todesmooſen,
Der du entmannt ſchon ſtarbſt und noch nicht Mann;
Nimm ausgeſöhnt den Gruß der Ahnin an!

Auf, auf, und löſt des Mundes ſtarres Siegel!
Streckt mir die Hände nicht ſo drohend dar!
Geöffnet iſt der Hölle Schloß und Riegel,
Herauf zur Erde, träge Larvenſchar!
Es jauchzt das Meer, ein einz'ger Feuerſpiegel
Des raſenden Veſuv! Kometenhaar
Laßt um die Schädel, luſtig lachend, wallen!
Ich gab den Tod nicht einem, gab ihn allen.

Es war, was half's! die ſchwarze Todesfahne
Vom Winde flatternd nun einmal gefaßt!
Schuld trieb die Schuld, daß ſie den Weg ſich bahne
Durch neue Schuld! So weiter, ohne Raſt
Rollt ſich die Kette um! Im dunkeln Wahne,
In fieberkranker Furcht und blinder Haſt!
Wollt' einer ſeine Jahre ſicher zählen
Was konnt' er anders, als ſie andern ſtehlen?

Nun iſt der Jüngſte dran! Er iſt dem Orden
Des juliſchen Geſchlechtes eingereiht!
Die eigne Mutter mußt' ich ihm ſchon morden;
Doch ſie auch hatte längſt ſich mir geweiht!
Geweiht, wie nie ein Zuſpruch mir geworden,
Durch Thaten, unerhört in jeder Zeit!
Die Furien ſchwangen, die bedrängt Oreſten,
Zu ihrem Tod die Fackel wie bei Feſten!

Ja, wirrer Kranz dort oben, den Entſetzen
Um anzuſchauen da zuſammenflicht,
Laß deine Sinne heute ſich ergötzen
An bunten Scenen, die dir im Gedicht
Den Tod in Blumen vor die Augen ſetzen,
Ein Lachen, das aus Todtenſchädeln ſpricht!
Der Unken Ruf ſind's und der Schlange Ziſchen,
Die ſich mit Philomelenlauten miſchen!

Das iſt das Leben! Wenn ihr Freundſchaft ſeht
Den treuen Arm ſich um die Hüfte winden,
Wenn wo die Schweſter nach dem Bruder ſpäht,
Ein Sohn vorm Vater, wär' es vor dem blinden,

Im Spiel mit ſeinen Greiſeslocken ſteht —
Seid ſchnell bedacht, den Ausweg euch zu finden,
Denn Lüge war es, ſchmeichelnder Verrath,
Der ſichrer ſo ins Herz der Liebe trat!

Wer leben will, er möge ſich beeilen!
Denn hundertfältig iſt des Giftes Trieb,
Das ich geſäet —! Es ſchleicht ſich wie ein Dieb
Still hämmernd, bohrend zu geſunden Theilen,
Durch jede Fiber, durch der Adern Sieb,
Wo irgend unverſehrt noch Kräfte weilen.
Der Lüge Netz iſt überall geſtellt;
Die große That kommt mit dem Sarg zur Welt.

Was böſ'! Was gut! Ich kenne ſie die Schrecken
Der doppelten Natur der Menſchenbruſt,
Wie Geiſt ſich gleißend kann mit Lüge decken
Und Schönheit Schlechtes athmet unbewußt!
Wie ſchon dieſelbe Zunge Blut kann lecken,
Die eben noch geſcherzt in Witz und Luſt!
Dem Genius iſt das Grauſamſte verbunden,
Ja Liebe ſelbſt, ſie kann zum Tod verwunden!

Was iſt die Schönheit? Widerſpiel der Tugend!
Charakter? Lieber haſt du Dämmerſinn!
Was Freiheit? Cato hör's: Es haßt die Jugend
Der Freiheit unpoetiſchen Gewinn!
Lockt nicht der Diamant, aus Roſen lugend:
Sprich, ſchöne Frau, ob ich nicht ſchöner bin!
Und Häßliches? Als Schatten hockt's und als Geſelle
Beim Schönſten — beide haben eine Quelle.

Wohlan, ſo kommt, ihr fahlen Geiſterzüge!
Ihr ſeid wie Fleiſch und Leben zwar gedacht,
Doch wagt ihr Adler- nicht, nur Eulenflüge
Und huſchtet gern zurück in Orkus' Nacht!
Nein, leuchte, Mondenſchein, des Tages Lüge!
Verweſende Geheimniſſe, erwacht!
Was Schattenſpiel, was Traum hier im Gedichte,
Es iſt der ew'ge Traum der Weltgeſchichte!

Erſtes Bild.

Freier Platz in Rom.

Julius Vinder tritt auf.

Julius Vinder.

Sei mir gegrüßt, du liebe Heimatſtätte,
Wo endlich ruhn darf der beſtäubte Fuß!
Wie ſie ſo traulich winkt! Als wenn mein Gruß
Sie eben erſt verlaſſen hätte!
Wie ſchonend hier die Zeit geweſen!
Ich kann noch Unterſchied und jedes Mal,
Hauslaub und Moos, das ſich durch Ritzen ſtahl,
Wie eines alten Buches Lettern leſen!
Da rankt die Rebe ſich, die ich gezogen,
Mit traubenſchweren Bogen
Zum Fenſter auf! Und die bebenden Schwalben,
Die in die fernen Zonen
Mir folgten, wie ſie in den ſalben
Zum Neſt gefügten Halmen wieder wohnen!

Nicht nur der Brunnen plätschert noch sein altes Lied,
Auch was sich bei den Nachbarn sieht.
Noch immer ist's des Giebels Ueberhang!
Noch immer ist's ein Fenster ohne Schluß,
Womit der Wind zu kläglichem Genuß
Dem Ohr sein Spiel treibt tagelang!
Ja, irr' ich nicht, so will's mich fast bedünken,
Als blitzten aus den offnen Pforten
Wie sonst der Nachbarstöchter Augen! Aller Orten,
Schon Perlen, die wie aus der Muschel winken!
Nur halb geöffnet eure Fenster? Gott zum Gruß!
Kennt ihr mich nicht? Ich bin des Binder Julius!

Was wol zu mir die lieben Aeltern sagen!
Vom Fuße aufwärts bis zum Kragen
Bin ich ein andrer Mensch! Vom hypochondrischen Wesen,
Womit in diesen Tagen
Unmündige Kinder sich schon plagen,
Bin ich im Hauch der Welt genesen.
Das ist nicht mopsig mehr, nicht sauertöpfisch,
Mistrauend, greinend, rappelköpfisch,
Das macht nicht jedem jämmerlich Geberden,
Als könnte eins gestohlen werden,
Eh' man geworden Theseus oder Achilles,
Ein Plato, Sokrates, falls Gottes Will' es!
Nein, frisch und rund wie eine Nuß,
Sind von dem Wind des Kaukasus
Die bleichen ausstudirten Backen,
Und in dem stolzen jugendlichen Nacken
Führ' ich aus allen Königreichen
Ein Heer von Schelmenstreichen.

Zwar sagt man, daß die Welt
Politisch sei jetzt schwarz verhangen!
Wer was von solchen Possen hält!
Ich lasse dessen mich nicht bangen!
Geht doch hinaus nur, die hier Rom beengt,
Dorthin, wo man nicht Grillen fängt!
Geht nur, wie ich, aus eurer Ebene Streifen
Hinauf auf Berge, wo die Wolken rauschen,
Um Felsengrate Jäger lauschen
Den Goldeshütern, fabelhaften Greifen!
Befreit euch von des Hauses Fesseln!
Sucht, wo in Kolchis' Sandeswellen
Die von Medeens Zauberkesseln
Bis tief zur Hölle ausgebrannten Stellen!
Sucht auf dem schwarzen Meer, in Ungewittern,
Die euch die Segel reißen, den Mast zersplittern,
Ob die unwirthbaren Pontuswogen Einen
Der blutigen Tropfen schon verwaschen
Von des Absyrtus zuckenden Gebeinen!
Habt ihr an asiat'sche Schrecken euch gewöhnt
Müßt ihr die römischen ertragen können —
Wenn sie noch wirklich sind —! Ich traue nicht,
Was mit geschwätz'ger Zunge Fama spricht!

(Er tritt an das Haus seiner Aeltern und pocht.)

Vier Träger (mit einem Sarge treten aus dem Hause).

Sieh da! Ein Sarg? Wird so mein Wort verhöhnt?
Weh! Weh! Wohin? Wollt mir ein Wort doch gönnen!
Wen tragt ihr da heraus?

Einer der Träger.

Bleibt fern von diesem Hause, junger Mann!

Weil unſer alter Herr nicht mehr zu retten,
So ging Cornelia voran,
Ihm in der Väter Gruft zu betten.

Julius Vindex.

Cornelia? Meine Mutter? Haltet!
Mein Kuß trifft meine Lieben — ſprecht, erkaltet?
Sie fliehn — als wenn die Peſt
Geſtohlen meiner Jugendhoffnung Reſt,
Der mir die Welt, der Stürme Toſen,
Die Erdenqual gezeigt im Licht der Roſen!
Und hört' ich recht die Todtenvögel ſingen,
Soll auch mein Vater mit dem Tode ringen?

(Ein zweiter Sarg wird herausgetragen.)

Weh mir! Wer liegt in dieſem Schrein?
Sollt' es mein Leben, Lieben, Hoffen, Alles ſein?
Steht! Steht! — Es iſt
Mein Vater —! Männer, hört und wißt,
Daß ich des Mannes Kind und Schatte bin!
Sie fliehn! Sind wie Geſpenſter hingerannt!
Ich ſteh' wie feſtgebannt!
Und blut'ge Tropfen zeichnen eure Spur!
Blut iſt's, das aus dem Sarg gequollen nur!
Die Tropfen rieſeln durch die Gaſſen!
Hier iſt ein Mord geſchehn!
Und niemand hört mich, niemand läßt ſich ſehn!
Ich muß allein zum Schwerte faſſen!
Iſt Rom geſtorben? Sprecht und hört mein Flehn,
Mein Jammern! Schließt ein jeder ſo das Haus
Und denkt: Beim Nachbar weilt der Hölle Graus,
Du ſchützeſt dich?! — — Wo iſt der Diener reiche Zahl?
Entflohen alle —?

Katharina (bei Seite).

Welch' düſtres Bild! O, wär'
Es wahr, was ich mir zu geſtehn nicht wage?

Bibikoff.

Der Augenblick iſt dringend, die Gefahr
Kann wachſen und es gilt, mit ganzer Kraft
Ihr widerſtehn. Laßt mir des Sieges Ehre! —
Schickt, Czaarin, mich dem falſchen Czaar entgegen —
Mein Inn're drängt hinaus, zu Thaten jagt
Mich eine räthſelhafte inn're Flamme,
Ich bin der Mann, der mit den Todten kämpft.

Katharina (ſich ſammelnd).

Wenn Ihr es wollt, ſo geht! Ich ſehe ſchmerzlich
Zum Bürgerkrieg Euch ſcheiden, General!
Seid ſtreng' im Kampf, doch milde ſeid im Siege,
Was man bereut, vergeßt! Bedenkt: es iſt mein Volk!

(Zu Tſchemitſcheff)

Ihr geht, Graf Tſchemitſcheff, auf Eure Güter,
Die ich Euch ſchenken werde, jetzt Euch ſchenke,
Sie liegen weit, weit hinter Perm!

Tſchemitſcheff (vernichtet).

Sibirien.

Katharina.

Fürſt Razumoffsky, Ihr verbürgt die Ruhe
Der Hauptſtadt und belebt den guten Geiſt
Der Truppen und des Volks. Dies Dir, Koſak,

(ſie wirft ihm ein Armband zu, das Perſiljeff auffängt)

Sabinus Caſſius (tritt mit Bewaffneten aus dem Hauſe).

Julius Vinder.

Ha! Noch raucht an deinem Stahl
Der Erde beſtes Blut!
Fühl' nach dem Morde, wie die Rache thut!

(Er fällt ihn an; die Bewaffneten treten dazwiſchen.)

Sabinus Caſſius.

Nein, wehrt ihm nicht! Mir iſt es recht,
Wenn ſich ein Meſſer ſetzt an meine Kehle.
Nach ſolcher That bin ich mir ſelbſt zu ſchlecht;
Gebt! Gebt! Nein, laßt ihn — daß ſein Stoß nicht fehle!

(Sie fechten. Sabinus Caſſius fällt.)

Gut, gut! Das traf! Die Klippen
Der widerſpenſtigen Rippen
Vermied der Stoß
Und macht des verfluchten Lebens mich los.
Hab' mich gewunden und mich bethört,
Wenn ich auf kaiſerlich Gebot
Gethan, was Männer nimmer ehrt.
Hier mußt' es enden, wo empfindungslos
Selbſt in der Freundſchaft Schos
Ich dem Tyrannen dienſtbar trat —!
Die Zeit iſt arg! Wer einen Feind nicht hat,
Stirbt durch des Freunds Verrath. Hier war's Verrath
Der Liebe, an mir ſelbſt, an meinen Spielen,
Die ich einſt trieb auf dieſes Hauſes Dielen.
Mein Aug' wird trüber! Dennoch ſeh' ich heller
Mit Geiſtesaugen. Iſt der Vogelſteller,
Der mich gefangen, mir nicht — wohlbekannt —?
Nimm hin — die kalte Hand!

Dich grüßt mit stummem Gruß
Dein Pylades! Du, mein Orest, mein — Julius!

(Er stirbt.)

Julius Vindex.

Sabinus Cassius! Mein bester, einz'ger Freund!
Das ist das Ziel, das wieder uns vereint!
Mein Spielgenoß! Von meiner Aeltern Milde,
Die dir wie Honig träufelte vom Baum,
Erzogen! Hier in dieses Hauses Raum
Gepflegt, gehegt! Und ein Gebilde
Der Kraft, des Heldenmuths geworden —
Doch konntest du wer dir wohlgethan ermorden!

(Die Leiche des Sabinus Cassius wird fortgetragen.)

Fahr' hin, du wahnerlogner Traum
Der Jugend, hoffnungsgrün und lustumlaubt!
Es hat dir eines Augenblickes Raum
Grund, Wesenheit, Entschuldigung geraubt!
Fluch dem verführerischen Blau
Des Himmels, das mich lau
Und meine Seel' erschlaffen machte!
Ach! Aus dem zugefallnen Schachte
Der Hoffnungen, der Freude an dem Leben
Steigt Gram, Verzweiflung, alles Bangen,
Des Herzens Zittern und des Geists Erbeben,
Dem ich als Knabe nachgehangen,
Der Schmerz ob dieser Zeiten Graus
Mit zwingender Gewalt heraus!
Fort mit der trägen Lüge,
Die meiner Mannheit Wiege
Und meiner Ehre Lotterbett gewesen!
Dies fieberhafte Herz ist nicht genesen

Seit meinem Wandern durch die schöne Welt,
Wo ich geschlummert unterm Sternenzelt,
Dem Flug der Möve folgte an dem Meer,
Zu Jägerfreuden nur den blanken Speer
Der Menschenhand geliehen wähnte!
Wie zu vergessen ich mich sehnte!
Die alten Wunden brechen wieder auf,
Der Zeiten Schrecken nahn zu Hauf,
Wir sind so eng geschnürt und so gejagt,
Daß Brust und Athem dieser Welt versagt.
Hier steh' ich auf dem Schlachtfeld meiner Liebe —
Die Manen seh' ich weinend mich umschweben —
Sie rufen, wo der Götter Rache bliebe?
Ob wenigstens die Götter noch am Leben?
Ich bin in Rom! Auf Nero's Leichenfeld!
Rings um mich her des Schreckens ödes Schweigen,
Bald werd' auch ich das Haupt zum Streiche neigen
Zu des Tribunen blutigem Entgelt!
Ich geh' ins Haus, die Schwelle noch zu küssen,
Wo am Altar, zu der Penaten Füßen,
Der Vater und die Mutter starben.
Dann mit dem Schwert, die Rächerfarben
Nicht ausgelöscht, such' ich nach Männern — Nein!
Noch einmal will ich mich der Hoffnung weihn!
Petpäa, meines Herzens Wahl,
Sie such' ich auf, zu lindern meine Qual,
An ihrer Brust mich auszuweinen,
Mit ihrem Schmerz den meinen zu vereinen.
Dann ruf' ich, wo ich Thränen noch in Augen sehe:
Jetzt weinet Blut bei so viel Erdenwehe!

(Er geht ins Haus.)

Zweites Bild.

Im Hauſe der Poppäa.

Nacht. Vorzimmer eines offenſtehenden und die Ausſicht nach dem bedeckten Monde gebenden Balcons.

Nero und Poppäa liegen auf zuſammengehäuften Polſtern. Nero ſpricht träumeriſch, phantaſirend und ſilbenzählend.

Nero.

Welche Zeit iſt's?

Poppäa.

Mitternacht der Wächter ruft.

Nero.

Die Hähne ſchrein! Sie wittern's in der Luft,
Daß ſich ein Dieb ſchleicht um des Hofes Thor;
Die Nacht hat Augen nicht, doch ſcharfes Ohr.

* * *

Welch' Zeit iſt's?

Poppäa.

Ein Uhr nach Mitternacht.

Nero.

Der Schatzgräber hat sein Werk vollbracht.
Horch, wie der Maulwurf gräbt und hackt,
Schatzgräbers Spaten bracht' ihn in Takt.
Blind ist ein Maulwurf, und er sieht
Doch mit dem Ohre alles, was geschieht.

* * *

Welche Zeit ist's?

Poppäa.

Nach Mitternacht zwei Uhr.

Nero.

Vom Himmel ein Stern herunterfuhr,
Die Welt schläft nicht, der Himmel schläft.
Horch, wie sie rufen — lachen —! Tageshell
Ein jedes Auge —! Well' an Well'
Ein Meer von Menschen! Masten ragen
Von blankem Stahl! Die Speere schlagen
An Segel, die wie eherne Schilde dröhnen — —
Ich möchte mir zu schlafen abgewöhnen!

(Er erhebt sich und geht unruhig an den Balcon.)

Es war ein Traum —! Noch schlummert alles —! Nichts,
Das ist die Nacht nach ein'gen Stunden Lichts!
Die Welt da schufen Götter? Ueber ihnen thront
Ein Gott, der Böses straft und Gutes lohnt?
Wir sind dem Himmel selber ein Bedürfniß,
Dem Einen und dem All nothwendiges Zerwürfniß,
Der Mensch ist Gottes eigene Verweltung,

Was ſoll uns Lohn, was Strafe, was Vergeltung?
Was ſchufſt du mich? Wer bat dich drum?
Ich nicht — du nicht — niemand im Publikum.
(Er kehrt auf ſein Lager zurück.)
Das Leben wäre Glück? O, leerer Dunſt!
Das Leben iſt die ſchwerſte Kunſt!
Und eine Kunſt, die ohne Freude iſt!
Und wer ſich müht, daß ſich zum Guten alles wende,
Arbeitet — trägen Göttern in die Hände!
(Er blickt nach Peppa.)
Du ſchwärmteſt auch einſt, in den Finſterniſſen,
Wie ſich der Mond dort hinter Wolken legt,
Indeß der Wind im Wald das Laub erregt,
Da würde unſer Ahnen erſt zum Wiſſen!
Ein Sehnen fühlteſt du, ein ſüßes Heben,
Das dich emportrug aus dem Erdenleben!
Ein jeder Herzſchlag wurde dir zum Wagen,
Der dich in Wolken ſollte tragen!
Ha, ſieh, wozu wir hier und dort beſtimmt!
Zur Flamme wird der Funke, kaum erglimmt!
Die Erde bebt! Mit Feuerfüßen ſchreitet
Thalwärts der Berg, von Sonnenſchein begleitet,
Von Lerchenwirbel, der nicht ahnt,
Daß der Veſuv ſich Wege bahnt!
Denk dir die Folter, Peſtilenz und jede Noth,
Denk dir das Beſte noch, den Tod!
Den ſüßen Tod: Ein Viergeſpann,
An jedem Rad ein Pferd nach den vier Winden
Und in der Mitte einen Mann,
Von dem im Nu fünf Stücke nur zu finden!
Vielleicht auch einen Thurm, bewundert

Um seine Höhe, Ellen ein'ge hundert,
Und ein Commando oben, das dir ruft:
Eins! Zwei! Bei drei! geht's in die Luft.
Was ist nicht alles in der Welt gewesen!
Schon in dem Blick der Enkel könnt ihr lesen,
Was all geklagt, geweint, gelitten werden!
Und eure Schultern tragen Blumenorden?
Dem Staub vom Schmetterling, vom bunten Käfer,
Dem jagt ihr nach? Seid blöde Schäfer
Und träumt euch in Arkadien daheim?
Blut rollt durch unsre Adern und nicht Honigseim!
Die Götter dichten unsre Welt
In freier Kunst der Menschenhand gesellt!
Nicht nach dem Zirkel und dem Loth
Ermißt das Schöne sich, das Morgenroth,
Der Memnonsklang, des Dichters Dichten!
Die Götter strafen einst und richten?
Ich lache ihres Weltregierens,
Des stumm-pagodenhaften Scepterführens
Des Schlichtens, Richtens, eurer Kindersage
Von Wiegen — Wägen — Wucht — und — Wage.

(Er summt sich ein Wiegenlied und schläft ein.)

Poppäa (entringt sich ihm allmählich, erhebt sich und leuchtet ihm ins Gesicht).

Grauenhaftes Bild! Im Schlafe sieht
Er schrecklicher, als wenn am Tage
Sein Aug' Hyänenblicke sprüht!
Und ich, Unglückliche, ich trage
In meinem Arm den Fluch der Welt!
Poppäa! Ist denn jeder Weg verstellt,

Das Thor verloren, alles hin,
Daß ich vermählt mit einem Tiger bin?
Wie ſchwer er athmet! Zerſpringen
Will ihm die Bruſt von ungeheuern Dingen,
Die ſchlangenhaft ſchon zittern
Unter des Auges verſchloſſenen Gittern.
Weh! An dieſem fieberiſch zuckenden Munde,
An der Menſchheit klaffenden Wunde,
An dieſem Sammelplatz der Grauſamkeit
Muß ich leben, immer bereit,
Mein grollend Herz zu zähmen
Und Blutiges für Scherz zu nehmen!
Und wär' er Mann! Und wären dieſe Plagen
Ihm wenigſtens von Tapferkeit noch zugetragen!
Was liebt am Mann das Weib? Nicht, daß er gut,
Nur, daß er, was er handelt, männlich thut.
Denn eine liebende Braut
Iſt ſelbſt dem Frevel ihres Mannes angetraut.
Sie hört ihn doch, und in der Nacht,
Wenn er geſpenſtiſch aus dem Schlaf erwacht,
So kann ſie ſeine Träume deuten.
Sie zeigt, wie er, ſich vor den Leuten.
Und wenn ſie da erſchrickt, wo er erblaßt,
Wenn ſie, wo er nicht bleibt, nicht bliebe,
Es iſt Vertraulichkeit und Liebe —

Doch hier — —? O arge Schmach! Poppäa, haſt
Du dich verſtrickt ſo tief?
Wie hätte alles anders kommen können!
O Julius! Mein ſchwer verrathner Freund!
Mein Auge feuchtet ſich nicht mehr; Poppäa weint

Nicht mehr — ich kann ihm nichts — ſelbſt Thränen nicht
mehr gönnen.

(Geräuſch am Balcone.)

Horch! Welch ein Ton! Man rief mich? Nicht?

Stimme (von draußen).

Poppäa!

Poppäa.

Es iſt die Nacht, die zu mir ſpricht?

Stimme (von draußen).

O ahnteſt du, Poppäa, weſſen Hauch
Die Säulen des Portales feucht beſchlägt?
Vergaßeſt du der Liebe ſüßen Brauch,
Wie ein behender Sprung mich zu dir trägt?
Ich ſehe deines Schleiers Segel ausgeſpannt,
Das landen ſollt' an meiner Lippen Strand.
Nimm wahr, Poppäa, wen dir eine Sommernacht
Aus fernen Zonen hat zurückgebracht!

Julius Vindex (tritt auf).

Poppäa.

Ihr ew'gen Götter! Du — du, Julius?

Julius Vindex.

Nimm zum Willkommen dieſen Kuß!
Nimm die Umarmung meiner Treue,
Nimm alles wieder hin aufs neue,
Mein Leben, meines Pulſes Schläge!
Dein Auge werde wieder das Gehäge,
Das mich umſtricke und den armen Theren
Das zu vergeſſen lehre, was verloren!

Poppäa (für ſich).

Er kennt mein Leben nicht, nicht meine Schande!
(Laut.) Wo weiltest du ſo lang? In welchem Lande?

Julius Vindex.

Das frag' das Meer, die unwirthbare Wüſte!
Den Kolchierſtrand! Britanniens Küſte!
Sturm hielt und Wetter mich zurück!
Nun lohnt dafür ein volles Glück!
Wie iſt es reich erblüht! Wie ſtrahlſt du ſchön!
Nie glaubt' ich ſo dich wiederzuſehn!
Wie du verändert vor mir ſtehſt,
Das Haar in üppige Locken gelöſt —

(Er will ſeinen Arm um ſie legen.)

Poppäa.

Zurück! Ich bin vermählt —

Julius Vindex.

So hat die Sage mir erzählt.
Du willſt den Unglücklichſten der Menſchen prüfen.

Poppäa.

O wenn, die du begrubſt, ſo wenig ſchliefen,
Wie das gewiß, was ich dir ſagte —

Julius Vindex.

Poppäa? Wie? So tagte
Nur trügeriſch die Nacht, die mich umgab?
So gähnte überall in Rom das Grab?
Poppäa? Wie? So kalt!
Nicht einen Blick? Wo iſt die liebliche Geſtalt?
So ſtehſt du ohne Reue? Nur dies bleiche Lächeln,
Derweilen Todesgeiſter mich umfächeln?

Und werde Bote beſſerer Geſchichten!
Und Ihr, Graf Orloff?

Orloff

(ſteht ſtarr und ſieht geſpenſtiſch vor ſich hin).

Katharina.

Seht, was faßt ihn an?
Wann endet dieſes trübe Leid?

Orloff.

Kommt — kommt
Mit mir in's Alexander-Newsky-Kloſter
Und öffnet uns die Gruft der todten Kaiſer!
Die Fackel vor! Verfehlt die Stufen nicht!
Zählt neun und zwanzig — So, ſo! — Hier iſt's kühl —
Da ſtehn die Marmorſärge! Romanoff
An Romanoff; kommt, haltet Euch, der Boden
Iſt glatt — von Marmor, nicht von Blut; von Blut?
Wer ſagte das? Iſt hier ein Sarg noch nicht
Geſchloſſen? Wer iſt feig von Euch, Cäſaren,
Und plaudert aus und bricht das heil'ge Schweigen,
Das Ihr dem Genius Rußlands angelobt?
Ihr Wimmernden, die einz'ge große That,
Der Ihr Euch rühmen dürft, war Euer Tod,
Und daß Ihr ſtarbt, das nur war Euer Leben!

Katharina

(giebt ein Zeichen, daß ſie ſich leidend fühlt, und geht, von ihren Damen, die raſch hinzutreten, geleitet, zur Seite ab).

Poppäa.

Du lehrteſt mich das Band zu weben,
Woran die Liebe Löwen führt,
Doch als ich es vollendet, hat dich eben
Mein Auge nirgends wieder aufgeſpürt —

Julius Vinder.

Ha! Noch ein verruchter Spott!

Poppäa.

Verfluche die Natur —!
Gab ſie dem Weib doch nur
Den Augenblick, den kurzen Rauſch,
Den unbewußten Zärtlichkeitentauſch,
Nichts als ein Frühlingswehen,
Von der Ewigkeit einen Faden, kaum zu ſehen,
Vom Sichvergeſſen einen leiſen Hauch —
Es iſt dahin! Das iſt der Zeiten Brauch!

Julius Vinder.

Weh mir! Wie der Verführung Schlange
Aus deinen Mienen lacht! Und doch — Sirenenſange
Ward Wohllaut nachgerühmt und Zauberton!
Dir krächzt er heiſer nur und teufliſch ſchon!
Sank deine Tugend, Unſchuld, Liebe in den Staub?
Wo biſt du hin, du reizendes Verzagen,
Als ich der Liebe erſten Raub
Von deinem Munde wagte fortzutragen?

(Nero erblickend.)

Ha! Täuſcht mein Aug' mich nicht?
Der dorten auf den Polſtern liegt,
Iſt — Nero? — Mir verſagt die Kehle —

Hier bin ich in des Tigers Höhle?
Poppäa —

Poppäa.

Götter, er erwacht —
Fort, Julius, birg dich in die Nacht!
Wir reden noch — Zu unſerm Tode rückt der Weiſer an —
Hinweg! O lieber, theurer Mann! —

Nero (auffahrend).

Was iſt es, das mir Morpheus ſchickt?
Was ſteigt da aus dem bunten Kelch des Mohns?
Bin ich erwacht? Nein, traumbeglückt
Bin ich ein Bild Endymion's.
O, wenn die Phantaſie
Die Farben lieh,
Der weiß, den Traum zum Tage aufzuraffen
Und Träume aus der Wirklichkeit zu ſchaffen —!

Julius Vindex (bei Seite).

Ich bin erſtarrt. Wach iſt ſein Augenlid!
Er muß mich ſehen
Und glaubt doch, was geſchieht,
Sei nur im Traum geſchehen?

Nero.

Todt ſein iſt ſchlecht;
Doch ſchön vielleicht, im Tode ſich zu wiſſen.
Wer wünſchte, ſich nicht recht
Einſt in den Grabesfinſterniſſen
Zu fühlen, auszukoſten einſt, zu leſen,
Was es bedeutet, in ein Nichts verweſen!

Wer möchte ſich im Sterben nicht belauſchen,
Wie am Bewußtſein ſanft
Die ſterbenden Sinne vorüberrauſchen
Und wie wir unter des Grabes Kunſt
Nachfühlen ohne Sinne,
(Nur weil wir der Sinne Gewöhnung inne)
Wie alles ineinanderfließt —!
Von dieſer Wonne, mein' ich faſt, genießt
Mein Auge einen Schatten; denn ich träume
Und fühle doch wie wachend dieſe Räume.
Leibhaftig ſeh' ich zwei Geſtalten,
Die doch im Traume nur als wahr zuſammenhalten —!

Poppäa.

Flieh! Noch umgaukelt ihn ein Nebelgrauen!

Julius Vinder.

Ich bleibe. Stirb, Tyrann!

Poppäa.

Julius!
O daß ich dich und mich verlieren muß!

Nero (ſich aufrichtend).

Wie deutlich dieſe Schatten ſprechen!
Was willſt du, blaſſer Knabe, an mir rächen?
Bin ich denn ſelbſt nicht eurer eins
Und diene euerm Reich des Scheins?
Ich leb' in euch: hier auf der Erde
Lebt nur was an mir Fleiſch iſt und Geberde.
Ich diene euch: zu gleichen eurer Macht
Dahin hat's leider mein Reich noch nicht gebracht —!

Julius Vinder.

Er redet irr'! Ich werde feig und fliehe! (Ab.)

Nero (kehrt in die ſchlafende Stellung zurück).

O bleibe, Schatten —! Goldne Wolke, ziehe
So eilend nicht — an mir — vorüber!
O, immer trüber wird ſie — trüber!
(Er ſtützt das Haupt.)

Poppäa.

So hundertäugig weiß er ſich bewacht,
Daß er des Mörders lacht,
Der ſeine Hand erhebt, den Schädel ihm zu ſpalten.
Er wird ihn nur für Sinnentäuſchung halten.

Nero.

Ein Narr, der Gottes Fluch
Mit unheimlicher Geberde trug,
Erwachte einſt aus tiefem Schlaf.
Und ſiehe da, das Dunkel, das ihn traf,
Der Wahn, der ſeine Sinne gebunden,
Sein Aberwitz, er war im Traum verſchwunden.
Es träumte ihn, daß ſeine Augen
Die Dinge zu ſehen wieder taugen,
Es wickle ſich in aller Stille
Von ſeinen Sinnen die täuſchende Hülle,
Er könne wieder verſtändig und klar
Nachdenken, was wird, iſt und was war.
O wie jauchzte das erlöſte Herz!
Wie leuchteten ſeine Blicke himmelwärts!
Er rief den Göttern dankend: „Ach! verzieh
Denn endlich eure Huld mein Weſen?

Soll ſich die Nebelbinde löſen?
Habt ihr eine zweite Geburt mir geſchenkt?
In ſeine Fugen den Verſtand wieder eingerenkt?
O Sonne, Luft, Licht, Leben,
Die Welt iſt mir zum zweiten mal gegeben!
Und, wie ich eins ans dem andern geſchloſſen,
So brechen nicht mehr des Denkens Sproſſen,
Die Leiter der Begriffe, das Erwägen
Geht ſtufenweis auf glatten Wegen —"
Er weint im Traum —! Da reißt des Windes Gewalt
Nichts — als 'ne Thür im Haus auf und alsbald
Erwacht' er von dem kurzen Glück.
Mit der Sonne Morgenblick
Sieht ihn der Wärter — er fährt empor;
Da tönt es wirrſam wieder an ſein Ohr,
Der Wahn kommt wieder angekrochen,
Des Geiſtes ſchwarzer Staar iſt nicht geſtochen.
Er fabelt in aberwitzigem Weſen!
Der Arme war im Traume nur geneſen!

Tigellinus der Mohr, an der Thür.

Tigellinus.

Majeſtät
Der Wagen ſteht
Vor der Thür.
'S ſchlug vier!

Nero (richtet ſich auf).

Geleite mich — —! Du biſt Poppäa! Nero iſt's, der ſpricht!
Ich ſuche Ruh' im „Goldnen Haus"! Und laß dich nicht

In meinen Träumen wieder ſo betreffen,
Wie ich dich heute traf! Es äffen
Nicht alle Träume! Sei bedacht,
Daß auch in meinen Träumen treu dein Sinn,
Und in den deinen — ohnehin —!
Gut' Nacht! (Er geht.)

Poppäa.

Ihr ew'gen Götter, welches Gaukelſpiel!
Wo ſucht dies Doppelleben ſich ſein Ziel?
Vernunft iſt Wahnſinn, Wahnſinn iſt Vernunft!
In ſeinem Haupt die Narrenzunft,
Die Träume für die wahre Welt
Und Wirklichkeit für Träume hält!
Sie könnte nur ein Lachen abgewinnen,
Wenn nicht des Univerſums Zinnen,
Das Reich der Römer ihre Bühne wäre
Und ernſt genommen würde ſeine Gauklerehre
Vor Millionen! Ein Wort,
Er ſtößt es fort,
Er wählt ein andres — zwiſcheninne
Mag thürmen ſich ein Berg von Leichen,
Ihm wird er Sprech- und Leſezeichen,
Ein Halt nur ſeiner irren Sinne —!
Und wie eine Mücke, die ihn ſtört,
Wird Menſchenleben von ihm abgewehrt.
O Julius, dein Vater ſtarb,
Weil er ſich Dank erwarb
Von Caſſius Sabin! Doch „danken"
Macht eines Schergen Treue wanken!
Da mußte Caſſius ihn morden.

Du folgſt ihm bald! Mein Julius, geworden
Die Buhlerin des Kaiſers zwar,
Schwört' ich doch gern, daß nie ein Haar
Von deinem theuern Selbſt gekrümmt dir werde!
Ach! Secunden bin ich nur die Königin der Erde.
Wie fang' ich's an? Der Morgen tagt!
Auf nächſte Nacht
Hat Nero Rom zu einem Feſt beſchieden;
Ich hätt' es gern gemieden;
Doch lock' ich dich in ſeine Reigen,
In Oleander und der Myrten Schweigen.
Auf! Boten ſeinen Schritten nachgeſendet!
So manchem hab' ich doch ſein Schickſal abgewendet!
Sie hüten ihn — zum mind'ſten ſo viel Stunden,
Bis ich ihn einmal, einmal noch gefunden,
Ein letztes Wort geſprochen vor dem Scheiden
Und ihm geklagt — mein Glück und meine Leiden!

Drittes Bild.

Im Walde.

Der alte Icevinus tritt auf.

Icevin.

Eine Verschwörung gegen den Kaiser! An der ich betheiligt bin! Den Göttern sei Dank! Endlich hab' ich die Stadt hinter mir und ich bin vor der Ueberschätzung meines Werthes sicher. Es kommt mir vor, als sähe mich alle Welt an wie ein Wunder, seitdem ich einen Schwur gethan habe, den doch keine zwölf Menschen gehört haben. Pflanzt sich eine so gewagte That durch die Luft fort oder ist es meine Furcht, die mir überall Triumphsäulen und dicht daneben den Galgen baut? Wie bin ich mit einem mal dazu gekommen, so etwas Außerordentliches zu werden; ein Kassenvorsteher, der kein Wachs an den Fingern hat; eine Null, die, wenn man sie mit sich selbst multiplicirt, eine gerade Zahl gibt! Ich komme bereits um nur bei den Vorbereitungen zu einem großen Ereigniß, das ich Unglücklicher zu befördern geschworen habe —! Wie hat sich das nur so verbreiten können, daß ich ein ehrlicher Mann bin! Nun grüßt

mich alles auf der Straße ſo verdächtig und blinzt mit den Augen und macht allerhand Fingerverrenkungen, um ſich verſtändlich zu machen! Dieſe Menſchen haben die Keuſchheit ihres Namens bereits an den Mann gebracht; das hat ſich überall ſchon die Finger verbrannt und darf ſich abſeits in keinen Winkel ſtellen, ohne beobachtet zu werden, was es an der Mauer zu machen hat. Ewige Götter! Ich achte dieſe geſinnungsvollen Menſchen im Dunkeln und würde mich mit größter Begeiſterung zu Piſo's Verſchwörung bekennen, wenn das Licht gerade ausgegangen iſt; aber auf der Straße angelächelt und bewillkommt zu werden als großer Charakter, dazu gehört ein größerer, als ich ihn beſitze. Wer kommt? Mein Sklave Milichus! Es iſt ein Germane, den ich erſt zum Römer gemacht habe. Verbotene Correſpondenzen nehm' ich von ihm nur unter freiem Himmel entgegen. Hätte ich mich nicht in die Verſchwörung eingelaſſen, Piſo würde mich nicht weniger haben ermorden laſſen, wie ich nun ohne Zweifel dies Schickſal von Nero zu gewärtigen habe.

Sein Sklave Milichus tritt auf.

Milichus.

Einen Gruß vom Herrn Piſo. Dieſer Brief iſt an Euch.

Senin (erbricht ihn).

Gewürfelt wurde geſtern um
Den Heldenruhm, den Kaiſer zu ermorden:
Dich traf das Los,
Den erſten Stoß —

Das iſt eine ſchöne Geſchichte! Mich traf das Los? Ich ſoll den Kaiſer ermorden? Ihr Götter, dieſen Auftrag ſchickt mir geradezu die Unterwelt! Verfluchte Thorheit, die Entſcheidung wichtiger Dinge an ſeinen Rockknöpfen abzuzählen! Bin ich auf die Welt ge-

kommen und habe mich tugendhaft gehalten, um andere Leute aus ihr herauszubringen? Warum war ich kein Praſſer, kein Säufer, kein Betrüger, kein Dieb! Warum war ich ein ehrlicher Kerl und bekam um deshalb eine Einladung zu Verſchwörungen! Wär' ich doch im Schoſe meiner Mutter geblieben und hätte die Hoffnung meines Vaters betrogen! Milichus! Kerl, lauf nicht immer wie ein Windſpiel um mich herum! Halte dich in der Nähe; die ganze römiſche Geſchichte drängt auf mich ein, du Lügenbote! Dieſer Brief iſt ein untergeſchobener Wechſelbalg.

Milichus.

Wahrhaftig ne! Ich einen falſchen Brief ſchreiben? Zwar geſchieht in meinem Vaterland, in Deutſchland, viel für den Volksunterricht; aber ſo klar ſeine Gedanken ausdrücken? Es ſcheint doch, die Schrift war ſehr deutlich?

Servin.

Einen elendern Fechter kann es gar nicht geben, als ich einer bin! Ich habe nicht im mindeſten die Behendigkeit, die dazu gehört, jemand mit guter Berechnung einen Stoß beizubringen. Der erſte Stoß! Nun, wenn ich zögre, kommt mir doch vielleicht ein anderer zuvor. Für den zweiten Stoß ſag' ich gut, falls ich nicht gerade meinen rheumatiſchen Zufall im Arm habe. Arg bleibt es, ein freiſinniger Charakter genannt zu werden und dann beweiſen zu müſſen, daß man einer iſt. Komm, Bärenhäuter, und bleib in der Nähe! (Ab.)

Milichus.

Bärenhäuter? Das ſind Anſpielungen auf mein Vaterland. Es geht hier nicht mit rechten Dingen zu; alles drehen ſie um. Auch meinen ehrlichen deutſchen Namen. Ich heiße doch Michel, und wie man zwei Beine übereinander ſchlägt, ſo thun ſie's

Razumoffsky.

Erholt Euch, Graf, laßt die vergangnen Dinge;
Was Peter war und Katharina iſt,
Wie wir für Großes Größtes eingetauſcht,
Das lieſ't die Welt im Buche der Geſchichte.

Orloff.

Nicht todt? Warum nicht todt? Schweigt, Marmorlippen!
Drückt ihnen doch die Lippen zu, den Plaud'rern!
Schickt in den Reichsſenat, ſie ſollen ſchweigen,
Die Todten! Schweigen will ich! ſchweigen — ſchweigen —
ſchweigen!

(Razumoffsky führt ihn. Beide folgen der Kaiſerin.)

Tſchemitſcheff (zu Bibikoff).

Das Glück iſt rund, Herr General! Ein Orloff
Darf ſeine Mörderhand zum Himmel ſtrecken,
Kein Blitzſtrahl ſchlägt ihn nieder! Glaubt,
Das Gut' und Böſe iſt den Großen eins,
Wenn nur Erfolg für unſre Thaten ſpricht. (Ab.)

Perſiljeff
(im Hintergrund).

Bibikoff (für ſich).

Was ſprach er mir von Gift, der finſtre Orloff? . . . . .

Perſiljeff.

O Herr!

Bibikoff.

Du biſt noch da, Koſak? Tritt näher!
Ich ſtaune, daß Du Karten kennſt, Danila.

(Er breitet die Karte auf den Tiſch.)

hier mit den Buchſtaben und nennen mich Milichus. Ein curioſes Volk, das römiſche! Geſtern rief mir einer nach: „Heda, Michaelis germanice!“ Merkſt du was? Ich bin nicht dumm: ich weiß, was der damit hat ausdrücken wollen. Nämlich, wenn ich nun den reichen Scevin angäbe und mir eine Prämie verdiente, etwa das Bild des Kaiſers, im Knopfloch zu tragen? Ich will ſehen, was mir meine Geſinnung rathen wird. (Ab.)

Tacitus, ein Einſiedler, tritt aus einer Hütte, indem er auf einer Tafel ſchreibt.

Tacitus.

Der ſichre, dreiſte Griffel! Waltet er
Nicht wie ein Prieſter ſtolz und hehr
In all den Schrecken, die er niederſchreibt?
Und ohne Zagen treibt
Er Nebel, Dräun und die Gefahr
Vor ſich einher, erſchrickt nicht, wie ein Aar,
Der dreiſt der Sonn' ins Auge ſieht!

So mild und ſtill erklingt der Zeiten Lied!
Die Ströme Blutes ſind da hell
Gewaſchen von der Rede friſchem Quell!
Ihr ſanfter Spiegel glättet alles aus
Und bringt ſelbſt aus den ſchwärzeſten Verbrechen,
Aus Thaten, von Erinnyen kaum zu rächen,
Noch immer einen leid'gen Troſt heraus —!

Ach! Iſt die Zeit, von der er lebt,
Wo er in Erz die römiſchen Geſchichten gräbt,
So glücklich, daß ein Lächeln
Selbſt über Leichen darf hinfächeln —?

Lahm wird zuletzt die Hand! Und wie der Griffel ruht,
Durchſchauert's dieſes alte Blut,
Obſchon es matter wird und trüber,
Doch immer noch mit neuem Fieber —!
Nein, unſre Zeit — es iſt ein Uebermaß,
Ein Spott des Himmels, der uns ganz vergaß!
Die Tugend hin, die Ehre, Ruhm,
Des Glaubens altes Heiligthum!
Nichts übrig, ſelbſt kein Gott!
Die Schande iſt der ſicherſte Pilot,
Der dich aus jedem Sturm ins Trockne bringt,
Derweilen Ehr' in ihrem kleinen Schiff,
An allen Seiten leck, verſinkt
Und ſcheitern muß am Felſenriff.
Wenn Tugend ſich ihr kleines Bündel ſchnürt
Und ſucht, daß ſie die ſtille Straße nicht verliert,
Tritt ein unheimlicher Geſell ſie an,
In der ſchwarzen
Livree der Parzen,
In rothem Hut, des Tods Agraffe dran,
Und lagert ſich mit ihr im Schatten
Und würgt den Kamerad, den wegesmatten.
Nein, nur zum Tode iſt jetzt reif, zum Leben nicht,
Wer würdig zehrt von ſeines Lebens Licht.

Julius Vinder tritt auf.

Julius Vinder.

Ich ſuche Nacht, wo Scham ſich bergen darf!
Wenn mir ſo an der Ferſe ſcharf
Mein Schatte ſchleicht, ſo iſt's, als wenn er mich umheuchelt,

Sich niederbückt, dem Kothe ſchmeichelt,
Um meine Trägheit hin- und wiederſpringt, als wären
Seine Linien nicht der Widerſchein des Leeren —

Cacilus.

Das ſagſt du recht: vom Nichts der Widerſchein
Kann nie des Nichts Rechtfertigung ſein.
Was trägſt du nur ſo Schweres, Knabe?

Julius Vinder.

Ich bin ein Gaul, der nicht zu rechtem Trabe
Kann kommen, dem das Leben
Die Zügel ſo verhängt gegeben,
Daß er an jedem grünen Raſen hält,
Vor jede offne Thür ſich ſtellt,
Den Kopf hineinſteckt, dumm, gedankenlos.
Und was verlor ich? Der Aeltern Schos,
Freundſchaft, Liebe, und da alles mich belogen,
Bin ich auch um mich ſelbſt betrogen —!

Cacilus.

Du haſt ein blitzend Aug', ermanne dich!

Julius Vinder.

Warum ermanne dich! Warum nicht erſt: ermenſche dich!
Ihr alten Grillenfänger ſprecht
Nur ewig von Entſchluß und von des Muthes Recht!
Weil ihr zu alt, verlangt ihr von der Jugend,
Im Tode ſoll ſie ſuchen ihre Tugend.
Und was zuletzt auch Muth?
Wahrhaftig wie die Feigheit thut,
Das weiß ich nicht; nur daran muß ich leiden,
Daß dieſe Welt ſich grauſam ſo geſtaltet,

So das Geſetz der Nothwehr waltet!
So des Waldes Luſt auf ewig zu meiden!
So der Lerche Lied, die Liebesklage
Der Nachtigall nur mahnt an das Ende der Tage!

Tacitus.

Immer haſt du dem Leben recht gelohnt,
Wenn du dem Rechte folgſt, das in dir wohnt.

Julius Vinder.

Das in mir wohnt? O thöricht Glauben!
Aus unſerm Innern rauben
Sie alles, alles, was ſich denken läßt,
Und immer bleibt zurück ein Reſt,
Ein Hoffnungsſtrahl, ein Zukunftsblick,
Die Ahnung vom beſſeren Weltengeſchick!
Wird nur der Tag vom Tag verbraucht?
Warum iſt die Geſchichte da? Was haucht
Der eine Tag dem andern an?
Darf man nichts an ſich heran
So nehmen, wie es eben iſt,
Und hoffen, hoffen auf der Zeiten Friſt?

Tacitus.

Die wahre Weltgeſchichte wohnt
Nicht im Genie und im Talente nicht,
In nichts, was der Erfolg belohnt.
Sie iſt nur kurz, ein klein Gedicht,
So kurz wie des Gerechten Traum,
Beſchränkt auf eines Menſchenalters Raum.
Was draußen ſich begibt,
Das iſt die Weltgeſchichte, die getrübt

Wird von den Nebendingen
Und alles dehnt zu großen, leeren Ringen,
Zu einer Zeit, an Jahren unzählbar,
Was nur in Gott ein kurzes Athmen war!

Julius Vindex.

Fluch dieſem Glauben! Nein, nicht Abfall iſt,
Nicht breiter, abendlicher Rieſenſchatte,
Was einſt die volle Währung hatte,
Was Staaten ließ wie Blumengärten blühen
Und Völker ſchön wie die Plejaden glühen!
Die Weltgeſchichte wäre nur das Ich?
Der Menſch erſtrebte nichts, als ſich?
Ich ſage, was Ihr von der Zukunft wißt
Iſt kein unweſentlich Schalen-Nebenbei
Vom großen brütenden Weltenei,
Nicht von dem Erz die Schlackenhülle,
Des unſichtbaren Pochhammers Gerülle —
Wir ſchaffen etwas; der Zukunft Schweigen
Wird ſich nicht füllen nur mit Erinnerung;
Nein! Nicht das Alte wird wieder jung;
Das Junge muß zum erſten mal ſich zeigen.

Tacitus.

Wer ſo von ſchlechten Zeiten ſchwärmt,
Was fände der wohl, was ihn härmt?

Julius Vindex.

Graubart! Wer ſich auf ſeine Trägheit ſtreckt,
Ein Bär, ſich die eigenen Tatzen beleckt,
Der brummt und knurrt ſich ein Syſtem,
Das bis zum nächſten Bienenſtock geht!

Du machſt dir eine Welt aus Lehm,
Die mit dir fällt und mit dir ſteht!
Ich ſage, dieſe wüſte Welt,
Ihr Lärmen und Toben,
Ihr Unten und Oben,
Hat ſich ein Ziel geſtellt
Und ein Geſetz ſich zugeſellt.
Ja ſelbſt der Schmerz wird zum Gewinſte,
Dem Leben thut das Sterben Dienſte.
Es iſt der Zeiten Los,
Daß erſt aus ſchwerem Unglücksſchoß
Das Gute reifen kann.
Es kündigt ſich das Gute an
Durch Böſes, das noch böſer oft
Als das, was man zu tilgen hofft.

Tacitus.

Du armer Jüngling, was erlebteſt du,
Daß du dem Denken, deinem Fühlen Ruh'
Und Troſt in ſolchem Wahn nur konnteſt finden?
Was machte dir das Aug' erblinden?
Dein Ohr, ſo jung, und ſchon ſo taub?
Dir ſcheint von Glas an dieſem Baum das Laub!
In dieſem Steine ſiehſt du Brot!
Oder iſt es Uebermuth, nicht Noth,
Daß du ſo kindiſch langen kannſt und haſchen
Nach bunten Wolkentaſchen?
Liebe nur zuerſt die Tugend,
Du allzu raſche, dich ſelbſt vergötternde Jugend;
Halte dich in Sitten und Reden rein,
Sei ſelbſt deines Ideales Widerſchein!
Nimm Rath an und werde dem Alter

Nur ein rüſtigerer Verwalter!
Vor allem faſſe, was du biſt, zuſammen
Und ſchüre deines jungen Feuers Flammen,
Stirb, wenn kein andrer Rath —
Es lebt nur eins — die That.

Julius Vinder.

Ihr baßt am Hut die jugendliche Schleife!
Ihr fordert, ſich jung den Greiſen einzureihn.
Ihr wollt nur Mannheit, nur Entſchloſſenſein,
Partei, geſpreiztes Weſen, frühe Reife!
Kunſt, und in der Kunſt die Form, und in den Formen Scherz —
Die rühren nimmer Euer kaltes Herz:
Charakter wollt Ihr, wo genießen
Noch will der Jugend heiteres Zerfließen —

Tacitus.

Halt' ein! Ich kenne dies verſchlagene Bemühn.
Ihr Jungen wollt euch der Partei entziehn;
Ihr hättet gern auf eure Fauſt
Die Zeit, daß ſie nach euerm Winde ſauſt.
Ihr baßt die Tyrannei! Doch ihre Frivolität,
Die iſt's, die euch zu Sinne ſteht —

Julius Vinder.

Vergebt! Ich läſtre! Ja, edler Mann,
Den ich in dieſes Waldes Gründen
Mich zu beſchämen mußte finden,
Nimm reuig mein Bekenntniß an!
Durch Trübes, das die Welt an mir verübt,
Ward bis zum Wahn mir getrübt
Der Geiſt, ſodaß ich einmal umgekehrt
Betrachten wollte der Dinge Werth.

Doch nun hinweg, was Phantaſie, was Kunſt,
Uns zu berücken, bunt erfindet!
Die Seele iſt mir nicht verhunzt,
Das Auge iſt mir nicht erblindet!
Ich ſeh's, durch Witz, durch Geiſteskraft
Wird dieſe böſe Zeit nicht aufgerafft.
Wir müſſen uns zuſammenſcharen;
Was Einem nicht gelingt, glückt Paaren.
Seid denn gezückt, ihr Todesſpeere,
Bloß ſei mein Herz, doch nicht von Ehre!

(Er ſinkt an die Bruſt des Einſiedlers.)

Tacitus.

Mein Sohn, du ſtirbſt an deiner Zweifel Brande?

Julius Vindex.

Doch nicht! Ich ſtehe nur am Meeresſtrande
Und ſehe auf den ſturmbewegten Plan,
Dem ich mich anvertrau', ein einzler Mann!
Leb' wohl! Ich ſeh's, das Wort ich will's bewahren:
Die Hand ſei lieber todt, als daß ſie lahme!
Sag' eines noch! Wie iſt dein Name?

Tacitus.

Vielleicht, daß du ihn ſchon erfahren.
Leb' wohl, mein Sohn! Gedenk' Cornelius Tacitus!

(Ab.)

Julius Vindex.

Wer war's, der mich beſchämen muß?
Der greiſe Seher, der die Zeit
Sich ſpiegeln ließ in der Vergangenheit?
Der uns gelehrt, wie die Cäſaren
Der röm'ſchen Freiheit Mörder waren?

Er, Tacitus, der ſeine Hand
Ausſtreckte zum Gericht, wie Rhadamanth?
Wie liebt' ich, was er ſchrieb! Die weiſen Sprüche,
Der Tyrannei verſteckte Schliche,
Die er an alle Welt verrieth!
Sein immer gleiches Zauberlied
Klingt wieder hell durch meine Seele.
Kann noch das Ziel entfernt ſein, das ich wähle?
Kann ich noch zittern, ob zu ſterben
Nicht heiße, was man iſt, nein, was man könnte ſein, verderben?
Er ruft mir: Ja, der Werth, den du erreiche
Sei nur ein möglichſt großer Raum für deine Leiche!
Greif' in die irren
Geſpenſtergrillen, die deine Bruſt durchwirren,
Und ſuche dir's als Höchſtes anzuſchlagen:
Ein Kind, und doch dem Mann ſchon gutzuſagen!
Hinweg, was mich zu locken kam herbei,
Des Kaiſers aberwitzige Gaukelei!
Hinweg, Poppäa! ach! — noch ſo geliebt,
Daß, was ſie zur Entſchuld'gung ſich geſagt,
In mir ein helles Feuer angefacht!
Wie tödt' ich Nero? Nur noch eine Nacht,
Dann iſt's bedacht! (Ab.)

Scevin und Milichus treten wieder auf.

Scevin.

Wer ſteht denn da, ordentlich wie ein Menſch? Heda!

Milichus.

Ich bin es ja, Herr!

Icevin.

Du biſt es, Milichus! (Einen Dolch betrachtend.) Das haſt du gut gemacht, Burſche. Mit dieſem Dolch gehe ich der Zukunft ſchon ſichrer entgegen, er iſt vom Altar der Göttin der Sicherheit geſtohlen. Er ſoll mir in dem Strom von Begebenheiten, in den ich mich werfen muß, als Schwimmblaſe dienen. Milichus, gib her! Wo haſt du den Sicherheitsdolch?

Milichus.

Ihr habt ihn ſchon in der Hand!

Icevin.

Ja ſo! Ich wollte auch eigentlich nur, daß du ihn nehmen ſollteſt. Und dann das verrätheriſche Wort Dolch! Gewöhne dir dieſe deutliche Bezeichnung ab. Bilde dir immer ein, das Ding hätte ſtatt einer Spitze zwei und nenne es meinetwegen lieber eine Gabel!

Milichus.

Mit dieſer Gabel wollten Sie — was doch verſpeiſen?

Icevin.

Lauerſt du? Bekümmerſt du dich um Dinge, die dich nichts angehen, Schlingel? Sieh mich nicht ſo an, als hätt' ich was im Werke, wozu man Werkzeuge braucht? Werkzeuge ſag' ich! Haſt du verſtanden? Sage, verſtehſt du dich wohl darauf, Charpie zu zupfen? Suche, was du nur auftreiben kannſt an alten Hemden, Halsbinden und Vatermör — Was? Von Morden war hier die Rede —? Nimmermehr! Und gletz' nicht ſo!

Milichus.

Sie thun ja, als ſollte einer ganzen wohllöblichen Menſchheit zur Ader gelaſſen werden? (Für ſich.) Väter ſollen gemordet werden?

Komm näher! Sieh Dir dieſe Fläche an!
Was ſtellen all die Punkt' und Kreuze vor?

Perſiljeff
(ſieht die Karte und Bibikoff an).

'nen Kirchhof, Herr!

Bibikoff.

Für Dein bethörtes Volk!

Perſiljeff
(bald die Karte, bald den leidenden Bibikoff betrachtend).

Und Manchen, der noch nicht an Scheiden denkt.
O ganz gewiß, wie meine Taſche kenn' ich
Das Land — hier hinter Nowgorod, da drüben —
Da fließt ein kleiner Bach, ich hör' ihn rauſchen —
Er murmelt hin wie leiſer Klaggeſang —
Und über ihn, da hängen Weiden nieder:
So recht ein friedlich Plätzchen für den Tod —

Bibikoff.

Du find'ſt Dich wacker aus! Das gold'ne Band,
Das Dir die Kaiſerin geſchenkt, nehm' ich
Beim Wort und halte Dich in meinem Dienſt.
Du kennſt Dein Volk, liebſt Deine Kaiſerin,
So leite Du uns durch die Nacht der Wälder,
Sei Du mein Stern auf unwirthbarem Meer —
Biſt Du geneigt, in ſolchen Dienſt zu treten?

Perſiljeff.

Sagt's nur heraus, Ihr wollt mich als Spion? —

Bibikoff.

Die edle Sache adelt jeden Namen.

Scevin.

Sage, komm einmal her! Was iſt das, was da ſo auf- und niedergeht?

Milichus.

Ich ſehe nichts.

Scevin.

Ich beruhige mich. Es war blos mein Schatte! Nun gut, Charpie. Richtig, die haben wir; nun aber Schwamm. Kurz, alles Mögliche mußt du auftreiben, was zum Verbande bei Wunden, plötzlichen Blutſtillungen und andern unvorhergeſehenen Zufällen zweckdienlich iſt. Wo haſt du das unglückſelige Ding, das nicht nur einem Dolche ähnlich ſieht, ſondern ſogar ſelbſt einer iſt? Nun gib Acht! Mache dir ein Geſchäft, ihn von morgen an alle Tage ſo zu ſchleifen, daß ſeine Spitze zuletzt ganz unſichtbar wird. Ein Menſch, der ihn blos anſieht, muß ſchon ein Loch davon im Geſicht bekommen, zwei Zoll tief. Man muß ſagen können, jeder, der vorſätzlich damit verwundet wurde, ſei aus Verſehen hineingelaufen. (Für ſich.) Könnt' ich nur jemand finden, der ſich die Ehre des „erſten Stoßes" verkaufen ließe! Ich muß in den Wäldern ſuchen. (Ab.)

Milichus.

Dahinter muß vielerlei ſtecken. Hier ſind verbotene Wege und Dinge im Werke, die, wenn ſie offenbar würden, manchem ins Geſicht ſchlagen müßten. Der Dolch, das Blutbad, Charpie und Schwamm — das ſind verdächtige Gegenſtände. Ehrlicher deutſcher Michel, was kannſt du hier anders thun? Du wirſt dieſe Sachen nicht überlegen, ſondern morgen in der Frühe der hohen Obrigkeit Anzeige machen. (Ab.)

Viertes Bild.

Akademie.

Die Säulengänge sind mit jungen Leuten bevölkert, welche theils lustwandeln, theils sich zu einzelnen Gruppen vereinigt haben, um die Vorträge der Lehrer anzuhören.

Zwei Thürsteher unterhalten sich im Vordergrunde.

Erster Thürsteher.

Die Philosophie hat sich diesmal einer herrlichen Jahreszeit zu erfreuen! Immer „südlicher Himmel" im Kalender! Aber sage mir nur, was du dort in der Hand trägst?

Zweiter Thürsteher.

Das ist ein Segeltuch, welches mir Empedokles anvertraut hat. Sollte es regnen, was ich nicht glaube, so muß ich es zwischen die beiden Säulen da heften, damit die Einwürfe des Regens und des Windes seinen Behauptungen über das höchste Gut nicht schaden. Denn, sagt er, die Ideen können alles vertragen, nur nichts Feuchtes; ehe man die Hand umdreht, haben sie den Schnupfen weg und verkälten sich. Doch, da ich gerade

Zeit habe, ein gelegentliches Wort: Wie gefällt dir denn diese unsere neue philoſophiſche Lebensart?

Erſter Thürſteher.

Je nun, du wirſt ſich erinnern, daß ich mich früher befleißigte, Schuhe zu verfertigen. Als nun die ſtoiſche Philoſophie neulich von der epikuräiſchen in die Flucht geſchlagen wurde, lief ſich jene ſo ſehr die Hacken ab, daß ſie ſich an einen Mann wandte, der ſich gleichſam darauf verſtand, ſie ihr wieder anzuſetzen. Nebenbei putz' ich dem Stoicismus die Stiefel, klopfe ſeine Kleider aus und beſorg' ihm allerhand kleine Commiſſionen, die gewiſſenhaft ausgeführt ſein wollen.

Zweiter Thürſteher.

Du kannſt von Glück ſagen, denn als Angeſtellter beim Stoicismus biſt du beſſer daran als ich. Was läßt ſich beim Cynismus, bei einer Philoſophie der Hunde, verdienen? Meine Frau hülfe mir gern in meinem Verdienſt; aber leider verſchmäht es dies Syſtem, ſich ſeine Hemden waſchen zu laſſen. Ich war, wie du weißt, Barbier, ich kann raſieren, Nägel beſchneiden, bei Bädern zur Hand ſein, ich beſitze chirurgiſche Kenntniſſe. Was ſoll ich jetzt davon in Anwendung bringen? Glücklicherweiſe geht die cyniſche Philoſophie barfuß, ſo komm' ich doch wenigſtens einigemal im Jahre dazu, ihr die Hühneraugen zu ſchneiden. Ja! Es ſind ſchlechte Zeiten.

Erſter Thürſteher.

Sieh, ſieh! Da kommt der Aufwärter der Epikuräer. Das iſt ein liederlicher Menſch, immer betrunken! Wie ihm die Augen vor Uebermuth aus dem Kopfe quillen!

Dritter Thürſteher.

Guten Morgen! Seid ihr beide auch noch immer in der

Welt? Haha! Ihr werdet täglich ſchmaler! Ich ſchwöre euch, in kurzem hat euch mein Syſtem, das Syſtem, dem ich diene, das epikuräiſche Syſtem, in den Sack geſteckt! Wo will das mit euch auch hinaus! Ihr putzt Stiefel? Aber nach welchem Syſtem? Von welchen Vorausſetzungen geht ihr aus, wenn ihr einen Rock bürſtet? Ihr könnt nach Principien nicht ein Glas Waſſer holen. Ein paar entlehnte Sätze, einige Kategorieen, die ſich von ſelbſt verſtehen, einige aneinandergeleimte willkürliche Behauptungen, eine Bürſte, die Federn läßt, Wichſe, die nur die Stiefel verdirbt, träge Handgriffe, nichts Studirtes, da habt ihr's, das iſt euer Syſtem. Aber ſagt mir nur, wie hoch es an der Zeit iſt?

Erſter Thürſteher.

Um die neunte Stunde.

Zweiter Thürſteher.

Dein Syſtem wirſt gewiß viel ab?

Dritter Thürſteher.

Alte Kleider, Blumenkränze von Roſen und Myrten, die man noch immer an eine richtige Jungfrau verkaufen kann, Salben, die von den Badhaltern eifrig geſucht werden, Leckerbiſſen, die meine Nahrung ſind, und ſchöne Weiber, die man aus Epikur's Gärten des Morgens nach Hauſe führen muß. Was ſagt ihr zu einem ſolchen Syſtem?

Erſter Thürſteher.

Du biſt nicht verheirathet. Aber jemand, der Frau und Kinder hat und ſchon über die Jahre hinaus iſt, dem bekommt der Stoicismus beſſer.

Dritter Thürſteher.

Jetzt fällt mir ein, daß ich euch eine Neuigkeit mittheilen

wollte, wenn ihr nur inzwiſchen nicht vergeßt, daß ich eigentlich eine Paſtete holen ſoll, und mich daran hernach erinnern wollt. Die Herren drüben wollen daran den Kegelſchnitt ſtudiren. Nun ja, da ſoll ſich ja jetzt eine ganz neue, verfluchte Sekte aufgethan haben, die den Menſchen für — für — was doch? hält! Kurz, das Ding iſt zum Henkerholen. Dieſe Sekte, dieſe Neuerung, dieſe Ketzerei behauptet, der Menſch müſſe ſich alles ſelbſt machen; man werde nicht eher glücklich, ehe man nicht die Befriedigung aller ſeiner Bedürfniſſe ſelbſt übernimmt. Dies Syſtem ſagt, man müſſe nicht blos nach dem höchſten Gute ſtreben, ſondern auch darauf ſehen, daß es einem ſo wohlfeil als möglich zu ſtehen kommt. Sie ſagen, die Menſchen fingen erſt dann an ihre eigenen Herren zu werden, wenn ſie ihre eigenen Dienſtboten würden. Jedermann müſſe deſſen Dienſtbote ſein, deſſen Herr er iſt; ſowie ſie denn zuletzt die Behauptung aufſtellen: Jeder Kunde ſei ſein eigner Schuſter, und dieſe dann umdrehen und ſchließen, von nun an müſſe auch jeder Schuſter ſein eigener Kunde ſein!

Erſter Thürſteher.

Ihr ewigen Götter! Dann würde es ja keinen Abſatz mehr geben.

Zweiter Thürſteher.

Und ich — ich habe immer gehofft, der Cynismus würde noch ſeinen Haß gegen die Seife ablegen; aber dieſe neue Sekte wäre ja im Stande, ſich ſelbſt auf die Waſchbank zu ſtellen —

Dritter Thürſteher.

Wie ich euch ſage, es iſt hier von einer gefährlichen Sekte die Rede, die euch aus dem Brote, mich aus dem Kuchen bringen kann. Doch ich verſichere euch, von heut' Abend geh'

ich nicht anders als mit einem Stocke aus. Wenn die Disputationen nichts ausrichten, so such' ich es zu veranstalten, daß es zum Handgemeng kommt. Jetzt habe ich in der Desperation vergessen, was ich holen sollte?

Erster Thürsteher.

Ich glaube Kegel, um eine Pastete auszuschieben.

Dritter Thürsteher.

Ne! Eine Pastete sollt' ich holen, damit die jungen Herren daran die Theorie der Kegelschnitte verdauen. Lebt wohl. (Ab.)

Zweiter Thürsteher.

Die neue Sekte geht mir im Kopf herum; aber ich glaube, der Schuft hat uns was weisgemacht. Aber sieh nur, der Empedokles, der mich da ruft, scheint ja noch guter Dinge zu sein. (Ab.)

Erster Thürsteher.

Der Stoicismus hält sich, er hat gar zu vornehme Verwandte. Aber ich glaube, Zeno winkte mir. Ein Glas Wasser? Sogleich bedient werden! (Ab.)

Erster Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Meine Herren, ich leugne nicht, daß ich von einem sehr materiellen Grundsatze ausgehe; aber in der Folge werden Sie sehen, wie erhabene Resultate sich aus ihm ergeben. Woher kommt es, daß gegenwärtig so viel falsche und ungereimte Gedanken sich in die Herrschaft der Welt theilen? Das kommt von unsern schlechten Zähnen her. Mit dem ersten hohlen Zahn wurde der erste hohle Gedanke geboren. Natürlich! Unsere vernachlässigten, unregelmäßig gereinigten, mit Weinstein be-

fehlten hohlen Kauwerkzeuge verhinderten die Generation, die Speisen bis zu jener dünnen, flüssigen Masse zu zermalmen, welche, mit hinreichendem Speichel zersetzt, dem Magen allein willkommen ist. So bleibt dem Magen in unserm Jahrhundert ein zu großer Antheil an dem Verdauungsgeschäft überlassen. Der Körper, der angewiesen ist, seine Frische aus dem Magen zu holen, sieht darüber hin, und der Geist, der sich in einem kranken Gehäuse nicht wohl befindet, muß zusammenschrumpfen. Das ist eine ganz natürliche Stufenleiter von den Zähnen bis zu den Gedanken.

Ein Schüler.

Sie meinen also, daß die beste Einleitung und Propädeutik für das Studium der Philosophie eine Zahnbürste sein würde?

Lehrer.

Allerdings. Hatte die alte Philosophie nur Haare auf den Zähnen, so ist unsere Aufgabe, Borsten dazu zu wählen. Befolgen Sie meinen Rath, und Ihre Gedanken werden an Neuheit, Ihre Combinationen an Ueberraschung gewinnen. Zahnbürsten, meine jungen Herren! Das ist mein Fundamentalsatz! (Geht vorüber.)

Zweiter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Ehe ich heute meinen Vortrag beginne, meine Herren, habe ich nur die eine Bitte an Sie, sich nicht umzusehen nach dem elenden Menschen, der hinter uns hergeht und die Welt aus nichts construirt. Halten Sie den Kreis, der meinen Rücken beschützt, dicht geschlossen; denn jenes Menschen Bosheit kennen Sie nicht. Es ist wahr, ich habe zuweilen im Stiefel ein Loch; es ist wahr, ich begleite meine Lehrsätze mit einer dummen

Bewegung der linken Schulter, gegen welche ich vergebens Bäder gebrauche; allein seitdem er diese kleinen Gebrechen in Erfahrung gebracht hat, glaubt er mich durch einen unausgesetzten Spott darüber widerlegt zu haben. Das ganze scharfsinnige Gebäude meines Systems, die Logik in meinen Schlußfolgen, die Bündigkeit meiner Assertionen wiegt für seine Schüler nichts, seitdem er ihnen gesagt hat, daß ich zuweilen ein Loch im Stiefel habe. So sind die Menschen. Wenn sie von jemand wissen, daß er eine Perrüke trägt, so ist es ihnen ausgemacht, daß ein Buch, das er geschrieben hat, lächerlich sein muß, sowie sie das, was sie Ihnen nicht zu sagen wagen, solange Sie einen guten Rock anhaben, dann gewiß nicht verschweigen werden, wenn Ihnen eine Nabt daran aufgegangen ist. Ich danke Ihnen, meine Herren, Sie nehmen mich ja recht in Ihre Mitte. Nun können wir anfangen. Wo standen wir?

Erster Schüler.

Beim Ding an sich.

Lehrer.

Ja, da haben wir's gleich wieder! Der elende Mensch sitzt wie eine Klette an mir, ich kann den Mund nicht aufthun, ohne ihn hineinzubekommen; er ist wie Pech, das nicht losläßt. Nun ja, das Ding an sich: was behauptet er darüber?

Zweiter Schüler.

Daß sich die Philosophie nicht mit Dingen, sondern mit Begriffen beschäftigt.

Lehrer.

Zum Todtlachen! Da muß ich Ihnen doch gleich wieder etwas mittheilen, was er jüngst gegen mich gespieen haben soll. Aber ich muß Sie bitten, enger zusammenzutreten; denn ich

weiß, daß er in diesem Augenblick von mir spricht und mich in die Flucht schlägt, wenn er auf die Hacken meiner Strümpfe zeigen kann. Nein, kommen Sie lieber, ich kann seinen Geruch nicht ertragen. (Geht vorüber.)

Dritter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Nichts, wie gesagt, nichts, meine Herren, also nichts ist alles. Jeder, meine Herren, ist also keiner. Denn gesetzt also, zum Exempel, es klopfte, gesetzt also, es klopfte jemand, jemand zum Exempel also an meine Thür, an meine Thür also. Wie? nun wie? was würd' ich sagen? Also würd' ich sagen? Wie gesagt, ich würde fragen: wer da? Also wer da? Nun aber, wie gesagt, würde draußen geantwortet, also geantwortet: Ich! Ja aber, ich! Was, was ist, was bin ich? Dumm! Ich ist jeder, also jeder: jeder also, also jeder ist soviel wie keiner. Nun aber, also, nun ist doch ohne Zweifel, also ohne Zweifel ist doch jemand da. Sie sehen also, meine Herren, wie gesagt, das Sein ist unter Umständen so gut wie nichts. Denn ich, ich, der ich frage, bin freilich denkend, aber die Person draußen, also draußen ist für mich das Nichts; denn wie gesagt, sie sagt: Ich! Ich kann aber also jeder sein. Jeder ist in Bezug auf jenes Ich = Nichts. Sie sehen, wer also pocht, pocht auf seine bloße Existenz, seine natürliche Existenz also, ist nichts; denn wie gesagt, das abstracte Sein ist nichts.

Erster Schüler.

Auch das Meinen ist nichts, also wie gesagt, das Meinen —

Lehrer.

Wer denkt, meine Herren, der ist also: aber Meinen, also

Meinen kommt, wird hergeleitet, hergeleitet, derivirt alſo von Mein; aber das Partikuläre, wie geſagt, das Perſonelle, entſcheidet nicht, alſo Mein, mein alſo iſt nichts.

Zweiter Schüler.

Das Organ des Denkens nun, wie geſagt, iſt der Geiſt, das heißt alſo, nichts, was Ich beſitze, ſodaß es alſo, alſo etwas Partikuläres ſei, ſondern der Geiſt, alſo der Geiſt kommt, wird hergeleitet, derivirt alſo von Sein, Geiſt iſt das Ge-Iſt. Alſo —

Lehrer.

Alſo das wahre Sein; ſodaß zuletzt das Sein doch wieder etwas iſt. Iſt? Etwas? Wieder? Doch? O, meine Herren, die Sprache iſt alſo, iſt alſo eigentlich — das größte Hinderniß der Philoſophie; denn man ſtößt an, wie geſagt, bei jedem Worte an. Die Wiſſenſchaft braucht aber jedes Wort alſo, alſo jedes Wort in einem andern Sinne, alſo als dem gewöhnlichen alſo, drum, meine Herren, drum iſt die wahre Philoſophie alſo eine ſtumme, obſchon, wie geſagt, dies Schweigen, dies Schweigen alſo leicht in Myſticismus übergehen kann; die wahre philoſophiſche Sprache alſo iſt die Sprache, wie geſagt, die Sprache Gottes.

Alle Schüler.

Groß! Wunderbar! (Gehen vorüber.)

Vierter Lehrer mit ſeinen Schülern.

Lehrer.

Mögen andere zu wiſſen glauben; wir, meine Freunde, wollen darin unſern Stolz finden, daß wir zu glauben wiſſen. Das Glauben wird in einigen Fällen eine Wiſſenſchaft, in den

Perſiljeff.

Ich bin bereit .....

Bibikoff.

So folg'!

Perſiljeff.

Wohin Ihr wollt!

(Bei Seite) Die Liſt gelingt. Der giebt mir mehr als Gold!

(Beide ab.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Eine Halle im Hauſe des Hetmans Loginoff zu Uralsk. Ein Lehnſeſſel. Rechts ein Fenſter. Tiſch mit Schreibzeug. Hinten ein zeltartiger Vorhang.

Fünfter Auftritt.

Borotin und Kaluga (treten ſchnell auf von der Seite rechts, begleitet von andern Bewaffneten. Einer der Letzten trägt eine weiße Fahne. Hinter der Scene mit der Verwandlung und vor dem Auftreten der genannten Perſonen erſchallen Trommeln und Trompeten und von Zeit zu Zeit hört man entfernte Kanonenſchläge).

Borotin.

Hieher! Vom Fenſter unſres Hetmans hängt

meiſten aber eine Kunſt ſein. Die Quelle der Wiſſenſchaft iſt die Vernunft, die der Kunſt das Bedürfniß. Das Bedürfniß wird entweder befriedigt und gibt uns Troſt, oder es bleibt unbefriedigt und erhebt unſere Ahnung; mit einem Worte, Sie ſehen, daß ſich auch der Glaube in ein Syſtem bringen läßt.

Erſter Schüler.

Und was ſollen wir nun glauben?

Lehrer.

Zuerſt die heilige Tradition und ſodann das, was ich darüber ſage. An den wundervollen Erzählungen, mit welchen die Götter unſere Dogmatik bereichern wollten, an Jupiter, Leda, Danae denken Sie nicht! Die Götter wußten es, daß die Menſchen einſt das Bedürfniß empfinden würden, an ſolche Capriolen zu glauben, wie ſie deſſentwegen von ihnen gemacht wurden. Es gibt eine Philoſophie (da geht ſie mit ihrem Anhange vor mir), welche das Wiſſen früher ſetzt, als das Gewußte und ſomit die Gottheit nur anerkennt, inſofern ſie von den Menſchen gewußt wird. Wir ſagen vom Glauben daſſelbe. Die Erfindung der Religion war von ſeiten der Götter eine getroffene Berechnung der Zukunft. Es kann ſich ereignen, daß ihr Umfang oft zu gering iſt; denn ein glaubensdurſtiges Gemüth findet nie genug, woran es glauben könnte. Es wendet ſich in Ermangelung hinreichender Glaubensobjecte an die Mythologieen fremder Völker, und ich bin gewiß, daß man ſich ſelbſt den indiſchen, perſiſchen, ſamothraziſchen und chaldäiſchen Göttern mit einer gewiſſen Andacht hingeben kann. Kurz, beten Sie alles an, was Ihnen unter die Hände kommt. Es verlohnt ſich.

Zweiter Schüler.

Recht, theurer Meiſter, wir ſollen dem Vogel gleichen, der

sich an die Decke seines Käfigs anklammert und den Kopf herunterhängen läßt, sodaß wir den Himmel für die Erde ansehen —!

Lehrer.

Wahr! Wahr! Und wenn wir uns dabei auch einmal, statt an einem Stern, den Kopf an einem Balken blutig stoßen, der die Straße versperrt, so wollen wir denken, daß bei uns das Ministerium der geistlichen auch zugleich das der Medicinalangelegenheiten ist und für alle Wunden in einer guten Anstellung — die rechte Heilung hat. (Geht vorüber.)

Fünfter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Nehmen Sie an, meine Herren, diese Rose! Was bewegt uns, diese Rose schön zu nennen?

Erster Schüler.

Weil sie wie der junge Tag blüht, weil sie sich schämt, ihre Reize zu enthüllen, weil sie duftet, süßer als zerschnittene Mandelkerne.

Lehrer.

So würde der Dichter sprechen! Allein die Schönheit muß sich von uns philosophisch definiren lassen. Warum ist diese Rose schön? Sie präsentirt sich uns in der ersten Form des Vorstellungsvermögens, im Raume. Sie ist demnach etwas Endliches und ihrer räumlichen Erscheinung muß Ideelles zu Grunde liegen. Welche Mittelglieder lassen sich nun auffinden zwischen z. B. dem Belvederischen Apoll und dieser Rose? Galt dort die Harmonie plastischer Formen, so trifft diese Kategorie hier nicht mehr zu; galt dort die verkörperte Idee der Jugend, der

Schönheit — aha! das wollt' ich nur. Hier liegt's: Es gibt am Belvederiſchen Apoll eine zwiefache Schönheit zu bewundern; einmal iſt er ſchön als Apoll, als Thema, ſodann als Belvederiſcher in der Copie. Wie nun die Roſe? Gibt es auch hier einen zwiefachen Typus? Allerdings; wir müſſen zuerſt auf die Pflanzenbildung überhaupt zurückgehen und zweitens den Coincidenzpunkt ſuchen, wo das Endliche und Unendliche in der concreten Erſcheinung zuſammenſchlägt. Die Urpflanze, meine Herren, welche in Sicilien —

Zweiter Schüler.

Aber ſeht, die Roſe iſt über Euern Definitionen ſchon verwelkt! (Gehen vorüber.)

Sechster Lehrer mit ſeinen Schülern.

Lehrer.

So ungewiß, meine Herren, einige Lehren der Moral ſind, ſo vereinigen ſich doch alle Gründe, mögen es nun theoretiſche oder praktiſche ſein, dahin, die Lüge unter jeder Bedingung abſcheulich zu nennen. Rede die Wahrheit unter allen Umſtänden! Das iſt das höchſte Sittengeſetz. Geben Sie doch gleich einmal ein Beiſpiel, um zu beweiſen, wie untauglich die Vorwände ſind, welche die ſogenannte Nothlüge beſchönigen ſollen!

Schüler.

Mörder ſuchen den Herrn eines Sklaven. Der Sklave, um die ſchreckliche Gefahr von ihm abzuwenden, wirft ſich ihnen entgegen, nennt ſich den, den ſie ſuchen, ſtirbt, von den Dolchen der Mörder durchbohrt und rettet ſeinem Herrn das Leben.

Lehrer.

Nun, da haben Sie a gleich, was ich ſage! Dieſer gemeine

Mensch stirbt, noch im Munde eine elende Lüge! Seien Sie versichert, meine Herren, das Sittengesetz steht höher als alle Collisionen, in welche es vielleicht gerathen kann. Wäre jener Sklave ein Liebhaber des kategorischen Imperativs gewesen, ohne Zweifel, er lebte noch. Daraus sehen Sie auch, daß man zuletzt mit der Wahrheit auch immer am besten wegkommt.

Siebenter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Somit wär' ich denn endlich auf den Punkt gekommen, Ihnen das Ideal eines philosophischen Staates, ein rationelles Gemeinwesen, zu entwerfen. Der Staat, welchen ich in Vorschlag bringe, besteht aus fünf Bürgerklassen, welche auch zugleich das Fundament für die Regierungsgewalten sind. Diese fünf Klassen bestimmen sich nach den fünf Sinnen, sodaß wir haben: die riechende, die hörende, die sehende, die schmeckende und die fühlende Klasse. Die angesehenste Klasse ist die schmeckende, die niedrigste die fühlende, sie, die sich damit begnügt, die Hauptsache, gleichsam den Braten, nur durch den Nervenäther zu spüren, ohne selbst davon etwas zu sehen oder zu schmecken. Die schmeckende Gewalt sind der König, die königlichen Prinzen, die hohe Aristokratie des Adels und der Geistlichkeit. Die riechende Gewalt sind die natürlichen Kinder des fürstlichen Hauses, die Justiz und die Polizei. Von der sehenden Klasse an beginnen die Unterthanen; doch hat sie noch den Vorzug, weniger Steuern zu zahlen als die folgenden. Die hörende zahlt freiwilliger, da sie nicht sieht, wie ihr Geld zur Anwendung kommt. Das Hauptfundament des Staates bleiben zuletzt die Fühlenden; diejenigen, welche von allen Dingen nur die Ahnung haben, die gewohnt sind, sich in

ſüßen Täuſchungen zu wiegen, die den Staat gern für eine Familie halten und den Neuerungen abhold ſind, alſo die Weiber, die Gelehrten, die niedere Geiſtlichkeit auf dem platten Lande und die Unterhaltungsſchriftſteller des einen wie des andern Geſchlechts.

Schüler.

Und ließe ſich dieſer große Gedanke durchaus nicht in die Wirklichkeit einführen?

Lehrer.

Leider, das iſt das Schickſal, welches ich mit Plato gemein habe. Meine Ideen kommen noch viele Jahrtauſende zu früh! Und meine Herren, daß ich es geſtehe! der Zwieſpalt des Lebens und der Theorie, der Erfahrung und der reinen Vernunft wird wol nie, nie ausgeglichen werden. (Geht vorüber.)

Julius Vinder tritt auf.

Julius Vinder.

Wohin verirr' ich mich? Zu einem Menſchenſchlage,
Der in dem Abend unſrer großen Tage,
Gleich Mücken, die ein geiler Hauch geboren, ſchwärmt!
Wie jeder Chor hier ſummt und drängt und lärmt
Und gern die eigne Melodie
Zum allgemeinen Grundton machte!
Der ſucht die Formel der Magie,
Die Gold bringt aus dem Eiſenſchachte;
Der lehrt, wie ſich aus einer Flüſſigkeit
Ein Würfel ſchneiden läßt, gleich lang, gleich breit,
Und wie aus längſt verwelkten Trauben
Noch prometheiſch Feuer ſei zu rauben.

Dies sind die Fragen, die, gleich Schmetterlingen
Beflügelt, schillerndbunt, den jungen Knaben
Abseiten ziehn, statt daß an ernsten Dingen
Sich soll die hoffnungsreiche Seele laben!
Nicht in der Zeit allein, selbst im Gedächtniß
Verweht schon unsrer Ahnen stolz Vermächtniß!
Hier steckt des Cato Dolch noch in der Scheide,
Hier starb kein Brutus; kein Angust
Durchstach der Freiheitsgöttin Brust
Mit seines Zungenstachels gift'ger Doppelschneide.
An jede Säule hat sich hingestellt
Ein kecks Männlein! Macht sich seine eigne Welt!
Hochbeinig, stelzenfüßig aufgezimmert,
Prangt über ihm ein kleiner Knopf,
Auf dem, wie auf dem Spinnenkopf,
Ein dünnes Büschel Haare schimmert —!
Er schickt sich an zum Werk und spinnt,
So wenig sichtbar wie der Wind,
Ein Fädchen aus dem dünnen Leibchen
Und sammelt alle Sonnenstäubchen,
Damit den Faden zu verlängern —!
Schon will der Umkreis sich verengern,
Man steht nicht mehr am alten Ort,
Das Sonnenstäubchen spinnt sich fort,
Die langen Spinnenfüße haschen
Den Faden hie und da zu Maschen —
Bis sich zuletzt das Todesnetz
Abzirkelt mathematisch richtig,
Und sich dem grausen Schüler Archimed's
Die arme Mücke findet todespflichtig.
Doch was trägt jenes Drängen dort im Schos?

Der Schüler reißt ſich von dem Lehrer los
Und läuft dem Wunderthier entgegen, das
Unſichtbar ſich in eine Wolke ſteckt.
Tret' ich doch ſelbſt hinzu, zu wiſſen, was
Ein Vogel für ein Ei da ausgeheckt!

(Geht auf eine zahlreiche, immer mehr anwachſende Gruppe zu.)

Nero und Seneca treten verkleidet auf.

Nero.

Sieh dich nicht um! Von allen Orten
Umſchwirrt man uns mit Flüſterworten.
Was wispert der? Der winkt mir zu;
Komm, komm, das läßt mir keine Ruh';
Hier ſcheint mir jedermann ein Mann,
Vor dem ſich nichts verſtecken kann.

Seneca.

Wenn Ihr, gnädigſter Herr und Kaiſer, ſo laut ſprecht, ſo gibt es nur zwei Fälle. Entweder ſagt, daß Ihr ein Taſchenſpieler ſeid, und Ihr werdet, ehe Ihr zu jenem Mann kommt, der mit Begriffen wie ein Escamoteur ſpielt, vor Enthuſiasmus zerriſſen werden. Oder, wozu ich rathe, Ihr gebt Euch für einen jungen Docenten aus, der die Philoſophie wieder auf die Erfahrung zurückführen will; dann könnt Ihr gewiß ſein, daß man Euch — ſteben läßt.

Nero.

Sei vernünftig, Seneca, und dränge nicht vor! Es iſt abſcheulich, ſich von den Leuten ſo verdächtig betrachten zu laſſen, als wollte man ihnen das Schnupftuch aus der Taſche ſtehlen. Das alles hier wären alſo Philoſophen? Ich haſſe die Philoſophie.

Die Wahrheit, nur gewohnt, ſich dreiſt zu ſpreizen,
Dem nicht vertraut, was Allzuſtarkes dämpft,
Weiß nicht, wie Scham mit unverhüllten Reizen
Und Ueberraſchung ſchön mit Offenbarem kämpft.
Sie drängt ſich uns mit frechen Blicken auf,
Gibt immer mehr, als man verlangte, in den Kauf:
Sie ſchreitet mit dem Ungeſchick im Bunde;
Denn ſtets kommt ſie zur ungewünſchten Stunde.
Und liehſt du willig einmal ihr dein Ohr,
Drängt ſie ſogleich ſich überall hervor,
Stellt Vollmacht aus in deinem eignen Namen,
Macht ſich zum Bild und dich zum ſchlechten Rahmen.
Wo iſt ein Tempel auch im ſchönen Griechenland,
Der einer Wahrheitsgöttin je zu Ehren ſtand?
Iſt Wahrheit nackt, ſo iſt ſie's nicht
Um dich zu blenden mit der Schönheit Licht.
Wenn ſich der Bach um eine Nymphe ſchmiegt,
So weiß man, daß ihr Kleid am Ufer liegt.
Doch Wahrheit will ſich mit der Blöß' umgattern,
Sie läßt den nackten Mantel wie am Winde flattern,
Den Gürtel: Nacktheit bindet
Sie um die Tunica, die ſich doch nirgends findet.
Hier iſt, was nackt, nicht ſchön! Wie kann ein Nero lieben,
Was aus dem Reich der Schönheit ausgetrieben?

Uebrigens, Seneca, kauften wir die Mandeln nicht, daß ſie alle von dir verzehrt würden. Gib auch mir davon! Wie wir nur an dieſen Ort gekommen ſind! Ich weiß nicht! Was die gute Mutter dazu ſagen würde, wenn ſie noch lebte. Ich fange an, mich an den Lärm zu gewöhnen.

Denn was der Schönheit ſchon verwandter iſt,

Das iſt die Nichtvollendung, iſt der Schöpfungszwiſt,
Wie jeder hier auf gleiche Unterlagen
Doch einen andern Bau weiß aufzutragen!

Hier war noch nichts; wie bei den erſten Dingen
Sieht man noch wild die Elemente ringen.
Ein jeder ſucht den Zauberruf,
Der einſt aus Leerem Welten ſchuf.
Beim einen ſchlummert Nacht: der Blumen Augen
Sieht man noch nicht aus Sonnen Farben ſaugen.
Das Chaos gähnt noch ohne Seele,
Dumpf widerhallend, eine finſtre Höhle.
Beim andern fiel der erſte Blitzſtrahl ſchon
In ſeine Welt mit Urweltsdonnerton,
Man ſieht die Nächte ſchon mit Tagen tauſchen
Und häuptlings hört man Sonnen rauſchen.
Der dritte darf mit hellem Frühlingsgrün
Schon Thal und Hügel überziehn,
Die Blume athmet ihren Duft,
Der Vogel ſchwingt ſich in die Luft.
Beim vierten ſchlägt der Puls der Schöpfung ſchneller,
Der Stern des Himmels macht die Dämmerung heller.
Da ſteht zwar einer erſt noch bei den Affen,
Doch dieſer hat den Menſchen ſchon geſchaffen.
Indeſſen hier des Paradieſes Stunden,
Sind nebenan die Staaten ſchon erfunden.
Nun ſteigt's empor —! Es muß den Giftpokal
Jetzt Sokrates, der Grieche, trinken,
Es wächſt der Tugenden, der Laſter Zahl,
Und Cäſar ſeh' ich an Pompejus' Säule ſinken.

Aber was geſchieht nur dort, wo alles zuſammenläuft?

Arneta.

Es scheint, gnädigster Herr und Kaiser, als sollte ein neuer Gedanke da geboren werden. Habt aber Acht, sind wir da, so heißt es, wegen eingetretener Hindernisse könnte der angekündigte Gedanke erst morgen erscheinen. Wir wollen aber doch sehen.

(Sie mischen sich unter die Menge.)

Ein Rhetor, in stutzerhaftem Aufzug, auf dem Rücken mehrerer Sklaven sitzend, wird von Jünglingen, Männern, Greisen umringt, die begierig seinen Worten spähen.

Rhetor.

Meine Herren, die Luft ist blau, ein sanfter Hauch weht aus Westen, ich wiege mich auf dem elastischen Rücken meiner Sklaven und beginne meinen Vortrag. Wenn es Künste gibt, deren Theorie vollendeter ist, als ihre praktische Ausführung, so will ich heute von einer Kunst reden, die bereits im Leben zu mannichfacher Ausübung gelangt ist, doch bisjetzt noch in kein vollständiges System gebracht wurde. Es ist die Kunst der Schmeichelei. Die Schmeichelei, meine Herren, ist mehr als ein Kunstgriff, der uns zu einer reichen Erbschaft oder zu einer angesehenen Stelle im Staate verhilft; ich sage, sie ist mehr als eine Armseligkeit. Sie läßt sich in die Reihe der edelsten Geistesthätigkeiten stellen und auf Grundsätze zurückführen, die vielleicht der zarteste, duftigste Theil, die Blume der Rhetorik sind. Sie haben Eile, meine Herren! Ich sehe unter Ihnen Männer, denen es unter den Füßen brennt, in den Senat, in den Rath des Kaisers, in ihr Priestercollegium zurückzukommen; deshalb gebe ich Ihnen meinen Versuch, die Umrisse eines Systems der Schmeichelei zu zeichnen, in möglichster Eile.

Nach der gewonnenen Schlacht die Fahne aus,
Der Stadt ein Sieges- und ein Friedenszeichen!

(Er reißt das Fenſter auf und hängt die Fahne aus, die draußen mit einem Jubelruf des Volks begrüßt wird.)

(Spricht hinaus) Der treuen Hauptſtadt der Koſaken, Uralsk,
Entbietet unſres Kaiſers Majeſtät
Den Doppelgruß des Siegers und Befreiers!
Ruft des Koſakenvolkes Aelteſte
Hieher, den würd'gen Greis Bagration,
Daß ſie die Erſten ſind, die hier im Hauſe
Des Hetmans ihrem treuen Kaiſer huld'gen.
Das Volk lebt in ihm auf, wie er in ihm —
Vom heut'gen Tag beginnt die Freiheit Rußlands.

(Trommeln und Trompeten.)

(Zu Kaluga) Dort naht des Hetmans Tochter! Sagt, Kaluga,
Den Auftrag ihres Vaters, daß ſie feſtlich Alles
Und zum Empfang des Kaiſers hier bereitet.

(Ab rechts, die Bewaffneten mit ihm.)

Sechster Auftritt.

Uſtinja (tritt links auf, einen Kranz fertig windend, begleitet von vielen weißgekleideten Jungfrauen). Kaluga.

Kaluga.

Nach ſiebentägiger Schlacht vor unſern Thoren
Find' ich Euch wieder, wie ich Euch verlaſſen,

Nero.

Wär' dieſer Mann Poet, ſo faßt' er ſein
Zuſammen, wie in allen Sachen
Der ſchöne Schein den Werth beſtimmt; allein
So, fürcht' ich, wird er viele Worte machen.

Rhetor.

Von der allerunterſten Stufe der gemeinen Niederträchtigkeit an erhebt ſich in allmählicher Progreſſion die Unterwürfigkeit bis zur höchſten Stufe, wo ſie die feine, geiſtreiche, glückliche Schmeichelei geworden iſt, die ich mir zu ſchildern vorbehalte. Gewiſſermaßen ſchmeicheln mir dieſe elenden Menſchen, auf deren Rücken ich ſitze, (ſprecht mir da unten nicht!) in ihrer Art auch; denn ſie geben ſich den Schein eines Divans und nöthigen mich, auf ihnen Platz zu nehmen, wie auf den Bänken eines Badehauſes. Hier iſt aber noch alles plump und roh; hier iſt die Sklaverei noch kein Entſchluß der Freiheit. Erſt dann bekommt die Unterwürfigkeit etwas Schmeichelhaftes, wenn ſie von Menſchen ausgeht, die unter den Geſetzen ihres Willens zu leben vorgeben. Hier iſt es, wo wir beginnen. Sie verlangen eine Definition der Schmeichelei? Heißt ſie, die Unwahrheit ſagen? Nein, dann wäre ſie die Lüge. Nun iſt aber doch einzugeſtehen, daß ſie auch nicht die Wahrheit ſpricht. Was folgt daraus? Daß ihre Definition nur eine medale ſein kann.

Seneca.

Er weidet auf mir ſehr bekannten Triſten!
Es iſt ein Sklave, der von meinen Schriften
Copieen fertigte. Ich hoffe doch,
Er hat vor mir ſo viel Verehrung noch,
Daß er mit ſeinem Lob mich nicht beſchmiert
Und mich nicht öffentlich für ſich citirt?

Rhetor.

Meine Herren! Schmeichelei heißt, ſich mit bewaffneter Hand von einem Waffenloſen für überwunden erklären. Ein Sieger, der dem Glücke überläßt, was er doch ſelbſt durchſetzte, ſchmeichelt dem Beſiegten. Dies ſind noch einfache Stufen; ſie werden aber zuſammengeſetzter. Je mehr der Schmeichler den Schein der Freiheit annimmt, je furchtloſer er iſt in ſeinen ſpitzfindigen Combinationen, mit denen oft ein Kopf auf der alten Stelle erhalten werden kann, deſto beſſern Erfolg muß er haben. Es gibt drei Dinge, welche der Schmeichler vermeiden muß: Niederträchtigkeit, Albernheit, böſen Willen. Ihre Aufmerkſamkeit, meine Herren, entzückt mich. Es gibt aber auch in der That nichts Herrlicheres, als die Lebenspolitur, von der wir ſprechen. Sie zieht über alle Dinge einen Schein, der, wenn er auch nicht wahrhaft iſt, doch dem Auge wohlthut. Sie gibt ſelbſt der Kraft, der Ueberſchwenglichkeit eine ſo ſanfte Mäßigung, daß ihr Ungeſtüm das Gleichgewicht der Kräfte, welche der Hebel der Geſellſchaft ſind, nicht ſtört. Die Schmeichelei ſtellt alles an das rechte Licht, wo es nicht zur Laſt, ſondern gut in die Augen fällt. Sie nimmt dem Laſter ſeine Häßlichkeit, der Tugend ihr vorlautes Weſen. Sie macht aus dem Leben ein Kunſtwerk und ſtellt alles unter das glücklichſte Niveau, unter das der Schönheit.

Nero.

Jetzt läßt er ab von ſeinem Ungeſchicke,
Er hat zuweilen lichte Augenblicke:
So fahre fort, du biſt auf guter Fährte!
Auch drückt er beſſer aus, was Seneca mich lehrte.

Rhetor.

Die niederträchtige Schmeichelei ſtört; denn ſie ſetzt den Empfänger in Verlegenheit. Was ſoll die Schöne ſagen, der

ein Anbeter die Huldigung brächte, daß er aus ihrem Schuh tränke? Was der Kaiser, wenn ein Senatsbeschluß festsetzte, daß das römische Volk von einem Reitknecht des Julischen Hauses stamme? Solche Reden sind plump, gemein, nicht anzuhören. Ebenso kann die Schmeichelei in dem Grade fein gespitzt sein, daß sie ins Alberne fällt und belacht werden muß. Dolabella machte sich lächerlich, als er im Senat darauf antrug, dem göttlichen Tiberius müßte ein Triumphzug decretirt werden, weil er in Campanien einen Spaziergang gemacht hatte. Die gefährlichste Klippe bleibt der böse Wille. Es gehört die größte Gewandtheit dazu, diesen durch die Maske der Schmeichelei zu verdecken. Wer seinen Haß hinter Liebe, seinen Neid hinter Theilnahme, seine Furcht hinter Vertrauen versteckt, muß seiner Gesichtszüge und seiner Worte gleich großer Meister sein. Schmeichelt er, so kann er selten die Maxime befolgen, welche den Harmlosen immer zum Ziele führt; er muß weit verschlungenere Pfade einschlagen. Eine Huldigung sogar, die einzeln stände, würde ihn verrathen, sein ganzes Benehmen muß von Schmeichelei durchdrungen sein.

Julius Vinder.

Ich horche staunend und schon glaub' ich fast:
Gut ist die Waare, die du zu verkaufen hast!
Spann doch der alte Brutus auch sich ein
In Blödsinn, seines Brütens falschen Schein.
Ich geb' auf seine Reden Acht:
Denn leicht gewußt ist, was man will, schwerer, wie man's macht.

Rhetor.

Die systematische Ausführung meines Unterrichts in der feinen Schmeichelei überlasse ich meinen spätern Vorträgen;

hier nur einige allgemeine Sätze, die Sie mit dem Geiſt derſelben vertraut machen ſollen. Es heißt geiſtreich und gewandt huldigen, wenn man jemand ſchmeichelt und ſich ſtellt, als wollte man nur zu Ehren der Wahrheit ſprechen und ſich ſogar nicht ſcheuen, wenn man ihn durch ſeine Rede erzürne. Geſetzt, das Staatsoberhaupt wünſchte irgendein Geſetz zu unterdrücken und es träte jemand auf, der wie aus freiem Antriebe, wie nach langer, reiflicher Ueberlegung auf die Abſchaffung antrüge, ſo würde er ſeine Schmeichelei noch gerundeter machen, wenn er hinzufügte, daß er dieſen Antrag ſtelle, ſelbſt mit Gefahr, den Zorn des Staatsoberhauptes auf ſich zu laden.

Senatoren und Tribunen (murmelnd).

Zeigt der hier nicht vor aller Welt,
Was uns bisjetzt noch aufrecht hält?
Wie weiſe, was er ſpricht, auch ſei,
Es iſt ein Thor, er ſpricht zu frei!

Rhetor.

Hat ein Regent Eigenheiten, große Eigenheiten, die man allenfalls Laſter nennen könnte, ſo wird es ihm immer darauf ankommen, ſie für Tugenden gehalten zu wiſſen. Die feine Schmeichelei geht in dieſem Fall nie auf geradem Wege. Sie ergreift eine ganz beiſeiteliegende Gelegenheit und entwickelt eine allgemeine Anſicht, Grundſätze, die ihr wie von ungefähr kommen, die aber wie Saatkörner auf das nebenan lauſchende argwöhniſche Herz des Fürſten fallen und, ohne daß viel davon die Rede iſt, hundertfältige Früchte tragen.

Senatoren und Tribunen.

Er dreht ſich um und räuſpert ſich
Und ſpricht noch mehr ganz ſicherlich.

Das Bild, das er von uns gemacht,
Iſt deutlich; denn die Menge lacht.

Rhetor.

Am glücklichſten fährt der, welcher ſich der Worte der Oppoſition bedient und doch nur das ſagen will, was dem Machthaber willkommen iſt. Ein ſolcher Schmeichler bricht in laute Klagen aus über die Ungebühr der Zeiten, tadelt jedoch gerade nur das, was den Gegenſtand ſeiner Huldigung beeinträchtigen will. Er ſpricht von der alten Sitte, von den Vorfahren, von menſchlichen und göttlichen Rechten, hebt aber alle Dinge nur in einer ſolchen Verbindung hervor, daß das Licht, das er vermiſſen will, auf den fallen muß, dem ſeine Worte gelten. Hier gibt es viel Nuancen. Geſetzt, ein Fürſt wählt ſich einen Miniſter, der auffallend jung, aber für die Tyrannei wie geſchaffen iſt. Der Schmeichler benimmt ſich ſo: Er adoptirt die Sprache der Neuerung, nimmt den jungen Miniſter in Schutz, als ein Zugeſtändniß — für die Oppoſition! Denn will die Oppoſition nicht, daß eben das Talent, nicht das Alter die Befähigung zu einer Stelle geben ſoll? Er ſucht dann die Partei zu verſpotten und als beſiegt darzuſtellen, welche doch eigentlich die Siegerin iſt und deren Creatur der junge Miniſter bleibt. Das iſt eine der tauglichſten Maximen; denn durch ſein Doppelſpiel gewinnt man ebenſo die beſtehende Gewalt als die Oppoſition, von der man ſich nur die Wendungen leiht.

Cerialis Anicius (bei Seite).

Er iſt es ſelbſt, der Kaiſer, der mir dicht
Zur Seite ſteht, er glaubt, ich kenn' ihn nicht.
Er weicht mir aus und gibt mir meinen Blick
Mit ängſtlicher Geberde zurück.

Es iſt im Staate meine Ehre,
Daß ich des Schmeichelns größter Meiſter wäre.
Was an dem Rufe iſt, prüf' ich zur Stund'.
(Tritt auf den Rhetor zu; laut.)
Verſchlucke deine Zunge, frecher Mund,
Da ſie umſonſt den gift'gen Stachel wetzt
An Seelen, die dein Athem ſchon verletzt!
Willſt du der Ränke Uebermaß noch mehren,
Die unſers Staates unbeſcholtne Ehren
Schon ſchwärzen überall? Fluch dir! Denn dieſe Künſte
Sind wol der Klugheit übermüthige Gewinſte,
Doch Nieten für die Tugend, die du ſchmähſt.
Noch iſt in Rom die Wahrheit nicht verweſt;
Sie trägt des Kaiſers Kleid, iſt ſeines Volkes Paß,
Ein guter Fürſt ſieht nie durch buntes Glas.
Pack' deinen Kram zuſammen und zu andern Thoren
Such' dir den Eingang, wo der Menſchen Ohren,
Schon giftgefüllt, nicht taub ſind deinem Dunſt,
Du Maskenhändler falſcher Redekunſt!
(Er ſchlägt ihn.)

Rhetor.

O helft mir, edle Herrn! Der mich hier ſchlägt
Beweiſt, wie Doppellüge ſich ſo gut verträgt!
Er preiſt den Kaiſer mit erlogner Ehre
Und lügt, als ob der Kaiſer weit von hinnen wäre!
Doch hörte Nero meiner Rede zu.
Das Windſpiel, das ihn roch mit feiner Naſe,
Kriecht wedelnd, da erlegt der Haſe,
Jetzt hin zu ihm und leckt den Koth von ſeinem Schuh.
(Er entflieht.)

Senatoren und Tribunen.

Was ſprach er da? Da läuft der Wicht!
Der Kaiſer hier? Ich ſeh' ihn nicht.
Erkennt er mich, welch Strafgericht!
Mein Nebenmann, der iſt es nicht.

Cerialis Anicius (auf Nero zutretend).

Erhalte, Jupiter, die Spuren jener Schritte,
Die Nero jetzt in ſeines Volkes Mitte!
Du ſtaunſt, erhabner Kaiſer, wie die Frage
Nach dieſem hohen Wunder kaum ſich wage
Von einem Mund zum andern fortzuſchleichen?
Ein jeder ſpäht noch, daß ihn nichts betrüge;
Denn deiner holden Nähe erſtes Zeichen
Kam uns vom frechen Läſterſitz der Lüge.
Sinkt, Bürger, Senatoren, in den Staub
Und tragt wetteifernd unſern theuern Raub,
Das ſchönſte Kleinod aller Erdreichsſchätze,
Durch Romas überraſchte Plätze!

(Kniet und ſtellt Nero's Fuß auf ſeinen Nacken.)

Senatoren und Tribunen.

Wer vor mir ſteht, der trete fort,
Ich haſche wol ein günſtig Wort.
Er ſprach noch nicht, noch iſt nicht Rath,
Wie viel die Uhr geſchlagen hat!

Nero.

Schon gut, ſchon gut! Geh, wer den Gruß mir beut!
Bei eurer prahleriſchen Ehrlichkeit
Bin ich doch nur ein beſtohlner Mann;
Wer ſagt mir, wie vor eurer Liebe,

Vor eurer Tugend ich mich retten kann!
Und wenn ich euer aller Henker bliebe,
Ein Fenſterpocher bei der Nacht,
Ein Traum, der, ſelbſt wenn ihr erwacht,
Am Tag noch eure Augen blendet,
An euch iſt Bös und Gut verſchwendet,
Ihr ſagt, daß ich euch doch gefalle!
Mein Wüthen, meine Trauerſpiele alle,
Nichts rüttelt euern Schlaf und reißt euch los
Aus der Alltäglichkeit gemeinem Schos!
Ihr lächelt! Lächerlich! Wo ich euch Tiger wähne,
Zeigt ihr mir eure Lippen ſtatt der Zähne!
Was ſchlugt ihr jenen Meiſter? Seiner Worte Glätte
War für die Grazien ein Ruhebette,
Man ſah die Amoretten drauf ſich ſchaukeln,
Gefiederte Gedanken auf und nieder gaukeln!
Er hat des Lebens Räthſel mehr erkannt,
Als du, mein ſtumpfes Volk! Das Unterpfand,
Wie Ewigkeit wird aus dem Augenblick,
Das kennt ihr nicht, die heilige Muſik —!
Euch ſchuf Natur nur außenhin ein Ohr,
Nur für Disharmonie ein offen Thor;
Ihr hört nur mit dem Aug'; am Flötenſpiel ergötzt
Euch einzig, wie die Kunſt dabei die Finger ſetzt.
Drum merk' ich, der auf euerm Rücken ſitzt,
Mit Schrecken, wie ihr unten ſchwitzt,
Schon Luft hineinzupumpen in die Kehlen,
Durch Nationalhymnen euch bei mir zu empfehlen.
Nun gut! Tragt mich denn fort! Doch ſtöre die Camöne
Mir wenigſtens dabei die falſchen Töne!

(Nero wird auf den Schultern der Menge davongetragen.)

Julius Vinder (allein).

Nach ſo viel tauſend Opfern ſchlägt der Kaiſer
Selbſt unſre Sprache, ſchnürt ſie heiſer,
Macht aus der Red' ein Würfelſpiel,
Wo gleich, ob hier, ob dort ein Wort hinfiel.
Der Sprache ſtolzes Roß beſteigt er,
Macht ſich bald ſchwer, macht bald ſich leichter,
Wirft ſich im Sattel, ſtachelt mit den Sporen
Und bläſt dem Thiere kindiſch in die Ohren;
So elend ſah man einen Reiter nie ſich halten,
Des Römers Rede nie ſo wirrſam ſich geſtalten.
Er iſt auch hierin ein Komödiant,
Den ſeine Kunſt nur an Erlerntes band,
Ein Stichwort und er läßt die ſtolzeſten Phraſen
Auf des Umgangs Sprachgemeinplatz graſen.
Man wird aus ihm nicht klug; denn wenn er lacht,
Iſt der verloren, der's ihm nachgemacht.
Er lacht, wenn er mit vielverfluchter Hand
Verbannung, Tod, zahlloſe Thränen ſä't,
Derweilen man ihn immer traurig fand,
Wenn ſich ſein Glück mit vollem Segel bläht.
Wer mag ſich ſchicken in den leeren Thoren!
Doch wahrlich, bei den Göttern iſt's geſchworen,
Bald hab' ich ſelbſt die Sprache aufgeſpürt,
Die zu verſtehn ihn Thron und Leben koſten wird.

(Er blickt nach der Seite hin.)

Da winkt ein Sklav' auch mir? Auf dieſem Markt, dem tollen?
Was mag er wollen? (Er geht.)

Fünftes Bild.

Kaiſerlicher Park.

Nacht. Ein rauſchendes Feſt.

Chor der Mänaden.

Von des Gangesſtroms goldſchimmerndem Bett,
Aus dem Palmenhain, wo die Mutter mich ſucht
Und mit Thränen benetzt den glühenden Sand,
Riſſeſt du mich hinweg, ambroſiſcher Gott,
Der des Weinſtocks Frucht
Auspreßt in Zauberpokale!

Erſter Halbchor.

Nicht der goldene Kamm in den Locken der Braut,
Nicht am Hochzeitstag der Freundinnen Lied
War köſtlicher, als der berauſchende Duft
Des gekelterten Tranks, der mich wachenden Aug's
In Träume verſenkt
Und zur Erde die Götter herabruft.

Von Eures Volkes Sache unberührt,
Vom Unglück nicht gedrückt, vom Glücke nicht
Erhoben.

Uſtinja.

Laßt den Kranz ſtatt meiner reden.

Kaluga.

Den Kranz, den Ihr dem Sieger winden wollt?
Und in den Händen welken Euch die Blumen!
Des Hetmans Tochter! Ihr ein Weib wie keines,
Beſeelt von Muth, vom Geiſte hochgeadelt
Und kalt in dieſer Zeiten Brand, ein Schatten,
Statt Alle zu umflügeln wie ein Seraph!

Uſtinja.

Ihr ſeht uns ja im weißen Feierkleid,
Dem Kaiſer zum Willkomm, und dieſen Kranz
Auf ſeine Stirn zu flechten — wollt Ihr mehr?

Kaluga (bei Seite).

Dem Manne, den ſie einſt geliebt! (Laut) Der Hetman
Wünſcht zwar den würdigſten Empfang des Kaiſers,
Doch ſtört den Leidenden zu lauter Gruß,
Der Czaar wünſcht Einſamkeit und ſtille Raſt.

Uſtinja.

Wie Er's befiehlt. Wer that ſich ſonſt hervor?

Kaluga.

Wer ſonſt? Kein Blick dem Freunde? Nicht ein Wort
Des Preiſes mir, dem über alles Leben
Ein Wort der Liebe von Uſtinjen geht?

Zweiter Halbchor.

Wer nicht koſtete von dem göttlichen Moſt,
Sieht zitternd uns nahn und verſchließet ſein Thor,
Doch des Thyrſusſtabs breitſchattiges Laub,
Die wiegende Frucht, der Trommel Gelärm
Lockt jeden herbei,
Der zur Heimat nimmer zurückkehrt.

Erſter Halbchor.

Wie einſt Semelens Schos und die Hüfte des Zeus
Den blühenden Gott Dionyſos verbarg,
So iſt zwiefach gereift der verlende Wein,
An dem Mittagsſtrahl und der Gärung Schaum:
So ſtählt ſich die Kraft,
Daß uns blind Leoparden gehorchen.

Zweiter Halbchor.

Auch preiſe dein Mund die herrliche That,
Als ein frevelndes Schiff Dionyſos geraubt
Und ſich Epheu ſchlang um den grünenden Maſt,
An das ſproſſende Holz die Rebe ſich hing,
Und die Schiffer ins Meer,
Als beſchuppte Delphine, verſanken.

Chor.

Wer ſpendet uns karg der Opfer Geruch?
Wer hemmt uns den Weg und der Cymbel Geläut?
Den Thraker Lykurg ſchlug eigene Wuth,
Der Cithäron erzählt von des Pentheus Mord
Und noch liegen zerſtreut
An dem Hebrus des Orpheus Gebeine.

(Sie rasen vorüber.)

Gedräng unter den Zuſchauern eines Theaters, deſſen Vorſtellung ſchon begonnen hat.

Ein Bürger mit ſeiner Tochter.

Tochter.

Vater, wohin wollen Sie denn? Drängeln Sie doch nicht ſo vor!

Bürger.

Ich weiß nicht, was du willſt, Kind! Wäre deine Mutter nur da, die ſtemmte die Hand in ihre Seiten und machte gleich Breſche! Muß doch was davon abbekommen, wenn man eine ganze Nacht aufbleibt, um ſeinen allergnädigſten Herrn und Kaiſer Komödie ſpielen zu ſehen und noch dazu als Frauenzimmer.

Tochter.

Sprechen Sie doch nur nicht ſo laut, Vater! Die Leute ſehen ſich alle um.

Bürger.

Laß ſie ſich umſehen! Ich ſage: Wenn die Fürſten Komödie ſpielen wollen, ſo iſt es immer beſſer, ſie thun es auf dem Theater, als auf dem Thron. Wenn nur deine Mutter da wäre, es kommen gewiß recht erbauliche Sprüche vor, die wie ein Abendſegen klingen, wie in „Antigone“!

Tochter.

Sie hören nicht auf, Vater! Ihr ewigen Götter, was ihn nur angefochten hat?

Bürger.

Bitte, Kind, ſieh dich 'mal um! Welch ein „Sommernachtstraum“! Ich liebe die Menſchen, wenn ſie im Theater

ſind, dann iſt doch noch Umgehens mit ihnen. Sie haben keine andern Dinge im Kopf als die hochherzigen, die ihnen vorgeſpielt werden, und wenn man gemeinnützige Zwecke hat, z. B. ein Bäcker iſt oder ein Seifenſieder und durch Actien ſein Geſchäft heben möchte, ſo ſollte man immer nur im Theater die Unterſchriften ſammeln. Soll mich doch wundern, ob das Ungeheuer da oben zu ſprechen anfangen wird.

Tochter.

Gewiß, wenn nur Sie zu ſprechen aufhören werden!

Ein Nachbar.

Wen verſtehen Sie hier unter Ungeheuer? Den Fürſten oder den Seedrachen?

Bürger.

Mein lieber nachbarlicher Freund, wie viel ziehen Sie monatlich von der geheimen Polizei?

Nachbar.

Weit weniger, als Sie von mir ziehen werden, Prügel! Was haben Sie vorlauter Menſch hier immer in das Stück hineinzureden?

Bürger (zur Tochter).

Kind, wo iſt denn mein Perſpectiv? Ich muß doch ſehen, ob dieſe Grobheit größer wird, wenn man ſie mit unterſtützter Pupille anſieht.

Tochter.

Vater, ich bin des Todes, was Sie heute wieder für einen Krakehl machen!

Bürger.

Wäre deine Mutter nur —

Herr.

Still da hinten!

Bürger.

Ruhe, allgemeine Ruhe! Hüte ab!

Alle.

Er! Der Monarch spricht! Das Volk läßt er leben! Er lebe auch hoch!

Nero in der Rolle der Andromeda, angeschmiedet an einen Felsen. Am Meere liegt ein Drache.

Nero.

Ist dies, o ew'ges Licht, die schwarze Hafenbucht,
Von wo niemals mein kaum gezimmert Lebensschiff
Die Anker wieder lichten wird? Ich blicke scheu
Auf diesen Sand, der jetzt nur Muscheln birgt, doch bald
Die grausenhaft zerstückten Glieder meines Leibs
Zur Bleiche an der Sonne rings ausbreiten muß!
Mein Vater herrschte über schwarze Aethiopier
Und barg der Götter schelem Neidesblick sein Glück,
Mich, seine Tochter. Siehe, da erregte sich
Der Mutter unter Mädchen auf dem Wiesenrain
So plötzlich ihrer Jugendzeit Erinnerung,
Daß sie mit kecker Zunge ihre Schönheit pries
Und Göttinnen zum Maße ihrer Reize nahm.
Die Nereiden spotteten des eiteln Weibs;
Doch spiegelte so frevelhaft im Stolz ihr Bild,
Daß sich der Neid mit feuchtem Haar Poseidon naht,
Daß jedes Element, zur Rache ausgewirkt,
Im wilden Aufruhr stürmt und sich der öde Rand
Des Festlands mit des Meeres Geifer überzieht.

Des Aufruhrs Frucht, ein scheußlich Ungethüm, setzt sich
Auf diesen Fels und frißt hinweg, was irgend nur
Ein Haupt erhebt, so menschengleich gestaltet ist.
Schon währt fünf volle Monde diese Plage an
Und wenn des sechsten Mondes Scheibe unsichtbar
Sich zirkelt, schwände ganz in nichts des Vaters Reich,
Wenn er nach Priester heil'gem Ausspruch nicht von selbst
Sein Kleinod führte unversöhnten Göttern zu.
So bin ich hier. Die Götter heilen großen Schmerz
Durch größeren, des Messers Wunde durch das Schwert.
Gehorchen mußtest, greiser Vater du, denn ach!
Die Krone drückte früher deine Stirne, als
Du auf den Armen eine süße Tochter trugst!
Mich aber trifft des Thieres Zahn als Leiche nur
Noch an; die Furcht löscht meines Lebens Fackel aus —

(Die antike Haftragödie wird weiter fortgespielt.)

Inzwischen treten an anderer Stelle des Parks Corybanten und Cybele auf.

Erster Halbchor.

Laßt ermattet nicht die Hände auf das Fell der Trommel sinken,
Daß im Ohr der Königin nicht wiedertönt des Mundes Klage!
Wehe, wehe, was sie sucht, stahl Mäon, der sie selber zeugte,
Mäon, der den Attys grausam stürzte in des Ida Schluchten.

Zweiter Halbchor.

Soll ich einer andern Kunde trauen, die uns Fama brachte,
So entfloh der spröde Knabe ihrem siedenden Verlangen,
Legte an der Mannheit Stempel eigner Hand ein scharfes Eisen;
Und, was einst befruchten sollte, schnitt er vor der Reife nieder.

Cybele.

Gibt es in der Luft noch Wellen, die nicht, reichlich ſchon beladen
Von Cybelens Liebesklagen, durch die ſtummen Räume ſchwimmen?
Waſſer, Erde, Wind, Geſtirne, nichts gibt meinem Rufe Antwort.
Attys, Attys, lähmte, was du duldeteſt, der Welt die Zunge?
Nahm dich Zeus für Ganymedes? Nahm Aurora dich für Memnon?
Wer beſitzt dich, wen verjüngt das Schwellen deiner jungen Glieder?
Wer ſtiehlt von dem Stock der Lippen mir den Honig deiner Küſſe?
Wolken eilet, Sterne zeiget Attys, meinen ſüßen Knaben!

Julius Vinder, verfolgt von Satyrn und Nymphen, tritt auf.

Satyrn.

Huſch' nicht ſo eilig
Durch die Gebüſche hin!
Zieh' aus dem Spiele,
Wie es ſich läßt, Gewinn!
Neckende Nymphen
Schlüpfen durchs dunkle Laub,
Mache behend im
Rauſche den flüchtigen Raub!

Julius Vinder.

Verfluchte Mummerei, treib' deine Poſſen
Mit andern, die ſich willig zeigen!
Für euern luſtberauſchten Reigen
Iſt meine Bruſt einmal verſchloſſen.

Nymphen.

Daphne, wo bist du?
Ist es dir je geschehn,
Daß du ein Bild so
Knabenhaft schön gesehn?
Glycera, sieh nur
Wie er nachdenklich steht,
Wie er das Haupt senkt,
Süßer als Ganymed!

Julius Vinder.

Verführerische Töne hämmern
Am spröden Eisen meiner Brust.
Die äußeren Dinge merklich, innere unbewußt
Verschwimmen in ein täuschend Dämmern —

Oreaden.

Suchst du der Liebe
Traulichste Wohnung,
Komm in die Berge!
Schattige Grotten
Breiten zum Lager
Schwellende Gräser,
Murmelnde Quellen
Wecken das Echo,
Wecken das Brautlied,
Das dir die Thäler
Hallen zur süßen
Liebesberauschung!

Julius Vinder.

O wohl ist Liebe schön in dunkeln Grotten,
Wie Dido und Aeneas schliefen.

Doch glückt euch nicht, was ich geſchworen auszurotten,
Wenn lockender auch eure Kehlen riefen!

Najaden.

Nimm dir ein Mädchen,
Tauch' in die Welle,
Wo ihr verhüllt und
Dennoch euch nackt ſeht.
Suchet den Goldſand
Unten zu haſchen,
Oben die Zweige
Hängender Weiden!

Julius Vinder.

In Waſſer, Luft, in allem wohnt die Liebe
Und lockt mit zärtlichem Umfangen;
Wo iſt ein Raum, der nicht erfüllet bliebe
Von Flüſtern, Küſſen, Scherzen, Bangen —

Dryaden.

Komme zu uns, wen
Eros verwundet!
Säuſelnde Schatten
Laden zur Liebe,
Wenn in den Zweigen
Tauben ſich ſchnäbeln,
Käfer im Dufte der
Blumen ſich wälzen
Und in der Ferne
Hirtenſchalmeien der
Sinkenden Sonn' ihr
Abendlied flöten!

Julius Vinder.

Die Nebel theilen ſich: mein Aug' erblickt
Ein reizend Weib, das mir Gewährung nickt.
Wo blieb ſie? Helft, an Roſenketten
Sie anzufeſſeln mir, ihr Amoretten!

Zalyra.

War ſie nicht hier?
Da huſcht ſie fort;
O folge ihr
An jeden Ort;
Ihr iſt es gleich!
Allüberall —
Ob Berg ob Thal,
Ob Waſſerreich!

(Die Chore ziehen ſich zurück.)

Eine Maske ſteht vor Julius.

Julius Vinder.

Du reizende Geſtalt! Doch hindert nichts,
Daß du enthüllſt die Schönheit deines Angeſichts?

Maske.

O laß mich ſtumm an deinen Blicken weiden!

Julius Vinder.

Und bei ſo vielem Reize noch beſcheiden?
Das iſt des ſchönen Zaubers ſchönſtes Kleid!

(Die Fremde entlarvt ſich.)

Wie! Du, Poppäa? Mich an deiner Scham
Zu weiden, könnte feſt mich bannen;

Doch treibt der Schwur, den ich von meinem Herzen nahm,
Mich — wenn auch — willenlos — von dannen. (Er entflieht.)

Poppäa.

O bleib, bleib, du geliebtes Bild!
Er flieht und die Entfernung ſchwillt!
Was hat ihn nur verſcheucht?
O Nacht laß zu, daß doch vielleicht,
Wenn nur mein Mund den ſüßen Namen girrt
Der theure Vogel aus dem Buſche ſchwirrt —! (Eilt ihm nach.)

Die Theatervorſtellung iſt beendet.

Nero, als Weib mit Schminke und halb offener Bruſt, eilt über die Bühne, von Schmeichlern verfolgt, die ihn in bekannten Huldigungsausdrücken in die Himmel erheben. Er dankt, wie ein Novize beim erſten Debut.

Dann folgen die ſchon dagewesenen Chöre öfter und öfter, bis der Park leer wird.

Die Pechfackeln erlöſchen.

Erſte Pechfackel (leiſe aus ihr herausſeufzend).

Wir brennen und leiden
Zu dieſen Freuden!
O Jehovah,
Herr Zebaoth!

Zweite Pechfackel.

Wir brennen und leiden
Zu dieſen Freuden!
O mein Heiland,
Jeſus Chriſtus!

Die Fackeln ſinken in Staub.

Nacht und Stille.

Uſtinja.

Zur Schlacht zieht Ihr zu prächt'ge Kleider an.
Nun denn, wer war der Tapferſte nach Euch?

Kaluga.

Ihr wechſelt wie April in Euren Launen —
Doch Eins iſt immer gleich: der kalte Spott!
Der Schönheit iſt der Zug nicht förderlich.

Uſtinja.

Das frag' ich meinen Spiegel und nicht Euch.

(Trompetentuſch.)

Kaluga (am Fenſter).

Der Kaiſer naht! Zieht Euch zurück, Uſtinja!
Die Fahnen winken, unermeßlich wallen
Die Krieger von der Wahlſtatt heim, geſchmückt
Mit grünen Tannenzweigen an den Mützen.

Uſtinja.

Wer trägt den rothen Helmbuſch dort zu Roß?

Kaluga.

Chlopuſcha, Adjutant des Kaiſers. Eilt!
In dieſem Saale huldigen die Räthe
Des Volks.

Uſtinja.

Und dort im weißen Bärenfell
Der dritte Vordermann des Adjutanten?

Kaluga.

Emir Ben Hadſchi, der Tartarenfürſt.

Sechstes Bild.

Beim Kaiſer.

Große Halle des goldenen Hauſes mit mehreren Seitenthüren und einer Hauptthür im Hintergrunde. In der Mitte eine Tribüne.

Ein Hauptmann mit Soldaten tritt auf.

Hauptmann.

Die Augen links, rechtsum geſchwenkt,
Und weder rück- noch vorgedrängt,
Den Fuß am Leibe nicht gehängt
Und jeden Muskel angeſtrengt!

(Sie ſind aufmarſchirt.)

Halt! So brav! — Ja, unſer Regiment,
Das nur den Stock und Schweigen kennt,
Das iſt das einz'ge, das noch hält
Die Ordnung aufrecht in der Welt —!

Wo jeder thun mag, was er will,
Da ſteht des Staates Weſen ſtill.
Hm! 'S iſt wieder 'nmal eine Rebellion
Im Werk geweſen! Der Cujon

Von Piso ſoll dabei der Hauptwardein
Und erſte Schuft geweſen ſein.
Jetzt iſt der ganze Mordverſchwör
Im criminaliſchen Verhör.
Wer nichts geſteht, dem kommt es bitter an,
Und wer geſteht, iſt auch 'n verlorner Mann!

Doch iſt zum Schwatzen jetzt kein' Zeit.
Nun, merket auf, ihr Kriegesleut'!
In dieſen Saal hierauf der Kaiſer tritt,
Heut' macht er ſeinen Hippogryphenritt —
Was weiß ich? Mich bekümmert nichts,
Wenn nur von euch ein jeder Taugenichts
Parat iſt, obſerviret das Signal,
Falls nöthig wird ein Ueberfall.
Wer gibt euch Brot? Wer gibt euch Lohn?
Wer hat von eurer Grütz die Ehr' davon?
Potzhimmelbombenmillion!
Rechts ſchwenkt das ganze Bataillon!

(Die Soldaten vertheilen ſich in die Nebenzimmer.)

Die Dichter treten ein.

Chor der Dichter.

Wir ſind die Echten,
Beſonders Rechten,
Die Vielgeprüften,
Vom Kaiſer ſelbſt mit Ruhm Verbrieften!

Wir ſind die wahren
Poetenſcharen,
Die Angenommenen
Und zur Unſterblichkeit Herangeklommenen!

Uns widerſprechen,
Heißt, ſich verbrechen
An jenen Händen,
Ohn' die wir nicht auf dieſem Gipfel ſtänden.

In unſern Tempel
Tritt, wer den Stempel
Von Ihm empfangen —
Der junge Spatz mag in den Sprenkeln hangen.

Ein Buchhändler.

So recht, meine Herren, wir Verleger hören nichts lieber, als wenn ſich die Dichter mit Ruhm und Orden begnügen.

Erſter Poet.

Das iſt eine Genügſamkeit, welche Ihnen freilich wohlfeil zu ſtehen kommt.

Zweiter Poet.

Ja, Herr So- und Soſius, wollte man Ihnen einmal eine goldene Säule ſetzen, ſie würde ſehr klein gerathen, wenn man ſie aus dem Honorar ſchmölze, das von Ihnen die Dichtkunſt bezogen hat.

Buchhändler.

Allerdings! Ungefähr einem Pfeifenſtiel würde ſie gleichen; Sie haben recht, meine Herren. Doch geſtehen Sie ſelbſt, werden Sie deshalb ſchlechtere Verſe machen, weil Sie weniger anſtändig dafür honorirt werden? O meine Herren, Homer wäre darum kein genialerer Dichter geworden, wenn er auch für den Bogen einen Louisdor mehr bekommen hätte.

Dritter Poet.

Herr! Was hat man vom Tempel des Ruhms, wenn ſein Fußboden nicht mit Kronenthalern gepflaſtert iſt?

Ein Humoriſt (bedeutungsvoll ſich aufdrängend).

In welchem Stil glauben Sie wol, daß der Tempel des Ruhms gebaut iſt? Im doriſchen oder im joniſchen?

Buchhändler.

Das war ja eine humoriſtiſche Bemerkung und ich muß Ihnen ſagen, Spaß amuſirt das Publikum! Figürliche Gegenſtände nach der Analogie wirklicher behandeln — gar nicht übel. Was kann man, um ein Beiſpiel zu haben, z. B. von der Schönheit ſagen, wenn ſie in die Augen fällt?

Humoriſt.

Daß ſie ſehr ungeſchickt war!

Buchhändler.

Allerliebſt! Sie ſind mein Mann, Sie verbinden das Nützliche mit dem Angenehmen. Wenn ich mich hergebe, Verſe zu verlegen, ſo bau' ich ja immer nur in die Luft.

Humoriſt (wie oben).

Alſo nochmals! Nach welchen Grundſätzen verfahren Sie, wenn Sie in die Luft bauen? Was kann man überhaupt von der Architektur der Luftſchlöſſer ſagen?

Buchhändler.

O bitte, bitte! Sagen Sie etwas! (Er zieht eine Tafel und ſchreibt, was der Humoriſt ſpricht, heimlich in der Taſche nach.)

Humoriſt (räuſpert ſich und beginnt).

Außer der ſichtbaren Welt gibt es gewiß noch eine weitere unſichtbare, welche die unſerige oft durchkreuzt. Spricht man doch zuweilen vom Reich der Freiheit, vom Reich der Wahrheit, von zwei Reichen, welche in unſern irdiſchen Reichen unbekannt ſind. Es gibt ſogar eine unſichtbare Geographie; denn

wie oft iſt nicht von ſogenannten böhmiſchen Dörfern die Rede, welche überall liegen, nur nicht in dem ſo aufgeklärten Böhmen. Sie ſelber haben von Luftſchlöſſern geſprochen, welche irrthümlicherweiſe oft nach Spanien verlegt werden, gleichſam als wäre Spanien der Mond, in welchem mancher Edelmann allerdings ſeine Güter hat. Wie ſtellen Sie ſich wol ein recht luftiges Luftſchloß vor? Hat es Seitenflügel? Gewiß, die Flügel der Hoffnung. Hat es hohe Giebel? Gewiß, ſchon mancher ſtürzte von ihnen herunter. Hat es einen Hof? Gewiß, wie der Mond, der von Wolken umgeben iſt. Merkwürdig, daß dieſe glänzende Pracht der Luftſchlöſſer ſich immer da findet, wo es ſonſt am ärmlichſten zugeht: in den Hütten, oder wo man geneigt iſt, ſtatt zu bauen, lieber einzureißen: bei der Jugend.

Buchhändler (fortſchreibend).

Zu intereſſant! Dergleichen zieht!

Humoriſt.

Aus wie wunderſamen Dingen nimmt jetzt dieſe Art Baukunſt, welche man, wie die Biber, nicht einmal zu lernen braucht, für welche man kein Patent und keinen Gewerbſchein löſt und in welcher der Ungeſchickteſte immer der größte Meiſter iſt, ihr Material? Aus dem unſichtbaren Faden einer halben Hoffnung, aus dem Blick eines angebeteten Mädchens, aus der Phraſe eines Gönners, der verſprochen hat, es mit uns gut zu meinen, aus ſeinem Loſe in der Lotterie, aus dem Huſten eines alten Erblaſſers, kurz aus tauſend Seidenhärchen des Schickſals, an welche wir das bleierne Gewicht unſerer Hoffnungen, unſers poetiſchen Alpdrückens, unſerer nächtlichen Träume hängen. In den Luftſchlöſſern herrſcht Muſik und Tanz, die ſchönſten Mädchen wechſeln walzend mit den vollſten Geldſäcken, auf einen Wink gehorchen tauſend Diener und doch wird

jeder noch einen besondern Schnörkel haben, den er an dieser Gattung von Gebäuden nach seinem eigenen Geschmack sehen will. Die freieste Mannichfaltigkeit waltet hier, wie auch bei den böhmischen Dörfern, die jedem anders vorkommen. Beim einen sieht ein böhmisches Dorf so aus, wie das, wovon gerade die Rede gewesen ist, beim andern wie ein Satz aus der Naturgeschichte, beim dritten wie der Pythagoräische Lehrsatz, beim vierten wie die Theorie der Gleichungen vom vierten Grad, beim fünften, einem Minister, wie sein Portefeuille, beim sechsten wie etwas, was man schon wieder vergessen hat oder, bei musikalischen Referenten, wie etwas, wovon man nichts versteht. Der Landschaftsmaler — böhmische Dörfer wird er nicht zeichnen können, es sei denn, daß die Malerei für ihn selbst ein böhmisches Dorf ist. Der Geograph — vergebens sucht man böhmische Dörfer auf den Landkarten, es sei denn, daß sie in Centralafrika lägen.

Buchhändler.

Unübertrefflich! Sie Edelstein! Sie Saphir und Originalmensch! Welche sprudelnde Laune! Welch hinreißender Witz! Sie sind der Meinige und mit Schrecken hör' ich schon, daß sich diese anerkannten, classischen und belorberten Lyriker wieder die Schnäbel wetzen, um folgendes Lied zu singen:

Chor der Dichter.

Musenketzer,
Prosaschwätzer,
Willst du uns den Myrtenhain verstören?
Nachtigallen
Zu gefallen,
Wirbelt Phantasie in Liederchören.

Nur am Reime,
Wie am Leime,
Am Spaliere ſollt hinauf ſich ranken,
Was in Schachten
Zu beachten
Iſt an goldenglänzenden Gedanken.
Nur von Schäfern,
Bunten Käfern
Sollt ihr ſingen hergebrachterweiſe!
Nur im Kleinen
Nett erſcheinen,
Zu des Alten hundertjähr'gem Preiſe!
Reimt ihr Schmerzen
Hübſch auf Herzen,
Findet ihr die Wahrheit in der Klarheit,
Dann empfangt ihr
Erſter Hand hier
Zeugniß, daß ihr Lerche und kein Staar ſeid!

Ein junger Menſch (leiſe zum Buchhändler).

Mein Herr! Ein Wort im Vertrauen! Ich bin hier heute zum erſten male, aber ich fühle es, auch ich bin in Arkadien geboren.

Buchhändler.

Frage ich nach Ihrem Taufſchein? Was wollen Sie mit Ihrer Herkunft ſagen?

Junger Menſch.

Nichts, mein Herr, als die einfachen Worte: Ich bin auch da! Eben komme ich jung aus dem Neſte geflogen, kann die Flügel und das Waſſer bereits halten und möchte mich gern den claſſiſchen Geiſtern der Nation anſchließen.

Buchhändler.

Herr — Sie — ſind —

Junger Menſch.

Dichter! Ja, aber Verſchwiegenheit! Meine Poeſie bewegt ſich in ganz neuen Gegenſtänden, z. B. beſinge ich die Sterne und habe die wichtige Entdeckung gemacht, daß ſich Himmel auf Gewimmel, Glück auf Geſchick und Demuth auf Wehmuth reimt. Unterſuchen Sie meine Verſe, ob ich irgendwo Berge und Störche zuſammengebracht habe, ob ich finden auf hinten folgen laſſe oder ob ich mir darin gefalle, Mängel auf Fenchel zu reimen. Ich beſinge niebeſungene Gegenſtände, z. B. meine Geliebte, Frühlingsahnung, alte Kloſtermauern, Rittertreue, Schweſterliebe — —

Buchhändler.

Freilich, freilich, mein Lieber! Ich ſehe ja, daß Sie nur noch gefehlt haben! Aber hören Sie doch, hinter der Scene gehen Thüren und vielleicht kommt Se. Majeſtät. Wenden Sie ſich an dieſen und verlangen Sie Unterſtützung aus der Privatchatoulle!

Chor der Dichter.

Er naht! Er naht!
Schlingt einen Reigen,
Ihm anzuzeigen,
Daß unſer Pfad,
Daß unſre Wonne
Nur ſei ein Bogen
Von ihm, der Sonne,
Ringsum gezogen!
Beugt eure Knie!

Der Nacken ziehe
Sich krumm zuſammen!
Laßt nichts zu helle
Auflodernd flammen!
Auf alle Fälle
Ruft jetzt euch heiſer,
Se. Majeſtät hoch! Hoch unſer Dichter-Kaiſer!

(Alle knieen.)

Nero (tritt in brütender Geberde, armverſchränkt, auf).

Tyrann! So nennt man mich. Ja wär' ich's nur,
So fühlt' ich doch der Geſpenſter Spur,
Der Hölle Boten hinter mir,
In dieſen Sälen hier
Umgähnte mich nicht die Einſamkeit!
Ich bin zum Kampf mit den Göttern bereit!
Dies Schweigen aber, dieſe Ruhe tödtet mich.
Komm, fürchterlichſte Furie! Doch ſprich!
Sprich, daß dies heiße überkochend Herz
Nicht ewig hört ſich ſelber ſieden,
Sprich, wie des Corybanten lärmend Erz!
Nur im Getümmel ſind' ich meinen Frieden.
Man ſagt, ich ließe Blut, wohin ich träte,
Der Erde Ströme wälzten rothe Wellen,
Seitdem es Gott gefiel, mich auf den Thron zu ſtellen.
Ich ſehe nichts; wo ſind die finſtern Manen,
Die racheſchnaubenden Geſpenſter,
Die mit dem blaſſen Mond mir ſähen ins Fenſter
Und mir durchkreuzten meine Bahnen?

Chor der Dichter (tremulando).

O allſeitiger

Objectivſter,
Unvermeidlicher
Menſchheitspriester!

Nero.

Was gibt es wieder für Geheul?
Ich glaube gar ein Menſchenknäul
Liegt auf dem Boden hingekauert;
Auch ſie ſind ſtill; ſie ſchweigen — wie mich's ſchauert!

Chor der Dichter.

Wir ſind die dir ſo wohlbekannten
Parnaßtrabanten,
Der Lyra angeſtellte Kammermuſikanten;
O wolleſt in Frühlingsliedern
Du ſüß erwidern
Den Gruß, dir dargebracht von Muſenbrüdern!

Nero.

Ihr ſeid's? So ſtehet auf, nehmt meinen Gruß!
Bringt ihr von draußen euern Liederkuß?
Wie ſingt die Nachtigall? Was ſpricht der Hain?
Belauſchtet ihr die Myrt' im Mondenſchein?
Wie iſt's? Wie waltet die Natur?
Iſt ſie noch immer der Liebe Spur?
Wie lang' ich euch nicht ſah! Nun flattern
Aus meiner Seele Gattern
Gedanken, frei von Kerkerduft,
Hinaus in ſonnenhelle Frühlingsluft.
Wie ſchlagen alle Pulſe, alle Flügel,
Die mich empor zum Himmel tragen!
O tretet her; nehmt an, dies ſei ein Hügel,

Uſtinja.

Das nennt Ihr Krieger, dieſe wilden Horden?
Hyänen macht Ihr Euch zu Bundsgenoſſen
Und kämpft für Menſchenrecht durch Tigerklauen?
Ha dort! Iſt das nicht Perſiljeff?

Kaluga.

Unmöglich!
Nach Petersburg iſt Perſiljeff entſendet,
Den Stand der Dinge dort zu überwachen.
(Bei Seite) Wie ſie das Auge ſchweifen läßt im Volk!
Wie ihre Blicke auf und nieder rollen!
Erblickt ſie ihn, ſo iſt der Sieg verloren —
Von ihrem Haß hängt Rußlands Schickſal ab.

Uſtinja.

Ich ſehe ehrenwerthe Männer. Schlimm für Euch —
Denn nur das Schlechte ſiegt in dieſer Welt.
Der Meineid ſiegt. Weilt er in Euern Reihen?
Den Meineid zeige mir, zu Roß, gewappnet,
Den Nacken ſtolz, den Flammenblick erhebend,
Den ihm die Hölle zur Verführung lieh!

Kaluga.

Seid Ihr dem Mann noch immer nicht verſöhnt?
Fünf lange Jahre! Schüttet Erde drauf!
Zu den Tſcherkeſſen hat ſich Pugatſcheff
Geflüchtet, in's Gebirg, mit Weib und Kind.

Uſtinja (verächtlich).

Was drückſt Du ſo den Ton auf Weib und Kind?
Falſch ſeid Ihr Alle! Alle insgeſammt!

Wo wir ſo oft im Graſe lagen!
Umringt mich, lüftet eure Bruſt,
Laßt eure Locken weben dem Wind zur Luſt,
Im traulichen Vereine,
Wie einſt im düſtern
Akazienhaine,
Laßt uns flüſtern
Von der Natur, von jedem reinen Triebe,
Von Unſchuld, Freundſchaft und von Liebe!

Erſter Bote tritt auf.

Die Sklaven weigern ſich
Des Piſo Frevel zu bekennen.

Nero.

Laßt ihnen die Gelenke trennen
Durch die Tortur, die Sohlen brennen!
Was fragt ihr mich! (Bote ab.)

(Zu den Dichtern gewendet.)

So ging ich jüngſt mit zwei Geſellen,
Um Lerchen auf dem Felde nachzuſtellen.
Wir ſtanden hoch in einem Weingehege
Und ſahn ins Thal, in das Gekrümm der Wege.
Wie war ſo lieblich, was wir ſahen!
Der grüne Hügel, rings umſahen
Von üppigen Terraſſen, fern ein Bach,
Der in ein Wäldchen ſchlüpfte allgemach —!

Wie das ſo geht: ein jeder ſuchte Worte,
Um eben auszudrücken, was am Orte
Ihn ſo gefeſſelt hielt. Der eine ſprach:
Spür' ich dem Grund des Zaubers nach,
So möchte wohl das bunte Farbenſpiel,

Wie eines ſchattig ſich ins andre mait
Und jedes doch im eignen Lichte ſtrahlt,
Hier ſein der Schönheit erſtes Anfangsziel!

Der zweite ſchüttelte das Haupt
Und ſprach: Wenn Ihr erlaubt,
So liegt der Zauber wohl in dieſer Linie,
Die ihr z. B. hier von dieſer Pinie
Hinunterzieht, am Beben dicht gehalten,
So weit das Auge nur mag walten.
Da findet ihr Erhöhung und Vertiefung,
Ausbreitung, Dickung und Verſchiefung.
Der mathematiſche Calcül, ihr Herrn,
Iſt mein Kompaß und Schönheitsleiteſtern!

Ich aber ſchwieg erſt; denn ich wußte,
Daß alles in der Welt nur todte Kruſte,
Wenn Innen nicht der weiche Kern.
Das Echo der Natur bleibt jedem fern,
Deß Seelenſpiel nicht zart geſaitet iſt.
Das Herz nur iſt es, das das Schöne mißt;
Und ſo ſprach ich, damit ich ſtumm nicht bliebe,
Das Eine nur: Wie waltet doch die Liebe!

Zweiter Pole.

Herr! Bereits
Der erſte geſtand —
Der alte Lateranus!

Nero.

Ein zweiter Janus,
Halb zurück ins Leben, halb voraus zum Tode gewandt,
Häng' er am Kreuz!

(Bote ab. Nero ſpricht dieſe Intermezzi wie im Traum. Die Dichter erblaſſen über ihres Fürſten Doppelnatur und weichen zurück. Er fährt unbefangen und mit naivem Accent in ſeinen Phantaſieen fort.)

Meine beſten Verſe ſchrieb ich in einen Band
Von Pergament, mit goldnem Schnitt und Rand,
Denn ich bin, ein Dichter von der Zeh' bis zum Scheitel,
Wie ein Dichter auch auf meine Verſe eitel.
Nun hat zwar Amaryllis noch bis jetzt
Sich nur an Legenden und Prieſterſagen ergötzt;
Und ſchüchtern blieb ſie dem Liebesblicke,
Die Hand, die ich ergriff, zog ſie zurücke!
Da wagt' ich ihr mein innerſtes Weſen
Einmal zu geben zum Blättern, zum Leſen.
Sie ſollte ſehn, wie ich ſie ſchon verſtand,
Als ſie mir erſt im Traume bekannt.
Sie las mein Buch. Ich hatt' es dann wieder,
Durchflog die jetzt erſt ausgeſprochenen Lieder
Und fand als Leſezeichen
Im Pergament von ihren vollen Locken
Einen einzigen dünnen Seidenlocken.
Da mußten alle Zweifel weichen!
Das Zeichen ſprach: Du haſt mich an Einem Haar,
Ich werde die Deine bald ganz und gar!

Dritter Bote (kommt).

So hat auch Subrius ſich nun erklärt
Und zugeſtanden, daß im Lager der Legionen
Noch viele ſeiner Mitverſchwornen wohnen.

Nero.

Der ewigen Störung! Ihr Freunde, erlaubt:
Er tödte ſich durch ſein eigen Schwert

Wenn er die Mitverſchwornen nennt!
Wo nicht, ſo trennt
Vom Rumpf des Henkers Schwert ſein Haupt.

(Die Dichter fliehen vor ihrem Fürſten immer weiter zurück, ohne daß es Nero merkt.)

Ja, ja! Das ewige Lied der Liebe! Dieſe Wunden,
Der Welt ſo tief geſchlagen, daß
Noch nach Jahrtauſenden ſie nicht geſunden
Und Lieb' noch jedes Auge feuchtet naß!
Die Lieb' iſt unergründlich wie das Meer;
Wer auch der Liebe größter Meiſter wär',
Er kann nicht wiſſen, was zu wiſſen
Er eben wieder wird Schüler werden müſſen.
O ſelig, wem der Liebe Sonnenſtrahl
Sich mit dem erſten Geiſtesbrand ins Herze ſtahl!
Wer mit dem erſten klar empfundnen Worte
Sich angekommen fühlte an der Pforte
Von einem Paradies, wo Liebe Leben
Und Leben Moſt iſt von der Liebe Reben!
Der Jungfrau Reiz liegt in dem Ueberraſchen,
Wie alles anders endet, als ſie es begann;
Wie eine bunte Wolke, die naiv zu haſchen
Sie dacht', ihr unbewußt — in Schaum und Scham zerrann!
Wie oft ſie überfällt ein plötzlich Sinnen,
Will ſie ein altgewohntes Spiel beginnen,
In das kaum eine einzige traumerſchreckte Nacht
Dann plötzlich einen ernſten Sinn gebracht!
Und ſelig jener Knabe, der am Bande
Der erſten Lieb' ein Mädchen zieht,
Das an des friſchen Lebensbechers Rande
Nur allerwärts Sein Bild ſich ſpiegeln ſieht,

Daß ſie nicht weiß, ward ihr die Welt bewußt
Durch den, der ruht an ihrer Bruſt,
Ward, dieſes ganze üppig volle Leben
Recht zu verſtehn, durch Ihn ihr erſt gegeben?
Daß ſie erſtaunt, wie all die Gaben,
Die ſie doch ſelber nicht beſaß,
Sie erſt aus ſeinen Blicken las,
Er nur von ihr erſt will empfangen haben!
O gebt mir jene holde Welt zurück,
Dies bunte Spiel von Scheuen und von Hoffen,
Das ich ſo reich an meines Mädchens Blick,
An ihr nur ſo unendlich angetroffen!

Vierter Bote (kommt).

Was du dem Scherz der Götter dankſt!
Scevinus ſollte dich ermorden
Und tödtete ſich ſelbſt vor Angſt!
Und an der Tiber Borden
Sah man den Binder Julius
Verzweifelnd blicken in den Fluß.
Noch eins! Nur zu gewiß, auch Euer Lehrer,
Seneca, war ein Verſchwörer!

Nero.

Die ew'gen Ruheſtörer!
Schickt dem afterweiſen Geiſtbethörer
Ein Meſſer ins Haus! Da ſoll er ſitzen
Als Negation in einer Badewanne
Vom Holze einer guten jungen Tanne
Und ſich die Adern ſelber ſchlitzen!

(Schon ſteht Nero allein. Die Dichter ſind, ohne daß er es merkt, zitternd von ihm zurückgetreten.)

Was ich befürcht', iſt nur der eine Schmerz,
Daß alles in der Welt — nicht grabeswärts,
Nein, zu des Greiſen müdem Tritte ſchreitet!
Die Bruſt, von Liebe noch erweitet,
Soll einſt ſich nicht mehr ſchmücken mit friſchen Roſen,
Mit Pfändern, die wir jetzt im Spiel verloſen —
Sie ſoll nur keuchen noch und ſtöhnen,
Den Lenz und die Roſen ſich abgewöhnen!
Wie könnt' ich eine Scene tragen,
Wie ich ſie jüngſt erlebt! Es war in Tagen,
Wo vom Winterherde alles flieht
Und hinaus vors Thor ins Freie zieht,
Wo ſich beim neuen Frühlingsſonnenbrodem
Die Schöpfung regt im lockern Boden.
Da ſah ich an der Krücke einen Greis
Hinfällig, lächelnd, leis
Sich lehnen an ein Poſtament.
Rings um ihn her, da tobt und rennt
Ein muntrer Schwarm von jugendſtrahlenden Knaben.
Und wie ſie hin und her ſich jagen, haben
Sie dicht am Greiſe
Gezogen ihres Spieles regelloſe Kreiſe.
Jetzt greift ein Burſch die Krücke
Und nimmt, als ritt' er ſeinem Glücke
Entgegen, ſie als Steckenpferd —
Ein fahler Knochen hier ein Schwert!
Ein Wundeneinband hier der Hoffnung Schleife!
Ein Jugendkuß auf Kirchhofreife!
Ein Widerſpruch, daß an den todten Steinen
Der Greis die Stirn verdeckt' und mußte weinen —!
Wie trüg' ich Alt ſein! Ewige Mächte,

Daß ein Entzücken einſt den Tod mir brächte,
Daß ich, indeß ich Liebe würbe,
Im Arm der Liebe ſtürbe,
Das Haupt umkränzt, im lachenden Genießen,
Bei Küſſen, die mein brechend Auge ſchließen!

Fünfter Bote (kommt)

Nun iſt zum Spruche alles reif;
Sie ſcheiterten an ihren Lügen,
Ihr Thun liegt in den letzten Zügen.

Nero.

Zum Tode Piſo, tobt ſein ganzer Schweif!
Mord und Entſetzen über alle,
Die ſich verwickelten in ſeinem Falle!
Spült die Kloaken aus, eröffnet die Kanäle,
Daß es dem Blute nicht an Durchzug fehle!
Ihr könnt die Welt heut' an die Tiber laden:
Die Sonne brüllt, ich will in Blut mich baden!

(Bote ab. Die Lichter, den Sprung des Tigers erwartend, drücken ſich an die Wände, vor Entſetzen bleicher als dieſe.)

Nero (ſinnend ſich über die Stirn fahrend und das Haar wegſcheitelnd).

Was iſt? Was war? Sprach ich vom Tode nicht?
Von meinem? Nein, von Blut? Von Roſen?
Hört' ich die Parze nicht, die ſpricht?
Den Gott, deß Helm erklingt von Todesloſen?
Bin ich allein? Es iſt, als ſtänden
Verblaßte Schatten an den blaſſen Wänden —?
Ich fühl's, von meinen Sinnen
Will Nebel, der ſie trübte, rinnen.
Ich kam hierher — ſo — ſo — nein ſo —
Ich ſah doch Männer, die viel leeres Stroh

Gedroſchen, aberwitzige Reime
Von Blumen, Käfern, Honigſeime.
Die Furcht, die hier die Kehlen packte,
Brachte meine Phantaſie aus dem Takte.
Ich fühle, wie was von Bosheit ſich
Um meine abgelauſchten Worte ſpähend ſchlich!
Jetzt bin ich im Zuſammenhang
Und ſehe, wie ich meinen Sang
Nicht beſſer runde, daß auch nichts ihm fehle,
Als wenn ich Menſchen, halb von Leib und Seele,
Die Objectives gern vermeiden,
Zwinge, recht einmal objectiv — zu leiden.
Man führ' ſie ab, die tugendhaften Schelme
Und zieh' aus einem ſchwarzen Todeshelme
Je fünf und fünf zu Charon's Nachen
Ein Ueberfahrtsbillet! Doch ſoll'n ſie wachen
Noch bis zum andern Morgen und verzweifelnd zählen,
Wen wol des Hahnen Schrei als fünften möchte wählen.

(Ab.)

(Die inzwiſchen eingedrungenen Soldaten führen die wehklagenden Dichter hinweg.)

Ein letzter Soldat bleibt zurück. Es iſt Julius Vindex.

Julius Vindex.

Zu ſeinen Kriegern ließ ich zum Scheine mich werben!
Sie ſind die Erben
Des römiſchen Reichs! Sie bannen
Allein noch in Furcht den Tyrannen!
Sie halten Roms Trauergedicht
Einſt das letzte Gericht.

Ich wandre mit meiner Legion
Morgen zu den Alpen ſchon.
Man fragte mich nach Namen und Ahnen.
„Die will ich mir ſuchen bei den Germanen!“
Wer biſt du? „Ein Bettler, doch jung!“
Die Lanze warf ich mit mächtigem Schwung,
Das Schwert, ich führt' es ſauſend und brauſend.
Nun bin ich zu tauſend,
Die alpenwärts ziehen, eingereiht.
Wohl ſind es die römiſchen Fahnen,
Doch Gallier, Britannen, Hispanen!
So wandle mit dem wilden Troß
Und ſträube deine Mähne, junges Roß,
Und bäume deine ſtarken Glieder!
Die Seele hebt ein mächtig Gefieder.
Der Augenblick iſt da, ich lechz', auf den zu zielen,
Der Luft und Erde, Meer und Sonne mir entriſſen!
Lebt wohl, ihr glatten Marmordielen,
Ihr Wände, Nero's blaß und übertüncht Gewiſſen,
Ihr Echos, ſolcher Frevel ſo Vertraute,
Daß ihr erſchreckt bei jedem lauten Laute!
Ich ſteig' hinaus in Eis- und Alpenzonen,
Wo auf dem Schnee noch warme Herzen wohnen!
Ich ſuche, wo in Deutſchlands dunkeln Forſten
Der Legionen goldne Adler horſten!
Bald blinket wie ein Sonnenſtrahl
Durch Wald und Finſterniß der Rache Stahl.
Nicht nenn' ich mich! werd' ich den Brüdern rufen,
Eh' nicht von eurer Roſſe Hufen
Italien zerſtampft, von meiner Hand
Zum Tod der Kaiſer durchgerannt!

Solang' von ſeines goldnen Hauſes Dach
Sich noch am Himmel malt der goldne Schein,
Bin ich von Ausſatz, Schimpf und Peſt nicht rein!
Und zu der Krieger Ruf, dem lebensfriſchen,
Wird ſich des Bären Stimme miſchen.
Der Ur, der an Erbarmen im Vergleich
Mit dem gekrönten Thiere überreich,
Wird ſeine wilden Hörner beugen
Und ſich mit uns als Kämpfer zeigen,
Mit uns, die wir der Rückkehr Thor verriegeln,
Und nur im Tode unſern Bund beſiegeln!
Die Fahne weht! Ich ſeh' von Sonnenſtrahlen
Sich roſig ſchon die Alpenzinken malen!
Nach Deutſchland denn, vor Roma bald zu treten
Mit racheſchmetternden Drommeten! (Ab.)

Zeig' mir ein heilig Pfand im Erdenrund,
Nur einen Stern am weiten Firmament,
An dem kein falſcher Schwur von Männern klebt!

Kaluga.

Der Kaiſer naht in dieſem Augenblick —
Entferne Dich, Uſtinja, fort! Hinweg!
Sei Deines Hetmans weisheitsvolle Tochter!

(Trompetentuſch.)

Uſtinja.

Nein, nein, ich will ihn ſehn, den Kaiſer, ihn,
Der mich verſteht, der ſelber einſt empfunden,
Was Treue heißt und was Verrath der Liebe.
Ich will zum Czaar, ihn ſchmücken mit dem Kranz!
In ſeiner Stirne lichten Sonnenſchein,
In ſeiner Krone Schatten will ich flüchten —
Wir beide, die Vergeßnen, die Verrathnen —
Emporgehoben über Haß und Liebe
Und angeekelt von der ſchaalen Welt!

(Die Jungfrauen ſchaaren ſich um ſie und bilden eine rechtsſtehende Gruppe. Marſch hinter der Scene.)

(Sie ruft den Jungfrauen) Hieher zu mir! Hier kommt der Zug vorüber.

Kaluga

(auf die andere Seite tretend. Bei Seite).

Erkennt ſie ihn — Gott ſchütze ihn und uns!

Siebentes Bild.

In Seneca's Hause.

Morgendämmerung.

Seneca tritt mit einer Leiter ein, die er wegstellt.

Seneca.

Keine Begrissleiter das! Ach, nur eine ganz gewöhnliche Hühnersteige, die ich meinem gnädigen Kaiser nachtragen muß, wenn er in die Fenster seiner Schönen steigt! Das ist der Fluch einer officiellen Philosophie, daß sie sich zu allem hergeben muß. Ich wüßte nicht, wie das länger zu ertragen wäre, wenn man diesen Despotismus nicht unter dem Gesichtspunkt der Originalität und seine Grausamkeiten unter dem der Spaßhaftigkeit ansähe. He, Mütterchen!

Hinter der Scene.

Bist du's, Annäus? Hast wieder 'mal warten müssen so lange? Dein Warmbier steht auf dem Tisch.

Seneca.

Schlaf noch, gutes Weib! Ich wag' es nicht, mit meinen unkeuschen Ausdünstungen an dein sauberes tugendhaftes Bett zu treten. In welche Winkel mußt' ich heute wieder folgen! Zu Nero's Seufzern mußte Seneca Schildwache stehen. Wenn das Laster vorüberzieht, muß die Tugend ins Gewehr treten! Die Ehrlichkeit muß die Leiter halten, wenn der Dieb in fremde Fenster steigt! Sagtest du nicht was, Mütterchen?

Hinter der Scene.

Du murmelst so viel, lieber Annäus. Ich fühle, wie du dich wieder die Nacht angestrengt hast.

Seneca.

Mit meinem Bestreben, die Zügel eines noch immer auf meinen Zögling möglichen sittlichen Einflusses nicht ganz aus der Hand zu lassen? Ach, diese Accommodationsphilosophie eines armen beklagenswerthen Prinzenerziehers! Immer gegenwärtig sein, immer Stichblatt des fürstlichen Witzes, immer Spaß machen, mehr Hofnarr als Hofrath, wer hält das aus! Ich denke nur immer, es ist zuletzt auch für mich selbst gut, die Dinge einmal von der andern Seite zu betrachten. Aber, ihr ewigen Götter! Frau, was bleibst du nicht im Bett?

Frau Seneca (mit einem Lichte, im Nachtüberwurf hereintretend).

Väterchen, laß mich! Wie blaß du aussiehst! Die ungesunde Nachtluft! Wo habt ihr nur diesmal wieder gesteckt?

Seneca.

In allerhand Winkeln, wo die Liebe einem Geldstück gleicht mit abgenutztem Gepräge und wo sie schon durch so viele leidenschaftliche Hände gegangen ist, daß sich Grünspan auf ihr ansetzt.

Frau Seneca.

Und du immer mit, Annäerl!

Seneca.

Aber den hoffnungsvollen jungen Kaiſer ſollteſt du dabei ſehen. Immer der Hahnrei ſeiner eigenen Leidenſchaft! In ganz wohlconditionirte Häuſer, die doch eine ordentliche Treppe, 'ne Thür und 'ne Klingel haben, muß er durchs Fenſter einſteigen!

Frau Seneca (beklommen).

Väterchen — du haſt kürzlich den ehemaligen Conſul Piſo ſo theilnehmend angeblickt! Hat dir Se. Majeſtät deshalb keine Vorwürfe gemacht?

Seneca.

Piſo? Vorwürfe? Ja, einige Anhänger des Piſo hat er allerdings den wilden Thieren vorwerfen laſſen! Wecke mir doch vor Schlafengehens keine ſo ſchwarzen Vorſtellungen! Mein Syſtem iſt das des Scheins. Ich denke oft, ich wäre etwas beleibter, als ich mager bin, und ein wenig ärmer, als ich reich bin. Nur keinen Lebensüberdruß! Ich geſtehe Nero alles zu, denn ich weiß, durch Nachgiebigkeit können Ausſchweifungen verhindert und im Fall der Noth große Verbrechen durch kleine hintertrieben werden. Aber was iſt dir nur?

Frau Seneca.

Einen böſen Traum hatt' ich dieſe Nacht. Lieber, ich glaube, es geht an unſer Leben.

Seneca.

Beſonders iſt es nicht; aber es geht immer an, unſer Leben. Oder wie?

Frau Seneca.

Nein, nein, du verſtehſt mich nicht; es geht an unſer Leben.

Seneca.

Ja ſo, ja ſo; unſer Leben geht jetzt erſt recht an; das wäre doch am Ende kein böſer Traum.

Frau Seneca.

Verſteh' mich doch! Es geht an unſer Leben. Deine Freundlichkeit mit dem Piſo —

Seneca.

Nun, jetzt begreif' ich erſt. Die ungelenke lateiniſche Sprache! Aber das ſind Grillen. Wir ſind ſicher. Nero, dieſe edle, im Grunde durchaus naive Natur, hat mich dieſe Nacht geherzt und geküßt, und als ich von ihm ging, ſagte er, er wolle mich noch bedeutend höher befördern.

Frau Seneca.

Still, ſtill, was iſt das für ein Lärm?

Stimmen von draußen.

Wacht auf! Wacht auf! An euerm Haus
Sieht man des rothen Kreuzes Graus,
Das euch zu gehen den Todespfad
In aller Früh' bezeichnet hat.

Seneca.

Was ruft man denn? Ich höre nichts.

Frau Seneca.

Ich höre; am Verſtehn gebricht's.

Stimmen von draußen.

Ein Leichentuch am Schornſtein hängt,
Die Schwalb' ein neues Neſt anfängt,

Der Kukuk ſchrie: nichts Gutes geſchach;
Denn heute iſt Johannistag.

Frau Seneca.

Das klingt ja wie ein Hexenlied.

Seneca.

Frau, mach' das Fenſter zu, es zieht!

Stimmen von draußen.

Zwei Uhren hörte man bei euch
Laut ſchlagen in dem Takte gleich:
Das heißt, daß von zwei Eheleut'
Das eine ſei zum Tod bereit.

Seneca.

Da unten ſteht, ſieh! Hinz und Kunz!

Frau Seneca.

Man ſpricht vom Tod. Wen meint man? Uns?

Beide.

Wahrhaftig, das iſt doch zu arg,
Man bringt uns wirklich einen Sarg!

Die Freunde und Nachbarn Seneca's treten ein. Henker mit einem Sarg. Man weint. Seneca, einſehend, wie ſchwer es iſt, mit geiſtreichen Kurſen umzugehen, ſpringt vom Lächerlichen zum Erhabenen über. Man überreicht ihm eine Rolle Papier. Er wickelt ſie auf, ein Messer fällt heraus.

Seneca.

Nun haſt du dich durch Narrenspoſſen
So lang gehalten, alter Thor!
Der Strudel hielt dich hoch empor,
Nun wirſt du mit ihm ausgegoſſen!
Das, was ich war und was ich bin,

Legt ſich auf dieſe Bahre hin.
Die Zeit hat nicht auf mich gewartet.
Ich trete, wie ich bin geartet,
Ins offene Grab, mit all dem Tand,
Den ich aus Furcht um mein Benehmen wand,
Die Schminke im Geſicht, das graue Haar
Mit Roſenkränzen unehrbar
Geſchmückt, das Auge noch nach Beifall haſchend,
Mich in mir ſelber überraſchend —!
So iſt denn alles hin, was du geglaubt!
Das Reich von ſtolzen Sittenſprüchen
Es liegt zertrümmert und in Brüchen!
Des ſchönſten Kranzes haſt du dich beraubt,
So auch zu leben, wie du lehrteſt!
O Schmach dir, daß du dich nicht beſſer wehrteſt!
So warſt du die Caricatur
Von allen deinen Büchern nur,
Und mußt, um feſten Grund zu faſſen,
Dich ſelbſt zu Grunde gehen laſſen!

Frau Seneca.

O mein Gemahl, nimm was geſchieht,
So — freudig wie mich ſelber mit!

Seneca.

Du bleib zurück! — — Und dennoch, was iſt Leben,
Wenn dir der Athem nicht iſt freigegeben!
Ach, keine Thräne! Dieſe Bahr' iſt faſt
Wie einſtmals uns das Brautbett angepaßt.
O weinet nicht; denn beſſer ſteht
Wer zu den ewigen Göttern geht —!
Wir ſehn uns einſt, mein Freund;
Und du — und du! Die Zähren, die du zum Abſchied weinſt,

Bibl. Univers. Lips.

Die rinnen noch dereinſt
Dem frohen Wiederſehn zu Ehren.

(Beide ſteigen in ein Bad und öffnen ſich die Adern.)

Abſchied der Umſtehenden.

Lebt wohl, lebt wohl und grüßet all,
Die ſchon gekommen ſind zum Fall!
Wer weiß, ob nicht auch bald der Sand
In meinem Stundenglas verſchwand.

Seneca.

Nein, zage nicht, du bald ausblutend Herz!
Dies Leben war nur Vorbereitungsſcherz.
Und wie die Adern jetzt quillen,
Fühl' ich, dort kann ſich noch manches erfüllen!
Wir lebten nur im Rauſche dieſer Erden,
Um unſerer ſelbſt bewußt zu werden,
Wir ſind die Saiten, drauf der Herr
Dereinſt von ungefähr
Die Melodieen ſeines Lebens ſtimmt!
O liebes Weib! Wie mir's die Binde von den Augen nimmt!

Frau Seneca.

Auch mir —! O, theurer Gatte,
Wie ich allmählich ſchon ermatte!
Ja, ich weiß nicht, frag' ich: Stirbſt du
Dem Leben? oder: Lebſt du dem Tode zu?

Seneca.

Nimm meine Hand! Vielleicht erwärmt
Sie dich, wenn dich der Tod zu früh umſchwärmt!
Nimm ſie, damit im gleichgemeſſenen Takt
Wir enden unſern fünften Act!

Und wenn ihr, die ihr uns umſteht,
Vom Trauerſpiel nach Hauſe geht,
So denkt, zur wahren Lebensfeier
Erhebt ſich jetzt des Vorhangs Schleier!
Es gibt ein Wiederſehn und wär' es nur
Deshalb, weil die, die es beweiſen wollen
Mit leicht geborſtnen Wiſſensſchollen,
Erkennen müſſen, daß ſie auf ſchlechter Spur.
Man weiß nicht, was dereinſt geſchieht
So feſt, wie Zahlen man zuſammenzieht:
Doch ein wahrhaftig Sehnen
Iſt's, das die Hoffnung nicht läßt wanken:
Es habe über dieſes Lebens Schranken
Das Leben erſt ſich auszudehnen.
Wie iſt dir, Liebe?

Frau Seneca.

Vorm Auge fahl
Und ungewiß; dem Tode halb
Und halb dem Leben bin ich angehörend.
Ich ſeh' nur dich, mein Gatte, während
Ich von dem Leben ſcheide ab:
Und dennoch jenſeits überm Grab,
Iſt mir es wiederum als wärſt
Du es, der mich begrüßt zuerſt.

Seneca.

So wechſeln beide Welten nun,
Die, wo wir bald als Aſche werden ruhn,
Und die, die oft mit göttlicher Gewalt
Durch dieſe ſtill anklopfend hallt!
Von allen Sinnen, die nun ſchwinden

Muß wol zuerſt das Aug' erblinden,
Dann lähmt die Zunge ſich und das Gefühl,
Dem Athem wird es eng und ſchwül;
Doch das Gehör währt länger an
Und macht ſo ſcharf ſich, als es kann,
Denn jeder ſoll noch treu und klar
Im Tode hören, was er war,
Noch hören wer ſein Freund und Feind
Und wer ihm noch die Thräne weint.
Wie iſt dir's, liebes Weib? — Sie ſchweigt,
Das Haupt ſich ſchon ohnmächtig neigt.
Der Schlaf erſcheint hier als Pilot,
Der noch vor Charon's Boot
Den matten Schiffer aus des Lebens Flucht
Buglſiret in des Todes Bucht.
Auch ich erkalte — die Adern werden hohl,
Ich bin mir ſelber wie entnommen.
Nun ſcheid' ich — Freunde, lebet wohl!
Im Land der Wahrheit einſt willkommen!

(Die Lüge entweicht, der Genius der Wahrheit nimmt ihn in ſeine Arme.)

Achtes Bild.

Im Hause der Poppäa.

Poppäa ſitzt in ſchwarzen Kleidern. Im Metallreifen ſchwingt ſich vor ihr ein Papagai.

Poppäa.

Du ſchwingſt dich, bunter Vogel, in dem goldnen Ringe,
Krauſt in den Federn dir und biſt ſo guter Dinge!
Wie neid' ich dir dein ſtillbegnügtes Glück!
Der Menſch fühlt nur der Seele Harm!
Bei allem Glanze iſt er hoffnungsarm!
Ich denke an die alte Zeit zurück,
An treue Liebe, ſeiner Worte Klang,
Wenn er den Arm um meinen Nacken ſchlang —!
Und jetzt vollends, wo ich ein Pfand der Stunden,
Seit ich des Schwurs der Treue mich entbunden,
Des ekelſten Kuſſes,
Des quälendſten Genuſſes —
Wie heißt es, Vogel, daß ich gemächlich

Siebenter Auftritt.

Zu beiden Seiten rechts und links treten Koſaken auf und beſetzen in zwei Reihen die Bühne. Darauf Loginoff. Borotin mit Offizieren. Sergius. Die Abgeordneten der Stadt Uralsk. Bagration (blind). Kaluga. Uſtinja. Zuletzt Pugatſcheff. Bei deſſen Auftreten löſt ſich die Muſik in einen Tuſch auf, Alles ſtürzt nieder und beugt das Haupt zur Erde.

Pugatſcheff.

(der ganz im Hintergrunde bleibt).

Kniet Ihr vor Gott, ſo ſag' ich nicht: ſteht auf!
Denn knien dürft ihr vor dem ew'gen Gott,
Der ſich der Welt mit Wundern offenbart.
In unſern Liedern ſagt ein alter Spruch:
Wer weiß, was wird, wenn Frühling ſchmilzt den Schnee!
Der Schnee zerrann, die Lerche ſtieg empor,
Die Ströme abwärts ſchwamm das Eis in's Meer
Und Freiheit blüht es auf der grünen Steppe.
Der Adel hat in Rußland aufgehört
Und Niemand zahlt Ihr Zehnten als der Kirche!
Vom Joch des Frohndienſts ſeid Ihr ausgeſpannt
Und abgethan auf ew'ge Zeiten iſt
Leibeigenſchaft, der Ruſſen Ekelname!
Ich will's — So ſei's! Darum bin ich gekommen.
Und ob Ihr meine Macht erkennen wollt,

ept wandeln muß und ſo gebrechlich?
Daß ich mit langen Schleppen
ege die Treppen —?
a, ich bin nicht mehr ich —!
Wie nenn' ich was nun kommen ſoll? So ſprich!

Papagai.

akob!

Poppäa.

Von einem Juden hab' ich dich gekauft.
Mit Feuer haben ſie ihn jüngſt getauft,
Weil er ein Chriſt geworden war
Und an der Brüder Schar
Sein Gut und ſeine Habe gab.
Da kauft' ich ihm noch ſeine Vögel und Affen ab.
O Jovis goldner Regen!
Deinem Fluch bin auch ich unterlegen!
Fleißend ſank mir Geld in den Schoß!
Die Schätze Indiens, ſie kauften mich los
Von meiner ſchöneren, ſonnigen Zeit!
Drum bin ich mit mir ſelbſt im Streit!
Vernichten, zerſtören möcht' ich mich und los
Von mir ſelbſt ſein und von meinem Schoß —!
Indiſcher Spatz, den Zucker friß!
Und ſag' mir: Iſt's ſchon ſo gewiß?

Papagai.

Jakob!

Poppäa.

Einfältig Thier, du quälſt mich mit dem Schrei!
Sag': „Julius"! Daß es verſöhnend doch ein Name ſei
Für ein verhaßtes Weſen,
Von dem ich ſoll geneſen.

Papagai.

Jakob!

Poppäa.

Du biſt mit deinem immergleichen Wort
Wie meine Schande! Gern tilgt' ich ſie fort;
Doch ich mag rütteln,
Mag ſchütteln,
Entfliehen kann ich nicht vor ihr!
Bleibe ein willenloſes Thier!
Im Harem die abgebrochne Roſe!
Des Sultans Schnupftuch bleibt mir im Schoße!
O Julius! Wo kamſt du hin? Iſt's Scham,
Iſt's innere Luſt, die Luſt der Schöpfung,
Der willenloſen Schöpfung, der Erſchöpfung,
Die mich zu dem, den mir das Schickſal nahm,
Jetzt reißt mit ungeſtümem Drang?
Iſt's des verbotenen Genuſſes Hang?
Wie iſt mir? Luſtberauſcht
Fühl' ich, wie alles in mir tauſcht,
Halb Leben, halb der Tod, nichts mehr,
Als wenn ich nur der Schöpfung Uebergang noch wär'.
Nicht mehr ich ſelbſt, auch nicht mein Kind,
Es iſt die ſelbſt ſich zeugende Natur,
Die ihrer göttlichen Momente Spur
Hinzieht durch mich, durch meine Adern rinnt,
Sodaß mir iſt, es ſei, was uns die Dichtung
Von einem ſeligen Leben ſchreibt,
Nur die Wonne der Vernichtung,
Stirb, was da lebt und leibt —

(Sie würgt den Papagai.)

Was that ich? Armes Thier!
Sprach Nero's Sproſſe ſo aus mir?

Nero tritt ein.

Nero.

Poppäa! Hab' ich recht gehört!
Du biſt der Hoffnung Bild? ... Und doch verſtört?
Der Vogel todt? Du ſtrafteſt ihn
Für ſeine rauhen Melodien?
Denn ſüß muß dir im Nachtigallenton
Die Erde rufen: Meiner Liebe Lohn
Ruht jetzt in dir! Der goldne Schrein
Birgt ein Juwel, das mein, das mein —!
O Poppäa, ſei es nur kein Mädchen!
Meine Liebe zu dir hängt dann an einem Fädchen!
Ich küſſe meine Tochter todt —
O des Harrens und des Hoffens ſüße Noth!
Was thu' ich nur, bis mir der Tag
Von ſo viel Glück erſcheinen mag!
Ein Kind auf meinen Armen zu ſchaukeln,
Mit Scherz und mit Küſſen es zu umgaukeln,
Ueber die Schultern der Amme zu ſehen,
In des Jungen Auge zu ſpähen —
Ja, iſt's ein Knabe, ſo bedenk' ich ſchon
Wie man ihn erzieht im feinen Ton,
Schöne Wiſſenſchaften, Declamiren,
Mit Damen Converſation zu führen,
Tanz, Muſik und Literaturgeſchichte
Und daß er ja, gleich ſeinem Vater, dichte!
Ich Thor, was ſeh' ich alles! Das erſte Lallen,

Dem kindiſchen Vater zu Gefallen,
Quillt erſt aus ſeinem herzigen Mund!
Wie wird er ſchlank und voll und rund!
Und wol nach einigen Jährchen
Sing' ich ihm Lieder, erzähl' ihm Märchen —

Poppäa.

O ſchweige ſtill!

Nero.

Warum?

Poppäa.

Ein wahres Glück iſt ſtumm.

Nero.

Ich preiſ' es laut.

Poppäa.

Glücklich war ich als Braut.

Nero.

Die Mutter ſoll lächeln
Wie Frühlingsfächeln.

Poppäa.

Der Vater die Wiege
Nicht treten, die Stiege,
Die Amor zu den Unteren führt!

Nero.

Du biſt von meiner Freude,
Von meinem Glück nicht gerührt?

Poppäa.

Von meinem Leibe

Bin ich zum Tod betrübt.
Schick' mir Locusta! Oft hat sie geübt
Die höllische Kunst der giftigen Tränke!
Ich mag nicht gebären.

Nero (schleudert einen Dolch nach ihr)

So senke
Zuvor dich selber ins Grab!

Poppäa (fällt)

O Wenne, jetzt zieht's mich hinab
In dunkle Schatten, in ewige Nacht!
Dir hab' ich, o Julius, mein Opfer gebracht!
(Sie stirbt.)

Nero.

Was that ich? Strafst' ich den holdwilden Sinn,
Der stets mich so bestrickt und beglückt,
Durch einen Dolch, von mir selbst gezückt!
Poppäa, lebe! Ach! Sie ist hin!
Poppäa, bist du todt? Blaß und kalt
Liegt die göttliche Gestalt —!
Todt! Todt! So schnell, so bald —!
Das ist der Tod? Ich sah noch nie
Des Todes Physiognomie.
Matt, zerknickt, ohne Willen,
Um noch der Sinne Gebot zu erfüllen,
Eine klappernde Hülse, eine leere Schale —
Ich sehe alles das zum ersten male.

Und an Poppäen seh' ich's, die zu lieben
Wie eine Kunst mit mir getrieben —!

An ihr, die alles, was ich wollte, war —
Und doch nicht, was ich selber bin,
Die, was ich schweigend mochte, offenbar,
Und was ich laut gewollt, gab schweigend hin —!
An ihr, an der ich hing, wie am Magnet
Der Eisenstaub sich so gestaltet,
Wie des Wundersteines Lanne steht —!
Seltsam, sie wollte sich selbst verderben,
Sie wollte sterben —!
Nun ist ihr heißes Herz erkaltet!
Die Wege meines Denkens sind verschlungen,
Wild, überhangend; ihr nur war's gelungen,
Ausharrend treu zu folgen! Ueberall
War sie von meinem Wesen Widerhall —!
Sie hat gelacht zur rechten Zeit,
Sie hat geweint, wenn sich der Streit
Der trüben Wolken meiner Seele
Auflöste in dem Thränenäther meiner Augen!
Aus Herbem wußte Süßes sie zu saugen —!
Das alles hin; der Weg verdeckt, den ich verfehle,
Verschüttet, rück und vor mein Leben —
Wozu ist mir noch Arm und Mund gegeben!
Das Auge, das doch nur erblindet,
Wenn ihm das Offne nur, nicht die Dunkelheit ist licht;
Der Mund, der was er spricht, nur spricht,
Um zu gestehen, daß ihn Stummheit bindet —!
Die Götter spielen mit den Menschenlosen
Und werfen sie wie Bälle sich einander zu;
Ich fühle Grabesdüfte mich umkosen,
Die Parze schielt nach mir und winket: Du,
Du, Nero, entflieh mir nicht!

Erſchlägſt dein eigen Weib, dein Kind!
Und wollte ſie's nicht? War das der Wind,
Ein Geiſterton, der zu mir ſpricht —?
Mich faßt ein wirrer
Unheimlicher Strudel, immer irrer
Dreht ſich mein Selbſt im Kreiſe —
Es iſt der Tod — er nahet — leiſe!

(Er wankt fort. Die Türen hinten werden weiter.)

Neuntes Bild.

Im Lager des Julius Vindex.

Ein Zelt mit einer Lampe.

Julius Vindex (richtet sich von einem Lagerpfuhl auf).

Ich kann nicht schlafen — die Entscheidung reißt
Mir immer die Augen wieder wach!
Ich strecke meine Hände nach
Dem Lose aus, das Siegen oder Unterliegen heißt!
Noch wird die Flamme nicht vom Morgen überblitzt,

(Oeffnet hinten das Zelt.)

Noch tiefe Nacht, die Nacht mit Sternen ausgespritzt!
Noch keine Morgenschatten; von drüben kann ich die Mähren
Der kaiserlichen Truppen schnarchen hören.
Der Schlaf liegt schwer auf meinen Leuten,
Wel manchem mag er schon die Scholl' ausweiten,
Die ihm zur Grube dienen wird.

(Kehrt zurück.)

Ich bin der Völkerhirt,

Der für sie Wache hält! Muß mir einschärfen,
Was sie auf meine Schultern werfen!
Im Zelt hier ist's so schwül — die Flamme
Hat an der Luft eine schlechte Amme —
Wie? Sie verlischt? Dort jene Ede
Eine dumpfe Wolkendecke,
Was gärt, was siedet —? Ein Gespenst?

(Poppäa's Geist in sichtbar.)

Geist.

Ob du mich, Julius, wol erkennst?

Julius Vindex.

Poppäa bist du! Von Mord und Waffen
Seh' ich auf deinem Busen eine Wunde klaffen.

Geist.

Und doch bin ich nicht todt, auch nicht lebendig.
Ich leb' auch nicht für mich und eigenhändig;
Mein Tod ist noch gehemmt von dem, was in mir lebt,
Dem Tode ist noch Leben, dem Leben Tod verwebt.

Julius Vindex.

Versteh' ich das? Falsch tönt dein Wort,
Im Orcus wie auf Erden fort!
Grauenvolles Bild der alten Liebe,
Zerstiebe!

Geist.

Und nun ich noch auf Erden wanken
So lange darf, bis sich die Armesranken
Des Wurms in mir, an meinem Tod,
An den sie sich anklammern in der Not,

Verſterbend, bin zum Tode ſtrecken:
So weil' ich da, wo mir das Liebſte iſt —

Julius Vinder.

Du mußt es ſehn, wie unſichtbar
An Thatenkeimen die Erfolge hängen,
Wie ineinanderfließt, was iſt und war
Und ſein wird, wie die Zeiten ſich drängen;
Drum ſprich, iſt morgen jenes Rad,
Das Phöbus über uns geſchlagen hat,
Für mich ein Rad des Glückes? Sprich!

Geiſt.

Es ſtirbt in mir — ich ſinke —
Tief, wie man im Fieber
Durch Wolken ſtürzt; o laſſe, Lieber,
Laß dein Schwert heut' in der Scheide!
Du ſcheinſt dem Tod eine Augenweide:
Umkreiſet ſeh' ich dich von ſchwarzen Raben;
Heil uns Todten, daß ſie bald dich haben!

(Verſchwindet.)

Julius Vinder.

Das war kein Troſt! Ich ſterbe!
Doch ſprach ſie nicht, wem ich den Sieg vererbe?
Den Sieg? Ob ich ihn wol erringe?
Im Siege ſterben! Das macht guter Dinge!
Wohlan! Die Morgennebel dampfen,
Die Sonne ſchirrt die Roſſe an;
Auch die unſern ſtampfen —
Das Eiſenſpiel des Tags geht an —

Ob Ihr, des Volkes Aelteſte, der Welt
Ein Zeugniß geben mögt, daß ich es bin,
Der kommen ſollte, der Verheißene,
Das prüfet jetzt in friedlicher Berathung!
Und Du vor allen, Erſter, Weiſeſter,
Bagration, ein Fürſt, wie ich! Sprecht frei,
Ja oder Nein! Gehorcht Euch ſelbſt, nicht mir!
(Ab durch den hintern Vorhang. Alles ſteht auf.)

Loginoff.

Was ſchaffſt Du hier, Uſtinja?

Uſtinja (bei Seite).

Dieſe Stimme!

Borotin.

Zu Frauen-Huldigung iſt jetzt nicht Zeit —
Entfernt die Weiber!

Bagration.

Iſt Uſtinja hier?
Mein blindes Auge ſieht ſie nicht! — Uſtinja!

Loginoff.

Was ſoll mein Kind, ehrwürd'ger Fürſt?
Hinweg die Frauen!

Bagration.

Laß ſie hier, ich bitte —
Beginnet, Sergius!

Sergius
(der eine Pergamentrolle hält).

Vernehmt, Ihr Männer!
Des Volkes weiſe Männer, Ihr zumeiſt,

Ob Nero fällt, ob sich die Meinen müssen
Dem Tode geben? Der Tag soll's wissen.
(Tritt hinaus.)

Draußen im Lager.

Soldaten, die aus ihren Mänteln kriechen. Ein Trompeter bläst.

Erster Soldat.

Was das wieder für ein nüchterner, ungewaschener und ungekämmter Ton ist!

Zweiter Soldat.

Der Kerl bläst, als wenn er das Anspucken hätte. So ein Hannel war doch der Heinz nicht, der früher für die Compagnie geblasen hat, als er noch lebte.

Dritter Soldat.

Der Neue ist ein gefangener Trompeter von drüben, den sie in unsere Uniform gesteckt haben und der nun aus Patriotismus falsche Noten bläst.

Erster Soldat.

Ich muß euch sagen, ihr beiden Leute riecht ganz nach Verwesung! Ihr überlebt den heutigen Tag nicht und würdet gut thun, mir euer Geld zu geben. Denn seht, man hat mir prophezeit, daß ich in diesem Jahre 365 Tage vor dem Tode sicher bin.

Zweiter Soldat.

So gibt es immer noch einen Tag, wo du gehangen werden kannst; dies Jahr ist ein Schaltjahr, ein Schalk!

Dritter Soldat.

Kein Vorschlag ist besser. Wir wollen alle drei unsere ge-

meinſchaftlichen Vermögensumſtände theilen, ſodaß auf jeden gleich Part kommt. Schießt zuſammen, wir machen drei Hauſen.

Erſter Soldat.

Willſt du deine Haare mit hinzulegen, die ich dir ausrauſen werde, ſpitzbübiſcher Kopfrechner!

Hauptmann.

Ruhe ihr deutſchen Dorfteufel! Müßt ihr denn immer eure Schlafmützen übers Ohr ziehen und euch von Federvieh und Hahnreiſchaften unterhalten? Rührt euch dieſe Natur, dies Wunder-Italien nicht?

Zweiter Soldat.

Ne! Ich will Ihnen ſagen, Herr Hauptmann, mein Kamerad iſt etwas kurzſichtig.

Dritter Soldat.

Das kommt daher, weil ihm all ſeine Kinder aus den Augen geſchnitten ſind.

Erſter Soldat.

Glauben Sie's nicht, Herr Hauptmann. Dieſes Italien iſt in ſeiner Art einzig! Ich ſchwärme über dem claſſiſchen Boden, wo die Citronen blühen, und bewundere, wie ſich hier die Ulmenbäume um die Reben ranken —!

(Trompetenton. Getümmel der Schlacht.)

Commando Dieſſeits und Jenſeits.

Dieſſeits.

Hart am Hügel
Halte ſich der linke Flügel!

Jenſeits.

Sie machen einen Bügel,
Schnell gebt dem Roß die Zügel!

Dieſſeits.

Gemach, gemach!
Die Glieder halten nicht zuſammen.

Jenſeits.

Auch ihr nicht allzuſach!
Allmählich zünden ſich des Kampfes Flammen.

Ein verwundeter Rekrut (am Boden).

Mich ſtört bei alledem nur eins: daß ich ſo zerriſſene Stiefel habe. Wie das nur gekommen ſein mag? Hab' ich mich ſo beeilt, da anzulangen, wo ich mich jetzt befinde, eine Hand breit vom Tode? Mein Nachbar da, der iſt noch gut beſohlt und vervorſchuht; freilich, in zehn Minuten iſt's mit mir und mit meiner Eitelkeit aus; aber ordentliche Stiefel muß der Menſch an den Füßen haben und nicht ſo unhöflich — wegſtolpern — aus der Welt — ohne Toilette vor — der — Ewigkeit — (Er kriecht fort.)

Zwei feindliche Brüder aus Meſſina.

Erſter.

Weiter kann ich nicht. Gut, Cäſar, daß du in meiner Nähe biſt.

Zweiter.

Ja, nahe genug, Mannel, um dir deine betrügeriſche Zunge auszureißen.

Erſter.

Heiliges Blut meines Körpers! Verſtrême nicht zu ſchnell, daß ich den Meineid eines Menſchen züchtigen kann, den die ſchadenfrohe Natur mit mir aus einem Leibe geboren werden ließ!

Zweiter.

Schon als Embryo, wie ich mit geſenktem Kopf und verſchränkten Armen dir gegenüberſaß, kniff ich blaue Flecken in deinen Leib! Zieh jetzt!

Erſter.

Ich habe gehungert, wenn du am Tiſch warſt, und jedes Spiel verlaſſen, wozu du dich geſelleſt. Ich habe dich nachts im Bette überfallen und dir heimlich die Haare abgeſchnitten, wenn du ſchlieſſt. Es iſt alles noch ebenſo. Nun gut, ich habe gezogen!

Zweiter.

Die Wunde ſchmerzt; aber dieſe Quart nimm noch hin, du, auf dem unſere Familienphyſiognomie ins Griechiſche ſich ausgeprägt hat, nachgemachte Copie meiner ſelbſt!

Erſter.

Ich war früher da, als du, Cäſar; aber der Tod iſt mir auf der Zunge! Dennoch — nimm dieſe Terz! Sie trifft dich freilich nicht, du Spiegelfechter! Mich trifft ſie. Ich bin aus. Legt mich zu den Uebrigen!

Zweiter.

Ich komme auch zurück, zurück auf nichts, auf ihn, aber nicht zu ihm! Er ſtahl ſich in den Leib meiner Mutter; vom Vater hatte ſie ihn nicht — den —

(Beide ſterben.)

Der verwundete anständige Liebknt von früher.

Kann nicht hin zu meines Kamerads feinen Stiefeln und muß mich hier ärgern, während es immer mit mir ärger wird. Die Zehen gucken heraus. Auch kann ich sie mir erkälten. He, Kamerad! Der Kerl schläft und hat so hübsche Stiefel an. Muß ich also barfuß aus dem Leben gehen — werde mich erkälten, wie ich hier liege — wenn nur wenigstens meine Stiefel nicht zerrissen wären —! O, ich glaube gar, nun geht's ab. Was wird der große Hauptmann da oben sagen, wenn meine Seele — mit — zerrissenen — Stiefeln — (Stirbt.)

Diesseits.

Zurück! Der rechte Flügel ist gewichen;
Bald ist die Linie wieder ausgeglichen.

Jenseits.

Seht, seht, sie werden lahm, sie ringen,
Sich wieder ins Geleis zu bringen.

Diesseits.

O ihr metallenen Adler, krallt
Euch in die Nacken der Legionen ein
Und zieht mit Scham und mit Gewalt
Sie in den Kern des Feinds hinein!

Jenseits.

Nur zu! Nur zu! Wer heut' sich wacker hält
Wird einst beim Steuerwesen angestellt!
Wer stirbt, deß Sohn wird Militärcadett,
Die Tochter nimmt der Kaiser ins Ballet.

Der erste Soldat von früher.

Gewisse Dinge gibt es, die sehr ungewiß sind. Dazu ge-

hört unter anderm, was jenſeit des Grabes geſchieht. Ich wäre des Todes, wenn ich ſterben müßte! Ja, wenn ich mir ſo plötzlich abhanden käme, ich wüßte nicht wie! Das iſt mein Alles, des Morgens aufſtehen, mich wieder ſo geſund und munter anzutreffen, wie ich des Abends vorher gütigſt zu Bette gegangen bin. Aber was iſt das? Mir wird ſchwach. Ich ſehe Blut von mir rinnen, ohne daß ich's fühle. Na, was — ſind denn — das — für — Narrenspoſſen? (Stirbt.)

Die galliſchen und germaniſchen Legionen auf der Flucht.

Die Legionen.

Nicht die Schwerter unſrer Feinde treiben uns zum Feld hinaus,
Auf dem Blute unſrer Wunden gleiten wir ſchon ſelber aus!
Luft, Luft in den Maſſen! Athem bei dem allgemeinen Morden!
Iſt es doch, als ſind wir mit dem Weltmeer übergoſſen worden.
Weicht zurück und laßt vom Himmel nur ein Wölkchen Blau uns wieder,
Ach, von dem geronnenen Blute ſind verklebt die Augenlider!
Kein Erſatz? Kein Wink der Gottheit? Nichts, als leicht geknickte Aehren,
An die unſre Rücken lehnen! Wenn wir nur gefallen wären!

Julius Vinder.

So haltet Stand, ihr Memmen,
Laßt euch vom feigen Strom nicht weiter ſchwemmen!
Bleibt! Sie hören nicht —!
Und all mein Hoffen kracht und bricht —!
Da rafft Zerſtörung alles hin!
Blutige Aecten ſtatt roſigen Gewinn!

'S iſt Sterbenszeit; ein Rabe kreiſt

Schon lange um mein Haupt und weiß
Hinaus ins Leere, in die Nacht,
Die mich mit allem, was ich schaffen mochte,
Die Flamme mit dem Oel und mit dem Dochte,
Nun bald zur Ruh' gebracht!
So soll es denn enden? Ich rang
Mich eine Kette von Zweifeln entlang,
Wollte mir die Welt zum Ideale bauen
Und aus dem kalten Marmor lebendige Götter hauen!
Wollte das stürmende Rad der Zeit
Aufhalten, Friede bringen in den Streit,
Friede, der aus blutgetünchtem Boden sprösse —!
Ich rang, wie ich der Tugend ihre Größe,
Der Ehre ihre Ehre wiederbrächte,
Ob ich das Alte am Neuen rächte —!
Ich sinke nun hin, ein Opfer meiner selbst:
Zerschmettert von dem eisernen Geschick,
Das niemanden läßt vor noch zurück —
Mit all meiner Tugend, mit meiner Sprödе,
Mit meiner abgemessenen Rede,
Mit meiner Pietät, mit meinem alterthümlichen Beten,
Bin ich gleich einem Wurm zertreten!
O hört es, Menschen, hört!
Wir werden durch uns selbst bethört;
Natur gab uns ein irdisch Kleid,
Materie als Waffe gen der Materie Streit.
Liebängelt nicht mit dem, was über euch!
Macht's euch bequem im ird'schen Reich!
Genießt! Seid Herren eurer selbst! Die Götter
Stehen ob der Erde nur als feige Spötter —
Der Erde seid ihr angetraut,

Die Finſterniß und das Gelüſt iſt eure Braut,
Steigt nicht ins fremde Bett,
Das jenſeits im Alkov der Träume ſteht!
Der Tag gibt die Geſetze an! Spreizt
Euch nicht, dem Augenblick zu widerſtreben!
Wer ſeinen Körper mit Kaſteien beizt,
Gewiſſensſchüchtern ſtrebt zu leben,
Wer abſtract als tugendhafter Mann
Sich ſchreibt an des Tags gegebene Ordnung an,
Der hat in dieſer Zeit ſich ſelbſt den Weg gehemmt
Und muß, noch eh' der Schnitter kömmt,
Verſuchen, ob, was hier verloren,
Ihn — wieder — äfft an des Jenſeits Thoren —

(Er ſinkt nieder.)

Furien (ſchwingen ihre Fackeln und treiben die galliſchen und germaniſchen Legionen zurück).

Legionen.

Auf, auf zu neuem Kampf!
Stürmt und rennt!
Thürmt Leichen über Leichen!
Der Himmel brennt!
Ein Siegeszeichen!

(Der Kampf währt fort.)

Zehntes Bild.

Das brennende Rom.

Dachstube. Eine beschäftigte Familie. Abend.

Vater.

Nun, Kinder, tretet heran und faltet die Hände!

Mutter.

Betet einen Abendsegen! Brüderchen schläft schon.

Erstes Mädchen.

Wir danken dir —

Zweites Mädchen.

Lieber Herrgott —

Erster Bube.

Danken dir, lieber Herrgott, daß du uns wieder einen Tag hast erleben lassen —

Zweiter Bube.

Und uns genähret hast —

Erſter Bube.

Mit Speiſ' und Trank —

Alle.

Nach dem Bedürfniſſe unſeres Leibes, aber himmliſches Brot und unvergänglichen Trank, Lehre, Vermahnung und Unterricht uns gegeben, daß wir leben lernen nach deinen Geboten und dereinſt ſterben in deiner Verheißung. Amen.

Mutter.

Nun, ihr Großen, gebt auf die Kleinen Acht, daß ſie nichts verkehrt thun und endlich einmal lernen, ſich ſelbſt aus- und anziehen. Vater hat genug zu thun, euch was auf den Leib zu ſchaffen.

Vater.

O laß das! Tauche die Phantaſie der Lieben nicht zu früh in das ſchwarze Elend, wovon ſie nie etwas ahnen ſollten, ſolange ſie Reichthum und Armuth nicht unterſcheiden können. Sieh, wie ſchnell der Schlaf, der Zauberer aller Freuden, ſie umfangen hält! Und in der Lage, die ſie ſich gegeben, wenden ſie ſich wie die Sonnenblumen unwillkürlich nach dir hinüber und träumen, nach dir die geſchloſſenen Augenkelche richtend, von Feen und vom Paradieſe! Du biſt ihre Sonne und ihr Mond.

Mutter.

Dennoch muß ich ſeufzen. Wo nur die Lange bleibt! Aus dem Sitzen in Sommernächten vor der Hausthür kommt nichts heraus. Da gewöhnen ſich die Mädchen üble Nachrede über die Nachbarn an und kommen ſelbſt hinein. Und junge Burſche geſellen ſich zu ihnen und ſchneiden ſo viel ſchnakiſches Zeug,

Bagration, der Erſte unſres Stammes!
Ihr ſaht den Kaiſer, hörtet ihn; er war's!
Es iſt der Czaar, der ſich uns wiederſchenkt,
Der Czaar aus ſeinem Grabe, unſerm Kloſter,
Wo er verborgen lebte vor der Welt,
In Glorie wiederum vom Tod erſtanden!
Daß er es iſt, daß wir dem Wunder glauben,
Daß wir in ihm den Romanoff erkennen,
Darauf harrt Rußland jetzt, harrt jetzt die Welt.
Schon ſendet Katharina wider uns
Ein Heer, es rückt heran — o eitle Thörin!
Das Heer reicht uns die Bruderhand, es wird
Mit Friedenszweigen uns entgegenziehen!
Seht hier! mit dieſem Pergament und Siegel
Verkündet Peter ſeine Wiederkunft.
Wer an ihm zweifelt, trete frei hervor,
Wer ſeinem Feinde dienen will, er diene!
Doch wer ihn anerkennt als ſeinen Kaiſer,
Wer ihm ſich weiht im feſten, ſichern Glauben,
Daß es Czaar Peter iſt, der noch am Leben,
Der gebe dieſem Briefe ſeinen Namen,
Dem Siegel ſeine tapfre Unterſchrift,
Dem Manifeſte die Beglaubigung.
So tretet her an dieſen Tiſch und ſchreibt!

Loginoff.

Ich unterſchrieb.

Borotin.

Und ich.

daß die Mädchen in einem fort kichern und ſich über die dummen Bengel, ſie wiſſen ſelbſt nicht warum, anſtoßen.

Vater.

Was hilft's, Mütterchen? Liebe regiert die Welt. Wer hat's von uns beſſer gemacht? Sieh, da kommt ſie; ſag' ihr nichts, ſie gleicht dir auf ein Haar, wie du früher warſt; das Mädchen iſt meine ganze Freude.

Mutter.

Wo ſteckſt du nur ſo lange? Wie du ausſiehſt! Dein Geſicht glüht ſchon wieder wie Feuer, deine Augen ſind wie närriſch; wo biſt du nur geweſen? Creatur, willſt du uns unglücklich machen?

Vater.

Mütterchen, laß mich! Sage, Kind — was ich doch gleich ſagen wollte, du biſt ſo roth, ſo ängſtlich: dir muß was geſchehen ſein. Die Mutter grämt ſich darüber —

Das Mädchen weint. Ein junger Menſch ſtürzt herein und zu den Füßen der Alten.

Der junge Menſch.

Verzeihung! Ach, ich bin an allem ſchuld. Ich liebe Ihre Tochter und muß mich ums Leben bringen, wenn Sie mich nicht zu Ihrem Schwiegerſohn nehmen. Hübſcher Leute Kind bin ich und Horndrechsler iſt mein Vater und dieſelbe Profeſſion hab' ich auch. Bin jung und fleißig und habe jetzt einen Narren gefreſſen an Ihre Jungfer Tochter; ach Gott! Ach Gott!

Mutter.

Was ich erſchrocken bin! Aber ſo kann mancher kommen.

Meine Tochter iſt nicht ſo, wie man eine auf der Straße kennen lernt. Sie kann nähen, ſtricken, bügeln, weiß mit Putz- und feiner Handarbeit umzugehen und kann wol auch waſchen (was Schade für die zarten Finger! Daß du mir nicht geſtohlen wirſt!). Und wenn auch das alles ſo wäre und ſie auch was mitverdienen könnte für die Wirthſchaft, ſo ſind Sie uns doch noch ganz unbekannt, obſchon ſie ganz wie ihre Mutter iſt; allein aber ich bin ihre Mutter, ſehen Sie, und das iſt ihr Vater und an uns müſſen Sie ſich wenden und ſo einem unſchuldigen Ding keine Narrheiten in den Kopf ſetzen. Verſtehen Sie!

Der junge Menſch.

Ach Gott! Ach Gott! Ich mein's ja ehrlich, ſehen Sie!

Vater.

Mach' doch dem jungen Menſchen kein Herzeleid. Setzen Sie ſich gefälligſt! Ja, ganz recht, Ihr Herr Vater war immer ein ſittſamer, feiner junger Menſch, früher; jetzt freilich iſt er alt und mag auch ſein Päckchen zu tragen haben. Es war heuntigen Tags ein recht ſchöner Abend heut' Abend —

Der junge Menſch.

Sternenklar. Ja 's iſt ſelten um die Jahreszeit. Da hab' ich ſo meine Beobachtung gemacht. Um Johannis herum, wenn die Nachtigall zu ſchlagen aufhört, ſehen Sie, wo die Tage ſchon kürzer werden, da iſt doch ſelten ein Abend, wo man nicht draußen ſein Bett ins Freie ſetzen möchte. Ach Gott, Sie haben ja da eine Nachtigallenhecke.

Vater.

Ja, ich hab's einmal probirt. 'S kommt aber nix heraus. (Zur Mutter.) Ein recht lieber Menſch!

Tochter.

O wie bin ich glücklich! Wie er ſich gleich inſinuirt!

Mutter.

Ja, der Vater mit ſeinen Vögeln! Kommen Sie nur darauf, dann hört er nicht wieder auf.

Der junge Menſch.

Nichts geht aber auch über eine Nachtigall, Mutterchen! Sonntags morgens, wenn die Sonne noch nicht aufgegangen iſt, bin ich im Frühjahr immer ſchon draußen. Sehen Sie, aber immer vorm Mai muß man Nachtigallen fangen, ſonſt ſingen ſie ſpäter im Bauer ſpottſchlecht und verdienen's Futter nicht. Wo ich eine gehört habe, da mach' ich in der Erde eine Grube und lege Mehlwürmer hinein und darüber leg' ich ein Bügelnetz aus zwei Bügeln, die mit Garn umſtrickt ſind und mit einem Stellholz wie ein Meiſekaſten aufgeſtellt werden. Nun geh' ich weg. Meine Nachtigall hat immer zugeſehen, und dermaßen neugierig iſt nun ſo ein dummes Vieh, daß es gleich heranfliegt, um zu ſehen, was ich gemacht habe. Und ich ſtehe hinterm Buſch und pfeif' immer Witt-Krr! Witt-Krr! Oder iſt's ein Sproſſer: Hi! Glock-Urr! Hi! Glock-Urr! Da ſehen Sie, nun iſt ſie gefangen.

Mutter.

Geht das auf meine Tochter? Haha!

Vater.

Was der Menſch erzählen kann und die Worte ſetzt er ſo manierlich!

Der junge Menſch.

Nun geht's aber erſt recht an. Meine Nachtigall ſteck' ich

ins Netz, aber behutſam, daß die Federn keinen Schaden leiden. Nun gleich in den Bauer und nun gleich Mehlwürmer und friſches Waſſer und nun iſt das Spitzbubending trotzig und rührt nichts an. Dann aber gar keine Umſtände nicht gemacht und die Nachtigall gefaßt und ihr mit Gewalt gegeben — gekochtes Rinderherz, auf einem Reibeiſen zerrieben, oder Mohrrüben, was die Gedärme beſonders geſchmeidig erhält, auch gehacktes Rindfleiſch; ich verſichere Ihnen, eine Nachtigall frißt alles, wenn nur Fleiſch drunter iſt.

Mutter.

Ich werde gar nicht klug aus dem lieben Menſchen.

Vater.

Mutter, doch ein geſcheiter Kerl! Der hat ſchon was mitgemacht.

Mutter.

Ich hab' auch gar nichts dagegen, hat er ſein Auskommen —

Der junge Menſch.

Ich ſag' Ihnen, was Nachtigallen anlangt, da bin ich Meiſter. Aber wenn man ein ganzes Neſt ausnimmt, das iſt doch noch das Schönſte, obſchon die Polizei es nicht leid't. Sehen Sie —

Vater.

Ne, Jungchen! Keine Neſter nicht ausnehmen! Ne! Ne! Ne!

Der junge Menſch.

Ich nehme ja die Alten mit —

Vater.

Ne wirklich — 's iſt einmal — die Polizei will's nicht haben; aber, das wollen wir nun ſo in Gottes Namen richtig

gemacht haben, beſuchen Sie uns, gucken Sie nach meinen Hecken, wo's hier und da fehlt; es iſt zwar blos hier eine Dachſtube, aber wir ſchlagen uns wie's geht durch. Und ſatt eſſen können Sie ſich auch noch des Abends, wenn's gerade Kartoffeln gibt. Gute Nacht, und das Uebrige wird ſich finden. Sie ſind kein gewöhnlicher Menſch, das ſeh' ich wol, und grüßen Sie Ihren Herrn Vater unbekannterweiſe oder wenn er ſich noch meiner erinnern ſollte; ich bin auf der Wanderſchaft einmal in einem Städtchen geweſen, wo er drei Jahre früher auch geweſen war oder geweſen ſein ſoll. Und machen Sie keine Umſtände, wir machen auch keine. Leuchte jetzt aber dem Herrn!

(Die Tochter und der junge Menſch gehen glückſelig hinaus.)

Mutter.

Mir fallen die Augen zu. Was draus werden ſoll! Hy— ah! ja — ich geh' zu Bette. (Ab; die Tochter kehrt zurück.)

Vater (küßt ſie).

Kind, ich muß weinen. Es freut mich, daß man Freude an dir erlebt, und daß du dich nicht an ſo einen Windbeutel gehängt haſt; ſondern es iſt ein ganz geſetzter Menſch, und wenn er ſich erſt niederlaſſen wird, ſo wird der Segen nicht ausbleiben, und höre, ſei nur immer hübſch allegro um die Mutter herum; du weißt, ſie iſt wunderlich; aber ſie hat auch ihre Noth. (Ab.)

Tochter (auf den Knieen).

O Himmel, ich danke dir, daß du meinen Träumen endlich Erfüllung geſchenkt haſt! Ach, iſt es denn wahr, daß ich ihn lieben darf? Bin ich ſo vieler Gnade werth? O ich fühle mich ſtark, ihm ſein Leben zu verſüßen. Ich will der Wink

ſeines Auges, das erfüllende Echo ſeiner Wünſche und der Troſt ſeines Misgeſchicks ſein. Nun weiß ich erſt, warum ich auf die Welt gekommen bin. Ach, ich dummes Ding! Horch! er ruft unten —

Unten.

Gute Nacht, ſüßes Herz!

Tochter.

Gute Nacht! Morgen! Morgen!

(Sie ſchließt das Fenſter.)

Auf der Straße.

Zwei Bürger.

Erſter Bürger.

Wenn ich nur wüßte, was heute in der Luft ſteckt!

Zweiter Bürger.

In der Luft? Was ſoll in der Luft ſtecken? Luft iſt nichts und nichts in nichts?

Erſter Bürger.

Nehmen Sie mir nicht übel, es iſt ein ganz verdammt peſtilenzialiſcher Geruch, der einem fortwährend um die Naſe geht.

Zweiter Bürger.

Hm, hm! ſollten die capitoliniſchen Gänſe ſchon wieder faule Eier gelegt haben?

Erſter Bürger.

Herr Jeſus! Da fuhr ja ein ganz blauer Lichtſtreifen vor meiner Naſe vorüber.

Zweiter Bürger.

Müſſen Sie denn aber auch Ihre Naſe in alles ſtecken?

Erſter Bürger.

Aber in die Luft werd' ich ſie doch ſtecken können, Herr! Und mit dieſer römiſchen Luft, mit dieſer mehr als gemäßigten, beinahe tropiſchen Atmoſphäre iſt etwas vorgefallen —

Zweiter Bürger.

Ja, wahrhaftig —

Erſter Bürger.

Haben Sie's geſehen?

Zweiter Bürger.

Ein ganz langer Lichtſtreifen zog vor mir vorüber, wandte ſich links, dann halb rechts, flammte auf und iſt verſchwunden. Dort alle Häuſer leuchten jetzt blau. Was iſt denn das? Ich erſticke —

(Sie verſchwinden beide in den aus den Häuſern ſchlagenden Flammen.)

Rom brennt.

Stimmen (aus der Dachſtube von vorhin).

Hülfe! Hülfe!

Von unten.

Rom geht in Feuer auf.

Von oben.

Hülfe! Die Kinder! Waſſer! Waſſer!

Von unten.

Auch die Tiber hat ſich in Feuer verwandelt.

Andere.

Nein, ſie iſt abgeſchützt, man hat kein Waſſer um zu löſchen.

Andere.

Rettet! Rettet!

Ein Bürger.

Wonach ſoll man nur greifen in der Eile! Ich habe meine Uhr auf dem Tiſche liegen laſſen! Ich muß —

Ein anderer Bürger.

Mein Geld iſt da, aber den Beutel ließ ich liegen; ich kann doch nicht ohne Beutel —

Ein Bube (weinend).

Ich bin drei Stock heruntergeſprungen; aber ich habe vergeſſen, die Kammerthür zuzumachen. Wenn meine Mutter nach Hauſe kommt und die Kammerthür iſt offen und die Katze iſt wieder in die Stube gekommen — und genaſcht habe ich auch und die Deckel nicht wieder auf die Teller gelegt — ich muß die Deckel —

(Alle ſtürzen, um das Verſäumte nachzuholen, in die Flammen.)

Von oben.

Hülfe! Hülfe!

Der junge Menſch (von früher).

Platz! Platz! Hier die Leiter heran! Er kommt ſchon — nur Geduld da oben — einen Augenblick! Er kommt —

Von oben.

Er iſt's — ſchnell, ſchnell, wir erſticken —

Der junge Menſch.

Die Leiter wird doch halten? Ich komme —

Vater. Mutter. Tochter.

Barmherziger Gott, die Leiter bricht — Wir — erſticken —

Der junge Menſch (unten liegend).

Das Genick gebrochen — ach — ach — all unſer junges Glück — dahin!

(Oben alles ſtill. Die Flammen bedecken das Gemälde.)

Auf der Villa des Mäcenas

mit der Ausſicht auf den Brand Roms.

Nero im Purpurmantel, mit einem Lorberkranz und die Lyra in der Hand; in der Nähe die Seinigen.

Nero.

So loderte zuſammen, was Homer beſchrieb!
So ſtand ein Leib, der hundertfältig trieb,
Die welke Hekuba, am Thrazierſtrand
Und ſpähte weinend, wo einſt Troja ſtand —!
Wie ſchön, wie ſchön! Die gierigen Feuerzungen
Erzählen wieder, was die Zeit verſchlungen;
Sie lecken, daß es funkt und ſprüht,
Mir aus der Seele Trojas Flammenlied.

Wälzt der Mäander dieſe Gluten an?
Iſt es Neptun, der, ſeinen Groll zu ſtillen,
Auf Trojas blumenreichen Plan
Dem Ocean läßt Pech und Brand entquillen?
Gewiß, gewiß, das Roß, das täuſchend leere,
Es ward gezimmert ihm zur Ehre!

Und wie die Nacht die sammetweichen
Unheimlich-schwarzen Flügel senkt,
Wird leis die Rippe ausgerenkt
Und aus dem Holze sieht man schleichen
Das Eingeweide, diesmal Griechenfürsten,
Die nach dem Blut der Teukrer dürsten.

Wohl jenen ersten, die im Schlaf
Der Stahl der Griechenrache traf!
Bald wird es laut, man hört die Thore stürzen,
Hört, wie Gefechte sich zusammenschürzen
In Trojas Straßen, die sich bald erhellen
Von ringsum losgelassnen Feuerquellen.

Nun sieht man, welche Waffen wüthen!
Die Helm' und Schilde sind erkannt,
Die draußen sonst am Meeresstrand
Wie unterm Schmiedeambos glühten:
Es sind dieselben, ja, die oft gehemmten,
Doch wo sind, die sich sonst entgegenstemmten?

Verzweiflung macht den überraschten Krieger
Schnell wählen, was er gerade faßt;
Doch was ist selbst der aufgeschreckte Tiger,
Wenn man ihn rings nichts sehen läßt
Als Flammenbündel, die das Auge blenden,
Die Jäger wie die Schatten an den Wänden?

Hier ist kein Ausweg mehr; Troja ist reif,
Und dicht geschart, ein einziger Sichelschweif,
Mähn ohne Aufenthalt die Myrmidonen:
Jetzt ist es Zeit, mit Wucher zu verlohnen,
Wie einst die Schiffe, die am Ufer standen,
Durch Hektor's Löwenmuth in Asche schwanden.

Kalnga und die Aelteſten.
Wir ſchrieben alle.

Sergius.
Und Eure Namen funkeln wie die Sterne!
Nur einer fehlt noch, einer nur, der Eure,
Bagration! ein Federzug von Euch!
Ihr ſeht am hellſten, ob Ihr blind auch ſeid.
Das Volk hört Eurem Rath und Eurer Führung —
Ihr ſeid der Weiſeſte und hochgebildet.

(Will ihm die Feder führen.)

Bagration (ausweichend).
Erlaubt! Ein Kaiſer war's, der hier geſprochen —
Denn nur ein Kaiſer kann uns Freiheit geben.
Ein Kaiſer war's, denn ſo mit einem Hauch
Den Adel, die Leibeigenſchaft zu tilgen,
Das kann ein Kaiſer nur vom alten Stamme.
Doch ob der Czaar, der hier geſprochen, Peter
Der dritte ſeines Namens, ob's derſelbe,
Den ich vor dreizehn Jahren erſt in Moskau
Im Hof des Kremel — ach! nicht ſah — mein Auge
War da ſchon todt — nein — commandiren hörte
Die Truppen, die im Kreml manövrirten —
Das ſag' ich nicht — denn ſeht, bei Blinden pflanzt
Sich die Erinn'rung nur im Ohre fort.
Und wie ich da den Kaiſer ſo vorhin
Gehört — da mein' ich denn, der ſchwache Greis,
Ein Czaar iſt wohl erſtanden, o ein Czaar

Hektor iſt todt, und eine Thräne dem,
Der eben dort zum zweiten male ſtirbt!
Denn ſeht — der um des Vaters Lorbern wirbt! —
Achilles' Sohn, das Thier Neoptolem,
Stürzt den Aſtyanax, den Stab
Andromachens, von einem Thurm herab!

Noch immer endet nicht die blutige Fem,
Noch immer leucht Neoptolem,
Er klimmt hinauf auf Pergam's Zinnen,
Auf Trojas Königsburg! Dort rinnen
Nur Thränen und Gebete quillen
Zu Göttern, die ſich in des Ida Wolken hüllen!

Durch des Dardan's uralte Mauern
Zieht nur ein dumpfes kaltes Schauern!
Kein Hektor ruft. Noch rafft ſich Priamus
Zum letzten male auf, die Nebel
Des Alters ſtößt er weg mit ſeinem Fuß,
Das Auge zittert und er faßt den Säbel!

Dem Kämpfer lacht, wie die Hyäne lacht,
Pyrrhus und ſtößt ſein Schwert, Achillgeerbt,
Dem Greiſe in die Bruſt. Der Boden färbt,
Wie er ihn ſchleift mit blinder Wuth,
Sich aus der Adern altem Schacht
Weit mehr mit Waſſer, als mit Blut.

Und daß ſie deutlich leſen ihre Schrecken,
Hat eine Rieſenflamme die Nacht,
Ein koloſſales Opferbecken
Rings für die Völker angefacht;
Der Stern iſt überhellt und wenn die Nacht ſich wendet
Sieht man die Sonne ſelbſt geblendet.

Im fernſten Ocean, wenn dieſen Brand
Ein Schiffer ſieht, glaubt er den Strand
Von Aſien ſich nahe, ob auch gleich
Noch weit an Hercul's Säulen,
An der Numidier ſchwarzem Reich
Die Anker ſeines Schiffes weilen.

Die Fiſche tauchen auf im Meere weit,
Geblendet oben von dem rothgefärbten Himmel
Und unten von dem glänzenden Gewimmel
Der Schätze aus verſunkner Herrlichkeit,
Die aus den in die Flut geſchnittenen Kerſen
Die gold- und diamantnen Lichter werfen.

O welch ein Tag! Welch eine Nacht! Wie ſelig
Wenn ſich der Phönix aus ſich ſelbſt entzündet!
Ich fühle, wie den Lavaweg allmählich
Die Wonne der Vernichtung in mir findet.
Ich möchte ſterben, möchte untergehn
Und wie der Staub am Wind verwehn.

Lebt, lebt die Poeſie! Und ſterbt,
Wenn ihr um die Begeiſterung werbt!
Verblutend an Eurer Helden Wunden
Müßt ihr euch ſelber zum Gedichte runden!
Ein Schwert herbei, deß ſcharfer Spiegel
In meinem Blute ſoll erblinden!
Auf Trojas Aſchenhügel
Soll man mich nur als Aſche finden.
Herbei! Tod, Tod! Von weſſen Hand es ſei!

(Die Sklaven weigern ſich.)

Ihr zögert? Euch kann man
Den Weltkreis zünden an,

Ihr werdet bei der Flamme Leuchten
Das Kleine und Bedenkliche nur beichten.
Wo iſt das Schwert, das, wenn mein Blut entquell,
Draus wie die Feuerlilie ragen ſoll?

Phaon der Freigelaſſene tritt auf.

Phaon.

Ja, Herr, gib dir den Todesſtoß!
Denn die Gefahr, ſie iſt ſo groß,
Daß du durch dich wol beſſer untergehſt,
Eh' als Gefangner du vor Galba ſtehſt.

Nero.

Vor Galba? Vindex, denk' ich, duckt unter den Flügeln
Der Adler dort auf den Sabinerhügeln!

Phaon.

Julius Vindex iſt todt —
An Galba kam das Gebot
Der Gallier, Deutſchen und Hispanen!
Herr, Herr, vernimm mein Mahnen!

Nero.

O Troja! Du beweinenswerthe Stadt,
Die an das ewige Firmament,
Daß ihr Gedächtniß ewig brennt,
Sich unauslöſchlich angeſchrieben hat!

Phaon.

Herr, die Legionen brechen
Von allen Bergen, Julius Vindex zu rächen.

Sie nahn, umgehn die Burg im Ringe,
Ob einer dich lebendig finge.

Nero.

Du große Feuerſäule,
Nur einen Augenblick noch weile,
Daß ich mit deinen Ehren
Zugleich mich ſelber darf verzehren!
Aeneas mag in ferne Lande
Entfliehn mit ſeinem theuern Raub,
Ich will mit Trojas Sande
Vermiſchen meinen Staub.
Wem bin ich etwas werth?
Herbei ein Schwert! Ein Schwert!

Phaon.

Was thu' ich nur? Es ſchweifen
In andern Welten ſeine Sinne,
Schon nahen Kriegerſtreifen
Durch das Gebüſch — hier hilft nichts mehr —
Wenn ich kein Feiger wär' —
Was halt' ich inne?
Im alten Troja lebt der Held —
So mag er auch in ſeinem Wahne ſterben!

(Phaon erſticht Nero.)

Hinter der Scene.

Gerettet die Welt vom Verderben.

Andere Stimmen.

Heil! Galba Heil! Heil der neuen Welt!

Phaon.

Er lacht im Tod — des Mundes Bogen

Noch ſüß und anmuthvoll gezogen!
Noch wie von Wolluſt ſchwillt
Ein jeder Zug an ſeinem Todtenbild!
Er ſtreckt die Glieder
Wie im Bewußtſein eines Sieges nieder!
Vor ſeiner Leichenfackel will das Auge erblinden!
Möge ihn niemand finden!

(Bedeckt ſein Angeſicht mit dem Mantel und geht.)

Hinter der Scene.

Heil! Galba Heil!

Galba und die Befreier.

Hier liſcht die Flamme — —! Dorten bricht
Sie wieder an wie Höllenlicht — —!
Ein finſtrer Qualm wird, wie ein Kragen,
Rings um die Glut getragen —!
Helft! Rettet! Sucht den Böſewicht!
Er ließ die Stadt an allen Enden
Anzünden! Licht
Genug, ihn zu finden! Doch an den Wänden
Sind ſelbſt die Schatten überhellt —
Zum erſten mal die ſchattenloſe Welt!
Da bricht es ſchwarz hervor!
Da muß er ſein am Höllenthor!
Jetzt eine neue Säule! Ha!
Was für ein Wunder zeigt ſich da?

(Man ſieht dasjenige, was die Erſtaunten beſchreiben.)

Ein Schlangenpaar mit rothen Adern
Auf grünem Grunde, wie bei Marmorquadern,
Steigt aus der Lohe auf

Und an der einen Schlange Kopf und Knauf
Hat mit gigantiſcher Gewalt
Ein Rieſenweib ſich eingekrallt!
Wie ſich die großen Cirkel winden,
Die Glieder bald zuſammenbinden,
Bald gierig durch die Lüfte ſchießen!
Wem gilt des Weibes Grüßen?
Dem Ungeheuer, das ſie warm
Gebettet hat in ihrem Arm?
'S iſt Nero! Und das Weib mit Schlangenhaare
Es iſt die Greiſenmutter der Cäſare!
Sie winkt nach Afrika — o kehre nie
Mit deinem Gift und Wahnſinn wieder,
Daß endlich ſtatt der Phantaſie,
Aus falſchem, irrendem Geiſtesſcheine
Sophiſtiſch traumverwirrter Zeit
Sich auferbaue die wahre, echte, reine
Und beſſre Wirklichkeit!

Anmerkung.

Der Kampf des Guten mit dem Schönen, ein noch jetzt weder durch die Aesthetik noch durch die Moral entschiedener, wurde vom Autor im Jahre 1834, wo diese Jugendarbeit entstand, lebhafter empfunden, als sich gegenwärtig, ohne ausführliche Schilderung der damaligen Zeit, begreiflich machen läßt. Die allgemeine Richtung war vorherrschend eine ideale. Sie verlangte eine Parteinahme für bestimmt begrenzte Begriffe, ja für stereotyp gewordene Schlagworte der Gesinnung, während zugleich schon damals eine Verallgemeinerung der politischen Begriffe, vorzugsweise ins Socialistische, im Werke war. Letztere Umwandlung ging wesentlich aus philosophischen Prämissen hervor und ließ sogar eine Verbindung mit der absolut ästhetischen Denkweise zu, die ihrerseits wieder in der Hauptsache mit einem entschiedenen politischen Stabilismus verbunden war. Noch immer und vielleicht unabänderlich läuft das Schöne Gefahr, ein Werkzeug und Bundsgenosse des Despotismus zu sein.

Es sind hier in Bildern dieselben Gedankengänge wiedergegeben, die meine schriftstellerische Thätigkeit von je verfolgte. Ich suchte Gegensätze zu vermitteln und die Extreme in einem höhern Dritten zu vereinigen. In dieser dramatischen Skizze ist das Extrem, wie Heine sagen würde, des „liberticiden" Schönheitsbegriffs allerdings auf die Spitze getrieben. Aber wie nahe rücken wir immer und immer wieder dem Neronischen Zeitalter! Nur daß es sich unter Blumen gibt, gemäßigt, gemildert in seinen Kundgebungen durch Civilisation und Christenthum; die geheimen Gelüste der menschlichen Doppelnatur sind dieselben geblieben. Und nicht blos auf den Thronen oder an ihren nächsten Stufen. Wurde nicht neulich

der Verſuch gemacht, den Tiberius zum edeln und verkannten Charakter zu ſtempeln? Cato's rauhe Tugend kommt immer wieder aufs neue in Gefahr, wenn ihr der Erfolg fehlt, verlaſſen und einſam zu ſtehen. Daß die Freiheitsidee allerdings nichts Abſolutes ausdrücken kann, daß ſich ihr das Schöne, das Menſchliche, das Sinnenfreie, das lebenſchaffende Künſtlerthum des individuellen Genius zugeſellen ſoll, das iſt und bleibt das Ziel aller Weltgeſchichte, ſeitdem ſich der Begriff der Humanität in ſie einführte. Es iſt das Thema der vorſtehenden Dichtung.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Zweite, wohlfeile Ausgabe.

Erste Serie.

Erster Band.

Aus der Knabenzeit. — Wechselnde Stimmung in Liedern und Epigrammen.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Von großer Macht und Würde, doch nicht der,
Den ich im Kreml commandiren hörte.

Sergius.

War nicht der Hetman Loginoff mit Euch?
Und wie der Hetman ſeinem Auge traut,
Dürft Ihr am ſchwachen Ohre doch nicht zweifeln?

Bagration.

Seht meine Hand bereit, ich ſchreibe gern,
Wenn mir ein Zeichen nur zu Hülfe käme!
Der Czaar, den uns der Himmel ſendet, wie
Verehr' ich ihn! Ein Kriegsgott iſt's, ein Retter
Des armen Volks und Rächer unſrer Freiheit!
Werft mir ein Blättchen zu, ich ſchwimme drauf,
'nen einzigen Halm, ich halte mich daran —
Und um zu zeigen, daß das Alter mich
Nicht ſtörriſch machte, wie es pflegt zu thun —
So hört! — Die Wahrheit, ſagt ein Spruch, wird kund
Aus Narren-, Greiſen- und der Kinder Mund.
Ich hielt in dem Gedräng', am heil'gen Kreml,
Zu Moskau damals an der Hand ein Kind.
Das Kind iſt jetzt zur Jungfrau aufgeblüht!
Entbietet nun dem Czaaren mein Geſuch,
Daß er in ſeiner hohen Gnad' und Güte
Sich einmal noch in dieſen Kreis verfüge —
Dem Ohre will ich keinen Glauben ſchenken.
Ich will ihn ſehn — ihn ſehn mit fremdem Auge —
Mein Auge heißt — Uſtinja!

Aus der Knabenzeit.

Wechselnde Stimmung in Liedern und Epigrammen.

Hamlet in Wittenberg. — Winterphantasieen.
Was sich der Buchladen erzählt.

Von

Karl Gutzkow.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

KÖN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE

Artheile der Presse

über

Karl Gutzkow's gesammelte Werke.

Von den Koryphäen der neuern deutschen Literatur darf niemand mit größerem Rechte Anspruch auf den Ehrentitel eines modernen Classikers erheben, als Karl Gutzkow, der als eine der hervorragendsten und charakteristischsten Erscheinungen in den literarischen Strömungen der Gegenwart anzusehen ist. Es erscheint als eine unabweisbare Pflicht jeder unabhängigen Kritik, welche höhere Gesichtspunkte festzuhalten sucht, die Aufmerksamkeit unseres schnelllebigen Publikums auf Gutzkow zu lenken, dessen Werke zum ersten Male in einer Gesammtausgabe so eben erschienen sind. Jetzt ist die Gelegenheit geboten, einem Schriftsteller gerecht zu werden, der wie wenige dazu berufen ist, in das Pantheon der Unsterblichkeit einzugehen. (Königsberger Tageblatt.)

Gutzkow ist ein Talent von der größten Eigenartigkeit und in dieser von höchstem Range, eine reich ausgestattete Natur, ein Geist von durchdringender Verstandesschärfe, von wunderbarer Beobachtungs- und Auffassungskraft, voll nicht minder wunderbarer, ursprünglicher, ja fast instinctiver, aber durch eine umfassende Bildung und ausgebreitete Kenntnisse gesteigerter und gesicherter Einsicht in das gesammte Sein und Wesen, in alle Lebenserscheinungen der Gegenwart. Wir müssen die soeben vollständig erschienene Gesammtausgabe seiner Werke als ein sehr willkommenes Unternehmen begrüßen, weil, wie wir es schon in andern ähnlichen Fällen betont haben, erst eine solche uns ein Gesammtbild des Verfassers und seines Schaffens bietet und dem Einzelwerke zu seinem rechten Platz und zu seiner richtigen Bedeutung für den Entwicklungsgang des Verfassers und für die Literatur überhaupt verhilft. (Literaturfreund.)

Es ist ein merkwürdiges Zeichen unserer Zeit, daß das deutsche Lesepublikum die leichtere, oberflächlichere Lectüre denjenigen Schriften,

die ein ernsteres Eingehen auf den Gegenstand verlangen, den der Autor behandelt, vorzieht, daß es diejenigen Erzeugnisse unserer Literatur, die uns Welt und Leben in möglichst optimistischer Färbung darstellen, willkommnen heißt, jene aber, die sich den Schattenseiten des Menschen zuwenden, als unbehaglich zurückweist. Wol keiner der modernen Dichter und Publicisten hat schlimmere Erfahrungen bei Publikum und Kritik machen müssen als Karl Gutzkow, dem Deutschland den „Uriel Acosta", „Zopf und Schwert", das „Urbild des Tartuffe", die Romane „die Ritter vom Geiste" und der „Zauberer von Rom" und endlich eine Reihe der vollendetsten Novellen zu verdanken hat. Die Kritik ist Gutzkow nie entgegen gekommen, sie hat vielmehr Alles versucht, die Bedeutung eines Autors zu ignoriren, der wie kein Anderer berufen war, der Zeit den Stempel seines Genius aufzudrücken. Während seine Romane sich die Anerkennung geradezu mühsam erkämpfen mußten und namentlich nur durch die großartigen gedanklichen Processe in denselben die Bedenken eines alles Tiefere ängstlich meidenden Publikums überwanden, sind seine Novellen auch heute noch nicht Gemeingut der Nation geworden, und gerade von ihnen möchten wir behaupten, daß sie das auf diesem Gebiete nur Mögliche geleistet haben. Gutzkow ist nicht der sinnige liebenswürdige Erzähler, er erschüttert den Leser durch die Gewaltigkeit der in kleinem Rahmen dargestellten Handlung und versöhnt uns zugleich mit dem herben Ende, in das die meisten seiner Novellen auslaufen, durch die innerliche Nothwendigkeit, die das Geschick seiner Hauptfiguren in sich trägt. Es ist dieselbe blendende Charakteristik, die wir auch in seinen Dramen bewundern, die, obwol sie dem deutschen Publikum ungemein gefielen, gleichwol unter einer oberflächlichen falschen Kritik bitter zu leiden hatten. Was uns zunächst an den Novellen Gutzkow's besticht, ist der geistreiche Styl, in dem dieselben verfaßt sind. Gutzkow ist Meister des Styls, seine Redewendungen sind oft überraschend und frappant, aber immer correct und gehaltvoll, seine Perioden geschmeidig, seine Sprache ist nicht sinnlich lebendig, wol aber geistig belebt, er beherrscht den Ausdruck wie den Gedanken. In der geistigen Combination steht er Allen voran, das ist ein ewiges Feuerwerk geistreicher Einfälle, die oft vielleicht ungewöhnlich, aber durchaus originell und bedeutend sind, seine gedankliche Regsamkeit ermüdet nie, er kennt keine Grenzen, das Unerwartete wird durch ein neues noch weniger erwartetes Etwas überboten und so die Handlung auf den höchsten Moment der Erregung gesteigert; dazu seine reiche Erfindungskraft und Gewandtheit in der stofflichen Anordnung! Seine Charakteristik verfügt nicht über einen großen Apparat, mit wenigen Strichen zeichnet er gleichsam en passant ein Bild des Charakters, den er eben nöthig hat, er verschmäht hier die weiten Ausholungen, die oft die Exposition seiner Novellen gefährden, kurz in Gutzkow hat sich alles das zu gemeinsamem Schaffen vereinigt, was den meisten unserer heutigen Novellisten abgeht.

(Die Literatur.)

Gutzkow, der als Tagesschriftsteller begann und von Stunde zu Stunde sich mit den Regungen des Volksgeistes im Rapport hielt — Gutzkow ist der wirkliche Sohn seiner Zeit geblieben, ungestüm gährend wie Wally, pathetisch zweifelnd wie Uriel, dann ausgeglichen und scharfsichtig wie Dankmar Wildungen, endlich abgeklärt zur höchsten ethischen Harmonie, wie Bonaventura von Asselyn, der künftige „Zauberer von Rom". Alle Bibel-Untersuchungen zusammengenommen, alle dialektischen Gedankenkünste der „Hegelingen" in Pausch und Bogen haben nicht den zehnten Theil dessen gewirkt, was ein Uriel Acosta zündend in die Gemüther warf. (Neue Freie Presse.)

Gutzkow hat, mit der Schlußredaction seiner Gesammelten Schriften beschäftigt, im 11. Bande verschiedene „Reise-Eindrücke" aus aller Herren Ländern zusammengestellt und wir bekommen so zum zweiten Male zu lesen, was er vor einer langen Reihe von Jahren über Wien geschrieben. Gutzkow ist einer der reichsten Geister des deutschen Volkes und er verträgt es vollauf, ein neues Mal gelesen zu werden. Es werden deren nicht so viele sein, die sich noch daran erinnern, was er damals geschrieben, und merkwürdig, so sehr sich auch Wien „im Spiegelbilde des Urtheils" verschoben hat und nicht mehr dort steht, wo es vor dreißig Jahren stand, es bleibt doch mehr als ein Ausspruch Gutzkow's interessant und zutreffend. Gutzkow's Art in ihrem festgeschlossenen Wesen war es stets, den Dingen auf den Kern zu gehen — so heftet sich denn auch seine Kritik nicht an die Aeußerlichkeit, sondern arbeitet aus dem Innern heraus. Ab und zu corrigirt er dies und das in einer „späteren Anmerkung". Daß er seine Briefe über Wien — und auch die über Berlin, die zehn Jahre später geschrieben wurden — überhaupt wieder aufgenommen hat, beweist, daß er sie in ihrer Totalität heute noch gelten läßt, und deshalb nehme ich sie wieder auf. (Wiener Tagblatt.)

Wenn wir fragen: wer unter den jetzt lebenden deutschen Schriftstellern derjenige sei, in welchem unsere classische Literatur-Periode am meisten und allseitigsten ihre Fortwirkungen auf das Culturleben unserer Nation ausgeströmt habe, und in welchem der das gesammte Culturleben so tiefsinnig auffassende und so kunstvoll reproducirende Geist Goethe's am fruchtbringendsten fortlebe, so werden wir kaum einen andern nennen können, als Karl Gutzkow. Wir sagen damit nicht, daß Gutzkow ein zweiter Goethe und seine Dichtungen denen Goethe's vollkommen ebenbürtig seien, obschon es an zahlreichen Vergleichungspunkten zwischen beiden nicht fehlt; sondern wir behaupten, daß Gutzkow's Streben in einem Grad und mit einem Erfolg wie bei keinem unserer jetzt lebenden Dichter darauf hingegangen: unserer Zeit das zu werden, was Goethe der seinigen in so classischer Vollendung gewesen — ein genialer Vermittler zur dichterischen Erfassung und dadurch zur wahrhaft freien innern Verarbeitung der uns bewegenden Ideen. Wir leben in einer wesentlich anders gerichteten Zeit als Goethe. Damals war auch in den höchsten Spitzen der Ge-

sellschaft, den politischen nicht nur, sondern auch den kirchlichen, der Trieb nach Volksaufklärung vorherrschend geworden, und es galt mehr diesen Trieb zu läutern, zu mäßigen und richtig zu leiten, als ihm neue Impulse zu geben. Seit den dreißiger Jahren, d. h. der Zeit, wo Gutzkow seine literarische Wirksamkeit begann, haben sich düstere Wolken reactionärer Gelüste bald um dieses, bald um jenes unserer Häupter in Staat und Kirche gelagert und ihre Schatten in die Tiefe zu verbreiten gesucht. Ein geistiger Kampf von unten nach oben ist dadurch hervorgerufen worden, welcher unserer Situation einen ganz andern Charakter gegeben hat als der Goethe's und seiner Zeitgenossen. Ideen sind jetzt im Umlaufe, mit denen sich Goethe nicht gern befaßte, die aber gleichwol, wenn sie nicht verkümmern und der gemeinen Selbstsucht dienstbar gemacht werden sollen, durch den Genius der Poesie gehoben und verklärt werden müssen. Diese Aufgabe hat noch größere Schwierigkeiten als die, welche Goethe zu lösen hatte. Sorgenlos im Lichte der Höhe zu wandeln und, durch die Gunst der Mächtigen geschützt, die erquickenden Strahlen der Kunst in die noch vertrauend sich öffnenden niederen Schichten der Gesellschaft herabsenden zu können, ist leichter und angenehmer, als unter dem drückenden Mißtrauen von oben die Rechte des Volkes auf Wahrheit und Gerechtigkeit mit den Waffen der Kunst vertheidigen zu müssen, ohne daß diese Waffen durch den Schmutz der Partheileidenschaften befleckt werden.

Diese große, wahrhaft zeitgemäße und im höchsten Grade verdienstvolle Aufgabe hat sich Gutzkow für seine literarische Thätigkeit gestellt, und er hat sie durch seine lyrischen, dramatischen und erzählenden Dichtungen, sowie durch seine Beiträge zur Culturgeschichte unserer Zeit, mit einer Genialität gelöst, die ihn einer der hervorragendsten Stellungen in der deutschen Literatur der neuesten Zeit würdig macht. (Allgem. Zeitung.)

Karl Gutzkow's, des bedeutendsten unter den lebenden Tragikern Deutschlands, gesammelte Schriften — poetische und prosaische — erschienen soeben vollständig in einer vom Autor neu durchgesehenen Ausgabe. Wir halten es für unsere Pflicht, wieder und wieder auf Gutzkow's Werke hinzuweisen; wie wir es für die Pflicht jedes Deutschen halten, den die Gunst des Schicksals dazu nur irgend in die Lage setzte, die Geistesgaben dieses Dichters in seinen Besitz zu bringen. Es ist nicht genug, unser Vaterland in materiellem Sinne geeinigt zu sehen, auch in idealer Beziehung müssen wir diesem erhabenen Ziele zustreben; und wie geschähe dies besser und schöner, als dadurch, daß wir endlich beginnen, die Schöpfungen unserer nationalen Geistesheroen auch in unser Heim einzuführen, sie den Unsrigen in bequemer und würdiger Weise zugängig zu machen. (Berliner Montags-Zeitung.)

Es ist von je her eine der schätzbarsten Begabungen Karl Gutzkow's gewesen, den Pulsschlag des modernen Lebens wie wenige Andere zu empfinden, das oft so verworrene Gewebe der Gegenwart in seinen einzelnen Fäden der Wissenschaft, der Kunst und des öffentlichen Lebens

sicher zu verfolgen und das geheimnißvolle Wirken des Weltgeistes zu verstehen, welcher das Gewand der Zukunft spinnt. Mit Recht erhebt der Verfasser in der Vorrede seines Buches: „Paris und Frankreich in den Jahren 1834—1874" energischen Widerspruch gegen die landläufigen Urtheile der Literaturgeschichten, daß jene Klasse von Schriftstellern, welche man unter dem Namen „junges Deutschland" zusammenzufassen pflegt, eine undeutsche, mit Frankreich buhlende Gesinnung kundgegeben hätte. Die Vertreter jener Literaturströmung räumten mit kräftiger Hand den Schutt der Vergangenheit fort und begeisterten sich rückhaltslos für die Ideen des Fortschritts, auch wenn sie in fremden Ländern ihre vorzugsweise Vertretung fanden, aber sie verloren nicht den nationalen Boden unter ihren Füßen, und namentlich läßt es sich bei Gutzkow nachweisen, wie tief sein ganzes Wesen in dem deutschen Bewußtsein wurzelte. Es ist in der That erstaunlich, welchen Reichthum der verschiedensten Farben Gutzkow auf seiner Palette hat, mit welchem Geschick und Verstand er sie zu vertheilen weiß. Mit gleicher Deutlichkeit vernimmt er das leiseste Ticken der Zeitenuhr wie ihre gewaltigsten Schläge, kein Ereigniß zieht vorüber, ohne einen Reflex in der Seele des Forschers zu hinterlassen. Diese geistige Elasticität ist die nothwendige Folge des seltensten und umfassendsten Wissens, welches sich netzartig über alle Kreise des modernen Lebens verbreitet, die Thatsachen scharfsinnig gruppirt, nach ihren Quellen forscht, sie in ihrer Berechtigung zu erfassen und das Ziel ihrer Bewegung festzustellen sucht. Hiezu kommt der Reiz der Unmittelbarkeit, welcher alle diese Bilder so anziehend erscheinen läßt und ihnen einen gewinnenden Hauch von Frische verleiht, der sich allerdings bei Einzelnen, wie den Unterredungen mit den Berühmtheiten der Zeit, von selbst versteht. Gutzkow kümmert sich in gleicher Weise um Politik und Literatur, Kunst und Wissenschaft und tummelt sich mit wohligem Behagen, ohne jedoch jemals in das oberflächliche Gerede des Touristen zu verfallen, auf dem Markte des öffentlichen Lebens. Gar liebenswürdig macht sich hiebei der verkappte Poet, der seine eigentliche Natur doch nicht verleugnen kann und in Tinten von verklärendem und glänzendem Colorit mit Vorliebe schwelgt. (**Magazin f. d. Literatur d. Auslandes.**)

Die „Europa" sagt unter A. über des Verfassers „Säkularbilder": Das Buch bietet zur Kenntniß des öffentlichen und socialen Lebens sowie seiner thätigen Aeußerungen und Reflexe auf allen Gebieten während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts einst erstaunlich reiches Material dar, das der geistvolle Autor in meisterlicher Weise verarbeitet hat, indem er von philosophisch-ethischem Standpunkt aus gegen die Abscheulichkeiten, Albernheiten, Bosheiten und grotesk-jämmerlichen Auswüchse einer Zeit traurigster reactionärer Versumpfung und der Herrschaft eines impotenten geistigen Eunuchenthums zu Felde zieht und als wuchtige Waffen bald das Pathos tiefster sittlicher Entrüstung, den Schwung hoher Begeisterung, die Beize schärfster logischer Kritik oder die Geisel einschneidender Satyre mit

eben so viel Kraft als Gewandtheit braucht. Wir empfehlen das Buch sinnigen Lesern aller Altersstufen auf das wärmste. Die älteren werden mit dem innigsten Interesse dies Gesammtbild einer einst selbst durchlebten Zeit vor sich entrollen sehen, die jüngeren aber erst recht den Umschwung der letzten fünfundzwanzig Jahre erfassen und begreifen lernen und an dieser erschütternden Schilderung des jüngst Gewesenen den Werth des gegenwärtig Seienden ermessen und sich geloben, alles zu thun, was an ihnen ist, um nicht allein das so glorreich Gewordene thunlichst zu erhalten, sondern zum Besserwerden der Zeiten und zur Entwickelung der Menschheit, vorab unseres deutschen Volkes und Landes thätig beizutragen; alle aber werden mit neuer Achtung vor Gutzkow erfüllt werden, der von jeher unter den Streitern für den Fortschritt Deutschlands in erster Reihe stand und sich noch lange nicht nach ihrem vollen Werth gewürdigte Verdienste um uns erworben hat. (**Europa.**)

Die „Gegenwart" sagt unter A. über des Verfassers „Säkularbilder": Das Buch hat einen doppelten Werth. Zuerst bezeichnet es wie jedes Werk eines hochbegabten Menschen eine bestimmte Stufe der Geistesentwicklung seines Urhebers. Man muß bedenken, unter welchen Verhältnissen sich Gutzkow entwickelte. Während seiner Jünglingsjahre lag Deutschland noch in den Banden der falschen Romantik, d. h. die Gebildeten, denn die Producte dieser Literaturperiode waren nie geeignet gewesen in das Volk zu dringen, sondern stets das Eigenthum der Clique geblieben, die alle Gedanken und Gefühle aus dem festen Zusammenhang mit dem Leben losgerissen und sie als Spielzeug für müßige Stunden betrachtet hatte — die Romantiker waren fast alle Geistes- oder Gefühlssybariten. Auch Gutzkow hatte mit dem Geiste der Romantik zu kämpfen gehabt, ehe er sich der neuen Bewegung anschloß, die er theilweise selbst hervorgerufen hatte. Er fühlte die gänzliche Unreife der Verhältnisse, den Druck der politischen Lage, er haßte die conventionelle Lüge auf religiösem Gebiete, welche mit den höchsten Ideen der Religion nur ein ästhetisches Spiel trieb.

Alle diese Anschauungen des Autors spiegeln sich in den „Säkularbildern" und dadurch wird das Buch eine werthvolle Quelle für jene Periode, in welcher es entstand, für die aufstrebende Jugend jener Zeit, es wird im vollsten Sinne ein „Glaubensbekenntniß" jener Dichterschule, deren geistige Führerschaft Gutzow übernommen hatte. Die ruhige Zeit der Classik war vorüber, es gährte in den Gemüthern zu sehr, als daß man nur die selbstzufriedene Schönheit, das formvollendete Ideal allein hätte erstreben können, die „Jungdeutschen" begannen sich als Bürger der staatlichen Gesellschaft zu fühlen, und obwohl sie unter einer gewissen Unklarheit litten, welche Zeitkrankheit war, so kämpften sie mit den Waffen ihrer Kunst für ihre Ideale und wurden tendenziös, mußten es werden, da sie sich in bewußten Gegensatz zur früheren Richtung stellten, und in Politik, Religion und Kunst eine Reform im Geiste der Zeit anstrebten.

Für einen künftigen Geschichtsschreiber des „jungen Deutschland", der dessen Entwicklung psychologisch darstellt, wird das Buch unschätzbar sein, und ebenso ist es für jeden gebildeten Leser eine Quelle der geistigen Anregung; denn selbst, wo man anders denkt, wird man nicht Alles verwerfen können, und wird durch die Wärme mitgerissen, die das Buch durchströmt. Gar manches Wort würde Gutzkow jetzt sicher nicht mehr aussprechen; aber bei einem Mann von so umfassendem Geist bleibt es stets interessant, seine jungen Anschauungen über Welt und Menschen kennen zu lernen. (Die Gegenwart.)

Die „Säkularbilder" waren für die Zeit ihres Entstehens von epochemachender Bedeutung und sind auch für die Gegenwart noch von hervorragendem Werthe. Die neue Ausgabe dient in keiner Weise dem Zweck, eine literarische Mumie durch Aufnahme in die rettende Arche künstlich zu beleben, sondern wird in unmittelbarer Weise von allen als willkommene Gabe begrüßt werden, denen es darauf ankommt, die Physiognomie unseres Jahrhunderts in ihren charakteristischen Zügen zu erfassen. Wenn man so von einem Werke sprechen kann, welches bereits die Last von beinahe vier Jahrzehnten trägt, so liegt hierin wol der beste Beweis für die dauernde Geltung desselben.

Die Fülle des Wissens, von welcher es Zeugniß ablegt, ist eben so erstaunlich, wie die Schärfe des Geistes und der Glanz der Darstellung bei einem so jungen Schriftsteller. Der Autor spendet uns den reichsten Lohn, wenn wir ihm durch seine Gedankengänge folgen, aber diese Wanderung selbst ist keine mühelose. Die Schwierigkeiten erwachsen jedoch nicht aus der Behandlungsweise, sondern lediglich aus dem Stoff. Gutzkow selbst thürmt keine Hindernisse für das Verständniß auf, aber die Probleme liegen so häufig von der Pappelallee des Gewöhnlichen entfernt, daß der Genuß der reichen Gaben manche Stunde der Sammlung voraussetzt. Die ausschließlich gelehrten Kreise haben offenbar an der Form der Darstellung Anstoß genommen. Gutzkow verleugnet auch in seinen kulturhistorischen Forschungen den Dichter nicht und verschmäht den Ruhm des Philosophen, welchem die Welt der Erscheinungen in Abstractionen zerrinnt. Unser Autor sucht dagegen mit behaglicher Absichtlichkeit das charakteristische Detail, die bezeichnende Anekdote auf. Er erfindet häufig eine Fabel, um einen ihm werthvoll erscheinenden Satz zur Anschauung zu bringen, er bietet oft eine Erzählung, wo wir ein Raisonnement erwarten. Hierdurch gewinnt die Darstellung an sinnlicher Lebendigkeit, verliert aber auch an durchsichtiger Schärfe. Manchmal ließe sich streiten, ob nicht dem Ernst der Wissenschaft eine mehr nüchterne Darstellung besser entsprochen hätte; immerhin verleiht dies plastische Anschauungsvermögen dem Buche ein lebhaftes Kolorit von angenehmster Wirkung.

Die „Säkularbilder" erinnern in ihrer Allseitigkeit mehr an die encyklopädischen Bestrebungen des vorigen Jahrhunderts, und entsprechen weniger dem Geiste unserer Zeit, in welcher die Arbeits-

theilung sich auch der Wissenschaft bemächtigt hat, und die jene schöne Harmonie des Geistes nur selten aufkommen läßt, an welcher wir uns bei den Werken unserer classischen Denker und Dichter erfreuen. Gutzkow berührt zwar ohne systematische Strenge, aber mit gewissenhafter Vollständigkeit alle Gebiete des Lebens, überall nach dem Woher und Wohin fragend. In dem unendlich verschlungenen Gewebe entgeht ihm keine Masche von irgend welcher Bedeutung für das Ganze. Dieser feine Spürsinn zeigt sich überall, ob Gutzkow über Literatur, Kunst, Wissenschaft und Religion, oder über Industrie, Moral und Politik spricht. (**National-Zeitung.**)

In willkommener Ergänzung schließen sich die „Oeffentlichen Charaktere" unmittelbar, wenn auch ohne äußern Zwang, den vorausgegangenen „Säkularbildern" an. Wenn diese in breiter Ausführlichkeit ein Gesammtbild unseres Jahrhunderts nach seinen vorzüglichsten Lebensäußerungen und Gedankenrichtungen gaben, nehmen sich die „Oeffentlichen Charaktere" aus dem großen Gemälde eine Anzahl Personen heraus und versuchen sie als Führer geistig bedeutsamer Strömungen schärfer zu portraitiren. Das einzelne Individuum kann allerdings den Einfluß seiner Zeit niemals verleugnen, drückt aber zugleich auch seiner Umgebung ein charakteristisches Gepräge auf. Die Kunst des Portraitirens besteht darin, die einzelne Erscheinung in der Zeit und umgekehrt sich wiederspiegeln zu lassen. Gutzkow versteht es in seinen mehr oder minder ausgeführten Skizzen und Essays, welche großentheils aus Beiträgen zur „Allgemeinen Zeitung" entstanden sind, den Anforderungen dieser Kunst mit seinem Geschmack zu entsprechen. Bei den Jugendarbeiten setzt uns die Fähigkeit eines Vierundzwanzigjährigen, die politischen Köpfe der Gegenwart scharf und schnell zu silhouettiren, eben so sehr in Erstaunen, wie bei den Leistungen des reiferen Alters die Vertiefung in die Entwicklung eigenartiger Charaktere der Literatur und Kunst. Neben Aufsätzen von gediegener wissenschaftlicher Haltung und bleibendem Werthe finden sich auch einige flüchtige Plaudereien von nur vorübergehendem Interesse. Allein das Ganze zeigt wieder in ansprechender Weise Gutzkow's über alle Kreise des modernen Lebens ausgebreitete Bildung, sowie seine virtuose Begabung, die Gedankenräthsel der Gegenwart mit nie ermüdendem Sinn zu lösen. (**National-Zeitung.**)

Wer, verleitet durch den Titel, die Meinung hegt, daß der geistreiche Schriftsteller seine Aufmerksamkeit den großen Männern unserer Tage zugewendet und eine Charakteristik derselben versucht habe, wird sich beim Ergreifen dieses Buches „Oeffentliche Charaktere" getäuscht finden. Es stehen in ihm nur Arbeiten früherer Jahre, in denen Gutzkow eine journalistische Thätigkeit übt, die ihn zur Beachtung der mitlebenden oder jüngst verstorbenen literarischen und politischen Größen und zur Beurtheilung derselben drängte. Wohl an vierzig Artikel stehen in loser äußerlicher Verbindung in dem Buche neben einander; die Zusammengehörigkeit der einzelnen ist dadurch ge-

Loginoff und Borotin (bei Seite).

Ha! Entſetzlich!

Sergius.

Uſtinja meint Ihr, unſres Hetmans Tochter?
Biſt Du geneigt, mein Kind, ſo rufe Dir
Die alten Zeiten wach und prüfe ſicher,
Ob Du auf jenen Mann — der Vorhang rauſcht —
Dich wohl beſinnſt — blick' hin! Iſt das der Czaar?

(Pugatſcheff tritt heraus. Alle ſtehen feierlich geſpannt. Uſtinja, die während der Scene eine groſſe Bewegung verrathen hat, ſtürzt auf Pugatſcheff zu, erkennt ihn, fährt ſtarr zurück und klammert ſich mit abgewandtem Angeſicht an Kaluga.)

Kaluga

(zu ihr bei Seite).

Was ficht Dich an? Welch raſendes Beginnen?
Ein Wort aus Deinem Munde bringt uns Tod.

Uſtinja

(mit erſtickter Stimme bei Seite zu Kaluga).

Du logſt! Kaluga! Was belogſt Du mich?
Er ſelbſt! Er ſelbſt! Nein, nein, nur ein Geſpenſt —
Er ſelbſt! Er ſelbſt!
Und ſiegen müßt Ihr, da er's ſelber iſt!

Bagration.

Was ſprichſt Du, Kind? Beſinnſt Du Dich auf ihn?
Iſt er's? Erkennſt Du Deinen Czaar?

(Groſſe Pauſe.)

Pugatſcheff

(feierlich und mit ſeelenvollem Klange).

Uſtinja!

sichert, daß sie alle aus demselben geistigen Brunnen strömen und in der in vielen wesentlichen Dingen heute corrigirten Anschauungsweise vergangener Jahrzehnte gefaßt sind. Darum wird man das in den Charakteristiken niedergelegte Urtheil nur in seinen allgemeinen Zügen als geltend hinnehmen und von selbst die Modificationen hinzufügen, welche veränderte politische Sachlage, später erlangte genauere Ausweise über vor dreißig Jahren noch nicht aufgeklärte Persönlichkeiten, oder auch die Umwandlung im philosophischen Beschauen nothwendig machen. Doch das ist ja das Schicksal eines jeden Buches, aber das dem Bedürfniß des Tages dienende schriftstellerische Erzeugniß leidet schwerer an ihm, weil es immer nur eine gezwungene geistreiche Expectoration über eine augenblicklich hervorragende Erscheinung ist. Rechnet man den „Oeffentlichen Charakteren" diesen unfreiwilligen Mangel ab, so bleibt dann nur Veranlassung zur Freude für das ganze Uebrige. Gutzkow's hohes geistiges Wesen, seine gediegene Bildung und seine innige Theilnahme an allen um ihn wogenden Aeußerungen der Wissenschaft, der Politik und des Lebens, dazu ein durchdringender kritischer Blick befähigten ihn vor allen Andern, seine Zeit und ihre großen Persönlichkeiten zu mustern und zu beurtheilen. Er thut dies in glänzendem, elegantem Style und in den Ausdrücken seiner Bildung, die sich selbst da mit Reserve benimmt, wo herausgeforderte Leidenschaftlichkeit auch die Besten zu nicht gezügelter Sprache treibt. Diese ruhige Objectivität ist ein liebenswerther Vorzug des Buches: sie waltet da, wo persönliche Reibungen und absolute Meinungsverschiedenheit zwischen dem Autor und dem Charakterbilde vorhanden waren, sie wird selbst da nicht ganz verleugnet, wo persönliche freundliche Begegnungen oder gefälliges Entgegenkommen das dankbare Gemüth zu lautem Trompetenstoß verleiten und das Wohlwollen zur kritischen Richtschnur zu machen pflegen.

(Hamburger Nachrichten.)

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erscheint ferner:

Gesammelte

Romane, Novellen und Dramen

von

A. E. Brachvogel.

Mit Einleitung und Biographie

von

Max Ring.

Volks- und Familien-Ausgabe in 10 Bänden von je 22—26 Bogen, oder ca. 60 Lieferungen.

Preis jeder Lieferung nur 50 Pf.

Prospect.

Albert Emil Brachvogel besaß ein originelles Talent, eine frische, von des Gedankens Blässe nicht angekränkelte Phantasie, eine von keinem Schulstaub belastete Erfindungsgabe, einen angeborenen, bewunderungswürdigen Instinkt für die Poesie, besonders für die dramatische Dichtkunst. Mit diesen bedeutenden Anlagen verband er noch den Sinn für alles Große und Schöne, das Streben nach Wahrheit und dem höchsten Ideal, den Drang nach Erkenntniß und ein Herz, erfüllt von reinster Menschenliebe.

Seine zahlreichen Werke bekunden eine seltene Originalität und Ursprünglichkeit, die ihn unter der Mehrzahl der deutschen Schriftsteller vortheilhaft kennzeichnet und ihm zahlreiche Freunde und Bewunderer erworben hat. Seine Dramen, besonders der geniale **„Narziß"** haben Tausende ergriffen und gerührt und üben noch heute einen mächtigen Zauber auf die Herzen der Zuschauer, so wie sie noch immer den Leser durch ihren dramatischen Gehalt, durch treffliche Charakterzeichnung und durch ihren Gedankenreichthum fesseln und begeistern.

In seinen Romanen und Novellen vereint der Dichter mit einer stets bedeutenden und spannenden Handlung eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und eine edle Gesinnung. Mag er wie in seinem **„Trödler"** und **„Falstaff"** die alltäglichen Begebenheiten des bürgerlichen Lebens und der Gesellschaft oder, was er besonders liebt, die großen, welterschütternden Ereignisse der Geschichte, wie in seinem **„Schubart"**, **„Beaumarchais"**, in dem „Deutschen Michel" u. s. w. darstellen, so bietet er immer dem aufmerksamen Leser einen

mehr als oberflächlichen Genuß, nicht blos eine flüchtige Unterhaltung, sondern eine dauernde Belehrung und Erhebung.

Stets sucht Brachvogel die höchsten Probleme der Menschheit, das Walten der Gottheit, die Offenbarung der ewigen Idee, das Unvergängliche und Bleibende in der Flucht der Erscheinungen, das Wahre und Göttliche in dem Wechsel des Irdischen zu erkennen und nachzuweisen. Sein ganzes Sein und Dichten wurzelt in dem festen Glauben an den Fortschritt der Welt durch ein von allen Schlacken gereinigtes Christenthum.

Gewiß hat ein Schriftsteller von dem Talent und der Bedeutung Brachvogel's ein Anrecht auf die Anerkennung und den Dank seines Volkes. Die Verlagsbuchhandlung hält es daher für ihre Pflicht, durch die Herausgabe seiner gesammelten Werke, worunter sich seine besten Dramen, „Narciß" und „Adalbert vom Babanberge", seine vorzüglichsten Romane und Novellen, wie „Schubart", „Beaumarchais", „Benoni", „Der Trödler" befinden, das Andenken des Dichters zu ehren und dem Publikum die Gelegenheit zu bieten, seine Schuld dem Todten abzutragen.

Die vorstehende Volks- und Familien-Ausgabe von Brachvogel's Romanen, Novellen und Dramen wird Folgendes enthalten:

I. Bd. **Einleitung und Biographie.** Von Max Ring. — **Der Trödler.** Roman. — **Aus dem Mittelalter.** Historische Erinnerungen.
II. Bd. **Beaumarchais.** Historischer Roman.
III. und IV. Bd. **Benoni.** Roman.
V. Bd. **Ein moderner Falstaff.** Roman.
VI. und VII. Bd. **Historische Novellen.**
VIII. Bd. **Adalbert vom Babanberge.** Trauerspiel. — **Narciß.** Trauerspiel. — **Der Usurpator.** Dram. Gedicht. — **Theatralische Studien.**
IX. und X. Bd. **Schubart und seine Zeitgenossen.** Historischer Roman.

Alle 8 bis 14 Tage erscheint eine Lieferung von je 4—5 Bogen zu dem **sehr billigen Preise** von 50 Pf. für jede Lieferung. Der Preis dieser Ausgabe wird sich demnach auf nur **ca. 30 Mark** stellen, während der **bisherige Preis** der vorstehend genannten Werke **mehr als das Drei- bis Vierfache betrug.**

Die Abnahme der 1. Lieferung verpflichtet zur Abnahme des ganzen Werkes; einzelne Bände und Lieferungen werden nicht abgegeben.

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung oder auch die Verlagshandlung.

Die erste Lieferung ist in jeder Buchhandlung zu haben.

Ausgewählte elegante, zu Fest-Geschenken passende Werke:

Einkehr und Umschau.

Neueste Dichtungen

von **Friedrich Bodenstedt.**

Vierte unveränderte Auflage.

8. In höchst elegantem Mosaikband 6 Mark.

Narciß.

Trauerspiel von **A. E. Brachvogel.**

Fünfte Auflage. Wohlfeile Volksausgabe.

8. broch. 1 Mark 20 Pf., in eleg. Mosaikband 2 Mark 25 Pf.

Miniatur-Ausgabe geb. 3 Mark 20 Pf.

Der Königslieutenant.

Lustspiel in vier Aufzügen.

Von

Karl Gutzkow.

Achte Auflage.

Von Erdmann Wagner reich illustrirte Miniat.-Ausgabe.
Höchst eleg. br. 4 M. 50 Pf., Renaissanceband mit Goldschnitt 5 Mark 70 Pf.

Braut in Haaren.

Eine Erzählung aus dem Gebirge.

Von **Hans Adolf Münnich.**

Mit einem Titelkupfer, gezeichnet von **P. Thumann,**
in Kupfer gestochen von **Prof. H. Lürkner.**

8. Eleg. broch. 4 Mark, in eleg. Mosaikband 5 Mark 25 Pf.

Diese Erzählung von hervorragendem Werthe ist eine reizende, hochpoetische Arbeit eines wahren Dichters von Gottes Gnaden, die, von den Künstlern Thumann und Lürkner auf's Sinnigste illustrirt, sich für die Festzeit besonders als **Geschenk** eignet.

Die Physiologie der Liebe.

Von **Paul Mantegazza.**

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Nach der zweiten Auflage aus dem Italienischen

von Dr. **Eduard Engel.**

8. Eleg. broch. 7 Mark 50 Pf., eleg. geb. 9 Mark.

Aus der Knabenzeit.

„Wer die Menschheit nicht in ihren niedrigen Sphären erkannt hat, begreift sie nicht in ihren Höhen."

Bogumil Golz.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die nachfolgenden Blätter wurden nicht geschrieben, um einigen großen Mustern in der Autobiographie nachzueifern. Dem Verfasser war bei Abfassung derselben seine Person in dem Grade Nebensache, daß er sich ausdrücklich gegen die Auslegung verwahrt, als hätte er von sich ein Entwickelungsbild geben wollen.

Er schilderte seine früheste Jugend ihrer besonderen Umstände und Thatsachen wegen, die dem Verfasser nicht undenkwürdig erschienen zunächst ihres Schauplatzes wegen.

Denn Berlin ist eine Stadt, die als Heimathsstätte von Personen, die in die Literaturgeschichte eingetreten sind, nicht eben besonders berufen ist. Berlin könnte, behauptete man lange Zeit, nur gesuchten Witz, kalten Verstand und Gemüthsleere hervorbringen. Wie ist nicht seit Goethe und den schwäbischen Lyrikern der Norden Deutschlands überhaupt vom Süden verketzert worden!

Nun aber haben sich seither alle Gebiete Deutschlands in ihrer besondern Eigenthümlichkeit geregt, haben ihren Schooß geöffnet und die Quelladern deutscher Sitte, deutschen ursprünglichen Lebens selbst an Stellen sichtbar werden lassen, wo man seither wenig Spuren davon hatte sehen wollen. Schwaben zeigte sich, wie sich von selbst versteht, als das Goldland der Poesie und des privilegirten „Gemüths", das Rheinland als der Armida-Garten der

Phantaſie, Thüringen öffnete die Felſenſpalten ſeiner Sagen, wo die verzauberten Kaiſer träumten über die Zukunft unſres Volkes, Schleſien, Weſtphalen, ſelbſt die Lüneburger Haide und die Deutſch-Böhmen haben über die Meilenzeiger der Landſtraße, die bunten Röcke der Polizei und das große Nivellement der modernen Wirklichkeit hinweg irgend ein heimathlich Beſonderes, traulich Anderes, als was Alle kennen, von ſich zu offenbaren gewußt. Nur Berlin brachte als ſpecifiſch Berliniſches — immer und immer nur ſeine Eckenſteherwitze, eine gewiſſe ſentimentale Weißbiergemüthlichkeit und die Schuſterjungencouplets der Friedrich-Wilhelmsſtadt hervor.

Iſt denn nun aber wirklich Berlin ganz ſo flach, poeſielos, unidylliſch, wie es ſich giebt und genommen zu werden pflegt? Geht jener unterirdiſche Silbererzgang des deutſchen Gemüthlebens wirklich um die Mark Brandenburg herum und befreundet ſich nirgends mit der beſcheiden fluthenden Spree, einem Strom, von dem man doch ganz vergeſſen zu haben ſcheint, daß auch er von einem Gebirge herunterhüpft und bei Bautzen wahrhaft tobt und ſchäumt wie ein Wildwaſſer? Berlin iſt von Hauſe aus proſaiſch! Das möchte man faſt glauben, wenn man ſieht, was ſich Alles an Ort und Stelle auf der breiten Grundlage Berliner Trivialität, vulgo „Quatſch" genannt, aufbauen darf und von eigentlich Heimiſchem dabei nur Thatſachen, die im deutſchen Vaterlande wenig Credit gewinnen wollen.*) Und doch beſitzt Berlin in ſich ſelbſt eine beſſere Entwickelungsfähigkeit, als ihm die ſpeciellen Intereſſen der dortigen Tonangabe ſeit fünfzig Jahren geſtatten wollen. Ja, es iſt nicht, wie es ſcheint, ſo verlaſſen von einer gewiſſen Urſprünglichkeit, und die Neigung zur Selbſtperſiflage iſt durchaus nicht primitiv vorhanden. Es iſt nicht einmal ſo kahl, ſo ſandig, ſo farblos in ſeiner Umgebung, wie man nach den allgemeinen topographiſchen Bedingungen der Mark und dem Spott des bevorzugteren Südens bisher geglaubt hat.

*) Geſchrieben 1852.

Vielleicht nützen die nachfolgenden Blätter einem besseren Studium. Schon das wäre erfreulich, wenn einmal die Tausende von Berlinern, die das specifisch Berlinischseinsollende erst auf dem Theater oder in der bekannten Jargon-Literatur kennen gelernt haben, den Blick von ihrem Geburts- und Heimathsschein aufzuschlagen wagen und bekennen dürfen: Endlich schwindet dieser falsche Schimmer totaler Unpoesie, dieser Beigeschmack von Verstandesnüchternheit, der auf dem berlinischen Ursprunge liegen soll und dem eine geringe Bildung, vorzugsweise in den Theatern, von verdorbenen Schauspielern und allerlei anderen dilettantischen Elementen ausgehend, einen specifisch berlinisch sein sollenden Charakter gegeben hat. Die nachfolgenden Blätter sind nur eine Probe dessen, was der Verfasser von späteren Lebenszeiten reicher, eine Probe dessen, was tausend Andere noch ohne Zweifel bunter und mannigfaltiger aus ihrer eigenen Jugend zur Widerlegung eines Vorurtheils an's Licht bringen könnten.

Nächst dem Interesse des Schauplatzes glaubt der Verfasser zugleich von allgemeinen Seelen- und Lebenszuständen Manches dargestellt zu haben, was den Erzieher, den Freund des Volks beschäftigen kann. Hier und da giebt er Beiträge zu einer Wissenschaft, die man neuerdings „Gesellschaftskunde" genannt hat, einer Wissenschaft, welche die leere und allgemeine Bezeichnung des Volkes in seine einzelnen Bestandtheile auflösen, die große Masse gruppiren will, und über die wir kürzlich von W. H. Riehl ein mannigfach anregendes Buch erhalten haben.

Endlich stellen sich diese Blätter, besonders wenn ihnen ein zweiter Theil (für 1821—1831) folgen sollte, die letzte Aufgabe, für Berlin selbst ein allmäliges Sich-Entwinden und langsames Freiwerden vom Localgeiste zu schildern. Der Verfasser hat diesen Proceß an sich selbst durchgemacht. Einen schönen Jugendwahn auf hoher Lebensfahrt als drückenden Ballast zu erkennen und fortzuwerfen, kostet für jedes fühlende Herz Ueberwindung. Könnte jedoch der Verfasser zeigen, daß man liebende Pietät und

ſtrenge Beurtheilung der in ſeiner Jugend empfangenen Eindrücke in ein Gleichgewicht bringen kann, „wo man der Empfindung nicht ſchenkt, was dem Verſtande gebührt", ſo hätte er noch einen geheimen und von ihm mit vertrauendem Herzen angeſtrebten Zweck dieſer Blätter erreicht.

Die endlich an der Darſtellung vielleicht auffallende, zuweilen ſcherzend übertreibende Wort- und Bilderwahl möge die Thatſachen ſelbſt nicht verdächtigen, die ohne Ausnahme factiſch ſind und niemanden anders als bereits Verſtorbene treffen. Der bekannte aufgebauſchte Ausdruck des komiſchen Heldenepos ſchlich ſich hier und da nur deshalb in die Proſa ein, weil eine innere Beſorgniß den in der Würdigung ſeiner Herzensmotive ſelten glücklich geweſenen Verfaſſer beſtimmte, überall da, wo bei Alledem ſeine eigene Perſon zu ſehr hervortrat, lieber ſogleich ſelbſt Gelegenheit zu einem Lächeln zu geben, das er überhaupt in dieſem Buche ſelbſt bei den wohlwollenden Leſern deſſelben immer wird vorausſetzen müſſen.

Dresden, Februar 1852.

Zur zweiten Auflage.

Selbſt von ſolchen Leſern, die durch unſre Schuläſthetik und den manierirten Modegeſchmack wenig angeleitet ſind, meine ſchriftſtelleriſche Weiſe zu mögen, wurde dies Büchlein freundlich aufgenommen. Dennoch ſind zwanzig Jahre vergangen, ehe ich mich zu einer Erneuerung der Auflage, zu einer Ergänzung und Fortführung meiner Lebenserinnerungen entſchließen konnte. Letztere erfolgt nun hiemit theilweiſe in dieſer gänzlich umgearbeiteten neuen Auflage. Einſtweilen geht ſie bis zu dem

Uſtinja.

Er ruft —

Pugatſcheff.

Uſtinja, kennſt Du mich?

Uſtinja.

O Gott!

Pugatſcheff

(ſanft und groß).

Bin ich's, auf dem Dein Auge einſt geruht?

Uſtinja

(ſich losreißend, im höchſten Ausbruch wiedererwachender Liebe).

Du?! Du?!

Schmilzt ein Accord das Eis von meinem Herzen?
Erhellt ein Wetterſtrahl die Nacht der Seele?
Ein Heiland Du? Ein ſtrahlender Prophet
Mit einer Demantkrone Du? Zuſammen
In bunte Bilder, himmliſche Geſtalten
Zerrinnt die Welt der Wahrheit und des Traums!
Du biſt's! Du biſt's! In einem einz'gen Laute
Liegt Alles, was ich ſtammeln kann: Du biſt's!

(Sinkt vor Pugatſcheff nieder.)

Bagration

(tappt entſchloſſen nach dem Tiſch, um zu unterſchreiben).

Die Feder her! Sie ſagt's: Es iſt der Czaar!

(Allgemeine freudige Bewegung.)

(Vorhang fällt.)

Moment, wo sich die in meinem Buche: „Die schönern Stunden" (Stuttgart bei Hallberger, 1869) gegebenen Erinnerungen: „Das Kastanien-Wäldchen in Berlin" (die Berliner Universität von 1829—1831) unmittelbar daran anschließen.

Einen Theil dieser Fortsetzung brachte im vorigen Jahre die National-Zeitung. Die Mittheilung betraf meine Gymnasialzeit. Ich hatte mich überzeugt, daß die Lehrkräfte der Anstalt, die ich besucht hatte, inzwischen einer ganz neuen Zeit angehörten, ja daß kaum noch die Namen der Lehrer bekannt waren, die in der Periode meiner Jugend an derselben wirkten. Von allen Seiten sprach man mir Anerkennung aus für eine Lectüre, die angeregt hatte. Besonders behagte älteren Berlinern die Wiedererweckung ihrer eigenen mit den meinigen zusammenstimmenden Erinnerungen. Nur eine einzige gegnerische Stimme konnte sich nicht beruhigen. Dieselbe kündigte sich durch anonyme Zettel als empört, beleidigt, Rache drohend an. Gedruckte Blättchen wurden in die Häuser, auf die Redactions-Büreaux geschickt. Von den letzteren hat auch nicht eines die namenlosen Proteste abgedruckt, und von einigen Gelehrten, die geradezu zum Abgeben öffentlicher Erklärungen gegen meine „Pietätlosigkeit" und „grundfalsch" sein sollende Charakteristik (im Wesentlichen des Directors Ribbeck) aufgefordert wurden, erhielt ich die Versicherung, daß ihnen die schleichende Art des Angriffs, die Vermummung des Gegners schon an sich zuwider gewesen wäre.

Und hatte ich denn in Wahrheit den seligen Ribbeck angegriffen? Hatte ich ihn nicht vielmehr als das Muster eines „correcten Charakters", als einen, wenn auch meinem Lebensprincip nicht entsprechenden, doch höchst respectabeln „Antonio" im Tasso, nebenbei als einen humoristischen geistvollen Lenker propädeutischer Uebungen zur Philosophie, überhaupt als einen bedeutenden, eigenthümlichen Mann hingestellt? Wer ist und war denn Ribbeck? Ist er unsrer Generation und würde er künftigen Generationen ohne mich nicht ganz so unbekannt sein wie es mein Anonymus ist,

der es sich den Druck und das Papier zweier Blättchen hat kosten lassen und die Frankomarken, um die Zusendungen in die Briefkästen zu werfen? Ferdinand August Ribbeck ist vor Jahren in Venedig gestorben. Wahrscheinlich sind damals zwei Nekrologe über ihn erschienen, einer in der Vossischen, der andere in der Spener'schen Zeitung. Einige Schulblätter excerpirten beide, und das Grab schloß sich über ihm tief und stille. Giebt es schon eine Geschichte des „Grauen Klosters" oder des „Friedrichs-Werder", wo seine Verdienste gefeiert sind? Nirgends giebt es eine vermehrte und verbesserte Auflage des bekannten Buches: „Galerie Berlinischer Charaktere", wo denn auch schwerlich F. A. Ribbeck einen Platz gefunden hätte. Er hat nichts geschrieben, als einige Schulprogramme. Daß Ribbeck eine Ode Manzoni's übersetzt hat und zu Zumpt's Grammatik bei seiner leider, wie der anonyme Ankläger in Abrede stellte, der Angeklagte aber aufrecht halten muß, zu „cursorisch" gewesenen Lectüre eine Menge von passenden, auch von seinem Freunde Zumpt benutzten Beispielen entdeckte, hat meine Darstellung zu seinem Ruhm hervorgehoben. Ist dann seinen Verwandten, seinen Freunden, die ihm näher standen, der Geschilderte, dem ich Jovialität nicht abgesprochen habe, weniger zugeknöpft und hingegebener an Scherz und gute Laune erschienen als mir, dem Psychologen auf der Schulbank, so hätte der Anonymus die von mir gegebenen Elemente zu dem Bilde, das ihm von dem Verewigten — aber wahrscheinlich aus viel späterer Zeit — vorschwebte, weiter ausführen sollen. Die Grundirung, die ich gegeben, ist wahrlich richtig und verdiente nicht eine so schnöde, durch ihre Lichtscheu sich selbst charakterisirende Ablehnung.

Berlin, den 28. December 1872.

1811 — 1821.

I.

Vertrauensvoll ergreift ein Kind die Hand des Lesers. Es spricht: Komm mit! Ich will Dich führen—! Wohin —? In eine Zeit um dreißig, wol vierzig Jahre zurück! So könnte es zunächst antworten. Doch sagt es lieber gleich: Ich führe Dich an den Rand der Ewigkeit, an den Uranfang der Tage, den auch Du kennst, wenn Du nur Dein Ohr an das innerste Klopfen Deines Herzens legen willst; ich führe Dich zurück in die Zeit Deiner ersten Jugend, wo der Mensch den Ahnungen der Ewigkeit so nahe steht, den ersten Dämmerungen alles geschichtlichen Lebens!

Der Schauplatz des Jugendmärchens, das alle erlebt haben und das wahrer ist als alle Geschichte, liegt wie in einer dunkeln, einsamen Kammer. Ist das uranfängliche Chaos Eures Lebens, die unermeßliche, öde, dunkle Stille um Euch her, der Mutterschooß Eures geistigen Lebens nicht wie jene dunkle Boden- oder Polterkammer des Hauses, wohin eine Zeitlang der ausgediente Tannenbaum der Jugend verbannt wird und was nicht alles durcheinander liegt! Entkleidet seiner goldnen Herrlichkeit, von der Gluth seiner glänzenden Lichter halb versengt, wandert das vertrocknete grüne Reis in eine winterkalte Kammer zur schmutzigen Wäsche, zu leeren Kübeln, zu alten Besen. Ach, soll denn auch der liebe Baum sogleich in den Ofen? Es weinte doch die Dryade zu bitter, wenn sie schon am dritten Weihnachtstage in den Flammen sterben müßte. Die Eltern schonen das Herz der

Kleinen und tödten ihre Seligkeit nicht mit zu grauſamer Eile.

Dieſe dunkle Kammer — dieſer abgelegene Winkel unſrer heilig gehaltenen Erinnerungen, dieſe dunkle Dachbodenverbindung mit dem Ewigkeitstraum des vegetativen Kinderlebens, unter den Sternen geträumt — erhellt ſich dann manchmal nach Jahren. Die ſchmutzige Wäſche des Alltagslebens, die alten Kübel der Sorge, die Beſen des Schickſals werden bei Seite geworfen, und der alte, noch nicht verbrannte Tannenbaum bekommt ſeine ſtramme Richte wieder und ſchmückt ſich und ſtrahlt in goldner Herrlichkeit. Was Euch Allen in Augenblicken ſolcher Freude (hervorgerufen leider! meiſt nur durch Leid und Wehmuth des Alters) einen Berg zaubern würde, an deſſen grünem Fuße Ihr geboren wurdet, oder ein ſtorchennestgehütetes Giebeldach im Dorfe, oder eine Hütte im Walde, oder einen Palaſt in rauſchenden Städten, daſſelbe Wunder führt denn nun zunächſt den Knaben, der Euch heute erzählen will, auf einen der ſchönſten Plätze Europas und der Welt.

Da, wo jetzt in der norddeutſchen Hauptſtadt Friedrich's des Großen Standbild auf die Umgebungen der Häuſer, Kirchen, Paläſte, der neuen Menſchen, veränderten Sitten, gegenwärtigen Meinungen in ſtiller Mitternacht ein: Geweſen! niederzuflüſtern ſcheint, während der Anbruch des Morgens das glorreichſte Auferſtanden! verkündigt, am Beginn der freundlichen Boulevards, die, ſchon ſeit lange nur von wilden Kaſtanien geſchmückt, immer noch „Unter den Linden" heißen, gegenüber der Wohnung des Prinzen von Preußen und ſpäteren Kaiſers, und einem düſterſchweigſamen, erinnerungsreichen Säulenhauſe, dem Palais der Oranier, liegt ein nicht hohes, aber in ſeinem Umfang majeſtätiſches Gebäude.

Wer vorübergeht und ein Mann nach der Uhr iſt, bleibt hier eine Weile ſtehen. Die Uhrkette wird gezogen und der Weiſer der Taſchenuhr bedächtig nach jenem großen Zeitmeſſer gerichtet, der an dem Hauptportal über einem langſam und feierlich bewegten Perpendikel ſchwebt. Dieſe akademiſche Uhr ſchlägt meines Wiſſens nicht laut. In alten Tagen unter-

hielt neben ihr auf der zerbröckelnden gelben Wand eine Sonnenuhr die Controle des felsenfesten, unumstößlichen Dogmas der Normaluhr, die kritische Gegenprobe der angegebenen Stunden. Ginge in Berlin die Uhr der Akademie falsch, so wäre „etwas faul im Staate Dänemark". Der Punkt, den Archimedes suchte, um die Welt aus ihren Angeln zu heben, liegt dem Berliner zwischen seiner akademischen Uhr hüben und dem Barometer Petitpierre's drüben. Gieb mir, wo ich stehen soll! predigen für die frommen Geheimräthe die Büchsels und Krummachers in den Matthäus- und Dreifaltigkeitskirchen; Müller und Schulze haben nur Einen festen Glauben: Den an die Uhr der Berliner Akademie.

Ein wunderbares, ein Riesengebäude! Ein Pantheon aller Künste und Wissenschaften! Tempel der Minerva nach allen ihren Beziehungen — auch zum Kriege; Preußens Minerva muß ja als einjährige Freiwillige Schild und Lanze führen. Rings die Musen, in der Mitte Mars. Asyl der Künstler und Rennbahn der Cavaleriepferde. Die Trompete der Ulanen durcheinander wirbelnd mit der Trompete Famas, die hier in einem Kämmerlein der akademische Historiograph des Landes zu blasen hat. Ueber der akademischen Uhr sollte aus der Mauer Pegasus springen; das Pferd ist es, dessen geflügelter oder zugleich hufbeschlagener Bedeutung dies ganze gewaltige Quadrat gewidmet ist, das man zu meinem Bedauern abzubrechen gedenkt.

Nach der Lindenfront hinaus liegen die von Friedrich dem Großen nach einem Brande wieder hergestellten Sammlungs- und Unterrichtssäle der hier vom ersten Preußenkönig schon in seiner Kurfürstenzeit errichteten Akademie der schönen Künste. Mehr zur Rechten, dem früher Prinz Heinrich'schen Palais, der heutigen Universität zu, beginnen die Säle und Sammlungen der Akademie der Wissenschaften, zu denen sich noch in der Stall- oder Universitätsstraße, der rechten Seitenflanke, die Druckerei der Akademie mit persischen, arabischen und Sanscritlettern, also halb gelehrten Setzern, gesellt. Auf der dritten Linie des Quadrats, die zur jetzigen Dorotheen-, früher „letzten" (!) Straße hinausgeht, lag der akademischen Uhr gegenüber die damals von dem Astronomen Bode ge-

leitete Sternwarte. Nach der vierten, der Charlottenſtraße zu, führte eine Treppe zur Anatomie hinauf und zu den Hörſälen des alten, hier ſchon vor der Univerſitätszeit blühenden „mediciniſchen Collegiums“. Alle andern Längenſeiten, Thurmpavillons und Vorſprünge dieſes encyklopädiſchen, allumfaſſenden Baues hatten eine Beſtimmung, die man unter Umſtänden keine proſaiſche nennen kann, wenn ſie auch mit dem wiſſenſchaftlichen und artiſtiſchen Charakter der übrigen Theile nicht in nächſter Berührung ſtand. Sie wurden zu Pferdeſtällen verwandt, theils für das Garde-du-Corps- oder Cüraſſier- oder Ulanen-Regiment, theils für die Beſpannungen der königlichen Prinzen und Seiner Majeſtät des Königs ſelbſt.

Dies abenteuerliche, ſeltſame, lichte und dunkle, claſſiſche und romantiſche Gebäude, ein Pegaſusſtall nach Hufbeſchlag und Flügelſchwung, mußte einem in demſelben am 17. März 1811 gebornen Kinde, das ohnehin wie jedes Kind in einem Spahn geſchnitzter Baumrinde Silberflotten, in einem blitzenden Kieſel Dresdener grüne Gewölbe ſieht, ſo gut wie das halbe Univerſum erſcheinen. Ihr Armen, die ihr hier nur die Uhr, die Kunſtausſtellungen, die akademiſchen Leibnitz-Sitzungen, die Bopp'ſchen Sanscritlettern, die funkelnde Kometen-Warte, den Rudolphi'ſchen Curſus über Splanchnologie nebſt den demonſtrativen Spiritus-Eingeweide-Gläſern, die Königlich Preußiſchen Wagenremiſen und die Hauptwache der Ulanen ſeht, wie viel iſt Euch von der noch übrigen wahren Poeſie dieſes Pantheons oder Pandämoniums entgangen! Die inneren Höfe, die Pluvien dieſes Tempels, die lauſchigen Myſterien innerhalb dieſer vier Straßen, unzugänglich allen Neugierigen, ſtreng gehütet von den Kaſtellanen mit Rohrſtöcken, von den königlichen Leibkutſchern mit Peitſchen, von den Schildwachen mit dem Sarras — da gab es erſt zu ſchauen, zu lauſchen, zu ſchleichen, zu naſchen, zu wühlen, mit romantiſchen Hülfsmitteln zu ſpielen! Inmitten dieſer vier Langſeiten gab es allerlei wirres Gemäuer. Düſtre, grasbewachſene Gänge führten zu ſchauerlichen viereckigen oder runden Thürmen. Ohne Zweifel war das Innere des Quadrats dem Kinde wichtiger als die akademiſchen Säle, wo Schleiermacher

zu Friedrich des Großen Geburtstag über Plato, Wilken über die Kreuzzüge las, oder Gottfried Schadow neuangekommene vespasianische Badewannen mit seiner kostbaren, allerweltbekannten Hausverstandslogik balneologisch und vom Standpunkte moderner Bequemlichkeit musterte. Hier zeichneten die künftigen Düsseldorfer, die Julius Hübner, Hopfgarten, später die Bendemann, Sohn, Hildebrandt als erste Studienklässer nach Gipsabgüssen, dort wurden eben von Italien Gemäldekisten zur Kunstausstellung ausgepackt und das Campagna-Romana-Stroh wie gemeines pommersches oder ukermärker Stroh vom Gensdarmenmarkt behandelt. Hier ordnete man die Bücher der Akademiker, oder zog von der Presse ein neues Werk von W. von Humboldt über die Kawisprache, in deren von einem Muster-Setzer leise vor sich hin buchstabirte Gurgellaute sich das Roßwiehern einer Reitschulbahn für Garde-Cavalerie mischte. Dort krächzten um die Himmelskugel der Bode'schen Sternwarte Schaaren von Raben, die der vergoldete blitzhelle Glanz des großen Globus ebenso anlocken mochte, wie der Leichengeruch von der grauenvollen, jeden Abend mit frischen Leichen versorgten Anatomie her. Aber wichtiger waren dem Knaben die schmetternden Trompeten, die Signale und Ablösungen von einer der Mittelstraße gegenüber gelegenen Wache, das Wiehern und Kettenrasseln von hundert Pferden, die durch Trommelschlag und Pistolenschüsse an kriegerischen Lärm gewöhnt wurden. Wichtiger waren ihm die kleinen Gartenplätze, die grünen Rasenbänke, die Lauben von wildem Wein und türkischer Bohnenblüthe, die Fenster mit Terrassen von Goldlack, Levkoien, Astern, die großen Kästen mit Kresse, die ihre zinnoberrothen, beizenddustenden Blüthen an Bindfäden bis hoch über die Fensterrahmen hinaus prangen ließ, welche Idyllenwelt dann von Kutschern, Bereitern, alten pensionirten Hofdienern griesgrämlich gehütet wurde. Da stand ein einziger, aber riesengroßer Nußbaum, der dem ersten Rosselenker des Königs gehörte und mit den drastischsten Mitteln gehütet wurde vor den lüsternen Blicken der Knaben, die schon glücklich waren, nur ein einziges duftendes Blatt von ihm zu erhaschen, das sie mit sanftem Fingerstrich in seinem zarten

Geäder von dem Blattgrün befreiten und als übriggebliebenes zierliches Gerippe in den „brandenburgiſchen Kinderfreund“ legten. Hier war Alles Idylle. Die reizendſten Lockungen der Natur lagen in dieſem ſtillen Seitenhof mit ſeinem einzigen Nußbaum, einzigem Blumenbrett und einziger grüner Raſenrabatte. Die Wohnung des ſo bevorzugten Selbſtherrſchers vom allerhöchſten Wagenbock lag mit jenem ſchattigen, früchteſchweren Nußbaum, unter dem eine grüngeſtrichene Bank die Geduldeten zur Ruhe einlud, ſo verſteckt, ſo maleriſch, ſo dicht gelehnt an einen großen, pittoresken Thurm, von deſſen eiſengegitterten Fenſtern oft mit Sehnſucht hinuntergeblickt wurde wie auf ein Landſchaftsbild.

Von den großen Künſtlern und Gelehrten, die auf dies Viereck angewieſen waren, erfuhr der Knabe erſt allmälig etwas. Verſtändlich waren ihm in ſeinen erſten Lauf- und Sprechübungen nur jene rüſtigen, kurzen, ſtrammen Leute, die in ledernen Buchſen, gelben Stulpen an den Stiefeln, blauen Röcken, rothen Weſten und kleinen ſilberdrahtüberzogenen und mit langen Silberſchwänzen in der Mitte gezierten engliſchen Jokeymützen vor dem viereckigen Nord-Oſt-Thurm, an der Ecke der „Letzten“ und der Stall- oder Univerſitäts-Straße, walteten und ſchalteten. Dieſe Männer hüteten und pflegten einige dreißig ſtattliche Roſſe, die dem Bruder der regierenden Majeſtät gehörten, dem Prinzen Friedrich Wilhelm Karl von Preußen Königliche Hoheit, Vater der verwitweten Königin von Bayern, Großmutter des muſiktrunkenen Bayernkönigs Ludwig. Links bis zur Aſtronomie wieherten die Fahr- und Reitroſſe des Prinzen, rechts bis faſt zur Sanscritdruckerei ſtanden ſeine Wagen. In dem viereckigen Thurm ſelbſt gab es Dienſt- und Ablöſungsſtuben, Wohnungen, beſtehend aus Küche und Kammer für einige bevorzugte Wagen- oder Roſſelenker, Verſchläge für Sättel und Riemenzeug, Riegel für Kandaren, Ketten, Schabracken, Piſtolenhalfter, und bis hoch hinauf über dunkle breite Treppen ging es in die Dachkammern mit geheimnißvollen Luken, durch welche der Wind melancholiſche Weiſen pfiff und wo doch aus der Vogelperſpective, von einem zwiſchen den Dachziegeln wildwachſenen, zierlich geformten Kopfe ſogenannten Hauslaufes

Dritter Aufzug.

Ein geſchloſſenes Zelt. Tiſch. Stühle.

Erſter Auftritt.

Pugatſcheff. Sergius. (Jener ſitzt und ſtützt das Haupt in der Hand. Dieſer blickt nach Papieren, die vor Pugatſcheff auf dem Tiſche liegen.)

Sergius.

Die Unterſchriften alle ſchon vollzogen?

Pugatſcheff.

Mit ſchwerer Hand, des Schreibens ungewohnt.

Sergius.

Und ſchwerem Herzen. Düſter ſchaut das Auge
Und blickt gedankenvoll in leere Weiten.

Pugatſcheff.

Ich denke meines Weibs und meiner Kinder!
Der rothe Abendhimmel weckt nach ihnen
In meiner Bruſt ein ſehnſuchtkrankes Heimweh.

aus, die ganze bedeutungsvolle Gegend überſehen werden konnte. Dort die Kunſträume mit ihren Gipsabgüſſen und den hohen Fenſtern, an denen durch permanente Vorhänge ein Oberlicht für die Herren Maler und deren Schüler erzielt wurde. Hier zur Seite die Wiſſenſchaftsſäle mit ihren Büchern und Protokollen; dort die Himmelsgloben der Aſtronomie; beſſer ſeitwärts tanzten auf dem anatomiſchen Theater, wenigſtens nach der Verſicherung ſchauerlicher Spukgeſchichten, zerſchnittene Arme, enthäutete Beine, um ein Begräbniß betrogene Köpfe unter grauenhaften Klagetönen, die man Nachts von jenen Sälen herüber ſchallen hören wollte. Drüben dann der gewaltige Koloß des Prinz Heinrich'ſchen Palais, deſſen Beſitzer ſo geheimnißvoll, ja mythenreich ſeit Jahren in Rom verſchollen war, während einige alte Pferde von ihm in jenem Winkel drüben das Gnadenbrod fraßen und das übrige Palais den Muſen überlaſſen blieb, die hier 1810 die ſo raſch aufblühende Univerſität begründeten. Zwiſchen den ſchattigen Alleen des damals ringsum geſchloſſenen Univerſitätsparkes, Kaſtanienwald genannt, lag ein großer Holz- und Zimmerplatz, wo Tauſende friſch geſchälter, ſogar in der Rinde den tollſten — Kinderappetit zum Kauen und Verſpeiſen derſelben reizender Bäume aufgeſchichtet lagen und die gewaltigen Sägen, die Aexte, die Hämmer von Morgens bis Abends widerhallten und dröhnten an derſelben Stelle, wo jetzt ein freundlicher kleiner botaniſcher Garten liegt, ein jardin des plantes zum Univerſitäts-Taſchenhandgebrauch. Weiter abwärts dann die Ufer der Spree, noch nicht überbrückt, noch nicht mit ſchönen Kais verſehen, noch nicht halb verſchüttet und zugedämmt. Nirgends gab es hier Durchgänge. Die „letzte" Straße war Sackgaſſe, wie ſonſt der „Bullenwinkel". Um den jetzigen Hegelplatz war alles Wieſe und Holzſchuppen. Schrägüber wohnte Hufeland, der berühmte Profeſſor und Leibarzt des Königs, ein Mann im runden Quäkerhut, dem Knaben ſo erinnerlich, wie einer ſeiner liebſten Bleiſoldaten. Zur Seite die Lehranſtalt der jungen Militairärzte. Dann folgten Kaſernen (Berliniſch „Kaſſarmen"), Exercierplätze, große Magazine, alles verworren, regellos durcheinander auf denſelben Plätzen, die ſich nach wenigen Schritten zum Ueberblick der

Linden öffnen, der Bibliothek, des Opernhauses, des Schlosses, bekanntlich einer der schönsten Perspectiven der Welt. Es mag wenig Städte geben, wo berühmte und vielbedeutende Gebäude so dicht in großer Anzahl beisammen liegen und zwischen den gewaltigen Quadersteinen und stolzen Säulen doch so viel stille, bescheidenste Lebenseristenz gestatten, wenigstens wie sich damals noch einnisten durfte. Von allen diesen großen Beziehungen war oft die Seele des Knaben wie von räthselhaften Schwingen gehoben. Aus dieser majestätischen Anschauungswelt zitterten, drängten, schauerten sozusagen Thatsachen auf ihn ein, für welche er keinen andern Ausdruck hatte, als eine unendliche, namenlose Sehnsucht nach Licht, Klarheit, irgend einer tüchtigen Bewährung im großen Ganzen. Das hinlänglich übelberufene Wesen des in andern Stadttheilen üppig wuchernden Berlinerthums kannte er nicht. Die Welt um ihn her war eine vornehme und bedeutungsvolle.

Der Vater des Knaben nahm allerdings nur die soziale Position eines ersten Bereiters Seiner Hoheit des Prinzen Wilhelm ein. Die Dame Eitelkeit müßte eigentlich den Erzähler bestimmen, den Leibbereiter eines königlichen Prinzen ein wenig in's Stallmeisterhafte hinüber auszumalen und aus einem solchen nachreitenden (nicht vorreitenden) Knappen halb und halb einen Ritter zu machen. Doch giebt er der Wahrheit die Ehre. Sein Vater ist vielerlei gewesen und immer in seiner Art tüchtig. Dem Roß zu dienen, hebt ja auch den Menschen. Es ist ein freies, auf Gegenseitigkeit begründetes Verhältniß. Der Hirt übt absolute Herrschaft über seine Heerde, der Reiter kann sein Roß nur allmälig für sich gewinnen. Dem Rosse dienen, ihm seine Launen abgewinnen, ist ein Triumph der männlichen Kraft. Ihr glaubt es gezähmt zu haben, es gewinnt einen Schein von Ergebung, Schwäche, selbst von gemüthlicher Anhänglichkeit, aber jeder zu lang verhängte Zügel giebt ihm die Kraft der eigenen Laune wieder und — launisch ist das Pferd, so launisch, wie nur Könige launisch sind! Das Pferd hängt von der Reizbarkeit seiner angebornen Natur ab. Es hat sich beim besten Willen, wenn man so sich ausdrücken wollte, nicht in der Gewalt. Mit einem plötzlichen Schreck, einem ungeahnten Scheuwerden stürzen alle

seine guten Vorsätze zusammen. Das Roß vergißt dem Menschen nie, daß denn doch die Peitsche und der Sporn die strengen Begleiter seiner Liebe sind. Oft ist es, als verstünde das edle Racenpferd nicht einmal die Sprache des Abendlandes, als lernte es nie, daß es andere Laute geben könnte als die des Sohnes der ferner morgenländischen Wüste. So hat ein „Bereiter", ein Stallmeister, ein Offizier, ein Wettrenner, ein Pferde-Amateur ein von arabischen Ahnen stammendes Thier liebgewonnen, er streichelt es, der treffliche Renner spielt mit den Ohren, schwingt den Schweif, stößt die kurzen grammelnden Laute des Wohlbehagens aus, man glaubt Wunder wie innig der Bund zwischen Thier und Mensch geschlossen ist — und plötzlich bringt man den vom Rosseshuf getroffenen Herrn nach Hause. Blut quillt aus des Sterbenden Munde. O wie oft drang dies Schreckenswort an des Knaben Ohr! Dieser oder jener lustige Reiter, der ihn auf den Schooß genommen, ihm Backwerk geschenkt hatte — einen Hufschlag bekam er auf die Brust und man trug den Unglücklichen in's „Klinikum", diese grauenvolle Ausgangspforte des Lebens, wo der Tod statt der Sense eine chirurgische Säge schwingt — es lag dicht in der Nähe — Dorotheen- oder „letzte" Straße Nr. 1.

Der tägliche Eindruck des Stalllebens war ein unterhaltender. Da stehen die Rossebändiger, putzen Riemzeug oder bemalen ihre ledernen Buchsen mit geriebenem Ocker. Ihre Mienen waren gebräunt, wild, bei Manchem sogar übermüthig. Das machte die noch nicht lange überwundene Kriegszeit. Wir schreiben mit dem heranwachsenden Jungen etwa 1817 oder 18. Die Reisige und Roßknechte legten damals noch nicht lange den Dreimaster, die orange-schwarz-weiße Schärpe, den geschlissenen Säbel ab. Weit in der Welt im Kampf mit „Bonaparte" herumgeworfen, waren sie bald in Tilsit, bald in Königsberg, bald in Breslau oder bei Leipzig. Sie sahen Paris, Ligny, Namür, Belle-Alliance. Sie sahen zum zweiten Mal Paris, sogar Orleans. Der zweite Pariser Frieden scheint ihnen nicht behagt zu haben, die Räumung Frankreichs das Allerverdrießlichste zu sein. Dort war's eine lustige Welt, ein Friedensschluß, der mit einem Theil der

Franzoſen, den Emigranten, Verſöhnung, die beſte Kameradſchaft, Huldigungen, allerlei Zuvorkommenheiten gebracht hatte. Hier jetzt nichts als „Schurigelei“ und Wachtparade — Spazierritte nach Charlottenburg, Jagdausflüge nach dem Grunewald, winterliches Haltenmüſſen vor den Schlöſſern, Theatern, bei Bällen und den Diners in der Wilhelmsſtraße. So war es im Felde, in der „Campagne“ nicht. Da hatte es zwar Entbehrungen, Strapazen, Gefahren gegeben, aber welche Entſchädigungen dann auch im Quartier, welche Abenteuer, bei den Gutgearteten welche Freude an fremder Sitte und ſchnelle Gewöhnung an die zuweilen liebenswürdige Art des verhaßten Feindes! Der geringe Mann findet ſich auch unter den Gegnern bald mit Seinesgleichen zurecht. Nur die Großen führen die Kriege, die Kleinen haben ſich nach einem Streit bald ausgeſöhnt. Von „Beute“, die auf dem Schlachtfelde gewonnen, vom wohlfeilen Einkauf beim Koſaken wurde als von etwas Selbſtverſtändlichem geſprochen. „Pendülen“ und koſtbare aus den Rahmen geſchnittene Bilder fehlten freilich. Wie hätten ſie auch ſollen transportirt werden! Eher aber wurde erzählt, daß man ſeine Errungenſchaften ſchon wieder getheilt hatte mit dem Feinde ſelbſt, verſchenkt an den guten Wirth, zurückgelaſſen als Andenken an eine zärtliche Mutter, deren Thränen den Krieger gerührt hatten, an die Kinder, die an den rothen Bärten der Fremdlinge zupften und ſich mit deutſchen Liebkoſungen tröſten ließen, wenn ihnen ein Bruder Pierre, Matthieu oder Napoleon bei dieſen Fremden daheim gefallen oder in Rußland erfroren war.

Noch ſteht das Bild der Rückkehr aus dem gezähmten kaiſerlichen Frankreich dem Erzähler nach dem Bericht der Mutter vor Augen. Die Weiber gingen ihren Männern entgegen ſchon bis zum halben Wege von Potsdam. Hinter Steglitz umarmten ſie die Langentbehrten, endlich im Staub Erkennbaren. Beim Landgute des Groß-Kanzlers von Beyme ſteigen die Wohlbehaltenen vom Roß und küſſen Weib und Kind. Aber wie ſind ſie verändert! Die wilden Bärte reiben Einen beim Küſſen ja faſt wund! Und die Worte, was die neu ſind, die Fragen, wie ſo zerſtreut, ſo fremdartig und vergeßlich ſie klingen! Das Pferd da, Sophie, das hab' ich er-

beutet, aber ich verkauf' es — die Juden in Magdeburg haben ſchon ſechzig Thaler geboten. Der Stallmeiſter giebt ſiebzig! Da! Drei Uhren! Eine für den Bruder, eine für den Vetter, eine für den Aelteſten zur Einſegnung! Lauter echte Breguets! Hier Tücher, Lyoner ſeidne Tücher, nicht viel, aber nur um die Mode zu zeigen, und ein Ring — wer weiß von weſſen Hand! Später ſage ich's — aber nimm ihn nur! Die Koſaken verkauften Alles um ein paar Gläſer Branntwein. Was kann ich nicht alles erzählen! Im Mantelſack liegen auch ein paar Thaler.

Und nun erkenne man die Anſicht, die im Volke über Kriegsbeute lebt! Das ſind Anſchauungen, die noch aus den Zeiten der Landsknechte ſtammen, aus den Zeiten der erſtürmten Städte, die man einer mehrtägigen Plünderung überließ.

Das iſt, fragte die ihr Eherecht ſchon wieder Fühlende auf dem Wege halb ſchon bei Schöneberg, die ganze Beſcheerung? Das iſt Alles? Da ſind doch Andere, die auch zurückgekommen ſind, was haben die nicht mitgebracht! Wahrhaftig mehr als die Tabackspfeife mit dem ſilbernen Beſchlag! Mehr als da die engliſchen Raſierzeuge und die Pariſer Seife! Mehr als die Spieldoſe da mit der Modearie des Tages: „Ich war Jüngling noch an Jahren!" Lauter unnütze und verſchwenderiſche Dinge das! Und nun zeigt ſich auch ſofort, daß die Haupterrungenſchaft der Krieger, ihre wahre gemachte Campagne-Beute Mißmuth, Zorn, überſpannte Phantaſie, tolle Lebensluſt und ein überraſchender Reichthum von neuen, bisher unerhörten ſakramentiſchen Bougre-Flüchen und Kreuzhimmelherrgotts-Verwünſchungen über die Wucherer im Felde, die Räuber, die Stubenhocker, die Schleicher, die den armen Fremdlingen „das Fell über die Ohren" zögen, und die nimmerſatte Habgier und Putzſucht der reſpectiven Ehehälften ſind.

Noch klingt auch im Ohr das wirkliche wilde Toben der Rückkehrenden. Was klapperten die Säbel, ſtoben die Funken auf dem Straßenpflaſter, wurde geſungen, gewettert und getrunken! Auf den Straßen ſchrie man aus: „Bonaparte's neueſte erbärmliche Stoßſeufzer aus St. Helena" und ähnliche

Pamphlete. Man kennt die Spottliteratur, die nach Napoleon's Sturz auf allen Märkten und Gassen wenig Großmuth und viel Siegesübermuth verrieth. Ja, sagten sogar die Heimkehrenden, wenn er nur bald wieder käme! Sie mochten die „Entrunzelung des grimmen Krieges", den schalen Frieden, die Plackereien des wiederhergestellten Dienstzwanges nicht, auch nicht beim Militair, wo jetzt alles russisch werden sollte. Die Rüstung, die allgemeine, blieb eine stramme, trotz der Durchmärsche, die von den heimwärts ziehenden Russen kein Ende nahmen. Aber die Russen galten in der That für die gemüthlichste Nation von der Welt. Die Großen mochten sich mit Eifersucht und Mißstimmung aneinander reiben und Fritz des Franz, Franz des Alexander längst überdrüssig geworden sein, die Kleinen hatten Freundschaft geschlossen und nahmen sich von der allgemeinen menschlichen Seite. Es hieß zwar, der Russe nimmt ein Talglicht und zieht es sich, selbst wenn er's vom Leuchter, nicht vom Lichtzieher genommen hat, zum Frühstück durch die Zähne; aber die Kinder bekamen russische Taufnamen: Paul, Alexis, Feodor, Kathinka, Alexandrine, Maschinka. Auch Türken gab es unter den Russen, und nicht unkenntliche. Iwan, ein Türke vom schwarzen Meer, nahm den Knaben oft auf den Schooß und schenkte ihm Thorner Pfefferkuchen und große Rostocker oder Stettiner Aepfel. Ein unerlaubtes Einstürmen von trunkenen Russen in unser ihnen nicht gehörendes Quartier und die mit Macht von der entschlossenen Mutter vertheidigte Thür ist dem Knaben gegenwärtig wie eine Scene aus dem Homer.

Die Geschichte des Ringes aus Paris wurde erzählt, aber vom fünfjährigen Knaben noch nicht verstanden. Dagegen begab sich Folgendes unter des Knaben eigenen Augen.

Zwei Reiter des Prinzen hatten sich im Felde die treueste Freundschaft geschworen. Der Eine mit krausem, schwarzem Haar, lebensfroh, mit Feueraugen — der erste Vorreiter des Prinzen. Der Andre blond, ernster, milder, nur zuweilen aufbrausend, blauäugig, der höher stehende Nachreiter. Es konnte keinen fröhlicheren Gesellen geben, als den schönen, schwarzen, krausköpfigen Lorenz. Wenn Lorenz auftrat in

den frischgetünchten gelbledernen Beinkleidern, den hohen geglänzten Steifstiefeln, in der kurzen blauen Jacke mit weißen Metallknöpfen und rothen silberbesetzten Krägen und Aufschlägen, die runde Jockeykappe und die silberdrahtüberflochtene Reitgerte in seiner Hand tänzelte, die Sporen an den Absätzen klirrten, da war er der Stolz des Marstalls. Lorenz schäkerte mit den Mädchen, lachte mit den Frauen, Allen mußte seine frohe, lustige Art gefallen. Er war verheirathet und hatte die schönsten Kinder. Aus dem Kriege heimkehrend waren die verbundenen Freunde, Lorenz und des Knaben Vater, halbe Franzosen geworden. Wenigstens die Sacre bleus der Pariser konnten sie sprechen, ohne den Meidinger studirt zu haben. Sie hielten eine geschlossene Kameradschaft, die sie um so enger verbinden mußte, als sie in einem und demselben Hause wohnten, im nordöstlichen Marstall-Pavillon der Berliner Akademie.

Aber ach, diese Freundschaft wurde auf harte Proben gestellt! Die aus Frankreich heimkehrenden jungen Reiter fanden ihre Frauen wieder, aber beide gegenseitig in Zorn und Haß entbrannt. War es die alte Eifersucht, die seit Chriemhilden und Brunhilden die Frauen wetteifernder Kriegsgesellen gegeneinander aufstachelt, oder hatte reizbares Frauennaturell keine Veranlassung gefunden, für den Würfel und das Kartenspiel, das die Männer verband, eben so bindende Surrogate, den Kaffee, die Neugier, die Zuträgerei, die Klatschsucht, eintreten zu lassen; genug, die beiden Frauen der Freunde haßten sich. Und es war nicht etwa ein Haß wie bei uns, den Leuten der Bildung, gehaßt wird, der Schein einer kalten, oberflächlichen Gleichgültigkeit des Einen gegen den Andern, ein Hinterrücksangreifen, ein Mangel nur an sympathischer Stimmung; nein, es war ein Haß wie aus der Heldensage. Die Kinder der einen Frau, den Kindern der andern sich nähernd, wurden mit Gewalt fortgerissen. Frau Lorenz, eine hohe, schlanke Gestalt, mager, von brennend stechenden Augen wie ihr Gatte, bei dem aber nur die Kohlenaugen vor Lust und Freude funkelten, und die Mutter des Erzählers, kleiner, rundlicher, von blauen Augen, schwarzem Haar und schwarzen Augenwimpern und einer so gewaltigen Charaktererregung

fähig, daß ſie auf ihrer Stimmung feſthielt, ob dabei auch ein Schüreiſen biegen oder brechen ſollte. Das Pathos dieſer Leidenſchaft reichte bis an's Tragiſche. Beide Frauen waren angewieſen auf Liebe, Schonung und Duldung! Denn — nach einer verhängnißvollen Wendung — jede hatte zwar ihre eigene Stube (ohne Kammer!) mit drei Kinderbetten oder wenigſtens Plätzen oder Stühlen, aus denen man Abends Betten machen konnte, beide ſahen dieſe Herbergen als Dienſtwohnungen für eine große Wohlthat an, aber beide benutzten dabei nur eine und dieſelbe Küche. Brunhild und Chriemhild in einer einzigen Küche! Zwei Feuerflammen vor einem und demſelben Federherd! Beide auf einem und demſelben ſteinernen Eſtrich ihre Gemüſe putzend, ihre Kartoffeln ſchälend, ihre Erbſen, Linſen verleſend! Und Gemüſe, Kartoffeln und Erbſen auf einem und demſelben Herd zu kochen! Es iſt wahr, eine kleine Scheidewand von Backſteinen trennte den Topf Brunhildens vom Topf Chriemhildens. Links kniſterte an ſeltenen Tagen der Speck der Einen, rechts brotzelte die gebackene Leber der Andern. Die Kartoffeln, die Bohnen, die Erbſen dampften ſich dicht neben einander in dieſelbe Eſſe aus, in dieſelben ſchwarzglühenden Wände, auf deren ruſſige Kryſtalle immer gleich kalte, gleich ſtarre Mienen des Haſſes und des verweigerten Guten Morgens! fielen. Durch die kleine Küche war eine Demarkationslinie der Neutralität gezogen, die nur beim Eintreten durch die Thür von beiden Partheien überſchritten werden durfte. Sonſt ſtanden Eimer und Scheuerfaß, Schrank und Holzklotz, Hackebrett und Marktkorb in mathematiſcher Genauigkeit ſo geſtellt, daß Eins nicht um die Linie in das Gebiet des Andern rückte, es ſei denn, daß der immer zurückgehaltene und nur von einem im Hauſe den Königlichen Vicewirth ſpielenden „Sattelmeiſter“ zur Ruhe verwieſene Groll eine Veranlaſſung zum Ausbruch ſuchte. Wie dieſer Haß hatte entſtehen können, iſt dem Erzähler unbekannt. Soviel iſt erwieſen, geringe Leute haſſen ſich nicht, wie wir uns haſſen. Wir Geſellſchaftsfähiggewordenen gehen ſüßlächelnd mit Complimenten an einander vorüber, während „wir uns vergiften könnten.“ Aber Naturmenſchen — was wäre denen Mäßigung und ein Zügeln ihrer Leiden-

schaft! Es erschiene ihnen Feigheit. Ein Scheitholz, das der Einen im Wege liegt, wurde mit dem Fuß zur Andern hinübergeschleudert, wie eine giftige Otter. Ein kostbares Gericht, das die eine Mutter zum Sonntag ihren Kindern bescheeren will, wird bei der Enthüllung aus dem sonnabendlichen Marktkorbe von der Andern mit lauter Lache begrüßt. Da wird kein Epigramm in das innere Herz zurückgedrängt. Keine Diplomatie tritt an die Stelle des wilden Naturzustandes, der Alles sagt, was er denkt, Alles austobt, was er fühlt, ja jede Gelegenheit ergreift, sich in jenen nervenanspannenden Zorn zu versetzen, der erst die rechte Nahrung mancher Seele sein zu müssen scheint und auf sie wie berauschendes Opium wirkt. Dieser schlimme Krieg der Küche, dessen Schlachtfeld zuweilen auch die große mit Steinen gepflasterte Hausflur war, dauerte während des ganzen großen, heiligen Befreiungskrieges fort und wurde, als schon Napoleon längst in St. Helena von Sir Hudson Lowe, vom Magenkrebs und der bittersten Reue über seine verkehrte Menschen- und Welt-Auffassung zum gefesselten Prometheus geworden war und die großmüthigen Sieger von Belle-Alliance immer noch in den Straßen witzlose Pamphlete auf den Unschädlichgemachten auszurufen duldeten, noch lustig fortgesetzt zum Jammer der beiden Freunde, die so engverbunden von Paris heimkehrten und durch ihre auf wilde Sitten, Unlust am Frieden, Kartenspiel und sehr geringe Werthschätzung des Geldes begründete brüderliche Einigkeit den Zwiespalt nur noch ärger machten.

Da geschah ein Wunder, das tief in die Herzen dieser Menschen und auch in die Seele des Knaben griff. Die Kinder beider Partheien liebten sich schon lange so innigst, so zärtlich wie die Väter. Und nun nahte sich auch den Müttern der Engel des Friedens, aber im weißen Gewande mit der Palme in der Hand, der Engel des Todes. Des schönen Lorenz jüngstes Kind, ein holder, kraushaariger Schelm von wenigen Jahren, ein Mädchen, erkrankte und starb. Die kleine lockige Marianne — des Prinzen Gemahlin hieß Marianne — hatte noch vor einigen Tagen so heiter mit dem Knaben gespielt. Dann hieß es: Mariannchen liegt zu Bett! und bald:

Mariannchen iſt todt! Lorenz, der Vater, weinte. Die Mutter, die kalte Brunhild, verhüllte ihren Schmerz in düſtern Ernſt. Das Unglück bei Armen iſt ebenfalls noch etwas Anderes als das Unglück bei Reichen. Das Unglück des Armen entmuthigt eine Weile faſt ganz ſeine Kraft, während den Gebildeten das Unglück ſichtlich heben und moraliſch anfeuern kann. Die Armen haben nicht die geläufige Vorſtellung von einer allgemeinen Vertheilung von Leid und Freud und deren Ausgleichung. Sie nehmen jede Begegnung des Geſchicks perſönlich, wie etwas auf ſie allein von höheren Mächten, von Gott abſichtlich Gemünztes. Sie fliehen, ſie verſtecken ſich wie vor einer wirklich aus den Wolken langenden Hand des perſönlichſten Gottes. Sie bitten und flehen Gott um gnädige Lebensloose an, wie an den Stufen eines großen Weltkönigs. Sie hoffen nur darum das Gute, Freundliche und Gnädige, weil ihnen doch in der Regel Gott ein alter Bekannter, ein zwar ernſter und ſtrenger, aber doch meiſt gütiger Vater geweſen. Aber dann eben der Jammer um ein Mißgeſchick, der Schrecken, das Entſetzen, ſich in ſo unerwarteter Weiſe räthſelhaft ſchlimmen, unheilvollen Mächten verfallen zu ſehen und den Finger Gottes gerade auf ſie ausgeſtreckt zu erblicken! Sie ahnen dann ſogleich die Fülle des Elends, die nun über ſie kommen würde. Die kalte Lorenz, ſonſt eine vortreffliche Mutter, verbarg ihre Thränen nur, um nicht ihren Schmerz vor der Feindin ſehen zu laſſen.

Aber der Todesengel hatte es anders beſchloſſen. Die eben entſchlummerte Kleine bedurfte einer Ruheſtätte noch vor dem Grabe. Irgendwo mußte die Leiche doch noch drei Tage außerhalb des Zimmers ſtehen, nicht neben der ſtilljammernden Mutter, dem zerknirſchten Vater, den weinenden Geſchwiſtern. Wo anders war ſie unterzubringen, als in der Küche? Dieſe Küche, zweien Herren gehörig, ſonſt ein Tummelplatz des Haſſes, wurde nun die Verſöhnungsſtätte der Liebe. Die Simultanküche wurde Simultankirche. Zwei Confeſſionen des Herzens beteten hier nun zu demſelben Gott der Liebe und Ein Glockengeläute rief für beide Partheien zum Frieden. Der enge Raum konnte zur Errichtung eines Katafalks für die kleine Leiche — zwei Stühle und ein Stroh-

Sergius.

Wir brachen geſtern früh von Uralsk auf
Und halten Raſttag heut auf offnem Felde —,
Doch was Ihr Abendhimmel nennt, Ihr irrt —
Die Röthe kommt von Oſten —

Pugatſcheff.

Iſt es Morgen?
So ſchlief ich hier auf dieſem Seſſel ein.
Das Iſaakkloſter iſt zwar noch zur Stunde
Vom Kriegstumulte unberührt geblieben,
Und Weib und Kind ſind dort in Hut und Schutz;
Doch nimmer weicht ihr Bild von meinem Auge.
Der Ton der Kinder dringt durch Schlacht-Getümmel,
Des Weibes Arm fühl' ich um meine Schultern,
Ich ſehe ſie, ich kann mit ihnen reden —
Erſcheinungen, die man zu fürchten pflegt,
Wenn unſre Lieben in der Ferne weilen.

Sergius.

Ihr ſprecht von Eurem Weibe zärtlicher,
Als es ein Ohr in unſrer Nähe wünſcht.

Pugatſcheff.

Ein Ohr in unſrer Nähe —?

Sergius.

Schaudernd hatte
Mich der Moment erfaßt, als Euch Uſtinja
Dem Rachegeiſte der verſchmähten Liebe
Mit einem Worte hätte opfern können —
Ich wußte nicht, daß Ihr ſie einſt geliebt.

ſack genügten — nur dann ausreichen, wenn von beiden Frauen eine jede etwas von ihrem Gebiet hergab. Und ſo geſchah es. Die kleine Frau mit den blauen Augen unter den ſchwarzen Wimpern hatte ebenfalls Mariannchen wie ihr Kind geliebt. Die Demarkationslinie wurde aufgehoben. Das Kind mit dem Lockenhaupte lag halb im Gebiet ſeiner Mutter, halb im Gebiet der Nachbarin, hier das Haupt, da die Füße, der Feuerherd wurde zum wirklichen Altar. Ueber dem endlich dann nach zweimal vierundzwanzig Stunden, zum Tage der Beſtattung weißgeſchmückten, roſen- und myrtenumkränzten kleinen Kinde reichten ſich die Mütter weinend die Hände und blieben ihr Lebenlang verbunden, verbunden in aller Liebe. Ja, ſie holten das Verlorne nach. Denn viel ſtärker, emſiger zum Dienen und gegenſeitigen Helfen wurde ihr Herz, gleichſam um zu zeigen, als hätte die beſſere Regung ſchon von Anbeginn beſtanden.

Aber beide Frauen bedurften ſich auch einander! Denn ach! Die Armen ahnen nicht mit Unrecht in Einem Unglück den Anfang einer ganzen Unglückskette. Dunkelſte Wetter ihres zornigen Gottes zogen über dieſe Frauen herauf. Der ſchalkhafte, muntre, im Trunk freilich wilde und gefährliche Lorenz verlor vom Tode ſeiner kleinen Marianne an, ja auch von der Rührung über die Verſöhnung der Frauen, die alte vom Pariſer Venusberge mitgebrachte Heiterkeit. Denn dieſen Menſchen iſt es, als müßten ſie ſpitze und ſtachelnde Dinge im Leben haben, die ihnen erſt Kraft und Elaſticität geben. Laſſen dieſe Widerhaken nach, wird Alles weich und gut um ſie her, ſo fangen ſie an leck zu werden, („recht ſpack" war der pommerſche Ausdruck des Vaters) und ſiechen hin. Lorenz iſt nicht der Einzige, den der Erzähler unter Zuviel Milde und Güte, unter Zuviel Aufforderung zur Tugend und Mäßigung zuſammenbrechen ſah. Wie dem ſchönen Lorenz ging's auch ſeinem Freunde, dem Vater. Die Gelegenheiten zu gewaltigen Scenen nahmen ab. Der wilde Nachklang des Krieges verhallte in der Ordnung der Sitte und im beſſern Gemüth. Der Säbel, der oft noch gezogen wurde, ſogar wenn die charakterfeſte Mutter auf ihrem Rechte oder ihrer Auffaſſung vom Rechte beſtand, verroſtete, wurde ver-

gessen, verschenkt; schon lange ging er kaum noch aus der Scheide, und die Kinder gewannen allmälig auch an Kraft, dem entfesselten Zorn des von seinem Jünglingsalter und in den „Campagnen" nicht zur Selbstbeherrschung angeleiteten Vaters in die Arme zu fallen. Da sank allmälig der Kosakenbart, das wilde Haar, die „Kameradschaft" wurde kleiner, der Sinn trüber, düstrer, ernster.

Doch so trüb und düster wie bei Lorenz freilich umwölkte sich der Sinn des Vaters nicht. Jenen suchte man eines Tages lange und vergebens. Es war Mittagszeit, schon gegen ein Uhr. Das Essen wartete. Wo ist Lorenz? Die Mutter der todten kleinen Versöhnerin suchte ihn, schickte die Kinder nach allen Orten, wo Lorenz zu verkehren liebte. In allen Kellern, wo Spiel, Trunk, Tabak die Kumpane zu vereinigen pflegte, in allen Ställen des Königs, der Prinzen. Lorenz war verschwunden. Erst gegen Abend fand man ihn in der dunkeln, unheimlichen Sattelkammer an einem Riemzeugpfosten aufgehängt.

Die Wirkung dieses Selbstmordes auf die alte Genossenschaft des Krieges war gewaltig. Alle hatten den Unglücklichen geliebt, Alle ihn im Herzen gehegt. Aber eine milde Vorstellung, die dem Gebildeten von einem so traurigen Ausscheiden aus dem Bereich der Lebenden geläufig ist, fehlte in diesem Kreise ganz. „Der schöne Lorenz hat sich erhängt!" Das war ein Verdruß, den er Allen angethan. Man fand es natürlich, daß der Friedhof, der das kleine mit Blumen geschmückte Mariannchen aufgenommen, den erhängten Vater nicht aufnahm. Man fand es natürlich, daß er nächtlicherweile von den Boten jenes schauerlichen Ortes abgeholt wurde, des Selbstmörderkirchhofs, „Thürmchen" genannt, der in so naher Verbindung mit der anatomischen Flanke des Akademiegebäudes stand. Da wurde nicht polemisirt gegen überlebte Sitte und Gewohnheit. Der schöne Lorenz, allgeliebt, allumschmeichelt, hatte sich durch den Schnallengurt in der Sattelkammer, an dem er sich erhängte, aus unsrer vorgezeichneten, altmoralisch bedingten Welt ausgeschieden. Es war eine Blendung der Hölle gewesen, die den Lorenz fortgerissen — der Teufel hatte ihn geholt! Die Kirchlichkeit,

die Orthodoxie war in jenen Tagen im Zunehmen. Der Knabe hörte Schilderungen, wie hier der Teufel sein Opfer umlauerte, beschmeichelte, allmälig verwirrte. Komm, komm in die Sattelkammer! Da ist's still, kühl, dunkel! Der Riegel, er ist stark genug! Nimm den Schnallenriemen! Um den Hals damit! Du kommst in mein schönes lustiges Reich, in ein ewig Paris, den ewigen Vennsberg! Der Knabe sah ihn, den Versucher, wie er mit eigener Hand dem Lorenz die Schlinge zuzog. Man erzählte, daß Unmuth über eine erfahrene Zurücksetzung, Schmerz um ein strafendes Wort des Prinzen, der über die nicht aufhörende campagnemäßige Aufführung seiner Leute erzürnt war, Schmerz um die Bevorzugung mehrer neu angenommenen, glatten, geschorenen, schmeichelnden Diener diese Katastrophe herbeigeführt hatte.

Dem Freund des schönen Lorenz, dem Vater des Knaben, ging das Begegniß des Kameraden nahe bis zum eigenen Tod. Er wurde krank, ja er sprach verwirrt, eine Weile konnte man um die Rückkehr seiner gesunden Vernunft besorgt sein. Doch erhob er sich vom Lager, blieb aber lange feierlich gestimmt und ernst bewegt. Die Prinzessin Marianne, eine tonangebende Pietistin, viel weiter gehend in ihrem kirchlichen Wühlen und Umgestalten, als König Friedrich Wilhelm III., ihr Schwager, hatte ihn schon öfters auf Jesus Christus, als das einzige A und O des Lebens, hingewiesen, ja nach Lorenzens Ende auch auf den HErrn. Wenigstens war die hohe Frau gewillt, den letztern zum Inhaber des ersten Paragraphen ihrer künftigen Dienstpragmatik, nach dem sich Jeder zu richten hätte, zu erheben. Da verfiel der Vater in's Grübeln, kam täglich auf sein vielbewegtes, immer von Gott behütet gewesenes Leben zurück, auf die „Wiedergeburt", und das Roß wurde ihm verleidet und das Reiten bot keine Freude mehr. Eines Tages kam er mit der Nachricht an von seinem Uebergang zu einem kleinen Beamtenposten beim Kriegs-Ministerium. Es war eine Belohnung für langjährige, dem „Staat" — (L'état c'est la Cour) geleistete Dienste.

II.

Es hat zahllose Menschen gegeben, die auf untern Lebensstufen standen, und doch dem Auge seltene und zuweilen verhältnißmäßig ganz wunderbare Kräfte der Seele und Eigenthümlichkeiten des Herzens verriethen.

Die gewöhnliche Lebenschronik eines Gebildeten ist meist monoton. Dagegen giebt es tausende von Entwicklungen, die sich nur im niedersten Striche des Strebens hielten und doch nie so dumpf oder bewußtlos auf plattem Boden hinkrochen wie die Lebensmomente der bevorzugten Klassen, die nur aus Vergnügen und Gähnen bestehen.

Aber auch der Bauer, der deutsche Handwerker, welcher letztere seinen Auerbach oder Jeremias Gotthelf noch sucht, steht an Reiz zurück gegen gewisse Erscheinungen der Mittelsphäre, des Kaufmannstandes, des abenteuernden Unternehmers und der dienenden Klassen. Eine Bauersmagd auf dem Dorfe ist bald erschöpft in dem Werth, den sie für den Menschenforscher oder Dichter beanspruchen kann, oder man müßte denn bei Schilderung ihrer Lebensverhältnisse übertreiben, künstlich hinzusetzen, Unmögliches, wie seither genug geschehen, mit rosigsten, saubersten Aquarellfarben, die hier so selten passen, darstellen. Aber eine Bauersmagd, die zum Dienen in die Stadt kommt, eine andere, die nach einem Fehltritt den Ort, wo zu leben sie sich schämen muß, verläßt, sich als Amme verdingt und aus wunderlichen und verschnörkelt-verworrenen Lebensverhältnissen oft nicht wieder herauskommt, regt das ganze Interesse an, das wir den Abenteuern der spanischen Schelmenromane schenken, wo die Gil Blas oft gescheuter und bedeutsamer sind als die Prälaten und Hidalgos, die sie zu bedienen vorgeben. Manche Staatsaction ist geeignet, eher auf die „Gran Tacanos" (die Erzschelme), als die Alberonis zurückgeführt zu werden.

An Begegnungen mit solchen wunderlichen Erscheinungen war die Jugend des Knaben ausnehmend reich. Seine Familie stammte väterlicher Seits aus Pommern. An Pom-

merns und der Ukermark Grenze liegen die Ortſchaften Löckniz, Klempenow, Dorotheenwalde. Sie müſſen den ganzen Charakter der dortigen Landſchaft tragen, müſſen umgeben ſein von feuchten, fruchtbaren Sumpfſtellen („Bruuche" genannt) und müſſen walddurchwachſen ſein. Denn ſo lebt dieſe grüne Urheimath in des Knaben Gedächtniß. Die Vorfahren müſſen nichts Gewöhnliches geweſen ſein. Kenner der pommerſchen Geſchichte wiſſen ſogar, daß die Grafen Gutzkow die bekannte Stadt gleiches Namens gründeten, die jetzt zu Mecklenburg gehört, Greifswalde und Stralſund anlegten und eine Zeitlang Rügen beherrſchten. Die Grafen Gutzkow kamen mit den Ottonen, denen Pommern ſein Chriſtenthum verdankt, aus Franken, ſind auch kein ſlaviſches Geſchlecht geweſen. Sie ritten ſchon im neunten Jahrhundert beim Magdeburger erſten Turnier ein; dann wurden ſie brandenburgiſche Amtshauptleute in Stendal und Salzwedel. Von dort die Elbe überſchreitend, bekämpften ſie die Reſte des obotritiſchen Heidenthums, wurden in Pommern lehnspflichtig, blühten bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, ſahen ſogar, daß die große Königin Margaretha, die alle drei Kronen Skandinaviens zugleich trug, eine Enkelin aus ihrem rügiſchen Stamme war, und verloſchen mit unverheiratheten Frauen und Geiſtlichen. Der Schild des altdeutſchen, nicht ſlaviſchen, urſprünglich Gutzgauch (Kuckuk) geheißenen Geſchlechts, zwei gekreuzte Knochen mit vier Roſen in den Winkeln, kam mit dem Lehnheimfall in's pommerſche Wappen, dann in's Königlich Preußiſche, wo es lange zu ſehen war. Jetzt iſt letzteres an Schilden ſo reich, daß auf den neugeprägten Thalern die Erinnerung an die Grafen Gutzkow nicht mehr vorkommt.

Auf Wollin an der Oſtſee führen die erſten Familiennachrichten zurück. Einer dieſer, wie ſo viele mit den Ottonen nach Norden eingewanderten fränkiſchen Adligen und nur im Namen ſlaviſirten Grafen war daſelbſt Biſchof. Der Vermuthung, daß eine Cölibatübertretung ein bürgerliches Baſtardgeſchlecht des Namens erzeugte, entſpricht das ſtete Leben der weiter verfolgbaren Ahnen in der Nähe der Kirchen — nicht als Bauer oder „Koſſäten" (Kothſaſſen, Beihufner), ſondern als

Schreiber und Schulmeiſter. Wäre der alte Graf Moor in den „Räubern" Biſchof geweſen, er hätte ſeinem Baſtard Hermann gewiß einen Küſterdienſt verſchafft. Der Kuckuk, der von Walter von der Vogelweide und allen Dichtern des Mittelalters wie die Nachtigall geprieſene Gutzegauch (der Name des holländiſchen Malers Koeckoeck kommt Euch weniger komiſch vor, die Ihr doch an die Grafen Taube und Fink und Geyer gewöhnt ſeid), ſingt das monotone Lied von Armuth und Entbehrung in dem verkommenen Geſchlecht. Gerichtsſchreiber, Schullehrer, Küſter ſind armuths- und kindergeſegnete Lebensſtände. Der Großvater war Anfangs Patrimonialgerichtsſchreiber in einer Zeit, wo zu den erlaubten Juſtizmitteln der ländlichen Gerechtigkeitspflege noch ein großes, dem Kinde oft geſchildertes Faß gehörte, in deſſen einen Boden ein Loch geſchnitten war, groß genug, um den Kopf des Inquiſiten hindurchzulaſſen, während die Beine durch zwei entſprechende Löcher im andern Boden hinlänglich Kraft zur langſamen Bewegung behielten. Der Großvater, erſt Protokollant irgend eines pommerſchen Don Holzapfel und ſeines juriſtiſchen Beiſitzers Magiſter Schleewein, wurde „ob ſchwächlicher Geſundheit" Schullehrer „wie auch" Küſter in Löckenitz, Klempenow oder „Dortenwalde". Frühgeſtorben hinterließ er, wie eben Schullehrer ſterben, ein liebevolles Andenken und das Elend der Seinigen. Dieſen Großvater überlebten die kranke bettlägerige Witwe und zwei unmündige, kräftige, des Vaters „ſchwächliche Geſundheit" nicht documentirende Knaben. Auguſt und Karl rangirten als Schulmeiſterswaiſen mit den Vögeln unterm Himmel. Aber die Engel kamen von eben dieſem Himmel und erweichten die Herzen, daß ſie ihre Mehlkäſten aufſchloſſen und ihre Fleiſchtöpfe öffneten und mitten in unſre Civiliſation hinein keine Hungerleichen duldeten. Die Invaliden Friedrich's des Großen, denen die Schulranzen der Dorfjugend das Gnadenbrot zutragen durften, hatten doch noch eine kleine Penſion für einen bei Leuthen verſtümmelten Fuß; aber ein Schulmeiſter, der ſo ſeines Wiſſens und wirklichen Könnens wegen von der Schreiberbank weggenommen wurde, ein kalligraphiſcher Dorfgelehrter, hinterläßt ſeinen Kindern Regen und Schnee, Sturm und „Schlack"-Wetter, Zittern

und Frieren auf der Haide, wenn ſie reihherum bei den vermöglicheren Bauersleuten die Koſt bekommen und wandern müſſen Tag ein Tag aus von Löckenitz nach Klempenow, von Klempenow nach Dortenwalde, pochen müſſen an Gehöft und Amthaus und Jägerhütte und Müllerhof, und Abends, wenn ihnen die Engel durch das Herz guter Leute noch für die ewiglich auf's Bett gebannte Mutter Brot, gedörrtes Obſt, Eier, Speck mitgegeben, weit, weit damit nach Hauſe zurücktrollen müſſen. Da war kein Wind, kein Regen, kein Schnee, kein Froſt, der dieſen beiden Schulmeiſterwaiſen einmal geſagt hätte: Ihr bleibt heut' am warmen Kachelofen! Der Bauer hier duldet Euch! Die Bauersfrau gäbe gern noch Sonntags vor dem Bettgang Eierbier und einen brennenden Kienſpahn, um ihr aus dem Pommerſchen Geſangbuch ein Lied vorzuleſen mit dem kindlichfrommen Stimmchen — die Jungen mußten durchaus zur kranken Mutter zurück mit ihren eroberten Broſamen. Denn ſie konnte nicht einſchlafen, wenn ſie nicht die Jungen geſehen, ihnen den Abendſegen abgehört und jeden Morgen das flachsblonde Haar geſtriegelt hätte von ihrem Bett aus. Es war eine in ihrer Art gebildete Frau, dieſe kranke Schulmeiſterwitwe. Alle liebten ſie und gaben ihr und den Jungen. Im Novemberſturm und Jännerſchnee, in Julihitze oder Auguſtgewitter aßen ihre Söhne bei einem Pfarrer, einem Jäger, einem Müller, einem Amtmann, drei bis vier Erbpachtbauern. Letztere waren jene ſtattlichen fetten Bauern mit den ſilbernen Thalerreihen auf den langen Röcken, die damals nach Berlin oder Stettin ihren Roggen, ihren Weizen, ihre Wolle oder Gänſebrüſte ſelbſt einfuhren.

Daher kam's nun auch, daß der Vater des Knaben ſo wunderbar erzählen konnte. Sheheresade hätte an ihm ihren Meiſter gefunden. Sein Erzählen war kein bloßes Berichten von Allgemeinheiten, Erinnern von Unbeſtimmtheiten, Alles war Leben, die Wirklichkeit ſelbſt, handgreiflich die Thatſache vor's Auge gerückt; nun ſieh Dich ſatt und vergiß Dich ſelbſt darüber! Wie käme es anders, daß der Knabe das niegeſehene, autochthoniſche, ſpickaal- und gansbruſtgeſegnete Urland der Pommern kennt, wie den Rhein oder ſeine Taſche! Säen,

ernten, heuen, dreſchen, das konnte auch die Umgebung Berlins, ja Berlin ſelbſt lehren, in deſſen Ringmauern damals noch geſäet, geerntet, geheuet und gedroſchen wurde, wie auf dem flachen Lande. Aber Du treues Pommerland, das Du gar zu langſam und bedächtig dem Geiſt der Zeit nachſchleichſt, woher lebt denn der abtrünnige Halbpommer wie leibhaftig in jenen „Bruuchen", die ſoviel Heu für die Rindviehzucht abwerfen, ſieht im Geiſte dieſe Schaaren von Gänſen, die „mit den Flügeln jauchzend", wie Homer ſingt, Deine Stoppelfelder wie weiße Linnen bedecken und Winters mit ihren geräucherten Brüſten die Tafeln der Kenner ſchmücken? In des Vaters Schilderungen glänzte das dem Pommerland nahegelegene Boytzenburg, die Stammburg der ſtolzen Arnim, als das Land der agronomiſchen Fabel, wo die Bodenkrume ſo fett wie mit Butter beſtrichen iſt, die Kühe in ihrer Milch ſchwimmen, das Gras von ſelbſt auf die Heuböden hinaufwächſt, das letzte Korn aus Mangel an Säcken ungeerntet bleibt und die Knechte vom Hofe Mittags „kübelweiſe" Linſen und Speck aufgetragen bekommen. Wie gegenwärtig biſt Du Pommerland dem geiſtigen Auge bis hinab an die Niederungen der Inſel Uſedom und Wollin, wo am Strande die Kibitze dahinſchießen, deren beinunterſchlagenes Wie-der-Windlaufen in guten Stunden der Vater dem Sohn im Felde vormachte, dieſelben Kibitze, die uns die kleinen delikaten grünen Eier mit dem goldgelben Dotter und grünlichen Eiweißgallert geben. Woher ſtammt Alles das ſo gegenwärtig her, als aus der Erzählerphantaſie des Vaters, der ſchon ſeiner kranken Mutter Kunden aus der Welt zwiſchen Löckenitz, Klempenow und Dortenwalde hatte bringen müſſen?

Die beiden Brüder Auguſt und Karl kamen mit der Zeit aus dem Lande, das da heißt Vorpommern, in das andere Land, das da heißt Hinterpommern. Die Schulmeiſterwaiſen ſtrebten Großes an. Sie hätten Knechte werden können, die Kraft dazu hatten ſie. Sie wollten aber dem Stammbaum des Hauſes, wenn auch nicht dem Grafen Hermann von Gutzgowe, der beim erſten deutſchen Turnier in Magdeburg in die Schranken ritt (ſiehe Rürner), und Margaretha der Großen, der beſſern Semiramis des Nordens,

als jener andern in Petersburg, doch den Küſtern, Schreibern und Schullehrern Ehre machen. Der Aeltere lernte daher in Stettin das Schneiderhandwerk und der Jüngere Maurer. Für zwei ſolche Schneeflocken zur Oſterzeit, die ein Sonnenſtrahl wegthauen konnte, war es eine Heldenlaufbahn, ſich fünf Jahre lang bis zum „losgeſprochenen" Schneider und beim Vater des Erzählers Maurer Geſellen ehrlich und bieder in Stettin obenauf zu erhalten. Sie wurden mit einem Stolz, der auf ihrer Lebensſtufe die vollſte Berechtigung hatte, zünftig geſprochen und konnten auf die Wanderſchaft gehen.

Doch ſiehe! die unruhige, abwechslungsgewöhnte Dorfſreiherrlichkeit regte ſich mit der gewonnenen Freiheit. Erſt kommt ja allerdings der Menſch, der da muß, dann aber, wenn es irgend geht, der Menſch, der da will, und noch mehr, der Menſch, der das Eine lieber will als das Andere. Sie hatten jenen ausgehalten, nun kam dieſer in Verſuchung. Der Schneider ging nach Berlin, ſuchte „Condition" und wurde der Diener eines Grafen. Der Jüngre, der Maurer, folgte, arbeitete an einem Bau in der damaligen „Syrupsſtraße" — die Zeit Friedrich's des Großen hatte der erſten ſo hochgepflegten und blühenden Zuckerſiederei (1749) zu Ehren dieſen ſüßen Namen einer der Straßen gegeben, die den Spittelmarkt mit der Waiſenhausbrücke verbinden (Wallſtraße) — erlebte aber das Unglück, daß ihm von aufſpritzendem heißen, eben gelöſchten Kalk das eine Auge geblendet wurde. Die Heilung dauerte lange. Der Bruder beſuchte ihn und pries ſeine Lage. Der Graf war ein Graf Brühl, Erzieher der Kinder des Königs. Die Bedingung war nur die, daß er ſich vor keinem wilden Pferde fürchtete. Da war keine Noth. Die Koppeljungen von Löckenitz waren des Vaters beſte Freunde geweſen. Mit ihnen hatte er ſich auf jungen Fohlen getummelt, mit ihnen war er in die Schwemme geritten. Der Maurergeſell brauchte nur die Reitpferde des Grafen zu ſehen und ſchon griff er nach der Striegel und dem Waſſertrog. Der Graf wußte den neuen jungen Freund ſeiner Pferde ſo zu ſchätzen, daß er ihn, als einer ſeiner hohen Zöglinge ſeinen erſten eigenen „Hofſtaat" erhielt, dieſem Prinzen ſelbſt empfahl, nicht minder auch den älteren

Bruder. In der königlichen Manège wurde die Kunst des Reitens noch einmal methodisch vom Sattelschluß bis zum Grabensprung durchgemacht. Prinz Wilhelm, ein gemüthlicher und bei den traurigen zurückgezogenen Verhältnissen, in denen der in Klio's Annalen sattsam gewürdigte Vater die eigene königliche Familie zu leben zwang, in Bescheidenheit aufwachsender Jüngling, gewöhnte sich so an die beiden Brüder, an den ersten Kammerdiener, den er halten durfte, und an den ersten Pfleger seines neuen Marstalls, die jungen pommerschen Dorfsöhne, daß sie sich alle drei lebenslang nicht wieder aus dem Auge verloren. Die ersten selbstständigen Reisen nach Böhmen, Sachsen, Schlesien, den Feldzug von 1806, den fluchtartigen Rückzug, den dreijährigen Aufenthalt in Königsberg, die Freiheitskriege und nach ihnen noch manches Jahr des Friedens und des gerüsteten Manövers hielten Herr und beide Diener, der Eine in Gnaden, die Andern in Treuen zusammen.

Eine Fülle von Erlebnissen, deren Erzählung und winterabendlich wiederholte Darstellung die Phantasie des Knaben mit allen Zaubern der Ferne und der buntesten Lebensbeziehungen erfüllte, war die Folge dieser neuen Lebenslage. In Berlin gab es keine echten Berge zu sehen. Aber zum Greifen nahe hingen echte Berge über dem Haupt, wenn die Rede war von den Engpässen Böhmens, den Schluchten des Riesengebirges, Felsen, die über die Straße hinweggingen, so daß man sie „im Reiten mit dem Hut berührte". Himmelhohe Gebirge, tiefe Thäler, siedendheiße Quellen, wildreißende Ströme wechselten ab mit den verschiedenen Benennungen für das, was dem gemeinen Mann überall zunächst gerückt ist, Maß und Gewicht, Brot, Butter, Fleisch, Eier, Käse und die hunderterlei Abweichungen in der Volkssitte für Grüßen, Danken, Fluchen, Schäkern, Necken. Alles das stammte aus des Prinzen erster Bildungsreise mit seinem Gouverneuer, dem Grafen Brühl, nach Sachsen, Schlesien, Böhmen. Nun aber kam die Erzählung vom „unglücklichen Krieg". Wie wurde die spätere Ueberzeugung von einer Soldateska, die sich 1806 als überlebt gezeigt hätte, schon vorweggenommen und der siegsgewisse

Pugatſcheff.

Die Menſchen ſind gewohnt, mit dem Vergangnen,
Weil's einmal war, auf ewig abzuſchließen
Und jede That, wo die Erinn'rung ſchmerzt,
Und ſelbſt den Schmerz, lebendig zu begraben.
Als ich mich einſt vom Don vor ſieben Jahren
In dieſe Gegenden begab, ein Glück zu ſuchen,
Das mir daheim nicht lächeln wollte, fand
Der Hetman Loginoff an mir Gefallen
Und hielt mich bei ſich faſt wie ſeinen Sohn.
Uſtinja und Sophia, Freundinnen
Und ſchweſterlich vertraut durch Nachbarſchaft —
Sophiens Vater war ein Kronbeamter —
Erſchienen damals noch wie zarte Knospen,
Noch beide nicht erſchloſſen, beide ſich
In ihrem Werthe für die Zukunft gleich.
Uſtinja eilte bald der Freundin vor;
Ihr hoher Geiſt, des Körpers Schönheitsblüthe
Entfalteten ſich früher. Alles war
An dieſem Mädchen wie bezaubernd, —
Und bald lag ich in ihrer Liebe Banden.
Doch war der Rauſch nur kurz. Uſtinjens Geiſt,
Von Leidenſchaft beſchwingt, flog über ihres
Geſchlechtes Schranken ſo hinaus, daß Männer
Wohl ihrer Klugheit ſich erfreuen mochten,
Doch vor des Mundes zitternder Erregung,
Vor ihrer Augen unſtät wirrem Rollen,
Vor ihrem Spotte, ihren tollen Launen

Auszug der gezopften „Werbe“ und „Handgeld“-Soldaten als eitel Verblendung geſchildert, das Gebahren der Potsdamer Garden als thörichter Uebermuth! Wie wurde die Kriegskunſt der alten Ueberbleibſel aus Friedrich's des Großen Sagenkreiſe verſpottet, der alte Möllendorf auf ſeinem Schimmel! O was ſollte Napoleon Urſache haben, — ſo hätten die „noch auf Spießruthen dreſſirten“ Regimenter geprahlt — ſich vor dieſem Schimmel zu verſtecken! Aber da wurde dem Prinzen ſchon bei Auerſtädt ein Pferd unterm Leibe erſchoſſen, als er auf Befehl ſeines Bruders, des Königs, eine Attake mit Blücher'ſchen Huſaren verſuchte. Es war ein Kummer um den Braunen, wie ſolcher nur ſo beim Cid um ſein Roß Babieça empfunden wurde. Dann die Jenaer Niederlage, die Flucht, der Jammer um den Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld, die nun losplatzende Lächerlichkeit der alten Generale in Steifſtiefeln, die unter Thränen die Leute zur Ruhe und nur immer zur Ruhe verwieſen und dabei doch noch Augen hatten, ſich über die Verwilderung der Bärte zu ärgern, wie denn General von Rüchel den Prinzen in Potsdam erſuchte, doch den Offizieren nicht mit ſo ſchlechtem Beiſpiel voranzugehen und ſich einen Schnurrbart wachſen zu laſſen. Erzählt wurde der Rückzug über die Elbe, General L'Eſtocq's neues, hoffnunggebendes Zuſammenraffen der Trümmer, die Schlachten bei Eylau, Friedland, die Königsberger Zeit. Alles rollte ſich in wildem Getümmel und in raſender Flucht vor dem Kinderauge auf und war das ſchauerliche Vorſpiel einer folgenden, dann aber auch ganz himmliſchen Wunderzeit der Siege und des Triumphes. Napoleon wurde oft vom Vater in unmittelbarer Nähe geſehen. Er nannte ihn nur Bonaparte. Der Corſe ſtand leibhaftig vor dem Knaben, der ihn mehr noch als der Vater, ja wie den Teufel haßte. Gelbes Geſicht, weißlederne Hoſen, dünnes ſchwarzes Haar, grüner Oberrock, dicker, kurzer, gedrungener Wuchs, hohe ſchwarze Steifſtiefel, ein lächerlich kleiner Hut — für den Vater war er, da ihn dieſer in Tilſit auf dem Memel mit den von Gottes Gnaden eingeſetzten Kaiſern und Königen ganz vertraulich hatte verkehren ſehen, beinahe ſchon eine Reſpektsperſon geworden — wenn auch wol einmal hin-

zugefügt wurde: Man hatte Ihn da grade so, daß man Ihn hätte treffen können, wenn Einer hätte schießen wollen. „Mit einem Ruck hätte Er da in's Waſſer müſſen.“ „Aber,“ ſetzte der vorſichtige Patriot hinzu, „die Generale, die Gensdarmen, die Mamelukken, die Pracht und Herrlichkeit der geſtickten Komödianten-Uniformen, worin die ehemaligen Schneider, Schuſter, Friſeurs ſtaken, ließen dergleichen doch nicht gut zu!“ Jetzt beugten ſich Kaiſer und Könige vor dieſer „Räuberbagage“ und „dankten ihrem Schöpfer“ für einen guten Frieden. Das ganze Leid der Königlichen Familie lebte im Vater wie eines, das ihn perſönlich getroffen. Dieſe Diener der „unglücklichen“, d. h. gedemüthigten Großen ſahen in der That die Thränen der Königin Louiſe fließen, ſahen wirklich die Zurückſetzungen, ihren Herrſchaften angethan. Die große zeitungsausposaunte Weltgeſchichte, die Strategie der Cabinette und Diplomaten, war dieſen beſcheidenen Umgebungen unbekannt, aber die unmittelbarſte Wirkung aller neuen Zuſtände in den vornehmen Menſchen ſelbſt, im gedemüthigten Stolz derſelben, ihren ausbrechenden Leidenſchaften, fühlten ſie ganz in ſich ſelbſt wieder. Der vertriebene Kurfürſt von Heſſen freilich, der Alte mit dem Zopf, und ſein Sohn, der ſpätere Spieler von Homburg, miſchten Humor in dieſen Schmerz. Man konnte namentlich vom Letzteren nicht Albernheiten genug erzählen. Der junge Prätendent guckte in die Kochtöpfe der Stallbedienten und lud ſich bei den Frauen derſelben zu Gaſte ein. Demoiſelle Emilie Orlöp, die künftige Gräfin Reichenbach, wurde vom Vater geradezu unter die „Appelſinenmamſells“ rangirt, die damals Unter den Linden hauſiren gingen und nicht einmal jetzigen Bierkellnerinnen gleichkamen. Es beſtätigte ſich hier die alte Erfahrung, daß die Kleinen an den Großen es lieber haben, daß ſie ſich mit Impertinenz groß geben als klein ohne Würde.

Wie wurde dagegen des Prinzen Wilhelm Art gerühmt! Der Vater erzählte: Du warſt geboren! Ein ſchöner Märztag im Kometenjahr! Die Sonne ſchien auf's Bett der Mutter! Sie wollte hinaus, ſo prächtig roch's nach Hyacinthen und Frühjahr! Nach acht Tagen war die Taufe. Neun Pathen;

der zehnte war der Prinz. Am Abend, da der Sekretär eine goldne Bescheerung vom Schlosse in die Wiege warf, ging es hoch her. Bis in die Nacht wurde gezecht, gesungen. Die Mutter wurde davon krank, recht krank. Eines Tages bestellt der Prinz die braune Venus, eine Stute, die er selbst gekauft hatte. Bist ja so traurig? redet er den Diener an. Ich weiß schon, Du hast die Landkarte beim Manöver verloren! — „Hoheit —". Schon gut, es ist eine neue gekauft. Künftig für Landkarten Ledertaschen! — Eine Stunde wird geritten. Alle zehn Minuten wendet sich der Prinz und will seine Venus gelobt haben, weil er sie selbst gekauft hatte. Geht sie nicht süperb? „Königliche Hoheit, ein Punkt im Auge —" Wetter mit seinem Punkt! Blos weil Ich sie gekauft habe, muß sie jetzt einen Punkt im Auge haben... „Sie wird blind werden, Königliche Hoheit!" Ist nicht wahr! Es war ein armer Rittmeister, dem ich das Pferd abgekauft habe; hat keinen Punkt...! „Aber, Königliche Hoheit —" — Hat keinen Punkt! Hättet Ihr das Pferd gekauft, der Stallmeister und die Andern, dann hätte die Venus keinen Punkt! Nun Ich einmal eingekauft habe, nun soll sie einen Punkt haben!... Damit denn die Sporen gegeben. Und dann wieder inne gehalten. Bist ja aber so traurig? Was ist? „Hoheit —". Ist der Junge nicht gesund? „Die Frau — die Frau —!" — Krank? — Sterbenskrank!... O weh! Den Leibarzt kommen lassen! Und so lange sie stillt, von meinem Tisch essen und Burgunder trinken! — So wurde denn der Junge mit Milch aus Prinzenkost getränkt und hatte in späteren Jahren auf die bitteren Vorwürfe, die ihm gemacht wurden, namentlich vom Vater selbst, wie man sich bei solchen Verpflichtungen unter die „Turner", „Demagogen", die „Literaten", ja „Gottesleugner", begeben könnte, kaum eine andere Antwort geben können als die: Es giebt eben zwei Welten, die des Herzens und die des Geistes! Die Pflichten und Rechte beider gleichen sich hienieden nicht aus!

Die Lichter, Farben, Raketen, Feuerwerke des Erzählungsstoffes aus den Befreiungskriegen lassen sich nicht wiedergeben. Nach dreijähriger Abwesenheit von Berlin kehrte der Hof Weihnachten 1809 von Königsberg in die bis dahin von

den Franzoſen gouvernirte Stadt zurück. Noch war die Zeit gar trübe. Schmalhans war der Küchenmeiſter ſelbſt bei Hofe. Dann aber — nach dem Brande von Moskau! Die Niederlage der „großen Armee" durch Froſt und Hunger wurde vom Vater mit dem ganzen parteiiſchen Gefühl vorgetragen, das im Naturmenſchen das Unglück des Feindes für eine Quelle vollkommen erlaubter Freude für ſich ſelbſt nimmt. Niemanden mehr als den unter dem „Bonaparte" kämpfenden Deutſchen wurde das Elend des Winters 1812 in alle Gliedmaßen gewünſcht, zumeiſt den Bayern, die in Schleſien grauſamere Wirthſchaft getrieben haben ſollten, als die Franzoſen. Die Erhebung war natürlich nur die Erhebung „Preußens", nicht „Deutſchlands", das ein ſolcher angeſtammter Hohenzollernſinn nur unter dem Namen: „Aller Herren Länder" zuſammenfaßte. Preußen war es allerdings allein, das in Schleſien, der Lauſitz und in Sachſen das blutige Vorſpiel eröffnete und wieder an die Möglichkeit einer Niederlage des Franzoſenkaiſers glauben lehrte. Die zarteſte Blüthe der ſchleſiſchen und märkiſchen Jugend wurde wie mit einem einzigen Senſenſchnitt bei Großgörſchen hinweggerafft. Der Prinz ſtand bei Blücher's Hauptquartier, deſſen Seele Scharnhorſt war, der dem Knaben als grübelnder, denkender, ernſter Genius des Schlachtenſchickſals geſchildert wurde. Bei Großgörſchen, wo der Prinz gegen Marmont's Bataillone einen Cavalerieangriff commandirte, fiel jener gewiſſenhafte Kritiker der braunen Venus, ein Stallmeiſter, der ſonderbarerweiſe den Eigennamen „Major" führte, ein geliebter, lange beweinter, brandenburgiſcher zweiter „Froben". Nach dem Waffenſtillſtand und der noch mitgerittenen Schlacht an der Katzbach, (denn auf's Reiten kam es bei jenem Treibjagen allein an,) traf den Vater bei Leipzig, wo ſeine Erzählung regelmäßig das knatternde Niederfallen der Gewehrkugeln mit etwa in Kohlfeldern niederpraſſelnden Tauſenden von Erbſen verglich, eine Prallkugel ſo empfindlich in den Rücken, daß er nach einem ſchmerzlichen Aufſchrei ohnmächtig vom ſich bäumenden Pferde fiel. Die beſorglichſt theilnehmenden, vom Prinzen und ſelbſt von Blücher ihm zugerufenen Worte der Hülfe und des Bedauerns ſtanden, wenn auch nicht ſichtlich zu leſen,

doch über der Thür des Hauses für ewig geschrieben. Der herzlichste Antheil des Prinzen kann ermessen werden nach einer Zeltkameradschaft, die sogar in Schlesien des Dieners Hemden trug und bei manchem einsamen Ritt, wo die standesmäßige Verpflegung fehlte, aus dessen Brotbeutel und Feldflasche vorlieb nahm.

Die Wirkung des Schusses war glücklicherweise über eine betäubende Erschütterung nicht hinausgegangen. Bald schwang sich der Leibbereiter, der seine geladenen Pistolen im Halfter und den Säbel nie ungeschliffen trug, wieder auf seinen Braunen. Thüringen, Hessen, Nassau wurden mit Blücher rasch durchritten.

Nun fanden sich die Katten, Bajuwaren, Alemannen bei ihrer vaterländischen Fahne ein. Aber oft klagte der Abenderzähler die Wildheit an, die sein Corps schon auf deutschem Boden zeigte. „Die Bauerlümmel dachten immer, gleich hinter ihrer Garnison finge Feindesland an.“ In Wiesbaden wurden die heißen Bäder, die an der Quelle gesottenen Eier und die sogar möglicherweise gebrühten Hühner bewundernd erwähnt. Bei Caub ging es in kalter Winternacht, als die erste Stunde des Jahres 14 schlug, über den Rhein.

Es brach jene zweite Hälfte unsers glorreichen Befreiungskrieges an, die so viel Betrübendes brachte nach dem großartigen Anfang, die Uneinigkeit der Heerführer, die Leiden der Wintercampagne, die Unfähigkeit der Strategen, gegenüber dem sich noch einmal in seiner ganzen Größe zeigenden Bonaparte. Gegenüber der Begeisterung im Bunde mit dem Verstande kämpfte bei den Preußen die Begeisterung im Bunde mit dem Gemüth, wiedergegeben in Blücher selbst, mit dem die große Sache wie der Schritt eines Nachtwandlers am Dachfirst entlang ging. Der Prinz commandirte eine Brigade, stand speciell unter York, hatte den Major von Hedemann als Generalstabschef und durfte sich mancher schönen Waffenthat rühmen. Aber die Weisung, die ihm wurde, mit 14 Kanonen Metz zu nehmen, wird man nach dem Jahre 1870 in ihrer ganzen Komik zu würdigen wissen. Einen Theil der Schlachttage um Laon bildete ein glückliches Gefecht bei jenem Dorfe Athis, das damals vollständig abbrannte

und 1870 wieder verbrannt wurde, bekanntlich wegen der daſelbſt von den Ortsbewohnern ermordeten Huſaren. Beim endlichen Vorgehen gegen Paris machte der Prinz einen Angriff auf La Villette. Bis dahin hatten alle Berichte des Vaters peſſimiſtiſch gelautet. Die Strapazen und Entbehrungen gingen über alle Kraft. Seine Erzählungen betrafen einſame Meierhöfe, verlaſſene Dörfer, verſteckte Waldhinterhalte, niedergebrannte Städtchen, Plünderungen, Gewaltthätigkeiten, Jammerſcenen aller Art. Einreden von Humanität und Billigkeit machte ſich zuweilen der Erzähler ſelbſt. Aber die Achſel zuckend ſagte er, wie ſpäter Bismarck: „Es iſt eben Krieg.“ Stereotyp war bei dieſen Begegniſſen, daß bei Fouragirungen die gewaltſamſten und rückſichtsloſeſten Tyrannen die Faullenzer waren, die Großſprecher, die „Schnauzmäuler“, die Cavaliere aus dem Gefolge der mitbummelnden Fürſten, die „Federfuchſer“, die Wirthſchaftsführer. Beute ſollte gemacht werden und da wurde derſelbe Sarras gezogen, der ſonſt zum Kampf in der Scheide blieb. Hier drohte ein Feigling mit Niederſchießen und führte ein „großes Maul“, während er da, wo nur ein paar Kugeln herüberpfiffen, mäuschenſtill davonſchlich. Von einer großen Zahl dieſer „Heimtücker“, deren Heldenthaten nur in Eſſen und Trinken beſtanden — wie ſie ſpäter auch die ewigen Tafelhelden und mit dem patriotiſchen Zaunpfahl nach Orden und Gratificationen winkenden „Erinnerungsfreſſer“ geblieben ſchienen — wie der Vater des Knaben charakteriſirte — wurmte es oft den ſcharfen Kritiker, daß ſpäter, als der Friede hergeſtellt war, gerade dieſe in Patriotismus aufſchneidenden „Kameraden“ die fetteſten Anſtellungen, die einträglichſten Aemter erhielten. Es iſt die Menſchenart, durch deren Schilderung dem Knaben früh ein Bild der ewigen Niedertracht der menſchlichen Natur vorgeführt wurde, und in anderen Lagen, unter anderen Bedingungen, bei unſeren neueſten politiſchen Kämpfen und dem mehrfachen Umſchwunge der öffentlichen Meinung ſind ſie ihm ja auch oft genug wiedererſchienen.

Nach den Schlachten von Laon und Montmartre bildete der Einzug in Paris den Glanz dieſer Abenderzählungen, die jene Geſchichte vom Ringe krönte. Frankreich, ſeiner

Opfer, des Blutvergießens und der militairiſchen Despotie überdrüſſig, öffnete durch Waffenſtillſtand und Friedensabſchluß die Thore ſeiner Hauptſtadt. Dieſe aber empfing die Verbündeten mit einer Begeiſterung, die zu groß war, um ſie anders zu erklären, als durch Veranſtaltung der Royaliſten und Emigranten. Jauchzen, Willkommen, Blumen, Kränze, ein Regen weißer Kokarden empfing die einziehende Armee. Der Vater blieb lebenslang von der Erinnerung wie berauſcht. Die Boulevards, das war denn doch noch etwas Anderes als Berlins Unter den Linden! Das Palais-Royal, die Tuilerien, die Champs-Elyſées — wahre Zauberworte für den jungen Hörer, der in dem Gewühl von Koſaken, rothröckigen Engländern, beinbaaren Schotten, Ungariſchen Huſaren und der eigenthümlichſten aller Nationen, genannt die Pariſer ſelbſt, ſich früh zurechtfand, und ſich auf die behaglichſte Art bei einem Elſäſſer Sattler auf dem Boulevard St. Marceau einniſtete, wo der Vater im Quartier lag und von der franzöſiſchen Gattin des Landsmannes ſo viel galante Späße berichtete, daß die Eiferſucht der Mutter rege wurde und ein liebevoll nachdrückliches Anſtoßen und das drohende Wort: „Schäme Dich, Alter!“ dieſen Schelmereien einen Uebergang zum Circus von Franconi bahnte. Denn auch auf fremdem Boden blieb des Pommers Leidenſchaft die Pferdedreſſur. Franconi's berühmter Hirſch, der durch einen ſprühenden Feuerregen gejagt wurde, war das letzte und prächtigſte Bouquet aller dieſer Berichte. Unter den glitzernden Lichtern deſſelben, unter dem wie deutlich vernommenen Geſchrei der Jäger und dem Lärm der Muſik mahnte dann endlich den gaffenden Jungen der „Sandmann“ zum Gehen in's Bett.

Die ſpäter erſt halb und halb verſtandene Geſchichte vom Ringe beſtand aus Fragmenten, die wol einen Zuſammenhang gehabt haben wie dieſen: Ein Elſäſſer Sattlergeſell, Caspar Pfeffel, kommt nach Paris und ſucht Arbeit und findet deren genug bei Michel le Long, Sellier anglais, d. h. einem Pariſer Sattler, der aber in glänzenden Riemen, blanken Steigbügeln und leichten blaßgelben Sätteln nach engliſcher Art arbeitet. Michel le Long hat das blühendſte Geſchäft, ein ſchönes junges, gutes Weib, aber eine

recht elende Gesundheit. Er ahnt sein Uebel, die Schwindsucht, und bereitet sich vor, nächstens zu sterben. Voll Wehmuth bedenkt er, was aus seinem Weibe, seinem Geschäft werden wird. Seine Ehe war nicht mit Kindern gesegnet. Caspar Pfeffel, der Elsässer, sein bester Gesell, konnte den Jahren nach sein Bruder sein, aber er wurde gehalten wie der Sohn im Hause. Der deutsche Arbeiter war geschickt, fleißig, zuverlässig. Michel le Long hustet des Nachts und stöhnt am Tage. Er berechnet das baldige Ende seines Uebels und weist die Tröstungen seines liebenden Weibes zurück. Wie er abzehrte, wie seine Hand abmagerte, sah er eines Tags an einem Ringe, wie ihm dieser, während er still am Fenster sitzt und sich von der Sonne wärmen läßt, vom Finger gleitet. Caspar Pfeffel, in der Nähe arbeitend, hebt den Ring auf und behält ihn vorläufig, denn der Meister wurde am Fenster gerade angerufen, bei sich. Im Abwarten des Gesprächs am warmen Boulevardfenster kam der Ring in Vergessenheit. Caspar Pfeffel hatte ihn an den Finger gesteckt, bis der Besuch abgefertigt war. Als er sich umsieht, war Michel le Long in seine Schlafkammer gegangen, hat sich gelegt, blieb liegen acht, vierzehn Tage lang, stirbt. Auf seinem Sterbebett mußte er seltsame Worte mit seinem Weibe gesprochen haben. Sie kam verweint heraus und schwankte, beschämt die Augen niederschlagend, durch die Werkstatt. Caspar Pfeffel erinnerte an den Ring des Meisters. Sie hört nicht darauf. Oefter und öfter zog er ihn ab und jedesmal nahm sie ihn nicht und jedesmal ging der Ring auch langsamer von den dicken Fingern Caspar Pfeffel's, der gesund und frisch und wohlgenährt war. So behielt Caspar den Ring einen Tag, vier Wochen, sechs Monate, ein Jahr und lebenslang. Denn nach einem Jahre wurde die Witwe sein Weib, Caspar Pfeffel Michel le Long's Nachfolger. So lebten Beide manches Jahr, getröstet durch die heilende Zeit und das treugebliebene Glück im Geschäft. Nur daß ihnen Kinder fehlten, auch ihnen wie dem ersten Bunde, das minderte das Maß der Freude. Da führte das sinkende Gestirn des „Corsen" die Fremden nach Paris. Caspar Pfeffel erhielt deutsche Einquartierung. Seine neuen Hausgenossen, Monsieur

Charles und der ſchöne Lorenz, konnten nicht angenehmer wohnen, als unter eitel Riemzeug, Sätteln und Steigbügeln. Monſieur Charles, nicht ſo unzuverläſſig wie der ſchwarzlockige Kamerad, wurde der Liebling des Hauſes, der Gallopin Madames, der gemüthliche Anſchluß bei jeder Luſtparthie nach St. Cloud oder Verſailles, der gelehrige Schüler der Firma le Long Veuve im Franzöſiſch-Parliren. Necken und galantes Schäkern muß dabei ſo um ſich gegriffen haben, daß es kein Wunder nahm, als die dicke behäbige Frau Sattlermeiſterin einſt den vom Finger des guten Caspar zufällig abgeſtreiften und von Monſieur Charles zum Scherz angeſteckten Ring als ein Omen für ihre Zukunft erklärte. Charles ſollte, es war ein Ausbruch des Uebermuths, zum Aerger des geſundheitſtrahlenden zweiten Gatten ihr dritter werden. Möglich dann, daß der deutſche Reitersmann ſchon Rechte auf ſeine künftige Stellung hin in Anſpruch nehmen wollte und die Frau Meiſterin zu einer Strafe veranlaßte. Sie holte ein Etui, verlangte den Ring, legte ihn hinein und übergab das Geſchenk Monſieur Charles mit der Bedeutung, es à Madame son epouse mitzubringen. Aber ſiehe da! beim Oeffnen war's ein andrer Ring, kein Trauring, ſondern ein goldner Reifen zum Zierrath. Das Geſchenk war zu reizend und die deutſche Epouſe trug den Ring bis in's Grab. Im Ahnungsgefühl, daß dieſer Ring denn doch den dritten Mann der Sattlerin bedeuten konnte, den Vater ihrer Kinder, wurzelte ſich der Ring ſo feſt in's Fleiſch der Mutter, verwuchs das Symbol der Pariſer Gefahren und der ſchalkhafte Gruß einer guten und auf die gemeinſamen, durch alle Welt gehenden Frauenrechte bedachten Franzöſin ſo in dem Finger, daß man, als die Mutter hochbetagt ſtarb, den Ring hätte durchfeilen müſſen, wenn man ihn nicht hätte mit in den Sarg geben wollen. Er roſtet jetzt auf dem Dreifaltigkeitskirchhof vor dem Halliſchen Thore in Berlin.

Dem ſanguiniſchen, leidenſchaftlichen, abenteuerlich bewegten Charakter eines ſolchen Vaters hielt das ſchalkhaftblitzende, freundlichlächelnde, grübelndzweifelnde Auge der Mutter immer den Widerpart. Der pommerſche Reitersmann hatte etwas vom Beduinen; immer ſich tummelnd,

unruhig, raſtlos, Morgens mit der Sonne auf, im Geſpräch das Ende vergeſſend, dabei Alles mit Umſicht und Eifer erledigend, ehrgeizig, ſchnell verletzt, dann aufbrauſend, lärmend, aber leicht begütigt und verſöhnt. Sein Weib kam von den Principien der Stabilität her. Ihr Vater war ein Zuckerſieder bei den Schickler'ſchen Entrepriſen in jener Gegend, wo jetzt die Raupach- und die Wallnerſtraße münden. Weiter noch hinaus wohnte der Siedemeiſter Berg mit ſeiner Gattin, einer Mutter von — achtzehn Kindern. Das älteſte davon war unſre Sophia. Viele Mitglieder von dieſer faſt bibliſchen Nachkommenſchaft ſtarben frühzeitig. Die Ueberlebenden waren Weber, Handſchuhmacher, Hutmacher, alle Gewerbe durcheinander ſchienen vertreten. Wenn dieſe Onkels, dieſe Tanten zuſammen kamen, ſchwirrte und ſummte es in der einzigen Stube, die hier eine ganze Wohnung vorſtellen mußte. Was gab es da nicht zu horchen, zu erlauſchen, erſt allmälig zu begreifen! Wie oft wurde plötzlich leiſe geſprochen, wie oft plötzlich leiſe geklagt und mit der Zeit ganz laut geweint! Was gab es da nicht zu fragen, zu errathen! Wie viel Leid und Freud hängt ſich an das Leben ſo vieler geringen Menſchen und was bringen ſie nicht, wenn ſie zuſammenkommen, für ſeltſame Nachrichten aus ihrem Pygmäendaſein mit? Wie viel Noth haben ſie zu tragen, wie viel Kummer einzutauſchen für ihre Freuden, die ihnen nur Sonntags und an Feſttagen zutheil werden können! Aber wie genügſam ſind ſie auch! Wie glücklich macht ſie ſchon eine erwärmte Stube, ein kniſterndes Feuer, ein brennendes Licht, ein Fidibus, ein Trunk Tünnbier, noch dünnerer Kaffee! Wie glücklich ſind ſie in dem ſonntäglichen Reichthum friſcher Wäſche, wohl gar eines neuen Rockes, immer aber einer guten Predigt und zuweilen eines jener in Maſſe unternommenen Spaziergänge, die man Ueber-Land-Gehen nennt! All dieſe Menſchen von der Mutterlinie hatten etwas Sinniges, Sanftes, Geregeltes, Feines, Beſcheidenes.

Der Eine von ihnen, ein Hutmacher, kam auf der damals noch zu Fuß mit dem Knotenſtock und dem Felleiſen auf dem Rücken unternommenen Wanderſchaft bis nach Siebenbürgen. Er hatte in Wien für die feinſten Gewölbe auf

Im tiefſten Herzensgrund erſchrecken mußten.
Sophia, wie die Blume auf dem Felde
In's ſanfte Blau Beſcheidenheit ſich kleidend,
Ward dieſes Bundes tröſtende Vertraute,
Vermittlerin bei Mißverſtand und Streit,
Des troſtlos klagenden Gemüthes Echo
Und ein Aſyl für die verfolgte Seele
In manchem Hader, manchem Zwiſt, bis ich
Zuletzt es nicht mehr trug. Ich rettete
Mich ſelbſt. Ich hätte Geiſteskraft und Jugend
An dieſem trotzenden Granit zerſchellt —
Ich riß mich los; ich fand ein edler Herz
In eines Mädchens Bruſt, das mich geliebt —
Geliebt, als ich dem funkelnden Brillanten
Uſtinja die bethörten Sinne lieh.
Die Feſſel warf ich ab! Ich mochte nicht der Sclave,
Der Sclave eines Weibes ſein. Sophien
Bot ich die freigewordne Hand, ſie ſchrak
Zuſammen, zitternd vor Uſtinjens Rache —
Ich ſchütze Dich, ſprach ich, und ſo im Sturme
Nahm ich die Sträubende, zum Tod Erſchrockne
Entſchloſſen auf mein Roß und jagte froh
Mit meinem Glücke, das ſich treu geblieben,
Mit meinem Weibe in die Welt hinaus.

Sergius.

Doch nimmer hättet Ihr geglaubt, Uſtinjen
So wieder zu begegnen, wie in Uralsk?

dem Graben gearbeitet. Er hatte Ungarn durchreist und würde noch in die Türkei gewandert sein, wenn er dahin hätte Pässe bekommen können und die Zeit der ausbrechenden Griechenerhebung Fremden günstig gewesen wäre. Eines Tages, nachdem man ihn seit achtzehn Jahren todt und verschollen geglaubt hatte, erschien ein kleiner vertrockneter Mann mit einem Knotenstock, den Hut mit Wachstuch umkleidet, ein Felleisen auf dem Rücken, und sagte: „Kennen Sie mich nicht?“ Die Schwester erkannte ihn sofort als den Bruder Christian. Brauchte er doch nur seine wie Leder gegerbte Hutmacherhand zu geben — die Hutmacher müssen in siedendes Wasser greifen — um erkannt zu sein. Er redete in der That die Seinigen mit Sie an. Der Vetter aus Siebenbürgen war still, schweigsam und eigenthümlich verheißungsreich. Als er sein Felleisen abgelegt hatte, schloß er es auf und gab Jedem ein kleines Andenken von seinen weiten Reisen und zog sich dann den Rock aus. Wir glaubten, es fröre ihn und er wollte sich am Ofen wärmen. Nun zog er aber auch die Stiefel aus; wir glaubten, er hätte sich die Füße durchlaufen oder hätte Frostballen, die ihn schmerzten. Jetzt zog er sogar die Beinkleider aus. Aber, Vetter Christian, was habt Ihr denn vor? Ja, es war zum Todtlachen, er stellte sich abseits gegen die Wand und zog sich auch noch das Hemd aus. Aber nun stand er erst recht bekleidet da. Ein Lederkoller vom feinsten, weichsten Ziegenleder bedeckte seinen bloßen Leib bis zu den Knieen. Kommt, sagte er lächelnd, faßt an! Wir betasteten ihn. Der Wamms strich sich hier und da gar sanft, hatte aber an anderen Stellen harte kuriose Buckeln. Die Eltern ahnten schon. Vetter Christian zog den Koller aus und stand nun so lange abgewandt splitternackt, bis er sich wieder ganz angekleidet hatte. Die Eltern sahen die Bescheerung. Ein Messer, eine Scheere herbei! Jetzt ging es an's Auftrennen und Ausschälen. Die Buckeln in dem schweren Wamms waren eingenähte Thaler. So geharnischt war der fleißige und vorsichtige Hutmacher von seiner Wanderschaft nach achtzehn Jahren heimgekehrt. Auf die Art hatte er sein Gespartes in den Herbergen gesichert und sich von den Gefahren frei gemacht, die sein Felleisen bei einer Rast im

Walde, einem Nachmittagsſchlaf auf kühlem Raſen oder einem Nachtquartier auf Scheunenſtroh hätte treffen können.

Was iſt aber Vetter Chriſtian gegen Vetter Wilhelm, den Weber! Dies war der Aelteſte der Brüder. Auch dieſer war wandernd bis Würzburg gekommen. Seine Kunſt war die feine Weberei auf Muſſelin. Aber ſeinem mühſamerlernten Beruf traten die Engländer und die Maſchinen in den Weg. Wenn der Vetter — doch wie kann man einen Helden ſo einführen, einen merkwürdigen Originalmenſchen ſo gewöhnlich, ſo ohne Anrufung der Muſe, ohne Beginn eines neuen Kapitels beſingen! Steige herab, Klopſtock's begeiſternde Meſſiasſängerin! Denn Eloah, keine andre rufe ich an. Aus Deinen Händen empfing David die Harfe und ſang die Thaten Israels wider die Kinder der Philiſter, auch Klopſtock durfte ſich Dir nahen, begeiſtre auch den Erzähler dieſer Geſchichten zum Preiſe eines Gottſohnes, der, wenn er die Feder ergriffen und nur ein klein, klein wenig mehr Schulunterricht genoſſen hätte, zu den beiden weltberühmten Schuſtern von Nürnberg und Görlitz, Hans Sachs und Jakob Böhme, ein ebenbürtiger Dritter geweſen wäre!

III.

Vetter Wilhelm war Muſſelinweber. Ob ihm pure laine oder laine coton, Muſſelin in Wolle oder Baumwolle, beſſer zu Handen war, weiß der Neffe nicht zu berichten, das aber kann er verſichern, es lebte in dem kleinen vertrockneten Männlein ein ſeltener Geiſt, vor allem ein Gottvertrauen und eine ſpekulative Myſtik, die ihn zu einer der merkwürdigſten Perſonen macht, deren Exiſtenz je in ein junges Menſchenleben eingetreten ſein kann. Wenn wir die Kunſt der Muſſelinweberei der Stadt Moſſul in Meſopotamien verdanken, ſo lebte der Vetter in ſeinem

Webstuhle wirklich auch nur wie in Mesopotamien. Paulus war ein Teppichweber. Seines ihm nachstrebenden Geistesverwandten Heimath waren die öden Steppen am Euphrat, die grünen Triften des Tigris. Von den Früchten des Oelbaumes und den Datteln der Palme, ja selbst von Heuschrecken, wie Johannes in der Wüste, hätte dieser seltne Mensch leben können. „Vetter" Wilhelm war klein, mager, dürr. Wie seine Schwester (wir hätten ihn Onkel nennen müssen, aber „Onkel" Wilhelm hieß bereits der ältere Bruder des Vaters, der Kammerdiener des Prinzen) hatte er schwarzumbuschte, feurige Augen. Sein Blick war voll Geist und Leben, seine Rede scharf und sicher, doch zurückhaltend, da sich ja zuviel des Heidenthums und der Weltlichkeit in üppigster, durch keine Polemik auszurottender Selbstsicherheit unter den Menschen bewegt. Vetter Wilhelm, nie verheirathet, nie, wie man glauben mußte, verliebt gewesen, war seinem innersten Wesen nach ein aufrichtiger, von jeder Heuchelei entfernter, gläubiger Pietist der alten Spener'schen Schule und mit theologischem Anstrich. Er kannte Jakob Böhme. Er rühmte dessen Glauben und tadelte das Uebermaß seines Witzes und das Spiel seiner Phantasie. Der Vetter hatte nicht die Spur von einem Kopfhänger. Ueber jeden guten Spaß konnte er lachen und seufzte nur, wenn er die reine Weltlichkeit der meisten, auch der guten Menschen gar so sicher sich ergehen sah. Keinem Unchristlichgestimmten war er etwa in offener Feindschaft gram. Er ließ die Mannigfaltigkeit des Lebens, das Durcheinander dieses Menschengewühls, die volle Hanthierung und Gewerbefreiheit Satans, wie sie einmal Gott zugestanden hat, gelten und wünschte nur, daß immer mehr und mehr bei Seite treten möchten, immer mehr in ihr Kämmerlein gehen und vor Christo, dem Seligmacher, die „eigene Selbstgerechtigkeit" bekennen. Die „Wiedergeburt" war jener Revolutionszustand im menschlichen Gemüth, für welchen er nicht etwa richtend und eifrig, nicht ketzermacherisch, sondern still und gelassen Proselyten warb. Er begnügte sich, wenn er rathlose Zustände, Folgen blinder Leidenschaften aus dem Winkelchen heraus, wo er seine Pfeife schmauchte, sich winden und ächzen sah, die Achseln zu zucken

und mit Gelassenheit zu sagen: „So muß es kommen, wenn man Jesum Christum nicht erkennt!“ Vetter Wilhelm theilte alle Menschen in drei Klassen: in Solche, die wiedergeboren sind, Solche, die ihren Tag von Damaskus noch erleben werden, und Solche, die „dahinfahren“. Die letztere Klasse war ihm leider die große Mehrzahl der Menschheit. Satan mußte ja bis zum jüngsten Gericht fortleben. Da gehörten ihm nicht nur die Säufer, die Lügner, die Ehebrecher, sondern „Dahinfahrende“ waren auch viele Vornehme, Reiche, Gewaltige, und die, denen es obenein von Allen am schlimmsten ergehen würde, waren berühmte Schriftgelehrte und bewunderte Hohepriester und Pharisäer. Der Stallthurm der Akademie liegt nahe der Universität. Unter den Professoren, die da so selbstzufrieden aus ihren Collegien kamen, waren nur Wenige, die für den Vetter nicht zu den Dahinfahrenden gehörten. Hochmuth auf Wissen, Pfaueneitelkeit waren ihm schon allein die Anwartschaft auf nähere Bekanntschaft mit dem Satan. Diese Verurtheilung begründete sich nicht etwa auf blinde puritanische Bibelklauberei, nein, der Vetter war in seiner Art ein gelehrter Mann, der die Textkritik kannte. Er kannte die Geschichte Roms, Griechenlands, der Deutschen und der Franzosen. So arm er war und so schlecht „die Musselinweberei“ ging, so hatte er sich doch die Uebersetzungen der Schriften von Pascal und Bossuet zu verschaffen gewußt. Es gab auch Vereine, aus deren Bibliotheken der alte Webergesell (denn das blieb er, obschon Meister, und ohne socialistische Prätensionen) Bücher entlieh. Er kannte Schröckh's Weltgeschichte, hatte alle nur erdenklichen Erbauungsschriften von Spener, Arndt, J. V. Andreä bis zu den neuesten Werken von Neander, dem „Glockentöne-Strauß“, Lisco, Couard, besonders aber dem Convertiten Goßner gelesen. Er kannte nicht nur Sokrates und die Allgemeinheiten der altgriechischen Philosophie, nicht nur das Meiste von Jakob Böhme und Einiges von Tauler und den Scholastikern, sondern sogar allgemeine Umrisse von Schelling und Hegel, bei denen er natürlich nur den sich ohnmächtig abmühenden Menschenwitz und ein gelehrtes Heidenthum belächelte. Die wissenschaftlichen Ausdrücke verwelschte er auf die sonderbarste Art, sprach auch in der

Regel berliniſch und würde es, wie ein echter Berliner, für Affectation gehalten haben, mich zu ſagen, wo auch Blücher mir ſagte, aber er ahnte, was Subject und Object, Idealität und Realität hieß. Auch in Politicis ſtand er weit über den damaligen Berliner Zeitungen. Doch hatte es lange gewährt, bis ſich der Knabe über eine ſeiner ſtehenden Terminologieen klar werden konnte, „die Propriande". Bei jeder Gelegenheit bezog er ſich auf die Wirkungen der „Propriande". Was Satan nicht that, that die „Propriande". Doch war letztere nur die Avantgarde des erſteren. Wir müſſen von ſeiner Geſchichtsphiloſophie ausführlicher ſprechen.

Vetter Wilhelm war Apokalyptiker. Mit ruhig lächelnder, unerſchütterlich ſicherer Ueberzeugung ſtellte er ſeinem Neffen die Weltalter nach den Geſichten der Offenbarung Johannis dar. Das große ſiebenköpfige Thier, mit welchem die Könige buhlten, war ihm Rom, der Papſt, der Antichriſt. Napoleon war ihm eines der Zeichen, die „der Wiederkunft des Herrn" vorangingen. Die „Propriande" arbeitete für die Zukunft des Gerichts dem allgemeinen Siege des Antichriſts voraus. Denn der Antichriſt (zuweilen wurde er auch mit dem Namen Voltaire bezeichnet) mußte ja ſiegen. Je mehr „Aufklärung", deſto mehr lachte der Vetter. „Nur zu! Nur zu!" Das Maß konnte in ſeiner faſt inbrünſtigen Sehnſucht nach dem Ende aller Dinge und dem Tage der Auferſtehung nicht voll genug werden. Dann kam die Periode der überlaufenden „Zornſchaalen". Der Vetter berechnete Alles chronologiſch, wie nur Bengel gethan, in den er ſich ebenfalls vertieft hatte. Die Propriande war die wühlende Genoſſenſchaft der Propaganda, und zwar in dem doppelten Sinne der römiſch-katholiſchen und der politiſch-pariſeriſchen Propaganda. Die Propriande, welche Profeſſor Krug in Leipzig bekämpfte, und die, die der Miniſter von Kamptz nach Köpenick ſchickte, war ihm eine und dieſelbe. Die Jeſuiten und die Turner waren ihm Aeſte und Ausläufer deſſelben Baumes, der in Rom wurzelte; die Aeſte wußten es nur nicht. Vetter Wilhelm wäre Staatsrath geworden, hätte er dieſe loyalen Anſichten auf eine wiſſenſchaftliche Ausbildung begründen können.

Der Knabe staunte der seltsamen Weisheit. Jede Thatsache seiner geliebten Becker'schen Weltgeschichte hatte beim Vetter ihre apokalyptische Zahl. Gregor, Innocenz, Friedrich der Hohenstaufe, Papst Leo, Wallenstein, Friedrich der Große, Voltaire, Napoleon, Alle waren stigmatisirt schon vor ihrer Geburt mit irgend einem Zeichen aus dem Buche aller Bücher. Seine eigene Schwäche nicht erkennend, klagte er Bengeln an, daß dieser aus Ungeduld, die Wiederkunft Christi zu beschleunigen, in seinen Auslegungen Sprünge gemacht hätte, die sich später, als eine so ungemein apokalyptische Zeit wie die der französischen Revolution und Bonaparte's anbrach, als übereilt erwiesen. Das Verhältniß Bonaparte's zum Papst, das gegenseitige Sichselbstauffressen der Köpfe jenes Thieres, auf welchem die Babylonische Cocotte thront, interessirte ihn außerordentlich. Natürlich waren die Jesuiten die Seele der „Propriande". Sie grade arbeiteten in ihr à deux mains, kirchlich und politisch. Jahn, Arndt, Görres und ihr Anhang waren ihm Einfaltspinsel, die im Auftrag der Jesuiten handelten, sie wußten es nicht.

Wenn Vetter Wilhelm „keine Arbeit" hatte, so schlief er bei seinem Schwager und dicht in der Nähe der Kinder. Zünftiger Meister seines Gewerbes war er in jüngeren Tagen geworden, hatte aber mit dem ersten „Stuhle", auf dem er für eigene Rechnung Musselin zu weben begann, Unglück und konnte sich in Zukunft nur noch als Gesell zu anderen, meist fast eben so armen Meistern halten. Wenn der Vetter zu lange arbeitslos gewesen und sein Herz im Drucke der getäuschten Erwartung auch zu lange hatte zagen müssen, so hörte der Knabe des Nachts ein so lautaufseufzendes, jammervolles Athmen neben sich, daß er davon erwachen mußte. Dann rangen sich die tiefsten Weherufe von des Vetters Herzen und ein fast hörbares Klopfen seiner Brust steigerte sich dermaßen, daß er zuletzt laut zu beten anfing, und fast so, als wüßte er selbst von seinen Worten nichts. Der Erzähler hört ihn noch, wie er in einer Nacht, wo sein Schmerz den neben ihn Schlafenden geweckt hatte, mit auf der Brust gefalteten Händen sprach: „Du, mein

Heiland, nimm mich doch zu Dir, so es Dein Wille ist! Laß mich doch in meines Herrn Freude eingehen, so es Dein Wille ist! Laß mich doch sterben, o mein Gott, und Deine Herrlichkeit schauen, so es Dein Wille ist!" Zitternd rief der Neffe: „Vetter, schlafen Sie denn noch nicht?" Er schwieg. Er hatte den Anruf kaum gehört. Es war, als lebte sein Geist in fremden Welten. Diese Nacht blieb dem Knaben unvergeßlich. Doch lebte Vetter Wilhelm noch viele Jahre darnach. Er nannte solche Zwiesprache mit Gott „das Gebet im Kämmerlein." Wie anders helfen sich jetzt die Arbeiter mit Strikemachen, Staatshülfe und Gewinnantheil! Der Vetter verlangte nichts für den Arbeiter, als hohe Zölle für die Production des Auslandes.

Die Schwester eines so sinnigen Bruders mußte es in ihrem Naturell haben, dem stürmischen Charakter des Vaters eine imposante Ruhe entgegenzustellen. Aber diese Ruhe war nicht Phlegma, nicht einmal Selbstbeherrschung, es war die Ruhe, die eine nicht minder lebhafte Beweglichkeit giebt, die Beweglichkeit des Gemüths, wo Verstand und Herz im glücklichsten Gleichgewicht leben. Es ist hier von armen, geringen Menschen die Rede, aber wirkt es nicht wohlthuend und beruhigend, wenn wir noch in den Urquellen des Volks so viel Reinheit, Lauterkeit und ohne alle wissenschaftliche Bildung flüggen Verstand antreffen? Es darf uns nicht gegenwärtig genug bleiben, was wir im Volke (abgesehen von den meist allein geschilderten Ausnahmen von der Regel) im Großen und Ganzen noch so viel Grundstoff und echte Bodenkraft sittlichen Lebens antreffen. Der Autor spricht von diesen Menschen nicht, weil sie zu ihm in Beziehung gestanden haben, sondern weil er meinen muß, es kann nur Freude gewähren, so in das Gewöhnlichste und Unbelauschteste des Lebens einzublicken. Noch jetzt ist das ursprünglich Gesunde, echt Deutsche, ja man möchte zuweilen sagen, peinlich Pedantische im Charakter des Berliners nicht ganz verschwunden nach den moralischen Umwälzungen und dem sittlichen Vergab der Stadt seit 1848.

Die Mutter hatte fünf Kinder, von denen zwei früh starben. Sie war klein, von zarter Haut, sanften Gesichts-

formen und einer Lebhaftigkeit der Mienen, die Freude und Schmerz, Furcht oder Liebe, Theilnahme oder Abneigung sofort widerspiegelten. Weiter als bis zum Mienenausdruck erstreckte sich die Leidenschaft dieser immer regen Natur nur dann, wenn eine Beherrschung eine Niederlage geworden wäre. Für gewöhnlich hatte sie ein strahlendes, bald dunkles, bald helles Auge, ein immer blitzendes, begleitet von einem Nicken, wo Zustimmung, von einem Zusammenziehen der Augenbrauen, wo Abneigung verrathen wurde. Doch das alles verrieth sich nicht so schnell. Hier ließ die gutmüthigste Schlauheit einen Narren plaudern, bis er ermüdet war, und behielt sich die eigne Meinung, ohne darum eine andere falsche herauszuhängen, vor. Die erlaubte List der Diplomatie wurde von ihr eben so klug geübt, wie die unerlaubte verabscheut. Ruhig wurde entgegengenommen, was des Andern Absicht und Begehr. Stimmte das Vernommene nicht mit den eigenen Wünschen oder Verhältnissen, so war die Abweisung kurz und bündig. Für neutrales Verhalten gab es sanfte und milde oder kurze, zum Abwarten rathende Worte. Der Befreundete wurde mit frohem Gruß empfangen, ohne Ueberschwall. Kam die Mutter zu Anderen, so brachte sie vor allem sich selbst mit, und das galt mindestens so viel, wie ein Korb voll Neuigkeiten. Trotz der langstrichigen Haube, die sie trug, trotz des kattunenen Kleides oder grobwollenen Ueberrockes war es eine Person, ein Ich, das sie darstellte. Bescheiden war sie gegen Vornehme und nicht unterwürfig. Nie zudringlich, nur zutraulich. Schnell dem Menschlichen nahe und für Freud und Leid gewonnen. Hülfreich nach dem Maße des Könnens, am liebsten mit der eigenen Person dienend bei Kranken und Gebrechlichen. Bei einem weinenden Kinde auf der Straße nicht nur Trost spendend, sondern auch Nachfrage haltend, Untersuchung, Strafe oder Drohung äußernd gegen die Bedränger. Immer prüfend und auf der Hut gegen alles, was von Menschen oder vom Schicksal überhaupt Schlimmes kommen könnte. Im Sommer Sorge tragend für den Winter, im Winter Sorge für den Sommer. Den Kindern und dem Gatten in gesunden, fröhlichen Zeitläuften ein scharfes Auge, oft mit schmählendem

und lärmendem Munde über Thörichtes, Unerlaubtes, Willkürliches, oft auch genug strafend. Strafte sie, so geschah es mit dem vollen Ausbruch des eigenen Ingrimms, nicht etwa mit jener pädagogischen Kühle oder dem grausamen, sogenannten „kalten Blute". Wiederum dafür in Krankheit, beim geringsten angewehten Uebel oder auch nur bei Hülflosigkeit, und wäre der Jammer von einem fehlenden Knopf gekommen, eine überströmende Hülfe, in allen Händen dann Rath und That und zuthunliche Liebe.

Diese Mutter konnte nur lesen, nicht schreiben. Sie wußte von wissenswürdigen Dingen nichts als die nächste Sphäre ihres Lebens und einen kleinen Hausschatz von Kinderliedern, mit denen sie ihre Lieben zu wahren Paradiesesträumen einzusummen verstand. Je weniger sie auf dem Wissen ausruhte, je weniger sie für ihren Verstand die Schule eintreten lassen konnte, desto ureigener mußte ihr Geist wirken. Bei begabten Naturen ist das Wissen eine Wasse, bei minderbegabten ein niedergerissener Wall. Begabte, die nichts wissen, verschanzen sich mit sich selbst. Ihr Horizont ist eng, aber klar und rundum übersehen. Diese Mutter hatte keine Vorstellung von der Größe der Welt und der Verschiedenartigkeit der Menschen und Sitten. Sie ging nie auf Fernes oder Fremdes wagsam ein und konnte in aller Gelassenheit fragen: „Ob in Wien auch eine Spree wäre?" Das aber, was ihr scharfes Auge erreichen konnte, lag ihr um so klarer und offner vor. Sie war des Gatten unmittelbarer Gegensatz. Ein immer Schweifender, Unruhiger wie ein Strichvogel, ein Herz voll Enthusiasmus, Liebe und Zorn, je nachdem, hatte sich die Maßhaltende, Besonnene, Vernünftige, Zügelnde und Lenkende gewählt. Es fehlten die heftigsten Conflicte nicht, aber die Gutmüthigkeit und die Gewöhnung entwirrten sie. Die Mutter verwaltete die Kasse und gab dem Vater sein tägliches Taschengeld.

In einer solchen Welt, umgeben von so bunten Eindrücken, konnte des Knaben Bewußtsein nur wie von einem Traumleben in's andere erwachen. Rinnen ohnehin doch Wirkliches und Unwirkliches in erster Kindheit zusammen. Eine logische Auf-

einanderfolge des allmäligen Erwachens aus dem vegetativen Leben wird ſich Niemand gegenſtändlich machen können. Einzelne Lichtſtreifen fahren in der Erinnerung, freilich oft bis zum Greiſenalter treu bewahrt, über dieſe erſte Nacht des ſchlummernden Geiſtes. Es ſind Erinnerungen vom Zufälligſten und für die allmälige Menſchwerdung manchmal Unweſentlichſten. Oder bedingten etwa gerade dieſe unweſentlich ſcheinenden Lichtblitze die ſpätere Hellung? Wer in ſeine erſte Jugend zurückgreift, Momente feſthalten will, was hält Stand? Nichts von dem, was z. B. Andere an ihm ſahen. Zu unſrer Ueberraſchung hören wir in ſpäterer Zeit Andere erzählen von unſerer jugendlichen Art oder Unart. Unſre eigne Erinnerung haſcht nur kleine blaue, rothe, grüne Flecken, wie Einer, der in die Sonne geſehen. Wie ſummt und ſingt's im Ohr von den Liedern, die man auf dem Mutterſchooß vernommen! Wie gegenwärtig iſt der Glaube an den „Reiter zu Pferd", den „Hobermann", den man „mit blanken Stiefeln" auf dem Mutterknie ſpielen durfte! Wie heimiſch iſt man in dem baum-neſt-vogel-eierreichen Zauberlande, das ſich ankündigte: „Muhme Reelen hat 'nen Garten, hier 'en Garten, dort 'en Garten, und das war 'en runder Garten!" Manches Erlebniß hält ſich nachdrücklich feſt. Daß die Schweſter den Knaben auf dem Nacken reiten ließ, der Reiter niederſtürzte, im Blute ſchwamm, lebenslang davon Narben behielt, ſteht noch nach dem Orte, wo der Unfall geſchah (vor dem jetzigen „Nationaltheater"), vor dem Auge des damals Dreijährigen. Aber ſonſt ſind die Erinnerungen bunt durcheinandergewürfelt und knüpfen ſich an Spiele, Natureindrücke, Geſchenke, Ueberraſchungen, Beſuche, heftige Strafen, beſonders die ungerecht erlittenen. Zwiſchendurch tönt fort und fort eine Art Melodie, ein einziges Klingen, wie wenn man ſich eine große Meermuſchel an's Ohr hält.

In ſtillen, wehmüthigen Stunden des Alters ziehen die zitternden Klänge der erſten Jugend an uns vorüber. Es ſind glückliche, traumſelige Klänge und Empfindungen. Sie ſtammen von Dingen, für welche ſich die Eindrucksfähigkeit unſrer Sinne jetzt völlig abgeſtumpft hat. Das Liegen im Graſe! Haben unſre Geruchsnerven noch den Reiz, die Düfte

Pugatſcheff.

Sie ſchien verſöhnt. Kaluga wirbt um ſie,
So weit die Steppe reicht, der reichſte Erbe.
Sie brachte ihren Haß dem Vaterland
Zum Opfer.

Sergius.

Vaterland? Ihr irrt! Ich fürchte,
Die Liebe hat ein einz'ger Blick von Euch
In ihrer Aſche wieder neu entzündet.

Pugatſcheff.

Sie hat mich einſt geliebt! In großen Seelen
Bleibt von dem Einſt ein kleiner Reſt zurück,
Im Haſſe ſelbſt noch ſtets ein Fünkchen Liebe.
Das ſanfteſte Gefühl der Menſchenbruſt
Iſt die Erinn'rung. Sie durchwühlt den Haß
Und untergräbt ihn wider unſern Willen.

Sergius.

Wißt Ihr, daß ſie dem Heere folgt?

Pugatſcheff.

Uſtinja?

Sergius.

Noch mehr, daß alles Volk den Glauben nährt,
Ihr würdet ſie zu Eurem Weibe nehmen?

Pugatſcheff.

Zu meinem Weib?

Sergius.

Des Hetmans Ehrgeiz ſcheint

nachzuempfinden, die dem Knaben die langen Blätter der Grashalme ausſtrömten, die gelben Butter- und Kuhblumen, die zarten Geſpinnſte des Löwenzahns, deſſen Kronen man im Alter nur noch abbläſt, um ſeine ſchwindende Lungenkraft zu prüfen, in der Kindheit, um einfach zu zeigen, daß man „Lichter ausblaſen" könne, und aus deſſen weißſaftigen Stengeln man ſich Ringelkränze windet? Hat man noch Appetit für jenes Kraut, deſſen abgewirbelte Samenſtengel die Kinder wie die Ziegen zerkauten, und vor allen für jene wie Salep ſchmeckenden abgeſchälten Fruchtknoten, die der Berliner Jugendtroß, unter Schafgarbe und Camillen ſuchend, „Käſe" nennt? Hat unſer Ohr noch einen Reiz für das Raſcheln von welkem Laub, womit man ſich im October und November Hütten, Stuben, Kammern baute und ſich traulich einniſtend in ihnen lagerte, bis die Pedelle der Univerſität mit ihren Rohrſtöcken kamen und die Vorſteller dieſer Iffland'ſchen Familiengemälde unter den entlaubten Bäumen des Kaſtanienwaldes verjagten? Alle Reize unſrer ſpäteren Sinne würden dieſen Scenen keinen Genuß mehr abgewinnen. Was hört nicht Alles das Ohr des Kindes mit Behagen, ja mit Wolluſt! Das einſame Sägen in einer Holzkammer, wie bringt es zum lauſchenden Kinde ſo feierlich ſicher und majeſtätiſch conſequent herüber! Alle Lehrworte, zum Fleiß ermahnend, wirken nicht ſo viel, wie ein ſolches ſtilles Beiſpiel von hin- und herfahrender, treuer Ebenmäßigkeit, wie z. B. vom Häckſelſchneiden auf dem Stallboden. Man erinnere ſich: Das Berſten des erſten Wintereiſes auf den Straßen unter dem vorſichtig prüfenden Fuße —! Das Knirſchen des feſtgefrorenen Schnees —! Das Aechzen der Laſtwagen über ihm her —! Wie gewährt das Ausſchütten und Rütteln von Wallnüſſen zur Weihnachtszeit einen ſo ſeligen Sinnenreiz —! Die Vorſtellungen, die ſich mit dieſen Lauten verbinden, ſind es nicht allein, die uns damals ſo wohl gethan, es waren die Laute ſelbſt. Aber zu grelle Töne verwundeten dann auch das Ohr faſt phyſiſch. Der Knabe wurde ein Liebhaber der Muſik, lernte ſogar die Flöte blaſen, aber die Violine konnte er nicht ſtreichen hören, ohne vor Schmerz zu weinen, vor wirklichem phyſiſchen Schmerz. Der langgehaltene Strich der Geige ſchien ſich eine

Resonanz im Nervengeflecht des Unterleibs gesucht und dort gefunden zu haben. Die Eltern mußten ihn von jedem Tanzort entfernt halten. Die Sinne der Kinder sind im jungfräulichen, reizbarsten Zustande. Alles Blitzende, und wären es zertretene Glasscherbenatome auf dem Straßenpflaster, reizt Kinderaugen wie Diamanten. Eine Zeichnung, die dem Kind schon an sich gefällt, wird zum Ueberfluß illuminirt. Die bunten Bilderbücher, so grell ausgemalt, stumpfen den Farbensinn des Kindes eher ab, als sie ihn heben. Welche Phantasie weckt ein unausgetuschter Bilderbogen! Der getuschte übersättigt. Man lasse dem Auge seine Lust und gestatte dem Kinde, aus dem bunten Kasten die Farben zu wählen, die ihm die wohlthuendsten sind, und malte es den Soldaten grüne Stiefel und den Rittern rothe Helme. Die Welt, die der Wirklichkeit entspricht, findet sich schon. Man lasse sie, ohne pedantische Belehrung, durch diejenigen Anschauungen hindurch sich entwickeln, die dem Kinde die liebsten sind. Des Kindes Ohr findet mehr Wohllaut im Spatzenlärm als im Gesang der Nachtigall. Es liebt die rüstige, rührige Welt, die sich rüstig und rührig auslebt. Eine Wassernachtigall von Porzellan, die mit aufgegossenem Wasser beim Blasen einen schmetternden Ton giebt, war dem Knaben Anfangs lieber als die wirklichen Sprosser, die sich die Nachbarn hielten, oder die eigene Lerche, die im dunkelverhangenen Käfig ihre Sehnsucht nach dem Felde auswirbelte. Für Lerche und Nachtigall kommt erst das Ohr aus dem reifenden Herzen. Das Kind wälzt sich im Heu und Stroh mit einer Lust, die nicht blos ihre Quelle in der Ausgelassenheit hat. Es strömen ihm aus Heu und Stroh Düfte entgegen, die das wahre Doppel-Patschouli und Luxus-Arom der Jugend sind. Das Naschen, das wir aus moralischen Gründen bestrafen, entspringt beim Kinde aus physischen. Liegen doch in Nüssen, Aepfeln, Birnen, in gedörrtem Obst so himmlisch- und höllischverlockende Wohlgeschmäcke, wie unsere Gaumen nicht mehr empfinden, während wir jetzt andrerseits Gefallen an Speisen haben, die dem Kinde widerstehen, besonders alles Schlüpfrige, Glatte, Gleitende, Molluskenartige, wozu gewiß bei den meisten Kindern der Kohlrabi und die in Fleisch-

brühe gekochten Kartoffeln gehören — Speiſen, um die der in Rede ſtehende Knabe, weil er ſie nicht eſſen konnte, oft genug hungern mußte.

Und Du, heilige Einſamkeit! Wie wiegſt Du die Kinderſeele in überirdiſche Träume — oder, richtiger, irdiſche; denn das Kind denkt ſich gerade hier, hier auf Erden alles Himmliſche noch möglich. Der Erzähler war ein Virtuoſe im Alleinſein. Der Bruder war Soldat geworden, die Schweſter in der Nähſchule, der Vater in ſeinem Dienſt, die Mutter zu Aller Nutzen auf den Markt gegangen. Was grübelt ſich da nicht, eingeſchloſſen im Zimmer, den hohen Fenſtertritt erklettert, beim Hinausblick auf die damals nicht allzu belebte „letzte" Straße, hinter dem Käfig der Lerche, hinter Blumenſtöcken und der an Fäden rankenden türkiſchen Kreſſe! Durch ein verpapptes zweites, aber in den Stall gehendes Fenſter ſchnoberten die Roſſe des Prinzen und riſſen an ihren Ketten oder in dem großen von Säulen getragenen Stall lärmte die Trommel und gewöhnte die Thiere an kriegeriſche Welt. Wo ließ ſich ſchauerlicher träumen als innerhalb der großen Gebäulichkeit der Akademie, dicht unter dem Präparirtiſch der Anatomie, wo auf einer grünen kleinen Rundung die zu lüftenden Betten oder die trocknende Wäſche der einſamen Hut des Knaben tagelang überlaſſen blieben! Die Küraſſier- oder Ulanenroſſe wieherten zwar dicht in der Nähe oder tummelten ſich daneben auf dem Sande im Kreiſe, aber Mittags wurde es ſtill und gegen Abend traten die Sagen deutlich vor die Phantaſie des Wächters von manchem dort oben noch wimmernden Selbſtmörder, manchem nächtlichen Hülferuf aus den großen, jetzt vom Abendlicht durchblitzten Fenſtern des Schlachtſaales und von Manchem, der wieder erwacht ſein ſollte, ſich an Stricken hinuntergelaſſen hatte, ſtürzte und nun doch den Profeſſoren Rudolphi und Knape geopfert blieb! Dort krächzten die Raben auf Bode's Sternwarte, wo die golden blinkende Himmelskugel der Prachtliebe der diebiſchen Vögel eine willkommene Behauſung zu bieten ſchien. Oder auf den jetzt mit Neubauten noch nicht ganz verdrängten großen umzäunten Wieſen der Georgenſtraße — früher „Katzenſtieg" genannt — und des „Vauhofs" fanden ſich ſtille Plätze zum

hingeſtreckten Dämmern an einem moosbewachſenen, umgeſtürzten und defecten, hierher verirrten Garten-Amor, hinter Remiſen und Schobern, unter kraut- und lattich- und brenneſſelumwachſenen Brettern und Balken, überall wo es nur etwas zu kauern, bauen, ſpielen, den Großen nachzuahmen gab. Das Winkelleben der Jugend weckt die erſten Regungen des Bewußtſeins, die erſten Regungen der Sehnſucht nach künftigen Zielen. Wer das Auge auf ſeine Kinder oder ſeine Zöglinge ſtets überwachend und ſie immer und immer beſchäftigend gerichtet hat, wird Maſchinen erziehen. Die Jugend muß zwar ihre Heimath kennen, wo ſie zu Hauſe iſt, aber die kleinen Neſter, die ſie ſich da und dort in der Stille ſchon ſelbſt aufbaut, muß man ihr nicht ſtören. Dort brütet ſie ihr ſelbſtſtändiges Leben, ihr Bewußtwerden, ihre Zukunft aus.

Kennt Ihr die heiligen Schauer, die zuweilen urplötzlich, Ihr wißt nicht wie, Eure Seele durchrieſeln können? Kommen Euch in den Jahren der Reiſe ſolche Stimmungen des Sinkens und Vergehens, ſo ſind es, gewiß nicht anders zu deuten, die Vorahnungen des Todes, die entſchleierten Geheimniſſe der überſinnlichen Welt. Kommen ſie aber in den Jahren der Kindheit, ſo ſind es die entſchleierten Geheimniſſe des Lebens, die Vorahnungen der Größe einer uns zu Gebote geſtellten Welt. Das Kinderherz ſchafft ſich aus Sonnenſtäubchen zauberiſche Welten. Wie genügt ein kleines Spielzeug ſeiner Phantaſie, wie erweitert der verſchönerndſte Geſtaltenſinn, ein bergeverſetzender Glaube das Kleinſte, Häßlichſte, Unbedeutendſte in die großartigſten Umriſſe! Des Kindes Auge ſieht nicht wie das Auge des Erwachſenen. Was ein Stäbchen mit einem Lappen iſt und eine Fahne ſein ſoll, iſt ihm eine wirkliche Fahne, die prächtigſte, wie ſie je dem Heer des Propheten vorangetragen wurde. Ein ausgeſtopfter häßlicher Balg iſt dem Kinde kein Surrogat für das Schöne, ſondern ſelbſt madonnenſchön. So reich weiß es aus ſich zu ergänzen, aus ſeiner Einbildungskraft, ſeinem Herzen hinzuzufügen. Unendlich weit geht von einer kleinen Warte der erſten Umſicht der Blick in's Leben, immer weiter und weiter. Redet dem Kinde von Gott, vom Himmel und all' ſeinen Engeln;

es mag nicht gern sterben. Die Furcht vor dem Tode erfüllte wenigstens unsern Knaben wie einen zur Hinrichtung abgeführten Verbrecher. Er kannte doch das himmlische Leben so gut, den Eingang des Himmels, wo Sanct Peter mit dem Schlüssel steht, im Geiste klopfte er schon so oft an das Wolkenthor und dachte sich das Haupt des Apostels durch die Pforte lugend: Wer ist da? — Er wußte, wie sich das Thor öffnet, wie die Wege links und rechts verklärt, lichtumflossen aufwärts gehen und eine wunderherrliche Musik den Kommenden begrüßt; er sah den dreieinigen Gott, wie ihn drüben die Malersäle zeigten, fühlte sich angeredet und geliebkost von dem in blauen und rothen Gewändern strahlenden, aus hundert Bildern ihm geläufigen Heiland; aber bei alledem erschreckte ihn der Tod. Theils sah er so oft die Leichenwagen, die dicht in seiner Nähe, in der gespenstischen Georgenstraße, dem Katzensteg, ihren Stand hatten, theils war ihm die Hölle, die ihm möglicherweise doch beschieden werden konnte, kein Wahn. Am meisten aber war der Reiz der Erde so groß. Diese Welt, so schön, so rauschend, so herausfordernd zur That, so reizend zu jeder Bewährung —! Bei jedem Krankenlager bat der im Himmel wie in den Berliner Kirchen heimische Knabe: Nur nicht sterben! Nebenbei bemerkt, er wollte auch zuvörderst erst noch „Bildhauer" werden.

Es klingt wol noch im Alter nach, was uns Dinge bedeuteten, die uns später die gleichgültigsten wurden. Muscheln! Diese schlanken hohlen Ovale mit den blanken Perlmutterrändern! Paßten sie gar aufeinander, welche Freude über das zusammenklappende Paar! Kastanien —! Die grünen Dornenhülsen und der braunglänzende entschälte „scheckige" Kern! Schmetterlinge —! Unter den Fichten der Hasenhaide, auf dem dürren, glattgetretenen Sand- und Nadelboden gab es Trauermäntel und Todtenköpfe! Selbst der Fang der gemeinen, einfachen, gelbweißen „Kalitte" mit den abfärbenden Flügeln machte glücklich. Schilfrohrblätter —! Lang, scharf, schneidend durch die prüfenden Finger gezogen —! Fische, daumengroß, am Spreeufer mit freier Hand gefangen, scharfbewehrt mit zwei Stacheln, Ukleie oder Steckerlinge genannt, einen Moment in der Hand zappelnd, lustig, fast durch ihre

Stacheln gefährlich, dann ſogleich todt, reizlos! Ein Vogel, gefangen nach tagelanger, wochenlanger Fallen-Liſt —! Endlich das warme, unter den Federn klopfende zarte Leben in der Hand, ein Königreich ſchien gewonnen! Wie elektriſch unruhig das Thier, wie wirft es den Kopf, wie zieht es die Krallen ein, wie zermartert wird es unter Berathſchlagungen der Buben über des Gefangenen Zukunft, wie durch die Wärme der liebenden und doch gewaltthätigen Hand abgemattet und zuletzt — nach tauſend Plänen gewinnt es die Freiheit, da — „neue Koſtgänger" von der Mutter verbeten werden! Ein Lamm, irgendwo durch ein Gitter blökend, eine Ziege an Neſſeln nagend, ein Kaninchen, wühlend unter Kohlſtrünken in einer Küche —! Dieſe Welt, nur noch einmal nachempfunden in den Schickſalen Robinſon's, nur noch einmal aufblitzend aus den Augen ſeines geliebten Lama, ſie war für den Jungen Märchen und erſte Weltgeſchichte zugleich.

Ja, erwähnt darf auch werden der beſeligte Aufblick zum Sternenhimmel. Dem Kinde glitzern die Tauſende von Himmelsleuchten im weißen zitternden Funkeln wie Thautropfen im Sonnenſchein, und oft iſt es ihm, als bewegten ſie ſich wie Lichter im Zugwinde. Daß dieſe Sterne ebenfalls noch Welten ſind, faßt der an dieſe Erde gebannte Kinderſinn nur mit Widerſtreben. Wie kann außerhalb dieſer großen Erde mit ihren Millionen Menſchen, ihren Heilsveranſtaltungen von Seiten der Gottheit, ihrer beſonderen Auszeichnung, den Sohn Gottes geſandt bekommen zu haben, noch eine Exiſtenz vorhanden ſein, gegen welche das Erdenleben wie ein Tropfen verſchwindet! Nein, dem Kinde iſt die Erde der liebſte Aufenthalt Gottes, der Schemel ſeiner Füße. Jene Strahlenpracht des Himmels iſt ihm nur die äußere Zier und Herrlichkeit des im Freien ſchwebenden göttlichen Wolkenthrons. Unter allen Sternen ſucht ſich das Kindesauge dann den funkelndſten aus und nennt ihn den Stern des Morgenlandes. Das iſt der Wegweiſer, der die Weiſen nach Bethlehem geleitete und über der Krippe mit dem Jeſuskinde ſtand. Dies Wandeln und Stilleſtehn eines Sternes, Führen und Leiten, Wiſſen des Sterns um eine Begebenheit der Erde und des Himmels übertrug ſich auf all'

die ſtillen Himmelswächter der Nacht und nie glaubte der Knabe allein zu ſein, ob er auch einſam ſtand, wenn nur die Sterne auf ihn niederſahen. Ja im Monde ſuchte er die Züge jenes Mannes, der aus ihm niederſchauen ſollte, und von dem man früh genug Dinge hört, die glauben machen können, er hätte es auf jeden Einzelnen unter den Menſchen ganz beſonders abgeſehen. Neumond, Vollmond waren ſtändig in Frage. Wind und Wetter wurden darnach beſtimmt, das Wohlbefinden des Körpers, das Einnehmen manches Arzneimittels. Die Abwechſelung von Tag und Nacht (und wie lag die Nacht ſo ſchwarz auf dem „Kaſtanienwald", dem „Bauhof" und den Fronten und Flanken der Univerſität!) führte frühe auf die Vorſtellung vom Nichts. Es war ein Schrecken für den Knaben, ſich zu denken, wenn einmal die Erde nicht wäre. Wenn dieſe Sterne erlöſchten, dieſe Fackel des Mondes verglimmte, die Sonne im Meere auf ewig unterginge und Alles, Alles verſchwände und nur Gott bliebe, allein Gott, der Herr, der Schöpfer ganz für ſich. Was wäre dann noch? Was bliebe? Und was iſt eigentlich Gott? Der Gedanke war ſchwindelerregend, die Hand mußte ſich aufſtemmen, am Nächſten halten, denn die Ahnungen des abſoluten Nichts zogen den Boden unter den Füßen weg. Es war ein Gedanke, der ſich wenig über einen Augenblick feſthalten ließ, aber den Träumer unendlich oft beſchlich.

Wie ſtark der Heimathstrieb des Kindes iſt, erſieht man aus der behutſamen Erweiterung der Kreiſe, die ſich um den Mittelpunkt des häuslichen Heerdes ziehen. Ein größerer Umweg, den ſich ein Kind erlaubt, um in ſeine Schule zu kommen, iſt ihm ſchon ein Ereigniß, und kann es in der That für ſeine ganze Entwicklung werden. Ein ſolcher Umweg bringt Eindrücke und Zerſtreuungen ganz neuer Art hervor. Verſpätungen wecken den Lügengeiſt. Man lernt erfinden und bemerkt mit Behagen, daß die Erfindungen geglaubt werden. Jeder Umweg veranlaßte ein böſes Gewiſſen.

Die allmälige Welterweiterung des Kindes geht langſam von Statten. Es war ein Argonautenzug, wenn einmal der Knabe wagte, in die akademiſchen inneren Hofräume zu treten

und in die Fenſter zu lugen, wo die Gipsabgüſſe ſtanden oder die Bücher der gelehrten Akademiker. Der Garten der Univerſität war damals eingefriedigt von einer oft erkletterten Mauer. Er galt für einen erlaubten Tummelplatz, doch nur in ſeinen äußerſten Grenzen. Zu nahe an die Fenſter, wo die Schleiermacher'ſchen Vorleſungen gehalten wurden und eine große Uhr die Stunden ohrenzerreißend ankündigte, fing der verbotene Hesperidengarten an. An der Stelle, wo jetzt die Singakademie ſteht, floß früher ein Spreearm, bedeckt mit Floßhölzern, die von den gemeinen Leuten „Karinen" genannt wurden, als hätte ihnen ein Profeſſor den Namen aus Scheller's Wörterbuch gegeben. Die herrlichen langen „Tafelbirnen" in den jetzt Magnus'ſchen Gärten und links und rechts in denen des Finanzminiſters Kleewitz, dem Friedrich Wilhelm IV. einſt die Charade aufgegeben haben ſoll: „Rathen Sie einmal! Das Erſte frißt das Vieh, das Zweite haben Sie nie und das Ganze ſind Sie!" — der Finanzminiſter verbat ſich ſehr die Deficits ſeiner Obſternte und ſtellte Wachen aus. Aber dann trat die herrliche Zeit ein, die man nannte: „Die Spree iſt geſchützt." Des Fiſchfanges und doch wol noch mehr der Baggerung wegen wurden die Spreearme ohne Waſſer gelaſſen. Das war dann wonnig, in dem ſchwarzen Schlamme zu waten. Dann waren alle Gärten zugänglich. Bis häusliche Strafgerichte der Verwilderung ein Ende machten.

Ueber die „Karinen" hinweg ging die Sonne auf. Und wenn ſich der Regenbogen über dem Zeughauſe, dem neuerbauten Dom und den Pappeln des „Luſtgartens" dehnte, mußte an ſeinen beiden ſich zur Erde neigenden Enden Gold zu finden ſein. Das war der Kinderglaube. Warum da nicht ſtreben, hinauszukommen über die ſo enge Grenze der „Letzten" und der „Mittelſtraße"! Aber jenſeits der Dorotheenſtädtiſchen Kirche, wo die neun Pathen im Kometenjahr Gevatter geſtanden hatten, wurde die Orientirung abenteuerlich. Eine Freimaurerloge lag dieſer Kirche gegenüber. Der große Garten dieſes von Schlüter im idealſten Kommoden-Styl gebauten Hauſes zog ſich wie ein Myſterium bis zur Spree und an den unheimlichen Katzenſtieg hin. Hier war Alles unangebaut. Nichts

ſah man, als lange einſame Strecken von Holzhöfen, nichts als Wieſen zum Bleichen und Trocknen der Wäſche. Die äußerſte bekannte Grenze ſeines Horizontes nach Norden wurde dem Knaben die Artilleriekaſerne, wo der Bruder in Hoffnung auf eine bald wieder ausbrechende Campagne kanonirte, bombardirte, feuerwerkerte. Dies Kaſernenleben war dem Knaben das erſte ſelbſtſtändig ſich regende „Anders-ſein" außerhalb der Prinzenſtälle.

Die Kaſerne der Garde-Artillerie zu Fuß bildet ein Viereck, von welchem zwei Schenkel nach der Georgenſtraße und dem Kupfergraben zu liegen. Hier eintreten zu dürfen an der Hand eines ſchützenden „Freiwilligen" konnte mit Stolz erfüllen. Eindruck machte hier Alles. Die langen dunklen Gänge mit den numerirten Thüren, in der Küche unten die Soldaten in Kitteln, Rüben ſchabend, Kartoffeln ſchälend; der Pommer, der Polack, der Schleſier, der Weſtfale durcheinander — denn die Garde rekrutirte ſich überall. In den nicht allzu großen Zimmern befand ſich immer ein Unteroffizier mit acht bis zehn Gemeinen, deren Betten am Tage übereinander aufgethürmt bis an die Decke reichten. An den Wänden entlang hatte jeder Gemeine ein Plätzchen für Uniform, Gewehr (damals trug die Artillerie noch Gewehre), Riemzeug, Schuhwerk und ein Schränkchen für ſeine nächſten Habſeligkeiten, die Löhnung, ſein Commisbrod. Am Fenſter befand ſich für Alles das ein freundlicherer Platz für den Unteroffizier. Unten im Hofe, meiſt abgeprotzt, ſtanden die Kanonen. Stundenlanges Bewundern des „Man ſo Thuns" im Richten, Auswiſchen, Laden, Zünden. Bewundern der Donnerwetter, die dabei mit Stentorſtimme von den Unteroffizieren geſchnarrt wurden und deſto lauter ertönten, je näher die Offiziere ſtanden. Dies Kaſernenleben erzeugt in ſeinen Theilnehmern eine Gemeinſchaftlichkeit der Stimmung, die auf den Geiſt ſchließen läßt, deſſen Offenbarungen wir in unſrer Prätorianerzeit kennen gelernt haben. Der Gemeine blickt auf den Sergeanten, der Sergeant auf den Lieutenant, der Lieutenant auf den Hauptmann, der Hauptmann auf den Major. Die laufende Chronik des Appells,

der Wache, des Exercirens, der Parade, des Kirchenbeſuchs, des Manövers, der Reviſion der Armatur und Kleidungsſtücke, die Ankunft von Rekruten, das Avancement erfüllen hunderttauſend Seelen wie die alleinigen Fragen der Welt und des ganzen Lebens. Bewundrer unſres wieder eiſern gewordenen Zeitalters finden darin ein großes Erziehungsmoment unſres Volkes, eine Rückwirkung ſolcher Regelmäßigkeit auf die Sitten des Lebens. Andere wollen dagegen finden, daß ſich mit dieſem Formalismus die Liebe zum Müßiggang einſtellt und das Verlernen der Handgriffe und Fertigkeiten, die wieder zum ſpäteren Erwerb dienen ſollen. Die nachgerade für die Geſellſchaft bis zum Unerträglichen geſteigerte „Arbeiterfrage" hängt mit der allgemeinen Militairpflicht mehr zuſammen, als man bisher dargeſtellt hat.

Durch den Bruder erſchloß ſich manches Kaſernenzimmer, wo Familien ihren Heerd aufgeſchlagen hatten. Ein Unteroffizier hatte in Mußeſtunden wieder die Nähnadel ergriffen und war für das Wohl ſeiner Kameraden, zunächſt ſeines Weibes und ſeiner Kinder, in aller Stille auch ein Schneider. Eine Heldengeſtalt, die vor der Haubitze mit kräftiger Stimme kommandirte, ſaß er mit untergeſchlagenen Beinen und wichſte den Zwirn und ſtichelte an einer feinen Interimsuniform für irgend einen mit Mutterpfennigen geſegneten Fähnrich. Wie hatte der Treffliche den Schneider-Ziegenbock noch kurz zuvor verwünſcht und ſich verſchworen, ihn je wieder zu beſteigen! Da zwingt ihn das weinende Geſtändniß einer ehrlichen Nähterin, die er liebte, ſie Hals über Kopf zum Weibe zu nehmen. Um ſie und ſeinen geſegneten Nachwuchs zu erhalten, mußte er wieder auf ſeinen Bock. Sein Leben wechſelte zwiſchen Kartätſchen und Nähnadeln, zwiſchen Bomben und beſponnenen Knöpfen. Das war wirklich Prometheus an den Felſen geſchmiedet! Zum Unglück wurde dem Armen, er hieß Richter, die geliebte Mutter ſeiner Kinder obenein krank. Eine Entzündung der Bruſt bekam eine gefährliche Wendung. Schon ſetzten die Chirurgen ihre Meſſer an, um die edelſten Werkſtätten der Natur auf Tod und Leben wegzuſchneiden. Da meldete ſich ein „Wunderdoctor", ein ehemaliger Schäfer, der in der Vorſtadt

Dem Plan nicht abgeneigt, in ſeinem Kind
Die künftige Czarewna zu begrüßen.

Pugatſcheff.

In ſeinem Kind? Czarewna? Wie, wer wagte,
Ein ſo empörend Wort nur auszuſprechen?

Sergius.

Bagration hat Euch als Czaar gehuldigt —
Doch iſt Uſtinja nicht die Einzige,
Die Euch im Hauſe Loginoffs vor Jahren
Geſehn und Eure Züge wieder kannte.
Der Zweifel iſt ein tückiſch ätzend Gift,
Das weiter frißt, man merkt ſein Schleichen kaum,
Und Manchem raunt er ſchon in's Ohr, Ihr wäret
Vom Türkenkriege her ein Kamerad,
Ein doniſcher Koſak und wohlbekannt,
Und hättet Weib und Kind daheim im Lande —!
Ein Zeichen nun, daß Ihr ein freier Mann,
Daß Ihr nicht ſeid, wofür Euch Mancher hält,
Das wäre — werft nicht Euern Zorn auf mich!
Ich ſage nur, daß man im Rathe geſtern
Zur Nacht beſchloſſen, freilich war's im Trunk —
Ihr könntet Euch kein größer Zeugniß geben,
Kein größeres dem Volke der Koſaken,
Als wenn Ihr ihres Hetmans Kind Uſtinja
Euch feierlich als Gattin anvermählt.

Pugatſcheff (ſteht auf).

Und das habt Ihr in Ruhe hingenommen
Und ſolchen Scherz, beim Methgelag erſonnen,

die Armen kurirte und die Bruſt zu heilen verſprach. Die Chirurgen entfernten ſich ſpöttiſch. Glück ſchon genug, daß ſie nicht die Sanitätspolizei von dem Nebenbuhler in Kenntniß ſetzten. Der Schäfer beginnt ſein Werk, er heilt die Bruſt. Womit? Mit dem Balſam der Geduld. Wohl ſtrich er auch Salben auf die eiternden Wunden, aber ſein wirkſamſtes Kraut war treues Kommen, Gehen, Wiederkommen, Abwarten, Pflegen, Sorgen, Mühen und das ein ganzes Jahr hindurch. Die Chirurgie iſt nur zu oft jene Heilkunde, der die Geduld gebricht. Sie ſchneidet weg, was zu heilen ſie ſich keine Zeit nimmt. Richter konnte zum Dank nicht mehr thun, als dieſem „treuen Schäfer“ für eine Pflege, die über ein Jahr gedauert hatte, zwanzig Thaler geben. Aber zwanzig Thaler! Ein Krösus-Kapital für einen Unteroffizier — ſelbſt bei der Garde-Artillerie! Ein unerſchwingliches, wenn nicht der arme Held ein Doppeltuch-Schneider geblieben wäre! Seinen frohen Sinn, ſeinen witzigen Verſtand, ſeinen aufſtrebenden glühenden Ehrgeiz, Alles mußte er hingeben und Weſten und Uniformen nähen und Buchführen über ſeine ſchlimmen Kunden, die ſich von der Löhnung nur wenig abziehen laſſen konnten. Dieſe Doppelexiſtenz trieb Richter lange Jahre bis er Gensdarm wurde — ein Belohnungs-, ein „Ruheposten“! Das ſind ſo Lebensläufe in ab- und aufſteigender Linie, wie deren ringsum von dem kleinen Helden dieſer Geſchichte genug beobachtet und damals für ganz normal gehalten wurden.

Am Soldatenleben wurde das Poetiſche mehr verſtanden als die Proſa. Der Wachtdienſt, die Ablöſung, das geheimnißvolle Mittheilen einer Parole oder der betreffenden Dienſtanweiſung für das zu bewachende Lokal, das weiß- und ſchwarzgeſtreifte Schilderhaus mit dem Nachtmantel, der darin aufbewahrt wurde, das ewige Forſchen und Umblicken des Poſtens nach militairiſchen Honoratioren, die durch Geradeſtehen oder Präſentiren geehrt werden mußten, Alles das war Gegenſtand ſtill andächtiger Forſchung. Von manchen Wachtlokalen oder Schilderhäuſern erfuhr der Knabe, daß es auf ihnen ſpuke oder „ſpicke“, wie man im Volk ſagt. Das „Spicken“ in den Berliner Schloßgängen iſt hiſtoriſch

geworden und noch jetzt traditionell bei allen Schloß-Schildwachen. Aber es ſpukte noch an vielen anderen Orten, wo Schilderhäuſer einſam ſtanden und die Wachen mitten in Novembernächten, unter ſauſendem Sturm und ſtürzendem Regen, von ihren Bretterhäuschen aus in „pechdunkle" Nacht hinauslugen mußten. So waren faſt alle Wachen in der einſamen Gegend an der unteren Spree, wo jetzt der Hamburger Bahnhof liegt, ſpukhaft. Am Artillerie-Laboratorium, der Pulvermühle, den Pulvermagazinen, den Train- und Wagenhäuſern, die alle um den jetzigen Humboldthafen lagen, lauerte nicht nur der Tod, dem ein einziger glimmender Funke hier eine furchtbare Feuerhochzeit hätte bereiten können, ſondern auch der Begleiter des Todes, das Geſpenſt. Mancher junge Rekrut ſchnürte gern aus ſeinem Beutelchen einen Mutterpfennig und bezahlte ältere beherztere Kameraden, um nur nicht auf einem der äußerſten Poſten am Laboratorium Wache zu ſtehen. Die Poſten hatten Nummern und wurden von der Hauptwache aus nach den Nummern beſetzt. Auf Nummer ſieben und Nummer dreizehn „ſpukte" es gewiß. Auf Nummer dreizehn „ſchilderte" einſt der Bruder. Für ſieben einen halben Silbergroſchen erbot ſich ein älterer Kamerad, ihm dieſen Dienſt, der grade auf die Geiſterſtunde fiel, abzunehmen. Meine Mittel erlauben mir das nicht! ſagte der junge Rekrut und ging entſchloſſen auf Nummer dreizehn. Er ſtammte aus der rationaliſtiſchen Zeit Berlins und wollte es mit den Geiſtern wagen. Ringsum lag tiefe Stille. Der junge Artilleriſt ſtützt ſich auf ſein Gewehr; die Nacht iſt ſtichdunkel. Fern herüber rauſchen zuweilen die Tannen. Birken ſchimmern geiſterhaft. Ein Erdwall umgiebt das pulvergefüllte Magazin. Einige Rundgänge auf ihm hin und her und das Auge immer auf etwaige glimmende Funken gerichtet. Wehe dem Wandrer, der hier etwa mit einer brennenden „Tobacks"-Pfeife oder „einem Cigaro" (ſo ſagte man früher — Betonung wie „Figaro") gekommen wäre. Der rationaliſtiſche Zweifler ſieht, hört nichts, geht in ſein Schilderhaus, ſchläft ein. Ein Schlaf im Stehen währt nicht lange. Eben ſummen von den Kirchthürmen der Stadt zwölf Glockenſchläge. Die Angſt des Dienſtvergehens (auf Poſten ſchlafen!)

vergrößert die Vorstellung möglicher Gefahr. Der Zweifler sieht, erwachend, ein langes riesiges Gespenst. Wer da! ruft donnernd die Furcht, die bekanntlich immer lauter schreit als der Muth. Alles ist still. Die lange schmale Gestalt bleibt unbeweglich. Mit gefälltem Bayonnet rückt der Zweifler aus dem Schilderhause vorwärts. Einige beherzte Schritte und das Gespenst ist entschwunden. Es war nicht etwa jener mit einem Laken verhüllte Kamerad, der seine sieben einen halben Silbergroschen zu Ehren bringen wollte, sondern ein schmaler, langer sandiger Fußsteig, der sich zwischen dem grünen Rasen dahinzog und vom Schilderhause aus, zumal mit schlaftrunkenen Augen betrachtet, eine perspectivische Täuschung veranlassen konnte.

Im Soldatenleben scheint, von Außen aus betrachtet, Alles wie über einen Kamm geschoren. Aber nach Innen giebt es die bunteste Mannigfaltigkeit der Charaktere, Sitten, Lebensweisen. Man hält diese gewaffneten, buntgeschmückten Menschen für mechanisch abgerichtete, willenlose Wesen zum Verwechseln. In der Kaserne aber, im geheimen Getriebe des Dienstes treten alle Temperamente, alle moralischen Systeme in lebendigst nüancirten Exemplaren zum Vorschein. Geizhälse, Verschwender, Stoiker, Epikuräer, Lustigmacher, Melancholiker, Alles durcheinander. Früh machte es dem Knaben einen eigenen Eindruck, zu wissen, daß dieser dort so steif und mechanisch marschirende Soldat gestern erst von einem Arrest aus der Lindenstraße gekommen war, jener hübsche Junge mit dem silbernen Portepee „keine Eltern hatte", weil „sein Vater ein Prinz" sein sollte; jener Lieutenant, der so heiter seinen Degen schwang, „voller Schulden steckte"; jener Capitain, der so martialisch kommandirte, zu Hause „unter dem Pantoffel seiner Frau" stand; und jener Oberst zu Pferde gar, der den runden blitzenden Hut mit Federn trug, daheim ein Liebhaber der Hühnerzucht war, der türkischen Enten, der Tauben und der Pfauen. Das Negligé aller dieser so kerzengrad zusammenhaltenden Menschen gab von Jedem ein anderes Bild, als das, wie er jetzt exercirte oder mit klingendem Spiel vorüberzog an seinem König, hinter dem man, an den Pfeilern des Opernhauses sich anklammernd und wie zur „Suite" gehörig, die

Parade mitvorüberdefiliren ließ. Das da iſt der verhaßte, weil ſo gehäſſige Fähnrich von Haaſe! Das der treffliche, liebenswürdige, dem gemeinen Soldaten gegen die kleinen Offiziere immer beiſtehende Major! Wißt Ihr Alle, die Ihr hier herum „drängelt" auf den Stiegen des Opernhauſes, hier unter den Larven und Bildſäulen der Muſen, Ihr, die Ihr hier Skizzen aufnehmt zu den damals beliebten Paradebildern, die den Malern mit Gold, rothen Adlerorden und Wladimirs bezahlt wurden, wißt Ihr ſo, wie der kleine Burſche hier, daß vor drei Tagen beim Manöver zu jener goldgelbglänzenden Kanone hinter Rirdorf die jungen Prinzen, die Söhne des Königs, herangeritten kamen und den Fähnrich von Haaſe arg in's Gebet nahmen? Was bedeuten, ſprach zu ihm der ſpätere Kaiſer Wilhelm I. von Deutſchland, was bedeuten da vorn am Mundſtück Ihres Kanons die beiden Buchſtaben C. F.? Fähnrich von Haaſe, über und über erröthend, erwiderte nach längerem Beſinnen: Ich weiß nicht, Königliche Hoheit! Prinz Wilhelm will mit ſeinen Brüdern, den Fähnrich bemitleidend, weiter, da ſagt der Bruder des Knaben: „C. F., Königliche Hoheit, bedeutet Canon Français. Dies Geſchütz war erſt preußiſch, dann eine Zeitlang in franzöſiſcher Gewalt und iſt jetzt wieder unſer." Die Prinzen lobten die Antwort. Aber wer hier ringsum kennt nun des dort marſchirenden Herrn von Haaſe's Rache? Das Manöver iſt vorüber. Jene ſelben dahinreitenden Pferde, des Bruders treuer Rinaldo an der Spitze (die Unteroffiziere der Fuß-Artillerie waren damals beritten) ſollen den Staub abſpülen und in die Schwemme reiten, ſich auch erquicken am klar rinnenden Waſſer des damals in jener Gegend noch appetitlicher dahinfluthenden, ſchilfumrandeten Schafgrabens. Der Fähnrich von Haaſe kommandirt vom Ufer aus: Da! Dort! Zum Himmeldonnerwetter, reiten Sie da, wo ich ſage! Aber der Schafgraben war auch damals ſchon nicht überall beſſer als ſein Ruf. Auf jene Stelle paßte Rückert's Wort vom Berliner Unterbaum — die Spree käme zum Oberbaum herein wie ein Schwan und ginge zum Unterbaum hinaus wie ein — Rückert war aus Schweinfurt, ein gewiſſes Wort war ihm geläufiger. Der Bruder will weder ſein Geſchütz

noch ſein Geſpann, noch ſeinen eigenen treuen Rinaldo in den Moraſt führen, biegt von der kommandirten Stelle ab, ſucht jenes klare Schwanenwaſſer Rückert's, findet's und ruft allen Kameraden, ihm zu folgen. Aber wehe dem aus dem Waſſer mit den triefenden, erquickten Pferden Zurückkehrenden! „Für dieſe Ihre Inſubordination werden Sie Arreſt beſehen!" Haaſe meldet den Vorfall, nicht aber das Examen des künftigen deutſchen Kaiſers dem Capitain. Der Fall kommt an den Major. Jener brave, dort eben den Degen zum Präſentiren ſchwenkende Herr auf dem Apfelſchimmel ſagt: Herr von Haaſe, woher kommandirten denn Sie —? Woher? antwortete der ſchon wieder Examinirte. Vom Ufer aus, Herr Major! Ach ſo, Sie waren alſo nicht mit im Waſſer? Künftig, wenn wir wieder manövriren werden, ſoll jeder Capitain ſeine Batterie vom Kirchthurm aus kommandiren!

Die Parade iſt aber noch nicht zu Ende. Dort beim vierten Geſchütz reitet der Bruder! Heute ſcheint dem Knaben beim herrlichſten Sonnenſchein ein Regenſchirm über ihm ausgeſpannt. Denn es war ſoeben folgende Geſchichte paſſirt: Der Quälgeiſt der Compagnie, Fähnrich von Haaſe, läßt ſich einfallen, eine Reviſion der Kaſernenzimmer vorzunehmen. Er kommt in des Bruders Zimmer und findet unter deſſen Geräthſchaften einen Regenſchirm. Wem gehört dies niederträchtige Civil-Mobiliar? Vorläufig mir, ſagt der Bruder etwas patzig. Von Haaſe öffnet das Fenſter, will einen Act im Style Blücher's von Wahlſtatt ausführen und den Regenſchirm zum Fenſter hinauswerfen. Halt da! ruft der Bruder. Der Schirm gehört meiner Braut! Von Haaſe, durch die kräftig zugreifende Hand des Unteroffiziers an der Ausführung eines „genialen" Einfalls verhindert, deſſen Erzählung bei Joſty unter der Stechbahn unterhalten haben würde, beſchließt, den Bruder zu ſtrafen. Er ergreift die Gewehre einiger Gemeinen ringsum, unterſucht ſie und findet die Reſte der letzten Schüſſe noch nicht getilgt. Von Haaſe ſtürmt, als wenn er eine Fahne erbeutet hätte, hinunter in den Kaſernenhof; dem grade anweſenden Major wird die Meldung gemacht. Der Bruder mußte folgen. Aber wiederum unſer herrlicher, trefflicher Major, der dort eben auf ſeinem Apfel-

ſchimmel zur Sonnenſeite der Linden abbiegt! Wie lange iſt es her, Herr von Haaſe, daß die Leute geſchoſſen haben? Vierzehn Tage, Herr Oberſtwachtmeiſter, antwortet ein Naheſtehender ſtatt von Haaſe's. Haaſe erblaßt ſchon. Und ſeit dieſem Zeitraum haben Sie die Gewehre nicht revidirt? fragte der Major. Da werden Sie — Ja ſo, unterbrach er ſich, wenn ich Sie jetzt mit drei Tagen Stubenarreſt belegte, könnte das die franzöſiſche Komödie ſtören, in der Sie bei Perponchers mitſpielen. Morgen früh um 8 Uhr iſt die ganze Compagnie hier zur Stelle! Dann werde ich ſelbſt die Gewehre revidiren!

O Du von Haaſe! Schreite nicht ſo kühn, dilettirender Bühnenkünſtler! Stolpre ja nicht! Deine Thaten ſind aufgeſchrieben noch in anderen als nur in den Parolebüchern! Den braven Bruder wollteſt Du für das, trotz der franzöſiſchen Komödie bei Perponchers nicht erklärte Canon français verderben! Es geſchah Folgendes: Einem Schneider unter den Linden, dem Du, wahrſcheinlich beim Prinzen von Preußen ewig Verlorner, ſchuldeteſt, ſchuldete auch der freiwillige, auf beſcheidenes Avancement dienende Bruder, als er nur noch „Bombardier" war. Herr, ſagteſt Du zu dem Verfertiger Deiner eigenen reizenden Taille, Herr, wozu haben Sie die Langmuth mit ſolchem Bürgerpack, das es wagt, bei einem Schneider für den hohen Adel ebenfalls arbeiten zu laſſen? Ehrgeizig iſt der Hund, der Sohn eines prinzlichen Vereiters! Machen Sie ihm irgendwo unter ſeinen Kameraden eine eclatante Scene, dann iſt er beſchämt, ſie ziehen ihn auf, ob er wol auch von Adel wäre, dann wird er Sie bezahlen. Der vornehme Schneider bildet ſich ein, eine Scene würde nirgends auffallender wirken als auf der Wache. Der Bruder hatte die Wache am Oranienburger Thor mit acht Mann, und das dicht in der Nähe der „reitenden Artillerie-Kaſerne". Der elegante Adelsſchneider von Unter den Linden tritt in die Wache, dem jetzigen Vorſig-Etabliſſement gegenüber (ſie iſt abgeriſſen), beginnt ſeine Rechnung vorzulegen, mahnt. Der Bruder thut, als wär' er taub. Der Schneider erhitzt ſich, lärmt. Der Bombardier trommelt auf die Fenſterſcheiben. Der Schneider kennt keine Grenzen, ſein Zorn wächſt, er ſchlägt auf die hölzernen Tiſche. Der

Bombardier giebt den Kanonieren einen Wink. Der Schneider flucht. Er hatte Eile. Er wollte noch in feinſter Toilette in's Opernhaus, um die Milder und die Seidler im Wettkampf ſingen zu hören. Ich muß in Olympia, Herr, wann bezahlen Sie mich oder hier dieſe Uniform... Was? Um Gotteswillen — eine Königliche Uniform wird hier angetaſtet —? Ein Preußiſcher Soldat unziemlich berührt? Und noch dazu auf der Wache? Der Bruder ergreift den Attentäter, öffnet eine Thür, öffnet eine zweite, drückt den Schneider in ein dunkles Loch und bedeutet ihn, dort ſo lange zu warten, bis die dienſtthuende Ronde käme, die den Störer eines öffentlichen Wachtlokals mit auf die Hauptwache nehmen würde. Der Schneider wehrt ſich, kratzt, donnert an die Thür, ruft, droht; vergebens. Es ſchlägt ſechs Uhr. Spontini's Olympia hat begonnen. Vader hat ſeine erſte Arie. Der erſte Adels- und Militair-Schneider Berlins ſitzt in der dunklen Wachtſtube des Oranienburger Thors und zerknittert vor Verzweiflung ſein Sperrſitzbillet. Um acht Uhr kommt die Ronde, unglücklicherweiſe ohne Lieutenant. Neue Verzweiflung. Der „Hofkleidermacher für Civil und Militair" hat nur die Wahl zu warten oder ſich zu entſchließen, mit dieſen Leuten über die Straße zu gehen. Zu letzterem iſt er nicht fähig. Man reicht ihm als Nahrung, was man ſelbſt hat, Waſſer und Commisbrod. All' ſein Bitten erlöſt ihn nicht. Erſt um zehn Uhr rettet ihn der Ronden-Offizier, der ihm die Freiheit giebt, ohne den Bombardier für ſeine Selbſthülfe zu tadeln. Am folgenden Morgen kündigte aber auch der ſo ſchmerzlich um die Olympia Betrogene dem ſchlechteſten ſeiner Zahler, dem Fähnrich von Haaſe, den Credit.

Die Compagnie iſt vorüber. Das Rollen der Kanonen nimmt kein Ende. Reißen wir uns los von dieſen Schwänken, deren militairiſche Einſeitigkeit in der Darſtellung dem Knaben noch nicht faßlich war. In der Jugend wiegt man im Urtheil nicht ab. Die Parteilichkeit der Liebe und des Haſſes ſteht für Jedes und Alles ein, was ſie einmal erfaßt hat, was ſie einmal bewundert oder verabſcheut.

IV.

Die geographiſchen Grenzen des Kinderhorizonts dehnte nicht allein das neugierige Gelüſt, ſondern allmälig auch ſchon mancher glückliche Zufall oder eine beſondere Gunſt der Eltern aus. Da wurde ein neues aus Aken oder Trakehnen angekommenes Pferd eingeſchirrt, ein andres für die Cabrioletfahrt eingeſchult. Nun jagte der Vater um alle Thore Berlins. Man ſah unbekannte Felder und Sandhügel, rieſengroße Windmühlen, andere Stadtthore, einſame gräberbedeckte Kirchhöfe, ja in einiger Entfernung ragte ſogar der Galgen auf. Jetzt iſt er von der Eiſenbahn und der neuen Strafgerichtsordnung wegraſirt.

Als der Knabe ſchon zur Schule ging, verführte ihn eines Tages ein Kamerad, zum Roſenthaler Thor hinauszuwandern. Die Gegend war entlegen genug. Das Voigtland hatte den übelſten Ruf. Auf dem Wege dorthin lag ein niedriges altes Haus mit einem Thürmchen — jetzt iſt davon nur ein Denkmal, dem Begründer eines Armenhauſes, Koppe, geſetzt, und die „Thurmſtraße" übrig geblieben. Das „Thürmchen" ſtand in geheimnißvoller Wechſelbeziehung zu dem weſtlichen Quadratflügel der Akademie. Zwiſchen dem Thürmchen und der Akademie ging in ſtillem Abenddunkel ein polternder, dumpfhallender Karren. Da bringen ſie ſchon wieder Einen! ſagte der Vater, wenn unterm Fenſter um die neunte Stunde das Rollen des ſchauerlichen Wagens erklang. Dann war es ein Selbſtmörder oder ein Hospitalit, der zur Anatomie vom Thürmchen geliefert wurde, oder von der Anatomie ſchon geöffnet, zerſchnitten und ſtückweiſe wieder zurück zum Thürmchen gefahren wurde, um dort ſein Grab zu finden. Dieſe unterm Fenſter ſo nächtlich dahinrollende Chronik von ſtillen, lebensmüden oder verzweifelnden Entfernungen aus dem täglichen heitern Sonnen-Daſein prägte ſich ſchmerzensvoll dem Hörer ein. Der Vater „richtete" ſtreng, die Mutter milde. Jener ſah den Teufel vor dem Karren als luſtigen Fuhrmann peitſchen, dieſe blickte gen Himmel und ſprach von Gottes Gnade.

Der vorwitzige, viel ältere Kamerad, der den Knaben zum Rosenthaler Thor hinaus lockte, behauptete, man könnte hier Einlaß finden, wenn man nur sagte, man wollte die „Leichen" sehen — an derselben Stelle, wo jetzt auf „Koppens-Platz" die Kinder spielen. Schon klingelte der Muthige an einem großen, mit Nägeln beschlagenen Holzthor.

Schlorrende Tritte ließen sich vernehmen. Eine Alte, anzusehen wie eine Hexe, öffnete und musterte die Jungen mit unheimlichem Auge. Als der Führer sein Begehren nach den „Leichen" herausstotterte, schnarrte die Alte die „vorwitzige junge Brut" an und sagte, „die Leichen" wären nur für Herrschaften zu sehen. Sie würde auch nicht die Uebermüthigen weiter gelassen haben, wenn nicht eine unterirdische Stimme gerufen hätte: Den Kirchhof können sie ja sehen! Die Stimme kam aus einem Keller im Hofe. Die Knaben schossen wie der Blitz auf den großen grünen Anger, der sich sogleich hinter einer halboffenen Thür frei und ausgedehnt darbot. Hier, wo jetzt ein freundlicher Square mit Bäumen und Brunnen liegt, rings hohe Häuser stehen, Ammen und Wärterinnen mit ihren Kindern verkehren, sah man einen baum- und blüthenlosen Kirchhof. Da trocknete man Wäsche, Linnen wurden gebleicht. Zur Rechten lagen Gräber. Sie waren hie und da mit dünnem verbrannten Rasen bedeckt, doch alle namenlos, ohne Kreuze, ohne den Schatten eines Baumes, den Schmuck einer Blume.

Aber inzwischen waren „Herrschaften" gekommen, um „die Leichen" oder, wie sie jetzt hießen, die „Muhmen" zu sehen, „Mumien", wie erst in späteren Jahren verstanden wurde. Die Mumien des Thürmchens in der Hospitalstraße waren ausgedörrte, nicht verweste alte Leichname. Wir Knaben schlossen uns schnell an. Der Todtengräber öffnete einen Keller, in diesem einen alten Sarg und zeigte auf zwei braunlederne, wie von Wäscherinnenhand zusammen-„gewrungene" große Lappen, die einst Menschen gewesen sein sollten. Beklommen und doch neugierig traten die Knaben näher und schüttelten sich vor Entsetzen über Menschen, die man wie gefrorne große Waschlappen hätte aufgreifen und sich damit jagen können. Der Todtengräber versicherte

wenigſtens, dieſe „Muhmen" wären ſo leicht wie „Flederwiſche". Nach Entrichtung eines Trinkgeldes von Seiten der „Herrſchaften" wurde der Rückzug angetreten.

Nun ging's zum Roſenthaler Thor hinaus. Wie ging es an ein Ausmalen des Geſehenen! Die Mumien wurden jetzt die ſchönſten und gefälligſten Geſtalten von der Welt und noch „wie lebendig." Der Schauer, ſie geſehen zu haben, wurde in's Großartige übertrieben. Da war man denn, wie unwiſſentlich und gut vorbereitet, am Galgen angekommen. Noch kürzlich war auf ihm ein Mörder, Namens Jakobi, „gerädert" worden. Ja, in Wahrheit, man nahm das Ermorden anderer Menſchen früher ernſter! Auge um Auge, Zahn um Zahn! Die Statiſtiker ſagen die Unwahrheit, wenn ſie durch Zahlen beweiſen wollen, die Todesſtrafe ſchreckte nicht ab.

Der Galgen ſtand einige Schritte von der Scharfrichterei entfernt. Auf einem ſteinernen Unterbau erhoben ſich drei hohe Balken, die oben zu einem Dreieck vereinigt waren. Ringsum lagen die Korn- und Kartoffelfelder mit blauen und rothen Blumen, die Lerchen jubelten, nichts ſah man von Raben oder anderm Galgengeflügel. Der Kamerad war vorwitzig. Er forderte ſeinen jüngeren Gefährten auf, mit ihm die ſteinerne Plattform zu beſteigen. Da jedoch bei dieſem die vom Vater mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit der Schilderung wacherhaltene Erinnerung an den geräderten Jakobi zu abſchreckend war, ſo ging der Verführer allein, ungeachtet ihn der Jüngere angelegentlichſt bat, den Frevel zu unterlaſſen. Der Freund verlachte alle Bedenken, ſprang auf die ſteinernen Stufen und rief wie ein Eſſenkehrer aus ſeiner Schornſteinluke heraus ein prahlendes, lautſchallendes Hoho! mitten auf dem Galgen, an derſelben Stelle, wo Jakobi gerädert wurde. Dann ſprang er mit einem Mal hinunter. Es mußte ihm etwas in die Quere gekommen ſein. Nicht die Vorſtellung ſeines ominöſen Beginnens ſchien es geweſen zu ſein, ſondern der volle, gewaltige Rundblick über all dieſe Felder, Windmühlen, Häuſer, Thürme hinweg. Er hatte prahlend und laut ſprechen wollen. Da blieb er ſtecken wie Einer, der „vom Platze" ganz ſicher ſpricht, aber „von der Tribüne aus" ſich nicht ſammeln kann. Louis wurde auf dem Heimweg einſylbig. Lange hat ſein

Nicht ſelbſt der Trunkenheit mit Ernſt verwieſen?
Uſtinja will ich nicht in meiner Nähe,
Nach Uralsk kehre ſie zurück.

Sergius.

Die Stadt,
Vergeßt Ihr, iſt vom Feinde eingenommen,
Der ſich in mächtigen Geſchwadern naht.

Pugatſcheff.

So will ich mich in Pulverdampf verhüllen,
Daß man in meinem Angeſicht nicht leſe,
Wie mir ein Weib daheim und theure Kinder!
Uſtinja die Czarewna! Wo mein Schwert?
Die Sonne darf uns nicht in ſchnöden Worten
Und träumeriſchen Poſſen überraſchen.

Sergius.

Kaluga!

Pugatſcheff.

Ja, tritt näher, Bräutigam!

Zweiter Auftritt.

Kaluga. Die Vorigen.

Kaluga.

Ihr redet mich mit einem Namen an,
Der mir in Euerm Munde Spott erſcheint.

zaghafterer Gefährte das Gefühl nicht bemeiſtern können, daß ſein Freund von dieſer Verſuchung noch etwas davon tragen würde. Er gerieth in der That auf irrende Bahnen, wurde ein wilder Bube, der ſeinen Eltern trotzte, ſie ſogar ſchlug. Immer dachte ſein früherer Kumpan an das herausfordernde Hoho! auf dem Galgen und wagte nicht davon Anderen, die dem Wildling ein ſchlimmes Ende prophezeiten, zu erzählen. Aber die Orakel lügen. Louis wurde Schloſſer, trat in die Königliche Eiſengießerei vor'm Oranienburger Thor als Maſchinenarbeiter und brachte es durch Talent und geändertes Betragen bis zum Ciſeleur. Leider verhob er ſich an einem ſchweren Eiſenblock und fing trotz ſeiner Rieſennatur zu kränkeln an. Seine allgemein anerkannten Verdienſte erwarben ihm dennoch eine Berufung nach Schleſien auf die Zinkwerke des Grafen Henkel. Louis wurde einer der zuverläſſigſten, bravſten Werkführer, heirathete, that Gutes, auch an ſeinen früher von ihm geſchlagenen alten Eltern, die ihm vergeben hatten, ſiechte jedoch hin und ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre.

Wir überſprangen einen längeren Zeitraum — (im erſten Kindesleben zählt ein Jahr für zehn, im Jüngling ein Jahr für fünf, im Mann eins für eins, im Greiſe ein Jahr kaum noch für drei Monate) zurück alſo zur erſten, halb bewußtloſen Altersſtufe!

Die Gegend vor dem Oranienburger Thor war die früheſte ſichere Eroberung des jungen Columbus. Vom unheimlichen Voigtland, der damaligen Höhle des Pauperismus, zogen ſich einſame, endlos ſcheinende Sandflächen bis nach Tegel hin, wo die Geiſter der Wöllner-Periode „dem dicken König" Muth zu religiöſen Reactionen eingeſpukt hatten. Da lag der Geſundbrunnen und eine Saharawüſte, die man den Wedding nennt, auf deſſen tief im Sande angelegten Laufgräben, Schanzen, kleinen Belagerungsforts die Artillerie zu exerciren pflegte und jährlich an jedem dritten Auguſt oder „Königsgeburtstag" ein Feuerwerk abbrannte, bei deſſen Licht- und Farbenzaubern, Kanonenſchlägen, Transparent-Inſchriften der Bruder des Bombardiers, ſpätern Unteroffiziers, Feuer- und Oberfeuerwerkers nicht fehlen konnte, ſo

ſehr ihm dabei vor Müdigkeit beinahe die Glieder zuſammenbrachen. Auch die Nordweſtſeite Berlins wurde erforſcht. Ueberall, wo jetzt neue Straßen und Stadtviertel erſtanden ſind, lagen ſonſt Wieſen, Hecken, Kornfelder, Holzhöfe und theilweis innerhalb der Ringmauern der Stadt. Er bewunderte einen „Apolloſaal", das ſchwache erſte Vorbild der jetzigen Tempel bacchantiſcher Luſt. In der Nähe erhob ſich an der Panke die erſte Anlage jener königlichen Eiſengießerei, die den Anfang eines ganz dem Maſchinenweſen gewidmeten Stadtviertels bildete. Immer unruhiger wurde es um die ſtille Zurückgezogenheit des dem Laeso, sed invicto militi gewidmeten Hauſes, wo Friedrich des Großen Invaliden ihre hölzernen Beine im Sonnenſchein ausſtreckten oder wohin ſie vom Betreiben einiger Gewerbe zurückkehrten, die ſie in der Stadt, wenn auch blind oder einarmig, betreiben durften, z. B. den Handel mit Binſen zum Ausräumen der Pfeifen. Da lag die ſchreckenerregende „Charité", das große von Friedrich des Großen Vater ſo benannte Krankenhaus, das dem Volke wie alle Krankenhäuſer gleichbedeutend mit dem Vorzimmer des Todes war und auch darum dem Kinde ſo ſchreckhaft erſchien, weil die Sage ging, ſeine Todten würden in „Naſenquetſchern" begraben. So nannte das Volk Todtenladen, denen kein Maß nach der Beſchaffenheit der Leiche genommen wurde. Sie mußten paſſen, wenn auch beim Zunageln des Deckels die Naſe zu Grunde ging. In den Garten der „Narren" wagte der Knabe zuweilen einzublicken von der Thierarzneiſchule aus. Dieſe großen Parkanlagen exiſtiren nicht mehr. Links von der Friedrichsſtraße abſeits betrat man ein Thor, das in eine anmuthige Wieſengegend führte, durch die ſich eine Allee von Kaſtanienbäumen zog. An der Stelle, wo jetzt die Couplets des Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theaters geſungen werden, wurden ſonſt kranke Pferde obducirt, thieriſche Mißgeburten ausgebälgt, einſt ſogar ein großer, in voller Verweſung begriffener Wallfiſch zur Schau geſtellt. Dieſe geheimnißvolle, den kranken Thieren gewidmete Gegend grenzte an einen Garten, wo die Geiſteskranken hin- und herrannten, aus Büchern laut laſen, zuweilen boshaft auflachten, ſchnöde ſich einander

maßen und angrinzten oder auch still mit dem Spaten im Boden gruben und weltliche oder geistliche Lieder sangen. Die Astlöcher der Bretterwand erlaubten dem Knaben den Durchblick; aber die Bosheit manches Tollen, der die Lauscher bemerkte, konnte arge Verwundungen herbeiführen. Die Narren lauerten mit Nadelspitzen, Holzsplittern, Sand, um die neugierigen Augen der übermüthigen Vernünftigen zu strafen.

Immer mehr wuchs die Kenntniß der lärmenden, menschengedrängten innern Stadt. Heu und Stroh holen zu helfen vom Königlichen Magazin an der Waisenhausbrücke, war eine Lust. Ein solches schwankendes und doch sichres Thronen auf dem hochbeladenen Wagen mit vier stattlichen Rossen war ein Siegeszug. Oder es ging in die Alexanderstraße, wo sich neben dem unheimlichen „Ochsenkopf", dem Arbeitshause der Bettler, Vagabunden und rettungslos Verkommenen eine große Brodbäckerei erhob, wo die Commis-Brod-Laibe wie Mauersteine aufgeschichtet standen, auch wie Mauersteine beim Bauen von Mann zu Mann geworfen und ebenso aufgeladen wurden. Das Hungerjahr 1817 machte den Knaben wöchentlich zweimal zum Träger eines solchen mehre Pfund schweren Brotes. Die innere, stoßende und drängende Stadt, die handelsreiche Königsstraße, das alterthümliche Rathhaus mit dem Prangerhalseisen, das damals noch betrügerischen Bankerottirern in Aussicht gestellt werden konnte, die düstre Stadtvoigtei, der Mühlendamm mit seinen mehlbestreuten Colonnaden, die alten ehrwürdigen Kirchen Nikolai und Marien, der freundlichheitere Spittelmarkt mit seinen Obstverkäufern, runden Fischtässern, Buden, Vogelverkäufern, Kaninchenfütterern und seiner Bürgerschützenwache, deren Hauptquartier, der Schützenplatz, eine Art Jahrmarkt von Plundersweilern war, wo gewürfelt, gezecht, gesungen, gedrehorgelt und manche Mordthat von der bemalten Leinwand erklärt und dicht über die Todten der ringsumliegenden Kirchhöfe hinweg nach dem „Vogel" geschossen wurde; der Tönhofsplatz mit seinen langen, damals noch auf ihm einexercirten Soldatenreihen; die Jakobsstraße und der Durchgang über den pappelbepflanzten, hollunderbuschreichen Friedhof der Luisenkirche hinüber in das gelobte

Land der damaligen Jugend, die Hasenhaide der Jahn'schen Turner; das Rondeel am Halliſchen Thor mit ſeinem jetzt verklungenen Echo; die ſchweigſamehrwürdige, todtenſtille Lindenſtraße mit ihrem, wie ein delphiſches Orakel ſo heilig gehaltenen Kammergericht; das Köpnicker Thor mit ſeiner vereinſamt liegenden und deshalb ohne Zweifel das Schweizerheimweh und das Deſertiren befördernden Neufchatellerkaſerne; das jenſeitige Spreeufer mit ſeinen endloſen Gaſſen, wenn man den Stralower Fiſchzugtummelplatz erreichen wollte — und all dieſe breiten Flächen durchzogen von ſo vielen geheimnißvollen Gärten mit hohen Mauern oder Zäunen, die allerlei vornehme poetiſche Idylle, Landhäuſer, behagliche Exiſtenzen verbargen — die zahlloſen Brücken, hie und da manches grau Alterthümliche, Rokoko-Geſchnörkelte mit Hermenſäulen, Karyatiden, ſteinernen Helmen und Meduſenköpfen, ſo viel Unbenennbares, wenigſtens dem Kinde Anonymes und, wenn es einen Namen hatte, doch Unverſtändliches — Alles das deshalb eine ſo reiche, vielbewegte Welt, weil damals die Hauptſtadt in ihrer gewaltigen bequemen Ausdehnung nirgend etwas impoſant Großſtädtiſches hatte, wie Paris oder London oder auch ſeine jetzige Außenſeite, ſondern ſich in dieſer reichen Mannigfaltigkeit ſelbſt von einem Kinde traulich und gemüthlich überſehen ließ.

Mit ganz beſonderen reizenden Schauern erfüllten des Knaben Herz drei entlegenere Oertlichkeiten, das Dorf Schönhauſen, die Sommerluſt-Reſidenz Charlottenburg und die Feſtung Spandau. Die Umſtände, unter denen dieſe Orte geſehen wurden, waren keine gewöhnlichen und führen wieder in die engere Familienſphäre der Hohenzollern zurück.

V.

Jener Prinz, in deſſen Dienſten beide Schulmeiſterwaiſen ſtanden, der Maurer und der ehemalige Schneider, wohnte des Sommers in Schönhauſen, einem kleinen, hinter dem Dorf Pankow bei Berlin gelegenen Schloſſe. Von einem Parke

eingefriedigt, der ſeine Alleen, Boulingreens, Blumenterraſſen, Waſſerfälle, kleinen Springbrunnen, ſeine künſtlichen Felſen und von Birkenholz gezimmerten Brückchen hatte, wie nur im größeren Styl ein Park von Kaſſel, Stuttgart oder Verſailles, hatte dies Schlößchen ehedem zum Aufenthalt der Gemahlin Friedrich's des Großen gedient, einer Braunſchweigerin, die in den ihr aufgedrungenen und mit ſanfteſter Weiblichkeit ertragenen Mußeſtunden franzöſiſch zu ſchriftſtellern verſuchte, während ſie, die Schweſter der Amalie von Weimar, kein deutſches Wort orthographiſch ſchreiben konnte. Dem Schloſſe gegenüber lagen Wirthſchaftshäuſer, die zur Hofhaltung gehörten. Ringsum lagen nichts als Felder, Wieſen, Dörfer, wie eben die märkiſchen Dörfer ſind, mit Stroh- und Schindeldächern, mit großen Waſſertümpeln in der Mitte für die Gänſe und die Dorfjugend, mit einer freundlichen, oft uralten Kirche. Die herrlichen Eichen am Parkrande ſollten ſchon allein zu einer kaiſerlicheren Erhaltung Schönhauſens auffordern.

In dieſe Herrlichkeit ging es ſchon des Morgens in aller Frühe. Zwar nicht in einem Staatswagen, aber auch vor einem Wirthſchaftswagen holten die muthigen edlen Roſſe kräftig aus. Eine herrliche Fahrt, wenn ſich die blühenden Kaſtanienbäume der von Berlin abführenden Allee damals noch faſt zu einem Dache zuſammenſchloſſen. Auf Naturleben, Lerchen, Amſeln, Kuckuk zu achten, hatte des Vaters Beiſpiel jeder Zeit gelehrt. Unvergeßliche Tage der Freude! Alles ringsum ſtill, feierlich, morgenfrüh, ſonntagsweihevoll. In Pankow ſchnurrte ſchon die Orgel in der kleinen, erſt jetzt wieder neu erbauten Kirche. Der Onkel empfängt die Ankommenden unter einem Heck von weißem Flieder, das ſich an den gelbgetünchten Wänden der Dienſtwohnungen hinzog und die Ausſicht nach den Kirſchbäumen von „Deutſch-Buchholz" bot. Wie brannte die Sonne! Wie ſummten die Käfer! Wie klopfte das Herz, als im Freien der Tiſch gedeckt wurde und aus blendweißem Prinzen-Porzellan mit gemalten goldenen Wappen Reis in Milch oder gar eine Tafelreliquie verzehrt werden konnte. Hier waltete ein Arkadien. Der Menſch ging mit dem Menſchen. Alles war Idylle, ſelbſt bei den Bewohnern des von dem intriguanten Schweden Coſander

von Goethe erbauten, durch Friedrich's des Großen Gemahlin vielfach veränderten Schloſſes. Damals, als es hier Orangerieen und Faſanerieen gab, wurde ſelbſt Seidenbau betrieben. Von letzterem hatten ſich nur die Maulbeerbäume erhalten. Die Prinzeſſin lud die Dorfkinder von Schönhauſen ein und ließ ſie mit den eigenen Söhnen und Töchtern auf einige Stunden Kameradſchaft ſchließen. Wenn die Lakaien den Bauerjungen die Naſen geputzt und die Kammerjungfern die Mädchen unterſucht hatten, ob ſie ordentlich gewaſchen und gekämmt waren, durfte der Troß mit den größeren und kleineren Hoheiten an langgedeckten Tiſchen friſchgeſtrichene Butterſemmeln verzehren, Milch trinken oder Kirſchen und Birnen eſſen. Gewiß wird in dieſer Form das Talent zur Herablaſſung bei den Großen herangebildet; ob aber auch wahre Demuth und Beſcheidenheit, läßt ſich bezweifeln. Wenn Arm und Reich, Gering und Vornehm zuſammen gehen, ſo tobt ſich der Neckſinn, der Haſchegeiſt der Jugend bei den letzteren allein aus. Der Vornehme erhält die erſte Gelegenheit, ſeine Kraft, ſein Vorrecht zu üben. Die Unbill der jungen Löwen müßte ſchon beſonders wild und übermüthig werden, wenn die zuſchauende Brille des Hofgelehrten bei einer Gewaltthat den Ausſchlag nach der leidenden Seite hin geben ſollte. Und mit dem fünfzehnten Jahre hört auch all dieſe angebahnte „Popularität", dieſer Umgang mit Menſchenſpielzeug auf. Dann bekommen die jungen Götterſöhne „ebenbürtige" Geſellſchaft, und grade umgekehrt — wäre beſſer geweſen. Bei erwachender Kraft ſogleich Aufforderung zur Selbſtbeſchränkung, im erſten Vollgefühl ſogleich der Bruch durch feinere Spielkameradſchaft, die ſich nicht unbedingt ergiebt, ſondern zu wehren verſteht, und dann dem gereiften Jüngling Bauer- oder Bürgerknaben — als Einblick in die Werkſtätten der Arbeit und zum Studium des wirklichen Lebens!

In Prinzeſſin Marianne wohnte ein idylliſch-poetiſcher, gemüthvoller Sinn. Die hohe Dame, aus Süddeutſchland gebürtig, hätte am liebſten allzeit im Freien gelebt unter dem blauen Himmelszelt und wäre auf Wieſenteppichen durch's Leben gewandelt. Wenn irgend möglich, ſo wurde ihre Tafel unter einigen Orangebäumen und Blumenterraſſen an der

Gartenfront des kleinen dumpfdüſtern, etwas feuchten Schloſſes aufgeſchlagen. Sie trat gern mit werkthätiger Theilnahme mitten in's Leben der Armen hinein und ſuchte dabei für chriſtliche Wiedergeburt zu wirken, die damals immer mehr im Preiſe ſtieg. Dieſe Prinzeſſin hat viel zu verantworten für die Zeit des preußiſchen Abwärtsgehens von den Bahnen des Lichtes und des Fortſchritts. Solche hochgeſtellte Günſtlinge des Glücks haben gut reden von Wiedergeburt! Bei ihnen ſorgt ſelbſt für das Princip der Entſagung die Kunſt, der Luxus. Die Einen decoriren ihre Zimmer mit frivolem Tande, die Anderen im nazareniſchen Geſchmack, wofür aus Gold, Silber, Bronze, Sammet, Seide, Holz genug Koſtbarkeiten geſchaffen werden. Die Großen haben leicht ausrufen: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!“ Der Herr ſchmückt ihnen ihr Haus mit Crucifixen von Silber, Brevirien mit Miniaturen, Bibeln mit Handzeichnungen, bunten gebrannten Fenſterſcheiben, geſchnitzten Betſtühlen aus Jacarandenholz. Sammetpolſter erleichtern das Knieen. Franzen ſpielen um die zum Beten gekreuzten Hände. Der vornehme Pietismus kann auch an Pascal, Paul Gerhard, Angelus Sileſius ein allgemein-literariſches, poetiſch-geſtimmtes Intereſſe, wie nur an Goethe und Jean Paul, nehmen, während Schmolke und Arndt's wahres Chriſtenthum für die geiſtige und leibliche Armuth ganz anders wirken als Pascal, Paul Gerhard, Angelus Sileſius für die vornehme Bildung. Friedrich Wilhelm IV., unter ſeinen Kupferſtichmappen, ſeinen Grundriſſen zu byzantiniſchen Bauten, dem Studium des Puſeyismus und der anglikaniſchen Kirche hingegeben, befriedigte mit dieſem excluſiven Geſchmack ein ſpezifiſch anderes Bedürfniß ſeiner innerſten Natur, als ſein Volk mit dem Oberkirchenrath, der Gemeindezucht und der Sonntagsfeier oder der Arme mit ſeinem Porſt'ſchen Geſangbuch befriedigen ſoll. Die grünen Pfingſtmaien, die das Haus des Armen ſchmücken, werden nicht von jenem Cedernbaum gebrochen, unter deſſen Schatten ſich die excluſive Bildung in reizendſter Geiſtigkeit gehoben fühlt. Euch tiſcht der Pietismus goldene Früchte in ſilbernen Schalen auf, dem Armen auf kahlem Sandboden nur die ewig dürren Tannenzapfen der Entſagung!

Freilich beißen Heuchelei und — zugegeben — der Fanatismus auch auf ſolche Tannenzapfen an. Was wird nicht in der Nähe der Großen geheuchelt und gelogen! Dieſe Fürſtin mahnte Jeden zur Bekehrung. Sie fuhr aus einer pietiſtiſchen Predigt in die andere. Bei Schleiermacher ſah man ſie nicht. Wie ſchlugen die Sünder ihre lügenhaften Augen vor ihr nieder, andere Wiedergeborne wieder entzückt empor! O wohl! Eine einzige gute Seite läßt ſich der Heuchelei nicht abſprechen. Sie mildert wenigſtens zum Schein die Sitten; ſie läßt einen Menſchen herauskehren, der ſeine Leidenſchaften bezwingt. Die Großen brauchen lange, bis ſie den faulen Grund um ſich her, die Lüge und Verſtellung erkennen; ja ſie wollen auch lieber Alles ununterſucht laſſen, wenn nur nicht die Täuſchung von ſelbſt ſich aufdrängt und die Heuchler, denen Güte und Vertrauen die meiſten Wohlthaten geſchenkt hatte, ſich zuletzt ſo ſcheußlich undankbar und als gemeine Betrüger enthüllen. Von dem Tage an, wo die hohe Herrin pietiſtiſch wurde, trat in ihrem und ihres Gatten Hofſtaat, von den hohen Regionen bis in die unterſten, Veränderung über Veränderung ein.

Auch hier hatte der Apokalyptiker den richtigen Maßſtab. Vom Frommſein der Großen machte er nicht viel Weſens. Wenn an der Spittel- oder Georgen- oder Böhmiſchen Kirche die Caroſſen dicht gedrängt ſtanden, ſo daß die Armen kaum zur Thür hineinkonnten, lächelte er über ſo viel geputzte Herrlichkeit und kam auf die Phariſäer zurück und den Spruch vom Nadelöhr, durch das eher ein Kameel hindurchginge, als daß ein Reicher in's Himmelreich käme. Er erklärte, wohl den Wahn der Großen zu kennen, daß ſie ſich einbildeten, dermaleinſt auch im Himmel, wie in der Spittelkirche, die erſten Plätze reſervirt zu bekommen. Sehr verdächtig war ihm die neue Hof- und Dom-Agende mit ihrer katholiſch anmuthenden Liturgie. Auch darin witterte er etwas von den geheimen Künſten der „Propriande", die immerfort im Geheimen wühle und nicht eher ruhen würde, bis nicht „in Berlin ein römiſcher Biſchof ſäße". Sind dieſe apokalyptiſchen Zeiten nicht ſchon da?

Charlottenburg und die Veſte Spandau wurden dem

Bruder zu Liebe beſucht, der alle zwei Jahre dort in Garniſon ſtand. Dieſe Reiſewanderungen begannen gewöhnlich Sonntags in erſter Morgenfrühe. Grau und leichenhaft lag noch die ſcheidende Nachtdämmerung auf allen Straßen; ſogar der weltberühmte Berliner Staub war vom Thau niedergeſchlagen. Durch den grünen Kaſtanienwald der Univerſität ſchimmerte ein lichter Streifen, der purpurrothgelbe Herold der Sonne. Schlimme Vorbedeutung, wenn auf dem nahen „Hühnerhof", neben dem jetzigen chemiſchen Univerſitätslaboratorium, die Hähne krähten. Dann konnte es Regen geben. In ſolchen Fällen vertauſchten ſich die Charaktere der Eltern; der Vater wurde Optimiſt, die Mutter Peſſimiſt. Unter den Linden, in den Paläſten der Vornehmen lag Alles noch im tiefſten Schlummer, ſelbſt diejenigen Läden, die ſich am erſten zu öffnen pflegen, die der Bäcker, waren noch geſchloſſen. Im Thiergarten zwitſcherte es von allen Zweigen. Die breite, wohlgepflegte Kunſtſtraße entlang ziehen ſich rechts und links niedere Wege, die in frohem Gleichſchritt erwartungsvoll durchmeſſen wurden. Durch die Säulen des Brandenburger Thores mehrte ſich die Gluth der erwachenden Sonne. Die Hähne hatten Unrecht gehabt. Es giebt das herrlichſte Wetter. Der Thiergarten, wildverworren, ſumpfigüppig, wurde noch von einem Herrn Fintelmann, nicht dem Parkologen Lenné beherrſcht. Hinter dem früheren „Venusbaſſin", ſpäteren proſaiſcheren Karpfen-, dann Goldfiſchteich, linker Hand vom Wege, wucherte es von Schaafgarben, Winden, Farrenkräutern, Schierling und Wolfsmilch. Es war die volle Vegetation des Sumpfes. Eidechſen huſchten unter den hohen Gräſern dahin. Rechts hatte man den Blick nach dem Schloß Bellevue, das ſogar Delille beſungen hat, mit der vielbewunderten bronzenen Kanone, welche Prinz Auguſt (ein berühmter Held auch in der Prusse galante) eigenhändig von den Franzoſen erobert haben ſoll. Nun kam das freundliche „Rondeel", das mit einigen finger- und naſenloſen Sandſteinfiguren geziert war und vom Volke: „die Puppen" (hochdeutſch: „die Pupſen") genannt wurde, ſonſt aber ſchon zu Knobelsdorf's, des Thiergartenſchöpfers, Zeiten poetiſcher der „große Stern" hieß. Rings geſchnittene Hecken. Die Grenze Bellevues

bezeichnete ein erhöhter chineſiſcher Pavillon, im Volke Regenſchirm genannt. Weiter ſchreitend mehrte ſich die Sumpfvegetation. Lazerten, Fröſche huſchten vor den Frühwanderern in ein Dickicht, wo auf moorigem Boden die fächerpalmartigen Farrenkräuter ſich ſtreckten, die lockenden Blüthen der giftigen Aaronswurzel auf ſchwarzbraunem Stengel ſich wiegten, gelbweiße große Pilze ſich von einem inzwiſchen abgebrochenen grünen Wanderſtecken eine raſche Zerſtörung gefallen laſſen mußten. Endlich war der Schlagbaum der Wegegeldabgabe erreicht. Hier hatte noch vor Kurzem ein Wagenlenker des Königs, anfahrend an Säulen, die nicht mehr vorhanden ſind, den Hals gebrochen. Dieſer Unfall wurde vom Vater in den kleinſten Details und ganz ſo erzählt, wie die Mutter ſeine ſchauerliche Ausführlichkeit und allzu lebhafte Phantaſie „in den Tod nicht leiden konnte". Schon blitzten inzwiſchen die Sonnenſtrahlen mit voller Kraft und vergoldeten Charlottenburg, wo ſich bereits Leben zeigte. Rüſtete ſich doch der faſt ganz aus einſtöckigen Häuſern beſtehende Ort, in ſeinen Wirthſchaften und Tanzböden die Gäſte der großen Reſidenz zu empfangen. Eben öffneten ſich die Jalouſieen der „Sommerwohnungen", die Blumen vor'm Fenſter, die Lieblinge jener Epoche, die Hortenſien, wurden erfriſcht, die Wege vor'm Hauſe wurden gegen den drohenden Sonntagsſtaub im Voraus benetzt. Links belebte ſich der große Platz, wo der berühmte Kolter ſeine halsbrechenden Seiltänzerkünſte zeigte. Die Bäckerläden ſind offen! Vorräthe für Spandau werden vom noch heißen Brett gekauft! Wie kniſterte das warme gelbe Brot! Wie wird die Waare von Charlottenburg gerühmt, verglichen mit Berlins ſo „elender"! Wie wird die Berliner Bäckerinnung als die ſelbſtſüchtigſte, hochmüthigſte und „bredalſte" (brutalſte) aller Berliner Gilden nächſt der Schlächter- und Brauerinnung attakirt! Das ſtolze Schloß zur Rechten mit ſeinem grünen Kupferdach und der goldnen Krone unterbricht dieſe mit den baldigen Strafgerichten der Polizei drohenden Vergleiche. Schlüter und Eoſander von Goethe bauten es gemeinſchaftlich, obſchon ſie ſich haßten; für den Knaben aber lag die ganze Herrlichkeit dieſes Schloſſes nur in einer Gartenglocke, die in einem Teiche des daran ge-

Ich laſſe meine beiden Regimenter,
Die ich für dieſen Aufſtand ſelbſt gerüſtet,
Zum Abſchied ſatteln. Lebet wohl!

Pugatſcheff.

Ihr geht —
Wohin?

Kaluga.

Zum Feinde nicht. Doch längres Bleiben
Bei Freunden, die verrätheriſch den Dolch
In unſre Bruſt geſtoßen, hieße Schande.

Pugatſcheff.

Wie? Was empört Euch ſo?

Kaluga.

Dein eigner Frevel!
Dein gottvergeſſend teufliſches Beginnen!
Daß Du Dich Czaar genannt, war unſre Schuld,
Daß Dich die Würfel wählten, war nicht Deine!
Doch über Zufall und Nothwendigkeit
Gehſt Du hinaus, wenn Du Dein Weſen ſpalteſt,
Aus Deinem eignen Kern heraus Dich ſchälſt,
Ein Doppelweſen ſein willſt durch die Krone
Und in den Purpurmantel Gräuel hüllſt.

Pugatſcheff.

Was redeſt Du?

Kaluga.

Von Deinem Kronenreif,
Den Du mit einer Czaarin theilen willſt!
Von Kaſan, wo der Erzbiſchof die Hand,

legenen Parks alte bemooste Karpfenhäupter auf den oberen Wasserspiegel lockte. Aber diesmal gab es hier keine Rast. Immer vorwärts, und immer zu Fuß! Zwei Meilen hin und zwei Meilen am Abend zurück —! Die Trompete aus den linksliegenden Ställen der helmbebuschten, zu Charlottenburg in Garnison liegenden Eisenreiter giebt Muth —! Morgenreveilletöne — ach! ob in Kirchenvigilien oder im zweiten Act von Mehul's Joseph in Egypten oder wie hier bei den Kriegern — wie rufen sie so beredsam zum Leben auf —! Die Reveillecadenz der damaligen Berliner Signalhörner, erst aufsteigend, dann sich senkend, dann lang hingezogen und in den Sonnenaufgang hinein melancholisch verhallend, ist des Knaben erste musikalische Erinnerung. Hier bei den Reitern hatte die Trompete nicht den schönen Tonfall wie das Signalhorn von der Königswache in Berlin herüber durch den Kastanienwald hindurch. Aber! Vorwärts! Vorwärts! Keine Träumerei! Es geht den Sandberg hinauf, der jetzt als „Westend" für die Berliner ein Paradies geworden ist, wenigstens in den Prospecten der Actienbaugesellschaften. Damals existirte noch nicht einmal die Chaussee, von welcher man erzählte, daß ein gewaltthätiger bürgerlicher Gutsbesitzer, der vielberufene Grützmacher, der im Jähzorn einen Knecht erschlagen hatte, zur Ablösung der Strafe sie hätte erbauen müssen. Die mühselige Wanderung über diese sandige Steppe, diese dünngesäeten Kornfelder, diese unabsehbaren Kartoffeln! Das ist wahr, die Lerche sang so gut wie auf der goldnen Aue in Thüringen. Sie hob sich, schwebte, wirbelte nieder und machte Muth, tapfer auszuharren. Hinter einer großen, einsam gelegenen Windmühle kam endlich eine Waldstrecke, die gegen den nun schon immer heißeren Sonnenstrahl Schatten bot. Nur Tannen, nur Birken sah man, aber sie standen dichtgeschaart. Ueber ihre knorrigen, aus der Erde starrenden Wurzeln hinweg schritt sich's so wohlig. Hier, wo sich der Buchhändler Schaefer, geadelt als Herr „von Schäfer-Voit", von den Erträgnissen seines Modejournals „Bazar" eine Villa erbaut hat, war für den Knaben die classische Stelle, wo der Bruder, von Berlin nach Spandau wandernd, trotz seiner Uniform von „Räubern" angefallen wurde und sich erst mit dem

Säbel hatte Weg bahnen müssen. Endlich öffneten sich die Niederungen zur Spree, die sich mit gefälligster Waldumkränzung darbietet. Vom „Spandauer Bock" (oder „Bug" oder „Beuge" —?) ging der Weg abwärts und bot' in den sich senkenden Baumgruppen, durch welche die Sonnenlichter, die grünen Wiesen, die Wogen des Flusses und schon die Thürme Spandaus mit ihren goldenen Zifferblättern blitzten, während links der Wald an Dichtigkeit zunahm und emporstieg zur „Bergkette" der Pichelsberge, einen malerischen Anblick. Nun ging es quer um Heck und Zaun herum über die Wiesen, wenn diese trocken waren. An einem langen Erdwall wurde still gehalten. Hier, unter hunderttausenden weißer Sternblümchen, lagen die gefallenen jungen Freiwilligen, die 1813 Spandau von den Franzosen säubern wollten. Schon läuteten die Glocken der bald erreichten Stadt herüber zur Kirche. Rechts lag die wasserumgürtete, uralte, von Italienern, unter Leitung des Florentinischen Grafen Lynar, erbaute Festung mit der schwarzweißen Fahne. Der Fluß, malerisch umkränzt vom dunkeln Grün der Jungfernheide, belebte sich mit kleinen Booten. Die größeren „Schifferkähne" hielten Sonntagsrast um die schwarzweiß bemalte Zugbrücke, die endlich in die Stadt führte, deren Thor ein gewaltiger Thurm schützte. Knaben-Phantasie dachte sich ihn über und über mit Pulver gefüllt. Der Vater öffnete sogleich den Deckel seiner Pfeife, schüttete vorsichtig die Asche in den Zusammenfluß der Spree mit der Havel, steckte den noch heißen Pfeifenkopf ein, wünschte dem Brückenmeister einen frisch aus Berlin gekommenen Guten Morgen! und wir waren in Spandau.

Diese mühselige vierstündige Wanderung mit Weib und Kind, mit Verwandten und allerlei liebendem Anhang! Und Abends wieder zu Fuß zurück und mit gleicher Ausdauer! Nichts von Eisenbahn oder Tramway oder „Kremser!" Die Belohnung, den Bruder mit dem stolzen schwankenden Haarbusch auf dem „Czako" beim Appell zu sehen, seine kommandirende Stimme bei der Kirchenparade zu hören, sein Quartier hinter'm Zuchthause (Kinkel'schen Andenkens) zu besuchen, Nachmittags in die innere Festung zu wandern, den Juliusthurm, die Baukünste der Italiener und jenes poetischen, aben-

teuerlichen Lynar, der am Taſſohofe von Ferrara erzogen, die Mark mit Italien vermitteln wollte, zu beſtaunen, ſich daſelbſt wiegen und ſeine Schwere in einem uralten Wagebuch notiren zu laſſen, dann auf dem Schützenhauſe die Philiſter kegeln zu ſehen, alles das war die Reiſebelohnung! Zu fragen und zu träumen, zu gaffen und zu hören gab es hier die Fülle. Nicht nur die großartigen Thatſachen vom „Glacis", von den „Laufgräben", „Palliſaden", Schanzkörben, den Ueberſchwemmungsſchleuſen, Kaſematten, Mörſern, Bomben (die Feſtung hat mit ihrem Waſſer, ihren Bauholzplätzen, pappelgeſchmückten Eingangsthoren einen holländiſchen Charakter, zumal mit Winterſtaffage würde ſie ſich wie ein Vandervelde ausnehmen —), nicht nur die Chronik des Zuchthauſes gehörte dazu, die von den galgenwürdigſten Verbrechern, oder die Chronik der Feſtung, die von Studenten mit langen Demagogenhaaren und Bärten erzählte, ſondern auch die kleine Bürgerwelt, das ganze menſchliche Sein in Spandau. Alles nahm den gaffenden, horchenden, lauernden Kinderſinn gefangen, eine Spandauer Tiſchler-, eine Schmiedewerkſtatt, durch deren ſonntägliche Ruhe man hindurchſchreiten mußte, um in's Quartier des Bruders zu gelangen. Da erzählt ein Kamerad des Bruders von ſeiner ſchleſiſchen Heimath Wunderdinge. Oder die Frau des Feldwebels entwickelt Großartigkeit und tummelt ſich, die fremden Gäſte lukulliſch zu bewirthen. Wie wurde jetzt wieder das Brot von Spandau gerühmt! Letztres war nun noch vollkommner als das Charlottenburger. Wie wurden Fleiſch, Mehl, Hülſenfrüchte in ihren laufenden Preiſen, ihrer unverfälſchten, quellenreinen Güte mit der Theurung in der ſchon damals, bei nur 200,000 Einwohnern ſchon als ſündenverloren, lug- und trugergeben bezeichneten Hauptſtadt verglichen! Die halbe Welt der Kleinen dreht ſich um nichts als um die eigene Exiſtenz, um die Chronik des Markts. Man reichte ſich das Weißbrot im Kreiſe, pries die Krume, wie locker, wie ausgebacken ſie ſei. Man bewunderte einen Reichthum an kleinen, weißen, rothfloſſigen Fiſchen, den die hier zur Havel gewordene Spree abwarf. Konnte man einen ſo glücklichen Ort verlaſſen, ohne ſich nicht noch einen Sack gedörrten Obſtes mitzunehmen? Wie glücklich wurde der geprieſen, der ſich hier

im Bunde mit vier oder fünf Nachbarn ein Schwein mäſten oder für ſich allein im Koben drei Gänſe „nudeln" konnte! Ein unerſchöpfliches Thema dieſer Kampf der geringen Mittel mit dem großen Bedürfniß des Lebens. Und wie weiß es Einer beſſer als der Andre! Wie reich ſind die Erfahrungen, wie mannigfach die Methoden zum richtig und gut leben! Sparen, zu Etwas kommen, ſich einrichten, das ſind die gemeinſamen Ziele des gemeinſamen Wettlaufs, doch fängt es dabei die eine kleine runde Frau ſo an, die andre magere lange anders. Die Männer müſſen denken und ſollen es auch, ſie hätten mit ihren Hälften Hennen, die goldne Eier legen, geheirathet. Sie ſchweigen höchſtverwundert zu all' den Frauenprahlereien, blicken ganz verdutzt, hören den Zungenherrlichkeiten mit holländiſcher Geduld zu, lange thönerne Staatspfeifen dabei im Munde, und erfahren erſt jetzt, was ihnen in ihren Ehehälften für wunderbare Beſcheerungen zu Theil wurden. Fällt ihnen aber dann, im Bewußtſein, daß ihr Schweigen zu ſo viel Prahlerei Anerkennung verdient haben müßte, ein, ein wenig mit der Frau des Feldwebels zu ſchäkern; ſich mit der Frau Tiſchlermeiſterin von nebenan zu necken, ſchmunzeln ſie mit einer Witwe, die ſchon zwei Männer begraben hat, ſo entwickeln ſich auf all die Herrlichkeit, all den idylliſchen Genuß, tragiſche Heimgangsdialoge, ſchmollende Ermüdungsvorwürfe, zuletzt Gardinenpredigten. „Kein Menſch mehr brächte Einen dahinüber nach Spandau —" heißt es dann wol. Und kochen ſich dann gar hintennach die mitgebrachten gebackenen Dürrfrüchte ganz erbärmlich, ſind ſie ſteinhart und reichen nicht im Entfernteſten an die ſchöne ausgezeichnete Waare, die man von dem großſtädtiſchen Vorkoſthändler an der Friedrichs- und Dorotheenſtraßenecke geliefert bekommt, ſo iſt die Beſcheerung voll und vor Jahr und Tag wird ein Ereigniß nicht wiederholt, das man nur noch mit einigen wunderlichen Lebensverwicklungen zu verbinden hat, um die Welt des norddeutſchen kleinen Bürgers und ſeines Lebens beſcheidene Romantik mit „dorfgeſchichtlicher Treue" vor Augen zu haben.

Wohin horcht nicht alles das Kinderohr und ſchleicht ſich in die Menſchenzuſtände ein! Früh ahnen Kinder und nehmen

wahr die zerreißende Diſſonanz des Lebens. Dem Erzähler wenigſtens kann der Glaube nicht genommen werden, daß das Kind eine urſprüngliche Anlage nur zum Aufnehmen des Schönen, Guten, Harmoniſchen hat. Die Verwilderung muß ſchon eine weitausgedehnte ſein im Bereich ſeiner Exiſtenz, wenn Unſchönes, Böſes, Unharmoniſches ihm nicht mehr wehe thut. Es ſchreit auf, wenn der Druck des rauhen Daſeins und der Unbildung zu hart, zu gewaltthätig wird. Es möchte ja ſo gern Alles in Liebe verbinden, jeden Zwieſpalt verſöhnen, überall nur Glück und Freude verbreitet ſehen. Nicht ängſtlicher können die Vögel vor dem Sturm flattern, als ein Kinderherz bangt, wenn die Wolken ehelichen Unfriedens heraufziehen, die Leidenſchaften ſchon im Voraus zu plänkeln anfangen, noch nicht einmal pelotonweiſe losſtürmen. Kommen dann aber die vollen Salven, die Kreuzfeuer, Ladung auf Ladung, o wie fliegen da die jammernden Friedensſtifter hin und her und beſchwören die Partheien bei allen Himmeln, bei allen Paradieſen, abzulaſſen von ſo ſchnöder, wilder Menſchennatur, die ſelbſt Eltern, nächſt Gott den heiligſten Begriff, entſtellen kann! Mit der Zeit freilich kommt die Gewöhnung, die Gewöhnung ſelbſt an ein ſolches Familienunheil. Ja, es kommt die Gewöhnung an tauſend Rechnungen, die nicht mehr aufgehen. Was iſt das Leben ſo ernſt! Da kommt ein Haufe Menſchen. Ein Reiter ſtürzte, er wird herbeigetragen, das Pferd zerſchlug ihm mit dem Huf die Bruſt; er ſieht noch etwas wie irr im Kreiſe um ſich, das Auge bricht, er iſt todt. Ein lieber Geſpiele legt ſich auf's Krankenbett, ſie fahren ihn im Sarge hinaus auf den Kirchhof. Die Erfüllung eines Wunſches, die ein Großer den Eltern verſprochen, trifft nicht ein. Eines Tages kommt der Vater händeringend, er iſt eben in den Staatsdienſt getreten und debütirt mit dem Verlieren eines Geldbriefes. Der letzte Heller wird geopfert, ein vermögender Verwandter mit großem Umſtand um Hülfe angegangen. Bei einem Andern aus der Familienſippe wird eingebrochen, geſtohlen, der Armuth noch ihre geringe Habe geraubt. Der Druck ſchlechter Zeiten, das Zurückgehen der Geſchäfte ſind Dämonen, die ſich mit kummervoller Miene, das Haupt aufſtützend, in einem Winkel der Stube wie der jüdiſche Dalles zeigen, keine Ant-

wort geben, wenn man ſie anredet, ſtarr zur Erde blicken und im Kinde die erſten Zweifel an Gottes „Vatergüte" wecken. Wie verdunkelt ſich immer mehr der blaue Wolkengrund, wo man ſich leibhaftig thronend auf goldnen Sonnenſtrahlen den Herrn der Erde, den „Vater im Himmel" gedacht hatte! So leibhaftig, wie im Bilde gemalt, ſchwebte im Abendſonnenlicht der ernſte Patriarch mit ehrwürdigem Bart, der die Welt geſchaffen hat, vor dem vertrauenden Auge des Kindes; aber die Macht Satans wächſt, immer weiter rückt das Gute hinweg und das Böſe ſiegt. Und immer, immer klopft die Sorge an die Thür. Sie kommt auch ohne unſer Herein! Sie wird Gaſt im Hauſe, ein täglicher, ſie bläſt alle Kartenhäuſer des Kindes um, wirft alles Spielzeug in die Ecke, rauft alle Blumen aus, beirrt den Wuchs, den freianſtrebenden des jungen Lebensmuthes, legt Bleigewicht an jede zu weit ausholende Pendelſchwingung, verkümmert, verringert, beängſtigt die Athemzüge. Und warum? Für dreißig Thaler mußten dem Verwandten („der ſie ſelbſt von Andern geborgt hatte") fünfzig gezahlt werden. Darüber kam Alles in Verwirrung.

Dann verſchwindet der große ſichtbare Gottvater in den farbeſtrahlenden Wolken auch ſchon allmälig dem rationellen Glauben des Kindes. Die von innen kommende Offenbarung regt ſich. Stimmen fangen mit uns zu reden an, die nur vom zweifelnden Geiſte kommen können. Gott iſt ein Geiſt und das Unſichtbare und darum dennoch Vorhandene mehrt ſich im Bewußtſein des jungen aufſtrebenden Keims. Oder glaubt Ihr nicht, daß ſich ein Kind mehr als Durchgang des Weltgeheimniſſes fühlt als der erſtarkte kräftige Stamm? Räthſelhafte, unerklärlich entſtehende Wehmuth überſchleicht oft des Kindes Herz. Das Ziel des Lebens iſt ſo hoch, die Welt ſo weit und Du biſt ſo allein und ſo hülflos! Wer wird Deine Hand ergreifen, wer Dich durch dies dunkle, wegloſe Labyrinth führen! Iſt Kinderwehmuth ein Heimweh zurück zum räthſelhaften Lande des Nichts oder eine Vorahnung zukünftigen Lebens in Kraft und Bewährung? Debetur puero reverentia. Darin liegt mehr als nur die Aufforderung, ſich nicht dem Kinde zu zeigen, wie ſich Noah ſeinen Töchtern zeigte. Das Zarteſte in eines Kindes geiſtiger

Conſtitution iſt zu ſchonen. Denn wenn es ſinnig iſt, ſo nimmt es jeden Schmerz wie mit dem ganzen Nervengeflecht ſeiner Empfindung hin. Es geht ihm an's Leben, wenn es leiden, vollends unrecht leiden ſehen ſoll. Unverdiente Kinderkränkung wirkt nicht etwa blos äußerlich auf den Stolz und duckt gleichſam ein Stehaufmännchen in ſeine Schachtel; ſie erzeugt eine ſo tiefe Verlaſſenheit des Gemüthes, eine ſolche Wehmuth der Stimmung, daß es mehr als Rohheit iſt, wenn man glaubt, durch Spott oder lachende Zurede den inneren Brand des Schmerzes zu ſtillen. Schon allein die Armuth eines Strebſamen weckt Klagetöne des Gemüths, die ſich in Worten nicht ausſprechen laſſen. Die Schwere des allgemeinen, ſo endlichen, ſo halben Menſchenlooſes fällt bei den Kindern der Armen ſo gewaltſam auf ſie nieder, daß die Erzieher, die Lehrer nicht ſanft genug die ihnen anvertrauten Pflänzchen emporrichten können.

Ein Kind wird krank. Dann der leiſe Ton der Stimme, die Ergebung, der zehrende, liebeſuchende Blick! Sonſt der wilde frohe Uebermuth und nun ein ſolches Gebändigtſein! Bei den Krankheiten entwickelt ſich das Gemüth und der Geiſt der Kinder. Sie erſtehen reifer vom Lager, innerlicher, als ſie ſich legten. Die Entwicklung des Körpers ſteht ſtill und läßt dem Wachſen der Seele Raum. Dem Knaben machte ſchon das Klingen im Ohr eine wunderbare Wirkung, es war ihm wie das Rauſchen eines unſichtbaren Meeres, das halb dem Leben, halb der Geiſterwelt angehörte. Melodie und Farbe zugleich, Sehnſucht in's Unendliche, Anzuſtrebendes oder Geahntes weckte dieſer Ton. Die grünen, blauen, rothen Flecken vor einem Auge, das zu lange in die Sonne geſehen hatte, verzauberten ihm nicht minder die Welt. Den Träumer reizte es, ſich die Augen zuzudrücken und ſich an jenen kaleidoskopiſchen Bildungen zu weiden, an den bunten Formen und Lichtern, geſtickten Teppichen, gemalten Fenſterſcheiben, die dann aus dem Dunkel aufſtiegen in den reichſten ſymmetriſchen Muſtern, ſchöner als die zum Sticken beſtimmten, die am Wittich'ſchen Laden in der Jägerſtraße hingen. Bei Erkältungsfiebern begann das „Phantaſiren", das bis in die Jünglingszeit eine Plage der Eltern blieb. Dann ſchien

dem Erkrankten das Bett umzingelt von kleinen dicken Männern mit langen, gräulichen Nasen, einer drängte den andern; oder es begann ein Gefühl des Schwebens, des Aufsteigens in die Luft, das jammernde Hülferufen um Rettung vor dem jähen Niedersturz. Dies Schweben in den Lüften und Niederfallen aus den Wolken wiederholte sich bei jedem Unwohlsein. Der Knabe wußte, daß ihn Vater und Mutter in den Armen hielten, und doch jammerte er, er müßte in's Unendliche sinken und konnte sich nicht halten. Ein pommersches Gegenmittel: Einen Kübel Wasser über den Kopf! vom Vater angerathen, wurde von der Mutter zurückgewiesen.

Die Vermittelung mit dem Arzte ist bei manchen Lebenslagen die einzige, die eine ganze Schicht der Gesellschaft in die Nähe der Bildung bringt. In solchem Grade arme Existenzen kann es geben, daß der Arzt der Einzige ist, der aus der Welt des Fracks und der Handschuhe je mit ihnen in Berührung kommt, der Einzige, der in gewählter Sprache nach ihrem Wohl und Wehe fragt. So sehr Paria war der Knabe nicht; aber in dem Vorfahren und dem Eintreten jenes kleinen, strengen, kurzangebundenen, scharfblickenden, raschbefehlenden Hofraths Kunzmann lag etwas so Vornehmes und Erschreckendes, daß allein schon damit jeder Krankheit ein momentaner Halt geboten schien. Hofrath Kunzmann wurde bei jedem Uebel gerufen, doch hinderte das nicht, daß die Eltern, wie alle Menschen aus dem Volke, weniger der lateinischen Heilkunde als der traditionellen Hausmittellehre trauten. Auch sprachen sie gern von alten Frauen, die die Drüsen heilten und Kindern „den Zapfen hoben", von alten Schäfern, die die Rose besprachen oder Warzen durch Sympathie vertrieben. Daß ein Stückchen rohes Fleisch, in die Dachtraufe gelegt, und eine Warze am Finger in Verbindung stehen können und eines das andre vertreibt, dafür fehlte es am festesten Glauben nicht. Die liebsten Formen des Heilmittels sind dem Volke Kräutertrank und Salbe. In Salben liegt ihm der Auszug aller Kräfte der Natur. Kräutermischungen, gewisse Fetttheile des Thieres, „Biebergeil", zerriebene Gallensteine oder ähnliche Mischungen sind ihm Panacceen. Die medizinische Polizei war damals auf ständiger Jagd gegen

die Volksärzte, aber sie entstanden immer wieder in den Winkeln und Hinterhöfen und einsamen Vorwerken vor den Thoren. Jetzt scheint die Polizei alles Quacksalbern freigegeben zu haben. Wer betrogen sein will, mag es also werden?

Man mag wol noch selten solche allein wohnende Hufelands oder Schönleins der Vorstadt antreffen, wie sonst nicht selten einen Schuster, einen Weber. Erschrocken, weil immer der Polizei gewärtig, springt der unzünftige Asklepiade von seiner Arbeit auf, fährt uns rauh und hart an, was man wolle, und hört mit Unmuth, daß man ihn um Bewährung seiner Heilkraft bittet. Ist es die alte, schon in Delphi bekannt gewesene, sich sträubende Ablehnung jeder übernatürlichen Zumuthung von Seiten solcher Uebernatürlichbegabten, oder nur Verstellung? Jedenfalls beschwichtigt man die Polternden und sie rücken mit ihren Künsten heraus. So lernte der Knabe eine Art Hexe kennen, die, fast unglaublich, dicht im Schatten des eben neu gebauten Domes und des Königlichen Schlosses wohnte. Museum, altes und neues, Kiß'sche Amazone und dergleichen existirten noch nicht. Nur ein Quadrat von Pappeln, Lustgarten genannt, und auf einer seiner Flanken der jetzt auf den Wilhelmsplatz versetzte „Alte Dessauer". Die altergraue, von Bäumen beschattete Hofapotheke liegt in dem mittelalterlichen Flügelreste des Schlosses. Neben dieser Werkstatt Aeskulap's, wo mit scheuer Ehrerbietung die ausgestopften Vögel des Vorgemachs bewundert wurden, lag die bescheidene Hütte einer Heilkundigen. Eine alte, lange, hagere Frau, der man sich nur nach vielem Bitten und Betteln um Hülfe nähern durfte, vertrieb hier den Kindern die Drüsen, drehte ihnen die steifen Hälse um, „hob die Zapfen", wahrsagte auch aus Karten oder Kaffeesatz, trieb Sympathie und ähnliche wunderbare Abracadabras der Volksheilkunde. Die finstre, unfreundliche Frau nahm für einen „eingerenkten" steifen Hals vier Groschen. Der Knabe hat den Besuch im kleinen düstern Zimmer der Hexe bis in's kleinste Detail behalten. Der wachsumhüllte Vogelbauer, das Bett mit dem gewürfelten Ueberzug, hohe Schränke, ein Stuhl mit Lehne wie bei einem Zahnarzt und — seltsam, doch gehört's in die ersten Kapitel einer Mnemotechnik — mit

der Erinnerung an diesen Besuch hingen jahrelang braunglänzende, ausgeschälte Kastanien zusammen, die auf dem Heimwege an der Universität gesammelt wurden. Des Jungen steifer Hals, gedreht, bestrichen, gedrückt von der griesgrämlichen Wunderthäterin, hatte sich schon wieder bücken können. So wurden die Kastanien mit dem Halse in der Erinnerung Eines und Dasselbe. Ganz ebenso behält man später die Jahreszahlen der Hohenstaufenzeit und denkt dabei an irgend eine verhängnißvoll gewesene Hausnummer in der Großen Friedrichsstraße.

Dem inneren Drängen des Geistes, der endlich über die dämonische Macht des Körpers nachhaltigere Kraft gewinnt, kommt die Schule, die Kirche, die Bücherwelt mit kräftig helfenden Armen entgegen. Das sind dann Liebkosungen und sich so gewaltig ausstreckende Hülfeleistungen der bereits bestehenden Welt, daß sie bald ausschließlich das ganze Jugendleben gefangen nehmen.

VI.

Als der Knabe siebenjährig zum ersten Mal in die Schule geführt werden sollte, erhob er ein solches Zetermordio, daß die Leute auf der Straße stillstanden und in Erfahrung brachten: Die treue Schwester sollte ihn zu einem Lehrer Namens Schubert führen, der an der Dorotheenstädtischen Kirche eine achtbare Schule, nicht „Klippschule", sondern Parochialschule, Bürgerschule, unterhielt. Eine „Klippschule" hielt ihm gegenüber ein Lehrer Namens Cajeri. Aber weiter als hundert Schritte vom Hause brachte den widerspenstigen Schulrefraktär die Schwester nicht. Ja, an den düstern Fenstern der Anatomie, da, wo einst Maupertuis (oder Voltaire) die Sternwarte besteigen wollte und mit einer Leiche karambolirte, worauf ein für alle Mal die Akademiker von Friedrich dem Großen einen eigenen Eingang zum Sternenhimmel und die Anatomen einen eigenen zu ihren Obductionen angewiesen erhielten, warf sich der Unhold auf die Erde, schrie, schlug

Die eines Traurings heil'ge Feſſel trägt,
In eines zweiten Weibes, in Uſtinjens
Mir angelobte Rechte legen ſoll!

Pugatſcheff
(hält ſich die Hand an die Stirne).

In eines zweiten Weibes? Hör' ich denn
Mit einem Ohr, das Wirklichkeit vom Traum
Kann unterſcheiden? Seid Ihr Menſchen, die
In des gewohnten Daſeins Gränzen leben?
Faßt mich der Wahnſinn oder Euch?

Kaluga.

Verfolgt
Die Bahn, die Euch zu Unerhörtem führt,
Ich kann Euch Kaſan nicht erobern helfen.

Pugatſcheff.

In Kaſan mir ein neuer Ehebund?
Mein Ich getheilt in zwei erlogne Weſen?
Wer fordert ſo die Rechte der Natur
Heraus? Wer iſt's, der dieſen Plan erſonnen?

Sergius
(bei Seite zu ihm).

Seid vorbedächtig! Redet nicht zu frei!
Es giebt kein Heer für Euch, als durch den Hetman —
Werft einen Schleier über die Empfindung
Und hüllt in dunkle Worte Euern Sinn!

Pugatſcheff.

Ein Gatte und doch unbeweibt? — Ein Vater —
Und kinderlos —?

mit Händen und Füßen um sich und schien unter keinerlei Umständen etwas vom Wissen wissen zu wollen. Denn was brauchte ein „Bildhauer" in die Schule zu gehen? – „Ich kann ja nicht in die Schule gehen! Denn ich weiß nichts!" Mit Zittern und Flehen versicherte der Knabe, er müßte ja das Lesen und Schreiben schon mitbringen. Das Zureden der Umstehenden half. Zuletzt folgte der Junge. Andere Kinder mit Pennal und Schiefertafel näherten sich ihm zutraulich. Meister Schubert, ein schöner, stattlicher Mann, redete ihm sanft zu. Aber kaum hatten die A-B-C-Schützen aus einem Buche mit großgedruckten Lettern angefangen zu buchstabiren, kaum bemerkte der Noviz, daß von den Aufgerufenen Einer auf den Andern folgte und daß die, die schon etwas wußten, ihm immer näher und näher saßen, so plärrte er wieder los und meldete sich schon vor der Zeit, ehe an ihn die Reihe kam, mit seinem verzweifelnden: Er wisse noch nichts. Auf sanftes Zureden wurde allmälig begriffen, daß man hier mit Ehren als unbeschriebenes Blatt sitzen konnte.

Ein guter Lehrer wird nicht fehlgreifen, wenn er den Schüler zunächst von diesem Gefühl des Verlassenseins und einer totalen geistigen Hülflosigkeit angreift. Die Vorstellung von einer schüchternen und haltlosen Kindesseele wird ihm schon im Ton die rechte Liebe geben. Das rauhe Wort, das mit Recht dem unbändigen Massengeiste gilt, muß sich dem Einzelnen gegenüber mildern. Bleibt der Lehrer immer bei der Vorstellung von einer wilden, zuchtlosen Horde, tobt und droht er im Ganzen und im Einzelnen, so kann über eine solche Schule kein Segen kommen. Meister Schubert war für die Allgemeinheit streng, sogar vornehm kalt, aber für den Einzelnen stieg er zu milder Freundlichkeit herab und ließ sich's viel Mühe kosten, ein Kind zur Freude seiner Eltern zu machen. Wollte ein Zögling den Geburtstag seiner Eltern feiern, so zeichnete, malte und schrieb der gute Mann nach der Lehrzeit mit dem Gratulanten voll emsigster Geduld. Scherzte er mit den Kindern, so hatte seine Herablassung etwas Königliches. Aber mit der Masse scherzte er nie. Die Masse wurde dictatorisch behandelt. Von dem Thron, auf dem er ständig Federn schnitt und

dieſe nummernweiſe in's Federnbrett ſteckte — lauter antiquariſch gewordene Begriffe — erfolgte zum Allgemeinen nur dann eine Herablaſſung, wenn er rührende Geſchichten vorlas, den Robinſon und Gumal und Lina. Seine „bibliſche Geſchichte" ging in's Herz. Wenn er von Joſeph und ſeinen Brüdern erzählte, weinte Alles. Auch ſtrich er die Geige zu den Chorälen, die geſungen wurden, betete andächtig und ohne Muckerei. Seine Stimme, möchte ich ſagen, war für Muckerei zu voll und zu beſtimmt. Dazu gehören Fiſtelſtimmen, Hektik. Aber auch ein ſcharfes Auge hatte Meiſter Schubert, einen raſchen Ueberblick der Klaſſe, beſonders mußten ihm die Hände der Jungen klar und offen zu Tage liegen. Zuweilen gab es ſeltſame Unterſuchungen, wo die Mehrzahl der Kinder ſelbſt nicht wußte, worum es ſich handelte, wo aber regelmäßig einige als räudige Schafe erkannt und unter ſpecielle Aufſicht geſtellt wurden. Am liebevollſten erſchien Schubert in ſchwüler Sommerzeit. Dann wurde von zwei Auserwählten ein Eimer Waſſer heraufgetragen und bankweiſe die ganze Kinderheerde aus einem großen blechernen Becher getränkt. Zu Weihnachten, wo der Beginn des Weihnachtsſpruchlernens ſchon an ſich eine namenloſe Vorſeligkeit in alle Gemüther ergoß, und kurz vor dem Feſte, wenn die gedruckten, mit bunten blanken Umſchlägen, auf denen ein grober Holzſchnitt eine Scene der Bibel vergegenwärtigte, verſehenen „Wünſche" ausgetheilt wurden, war Schubert die Liebe und Vätertichkeit ſelbſt. Er fühlte die Wonne ſeiner Kinder nach, wenn ein ſolches: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen" oder ein „Chriſtus als Kind im Tempel lehrend," im Bilde ausgetheilt, entgegengenommen, mit beinahe katholiſch zu nennender Andacht verehrt wurde. Katholiken waren, nebenbei bemerkt, für den Knaben ganz aparte Geſchöpfe. Einige Jugendgeſpielen waren Chorknaben in der nahen Hedwigskirche. Bei ihnen zu Hauſe gab es auf der Kommode myſtiſchen Hausrath, Crucifixe, Madonnen von bunt angeſtrichenem Gips, kleine Heiligenbildchen am Spiegel, eine Pfauenfeder breitete ſich über dem Ganzen. All das erſchien höchſt intereſſant, aber bemitleidenswerth.

Was lernt man in ſolchen Elementar-Schulen? Damals nach alter Methode buchſtabiren und leſen, in einem antiſächſiſchen Ductus (nach Heinrigs) ſchreiben, nach dem Schwiegerſohn des Meiſters Schubert, dem vielberühmten „Ferbitz", rechnen, ſogar zeichnen, ſogar von einem alten Franzoſen, Monſieur Horré, franzöſiſch, lateiniſch ſogar von einem cyniſchen ſchmutzigen Sonderling, deſſen Namen der Erzähler vergeſſen. Fand bei dieſen Lehrgängen ein Syſtem ſtatt? Ein Kind weiß nichts davon. Es lernt ſchwimmen und ſieht die Leine nicht. Was da conferenzelt und theoretiſirt wird, iſt ihm wie die geheime Kramerei des Chriſtkindes. Man lebt nur in den Wirkungen und weiß von den Urſachen nichts. Nur die Feſttage, die Ferien, das Kommen von neuen, das Gehen von alten Lehrern, das ſind einzelne Einſchnitte des erſten Schullebens, wo man zur Noth ſich ſelbſt an Anderen allmälig zu vergleichen lernt. Dieſes hingegebene, vertrauensſelige, das ganze Herz anbietende Begrüßen eines „neuen Lehrers"! Ach und wie oft dann der Abſchied von einem alten, wo eine ganze Klaſſe in Weinen verſetzt werden kann! Da ſetzen ſich die erſten Ringe an das wachſende Bäumchen. Ein milder, etwas frömmelnder Lehrer, Namens Gädicke, erklärte eines Tages, er wäre Miſſionair geworden und würde den Kindern Lebewohl ſagen. Er wollte zu den blinden Heiden über's Meer. Als er ging, war das ein Abſchied! Erſt ein ſolenner in der Klaſſe. Da ging der Scheidende zu Jedem einzeln und gab ihm die Hand und betete und heidenpredigte ſchon. Dabei mußte Ordnung walten. Als er aber nach Schulſchluß noch einmal ad libitum attakirt werden konnte, gab es eine Iffland'ſche Scene auf der Straße. Thränen, Küſſe, Umarmungen. Gädicke zog in die Welt von Gumal und Lina! O, finde, ſo empfand man, ſo edle, ſo gütige Mohren, wie Gumal ſie fand! Gädicke, und ſollte Robinſon's guter Freitag eine Fabel ſein? Gott behüte dich, daß dich die Wilden nicht freſſen!

Ohne Mechanismus prägt ſich in die erſte geiſtige Empfänglichkeit des Kindes nichts ein. Die falſche Aufklärung hat uns zu manchem Blendwerk neuer Methoden verhelfen wollen, aber die Gefahr, die ſich mit ihrer Anwendung für die Einwurzelung des Wiſſensſtoffes ergiebt, iſt keine geringe.

Das erſte Lernen in der Schule muß ein mechaniſches Exerciren ſein. Alle „Individualiſirung“, ſogenanntes „Eingehen“ auf die Kinder und ihre ſpecielle „Natur“ erzeugt Unzulänglichkeit und verſetzt die ohnehin noch weiche Gehirnmaſſe in einen Brei von unbeſtimmter Halbheit. Wie will man einem halben Hundert Kindern mit Demonſtrationen beikommen? Wenn man Kinder von heute rechnen ſieht, ſo wird man eine fortgeſchrittene Klarheit in der Analyſe nicht verkennen, aber es ſcheint uns faſt, als wäre es nur diejenige Klarheit, die dem Lehrer ſelbſt nöthig iſt zur Prüfung der Exempel, ſelten die, die das Kind bedarf, um die Exempel zu machen. Man findet in dieſen Rechnenmethoden viel Worte. Das Kind fußt nicht auf einem mechaniſch ſichern Einmaleins, ſondern wirft und wälzt ſich umher in einer improviſirten Rechnungslogik, die nur im glücklichſten Falle bei einem anſchlägigen Kopfe zur Klarheit kommt. Der offenbarſte Mangel an Seelenkunde zeigt ſich darin, daß man beim Kopfrechnen nicht nur geſtattet, ſondern verlangt, daß das Kind wörtlich das aufgegebene Exempel wiederholt. Man muß die auf Worten ausruhende Trägheit des Auffaſſens der Kinder wenig kennen, wenn man eine Operation geſtattet, wo ſich der lebhafte, unruhige, zerſtreute Lehrer leicht von einem denkfaulen Kinde täuſchen läßt, das, ſtatt ſchon zu rechnen, jetzt erſt durch das auseinandergezerrte und altklugwichtig vorgetragene Wiederholen der Aufgabe den Schein einer Präciſion annimmt, die nicht ſtattfindet. Im Kopfrechnen iſt weniger auf algebraiſch-richtige Analyſe als auf Intuition und Phantaſie zu ſehen. Das Kind muß nicht den abſtract-logiſchen Proceß der Rechnung durchmachen, ſondern ſoll vor den halbgeſchloſſenen Augen gleichſam die ſchwarze Tafel ſehen, wo dasjenige angeſchrieben ſteht, was es ſich in Gedanken zu vergegenwärtigen hat. Das Auge muß rechnen, nicht der Verſtand, der beim Kinde noch nicht durchgebildet genug iſt. Vollends verlangt der erſte Elementarunterricht Mechanik. Die Kinder ſollen maſſenweiſe und im einzelnen Aufruf dem Lehrer die Demonſtrationen nachmachen, und zwar lange und oft. Das ungeduldige Hin- und Herſpringen in der Denkmethode kommt von Lehrern, die für die Erziehung

nicht geschaffen sind. Ein Kranker, der Langeweile empfindet, ist auf dem Wege der Genesung. Ein Lehrer, der die Langeweile von Lesen, Schreiben und Rechnen und immer wieder von Lesen, Schreiben, Rechnen nicht ertragen kann, paßt für seinen Beruf nicht. Ich finde Schulpläne, die so bunt wie Theaterbenefizzettel aussehen. Ich würde zufrieden sein, für ein gewisses Kindesalter nichts darauf zu sehen, als stündlich: Rechnen, Lesen, Schreiben. Und was soll man von den Kindergärten, vom Fröbel'schen Gepappel des Denkspielens und Spieldenkens sagen? Erst künftige Epochen werden im Stande sein, unsre Generation vorurtheilsfrei zu beurtheilen. Ich will wünschen, daß die „Kindergärten" vor diesem Gericht bestehen. Lautet ohnehin der Spruch desselben für Manches, das — Manchem schon jetzt an den Teutschen der jungen Generation mißfällt, ungünstig, so wäre nicht unmöglich, daß sich herausstellte, wie wenig die Kindergärten den Erwartungen, die man auf sie setzte, entsprochen haben.

In Rücksicht des Masselernens und des geistigen Gesammtercercirens geht nichts über den Besuch einer vollgültigen Schule, keiner Spielschule. Der Schulbesuch ist die unschuldigste und nützlichste Form des ersten Eintritts in die Welt. Ein Schritt aus dem Hause in ein kleines begrenztes Leben und aus diesem neuen kleinen Leben sogleich wieder in's Haus zurück. Der gesteigerte Trieb zum Lernen, der Sporn des Ehrgeizes liegt auf der Hand. Und auch schon von diesem Vortheil abgesehen, wie harmlos erweitert sich der Einblick in das Leben andrer Menschen! Das Wissen ist für Alle, und wie mannigfach sind diese kleinen Wettläufe nach demselben Ziele! Arm und Reich, Vornehm und Gering, Sauber und Schmutzig, Sanft und Zornig durcheinander. Es regt sich das erste Bedürfniß der Liebe und Freundschaft. Man nimmt nicht nur die zu unsrer Familie daheim einmal gegebenen Menschen, sondern man wählt sich schon neue. Ein gewonnener Freund führt das Kind in das Haus seiner Eltern. Wie ist da Alles so anders als daheim! Wie viel Brüder, wie viel Schwestern giebt's da! Wieviel Lärm oft und an anderen Orten wie viel Stille. Pedanterie! Man hat noch gar kein Urtheil über die alten unausstehlichen Tanten des Ge-

ſpielen, die über ihre Stubendiebe keinen fremden Schuh laſſen wollen, aber es bilden ſich ſchon Stimmungen und Ahnungen über die Mannigfaltigkeit der Charaktere. Der Horizont erweitert ſich und der Schulbeſuch regelt den Sinn für Ordnung und Geſetz. Das Kind lernt ſich ſelbſt beſtimmen. Es lernt, ſein Schickſal in eigner Hand haben. Was man an ſich ſelbſt nicht fühlt, entdeckt man an Anderen. An Heloten, die dem jungen Spartaner die niedre Natur des Sklaven zeigen ſollten, bietet die moderne Schule freiwillige Exemplare. Perſönlichkeiten, die ihre Bildung außerhalb der Schule empfingen, etwa vornehme nur durch Hauslehrer, entbehren großer Vortheile für die Charakterbildung.

Der Heimgang aus der Schule! Wie belehrend, ſeelenerfüllend das Schlendern in die liebe Häuslichkeit zurück! An ſittlichen Gefahren für den Wanderer fehlt es nicht. Ein „Umweg" ſtraft ſich. Der Knabe fand einſt mit einem Troß Kameraden auf einem Umwege ein Hufeiſen, das eben einem Pferde entfallen. Es war eine mit gieriger Luſt feſtgehaltene Trophäe. Man will das Hufeiſen an einen Schmied verkaufen. In Maſſe, aber ſchweigſam, lauernd, wendet man ſich einer Schmiede zu. Aber je näher von dorther die arbeitenden Hämmer erklingen, deſto zager wird der Vorſatz. Das Gefühl, man iſt auf unrechten Wegen, ſpricht ſich ſchon in der übertreibenden Keckheit einzelner Tonangeber aus. Endlich dicht an der Schmiede berathſchlagt man, was ſich für das Hufeiſen erwarten ließe. Ein Ausweg, etwa einen Tauſchhandel mit Nägeln einzugehen, fiel Niemand ein, nur Geld wollte man haben und mit dem Gelde irgend einen Genuß. Mit ſchon kleinlautem Ton tritt man in die Schmiede, bringt ſein Begehr an; der Geſell nimmt das Hufeiſen, wirft es in eine Ecke, ſchwingt den Hammer und jagt die ganze „Bande zum Tempel" hinaus. Auf fünfzig Schritt halten die Flüchtlinge Stand und ſchreien ein Halloh! mit jenem Muth, der Ausreißern eigen iſt, wenn ſie über die Schußweite hinaus ſind. Das Hufeiſen war fort, aber auch eine Laſt vom Herzen. Die Seligkeit des wieder frei und erlöſt aufathmenden reinen Gewiſſens wurde bei jedem ſcheuen Einblick in die Schmiede lange empfunden.

Leſen, Bücherleſen, Märchenluxus, Thatſachenſchwelgerei, alles das kommt erſt ſpäter. Jetzt dreht ſich Alles um den „brandenburgiſchen Kinderfreund“ und die Bibel. Auch das „Bibelaufſchlagen“ kommt erſt ſpäter, wenn uns das „Buch der Bücher“ erſt bekannt geworden iſt in all' ſeinen Druckfehlern und „verbundenen“ Paginas und einigen vielleicht ganz „fehlenden Seiten“. Dann wird's aber auch eine wahre Hexerei à la Rabbi Hirſch Dänemark, ein Wettrennen, wie in Epſom zwiſchen Pferden, ſo zwiſchen Ohren, Händen, Augen, Mund und bei dem, der kurzſichtig iſt, der Naſe. „Sprüche Samuelis 1, 15!“ Hurrah! Die Blätter fliegen! Welche Liſten, Handgriffe gewinnt man ſich ab, um in dieſem Bäumchenverwechſelſpiel der Erſte bald bei den großen, bald bei den kleinen Propheten zu ſein und die fünf Bücher Moſis am Schnürchen zu haben! Der brandenburgiſche Kinderfreund erſchien dem Kinde wie etwas Uranfängliches. Gott ſchuf die Welt und gleich nach ihr den brandenburgiſchen Kinderfreund. Dreihundert zerriſſene, beſchmutzte Seiten mit einer Fülle von unumſtößlichen Grundwahrheiten des jungen Lebens, als da ſind: „Dieſes Buch iſt mein! Es beſteht aus Blättern. Auf dieſen Blättern ſind Buchſtaben. Dieſe Buchſtaben verſtehen, nennt man Leſen u. ſ. w....“ — ſie ſind die Encyklopädie des ganzen Wiſſens, die wahren Diderot, d'Alembert, Bayle der Kinderweisheit. So wird ſelbſt die Bibel in ſpäterer Zeit dem Kinde nicht mehr heimiſch wie der brandenburgiſche Kinderfreund mit all' ſeinen Kleren, eingekritzelten Namen, Fleckohren und ſich mehrenden Defecten, Reſten mancher kriegeriſchen Abwehr oder wohl gar eines ſonnabendlichen Zwölf Uhr-Mittagsangriffes, wenn die morgende Sonntagsfreude ſchon in allen Gliedern rumorte. Brandenburgiſcher Kinderfreund, wie liegſt Du ſo offen da der Erinnerung! Wie durchblättert ſie Dich in Deinen erſten metaphyſiſch juriſtiſchen Denkübungen („Dies Buch iſt mein!“) bis zu den Wanderungen durch die Thier- und Pflanzenwelt! „Paſtinak“ hieß eines Deiner aufgezählten Gemüſe. Der Knabe kannte Schoten und Bohnen, aber „Paſtinak“! Und gar „Artiſchocken“! Eine Wunderwelt der Küche! Und die Geräthſchaften der Gewerbe, die großen Denkwürdigkeiten der Geſchichte, des Weltalls, Deutſchlands,

Preußens und endlich die in lateinischen Lettern erzählten gereimten Anekdoten von Hans Taps, der sich „vor Gespenstern fürchtete“! Gespenster und Fenster reimte sich nicht nur in dem Buche, sondern gleich wie für's Leben. Lieber beschlossen das Buch. „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank“! („Preuß'sch Courant'! sang einst ein getaufter Jude beim ersten Kirchenbesuch!“ spottete der Bruder) und am Schluß, hinweg über das liebliche: „Ta hab' ich es, das Hänflingsnest“! das majestätische, wie mit Pauken und Trompeten am Auferstehungsmorgen gesungene: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“! Wahrlich! die Schreibtafel unter'm Arm und den Kinderfreund im Kopf — habt Respekt vor dem werdenden Beherrscher der Erde!

Die Kirchen wurden fast alle besucht und fast alle berliner Geistliche gehört. Der Junge kennt alle Winkel der Chöre, alle Kirchenschiffe des damaligen Berlin, vom großen theatralischen Dom an bis zur kleinen Spittelkirche, dieser neuen „Gerichtslaube“ am Spittelmarkt, die vor lauter Demuth später noch sogar ihren Thurm ablegte und sich am besten jetzt ganz empfehlen würde. Die Dorotheenstädtische Kirche, wo der Täufling mit neun Pathen in das unsichtbare Gottesreich eintrat, ist jetzt übergothisirt worden. Innen war die Kirche Zopf, klein, niedrig, stellenweis dunkel. Sie war in Form eines Malteserkreuzes gebaut. Schadow's Parzen, die dem jungen Grafen von der Mark, einem unehelichen Sohn des sogenannten „dicken Wilhelm“, früh den Lebensfaden abschnitten, umgiebt ein Gitter, an das sich oft der Knabe lehnte und träumte, bis die Predigt des alten Superintendenten Küster zu Ende war. Die Garnisonkirche ist lang und ausdruckslos wie eine Kaserne. Die Marienkirche alt und ehrwürdig, an Nürnberger Art erinnernd, kunstlos freilich und märkisch kahl, aber sagenreich. In ihrem Kreuz, das an den Propst von Bernau erinnert, den das Volk erschlug, lag allein schon eine Pforte alter erschlossener „Ritterzeit“. Die Nikolaikirche mit ihren hohen Wölbungen, dunkeln vergitterten Grabmälern und dem nadelspitzen Thurm, ist ein ehrwürdiger Doppelgänger von St. Marien. Beide liegen in schrägen Dimensionen an kleinen Plätzen wie der Straßburger Münster. Sie haben

nichts zur Zierde als ihr Alter und ihre majestätischen Pfeiler. Schlüter hatte den Muth, in der Marienkirche einen derselben durchzuschneiden, um vier hierher nicht gehörige antike Säulen zu einer Kanzel anzubringen. Der Berliner Dom war innen reich geschmückt mit Sammetdecken, Bildern, zwölf bronzirten Aposteln, die das Altargitter zieren. Doch blieb nur fesselnd das eherne doppelte Kurfürstengrab, vom Knaben in seiner gothischen Umschrift oft mühsam entziffert, während Sack oder Ehrenberg, Reste der alten theologischen Zeit, predigten. Die Werder'sche Kirche, noch die alte, simultan mit einer französischen verbunden, in einem Styl, so schaal, so ledern wie ein altes Porst'sches Gesangbuch oder eine Pastor Hermes'sche Hauspostille von Anno 1740. Sie wurde abgerissen und neu gebaut. Der äußern Pracht der „neuen" Kirche entspricht die innere Armuth nicht. Dürftiger, hölzerner, armenhausmäßiger kann man sich keinen Gottestempel denken als diese von Friedrich dem Großen an die stattlichen Gensd'armenmarktthürme gebauten Schwalbennester. Auch die Jerusalemer Kirche war arm und dürftig. Ihr einziger Glanz waren die glänzendglattgesessenen Bänke. Etwas frischer machten sich die runden Wölbungen der Dreifaltigkeits- und böhmischen Kirche. Jene trug am Altar, der Kanzel und der Orgel Spuren ihrer Bestimmung für Schleiermacher's vornehmere Gemeinde. Der schönste Schmuck der Luisenkirche, wo Koblank, ein cynischer Lebemann, predigte, war ein stiller, mit hohen feierlichen Pappeln und Blüthenbüschen geschmückter Kirchhof, über welchen Koblank zu seiner Wohnung zu schreiten pflegte, während ihm noch vom Talar herunter das Wasser von den nassen Taufbeckengroschen troff, die er in der Sakristei eingesackt hatte. Ein inschriftenreicher Kirchhof schmückte auch die entlegene hellfreundliche Sophienkirche. Das Glockenspiel der Parochialkirche war für den Knaben eines der mehreren Weltwunder. Von dieser kirchlichen Topographie darf selbst der versteckte Judentempel mit seinen Lichtern auf bronzenen, im eigenthümlichsten Rokoko gewundenen Leuchtern, dem Tabernakel, den geschriebenen Thoratafeln, den aufbehaltenen Hüten der Männer, den nirgends gesehenen Frauen, dem beklemmenden Singsang von hundert Stimmen durcheinander und brau-

gen dem Vorhofe, wo geſchächtet wurde und Gänſeblut für Liebhaber von ſogenanntem „Schwarzſauer" abgegeben wurde, nicht ausgeſchloſſen bleiben. Am wenigſten aber die katholiſche St. Hedwigskirche, die am Palmſonntag oder an einem Tage der Leidenswoche nicht unbeſucht blieb, immer mit dem Gefühl der Beklemmung, daß man beim Unterlaſſen der von der Gemeinde mitgemachten Ceremonien als Ketzer erkannt und ausgewieſen werden könnte. Die Pracht des Hochaltars, die Kleidung der Geiſtlichen, das Klingeln der Chorknaben, der Duft des Weihrauchs, das Opfer am Altar, wo der Prieſter für Alle trank und die gebrochene Hoſtie an der Baluſtrade wie ein Manna austheilte, wonach ſich die Sehnſucht drängte, das Ausbieten und Darreichen des Kruzifixes zum Küſſen, alles das war an ſich ergreifend, doch ſchüttelte den Schauer die Erinnerung an Luther ab und mahnte zur Prüfung. Auf der Freitreppe draußen, unter dem von Cardinal Quirini auf eigene Koſten erbauten Portal und den drei ſteinernen Apoſteln umwehte uns wieder die Königlich Preußiſche Welt. Die Janitſcharenmuſik der Garde ſchmetterte von der Wachtparade oder aus den Fenſtern des Opernhauſes lärmte eine Spontiniſche Opernprobe.

Die neueſte Waarenauctionsliſte kann der Kaufmann, den Börſencourszettel der Capitaliſt nicht aufmerkſamer durchleſen, als wöchentlich an jedem Sonnabend in großen Städten das unverdorbene, ſtille und noch gottergebene Volk die Liſte der Geiſtlichen lieſt, die am nächſten Sonntag predigen werden. Dieſe Menſchen ſuchen ſich da nicht nur den Lieblingsredner, den ſie hören wollen, heraus, ſondern ſie erläutern auch die vorkommenden Gaſt- und Antritts- und Communionreden, die Probeverſuche von Candidaten, das lange Schweigen bekannter Namen und das zu häufige Auftreten Anderer. Vetter Apokalyptiker wußte noch eine ſchärfere Kritik zu üben. Er ſah auch unter dieſen „berufenen und verordneten Dienern am Worte" ſeine drei Menſchheitsgattungen, die Wiedergebornen, die noch Chriſtum erkennen werdenden Halbwüchſigen und die Dahinfahrenden. Die Letzteren waren ihm die Irrlehrer der reinen Vernunft, deren Zahl jedoch bei dem immer mehr heraustretenden kirchlichen Syſtem der Regierung nicht beſon-

Sergius
(bei Seite, dringender).
Beſchließet nichts, was Euch
Verderben kann und wider Eure Würde
Vor'm Volke zeugt!

Pugatſcheff.
O dieſe Sclavenfeſſel!
An die Galeere iſt kein Sträfling ſo
Wie ich geſchmiedet an mein golden Glück.
Kaluga! Auch in Deiner Hand war einſt
Der Becher, der zum Czaaren mich gemacht —
Warum nicht Dich? Den reichen Sohn der Steppe,
Der ſchwer an Golde wiegt und leicht am Herzen,
Noch eine unbeſchriebne Lebenstafel
Und jeder Form des bildenden Geſchickes
Geſchmeidig noch wie weiches Wachs ſich fügend!

Kaluga.
Wer Ehre in ſich trägt, wiegt niemals leicht.
Dem Bettler konnt' ich eine Krone ſchenken,
Doch nicht Uſtinjen, die ich treu geliebt!
Zwiefach verrätheriſch haſt Du an ihr
Gehandelt. Kann ich noch an Deiner Seite
Mit Ehren fechten? Dir, dem türkiſchen
Satrapen, einem Mahomet noch dienen?
Geh' hin! Verfolge Dein Geſtirn, Du findeſt
Den Weg nach Petersburg auch ohne mich. (Will ab.)

Pugatſcheff.
Kaluga! Steh und bleibe! Zittre, Knabe,

ders groß ſein konnte. Der Wiedergebornen gab es ſchon ſo viele, daß die Wahl ſchwer wurde und oft an einem Sonntage zwei Kirchen beſucht werden mußten, ohne die Wochenerbauungen. Die beliebteſten waren auch beim Vater diejenigen Redner, die offen und frei mit der Sprache herausrückten und bekannten, daß wir allzumal Sünder ſind und des Ruhmes ermangeln, den wir vor Gott haben ſollten. Die Selbſtgerechtigkeit, hieß es, wäre der alte Adam, der ausgezogen werden müßte. Keine „Rechtfertigung" ohne Chriſti Dazwiſchenkunft und den Glauben. Die Gnade Gottes wußte der in allen Dingen ſo auch hier wieder feurige, bildergewaltige und aufbrauſende Sinn des Vaters als einen Akt der erhabenſten und großartigſten Willkür darzuſtellen. Wen Gott ſelig machen wollte, den nähme er ſich heraus und über die Anderen ließe er den Teufel ſchalten. Die hohe fürſtliche Frau im Schloſſe hatte dem Vater gelegentlich geſagt: Hat nicht der Heiland für uns Alle ſein Blut dahingegeben? Und von Stund' an waren alle Sprüche der Bibel im Vater wieder erwacht, alle Lehren ſeiner bettſiechen, kranken Mutter, und unter den heißeſten Thränen wußte er ſtundenlang nichts mehr von Paris, nichts von der Sattlermeiſterin und dem Cirque Frankoni, ſondern nur noch von Golgatha und dem Oelberge zu erzählen. Die grübelnde Genugthuungslehre des Herrnhuteriſchen Vetters in ihrem Seelenläuterungs-Calvarienberge blieb dem Vater verſchloſſen; aber die Geſchichte, die Chronik des alten und neuen Bundes ging ihm in dem ganzen phantaſtiſchen Reize auf, deſſen ſeine lebhafte Einbildungskraft auch hier bedurfte. Der Neu-Erweckte erzählte von den Juden und den Phariſäern ſo lebendig, daß die kritiſchere Mutter, die auch hier wieder das Maß überſchritten ſah, oft einwendete: Aber du biſt ja nicht dabei geweſen! Jene lebhaften, feurigen Redner in der Georgen- und Spittel-Kirche, die mit dem „heiligen Bibelbuch" unaufhörlich auf den Kanzelrand ſchlugen, dieſe waren dem Vater und auch dem Vetter die liebſten. Zu den Nierenprüfern, zu den Zuchtmeiſtern im Herrn und in deren immer volle Kirchen rannten ſie, wie Ihr in ein Gaſtſpiel von Sängern und Tänzerinnen rennt! Sie verlangten vom geiſtlichen Redner die Gabe des Geiſtes wie ſichtbar anzu-

ſchauen am Pfingſttage, als über die Apoſtel die feurigen Zungen herniederfuhren. An den Wundern durfte nicht gedeutelt werden. Dem Vater kam es, wenn einmal Chriſtus Gott der Herr ſelbſt geweſen war, auf ein paar Unglaublichkeiten mehr oder weniger nicht an. Sein Glaube war cavaliermäßig: Entweder Chriſtus iſt Gottes Sohn oder nicht, und iſt er das, ſo iſt ihm ein Lazaruswunder eine Kleinigkeit. Die Mutter ſeufzte zu Manchem, was ſie glauben ſollte, und tröſtete ihre immer flügge Vernunft mit Gottes einmal nicht zu ergründender Allmacht. Der Vater dagegen bedurfte förmlich das Wunder. Steine in Brot, Waſſer in Wein verwandelt, Todte auferweckt, Kranke geheilt zu wiſſen, das gehörte ihm zu einer reputirlichen Religion. Ihre Moral mußte den Menſchen ſcharf zuſammenreiten, mit den Sporen kitzeln, ihm die Zügel ſo kurz halten, daß man auf den Kandaren der Zucht ſich die Leidenſchaften zerbiß. Luther war der Held des Hauſes. Luther, der Mann des Volkes, auf dem wiederum ganz ſichtbar Gottes Hand geruht hatte. Luther faßte Alles zuſammen, was ſolche Volksbildung von einem Propheten verlangt. Luther kam von der Armuth, hatte Muth, trotzte den Fürſten, putzte Kaiſer und Reich tüchtig herunter, erlebte romantiſche Abenteuer, ſprach kernige, kurze Schlagworte und war mit der Bibel, die er überſetzt hatte, gradezu identiſch. Elias, Paulus, Luther ſtanden auf derſelben Linie. Es waren die wilden Feuer- und Hitzköpfe der Religion, wie der deutſche gemeine Mann ſeine Helden in allen Fragen haben will, auch im Staat, in der Schule, in der Kunſt und in der Poeſie.

Eigenthümliche und wunderliche, aber friſchweg redende Prediger erhielten ungetheilten Beifall. Es wurde in der Böhmiſchen Kirche keine montagliche Nachmittagspredigt verſäumt, ſo lange ſie ein ſeltſamer Geiſtlicher der in Berlin früher eingewanderten „mähriſchen Brüder“ hielt, der bekannte, von den Weltkindern vielbelachte Jänicke. Dieſer greiſe Sonderling, Vorgänger des heut' an derſelben Stelle wirkenden Knaak, vertrat Anfangs ziemlich allein in Berlin die pietiſtiſche Richtung. Nach den Befreiungskriegen währte es immer noch einige Zeit, bis ſich der öffentliche Geiſt aus

seinem Zusammenhang mit den großen Erlebnissen der Epoche, aus dem Verbande mit unsrer classischen Philosophie und Poesie, der Romantik, Herder, Fichte, Schleiermacher losriß und ganz in jenes ausschließlich „Evangelische" überfloß, das bald darauf Alles, selbst das Unkirchlichste, verklären sollte. Jänicke, lange Zeit der einzige Pietist auf Berlins Kanzeln, wußte seine Zuhörer zu fesseln, trotzdem, daß seine Predigten Conversationen waren, bei denen vorkam, daß er Diesen oder Jenen in der Gemeinde anredete oder auf Stühle verwies, wo Menschen von ihm erblickt wurden, die ihm nicht aufmerksam genug oder wol gar nur gekommen waren, „um hinter den Hüten ihr Lachen zu verbergen". Seinem Publikum gefiel diese Natürlichkeit. „Schuhmacher, Weber, „Raschmacher", besonders aus dem oberen Theil der Wilhelmsstraße, den man dieser mährischen Einwanderer wegen mit wenig Kenntniß der Geographie „die Walachei" nannte, fanden es ganz im Style der Volksberedsamkeit, wenn Jänicke sagte: „Der Geist Gottes fuhr auf die Jünger herab nicht im Sturmgebraus wie ein Donnerwetter, sondern sanft und lieblich wie eine Taube, zirp, zirp, zirp!" Als Vorstand des Missionsvereins vermittelte Jänicke die Phantasie seiner Gemeinde mit den fernsten Völkern der Wildniß. Er wußte insofern die eigentliche und beste Wirkung alles Missionswesens zu treffen, die eben keine andere ist, als die Erhebung und Begeisterung derer, welche die Missionen absenden.

An seinen geliebten Lehrer Gädicke, den schon längst die Wilden verzehrt haben konnten — nach Robinson und Gumal und Lina war grausamere Lectüre gefolgt — dachte immer der Knabe mit Wehmuth, wenn er an des Vaters Hand in eines jener Conventikel trat, die damals sich überall eröffneten. Beim gemeinen Mann hießen sie Betstunden. Auch sie hingen zunächst mit dem Missionswesen zusammen. Unstudirte Missionaire übten sich im Sprechen. Aber auch Handwerker sprachen. Meist in dem entlegenen Klassenzimmer einer Schule oder in einem sonstigen Privatlokal versammelten sich Abends fünfzig bis sechzig Gläubige beim Schein eines einzigen Talglichts und hörten die Rede oder das Gebet eines Inspirirten an, der seinen Vortrag zuletzt mit „Nachrichten aus

dem Reiche Gottes", die über Nürnberg und Basel gekommen, und mit Sammlungen für die fernen Heidenbekehrer endete. Diese Betstunden wurden Anfangs untersagt oder nur dann geduldet, wenn der Erleuchtete, der auftrat, einen gedruckten Vortrag ablas oder nur ein Gebet aus dem Stegreif hielt. Die Redner wollten aber nichts Fremdes ablesen; so blieb ihnen nichts übrig, als der Rede die Form des Gebetes zu geben. So beteten sich hier dann manche Schuster und Schneider rein von der Erde hinweg. Die Verzückung sah den Himmel offen. Die Dringlichkeit betete den Himmel zur Erde nieder. Man sah Christus den Herrn (Gott Vater war in diesem Kreise nicht grade abgesetzt, hatte aber mehr die Rolle des „Alten vom Berge", der hinten, im äußersten Libanon, in einer dunkeln Höhle sich in den Ruhestand versetzt hatte) leibhaftig auf seinem Throne sitzen. Herzzerreißende Klagetöne, die fast eine Stunde dauerten, lösten hier alle Weltlichkeiten auf. In der engen Stube, unter den ernsten, dunkelgekleideten Männern, bei dem einzigen Talglicht, das oft am Erlöschen war, im fahlen Dunkel so sich zu unterhalten mit dem Bräutigam der Seele — es mußte sich aller „Brüder" und „Schwestern" ein heiliger Schauer, aber auch jene Selbstzufriedenheit bemächtigen, die den Pietisten eigen ist, wenn sie von ihrer Gottesfreundschaftshöhe auf andere Menschen herabblicken. Wer wird aber in diesem seltsamen Gottesdienst lediglich Heuchelei sehen wollen? Ein guter Redner wußte in dies einzige Gebet, das er halten durfte, das ganze Leiden der Armuth hereinzuziehen. Schlechte Zeiten, Arbeitslosigkeit, die Maschinen als Stellvertreter der Händearbeit, die neuen Moden, die z. B. die Filzhüte verdrängten und nur noch die Seidenhüte gelten ließen, die drückenden Abgaben, Krankheiten und Unglücksfälle, Alles sprach sich hier in diesem Hülferufe aus. Hätten sich nicht die Vornehmen eingemischt, hätte nicht der Staat verrathen, wie gerade ihm an dieser Auffassung des Himmels schon auf Erden gelegen war und er eine Menge Belohnungen dafür in Bereitschaft hielt, diese Gottesverehrung hätte sich nicht so bald getrübt, wie später geschah. Denn wer könnte leugnen, daß auch die freien Gemeinden und der Deutschkatholicismus auf gleichen Seelenstim-

mungen beruhen, ſo verſchiedenartig der Inhalt des Bekenntniſſes auch iſt? Es iſt der Reiz des Separatismus, der richtig organiſirt die Quelle einer neuen Menſchwerdung der Generation und einer tiefgreifenden Erlöſung unſeres Jahrhunderts werden könnte.

Schon war eine Ausartung über dieſen Iſolirungstrieb des religiöſen Bedürfniſſes gekommen, als auch einmal der Knabe zu einem langen, hagern Studenten geführt wurde, der auf ſeiner „Kneipe" in einem Hinterhofe der Kurſtraße eine Gemeinde von vielleicht ſechs Erwachſenen und eben ſo viel Kindern zu erbauen ſuchte. Für dies kleine Auditorium gab es mindeſtens vier Lichter, lange, ſchlanke, neue Wachskerzen. Ein Klavier ſtand unter einem Spiegel. Ein Tiſch war theatraliſch als Altar aufgeſtellt und mit einer grünen Decke behangen. Der junge Gottſelige mit geſcheiteltem Haar empfing ſeine kleine Gemeinde mit feierlichem Gruß und zählte wie ein Taſchenſpieler auf ſeiner Uhr die Minuten, bis ſich hinlänglich viel Auditorium verſammelt hatte. Dann ſchlug er auf ſeinem Klavier eine Kirchenmelodie an, ließ in einem dichtbevölkerten Hinterhofe rückſichtslos laut einen Choral ſingen und trat feierlich an den Altar, um ſeinen Text zu leſen und dieſen zu paraphraſiren. Es war der Bibelſpruch vom verglimmenden Docht und vom zerſtoßenen Rohr, deſſen breitgetretener inhaltsloſer Anwendung der Knabe ſich noch wie heute erinnert. War das Ganze eine homiletiſche Uebung des jungen Mannes? Oder war der laute Geſang und das Aufſehen, das die Feier im Hofe machen mußte, für einen im Vorderhauſe wohnenden Geheimrath beſtimmt? Oder lag dem Ganzen die erſte Schwärmerei eines Theologen zu Grunde, wie ſie allerdings auch ohne irdiſchen Nebenzweck in einer angeregten Jünglingsſeele leben kann?

Für dieſes jungen Prädikanten reine Abſicht möchte kaum einzuſtehen ſein, aber erwieſen iſt, daß die religiöſe Stimmung des Jugendgemüths wie die erſte Regung der Liebe kommt. Dem in Rede ſtehenden Knaben wurde ſeine Religionsſchwärmerei wie ein phyſiſches Erlebniß. Es war ein Wachſen, ein krankes Wachſen der Seele, ein neues Bedingtwerden und Umſtimmen des reizbaren Nervenſyſtems. Dieſe Himmels

ſehnſucht iſt wie der Frühlingstrieb gewiſſer Bäume, wo die Rinde harzige Tropfen ausläßt, die Birke einen Saft von ſich geben kann. Die Mitbedingungen unſerer chriſtlichen Offenbarung ſind poetiſch. Sie werden in der Jugend ſo nachgefühlt, daß nur das Schöne und Tiefe, nichts von ihren Mißlichkeiten im Gemüthe haften bleibt. Manche Glaubensſelige bleiben ewig in dieſem jugendlichen Religionsbann und können ſich nie wieder aus dem einſeitigſten Verſchönern und Zerfloſſenſein zur beſonnenen Prüfung erheben.

Eine Erziehung von ſo viel Religioſität konnte als erſte Außerſchullectüre nur eine religiöſe darbieten. Die Bibel, das Geſangbuch und eine alte Hauspoſtille, eine echte Hanſtein'ſche von 1740, waren die erſten Nahrungsquellen des Wiſſenstriebes. In der Bibel ſtand, wie unter allen deutſchen Hütten, die Chronik des Hauſes geſchrieben, der Vermählungstag der Eltern, die Geburt der Kinder mit allen Zeugen, allen Taufpathen. Im untern Volk hat man Regungen, wie ſie nur der Adel cultivirt. Auch da ſtemmt man ſich gegen die Woge der Allgemeinheit, will nicht ſo mit fortgeſpült werden von der Maſſe des Nichtsbedeutenden. Man führt Buch über den feſten Grund und Boden, wo man in der Welt ſteht, und wäre das Fleckchen Erde auch noch ſo klein. In der Bibel ſelbſt feſſelte dann Alles, auch der rothe Druck des Titels, das Privilegium des Königs Friedrich des Erſten von Preußen mit allen ſeinen Würden und Beſitzungen, auch die kleinen Vignetten zwiſchen den einzelnen Hauptſtücken und die kunſtvoll verſchnörkelte Arabeske am Ende mit dem geheimnißvollen vor- und rückwärtsgeleſenen Anagramm des Wortes E. N. D. E., lautend: Er Nahm Das Ei — (rückwärts) Er Darf's Nicht Eſſen, (vorwärts) Eine Nonne Darf's Eſſen! Dieſer Unſinn, ein „vollkommener Widerſpruch, gleichbedeutſam für Weiſe wie für Thoren", ſchien aus irgend einer Fauſtiſchen Küche gekommen und bedeutete dem Kinde ein Abracadabra der Art, wie wol wirkliche Zauberei mit der Bibel getrieben wurde. Den Finger in die Bibel bohren, eine Stelle feſthalten und nach deren Wortlaut handeln, das haben ſelbſt große Geiſter gethan, die als Atheiſten vom Zufall nichts wiſſen wollten. Die Bibel iſt dem Volke das

Menſchenleben von ſeiner kindlichen Märchenzeit an bis zur grübelnden theoſophiſchen Zukunftserforſchung. Leider wird dann aber auch die Bibel die erſte Anlehnung des Gelüſtes und der Leidenſchaft. Die Bibel iſt das Paradies, der Baum der Erkenntniß und die Schlange der Verführung. Ehe der Knabe noch von den Leidenſchaften der Sinne weiß, pflanzt ſchon die Bibel die Verſuchung in ſein Herz. Gewiſſe Kapitel werden beim Leſen in der Schule überſchlagen, die Neugier wird gereizt und bald zeigt man ſich heimlich die grellen Verſe im Ezechiel, wo mit orientaliſcher Rückſichtsloſigkeit die Bilder der Unzucht beſchrieben werden. Dieſe und ähnliche Momente unſrer Erziehung gehören zu dem großen Pathengeſchenk, das uns Geſchichte und Tradition für unſre chriſtliche Geburt mit eingebunden hat.

Aus der „Poſtille" wurde Sonntag Nachmittags eine endlos lange Predigt laut und deutlich vom Knaben vorgetragen. Dieſe Aufgabe war die geſundeſte Stärkung, wenn nicht der Seele, doch der Lunge. Sie hob die phyſiſche Stimme, gab ihr Kraft und Nachdruck. Die Mutter entſchlummerte ſanft. Doch gegen den Schluß wachte ſie auf und hörte noch die Nutzanwendung und das erlöſende Amen. Worauf der Kaffee erfolgte. Nebenbei hatte der Knabe noch eine geheime Lieblingslectüre. Es war ein einzelner Band eigenthümlich gedruckter Predigten, der durch einen Zufall in's Haus gekommen war. Das Buch war ſchön gebunden, inwendig mit einem Wappen der Familie Steiner aus Winterthur in der Schweiz, zwei Arme hielten aus einem Helm einen Stein empor. Das Buch ſelbſt war 1782 in der Schweiz verlegt und von Haefeli, einem Geiſtlichen aus Lavater's Schule, verfaßt. „Predigten und Predigtfragmente" hießen dieſe Betrachtungen, die in einem völlig andern Styl geſchrieben waren als die alten Sermone von Probſt Hanſtein. Sie lauteten aber auch völlig anders, als man in ſämmtlichen Berliner Kirchen predigte. Haefeli's Predigten waren in einem Schwung geſchrieben, dem ſelbſt der Vetter nicht folgen mochte, obſchon ſie nur im Intereſſe der ſtrengſten Orthodoxie verfaßt waren. Die Bilder, die aphoriſtiſche, phantaſievolle Diction, die plötzlich im Uebermaße der Rhetorik abbrechend oft

Wort nur an Wort reihte, aber ſo bedeutungsvoll mit Schwabacher Schrift gedruckt, daß man erkennen mußte, hier ſollten Centnergewichte liegen, die Fingerzeige auf die allgemeine Weltgeſchichte, die Einmiſchung von Polemik gegen die Voltaire-Zeit, alles Das war ſo eigenthümlich neu, daß es auch zunächſt ſchon einen eigenen Vortrag bedingte, worin ſich der Knabe in ſtiller Einſamkeit zu üben verſuchte. Der Prediger mußte für dieſe Reden Schauſpieler ſein. „Ob Jeſus von Nazareth lebender Retter und König, Souverain der Schöpfung, Erlöſer von Sünd und Tod oder ein hingerichteter Rabbi aus Galiläa war? Das iſt die Frage!“ Dieſe Gegenſätze ſtanden ſich dann poetiſch ſchroff in langer Ausführung gegenüber, ganz in dem Styl, der ſpäter erſt aus der Schweiz und dem deutſchen Süden über Weſtphalen und Bremen nach Norddeutſchland gekommen iſt. Vernehmlich ſprachen Lavater und Klopſtock aus dieſem Buche, deſſen Motto denn auch lautete: „Geſäet dem Tage der Garben“. Hier waren Betrachtungen zu leſen über die „heilige Einſamkeit“, über den Chriſt als „neue Creatur“, über Jeſus als die „Auferſtehung und das Leben“, über die „Erwartung des neuen Himmels und der neuen Erde“, über „die Nahrungsmittel des himmliſchen Lebens“ und ähnliches Ueberſchwängliche, das mit Feuer, bilderreich und blendend ausgemalt wurde. „Wer ihn gefühlt hat den Fluch des dornigten Ackers und Adam's auf all' ſeinen Söhnen ruhende Strafe; wer geſehen hat Mammons Ehre und Trug und den blinden, tauben Götzen Baal mit dem Schwarm ſeiner Anbeter — ſich müde gehört hat an ſtolzen Worten, da nichts hinter iſt, und an dem Freiheitspreis der Sklaven des Verderbens, an dem Seufzen der mißbrauchten Creatur und an dem tieferen Seufzen des mißbrauchten Brudergeſchlechts und dem ſtolzen Gewühl ihrer Tyrannen — — wie flieht der ſo gern in die Einöde ohne Menſchen, unverſpottet ſeine Thränen zu weinen, in der lebloſen Natur zu ſuchen, was ihm die lebendige oft verſagt — Einfalt, Harmonie, Größe, Adel, Gottesſtrahl, und ungekränkt ſich mit dem Troſt einer beſſeren, wenn auch fernen Zukunft zu tröſten! Siehe, der Herr verließ das Gewirr

seiner ihn mißkennenden, haſſenden Welt, wandelte am einſamen Geſtade, im Schatten der Oelbäume, und ſchöpfte — was ihm keiner ſeiner Jünger, auch ſein Johannes nicht geben konnte — aus ſeinem Vaterland Stärkung und Muth auf Gethſemane, Gabbatha und Golgatha." Schon in dieſen letzten Namen der Bibel lag ein majeſtätiſcher Schwung! „Endlich, endlich kommt doch Ein Wort Erklärung der harten Rede, aber ein wie andres Wort, als man erwartet hatte! So kurz! So abgebrochen! So hingeworfen!" Hier waren Leſſing und Goethe zu ſpüren. Das ganze Buch iſt der erſte geiſtige grüne Anger geweſen, auf dem ſich die Knabenſeele ſchon von zehn bis zwölf Jahren aus dem dürren häuslichen Leben flüchtete. Das Lamm Chriſti weidete auch hier, aber die dumpfe erſtickende Stubenluft ſchnürte nicht mehr die Bruſt zuſammen. Die Alpen ſtanden in der Ferne. Sie waren der Schemel für Gottes Fuß, deſſen Krone über allen Wolken und Waſſern glänzte, und unter ihm ſchwang Chriſtus die „Blutfahne" mit dem Wappen des Lamms. Der Gekreuzigte ſtand auch über allen Erdenthronen und richtete Majeſtäten und Verbrecher, die Reichen und die Armen, die Adler in den Lüften und den Wurm im Staube. Sein Kreuz ſtand rieſenhoch, und im Erdbeben zitterte Jeruſalem. Düſtere Wolken rauſchten über die Häupter der Welt und die Vorhänge des Tempels zerriſſen. Es war kein leidender, nur redender Chriſtus, den der freie Schweizer predigte, ſondern ein handelnder und ſelbſt im Leiden triumphirender. „Seſoſtris, Cyrus, Pythagoras, Ariſtoteles — Copernikus und Luther — Carteſius und Grotius — Guſtav Adolph und Friedrich!" Ihr bezeugt, daß „kleine ohnmächtige Kinder" Männer werden konnten. Wieviel mehr dieſer Chriſtus, der „Zimmermannsſohn" und doch in Gott Purpurgeborene! Das Kind kannte erſt wenige von jenen Helden, aber die Vorſtellungen erweiterten ſich, dieſe Chriſtusauffaſſung ging über die Spittelkirche und die Sonntags-Nachmittags-Poſtille hinaus. „Können wir uns einen anmuthigeren, traulicheren Auftritt denken, als Jeſus — unter der Mütter- und Kinderſchaar? Alle Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, allen Ernſt des Lehrers, alle Majeſtät des

Wunderthäters, zur mildesten Huld, zur zarteſten Liebe, zur trauteſten Einfalt gemildert — voll einladender Zärtlichkeit ſein Blick, ſein Mund Allen freundlich zulächelnd, ſeine Hände nach Allen ſich ausſtreckend. Und um Ihn die Mütter mit ihren Lieblingen — auf den Armen die Einen, an der Hand die Anderen — ſie drängen ſich zu Ihm, berühren ſeine Kniee, blicken erſt ſchüchtern, dann froh lächelnd an Ihm auf, mit jedem Blicke zutraulicher, froher, geſprächiger — und von Jeſus aufgehoben, geherzt, geſegnet, mit einem liebreichen Glückwunſch, mit einer väterlichen Lehre den Müttern wieder gegeben! Können wir uns einen lieblicheren, wehmüthig erquickenderen Auftritt denken! Einen lieblicheren und erquickenderen für Mütter, für Kinder, für engliſche und menſchliche Zuſchauer! Selig ſind die Kinder, die Jeſus alſo ſegnete, die auf ſeinem Schooße ſaßen, ſeine Wange berührten, mit ſeinen Haarlocken ſpielten! Ja, ſelig wird er uns zurufen, wenn Ihr werdet wie die Kinder."

Herrliches Buch! Was haſt du die Seele des Kindes wie mit Engelsfittichen und in Himmel unendlicher Entzückung gehoben! Schweizermund voll Pracht und Hoheit, Lieblichkeit und Poeſie! War's das Alpenglühen der ſchneebedeckten Firnen, das aus vergilbten Blättern in die ahnungsvolle Einſamkeit des träumenden Kindes blitzte? Waren es die Heerdenglocken von Zürich, die den Sohn der nordiſchen Steppe wie auf grüne Bergeshalden riefen und ihm die Schauer einer Welt voll heiligeren Schwunges und reinerer Schönheit zauberten? Braucht das Auge lange zu wählen und weilt nicht mit Rührung auf einer Stelle wie dieſer: „In der lieblichen Abenddämmerung der Einſamkeit erſcheinen ſie wieder, die Roſen unter der Morgenröthe — die ſeligen Tage der Kindheit und Unſchuld, wo unſer Leben hinfloß wie durch Blumenauen der klare Bach, wo keine Wolke den reinen, lachenden Himmel trübte, kein feindſeliger Sturm unſer Inneres zerriß — wo wir im Schooß unſerer Mutter frohlockten und mit den jugendlichen Geſpielen um den blühenden Baum unſres mildgepflegten Gartens Eines Herzens jauchzten. Da kommen ſie wieder hervor aus dem verſchlingenden Strom der Zeit all' die Stunden genoſſener Freuden — und die dunkleren Stunden

Wenn Du das erſte Zeichen giebſt zum Rückzug
Und mir ein Quentchen nur von meiner Kraft
Entziehſt durch Meuterei! Geſchloſſen ſtehen
Die Schaaren, die ihr Leben mir geweiht —
Die Flüchtigen, der Ordnung nicht gewohnt,
Hab' ich mit Ringeln eines Panzers mir
Gefügt, in einem Zwecke ſie verbindend —
Und Du willſt mich in meinem Laufe hemmen,
Willſt mir die Schneelawine des Verraths,
Die klein beginnt, im Sturze ſich vergrößert,
In meine Thäler werfen? Willſt der Erſte
Den ſchönen Bau des Ganzen mir zertrümmern?
Ein einziges Signal, ein einziges
Vom hintern Buge meines Sattels nur,
Ja nur um eines Hufſchlagfunkens Weite
Dich und Dein Volk entfernendes Commando
Bringt Dir den Tod! Ihr wolltet mich zum Czaaren,
Du ſiehſt, ich zeige nur, daß ich es bin!

(Winkt Sergius und geht links ab.)

Sergius

(die Papiere zuſammenraffend, zu Kaluga).

Ihr habt kein Glück im Spiel; keins in der Liebe.
Befolgt, was Euch ein Größerer befiehlt!

(Folgt Pugatſcheff.)

er Trauer, die durchkämpften Nächte, die Thränen, die noch ie Morgenröthe beſchien — das ungezählte Heer der Sünden, ereut und unbereut, verziehen und unverziehen — vom erſten uſtgenuß am Baum der Erkenntniß bis zur Untreu im letzten agwerk. Alles zieht in namenloſem Schauer unſrer Seele orüber — ein Vorſchmack des Weltgerichts — wir genießen ieder und leiden wieder. Und aus dieſem Bilde des Ver-angenen geht das Bild unſrer Zukunft hervor, die Pfade öffnen ſich, die wir noch wandeln ſollen, und die Kämpfe, ie uns fürgelegt ſind — wir trinken itzt ſchon aus dem Becher der fernſten Freuden und Leiden und unſre Seele faßt in lebendiger Hoffnung und Furcht das Unſichtbare, wie wenn es ſichtbar wäre." Stundenlang ſtellte der in der Stube eingeſchloſſene Knabe mit lauter Stimme dieſe Lectüre an. Er ahmte dabei den Berliner Predigern nach.

VII.

Das fünfte und ſechſte der Bücher, die dem Knaben von Bedeutung werden ſollten, waren Goethe's Fauſt und der Don Quirote.

Daß ſich der erſtere in die beſcheidenſte Welt verlieren konnte, war wie ein Wunder. Bei einem Spielkameraden, der in demſelben Thurmpavillon der Akademie wohnte, dem Sohn eines Dienſtangehörigen des Königs, fand ſich ein nie wieder ſo koſtbar geſehenes, rundum in hellgelbes feinſtes Leder gebundenes, auf ſtärkſtem Velinpapier gedrucktes Exemplar des Fauſt, eine Prachtausgabe. Wie, mußte der Erzähler ſich ſpäter ſagen, wenn dieſer Fauſt Sr. Majeſtät dem König ſelbſt gehört hatte? Das koſtbare Buch war vielleicht in einem der königlichen Wagen liegen geblieben und hatte keinen Herrn gefunden. Friedrich Wilhelm III. machte ſich wenig aus Goethe. Magnus hieß des Königs Roſſelenker, bei welchem der Knabe dieſen Fauſt vorgefunden.

Natürlich zwingt die Wahrheit ſogleich zu dem Geſtändniß,

daß dem Kinde das einzig Gefällige und Verſtändliche darin die Herenküche war. Und auch in ihr ſah man nur die Töpfe und Keſſel, den Blaſebalg, den Rührlöffel und die Meerkatzen. Und dieſe Meerkatzen intereſſirten um ſo mehr, als eine Treppe höher, faſt unterm Dache, noch ein andrer unmittelbarer Dienſtmann der Hohenzollern wohnte, der ſeinerſeits Meerkatz hieß. Was ſich in einem Kindskopfe aus ſo zuſammentreffenden Umſtänden für ein logiſches Ungeheuer bildet, iſt nicht wiederzugeben. Ein Kind verknüpft das Fremdartigſte mit einem Parallelismus, der ſelbſt in ſpäteren Jahren immer an derſelben Stelle wieder auftaucht und bei gewiſſen Vorſtellungen immer wieder dieſelben Unzuſammengehörigkeiten vor dem Auge tanzen läßt, wie z. B. daß der Knabe den bekannten Preußiſchen Königsnamenzug Friedrich Wilhelm Rex, in drei verſchlungenen Buchſtaben dargeſtellt, nur mit einem vielgenannten Berliner Schullehrer und Cantor Namens Rex in Verbindung bringen konnte und noch ehe er etwas von dem ſchwäbiſchen Urſprung der Hohenzollern erfuhr, ſich in demokratiſcher Vorahnung bei den Königen doch einen urſprünglichen Familiennamen als nothwendig dachte und dabei nicht übel Luſt verſpürte, den Cantor Rex für einen irgendwie anzuerkennenden Seitenverwandten der majeſtätiſchen Herrſchaften zu nehmen, die ſonderbarer Weiſe alle nur nach ihrem Vor- und nicht nach ihrem eigentlichen Familiennamen Rex gerufen wurden... Und kehren nicht noch im Alter, wo doch dieſe Irrthümer amputirt ſind, wie in Gliedmaßen, die man nicht mehr beſitzt, ſolche tollen Empfindungen wieder, falls der correlate Nerv der Seele berührt wird? Haben nicht unſere Träume noch bis zu jenem letzten, aus welchem wir nicht wieder erwachen, ihre eigne, immer und immer mit gleichen Bedingungen wiederkehrende Topographie, dieſelben nicht exiſtirenden Straßen, dieſelben Plätze, Gärten, und kann man ſich der regelmäßigen Wiederkehr einer und derſelben Traumvorſtellung erwehren, z. B. der, daß man noch einſt ein großes Examen zu beſtehen hätte? Dieſe Traum- und Kinderlogik brauchte lange, bis ſich der alte hüſtelnde Meerkatz in der Dachſtube mit den ſprechenden Meerkatzen des Fauſt auseinander fand. Die Thiere, die mit Kronen ſpielten wie

mit Glasscherben, die den Brei am Feuer rührten und zuletzt von einer durch den Schornstein fahrenden Hexe für ihr Ueberlaufenlassen der Töpfe gezüchtigt wurden, traten mit der Zeit unabhängig von dem Leibkutscher Meerkatz und in solcher Lebendigkeit vor die Augen, daß nach Anschauung regelmäßiger Puppenspiele (in der Mittelstraße „Theater von Freudenberg" genannt) mit Goethe's Faust eine dramatische Darstellung versucht wurde. Ein Stuhl, ein Fußschemel, ein paar Fensterkissen bildeten das Theater und anderweit eroberte Figuren, die an sich Ritter oder Neufschateller Jäger darstellten, bedeuteten Meerkatzen und Hexen. Die Auslegung macht, und nicht blos beim Kinde, das wahre Sein. Hier wenigstens war Glaube absolutes Wissen. Soviel Vollendung der dargestellten Hexenküche, die dem jungen Dramaturgen als vollkommen erreicht vorschwebte, hat spätere Bühnenanschauung im Opernhause nicht wiedergegeben. Die an sich vergebliche Mühewaltung der wirklichen Reproduction verschwand gegen das Ideal einer Inscenirung, das so gut wie die Wirklichkeit selbst war. Wie sich die mit Kattunschürzen verhangenen Stühle vor dem Auge zu mächtigen Rundbogen wölbten! Wie die Küche so schwarzberußt wirklich gesehen wurde! Wie diese, den Neufschateller Jägern substituirten Meerkatzen sich balgten und mit dem Besen stäupten, weil „die Frau" nicht zu Hause war! Und dann jener Brei, den sie rührten, diese bekannten breiten „Bettelsuppen", die die Kinder nur auf Mehlbrei, nicht gerade ihr Leibgericht, beziehen konnten. Jetzt läuft der Kessel über, die Hexe, vom Schornstein herabfahrend, verbrennt sich und schreit: „Au, au, au! Verdammtes Thier, verfluchte —!" Jetzt kam ein cynischer Reim. Grade dieser wurde angestaunt und bewundert in der Möglichkeit, gedruckt zu werden und ordentlich in Büchern zu stehen. Sei es nur gestanden, diese Stelle wurde als die classischste in allen Tonarten, Dur, Moll, in Grunz- und Fisteltönen nachmodulirt. Sie war die sprechendste Anmuthung an die trunkene Freude, so schauderhaft Natürliches, so rein der eigenen unmittelbarsten Gegenwart und dem Selbsterlebniß nur zu oft Angehöriges gedruckt zu lesen! Dann aber kam das Hexen-Einmaleins, das dem Schul-Einmaleins so nahe stand und dabei wie die tiefste

Ahnung einer Einleitung zur Metaphysik klang und wirklich schon feierlich, ja mit einem gewissen Respect vorgetragen wurde. Konnte man doch nicht wissen, ob nicht hinter dieser Hexenweisheit etwas steckte. Schließlich erwarb sich noch der Prolog der Dichtung, der Herr unter den himmlischen Heerschaaren, ein besonderes Interesse. Das Drama selbst, wo Mephistopheles dem Kinde lange nicht bocksfüßig und hörnermäßig genug auftrat, mundete nicht. Aber „der Himmel schließt, die Erzengel vertheilen sich" ... das klang selig und weckte goldensonnige Bilder. Dies Vorspiel war eine der Phantasieen, in deren lichtreine Sphären aus der Hexenküche man sich eben so flüchtete, wie der Knabe selbst sich zuweilen in's Vordergebäude des Akademie-Quadrates schlich, wenn ihm sein Gespiele, der Sohn des Kastellans, eine geheime Thür öffnete und er sich zu einer Stunde, wo nur Maler, Kunsteingeweihte die Ausstellung der Gemälde besuchten, bei dieser goldrahmigen bunten Farbenpracht einstehlen durfte, unter diese heilenden und lehrenden Jünger, diese Christuswunder, die Abrahamsopfer und kanaanitischen Brunnengrüße des damaligen beginnenden Düsseldorfer Geschmacks.

Die allmälige Erlösung von dem Druck einer dumpfen überreligiösen Stimmung förderte auch eine alte zerrissene Uebersetzung des Don Quixote, die dem Oheim gehörte, der in der nächsten Umgebung des Prinzen lebte. Die Schwänke des sinnreichen Junkers von La Mancha wurden Abends von der „Cousine" und dem „Cousin" vorgelesen, noch öfter vom heitern und von christlicher Selbstquälerei weit entfernt gebliebenen Onkel unter Lachen wiedererzählt. Das Barbierbecken als Helm, die Windmühlen als berittene Feinde, eine Bauernmagd als Prinzessin und Sancho Pansa, der eben so gut ein Bauerlümmel aus Pommern oder der Ukermark hätte sein können, als Knappe, das waren Späße, die zwar nicht so greifbar auf der Hand lagen wie die Hexenküche und die Meerkatzen im Faust, im Gegentheil Späße, die schon Sinn für Contrast, Ironie und Satyre erforderten, aber bei allem Kopfschütteln und starrem Gaffen eines im Grunde nur für sublimere Dinge empfänglichen Gemüths verfehlten die Anpreisungen des Buches ihre Wirkung nicht, und voll Em-

ſigkeit wurde der Don Quixote nicht ein-, ſondern mehrmal durchgeleſen. Der Vater verlegte dabei die Scene nach Pommern. Dieſe Amtleute, Wirthe, Fuhrmannsausſpannungen, dieſe Windmühlen, bebrillten Paſtoren, ſteifen und naſehoch tragenden Gutsherrſchaften, alle ſpaniſchen Figuren des Cervantes fanden ſich ja eben ſo gut auch in dem Andaluſien Preußens, und wie viel wirkliche Don Quixotes noch jetzt in Pommerns löblicher Ritterſchaft anzutreffen ſind, beweiſt ja die Geſchichte des Tages.

Die Zahl der geleſenen Bücher mehrte ſich von Tag zu Tage. Sie zogen das Gemüth nach zwei Richtungen hin, nach dem Märchenlande der Poeſie und nach der Welt der geſchichtlichen Thaten und muthigen Unternehmungen. Das einfache Wiſſen von todtaufzuſpeichernden Facten ſchmeichelt ſich dem Gedächtniß des Kindes nicht ein. Zwiſchen die wunderthätigen Feen, die Siebenmeilenſtiefel des kleinen Däumlings und die Wilmſen'ſchen Heldenſäle, Bardenhaine und die Abenteuer Robinſon-Cruſoe's drängte ſich dann allmälig noch eine dritte Gattung ein, man möchte ſie die pädagogiſche Romanwelt nennen. Es waren die ländlichen Idyllen, die Pfarrersbeſuche in Friedheim, die Familienabenteuer einer Reiſe des Amtmanns Gutmann und ſeiner Kinder, Campe's durch glückliche Zufälle eroberte Jugendbibliothek. Letztere bot noch den reizendſten Genuß durch ſeine dramatiſirten Familiengeſchichten. Der bei Campe auftretende arme Thüringer Bergmannsknabe, der mit ſeinem ländlichen Dialekt und ſeiner Kunſtfertigkeit auf der Geige ſich die Freundſchaft und Liebe eines vornehmen Hauſes erwirbt und ſeinen ihm dargereichten Teller mit Kuchen und Wein erſt nach einem Dank an Gott in die Hand nimmt, wird jedes gutgeartete Kind rühren. Und bald wird ſich dann auch zeigen, wohin ſich die junge Seelenſchwinge vorzugsweiſe getragen fühlt. Zu Aladdin's Wunderlampe und den verſchloſſenen Bergen, die auf des Zauberers Geheiß ſich öffnen, zum Tiſchlein deck' dich — oder zu den Thaten Hermann's des Cheruskers, den Siegen der Deutſchen über die Hunnen, der Heldenbahn Luther's, dem Tode Guſtav Adolph's und dem rührenden Ende Theodor Körner's? Oder in der That zu dem kleinen Bergmanns

knaben, deſſen naive Treuherzigkeit dialektiſch auf einem ſpäter eroberten Antheil an einem Theater nach Kräften bis zur nie ausbleibenden Selbſtrührung wiedergegeben wurde —? Die pädagogiſche Unterhaltungsliteratur des Tages taſtet hin und her und bringt uns in jeder Weihnachtszeit neue Experimente mit dem Kindergemüth. Immer mehr aber greift die Sucht um ſich, mit der Koſt für Kinder weit mehr die Alten zu ſättigen. Die Neigung der Großen, ſich zuweilen von ihren Mühen auszuſpannen und zum Scherz ein wenig kindiſch zu werden, verwechſelt ſich nur zu oft mit dem Unterhaltungsbedürfniß des Kindes, dem allerdings auch das Läppiſche, bunt gemalt, gefällt, wie Alles, was ihm — geſchenkt wird, aber die Nachwirkung auf die Seele wird die leerſte, die flachſte. Das Kind bedarf Thatſachen und dieſe Thatſachen will es nicht todt und nur aufgeſpeichert, ſondern in Bewegung geſetzt ſehen durch irgend eine Handlung, ein Lebensſchickſal. Das Märchen ſei ohne Ironie, ohne zu weit ausgeſponnene Zweckloſigkeit und romantiſche Träumerei, es lehre den Glauben an gute und böſe Kräfte des Lebens, ſchildre große, gewaltige Elementarwirkungen und die Ausgleichung durch eine ewige Gerechtigkeit. Die Literatur für Kinder ſchildre Männer, die Einziges wollten und Großes zu dulden verſtanden, Helden des Geiſtes, die ſich von unten herauf durch tauſend Hinderniſſe emporarbeiteten, Forſcher, die, wie Columbus, keine Gefahr ſcheuten, ihr gläubigſtes Ahnen zu verwirklichen! Das Familiengenre endlich hüte ſich vor Nachahmung fremder Erziehungstöne, wie ſie beſonders jetzt aus Frankreich herüberklingen! Dieſe geleckten gemalten Berliner Lithographieen mit den nach dem Pariſer Modejournal geputzten jungen Herrchen und Dämchen, mit Knaben in Sammtgilets und Spitzenmanſchetten, in engliſchen Lovely-Mützen und eng am Halſe ſchließenden gebrannten Spitzenkrauſen ſind eine Vervornehmung der alten gemüthlichen bürgerlichen Jugend-Romantik Campe's, Löhr's und anderer Schriftſteller, die zur deutſchen Kinderwelt vielleicht etwas philiſterhaft, aber in der einmal vorausgeſetzten herrſchenden deutſchen Art und Sitte geredet haben. Ob die „Münchner Bilderbogen" mit ihren Caricaturen gut auf die Kinder wirken, mögen Pädagogen entſcheiden.

Die Freuden der Natur und die alten Kriegserinnerungen waren es, die gegen eine allzu düstre, gefährlich drohende Bigotterie auch im Hause selbst zuweilen fröhlichen Einspruch thaten. Selbst der apokalyptische Vetter konnte dem Reiz einer Sonntagswanderung nach dem Dorfe Lichtenberg nicht widerstehen. Kornblumen und Lichtenberg waren dem Knaben ein und derselbe Begriff. Man möchte in der That an die Lehre von einer sich materiell abdrückenden Einsammlung der geistigen Erfahrungen glauben. Denn bei jeder Kornblume wird noch dem Manne Lichtenberg, wie bei jeder Heuschrecke, die in den Herbststoppeln singt, Tempelhof bei Berlin einfallen. Eine Wanderung nach Lichtenberg begann um die Mittagszeit und zog sich durch die entferntesten Stadttheile. Unterwegs stieß zur frohbewegten Karavane dieser oder jener Verwandte: Der Vetter Christian, der inzwischen aus seinem Lederwamms schon einen Buckel nach dem andern hatte auftrennen müssen und freud- und leidvoll eine höchst sonderbare Heirath geschlossen hatte, die im Zusammenhange mit dem ihm tieftragischen Weh, daß die Filzhutmacherei von den Seidenfelbelhüten, das zünftige, gründlich erlernte Handwerk von Seidenhutnätherinnen und Papparbeitern verdrängt wurde, durch eigenthümliche Umstände den Stoff zu einer städtischen Dorfgeschichte abgeben könnte; der Vetter Wilhelm, der heute schon zwei Kirchen und die Rechtgläubigkeit ihrer Kanzeln geprüft hatte. Vorüber ging es dann regelmäßig an einem Erdgeschoß in den (damaligen!) Vorstädten, in dem eine andre unheimliche Jugenderinnerung, etwas Seltsames aus der Sphäre des schönen Geschlechts hauste. Es war die gespensterseherde sogenannte „Cichorien-Liese."

Diese lange hagre Frau hatte noch einen imposanteren Wuchs als die Heilkünstlerin am Dom. Sie war knochig, mager, spitznasig, langfingrig, von Habichtaugen, scharfredend und dabei stocktaub. Nicht unbemittelt, wollte sie durch einen Handel mit Cichorien, den sie in einem Kreise von regelmäßigen Abnehmern mit Hülfe einer sie begleitenden Dolmetscherin, die ihr den Korb tragen mußte, trieb, sich nur zerstreuen und unterhalten. Diese Cichorien-Liese schritt wie eine Königin so stolz, schnupfte wie ein Minister und beschäftigte

ſich nur mit den wichtigſten Angelegenheiten des Lebens, mit der großen europäiſchen Politik und mit den Geſpenſtern. Die Cichorien-Lieſe konnte in der That die Göttin des Jahrhunderts vorſtellen; denn ſtocktaub und lautkreiſchend hielt ſie faſt immer eine großmächtige Meſſingtrompete wie Frau Fama in der Hand. Dieſe Trompete ſetzte ſie nicht an den Mund, ſondern an's Ohr. Es war eine Schalltrompete, durch welche ſie ihre Taubheit mit einer Welt vermittelte, deren ſichtbare und unſichtbare Dinge ihr leidenſchaftlichſtes Intereſſe erregten. Die Cichorien-Lieſe kam nicht zu oft zu den Eltern des Knaben, denn ihr Handelsartikel diente dieſen nur zur „angenehmeren Färbung" des Kaffees und zur Herſtellung jenes pikanten Geruches, der der gebrannten radix cichorea ſelbſt von halben Türken im Mokkagenuß nicht abgeſprochen werden kann. So oft ſie aber kam, war es ein wirkungsvolles Ereigniß. Ihre dienende Famula bewachte den verdeckten Korb, ſie ſelbſt ſchritt ſtolz voran, ſetzte ſich feierlich und begann, wenn ſie eine Priſe zur Naſe und dann die Trompete zum Ohr genommen hatte, regelmäßig eine Converſation über die höchſten Intereſſen der Menſchheit. Entweder war es „Boneparte", über deſſen Pläne auf „St. Helena" ſie die genaueſten Mittheilungen beſaß, oder ſie hatte, als gebornes Sonntagskind, wieder Geiſter geſehen. Die Politik und die Geiſter waren ihr Steckenpferd. Sie näſelte im Sprechen, ſprach aber ſo ſtark, daß es faſt daſſelbe Schreien war, womit in die Trompete die Fragen oder Antworten gerufen werden mußten. Die Erhebung der Griechen erfüllte die Cichorien-Lieſe mit einem Intereſſe, das im Widerſpruch mit ihrem eigenen ſtand; denn ihr Handel mit Kaffee-Surrogaten hätte ſich eigentlich wenig aus den Vorgängen in der Levante machen ſollen. Aber ihre Phantaſie ſah nur türkiſche Kriegsſchiffe unter Brandern in die Luft ſpringen und griechiſche Kinderköpfe, von den Türken zu Tauſenden abgeſäbelt. Es ſchien ihr unwiderleglich, daß „Boneparte" jetzt ebenſo die Griechen gegen die Türken kommandirte, wie derſelbe ſpäterhin bei Varna und Schumla die Türken gegen die Ruſſen kommandirte. Die Cichorien-Lieſe lachte laut auf, wenn Einer behauptete, die Engländer würden den „Boneparte" ſchon auf „St.-Helena"

festhalten. „Na Den?" hieß es. „Sie haben ja einen ganz falschen —!" Sie sprach von den Congressen in Carlsbad und Verona, vom Fürsten Hardenberg und, auf innere Angelegenheiten übergehend, von der Erhöhung der Miethsabgaben mit derselben Gewißheit, wie sie regelmäßig unter einem seufzend abwehrenden „Ach lieber Gott!" ihrer Mutter auf ein Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige, so ruhig und glaubensfest überging, daß Justinus Kerner seine Freude daran gehabt hätte. Die Cichorien-Liese bewohnte in der „Kurzen Straße" eine anständig eingerichtete Kellerwohnung, von welcher sie behauptete, es „spükte" in ihr. Es war seltsam, daß sie bei ihrer Stocktaubheit deutlich die Geister hören konnte, auch ohne ihre Trompete. Mit überzeugungstreuer Sicherheit erzählte sie, daß es erst vorgestern wieder in der Nacht, wo sie nicht hätte schlafen können, ganz vernehmlich hinter, in oder an der Wand gerufen hätte: „Wilhelm! Wilhelm! Ach Wilhelm!" Sie erzählte, daß sie zwar gegen das „Spüken" ein Bannungskraut, die „Spicke", in ihre Betten versteckte, da sie aber ein Sonntagskind wäre, hülfe es nichts. Es kämen ihr die Gesichter wie über den Weg. Wenn sie allein säße und sich nur umdrehte, so könnte sie Köpfe mit langen Bärten sehen, die sie um Erlösung anbettelten. Ohne alle Eschenmayer'sche Metaphysik, rein durch Erfahrung, ging sie von der Idee des Zwischenreiches aus, in welchem eine Menge von Seelen haltlos umherirrten und ihre Erlösungsstunde und bis dahin auf Erden irgend eine passende Unterkunft suchen sollten. Längst verstorbene Verwandte nicht nur, sondern auch noch lebende, nur nicht grade anwesende, sah die Cichorien-Liese hinter ihrem Kachelofen sitzen, andere beim Aufblicken vom Studium der Vossischen Zeitung „justement in die Kammer" hineingegangen. Die Geisterseherin schritt nach ihrer Erzählung gewöhnlich auf die Erscheinungen herzhaft zu und verjagte sie so. Es stand ihr fest, daß die Seelen der Todten die unglaublichste Unruhe hätten und sich um jeden Preis in dieser Welt wieder zu schaffen machen möchten. Auch könnte man überzeugt sein, daß so viele geheime Schätze in der Erde vergraben lägen, so viele Verbrechen unentdeckt geblieben, daß es schon um

deßwillen keinen Menschen Wunder nehmen könnte, wenn es des Nachts an den Wänden raschelte und mit herzzerreißendem Jammer riefe: „Wilhelm, Wilhelm, ach Wilhelm!“ Man müßte nur das Ohr dafür haben. Unser Apokalyptiker, der ja auch Wilhelm hieß, traf, wenn er „arbeitslos“ war, oft mit der geistersehenden Cichorien-Liese zusammen. Dann entspannen sich die schauerlichsten Gespräche über das dunkle Diesseits und das allerklarste Jenseits. Beide hatten die gleiche Neigung für Politik, „Boneparte“, die Griechen, die Türken, den Papst und die Miethsabgaben, aber in ihren Principien wichen sie von einander ab. Die Cichorien-Liese war durchaus weltlich und beinahe heidnisch. Der Apokalyptiker ließ die Geister nur unter gewissen Umständen gelten — kannte er doch Swedenborg und sprach mit Ehrfurcht von dem alten Schweden. Er verlangte eine religiöse Färbung des Geisterglaubens, unterschied Selbsttäuschung und Offenbarung. Vetter Wilhelm erklärte, es gehörte zum Geistersehen mehr als nur Taubheit oder ein Geburtstag am Sonntage oder der narkotisch betäubende Duft der gebrannten Cichorie; es gehörte ein reines Herz dazu und gottseliger Wandel und Gottes besondere Geneigtheit und specielle Vorliebe für irgend einen zum Geistersehen auserwählten Menschen. Ihm war das Geistersehen Gottesgnade. Die Cichorien-Liese pflegte solche Einwendungen im schnarrendsten Schreiton abzuweisen und blieb bei ihren Visionen, die ihr auch ohne Kirchenbesuch und Bibel kämen, je mehr sie „Spieke“ legte. Die Spieke und das „Spüken“ blieben dem Knaben seitdem wieder und das in solchem Grade Eines, daß ihm noch in allen Stunden, wo ihm ein Gartenbeet mit Lavendel eingefaßt begegnet, die Dämonologie der Cichorien-Liese einfällt, ebenso wie beim Namenszuge der Preußischen Könige auf Kanonen und Patrontaschen der Cantor Rer.

Bei den Wanderungen nach Lichtenberg wurde in den Geisterkeller der Cichorien-Liese ein rascher Blick geworfen; aber nur flüchtig; denn ihre Lebhaftigkeit, ihre Abgeschlossenheit von der Welt durch die Taubheit hätte zu langen Aufenthalt gekostet. Man wanderte zum Landsberger Thore hinaus. Flach, flach, kahl, kahl ist der Weg nach Lichtenberg!

Dritter Auftritt.

Kaluga. Darauf Borotin.

Kaluga.

Auch Du im Bunde, Prieſter? Bisher galt ich
Im Stamme der Koſaken für den Reichſten,
Den Erſten, alle waren mir verpfändet,
Dem jüngern Mann der ganze Stamm, und nun
Soll ich die Schleppe eines Andern tragen
Und willenlos vor fremdem Mund verſtummen?

Borotin (tritt ſchnell ein).

Seid Ihr's, Kaluga? Sattelt Euer Roß!
Rings ſteigen graue Wolken auf von Staub
Und ungeheure Wirbel flücht'ger Horden,
Verdrängte Stämme, obdachloſe Schaaren
Mit Weib und Kind treibt uns der Weſtwind zu.

Kaluga.

Der Sturm vor'm Ungewitter!

Borotin.

Ja, noch mehr —
Die Späher melden, es iſt Bibikoff
Mit ſeiner ganzen Heeresmacht. Wenn ſich
Die Wolken theilen und ein Strahl der Sonne
Aus dem geſchwärzten Himmel niederfällt,
Sieht man die Bajonette blitzen. Und — (ſich umſehend)
Man hört uns nicht — denkt mein Entſetzen Euch,
In dem Gewühl der Weiber, Kinder, Greiſe

Und doch lebt er im Jugendgedächtniß nur als eitel wogendes, sonnenbeglänztes Kornfeld, als Schmetterlingstummelplatz, als blauer Cyanen- und rother Mohnblumengarten. Dies Hinwegschreiten durch hohe Aehren, die sich in der Sonne wiegen, bald auf diese, bald auf jene Seite vor'm Winde sinken, wie wonnevoll dem Knaben, der noch so klein, daß er in ihrem Schatten wandelnd nur blauen Himmel über sich sieht, neben sich die Kornblumen mit ihrem blauen Johanniterkreuz auf der grünen Basthülle der Knospe, die rothen Flatterrosen und die Mohnblüthen, die er pflückt und dabei über die Löcher der Maulwürfe stolpert! Dann das damals noch gebotene freundliche Grüßen der Vorübergehenden, die schallende höfliche Erwiderung der ganzen Karavane. Die Männer ziehen die Röcke aus und tragen sie auf Stöcken. Die Frauen drängen zur Eile, um bei einem Bauern noch einen guten Gartentisch oder einen Sitz dicht unter seinem strohgedeckten Giebeldach zu gewinnen. Endlich sieht man das Dorf mit seinem Kirchthurm und dem seit Jahren bekannten großen Storchennest, das so unvordenkliche Rechte und Erbpachtsansprüche der dort hausenden Storchenfamilie zu haben scheint, wie sie nur einst der alte General Möllendorf hier in seinem Schloßparke am Ende des Dorfes hatte, oder jener Liebhaber von Pfauen und türkischen Enten, die linker Hand einen großen hellen Wirthschaftsraum und ein stattliches Anwesen zieren. Eine spröde Opposition des märkischen Bauern gegen Berlin und Berlinerthum machte sich damals auch darin geltend, daß fast bis dicht unter die Thore der Stadt der Landbewohner seine allgemeine bäuerliche Art beibehalten hatte. Bis auf eine halbe Meile von Berlin glaubte man sich schon wie mitten in die Altmark, die Priegnitz versetzt. Kleine niedrige Lehmhäuser mit dichten Strohdächern, eine düster schattende Linde vor dem Thor, Räder, Deichseln, Latten den Eingang hemmend. Die Tracht nur ländlich, kurze Jacken, lederne Hosen, bunte Nachtmützen, die Sprache plattdeutsch, frei noch von dem scheußlichsten aller deutschen Dialekte, dem der Hauptstadt, auf dessen nicht unmögliche Ausrottung eine Regierung, die wahre Volksgröße liebt, einen Fonds für Prämien aussetzen sollte. Was gab es bei einer solchen Wanderung nicht zu

behorchen, zu belauſchen! Der Knabe ſteckte die Naſe in alle düngerduftenden Ställe, in alle ſo eigenthümlich trockenluftigen Scheunen, kletterte auf die würzigathmenden Heuböden, ſammelte im Garten an den Kirſchbäumen vergeſſene gedörrte, von den Vögeln angepickte ſüße Reſte, ſammelte Harz, das man mit den Fingern zu kunſtvollen Geweben abſpann, ging auf die Raupenjagd im Kohl- und Rübenfeld und dämmerte hin in jener traumſeligen Gedankenloſigkeit der Kinder, die das Große und Wichtige überſieht und ſich an einer kleinen aus Steingeröll hervorgeſuchten Blume oder einem Brombeerheckengewirr, durch das ſich blaßrothe oder blaue Winden ſchlängeln, oder an einem Marienkäfer, den man ſich über die Hand laufen läßt, die größten und beneidenswertheſten Welten ausſpinnt.

Die Kraft der geiſtigen Sinne wächſt. Sechs Jahre war der Knabe alt, als ihn ein Weltereigniß aus dem erſten dumpfen Chaos des kindiſchen Ichs wachrief. Es war die Jubelfeier der Reformation. Die Bedeutung dieſes Feſtes wurde vollkommen verſtanden. Der lebhafte Sinn des Vaters wußte das Verbrennen des Tezel'ſchen Ablaſſes, das Anſchlagen der freien Glaubensſätze an die Wittenberger Kirchenthür und alle Fingerzeige Gottes in dem Leben des großen Volksmannes ſo anſchaulich zu machen, daß die Glockentöne, die drei Tage lang wie ein bewegtes Meer der Lüfte zu wogen und zu brauſen nicht aufhören wollten, auch die ganze Seele ergriffen und zum proteſtantiſchen Hochgefühl erhoben. Voll eitel Sonnenſchein und wie ein einziger dreitägiger Glockenton iſt denn auch dieſe erſte hiſtoriſche Erinnerung.

Ihr folgte die Kunde von Napoleon's Tod, der auf den Straßen mit nicht viel Siegergroßmuth angekündigt und ausgerufen wurde. Dann kam der Kampf der Griechen und Türken. Er wurde nachgeahmt in allen Kinderſpielen, wo Jeder Grieche, Niemand Türke ſein wollte und zuletzt das Abzählen entſcheiden mußte. Sand's Ermordung Kotzebue's fand ſchon im Knaben die ganze partheiiſche Würdigung, welcher ſelbſt berühmte und ernſte Männer wie de Wette nicht haben widerſtehen können. An allen Bilderläden hinter Fenſtern und auf offener Straße hingen die Darſtellungen

der Ermordung Kotzebue's, wiedergegeben in allen Einzelheiten, bald im Moment der Anmeldung Sand's vor Kotzebue's Wohnung in Mannheim, bald im Ueberfall und Niederwerfen des Schlachtopfers oder in der Gefangennehmung des Mörders, wo sich dieser vergebens zu tödten versucht hatte. Später gesellten sich noch alle Momente der Urtheilsverkündigung, die Fahrt zum Hochgericht und das „Richten" selbst hinzu. Ueberall hing Sand's Bildniß. Von hundert Rauchern hatte der vierte Theil gewiß einen Pfeifenkopf mit dem Abbilde des Mörders, der vom Vater mit unbedingtem Abscheu verurtheilt, von der Mutter mit den Worten bemitleidet wurde: „Der arme junge Mensch!" Die Nähe der Universität brachte mit der damaligen Studentenschaft unmittelbare Berührung. Der Vater nahm den entschiedensten Anstoß an der altdeutschen Tracht, verspottete den Turnlehrer Jahn mit der bittersten Abneigung und erstickte die heiße Sehnsucht des Knaben, sich im Zwillichkittel für die Hasenhaide anwerben zu lassen, durch eine Fluth von Verwünschungen so gottlosen, hochmüthigen „Narrentreibens". Es stellte sich immer mehr ein Bruch zwischen Stillstand und Bewegung im Hause heraus, ein Bruch, der einem in die Nähe von hohen Stabsoffizieren gerückten Manne früh zum klaren Bewußtsein kam. Auch die bis zum neuesten Datum so angewachsene Verachtung der Volkswehr durch eine disciplinirte Armee gab sich in den Worten kund, daß diese jungen Borer und Balger aus der Hasenhaide mit ihrem „Hansnarren", dem Professor Jahn, an der Spitze, beim ersten Kanonenschuß, den sie von den Franzosen hören würden, davonlaufen würden. Das Turnen wurde für eine überflüssige Spielerei erklärt, die Soldaten hätten springen und laufen können auch ohne Turnerei. Ja was sähe man denn? hieß es — Verwilderung! Straßenjungen werden's! Darin hatte das strenge Urtheil Recht, daß der Kriegstaumel noch in allen Köpfen spukte und von der Schuljugend die wildesten Scharmützel in den Straßen geliefert wurden. Vor dem eigenen Hausthor erlebte man eine dieser Schlachten, die von einem Turner mit einem grünen italienischen Fischernetz auf dem langbehaarten Haupte befehligt wurde und zur Folge hatte, daß einige Rämpen bluteten.

Dem militairischen Sinne des Vaters waren schon allein diese langen Haare ein Gräuel. Er nannte sie, da sie sich bei den meist blonden Köpfen nicht lockten, Lichtstecken, Talglichter, Besenreiser, Flachswocken — Junker Tobias von Rülp konnte von Junker Christoph von Bleichenwang's Haarwuchs nicht anzüglicher reden. Die grauen Kittel und die Hosen der Turner wurden mit den Zwillichkitteln der Festungssträflinge verglichen. Von Jahn hieß es, dieser Mensch „sollte sich der Sünden schämen, mit den Kindern solche Narrenstreiche auszuführen". Ein einziger „Bauernjunge aus Klempenow oder Löcknitz bräche diesen Taugenichtsen in der Hasenhaide alle Rippen entzwei". Stangenklettern, Reckspringen, Boxen und Ringen waren „brotlose" Künste. Und als dann gar Kotzebue von einem solchen Turner, einem solchen Studenten im altdeutschen Rock und mit langen „Lichtstecken" von Haaren ermordet wurde, da „hatte man die Bescheerung". Auch wurde die Hasenhaide geschlossen, Jahn gefänglich eingezogen, die Turnerei als staatsgefährlich für lange Jahre verbannt. Jahn, hundertmal in frühester Kindheit gesehen, steht dem Erzähler so lebhaft mit seinem gleichsam viereckig gezogenen Gesicht vor Augen, daß er erstaunen muß, in seinem Standbild in der Hasenhaide wenig Aehnlichkeit anzutreffen.

Ein „Weltereigniß" war auch der Brand des Schauspielhauses. Wie sich das Reformationsfest eingeprägt hat als ein ewiges von den Linden abwärts herübersummendes Glockenläuten und das bei glücklichstem Sonnenschein, so zwei Jahre später der schwarze, wieder von den Linden abwärts wallende, den ganzen Himmel schwärzende Rauch, der Tagelang nicht weichen wollte. „Ihr bleibt zu Hause!" Dies mächtige entscheidende Mutterwort steht wie in Erz geschrieben aus dem Getümmel noch jetzt im Gedächtniß. Das war ein Trommeln, ein Blasen, ein Fahren, ein Lärmen, ein Sturmläuten, und diese Flammen, diese knisternden tausend Funken, diese verwehten angebrannten Papierstreifen, Iffland's alte Rollen, Kotzebue's beliebteste Stücke, alle herumfahrend in der Luft, Zindelschnitzelchen, die noch der Knabe weit vom Schauplatz des Brandes entfernt glitzernd auf dem Fußboden fand, Atome

der dem Knaben noch unbekannten „wirklichen" Bühne, Wunder des Geheimnisses so ausgestreut und verzettelt über alle Straßen im Tageslicht! Es war eine Begebenheit, die sich noch in ihren Folgen lange durch die Knabenzeit hinzog, denn auf den Brand folgte das Besichtigen der Brandstätte und der Schinkel'sche Neubau, der mehre Jahre lang alle benachbarten Straßen versperrte. Die Eltern, uneinig über die Turner und Kotzebue's Ermordung, waren einig in der Abneigung gegen die „Komödie". In den Kirchen predigte der immer mehr um sich greifende Pietismus gegen die Bühne. Den Brand der Stätte, wo Iffland gehaust hatte, Iffland, der dem Volk mit Sünden bis über die Ohren behaftet gewesen zu sein schien, nahm man für ein Zeichen der endlich erschöpften göttlichen Geduld und Langmuth.

Der in der größeren Welt noch völlig blinden Umsicht ging für die kleinere immer mehr das Auge auf. Es wird eine entsetzliche Erfahrung des Kindes, daß die Welt so voll böser Elemente steckt! Diese Erfahrung wird nicht auf einmal gemacht, sie kommt langsam. Erst allmälig schleicht sie sich in ein Gemüth, das von Natur voll Glauben ist und überall gute Menschen voraussetzt. Böses wird wol gefürchtet, aber das kommt aus den Zuchthäusern, aus keinem Zusammenhang mit der Welt des Kindes. Aber die Zuchthauswelt rückt näher und näher. Neid, Mißgunst, Verleumdung, Hinterlist, Verstellung, Schmeichelei, Geiz und Habgier werden an täglichen Begegnungen erkannt. Welche Scenen, wenn böse, lügnerische Ankläger zur Rede gestellt wurden! Die väterlichen Dienstverhältnisse zeigten die Menschen im Wettlauf nach demselben Ziel der Anerkennung und Auszeichnung. Einer suchte den Andern zu überflügeln, und nicht selten wurde dabei nach schlechten Mitteln gegriffen. Schmeichelei gegen Vorgesetzte verfehlte selten ihren Zweck. Liebedienerische Unterwürfigkeit wurde willkommener geheißen als biedre Gradheit und eine dem Vater eigene humoristische Vertraulichkeit selbst mit den vornehmsten Personen, Excellenzen und Hoheiten. Den Meisten der Untergebenen geht auch der Blick für das Menschliche an den Vornehmen ab, und die Vornehmen wieder sehen es lieber, wenn sie als Begriffe, nicht als Menschen genommen werden.

Wie liebte und rühmte man die wenigen gemüthlichen Ausnahmen bei einzelnen hohen Offizieren und Kriegsräthen! Und wie viel Wunderkraft, glücklich zu machen, beſitzen nicht die Großen! Sie brauchen eben Nichts zu thun, als ſich rein menſchlich zu geben.

Das Beklemmendſte war, daß ſo viele Menſchen aus dem Bann der überlieferten Ordnung herauszutreten ſchienen und ſogleich auf klippenreicher Schwindelbahn erblickt wurden. Die grübelnden, brummiſchen, geizigen, gehäſſigen Berufsmenſchen zogen den Knaben nicht an. Aber von denen, die immer Lachen, immer Freude verbreiteten, ſtellte ſich nur zu bald heraus, daß ihre Luſt eine ſchlimme Kehrſeite hatte. Der warf blanke Thaler auf den Tiſch und rief nach Geigen und Flöten; der kam mit blitzenden Geſchenken und gewann ſich jedes Herz allein ſchon durch ſeine frohgemuthen Augen. Aber wehe, bald ergab ſich, daß der liebenswürdige Schelm ein Spieler, ein Schlemmer war. Bald wurde auch ſeine Heiterkeit froſtiger, ſein Auge matter, ſeine Hand magrer, ſeine Rede zerſtreuter, ſein Kleid ärmlicher. Der, der ſonſt gab, nahm nun. Der, der ſonſt luſtig tanzte, ſaß nun grübelnd hinter dem Ofen, glücklich, wenn man ihn duldete und ihn Niemand um ſein Befinden anredete. Das Volksleben iſt ſo reich an dieſen traurigen Gegenſätzen. Zumal in jener Hauptſtadt, wo die Mehrzahl der Bewohner aus Armen und Unbemittelten beſteht. Berlin iſt recht eigentlich die Stadt der verkommenen Menſchen. Als der Strudel des Elends, der raſch verſchlingende, erſchien damals vorzugsweiſe die allgemeine Gewerbefreiheit, das viel zu leicht und viel zu früh erworbene Meiſter- und Bürgerrecht. Der Trieb der Iſolirung, der ebenfalls auf dem Lande den alten Halt und Zuſammenhang ſchon genug in Elend aufgelöſt hat, reizt auch hier zum ſelbſtſtändigen Lebensverſuch die allerſchwächſten Kräfte. Der Geſell, nach Freiheit, Beſitzſtand trachtend, „etablirt" ſich und wirft den Köder ſeiner vor dem Hauſe ausgeſtellten Stiefel oder Kämme oder Nägel wie in ein großes Meer aus. Oft hält der Zufall vor'm Laden an, noch öfter aber ſtrömt die große Woge vorüber. Die erſte Meiſterſchaft wird nicht ohne Selbſtgefühl empfunden. Man hat ein Mädchen, eine Witwe ge-

heirathet, die einige hundert Thaler einbrachte. Nun arbeiten ſtatt des jungen Meiſters Geſellen. Jener genießt ſeine Freiheit, lebt unter dem Vorwande des Kundenbeſuchs außerhalb des Hauſes und geräth in die Unſumme der kleinen Verführungen, die aus Kellern und Spelunken aller Art heraus ihre verderbenbringenden Arme ſtrecken. Und was ſind dieſe Verführungen! Wie unſchuldig ſcheinen ſie! Wie erlaubt dünkt ihr Genuß! Eine in einer Pfanne ſchmorende brenzliche überſalzene Bratwurſt — wahrlich, in einer Stadt, wo man um zwölf Uhr zu Mittag ißt, kann dieſe um elf Uhr genoſſene Bratwurſt der Ruin eines Lebens werden. Ihr lacht und ſpottet des Erzählers? Der Stufengang iſt einfach. Der „kundenbeſuchende" junge Meiſter tritt in eine jener „Frühſtücksſtuben", wo die Bratwurſt in der Pfanne ſo verlockend ſchmort. Er wird ſich ein „zweites Frühſtück" geben laſſen. Mit dieſem „zweiten Frühſtück" beginnt ſein Verderben. Das ſcharfe Salz und der Pfeffer weckt den Durſt. Der Trunk und der ſchon halbgeſättigte Appetit hebt die Kraft und Unternehmungsluſt des ſonſt ſo genügſam dahinſchlendernden Geſellen. Auf einen Excеß folgt der andre. Die Mittagszeit, wird ſie nicht verſäumt, kommt zu früh, der häusliche Tiſch mundet nicht. Nichts verletzt die Gattin mehr, als das Verſchmähen ihrer Koſt. Auch überbietet ſie vielleicht ihre Kraft. Im günſtigſten Fall löſt der Nachmittagsſchlaf die Verſtimmung. Der Meiſter erwacht gegen Abend, wo die angezündeten Straßenlichter zu neuem Leben außer dem Hauſe reizen. Wer in dieſer Stufenfolge den allmäligen Ruin eines Handwerkers ſchildern und dieſe Schilderung mit den einfachen Worten: „Das zweite Frühſtück" überſchreiben wollte, würde das Elend von Tauſenden treffen und ein Volksbuch liefern. Vom Spiel und der Bauernfängerei, die hier im natürlichen Gefolge ſind, haben wir dabei noch nicht geſprochen.

Es iſt erſchreckend, wenn auch wohlthuend zu gleicher Zeit, daß unter dieſen wildwachſen aufſchießenden Meiſtern der wahre Stachel des Fleißes und der guten Sitten meiſtentheils die Umſicht der Frau iſt. Der Erwerbstrieb geht von ihr aus. Die Religion kommt zuweilen zu den häuslichen Springfedern hinzu, aber ſie verliert in unſeren Tagen immer

mehr an Elasticität. Dies ist nur die Folge des Pietismus, der dem Menschen des Strebens und Schaffens, wie ihn die Zeit braucht, widerstrebt. Und Religionsbedürfniß ist da. Nur sollte man an die Stelle des schwankenden Haltes der positiven Religion entweder das Gemeinschaftsgefühl des Deutschkatholicismus und der freien Gemeinden oder die politische Emancipation, das Bewußtsein der bürgerlichen Rechte, das veredelnde, den ganzen Menschen hebende Gefühl einer unmittelbaren Beziehung zum großen Ganzen setzen.*) Das freie, unverkümmerte Stimmrecht, das Stimmrecht, das uns die Reaction verkürzte, das Stimmrecht in einem wahrhaft neugebornen Staatsleben wird eine rückwirkende Kraft auf die religiöse und sittliche Weihe des Volkes werden. Denn unwiderleglich ist es, daß die unverkümmerte gesetzlich organisirte Theilnahme am Staat die unteren Stände hebt, läutert, zur innern Sammlung führt, den Wetteifer in allem Guten fördert. Die Proletarier des Handwerks, zu denen man die kleinen Meister zählen muß, hat man sich zu unversöhnlichen Feinden gemacht, als man ihnen das eine Zeitlang genossene Stimmrecht wieder nahm. Es ist nicht das beleidigte Ehrgefühl allein, das in ihnen auf Rache sinnt, sondern das Gefühl der weggezogenen Stütze ihrer sittlichen Erhebung. Sie ahnten, daß sie leichter entbehren, leichter arm sein konnten, wenn irgend etwas an ihnen geachtet wurde, ihr Name, ihr Gewerbe, ihr Miethszins, ihre Miethe-, ihre Gewerbesteuer. Sie ahnten, daß durch das erst so glückliche, dann unterbrochene Experiment an ihrem sittlichen Menschen gerüttelt wurde, und werden noch lange unversöhnte Feinde der jetzt in unserm Lande waltenden Ordnung bleiben, während sich die Intelligenz in ihre Verstimmung leicht gefunden und in andern Dingen Trostgründe gesucht hat für das, was auch bei ihr verletzt wurde.**)

So ist denn nur der einzige wahre Halt des kleinen Handwerkers seine häusliche Ordnung, sein Heerd, seine Familie, sein Weib. Allerdings hat sich die königliche und priesterliche Kraft des Weibes, einst so heilig gehalten von den Celten

*) Geschrieben 1850.

**) Damals durch die Manteuffel'sche Reaction.

und Germanen, verloren bei Hysterie, Nervenschwäche, Salonbildung, aber doch noch nicht ganz am Strickstrumpf und Nähzeug. Zum Glück findet der Handwerker, wenn er ein Weib nimmt und dazu entweder eine dienende Magd oder eine Nähterin wählt, in den meisten Fällen ein Wesen, das ihm den gewagten Schritt, ihr zu Liebe sein Gesellen- mit dem Meisterthum zu vertauschen, nicht bis zum Untergang gefahrvoll macht. Diese Frau nimmt sich der Küche, der Ordnung und Reinlichkeit des Hauses, der Wäsche ebenso an wie des Geschäftes. Sie drängt zum Fleiß, speculirt auf Kundschaft, kauft Vorräthe und hat ihr Auge überall. Der Mann, oft ein Simpel, steht verlegen, wenn bereits sein Weib im Zuge ist, Kunden zu gewinnen, zu vertrösten, ihnen zu „flattiren". Ihr Mundwerk hilft ebenso nach wie ihre rührige Hand. Diese Frauen sind die Musterbilder ihres Geschlechts. Sie tragen alle Tugenden, freilich auch alle Fehler der Gattung an sich. Ohne Flunkerei, geringes Werthschätzen einer gegebenen Versicherung geht es dabei nicht ab. Sie erzürnen sich schneller als sie zu gewinnen sind. Sie sind der Verstand und die Leidenschaft des Mannes, der nur in einzelnen Fällen wild, dann freilich bis zum Thier werden kann, sonst aber mehr als das Weib das Herz des Hauses ist. Mildthätig sind diese Frauen mit vorsichtiger Prüfung. Geben sie, so rührt sie das allgemeine Loos menschlichen Elends, das sie überhaupt mehr zu fürchten haben als der Mann. Dem allgemeinen Fluch des Menschengeschicks steht das Weib näher als der Mann. Beim Arbeiter ist die Frau noch die „Gehülfin" des Gatten, wie es die Bibel will, und hält am Baum der Erkenntniß die Wacht. Sie kann des Mannes Glück und Verderben werden.

Sonst waren im Volke Frauen, die sich in die Lage ihres arbeitenden Mannes nicht finden können, einzelne seltene Ausnahmen. Putz-, Vergnügungssucht und die Näscherei waren die Klippen. Jetzt sind diese Untugenden der Weiber, verbunden mit der Trunk- und Unabhängigkeitssucht der Männer, maßgebender geworden für die ganze Lage des Arbeiterstandes, seine moralische Bildung, seine überspannten Forderungen. Dem Knaben fiel zu seiner Zeit die Schwatzsucht der Frauen

aus dem Volk auf. Die Schwätzerinnen redeten „ein Loch in die Wand“. Oft mußte ihnen der Mann drohen, ihnen „das Maul zunähen“ zu lassen. Sie verschwätzten die Zeit auf dem Markt, am Brunnen, mit der Nachbarschaft. Sie überrühmten sich selbst, ihr Hauswesen, ihre Ordnung, und doch ging Alles „hinter sich“. Die allzu lebhafte Phantasie, die es oft allein ist, welche eine solche ungebundene Zunge entfesselt, bricht „Rand und Band“. Nicht selten hilft schon der Trunk den erschlaffenden Geistern nach, die das Bedürfniß haben, so immer außer sich zu sein. Dann ergiebt sich das jammervollste Bild des Volkslebens. Ein ehrsamer, friedlichstill arbeitender Mann und ein Weib, das ihm Schande bringt, das er züchtigen muß, das ihm das „Bett unter'm Leibe“ verkauft, versetzt und überall Unsegen stiftet. Im glücklichsten Falle wird die Unwürdige zuletzt geistesschwach, kindisch und erlischt wie ein Licht unter ihren Kindern, die mit dem Vater gegen die eigne Mutter wie in steter Verschwörung aufwachsen müssen. Scheidung von einer unglücklichen Wahl durch die Gerichte? Wie kostspielig das, der spätere Aufhalt einer Geschiedenen ist gar nicht zu erschwingen! Nicht selten erbittern sich zwei ungleiche Ehegatten zu solchem Haß, daß sich entweder der Vorsatz zu einem Verbrechen langsam in die Seele schleicht oder einmal plötzlich die Verzweiflung und Leidenschaft zum Ausbruch kommen. Wir entschuldigen jetzt so viele Motive zum Verbrechen und wahrlich auch hier! Aber das Volk denkt nicht so. Das Bewußtsein des Unrechtes und der nie zu vergebenden Schuld liegt ihm doch tiefer. Der Mörder eines Weibes, das ihm zur Lebensplage geworden, wird seine Schuld zugestehen, wird sein Leben zur Sühne bieten, sich an sonstige Fehler seines Innern halten, die auf sein Armensünderbild passen. Ist auch die Vorstellung von einem angebornen, „von Gott eingesetzten“ Richteramt der Familie unter sich, des Vaters über den Sohn, des Gatten über die Frau tief eingewurzelt, zur Entlastung wird sie vom Schuldigen selbst nicht benutzt. Die eleganten Mörder aus der Pariser Jockeyclubwelt, die ihre untreuen Gattinnen niederstechen, verlassen sich jetzt auf Freisprechung und finden sie auch.

Oft führt der Dämon der Eitelkeit und des Vergnügens,

Hör' ich ein Rufen hinter mir, ich wende,
Und ſeh' ein Weib mir winken; Borotin!
Und Borotin! erſchallt des Weibes Stimme,
Und wie ich noch mein Roß zum Stehen zwinge,
Erkenn' ich, wer ſie iſt, wer denkt Ihr wohl?
Sophia Pugatſcheff!

Kaluga.

Ha! Sie?

Borotin.

Des Kaiſers Weib!
Sie dringt mir nach, ich gab dem Roß die Sporen;
Durch das Gewühl mit lang verhängtem Zügel
Entfloh ich ihren Blicken.

Kaluga.

Wirklich ſie?

Borotin.

Mit ihren beiden Kindern an der Hand!

Kaluga.

Wo iſt ſie, wo?

Borotin.

Wenn ſie ein thöricht Wort
Zur Menge ſpräche!

Kaluga.

Laßt die Sorge mir,
Ich führe ſie —

Borotin.

Wohin? Bei allen Heil'gen,
Die Ankunft dieſes Weibes bringt Gefahr.

wenn er auch den Mann ergreift, an den Bettelſtab. Die Zwiſchenſtationen dieſer Wanderſchaft ſind mannigfach. Nicht alle ſind ſogleich von zerriſſenen Lumpen bezeichnet. Da ſchmettert die Trompete zu einem Ball, da klimpert ein geſchniegeltes Töchterlein am Klavier, da bricht bei einem Gaſtgebot faſt der Tiſch von Speiſen und von rauchenden Punſchbowlen. Die kleinen Meiſter, die es leidlich „zu etwas gebracht" haben, wurden meiſt durch ihre Weiber zur Theilnahme an einem damaligen Grundverderben des Volkslebens geführt, den „geſchloſſenen Geſellſchaften". Dieſe „Kränzchen" ſind Ketten, die in's Armenhaus ziehen. Irgend ein verdorbener Gelegenheitspoet, ein Privatſchreiber, ein Winkeladvocat, ein leichtſinniger Schulmeiſter, der ſeine Stelle verlor und für wenige Groſchen Unterricht im Franzöſiſchen und auf dem Klavier ertheilt, giebt die erſte Anregung, wo ſich dann zehn, zwölf, zwanzig armſelige Familien von eingebildet wohlhabenden Handwerkern (eingebildet, weil ihre Geſellen momentan zu thun haben) zu Sommer- und Wintervergnügungen vereinigen. Lebte hier die unſchuldige Freude und die harmloſe Erholung, wer würde dieſe „Uranias", „Thalias", „Odeons", „Muſeums", „Erheiterungen", „Erholungen", „Eintrachten" u. ſ. w., wie ſie damals hießen, verpönt haben! Aber ſie wurden die Tummelplätze ſittlichen und geſellſchaftlichen Verderbens. Da werden die Läden eines einſamen Tanzbodens geſchloſſen, um acht Uhr finden ſich aufgeputzt die Familien ein, Mann und Weib und Kind, die Geige lockt, der Brummbaß ſchnurrt, die Trompete ſchmettert, der Tanz beginnt. Noch jetzt wären die Wirbel und Strudel zu paſſiren, noch hat das Fahrzeug keinen zu großen Leck. Aber der tolle verdorbene Sprachmeiſter oder Winkeladvocat, der den herrlichen Namen dieſer Freuden erfunden hat, ruht nicht. Sein Genius will freie Zeche haben. Er macht den Petitmaitre, den Tanzmeiſter, den Kuppler. Er bringt die Geſundheiten aus, läßt die Subſcriptionsbogen wandern zu einem Extraball. Die Anſprüche der Rivalität ſteigern ſich. Die Frauen, ihre Töchter, überbieten ſich in Ausſchmückung ihrer knospenden oder welkenden Reize, die Männer zechen nicht mit jenem Maß, das ihnen die Börſe oder der Durſt mißt, ſondern im er-

wachenden Trinkmaß des Uebermuthes, der Wettlust, der Prahlerei. Diese Ressource, dies Kränzchen, Casino, das als eine „Erholung" von zwölf ehrbaren Schlosser-, Tischler- und Schneidermeisterfamilien anfing, hat nach drei Jahren kein einziges Mitglied der ersten Stiftung mehr, sondern wuchs über die entweder zur Erkenntniß Gekommenen oder die bürgerlich Gescheiterten hinweg zu einem immer üppigeren Gebahren, das in die Hände der Gesellen, Schwindler, Lustigmacher, Friseure, Barbiere gerieth und zuletzt mit der Errichtung eines Liebhabertheaters endet. Nach mancher Richtung hin hat da die Zeit würdig aufgeräumt. Die Handwerkervereine haben auch das Familienleben des Arbeiterstandes zu veredeln gesucht. Die Männer vereinigten Weib und Kind nicht nur zu Vergnügungen, sondern auch zu geistiger Anregung, die mit der geselligen Erholung verbunden ist. Schon in den 48er Zeiten brachten die „Bezirksversammlungen" den gemeinen und gebildeten Mann zusammen; der Handwerker sah in seinen Reihen den Gelehrten, den Beamten, den Kaufmann und nur Eine Stimme herrscht darüber, wie veredelnd für den Niedrigen, wie anregend für den Höhergestellten diese harmlosen, oft wissenschaftlich eingeleiteten „Bezirks-Kränzchen" der Handwerker und kleinen Leute gewirkt haben. Die Gewehrkolben der Reaction machten auch mit diesem Fortschritt der Volksbildung den bekannten staatsrettenden Kehraus und die alte Wirthschaft der gedankenlosen Genußsucht war wieder in solcher Blüthe aufgeschossen, daß wir schon damals aus innerster Ueberzeugung erklären mußten, das Leben der Religion und des Christenthums im Volk sei nur zu retten durch die Cultur der freien Gemeinden, durch die bewußte Bürgertugend, die staatsrechtlich begründete Demokratie. Dann kehrte man den Spieß um, entfesselte Alles, nur nicht die Demokratie der anständigen Leute, und hat nun mitten in Genußsucht und Schwindel unser gegenwärtiges „sociales" Chaos, aus welchem uns weder die österreichisch-deutschen Ministerialconferenzen noch die „Katheder-socialisten" retten werden.

Der Ruin der um ihren innern sittlichen Halt gekommenen Handwerkerfamilien ist kein plötzlicher Bankrott wie beim Kaufmann. Der Handwerker schleppt sich eine Reihe von

Jahren hin in bald ab-, bald aufsteigender Linie. Die aufsteigende ist zuweilen ein plötzlicher Credit, ein Lotteriegewinn, eine Lieferungsarbeit mit Vorschüssen, ein vermiethetes Halbtheil der Wohnung, eine zweideutige Hausfreundschaft, eine Bekanntschaft des inzwischen aufgeschossenen „Fräuleins Tochter". Die absteigende ist das Mißverhältniß zwischen der Einnahme von den Kunden und der Abzahlung an die Lieferanten des Materials und des Handwerkszeuges, ein Zusammenstürmen der Forderungen von allen Seiten, ein sittlicher Eclat, den entweder die Eifersucht des Ehegatten oder ein anderes Unrecht der Natur bei der Tochter herbeiführt. Dann sieht man plötzlich Handwerker ihren bisherigen Erwerb aufgeben. Im Falle des Glücks springen sie in die zweideutige Gesellschaftsklasse der kleinen Spekulanten und Krämer und werden „Restaurateur" oder „Kafetier", Gastwirthe oder Händler mit täglichen Lebensbedürfnissen. In Berlin hat die Anlegung von Vergnügungs- und Trink- und Speiselokalen einen Umfang erreicht, der weder für die Statistik des Nationalreichthums noch für die der Moral erfreuliche Thatsachen abwerfen kann.

Das großstädtische feinere Gewerb- und Handelsproletariat ist besonders deshalb so schwer zu bekämpfen, weil seine vorzüglichste Eigenschaft in dem Heldenthum besteht, das im Volk „das große Maul" genannt wird. Dies Proletariat klagt nicht. Es geht nicht in Lumpen, blickt nicht hohläugig, schleicht sich nicht furchtsam an den Häusern entlang. Das Proletariat des Schwindels und des „großen Mauls" trägt Siegelringe an den Fingern, goldne Ketten über rothe Sammetwesten, schnurbesetzte Paletots über dem wohlgenährten Embonpoint. Es ist überall zugegen, giebt den Ton im Theater an, in den Weinstuben, auf den Promenaden, schreit und perorirt und war auch das eigentliche Verderben der Märzbewegung. Die Gesinnungslosigkeit dieser Menschenklasse ließ sie das, was grade die Ordnung des Tages war, „großmäulig" proclamiren, ob es sich nun um Demokratie oder Reaction handelte. Lasterhaftes, freches Menschengeschmeiß von existenzlosen Schwindlern, halben Bankerottirern, Goldarbeitergesellen, die sich Juweliere nennen und Läden mit

erborgtem Kram eröffnen, verdorbenen Bäckern, die ſich zu Kornmaklern aufwerfen, Schreibern, die Häuſer adminiſtriren, Pflaſtertretern aller Art vom „bummelnden“ Geheimſekretär an, der ſeine eigene Frau zu den vortragenden Räthen ſchickt, die entſcheiden müſſen, ob ihm eine Gratification bewilligt werden kann, bis zum wirklich begüterten, wirklich verdienenden Maurer-, Steinmetzen-, Bäcker-, Fleiſchermeiſter, der aber aus Eitelkeit ſeine Kräfte überſpannt, wenn er ſich Pferde, Wagen, Bediente hält, dies ganze noble großmäulige Publikum der Großſtädte griff 1848 eben ſo raſch nach den Büchſen der Bürgerwehr, wie ſie dieſe wieder wegwarf, gab Adhäſionsadreſſen den Advocaten oder den Soldaten, den März- oder den Novemberminiſtern und fügte ſich in Alles, was ihm erlaubte, ſich mit ſeinem hohlen, übergoldeten Elend in den Vordergrund zu drängen und durch ſein im Volk bekanntes „Maul“ den tiefinnern Schaden der echten Bürgertugend und des häuslichen ſtillen Wirkens zu verdecken. In unſrer Zeit iſt allen dieſen Elementen, wenn nicht der Zutritt, doch die engſte Verbindung mit der Börſe ermöglicht worden. Die „Bauwuth“ und der „Häuſerſchwindel“ haben neue Felder der Bewährung für das ſeidne Lumpenthum eröffnet.

Das Wühlen und Ringen um Exiſtenz erſchien bereits dem Kindesauge wie etwas Ungeheuerliches, das dem Leben Farbe und Duft abſtreift. Der Druck, der auf dem Daſein liegt, wurde leidvoll nachgefühlt. Ein naturwüchſiges Walten des Fleißes verbirgt ſich ſo ſtill in ſeiner friedlichen Werkſtatt. Die Rouerie aber lärmt auf dem Schauplatz und ſchneidet den Blick in's echte Leben ab. Am Staate nun vollends will ſich eines jeden Scheiternden Hand zur Rettung anklammern. Dem Staate und ſeiner Aemterfülle trägt ſich die Noth mit Käuflichkeit und mit einer um jeden Preis zu habenden Geſinnung an. Da wird nicht unterſucht, wer giebt, in welchem Sinne gegeben wird, in welcher Vorausſetzung; man nimmt, langt zu und beſchwört Alles, was der „Brotgeber“ fordert. Was ſollen die Sproſſen jenes goldenen Proletariats thun, wenn ſie nicht unterſinken wollen? Der Vater heuchelt für den Sohn. Der Sohn quält ſich, die Verheißungen des Vaters wahr zu machen. Ein ungeheurer Jammer ſtöhnt ſich

von der Bruſt von Tauſenden los, wenn ſie ihn noch fühlen. Die Meiſten haben den Fluch eines ſolchen Lebens ſchon für Segen hingenommen, ſpielen mit den Ketten, klirren ſich mit ihnen eine angenehme Muſik, denken nur nach dem allgemeinen herrſchenden Kanon der öffentlichen Moral und bringen Urtheile zu Tage, die unſre Menſchenwürde in Frage ſtellen.

Und trotzdem iſt dies von 1815 bis 1855 ſervile Berlin eine demokratiſche Stadt geworden! Schon früh entdeckte der Knabe mehr Geſinnungsloſigkeiten bei den Gebildeten, die er bald kennen lernen ſollte, als bei den Armen, die ihm charakterfeſter erſchienen. Die dienenden Volksklaſſen ſind auf ein frühes Herausſtellenmüſſen wirklichen inneren Werthes angewieſen. In des Erzählers Jugend waren die Dienſtboten noch „treu, fleißig, ehrlich", was ihnen jetzt nur formell beſcheinigt wird, wenn ſie auch alle vier Wochen wechſeln. Fleiß, Güte, Treue, gehorſame Charaktererforſchung der Obern, Fügen in fremde Art hebt die ſittliche Kraft. Ein Handwerker, der eine Dienende heirathet, ſorgt beſſer für ſich, als wenn er die Tochter eines Meiſters gewinnt. Ein guter Diener iſt beſſer als ein ſchlechter Freiherr, ſagt das Sprichwort. Daß aber Kleider Leute machen, ſieht man am erſten am Dienenden. Je ſchmucker die Uniform, deſto leerer der Inhalt. Je mehr der Herr verräth, daß ſein geputzter Diener eine Erfindung ſeiner Eitelkeit iſt, deſto mehr wird ſich der Diener als bloßer Statiſt fühlen. Wer Diener wie Herren kleidet, wird des Dieners Diener, wenigſtens muß er ihm noch geringere Kräfte miethen, die das verrichten, was der geputzte Hanswurſt ſelbſt ſollte. Jede blanke Treſſe am Rock iſt ein gereinigtes Tiſchmeſſer weniger. Köchinnen ſind komiſche Figuren der dienenden Welt. Sie erſparen in kleinem Betrug und werden meiſt im Großen ſelbſt betrogen. Schwarz am Heerde, glänzen ſie gern Sonntag Abends bei Licht. Sie haben die koſtbarſten Kleider, tanzen am eifrigſten, müſſen aber, je älter ſie werden, für ihre „Liebenswürdigkeit" deſto ſtärkere Ausgaben machen. Der Soldat, der junge Handwerker betrügt ſie um ihre Erſparniſſe. Eine dem Knaben halb noch unverſtändliche Klaſſe von Dienſtboten waren die Ammen. Es gab ihrer von allen

Sorten. Ammen, die wie ſcheue Tauben ängſtlich auf einem Hofe einherſchlichen, Andre, die wie aufgeblähte Kalekuten ſtolzierten. Wie es möglich war, daß dieſe geputzten, in den beſten Zimmern verweilenden Weſen außer dem vornehmen Kinde noch ein eignes daheim haben konnten, wurde vom Kinde ſchwer begriffen, aber manches Weinen wurde beobachtet, wenn ein junges Weſen, das „als Amme diente", irgend in einem dunkeln Dachſtübchen erſchien und raſch ein gleichſam im vornehmen Hauſe Erſpartes an Muttermilch ihrem eignen verſchmachtenden, bei ärmſten Leuten oder Verwandten „auf die Ziehe" gegebenen Kinde darreichte.

Vom Volke kann man nicht ſprechen, ohne die Juden zu erwähnen. In jenen Tagen ſchienen ſie dem gemeinen Mann noch mit dem Seelenfänger, dem Teufel, in Verabrechnung zu ſtehen. „Der Jude kommt!" war noch ein Schreckwort für den Knaben. Bald aber hielt man ſelbſt einem mit einem Barte Stand, wie dieſer noch ab und zu in der Spandauer-, Biſchofs-, Jüden-, Kloſter- und Münzſtraße heimiſch war. Die blitzenden Augen, die ſcharfen beſtimmten Mienen des Antlitzes, die wohlklingenden Accorde der Betonung nahmen ſogar bald für einen Freund des Hauſes ein, der zwar auch in unmittelbarer Descendenz von jenen „Jüden" der Bibel ſtand, die den Heiland gekreuzigt hatten, aber Herr Levi brachte Schalkhaftigkeit mit, Neuigkeiten, Wunder aus der Welt, fragte ſo befliſſen nach den Fortſchritten in der Schule und ſprach ſo liebevoll von ſeinem eigenen Jungen zu Hauſe, der grade ſo groß wäre wie unſereins, und das nächſte Mal wollte er den kleinen Moſes mitbringen. Bringt ihn dann Herr Levi mit, ſo greint er allerdings, iſt ganz das Gegentheil deſſen, was der Vater erwartete, fragt verdrießlich, faßt Alles an, kennt keinen Reſpect und macht dem Vater zu ſchaffen, der an ſeinem Moſes etwas zu tadeln oder zu ſtrafen nie in Verſuchung gekommen iſt, aber denn doch will, daß er bei den Leuten, mit denen der Vater handelt, einen guten Eindruck hinterläßt. Früh bemerkt der Knabe, daß ſich die Juden, ſelbſt die ärmſten, und ihre Kinder vollends, für vornehmer halten als die Chriſten, ſelbſt wenn ſie den Chriſten ſchmeicheln. Es iſt nicht ohne Grund, daß ſich die

Chriſten beklagen, die Juden hielten ſich für das auserwählte Volk Gottes. Das Blut Abraham's rollt in ſeinen Adern. Und hat er doch vermögende Verwandte, der kleine Moſes, Vettern, Onkel, die ihn in's Geſchäft nehmen werden. Dieſe Rückwand, wenn auch ohne Vortheile für den Augenblick, giebt eine Anlehnung für die Zukunft. Das Unglück iſt unter den Juden nie ohne Beiſtand. Levi kaufte alte Kleider und altes Geräth, lieh auf Pfand und brachte Lotterieloose. Der weiſe Vater des vorwitzigen Moſes, der nur deshalb ſo mürriſch und mopſig war, weil man ihm nicht genug ſchmeichelte, gebehrdete ſich, wenn er mit ſeinen „harten Thalern" klimperte, wie ein Verſucher, ob er auch den Mund noch ſo voll herrlicher Sprüche über ſeine Mäßigung, ſeine Liebe zu ehrlichen Leuten und ſeine enthaltſamen Zinſen hatte. Er zwang die Darlehne auf. Wer zehn Thaler entlieh, ſchrieb zwölf, wohl auch fünfzehn. Statt der damals limitirten Procente, der Fünf vom Hundert, nahm er Sieben, Zehn vom Hundert. Denn was konnte der Vater des kleinen Moſes dafür? Hat er doch das Darlehn nur von „guten Freunden", von denen er ſelbſt erſt borgen mußte. Am nächſten Erſten beginnen die Rückzahlungstermine von Zins und Kapital. Das heiter geſchloſſene Geſchäft nimmt, wie Schlegel im Munde Shylock's ſagt, „zu oftermalen" eine tragiſche Wendung, aber es giebt auch weiſe Daniels. Dieſe mäßigen ſich und ſpielen, wenigſtens ſagen ſie's, ein Stückchen Vorſehung bei ihren Freunden. Sie „lieben die braven, redlichen Arbeiter", die „zuverläſſigen Kunden", die „ehrlichen, wenn auch zuweilen rauhen Familienväter", die „ſchmucken Hausfrauen", die „reinlichen Kinder", die dem kleinen Moſes kürzlich von ihrem Spielzeug ſchenkten, und „die braven und ſorgſamen Hausſtände" überhaupt. So ſtunden ſie denn und ſtunden, und der Zins wächſt und neues Capital kommt hinzu, und mit ſiebzig bis achtzig Thalern Deficit wäre der Ruin einer ſolchen Familie an den Tag — der „Exekutor" holt ſich, was nicht niet- und nagelfeſt iſt — falls nicht Fortuna, die holde, zuweilen in's Mittel tritt, die Gunſt des Nummernrades und „das große Loos"! Denn das duldet Levi nicht, daß ſeine Hauptthätigkeit umgangen wird. Ein Lotterieloos muß geſpielt werden.

Menſchen müſſen da ſein, die das Glück verſuchen. Und das hat ja der Staat ſelbſt angeordnet und hält die „Ziehungen“ feierlich. Auch Aberglaube darf ein wenig dabei ſein. Die Cichorien-Lieſe räth Nummern an, die ſie geträumt hat, oder lehrt den Beiſtand der Geiſter gewinnen. Eine Jungfrau oder ein Knabe oder ein Großvater „zieht“, wobei man jedoch jede Berührung mit dem Freitag vermeidet. Man ſucht auch z. B. kurz vor Georgi einen weißen Schmetterling, in Berlin „Kalitte“ genannt, aus freier Hand zu fangen, worauf man immer gewinnt. Es kam dann auch richtig eines Tages die Jubelbotſchaft über „herausgekommene“ 1000 Thaler — im Viertelloſe 250. Als der Knabe die Zahlung, die in Gold gemacht wurde, bewunderte, aber auch einen der Friedrichsdore zu nahe betrachten wollte, rief Herr Levi mit malitiöſem Ernſt: „Sie ſind echt!“

Dieſen ſiebenfarbigen Hoffnungsbogen, der nie ſichtbar zu greifen ſich über dem Volksleben breitet, die Lotterie wollt Ihr zerſtören! Man nennt die Einwirkung derſelben verderblich. Möglich beim Zahlenlotto und beim Uebermaß. bei Spielleidenſchaft. Mäßig aber angerufen, in längeren Intervallen, die mehrere Ziehungen unterbrechen, ſcheint dieſe Verſuchung des Glücks in der That im Leben der Menſchheit etwas auszudrücken, was ſie ſonſt nicht beſitzt und vielleicht bedarf. Immerhin! Bei aller Mühe, allem Trachten der Pflicht, das immer ſein Ziel feſt im Auge behalten muß, doch eine Hoffnung auf die aus den Wolken langende Hand des Geſchicks! Bei allem Nothwendigen, dem der Arme nicht entgehen kann, ein Zufälliges, das in ſein Leben hineinſpielt wie in das Leben des Gebildeten ſeine Hoffnungen auf die Liebe eines ſchönen Weibes, die Gunſt eines Großen, die Berechnungen öffentlicher Zuſtände! Mit der Abſchaffung des Lotto, jedenfalls bei der Abdämpfung der allzu geſpannten Erwartung durch das Klaſſenſyſtem, ſtirbt ſelbſt dem beſſern Theile des Volkes ein letzter Reſt von Poeſie, eine letzte Vergoldung ſeines Erdenlooſes. Man muß ſich aus Erfahrung überzeugt haben, wie das im Schrank verwahrte Loos, an welchem vielleicht drei, vier Nachbarn ſpielen, gehütet wird, wie ſorgfältig die Einſätze geſpart, aufgeſammelt, berichtigt

werden, wie erwartungsvoll die Ziehungsliſte in der Hand des Collecteurs begrüßt wird, der ſeinerſeits, wenn er wie gewöhnlich eine Niete bringt, ſeine ganze angeborne Geiſteselaſticität zu einem unverzagten Glauben an ein künftiges beſſeres Geſchick in Thätigkeit zu ſetzen weiß. Wohl, das große Loos fällt in zwanzig Parcellen auf kleine Leute. Seine Wirkungen ſind wunderſam. Der Eine wird Verſchwender, der Andre Geizhals; der Dritte läßt ſich von ſeiner Frau ſcheiden; ein Andrer, eben im Begriff, ſich von ihr ſcheiden zu laſſen, verſöhnt ſich mit ihr (durch das Glück! Das Glück macht die Menſchen für Liebe und Güte zugänglicher); ja Einer erhängt ſich, weil er vergeſſen hatte, die fünfte Klaſſe zu berichtigen, und nichts bekam. Alles das kam vor und wurde lebhaft beſprochen. Durch jene 250 Thaler, die indeſſen bald zuſammenſchmolzen, hatte das Vertrauen auf himmliſche Mächte, die unſer Erdenloos mit Liebe führen, zugenommen.

In den ſtädtiſchen untern Volksſchichten war vom Freihandel keine gute Meinung verbreitet. Das Seufzen über „die engliſchen Waaren" verband ſich beim apokalyptiſchen Vetter mit ſeinen Wehrufen über ſeine Sünden. Er war ergeben in Gottes Fügungen, las aber doch zu eifrig in den Büchern der Geſchichte, um zuzugeben, daß Gottesverfügungen und Miniſterialverfügungen gleiche Verehrung verdienten. Die Liebloſigkeit des Staates gegen ſeine Kinder entſprang ihm aus dem allgemein herrſchenden Unglauben, der nach ihm nirgends finſtrer waltete als in den Köpfen der Staatsmänner. Und nicht nur die kleine Zahl der Muſſelinweber, die aus der Mode gekommen waren, klagte über die Politik der Hardenberg, Schuckmann, Klewitz, ſondern durch alle Stände der Arbeitenden ging Seufzen und Jammern über die „hereinkommenden" Waaren. Wenn dieſe Menſchen ſich auf der andern Seite ſelbſt gern ein wohlfeiles Pfund Fleiſch vom Lande hereinſchmuggelten und die Zollſtätten und Metzger umgingen, ſo drückten ſie den Naturzuſtand aus: Schütze die Arbeit, erleichtre die Ernährung! Freilich ſagen unſere Nationalökonomen, daß hierin ein ſich ſelbſt aufhebender Gegenſatz läge. Der Volksverſtand könnte jedoch erwidern: Dieſe Selbſtaufhebung verſchuldet das Budget des Staates. Eine Schluß-

folgerung, die auch im Volke nicht ausbleibt. Dies ſagt einfach: Die Soldaten und die Beamten koſten zu viel! Und um dieſer auf der Hand liegenden Wahrheit zu entgehen, erfindet man ſo viel national-ökonomiſche Syſteme, die der Lüge a posteriori den Schein der Wahrheit a priori geben ſollen! Dem Staatsbudget, dieſem allein ſollten die Conſumenten, die Bauern, Rittergutsbeſitzer, jetzt die Socialiſten die Polemik widmen, die ſie dem Producenten widmen. Man lehrt uns das Evangelium von der Ausgleichung. Freilich, der apokalyptiſche Vetter ſtarb nicht Hungers, er hatte keine Familie und hätte von Waſſer und Brod leben können, da ihn weit mehr nach himmliſcher Speiſe hungerte und dürſtete. Aber ganze Vorſtädte verſchmachteten im Elend. Man ſagt: Setzt die Zölle herab im Intereſſe des Conſumenten! Allein man vergißt, daß es im Staatsleben nicht darauf ankommen ſollte, wer zuletzt lacht, ſondern auf den, wer zuerſt weint, nicht auf die Begünſtigten, ſondern auf die Beſchädigten. Oder beruht der moderne Staat nicht auf ſo viel Geſittung, daß man den Satz aufſtellen könnte: Im Leben leidet immer der am meiſten, der den erſten Stoß bekommt —? Die Avantgarde iſt am übelſten dran. Die ſpätere Ausgleichung kommt; ja; ſie kommt auf dem Kirchhof. Dem geſitteten Staat muß erſt an der Arbeit, und dann erſt am Genuß gelegen ſein. Wo Werthe geſchaffen werden, Menſchenhände thätig ſind, da iſt es Pflicht des Staatsmannes, ſo behutſam und zart aufzutreten, wie in der Nähe von Kranken, die geſchont ſein wollen. Ferner: Nicht nur grauſam iſt es, auf die Ausgleichung der ſocialen Kirchhöfe, Hunger und Elend, zu verweiſen; es ſieht auch prekär mit dieſer Lehre für dasjenige ſelbſt aus, was ſie anſtrebt. Die Conſumtion und die Production gehen nicht mit gleichem Schritt. Sie marſchiren ohnehin, da es über Leichen geht, nicht in gleichem Tact. Die Production hat ein raſches Tempo, ſie ſchafft, um zu leben. Die Conſumtion geht langſamer, träger. Man kann tauſend Producenten getödtet haben, ehe ſich ein Conſument entſchließt, den Vortheil, den ihm der Tod Jener eintrug, wirklich anzutreten und zu verwerthen. Denn wie ſich der Menſch gewiſſe Dinge, und wenn ſie noch ſo theuer ſind, doch kauft, ſo verſagt er ſich andre,

Bedenkt, was man im Rathe geſtern Nacht
Beſchloſſen!

Kaluga.

Ha, auch Ihr? Ich führe ſie —
Ich führe ſie von Eurer Hochzeit fort —
Bringt mich der Gegend zu, wo Ihr ſie ſaht —
Ich zeig' ihr, ſeid gewiß, den rechten Pfad! (Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Pugatſcheff
(tritt ſinnend heraus).

So wär' es wahr, ich bin nicht mehr ich ſelbſt!
Der Schatte meines Schattens ſoll ich ſein
Und weſenlos, des eignen Ichs entkleidet,
In einem fremden Daſein untergehn! —
Wie Sterbende ſich ſchaudernd ſelbſt erblicken
Im Spiegel ihres nahen Tods, geſpenſtiſch
Ihr eigen Angeſicht, ihr eigen Bild
Mit leichenblaſſem Ernſt ſich winken ſehen,
So ſeh' ich wehmuthsvoll mein eigen Leben,
Mein eigen Ich an mir vorüberſchweben.
O weile du, geliebter Schatten, weile,
O bleibe bei mir, du entſchwundner Geiſt!
Kennſt du mich nicht? Kennſt du mich nicht, Emiljan!
War ich nicht du, kann ich's nicht wieder ſein?
O nimm mich mit! Was läßt du mich allein?

und wenn ſie noch ſo wohlfeil werden. Ihr bietet dem ſterbenden Arbeiter wohlfeile Kleiderſtoffe. Gütiger Himmel, iſt das Eure Ausgleichung? Er kann von wohlfeilerem Kattun nicht leben, wenn ſeine Hand überhaupt nichts verdient. Freihändleriſche Gutsbeſitzer thun, als wenn ſich ein Fabrikarbeiter mit Baumwollenzeug ernähren könnte. Aber das Handwerkszeug wird wohlfeiler, ſagt man dem Arbeiter, der eiſerne Geräthſchaften bedarf. Ihr Lieben, das Handwerkszeug iſt für einen Arbeiter meiſtentheils eine Ausgabe, wie wenn Ihr Euch alle fünf Jahre einmal eine Badereiſe geſtattet! Alle Tage ſchafft ſich der Tiſchler Stemmeiſen und Sägen nicht an. Die Lehre von der Ausgleichung macht ſich wie ein mathematiſches Exempel, das richtig auf dem Papier aufgeht, aber in Praxis geht ſie nicht auf; denn der, der den erſten Stoß einer Neuerung empfängt, ſoll und muß im geſitteten Geſellſchaftsleben ſo viel voraus haben, als hätte er ſtatt Eines Stoßes, deren ſo viele erhalten, als genug ſind, um ihm den Tod zu geben. Es iſt betrübend, daß ein Proteſt gegen die Freihändler wie eine Vertheidigung jenes Schutzſyſtems herauskommt, das nur für die Aufſtellung unſerer Heere von Soldaten und Beamten erfunden iſt.

In alle dieſe Eindrücke einer nun ſchon immer bewußter werdenden Jugend, in dieſe oft wie ein phyſiſcher Druck ſchmerzende Sehnſucht nach einem Leben voll reinerer und höherer Anſchauungen, in dieſe gebundene ohnmächtige Knechtſchaft eines ſchon früh mit ſeinen gegebenen Lebensbedingungen zerfallenen Jugendmuthes fiel endlich ein Sonnenſtrahl, der dem Knaben Licht, Erlöſung, Freiheit brachte. Siehe da! Die Geſchichten von Feen und mildthätigen Zauberern, deren der Knabe ſo manche aus den entliehenen Märchenbüchern ſeiner Mitſchüler geleſen hatte, ſchienen ſich plötzlich zu verwirklichen. Die Pforten einer Zauberwelt, goldene Pforten eines Lebens, wo man die Armuth, die Leidenſchaft, den Fluch der ewigen Mühe nicht kannte, rauſchten auf. Es erfüllte ſich die Ahnung einer andern Welt, die der Knabe geträumt, ſeit er eines Sommerabends am Opernhauſe in ein Fenſter lugte und wunderſchöne Männer in Harniſchen, andere mit ſchwankend bunten Feder-Kronen auf dem Haupte geſehen. An dem

Eingang des Opernhauſes las er, über dieſen Götter-Anblick aufgeregt: Heute: Ferdinand Cortez. Aber nicht die Welt des Scheines allein that ſich mit ſo mächtigen Wirkungen auf, es war die wirkliche, die Welt des Reichthums und der Bildung.

VIII.

Dem mit Blumen die morſche Zerbröckelung der Mauer verbergenden Fenſter der Wohnung des Knaben, einem hohen, rundgewölbten, noch jetzt vorhandenen, gegenüber lagen ſtattliche Häuſer. Da wohnten Bode, der Aſtronom, Oſann, der Mediciner, Huſeland's Schwiegerſohn, Huſeland ſelbſt, der Leibarzt des Königs, neben ihm der Generalſtabsarzt der Armee, ein wohlwollender Herr, Dr. Göhrke, (der den Knaben in ſeinen Zimmern duldete, falls ſich dieſer die über einer großen befeſtigten Schuhbürſte geſchriebene Weiſung am Eingang des Hauſes „Merks" gründlichſt gemerkt hatte) und des Königs Zahnarzt, Lautenſchläger. Alle dieſe gelehrten Asklepiaden beſaßen Gärten. Göhrke, in dem Hauſe, das jetzt eine Königliche Hebammenſchule und Entbindungsanſtalt geworden iſt, beſaß nur einen beſcheidenen, der lediglich ſeinem Bedienten genügen konnte, von welchem ſich der in dem Hauſe eingebürgerte und fragſame Knabe die Lazarethzettel der Garniſon deuten ließ, die regelmäßig hieher abgeliefert werden mußten. Der Knabe fand da alle Krankheiten wieder, die zu gewiſſen Zeiten auch die Mutter, der Vater, die Tante haben wollten. Nur Eine „lateiniſch" genannte Krankheit, von welcher er nie gehört hatte, kam ihm merkwürdig vor, weil an dieſer die meiſten „Gemeine und Spielleute" erkrankt waren. Der Bediente war discret. Nie hat er den Knaben aufgeklärt, welches das Leiden geweſen, das regelmäßig auf jedem Zettel den halben Krankenbeſtand bildete. „Das wirſt du ſchon noch erfahren, wenn du älter biſt!" Huſeland's Garten war düſter, von einer hohen Mauer umgrenzt; die Beete waren zierlich ab-

gesteckt und mit Buchsbaum eingefaßt. Die ganze Wohnung des berühmten Mannes hatte etwas Schweigsamfeierliches und entsprach der Antwort, die er einst seinem Bedienten gegeben hatte, als ihn dieser zu seinem Befremden nicht mehr mit Guten Morgen, Herr Geheimerath! begrüßte. „Sie antworten ja nicht, Herr Geheimerath!“ hatte der alte Diener erwidert. „Was!“ antwortete Hufeland. „Ich antwortete nicht? Sag' Er nur immer Guten Morgen! Die Antwort d e n k' ich mir!“

Die Gärten der anderen Gelehrten lagen nach dem Katzenstieg (Georgenstraße) hinaus hinter Höfen, deren gepflegte fast holländische Sauberkeit bei gewissen geschlossenen Häusern in Berlin Demjenigen besonders erinnerlich sein muß, der sich damit eine pedantische Eigenheit und fast einsiedlerische Menschenfeindlichkeit der vermöglichen Bewohner verbinden kann. Es gab in Berlin kleine geschlossene, von außen gepflegte Häuser, die den Eindruck machten, als hätte nie ein menschliches Auge in sie eingeblickt, außer dem Bewohner, der dann sicher zur französischen Colonie gehörte oder „Rentier“ hieß oder ein dilettirender Gelehrter war. Von jenen Katzenstieg-Gärten war der eine besonders geheimnißvoll. Ueber seine hohe Mauer hinweg rankten Weinreben, ja man sah manche braune Traube an der Sonne reifen. Die Obstbäume neigten sich unter so schwerer Last, daß der Besitzer, es war der Zahnarzt des Königs, die Gaumen und Zähne der benachbart einkasernirten Ulanen fürchten mußte, und die Mauer noch höher zog, als sie schon war, ja sie am obersten Rande mit zerschlagenen Flaschen verkitten ließ. Nun glitzerte die Mauer in der Sonne. Aber selbst die grüngläserne Mauer-Plombirung des Zahnarztes mußte sich gefallen lassen, daß nächtlich die Ulanen mit ihren Lanzen daran stocherten und stellenweise die Bahn zum Uebersteigen frei machten. Wie hätte der Knabe ahnen können, daß er in diese hermetisch verschlossene Herrlichkeit je würde eintreten, an diesen Rosen, Lilien, Maiblumenbeeten, später an dieser wunderbaren Obsternte wenigstens in unmittelbarer Nähe würde den Blick erlaben können!

Dies Heil widerfuhr ihm nicht durch den Zahnarzt des Königs, sondern durch einen bei ihm einwohnenden Miether,

einen reichen, „vornehmen" Mann, der urſprünglich ein Maler war, doch die Malerei nur als Dilettant betrieb. Der Sohn des Malers wurde des Knaben Geſpiele, wie des Knaben Schweſter die Geſpielin der Tochter. Ein neuer ſeltſamer Lebenskreis öffnete ſich für zwei Kinder, die dieſe auffallende Bevorzugung keinem andern Verdienſt als der über ihre Lebensverhältniſſe hinaus auffallenden Ordnung und „Propreté" ihres Erſcheinens verdankten. Das Haus des Malers wurde allmälig eine förmliche neue Heimath. Alle Lebensfäden verſpannen ſich in ein Doppeldaſein. Eine Alltags-, eine Sonntagsexiſtenz begann. Beide kämpften miteinander. Die reine, ſchöne, blaue Luft der letzteren ſtieg ſiegreich über die erſte wie über trübe Nebel empor. Statt Blei ſah das Auge Silber, die Hand faßte nicht mehr das Rauhe allein, ſondern auch das Weiche, Seide und Sammt an, das Ohr hörte nicht mehr das Wiehern der Roſſe und die rauhen Töne der zankenden Leidenſchaften, ſondern Muſik, Hausmuſik, auch die Muſik der feineren Sitte und der anſtandsvollen Selbſtbeherrſchung. Es war ein wunderbar neues Daſein. Konnte auch die Hülle der gewöhnlichen Exiſtenz nicht ganz abgeſtreift werden, ſo verſuchte doch ſelbſt in ihrer Gebundenheit die Pſyche das Wachſen ihrer Schwinge zu erproben.

Der Maler und ſeine Gattin waren ſeltſamerweiſe ebenfalls aus Pommern. Das allein ſchon wurde ein Band des wohlwollendſten Zufalls für die Eltern. Der Sohn führte denſelben Vornamen wie der Geſpiele, die Tochter denſelben wie die Geſpielin. Auch das war ein ſo überraſchender Zufall, daß nun die vier Kinder faſt dem Maler zu eigen gehörten. Dieſer Mann ſelbſt war einer der eigenthümlichſten Menſchen und einer von Denen, die bis noch in ſpätere Zeit die Signatur des alten Regimes trugen. Es war wieder der Vater des Knaben, noch Einmal wiedergegeben, nur höher potenzirt. Dieſelbe Lebhaftigkeit, dieſelbe ehrgeizige Unruhe, derſelbe raſtloſe Eifer. Auch dieſelben Auffaſſungen vom Leben, der Zeit, den Pflichten des Menſchen und Staatsbürgers. Vermögend durch ſeine wohlwollende Gattin, die im Talent der behaglichen Lebenseinrichtung eine Meiſterin war, hatte ſich Herr Cleanth, wie wir ihn nennen wollen, ohne Selbſtbetrug geſtehen dürfen,

daß die Malerkunſt in ihrer höheren Bedeutung ſein Beruf nicht war. Er portraitirte mit Geſchick, gab jedoch nichts „auf die Ausſtellung", und ergriff vielmehr vorzugsweiſe die untergeordneten Branchen der Malerei, beſonders die eben neuentdeckte, von München gekommene Lithographie. Hier ſah er unangebrochene Schätze. Die Lithographie konnte den Buchdruck erſetzen. Was hatten die Verwaltungsbehörden nicht alles an Formularen zu drucken! Cleanth's ſchaffender Trieb ging immer auf das Nützliche beim Schönen. Reine Idealität ohne Zweck konnte ihn nicht erwärmen. Ein Nutzen aber, der durch die Kunſt oder Wiſſenſchaft für das praktiſche Leben gewonnen wurde, erfüllte ſein Auge mit blitzendem Feuer. Cleanth war durch und durch ein Mann der Methode und des Syſtems. Beſtünde die Malerei allein in der Anwendung der Albrecht Dürer'ſchen Meßkunſt, ſo wäre der Vater des Geſpielen ein Meiſter geworden. Der Zirkel, das Richtmaß, der Zollſtock waren ihm geläufiger als die Palette und der Pinſel, welchen letztern er denn auch in ſpäteren Jahren ganz niederlegte. Immer näher kam ihm die große umſichgreifende polytechniſche Strömung des Zeitalters, der Fortſchritt in allen ſeinen realiſtiſchen Offenbarungen, Dampf, Elektricität; jeder Tag ſchien ihm Neues zu bringen. Die Zeitbewegung auf dem technologiſchen und phyſikaliſchen Gebiete riß ihn mit all ſeinen Bildern und Boſſierverſuchen ſo fort, daß ſich aus ihm der gewandteſte techniſche Fabrikant entwickelte. Dabei ſpekulirte er damals, wie man jetzt ſpekulirt. Er kaufte Häuſer, verbeſſerte ſie etwas und verkaufte ſie wieder. Sein letztes Haus war das jetzt ein Palais gewordene Nr. 12 und 12a auf dem Leipziger Platz.

Herrn Cleanth's Bildung wurzelte in der neologiſchen, freigeiſtigen Richtung des endenden vorigen Jahrhunderts. Freimaurerei trieb er mit Leidenſchaft. Durch ſeine große Vorliebe für die Logenſitzungen und die vertrauliche geheimnißvolle Freundſchaft mit einem Kreiſe engverbundener Brüder reizte er die Neugier ſeiner beiden Knaben nicht wenig, die ſchon vor „Royal York" immer mit dem Schauer vorübergingen, ſich denken zu ſollen, daß ſich hier in dem ſeltſamen Gebäude,

auf der grünen, mit Kastanien und Ulmen bepflanzten schönen Wiese, Menschen versammelten, deren erstes Lernprobestück darin bestünde, in einen großen, ausgehöhlten, mit Spinnen und Würmern angefüllten Apfel zu beißen. So war die Neugier der Knaben befriedigt worden. Herr Cleanth unterhielt nicht die geringste Verbindung mit der Kirche, und ängstigte dadurch nicht wenig die Glaubenstreue der Eltern seines halben Adoptivsohnes. Religion war bei ihm Wohlanständigkeit und das allgemeine moralische Verhalten. Diesen Mangel an Christlichkeit mußte man bei ihm hinnehmen, sich auch sonst Eigenheiten des strengen Herrn gefallen lassen. Er duldete keinen Widerspruch, war Erzieher nach Grundsätzen und gab dem neuen Gespielen seines Sohnes durch eine unvergessene Ohrfeige sogleich beim Beginn ihrer Freundschaft einen Vorschmack, wie sich nach seinem System Charaktere zu entwickeln hätten. Diese Ohrfeige erzeugte eine Art Revolution. Erst eine wilde, stürmische nach Außen hin. Der passive Held derselben, der sich handgreiflich nur von den angebornen Eltern strafen lassen wollte, schrie, rannte davon und wollte von dem glänzenden Parquet, von der Welt der Teppiche, Consolen, Bronzeleuchter, Spieluhren, Gemälde, nichts wissen, wenn man dort Ohrfeigen bekäme. Solche Früchte des erschlossenen neuen Paradieses hatte der bei aller Zerflossenheit oft „böse" und trotzige und widerhaarige Junge von außen auf den Bäumen des Gartens am „Katzensteig" nicht blühen sehen. Der Entflohene wollte nicht wiederkommen. Erst lange Verhandlungen, Congresse, stillangestellte Vergleiche mit den doch so reichlichen Kopfnüssen, die auch zu Hause hingenommen werden mußten, zutraulichste Anreden führten den Gedenkzettelten endlich in sein Paradies zurück. Er folgte „nicht mehr wie gern", aber die Lehre war für beide Theile gut, für den armen „Geduldeten" und für den reichen „Duldenden".

Herr Cleanth behauptete, in seiner Wohnung kein gutes Malerlicht zu haben — er malte eine geraume Zeit auf dem Königlichen Schlosse an einer Copie eines Krüger'schen Königsbildes in Lebensgröße — und kaufte sich in der Behrenstraße (Nr. 54) ein eigenes Haus. Diese Trennung von der „Stall-

ſtraße" ſtörte keineswegs den Verkehr der Kinder. In der Behrenſtraße wurde mit dem beginnenden Frühjahr ein Verſuch gemacht, dem Hofraum einen Garten abzugewinnen; Spaten, Rechen, Egge waren dafür bereits zu Weihnachten erobert worden. Kaum ließen ſich aber auf der friſchumzäunten Erdfläche die erſten grünen Halme der ausgeſtreuten Sämereien blicken, ſo wurde bereits das Haus mit Gewinn verkauft. An das verlaſſene knüpfte ſich dem Knaben eine romantiſche Erinnerung. Im unteren Stockwerk ſtarb einem Offizier — dem ſpätern Commandeur der „Reichsarmee" von 1848, General von Peucker — ſeine junge Frau. Der Witwer war ſo erſchüttert, daß er ſich zum Andenken an ſeine theure Geſchiedene ein Zimmer mit ſchwarzem Flor ausſchlagen ließ. Auf einer Art von Katafalk und vor dem Bilde ſeiner ſchönen jungen Gattin, das von Wachskerzen erhellt wurde, ſprach er, ſo ſagte man, täglich knieend ſeinen Schmerz aus. Dieſe Situation eines betenden jungen Offiziers, die Draperie des Zimmers mit ſchwarzem Flor, die Erleuchtung des Bildes mit Kerzen, alles Das lebte noch lange in der aufgeregten Einbildungskraft des Knaben und lebte ſelbſt da noch, als der poetiſch geſtimmte Witwer längſt wieder eine neue Gattin genommen hatte.

Herrn Cleanth's neues Haus war ein Palaſt, es konnte die Wohnung eines Fürſten ſein. Eine große Freitreppe mit eiſernem Geländer führte von zwei Seiten zu einem damals zwar nur zweiſtöckigen, aber in der Länge impoſanten und einen ganzen Schenkel des „Achtecks" am Potsdam-Leipziger-Thore einnehmenden Gebäude. Ein geräumiger Hof mit Stallungen trennte es von einem Garten, der ſich bis an die Parkgärten der Wilhelmsſtraße zog. Hier ließ ſich in Glückſeligkeit ſchwelgen. Trotz der weiten Entfernung von der Univerſität über die Linden, den Wilhelmsplatz, die Leipzigerſtraße hinweg, wurde doch in der doppelten Exiſtenz fortgelebt und die trübſelige Hülle der Armuth für Stunden, ja Tage abgeſtreift. Der reiche Geſpiele erhielt ſeinen Unterricht daheim. Herr Cleanth übte ſich ſelbſt im Lehren, im Anwenden pädagogiſcher Syſteme. Vieles, was der Sohn lernte, kam auch dem Genoſſen zu Gute. Kinder tauſchen gern ihr erſtes Wiſſen aus. Erſt der vom Ehrgeiz geſtachelte ältere

Jüngling behält sein Wissen egoistisch für sich, ja ist zum Verheimlichen seiner Fortschritte geneigt. Sonntags wurden nun die Frühstunden seltener in den Kirchen und fast immer im sonnigen Zimmer des Gönners zugebracht, wo von diesem die beiden Freunde unter Blumen und Gemälden im Zeichnen unterrichtet wurden. Die Methode, die Herr Cleanth befolgte, war streng. Jedes Aufblicken von der Arbeit wurde gerügt, jedes Versehen bestraft. Während die Knaben Augen, Nasen, Lippen, Ohren, Köpfe, später auch Thiere zeichneten, schritt Herr Cleanth mit knarrenden Hausschuhen durch's Zimmer, las polytechnische Journale und beaufsichtigte die Zöglinge zwei Stunden lang mit einer Strenge, die der endlichen Erlösung und dem Sichtummelndürfen im Garten einen doppelten Reiz verlieh. Kinder der Armen wachsen natürlicher und freier auf als die der Reichen. Diese sollen um jeden Preis eine vorzügliche Bildung erhalten und sind darum das stündliche Augenmerk ihrer Eltern und Erzieher. Jene, den Eltern oft eine Last, müssen für sich selbst sorgen und lernen dabei leichter, sich ihr Leben frei bestimmen. Fürstensöhne vollends werden auf ihre künftige Würde wie Sklaven vorbereitet.

Immer unsichrer wurde die Brücke der Rückkehr zur Existenz der Eltern. Die häusliche Lage wurde dem Knaben gegenständlich. Er urtheilte darüber, seitdem er vergleichen konnte. Von dem Naturgeheimniß der Liebe und kindlichen Anhänglichkeit an das Vaterhaus ging nichts verloren, aber der grelle Reiz der Eindrücke dämpfte sich ab. Nicht mehr wurde so aufmerksam gelauscht, wenn Vetter Wilhelm von der Selbstgerechtigkeit und der Gnadenwahl, Vetter Christian von Ungarn, seinem Ehewirrsal und den neuen Seidenhüten sprach. Man lachte nicht mehr über einen lustigen Verwandten, der zu Hause ein kranker Hypochonder, in Gesellschaft ein ausgelassener Schnurrenreißer war und nichts lieber that, als sich einen Besen kommen zu lassen, diesen verkehrt zwischen die Beine zu klemmen, ihn als Spinnrocken gleichsam abzuspinnen und dazu ausgelassene Lieder zu singen. Die neue Lebenssphäre stand unter anderen Bedingungen. Hier im Cleanth'schen Hause kamen nur die Besuche von Hofräthen, Hofräthinnen, Geheimerathstöchtern, Professoren, Künstlern,

Offizieren, jungen Studirenden, die aus Stettin ihre Empfehlungsbriefe brachten und wöchentlich an einem bestimmten Tage zu Tisch erscheinen durften. Herr Cleanth übersah schnell seine Leute. Romantik und Altdeutschthum waren ihm in demselben Grade verhaßt wie dem Vater. Chimärische Träumerei erschien dem Mann der praktischen Nützlichkeit als verderblicher Mehlthau für jede Jugendentwicklung. Die Lectüre von Märchen duldete er nicht. Raff's Naturgeschichte und die Kupfer zum Büffon standen ihm höher als Tausend und Eine Nacht. Die einzige Beschäftigung der Phantasie, die Herr Cleanth zuließ, war die mit der Geschichte, zu welcher seine Knaben durch Becker's Weltgeschichte in zehn Bänden und dessen Erzählungen aus der alten Welt angeleitet wurden. Herr Cleanth verwarf die gewöhnliche Methode der Schulen und bildete seinen Sohn nur durch Privatunterricht, dem er meist selbst beiwohnte. Wehe dem Lehrer, der seinen Erwartungen nicht entsprach. In der Musik mußte ihm die damals neue Logier'sche, von Stöpel angewandte Methode ganz besonders erwünscht kommen. Doch war Herr Cleanth wie Aeolus. Rauhe und sanfte Winde hatte er zugleich. In so furchtbar dunkle Gewitterwolken er sich hüllen konnte, eben so oft konnte er sanft und milde wie eitel Sonnenschein sein.

In der traulichen Geselligkeit eines gebildeten Hauses liegt ein unendlicher Reiz. Kein Patschouli ist dafür nöthig, kein strahlender Lüstre. Duft und Glanz liegt schon allein in der ganzen Weise eines solchen Hauses selbst. Die Ordnung und die Pflege verbreiten eine Behaglichkeit, die ebenso das Gemüth wie die äußeren Sinne ergreift. Die kleinen Arbeitstische der Frauen am Fenster, die Nähkörbchen mit den Zwirnrollen, mit den blauen englischen Nadelpapieren, mit den buntlackirten Sternchen zum Aufwickeln der Seide, die Fingerhüte, die Scheeren, das aufgeschlagene Nähkissen des Tischchens, nebenan das Piano mit den Noten, Hyacinthen in Treibgläsern am Fenster, der gelbe Vogel in schönem Messingbauer, ein Teppich im Zimmer, der jedes Auftreten mildert, an den Wänden Kupferstiche, das Verweisen alles nur vorübergehend Nothwendigen auf entfernte Räume, die

Begegnungen der Familie unter sich voll Maß und Ehrerbietung, kein Schreien, kein Rennen und Laufen, die Besuche mit Sammlung empfangen, Abends der runde, von der Lampe erhellte Tisch, das siedende Theewasser, die Ordnung des Gebens und Nehmens, das Bedürfniß der geistigen Mittheilung — in dem Zusammenklang aller dieser einzelnen Akkorde liegt eine Harmonie, ein Etwas, das jeden Menschen sittlich ergreift, bildet und veredelt.

Die Gartenluft wurde wie von Bienen genossen. Aber bei der Freude am Laufen und Rennen in den symmetrisch angelegten Wegen, unter hohen Rosenbüschen, Stachelbeer- und Himbeerhecken durfte durch die Knabenhand auch die wirkliche Pflege der Blumen nicht vernachlässigt werden. Da pflanzte und säete man, man führte die Gießkanne, wenn sich die Sonne senkte, man half ohne Naschhaftigkeit den Erntesegen einbringen und arbeitete immer nach bestimmten, vom mathematischen Herrn Cleanth gestellten Aufgaben. Da war an einem Salatbeet Unkraut auszujäten, Stöcke waren für die Nelken zu schneiden, die zerstreuten Blätter der aufgeblühten Centifolien zu sammeln, eine Arbeit, die sich den Knaben dadurch belohnen durfte, daß sie die Rosenblätter dem Apotheker am Ziethenplatz korbweis verkauften. Lange Weinspaliere wurden nach der neuen Kecht'schen Grundregel der häufigen Entfernung der Blätter gezogen. Ein Gärtner führte die Oberaufsicht, die jungen Freunde mußten helfen. Herr Cleanth duldete keine Spiele, höchstens solche, bei denen etwas gelernt, irgend eine geistige Thätigkeit oder mechanische Fertigkeit zugleich gebildet wurde. Wie frucht- und blumenreich war dieser Garten! Malerische Sträuße von weißen und rothen Lilien, Rosen und Nelken wurden im Sommer, von Hollunder und Maiblumen in erster Frühlingszeit zusammengestellt. Der Thau haftete noch an ihnen um Mittag. Was giebt es in einem Garten für Thatsachen, die Kindern merkwürdig sind! Frösche verbargen sich in einem Tümpel, Maikäfer wurden je nach der Farbe der Halsschienen und der Fühlfäden in mehr Gattungen eingetheilt, als vielleicht Büffon nennt, Goldkäfer, die träge und duftberauscht in der Mittagssonnenhitze auf Blumenkelchen in allen Regenbogenfarben schillerten, wurden auf-

Nicht meine Schuld, daß ich entfliehen mußte
Aus meines eignen Lebens engen Schranken —
Ich ſucht' ihn nicht, den falſchen Glanz der Krone,
Ich ſucht' ihn nicht, den falſchen Hermelin!
Der Zufall — würfelnd — blind und ohne Wahl —
Führt mich, wie man im Tanz ein müßig Mädchen,
Das keinen Tänzer findet, greift und lachend
Die Sträubende im wilden Wirbel ſchwenkt,
Hinaus zum blut'gen Waffentanz der Ehre,
Was hilft es mir, wenn ich mich ſträubend wehre?
Gefallen iſt das Loos, das mich getroffen —
Ein Kaiſer muß ich ſein, das ſchien mir leicht —
Nicht ich, ein andrer Menſch — o das iſt ſchwer!
Nichts iſt ſo klein auf dieſer großen Erde,
Kein Armer ſo gering, daß nicht ſein Leben
Ihm einen Schatz erworben, einen Reichthum
Von Gütern nicht, von Liebe nicht, nicht Freundſchaft,
Nein nur von Zeit und Raum, Bewußtſein nur,
Nur von Erinnerung an Freud' und Leid
Und ſeines Lebens ſchleichender Gewöhnung.
Ich gab den hin und wie viel mehr als ihn,
Da mir ein Weib, ein liebend Weib gehört
Und Kinder meines Stammes Wurzeln ſind!
Und die nun laſſen? Jetzt im Doppelleben
Dem Traume ſchenken, was der Wirklichkeit,
Der Lüge, was der Wahrheit angehört?
Nein, nimmermehr! Bei Liebenden im Tode,
Wenn in die Gruft man ſie verſenken will,

geſcheucht. Kinder horchen auf Alles, was da wispert und knuspert und raſchelt. Sie ſind auf einer ewigen Schleichjagd nach Allem, was ſich im Graſe und auf und unter der Erde regt. Ausgerüſtet mit einem ſcharfſtechenden Spaten iſt ein Knabe König der Natur. Den Spaten über die Schulter gelegt verläßt er den Garten, ißt nach der Arbeit ſein Obſt, ſein Butterbrot, trinkt ſein Glas Waſſer mit einer Zufriedenheit, als hätte er ſeinen Lohn um die Ordnung der Welt verdient.

Nach einem Gewitter in einen Garten zu treten, wenn die ſandigen Wege raſch die herabgeſtürzten Güſſe aufgeſaugt haben und die Roſen und Nelken und Levkoien alle wie gebadet ſtehen, das iſt ein beſonders feſſelnder Genuß. Die Blumen ſind dann wie neugeboren und durchwürzen die gereinigte Luft. Jetzt erſt haben ſie Kraft, gleichſam durch alle Räume in Farbe und Duft ihren Unterſchied zu zeigen. Tritt dann die Sonne hervor, ſo kommt nichts den naſſen Blumen gleich. Am Jasmin hängen die Tropfen wie gebannt. Sie müſſen lange ihre Kraft ſammeln, bis ſie ſchwer genug ſind, auf die grünen Blätter zu rollen. Je ölhaltiger die Blume, deſto länger glitzert das Naß in ſolchen Einzeltropfen auf ihrem Kelch. Eine hundertblättrige Roſe, ſich eben entfaltend aus der ſtachlichten grünen Hülle, beſäet von kleinen Regentropfen, die nicht weichen wollen und in der wolkenfrei wieder heraustretenden Sonne blitzen, iſt wol das lieblichſte Bild der Blumenwelt, das kein Mignon, kein Redouté vollkommen treffend wiedergeben würde.

Die herrliche ſchnee- und froſtpoetiſche Winterzeit bewegt ſich zumeiſt um die Weihnachtsfreude. Das Hoffen geht vorher und das Genießen folgt. Die Weisheit des Herrn Cleanth duldete um Weihnacht kein gieriges Tilgen des Genuſſes. Reichlich wurde gegeben, aber ſeine Gaben waren nicht für flüchtige Zerſtreuung, wovon die Kinder ſo bald ermüdet ſind. Die Spielmaterialien, die angeſchafft wurden, waren ſolche, die entweder das Nachdenken oder den Fleiß anregten. Kirchen zum Auseinandernehmen, Thonſteine zum Bauen wurden geſchenkt. Soldatenſpiele erſchienen leer und nichtsſagend. Alles Schreien, Toben, Lärmen um Nichts war ihm verhaßt.

Theaterſpiel geſtattete er allerdings, das war eine Conceſſion der Liebe, da ſeine Gattin die Bühne liebte. Aber die Figuren hatten ſich die Knaben ſelbſt zu coloriren, aufzukleben, mit Drähten zu verſehen. Zeitweilig wurde ein chineſiſches Schattenſpiel hinter einem ölgetränkten Rahmen aufgeführt. Der „König von Kinderland" hieß das barocke Drama, wozu die Knaben Text und ſogar die Figuren geliefert erhielten und im Komödieſpielen das Mögliche leiſteten. Bei dieſen äſthetiſchen Spielen ließ der Freund die Initiative ſeinem Genoſſen, dem Erzähler, während dieſer, wenn Häuſer oder Kirchen gebaut werden ſollten oder ſogenannte Geduldſpiele zuſammengeſetzt, dem Andern die Vorhand gab. Kartenſpiel und Damenbrett geſtattete Herr Cleanth als Uebung des Verſtandes und Anreizung zur Behauptung — ſeiner perſönlichen Vortheile. Er ging in allen ſeinen Theorieen von dem Gedanken aus, daß das Leben zum Fortkommen die Nothwehr bedingt. Sein Lieblingsſpruch war von den Tauben, die Keinem gebraten in den Mund flögen. Grade damals war ein Ringen und Regen für die materiellen Intereſſen erwacht; Erfindungen, die gewerblichen Künſte, die vielen Bauten der Regierung, die neuen Anlehen, die Hoffnungen eines dauernd befeſtigten Friedens, Alles zeigte ihm Gewinne und Vortheile, die man durch Fleiß, Eifer und vorzugsweiſe raſches Zugreifen erobern könnte. Beiſpiele von großen Erfolgen, die eine kluge Berechnung der Umſtände, ſcharfes Aufpaſſen auf Conſtellationen erzielt hätte, wurden mit faſt ſchlauer, eulenſpiegelhafter Behaglichkeit erzählt und als Triumphe der Klugheit dargeſtellt. Dem Geſpielen des Sohnes ging meiſtens die Erzählung davon in's eine Ohr hinein und zum andern hinaus. War ihm doch ſelbſt die Exiſtenz in dieſem Hauſe ein Märchen, wie ſollte er nicht an noch höher liegende Märchen denken! Ihm waren dieſe großen Tiſchtafeln mit den blendenden Servietten, den ſilbernen Löffeln, den geſtickten Servettenbändern, den mehrfachen Gängen der Speiſen und Deſſerttorten, die hellen Lampen mit Gazeſchirmen, die Klingelzüge, die Kryſtallkaraffen, die Teppiche, die Gemälde, das Pianoforte, die Beſuche, die Converſationen vollkommen genug, wie ſollte ihm dies verzauberte Haus ein weiteres Tummle Dich! und noch

dazu auf dem Gebiet des Realismus predigen? Alle Lehren des Herrn Cleanth gingen ihm nur in die Phantasie. Ein Beweis, wie in der Erziehung jede Theorie von den Grundlagen abhängt, auf die man baut. Es giebt keine absoluten Methoden, sondern nur solche, die auf die Umstände anzupassen sind.

Die frühe Neigung für die Bühne fand in diesem Hause Nahrung. Sonst hatte sich der Knabe mit den Puppenspielen begnügt, die in einer „Tabagie" der Mittelstraße auf einem mannshohen Theater aufgeführt wurden. Diesen „gottlosen" Spielen, die noch dazu zwei Groschen Eintrittsgeld kosteten, beiwohnen zu dürfen, war erst die Folge langen Bittens und Bettelns bei den Eltern. Sicher war der Knabe immer der Erste, der im noch dunkeln Saale erschien und sich dicht an die Brüstung des noch stillen, geheimnißvollen Gerüstes setzte. Allmälig gesellten sich dann andere Freunde des Puppenspiels hinzu, darunter Viele, die nicht der Jugend angehörten. Man hatte die ersten Symptome eines mit Bier und Taback verbundenen Kunstgenusses, wie diesen jetzt die Berliner Nebentheater ausbeuten. Ehrbare Alte, Männer und Frauen, erwarteten mit ernsthafter Spannung Casper's heutige gute Laune. Der Saal wurde allmälig durch einige Blendlampen erhellt, man hörte ein Klopfen und Hämmern auf der Bühne, zuweilen plumpste irgend ein schwerer Gegenstand auf. Das war dann gewöhnlich einer der Acteurs, der seine Garderobe vervollständigt bekam. Ein lautes Sprechen hinter dem Vorhange störte keineswegs, sondern reizte nur die Spannung. Ringsum wurde es immer regsamer und heitrer, in der Ferne begann eine Musik, der ganze Saal füllte sich mit Publikum, und durch die Ritzen des Vorhangs schimmerten schon die Lichter. Der Vorhang rauschte auf, zuweilen nicht ohne Verwickelung der Gardine, der dann von innen eine Hand nachhelfen mußte. Und die Scene begann. Meist mit dem Exordium Casper's, der mit einem Jodler und He! Holla Wirthshaus! hereinbrach und in's Publikum Stimmung, vielleicht auch in die Darsteller selbst bringen mußte. Dann kamen die herrlichen Trau-, Schau- und durch den überall eingeschmuggelten Casper halben Lustspiele vom bayrischen Hiesel,

von den Kreuzfahrern, Abällino, besonders aber das Zug- und Modestück des Tages, der Freischütz, dieser sogar mit Gesang und niemals ohne Feuerwerk, was sich der Wolfsschlucht wegen ja von selbst verstand. Besonders war dem Knaben der bayrische Hiesel sympathisch. Ein sanfter, lieber, mit Noth zum Räuber gepreßter Knabe, das Anderle, nahm darin nur mit Thränen im Auge an Mord, Raub, Brand und Ueberfall Theil, sang Schnaderhüpferln von seiner Feder auf dem Hut, seiner Büchse zum Schießen, seinem Straußring zum Schlagen, seiner jugendfrohen Waidmannslust. Dies Lied wurde die Lieblingsarie des Knaben und oft dem Anderle nachgejodelt. Der Brand der Mühle, wo endlich die Soldaten den Hiesel einfangen, wurde auf dem Theater im Cleanth'schen Hause nicht ohne Blicke auf die Feuerversicherungspolice nachgeahmt. Auch Faust kehrte im Puppenspiel wieder, ohne Meerkatzen zwar, aber mit den handgreiflichen Geistern Vitzliputzli und Auerhahn, die auf ein Halippe! ebenso rasch aus der Luft geflogen kamen, wie sie auf ein Haluppe! wieder verschwanden. Casper, Faustens in's Bayrische übersetzter Wagener, hatte diese Zauberformel seinem Herrn abgelauscht und wendet sie einige Mal, wo ihn hungert und dürstet, mit glücklichem Erfolge an. Das Erscheinen und Verschwinden der ihn sofort mit Speise, Trank und allen Bequemlichkeiten erfreuenden Geister macht ihm dann so viel Spaß, daß er die Teufel auf Halippe und Haluppe in athemlose Bewegung setzt, sie bald kommen, bald verschwinden läßt, sie aber dadurch auch dermaßen erzürnt, daß sie sich zuletzt grimmig auf ihn selbst werfen und ihn unter Hülfeschreien massakriren, während dessen der Vorhang fällt. Ein gewiß wirksamer Actschluß. Melancholisch war das Ende des Faust. Faust hatte alle Wunder verrichtet, wobei ihn der Teufel unterstützte. Endlich aber rückt seine Stunde heran. Gespenstisch hört man die Uhr schlagen. Casper hat einen Ruheposten als Nachtwächter gefunden und singt im Mondenschein auf nächtlichstiller Straße sein Hört ihr Herren! Da begegnet er dem seufzenden und wehklagenden Faust. Es entspinnt sich ein Dialog, der etwas mit dem des Valentin und Flottwell im letzten Act des Verschwenders Aehnlichkeit hat. Aber hier

helfen alle guten Grundsätze, alle reuigen Entschließungen nichts mehr. Die Uhr wiederholt ihre Schläge, halb, dreiviertel. Es liegt eine dem Knaben unvergeßliche, herzzerreißende Oede auf den Straßen. So einsam ist es zwischen dieser gemalten Leinwand, die einen Marktplatz, etwa den Spittelmarkt um Mitternacht, bedeutet. Ach, so still, so unglücklich, so schauerlich Alles! Man glaubt die Brunnen nächtlich rieseln zu hören; nur die Sterne leben, Casper, Faust und die Strafe des Himmels. Endlich schlägt es zwölf und die Hölle öffnet sich. Ein Feuerregen verschlingt den weltstürmenden, wunderthätigen Doctor. Casper kann von Glück sagen, daß er mit ein paar versengten Haaren davon kommt und für den nächsten Dienstag noch das Repertoir ankündigen kann, ohne welche Rückkehr in die Welt der Alltäglichkeit keine Vorstellung abläuft. Gerade wie sonst im Theater Schröder's und der ersten Zeit Iffland's auch am Schluß die Regie das am folgenden Tage zu gebende Stück ankündigte.

Der Sohn des Gärtners im Cleanth'schen Hause war ein leidenschaftlicher, kunstgerechter Puppenspieler. Er hatte sich eine kleine Bühne gebaut, Figuren geschnitzelt, sie artig costümirt. Eine hohe Vergünstigung für die Knaben und auch für ihn, wenn man seinen Vorstellungen in einem Häuschen an der jetzt abgerissenen Potsdamer Mauer, dicht in der Nähe der Bolzani'schen Conditorei auf der Königgrätzerstraße, beiwohnen durfte. Das Häuschen steht ja wol noch und gehört zu den bekannten Verschönerungen der Via triumphalis. Auch hier wurde der unvermeidliche Faust gegeben. Die Abweichungen vom Faust Goethes und dem der Herren Linde und Freudenberg waren nicht unerheblich. Des Gärtners Sohn hatte mehr Geschmack als die gewöhnlichen Puppenspieler der Tabagieen. Bei ihm kam auch die Beschwörung der Helena und anderer außerordentlicher Staatsgeister vor. Die Ausstattung mußte aus einer Menge geschenktbekommener kleiner seidener Lappen bei den zierlichen Figuren reicher ausfallen als bei den Puppenspielern von Profession, die wie die großen Theaterintendanten in der Garderobe knauserten und lange nicht so brillante Erleuchtung boten wie der Gärtnersohn, dessen

Lichter und Feuerwerke uns opernhaft erschienen sein würden, wenn wir Opern gekannt hätten. Aber ach! nur für einige Male litt Herr Cleanth die Theilnahme an den sinnigen und mit Tact arrangirten Leistungen des Gärtnerburschen „hinter'm Potsdamer Thor". Er verfuhr wieder systematisch. Er war im Begriff, der Theatersehnsucht seiner vier Kinder bald einen bedeutenderen Ausdruck zu geben. Er nahm die Knaben und Mädchen in die richtige Komödie mit, die königliche, die seit dem Abbrennen des Schauspielhauses im Opernhause gegeben wurde. Die beiden Vorgeschmäcke wirklicher „lebendiger" Bühnenkunst, die Jungfrau von Orleans und — die Iphigenie von Gluck —! wirkten so großartig und so mächtig auf den Erzähler, daß er von Stund' an Gleichgültigkeit, ja einen förmlichen Haß auf alles Puppenspielwesen bekam.

Wer erinnert sich nicht noch seines ersten Theaterabends! Des Einblicks in eine neue Welt! Und nicht die Welt des Scheines! Nein, nicht Schein, nicht Erfindung und Nachahmung sind diese Wälder und Kirchen und Städte und Festungswälle; nicht Schein, nicht Nachahmungen sind diese Harnische und Fahnen und Schwerter und Krummstäbe; es ist die wirkliche Welt, die das Kind als solche im Theater anschaut. Der Vorhang wickelt sich auf. Das Alles da war, ist, wird sein und bleibt! Wer ist dieser Dünois in dem glänzenden rasselnden Harnisch? Etwa ein Schauspieler, der, wie Shakspeare sagt, „sich spreizt und ächzt bis sein Stündlein abgelaufen?" Ein Schauspieler, der sich Rebenstein nennt? Nein, Dünois ist Dünois, die Jungfrau ist nicht Frau Stich, spätere Grelinger, sondern Jeanne d'Arc, die Jungfrau selbst! Der Krönungszug ist kein Statisten-Mummenschanz, sondern das wirkliche von Glockenklang begleitete Fest von Rheims. Des Knaben am längsten gepflegte Erinnerung außer dem jedesmaligen Blechgerassel beim Auftreten und Gehen des Bastards war der Kampf der Jungfrau mit Lionel, der schwarze Ritter, vor Allem die irrende Jungfrau im Walde, wo ihm der Köhlerbube noch jetzt mit seiner frischen Kinderstimme im Ohre lebt. Daß die Schlacht, die der Soldat auf dem Walle des Gefängnisses der Jungfrau beschreibt, dem Auge ganz sichtbar war wie eine wirklich geschlagene,

verstand sich von selbst. Der „Wüthende auf einem Berberroß" war Dünois, man sah ihn. „Am Graben ist ein fürchterlich Gedräng." Es wimmelte wie beim Manöver vor'm Hallischen Thor. „Ein schwer Verwundeter wird dort geführt!" Man sah das Zusammenbrechen, wie manchmal bei den prinzlichen Reitknechten. Und jetzt zerreißt die Jungfrau ihre Ketten! Es sind nicht Zwirnsfäden, die diese Theaterketten zusammenhalten. Selbst das Lächeln des alten Freigeistes, des Herrn Cleanth, der neben uns sitzt, stört diesen Glauben nicht. Johanna stemmt die Arme an, zerreißt die eisernen Bande und stürzt hinaus, das Vaterland zu retten. Das Alles hat ein bloßes Gebet zu Gott möglich gemacht.

Um die Wirkung der vorgeführten bunten Bilder zu erhöhen, war das alte, in späteren Jahren ebenfalls abgebrannte Opernhaus mehr als die neuen Theater geeignet. Die Oelbeleuchtung ließ allerdings erkennen, daß man sich nicht im „dustern Keller", sondern in einem großen Saale mit Stuccaturen, Karyatiden, Plafondmalereien, Goldverzierungen befand; aber verräuchert war Alles, „angeblaakt" von Lampenruß, die Holzsessel waren mit den Jahren glatt zersessen, die Eingänge in die Logen führten in eine egyptische Finsterniß; man mußte tasten, hülfreiche Hände mußten zugreifen, um uns zu zeigen: Hier ist noch ein Platz, da oder dort! Hatte man dann endlich seinen Sitz erobert, so währte es lange, bis sich das Auge an diese Dämmerung gewöhnte und die Logen und Sperrsitze unterschied. Eigentlich war es in diesen Nebeln, wie es sein sollte. Die Bühne allein soll der lichte Punkt sein. Der Knabe, schwachen Auges, fand sich nur mühsam zurecht. Auf dem Vorhang der Bühne wurde schon die Malerei wie ein halbes Schauspiel, eine Einleitung zum erwarteten Genuß betrachtet. Ein Altar des Apollo, mit opfernden Verehrern des Gottes, eine sinnige Scene der Mythologie in einfachen architektonischen Umrissen gehalten, weckte die Stimmung, wie sie sein sollte. Geht bei solcher Dämmerung die Gardine in die Höhe, so tritt das Bild der Bühne mit seiner nun schon helleren Beleuchtung siegreich über die Umgebung hervor. Sinkt sie nieder, so fällt das in Dunkel eingehüllte Publikum wieder in sein Nichts zurück.

Wie anders damals als jetzt, wo die Scene nicht mehr weiß, wie sie gegen den Glanz, das Licht und die Pracht der Auditorien und demzufolge gegen die gesteigerte Souveränetät des Publikums aufkommen soll. An manchen Abenden möchte man glauben, die Bühne sei nur noch der Toiletten des weiblichen Publikums wegen da.

Später hat Schinkel durch sein kleines, nach innen aus nichts als abscheulichem Winkelwerk bestehendes Schauspielhaus den Sinn für die große Wirkung der Tragödie in Berlin untergraben. Sein neues Schauspielhaus war für Blum, Töpfer, Raupach, nicht mehr für Schiller, Goethe und Shakspeare gebaut. Die Jungfrau von Orleans, Macbeth, Egmont, Tell, Wallenstein irrten in Berlin vor der endlich erlangten Theaterfreiheit ohne ein entsprechendes Obdach umher. Wenn einst ein neues Königliches Schauspielhaus erstehen, die Unzulänglichkeit des Schinkel'schen nicht durch gänzliches Einreißen seiner inneren Wände und eine Verbindung der Räume des „Concertsaales" mit denen des Schauspiels aufgehoben werden sollte, so möchte der Verfasser auf einen Platz aufmerksam machen, den schon Schlüter für eine Verschönerung Berlins im Auge hatte. Schlüter rieth, die Häuser von der Kurfürstenbrücke bis zur breiten Straße abzubrechen, den königlichen Marstall mit einer antiken Façade, die linke zur Spree gehende Seite mit einen Quai verschönern zu lassen.*) Statt den Königlichen Pferden zu huldigen, huldige man dem Pegasus und errichte da einen würdigen Musentempel.

Gluck's Iphigenie in Aulis, zu welcher dem Knaben wol nur durch Zufall ein Parterrebillet geschenkt wurde, war ihm leider unverständlicher als die Jungfrau. Ja, diese Wahl war ein Abschreckungsmittel, das dazu dienen konnte, der zu lebhaft empfundenen Neigung für die Bühne nachzugeben. Denn die Jungfrau ließ anfangs kaum schlafen. Sie wurde zunächst in ihrem Personal beim Buchbinder als „Bilderbogen" erstanden, ausgeschnitten, aufgeklebt, ausgeschnitten und im Pappentheater bei Herrn Gleanth nach Kräften nachgespielt.

*) Siehe Broche's Perspective in Vue des Palais et Maisons de Plaisance de S. M. le R. de P. 1733

Auf diesen Enthusiasmus goß eine Oper und obenein eine Gluck'sche, mythologische, ein abkühlendes Sturzbad. Das Haus war leer. Diese Zelte der Griechen am Aulisstrand, diese nur halbe Rüstung des Achill, die Priestertoga des Kalchas weckte lange nicht die romantischen Schauer des bunten Schiller. Da sangen Helden, gargelten, trillerten Heldinnen, — was waren dem Knaben Vater, die Milder und die Seidler! — Iphigenie sollte den Göttern geopfert werden, Agamemnon, ihr Vater, war dazu bereit, Achill nur leistete Widerstand, Kalchas drohte mit Bann und Interdict; zuletzt legte sich aus den Wolken über dem schon entzündeten Holzstoß Diana in's Mittel. Hier fehlte es doch dem glaubensstarken Knaben an Glauben. Das waren die Ketten der Johanna nicht. Doch war der Enttäuschte froh, daß ihm die Violinen keine Unterleibsschmerzen mehr verursachten wie früher. Eine Oper, eine classische noch dazu, eine in reiferen Jahren mit Andacht gehörte, erstickte so sehr alle Bühnenlust, daß Komödie auf Jahre wieder ganz aus des Knaben Gesichtskreis verschwand, bis die neue Königstädter Bühne eröffnet wurde und sich da Theatercoulisse, Lampenlicht, Chronik der Ankleidezimmer und die Nothwendigkeit Parthei zu nehmen fast auf die Straßen und Plätze Berlins drängte.

Herr Cleanth lenkte seine beiden Knaben an Fäden, die diese selbst nicht sahen. Wer weiß, ob Gluc nicht eine tückische Berechnung von ihm war! So strenge Grundsätze er auch für's Lernen und für die Vorbereitung zu einem künftigen Beruf einhielt, so viel Freiheit gestattete er für das Leben selbst, für die Formen der Geselligkeit, besonders den Umgang mit dem schönen Geschlecht. Es ist Zeit, auf ein delicates Kapitel zu kommen.

IX.

Daß es „zweierlei Leute in der Welt giebt" — bemerkt ein Kind erst allmälig. Vater und Mutter — sind ihm Eins, jede Hälfte gilt ihm für das volle Ganze.

Allmälig ahmen dann Kinder die Familie nach. Sie spielen Vater und Mutter und geben sich sogar selbst wieder, ihre eigenen Personen mit allen Unarten. Der Trieb zur Strafe zeigt sich da als ein angeborener. Jedes Kind züchtigt. Man muß ihm oft zurufen, aus dem ewigen Criminalton herauszukommen.

In solchen Spielen erwachen räthselhafte und dunkle Gefühle. Sinn für Zärtlichkeit senkt sich in's Gemüth über Nacht. Er kommt wie auf Blumen der Thau. Die Unschuld berührt spielend und scherzend selbst das Verfänglichste. Worte, Empfindungen, Begriffe, die dem Erwachsenen voll gefährlicher Widerhaken erscheinen, fassen die Kinder mit sorgloser Sicherheit an und nehmen das geschlechtliche Doppelleben der Menschheit wie ein Urewiges, selbstredend auf die Welt Gekommenes, das keiner Erklärung bedarf. Da werden aus raschelndem Herbstlaub, zerlassener Strohbündeln Hütten und Nester gebaut und halbstundenlang kann ein völlig unschuldiger Knabe neben seiner Gespielin stumm und wie von Liebesahnung magnetisirt liegen. Zum Küssen kommt es nicht einmal. Freilich steht da die Gefahr einem solchen Bilde kindlicher Naivetät ganz nahe und das Uebrige thut die Strafe, die Unarten voraussetzt, über die man erst zu grübeln anfängt, wie nach dem ersten Besuch eines katholischen Beichtstuhls. Die Strafen des Meisters Schubert, die gewisse Sünder traf, wurden damals nicht verstanden. Erst eine unvergeßliche Mahnrede, die der Knabe ohne alle Veranlassung von seinem Bruder in der Artilleriecaserne erhielt, deckte ihm im zehnten, elften Jahre schreckliche Dinge auf, die ihm vollkommen unbekannt geblieben waren.

Aber daß „zwei einander sich liebhaben können", das wurde entdeckt. Denn man sieht, daß man Frauen und Mädchen jagt und verfolgt um einen Kuß. Allmälig kommt auch heraus, daß die Schwester eine besondre Freude oder ein besondres Leid hat. Der Bruder vollends, gehoben von Lebensübermuth, Jugendlust, Abenteurerdrang, nimmt kein Blatt vor den Mund. All seine Liebesaffairen, ehe er heirathete, wodurch er gezähmt wurde, waren Ton Inamoriern. Auf „Schürzenstipendien" ging jeder Gemeine und Spielmann aus.

Sucht wohl, wer ſie beſtatten will, den Ring
Der Treue von dem Finger abzuziehn:
Er giebt nicht nach, der Ring, ſeit Jahren iſt
Der goldne Reif verwachſen mit dem Leben;
Auch ich will ihn erſt mit dem Tode geben!

(Will ab. Trompeten-Fanfaren draußen.)

Zum Marſche ruft die ſchmetternde Drommete
Und alle Völker harren meines Winks —
Der Feind rückt näher, drängt von allen Seiten
Und ſchwach gedeckt ſind unſre beiden Flügel!

(Trommelwirbel.)

Die Trommel mahnt. Ich bin der eine Punkt,
Vom Schickſal auserleſ'ne Mittelpunkt,
Auf den ſich fragend Aller Augen wenden —

(Trompetenfanfare.)

Was ſoll ich thun? Vielleicht noch wär' es Zeit,
Von dieſem blut'gen Spiele mich zu trennen —
Ich fühl's, nun geht es aufwärts, immer höher,
Zum ſchwindelnden Vergeſſen meiner ſelbſt —
Zum neuen Leben, wo das Schickſal Alles,
Das Frevelndſte von mir verlangen darf —
Ich kann nicht folgen! Nein, du guter Geiſt,
Der meine Pfade mich bisher geleitet,
Bleib' mir zur Seite, weiche nicht von mir!
Des Volks gerechte Sache hat gerufen
Und flammenglühend ſchlägt für ſie mein Herz;
Doch daß man ihr ſein Beſtes opfern ſollte,
Daß man im Drang der allgemeinen Noth

Aber auch die Liebesabenteuer der Chargirten, Fähnriche und Lieutenants wurden erzählt. So gestaltete sich z. B. eine Geschichte, die der Knabe anfangs nur fragmentarisch zu hören bekam und begriff, später zu folgendem fast novellistischem Zusammenhang:

Das Roß des Königs.

Na, gestern war 'mal wieder ein Duell, erzählte z. B. der Bruder. Auf einem Kasernenzimmer; in Nr. 39. Blanke Säbel, scharf geschliffen, und im Hemd, nur die Pulsadern verbunden, unten die Redouten maskirt. Donner! Es war 'ne tolle Geschichte. Und dem Chargirten Hartmann wurden zwei Finger lädirt, die auch wol steif bleiben werden. An sich war's zum Todtlachen. Hartmann wollte zu Jung-Christianis, er erwartete da seine Luise, wir nennen sie nur das Murmelthier. Na! Schon neun Uhr Abends wurde rasch Civilfrack angezogen und auf und davon, natürlich ohne Urlaub und durch's Fenster. Bei Jung-Christianis in der Zimmerstraße ist Ball. Luise Waldmann, von ihrem langen Schlafen bis in den Mittag Murmelthier genannt, schön und wenn sie wacht, lustig für zwei, wollte kommen. Es wird elf. Murmelthier schläft oder ist unterm. Na, kommt zum Apollosaal! heißt es. Auf und vorwärts an's Oranienburger Thor! Da wohnt Murmelthier. Wollen sehen, ob's in den Federn liegt. Wir stromern fort. Aber siehe da! An den Linden! Murmelthier am Arm des Chargirten Langheinrich, unseres Don Juans unter den Freiwilligen der Mörser- und Bombenwelt! Lustwandeln Beide im Mondschein unter den Linden, Luise Waldmann und Langheinrich! Na, wartet! hieß es. Steine her! Fünfzig Schritt Distanz mit Kartätschen! Auf Korn und Visir, ich treffe! rief Hartmann außer sich. Die Anderen halten ihn zurück. Halunken! bricht Hartmann aus dem Dunkel hervor. Die Scene wird ernst. Langheinrich zündet sich eine Cigarre an, verlangt ruhig Satisfaction. Morgen um vier Uhr Nachmittags! In der Kaserne! Ihr sorgt, daß die Gemeinen entfernt sind. Und richtig! Hartmann und Langheinrich schlagen sich. Hartmann wie rasend. Langheinrich

mit majestätischer Ruhe. Hartmann nur nach dem Gesicht, auf das er neidisch ist. Langheinrich war hübscher. Der parirt nur. Blut! rufen endlich die Sekundanten. Hartmann's Arm ist roth. Er wirft die Waffe von rechts nach links, will wieder ausfallen, attakirt mit Wuth, es konnte Mord geben. Langheinrich, kalt und gefaßt, hat bei dem Rufe Blut! den Säbel weggeworfen und hält ihn mit dem Fuß fest. Stand nun ganz ungedeckt. Hartmann konnte ihn durchrennen, wenn die Sekundanten ihn nicht mit Gewalt entwaffneten. Pistolen! schrie Hartmann, Pistolen! Aber schon gestand er ein, daß ihn etwas kühl an der linken Rippen kitzelte. Es war das herabrieselnde Blut des verwundeten rechten Unterarms. Es quoll hinterm Rücken auf die linke Hüfte herab. Der Schläger war vier Zoll tief bis an die Knochen eingedrungen. Ein Klafterhieb! meinte der Chirurgus, den man schnell herbeigerufen. Was? Hieb? Hieb? rufen alle Anwesenden. Hier ist von keinem Hieb die Rede! Was reden Sie, „Gregorio"? Der Chirurgus, der somit bedeutet wurde, nicht zu plaudern, lachte. Nun denn! Ein Glas, in das man fällt, kann auch vier Zoll tief schneiden — so wurde die Sache abgemacht, um sechs Wochen Lindenstraße (Militairarrest) zu vermeiden. Zähneknirschend geht Hartmann in's Lazareth und kommt in die summarische Uebersicht der Kommandantur als „unvorsichtige Verwundung". Das Murmelthier will ihn im Lazareth trösten. Hartmann sieht die Weinende nicht wieder an. Sie wird abgewiesen.

Diese jungen lebens- und liebetollen „Stückknechte" stehen dann auch zuweilen in Spandauer Garnison. Die Zeit ist lang, und nirgends ist sie länger als in Spandau. Man muß sich dort — schon wieder drang das in's Ohr des Knaben — verlieben, um auszuhalten, wenn man's nicht schon ist. Leider führt der Zufall oft auf's erste Beste. Eine wohlhabende Witwe, Besitzerin eines eigenen Hauses, war verschwenderisch an Liebesgaben, weniger an Reizen. Sie begünstigte die Armee, bis es sich ereignete, daß nach Spandau Schauspieler kamen. Man denke sich Spandauer Schauspieler, einen „Terrient" von Spandau! Aber die Witwe wird dennoch der Armee untreu und geht zur Fahne Thaliens über. Ohne

Zweifel fand sich unter diesen Musenjüngern ein heißblutiger, werdender Romeo, ein Anfänger, dem nur die Rollen und die Gage fehlten, um aus ihm einen Künstler ersten Ranges zu machen. Die Witwe wenigstens schenkte ihm ihr soldatenmüdes Herz. Aber, Unglückliche, diese Fahnenflucht wird dir theuer zu stehen kommen! Wenigstens die Garde-Artillerie hat dir geschworen, sich zu rächen. Es ist tiefe, stille Mitternacht. Alles schweigt in Spandau, nur im Zuchthause, unter den schlafenden Spinnern und Spinnerinnen, hört man zuweilen den Anruf der Wachen. Die Witwe scheint noch nicht zu schlummern. Die Chargirten, Langheinrich an der Spitze, schleichen sich an den Häusern entlang, sie sehen Gardinen schimmern, hinter ihnen zwei ombres chinoises. Romeo ist bei der Witwe! Nun werden die Laufgräben eröffnet. Man schleicht an die Hausthür. Sie ist verschlossen; sie soll auch verschlossen bleiben. Man hat die Absicht, die Witwe einzunageln, Romeo zu einem Fenstersprung zu veranlassen, man will ihm mit tactischem Manöver den gewöhnlichen bürgerlichen Rückzug abschneiden. Die Artillerie hat sich mit einem Bohrer und einem langen Draht versehen. Oberhalb des Hausthürdrückers setzt Langheinrich den Bohrer an, der Bohrer dringt ohne das mindeste Geräusch in die Thür, bleibt fest, felsenfest, und nun wird der Draht so um den Bohrer und die Thürklinke geschlungen, daß letztere von innen jeden Dienst versagen muß. Man kann drücken, kann zerren, kann rütteln, der Drücker geht nicht nieder und das Haus ist nicht zu öffnen. Kaum hat Langheinrich seine Belagerungsfinte ausgeführt, als durch die Nacht Schritte erdröhnten. Die Patrouille! Festungspatrouille! Husch! In's Dunkel der Häuser!... „Guten Abend, Ihr Schwarzkragen!" ruft der Gefreite der Patrouille. „Warum denn noch so spät auf der Straße?" — „Besser Rothkragen!" lautete die Antwort. „Wir haben noch auf dem Pulvermagazin zu schanzen und sammeln uns hier! Nehmt übrigens künftig die Laterne mit, daß Ihr unsre Litzen seht!" Der Gefreite sieht die goldnen Litzen der Bombardiere und Unteroffiziere und entschuldigt sich. Endlich, es war zwei Uhr, wandelt ein Licht im Hause der Witwe auf und nieder. Romeo ist nicht in Verona, sondern in

Spandau. Er ſpringt nicht vom Balkon, ſondern er eilt über die Treppe nach Hauſe. Schon hört man ſeine Schritte, ſchon ſchließt er das Hausthor auf. Jetzt klinkt es. Baff! die Thür geht nicht auf. Was iſt das? ruft es drinnen. Man hört zwei Stimmen, Romeo's und Juliens. Beide wetteifern in Vermuthungen, Ahnungen, Verwünſchungen. Es iſt noch nicht die Balkonſcene, die ſie aufführen, ſondern erſt eine Hausflur-Vorſcene. Endlich zwingt die Situation den Spandauer Romeo zu einer Parodie der Garten- und Mauerſprünge des liebenswürdigen Montague. Das Fenſter öffnet ſich. Ein niedriger erſter Stock. Oben noch ein Abſchied in allen philomeliſchen Accenten. „Willſt Du ſchon gehen? Der Tag iſt ja noch fern. Es war die Nachtigall und nicht die Lerche!" Er aber, Romeo: „Es war die Lerche, nicht die Nachtigall." Und plumps! Unten lag er! Wohlbehalten an ſich, ohne eine Spur von Verletzung, aber über ihm waltete die rauhe Hand des Schickſals in Geſtalt eines Nachtwächters. Man muß wiſſen, was ehedem ein Nachtwächter war und gar ein Nachtwächter in Spandau! Jetzt iſt die Nacht den Menſchen ſo befreundet geworden, daß man ſolche wandelnde Feſtungen, wie vormals ein bewaffneter Nachtwächter war, vollends im Winter, nicht mehr antrifft. Ein Dieb! Ein Einbrecher! Romeo ſträubt ſich, proteſtirt, bietet ſeine „Gage", ſeine eben erhaltenen Liebespfänder an, er beruft ſich auf ſeine Künſtlerehre. Langheinrich bekommt Mitleid. Denn alle Liebenden haben einen Drang, ſich gegen die ſchnöde Welt ſolidariſch beizuſtehen. Aber was thun? Aus der Seitengaſſe herausſpringen, den unglücklichen Montague mit Mercutioaufopferung retten? Es würde ihnen Allen einen „Mittel-Arreſt" von wenigſtens drei Tagen verſchafft haben. Da hilft ſich der kluge Muſenſohn ſelbſt. Angekommen an dem Marktplatz und deſſen nächtlich ſchlummerndem Gerümpel reißt er ſich aus Nachtwächtershänden los, ſtürzt in die dort aufgeſchlagene bretterne Budenwelt und iſt ſpurlos verſchwunden. Der ſchwerfällige Häſcher ruht freilich nicht. Hülfe! Hülfe! Diebe! Heraus! ruft die Wache am Rathhauſe. Der Wächter pfeift. Am liebſten hätte er Feuer geblaſen. Die Wache ſchickt ihm drei Mann Succurs. An das Haus der Witwe! Der Nachtwächter will den Einbruch, das geöffnete

Fenster constatiren. Die Rothkragen folgen, Menschen sehen in Schlafmützen aus den Fenstern. Licht! Es wird lebendig in Spandau. Die Schwarzkragen können sich jetzt unter die allgemein erwachende Neugier mischen. Man untersucht das Haus der Witwe. Alles ist dort still, alle Läden sind geschlossen. Aber Halt! Die Thür! Ein Bohrer, ein Draht an der Thür! Diebe! Die fünfzigjährige Julia Capulet erscheint oben am Fenster im Nachtgewande. „Schließen Sie von Innen auf! Diebe!" ruft man der Witwe zu. Halb Spandau umzingelt das Haus. Laternen lösen das Räthsel der unfähig gemachten Thür. Dunkle Thaten können nicht geleugnet werden. Man entbohrt das Haus und biegt den Draht ab. Am andern Morgen steht ein Steckbrief auf den Entsprungenen am Thor angeschlagen. Doch nahm Romeo schnell ein Engagement einige Meilen weiter in Nauen oder Friesack an, die Witwe reiste bald „in's Bad" nach Berlin und die Chargirten der Artillerie waren großmüthig genug, Langheinrich's Schwank, der sich allmälig von selbst lichtete, nicht noch mit schadenfrohen Zündern und artilleristischen Leuchtkugeln weiter zu erhellen.

Aber wir haben ja zum „Koch des Königs" kommen wollen! Eines Tages war beim Chef des gesammten preußischen Artillerieweſens, dem persönlichen Eroberer jener Kanone vor dem Schlosse Bellevue, dem ehemaligen Anbeter der berühmten Recamier, dem Prinzen August in der Wilhelmsstraße, eine große „Abfütterung" der Offiziere. Die Offiziere nannten die ihnen angethane Ehre im Nichtcurialstyl selbst so. Wohlan! sagte von den Chargirten Einer, als die Batteriepferde zu Mittag endlich alle säuberlich geputzt waren, heute dächten wir, sind wir doch wol vollkommen sicher. Der Oberst, der Capitain, die Lieutenants essen in der Wilhelmsstraße geschmorte Cubik- und Quadratwurzeln und höchstens unser kleiner Fähnrich von Haase studirt im Zimmermann, wie wir's hätten anstellen sollen, mit a² × b² neulich das Geschütz aus dem Graben zu holen, das uns beim Manöver umschlug. Viele Rede kam von Langheinrich, der endlich den Murmelthieren und Spandauer Witwen entlaßt hatte und von den Banden einer reinen, edlen, tugendhaften Liebe gefesselt war.

Die schöne Pauline, die Tochter eines Wirths in der Haide am Plötzensee, war eine allgemein bewunderte Liebenswürdigkeit auf der ganzen Nordwestseite der Hauptstadt. Man glaubte, daß Langheinrich ihr Herz nicht ungetheilt besaß. Wenigstens widmete Fähnrich von Haase dem Plötzensee eine solche Naturliebe, daß man annehmen mußte, er wäre trotz seiner jugendlichen Unreife Langheinrich's Nebenbuhler in der Gunst der schönen Wirthstochter. Langheinrich stimmte in den allgemeinen Wunsch ein, die Freiheit und das herrlichste Wetter zu einem massenhaften Spazierritte zu benutzen. Man nahm dazu — „die Pferde des Königs"!

Ein gewagtes, gefährliches Unterfangen! Ein Spazierritt mit „Staatsgut", mit den „Rossen des Königs"! Pah! rief der versöhnte Hartmann. In der Wilhelmsstraße wird getafelt! Fähnrich von Haase hat die Stallwache, aber er kommt erst gegen Abend! Gesattelt! In den Bügel! Müssen wir aber doch „Prison beziehen", so ruhen wir uns einmal gemüthlich auf der Pritsche aus. Gesagt, gethan! Zwei Feuerwerker, fünf Unteroffiziere, drei Bombardiere satteln „die Rosse des Königs" zu ihrem — Privatvergnügen.

Wohin? hieß es, als man den Fuß schon in den Steigbügeln hielt. Auf den Gesundbrunnen! riefen die Einen. Zur schönen Pauline! die Andern. Und: In die Jungfernhaide! fielen Alle ein, noch ehe Langheinrich nachdrücklicher hatte widerrathen können. Man giebt die Sporen, sprengt zur Pforte des Stallgebäudes hinaus und schwenkt links ab zum Oranienburger Thor, an den Kirchhöfen, Gärten, Landhäuschen, dem Apollosaal vorüber, zum Jägerhaus an der Panke und durch die sandige Kiefern- und Eichenwaldung zum Plötzensee. Unterwegs gab es um so lustigere Gespräche, je mehr es im Gewissen rumorte. Die Menschennatur betrügt sich gern selbst. Die Erinnerung an ein Abenteuer mit dem englischen Gesandten lebte noch frisch in diesen wilden Köpfen. Ihrer vierzig Mann stark waren kürzlich die Avancirten nach Küstrin marschirt, um Rekruten einzuüben. Auf der Frankfurter Chaussee, dicht bei der „Neuen Welt", begegnet der Truppe der englische Gesandte zu Pferde. Die Marschirenden wollen eben so wenig ausweichen wie Mylord. Mylord hält sein

Vollblut an, hebt die Peitſche, giebt die Sporen und reitet mitten in den Kriegerſchwarm hinein. Dieſer, ſtatt auseinanderzuſtieben, verengert ſich. Mylord ſchlägt mit der Gerte links und rechts unter die Drängenden. Es war die Zeit, wo Cobrington bei Navarin geſiegt hatte und Wellington's Name die alte Welt regierte. Dennoch gab es hier an der „Neuen Welt" ein Scharmützel. Mylord wurde an ſeinen langen großbritanniſchen Beinen gefaßt, bügellos gemacht, heruntergezogen und ſo übel von einer Truppe der heiligen Allianz zugerichtet, daß die Erfahrenen und Aelteſten des Corps, als der muthige Kämpfer gerufen hatte: „Goddam! Very well! Ich bin der engliſche Geſandte!" von dem verletzten Völkerrecht und dem Bruch des politiſchen Gleichgewichts in Europa eine Ahnung bekamen. Der Geſandte ſah den Schrecken, den plötzlich die Nennung ſeiner Würde hervorbrachte, verleugnete aber ſeinen britiſchen Humor nicht. Er zog die Börſe, reichte mit den Worten: „Ihr habt mich gut durchgehauen, Soldaten!" ſeine Guineen rundherum Jedem, der etwa zugreifen wollte. Niemand griff zu. Mylord beſtieg ſein Pferd, klemmte die Lorgnette in's linke Auge und ritt lachend von dannen. Die beſtürzte Mannſchaft ſchließt einen Kreis, leiſtet einander einen feierlichen Schwur, um alle „Europäiſchen Verwickelungen" zu vermeiden, den Vorfall an der „Neuen Welt" erſterben zu laſſen und keinen Rapport darüber zu erſtatten. Mylord that desgleichen. Und ſo erſtarb dieſe Affaire, die einen Notenkrieg zwiſchen Berlin und London hätte veranlaſſen können. Er erſtarb in einem Schwur dieſer vierzig Mann, unter denen ſich auch der Bruder befand. Er erzählte, man hatte den Vorfall ſo heilig genommen, daß Jedem, der beim feierlichen Ehrenwortgeben rauchte und im Rauchen fortfuhr, der „Cigaro" vom Munde weggeſchlagen wurde.

Mit dieſen Erinnerungen trabte die Geſellſchaft auf den Roſſen des Königs in die Tegeler Haide. Jetzt erzählten ſich die Staatsfrevler von Kraft- und Kernausdrücken der Kameraden. Wieder mußte floriren der alte Feuerwerker Trimm, den Alle damals in Küſtrin kennen gelernt hatten. Trimm! Du Stichblatt jeder luſtigen Laune! Unerſchöpflicher Vorrath für die Unterhaltung! Um einen plötzlichen Schreck zu bezeichnen,

ſagte der alte Feuerwerker in Küſtrin gewöhnlich: „Mich krepirte aber auch gleich 'ne ſiebenpfündige Granate im Leibe". Als ihn ein ehemals „Napoleoniſcher Deutſcher", ein Major in Küſtrin zu oft „Corporal" genannt, krepirte ihm wieder eine Granate im Leib, diesmal vor Aerger. „Herr Oberſt-Wachtmeiſter, ich diene der Preußiſchen Fahne nun ſchon zwanzig Jahre, aber noch keine Minute als ſo ein Ding wie ein Corporal." Die Bezeichnung war in der Preußiſchen Armee nicht gang und gebe. Eine Lieblingswendung Trimm's war ein Kernſpruch der äußerſten Entrüſtung: „Da möchte Einem die pure Seele vom Leibe faulen!" Drohte Trimm mit dem Meſſer oder der Säbelklinge, ſo ſagte er: „Hund, ich mache Dir Was zwiſchen Lunge und Leber!" Um einen Menſchen zu bezeichnen, der kaum etwas mehr als ein Kalb war, pflegte er zu ſagen: „Wenn ein Ochſe gebären könnte, ſo wüßte ich, wer dem Menſchen ſeine Mutter wäre." Auf einen ausrangirten alten, ihm zu eigen gewordenen Säbel ließ er ſich die Worte ätzen: „Recht zu thun iſt Jedermanns Pflicht! Anders wenigſtens will es mein König nicht!"

Endlich bis zur Jungfernhaide gekommen, lenkte man zum Plötzenſee ein, immer in dem tiefen, urweltlich vom Meere angeſchwemmten märkiſchen Sande. Pauline empfing die Gäſte mit nicht minderer Aufmerkſamkeit als „die Roſſe des Königs". Die ſtarken kräftigen Thiere wurden in den Stall gebracht. Es war drückend heiß. Der harzige Duft des Tannenwaldes verlockte im Freien zu bleiben, aber das niedrige, ſtill im Grünen gelegene Häuschen bot noch kühleren Schatten. Man bewirthete die Gäſte nach Verlangen, nur Langheinrich ſchien der Bevorzugte zu ſein und mußte ſich die Neckereien der Kameraden gefallen laſſen. Langheinrich forſchte nach dem Fähnrich. Lachend geſtand Pauline, daß das Bürſchlein ſie oft heimſuchte und ſchon vorgegeben hätte, er wollte nächſtens einmal im Plötzenſee angeln. Pauline hatte nicht einmal verſtanden, daß der Junker figürlich geſprochen und unter den Fiſchen des Plötzenſees ſie ſelbſt verſtanden hatte. Freilich, wenn ſilberne Portepées der Köder ſind —! hieß es. Der Stich war für Langheinrich beſtimmt; zu lernen und ſich auf's Examen vorzubereiten, war ſeine Sache nicht.

Es wurde Zeit, daß Paulinens Erkorner einen Beweis der Liebe und Treue gab, deren die schöne Tochter des Waldes für ihn fähig sein konnte. Es kam die Rede auf das letzte dreitägige Manöver. Langheinrich erzählte, er wäre in der letzten Nacht auf seinem Thier eingeschlafen. Die Kameraden wußten die Position, wo man in der Nähe einer Reserve-Batterie unter fernem Kanonendonner als ganz allein stehender Wachtposten einschlafen konnte. Hinter dem Wedding hatte sich der Kampf zwischen den beiden von General von Tauentzien und dem Herzog Karl von Mecklenburg gegeneinander operirenden Corps eröffnet und war durch einen forcirten Marsch nach Südost plötzlich in die sogenannten Rollberge hinüber-geworfen. Die Reserve des Tauentzien'schen Corps folgte langsam und kam nicht in's Feuer. Nichts ist nun abmatten-der als eine solche Wacht in der Sonnenhitze des Tages und unter der Furcht der Allarmirung in der Nacht. Die Bivouaks konnten nicht aufgeschlagen werden; von Spandau aus durch die Tegeler Haide hatte die Reserve immer langsam vorwärts zu rücken und dabei eine Umgehung über den Kreuzberg von Süden her zu gewärtigen. Langheinrich schlief also ein. Er hatte sich den Zügel zur Vorsicht um seinen Fuß geschlungen, aber die Windung mußte sich gelöst haben, er war vom Pferde geglitten und schlafend im Walde liegen geblieben. Sein Pferd ist plötzlich ohne Reiter. In der Ferne beginnt schon wieder die Kanonade. Früh, Morgendämmerung und Langheinrich fehlt an der Batterie. Sein Pferd, Rinaldo wurde sein Gaul selbst in einem Militärstall genannt, irrt hin und her im Walde und im Sande. Der treue Fuchs-wallach scheint zu ahnen, wie groß die Verantwortlichkeit war, der sich sein leichtsinniger Herr aussetzte; denn nicht wenig Wochen Arrest standen auf eine solche Vernachlässigung des Dienstes. Rinaldo irrt mit fliegenden Steigbügeln, sucht und sucht und entschließt sich endlich — denn fast möchte man von „Intellect" reden — des schlummernden Reiters Unfall da zu melden, wo derselbe seit Monaten täglich zu finden war. Rinaldo, der nicht sagen kann: Langheinrich, steh' auf, die Kanonade geht an! trabt durch Busch und Baum zur schönen Pauline. Diese hört in noch so früher Morgen-

stunde das Wiehern und Stampfen eines Rosses draußen, öffnet ihr Fenster und erblickt Rinaldo gesattelt, herrenlos, wie auf der Flucht. Sie schreit vor Entsetzen auf. Man öffnet das Thor, läßt den Renner ein, bringt ihn in den Stall und möchte ihn ausfragen, wo sein Herr geblieben. Schon kommt das Schießen näher. Tauentzien's Reserve soll vorrücken. Pauline, kriegskundig wie jede Soldatenbraut, ahnt die dienstliche Gefahr des Freundes, selbst wenn ihn kein weiteres persönliches Unglück getroffen hätte und ihm der Gaul nur durch Zufall entkommen. Sie macht sich mit Knechten, Mägden, mit Vater und Mutter auf, läuft in den Wald und sucht Rinaldo's Herrn. Endlich finden sie ihn; im tiefsten Sande, unter den abgefallenen Eicheln und den welken Blättern von Zwergeichen, die ihr ja alle kennt aus den märkischen Wäldern! Man weckt den Schläfer. Er sieht um sich, hört das Schießen. Mein Pferd! Mein Pferd! Es ist geborgen, heißt es, im Stall von Plötzensee. Gott im Himmel — das kann mich —! In einer Viertelstunde hatte er seinen Gaul wieder. In einer halben rief das Signal zur Sammlung aller Mannschaften und zum Rückzug. Hätte Langheinrich gefehlt oder er wäre unberitten am Posten erschienen, es würde ihm mehrere Wochen Gelegenheit zu einsamen Monologen in der Lindenstraße gegeben haben.

Bravo! riefen die Kameraden nach dieser Erzählung. Paulinen wurde ein Hoch gebracht, das letzte Glas ausgetrunken und allmälig der Heimritt angetreten. Wie streichelte Pauline den braven Rinaldo, der damals die Fürsorge und Obhut der Geliebten wachgerufen hatte! Noch brach sie Haselnußzweige und steckte sie da und dort unter das Riemenzeug und die Sattelgurte des guten Braunen, um ihm die stechenden Fliegen abzuhalten. Als wollte er danken, schlägt Rinaldo den Schweif und scharrt mit dem Vorderfuß. Man steigt auf, giebt die Sporen und scheidet. Ein halbgelungenes Wagniß giebt für die zweite Hälfte des Frevels doppelten Muth. Den Herren Geschützführern war ihr dienstwidriger Spazierritt mit den „Rossen des Königs" zur Hälfte gelungen, der Heimritt stimmte sie übermüthig. Batterietrab! hieß es. So fliegen sie durch die engeren Wege dahin! Sie biegen

Sein eigen Herz ſelbſt in die Flammen wirft
Und Weib und Kind dem Wohl der Freiheit opfert:
Das iſt nicht wahr. Mag's die Geſchichte ſagen,
Mag's auch in tauſend Heldenliedern leben:
Ich ſage: Nein! Das hat ſich nie begeben.
(Stürzt auf dem Seſſel nieder und verhüllt ſein Angeſicht.)

Fünfter Auftritt.

Uſtinja (in prächtiger, halb männlicher Waffenkleidung). Pugatſcheff.

Uſtinja
(tritt von hinten langſam auf).

Pugatſcheff
(blickt auf und erſchrickt).

Wer naht? Uſtinja, Du! Laß mich allein!

Uſtinja.

Die Führer rüſten ſich zum Marſch. Noch fehlt
Für heute die Parole.

Pugatſcheff.

Ruft: Sophia!

Uſtinja.

Die Weisheit?

Pugatſcheff.

Nein, die Liebe!

in die chauſſirte Straße in zwei Zügen und nun gar auf Commando: Batteriegalopp! Der linke Fuß kitzelte die Weichen und die Thiere ſpringen rechts an zu einem Ritt, der den Staub der Straße aufwirbelt und das ganze, damals kirchhofſtille Viertel des Woltersdorfer Theaters allarmirt. Aber hilf Himmel! Bei einem Ausbiegenmüſſen an ſchwerfälligen Laſtwagen ſtürzen drei Reiter, unter ihnen Langheinrich. Der junge Don Juan im Doppeltuch iſt für ſich glücklich und bleibt unverſehrt, aber ſein treues Roß! Rinaldo, das Pferd des Königs, prallt mit dem Kopf an einen Chauſſeeſtein und bleibt für todt liegen. Alles hält erſchrocken an, ſpringt ab, ein Roß, das ſich von einem Sturz nicht ſogleich erhebt, muß todt oder zum Tod verwundet ſein. Da tröpfelt Blut! Rinaldo iſt todt! Leichenblaß und rathlos ſtehen die übermüthigen jungen Männer, an den Zügeln die dampfenden Pferde haltend. Langheinrich will noch einen Scherz über Geographie, Längenmaße, nummerirte Chauſſeeſteine mit ſo und ſo viel Quadratfüßen wagen, aber das Wort ſtockt ihm im Munde. Sein Rinaldo regt ſich nicht. Er faßt des Roſſes Puls, ruft: Es iſt nicht todt! Aber auch eben ſo raſch antworteten die Anderen: Seht nur das Auge! Langheinrich ſtarrt. Der Anblick, der ſich ihm bot, war entſetzlich. Dem guten, treuen, lieben Rinaldo war ſein ſchönes, ſchwarzes, glänzendes Augenoval aus der Höhle gedrängt; furchtbar anzuſchauen. Langheinrich fühlte ein Zucken, als ſollt' er zuſammenſinken oder als „krepirte ihm in der innerſten Leber," wie „Corporal" Trimm geſagt haben würde, „eine ſiebenpfündige Granate." Doch greift er nach der Kandare, nimmt ſie ſanft vom Kopf des Pferdes, lüftet den Sattelgurt. Alle zittern um die allgemeine Schuld. Das Thier ſpringt auf, aber das Auge bleibt an der Höhle hängen, blutend. Jede Hülfe ſcheint unmöglich. Man muß das unendlich rührende Schweigen eines duldenden Pferdes kennen, um zu begreifen, wie dem ſo bitter Beſtraften dieſer Anblick die Seele zerriß. Langheinrich iſt der erſte, der ſich ſammelt. Er ſtreichelt ſein Thier, ſpricht koſende, liebevolle Worte: „Rinaldo! Mein alter Hans, was machſt du mir?" Menſchen umſtanden ſchon die Scene. Alles Aufſehen war zu vermeiden. Zurück,

zurück zu Paulinen! Die Andern wandten die Rosse, Langheinrich führte Rinaldo am Zügel. Langsam und die Rosse wie halb lahm ging es in den Wald zurück. Die Freunde dort sehen von fern den Trauerzug, stürzen den Rückkehrenden entgegen. Pauline findet ihr mit Reisern geschmücktes, geliebtes Roß so mit gesenktem Haupte im Sande schleichend wieder. Was ist geschehen? Rinaldo —! Ruhe! Ruhe! Langheinrich weist jede Berührung seines Pferdes zurück, verlangt Leinen, Essig, Wasser, schüssel- und eimerweise. Man bringt das Verlangte. Langheinrich ersucht die Kameraden, des Thieres Kopf zu halten. Andere heben den Vorderfuß. Nun nimmt er das befeuchtete Leinen, reinigt das Thier rings um das entquollene Auge vom Blut und beginnt dann sanft, milde und gelassen das Auge wieder in die Höhle zurückzudrängen. Rinaldo hält aus mit der himmlischen Geduld, die Thieren eigen ist, wenn sie leiden. Alles steht starr und schweigsam. Laßt los! ruft Langheinrich jetzt mit Entschlossenheit. Die Kameraden springen zurück, Rinaldo schüttelt sich. Die Operation war gelungen. Das Bluten hörte auf, aber was half's! fügte Langheinrich, dessen Veterinärkenntnisse bewundert wurden, hinzu: Armer Rinaldo, wirst für immer blind bleiben an dem Auge und bist es schon! Pauline weinte.

Die Zeit zur Klage war gemessen. Das Diner in der Wilhelmsstraße konnte zu Ende sein. Man ritt zurück; und nicht im Batterietrab, noch weniger im Batteriegalopp. Man ritt, wie Entdeckung fürchtende Sünder am Hochgericht vorbeireiten könnten. Im Stall angelangt, trifft man schon Fähnrich von Haase, den Angler vom Plötzensee. Das war ein Zetermordio. Die kleine Cadetten-Autorität mit der Fistelstimme tobt und rast und schreit Hochverrath am „Königsgut" und droht mit allen Schrecken der Lindenstraße. Vorerst mußte man ruhig seinen Grimm hinnehmen und auf zwei Dinge sinnen, einmal, ihm den Zustand Rinaldo's zu verbergen, und zweitens ihn auf irgend eine Art zum Mitschuldigen zu machen. Daß er schon beim Austritt trotz der Stallwache, die ihm oblag, gefehlt hatte, war ein Umstand, der auch ihn belastete und sein sicheres Auftreten allmälig milderte. Dem Rinaldo ward der Gurt

aufgeschnallt, der Sattel abgenommen, die Halfter aufgelegt. Der Fähnrich merkte nichts. Im Gegentheil, der eine Theil der Sünder giebt sich ein leichtes, gewissensruhiges Ansehen, trällert, spricht vom Diner in der Wilhelmsstraße, von gekochten Cubikwurzeln mit Fischcotelettes, von Ukleien, Steckerlingen und Stinten im Plötzensee, und Fähnrich von Haase läßt sich immer mehr fesseln. In die reizende schlanke Pauline mußte er verliebt sein mit dem ganzen Feuer, das sich bisher in den Mauern des Cadettenhauses in der Klosterstraße nur in Phantasieen hatte auslodern können. Er sah nicht, daß Rinaldo still und traurig vor der Krippe stand, nicht fraß, den Kopf senkte oder ihn zuweilen nur leise, wie ermüdet oder wie von Hitze gequält, an die Wand legte, als suchte er Kühlung für die tief unterm Auge geheim brennende Wunde. Es mußte durchaus ein Thierarzt herbei. Langheinrich war entschlossen. „Herr von Haase, wenn Sie wollen, will ich die Stallwache für Sie übernehmen und die Nacht statt Ihrer hierbleiben." Der Fähnrich fixirte seinen Rivalen, schlug den Roman aus Fernbach's Leihbibliothek, den er eben lesen wollte, zu, besann sich, ob hier eine Falle, sah über die kleinen hohen Fenster hinaus die schöne goldne Abendsonne draußen so locken, blitzen, dachte an die schlanke Pauline, an einen Besuch bei der Angebeteten — genug, Fähnrich von Haase verwünschte den Odeur der Ställe, dankte für die Bereitwilligkeit Langheinrich's und schlüpfte mit seinem seidenen Taschentuche, dem Roman und seinem liebelüsternen jungen Herzen davon, zur Chaussee hinaus und zu Paulinen. Der Thierarzt kam, besah den Schaden, schüttelte den Kopf, sprach von pflichtschuldiger Anmeldung, verdorbenem Gut des Königs, Unheilbarkeit. Alle bitten, flehen, schmeicheln. So schreibt denn der endlich erweichte Mann: Der Fuchs des Geschützführers Langheinrich muß auf einige Zeit vom Dienst dispensirt werden; er leidet an „verschlagener Druse".

Nach einigen Wochen war Rinaldo total blind und mußte ausrangirt werden. Aber auch Langheinrich verlor den Leichtsinn seiner ersten Jugend. Pauline wurde sein Weib. Er gab die Militaircarrière auf, nahm den Abschied, legte sich auf dem Lande eine Oekonomie zu und

kaufte den Rinaldo, um das treue Thier bis in sein Alter zu pflegen.

Aehnliche zahlreich vorgekommene und umständlich berichtete Geschichten wurden ihrer Abenteuerlichkeit wegen mit gierigem Ohr belauscht. Der sich durch sie hinziehende rothe Faden von Liebe und vom Reiz der Frauen entschlüpfte der Kindeshand keineswegs; eine gewisse geheimnißvolle Wirkung blieb von Alledem bedenklich zurück.

Herr Cleanth ging von der Ansicht aus, daß ein Knabe früh lernen müßte, den Reiz der Weiblichkeit sozusagen — auszuhalten. Der Weise hatte Recht. Worin liegen die Gefahren der *späteren* Jugend mehr als in diesem noch nicht gekannten Zauber der schönen und dem Ideal entsprechenden Weiblichkeit? Dagegen stumpft ein früh an anmuthige Geselligkeit, schöne Lebensformen, man möchte sogar behaupten an rauschende seidene Kleider und malerische Trachten gewöhnter Knabe den Reiz ab, den uns das Anstreifen am Frauenwesen verursacht. Ein wilder, blindlings den Frauen nachrasender Freund gestand einst dem Erzähler mit Trauer: „O Freund, ich bejammere, was ich von Phantasie, Glauben, Lebensmuth, Lebenskraft an die Frauen verschwendet habe! Nie hatte ich als Knabe in der Nähe zarter, schöner, froher Mädchen gestanden, hatte nie diese zauberische Berührung von Atlas, Sammet, Seide empfunden, nie mich an einem schönen Arm oder an einem Handschuh gestreift, der zierliche Finger umschloß. Da erwachte im Jüngling diese glühende, zurückgehaltene Sehnsucht zum Schönen, und wo war es zunächst zu finden als beim Weibe! Ich hatte das Wissen in seinem schweren und nur halbbelohnenden Erwerbe hinter mir, nun wollte ich ein höheres Licht, wollte das wahre Leben, die Schönheit und das beseligte Herz — wohin führte mich der Taumel einer solchen Sehnsucht? Es mag unglaublich klingen, aber es ist wahr, ich suchte in jeder weiblichen Begegnung, die dem Auge gefallsam erschien, mein Bedürfen nach Hingebung, mein Hangen und Bangen nach dem Geheimniß glücklicher Liebe

zu befriedigen. Ich liebte edle Mädchen, aber der lange Roman des Hoffens und Werbens rieb mich auf. Ich wollte besitzen, wollte nicht besitzen des flüchtigen Genusses wegen, nein, ich wollte den Edelstein des Frauenzaubers finden, und suchte ihn selbst im Schutte auf, vor dem mich hätte schaudern sollen. Putz, selbst da, wo keine Schönheit war, reizte ein Auge, das in schönen Formen nie Kunde und Uebung hatte. Ich fühlte das Bedürfen, irgendwie dem Weibe nahe zu sein, irgendwie in diese Existenz einer andern Welt einzublicken, an diesem so glücklichen neutralen Princip in allen Alternativen des Denkens und des Lebens mich anzusiedeln. Denn wie ruht es sich so schön an einem Haupte aus, das allein nur an Dich denkt, in diesem Augenblicke wenigstens auch ihr Vergessen in Dir nur findet! Im Doppelleben der Menschheit als Mann und als Weib liegt eines der Zauberworte, das uns die Thür des Jenseits entriegelt. Dieses einzig und allein wollte ich selbst aus wilden und rohen Klängen abhorchen. Selbst aus der Asche bemitleidenswerther Frauen schlug noch manchmal eine reine Flamme auf, rührte mich und konnte mich und sie auf Augenblicke verklären."

Ein an Liebe reiches Herz bedarf der Liebe. Herr Cleanth schien ähnlich zu denken wie unser Freund. Sein Malertalent mochte zweifelhaft sein; aber ein Lebenskünstler war er gewiß. Er verlangte gefällige Tracht, gewandtes Benehmen, conventionelles Entgegenkommen, Artigkeit gegen alle Frauen, junge und alte. Er selbst gab das Beispiel der Galanterie. Er hielt seine Zöglinge an, die Worte zu wählen, den Körper in Schick zu bringen, Damen die Hände zu küssen, gewandte Formeln der Höflichkeit zu sprechen. Gesellschaften wurden gegeben, wo sich die Mädchen mit den Knaben zum Spiele vereinigten. Er beförderte die Besuche grade bei solchen Familien, wo junge Mädchen, oft recht ausgelassene, wilde, den Ton im Hause angaben. Ganz gegen die neue Lehre der Erziehung war Herr Cleanth grade für die Kinderbälle. Ihm schien bei diesen jungen Stutzern und kleinen Koketten hinlänglich gesorgt, daß noch Niemand Gefahr lief, überreizt zu werden. Zur Liebe waren ihm ja die beiden Geschlechter der Menschheit einmal bestimmt, die Eitelkeit und die Galanterie waren

ihm Erbschaften unsrer Natur. Wozu sich also da den Vortheil entgehen lassen, Knaben schon bei Zeiten zu „Artigkeiten" „gegen die Damen" zu dressiren und sie an einen Verkehr mit dem schönen Geschlecht zu gewöhnen? Welche Verlegenheiten haben oft zwanzigjährige junge Männer, bei einem Ball Tänzerinnen zu gewinnen oder in einem Salon mit Damen eine Unterhaltung anzuknüpfen! Cleanth ließ seinen Sohn tanzen, französisch sprechen, Damen die Hände küssen, die Kinderbälle besuchen.

Der Gespiele, der nur ab und zu dies sein Lebensparadies betreten durfte, sah in so viel Herrlichkeit nur von Weitem ein. Wie konnte er sich auch ganz aus seiner häuslichen Erde entwurzeln! Ohnehin war das Tanzen den Eltern ein eben so arger Gräuel wie die Komödie. Der Gespiele sah den Freund über die geglättete Diele schweben und sich anmuthig im Kreise drehen, während er selbst nur — manchmal Thränen im Auge — mit Bärenfüßen nachtrottete. Gewandt entschlüpfte dem Freunde die Phrase: A vot' santé, ma chère tante, die auch der Gespiele nachsprechen sollte, die Reihe herumgehend beim Dessert am Tisch und jedem Erwachsenen die Hände küssend. Wieder stand eine Ohrfeige in Perspektive. Der Versuch wurde schon mit Widerstreben gemacht. Eine alte Tante schalt eines Tages, eine andre lachte, der Knabe wurde verwirrt, erzürnte sich, brüskirte die Gesellschaft, stürzte in ein Nebenzimmer und schlug die Thür zu, um sich einer solchen Dressur zu entziehen. Es waren vornehme „Tanten" des Hauses, polnische Verwandte aus Militairkreisen. Aber so gut russisch sie thaten, die Knute blieb diesmal aus. Herr Cleanth verlegte sich auf ein vernünftiges Zureden. Er schien etwas von der wahren Ursache der Verzweiflung des rebellischen Jungen zu ahnen. Die beiden Tanten gaben sich in der ganzen auch ihm unausstehlich breiten Förmlichkeit russisch-polnisch-französelnder Etikette.

An zunehmender Blickschärfung für menschliches Thun konnte es unter solchen Umständen nicht fehlen. Die Charaktere wurden durch den Contrast erkannt, der nicht greller sein konnte als z. B. zwischen dem apokalyptischen Vetter und dem Irrgeist Cleanth. Das sah der Knabe frühe, wie sich Alles

den Machtbegabten zudrängte, sich dem Glanz unterordnete, die tiefste Ergebenheit sich nach der Sonne der Gunst neigte. Der Vortheil stand da als Regulator aller Lebensverhältnisse. Mancher Stachel der Zurücksetzung oder des erlittenen Unrechts blieb im verwundeten Gemüth haften. Beklemmend war ihm das Durcheinander der Interessen, das Laufen und Rennen der Menschen um nichts, soweit ihm wenigstens scheinen wollte, und dabei eine Geschwätzigkeit, die für jene Kreise, in denen er zuweilen leben durfte, durch etwas speciell Lokales noch eine besondere Färbung erhielt. Man kennt die Berliner Hofräthe. Sie sind ausgestorben; an ihre Stelle ist der Berliner „Geheimrath" getreten. Der Hofrath war liebenswürdiger. Die Geheimräthe erstarren nächstens zur Mumie. Sie geben sich mit beständiger Betrachtung des Schattens, den sie werfen, mit Verwunderung gleichsam über sich selbst. Da war die alte Berliner hofräthliche Emsigkeit, das windigste, charakterisirte Nichts, die Abhängigkeit von einigen aufgerafften und höchst sicher vorgetragenen Phrasen, die immer blindlings angenommene Tradition, die süßeste Unterwürfigkeit gegen Obere, ein stetes Zum-Munde-Reden von einer Gesellschaftsstufe zur andern, die Sucht nach Auszeichnungen und leeren Titeln, besonders nach Ordensverleihungen, wie sie auch jeden 20. oder 21. Januar wie bei Schulprüfungen erwartet wurden, doch noch amüsanter, leutseliger, coulanter. Aber der Knabe wurde mit einer wahren Angst vor dieser jenseits seines eigenen Lebens liegenden Welt erfüllt. Es kam ihm vor, als wenn seine ursprüngliche Lebensheimath zwar die der Armuth, aber die Welt der gesinnungsvollen Ehrlichkeit war. Der biblische Vetter Wilhelm schwebte so hoch über vornehmthuender Lüge und Narrheit, er wußte so treffend die Endlichkeit alles glänzenden Elends der Erde zu bezeichnen, er wußte die wahre Wahrheit und das lebendige Leben so an die ewige Quelle des Lichts und der Erlösung zurückzuleiten, daß der Knabe zwar in die vornehme Welt mit mächtigstem Reize ging, aber doch wie gefeit gegen Lug und Trug. Eine Abenderzählung des Vaters von einem Wintersturm auf der pommerschen Haide, von jenem Prallschuß bei Leipzig, von einem Bivouac im Ardennerwalde erkräftigte den Knaben,

daß er nicht zagte und bangte in dem Getändel von Formen, die ihm ungeschickt gelangen oder die man ihm als Fallen legte, um sich über seinen Sturz zu belustigen. Auch der mit Liebe und Inbrunst erfaßte Gottesgedanke half ihm oft hinweg über erlittene Unbill. Er gab ihm beim einsamen Nachhausegehen im Abenddunkel von so vielen nur halbverstandenen rauschenden Gesellschaftsleerheiten Trost und soviel Erhebung, daß er stark und kräftig, wenn auch oft nach dem bittersten Weinen, in das er (und eigentlich um nichts) ausbrechen mußte, immer wieder in seine häusliche Welt zurückkehrte mit dem wachsenden Muthe des Selbstvertrauens.

Und lag auch nicht eine Erhebung darin, daß der Knabe mitten in dem prächtigen Gewebe vom Laufen im Cirkel, Blind-Dahinrennen, devotesten Grüßen, Schmeicheln, Speichellecken so vielerlei schwarzen Schicksalseinschlag bemerkte? Es ist ein schaudervoll grausames Wort, das den über die geraubte Tochter jammernden und über die von der Tochter vergeudeten Reichthümer schier verzweifelnden Shylock tröstet, wenn ihm Tubal von des Antonio untergegangenen Schiffen sagen kann: „Andre Leute haben auch Unglück!“ Es giebt aber Lebenscompensationen solcher Art. Sie sind da und wirken beruhigend, wenn man sich auch schämt, es einzugestehen. Man fühlt diese Ausgleichungen der ewigen Nemesis, ohne sie herzlos anzurufen oder rachelechzend zu bejubeln. Andre Leute haben auch Unglück! Andre Leute entbehren auch! Die Reichen haben kummervolle Nächte! Der Große muß sich wieder Größeren unterwerfen, noch Mächtigeren dienen! Auch sie werden gezerrt von den Armen geringerer Verwandtschaft, die sich an sie klettet und Hülfe für ihren Ruin verlangt! Da waren ehrenvoll genannte Namen. Jedes Geschäft wurde ihnen zugewiesen, jede Vermittelung anvertraut. Plötzlich — ein Flüstern, wenn man sie nannte. Es waren Kaufleute, die eben fallirt hatten. Sie entflohen oder wanderten in lange und nicht immer bequeme Gefängnisse. Das Wort: Bankrott! weckte dem Knaben erschütternde Vorstellungen von namenlosestem Menschenweh. Der Bankrott der „Gebrüder Benecke“ erfüllte die ganze Stadt. Andre Namen wurden plötzlich wie todtgeschwiegen. Ihr Stand, ihr Ehrgefühl, ihre Liebens-

würdigkeit hatte ſie nicht gehindert, Verbrecher zu werden. Von unglücklichen Ehen wurde geſprochen, von Scheidungen, mißrathenen Kindern. O dieſe Welt war immer im Fluß, in ſchwatzhafter Bewegung, charmant, liebenswürdig, aber plötzlich ſtockte ſie. Dann war etwas geſchehen, was Alle erſchütterte, eine That, ein Schickſal war dazwiſchen gefahren und ſchmerzlich genug fühlt bereits ein Kind, daß jener Schlag, der die Pauſe am längſten andauern ließ, nicht immer der Tod war. Und freilich dann auch der Tod! Ja man ſah Thränen und hörte Klagen. Für die rothen Gewänder rauſchten ſchwarze auf. Aber manchmal wurde dann die Geſchwätzigkeit des Glücks abgelöſt von der Geſchwätzigkeit des Unglücks. Man hörte prahlende Reden, wie man ertragen, entbehren, dulden, ſich einrichten wollte. Und das Kind ſah, welch' ein Behagen aus dem neuen Zuſtande erwuchs. Die Erbſchaften wurden beſprochen. Oft entwickelte ſich aus dem Tode eine noch größere Pracht, eine noch größere Freude. „Lachende Erben" —! Das war dem Kinde ein Wort, anfangs unverſtändlich, dann ſo häßlich wie das Lachen der Lachtauben, das ihm nie gefallen konnte. Lachende Erben! Er hatte ein Bild an allen Buchbinderläden geſehen, wie ein reiches, ſogenanntes „Hundefräulein" einen geliebten verſtorbenen Favorit-Mops begraben läßt und den eingeladenen, mitleidbezeugenden Pöbel mit Kuchen und Wein traktirt. Die Geſchichte war ſoeben paſſirt. Und ſo kamen ihm alle „lachenden Erben" vor. Ein Hund auf einem Katafalk mit Lichtern und ringsum lachende Heuchler, die zu weinen vorgeben und Kuchen eſſen und Wein trinken. Ein Todter war in der vornehmen Welt oft längſt vergeſſen und nur ein Kind, das ihm völlig fern ſtand, trauerte noch um den alten Herrn, der dort immer am Fenſter bei den Hyacinthen geſeſſen, geſcherzt, ſo präcis nach der Uhr geſehen hatte, an deren Kette man ſpielen durfte. Dann war er einmal gegangen und nicht wiedergekommen.

Je ſtärker die Stöße und Angriffe werden, die das Leben auf ein junges Gemüth richtet, deſto beſorgter wird es ſich nach Schutz und Beiſtand umſehen. Die Welt wimmelt von Haß und Feindſchaft. Wo iſt Liebe? Der Menſch, kaum ge-

boren, ſucht Liebe. Der todte hölzerne Hund, das bärtige Kätzchen von Papiermaché gewinnen des kaum lallenden Kindes erſte Zärtlichkeit. Bald freilich zertrümmert die wilde Menſchennatur, wie auch in ſpäteren Jahren oft grauſam genug, ihr erſtes Spielzeug der Liebe. Die ſüßen Himmel werden geſtürzt, die ſtumme Gegenliebe wird zerriſſen, immer Neues will ſich der flatterhafte Sinn erobern, um das Ausgekoſtete, Genoſſene für wieder Neues auszutauſchen. So wird der Arm um einen Geſpielen, ſo um eine Nachbarin geſchlungen, und wie bald ſind ſie vergeſſen! Der Knabe empfand zwei Neigungen zu gleicher Zeit; ein Fall, der ſeinem Doppelleben entſprach. Die Liebe in der Armuth galt einer Tochter jenes Selbſtmörders in der Sattelkammer; die Liebe im Reichthum war ein lebhaftes, witziges, ausgelaſſenes Mädchen, eines Rathes Tochter. Beide Phantaſieen ähnelten ſich zum Verwechſeln. Sie wurden mit demſelben Herzen, demſelben Munde durchlebt, die Eine auf den dunkeln Schleichwegen des akademiſchen Thurms und im Wieſengras der Alltagswelt, die Andre ſonntäglich auf dem Teppich ihres väterlichen Salons. Beide hatten daſſelbe krauſe, ſchwarze, weiche Haar, beide kurzgeſchnittene ſogenannte Schwedenköpfe, beide hatten feurige braune Augen, beide dieſelben weißen Zähne, dieſelben kleinen Stumpfnäschen, beide waren behend wie Gazellen, älter als der Knabe, der auch in beiden Körpern nur eine und dieſelbe Seele liebte. Und dieſe Neigungen, die eben nur Gefühle waren, ausdrucksloſe Stimmungen, wurden erwidert. Von beiden Weſen fand ſich der Knabe bevorzugt — wie man eben von Frauen bevorzugt wird — zum Necken, zum Gehänſeltwerden; was iſt den Frauen Männerliebe? Dienen und Apportiren! Dieſe beiden Mädchen, älter geworden, ſchenkten im Spiel nur dieſem ihre Gunſt oder wußten es vollkommen, wie ſie ihn verletzten, wenn ſie Andre wählten. Auch der Haß, wenigſtens Zorn und Schmollen, iſt eine Form der Liebe bei ſo junger Neigung. „Ich möchte ihm die Augen auskratzen —“ oder: „Der infame Bengel —!“ Alles das iſt Liebe, und darum ſchwärmte der Knabe auch mit der Tochter des Erhenkten unter den Sternen und mit der Tochter des Rathes unter duftenden Zimmerblumen.

Uſtinja.

Wie Du willſt;
Die Weisheit geht mit Liebe Hand in Hand. —
Man wird Geſandte vor Dich führen, die
Von Orenburg durch unſer Lager ſchlichen
Und ſich mit Bibikoff verbinden wollten; —
In ihren Briefen fand ſich der Verdacht,
Daß Du Emiljan Pugatſcheff Dich nennſt —

Pugatſcheff.

Lies ſie dem Volke, dem verſammelten!
Nennt mich mit meinem Namen, wer ich bin —
Löſcht mir die Lüge aus dem Angeſicht!

Uſtinja.

Du fieberſt, Kaiſer! Treibſt Du Scherz mit uns?
Du nennſt Dich Pugatſcheff? Du Pugatſcheff?
Ich kannte den, den man in Dir vermuthet —
Ich kannte Pugatſcheff, Du biſt es nicht!

Pugatſcheff.

Uſtinja! Gaukle nicht und ſpotte ſcherzend
Des Mannes, der Dich haßt, ſo Du ihn auch
In Deiner Hand mit kaltem Witze hältſt
Und ihn zum Spielball Deiner Thorheit machſt!

Uſtinja.

Du Pugatſcheff? Siehſt Du, daß ſich ein Wölkchen
Auf meine Stirn wohl legt, wenn ich Dir nahe? —
Hörſt Du ein Zittern meiner Stimme, wie
Wir zittern, wenn uns Rache wird, die ſüße?

Wo Liebe iſt, iſt auch Leid. Und das Leid der Liebe kommt dann noch, wie alles Unheil, ſelten allein. Wo die einen Blüthen welken, ſinken ihnen ungeahnt die anderen nach. Das erſte große ſchmerzliche Weh ſollte den Knaben treffen, der Verluſt ſeines Paradieſes. Nicht durch eigene Schuld. Das Wetter fuhr aus den Wolken, nachdem ſchon lange ſelbſt bei lichtem Sonnenſchein ferne Donner das Nahen eines Sturmes verkündet hatten. Ach, dieſe Zeichen kamen weit her, von einem Lande des Oſtens! Im Reiche des Czaaren lebte Herrn Cleanth ein Bruder, ein Kriegsoberſter des Kaiſers Alexander, nach Warſchau commandirt zum Geniecorps. Schon lange hatte es geheißen, der ſpeculative Maler ſollte ebenfalls mit der deutſchen Romantik, die ihm ohnehin ein Gräuel war, brechen, ſollte aber auch ſein aufgeklärtes 18. Jahrhundert, die Freimaurerei, Voltaire, aufgeben und nach Rußland ziehen, dort das neue Wunder der Zeit, die Lithographie, lehren, Karten des Czaaren-Reiches zeichnen und der Regierung überhaupt in ihren militairiſch organiſirten Cultur-ſpeculationen zur Hand gehen. Noch ſträubte ſich das deutſche Gemüth gegen die polniſchen Wälder. Aber der Kriegsoberſte des Czaaren ſchickte ſeine Gemahlin, ſeine Schwägerin; es kamen die Neffen der Brüder, die ſchon in Warſchau erzogen waren und polniſche Sitte, polniſchen Ehrgeiz mitbrachten. Cleanth's Hausſtand erweiterte ſich durch dieſen Zuwachs. Ruſſinnen, adlige, ſtolze, anſpruchsvolle Weſen, brachten Wagen, Roſſe, Bediente und jene den Sarmaten eigene luxuriöſe Umſtändlichkeit mit, die daheim alles viel beſſer hat, ausgenommen das, was ſo eben in der Fremde gekauft wurde. Das rauſchte ſich, das rauſchte, das mäkelte, flanirte durch die „Boutiken", die Gold- und Silberläden, die Modemagazine. O, hieß es, in Deutſchland kann man nicht heizen, in Deutſchland nicht kochen, in Deutſchland kann man nicht waſchen, ja auch nicht ſingen, nicht tanzen, nicht gehen und ſtehen. Nur noch in Warſchau und Petersburg war die Cultur zu Hauſe. Wer hätte nicht von den vielen beurlaubt reiſenden Titular- und Collegienräthen noch jetzt, ſelbſt in Italien, die Ueberzeugung gewonnen, daß nur in Petersburg die Goldorangen glühen! Dies ruſſiſche Selbſtgefühl in den Damen, das polniſche in den Kindern und

Bedienten kam oft zu gewaltsamem Ausbruch. Bei beiden Partheien gab es sich in solcher Lebhaftigkeit kund, daß das ohnehin damals traurig zurückgehende Deutschland wie in Nichts verschwand. Willusch, ein Spielgenosse, Neffe Cleanth's, ergriff bei Tisch eine Gabel und rief, als von Polen und seinem „verschuldeten" Geschick die Rede war, mit Verzweiflung: „Ich mir möchte stechen diese Gabel in die Brust, wenn Ihr beschimpft mein Vaterland!" Die Anderen wehrten dem Knaben, der später bei Ostrolenka focht. Herr Cleanth bestrafte sogar den sich so revolutionair vor den russischen Tanten äußernden jungen Polen. Dem deutschen Gespielen blieb Willusch's Drohung unvergeßlich. Sich erstechen können um sein Vaterland! Untergehen um eine Idee! Heilighaltenkönnen etwas Verspottetes! Das Wort eröffnete ihm einen Blick auf Gebiete, die von Herrn Cleanth's Hause so entlegen waren wie die Turnerei in der Hasenheide von dem Salon des Fürsten Hardenberg. Ideen, Ahnungen stiegen aus dem Herzen in den Kopf.

Auf die Länge widerstand Herr Cleanth den Reizungen des Czaaren nicht. Die russische Regierung übertrug ihm vorläufig die Direction einer neuzuentwerfenden Karte Polens und gab ihm außerdem die bestimmte Zusicherung weiterer Unterstützung, wenn er im Fache der praktischen Kunstanwendungen in Warschau Etablissements errichten wollte. Der Drang nach Bewährung seiner Umsicht und Regsamkeit lebte zu mächtig in dem ehrgeizigen Manne, der sich in einigen Jahren zum Minister der öffentlichen Arbeiten avancirt zu sehen träumte. Berlin bot keine Gelegenheit, seine Kenntnisse geltend zu machen; selbst etwas zu unternehmen, dafür fürchtete er das Risiko. So siegte denn der Entschluß, den russischen Damen und dem kleinen Willusch zu folgen. Das große Palais am Leipziger Achteck wurde der Regierung verkauft, noch ein märchenhaft schöner Winter im Nebenhause durchlebt mit Zeichnenstunden, Spielen, Weihnachtsfreuden, strengen, aber unverstandenen Anleitungen zur praktischen Lebensphilosophie, Mißverständnissen zwischen mathematischem Conservativismus und sich schon meldender ungebundener Romantik, Neckereien durch die ausgelassensten Hofraths- und Rendantentöchter und der geduldig hingegebenen Schwärmerei für jene

Doppelliebe. Dann nahte der Frühling. Im nahen Thiergarten ſproßte und keimte es über dem vermoderten Laub. Auf der Louiſen-Inſel, die noch nicht lange angelegt war, lagen Schneeglöckchen und Krokus unter düſtern Blut-Tannen und Trauerweiden, die zu treiben anfingen. Die Stunde des Abſchieds rückte heran.

Der furchtbarſte Schmerz zerriß des Knaben Bruſt. Nicht etwa nur die Herbigkeit des Verluſtes allein war ſein Kummer, wenn ſich ihm die Thür ſeines Paradieſes ſo plötzlich zuſchlug und die Wonnen dieſes Umgangs nicht länger geſtattet ſein konnten, er ſah nur die Trennung von ſeinem Freunde und Geſpielen ſelbſt. Von dieſem zu laſſen, ſeinem halben Bruder, dem immer frohgeſtimmten Geſellen, der nie den Kopf hängen ließ, immer lachte, immer ſtrebte, immer mit blitzendem Auge in's Leben ſah, von dieſem Namensbruder mit den friſchen Wangen, dem braunen Auge, dem dunklen Haar, ſeinem eigenen vollkommenen Widerſpiel in Allem — ſcheiden — ! Der Verluſt war ihm herzzerreißend. Noch hielt, als Briefe verſprochen wurden und baldige Rückkehr und Beſuch, die Kraft aus; als aber der Reiſewagen hochbepackt vor der Thüre ſtand, das Horn des Poſtillons ſich aus der Leipziger Straße meldete, die Roſſe zum frühlingsgrünen Achteck einlenkten und ſie eingeſpannt wurden, als es dann zum Abſchied ging, zur letzten Umarmung, da brachen alle Schleuſen der zurückgedämmten Wehmuth, und ſo unaufhaltſam floſſen die Thränen der innigſten Hingebung, daß Herr Cleanth, über die Heftigkeit dieſes Schmerzes ſelbſt erſchüttert, ſeine üblichen Seneca-Regeln vom Beherrſchen der Leidenſchaften und alle ſeine ſtoiſchen Maurer-Phraſen aus „Royal-York“ und den „Vier Weltkugeln“ diesmal unterließ und in wirklicher Bewegung von ſeinem Halbſohne Abſchied nahm. Der Wagen rollte von dannen, der Poſtillon blies, Tücher wehten. Der Knabe ſah ſich um — er war mit ſeiner ebenfalls weinenden Schweſter allein. Geſchenke lagen noch genug da von Dingen, die man nicht hatte mitnehmen können, Spiegel, ſogar Bilder in goldnen Rahmen für die Eltern, Bücher, die prächtige Becker'ſche Weltgeſchichte ſogar in zehn Bänden. Der loyale, auf die ruſſiſchen Vorausſetzungen ſchnell eingehende Herr

Cleanth hatte dieſe als ein vom Czaaren verbotenes Buch zurückgelaſſen. Konnte den Knaben von Alledem etwas tröſten? Er hatte den erſten wahrhaften Schmerz empfunden.

Daheim erwartete ihn ſein altes, angebornes Loos. Die Eltern führten keine Scene auf, aber in ihrem Gefühl und ſonſtigem Benehmen lag das, was die Bildung durch Scenen ausdrückt. Die Bildung würde die trauernden Kinder an ihr Herz gezogen und getröſtet haben. Aber ſolche Eltern aus dem Volk helfen ſich anders. Sie wagten den Umzug aus einer engen und unerträglich gewordenen Wohnung in eine neuere und größere, die ſie von jetzt ab bezahlen mußten. Sie wagten ſogar das Unglaubliche, dem Knaben den Gefallen zu thun, ihn „in's Gymnaſium" zu geben.

In der Oſterwoche wurde der düſtre Thurm in der Akademie verlaſſen und dicht in der Nähe des alten Bielken ein Häuschen bezogen. Nach Oſtern führte der Vater den Sohn zum Director des Gymnaſiums am Friedrichs-Werder. Nach dem Abſchied von ſeinem geliebten Freunde war der Examinandus in allen Nerven noch ſo erſchüttert, daß er die Ermahnungen des kleinen, runden, wohlgenährten, ſeltſamen, als komiſch berufenen, aber warm empfindenden Schulmonarchen ſogleich beim erſten ſeiner ſanften Worte mit Thränen aufnahm. Die gute Sitte, die ihm die polniſch-ruſſiſche Salonherrſchaft zwangsweiſe beigebracht hatte, wirkte noch ſo in ihm nach, daß er auf des Directors Wort: „Und nun, mein Sohn, gieb mir auf dies Verſprechen feierlichſt die Hand!" nicht die Hand reichte, ſondern im Gegentheil die zarte, weiche, wohlgepflegte Hand des Schulmonarchen ergriff und dieſe voll Inbrunſt an ſeine Lippen drückte. Zimmermann, ſo hieß der Schulregent, war früher ſelbſt in Polen geweſen, lächelte über die unberliniſche Sitte, ließ ſich aber die Ausnahme von der Regel gefallen. Gewiß verwilderte der Knabe mit der Zeit — aber von jenem Handkuß her war ihm eine gute Note im Gedächtniß des Rectors zurückgeblieben. Wenigſtens hat der durch die ſtändige Führung eines ſpaniſchen Rohrs in ſeinen hohen Stiefelſchäften berühmte Pädagoge ihn niemals — eigenhändig durchgeblaut.

1821 — 1829.

I.

Lehrer-Originale.

Es giebt in Berlin eine Gegend, wohin vielleicht Friedrich Schiller gezogen sein würde, wenn jenes Berufungsproject, das ihn von den Ufern der Ilm an die der Spree entführen sollte, zu Stande gekommen wäre.

Eben an diesen Ufern der Spree, an jenen holländischen Grachten, die sich, ab und zu mit Bäumen besetzt, durch die innere Stadt ziehen, hätte er, des daselbst ständig verbreiteten — Aepfelgeruchs wegen, Gefallen gefunden zu wohnen. Denn man weiß (und wer es nicht wissen sollte, kann es vom Kastellan des Schillerhauses in Weimar versichert erhalten), daß Schiller, und vorzugsweise beim Arbeiten, den Duft von Aepfeln einzuathmen liebte, und zwar Aepfeln, die — um mit der Alexander Dumas'schen Vergleichung zu sprechen — schon im demi-mondischen Zustande, dem des Uebergangs, begriffen waren.

Von der Schleusen- bis zur Gertraudtenbrücke duftet es noch heute — doch lange nicht mehr so kräftig wie damals dem Kindergemüth — nach nichts als Birnen und Aepfeln. Der schmale, trübe, in der Farbe altem Kanonenerz ähnliche Spreearm war und ist noch jetzt ständig mit hochgezimmerten langen Kähnen bedeckt, die aus Potsdam, aus der Lausitz mit Obst anfahren, selten ihre Ladung vollständig löschen, sondern sich für den Winter und sogar die Zeit, wo die Aepfel- und Birnbäume schon wieder neue Blüthen ansetzen, zum Detailverkauf bequem vor Anker legen. Die säuerliche Beimischung

des ſüßen Apfelgeruchs, die Schiller wahrſcheinlich deshalb ſo liebte, weil ſie ihn an die Kelter- und Herbſtfreuden ſeiner ſchwäbiſchen Heimath erinnerte, konnte im Laufe eines nur von den „Dreiern" und „Sechſern" der umwohnenden Schuljugend abhängigen Geſchäftsverkehrs nicht ausbleiben. Verſpeiſt wurden dieſe ungeheuern Vorräthe ſämmtlich; doch langſam.

Hier nun, dicht an einer in der Mitte liegenden ſogenannten „Jungfernbrücke" — der Forſcher ſteht ſinnend und fragt den Verein für die Geſchichte der Mark: Wieſo „Jungfern"? — erhebt ſich ein jetzt etwas moderniſirtes Eckhaus, das vor einem halben Jahrhundert die Lehr- und Lernkräfte des Friedrich Werder'ſchen Gymnaſiums beherbergte. Dem Styl nach war es eine jener Bauten, die den Charakter aller Kaſernen-, Lazareth-, Militärmagazins-, Garniſonkirchen-, Schulbauten der Fridericianiſchen Zeit trugen. Die Außenſeite hatte hier und da etwas Stuccaturſchmuck. Die Fenſter waren hoch, die Zimmer geräumig. Eine große Aufgangstreppe erlaubte die Maſſenentfaltung der Schuljugend. Der Hof eignete ſich vorzugsweiſe für die Nachahmung der damals beliebten Kämpfe zwiſchen Türken und Hellenen. Denn Kanaris, Miaulis, Kolokotroni waren in den zwanziger Jahren die Helden des Tages, deren Abbildungen, grell mit Waſſerfarben getuſcht, neben Ludwig Sand's Enthauptung an allen Buchbinderläden hingen.

Das Friedrich-Werder'ſche Gymnaſium befand ſich 1822 nach längerer Blüthezeit ohne Zweifel ſchon im Verfall. Gegründet durch den Philanthropinismus der Nicolaiſchen Zeit, zuerſt geleitet vom vielgerühmten Pädagogen Friedrich Gedike, konnte die Anſtalt aus Mangel an Mitteln den Wettſtreit mit den beiden älteren Gymnaſien der Stadt, dem Grauen Kloſter und dem Joachimsthal, nicht aushalten. Die Begründung eines neuen Gymnaſiums auf der Friedrichsſtadt, die Verwandlung des „Köllniſchen" Gymnaſiums in eine Anſtalt, die ſich ausdrücklich für die Aufnahme der immer mehr vom Zeitgeiſt empfohlenen „Realien" in ihren Plan bekannte, waren äußere Hemmniſſe, zu denen ſich noch innere geſellten, die durch den derzeitigen Rector, die vorhandenen Lehrkräfte nicht überwunden werden konnten.

Soweit ſich eine reifere Erfahrung die Eindrücke des Knaben- und des erſten Jünglingsalters zurechtlegen und ordnen kann, litt die Anſtalt an unvermittelten Gegenſätzen. Sie war mehr als ihre ältern Schweſtern jenſeits der Spree vom Geiſte der Zeit berührt geweſen. Während jene den gemeſſenen Schritt des alten gelehrten Weſens und Wiſſens innehielten, war das Friedrich-Werder'ſche Gymnaſium aus dem Geiſt ſeiner erſten Begründung, dem Geiſt Nicolai's und ſeiner Umgebungen, zu jähe in die Romantik der Jahre 1800—1812 übergeſprungen. Der letzte Rector war Tieck's Schwager geweſen, Bernhardi, der erſte Gatte jener mit dem Lebenslauf der beiden Schlegel vielfach verwickelten Sophia Tieck, die nach mancherlei Abenteuern „freier Liebe" noch einmal in Rom wieder in den Ehehafen als eine Frau von Knorring einlief. Bernhardi's einnehmende Perſönlichkeit, ſein Talent, ſich durch die Rede geltend zu machen, der ſpätere Charakter ſeiner vorzugsweiſe auf die modiſch gewordene Sprachwiſſenſchaft und Grammatik gerichteten Studien, ſeine Beziehung zu Schleiermacher und anderen Parteigängern der bekehrten romantiſchen Schule hatten vergeſſen laſſen, daß der geſtrenge Gymnaſiarch ehemals Theaterrecenſionen und leichte „Bambocciaden" geſchrieben. Trotzdem, daß die Anſtalt unter ihm blühte, blieb in den Traditionen derſelben ein unvermittelter Zwieſpalt, der nach ſeinem Abgang und baldigem Tode zum Ausbruch kommen ſollte.

Man ſah dieſen Zwieſpalt der Tendenz recht an der Bibliothek, die dem Schülergebrauch geöffnet war. Die Primaner wechſelten im Amt, die Bücher zu verleihen. Manches Buch wurde dem Quintaner von dem ſpäter berühmten Wilhelm Wackernagel verabfolgt. Auch Hermann Ulrici, der fromme Shakſpeare-Cultuspriester, verwaltete, glaube ich, eine Zeit lang das Amt des Bibliothekars. Vorzugsweiſe gewandt ſchien die Verwaltung eines ſpäteren Breslauer Profeſſors der Philologie Ambroſch. Als ich ſpäter dann ſelbſt dies Ehrenamt bekleidete, fand ich die ſchöne Anſammlung im troſtloſeſten Zuſtand der Verwüſtung. Sie war ſpoliirt wie eine deutſche Bibliothek im dreißigjährigen Kriege durch die Schweden. Kein mehrbändiges Werk war noch voll-

ſtändig vorhanden. Die Reiſen des jungen Anacharſis hatten bandweiſe bei allen Antiquaren der Königsſtraße Station gemacht. Die reichſte Literatur aus den Zeiten der Aufklärungsperiode, die Schriften Iſelin's, Zöllner's, Ueberſetzungen Addiſon's, Raynal's, die Literatur der Erfahrungsſeelenkunde, Garve und Andere wurden decimirt, wie der unmittelbare Gegenſatz derſelben, die Schriften der Romantiker, Achim von Arnim's, Tieck's (der ehebevor ſelbſt ein Schüler der Anſtalt geweſen), Brentanos. Daß aber Zweifel und Glaube, Thatſachenſinn und Schwärmerei, Reiſebeſchreibung und bunte phantaſtiſche Ideenwelt in dieſer Bibliothek ſo dicht nebeneinander ſtehen konnten, eben das war charakteriſtiſch. Im Lehrerperſonal, in den Stimmungen und Richtungen des Unterrichts ſcheint mir die gleiche Diſſonanz geherrſcht zu haben.

Der Director, ein anerkannter Mathematiker, Lehrer ſeiner Wiſſenſchaft auch an der Artillerieſchule, war ein Mann in mittleren Jahren, eine kurze gedrungene, mehr durch Emphyſem, als durch wirkliche Fettfülle beleibte Geſtalt, immer im blauen Frack mit goldenen Knöpfen, immer mit einem zum Strafen bereiten Rohrſtock in den hochſchäftigen Stiefeln. Es ſcheint eine Folge ſeines längeren Hauslehrerns in Rußland geweſen zu ſein, wenn der ſonſt ſo weiche und milde Mann unabläſſig eigenhändig gegen die Abſchaffung der Prügelſtrafe proteſtirte. Die noch höhere Inſtanz der körperlichen Züchtigung, das „Uebergelegtwerden", war eine regelmäßig wiederkehrende, an beſtimmte Reviſionswochentage geknüpfte Erfahrung ſelbſt bei hoffnungsvolleren Jünglingen. In ſolchen Fällen trat die muskulöſe Hand des Calfactors in Mitaction, einer ſtämmigen Unterofficiersfigur, die ſelbſt die beſten Kunden beim Ankauf ſeiner „Schinkenbrote" vor dem Director, dem pädagogiſchen Peter Arbues, der dem Züchtigungsacte zuſah, nicht ſchonen durfte. Der wunderliche, unter vier Augen liebevolle Director Zimmermann wurde gefürchtet, wie die Mäuſe die Katze fürchten. Das hinderte nicht, dem immer wie zum Empfang von Beſuch gekleideten, mit einem ſauber ausgelegten, ſogenannten „gebrannten" Jabot erſcheinenden Schulmonarchen alle ſeine Schwächen ab-

Ich beuge demuthsvoll mein Haupt vor Dir
Und nehme Tod und Leben, was Du giebſt!

Pugatſcheff (zornig).

Durch Großmuth willſt Du mich entwaffnen, Weib?

Uſtinja.

Großmuth dem Manne, der mich nie gekränkt?

Pugatſcheff.

Glaubſt Du, die Zeit vermindert Männerhaß?

Uſtinja.

Des Weibes Liebe mehrt ſich in der Zeit.

Pugatſcheff.

Empörend! Trotzeſt Du dem eignen Herzen
Und heuchelſt Liebe dem, der Dich verſchmäht?

Uſtinja.

Verſchmäht? Auch nicht des Haſſes kleinſte Regung
Erinnert mich an alte Zeit. Verweht
In alle Winde, nebelhaft zerſtoben
Iſt mir der Pugatſcheff, von dem Du ſprichſt —!

Pugatſcheff.

Uſtinja, wie? Du willſt nicht einen Fluch,
Nicht eine der Verwünſchungen vollziehen,
Die einſt Du an die Unterwelt gerichtet?
Ein Engel Du, die nächt'ge Zauberin,
An deren Thränen ich mich lechzen konnte?
Ich will nicht Liebe, will in Deinen Augen
Nur Rache leſen, tief gehaßtes Weib!

Uſtinja.

Nur Rache? Meinem Kaiſer, meinem Herrn?

zulauschen. Der spottsüchtigen Jugend entging nicht des Directors ständige Zerstreutheit. Anekdoten liefen über ihn um. „Ich sehe Viele, die — nicht da sind!“ hatte er beim Ueberblick einer Klasse gerufen. Oder er redete wol Jemand mit der Frage an: „Schmidt, wie heißen Sie?“

Einem Lehrer der Mathesis, der es oft hervorhob, daß von den Griechen diese Wissenschaft die erste genannt worden wäre, einem Vertreter derselben festen Gesinnung, die seinen wackern Sohn, den parlamentszeitberühmten „Bürgermeister von Spandau“ in eine mehr als zwölfjährige Verbannung führte, hätten sich, sollte man glauben, die mehr realistisch thätigen, in den untern Klassen wirkenden Kräfte vorzugsweise anschließen sollen. Dem schien aber nicht so. Selbst die Reallehrer, die Lehrer des Griechischen und Lateinischen ohnehin, gingen dem dirigirenden Sonderling aus dem Wege, ja es drang bis an's Ohr der Schüler die Kunde von einem Kriegszustand, der in der Lehrerwelt selbst waltete. Eine Verschwörung organisirte sich, vorzugsweise geleitet durch einen Gesangslehrer, der neben seinem Hauptamt, die Singübungen zu leiten, auch in anderen Fächern, Geschichte und im Deutschen, unterrichten wollte. Die Energie, welche dieser Professor anwandte, um aus uns allen hervorragende Opern- oder wenigstens Kirchensänger zu machen, war anerkennenswerth. Der immer wie eben vom fröhlichen Mahle kommende Herr, ein Junggesell mit schon ergrautem Backenbart und Kopfhaar, Thüringer, gebürtig aus Bernburg, seine Vaterstadt in sächsischer Weise mit zwei harten B aussprechend, gehörte zu den Theilnehmern der damals durch Zelter, Nungenhagen, Reichardt schwunghaft betriebenen Liedertafeln, spielte eine hervorragende Rolle in der Freimaurerloge „Zu den drei Weltkugeln“ und wußte im Leben der Anstalt den Chorgesang in einer Weise als obligatorisch geltend zu machen, wie nur die Kreis-Ersatzcommissionen die allgemeine Wehrpflicht. Man wurde geprüft, nochmals geprüft, heute zugelassen, ein andermal zurückgestellt, wieder hervorgerufen — alle halbe Jahre wie bei einer Rekrutenaushebung. Als Discantist wurde auch ich aufgenommen und als Basso primo entlassen. Doch begnügte sich Professor X. nicht mit seinem

Ruhm als Gesangslehrer, sondern machte es, wie Liszt und Wagner, die auch ihren Tactirstock gern über die Köpfe ihrer Sänger und Instrumentisten hinweg über andere Lebensgruppen und Zustände hinausragen lassen. Unser Professor war ehrgeizig. Er gab sich das Ansehen, die Anstalt auf seinen Schultern zu tragen. Im Conferenzzimmer der Lehrer, auf den Corridoren und Treppen war er der lauteste. Und wie gering war seine Berechtigung, weiter als im Musiksaal vorlaut zu sein! Selbst die schwache Einsicht eines Unter-Secundaners durchschaute des Mannes hohles Wissen. Sein Geschichtsunterricht, der sofort aufhörte, wenn sich seine Zettel in den Notenblättern verloren hatten, Zettel, die nur Auszüge aus den Geschichtswerken von Rühs und Luden enthielten (welche Quellen er denn auch im letzten Drittel der Stunde ganz offen vorlas), war nur mit unserem eigenen Wissen zu vergleichen, wenn wir uns — die Jahreszahlen auf die Nägel der Finger geschrieben hatten.

Der Zeichnenunterricht war in den Händen eines alten Professors K. Auch diese Reliquie aus den Zeiten der Nützlichkeitstheorie war ohne jeden idealen Aufschwung. Sowie der alte Graubart mit seiner großen Zeichnenmappe und einem Kasten voll Zeichnenmaterialien eintrat, verwandelte sich die Stunde in eine jener Schülerorgien, wo man die himmlische Geduld eines Lehrers bewundern muß. Jede Ordnung schien aufgelöst. Tollheit und Bosheit gingen durcheinander; denn von Gutmüthigkeit ist bei den Ostentationen der Skandalsucht der Jugend nie die Rede. Der alte K. theilte abgegriffene schmutzige Vorzeichnungen, Handzeichnungen, Kupferstiche, Nasen, Lippen, Augen in Aquatinta, Pferde, Hunde, alles durcheinander zum Copiren aus und sprach dabei mit den Quartanern ihren vaterstädtischen Dialekt. Rief einer: „Ach der dumme Kuhstall! Den hab' ick ja schon zweemal gezeechnet!" so antwortete K.: „Junge, det ist 'ne Landschaft nach 'm Niederländer!" „Ach wat!" lautete die Replik, „so sieht's bei Moabit ooch aus!" Jeder zankte um das ihm bestimmte Blatt. „Zerreißt mir meine Zeechnungen nicht! Verdammte Bengels! Wer sich untersteht hier in meine Mappe zu greifen!" „Ach, Herr K., geben Sie mir da den Kopp! Der

ist schön!" „Junge, der ist vor Dir zu schwer!" „Nee, ick werd'n schon fertig kriegen!" Von den Köpfen war ihm besonders einer von Werth, der Kopf des Mörders Heinrich's des Vierten von Frankreich, Ravaillac's. Regelmäßig empfahl er gerade diese Vorzeichnung. Dauerte ihm das Suchen der ihn umlagernden Quartaner nach Vorzeichnungen in seiner Mappe zu lange, so rief er: „Na, nimm doch Ravaillac!" Worauf er oft genug mit Indignation geantwortet bekam: „Herr Jeses! Ravaillakken hab' ick ja schon dreimal gezeechnet! Lassen Sie sich doch Ihren Ravaillac sauer kochen!" Die Möglichkeit, daß dieser alte Mann eine solche Behandlung aushielt, lag in seiner Gewinnsucht. In jenem Kasten mit Zeichnenmaterialien fand sich Alles, was die Schüler zur Zeichnenstunde nöthig und nicht von Sarre am Werder'schen Markte mitgebracht hatten, Papier, Lineale, Bleistifte, Reißfedern, schwarze Kreide u. s. w. Da gab es ein Feilschen und Schachern. „Ne, Sie sind 'mal wieder theuer!" „Ick habe nur en Zwecgroschenstück bei mir, Herr Professor!" So ging es durcheinander. Als der Alte endlich pensionirt wurde, kam ein jugendlicher Ersatz. Dieser brachte eine Mappe voll sauberer kleiner Landschaften, erste Proben der damals neuen Lithographie. Es war der Vater Eduard Tempeltey's in Coburg. Die Eleganz und Würde des neuen Lehrers brachte die böse Rotte zum Schweigen.

Zum höheren Schulamts-Candidaten-Examen gehört eine in einer Gymnasialklasse vor den Schulräthen abzuhaltende „Probelection", hierauf nach erlangtem Zeugniß der Anstellungsfähigkeit als Lehrer ein sogenanntes „Probejahr", die unentgeltliche Lehrhülfe an irgend einem zu wählenden oder zugewiesen bekommenen Gymnasium. So gab es denn zu gewissen Zeiten eine stete Abwechslung unter den Docenten, von denen die Mehrzahl schüchtern und überhöflich, einige determinirt oder gar malitiös auftraten. Jeden suchte der Uebermuth und die nicht ruhende Spottsucht der Flegeljahre zu Falle zu bringen. Es mußten schon ganz außergewöhnliche Erscheinungen sein, die uns imponirten und still und gläubig machten. Der Versuch zum „Austrommeln" war immer rege. Wir hatten zwei Franzosen als Lehrer ihrer

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.
3-598-51032-2
FN. 19205/097

Sprache, einen Vollblutfranzoſen, ehemaligen Offizier der „großen Armee" — nach dem Brande von Moskau in Berlin geblieben — und den vollſten Gegenſatz dieſes ſchöngewachſenen, formengewandten, aber vom frühen Morgen ſchon eine Atmoſphäre von Cognac verbreitenden Militairs, den reformirten Prediger N. N., ein verhutzeltes Männlein, kaum vier Fuß hoch, unſchön bis zum Exceß. Warum der Schülerwitz dieſen verkörperten Begriff der Theologie von Genf und Lauſanne, dieſen Boileau'ſchen Rigoriſten in Sachen der Poeſie, dieſen Schwärmer für Boſſuet und Fénélon — „Fiſel" nannte, iſt mir unerfindlich geblieben. „Fuſel" hätte der Andre, der „Colonel" ** heißen können, der zuweilen in ſeinem gebrochenen Deutſch — nicht mit einem ſtentoriſchen, ſondern weichlich ſingenden, durchaus unmännlichen Tone ausrief: „Ich habe ein Regiment commandirt und ſollte Euch nicht zur Raiſon bringen?"

In milderer Art gab ſich von Seiten unſres verwilderten Schülerſtaates die Ironie, die eines ſchon bis Prima reichenden Lehrers geſammte Thätigkeit begleitete, des Inſpectors ***. Schleſier von Geburt, hatte der ärmſte, im Antlitz von den Blattern zerriſſene Mann ſein ſchleſiſches Gemüth, nicht aber die ſchleſiſche ſtramme Thatkraft in die Mark mitgebracht. Sein Wiſſen galt für außerordentlich, ſeine Lehrgabe war gering. Die Gewohnheit der Lehrer, ſich die Exercitienhefte von einem der Schüler nach Hauſe bringen zu laſſen, hatte Einblicke in die Häuslichkeit unſerer Mentore geboten. Wie ſchnell orientirt ſich ein ſchlaues Knabenauge trotz ſeines ſchüchternen Klingelns und Klopfens! Der Inſpector war unverheirathet, wohnte bei einem Schloſſermeiſter, der eine hübſche Frau und vier Kinder hatte. Sogleich wollte das nun ſchon des Lebens kundiger gewordene Schülerauge geſehen haben, daß die Phyſiognomie ſämmtlicher Kinder des Schloſſers mit der des Inſpectors die nämliche war. Die erwieſenere Schwäche des Lehrers war die Neigung zum Privatgeſpräch während der Stunde. Man umſtand ſeinen Katheder und forſchte ihn nach ſeinen Anſichten über Griechenlands Wiedergeburt aus. Die olynthiſchen Reden des Demoſthenes ſollten überſetzt werden und wir ließen uns in die Stellung der Schiffe in

der Schlacht von Navarin ein. Wir erhoben künſtliche Zweifel über die Stellung des türkiſchen Admiralsſchiffes, ſpielten ſatyriſche „Ach nein! Nein! Die Engländer ſtanden ja hier!“ als Trumpf aus und zeichneten auf der Platte des vor dem Katheder ſtehenden Tiſches die Stellung der Schiffe, alles nur, um die Sorgloſigkeit des gutherzigen Inſpectors, der auf jede Bemerkung einging, zum Scandal auszubeuten. Der Höhepunkt der Verkürzung der Lehrſtunde auf manchmal kaum zwanzig Minuten wurde vollends erreicht, als die lebhafte, mit einer ſprudelnden, heiſern und unverſtändlichen Redeweiſe ausgeſtattete Phantaſie unſeres Erklärers des Salluſt und Demoſthenes auf den Gedanken gerathen war, daß die Römer urſprünglich Germanen geweſen und ſich die lateiniſche Sprache vollkommen aus den Grundformen der gothiſchen und des Sanskrit herleiten laſſen könnte. Einem Programm über dieſen Gegenſtand folgte bald eine ausführliche Schrift, die bei Korn in Breslau erſchien: „Der germaniſche Urſprung des römiſchen Volkes und der lateiniſchen Sprache“. Jetzt waren alle Schleuſen geöffnet. Wir umſtanden den Katheder, wir bewunderten ſein Buch, das wir uns anſchafften, wir jagten nach Etymologieen, fragten nach Vermittelungen, wenn denn doch die Gegenſätze für die nächſten Bedürfniſſe: „Brot“ und „panis“, „Pflug“ und „aratrum“ zu ſchroff waren. Die olynthiſchen Reden des Demoſthenes geriethen faſt in Vergeſſenheit.

Draußen in der deutſchen Welt wehte damals eine herbſtlich rauhe Luft. Die Hoffnungen der Befreiungskriege, die Blüthenkränze, die einſt um die Denkmäler unſerer großen Siege gewunden wurden, hingen verwelkt. Die Karlsbader Beſchlüſſe hatten den Anfang gemacht zu einer immer enger und enger die natürlichen Athmungswerkzeuge einer Nation zuſammenſchnürenden Bevormundung. Die wiſſenſchaftliche Forſchung, die Hebung der Univerſitäten, die Nothwendigkeit, die den Franzoſen wieder abgenommenen Lande am Rhein geiſtiger an uns zu feſſeln, alles das bedingte zwar Schöpfungen im Dienſte der Intelligenz, Schulen, Berufungen berühmter Namen — die Periode Altenſtein verleugnete nicht die Verehrung vor Kunſt und Wiſſenſchaft, die an aller-

höchst maßgebender Stelle fehlte — aber die Weisungen aus dem Polizei- und auswärtigen Ministerium wurden immer dringender, unduldsamer und ablehnend. Zuletzt wurde das gute Verhalten in politischer und kirchlicher Hinsicht bei Belohnungen und Bevorzugungen maßgebender als das Verdienst.

Wir Scholaren glaubten, daß die plötzliche Entfernung unseres gefürchteten Rohrstockschwingers, des Rectors, eine Folge seines Alters war. In Wahrheit hatte die Pensionirung desselben ihren Grund in einer Verschwörung, die der edle Freimaurer hauptsächlich geleitet hatte, ein Theologe gesellte sich ihm zu und der Sohn eines Theologen. Die Denunciation ging auf die Religionsgesinnung, die bei Zimmermann dem Geiste derjenigen Parthie der sich immer mehr lichtenden Schülerbibliothek entsprach, die noch mit Gedike, Biester und Nicolai ging. Der strenge Lehrer der Mathesis war ein Schüler Kant's. Waren ihm Aeußerungen über den Religionsunterricht entschlüpft, hatte er ihn in den untern Klassen ab und zu selbst gegeben, genug, das immer mehr von oben her sich steigernde Drängen nach Kirchlichkeit war schon so erstarkt, daß einer der Angeber, der zugleich in einer der nächsten Stadtkirchen predigte, provisorisch in des Angeschuldigten Stelle einrückte und bis auf Weiteres der Leiter der Anstalt wurde.

Dieser Professor und Prediger N. N. gehörte zu denjenigen unserer Lehrergestalten, die das Unglaubliche leisteten, zugleich, um gefürchtet und auf der andern Seite ein Gegenstand der Jugendsucht zu sein, Alles lächerlich zu finden. Die mit einem markanten, fast südlich zu nennenden Kopf ausgestattete Gestalt war nicht verwachsen, hielt sich aber mit emporgehobener linker Schulter und niedergebeugtem, blitzende Strahlen aus den schwarz umrandeten Augen entsendenden Haupte in manchen Augenblicken wie ein Aesop und erhob sich dann wieder strafend wie Moses der Prophet. Ein Schauspieler würde etwa Richard III. so spielen können wie dieser Professor über die große Treppe und in einem neuen Lokal, in welches später die Anstalt übersiedelte, über den Hof bald hüpfte und trippelte, bald drohend und wuchtig auftrat. Die Sprechweise des uns unheimlichen Mannes war die lauteste,

immer wie auf Echo berechnet, dabei singend im Ton und zuweilen fast mit wirklicher Absicht, statt zu sprechen, zu singen. Die Töne gingen dann wie im chromatischen Lauf die Scala durch. Das Liebliche erhielt die hohen, das Ernste die tiefen Noten. Ihm bewußt mußte diese Weise sein, denn zuweilen fiel der Sonderling plötzlich aus der Rolle und sprach mit vollkommener Natürlichkeit. Vom Herzen dieses Lehrers mochten die Schüler wenig Beweise haben. Aber sein Verstand war unstreitig eben so groß, wie seine Unwissenheit. Bitter war sein Spott. Aus seinem scheuen unheimlichen Auge, das Niemanden Stand hielt, zuckte es irrlichterhaft unter den schwarzen Wimpern, wenn er einmal ein Urtheil über allgemeine, weltliche oder geistliche Dinge fällte. Unvergeßlich ist mir ein mit Dringlichkeit und im Tone schmerzbewegter Mahnung gesprochenes Wort aus seiner bessern Stimmung: „Lesen Sie, ich beschwöre Sie, die Dichter in Ihren jetzigen jungen Jahren! Im Alter verliert sich dafür die Empfänglichkeit!" Eine Mahnung, die mich in die größte Unruhe versetzte und augenblicklich bestimmte, zum Kaufmann Nätebus in der Friedrichsstraße zu laufen und auf „Shakspeare, übersetzt von Meyer" zu subscribiren. Mit diesem Meyer, dem Begründer des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen, wollte damals der gesammte Berliner Buchhandel seiner „Miniatur-Bibliothek der deutschen Classiker" wegen nichts zu thun haben, so daß der anschlägige Kopf, dessen Etablissement eine so großartige Zukunft haben sollte, sich eines Colonialwaarenhändlers, des Kaufmanns Nätebus in der Friedrichsstraße, zum Vertreiben seiner Artikel bediente. Dieser Lehrer erklärte uns die Iliade. Er hatte ständig Vossens Uebersetzung zur Seite und gerieth in Folge dessen noch mehr in jenen singenden Schwung der Rede, der ihn sogar in gewöhnlicher Rede herametrisch sprechen und einen Schüler mit einem Distichon anreden ließ:

„Geiseler, merken Sie auf, man wird es Ihnen beweisen,
Wär' der Beweis schon geführt, längst schon wären Sie fort!"

Die Beantwortung einer Frage durch die Schüler verstand der Unwissende so lange hinzuhalten, bis er sich in den Noten

seiner Ausgabe oder im Wörterverzeichniß orientirt hatte. Der Bruder Freimaurer K. las Rühs und Luden zumeist verstohlen ab, der neue Director ganz offen. Deutsche Literatur lehrte er nicht *nach*, sondern *aus* Franz Horn. Ganze Kapitel brachte er einfach zum Vortrag aus den bekannten Büchern des damals noch in Berlin für Goethe, Schiller und die classische Zeit in den Zeitschriften und kleinen Theeabenden den Ton angebenden schönseligen Kritikers. „Schöner, geistreicher, treffender kann man diese Periode der Literaturgeschichte, den Göttinger Dichterbund, nicht erzählen, als unser Meister Franz Horn gethan hat. Hören Sie!" Eines Tages war der Vortrag bis zu Wieland gekommen. Wie groß war unser Erstaunen, als wir kaum den wie gesungen vorgetragenen Namen Wieland vernommen hatten und hören mußten: „Dieser Dichter hat in solchem Grade Sitte, Anstand und Religion mit Füßen getreten, daß er für uns nicht existirt. Er wird hiermit überschlagen. Franz Horn hat es auch gethan." Das Nonplusultra von Vorträgen, die uns alle bis zu einem Niederkämpfen der Lachmuskeln, das krampfhaft zu werden drohte — denn wehe dem, der sein Lachen verrathen hätte! — belustigte, war der Versuch, den die Begeisterung Altenstein's und aller officiellen Kreise für Hegel's Philosophie in den Schulen mit Einführung einer Lehrstunde machte: „Philosophische Propaedeutik". Als provisorischer Director theilte sich der Professor diese bedeutungsvolle Lection, die eine wahre Feierstunde des Gymnasiums hätte werden können und es unter seinem Nachfolger auch wurde, selbst zu. Wir wußten Alle, daß uns von ihm Dictate aus „Matthiä's Propaedeutik" gemacht wurden. Diese Dictate erläuterte dann die „philosophische Vorschule". Ein Satz, wie etwa der: „Die Logik ist die Anleitung zum Urtheilen und Schlüsse zu ziehen —" wurde von diesem Lehrer, während sich auf jeder Bank die geweckteren Köpfe die Hand über die Oberlippe halten mußten zum Verbergen des Lachens, folgendermaßen erläutert: „Logik, *λογικη*, also griechisches Wort, die Logik ist, d. h. stellt vor oder auch ist die Anleitung, sagen wir die Wissenschaft oder auch je nachdem eine Kunst, ist also sagen wir die Anleitung, zu urtheilen d. h. Urtheile zu fällen, auszusprechen und

Schlüsse, Schlußfolgerungen, conclusiones latine, zu ziehen, d. h. herzuleiten, abzuleiten, kurz logisch zu schließen und logisch zu denken." Nun folgte sogleich § 2. In dieser Weise ging es die Stunde fort, bis endlich der dröhnende Schlag der Uhr im Hofe Erlösung von einem solchen Mißbrauch der Zeit brachte, einer solchen Täuschung des wahrhaft nach Geistesbefruchtung schmachtenden Jünglingsgemüths.

Das Provisorium hörte endlich auf. Die Neubesetzung des Directorats führt die Erinnerung auf die Lichtseiten der Anstalt, die bei so vielem Schatten nicht fehlten.

II.

Ersatz und Aufschwung.

Von manchen Menschen könnte man sagen, sie seien zum Geheimerathwerden geboren. Schon auf der Schule unterscheiden sie sich von den Andern. Sie schließen keine Freundschaften, sie gerathen nicht in die Lage, zu den Excessen ihrer Mitschüler gute Miene machen zu müssen, sie legen den Lehrern, was hinter dem Rücken derselben geschehen ist, sofort offen und klar zu Tage. Nicht gerade, daß sie angeben oder aus mißgünstigem, heimliche Schliche und Tücke liebendem Gemüthe heraus liebedienerische Gesinnung zeigen; nein, ihre Haltung ist eine ihnen angeborene, in der Regel durch die Erziehung vervollkommnete. Sie besitzen von Hause aus das Talent für eine sociale Tugend, die man das „correcte Denken" nennt.

Der „correcte Denker" tritt nur alle Jubeljahre einmal, wenn die Dinge und Personen etwa auch allzu arg werden sollten, in die Opposition. Seine Wahl ist bei jedem Dilemma bald getroffen. Wo die gebieterische Macht der Umstände steht, dahin tritt der „correcte Denker". Werden Hypothesen erörtert, Meinungen durchgesprochen, selbst solche, die noch keineswegs im Partheienstreit auf's Tapet gebracht worden sind, die also noch Links und Rechts offen lassen, immer wissen diese glücklichen Naturen des „correcten Denkens"

Pugatſcheff.

Uſtinja! Deinem Kaiſer? Deinem Herrn?
Wähl' Dir ein ander Mittel, mich zu foltern!'
Nimm ihn, den Spiegel der Vergangenheit,
Halt' ihn mir vor: wie ich Dich einſt geſehen
Und dann den Becher nach dem Rauſch,
Den Becher, den Du wonnig mir geboten,
Mit Abſcheu von mir ſtieß, das ſage mir —

Uſtinja
(mit unterdrücktem Zorngefühl).

Du träumſt!

Pugatſcheff.

Du thuſt es nicht? Nun denn, ſo kühle
Den Zorn an meinem Weib, an meiner Wahl,
Die ich vor Deinem Auge einſt getroffen,
Ziel' auf mein Weib, das ich geliebt und liebe,
Ich fang' ihn auf, den Dolchſtoß Deiner Rede.

Uſtinja.

Des Kaiſers Weib iſt in Sanct Petersburg
Und Katharina heißt ſie. — Erſt in Kaſan,
Auf jenen Trümmern oder auf dem Schloſſe,
Der Reſidenz der kaiſerlichen Herrn,
Will dieſes Bündniß unſre Kirche löſen.

Pugatſcheff
(mit letzter Anſtrengung).

Verrätheriſches Weib! Vom Wahn Bethörte,
Gefangen glaubſt Du mich im eignen Netz!
Nein, viel zu hoch, zu hoch ſteigt dies empor,

die Auffassung zu finden und zu wahren, die, wenn die Frage parlamentarisch werden sollte, die Ansicht der Ministerbank ist.

Das Musterbild eines „correcten Denkers" im Gegensatz zur fahrigen Leidenschaftlichkeit, zur Verkennung des geziemenden Bewußtseins seiner Lebensstellung, zur Geltendmachung seiner subjectiven Begriffe vom Zukömmlichen ist der Staatssekretär Antonio in Goethe's Tasso. Da ist der Hofton nicht etwa verkörpert als die tyrannische Regel des Ceremoniells, als die gedankenlose Gesetzgebung einer willkürlichen Anordnung der Standesunterschiede, sondern als die reine Urweisheit und Goethe's eigenstes Erfassen von Welt und Zeit überhaupt. Der Minister des Herzogs von Ferrara hat die gleich respectvollen Worte über den Papst, über die Nepoten, über Ariost, ohne sich für den einen oder den anderen dieser Namen ganz zu verbürgen. Er würde auch Tasso von einer gewissen Seite anerkannt und ihm das Seinige gelassen haben, wenn dieser die Schranke seines Standes innegehalten hätte. Der „correcte Denker" weiß Jeden unterzubringen, wohin er gehört. Nicht, daß im innern Mechanismus seines Urtheils nicht Pro und Contra zu einem momentanen Anprall gekommen sein könnten, ein kurzer Kampf wird gekämpft und servil erscheint an ihm nichts. Bald aber hat er sich gefunden und dann wird die durchgängige Begleiterin seines Wesens, wie bei Antonio Montecatino, die immer triumphirende Ironie sein. Die „correcten Denker" sind Ironiker. Ständig haben sie in ihren Mienen ein sardonisches Lächeln. Bei ihrem Zustimmen zur Macht der Verhältnisse, das manche Menschen so gewöhnlich erscheinen läßt, wissen sie immer die Grazie zu wahren. Wilibald Pirkheimer und Erasmus von Rotterdam waren solche „correcte Denker" der Reformationszeit, während Hutten und Luther mit der Thür in's Haus fielen.

Goethe's Antonio im schwarzen Scholastergewande, Cicero's Verrinen oder ein Packet durchcorrigirter Extemporalien unterm Arm, war August Ferdinand Ribbeck, der endliche Nachfolger des schwarzen Predigers und Professors N. N. Ein Sohn des ersten Geistlichen der Stadt, des Probstes, hatte er eine Erziehung genossen, die ihn vor allen Merkmalen eines plebe-

jiſchen Urſprungs bewahrte. Den Schliff des Vornehmen mehrte noch eine Beziehung zu einem Prinzenſohne morganatiſcher Ehe, den er mit einem andern Lehrer der Anſtalt, der ſich ſogar ein Reitpferd hielt und in die Klaſſe mit Sporen kam, unterrichtete. Der Eindruck dieſes in ſeiner Art ausgezeichneten Mannes auf die Jugend, kam ſchon damals, als derſelbe an dem Trifolium Theil nahm, das auf Zimmermann's Penſionirung drang (worauf er für einige Zeit die Anſtalt verließ, um als Director wiederzukehren), den Wirkungen der Antike gleich. Man ſtand vor einer erhabenen, vornehm lächelnd blickenden Gottheit und ſuchte ſich, zuerſt angefröſtelt, das etwaige warme Leben derſelben heraus. Das erſte Urtheil, das in des Schülers lauſchendes Ohr über dieſen Mann, ehe er noch ſelbſt bei ihm Unterricht hatte, gedrungen war, kam aus der Collegenwelt. Ein cyniſch gekleideter, nur kurze Zeit an der Anſtalt verweilender, doch für grundgelehrt ausgerufener alter Hülfslehrer hatte Ribbeck vor den Schülern ſelbſt einen „Terroriſten" genannt. „Terroriſt", das Wort machte dem Untertertianer zu ſchaffen. Es blieb lange an ſeinem Vorſtellungsvermögen unerklärt haften. Robespierre, lernte er endlich, war ein Terroriſt. Aber jener cyniſche Hülfslehrer ähnelte ſelbſt einem Robespierre. Vielleicht hatte dieſer den Terrorismus der Eleganz bei den Girondiſten gemeint, die triumphirenden Erfolge der honetten und wohlgekleideten Leute und der „correcten Denker".

Bald befuhr denn auch der höher hinaufrückende Schüler ſelbſt Ribbeck's kurzabtrumpfende, ſchneidige Schärfe, ſeinen markanten Witz, die vornehme Geringſchätzung, die jedes Nichtwiſſen verwundete und beſchämte. Aber allmälig gingen bei längerm Zuſammenarbeiten dem Schüler auch die poſitiven Elemente dieſes pädagogiſchen Antonio auf. Sie lagen in der Fülle und Vielſeitigkeit ſeines Wiſſens, in ſeiner gewandten kunſtvollen Rede, in ſeiner klaren Ueberſicht der Lernthätigkeit einer ganzen Klaſſe, in dem ſchnellen Aufrufen, Fragen, der wunderbarſten Anwendung aller Künſte der ſokratiſchen Methode. In ſeinen ſpäteren Jahren trat auch neben Ribbeck's kauſtiſchem Witz ſein Gemüth, ſein herablaſſendes Wohlwollen und durchweg eine große Abmilderung ſeiner früheren Schroffheit ein.

Zumpt gesteht in der ersten Vorrede zu seiner „Lateinischen Grammatik", daß Ribbeck sein Mitarbeiter gewesen. Das Gefühl für Sprachrichtigkeit war bei diesem Lehrer ein außerordentliches. Nicht nur beruhte es auf seinen Studien, von denen einiges Gedruckte Zeugniß giebt, sondern mehr noch auf seinem Tact- und Schicklichkeitsgefühl. Die letzten Reste Berlinischen Jargons wurden den Schülern durch einen wahren Schauder ausgetrieben, der den Lehrer beim Anhören gewisser Worte, wie etwa „drängeln" und dergl., überfiel. Er hielt sich beide Ohren zu, wenn man etwa übersetzte: „Es war dem Julius Cäsar zu Ohren gekommen!" „Die Ohren wachsen Einem ja förmlich zu Eselsohren!" rief er mit seiner schneidenden, in der Höhe durch die Nase gehenden Stimme. „Es war dem Julius Cäsar zu Ohr gekommen", mußte man sagen. Zu figürlichem Gebrauch für „Wissenschaft", „Kenntniß" ist der Plural unpassend.

Zu beklagen war des Gestrengen Neigung für cursorische Lectüre. Die Alten ließ er förmlich durchjagen, ohne daß er die volle Reproduction dessen, was man las, in unserm Vorstellungsvermögen abwartete. In den Reden des Cicero z. B., in den Verrinen, trat kein Stillstand ein. Lexikographie und Grammatik boten ihm allein die Anhaltspunkte einer Erläuterung; für Zumpt und Buttmann that er Alles. Die Vertiefung in das Gelesene selbst jedoch, Archäologie und Geschichte, die gezogene Moral des Gelesenen kamen zu kurz. Glücklicherweise ging seine Vorliebe für Etymologie und Syntax nicht soweit, uns, wie künftigen Philologen, Parallelstellen zu dictiren, wie leider einige andere Lehren thaten.

A. F. Ribbeck kam in späteren Jahren auch noch an die Direction des Grauen Klosters, fühlte sich brustleidend und ist auf einer Reise nach Italien in Venedig gestorben. Sein „Terrorismus" war denn doch wol überwiegend nur sein organisatorisches Talent, das jede Unvollkommenheit durchschaute, nirgend etwas Halbes duldete. Gewiß war er eine ästhetische Natur, im Styl Platen's und Rückert's. Die Form ging ihm über den Inhalt. Damals war die Zeit des durch Zelter, Friedrich Förster u. A. ein- und mit einer gewissen aufdringlichen Absichtlichkeit durchgeführten Goethe-

Cultus. Es lag Methode in dieſem oft überſpannten Preiſen eines Heroen, der den „correcten Denkern" („Hofräthe" hat ſie Börne ſpäter genannt) gegen Schiller vernachläſſigt erſchien. Man ließ Preisausſchreibungen ergehen für das beſte Gedicht auf den „Alten in Weimar". An einem Wettkampf zwiſchen mehreren bekannten Namen, zu denen auch Ribbeck gehörte, wer Manzoni's berühmte Ode auf den Tod Napoleon's am beſten überſetzte, betheiligte ſich damals das ganze gelehrte Berlin. Seltſam aber, daß von dieſen und ähnlichen Neigungen (auch für Germaniſtik) nur äußerſt wenig an dem praktiſchen Pädagogen in der Klaſſe ſichtbar wurde. Die größte Feinfühligkeit für dichteriſche Schönheit konnte von Ribbeck vorausgeſetzt werden, ebenſo ein verächtliches Ablehnen deſſen, was ſeinen Neigungen und demjenigen widerſprach, wofür ſich ſein perſönlicher Geſchmack gelegentlich entſchieden hatte. Aber bei Alledem erlebte man in ſeinen Lectionen nie eine Abſchweifung auf die Gegenwart, nie einen Fingerzeig für ein Unterrichtsgebiet, das vielleicht einem Andern gehörte. Und doch — wie würden den Primaner, der ſich ſchon von draußen her ſeine innere Welt beſtimmen ließ, einige Winke ergriffen haben über die Zeit und ihre Erſcheinungen, und wenn es nur ein Wort über Goethe's Fauſt geweſen wäre! Solche Offenbarungen exiſtirten nicht. Ich geſtehe, daß ich zu Ribbeck's Lieblingsſchülern gehörte, wenn ich auch wohl am ſchroffſten die guten Erwartungen täuſchte, die ſeine Vorliebe hegte. Seine Religioſität war die Schleiermacher'ſche, damals die maßgebende für all' dieſe Ausläufe der Romantik, die ſich noch ab und zu wieder zu erheben verſuchte. Auch auf dieſem Gebiet hatte man die „correcten Gläubigen". Was man bekannte, war ſelbſtredend nicht das Chriſtenthum des Paſtors Jänicke in der böhmiſchen Kirche, aber man würde ſich doch noch eher zu dieſem bekannt haben, wenn man zwiſchen ihm und Röhr-Wegſcheider hätte wählen ſollen. Ich erinnere mich nicht, ob auch Strauß in ſeiner Schrift: „Die Ganzen und die Halben" auf den Schein einer größeren geiſtigen und geſellſchaftlichen Vornehmheit im Bekennen auf Schleiermacher Nachdruck gelegt hat.

Die Romantik hatte ſich überlebt. Im Verſe durch ihr

Auslaufen in langathmige Epen, wie Schulze's „bezauberte Roſe", in der Proſa durch ihr Auslaufen in Tieck's Novellen, meiſt capriciöſe Einfälle, die mit dem Aufgebot ſeines gewandten Dialogs und manches erheiternden, aus dem Leben gegriffenen Charakters auf Augenblicke eine gefällige Wirkung zurückließen. Neue Schößlinge trieben aus dem alten Stamm des poetiſch-nationalen Dranges zur Poeſie, vor dem ja alle „Schule" zur Nebenſache werden muß. Uhland war ſeines Urſprungs Romantiker. Mit ſeinem Freunde Juſtinus Kerner wurzelte er tief in den Anſchauungen von Kunſt und Leben, die ſich, den Paragraphen der Lehrbücher unſerer Literaturgeſchichte zufolge, damals ſchon als überlebt hätten bekennen ſollen. Zum Glück war die Triebkraft ſeines an Goethe's beſtes Theil wieder anknüpfenden Talentes eine freie, individuell geſtaltende. So brach denn ein neues Zeitalter an, ein poſitivſchaffendes, deſſen Kundgebungen vorzugsweiſe in der Lyrik und lokal in der Sphäre des Stuttgarter „Morgenblatts" auftraten. Unvergeßlich iſt mir das erſte Hereinfallen des Namens Uhland in unſere lateiniſche Welt. Es war ein Eindruck auf uns Secundaner, wie wenn ſich ein Schmetterling in ein Zimmer voll werkeltägiger Arbeit verirrt hätte, ein Sonnenſtrahl in eine düſtere Kammer, eine Blume geworfen worden wäre auf unſern von ſchweinsledernen Büchern beſchwerten Schreibtiſch. Die Nennung war nur vorübergehend, beinahe ſogar ſcheu, als hätte der Name Heinrich Heine gelautet. Und mit der Empfehlung war zugleich eine Warnung verbunden, die ſo ſeltſam klang, als wäre ſie aus dem Schall des Namens hergeleitet geweſen. „Ein Dichter", hieß es, „der die Sage meiſterlich zu behandeln verſteht, iſt jetzt Uhland. Er hat nur den Fehler, nicht immer das Düſtere und Unheimliche zu vermeiden." Oder waren das trauernde Königspaar, des Sängers Fluch gemeint? Die Zeit reifte, wo die Düſſeldorfer einen Dichter illuſtriren ſollten, der immer mehr anfing, Liebling der Nation zu werden.

Der kühne Neuerer, der in die abgeleſene Franz Horn'ſche Literaturgeſchichtenweisheit, in dies ewige Einerlei von Bodmer und Gottſched, Klopſtock, Voß, Leſſing, Schiller und

Goethe, den Namen Uhland warf, war ein ſchlanker, magerer junger Lehrer, der noch etwas vom Studenten hatte, ein Angehöriger der vielverzweigten Schulfamilie Paſſow, Karl Paſſow. Sein Vortrag feſſelte ſo lange durch eine friſche Anregung, die den Reiz eines wie eingeſchmuggelten geiſtigen Lebens von draußen her für uns hatte, bis die ſcharfe Beobachtung der Jugend auch ihm ſeine Schwächen abgeſehen hatte. Seine Einleitungen der erſten Lectionen im neuen Lehrcurſus waren überaus feſſelnd. Sie verſprachen alle Herrlichkeiten des „Fortſetzung folgt". Plötzlich trat aber auch bei ihm Erſchlaffung, Zerſtreutheit, Mangel an Präparation ein. Die Stunde bekam den Charakter eines Stegreifvortrags. Erſt da, als ſich die Urſachen dieſes Nichtworthaltens nach ſo viel verheißendem Anfang zu lichten anfingen, ging das Schifflein wieder mit vollern Segeln. Es war die Aufgabe des jungen Philologenehrgeizes geweſen, die Epiſteln und Satiren des Horaz in's Deutſche zu übertragen. Nun wurde der bald zum Joachimsthal verſetzte Lehrer faſt wieder zu voll des Stoffes, ſo daß wir uns in der Lectüre des Horaz nur ſchneckenartig fortbewegten und für eine einzige Epiſtel faſt ein Vierteljahr brauchten.

Den Preis des anregenden Lehrvermögens erwarb ſich ein Angehöriger der ebenfalls weitverzweigten Lehrerfamilie Gieſebrecht. Von dieſem hieß es, er wäre Rector einer mecklenburgiſchen Stadtſchule geweſen. Sein Erſcheinen war ein vorübergehendes und hatte etwas von einer Probezeit oder Aushülfe. Bei dieſem trefflichen Manne, der die Hiſtorien des Tacitus mit uns las, kam all' die Anregung zur Geltung, die nur im vielſeitigen Wiſſen eines Lehrers, in ſeiner eigenen Ergriffenheit vom behandelten Stoff liegen kann. Gieſebrecht hatte einen nicht ſtarken, aber eindringlichen, etwas provinziell gefärbten, doch immer männlichen Ton, den Ton einer reifen, faſt hätte man ſagen mögen, ſchmerzlich geprüften Lebenserfahrung, einen Ton, der ſo ganz im Einklang mit dem düſteren Colorit in den Erzählungen des Tacitus ſtand, mit den elegiſchen Betrachtungen, dem Schmerz über Zeitenlauf und Schickſal und die Seltenheit der redlichen Charaktere. Dabei bot die Erläuterung dieſes Lehrers nach einer ſeither

gründlich bei uns vernachläſſigten Seite hin, der archäologiſchen, eine Unterhaltung, die ſchon allein gefeſſelt haben würde ohne das Werk des großen Hiſtorikers ſelbſt, das dann auch um ſo ſchärfer und klarer zu Tage trat. Wir laſen bei Andern Sophokles und ſelbſt Aeſchylus. Wir traten an die Tafel und gaben mit Kreide den Bau der Chöre an. Das metriſche Syſtem Gottfried Herrmann's war durch die Schüler Auguſt Böckh's noch nicht verdrängt. Schleſien ſchien ein Privilegium zu haben, die Zöglinge des Breslauer Seminars auf die berliniſchen Schulen zu ſchicken. Auch den Sophokles erläuterte ein Schleſier, ſogar ein damals mit Achtung genannter Editor der Tragiker. Aber das Ganze ſeiner Leiſtung verlief in Mittelmäßigkeit. Der ſelbſtgefällige Ton des Erklärers konnte nicht fortreißen, auf die Länge nicht über die Tagelöhnerei erheben. Wann wird man endlich anfangen, in den Lehrplan der oberſten Klaſſe eines Gymnaſiums eine oder zwei Stunden für die Lectüre und Erläuterung guter Ueberſetzungen der Alten aufzunehmen! Der Voſſiſche Homer gilt für verpönt in des Schülers Hand und an welcher Quelle anders gewann er denn die Totalüberſicht über den großen Sänger von Chios? Im Urtext geht der Inhalt über dem ewigen philologiſchen Knaupeln am Worte dahin. War im griechiſchen Text einer Göttin ein Beiname gegeben, ſogleich folgte ein langer Excurs über den Urſprung deſſelben. Oder eine ſeltene Wortformation brachte wieder ein ganzes Kapitel der Grammatik in Mitleidenſchaft. Das Leſen anerkannt gelungener Ueberſetzungen wird manche Erläuterung nicht ausſchließen, aber ein Gedicht wird nur allein auf dieſe Art objectiv erfaßbar, die Schönheiten deſſelben werden nur ſo dem Verſtändniß und Genuß zugänglich. Was ein Primaner an griechiſchem Wortwiſſen ſchon aus Secunda mitbringt, iſt wahrlich für jeden gelehrten Lebensberuf, den philologiſchen mag man ausnehmen, ausreichend.

Schleſier und kein Ende! Eine Zeitlang war auch der Phyſiker ein Schleſier. Diesmal nicht nur in ſeinem Fache der Sattelfeſteſten Einer, ſondern auch ein mit Lehrgabe und liebenswürdiger Vonhommie ausgeſtatteter Docent. Niemand anders als der berühmte Dove. Obſchon in dieſem Fach

verhältnißmäßig ſelbſt einer der ungenügendſten Schüler, begriff ich doch die Klarheit der Demonſtration, die Leichtigkeit im Herbeiführen des gelungenen Experiments, des Lehrers Schöpfen aus einem beinahe für uns zu reichen Wiſſen. Denn hemmend war den Zurückgebliebenen allerwege die leichte Handhabung von Begriffen, die für ſie noch auf der Liſte des Unerklärten ſtanden. Mit „Kali" und „Natron" warf der Lehrer um ſich, wie mit ſelbſtverſtändlichen, mit uns auf die Welt gekommenen Begriffen. Oft hätte ich den anmuthig Plaudernden, der die Hörer wie mit Sirenenton zu feſſeln verſtand und ſchon damals auf ſeinen Ehrenſitz in der Akademie der Wiſſenſchaften loszuſteuern ſchien, unterbrechen mögen mit: der Bitte, über unſere Sphäre nicht hinauszufliegen und uns gefälligſt erſt an — Sauer-Stickſtoff, Oxyd und ähnliches A B C ſeines Wiſſens gewöhnen zu wollen —! Aber ein junger Docent umfängt ſeine Wiſſenſchaft wie der Jüngling ſeine Braut. Er möchte ihr alle Schätze zu Füßen legen, alle Herzen gewinnen, jedes Ohr zum Vertrauten ſeines beneidenswerthen Glückes machen.

Als flüchtige Erſcheinung tauchte ſchon früher ein anderes, ſpätres „Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften" auf, der Mathematiker Steiner, ſeines Urſprungs ein Schweizer Hirtenknabe, der von ſeiner Heerde zu Peſtalozzi nach Iferten gelaufen kam und unterrichtet ſein wollte. Den Aermſten machte ſein Schweizerdialekt zur vollſtändigen pädagogiſchen Unmöglichkeit für Norddeutſchland. Einen Commilitonen Namens Isleib nannte er zum Jubel der Klaſſe regelmäßig „Iſelebbe", welcher Name ihm denn ſelbſt verblieb. Der Verſuch mit ihm währte kaum länger als ein halbes Jahr.

Das Chaos der Anſtalt hatte ſich durch Ribbeck's Directorat etwas gelichtet. Ganz beſeitigen ließen ſich die alten Elemente nicht. Profeſſor N. N., der Bewunderer Franz Horn's, behielt den deutſchen Unterricht bis in die oberſten Klaſſen und ging in ſeinen Vorträgen nur rückwärts, vom Göttinger Dichterbund und überſprungenen Wieland auf die ſchleſiſche Dichterſchule, die frommen Liederſänger Dach, Weckherlin, Paul Flemming, deren Lieder uns vorgeleſen, deren Lebensumſtände breit und umſtändlich erzählt wurden.

Es ist die größte Thorheit, unsere Jugend mit Perioden unserer Literaturgeschichte zu unterhalten, die nur noch höchstens durch das Gesangbuch mit unserm Jahrhundert und der Bewährung unsrer Bildung im Zusammenhang stehen. Nur die „philosophische Propaedeutik" eignete sich der neue Director selbst an. Das war denn allerdings eine wahre Luftreinigung der alten Atmosphäre der Anstalt, ein Bad, ein Strudelbad, Douche und Sturzwelle zugleich für uns. Ein Lehrsystem zu geben, schien dem Docenten mit Recht nicht am Orte; uns historisch von Kant's Ding an sich und Fichte's Ich gleich Ich zu unterhalten, wohl nicht minder. Ribbeck's Methode war die, einige Begriffe, meist synonymische, zu wählen und diese von allen Seiten mit Schnellfragen zu vorausgesetzten Schnellantworten zu betrachten. Die ganze Klasse schien in die Denkoperation eines Einzigen verwandelt. Einer dachte mit dem Andern dasselbe, sollte es wenigstens denken, Pausen und Stockungen wurden nicht zugelassen; wer nicht unmittelbar antwortete, wurde durch den Aufruf derer beschämt, die zumeist sicher am Platze waren. Der Eindruck am Schluß dieser katechetischen Stunde war regelmäßig der, daß sich Lehrer und Schüler wie nach einer gelungenen Kunstleistung gegenseitig hätten Glück wünschen können. Drei der Primaner wurden damals von den Anderen ehrenvoll als eine „Selekta" abgesondert. Ein späterer, schon verstorbener Pfarrer Hermann Böttcher, der jetzige Professor der Philosophie in Greifswalde George und meine Wenigkeit.

In den letzten Zeiten des höheren Schullebens tritt eine Erschlaffung, eine wahre Sehnsucht nach endlicher Erlösung vom Schulzwange ein. Immer derselbe regelmäßige Gang der Beschäftigung, immer die gleiche Verpflichtung zur Arbeit, die Abhängigkeit vom Stundenschlag bis zur Minute — ! Und dabei doch so viel Reiz schon zur Freiheit, so viel Verlockung durch den Anblick des ungebundenen Studententhums, das in jener blühenden Zeit der Berliner Universität und bei den noch kleinen Verhältnissen einer damals wenig über 200,000 Einwohner zählenden, geographisch auffallend isolirten Stadt weit mehr hervortrat als jetzt. Welche Anstrengung schon der täglich viermalige weite Weg zur und von der

Schule! Die Anstalt wurde verlegt, doch den in der Friedrichsstadt Wohnenden nicht näher. Das sogenannte alte „Fürstenhaus" beherbergte damals in seinen vorderen Räumen das „Intelligenzcomtoir", in seinen hinteren, an die königliche Münze grenzenden, kurz vorher ein Gefängniß für „Demagogen". Ein Zufall hatte mich vor Umwandlung in unsere Gymnasialansiedlung in diese vergitterten Corridore geführt, die von Wärtern mit schweren Schlüsselbunden durchschritten, von Soldaten bewacht wurden. Die einzelnen Kammern hatten Doppelthüren. Hinter ihnen schmachteten Jünglinge aus Thüringen, Westfalen, Pommern, Schlesien. Die schönste Jugendzeit ging ihnen dahin. Darunter mancher Name, der später gefeiert wurde. Die nahe „Hausvoigtei" war überfüllt von den Opfern der Centraluntersuchungscommission in Mainz, den Vorläufern und Anbahnern von Ideen, die gegenwärtig Fürsten und Minister zu Vertretern haben. Später wurden die Gefangenen zumeist nach Köpenick in jenes Schloß abgeführt, an welchem wir jetzt zur Sommerlust so vergnügt vorüberfahren, um in Grünau Aale zu essen und die Müggelseewarte zu ersteigen. Als unser Gymnasium einzog, war jene Kerkerwelt höchstens noch am Carcer erkennbar. Die Kammern waren zu Sälen durchbrochen; Thüre, Fensterladen, Tische, Bänke bekamen einen Anstrich von grüngrauer Oelfarbe. Wir klebten noch fest auf den frischgestrichenen Bänken.

Wie gründlich damals die Universitäten purificirt wurden, wie nachdrücklich die Griffe gewirkt hatten, die Kamptz in die deutsche Studenten- und Professorenwelt gethan, diese traurige Erfahrung, die Jahrzehnte lang nachhielt und selbst durch die Julirevolution von 1830 noch nicht umgestoßen wurde, erfah sich aus dem Umstand, daß von unseren sämmtlichen Lehrern kaum Einer, vielleicht Karl Passow ausgenommen, eine Berührung mit demjenigen Geist entweder vertrat oder allenfalls ahnen ließ, der kurz zuvor in diesen Räumen so schwer hatte büßen müssen. Das mit dem Wesen der „Burschenschaften" so nahe verbundene Turnen existirte nicht mehr. Das noch vor wenig Jahren so vielerörterte „Turnziel" war in den Augen der Staatslenker nur der Fürsten- und Ministermord. Selbst das Feuer der Befreiungskriege, das in den

Das kann nur enden mit dem tiefſten Sturze!
Uſtinja, wenn ein Blättchen an dem Baum
Der alten Liebe noch nicht ganz gewelkt,
Wenn nur ein Echo noch mit leiſem Ton
In Dir von dem erklingt, was einſt geklungen —

(Er giebt Uſtinja ſeinen Dolch, den ſie raſch, wie in einem Anfall von Rache, ergreift.)

Erlöſe mich von dieſer Pein, gieb mir den Tod!

(Er ſinkt vor ihr nieder.)

Sechster Auftritt.

Kaluga. Gleich nach ihm Geſandte von Orenburg (in Feſſeln). Loginoff. Borotin. Sergius und viele Krieger. Die Vorigen.

Kaluga.

Führt die Gefangnen hier herein!

(Sieht Pugatſcheff vor Uſtinja knieen.)

Steht auf,

(Bitter) Mein Czaar! Wie ſollen die Gefangnen grüßen,
Wenn ſelbſt Ihr knieet?

(Uſtinja läßt den Dolch fallen. Pugatſcheff erhebt ſich langſam, ſieht ſich um und ſchwankt an den Tiſch.)

Sergius.

Dies ſind die Männer, die
Aus Orenburg an Bibikoff geſendet
Mit Briefen zweifelhaften Sinns.

Schulen durch Geschichtsunterricht und deutsche Lehrstunde hätte fortlodern sollen, wurde wie ein allzu gefährlicher Brand zugeworfen und erstickt. Die Flammen brachen nur etwa in der Singstunde aus, wenn Theodor Körner's „Schwert zu meiner Linken" in der Hand des Jünglings „winken" und der Tod für's Vaterland als ein der Nacheiferung würdiges Bild in die Herzen dringen konnte. Aber Stellung zu nehmen gegen Napoleon oder Frankreich, das blieb Privatsache des Schülers. Aufklärungen über die Geschichte unsres Jahrhunderts gab es nicht, selbst nicht einmal über unsere Siege.

III.

Hinter die Schule gehen.

Es giebt auch ein geistiges Hinter die Schule gehen. Ohne die Wirkungen desselben stellt sich keine wahre Freiheit im Gebrauch der von den Lehrern aufgenommenen Bildung ein. Kenntnisse, Anschauungen, die dem nächsten Schulleben fremd geblieben, muß man gewonnen haben, um die wahre „Reife", nicht für die Universität, sondern für's Leben zu gewinnen.

Es giebt Lehrer, die auch für dies „Außerhalb der Schule" höchst liebevoll anzuregen, auch da, auf einem allerdings dunkeln, an Irrwegen und Klippen reichen Gebiete, Führer zu sein verstehen. In großen zerstreuenden Städten allerdings wird einem Schüler diese Wohlthat selten zu Theil. An unserm Gymnasium fehlte sie gänzlich.

Aber erst noch sei von einem wirklichen, frevelhaften Hinter die Schule gehen berichtet und eingestanden, daß dem Erzähler das Jahr 1823 verhängnißvoll wurde. Die Sonne zur Hundstagszeit brannte in diesem Jahre so heiß! Die Poesie des „Schafgrabens", die jetzt unter den Neubauten am Tempelhofer und Hallischen Ufer, höher hinauf an den Gasanstalten begraben liegt, lockte so verführerisch in's dunkel-

blaue, hier und da ſchlammige und nur nabeltiefe, aber wonnigkühle Gewäſſer! Dem „Waſſernix“ wurde noch gründlicher gehuldigt jenſeits der Linden. Zum Oranienburger Thor hinaus war die Panke nicht überall zur „Baſſermann'ſchen Geſtalt“ geworden, wie ſie etwa an der Nachtconditorei der Karlſtraße, einer nächtlichen Eimerfrau nicht unähnlich, an's Tageslicht ſchießt — nein, bei den „Invaliden“ war ſie noch ein klarer, unter jungen und alten Weiden munter dahinhüpfender und ſeine „Ikleye“ treibender Bach, militairblau wie alles märkiſche Gewäſſer, und des Preiſes würdig, das ihr Schmidt von Werneuchen gewidmet. In der Nähe des Invalidenhauſes lag ein wie im hohen Schilf begrabener Pfuhl, wir nannten ihn Teich. Wie mit Polypenfangarmen griff eine unheimliche Vegetation, die auf ſeinem Grunde wucherte, nach unſern Lenden und Waden, wenn wir dort, ohne Schwimmhoſen, hinter die Schule gegangene Jünglinge, badeten. Jetzt rauchen hier Schornſteine und erheben ſich Siegesdenkmäler und neue Kaſernen, wo ſich ſo träumeriſch beobachten ließ, wie die Diſtel ihr wolliges Blüthenhaupt auf die Schultern höchſt gefährlicher Brennneſſeln legte und die „Kalitte“ von einer Kartoffelblüthe auf die andre flog. Infandum scelus infanda poena piandum — und „Fordre Niemand, mein Schickſal zu hören —!“ Unter den Frevlern, die für ihren Schul-Strike, den großartigſten, der vielleicht je durchgeführt wurde, von beinahe einem Vierteljahre, zu büßen hatten, befand ſich auch der Sänger des „Neuen Reineke Fuchs“, der ſchon auf der Schule durch eine immer flügge Lebendigkeit im Räthſelaufgeben und Charadenlöſen ausgezeichnete Adolph Glaßbrenner.

Das geiſtige „Hinter die Schule gehen“ iſt beim Kinde zuerſt ein neugieriges Aufſchlagen alles Deſſen, was der Zufall an Büchern in die Hand giebt. Sinnend, wie in ein fernes Eden verloren, ſteht der durch Kameradenbeiſpiel verführte, aber reuevoll jetzt wieder von den beſten Vorſätzen erfüllte Quartaner an einem Buchladen und ſpinnt ſich Märchen aus und lange Zukunftsahnungen von dieſem und von jenem Werke, während die Wagen um ihn her raſſeln, der Verkehr der Straße donnert — er könnte am Niagarafall

ſtehen und in ſeinem Grübeln über dieſen oder jenen Titel ſtört ihn nichts.

In jenen Zeiten gab es noch weit mehr antiquariſche Bücherſtände auf offener Straße als jetzt. Am rechten Flügel der Univerſität, am Schloß, in der Jägerſtraße, als dieſe noch mit „Colonnaden" geſchmückt war, hielt man im Wandern inne, um Büchertitel zu leſen. Der alte Mann, der am Schloß einen Abhub alter Bücher feilbot, hätte in einer Erzählung von E. T. A. Hoffmann figuriren können neben ſeinen Nußknacker-Menſchen. Schräg dem jetzigen „rothen Schloß" gegenüber, wo oft der Sturmwind Hüte und Mäntel fortzureißen droht, hielt dieſer alte, wie vom Jahre 1770 vergeſſene und zurückgebliebene graubärtige Mann Stand. Sein nach der Mode des vorigen Jahrhunderts geſchnittener Rock hatte zwei lange Seitenſchöße, wie der Frack des Doctors Dulcamara auf der Bühne. Zwei Uhrketten hingen über eine bis an die Lenden gehende Weſte heraus. Für den Schüler bot ſein Kram nichts Brauchbares, ja, man fürchtete ſich, den unheimlichen Automaten-Menſchen anzureden. Coulanter war ein kleiner rundlicher, rothwangiger Mann, der ein Häuschen dicht an der Schleuſenbrücke bewohnte und die Jugend Berlins vorzugsweiſe anzulocken verſtand, Gſellius, der Begründer der großen, ſo blühenden Buchverkaufsfirma. Seine Ehehälfte, Frau Gſellius, kletterte wol ſelbſt auf die Leiter, um von den oberen Fächern noch einige ihr näher bekannte Xenophons und Repoſſe herunter zu holen. Aber die Preiſe beſtimmte der Gatte.

Eine Quelle mancher Heimlichkeit, doch zu fruchttragender Lectüre anregend, wurde das Erſcheinen zweier Ueberſetzungsbibliotheken der alten Claſſiker, einer, die von Stuttgart, und einer concurrirenden, die von Prenzlau in der Ukermark ausging. Die letztere, in blauem Umſchlag, heimelte ſich mehr an als jene in braunem, trotzdem dieſe als Bürgen ihrer Vortrefflichkeit die Namen Schwab, Tafel und Oſiander auf dem Titel trug. Cicero's Briefe, im Prenzlauer Sammelwerk überſetzt und erläutert von einem ſonſt unbekannt gebliebenen Rector Thospann, wurden eine Fundgrube für jene Thatſachenfülle, nach welcher ſich der Jüngling ſehnt.

Das abſcheuliche Wortgeklaube hörte in dieſen Ueberſetzungen auf. Der Pragmatismus, der die Sachlagen, die Nebenumſtände, die beſonderen Bedingungen und nächſten Bezüge der Facten in's Licht ſtellte, ergriff den Leſer. Dieſe Sammlungen, auf welche — und auf beide zugleich — mit den größten Opfern der Sparſamkeit und Entbehrung abonnirt wurde, brachten Einleitungen in jedes Werk, die mehr enthielten, als wir in der Klaſſe erfuhren. Leider hatten es die Herausgeber ſo einzurichten gewußt, daß die Werke, die in den Schulplänen vorkamen, nicht ſo früh erſchienen, daß ſie die damals lebende junge Generation noch brauchen konnte.

Die Mahnung des Profeſſors N. N., die Dichter in der Jugend zu leſen, wirkte nach. Der defecte Zuſtand der Schülerbibliothek zwang, die Leihbibliothek ſtatt ihrer eintreten zu laſſen. Unterm Tiſch und ſogar während der Klaſſe kam jene Mahnung den Ueberſetzungen Walter Scott's zu Gute, der Zwickauer kleinen Ausgabe mit lateiniſchen Lettern. Wenn je ein Dichter ſein Zeitalter ergriffen hat, ſo war es der „große Unbekannte", der „Verfaſſer des Waverley", wie lange Jahre der bezaubernde Dichter genannt wurde. Raupach's „Schleichhändler" geben einen ungefähren Begriff von dem damals hervorgebrachten Begeiſterungsgrade. Die allgemeine Reaction der europäiſchen Zuſtände, die Rückkehr und Vertiefung in die Ideen des Mittelalters erleichterten die Aufnahme dieſer Arbeiten eines ſinnigen Genius, gegen deſſen phantaſiebeſchwingten Flug der gegenwärtige Gouvernanten-Roman Englands nur zu ärmlich abſticht. Wie wurde ein Selbſtbeſitzer der Zwickauer Ausgabe umſchmeichelt von den leſeluſternen Kameraden! Förmliche Anwartſchaften nach der Anciennität der Meldungen wurden eröffnet, wer daran käme, endlich den „Quentin Durward" zu bekommen! Wie wurde geſchwelgt in den Schrecken, die Ludwig XI. um ſich verbreitete! Wie unheimlich beängſtigend und zuletzt doch ſo rührend wirkte ein reicher Zwerg — wo kommt er vor? Im „Herzen von Midlothian"? Die Heren Hochſchottlands, die Norne von Faithful Head waren Geſtalten, die für unſer Bedürfniß nach draſtiſchem Schauer nicht grotesker erfunden werden konnten. Im Zauberbann der Nachtſeiten des Lebens,

unter den Macbethhexen, wie einst bei den Geisterbeschwörungen der Hexenküche im Faust, war dem Erzähler ästhetisch am wohlsten. Die Angst der meisten Kinder vor Geschichten, die übel enden, hatte er nicht.

Es ist ein Verlust zu nennen, wenn eine seit Generationen bestehende gute Bibliothek einer großen Stadt später zerstückelt wird. Die Petri'sche Leihbibliothek führte ihre Kataloge bis in die Literatur des vorigen Jahrhunderts zurück. Während die Königliche Bibliothek aus dem belletristischem Gebiet entweder gar nichts anschafft oder nichts verleiht, konnte sich der Liebhaber und Forscher auf dem Culturgebiet älterer Epochen in solchen und ähnlichen Bibliotheken, deren Bestandtheile jetzt vielleicht in des Stuttgarter Scheible Curiositätencatalogen zu finden sind, Raths erholen. Bei Petri war die ganze Nicolaizeit vertreten, die spätere romantische, wenigstens in ihrem polemischen Zusammenprall mit Kotzebue und Merkel, die erste „Bonaparte"-Literatur, die Erniedrigungszeit, als die „Löschbrände", „Fackeln", „Silhouetten Berliner Charaktere", die Werke der Firma Peter Hammer in Köln und Amsterdam erschienen, später die Restaurationszeit, wo die „Satyriker" Friedrich und Julius von Voß die Sittengeißler sein wollten — doch nur zu sehr verriethen, wie alles, was damals zu schreiben und zu drucken erlaubt wurde, von der Misère des öffentlichen Lebens, nebenbei auch von Pensionen und Subventionen, die man erbettelte, abhängig war. Für die damals modische schöne Literatur, für Clauren, Van der Velde, Tromlitz und Aehnliches fehlte dem Erzähler jede Neigung; nur die alte echte Romantik wurde aufgesucht, Novalis, Achim von Arnim, Brentano. Die „Hymnen an die Nacht" begeisterten den Erzähler selbst zu einer Apostrophe an die Sterne, die er schon als Primaner dem Dr. W. Häring für sein „Conversationsblatt" einschickte, der sie auch abdruckte. Schon vorher hatten Veit Weber's „Sagen der Vorzeit" um so mehr auf die Phantasie gewirkt, als die Schauplätze derselben, die alten epheuumwundenen Mauerbögen und zerfallenen Thürme der Rheinburgen, die sie wie im magischen Mondlicht neuerstehen, sich von Rittern und Reisigen, holden Frauen und deren Liebesleid beleben ließen, für den

auf die Kiefern der Mark angewieſenen Knaben einen erhöhten Reiz ausübten. Selbſtverſtändlich wurde Schiller geleſen, Goethe im Fauſt, Götz und Wilhelm Meiſter, vorzugsweiſe Jean Paul. Letzterer wurde ein Liebling des Jünglings, der allmälig die Zeit des ſonntäglichen Kirchenbeſuchs zu opfern und mit dem Verweilen auf einer Bank im ſtillen Thiergarten zu vertauſchen anfing. Jean Paul hatte damals die gläubigſten Leſer. Kanzeit ihn herab, ihr Literarhiſtoriker, nennt ihn mit Goethe einen „Tragelaphen" — er verſetzte beim Leſen den ganzen Menſchen in Mitthätigkeit! Seine Bilder- und Witzſprache griff bald in dies, bald in jenes Gebiet des Wiſſens über, wo wir zugleich, während nur die Unterhaltung, die Befriedigung des Herzens geſucht wurde, Belehrung fanden. Brauchte der Dichter Vergleiche mit den Erfahrungen der Alltäglichkeit, die Jedermann ſelbſt macht, wie erging ſich da die noch nicht blaſirte Jugend im geſundeſten Lachen! Wie gerne hätten wir uns ſo ganz in Titan — Liane — Roquairol vertieft —! Aber die Griechen und Römer ließen uns nicht los. Zum Ueberfluß mußte noch Hebräiſch gelernt werden. Eine alte hebräiſche Bibel wurde an derſelben Stelle am Schauſpielhauſe erhandelt, wo ſpäter der Generalintendant der Königlichen Schauſpiele ſein Empfangscabinet hatte. An der Ecke der Jäger- und Charlottenſtraße befand ſich ein Antiquar.

Das Theater befördert das geiſtige „Hinter die Schule gehen" in einem ſolchen Grade — zunächſt negativ —, daß ich kaum faſſen kann, wie ſich die jetzige Ueberfülle von Theatern in Berlin zur ſtillen Clauſur des Schullebens, zur träumeriſchen Brüteſtimmung im Gemüth des Knaben verhalten mag. Ueberredet die Reclame von dieſer „zwerchfellerſchütternden" Poſſe, von jenem „genußreichen" Lebensbilde, dieſem „durchſchlagenden" neuen Werke des Herrn N. N. auch die aufſtrebende lateiniſche Jugend oder hat ſie noch den aeſthetiſchen Rigorismus, der wenigſtens den Erzähler in ſeiner Jugend geringſchätzend blicken ließ auf literariſche Erſcheinungen, Blätter, Bücher, die den Charakter des Unmuſiſchen, Banauſiſchen, Unſtudirten an ſich trugen? In meine Gymnaſialzeit fiel das erſte Auftreten M. G. Saphir's und ſeiner

Nachahmer in Berlin. Komus und Jocus, der Witz und wieder nur der Witz, sollten herrschen. Die Königliche Bühne hatte eine Rivalin bekommen, die Königstädtische am Alexanderplatz. Aber in unsere heiligen Schulhallen drang von diesem Tagesflitter wenig. Erst einigen entschieden zum Belletristischen neigenden Köpfen der Prima gelang es, die stolze Ablehnung dieser flüchtigen und leichten Musenspiele des Tages zu mildern. Da wurde dann ein kleiner Theil der Klasse (durch ein unter uns handschriftlich erscheinendes Journal und einen Sonnabendclub hervorgebracht) so für „Belletristik" gewonnen, daß meine Feder an einer Uebersetzung der Oden der Sappho feilte, ja zu einem förmlichen Buche über die öffentlichen Spiele der Römer und zuletzt zu einer Novelle ansetzte für Saphir's „Schnellpost", die dort auch abgedruckt ist.

Die lateinische Welt vergißt sich am ehesten im Kaffeehause. Berlin hat noch bis zum heutigen Tage keine eigentlichen Kaffeehäuser wie Paris, München, Wien. Die ungemeine Theuerung des baulichen Terrains hat eine Menge kleiner Lokale geschaffen, wo man den oft unausstehlichen Geruch altgewordener Backwaaren miteinathmen muß, um mit knapper Noth an einer Tischkante seine Tasse Kaffee zu trinken. Zum Bleiben wird man durch die Fülle der vorhandenen Journale und den Mangel an andern Lesecabinetten genöthigt. Wurden nun die Blätter oder die „Baisers" der Conditoreien das Anziehendere —? Eines ging mit dem Andern. Doch der Sonnabend gehörte ganz der Literatur. Sonnabend Nachmittag hatten sich alle Wochenjournale eingefunden; der „Gesellschafter", der „Freimüthige", die aus Leipzig gekommenen „Kometen" und „Planeten", vor allen das damals tonangebende Stuttgarter „Morgenblatt". Es währte nicht lange, so war der Primaner in alle schwebenden Streitfragen, in die Personalverhältnisse der zeitgenössischen Literatur, die Production des Büchermarkts eingeweiht. In Berlins belletristischer Sphäre tobte damals der helle Krieg. Saphir forderte alle Welt zum Kampfe heraus. Eine Zeitlang schützte ihn der Beifall des mittleren Publikums, sogar des Königs, der Ministerien, ja des damals Alles vermögenden Hegel.

Man glaubte eine Macht gewonnen zu haben, die dem für unbestechlich geltenden Kritiker Rellstab gewachsen war. Diesem verbündeten sich jedoch die alten literarischen Kräfte Berlins. Die Zahl derer, die darunter für die Bühne geschrieben hatten, stieg auf dreizehn. Saphir sagte: Ich bin dem Taschenspieler Bosko ähnlich, lasse von dreizehn auf mich schießen und ziehe dreizehn Kugeln aus der Rocktasche! Er schien unverwundbar. Eine Brochüre folgte auf die andre. Die Offizin des auf der Straße durch seinen schlanken hohen Wuchs und die abschreckendste Häßlichkeit seiner Gesichtszüge aller Welt auffallenden Mannes war die gegenwärtige der Litfaßsäulen. Aus jenem kleinen Winkel, wo einst Berlins alte Kalandsbrüder gehaust haben, kamen seine „Schnellpost", sein „Courier", „Staffette" und manche spätere Nachahmung.

Das Königliche Theater bot damals in Oper und Schauspiel denkwürdige Leistungen. Die erhabenen Rollen Gluck's und Spontini's gab Frau Milder-Hauptmann, in dem jetzigen Fache Lucca glänzte die liebenswürdige Seidler-Wranitzki. Bader, Blume waren auf ihrer Höhe. Die Theaterzettel wechselten nur mit Olympia, Nurmahal, Vestalin, Alcidor, Iphigenie, bis der „Freischütz" die Alleinherrschaft Spontini's brach. Im Schauspiel herrschte die durch P. A. Wolf eingeführte weimarische Schule, die später durch die jüngeren Brüder Devrient nach Dresden übersiedelte, während in Berlin der Naturalismus zurückblieb. Frau Stich war die weibliche Zugkraft. Die schöne Frau alarmirte damals die Welt durch ihren Liebeshandel mit dem jungen Grafen Blücher, der ihrem Manne in einem Hause der Mohrenstraße, dem jetzigen Hotel Magdeburg gegenüber, einen Dolchstich versetzte. Damals begann Raupach, während noch Albini, Frau von Weißenthurn, Houwald, Clauren, Karl Blum die Lieblingsstücke des Königs lieferten. Eine allzu scharfe Beurtheilung derselben in den censurirten Blättern veranlaßte „Cabinets-Ordres" mit weithintreffender Wirkung. Einmal wurde sogar befohlen, daß jedes neue Stück erst nach der dritten Vorstellung recensirt werden durfte. Für den Erzähler dieser Erinnerungen existirte leider diese Kunstsphäre nicht. Sein pietistischer Vater sprach

die Verdammungsurtheile über Theater in immer heftiger gewordenen Ausdrücken aus, so daß die Frage, ob die Mittel zum Besuch vorhanden gewesen wären, nicht erst nöthig hatte aufgeworfen zu werden. „Nur der Satan hat seine Freude an diesen Possen! Unser Heiland hat nichts vom Theater gelehrt! Sie werden's wohl einst am jüngsten Tage spüren, ob sie lieber in's Komödienhaus oder in die Kirche gegangen sind!" Das wurde nicht so hingemurmelt und als die schüchterne Privatmeinung eines sich in der Minorität Fühlenden ausgesprochen, sondern stand als christlicher Glaubensartikel an der Haustafel und wurde auch von den überfüllten Kirchen bestätigt, wo die Strauß, Couard, Jänike, Goßner in jenen Tagen gegen den Geist der Zeit predigten. So konnte an andere Theatereindrücke nicht gedacht werden als an solche, wofür einmal der Zufall ein Billet auf den Tisch warf. Zuweilen war dies beim Königstädter Theater der Fall. Das denn doch augenscheinlich und ersichtlich daliegende Parterre-Billet schien schon dem eracten Sinne des Beamten seine Erledigung zu verlangen. Die mütterliche Liebe predigte Toleranz und berief sich auf die Thatsache, daß ja doch auch der König in's Theater ginge. So sind dem Erzähler wenigstens von den Schauspielern der jungen aufstrebenden, leider in ihrer Verwaltung aus einer Krise in die andre geschleuderten Königstädter Bühne einige Erinnerungen geblieben, darunter die besten von Schmelka und Beckmann, deren Komik mit dem jetzt üblichen, sich selbst und die Welt parodirendem Ton nichts gemein hatte. Von Paris kam damals der gesungene Refrain, den Holtei im deutschen „Liederspiel" (Vaudeville) einführen wollte, von Wien kam das schon ausgebildetere Couplet. Noch mit schwacher Wirkung, da die Mitgabe die Zauberposse war, ein Genre, das in Berlin von je nur für die Kinder existirte. Wer sich damals schon hätte hinstellen wollen und als Hausknecht oder Dienstmagd dem Publikum bummdreistaufdringlich die neusten Zeitereignisse, die Themata der Leitartikel erörtern — die Ablehnung solcher Zumuthungen würde vom Publikum selbst gekommen sein. Die Censur wäre nicht nöthig gewesen. Der Janhagel gab nicht wie jetzt den Ton an.

Eine breitſpurige Wirkſamkeit übten die Ueberſetzer Louis Angely und Kurländer in Wien. Beide ſind die Begründer des „Frei nach dem Franzöſiſchen". Der Erſtere war auch Schauſpieler und hatte eine etwas forcirte Komik. Als Ferdinand Raimund nach Berlin kam, 1832 — wo der Erzähler ſchon Student war — fand ſich nur ein Häuflein Zuſchauer im Königſtädter Theater ein. Der Beklagenswerthe ſpielte ſeinen eigenen „Menſchenfeind" vor leeren Bänken. Man konnte annehmen, daß ihm die bitteren Verwünſchungen des Schickſals, von denen Rappelkopf, der wieneriſirte Timon, durch den „Alpenkönig", der niemand anders als Kaiſer Franzel im Incognito ſein ſollte, geheilt wird, recht von Herzen kamen.

Theatereindrücke, denen regelmäßig, wenn der Erzähler bald nach zehn Uhr, wo die Hausthür geſchloſſen wurde, heimkehrte, die Erklärung des Vaters, der jene erſt zu öffnen hatte, folgte: „An Dir wird Satan ſeine Freude haben! Du gehſt den graden Weg zur Hölle!" konnten keine dauernde Luſt daran erwecken. Die Bühne blieb mir eine Liebe aus der Ferne, die es zu keiner Erklärung kommen läßt. Mochte ich doch auch kaum vorausſetzen, daß Shakſpeare und Calderon, die ich für mich und mit lautem Recitiren allein las, im Schauſpielhauſe anders erſcheinen würden, als ſie vor meinen Augen ſtanden. Oft hatte ich Regungen, ſelbſt Schauſpieler zu werden. Aber die Idealität, in deren Verklärung mir alle Kunſt lebte, fehlte zu ſehr dem ganzen Theatergebiet. Das Ideal der griechiſchen Bühne wurde uns in der Klaſſe täglich vorgeführt, jener unter dem offenen blauen Himmel Griechenlands geführte Kampf heroiſcher Geſtalten mit dem großen erhabenen Schickſal — wo war davon etwas in Schinkel's neugebautem „Komödienhauſe" zu ſuchen, wo man bei ſpärlichſter Oelbeleuchtung durch ein Gewinde von kellerartigen Gängen und Treppen hindurch mußte, um endlich im zweiten Rang oder auf der Galerie faſt immer — allein zu ſitzen! Denn der Zuſpruch zum Theater war damals in hohem Grade gering, trotzdem daß Friedrich Wilhelm III., wenn nicht grade im Opernhauſe Ballet angeſetzt war, jeder Schauſpielvorſtellung anwohnte.

Pugatſcheff (erſchöpft).

Gefangne,
Die zweifeln nie. Der Freie nur kann glauben.
Nehmt ihnen erſt die Feſſeln ab.

(Es geſchieht.)

Loginoff.

Erkennt in ihm
Peter den Dritten, Rußlands ächten Czaaren!

(Trompetentuſch. Die Gefangenen verbeugen ſich.)

Kalnga (bei Seite).

Er kniete vor Uſtinjen — jetzt geſcheh' es,
Der Augenblick iſt da, der ihn verdirbt!
(Laut) Auch drängt ein Weib mit wunderlichen Fragen
Sich draußen an das kaiſerliche Zelt —
Sie wünſchte Einlaß — ängſtlich bittet ſie darum —
Mit ihren Kindern — ſeht, da iſt ſie ſelbſt!

Siebenter Auftritt.

Sophia. Die Vorigen.

Pugatſcheff

(ſie erblickend ſtößt einen Freudenſchrei aus und ſtürzt Sophien entgegen. Alle diejenigen, die Sophien kennen, erſchrecken heftig).

Sophia

(ſtürzt auf Pugatſcheff zu).

Emiljan!

Einen wie andern Blick gab, statt auf den Theaterzettel mit: „Der Galeerensklave", „Preziosa", „Künstlers Erdenwallen", die Welt des Geistes und der Forschung! Die Nachtstunde mit „unnützerweise verbrauchtem Oel" ließ schönere Gebilde aufsteigen, als sie der an sich nicht mehr gefürchtete „Satan" im Theater zauberte! Die „Prolegomena" F. A. Wolf's, von dessen Geist die ganze damalige Alterthumswissenschaft durchdrungen war, blieben unserm Kreise nicht fremd und wurden zu häuslichem, privaten Studium erworben. Die kühne Hypothese, daß es keinen Homer gegeben hätte, sondern nur ein homeridisches Zeitalter, eine Alluvion von Dichtungen, die sich durch die Zeiten, durch eine Schule gebildet hätten und daß zuletzt in Athen, theilweis auf Staatsbefehl, dies große Material geordnet, überarbeitet, ergänzt worden wäre — sie warf — mit Begeisterungsschwingen — den Zweifel in die Brust als Führer für's ganze Leben. Die gläubige Natur, die angeborene oder anerzogene Verehrung der Tradition, war dahin. Alles in dem jungen Mann stockte und staunte ob dieser Enthüllung eines verführerischen Scharfsinns. Hier gab es keinen Glauben an die Unmöglichkeit, daß eine Dichtung wie durch generatio aequivoqua in's Leben gerufen werden konnte. Die Bahn war gebrochen, sich gegenüber allen Anfängen der Geschichte, jedem mythischen, über das Maaß der Gegenwart hinausragenden Begriffe, am meisten der Bibel selbst, nur prüfend zu verhalten und alles Ungeheuerliche, Unverhältnißmäßige, Wunderbare natürlich zu erklären. Die Teufel kamen immer näher — aber von einer andern Seite! Von der Studirlampe! Diese wandernden Homeriden waren es. Diese tanzten nicht im Ballet vor dem frommen Agenden-König. Im Geiste sah ich's: Erzogen und gebildet auf einer Sängerschule (vielleicht lag sie in Chios), hinauswandernd, erst zu Schiff und wie Arion die Geister der See beschwörend mit dem Saitenklang goldner Harfen, dann das feste Land betretend in Kleinasien, auf Trojas Trümmern oder in Argolis, wo sie die Löwenburg der Atriden aufnahm! Alle zerstreut, Jeder singend, Jeder allein bildend an seinem besondern Stoff, Der geschult auf diese Mythe, Der auf jene und dann alle vier Jahre zu Olympia sich vereinigend,

dort nichts begehrend, nichts ſich mühend zu erringen als den Kranz vom wilden Oelbaum auf das lockenumwallte Haupt —! Die Gegenwart hat die Hypotheſe der Prolegomenen und ihre ſpätere Anwendung auch auf die Nibelungen verworfen, ſie hat wieder für einen wirklich dageweſenen großen Dichter Homer plaidirt. Ich kann an dieſen nicht glauben. Wer die Schwierigkeiten des Schreibens in den alten grauen Tagen erwägt, wer an die Unmöglichkeit denkt, das Material für weitſchichtige Aufzeichnungen aufzutreiben, wer da weiß, daß nur eine Staats- oder Cultushülfe, ein gleichſam geſetzgeberiſcher Act die Mittel bot, um lange Bücherrollen zu führen, der wird ſich das Bild eines ſich ſchon damals à la Goethe mit ruhiger Federführung hinſetzenden und ſeine Iliade und Odyſſee dichtenden Homer niemals vorſtellen können.

Das entſchiedenſte geiſtige „Hinter die Schule gehen" wurde mit den Büchern getrieben, die ſich einige ſtimmungsverwandte Schüler zuſteckten, mit verbotenen. Sie betrafen die damalige Lebensfrage der akademiſchen Jugend, ob Landsmannſchaft, ob Burſchenſchaft. Von Schulgenoſſen, die ihre Eltern am Orte hatten, konnte ſolche eingeſchmuggelte Lectüre nicht kommen, obſchon die ſich zuweilen in die Klaſſen verlierenden Spoliationen der väterlichen Bibliotheken, ja ſelbſt der Kupferſtichſammlungen merkwürdige Unterſuchungen hätten bringen können. Ein Commilitone „ſchenkte" mir z. B. mit voller Treuherzigkeit einen Müller'ſchen Stich des Evangeliſten Johannes, der ſpäter zu hohen Preiſen geſucht wurde. Haupt's „Burſchenſchaften und Landmannsſchaften" und Herbſt's „Ideale und Irrthümer" brachte der ſchon genannte ſpätere Pfarrer Böttcher in unſern Kreis. Selbſt der Sohn eines Landpfarrers bei Züllichau, wohnte er ſelbſtſtändig. Eine Zeitlang da, wo vielleicht gegenwärtig in der Jägerſtraße bei Beyer einer der Leſer dieſer Zeilen nach dem Theater ſein Beefſteak zu verzehren pflegt. Welche Umkehr durch die Zeit! Dieſer jetzige Reſtaurations-Garten war pedantiſch gepflegt, an den Beeten rings mit Buchsbaum umfriedigt, die Gänge waren mit gelbem Kieſelſand beſchüttet; das Haus war eines jener wenigen alten „vornehmen" Berliner Häuſer, die ſtändig geſchloſſen

blieben. Alles ringsum war klösterlich. Bei jedem laut-gesprochenen Worte guckten alte Demoiſellen mit langen Locken (aus Seide, wie ſie damals üblich) entrüſtet zum Fenſter heraus. An den unheimlichen ſchwarzgeräucherten Brandmauern, die in ganzer Länge das Gärtchen einſchloſſen, ſchlichen die den Damen wahrſcheinlich einzig ſympathiſchen Katzen dahin. Man ſollte am Berliner, wenn man ſeinen Urtypus ſchildert, ſeine Pedanterie, eine gewiſſe mißgünſtige Peinlichkeit, die Wahrung des Kleinlichen und die nur langſam kommende Regung zum Leichtnehmen, Generoſen und Coulanten nicht verſchweigen. Die meiſten Phyſiologen unſerer ſocialen Zuſtände, Skizzen- und Bildermaler über Berlin und die Berliner, vergreifen ſich, wenn ſie nicht von einer gewiſſen hypochondriſchen, griesgrämlichen, kalt ablehnenden Neigung im Charakter des Märkers überhaupt ausgehen, woraus auch andrerſeits die eigenthümlichen Tugenden dieſes Stammes, das feſte Beharren, Muth und Entſchloſſenheit, herzuleiten ſind.

„Haupt" und „Herbſt" hatten einen kleinen Kreis, der ſich ſchon durch Studenten rekrutirte, auf dem Gewiſſen, wenn wir beim „Heil dir im Siegerkranz" uns ſchon lange das Ohr zuhielten und nur über Barbaroſſa's Erwachen im Kyffhäuſer, über die wiederherzuſtellende Kaiſerkrone träumten. Die alten ſpitznaſigen Demoiſellen, bei welchen Böttcher von ſeinem Vater einquartirt worden war, kündigten ihm ſogleich nach einem unſrer Nachmittags-Kaffees, bei denen „Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los", entſprechend intonirt wurde. Trotzig zog der Ausgewieſene in die Scharrn-, die Kur-, die franzöſiſche Straße. Ueberall vertrieb ihn unſer Lärm. Der Aermſte war krank am Fuß und hinkte. Oft, wenn ich die wilden Ausbrüche ſeines Zornes ſah, mußte ich denken: Wie der Schöpfer ſo weiſe vorausſorgt! Jedem, der in ſeiner Art für Andere gefährlich werden könnte, legt er einen Dämpfer auf —! Wir folgten dieſem Rattenfänger, einer idealen, ſchwunghaften Natur, mit ſeiner feurigen Rede, ſeinen langen, hellblonden, ungelockt auf die Schultern fallenden Haaren, ſeinen ſprühenden Augen von Hausnummer zu Hausnummer ſeiner Wohnungen, bis er nach ſeinem rühmlichſt beſtandenen Abiturientenexamen auf ein halbes Jahr nach Halle ging, dann

zurückkehrte und unſern inzwiſchen umgeſtalteten Bund mit ſeinen „Haupt“- und „Herbſt“-Ideen beinahe nach — Köpenick geführt hätte. Denn wir hatten trotz unſres „an Eides Statt“ gegebenen Gelöbniſſes und der drohenden Gefahren durch Bedell, Univerſitätsrichter und Miniſter von Kamptz, in gewiſſen Formen eine Burſchenſchaft errichtet.

IV.

Abſchluß.

Es wurde nun mit der Zeit faſt unmöglich, die Welt der Schule und des geſteigerten inneren Lebens mit der des Hauſes, mit der Welt der täglichen Umgebungen, der herabziehenden Gewöhnlichkeit im Einklang zu erhalten. Die claſſiſchen Ideale im Kopfe, die endlich gewonnene ſichere Gewißheit, daß es eine Welt des Schönen, Hochherrlichen, über dieſen gemeinen Erdenbedingungen Erhabenen giebt, an welcher die Sterblichen hienieden mitzugenießen, für das Hereinragen derſelben in's Erdenleben mitzuleiden und mitzuſchaffen berufen ſind — und dem dann gegenüber die immer anſpruchsvollere, wilde, ja trotzige Durchkreuzung durch eine von Armuth, Unwiſſenheit und fanatiſchem Wahn bedingte Lebensexiſtenz — es wurde zuletzt eine Qual, unerträglich, obſchon — ſie ertragen werden mußte. Sie hatte den immer mehr ſich entwickelnden Bruch mit allem im damaligen Berlin Gegebenen im Gefolge.

Die Mittel fehlten, Berlin zu verlaſſen und etwa dem Beiſpiel mancher Kameraden zu folgen, die auf die Gymnaſien kleinerer Städte gehen durften, wo ſie eine beneidenswerthe Freiheit gewannen. Konnten doch ſelbſt die Hülfsquellen, die ein Fortwandern auf dem Wege zu dem noch hochliegenden Tempel Minerva's ermöglichten, nur dadurch erworben werden, daß zu einigen Stiftungs-Vergünſtigungen,

deren Verleihung dem Gemüth des bald wieder mit dem ausgearteten Quartaner versöhnten Zimmermann zu danken war, sich die Erträgnisse einer schon zu lehren anfangenden Laufbahn gesellten.

„Stundengeben —"! Du inhaltschweres, Bilder der Mühe, der in die Ewigkeit hinein erneuerten Sisyphusarbeit weckendes Wort! Prüfungsreicher Currendedienst! In sommerlicher Nachmittagshitze die lange Friedrichsstraße von ihrem einen Ende bis an's andre keuchen, im Wintersturm, Abends wenn der Schnee alle Straßen unwegsam machte oder der Frost die Fenster der Häuser undurchsichtig, pünktlich an Ort und Stelle eintreffen, um einen faulen, hinter seinen Mitschülern zurückgebliebenen Unter-Tertianer vorwärts zu bringen — gewiß zum „europäischen Sklavenleben" eine Vorstufe, wenn man die geringe Entgeltung hinzunimmt und die gewaltige Fülle von Pflichten, die sich der junge Lehrer aufbürdet, der doch noch selbst ein Schüler ist und seinen Vorgesetzten gegenüber in der Klasse seinen Mann zu stehen hat. Nach diesen Lectionen begannen erst die eigenen Arbeiten, Präparationen, Uebersetzungen, Ausarbeitungen und die mit gesteigertem Eifer betriebenen eigenen philologischen Studien.

Zum Glück gefällt sich der Rigorismus der Jugend in solchen Kraftproben. Noch ist man Anachoret in der Kunst des Abschließens und der Entbehrungen. Am Wintermorgen schon um sechs Uhr, erwärmt nur durch die nachhaltende Bettwärme, noch lange vor dem Frühstück schon in einer Kammer ohne Ofen hinter dem grünen Blechlampenschirm zu sitzen und Meierotto über Roms Sitten und Gebräuche zu excerpiren, den alten Niewport über die Feste der Römer, die Gedichte der Sappho, die Fragmente des Alcäus zu übersetzen, das war ein selbstauferlegtes Martyrium, nie mit Klage und Mißmuth erfüllend. Abends aber kam so manche Störung. Zum Lernen sollten sich sogar Musikübungen gesellen. Die Uebungen im Flötenspiel — „unglückselige" Erinnerung — erschienen den Eltern wichtiger als die Lectüre von Raumer's „Vorlesungen über die alte Geschichte". Der Unterricht im Fingergriff und Mundansatz der Flöte war die Folge des sonderbaren Schauspiels, daß sich eine Zeitlang regelmäßig drei

Bewerber um die Gunſt der Schweſter, Rivale, die ſich bitter haßten und auszuſtechen ſuchten, einfanden. Einer derſelben, Militair mit ſilbernem Porteépée, eine nicht gewöhnliche Natur, die es ſpäter bis zum Rechnungsrath beim Steuerweſen brachte, war zugleich muſikaliſcher Dilettant. Der abendliche Unterricht im Flötenſpiel, den er gab, machte ihn zum umgekehrten Pendant für Schiller's Major Walter. Dieſer nahm nur Flötenſtunde, um ſeiner Liebe nahe zu ſein, jener gab welche. Herb löſte ſich auch hier der Conflict. Der Flötenſpieler hatte Gelegenheit, wöchentlich zweimal zu kommen, und ſein Schüler blies ſchon Berbiguier und Fürſtenau mit ihm, aber die Schweſter wählte einen Andern. Bei ihrer Hochzeit wurde getanzt, ohne daß, wie auf der Hochzeit des Bruders geſchehen, der Hauswirth auf die nächſte Wache lief und Beiſtand gegen einen von ihm behaupteten Einbruch der Decke begehrte. Der Berliner iſt, wie ſchon oben geſagt, von Natur nergelnd und mißgünſtig.

Beim Stundengeben eröffneten ſich wieder allerlei intereſſante Fernſichten in die Verſchiedenheiten der Exiſtenzen. Mit unbefangenem, reinen Sinn wurde in eine wunderlich geartete Welt geblickt, wo die Nähe einer Fürſtlichkeit waltete, des freilich ſchon verſtorbenen Staatskanzlers Hardenberg. Bekannt iſt des weichlichen und in Allem die Signatur des 18. Jahrhunderts tragenden Staatsmannes zerrüttete Häuslichkeit. Hier gerieth der junge Stundengeber in die Exiſtenz eines der Schwiegerſöhne des Fürſten. Es war ein Witwer, der ſich faſt im Geiſte des Herrn Cleanth gab, nur daß die Veranlaſſungen zum Podagra, das im Leben des Herrn Legationsrathes eine Hauptrolle ſpielte, bei Cleanth zurücktraten. Die Freimaurerei jedoch, das enge Zuſammenhalten geheimnißvoll verbundener Brüder, dabei in Mittagsgeſprächen, denen der Primaner nicht ſelten als à la fortune du pot Geladener anwohnen durfte, die ganze Zeit der Haugwitz in den Auffaſſungen der Politik, Friedrich Nicolai's in Sachen der ſchönen Literatur und Kunſt, das war die nämliche Welt wie auf dem Leipziger Platz. Nach Tiſch vereinigten ſich die maureriſchen Freunde zum Quartettſpiel. So lernte ich früh jene unverwüſtlichen Haydn- und Mozart-

Schwelger kennen, mit welchen im Bunde die Zelter und die Begründer der Liedertafeln, auch einige Orgelspieler in den Kirchen Berlins, in Tonsachen ein Regiment führten, das sich noch jetzt bei einem kleinen, doch kräftigen Häuflein regt, so oft es gilt, die Anmuthungen unsrer musikalischen „Zukunft" abzuwehren. Einer der Hausfreunde war ein Original. In alten Tagen Militair, dann zum Civilfach übergegangen, hatte er sich auf abstracte Philosophie geworfen. Auf eigene Kosten ließ er mehr als ein Dutzend kleiner blaubrochirter Hefte drucken, in denen er nach Kantischen Principien der damals in allen Köpfen rumorenden Hegel'schen Philosophie eine andere Metaphysik, Logik, Anthropologie u. s. w. gegenüberstellte. Schon wagte der Primaner mit dem immer freundlichen und sich wegen seiner kostspieligen Thorheit zuweilen selbst ironisirenden Mann zu streiten. Wenn er dann seinen Gegner nicht zu überzeugen vermochte, so zog er wieder ein paar neue Hefte einer Onto- oder Teleologie aus der Tasche und empfahl sie zu gelegentlichem Studium. Der Sohn des wackern Mannes war der später bekannt gewordene Schulrath Bormann.

Ein Sohn des damals berühmten Kartographen Engelhardt war ebenfalls mein Schüler und lohnte mir, wie die Enkel Hardenberg's, nicht nur durch treue Folgsamkeit, sondern auch durch den Zauber weiblicher Nachbarschaft beim Dociren. Holde Schwestern, in der Leipzigerstraße (jetzt „Leipziger-Garten") eine braune, in der Friedrichsstraße (jetzt „Concert-Garten" — allerwärts verwandelt sich Berlin in Wirthshäuser!) eine hochblonde, kredenzten Früchte, Wein, Kaffee. Schon zitterte die Hand, die dargereichte Tasse zu empfangen, die Wange glühte. Der Anrede folgte mit Verlegenheit die Antwort. Nach dem Verschwinden der ach! so flüchtig gewesenen Erscheinungen wurde erst die Toilette geordnet. Xenophon's Rückzug der 10,000 Griechen, der eben tractirt wurde, konnte als Sinnbild dienen für den schwierigen Rückzug des siebzehnjährigen Lehrers selbst in die wirkliche Welt. Die Russen sollen ein Wort für die ersten Liebesschauer der Jugend haben, Sasnoba. Gewiß ist damit beim Anblick seiner Schönen Gesichtskrampf, Stocken der Rede-

werkzeuge und das Gefühl urplötzlicher Verdummung verbunden. Schneide doch nicht so schreckliche Gesichter! hatte die Hofrathstochter von früher, die halb und halb vergessene, gesagt, als ich eines Tages einen Rückfall in „Sasnoba" bekam, weil ich sie auf der Hochzeit der Schwester mit entblößten Armen erscheinen sah. Bei jenem Hardenbergschwiegersohn trat unter unbestimmter Angabe ihrer Familienstellung eine junge Dame nicht nur von blendender Schönheit auf, sondern auch in einem Costüm, wie dem Jüngling dergleichen nur vom Theater her bekannt war. Das langfluthende Kleid war gelber Atlas, roth und schwarz bildete den Besatz, das in Locken frisirte schwarze Haar war mit Perlen geschmückt, die Ohrringe blitzten. Aus einem Garten unter ein Rebendach schlüpfend, (die Jetztzeit hat diese Gärten eingerissen bis auf einige Bäume, um den Biertrinkern noch einigen Schatten zu lassen) einen Korb voll Aepfel, Birnen und Trauben unter dem halbnackten bräunlichen Arm erschien mir die ausnehmend wohlwollende Dame, die nur zu bald im Hause wieder verschwand, wie eine vom Fest des Dionysos verirrte Bacchantin.

Die Liebesflammen der Schulbank erlöschen glücklicherweise nur zu bald. Amor und Passow's Griechisches Lexikon reimen sich nicht zusammen. Und doch wurden die Intervalle vom Erlöschen einer Flamme zum Entzünden einer andern immer länger, die Triebe demnach stärker, nachhaltiger. An Erhörung war nirgends zu denken. Vor der „Einsegnung" trug die Hofrathstochter kein Bedenken, ihre Auszeichnungen, ihre Neckereien fortzusetzen. Aber vom Confirmandenfrack an trat Reserve ein und sogar Grobheit auf die Kundgebungen des Sasnoba. Eine sehr unglückliche Liebeswahl traf eine blasse schlanke Morgenbegleiterin beim Schulbesuch, die regelmäßig um denselben Glockenschlag irgendwo aus einem der Häuser der Mohrenstraße schlüpfte, sofort vor den stechenden Augen des Secundaners die andre Seite der Straße suchte, Mittags aber doch auf dem Heimwege wieder dieselbe Parallele mit ihm machen mußte. Ihr jedesmaliges Erröthen beim Begegnen war ohne Zweifel Indignation. Der ganze Himmel auf Erden, den ein Secundaner in seiner Brust zum Angebot auf Lager hält, blieb unabgegeben. Eines Tages

ließ ſich die blaſſe Spröde „unter den Palmen nicht mehr ſehen".

Ja, unter den Palmen! Im damaligen „Schulgarten", dem jetzigen Dreiſtraßendreieck (Lenné-Bellevue-Königgrätzerſtraße), grünten zwar keine Palmen, aber Hollunderbüſche, Akazien und Aepfelbäume. Militairiſche Concerte führten faſt immer dieſelben Familien mit ihren Angehörigen an dieſelben Kaffeetiſche. Man machte hier Bekanntſchaften durch einen Fehltritt auf ein fremdes Hühnerauge und die Bitte um Entſchuldigung, oder durch die wacklige Lehne eines Stuhls, für welchen man ſich einen weniger defecten und „vielleicht vacanten" vom Nachbartiſch ausbat. Hier war es ſogar eine Jüdin aus der Spandauerſtraße geworden, die jene ganze verzehrende Kraft des Mondes zu beſitzen ſchien, die Attraction, die einen Abends ohnehin präparationsmüden Primaner rein zum lebloſen Schatten machte. Es waren doch etwa ſechzig Kaffeetiſche zugegen und überall ſaß jugendlicher Nachwuchs, und grade dieſe ſechzehnjährige ſchlanke Brünette aus der Spandauerſtraße mußte es ſein, dieſe unter Onkeln und Tanten mit dem Bewußtſein, als die erſte im Aufgehen begriffene Blüthe ihres Familienſtammes zu gelten, dieſe prangende blaßrothe Roſe, der ſchon bis zur Kurfürſtenbrücke entgegengegangen und nach ſtummem Gruß ein toggenburgartiges Geleit bis zum Schulgarten gegeben wurde! Ach, wol ſah das Auge, himmeltrunken, die abendliche Heimbegleitung der Familie aus dem Concert durch eine Cohorte von Referendarien, Auskultatoren, Aſſeſſoren und Lieutenants. Aber hatte man denn nicht ſchon Fälle erlebt von Brautſtänden, die zehn Jahre gedauert? War nicht jede Candidatenbraut ſelbſtredend auf ſieben gefaßt? Die geſunde Vernunft ſchwand dahin vor dieſem ſchlanken Wuchs, dieſen ſchönen Augen, dieſer ſich bald ſpöttiſch, bald im engliſchen languish ergehenden Koketterie. Verſe und die damalige Neuerung der Stadtpoſt wurden gewagt, Verſe, die von einem Thal ſangen und von einem einſamen Wandrer darin und von einem Murmelquell, der des Wandrers Geſtändniß hörte und davon dem Monde Mittheilung machte, aber unter dem Siegel der Verſchwiegenheit. Dieſe Verſe wurden erneuert, bis ein an die Schweſter

des leichterrathenen Dichters gelangter Entrüstungsschrei der Mutter, der sich in die Form einer ästhetischen Kritik kleidete, dem Schwindel des an jedem Dienstag und Freitag, wo die Sommerconcerte im „Schulgarten" stattfanden, unzurechnungsfähigen Primaners ein jähes Ende bereitete. Eine Douche auf die erste schriftstellerische Eitelkeit verfehlte ihre Wirkung nicht.

Aus diesen Träumereien für Idole, mit denen niemals auch nur eine Silbe gewechselt wurde, weckte immer noch die strenge Schulordnung und das Uebermaß häuslicher Arbeiten und die Revolution, die jedes neugelesene tiefer gehende Buch hervorbrachte. Besonders erkräftigend war der Stolz, der im Staat und den Zuständen ringsum nur die Gegenstände burschenschaftlich vorgeschriebener Verachtung sah. Hatte schon die Hinrichtung Ludwig Sand's den Grund zu einer Lebensanschauung gelegt, die mit wohlgemuther Ergebung auf eine Laufbahn der Märtyrerschaft hinausgehen wollte, hatte der Knabe in seiner Kammer — wie oft! — die Situation nachgeahmt, sich auf einen Stuhl zu setzen, den Hals zu entblößen und den tödtlichen Streich grade wie auf dem Wiesenrain bei Mannheim zu empfangen, so wurden, wie wol auch junge katholische Kleriker im Seminar mit Versen, Exaltationen, Nachahmungen der Märtyrerleiden ihre Laufbahn zu beginnen pflegen, durch die glühendste Freundschaft für jenen Hermann Böttcher und einige Gleichgestimmte (mit denen die „correcten" Gemüther der Beamten-, reichen Kaufmanns- und Bürgersöhne in diametralem Gegensatz standen) die Wirrsale des Kopfes immer heißer und bedenklicher. Der einzige Dämpfer, der die Anschauungen nicht über das Maß gehen ließ, war die Rücksicht auf die Eltern. Und hier entschied mehr die Pietät als die Furcht. Das Unvermögen ihrer Bildung, sich zu den Gesichtspunkten des Sohnes, der ihrer Sphäre immer mehr entrückte, aufzuschwingen, entwaffnete diesen, rührte ihn. Manche Unterwerfung kam nach stürmischen Scenen mit dem schmerzlich nachgesprochenen Worte: „Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!"

Der Leseeifer ging vorzugsweise auf das Romantische. Nicht etwa auf Romane; seit Walter Scott's farbenreichen

Uſtinja (bei Seite).

Ha, Sophia!

(Drückende Pauſe.)

Sophia.

Träum' ich denn?
Du biſt's, Emiljan — Iwan, komm, Alexei —
Die Knaben gaffen draußen vor dem Zelt
Und ſuchen ihren Vater, Dich, Emiljan,
Dich! Dich! Der Buſen klopft zu langſam,
Die Zunge hinkt dem Herzensfluge nach
Und kann nicht reden vor dem Drang der Worte!

(Pugatſcheff, der ſich beſinnt, reißt ſich allmählig los.)

Borotin (zu Kaluga).

Was thatet Ihr? Es iſt um uns geſchehen.

Sophia.

Des Krieges Schrecken führen mich hieher —
Mit treuer Liebe dachteſt Du der Deinen
Und gabſt uns in die Obhut unſres Kloſters —
Erſt weilten wir in ſeinem Schutz; die Freiſtatt
War von dem Kriege noch verſchont geblieben —
Da naht die Flamme — raſ't ſie doch in Rußland
Und zündet Dörfer, Hecken, dichte Wälder —
Naht ſich auch uns und ſchmilzt vor'm Frühlingsſtrahl
Das Eis hinweg von Giebeldach und Fenſter.
Das Kloſter ward erſtürmt, der Heerd des Aufſtands,
Wie ihn die wuthentbrannten Truppen nannten,
Und Hiob ſelbſt — o ſchaudervolles Schreckbild,
Der fromme Greis, das Silberlockenhaupt

Gemälden sprach nichts mehr an. Die Periode Cooper-Irving, der sich wiederum einige Mitschüler unter den Klassenpultlen während der Stunde mit Leidenschaft hingaben, ging an dem Erzähler vorüber, wie fast Alles, was in gleicher Art die Abendzeitungsnovellisten schrieben, van der Velde, Tromlitz, Wachsmann u. A. Selbst Tieck's Novellen standen noch zurück gegen dessen Octavian, Blaubart, Gestiefelten Kater. Achim von Arnim wurde in Allem, was an ihm saustisch, mittelalterlich, abstrus polemisch war, insoweit genossen, als wenigstens einiger Sinn und Verstand aus seiner forcirten Weise heraus zu erkennen war. Und E. T. A. Hoffmann, der Matador des Tages, der Gefeierte bei allen Hofräthen, allen Stammgästen bei Sala Tarone, war dem Jüngling zu mitternächtlich blafirt. Nur das „Fräulein von Scudery" fesselte durch Grauen. Jean Paul's Charaktere waren es, denen die ganze Hingebung eines gläubigen, noch unkritischen Gemüths gehörte, ein Lesen voll Liebe und Bewunderung. An Jean Paul war so wohlthuend, daß der Umgang mit ihm auch die Verbindung mit jener vornehm geistigen Welt erhielt, in der sich der erste wissenschaftliche Eifer der Jugend und so hochmüthig bewegt. Jean Paul war gelehrt; er vergaß nie über seinen Helden, und wenn sie den untersten Lebensstufen angehörten, die Quellen seiner eigenen Bildung. Bald giebt er ein Citat aus den Alten, bald eine Vergleichung mit einem kürzlich erst entdeckten Vorkommniß des chemischen Laboratoriums. Dann wieder bringt er nichtsdestoweniger wieder das der Jugend so wohlbekannte Plattdeutsch aus der Werkstatt des Schusters und Schneiders, des Schmieds und des Schlossers und bringt es in eine Beziehung zu den Aronen der Geisterwelt. Den Jugendsinn reizt nichts so sehr als der Contrast. Er wird immer lachen über die Unterbrechung alles Steifen, Feierlichen und Eingelernten durch die Bedingungen der Natur. Jean Paul wies auf Herder hin, und auch dessen Werke wurden erworben, zum Buchbinder gegeben und wenigstens theilweise von der Verklebung des Blätterschnittes durch Lectüre befreit, schon um Fühlung mit der Theologie zu behalten. Denn die Theologie sollte und mußte es werden. Ein geringes Stipendium stand (unter der „Gerichtslaube" des Rathhauses,

wo sich die Kasse der Stiftungen befand) in Aussicht, aber nur für einen Theologen.

Der regelmäßig eingehaltene Sonnabend-Nachmittag bei Giovanoly, die dann frisch und neu angekommenen, mit unsrer gegenwärtigen Zeit verglichen so dürftigen, sämmtlich streng censurirten Morgen-, Mittag-, Abend- und Mitternachtszeitungen brachten die laufende Chronik der zeitgenössischen Belletristik, Berichte über Schauspieler und neue Stücke, Kritiken und Antikritiken, Correspondenzen. Der Werth der Leistungen ging weit auseinander. Von Altenburg, das den Ruhm genoß, die einzige Stadt zu sein, wo die Censur milde geübt wurde, kamen Zeitbetrachtungen; von Leipzig verbreitete sich die dilettantische Novellenschreiberei und bei literarischen Klopffechtereien eine banausische Sprache. Die Frauennamen fingen an, eine Rolle zu spielen. Anfangs mehr in der Lyrik als im Roman. Wien vertrat ganz nur die Interessen der Bühne. Alledem, verflachend, wie es wirkte, hielt den Widerpart theils die schwäbische Lyrik, theils die im Norden immer mehr aufkommende literargeschichtliche Philologie, wie man die nicht endenden Rückblicke auf Weimar und die Dichterheroen (die hinterlassenen „Briefwechsel" fingen an eine Rolle zu spielen) nennen möchte. Zwischendurch ertönten schon immer mehr die Zerrissenheitsaccorde, Spuren der ersten Einwirkung Lord Byron's auch auf Deutschland. Wer sich wie der Erzähler in Ludwig Uhland vertiefen, diesen geliebten Sänger der Naturschönheit und der Ritterzeit in den Park von „Bellevue" mitnehmen, ihn dort auf einer Bank oder am „Schaafgraben" auf einem Rasensteck mit romantischer Schwelgerei genießen konnte, war unfähig, an Heinrich Heine Gefallen zu finden. Die „Reisebilder", so manche Heine'sche Mittheilung im „Gesellschafter" widerstanden. Die Empfindung, die in dem einen seiner mir viel zu „lodderig" gearbeiteten Gedichte herrschte, (der Philologe hielt auf Reim und Rhythmus), wurde im andern wieder aufgehoben, ja oft am Schluß der Gedichte selbst schon. Die französelnde Spitze mit „Madame" und ähnlich, erschien dem jungen Kritiker albern, nur für Commis voyageurs berechnet, denen er überließ, darüber zu lachen. Dazu wurde die ganze Haltung des Heine'schen Liedes von ihm für ein Plagiat erklärt.

Des „Knaben Wunderhorn" war eines der Bücher, die sich auf unsrer defecten Bibliothek aus der Bernhardi-Zeit des Gymnasiums erhalten hatten. Darin standen ja alle diese Rosen und Lilien und blitzten alle diese Thautropfen und waren auch all' diese Balladenwendungen zu lesen: „In Straßburg auf der Schanz" — und auch sonst schien das Gehabe und Gethue vom Tannhäuser und von der Frau Minne u. s. w. nur erborgt. Heine's Judenthum ergänzte das Bild von alten erborgten Kleidern. Noch drei Jahre später nannte ich seine Blumen in einer meiner ersten Kritiken gemachte und sprach von Tafft, aus dem sie gefertigt, und von Odeur, den sie verbreiteten aus darauf geträpfelten Essenzen. Im Wesentlichen ist das meine Meinung immer geblieben, ungeachtet der Compositionen von Schumann und Mendelssohn, deren Schönheit dem Dichter zu Gute gekommen. Ich zog mir freilich damit den Haß und die Verfolgung des Mannes bis an sein Ende, ja noch bis über sein Grab hinaus zu. Denn die Herren Herausgeber seines Nachlasses nahmen keinen Anstand, nur um Bücher zu machen, all' die Unsläthereien drucken zu lassen, die sich Heine zu gelegentlicher Einschaltung in seine Schriften notirt hatte.

Das „Morgenblatt" wurde damals in seinem poetischen Theil von dem Professor Gustav Schwab, in seinem kritischen von Dr. Wolfgang Menzel redigirt. An das letztere, dies Bekenntniß bin ich schuldig, schoß Alles, was in mir nach Licht und Gestaltung rang, wie mit organischer Nothwendigkeit und Zugehörigkeit an. Der Redacteur des „Tübinger" Literaturblattes, wie es genannt wurde, hatte zwar Gegner wo man hinblickte; die von ihm Getadelten rächten sich in Prosa und Versen; die bekannte Polemik Menzel's gegen Goethe, die auf einigen weiter von ihm ausgeführten Sätzen des vom Erzähler schon leidenschaftlich geliebten, oft laut recitirten Novalis beruhte, hatte ihn vorzugsweise verhaßt gemacht in Berlin, wo grade damals auf Zelter's Betrieb der Goethecultus (halb dem großen Genius, halb dem Minister geltend) in vollster Blüthe stand; aber ich stand unentwegt zu dem damals patriotisch, deutsch und natürlich urtheilenden Manne.

Rathlos noch über die Wahl, die in jenem Conflict gegen oder für den Dichter des Faust, Götz, Egmont, Werther getroffen werden sollte, hielt sich der junge Literaturadept an die wenigstens für ihn bezaubernde Wirkung der W. Menzel'schen Begründung seines kritisch-literarischen Urtheils durch die Interessen der Nation im Großen und Ganzen. Deutschlands tiefster Verfall im 18. Jahrhundert, die Wiedergeburt des Vaterlandes zunächst durch die Belebung unserer geistigen Spannkraft, aber auch da noch selbst in dem Leben der Heroen der idealen Revolution, die wir durchmachten, so vielfach vorkommende Charakterlosigkeit in politischen Dingen, Kriecherei und Schmeichelei gegen Große, alles das hat W. Menzel meisterhaft geschildert. Er zeigte, wie trotz all' unsrer Philosophie und Poesie das Reich in Stücke ging und die Trümmer zum Spielball der Brutalität des Corsen wurden. Er schilderte die Keime neuer Hoffnungen, die Gedanken des Tugendbundes, wie sie genährt und verbreitet wurden während des Drucks, die Thaten Stein's, die Aufrufe Jahn's, Arndt's, Görres' an ein neues Geschlecht von antiker Bürgertugend und spartanischer Sittenstrenge, den Kampf um die Erhaltung dessen, was aus dem Zusammensturz des Alten noch mit den Erkennungszeichen ehemaliger schönerer Bewährung zu retten war, die Enthüllungen und Neu-Verklärungen altgermanischer Gedanken und Institutionen, ohne darüber den Rechten der Gegenwart, selbst der Ironie, dem Witze, sogar dem vollsten Gepräge des Modernen, dem Wohlgefallen am Esprit selbst eines Voltaire etwas zu vergeben. Das war die damalige eigenthümliche Anschauung Wolfgang Menzel's, die in jener dumpfen Zeit ihre vollkommene Würdigung nur in dem politisch vorgeschritteneren Süddeutschland fand. In einem eigenen Buche: „Die deutsche Literatur" (erschienen bei den Gebrüdern Franckh in Stuttgart, die damals die gesammte deutsche Buchhändlerwelt mit ihren Verlagsunternehmungen überraschten) wurde der Statusquo des geistigen Schaffens der Deutschen, von der Lyrik an bis in die Naturwissenschaften, mit schlagendem Witz und dem vielseitigsten Wissen festgestellt. Erst spätere Einsicht entdeckte Lücken und Irrthümer, wie sie sich aus dem leichten desultorischen Gange der Behandlung doch nicht entschuldigen

ließen. Doch der erste Eindruck war für ein Jugendgemüth überwältigend. Für jede Form der Dichtkunst, für jede Disciplin der Wissenschaft suchte Menzel die Verbindung mit den theuersten Gütern der Nation herzustellen, mit dem verlorenen und zurückzuerobernden Palladium der Nationalgröße, mit ständischer Freiheit, mit öffentlicher Jugenderziehung, mit Reform nach allen Seiten hin. Das blendende Buch wurde von dem Siebzehnjährigen sofort käuflich erworben und verschlungen.

Die „correcte Denkerschaft" der Schulkameraden steuerte nur dem Examen zu. Selbst der geniale Hermann Böttcher hatte keinen andern Mittheilungsdrang und keine andre Empfänglichkeit für Poesie als wenn ihm diese entgegentrat aus den patriotischen Liedern des neuen Leipziger Commersbuches, Vossens Luise, Rosengartens' Jucunde. Tiedge's „Urania", Schulze's „Bezauberte Rose" wurden genannt, Werke, die für mich schon Menzel's Negation, wie die Kritiker zu thun pflegen, in ein eigenes Schubfach gelegt und „abgethan" hatte. Der Versuch, eine sich wöchentlich einmal versammelnde Gesellschaft zu gründen und aus den „Verhandlungen" derselben eine (geschriebene) Zeitschrift hervortreten zu lassen, gelang für einige Zeit. Die „Blätter für Poesie und Prosa" brachten es auf einige Nummern. Der darin am häufigsten aufgetretene Mitarbeiter war der Sohn des damals in voller Machtblüthe stehenden Demagogenverfolgers von Kamptz.

Jünglingsfreundschaften sind gewiß ein erquickender Thau für eine Jugend, die zuletzt unter ihren Büchern und vollzuschreibenden Heften verschmachtet. Wie aber die stille Widerspiegelung gegebener Zustände überhaupt nicht die Art der Jugend ist, sondern ihr Alles, was sie unternimmt und erlebt, einen Treffer, einen Zielpunkt haben muß, so verlangt auch jede Jugendfreundschaft eine Nahrung, ein besonderes Band des Interesses. Entweder kletten sich die jungen Herzen aneinander an zum Erproben ihrer Kraft, wo es dann zu Excessen kommt, worüber die meisten Eltern die Jugendkameradschaften verwünschen — oder es muß eine gleiche Stimmung und Richtung im wissenschaftlichen Streben vorhanden sein, eine liebevolle gegenseitige Förderung und die Anerkennung

des gegenseitig erkannten Werthes. Die letztere ist höchst selten. Der Neid, die Mißgunst stellen sich nur allzu früh in Seelen ein, die aus ihren Familien oft in der That auch nichts als ein dumpfes, vegetativ-egoistisches Leben mitbringen. Kalt und gleichgültig trottet da das eine dünkelhafte, hoffnungsvolle Mutterſöhnchen neben dem andern. Die große Stadt, die weiten Entfernungen, die verschiedenen Lebensweisen der Familien thun für die Isolirung noch das Uebrige.

Im Ganzen hatte der demnächstige Abiturient über den Mangel an Beziehungen nicht zu klagen. Sein eignes Gefühl für Freundschaft ging bis zu Anwandlungen platonischer Leidenschaft. Ihm konnte geschehen, daß er auf den nackten Arm eines im heißen Sommer in Hemdärmeln mit ihm zugleich zu Hause übersetzenden Commilitonen mit förmlichem Liebesschauer einen Kuß drückte. Aber volle Vertraute des Herzens und der keimenden exclusiveren Bildung gab es nicht. Abgesehen von dem politischen Schwärmen für Jahn, Sand, Herbst, Haupt mit einigen Gesinnungsverwandten, lagerte sich um den romantischen Träumer zuletzt völlige Einsamkeit. Bibliothekar des Gymnasiums geworden, hatte er nach und nach zum Lesen alles mitgenommen, was einen besonderen Reiz an sich zu tragen schien, sowol aus der rationalistischen Zeit Nicolai's, Reisebeschreibungen und die gesammte Berliner Monatsschrift Gedicke's und Biester's, die treffliche, belehrende Aufsätze enthielt, wie aus der romantischen Epoche Alles, was noch nicht an die Antiquare der Königsstraße verhandelt war, z. B. sechs Bände „Studien" von Creuzer und Daub, eine Fundgrube für die Geschichte der wissenschaftlichen Forschung seit 1806. Die mythologische Frage, über welche der alte Voß und Creuzer in Streit geriethen, führte wieder auf Wolfgang Menzel zurück. Denn dieser hatte sich in diesen, ganz Deutschland (schon des Krypto-Katholicismus wegen, den Voß in den Beschäftigungen mit Indiens Götterlehre sehen wollte) aufregenden Streit gemischt und war auf die Seite Creuzer's getreten. Die jugendliche Hingebung faßte Alles nach den Gesichtspunkten ihres Führers. Das Herz des Jünglings marktet und dingt nicht. Ist es für eine Frage, für einen Charakter einmal gewonnen, was kann die

Liebe wankend machen! Mittelſtraßen werden erſt in ſpäteren Jahren gefunden.

„Alles Wiſſen bläht auf“. Hochgemuthet, wenn nicht hochmüthig wurde die Stimmung, die ſich einſt bei einem abendlichen Spaziergange mit einem Kameraden, dem ſpätern Prediger Hache, Unter den Linden ſich faſt wie im Phariſäergeiſt an die Bruſt ſchlagend, mit dem gemeinen Mann ringsum in Vergleichung bringen und die unermeßliche Vornehmheit, Größe und ſchon auf Erden verbürgte Unſterblichkeit rühmen konnte, die eine muſiſche Lebensbeſtimmung dem Menſchen gäbe, der Umgang mit der Welt des Großen und Schönen! Glaubten wir nicht Beide, wie unter den Säulen des Parthenon, auf der Akropolis zu Athen zu ſtehen! Wir waren den Menſchen um uns her wahre Vollblutjunker des lateiniſchen und griechiſchen Selbſtgefühls. Glücklicherweiſe ging der Hochmuth auf Gutes und Schönes. Der Vetter Apokalyptiker mußte zuerſt daran glauben. „Machen Sie ſich doch nicht lächerlich, Vetter!“ hieß es, wenn ſich dieſer jeden Sonntag nach der Kirche zum beſcheidenen Mittagsmahl des Hauſes, deſſen Regeln die alten blieben, einſtellte, am Büchergeſtell des in einer Kammer hauſenden Neffen eine Lectüre ausgeſucht hatte und darin mit kritiſchem Kopfſchütteln und jeweiligen Interjectionen bis zum „Gott ſei Dank, der Tiſch iſt gedeckt!“ ſich vertiefte. Kant, Jakobi, Fichte und Schleiermacher liefen ſchon unter — die Bücherſtände der Antiquare in den Straßen kannten den eifrigen Rückentitelleſer und Käufer. Wurde der Vetter gefragt: „Nun Vetter, wie ſteht's wieder?“ Irrlehren! hieß es. Jedes Raiſonnement, wo nicht ſofort Chriſtus in's Treffen rückte, ſchien ihm auf den Weg gefallen. Die liebſte Lectüre blieb ihm die Becker'ſche Weltgeſchichte, die Herr Cleanth nicht hatte mit nach Polen nehmen wollen.

Die alle Vierteljahre einmal anlangenden „Briefe aus Warſchau“ fielen in ein, nach den Außeneindrücken beurtheilt, freudlos und völlig düſter gewordenes Jugendleben wie Sonnenſtrahlen in einen Regentag. Die Hoffnung auf eine baldige Wiedervereinigung mit dem fernen Freunde wurde nicht erfüllt, auch nicht mehr genährt. Die Familie wurde oſtenſibel ruſſiſch, im Stillen polniſch.

Das Abiturienteneramen brachte das möglich beste Zeugniß, das gegeben werden konnte. Zum Programm der feierlichen Entlassung gehörte eine lateinische Rede über eine übliche Actusphrase: Das Studium des Alterthums in seinem wohlthuenden Einfluß auf die Sitten. Wie viel Beispiele hätten dem pathetischen Redner entgegengehalten werden können vom absoluten Gegentheil, vom erbärmlichsten Charakter der größten Alterthumsforscher! Nur allein der dem gefeierten Cicero fast gleichgeachtete Muretus, der Verherrlicher der Bartholomäusnacht, brauchte genannt zu werden und die vielen Schwächlinge, Abenteurer, Betrüger unter den späteren Humanisten! Aber die Suada floß und die Perioden hatten ihr ciceronianisches esse videatur. Der Singchor unsres großen Freimaurer- und Liedertafel-Meisters gab vor- und nachher Sätze aus Cherubini's Requiem mit einer Präcision, an welcher der Engere Rath der Singakademie seine Freude gehabt haben würde. Auch einige Prämien wurden ausgetheilt. Schließlich trat die hagere Gestalt des Rectors auf und gab mit dem ihm eigenen hochliegenden Nasalton seiner Rede das Bouquet des Frühlings-Vormittags, wo schon draußen die an den Straßenecken ausgebotenen Veilchen dufteten und auf dem Gens'darmenmarkt die Hyacinthentöpfe blühten. Der Sprecher gab Paränesen an die aus der Anstalt Scheidenden, Danksagungen an die hohen Behörden, sowol an die der Stadt, wie an die des Ministeriums, unter denen Johannes Schulze, Süvern, Nicolovius nicht fehlten.

„Frei ist der Bursch! Halle soll leben!" Ach, wie so gern hätte der junge Fuchs, der am Tage darauf seinen ersten Commers feierte, den Vers des Rundgesanges wahrmachen mögen. Aber die Losung blieb Berlin, die Fortsetzung der Abhängigkeit von einer immer mehr gesteigerten Reizbarkeit des Hauses, die Fortsetzung jenes Wegwanderns, um lateinische und griechische Elemente zu lehren, deren immer präcise Beherrschung schon in den Hintergrund treten mußte im Gemüth des jungen Lehrers, der für den Zwiespalt seiner Stimmungen, die ihn halb zur schönen Literatur, halb zur Philologie zogen, vergebens nach Vermittelung rang. Vorläufig bot die alte Götterlehre und deren neuere wissenschaftliche Behandlung eine

solche. Die Berliner philosophische Facultät hatte eine Abhandlung über die Schicksalsgottheiten der Alten verlangt. Mit Eifer fiel der Neuling auf das nach allen Seiten hin anregende Thema, dem dann die erste akademische Sommerluft und die Wintermorgenstunden von 6—8, die Abendstunden von 9—12 geopfert wurden. In diesem Thema trafen beide Interessen, die im Gemüth lebten, der künftige Lehrberuf und die gesteigerte Leidenschaft für Dichten und Denken wie in einem Brennpunkte zusammen. Die anregendsten Werke mußten studirt werden, Schlegel's „Weisheit der Indier", Windischmann, viele Ausläufer der Naturphilosophie. Mit Schelling war man immer wieder dem „Alarcos" und „Jon" und den weimarer Classikern nahe. Den Alten, Sophokles, Aeschylos ohnehin. Das Nächste war, des „unerbittlichen Schicksals" wegen, dem selbst die Götter sich zu beugen hatten, gleich den ganzen Homer mit der Feder in der Hand durchzulesen. Die Theologie schien zu kurz zu kommen. Aber der Muß-Theologe belegte auch seine theologischen Collegia. Ueberraschend war ihm, als ihm Schleiermacher seine Nummer für die „Einleitung in's Neue Testament" gab, die lange, brennende Tabackspfeife, fast so lang wie der kleine große Mann selbst, die er am Stehpult arbeitend rauchte. Ein näheres Fragen: Wer oder Woher? Wohin? Wie und wodurch? wurde nicht gestellt, nur die Nummer im Auditorium gegeben und der Termin angezeigt. Mehr gesprochen als: „Am 28. fange ich an!" hätte die Pfeife ausgehen lassen.

Woher und Wohin? Im Innern sah es chaotisch genug aus. Die Zeit war hochtheologisch. „Wissen und Glaube" — darüber drängte sich Buch auf Buch. Homer und die Parzen und Wolfgang Menzel's Literaturblatt hinderten nicht, daß er theologische Noviz sich sogar auf die Kanzel schwang und predigte. Das geschah schon im Herbst 1829 im Dorfe Weißensee bei Berlin. Was an dieser Begebenheit komisch war — und dessen war genug — findet sich in meinem Roman „Blasedow und seine Söhne", Bd. I, Capitel 8, wiedererzählt. (Gesammelte Werke Bd. VI.)

Wechselnde Stimmung

in Liedern und Epigrammen.

Von einem Säbelhieb zerſpalten, ſtirbt
In meinem Arm auf öder Trümmerhaide!
Der Boden brannte — Tag und Nacht war Eins,
Von Rauch geſchwärzt die Sonne, hell die Nacht —
Und Roſſen gleich, die in die Flammen ſtürzen,
Entfliehn die Flücht'gen in des Feindes Schwert.
So irrt' ich fort, am Arm die holden Knaben,
Vom Strom gedrängt der vielen tauſend Menſchen,
Das fragend' Aug' auf jedes Roß gerichtet,
Vom Klirren jedes Säbels aufgeſchreckt —
Es ſind die Unſern — ja ſie ſind's! Die Unſern!
Ich rufe Pugatſcheff! Wo Pugatſcheff?
Ich ſuch' ihn überall; nach Schmerzensſtunden
Ein ſel'ger Augenblick — er iſt gefunden!

(Sie ſtürzt wieder an Pugatſcheffs Bruſt. Dieſer ſteht jetzt ſtarr und unbeweglich.)

Loginoff
(mit gedämpfter Stimme).

Entfernt die Abgeſandten!

Borotin (ebenſo).

Tödtet ſie,
Daß ſie nicht wider ihn ein Zeugniß geben!

Sergius (bei Seite).

Bedenke Rußland und des Volkes Freiheit!

Sophia.

Doch wie? Du biſt ſo kalt? Kein Händedruck?
Kein Kuß auf Deines Weibes treuen Mund?

Saul unter den Propheten.

Unser Thun — nie wird es sagen
Alles, was wir in uns tragen.
Jeder hat noch stille Wege,
Noch ein einsamstes Gehege.

Oft ermüdet hingesunken,
Mit der Sonne letzten Funken,
Sang ich, mir die Seele labend,
Reimend meinen Feierabend.

Hohe Kunst, sich die Gedanken
An Spalieren aufzuranken,
Sinn in Bild und Reim zu fassen,
Wollt' ich Verse künstlern lassen.

Nur zur Zeit, wenn — oft vergebens! —
An dem Bau des neuen Lebens
Ich geholfen mitzuschanzen,
Sucht' ich Trost im kleinsten — Ganzen.

„Klar- und Wahrheit" ließ im — Halben!
„Freiheit" — ach! vollends im Halben!
Doch des kleinsten Liedes Blume
Spiegelte die ganze Sonne.

So denn wandt' ich vom Bekümmern,
Von dem Träumen unter Trümmern
Mich zum Lied oft. Ist gefallsam
Doch der Reim der Schmerzen Balsam.

Anders rauscht die Tageswelle!
Hier die Meine mag sich teile
Domesglocken — Fastnachtschellen —
Als Naturlaut zugesellen.

I.

Liebe und Leben.

Ueberirdisch.

Oft ist mir, wie's die Schiffer sagen
Von den Antillenküsten,
Daß sie des Meeres Untertagen
Dort ohne Senklei wüßten.

Dann seh' ich ries'ge Farrenkräuter
Und zwischendurch Korallen,
Die ganze Welt im Bild zerstreuter
Berghügel unten wallen.

Ich aber schwebe oben drüber,
Nicht mehr auf Wasserklüften,
Nein, wolkenleicht flieg' ich hinüber,
Ein Vogel in den Lüften!

Die Reime.

O halte Herz, o klopfe Brust,
So stürmisch nicht mit Verbelust
In unermeß'ne Weiten!
Umfangen hält dich nur ein Traum,
Die Hand — sie greift in leeren Raum
Und will mit Geistern streiten!

Wie eine wunderbare Welt,
Ein Sehnen selig mich bestellt,
Als zögen mich die Sterne!
Die armen Sinne tragen's nicht —
Ach, vor den Augen, weich' Gedicht!
Wie folgten sie ihm gerne!

Ein Ton will aus der Brust hervor,
Erst leise, wachsend dann zum Chor
Von hunderttausend Kehlen
Die Seele schwimmt im Töne-Meer;
Wenn das der Tod, wenn's Leben wär',
Ich wüßte nicht zu wählen.

Du gottgeſchenktes Dichterwort,
Flieh' nicht von meinen Lippen fort,
Laß mich die Zauber bannen,
Mich hemmen dieſen Dauerlauf!
Her Schranken! Zügel! Haltet auf —
Flieht nicht ſobald von dannen!

Doch ach! Wie bald! — Die Schwinge ſinkt:
So ſchnell wie eine Wimper blinkt!
Das Welken folgt dem Keime!
Von einem Götteranzenblick,
Vom Himmliſchen blieb nichts zurück
Als - Reime - Reime — Reime!

Glück.

Nimmer iſt es zu erjagen,
Was du ſuchſt, das wahre Glück!
Willſt die Blume du befragen,
Hebt zum Sterne ſie den Blick —
Und der Stern, er wird dir ſagen:
Ach, zur Blume kehr' zurück!

Sonntagsfrühe.

Sonnige Triften,
Wallende Felder,
Luftige Höhen,
Schattige Wälder,
Oeffnet die Arme,
Weicht nicht zurück!
Ach, wehrt trag' ich
Zu euch nicht das Glück!

Singende Vögel!
Summende Bienen!
Grüße aus Wanderers
Lachenden Mienen!
Frommer Kapellen
Glockengeläut!
Flieht nicht! O weilet!
Bleibt mir nur heut!

Kühlt mich, ihr Lüfte,
Labe mich, Quelle!

Flieh' nicht zum Walde,
Neblein, so schwelle!
Süßester Zauber,
Wo Ort und Zeit
Lehren so lieblich
Vergessenheit!

Liebesschuld.

O Mond, was soll das tangen?
Scheinst mir so voll und hell
In meine feuchten Augen,
Was willst du mir, Gesell?
Willst du die Brust erweiten,
Zum Herzen sagen: brich?
Und mahnen an alte Zeiten
Gelt, alter Liebe mich?
Willst wol mich strafend fodern
An Gräber, still versteckt,
Wo Himmelswonnen modern,
Die keine Thräne weckt?

Thronrede des Frühlings.

Seh' ich denn wieder euch beisammen,
Ihr, meines Reiches Stände?
Ihr bringt die alten Liebesflammen?
Ich schüttle euch die Hände!

Ihr Bäume, Vögel, Blumen, Lüfte,
Vasallen meiner Krone,
Vom Herolduamt ihr Veilchenbüste,
Willkommen meinem Throne!

Verändert hat sich nichts im Lande,
Es blieb im alten Gleise:
Das Storchenbein im alten Stande,
Wie auch des Kuckuks Weise.

Im Walde hör' ich wol ein Rauschen,
Ein Murmeln und ein Flüstern,
Der Zwergbaum möchte gerne tauschen
Mit himmelhohen Rüstern.

Die Vögel machen ein Geleier,
Der Specht zieht blank vom Degen,

Der Gutzgauch will seine Eier
In fremde Nester legen.

Doch denk' ich alles Mißvergnügen,
Die Rebellion im Haine
Mit Sturm und Blitzen zu besiegen,
Hilft's nicht, mit Sonnenscheine.

Dafür verheiß' ich anzuknüpfen,
Daß meine Macht sich mehre,
Mit manches Busens süßem Hüpfen,
Mit mancher Liebeszähre!

Im Uebrigen in Huld und Minnen
Soll es beim Alten bleiben,
Die Flüsse sollen thalwärts rinnen,
Die Blüthen Früchte treiben.

Landmarschall Sonne, nimm den Hammer,
Das Eis zerklopf' und glühe!
Eröffnet ist die Ständekammer —
Nun weh' es, wog' es, blühe!

Ungestandene Liebe.

So ist's vergebens! Nimmer soll
Mir dieser Demant glühen
Und diese Blume, duftevoll,
Sie soll nur Andern blühen?

Du gnadenreiches, hehres Bild!
Du Stern im Blick, dem feuchten!
Nur Andern sollst du hold und mild
Auf ihren Wegen leuchten?

Nur Andern! Ach, es sagt sich nicht,
Was ich um dich empfunden,
Sieh, wie es noch in Strömen bricht
Aus meinen stillen Wunden!

Schlug mich ein Gott, daß ich dich fand
Und bleibend mochte stieben?
Daß ich mit Schweigen vor Dir stand
Und mochte rufend knieen!

Nun ist's dahin! Es war ein Traum —
Das Säuseln einer Linde;
Und was sie träumte — achtet kaum
Der Widerhall der Winde!

Der Kranz.

Du luſt'ger Schalk, ich ſollte dir verhelfen
Zu einem Kranz,
Du wollteſt ſtolz, wie Königin der Elfen,
Damit zum Tanz.

Nun hab' ich ach! ein volles Beet von Roſen
Dir kaht gepflückt,
Und unter Jubel iſt und unter Koſen
Der Kranz geglückt.

Jetzt ſoll er deine ſchönen Locken ſchmücken,
So war der Plan?
Was ſiehſt du jetzt mit wehmuthsvollen Blicken
Den fern'gen an?

Erſt ſollte dieſen Blumenkranz beſtreiten
Nur Kronengold!
Nun — läſſeſt du in deinen Schooß ihn gleiten
So demuthhold?

Des Mädchens Loos.

Du Mann des Ungefährs! Von deinem Worte bebt
Melodiſch das Gefaite meiner Seele!
Wie ich ſo trunken dir vom Munde ſtehle,
Was Alles groß und edel in der Bruſt dir lebt!

O fremder Mann, gleich einem Frühlingsſtrahle
Thauſt du von meiner Bruſt die ſpröde Hülle;
Und ſo gelöſet ſteigt in Wonnefülle
Empor die Zauberwelt der ſtillen Ideale!

Du ſcheideſt? Ach, wo iſt dein Dach? Es drängen
Dich andre Bande? Nie kehrſt du zurück?
So bleibt an mir — nur noch dein Abſchiedsblick,
Ein Sommerfaden an der Trauerweide hängen!

Der Nachbar.

Dicht über meinem Kämmerlein
Schlägt ein verliebter Ritter
Tief in die ſtille Nacht hinein
Die Saiten einer Zither.

Er singt dazu: bald Leid bald Lust —
Den Text kann ich nicht fassen.
Nur merk' ich 'was von wunder Brust,
Von Lieben und von Hassen.

Da geb' ich ihm dann meinen Schmerz
Als Text für seine Kehle.
So singt und spielt mein eigen Herz,
Die eigne kranke Seele.

Doch plötzlich wird die Hand ihm müd',
Die Töne sind verklungen.
Ich habe mich in Nachbars Lied
Verirrt und wie versungen.

Hört, hört, Herr Nachbar, fortgespielt!
Wollt Ihr mich so verhöhnen?
Ihr habt die Schmerzen aufgewühlt,
Wer soll sie nun versöhnen?

Ein gutes Weib spricht.

„Ich habe deinen treuen Sinn,
Doch nicht dein ganzes Herz.
Du blickst zu jenen Bergen hin
Noch oft wie heimathwärts.

Du denkst, wenn sich in Liebe dir
Mein ganzes Sein ergiebt,
An Eine, die du lang vor mir
In Schmerzen hast geliebt!

O bange nicht! Du siehst mich froh.
Mein Leid darum zerrann.
Der ist mir lieber nur, der so
Die Liebe lieben kann."

Jugend des Greises.

Viel geliebt und viel gebuldet,
Viele Schmerzen, wenig Lust,
Viel gewagt und viel verschuldet —
Und ein Herz noch in der Brust?

Alle Himmel durchgeflogen,
Eine Hölle oft im Arm,

Gift aus manchem Kuß gesogen —
Und das Herz noch liebewarm?

Brust noch Herz — und Herz noch Liebe?
Alles wie in alter Zeit?
Doch wer glaubt die Frühlingstriebe
Einem Haupte, das beschneit?

Sehnsucht.

O könnt' ich jene Töne wiedergeben
Und jene purpurrothen Farben malen
Von Abendglocken und von Abendstrahlen
Aus meiner Jugend erstem Lieseleben!

O könnt' ich wieder durch die Gärten schweben —
Die Abendnebel dampfen aus den Thalen,
Und einen Bund, beglückt von süßen Qualen,
Umspinnen Eifen, die im Mondschein weben.

Ich höre manchmal wie aus weiter Ferne
Ein Glöcklein wieder mit bekanntem Schalle.
Und märchenhafter glüh'n die Abendsterne —

Dann sag' ich wild, von innrer Kraft gedrungen:
Ich will euch wieder, ihr Erinnerungen!
Sie zucken wol, doch bald verstummen alle.

Ein Herbstblatt, das nicht fallen will.

Ausgeweht hat milder West,
Herbst bringt trübe Wetter,
Schüttle, Baum, den welken Rest
Deiner letzten Blätter!

Offen ist einmal das Grab,
Alles geht zur Neige,
Streif' auch du dein Blättchen ab
Vom erstorb'nen Zweige!

Gehe hin, was sterben soll!
Aus des Winters Decken
Wird's der Frühling blüthenvoll
Um so früher wecken!

Ungerufene Thränen.

Im Herbſt war das ein kühner Ritt!
Das gute Roß hielt auf der Haide
Faſt mit dem Sturmwind gleichen Schritt.
Das Roß und ich wir glühten Beide.

Die Sporen ab, die Riemen los!
Und ihr auch, laſſet, müde Glieder,
Auf dieſen Seſſel, weich wie Moos,
Behaglich auszuruh'n, euch nieder!

Die Flamme zittert im Kamin;
Der müde Tag wird immer blaſſer.
Was iſt das? Von der Herbſtluft zieh'n
Mir in die Augen helle Waſſer?

Die Waſſer quillen hin und her,
Der Blick wird feucht von wilden Thränen?
Was wollt ihr Thränen denn ſo ſchwer?
Im Herzen hab' ich nichts zu ſehnen.

Das Auge weint, ich will es nicht,
Die Thräne rinnt, das Herz zufrieden.
Ich denk' an Stunden, wo es bricht —
Und keine Thräne ihm beſchieden.

Die Sprache der Natur.

Je mehr wir lernen, glauben, wiſſen,
Umhüllt mit tief'ren Finſterniſſen
Die Gottheit ſich vor unſrem Blick;
Wir können nicht des Windes Weben,
Den Zug der Wolke mehr verſtehen,
Sie weicht vor Irren zurück.

Wir zweifeln an dem Fund des Wahren,
Selbſt wenn im Reich des Offenbaren
Die Wahrheit wie ein Eiſe lacht.
Wir ſind ſchon ſo abſtracte Ritter,
Daß ſelbſt der Blitz im Ungewitter
Das Aug' uns nicht mehr zucken macht.

Ihr glücklichen, ihr großen Alten,
Ihr konntet euch an Töne halten,
Für die bei uns kein Ohr mehr wach!
Ihr glaubtet mehr als Prieſterlunge,
Wenn euch aus eines Vogels Fluge
Die Nähe eurer Gottheit ſprach!

Was iſt Dir? Holder Freund, was iſt? Dir quellen
Die Thränen aus dem Aug' und Du verbirgſt ſie?

Loginoff.

Zurück, Du tolle Gauklerin! Was drängſt
Du Dich in dieſen Kreis? Führt ſie hinweg!

Pugatscheff.

Wer rührt ſie an? Den Tod für jede Locke,
Die Ihr am Haupt des armen Weibes krümmt!
(Bei Seite) O wär' ich doch von einem andern Stoff,
Als dieſe Erde, ſchlüg' ein Kieſelherz
In dieſem morſchen Bau der Bruſt, und wär' ich
Geſäugt, wie Romulus, von einer Wölfin!

Sophia.

Was iſt das? Sind das Menſchen, die ich ſehe —
Iſt das erlebt, leibhaftig, wirklich ſo?
Soll ich, das ärmſte Weib der ganzen Erde,
In dieſem Augenblick kein Herz zum Brechen,
Nur noch ein Auge zum Erblinden haben?
Emiljan! kennſt Du nicht Dein Weib, Emiljan?
Ihr Sterne Gottes, Wächter treuer Liebe,
Iſt das Emiljan Pugatſcheff nicht mehr?

Loginoff.

Des tollen Frevels iſt es nun genug —
Führt ſie hinweg!

Pugatscheff.

Zurück!
(Er kämpft furchtbar mit ſich. Für ſich) Die Prüfung iſt
Zu groß — für Menſchenkraft zu groß —

Räthſel des Daſeins.*)

O eitle Welt, o toller Traum
Von ſieben mageren Jahren!
Wie bald iſt übern Erdenraum
Ein Leben hingefahren!

Wozu nur, Gott? Was nütz' ich dir
In dieſer Welt, der herben?
Was ſchufft du eine Blüth' aus mir
Und läß'ſt mich welken, ſterben!

Was ſoll der Schmerz? Und all die Pein?
Warum ein Leib, der ſiechet?
Mein Geiſt, er darf ein Seraph ſein,
Mein Leib iſt Wurm und kriechet.

Wie endeſt du einſt?

Dämmerſt ſo hin, trübes Leben,
Zwiſchen Freude und Schmerz!
Jene ahnend, dieſen fühlend,
Wie endeſt du einſt?
Glaubſt dich dem Sturmwind zuvor
Mit rauſchenden Gedankenflügeln!
Und bleibſt doch ewig zurück
Hinter der Schneck' und der ſchleichenden Sorge,
Hinter der langſam rinnenden
Welle der Zeit,
Leben ſchaffend, Leben athmend,
Und dennoch
Tod nur genießend!

Vernichtung.

Ruhig wallt der Strom.
Feuchtträge hängen die Wolken
Vom grauen Himmel —
Nur die Dohle flattert über dem grünen
Schilfmoor und freut ſich des Raubes.
Mir aber wallen fiebernd die Pulſe
Und das Herz ſchlägt fragend
An die einſame Bruſt:

*) Geſchrieben vor vierzig Jahren, ehe vom Schopenhauer'ſchen Peſſimismus die Rede war.

Willſt du Donner fordern
Von der Natur,
Willſt du Stürme?
Nicht Donner, nicht Stürme, Natur!
Laß mir die öde Fläche, den Tod!
O läg' ein Schleier auf dir, o Welt
Und deckte mich zu
Still
Mit dir!

Quartierwechſel.

„Es wird ein Zimmer nebſt Schlafcabinet für einen einzelnen ſolchen Herrn geſucht." Intelligenz-Blatt.

In mancher lieben deutſchen Stadt,
An manchem fremden Ort,
Sucht' ich mir eine Lagerſtatt
Und hauſ'te friedlich dort.

Schon mancher Giebel ſchützte mich;
Hier Fenſter ſchmuck und feſt;
Dort Scheiben, die unſäuberlich
Von einem Schwalbenneſt.

Doch mieth' ich irgendwo, ſo geht's
Mir immer bang und arg,
Ich ſeh' in einem Winkel ſtets
Auch einen ſchwarzen Sarg.

Ich denke nie, wie lebſt du wohl
An dieſem ſtillen Ort?
Ich denke nur: Wie liegſt du hohl
Und blaß im Winkel dort!

Und ſeh' ich um mich, frag' ich mich:
Iſt nichts zu eng gehegt,
Wenn man dich einſtens kümmerlich
Im Sarg hinunterträgt?

Eins wird ſich erfüllen.

Einmal eh' ſie ſcheiden,
Färben ſich die Blätter roth.
Einmal noch in Freuden
Singt der Schwan vor ſeinem Tod.

Und an edlen Bäumen,
Wenn der Winter vor dem Thor,
Bricht in irrem Träumen
Wol ein Frühlingsreis hervor.

Stirbt der Lampe Schimmer
In des Dochts verkohltem Lauf,
Zuckt mit hellem Flimmer
Einmal noch die Flamme auf.

Und so wird gelingen,
Eh' mein Stundensand verrollt,
Mir von guten Dingen
Eines noch, was ich gewollt.

Eins wird sich erfüllen,
Eine Freude wird, wie Wein,
Schäumen, überquillen —
Mag es dann geschieden sein!

Die Augen einer Jüdin.

Aus Morgenland du schöne Maid,
Ich möchte deinen Augen lauschen,
Doch gehn sie hin, sie gehen her,
Wie Blätter, die im Winde rauschen.

Sie sind so braun, sie sind so klar,
Sie können lachen, können weinen,
Und dennoch, dennoch, wunderbar,
Wie irrend sie zu träumen scheinen!

Sie sind wol deiner Seele Bild!
Das Buch mit unbeschrieb'nen Zeilen
Du armes willenloses Kind,
Du fragst die Wolken, die so eilen:

Wo mag der kühle Brunnen steh'n,
Wo Jakob seine Heerden tränket?
Wo mag der Sand der Wüste weh'n,
Wo mein ein Elieser denket?

Wo ist die Werbung? Ob im Ost?
Ich liebe so das Roth der Tage!
Ist sie, wo wilder Nordwind tost?
Auch dahin zieh' ich ohne Klage!

Das Jenseits.

Es ist ein dunkles Ahnen, das mir das Herz beschleicht,
Daß einst das Land der Sel'gen ganz dieser Erde gleicht;
Daß lebensvolle Weiten auch jenseits schön erblüh'n,
Dort Augen sich erquicken an Blau und sanftem Grün;
Daß dort auch Liebe wohnet, vollselig, groß und frei,
Der Lenz im Himmel thronet, so schön wie Erdenmai;
Dort wieder die Herzen sich finden, nur treuer, rein und groß,
Der Himmel nur erfülle das rechte Erdenloos.

Zorn der Liebe.

Kränkst du in der Liebe Zorn,
Liebe, die vergiebt dir schon,
War's nur nicht mit kaltem Hohn!
Stachel nicht vom Skorpion!
Von der Ros' einmal den Dorn,
Den vergiebt die Liebe schon.

Des Jahres erste Blumen.

Mir streut die viel schöneren Blumen
Des Frühlings sanfte Hand,
Mir überduftet die Rosen
Das Veilchen am Bachesrand.

Mir geht weit über Levkoien
Der blaue Hollunderstrauch,
Weit über Jasmin und die Nelke
Maiblümchens würziger Hauch.

Schon am noch gefror'nen Fenster
Fühl' ich mich lenzbelebt,
Wenn aus dem Wasserglase
Die Hyacinthe schwebt.

Und gar die Krokuszwerge,
Schneeglöckchen wie Tropfen so klein,
Mit Thränen der Freude wol möcht' ich
Sie netzen zu längerm Gedeihn.

Denn Sehnsucht giebt und die Liebe,
Die heil'ge Erinnerung
Dem kleinsten Frühlingstriebe
Den Himmelsüberschwung.

Da reden die Düfte, da wandelt
In Muſik ſich der Farben Geſchmeid.
Solch Wunder hat nicht im Schooße
Der Roſe ſtrahlendes Kleid.

Wär' ich und hätt' ich.

Mit Zeitenſchatten ſich herumzuſchlagen,
In Dingen wühlen, die nicht mehr zu ändern,
Zu ſchauen von des Augenblicks Geländern
Tief ſchwindelwärts auf alte Lebenstagen —
Das ſei nur Thorheit, hör' ich Viele ſagen,
Und heiße geh'n an ew'gen Gängelbändern:
Wer würde ſich mit längſt verfall'nen Pfändern,
Sie einzulöſen, wenn zu ſpät, noch plagen!
Und dennoch weil' ich gern im Längſtverſtob'nen
Und ritze noch am alten Dorn mich immer.
Ich bin der Thor, zu glauben an die Schimmer
Von Zukunftstagen, palmenduftdurchwob'nen,
Wo uns die Himmliſchen die Wonne geben,
Was hier verfehlt, noch einmal durchzuleben.

Wahl und Führung.

Was ich im Leben ſchon erfahren,
Was ich erlitten und beweint,
Es hat's der Herr der Heeresſchaaren
Doch immer gut mit mir gemeint!

Ob in die Bruſt der Schmerz ſich krallte,
Ob ſich die Fauſt gen Himmel ballte,
Kommt' ich durch Thränen wieder ſehn —
Sieh da! Mir war ein Glück geſcheh'n

Suchen, Finden, Beſitzen.

Andres, und mehr, als wir ſuchten, gewährt das
Geſchick uns. Und dennoch
Das nur, was wir geſucht, wird uns zum wahren
Beſitz.

Glück.

Glück iſt die Gunſt der Götter, wenn mehr, als wir
hofften, ſie ſchenkten.
Ach, ſchon wär' ich beglückt, hätt' ich nur — was
ich gehofft!

Die Glocke.

„Mein Volk, du ſollſt nicht länger
Wenn Unrecht dir geſchehn,
Mit Furcht vor deinem Dränger
An meinem Palaſt ſtehn!
Es ſollen deine Klagen
Zu mir nicht Kanzler tragen,
Du ſollſt mich ſelber ſehn!"

Und daß er beſſ're Weiſer
Nun hätte für ſein Ohr,
Hängt eine Glocke der Kaiſer
An ſeines Schloſſes Thor,
Zwei Mann mit Hellebarten,
Die ſollten ſtündlich warten,
Ob einer trät' hervor.

Und ſollten Jeden locken,
Wer ſein zu dürfen ſchien,
An jener hellen Glocken
Das Sträuglein anzuziehn;
Dem Dürft'gen ſei am Tage,
Bei Nacht, am Prunkgelage,
Vom Bett Gehör verlieh'n.

Nun kamen, Recht zu holen,
Zahlloſe rings herbei,
Der war vom Vogt beſtohlen,
Der von der Klerisei,
Bei'm Klingeln und bei'm Läuten
Erſchrak in allen Weiten
Gewaltthat, Tyrannei.

Doch einſtmals war der Kaiſer
Bei Nacht entſchlummert kaum,
Da hört' er leiſ' und leiſer
Ein Läuten, wie im Traum;
Er fuhr empor und dachte:
Du giebſt bei Tag und Nachte
Dem Hülfsbedürft'gen Raum!

Er trat an's offne Fenſter
Und rufte: Wer iſt da?
Doch ſchienen es Geſpenſter,
Denn keine Seel' er ſah.
Die Glocke aber leiſe
Tönt' in der alten Weiſe —
Ihm Angſt und Weh geſchah.

Von keiner Hand gezogen,
Als wenn's von Geiſtern wär',
Beſchreibt ſie ihren Bogen
Stets läutend hin und her;
Der Mond beſchien die Wände,
Der Kaiſer faltet die Hände,
Das Herz ward ihm ſo ſchwer.

„Ach," ſprach er zu ſich weinend,
„Das ſind die Seufzer all,
Die, ſtille ſich vereinend
Zu einem Geiſterſchall,
Sich in ſich ſelbſt verwinden,
Niemalen Tröſtung finden,
Als vor dem Herrn des-All!"

„Was hilft da all mein Richten,
Mein gnädig Kaiſerwort?
Zahlloſes giebt's zu ſchlichten
Der Leiden hier und dort,
Es ſchwimmt auf tauſend Thränen
So vieler Schmerzen Sehnen
Nur in des Himmels Port!"

Der Genius.

„Nec admodum peritus erat artis suae S. Josephus."

Als Jeſus noch im Kinderlatz
Auf Sanct Joſephi Zimmerplatz
Geſpielt mit Säg' und Hobelſpähn',
Ließ er ſchon manches Wunder ſeh'n.

Man weiß, daß Joſeph ganz und gar
In ſeiner Kunſt ein Pfuſcher war;
Mit Winkelmaß und mit dem Loth
Hatt' ſtets er ſeine liebe Noth.

Aus Mitleid kam das Jeſulein
Dann öfters zu dem Machwerk ſein,

Und legte, wie ein Zimmermann,
Den Finger ſtatt der Axt daran.

Und ſieh! das Krumme ſtreckte ſich,
Was ungehobelt, teckte ſich,
Zu Kleines wuchs, und was zu grad',
Dreht huſch! ſich wie ein Wagenrad.

Sanct Joſeph blieb verwundert ſtehn —
Und Jeſus, als wär' nichts geſchehn,
Geht wieder an den alten Ort,
Und ſpielt mit ſeinen Späßchen fort.

Der Dichter und ſeine Lieder.

Meine Lieder ſchuf ich mir,
Meinem Grame zu entfliehen;
Sang ſie niemals zum Klavier,
Nie nach Not' und Melodieen.

Ihr habt ſie zum Sang geſetzt!
Im Salon, beim Schein der Kerzen
Kokettirt ihr und ergötzt
Euch an meinen bittern Schmerzen!

Mir blieb Banges ewig bang,
Liebe warb umſonſt um Lieben,
Und die Wunden, trotz Geſang,
Ewig ſind ſie wund geblieben.

Warum der Schmerz die Menſchen flieht.

Was ſoll ich mich an And're ſchmiegen
Und meinem eignen Gram entfliehn?
Wie ſchwer, mit Jedem aufzufliegen!
Wie leicht, ihn zu mir niederziehn!

Gebrauch der Gelegenheit.

1831.

In Alles hänge deine Lieder,
In Blumenglocken,
Blüthenflocken,
In einer Sennin bunten Mieder.

Am alten Thurm die Epheuranken,
Das Spatzenlärmen,
Mückenschwärmen,
Um Alles winde die Gedanken!

Ein Eisenring hängt an der Mauer,
Dran eine Kette —
An dieser Stätte
Gedenk des Vaterlands mit Trauer!

Fern und nah.

Das Licht erlischt — nur Mondenschein
Fällt in die dunkle Klaus' herein —
Schon schlummert meine beste Habe,
Ein gutes Weib, ein heiter Knabe.

Da zuckt es wie ein Flämmchen her,
Legt auf die Brust sich bang und schwer,
Und reicht mir wie beim Hexenmahle
Zum Trunke eine Zauberschaale.

Ich lese an Und mich umkreis't
Mit Höllenluth ein wilder Geist —
Ein Blick auf Zauberbuch und Siegel
Giebt meinem Traume Drachenflügel.

Fort reißt es mich aus allen Mühn
Hin, wo die Alpen roßig glüh'n,
Wo, wenn der Schlummer euch noch küßt,
Die Sonne schon den Montblanc grüßt!

Und siehe! Von dem Alpendom
Bin ich im Nu im ew'gen Rom.
Das Grab, wo Shelley's Asche modert,
Ist wie von Raphaeluth durchlodert!

Auch hier nicht Ruh — nach Griechenland!
Ich schwimme mit im Wüstensand!
Fürst Pückler mag als Emir reisen
Ich reis' in eines Derwischs Weisen.

Zu Schiff! Durchjurcht der Ocean!
Durch die Prairieen sind' ich Babul
Anstatt an Kritikern doch lieber
Stürb' ich in Indien am Fieber.

Da wach' ich auf. Der Traum iſt hin.
Ich ſehe wieder wo ich bin,
Ich habe was ich immer habe
Und wandle am gewohnten Stabe!

Bald ſagt mir dann der Sonne Licht,
Das traulich durch die Fenſter bricht:
Als höchſte Muſenkunſt zu faſſen
Iſt Sehnen- und Entbehrenlaſſen.

Troſt am Egoismus der Welt.

Was zieht es dich ſo ſchmerzlich nieder,
Wenn du geklämpft, gefiegt nicht haſt?
Die Menſchen gehen hin und wieder,
Bewegt von eigner Luſt und Laſt.

Was grämt's dich ſo in tiefſter Seele?
Dein Sieg? Dein Fallen? Einerlei!
Ein Jeder lauſcht nur ſeiner Kehle
Und hört nur ſeine Melodei.

Unſer Thun und Laſſen.

Jenes gelbe Volk im Süden
Widmete ſein ganzes Thun
Nur dem Bau von Pyramiden,
Um als Mumien auszuruh'n.

Alles, was wir leben, leben
Im Beginn wir ſcheu dem End',
Jeder Eckſtein, den wir heben,
Füllt nur unſer Monument.

Der Landpfarrer.

Ich gönn' ihm gern das Allerbeſt'
In ſeiner heil'gen Sache,
Ich gönn' ihm gern das Storchenneſt
Auf ſeinem Giebeldache.
Nur Eines mich wie Neid befällt:
Wer kann es ihm verwehren,
Daß er ſich auf die Kanzel ſtellt,
Zum Predigen und Lehren!

Dem eignen Blute ſoll ich Meineid ſchwören —
Das kann ein Gott uns nicht durch Zufall ſchicken,
Das ſoll ſo ſein, das ſoll ertragen werden —
Das iſt ein Opfertod, ich muß ihn leiden.

(Sich ſammelnd, groß)

Von Orenburg Ihr Männer, Eure Zweifel
Wird dieſer Fall vermehren, doch ich ſage,
An Eure Thore werd' ich eiſern pochen,
Mit meinem Schwerte werd' ich bei Euch rechnen,
Mit allen Euern Rechnern, Euern Richtern,
Mit Euerm Adel, allen Euern Sippen,
Mit Euerm Sklavenmarkt leibeig'ner Menſchen,
Mit Euren Herrn von ſo und ſo viel Seelen —
Ich laß Euch Eures Weges ziehn und reden
Was Euch beliebt! Das bin ich, was ich bin!

(Auf Sophia blickend mit Wehmuth, aber gefaßt)

Du aber, Weib — wer biſt Du? — ſprich!
Ich glaubte Dich zu kennen: doch ich ſehe,
Ich habe mich getäuſcht. Wer biſt Du?

Sophia.

Jeſus!
Wo ſind die Knaben, die ich ihm geboren —
Vielleicht, daß ſie mit ihrem Kinderton
Des Wahnſinns ſtarre Feſſel brechen!

Sergius
(ſie zurückhaltend).

Sie ſind geborgen —

Der Wuchs des Dichters.

Du sollst den Wuchs des Dichters nicht verklagen!
Der Ast am Obstbaum wächst die Kreuz und Quere.
Nur Bäume, die uns keine Früchte tragen,
Erheben schlank ihr Haupt, das blüthenleere.

Der Morgen einer Schmerzensnacht.

Lieb Vater, kommt die Mutter nicht?
Du siehst so traurig aus?
Heut giebt es unser Leidgericht,
Der Fritz, der weiß sein Sprüchel nicht,
Das Fräuzel ihr ein Kränzel flicht;
Ist Mutter nicht zu Haus?

Kinderchen, seid still, seid still!
Mutterchen noch schlafen will!

Lieb Vater, geh' und weck' sie auf,
Wir waren gut und fromm!
Wir spielen: Häuschenverkauf!
Fritz baut ein Schieß, ein Dachel d'rauf,
Die Andern werfen's über'n Hauf:
Wenn nur die Mutter kommt!

Kinderchen mit rothen Wangen,
Mutter ist schon ausgegangen.

Da bringt sie uns was mit, juchhe;
Denn daß ihr es nur wißt,
Versprochen hat sie uns ein Reh
Und Hirsch' und bunte Bänderle,
Und das bestellt sie Alles eh',
Jetzt schon beim heil'gen Christ.

Spielzeug holt sie euch von Gott,
Mutterchen liegt drinnen todt.

Beichtbedürfniß.

Von Allem, was du liebst und hegst,
Wähl dir ein einzig Kleinod aus,
In das du all dein Sinnen legst,
Dein Lächeln, deine Stirne kraus!

Nur sei's ein Mensch! Und nicht einmal
Ein Mensch der dein zu nennen wäre!
Es sei nur eine stille Wahl,
Von der selbst, wen sie trifft nicht höre!
Such dich an einen Geist zu halten,
Den Alle kennen, eine Ehe,
Die Niemand, nur der Himmel, sehe;
Sei's an ein Buch, wo Leben festgehalten,
Am besten wählst du einen von den Alten!

Der Glaube.

Mein Urahn war ein frommer Held,
Der seinem Gott andächtig
So gerne hätte aufgestellt
Ein Münster hoch und prächtig.

Doch seine Hütte war nur klein,
Die Truhe schmal und finster,
Von Gulden ging nicht viel hinein
Und nie heraus ein Münster.

Da nahm er einen andern Plan,
Er fastete und sparte
Und kaufte Quadersteine an,
Nicht viel, doch seinenharte.

Die ließ er seinem Sohn zurück,
Der gleichfalls Gott zu ehren,
Allmälig suchte Stück für Stück
Das Erbtheil zu vermehren.

So sammelten die Ahnen fort
Vom sauern Schweiß der Hände,
Damit den Bau am heil'gen Ort
Urenkel einst vollende.

So liegen nun die Quadern all,
Geschälte Eichenbäume,
Von Pfosten, Thüren ein Eisenwall,
Erfüllung alter Träume.

Des Urahns Wille ist vollbracht,
Bis auf die kleinste Schraube
Ist reif des Domes Wunderpracht —
Nun fehlt nur noch der Glaube.

Es fehlt die Seele, die in Gott
Wie in dem Mutterleibe
Ein Kind, zum Leben oder Tod
Geduldig harrend, bleibe.

Es fehlt die heil'ge Muſik,
Des Künſtlers frommes Brüten,
Das Zauberwort: es ſtehe da,
Als wär' es Wald und Blüthen!

Die Hölle.

Soll ich ein Ahnungsbild euch zeigen
Einſt von der Hölle Land?
So löſcht die Lichter, gebt mit Schweigen
Im Dunkel euch die Hand!

Die Hölle — iſt das Land der Wahrheit,
Das allzudurchſicht'ge Licht,
Wo jede That in voller Klarheit
Aus jedem Herzen bricht!

Die Hölle — iſt die Qual des Lebens,
Noch einmal durchgelebt,
Doch ſo, daß Menſchenwitz vergebens
Der Lüge Schleier webt!

Was je hier ward im Trug geſprochen,
Was je mit Lug geſchah,
Wird nicht geahndet dort, gerochen,
Es liegt nur — offen da!

Es liegt nur offen jedem Auge
Warſt du dem Freunde Feind —
Das iſt der Hölle bittre Lauge,
Nicht Gott ſieht's, nein, der Freund!

Und euer Schwur, hat er betrogen,
Mit jedem Kuß verbrieft?
Die Nachtigall, hat ſie gelogen,
Die ihr zu Zeugen rieft?

Das iſt die Höll': Euch hell zu ſehen,
Des Schattens ſelbſt beraubt,
Und vor den Seelen Rede ſtehen,
Die liebend hier geglaubt!

Zu Flammen nicht, nicht zum Verflammen
Führt einst der Hölle Bahn!
Gott wird zur — Wahrheit Euch verdammen!
Steckt wieder Lichter an!

Der Fluch.

1832.

Durch dich, o Gutenberg, rollt dem Gedanken
Ein tausendfaches Echo nach,
Dreimeilen gleich tönt aus der Zelle Schranken,
Was drin ein Weiser leise sprach!
Die Alten trugst du aus den Kerkern,
Gabst sie der ganzen Welt zu Tröstern,
Das Schlummernd-Neue riefst du wach!

Doch war's nicht Faust, der dich belauschte,
Als du am Letternkasten standst,
Durch glühend Gold die Kunst ertauschte,
Die halb du hattest, halb erst fandst?
Und hinter Faustens rauschem Kragen
Sah man gewiß die Feder ragen,
Die auf Mephisto's Mütze tanzt!

Und Satan flüsterte: „Nichts wird geboren,
Es trüge denn des Todes Spur,
Vom Sonnenlicht hat sich zu Euch verloren
Ein morgenrother Streifen nur.
Wie sich die neue Freiheit auch verwerthe,
Sie bleibt bedroht von dem Damoklesschwerte
Am Pferdehaare der Censur!"

Trinklied.

„Was schaust du nur so finster drein
Und schmeckest unserer Lust?
Lobt dich nicht auch der Götterwein,
Soll ihm ein Hoch gelungen sein
Nicht auch aus deiner Brust?
Auf und trinkt!
Trinkt und singt!
Vertrinkt den Erdenwust!"

„Entfesselt denn die Zunge dir
Nicht auch das volle Glas,
Daß es dir von der Erde hier
Durch Nebel-, Trug- und Lügrevier
Zum Himmel weist den Paß?
Redet frei!
Trinkt, juchhei!
In vino veritas!“

In vino veritas? Verzeiht,
Was durch den Kopf mir fuhr!
Wenn ihr so kühne Recken seid,
Im Worte dreist, im That bereit,
Das macht die Traube nur?
Dann zur Stund'
Stopft den Spund!
Vom Weine keine Spur!

Doch wer sich auch in Nüchternheit
Zum Wahren aufwärts schwingt,
Wer auch mit trockner Kehle freit
Im Dienst der Wunsbraut unsrer Zeit,
Der trinkt nur, wenn ihr singt:
Ohne Wein
Frei auch sein!
Jetzt schenket ein und trinkt!

Auslegung.

Wie die Mathesis aus Hypotenusen
Den Inhalt der Katheten finden lehrt,
So hoff' ich, ahnet ihr den warmen Busen,
Selbst wenn er Götter nur mit Marmor ehrt.

Mein Dichten gleicht dem Monde, den Gestirnen,
Sie sind das Abbild nur vom Sonnenlicht;
Man kann nur malen, wie auf Alpenfirnen
Die Sonne strahlt, die Sonne kann man nicht.

Dem jüngeren Nachwuchs.

Glücklich seid ihr, jüng're Streiter,
Daß euch schwarze Warnungspfahlen
Zeigen, wo einst Roß und Reiter
Vor Euch in den Abgrund sanken!

Glücklich: denn so könnt ihr wissen,
Wo im dichterischen Schwärmen
Andern ihre Saiten rissen,
Saiten aus Philisterdärmen.

Eine Welt seht ihr in Trümmern —
Bauen dürft ihr, statt zerstören,
Tempel schon und Kuppeln zimmern,
Die dem Himmel angehören!

Glätter wird die Stirn der Musen —
Ihr könnt schon mit Amor kosen,
Könnt den Jungfrau'n an den Busen
Wieder stecken Liederrosen.

Von dem Speer die Eisenspitze
Dürft ihr stoßen in die Erde,
Daß er nach des Kampfes Hitze
Euch ein schattig Laubdach werde.

Braucht es, wollt ihr stärker kämpfen,
Nicht den Leuten vorzudrucken,
Daß ihr nicht die Sterne dämpfen,
Nicht die Sonne wollt verschlucken!

Der Dichter der Zeit.

1835.

Ihr sagt, ja, ja! ich hätte
Nicht Herz und nicht Natur,
Und hasst' an euch als Klette
Durch meine Stacheln nur —

Ich gäbe Mittagsschwüle,
Saharasonnenbrand,
Nicht sanfte Abendkühle,
Nicht warmen Druck der Hand.

Ich gliche wol dem Feuer
St. Elmo's auf dem Meer,
Das Keinem recht geheuer,
Niemanden Führer wär' —

Ich könnte Tempel spinnen
Und drehen aus Asbest;
Doch keine Hütte, sinnen
Sich's ruhig schlafen läßt! —

Doch wo soll ich sie finden,
Die Liebe, die ihr wollt?
Wie kann ich den verbinden,
Der unversöhnlich grollt?

Wie kann den Arm ich legen
Um eure Schultern hin;
Mit Blumen euch umhegen,
Wenn auf der Flucht ich bin?

Wenn wo auf den beträubten
Landstraßen Ruh' ich fand,
Liegt mir mein Schwert zu Häupten,
Der Griff hart an der Hand.

Nehmt meinem Wort die Fessel,
Gebt ihm sein Echo frei;
Dann findet sich wol ein Sessel,
Ein Trunk, ein Scherz dabei!

Der Genius in jungen und alten Tagen.

Rüttel' und schüttel' das Bäumchen —
Laut! Wirft Säck' holen müssen!
Rüttel' und schüttel' das Bäumchen —
O weh! Es rappelt nichts mehr von Nüssen!
Rüttel' und schüttel' das Bäumchen —
Sonst Segen die Hülle und die Fülle!
Rüttel' und schüttel' das Bäumchen —
Noch ein Aestlein knackt. Sonst ist's stille.

Die Mühe.

1850.

Mühelos will ich das Glück. Nicht kann ich werben um schmeichelnd
Um ein ergiebiges Amt, Titel und Orden vollends.
Mühelos will ich Gewinn. Nicht kann ich sparen, nicht schanzen;
Würfel gewinnt's und das Rad, Rad und der Würfel verspielt's.
Selbst in der Liebe verdrießt mich die Müh'. Am Fenster der Schönen
Sang ich mein schmachtendes Lied, als ich barflos noch war.
Jetzt, so geschwellt auch die Brust von Frauenbezauberung, dennoch
Kurz ist mein werbendes Wort: Darf ich dir dienen, so sprich! —
Einem nur kenn' ich Geduld und Schweiß und Sorge und Mühe,
Müde das Auge am Tag, müde den Schlummer gebannt,
Immer die Seele im Zwang und unterworfen dem Willen,
Wasser gefüllt in ein Sieb, bergauf Räder gerollt.

Wenn aus der Ahnung ſich hebt und formt und geſtaltet das Kunſtwerk,
Deſſen gegipfelter Bau ſchwankt auf der zitternden Hand,
Halb nur Vollendung gereift, in Trümmer ſinkend und wieder
Aus dem verſchüttendem Sturz neu ſich geſtaltend erhebt!

Gezähmt.

So hab' ich einen kurzen Augenblick,
Mich aus dem Wirrwar wieder ſelbſt zurück!
Der Frühling will hervor; ich kann nicht weilen,
Muß ſeine Blüthen einzubeſen eilen.

Und wie ein Vogel, dem von ſeiner Haft
Ein blindes Ungefähr Erlöſung ſchafft,
Und der nicht weiß, darf er dem Dinge trauen
Und auf die Freiheit ſeiner Flügel bauen —

So blick' ich in die freie Welt hinaus,
Ließ Frau und Kind daheim im kleinen Haus,
Und ſinne ſinſter nach, wie jenen Bergen,
Ich möcht' entfliehn, die meiner Freiheit Schergen.

Vom Frankenlande weht ein Lüftchen her,
Des Rheines Welle eilt behend in's Meer. —
Die Hand raſch an die Bruſt, ein wildes Streiten
Tobt drinnen von den Geiſtern alter Zeiten!

Doch wie die Welle ſo vorüber rauſcht,
Wie oben Woſſe ſich mit Wolke tauſcht,
So fühl' ich wol, daß ich im Banne liege,
Und nicht mehr weit von meinem Neſte fliege.

Es iſt ein Zauber, der mich wie Magnet,
Je mehr ich geh', je mehr im Kreiſe dreht,
So daß ich weiß — nach einer Urlaubswoche
An meines Käfigs Fenſter wieder poche.

II.

Gelegentliches.

Den vielen Mitrednern.

Wie zittert das Licht durch den braunen Wald,
Wo die Föhren zu Tausenden ragen,
Nicht wirr, nicht wild, nicht mannigfalt,
Wie Krieger in Eins zusammengeballt
Und von Einem Geiste getragen!

Wie Brüder der Patriarchenzeit,
Wie Priam's hundert Söhne,
Zu Einem, Einem Opfer bereit,
Für's Vaterland, für den heiligen Streit,
Für den Sieg, der Alle krönt!

Zwar wohnt nicht die schmetternde Nachtigall,
Der Fink nicht auf Nadelholzzweigen,
Und doch im Wald der melodische Schall,
Weitum der heilige Widerhall
Vom feierlichsten — Schweigen!

Einem jungen Mädchen in's Album.

Sei aller Glanz vom Glücke
Der Jugend dir gegeben!
Und schwindet er, dann schmücke
Die ew'ge dich, dein geistig Streben!

Positiv und negativ.

Ein Messer ist Messer! Doch man hält es am Stiel.
Eins ist nicht das and're, wenn gleich auch das Ziel.
„Ich liebe das Gute!"
Da sieh'l' ich mich an.
„Ich hasse das Schlechte!"
Bedenklicher Bann —!
„Ich liebe die Ordnung!"
O trauliches Wesen —!
„Ich hasse Unordnung!"
Rettir' dich vorm Besen!

Den Freunden.

Sylvester-Trinkspruch 1862.

Ihr, die ihr durch die Straßen lärmt —
Ihr, die ihr wild beim Becher schwärmt —
Ihr, die ihr noch in stiller Kammer
Euch um des Jahres Scheiden härmt,
Das nichts gestillt vom Erdenjammer —

Ihr, die ihr fragt geschmolzen Blei,
Ob euch das Glück beschieden sei —
Ihr, die ihr rast im wilden Tanze —
Ihr, die ihr betet — Einerlei,
Im Rosen- oder Dornenkranze —!

Nur Einem, bitt' ich, seid bedacht,
Nur Einem, Einem habet Acht:
Daß ihr allein nicht möget wandern!
Nein, ob ihr weint und ob ihr lacht,
Euch wiederfinden könnt in — Andern!

Die Augen auf! Die Augen zu!
Das neue Jahr erwacht im Nu!
Ist euch ein treues Herz beschieden —
Kommt Freud', kommt Leid — habt sanfte Ruh'!
Dann weckt das Jahr zu Glück und Frieden!

Jenny Lind.

In ihr Album als sie eben, 1843, von Schweden kam.

Vom Norden her einst haben Wanderborden
Im deutsche Lande Märchen, Göttersagen
Von Sigurd und vom Schicksalsbaum getragen
Und Skaldensang ist deutscher Glaube worden.
Zum andernmale von der Ostsee Borden
Half freien Geistes zweifelndem Verzagen
Ein Heldenfürst mit glaubensfrohem Wagen
Und wieder kam der Glaube aus dem Norden.
Und jetzt im Reich der Schönheit, der Gesänge,
Im Reich der Bühnenkunst, der allen flachen,
Den Himmelsfunken wieder anzufachen,
Verstand Ein Sang mit stetenden Accorden
Die Kunst ist Gottesweihe! ruft die Menge.
Und wieder kam der Glaube aus dem Norden.

Sophia.

Sergius, auch Ihr?

Pugatſcheff.

Kennſt Du den Prieſter? Armes, armes Weib,
Dem Prieſter Sergius vertrau' ich Dich
Und Deine Knaben — ſucht ihr kindlich Auge
Den Vater draußen? Emil Pugatſcheff —
Sieh, ſieh — Kenn' ich ihn nicht, den Kameraden?
Er ſieht mir gleich? Sehr gleich an Wuchs und Weſen — ?
Ja, ja, jetzt kenn' ich ihn — er war mir treu
Und hat mir manchen Liebesdienſt geleiſtet.
Nach Kaſan darfſt Du unſer Heer begleiten —
In Kaſan will ich wieder mit Dir reden —
Mit Dir und Deinen Kindern — ſieh — es war
Ein Irrthum, Weib, ich bin nicht der, für den
Du mich gehalten, Du nicht die, zu der
Ein ſüßer Wahn im Traume mich getrieben!
Ein Wahn — ein Traum — nie — hab' ich Dich — geſehn!

(Rafft ſich nach einem ſchmerzhaften Kampfe mit ſich ſelber zuſammen.)

Die Fahnen auf! Die Adler ausgebreitet,
Trommeln wirbelt! Nach Kaſan! In die Schlacht!

(Schnell ab. Alle folgen bis auf Uſtinja und Sophia.)

Sophia.

Sie gehn — und ſchreiten über mich hinweg
Wie über einen Leichnam — eine Schlafende?

Festspruch zur Goldenen Hochzeit des Malers Julius Hübner.

(21. Mai 1854.)

Goldne Hochzeit — Silberhaare!
Silberhochzeit, goldne Jahre,
Wo vorüber manches Hoffen,
Doch das Aug' und Herz noch offen.

Hin ist erste Lebenswonne,
Maienjubel, Frühlingssonne,
Gräberreihen lassen lesen:
Schlimmre, was einst schön gewesen!

Doch der Mann, gewöhnt an Kämpfen,
Will die Flamme noch nicht dämpfen.
Ob sich Felsen um ihn dachen,
Steuern kann er noch den Nachen.

Schmücken soll ihn noch mit Kränzen
Wie am Tag des ersten Lenzen
Seine Liebe, die zum Lohne
Auch nicht fühlt wie — die Matrone.

Dennoch muß ich hier von Tagen,
Alten, ein'ge Wörtlein sagen
Unsern Silberehelenten.
Wollt es nicht zum Uebel deuten!

Jedes wahre Menschenleben
Hat ein Etwas um sich schweben,
Das dem Dufte gleicht der Blume
Und es weiht zum Heiligthume.

Ist's kein Duft vom Opfertische,
Ist's vielleicht nur Waldesfrische.
Irgend etwas soll ihm zeugen
Und bezeugen selbst mit Schweigen.

Eure Liebe, die wir feiern,
Weckt nun Duft mir, wie von Weihern
Wo im blauen Mondesglanze
Elfen sich ergehn im Tanze.

Euer Bündniß, das wir feiern,
Weckt mir Töne, wie von Leiern,
Aufgehängt in Waldesträumen,
Kündend, was die Blätter träumen.

Denken wir der ersten Stunden,
Die Euch minniglich verbunden,

Blitzt es auf mit Silberhelle,
Lacht des Rheines grüne Welle!

Frauen hold mit Lorleyreize,
Ritter auf der Falkenbeize,
Pilger mit der Kürbisflasche,
Gecken mit der bunten Tasche —

Alles drängt sich frohgeschaaret,
Wie es Lied und Chronik paaret!
An den Sätteln, an den Wänden
Ristet Sagen und Legenden!

Der Romantik schöne Zeiten,
Die in Worten sich erneuten,
Die in Farben wie in Tönen
Offenbarungen des Schönen,

War dem jungen Liebeleben
Mitzugeben mitgegeben!
Unter Krämzen, unter Fahnen
Mitzuziehn die neuen Bahnen!

Süße Zeit der holden Minne,
Wo wir zu des Tagwerks Zinne
Auf denselben Sprossen steigen,
Die uns Liebchens Fenster zeigen!

Wo der Lorbeer noch nicht grollte,
Wenn die Myrte anders wollte,
Myrt' im Busch nicht trotzig hockte,
Lorbeer zu sich niederlock'te!

Nun, daß man mich recht verstehe,
Farbenkasten dieser Ehe
War romantisches Gemische
Ganz in's Düsseldorferische.

Uhland's schwäbische Gelbveigelein —
Shakespeare's Rosmarienzweiglein —
Mendelssohn'sche Musikanten —
Immermann'sche Comödianten —

Glückliche, poetische Lage!
Rom'sche dann, Sorrent'sche Tage!
Daß ich Späteres berühre,
Dresdner Thees und Tieck's Lectüre!

Kurz — spricht auch der Zeiten Walten,
Daß das Beste soll veralten,
Krächzen kritische Medusen:
Neue Zeiten, neue Musen!

Seh' ich doch in Eurer Nähe
Leben die romant'schen Rehe;
Wirft, aus Genovefa's Zeiten!
Seht Haimonskinder reiten,

Zelter bäumen, Schleier wehen,
Wie in jener Zeit geschehen,
Als Rinaldo's Hifthorn schallte,
Noch kein Schuß im Walde knallte.

Brunnen plätschern, Linden wehen
Und die stillen Bächlein gehen!
Um Altan und Gartenpforte
Wispert's „Lieder ohne Worte."

Wohl! Der Hochzeitsmarsch erklinge,*)
Eurem Fünfundzwanzig-Ringe!
Denkt dabei: All, unter Säumen
In den schönen Erdenräumen
Ist ein sommernächtlich Träumen!

Einer jungen tragischen Schauspielerin.

In's Album.

Erlebe das Schicksal alles edlen Strebens,
Die Schrecken und das Dunkel des Lebens
Nur auf der Bühne, nur im Gedicht!
Sonst sei dir alles Glück und reiziges Licht!

Von einem Mädchen.

Nennt listig nicht das Auge, das so stimmend blitzt,
Der Schelm der Ringheit ist's, der in ihm sitzt.

Einer Sängerin.

Wie Silberklang, wie Sonnenschein
Ist deine Stimme hell und rein.
Wie Lerchensang, wie Waldeschor
Dringt aus der Kehle sie hervor!

*) Dieser erfolgte darauf.

Iſt ſie nicht leerer, flücht'ger Schall,
Nein, auch der treue Widerhall
Von Allem, was dein Sinn erſtrebt,
Was dich belebend in dir lebt,

So iſt's ein Glück unendlich groß,
Mit dir zu theilen jedes Loos,
Ob jubelnd oder ob betrübt,
Wenn nur von dir, von dir geliebt!

An Eduard Genaſt.

Zu ſeinem fünfzigjährigen Schauſpielerjubiläum.

Du ſagſt in deinem „Tagebuch",
Daß einſt dein Vater den Namen trug
Kynaſt ſtatt Genaſt.
So will es mich mahnen,
An denken heut an deine Ahnen,
An jene ſtolze Kynaſtfrau,
Die nur dem Ritter ſich angetraut,
Dem nur gegeben die weiße Hand,
Der auf der Mauer ſchmalem Rand
Umritten ihres Vaters Schloß.

Wol mancher Freier ſank hinab
Und fand in der Tiefe ſein gnadiges Grab.
Doch Einem gelang es. Auf Schritt und Tritt
Hat er ihn vollendet den ſchwindelnden Ritt.
Nicht ſchreckt' ihn der Abgrund, der Felſen Geſtein,
Nicht ſtarrt' er in Rübezahl's Wälder hinein,
Nicht blickt' er, ſtatt auf der Mauer Rand,
Nur dorthin, wo die Jungfrau ſtand.

Voll Ernſt, doch leicht, nur vorbedacht,
Hat er den Ritt zu Ende gebracht.

Nach fünfzig Jahren hältſt du jetzt,
Wo du dich einſt in den Sattel geſetzt.
Das übermüthige, trotzige Ding,
Das dich gelockt auf den Mauerring,
Jetzt ſteht ſie, ihr Blick nicht mehr der Meduſe,
Nein, lieblich und hold — die Bühnenmuſe.
Sie reicht dir den Kranz und reicht dir die Wange.
Die böſe und doch — ſo zauberiſche Range!

Und wie ſie dir giebt den bräutlichen Kuß,
Da ſchmettern die Hörner Willkommen und Gruß.
Die Mannen jubeln dem Ritter und Helden,
Von dem noch die künftigen Zeiten melden!

Einer Schauſpielerin.

In's Album.

Schönheit iſt der Herzen Angel!
Selbſt im Spiele auf der Bühne
Wird für des Talentes Mangel
Schönheit noch zur milden Sühne.

Vertritt in der Bühne Reigen
Hat die Kunſt! Dann in der Mitte
Muß Natur ſich feſſelnd zeigen
Und die Bildung iſt die dritte.

Wirſt in die gemeſſ'nen Tänze
Dieſer drei, wie nur zum Scherzen,
Noch die Schönheit ihre Kränze,
Dann gewinnſt du alle Herzen.

Die drei Farben.

1837.

Bei Höchſt liegt hart am Maine
Ein Garten vor dem Thor!
Es ragen über die Mauern
Die Bäume und Blüthen hervor.

Und an des Gartens Thore
Da hat — zum Trotz der Welt? —
Die deutſche Tricolore
Der Gärtner aufgeſtellt.

Des Thores Angelheben
Sind rother Marmelſtein,
Vielleicht vom deutſchen Leben
Soll'n ſie ein Sinnbild ſein.

Und will man Deutſchland führen
In Dunkelheit hinein,
So mußten wol die Thüren
Pechſchwarzer Farbe ſein.

Doch über alle Fernen
Noch unſre Hoffnung geht,
Drum war mit goldnen Sternen
Der ſchwarze Grund beſä't.

Ich fragte, wem die Freiheit
Am Orte ſo viel werth,
Daß er die heil'ge Dreiheit
Des Volks ſo ſinnig ehrt?

Dem Todtengräber! hieß es.
Dies iſt des Todes Haus!
Den Traum des goldnen Vließes
Träum' auf dem Friedhof aus!

Zum neuen Jahr.

1841.

Zur Zeit des Miniſteriums Thiers.

Trübgerunzelt, finſt'rer Dinge
Tritt Saturnus zum Vulcan,
„Meiſter, haſt du ſie, die Ringe?
Schüre daß die Bälge an!"

„Hebe, Eiſen, aus dem Bette!
Auf, Geſellen, hämmert flink!
Wieder braucht die Zeitenkette
Einen nageneuen Ring!"

Und in wundertichen Weiſen
Singt die Flamme, tanzt und tollt,
Auf dem Amboß ziſcht das Eiſen,
In dem Tiegel dampft das Gold.

Fromm und fleißig ſich bemühend
Haſtet ſich der Eiſen Schaar:
Zwölfe ſchlägt es, und noch glühend
Nimmt der Gott die Ringe dar.

Einer greift, wie ihn der Ringer
In die Fauſt zum Stoße nimmt:
Einer, wie er an dem Finger
Einer Braut beim Altar glimmt.

Jener mahnt an Kampf und Leichen,
Mahnt an Tod und Völkerſtreit.
Dieſer, wie ein Friedenszeichen,
Einem Liebesbund geweiht.

Setzt die Gläſer von der Lippe!
Horcht, Saturn entſteigt der Gruft!
Draußen ſchneidet ſeine Hippe
Klingend durch die Winterluft.

Hört ihn in die Höhe dringen,
Wo die Zeit nicht iſt, noch war!
Welchen von den beiden Ringen
Bringt er wol dem neuen Jahr?

III.

Zeit und Ort.

Die deutſchen Knaben.

Als ſich vor Hunnenblicken
Die Gothen ſo entſetzten,
Daß ſie die Byzantiner
Um Schutz im Lande baten;
Da mußten nächſt den Waffen,
Sie auch die eignen Kinder
An ihre neuen Herren
Als Unterpfänder ſtellen.

So zogen mehr denn tauſend
Der blonden Gothenknaben
Hinüber nach Kleinaſien
Und hielten Schach der Freiheit
Den tiefgekränkten Vätern.
Man ließ die Väter darben,
Man hielt ſie wie die Sklaven,
Sie ſtehen auf und ſiegen.

Dort — drüben in Kleinaſien,
Wo ihre Knaben weilen,
Wird laut die Siegesbotſchaft
Der Schlacht Adrianopel.
Es horchen auf die Knaben
Und laſſen freud'ge Blicke
Zur Schmach der Byzantiner
Aus ihren Mienen glänzen.

Im orthodoxen Aſien,
Wo Griechen nur und Römer
Das Recht, mit ihren Lauten
Die Luft zu füllen haben;

Da jubeln unſre Knaben
Mit unerſchrocknet Stimme
Und rufen in die Lüfte
Die deutſchen Heimathlaute.

Und ſingen deutſche Lieder,
Die alten Schlachtgeſänge,
Die aus dem Mund der Väter
Sie unzählbar vernahmen,
Und ſchlagen an die kleinen
Zum Spiel geliehnen Schilde,
Laut rufend, was ſie wollten,
Der Väter Siegruhm theilen!

Die Römer, drob erſchreckend,
Berufen ihre Räthe
Und jagen auf die Plätze
Von allen Städten Aſiens
Die jungen Sigurdſöhne
Wie Jagdgewild zuſammen —
Durchbohrt von Pfeilesgarben,
An tauſend Knaben ſtarben.

Schön Urſa.

Ballade.

I.

Kurt ſtand im Licht der Sterne am ſtillen Jägerhaus,
Es rauſchten die dunklen Tannen, es ſchwirrte die Fledermaus
„Thu' auf, thu' auf, Feinsliebchen! Es iſt die eilfte Stund'!
Dein Bruder pirſcht im Walde tief unten im Erlengrund!"
Der Sand auf der Diele kniſtert, es wispert am Schlüſſelloch:
„Wer ruft im Lichte der Sterne ſo ſpät dem Jäger noch?"
„Hier ſind zwei Locken, Feinliebchen, wie Seide ſo rein, ſo fein,
Benetzt mit Tropfen Blutes! Laß mich zur Thüre ein!
Die guten Dinge, ſie ſind es, die du geboten haſt,
Um deinen grimmen Bruder zu bannen in ferne Raſt!"
Es raſſelt der Riegel, die Kette, der Schlüſſel im Thürlein ſich dreht,
Vor Ritter Kurt mit Lachen ein altes Mütterlein ſteht.
„Ei, Ritter, was thut ihr im Walde? Geht heim auf euer Schloß!
Der Jäger duldet die Schweſter auf ſeines Buhlen Schooß!"
„Schön Urſa ſah ich im Walde heut morgen im Sonnenthau,
Ihr Mund ſo roth wie Korallen, ihr Auge wie Veilchen ſo blau —

Das Haar so blond wie von Golde, die Hand so weiß, wie von Schnee:
So sahen in alten Tagen wol Ritter die Waltesee!
O sei, schön Uria, so sprach ich, in Blumen und Blüthen mein! —
„„Viel lieber hätt' ich dich, Liebster, daheim im Kämmerlein!“
So komm' ich in heimlicher Stunde — „„Mein Bruder jagt zu Nacht!
Doch bis er heimkehrt halten wol Zauberinnen Wacht,
Zwei Locken, frisch geschnitten aus eines Menschen Haar,
Dazu von dessen Blute zwei Tropfen, hell und klar —
Am Hirschgeweih der Zauber gehängt in des Hauses Flur
Bannt bis zur Morgenfrühe des grimmen Bruders Spur!““
Hier sind die Locken geschnitten, wie Seide im Sonnenschein,
Benetzt mit Tropfen Blutes! Laß mich zur Kammer ein.“
Die Alte nimmt den Zauber, hält ihn an's Sternenlicht,
Indessen: „Kurt, mein Trauter!“ es wisperund um ihn spricht:
Indessen ein warmes Hauchen er fühlt mit wonnigem Graus —
Da bricht die alte Hexe in schrilles Lachen aus:
„Herr Ritter, eure Locken sind grob, wie von Flachs, von Zwirn!
Ihr schnittet sie im Stalle von eines Füllen Stirn?
Und eure Tropfen Blutes? Ihr habt ein Weiblein fein,
Und aus dem Küchenschranke mag's Saft von Kirschen sein!“
Und ehe draus der Ritter ein Wort zu reden gewagt,
Erschallt schon aus dem Walde die Wiederkehr der Jagd.
Ein Rufen, ein Hetzen, ein Heulen der Hunde durch den Forst,
Die nächtlichen Vögel flattern erschreckt vom Tannenhorst.
Die Eichen langen und schlagen mit ihren Zweigen aus,
Von Sturmeswirbeln umkreiset, erbebt das Jägerhaus.
Und Kurt flieht vor dem Bruder, flieht vor dem wilden Troß —
Es schlägt die zwölfte Stunde in seiner Väter Schloß.

II.

Elsbeth, gieb von deinen Locken mir zwei Flocken goldenfein,
Auf dem Herzen sie zu tragen, will ich sie der Liebe weihn!
„Edler Herr, die Zofe bin ich, treu der Herrin, eurem Weib,
Meine Locken trag' ich züchtig, nicht zu Spott und Zeitvertreib!“
Elsbeth, wenigstens das Täublein, das du lehrtest so geschickt,
Wie es aus dem süßen Munde Körnlein dir um Körnlein pickt!
Herzen will ich, was du lieb hast, will ein Band mit zween Ringen,
Deinen Namen, meinen Namen um den Hals des Täubleins schlingen.
„Nehmt das Täublein, nehmt die Locke auch aus meinem Haare licht,
Aber spottet, edler Ritter, meines armen Herzens nicht!“

Und die Nacht nach selbem Tage geht zum Wald in's Jägerhaus
Ritter Kurt; die Tannen rauschen und es schwirrt die Fledermaus.
Und er ruft: „Hier sind die Locken, heute, Liebchen, laß mich ein!
Roth sind sie von Tropfen Blutes! Locken sein, die Tropfen rein!“
Und es rasselt an der Kette, Schlüssel sich im Schlosse dreht,
Heut mit einem Lämpchen leuchtend, Ursa selber vor ihm steht.
Schön und strahlend wie im Wald er sie gesehn im Sonnenthau,
Roth ihr Mund wie von Korallen und ihr Auge veilchenblau;
Blond ihr Haar als wie von Golde, ihre Hand so weiß wie Schnee,
Wie in alten Tagen Ritter sahen wol die Waldesfee.
„Komm' herauf in meine Kammer! Laß dich glühend heiß umfangen!
Vor dem Bruder schützt der Zauber, an der Diele aufgehangen,
Zweier Locken, abgeschnitten frisch aus eines Menschen Haar,
Und aus dessen rothem Blute drauf gemetzt ein Tropfenpaar!“
Und das holde süße Mägdlein zieht die Stieg' ihn schon empor;
Da schlägt, horch, aus Waldesriesen heller Hornruf an das Ohr.
Nachtgevögel schreit und flattert, aufgeschreckt im Tannenhorst,
Rüden bellen, Pferde wiehern immer näher durch den Forst.
Lachend schallt es aus der Ecke, wo Schön Ursa eben stand,
Und der heiß're Ton der Alten trächzt, ihm spottend, von der Wand:
„Ritter fliehet! Es kommt der Bruder! Seine Meute zieht schon ein!
Eure Locken sind die rechten, sind wie Seide, goldenrein!
Aber soll der Zauber wirken, vor dem Bruder halten Hut,
Geht und opfert euer Liebe künftig mehr als Taubenblut!“

III.

Elsbeth stand, die böse Zofe, wonnig schlau ihr falsches Herz,
Im Begehr nach ihren Locken sah sie mehr als eitlen Scherz.
Von dem Ritter sah im Geiste sie geküßt ihr Lockenhaar,
Sich von seinem Arm umfangen, ja im Brautkranz am Altar.
Agnes, ihre Herrin, schwebte oft, ein Körbchen in der Hand,
Niederwärts zu Thal, zu speisen, wen sie arm und hungernd fand.
Brot und Geld und Weines Labung deutet's ein Priester dann,
Auszutheilen Dem und Jenem, der bekannt dem heil'gen Mann.
Messe las er auf dem Schlosse, wohnte hinter'm Klosterthor,
Las auch oft der hohen Herrin aus Brevier und Psalter vor.
Oder in dem Blumengarten an des Söllers Ausgang stand
Mit der Burgfrau er und saß auch mit ihr an der Epheuwand.
Brunnen plätscherten und netzten rings den grünen Wiesenrain
Und die Burgfrau sog die sanfte Rede seiner Lippen ein.

Und dennoch war's erlebt, kein Bild, kein Traum,
Es war ſein Mund, ſein eigenſtes Erſcheinen —?
(Sieht ſich um.)
Iſt das ein Weib in kriegeriſchem Schmuck? (Erſchrickt.)
Was ſeh' ich, wenn noch meine Augen ſehen?

Uſtinja.

Kennſt Du mich nicht, Sophia Pugatſcheff?

Sophia (außer ſich).

Erſt ſtand nur eine Wolke vor der Sonne —
Nun taucht ſie ſich in Blut — Uſtinja, Du —?

Uſtinja.

Warum dies feige Wimmern? Weil die Brandung
Der ſturmgepeitſchten rieſenhohen See
Dich an dem flachen Uferrand des Lebens
Nicht in gewohnter Stille ankern läßt?
Es weht ein höh'rer Geiſt durch dieſe Zeit —
Wie Donnerwolken rauſcht es über uns —
Und die Geſtirne eines Götterdaſeins,
Sie werden ſich vor Dir nicht neigen, Weib! (Ab.)

Sophia.

Uſtinja ſtahl mein Bild aus ſeiner Seele?

Iwan und Alexei
(kommen geſprungen).

Mutter! Mutter!

Sophia
(in höchſter Erregung).

Ach, meine Kinder! Hab' ich noch die Kinder?
Ihr habt den Angſtſchrei der Natur gehört!

Lieblich war des Mönches Antlitz und sein Aug' ein Strahlenquell,
Und sein Wort der Seele Spiegel und die Seele rein und hell.

Elsbeth aber höhnt dem Ritter: „Herr, ergreift Ihr Nachts die Flucht,
Daß Euch Eure edle Gattin nächtlich — an dem Kloster sucht?"

„An dem Kloster?" Elsbeth lichert, hüpft den Hühnern nach und springt,
Liedchen trällernd, wie sie nächtlich, sagt sie, ihre Herrin singt.

Und in Agnes' Kemenaten fand man eine wollne Schnur,
Wie um ihre Hüften tragen Sanct Franciscus' Söhne nur!

Und im Kies der Gartenwege zeigt sich Spur von Füßen — vieren,
Die sich immer in die Büsche, in die dunkelsten, verlieren!

Und am dritten Tag, wo Agnes wollte ihrem Freund begegnen
An der Leiche eines Kindes — sie's zu schmücken, er's zu segnen —

Steht der Ritter an dem Burgthor; nur des Wahnes sich bewußt,
Stößt er seines Schwertes Spitze in des treuen Weibes Brust.

Wild zerwühlt er ihre Locken, färbt mit Blut sie und sein Zorn
Ruft sich Zeugen noch der Mordthat und er stößt in's Waidmannshorn.

Auf die Mannen, zeigt die Leiche, schwingt sich auf sein schnellstes Roß,
Braust hinaus, sein Blut zu kühlen — weinend steht der Mannen Troß.

Hin zum Walde stiebt der Ritter. Nacht um ihn, der Seele Grauß
Und das innerste Erbeben jagen ihn zum Jägerhaus.

Und ein Klingen und ein Pfeifen dringt aus jedem Busch hervor;
Von den Wipfeln rauscht ein Schütteln aller Blätter wie im Chor.

Immer lieblicher und heller wird das Sausen, Rauschen bald;
Immer lichter, wie voll Sterne, wie voll Sonnen steht der Wald.

Ist ein Fest im Jägerhause? Klingt zur Hochzeit die Schalmei?
Fiedelklang und Mädchenlachen ruft zu Lust und Tanz herbei.

Hei! Wo ist das Haus geblieben, das so still und düster stand?
Ein Palast steht hier gethürmet, wie gebaut von Feenhand!

Und Schön Ursa unter üpp'gen Frauen tanzt im Kerzenschein.
Wie den Ritter sie erblicket, fliegt sie jauchzend aus den Reihn,

Sinkt mit wonnegläh'ndem Beben an des Ueberraschten Brust,
Strömt in seine matten Glieder ihre eig'ne Gluth und Lust.

„Hut und Schärpe ab, mein Trauter! Lege Handschuh hin und Schwert,
Sieh doch, bringst du heut' den Zauber, der des Bruders uns erwehrt?"

Unter Kosen, unter Küssen, die sie hundertfach ihm gab —
Streifte sie von Schwert und Handschuh säuberlich zwei Locken ab.

Legt die blut'gen auf den Sockel einer goldnen Säule hin,
Die geschmückt mit Hirschgeweihen. Kaum noch sieht's sein trunkner Sinn.

Denn die Lippen wie Korallen, ihrer Augen Veilchenblau,
Und den Schnee der weichsten Arme gab ihm schon die schönste Frau.

Selig schweigt er, ob vor Allen, ob er sie umfängt allein,
Ob im Glanz der Festeshalle, ob im Laubenkämmerchein.

Was die Seele ihm belastet, bald in Reue, bald in Zorn,
Ist vergessen und sein Leben scheint ihm Rose ohne Dorn.
Blumen sieht er nur und Kerzen, hört nur Flöte und Gesang,
Fühlt des Augenblickes Wonne eine Ewigkeit entlang;
Bis das Frührroth endlich tagte und des Bruders wilde Jagd,
Die sich diese Nacht verspätet, mit dem Hornruf angesagt.
Krachend wankte das Gebäude, Flammen schlugen aus dem Dach,
Und in Schutt und Trümmer sinken Giebel, Säulen allgemach
In dem Antlitz blieb der Schrecken, Lieblichstes verzerrend, stehn.
Larven starrten, wo der Ritter eben Engel noch gesehn.
Urka! Urka! ruft er suchend; doch die alte Hexe nur
Lag in seinem Arm gelauert, als er selbst zur Tiefe fuhr.

* * *

Elsbeth sprang vom Drachenfelsen in des Rheines Fluth hinab,
Agnes fand im heil'gen Kloster ihr gewelhtes stilles Grab.
Unter Erlen nicht, nicht Tannen, nicht im Mondlicht, nicht am Tag
Ward das Jägerhaus gefunden, das so still im Walde lag.

Chinesische Romanze.

„Chinas Staat steht auf dem Standpunkt der Familie."
Hegel.

Kan-Tschu war ein wilder Knabe,
Gut von Herzen, stark im Waschen,
Manchmal liedisch wie ein Rade,
Aber höflich, stets gewaschen,
Selber seinen Zopf sich strählend,
Kleine Füße, kleine Hände,
Blumenreich den Ausdruck wählend,
Doch ein Wildfang ohne Ende.

Ach, was hat der Mandarine,
Der sein Vater, nicht für Mühe,
Daß ihn, hilft kein Blick der Miene,
Flugs das Bambusrohr erziehe!
Soll er mit dem Pinsel schreiben
Oder Seidenwürmer füttern,
Immer muß der Stock ihn treiben,
Der allein ihn kann erschüttern.

Kan-Tschu flieht. Er sieht nach Westen,
Selig in der Freiheit Wonne,
Schlummert unter Maulbeerästen,
Bis ihn weckt die Morgensonne,

Bis ihn wecken Trommeln, Pfeifen
Von verstärkterzieh'nden Truppen,
Die ihn als Rekruten greifen
Und mit Harnisch überschuppen.

Hinter der Chinesen-Gränze,
In den Steppen der Mongolen,
Sind noch schönste Lorbeerkränze
Für die Tapferkeit zu holen.
Kan-Tschu vom Kameele mördert
Unterm Feind erst mit dem Bogen,
Aber bald wird er befördert
Und zur Reiterei gezogen.

Auf dem Roß mit Schild und Lanze
Ficht und sticht er unerschrocken,
Hüpft zum Kampfe wie zum Tanze,
Wo die meisten Feinde hocken;
Säbelt, schießt im vollen Jagen
Vorwärts, rückwärts, immer Sieger,
Bald sieht man ihn überragen
Alle kaiserlichen Krieger.

Kan-Tschu steigt. Ein ganz Geschwader
Traut man seinem Löwenmuthe,
Eine blut'ge Feuerader,
Eine Schlachtkometenruthe,
Ringsum züngelnd, brennend, sengend,
Furchtbar allen Feindesheeren,
Und den Führer aufwärts drängend
Zu den allerhöchsten Ehren.

Endlich ihren Göttern fluchend,
All zersprengt in ihren Schaaren
Und die fernsten Steppen suchend,
Flieh'n Mongolen und Tartaren.
Kan-Tschu, der den Feind geschlagen,
Hat den Marschallstab zu Handen,
Wird von Stadt zu Stadt getragen,
Ruhmgekrönt in allen Landen.

Auf den Gassen grüne Zweige,
Blumen, Teppiche, Geschenke,
Alles, daß man sichtlich zeige,
Wie ein Volk des Ruhms gedenke.
Pfauenfedern schickt der Kaiser,
Goldgestickte Ehrenkleider,
Mandarinen, Wegeweiser,
Und den kaiserlichen Schneider.

Aber zu dem Ruhm und Preise
Blickt nur Einer stumm und traurig,
Kan-Tschu, den ein Aengsten leise,
Eine Bangniß, schwarz und schaurig,
Ueberschleicht, ein bös' Gewissen,
Daß sein Vater, statt zu segnen,
Dem Entlaufnen mit gewissen
Dingen müßte erst begegnen.

Mit dem schmerzlichsten Entsagen
Naht er sich dem Vaterhause,
Hoch im Palankin getragen,
Rings umschwirrt vom Volksgebrause;
Ach, er sieht die Thüre offen —
Richtig! sieht den Vater zornig,
Bückt sich — wehe! wird getroffen
Von dem Stocke hart und dornig.

Unter einer dichten Weike
Prügel, die herniederregnet,
Krümmt sich da vor allem Volke
Der, den Gott so hoch gesegnet!
Seht den grimmen Mandarinen
Im Gefühl der Vaterrechte,
Wie er wüthet, daß er Dornen,
Blut'ge, in den Lorbeer flechte.

Endlich ruht der Stock des Alten,
Kan-Tschu winkt in Kindesjahren,
Daß sie nun zum Kaiser wallten
Von dem Heerd so strenger Lehren,
Läßt sich auf die Sänfte richten,
Während dieses Reich der Mitte
Alle preisen, wo in Büchten
Thront noch Vaterrecht und Sitte.

Negerbild.

Mittag ist's. Im stillen Hafen
Vor Virginias Waarenhallen
Lagern sich zwei schwarze Sklaven
Auf und zwischen Tabaksballen.

Einer nutzt die Mußestunde,
Hingestreckt auf allen Vieren,
Mit dem zugespitzten Munde
Pfeifenqualm zu fantiren.

Nimmt die Fibel in die Hände,
Will sich bilden, liest und stammelt,
Daß man, wählt der Neger Stunde,
Einst auch seine Stimme sammelt.

Doch der Andre, ob er lange,
Unbekümmert, was er wüßte,
Richtet finster nur das Auge
Nach der fernen Kaffernküste.

In den hessischen Bergen.

Schwarze Tannenwälder rauschten
Auf dem rothen Felsgestein,
Und es war mir, gleich als rauschten
Geister in das Thal herein.
Zeitenmüde Burgen schliefen
Auf den dunkeln Bergeshöh'n,
Und die Eichen, knarrend, riefen
Hütte vor dem wilden Föhn.

Bei dem Toben und Gewitter
In der finstern Bergesklust
War mir's, als wenn Eisenritter
Rasselten aus Todesgruft.
Als wenn von den Burgen Fahnen
Flatterten, und Hörnerschall
Tönte, um zum Kampf zu mahnen
Bund'sgenossen und Vasall.

War mir's, als wenn ein bemoos'ter
Münster ragt' aus Nacht und Wald,
Und vom Cistercienserkloster
Her ein Glöcklein wimmernd schallt.
Hülfe rufend, denn zu Neste,
Hochgeschwungen schon das Schwert,
Steh'n im wildverwornen Troste
Räuber vor dem Gottesheerd.

Ja, es war mir, gleich als hüpften
Zwerge rings aus Busch und Strauch.
Jungfrau'n, die vorüberschlüpften,
Lächelnd ernst nach Geisterbrauch —
In die Zeiten, in die Sagen
Hatt' ich mich verloren tief,
Bis der — Thurn und Taxiswagen
Mich aus meinen Träumen rief.

Huß und Hieronymus.

Am Bodensee.

Hier war's, hier an dem schönen See,
Gefärbt von Rheinesfluth und Alpenschnee —!
Die Traube dort im Gartenhag —!
Im See sich spiegelnd blauer Sonnentag!

Rings Zauberland! ... Wo Meersburg?
Da blitzt es durch die Sonnennebel durch!
Von Thurgau winkt der Alpen Kranz
Und hier liegt die Concilienstadt Constanz!

Im Grase lieg' ich hingestreckt,
Den kräuterduft'gen Holderbusch gedeckt —
Hart an der Bucht — durch Wellengold
Rauscht eben her der Dampfer Leopold —!

Und dennoch, dennoch, finstre Stadt,
An deiner Stirn klebt ein Historienblatt
Von Blut, von schwarzem Höllenruß —
Von Johann Huß und Hieronymus!

Das durfte hier, hier an dem See geschehn!
Das durften diese Alpenhäupter sehn!
Dies Dach! Am Leuchtthurm hart vorbei,
Beim Schifferkrahn! Dort saß die Kerkerei?

In diesem Raritätenhaus
Dort stopften sie die Kirchenspaltung aus?
Dort saß mit seinem falschen Eid
Der Kaiser, der versprochen frei Geleit?

Des Geist'o Apostel, Johann Huß
Und sein Johannes, Hieronymus, —
Ich seh' die welsche Priesterschaar,
Sie drückt euch Teufelsmützen in das Haar.

Sie reißt das Ehrenkleid euch ab,
Bricht über Freiheitshelden ihren Stab,
Holt Holz vom Wald und Schilf vom See
Zum letzterfrasenden Autodafé.

Die Flamme zuckt: das Schilf ist naß
Und leuchtend trägt sancta simplicitas
Noch trocknes Reisig in den Brand,
Der Fanatismus seinen Unverstand!

Die Beiden ſingen in der Gluth
Dem Herrn der Herrn ein Danklied wohlgemuth:
Doch Alles ſchwärzt ſich! Höllenrauch!
Im Prieſterfluch erſtickt der fromme Hauch!

Mein Auge ſchweift im leeren Raum —
Und wo ich ſo geträumt den Flammentraum,
Und wie ich blick' in's Weite, buſch!
Da flattert's hinter mir im grünen Buſch —

Die Sage ließ den Holzſtoß überſchweben
Von weißen Tauben — und da eben
Erſpäh' ich's, in die Liſte klar
Fliegt wieder auf ein weißes Taubenpaar!

Bilder vom Comerſee.

1844.

I.

Mondſcheinfahrt.

Mit der Sonne ausgefahren!
Mit dem Monde heimgerauſcht!
Goldnetz hat in Nixenhaaren
Mit dem Silberpfeil getauſcht.

Silberpfeil! Du biſt mir lieber!
Nixen ſchillern, weiß wie Schnee,
Durch des Mondes Licht herüber
In dem bläulich hellen See.

In der Nähe, in der Ferne
Tauchen ſie, bald dort, bald hier,
Blinzeln mit dem Heer der Sterne,
Summen mit dem Gondelier.

In Gewändern, geiſterhellen,
Schwimmen ſie den Wellen zu,
Halten auf den Marmorſchwellen
Mitternächtlich leiſe Ruh'.

II.

Heimkehr.

Ruhe denn auch unsre Barke
An der Kette nun im Hafen —
Tonio giebt die Hand, die starke,
Gute Nacht, Herr! Geht Ihr schlafen?

Unter flüsternden Platanen,
Auf dem Rasen, ihrer viere,
Eingehüllt in Segelfahnen
Strecken sich die Gondeliere.

Aber Morpheus mit dem Mohne
Flieht vor solchen Zauberräumen.
Draußen noch auf dem Balcone
Muß ich eine Stunde träumen.

III.

Nachtbild.

Sieh die Furch' im See gezogen!
Ist es einer Welle Schimmer,
Die sich spiegelt in den Wogen,
Schatten wirft im Mondesflimmer?

Ist's ein Thier? Auf zwanzig Füßen
Sieht man durch den See — geschwinde
Einen Kahn vorüberschießen —
Zwanzig Ruder sind die Winde!

Schmal und lang des Kahnes Weichen
Und die Spitzen scharf wie Pfeile —
Zwanzig Rudrer, stumm wie Leichen,
Rudern ihn mit Flügeleile.

In dem Nachen, leicht wie Federn,
Liegt ein Magazin von Waaren,
Leinen, seiden, tuchen, ledern,
Schriften auch vielleicht, von raren.

Tonio, wachst du noch am Strande?
Siehst du auch den Geisternachen —?
Signor, das ist Contrebande!
Hör' ich seine Brüder lachen.

Lachen: Austria evviva!
Bis die Ruder tief verhallen —
Von der Villa Sommariva
Schmetterten die Nachtigallen.

IV.

Neue Gesellschaft.

Hoch steht schon die Sonn' am Himmel —
Hab' ich wol die Zeit verschlafen?
Schiffer harren schon im Hafen
Und von Bettern ein Gewimmel.

Lungern vor dem Ecce Homo,
Vor Maria, tief verschleiert. —
Rasch! Die Glocke lärmt und heiert,
Rasch! Das Dampfschiff kommt von Como

Bettler greifen nach der Krücke,
Schiffer hoffen reiche Landung,
Rudern in des Dampfers Brandung,
Und vom Dampfer fällt die Brücke.

Ladies, Zofen und Cassette
Schwanken im Hinunterklettern —
Deutsche fluchen, Russen wettern,
Und dem Lord fehlt die Lorgnette.

Und der Lady von der Leiter
Fällt ihr Album in die Wellen,
In die tiefen, in die schnellen,
Und der Dampfer schaufelt weiter.

V.

Eveline.

Lady, trostlos, lobt die Friese
In der Villa des Markese,
Ihr Gespons, Signor Ingiese,
Nimmt derstät'gend eine Prise.

Doch mit traumverlorner Miene
Schleicht sich von den Kunstdebatten
In des Gartens duft'ge Schatten
Still ihr Kind, Miß Eveline.

Sie, die Lieblichſte vor Allen, —
Schwarze Locken, lange Wimpern,
Hände wie zum Harfeklimpern,
Füße kaum zum Erdenwallen.

Schwebend hält ſie an den Hecken,
An den Cactus, Azaleen,
An den luſt'gen Orchideen —
Falter ſcheinen ſie zu necken.

Hinter marmornen Meduſen
Küßt wol ihre junge Liebe
Einen dieſer Blüthentriebe
Und verbirgt ihn in dem Buſen?

Arthur! Arthur! ſeufzt ſie leiſe,
Blickend nach dem Alpenrücken —
Nordwärts reiſ't ſie: doch ihr Blicken
Macht nach Schottland wol die Reiſe?

Blüthenſtaub von dieſen Wänden
Will in's Land des alten Banquo
Mit dem nächſten Briefe franco
Sie an Mylord Arthur ſenden —?

VI.

Tonio!
Hoiho!
Rufe Marco, deinen Bruder,
Holt die Ruder!
Ecco!
Heut' zum Lago hin di Lecco!

VII.

Iris.

Aus verborgnen Felſenſpalten
Und noch unbekannten Quellen
Stürzt ein Gießbach, ohne Halten —
Weithin tobt des Sturzes Gellen!

Das Geheime an dem „Fiume"
Iſt in Mailand noch Debatte:
Milchweis iſt des Falles Blume
Und ſie nennen ihn di latte.

Ihr ſeid's! Nur Ihr! Nur Ihr?
Zeigt Eure Mienen! Seiner Mienen Abbild?
Zeigt Eure Augen! Seiner Augen Spiegel?
O ſtraft es Lüge, Euer Angeſicht,
Ihr ſeid des Vaters Ebenbilder nicht,
Ich will nur Eins aus Euern Augen leſen:
Die Mutter irrt! Er iſt es nicht geweſen! (Sinkt zuſammen.)

(Vorhang fällt.)

Und die Blume in der Ferne
Funkelt wie ein Regenbogen,
Immer iſt mit Friedenswonne
Hold der Waſſerfall umzogen.

Siebenfarbig brechen immer
Sich die diamantnen Strahlen,
Mondenlicht ſelbſt muß den Schimmer
Eines Regenbogens malen.

Mylord reitet und Mylady
Auf dem Eſel, die Duenna
Schenkend kleine Maravedi
An die Buben von Baenna.

Oben aber, wo es ſchmettert
An der Spitze des Fiume,
Seh' ich kühn hinangeklettert
Eveline, Arthur's Blume.

Iris ſchwebt im Regenbogen,
Sternbeſä't in lichten Garben!
Um ihr Götterbild gezogen
Schimmerten die ſieben Farben.

VIII.

Abends.

Wieder bläuet ſich der Schnee
Auf den Alpen in der Runde —
Wieder ſchauert über'm See
Sternennacht und Dichterſtunde.

Im Albergo ſchmort der Koch
Zwölfuhrpfeifern Abendbrocken,
Von den Beitern läuten noch
Glaubensthell die Abendglocken.

Und Mynheer und Engliſhman
Holen ſich, ein Jeder ſolo,
Appetitserregungen
Vom Spaziergang auf dem Molo.

Mylord einen Meeting hält
Mit den Kellnern in Statiſtik,
Fiſch' und Vögeln, und beſtellt
Sich au naturel ein Beafſteak.

Doch Mylady — einen Shwal
Hat sie um die Schultern halb um —
Wie vermißt sie jetzt mit Qual
Ihr versunk'nes Reiseattum.

Wie, ach! hätte sie die Frucht
Unvergeßlicher Minuten
Gern im Album eingebucht
All die himmlischen Beuten!

Leidensblick, er sagt Ade
Ihren Nachtgefühlen ohne
Stillung, und sie träumt am Theer-
Kessel nun auf dem Balcone!

Und wo Lampenlichtglanz dort
Lockt die summende Phaläne,
Hinterm Vorhang rinnt dem Lord
Arthur eine süße Thräne.

Kritzeln ohne Hinderniß
Hör' ich's von der Wein-Veranda —
Sicher schreibt die holde Miß
In die fernen Schottenlande!

Füllt ihr Tagebuch zur Nacht
Mit romantischen Ergüssen,
Mit des Firnm: Farbenpracht,
Mit Orangenblüthenküssen!

Heimisch in dem fremden Land
Sind die Sterne ihr geblieben! —
Droben sucht' ich eine Hand,
Die auch mir so hold geschrieben?

IX.

Abschied von Sir.

Endlich, endlich muß ich scheiden
Von dem Paradies der Fern,
Blumengrabe aller Leiden,
Von dem schönsten aller Seen.

Süße Freuden, basta, basta!
Lebe wol, du Sammariva
Und du Villa, die die Pasta
Sich erlang durch Canta diva!

Nimmer weilet ihr Cypressen
An der Villa Pitiana!
See, sei nimmer du vergessen
Bleibe mir Fata morgana!

X.

Como.

Und so brachte mich der Dampf
Nach des Abschieds schwerem Kampf
Hin nach Como in den „Engel" —
Die Garçons sind wahre Bengel.

Gebt ein Zimmer mir nach vorn!
Hört doch! Habt ihr keine Ohr'n?
Doch umsonst, und immer schlimmer,
Russen haben alle Zimmer.

Russen hier und Russen dort,
Moskowitisch jeder Ort,
Russen in Neapels Buchten —
Ganz Italien riecht nach Juchten.

XI.

Eine italienische Nacht.

Heiseres Krächzen
Auf dem summenden Corso —
Almosenlechzen
Von verkrüppeltem Menschentorso —
Schiffer schreien:
Una barca commande?
Um dich und hinterdrein
Diebische Messagrien-Bande.
Käse — wie stinkt er!
Leiermann — wie singt er!
Schinken, wie speckig!
Weiße poetische Frauenschleier, aber — dreckig!
Grenadiere im Regieladen
Kaufen sich Tabak und Schwefelfaden —
Und ein Tenore
Am Angelo d'oro

Bellinisirt mit Macht
Schreit noch um Mitternacht:
Troma Byzanzio!
O! O!
Wer kann schlafen so!

XII.

Versöhnung.

In der Kirche San Fedele
In dem Duft der Weihrauchkerzen
Richtet auf die müde Seele!
Richtet auf die müden Herzen!

In der Kirche San Fedele
Spricht ein junger Priester Segen,
Wohllaut weiß er in die Kehle,
Liebe in den Blick zu legen.

In der Kirche San Fedele
Schlüpfen hin zum Priesterohre
Große Sünden, kleine Fehle,
Und die Orgel summt vom Chore.

Bei der Stelle: Filium dedi
Hör' ich fremde Ketzerlaute.
Mylord ist es und Mylady,
Eveline folgt, die Traute.

Ach, man sieht auf Reisen immer
Oft sich, ohne sich zu kennen —
Kennt man sich, dann desto schlimmer,
Muß man gleich sich ewig trennen.

Mylord giebt sich höchst ironisch
Als Rationalist, als kalter
Lady kennt architektonisch
An den Styl vom Mittelalter.

Milder wird's und immer milder
Evelinen, und die Seele
Taucht sie in die Fensterbilder
Dieser Kirche San Fedele.

Blumenfälle, heiß und tropisch —
Sternenschimmer und Karfunkel —
Farbenpracht, kaleidoskopisch —
Wie beseligend dies Dunkel!

In dem Schatten ganz ergötzlich
Einer Kreuzigung der Schächer
Will ich ſie belauſchen, plötzlich
Fällt zu Boden ihr der Fächer.

Und ich heb' ihn auf geſchwinde,
Schnell zur That, wie Heinrich Percy,
Und ſo ſüß, wie Abendwinde
Flüſtert ſie ein leiſes Merci!

Und im Blick, dem hellen, vollen,
In den Augen, groß wie Sonnen,
In der Locken wirrem Rollen
Lagen aller Liebe Wonnen.

Lagen Lilien mir und Schwäne,
Lag der See im Kranz der Reben,
Und die ſchwanken Gondelfähne
Und der Alpen Mondſcheinweben.

Lagen Iris an dem Falle,
Blüthen, ſchottlandwärts gedrungen,
Einmal noch zum Abſchied alle
Comerſee-Erinnerungen —!

Nimmer wiederſehen ſollt' ich
All' die Wonne? — — O mein Heiland,
Eine Stunde ſpäter rollt' ich
Mit dem Omnibus nach Mailand!

Chamounix.

So lebe wohl, du ſonniges Genève,
Du grämer Lemanſpiegel, lebe wohl!
Vorbei an blumenreichen Mont Salève
Führt uns der Bergweg, offen bald, bald hehl,
Die Krümmungen entlang der wilden Arve.
Vom Montblanc weht der Gletſcherwind, der ſcharfe.

Und wie die Thäler immer mehr ſich engen,
Und immer höher ſehen die Berge ſtehn,
Kann ich am Horizont in weiten Längen
Die ewig winterlichen Alpen ſeh'n —
Am Wege fröſtelt Halm und Hirt und Ziege —
Wir nahen uns der Erdenſchöpfung Wiege.

'S ist kalt! Hier stehen noch die ersten Schauer,
Als einst aus Wort und Licht die Welt erstand —
Die weißen Häupter seh'n mit Urweltstrauer
Hinaus in blaue Luft und grünes Land.
Sie müssen, daß daheim in grünen Hagen
Wir sicher ruh'n, der Erde Grundbau tragen.

Den Pfad hinan, umrauscht von Wasserfällen,
Vom Flattern wilder Vögel aufgeschreckt!
Ein Häuschen da — ein Quell dort — Bienenzellen —
Ein Winseln — Bettlerhände ausgestreckt —
Und weiche! Wehe, diese Schreckensnienen!
Der Schöpfung Wiege hüten — die Kretinen.

Doch freundlicher und minder herb entfaltet
Sich aufwärts endlich das Chamounithal —
Zwei Alpenwände, mittendurch gespaltet
Für einen Wiesenteppich, wie zum Mahl
Dem Volk, das mit neugierigen Geberden
Den fremden Gast beschaut, den Rinderherden.

Und das da Gletscher! Krallten Teufelsringer
Beim Kampfe mit des Lichtes Schöpferkraft
Einst in die Berge so die Eisesklinger?
Wie Perlen träufelt aus der Gletscher Haft
(Vielleicht sind's Tränenströmen, wie bei Byron)
Mit Gold beschwert der kleine Bach Arveyron.

Der Sattel eines Maulthiers winkt zum Ritte,
Ich schwing' mich auf und müdevoll und schwer,
Doch sicher bringt das Thier mich Schritt vor Schritte
Zur Alpenhütte auf dem Montenvert.
Da blick' ich — unter mir — die grüne Straße!
Der Führer ruft: Voici la mer de glace!

O heilig Schweigen! Ew'ge Grabesruhe!
Ein eingefrorner, ein erstarrter Strom!
Für Gletscherställe eine Felsenstube,
Ein wie verlorner unterird'scher Dom!
Der Himmel grau, nur Raben krächzen Lieder —
Und starr und schweigend seh'n die Felsen nieder.

Ich steig' — es hallt des Alpenstockes Spitze —
Von feuchten Wänden steig' ich tief hinab —
Das ew'ge Eis — geborsten — Ritz' an Ritze —
Und jeder grüne Spalt ein ewig' Grab —
Kein Windhauch weht vom dieser Alp, der rauhen,
Nie werden diese Eisesklöße thauen.

Und werden ſie's, dann iſt's zur letzten Stunde,
Wenn dieſe Welt im Feuerbrand vergeht,
Wenn Flammen ſteigen aus der Erde Schlunde
Und Gluthhauch ſelbſt vom Aetna niederweht.
Es faßt ein Schwindel mich, in dieſem Ringe
Zu ſchau'n die erſten und die letzten Dinge.

Ich mußte' entfliehn — vom Montblanc ſtoben Schauer
Schneeflocken mir in's glühende Geſicht —
Ich floh den Ort des Schreckens und der Trauer —
Ein Grab! Und doch auch hier fehlt Hoffnung nicht:
Vom Rand des Eismeers brach ich aus dem Moos:
Mir für den Wanderhut die Alpenroſe!

Bei Baſel.

Ach! Der geliebte Strom
Rauſcht er dort nicht
Von dem Rieſenſturze her?
Und die Alpenwände!
Und drüben im Sonnengold
Schon ſelig winkend
Die deutſche Traube!

Vorbei.

Am Rheinfall bei Schaffhauſen,
Von Perlenſchaum beſtäubt,
Fühl' ich im Donnerbrauſen
Mein Herzleid übertäubt.

Es ſpülen fort die Küſſe,
Den oft entweihten Schwur
Die wilden Wogengüſſe
Im Schauer der Natur.

Dem Aug', dem überwachen,
Hier wird ihm endlich Ruh'
Und meine Schmerzen lachen
Dem Donner Grüße zu.

Nimm, wilder Rhein, die Scherze,
Die ſie mir einſtens wand,
Nimm die Verlobungsterze
An deine feuchte Hand!

Und ſteck' ſie, Wegeuringer,
In ſchnellem Freierlauf
Dem dreimal treuern Finger
Der kalten Nordſee auf!

Das Dampfſchiff.

Majeſtätiſch
Wallt der Rauch aus der glühenden Eſſe —
Mit Rieſenskraft
Stemmt ſich der feurige Rieſe —
Und trägt uns kleine Zwerge
Ueber des Daſeins
Undeutendheit,
Ueber den lächelnden Strom hinweg!

„Verkohlte Herzen."

Ja! Wir ſind dem Tod verwandt,
Aeſte ausgezählter Schmerzen,
Sind im Leidenſchaftenbrand
Früh „verkohlte" Feuerherzen.

Doch man kann, mit Geiſterhand
Einen Belſazar zu ſchrecken,
Auch die weißgetünchte Wand
Noch mit Kohlenrunen decken.

Die Fürſten.

So träumt ihr immer noch den Traum,
Der Ammе Märchenlied,
Daß ihr durch dieſen Erdenraum
Mit Götterrechten zieht?

Den Traum, daß euch die Spanne Land,
So weit ſie Treue ſchwört,
So wie der Scepter in der Hand,
Als Spielzeug angehört?

Den Traum, daß ihr im Landesrund,
Fürſt ſchalten blind und wild,
Ein Pfleger ſein dem Knecht und Hund,
Ein Jäger freiem Wild?

Den Traum, daß Euer Lust und Wind,
Der Glaube und der Wahn,
Euch jedes freie Menschenkind
Leibeigen unterthan?

So hört denn auch von einem Traum,
Den jetzt die Menschheit träumt,
So weit den nächt'gen Erdenraum
Das Morgenroth besäumt:

Den Traum, daß ihr nicht nur bei Nacht,
Nein, stündlich, jeder Zeit,
Zu Gottes Herrlichkeit und Pracht
Des Volks Leibeig'ne seid!

Mnemem.

Wie träumst du dich so groß, glaubst Wunder wer du bist!
Du füllst die Lücke aus, die eben offen ist!

Gelöste Charade.

Wer auf Kothurnen schreiten will,
Hat Eines ganz gewiß — den Koth!
Und auch die Urnen hinterher,
Wenn einst beendet alle Noth.

„Aus den Papieren eines Spatzen."

1849.

Anmo 11 an eine Dame, die mir durch Mittheilung jenes Büchleins eine Ueberraschung aus wunderbar poetisch angeregten Lebenskreisen bereiten wollte.

„Aus den Papieren eines Spatzen!"
Soll die Kritik mit scharfen Tatzen
Das kleine Ding ein bischen kratzen?

Kein Flickwerk ist aus bunten Lappen,
Aus alten Litzen und Besatzen
Als Märchenkunst uns aufzuschwatzen;
Kein wirres Durcheinanderkratzen.

Die Fabel, ohn' uns brandzuschatzen
Mit lind'schen Arabeskentatzen,
Muß einfach, ohne Hitz' und Hatz'n,
Der Schale wie der Kern entplatzen.
Hier — hör' ich wol Eichhörnchen schmatzen,
Das Knurren, Schnurren wol der Katzen,
Doch sind' ich nichts in ihren Tatzen,
Was mich mit haben kann und ahen.
Was soll die „Uhr" beim Vogelmatzen!
Die „Thräne" vollends unter Spatzen!
Was will der ganze Spaß bedeuten?
Begegnen kannt' er Hunden, Katzen,
Warum denn grade einem Spatzen?
Vielleicht, weil Spatzen gerne schwatzen?
Dann geb's so mit — um einen Batzen!

Der „Zweite Lessing".

Einmal ward was war und ist
Auch nur so geschaffen.
Was ihr „Zweiten Lessing" nennt,
Nenn' ich Lessing's Affen.

Einem Romandichter.

Im Grunde nenn' ich deine Muse nur frivol,
Du schilderst Lüsternes, nicht mehr wie gerne,
Ich weiß es wol, „als Schaale nur zum Kerne"
Und die „Tendenz" ist ja auch dein Symbol!
Doch dünkt mich, die Verführer und die Pfaffen —
Sie wurden dir so recht zu paß geschaffen.

Der Trimeter.

Zur Empfehlung desselben für „komische Heldendichter."

1850.

Wenn Königstöchter oder Prinzenhoffnungen
Sechsspännig fahren durch die Residenz, voraus
Vorreiter, blank, auch oft bewußtlos rococo,
Und winkend jedem landesfarbnen Schilderhaus
Zum Salutiren und zum Trommelgruß, so nennt
Man das erhaben, einig, und der Bürger wischt
Die Rührung unverhohlenst aus dem Auge sich.

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Ein bewaldeter Hügel mit freier Ausſicht in die Ebene. Im Hintergrunde ſieht man Kaſan.

Erſter Auftritt.

Bibikoff (ſitzt auf einem Baumſtamm und blickt mit einem Fernrohr nach dem Hintergrund). Perſiljeff.

Bibikoff.

Nimm Du das Fernrohr, Perſiljeff, und ſchaue!
Mein Aug' erblindet an der Kraft der Gläſer.

Perſiljeff.

Die Gegend kenn' ich, Herr, wie meine Taſche.
Dort ſchlängelt ſich die liebliche Kaſanka
Wie einer Jungfrau Gürtelband um Kaſan.
Die Kuppeln ſeht dort, ganz wie in der Krimm,
Moſcheen ſind es, türkiſche Moſcheen —

Engländer aber oder junger Grundbesitz
(Die Pairschaft, wenn auch nicht in Kammern mehr)
Engländer oder dritte exclusives Volk,
Mit Vieren durch die Straßen sprengend, langgehängt
Die Zügel von dem Kutschersitze selbst regiert,
Erscheinen lächerlich und wecken Polizei
Und der Constabler strafelüstern Augenmerk.

So ist es mit der Griechen stolzem Trimeter,
Dem sechsfach auf dem Rücken eingekerbten Vers,
Der wie ein kalligraphisch linirtes Land,
In schönen Furchen Symmetrie dem — Ohre giebt,
Und Wohllaut selbst dem Aug' — ich rede parador,
Weil eben ich von Albion sprach. Nun, dieser Vers,
Der stolze Pegasus des Trimeters, den zuerst
Ein Sophokles geritten in Antigone
Und jenen andern schönen Dramen, die wir einst
Gebrochen deutsch mit Passow's Lüfte flammelten
Und erst begriffen, als sie Mutter Tieck — vergebt,
Daß neben Vatern Goethe Tieck ich mutterte
Aus Gründen, die zu weit hier zu erörtern sind —
In's Felix Mendelssohn'sche übersetzen ließ —
Kurz also dieser Vers, so groß, so stolz, so hehr,
Sechsspännig anzuschaun in der Tragödie
Und in der Griechen Sprache nicht nur Landeszeug,
Selbst Andacht unsern Knie'n entlockend, wird auf deutsch
Den Wirkungen vierspänn'ger Straßenzuger gleich
Und sinkt in's Komische, was auch ein Seiger mag,
Ein Fritze oder Mindewitz oder Thudichum,
Ein Donner sagen und der Blitz der Mutter Tieck.

Der kritt'schen Ruthe denn zum Trotz — die Ruthe ist
Der Mütter und der literar'schen Schulen Blitz —
Zum Trotz auch Goethens Tochter, der natürlichen,
Versucht einmal den Renner der Tragödie
Zum leichten Conbettiren auf des Scherzes Bahn,
Ansprengend immer wie zu Bachos' Opferdienst,
Als man die Böcke schlachtete am Thespiskarrn,
Jetzt schießt man sie, die Rüstern majestätisch erst,
Dann stätisch, trotzig, in dem Eisenfuß des Klangs,
Der immer wiederkehrt im gleichgemess'nen Tact,
Sich alles Ernst's verwickelnd, purzelnd ob sich selbst
Und komisch wider Willen — alter Trimeter, vergieb,
Das ist dein Bild, du Donnerkeil der Tragiker,
Wenn Odin's Nachwuchs, deutsche Riesenhand dich schwingt!
Versucht's einmal nach so etwas'nem Tact zum Tanz
Den Satyrn aufzuspielen und der Flöte Pans!

An König Wilhelm von Preußen.

Zur Conflictzeit April 1863.*)

Voll Unmuth steht und tiefgesenkt die Brauen
Der Franke, murmelnd in den deutschen Rhein:
„Spielt auf, spielt auf zum Fest auf Leipzigs Auen!
Zum achtzehnten October ladet ein!
Wir fehlen nicht. In eure Jubel schlagen,
In eure Kränze soll der Rache Blitz!
Singt eure Lieder! Unsre Lieder sagen:
Wir wollen Jena feiern, Austerlitz!“

Der Pole ruft ihm. Hält er sich so lange,
Wie vorm Extremen Peniatowski noch?
Sein Roß, geschwellt die Nüstern, todesbange
Trägt rettend ihn vielleicht zum Ufer doch.
Horch das Signal! Die Hessen nahn? — Es ziehen
Zwei Flotten auf? Ha, wessen Farben wehn?
Ist's möglich! Kann vom Platz der Tuilerien
Der Weg nach Polen über Schweden gehn?

Ein Pfeilwerk nur! Cyklopenhände bauten
Seefestungen auf Panzerschiffen weit;
Doch einmal nur den Zug der Argonauten
Und einmal nur gab es Sebastopol.
Ein Pfeilwerk nur! Durch unwirthbare Syrten
Glänzt Mexicos, lockt Chinas Goldgewinn;
Den Deutschen gilt's! Die kürzern Straßen führten
Nach Solferino, nach Magenta hin!

Und durch die deutschen Gauen bang und banger
Ein Flüstern schwirrt: Blickt euch nur um und seht,
Wie Oesterreich auf seinem Leichenanger,
Gewehr bei Fuß, so schweigsam Wache steht!
„Wir passen!“ seine Losung. Thränen rollen
Wol in den Bart, die Heldenwang' entlang,
Doch knirscht sein Mund den Spruch, den lästernd tollen;
„Und wär' Galizien verspielt! Va banque!“

„Va banque!“ So jauchzt ein Chor aus hundert Kehlen,
„Zum Bruderkrieg! Die Weise! Waidling hie!

---

*) Die polnische Erhebung des Jahres 1863 hätten eine Intervention Frankreichs und Englands zu veranlassen, zunächst zur See. Oesterreichs Eifersucht auf die Stellung, die Preußen im deutschen Bundesrathe einnehmen wollte, der Ultramontanismus und der fürstliche Polen-Enthusiasmus schienen den Franzosen den bequemeren Landweg durch Deutschland, d. h. einen Krieg auch mit Preußen anzubahnen. Die Situation war wirklich, da damals die „neue Aera“ alle Erwartungen täuschte. Die „Waidlinge drüben“ im obigen Gedicht sind die von den Polen bedrohten deutschen Ansiedler.

Bringt Feuerbrände! Laßt zu Kohlen schwelen
Den deutschen Kaiserthron von Sandstein!
„Dem Purpur folgt der Herzog nach!“ In Stücke —
Borussia? — „Das nicht — hm, hm! — ei — ei —
Nein, haut nur Glied um Glied ab — der Perrücke
Der Professoren-Kaisermacherei!“

Der Lüge! — Lüge? O, dem Potentaten
Und Reichsverwirren dient selbst ein'rer Sinn!
Des Schwarzwalds Sohn steht auf dem Hohenstaufen
Und winkt gen Straßburg mit dem Dreizipfs hin:
„Zu Hilfe, Knave, dem geliebten Polen!
Dem Glaubensbruder —!“ Das allein genügt.
Ja, bessrer Leute Mund spricht unverholen,
Auch ohne daß uns Pfafferei betrügt:

„Ist Polen nicht ein Wort, das euch getrieben
Das Roth schon auf der Schulle in's Gesicht?
Kosciuszko hassen? Bänd'gen? Ihn zu lieben
Verlernet ihr, bei allen Musen! nicht.
Was freiheitsheiß, was heldenmuth gewesen,
In uns nur soll es feige Scherzen sehn?
Auf Nio's Tafeln ewig soll's zu lesen,
Der Nachwelt nie gelöscht sein, nie verwehn?“

So schwankt das Vaterland und blickt voll Zagen
Nach links, nach rechts und — in die eigne Brust.
Es sieht am Rhein die Frankenadler ragen,
Verbergend ihrer Fänge Räuberlust —
Von „Freiheit“ girrend, Tauben gleich, nicht Raben —
Wer sänge jetzt wol lockenschüttelnd, wild,
Wie dazumal: „Sie sollen ihn nicht haben!“
Und schlüge dröhnend an den ehrnen Schild!

Furchtbarer Augenblick! Wer soll es rufen:
Wacht auf! Wacht auf! Wer theilt die Losung aus?
„Auf, auf, mein Volk!“ So klingt's von Thronesstufen,
Wer aber trägt das Wort zur Nacht hinaus!
Ein bleierner, ein Schlaf wie frei von Sorgen,
Liegt auf dem Vaterland, wie starrer Tod!
Im Traume hör' ich's — lästern: „Gebt der Morgen
Bald — auf — je nun, auch in — Magentoroth —?“

O Fürst, der du zur Zeit den Geist gebunden,
Den deutschen, gieb ihn frei, daß er sich regt!
Du liebst Gewaltthat nicht — und dennoch Wunden?
Du liebst nicht Zwang — doch Alles unbewegt?

Gepanzert hast du dich mit Hagelwettern,
Mit Winter — und es muß doch Lenz herein!
Nun Lerchenwirbel auf' uns zu Errettern
Des Vaterlands, nicht deiner Enten Schrein!

Blick' auf! Die alten deutschen Genien warten
Auf dich allein! Hör' ihrer Stimme Flehn!
Was sind wir denn, wenn preußische Standarten
Am Sonnenglanz nicht wie Victorien stehn!
Wenn Fehrbellin nicht seine Ruhmesstrahlen
Durch Deutschland sendet schweizeralpenwärts,
Nicht Kunersdorf den Schmerz, die Seelenqualen
Des großen Fritz in jedes deutsche Herz?

Du großst um eine — Zahl mit deinem Volke!
Ob zwei, ob drei der Jahre dir genug
Zum Waffenspiele! Darum eine Völke,
Die schon des Leids so viel im Schooße trug!
Auf Jahre nicht kapitulirt die Liebe,
Ein ungetheiltes Leben setzt sie ein;
Weck' mit dem rechten Worte Heldentriebe
Und Jahre werden zahllos sich dir weihn!

Der „neuen Aera" Geist — beschwör' ihn wieder!
Geberche ihm, der stürmend dich umweht!
Sei wie ein Greis, der junge Liebeslieder
Zwar selbst nicht singt, doch lächelnd sie versteht!
Vertraue! Glaube, daß dieselben Lärche,
Dieselben Opfer wieder dargebracht,
Ob auch der Muth zur That, des Helden Stärke
Von neuer Zeiten Flammen angefacht!

Ein Polen mag erstehn, will das Verhängniß
Es endlich gönnen hundertjähr'gem Leid.
Doch sind das Schwert zu schleifen der Bedrängniß
Der Waffenbrüder gerne wir bereit,
Wenn Deutschlands Sterne nur im Westen stehen
Demantenhell ob deinem Königshaus,
Und was entflammt bei Zeiten vorgelehen —!
Theil' unsre Lösung, und die rechte aus!

Der Silberfund bei Hildesheim.

1869.

Wer es auch war, der in den Schooß der Erde —
(Umweht dem Rosenstock von Hildesheim,
Der tausend Jahre schon im Frühlingswerde
Erwacht mit tausendfachem Blüthenkeim —)

Gefäße senkte, silberne Geschmeide,
Beim Festgelag die stolze Augenweide,
Er glaubte, wenn die Zeiten sich'rer gehn,
Für seine Schätze an ein Auferstehn.

Und war's ein Römer und, gehetzt von Schrecken,
Kein Dieb, der in der deutschen Wälder Land,
Im Mooresgrunde suchte zu verstecken
Vor Helios den unerhörten Rand,
So standen um des Hortes Herrn Genossen,
Zeltfreunde, Diener, deren Thränen flossen,
Als sie der Väter Erbtheil, köstlich Gut,
Proserpinen vertraut zur stillen Hut.

War's ein Cheruske, der, mit Goldesfesseln
Gebunden, kämpfte unter Roma's Aar
So sprang er auf von eines Mahles Sesseln,
Als wilder Hornruf seines Volkes Schaar,
Von allen Bergen fündete die Rächer —
Mich dünkt, ich hört' es eben noch, als sprach' er:
„Die Humpen graben bald wir wieder aus
Und leeren sie noch vor'm Walhallaschmaus!"

Der Römer — ach! er fast, war er entronnen
Der Axt, dem Hammer und dem langen Ger,
Daheim vielleicht in seinem Land der Sonnen,
Im Pinienwald, am dunkelblauen Meer,
Und dachte träumerisch beim frohen Mahle
An den vergrabnen Schatz, an die Pokale,
An Pallas' Bild, der Schale eingelegt,
Die Erde nun, nicht mehr Oliven trägt —!

Der deutsche Herzog, wenn ihn nicht die Schlinge
Des Hochverräthers würgte an dem Ast
Der nächsten Eiche bei dem Volksgedinge,
Wie mocht' er lechzen, sich mit gier'ger Hast
Zurück zum Wald, nach „Hilda's Heime" sehnen,
Und wär's auch nur, weil aus den Prachtvasenen
Sich Münze schlagen läßt und Eisen, Stahl,
Ihn zu befrei'n aus goldner Fesseln Qual!

Die Hoffnung trog. Jahrtausendfrist verrauschte
Und wie im Bergesschacht blieb, fort und fort,
Der köstliche, von Gnomen nur belauschte,
Dem Brockengeiste nur bekannte Hort.
So modern in der Erde unsre Freuden!
Versiegen von dem Glück, das wir vergeuden,
Vom Ueberfluß Ströme in — den Sand!
So fällt das Lebendste des Todes Hand!

Und dennoch auferstehn -! Es klirrt ein Spaten
Und was Jahrhunderte wie blind verfehlt,
Das seh'n beim Schaufen lustige Soldaten
Und finden, was der Sonne ward verhehlt.
'S sind Schüsseln nur — doch wie für Königsmahle!
Für „klaftertiefen Ehrentrunk!" Pokale —!
Die Näpfe, Kannen, Alles scheint belebt
„He, Sklave, Wein!" „Dort die Oliven gebt!"

Das ist des Menschen linge Saat hienieden!
So gehn die Körner unter Weisheit auf!
Zum Mahle war das Silberzeug beschieden?
O wohl — zum Geistesmahle dient's zuhauf!
Zum Schweigen im Genuß des Idealen!
Ambrosia liegt des Schönen auf den Schalen
Und in dem Kelch, nicht zu umspannen weit,
Schäumt frischster Trank, Trank der Unsterblichkeit!

Körne's Tod.

1837.

Schön ist's, sterben im Kampf, gleichviel ob die Unsrigen siegen.
Wenn nur den sinkenden Leib sinkend die Fahne noch deckt!
Schön ist's, sterben im Kampf, wenn nur die brechenden Augen
Noch den Kamerad sehn, der uns zu rächen sich schlägt!
Selbst wenn der Phalanx weicht, wenn Haufen gefallener Leichen
Dem verblutenden Muth ringsum versperren die Flucht,
Stirbt es sich froh! — Doch ach! du, Körne, ließest die Erde
Tief im Frieden zurück, tief in gefesseltem Schlaf,
Starbst nicht, wie du gewünscht, auf offnem Felde der Ehre,
Starbst im Dämmerungslicht, starbst, wie die Sonne verlischt!
Sprach wol ein Zeichen dir Muth, daß von den zitternden Schatten,
So du die Deinen genannt, Einer mit lüstigem Muth
Trät' in die Weite des Schusses, wo eben du selber gefallen?
Hörtest du Waffengeklirr, oder nur feiges Geheul?
Ach, wie schmerzlich der Tod, wenn, nicht im rollenden Donner,
Vor dem Gewitter ein Held, schwül und verzweifelnd, erlischt!

Neue Kunstregeln.

Zweierlei drängt jetzt den Dichter: der Kunst die Reize der Neuheit,
Jene Wahrheit zu leih'n, die den Ideen entstammt.
Oder, so lang die Idee mit der Welt, mit sich selber noch streitet,
Wenigstens, was sie schon hat, alte Bewährung, Natur,

Stetig zu sichern, vor allen den Sang des Vogels, die alte
Rührung des Herzens und Nachts, was sich am Himmel begiebt.
Zog ein einziger Klepper am Sonnenwagen der Dichtkunst
Sonst, so hat sich ihm jetzt Speculation zugesellt.
Hier vermählen sich Wilhelm und Doris, um zu beweisen,
Daß die Seele nicht stirbt; hier ist's ein mystischer Zweck,
Warum Emil den Hahn des Pistols spannt, warum Aurora
Sich in den Gegner verliebt. Keins bleibt das, was es ist!
Alles durchschimmert das Transparent der Idee! So denn sei es!
Giebt nur die Sonne den Glanz, scheint nur die Lampe nicht durch!

Guter Rath.

Myrtilus sagte mir oft: „Ach laß doch deine Kritiken!
Bücher zu tadeln, was hilft's! Du zersplitterst dich nur!
Laß den Andern das Feld der kleinen Chronik des Tages;
Kritisire nicht mehr! Polemisiren — wozu!“
Und ich höre das wol und höre die Adria rauschen,
Wo ich Muscheln am Strand lüle viel lieber als — Bär,
Bulwer und Marrhat, lieber als Kühne's Klosternovellen,
Muscheln am Strand, wie ein Kind, das an der Farbe sich freut;
Höre das Wiehern und Jauchzen der Lazzaroni Neapels,
Die Cavaliere noch sind gegen Gamins de Berlin;
Höre das Rauschen des römischen Corso, das wandelnde Glöcklein,
Das die heil'ge Wenstranz kündet dem Sterbenden an;
Hör' an der Villa Virgil's, am Lago di Garda die Linien
Flüstern, die ich deutlich einst schon in besserer Zeit,
Höre dort drüben das Wimmern Venedigs, indessen man hüben
Noch mit dem Gondelier feilscht, endlich die Barke betritt
Und mit klopfendem Herzen die ew'gen Lagunen hinabwogt.
Käme mir nächtlich ein Gott, spannte den Pegasus aus,
Der am Fuß des Parnaß, statt im Grünen zu weiden, nur Furchen
Zieht — für Gerste und Kern, Furchen für Hafer und Heu!

Ein Schleiermacher'sches Wort.

Du hattest sonst den Ruhm, zu sein im Worte sinnig,
Warum verdarbst du ihn durch das Gesetz: schlechthinnig!
Kommt solch ein Wort in Ceurs (zu denken, wär' es grausig!)
So sagt man nächstens auch: nachdemig und gradaufig.

Ein Student ſingt nach der Vorleſung beim Hinausgehen:

Mit Verlaub, Herr Profeſſor, die Reiſebilder von Heine,
Denken Sie Gutes davon?

Der Profeſſor, ſich beſinnend:

Heyne? von Heyne? Bei Gott,
Kann mich wahrhaftig nicht gleich — der treffliche Archäologe
Heyne? Schrieb Heyne denn je Itinerariſches auch?

Das Endreſultat des „jungen Europa" von H. Laube.

Stolz durchwandelt er jetzt die Parlaulogen von Muskau,
Stolz ein Dichter zu ſein, träumend von Adel zu ſein:
Hinter ihm her ein Zofey, das Fürſtlich Laubiſche Wappen
Auf den Knöpfen: Glacehandſchuh' im goldenen Feld!
Hinter den Bäumen ruft ihm die Fürſtin Conſtanze: Valerius,
Iſt es ihr Ernſt, mon ami; ſind Sie, bei Gott, Oekonom?
„Ja, andaluſſiſches Weib, nach allen verfehlten Tendenzen
Brenne Kartoffeln ich jetzt, baue mir ſelber den Kohl."

H. Heine.

Daß er ſich ſelbſt nur bewegt, ſoll man dem Dichter nicht wehren;
Wäre dies Selbſt nur ſo groß, herrlich und weit wie die Welt!

Heine's Productivität.

Heine's Salon Nr. 4. wird bringen: Erſtens ein Dutzend
Lieder, das einmal bereits ſtand im Salon Nr. 1.,
Dann die Gellert'ſchen Fabeln und Anekdoten von Büchler,
Ferner ein kleim A-B-C nur für den Schulengebrauch,
Endlich zuletzt ein Excerp. aus Bröder's latein'ſcher Grammatik,
Mensa durchdeclinirt — Alles zuſammen, damit
Man die Cenſur vermeide, auf zwanzig Bogen, nicht drunter!
Bin ich nicht immer noch jung, bin ich doch immer noch reich!

H. Heine als Sänger „koloſſaler Gliedermaſſen".

Keine der Boulevards-Daphnen, nach denen du reimend gerannt biſt
Wandelt wie einſt dem Apoll dir in Lorber ſich um.

Xenien.

Flatt're, beflügelte Schaar! Ob deine Spitzen nicht treffen,
Daß dein Gefieder vielleicht manchmal das Auge ergötzt!

Embarras des richesses.

Ziel' ich nach Norden zuerst, nach Süden, ziel' ich nach Westen,
Ziel' ich nach Osten? Es duckt ringsum satyrisches Wild.

Der deutsche Buchhandel.

Nicht mit dem Genius im Bund, nein, nur noch im Bund mit dem Stahlstich,
Beut' ich Länder und Meer, Himmel und Taschen jetzt aus.

Der Meßkatalog.

Alles verwelkt, es schwindet die Kraft, es versiegen die Quellen,
D'raus der Genius schöpft! Du nur gedeihest und wächst!

Schiller-Industrie.

Hast es geahnt, auch dein eigenes Ich, dein Denken und Dichten
Ward dem Volke zur Kuh, die es mit Butter versorgt!

Die deutschen Zeitungen.

Selber sünd'gen wir an, was Victor Hugo geschrieben;
Doch Einrückungsgebühr zahle der deutsche Poet!

Der österreichische Censor.

Ach, wie hält man die Luft, wie hält man die Welle vom Strome,
Von der Sonne den Glanz, Wirkung von Ursach' zurück!

Die bedingte Preßfreiheit.

Ewig leſen wir nur von bedingter Freiheit der Preſſe.
Giebt's ſeit dem Wiener Congreß nicht die bedungene auch?

Der großmüthige Cenſor.

Hiebe, mein Freund, auf die Andern, die kann ich, die darf ich nicht dulden!
Für die Witze auf mich biet' ich den Rücken dir dar.

Die deutſchen Univerſitäten.

Tübingen, Jena und Halle — ſo lange der Eule Minervens
Hier noch ein Plätzchen verbleibt, fürchtet, ihr Deutſchen, für Nichts.

Göttingen.

1837.

Weil du im Zeitgeiſt nie, nie in dem Volke gewurzelt,
Machte ein einziger Sturm dich entblättert und kahl!

Bonn.

Grafen beſuchen dich viel und Prinzen halten Studierens
Halber ſich gern in der Näh' Kölns und des Carnevals auf.

Heidelberg.

Alt ſchon werden die Herren und ſtumpfer die Witze; doch hält dich,
Der Honorare nicht zieht, dein Profeſſor Natur!

Deutſchlands Einheit.

1838.

Voller ſchon puſ'te das Herz, da ſchließt die ſüdliche Kammer
Petri Schlüſſel zu Rom, Lug aus Italien, zu

In Kaſan wohnen Jud' und Chriſt beiſammen
Und die Tartaren beten noch zu Allah.

Bibikoff.

Dort oben —

Perſiljeff.

Iſt die Citadelle, Herr!

Bibikoff.

Hier müſſen ſich die wilden Wogen brechen.
Der dritte Theil des beſten Rußlands iſt
In dieſes falſchen Kaiſers blut'ger Hand.

Perſiljeff.

Man rüſtet ſich in Kaſan zum Empfang
Der Kaiſerin? Bringt ſie ein Heer?

Bibikoff.

Sie bringt
Ihr Auge, ihren Muth, ſie wird die Stände
Zum letzten Aufwand ihrer Kraft entflammen.

Perſiljeff.

Und Euer Wort, mein General, daß Ihr
Mich endlich in die Heimath wollt entlaſſen?

Bibikoff.

Noch nicht, Danila! Willſt den kranken Mann
Du jetzt verlaſſen, wo er ſich an Dich
Gewöhnt, wo Du ihm lieb und noth geworden?
Du biſt mir werth, weil Du des Ruſſen Abbild.
Verachtet ſind die Ruſſen in Europa:
Es iſt nicht ihre, nur der Herren Schuld.
Des Ruſſen Herz iſt weich: es ſingt in Liedern

Gemischte Ehen.

Fluche nun lästernd dem Bund, den das Herz mit dem Herzen geschlossen!
Der uns die Liebe gebot, Christine, segnet ihn ein.

Der Berliner.

Zwar nicht glüht ihm das Aug' in melancholischem Tiefsinn:
Doch im lachenden Blau spiegelt die Sonne sich rein.

Weimar.

Nicht an Weiler und Stadt ist gebannt die Ehre der Deutschen:
Ueber die Lande hinaus weht der Odem des Herrn.

Steingeschenke an Köln.

Steine schenken sie sich, um ihre Dome zu bauen,
Wärest durch Zufall du doch, Stein auch der Weisen, dabei!

An Tausende.

Die ihr uns einstens geschmäht, ihr schreit jetzt: Sie soll'n ihn nicht haben!
Wer für die Freiheit nichts weiß, weiß sich was als Patriot.

Stüve und Dahlmann.

Beide habt ihr die Zeit in blindem Wahne verletzet:
Opfert der Reue den Kranz, den sie bewundernd euch beut!

Das Arminius-Denkmal.

Boader, de groote Hanns da, de het de Törken geslogen?
Vor soo'n allmächt'gen Kerl, was ook keen Wunner daby!

Zur Ehrensoldsfrage.

Ruhm, mein Knabe, entstand aus rumor. Erstere Sylbe
Ward dem Deutschen. Das or ließ man in Frankreich zurück.

Das Glück der Täuschung.

Fliehst du, Hoffnung, so weit — dann laß mir den täuschenden Schatten
Doch so lange zurück, bis mein Auge erlischt!

Vergebliche Kritik.

Längst hat ein schärferes Aug' in Schiller's Werken gesichtet,
Aber dem kindlichen Traum bleibt er vollendet und hehr.

Das Kind Bettina.

Rauber, mein Ariel, wird der Kritiker Hand, caliban'scher
Schon dein eigenes Wort. Kehr' in den Aether zurück!

Bitte an dieselbe.

Sei uns nur offen und wahr! Wirr' in das keusche Geheimniß
Deiner Liebe uns nicht täuschende Mythen hinein!

Bedientenvorrecht in Weimar.

(Riemer.)

Hassen könnt ihr den Herrn; doch bin ich wieder von Allen,
Der ihn zu lieben allein einzig ist privilegirt!

Goethe's Mitarbeiter.

Ich, ich hab' ihn gekannt, ich habe die Werke geschrieben,
Die sein unsterblicher Geist — mir in die Feder dictirt!

Persönliche Beleidigung.

Was an den Goethe'schen Werken man fehlerhaft findet, beleidigt
Mich persönlich, da ich die Correctur davon las!

Riemer's Prophezeiung.

Einst wird kommen der Tag, wo in Deutschlands weitesten Gauen
Jeder Bauer den Faust wie die Bibel verehrt.

Deutscher Ruhm.

Rührend wol war's, so oft ich geseh'n die berühmtesten Männer
Wohnen so einsam und eng, Jena, in deinem Geniſt!

Leipzig.

Sind die Kuchen noch frisch und ladet noch immer das Tagblatt
Zum Schweinsknöchelchen-Schmaus, Liebe zum Stelldichein ein?

Schwärmerei des neunzehnten Jahrhunderts.

Table doch nicht den musikerflossenen Enthusiasmus
Der sich in Mendelssohntüll, Mendelssohnshäubchen verräth,
Mendelssohnsschneppen und -Stipsen, -Foulards und Mendelssohnsmänteln;
Modisch gestaltet es sich, weil's vom Gewandhause kommt.

Eidgenössisches Freischießen.

Völker versammeln sich hier, um nach der Scheibe zu schießen;
Träfe doch jeder Kanton lieber sein Schwarzes daheim!

Thüranschlag im Hotel Baur zu Zürich.

Alles im englischen Styl, in jedem Zimmer die Bibel,
Sonntags ein englischer Pfaff — Uebrigens fermez les malles!

Zwingli's Denkmal auf der Grenze von Zürich und Zug.

Hier auf dem Berg fiel Zwingli und gleich dort im Thal — Kapuziner!
Reicht die Vernunft nur so weit, als sie besiegelt mit Blut!

Junger Nachwuchs.

Geist in gemäßigtem Maaß, von Gemüth noch geringere Dosis,
Von Charakter vollends selten ein kleinstes Atom.

Friedrich Hurter.

Wandertest, Mann, nach Rom und legst Italienern zu Füßen
Vaterland, Bildung und Herz, Sprach' und germanischen Geist!

An die Bürger von Schaffhausen.

Jagt ihn vom Heerde nicht fort! Nein, duldet den frevelnden Priester!
Nur von dem Donner des Rheins wird sein Gewissen betäubt.

Lausanne.

Rosen auf Alpenschnee und sonnengolden die Traube;
Und ein pfäffischer Geist malt euch das Alles in Grau!

Französische Schweizer.

Gouvernantenmoral und pietistischer Clubgeist!
Eins nur versöhnt mich mit euch, höflich seid ihr und rein!

Lenau.

Wie ein Schmetterling flog dein melancholisches Dichten
Um die Flamme schon längst, bis er stürzte hinein!

Klugheitsregel.

Trägst du ein neues Kleid, so nenn' es immer ein altes,
Weil du dem Publikum sonst ein Verschwender erscheinst.

Populär.

Einst noch wird, nach dem Spruch, die Wahrheit von Dächern gepredigt;
Baut ihr schon darauf hinaus jetzt die Dächer so platt?

Klage.

Noch nicht gereiften Sinnes, im falschen Wahne der Dichtung
Sucht' ich die Dämmerung auf, wünschte katholisch zu sein.
Jetzo wünsch' ich es wieder, doch nur um berechtigt zu streiten
Mit im heiligen Kampf für das erwachende Licht.

Schneidemühl.

Ja, was giebt's doch noch Wald, der zu Planken gesägt in der Mühle,
Nützlicher über den Strom, als in den Wildnissen rauscht!

Rock-Wunder.

Krankheit heilte der Rock? Gewiß, er heilte die Seelen,
Riß sie vom Römischen los, gab die Vernunft uns zurück.

Ein Kölner Fackelzug.

Brächtest dem Bischof Arnoldi du Millionen von Fackeln,
Schwarz selbst am Tage erscheint Kölner und Trier'sche Nacht.

Guido Görres.

Rührender Unschuldswahn! Wie der Alte noch trabt Rozinanten
Klatscht das Söhnchen und schnitt tapfer sein Pferdchen von Holz.

Derselbe.

Argonautisch besinge der Reckfahrt heilige Mythe,
Ja, mein Söhnchen, das thu'! Singe, Jasönchen, dich selbst!

Derselbe.

Liegen nicht irgendwo noch des Heilands heilige Windeln?
Guido machte so gern noch ein Windelgedicht.

Deutsche Professoren.

1844.

Heute noch führt man das Wort beim Champagner für Freiheit und Wahrheit,
Morgen erklärt ein Protest nüchterner, wie es gemeint.

Professorengeburtstagsständchen.

Unten, da jubelt im Chor die Jugend dem „kühnen" Professor —
Während sich oben ihr Mann höflich vor Höflingen bückt.

Die Brüder Grimm.

„Oefters citirten wir wol im Buch den verbannten Professor,
Aber zu Kuchen und Thee nimmer citirten wir ihn!"

Einmal ist keinmal.

„Pocht sie denn ewig an's Thor die vaterländische Mahnung?
Einmal erklärten wir uns: laßt uns nun endlich in Ruh!"

Geschichte.

Achte der Gegenwart nicht, sie wird dich nimmer verstehen,
Lege zukünftiger Zeit hoffend dein Haupt in den Schooß!
Achte der Mächtigen nicht — es kommen und geben die Zeiten,
Einst nach gerechterem Plan ordnet sich Clio, was war!

Wie dann ſchrumpfen ſie ein, die jetzt der Purpur bekleidet,
Wenn der Hiſtoriker ernſt ſichtet und richtet und ſchreibt!
Flattern ſeh' ich im Geiſt mit traurighängendem Fittich
Leichenvögel um dich, prahlendes Geſtern und Heut!
Träume mir ſcheint ihr zu ſein, vergeſſene Mythen und Sagen,
Namen und Herrſcher von heut, die man im Index nur ſucht!
Zittern erregt ihr nur dann, wenn vor der hölzernen Schulbank
Ein gelehrter Pedant wann ihr geboren erfrägt!

Berlin.

1844.

Nun, mein helles Berlin, jetzt grüßen die Xenien dich auch!
Schaff uns ein gutes Logis! Haſt du denn endlich Hotels?

Muſen und Grazien.

Sei nur nicht allzu ſicher! Du trägſt Nicolai's Perrücke,
Iſt ſie auch quäleriſch jetzt oder teutoniſch friſirt.

Die Sandbüchſe.

Immer doch noch die Sucht des Beſſerwiſſens und Könnens,
Gegen die Sonn' und den Mond immer der alte Proteſt!

Wahrheit und Dichtung.

Alles iſt friedlich und fromm, auf der Bühne nur lärmen die Trommeln
Und die Begeiſterung blitzt in Colophonium auf!

Friedrich II. im „ſchleſiſchen Feldlager".

Weiter und weiter entrückt die Perſpective des Alten —
Neulich ſpielt' ihn bereits täuſchend ein Kind vom Ballet.

Tieck, „der verantwortliche Verfaſſer des Libretto".

Andern verſtört er den Ton und verdammt die jüngere Lyra,
Greift er dann ſelbſt hinein, iſt es Spectakel und Wuſt.

Auf eine Königliche Anfrage.

„Schicken Sie's nur zurück nach Sansſouci! Nimmer geſtatt' ich,
Daß hier ein Drama gefällt, deſſen Verfaſſer mein Feind!"

Tieck's Blaubart.

„Mondbeſchienene Nacht," einſt ſchienſt du Götter zu bergen;
Aber das Lampenlicht ließ hölzerne Puppen nur ſehn!

Auch das noch.

Alte Kater ſind gut, niederne Mäuſe zu fangen;
Aber mit Stiefeln? O weh, Hinze brach ſich das Bein.

Der Humor davon.

Alles zurück! Der Staat, die Kirche, die Schule, das Leben,
Auch die Künſte zurück, rückwärts die Literatur!
Doch ironiſch Geſchick! Antigone mußte euch lehren,
Daß es den Göttern gefällt, wenn man das Todte begräbt!

Am unrechten Ort.

„Freiheit der Caricatur" iſt Caricatur nur der Freiheit.
Narren bedürfen des Zwangs, Weiſe bezwingen ſich ſelbſt.

Schleiermacher.

Kalt wie die Säule des Memnon und nur harmoniſch erklingend,
Wenn ihn die roſige Gluth ſeiner Gedanken beſchien.

Moderne Philologie.

Jupiter, Jao und Jo, Jehova, Chaos und Janus —
Und in dem Gähnen zuletzt ſind' ich noch mythiſche Spur.

Steffens.

Gebe der Genius uns, in ſolcher Liebe zu flammen
Für die Wahrheit, wie du immer für Falſches geglüht!

Der zehnte Band ſeines „Erlebten".

Dreifacher Index am Schluß und doch kein Faden, der ſicher
Aus dem Labyrinth deiner Verirrungen führt!

Rückert.

Haſt du zu viel dich genährt mit der Lyrik grünen Gemüſen,
Daß nun mit Diſnndiarrhöe, Aermſter, das Drama dir kommt?

Gelzer.

Habt ihr des Mannes gekannt und je den Namen vernommen?
Aber des HErrn Aug' ſpäht die Gerechten ſich aus.

Die Bernſteinhexe.

Anfangs erſonnen für Strauß und plötzlich auf höheren Beifall
Richtet den Stachel des Werks gegen ſich ſelber der Pfaff!

Die urſprüngliche Abſicht.

Fälſchen ließen ſich leicht die Evangelienmythen,
Deshalb fälſcht' ich zum Scherz pommerſche Mythologie.

Andre Wendung.

Doch jetzt dreht ſich der Wind, ich werde bewundert bei Hofe,
Duncker und Humblot beſiehlt Salbung und myſtiſchen Zweck.

Karl Beck.

„Ich trinke meine ganze Seele der Menſchheit zu.“

Trinke Falerner uns zu, und Rheinwein oder Tokayer!
Humpen mit Seele gefüllt, mundet nicht jedem Geſchmack.

Rührendes „Bauer“-Stillleben.

Bruno — Edgar — Egbert.

Brüder beloben die Brüder und Schwäger und Brüder die Vettern
Und ſchon die Schwägerin lehrt Vetterchen Brüderle's Lob.

Die „literariſche Zeitung“ in Berlin.

Jegliches Buch, das erſcheint, weiſt du in Fächer zu ſtellen,
Aber in's Fach: „Polizeiwiſſenſchaft“ ſtelle dich ſelbſt!

Conceſſionen.

Erſt da thun ſie, als ſprächen ſie nur die Sprache der Götter,
Aber, o Wunder, mit Eins reden ſie menſchlich wie wir!

Den vornehmen Geiſtern.

Nur wer die Sprache der Zeit belauſcht, iſt weiſe zu nennen,
Und der Weiſeſte Der, der ſie am ſchnellſten verſteht.

Ἀνάγκη.

Ungeſtraft wol kann man den Geiſt der Zeiten verkennen,
Aber ſie rächen ſich ſchwer, wenn man die Formen umgeht.

Sich ſeine Schmerzen weg und lacht durch Thränen.
Weil er den Herrn von Herzen nicht kann lieben,
So kämpft mit Wankelmuth des Ruſſen Treue,
Und weil er keinen gern betrüben will,
So ſchwankt er leicht vom Einen zu dem Andern.

Perſiljeff.

Geht das auf Orenburg, wo man behauptet,
Daß ich das Heer in einen Hohlweg führte?

Bibikoff.

Ich ſchlug die Unterſuchung damals nieder,
Weil man nur ſchaudert, blickt man in die Tiefen
Und will den Grund der Ding' und Menſchen ſchaun.
Dein Herz hängt nicht an dem, was ich vertheid'ge.
Und fühl' ich's ſelber nicht, hier kämpfen Zeiten,
Nicht Menſchen! Alte Schuld giebt's hier zu ſühnen,
Nicht neue — bleib' noch bis zum Blätterfall,
Danila! Bis zum Blätterfall! Komm, führe
Uns noch nach Kaſan zu der Kaiſerin.
(Perſiljeff ab, er führt Bibikoff.)

Zweiter Auftritt.

Sophia. Iwan und Alexei. Später Perſiljeff.

Sophia
(ſinkt erſchöpft auf den Baumſtamm).
Hier laßt uns ruhn. Ich kann nicht weiter, Kinder!

Ein Symbol evangeliſcher Unſchuld.

Schön iſt des Schwanen Hals und rein ſein Gefieder, doch iſt nicht
Pfäffiſch ſein ſchlorrender Gang, zornig, ja tückiſch ſein Blick?

Laumer, nach Heine, „ein Lump"!

Frankreich, was würdeſt du thun, wenn „ein Dichter" einen Gelehrten,
Iſt er auch Liebling dir nicht, dennoch ſo bübiſch beſchmutzt?

Heinrich Heine.

Ariſtophaniſcher Schmutz iſt jetzt das Allermodernſte?
Dieſem dann ward es nicht ſchwer, ſchmutzig zu ſein und modern.

Beſſeres Gedeihen.*)

Deutſchlands Humus erfriſcht der Miſt auſtraliſcher Vögel;
Seine Literatur liefert den Guano ſich ſelbſt.

Speculative Reue.

„Börne, noch kalt nicht im Grabe, beſchimpfteſt du!" Alberner Vorwurf!
Nächſtens, gemüthliches Volk, preiſ' ich dir Platen dafür!

Moderne Rhetorik.

Macht ſich die Thräne hier gut? Macht beſſer ſich Lachen? Ich prüfe,
Ob ſich das Lachen, ob hier beſſer die Thräne rentirt.

---

*) Dieſe Epigramme erſchienen zu H. Heine's Lebzeiten. Noch war ſeine Feder in voller Thätigkeit, griff an und verläſterte, aber die Entgegnungen eines der rachſüchtigſten Menſchen, die je gelebt haben, fanden ſich nur in ſeinem Nachlaß vor. A. Strodtmann, deſſen Biographie H. Heine's auf einem vollſtändigen Verirrtſein über Heine's Talent und Charakter begründet iſt, hat es für angezeigt gehalten, jene Auslaſſungen drucken zu laſſen, weshalb hier die wiederholte Mittheilung der Epigramme, die Heine's poſthume Rache herausforderten.

Die „politiſche Wochenſtube".

„Neidiſch" nennſt du mich, Prutz, und leider muß ich beneiden
Shakſpeare's dramatiſchen Ruhm, aber den deinigen nicht!

Laube, die Birchpfeiffer preiſend.

Nennſt du Biscuit, was bis jetzt für Pumpernickel gegolten,
Pumpernickelſt du dir ja dein eigen Gebäck!

Reſultat.

Viele bevölkern die Bühne, doch einſt wird richten die Nachwelt,
Wenn ſich vom Puppengebild trennt der empfundene Menſch.

Bundestags-Fortſchritt.

Endlich geſtand man das Recht, den Räuber ſeines Vermögens
Zu verfolgen als Dieb auch dem Dramatiker zu.

Dr. Töpfer'ſche Unterſcheidung.

Was ich ſelber erfand, das nenn' ich ein „Originalſtück";
Was ich Andern entlehnt, nenn' ich ein „Drama" ſchlechthin.
Wo ich ein engliſches Stück von Scene zu Scene verdeutſchte, *)
Nenn' ich's — von mir. Jedoch „nach einem engliſchen Plan."

Ueberſetzungs-Schacher.

Wie im Lottogeſchäft vertrödl' ich franzöſiſche Stücke.
Auf ein Dutzend und mehr kommt wol ein Treffer heraus.

Thaliatheater in Hamburg.

Sämmtliche Mimen heraus! Heraus Ueberſetzer! Director!
Schneider und Decorateur! Und noch zuletzt der Souffleur!

---

*) „Gebrüder Foſter."

Das Burgtheater.

1845.

Carlos und Romeo ſpielen hier ſilberlockige Greiſe
Und bei Juliens Kuß wackeln die Zähne im Mund.

„Zopf und Schwert."

Liebe erwarb mein Stück für Preußens deutſche Geſinnung;
Dennoch verboten ſie Dir's! Weil — ? Tel est notre plaisir!

Ehrenrettung der Schauſpieler.

Welche die Würde der Kunſt zuerſt mit Füßen getreten,
War die gemeine Kritik, die ſich zum Lobe verkauft.

Nationalität der Kunſt.

Frankreich gefällt's, wenn der Mime ſich hebt auf hohem Kothurne;
Uns, wenn „natürliches" Spiel priſend und hüſtelnd ſich bückt.

Ein Vorurtheil.

Wohl weckt Noth das Genie, doch nur das Behagen erhält es.
Hinz fängt Mäuſe nur dann, wenn er geſättigt zuvor.

An * * *

Was ich gemacht, war „Esprit"? Nun gut, doch drang es zum Volke!
Du nur ſchriebſt das Poem, das man in Spiritus ſetzt.

An Denſelben.

Von Profeſſion ein „Titane"! Doch ſteht dir ein Vortheil im Spiele,
Seh' ich „Elias Krumm"! Seydelmann lernt noch von dir!

Antecedentien.

Sehr verehr' ich Merkur, doch wird mir die Elle zuwider,
Blickt aus dem Schauspieler nichts als der Commis Voyageur.

Die Göttin des Gedächtnisses.

Immer im Musenchor war die Führerin Mnemosyne.
Dank den Souffleuren! Jetzt kommt diese Dame zuletzt.

Bescheidenes Kunststreben.

Hätte ein Mime die Macht von Königen oder Ministern,
Sämmtliche deutsche Kritik würde gehängt und gelöpst.

Die Freiheit der Bühne.

1845.

Laßt dem Volke nur das! Ein bischen Rumoren und Lärmen,
Das es zuweilen noch juckt, tobt's im Theater doch aus.

Die Macht des Locus.

Daß so der Blödsinn gefällt, woher kommt's? Aus dem Mangel an Treue!
Untreu nenn' ich die Zeit. Hohes verpflichtet. Das stört.

Strauß.

1872.

O trübsinniger Mann, wie war es so schön mit dir plaudern!
Nun du die Lichter gelöscht, gehen wir trauernd nach Haus.

Aus den „Rittern vom Geiſt“.

I.

Novemberlied.

Du grauer Nebel, ſpinnſt du Leichentücher?
Singſt, heiſrer Vogel, du ein Todtenlied?
Erſchrickt das Auge, das im Buch der Bücher
Die letzten Blätter aufgeſchlagen ſieht?
Sie fallen nieder, die Natur haucht leiſe
Ihr letzt' Geheimniß aus und will ſich ruhn;
Da hebt ſich ſchüchtern, unterm Wintereiſe,
Ein grüner Halm, die Frage: Was kommt nun?

Kommt wieder Lenz und prangen alle Blüthen
Auf Feldern nur, im grünen Gartenhag?
Begrüßen wir mit hochgeſchwung'nen Hüten
Nicht endlich auch der Freiheit Frühlingstag?
Bleibt Alles ſo im alten Weh und Kummer,
So wie die Sterne gehn am Himmelszelt?
Derſelbe Tag? Derſelbe nächt'ge Schlummer?
Nicht endlich, endlich jetzt die neue Welt?

Was iſt ſie denn? Nur dann und wann ein Lächeln
Auch in den Seelen wie des Maien Luft!
Ein Zephyr Menſchenliebe! Nur ein Fächeln
Der Hoffnung in die kranke Menſchenbruſt!
Du munt'rer Quell, du frohe Wieſenblume,
Zieht froh're Augen zu euch niederwärts!
Zum Blüthenaſt, zum Sternenheiligthume
Blick' länger nicht entſagend nur das Herz!

Wie müßt' es ſchön auf dieſer Erde werden,
Umfing' einſt die Natur zu gleicher Zeit
Auch dieſes Lebens nackteſte Beſchwerden
Mit ihrer Liebe buntem Feierkleid!

Ein Zauberland, wo auch die Herzen sprossen,
Das Leben auch in solchen Farben lacht,
Die wie ein Regenbogen ausgegossen — !
Bleibt das der Traum nur einer Winternacht?

Die Dohle krächzt — die Nebel hüllen Alles
In der Verzweiflung graues Einerlei.
Die Todtenglocke läutet dumpfes Schalles
Und ruft den Hoffenden: „Vorbei! Vorbei!
Der Stein bleibt Stein — Nie wird die Welle fließen
Zum Berg hinan — Was kann im Eise ruhn!
Gott läßt uns wol die alten Blumen sprießen,
Doch seine Wunder — soll'n wir selber thun!"

II.

Die Sommernacht.

Lebe! Lebe! spricht die Sonne.
Aber wenn sich nächt'ge Schatten
Senken auf die Wiesenmatten,
Fühl' ich's: auch im Tod ist Wonne.

Wenn die Sterne niedersunkeln,
Sich die müden Augen schließen,
Nebel durch die Thäler fließen —
Und die Erde schläft im Dunkeln —

Wenn der Thau den Plan befeuchtet,
Murmelnd alle Quellen gehen,
Und die Blätter leiser wehen,
Das Johanniswürmchen leuchtet —

Wenn aus tiefem Thalesgrunde
Eine Uhr mit fernen Schlägen
Unserm wachen Ohr entgegen
Ruft die mitternächt'ge Stunde —

Dann, dann kommt uns wol ein Träumen,
Weht ein Lauschen, spricht ein Rauschen,
Und wir fühlen, Geister tauschen
Jetzt mit uns in diesen Räumen!

Fühlen — wie die Theuren, Süßen,
Die uns ruhn im Schooß der Erden,
Wieder scheinen wach zu werden,
Wie sie kommen, wie sie grüßen!

Wie sie lächeln! Sie erscheinen
Wie von Silberflor getragen!
Und ihr Grüßen will uns sagen:
Aermster Freund, du sollst nicht weinen!

Trau' der Nacht! Denn nur ein halbes,
Nur ein Zwielicht giebt die Sonne.
Höher ist der Schöpfung Wonne,
Und dies Leben nur ein halbes.

III.

Unsterblichkeit.

O Mensch! Das Wiedersehn! Welch hehres Wort!
Warum nur lauschst du nicht dem Zauberklange
Und horchst der heil'gen Stille um dich her?
Warum nur frägst du nicht: Was klingt aus dir?
Was hauchte dir Musik in deine Kehle?
Was lehrt dich reden, jauchzen, singen? — Thränen
Und Klänge sind es, die in's Jenseits führen;
Denn was sind Thränen und was ist Musik!

Dann hemme deinen Fuß und horch' allein
Dem stillen Gottesfrieden der Natur!
Wie feierlich beredsam dieser Plan,
Der zu den blauen Bergen grün sich zieht,
Erst Wiesengrün, dann dunkler Tannengrün,
Dem Aug' ein wie erquickendes Gemisch!

Doch führt des Ohres Pforte mehr zur Seele;
Das Echo spricht mit ihr, des Waldhorns Klang,
Der in den tiefen Tannengrund getragen,
Zurück uns zwiefach, dreifach grüßt, vom Wald,
Vom Fels, von Wem wol noch? Wer sagt's —! Natur,
Du nur dir selber plaudernde! Geschwätz'ge,
Im Zwiegespräch belauschte Einsamkeit!
Die Ruh' hört Ruhe! Nur das Herz darf schlagen,
Ein Vögelchen im grünen Walde zwitschern,
Die kleine Quelle murmelnd dich umplaudern —
Da hörst du wol die stillen Geisterzungen,
Die zu dir flüstern: Mensch, du bist unsterblich!
Siehst die ja wieder, die du scheiden sahst!
Und dennoch zweifeln? Immer nur gedenken
Der Schauer, als ein liebend Auge brach,
Der Schrecken, als ein theurer Athem stockte?
Fühlst ewig nur des Todes kalte Hand?

Fällt dir auf Gräber nur ein Zweifelblick,
Dann ſuch' dein künftig Wiederſeh'n, die Hoffnung,
Bei Athmenden und Lebenden! Und ſpricht
Die Quelle dir, der Vogel nicht vernehmbar,
Kannſt du den Tag, die Sonne nicht verſtehn,
So laß die Sterne reden, ſchlage dir
Die Blätter des geſtirnten Himmels auf,
Das goldne Buch mit rieſ'gen Demantlettern!
Die hellſten Flammen hat die dunkle Nacht
Dem Zweifel und dem Glauben angefacht!

IV.

Ein Häuschen auf grünen Matten.

Ein Häuschen auf grünen Matten
In's Silber des Mondes getaucht,
Von friſchen Waldesſchatten
Freundnachbarlich umhaucht —

Ein Stübchen, eng nur gezimmert,
Beſcheiden das Hausgeräth,
Nur lampenlichtdurchſchimmert,
Nur blumenduftdurchweht —

Ein Schrank, ein Tiſch, zwei Seſſel,
Ein Weib dazu, an der Hand
Der Ehe goldene Feſſel,
Die erſt ein Jährchen verband.

Der Mann im Liederbuch blätternd,
Sie ſtrickend beim Lampenſchein,
Vom Lindenbaum draußen ſchmetternd
Die Nachtigall herein —

Horch! ruft das Weib nach der Kammer.
Was Nachtigall! Liederbuch!
Sie öffnet dem ſüßeſten Jammer
Im Gehen ihr Buſentuch.

Hold Kindlein wachſt, ruft wieder!
Gieb allen Dichtern den Lauf!
Ein Trunk aus Mutter-Mieder
Wiegt Hippokrenen auf!

Ob im Walde die Wipfel rauſchen,
Ob die Nachtigall lockt und ſchlägt,
Sie ſitzen dann und lauſchen
Dem Kind, ob's im Schlummer ſich regt.

V.

Harre aus.

Welt, wie biſt du öd' und groß!
Alle Riegel ſind geſprengt,
Alle Pforten ausgehängt!
Wie ſich's wälzt und wie ſich's drängt!
Und was birgt wol noch dein Schooß?

Wolken, weilt! Wie folg' ich euch?
Stehe, Zeit, wie halt' ich dich?
Raum, wie gähnſt du fürchterlich!
Wo im Chaos reit' ich mich?
Bin ich Federflocken gleich?

Wie dereinſt beim Weltgericht
Hör' ich der Verdammten Chor.
Jeder drängt zum Richterohr,
Trägt nur Sich, Sein Rühmen vor,
Seine Furcht, Sein Hoffen ſpricht!

Herzen ohne Harmonie
Durcheinander! Jedes Bruſt
Hallt das Echo eigner Luſt,
Seiner Sprache nur bewußt,
Seiner eignen Melodie!

Tauſend Uhren — Mitternacht
Weiſend und die Pendel doch
Ungleich ſchwankend, tief und hoch,
Keiner von dem Kaiſer noch
In den gleichen Takt gebracht!

Gern hätt' ich zum Wald hinaus
Mich in Einſamkeit gebannt,
Hätte an der Quelle Rand
Einen ſtillen grünen Stand
Mir geſucht, ein friedlich Haus.

Alexei.

Vom Wege ſind wir abgekommen, Mutter —

Iwan.

Das ſind nicht mehr die Unſern — ſieh, 's ſind ſolche,
Wie unſer Kloſter ſtürmten —

Alexei.

Sergius
Sieht uns gewiß — wir ſollten doch ihm rufen —

Sophia.

Kein Laut! Wir finden ſelbſt den Weg nach Kaſan.

Alexei.

Sieh, Mutter, ſieh den Mann dort drüben! Ei
Das iſt ja Vetter Perſiljeff.

Iwan (freudig).

He Perſiljeff!

Sophia.

Er kennt uns nicht — wer kann uns kennen, Kinder!

Iwan.

Er kommt hieher!

Sophia.

Laßt ihn vorüberziehen —

Alexei.

Den Vetter, Mutter?

Sophia.

Stumm ſeid Ihr! Ich will's!

Perſiljeff
(im Selbſtgeſpräch).

Der Freiheitshauch von drüben weht zu mächtig,

Gerne hätt' ich mich geſtellt
An den Buſch der Nachtigall,
An ein Lerchennest im Thal,
Fliehend allen Widerhall
Dieſer Zeit und dieſer Welt!

Doch ich muß, ein treuer Thurm,
Wachen an des Meeres Rand,
Bleiben feſt im alten Stand,
Wenn umſpült vom Wogenbrand,
Wenn umdonnert auch vom Sturm.

Die Entſcheidung ſoll ich ſehn,
Wenn zerkracht der Wolkenball!
In der dumpfen Donner Schall,
In dem allgemeinen Fall
Muß ich ſinken oder ſtehn.

VI.

Olga's Klage.

O laßt mich zieh'n, ich kenne meine Straße!
Was frag' ich euch! Ihr wißt nur was ihr wißt!
Von eurer Liebe nicht, von eurem Haſſe
Lern' ich den Weg, der mir der rechte iſt!

Die Pappeln und die Weiden laß' ich Andern!
Mir duften Blumen nicht, im Staub ergraut!
Ich muß ob Strom und über Felſen wandern,
Ich will die Brücken nicht, die ihr gebaut!

Am Rand der Alpen, wo die Gletſcher ragen,
Da wird dem Herzen groß und weltenweit!
Da will ich Adler, will die Gemſen fragen:
Wo geht der Weg zur ew'gen Einſamkeit?

VII.

Die Wechſelnde.

An Helene.

Wehe! Welche Lippen läßſt du ſchlürfen
Wieder deiner Liebe Taumelwein!
Iſt es denn dein innerſtes Bedürfen,
Andern Alles, Nichts dir ſelbſt zu ſein?

Nichts der Frauen größtem Herzensruhme,
Nichts, Helene, dem Entſagungsſchmerz?
O, du ſtamm- und blattlos arme Blume,
Wirbelnd um dich ſelbſt gejagtes Herz!

Eine' luftgetrag'ne Orchidee,
Schwankſt und rankſt du ohne ſichern Wuchs,
Fühlſt, wie auch die Welt dich leben ſähe,
Doch den Tod in dir des Selbſtbetrugs!

Roſen träumſt du? Wehe, aufgeriſſen
Sind es deine Wunden — wie ſich kalt
Auf des Nordpols eis'gen Finſterniſſen
Dunkelroth die Sonn' im Scheiden malt!

Opfre dich im Leidenſchaftgeloder!
Strecke deine Fackel, Genius!
Armes Lamm, das eine Schlachtbank oder —
Einen neuen Hirten finden muß!

VIII.

Begnügen.

Bei einem Ziele bin ich angekommen.
Ob auch am rechten, weiß ich nicht zu ſagen!
Zwar mit dem Strome bin ich nicht geſchwommen,
Doch war's die Welle, die mich fortgetragen!

Geſcheitert hab' ich manches Riff erklommen
Und manchen Preis erwarb ſich kühnſtes Wagen.
Doch muß von den erträumten ſchön'ren Lagen
Mir dieſe wol als jetzt die beſte frommen.

Das Höchſte ſuchend bald im Thatendrange,
Bald im Genuß, wo ich die Perlen wollte,
Fand ich — nur Schalen! O, der Dämon grollte,

Er grollt noch jetzt und will mir Wunder lügen,
Die noch erreichbar —! Solchem Ueberſchwange
Laſſ' ich genügen jetzt — mein ſtill Begnügen.

IX.

Olga's Sehnsucht.

Ich trug ihn allen Lüften auf
Den Gruß des treusten Lieben,
Ich hab' ihn in der Sterne Lauf,
In Wolken, in Wellen geschrieben.

Ich habe den Blumen den Blüthentraum
Des Herzens zugeflüstert,
Ich hab' am Meer dem Palmenbaum
Und seinem Leid mich verschwistert.

Nichts brauste so wild, nichts hauchte so mild,
Ich nannt' ihm den theuersten Namen,
Ich schloß um mein geliebtestes Bild
Die Welt als goldenen Rahmen.

Und wen ich unter den Weiden einst fand,
Sie lauschten und hörten es Alle!
Nur Einem, Einem zieht's unbekannt
Vorüber mit leerem Schalle!

Den jagt des Windes Melodie,
Kein Traum von der Schlummerstätte,
Dem ist als wenn der Frühling nie
Die Erde umfangen hätte!

Als wenn der Seele ihr Gedicht
Die Wahrheit des Lebens nicht wäre!
Als krönte die Liebe allein uns nicht
Mit allerhöchster Ehre!

X.

Groll mit dem Schicksal.

Wer glaubt an Riesen, die den Himmel stürmen,
An Göttersöhne, frevelnde Titanen,
Die Berg auf Berg zum Wolkensitz der Ahnen,
Ja ihre Leiber, sich erwürgend, thürmen!

Und dennoch rast der Erde Urgewimmel
Zur Stunde immer noch im — Menschenherzen,
Das über Schädelstätten fremder Schmerzen
Erklimmt des Wahn's und seiner Träume Himmel!

Noch werden Gräber — Spielplatz! Heiße Thränen —
Wie aus dem Thonrohr steigen bunt wie Blasen,
Gehascht, gejagt auf dem zertretnen Rasen
Des heiligsten Erinnerns! Irrend Wähnen

Hängt, wie die Schlange, Haut um Haut an Bäume!
Jetzt bist du frei! Jetzt steigst du auf mit Flügeln!
Nun kann dein Arm die Sonnenrosse zügeln!
Nun trittst du schon auf rosige Wolkensäume!

O Thoren! Ob vereint Titanenreigen
Den Himmel stürmen, ob der Seele Frieden
Hienieden schon beschieden — die Kroniden
Verhüllen sich und lächeln nur und schweigen.

Aus dem „Zauberer von Rom".

I.

Klingsohr heinisirt.

Wer in romantischer Zeit nicht Fraw Venus mied,
Wol gar einem Ehweib sein Herz verschenkte,
Dem geschah es zuweilen, daß man ihn briet
Oder an einen neuen Galgen henkte!

Drum hört man noch jetzt, minnt man das schöne Weib,
Das Weib vom Herrn Nachbar Philister, *)
Selbst im holdseligsten Zeitvertreib
Sofort ein Geknatter, ein flammend Geknister.

Und giebt sie ein Löslein zum Liebespfand,
Und steckst du's still in die Tasche,
So fühlst du was wie Henkershand
Und um den Hals die vergeltende Masche!

II.

Leben aus Tod.

Laßt mich weinen, laßt mich klagen!
Fraget nicht, warum ich's muß!
Steigt nicht nach der Götter Schluß
Seit des Lebens ersten Tagen
Leben nur aus Sarkophagen?

*) „La femme de Claude"

III.

Sehnsucht zum Tod.

Du wunderbare Stille,
Wer deutete dich schon,
Im Erd- und Himmelschweigen
Den Weltposaunenton!
Die namenlose Sehnsucht
In stiller Welle Gang,
In tiefem Quellenrieseln
Den mächt'gen Rededrang!

Wenn Mondenglanz die Rose
Sanft zu entschlummern ruft
Und Nachtviole trinket
Den Thau der Abendluft,
Wenn frei die Sterne treten
Aus ihrem blauen Zelt,
Worin das Licht der Sonne
Sie Tags gesaugen hält —

Wie predigt da die Rose!
Viole singt im Chor!
Das kleinste Blatt hält Tafeln
Der Offenbarung vor!
Es rauschet und es klinget
Ein jeder todte Stein;
Der Stäubchen allgeringstes
Will nur verstanden sein!

Nur in die dunklen Schatten
Hat Gott das Licht gestellt,
Nur in die öde Wüste
Die Herrlichkeit der Welt!
Nur brechend beginnt das Auge
Den wahren Lebenslauf!
Schließ dich auch mir — ach balde! —
O ew'ge Stille, auf!

IV.

Des römischen Priesters Entsagung.

Es wird nicht anders sein! In deine Locken
Flicht doch den Kranz dereinst die fremde Hand!
Der Myrte silberweiße Blüthenflocken —
Doch winken sie: Komm in ein fernes Land!

Dich zu umfangen für ein ganzes Leben,
Unſterblich Loos, dort Sterblichen gegeben!

O lächle nicht zu hold! Du kannſt nicht wiſſen,
Wie mir dein Lächeln wird zum Hoffnungsſtrahl!
Wie mir das Licht ſich ringt aus Finſterniſſen,
Seldſt Zweifel zaubern noch ein Roſenthal!
Du ahnſt nicht, wie auf jedes deiner Worte
Zu ſel'gen Träumen ſich erſchließt die Pforte!

Es darf nicht ſein! Stumm, ſtumm muß es verhallen,
Wie Zephyrwind am holden Frühlingstag,
Wie in dem Strom die Tropfen ſtill verwallen,
Wie eine Knoſpe bricht im Roſenhag!
Und rieſe Alles: „Wage! Wage —!“ — „Entſage!“
Spräch' immer nur des Echo leiſe Klage.

V.

Lerchenjubel.

Frühlingslerche, wüßtest du,
Wie du ſingſt uns Andern,
Die wir durch die Sonntagsruh',
Durch die Felder wandern!

Wie in deine Jubel ſich
Unſre Jubel miſchen,
Unſre Herzen mit durch dich
Sich im Blau erfriſchen —

Wüßtest du, was Alles wir
In dein Singen legen,
Wie wir in dein Luftrevier
Mit die Flügel regen —

O du flögeſt erdenfern!
Hören nicht — nein ſehen
Würde man dein Lied — als Stern
Würd's am Himmel ſtehen!

VI.

Im Cölibat.

Ich darf es nicht ſagen — was Jeder doch weiß!
Ich kann es nicht tragen — und trag's doch ſo heiß!

Ich kann es nicht finden — was überall liegt!
Ich kann es nicht binden — was ich doch — beſiegt!
Ihr Sterne behütet's! Ich dank' es euch nicht!
Dich ſcheu' ich, o Mond, der ſein Schweigen nicht bricht!
O Sonne, o hilf mir! Mit ſtrahlender Miene
Verkünde den Welten, wem liebend ich diene!

VII.

Nur Einer, nur Eine.

Es rauſchen die Blätter, es flüſtert der Wald,
Wer regt ſie der Winde ſo mannigfalt?
Nur Einer!

Es blitzen die Farben im hellen Kryſtall,
Sind's tauſend der Strahlen vom Sonnenball!
Nur Einer!

Es klopfen viel tauſend Schläge der Bruſt,
Wer führt ſie, die Hämmer in Schmerz und in Luſt?
Nur Eine!

Was hebt dir die Seele, was ſprengt dir das Sein?
Iſt's Himmel? Iſt's Erde? ... Allein, allein
Nur Eine!

VIII.

Bonaventura.

Ein ſinnend Haupt. Ein edel Angeſicht.
Ein Auge, das ſogleich zum Herzen ſpricht.
Das Haar wie Rabenfedern. Unbeſchnitten,
Soweit es ſtrenge Prieſterregeln litten.

Ein Leiden in der Miene, ſtill entſagend.
Ein Bittblick wie des Erlöſers Flehn,
Als er zum Vater ſprach im Garten klagend:
Laß dieſen Kelch an mir vorübergehn!

Die Stirne rund, die Wange ein Oval.
Bald blaß, bald von der Seele Gluthenſtrahl
Mild überhaucht mit friſchen Roſenlichtern —
So leuchtend nur bei Denkern und bei Dichtern.

IX.

Ermuthigung.

Nimm an der Welt dein ganzes Theil,
Nimm es mit vollen Händen,
Was du verſchmähſt, wird nicht zum Heil,
Nicht zum Gewinn ſich wenden!

Der Blätter nur im Lenz gedenk',
Die rings den Raſen decken,
Vom Apfelbaume ein Geſchenk
Den Winden, die ihn necken!

Und doch im Herbſt — der reiche Baum,
Was er an Früchten ſpendet!
Erinnern kann er ſich noch kaum
Der Blüthen, die verſchwendet!

Zur Erde blicke nicht hinab,
Wenn Götter dich umſchweben,
Für Alle iſt das kühle Grab,
Für Alle erſt das Leben.

Für Jeden dreifach der Genuß
Und Einmal nur Beſchwerde,
Es wogt ein ſel'ger Ueberfluß
Der Freude durch die Erde!

Die Shakſpearefeier an der Ilm.

1864*).

Eine zu lebenden Bildern eingerichtete Bühne.

Vor dem Auditorium begann nach dem Hochzeitmarſch aus dem „Sommernachtstraum" der Sprecher:

Zertritt mir meine Kreiſe nicht!
So ſprach
Im Sturm von Syrakus, als Roms Cohorte,
Marcellus' Siegerſchaar, die Stadt durchraſte,
Dem wilden Krieger, der ein Haus geſprengt
Und beutegierig ſeinen Mordſtahl ſchwang,
Ein Greis — im ringsgehäuften, ſorgſam
Geſtreuten Eſtrichſand auf Zeichen deutend,
Die ſeines Mörders Fuß verſchonen ſollte.

Ihr kennt des Archimedes Tod. Ein Denker,
Der erſte Griechenlands, lag hingeſtreckt
Um eine Handvoll Beute! Wol die Sphären
Des Univerſums ſangen ihm die Trauer!
Ovale Kegel, Würfel und Quadrate
In Sand geſchrieben! Die zu ſchonen, war
Des Greiſes letzte Bitte. Lachen mochte
Der römiſche Barbar des Zauberers,
Den ſeine Runen nicht vorm Tode ſchützten.
Er wußte nicht, daß in des Sandes Bildern
Der Greis die Harmonieen ſah und hörte,
In denen ſich der Menſch mit Gott vermählt.

Zertritt mir meine Kreiſe nicht!
Die Muſe
Hat ruhig ſo von je dem raſenden,
Dem leidenſchafterfüllten Menſchenſinn

*) Zur Zeit des Schleswig-Holſtein-Kriegs.

Ich kann nicht länger widerſtehn. Ich muß!
Zu ſchimpflich wird des Popen Auftrag, länger
Noch hier den Späher abzugeben, ja
Bei Gott, zu ſchimpflich. Beſſres bin ich werth —
Auch Beſſres, dünkt mich faſt, als was inzwiſchen
Ich hier geworden bin und bleiben ſoll,
Der Todtengräber eines Lebenden,
Der Luſtigmacher eines Sterbenden.
Ade! In Kaſan ſag' ich ihm Ade
Und geh' zur Freiheit meines Volkes über.
Dort ruht ein Weib ſich aus mit zween Knaben —
Was ſeh' ich — Gott im Himmel — ſind's die Kinder —
Sophia — ſeid denn Ihr's — Ihr Jungen, Ihr's?
Sophia, gebt die Hand, ich bin ja närriſch,
Ihr Jungen, Euch zu ſehn — woher des Weges?
Wo kommt Ihr her, wart Ihr im Lager drüben?

Iwan.

Den Vater haben wir nicht finden können.

Perſiljeff.

Den Vater nicht? Was ſitzt Euch denn im Auge,
Sophia? Eure Hand ſo eiſig kalt?
Wer führt Euch durch das wilde Kriegsgetümmel?

Alexei.

Der Prieſter Sergius. Wir haben ihn
Verloren.

Perſiljeff.

Gott, Ihr macht mir Angſt, Ihr ſeht
So ſonderbar — Wart Ihr nicht bei Emiljan? —

Die Arme dargeſtreckt, den Frieden nur
Für ihre heil'gen Opfer ſich begehrt.
Die Götter ſtraften die Vermeſſenen,
Die ihren Lieblingen den Weg gehemmt,
Dem Sohne Semelens, dem Freudenbringer,
Dem Bändiger der Thiere, Orpheus. Runen,
Die in den Sand von Syrakus geſchrieben,
Sie überdauerten die Siege Roms!
Sie glänzten in des Himmels Sternen fort!
Zerbrochne Kronen, Scepter, Heldenſchwerter —
Was deckt nicht all' der Sand der ew'gen Wüſte,
Indeß ein Lied Homer's, Firduſi's Lied
Hinausgedrungen in die fernſten Zeiten.

Zertritt mir meine Kreiſe nicht!

So ruft
Auch jetzt im wilden Streit der deutſchen Stämme,
Im Bruderkampf der blonden Odinsſöhne
Aus Gothen-Normann-Allemannenland,
(Trotz Albions Wuth und höhnender Verhetzung,
Trotz Flüchen — aus des Skandinaviers Mund! —
Auf Deutſchlands Namen, Flüchen aus dem Munde
Der Brüder Thorwaldſen's und Oehlenſchläger's,
Der Guſtav Waſa-, Guſtav Adolf-Söhne
Auf uns —!) Germania in dieſen Tagen,
Wo dreimalhundertjährig ſich die Stunde
Erneuert, die uns William Shakſpeare gab.
Zertretet nicht, was euch gemeinſam iſt!
Den gleichen Zug des Denkens und Empfindens!
Des Geiſtes Harmonieen löſet nicht,
Die euch von Anbeginn geeint! Der Sprache
Urheimathliches Band! Im Muſendienſt
Die mehr als wahlverwandte Stimmung! Ach!
Aus Einer Mutterbruſt entquoll die Art
Des Nordlandſohnes! Bis zur Alpenfirne,
Der Erde Rückgrat, breitet ſich ſein Reich!
Wie ſollten um den Streit des Tages wir
Vergeſſen, gleich dem Römer, der zertreten,
Was einſt die Größe ſeines Forums gründen,
Paläſte bauen, Mauern, Feſtungen,
Landſtraßen ziehen, Reiche brechen ſollte —
So auch, daß Shakſpeare's urgewalt'ger Geiſt,
Der Stolz des Britenvolks, uns die Geſetze
Des Schönen erſt erſchloß, die Siegerin
Natur im Eichenkranz auf die Katheder,
Wo im Perrükenſtaub die Regeln nur
Pedanten kritzelten, geſtellt? Es iſt
Ein deutſcher Tag der Jubeltag von Stratford,

Und jeder Hauch, der auf des Baches Welle,
Der seines Vaterhauses Grund umspült,
In diesen Tagen milder wehen wird,
In diesen Tagen reicher von den Blumen
Denn je (auch die Natur legt Feier an
Um den, der opfernd ihr allein gelebt)
Den Frühlingsduft entführt am Avonstrande,
Er trägt ihn fort in All-Germaniens Lande.

* * *

Das deutsche Volk bekennt den großen Dichter
Als Quell des eignen geist'gen Lebens! Trost
Im Leid, ein Stern im Dunkel war er Jedem,
Dem irgendwie die Kunst des Dichtens lebt
Erfaßlich und verständlich. Unser Auge
Steht ein Jahrhundert in dem Zauberbann
Der wunderbaren Bilder, die er schuf —
Das äußre Auge, das den Reiz der Sinne,
Das bunte Spiel belebter Welten liebt,
Wie sie die Bühne giebt; das innre Auge,
Das Schönheit mehr im Ebenmaße findet
Geschaffner Werke, in der Gliederung
Der Einzeltheile zum vollkommnen Ganzen,
Der Räthsel, die, wenn aufgegeben, erst
Erschrecken, im Verlauf sich knüpfender
Verwicklungen erschüttern und zuletzt
Die Seele reinigen durch jene Stimmung,
Die an der Leidenschaften Bahre trauert.
Dem allen hat Sein gottentstammter Geist
Nur Weide und Erquickungen gewährt.
Wir müssen schweigen. Denn sein Lob, ausströmend
Wie wir es fühlen, sprengt dies kleine Rund
Geselligen Verkehrs.
Und so geschehʼ es!
Wir huldʼgen wie das Maß uns unsrer Kraft
Gebietet. Gleicht das Opfer auch der Gabe,
Die wol ein Kind, mit seiner Mutter wandelnd
Am Wiesenrain, aus Wiesenblumen pflückt
Doch ist es groß gemeint. Die Mutter nimmt's
Dann auch wie einen Schmuck von Edelsteinen

Wir bringen einen kleinen Strauß von Bildern,
Von lebenden, wie Meister William selbst
Die Malerei gekannt, wo auf der Leinwand
Die Farbe Blut und Licht des Lebens ist,
Der Umriß Wirklichkeit. Im „Wintermärchen"
Nennt seine leichte Zeit- und Ortbehandlung

Den großen Julio Romano als Virtuosen —
(Ihr lacht? Der Ort: Sicilien — Die Zeit:
Das Alterthum im „Wintermärchen" — !) glänzen
Im Fach der Bilder, die gestellt sind aus Personen.
Nun wohl! Die Nachgebornen des Romano —
Erweitern das Geschäft auf seinen Namen
Und stellen Bilder euch aus Shakspeare's Dramen.

Die Bühne Shakspeare's, die er selbst geleitet —
(O heißer Stand, erst Stücke schreiben, selbst
Sie spielen helfen und die Kasse noch,
Was eingekommen, Abends revidiren —!)
Des Dichters Bühne stand am Themsestrand
Und hieß der Globus. Eine Flagge (roth
Natürlich, wie die Farbe seines theuern England),
Die aufgesteckt, wenn Nachmittags um drei
Die Vorstellung begann, umflatterte
Vier Werte auf des Bretterhauses Zinne.
Sie hießen: Totus orbis agit histrionem:
„Komödie spielt die ganze Welt?" Ich dächte,
Die Worte ließen sich auch übersetzen:
„Der ganze Erdkreis ist des Mimen Welt!"

Doch freilich gab es drum auch damals schon
Schauspieler, die wol nirgendwo zu Hause —
Am wenigsten im Geiste ihrer Rolle.
Von dem Director konnte allerdings
Der Spruch, der stolze, gelten. Shakspeare trug,
Ein Atlas, eine Welt auf seinen Schultern!
Wohin hat ihn die Muse nicht geführt!
Und er nicht sie! Zwar läßt sich nicht bestreiten
(Beaumont und Fletcher, Johnson und die Sippe
Der Concurrenz hat viel darob gespöttelt),
Daß vom Collegen mancherlei verwelscht ward,
Bunt über Eck bald dies, bald das vermischt,
Schon in die Zeit der griechischen Orakel,
Wir sagten's eben, Julio Romano,
Der Freund des Rafael, versetzt! Und — leider —
Kanonen donnern ihm, eh' Schwarz das Pulver
Erfand! Und unsrer Czechen Heimath läßt er
Sich strecken bis an's Meer (den Panslawisten
Zur Freude, die dergleichen träumen). Dennoch
Durchdrang kein Geist das Innerste der Welt,
In Ort und Zeit den bleibenden Gehalt
Das Alterthum? Die Tage Griechenlands?
In „Timon von Athen" grünt die Cypresse

Und duftet die Olive, selbst — der Lauch,
Als hätt' er Aristophanes gekannt.
Die Größe Roms? Wie hat er sie verherrlichet
In Romas Helden, in des Forums Kämpfen,
In Roms Matronen! Shakspeare nahm den Menschen,
Den immer gleichen seit Dezennien,
Den ringenden, den irrenden, das Herz
Mit seinen ew'gen Wonnen, seinen Qualen,
Den selbstbereiteten, den ihm verhängten,
Und zeichnete, ob Brite oder Römer,
Jedwede Menschenart nach Gottes Bilde —
Nach seinem eignen. Zu des Menschen Brust
Vom Anbeginn bis zu dem Tag der Tage
Liegt der Geschichte ganze ew'ge Fülle,
Das All, entkleidet seiner flücht'gen Hülle.

Ihr kennt das Bild des Cajus Marcius Coriolanus! Adelsstolz, Patricier
Und Krieger, der sich sträubend nur dem Staat,
Der Ordnung des Gesetzes beugt, erliegt er
Ein Einzelner dem Allgemeinen. Doch
Er unterliegt wie See dem Sturme, spritzt,
Gepeitscht vom Haß des Volks, aus Rom verbannt,
Nur immer höher seine wilden Wogen;
Je mehr gejagt, je mehr Verderben häufend!
Zum Feind des Vaterlandes, dem er den Lorber
In bunterer Schlachten abgerungen, hetzt ihn
Der Rache Schwur. Von seiner Siegerstirn
Reißt er den Kranz, den schwielige Hände ihm,
Die er des Pöbels nannt, bekränzten,
Weiht die zerfetzten Blätter fremden Laren,
Wenn nicht die Götter Roms mit ihm zugleich
Den heimathlichen Herd gesehn, und stürzt
Mit Trabenfüßen auf die Ahler Roms
Als Sieger sieht er vor der zitternden,
Dem Untergang geweihten Vaterstadt.
Da senden sie zuerst die alten Freunde,
Die ihm die liebsten, theuersten gewesen,
Die immer schmeichelnd seinen Stolz gelobt,
Hinaus ins Lager, Gnade zu erflehn.
Umsonst! Er kennt sie nicht. Nun weht, so geht
Die Mutter, geht sein Weib, sein einzig Kind.
Die Götter sieht er an, mehr als ein Beter,
Ein Stein zu sein, nichts hörend und nichts sehend,
Den Gruß, die Klage nicht, die Thränen nicht
Beredt'ren Schweigens, nicht die rührende Drehung
Des Kindes, das (zum Sinnbild so geworden
Der Schwäche Roms!) zu wehren sich vermißt

Er giebt dem Knaben seinen Vatersegen
Und sieht die Götter an, daß er nicht wieder
In künft'ger Zeit so stehe wie sein Vater.
Die Mutter schmeichelt, sucht der Rede Pfeil,
Wie Amor seinen Köcher leert, verwundend,
Zur Liebe abzudrücken. Alles bleibt
Umsonst. Ein jedes traute Wort, das Männer doch,
Vor deren Blick die Erde bebt, zu Kindern
Im Plaudern mit der Mutter wandeln kann —
Prallt an dem Erz, das seine Brust bedeckt,
Am dreifach mächt'gern seines Hasses ab.
Sie endet aber nicht — Sie windet sich
Im Schmerz — er schweigt. Sie rast, wie er, als Rom
Aus seinen Thoren ihn verstieß — er schweigt.
Da will der Fluch sich von der Lippe lösen
Des tiefgekränkten, in der Liebe so
Betrognen Weibes. Nur ihr Wort den Winden,
Ihr Flehn dem hohlen Klang des Wiederhalls
Der Schilde soll sie preisgegeben sehn? —
Es hebt sich ihre Hand — schon zuckt die Lippe —
Da ruft er überwunden aus —: „O Mutter —“

Doch nein! Wir greifen unserm Ziel voraus!
Nicht Worte will des Malers Kunst uns zeigen.
Zurück im Scenengang! Seht nur sein — Schweigen!

Nach einigen musikalischen Accorden erhob sich der Vorhang der Bühne. Man sah die entsprechende, von H. Wiedtenau als lebendes Bild gestellte Scene aus dem vierten Act des Cortolan.

Es giebt ein Land, wo ew'ger Frühling blüht,
Die Rose nie vom Stamm entblättert fällt!
Das Land des Traums. Die Alten kannten's schon.
Odysseus hat es oft auf seiner Irrfahrt
Gesehn, zum mindsten seine Nederei gefühlt.
Denn wo kann Circe's Hain gelegen haben?
Wo dem Ovid als er verbannt in Tomi
Von Träumen und Erinnerungen lebte,
Sein Formen- und Verwandlungentheater?
Ich weiß nur, daß ein mächt'ger Regenbogen
Und nicht einmal der Sonne, nur des Mondes,
Als Brücke führt in dieses Wunderland.

Und wenn in ihm dann Einer heimisch war,
Den Ariadnefaden hielt, der sicher ihn
Durch seine Labyrinthe leitete,
So war es unser Dichter. Feen müssen,

Als er im Stratford auf die Welt gekommen,
An seiner Wiege, wie an Meleager's
Die Parzen, ihren Spuk getrieben haben
Ich denke, da sein Vaterhaus ein Weilhaus,
So legten sie vielleicht vom Kelchierstrand,
Dem Land der Zaubereien, einige Flocken
Des goldnen Vließes in des Knaben Bettstatt.
So viel ist sicher, seine Pathe war
Die Königin Mab. Im Feenreich — wie war
So oft, so lieblich und so sinnentäuschend
Uns Shakspeare Cicerone und, so sicher,
Daß uns die Wirklichkeit, die grobgeformte,
In der wir freudvoll leidvoll leben müssen,
Die Welt des Schattens eh'r erschien, dagegen
Die Welt des Lichts und reinen Seins das Märchen!

Auch ihm hat's schon im Alterthum gelebt,
Das Märchen, das Ariost, Boccaz erfand!
Nach Attila, an des Justus Ufer
Verlegt er seinen „Traum der Sommernacht",
Wo die Romantik noch auf Venus hofft,
Noch Zeus den Meineid rächt. Merkt auf! Und seht,
Wie sie so unermeßlich weit, des Dichters
Im Globus aufgerollte Welt gewesen!

Aus Busch und Baum mit leichtbeschwingtem Schritt
Huscht's, raschelt's, tappelt's, trappelt's geisterhaft,
Nachtschmetterlingen gleich, libellenhaft,
Mit Flügeln, schillernd wie Perlmutter; Alles
Schwebt über'm Waldsee hin und wispert da,
Die Binme mit der Blum' im Mondenlicht.
Heut' ist der Elfen Hochzeitsfest! Da naht er
Schon aus der Träume Thor, der frohste Zug!
Voran Muffl! Johanniswürmchen leuchtend
Dem Notenbuch, daß Heimchen besser geigen
Und Scarabäen Brummbaß streichen können!
Nun Oberon, Titania, (gleich Juno
Und Zeus zum Zanken immer aufgelegt,
Wie jede gute Ehe mit sich bringt —)
Und Puck, der Elfen Kammerherr, der heute
Zum Lösen des Programms weit mehr geneigt
Als mit dem Stab und Schüsset es zu halten.
Der Festzug löst sich auf! Ein Durcheinander!
Licht wird zu Klängen, Klänge werden Licht!
Die Formen tauschen! Ja sogar die Liebe
Verwechselt ihre Gegenstände —! Himmel!
Der Elfen aufgeregte Leidenschaft
Bricht gar in unsre Menschenwelt herein!

Ein Sterblicher, ein Erdenmensch — ist's denkbar —!
Titania, die Königin, verschmähend
Mit dem Erschaffnen die Berührung nicht —!
Und welchem Meisterstück der Schöpfung
Gönnt sie die Fülle ihrer Zärtlichkeit?
Dem Webermeister Zettel aus Athen,
Dem Puck mit seinem Eselsohren
Wie eines Esels Ohren gab, mit Mohnsaft,
Auf seiner Augen Lid im Schlaf getröpfelt,
Sogar den Glauben, daß ein Büschel Heu
Die richtige Nothdurft seines Magens sei!
Dies Menschenkind, geliebt von einer Kön'gin
Des Geisterreichs, die im Entzücken ruft
Ein Wort, das unsern Stolz erhöhen darf,
Wenn wir sogar mit Eselsohren noch,
Wir Männer mein' ich — Frauen liebenswerth
Und für die Ehe entsprechend scheinen können:
„Schlaf du, dich soll indeß mein Arm umwinden!
Ihr Elfen weg! Nach allen Seiten fort!
So leicht umflicht mit süßen Blüthenranken
Das Geisblatt, so umringelt, weiblich zart
Der Epheu — feines Ulmbaums — rauhe Finger!"

Der aufgehende Vorhang zeigte die angekündigte und von Arthur von Ramberg gemalte Scene aus dem „Sommernachtstraum".

Doch auch die finstre Macht, die öden Schauer
Des Reichs der Geister, jener mitternächt'gen,
Der an die Menschenbrust gefesselten,
Die teufelisch grinsen, wenn das Gute uns,
Und hämisch lächeln, wenn das Böse lockt —
Wie hat der Dichter sie erkannt, geschildert!

Entschwunden ist das sonn'ge Griechenland;
Ein nordisches Gewölk, gewitterschwer,
Steigt vor uns auf in märchenhafter Ferne.
Der Donner rollt, ein Wetterstrahl zerreißt
Die Erde. Grauenvoller Abgrund! Herzen
Entsteigen, qualumwühlt, der Tiefe — Ha!
Die Leidenschaften sind's! Die Schicksalsschwestern,
Die in des Menschen eignem Busen lauern.
Dort seines Lebens Lose spinnen. Shakspeare
Wie hat er diese Grauenwelt gelaunt!
Geschildert, wie Verführung und Gelüst
Anschleicht und lauernd schlürft, dann wie die Schlange

Auf ihre unbedachten Opfer stürzt!
Die Eifersucht, der Rache Hinterhalt,
Des Neides Scheelblick — die Dämonen alle,
Die Boten Lucifers, sind ihm vertraulich.
Zum mind'sten kannt' er ihre Lockungen
Und ihre Sprache! Greift in seine Dramen —!
Bei'm Lichtglanz, der die Augen kaum geblendet,
Dem lieblichsten der engelreinsten Wesen,
Fühlt plötzlich ihr der Hölle Brand! Vor Richard,
Dem Mißgestalten, trauert eben noch
Ein Weib, wie für ein Weib zu trauern ziemt,
Dem fluchend, der des Lebens Blüthe ihr
Geknickt — und in dem Mörderauge sieht sie
Ihr Bild im Wittwenschmuck des Kronenreifs.
Den sie mit ihres Gatten Mörder theilt!
Wie wälzt das Herz sich um im Lear! Am Biß
Des Undanks hat auch mir mein Herz gezittert —!
So sagt ein jeder Stich, den Lear empfängt.
Die Herrschbegierde lannte Shakspeare, gleich
Als hätt' er's selbst gefühlt. Erst süßes Schmeicheln,
Wenn man zur Höhe will, und ist man eben,
Dann mit dem Fuß die Leiter fortgestoßen!
Der Ehrgeiz, die Harpye, die in's Herz
Die Krallen schlägt, die blutigen, den Nächten
Den Schlaf raubt, selbst am sonnenhellen Tage
Zum Abgrund lockt, den Blinde sehen können,
Nur nicht das Auge, das den Blick gerichtet
Nach innen nur, wo nimmersatte Gier
An süßesten Erfüllungen sich labt,
Die nur erträumt — wie hat er alles das
In jedem Schritt geschildert —! Ehrsucht leise
Beginnend, weiterschreitend dann und endlich
Nicht vor- nicht rückwärts kennend mehr vor Blut —!

Macbeth, o war nicht deine Seele rein,
Da du nichts suchtest, als den Ruhm der Schlacht?
Dich selber opfernd, nur des Kriegers Ehre?
Nur deines gnadenreichen Duncan Huld?
Muß dir ein Geisterspuk den Sinn berücken —!
Beruf dich nicht auf Hexengruß und Zauber!
In deinem Innern lag die Weissagung!
Sie sachte dir den Funken an zur Flamme!
Sie setzte deinem Haupte Kronen auf!
Sie drückte Scepter in die Hand voll Blut!
Erschütternd Bild der Ehe, wo die Eintracht
Der Herzen nicht das Gute, nur die Schuld,
Nur die Gemeinsamkeit der Furcht gegründet!
Nun flüstern sie, wie Liebe einst geflüstert!

Die Hände drücken sie, die krampfgekrümmt!
Der Schrecken des Gewissens jagt und hetzt sie
In Einsamkeit, die sie mit Heimchen theilen,
Die ihre Schuld erzählen; mit der Eule,
Die ihre That gesehn, die grauenvolle,
Des Königs Mord in mitternächt'ger Stunde.

Und neue Opfer fallen, müssen fallen,
Da das Gesetz der Noth die Nothwehr lehrt
Und keinen Aufschub der Besinnung duldet.
Nun langen die Erschlagenen, die Todten,
Der Eifersucht Opfer, in die goldnen Schüsseln
Beim Mahle, strecken ihre bleichen Lippen
Beim Trunke mit den euren in die Becher!
Wem solche Qual zu tragen Gott den Wahnsinn
Gesendet, ist es kurze Hemmung nur
Der ewigen verhängten Strafe? Tritt
Der wiederkehrenden Vernunft die Schuld
Mit desto stärkrer Pein entgegen? Ahnen,
Ich glaube, läßt der Dichter durch den Wahnsinn,
Der Lady Macbeth mit dem Mondenlicht
Befällt, daß hier vielleicht die Schuld sich sühnt
Durch eine ältere Vergangenheit,
Vielleicht sich zaudert durch der Hölle Lockung
So ist es Rührung fast, die uns ergreift,
Und Mitleid, wenn in Erz gekleidet, Macbeth
Zum letzten Kampfe mit der Geisterwelt
Und mit Orakeln schreitet, die ihn äffen.
Wir lassen Gott den Endspruch, beben nur,
Wenn Lady Macbeth ruhelos, gescheucht
Vom Lager durch des Schlosses Säle irrt
Und von den magern Fingern sich die Flecken,
Die blut'gen, wäscht, und sprechen mit dem Arzt,
Der sie gerührt belauscht: Das ist der Mensch!

Auf der Bühne zeigte sich das von Paul Thumann gestellte Bild der nachtwandelnden, vom Arzt und der Kammerfrau belauschten Lady Macbeth.

Einst war in Griechenland Theaterfitte,
Wenn die Athener, nimmersatt im Schauen,
Drei Trauerspiele auf Einmal genossen
Und läuterndes (so will es Aristoteles)
Entsetzen, kunstgemäß mit Chor und Tanz —
(Man lese, was darüber Schlegel geschrieben)
Empfunden hatten, daß ein heitres Spiel,

Ein Satyrdrama zugegeben wurde,
Um die erregten Leidenschaften wieder,
Den angespannten Nerv mit unserm Leben,
So wie's auch damals täglich kam und ging,
Behaglich zu vermitteln. Shakspeare hat
Sogar die Trauerspiele gleich mit Scherz
Versetzt. Die Arabesken des Humors
Umranken seine tragischen Conflicte
In einem und demselben Spiel. Sein Clown
Ging niemals müßig. Auch im Ungewitter,
Wenn Lear mit Donnern plaudert, klingelt noch
Durch sturmgepeitschte Wälder hell das Glöcklein
Der Narrenkappe — da dann freilich, wie
Sich Sterbenden die heil'ge Zehrung naht.
Genehmer, wohlgemuther unserm Ohr,
Denn da sich Alles, was auf Erden traurig,
Die Zeit, in der wir leben, fast gewöhnt,
Als nicht des Lebens Regel zu bekennen,
So widmet sie darum den Zoll der Trauer,
Wenn doch einmal getrauert werden muß,
Mit vollerm ungetheilten Maß genehmer
Ist uns des Dichters Komik in den Spielen,
Die ganz dem Scherz geweiht. Wie ist sie bunt,
Wie wechselnd diese Zeit, die uns der Dichter
Im Lustspiel aufgerollt! Wie eingetaucht
In Leben! Wirklichkeit, Natur scheint Alles!
Was hat er nicht belauscht! Wen nicht und wo nicht!
Am Themsestrand die Schiffer! Beutelvolk,
Schnurranten und Haustirer, Kesselflicker!
Zigeuner, Beutelschneider! Den Soldaten
Als Stutzer mit der wallenden Reiherfeder,
Im Arm den Degen und den Mann im Munde
Zum Zweikampf fordernd! Oder Invaliden,
Die nur ihr hölzern Bein verbinderte,
Am Ziele Julius Cäsar's anzukommen!
Den Jägersmann im Wald, den Wilddieb! Richter,
Die im Verhör um einen Rehbock sich
Aus Gründlichkeit in's Eisen beinah selbst
Verhören —! Richter auch der Krone Englands!
Wie gravitätische —! Zum Schreck des Adels,
Der Nachts im Graben an der Straße kauert,
Um Reisenden den Mantelsack zu lüften!
Die Angst vor'm Galgen und die Beute wird
In Scheuken dann vertrunken —! Scheukenlust —
Mit Schonung unsrer Damen sei's gesagt —!
Wie hat in allen ihren Wonnen — (Wonnen?
Nun was? Wir rühmen jetzt den Dichter leiser!)

Sophia.

Ich war bei ihm —

Perſiljeff.

Ihr war't und bliebet nicht?

Sophia

(ſtürzt an Perſiljeffs Bruſt).

O ſag' es Niemand auf dem Rund der Erde —
Er hat mich nicht erkannt — er hat mich nicht
Erkennen wollen —

Perſiljeff.

Herr des Himmels! Wie?

Sophia.

Indem ſein Fuß mich grauſam niedertrat
Und ſeine Hand in meinem Herzen wühlte,
Stand triumphirend ihm zur Seit' — Uſtinja!

Perſiljeff.

Uſtinja? Und Du kannſt dem Märchen glauben,
Dem ſchrecklichen, das man von ihm erzählt —

Sophia.

O keinem Märchen!

Perſiljeff.

Was er Dir gethan,
Er mußt' es thun —

Sophia.

Er mußt' es thun, ich glaub' es.

Perſiljeff.

Du fühlſt es nicht, Sophia? Wie, Du ſtehſt
Mit leerem Aug' und unbeſchrieb'ner Stirn

In ihren sorgenbrechenden, im Lärmen,
Im Schlagen auf den Tischrand mit den Gläsern,
In ihrem An-die-Sterne-sich-Vermessen,
Bis alles Prahlen kleinlaut sich verzieht
Beim Hahnenruf und ersten Frühroethschimmer —
Wann hat — ich nehme Mühler'n aus — ein Dichter
Das so geschildert — sagt's getrost heraus —
Gelannt! Wie kennt' er's anders schildern? Schwimmend
Im Strom des Lebens, der nicht immer wallt
Wie die krystallne Fluth im Marmorbade,
Soll Dichtung ihren Lehrgang gehn. Was Shakspeare
Aus seiner Jugend sich, aus dunklem Anfang,
Unheimlichem sogar — wer kann ihn lichten —!
Für seine Mannesjahre heimgebracht,
Er giebt's — und stellt es einer Wahl anheim,
Bald „Was ihr wollt!" bald „Wie es euch gefällt!"
Die Scene meist Italien, das Land
Der freieren Natur und Sitte!

Ja,
Um aus der reichsten Fülle Eines nur,
Ein immergrünes Blatt aus seinem Kranz
Zu wählen — gleich das erste beste —! Richtig!

Olivia, die schöne Gräfin — halt!
Olivia hat ihr Erbe in Illyrien,
Nicht in Italien, doch auch hier Orangen
Und Myrte wächst bei Shakspeare überall.
Um auf der Gräfin Haupt die Myrte also
Zum Kranz nach ihres Herzens Wunsch zu winden
Ist Alles in Bewegung. Liebeseinnahten
Steckt an, und Amor's Spiel heißt Blindekuh.
Er wird gefoppt! Gedenkt Malvolio's,
Und seiner Gürtel, die er über'm Strumpf
Kreuzweis gebunden trägt, in süßer Hoffnung,
Der Angebeteten Geschmack zu treffen,
Die — eitler Thor! — die eigne Herrin ist!
Lachtaubenhaft umflattern ihn Maria,
Die Kammerzofe, schürt den Brand des Herzens —
Und trocknes altes Holz fängt leichter Feuer!)
Im Bunde mit dem Narren, dem rührigsten
In Shakspeare's Narrengilde, die am Stoff,
Nach unsers Dichters Technik, sonst sich nicht
Betheiligt und die Handlung nur glossirt,
Der Parodie des alten Griechenchors.

Ganz recht, des Chors! Beim Worte Chorus halt!
Im Bund der Foppereien und der Possen,
Der köstlichsten, die sich ersinnen lassen,

Stehn mit den beiden noch zwei edle Vettern,
Wie die Provinz sie heute noch aus Pommern,
Damals aus Yorkshire (wo der beste Käse)
Entsenden könnte, Komiker, im Grunde
Mehr passiv, unbewußt und wider Willen
Und doch wie activ! Hand an's Ohr gehalten!
Da sitzen sie — der liebestollen Gräfin
Halb ungebetne Gäste — sitzen in der Halle,
Der kühlsten Stelle ihres Schlosses nächst
Dem Keller — Junker Christoph Bleichenwang —
Tobias Rülp, Halbbruder wol vom Falstaff,
Und singen, prubsten, schnurren und miauen
Den vielberühmten Kanon von der Katze,
Der einem Leineweber, der auf lange Fäden
Und nimmer endende, sich doch versteht,
Die Seele aus dem Leibe harpeln könnte.
Zum Schrecken des Malvolio, der die Träume
Der Gräfin, ihm und seinen Knieen gewidmet,
Durch solchen Höllenspuk gefährdet glaubt —
Maria deutet hurtig die Gefahr.

Die Bühne zeigt die entsprechende Scene aus „Was Ihr wollt", gestellt von G. Ad. Ler.

Italien aber! Ja, wie hat dich Shakspeare,
Der niemals dich gesehn, in deinen Zaubern,
In deinen Gärten, Städten, Menschen uns erschlossen!
Venedig — das ist nun die hehre Stadt
Der Poesie für alle Zeit geworden
Durch Shakspeare's Muse. Heimathlich
Begrüßt die Welle uns der Adria!
Kaum angekommen in der fremden Stadt,
Die keine Rosse kennt, kaum aus der Gondel,
Dem Wagen der Lagunen, springend, zieht
Die Sehnsucht uns, die ihr Ziel, Romanesk
Sogleich zum Marcusplatz! Wo wohnt, so fragt
Die Phantasie, Brabantio, der Doge,
Der Desdemonen vor Gericht gefordert,
Und der, der Porzien prädiren ließ,
Den „weisen Daniel"! Hin zum Rialto,
Wo Menschenfleisch in's Wechselrecht gebracht
Durch Shylock — (Christen lieben gleiche Deckung)!
Da liegt ein Haus, geschloßne Jalousieen
An Fenster und Balcon! Wie ein Geheimniß,
Als hinte jede Stunde Jessika
Mit [illegible]m Schatz, daraus entstiegen wollen —

Dem Schatz — Lorenz und dem Türkis Leas.
Und dort, wo noch die Türkenfahnen wehn,
Hat wol Venedigs Volk dem Mohr gejubelt
Beim Heimzug aus der Schlacht? Und Desdemona —
Wo traf ihr Liebesblick den Helden wol?
Wo hat sie sich für ihn bekannt?

(Wir reißen)
Uns von dem Wunder aller Städte los
Und pilgern mit dem Dichter durch Italien
Bis nach Messina, jenem heitern Ort,
Wo Oberst Benedict, der Weiberhasser,
(Ein seltnes Exemplar im Doppeltuch!)
Und Beatrice, eine Männerfeindin,
Zum Possen in einander sich verlieben!
Florenz, Toscana, Mailand fehlen nicht
In unsers Dichters Traumgeographie,
Die Alles, was die Erde Schönes nennt,
Gleich nach Italien verlegt — das Schönste
Und Schmerzlichste zugleich (Die höchste Schönheit
Weckt Trauer! sagen die Aesthetiker) —
Dann nach Verona — Romeo und Julien.

Der Sarg von Stein, der Julens Asche barg,
Ein Stalltrog ward er, Rosse draus zu tränken!
So sagt man und man zeigt es in Verona.
Stoffwechsel! Wie ihn Shakspeare selbst beschrieben
In jenem Lehm aus Alexander's Asche,
Der in der Wand ein Loch verspunden hilft!
Ich denke, jener Bauer, der im Felde
Den Pegasus, das fabelhafte Thier
Mit Flügeln, fand, im Pflug es ackern ließ
Und tagelöhnern, wollt' im Stalle Abends
Es dann zum ersten Male füttern, tränken —
Da haben ihn die Götter — Julens Sarg,
Den Marmor finden lassen in Verona.

Aus diesem Demant aller Dichtung soll
Ein blitzender Moment euch jetzt erkennn,
Nicht sag' ich, welcher? Ihr erkennt ihn gleich!
Nicht brauch' ich ihn zuvor euch einzuleiten.
Ist es der Augenblick, wo seine Pfeile
Gott Amor auf die Liebenden gedrückt,
Als sie zuerst sich sahn beim Maskenfest,
Als Pilger Romeo gekleidet, Julia
Nicht ahnend, daß der seelenvolle Jüngling,
Der lieblich scherzende, ein Montague,

Der Sohn des Feindes ihres Hauses? Iſt es
Das Zwiegelpräch, der Abſchied am Balcon,
Die holdeſte Muſik, bei deren Klange
Die Blumen aufgewacht aus ihren Träumen,
Die Nachtigall ſie nicht zu wecken brauchte,
Um mitzulauſchen ſolchem ſüßen Wohllaut?
Iſt es die Segnung durch des Prieſters Hand?
Um die Verbannung Julien's Klage? Alles,
Vom höchſten Glücke bis zum tiefſten Leide,
Zu Irrungen, wie nie ſo tragiſch ſie
Vertrauen, Hoffnung, Mißverſtand geſchürzt —
Im deutſchen Volke wurzelt die Tragödie
Der Liebe wie die Liebe ſelbſt. Welch Bild
In unſern Kranz der Maler auch gewunden —
Ihr ſeht's — und ſeine Deutung iſt gefunden.

Der aufrollende Vorhang zeigte den von E. Döpler gefertigten Abſchied Romeo's von Julien am geöffneten Fenſter, Act III.

Doch auch dem Vaterlande, ſeinem Engländ,
Dem theuern Leben, dem zu ſeiner Zeit
Aus eines Weibes Hand, Elisabeth's,
Des Friedens Segnungen geſproßt, hat Shakſpeare
Der Muſe reinſte Opfer dargebracht.
Des Dichters Wort, daß England immer groß,
Wenn es ſich ſelber treu — es zieht ſich, wie —
Vergebt das abgenutzte Bild, das hier am Platz! —
Der rothe Faden durch ein engliſch Schiffstau,
Durch einen Dramencyklus, faſt didaktiſch.
Bäumt ſich das Schlachtenroß, erſchallt die Trommel
Im Kampf der rothen und der weißen Roſe,
Der Häuſer Lancaſter und York (es bittet
Der Dichter für ſein winziges Theater,
Daß ſolche Scenen wiedergeben will,
Um Nachſicht, Nachſicht für „den Buchſtab O",
Sein Bild des Bühnenraums, der kaum die Helme
Der Ritter, die bei Agincourt geſtritten,
In ſeiner Rundung würde faſſen können)
So iſt es Englands Ruhm und Englands Größe,
Die nach der Schlacht die Siegestrophäen erntet.

Zwar weilt das Auge auf den blut'gen Scenen,
Den in den Königsdramen vorgeführten,
Nur mit getheilter Luſt. Auch Shakſpeare mußte
Der Zeit, die ihn gebar, Tribut bezahlen.

Die unsre sieht dem Fangballspiel mit Kronen,
Die bald dem einen zugeworfen, wieder
Dem andern dann, und noch dazu ans Händen,
Die jede Missethat und jeden Frevel
In prahlerischem Uebermuth sich wagen,
Nur haltgewonnen zu. Was klagst du, Richard,
Der zweite deines Namens, um die Krone,
Die du verlorst? Gewannst du sie durch Tugend?
Dem Aug' entquillt des Mitleids Thräne nur,
Wo selbst in solcher Welt von Blut und Eisen
Das Ewige sich regt, das Allgemeine,
Das Göttliche der menschlichen Natur.
Beim Lanzenstechen der Turniere ließ
Die Courtoisie des Mittelalters nur
Dem Volk Gnadenwürfeldienste. Oeffnen mußt' es
Dem hochgemuthen Ritter seine Schranken —
Das ist nicht unsre Welt.

(Da thut es wohl,)

Wenn dieser armen, überflüssigen Leute,
Bei denen zur bestellten Arbeit auch
Um ein'ge Pfund ein Mord gehörte — einmal
Auch Einer, adlicher Geburt, doch arm geworden,
Im struppig rothen Bart, sein Name Hubert,
Den wieter einer dieser Könige,
Johann sein Name, und ein wahrer Saul
An Eifersucht und bösen Launuths Launen,
Gedungen, einen Prinzen Arthur, lieblich
Wie David, aus der Welt zu schaffen, mindstens
Die Augen ihm zu blenden, daß er nimmer
Den Weg zur Krone, jener Trauren höchstem
Und allbegehrtem Ziele, fände — diesmal
Den Dienst versagt, den halbbegonnenen.
Das Eisen, das in seinen Händen glühte,
Als sollt' es eben auf des Schmiedes Amboß
Dem Hammer, funkensprüh'nd, sich beugen, bleibt
Erkaltet in des Henkers Hand — er läßt sich
Vom Flehn des Knaben rühren. Eine Scene —
Ein strahlend Kleinod im Juwelenschrein
Der Dichtung Shakspeare's — die so Manches schmückt,
Was besser noch als auf der Bühne strahlt
In Blättern, umschlagen Abends still
Für uns, von keinem Stümperspiel gestört,
Im traulichen Genuß des Lesens, Wiederlesens!
Die Redekunst des Knaben Arthur — ihr
Des Mörders glühes Eisen gegenüber —
Das ist das Bild der „englischen Historien",
Das Lieblichste im Bunde mit dem Schrecken!

Wir geben nur den Augenblick, wo Hubert
In unsers Teufels, unsers Fühlens Kreis
Getreten — überwunden nach dem Kampf.
Der Knabe Arthur kämpfte wie ein Held!
Die Schleuder war die Ruthe der Verzweiflung!
Des Schwertes Streich die heißste Schmeichelei're,
Mit todesbanger Lippe hergestammelt!
Die Worte wie ein duft'ger Strauß von Blumen,
Gepflückt am Rande einer Felsenklippe,
Wohin kein Fuß sich wagt, das Auge schwindelt —!
Nun ist er Sieger! Im Triumphe kömmt er
Der Meisterschaft der Rede stolzen! Dennoch
Beugt er sein Knie, umfaßt den Leib des Mörders,
Dem Rührung aus den Augensternen quillt,
Denselben Sternen, die er nun und nimmer
Dem Knaben blenden wird, und ruft erschöpft:
„Hubert, ich danke dir!"
Nach eines Bergstroms Silberglanz, nach Bildern
Wie Diamanten in des Lichtes Brechung,
Nur kurz und schmuckios diese wen'gen Worte!
Es ist, wie wenn wir aus dem Grund der Seele
Zu Gott gebeten und nach tausend Worten,
Die von der Lippe strömend sich gedrängt,
Nur noch das eine übrig haben: Amen!

Zusatz der von Paul Thumann gemalte Schlußmoment aus der betreffenden Szene in „König Johann".

Und müssen wir in dieser Zeit gedenken,
Wie grade Deutschland dem gigant'schen Schatten,
Den unser Dichter warf, verpflichtet wurde —
(Wir maßen ihn mit Lotz und Winkelmaß
Und messen noch an ihn mit Gründlichkeit)
So ziemt vor Allem halb'gend zu vermelden
Vor Einem in der Reihe seiner Helden,
Der sich aus Wittenberg fast deutsche Art
Gehellt, vor Hamlet's Bild, der rührenden
Gestalt des Dänenprinzen.

Allerdings.
An sich kein Ruhm, vielmehr ein Anlaß nur
Zu traurigem Gedenken unsrer Art,
Die Deutschland durch Gedankenreichthum krank,
Zum Handeln träge macht — doch bleibt es wahr,
Der Dänenprinz im schwarzen Trauerkleide,
Den Arm verschränkt, den Blick zu Boden senkend,
Begleitet uns bei öden Winterabenden,

Wie unserm Wesen wahlverwandt, in Nächten
Auch unsrer Brust. Des Vaters Geist, sein Schwert!
Es zieht auch uns in seine Maulwurfsgänge
Von Sein und Nichtsein, nicht'ger Zeitlichkeit
Und Furcht vor dem, was jenseits möchte kommen.
Mit Hamlet spielen wir des Lebens Schein
Wie Schauspielhelden: der verstellte Schmerz,
Der Worte Strömung reißt uns hin. Wir weinen.
Um Hekuba? Vielleicht um uns? Vielleicht
Um eine Liebe wie Ophelien? Selbstmord —
Wir können schwindelnd unserm Dichter folgen.
Krank nennt ihr's? Nennt's verrückt! Vielleicht nur ehrlich
Und Münze baar gezahlt in Barren, Einmal
Und wie „nach Sicht" geworfen auf den Tisch,
Statt — eingetheilt in Millionen — Heller
Ein Leben lang! Bist, Hamlet, du nur toll,
Weil in des Usurpators Hand dein Erbe?
Das ganze Weh der Erde trägt dein Herz —
Und wenn ihr sagt, Lord Essex wäre Hamlet
(So schallt die neu'ste Kunde der Gelehrten),
So nenn' ich Shakspeare selbst des Hamlet Urbild!
Liest die „Sonette"! Hamlet schrieb sie! Schrieb sie
Als letztes Testament für einen Freund —
Horatio, Pembroke, Southampton? Wer deutet
Die Monologe der Sonette Shakspeare's,
Die dunkle Beichte räthselhafter Fehle!
Entsagung athmen sie, die Hamlet fühlte,
Dasselbe Lächeln um den Sieg des Unrechts!
Dieselbe müde, hundertmal betrog'ne,
Ja von dem Freunde selbst betrog'ne Hoffnung!

Nur fünfzig Jahre lebte William Shakspeare!
Für ein Jahrtausend litt sein Herz! Sehr Ihn,
Nicht Essex — Hamlet nicht — Ihn selbst am Grabe
Der Zeiten trauern, deren stummen Mund
Mit Sprache der Unsterblichkeit er reden,
Wie jetzt den Schädel Yorck's sich füllen läßt
Mit Witz, nicht Modererde! Hier ein Friedhof
Der Dichtkunst wahre Heimath! Was an Shakspeare
Ihr je geliebt, bewundert, was aus ihm
An weisheitsvollen Sprüchen, sinn'gen Bildern
Wie Klängen einer andern schönern Welt
In euer innerstes Gemüth gedrungen —
Er hat den Reichthum sich, ein Leidender,
Erworben, wie sein Dänenprinz, sein Hamlet.

Der Dichtung Fürst, des Geisterreiches Seher,
Ein Auferwecker von den Todten — steht
(Ringsum die Meereswog') am offnen Grabe —
Und lächelt —! Wehmuthsvoll lauscht ihm Horatio!
Ein Freund — der ihm nicht helfen kann, ein Schatten,
Der kommt und geht, macht-, willenlos wie er!
Sein Ja und Nein! begrüßt ihn schon —! Der Dritte,
Der Todtengräber — „der Humor davon".

Die Scene zeigte das von J. Marshal gestellte Bild Hamlet's auf dem Friedhof mit Horatio und einem der Todtengräber.

Beendet wäre nun das bunte Spiel
Des — Julio Romano!
Geben wir
Zu Shakspeare's Scenen, die er selbst gedichtet
Bald trauernd, wieder dann in hellen Flammen
Auflodernd frohster Lust an dieser Erde,
Die dennoch schön und Bürgschaft ew'ger Freude —
Noch eine — die von uns.
Doch — nicht'ger, nein!
Nur eine, die ein Größrer gedichtet
Als Shakspeare selbst — der Weltgeist!
Seht ein Buch
Aus jenem großen Buch mit goldnen Lettern,
Mit Diamanten auf des Deckels Klammern,
Mit oftmals umgeschriebnem, oft verfälschtem,
Dann wieder neugeprüftem Texte, bis er
Endgültig, dauernd festgestellt — ein Bild
Der Chronik des Parnasses — „Literatur-
Geschichte" üblicher benannt.
Wie haben
Den Dichter, als er in den Hain getreten,
Wo unter ihren aufgehängten Leiern
Homer, Virgil und Dante wandeln, wol
Den Fremdling sie begrüßt, den neugekomm'nen?
Vor allen Aeschylus und Sophokles,
Die Meister der Tragödie, Menander,
Des Lustspiels Schöpfer, dessen Reichthum nur
Durch die zu ahnen, die ihn plünderten —
Wie grüßten sie den Bruder in Apoll,
Der mehr als alle, unbewußt, die Bühne
Zum Opferfest des Dionysos weihte,
Des Feuergottes, der uns Träume lieh
Und aller Wesenheit den schöneren Schein?
Wie hat er selbst dann Vega, Calderon,

Die Nachgebornen Goethe, Schiller, Leſſing,
Die gleich beim Eintritt in Elyſium
Nach Voltaire nicht, nach ihm nur ausgeſpäht,
Empfangen —? Mate das ein Rafael,
In einer zweiten „Schule von Athen“!

Wir geben einfach unſer Bild der Liebe,
Die ihren Liebling ſich, den Unvergleichlichen,
Allein bekränzt. Der Muſe ſtillem Opfer,
Dem traulichen, verſchwiegenen des Herzens,
Dem Opfer aus den — Archimedeskreiſen,
Die Kriegesſturm, Volkshaß nicht verwehen ſoll —
Schließt eure Reihe an! Streut ihm die Gaben,
Die eingeſtandnen des Entzückens! Huldigungen,
Die ungetheilten der Bewunderung!

Und — denkt ihr euch den Kranz, den ihm die Muſe
Auf ſeine Schläfe drückt, in jedem Blatt
Aus Einem Zweige ſeines Ruhms gebrochen,
Aus Einem ſeiner weithinſchattenden,
Auch deutſche Schönheitswelt und deutſche Dichtung
Wie ſegnend überbreitenden Verdienſte —
So muß — (da wir durch Ihn zuerſt den Weg,
Den claſſiſchen, gefunden, Ihm die Regeln
Der ewigen Natur verdanken, die uns
In Leſſing, Goethe, Schiller durch die That,
Durch Nachempfindung in den Nachgebornen
Die Löſung unſers eignen Dichtens wurde —)
Muß von den Blättern, die ſein Haupt umtragen,
Das ſtrahlendſte den Namen „Weimar“ tragen!

Die Vignette zeigte nach einer Ausſtellung A. v. Ramberg's eine Landſchaft des weimariſchen Parks mit der Façade des „Römiſchen Hauſes“. Davor die Büſte Shakſpeare's, auf einem mit Kränzen umwundenen Sockel, an welchen ſich die goldene Leier lehnte. Die Muſe der Dichtkunſt Hand auf den mit Blumen beſtreuten Stufen. Sie hielt den Lorbeerkranz. Folgte dann der Schlußſatz aus Weber's Jubelſymphonie.

Hamlet in Wittenberg.

Dramatiſche Phantaſie*).

(1832.)

*) Tieck hatte die Hypotheſe aufgeſtellt, daß Hamlet bereits zu Dydelien im allernächſten Verhältniß geſtanden hätte, ehe er nach Wittenberg gegangen. Ich wollte, er hätte dieſe Vermuthung durch meine Lectüre der Romantiker, eine Art geiſtiger Vermählung mit Dydelien ſchildern. Goethe trat in den erſt nach ſeinem Tode (1832) bekannt gewordenen zweiten Theil des Fauſt mit einer ſolchen myſtiſchen Ehe zwiſchen Fauſt und Helena heraus.

Inmitten dieſer räthſelhaften Dinge?
Ruft aus dem Nichts dies fragende Warum?
Und wüßteſt nicht —

Sophia.

Was brauch' ich mehr zu wiſſen,
Als daß ſie ihn — und er Uſtinjen liebt!

Perſiljeff.

Entſetzliche Verwirrung! Kann Emiljan
Im Siegesrauſch zu ſolchen Freveln taumeln?
Wär's möglich? Nein, jetzt iſt mein Bleibens nicht —
Ich muß hinüber, ihm in's Ohr den Namen,
Den er vergeſſen, raunen, — ſagtet Ihr,
Uſtinja —? Nicht erkennen wollt' er Dich, —
Euch, ſeine Kinder nicht? — Ich hörte recht,
Nach Kaſan ſollt' Euch Sergius geleiten —
Der Rath war nicht ſo grauſam, als Euch ſcheint —
In's Muttergotteskloſter oben auf
Der höchſten Citadellenſpitze — wahrlich —
Das iſt der einzig ſichre Punkt, von dem
Man jetzt zur Welt noch niederblicken kann —
So wandelt fort getroſt, auf dieſer Straße,
Sie führt Euch graden Wegs nach Kaſan,
Drängt durch die Menſchenſtrömung in das Kloſter
Und nennet an der Pforte meinen Namen.
Trag' eine Weile noch den Schleier, den
Dein Schickſal Dir gewoben hat, Sophia,
Den Schleier räthſelhafter Schmerzen! Bald
Siehſt Du mich wieder. Zieht getroſt! Lebt wohl! (Ab.)

Perſonen.

Hamlet, Prinz von Dänemark.
Horatio, ſein Freund.
Senior der Hanſeaten. } Studenten in Wittenberg.
Senior der Märker.
Senior der Sachſen.
Senior der Lauſitzer.
Fauſt.
Mephiſtopheles.
Ophelia, ein Zauberbild.
Studenten, Geiſter.

Scene: Wittenberg.

Erste Scene.

Offner Platz in Wittenberg.

Studenten sitzen auf und an den Tischen in der Runde. Unter ihnen **Hamlet** und **Horatio**. Am äußersten Ende sitzt **Faust**, beschäftigt mit seinem Hunde.

Die Studenten.

Hamlet hat Geld!

Hamlet (vor dem ein Haufen Goldes liegt).

Endlich! Endlich! — Ja! Zieht die Nöde aus! Simson's Goldfüchse brechen wieder in die Reihen der Philister. Gold! Gold! Lauter in Altona geprägte, je zwei und zwei in Eins gekoppelte Doppelfriedrichsd'ore!

Einer.

Es war die höchste Zeit für deinen abgeschabten Sammtkittel, Hamlet!

Anderer.

Man sah durch die Löcher, daß der Kronprinz von Dänemark kein andres Hemd mehr anzuziehen hatte, als seine eigene Haut.

Hamlet (kauft die Goldrollen über einander auf).

Aber jetzt will ich Euch auch einen Begriff von der Krone meines guten alten Vaters machen. Seht, zuerst ist dies der Reifen, der die Stirn bedeckt; Ihr müßt ihn Euch mit etwas Sammt ausstaffirt denken! Darüber wölbt sich der Deckel, in welchen alle Königsköpfe unserer Dynastie passen müssen; dann ein Knauf mit einem Kreuz, von wo in einer hervorspringenden Krümmung allgemach vier Ränder zur Stirn der Majestät herunterglciten. Der Rand da zeigt dann nach Schleswig, der nach Holstein, der nach Norweg und der nach Island hin. Du mit deinem fehlenden Hemde!

Senior der Hanseaten

(greift in das Spiel Hamlet's hinein und zieht eine volle Hand zurück).

Aus dem einen Horne, Hamlet, das passend das rindviehreiche Holstein vertritt, brech' ich mir einige fette Weideplätze am Sachsenwald fort. Ich kann nicht anders. Du bist unserm Corps mit Haut und Haar verschuldet.

Senior der Märker.

Gieb mir Schleswig, Kronprinz, und decke damit wenigstens die Zinsen von all' der Kreide, die du am Schuldenbrette unserer Couleur noch stehen hast.

Senior der Sachsen.

Hamlet, verzeih, wenn auch ich den Augenblick wahrnehme, wo du klingender, als mit Achselzucken und gerittenen Wechseln zahlst. Ich nehme mir Norweg.

Senior der Lausitzer.

Ich, wenn du nichts dagegen hast, Island, das letzte Thule, diesmal aber denn doch keine Fabel!

Horatio.

Zum Teufel! Gebt das Geld zurück! Respectirt wenigstens die Krone, die einst Hamlet tragen wird, wenn auch hier nur in ihrer Copie! Respectirt sie in anständigeren Manieren!

Hamlet.

Laß sie, Horatio! Nennt' ich die Zukunft selbst so von mir schenken, wie dies ihr Symbol! O Gott, in jeder Perle, in jedem Edelstein des königlichen Schmuckes wird eine Thräne des Volks sich spiegeln! Du lachst, Horatio? Weil ich mit Diamanten und Sentiments um mich werfe — was behalten wir übrig?

Horatio.

Der Rest würde kaum ausreichen, eine Wäscherin zu bezahlen, wenn wir nicht gewohnt wären, unsere Lappen selbst in der Elbe zu waschen. Dein Vater steht unter der Vormundschaft seines Bruders, und dieser gönnt dir nicht Krone, nicht Leben. Sie lassen dich hier darben!

Hamlet.

Also immer noch den Schläger wetzen und im Busch dem Kaufmann, der auf die Frankfurter Messe will, auflauern! Ich muß sagen, ein schlechter Ritt, zu dem wir den Pegasus anschirren!

Horatio.

Ja, ja! Unser Schiff wird immer leckr, Hamlet; wir werden mit Mann und Maus zu Grunde gehen.

Hamlet.

Wir sollen hier römisches Recht und luther'sche Dogmatik lernen, damit wir einst ob Dänemarks grünem Inselreiche mehr als Philosoph, denn als König herrschen. Und was wir lernen, was ist's? Nationalökonomie!

Horatio.

Ich sehe Polonius noch, wie wir, bepackt mit schmalem Kränzel, von Helsingör Abschied nahmen. Vom Meere wehte ein frischer Zugwind und lustig klatschten uns unsere weißgewaschenen Hemdkragen um den Hals. „Kinder!“ sagte der alte Narr, „Entbehrung würzt das Leben! In jungen Jahren Milch, in alten Wein! Wer früh den Werth des Geldes kennen lernt —“ und was dergleichen Redensarten der alte Geck im Mund zu führen pflegt. An dem hochgehängten Brodkorb sieht man's, sie wollen noch immer mit uns Schule halten. Oder wenn es nur nicht — böse Politik bedeutet!

Hamlet.

Ich breche durch. So lass' ich mich nicht gängeln! Eine um diesen Preis erkaufte Krone mag ich nicht! Wenn man ein Uebel hat, so wäre man ein Narr, wenn man sich mit ihm nicht erträglich abfinden wollte. So sang' ich auch schon an, Süßigkeit aus meinem Elend zu kosten und mich auf dem Strohbett meiner Armuth wohlbehäbig auszudehnen. Verstimmert mir nur den königlichen Sinn, knickt mir nur die Adlerflügel, schneidet mir aus den Tatzen die Fänge weg! Zwingt mich nur, mit dem Bäcker Gevatterschaft einzugehen, Männer, die nach Verdauung riechen, zu grüßen und Hände zu drücken, die Schwielen haben! Dann werdet ihr gewiß mit eigenen Augen sehen, wie bei seiner Krönung Hamlet II. sich mit dem Hermelin die Nase schneuzt!

(Faustens Hund dreht sich mit wunderlichen Krümmungen um Hamlet.)

Horatio.

Ein pestilenzialischer Geruch hier!

Hamlet.

O, was menschlich ist am Königthume, was sind wie Balsam in die Wunden des Volkes träufeln soll, das liegt denn doch nur im Glück daraus, daß man besitzt, kann man schätzen lernen, was Andre entbehren. Wer aber die Armuth selbst theilt, dem wird der Schrei derselben mit der Zeit so gewöhnlich, wie die pickende Uhr. Allmälig wird er die Trommel seines Ohres mit einem Stierfell überziehen. Ihr lasst mich die ungeheure Länge des Lebensfadens studiren und lernen, als Philosoph bei den Thränen der Wittwen kalt zu bleiben! Als König werd' ich den Armen sagen: Wenn sie das Blau des Himmels erblickten, das wär' ja immer noch eine Wohlthat für sie, die sich nicht aufwiegen lasse!

(Der Hund schmiegt sich dicht an Hamlet.)

Horatio.

Mir knackt es so eigen in den Fingern — stinkt ja hier wie Schwefel — daß dich! — ich glaube gar, die Luft fängt aus sich selbsten Feuer.

Hamlet.

Was ſoll ich ein König werden, wenn ich die Kunſt, ein Menſch zu ſein, hier zu lernen — hungre! Eine Krone, ein Mantel, ein Aufzug aus der Garderobe auf einem Piſteck thun's dann auch. Wenn mich hungert, bin ich wie Eſau und verkaufe um eine Schüſſel Linſen das Recht der Erſtgeburt. Ihr wollt in Helſingör meinen ausgelebten Schatten haben? Nun, ſo rett' ich meinen, Gott ſei Dank! noch antaſtbaren Leib, wandre von Hof zu Hof in meinem ſchlechten Kleide, hänge die Cither um und ſinge für ein Nachtquartier, für einen Trunk aus dem Pokal, der an der Tafel kreiſ't, die ſchönen Lieder meiner Heimath, die Eddawunder, wie Sigurd den Drachen ſchlug, Baldur ſtarb und die hohen Aſen ſelbſt ihr Schickſal tragen müſſen nach dem Wind, der in dem Laub der Norneneſche flüſtert!

Horatio.

Halte dir doch das Vieh da vom Leibe!

Fauſt (zum Hunde).

Kuſch! Präſtigiator!

Hamlet.

Wie nennt Ihr ihn? Der Hund hat Luſt an mir —

Horatio.

Was ſchnuppert er ſo fort und fort an unſern Lenden, Herr?

Fauſt.

Das gute Thier ſchmeichelt ſich gern bei fremden Menſchen ein — (bei Seite zum Hunde) Zottelpelz, wirbſt und reibſt ſchon wieder? — Stiere nur, Satan —!

(Er ſtößt ihn — der Hund knurrt.)

Studenten.

Ihr ſeid ja wol der Taſchenſpieler Fauſt?

Andere.

Der Tauſendkünſtler, der, wie unſer HErr, aus Waſſer Wein zu machen verſteht? Sollt's in Leipzig präſtirt haben.

Andere.

Was? Wie? Fauſt, der die Köpfe abſchlägt und ſie ohne Fährlichkeit wieder anleimt?

Horatio.

Gebt uns doch ein Stück zum Beſten, wie ihr dem Kaiſer Maximiliano in Inſpruck den großen Alexandrum und deſſen Gemahlin fürgeſtellt habt! Teufel auch! Dem Kaiſer ſtanden die Haare zu Berge, als er ganz verlegen der Macedoniſchen Majeſtät, die ein winzig Männlein mit rothem Barte war, die Hand bot.

Hamlet.

Weiſt du nur Todte?

Fauſt.

Auch Lebendige kann ich rufen. Aber was wollt ihr Geiſter! Ihr jungen Bürte habt ja noch die ganze, friſche, in ihren thatigen Reizen ſtrahlende Welt! Laßt die Geſpenſter, die ich aus Verweſungsſtaub deſtilliren muß, aus mürben, abgeſtorbenen Begierden! Fordert Lebendige!

Horatio.

Macht, macht nur!

Fauſt.

Da ihr's wollt, wohlan! Aber ich thu' es gezwungen, wie Proteus wenn er weiſſagen ſollte.

(Die Scene füllt ſich mit Rauch und Nebel.)

Horatio.

Ich glaube, aus dem Pudel kommt's.

Studenten.

Irgendwo muß es brennen. Schwarzer Qualm ergießt ſich in langen gewundenen Locken von einem Heerde, den man nicht ſieht.

Horatio.

Rothe Funken kniſtern. Die Wolke malt ſich immer blauer, heller, prächtiger, als ginge hinter einem Transparent die Sonne auf.

Fauſt.

Heus, Heus, Mephiſtophele! In der Weihenacht S. Andrä hält ſie Wacht, löſet und bindet Knoten der Liebe, ob, wen ſie treu erfindet einmal und zweimal, es auch noch bliebe, wenn ſie zum drittenmal zitternd das Schickſal befragt. Pöſche das Licht am Heerd und reiß ſie weit über die See, Heus, Heus, Mephiſtophele!

Studenten.

Ein Bild! Ein Schatte! Kein bunter Schatte — es leibt! Es lebt!

Hamlet.

Horatio!

Horatio.

Ein reizendes Phantom!

Hamlet.

Die Hüfte! Ihr blaues Auge! Ihr lockig Haar, das ſich in blonden Wellen vom Scheitel auf den Buſen niedergießt. Es iſt, Horatio —

Horatio.

Sie grüßt — ſie lächelt —

Hamlet.

Ophelia! Unſchuldsſpiegel, von unſerm unreinen Athem angehaucht, erblinde nicht!

Horatio.

Sie weicht zurück; die Farben bleichen aus.

Hamlet.

So muß ſie eben aus dem Aſtraſiſt gekommen ſein! Aus der Kloſterſchule! Ha! Nein, o Luſt, ich halte dich, täuſchender Verſteck!

Horatio.

Den Zauber riſſeſt du ein, weil du ſie nanntest — ſie ſinkt in Nichts zuſammen — da — da — Der Präſtigiator macht Satansposſen!

Studenten.

Er reitet fort, der Zauberer! Auf dem Hunde!

Andere.

Halloh, folgt ihm nach!

(Fauſt reitet auf dem Hunde durch die Luft fort. Die Uebrigen ſtürzen ihm nach.)

Zweite Scene.

In einem entlegenen Theile der Stadt. Nacht, nur ein einzelnes Fenſter an einem kleinen Hauſe iſt erleuchtet.

Hamlet.

In dieſer Gegend — ſagte man. Hier finde ſich Einer zurecht! Ein graues Häuslein —? Aber der Rauch der Nacht macht Alles grau. Nicht eine Seele hör' ich — Da huſcht eine Fledermaus — was Teufel, ſie ſetzt ſich in die Feder des Baretts — ſt — ſt — ſo — Sieh, ein Licht! Ich will doch näher gehen. Ja, da iſt er drinnen —? Welch ein räuchrig Hexeninventarium ſteht an den ſchwarzen Wänden — ſtill — man ſpricht; es ſprechen Zwei — Ich ſehe den Andern nicht. Nur der Hund liegt am Kamin und wärmt ſich die Schnauze. Ich ſehe wahrhaftig Niemand weiter in dem Loch und doch hält man deutlich Zwieſprach. — Mir graut. Ich will aber lauſchen, eh' ich poche.

Von drinnen hört man:

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Ich wars für dich. Von jener Opfer Laſt,
Die leuchtend du zu tragen haſt,
Iſt immer noch dein Rücken nicht gebogen!

Du biſt ermattet, Teufel, ſprich, iſt das,
Was du vollbringſt, dein eigner Haß?
Iſt es ein Andrer, der auch dich betrogen?
Warum die Wuth? Die Gier? Doch meine Frage
Was nützt ſie, da ich ſchon mein Schickſal trage!
Ich bin dein Erbe, kann nicht mehr zurück —
Mir nützt nichts mehr, und dennoch möcht' ich wiſſen,
Biſt von der Hölle du ein einzeln Stück,
Das ſich vom Ofen glühend abgeriſſen?
Biſt du ein Knecht, biſt du der Hölle Fürſt,
Fühlſt du die Gluth ſelbſt, die du Andern ſchürſt?

Mephiſtopheles.

Ob ich ein Sacktuch brauche, willt
Du ſagen, das die Rührung ſtillt,
Wenn von den Menſchenpinſeln,
Die mein ſind, manche kläglichſt winſeln?
Ob ich Maſchine bin, ob Dilettant,
Ob ohne Kopf, nur eines Andern Hand,
Ob ich wol gar einſt Menſch geweſen
Und dann als Spreu aus Euerm Korn geleſen —
Nein, glaubt! 'Nen Mann, wie euch, den ehrt man ſchon:
Ich bin der Fürſt der Hölle in Perſon.

Fauſt.

Die Menſchheit ahn's, daß hinter deinem Thor
Auf Reue lauſcht kein gnädig Ohr
Und läßt dich auch geboren werden
Nur aus dir ſelbſt, giebt keine Mutter dir;
Wir wiſſen nicht, aus weſſen Buſen
Du ſogſt die unerſättlichen Gelüſten:
Großmutter nur, die alte Sieben,
War's, die mit Borſten-Haaren ihres Kinns
Aus Zärtlichkeit dich manchmal wund gerieben.
Am Ofen ſchnarchte dann der Kater Hinz,
Die Spindel ſchnurrte — den Faden neyte ſie
Mit Naß, das ihr ein frieſig Auge lieh —

Mephiſtopheles.

Du boshaft humoriſtiſcher Thor,
Du ziehſt, ſeh' ich, die bunte Farbe
Noch ſtets dem grauen Rock der Wahrheit vor
Und ſprengſt mit einer witzigen Raketengarbe
Das in die Luft, was zu verſtehen
In deinem Hirn es mangelt an Ideen.
So wiſſe denn, warum Großmutter
Und nicht des Teufels Mutter, als Bildungsfutter,

Sophia.

Den Schleier räthſelhafter Schmerzen? Ach,
Nur Freuden kommen oft uns räthſelhaft,
Der Schmerz tritt unverhüllt in unſre Seele!

(Ab nach der andern Seite.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Saal im kaiſerlichen Palaſt zu Kaſan. Die Ornamente ſind orientaliſch. Tiſch und Seſſel genügen.

Dritter Auftritt.

Kazumoffsky. Bibikoff.

Kazumoffsky.

Zum erſten Mal begrüßt Ihr dieſe Stadt,
Dies alte Thor zu Aſiens Wunderwelt?

Bibikoff.

In jüngern Jahren ſah ich Kaſan ſchon,
Doch ahnt' ich nicht, daß ich in ſeine Mauern
Die Trümmer eines Heeres führen ſollte.
Die Kaiſerin war gnädiger, als ich's
Verdient. Löſcht mich von Rußlands Ehrentafeln,
Vielleicht nahm ich dem Beſſeren den Platz.

Womit man filzge Phantasieen kirrt,
Von Ammen euch geschildert wird.
Ich bin der Seufzer, den die Creatur
In mouderhellten linden Sommernächten,
Allem vernehmbar den Gerechten,
Ausstößt, der Thränenthau der Flur,
Der aus der siedenden Materie Brei
Zuweilen leise ausgestoßne Schrei;
Gott schuf mich und er leidst zerstört
Mich wieder, wenn ich kaum verjährt.
Er setzt mir nach, er läßt mich nirgend harren
Und mich zu keiner Form erstarren.
So bin ich nichts als nur sein eignes Beben,
Wie er sich schüttelt, wenn er seine Kraft
Als Stein am Stahle Leben
Erprobt und sprüht und spricht und schafft.
Gebornes bin ich nicht, von Gott ein Zeuge nur
Und bieße Zeugung mit Mama Natur.
In Allem sind' ich meinen Alter,
Berg, Thal und Luft ist meine Mutter,
Und daß Erklecklichs ich nicht verhehle,
Vor allem ist's die Menschenseele
Nun weißt du, wer mich leben macht,
Wer mich gebeizt, gelüßt, belacht,
Wer sich ans meinen allerliebsten Augen,
Den ganzen Himmel weiß zu saugen.
Die Welt ist meine Mutter! Großmutter aber sitzt, gekauert
Wie eine Schlang' am letzten Loch der Welt,
Das alte matte Auge lauert,
Ob Demiurg das thut, was sie bei ihm bestellt;
Und wenn Gott just nicht pirscht in dem Reviere,
So öffnet sie mir wol die Thüre
Und läßt verstohlen mich zu sich herein.
Dann schenkt sie mir ein Gläschen tausendjähr'gen Wein
Und packt mir alle Taschen
Mit Kuchen voll und Zuckerwerk zum Naschen.
Dafür muß ich ihr auch den krummen Rücken.
Ihr Enkelchen, ein wenig jücken.

Faust.

Du mischst dich in das Göttliche, du Quark?
Du thust, als wär' der Erde Markt
Mit deinem Schlamm versetzt, als knetetest du
Den Sauerteig zum Brod des Himmels zu?
Haha!

Mephiſtopheles.

Nenn zwiſchen Höll' und Himmel mir den Damm,
Wo Gut' und Böſes ſich zerklüften!
In das Erhabne, wie in einen Schwamm,
Saug' ich mich ein mit meinen ſüßen Giften!
Ich ziehe Gottes Mantel an,
Friſir' mein Haupt mit des Olympiers Locken;
Auf leiſen wollnen Socken
Schleich' ich zur Schwärmerei heran
Und bring' durch ſalbungsvolle Sprüche
Die frommſten Seelen in die Brüche.

Fauſt.

Ich ſah es heut' —

Mephiſtopheles.

Woran?

Fauſt.

An jenem Dünen.

Mephiſtopheles.

Den jungen Hanſen wollt' ich ſpänen
Vom Euter milchiger Doctrinen.
Das hat ſo blaue, blonde Frühlingsmienen,
Das iſt im ew'gen Stolz, in Hochmuth und Allarm
Und liſtelt nur dem Teufel unterm Arm.

Fauſt.

Wie glücklich war er ach! als wir Opheliens Schatten
Ihm vorgezaubert hatten
Er glaubt' an die Geſpenſter — !

Mephiſtopheles.

Still, ſtill, da lauſcht das junge Blut am Fenſter.

Dritte Scene.

Fauſt's Herberge. Von Innen.

Hamlet (pocht draußen), **Fauſt, der Hund.**

Fauſt.

Herein! Wer ſucht mich noch in ſo ſpäter Nacht?

Hamlet (tritt ein).

(Für sich.) Behüt mich Gott, ich sehs wahrhaftig nur Einen und den Hund und doch sprachen Zwei! (Laut). Mein Lieber, ihr habt auf dem Markte so verwunderneswerthe Dinge besprechen können, daß ich euch bitte, mir dasselbe Weib, das wir sahen, zum andern Male vorzuzaubern.

Faust.

Möchtest du nicht lieber Pygmalion sein, der aus einem Stein einst Leben schuf, und von mir die Formel jener geheimnißvollen Schöpfung lernen? Dies wäre eines lernbegierigen Mannes würdiger, als der Kitzel bloßer Neugier, den du von mir verlangst.

Hamlet.

Ganz mich dir ergeben? Nein, ich nehme deine Meisterschaft als ein Wunder, dessen Erklärung mir keine unruhige Stunde verursachen soll. Ich will nur Ophelien wiedersehen und jene tröstenden Schauer über meinen Nacken rieseln fühlen, die zwischen Furcht und Wollust eine so unaussprechliche Mitte halten. Ich weiß es wohl, es war nur ein Bild.

Faust (für sich).

Diese lallende Kindheit! Solch unnachdenkliches Wandeln an Abgründen, die sie nicht sieht, solche naive Empfindungslosigkeit gegen das, was mit helleren oder dunkleren Farben auf dem Teppich der Wesenheiten aufgetragen ist! So sollen denn die Geister der Unterwelt sich selbst in deine Arme werfen und ein Maal auf deinem Körper zurücklassen, daß du in ewiger Unklarheit sein wirst, welches deine wahre Heimath ist!

Hamlet.

Besinnt euch doch nicht! Laßt doch die Elfen ihre klingenden Tänze beginnen und zieht von dem unsichtbaren Reiche der Geister die verhüllende Decke hinweg!

Faust (mit dem Zauberstabe).

Heus, Heus, Mephistophele! Sprenge die nächtlichen Felsen und öffne dem lechzenden Auge ein Thal, lieblich beschienen vom goldenen Staube des rollenden Sonnenwagens! Laß sich über einen blumigen Wiesenplan das Dach der schattigen Rebe strecken und deren zarte Ranken das Haupt eines Weibes küssen, das du ja kennst! Ufelf auf einem Lindenblatt und locke die Vögel des Waldes, daß sie die üppigen Verschlingungen deines Werkes beleben, daß sie die Schnäbel wetzen zu süßen Präludien süßrer Zärtlichkeiten! Mach' den Schluß, heus, heus, Mephistophele!

Es geschieht also.

(Faust und der Hund sind verschwunden.)

Hamlet. Ophelia.

Hamlet.

Ja, sie ist's, Ophelia! Die weiße Lilie, beschienen von dem glühenden Roth der Muskatellertraube! Ob ich ihr nahe? Mein Fuß

zögert aufzutreten; denn ist dies nicht Alles die verwirrte Täuschung meines Auges?

Ophelia.

Grüß dich Gott, Hamlet.

Hamlet.

Grüß dich Gott? So ist sie kein Schatten der Hölle?

Ophelia.

Du bist stolz geworden, Prinz! Und so bleich, das Auge wie verdurstend. Hat dir draußen Niemand die Furchen von der Stirn küssen wollen? Nur deine Lippen scheinen die Canäle des heißen Blutes geworden zu sein; sie schwellen wie die Kirsche, die zu zerspringen droht.

Hamlet.

Das ist Opheliens Stimme! Aber ihre Worte verrathen die Blume nicht, die feuchte Perlen weinte, wenn man sie nur ein wenig ritzte. Ich kannte sie anders.

Ophelia.

O Hamlet, befrage den Hof, ob ich je eine Vergessenheit deines theuern Namens verrathen habe! Auf meinem Herzen trug ich die Angedenken, die ich in der Stunde des Scheidens aus deinem Haar geschnitten, wohl gezählt, zweihundertsiebenundfünfzig blonde Seidenfäden. So liebt' ich dich, daß ich mich mit dem Zählen derselben beschäftigt habe.

Hamlet.

Jetzt erst erkenn' ich sie ganz. Diese kindliche Naivetät stand ihr von je so reizend schön und verrieth mir all' die holden Schüchternheiten, die bei den ersten Küssen an ihr aufflatterten, wie ein Schwarm verjagter Tauben. Sie ist's; aber doch wie umgekehrt — lockender als je diese Stimme — Ophelia, nun den Kuß des Wiedersehens!

(Ophelia verschwindet.) Da ist sie hin! Ich bin wie Ixion und habe statt der Juno eine Wolke im Arm. Aber ich muß —

Geisterstimmen.

Seht, seht, er stürzt dem Schatten nach, wie berauscht vom Liebestrank! Unter seinem Fuße sengt das Grün des Feldes! Immer enger, enger drängen sich die Hügel! Die Hindernisse, die unter seinen Füßen wachsen, hemmen den stürmischen Lauf. Hamlet! Hamlet! Wahnsinnverblendeter! Dort ist Ophelia! An dem hohen Fenstergitter des Thurms flattert und weht ihr Schleier. Sie winkt. Sie weint. Sie streckt die Hände, die hülflosen, gefesselten Hände aus nach dir — rette sie!

Hamlet (vor einem Thurm in einer finstern Gegend).

Mein Athem schwindet. Ich hörte von Männern, die heimlich liebebezaubert sind, daß man Johanniskräuter in ihre Schuhe legt, und

sie zu laufen zwingt, zu laufen, zu laufen Meilen weit, um mit dem triefenden Schweiß das Gift, das ansteckende Gift der Liebe, recht in ihren Adern zu sieden. Das Bild will mich nicht verlassen und lächelt mich aus Busch und Baum mit so anmuthsvollen Zügen an, daß ich hinsterbe im Verlangen nach dir, Ophelia!

Ophelia (oben am Fenster des Thurms).

Wer ruft mich? Bist du es, Hamlet?

Hamlet.

Hinter dem eisernen Gitter schimmert es weiß!

Ophelia.

Mir ist's, als wär' ich auf Greifen durch die Luft geflogen; aber es war nur mein Vater, der mich aus deinen Umarmungen riß und in diesem Thurme die überquillenden Gefühle büßen läßt. Du bist es doch, du selbst, der unten zwischen den Gebüschen bebt?

Hamlet.

Ich höre eine weibliche Stimme, etwas tiefer, als die Opheliens ist. Sollte sie selbst jenes weiße Schimmern sein?

Ophelia

Nimm diese Blume, Hamlet, die ich hinunterwerfe und drücke sie an den Stein, so wird er überall weich und dir sein Ersteigen erleichtern.

Hamlet.

Was fällt dort? Ein Hasenschwanz — aber sieh, die Mauer weicht, wenn ich mit dem Ding da drücke. Ich steig in die Nischen ein. Sie ist's. Ich klimme hinauf zu dir, Ophelia! Da — da — faß meine Hand — hilf mir, lächelndes Bild! Ophelia! Wo ist sie!

Geisterstimmen.

Wo er sie faßt, gerinnt die Luft in Nebel. Nur dem Gelüst, nicht der keuschen Liebe, hält der Zauber Stand. Seht, seht, wie sich die dunkeln Schatten der finstern Schlucht allmälig erhellen, wie unter Hamlet, dem unablässig steigenden, sich das alte Gemäuer in Marmortreppen verwandelt! Tausend Lichter werfen ihre blendenden Strahlen auf die glatten Wände eines Palastes, dessen Echo von den Tönen einer verführerischen Musik wiederhallen. Dort von den Säulen ergießt sich ein Strudel tanzender Paare, rechts ein andrer, ein dritter — o wie die Luft den Fuß beflügelt! Wie sie schnell vorübergleiten und sie sich winken, lächelnd, mit rosigem Lächeln. Hamlet! Du zauderst?

Hamlet (auf einem rauschenden Fest).

Ich fasse blind hinein in die Reihen der Mädchen, weil ich sie überall zu sehen glaube, die ich suche. Ich schwinge mich einen Augenblick in den wonnigen Reigen und sehe dann die Täuschung. Ah, dort rauscht ihr Gewand!

Ophelia.

Wie ihm die Lichtstrahlen immer den Staar stechen und er wieder erblindet! Er sieht mich überall und täuscht sich überall.

Hamlet.

Beflügelte Welle, weite! Das ist sie nicht — das — das Ophelia, flieh in die Schatten jenes Gemaches!

Ophelia.

Wühle nicht so in meinen Locken, Sturmwind! Still! still! Laß die Quelle, die aus jenem Becken rieselt, sich murmelnd in das Geflüster unserer Liebe mischen! Hamlet! Hamlet! Du Rasender! Du hast keine Worte mehr, nur Seufzer. Ich zittre — vor dir, Hamlet!

Geisterstimmen.

Der Vorhang fällt. Die Geigen weinen nicht mehr; die Töne des Hornes verschwinden in das Rauschen des Waldes. Alles wird dunkel. Nur wir, wir, die Zeugen der Natur, decken leise den Vorhang auf und lauschen, wie sie sinken — — — oder spitzen wir die kleinen Augen vergebens? Ja wir sehen nichts als die Nacht und das undurchdringliche Chaos.

Faust.

Er schläft, der gute Thor. Er weiß nicht, daß er in den Armen der Hölle ruht.

(Hebt den Vorhang des Bettes zurück, wo Hamlet neben dem Hunde liegt. Der Hund kriecht wedelnd zu Faust herunter.)

Stör' ihn nicht, Satan, aus seinem Himmelstraume. Er wird nun hingehen in die Welt — zerrissen — unkräftig — nur lebend in dem Schatten, den er wirft. Alle seine Worte werden an dem haften, was er flieht! Seine Entschlüsse werden gerade daran scheitern, womit er sie auszuführen sucht. Wie ein schwankendes Rohr wirst du hin und her gewiegt werden, armer Knabe! Du wirst den Himmel zu umarmen glauben und nie ahnen, daß die Hölle dir einen untilgbaren Fleck wie einen Stempel aufgedrückt hat. Diese Bewußtlosigkeit aber, diese Unklarheit wird dich retten; ja, das was du der Hölle verdankst, wird dich vielleicht dem Himmel erhalten. Sieh! Die Sonne langt schon über den blauen Rand der Fichtenwälder herüber. Der Hahn kräht zum zweiten Male. Es wird Zeit. Draußen wird es laut. Allons Prästigiator!

(Faust und der Hund verschwinden.)

Stimmen draußen.

Hamlet, Hamlet!

Horatio (draußen).

Hier ist die Thüre offen. (Tritt ein.) Sieh da, Hamlet! Wir bringen dir eine ernste und freudige Botschaft.

Hamlet.

Was iſt?

Horatio.

Ernſt iſt der Tod deines Vaters. Eines Tages in der Schlafſtunde nach dem Eſſen traf man ihn kalt im Garten, mitten unter Blumen, die wehmüthig blickend über ihn ihr Haupt ſenkten.

Hamlet.

Mein Vater todt?

Horatio.

Dein Oheim und deine Mutter melden es. Aber freudig iſt, daß nun die Krone auf deinen Scheitel warten wird. Wir begrüßen dich als Herrſcher deines grünen Inſelreiches.

Die Uebrigen.

Heil, König Hamlet!

Hamlet (träumend).

Ich dank' Euch! Ja! Ja! Nach Dänemark!

Winterphantasieen.

(1843.)

I.

Nimm diese Denkblätter hin, wie sie geboten werden! Laß sie wie Athemzüge deine gedankenernste Stirne umfächeln! Laß sie knistern wie kleine blaue Flämmchen, die aus den elektrischen Begegnungen unserer Geister zucken! Fühl' ich's doch mich anwehen, wenn ich dir nahe. Deinen Fußtritt höre ich leise über die Teppiche rauschen, ich höre den sanften Gruß deines süßen Mundes und im Augenblick steh' ich umgewandelt vor deinem holden Blick, neugeboren vor deinem holden Lächeln. Alle Last und Mühe des Tages fällt wie ein irdisch Gewand von meiner Seele. Ich fühle mich jung, wie einst; gut, wie einst; unsterblich, wie einst!

Laß sie rauschen und wogen, die Wellen der Zeit! Können sie uns erschüttern? Laß sie toben und rasen die Stürme des Lebens! Können sie uns beugen? Am dunkeln Meere weht der Orkan die Riesenstamme aus, die den verirrten Schiffern die Nähe der freundlichen Mutter Erde kündet: aber — die kleine Leuchte, die in tiefster Nacht uns ewig schimmern wird, sie kann nie erlöschen.

II.

Tritt hinaus mit mir auf den schneebedeckten Altan in die heilige Winternacht! Hülle dich in meinen Mantel, schmieg dich an die klopfende Brust des Freundes mit dem Klopfen der deinigen.

Razumoffsky.

Es kämpft ſich leicht mit tauber Leidenſchaft,
Doch ſchwer mit blindem Wahn. Die Kaiſerin
Fühlt ſelber nur zu tief, wie grauenhaft
Ein Kampf mit Geiſtern iſt, ein Kampf mit Schatten.
In ihrer eignen Bruſt bekämpfen ſich
Das Für und Wider dieſer Märchendinge.
Was ſoll ſie thun? An Orloffs Felſenbruſt
Mit ſtrafender Gerechtigkeit zu rechen,
Iſt ebenſo bedenklich wie der Glaube
An den erſtandnen Kaiſer, der die Zweifler
Faſt wider Willen überſchleicht.

Bibikoff.

Der Glaube
An Peter den Dritten und ſeine Wiederkehr?
Die Czaarin, Voltaire's aufgeklärter Zögling,
Glaubt an Geſpenſter?

Razumoffsky.

Nun ich dächte, Graf,
Ihr hättet dieſer Geiſter Wirklichkeit
Erfahren! Denkt zurück an jene Tage,
Die uns die nordiſche Semiramis
Als Herrſcherin gegeben. Liebe hatte
Sie für den Gatten nie empfinden können,
Ihr beider Weſen ſchmolz nicht ineinander —
Doch wie ſie ihn verlor, war's nicht ein Traum?
Empörung ohne ſie und doch für ſie!
Sie Seele einer That, die ſie nicht that!

Sieh, wie die Sterne dort oben im dunkelblauen Meere schwimmen! Sie zittern, sie winken, fliehen, ruhen — ach! wer diese Ruhe fände der ewigen Gestirne! Wer so durch die Bahnen der Welt in schönem Gesetze rauschte, so majestätisch schreitend, so unbeweglich bewegt, so groß in der Freiheit, so erhaben im Gesetz!

Schwinge dich fester an mich! Was uns fröstelu macht, ist nicht der schneidende Zug des Ostwindes. Was uns so kalt überläuft, ist die Ferne, ja dort oben die Ferne — die unendliche Ferne!

III.

Der Schnee seufzt unter den eisernen Radrändern der Wagen. Knirschend schallt der Frost zu uns herüber. Dunkle Gestalten huschen über die öden Plätze. Die Lichter flackern, wie beengt in ihrem glühendem Athmen vom Druck der zusammengeschnürten Atmosphäre. Eine ungeheure Nebelwolke liegt wie eine Decke von weißem Flor über der Stadt.

Noch sind die Sterne fern und wir müssen athmen mit den Menschen. Noch müssen wir die Liebe in den Schleier des Geheimnisses hüllen. Noch unser Unglück bergen vor Spott, unser Glück vor Neid, unsere Wohlthaten vor dem Undank. Noch müssen wir athmen, wie das geängstigte Insect unter den grausamen Versuchen des gelehrten Forschers. Dank dir Welt für deine Freude, Dank euch Menschen für eure Liebe! Hier, an meinem Herzen, hier sind noch Stellen für eure Wunden, hier sind noch Narben, die ihr aufritzen, in diesem Busen noch Hoffnungsschimmer, die ihr ganz erlöschen könnt! Füllet noch voller den Becher des Lebens mit dem Schierlingstrank eures Urtheils, voller bis an den Rand, daß er überschäumt und selbst die Klage in die Wirbel der Verzweiflung hinunterspült! Gieb, was du besitzest, lieber selbst, damit sie es dir nicht rauben können! Gieb deinen Stolz hin, ehe sie ihn zermalmen, deinen Namen, ehe sie ihn schänden, deine Thränen, ehe sie ihrer spotten! Hoffe nichts und vielleicht überrascht dich noch

etwas! Zertrümmere deine Werke; vielleicht rührt dich ein Steinchen, das dir der Zufall von ihnen wiederbringt. Sei todt, damit du die polternden Erdschollen nicht hörst, die sie schon auf den Sarg deines Lebens werfen!

Der Mantel reicht nicht aus für zwei. Und nicht wahr, es wird kalt an meinem Herzen?

Laß uns hineintreten!

IV.

Knisternd leuchtet es im Kamin, behagliche Wärme strömt aus der zierlich gebauten Flammengrotte. Rothe Lichter hüpfen über die Ecken des dunklen Zimmers, dort und da hinspringend, je nach dem Züngeln der Flamme. Da erleuchten sie ein Bild, dort eine kleine weiße Statue, hier den Spiegel, dort die leere Wand. Nur dein Auge bestreifen sie nicht. Das ist blitzender, als die Flamme.

So laß uns schweigen. Denn Worte sagen nicht, was ich fühle.

Wird einst Schweigen die Sprache der Engel sein? Wenn die, die es einst werden wollen, hienieden beisammensitzen, unter dem Glanz der Kerzen, der auf festliche Kleider fällt, wenn sie von den eignen Tugenden und den fremden Lastern reden, wenn sie die Zeitung des Tages wiederkäuen und geistreiche Gespräche zupfen in Gesellschaften, die sie Salons, Cirkel, Soiréen nennen, wenn sie alle Sprühteufel ihres Witzes und ihrer Affectation losgelassen haben und plötzlich, wie verabredet, eine Erschöpfung, eine Pause eintritt, wo man nichts, als einen klappernden Theelöffel hört, dann sagen sie: *Ein Engel geht durch's Zimmer!* Also werden wol die Engel *schweigen*.

Oder wenn sie reden, so werden sie eine Sprache haben für das, was wir nur in der Nähe der Liebe fühlen können. Sie werden mit einem einzigen Worte alles zusammenfassen, was wir nur in schwerfälliger Aufeinanderfolge auszudrücken wissen. Sie werden das Wort zur Klangfigur nicht wie wir

Menſchen von Tönen, ſondern von Accorden machen. Wie kann ich ſagen, was ich alles nicht vereinzelt, ſondern verſchlungen, in ſüßer Umarmung, in ſeliger Umrankung der Ideen fühle? Es iſt Zagen, was mich, der Liebe gegenüber, bewegt, und im Zagen doch die ſeligſte Hoffnung, Freude und Schmerz, Zerſtören und Schaffen, Muth und Reue, Freude am Tod und höchſte, gipfelnde Erregung zum geſundeſten Leben. Die Sterne ziehen mich und laſſen mich. Schwebend zwiſchen Himmel und Erde, wo fühl' ich wol ſichern Stand, als bei dir?

V.

So laß uns denn reden! Reden von Thaten, reden von Irrthürmern, von der Welt. Rolle auf, Vorhang, der die Bühne der Zeit verbirgt!

Betracht' ihn erſt noch eine Weile, dieſen Vorhang. Viele nehmen ihn für die Bühne ſelbſt. Als ich ein Kind war und zum erſten Male die geharniſchte Jungfrau im Opernhauſe zu Berlin fechten und ſterben ſah, ging ich früh in den mir neuen, ungewohnten Tempel der Muſen*). Den Vorhang hielt ich armer Junge beim Eintritt ſchon für das aufgeführte Stück. Ich ſah einen Rundbau von Säulen, in der Mitte einen Altar, auf dem die Prieſter einem langgeſchenkelten, ſchlanken Apollo opferten. Die aufſteigende Rauchwolke beſchäftigte meine Phantaſie. Sie ſchien mir eine wirkliche zu ſein, ſo hoch verlor ſie ſich bis an den Kronleuchter. Wie erſtaunte ich, als die Muſik begann, dieſe Säulen, dieſe Prieſter, dieſer Apollo ſich um ſich ſelbſt wickelten und hinten eine ganz neue Welt aufging! Der Vorhang, der unſere Zeit verbirgt, iſt die Oeffentlichkeit des Tages, die Preſſe, die Lüge — wie Viele nehmen ſie nicht für die Wahrheit!

Sieh ihn dir an, dieſen Vorhang, mit ſeinen gleißenden Farben, ſeinen verzerrten Arabesken, ſeinen bunten Fratzen,

---

*) Siehe Seite 167.

seinen geschwänzten Menschenleibern, menschenähnlichen Affengesichtern, seinen Sonnen von Goldschaumpapier, seinen Sternen von Blech, diesen Vorhang, bedeckt mit Kobolden und Meerkatzen! In der Mitte schwebt über die Fläche hin ein langbeiniges, ausgemagert Weib, das eine hölzerne Posaune zum Munde führt, die Fama des neunzehnten Jahrhunderts, eine Hekate, die „abgefeimte Metze" der Oeffentlichkeit. Ihr Gewand sind die Tagesblätter, zusammengeklebt mit dem Kleister einer neuerfundenen Zeitungssprache, für die man bald eigene Idiotica wird herausgeben müssen, sowie man Wörterbücher der Zigeuner- und Gaunersprache hat. Mit ihrem Haupt will die lange Gestalt zu den Sternen an und mit den Fersen schleift sie im Koth der Gassen. Was hinter diesem Vorhang rein und fleckenlos steht, hier vorn auf der großen Schandtafel „Oeffentlichkeit" weiß man von ihm nur Unreines. Was hinten für sich selbst spricht, muß hier vorn sich erst durch Andere vertreten lassen. Was dort Tugend ist, ist hier Eitelkeit; was dort Genie, hier Anmaßung; was dort schon ewig lebt, wird hier bereits der Vergessenheit übergeben. Und doch, welche gleißende Außenseite! Wie viel Wahrheitsliebe, wie viel Unpartheilichkeit wird hier verbraucht: wie groß weiß man sich zu entfalten, wie erhabene Worte auf die Aushängeschilder des Charlatanismus zu schreiben! Alle sind sie gerecht, alle duldsam; entrüstet nur gegen das, was Entrüstung verdiene! Es ist ein Chaos, das Viele verwirrt, Manche überzeugt, Alle betäubt.

Rolle auf, lügnerischer Vorhang, daß wir jetzt die Wahrheit sehen!

VI.

Wer in Neapel war, weiß, daß man aus dem Zorn des Vesuvs seine Suppe essen kann. Die geronnene und verhärtete Lava fügt sich der bildenden Hand des Künstlers zu Bechern und Tellern. So hängen wir die Erinnerungen an die Revolution an den Wänden unserer Zimmer auf. Das

achtzehnte Jahrhundert mit seinem blutigen Rechnungsabschluß ist zur Kinderklapper geworden. Wenn man Europa wie einen Topf am Küchenfeuer sieden und wallen sieht, wer möchte glauben, daß diesem Welttheil einst Vulkane heiß gemacht haben!

Seit zehn Jahren haben wir unsägliche Angst ausgestanden. Wir fürchteten uns vor der Guillotine von rechts, vor der Knute von links. Die Gefahr ist vorüber. Die Klingen sind nicht gezogen, nur die Federmesserklingen der Diplomatie. Die Diplomatie ist eine heilige Kunst. Talleyrand ist unter den Segnungen eines Priesters gestorben.

O wie gönn' ich dir diesen Frieden, Europa! Wie gönn' ich deinen Fluren grüne Saaten, deinen Bergen Trauben, deinen Strömen bewimpelte Nachen! Wie gönn' ich dir Segen, Glück und Ruhe! Die Erschütterungen des europäischen Staatenkörpers seit dreihundert Jahren sind noch nicht verwunden, diese blutigen Aderlässe sind noch nicht ersetzt, diese Wunden noch nicht vernarbt. Die Nacht des Mittelalters barg eine friedlichere Ruhe. Die Grausamkeiten waren roher, aber gegen Einzelne gerichtet. Man kannte noch nicht diese Umwälzungen der Masse, diese Federstriche, die mit einem einzigen Zuge die Willensfäden von Tausenden durchschneiden; man kannte diese verheerenden Mordinstrumente aus feigem Hinterhalt, die Kraft des Pulvers, noch nicht, man kannte noch nicht die fremden Welttheile, deren Bewohner wir in die Reihe der Thiere stellten und einen Begriff der Sklaverei erfanden, den nicht das Alterthum, nicht einmal der Orient kannte.

Je mehr Licht in die Nacht des Mittelalters fiel, desto ungeschlachter die Bewegungen des aus seinem Schlaf gerüttelten Riesen. Wie wälzte sich die Menschheit auf dem Boden der Erde, als zum ersten Male die Spitzen der Berge sich vergoldeten und der Hahn zu krähen anfing! Alle Nebel, die vor dreihundert Jahren von der Pforte, die zum Himmel führen sollte, wichen, schienen sich herabzusenken auf die Erde. Verdüstert wurden die Pfade, blutig wurden die Spuren der aufgeklärten neuen Lehre, unversöhnlicher die Leidenschaften, erschöpfender die Niederlagen, unsicherer die Triumphe. So

hat das Streben nach Licht und Recht das Band der Völker und Staaten Europas seit den Scheiterhaufen der Huß und Servet nur immer mehr versengt, der ungeheuerste Egoismus, in einer Gestalt, wie ihn selbst die Römerwelt nicht kannte, ist das Princip der Geschichte und der Politik geworden. Alle Striche Europas, alle Völker von Ehrgefühl und Namen sind von den Anstrengungen dieser Vergangenheit erschöpft. Die Ideen sind geboren; wer möchte der gemarterten Mutter nicht den Frieden gönnen, der das Bedürfniß der Welt geworden ist?

Friede, kühle lind die erhitzte Stirn der Kämpfenden! Friede, lächle sonnenhell in die trüben Fluren! Friede, streue das Füllhorn deiner goldnen Segnungen über die Menschen aus! Nahe uns mit Sonntagsglockengeläut, nahe uns mit Alpenreigen und fülle lind die Brust mit unaussprechlichem Heimweh nach besseren Landen! Friede, ziehe durch die Auen, wie ein Spielmann, am Hute die Feder, in der Laute frohe Lieder, erquickend die Müden, ermunternd die Schlummernden, singend von Gottes Herrlichkeit und von Lust und Liebe!

VII.

Europa bedarf des Friedens, aber es versteht ihn nicht. Europa hat den Frieden, aber als ein Organ, nicht als einen Zweck. Weltweise träumten einst von der Ewigkeit des Friedens, Dichter sangen von der Ewigkeit des Streites. Der Krieg ist der Vater aller Dinge, sagten sie; aber was der Vater erzeugt hat, hat die Mutter geboren. Die Mutter ist der Friede, der dem Kinde die Milch der Liebe reicht und es wandeln lehrt am Lenkseil guter Lehre.

Europa bedarf des Friedens, hat ihn und wird ihn haben. Wer einen Baumstamm findet und hat den Mund zum Reden, der besteige ihn und predige: Halte fest deine Krone, daß sie dir niemand raube! Aber laß dann auch den Frieden deine Krone, nicht die Mütze sein, die dir im Schlaf die Schläfe

wärmt! Deine Krone, deine Herrlichkeit, deinen Tag, der dich zu Thaten weckt, nicht die Nacht, die deine Unthaten birgt! Denn besser wäre der Krieg, der uns zum Guten führt, als der Friede, der zum Bösen.

Warum liest du, König, wenn du vom Frieden hörst, nur in dem Schuldbuch deiner Ahnen; warum lächelst du, Staatsmann, wenn im fernsten Winkel Mexikos, in Syrien, in China die kleinste Zwingburg der Erde die Waffen streckt und der Zündstoff des Universums kaum noch länger leuchtet, als man bedarf, um ihn ohnmächtig im Winkel einer Zeitung verprasseln zu sehen? Warum hüllst du, Priester, bei dem Sonnenschein des Zauberwortes: Friede, dich nur tiefer in die Kapuze und murmelst dunkle Sprüche, als wenn du böse Geister fäßest? Warum trotzest du, Soldat? Warum wucherst du, Kaufmann? Warum errichtet ihr euch alle im Uebermuth des Friedens güldene Kälber und betet an im Staube vor dem widerlichsten aller Götzen, vor dem Moloch des Eigennutzes?

Der Friede soll euch heiligen und er entweiht euch: er soll euch zähmen und er bewaffnet euch! Ihr schlafet, aber die Hand am Schwert; ihr bietet euch die Rechte, aber bewehrt mit eisernem Handschuh! Ist da der Krieg nicht besser als ein solcher Friede?

Europa bedarf des Friedens, weil ihm noch nicht eine einzige der großen Segnungen des seit drei Jahrhunderten freigewordenen Geistes unverkümmert zu Theil geworden. Wir hatten die Zeit der Märtyrer, aber noch nicht die Zeit der Glorie, wir hatten Lorbern, aber noch keine Palmen. Das Sonnenlicht der Freiheit hat erst geblendet, noch nicht erhellt, noch weniger erwärmt. Drei Jahrhunderte sind in die Annalen der Geschichte mit Blut geschrieben, damit die Welt freier, der Staat begründeter, die Idee reiner *werde*: jetzt ist es Zeit, daß endlich die Welt frei, der Staat tief und die Idee rein *ist*.

VIII.

Drei Parzen spinnen den Lebensfaden Europas.

Die erste, ein schwärmerisches Weib mit dunkelglühender Augen, umflossen von katholischem Heiligenschein. Die zweite, majestätisch, lichtblond, blauen Auges, ernstsinnender Stirn. Die dritte, eine Reiterin, in enganschließender Amazonentracht, wild und sinnlich.

Europa trennt sich in das lateinische, germanische, slavische. Helden — Staatsmänner — Regenten. Republik — Constitutionalismus — Monarchie. Katholicismus — Protestantismus — griechische Kirche. Glaube und Indifferentismus — Zweifel und Intoleranz — Theokratie und Formeldienst.

Katholicismus und Slavismus — die beiden äußersten Pole, die die entferntesten scheinen und sich wieder am nächsten berühren. Hier wie dort eine päpstliche Suprematie, hier wie dort das Extrem des Unglaubens und der abstractesten Weltbildung. Beide Pole gleich kirchlich, gleich außerhalb der Religion. Das höchste Priesterthum mit der ungebundensten Laienschaft.

Katholicismus und Slavismus — im politischen Extrem Republik und Despotismus. Espartero, Paskewitsch — Arguelles und Herr von Cancrin — Barcelona und Archangel. Bei den Russen wird das Weltliche zum Göttlichen erhoben, der Tschako des Czaren zur Tiara des Hohenpriesters, ein Gebet des Kaisers zum Opfer für ganz Rußland — in Spanien lösen sie das Göttliche in das Weltliche auf, schmelzen die Kirchenglocken zu Kanonen, die Becken des Weihwassers zu Piastern für die Rothschilde und die Aguados. Das Griechische scheint römisch, das Römische ist griechisch geworden.

Das germanische Europa liegt mitten inne. Es will nicht die Republik, will nicht die Monarchie; will nicht den Zweifel, nicht den Glauben; nicht das Gemüth allein, nicht den Verstand allein. Heut' ist es poetisch, morgen philosophisch. Es ergründet alles und begründet, fürchte ich, nichts. Es borgt von der Geschichte mehr, als es der Geschichte wiedergiebt.

Viel Vergangenheit, wenig Zukunft. Der Kampf der Ideen, wie er in England und Deutschland durchgekämpft wird, ist interessant im Einzelnen, ermüdend im Ganzen. Ewige Debatten, keine Resultate. Groß in Schulstuben, klein auf dem Markt des Lebens. Hätte das germanische Europa nicht das Genie der Erfindung, die Ausdauer im Gewerbe, den Fleiß im Ackerbau, die Emsigkeit im Handel, die Tugenden der Familie, die mittlere Temperatur des Klimas, die alle seine geistigen Thätigkeiten schärfer stachelt, als die Extreme südlicher Gluth und nordischer Kälte — wir würden nicht die große Rolle verdienen, die wir wenigstens auf dem Papier spielen.

Sollen wir lernen von den beiden Principien, zwischen die wir eingekeilt sind?

Den Gedanken haben wir. Lernen wir vom Norden den Willen und vom Süden die That.

IX.

Der Geist des Tages! Wer kann ihn haschen, den entschlüpfenden Proteus? Wer kann sagen: Hier ist er! Und wiederum: Hier ist er nicht! Wie dem „Zergliederer seiner Freuden" würd' er erscheinen

„bald grau, bald grün",

der Geist des Tages ist ein Chamäleon.

Was ist gegenwärtig der Mensch? Im vorigen Jahrhundert brach er die Fesseln der Erde und bezog sich nur auf Gott. Ueber dem „Dunstkreis" war seine Heimath. Jenseitig war sein Leben. Jetzt? Wir haben den Himmel zur Erde herabgezogen, haben Gott in den Blüthenkelch des Menschen als den Duft, als die Seele unseres edelsten Sinnens und Denkens, gebannt: Gott ist kleiner geworden, aber der Mensch darum größer? Wo schlägt das Menschliche in üppiger Pracht hervor? Wo sind begeisterte Seher, die uns

mit ihren segnenden Armen hinaufziehen zu erhabeneren Welten? Wo wachsen wol Cedern auf unseren Sandbergen? Wo wallt es, glüht es; wo ist der Jordan einer neuen Taufe?

Eine neue Philosophie ist gefunden, aber keine neue Religion. Denken lehrt man neu, wer lehrt uns fühlen? Oder fühlen wir richtig mit unseren alten Gemeinplätzen? Reichen die alten Hausregeln, reichen die hundertjährigen Kalenderwahrheiten des Herzens aus? Ach, daß da ein Kopernikus käme! Ein Weiser, ein Dichter, ein Genie, zu dem wir hundert Ansätze haben, hundert flackernde Sternschnuppen, ohne einen einzigen urgeistig und urweltlich festen Strahlenkern. Ein Messias für die Herzen fehlt, ein Gemüths-Luther — für hundert Professoren der Philosophie, ach! nur einen einzigen — Prediger der Philosophie!

Wer es verstünde, in die Seelen den Grundstein einer unsichtbaren Kirche zu legen! Wer so Priester sein könnte, ohne Talar, Vertrauter aller Menschen ohne Beichtstuhl, Redner ohne Kanzel! Wer so nur umwälzen, ohne Blut, mit dem Weihwasser der Thräne umwälzen könnte, wie Rousseau! Hunderte meinen es so gut, wie Jean Jacques, vielleicht besser, als der nur durch ein Paradoxon (die umgekehrte Preisfrage einer Akademie) zum Reformator gewordene philanthropische Misanthrop. Aber die Offenbarung schweigt, der Weltgeist giebt das Zeichen nicht: im Buche der Geschicke steht davon nichts auf dem Blatte des neunzehnten Jahrhunderts, wenigstens auf dem seiner ersten Hälfte nichts.

Wem rollt unsre Erdkugel zu? Dem Glück. O behagliches Jahrhundert, verjage dir die Mücken, die dir deinen kühlen Sommerabend stören! Diese Unbequemlichkeit, nur ein Kissen am ruhenden Haupte entbehren zu müssen! Sieh den lächelnden Fabrikgeist, wie er dich durch seine Besitzungen führt! Hier die Oefen, die Lohlengruben, die Maschinen! Dort meine Meierei, mein grüner Grund, mein Park, mein Häuschen, meine Familie, meine reichen Schwiegersöhne, meine reichen Schwiegertöchter! Behaglichkeit im Drei-Achtel-Takt — das ist Genußsucht. Noch von der französischen Revolution her ist unser Blut in einer hüpfenden Bewegung. Unser Jahrhundert hat einen schnellen Pulsschlag und so

Geblendet ſtand die junge Kaiſerin
Vom glänzendſten Geſchick und fühlte erſt
Die Wirklichkeit dann ihre Sinne ſtreifen,
Als man die Kunde ihr vom Tode Peters
Mit Mienen brachte, die ſie ſchaudernd halb
Verſtand, halb zitternd nicht verſtehen wollte.
Der Kaiſer iſt entthront, das wußte ſie —
Entflohn — das war erwieſen — aber todt?
Auch wirklich todt und nicht entflohen? Zeugen
Könnt Ihr nicht, ich nicht, Niemand kann es, zeugen
Kann einer nur, ob's wirklich Peter war,
Den man im Newskykloſter beigeſetzt,
Nur Einer kann die Hand gen Himmel heben,
Der einz'ge Orloff — doch Ihr ſelber wißt es,
Wie trüber Wahnſinn ſein Gemüth umdüſtert —
Und ſein Geſtändniß ſind nur Viſionen.

Bibikoff (für ſich).

O weiſer kenn' ich keinen Wahn, als Orloffs —
Ich denk' an das, was er von Polen ſagte! —
(Laut) Und wenn's der Kaiſer wäre?

Razumoffsky.

Wirklich Er?
Für dieſen Fall iſt Katharinens Meinung,
Sie hat ein Herz ihm nicht bewahren können,
Doch ſeine Krone giebt ſie ihm zurück. —
Seht da die Kaiſerin, bewegten Schrittes —
Ihr Auge flammt — ſie wendet ſich hieher —
Was mag ſie haben? — Bleibt noch eine Weile!

ergiebt sich: Zum phlegmatischen Ziel sanguinische Schritte! Man nennt diesen Widerspruch — Materialismus.

Die Staatsweisen? Machtbegierig und doch das après nous le déluge fürchtend. Unklar über Zweck, Ziel und Wesen aller Dinge. Nichts zerstörend mehr, aber auch nichts schaffend. Beauftragt vom Augenblick. Temporisirend. Aerzten gleich, die sich nur auf die Diagnose verstehen.

Die Volksredner? Schmeichler nach unten. Gemeinplätzler. Ohne Muth, von der Meinung derer abzuweichen, die die Toaste und Ständchen bringen. Sklaven einer feinsollenden Consequenz. Auch die Zeitungen sind Volksredner. Windfahnen.

Die Gebildeten? Ironiker, die Alles von zwei Seiten betrachten und auch für beide gleich triftige Gründe haben. Sittlich aus diätetischen Rücksichten. Erzogen durch die Literatur und doch die größten Feinde derselben. Eitel. „Ein Lessing thut uns noth," hört' ich einen Gebildeten ausrufen. Nach einer kleinen Weile fügte er murmelnd hinzu: „Wenn ich nur Zeit hätte!"

Die Masse? Strebend, lernbegierig, aber nicht aus Wahrheitsdrang, sondern aus Eifersucht. Der Communismus ist nicht aus der Armuth entstanden, sondern aus dem Ehrgeiz, dem Neide. Die mangelnde Idealität unsers Jahrhunderts wird sich an dem sittlichen Zustand der Masse rächen. Die Armen leben auch geistig von der Luft. Sie horchen den geheimnißvollen Klängen. Es ist das Zubrot ihrer Armuth und ihre Religion. Aber diese Luft ist leer. Staatsmänner und Philosophen, hängt Aeolsharfen aus!

X.

Woher und wohin?

Woher?

Aus der ewigen Nacht. Aus der Unterwelt, wo die Todtenkönige sitzen mit goldenen Kronen und glühenden Sceptern. Aus den Schrecken der elementarischen Welt über die ge-

ängstigte, geistige Creatur. Aus dem Chaos von Recht und Unrecht, von Gewalt und Furcht, von Thier und Mensch. Aus einer Geschichte, wo die Menschen zittern vor den Würgengeln, die mit Skorpionen über die Länder fuhren und nach Laune, Willkür und Frevelmuth die Brüder peitschten, bis auch über sie wieder von Ost oder West, von Nord oder Süd ein mächtigerer Dämon kam und mit seinen Greifenflügeln sie zerschmetterte. Von dorther, wo in stiller Kammer der Verfolgte seufzt, der Gerechte sein Haupt auf die müde Hand stützt und zweifelnd in die graue Zukunft blickt; von dort, wo der Denker verzagt sein Buch zusammenschlägt, daß die eisernen Klammern des Deckels dröhnen und ausruft: Bis hierher und nicht weiter! Von den Schädelstätten herab, wo die Gekreuzigten das Haupt auf die durchstochenen Weichen neigten, wo die Scheiterhaufen loderten, in denen die Märtyrer, Psalmen singend, zu Asche zerstoben. Von den Katakomben her, wo die Tausende modern, die ohne Urtheil, ohne Verhör geendet. Von den Richtstätten, wo Themis in ihrer Blindheit nicht sah, daß zu den Gewichten ihrer Schalen die Gewalt das eiserne Schwert unzähliger Justizmorde legte.

Woher?

Nicht blos aus der Nacht, auch aus der Dämmerung. Ja, aus jenem Zwielicht, wo Wahrheit und Lüge ineinander fließen, wo die festen Dinge schwankende Schatten werfen und die Phantasie sich anklammert an Wesenloses und nur Geträumtes. Ja, auch von jenen Thälern her, über die ein oft so täuschender Duft von Glückseligkeit gelagert scheint und in denen es nur wohnlich ist dem hüpfenden Irrlicht; von jenen Gegenden, über welche scheinbar segenspendende Hände streifen, Hände, die da geben, ohne zu wissen wem, die das Gute wollen, ohne das Bessere zu kennen, Hände, die die Staaten lenken, wie Väter die Familien, ohne zu wissen, daß die mündigen Söhne nach Freiheit dürsten. Ja, noch mehr, auch von dem Dämmerfluge der Minervaeule selbst, von jener Philosophie, die uns die Menschen in todte Begriffe, die Staaten in Pflanzen verwandelte, wie sie in dieser Unform kein Eden und kein Herbarium aufzuweisen hat. Von jener

Philoſophie, die mit ihrer trüben Oellampe einer Politik den Weg weiſen will, die auch ohne ſie mit ihren grauen Augen im Dunkeln zum Ziel zu kommen glaubt. Von einer Zeit her, wo des Großen, Herrlichen, Uebermenſchlichen unvergeßlich viel geſchehen, nichts aber oder nur Scheiterndes für den Menſchen ſelbſt, wie er daſteht in ſeiner unmittelbaren Beziehung zu Gott und zur Natur.

Und nun wohin?

In's Licht, in ewige Klarheit, in Sonnennähe. In Rechte, die Niemanden ausſchließen, in Freiheiten, die Allen gehören. In gleiche Vertheilung der Arbeit, und gleichen Genuß der Ernte. In einen neuen großen Anfang der Geſchichte, die von der Vergangenheit nur behält, was belehrend für die Zukunft ſein kann, in neue Strömungen des Geiſtes, neue Bahnen der Sitte, in Schöpfungen, die, wie die erſte aus dem Nichts, ſo jetzt aus dem All hervorgehen. In Staaten, wo man das „verſchönernde Erz der Jahrhunderte" nur an den Formen duldet, welche in ihrer Grundmaſſe nicht, wie einſt das corinthiſche Erz, zuſammengefloſſen iſt aus Zerſtörung, Eroberung, Flammenwuth. In Staaten, die ihr Heil nur darin finden, daß in ihnen der Menſch frei hervortritt, in der Urſchöne ſeines Geiſtes, und ſelbſt da hervortritt, wo der Unverſtand und die an der Scholle klebende Trägheit das Bedürfniß der Freiheit nicht zu empfinden ſcheinen. Wer ſagt euch, daß die Staaten, die beſtehen, um ihrer ſelbſt willen da ſind? Und wenn ſie zuſammenſänken, dieſe Mauern, die dem Zahne der Zeit zu trotzen ſcheinen, wenn ſie brächen, dieſe Improviſationen irgend eines Herrſchers, was liegt dem freien Menſchen daran, der ſeinen Bruder ſchon wieder erkennen, ſeinen Freund ſchon wieder umarmen und die Kette einer neuen geſellſchaftlichen Ordnung ſchließen würde — ſeid deſſen gewiß — auch ohne Euch!

Wohin?

Nicht in das Land der Wahrheit, nicht in Fabeln, nicht in Träume. Aber in das Land des Glaubens, der Begeiſterung, der Hingebung. Es glätte ſich die ſpöttiſch gefurchte Miene des Zweiflers, es ſinke die Nebelkappe des trügeriſchen Dialektikers; ſelbſt eine Wolke umarmt, ſtatt des Ideals, iſt

Götterumarmung, wenn die Täuschung beschienen war vom rosigen Lichte der Sonne.

Ja, wohin?

Selbst in Experimente, wenn unter der Retorte des Staatsphysikers nur kein lebendig pulsirendes Menschenherz zuckt! Zähe ist der Geist des Einzelnen, bildsam der Geist der Masse. Die Geschichte ist eine Wanderung der Menschheit. Glaubt ihr, daß sie zurückkehren wolle in ihre alten verlassenen Wohnungen; der Hirte mit seinen Heerden auf die abgegrasten Weideplätze der Vergangenheit, der Ackersmann auf Fluren, welche von stürzenden Trümmern und zerbröckeltem Gestein bedeckt sind? Nur Greise und Kinder träumen von dem, was sie erlebten oder wovon ihnen die Sage erzählt. Der Jüngling, der strebende Mann hält nervig den Pilgerstab in der Hand und schreitet vorwärts in neue Zeit, in neues Land. Wo jene tagt, wo dieses liegt, wer wüßte die Stunde zu nennen, wer die Grenze zu bezeichnen? Wissen wir nicht wohin, wissen wir doch woher. Irrend, pilgernd, wallfahrtend kann die Menschheit sich wol betreten auf einem Punkt, den sie schon kennt, auf einem Ort, wo sie einst schon gewesen, einem Irrthum, für den sie einst schon blutete, sie erschrickt aber und wendet sich um in andere Richtung und hinge diese noch so dicht von grauen Nebeln umschleiert.

Wir wissen nicht wohin? aber, Heil uns, wir wissen wenigstens woher?

Was sich der Buchladen erzählt.

Ein Märchen.

1856.

Ueberarbeitet und ergänzt 1873.

Weihnachten war vorüber. In dem Gewölbe eines Berliner Buchhändlers war endlich Ruhe eingetreten. Regen, Nässe, Schnee, Tabacksasche war von den sonst so saubern Dielen entfernt. Die „Struwelpeter", die goldgeschnittene Lyrik, die „Laienbreviere", „Blumenlesen", Photographieenalbums, Classiker-Illustrationen, Knaben-Pletsche und Töchter-Wildermuthe waren endlich verkauft und der Rest gewann allmälig Zeit, über sich selbst Betrachtungen anzustellen. Neujahr stand vor der Thür. Die Remittenden rüsteten sich, Abschied zu nehmen von dem einjährigen traulichen Zusammenleben mit den gangbaren Artikeln und einer großen Anzahl bestäubter, vergilbter, alter ehrwürdiger Ladenhüter.

Da war es denn kein Wunder, daß eines Abends, als draußen der Sturm an den Straßenecken den Männern die Hüte abriß, den Damen die Schleier, der Principal längst im Kreise der Seinigen das Nachtmahl verzehrt hatte und die Course der Abendzeitung las und die Commis in verschiedenen Restaurants wehmüthige Betrachtungen über die Entbehrungen des Garçonlebens und die Dividenden der Actien-Brauereien, die das schlechte Bier verursachten, anstellten und im Comtoir alle Thüren festgeschlossen waren, die Bücher vor innerster Anregung Sprache gewannen und zu converstren anfingen. Natürlich ließ man Andersen's Märchen den Vorrang, die nächtliche Unterhaltung zu eröffnen.

Reden, euch aussprechen, weinen, jubeln wollt ihr, rief der illustrirte, schön gedruckte Klein-Quartband, und wer kann euch daran verhindern, seitdem ich von meinem Vater

in die Welt gesetzt bin! Habe ich, ich doch zuerst alles Leblose mit Empfindung und Sprachwerkzeugen versehen! Ich habe die Stopfnadeln reden lassen, die Laternenpfähle, die Gummigaloschen! Aesop, Phädrus, Casti, die früheren Fabeldichter, sind von mir in den veralteten Stall der „redenden Thiere" verbannt! Lafontaine hat Fabeln geschrieben; aber der alte Franzose ist eine Vase, eine Mère Oye gegen mich geworden, der ich Fabel und Märchen verbunden habe! Jetzt lassen wir Alles reden, die Blumen und die Sterne, die Bäume und die Winde, die Strumpfbänder, die Halskrägen, Glasscherben, die Koffer und ihre Träger! Hier, du altes Schreibepult mit den eingeschlossenen Dichtermanuscripten — na, ich bin begierig, ob der Principal an eines davon, das neulich eine Dame brachte, seine Friedrichsdors wagen wird! — warum sollst du nicht reden? Hast du doch Erfahrungen wie Varnhagen! Und du, Ebbe und Fluth enthaltende Kasse, die bekannt ist mit so vielen, vielen Geheimnissen der Literatur — ihr doppelten Strazzen, ihr Bestellbücher, redet im Bunde mit den Steh- und Hängelampen! Andersen giebt euch Redefreiheit, sprecht euch aus in eurer Wehmuth und euern lyrischen Gefühlen und wenn euch sonst etwas drückt! Wie sagt der Vater aller allegorischen Erzählungskunst, Markus Menenius Agrippa bei Shakespeare? Wie heißt doch die Stelle?

Sogleich säuselte in der Nähe eine Stimme: „Ich kann ja den Bauch lächeln lassen, denk' ich, so gut wie sprechen —" Das Citat kam von der Oechelhäuser'schen neuen Bearbeitung des großen Britten, einer Anzahl dünner Bändchen, auf welche der Reimer'sche Schlegel-Tieck verächtlich zur Seite schielte. Diese Bändchen waren auf Kosten des Verfassers gedruckt und besaßen in der That das Talent, sich vorzudrängen.

Das geht ja schon prächtig! riefen Andersen's Märchen. Folgt nur meinem Beispiele! Plappert und plaudert, wie euch der Schnabel gewachsen ist! Hier braucht ihr keine Reclame à Zeile $7\frac{1}{2}$ Silbergroschen zu bezahlen! Braucht keine fünf Thaler zur Recension beizulegen, die ihr der verehrlichen Redaction einsendet, um euch vor dem Todtgeschwiegenwerden sicher zu stellen!

Anderſen's Märchen brauchten dieſe Aufforderung nicht zweimal auszuſprechen, als ſchon ein ſolches Durcheinander von unterdrückter, ſchmählich geknebelter Redeluſt hörbar wurde, wie es die alten Mäuſe und Ratten des großen Büchergewölbes nicht einmal am Tage vom verehrten kaufenden oder blos zur Anſicht begehrenden Publikum hier vernommen hatten. Nicht blos zu reden fing dieſe Bücherwelt an, ſondern ſogar ſich zu bewegen, frei und lebendig, nicht automatenhaft, ſondern tanzend, ſpringend, wer leicht und behend, brummend und murrend, wer mit Bindfaden am Vollgenuß ſeiner Ungebundenheit behindert war. Das dehnte ſich, ſprengte ſeine Feſſeln, lief die Bücherleitern auf und ab und Anderſen's Märchen lachten, klatſchten ſich in die Hände und riefen: Wenn die Ratten und Mäuſe, die Motten, die Schwaben nur nicht eiferſüchtig werden! Ja wohl! riefen die philologiſchen Bücher, die Lehrbücher von Profeſſoren, von denen die Auflagen nicht mehr wiederholt wurden, ſeitdem die Verfaſſer geſtorben, ja wohl, es muß eine Ordnung inne gehalten werden! ſagte Mittermaier, der ſo oft in parlamentariſchen Sitzungen präſidirt hatte. Die letzte Auflage ſeines „Strafverfahren" trug darauf an, daß ein Hofmann, ein Adliger, ein Kammerherr, ein Hofmarſchall den Sommernachtstraum der Bücher in eine reglementare Ordnung brächte. Er zeigte auf ein dünnes, aber langes und breites Büchlein, das man vom Rücken aus in ſeinem Titel gar nicht erkennen konnte. Denn die ſchönſten Titel tragen dieſe Herrſchaften von Gold auf dem Rücken, wie die Menſchen die Orden auf der Bruſt und nur ihre Zöpfe auf dem Rücken. Dies Büchlein hieß: Gans Edler von Puttlitz: Was ſich der Wald erzählt.

Nun war die Sache gemacht. Gleich hüpfte faſt der ganze Glasſchrank ſchöner Einbände zu dem Präſidentenſtuhl, der ſich aus einer Menge kleiner Miniaturausgaben deſſelben Werkes, mit Goldſchnitt geziert, gruppirte. Alle ſtellten ſich mit ihrem Bruder, der größern Octavausgabe, zu einer behaglichen und wie von Regiſſeurshand geordneten theatraliſchen Situation.

Die Octavausgabe von: Was ſich der Wald erzählt,

Vierter Auftritt.

Katharina (mit Gefolge). Die Vorigen.

Katharina.

So recht, mein wackrer Bibikoff, daß Ihr
Noch dageblieben meinen Dank zu ernten!
Nach einem trüben Tag sagt manchmal Abends
Die Sonn' im Westen noch, den Himmel röthend,
Dem düstern Tag ein freundlich Lebewohl!
Ihr solltet mich versöhnt verlassen, Graf;
Denn was Ihr mir in Schlachten nicht gewonnen,
Schenkt eben mir ein wunderbarer Zufall.

Razumoffsky.

Ein Zufall?

Katharina.

Und ein so erschütternder,
Daß ich nicht weiß, ob ich ihn fürchten oder
Mit freudigem Triumph begrüßen soll.

Bibikoff.

Was kann es sein?

Katharina.

So eben meldet mir
Der Commandant der Festung, daß ein Weib
Mir vorgeführt soll werden, aufgefangen
Mit zweien Kindern an der Citadelle —
Des falschen Kaisers Ehgemahl und Kinder!

räuſperte ſich, hielt eine Einleitung über die ihr widerfahrene Ehre und machte dann den Vorſchlag zu einer Reſolution. Denn alle Verſammlungen ſind jetzt für die Beförderung der Dividendenhoffnungen der Actienbrauereien und die Reſolutionen beſtimmt.

Wir ſind in unſerm Rechte! ſprach Was ſich der Wald erzählt. Seit Anderſen die Weihnachtsbäume ihre Geſchichte hat erzählen laſſen, ſeit ſelbſt der Ball und der Kreiſel, die Häringsköpfe und die Nußſchaalen bei unſerm gemüthlichen däniſchen Vater Sprache bekommen haben, iſt uns das Wort gegeben. Der Wald ſpricht, die Flur ſpricht! Nicht wie bei den alten Dichtern, der Menſchengeiſt, angeheimelt von Wald und Flur. Nein, das iſt abgeleiert! Jetzt reden die Brennneſſeln, Thymianpflanzen, alten Eichenſtrunke, die abgebrochenen Zweige, die Gärtnerſcheeren, die Gießkannen, das Unkraut, die Maulwurfshügel, Alles durcheinander hat Sprache gewonnen. Eliſe Polko iſt nächſt mir das Ideal des Geſchmacks! Eliſe Polko, ſie die in einem Kindermärchen den lieben Herrgott in einen Kahn geſetzt hat, der durch die Wolken ſchwimmt —

Ach wie niedlich! erſcholl es ringsum. Hundert Goldſchnittbüchelchen wollten zu Worte kommen. Aber eine Anzahl Stimmen rief donnernd: Nieder mit ihr! Seit den Enthüllungen der Tuilerien exiſtirt die Frau nicht —! Sie hat bei Louis Napoleon antichambrirt! Sie hat das Andenken ihres unglücklichen Bruders und die Trauer, die ganz Deutſchland, die ganze Welt um den hingerichteten Dr. Bogel anlegte, entweiht —

Die neue Bettlerin vom Pont des Arts — riefen Andere.

Es waren die neuſten, noch nicht verſandten Journale, die dieſen Lärm erhoben.

Aber ich bitte! rief Was ſich der Wald erzählt und diesmal als knorrige Eiche.

Zuhören! Zuhören! riefen die Miniaturausgaben zur Unterſtützung des Bruders.

Zuhören? polterten aber hundert Stimmen durcheinander. Wir wollen nicht zuhören. Wir ſind dazu da, um uns, uns, uns, uns hören zu laſſen! Die Menſchen ſollen uns hören, die Menſchen ſollen ſchweigen, die Menſchen ſollen —

Uns kaufen! warf eine Stimme ſchneidend dazwiſchen.

Sie kam von einer Ecke am Fenster herüber. Es war ein Ton fast wie der des bekannten Müllerthiers. Man blickte hinüber auf das Pult des Buchhändlers. Siehe da! Der Sprecher, der diese trockne Anmerkung gemacht hatte, war der letzte Meßkatalog, der sich, um sein ruhiges Trotten von und zur Mühle der Industrie auszubrücken, gewöhnlich in das bekannte Graublau jenes Thieres kleidet, dessen Sprechen nur zu Bileam's Zeiten auffallen konnte, während jetzt bei unseren Dichtern nicht nur die Esel, sondern sogar die Mehlsäcke sprechen.

Der Einfall des Meßkatalogs erzeugte so viel Heiterkeit, daß die kleinen Miniaturausgaben ihrem Bruder im Octav wieder die Präsidialhoheit sicherten und es von allen Seiten zustimmend erscholl: Was sich der Wald erzählt, hat das Wort!

Etwas empfindlich sagte der unterbrochene Senior: Ich bitte sehr um Entschuldigung, wenn ich die doch so ausnehmend langen Ohren des graublauen Herrn, der soeben vom Kaufen gesprochen hat, durch Hörensollen zu sehr in Anspruch nehme. Ich wollte nur eine Theorie, eine Kunstansicht ausgesprochen, eine Idee durch Beispiele erörtert wissen und auf einen Beschluß antragen. Was ist das Schöne? Was ist das Zeitgemäße? Wie lassen sich Kunst und Leben vermitteln? Man hat unsre Richtung angetastet. Aber wir vereinigen alle Richtungen. Giebt es z. B. etwas Vielseitigeres, als wenn Einer die Elegie eines absterbenden Baumes dichten wollte, in dessen oberm Gezweige sich die sogenannte Mistel festgesetzt hat? Der Baum ahnt, daß er sterben werde. Monolog, wobei jede Berlinerin schon das Sacktuch zieht. Dann kommt der Gärtner und schneidet nicht nur die Mistel, das tödtliche Schlinggewächs aus den Zweigen heraus, sondern auch die halbvertrockneten Zweige, stützt die Krone des Baumes und rettet ihn so!

Rettet ihn? rief es aus einer Ecke dumpf und düster heraus. Es lag da allerlei Kreuzzeitungsverlag aufgespeichert, die Gerlach'schen Rundschauen, Stahl's Staatsschriften, Victor von Strauß und was sonst der Ueberzeugung lebt, daß an unserm liberalen Staatsleben nicht nur Manches, sondern Alles faul sei.

Es war ein Wort angeschlagen worden und mit besonderer Betonung, das man vor noch nicht langer Zeit häufig anwandte, um die Nothwendigkeit der reactionären Politik zu bezeichnen. Auf dem Leipziger Platze stand ja die Statue eines solchen „Retters", des Grafen Brandenburg. Einer der mehreren Romane von Georg Hesekiel versicherte dann auch: Wir hörten soeben die schönste Allegorie auf die rettenden Thaten, die sinnigste Verherrlichung des Ministeriums der Kraft, das uns durch den Gärtnerschnitt des neunten Novembers von der Mistel der Demokratie befreit hat!

Da die demokratische Production und besonders einige socialistische Schriften kürzlich confiscirt worden waren, so bekamen die Belobiger dieser Aeußerung die Oberhand. Schriftsteller über Ordenswesen, Stillfried, Schneider, Märcker, merkten sich des ihnen wohlbekannten trefflichen Mannes neue Bewährung für die Offenbarungen des nächsten Ordensfestes.

Diese Einmischung der Politik in den Jubel des Buchladens war jedoch ein Mißton, der die Aussicht auf harmonische Uebereinstimmung störte. Denn wenn auch keine gradezu republikanischen Schriften zugegen waren (hatte man doch, wie gesagt, das meiste Derartige auf das Pult des Staatsanwaltes „zur Ansicht", anderes auf „feste Bestellung" liefern müssen) so waren die vernünftigen Mittelpartheien doch ziemlich stark vertreten und trotz der eifrigsten Unterstützung durch die Emanuel von Geibel'schen Gedichte, durch Thekla von Gumpert, durch „die Perle der Tage", durch das fromme minnige Fräulein Amaranth, durch Scheerenberg's Waterloo und Ligny, konnte Was sich der Wald erzählt nicht mehr durchdringen und das Märlein von der Mistel und der Buche blieb trotz der Aussicht einer bei Puttlitz vorauszusetzenden theatralischen feinen Conversationsdarstellung nicht ganz ausgeführt und die Resolution, um die es sich eigentlich bei Allem handelte, konnte nicht durch die Mustermärchen edler Tendenz motivirt werden. Die Resolution selbst, die aufgestellt werden sollte, war ein ästhetischer Satz. Die Einen hatten den Ausspruch beantragen wollen: „Schön ist alles, was entweder großartig oder aber niedlich ist!" Die Anderen: „Schön ist Alles, was die Berlinerin reizend nennt!"

Es trat nun, wie vorauszusehen war, eine gewisse kühle kritische Stimmung im lebendiggewordnen Buchladen ein. Der Wächter hatte Zwölf gerufen. Der Mond schien gespenstisch durch ein oberes Luftloch der Fensterladen, die Mäuse regten sich wieder und wollten Aesop und Lafontaine in ihre alten Rechte einsetzen, eine Katze sang in der Ferne elegische Cantilenen, der Gaslampengeruch setzte sich schwer auf die Lungen der gelehrten Bücher, so daß einige außer Cours gekommene griechische und lateinische ungebundene Lexika in den untern Verließen asthmatisch zu keuchen und zu husten anfingen. Auch der Staub war in Wolken aufgestiegen vor all' der Beweglichkeit; seine Atome prickelten und bissen in die Augen der Bücher und wollten wahrscheinlich ebenfalls Leben gewinnen, wie ja durch die neueste Philosophie grade der Staub Recht bekommt, sich vernehmen zu lassen. Denn die Atome spielen wieder eine außerordentlich maßgebende Rolle in der Construction der Welt. Besonders wollten die kleinen, fast unsichtbaren Dämchen, die Staubatome, auf die eleganten Bücher zu, die in Goldschnitt gebundenen. Aber diese fächelten und wedelten und pubsteten und verbaten sich die Voraussetzung, als wenn ihnen je das allgemeine Schicksal der Bücherwelt drohen könnte. Aber ach! den altschwäbischen, den Cotta-Lyrikern war der schnöde Realismus der Zeit, der die „Ollen Kamellen" von Fritz Reuter und die gelehrte Kneipmuse Victor Scheffel's auf den Thron Apollo's erhoben hat, sehr übel bekommen! Selbst der illustrirte Uhland trifft nur noch Käufer von Geschmack, nicht mehr Käufer à la Mode!

Unter diesen mannigfachen ärgerlichen Reibungen, wo die einen Bücher stolz und kalt aneinander vorüber promenirten und die Modewerke kaum die anderen Ladenhüter eines Blickes würdigten, schlug die Ladenuhr Eins und die Wirkung dieses nachdrucksvollen Klanges war eine ergreifende. Aus einem entfernten Winkel sprach eine angenehme aber ernste Stimme, die sich zur Debatte über die Resolution angemeldet hatte: Den Musen sei Dank! Der Uebermuth der Zwölf-Auflagenbücher wird sich legen und mit dem Glockenschlage Eins läßt nun auch einmal die Remittende zu Wort kommen!

Remittende! Ach, welch ein Klang der Wehmuth! Ein Wort

des Schmerzes, der bittern Enttäuschung! Remittende, wenn du gewöhnlich „Krebs“ genannt wirst, dann ist die Wehmuth schon in das Stadium des Humors der Verzweiflung übergegangen! Nur zur Cantate in Leipzig, beim großen Diner im Schützenhause, da spotten sich die Remittendenempfänger, die Verleger, die Falten der Stirn über die rückwärtsgehenden „Krebse“ hinweg, wenn der Champagner fließt! Sonst aber bleibt die „Remittende“ ein Alpdruck, so für den Empfänger, wie für den Entsender. Denn welche Arbeit, welche Mühe des Zusammensuchens —! Doch stille —! Die stolzen Modebücher, die sich untereinander für die zweite Form der Resolution zu einigen versuchten, schweigen. Wer spricht? Die Stimme eines einfach brochirten Trauerspiels in fünf Aufzügen, das so unglücklich war, in der Provinz verlegt worden zu sein und hier grade noch so naiv stand, wie es hergekommen war, ungelesen, „unbeschmutzt“, unaufgeschnitten und nicht einmal an der Seite.

Das Trauerspiel trat hervor und wuchs, als stünde es auf dem Cothurn. Der unheimliche, gewaltige Ton dieser tragischen Brochüre (sie kündigte ihren Namen an), schlug den durcheinandergeplapperten einactigen Conversationsdialog nieder und fast erschreckt sprangen alle Miniaturausgaben, alle neuesten Classiker, Märchenerzähler, illustrirten Kinderschriftsteller, „Perlen der Tage“ hinter die schützenden Fensterscheiben des eleganten Schrankes, in dem sie vorzugsweise thronen durften.

Das unverkaufte, am zweiten Januar zu seinem Verleger zurückwandernde Trauerspiel sprach markerschütternd folgende Worte: Ja, es ist wahr, ihr bunten Springerchen, ihr Wasserphalänen, ihr Paradiesvögel mit bunten Federn ohne Beine, wahr, daß jetzt Alles redet, nur der Mensch nicht mehr! Die Thatsachen sogar, die Begebenheiten der Geschichte sind stumm geworden oder sprechen leise nur, leise für die Ohren der Staatslenker. Ich will an sich nicht in Abrede stellen, daß ein Laternenpfahl, nur richtig verstanden, eine bedeutsame welthistorische Sprache sprechen kann. Auch einem Häringskopf läßt sich eine lehrhafte Anwendung auf die leitenden Staatsmänner geben. Aber ist das jetzt ein kindischer, läppischer

Geschmack in unsern Tagen! Ist das noch die deutsche Literatur in ihrer alten Größe und Würde! Ist das noch die Literatur der Gedanken und Anschauungen, der nach Bewährung ringenden Lebensformen! Was die Berlinerin „reizend" findet? Ja, ja! Ich habe sie hier gesehen, die Käufer, die in diesen Festtagen gekommen sind, nachdem sie sich das ganze Jahr nicht haben sehen lassen, ich habe sie beobachtet von meinem Versteck aus. Da kamen die Frauen und suchten für ihre Kinder die Struwelpeterei unserer neuesten pädagogischen Literatur! Je dümmer, je läppischer, desto mehr jubelte ihr gerührtes Herz! Wo ist die Zeit hin, wo man den Kindern Hermann und Thusnelde, Rom und Griechenland, Klänge des Bardenhains schenkte? Die reactionäre Exaltation, ich sah es, kaufte den idealisirten preußischen Zopf mit dem tausend Ellen langen Bande nicht endender patriotischer Reminiscenzen, die Weichlicheren wollten nur Christbäumchen, Lichterchen, Lämmerchen, Legenden und die pimpelnde Romantik dieser Tage, mit deren Pflege in allerlei Kinder- und Naivetätsbildern sich denn auch löbliche Malerei mehr als billig verständigt; die Masse endlich kaufte das absolut Dumme: den Tolpatsch, Hopp-Hopp, Klein Petermännchen! Schöne Generation, die damit heranwachsen muß! Die, die hier etwas kaufen können, sind die Besitzenden. Wie vermieden aber grade diese Alles, was nur im Entferntesten mit dem Ernst der Zeit zusammenhing oder, wenn man Ernstes wählte, wie banal war ihr Urtheil! Für gewisse Bücher stand ohne alle Prüfung die Meinung fest! Der Partheistandpunkt hat sich, scheint es, einige Autoren, die seine Sache verfochten, als Lieblinge erkoren und was diese bringen, das scheint Allen selbstverständlich das Schöne und Richtige zu sein, zumal wenn es den Charakter einer gewissen Vornehmthuerei angenommen hat, von obenher protegirt thut und vollends die Kanzleisprache des gealterten Goethe redet! Himmel, da ist ja ein Buch erschienen — ich will es nicht nennen, weil es vergriffen ist und sich hier nicht vertheidigen kann — glaubt man nicht den kleinen alten Major a. D. de la Motte Fouqué auf „Thiedolf's Fahrten" und „Sigurd's Schlangentödterei" wieder zu betreffen und gleicht nicht das Publikum, das sich

an diesem Deutsch entzückt, dem alten Fräulein von Kiekebusch aus den „Schleichhändlern", wenn sie die verstellte Sprache der im Walde lagernden Zigeuner hört? Das reine Wallalalleia der Richard Wagner'schen Woglinden und Floßhilden ist da in den Roman übersetzt! O über diese Fülle von Poesiesucht! Poesiesucht nenne ich das Ausweichen von der graden Straße des Gegebenen, eines einfachen Planes, der Darstellung einer organisch gegliederten Idee. Poesiesucht will immer abseits in die Büsche, hält sich am Theil, am Aeußern, am Schimmer, nimmt den Effect, den das Schöne hervorbringen soll, schon vorweg durch eine pretiöse, narcissische Behandlung des Gegenstandes; die Personen sind sich des Restes bewußt, den sie werfen sollen. Sie sprechen in Bildern, in Gleichnissen, beantworten, betrumpfen sich mit gesuchten Repliken, die einen sogenannten „Duft" um sie verbreiten sollen. Eine Kritik, die solchen Uebeln an die Wurzel ginge, ist nicht da, oder wo sie sich regt, wo sich einmal Natürlichkeit aussprechen will, wird sie leider bald die allersubjectivste. Der Recensent hat sich einige Namen herausgesucht, mit denen sich literarisch fraterniſiren läßt, meist die, die einflußreiche Journale herausgeben, andere, mit denen man bequem kameradschaftlich verkehren kann. Das Uebrige ist Todtschweigen. Letztres haben in neurer Zeit sogar Autoren erleben müssen, die gewohnt waren, ihre Werke mit Jubel berüßt zu sehen. Da kann man eine eigenthümliche Erscheinung beobachten. Das Werk erscheint, denn doch von einigen Recensionen begleitet, deren Verfasser sich nennen, aber die Namen sind noch nie an das Ohr eines Zeitungslesers gedrungen und werden es auch nie wieder. Die Erklärung liegt darin, daß der Verfasser die Angelegenheit seiner Würdigung selbst in die Hand genommen und einige ihm nahestehenden Freunde veranlaßte, unter drei verschiedenen Namen dasselbe Entzücken in drei verschiedenen Journalen auszusprechen. Man erstaunt dann über solche neue literarische Hoffnungen, die aber nach kurzem Aufflackern für immer wieder verschwinden. Ach! in der That ist auch die wahre Kritik von heute nur der Buchbinder! Der kritisirt durch das, was er in größerer Eleganz einbindet! Auch der Maler kritisirt durch das, was er illustrirt! Pocten

kenne ich, die ihr Honorar opfern, um nur illustrirt zu werden! Ein gewisser süddeutscher Poet kommt nicht anders mit seinen Werken zur Welt, als sogleich mit der Illustration! Da muß wol das Eine das Andre schieben —! Nun, diese Auszeichnung trifft ja zuweilen das Verdiente. Noch öfters kommt aber schon mit der Gunst des Buchbinders und Holzschneiders nur das Unverdiente zur Welt. Gedichte bieten sich sogleich in erster Auflage geputzt im Glasschrank dem Käufer an! Lenau, Platen, Heine, werft diese frechen Dirnen hinaus, die sich dort unter Euch aufstellen lassen, weil ihr Kuppler, der Verleger, sagte: Das Publikum ist dumm, es kauft alles, was schön aussieht! Aber betrachtet die Dinger nur näher! Sie sind häßlich, mein Fräulein — nun ich nenne keinen Namen! Beruhigen Sie sich! O dieser Glasschrank da! Ein neuer Gedanke ist seit lange nicht hineingekommen! Es sind die alten bekannten Thatsachen, von Nachahmern breitgetreten! Was ist überhaupt das Neue? Was soll geschaffen, was dem deutschen Volke geboten werden? Zwei Schulen scheinen sich gegenüber zu stehen, nicht offen, nur durch Schleichwege suchen sie sich in Wien und Berlin den Durchbruch zu bahnen. In Wien soll die geharnischte Kraft, in Berlin ganz die zerflossene Süßigkeit herrschen! Von Wien aus wollen sie nur Titanen mit Simsonskeulen, von Berlin aus das „Reizende", das „Seelenvolle" mit überraschendem Epigrammschluß, tändelnde Kinder mit Engelsflügeln. Herr von Klesheim hat mehr Effect in Nord- als in Süddeutschland gemacht. Die kleinen Däumlein kommen mit ihren Siebenmeilenstiefeln weiter als die ungeschlachten Schlagadodros. Während diese letztern aus Ueberreiz oder angeborner Ohnmacht manchmal in todesähnlichen Starrkrampf versinken können, dann umkniet und angebetet von einer Coterie, die Jedem, der sich dem Dalailama nähert, in den Feuilletons der Wiener Zeitungen: Fort! Hier schlummert die Poesie der Zukunft! zuruft, haben jene mit all' ihrer Vetter- und Muhmenschaft bereits die Gegenwart, besonders die weibliche, gewonnen und ein Genebel, Gefasel, Gesüßel in Geschmackſachen erzeugt, das die geringe Empfänglichkeit, die sich noch für die schöne Literatur vorfindet, vollends entnervend

umspinnt und das kleine noch vorhandene Capital von Theilnahme und leidlichem Schwung dem Manierirten, dem sozusagen Ausgeknöchelten, allein zuwendet. Die Arabeske hat den Sieg über die kräftige Zeichnung davongetragen, das Dämmergefühl über die klare Empfindung, der Mond über die Sonne, das Ach! und das O! der naiven Unzurechnungsfähigkeit über den ernsten strengen Gedanken, der da Neues schafft, schaffen muß und sollte er auch damit die Zeitgenossen ärgern —!

So sprach das unbeachtete Trauerspiel und erntete verhältnißmäßig vielen Beifall. Die sich schon zur Rückwanderung rüstenden „Krebse“ schlugen ihm mit ihren langen Scheeren nicht wenig Bravo! Auch murmelten Antheil einige unpartheiische Neutrale von dem Brette her, wo die Gesammelten Werke von Schiller, Goethe, Jean Paul, letzterer schon sehr bestäubt, aufgereiht standen. Aber was half das gegen den Uebermuth im Glasschranke! Da machten sogar die fünften oder sechsten Auflagen von den „Lichtstrahlen“ Einwendungen gegen die Werke, deren Quintessenz sie doch nur enthielten! Man spöttelte, witzelte, sang Lieder auf seine Unsterblichkeit, walzte und lud, von oben sich herabbeugend, spöttisch die armen Remittenden zu Gaste und zu einem Ball bei sich ein, oben bei denen, die nach dem technischen Ausdruck meistentheils „zur Disposition gestellt“ waren, diesen rechten Sausewinden des Buchhandels, die niemals Rede stehen, niemals zur klaren Abrechnung sich verstehen wollen. Puttlitz zählte die Stimmen. Die Majorität schien wahrhaftig herauszukommen für: „Schön ist, was die Berlinerin reizend nennt!“

Da rief plötzlich eine derbe Stimme im Schweizer Dialekt: Phüt's! (Behüt's.) Wer rebellirt do? Wer wagt do eppes zu redde gegen uns Lieblinge des tütschen Volkes? Wir sind jetzt die Userläsenen! Kennt ihr mich nicht? Zittert! Ich bin die Käserei in der Vehfreude!

Kaum hatte der breitschultrige Sprecher, der sich jetzt als eine Dame enthüllte, diese Herausforderung ausgesprochen, als auch schon Uli, der Knecht, mit einer langen Peitsche, Uli der Pächter, mit einem Gurtmesser und eine Menge anderer gefährlicher Bauern und beliebter Kothsassen der

Dialektpoesie, das ganze Auerbachthum und Melchior Meyrthum aus dem Ries und der würdige Bräsig hervorsprangen, um die Käserei in der Behfreude zu unterstützen und auf Aenderung der Resolution, die ihnen denn doch zu einseitig klang, anzutragen.

Die Käserei stand da wie die Majestät des Buttertroges. In der einen Hand den Milchstampfer, in der andern eine Menge in der Eile ihr gleichfalls zugeflogener Kritiken und Kunstturtheile, die alle für die Herrlichkeit dieser Werke dem deutschen Volke ihren Geschmack verpfändet hatten. Die Luft veränderte sich. Es roch so nach Butter, Eiern, Käse, Landwirthschaft, daß man nicht mehr in einem Buchladen, nicht auf der Vorhalle des Parnasses, sondern in einer Holländerei oder in einem Käsekeller zu sein glaubte. Und Julian Schmidt's Geschichte der deutschen Nationalliteratur trat hervor und bewies als Herold der Wahrhaftigkeit und der reinen Ueberzeugung, besonders aber des einfachen gesunden Menschenverstandes, den er damals noch auf einige Jahre für eine Leipziger Zeitschrift gepachtet hatte, in bunter, vielfarbig zusammengeklebter Tracht, daß allerdings die Literatur der Nibelungen, Walter's von der Vogelweide, Lessing's, Schiller's und Goethe's jetzt durch diesen Käsekeller hindurch müßte, um wieder zur wahren Classicität zurück zu gelangen.

Hier, deutsches Volk, hieß es, hier bei der Arbeit suche hinfort die Dichtkunst auf! Die Poesie war bisher nur Bummelthum! Auch Schiller und Goethe waren in gewissem Sinne Bummler und Jean Paul hatte sogar Anlagen zu criminalwidrigen Handlungen! Die deutsche Literatur muß arbeiten, sie muß an die Hobelbank! Sie muß wenigstens belauschen, wie sich z. B. die Sackträger in den großen Waarenmagazinen ihre Kraft geben, in's Bier Oel gießen, wie man das so appetitlich geschildert sieht in unserm Musterroman mit den stereotypirten zwanzig Auflagen. Von den Menschen, die uns die Dichter vorführen, muß man wissen, wovon sie leben, welches ihre jährliche Einnahme ist und wieviel sie in die Steuerkasse abzutragen haben! Denn wer ist denn dieser lächerliche „Oscar" — wer ist denn so ein simpler jungdeutscher „Edmund"! Diese blaßumrissenen Gestalten ohne beschwertes Portemonnaie, ohne die Fähigkeit, einem

Razumoffsky.

Dieſelbe, die im Angeſicht der Beten
Aus Orenburg, vor allem Volk, den Gaukler
Entlarvte als den Vater ihrer Kinder
Und ihn Emiljan Pugatſcheff genannt?

Katharina.

Dieſelbe!

Razumoffsky.

Zeugniß kann ſie geben, was
Sie ſah — Man führt ſie her?

Bibikoff.

Aus ihrem Munde
Erfahre Rußland, ob die Todten leben!

Katharina (bei Seite).

Ich hoff' um Rußland, was ich fürcht' um Orloff —
Iſt es der Rechte, dann iſt Orloff rein —
Iſt er es nicht, dann ſtrahlt der Czaarin Krone,
Doch Dunkel wird es in des Weibes Bruſt!

(Sie ſteht in Sinnen verloren.)

Razumoffsky.

Da tritt ſie ein!

Fünfter Auftritt.

Sophia mit Iwan und Alexei (bleiben hinten ſtehen). Offiziere. Die Vorigen.

Razumoffsky.

Weiß ſie, zu wem man ſie
Geführt?

Dienstboten, der ihm die Treppe hinunterleuchtet und die Hausthür aufschließt, auch nur fünf Silbergroschen Trinkgeld zu geben! Und überhaupt – wovon lebt selbst Romeo? Wie stand er als Sohn zu seinem Vater? Spricht Paris wol ein Wort über die Mitgift seiner Braut und hat Mercutio Geld genug, um ehrwürdige alte Matronen so junkerhaft zu verspotten, wie er's thut? Nur da kam Shakespeare aus der Romantik in die Sphäre der modernen Poesie, als Jago sagte: Thu' Geld in deinen Beutel! Der nervus rerum, Money, die Arbeit und der gesunde Menschenverstand, das sind die richtigen Kriterien der Poesie! Sie mußten es werden, denn ihre Extravaganzen wurden zu schauerlich! Die idealistischen Helden wurden Lumpen! Darum wird uns urfrisch wie im Walde zu Muthe, wenn, ha! ein Dachdecker einen andern Dachdecker bei vorkommender Gelegenheit ersucht, von einem Thurme zu springen! Dem Herzen wird weltenweit zu Muthe, wenn eine Adelsfamilie zu Grunde geht auf Veranlassung von Finanzoperationen, die doch beim Dichter ein einsichtsvolles Studium der Hypothekengesetzgebung voraussetzen lassen! Das ist noch eine Tragödie, wo die agrarische Gesetzgebung im Hintergrunde steht und die Römer keine Phrasen debitiren, sondern zunächst Schafzüchter und Ochsenhändler sind! Vor Allem lebe die Tendenzlosigkeit! Es lebe die Abwesenheit jedes Beweisenwollens und jedes Zweckes! Es lebe der reine Commisvoyageur, der uns nichts zumuthet, als seine Schnurren und gelegentlich eine Bestellung! Hackländer, Gerstäcker in Floribus! Selbst General Bumms bei Offenbach — nur keine Romane mehr mit Denken, Denkensollen, Stücke mit Gefühlsdialektik, Moralcasuistik — lieber die einfache Erzählungsroutine Paul de Kock's, die uns wenigstens an die Sophaecke fesselt!

Das gab denn nun ein Wogen und Leben, ein Jodeln, Jauchzen, von den unter die Niedlichen aufgenommenen Bauern, ein Lachen von allerlei reizenden Literatur-Liedtkes, Matadoren des Cigarrenhumors (die Melchior Meyr'sche Bauernschaft wurde in Gruppen gestellt, wie etwa bei fürstlichen Vermählungsfeierlichkeiten, sonntäglich aufgeputzt und mit Blumensträußen versehen), Hackländer's sämmtliche Werke hatten ihre

Freude daran. „Schön ist was unterhält!“ riefen sie, sämmtlicher Hallberger'scher und Otto Janke'scher Verlag fiel mit ein und nun sollten die „Zickzackgeschichten“ den Ball organisiren. Hackländer kennt Fistion, Courreminiscenz, Glacque und weiße Halsbinde, kurze Ballhose, Schuh und Strümpfe. Werthlegung auf Ordens-Vervielfältigung und Zugehöriges. Herrlich, rief eine bei du Mont Schauberg in Köln erschienene patriotische Brochüre, Hackländer, dieser ehemalige Bombardier darf eben vom Kaiser von Oesterreich geadelt worden sein und gleich hinterher vom Kaiser aller Franzosen sich die ihm noch fehlende Ehrenlegion erbitten — ihm läßt man Alles hingehen! Er bleibt, wie die Factur, die beigeschlossene Reclame und ein Citat aus Julian Schmidt besagt, der Liebling der Nation, der richtige, zeitgemäße Löser der großen modernen Literaturcharade!

Endlich hatte die Champagnerlaune genug geprickelt und geschäumt, endlich war nach den unablässig ausgebrachten begeisterten Toasten jene Abspannung eingetreten, die entweder das Schließen einer Gesellschaft anrathen läßt oder die Erfindung einer überraschenden Attrape, z. B. eine elegant gekleidete, maskirte, salonfähige Wahrsagerin erscheinen zu lassen, als es sich fast anließ, als sollte der letztere Fall eintreten. Aus den untersten Repositorien erhob sich eine eigenthümliche Erschcinung. Es war aber eine Mannesgestalt, der Geist eines vergilbten alten Ladenhüters, der schon dem Makulaturlager angehörte. Der alte Herr hatte eine Jagdkappe à la Münchhausen auf, lederne Hosen an und einen zeisiggrünen Leibrock mit langen, endlosen Schößen. Die Weste war geblümt, eine Halskrause, zierlich gefältelt, saß ihm auf der Brust, das Halstuch war lose umgeschlungen, das Haar endete in einem Zopf und aus den Rockschößen hing eine Meerschaumpfeife hervor mit langen Troddeln. Der alte Herr schnitt die grimmigsten Gesichter und bediente sich für das Folgende des edelsten, reinsten, hochmeißnerischen Dialekts.

„Ihr Bauernlümmel, Commisvoyageurs und schuhputzenden Offiziersbursche! Kennt ihr mich nicht mähr? Ich heeße Meißner und bin meine in diesem verdammten Laden in Vergessenheit gerothene fünfte Uflage, gedruckt anno 1796!

Die Bücher sahen sich verdutzt an, Niemand wußte in dem eleganten Schranke etwas von Meißner außer dem Urias-Meißner, welchem kürzlich ein berühmter Philosoph seltsam „unbewußt“ in's Gehege gekommen war. Der Sprecher war des liebenswürdigen Poeten Großpapa.

August Gottlieb Meißner aus Bautzen in der Oberlausitz, Kurfürstlicher Hofroth, wie noch Professor der schönen Künste an der Universität zu Prag! Das ist maine Stellung gewäsen!

Alles schwieg. Dann fingen zuerst die Remittenden über den ergrimmten Mann ein wenig zu lächeln an. Der alte Herr in seinem Zopf sah zu possierlich aus, ließ sich aber nicht werfen.

Neben diesem Härrn von Schiller und dem Härrn von Goethe da, schrie er, erlähte ich, was Unterhaltung und Mode anbetrifft, Ustage über Ustage. Ich verwässerte die Geschichte wie Gener! Ich war der Liebling meiner Nation, wie Gener! Wieland, ich und der arme verkannte Kerl, der Kotzebue, wir hoben unsre Zeit mähr behärrscht, als der Härr Professor Schiller und der Doctor und Geheimbde Rath von Goethe! Habt ihr Meißnern nicht gelesen? hieß es. Nun, do hobt ihr gar nischt gelesen! Meißner's Alcibiades! Meißner's Bianca Capello! Meißner's Skizzen! Das waren die eigentlichen Zugschriften der Zeit, die Modeartikel der Nachahmung! Alles meißnerte, Alles alcibiadisirte! Meine Manier war das Clärobscüre! Meine Manier war das Sälenvolle — das Säntimentäl-Moderne, das ich mit der Hantike zu verainigen —

Hier erstickte der Zorn die Stimme des alten Herrn und ein tiefer Unkenruf ließ sich hören, der von Fouqué's „Undine“ und „Sigurd dem Schlangentödter“ kam. Auch ein schmerzliches Miauen kam von Hoffmann's Kater Murr und alle anderen vergessenen Apartheiten, Absonderlichkeiten, Manierirtheiten, Haschereien nach Tageseffect seufzten, so daß das Beistimmen zu den Worten des Alten zum Erbarmen war. Nur Jean Paul, der Einer der beläubtesten dastand und eine Ahnung von dem hatte, was vielleicht zum Schlusse dieser Buchladenunterhaltung die Gervinus'schen fünf Bände sprechen würden, sagte:

Meißner, Sie sind ein Esel! Ihre Zeit kommt nicht wieder! Gehen Sie zu Bett! Schlafen Sie, Kurfürstlicher Hofrath, bis zum jüngsten, zum Auferstehungstage! Ich leiste Ihnen halb und halb schon Gesellschaft bis dahin!

Jean Paul hatte wenigstens Humor. Humor ist Salz und Salz erhält, sichert vor gänzlichem Untergang. Die anderen alten Modeschriftsteller, die nicht witzig, nur sentimental waren, weinten und der Skizzen-Meißner legte sich wieder in sein Literaturparterre voll Wehmuth und so bittersten Kummers, daß in dem eleganten Glasschranke die Bücher eine große Angst überfiel und auch da schon, in gewissem Vorahnen, mancherlei Heulen und Zähnklappen vernehmbar wurde.

Gervinus aber, der Fünfhändige, sah sich in der That nach dem Präsidenten um, der schon verschwunden war, als die Resolution: „Schön ist, was die Berlinerin reizend nennt!" scheinbar durchgegangen war, und sprach folgende Worte, die um so mehr wirkten, als den Sprecher selbst die bitterste Erfahrung über Sonderthümlichkeit und Apartseinwollen getroffen hatte:

Zu allen Zeiten hat in der deutschen Literatur die Manier momentan über die wahre Kunst und die wahre literarhistorische Entwickelung den Sieg davon getragen. Das originell Scheinende macht sich durch allerlei Kunstgriffe, die der Kenner bald durchschaut, geltend. Bald aber ermüdet auch das Publikum am Manierirten. Plötzlich ist's wie Alles Gemeingut und alle Welt hat es dann satt. Goethe stand immer einsam. Goethe's Schriften wurden nur von Wenigen gelesen, während Musäus, Wieland, Meißner, Lafontaine, Kotzebue die glänzendsten Erfolge hatten. Besonders liefen Wien und Berlin immer der Mode, dem Manierirten, dem Gemachten nach. Beide Städte sträubten sich am allerhartnäckigsten gegen das, was nicht für ihren künstlich beherrschten, mit pedantischen Zwangsmitteln begrenzten Horizont berechnet war. Vorzugsweise ist Berlin die Stadt der geistigen Mode. Sie ist die Stadt der großen Wirksamkeit kleiner Coterieen. Ein einzelner Mensch, richtig seinen Einfluß verwendend, kann dort Jahre lang die öffentliche Meinung irre führen, kann Jahre lang dem Bessern an wichtigen und entscheidenden Stellen entgegentreten, selbst wenn dem Bessern längst im allgemeinen Verkehr zum Siege

Die Bücher sahen sich verdutzt an, Niemand wußte in dem eleganten Schranke etwas von Meißner außer dem Urias-Meißner, welchem kürzlich ein berühmter Philosoph seltsam „unbewußt" in's Gehege gekommen war. Der Sprecher war des liebenswürdigen Poeten Großpapa.

August Gottlieb Meißner aus Bautzen in der Oberlausitz, Kurfürstlicher Hofroth, wie ooch Professor der schänen Künste an der Universität zu Prag! Das ist maine Stellung gewäsen!

Alles schwieg. Dann fingen zuerst die Remittenden über den ergrimmten Mann ein wenig zu lächeln an. Der alte Herr in seinem Zopf sah zu possierlich aus, ließ sich aber nicht werfen.

Neben diesem Härrn von Schiller und dem Härrn von Goethe da, schrie er, erläbte ich, was Unterhaltung und Mode anbetrifft, Uflage über Uflage. Ich verwässerte die Geschichte wie Gener! Ich war der Liebling meiner Nation, wie Gener! Wieland, ich und der arme verkannte Kerl, der Kotzebue, wir hoben unsre Zeit mähr behärrscht, als der Härr Professor Schiller und der Doctor und Geheimbde Rath von Goethe! Habt ihr Meißnern nicht gelesen? hieß es. Nun, do hobt ihr gar nischt gelesen! Meißner's Alcibiades! Meißner's Bianca Capello! Meißner's Skizzen! Das waren die eigentlichen Zugschriften der Zeit, die Modeartikel der Nachahmung! Alles meißnerte, Alles alcibiadisirte! Meine Manier war das Clärobscüre! Meine Manier war das Sälenvolle — das Säntimentäl-Moderne, das ich mit der Hantike zu verainigen —

Hier erstickte der Zorn die Stimme des alten Herrn und ein tiefer Unkenruf ließ sich hören, der von Fouqué's „Undine" und „Sigurd dem Schlangentödter" kam. Auch ein schmerzliches Miauen kam von Hoffmann's Kater Murr und alle anderen vergessenen Apartheiten, Absonderlichkeiten, Manierirtheiten, Haschereien nach Tageseffect seufzten, so daß das Beistimmen zu den Worten des Alten zum Erbarmen war. Nur Jean Paul, der Einer der bestäubtesten dastand und eine Ahnung von dem hatte, was vielleicht zum Schlusse dieser Buchladenunterhaltung die Gervinus'schen fünf Bände sprechen würden, sagte:

Meißner, Sie sind ein Esel! Ihre Zeit kommt nicht wieder! Gehen Sie zu Bett! Schlafen Sie, Kurfürstlicher Hofrath, bis zum jüngsten, zum Auferstehungstage! Ich leiste Ihnen halb und halb schon Gesellschaft bis dahin!

Jean Paul hatte wenigstens Humor. Humor ist Salz und Salz erhält, sichert vor gänzlichem Untergang. Die anderen alten Modeschriftsteller, die nicht witzig, nur sentimental waren, weinten und der Skizzen-Meißner legte sich wieder in sein Literaturparterre voll Wehmuth und so bitterstem Kummers, daß in dem eleganten Glasschranke die Bücher eine große Angst überfiel und auch da schon, in gewissem Vorahnen, mancherlei Heulen und Zähnklappen vernehmbar wurde.

Gervinus aber, der Fünfbändige, sah sich in der That nach dem Präsidenten um, der schon verschwunden war, als die Resolution: „Schön ist, was die Berlinerin reizend nennt!" scheinbar durchgegangen war, und sprach folgende Worte, die um so mehr wirkten, als den Sprecher selbst die bitterste Erfahrung über Sonderthümlichkeit und Apartseinwollen getroffen hatte:

Zu allen Zeiten hat in der deutschen Literatur die Manier momentan über die wahre Kunst und die wahre literarhistorische Entwickelung den Sieg davon getragen. Das originell Scheinende macht sich durch allerlei Kunstgriffe, die der Kenner bald durchschaut, geltend. Bald aber ermüdet auch das Publikum am Manierirten. Plötzlich ist's wie Alles Gemeingut und alle Welt hat es dann satt. Goethe stand immer einsam. Goethe's Schriften wurden nur von Wenigen gelesen, während Musäus, Wieland, Meißner, Lafontaine, Kotzebue die glänzendsten Erfolge hatten. Besonders liefen Wien und Berlin immer der Mode, dem Manierirten, dem Gemachten nach. Beide Städte sträubten sich am allerhartnäckigsten gegen das, was nicht für ihren künstlich beherrschten, mit pedantischen Zwangsmitteln begrenzten Horizont berechnet war. Vorzugsweise ist Berlin die Stadt der geistigen Mode. Sie ist die Stadt der großen Wirksamkeit kleiner Coterieen. Ein einzelner Mensch, richtig seinen Einfluß verwendend, kann dort Jahre lang die öffentliche Meinung irre führen, kann Jahre lang dem Bessern an wichtigen und entscheidenden Stellen entgegentreten, selbst wenn dem Bessern längst im allgemeinen Verkehr zum Siege

verholfen ist. Ich wiederhole — nur das erhält sich, was ohne Komödianterei gemacht ist. Goethe's und Lessing's Einfachheit, ja wenn wir wollen, Nüchternheit, wird immer Quelle der wahren Bildung bleiben, zu welcher wir, wenn auch manchmal berauscht von manchem feurigen Trunke aus Gewächsen moderner Etikette, als Regel wieder zurückkehren.

Die aufgeregten Leidenschaften schwiegen jetzt und die Bücher begaben sich zur Ruhe. Am Morgen wußte die Magd, die den Laden kehrte, nicht, wo all' der Staub hergekommen. Sie mußte dreimal mehr Wasser verspritzen, als sonst, um diese Spuren einer Andersen'schen Märchennacht zu beseitigen. Die Commis kamen und machten ihre Facturen, ihre Rechnungsabschlüsse. Der Principal wunderte sich, daß der Meßkatalog nicht an der Stelle lag, wo er ihn Abends hingelegt hatte. Das war ihm das verdrießlichste Buch. Es war das Einzige, das jeder Buchhändler sich kaufen muß, ohne es wieder anderen Kunden käuflich anbieten zu können. Doch blätterte er heute lange darin. Einer seiner besten Kunden hatte jenes Trauerspiel bestellt, das sich in der Nacht so nachdrucksvoll ausgesprochen. Er kannte es nicht, zweifelte, ob er es fassen. Es währte lange, bis man mit Hülfe der im Belletristischen immer gern verweilenden Herren Commis und Lehrlinge es fand. Endlich wurde es entdeckt, einballirt und zu jenem Kunden geschickt, der es vor dem Schicksal der Remittenden bewahrte.

Daß es dieser dann mit Entzücken las, es einem berühmten Künstler zur Darstellung empfahl, ihn bestimmte, es nächstens dem Publikum vorzuführen, dem es dann noch gewaltiger reden wird, als es zu den von Buchbinderhand glänzend gefaßten Modebüchern des Tages sprach, das gehört nicht mehr in unser Märchen. Wollten wir doch nur, da jetzt Alles spricht, berichten, was in jener Nacht vor Neujahr sich „der Buchladen erzählt" hat. Allerdings, auch — „die Bretterwelt" könnte einmal zu „sprechen" anfangen.

Ende des siebenten Bandes

9d 1728
(1)

Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Zweite, wohlfeile Ausgabe.

Erste Serie.

Zwölfter Band.

Kleine Romane und Erzählungen. I.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung

Kleine

Romane und Erzählungen.

Erster Theil:

Das Johannisfeuer. — Der Wärwolf. — Der Emporblick.
Eine Phantasieliebe. — Seraphine.

Von

Karl Gutzkow.

Jena.
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung

Katharina.

Wohl beſſer ſcheint, ſie weiß es nicht.
Fürſt Razumoffsky, nehmt das Wort ſtatt meiner! (Sie ſetzt ſich.)
(Bibikoff lehnt an ihrem Seſſel.)

Razumoffsky.

Hier! Tretet näher! Immer näher! Alle!
(Sophia und die Kinder treten vor.)

Razumoffsky.

Antwortet frei! Wie nennt Ihr Euch?

Sophia.

Sophia.

Razumoffsky.

Das Weib Emiljan Pugatſcheffs?

Sophia.

Ich bin's.

Razumoffsky.

Die Kinder auch ſind Pugatſcheffs?

Sophia.

Sie ſind's.

Razumoffsky.

Sie giebt uns ſelbſt das Zeugniß vor der Welt.
Wohl kenn' ich den Emiljan Pugatſcheff
Und trau' ihm jedes tolle Wagniß zu.
Er iſt vom Don, Koſakenoffizier,
Und ward im Türkenkrieg, als Graf Panin
Die Feſtung Bender ſtürmte, ſchwer verwundet?
Vom Don ſeid Ihr zum Ural ausgewandert?

HALLE
KÖNIGL. BIBL.
DER
UNIV.
HALLE

Das Johannisfeuer.

I.

Mit goldnem Lichte, wie es der Frühlingssonne entglomm, war ein Eckzimmer durchstrahlt, das alle Schönheiten einer sinnigen Ausschmückung und Anordnung an sich trug. Da war nichts überladen. Selbst die kleinen Statuetten in den Ecken, einige Bilder an den Wänden schienen nicht zur Zierde dienen zu sollen. Es war wie ein Gesetz der Nothwendigkeit, daß grade da und dort Dies und Jenes stand, z. B. in dem einzigen offnen, im Schatten liegenden Fenster ein Blumentisch oder daß eines der Bilder, ein großes männliches Portrait, von Immergrünranken umschlungen war, die sich von irgend woher, den Ursprung und die Wurzeln sah man nicht, wohlgepflegt entwickelten. Auch diese dem Andenken an ein vor mehren Jahren dahingegangenes Leben dargebrachte Huldigung verstand sich wie von selbst.

Von den beiden weiblichen Erscheinungen, die eben unter jenem Bilde aus einem zierlichen Alfenide-Service ihr Frühstück nahmen, hätte die eine, eine junge Dame in schon vollendeter Morgentoilette, die hinterlassene Tochter des in dem Bilde Verewigten erscheinen können; denn Letzterer hatte das Ansehen eines nahen Fünfzigers. Sein Haar war ergraut. Der mit Orden geschmückte Frack zeigte die Belohnungen, die mit der Zeit einem Regierungsdirector zu Theil werden können. Die andere ältere Dame war vielleicht die Witwe des Dahingegangenen. Doch von Alledem nichts. Frau Professor Munde hatte allerdings einen Verlust zu beweinen; aber ihr Seliger

hatte es zu keinem Orden gebracht, nicht einmal zu einer Pension für seine Witwe. Sie hatte zu Ottilie Walch ziehen müssen, der jetzt kaum sechsundzwanzigjährigen Tochter einer Freundin der Professorin. Aber auch diese war schon Witwe und eben von jenem da oben prangenden Regierungsdirector Walch, der für seinen Entschluß, erst in spätern Jahren zu heirathen, vom Schicksal hart bestraft wurde. Kaum zwei Jahre hatte ein Glück gedauert, das ihm vorzugsweise die Ueberredungskunst der Mutter Ottiliens über das jugendlich unerfahrene Herz ihrer Tochter zu Wege gebracht hatte. Die Witwentrauer war schon seit vier Jahren abgelegt.

Die Käfer summen, die Bienen schwärmen, holder Blüthenduft strömt durch die Oeffnung des Fensters, wo sich an den Blumentisch gleich eine Estrade von Topfgewächsen im Garten anschließt, nach welchem dies Eckzimmer hinausgeht, während die sonnenbeschienenen Fenster dem vordern Prospect des stattlichen Landhauses angehören und einer mit Kugelakazien bepflanzten Auffahrt. Der Gärtner hatte die ganze reiche Welt, die hier der Göttin Flora gehörte, schon in erster Morgenfrühe mit seiner Druckspritze erfrischt. Nun strahlte und funkelte das von Millionen Thautropfen und von den hintern Gegenden des Gartens her, von dort, wo sich das wohlgepflegte Blumen- und Obstgehege in schattigere Baumanpflanzungen, höher hinauf in Weinberge (allerdings nicht mit Rüdesheimer Gewächs) verlor, wehte ein mildkühler Windhauch, der die Brust hätte erweitern, alle Lebenshoffnungen elektrisch anregen sollen.

Aber im Gegentheil! Frau Professorin Munde blickte von ihrer Zeitung auf, die sie zunächst nur in der Rubrik der Verlobungen, Hochzeiten und Todesfälle interessirte, und sagte:

„Ich glaube gar, Du meinst, Ottilie —?"

Jetzt hätte ein Dichter die Hyperbel anwenden können, von Venus zu sprechen, die sich aus den Fluthen des Meers erhebt. Denn Frau Ottilie mußte sich erst aus den vielen Beilagen der beiden Zeitungen, die sich die Frauen zum „Mitgehen mit ihrem Jahrhundert" hielten, herauswickeln. Auch hatte die mütterliche Freundin nur mit beinahe somnam-

bülem Instinct vom Rücken der jungen Witwe aus, der sich an einen schwellendweichen Fauteuil gelehnt hatte, auf die Augen geschlossen. Nun wandte sich die auf „Thränen" Angeredete um. Ohne Zweifel um ihre Selbstbeherrschung zu zeigen. Ja sie stand sogar auf; doch nur „ihrer Lilaschleifen am Kleide wegen", die sie arg zerdrückt hatte. Nun hatte die Freundin die ganze schon früh charaktervolle, manchmal aber auch ein wenig eigensinnige junge Frau vor sich, die sie um einen halben Kopf überragte und jetzt, indem sie leicht mit ihren lilienweißen Händen über ihr funkelnd stahlgraues Auge fuhr, sagte:

„Wenn Du mich erst weich machst, Tante, dann gewiß! Aber wozu die Litanei! Gehen wir an unsere Promenade!"

In der Nähe lag eine Kopfbedeckung, so leicht, so zierlich, als wenn sich die junge Witwe in ihre rothblonden Locken nur einen Blumenstrauß hätte winden wollen. Fliederblüthen, als wären sie der letzte Rest der schon entschwundenen Pracht der Springen im Garten gewesen, hoben sich mit ihrem matten Blau sanft vom Grau des leichten seidenen Gestells. Sah man diese schöne jugendliche Erscheinung, so hätte man fragen mögen: Wie war nur dieser lange Titel einer Frau Regierungsdirectorin an diese Frau gekommen? Denn weit eher schien sie zu jener phantastischen Welt zu gehören, die wir auf den Weihnachts-Bonbonnieren abgebildet sehen, den Dryaden und Quellennymphen einer neuern Mythologie, der Mythologie Watteau's. Frau Walch war eine schlanke Gestalt, ihr feingeschnittnes Antlitz zierten schwarze lange Wimpern und Augenbrauen, die fast etwas à la Semiramis geschwungen waren. Und warum nicht à la Semiramis? Muß nicht eine Witwe ihr Schicksal beherrschen und so manchem Sturme Stand halten? Frau Professorin Munde war älter, wollte erfahrener sein, als ihr Pflegling, aber ihre Rathschläge ertheilte sie in der Regel erst dann, wenn Ottilie schon gehandelt hatte.

Die junge Dame erhob sich, um in den Garten zu treten. Auch Frau Munde riß sich von den Geburten und Sterbefällen mit ihren sich etwas zur Fülle neigenden Formen los. Auch sie hatte schon vor dem Frühstück sorgsam ihre Toilette

beendigt und trug einen gelben Piquéstoff, zu welchem sich das noch immer recht glänzende, nur etwas ängstlich mit dem Kamm zusammengesuchte schwarze Haar der Vortrefflichen noch hinlänglich augenbestechend machte.

Anfangs noch wurde geschwiegen im Wandeln, das die Frau Professorin alle zehn Schritte durch irgend einen Beweis ihres wirthschaftlichen Sinnes unterbrach. Bald stand ein Rechen im Wege, bald eine für die jungen Setzlinge berechnete Gießkanne. Bald waren an einem Jasminstrauch die welken Blüthen nicht abgeschnitten, bald galt es eine Verwunderung über die Maulwürfe, die nächtlich wieder so ungestört rumort hatten.

„Du wirst hören," beruhigte sie die sinnend, zuweilen die Arme verschränkend, neben ihr her schreitende junge Freundin, „Du wirst hören, er lehnt diesen Auftrag entschieden ab! Denn soweit ich doch seine Gesinnungen zu verstehen glaube —"

„Wie verstehst Du denn seine Gesinnungen —!" entgegnete ihre Freundin, und ein wenig im Polterton, ohne darum hart zu erscheinen. Ja in der That lag im Ton ihrer Worte etwas wie unterdrückte Thränen.

„Wie soll ich sie denn anders verstehen!" entgegnete die Frau Professorin. „Wie sie alle Welt versteht! Assessor Rother schwärmt für Dich! Wie wird er denn da den Auftrag übernehmen, zu untersuchen und wol gar zu entscheiden, ob Du noch länger in diesem schönen Hause — das doch auch seine Fehler hat —" setzte die Weise vorsorglich hinzu — „in diesem Garten — dessen Unterhaltung soviel kostet — in dem Weinberg, der nur alle drei Jahre einmal genießbare Trauben bringt, wohnen bleiben kannst! Es war eine Dienstwohnung — nun ja! Aber Dein Gatte hat soviel dafür gethan — Dank der edlen Absicht, Dir das Leben zum Paradiese zu machen — daß es doch wahrhaftig eine Sünde und Schande wäre, wenn —"

Jetzt waren einige Hühner in den Garten geflogen, rumorten in den jungen Anpflanzungen und kratzten Saatkörner aus. Da unterbrach Frau Munde ihre eigene Rede und war mit einem einzigen Satz, den man ihrer Figur nicht

hätte zutrauen sollen, auf eine Seite des Gartens hinaus, nach welcher Ottilie ihr nicht folgen mochte.

Die betrübte junge Frau hatte ein kleines zierliches Buch mitgenommen: „Gedichte von Hugo Ubaldi". Alle Welt behauptete, der Assessor Heinrich Rother wäre der Verfasser derselben. Er verleugnete diese Autorschaft, während sie doch seinem nächsten Freunde im Ort, dem Staatsanwalt Hipler, so gut wie erwiesen sein sollte. Wie sich Rothers als edel und männlich bekannter Sinn auf Aussage einer Unwahrheit ertappen lassen konnte, begriffen Viele nicht, ja die Professorin hatte sein fortwährendes Ableugnen dieser zierlich in Goldschnitt gebundenen, auf den Umschlagsdeckeln mit Goldvignetten geschmückten Gedichte, die soviel schöne Bilder und Empfindungen enthielten, grabezu abscheulich gefunden. Ottilie dagegen hatte schon oft gesagt: „Wenn die Gedichte von Ubaldi sind, so sind sie nicht von Rother! Sie sind von demjenigen Theil Heinrich Rothers, der sich der Welt verbergen, vielleicht für die Welt nicht mehr existiren will! Wir haben nur Rechte auf den Regierungsassessor, den wir kennen, den wir zu Tisch laden, Abends zum Begleiten unserer Lieder auffordern! Jeder Mensch hat das Recht, sich in zwei Hälften zu theilen und nur die eine an diese böse Welt zu verausgaben, die andere für sich zu behalten!" Daß Heinrich Rother ihr auch diese zweite Hälfte seines Seins, sein Gemüth, sein tiefstes Innere schenken sollte, ach! das war freilich ihr einziger, einziger Lebenswunsch — —

Statt dessen trat nun Rother förmlich feindselig gegen sie auf! Die Gerüchte bestätigten sich. So eben hatte die junge schöne Frau still für sich einen Anhalt dafür in der Zeitung gefunden. Sie gestand es ihrer Freundin erst jetzt, als diese von ihrer Hühnerjagd zurückgekehrt war. Ja, es war erfolgt, Assessor Rother, der seit einiger Zeit, ohne schon Regierungsrath zu sein, doch als Hilfsarbeiter mit Sitz und Stimme im Collegium wirkte, hatte die ihm übertragene Dienstarbeit, eine Revision vorzunehmen gewisser noch vom letzten Regierungsdirector Walch herrührender Mißbräuche, keineswegs abgelehnt. Die schwerfällige Tante mußte sich schon wieder in Trab setzen, denn diese Stelle selbst zu lesen, diese gedruckte

Mittheilung, die gewiß einer der Neuigkeitscorrespondenten geschrieben hatte, die sich jetzt schon in den kleinsten Städten finden und, nach ihrem polternden Ausdruck, den Rehbraten recensiren, den man Abends vorher bei einem Mahle im Familienkreise gegessen hat, war ihr jetzt unerlaßlich.

Die von der Anhöhe herab höchst freundlich gelegene Provinzialstadt, Sitz eines Regierungsamtes und Kreisgerichts, gehörte zu den neueren, nicht neuesten, Erwerbungen des betreffenden Staates. Manche der überkommenen Gewohnheiten hatte man lange Zeit so gelassen, wie man sie vorgefunden. Doch mußte endlich ein festes Verhältniß eingeführt werden. Ein längst abgeschaffter Landes-Oekonomie-Director der vorigen Dynastie hatte in diesem freundlichgelegenen, nur eine halbe Stunde von der Stadt A. entfernten Schlößchen eine Dienstwohnung innegehabt, die bei dem neuen Regiment, vor fast zwanzig Jahren, auf den Regierungsdirector überging. Walch war nicht umsonst so lange Junggesell geblieben. Er hatte für nichts Sinn und für nichts Geld ausgegeben, als für die Verschönerung dieses Landsitzes, auf den er die volle Anwartschaft zu haben glaubte, ihn zuletzt zum Eigenthum käuflich erstehen zu können. Er hinterließ seiner jungen Witwe ein ansehnliches Vermögen, von welchem eine Summe abgezweigt werden sollte als Kaufsumme für Neuweiler, wie dies Schloß und seine nächste Umgebung hieß. Die Zusicherung, daß ihm für eine bestimmte Summe, die eine außerordentlich geringe war, Neuweiler als Eigenthum zufallen sollte, war testamentarisch als seine feste und heilige Ueberzeugung ausgesprochen. Briefe und Urkunden aller Art sollten sein Vorkaufsrecht und grade um eine schon „vom Staate“ selbst früher genannte kleine Summe beweisen. Die Billigkeit des Vorkaufs, da sein Ausbau des alten Schlosses, seine Neuschöpfung der Umgebungen anerkannt werden mußte, wurde nicht einmal in seinem Testamente besonders betont. Die Witwe sollte nach Verjährung einiger Servituten, die auf den Umgebungen, Wiesen, Feldern, Weinbergen lasteten, Herrin von Neuweiler werden — Voraussetzungen, deren Nichteintreffen die junge Witwe entweder um diesen schönen Wohnsitz selbst oder, wenn sie ihn durch Kauf und Bezahlung

der weit höheren Taxation durch die gegenwärtige Ansicht der Regierung dennoch behalten wollte, ihr einen bedeutenden Verlust an ihrem übrigen Vermögen brachte.

An sich konnten Geld und Gut in Ottiliens Gemüth nicht solche Wurzeln fassen, um für ihre Urtheile und Gefühle maßgebend zu werden. Dennoch gefiel sie sich darin, auch in praktischen Dingen sich nicht ganz auf die Rathschläge Anderer zu verlassen. Auch den Verlust dieses schönen, in eine liebliche Villa verwandelten, jetzt so stattlich an seinen Hinterwänden fast ganz mit Epheu überzogenen vor ihr liegenden Schlößchens Neuweiler würde sie ertragen haben, obschon sie jede ihren Mitteln irgend erreichbare Kaufsumme darangegeben hätte, um auf dem Schauplatz so vieler rührenden Erinnerungen und knospenden Hoffnungen ungestört fortleben zu können. Nur das war ihr besondrer Schmerz, daß Rother, den sie so vorzog, dem sie ihre Liebe längst verrathen hatte, die Entscheidung, die er doch, wie sie meinte, hätte ablehnen können, wirklich übernahm! Sagte dann auch die Stimme jener gesunden Urtheilskraft, die ihr innewohnte: Ja, was verlangst Du denn eigentlich? Bedenkst Du denn nicht, wie sehr sich Rother mit dieser Ablehnung verrathen haben würde! so antworteten, und mit einem einzigen Schmerzensschrei, alle Gefühle ihres Herzens: Und wenn nun auch verrathen! Ja warum fürchtet er denn, sich zu verrathen! Warum verräth er sich denn nicht!

Die Professorin kam zurück und hatte den ominösen Theil des Blattes mitgebracht, wo ein Ungenannter regelmäßig unter der Rubrik „Provinzialnachrichten“ Neues aus A. mitzutheilen wußte, jeden Casinoball, jedes Manöver der Besatzung. Hier hieß es: „Das Decernat über die weiland fürstbischöfliche, dann herzogliche, jetzt königliche Domäne Neuweiler und die Verwandlung derselben in die Anlegung eines unserer Provinz nur zu sehr fehlenden landwirthschaftlichen Instituts hat, wie man hört, Assessor Rother übernommen. Die gegenwärtige Bewohnerin gedenkt einen Proceß anzustrengen, der jedoch den sofort schon anzutretenden vorläufigen Besitz durch den Staat nicht ausschließen würde.“

„O diese Journalisten!“ ließ die Frau Professorin als

Sophia.

Ihr ſagt's.

Razumoffsky.

Schon einmal zog er ſeine Straße
Nach Kaſan hier herauf, doch ſchweren Fußes,
Ein Redner aus den Volksverſammlungen
Mußt' er die Eiſenkugel ziehn in Kaſan.
Er floh. Die Kaiſerin hätt' ihn vielleicht
Begnadigt; doch ſein böſer Dämon führte
Ihn immer tiefer abwärts. Wie, Du folgſt doch?

Sophia.

Herr, Eurer Schilderung, nicht Eurem Urtheil.

Razumoffsky.

Vergebens fällt der Mantel Deiner Liebe
Auf das, was er gethan. Das halbe Rußland
Hat er aus ſeinem Frieden aufgeſchreckt,
Sein Vaterland mit Blut gedüngt, die Ordnung,
Die ſeit Jahrhunderten geheiligt, frech
Aus eigner Macht zertreten und gelöſt.
Dein Gatte alſo war es, Weib?

Sophia.

Mein Gatte?
Er haßte Adel und Leibeigenſchaft,
Doch Tſchemitſcheffs Gewaltthat rächt das Volk.

Razumoffsky.

Das Volk? Nein Er, Er ſelbſt, der ſchaudervoll
Mit blut'ger Senſe durch die Völker mäht —
Die Obrigkeiten hat er abgeſetzt,

das erste Thema ihrer höchsten Entrüstung folgen. Dann kam ein wahres Schnellfeuer des Zornes über den Assessor selbst. „O, Du glaubst," rief die würdige Frau mit dem schwarzen, sich immer mehr verschiebenden und lichtenden, einen baldigen Blick in den Spiegel nothwendig machenden Scheitel, „Du glaubst, die Gedichte da wären von diesem kalten, herzlosen Manne? Nun glaube ich es nicht mehr. Wer so rücksichtslos, so unzart handeln kann, der ist nicht fähig, solche Empfindungen auch nur zu heucheln, wie sie sich bei diesem Hugo Ubaldi finden! Wer weiß, wer hinter diesem Namen steckt! Auch muß ich bekennen, daß diese Gedichte Niemand liest als wir. In ganz A. mögen keine drei Exemplare verbreitet sein, die von Hand zu Hand gehen. Ich lese doch auch in unserm Journalzirkel den „Bazar" und die „Gartenlaube", und nie noch habe ich den Dichter Hugo Ubaldi nennen hören. Aber wenn etwas dafür spricht, daß diese Gedichte von ihm sind, so ist es die Verwandtschaft der hämischen Lust am Weltschmerz. Ja, dieselbe Sucht, den Sonderling zu spielen und anders zu sein, als gewöhnliche Menschen! Ich will Dir nicht wehe thun, Ottilie! Aber Dein Geschmack ist einzig! Die schönsten Offiziere der Garnison geben Dir Beweise, daß sie vor Dir im Staube liegen möchten — ja, lache nur! Lieutenant v. Rer hat sich versetzen lassen, Jedermann hat es gesagt, nur um nicht herzkrank zu werden — und diesen Assessor willst Du, den bevorzugst Du, einen Menschen, der kein offenes, ehrliches Gesicht hat, dazu immer thut, als wenn die Last der Welt auf ihm ruhte" — die Polternde sah jetzt um sich, etwaiger Lauscher wegen — „Einen, dem vielleicht gar — eine dunkle Geschichte sein Gewissen drückt. Denn mir ist er gradezu — unheimlich, und ich rathe Dir wirklich, ihm auf Grund dieses Zeitungsartikels ein kurzes Billet zu schreiben und ihn zu ersuchen, künftighin Deine Schwelle nicht mehr —"

„Tante!" rief bei diesen Worten Ottilie, und stand da wie eine Seherin. Fräulein Ziegler und die Ristori können ihr übliches „Ihr Götter!" nicht strafender und plötzlicher ausrufen, als dies so ganz moderne, auf die Würde des antiken Kothurns keine Ansprüche machende „Tante!" ausgerufen

wurde, durch die abgeblühten Hollunderhecken hindurch, dicht neben einigen Sonnenblumen und Malven. Manteldrapirung war nicht möglich, da die Sommerluft jeden Ueberwurf überflüssig gemacht hatte über das graue, mit Lila-Schleifen besetzte schöne Foulard-Kleid der reizenden Goldblondine. Nur das Zeitungsblatt flog in eine alte Sandsteinurne hinüber, die sich gleichsam zum Papierkorb verwandeln mußte.

„Im Gegentheil," fuhr die zur Halb-Walkyre gewordene, jetzt jedoch in ihrer wahren Schönheit, weil wie ein Bild aus Marmor, dastehende mädchenhaft junge Frau fort, „im Gegentheil, Edelmann (so hieß das männliche Factotum des Hauses) geht sogleich in die Stadt und ladet unsere gewöhnliche kleine Gesellschaft für heute Abend zum Thee! Auch den Assessor! Ich will es! Unbedingt! Es soll eine Demonstration sein! Das Souper nur mittel, n.it drei Gängen! Besorge Alles, was dazu nöthig ist!"

Damit war die Sache abgethan. Von Gegenvorschlägen, von Abrathungen durfte bei dem leitenden Geist in diesem Hause, der in Ottilien, nicht in der Frau Professorin wohnte, jetzt nicht weiter die Rede sein. Es war nicht Herrschsucht, die etwa den Widerspruch: „Edelmann hat in den Bohnen zu thun!" nicht annahm, es war eine andere Eigenschaft dieser jungen Witwe. Sie hatte eine geschickte Hand im Anordnen, war Meisterin der Situationen, stellte Menschen und Verhältnisse immer an den rechten Platz. Deshalb pflegte sie alle Huldigungen, die ihren Tugenden gebracht wurden, mit dem einzigen Zugeständniß zu unterbrechen: „Ich bin praktisch!" Kurz, die Tante ging und konnte froh sein, nach ihren heftigen Ausfällen auf den Assessor Rother noch so gut fortzukommen.

Die „praktische" Ottilie aber, als sie allein war — weinte. An die Stämme der Bäume hätte sie sich lehnen mögen und ihr schönes Haupt auf den Arm stützen, um Fassung, Haltung in ihrem übergroßen Schmerz zu gewinnen. Wie Vieles war in den Worten der Tante so treffend und so wahr! Besonders die „dunkle Geschichte" und die gewisse „Unheimlichkeit" des Geliebten! O gewiß, sagte sie sich, es liegt ein Druck auf seinem Gemüth! Ein räthselhaftes Etwas

verstört ihn oft! Wer das doch lösen könnte, ihn von sei
Trübsinn zu heilen! Muß ich die Schmeichelreden aller Mä
anhören, und nur dieser — grade dieser — dem ich
meine grenzenlose Liebe gewiß schon tausendmal in Blick
Wort verrathen habe — dieser, der auch seinerseits nur
mich allein zu empfinden scheint, aber gewiß durch irgend
eigenthümliche Schuld, eine eingegangene Verpflichtung
bunden ist, dieser versagt mir seine Werbung, tritt jetzt so
offen, offen als mein Feind auf, verjagt mich vielleicht
diesem friedlichen Wohnsitz, den ich mit ihm, ach! nur
ihm allein hätte theilen mögen, beraubt mich, wenn ich blei
darf, eines nicht unbeträchtlichen Theiles meines Vermögens
„Haha!“ lachte sie bitter auf, als sie in diese Gedankenfäl
mit dem Gelde gekommen war, trocknete sich das Auge,
schrak dann aber nicht wenig, als sie, sich umblickend,
Landstraße daher sprengend einige Offiziere der Garni
erblickte.

Schnell verließ sie die kleine, mit einem Tempel
schmückte Anhöhe, die sie unbewußt erreicht hatte, und suc
gedeckt von Büschen, unbemerkt das Haus zu gewinnen.

II.

In der That hätte man glauben können, daß ein jung
blauäugiger, schlankgewachsener Mann im türkischen, mit ei
langhängenden rothen Schnur festgehaltenen Schlafrock,
Gegenstand der von den Alten und Goethe geschildert
Furienverfolgung war. Dermaßen aufgeregt rannte derse
in seinem niedrigen, behaglich eingerichteten Zimmer h
und her.

Die Requisiten zum Rauchen standen unberührt, das Ciga
renkästchen war geschlossen, auf Stühlen und Tischen lag
Acten in Unordnung zerstreut.

Wenn die unter ihm wohnenden Hausbewohner nicht hi
aufschickten, mit der Bitte, seine Schritte zu mäßigen,

verdankte er diese Schonung der soliden Bauart der alten unansehnlichen Häuser dieser weiland geistlich gewesenen Hauptstadt und den geschulten unterwürfigen Sitten ihrer Bewohner.

Zunächst war es ebenfalls die heutige Zeitung, die den Regierungsassessor Heinrich Rother so außer sich brachte. Den Bekanntgeber seines tragischen Geschicks, das bisher nur auf dem Regierungsgebäude belächelt wurde, konnte er nicht zur Rechenschaft ziehen wollen. Denn ein Amtsgeheimniß gab es doch wol nicht in einer Sache, an deren Verlauf die Wohlfahrt der Stadt interessirt war. Ein landwirthschaftliches Institut war ein Beitrag zur Blüthe derselben, eine Erfüllung der vielen beim Act der Einverleibung gegebenen Versprechungen der Regierung. Die Thatsache, daß gerade ihm die Untersuchung der auf jenen Nießbrauch bezüglichen Actenstücke und das Referat darüber, das sich dann auch gewöhnlich in die höhere Beschlußfassung zu verwandeln pflegte, vom Ministerium aufgegeben war, mußte ja so wie so bekannt werden. Die schöne reizende Frau, gegen die er einen förmlichen Act der Feindseligkeit organisiren sollte, hatte ihm schon zu verschiedenen Malen zu verstehen gegeben, daß sie von seinem beamtlichen Vorhaben wußte, von seiner Absicht, wie sie sagte, den neuen Brutus zu spielen und sogar die Hinrichtung seiner eigenen Freunde und Angehörigen zu besorgen. Aber muß sich nicht ein „Hülfsarbeiter" fügen? Und eine Ablehnung wäre ja soviel gewesen wie eine durch die Stadt geschickte Karte: Ottilie Walch und Heinrich Rother empfehlen sich als Verlobte! Ein kurzer Anlauf, aus den Acten eine andere Ansicht zu gewinnen, als die Oberfinanzbehörde, das Directorium der Domänen, war ihm nicht gelungen. Es hatten sich hier „Gesetze und Rechte wie eine ewige Krankheit fortgeerbt" — die heißgeliebte Frau, die Freudenspenderin für die ganze Gesellschaft des Orts, die liebliche Huldin der Gastfreundschaft und ihm selbst, dem Assessor da in seinem türkischen Schlafrock mit rothwollener langer Schnur, von tiefster Bedeutung für sein Leben, soweit ein erst auf Diäten gestellter Hülfsarbeiter überhaupt Frauenzauber auf sich wirken lassen darf — sie mußte entweder,

wenn sie ein Vorkaufsrecht besaß, trotz ihrer vielen Verschönerungen und Ausbauten der „Amtswohnung" einen Preis zahlen, der ohne Zweifel ihr Vermögen bedeutend absorbirte, oder, wofür die Absichten der Regierung noch entschiedener sprachen, Neuweiler gänzlich verlassen. All' die Abmachungen ihres Seligen, obschon darüber Protokolle und notarielle Acte vorhanden waren, trugen einen privaten Charakter; sie beruhten auf Versicherungen zeitiger Chefs, Vorbehalten, Eventualitäten, die der Zustimmung der höheren Instanzen entbehrten.

„Und er soll Dein Herr sein!" rief es sogar mit einer Stimme in dem unglücklichen Prometheus seines Berufs so mächtig, wie Frau Ottilie ihr Ristori'sches „Tante!" gerufen hatte. Mich hat das Schicksal berufen, ihre Bahnen zu regeln, ihre Schritte weiser zu bemessen! Was braucht sie einen solchen stattlichen Herrensitz, einen Tummelplatz nur für Schmarotzer, denen sie Feste giebt und von denen noch nicht Einer ihren wahren Werth erkannt hat! Sie ist mehr als nur eine Armida, mehr als eine Kokette, die mit einem wandelbaren Herzen ein Talent für decorative Verschönerung des Lebens verbindet, das kostspieligste aller Frauentalente und worin sich gerade jetzt die Frauenwelt so sehr zu vervollkommnen sucht! „O das Leben ist doch schön!" hat Posa — dachte er nach seinem Schiller blickend — denen zum Trotz ausgerufen, die daran zweifelten, als er an einem Weibe eine schöne moralische That erblickte, aber nicht, als er nur eine herrliche Toilette, eine Toilette animée, unter brennendem Lüstre sah, einladend, ein Souper einzunehmen, das unter einem gewölbten, von Phalänen und Leuchtkäfern durchschwirrten Rebendache — Aber ach! Hier mußte der Monolog seiner Gedanken stocken.

Die Erinnerung an die Freuden des vorigen Herbstes, die entsprechende schöne Geselligkeit des Winters, jetzt im Frühling, das Rebendach — die Erinnerung durchkreuzte so mächtig seine Selbstapostrophe als Erzieher, vielleicht als Retter Ottiliens durch die unvermeidliche Sentenz seines harten Amtes, daß nur noch der Schmerz, vor ihr in falschem Lichte dazustehen und von ihr gehaßt zu werden, übrig blieb,

krampfhaft sein Inneres durchwühlend. Alles Andere trat zurück. Ja, er streckte die Arme aus, um in die Gardinen hinein ein „Vergieb mir!“ in mannigfachen Variationen auszuhauchen.

Vielleicht hätte er sich jetzt, wenn er laut gesprochen, in der Wahl seiner Worte, in dem Schwunge seiner Bilder für eine Untersuchung der Frage, ob die „Gedichte von Hugo Ubaldi“ auf den ehemaligen Auscultator und Referendar Rother zurückzuführen waren oder nicht, Handhaben entschlüpfen lassen, Beweisunterlagen, wenn nicht eine bekannte lärmende Art, die schmale enge Treppe, die zu seinem zweiten Stock führte, zu ersteigen, verrathen hätte, daß ihn sein Freund, der Staatsanwalt Hipler, zu besuchen gedachte.

Der öffentliche Ankläger am Gerichtsamt der Stadt A., der Fouquier Tinville für Wild- und Holzfrevler, Defraudanten im Steuerfach, Gewohnheitsdiebe am Markttage, kam, wie sofort bekannt wurde, ebenfalls um jenen Zeitungsartikel, und war sogar wirklich von Gedanken an verletztes Amtsgeheimniß erfüllt.

„Aber leider, leider,“ rief Hipler mit dem ganzen Mitgefühl, das einem Staatsanwalt außerhalb der Gerichtsschranken gleich allen anderen Menschen zu Gebote stehen kann, „der Artikel ist nicht klagbar! Den Verfasser kennen wir ja Alle! Auch müßte die Redaction für den Verfasser einstehen! Aber die Materie an und für sich betrachtet —“

Rother entfernte schnell vom Spiegel eine große Lampe und machte dem Freunde Platz, damit dieser seinen Backenbart revidirte. Denn die Staatsanwaltschaft hatte Hiplern — doch hatte er schon als Student „der schöne Julius“ geheißen — insofern eitel gemacht, als die besondere Herausstellung seiner Person bei den Gerichtsverhandlungen den redegewandten Mann sorgfältigst auf seine Toilette und die Anordnung seines äußeren Effectes sehen ließ. Noch war auch der „schöne Julius“ unvermählt. Noch mehr als die cameralistische legt die juristische Laufbahn das Gelübde des Coelibates auf. Was sind zwölfhundert Thaler nach zwanzigjähriger Dienstzeit! Das Wegrücken der Lampe befremdete Hiplern nicht. Er ließ seinen Freund die vollkommenste Mißachtung solcher und Ihn

licher Zeitungsartikel aussprechen und bürstete in der That seinen Backenbart.

„Wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte," begann Hipler mit seinem leider mehr zur Ueberstürzung als zu gewiegter Ruhe neigenden Vortrag — er war nicht immer glücklich im Durchsetzen seiner Strafanträge — „wenn ich nicht wüßte, daß Du von jeher diese verdammte Heimlichthuerei gehabt hättest — auch mit Deinen Gedichten dazumal — keine Unterbrechung! — so würde ich jetzt in Dein offenes Vertrauen zu dringen suchen und Dich fragen, ob Du denn wirklich nicht hast möglich machen können, grade diese Aufgabe zu refüsiren —"

„Mich vor dem ganzen Collegium lächerlich machen —?"

„Lächerlichmachen vor den Collegen und Vorgesetzten? Gut! Diese Beschämung kenne ich vollkommen! Aber im Grunde ist es ein wahrhaft tragisches Geschick! Du setzest da eine Größe bei dieser vortrefflichen reizenden Frau, die Dich ohne Zweifel bisher geliebt hat, voraus, die beinahe an's „Wir denken königlich!" oder ähnliches „Gefügelte —" von Schiller oder — Apropos, bist Du auch zu heute Abend auf Neuweiler eingeladen? Du schweigst? Nichts? Siehst Du! Siehst Du! Das Edeldenken brachte mich auf Edelmann. Der lud mich schon vor zwei Stunden zu heute Abend ein und brummte etwas von beinahe zwanzig Personen —"

„Die gewohnten Schmarotzer sind geladen —" fiel Rother mit bitterm Lächeln ein.

„Bitte recht sehr!" fuhr Hipler beleidigt auf. „Uebrigens" — lenkte er ein — „Du kannst nicht wissen, ob ich nicht noch nachträglich absage, wenn ich nämlich erfahre, daß die Dame im Stande sein könnte, mich in eine Gesellschaft zu locken, von welcher sie ohne Zweifel voraussetzt, daß sie in die bittersten Anklagen gegen Dich ausbricht, Anklagen, die wenigstens die Frau Professorin ausstoßen wird, die zu Tische führen zu müssen mir gewöhnlich zum traurigen Vergnügen wird. Nicht gerade der Unterhaltung wegen; nein, die Frau ist an sich nicht übel. Nur hat sie in ihrer übergroßen Güte den Fehler, mir regelmäßig mit Hartnäckigkeit die besten Stücke und in solcher Fülle vorzulegen, daß ich in den Ruf

der Gourmandise gekommen bin, ich weiß nicht wie. Auf diese Art erscheine ich durch die reine Gutmüthigkeit Anderer für etwaige künftige Schwiegerväter ein kopfspieliger Artikel. Kurz, es scheint eine Demonstration zu werden und gegen Dich! Dich, der doch offenbar diese Frau mit einer Aufrichtigkeit — liebt —"

Das heftige Zuschlagen des Fensters von Seiten des auf diese indiscrete Bemerkung unwillig auffahrenden Beamten wurde übertönt von einem Gerumpel auf der Treppe. „Herr Assessor zu Hause?" wurde eine Stimme vernehmbar.

Hipler, gewohnt, alles um ihn her wider Erwarten Geschehene auf der That zu ertappen, hatte schon die Thür geöffnet und zu seinem Erstaunen Edelmann signalisirt, der mit einem Korb voll allerlei im Auftrage der Professorin gekaufter Eßbarkeiten eine Treppe niedriger verharrte und sich nicht die Mühe geben wollte, hinaufzusteigen, um oben die Meldung auszurichten: „Herr Assessor! Bei gnädiger Frau heute Abend zum Thee!"

„Also doch!" konnte Hipler nicht umhin, seinem Erstaunen Luft zu machen.

Ob nun Assessor Rother wirklich diese, wie er schon gewohnt, kurze und bündige, allen Etiketteformen widersprechende Einladung annahm, darüber schien sich der Bote von Neuweiler keine weiteren Skrupel zu machen. Sonst pflegte allerdings seine Zuthunlichkeit für den offenbaren Liebling seiner Herrin die beflissenste zu sein. Heute aber, nach dem Zeitungsartikel, der die ganze Stadt in Bewegung brachte, trug er „so schwer an seinen Fischen und Rehrücken", hatte er eine solche „Steifigkeit in den Beinen für die steile Treppe", daß ihm das bloße Ansichtigwerden des Assessors, die bloße Schallwirkung seiner Einladung als Beweis der Ausrichtung genügte. Ohne auf Annehmen oder Ablehnen des großartigsten Actes, den Hipler nun wieder würdig einer Heroine des Alterthums, einer Gestalt, „die Goethe würde verherrlicht haben", erklärte, länger zu warten, entfernte sich schon Edelmann.

Ja oder Nein! Das blieb ja immer eine offne Frage. Wie oft hatte Rother Abhaltungen, ein Ja! nicht wahr zu

machen. Heute hing sein Ja! oder Nein! von ihm allein ab. Die Loose lagen noch gemischt in der Urne der Entschließungen des Ueberraschten. Durch sein trotz seiner täglichen Beschäftigung mit Wegebauten, alten Brückenpfeilern, schadhaften Kirchthürmen, Kuhstallabflußervituten, Schafpocken- und Rinderpestpräservativmaßregeln und ähnlichen „Cameralien", immer noch nicht unterdrücktes, wenn auch durch Mancherlei, z. B. den Absatz von nur drei Exemplaren seiner Gedichte am Ort seiner Wirksamkeit tief verstimmtes Gemüth zog es mit lieblichem Geläute wie ein Frühlingsgruß dies Wort der Einladung und ebenso schnell wieder riß die süße Melodie ab und die Worte Edelmann's: „Der Herr Assessor werden u. s. w." kamen ihm wie schriller Hohn vor.

„So warten Sie doch!" hatte der Staatsanwalt dem Edelmann nachgerufen, der sich schon mit seinem schweren Marktkorbe wieder auf den Weg gemacht hatte. „Sie wissen ja noch gar nicht —"

Manches Gebrumme nach dem Hausflur hin, das hierauf eine Antwort schien, konnte so oder so gedeutet werden. Hipler richtete auf den Freund einen seiner pathetischen Blicke, die ihm im Gerichtssaal mit weittragender Wirkung zu Gebote standen, besonders wenn er im letzten Resümé die Geschwornen anredete, Blicke, die etwa sagen wollten: Ja, wozu bist Du nun entschlossen?

Und siehe da! Ein Gewaltiges schien es, das sich von Rother's Brust wälzte, ein Etwas, das einem Spruch des delphischen Orakels glich, von welchem bekanntlich einst ganze Staaten ihr Schicksal abhängen ließen — „Edelmann!" rief er mit gebieterischer, die Verletzung durch die Nichtabwartung seines Ja! oder Nein! genugsam andeutender Stimme.

„Herr Assessor!" tönte es noch von unten herauf.

„Kommen Sie morgen in der Frühe in die Stadt?"

„Das kann ich ja, wenn Sie — befehlen —"

„Ich habe Ihnen nichts zu befehlen. Aber vielleicht wird es Ihnen die Frau Directorin befehlen. Sie sollen ein Packet mitnehmen, das ich für gnädige Frau bestimmt habe. Es ist etwas schwer und muß auf's Sorgfältigste behandelt werden —"

„Wenn Sie morgen vielleicht Häringe einkaufen wollen, Edelmann —“ fiel Hipler in gleichem Tone mit Rother ein, „so unterlassen Sie das bei dieser Commission!“ Der Gedanke, daß schon ein ganzes Packet Briefe zwischen dem Assessor und Neuweiler gewechselt worden war — denn auf ausgewechselte Correspondenz oder Aehnliches war die in einem Staatsanwalt immer auf's äußerst Romantische gerichtete Phantasie gekommen — veranlaßte diese mögliche Abwehr einer Geruchsinficirung des zur Besorgung übergebenen Packets.

„Um zehn Uhr spreche ich vor!“ war die Entgegnung des Factotums von Neuweiler, womit der kurzen Unterbrechung einer beständigen Ruhe in einem der ältesten Häuser der alten Fürstbischofsstadt ein Ende gemacht war.

„Die Hauptsache aber, ob Du heute Abend gehen wirst —“ äußerte Hipler, als er seine zur Corpulenz neigende, doch immer noch tanzgewandte Gestalt wieder von der Treppenflur in die Thür zurück dirigirt hatte — „ist ja ganz unerledigt geblieben?“

„Ich gehe entweder oder ich schreibe —“ antwortete Rother aufgeregt. „Auf jeden Fall werde ich an die Vernunft der Dame appelliren. Sie selbst soll sämmtliche — Acten, an die ich mich zu halten habe, durchlesen. Sie soll entscheiden, was ein Mann in meiner Stellung —“

„Der dem Staate die Wahrung seiner Rechte geschworen hat,“ ergänzte Hipler mit einer Begeisterung, die ihn regelmäßig nach einer Cigarre greifen ließ, die er auch auf offener Straße rauchte, (um wie er sagte, dem Publikum gemüthlich und frei von Gewissensbissen zu erscheinen), „was ein solcher gebundener und gefesselter, an den Felsen der Pflicht geschmiedeter Prometheus seinem innern Menschen und der Wahrheit schuldig ist! Das ist vernünftig! Sie soll selbst urtheilen!“ Er nahm seinen Hut. Schon vollkommen sicher, wie viel er von diesen hier eben in Erfahrung gebrachten nähern Commentarien zur heutigen Zeitungscorrespondenz aus A. (ein armer Actuar machte sich den Verdienst, seiner kaum zur Fristung des Lebens salarirten Stellung durch diese Excurse in's publizistische Gebiet eine bescheidene Ergänzung zu er-

Leibeigne widerrechtlich freigegeben,
Und um der Neuerung den Schein zu leihen,
Als käme ſie von ſeiner Macht und Würde,
Hat er des Volkes Vorurtheil benutzt,
Sich einen Czaar genannt, ſich — einen Czaaren!
Czaar Peter, ſich, den Dritten, ein Koſak!
Emiljan Pugatſcheff — ſich einen Czaaren!

Sophia

(in fieberhafter, freudiger Erinnerung).

Wie — ſagt Ihr — wie — ein Kaiſer — wie — und darum —?

Razumoffsky.

Fühlſt Du des Mannes Schuld, fühlſt Du, weshalb
Er ſelbſt die Bande der Natur und Liebe
Verläugnen konnte, Dich und ſeine Kinder?

Sophia.

Verläugnen mich? Mich Emil Pugatſcheff?
Die Kinder Er verläugnen — darum, darum?

Razumoffsky.

Du warſt im Lager, ſahſt ihn ſelbſt, wie er
Die Völker täuſchte mit erlogner Würde —
Erzähl' es ſelbſt; wie er Dich frech verſtieß!
Dein Zeugniß macht dem Bürgerkrieg ein Ende.

Sophia

(ſammelt ſich erſt von ihrer gewaltigen Aufregung und beginnt dann mit raſcher lebendiger Freude).

Wie ich in's Lager trete der Koſaken
Mit meinen beiden Knaben an der Hand,
Umrauſchte mich des Volkes wilde Strömung —

werden) in der Mischling'schen Weinstube anbringen konnte, wo sich um einige mit grünem Wachstuch überzogene Tische die Liebhaber eines zweiten Frühstücks zu versammeln pflegten. „Das wird das Beste sein!" resümirte er. „Laß sie Alles noch einmal lesen! Geheimnisse sind es nicht! Sie hat Verstand, Urtheilskraft. — Wenn Du ihr Deine Staatsdienerpflicht, die Stellung eines noch unbesoldeten Hülfsarbeiters vorhältst — oder willst Du dies Kapitel überschlagen? Sonst aber führe sie in die Logik der Thatsachen ein — weißt Du, nach dem Souper, wo wir die hübschen Promenaden in die schwärmenden Mariennürmchen hinein machen —! Ach! Wer Deine Taille hätte! Und dieses gewisse Etwas in Deinen Mienen! Dieses „Dem Manne kann geholfen werden!" aber in anderem Sinne als Karl Moor sagte, als er zum Staatsanwalt ging, um sich anzuzeigen. Uebrigens hat mich in allem Ernst meine Freundin, die alte Munde, die mich verfüttert und in den Ruf der Gourmandise bringt — in allem Ernst hat sie mich gefragt: Ob Du vielleicht irgend Etwas auf dem Gewissen hättest, wenn nicht grade einen Mord oder einen aus den edelsten Motiven entsprungenen Diebstahl, doch sonst eine Störung im Gleichgewicht der Natur und des Lebens, etwa die Ruhe eines Mädchens getrübt oder etwas Aehnliches, was sich dann gewöhnlich in schlaflosen Nächten, verzweifelten Spaziergängen und vielem Herumlaufenmüssen im Zimmer zum Schrecken der Nachbarn zu erkennen gäbe? Auf diese Anzeichen hin, wobei herauskam, daß man Dir förmlich Spione hält, habe ich regelmäßig erwidert: Da, wie Sie wissen, mein Freund Verse macht —"

„Niemand weiß das —!" unterbrach Rother und betonte das „Wissen" mit dem Ausdruck der Ungeduld.

„Da es einen Dichternamen Hugo Ubaldi geben soll —" fuhr aber Hipler fort.

„Niemand kennt ihn —" rief Rother.

„Und dieser gestorben ist und doch noch nicht begraben, so muß er folglich als unerlöste Seele umgehen —"

„Genug! Genug! Vergiß Deine armen Inquisiten nicht! Grade die Mörder haben Ansprüche auf Verkürzung ihrer Untersuchungshaft!"

Damit war denn Hipler wirklich hinausgedrängt und Rother konnte sich ganz der freudigsten Erregung hingeben, die ihm denn doch das Eintreffen dieser unerwarteten Einladung verursacht hatte. Er raffte von seinem Tische zerstreute Papiere zusammen, warf Briefe bei Seite, die nicht zu denen, die er suchte, gehörten, und formte ein ansehnliches Convolut, das er morgen in der Frühe zu schließen gedachte. Oder sollte er gar heute Abend noch bei seinem persönlichen Erscheinen die Acten selbst überreichen? Freilich — sollte er überhaupt für heute die Einladung annehmen —? Noch standen, wie der Dichter sagt, gleichbeschwert die beiden Schaalen der Entscheidung sich gegenüber.

III.

Der Abend in Neuweiler hatte stattgefunden. Wieder war er schön gewesen, wie sich nicht anders die Erinnerung an jedes längere Verweilen in der Nähe der jungen liebenswürdigen Herrin gestaltete. Assessor Rother hatte gefehlt. Ein Billet hatte ihn entschuldigt und wiederholt die Acten in Aussicht gestellt, die der zu ermittirenden Frau am folgenden Morgen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit über diese zwar nicht unerlaubte, aber doch ungewöhnliche Mittheilung von Acten, zur Verfügung stehen sollten.

Ottilie war, wie Rother erfuhr, wieder bezaubernd gewesen. Ein duftiges weißes Kleid, verziert mit grünen Bändern, hatte sich an die weichen Formen ihrer sylphidenhaften Gestalt geschmiegt. In dem goldnen Haar hatte eine einzige weiße Rose mit wenig grünem Blätterschmuck gehangen. Das rosig angehauchte Weiß der Blume hatte in einem magisch wirkenden Einklang mit den Augen gestanden, in denen ein feuchter Schmelz die Thränen hätte verrathen dürfen, die Ottilie bei Empfang des ablehnenden Billets vergossen hatte. „Aber er ist gut! Er will mich versöhnen!“ hatte sie ausgerufen, als sie das Angebot der Einsicht in die Acten gelesen. „Er han-

delt nach seiner Ueberzeugung! O ich verstehe dies heilige Wort in der Brust des Mannes! Ich bin fähig, Opfer zu bringen, wo ich mich im Unrecht weiß! Ich will gerne weichen, will gern, gern den Wanderstab ergreifen —"

„Nein, was Du für eine Thörin bist!" hatte die mütterliche Freundin, in deren Ohr diese Worte gesprochen wurden, sie unterbrochen. „Das nenne ich nicht mehr Liebe — das nenne ich grabezu — sich wegwerfen!"

Mit diesem Trumpf hatte sich die erzürnte Dame entfernt und Ottilie mußte die Stimmung des Momentes schonen. An Tagen, wo es Gesellschaft gab, hatte die Tante gewisse Vorrechte und wurde dann nur zum Nachtheil des Ganzen darin verkürzt. Eine mißrathene Sauce, ein ungesalzen gebliebener Fisch, ein verbrannter Braten waren die regelmäßigen Folgen einer der Frau Professorin verhängten Gemüthsaffection.

Aber die Treffliche hatte die Genugthuung zu bemerken, wie über die Handlungsweise des Assessors geurtheilt wurde. Hipler zwar, consternirt über Rother's Nichtkommen, machte nicht die geringste Miene, das uns sonst gegen unsre „besten Freunde zustehende Vorrecht, sie ein wenig zu verlästern", zu benutzen. „Ich bin sein Jugendfreund, aber ich muß doch sagen —" Heute war ihm diese liebevolle Phrase nicht geläufig. Der Gegenstand, der hier Aller Herzen drückte, war in die officielle Sphäre gerückt und es ziemte sich, zugeknöpft zu bleiben und den Staat für keine Schüssel mit köstlichen jungen Erbsen zu verkaufen. Hipler's häufigen Blicken an die Decke des Speisesaals — diesmal nicht Nebendaches — hinauf lagen nicht allein die Vorzeichen seines ständigen Privilegs, die Toaste auszubringen, zum Grunde, sondern wirkliche Symptome von Freundestheilnahme, die sich sogar so weit verstieg, seiner Nachbarin zur Rechten, einer pensionirten Majorswitwe, auf die neugierige Bemerkung, ob der notorische Trübsinn des Assessors Rother nicht auf einem organischen Fehler, der seine Gesundheit irritirte, begründet wäre, mit Grobheit zu erwidern: „Ja, gnädige Frau, er leidet an abgesetzten Gliedern! Drum heißt es auch in den Gedichten von Hugo Ubaldi: „Ich schleiche durch den Wald

dahin!'" Diese Bemerkung hatte die Majorin sehr übel genommen und ganz im Gegentheil zu der ihr „sonderbarerweise" imputirten Gesinnung über diese Gedichte eine Conversation eröffnet, in welche vor Lob und Bewunderung Alle mit einstimmten, trotzdem daß im ganzen Orte nur drei Exemplare im Umlauf begriffen waren.

„Sie sind Alle nichtig, Alle oberflächlich und gewöhnlich!" hatte Ottilie beim Entkleiden gerufen, während auch im Nebenzimmer das schöne schwerstoffene seidne Kleid der mütterlichen Freundin von deren wohlgerundeten Schultern glitt. „Keiner trifft das Wort, das in jeder Lage zündet und vollends in der meinigen Erquickung geben könnte! Der Justizrath legte mir sogar nahe, ich sollte processiren, wobei sein eigener Vortheil am meisten gewahrt werden würde! Ja der Indiscrete ging so weit, mir in's Ohr zu flüstern: Es ist weiter nichts, er gönnt Ihnen diese Existenz nicht! Er ist schon im Voraus eifersüchtig — falls Sie ihn noch erhören und zu Ihrem Gatten wählen sollten —! Ich habe nichts gesagt! rief er mit faunischem Lächeln hinterher, hielt sich den Mund zu und sprang in's Dunkel des Gartens. Wie denkst Du Dir das, Tantchen —? Eifersüchtig, mißgünstig — worauf? Auf unsern Comfort — unsere Gastfreundschaft?"

„Ich sage nichts mehr —" lautete im Nebenzimmer die Antwort einer mit Stolz Resignirenden.

„Wenn ihm meine Aufführung nicht gefiele?" fuhr Ottilie träumerisch fort. „Wenn er mich aus diesem meinem gegenwärtigen Standpunkte, der mir einen gewissen Schein von Herrschsucht —"

„Es ist die reine Narrheit, die Dich plagt —!" polterte die Professorin.

„Tante!" lautete jetzt die Anrede, aber sehr zaghaft und sehr lieblich und ganz kindlich bittend.

„Es würde all' den Dingen entsprechen, die man von ihm hört, wenn er so dächte —"

„Was hört man denn schon wieder von ihm —"

„So Tolles denn doch noch nicht, daß er Dich aus Deiner Existenz reißen, Dich in seine eigene beschränkte Sphäre bannen wollte! Mich wol gar verjagen! Unsere Freunde!

Die erprobtesten Freundinnen! Alles, was Freud' und Leid mit Dir getheilt hat! Ja, ja, es soll den Schein haben, daß Du nur durch ihn erst etwas geworden wärest! Damit fangen die Männer in der Regel an. Jede Selbstständigkeit einer Frau ist ihnen ein Gräuel! Mein Mann saß in seinen Griechen und Römern und wußte manchmal kein Viergroschenstück von einem Zweigroschenstück zu unterscheiden und dennoch wollte er die Kasse führen! Das Vermögen wollte er verwalten! Er behauptete, die Achtung vor sich selbst zu verlieren, wenn ihm seine Frau das Taschengeld gäbe!"

„Da hat er Recht gehabt! Sehr recht! Ein schwacher, von seiner Frau abhängiger Mann? Pfui! Pfui!" antwortete Ottilie. „Aber was „hört man wieder von ihm" — ?"

Es wurden vor Verdruß über diese Aeußerungen nebenan einige Schnüre zerrissen, einige Haken mit hörbarer Heftigkeit gelöst. Dann folgte der Erguß:

„Daß er in den Wäldern herumläuft, sich in die Wiesen wirft und laute Gespräche mit sich selbst führt! Die Menschheit soll er einen Wechselbalg genannt haben, den der Teufel dem Schöpfer untergeschoben hätte! Mit keiner Menschenseele hat er nähern Umgang! Die Familien seiner Vorgesetzten und Collegen laden ihn gar nicht mehr ein. Warum? Weil er für freiwilligen Besuch, wo sich dieser schickt und ziemt, keine eigenen Anregungen findet —! Ewig drückt ihn etwas und vielleicht gar sein Gewissen. Lobt man seine Gedichte, so weicht er aus oder sagt, wie neulich: „Vorüber — holüber!" Das soll heißen wie Charon mit seinem Nachen. Ich bleibe dabei, er muß irgendwo ein Herz unter die Erde gebracht haben. Darauf scheint Alles hinauszukommen. Drum auch das eine, ganz unverständliche Gedicht über Rosmarin —!"

Darauf warf die Tante die Verbindungsthür zu. Ottilie war allein und klingelte nicht einmal ihrem Mädchen, ihr beizustehen, um die Lagerstatt zu gewinnen, diesen Schauplatz von Bildern und Träumen, die sie schon so oft beglückt, so oft mit Verzagen und Schmerz erfüllt hatten.

Am folgenden Morgen begab sich etwas Ueberraschendes. Etwa gegen elf Uhr (es war Regenwetter eingetreten und man war auf's Zimmer gebannt) erschien Edelmann von der

Stadt zurück mit seinen gewöhnlichen, der Hausjacke, die er in solchen Fällen trug, entsprechenden Stadtbesorgungen und — dem schweren Actenpacket vom Assessor Rother, der schönstens grüßen ließe, sagte der schlaue Davus, der sich in der Regel nach den Stimmungen der Frau Munde richtete, der Frau Directorin aber in's Gesicht hinein nie eine andere Haltung zeigte, als von dieser vorausgesetzt werden konnte. Etwas, das vom Assessor Rother kam, wurde von seiner Herrin seither immer freundlich empfangen. Edelmann lächelte.

Viele von diesen Papieren kannte die junge Frau längst. Sie waren zum größten Theil schon oft durch ihre weißen Händchen gegangen. Früher hatte sie flüchtig und siegesgewiß darin gelesen, in neuerer Zeit mit größerer Aufmerksamkeit. Heute wollte sie Alles genau prüfen. „Um zu finden", wie die Tante schon beim Frühstück gesagt hatte, „daß Assessor Rother das Richtige getroffen, Dein verstorbener Mann ein Esel war, der sich von dem damaligen schlauen Finanzpräsidenten übertölpeln ließ, und Du von diesem anmuthigen Landwesen abscheiden mußt, wenn Du nicht vierzig tausend blanke Thaler dafür zahlen willst, die Hälfte Deines ganzen Vermögens! Dann wohne hier einmal Einer zu rund zweitausend Thalern Miethe! Kolossal!"

„Sechshundert sind schon zu viel!" sagte die junge Directorin im Ton ihrer steten Nachgiebigkeit gegen Rother's Anschauungen und mit Hindeutung auf die geringere Summe, für welche ihr verstorbener Eheherr diese Besitzung zu eigen zu bekommen gehofft hatte. Während darauf die Tante, erstarrt über diese Geringschätzung Neuweilers schwieg, entfaltete ihre junge Freundin ein Papier, das sich offenbar nur aus Versehen in diese Fülle von Acten, Briefen, Rechnungen verloren hatte. Sie blickte eine Weile hinein, wandte es, las es wieder, verglich die Aufschrift, die an den Assessor gerichtet war, zögerte einen Augenblick, vielleicht in ein Geheimniß zu dringen, ließ es aber doch auf den Vorwurf der Indiscretion ankommen, wenn sie das Papier wie eine Eroberung betrachtete, bis sie von Frau Munde unterbrochen wurde.

„Nun —?" war die einfache Erinnerung derselben, daß

sie voraussetzte, ebenfalls mitgetheilt zu bekommen, was die junge Frau so aufregte.

Diese jedoch rief: „Nun hab' ich es! Nun ist Alles heraus!" Entschlossen öffnete sie ihren Schreibtisch und verbarg das Gefundene in Fächern, wo, wie Frau Munde wußte, die größten Kostbarkeiten der jungen Frau, ihre Perlen und Juwelen, verborgen lagen.

Natürlich war die Nervosität der respectablen Dame eine so große, daß sie diese rasche Bewegung des Versteckens nicht unterbrechen, noch weniger des räthselhaften Papiers sich bemächtigen konnte. Sie stand wie eine Bildsäule da, starr, leblos. Etwas, das schon längst von ihr geahnt wurde, etwas Seltsames, Unerklärtes, Dunkles schien eingetroffen zu sein. Ottilie that wenigstens so, als hätte sie dergleichen entdeckt und ihr Thun war offenbar keine Verstellung. Nur das begriff sie nicht, daß das äußerste Staunen der jungen von Liebesthorheit befangenen Frau Freude zu verrathen schien, beglückte Ueberraschung. Sie war wie angedonnert.

Allmälig hauchte sie: „Ein Liebesbrief, nicht wahr?" Die würdige Frau knüpfte an dasjenige an, was den Combinationen des weiblichen Herzens in solchen Fällen am nächsten liegt.

„Im Gegentheil!" erwiderte Ottilie und stand noch immer wie in Gedanken verloren, bald auf den Fußboden, bald an die Decke des Zimmers blickend.

„Nun, so laß mich doch —" drängte die berathende Freundin.

„Nimmermehr! Der Zufall hat mich ein Geheimniß entdecken lassen, das zu Rother's tiefstem und innerstem Leben gehört —"

„Eine Schuld seiner Eltern, seiner Angehörigen —" stammelte Frau Munde. Wenn Ottilie gesagt hätte: Rother ist der Sproß einer Zigeunerfamilie —! Frau Munde würde sprachlos geworden sein vor gläubigstem Erstaunen, würde Verschwiegenheit gelobt, aber schon im nächsten Gespräch mit Edelmann eine Anmerkung darüber gemacht haben, daß es doch manche Menschen gäbe, sie wollte sie nur nicht nennen, die recht aus der Art schlügen; sie sollten von Natur braun

oder wenigstens gelblich aussehen und sie hätten die frischeste und weißeste Farbe, die ein richtiger Europäer nur haben könnte.

„Ich bin ganz ergriffen von dieser Entdeckung," begann Ottilie mit jenem weichen zitternden Ton der Rührung, der keine Verstellung sein konnte, „ich muß mir selbst erst einen Weg, wie in ein Labyrinth bahnen, um die Stimmungen zu begreifen, die in diesem beklagenswerthen —"

„Beklagenswerthen —? Ottilie, schon wieder Thränen? Das muß ein Ende nehmen! Wie kann ich das vor dem Andenken Deiner seligen Eltern verantworten! Heraus damit! Was, was soll Dich förmlich um die Ruhe Deines Lebens bringen?"

Nun aber drückte zwar Ottilie ihr Taschentuch vor die Augen, lachte aber überlaut und ging der an der Nase herumgeführten Tante (wenigstens streckte diese alle Organe der Untersuchung und Orientirung weit über die Länge ihres Körpers hinaus) mit den Worten, ihr Schlüsselbund hütend, aus dem Wege: „Er soll mich durch sein Rechtsgefühl aus diesem Hause vertreiben! Ja! Er soll mir die liebsten Erinnerungsplätze der Vergangenheit zerstören! Ja! Er soll sich den Ruhm eines zweiten Brutus, der seine eigene Familie dem Wohle des Vaterlandes opfert, erwerben und einen Orden oder ein Avancement dazu — nur keine Versetzung, ach nein!" — schaltete sie mit weicher Stimme ein — „Aber meine Rache wird nicht ausbleiben! Ja, Rache, Tante! Und ich, ich werde selbst die Ausführung der Rache übernehmen. Ich habe eine Idee, eine Vorstellung, wie ich mir diese Rache im größten Styl verschaffe — förmlich im Charakter einer Medea — oder welche wilde Person hat in der Mythologie ihr eigenes Haus in Brand gesteckt?"

Schon bei dem Worte: „Erinnerungsplätze der Vergangenheit" wurde die feierliche Rede von einer Meldung über die Hühner unterbrochen, die ihre Legestellen, ebenfalls Erinnerungsplätze der Vergangenheit, schon wieder in verbotenen Regionen gewählt hatten. Dann trat Edelmann bei der Stelle ein, wo die Erwartung eines Ordens erwähnt wurde, um den er selbst einst als Kanonier gekommen sein wollte bei

Gelegenheit einer Pulvererplosion, wo man ihm, der verschont geblieben, geantwortet hatte, er würde ihn ja nur verdient haben, wenn er mit draufgegangen, worüber er zu den gemäßigt Mißvergnügten gehörte. Die Tante gab alle die von diesen Unterbrechungen veranlaßten Anweisungen, verfolgte aber doch im Zusammenhange den Faden der langen Rede Ottiliens mit Ergriffenheit und Neugierde zugleich. Der „Rache fürchterlicher Gott", an den plötzlich die Reihe kam, war ihr zwar principiell, vom „moralischen Standpunkte betrachtet", verhaßt, aber in dem vorliegenden Falle fühlte sie selbst die Temperaturwärme ihres Blutes steigen bei dem Gedanken an eine Genugthuung, wenn — sie nur erfahren hätte, worin diese bestehen sollte! Das eigene Haus anzünden — das ging ihr über ihren ästhetischen Geschmack, der sich an Friederike Bremer gebildet hatte. Aber was war es? Sie drängte um Aufklärung.

Doch erfuhr sie nichts, als daß Ottilie nach dem Wetter sah und für den Nachmittag den Wagen bestellte, um in die Stadt zu fahren.

„Aber so sage doch, was Du entdeckt hast!" schmeichelte die vor Neugier Vergehende.

„Ich kann es nicht, es ist ein Geheimniß, das nicht unter die Leute kommen darf —"

„Unter die —? Als wenn ich —" wallte die Abgewiesene auf — „Bin ich Dir nicht Bürgschaft genug —"

„Kein Ohr," wich Ottilie aus, „hätte erfahren dürfen, was in jenem Briefe stand, als das seinige! Nun soll es mit mir auch ersterben. Uebrigens hängt meine Rache mit seinem Geheimniß zusammen. Die Stunde wird nahen, wo alle Welt glauben wird, ich hätte ihn auf's Empfindlichste gestraft für seine Rücksichtslosigkeit, er aber wird — mir die strafende Hand vielleicht küssen — vielleicht auch nicht — je nun —"

Die junge schöne Frau verwirrte sich, stürzte aus dem Zimmer und ließ ihre mütterliche Freundin in einer Aufwallung zurück von solcher Art, wo sie sich zuweilen herber Ausdrücke bediente. „Ich glaube wirklich, Du bist verrückt —!" oder dergleichen, hätte jetzt leicht über die Lippen der wür-

digen Dame kommen können ohne ein anderes Hemmniß, als eine allenfallsige Zeugenschaft. So sich selbst an's Messer liefern! polterte sie vor sich hin. So noch die Ruthe küssen, die uns züchtigt! Sich rächen durch Hülfsmittel, durch die man sich noch obenein einen heimlichen Handkuß, vielleicht gar einen offenen und sein endliches Geständniß erwirbt? Was kann das sein? Sie wird seine Universitätsschulden bezahlen! Ein Mahnbrief von seinem Schneider wird in die Papiere gerathen sein! Die Menschen würden glauben, sie hätte sich gerächt, sagte sie, während doch — So wiederholte sie sich die eben vernommenen Worte und schloß — der Verstand stünde ihr still.

Frau Munde suchte sich zu sammeln, indem sie selbst in den Acten blätterte, hoffend, vielleicht noch zu dem Mysterium einen Nachtrag zu entdecken.

Ottilie aber hatte sich eingeschlossen und las — in den Gedichten Hugo Ubaldi's. Eine ganz neue Beleuchtung war ihr plötzlich auf das kleine Buch gefallen, dessen Druck, Papier, Blätterzahl sie jetzt mit einem erneuten Antheil prüfte. Dinge, die ihr früher an diesem Bändchen nie aufgefallen waren, erschienen ihr jetzt interessant. Sie fand, daß einige mehr als dreihundert Seiten engen Drucks doch schon ein reiches Leben, eine Fülle von Fleiß, von Ausdauer im Verfolgen idealer Anregungen erfordert hatten. Was sie früher mit Zweifel gelesen, heute las sie es mit Glauben. Daß Heinrich Rother Hugo Ubaldi war, stand ihr nun fest. Da erschien ihr denn die Rubrik „Träume der Kindheit" verdoppelt an Werth, ja die Gedichte, die unter der Ueberschrift „Außen und Innen" gesammelt waren, stellten der Welt und unserm Streben und Wirken einen neuen, wenn auch meist mondscheintrüben, von Wolken zerrissenen Hintergrund. Die Eigenthümlichkeit der Sammlung, daß die Liebe, die wichtigste Frage der Frauenwelt, in ihr zurücktrat und des Dichters Empfindung mehr nur einem erträumten Ideal als einer wirklichen, mit glaubhaftem Leben ausgestatteten Erscheinung zu Gute kam, fesselte sie heute mit neuem Reiz. In der Rubrik: „Wohin?" waren Blumen auf Gräber gestreut, Kirchenglocken sprachen ernste Mahnungen aus, ein geisterhaft

UNIV. BIBL. BERLIN.

Dort flattern Fahnen mit den Heil'genbildern,
Hier tausend Wimpel an den Lanzenspitzen,
Und schnebernd, stampfend stehn die muth'gen Rosse;
Die Krieger pfeifen lust'ge Lieder, singen
Und schleifen Säbel an dem runden Wetzstein
Und gießen Kugeln, prüfen Feuerröhre,
Und wer zum Kampf schon alles fertig hält,
Der steht zum Zeitvertreib an seinem Roß
Und nestelt ihm die Mähn' in schöne Flechten.
So schwank' ich vorwärts, suche meinen Gatten,
Den Alle kennen, Niemand zeigen kann.
Ich weiß es, er ist hier, bei seinem Volk,
Im dichtesten Gedräng' nur kann er weilen —
Der Strom der Menge reißt mich weiter — siehe —
Vor einem Zelte steh' ich seltner Pracht,
Und goldne Fahnen flattern an der Pforte.
Sie öffnet sich, die Generale holen
Sich die Befehle ihres kaiserlichen Herrn —
Ich seh' ein Wesen, das an Wuchs und Haltung
Dem Vater meiner Kinder gleicht, ich sinke
Zu seinen Füßen, nenn' ihn Pugatscheff,
Verström' in einem einz'gen Athemzug
An ihn mein ganzes sehnsuchtsvolles Bangen —
An ihn! Er schweigt, ich zittre, blicke auf —
Entsetzen lähmte die beredte Zunge —
Den ich gesucht —

Katharina (steht auf).

Er war es?

ragendes Schloß am einsamen Meer sprach die Bekämpfung der Sinnenwünsche, die Beherrschung der Leidenschaften, die Weihe einer entsagenden Einsamkeit aus. Was sieht das Auge des Lesers in den Offenbarungen des lyrischen Dichters zunächst? Nur die Schönheit des Ausdrucks, die neuen Reize, die dem Genius der Sprache abgewonnen sind. Die Bilder, die Gleichnisse sind es, die zunächst in Betracht kommen, die Sangbarkeit der Lieder, wenn sich solche finden.

„Ja," fuhr Ottilie in ihrem Selbstgespräch fort, „was ist jetzt in Wahrheit unsrer Welt die Poesie geworden, wenn sie so oft die berühmtesten Dichter einer schaalen, gedankenlosen Wirklichkeit hingegeben sieht, dem Genusse fröhnend, nur eine früh erworbene Fertigkeit im Behandeln der Sprache, einen erlernten Geschmack im Festhalten dessen „was gefällt", unablässig übend! Wo findet man Anleitung, auf die Tiefe und den Hintergrund einzugehen, aus welchem der Dichter mit seiner Gabe hervortritt? Das geistige Band, das zwischen allen diesen Gaben waltet, das Band des wirklichen Durchlebthabens des Gesungenen, wird selten von einer in Gedichten blätternden Hand geknüpft!" Ottilie war beschämt, bisher immer nur gleichsam auf die Klangwirkung der Worte oder wenigstens den Gedanken als solchen, vorzugsweise auf eine überraschende Wendung am Schluß der Verse gesehen zu haben, nie auf die wahre Stimmung des Dichters.

Natürlich wurde wieder von der Tante Edelmann zum Spion gemacht. Diese geistige Abwesenheit Ottiliens bei Tisch, dies Schweben wie in Lüften, dies Verweigern jeder nähern Aufklärung über den so hastig weggeschlossenen Brief konnte die gute Frau nicht hingehen lassen wie etwas Gewöhnliches, eine Bagatelle, die sich schon aufklären würde wie die diebische Abrahmung einer Schüssel in der Milchkammer. Nein, hier mußte die Frage: Wer ist die Katz' — ? nachdrücklicher gestellt werden und deshalb schüttelte die Tante fast mit Erstarren den Kopf, als Edelmann, der sich nach Tisch in seine Livree hatte werfen und die gnädige Frau auf ihrer Fahrt in die Stadt begleiten müssen, fast wörtlich folgenden Rapport erstattete:

„Na, erstens die Acten wieder abgegeben bei Assessorn —!

Dann hat sie halten lassen am Markt, wo die Apotheke liegt, schräg über vom Brunnen, und hat geguckt, ob ich auch richtig in sein Haus gehe —! Assessor war zu Hause und wurde ganz roth, als ich sagte: Compliment und es wäre gut! Weiter sollte ich nämlich nichts sagen. Doch nicht patzig sollte ich's sagen, sagte sie mir noch am Wagenschlag, als sie das Bündel, das sie sauber eingeschnürt hatte mit rother Strippe — es war mit rother Strippe schon angekommen — aus dem Wagenschlag reichte. Aufhalten durfte ich mich natürlicherweise nun auch nicht, aber ich sagte doch: Richtig wird ja wol Alles sein! Worauf er brummte: Schon gut! Dann ich zurück an den Wagen und nun — zu Justizrath Schneller! Ja! Ja! Bei dem stieg gnädige Frau aus und ich folgte. Es regnete und ich mußte so lange den Regenschirm halten. Und wie ich weiter folgte bei Schnellern in seine Stuben, da merkte ich, daß mit Geld geklappert wurde, mit viel Geld — bei Schnellern nämlich drinnen, der denn wieder einmal nur Courant und kein Papier in Casse zu Hause hatte. Und da rannte denn der alte bucklige Schreiber von Schnellern mit einem schweren Sack Geld, der ihn hätte grade ziehen können, und wie wenn die Eisenbahn gepfiffen hätte, so schnell, an mir vorüber und kam ohne den Beutel zurück, woraus ich entnahm, daß er bei dem Banquier Modes in der Bäckerstraße gewesen war und für's Courant Papier geholt hatte. Drinnen aber hörte ich gnädige Frau mancherlei reden, aber ich verstand blos Schnellern, der einen Proceß machen und an alle Gerichte der Welt wegen uns hier gehen will und an die Universitäten, worauf aber gnädige Frau sogar einmal gelacht hat. Dann, als wir gingen, war sie sehr ernsthaft, Schneller hatte einen über und über erhitzten Kopf und richtig, gnädige Frau steckten sorgfältig ihr Portefeuille zu sich, so daß ich mir sagte: Wenn Abend wäre und es paßte uns jetzt Einer auf der Landstraße auf, dem lohnte es sich! Es konnten wol gegen fünfhundert Thaler sein. Aber wir fuhren gleich nach Hause und blos noch am Briefkasten vor der Post wurde gehalten. Da reichte sie mir einen Brief aus der Kalesche zum Hineinwerfen hin, und nun wäre es wol ausverschämt von mir gewesen, wenn ich bei so viel

Mysticistik oder Geheimnißvollthuerei vor ihren sichtigen Augen erst noch die Adresse gelesen hätte, als ginge mich das was an. Blos habe ich gesehen, daß es nach Leipzig gewesen. Dann sind wir ohne weitere Unannehmlichkeiten nach Hause gekommen."

„Nach Leipzig? Fünfhundert Thaler —?" Da sich die Tante moralisch dahin überwunden hatte, unbedingt nicht an Schulden, sondern dann noch lieber an die Herkunft von Zigeunern zu glauben, so verlor sich ihr Grübeln und Forschen um so mehr in eine fast verzweifelnde Rathlosigkeit, als sie dem wieder einmal „aufgesetzten Köpfchen" der jungen, von „Emancipationsideen" ergriffenen Frau Professorin, wie sie jetzt zuweilen sagte, gegenüber eine gewisse, ihr schwerfallende Rolle spielen mußte, für welche ihr aber keine andere Wahl übrig blieb. Diese begründete sich darauf, daß sie zwar unmöglich die Edelmann'sche Berichterstattung wiedererzählen und den armen Menschen, der unter dem Mangel an Anerkennung seines Verdienstes, einmal für's Vaterland so heftig erschrocken gewesen zu sein, ohnehin litt, sozusagen unglücklich machen konnte. In solchen Fällen des Nichtweiterkönnens im Durchsetzen ihres Willens und Einflusses hatte Frau Professor Munde eine Hülfe, die zuweilen wirkte. Sie hob nämlich den Kopf gleichfalls mit besonders stolzer Würde und verachtete Dasjenige, was gleichsam außerhalb ihrer Sphäre lag.

IV.

Heinrich Rother war der Sohn eines bereits verstorbenen höhern Beamten, der seinem Sohne kein Vermögen hatte hinterlassen können, doch für die Ausbildung desselben mehr als nur die nächste Sorge trug. Denn da die frühvollendete Mutter fehlte, so hatte sogar ein System von Aengstlichkeit in des einzigen Sohnes Erziehung Platz gegriffen, die an Empfindlichkeit gestreift haben würde, wenn sich nicht

der jugendliche, auf ſich ſelbſt geſtellte Sinn, der ſich nach dem Tode beider Eltern durch die Welt, wie ſie einmal iſt, tummeln mußte, geregelt und ſich gezwungen hätte, Menſchen und Dinge in richtigen Einklang zu bringen.

Während in des jungen Rother Carrière ſonſt die ihm geſchenkte Anerkennung, ja Bevorzugung erſichtlich wurde, bildete ſich doch in ihm die ſchon von der Schule und dem frühen Tod ſeiner Eltern überkommene Neigung aus, ſeinen Empfindungen ihre Herbigkeit nicht zu beſtreiten. Darüber kam er auf die Form des Verſes. Ein Liederheft wuchs. Jahrelang blieb es ſeinen nächſten Freunden und Bekannten verborgen. Nur durch gelegentliche Kundgebungen, bei einem Feſte, einem Mahle, verrieth ſich an ihm die ſchöne Gabe des Reims. Das Urtheil einiger Kenner ermunterte ihn. Manche Stimmen, denen er ſeine „Sämmtlichen Werke", wie er ſie ſcherzhaft nannte, anvertraute, waren ehrlich genug, den Tadel nicht zurückzuhalten, den die noch hier und da genug erſichtliche Unreife verdiente. Dadurch wuchs die Selbſterkenntniß. Im Ganzen lag in dieſem ſeinem beſondern Träumen und Grübeln keine Ueberhebung über Andere. Er ſprach es mit noch burſchikoſer Auffaſſung aus, daß die Gabe, ſich im Verſe zu bewähren, überhaupt nur eine der Uebung und — der Zeit wäre, die man ſich dazu zu nehmen ſich überwinden könnte.

Freilich, als er ſich entſchloſſen hatte, dem Drängen einiger leichteraltirten Freunde, die jetzt in eine weite Ferne von ihm verſetzt waren, nachzugeben und eine Auswahl ſeiner Gedichte mit einem angenommenen Namen drucken zu laſſen, da theilte auch er des Sängers unverholenen Wunſch: „Dichter lieben nicht zu ſchweigen, wollen ſich der Menge zeigen —"! Nicht ſeine Perſon hatte er zeigen wollen — dieſer konnte ſogar die Kunde von Verſen, die ein Juriſt herausgegeben, für ſeine Laufbahn nachtheilig werden — ſondern die Eingebungen ſeiner Muſe ſelbſt. Gewiß iſt es ſchön, ſich zu denken, daß man mit ſeinem Daſein nicht dahinfließt wie die Welle, vergehend wie ein einzelner Tropfen im Meer! Schön, ſich zu denken: Man iſt vielleicht durch manche Tröſtung und Erhebung ſeiner Zeit, ſeinem Volke von keinem vorübergehenden Werth geweſen, hat für Tauſende

gedacht, die nicht denken, für Tausende empfunden, die ihrem Herzen niemals eine den Kreislauf seiner beiden Kammern störende Zumuthung machen! Fühlt man sich auch nicht mit den großen Unsterblichen fortleben, so weiß man sich doch abgespiegelt im Gedächtniß Mancher, beglückt von dem Gedanken, den Sinn für Schönheit und sittliche Würde gemehrt zu haben!

Die Gedichte Hugo Ubaldi's wurden von einem jungen, noch unternehmungslustigen Verleger schön ausgestattet und sogar honorirt. Die öffentlichen Urtheile waren beifällig. Der Verfasser konnte annehmen, daß das Echo des Anklanges in vielen Herzen widertönen, das zierliche Buch einen reichen Absatz finden würde. Doch sollte ihm bald die Enttäuschung werden. Er erfuhr, daß keine seiner Hoffnungen eintraf. Der junge Verleger machte Bankrott. Der ehemalige Principal desselben, ein grämlicher Buchhändler alten Styls, erwarb die sämmtlichen Vorräthe seines mißrathenen Zöglings. Es zeigte sich, daß fast die ganze Auflage unverkauft geblieben war. Sie war enorm hoch gegriffen in der Zahl der abgezogenen Exemplare, während ein literaturgeschichtlich bekanntes Beispiel einen jetzt gefeierten Dichter grade durch kleinste Auflagen, immer wieder künstlich veranstaltete neue, in die Höhe gebracht hatte. Denn nur von der zweiten, dritten Auflage an beginnt der Glaube des Publikums.

Wäre es ein Spiel, nur ein Reiz zu einer Nebenbeschäftigung gewesen, was Heinrich Nother in seinen Mußestunden getrieben, Verse zu machen, so wäre der Schmerz, der ihn über diese Nachricht befiel, lächerlich gewesen. Aber der tief Verletzte hatte seinen vollen Menschen dahingegeben. Er hatte, wenn Andre dem Vergnügen lebten, seine kleine Studirlampe angezündet, die Vorhänge seiner Fenster niedergelassen, einige Töne auf dem Piano angeschlagen und die Geister der Luft, die unsichtbaren Mitbewohner unsrer sichtbaren Welt, die Schatten der Ideen herbeigerufen und mit ihnen Zwiesprache gehalten, was wir Dichten nennen. Nun war ihm Alles das wie von Teufelsfratzen verzerrt. Der Künstler begehrt Erfolg. Der Beifall, den der Virtuose erwirbt, ist ihm das schuldige Opfer für den Gott im eignen Busen. Wahr, wirklich muß

werden, was die Hand, die Stimme hervorgezaubert! Welchen andern Prüfſtein als den Jubel und den Dank der Hörer, giebt es dafür, daß man nicht in's Leere getaſtet?

Wer ſelbſt ſchafft, muß ein Geſtändniß von ſich machen, das Manchem faſt unglaublich erſcheinen wird. Ein factiſch mißlungenes Werk erfüllt uns nicht etwa mit Scham oder mit Reue, ſondern mit einer wahrhaften Beunruhigung des Gewiſſens. Das Falſchgeweſene, das Geſcheiterte ſetzt ſich unheimlich wie mit Eumenidenſittichen in den Nacken. Es jagt den Schöpfer im Kreiſe um. Der mangelnde Erfolg erſcheint ihm als Strafe. Der Gedanke, daß man je ſelbſt an das Irrthümliche hätte glauben können, liegt wie ein Alp auf der Seele. Wir haben an den größten Geiſtern, wie Schiller, geſehen, daß ſie ein Grauen befiel, wenn ſie einiger ihrer Jugendarbeiten gedachten. Um Alles hätte Schiller getilgt geſehen, was Andre von ihm, meiſt aus Gewinnſucht, hervorzogen. Ein bekannter Staatsmann gäbe ja viel darum, wenn er ein bekanntes Wirthshauslied nicht gedichtet hätte.

Heinrich Rother gab den Hugo Ubaldi auf. Die Ablehnung des Publikums war für ihn entſcheidend. Nur durch die zweite Auflage konnte die Aufmerkſamkeit dieſes ſchläfrigen Rieſen geweckt werden. Nicht aus Eitelkeit, ſondern aus Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, zog er ſich das Schickſal ſeiner Gedichtſammlung zu Herzen und ſuchte die Einſamkeit, ohne dieſe noch ferner fruchtbringend für ſeine Muſe zu machen. Die Anwandlungen, wieder zu reimen, lehnte er mit Strenge ab. Jetzt ſchon lange, ſelbſt wenn es ihn auftrieb vom ſchönſten Sitz unter einem Blüthenbaum! Wenn ihm eine Empfindung kam, die ſich lyriſch geſtaltete, beherrſchte er ſich. Denen, die ihn an ſeinen Dichternamen erinnerten, wich er aus, wie wenn er wüßte, daß hinter ihrem Beifall nur Spott liegen könnte.

Es waren ſchon mehr als fünf Jahre über dieſe Enttäuſchung hingeſchwunden. Seine Reſignation hatte die Geſtalt einer allgemeinen Welt- und Lebensanſchauung gewonnen, allerdings einer ſolchen, die für die Frau Profeſſorin Mundt, die ihrerſeits nur heitre, lebensfrohe Menſchen, wie Hipler, liebte, an eine dunkle Geſchichte gemahnen konnte. Nur Ernſt,

nur leichterregbarer Ernſt und dann wol einmal ein Ausbruch von Bitterkeit war es, der dem anziehenden jungen Manne etwas Befremdendes gab. Wie tüchtig ſein Streben war, erſah man aus dem gewandten Uebergang ſeiner Carrière aus dem juriſtiſchen Fach in's adminiſtrative. In dem großen Bienenkorbe, in der großen Garnſpinnerei, „Strickſpinnerei für den Galgen", wo es ſchnurrte und ſauſ'te den ganzen Tag, dem Dicaſterium der volkreichen Reſidenz, hatte er ſo lange in dem Departement der Eheſcheidungen arbeiten müſſen, bis er die letzte Geltendmachung ſeiner poetiſchen Anſchauungen für's Leben zu verlieren befürchtete. Eine Verſetzung in eine andere Abtheilung war zur Zeit unthunlich. So ging er zur Cameraliſtik über. Selbſt Hipler, der die Unſchuld ſeines Herzens in dieſer im Erdgeſchoß des großen Stadtgerichts gelegenen Abtheilung für Eheſcheidungen verloren zu haben behauptete, gab ihm Recht, als er nach einer dreijährigen Wirkſamkeit in dieſer „Mördergrube der Gefühle" mit den Worten Abſchied nahm: „Da unten aber iſt's fürchterlich!"

Weibliche Anmuth, verbunden mit dem Adel der Bildung, jeder Liebreiz der nächſten Umgangstugenden, verbunden mit allen lockenden Preiſen für die Bewerbung, begegnete dem faſt ſchon Hypochonder gewordenen, wenig mehr als dreißig Jahre zählenden Mann in der jungen Witwe Ottilie Walch. Nach A. verſetzt, leidlich eingerichtet, enthuſiaſtiſch begrüßt von ſeinem alten Freunde Hipler, hatte er ſich kaum über die nächſten Lebensbedingungen des Orts, zu denen die nicht immer leichten Beziehungen zum Militair gehörten, orientirt, als auch ſchon die prangende Blüthe der Geſellſchaft, die ſich hoch über dem ganzen Niveau der Stadt und Umgegend erhob, ihm erſichtlich, dann näher bekannt wurde. Der Staatsanwalt ließ ſich nicht nehmen, ſeinen Freund auf Neuweiler einzuführen.

Die Bekanntſchaft war jetzt faſt ein Jahr alt. Bei Rother überwog, wenn er ſich nicht erklärte, die Rückſicht auf ſeine noch lange nicht conſolidirte Lebensſtellung. Kaltes, nur an die Vernunft erinnerndes Wort für die Darlegung einer Revolution im Menſchen — „ſich erklären —!" „Erklären" —!

Was? Das Unerklärbare —? „Erklären" die zitternden Wallungen der Adern, die Spannung der Nerven, die Vertiefung aller Gedanken nur nach Einer Richtung hin —! Wer kann darüber allesumfassend sprechen, die Worte gewinnen, die Alles, Alles sagen! Und doch hält die Liebe so gewissenhaft auf Brief und Siegel und Geständniß. Bald hatten sich beide Naturen erkannt. Ja anfänglich stießen sie sich sogar ab, wenigstens hätte Rother den Lehrmeister machen mögen. Die Gewohnheit hatte manches Vorurtheil, manchen Brauch im Leben der jungen Frau aufkommen lassen, den er nicht billigte. „Fegen Sie nur unsere Spinnweben aus!" hatte sie ihm gesagt. „Nehmen Sie aber auch den Kehrbesen nicht zu scharf!" Ein Blick auf die Tante hatte um Schonung ehrwürdiger Reizbarkeit gebeten. Nun kam ein bald ernster, bald neckender Ton zwischen Beiden auf. Letzterer, wenn ihm eine Rüge zum Grunde lag, wurde gefahrvoll — schon durch das Bedürfniß der Wiederversöhnung. Wenn Beide auf einsamen Wegen im Garten wandelten, die Weinberge bestiegen, hier und da Stellen fanden, wo man im dichtesten Blättergrün nur das blaue Auge des Himmels zu Zeugen hatte, so wurde die Aussöhnung schon oft durch ein künstliches Erschrecken Ottiliens über eine Störung unterbrochen, um nicht vom Moment überrascht zu werden. Denn wie sehr sie auch den gewandten, geistvollen, wahrhaft männlichen Mann liebte, sie verrieth sich selbst durch keinen Händedruck, keine Erwiderung des seinigen, wenn sie etwa in glänzender Toilette und in jenem Rausche, welchen die Frauen zu gewissen Stunden über ihre eigene Erscheinung sogar selbst zu empfinden scheinen, in eine Gesellschaft fuhr und Rother, nur um ihr Einsteigen in den Wagen zu beobachten und ihr dabei die Dienste Edelmanns's zu ersparen, die mit duftenden Handschuhen bedeckte, am zarten Armgelenk mit schweren Goldbracelets geschmückte, weiche Hand festhielt.

Das Hinhalten eines Geständnisses kann zur Pein, aber auch zu einem Zustande abwechslungsreicher Freude werden. Das Leben ist ja an sich so schaal und arm! Eine Liebe, vollends eine unausgesprochene, verwandelt Alles, was uns gemeinschaftlich begegnet, in ein anregendes Erlebniß. Dann

weiß man erſt, warum man lebt! Man hat die Belohnung für jede Anſtrengung —! Wie theilt ſich nicht die Zeit ein! Liebende, die ſich ihre Neigung noch nicht zu geſtehen gewagt haben, ſind erfinderiſch für eine Menge kleiner Aufgaben, die nur geſtellt werden, um Gelegenheit zu geben, ſich zu ſehen und im nächſten Verkehr aneinanderzurücken. Die „praktiſche" Ottilie, die behelfreiche, die erfinderiſche, war Rothern nicht entgangen. Die Eigenſchaft des Anordnens, Befehlens, ſchnellen Entſchlußfaſſens erſchreckte ihn anfangs. Bald aber erkannte er den Tact, das Schönheitsgefühl, das dieſen Kundgebungen einer willenskräftigen Natur, die in andern Augenblicken wieder kindlich zaghaft ſein konnte, zum Grunde lag. Rother war muſikaliſch. Ottilie ſang einfache Lieder und ohne Prätenſion.

In dieſen Zuſtand einer Verknüpfung, die ſich bald zum glücklichſten Ende löſen zu wollen ſchien, war jene Aufgabe gefallen, die Rothern zwang, eine feindſelige Stellung gegen die geliebte Frau einzunehmen. Schon lange hatte er ihr angedeutet, wie ſehr er unter dieſer Aufgabe litte. In den Begleitzeilen des Actenpackets hatte er ſein Nichterſcheinen auf die letztempfangene Einladung mit eingehenden Worten entſchuldigt. Durch Ueberſendung aller Acten, die er ſorgfältig zu hüten und ſchnell zurückzuſchicken bat, gab er ihr einen Beweis ſeines Vertrauens, nicht nur auf ihre Gewiſſenhaftigkeit, ſondern ebenſo auf ihre beſonnene Einſicht. In letzterer hatte er ſich nicht geirrt. Er erfuhr aber von dieſer glücklichen Reſignation Ottiliens nichts. Das Packet war ohne jede Antwort zurückgekommen. Sie mochte die Zuſendung kaum einige Stunden im Hauſe behalten haben.

Ehe, wie verabredet, Edelmann das Packet abholte und noch vor dem Zuſammenſuchen aller Beſtandtheile deſſelben, hatte Rother einen Brief von jenem Leipziger Buchhändler erhalten, in deſſen Verlag ſeine Gedichte übergegangen waren. Er hatte, wie er ſich ſpäter ſelbſt ſagte, die Schwäche gehabt, bei dem alten Soſier anzufragen, ob denn noch immer keine Ausſicht vorhanden wäre, die Gedichte Hugo Ubaldi's in zweiter Auflage erſcheinen zu laſſen. Der ehrenwerthe Herr hatte höflichſt erwidert, aber auch erklärt, daß der Abſatz des

Artikels ein dermaßen geringer gewesen, daß sich von siebenhundertfünfzig gedruckten Exemplaren noch siebenhundertzehn auf Lager befänden. Der allmälige Absatz derselben — hier kam eine ersichtliche Ironie — dürfte „noch einige Jahre" dauern. Diesen Brief hatte Rother von sich geschleudert und sich vorgenommen, sich durch nichts mehr weiter an die Thorheit, daß er in Leipzig angefragt, erinnern lassen zu wollen.

Ottiliens stummes Zurückschicken der Papiere nahm ihm allen Lebenshalt. Gedankenlos blätterte er in den Papieren, die für ihn nur zu gewiß bewiesen, daß die Ansprüche, die der selige Regierungsdirector auf die Verwandlung einer Dienstwohnung in sein Eigenthum zu haben geglaubt hatte, null und nichtig waren und die Witwe desselben weichen mußte. Selbst der Ankauf zu einem höheren Preise schien sich nicht mehr machen zu wollen. Die Provinz verlangte eine Ackerbauschule und das Terrain eignete sich dazu in jeder Beziehung.

V.

Die Jahreszeit näherte sich der Sonnenwende. Die Spätlinge der Baumwelt wiegten ihre vollen Laubkronen, während die Kastanienallee, die von der Stadt nach Neuweiler führte, schon ihren Pyramidenschmuck abgelegt hatte. Ueber die Mauereinfriedigung des schönen Anwesens herüber dufteten die Akazien; noch gefälliger für die vielen „Freunde des Hauses", die nun eine schöne Vergangenheit bald begraben sehen sollten, duftete die in Masse angepflanzte Erdbeere. In den Weingehegen hatte endlich die Rebe ihre kleinen Blattrollen entfaltet zu immer größerm und größerm Umfang und die Zeit der Rosen war da.

Sechs Wochen waren hingegangen. Nicht in einer völligen Entfremdung der Liebenden gegeneinander. Dafür hatte sich bei Ottilien die Leidenschaft zu tief eingewurzelt. Zu Begegnungen mit dem „bösen Mann", wie sie ihn zum ersten Mal beim

Sophia.

Nein!

Bibikoff.

Das ſagſt

Du Deiner Kaiſerin?

Sophia

(erkennt Katharina).

Der Kaiſerin?

(Iwan und Alexei knieen.)

Sophia.

Du biſt es, Katharina? Kniet, Ihr Knaben,
Vor dieſer Großen, die die Welt bewundert,
Die ihren Gatten kriegeriſch begrüßt
Mit eiſerner Umarmung, küſſend ihn
Mit Küſſen aus dem Munde der Kanonen —
Ich folge Deinem Beiſpiel, Kaiſerin,
Und zeuge laut wie Du: Er war es nicht!

Razumeſſsky.

Verwitzig Weib! Man halte ſie gefangen —

Sophia.

O nur in Kerker führet mich, die Zeit
Der Kerker hat für Rußland aufgehört!
Von allen Füßen gleiten jetzt die Ketten,
Am Baum der Freiheit hängen alle Kugeln —
Die erſten Früchte, die das Jahr gereift,
Dies Erntejahr, dies lang erſehnte Jahr,
Wo ſich die Gräber öffnen, daß die Todten
Die Kronen der Lebend'gen tragen — Todte?

Wiedersehen anredete, zu Wiederanknüpfungen bot sich Gelegenheit genug. Auch betrat Rother ihr verstörtes Lebensasyl ohne Einladung, schon durch äußere Umstände, Untersuchungen, Vergleichungen an Ort und Stelle. „Brennt es Ihnen hier nicht unter den Füßen?" rief sie, als sie ihn bei Gelegenheit einer Vermessung empfing, während die Tante sofort das Zimmer verließ und heftig die Thür zuschlug. An Variationen des Ausdrucks für Schmollen, „ewig geschwornen Haß", bittre nothwendige „Rache" konnte es unter beiden geistvollen Liebenden nicht fehlen. Rother bekannte sich als einen „Intriguanten", der nur ihre Freunde und Schmeichler hätte zum Tempel hinaustreiben, sie selbst vor dem Bewohnenmüssen eines, „wie sich immer mehr herausstellte", alten und baufälligen Hauses bewahren wollen. Ottilie dagegen pries die Schönheiten Italiens, wohin sie zunächst, nach Uebergabe des Besitzes an die Regierung, „für mehrere Jahre" zu reisen gedächte. Rechnete sie ihm vor, was sie an Einnahme durch sein Referat verlöre, erklärte sie ihn für eine kalte, herzlose Büreaukratenseele, so versprach sie ihm doch, ihren Bekannten zu gestatten, daß er ihre Briefe an diese läse, die sie aus Italien schreiben würde — nun kam ein aufziehender Ton in ihre Worte — wenn sie mit ihrer guten Tante Munde im Golf von Neapel schwelgen, die Höhe Capri's ersteigen, sich in die blaue Grotte unterducken würde. Es war, als wollte sie sagen: Die Hände, die uns dabei den Shwal tragen und die uns behülflich sein werden, aus dem Nachen zu steigen, werden sich auf der Reise schon finden!

Das Verhältniß gedieh um die Rosenzeit schon wieder so weit, daß ein gewisser modus vivendi zwischen dem jungen Paar eingeführt war, welchen sich Rother ausgebeten und auf Befragen nach dem Fremdworte so erklärt hatte: „Modus vivendi heißt, daß man sich nur unter vier Augen sag', wie sehr man sich verabscheut! Man rückt nicht vor den Leuten von der Seite des Andern weg, wenn man zufällig einen Platz neben ihm angewiesen bekommen hat! Man schickt mir auch ferner durch den Edelmann, welchem alle Artigkeit und weniger Brummen anbefohlen wird, manchmal für mein dumpfes Zimmer einen Waschkorb voll Blumen — die ja

sonst doch nur in die Apotheke wandern —!" „Oho! Oho!" hatte die Tante diese Voraussetzung von Blumensendungen als ganz und gar unstatthaft unterbrochen. Genug, es war schon mancher glückliche Moment wieder eingetreten, trotz der Tante, die jeden Keim dafür zu ersticken suchte. Schon manchmal war Ottilien wieder ihr Spitzentaschentuch entfallen und Rother hatte es aufgehoben und nicht zurückgeben wollen. Schon manches Billet hatte den Duft, der Ottilien umgab, auch wieder in seinem Zimmer verbreitet und sein Auge hatte sich geweidet an der frischen, resoluten Art ihrer Handschrift, die ganz das Gepräge des Abgerundeten, Fertigen, Flüssigen trug, wie bei den Engländerinnen, deren Handschriften man es ansieht, daß sie am meisten dazu beitragen, die Bilanz der Posteinnahmen Europas zu verbessern. Schon manches Vielliebchen war wieder gegessen worden, manche Wette geschlossen und die Sammlung jener jolis riens, die sich in solchen Fällen zu schenken erlaubt ist, für beide Theile größer geworden.

Da brachte Staatsanwalt Hipler — und offenbar dazu von seiner besondern Gönnerin, der Professorin, was soviel wie von Ottilien selbst war, veranlaßt — ein Gartenfest auf's Tapet, das noch vor Ottiliens Verschwinden nach Italien, diesem bänglichen Blick in die Zukunft für Rother, gefeiert werden sollte. Das Decernat über Neuweiler war erfolgt. Das Ministerium verlangte Räumung bis zum October. Ob die Mahnung Schneller's zum Proceß Gehör fand oder nicht, die Besitzergreifung fand statt und schon „über Nacht bin ich verschwunden" — erklärte Ottilie, „früher, ehe man davon die Ahnung hat, wie beim „Mädchen aus der Fremde"!

Es sollte das Johannisfest gefeiert werden. Einige Bekannte, die Freimaurer waren, konnten sich erst Abends anschließen, wenn sie von ihrem, an diesem Tage pflichtschuldigen solennen Diner kamen. Das Feuerwerk zu liefern und zu arrangiren war Hipler, noch Nichtmaurer, erbötig. Auch von „Johannisfeuern" hatte man gesprochen an einigen Abenden vorher, wo die anwesenden Herren Studirten, namentlich Professoren des Gymnasiums, vielerlei Bedeutsames über Johannisfeuer zu äußern wußten. Leider ging es für die Tante

zu sehr in's „Unheimliche" über und einmal sogar, als Rother zugegen war, in's Verletzende. Denn die Rede des Gymnasialdirectors, eines unterrichteten, aber allerdings auch sehr behaglichen Sprechers, der auf den Zusammenhang der Johannisfeuer, die von den alten Deutschen auf den Bergen abgebrannt wurden, mit den Opfern einging, welche dem Gotte Frô, dem Gott des siegreich durch die Nebel dringenden Sonnenscheins, gebracht wurden, ließ sie sich noch gefallen, obschon ihr, wie sie offen und sogar mit Selbstpreisgebung zum Belachtwerden bekannte, die altdeutsche Religion viel zu viel mit Hexen und bösen alten Weibern zu thun gehabt hätte. Das aber verdroß sie geradezu, daß ihr Freund Hipler am Abend darauf und kurz vor dem Feste mit einer großen Staude des bekannten Küchengewächses, Beifuß genannt, in den Gesellschaftsraum kam und erzählte, gelesen zu haben: Wer durch einen Kranz von Beifuß auf's Johannisfeuer blickte, dem würde das ganze Jahr hindurch die Plage von Kopf- oder Zahnschmerzen erspart! Und selbst das noch wäre hingegangen, obschon die Damen von Zähnen nicht gern reden hören. Aber der Assessor fing nun an vom Beifuß, dem er zwar den poetischern Namen Sonnwendgürtelkraut zuerkannt wissen wollte, die tollsten Zauber zu erzählen, als z. B.: Frauen müßten dies Kraut immer im Schuh tragen, um die Männer zu fesseln, und dergleichen, bis der Unglückliche von den Frauen ahnungslos auf die Martinsgänse kam und die bekannte Würze derselben beim Braten mit Beifuß erwähnte. Zwar lachte Ottilie in ihrer ganzen bestrickenden Natürlichkeit, aber die Tante verrieth entschieden „verletzte Würde der Frauen".

Der Johannistag brach an. Es war ein vollkommen wolkenloser, blauheitrer Himmel, so daß die Befürchtung der großherzigen Festgeberin, ihr Johannisfeuer, das rings in den Weinbergen auflodern sollte, könnte vom Regen gelöscht werden, sicherlich nicht eintraf. Hipler und Edelmann hatten das Schmücken des Gartens mit bunten chinesischen Laternen übernommen. Drei Stellen, wo die Feuer brennen sollten, waren ausgegraben, rings mit Erde umwallt und so gewählt, daß die Flammen, selbst wenn sie baumhoch gestiegen wären

und der Wind stärker wehte, keinen Schaden hätten stiften können. Der Director des Gymnasiums hatte in Grimm's Mythologie nachgeschlagen und kam eigens, schweißtriefend, noch am Vormittag herausgelaufen, um zu sagen, daß er noch für die Vervollkommnung des Festes Manches zu beantragen hätte. Zwar als Meister vom Stuhl en die Loge gebunden, würde er doch nach dem Festmahle noch herauskommen und rathe daher schon jetzt, in der That sehr auf den Beifuß und die Blume Verbena Rücksicht zu nehmen, als welche beide dem Gotte Frô heilig seien und entweder als Kränze am Haupte oder an den Kleidern oder am Dachfirst oder sonstwo und sonstwie und eigentlich überall die Hauptrolle beim Johannisfeuer zu spielen hätten. Beifußgekränzte Kinder müßten vor den Flammen tanzen. An ihrem Sprunge würde man sehen, wie hoch in diesem Jahre der Flachs wüchse. Eine Henne müßte genommen, gerupft und so lange über'm Johannisfeuer geschwungen werden, bis sie genießbar geworden wäre — — Kurz, der vortreffliche Mann, ein gutbeleumundeter „Germanist", war so erfüllt von charakteristischen Vorschlägen zur Erinnerung an altheidnische Zustände, daß er erst zur Besinnung kam, als ihn der Staatsanwalt erinnerte: „Ja, wollen Sie mir Gelegenheit geben, Sie wegen Einführung unerlaubter Religionsculte zu denunciren —?" Es blieb einfach bei der Ausschmückung des Gartens mit Lampen, einer gemietheten Musik, einem Mahle und den Johannisfeuern selbst.

Am Morgen des 24. Juni hatte Rother eine Ueberraschung, die ihn in die größte Verwirrung, doch in eine freudige, versetzte. Von jenem grämlichen Buchhändler in Leipzig hatte er einen Brief erhalten, der ihm den plötzlichen Absatz fast aller Exemplare der Gedichte Hugo Ubaldi's anzeigte und zugleich die dadurch gebotene Möglichkeit einer zweiten Auflage. Vorschläge folgten über die noch zierlichere Druckeinrichtung, die diesmal getroffen werden sollte, Hindeutungen auf die vorgeschrittene Kunst des Buchbinders, auf die Feinheit des Papiers, die allen Exemplaren gleichmäßig zu Gute kommen sollte, auf den Preis. Das gebotene Honorar war mäßig, doch wurde ein höheres für eine künftige dritte Auflage versprochen.

Rother wußte nicht, was er denken ſollte. Trieb Jemand ſeinen Spott mit ihm? Er ſah den Brief von allen Seiten an, fand die Schriftzüge ſeiner Erinnerung gemäß vollkommen denſelben gleich, die ihm vor noch nicht langer Zeit die unangenehme Leipziger Mittheilung gemacht hatten. Er wollte die Schriftzüge vergleichen, ſah aber nichts Auffallendes an dem Umſtande, daß er nach einigem Suchen jenen Brief nicht fand. Der Poſtſtempel, das Siegel des Buchhändlers, Alles traf zu. Er hatte das Unglaublichſte, aber Glücklichſte in der Hand. Wo waren jene ſiebenhundert Käufer hergekommen? Sollte ſich Eitelkeit bei ihm einſtellen und ihn bereden: Die Anerkennung des Werthes iſt über Nacht gekommen!? Dieſe Thorheit konnte nur auf einen kurzen Moment ſeiner Herr werden, aber er fand ſich in die Thatſache, dachte an antiquariſche Operationen, „amerikaniſche Parthieeinkäufe" und war überzeugt, daß eine Erkundigung bei dem Verleger ihm bald Licht verſchaffen würde.

Faſt die ganze Stadt bekam es zu bemerken, daß die Regierungsdirectorin Walch ihr nunmehr entſchiedenes Ausgetriebenwerden aus Neuweiler grade wie zum Tort noch einmal mit einem großartigen Gartenfeſte feierte. Für die Damen und die weniger beſchäftigte Herrenwelt und die Nichtfreimaurer begann der vorausſichtlich herrliche Genuß ſchon am Nachmittag. Das Sinken der Sonne hinter die Hügelkette, zu welcher die Weinberge gehörten, konnte zur Zeit der Solſtitien, wo dieſer Moment erſt ſpät eintrat, zum Beginnen des Feſtes nicht abgewartet werden. Ja ſchon mit Kaffee- und Chocoladenſervice beſetzt, erſtreckten ſich lange weißſchimmernde Tiſche im Garten. Rings mehrten ſich die verkörperten Ideen der beiden erſten, leider etwas geſchmackloſen Putzmacherinnen des Orts, phantaſtiſche Toilettenüberladungen, wo die Einfachheit beſſer geſtanden hätte. Faſt jeder der anweſenden Weiblichkeiten ſah man das vorausgegangene Studium an, ein Endlich! des vor Ungeduld verzweifelnden Gatten, die ſtete Bezogenheit der Gedanken auf dieſe Schleife, auf jenen Zipfel am Ohr. Töchterbegabte Mütter, die ſelbſt noch nicht zurücktreten mochten, boten claſſiſche Modelle für die „Philoſophie des Unbewußten". Eintretend in den Garten

wie abwesend, handelten und redeten sie wie Automaten, bis eine Toilette anerkannt war oder die Töchter mit einigen Angehörigen der Regierung und heute sogar des Militairs zum Vogelschießen hüpften, das auf einer seitwärts liegenden Wiese arrangirt war, oder Andere Federball schlugen, wieder Andere sich bunte Reifen zuwarfen. Man mußte dabei Angst haben, daß den mit Gold überladenen Honoratiorenmüttern nichts im hohen Grase von der Brust oder dem Arme verloren ging.

Ottilie selbst gab sich wie immer einfach geschmackvoll. Ein über und über mit lieblichen Blumen bedruckter Sommerstoff, hellblaue schwere Seidenbänder, die zarte Taille umschlingend, die reichsten Garnirungen, Eingebungen einer Toilettenphantasie, die von keiner Putzmacherin abhing — Alles zusammen gab den Eindruck einer Blumenfee, die hin und her schwebend Alles beglückte und Jeden seinen Antheil vom Ganzen zu nehmen aufforderte. Lag doch die Freude auch schon in den Mienen Aller wie angehaucht von den Lüften, schon von den Anordnungen des Festes. Es war der Wirthin ganz genehm, daß Rother heute vorzugsweise am Armbruststand ausharrte, ja sogar unter den reifenwerfenden jungen Mädchen erblickt wurde. Hipler behauptete sein Amt als Maître de Plaisir.

Die noch lange nachwirkende Kraft der endlich untergegangenen Sonne und das Heraufziehen des Sternenheers beeinträchtigte anfangs die Hoffnungen, die man auf die Entzündung der drei Scheiterhaufen gesetzt hatte. Der Gymnasialdirector, der seiner Reden bei den Brüdern „los und ledig" geworden war, behauptete, im Vollbewußtsein eines glänzenden Mahles, das er heute schon genossen, und in Folge eines demnach noch nicht geweckten Appetits auf die in Aussicht stehende Nachtcollation, daß die alten Deutschen dergleichen heilige Dinge auch nur um Mitternacht angestellt hätten, zu einer Zeit, wo der wilde Jäger durch die Wälder sauste und durch die dem Gotte Frô gebrachten Opfer gleichsam auf andere Wege hätte gelenkt werden sollen.

„Und wenn von Berg zu Berg die Feuerzeichen flammen —" rief Hipler dazwischen, freisinnig, wie es alle Staatsanwalte

im Privatleben zu ſein pflegen in Folge des Geſetzes der Contraſte. Er rannte vorüber mit einem brennenden Windlichte und betheiligte ſich nicht an dem Vortrag des gelehrten Mannes, der ſich eine Gemeinde zu bilden ſuchte.

Da das Souper nach dem Entzünden der auf den Bergen terraſſenförmig angebrachten Feuer eingenommen werden ſollte, ſo wurde es endlich die höchſte Zeit, dem Scherze ein Ende zu machen, und ſo bekam Edelmann ein Zeichen, die mit Reiſig bedeckten, mit Theer überworfenen Erdaushöhlungen, deren Inhalt aus Spänen und ſonſtigen Brennbarkeiten beſtehen mußte, zu entzünden. Milde wehte die Luft. Alle Blumen ſchienen ihre Kelche geſchloſſen zu haben und zu ſchlummern. Die Inſecten ſchwärmten. Hier und da verrieth ſich die Nähe eines Vogels, der ſein geduldetes Neſt in den Gebüſchen hütete. Die Wieſen wurden thaufeucht. Die Paare ſchloſſen ſich aneinander und witterten überall etwas wie von Elfen, die jetzt zum Tanze ſchritten. Und um einige Birken, die geiſterweiß ſchimmerten, war es auch nicht ohne damit. Eine Muſik, der Hochzeitsmarſch aus dem Sommernachtstraum, wurde in gemeſſener Entfernung vernehmbar.

So ſanft und linde blieb die Luft, daß Niemand daran gedacht hatte, ſich wärmer zu kleiden.

Doch kaum wurden die erſten aufzuckenden blauen Flämmchen auf der Höhe ſichtbar, ſo fühlte Frau Ottilie ein ſolches Fröſteln durch ihren Körper rieſeln, ein ſolches Durchſchauertwerden ihres Innern, daß Rother ſelbſt, der geſehen hatte, daß ſie zitterte, auf und davon ſprang, um die Frau Profeſſorin um eine Bekleidung für die junge Frau zu bitten. Ottilie hatte faſt mit Zähneklappen die Worte zu ihm geſprochen: „Es iſt ja nur die Furcht wegen des nun ausbrechenden Jubels der Dämonen über Ihre That! Das Opfer meiner Rache beginnt!“ Die Tante prallte zurück vor dem ſo haſtig in die Nähe der Küchenräume Herbeieilenden. Ihr Schreck begründete ſich auf dem böſen Gewiſſen, daß ſie dem Wort der charakterfeſten jungen Freundin, die ihre frühere Aeußerung: „Er ſoll meine Rache ſpüren!“ und nicht im ſcherzenden Ton, aufrechterhielt, Glauben geſchenkt hatte und immer noch ſchenkte. Manche der nähern „Freundinnen“ der

Tante, besonders die Oekonomierāthin, die in der Sorge für ihre drei Töchter sich ebenfalls auf Rother Hoffnungen gemacht hatte, war natürlich schon längst in das Geheimniß eines vielleicht noch heute dem Assessor gespielten Streiches, eine Bestrafung für seine beamtliche Handlungsweise eingeweiht.

Rother kam mit dem leichten Gewebe einer weißen Beduine mit himmelblauer Capuze. legte diese sanft auf die Schultern der angebeteten Frau und sah mit trunknem Blick, wie ihr Engelsköpfchen mit den rothgoldenschimmernden Locken aus der Verhüllung heraus ihm einen Dank mit den Augen sprach, der auf Alles, nur nicht auf Rache hätte schließen lassen. Um ihre Verlegenheit über die Gluth der Empfindung, mit welcher sie der „böse Freund" betrachtete, zu verbergen, zeigte sie auf die schon flammenden „Scheiterhaufen" — sie bediente sich dieses Wortes — worauf Rother mit Ekstase einfiel: „O nein, o nein, von jeher waren Johannisfeuer Hochzeitsfackeln, zu welchen noch heute in meiner Heimath von den Burschen gesungen wird: „Wer kein Holz zum Feuer gtt, erreicht das ewige Leben nit!"

Mit weit geöffneten Augen, die jetzt wie kleine Demantschilde funkelten, betrachtete ihn Ottilie eine Weile, riß sich dann los und entfloh förmlich dem begeisterten Sprecher.

Schon standen die aufgehäuften Brennstoffe in vollen lichten Flammen. Immer höher stiegen die Säulen, besonders die untere, die dem höhern Standpunkt der beiden andern nachzukommen suchte und diese fast überragte, so daß es den Frauen ängstlich wurde. Edelmann, vermummt in einen grauen Kittel, wie ein Taucher oder wandelnder Eisbär anzusehen, ging bald zu dieser, bald zu jener Flamme und stocherte mit einer mächtigen neuen Düngerforke, die ihm das Ansehen eines Boten aus der Hölle, eines Gesellen von der Schmiede des Vulkan gab, in den brennbaren Stoffen, um der Flamme immer auf's Neue frische Luft und neue Nahrung zuzuführen. „Auch Zeitungen werden mit verbrannt? Das ist gut!" riefen einige der Herren Offiziere und conservativgesinnten Civilisten. Den Frauen wurde immer banger über dies seltsame Vergnügen. Trotz Edelmann's Dreizack,

der Alles zusammenkehrte, was Asche werden sollte, flogen angebrannte, noch glühende Fetzen umher, die leicht ein Unheil hätten stiften können. Die Damen retirirten schon. Nur die versteckte Harmoniemusik, die in einem der Weinbergshäuschen aufgestellt war, deckte sowohl die Schreckensrufe, wie die ziemlich lange Zeitdauer, die das allmälige Abbrennen der gewiß in weiter Ferne sichtbaren und einen prächtigen Effect gebenden Feuer kostete.

Rother ließ sich nicht nehmen, in Ottiliens unmittelbarer Nähe zu bleiben. Mit einem Herzen, von dessen Klopfen sie fürchtete, es könnte sich verrathen, hörte sie von ihm die Worte:

„Ich möchte, die alten Deutschen hätten das Johannis- und die Julfeuer betrachtet ohne die vielen üblichen Späße des Volksaberglaubens! Schon allein die Flamme selbst ist so heilig! Wie ernst, wie feierlich steigt sie auf! Wie wirkt ihre Gluth so magisch! Man kann es begreifen, wie die Feueranbeter, die Parsi, dasitzen und in eine kleine Welle entzündeter Luft schauen! Sehen Sie, wie sich die Flamme gegen die Nacht abhebt! Ist sie nicht ein Bild unseres Lebens —? Wie lodert das wild, wie verlischt es so still! Der Reiz, den wir als Kinder hatten, mit dem Feuer zu spielen, o gewiß, er war nichts Andres, als die Freude am frisch Lebendigen, an dem, was von allem Andern, das in der Welt ist, so plötzlich verschieden ist, es war die Ahnung der Verwandtschaft des angezündeten Schwefelhölzchens mit Sonne, Mond und Sternen! Zerstören! Zerstören! Niederreißen! Ha, durch Zerstören erhalten wir uns ja nur —! Ja so —!" unterbrach er sich lachend, „da komme ich ja auf unser gefährliches Kapitel —! Sie lieben meine Negationen nicht!"

„Das ist es —" hatte Ottilie, träumerisch in die jetzt ermattenden Flammen blickend, erwidert. Ihren Gedanken ganz auszusprechen, wurde sie durch Hipler verhindert, der sie bei Seite zog, ihr ein angebranntes Stück Papier zeigte und zuflüsterte:

„Aber um Himmels willen, meine Gnädigste, die ganze Gesellschaft steckt schon die Köpfe zusammen! Da fliegen ja

einzelne gedruckte Blättlein, angebrannte umher! Deutlich besinne ich mich — ich habe sie zwar lange nicht zur Hand gehabt — aber — ich meine unseres Freundes Rother's — Gedichte — hier habe ich ein Stück von der Elegie auf einen Meerschaumkopf in die Hand bekommen — dieser Kopf wurde mir damals von ihm geschenkt, als ich noch der „schöne Julius" hieß! Rother hatte unsere ganze akademische Zeit an den hohlen Kopf, wollt' ich sagen, an den Schaum des Meeres, an die gährenden Elemente, wissen Sie, anknüpfen wollen —"

„Es mag von Edelmann mein Exemplar mißbraucht worden sein —" sagte Ottilie gleichgültig, blickte aber schüchtern um sich und verschwand sofort.

Die Stimmung der Gesellschaft wurde in der That eine gedrückte. Der zerstreuten Blättchen aus Hugo Ubaldi's Gedichten wurden immer mehr. Allgemein stand fest, man war eingeladen, um davon Act zu nehmen, wie die junge Frau sich an dem Manne rächte, der sie aus diesen Räumen vertrieben hatte. Die Erläuterungen, die von Frau Professorin Munde gegeben wurden, thaten nichts, um die Voraussetzung des Verbrennens auch einiger Exemplare dieser Gedichte zu berichtigen, obschon die Handlung eigentlich dem Charakter der jungen Witwe widersprach. „Solcher Tücke hätte ich sie nicht für fähig gehalten!" sagte Hipler laut, und erhitzte sich immer mehr für seinen Freund, den er, Er, als Dichter protegirte. Ihm allein hatte Rother den Absatz von drei Exemplaren in der Stadt zu verdanken. Ja, Hipler wollte jetzt den Freund selbst in das Geheimniß der allgemeinen Entrüstung einweihen und suchte ihn in den mit bunten Lampen geschmückten Bosketts und Laubgängen auf.

Endlich fand er ihn, aber mit Ottilien allein. Beide standen dicht am Rande des größten der Freudenfeuer und schienen im vertraulichsten, neckenden Gespräch begriffen, wie sie es fast immer führten. Sie jetzt zu stören, war nicht gut geboten und da der ergrimmte Staatsanwalt ein eben solches Blatt, wie er selbst als corpus delicti seiner moralischen Klagestellung trug, in den Händen seines Freundes zu bemerken glaubte, so wollte er noch weniger die Auseinandersetzung Beider stören und zog sich zurück, von Manchen, die ihm

Nicht Todte? Nicht der Czaar? Sei's wer es ſei,
Der Dich beſiegte, ſtolze Kaiſerin,
Ob ächt — ob falſch — Ich will nur Eins bekennen:
Er kann ſich Emil Pugatſcheff nicht nennen!

Katharina (erſchüttert).

Das Zeugniß, das ſie geben ſollte, ſcheitert;
Laßt ſie in Frieden ziehn! — Wohin begehrſt Du?

Sophia.

In's Kloſter droben auf der Citadelle!

Katharina.

Führt ſie hinweg!

Sophia

(nimmt ihre Kinder an die Hand und geht ab).

Razumoffsky.

Ein Bild des ganzen Volks:
Von ſeinem falſchen Glücke wie geblendet!

Katharina (bei Seite).

Nur Einer ſoll den Zauber löſen?

Razumoffsky.

Die Stände Kaſans harren in dem Vorſaal —
Nicht Rußland nur, Europa ſieht mit Staunen
Auf dieſen Bürgerkrieg herab — wer darf
Sich rühmen, daß er ihn zum Siege führt? —
In weſſen Hand gebt Ihr den Feldherrnſtab?

Katharina.

Wohlan! Nur Einer ſoll den Spuk zerſtören
Und ſich ihm ſtellen Auge gegen Auge!

nachgefolgt waren, gebeten, das so tief Verletzende lieber zu ignoriren.

Wäre der wohlmeinende Freund näher getreten, so hätte er belauschen können, was Rother eben zu Ottilien sagte. „Ich träume gradezu! Sie geben mir da den Brief zurück — den ich heute suchte — und den ich Ihnen —"

„Unter die Acten gelegt hatte —" fiel Ottilie ein.

„Gelegt —? Ich selbst? Es war ein reiner Zufall, daß er hineingekommen —!"

„Den ich aber benutzt habe! Die Acten habe ich nicht wieder gelesen. Wozu? Aber den Brief habe ich sehr aufmerksam studirt —"

„Was konnte Sie —" wollte Rother erwidern. Aber im Nu sah er eine geisterhafte Helle um sich. Er hatte am Rande des nun ausgebrannten Kraters ein Blättchen aufgehoben, das ihm befremdlich vorkam. Er war von Ottilien begleitet gewesen, die ihm jetzt rasch aus ihrem Kleide den zurückgehaltenen Brief einhändigte. Das Empfangen des Briefes, das Aufheben des noch nicht gelesenen Blattes, das endliche Ansehen desselben, das „Studiren" der reizenden Frau, der Blick auf die Reste des Johannisfeuers — Alles das traf zusammen, um ihn verstehen zu lassen, was sich hier begeben hatte. Die reiche junge Frau hatte die Auflage der Gedichte Hugo Ubaldi's an sich gekauft und — verbrannt. Schon rief sie im bittenden Tone: „Es ist ein Geheimniß zwischen mir und Edelmann! Und Edelmann ist, wenn ich streng bin, verschwiegen und gut!"

Rother stand wie erstarrt. Er mußte sich bekämpfen, um nicht — in Thränen auszubrechen.

Doch sein Schweigen erschreckte Ottilien.

„Ja, warum nennen uns denn die Menschen Mäcene!" rief sie, vom Sternenglanz und dem letzten Ausglühen der Feuer wie magisch beleuchtet und durch die Situation zu einem Erhöhen ihrer Stimme, zum vollen Ausströmen ihres Gefühls schon äußerlich aufgefordert — (doch war nur zu sehr ihr Inneres betheiligt). „Was heißt denn die Muse befördern? Und mit meinem gekauften Eigenthum kann ich machen, was ich will! Die zweite Auflage ist jetzt eine Nothwendigkeit!"

„Gnädige Frau," raffte ſich Rother aus dem erſten, vernichtenden Gefühl einer Beſchämung, die jedoch ſofort der Rührung wich, auf; „ich ſtehe vor Ihnen mit meiner ganzen Schwäche — wie ein recht, recht eitler Mann, der ich doch nicht bin —! Sie kannten alſo wirklich — dieſen Schmerz meines Innern und verſuchten ihn auf dieſe Art zu heilen —?!" Nun hob er beide Hände über die leere, ſchwarzdampfende Grube.

„Heilen —? Nun ja!" ſagte die zitternde junge Frau. „Die Dichter appelliren ja immer an die Generationen! Ganz recht, verſteht uns die erſte Generation nicht, ſo verſteht uns die zweite! Das, ſo habe ich mir's überlegt, iſt das Weſen Eurer ſogenannten Auflagen! Darum, daß Sie die erſte Generation nicht verſtanden hat, ſollten Sie gleich todt ſein, ſollten Sie ſich gleich begraben laſſen mit Ihrem ſchönen Glauben —? Nein, nein, Sie böſer Mann, der Sie mir ſo empfindlich wehe gethan haben —"

„Ottilie —! Mein ganzes Leben, meine Sonne — mein Licht ſind nur Sie —!" rief der überwältigte Mann. „Ich knie hier zu Ihren Füßen! O daß es mir nie erlöſchen möge dies Licht, nie, nie, wie mir dieſe Feuer, dieſe Zeichen Ihrer Engelsgüte verlöſchen müſſen —"

„Dieſe Feuer —" rief die glückliche junge Frau, raſch um ſich blickend, ob ſie Niemand beobachtete — „verbreiten einen — abſcheulichen Geſtank! — Kommen Sie! Kommen Sie!"

Beide entflohen von ihrem ſichtbaren Standpunkte wie vom Winde verweht. In den dunkeln Gebüſchen, die ſie bald erreichten, ruhte die großherzige Frau in den Armen ihres ſprachlos gewordenen Freundes. Der Bund der Herzen war geſchloſſen. Nicht um dieſe eine heutige That war er es; dieſe bot nur die Fülle deſſen, was ſein Herz nicht aufnehmen konnte, ohne überzuſchäumen und alle Rückſichten dahinzugeben auf eine ungewiſſe Lebenslage, ſeinen Stolz, ſich nicht auf die Mittel einer Frau allein im Leben ſtützen zu wollen. Warum anders hatte er denn mit ſeiner Erklärung gezögert!

„Und wenn nun auch die Welt erführe," rief er aus, „daß

Du Herrliche, Sinnige, Zauberiſche, auf eine neue, allen wahren Mäcenen zu empfehlende Art, einen Autor oft auch nur aus den Banden der Gewinnſucht, der Indolenz, der Ignoranz zu erlöſen, mich befreiteſt! Wie viel tauſend ſchöpferiſche Genies, zu denen ich mich nicht rechnen darf, ſind ſchon verdorben durch die Einſargung ihrer erſten Geiſtesblüthen in dem dumpfen Mauergewölbe eines eigenſinnigen oder kargen Verlegers, der ſeine längſt zu Maculatur gewordenen Berufungen an die Kaufluſt, die beim erſten Hervortreten ſcheiterten, nun auch für immer vermodern ließ! Laß Deine humoriſtiſche That als Beiſpiel dienen, wie kläglich ſich die Theilnahme für die Werke des Talents macht, wenn man ſie — wir wollen nur das Mindeſte rechnen — nur aus den öffentlichen Bibliotheken kennt und kaum ſelbſt ein einziges Exemplar kauft —! Freilich dann der Preis — für eine ganze Auflage —" fügte er ſich zurückhaltend hinzu.

„Bedeutend ermäßigt! Die neue Auflage muß in Goldſchnitt ſein —!" unterbrach ihn Ottilie in ſeinem lauten Entzücken und erinnerte ihn daran, daß es, um das Geheimniß zu bewahren, beſſer wäre, jetzt zur Geſellſchaft zurückzukehren.

„Aber wie — wie zurück —! Ottilie? Nicht wahr? Als Verbundene für's Leben —?"

„Wie hieß der Heimathsvers?" ſagte ſie noch ausweichend. „Wer kein Holz zum Feuer git — heißt das vielleicht —?"

„Es heißt," rief Rother, „wer nicht ſeine Seele zum Brande der Liebe mit aufſchichtet und Leſeholz im Walde des Lebens ſucht und das, das an die Flamme legt, die Flamme, die für uns in der Welt zeugen ſoll, der erreicht auch das ewige Leben nicht, nicht die Unſterblichkeit der Liebe!" Das Uebrige erſtarb in der Umarmung.

Wie erſtaunt nun die zu Tiſch gehende Geſellſchaft war, von Ottilien feierlich verkündigt zu hören, daß ſie die Sitzordnung dahin verändern müßte, ihren — Verlobten neben ſich zu haben, bedarf keiner Beſchreibung. Frau Munde ſammelte ſich ſogar in der Beaufſichtigung der verſchiedenen Gänge nicht mehr, nicht in der Bewunderung ihrer Salat- und Compotſchüſſeln. Aber das Factum ſelbſt ſtand feſt.

Die Muſik, die jetzt näher herangekommen war, fiel in die improviſirten Glückwunſchreden des Meiſters vom Stuhl und des Staatsanwalts rauſchend ein. Zuletzt gab es noch Feuerwerk und manchen glücklichen, unbelauſchten Moment der Zärtlichkeit vor dem allgemeinen Ausbruch. Die Geiſter der Johannisnacht waren in voller Thätigkeit. Die Luft ſchien elektriſche Funken zu ſprühen. Man ſah ſie nicht in dem blumenduftdurchzogenen nächtlichen Frieden, aber man fühlte ſie.

Lange noch, nachdem von Hugo Ubaldi's Gedichten zwar noch nicht die zweite Auflage erſchienen war (es ſollten noch Brautſtands- und erſte Eheglückslieder hinzukommen) aber Neuweiler doch ſchon zu einem landwirthſchaftlichen Inſtitut nach allen Richtungen hin vermeſſen, Aſſeſſor Rother verſetzt, verheirathet war und mit ſeiner jungen Frau die Hochzeitsreiſe, freilich nur auf eine Urlaubszeit, nach Italien gemacht hatte und immer die beſten Nachrichten über das unter ſo ſeltſamen Umſtänden verbundene Paar einliefen, ſtand in dem Städtchen A. feſt, daß um ein Johannisfeuer her nicht Alles mit rechten Dingen zugehe und es auch noch heute, wie der alte Volksaberglaube verſichert, dabei einen Einblick geben könne in's Reich des Wunderbaren und Unerklärten.

Die Tante war mit einer ſichern Verſorgung in A. zurückgeblieben. Der treue Edelmann bewahrte während der italieniſchen Hochzeitsreiſe am Ort der Verſetzung das neubegründete Haus, deſſen Obhut ihm denn auch für die Folgezeit verblieb. Er war in den Zuſammenhang aller Vorgänge ſo weit eingedrungen, daß man ſein Schmunzeln richtig zu deuten vermochte, als er von der Poſt die Freiexemplare der zweiten Auflage abholte und das Packet dicht vor dem jungen Paare auf den Frühſtückstiſch ſetzte.

Der Wärwolf.

(1870.)

Erſtes Kapitel.

Allerlei Staatsbegebenheiten, die aber hoffentlich jeden Leſer intereſſiren, nicht blos Miniſter und Profeſſoren.

„O Ihr ſakriſchen Schwätzer, wann gebt Ihr endlich einmal Ruh'? Iſt das ein Discurſus, ſo ſich geziemet drei Zimmer weit entfernt von Seiner Allerdurchlauchtigſten, Großmächtigſten, Unüberwindlichſten Majeſtät —?"

„Allezeit Mehrer des Reichs —"

„In Germanien —"

„Zu Hungern und Behaim —"

„Dalmatien, Kroatien und Sclavonien —"

„Gefürſtetem Grafen zu Habsburg, Tirol —"

„Pfierdt und zu Kyburg —?"

„Rudolfo dem Andern?"

Alſo riefen zum parodirenden Abſchluß des Vorwurfs zehn bis zwölf Stimmen durcheinander.

So vermeſſen ſpaßig und guter Laune nahmen blankgeharnaſchte ſtattliche Krieger mit hohen Korbſchwertern und Hellebarden, welch' letztere jedoch meiſtentheils in der Mitte einer gewölbten, geräumigen und köſtlich geſchmückten Halle gefällig zuſammengeſtellt ſtanden, einen Anruf auf, der ihnen wegen ihres lauten, unbotmäßigen Discurirens, das beinahe einem hellen Zank gleichgekommen war, von einem in eitel gelbe und ſchwarze Farben gekleideten dicken und in jeder Beziehung gewichtigen, wenn auch nur kleinen Herrn gemacht

wurde, Herrn Ferdinand Zymmeran, erzherzoglich österreichischem Rath und Zahlmeister beim Bruder Seiner genannten kaiserlichen Majestät, dem Herrn Erzherzog von Oesterreich — Mathias fürstliche Gnaden.

Die fröhlichen Kriegsgesellen hatten natürlich mit ihrer Erweiterung und gründlicheren Ausführung der Titel Seiner Majestät Rudolf's II. nichts Arges im Sinne. Auf einem runden, mit köstlichen, allerhand Ungethüme, Drachen, sogar Menschen mit Pferdeleibern darstellenden Steinen ausgelegten Tisch standen einige wol schwerlich mit Wasser gefüllte Kannen, letztere ebenfalls von zierlichster Arbeit mit Bacchusköpfen und allerlei wunderlichen Frauen, sogar Frauen mit Fischleibern. Herrn Zymmeran wurde sofort eine dieser Kannen zu gütlichem Bescheid dargereicht. So mußten es denn wol welche mit würzigem Rebenblut gefüllte sein.

Der dicke Herr, der beim ältesten Bruder des Kaisers eine mehr oder minder einflußreiche, wenn auch manchmal Verdruß setzende Stellung inne hatte — die traurigen Finanzzustände des 16. Jahrhunderts milderten alle Pracht und Herrlichkeit der ellenlangen fürstlichen Titel — schüttelte ablehnend sein in allem Ernst gestreng blickendes Haupt und ging fürbaß beinahe wie Einer, der zu einem bösen Spiel gute Miene macht.

Mit den meistentheils adeligen oder mindestens mit Adelsrang bekleideten Mitgliedern der aus hundert Mann bestehenden kaiserlichen Hartschiergarde band sowol in Wien und Prag, wie vollends auf Reisen, wo es noch verschärftere Dienstordres gab, Niemand an. Und selbst im Scherz vermied man mit ihnen einen Strauß. Nicht nur, daß es wahrhaft athletische Gestalten waren, diese aus Nord und Süd zusammengeworbenen oder sich freiwillig stellenden hundert Ehrenwächter der geweihten heiligen Person des Kaisers deutscher Nation, es waren auch recht verwöhnte Schooßkinder des Glückes, soweit — Glück an Höfen, wo Fortuna's rollende Kugel auf dem glatten Parkett noch viel behender und unsicherer umläuft, als bei uns Anderen, zu finden ist. Leicht konnten solche „große Hannsen" aus Scherz Ernst machen. Sie hüteten hier die zum Reichstage nach Augsburg gekom-

mene Perſon des Kaiſers im Fuggerhauſe auf dem dortigen Weinmarkt. Schon einmal hatte ihnen Herr Zymmeran geſagt, wenigſtens ſein gnädigſter Herr liebte zu Linz ein ſtilles und ruhig gehaltenes Vorgemach. Und ſeines Herrn Bruder, der wunderliche Antiquitätenjäger, Aſtronom und Alchymiſt Kaiſer Rudolf der Andere, hatte zum Studieren, das er über Alles liebte, wahrlich noch mehr der Ruhe nöthig. Aber es war wol der allgemeine Reichstagswirrwarr, der aller Etikette ſo gefährlich geworden. Herr Zymmeran wurde ſchon oft geneckt und gehänſelt von dieſen Wächtern des Kaiſers. An jeder Thür im Fuggerhauſe, auf jedem Gange, ja auch an allen anderen Orten der Stadt, die von kaiſerlicher Majeſtät beſucht wurden, auf dem Rathhauſe, im Dom, im Biſchofshauſe, in der ſogenannten Pfalz, überall ſtieß man auf die Wachtgebote, die Parolen und die donnernden „Wer da's?" dieſer geharnaſchten Untergebenen des wohlgebornen Herrn Wolfgang Georg Gilles, Freiherrn von Sonnenberg und Raſchlo, kaiſerlicher Majeſtät Raths und befehlenden Hauptmanns der Herren Hartſchiere.

Das Lachen der martialiſchen Geſtalten hinter Herrn Zymmeran her mochte ihm wol perſönlich für ein ſchadenfrohes gelten; denn ſie hatten denn doch und vielleicht ganz wider Willen dem Diener des kaiſerlichen Bruders gleichſam etwas unter die Naſe gerieben. Wenigſtens wußte alle Welt, daß Erzherzog Mathias vor wahrer Sehnſucht und Ungeduld brannte, auch Etwas abzubekommen von einigen dieſer Titel, die von den Hartſchieren ſo grell hervorgehoben worden waren. Kaiſer Rudolf II. ſchien, was er noch war, ein Hageſtolz bleiben zu wollen. Die ſchönſten Prinzeſſinnen Europas ließ ſich der wunderlich düſtere Herr von den berühmteſten Malern ſeiner Zeit abcontrafeien, betrachtete ſie auch mit verliebten Augen eine Weile, hing ſie aber dann unverrichteter Sache nur in einer ſeiner herrlichen Gemäldegalerien auf, von denen er die ſchönſte auf dem Hradſchin in Prag hatte, allwo er in der Regel wohnte. Die Namen der Künſtler, ja die goldenen, zuweilen mit Edelſteinen beſetzten Rahmen dieſer Bilder intereſſirten ihn mehr, als die darauf dargeſtellten Schönen. Da wollte denn ſein Herr Bruder,

Fürſt Razumoffsky, ſagt den Ständen Kaſans,
Daß Bibikoff den Kampf in Ehren führte!
Da aber Siechthum ihn gefeſſelt halte,
So hätt' ich einen Boten abgeſandt nach Moskau
Und dieſes Krieges weitre Führung denn
In Gottes Hand gelegt — und Gregor Orloffs —!
Das iſt mein Wille, kündigt ihn der Welt! (Ab mit Gefolge.)

Razumoffsky.

In Orloffs? Freund, lebt wohl! Nun muß es tagen! (Folgt.)

Bibikoff (allein).

Und mir? Mir wird es Nacht. O Bibikoff,
Es bleibt vielleicht noch ſo viel Zeit Dir übrig,
Daß Du an Deine Grabſchrift denken kannſt!
Wie hieß ſie doch, die Perſiljeff erfand —
He! Perſiljeff —! wie hieß ſie doch — die Rede,
Die Du auf meinen Grabſtein ſetzen wollteſt —?
Sie fällt mir ein — O Orleff, Du haſt Recht —
Du dunkler Frevler ſiehſt mit hellen Augen;
Schreibt auf mein Grab tief in das kalte Erz:
Ihm ging die Theilung Polens durch das Herz. (Ab.)

(Verwandlung.)

Erzherzog Mathias, die Gewißheit haben, ob er auch richtig der designirte künftige deutsche Kaiser, das ist vorläufig der deutsche König, wäre. Dem Kaiser jedoch, grießgrämig wie er war und im Begriff — wie alle Hagestolzen — immer wunderlicher und mißtrauischer zu werden, fiel nicht im Entferntesten ein, neben sich einen solchen Rivalen und gleichsam in ihm einen Todtengräber zu dulden, der sich ärgerte, wenn ihm Essen und Trinken noch schmeckte.

Kaiser Rudolf war damals noch nicht in einem solchen Grade Hypochonder geworden, wie später, wo Seine Majestät für sich allein speisten und sich in die völlige Abhängigkeit von solchen Kammerdienern begaben, wie auch Herr Ferdinand Zymmeran ein solcher bald zu Linz, bald zu Wels am Hofe des kaiserlichen Bruders war. Der heurige Reichstag war des Kaisers erster, und noch dazu ein solcher, zu dem er sich förmlich mit Gewalt hatte entschließen müssen. Er liebte zu grübeln, die Einsamkeit, die nächtliche Beschau der Sterne. Nun aber ging es auch hoch her auf dem endlich den Reichsständen bewilligten Convent in dem kaiserlichen Augsburg, Deutschlands stolzester Stadt. Kurfürsten und Fürsten, Herzoge und Grafen waren mit Rossen und Reisigen wie Sand am Meer erschienen. Erzbischöfe und Bischöfe fehlten nicht — galt es doch, den Evangelischen immer mehr Boden abzugewinnen und aus dem „Religionsfrieden von Passau" einen Paragraphen nach dem andern wegzubeuteln. Die reichen Kaufherren Augsburgs gaben Gastereien, Bankette, Maskeraden sogar im venetianischen Geschmack. Der Kaiser hatte aus Prag nicht nur seine gestrengen hochweisen Räthe mitgebracht, seine Trautson, Losenstain, Hoyos und wie sie hießen, die gefürchteten „Placker" der Fürsten und Stände von Ungarn an bis in die Niederlande hinunter, an ihrer Spitze den Edlen Wolf Rumpff, Freiherrn von Wuelroß auf Weittrach, sozusagen Rudolf's Metternich oder Beust, sondern auch neunundzwanzig Mundschenken, fünfunddreißig Truchsesse, sämmtlich Herren hohen und höchsten Adels. Es fehlten sogar neunzehn „Trummeter" nicht, als welche nicht blos bei der heiligen Metten, sondern auch beim Bankettiren verwendet werden sollten. Der kaiserliche „Zuckerpacher" hieß Daniel

Walter und der ſich an die verdorbenen Mägen ſogleich anſchließende Herr Leibapotheker Martin Pietoſa.

Gerade wegen eines bevorſtehenden großen Feſtes, zu geben im Auguſt 1582 im Fugger'ſchen Garten vor dem Göggingen Thor, und zwar vom Kurfürſten Auguſt zu Sachſen, dem ſtolzeſten der anweſenden Herren nächſt dem Kaiſer (dieſer Uſurpator des ſächſiſchen Kurhuts, als welchen ihn noch der gemeine Mann in lutheriſchen Landen auffaßte, war mit achtundſechzig „Kuchel“- und zwölf „Keller-Perſonen“ und mit zwölfhundert Reit- und Wagenpferden überhaupt erſchienen), gerade wegen dieſer demnächſtigen Feier hatten ſich die kaiſerlichen Hartſchiere ſo lebhaft unterhalten und ſetzten jetzt ihren Streit trotz der geſtrengen Rügen des Herrn Ferdinand Zommeran wohlgemuth fort.

„Was wollen wir wetten? — Ihr werdet ſehen, die Mäntel werden doch nicht fertig werden!“

„Warum ſollten ſie's denn nicht?“

„Er hat Recht! Nein! Nein! Die G'ſchau darüber will ein Jeder haben! Dem Einen iſt die Achſelſchnur zu ung'riſch, dem Andern iſt ſie zu krabatiſch! Die Kragen will der Eine im Ring, der Andre im Zickzack!“

„Ei was! Ei was! Wenn Seine kaiſerlichen Gnaden den Schnitt approbirt haben —“

„Dann fehlt noch allweil das Beſte an der Sache —! Weder Ambroſi Foſſado noch Marx Anton de la Torre wollen dazu das Tuch, die Paſſamente und die goldenen Litzen creditiren.“

„Das hab' ich auch gehört. Alles ſollen jetzt die Fugger vorſchießen und die Rem —“

„Die werden ſich bedanken, die Blutſauger, die nun die Fürſten —“

„St! St! St!“

Im eigenen Hauſe der Fugger ziſchte man ſich denn doch hierüber einander Ruhe zu.

Mit gedämpfter Stimme begann aber doch zuletzt ein Andrer:

„Haben wir nun all' unſere Wucherer mitgeſchleppt von Prag durch ganz Böheim und Baiern hindurch bis hierher an den Lech und haben ihnen frei Geleit gegeben für ihren

Kram und ihre Personen, und nun lassen sie uns im Stich, uns und den Kaiser, und in solchen Geldnöthen —"

„Ja, das ist's eben! Diese Hoflieferanten wollen nur Geschäfte machen mit den fremden hohen Herrschaften — darum haben wir sie mitgenommen —! Mit den Herren Pfaffen zuerst —"

„Der von Mainz, ei, der hat zween Dutzend sammatene und seidene Gewand gekauft von dem Christopher di Scatiat —"

„Haha! Gewiß für sein Hofsträulein —"

„Der geistliche Herr?" lachten Einige.

„Während uns der Christopher für die rothbackige Metzgers-Marie am Perlach nicht ein paar seidene Handschühlein hat creditiren wollen!"

Jetzt lachten alle Kameraden. Ihr Zorn hatte jenen Vorläufern unserer modernen „Hoflieferanten" gegolten, den Besitzern der prachtvollen Wappen an ihren Läden, den loyalen Demonstrationsmachern und Wahlwühlern im Regierungssinne unserer Tage. Das waren dazumal meist welsche oder niederländische oder Nürnberger Kaufleute, die sich immer in der Nähe der „Hofstadt" oder des Hofstaats der kaiserlichen Majestät hielten und mit ihren köstlichen Waaren, auf Wagen, Rossen oder Saumthieren, dem ungeheuern Zuge einer solchen kaiserlichen Reise folgen durften mit „allerlei Kramerei, als: Handschuch, Seiden, gestrickte Strümpff, Schnier, Spiegel und allerlei Sachen". Wer etwa eine „Geschichte der Hoflieferanten" zu schreiben und bei einem gesinnungsvollen, nach Orden lüsternen Buchhändler herauszugeben gedenkt, dem bin ich bereit, aus meinen Studien acht Großhändler und sechsundzwanzig „gemeine Kramer" namentlich anzuführen, die damals dem „kayserlichen Hofe stättigs nachzuraisen" pflegten.

Das Creditiren von Waaren schien aber auch bei diesen bevorzugten Firmen eine gewisse Grenze zu haben. Die österreichische Staatsschuld fing schon früh, ob auch klein an. Man borgte hier und borgte dort. Konnte der Kaiser nicht bezahlen, so gab er dem drängenden Schuldner ein Amt, entweder im Steuerfach oder im Hofstaat. Da war der Gläubiger dann in's Rohr gesetzt, und ein Thor, wenn er sich nicht

seine Pfeifen schnitt. Urkundlich habe ich herausgefunden, daß jener reiche, einst beim Schließen des „Religionsfriedens“ in Augsburg allmächtig gewesene kaiserliche Rath und Bürgermeister Jakob Hörbrot, der später einen schmählichen finanziellen, politischen und moralischen Bankrott machte, in seinen Activen hunderttausend Gulden, für jene Zeit eine halbe Million, bei Kaiser Rudolf's Vorgängern, Karl V. und Ferdinand I., an Forderungen allein für gelieferte Pelze hatte. Aber sein Sohn Hans Jakob Hörbrot bekam dafür nach langem Procesiren endlich die Stellung eines kaiserlichen Rathes und Hofquartiermeisters, in welcher Function derselbe da soeben mit einem mächtigen Stabe dahergeschritten kommt, begleitet von den vier Ehrenholden des Kaisers, dem römischen, dem Reichs-, dem ungarischen und „behamischen“ Herold, und die Weisungen der Majestät (freilich erst durch zweite, dritte Hand) entgegenzunehmen gedenkt über die kurfürstlich sächsische Maskerata, das Gartenfest bei Herrn Markus Fugger. Die Herren Hartschiere erweisen ihm die Ehrerbietung, die sie Herrn Zimmeran versagt hatten. Noch immer war der Sohn einer berüchtigten Verschwenderfamilie großartig im Aufspundenlassen eines Fasses Wein, im Theilen der ihm selbst dargebrachten Geschenke; denn sein Quartiermeisteramt war höchst einträglich. Während des Reichstages konnte der Hofquartiermeister alle Welt chikaniren.

Und der junge Hörbrot rächte sich auch nicht wenig für die Unbilden, die die Augsburger seinem Vater angethan hatten. Die Fugger zumeist hatten seinen Vater gestürzt. Wie stolzirt er da eben durch die Prachtsäle des Herrn Markus Fugger —! Wie fühlt er sich Herr auf dem Boden, dessen sich die Rothschilde jener Tage auf die Dauer des Reichstags ganz zu Gunsten Seiner kaiserlichen Majestät entäußert hatten!

„Herr Quartiermeister!“ drängten sich die Hartschiere um den aus den Zimmern des Oberhofmeisters, Adam von Dietrichstein, kommenden Herrn Hörbrot, „geht auch der Kaiser auf diese Maskerade?“

„Scheint so beschlossen, edle Junker, falls nicht die kühle Nachtluft und ein gar trübes Wetter länger so andauert wie anhero!“

„Und unsere Mäntel kommen wirklich nicht zu Stande!“ — polterten die Hartschiere, als der Losamentbeherrscher Augsburgs, ein Kenner seiner Vaterstadt bis in die dunkelsten Spelunken, mit den vier Ehrenholden weiter schreiten wollte.

Die Beantwortung dieser Frage gehörte nicht zum Ressort Herrn Hörbrot's. Mit einer Geberde, die Jedermann verstand, entfernte er sich. An seinen beiden Beinkleidertaschen ließ er die Hände in eine Art Windmühlenbewegung kommen. Das hieß doch wol nichts anders, als: In des Kaisers Tasche sieht es halt wieder gar lustig aus —!

Nun plauderten die jungen Männer gelassener von ihren Liebesabenteuern, von Essen und Trinken und von manchem Ehrenhandel. Trotz der strengsten kaiserlichen Mandate, trotz der an allen Straßenecken ausgetrommelten Anordnungen des Rathes der alten Reichsstadt gab es, wie sich für einen richtigen Reichstag geziemt, alle Tage Mord und Todtschlag.

Nur Einer der kaiserlichen Vorgemachswächter saß von den Uebrigen bei Seite und schien entweder tief in Gedanken verloren oder gar zu schlummern.

Das war ein Jüngling von wahrhaft männlicher Schöne. Sein Haar war zwar auf damals übliche spanische Sitte völlig kurzgeschoren, doch würde es, wenn es lang hätte wallen dürfen, eine Löwenmähne gewesen sein. Die Farbe des Haares war glänzend schwarz wie Rabengefieder. Sein mit schwarzen und rothen Puffen besetzter gelber Wamms saß ihm wie angegossen und stellte am Nacken, an der Brust und den Hüften seine schlanke Figur in das vortheilhafteste Licht. Seine Gesichtszüge, jetzt etwas bleich und sogar leidend, waren edelgeformt; ja sie hatten noch etwas so Unschuldiges, wie etwa bei einem der kaiserlichen Singknaben, die da soeben, im nicht endenden belebten Treiben dieses Vorgemaches, zur Fugger'schen Hauskapelle schritten, mit ihrem Präceptor Herrn Johannes Lautinus an der Spitze. Diese Kapelle war Sanct Sebastian gewidmet, einem weiland Krieger, den um seiner christlichen Frömmigkeit willen die heidnischen Barbaren bei Schießübungen zur Zielscheibe gewählt hatten und ihn mit zahllos entsendeten Pfeilen durchbohrten. Ach! auch unser junger,

scheinbar schlummernder Hartschier lag auf einer kunstvoll geschnitzten Bank nur vor Schmerz so zurückgelehnt und war eben so ergeben und märtyrerhaft anzusehen wie jener Heilige.

Sigmund von Landeck hieß der junge Hartschier. Um desto ungestörter seinen Gedanken, den Gedanken seines Herzens und seiner Phantasie nachzuleben, stellte er sich zu schlummern. Hörte er seine Kameraden sporenklirrend antreten — jetzt vor Sr. Ehrwürden, dem Herrn Jakob Chimarchens, Sr. Majestät Hofkaplan und Eleemosinarius, der vorüberging in die Mette — so erhob auch er sich mechanisch und machte die militairischen Honneurs mit. Dann aber legte er sich sogleich wieder an die Rückwand der langen braunen, mit rothen Sammetkissen gepolsterten Bank, schloß die Augen oder öffnete sie nur, um ein herrliches Bild Tizian's zu betrachten, das einst der berühmte Venezianer in diesem Fugger'schen Hause selbst gemalt hatte, eine Madonna darstellend mit dem Kinde. Was kümmerte ihn diese Fopperei des Herrn Zymmeran, dieser Streit um die neuen Mäntel, die allerdings den sämmtlichen Hartschieren in dem so tuchreichen, direct mit den Niederlanden, der ersten Tuchquelle der Welt, in Verbindung stehenden Augsburg versprochen worden waren —? Was kümmerte ihn der Schnitt des Probemantels, den der Vorsteher der kaiserlichen „Quardarob", Herr Porphyrius Bosso, schon eigens hatte anfertigen lassen nach den neuesten niederländischen und spanischen Moden und eigenhändig zugeschnitten —? Was kümmerten ihn die Erwartungen auf die große Maskerade des Kurfürsten von Sachsen —? Was die Possen der dafür bestellten welschen Tänzer —? Was die ohne Zweifel dann mit Weinen und Speisen zum Zusammenbrechen überladenen Tische im Fuggergarten —? Was kümmerten ihn die zuweilen etwas in's Unsaubere ausartenden Erzählungen der Kameraden von ihren, wenn sie nicht auf Wache standen, erlebten Abenteuern, ihren gekreuzten Klingen in den Wirthshäusern, ihren Wetten, wer den Andern niedertrinken könnte und wer auf dem Reichstag die unersättlichste Gurgel hätte? Jetzt eben stellten seine Kameraden fest, daß sich die Ansicht verbreitet hätte, Einer der geistlichen Räthe des Erzbischofs von Trier wäre im Punkte des Durstes und Einer von den

Herren Kapitularen des Bischofs von Würzburg im Punkte des Essens Derjenige, der bis jetzt am Reichstag in seinem Fach das Unerreichte geleistet hätte.

Sigmund von Landeck hatte sich ganz in den Augen der Madonna des großen Meisters verloren. Ja, er würde nahe daran gewesen sein, wie der Schwärmerei und Andacht das zu geschehen pflegt, Mirakel zu rufen und zu behaupten, diese Augen bewegten sich, das Bild träte auf ihn zu, die lebendig gewordene Gestalt hätte ein deutlich von ihm vernommenes Wort — ach! die Gedanken seines eigenen Herzens! — zu ihm gesprochen, wenn nicht ein fernher vernehmbarer Trommelwirbel die Stunde der Ablösung angezeigt hätte und zugleich ein schon ersichtliches Nahen des Hauptmanns von Sonnenberg. Wahrscheinlich wollte dieser ebenfalls in die Messe gehen, wo sich die Hoschargen einzufinden hatten, zumal da der Kaiser selbst nicht zu kommen pflegte. Rudolf II., der gekrönte Alchymist, Gönner und Freund Tycho Brahe's und Keppler's, war kein Freund vom vielen Beten. Er stand sogar in dem Rufe, es wäre für Oesterreichs Stellung zu Rom noch immer nicht das letzte Wort gesprochen worden. Vorläufig nickte der Chef der Hartschiere gnädig, blieb noch stehen und sah zu, wie der Wachposten erneuert wurde. Die Abgelösten mußten in die Hauptwache hinunter, die sich im großen Eingangsportal des Palastes befand.

Unter denen, die jetzt zur Ablösung antraten, befand sich eine Persönlichkeit, die Sigmund von Landeck niemals sehen konnte ohne eine gewisse Erregung seiner Nerven. Wie uns beim Anblick einer Speise, an der wir uns einmal das Fieber gegessen haben, immer noch schaudern kann, oder wie uns gewisse Thiere unheimlich sind, so ging es Sigmund von Landeck mit Wenzel von Fircks. Letzterer war ein Schlesier. Er hätte billig staunen müssen, hätte er gewußt, daß er Sigmund's von Landeck Idiosynkrasie war. Jedermann hielt den Herrn von Fircks für die Gemüthlichkeit selbst. Aber für seinen Kameraden Sigmund lag in Wenzel von Fircks' Augen etwas, das auf ihn wie stechend, bohrend, ja ihn im Wirbel umtreibend wirkte. Nie konnte er ihn ansehen, ohne die Regung zu haben, nach dem Schwert zu greifen. So geschah

ihm das ſchon ſeit einem halben Jahre, beſonders aber ſeit den zwei Monaten, wo ſie in Augsburg verweilten, und die Antipathie ſteigerte ſich täglich.

„Was iſt Euch wieder, Landecker? Ihr ſeht ja ſo bleich —! Ihr hättet gar nicht mit zum Reichstag kommen ſollen, lieber wieder nach Wels zu Euren Muhmen zurück! Geht in Euer Quartier! Widerſprecht mir nicht —! Daß Ihr ein guter Soldat ſeid, das weiß man ja, jetzt ſeid Ihr aber krank. Ich gebe Euch für heute Urlaub!“

Das ſprach der Hauptmann von Sonnenberg, als er noch vor ſeinem Gang zur Mette die Muſterung gehalten ſowol der eben Abgelöſten wie der Ablöſenden. Der Landecker war dicht dem Fircks gegenüber gekommen; beide mußten ſich Auge in Auge durchbohren, ſich die Parole zuraunen, und da war dann Jenem eine förmliche „Unmacht“ gekommen — wie man damals ſagte ſtatt „Ohnmacht“.

Man redete dem Oberöſterreicher zu, doch ja den Urlaub des guten Hauptmanns zu nutzen. Und als es damit Niemand befliſſener hatte, als der gemüthliche Schleſier, der ſich ſogar erbot, dem Kameraden Abends troſtreiche Geſellſchaft zu leiſten, ſagte Sigmund von Landeck in der That Allen ein „Gehabt Euch wohl!“ meldete ſich unten beim Rittmeiſter in der Hausthorwache und trat in Gottes freie, friſche, die Bruſt erhebende Luft hinaus. Sein Quartier war eine einſame, nach einem Gärtchen hinausliegende Zelle in einem der mehreren, durch die in Augsburg nur halb durchgedrungene Reformation aufgehobenen, jetzt leerſtehenden und noch nicht wieder durch den Eifer der Herren Jeſuiten gefüllten Klöſter.

Zweites Kapitel.

Ein Roman und etwas Unerklärbares.

In dem alten, schon damals theilweise in ein Pfründhaus für Arme und Kranke umgewandelten Kloster der Barfüsser kann kein mit lebenslänglichen oder nur mit zeitlichen Gelübden verpflichteter Mönch je mißmuthiger in seiner Zelle gesessen haben, als jetzt der junge Krieger, dem doch das Leben noch aller Wege lächelte mit den heitersten Aussichten in die Zukunft, mit Ehren, Beförderungen und Gunstbezeigungen aller Art. Ein Mitglied der Arcièren-, ursprünglich Bogenschützen- (von Arcus) Guarda (verkauderwelscht in Hartschiergarde), fiel hohen Herren und Frauen zu jeder Zeit in die Augen, und wenn sein Adel nur halbwegs echt und alt war, so konnte ein Hinaufrücken in gewisse einträgliche Staats-, Hof- und Kriegsämter einem solchen Sohne des Mars gar nicht fehlen.

Die Verpflegung einiger in dies Quartier gelegter Kameraden besorgte der Verwalter des Klosters, dessen Name jetzt nur noch die Sanct Jakobspfründe lauten sollte. Die Greise und Gebrechlichen hatten im Juli 1582 zusammenrücken müssen, um Gesundheitsstrotzenden, Kraftgeschwellten und Jugendmuthbeseelten, einem Trupp kaiserlicher Hartschiere Platz zu machen. Was an Fleisch und Wein nicht reichlich genug vom Pflegekasten der Pfründe geboten werden konnte, das durften die Herren Hartschiere von zwei öffentlichen Küchen holen lassen, die der Reichserbmarschall und Hauptmann der kaiserlichen Trabanten, einer geringeren Leibwache, Herr Konrad von Pappenheim, mitten auf zwei Plätzen der Stadt hatte erbauen lassen zum großen Aergerniß des hohen Rathes und der löblichen Bürgerschaft. Wie denn überhaupt dieser Reichstag von 1582 berühmt oder verrufen ist durch die Ansprüche, die von Seiten des Generalund Hofquartiermeisters an die alte Stadt des Kaisers Augustus erhoben wurden. Pappenheim und Hörbrot, beide

beläſtigten die Stadt in einer ſo empfindlichen Weiſe, legten ſo unbefugt Zölle auf, verlangten ſo ausſchließlich die Jurisdiction während des Reichstages, maßten ſich ſogar an, die Kinder Iſraels, die ſich ſeit grauer Vorzeit Tagen in Augsburg immer nur an Einem Wochentage, am Freitag, aufhalten durften, zu jeder Stunde in der Stadt — natürlich gegen einen in die kaiſerliche Caſſa fließenden Leibzoll — „geleiten", das heißt ſchützen und — ſchröpfen zu können, beſtimmten ſogar, für die Kaufleute ſchon das Schrecklichſte, den im Heereszuge befindlichen Hoflieferanten zu Gefallen die Preiſe, um welche während des Reichstages gewiſſe Waaren abgelaſſen werden ſollten, kurz führten ein Regiment ſo anmaßlicher Art, daß ſelbſt die katholiſch gebliebene Hälfte der Augsburger Bürgerſchaft darüber empört wurde, die Hülfe der anweſenden Städte-Deputationen anrief und mit dem kaiſerlichen Hofſtaat einen Proceß anfing, der in letzter Inſtanz — für jene Zeiten außerordentlich raſch — nach zweiunddreißig Jahren (1614) entſchieden wurde.

Mit unbeſchreiblicher Trauer blickte Sigmund von Landeck in den geräumigen, mit Linden beſtandenen Kloſterhof. Sein Mittagmahl hatte ihm nicht munden wollen. Das Wohlthuendſte war ihm hier die Entfernung vom Geräuſch der Straßen, deren Leben einem immerwährenden Jahrmarkt glich. An Gauklern, Bärenführern, Affenabrichtern, Kunſtreitern, Seiltänzern gab es einen Ueberfluß; abgeſehen von dem Gepränge der Aufzüge, der militairiſchen Evolutionen, die ebenfalls nicht endeten. Ja, jeder Beſuch eines Standesherrn bei einem andern machte nach damaliger Sitte einen Effect, daß man vor Sänften, Kutſchen und Reitern kaum hindurch kommen konnte.

Das Herzeleid Sigmund's von Landeck war, wie man ſich wol denken kann, lediglich — eine unglückliche Liebe. Ach! anfangs war dieſe Liebe eine ſo glückliche geweſen! Sigmund von Landeck war aus jenem Städtchen Wels in Oberöſterreich gebürtig, allwo ſich ſeine gute Mutter, die Wittib eines weiland kaiſerlichen Hofbeamten, ſchon als ihr Gatte noch lebte und meiſt mit Ferdinand I. und Maximilian II. auf Reiſen war, aufzuhalten pflegte. Früh in den kaiſerlichen

Dritte Scene.

Zelt im Lager Pugatſcheffs. Tiſche, belegt mit Teppichen. Seſſel und Bänke. Ein Gemiſch von Pracht und Dürftigkeit. Auf den Tiſchen ſtehen brennende Leuchter und liegen Würfel. Vorn ein Tiſch mit großem Seſſel und neben dieſem ein niedriges Tabouret. Hinter der Scene luſtige Muſik.

Fünfter Auftritt.

Loginoff. Borotin und andre Koſakenhäupter treten erhitzt und übermüthig ein. Später Perſiljeff.

Loginoff.

Reizt mich nicht, Borotin! Der Kelch iſt mein;
Die Altardecke ſchenk' ich meinem Pferde.

Borotin.

Ein Kirchenräuber, ſchämt Euch, Loginoff!
Der Peyanz will, daß man die Kirchen ſchont.....

Loginoff.

Ich bin ein Rokolnik, vom alten Glauben,
In unſrer Kirche giebt es keine Bilder —
Der Peyanz? Würfel her und Wein!

(Setzt ſich. Es bilden ſich zechende und ſpielende Gruppen.)

Perſiljeff

(tritt ganz vorn bei Seite auf).

Hier iſt's!

Hofdienſt verſetzt, anfangs als „Edelknabe", war Sigmund am Hofe des Nachfolgers der genannten gekrönten Häupter, dem gegenwärtigen Rudolf, der ſo viel auf Künſte und Wiſſenſchaften hielt und darüber leider das Reich und die großen Weltereigniſſe vernachläſſigte, zu leidlicher Bildung gelangt. Die innige Verbindung mit ſeiner Mutter that das Uebrige, um in Sigmund von Landeck einen weichen, milden Sinn zu erhalten und damit bei ihm jener Verwilderung der Sitten vorzubeugen, die um die Hofburg in Wien und den Hradſchin in Prag herum ſich nur zu ſehr austoben, ja in die kaiſerlichen Hofburgen ſelbſt verpflanzen durfte. Hat ein jugendliches Gemüth ein Mutterherz zu ſchonen, hat es dem ehrwürdigen Alter ſeiner Lieben Freude zu bereiten, dieſen die trüben, in Thränen hingebrachten Nächte der Sehnſucht zu erſetzen, ſo iſt immer ein Vorbau vorhanden, daß die Verführung zum Gebrauch ſeiner üppigen Kraft, zum Unmaß im Spiel der Leidenſchaften nie dauernd die Oberhand gewinnt.

Bei alledem war Sigmund vor einem Jahre erkrankt und ſuchte nach dem Rath der berühmteſten Aerzte, die Kaiſer Rudolf in ſeinem Gefolge zu haben pflegte, die Landluft und eine liebevolle Pflege auf, um von den Folgen eines gerade im vorletzten Winter höchſt anſtrengend geweſenen Hofdienſtes zu geneſen. Wohin konnte es ihn da lieber ziehen als an die ſchönen Ufer der ſtrudelreichen Traun, hinüber über den mächtigen Donauſtrom, in die ſanften Wieſenmatten, in denen ſich ſeine Heimathſtadt wiegt! Wels mit ſeinen alten Thürmen, ſeinen alten Schloßtrümmern und Ruinen ſchon aus römiſcher Zeit, Wels mit ſeiner Erinnerung an die letzten Stunden, die dort den „letzten Ritter", Kaiſer Max I., den Max von der Martinswand, überraſchten, wurde als Reiſeziel gewählt. Die letzten Stunden des Kaiſers Max waren für ihn kein trauriges Wahrzeichen ſeiner Heimathſtadt, vielmehr ein erhebendes. Erinnerten ſie doch an eine hoffnungsreichere Zeit, eine Zeit, wo noch nicht auf den habsburg'ſchen Stamm ſoviel ſpaniſches Weſen geimpft war, noch nicht der Jeſuitenorden die Neigung zur Reformation der Kirche und zur Losſagung vom römiſchen Papſtthum, die ſelbſt noch in Rudolf obwaltete, bei den Rathgebern und Umgebungen der

Kaiſer und Erzherzoge, vor Allem bei den Prinzeſſinnen des kaiſerlichen Hauſes erſtickt hatte.

Glückliche friedliche Stunden verbrachte Sigmund von Landeck bei ſeiner würdigen Mutter, die ein ſtattliches, faſt ſchloßartiges Gebäude unweit der Stadt dicht am linden- und erlengeſchmückten Ufer der Traun bewohnte. Es war ein Leibgedinge von ihren Eltern her. Die ritterlichen Künſte wurden von unſerem in der friſchen, von den Alpen kommenden Luft wieder lebensfroh gewordenen Jüngling nicht vernachläſſigt. Sich auf ſeinen theils mitgebrachten, theils im Stall der guten Mutter vorgefundenen Roſſen zu tummeln, das war eine Wonne in dieſer grünen Ebene, der Welſerhaide, die recht eigentlich ein Roßgarten genannt zu werden verdient. Denn wohin man auch blickte, ob bis zum Beginn der ſanft aufſteigenden Berge, oder ob zum Uferrand der Donau hin, alles war um Wels ein Meer von üppigſtem Wieſengrün. Hier war es wahrlich den Ungarn, als ſie einſt vor Jahren bis zum Lechfeld nach Augsburg gekommen waren, wohl geweſen mit ihren Roſſen! Hier hätten die Türken, die immer wieder die ſiebenbürgiſchen Felſenpforten durchbrachen und manchmal urſchnell wieder die Thore Wiens bedrohten, wohlige Raſt gehalten, wenn die Uneinigkeit des deutſchen Reiches und der unſelige Religionshader ihnen wirklich den Weg immer ebener und ebener gebahnt hätte in's Herz Europas hinein —!

Gerade um die ſchöne Pfingſtzeit war es, als Sigmund eines Tages bei einem Ritt durch einen Wald, der ſich den ſanften Anhöhen zu am Ende des faſt unermeßlichen Wieſenraumes zu erheben anfängt, einem Gefährt begegnete, das von Tirol oder Salzburg herzukommen ſchien. Denn die Begleitung, zwei Reiter voran und zwei hintennach, ſchien auf eine lange Reiſe zu deuten. Die leinene Plane über dem Wagen war ebenſo von angeſpritztem Koth und Staub bedeckt, wie die Räder. Vier Pferde zogen den mächtigen, über und über bepackten Karren, den man dazumal, ungariſch, zuerſt eine „Kutſche" nannte, aus welchem mit ſchüchtern freundlichem Gruß zwei Frauengeſichter blickten — eines, das einer Duenna, halb und halb ſchon im Matronenalter, an-

gehörte, eines aber, das die Fee des Waldes ſelbſt zu ſein ſchien, ſo liebreizend war das blonde Köpfchen, ſo holdſelig die ganze Geſtalt, die ſich etwas erhoben hatte, weil es bergab ging. Und ehe ſie noch des ihnen entgegenreitenden Jünglings hatte anſichtig werden können, hatte ſogar die holde Maid ihre Stimme im frohen Geſange vernehmen laſſen, wetteifernd mit den Amſeln und den Finken, die von allen Bäumen zwitſcherten. Darum eben, weil ſie ſich ſchämte, jetzt ſo überraſcht zu ſein und einen Zeugen gefunden zu haben außer den fünf Männern und der Duenna, die ſie begleiteten, grüßte ſie auch ſo überaus freundlich und ſittig verſchämt. Das Bild, das ſie bot, war in ſolchem Grade reizend, daß Sigmund, der ſonſt den Frauen gegenüber bei aller Schüchternheit nicht zu den Blöden gehörte, verſtummen mußte und nur mechaniſch ſeinen Federhut zum Gegengruße zog.

Zu Prag, der alten Burg der Wenzelskrone, hatten ſich von je, zumeiſt aber, ſeitdem dort die Luxemburger eingezogen, die edelſten Blüthen des deutſchen Lebens entfalten dürfen. Zu aller Zeit ſeitdem (erſt die unſrige will darin ändern und aufräumen) fand man in Prag das Trefflichſte, was deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt hervorgebracht. So hatte auch Sigmund von Landeck dort das Lied kennen lernen, das ſo ganz der Situation entſprach, die ihn eben bezaubert hatte:

Ich ging einmal ſpazieren
Durch einen grünen Wald,
Da hört' ich lieblich ſingen
Ein Fräulein wohlgeſtalt.
Sie ſang ſogar einen ſchönen G'ſang,
Das in dem grünen Wald erklang.

Noch paßte die Schlußſtrophe dieſes zarten Liedes, das er in einem Wirthsgarten auf der Moldauinſel von einem fahrenden deutſchen Sänger vernommen hatte, der von Dresden gekommen, nicht ganz auf die von ihm gemachte Erfahrung. Aber in vierzehn Tagen ſchon, da paßte —

Ich thät' mich zu ihr nahen,
Schön thät' ſie mich empfahen.
Sie hat einen ſchönen grünen Rock
Und war ſogar eine hübſche Deck.

—

Sie thät' mir wohlgefallen
Und liebet mir ob allen;
Sollt' ich eine And're werben,
Viel lieber wollt' ich sterben.

Placida von Burgeß, so hieß das Fräulein, hatte einige Häuser weiter von Frau von Landeck eine alte Muhme wohnen, die Schwester ihres Vaters, den sein Lebensgeschick weit über die Berge hinaus bis an das „deutsche Meer" verschlagen hatte, das deutsche Meer, an welchem einst die „sieben Schwaben" ihre Späße getrieben, den Bodensee. Da, wo der Rhein mit jugendlichem Ungestüm aus den Bergen Graubündtens hervorbricht, sich dann zwischen Schweiz und Oesterreich einst gewiß in der üppigen Breite eines Sees erging, von welchem jetzt nur noch das „deutsche Meer", der Bodensee, übrig geblieben, da war ihr Vater, Onuphrius von Burgeß, lange Zeit ein kaiserlicher Vogt auf den stolzen Hochwarten gewesen, die wie Habichtsnester an der rechten Seite des sagenreichen Stromes, als sich dieser wieder beruhigt und in eine schmale Bettstatt ergeben hatte (und nur des Frühjahrs, wenn der Schnee schmilzt, zuweilen noch wildverheerend ausbricht), den schweizerischen Vestungswarten gegenüber emporragen. Jetzt hatte er seine Aemter niedergelegt und war im schönsten Thale Vorarlbergs, in der Nähe der Bregenzer Aach, die um sich her nichts als Fülle und Fruchtbarkeit sieht, sein eigener Herr, Grund- und Freiherr erkauften Bodens geworden. Seine Gattin war ihm in den kalten hohen Schlössern hinter Hohenems und Feldkirch schon lange verstecht und gestorben. Er hatte nur noch zwei Wesen in der Welt, die er nächst Gott und seinem Kaiser über Alles liebte, seine einzige Tochter Placida und seine Schwester, eine vermögliche Heimwesenbesitzerin zu Wels an der lieblichen erzgrünen Traun. Diese hatte gewünscht, ihre künftige alleinige Erbin, die goldblonde Placida, die sie nur als Kind gekannt, vor ihrem Ende noch einmal zu sehen. Und so war denn dies für jene Zeiten beinahe fürstliche Unternehmen, eine Reise vom oberen Rheinthal nach Wels an der Traun in Oberösterreich, beschlossen und ermöglicht worden. Fünf Männer, in langjährigem Dienst erprobt, treu

wie Gold, und die Gattin des Hauptführers, des Pankratius Hubmayr, weiland Stockmeisters beim kaiserlichen Vogt, Apollonia Hubmayr, begleiteten die holde Placida zur Muhme. Diese Reise war für jene Zeit eine Art Nordpol-Expedition. Ueber die unwegsamen starren Felsenpyramiden, die Tirol von Vorarlberg trennen, hinweg ließ sie sich nicht zurücklegen. Man umging die unwegsamen Riesennadeln der Alpen und fuhr gemächlich, immer mit gespanntem Hahn am Feuerrohr, erst am „deutschen Meer" entlang, dann in's Allgäu, in den Lechrain, das Ammergauer Land, nach München und von dort über Salzburg in die Hirtenlande ob der Enns, in die grüne „Welserhaide".

Das war nun ein wunderbarer Sommer geworden —! Placida und Sigmund konnten sich in dem kleinen Städtchen nicht ausweichen. Es wurde, wie wenn's in jenen Sternen beschrieben gewesen, die Kaiser Rudolf's Astronomen so gründlich zu berechnen verstanden. Die Muhme machte zwar Einwendungen, aber Frau von Landeck war ja ihre beste Freundin, ihre für den Umgang unentbehrliche Nachbarin. Wie ließ sich da widersprechen —! Einst kam Placida unter Lachen und Weinen nach Hause in die trauliche Kemenate der Muhme. Da hatte es schon damals in Wels den schönen Friedhof. Rings ziehen sich „Lauben", Rundgänge um die stillen Gräber. Wenn da an irgend eines Verstorbenen Seelentage, etwa zum Andenken an den seligen Gatten der Muhme, Placida mit einem Kranz von duftenden weißen Rosen durch die Gänge dahergeschritten kam, um ihn auf das Grab des Oheims, dessen Namenstag heute war, zu legen und sie sieht den jungen Ritter von Landeck auf der steinernen Bank sitzen, dicht in der Nähe des Grabhügels seines Vaters, und der Himmel lacht so blau hernieder und die Bienen summen im Sonnenschein, wie konnte sie da ausweichen von dem wie Traumverlornen, der sich erhebt, sich stumm ihr anschließt, neben ihr am Grabe, wo sie den duftenden Kranz an ein Kreuz hängt und betet, niederkniet und dann mit ihr zu plaudern beginnt und des Lebens Schönheit festzuhalten sich aufgefordert fühlt durch den lachenden Sonnenglanz, den blauen wie ein Baldachin über ihnen ausgespannten Himmel —?

Da war Alles so still und einsam um die beiden innig bewegten Gemüther. War es ein Wunder, wenn Sigmund sein Lied von der Sängerin im Walde wahr machte, ihr seine Liebe gestand und ihr sagte:

Thät' ich eine And're werben,
Viel lieber wollt' ich sterben!?

Drei Monate immer zunehmenden Glückes flossen dahin. Die Zunahme lag nicht nur in dem gegenseitigen Innewerden der vortrefflichen Eigenschaften, die beide Liebenden schmückten, sondern auch in den eintreffenden Gutheißungen des Herrn Onuphrius von Burgeß selbst, der zwar nicht selbst schrieb, weil er's nicht konnte, aber es durch einen Schreibkundigen vom Kloster Maria Bildstein berichten ließ, daß ihm dieser Bund genehm wäre, vorausgesetzt die Zustimmung der Muhme, item die Einsendung näherer Berichte über des Junkers Adel, item die Beförderung desselben vom Hartschierdienste zu irgend einem einträglichen (obschon es an Mitteln dem Ritter von Burgeß nicht zu fehlen schien), jedenfalls ehrenvollen und darum doch die Tochter dem Vater in einiger erreichbarer Nähe erhaltenden anderweitigen kaiserlichen oder sonst fürstlichen Posten. Die ganze Welt in und um Wels hatte ihre Freude an dem stattlichen, nur zu gegenseitiger Ergänzung bestimmten Paare. Sigmund hatte Klugheit genug gehabt (die Klugheit floß aus seinem Herzen — das Herz ist immer klüger als der Verstand) sich auch mit Frau Apollonia Hubmayr, deren Gatten und den übrigen vier Mannen aus dem Vorarlberg gut zu stellen. Er lachte nie über sie, wie die andern Welser thaten. Er lachte weder über die Bregenzer Tracht, noch über das Bregenzer Durcheinander von halb Schweizer-, halb Schwabendeutsch mit unterlaufenden romanischen Lauten, eine Sprechweise, die bei den Vorarlbergern dann noch den sonderbaren Einfall hat, statt geradeaus von der Zunge auf die Lippen zu kommen, erst noch einen Umweg durch die Nase zu machen.

Alles ging herrlich und in Freuden, bis die Scheidestunde näher rückte und mit ihr auch manche Folge des Ansuchens um eine Versetzung von den Hartschieren zu irgend einer

Amtirung etwa in Tirol oder in den kaiſerlichen Erblanden, in Schwaben, im Burgau oder Breisgau. Da regte ſich dann mancherlei Neid. Oder was war es wol anders als Neid, daß den Sigmund bei einem Ausflug, den er die Geliebte hat, nach Linz, der ſchönen Donauſtadt, allein machen zu dürfen, überall die guten Rathgeber — darunter einflußreiche Perſonen, denen er ſich mit der Bitte um Verwendung beim Erzherzog Mathias oder bei Erzherzog Karl von Steiermark um einen Poſten näherte — auslachten, und ſeine kriegeriſche Erſcheinung muſternd, ihn nirgend beſſer am Platze befindlich erklärten, als unter den Hartſchieren des Kaiſers, damals einer wahren Nobelgarde, wie ſie wol in unſeren Tagen mit geringerem Fug genannt wird —! Und wäre dieſe unſre Deutung auf „Neid" zu hart im Hinblick auf die Umgebungen der Erzherzoge und einige gerade anweſende kaiſerliche Bevollmächtigte aus Prag, ſo war es doch nicht ohne damit bei drei Kameraden, die gerade einen der kaiſerlichen Räthe zu einer Verhandlung in Macht- und Geldſachen von Prag hatten nach Linz begleiten müſſen, kaiſerliche Hartſchiere, unter denen ſich eben auch jener ſo gemüthvolle, aber für Sigmund abſtoßende Schleſier Wenzel von Fircks befunden hatte.

Die Kameraden, die in Linz zu finden Sigmund nicht wenig überraſchen durfte, ſchwelgten in Luſtbarkeiten, die bald der dortige weltliche, bald der geiſtliche Hof gab. Sie nahmen den, wie man erſah, vollkommen Geneſenen auf alle Jagden, die angeſtellt wurden, Ruderfahrten, Gaſtereien, Trinkgelage mit, wenn auch ſein Geſtändniß, die Liebe hätte ſeine ganze Natur, ſein Leben und Sein wie umgewandelt, nicht hatte ausbleiben können. Wie kein übervolles Gefäß vor'm Verſchüttetwerden ſicher iſt, ſo ging es ihm mit dem Gefäß ſeines Herzens. Bald hatte ſich ſeine Liebe verrathen und manchen Trunk jenes leichten goldgelben, wie unſchuldiges Waſſer perlenden Donauweines (Waſſer —? Ja, ſo ziehen auch die Niren ihre Opfer in die verderblichen Wellen, die über ihnen zuſammenſchlagen —!) mußte er hinunterſchütten zu Ehren der holden Frau, deren Reize er rühmte und von jedem fahrenden Spielmann, der unter den Fenſtern der Zecher in die Saiten griff, beſingen ließ. Wie gern hätte er ſelbſt

die Laute geſchlagen und in Muſik geſetzt, was er nur in Worten ſprechen konnte:

Nun hab' ich ihres Gleichen
Geſehen keine nie,
Bei Armen noch bei Reichen
Denn nur alleine ſie!
Ja, ſie ich mein'!
Von der ich ſinge hie!

Hätte er ein Amt gewinnen können, etwa als Vogt der Bregenzer Klauſe, die am „deutſchen Meer" Baierland von Oeſterreich abſcheidet, er hätte die Muße nützen mögen, noch zu erlernen, wie nicht nur ſein Mund und ſein Herz, ſondern ſelbſt ſeine Hand auf der Cither die holde Placida hätte feiern und rühmen können.

In's Geſicht verſprachen es ihm Alle, die er mit ſeinen Bitten anging, zu ſeinen Gunſten ein Fürwort einzulegen. Natürlich mußte er die Gelegenheit nutzen und nach Prag in der ſicheren und bequemen Begleitung des Abgeordneten, des wohlgebornen Herrn Herrn Hans von Sintzendorf, Freiherrn zu Goggitſch und Feuereck, Röm. Kayſ. Majeſtät Hofkammerraths, zurückkehren. Sein Befinden war wieder wie das des Fiſches im Waſſer. Und Prag war ja auch die Hauptſtelle, wo irgend ein gemüthvoller und einflußreicher Fürſprech beim Kaiſer erhofft werden durfte. Die Kameraden, Wenzel von Fircks, Hartmann von Lengefeld, Ambroſius von Schimmelpfennig, wollten ihn ſchon nach Wels nicht wieder zurücklaſſen. Da kamen ſie ihm jedoch ſchön an. Ohne Abſchied von Placida? Nein, er hoffte, Herr von Sintzendorf bekäme ſobald noch in Linz nicht Urlaub vom Erzherzog Mathias. Eines Tages hieß es in Linz, die drei Prager Kameraden hätten einen Ausflug gemacht, der Sigmund Wunder nehmen durfte, da ſie ihm nichts davon zu wiſſen gethan. Niemand wußte, hatten ſie ſich in eines der reichen und gaſtfreien Donauklöſter oder mehr in's Land hinein nach St. Pölten begeben oder jagten ſie auf den herrlichen forellenreichen Traunſee zu und verfolgten bis auf die ſchroffen Bergesſpitzen, unter denen die Salzſoole ſickert, Gemſe und Steinbock? In

der Nähe des Salzkammerguts zu ſein und ſich den Anblick der wunderbarſten Seen, der lieblichſten Thäler, der wildromantiſchſten Päſſe und Engen entgehen laſſen zu ſollen, das iſt, wie die Geſchichtsſchreiber des Sinnes für landſchaftliche Schönheit behaupten wollen, nur der neueren Zeit und der ihr allein eigenen Sentimentalität unmöglich; jene älteren Tage hätten, ich glaube es aber nicht, für Naturgenüſſe keinen Sinn gehabt. Bei den jungen kaiſerlichen Hartſchieren freilich durfte man annehmen, daß ihnen eine Wanderung an den düſtern See von Hallſtadt, etwa um daſelbſt den ſchäumenden Waldbachſtrupp und den Regenbogen, den die ſchäumende Cascade in der Sonne giebt, zu ſehen, nicht im Entfernteſten eingefallen war.

Erſt nach drei Tagen kamen die heimlichen Urlauber zurück. Und wo waren ſie inzwiſchen geweſen —? Wer hätte das glauben ſollen! Sie waren in Wels! Sie hatten Placida von Burgeß kennen gelernt, brachten Grüße über Grüße von Sigmund's in Sehnſucht ſich verzehrendem Lieb, konnten nicht genug die Reize des ſittigen Fräuleins und den herzigen Empfang ſchildern, der ihnen von Sigmund's Mutter und Placida's Muhme zu Theil geworden war. Aber ſie riethen denn doch dem noch immer wegen ſeiner Amtirungshoffnungen von Pontius zu Pilatus Gewieſenen, da nun geſchieden werden mußte, herzhaft in den ſauern Apfel zu beißen und ohne lange erſt nach Wels zurückzukehren ſich ihnen ſofort zur Umkehr nach Prag anzuſchließen. Am kaiſerlichen Hoflager würden ſie, hieß es, ſeine Wünſche unterſtützen und es für eine Sünde wider Gottes Gebote erklären, wenn man nicht zu Allem eine hülfreiche Hand bieten wollte, was nach Herrn Onuphrius von Burgeß Vorausſetzungen eine noch vorherige Bedingniß wäre, um ein ſo für einander beſtimmtes Paar zuſammen zu geben. Wenzel von Fircks wollte ſogar gehört haben, daß in Tirol der Poſten eines kaiſerlichen Schatzvogts in den Silbererz- und Münzſtätten von Rattenberg frei wäre, ein Poſten, zu welchem es, wie damals zu jedem Amt, eines martialiſchen Gebarens und an der Seite eines tüchtigen Degens bedurfte. Hartmann von Lengefeld wußte etwas von einer Hauptmannsſtelle in Kufſtein und

Ambrosius von Schimmelpfennig von einer Vogtei hart auf der Grenzscheide vom Tiroler- und Baierland.

Himmelhoch bat Sigmund den Herrn von Sintzendorf, ihm doch nur drei Tage Urlaub zu lassen, um in Wels Abschied nehmen zu können. Und obschon, selbst für einen von Amor's Binde Geblendeten, ersichtlich wurde, daß die Waffengefährten diesen Urlaub hintertreiben wollten und dem kaiserlichen Kammerrath die Nützlichkeit einer Reise vorstellten, die man am besten zu einer Zeit unternähme, wo gerade die Herren Jesuiten in Budweis wieder eine große Wallfahrt eröffnet hätten, die Landstraßen somit voller Menschen und sichrer wären, so hörte doch Herr von Sintzendorf, obschon wenig erbaut von seiner Verhandlung mit der erzherzoglichen Kammer in Linz, mit gemüthvoller Herablassung auf die Bitten des jungen verliebten Kriegers und gewährte ihm noch den Aufschub seiner Abreise um zween Tage.

Da galt es denn sofort das Roß satteln und noch in der Nacht so hinunter reiten nach Wels, daß die Funken nur so stoben. Zwei Tage voll Seligkeit und voll Schmerz brachte Sigmund noch in den Armen seiner Geliebten zu. Sie küßten sich wie im Vorrath für eine Trennung, die ihnen eine Ewigkeit dünken mußte. Die Mutter und die Muhme, alle Mannen des Ritters Onuphrius, der brave Pancraz Hubmayr und seine Apollonia lachten und weinten um die Wette. Es wurde noch einmal gebacken und gebraten; ganz Wels wurde zu Gaste geladen; es war ja so gut wie ein feierlicher Verspruch und eine Einladung von Zeugenschaft für die Betheuerungen, die beide Liebenden gegen einander austauschten. Jene jetzt für ruchlos verrufene Form der Eheschließung, die sogenannte Bastard- oder Civilehe, war damals allgemein verbreitet. Es hätte nur des öffentlich gesprochenen Wortes hinter dem köstlichen Gamsbraten und den hochgethürmten braunen Gugelhupfen bedurft: „Ich erwähle Dich zu meinem Weibe!" und eines darauffolgenden Kirchganges mit gemeinschaftlichem Anhören der Messe, wo die Messe noch bestand, und die Ehe wäre geschlossen gewesen ohne alle Weitläufigkeit mit Priester-Examen und Formelwesen vor'm Altare.

Aber die Liebenden mäßigten sich, des abwesenden Vaters

Das Zelt der Häupter! Würfelſpiel und Karten —
Das iſt die Freiheit, die ſie ſich erobert?

Borotin.

Den Buben ſpiel' ich aus — den Adelsbuben!
In Tatiſchewa ſpielt' ich hundert aus —

Perſiljeff (bei Seite).

Im blut'gen Spiel! Das Borotin, ſo milde
Und ſanftgeartet, einſt ein Taubenherz —
Und nun ein Hund, der ſchnuppernd nach der Jagd
Des aufgeſchlitzten Wildes Eingeweide
Durchwühlt!

Loginoff.

Den Kaiſer ſpiel' ich aus! Huſſa,
Den Kartenkaiſer, der von Hand zu Hand
Mit luſt'gem Muthe geht und gern ſich miſcht
Mit ſeinen ein und dreißig Würdenträgern —

Perſiljeff (bei Seite).

Thut das der Eure nicht? Ich hör's, ſie ſind
Entzweit, weil ihn die Grauſamkeiten ſchaudern,
Die ſie auf ſeine Rechnung, ſeinen Namen,
Auf ſeine Schuld im Buche der Geſchichte
Das ſiegberauſchte Volk verüben laſſen.
Denkt Ihr vielleicht die tolle Möglichkeit,
Auch ohne ihn den Erdkreis zu erobern,
Und ſpinnet ihm Verrath und Meuterei?
Ha, naht er dort nicht ſelbſt? Er iſt's! — O Jammer —
Mit bleichem Angeſicht und ſtarren Auges —

wegen. Placida verging in Wehmuth. Ueber den Beſuch der drei Hartſchiere berichtete ſie wenig. Die Familie hatte den Kameraden des theuern Freundes alle Ehre erwieſen. Placida ſelbſt brach mit ihrer Erzählung von ihnen bald ab. Hatte ſie doch die Zeit zu nutzen, um viel wichtigere Dinge zu beſprechen, ihre Liebe, ihre Treue, ihre Hoffnung. Ganz Wels zerfloß in Thränen, als ſich Junker Sigmund von Landeck am zweiten Tage Abends, als die Sterne funkelten, auf's Roß ſchwang und von ſeinem halbohnmächtigen Lieb, deren Muhme, von ſeiner Mutter und allen Lieben, die ihm noch tauſend Segenswünſche nachrieſen, Abſchied nahm.

Durch einen wiederholten Nacht-Ritt wieder vereinigt mit ſeinen Kameraden und mit dem ganzen Troß des verdrießlich, weil unverrichteter Sache, nach Prag zurückkehrenden Hofkammerrathes, gelangte Sigmund von Landeck glücklich an's kaiſerliche Hoflager auf den Hradſchin zurück. Jetzt wurde ſeine eifrigſte Sorge, Mittel und Wege zu finden zur Erwerbung eines Amtes in den weſtlichen Gegenden des herrlichen, mächtigen, kaiſerlichen Machtbezirkes! Ein tüchtig Stück Geld hatte ihm die Mutter von ihrem Erſparten mitgegeben, um ſich dieſe Wege zu bahnen. Denn ohne Beſtechung und ſogar baare Bezahlung in die Kaſſen des Kaiſers ſelbſt war eine ſolche Amtirung nicht zu gewinnen. Daß ſich ſeine Bemühungen noch durch keinen ſofortigen Erfolg krönten, konnte er verſchmerzen im Beſitz der liebevollen Briefe, die erſt aus Wels, dann aus Salzburg, hierauf aus München und zuletzt aus Placida's Heimath ſelbſt — von der Halde Schwarzach am Fuße des Kloſters Bildſtein — kamen, allwo Herr Onuphrius ſeine Wieſen und Felder bis an den Spiegel des großen Sees hinunter überſchauen konnte. Placida hatte nicht nöthig, die Höhe des Kloſters zu erſteigen und ſich dort erſt von einem der Herren Patres ihre Briefe aufſetzen zu laſſen. Sie ſchrieb ſelbſt, und ſo mangelhaft die damalige Poſteinrichtung war, nach dem Hoflager des Kaiſers hinwärts hatten denn doch die Herren von Taxis zu Augsburg eine beſondere Sorgfalt auf die Beförderung der Correſpondenzen verwendet. Alle Briefe kamen nach einem Lauf von vierzehn Tagen richtig an und wurden von Sigmund mit den leidenſchaftlichſten

Betheuerungen ewiger Liebe und Treue erwidert. Sigmund's Hand war des Schreibens kundig.

Die erste betrübende Nachricht, die Sigmund's hoffnungsvolle glückliche Stimmung unterbrach, kam aus Wels. Sie meldete den Tod seiner guten Mutter. So war denn sein Besuch im Sommer, sein Verlöbniß mit Placida der letzte Abendsonnenblick im Leben einer vielgeprüften, auf Entbehrung angewiesenen Frau gewesen. Wie erschütterte ihn dieser herbe Schlag des Schicksals —! Sein ganzes Empfinden darüber, gottvertrauend im Sinne einer gläubigeren Zeit als die unsrige, schüttete er der Geliebten aus. Aber — seltsam —! Darauf kam keine Antwort. Er schrieb noch einmal. Wieder blieb die Antwort aus. Jeder Wochentag, wo die Post „aus dem Reiche" kam, war für ihn ein Tag der Folterqual. Am Stadtthore hätte er den Postreiter schon vom Gaul reißen, sein Brief-Felleisen öffnen und selbst nach einem Briefe vom „deutschen Meere" suchen mögen. In der That rannte er mit dem gezückten Dolchmesser, das er im Gürtel tragen durfte, in den Taris'schen Poststall und vermaß sich, Denjenigen niederzustechen, der ihm etwa einen Brief unterschlagen hätte. Er beschuldigte die gelben Reuter des Herrn von Taris der gröbsten Nachlässigkeit. Umsonst, daß man ihn zu beruhigen suchte. Seine sich wie ein Schreien in die Luft hinaus, wie Hülferufe in die weite unermeßliche Ferne lesenden Briefe gingen ab, aber nie kam ihm eine Antwort. Er schrieb an Herrn Onuphrius, an die Mönche im Kloster Bildstein, an Frau Apollonia Hubmayr. Alles war umsonst. Es war wie in eine dunkle Grabeshöhle gerufen. Auf einen Brief nach Wels an die Muhme Placida's kam ihm die Antwort, Placida lebte und wäre wohlauf, aber es müßte wol ihres Vaters oder ihr eigener Wille so sein, nichts mehr von ihm wissen zu wollen. Nach Empfang dieses Briefes hielten ihn seine Kameraden einige Tage für verrückt. Dann beruhigte er sich wieder und schrieb nach Schwarzachhalden an den dortigen Pfarrer. Weihnachten verging, die heiligen drei Könige kamen, Fastnacht wurde mit wildem Spectakel in Prag verlebt, nichts erfolgte. O, das ist ein Zustand, den man selbst erlebt haben muß, um ihn in seiner ganzen Qual zu verstehen!

Jener Kallab, den die fahrläſſige Zeitungsſprache allzu milde nur einen „Briefmarder" zu nennen pflegt, war ein Mörder für die Lebensruhe von Tauſenden von Menſchen, deren Briefe er unterſchlug. Dieſen Schurken hätte man eher an den Galgen hängen ſollen, als ſo manchen thörichten Soldaten, der im raſenden Zorn ſeinen Offizier erſchießt.

Um die heilige Oſterzeit kam ein kurzes, wie ein gerichtliches Decret ſich geberdendes Schreiben vom Pater Epiſtolarius des Kloſters Bildſtein, worin ihm dieſer kund und zu wiſſen that, daß er die Familia des Herrn Onuphrius von Burgeß auf Schwarzachshalden nicht länger moleſtiren möchte, ſeytemal (ſo ſchrieb man ehedem ſtatt ſintemal) der Verſpruch mit dem edlen Fräulein Placida von Burgeß für gänzlich „aufgelöſet, getrennet und geſchieden" erachtet werden müßte — jene Zeit drückte alle Begriffe, die bekräftigt werden ſollten, in dreierlei Manier aus. Ratio: (— ganz juriſtiſch lautete die Abfaſſung des Jungherrn —) leichtſinniger, ſelbſt durch das betrübende Ableben ſeiner edlen Frau Mutter nicht alterirter, moderirter oder modificirter, vielmehr den Werken des Teufels ergebener, gewidmeter und geſchworner Lebenswandel —!

Wieder glaubte der ſo ungerecht, ſo fälſchlich Angeſchuldigte raſend werden zu müſſen. Wer hatte ihn da ſo ſchmählich, ſo ewiger Verdammniß würdig verleumdet —? Welche verruchte Entſtellung ſeiner einfachen, faſt den Kameraden zum Geſpött gewordenen Sitten —! Dieſen Brief zeigte er allen ſeinen Freunden und Gönnern. Er bat ſie um Hülfe, um Beſcheinigungen ſeines hofgemäßen, ritterlich chriſtlichen Betragens. Man verſprach ihm auf's Lebhafteſte, ihm helfen zu wollen. Schreibunkundige lachten verlegen, und Andere wieder verſchoben das Ausziehen ihrer Handſchuhe, das Sichſetzen an einen Tiſch, die Anſtellung einer Procedur, die für die Meiſten ſehr umſtändlich und ſchwierig war, von Tage zu Tage. Man braucht nur im Archiv zu Warmbrunn in Schleſien jene Urkunde anzuſehen, wodurch ein halbes Jahrhundert ſpäter in jener Bankettnacht bei Terzky die Generale des Wallenſtein ſich ihrem Generaliſſimus auf Tod und Leben verſchrieben, um zu wiſſen, wie damals von Soldaten

geschrieben wurde! Illo, Terzky, Isolani, der arme, später bekanntlich hingerichtete Graf Schaaf, genannt Gotsche — kaum, daß die Charaktere ein wenig entfernt waren vom Zeichen der drei Kreuze —! Und nun noch in jener Zeit die örtliche Entfernung zwischen dem Hradschin in Prag und der Bregenzer Kapelle der heiligen Gottesmutter von Bildstein oder dem dortigen Berg des heiligen Gebhard, von welchem Placida so viel Schönes, ja sogar die Sage berichtet hatte, dort wäre es gewesen, wo der Heiland vom Versucher angegangen worden: Die Herrlichkeit da unten schenke ich Dir, falle nieder und bete mich an —! Es lag ein Weltmeer dazwischen wie zwischen den beiden Indien. Hinreiten sofort —? Wie war das ausführbar beim leidigen Hofdienst —! Eine Reise nach Schwarzachhalden war für jene Zeit so viel wie aus seinem Posten und von allen Hoffnungen für die Zukunft scheiden. Auch das Schreiben und Sichrechtfertigenwollen mußte zuletzt verstummen. Unfrankirt wurde kein Brief befördert und die Porti waren damals ein wenig theurer, als nach unserem Fünf-Kreuzer-Tarif. Die Hinterlassenschaft der Mutter, etwas Feld und ein Haus, war noch nicht verkauft. Der ihm im letzten Sommer mitgegebene Silbervorrath war aber längst dahingeschmolzen an die Herren Protectores, die immer so sichere Versprechungen im Munde hatten.

Hoffnungsvoller konnten die Stände des Reiches den ihnen nach sechs Jahren einer ohnmächtigen Regierung vom Kaiser endlich gewährten Reichstag nicht begrüßen, als Sigmund von Landeck die Kunde, der Hof bräche im Frühjahr auf und wendete sich gen Augsburg. Das war, wie wenn der Zugvogel, dem eine grausame Hand vor'm Auffliegen und Antreten seiner Sehnsuchtsreise plötzlich die Flügel gebunden gehalten hatte, sie gelöst bekommt und hinaufschießen kann in die blaue Luft und segeln in die Ferne, wo sein altes, seit Jahren auf ihn wartendes Nest und seine Lieben weilen. Daß es dann freilich noch von Augsburg eine hübsche Spanne Erdkreis bis zum „deutschen Meere" war, das begriff Sigmund wol. Aber die geographischen Anschauungen jener Zeit und vollends die politischen waren der Art, daß ihm der Gedanke kam: Auf einem Reichstage versammelt sich ja alle

Welt, und Augsburg ist ohnehin der Jahrmarkt für alle Welt —! Und an einen Ritt von Augsburg zur Geliebten dachte er sogar mit Bangen. Denn wenn er sie nun vermählt fand, wenn sie nun verharrte in ihrem falschen, durch eine fluchwürdige Verläumdung ihr beigebrachten Glauben über ihn, wenn man ihn schnöde abwiese —! Da dachte er: Ich habe mir ja von ihr erzählen lassen, daß dann in ihrer Nähe ein Wasser so groß und so tief rauscht und — schon Manchem, dem der Schmerz der Liebe das Herz gebrochen hatte, versprach die Meerfei, ihn zu trösten in der Wellen kühlem, lockendem Grunde!

Die Reichstagsreise wurde angetreten, eine Mobilmachung mit dem äußersten Aufwand. Sie hatte sich bis zum Sommer verzögert. Nun stand Sigmund in dem rauschenden Lärm des Reichstages wie ein Abwesender, ein am hellen lichten Tage Träumender. Das hatte er gleich gesehen: So ein Reichstag war die ganze Welt doch nicht —! Frauen gab es genug, aber keine Placida —! Die Kameraden kannten seinen Schmerz und mußten diesen schonen. Sie wußten, er brütete über einen plötzlichen Ritt in die Schweiz. Doch war Urlaub schwer zu bekommen in dieser hochwichtigen Zeit. Man mußte vorsichtig sein im Verkehr mit Sigmund. Schon öfters hatte er Miene gemacht, dem, der etwa seiner spotten wollte, den Degen durch den Leib zu rennen. Doch fand er auch Zuspruch. Der Zuthunlichste von Allen war Wenzel von Fircks. Dieser kannte, was sein Kamerad verloren. Er legte Allen Schweigen auf, die etwa dem armen Liebessiechen sagen wollten, der schönen Jungfrauen gäb' es in der Welt genug. Denn Fircks hatte ja „die Eine, die ich meine", selbst gesehen und mußte ihr das Zeugniß einer Schönheit und Anmuth ohne Gleichen geben.

Es giebt Menschen, über die wir uns nie klar werden können. Selbst der ihnen zunächst Stehende, stündlich mit ihnen Lebende wird ihrer nicht froh. Wer sich an die Eindrücke des Augenblicks hält, dem verschlägt es freilich nichts, mit wem er zecht, mit wem er auf verliebte Abenteuer ausgeht. Das lebhafte Bedürfniß, einen Anschluß zu haben, ergänzt alle Lücken, die zuweilen so seltsam klaffen um einen solchen

Unheimlichen. Sigmund hatte nicht in seiner tiefen Trauer das Bedürfniß des Umgangs. Sein Herz nicht nur, auch sein Stolz war zu schmerzlich verwundet worden. Daher kam es, daß ihn der Zuspruch Wenzel's eher aufregte, als beruhigte. Dazu die ihm tief antipathische äußere Erscheinung dieses sogenannten Freundes. Man hätte glauben mögen, und so scherzten wol die Genossen, Fircks hätte schon einmal auf dem Rost gelegen, wie der heilige Laurenzi. Vertrocknet war er, gelb, mager wie ein Skelett. Seine schwarzen Augen leuchteten wie glühende Kohlen aus einem mit Runzeln bedeckten Antlitz. Hätte man ihm einen Pferdefuß gegeben, er würde für den Junker aus der Hölle selbst haben gelten können. Oft auch rühmte er sich seines Paktes mit dem Teufel. Er wollte schuß- und stichfest sein. Passauer Zettel hätte er nicht nöthig, wie die Anderen, sagte er, die solche Talismane auf der Brust trügen; ihn schützte schon sein „bester Freund", worunter er den Teufel meinte. Das sollte Alles nur Scherz sein. Aber Manche sagten hinter seinem Rücken über seine Magerkeit: Das ist ein Wurzelmensch — gebt Acht — des Nachts um Mitternacht liegt er einmal runzlich und todt wie ein Alraune da! Ja, in's Gesicht sagten sie ihm: Du scherzest, um nur den Ernst zu verbergen! Eigen war es, daß allerdings in der Nähe des Kaisers der Teufel manchmal zu sehen war. Um den Goldkocher huschte und schlich er wol immer. Wenn Kaiser Rudolf die Dächer bestieg und die Aspecten des Himmels betrachtete, wenn er Gold machen wollte, so spitzten die höllischen Geister Augen und Ohren, und Niemand von den Hartschieren stand gern Schildwache des Nachts an den einsamen Closetts, wenn die Herren „Mathematici" mit den langen weißen Spitzbärten und den großen Büchern und Rollen unter'm Arm zur Majestät einschlupften, oder die Thüren zu den Laboratorien aufgingen, wo die blauen Flammen unter häßlich geformten Tiegeln und kupfernen Röhren mit dicken Bäuchen und Buckeln züngelten. Wenzel von Fircks war sonderbarerweise dann immer der furchtsamste. Er behauptete, auf Posten nicht allein stehen zu können. Schon oft war er bestraft worden, weil er dann Würfel oder Karten aus der

Tasche zog und Jeden, der vorüberging, anrief, bei ihm zu bleiben und mit ihm ein Spiel zu machen.

Auch heute, nachdem sich Sigmund den ganzen Tag auf seiner Zelle gehalten, wenig gegessen, nichts getrunken hatte, kam er, um den Freund abzuholen.

„Du wirst Dir noch den Tod holen durch Dein ewiges Stubenhocken! Komm', laß uns in die frische Luft hinaus, Bruderherz! Ich weiß ein kühles Wirthshaus, das heißt zum Bödemliwirth, da hat's die schönsten Dirnen oben auf dem Bödemli, frische Waare aus dem Wirzeburgischen —"

„Mag Deine Dirnen nicht —"

„Bleibst unten, das Bier ist just frisch, Musikanten sollen Dir geigen. Kannst auch eine Ecke, wo Du Dein Känneli allein trinkst, kriegen. Setzt sich doch vielleicht so ein Schwarzauge zu Dir und plauschst ein bissel. Heb' Dich auf! Bist Du ein Arciero Seiner kaiserlichen Majestät? Sie werden Dich noch unter des Pappenheimers Trabanten setzen —!"

Also bohnredete Wenzel dem Freunde, zog ihn mit Gewalt vom Stuhl, schnallte ihm den Degen um, steckte ihm das Dolchmesser in den Gürtel, gab ihm die Hellebarde in die Hand und ein kurz Mäntelchen, über das er spottete und dann auf die Krämer schimpfte, die sie hinderten, alle schon den prächtigen neuen Mantel zu haben, den Herr Porphyrius Bosso, der Meister der „Quartarob", für sämmtliche Hartschierer als Muster hatte zuschneiden lassen, und zog ihn in's Freie.

In solchem Schwatzen und Renommiren, worin es die Schlesier, den Polacken nachäffend, gar weit bringen können, mit einer kurzen, resoluten, immer sicher gehenden Schnarrstimme, hatte Fircks wirklich den Trauernden beschwatzt, ihm zu folgen.

Gar nicht unmöglich, daß sie doch Beide beim Bödemliwirth eintreten und sich hinter eine Kanne Bieres setzen. Sigmund wußte es wenigstens selbst nicht, wenn er es that.

Drittes Kapitel.

Noch eine andere Kloſterzelle Augsburgs und etwas, das beim Bödmli-wirth, aber nicht daſelbſt auf dem Boden, geſchah.

In unſeren Tagen, denen des 19. Jahrhunderts, ging bekanntlich die annoch lebende Schweſter einer regierenden Kaiſerin, eine ehemals ſelbſt gekrönt geweſene Königin, die Vertheidigerin der neapolitaniſchen Seeveſtung Gaëta, zu Augsburg in ein Kloſter. Anfangs glaubte man, ſie würde ſelbiges nicht wieder verlaſſen. Vielleicht glaubte ſie dies ſelbſt. Wenigſtens konnte ihr Jedermann nachfühlen, daß ſie die Hoffahrt und Eitelkeit der Welt, die Schwäche und Charakterloſigkeit der Menſchen, vorzugsweiſe die Ohnmacht und Beſchränktheit Derjenigen, auf die ſie ſich im Leben zu ſtützen und für den Umgang zu beſchränken haben würde, gründlich ſatt bekommen hatte. Tochter eines Fürſten, der die Alpen zu durchſtreifen liebte mit der Cither auf dem Rücken, eines Fürſten, der ſich — geſchmückt wie ein „engliſcher Reiter" — auf ein Roß zu werfen und ſtehenden Fußes auf dem ungeſattelten Circusrenner dahin zu ſprengen vermochte und ſich auch als Dichter, der er zu ſein verſuchte, „Phantaſus" genannt, hat ſie dem bunten Reiz des Lebens, den Erinnerungen an die Schönheit der Natur, den Verlockungen zum Erproben einer amazonenhaften Kraft doch zuletzt nicht widerſtehen können und iſt wieder in die Welt zurückgekehrt.

Das Urſulinerinnenkloſter in Augsburg war's, in deſſen Frieden ſie ſich begeben hatte, eine Herberge, die ſelbſt wie eine kleine Seeveſtung ausſieht. Die vielen, ſchon in alten Zeiten kunſtvoll durch die ehrwürdige Kaiſer- und Reichsſtadt gezogenen Lech- und Wertachkanäle ſind auch dieſer Klauſe der Töchter der heiligen Urſula zu Gute gekommen. Die Mauern und Befeſtigungen der Stadt ſind faſt mit dem Kloſter in Eins verbunden. Die Vertheidigerin von Gaëta durfte ſich von ihrer Zelle aus zurückträumen in ihr ſüdliches Felſenbollwerk, das ihr ſo manchen ſilbernen Ehren-

schild, die verlorene Krone aber nicht wieder hat eintragen wollen.

Vielleicht bewohnte ganz dieselbe Zelle um fast dreihundert Jahre früher eine ebenfalls Tiefunglückliche, ebenfalls Verzweifelnde, die ihren Schmerz, wenn auch nicht hundert Meilen weit, doch ebenfalls aus der Ferne, fast zusammenbrechend, mit sich getragen hatte bis hierher. Ab und zu trat eine der Nonnen in ihre Kemenate und suchte sie zu trösten und durch gegebene Hoffnungen aufzurichten. Die Schwestern im schwarzen Rock, schwarzen Gürtel, schwarzen Weihel hatten sich zur Zeit der Reformation nach Dillingen geflüchtet, waren aber von dorther und unter dem Schutz der Herren Jesuiten mit dem Bischof zurückgekehrt und nahmen von ihrer in argen Kriegsläuften unzerstört gebliebenen kleinen Wasserfestung ohne Weiteres wieder Besitz. Daß sie einer frommen, ruhebedürftigen Seele, auch ohne dabei eine Ablegung der Gelübde vorauszusetzen, Obdach gewährten, soll schon oft und in den ältesten Zeiten vorgekommen sein.

Placida von Burgeß hatte manche Empfehlungen mitgebracht. Zwar hatte auch in ihrer Heimath die Reformation Wurzel geschlagen, aber die Zahl der mächtigen Bischöfe, die über Rosse und Reisige, vorzugsweise über gefüllte Truhen zu gebieten hatten, war rings um die classische Stätte der sieben Schwaben doch noch ansehnlich geblieben. Die Aebte von Sanct Gallen, die Bischöfe von Chur, die Hohenemser Grafen, die sogar in Rom einen Cardinal unter die Wähler des neuen Papstes zu setzen hatten, boten Alles auf, die ersten Schößlinge des neuen Glaubens wieder auszureißen. Der Sinn jener Bergländer um den jungen Rhein zur Rechten und Linken herum ist dem Heimathlichen und Althergebrachten zugewendet. Die Frauen führen in und außer dem Hause das Regiment. Will ein Hausvater, so ist es allda auch noch heutiges Tages, seine Mannesfreiheit genießen im Wirthshause, am Schießstand, will er sein Geld verspielen und Abends mit schwankendem Schritt sich nach Hause jodeln und suchen, ob auch seinen eigenen Kindern zum Gespött, so vermag er sich solch' stolzes Mannthum in ganz Tirol und in Vorarlberg nur zu erkaufen vom demüthigsten Gehorsam

gegen sein Weib. Das aber befiehlt ihm dann zu denken, zu reden und zu handeln, nur wie es die Herren Pfaffen wollen. Darin liegt in jenen Bergen der Schlüssel zur Erklärung eines unser Jahrhundert wahrhaft beschämenden Aberglaubens.

Was Placida im Ursulinerinnenkloster gebeichtet und den Heiligen zur Erwägung empfohlen hatte, das hatte sie auch die Priorin, die Subpriorin, alle geistlichen Schwestern erfahren lassen. Ihr Vater, ein zwar nur kleiner, aber stämmiger und umfangreicher Herr, mit gekräuseltem, weißen Bart und stark gerötetem Antlitz, hatte den Nonnen nichts verschwiegen. Er hatte sein Kind zum Reichstag geleitet mit dem Versprechen, noch einen Versuch zu machen zur genauesten Information über einen gewissen Mann, der nicht genannt wurde, der aber in der Nähe des Kaisers selbst zu suchen war. Sein geliebtes Kind, seine einzige Tochter, das Ebenbild ihrer auf dem stillen Friedhof am Fuße des Felsenschlosses Monteforte zu Götzis begrabenen Mutter, siechte ihm ja dahin wie die Blume im Sonnenbrand ohne Thau und Regen. Die Folgen seines Machtgebots, nicht mehr an die Verirrungen auf der Welserhaide zu denken, hatte er sich dermaßen betrübend nicht gedacht. Alle Prälaten der Umgegend, die Mönche von Bildstein, der Herr Prälat auf der Mehrerau, der Ritter auf der Riedenburg, jeder besonnene Nachbar hatte die von Prag gekommenen, freilich ohne Namensunterschrift verabfaßten Briefe eingesehen und sie für ausreichende Beweise erklärt zur Constatirung eines entschiedenen Mißgriffs, den sich unwissentlich das Herz der holden Placida hatte zu Schulden kommen lassen. Regte sich auch wol die Ahnung eines kritischen Bedenkens, dahin gehend, daß denn doch vielleicht nur eine Verleumdung hier ihr böses Gift ausgespritzt hätte, so war jene Zeit viel zu glaubensvoll, zu buchstabenselig, zu sehr im Gedruckten oder schwarz auf weiß Vorliegenden noch das volle Gegentheil von Lüge zu finden bereit, als daß nicht die Meinung der Hochweisen, die da ausriefen: Ein kaiserlicher Hartschier —! Ist denn da etwas Anderes zu erwarten —! Und vollends in der Nähe eines der Zauberei ergebenen Kaisers —! die Oberhand behalten sollte diesseits

Zerrüttet wie ein Kranker, den der Mond
Zu ſich hinüberzieht —

Voroſin.

Der Kaiſer! Seht!

Loginoff (lachend).

Er ſucht ſein eigen Ich! Ruft ihn nicht an!

Sechster Auftritt.

Pugatſcheff (tritt mit allen Zeichen des Tiefſinns, düſter und geiſterhaft auf. Er trägt die Krone und hüllt ſich fröſtelnd in einen Purpurmantel). Die Vorigen.

Pugatſcheff

(der Anweſenden nicht achtend, ſchwankt nach vorn und wirft ſich in den Seſſel am vordern Tiſch).

Perſiljeff (bei Seite).

Er träumt! So kann man nicht von Zukunft träumen —
Er träumt Vergangenheit — die heiße Lippe
Brennt von den falſchen Schwüren, die ſie ſchwören,
Die Stirn von Lügen, die ſie denken muß.
Red' ich ihn an —? Er ſieht mich nicht — was hebt
Er ſo geſpenſtiſch nur die Hand empor?

(Pugatſcheff malt in der Luft langſam ein P.)

Perſiljeff (bei Seite).

Ein Buchſtab' ſcheint es, den er in die Leere
Mit krampfbewegtem Finger ſchreibt —

und jenseits der steinreichen und höchst wasserarmen Aach von Bregenz. Placida selbst, die dieser mit ihren Thränen hätte aufhelfen können, glaubte zwar an nichts — ! Sie hielt das Bild des guten sinnigen Jünglings fest. Auch sie hätte die Briefe der Verzweiflung, die Sigmund schrieb, mit einem Schrei, hörbar durch alle Lande, erwidern mögen — ! Aber eine Antwort nach Prag zu befördern, das war damals kein leichtes Stücklein, wie jetzt, wo ein junges Fräulein, die eine verbotene Correspondenz führt, rasch vorüberhuscht an einem stillgelegenen einsamen Briefkasten und ihr unfrankirtes Briefchen hineinwirft. Da mußte ein besonderer Bote und ein Nachen über den See setzen bis hinüber an's Kaufhaus von Lindau, am jenseitigen Ufer des „deutschen Meeres"! Der Vater hatte Alles zerrissen, was ihm an verdächtiger Wiederanknüpfung jener Irrung in die Hände kam.

Jetzt aber, wo die Frühlingssonne über die Welt gekommen war, wo die Vögel so lieblich sangen, die Blumen so hold erblühten und Alles wieder gerade so wurde, wie es damals gewesen vor'm Jahre, da rief Placida aus, sie müßte schier sterben, wenn nicht der Vater um Wahrheit forschte über den Unvergeßlichen. So hatte denn auch er gesegnet die endliche Erhebung des böhmischen, Karl's des Großen Krone tragenden Träumers, sich den Ständen des Reiches zu zeigen und trübe weltliche Dinge, unter denen wir hienieden leben müssen, höher zu achten, als den Glanz der Gestirne. Auch Herr Onuphrius spannte seine Ackergäule aus ihrem Feldfrohndienste aus, schob deren zwei an die Deichsel seines hölzernen Kastens mit der Plane, ließ zwei andere Gäule als Vorspann zum Wechseln hintennach anbinden, ließ Pancratius Hubmayr seinen Gaul als Begleitsreiter satteln, that in seine Geldtruhe einen tüchtigen Griff und bezog den Reichstag fast wie ein stimmfähiger und für irgend eine „Bank" oder „Curia" mit Vollmachten versehener „mittelbarer" Herr. Ihn, seine Rosse und Gefährten beherbergte einer der vielen barmherzigen Gutthäter, die bei Reichstagszeiten, wie noch jetzt auf den Leipziger Messen, schon an den Thoren harrten und die Leute anriefen, ob sie nicht eine christliche Unterkunft begehrten, für welches edle Samariterwerk dann freilich die

Tage, wo hindurch man es annahm, mit Gold aufgewogen werden mußten.

Alle drei, vier Stunden einmal kam der dicke Herr, Herr Onuphrius von Burgeß, weiland kaiserlicher Burgvogt, athemlos und schweißtriefend über das Zugbrücklein daher gelaufen, über welches man schreiten mußte, wollte man am Sprachgitter der Ursulinerinnen sein Herz ausschütten. Immer brachte er etwas Neues mit. Gestern hatte er schon die Thatsache festgestellt, daß allerdings ein Sigismundus von Landeck unter den kaiserlichen Hartschieren mitgekommen wäre. Diesem sich freilich in etwas zu nähern, war schwer. Denn die Reichsklagsordnung, der grobe Pappenheimer und der rachsüchtige verbissene Hörbrot zogen haushohe Barrièren gegen die profane, kleine, unfürstliche Welt, die zuweilen mit einer Kopfbeule zurückspringen mußte, wenn sie so dreist war, etwa gar auf dem Weinmarkt, an den Fuggerhäusern, wo Seine kaiserliche Majestät wohnte, mit indiscreten, neugierigen Fragen sich breit zu machen. Die Spionenrolle, die somit Herr von Burgeß spielen mußte, erleichterte sich erst, als er jedem Menschen, der ihm etwas Officielles in den Mienen zu tragen schien, den Ausbruch der dann immer vorauszusetzenden Impertinenz durch etwas Klingendes abkaufte, das er ihm in die Hand drückte. Richtete er die Gabe nur nach dem vorauszusetzenden Stande der Personen ein, die er höflichst und trotz seines alten Adels mit tiefgezogenem Hute anredete, so nahm ein Jeder, selbst eines Tages der erzherzogliche Zahlmeister, Herr Ferdinand Zymmeran, gern seine Gutthaten an. Dieser letzteren ganz zufällig gemachten Bekanntschaft verdankte der so gutherzige, aber streng seiner Vaterpflichten gedenkende Herr Onuphrius sogar eine Nachricht, die er gestern drei Stunden später an das Sprachgitter der Ursulinerinnen trug, lautend: „Ob es einen Hartschier Namens von Landeck gäbe, könnte zwar er — Zymmeran — nicht bestätigen! Aber, das sei Gott geklagt, diese Herren lästerten viel, fluchten viel und trieben Kurzweil und Possen mit anderen ehrwürdigen Menschenkindern. Aber es würde nun eine große Maskerade stattfinden im Markus Fugger'schen Garten, allwo die Hartschierer die Wache haben würden

und dem gesalbten Leichnam des Kaisers das Geleite geben! Allhorten nun, wo genug des Raumes sei in den köstlichen Gängen und Lauben und sogar in den lieblichen Lusthäuschen, so alle zum Fest zugerichtet würden, ließe sich gewiß die gewünschte Annäherung in's Werk richten und seines — Herrn Zymmeran's — Erbietens wäre es, dem wohledlen Herrn, dessen Bekanntschaft ihn, den erzherzoglichen Rath Ferdinand Zymmeran, sehr ehre und erfreue (das fleischige Fäustlein schnappte dabei nach einer vorauszusetzenden künftigen zweiten Gabe), zu dieser Lustbarkeit den Eintritt zu verschaffen, so daß sich Herr Ritter und gewesener Vogt, Herr Onuphrius von Burgeß, selbsten überzeugen und Augenschein davon verschaffen könnte, ob sothaner Herr von Landeck zu den mehr gesitteten und für irgend einen, ihn jedoch, Herrn Zymmeran, nicht näher interessirenden Zweck verwendbaren Mitgliedern einer allerdings höchst kecken, ja mitunter wahrhaft insolenten Soldateska gehörte."

Wie schlug nun Placida das Herz, als sie heute schon wieder in aller Frühe den Vater über das Brücklein dahertrippeln sah mit kurzen beschleunigten Schritten! Er hielt die Hand gegen die Augen, weil ihn die Sonne blendete beim Spähen, ob ihn etwa sein Töchterlein schon erwartete —! Jede neue Nachricht konnte ja nur Glück und Erlösung bringen. Denn die endliche Bestätigung selbst eines Schmerzes, den man vom unerbittlichen Schicksal zu verwinden überkommen soll, ist unter Umständen ein Glück. Sigmund war wirklich in Augsburg —! Das stand vorab fest. Ein und derselbe Mauerring umschloß Beider Herzen —! Nun muß sich ja zeigen, ob Sigmund nur mit ihr gespielt hatte —! Ob sein Herz wirklich leichtsinnig war, seine Lebensweise verabscheuungswürdig, sein Glaube wirklich dem Teufel ergeben, seine Liebe nur auf dem Papier, der Ausdruck seiner Verzweiflung nur seine beleidigte Eitelkeit —! Die letztere Deutung, die eine besonders seine Erklärung der Prager Verzweiflungsbriefe sein wollte, hatte, mit dem Finger an die Nase gehalten und die Augenbrauen in die Höhe gezogen, der um Rath angegangene Herr Ortspfarrer von Dornbirn im Rheinthal ausgesprochen.

Der Vater trat ein in die kühle Halle des Sprechzimmers, die sich für Einen, der so von der obern Stadt, dem Perlachberg, dahergelaufen kam und in Schweiß gebadet stand, lebensgefährlich hätte erweisen können. Die Pförtnerin holte daher von der Priorin die Erlaubniß ein, daß der Herr Vater der frommen Placida in den Klosterfrieden selbst eintreten könnte.

Als in einem sonnenwarmen, behaglichen Gemach Herr Onuphrius mit seiner vor Spannung vergehenden Tochter allein saß, rief er, in seiner Eigenschaft als Bewohner des „deutschen Meeres" aus, oft in undurchsichtige Nebel gehüllten „deutschen Meeres" aus, wie nur dort ein Schiffer von Fussach oder von Hardt:

„Land — ! Land — !"

Dabei hielt er ein Stück Papier in die Höhe, einen etwas schmutzigen, wie es schien, von rothem Wein übergossenen Zettel, und verlangte, daß ihm Placida etwas lesen sollte, was darauf gekritzelt stand.

Das an Händen und Füßen zitternde Mädchen begann damit —

„Nein," unterbrach der Vater, „nur die Züge sieh' Dir an! Diesen Ductus, wie die Schreiberverständigen sagen —! Diese Art und Manier der Schrift —!"

Dem vollends im Kloster ganz nervenschwach gewordenen, aber immer noch lieblich, nur weiß wie die Wand aussehenden Kinde versagte in der That der Athem. Sie mußte sich mit den hundert Falten ihres Kleides auf einen Stuhl gleiten lassen. Hundert, wenn nicht noch mehr Falten, hat nämlich jedes Kleid einer Jungfrau, die heimisch ist am Bregenzerwald. Die Tracht, die wir überall jetzt als die „Volkstracht" bezeichnen, ist die abgelegte Tracht der vornehmen Stände geschmackverwirrter alter Zeiten. Dem blassen länglichen Antlitz Placida's mußte sogar der seltsame schwarze Turban schön stehen, den jetzt die Bregenzer Bäuerin trägt. Endlich hauchte sie und wußte doch schon, was der Vater meinte:

„Was soll ich denn sehen —?"

„Das ist ja die Schrift — ich lasse meinen Kopf — von dem guten Rathgeber aus Prag — ! Ich will einen Studirten fragen —! Man soll die Handschriften vergleichen —! O, daß

der gute Epistolarius von Bildstein nicht zur Hand ist! Aber auch hier wird es Schreibgelehrte geben und sollte ich alle Rathsschreiber von Augsburg bis Bopfingen, die anhero gekommen sind, zu einem Gutachten zusammentreten lassen. — Sieh', sieh', vergleiche doch nur —!"

Damit wollte der Vater aus einem Bündel Briefschaften, das ihm auf der Brust einen etwaigen absichtlichen oder unvorhergesehenen Hellebardenstich durch's Herz hindurch — dergleichen kam auf Reichstagen vor — hätte pariren können, all' jene Blätter hervorziehen, die einst wie Hagelkörner vernichtend in die blühende Saat ihres Lebens gefallen waren. Placida hatte ein solches Grauen davor, daß sie sich abwendete.

„Aber schau nur —!" ließ sich der vor Freude ganz seinen Ingrimm, den er eigentlich empfinden sollte, vergessende Vater seine Entdeckung nicht nehmen; „vergleiche doch nur dies Schnörkelchen da und das Schlänglein hier —! Ist das nicht dasselbe X und ganz dasselbe U —?"

Leider zeigten sich hier die Folgen eines noch nicht erlassenen durchgreifenden österreichischen Schulgesetzes. Herr Onuphrius war im Fache der Literatur ein schlechter Scriptor und ein beinahe ebenso schlechter Lector. Die einzelnen Charaktere waren ihm zwar bekannt, aber recht nennen konnte er sie nicht. Bei alledem wollte er den „Sachverständigen" machen und behauptete, daß sich hier in seiner Hand die Originalschrift des Mannes befand, der seine Hand beim Abfassen der Prager Warnungsbriefe nur verstellt hätte.

„Wer ist denn der Schreiber —?" fragte Placida, ohne daß dem gepreßten Herzen schon wieder der natürliche Athem gekommen war.

„Das weiß man eben nicht —! Aber erfahren kann man auf einem Reichstag Vieles —! Mein Herr Zymmeran wird schon Hülfe wissen — Ein Hartschier muß es gewesen sein —"

„Von den Kaiserlichen —?"

„Von der kaiserlichen Guardia! Das ist erwiesen —! Lies mir's nur einmal erst vor —! Der Wirth hat's nicht lesen können. — Ich hab's auch nicht lesen können, aber ein

Studirter kam in die Herberge — zum Bödemliwirth — der las es. — Ich habe drei Kemptner Sechsbätzner für das Papier gezahlt, es zu behalten —"

Letzteres war der Aerger, der sich bei alledem in seinen Freudenbericht mischte.

Placida las:

„Gut — für — zwölf — Batzen —"

Als sie stocken mußte im Weiterlesen des nur so hingekritzelten Wischs, fiel der Vater ein:

„Ja, das ist eben der begrabene Hund! Der Name ist nur so zum Spaß hingeklext —! Auch der Studirte hat ihn nicht herauslesen können. Der Wirth sagte: O der Herr Hauptmann, der von Sonnenberg, der wird's schon lesen können —! Aber dann war's dem Wirth Eins, daß ich den Zettel auslöste mit dem Zuschlag von noch sechs Batzen —"

Herr Onuphrius entschloß sich endlich, seinem vollständig betäubt und verwirrt gewordenen Töchterlein zu berichten, daß ihn gestern Abend sein Späheramt bald da, bald dorthin geführt hätte. Lebensgefahr wäre damit genug verbunden gewesen, zumal für seine kurze rundliche Gestalt, die so leicht in dem Gewirr der vor Stolz so hochgeschwollenen Schranzen und Hofbedienten, Reitknechte und Reisige aller deutschen Fürsten und Herren einen Stoß zum Umfallen hätte bekommen können, „seitemal" es auch Gäßlein genug in dieser wunderbaren Stadt Augsburg gäbe, die, wie in Bregenz bergauf, und wieder andere, die bergab gingen, die meisten aber schmal seien, kaum zum Ausweichen vor einer Kuh oder einem Esel.

„Nun," erzählte er, „da war ich längst von unserem Pankraz durch eine Rotte trunkener Kriegsknechte geschieden und suchte die „finstere Stube" auf und ähnliche Plätze, wo, wie ich gehört hatte, die Herren Hartschiere gern bis in die Nacht hinein hauseten. Komm' ich endlich in ein wüstes Haus, zum Bödemli genannt, wo ich vor Zechenden kaum hindurch kam und es auch nicht mochte, da ich plötzlich ein Schreien vernahm, Lärmen, Zanken. Bald ging's auch an's Schlagen. Kannen flogen, Schemel hinterd'rein, Tische wurden wie zu Schanzen verbaut und just, wie ich mich beherzter, als ich für meine Jahre hätte sein sollen, in die Falle hineinwage,

geht ein Hartschierer dicht an mir vorüber und verläßt sporn-streichs das Haus — ein gar schöner, sauberer, junger Mann — ich wollte wetten —"

„Vater —!"

„Schlank — etwas blaß —"

„Er ist's —!"

„Mit lockigem Haupthaar —"

„Ihr Heiligen —!"

„Aber beim Böhemliwirth, in einem Hause, wo — ich — später —"

„Er verließ ja den Ort —"

„Während ihm Andere nachschrieen und ihn zum Bleiben nöthigen wollten. Ich hörte vom Wirth, daß dieser selbst ein ehemaliger Landsknecht gewesen sein will und im Handgemenge eine tüchtige Faust führt. Es war ein Heidenspectakel. Die Bürger riefen nur immer: Mord — Mord —!"

„Aber der Zettel — ?"

„Nun, das war dann so —! In dem Schlachtlärm konnt' ich nicht bleiben. — Ich wollte auch dem mit dem lockigen Haupthaar nach —"

„O guter Vater —"

„Verlor ihn aber aus dem Gesicht. Denn Augsburg ist die wunderlichste Stadt von der Welt, die Stadt der Ecken möcht' ich sagen —! Kaum, daß man Eins gesehen hat, so ist's auch schon — immer links oder rechts um die Ecke —! Just, wie die Hoffnungen der Stände beim Reichstag —"

„Aber der Wirth —"

„Gut, heute Früh erst konnte ich wieder zu ihm. Da hörte ich, gestern wären noch die Pappenheimer gekommen und hätten die Straße mit Ketten gesperrt. Der Lärm entstand um die Zeche. Die Hartschierer wollten wieder kreiden lassen und der Wirth, wie gesagt, ein ehevoriger Landsknecht, der noch unter Kaiser Karl dazumal gefochten haben will, schrie nur immer: Ich bin Augsburger Bürger und wir kreiden Keinem, selbst dem Kaiser nicht —! Da hat denn der Eine eine solche Verschreibung gemacht, wie sie sie hier jetzt geben müssen, wo sie nicht zahlen wollen oder können. Geht dann

der Bürger in das Hofamt, so bekommt er sein Geld und dem Borger ziehen sie's ab an seinen Monats-Tractamenten, wobei die Nase von dem Herrn Oberst-Hofmarschall, dem Herrn Paul Sirt Trautson, wol auch nicht die kürzeste sein wird."

Wieder beliebäugelte Herr Onuphrius die schmutzige kleine Schedula, die denn also einer jener „Bons" zu sein schien, welche auch in neueren und allerneuesten Zeiten nur zu reichlich in den Kaufläden ausgestellt wurden, wenn die Söhne des Mars Lust zu Anschaffungen in eroberten Städten verspürten und kein Geld zum Zahlen hatten. Hier stand es nun Herrn Onuphrius frei, seine um achtzehn Batzen, immer so gut wie drei Silbergulden unserer Währung, erkauften zwölf in der Fuggerhäusern, oder wo sonst das Hofmarschallamt „einfourirt" war, zu reklamiren. Er erklärte das auch thun zu wollen und zwar mit Hülfe seines Gönners, des Herrn Ferdinand Zymmeran, der ihm schon auf seinem heutigen Früh-Spionirgange zum Bödemlwirth begegnet wäre, und dann noch eine andere, für die arme Placida nicht minder erfreuliche Aussicht eröffnet hätte, eine wirklich erobrte Zulassung für Vater und Tochter zu dem herrlichen, vom Kurfürst Augustus von Sachsen zu gebenden Maskenfest, das aus beweglichen Gründen, besonders aber, weil auf längere Zeit die Witterung des Himmels umzuschlagen drohte, schon auf morgen angesetzt war.

Placida warf sich an den Hals ihres Vaters und küßte ihn mit solch' zärtlichem Liebesfeuer, wie wol noch nie in einem Nonnenkloster ein Mann geküßt worden ist. Gab sie ihm doch gleichsam eine Spende aus dem überreich angefüllten Schatz all' der Zärtlichkeiten, die sie ein ganzes Jahr lang für sich behalten und an den ihr als unwürdig geschilderten Gegenstand ihrer heißesten Sehnsucht und Liebe aus ihrem jungfräulich reinen Herzen nicht hatte opfern können.

Wie rein und zart ihr Sinn war, sprach sich auch darin aus, daß sie erst jetzt ihrem Vater ein Geständniß machte. Mit den Purpurrosen der Scham auf ihren Wangen blickte sie nieder und erzählte ihm einen Vorfall, der ihr schon lange, lange als die eigentliche Fährte erschien, um einer hier obwaltenden schnöden Verleumdung auf die Spur zu kommen.

Ein reines Gemüth nimmt unreine Gegenstände, wie nicht in's Herz, ſo nicht einmal gern auf die Lippen. Placida hatte ſogar nur deshalb von dieſem Aergerniß geſchwiegen, weil ſie von ihrem Verrathen deſſelben üble Folgen befürchtete; damals gewiß, als vor einem Jahre der Geliebte ſo eilends im nächtlichen Ritt von Linz gekommen war, um ihr noch zwei Tage zu ſchenken, die letzten, die ſie als noch wirklich gelebte Lebenstage bedünkten. Denn ſeitdem war es über ſie gekommen wie der Tod.

Herr Onuphrius zog ſeine weißen Augenbrauen hoch zur Stirn hinauf und glich beinahe einem kaiſerlichen Reichshofrath, der die Gravamina irgend einer die Türkenſteuer verweigernden Reichsſtadt, Hall in Schwaben oder Windsheim in Franken, entgegennimmt und aus Drohung und Prüfung, Verachtung und Gewiſſenhaftigkeit zugleich zuſammengeſetzt iſt. Seine Gedankenmaſchine arbeitete langſam. Faſt kam es ihm vor, als hätte ſein geliebtes Kind ſehr Unrecht gehabt, erſt jetzt, wo ja die Spur der Verleumdung auf einen Hartſchierer führte, das Bekenntniß abzulegen.

Placida bekannte, daß dazumal jene drei Kameraden ihres Geliebten, die kaiſerlichen Hartſchiere Wenzel von Firks, Hartmann von Lengenfeld und Ambroſius von Schimmelpfennig einen recht ungeziemenden Verſuch gemacht hatten, ſie zur Untreue zu verleiten. Vorzugsweiſe hatte dies Wenzel von Firks gethan, Anfangs zurückhaltend, artig, wie geblendet vom Liebreiz einer Alpenblume; wahrſcheinlich hatte er ſie dadurch deſto ſicherer machen wollen. Als ſie aber gerade in ihrer Kemenate einen Augenblick allein war und ſtill für ſich ein Lied vom Vöglein, das gern hinausgeflogen wäre in den goldnen Sonnenſchein, geträllert, da wäre — ſo bekannte jetzt Placida — dieſer kohlengluthäugige, magere, gelbe Halbmongole mit der Stumpfnaſe hereingeſchlichen gekommen, hätte ſie mit wilder Leidenſchaft umarmt, ſie niedergeworfen und mit ſolcher Gewalt beſtürmt, daß ſie nur noch mit der äußerſten Anſtrengung es möglich gemacht hätte, ihren Mund, den er zugleich zuzudrücken und zu küſſen wagte, zum Schreien zu benutzen. Da hätte er dann nachgelaſſen, Hülfe wäre auch gekommen und bald darauf wären die verwegenen

Männer, die nur der Neid zu diesem Austritt bewogen, davongesprengt.

Noch höher, noch viel reichshofräthlicher als bisher zogen sich die Augenbrauen des gewesenen kaiserlichen Vogts, und beinahe zusammen mit der vordern Schneppe seines grauen Haupthaares, als seine Tochter in die bedeutsame Frage, die er that: „Und dieses, mein Kind, habt Ihr, hast Du und die Muhme —?“ mit den Worten einfiel:

„Nein, nicht die Muhme, Herr Vater, sondern die selige Mutter meines Sigmund —! Diese hatte mir ja ihr Haus so zu bewohnen gestattet, wie die Wohnung der Muhme. Ich hatte mein Zimmerchen auch allda, meine Blumen und meinen Erker, unter dem die Traun so lustig vorüberhüpft —“

„Und Dein Hülfegeschrei —“

„Rettete mich und wurde von mir der Mutter im ersten Schrecken auch richtig gedeutet. Diese aber ließ mich hierauf zu Gott und allen Heiligen feierlich einen Eid ablegen, davon nie etwas zu verrathen, sintemalen dies ihrem Sohn gradezu das Leben kosten könnte —“

„Hm, hm! Nicht ohne — nicht ohne —! Von wegen dem Satisfactionsgefühl —“ meinte Herr Onuphrius.

„Denn entweder,“ fuhr Placida fort, wie noch jetzt in der Erinnerung lebend, weinend vor Schmerz über das Brechen ihres Schwures, „entweder würde, sagte die gute, jetzt selige Frau, nach dem Innewerden dieser Unthat, ihr Sohn dem Fircks sofort den Degen durch den Leib rennen und sich damit allerlei erschreckliches Ungemach, jedenfalls — wie das so geht — Vorwürfe, wenn nicht die Verabscheidung aus seinem ehrenvollen kaiserlichen Dienste zuziehen, oder aber Sigmund fordert den schurkischen Freund nach adeliger Sitte zum Zweikampf. Dann aber kann es, nach Gottes Rathschluß, gar noch dahin kommen, daß der Missethäter obsiegt und ihrem geliebten Sohn und meinem Herzblatt —“

„Dazumal —“ berichtigte der Vater die sich vergessende Rede.

„Das Lebenslicht ausbläst —! Eine kluge Frau oder Jungfrau, sagte sie, hinterbringt ihrem Schatz niemals jeden Schmerz oder Schimpf, den sich ein fremdes Mannsbild mit ihr erlaubt —“

Pugatſcheff.

Wir müſſen Unterſchriften machen, Sergius —
Heda! — da nehmt, — mein P ſteht deutlich — P.
Der Dritte! Fort damit und immer mehr —
Ein einz'ger Buchſtab', der die Welt regiert!

Perſiljeff (bei Seite).

Die Bluturtheile ſchreibt der Wahnſinn nieder.

Pugatſcheff.

Da — eine Nuß! brecht auf! Zwei Kerne drin!
In einer Schaale zwei! — Ein Zwillingsbruder,
Der Eine von dem Andern —! Einerlei
Und Eins und dennoch zwei! Da nehmt, Ihr Kinder,
Gebt mir die Hand und werdet fromm und gut —
Zu Bett! Zu Bett! Und ſchlafet ſüß!

Perſiljeff (bei Seite).

Er ſpricht
Von ſeinem Doppelleben und den Kindern —
Noch weilt ihr Bild in ſeiner kranken Seele —

Pugatſcheff

(nimmt die Krone vom Haupt).

Da, Jungen, ſpielt! Und hütet Eure Hand!
Ritzt Euch nicht Dornen ein! Leſ't nicht, — leſ't nicht
Auf meiner Stirn, was da geſchrieben ſteht —
Laßt's gut ſein, Kinder — glaubt nicht, was ihr leſ't —
Sophia, binde mir den Schleier drüber,
Den Wittwenſchleier — ha ha! — nun könnt Ihr leſen —
Und betet Euren Abendſegen! Geht zu Bett!

„Hm, hm! Nicht ohne —!“ äußerte sich Herr Onuphrius in Verwunderung ob einer so klugen, so wahrhaft weisen Frau. Dann setzte er nach einer Weile eines beinahe wie philosophischen Nachdenkens hinzu: „Man hat allerdings Beispiele, wo das menschliche Herz nicht abgeneigt ist, sich in solchen Fällen einer Leidenschaft hinzugeben, die man eine Wuth um Rache nennt —“ Und wieder nach einer Pause geruhte er zu äußern: „Das hast Du also der Mutter —“

„Zuschwören müssen, keinem Menschen auf Erden zu verrathen! Daß ich es nun dennoch Dir sage, o, es ist ein Bruch an meinem Gelübde! Daß mir die Selige und der Erlöser, auf den ich habe schwören müssen, meine Schwachheit vergeben möge —! Ich werde auch d'rum daheim beichten und Vergebung erflehen, und wär' es bis nach St. Gallen, Chur oder nach Rom —!“

Allzeit ängstlich sind die Gewissen, die in den Umstrickungen der kirchlichen Gnaden- und Heilsmittellehre leben und in dem stets brünstigen Verlangen nach ihnen und in dem schmerzlichen Vorahnungsgefühl eines nicht zu stillenden geistigen Durstes und Hungers, falls sie ihnen entzogen werden. Auf Schritt und Tritt verliert der kirchlich gebundene Mensch seine Freiheit. Er wagt nicht mehr zu urtheilen, nicht mehr zu handeln. Er versetzt sich in eine stete Verrechnung mit dem Himmel, in ein Soll und Haben im Buch des Schatzes der Gnade. Heute thut man mehr des Guten, als verlangt wird; da hat man etwas zugeschrieben, wenn man morgen fehlte und der Absolution bedarf. So rechnet auch Herr Onuphrius in diesem Augenblick, und hatte alle seine Ablässe und ihm schon abgezogenen Fegefeuerstunden im Herzen, küßte sein Kind, vertröstete es der Absolutionen aller Beichtstühle der Vorder-Schweiz, Tirols und Vorarlbergs, und ignorirte, um ihr nicht zu wehe zu thun, daß sie während ihrer gestammelten Beichte immer starr den Blick auf den gekreuzigten Erlöser gerichtet hatte, der über dem Eingange der Pförtnerinnenklause hing. Er versicherte, daß auch er der Meinung wäre, durch ein Verschweigen dieser Dinge wäre Blutvergießen verhindert worden, und deshalb wäre es noch vorläufig besser, das Schweigen bis auf's Weitere fortzusetzen.

Bei alledem lichtete sich ihm die Fährte seiner Forschung. Den Zettel, in welchem sich vielleicht dieser Wenzel von Fircks in seiner Handschrift verrathen hatte, steckte er sorglichst zu sich, nahm seinen ritterlichen Federhut und versprach dem mit klopfendem Herzen und mit tausend Dank- und Segenswünschen für seine Liebe ihm das Geleite gebenden Kinde die sofortige Mittheilung jedes Ergebnisses, sei's seiner eigenen prüfenden Augen oder der Augen Anderer, oder sei es der Anwendung seiner noch hinlänglich aus der heimathlichen Geldtruhe im Vorrath befindlichen Batzen.

Jedenfalls sollte die holde Placida Sorge dafür tragen, morgen in irgend einer sie unkenntlich machenden Verkleidung an seinem schützenden Arme die kursächsische Festlichkeit besuchen zu können, im Fall wirklich Herr Ferdinand Zymmeran die Zulassung eines nur geringen Adeligen zu einem so großartigen Schaugepränge gepurpurter Fürsten und Herren ermöglichte.

Viertes Kapitel.

Es begiebt sich etwas, das über allen menschlichen Glauben geht

Mitten in den rauschenden Strudeln des Lebens, die den Einen blitzesschnell vom Andern fortreißen, giebt es noch zuweilen Begegnungen, die an jene Freundschaften erinnern, die man in der Wüste schließt, wenn sich in der unabsehbaren Einsamkeit zwei Wanderer ganz allein begegnen, oder auf einem Schiffe, wenn es einsam das unermeßliche Weltmeer durchfurcht.

Herr Ferdinand Zymmeran schien zu Herrn Onuphrius von Burgeß keineswegs durch die Geldspenden des Letzteren allein hingezogen, sondern durch die Gleichartigkeit ihrer Gesinnung, ja wie man beinahe versucht sein möchte anzunehmen, durch die Gleichartigkeit ihrer äußeren Erscheinung. Beide

hatten sie, auf kurzen, nicht allzu dicken Beinen stehend, dieselben unbeholfenen Korpora oder Leichname — wie man ehemals auch die noch lebenden Leiber nannte — Beide dieselben Sicherheitsmaßregeln zu treffen gegen ungestüme Packträger, Markthelfer, ja auch gegen die die „Bürgersteige" nicht respectirenden Ochsenheerden, die unaufhörlich aus dem Allgäu zur Ernährung des Reichstages hinzugetrieben werden mußten. Ein Beiseitespringen wird solchen kurzen, einer Steckrübe gleichenden, unten spitzen und oben dicken Persönlichkeiten nicht so leicht, wie den aalglatt dahinschießenden magern. Beide hatten dieselben Bedürfnisse beim Essen und Trinken — der weiland Vogt hielt den erzherzoglichen Zahlmeister in den besuchtesten Garküchen frei — sie hatten dasselbe Loch zu beobachten, wie weit sie die Schnalle ihrer Leibgürtel lösen mußten. Sie hatten dasselbe Schicksal, weit weniger essen und trinken zu können, als die Welt bei corpulenten Menschen vorauszusetzen pflegt; sie hatten dieselben Zufälle mit Krankheiten und Abhängigkeiten vom Bader und den Aderlaßtagen im Kalender. Kurz Beide schienen unter demselben Stern geboren zu sein.

Beide hatten ja aber auch dasselbe Vaterland! Das große schöne Oesterreich soll in unseren Tagen zerklopft werden, wie ein Gemisch heterogener Metalle. Ein wahrer Frevel das und lediglich eine Intrigue einzelner verwegener Wortführer —! Wenn unser Schiller seines Buttler furchtbares Wort: „Dank vom Hause Oesterreich —!" ein Wort, das markerschütternd, so oft wir es auf der Bühne hören, durch unser Innerstes fährt und den Geschichtslauf des Hauses Habsburg von den Blutgerüsten hingerichteter Kriegshelden alter Tage an bis in die neueste Zeit der in die Rumpelkammer wie ausgetretene Schuhe geworfenen Popularitäten, wie ein zuckender Blitzstrahl schwefelgelb beleuchtet, wenn Schiller, sagen wir, dies Wort wieder gut gemacht hat durch sein anderes, tief das Gemüth ergreifendes: „Der Oesterreicher hat ein Vaterland —!" und letzteres eine unbestreitbare, mit einem unaussprechlichem Etwas im tiefsten Herzen verbürgte Wahrheit für sich hat, so thut zur Erklärung der außerordentlichen Zuneigung des Herrn Ferdinand Zymmeran zu Herrn Onuphrius von Burgetz

das Meiste die gemeinsame Herkunft aus dem „Lande der Mitte", diesem erst allmälig der Erstarrung entgegengegangenen Lande, wo aber selbst in den Zeiten der Unfreiheit doch die schwarzgelben Banner die Herzen erhoben und die Sprech-, Anschauungs- und Lebensweise von Ost nach West, von Nord nach Süd die überall gleich anheimelnde, grundtief gemüthliche war.

„Ja, haltet's Eng nur um Schlag achter am Böggінger Thor —! An der Brucken rechts! Da hol' ich Eng ab —!"

Von diesem neu gewonnenen Freunde — schade, daß keiner von Beiden mehr taufen ließ, um einen Gevatter wären sie nicht verlegen gewesen —! — erfuhr denn der gemüthliche Neu-Vorarlberger Mancherlei. Nicht nur aus der laufenden Chronika, den großen Welt- und Staatshändeln, sondern auch unmittelbar von denen ihm persönlich als so übermüthig und händelsüchtig „bekännten" Herren Hartschieren. Einen Wenzel von Fircks gab es also ebenso, wie bereits das Vorhandensein eines Sigmund von Landeck constatirt war. Auch der Ort, wo Letzterer „einsouirt" worden, war schon den beiden Forschenden bekannt, freilich eine verdrießliche Gegend, eng, winkelig, schwer zugänglich, vollends durch Wachtposten abgesperrt. Den Zettel vom Bödemli hatte Placida's Vater nicht gern aus der Hand geben mögen; denn es wäre dies nicht der erste Wechsel gewesen, den Einer, dem man ihn präsentirte, dem Ueberbringer aus der Hand gerissen und vernichtet hätte. Daß aber Wenzel von Fircks gestern Nacht im Bödemli gehaust, gehörte zu den erwiesenen Thatsachen aus den Einzelnheiten einer gestrigen Vorfallenheit, die wieder einmal den Stadtvogt mit dem Reichstagsmarschall, den Ritter Gaudentius von Raitenau mit dem Freiherrn von Pappenheim, in argen Conflict und zu einem Wechseln, glücklicherweise nicht von Kugeln, wol aber von schriftlichen Beschwerden gebracht hatte. Die Hartschiere hatten nämlich im Bödemli geschmaust, wild gezecht, hatten mit Dirnen und Possenreißern verkehrt und zuletzt — die volle Zeche nicht bezahlen können. Wie ein Allwissender nickte Herr Onuphrius und lächelte zu jedem näheren Befund. Denn dies Detail war ihm alles geläufig.

Die Weisung, mit welcher sich Abends (leider war die Witterung stürmisch, rauh und nicht im Mindesten venetianisch geworden) am Gögginger Thor und rechts an der Zugbrücke daselbst die zwei in festliche Gewande gekleideten Fremdlinge einfinden sollten, ging darauf hinaus, daß entweder Herr Zymmeran in eigener Person oder ein von ihm entsendeter Bote sie abholen, in den Fugger'schen Garten, das Wunder der Welt, geleiten und ihnen alldort Gelegenheit geben würde, von den Zuschauertribünen herab oder aus einem sonstigen anständigen Hinterhalte zunächst das Leben und glückliche Schwelgen der hohen gekrönten weltlichen oder infulirten geistlichen Häupter zu beobachten. Dann aber, darauf ging die trostreiche Versicherung des nun bereits in die hauptsächlichsten Details der Leiden des Vaters einer liebesiechen Tochter eingeweihten Freundes, sollte eine Annäherung versucht werden an den Hauptmann der Hartschiere, den Herrn von Sonnenberg, oder an etwa wachhabende Kameraden des als für einen Eidam oder gar einen künftigen Angestellten des Staates verloren geschilderten Trunkenbolds, Händelsuchers, Schuldenmachers, ja halb und halb dem in der Nähe des Kaisers umgehenden Teufel Verkauften. Daß sich dann Placida von einem ebenfalls nicht unmöglichen wirklichen Anblick des einst Geliebten nicht etwa hinreißen ließ und dem Vater eine Scene machte, hatte sie zuvor geloben müssen. Vor dem Erkanntwerden schützte sie ihrerseits die Larve, die bis zu einer gewissen Stunde von allen Theilnehmern des Festes, nur nicht vom Kaiser, getragen werden mußte.

Herr Zymmeran war selbst gekommen, um seine Freunde abzuholen. Die Begierde, die schöne Tochter seines neu gewonnenen Freundes kennen zu lernen, hatte ihn der rauhen Witterung nicht achten lassen. Diese letztere hatte ihn bestimmt, sein, wie zu erwarten war, buntscheckiges Costüme unter einem Mantel verborgen zu halten. Er tadelte sehr, daß die reizende Erscheinung, die er antraf, sich viel zu leicht gekleidet und statt des verhüllenden schwarzen Seidenmantels, den sie bis über den Kopf gezogen trug, nicht einen grobwollenen, etwa von den Ursulinerinnen, gewählt hätte. Aber zum vielen Reden, etwaigen Austausch von galanten, in jedem

Lebensalter für erwiesene Schönheit angebrachten Huldigungen war kein Raum gegeben; denn die ganze Stadt war in Bewegung. Der Sturm aus Nordwest, der drohende Regen, die nur von Fackeln und Traglampen erhellte Finsterniß hinderte nicht das Zuströmen müssiger Zuschauer, die zuweilen beinahe zertreten wurden von den Aufzügen der hohen Herren, die nicht etwa in einer einfachen Kutsche anfuhren, sondern gleich mit Dutzenden von Vor- und Nachreitern, Läufern und Edelknaben zur Rechten und zur Linken. Diesen gaben dann wieder die Trabanten des Kaisers, die Reisige der Fürsten, die Söldner der Stadt das Geleite, öffneten den freien Weg und machten Spalier.

Das Neueste, das noch Herr Zymmeran über die Hartschiere in Erfahrung gebracht hatte, war ein strenger Parolebefehl des Herrn Hauptmanns von Sonnenberg, veranlaßt durch eine Art Meuterei wegen ausgebliebener wärmerer Bekleidung und desfallsige Beschränkung der heute zum Fuggergarten abcommandirten Wache auf nur zwölf Mann. Der Kaiser wollte kommen, aber wahrscheinlich nur einen Rundgang machen durch die herrlichen in Ball-, Eß- und Trinksäle verwandelten Gewächshäuser. Ob der Kaiser zum großen Bankett bleiben würde, stand noch nicht fest. „Wenn heute da oben am Himmel Mars oder Saturn regnieren," sagte Herr Zymmeran, geschützt vom Dunkel der Nacht vor den Folgen seines gewagten Freimuths, „oder ein ander Sternbild in einer seltenen Jurta- oder Contra-Position steht, so läßt unser kaiserlicher Herr das heilige römische Reich im Stich, wie vielmehr einen Schmaus, und wenn ihn auch der Kurfürst von Sachsen anrichtet —!" Die mitgebrachten achtundsechzig „Kuchelpersonen" aus Dresden sollten ihre Kunst zeigen. Gegen etwaige verdorbene Mägen befand sich auch im sächsischen Gefolge ein Leibmedicus, und Niemand anders war dies als Doctor Paulus Luther — Luther's Sohn — der Sohn des hier vor Jahren einst vor einem andern Reichstag gestandenen Martin! Ein wunderlicher, trübsinniger, sehr reizbarer Herr, dieser Paulus Luther! Sein ärztliches System war das des Paracelsus, diese revolutionäre, neue chemische Schule damals, die den menschlichen Organismus für einen

kunstvoll zusammengesetzten Destillirkolben hielt und alle Krankheiten mit Salz, Schwefel oder Quecksilber angriff.

Tief betrübt durch die Meldung von einer nur zu erwartenden Anwesenheit von zwölf Hartschieren, zagen Schrittes, gehemmt durch die jetzt vorgebundene Larve, folgte Placida den beiden, ihrerseits selbst auf so unsicheren Füßen stehenden Führern, die ihr rechts und links den Arm gegeben hatten und mit ihren Larven und wunderlichen Geckentrachten ebenfalls wie zwei höllische Dämonen in Menschengestalt aussahen. Ueberhaupt bedurfte Placida recht der Erinnerung an ihre fromme Heimath, um Alles das, was sie jetzt, eingelassen in den Fugger'schen Wundergarten, erblickte, nicht für die Annäherung an die leibhaftige Hölle zu halten. Denn an ihre Heimath durfte sie insofern mit einiger Beruhigung denken, als sie wahrlich vor Allem, was aus dem felsenüberdachten Schlosse Hohenems kam, den größten Respect hatte, und gerade der Herr Cardinal Mar Sittich von Hohenems hatte aus Rom solche köstliche Statuen und Bilder geschickt, die männiglich im Rheinthal bewundern durfte, und hatte Wagen und Schlitten im Winter, die so oft an Schwarzachhalden vorbeisausten mit Schellengeklingel und Peitschengeknall, Wagen und Schlitten, die alle gerade eben solche Drachen und Seejungfern, in grellen Farben gemalt, am Vorder- oder Hintertheil zeigten, wie hier Placida jetzt ringsum theils abgebildet dergleichen mythologische Ungeheuerlichkeiten, Männer mit Bocksfüßen oder mit Pferdeleibern, Frauen mit Löwentatzen oder Fischstoßen am Leibe, theils possenhaft in Wirklichkeit von lebenden Herren und Frauen nachgeahmt sehen konnte.

Auch im Garten zogen die kaiserlichen Trabanten Spalier. Von den Hartschieren sah man nur wenige. Zu sehen — das war überhaupt schwierig, nicht der Dunkelheit wegen — denn im Gegentheil, von Pechfackeln und riesigen Fässern, die — inwendig mit Theer angefüllt — an Stellen, wo damit kein Schaden verursacht wurde, ausgebrannt zu werden bestimmt waren, verbreitete sich ein Licht wie an einem dämmerigen Abend oder Morgen — aber der Sturm raste zu mächtig und trieb die Funken umher, und vorzugsweise waren die Springbrunnen störend, die wie Raketen so gerade aufschießen

wollten und dann vom Winde gefaßt wurden. Dann schlugen den Leuten die Tropfen in's Gesicht, und nicht Alle lachten darüber so wohlgemuth, wie einige Fürsten und Herren, die vielleicht dem Kurfürsten das Gelingen seines Festes nicht gönnten.

Der Kurfürst selbst, eine große, ungeschlachte, dicke Gestalt, schien in der That auf den Sturm und Regen, auf die Dunkelheit der Sterne nicht wenig ungehalten zu sein. Seine Mienen wollten lächeln und nach rechts und links hin grüßen, aber seine Augen gingen wie feurige Räder um. Vielleicht mochten ihn beim Blasen und Heulen des Sturmes die Geister der vor fünfzehn Jahren so grausam von ihm Hingerichteten umschweben, jene „Aechter", denen er das Herz aus dem Leibe hatte reißen lassen und die gerade hier auf Augsburger Reichstagen so oft den Kaiser und die Fürsten um Gerechtigkeit angefleht hatten. Dieser weintrunkene, üppige, hochfahrende Fürst, der die den Ernestinern geraubte Kurwürde nicht anders festhalten zu können glaubte, als durch servile Unterwerfung unter den Kaiser und die schmählichste Preisgebung der evangelischen Sache (die Trennung der letzteren in Luther- und Kalvinerthum gab ihm dafür die äußere Beschönigung) hatte seine rechte Hand damals bei der Gohaer Metzelei, den Grafen von Barby, auch heute um sich als obersten Hofmarschall. Des Kurfürsten hohes Gemahl saß neben ihm im Wagen. Viel Edelfrauen und Edelfräulein kamen in Sänften. Sie waren heute sicher, von den Brillanten der Patricierfrauen Augsburgs nicht ausgestochen zu werden. Diese Letzteren fehlten bis auf die gegrafen Fugger.

Im großen Banketsaale, auf einer ringsumlaufenden Galerie, freilich auch dicht neben den ohrzerreißenden Klängen der Trummeter, deren der Kurfürst allein zehn mitgebracht hatte — noch waren sie verstärkt durch die Augsburger Stadtpfeifer — hatte Herr Zymmeran für seine Schuhbesohlenen ein Plätzchen erobert, wo sie den Begebenheiten, dem Rundgange der Großen und zuletzt des Kaisers selbst, auch dem Schmausen und Bankettiren derselben bequem zusehen konnten. Eine förmliche Marketenderei war im Garten angelegt, um die Speisen zuzurichten. Von den in der Eile aufgebauten

Küchen verbreitete ſich ein köſtlicher Duft bis in die Marmorſäle des großen Gewächshauſes. Alles das wurde heute von dem Gelde beſtritten, das die ſächſiſchen Landſtände daheim bewilligen mußten und ganz gern bewilligten in Hoffnung auf die Förderung und Befreiung der in allen Landen vom „Zurückreformiren" bedrohten evangeliſchen Sache. Da wandelte er ja hin in ſeinem Ornat, der ſtolze Prieſter von Würzburg, Julius von Mespelbrunn, der den ſchrecklichen Satz: „Die Religion des Fürſten muß die ſeiner Unterthanen ſein!" mit unerbittlicher Strenge durchführte und die Leute, die nicht zur Meſſe gehen wollten, von Haus und Hof jagte —! Wie ſchüttelte er die Hand des Wirthes, des Kurfürſten, der ihm und ſeinem Vorgänger durch jenen geviertheilten Ritter Grumbach den Krummſtab gerettet hatte —!

Das Schmettern der Trummeten hätte die Mauern Jerichos einreißen können, als der Kaiſer kam. Aber auch ohnedem würde Placida unter ihrer Maske und ohnehin bei dem Dunſt der Lichter und Lampen und der Hitze im Saale, die von unten nach oben ſtieg, ohnmächtig geworden ſein. Das Uebrige that die bange herzklopfende Erwartung. Und in der That verfärbte ſich das liebeſieche Kind zum Sterben und ſank in die Arme des Herrn Zymmeran, ſals dem Eintritt des Kaiſers das Vorausſchreiten von zwölf Hartſchieren vorherging und — o Wunder —! Einer derſelben Niemand anders war, als der in Thränen und Jammer noch jetzt Geliebte, der dem Teufel und deſſen Werken verkaufte Sigmund von Landeck.

Aber auch der Vater erkannte ſeinen Mann vom Bödemliwirth, den, der die lärmende Trinkſtube vor dem Ausbruche der Thätlichkeiten verlaſſen hatte.

Sigmund von Landeck mußte kerzengerade ſtehen. Seine Augen durften nur auf den Eintritt des gekrönten Alchymiſten ſchauen, der denn auch nach jener, jetzt für Jahrhunderte dem Habsburger Stamm eingeimpften ſpaniſchen Weiſe ſteif und mit ſtrengſter Etikette eintrat. Jenem Tycho Brahe, dem großen Aſtronomen Rudolf's, würde es am Hofe des ſo deutſchritterlichen Kaiſers Max, der noch ſeinen Kunz von der Roſen, ſeinen Hofnarren hier in Augsburg ſelbſt ver-

heirathen geholfen hatte und in alle Bürgerhäuser (am meisten, wo es hübsche Frauen gab) seinen Guten Morgen! hineinzurufen pflegte, wenn er in seinem Hause, dem weiland Meidinger'schen Hause auf der Kreuzgasse, wohnte, nicht begegnet sein, daß ihm an kaiserlicher Tafel — mit Respect zu sagen — die Blase zersprang, woran er starb, nur weil der arme Geladene nicht den Muth hatte, sich von der kaiserlichen Tafel zu erheben und einem Gesetze der Natur zu folgen. Zu Kaiser Max hätt' er ruhig sagen dürfen: Erlaubt's! und wär' hinausgegangen.

Als Placida wieder zur Besinnung gekommen war, glaubte sie eine Geistererscheinung erlebt zu haben. Sie sah ihrem Vater in's Auge. Hinter dem Chor der Musikanten hatten alle Drei ihre Masken abgenommen. Herr Zummeran hatte die junge Dame sanft in die Arme seines halben Doppelgängers gelegt und war auf Kundschaft nach einem kühleren, nicht so dunstigen Plätzchen aus. Siehe da! ein solches war nicht in der Nähe. Man brauchte nur die Musikanten zu umgehen und gelangte auf einige Galerieen, welche die obere Wand von Seitengemächern zierten, von denen eines köstlicher als das andere war. Eines war zum Rückzug der Majestäten bestimmt. Nur zu diesem war die Galerie abgeschlossen.

Placida erholte sich und der gefällige Freund des Vaters erklärte:

„Ja, ehrenfester Junker, nun sollte es wol Zeit sein, daß wir auch an unseres Leibes Nahrung und Nothdurft denken —! An ein Plätzchen an einem dieser sich schon mit Schüsseln und Kannen beschwerenden Tische ist für uns nicht zu denken. Hier gilt es selbst zu suttragiren wie im Felde! Ich werde aus sein, etwas von diesen Kapaunen da und von denen gefüllten Indians auch zu uns heraufgelangen zu lassen —!"

Damit verschwand der Zahlmeister des Erzherzogs Mathias von Oesterreich und hatte Gewicht genug, seine Winke da- und dorthin für allerlei dienende Geister zu Befehlen zu machen. Man trug hierauf in die Galerie des Muschelzimmers (also hieß das zierliche aus Muscheln und zahllosen kleinen Steinchen zusammengesetzte Gemach, das von sprudelnden Wassern, die

Loginoff.

Uſtinja hat ihm noch den Nachttrunk nicht
Kredenzt.

Borotin.

Dort naht ſie ſchon! Ein Page trägt
Den goldnen Becher vor! (Bei Seite) Enthielt' er Gift!

Siebenter Auftritt.

Uſtinja (in reizendem Nachtgewand mit aufgelöſten Haarflechten). Zwei Pagen (tragen vor ihr her, der Eine einen ſilbernen Doppelleuchter, der Andre ein goldnes Bret mit ſchöngeformtem goldnen Trinkgefäß). Die Vorigen.

Perſiljeff (bei Seite).

Uſtinja ſelbſt? Was werd' ich ſehen müſſen!

(Uſtinja nimmt dem Einen der Pagen, während der Andere den Leuchter fortſtellt, den Becher ab. Pagen ab. Sie geht dann in den Vordergrund zu Pugatſcheff. Alle ſtehen auf. Perſiljeff drückt ſich in die Ecke.)

Borotin.

Gieb endlich ihm einmal den rechten Trank,
Der ihn von dieſen irren Träumen heilt —

Loginoff.

Miſch' ihn mit Rache, nicht mit Liebe! Müde
Sind wir des Tollgewordnen!

meiſt aus den ſchneckenartig gewundenen Hörnern heidniſcher Götzen ſpritzten, anmuthig belebt wurde), was etwa dazu dienen konnte, die Lebensgeiſter des emeritirten kaiſerlichen Vogts wach zu erhalten, ſo an Speiſe wie an Trank.

Hierauf wollte Herr Zymmeran wieder auf die Streife gehen und jetzt mit den Herren Hartſchieren anbinden.

„Aber verrathet nichts —! Saget kein Wort —!“ verpflichtete ihn erſt noch der im Kauen begriffene Vater.

Die Antwortsgeberde Herrn Zymmeran's ſagte ſo viel, als: Wiſſet Ihr denn nicht, daß Ihr hier mitten unter den Feinen ſeid —? Er meinte die Diplomaten.

Placida's Herz wurde jetzt wie ein Vögelchen, das ein muthwilliger Knabe an einem Faden feſtgebunden hält. Es kann flattern und mit den Flügeln ſchlagen, aber es muß bleiben und ſich bezwingen. Herr Onuphrius hegte ſogar, als er ſich halb ſatt gegeſſen hatte, bedenkliche Scrupel, ob es ſich überhaupt geziemte, hier oben innerhalb dieſes kunſtvollen Marmorgeländers zu verweilen in der Nähe ſo hoher Fürſtlichkeiten. Unten rauſchten die fürnehmſten Damen vorüber; die Frau Kurfürſtin ſelbſt, eine ſehr kränkliche, einem baldigen Tode geweihte Dame, die Paul Luther's Recepte nicht retten konnten; ihre Hoffräulein, ihre, ſämmtlich in gelb gekleideten Hofmarſchälle. Immer hatten dieſe um ſie zu thun und ihre Wünſche zu vernehmen. Ihr Sohn, der Kurprinz Chriſtian, deſſen Gemahl, ihre Prinzeſſinnen Dorothea und Anna, brachten der faſt erſterbenden Dame wohlriechende Eſſenzen, Blumen, verzuckerte Früchte. Ihr von Leibesfülle und Uebermaß an Lebensluſt ſtrotzender Gatte ließ ſich nur ab und zu einen Augenblick bei ihr ſehen, und auch da nur, wenn die hohe Gemahlin des Erzherzogs Karl von Steiermark, die Herzogin von Baiern, die Pfalzgräfin von Neuburg, die Herzoginnen von Mecklenburg und Würtemberg und eine gar liebliche Prinzeſſin von Baden zur heutigen Hausfrau und Wirthin hineingerauſcht kamen.

Auf die Länge wurde es Herrn Onuphrius himmelangſt in ſeinem Verſteck. Denn ſchon zuweilen richteten einige Herren ihre Augen nach dem Balkon hinauf und raſch mußte wieder Placida ihre ſchwarze Maske vornehmen. Zum Glück

trommelten jetzt die Heerpauker zum Mahle, das die höchsten und hohen Herrschaften drinnen im großen Saale einnahmen. „Der Kaiser wird bleiben —!“ rief nächstdem Herr Zymmeran, der bei seinem Hinundher nicht wenig schwitzte und den Zugwind verwünschte, der zuweilen als Orkan durch die geöffneten Thüren fuhr.

Das Wichtigste, was das freundlich gesinnte Linzer Männlein zu melden hatte, war zunächst, daß die Herren Hartschiere ein eigenes Gemach neben dem Kaiser hätten und allda verköstigt würden. Zugänglich aber würde letzteres schwerlich sein. Doch einen dieser tapferen und nur zu sehr zu Possen geneigten Junker hätte er, obschon er, Herr Zymmeran, mit dem ganzen Corps schmollte, angeredet oder dieser vielmehr ihn. Da hätte er erfahren, daß Wenzel von Firks heute nicht zugegen, ja die Ursache wäre, daß der Herr Hauptmann die Herren Hartschiere heute Abend alle etwas kurz halten zu wollen schiene. Der Eine der Zwölf hätte gefragt, wo die Anrichtetische stünden und die abgetragenen Speisen der kaiserlichen Tafel verwahrt würden. „Das ist ein Volk, räuberisch und meuterisch —!“ setzte Herr Zymmeran hinzu.

Nach einer halben Stunde kam er wieder und sagte: „Seht doch die Spürhunde! Einer hat es herausgekriegt, wo Bartel Most holt —! Kommt doch eilends mit —! Diese Galerien führen gerades Weges in's Freie und dort erhebt sich ein Anbau —! Hüllt Euch aber warm ein — denn der Sturm fegt den Regen in diesen Anbau, so daß man glaubt, es müßte der Winter angebrochen sein —!“ Und es war im Monat August —!

Willenlos und wie nur unter der Macht des Einflusses und der Bevorzugung stehend, folgten die beiden bescheidenen Zweiglein vom tausendästigen Riesenstamm des deutschen Adels und würden nach etwa hundert Schritten unfehlbar sofort umgekehrt sein, denn sie traten wie aus einem Schwitzbad in eine Keller-Atmosphäre. Gewiß wären sie entflohen, wenn nicht ihr Auge beim Hinunterblicken in die Tiefe von einigen Eindrücken auf's Mächtigste erregt worden wäre. Sie sahen eine völlig einsam gelegene Räumlichkeit, wo sich Schüssel an Schüssel, Braten an Braten, Pastete an Pastete,

theils in noch erhaltenem, theils schon stark angegriffenem Zustande befanden. Und — nun kam das Lohnendste für ihr Ausharren, zugleich sahen sie eine hier vollkommen allein anwesende Persönlichkeit, die ihnen zwar den Rücken wendete, aber nach Allem, was sich aus dem Wuchse schließen ließ, Niemand anders als Sigmund von Landeck war.

Bei alledem rasch zurückfahrend, hatten sie bemerkt, daß er sich gegen den Zugwind und den Regen, der von Außen kam, mit einem Mantel geschützt hatte. Daß es wirklich Sigmund von Landeck war, bestätigte Herr Zymmeran, der eine Minute noch länger dem Windzuge Stand hielt und von den Hallen aus den stattlichen Hartschier sogar angerufen hatte bei seinem richtigen Namen. Sigmund antwortete etwas — einen Gruß — in der That, es war seine Stimme.

Jetzt war guter Rath theuer. Sollte Herr Onuphrius den Augenblick benützen, eine naheliegende Treppe hinuntersteigen, unter Leitung des Herrn Zymmeran ein Gespräch mit dem offenbar müssig schlendernden Ehrenwächter des Kaisers anknüpfen —? Wo blieb dann Placida, die man mit beiden Händen halten mußte. Sie war wieder an die Galerie mit ihrer Maske zurückgekehrt und hauchte, als sie ihr Vater mit Gewalt fortgezogen: „Er ist's —!" Nun wollte sie hinunterstürmen, dem Geliebten sich zu erkennen geben. „O," rief sie halblaut aus, „Ihr seht ja, wie man ihn verleumdet hat —! Er sucht die Einsamkeit —! Er kam aus dem Garten, wohin ihn die Trauer seines Herzens gezogen —!"

„St! St!" unterbrach Herr Zymmeran und setzte, da er es nun einmal auf die Herren Hartschiere abgesehen hatte, hinzu: „Nein, es zog ihn hieher in die Speisekammer —!"

„Ein curioser Mantel, den er trägt —! Wie ein Wappenherold!" fiel Herr Onuphrius ein, um Streit zu vermeiden. „Wol die Winterkleidung der Herren Hartschiere —? Aber vorsichtig mitgenommen gegen die heutige Unbill der Witterung —!"

Einige Zeit verging in Unschlüssigkeit, da hatte Herr Zymmeran, der auch die Staatsbegebenheit mit den Mänteln kannte und wußte, daß es bis jetzt erst einen einzigen neuen Mantel gab, den, den Sigmund von Landeck anhatte, schon

wieder einige Schritte dem Luftzuge ſich näher gewagt und redete hinunter in die Speiſekammer. „Es war," verſicherte er zurückkehrend, „Herr von Landeck. Aber er hat einen guten Appetit —" ſetzte er ſpöttiſch hinzu.

Dies ſchnöde Wort, das für die vorhin von Placida gegebene Charakteriſtik wenig zu paſſen ſchien, beſtimmte Vater und Tochter ebenfalls wieder näher zu gehen, und ſiehe da! der geopferte Liebhaber, der Träumer und Schwärmer von Wels an der murmelnden Traun betheiligte ſich wirklich an den Hauptaufgaben dieſes feſtlichen Abends, am Eſſen und Trinken. Eine Halbmaske, die jetzt auf ſeinem Antlitz ſaß (vorher hatte er ſie in der Hand gehabt), hinderte ihn nicht, auf einen Teller aufzunehmen, was ihm nur einige kurſächſiſche Diener von den Braten und Paſteten zureichten.

„Seht den guten gemüthlichen Hausvogt, den Herrn Hans Georg Dähne von Dresden, ich kenne ihn — es iſt verboten, von den Reſten etwas zu verabfolgen —! Und wie ißt er den hungrigen Hartſchier — ſchenkt ihm auch Wein ein —! Wie ſie Alle lachen — die Herren Lakaien und die geheimen Kammerdiener —!"

Schon waren die Lauſchenden wieder zurückgetreten. Sigmund's Appetit gefiel Placida ſehr wenig. Der Vater machte eine gerunzelte Stirn und ſchüttelte etwas den Kopf. Es war ein dunkles Plätzchen in den oberen Gängen, die alle zuſammenhingen, wo ſie einen Ueberwind hatten, obſchon ſie auch hier halb wie im Freien ſtanden.

Wieder gingen ſie zur Anrichteſtelle zurück. Wieder hörten ſie das geſchäftige Treiben, das Klappern von Schüſſeln, das Commandiren der Truchſeſſe, der Vorſchneider, Alles adelige Herren, Schönberge, Lüttichaus, Knobelsdorfe. Sigmund von Landeck in ſeinem langen, die ganze Figur bedeckenden Mantel, den Helm auf dem Haupte (der Mantelkragen bedeckte ſein Haar), die Halblarve vor'm Angeſicht, deſſen Mund frei blieb, aß noch immerfort und ſtach haſtig mit der Gabel bald in dieſen Schinken, bald in jenen Faſanen, bald in eine Paſtete von Rebhühnern oder in einen Kuchen von Mandelteig. Es galt ohne Zweifel dabei Eile. Die Hofmarſchälle, die hin- und herrannten, ſollten nichts davon ſehen.

Wieder zogen sich die Lauschenden zurück.

„Das muß ich sagen, der ist ausgehungert!“ rief Herr Zymmeran und hielt sich die Seiten vor Lachen. „Den hat die Liebe zurückgebracht, daß er es jetzt einholen muß —!“

Und Herrn Onuphrius wurde ganz schwindlig zu Muthe und Placida that, als sollte auch sie lachen, nur um den üblen Eindruck einer so auf den Genuß gerichteten Gesinnung ihres so viel beweinten Freundes zu verwischen.

Herr Onuphrius tastete nach den Briefen auf seiner Brust, wo so viel von Unmäßigkeit, ungebändigten Leidenschaften und unbezahlten Rechnungen die Rede war, und faßte sich endlich ein Herz, noch einmal in den Zugwind hinauszutreten, und unwillkürlich folgten seine beiden Gefährten.

Jetzt war unten das Lachen wahrhaft ausgelassen. Der Oberkammerherr, Herr Niklas von Miltiz, kehrte gerade, als verließe er den Anrichteraum und ginge in die im Dunkel der Nacht wie Feueressen eines großen Eisenhammers leuchtenden Küchen, dem geschäftigen Dienerpersonal den Rücken und noch stand Sigmund von Landeck und tafelte und becherte im Stehen, und jetzt hatte er es mit den Fischen. Eine große Rheinforelle wickelte er aus der sie umhüllenden Sülze heraus und fuhr selbst wie ein Haifisch in die fleischige, grätenlose Masse hinein, zugleich mit der Linken von dem Weine annehmend, den ihm die guten Dresdner Lakaien, lachend vor Wohlbehagen über so viel Appetit, immerfort dazwischen kredenzten.

Die unglückliche Placida drohte närrisch zu werden. Sie lachte jetzt hellauf und stürzte wieder fort, um nur nicht diesen Anblick allzu lange aushalten zu müssen. Ihr Vater gab nicht einen Laut von sich. Nur Herr Zymmeran lieh seinen Empfindungen des Staunens einen Ausdruck ganz wie die Diener und Köche des Kurfürsten, die ebenfalls weder je an der Elbe noch an der vorderen oder hinteren Mulde einen ähnlichen Appetit gesehen haben mochten.

„Es ist einzig in seiner Art —!“ sagte er, und meinte, hier müßte ein Naturspiel obwalten. Denn so schlecht würden doch die Hartschiere nicht verpflegt, und auch heute würden sie, natürlich in gewissen Grenzen, wie es sich für Dienende

geziemt, und da man noch nicht gewußt hatte, ob überhaupt der Kaiser zum Imbiß bleiben würde, bedacht worden sein. Vielleicht ließe Liebesgram solche Lücken im Magen, die dann wie eine Art Fieber gestopft werden müßten.

In der Meinung, daß Sigmund von Landeck nunmehr gesättigt sein müßte und es angenehm sein würde zu sehen, wie sich derselbe mit der Zwehle (er meinte die Serviette) den Mund wischen würde, schlich sich Herr Zymmeran auf den Zehen noch einmal zurück, wurde aber von einem so schallenden Gelächter von unten her empfangen, daß seine beiden Gefährten wieder magnetisch angezogen folgten, weder Zug noch Regen achtend.

Der Jubel unten war begründet. Denn was man sah suchte allerdings seines Gleichen auf Erden. Sigmund von Landeck stand noch immer in seinem majestätischen, schwarzgelben, mit phantastischen Tressen geschmückten Mantel, kehrte den von oben Zuschauenden den Rücken und griff mit einer Gier jetzt nach den Ragouts, die man ihm reichte, daß man hätte annehmen mögen, sein Magen müßte wie der des Kameels füllbar sein, sogleich mit Vorrath für eine ganze Reise durch die Wüste. Da glitten die Keulen einer Gans in seinen Mund, hier das Vordertheil einer Ente. Jetzt folgte die weiche Masse einer Schildkrötenragout-Nachahmung aus allerlei Schweinernem. Eidotter, Oliven, das waren eigentlich nur Hindernisse, die sich den größeren Füllsteinen in den Weg legten und doch hinunter mußten, um einen ungeheuern Fleischkloß und eine Roulade von Geflügel, groß wie eine Mörserkugel, hindurchzulassen. Mit dem Wein hielt sich Sigmund nicht lange auf. Die Pokale glitten, wenn die Zähne einige Ruhe hatten, einer nach dem andern wie Wasser hinunter.

„Das muß man für Geld sehen lassen!" schrie Herr Onuphrius davonstürzend. „Das muß der Kaiser sehen! Ich rufe es in den Saal hinunter allen Fürsten und Kurfürsten —!"

„Mann, Mann —!" rief den halb irrsinnig Gewordenen sein gemüthvoller Freund, hielt ihn am Rockschooß fest und suchte eine Thorheit zu verhindern. „Das — das — ist — Höllenblendwerk —!"

Placida zitterte. In den namenlosen Briefen hatte von Teufelspakten gestanden, von Verbindungen mit den Zauberern des Kaisers. Jetzt war ihr schon das Benehmen des Vaters beängstigend. Der alte Mann war wie behext und hatte den Weg schon fast bis an die Muschelkemenate wieder zurückgelegt.

Herr Zymmeran sammelte sich zuerst und rief ihm:

„Beruhigt Eng doch, ehrenfester Junker! Es kommt ja nun also an den Tag, daß diese Briefe keine Verleumdung enthielten —"

„Redet das nicht —!" wollte Placida einfallen. Aber die Worte erstarben ihr im Munde.

„Es giebt — Blendwerke — der — höllischen Geister —!" stammelte der Vater und suchte sich zu fassen. „Es ist vielleicht für uns nur ein Traum —! denn — was essen ist — das hab' ich doch schon oft — in Feldkirch — in Innsbruck oder — in Wien erlebt —! Einen Mann zeigte man mir in Wien, der seines Zeichens ein Schuster war und doch nur eine sitzende Lebensart führte — und dieser aß — zwölf Würsteln — wisset, nicht von den fingerdünnen, sondern den Dreikreuzer-Würsteln, und zwei Stunden darauf speiste er schon wieder zu Mittag — und dieser Mann konnte sich nicht ernähren und mußte, mußte geistlich werden — nur um die Mittel zu haben — seinen Leib zu füllen —! Aber über diesen Laienbruder bei den heiligen Vätern, den Herren Kapuzinern, geht —"

Diese stammelnd gesprochenen Worte verhallten schon wieder in dem fortgesetzt lautesten Lachen, das aus der Anrichtehalle erscholl. Wieder war man zu ihr zurückgekehrt, stürzte aber mit einem, trotz Kaiser und Reich ausgestoßenen verzweifelnden „Jesus!" bald davon. Denn soeben hatte Sigmund von Landeck einen ganzen Rehrücken, dessen eine Seite noch unberührt von der Tafel gekommen war, in die Hand genommen wie ein Dreierbrot und verschlang Alles, was davon noch an Fleisch übrig war — und dessen war nicht wenig — mit einer Gier, einem Menagerie-Löwen gleich, der sein auf einem Spieß ihm dargereichtes Fleisch als einen einzigen Bissen verschluckt. Rings reichten ihm die Lakaien Schüssel auf Schüssel hin, andere füllten ihm die Gläser.

Der Esser war umstanden und bedient, als befände sich unter ihm ein großes Loch, in das Alles hinunterfiele und etwa von einem dahinfluthenden Arm des Lech oder der Wertach fortgespült würde.

„Nach Hause! Nach Hause!" schrie Herr Onuphrius. Denn mehr zu sagen versagte ihm die Stimme. Mit zitternden Händen befestigte er seiner erstarrten Tochter den erwärmenden Ueberwurf, rieth ihr mit zähneklapperndem Munde, vor jeder Neugier ihr Angesicht zu verhüllen, dankte dem gewonnenen Gastfreunde für seine so aufopfernde, warme, edle Theilnahme und machte sich auf den Weg, mit Vorsicht zu den Zinkenisten und Trompetern zu gelangen und von dort aus das Weite zu gewinnen.

Aber doch noch einmal wollte er sich überzeugen, ob denn wirklich das Erlebte unter Menschen, gewöhnlichen, christlichen Menschen möglich wäre, ob wirklich ein Geborner und noch dazu Adliggeborner sich nicht in Wels an der Traun so hatte verstellen, so das Herz einer zarten Jungfrau bestricken können und in Wahrheit sich einer Völlerei hingeben konnte, die seinen Charakter dermaßen depravirte, daß er sich zum Hanswursten gemeiner Diener herzugeben vermochte. Wie ein scheuendes Roß stutzte er noch einmal kurz vor einer Stiege, die alle Drei, um in's Freie zu gelangen, niedersteigen mußten, befahl sein Kind einen Augenblick Herrn Zymmeran und rannte noch einmal durch die sich inzwischen mit den nicht zur Tafel geladenen Gästen noch mehr zu füllen anfangenden Galerien zum Schauplatz des Ungeheuern zurück.

Nach wenig Minuten schon kehrte er wieder, leichenblaß, wie Einer, der seiner vom Winde fortgerissenen Perrücke nachläuft. „Fort —! Fort —!" rief er mit Zähneklappern. „Noch immer ißt er —! Er ißt Kuchen — Mandelklöße — Aufläufe — Hohlhipen — Strudel —!" Damit war Herr Onuphrius schon unten im Garten verschwunden, nothdürftig sein Kind festhaltend. Herr Zymmeran war ihm abhanden gekommen.

Erst am Gögginger Thor kehrte dem wackern Edelmann die Besinnung zurück. Aber er sah sich um, als erblickte er Gespenster. Die Menschen, die des Regens nicht achtend in

Maſſen aufgeſtellt waren, um ihrer Neugier zu fröhnen, kamen ihm wie Kobolde vor. Er glich den Unglücklichen, die in den Gebirgen Tirols oder Baierns dem ſchrecklichen Thier, dem Tazelwurm, begegnet ſind. Erſt die Thränen ſeines Kindes, die er um die Wette mit den Regentropfen von ihren Wangen fließen ſah, gaben ihm die Beſinnung wieder.

Reden konnte er nicht. Schon des furchtbaren Kanonendonners wegen, der von den Baſteien erdröhnte. „Alles wegen des Feſtes — eines Feſtes des Teufels —!“ ſchrie er. Noch ſollte es trotz des Regens Feuerwerk geben, aber Herr Onuphrius brachte ſein unglückliches Kind zur Stätte der frommen Urſulinerinnen und ſchwankte, immer noch von hölliſchen Schauern geſchüttelt, zu ſeinen Roſſen, ſeinem Gefährt, zu dem ehrlichen Pancraz und dem Fuhrknecht Donat, welche beide Letzteren ſchon auf dem Heuboden ſchnarchten, heim in ſeine Herberge.

Fünftes und letztes Kapitel.

Betrachtungen über den Untergang der Welt und dennoch ein fröhliches Ende.

Am folgenden Morgen war die Präſenzliſte des Augsburger Reichstages von 1582 um eine Nummer ärmer.

Ein einfacher Landedelmann fehlte mit den Seinen. Weder im Beſitz einer Viril- noch einer Curialſtimme, war er zum Reichstage nur gekommen in der Vorausſetzung, daß dem Staaten- und Völkerwohl Alles daran gelegen ſein müßte, daß ſich in keinem Menſchenherzen ein Mißverſtändniß einniſtet, keine Beſchlußfaſſung ohne ernſte Prüfung vorgenommen und die Ehe, dieſe Bedingung der Erhaltung und Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes, eher erleichtert als erſchwert wird.

Ganz erfüllt von Gedanken der Liebe und Freundſchaft, die jedoch nur unter edlen, mäßigen, nicht dem Teufel ergebenen Menſchen geſchloſſen zu werden verdient, hatte Herr Onuphrius von Burgeß noch bei einem der berühmten Augsburger Silberſchmiede ein Symbol beweglichſter Art für das Gemüth, ein ſilbernes, gekauft, zwei ineinander verſchlungene Hände, zu tragen an einem ſilbernen Kettlein um den Hals. Leider machte die jähe Haſt, womit der Vater der weinenden Placida die Abreiſe betrieb, es unmöglich, daß dies Angedenken etwa für Frau Zymmeran oder eine der Töchter des ehrenwerthen Mannes von dem dankbaren Anwohner des „deutſchen Meeres“ perſönlich überreicht wurde. Der Zahlmeiſter des Erzherzogs Mathias war bereits tief wieder in Zahlen und ach! weit mehr in Nullen vergraben. Aber es waren zuverläſſige Leute da, die es verſprachen, ſeinem Doppelgänger aus Linz dies Andenken unverzüglich zu behändigen.

Dann fuhren und ritten die guten Menſchen zum Rothenthurmthor hinaus und Pancraz ſowol wie der Fuhrknecht Donat wußten ſchon, was ſich am geſtrigen Bankett enthüllt hatte. Man ſah ein, daß ein ſolcher Eidam binnen einem Jahr ganz Schwarzachhalden durch die Gurgel gejagt haben würde. Den Wärwolf kannten ſie ja Alle. Das war ein Menſch, der nur eine gewiſſe verzauberte Schnalle an ſeinem Gürtel zu löſen brauchte, und er nahm die Geſtalt eines Wolfes an und fraß Schafe und Füllen, ja vor Hunger ſogar Menſchen. Pancraz wollte im Appenzeller Land einen Mann geſehen haben, für welchen Niemand gut ſagte, und wenn man ihm begegnete, ſteckte man raſch einen Mund voll Brot in den Mund, wodurch der Wärwolf gebannt und ſeine Schnalle im Gurt, in dem Schmachtriemen, den man löſt, wenn ſich der Magen erweitert, den Zauber verliert. Auch die Nachtzehrer oder Blutſauger wollte Donat, der ſchon gegen die Türken gedient hatte, in Ungarn kennen gelernt und ſie am vielen Zechen erkannt haben, wo ſie dann nicht mehr weiter konnten mit gewöhnlichem Rebenblut, ſondern hinausſchlichen in's nächtliche Dunkel und Menſchenblut begehrten. Da fielen ſie Jungfrauen an, tödteten dieſe und ſogen ihnen das Blut

Uſtinja.

Schweigt!
Mit dem Gemeinen hab' ich nichts gemein.

Loginoff.

Wenn er in dieſem Augenblick ſich nicht
Mit Dir verlobt, ſo iſt ſein Tod beſchloſſen!

Uſtinja.

Nur die Czarewna wollt Ihr in mir ſehn —?
Das wär' ich längſt, wenn ich ein Herz begehrte,
Das nach der Furcht vor Euren Dolchen ſchlägt —
Ich werb' um Liebe, und ich finde ſie.

(Sie reicht Pugatſcheff den Becher, dieſer nimmt ihn und trinkt. Uſtinja ſetzt ſich zu ſeinen Füßen.)

Perſiljeff (bei Seite).

Es iſt zu ſpät! Zu ſpät! Ein Wüſtenthier,
Das man gezähmt, hängt ſo am Aug' des Wärters!

Pugatſcheff
(ohne aufzublicken).

Ich hatte Thränen, doch Ihr ſaht ſie nicht;
Ich hatte Liebe, doch ſie ſprach wie Haß —

Perſiljeff (bei Seite).

Im irren Geiſte ſpricht er mit Sophien.

Pugatſcheff.

Der erſte Bund nun feierlich gebrochen —
Mit Thränen löſcht' ich Hymens Fackel aus: —
Doch nach dem nächſten Schnee — gewiß im Lenz,
Im nächſten blüthenreichen Lenze wieder
Bringt Dir das erſte Blatt die Liebestaube,

hinter'm Ohre aus. Herr Onuphrius faltete die Hände, als sie in den Wald hinter Hanenstätten kamen. Hier wollte er nicht von Wärwölfen und Nachtzehrern gesprochen haben, sondern er gedachte nur seiner Fasttage, nicht blos seiner kirchlich gebotenen, sondern derer, die sich der an ein ewiges Gericht glaubende Mensch selbst manchmal auferlegt, etwa wenn ihm beim Essen die Gabel oder das Messer zu Boden gefallen ist. „Da dann gleich weiter zu essen, da dann gleich weiter zu trinken, das ist doch noch Niemand gut bekommen —!“ sagte er mit einer zitternden Stimme, und Placida mußte bestätigen, nie ging eine Schüssel völlig geleert von ihrem Tisch, sonst wäre ja die Armuth in ihre Küche eingezogen. Unmäßig und übersatt sich zu essen, das ist dem Vorarlberger nur am Christabend gestattet; denn wer es da gethan hat, der that es nur, weil er dann das ganze Jahr keinen Hunger leidet. Placida sah das heilige Mahl vor sich, als es Christus eingesetzt hatte, einen Lammsbraten und einen Teller nur mit Brot und einen einzigen Becher mit Wein! Sie gedachte eines Mönches, der auf der schönen Gebhardsberg-Kapelle in einer Predigt, die er allda im Freien, auf der schönsten Kanzel der Welt gehalten, Werth darauf gelegt hatte, daß Christus der Herr das Brot nicht geschnitten, sondern, wie es in der Schrift steht, gebrochen hätte. Das Brot nicht zu schneiden, sondern zu brechen, das sei noch jetzt am Tische die feinere Sitte der Vornehmen und Gebildeten. Jesus war ja auch aus königlichem Stamm.

Manchmal kam dem unglücklichen Mädchen der Gedanke: Es ist gar nicht Sigmund von Landeck gewesen —! Dann aber vergegenwärtigte sie sich die Gestalt, die sie vor dem Beginn des gotteslästerlichen Schmausens zu deutlich gesehen, ja bis zum Anrufen und Grüßen erkannt hatte —! Herr Zymmeran und ihr guter Vater nannten sich Doppelgänger, weil sie beide kurz und dick waren; aber Jeder konnte sie doch unterscheiden —! Und einen Bruder hatte Sigmund nicht. Er war es also selbst — und in Völlerei und Unmäßigkeit verfallen, ja die Unmäßigkeit selbst —! Nein, sie wollte nichts hören vom Wärwolf, von den Künsten Kaiser Rudolf's und seiner Zauberer, sie wollte nur dem allein nach-

fühlen, daß nichts einem Jüngling und dem Mann überhaupt ſchimpflicher ſteht, als eine übergroße Freude zu verrathen an der Füllung des Leibes. Selbſt die Neigung, mehr zu trinken, als ſich gebührt, verletzt ein Frauenauge nicht ſo ſehr, als ein behagliches Lecken und Schlecken von Schüſſeln und Tellern, das Stecken der Naſe in die Töpfe der Küche, die Gier, ſich von den Leckerbiſſen einer Tafel nichts entgehen zu laſſen.

Sie kamen an manchem Kloſter vorüber, das jetzt, wie eben die Zeiten geweſen, leer ſtand, an manchem aber auch, wohin die alten Bewohner zurückgekehrt waren. Waren es Nonnenklöſter, ſo ſeufzte Placida und ſagte: „Dahin werde auch ich ziehen —!“ — „Lieber gar —!“ meinte dann der Vater. Sie aber fuhr fort: „Sancta Walpurgis wird dann meine Schutzheilige werden —!“ Sie meinte um die drei Kornähren, die dieſe Heilige in der Hand zu halten pflegt, zum Zeichen, daß ſie einſtmals ein Kind von einem nicht mehr zu ſtillendem Hunger, von der ſogenannten Eßwuth, alſo dem drohenden Schickſal, ein Wärwolf zu werden, geheilt hätte.

Der Vater ſchüttelte den Kopf und ſah nur voll Wehmuth auf die gebundenen Garben, die im Felde zu hohen Thürmen aufgerichtet ſtanden, und auf die Mühlen und in allen Städten, durch die ſie kamen, auf die Bäckerladen und wollte damit ſagen: Die Ernte iſt gerathen. Aber konnte ſie nicht auch mißrathen, und was dann —?

Hinter Kaufbeuern beginnt der Segen des Weidelandes. Herrliche Stiere mit mächtigen Hörnern und leuchtenden Bläſſen an den Felſenſtirnen beherrſchten wie Sultane die Heerden von Kühen und Kälbern im geſegneten Allgäu —! Voll Rührung blickte Herr Onuphrius auf dieſe brüllenden, muthig über die Landſtraße ſetzenden Gottesgaben — ſie verwandelten ſich ihm alle in gemetzigte Rindsviertel und in dampfende Braten am glühenden Spieß. „Schönes Vieh —!“ ſeufzte er. Er meinte: „Aber es giebt auch Seuchen, als da ſind: die Klauenſäule und der Milzbrand, und bei ſolchem Appetit — was dann —?“

Zu Kempten war Alles wieder ſo recht katholiſch geworden und hohe Treppen gab es dort, die man ſogar zu den Altären

hinaufrutschen konnte mit kniegeschmeidiger Andacht. Das zwar nun thaten die nach Schwarzachhalden Zurückreisenden nicht am Abend ihres zweiten Nachtlagers. Aber Placida fing doch wieder von einem Kloster an und sprach von den grauen Schwestern, als welche die Landgräfin Elisabeth von Ungarn und Hessen so innig verehren, diese Heilige, der sich einst ihr Brot im Korbe in eitel Rosen verwandelte. Nur noch Blumen mochte sie, wenn man vom Essen sprach. Nicht einmal Früchte. Alles Eßbare widerstand ihr zum Aeußersten, ja auch Herr Onuphrius und sein getreuer Pancraz und vollends erst Donat, der die Vampyre und die Wolfsmenschen aus Ungarn kannte, konnten sich an keinen Wirthstisch setzen, ohne dem Gebackenen oder Gebratenen mit einer gewissen Zaghaftigkeit zuzusprechen. Es kam ihnen vor, als wenn sie sich mit jedem Bissen, den sie zum Munde führten, schuldig machten, eine Hungersnoth herbeiführen zu helfen, die nächstdem über Europa hereinbrechen müßte. Ob die Tafel noch so reichlich besetzt, der Wein zwar sauer, aber das Bier vollkommen mundgerecht war, es schien ihnen die Zukunft der Welt bedenklich und die Schöpfung nicht vorzuhalten für die Bewohner dieser Erde, wenn sie allzu sündig und sogar in der Nähe des Kaisers des Teufels würden. Mitleidig belächelten sie das Schreien der Gänseheerden, die auf die Stoppelfelder getrieben wurden. Die Erde kam ihnen, wenn nicht noch vielleicht einst Hinter-Indien seine Thore und Scheuern öffnete, wie der ausverkaufte Lindauer Samstagsmarkt vor.

Am vierten Tage endlich in der Frühe, nachdem Placida wieder an dem schönen kleinen See von Immenstadt ein Klösterli entdeckt hatte, allwo zu weilen für sie ein Labsal auf's ganze Leben, sagte sie, hätte werden können, und der Vater aus tiefem Sinnen über das Versiegen aller Brunnen, über das Verdorren aller Bäume, über das Vertrocknen aller Milchkühe wieder nur mit seinem „Lieber gar —!" aufgefahren war, erblickte man von der Höhe den dunkelblauen Spiegel des „deutschen Meeres". Das Wetter hatte sich zum Guten gewendet. Der Sturmwind hatte nachgelassen. Die Sonne war mit ihren belebenden warmen Strahlen wieder

durch die Wolken gedrungen. Frieden verheißend, sanften Frieden dem Herzen zuwinkend, standen die schroffen Felsenhäupter der Schweiz, des Rheinthals, die granitenen Wirbel in dem mächtigen Alpenrückgrat vor dem stillen Trauerzuge und hoben den Ermatteten die Schwingen, daß sie hätten hinüberfliegen mögen über die blaue Fluth wie die Adler zu ihren Felsennestern. „Die Kurfürsten —!“ lachte Herr Onuphrius mit Bitterkeit, doch nicht ohne ein Gefühl von Erlösung, als er gegen Süden starrte. „So heißen sie Euch da oben, Ihr steinernen Stühle, so den bösen Wallerstadtsee bedachen —! Haben wir da schon wieder den Reichstag, und wo sitzet denn nun der Neubackene unter ihnen — der Meißener Kurfürst mit seinen Köchen —? Ja, ich zähle ihrer sieben Stühle und einen Kaiserthron, aber der eine davon schaut wie ein Kochherd aus! Gott gesegn's, Herr Junker von Landeck!“

Placida bat den Vater, sie zu schonen.

So war denn die geliebte Heimath wieder erreicht, wohin sie ihre entmuthigten, entsagenden Herzen trugen. Der Vater versuchte den Hut zu schwenken und all' dem schönen Land und Wasser ein „Juchhei! da sind wir —! Noch nicht aufgefressen und heil und gesund in unserer ungebratenen Haut —“ zuzurufen, aber er fing seine Rede lustig an und endete sie traurig. Das war ein schwer Bündel von Kummer, das sie heimbrachten und am gewölbten Hofthor von Schwarzachhalden abzuladen hatten. Es mußte aber doch versucht werden, so fortzuleben nach Gottes Rath.

Und so bogen sie denn ab, ohne Lindau zu berühren, zu ihrem lieben Oesterreicherland hin und fuhren um den See herum, den schönsten Theil des Gürtelbandes von Bergen, die um die fast unabsehbare, im Sonnenlicht sich in nichts als funkelnde Strahlenbündel auflösende Wasserfläche ziehen. Rings von den Wiesen dufteten würzige Kräuter. Da, wo sich die Wärme der Sonne lagern, länger sich schützen konnte vor dem immer mildkühlen Hauch von den Alpen her, ragten Weingelände auf. Wälder verloren sich bis in den See hinein mit farrenkrautumrandeten Bächlein, die noch zu guterletzt, ehe sie im See verschwanden, Loh- und Gipsmühlen zu

treiben, dem Menſchen zu frohnen hatten. Dann kam die trotzige Klauſe, die umgangen werden mußte. Hier hatten ſie ſich einſt den Sigismund als einen Kommandanten des Kaiſers gedacht — in Friedenszeiten ein behäblicher Poſten —! Ach, wie bedurfte es des Blickes auf die Herrlichkeit, die ſich ihnen beim Steigen darbot, um ihnen die trüben Gedanken zu verſcheuchen! Unten ragten die mächtigen Kronen uralter, früchtegeſegneter Nußbäume. Faſt dicht an die Wurzeln derſelben heran brach ſich die Welle des Sees, den auf der andern Seite die hohen Berge begrenzten — alle umwallt an ihrem Fuß von maleriſch gewundenen ſchneeweißen Wolkenſchleiern. Zur Rechten ſtanden die Vorberge der Schweiz, gradeaus der Berg der „drei Schweſtern", und zur Linken, vom letzten üblen Wetter noch wieder mit Schnee bedeckt, die Kette des Vorarlbergs. Die „Kanisfluhe" ſah aus wie eine weiß überzogene Kinderwiege. In der Nähe betrachtet gleicht ſie freilich mehr einem rieſigen Sarge. Wie unſer ganzes Leben —! dachte Placida.

In Schwarzachhalden angekommen, begrüßt von allen Menſchen mit freudigem Zuruf, angewedelt, umſprungen und umbellt von den Hunden, umſchmiegt von den Katzen, angebrummt ſogar von zwanzig ſtattlichen Kühen, die vor dem böſen Wetter wieder von den Sennhütten hatten herunterkommen müſſen und erſt beim längeren Beſtand des beſſern Wetters dorthin zurückkehren durften, begannen die ermüdeten Reiſenden ihr Tagewerk, wie ſie es verlaſſen hatten. Placida, die im Hausweſen zuzugreifen gewohnt war, that es freilich noch mit einem taumelnden Schritt wie eine Mondſcheinwandelnde. Vom in Augsburg Erlebten ſollte nicht geſprochen werden. Auch die beiden Mannen hatten ſich dahin verbürgen müſſen. Aber wer hält etwas vor ſeinem Weibe geheim —! Kaum hatte Frau Apollonia gemerkt, daß dem Herrn von Burgeß auf Schwarzachhalden ihr Eſſen nicht ſchmecken wollte und er ordentlich das Schütteln bekam, einen förmlichen Fieberanfall, wenn er den Tiſch mit gutem Schöpſenfleiſch oder mit gebratenen Felchen aus dem See beſetzt fand, ſo wurde es ihrem Manne eine Pein, ſolch' räthſelhafte Erſcheinung und die kränkende Nichtwürdigung ihrer Kochkunſt

länger unerklärt zu laſſen. Da ſahen ſie denn bald Alle auf dem ſtattlichen Hofe die arme Placida wie ein des tiefſten Mitleids würdiges, aber doch noch zur rechten Zeit dem Wärwolf entgangenes Menſchenleben an.

Nach einigen Tagen gewohnten Hinlebens in Pflichterfüllungen aller Art mußte Herr Onuphrius zur Erledigung geſchäftlicher Dinge nach Bregenz reiten. Nachdem er auf der Vogtei daſelbſt — ein zu ihr gehörender mächtiger Thurm überragt den gekläfteten Berg, auf welchem ſich einſt ein altes Caſtell der Römer erhob — ſeine Steuern und Gerichtshändel geordnet, auch über den Reichstag allen neugierigen Amtsleuten und Schreibern Bericht erſtattet hatte, gründlichſt, ſoweit ſeine Kenntniß ging, wenn auch nicht gerade im feinen Styl des Sleidanus, ritt er auf ſeinem beim Kronenwirth untergeſtellten Gaule wieder heim, langſam aufſteigend eine mit wunderbaren Reizen der Fernſicht geſchmückte Anhöhe, die zur Riedenburg führte. Schon würden ſeine Augen, wenn ihm die verfeinerten Gefühle unſeres Zeitalters zu Gebote geſtanden hätten, einen Streit zu entſcheiden veranlaßt geweſen ſein können, ob der Blick zur Rechten über den Spiegel des Sees hin oder zur Linken auf die Reize des ſich öffnenden Aachthales den Preis verdiente, als ihm, im Gegenſatz zu aller Poeſie des landſchaftlichen Lebens, einfiel, daß er vergeſſen hatte, in Bregenz einen kleinen Imbiß zu ſich zu nehmen. Lieber Himmel, nur wenig — nur eine Bregenzer Schieblingswurſt, die anfangs unbarmherzig hart wie ein Kieſelſtein iſt, jedoch von ſiedendem Waſſer ſich allmälig erweichen läßt zu einiger Milde. Und wie ſich der wackere alte Herr am Beginn der uralten Holzbrücke, die über den Doppelarm der Aach und deren Kieſelſteingerölle führt, das erſt im Frühjahr, wenn der Schnee ſchmilzt, mit wogenden Strudeln bedeckt iſt, in einer Schenke erquicken und leidlich mit einem ſogenannten Schildbrot, einem ſchwammigen, doch genießbaren Gebäck, ſtärken wollte, ſiehe! da trat die zum erſten Mal ſeit Augsburg ſich wieder bei ihm kundgebende phyſiologiſche Erſcheinung, die man Hunger nennt, in eine ſeltſame Mitleidenſchaft mit einem Anblick überraſchender Art.

Den Berg von der Riedenburg herunter kam ein Reiter, staubbedeckt. Sein Gaul ſchien todmüde und knickte beim unſichern Bergab-Schritt öfters zuſammen, ſo daß der Reiter vorzog, lieber ganz aus dem Sattel zu ſpringen und das arme Thier am Zügel zu führen. Am Brückenſtege mußte ein Zoll gezahlt, alſo ohnehin gehalten werden. Dem Gaul that eine Erfriſchung noth, ſonſt würde er zuſammengebrochen ſein.

Der Reiter war bewaffnet. Ein ſchwarzer Lederwamms bedeckte ſeine Bruſt. Neben ſeinem Sattel waren die Halfter ſichtbar für zwei ſogenannte Fäuſtlinge, deren Griffe man hervorragen ſah. Die Riemen eines Pulverhorns und einer Geld- oder Depeſchentaſche gingen ihm quer über die Bruſt.

Die Züge, die Geſtalt des jetzt ſeinen Gaul zum Tränken an einen Brunnen führenden Reiters fielen Herrn Onuphrius auf. Er ſtutzte, er hätte ſchwören mögen —

Aber nein, dieſer ganz in Gedanken vertiefte, über und über mit Staub bedeckte Reiter ſah ja aus wie das „Leiden Chriſti“. Seine Mienen waren bleich, nur etwas auf der äußerſten Höhe der Wange erröthet vor Erhitzung. Die Hände waren mager. Wie konnte das — Sigmund von Landeck, der Wärwolf, ſein!

Bei alledem, die Aehnlichkeit war zu täuſchend. Es war der Gang des damals ſo raſch den Bödemliwirth im Stich laſſenden vermeintlichen Zechbruders, die Haltung der Arme und der Kopf des in der Abtragkammer im Fuggergarten die Reſte der kurfürſtlichen Tafel vertilgenden Unerſättlichen —

Nachdem ſich Herr Onuphrius bekreuzigt hatte, fing er an, mit lauter Rede den Gaul zu bemitleiden.

„Habt wol einen weiten Ritt gemacht — ?“

Wie aus Träumen erwachend, ſagte der ſein Roß ſelbſt Tränkende und ihm aus ſeiner Taſche etwas Brot mit dem Meſſer Vorſchneidende:

„Ja — von Augsburg —“

Herr Onuphrius ſtutzte immer mehr und konnte im Diſcurs nicht weiter und ſegnete ſich zum zweiten Male mit dem Kreuz.

Darüber ſand der ruhig, aber mit ſchwermüthigem Blick

vor seinem Rosse Stehende beim Abschneiden des Brotes und Darreichen zum Maul des armen Thieres Zeit, mit den Worten einzufallen:

„Augsburg ist noch nicht der Welt Ende —! Aber wir sind rasch geritten — ohne Unterlaß — daher ist der Klepper so müde —!“

„Das ist Sünde, so zu reiten, wenn Ihr nicht bald Herberge nehmt —“ meinte der greise Junker, der seit lange zum ersten Male wieder das Gefühl einer behaglichen Sättigung für seine Person genossen hatte.

„Wie weit liegt noch der Hof Schwarzachhalden?“

„Dahin — wollet Ihr —? Welchen — Ort — habt Ihr genannt —?“

Aber nicht einmal diese wenigen Worte konnte Herr Onuphrius vollständig hervorbringen. Denn schon stand er dicht vor dem erstaunt Zurücktretenden, sah diesem in's blasse, aber, wie er sich überzeugte, männlich schöne und edle Angesicht und verwirrte den Anfang einer Rede, die er beginnen wollte, in den Anfang einer andern, so daß die Worte über einander kugelten, der Reiter unwillkürlich lächeln mußte, was jedoch sofort durch eine Miene des Schmerzes wieder verhindert wurde. Der Fremde ließ über seine Lippen den vor Erstaunen fast ersterbenden Ausruf gleiten:

„Ja, Herr — Ihr seid doch — nicht — etwan — gar —?“

„Der Junker von Schwarzachhalden! Der bin ich —!“

„Der Vater —“ stammelte der Reiter an sein Roß sinkend und mit dem Haupt fast die gefährlichen, ohne Zweifel geladenen Fäustlinge berührend.

„Halt —!“ rief auch Herr Onuphrius voll Schreck. Man hatte Exempel von Beispielen, daß ein Hahn auch ohne den Daumen und Zeigefinger losgehen kann. Er hatte den jungen Mann vom Sattel weggerissen und behielt ihn gleich wider Willen in seinen Armen.

Nämlich mit dem Worte „Placida's Vater —?“ waren Sigmund von Landeck die Sinne vergangen.

An Zeugen, an Hülfe, um den Reiter auf die nächste Bank zu führen, fehlte es nicht. Diese stand halb unter einem früchteschweren Nußbaum, halb unter einem breiternen Vordach,

das gegen die Sonne ſchützte. Dorthin zeigte der erſchrockene Herr Onuphrius, dem anfangs der Gedanke gekommen, ob denn auch die Nahrungsmittel der Umgegend ausreichen würden, dieſen ſo vielleicht vom Hunger entkräfteten Wärwolf wieder in die Reihe zu bringen. Einen viel größeren Raum in ſeiner Seele nahm aber der andere Gedanke ein: Er will zu uns —! Was wird Placida ſagen —? Wie ſchütz' ich ſie vor ihm —? Die Wärwölfe fallen auch zuletzt Menſchen an —!

Als Sigmund von Landeck zu ſich gekommen war, ſagte er:

„Ehrenfeſter Junker, ich ſoll Euch zuvörderſt einen Gruß ausrichten —"

„Danke — danke —"

Noch ſuchte der Mann, der gefrühſtückt hatte, dem kraftloſen Hungerleider, der doch nur ein Bote der Hölle ſein konnte, auszuweichen.

„Vom Herrn Kammerſchreiber Zymmeran —"

„Meinem werthen Freunde —"

„Der Würdige läſſet Euch ſagen —"

„Was, mein — Lieber —" ſtammelte Herr Onuphrius.

„Daß Gott der Herr dem Menſchen die Augen zum Sehen gegeben hat —"

„Und — und — den Magen, meinet Ihr vielleicht, zum Eſſen —"

„Ja, nur unter Umſtänden —"

„Zuweilen etwas — zu viel zu eſſen —! Regt Euch aber nicht auf, Herr von —"

„Landeck iſt mein ehrlicher Name! Die Landecks haben das Banner getragen, als Kaiſer Barbaroſſa bei Marignano den Tücken der Welſchen erlag —! Aber mit Ehren verließen ſie die Schlacht, die verloren —! Die Landecks ſind arm, Herr! Sie mußten Herrendienſt verrichten — aber verflucht ſei die Zunge —"

„Die Zunge —? Iſt die verflucht? Vielleicht erblich an den Landecks — O regt Euch nicht auf —! Soll ich vielleicht dem Wirth — noch dürften vielleicht etzliche Würſtlen —"

So ſprach der über die Erregung des jungen Ritters bis zum Tod Erſchrockene durcheinander.

„Die Feder —“ verbesserte aber dieser die irrthümliche Gedankenfährte des Junkers von Schwarzachhalden, der alle überflüssige umstehende Neugier aus dem Bereich des Vordachs, des Nußbaumes und der Bank verwies „— die Feder, die Euch über meine Seele, die, will's Gott, nur einst dem Paradiese geweiht sein wird, nicht dem Satan — irreführte, diese sei verflucht! Wo habt Ihr die Briefe, die mich verleumdeten —?“

„Bester, Bester, lasset das jetzt —!“

„Wenn Ihr glaubt, daß es Wenzel von Fircks — gewesen — In Augsburg nahm ich mir nicht mehr die Zeit, den Frevel zu untersuchen. Erst wollte ich die Beweise in den Händen haben. Da hängen meine Fäustlinge! Hier ist meine Klinge —! Die Hellebarde habe ich noch im Dienst des Kaisers gelassen, den ich künftig meiden will und den Tod suchen in Schlachten, wenn ich nicht Rechtfertigung vor Euch finde —“

„Beruhigt Euch —! Beruhigt Euch —!“

„Ihr seid der Vater meiner Placida! O Herr des Himmels, daß ich Euch umarmen dürfte, wie ein geliebter Sohn! Aber selbst wenn Ihr vertraut, wenn Ihr erkennt, daß mich nur ruchlose Bosheit, giftiger Neid, teuflische Rachsucht verleumdeten, so muß ich sogleich auf und davon und meine Hand tauchen in das Blut des Schurken, der es wagte —“

„Lasset das! Lasset das —! Viel andres dünkt mich von Werth —“

„Daß ich mich rechtfertige über den Glauben, ich sei —“

Nun lachte Sigmund von Landeck hellauf.

Der Junker zog noch immer von seinem einfachen Schildbrot hervor und suchte in seiner Ledertasche, die auch er um den Leib trug, nach Bissen Fleisch und Wurst und winkte auch dem Herbergswirth — Alles, als wenn nur Eines zu besorgen stünde, der Wärwolf könnte nicht blos vor verletzter Ehrbegierde, nicht blos vor unverkennbarer rasender Neigung zu seinem Kinde, sondern auch vor ersichtlich seit lange nicht gestilltem Hunger hier auf dem Platze rasend werden.

Da aber hob der junge kaiserliche Hartschier die Hände

Baut ſich die Schwalb' ihr Neſt am alten Giebel —
Und ſo gewiß, (zieht ſeinen Ring) wie ich zum Zeichen Dir
Auf's Neue mich durch dieſen Ring verlobe —

(Uſtinja ſieht entzückt nach dem Ring, den Pugatſcheff langſam abzieht und ihr hinhält. Zeichen der Freude bei den Uebrigen.)

Pugatſcheff.

Nimm ihn — Sophia —

Perſiljeff

(der ſich nicht länger halten kann, tritt vor Uſtinja's Hand).

Teufelsſpuk der Hölle!

Alle

(durcheinander).

Was giebt's? Was iſt? Verrätherei!

Perſiljeff

(ergreift einen Becher und würfelt klirrend).

Ich war
Der Fünfte! (Stößt den Becher nieder.) Dreizehn! Kennt Ihr mich?

Borotin.

Was willſt Du?

Loginoff.

Perſiljeff!

Pugatſcheff

(erhebt ſich wie aus einem Traum und ſieht um ſich).

Wie? Wer redet —?
Wo weil' ich? Sprach nicht Einer hier vom Frühling —?
Wo iſt der Ring?

Perſiljeff

(zeigt den Ring an ſeinem Finger).

An eines Freundes Hand!

gen Himmel, lachte wieder, was ihm jedoch nicht hämisch, sondern herzig und gut stand, und sagte:

„Ehrenfester Junker, Euer Freund hat mir Alles berichtet, wie Euch ein Blendwerk, eine seltsame, ja wie eine Comödia klingende Täuschung so hat berücken können — !"

Herr Onuphrius horchte hoch auf.

„Zu allen Zeiten," fuhr Sigmund von Landeck fort, und ein Blick auf seinen Gaul drückte zugleich die Freude aus, zu sehen, daß dem Thiere durch die ihm gegönnte Rast wohler wurde — „zu allen Zeiten habe ich einen Trunk herben Ungarweines lieber gehabt als Wasser und mir an einem Rinderbraten gütlicher gethan als an einer Suppen, selbst wenn meine Frau Mutter noch so liebliche Klößli hinein verrührt hatte. Aber sonst sind die Landeck's von altersher nur mäßig gewesen im Essen wie im Trinken. Als ich gar den Stich in's Herz erlebte mit meiner geliebten Placida — o daß ich Euer Fürwort hätte — ! Führet mich zu ihr — saget mir nur —"

„Redet nur von der Comödia — !" unterbrach Herr Onuphrius hochgespannt.

„Nun gut — " lenkte der schon Hoffnungen fassende Liebesschwärmer wieder ein, „— das war ohne Schimpf und Glimpf wie folgt: Wir Herren Hartschiere sollten neue Mäntel bekommen, aber nur jener Eine, in welchem Ihr mich gesehen — "

„Wirklich Ihr —?" rief der schon gewonnen Gewesene mit erneuertem Entsetzen.

„Ja, zum Beginn des Mahles, Herr! Den Mantel nahm ich jene Nacht zum Fuggerhause mit, weil es ein böses Wetter war, und ich seit der Zeit, wo mir mein Lieb verloren gegangen ist, an einem Siechthum leide, das mich immerdar wie das Fieber schüttelt. Unser zwölf Mann waren abcommandirt, die Wacht zu halten bei dem Bankett in der Nähe des Closets, wohin sich der Kaiser zurückzog, wenn ihm des Lärms zu viel wurde. Hatte man wol auch für uns einen Imbiß zugerichtet von kursächsischer Seite. Aber müssen wol die Herren Hofbediente in Sachsen des Küchli-Essens befleißigter sein und des Zuckergebackenen, als wir in Oesterreich. Nichts als Teig und wieder Teig, den sie auch uns geknetet

hatten. Da ſchimpften meine Kameraden nicht wenig und hätten ſich gern an die Schüſſeln der regierenden Herren gemacht. Mich kümmerte ihr Aerger wenig. Ich nahm den Mantel und wanderte in den Sturm hinaus. War mir's doch, als hätte ich die Ahnung gehabt, daß mein Lieb unter einem Dache mit mir weilte. Es ließ mir keine Ruhe. Ich ging durch die ſchönen, vom Winde zerzauſten Bosketts, ſah die herrlichen Marmorbilder, wie auch ſie zu frieren ſchienen, und trat, weil nachgerade des Regens doch zu viel wurde, wieder in eine ſchützende Halle und gerieth durch Zufall in die Abtragshalle, wo ich dem Treiben zuſah. Dort habt Ihr mich geſehen —"

„Ja, das that ich —" antwortete Herr Onuphrius hochgeſpannt.

„Aber in der Zeit, als Ihr Euch wol vor dem Zugwind zurückgezogen hattet, war ich zu unſerem Wachpoſten zurückgekehrt und hatte ihnen von den Speiſen erzählt, von den noch halbvollen Schüſſeln, den herrlichen Braten und Fiſchen, aber auch von den geſchäftigen Argusaugen der Herren Hofcavaliere, die allem Unterſchleif der Reſte vorbeugen mußten. Was geſchah nun — ? Einer riß meinen Mantel an ſich, ſuchte ſich eine Larve, die jedoch den Mund nicht verdeckte, und ſchlich ſich an die bezeichnete Stelle. Hier fing er an zuzugreifen und zu ſchmarotzen. Darüber gab es Lärm. Die Köche, die Kammerdiener zeigten Angſt vor den Hofmarſchällen, die ab und zu rannten. Aber unſer Kaspar von Strachwitz, den ich meine, war pfiffig. Er kriegte den Hofmarſchall von Miltitz herum, daß er geſtattete, ſich ſatt zu eſſen, aber nur Er allein, nicht etwa die anderen Hartſchiere. Kaspar von Strachwitz iſt der Heimath nach ein Lausnitzer und dem Ritter von Miltitz von deſſen Schloß Siebeneichen her, wo die Miltitze hauſen, bekannt. Dieſem wurde alſo geſtattet, ſich gütlich zu thun, aber nur ihm allein. Was geſchah aber? Mein Strachwitz, anſchlägig und ein guter Kerl, wie er iſt, ſpringt, nachdem er ſich ſatt gegeſſen, auf und davon und jetzt kamen nacheinander, immer in demſelben Mantel und immer mit derſelben ſchwarzen Larve vor dem Antlitz, ſämmtliche übrige zehn Hartſchiere von Poſten und aßen ſich in

der Eile an den köſtlichen Speiſen und Weinen ſatt. Die Diener merkten erſt allmälig den Spaß, der Anfangs Alle täuſchte, und lachten darüber von Herzen. Aber der Herr Nicolaus von Miltiz kam ab und zu und lächelte nur über den Appetit des einzigen Kaspar von Strachwitz. Der gute Herr war in größter Geſchäftigkeit. Daß hinter einander ihrer elf es geweſen, die dem, was Kaiſer und Kurfürſten an Gutem übrig gelaſſen, zuſprachen, das ſoll er erſt am Morgen erfahren haben, als die ſämmtlichen Dresdener Herren Hofmarſchälle, der Herr Graf Bernhard von Barby und Mühlingen an der Spitze, kamen und die Reſte revidiren wollten und ſo gut wie nichts mehr vorfanden. Elf kaiſerliche Hartſchiermägen hätten im Aegyptenland die Plage der Heuſchrecken erſetzen können oder die Zeit der ſieben fetten Kühe in die der ſieben magern verwandeln. Wo die etwas finden, da laſſen ſie nichts mehr übrig."

Das Lachen, das den plötzlich in die heiterſte Laune verſetzten Herrn Onuphrius von Burgeß überfiel, war ein ſo übermäßiges, daß er ſich förmlich mit Gewalt beſinnen mußte, wie es doch wol im Grunde ſeinerſeits ſo höchſt unvorſichtig gehandelt ſei, ſich ſchon ſo ſchnell dem ihm zum erſten Mal von Angeſicht zu Angeſicht gegenüberſtehenden Sigmund von Landeck gleichſam bereits gefangen zu geben. Als ſie Beide zuſammen über die Brücke, dann auf Wolfurt zu den Bergen näher ritten, umgeben von Luſt und Sonnenſchein, kamen ihm auch ſogleich wieder trübe Gedanken im Hinblick auf ſein Kind, im Hinblick auf die Verleumdungen, auf die Zukunft, und wenn Letztere auch nur darin beſtanden hätte, daß ſich etwas mit Wenzel von Fircks ereignete, auf deſſen Pakt mit der Hölle, unheimliche Augen und berüchtigte Freikugeln der neben ihm reitende Hartſchier ſelbſt zurückkam. So viel wußte der beſorgte Vater, wenn Sigmund gerechtfertigt wurde, und wahrlich, der Junker gefiel ihm ſo, daß er es von Herzen wünſchte, ſo konnte er ihn nicht wieder von ſich laſſen, weder um ſeiner Tochter willen, die ihm doch einſt ſeine Augen zudrücken ſollte in ſeiner letzten Stunde, noch um ſeines dann gewonnenen Fidams ſelbſt, der durch einen Ehrenhandel mit Fircks leicht um ſein Leben hätte kommen

können. Die verläumderiſchen, ehrabſchneidenden Briefe zu ſehen, ging dieſem nächſt dem Wiederſehen Placida's über Alles.

Inzwiſchen war man dem Heimweſen des ehemaligen kaiſerlichen Vogtes ganz nahe.

„O gehet voraus, Herr von Burgeß, und ſagt Eurem Engel von Tochter, wen Ihr bringt —!" Das wollte eben in der Nähe der ſtattlichen, mit einer Mauer eingefriedeten und mit Thürmen geſchmückten Schwarzachhalde der Jüngling ſagen, deſſen Herz immer höher zu klopfen angefangen hatte, je mehr man dem ſchon aus der Ferne ſichtbaren Anweſen ſich näherte. Da wurden Beide durch einen Knecht, der am Wege ackerte, dahin berichtet, daß Fräulein Placida nach Bildſtein hinauf zu den geiſtlichen Herren gegangen wäre.

„So geh' ich ihr entgegen," ſprach der Vater, „und bereite ſie unterwegs auf die Wundermär vor, die Ihr gebracht habt ſowol in Euren Worten wie in Eurer Perſon —! Inzwiſchen nehmt fürlieb mit einer Gaſtlichkeit, wie wir ſolche nicht anders hierzuland bieten können!"

Wieder war ihm ein Gedanke an ſeine vielleicht nicht ausreichenden Vorräthe gekommen. Schwarzachhalden war ein ſchuldenfreier ſtattlicher Herrenſitz.

Nicht wenig erſtaunt war man auf dem Hofe über die Kunde: „Das iſt der — der — von Augsburg —" Die alten Bekannten Sigmund's, Herr Pankraz und Frau Apollonia, waren gerade nicht zugegen. In Feld und Wald gab es zu ernten, zu fällen, zu flößen.

Nach zween Stunden lag dann endlich auch Placida in Sigmund's Armen. Und ein Prieſter war auch ſogleich zugegen. Es hätte zur Hochzeit gehen können. Aber vorläufig war nur der Pater Epiſtolarius mit Placida gekommen. Er hatte mit ihr zugleich die Kunde von ihrem ihnen begegnenden Vater vernommen, die Auflöſung des Wärwolfräthſels ſofort für glaubhaft anerkannt und herzlich belacht. Der würdige Greis war ein Schriftkundiger. Er hatte den Zettel vom Bödemli verglichen mit den ſeither empfangenen Briefen und bewies zur größten Satisfaction für den Scharfſinn des Herrn Onuphrius, daß letztere zwar mit verſtellter Handſchrift geſchrieben wären, dieſe jedoch unverkennbar gleiche Eigenheiten

enthielte mit der Schreibweise in jener, ohne alle Verstellung, in wilder Leidenschaft und zornflammendem Aerger hingeschriebenen Schedula. „Ein falscher Briefschreiber," sagte der würdige Alte, der die wenigen Personen der Umgegend, die hier schreiben konnten, diese uralte und sich durch den Lauf der Zeiten als immer nützlicher erweisende Kunst gelehrt hatte, „weiß bei seiner listigen Hantirung selbst, daß ihm gewisse Strichelchen und Häkchen entschlüpfen, die seine ihm eigene Art zu schreiben dem Kundigen doch verrathen müssen, wenn er auch in den Hauptzügen seiner Handschrift merkliche Veränderungen macht, schräg statt gerade, länglich statt rund schreibt —! Da seht, dies Schlänglein da am X und die kleine Spitze am U — die wiederholt sich immerfort, hier wie dort —!"

„Sein X und U soll ihm die Spitze meines Degens kosten —!" rief Sigmund von Landeck, eine Pause benutzend, die ihm Kuß und Umarmung seiner Herzgeliebten ließen, die noch wie im Erleben eines Wunders dastand.

„Das lasset sein bleiben —!" rief der Vater und machte zur Bedingung seiner Einwilligung in diesen Herzensbund und seines Glaubenvollens an die Lösung des Räthsels von einem Menschen mit dem Magen eines Wolfes, daß Sigmund von Landeck den Gedanken an Strafe und Rache aufgab.

„Die Rache ist mein —!" sprach auch der Pater und gab dem jungen Paare, dessen Freuden- und Leidensgeschichte er vom Anfang bis hierher mitgemacht hatte, seinen Segen. Apollonia aber und ihr Gatte, geblendet an sich von dem Wunder, das sich während ihres Absens begeben hatte, erstaunten nicht wenig, als zum Abendimbiß nichts weiter nöthig war, als ein Paar in der Eile gerupfte Hühner, ein gut Vorarlberger Fierschmalz und ein Trunk rothen Tirolers.

Der glückliche Bräutigam war mit einem förmlichen, ihm von dem Hauptmann von Sonnenberg ertheilten Urlaub gekommen. Er durfte vertrauensvoll dem wohlwollenden Chef schreiben, dieser möchte den gnädigen Kaiser für ihn um seinen Abschied bitten. Sein Schwiegervater sah ein, daß Schwarzachhalden für die Ernährung seines Fidaws hinlänglich

Nahrungsmittel enthalten würde. Auch kam der Verkauf des mütterlichen Hauses dem jungen Bräutigam zupaß. Bald auch war der Tod der Muhme in Wels zu erwarten, deren Besitzthum zu Gunsten der glücklichen Braut veräußert werden sollte. Seine Glückwünsche schickte von Augsburg und dem bereits in Auflösung (ach, wie immer wieder unverrichteter Sache in allen wichtigsten Lebensfragen der deutschen Nation —!) begriffenen Reichstag Herr Zymmeran. Noch hat der treue, für das Silberkettlein dankende Freund um Entschuldigung für den unwissentlich und ganz wider Willen gelieferten Beitrag auch seiner Augen zu einer so irrthümlichen Beurtheilung des ehrenwerthen Herrn Junkers von Landeck. Auch sein Brief bestätigte die dem Letzteren gewordene Rechtfertigung.

Den Bräutigam wurmte bei allem Glück, bei aller wiedergewonnenen Liebe seiner holden Placida nur das eine Gefühl, um elenden falschen Fircks unbestraft lassen zu müssen. Aber der Pater vom Kloster Wilhstein hatte richtig prophezeit. Die Bürger von Augsburg ließen sich nicht so hänseln von kaiserlichen Hartschieren wie die in Prag oder Wien. Jener Wirth, dem der Fircks wieder auf's Bödemli gekommen und Lärmen anfing und Raufhändel, gab ihm einen „Reichstagsabschied" für immer. Ein Streithammer, im Zorn ergriffen, entschied hier im Nu die erst 1614 festgesetzten Differenzen eines hochweisen Rathes mit den Reichstagsmarschällen des Kaisers durch einen Schlag, geführt in einer Augsburger Schenke — entschied sie thatsächlich. Der Händelsucher sank zu Boden und erhob sich nicht wieder, trotz seiner Passauer Zettel auf der Brust und eines Amulets, das wie der Kopf einer Katze aussah, das man an seinem Halse fand. Einstweilen flüchtete sich freilich der Wirth, ein ehemaliger Landsknecht, in die Schweiz, kam aber nach einem Jahre wieder zurück und blieb unangefochten.

Schwarzachhalden sollte der freundliche Leser dieser Geschichte einmal besuchen — diesen noch jetzt vorhandenen erkergeschmückten Giebelbau mit seinem grauen Panzerhemde von Tausenden geschuppter Holzschindeln an den Wänden; mit seinen gelben Maiskolbenguirlanden oberhalb und seinen

Bienenkörben unterhalb der rings von Eckthürmchen zu Eckthürmchen laufenden Galerie; mit seinem Ziergarten voll buchsbaumgefaßter Blumenbeete und seinem Obstgarten mit Aepfeln und „Zwetschken", welch' letztere in mächtigen hölzernen Gefäßen, lang wie ein kleiner Nachen, aufbewahrt und in den nahegelegenen „Torkeln" gepreßt werden zu guten Getränken; mit seinen Pyramiden von aufgethürmtem Holz, dem eigentlichen Segen dieser Lande; mit seinen Heuschobern, die ringsum unter'm Dach eine Brustwehr von tausend hölzernen Zähnen und Zinken zeigen, Haltgabeln und Ständern, um welche sich im Felde bei der Ernte Thürme von duftendem Heu aufbauen — oft dreimal des Jahres! Alles das in einer paradiesischen Gegend und so recht einen stillen Platz bietend, wo Freundschaft und treue Liebe sich selbst genügen können und der Mensch begreift, daß diese Erde für Jeden nur dann zum wahren Glück bestimmt ist, wenn er die Güter des Lebens mit Ziel und mit Maß genießt.

Der Emporblich.

Novelle aus dem Volksleben der Großstädte.

(1852.)

Vorstehender Titel wurde statt des früheren: „Ein Mädchen aus dem Volke" zu letzterer Bezeichnung der Idee des Ganzen gewählt.

Erstes Kapitel.

Ob von den läutenden Sonntagsglocken die Lüfte über wogende Kornfelder hinweg oder durch die saubergekehrten Gassen stillgewordener Städte erklingen, Sonntagsfrühe ist erquickend und anregend für Alle, auch für den Einsamen, selbst für den Trauernden. Der Arbeiter erwacht ohne den mahnenden Ruf seiner Alltagspflichten. Die Spuren des mühseligen Wochenberufs werden entfernt; das frische Quellwasser, der geöffnete Wäschschrank schaffen neue Menschen. Sonntagsfrühe, ob gefeiert im Chor der Gemeinde unter rauschenden Orgeltönen oder im Blättergrün des Waldes unter zwitschernden Vogelstimmen, ob gefeiert sogar nur unter aufgeschlagenen geheimen Geschäftsbüchern und bei stillprüfender Uebersicht der Wochenabschlüsse, wie sie in Sonntagsvormittagsruhe der sorgende Geschäftsmann liebt, oder gefeiert durch ein fesselndes Buch oder eine Musik, die man seinem Instrumente aus Schonung andächtiger Seelen vielleicht nicht während der Kirchenzeit entlocken wird — Sonntagsfrühe ist belebend und erhebend wie die Sonne selbst, in deren östlichen Strahlen für die Natur und den Menschen eine viel gewaltigere Kraft zu liegen scheint als in ihren westlichen.

Aber der Sonntagsnachmittag!

O du für Manchen wonnen-, für Andere qualenreichster Abschnitt des Tages der Ruhe und der Freude! Wer sie nie gefühlt

Pugatſcheff.

Ha! Schafft das Bild hinweg! Das Bild! Wacht auf!
Ihr Schläfer, Wachet auf von Euerm Traum!
Geſchieht das jetzt? Iſt's nur Erinnerung?
Biſt Du es? Perſiljeff!
(Perſiljeff breitet ſeine Arme aus. Pugatſcheff ſtürzt in des Freundes Arme.)

Perſiljeff.

Vom Traum erwache!
Die Freundſchaft nimmt Dich unter ihren Flügel.
Und wem im Ohre noch ein Weihnachtslied,
Wem noch ein Laut im ſchlummernden Gewiſſen
Von einem Schwure lebt, der einſt geſchworen,
Der knie nieder vor dem Sieges-Kaiſer!
Wie? Zögert Ihr? Du, Hetman Loginoff,
Du ließeſt nicht Dein Leben für den Herrn?
Empörung will vom Haupt die Glieder trennen?

Loginoff.

Wir bauten ſeinen Thron, wir ſtürzen ihn —

Perſiljeff.

Das wagſt Du jetzt, wo wir vor Kaſan ſtehn?

Loginoff.

Er ſei dem Volk der rechte Kaiſer, frei
Und ohne Zwang beſtimm' er ſeinen Willen —
Was zögert er, Uſtinjens Hand zu wählen?
Er thue Wunder, die die Welt begehrt!

Perſiljeff.

Sind Frevel Wunder? Knie' vor Deinem Herrn!

hat die unendliche Leere eines einsamen Herzens, wer nie in seiner ungestillten Sehnsucht nach Liebe und Freundschaft sogar von Thränen sich hat beschleichen lassen (die etwa nur ein armes Mädchen kennt, das alternd und alternd immer mehr ihres Looses, nie geliebt zu werden, inne wird), wer immer Freunde, immer Zerstreuungen fand, immer von Andern gesucht wurde, der kennt euch nicht, ihr Stimmungen der Wehmuth, die Sonntagsnachmittage wecken können!

Da sind die Straßen öde und leer. Ueber Feld und Flur ist Alles ausgeflogen, was sich an Familienleben, an die Liebe oder auch nur an einen einzigen Freund anlehnen kann. Still, einsam ist Alles ringsum. Die Kirchen sogar mit ihrem Nachmittagsgottesdienste für ältere Dienstboten und arme Hospitalfrauen rufen nicht an ihre hohen Portale. Es ist, als ruhten sich ihre Werkzeuge auch von der Vormittagsandacht aus. Kein Gruß von einem Vorübergehenden. Nichts erblickt man als vielleicht eine alte taube Kinderfrau, die daheimgeblieben als Hüterin eines Hauses, eines Wiege darin; dort ein paar Blumentöpfe am offenen Fenster, eine Katze, die auf einem Blumenbrett spinnend ausruht. Namentlich ist der Sonntagsnachmittag die unglücklichste Zeit für junge, sehnsuchtgeschwellte Herzen, die entweder einsam stehen oder, was noch schmerzlicher ist, die schon einst glücklich waren, einst schon Freundschaft und Liebe gefunden hatten, mit Gütern des Herzens gesegnet waren und nun entbehren, an den einzigen wahren Gütern des Lebens darben müssen.

Ernst Oswald, ein junger zum Staatsdienst sich vorbereitender Rechtskundiger, Referendar, Auscultator, Accessist genannt in unserem an Titeln so reichen und bei Stellungen, die nur hoffnunggebende sind, doppelt reichen Vaterlande, empfand diese Vereinsamung eines melancholischen Sonntagsnachmittags in ihrer ganzen drückenden Schwere.

Selbst die Kaffeehäuser und die Billardtische in ihnen standen öde und wie gelangweilt. Oswald, schlank und gefällig, von brauner Locke, brauner Wange, mit schwarzen Sternen in braunen Augen, schlenderte durch die Straßen der großen Stadt, die nicht seine Heimath war. Vor Kurzem erst aus der Provinz gekommen, wollte er hier an einem

obern Gericht seine letzten Prüfungen bestehen. Empfindsamkeit suchte er von sich zu weisen, suchte sogar — im lichten Sommergewande, dann und wann mit dunkelrothem Taschentuch die Stirn trocknend und den leichten Strohhut lüftend und im stillen Genuß einer Cigarre — auf den belebtern Straßen, wo sich doch an manchen Stellen die Menschen drängten, Zerstreuung zu finden. Aber er täuschte sich. Die Stimmung blieb die des Verlassenseins. Ernst Oswald gedachte der Heiterkeit, die in diesen Stunden auf dem ländlichen Besitzthum seiner Eltern walten würde. Er berechnete, wie um diese Stunde seine Mutter zu einer Fahrt nach einem nahegelegenen Badeorte trieb, die Schwester sich schmückte, der Vater aus seinem Nachmittagsschlafe aufgerufen wurde, Apoll, der Wächter des Hauses, aus seiner Hütte sprang und bellend die kühnsten Sprünge an der Kette zum Besten gab, und wie endlich dann der Einspänner aus der Wagenschauer gezogen wurde. Er sah die Fahrt nach dem kleinen Bade durch einen Buchenwald, sah die Ankunft an der eingefriedigten Quelle, einem Stahlwasser, wo seine Schwester regelmäßig aus einem von baarbeinen Kindern dargebotenen Glase zu nippen pflegte, sah das Glas in der Sonne blinken, sah die Gasperlen des Wassers in ihm aufwirbeln; ach! so deutlich stand die Ferne vor ihm. Und ihn, ihn umfing die ödeste Oede, die es innerhalb der Civilisation nur geben kann, der Sonntagsnachmittag einer großen Stadt.

Oswald hatte einen Freund, Scharfneck, einige Jahre im Leben und auch in der gemeinsamen Laufbahn ihm voran. Mit Scharfneck verflogen ihm sonst die Stunden, auch die zwecklosesten. Der treffend urtheilende, frühgereifte Genosse war vereist, er befand sich eben in jenem kleinen Bade, das seine Eltern, seine Schwester um diese Stunde besuchten. Scharfneck war der Sohn eines reichen Grundbesitzers, dem die kleine eingefriedigte Quelle und das zu ihr gehörende ländliche Kurhaus gehörten.

An wen sollte sich Oswald halten? An sich selbst? Der redlichste Fleiß und die eifrigste Selbstbeschäftigung hat Augenblicke, wo sogar große Denker von sich sagten: Ich fühle mich glücklich, jetzt so dumm, aber auch so dumm als möglich

zu sein! Nur die Egoisten von System genügen sich zu allen Zeiten. Oswald war kein Egoist, weder systematisch, noch aus Instinct. Mit pochendem, hingegebenem Herzen hatte er jüngst drei Empfehlungsbriefe aus der Heimath an einflußreiche Adressen der großen Stadt abgegeben. Mit welchen frohen Erwartungen hatte er sich die Straßennummern aufgesucht, auf welche das Adreßbuch der Stadt ihn für seine Empfehlungen verwies! Wie reich, wohlgeborgen war er sich vorgekommen, wenn er sich dachte: Dieser Geheime Obertribunalrath Wallhard war der Jugendgenosse Deines Vaters, mit dem er in den Befreiungskriegen unter denselben eichenlaubbekränzten Fahnen stand! Dieser reiche Handelsherr, ein Millionär, Finanzagent Strak, war ihm von dem Kaufmann Neubert, einem Geschäftsfreunde seines Vaters, der ihn empfohlen, als ein wohlwollender, entgegenkommender Mann, sein Haus als ein Tempel der Gastfreundschaft bezeichnet worden! Endlich war die dritte Adresse geradezu eine solche gewesen, wie wenn die verwittwete Frau Justizamtleidirectorin von Wolmany seine eigene Mutter hätte werden müssen! Dieser Empfehlungsbrief war sogar von dem Geistlichen seines Heimathortes gekommen. Und was war das Ergebniß aller dieser geträumten glänzenden Anknüpfungen gewesen? Der Geheime Obertribunalrath war ein grämlicher Hagestolz, der auf den kostbaren Teppichen seiner einsamen und stillgelegenen Wohnung zwei Hunde lieber zu dulden schien als einen Menschen. Er hatte, es wäre ungerecht es verkennen zu wollen, ganz freundlich nach dem Vater, der die militairische Laufbahn fortgesetzt und sich mit dem Range eines Hauptmanns auf die Bewirthschaftung eines alten Erbgutes zurückgezogen hatte, gefragt, hatte sich über die merkwürdig schnelle Flucht der Zeiten gewundert, hatte dem Sohne eines alten Waffengefährten die Hand geschüttelt und ihm für seine Laufbahn feierlich jedes Glück gewünscht mit der an sich wahren und ohne Zweifel treffenden Bemerkung: Jede geregelte Zukunft hätte der Mensch in seiner eigenen Hand und gegen das Außerordentliche gäbe es eben keinen andern Vorbau als die Stählung der eigenen sittlichen Kraft und ein lebendiges Gottvertrauen! Der fromme Obertribunalrath

bot auch Oswalden die Mitbenutzung seines Stuhles in einer Kirche an. Der Finanzagent, der reiche Herr Strack, schrieb sich Namen und Wohnung des Empfohlenen mit großer Genauigkeit auf und ließ etwas von seinen Winterbällen fallen, worauf ihm jedoch die Geschäfte schon so wieder auf die Finger braunten, daß Oswald wegen der übelgewählten Stunde um Entschuldigung bitten mußte. Endlich war die dritte Adresse, Frau von Woltmann, die Witwe eines Justizcanzleidirectors, nicht einmal anwesend. Mit frühestem Lenze pflegte die Dame auf ihre Güter zu gehen. Was hatte Oswald von allen seinen erträumten Beziehungen? Zwei Einladungen zu einem überladenen Diner mit ihm wildfremden kalten Persönlichkeiten und so manchen Verletzungen eines jungen, zur Schwärmerei geneigten Herzens. Er wanderte bei den prächtigen drei Häusern, die er vor Wochen mit so frohen Hoffnungen betreten und mit einem Trinkgeld an die Dienerschaft verlassen hatte, an diesem Sonntag mit dem Gefühl vorüber: Wie ist die Welt so anders, als man sie sich ausmalt! Und diese Häuser waren heute erst recht stumm und still. Und das der verreisten Witwe war noch nicht einmal so öde als das des frommen Obertribunalrathes, der so freundlich gewesen, ihm die Mitbenutzung seines Kirchenstuhles anzubieten, worin doch vielleicht, wie Scharfneck bemerkte, dieses Mannes Absicht, Oswald's Carriere zu befördern, wohlwollend und zeitgemäß ausgesprochen lag.

Schon war Oswald einer der vielen Vorstädte eines Ortes, der ihm heute recht wie ein Gefängniß erschien, näher gekommen, als ihm plötzlich ein Wort des Vaters einfiel, das ihm dieser beim Scheiden gesprochen. „Lieber Ernst," hatte der noch rüstige Greis zu seinem einzigen Sohne, dem Sprossen einer zweiten Ehe, nachdem die erste kinderlos geblieben, gesagt, „lieber Ernst, ich habe Unrecht gethan, Dich nur auf den kleinen Universitäten der Provinz studiren zu lassen. Franz, der Sohn unsres Nachbars — er meinte Scharfneck — kennt das Leben besser. Er besuchte die Schulen großer Städte. Doch, denk' ich, wird Dein reines und immer auf das Gute und Edle gerichtet gewesenes Bestreben sich schon zurechtfinden. Die Empfehlungsbriefe von mir, von unserm

guten Neubert und von Deinem Seelsorger, dem braven Dämmer, werden Dir treffliche Dienste thun. Sie werden Dich in die große Welt einführen, die so schwer zugänglich, aber für Deinen Beruf fast unentbehrlich ist. Lassen Dir Deine Studien, Deine Prüfungsarbeiten und die vielen Zerstreuungen, die ohne Zweifel die Folge dieser Empfehlungen sein werden, einmal eines Tages Zeit genug, um einen verlornen Augenblick nicht allzu sehr zu bereuen, so sieh' Dich einmal irgendwo um, ob Du nicht einen alten Invaliden, Namens Waldmann, vor den Thoren der großen Stadt entdecken kannst. Der alte Knabe war mein Unteroffizier, als ich mit der damaligen Jugend dem Rufe des Vaterlandes folgte. Ich überholte ihn und wurde bald sein Lieutenant, sein Capitain, indessen er es mühsam nur bis zum Quartierschreiber brachte — aber auch das Schreiben war seine schwächste Seite. Als ich vor Jahren zum letzten Mal in der Hauptstadt war, besucht' ich die treue, ehrliche Seele wieder und fand ihn wohlgeborgen bei seinem Sohne, der ein junger, rüstiger, unternehmender Mann schien und sich als Gärtner in einer der Vorstädte niedergelassen hatte. Hast Du Zeit, so such' einmal meinen alten Waldmann auf, wenn er noch lebt, grüß' ihn von mir und zeig' ihm, daß Du mein Sohn bist!"

Dies Wort des Vaters kam in Ernst Oswald's lebendigste Erinnerung, als sich die Häuser immer mehr vereinzelten, lange hölzerne, von Wind und Wetter geschwärzte Plankenzäune die Häuser verbanden und sich hier und da durch einzelne Gitter freundliche Gärten dem Anblick darboten mit gefälligen, meist von wildem Wein umrankten Wohnungen, die zuweilen die Ueberschrift „Kunstgärtnerei" trugen. Oswald entsann sich des Namens Waldmann, erkundigte sich bei einer dieser Gärtnereien nach einem Geschäfte solches Namens, erhielt den Bescheid, daß ein derartiges, und sogar in der Nähe, bestünde und richtete seinen schon ermüdeten Fuß nach der bezeichneten Straße hin. Er erreichte den Zaun, auf welchen man ihn aus der Ferne schon verwiesen hatte. Das Haus mußte im Garten liegen. An einer mit neuen Planken ausgebesserten Thür und dicht unter der laufenden Nummer

der einsamen Gasse fand er also die vierte Adresse seiner Empfehlungen. Sie hieß: „Wilhelm Waldmann, Kunstgärtner."

Der erste Anblick, der sich beim Oeffnen der unverschlossenen Thür dem Sonntagsnachmittagsgaste darbot, war ein freundlicher. Der Hof des Häuschens war mit dem Garten verbunden und dieser selbst dehnte sich mit Gemüse-, Blumen- und Obstanlagen in ziemlicher Entfernung aus. Kinder verwiesen den Gast an den noch lebenden Großvater, der an der dem Garten zugewendeten Seite des Hauses auf einer Bank saß und ein kurzes Pfeifchen schmauchte. Auch der Sohn, selbst früh gealtert, war bald in der Nähe und die Freude, den Sprossen des Hauptmanns Oswald zu begrüßen, nicht wenig groß. Eine Mutter fehlte dem Hause, sie war seit einigen Jahren todt; von den zahlreichen Kindern aber waren schon einige erwachsen und wie es schien verständig genug, um die Pflichten einer Mutter an die eigenen helfenden Hände derselben zu vertheilen. Die Zahl der Kinder, eigenes und Nachbarvolk, war endlos. Immer noch kam ein anderer mehr oder minder sonntäglich erhaltener vorstädtischer kleiner Weltbürger aus einem Heck oder über einen Baum oder über eine niedrige Zwischenmauer gesprungen. Und zuletzt war das Angenehmste — viel junger Mädchenflor, der sich neugierig genug um Oswald versammelte.

Die meisten davon schienen Nachbarinnen. Auch einige Männer, die wol Freunde der erwachsenen Söhne oder Gehülfen des Vaters waren, auch städtische Gestalten fehlten nicht. Es war das eine kleine belebte Welt, der Oswald, trotz der einfachen Kleiderstoffe, der befangenen Haltung und der gebräunten, nicht immer edlen Gesichtsformen, einen Reiz abgewann. Man nöthigte ihn sogar zu einigen großen Schalen saurer Milch sich niederzulassen und bediente sich dabei mehrfach einer Wendung des Bedauerns, die jedoch auch als Vertröstung herauskam, es wäre Schade, daß Ernestine noch nicht da wäre. Dies war die älteste Tochter und seit dem Tode der Mutter die eigentliche Lenkerin des Hauses, obgleich Brüder da waren, die wieder wol auch über Ernestinen schon hinwegragten.

Ernestine wurde jeden Augenblick erwartet und erschien

auch zuletzt. Hatte sich Oswald schon durch die Erklärung, wie dies junge Mädchen zu dem Namen Erneſtine, der ſeinem Vornamen entſprach, gekommen, gleichſam wie auf ein verwandtſchaftliches Verhältniß mit ihr hingeführt ſehen müſſen (beim letzten Beſuche des Hauptmanns hatte man ſeinem Sohne Ernſt zu Ehren die damals gerade zur Welt gekommene Enkelin des alten Quartierſchreibers Erneſtine getauft), ſo war der Eindruck des perſönlichen Entgegentretens ein in der That überraſchender. Denn Oswald fand ein blühendes, ſchlankes junges Mädchen, keineswegs ſo gebräunt wie die übrige weibliche Genoſſenſchaft, ein Mädchen, zwar in beſcheidener Tracht und von einer dem Kreiſe, in dem es ſich hier bewegte, wie es ſchien, entſprechenden Bildung, aber es lag ein ſo angenehmes Lächeln in den von der Ueberraſchung und Verlegenheit gerötheten Zügen des regelmäßigen Antlitzes, es war eine ſo wohlthuende Art, wie Erneſtine ſofort ihren Hut in ein Stacket von Weinlaub hängte, ein leichtes Tuch, das ſie ſich abnahm, kurzweg über einen Heckenbuſch warf, daß ſich Oswald augenblicklich gefeſſelt fühlte.

Bald nannte er auch Erneſtinen ſcherzend ſeine Namensſchweſter. Zwar geſtalteten ſich, wenn ſie auf ſeine Verſuche ein Geſpräch anzuknüpfen, erwidern wollte, ihre Antworten zu keinem recht zuſammenhängenden und treffenden Sinne (wie lange währt es auch bei jungen Bildungsüberfütterten, bis ſich ihnen, Mädchen oder Jünglingen gegenüber, trotz alles Wiſſens und Könnens ein vernünftiger Satz mit einem tüchtigen Abgemacht, Punktum! rundet!), aber ihr Verkehr mit der übrigen Genoſſenſchaft war ſo unbefangen, daß ſchon daraus Oswald lebhaften Geiſt und ein raſches Urtheil entnehmen mußte. Erneſtine Waldmann hatte ſchweres, dichtes, goldblondes, in Flechten gebundenes und den ovalen Kopf rings umſchließendes Haar, dunkle große blaue Augen, die friſcheſte Haut, einen ſchlanken, in den Hüften ſich ſcharf abzeichnenden Wuchs und einen Mund, der bei dem wohlwollenden Lächeln, das ihn umſpielte, zwei Reihen der ſchönſten Zähne zeigte. Und Oswald ſcherzte nur deshalb ſo viel mit dem kleinen Kindervolk, um ſich an dem Zauber dieſer ſchönen Zähne zu weiden, wenn Erneſtinens leiſes und all-

mäliges Lächeln ihre Lippen in die Mundwinkel zurückdrängte. Anmuth ist allen Männern mehr werth als Schönheit, und Erneſtine wäre ſogar eine Schönheit geweſen, wenn ſie ſich ihren Teint auf einige Wochen von der Salonluft eines Theezirkels hätte bleichen laſſen können.

Oswald ſchied von der Laube, in der er unter nicht gerade armen, aber, wie es ſchien, doch nicht im Ueberfluß lebenden Menſchen vortreffliche ſaure Milch mit zermürbtem Schwarzbrot geſpeiſt hatte, ziemlich ſpät. Er kam, da er „den Kindern etwas ſchenken" wollte, ſchon den folgenden Tag wieder. Dann auch ohne Geſchenk ſchon wieder am Mittwoch. Darauf bezwang er ſich, drei Tage auszubleiben, aber am Sonntag fehlte er gewiß nicht und es währte nicht vierzehn Tage, ſo wanderte er ſchon faſt jeden Abend in die Gartenſtraße, ſaß jeden Abend unter den Kindern eines Gärtners und den Enkeln eines armen Soldaten in einer Geißblattlaube und Erneſtine fragte nicht einmal, wie das ſo möglich wäre.

Und Niemand fragte. Dieſe abendliche Wanderung war dem jungen Juriſten Bedürfniß, den Anderen Gewohnheit geworden. Der durchſchlagende Effect eines vierten ungeſchriebenen Empfehlungsbriefes war eine vollendete Thatſache und wenn es nach dem Erwarten ſeines Vaters gegangen wäre, ſo hätte ſein Sohn Ernſt gerade mit dieſem Eifer, mit dieſer Hingebung an den Diners des Obertribunalraths, an den Soireen des Finanzagenten und den anderweitigen, noch unbekannten Erholungen der noch immer auf ihren Gütern befindlichen Frau von Wolmany theilnehmen ſollen. Noch einmal war Oswald in der That beim Finanzagenten Strack zu Tiſch geladen geweſen, fand eine große Geſellſchaft, aß wieder vortrefflich, entfernte ſich aber diesmal noch zeitiger, um nur noch nach ſeiner Gartenſtraße zu kommen. Es war Sonntag; rath- und thatlos Sonntagsnachmittage kannte er nicht mehr. Die Vorſtadt hatte ihn erobert, ſie zerſtreute ihn.

Aber vor ſeinem Freunde Scharfneck, der inzwiſchen zurückgekehrt war, hielt Oswald denn doch dieſe enge Beziehung zu einer armen Gärtnersfamilie geheim. Er konnte dem Freunde zwar nicht ganz ableugnen, daß ihn in der Vorſtadt eine mit ſeinem Vater bekannte Familie feſſelte; er geſtand

auch dem sarkastischen Lächeln des Freundes zu, daß sich im Schooße derselben allerlei blühende junge Welt befände, daß man scherze, tändle, lache; aber ein ihn bindendes Verhältniß konnte er um so mehr in Abrede stellen, als in der That ein solches mit Ernestine Waldmann nicht bestand. Ernst Oswald war zweiundzwanzig Jahre. Es ist dies ein Alter, wo die Sehnsucht nach Liebe im Gemüth der Jugend eben so lebendig, wie aber auch die Verehrung der Frauennatur eine fast andächtige ist. Kein Jüngling liebt in diesen Jahren mit der stürmischen Ungeduld des Mannes, der nur erobern, nur besitzen will. Der Jüngling würde seine Liebe zu entweihen glauben, wenn er sich das schöne Bild seiner Verehrung zu bald zerstörte. Er sieht die Rose blühen, athmet ihren Duft und betet sie nur an, ohne die Hand auszustrecken, sie zu brechen. Tugend und Besonnenheit in einem Mädchen weiß eine solche Hingebung Jahre lang an sich zu fesseln, ja in Schach zu halten, ohne daß jenes entscheidende Wort fällt, das oft so gefahrvoll und in mancher Lage, wie doch wol hier, ganz unmöglich ist. Oswald lebte aber in jenem Kreise wie unter den Seinen. Er liebte, doch eine Erklärung war nicht gegeben. Sie stand vielleicht bevor, am wenigsten aber deshalb, weil sie etwa verlangt wurde.

Mitten in diesen zweifelhaften Zuständen sagte eines Tages Scharfneck, als dieser mit seinem Freunde von ihrem gemeinschaftlichen Mahle heimkehrte, wie beiläufig zu Oswald: „Bester Freund, Deine dritte Adresse ist angekommen!"

„Frau von Wolmany?"

„Eine Witwe, von der ich zu meinem Erstaunen gehört habe, daß sie jung, reizend, hochgebildet und reich sein soll."

Es war in Erfahrung gebracht, daß Frau von Wolmany einst einen bejahrten Gatten genommen hatte, früh Witwe wurde und mit Herrn Dämmer, dem Pfarrer des Ortes, wo Oswald's Eltern wohnten, in freundlichem Zusammenhange stand. Sie war von ihm erzogen worden und stand mit ihm in Briefwechsel.

Oswald erklärte, er hätte keine Neigung, diesen Empfehlungsbrief abzugeben.

„Warum nicht?" fragte Scharfneck erstaunt.

Die Antwort, die er erhielt, war unbestimmt. Oswald wich einem klaren Geständniß aus, sagte, auf eine junge, vornehme Weltdame wär' er nicht im mindesten vorbereitet, sprach von der Umständlichkeit solcher Besuche, den „moralischen Kosten", in die man sich zu setzen hätte, erklärte alle diese Beziehungen mit der großen Welt für lügnerisch, eitel, nichtig und führte die geringen Ergebnisse seiner beiden anderen Brief an, um zu beweisen, daß er Recht thäte, auf diesen dritten nicht mehr zurückzukommen.

Scharfneck schwieg eine Weile. Dann forderte er den Freund auf, mit ihm seine nahegelegene Wohnung zu betreten. Unterwegs schien er von dem Gegenstande abgekommen. Doch in seinem Zimmer angelangt, nahm er ihn wieder auf. Die Fenster vor der Herbstluft schließend, eine Kiste Cigarren vor Oswald öffnend, ihm das Streichfeuerzeug hinschiebend, sagte er wie in leichter abgebrochener Anmerkung: „Der Finanzagent wird Dich schwerlich wieder einladen." — „Wie so?" fragte Oswald. — „Ich habe gehört, alter Freund . . ." — Scharfneck stockte. Oswald mußte lange drängen, bis er fortfuhr. Scharfneck that es mit den Worten: „Ich habe gehört, alter Freund, daß Dich Herrn Strack's Familie kürzlich complet ausgelacht hat."

Oswald stutzte. Er dachte an das bestandene letzte Sonntagsdiner und besann sich, was ihm dabei konnte widerfahren sein.

Scharfneck erzählte aber einen ganz andern Fall. „Man hatte," sagte er, „in jenem Hause kürzlich eine weitere Spazierfahrt beschlossen und machte sie in eine entlegene Waldgegend an dem obern Ufer unsers Stromes hin. Langsamer dort im Sande fahrend, entdeckt man eine lautschreiende, lachende, lärmende Gesellschaft unter den breiten Aesten der herrlichen Eichen und Buchen, die daselbst beisammen stehen. Man kommt näher und findet ein Durcheinander von jüngern und ältern Leuten, in Hemdärmeln, theils sich lagernd und schmausend, theils in dem idyllischen Spiele, das man Blindekuh nennt, con amore begriffen. Die Leute schienen dem Handwerkerstande anzugehören. Mein Berichterstatter, unser College Tarkmar Wildungen, der die Ehre hatte, die Partie des

Loginoff.

Ich knieen vor dem Popanz unſrer Wahl?
Ich nenn' ihn was er iſt, den Lügenkaiſer,
Und ſchleudr' ihm ſeinen Namen in's Geſicht —

Pugatſcheff.

Triumph!
Gieb mir das Leben, das ich einſt gelebt,
Das ärmſte Loos der Erde tauſch' ich jubelnd
Für dieſe Krone, dieſen Purpurmantel.
Sprich aus das Wort! (Wirft den Mantel ab.) Die Stunde iſt gekommen,
Die mich erlöſt! Gebt mir — mich ſelbſt zurück!

Uſtinja

(tritt mit großartigem Muthe vor).

Wer wagt es hier den Meineid auszurufen?
Wer kündigt ſeinem Herrſcher den Gehorſam?

Loginoff.

Dem eignen Werkzeug ſoll der Meiſter dienen?

Uſtinja (majeſtätiſch).

Du nennſt ihn Peter Ulrich Alexiewitſch,
Den ächten Romanoff und Czaar!

Loginoff

(zieht den Säbel. Die Andern thun es ihm nach und dringen auf Pugatſcheff ein).

Zur Hölle
Mit ihm! Ich nenn' ihn Pugatſcheff —

Pugatſcheff (freudig).

Erlöſt!

Finanzagenten und dessen Damen zu begleiten, erkannte sogar aus seiner Criminalpraxis einige zweideutige, ihm schon unter verschiedenen Umständen vorgekommene Physiognomieen, aber die merkwürdigste Figur von Allen war doch ein junger Elegant, der mit verbundenen Augen im Haschespiel hin und her tastete und eben einige junge, allerliebste Mädchen jagte. Mädchen, die allerdings charmanter sein mochten als Manche, die ihr Lebensziel darin finden, Chopin und Schulhoff vom Blatt zu spielen."

Oswald stand auf. Die Gluth der Scham färbte seine Wangen. Der Gedanke, bei einer kürzlich allerdings in den Wald unternommenen Landpartie der ganzen zusammengerafften Vorstadtsbekanntschaft beobachtet, erkannt, lächerlich gefunden zu sein, lächerlich gefunden von dem weiblichen Theile einer ihm bekannten gebildeten Familie, er war ihm in der That höchst peinlich. Kaum konnte sich sein, durch diese Erzählung gedemüthigter Stolz sammeln.

Scharfneck schwieg eine Weile. Es schien seine Absicht zu sein, den Stachel gründlich wirken zu lassen. Er zog ihn nicht heraus und bohrte ihn im Gegentheil nur noch tiefer ein, indem er mit allerlei Scherzen die Berechtigung der Finanzagententöchter bestritt, so satyrisch, wie sie gethan, einen ganzen Tag lang über den Anblick des Blindekuhspieles zu lachen. Die Wirkung blieb bei Oswald dieselbe. Er war vernichtet, beantwortete keine einzige der Fragen, die Scharfneck über die jungen Mädchen an ihn richtete, besonders über eine, die, wie der Gedemüthigte zerstreut erklärte, Malvina hieß, an Reiz sogar Ernestinen überstrahlte und eine, wie er jetzt erst erfuhr, bewunderte Schönheit für die Lorgnetten der jungen Stadt-Gentry war.

Endlich aber reichte Scharfneck dem Freunde die Hand und sagte: „Mein theurer Freund! Schließ Frieden mit Deinem Stolz und faß' einen männlichen Entschluß! Diese kleine Welt ist Deiner nicht würdig. Du hast Dich in sie geflüchtet, um nicht mehr den schmerzlichen Druck des Verlassenseins zu fühlen! Du sehnst Dich nach Liebe, Hingebung, gemüthvoller Anlehnung. Ich kenne Dein gutes, weiches Herz.

Aber sei aufrichtig und geh' einen Schritt weiter! Was wir Gemüth nennen, ist es denn nicht so oft nur unsre Muthlosigkeit, ja gradezu unsre Trägheit? Die ganze deutsche Nation beschönigt ihre Muthlosigkeit und ihre Trägheit mit diesem blumengeschmückten Aushängeschilde des Gemüths. Du giebst Dich den nächsten und zufälligsten Umständen hin, weil Du nicht wagen willst, Dir andere zu erobern. Diese große Welt, die Dir bis jetzt nur verschlossene Thüren und den Rücken gezeigt hat, will erobert, gewonnen, von der Hand eines kräftigen, markvollen Ringers zu seinem Vortheil gehändigt sein. Du fürchtest diesen Kampf vielleicht nicht aus Trägheit, ich denke, Du kennst ihn nur nicht. Du glaubst, die hingeworfene Beurtheilung dieser großen Welt als einer nur herzlosen, kalten, egoistischen Sphäre genüge vollkommen, sie Dir werthlos zu machen. Und was ist die Folge dieser Verachtung? Du setzest in Deinem Werthe Dich selbst herab. Ich kenne vollkommen den Reiz dieser kleinen Welt, wo uns Alles mit offenen Armen entgegenkommt, ja durch unsere Herablassung sich geehrt fühlt. Aber selbst an dem stolzen Egmont unsers Goethe hab' ich doch nie leiden mögen, daß der Dichter uns die ritterliche Gestalt eines Helden, der sein Haupt für die Freiheit seines Volkes auf den Block legen mußte, in einer, allen geschichtlichen Erinnerungen unverantwortlich widersprechenden Art, zum galanten Cavalerieliutenant, zum tändelnden nächtlichen Buhlen eines Bürgermädchens macht, die mit dem goldenen Schnur- und Litzenwerk seines spanischen Costüms spielt. Es hat einen wohlthuenden Reiz, ein gutes Mädchen zu kennen, das, wenn uns ein Knopf am Rocke losgegangen ist, ihr Nähtischchen öffnet und ihn im Handumwenden wieder annäht; allein sich so mit seinem ganzen Werthe, mit seiner Zukunft an eine Idylle und an einen solchen Knopf mit annähen zu lassen, das kann nur ein Brackenburg thun, der mir immer wie ein weichmüthiger, neu etablirter junger Tischlermeister vorgekommen ist, trotzdem daß er von Brutus spricht und auf der Schule lateinische Exercitien gemacht haben will. Theurer Freund! Aufwärts den Blick! Immer emporgeschaut zur Höhe eines großen Zieles! Und wäre der Weg hinauf voll schwindelnder Klippen oder

regenglatter Wege, oder müßte sich die Hand an knorrigen, dornendurchzogenen Aesten von wirrem Strauchwerk festhalten, um nur einen ersten Vorsprung zu gewinnen, oder beklemmte die Brust die Angst um die fast unmögliche Rückkehr oder die Anstrengung des Steigens oder die Furcht vor einem verfehlten Wege oder vor bösen Geistern gar, die uns im Spukkicht des Mondes, wenn uns die Nacht überrascht, ein verzerrtes Angesicht zeigen und uns in Abgründe locken wollen — aushalten muß man und nur emporschauen in die Höhe, zu den Wolken, zu den Sternen! Was hinter uns ist, das zeuge erst für uns, während wir schon wieder weiterklimmen. Du vollends, Oswald, bist eine Natur, die sich keine Ruhe gönnen darf, eine Natur, die den Muth besitzen muß, mit Irrthümern zu brechen, selbst wenn Dir diese wie Lieblingswahrheiten aussehen. Ich sage nicht, daß Du den Tribunalrath hättest zwingen müssen, Dir mit der Zeit statt einen Stuhl in der Kirche eine Stelle in seinem Testamente anzuweisen, aber ich sage, daß ein Mann wie Du, jung, gefällig, nicht ohne Mittel, jedenfalls nicht ohne die Mittel des Geistes, den Finanzagenten hätte zwingen müssen, eine Heirath mit einer von seinen, wie ich höre, liebenswürdigen und gebildeten Töchtern zu bewilligen. Und ich wäre auch nicht einmal für einen solchen frühen Abschluß. Jeden Kahn, der Dich eben an irgend ein Ufer gebracht hat, sollst Du noch hinter Dir wegstoßen. Die Welt nennt das gewöhnlich Egoismus. Aber der Egoismus, welcher Befriedigung in kleinen Erfolgen findet, der sich genügt, im Unbedeutenden ein Herrscher zu sein, der ist viel größer und verwerflicher. Ueberlege Dir, was Du in diesem Falle, um Dich als Mann zu retten, zu thun hast!"

Oswald dankte dem Freunde von ganzem Herzen. Er erklärte, sein Entschluß bedürfte keiner weiteren Erörterung; er würde die Vorstadt nie wieder besuchen; es verstünde sich von selbst, daß er sich von einer Neigung losrisse, die nur eine gemüthliche Schwäche gewesen wäre. Ueberdies versprach er, bei der jungen Witwe den Brief abzugeben und, im Fall er freundliche Aufnahme fände, auch den Freund daselbst einzuführen. Beide schieden voll Uebereinstimmung und neu befestigter Herzlichkeit.

Um sich zu zerstreuen, um die brennenden Wunden seines Stolzes und doch auch einen schon sich meldenden leisen Schmerz des Entsagens so traulich gewesener Gewohnheiten zu betäuben, ging Ernst Oswald dem Gewühl der innern Stadt zu. Was sonst selten geschah, er blieb bei manchem Schaufenster stehen, betrachtete glänzende Läden, sah auf manche Erscheinung des öffentlichen Lebens, die ihn sonst gleichgültig gelassen hatte. Oswald bekämpfte sich eben und suchte sich durch den Anblick der Welt zu bezwingen.

Wie er sich so durch die engen Durchgänge an den ersten Modemagazinen der Stadt vorbei einem kleinen freien Platz zuwandte, bemerkte er daselbst, dicht vor einem Modemagazin von europäischer Berühmtheit, aus einem vornehmen herrschaftlichen Wagen zwei Damen steigen, von denen die Eine eine so außerordentliche Aehnlichkeit mit Erneſtine Waldmann hatte, daß er auf den ersten Anblick hätte schwören mögen, sie wäre es selbst. Seines Irrthums gewiß, ging er weiter, verlor sich, mit Schmerz der nothwendigen Trennung gedenkend, in andere Straßen; die Aehnlichkeit der Dame mit Erneſtine Waldmann war auffallend, aber doch nur eine Aehnlichkeit. Jetzt sah er, wie schön Erneſtine war, wie gefällig sie hätte erscheinen können, wenn ſie nicht arm und ohne Bildung gewesen wäre.

Der Zufall führte ihn an die Stelle des ersten Anblicks zurück, und unter mehreren herrschaftlichen Wagen, die inzwischen vor dem großen Magazin sich hinzugefunden hatten, hielt noch daſſelbe leichte elegante Gespann von vorhin. Oswald blickte, mehr wie um seine drückenden Empfindungen loszuwerden, als aus sicherer Erwartung, durch die Spiegelscheiben des berühmten Magazins.

Es war voll Menschen. Die Ausdehnung dieſer Räume hinderte, sie ganz zu übersehen. Den in glänzender Livree harrenden Bedienten der Equipage zu fragen, wem sie angehörte und welche Dame so sehr Erneſtinen gleichen könnte, würde ihm eine Thorheit erschienen sein, um so mehr, als mit diesem Bedienten Jemand sprach, den er kennen mußte: ein gewöhnlicher Mann in einem weißen Hute, den er schon öfters in den Kreiſen der Vorſtadt getroffen hatte und der ihm sogleich eingefallen war, als er vorhin von Scharfneck

hatte hören müssen, sein Freund Tankmar Wildungen hätte bei jener Parthie Physiognomieen erblickt, welche der Criminalpflege nicht unbekannt wären. Oswald besann sich, daß dieser immer mit weißem Hute gehende kleine gedrückte, etwa in den Dreißigen zählende Mann mit sonderbarer Vertraulichkeit von diesen geringen Menschen gewöhnlich Lude Wächter genannt wurde. Jetzt war es Oswald, als er diesen Mann sah und vielleicht nun doch Erneſtinen wirklich in der Nähe vermuthen konnte, als schnürte ihm etwas den Athem zu. Er konnte nicht reden, nicht fragen; er unterdrückte mit Gewalt den Glauben, wirklich Erneſtinen gesehen zu haben. Darauf entfernte er sich.

Kaum war er einige hundert Schritte weiter gegangen, als er, sich umwendend, dieselbe Equipage erblickte, die rasselnd auf dem Straßenpflaster hinter ihm herflog. Die Damen fehlten nicht. Die eine saß ihm abgewandt und konnte nicht erkannt werden, die andere war in der That Erneſtine. Daß sie es war, bestätigte ihm nicht nur ihr Erröthen, ihr erschreckendes Zurücklehnen, sondern ihr halber und doch ausdrücklicher Gruß.

Oswald mußte an die Thür eines Hauses treten, um sich zu halten, um sich zu sammeln. Es war ihm, was er da sah, wie eine Traumerscheinung. Erneſtine Waldmann in einem glänzenden Wagen, mit kostbaren Kleidern, wie er sie nie an ihr erblickt! Jede Vermuthung, daß sie plötzlich in die Dienste einer vornehmen Herrschaft hätte eingetreten sein können, wurde durch diesen reichen Spitzenhut, durch einen türkischen Shawl, den sie breit auseinandergelegt selber trug, widerlegt.

In Oswald tobte und raste jetzt Alles nach Aufklärung. Er eilte zurück an das große Magazin — wir dürfen es wol nennen, es war das Gerson'sche in Berlin — suchte an den noch haltenden Carrossen jenen Ludwig Wächter, den er jedoch nicht mehr fand, trat dann im Magazin ein, fragte nach den beiden Damen, die eben die Räume verlassen haben mußten. Seine Lippen bebten.

Da die weitläufigen Räume überfüllt waren, mußte erst dieser und jener Comptoirdiener gerufen, diese oder jene Verkäuferin befragt werden. Man kannte die Damen nicht. Beide

hatten ſich Stoffe zeigen laſſen und vorläufig nur einige Kleinigkeiten gekauft. Oswald trat aus dem glänzenden Hauſe und verglich ſich einem Wanderer, den ein Irrlicht verlockte, oder mit dem Helden eines Märchens, mit dem ein Kobold im Walde Verſteckens ſpielt. Zuletzt mußte er ſich ſagen: Die Gaukelbilder ſind nur in dir, in deinem eigenen verſchloſſenen Auge! Welche Wirklichkeit lebte ſeither um dich? Mit welchen Menſchen verkehrteſt du? Was haſt du Alles dort draußen in der Vorſtadt und unter dem Volke nicht geſehen? Wer iſt Erneſtine, die dir ein Mädchen der Armuth ſchien und die jetzt in einem glänzenden Wagen wie eine Fürſtin an dir vorüberrollte?

Es läßt ſich denken, daß er ſeinen Entſchluß, für immer mit der Vorſtadt zu brechen, nun doch noch um einen Tag aufſchob.

Zweites Kapitel.

Ernſt Oswald hatte den Beruf der Rechtskunde und der ſpäteren Gerechtigkeitshandhabung zwar nicht aus beſonderer Neigung gewählt, aber ſo weit war ihm doch der leitende Grundſatz der Juriſten: „Jeder Menſch gilt ſo lange für ſchlecht, als von ihm das Gegentheil bewieſen iſt", gegenwärtig, daß er ſich auf dem Wege nach der Vorſtadt in Vermuthungen über Erneſtine Waldmann und ihre Begleiterin erging, die nicht frei von Mißtrauen gegen ihre Sittlichkeit waren.

Er fand Erneſtinen nicht daheim. Auch der Vater war in Geſchäften abweſend und die älteren Brüder arbeiteten in einer Fabrik, nicht, wie er anfangs geglaubt hatte, im Gartengeſchäft.

Der alte Großvater war, was er ſchon lange bemerkt hatte, kindiſch und unzurechnungsfähig, aber von den im

Hauſe befindlichen kleinern und mittlern Geſchwiſtern erfuhr er ſo viel, als hinreichend war, ſich ſchmerzlich genug aufzuklären. Man erzählte ihm auf ſeine Fragen über den geſtrigen Tag, daß es keineswegs eine Fürſtin oder Gräfin geweſen wäre, mit der die Schweſter in einem glänzenden Wagen ſich befunden haben konnte, ſondern jene ſchöne vielbeſprochene Malvina Wilde, die ſich ſeit geraumer Zeit nicht hätte ſehen laſſen, geſtern aber in einem prachtvollen Wagen, in Sammet und Seide und mit einem Bedienten vorgefahren gekommen wäre und erzählt hätte, ſie wäre durch eine unerwartete Erbſchaft plötzlich ſteinreich geworden. Wie man noch gegafft und geſtarrt hätte, wäre Erneſtine von ihr erſucht worden, ſie zu begleiten. Sie hätte es dann auch gethan und eben wäre die Schweſter wieder bei der Freundin.

Oswald hatte genug gehört. Er verſtand, was Malvine Wilde eine Erbſchaft hatte nennen können. Das Herz zuckte ihm in innerſter Bruſt. Er ſah Erneſtinen noch unſchuldig, aber in grenzenloſer Gefahr.

Sich nun zwiſchen dieſe Gefahr werfen, eigenmächtig in ihr Schickſal und ihren Lebensweg eingreifen, weiterfragen, weiterforſchen, handeln — dazu hätte er Scharfneck's ſo tiefgebilligte Mahnung zum Emporblick und den Gedanken an ſeine Würde vergeſſen müſſen.

Sein Inneres war ſchmerzlich bewegt, zerriſſen. Er ſchied zögernd, mit Wehmuth, beſchloß auch anfangs unterwegs, wiederzukommen — den Vater zu warnen, die Brüder zu warnen; doch wieder allein mit ſich, verſchob er dieſe Wiederkunft von Tage zu Tage — von Woche zu Woche. Zuletzt riß er mit Gewalt den Gedanken an Erneſtinen aus ſeinem Herzen und zwang ſich, an den ganzen Kreis, in dem er damals gelebt hatte, nur noch mit entrüſtetem Stolz und mit völliger Nichtachtung zurückzudenken.

Darüber verfloß der Winter.

Schon daß man nicht aus der Vorſtadt das geringſte Zeichen des Erſtaunens über das plötzliche Abbrechen ſeiner Beſuche gab, beſtätigte ihm den Verdacht, daß auch Erneſtine, verleitet durch Malvina Wilde, einem bekannten traurigen Looſe der Armuth, der Preisgebung und Verführung, verfallen war.

Um ihn in seinem Schmerze aufzurichten fand sich manche Zerstreuung und seine besondere Zuflucht wurde das Haus der Frau von Wolmany. Diese Dame war allerdings nicht mehr so jung, als Scharfneck geglaubt hatte. Sie war in dem Uebergangsalter von einer Jugend, die man nicht mehr, auch dem Scheine nach, behaupten kann, zu demjenigen Alter, dem man, wenn man ohne Kinder und ohne unerlaubte Gefallsucht ist, allmälig die Unterlage eines höhern und darum dauernden Reizes für die Gesellschaft zu geben bemüht ist. Frau von Wolmany wollte gefallen, aber innerhalb edler Grenzen. Sie war reich genug, ihr Haus zum Mittelpunkt der interessantesten Begegnungen zu machen. Künstler, Gelehrte, Staatsmänner fanden nicht nur die entsprechendste Aufnahme, sondern wurden, wie dies bei allen Geistesarbeitern, um diese zu fesseln, nothwendig ist, ausdrücklich von ihr gesucht, mit Absichtlichkeit von ihr herangezogen, sogar verwöhnt und um etwaige Vergeßlichkeit oder Außerachtlassung sonst üblicher Rücksichten nicht im mindesten mit Empfindlichkeit bestraft. Sie hatte jeden Abend Gesellschaft. Fast immer war bei ihr eine Unternehmung im Werke, eine musikalische oder literarische Vorbereitung, und sollte aus letzterem Bereiche auch nur die Vorlesung eines neuen Dramas oder einiger gefälligen Gedichte zur Ueberraschung kommen. Mit besonderer Vorliebe pflegte sie ihre Montage, wo jeder ihrer Hausgäste, die es damit wagen durften, der Reihe nach einen Vortrag hielt. Oswald war in nicht geringer Verlegenheit, als er im November erfuhr, daß auch ihn die Reihe, etwas lesen zu müssen, etwa im Februar treffen würde.

In dies gesellige, anregende, immer offene Haus ward auch Scharfneck eingeführt. Die ruhige, klare, wohlwollende, auf Prüfung sich stützende Weise dieses jungen, mit gefälligen Formen ausgestatteten Mannes wußte sich einen ganz besondern sichern Erfolg zu erwerben; doch trat Oswald darum nicht in den Schatten. Sein inneres und äußeres Wesen wuchs. Eine etwas lange niedergehaltene Kraft der Entwickelung sprang wie mit stählernen Springfedern empor und gegen die Frühjahrszeit hin hatte Scharfneck nicht nöthig, einige Male auf den Kreis, in welchem Oswald im Sommer

gelebt hatte, mit Ironie zurückzukommen. Er fragte nach einem in einer großen Fabrik angestellten Buchhalter Wenk, nach einem jungen Commis Sigmund Hartmann, nach einer Wäscherin Peltzer, einem Händler mit gewöhnlichen Lebensmitteln Bietz ... Oswald, fast verletzt über die Erinnerung an diese Namen, wich aus und wollte nicht Rede stehen. Befremdender und zur Neugier reizend konnte es scheinen, als auch Malvina Wilde und Lude Wächter genannt wurden, aber Oswald ging auf nichts mehr ein. Erst da trat mit unausweichlicher Macht die Vergangenheit wieder auf, als Oswald eines Tages Scharfneck auf einem Verhörzimmer des peinlichen Amtes besuchen wollte und dieser zu ihm sagte: „Ja, lieber Junge, verlaß das Zimmer! Jeden Augenblick kann hier Jemand eintreten, den so wiederzusehen Dich mit schmerzlichen Empfindungen erfüllen müßte!" Wie Oswald noch zögerte, noch die Fürsorge des Freundes bei keiner Möglichkeitsvorstellung unterbringen konnte, kam schon die Fürsorge zu spät. Die Thür öffnete sich und ein junges, einfach gekleidetes Mädchen trat blaß und schüchtern herein. Es war Erneſtine.

Die ehemalige Freundin, die hier im Zusammenhang mit der Verbrecherwelt stand, zu grüßen, sie anzureden vermochte Oswald in einer ihn sogleich sprachlosmachenden Bestürzung nicht. Aber auch um sich zu entfernen fehlte ihm die Kraft. Er trat von dem hohen Lehnstuhle, auf welchem Scharfneck neben seinem Protokollführer saß, zwar zurück, brachte aber seinen Entschluß, nicht Zeuge der hier bevorstehenden Verhandlung zu werden, nicht weiter zur Ausführung als bis zum letzten Fenster des Saales. Er wandte den Rücken und Scharfneck hatte schon mit der im vollen Gegensatz zu dem Tage bei Gerson fast ärmlich Gekleideten ein Verhör begonnen, das wörtlich so lautete: „Wie heißen Sie?" — „Wilhelmine Erneſtine Waldmann." — „Wie alt sind Sie?" — „Neunzehn Jahre." — „Wo wohnen Sie?" — Oswald erstaunte nicht, eine andere Wohnung als die des Vaters zu hören. — „Leben Ihre Eltern noch?" — „Nur mein Vater, ein Gärtner in der Vorstadt." — „Womit beschäftigen Sie sich?" — Die Pause, die hier eintrat, griff Oswald so in's Herz, als streckte sich

eine eisige Hand gegen ihn aus. — Erneſtine ſagte: „Ich nähe Wäſche für ein Nachweiſe-Bureau, das unter der Leitung des Frauenvereins ſteht.“ — „Wie viel Brüder beſitzen Sie?“ — „Fünf.“ — „Iſt Ihnen bekannt, daß der älteſte, Heinrich, ſchon zweimal in Unterſuchung war?“ — „Ja.“ — „Kannten Sie die Betheiligung des zweiten Bruders Wilhelm?“ — „Nach der Unterſuchung gegen Heinrich.“ — „Kennen Sie die Vergehen, deren ſie ſchuldig ſind?“ — „Diebſtahl bei Nachbarn.“ — „Seit wann ſind Ihnen dieſe Vergehen bekannt?“ — „Seitdem ich das Haus meines Vaters verließ.“ — „Ihr Vater iſt ſchwach und vernachläſſigt ſeine Pflichten?“ — „Die Mutter fehlt. Meine zweite Schweſter läßt ſich an, ihr ähnlicher zu werden, als ich es leider bin.“ — „Warum leider?“ — „Weil ich meinen Brüdern gegenüber keine Gewalt habe.“ — „Kennen Sie Malvina Wilde?“ — „Ja!“ — „Seit wann?“ — „Sie iſt eine Schulfreundin von mir. Auch wohnten ihre verſtorbenen Eltern in unſerer Nähe.“ — „Wie kannten Sie Malvina Wilde von Charakter?“ — „Froh und gutmüthig, unwahr und eitel.“ — „Sind Sie früher von der Verbindung unterrichtet geweſen, durch welche Malvina Wilde im vorigen Herbſt drei Wochen lang eine ſo auffallende Exiſtenz führte?“ — Erneſtine erröthete und ſprach ein feſtes: „Nein!“ — „Sie behauptet aber, ihre Einkäufe immer mit Ihnen zugleich gemacht zu haben?“ — „Einmal nur! Ich ließ mich von ihrer faſt unwiderſtehlichen Kunſt in Unwahrheiten, worin ſie Meiſterin iſt, täuſchen. Das Vorfahren in einem Wagen mit einem Bedienten ſchien mir zu überraſchend, um eine Erfindung zu ſein. Ich war Thörin genug, ihr einige Tage die reiche Erbſchaft zu glauben.“ — „Haben Sie ſie ſeitdem wiedergeſehen?“ — „Nur einmal.“ — „Bei welcher Veranlaſſung?“ — „Sie kam mit Thränen zu mir, klagte, daß ſie Feinde hätte, die ihr das Leben verbitterten und all' ihr Glück zerſtört hätten. Man hätte ſie als Schwindlerin verklagt.“ — „Was verlangte ſie von Ihnen?“ — „Ich ſollte von den koſtbaren Dingen, die ſich jetzt hier auf dem Gerichte vor mir befinden, ausſagen, daß ſie dieſe ſämmtlich mit mir damals ſchon im Herbſte auf unſerer erſten und einzigen Ausfahrt, ſich für ihr damals

Uſtinja

(die blitzſchnell Beretin ein Piſtol entriſſen hat).

Ihr nennt ihn Pugatſcheff?

(Alles ruft wild: Pugatſcheff! Uſtinja ſchießt blind unter die Empörer.)

Loginoff

(fällt todt in Beretins Arme).

Verruchte! Ha!

Uſtinja

(auf Pugatſcheff).

Du biſt und bleibſt, was Du der Welt geweſen,
Der Czaar!
Und zichſt von Sieg zu Sieg, von Reich zu Reiche!

Perſiljeff.

Nach Kaſan erſt; doch (ſtößt Uſtinja ſeitwärts einen Dolch in die Bruſt) über Dich, als Leiche!

(Uſtinja ſinkt in Pugatſcheffs Arme.)

(Verhang fällt.)

ſchon beſeſſenes Geld gekauft hätte." — „Haben Sie ſich dieſe Dinge genau angeſehen?" — „Ja." — „Können Sie bezeugen, daß ſie ſämmtlich damals von Ihnen gemeinſchaftlich gekauft wurden?" — „Nur von einem Hute kann ich es und von einem Shawl; ſie waren Beide für mich zum Geſchenk beſtimmt. Ich nahm ſie nur deshalb in dem Laden an, um das Aufſehen zu vermeiden, wenn ich die Sachen zu tragen ablehnte, ſtellte aber nach einer halben Stunde Beides wieder zurück. Malvina hat dieſe Dinge, gutmüthig wie ſie iſt, mir noch immer aufbewahrt. Alles Uebrige an Ringen, Brochen, Kleidungsſtücken iſt mir gänzlich unbekannt und kann erſt in neuerer Zeit von ihr angeſchafft worden ſein. Ich kann dies beſchwören." — „Sie können abtreten, wenn Sie vorläufig das Protokoll noch einmal durchgeleſen und unterſchrieben haben."

Erneſtine ergriff die Blätter, ſtellte ſich ſo, daß ſie Oswald's nicht anſichtig wurde, las wahrſcheinlich ohne Bewußtſein, voll Vertrauen, unterſchrieb und entfernte ſich mit mühſamer Faſſung, aber in unverkennbarer Erhebung und würdevoll. Oswald hatte die Hand an's Herz gelegt. Es drohte ihm zu zerſpringen. Es ſtand bei ihm feſt, daß er zwar das auch von ihm verkannte arme, eingeſchüchterte und durch eine leichtſinnige Freundin ſo beſchämte Mädchen hier nicht anreden konnte, aber er hätte ſich der entſchiedenſten Herzloſigkeit anklagen müſſen, wenn er nicht beſchloß, ſie noch heute aufzuſuchen. Es lag in Erneſtinens Ton, in ihrer Haltung, in ihrer Art ſich auszudrücken etwas ſo Elegiſches, etwas ſo neu ihn Anziehendes, daß er ihrer, obgleich ſie von der Friſche, welche die freie Luft des Gartens ſonſt ihren Wangen angehaucht, ſchon verloren zu haben ſchien, jetzt wieder mit wahrer Schwärmerei gedenken mußte. Die ſanfte Bläſſe, das öftere Erröthen gaben ihr in ſeinen Augen etwas Verklärtes.

Und Scharfneck ahnte wol die Folgen dieſer zufälligen Begegnung. Nach einem geheimen Verhöre, das noch mit Lude Wächter, dem Mann mit dem weißen Hute, angeſtellt wurde, trafen die Freunde wieder zuſammen und Scharfneck begrüßte Oswald mit theilnehmender Miene: „Ja, es that

mir wahrhaftig leid, Oswald, daß Du Zeuge einer solchen Scene werden mußtest. Dem verkannten, armen, allerdings interessanten Mädchen war diese Vernehmung vor Gericht gar nicht zu ersparen. Daß sie so grausam dadurch geschärft sein mußte, Dir zu begegnen, thut mir leid. Uebrigens muß ich Dir doch sagen, es ist kaum glaublich, was sich damals Alles im Stillen um Dich her bewegt hat und sich vor Dir verbarg und von Deinem gutmüthig Alles verschönernden Auge nicht beobachtet wurde! Diese Kleinwelt! Schon seit sechs Wochen hab' ich die Verwickelungen Eurer ländlichen Idyllen zu lösen. Ich will heute Abend versuchen, davon ein Bild in der Vorlesung zu geben, die ich bei Frau von Wolmany halten muß. Ich möchte Dir das Versprechen abnehmen, Oswald, daß Du Erneſtinen nicht früher wieder aufsuchst, bis Du meinen Vortrag gehört hast. Glaube mir nur, bei dem Volke unten geht es toll zu!"

Oswald hatte Bedenken, fürchtete etwas für Erneſtinen Verletzendes, vielleicht gar etwas ihn selbst Betreffendes zu hören. Aber Scharfneck versicherte: „Du trugst neulich eine Art Dorfgeschichte aus unsrer Heimath vor. Ich will eine Stadtgeschichte vortragen, bei der Du weder mit verbundenen Augen, noch sonst in Deinem und leider so allgemein verbreiteten harmlosen Glauben an das „edle, sittliche, gute" Volk persönlich sollst gekränkt werden. Versprich mir aber, Dich ruhig zu verhalten, nicht zu opponiren, es nicht zu verrathen, daß Du diese Bagage kennst oder etwa die Absicht hast, sie zu vertheidigen.

Oswald gab jede Versicherung, und so kam der Abend heran. Die Gesellschaft hatte Scharfneck schon oft um Mittheilungen aus seinem Criminalleben gebeten, sogar die Damen. Er hatte erwidert: Sie werden verletzt werden! Es kommen zu grelle Dinge vor! Das Häßliche dominirt! — Beim Volke? wallten einige mit Entrüstung auf. Wir wollen es darauf ankommen lassen! drängte die Wirthin. Und so hatte man sich versammelt. Die Kerzen brannten. Frau von Wolmany hatte den Tisch des Vorlesers mitten unter Blumen und hängende Rankengewächse gerückt. Scharfneck trat vor, blickte etwas sarkastisch, suchte nach Oswald, der sich in

einem Winkel verborgen hielt, und begann erſt mit einer Bitte um Nachſicht für eine ſtädtiſche Dorfgeſchichte, wie er ſie nannte.

„Glücklicherweiſe," ſagte er, „haben wir es in unſerm Geſchmack dahin gebracht, uns für die kleinen Abenteuer von Bauern, Milchmägden, Viehhirten, Rekruten ebenſo zu intereſſiren, wie man ſich ſonſt für Undine und Kühleborn, Schlemihl und ſeinen Schatten, Goethe's Eugenien und Thereſen, Natalien und Ottilien intereſſirte. Ich bitte, mein kleines Lebensbild zu nennen: „Die Weihe der Arbeit", oder wenn Sie einen humoriſtiſchen Titel lieber wollen: „Die Kartoffelſetzer". Man lachte allgemein und ermuthigte den allbeliebten jovialen Geſellſchafter, ſeine Mittheilung, jedenfalls Erlebniſſe aus ſeiner Criminalpraxis, zu beginnen.

Oswald horchte zu erfahren, mit welchen Menſchen er unwiſſentlich umgegangen war. Er war auf eine Satyre über das ſogenannte „Volksleben" gefaßt und zwar auf eine mit den derbſten Strichen.

Drittes Kapitel.

Ich führe, las Scharfneck, die Aufmerkſamkeit der geehrten Hörer (ich ſtelle die Hörerinnen bei ſo unromantiſchen Gegenſtänden in zweite Linie und erlaube ihnen ſogar, ſchon jetzt zu ſchlafen) auf eine Gruppe von Menſchen, die ſich in der Nähe einer großen Stadt eine eigenthümliche Aufgabe geſtellt haben. Sie wandern, einige zehn oder zwölf Köpfe ſtark, aus Männern, Weibern, Kindern beſtehend, vor die Thore des rauſchenden ſtaubigen Chaos, in dem ſie leben, an einem Sonntage in aller Frühe und hinaus auf's Feld. Sie wollen, es iſt im Monat Mai, acht Tage nach dem grünen Pfingſtfeſte, jenen Spruch des Dichters: „Es giebt im Menſchenleben Augenblicke, wo man eine Frage an das Schickſal frei hat", auf ein Stück Ackerfeld anwenden, das in der Ausdehnung von hundert

Quadratſchuhen zwiſchen einem blühenden Weizengrunde und einem Maſtenwald von Hopfenſtangen ſich mehrere Jahre als ergiebiger Boden für eines Bauern Rapsſaat bewährt hat und diesmal in der Brache gründlich ruhen ſollte. Ihre Hoffnung auf eine Ernte iſt auf das tägliche Brot des Jahrhunderts, die Kartoffel, gerichtet. Mit der Kartoffel wagen ſie einen Dilettantenverſuch im Ackerbau, der in großen Städten nichts Seltenes iſt. Man miethet einem Bauer, der Armen und Reichen täglich die Milch bringt, ein Stück Feld ab zu einer einmaligen Kartoffelernte, entlehnt von ihm, wenn er ſie billig giebt, die Satzfrüchte; im andern Falle bringt man auch ſelbſt ſeinen Sack voll Ausſaat mit und ſieht dann zu, was Gott beſcheeren wird.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Gruppe dieſer „Kartoffelſetzer" nicht etwa aus unſeren reichen Brauherren oder Bäckern oder Fleiſchern beſteht. Es ſind ganz geringe Leute, die ſich mit dem erſten Sonnenſtrahl heute vom Bett erheben und die ihnen einzig übrige Zeit, den Sonntag, anwenden, um die von ihnen gemietheten hundert Quadratſchuh umzugraben, dann mit mehreren vom Bauer entliehenen Hacken Gruben und Grübchen zu machen und dieſe mit einer Ausſaat zu füllen, die der Bauer gleichfalls bereit halten wollte. Doch ſind es auch wieder nicht Bettler, die daher vom Thore wandern, an den Kirchhöfen und Schenken vorüber, das erſte größere Dorf bei Seite liegen laſſen und um ſieben Uhr endlich an dem Vorwerk Rugenwalde anlangen. Es ſind Leute aus den Mittelſchichten, Handwerker, Geſellen, auch ein Meiſter befindet ſich unter ihnen, dazu deren Weiber, Hausfreunde und die mit Körben belaſteten Kinder. Die Männer gehen in Hemdärmeln. Ihre Röcke tragen ſie auf Ziegenhainern oder krummgehalſten Schlehdornſtäben. Im Sonnenſchein funkeln die reinen Hemden, die eine ſcharfe Kritik ertragen müſſen, denn die Führerin des ganzen Zuges und ihre leitende Seele iſt eine berühmte Wäſcherin.

Der Bauer und ſein Geſinde waren in die Kirche nach Buchenau hinüber. Doch hatten einige Kinder die Inſtruction erhalten, die „Stadtminſchen" (im Gegenſatz zu den „Buuersluden") zum Feld hinauszuführen und ihnen einige kleine

Säcke voll Kartoffelaussaat und eine Anzahl Spaten, Rechen, Handhauen zur Verfügung zu stellen. Nach einem herzhaften Frühstück ging man um halb acht Uhr an die Arbeit, die sich keineswegs gering anließ, denn der Bauer gab seinen Acker gerade nur so, wie er im vorigen Jahre seinen letzten Raps von ihm geerntet, ihn dann umgepflügt und so zu einer längern Pause bestimmt hatte. Der Gatte der Wäscherin, ein Steinsetzer, brummte über den Mangel an Vorbereitung nicht wenig; aber seine Frau, seine Schwester, sein Schwager, letzterer ein Schneider von einer besondern Muthigkeit, dessen Altgesell, ein dürres, flügges Junggesellelein, drei erwachsene Töchter des Schneiders, ein besonders anmuthiges, sehr gefälliges, ja außerordentlich schönes Mädchen, das man Malvina nannte, Alles ermunterte sich wechselseitig, den Muth nicht sinken zu lassen, sondern mit dem Werke zu beginnen; von Stunde zu Stunde würden ja neue helfende Hände von der Stadt nachkommen.

Die Männer ließen Getränke wandern. Die Kinder sangen. Die Frauen lachten. Es ging flink und lustig und die anfeuernde Kriegsmusik kam besonders von zwei Menschen, die, obgleich mit verschiedenen Mitteln, doch zugleich die Hände und den Geist in Bewegung setzten. Gleichsam die eine muthige Trompete blies Malvina, die andere ein junger Mann mit feinern Gesichtszügen, zierlichem Bart um Lippe und Kinn, sauber gefältelter Wäsche, ein junger Mann, den man Herr Hartmann nannte, die Kinder wol auch Sigmund.

Malvina trillerte und wirbelte wie eine Lerche, jubelte und zwitscherte. Sie wußte die Arbeiter anzufeuern, mit den schönsten Opernreminiscenzen; denn sie hatte sehr oft Billets und sogar an einem Abend für sämmtliche Theater zwei. Sah man das volle, blühende junge Mädchen mit dem Spaten, den auch sie führen wollte, und verglich dabei ihre städtische Tracht, den zierlichen durchbrochenen Strohhut mit fliegenden langen Seidenbändern, eine schwarze Echarpe von Seide und ein Sommerkleid, unten mit dreifachen Volants, so hätte man auch glauben dürfen, hier würde Theater gespielt. Es war Margarethe aus den Hagestolzen und gerade so wie aus der Maskerade gekommen. Die zarten Hände,

die nur das feinſte Bügeln bei Frau Peltzern, ihrer „Tante", beſorgten und die im Kräuſeln und Plätten der ſchwierigſten Chemiſettenfalten ihres Gleichen ſuchten, fanden ſich zwar mit dem Spaten nicht zurecht, das zierliche Füßchen mit den leichten Sommerkamaſchen von Nanking und den Perlmutterknöpfchen daran konnte dem eiſernen Scheit keinen Nachdruck geben, aber ihre Mitwirkung war und ſollte nur eine moraliſche ſein. Sie belebte die Unternehmung. Sie lachte, ſcherzte, ſang, ſpottete, und in dem Altgeſellen Leiſegang, der ſichtlich, trotz ſeiner Jahre, und vielleicht gerade wegen derſelben in ſie verliebt war, in dem hätte ſie heute geradezu einen Wettkampf mit allen Arbeiten des Hercules hervorbringen können. Tante Peltzer warf ihr zuweilen gewiſſe Blicke zu, die von einem Nachſinnen Kunde gaben, das viel ausdrücken konnte. Der Hauptſinn dieſer oft ſchmunzelnden, ja zuweilen unheimlichen Blicke war jedenfalls der: „Schon' Dich nur, Malvina, ſonſt liegſt Du da und haſt die Beſcherung!"

Die andere Belebung und Anfeuerung, die von Herrn Sigmund Hartmann, einem jungen Handlungscommis, ausging, war gleichfalls eigenthümlich.

Dieſer ergriff auch den Spaten, merkte jedoch bald, daß ſeine Cigarren mit ſolcher Arbeit in Colliſion kamen. Er hatte ſich dieſer Parthie nicht etwa als Intereſſent an der Ernte, ſondern nur deshalb angeſchloſſen, weil er in Malvina Liebe für ihn vorausſetzte. Er ließ bei Frau Peltzer waſchen und zog ſich die Achtung dieſer umſichtigen Frau beſonders durch ſeine Genauigkeit, deutſch Accurateſſe, zu; Sigmund Hartmann war einer derjenigen ihrer Kunden, die am ſchwierigſten zu behandeln waren, obgleich ſie für einen Geheimrath und ſogar einen jungen Grafen wuſch, deſſen Vertrauen ſie ſelbſt in der Auswahl ſeiner Completirungen genoß. Sie war es, die dem jungen Grafen Luchſifuchſi die Leinwand ankaufte, ſie ließ für Sr. Erlaucht nähen und hielt ihm auf eine Art das Haus zuſammen, die ohne Zweifel den Neid ſeines erſten Bedienten, Herrn Morbiller, erregt haben würde, wenn nicht Beide in allen dieſen Geſchäften, wie noch in einigen anderen, vorgezogen hätten, Hand in Hand zu gehen. Sigmund Hartmann war indeſſen noch „eigner" als Graf

Luchsfuchs, der doch seinerseits für einen jugendlichen und nur seinen Erfolgen lebenden Don Juan galt, „eigner" und accurater sogar als sein Kammerdiener Morbiller, der im Punkt seiner Vorhemden mit seiner sonst besten Freundin, Frau Peltzer, nicht immer harmonirte.

Und Malvina schien wirklich Sigmund Hartmann zu lieben, obgleich dieser auf den ersten einfachsten Kennerblick ein Tyrann war, ein junger Mann voll Eitelkeit und dem gefährlichsten Selbstgefühl.

Sie bewies ihre Liebe durch Neckereien. Da es Herrn Hartmann unmöglich war, beim Graben, Setzen, Schaufeln seine Cigarren zu rauchen, deren er sich ein Dutzend für den Sonntag in einem Strohetui mitgenommen, so gab er sich das Ansehen, als stünde er über dem ganzen Vorhaben dieser Gesellschaft, und ließ sie es merken, daß sie es sich zur Ehre anrechnen sollte, wenn er sie unterstützte. Und sie rechnete es sich auch wirklich zur Ehre. Sie ertrug, daß dieser junge Mann unausgesetzt die Hoffnungen verspottete, die man auf die Octoberernte setzte. Allgemein war die Bewunderung vor seinen: Auch nicht übel! A la bonne heure! Merkst Du was? Zwei Schritt vom Leibe! und ähnlichen sogenannten „Witzen". Hartmann war in Frankreich gewesen, und ohne seine Muttersprache richtig zu sprechen, warf er mit französischen Brocken um sich, die sich in eine an's Aeffische streifende Nachahmung verloren. Wenn er dann und wann seinen Spaten ergriff und Miene machte, einen Haufen Erde abzustoßen oder zuzudecken, so rief er, ganz wie ein elsässischer Franzosenaffe, im Ton eines französischen Ausläders: Hé! Holà! Houp! womit er eine unbeschreibliche Wirkung bei Jung und Alt hervorbrachte. Mochten diese aber noch so sehr über ihn lachen, noch so sehr sein Hé! Holà! Houp! bewundern, wie wir einen Einfall von Swift oder Voltaire bewundern, das hinderte ihn nicht, in dem Falle, wenn ihm von ihren Spaten auch nur Ein Sandkörnlein an seine weißen Piquébeinkleider sprang, in hellen Zorn auszubrechen und Worte auszurufen von eisigster Gemüthskälte. Diese Gemüthskälte wurde von Allen als Sinn für Sauberkeit und Ordnung aufgenommen, und in der That, auch Malvina schwärmte für den Mann.

Soll ich noch einige dieſer edlen und echten Volkscharaktere ſchildern?

Genug! Es kam endlich der Bauer Thomas mit ſeiner ganzen Familie aus der Kirche zurück. Er mußte nicht wenig erſtaunt ſein, die Arbeit auf ſeinem Felde in ſo munterem Fortgange zu erblicken. Der Bauer lachte, nicht ohne einen kleinen Anflug von Neid, einem Gefühl, das dem Landmann eines ſeiner geläufigſten iſt. Zu einem Lächeln, zu einem Kopfſchütteln ſogar und zu einem Kratzen hinter'm Ohr war zuletzt Raum genug gegeben. Freilich, wie dem ſchulgerechten Reiter der „lateiniſche" lächerlich erſcheint, ſo lateiniſch und laienhaft mußte dem Bauer Thomas, ſeinem Weibe und ſeinen Knechten dieſe Ackerwirthſchaft der „Stadtminſchen" erſcheinen. Er ſtopfte ſich die Pfeife, ſetzte ſich unter einen großen Weißfliederbaum, der ſeinen Räder-, Deichſel- und Pflugvorrath beſchattete, und ſah der in der Erde wühlenden, übermüdeten, halbbetrunkenen Geſellſchaft lachend von Ferne zu.

Zur höchſten Freude der Frau Peltzer und zur Erlöſung von langer Spannung hatte dieſe ſich inzwiſchen durch zwei neue Gäſte vermehrt, den Kammerdiener des Grafen Luchſifuchſi, Herrn Jean Morbiller, und einen blaſſen, aber wohlgekleideten Mann in einem weißen Hute, Namens Lude Wächter . . .

„Lude Wächter?" rief eine Dame von Scharfneck's Zuhörerinnen.

Er hielt inné.

„Iſt das," ſagte die Dame ſchüchtern, „jener Ludwig Wächter von der ſchleſiſchen Grenze, den einſt mein ſeliger Schwager, der Landrath von Werthern, als ein Muſter der ſeltenſten ſittlichen Anlagen, die nur im Volke ſchlummern können, aus einem Dorfe herausnahm und nicht eher ruhte, bis dies Kind auf Staatskoſten erzogen wurde?"

Scharfneck erſchrack faſt, daß er ſo unvorſichtig geweſen und Wächter's wahren Namen ausgeſprochen hatte.

Indeſſen bejahte er die Frage und fuhr fort: Wenn man den Kammerdiener des Grafen Luchſifuchſi mit einigen kurzen Strichen äußerlich kenntlich machen wollte, brauchte man

nichts, als ihn einen Mann zu nennen, der zu seinem Leibrock eine Elle Tuch mehr als andere Mitmenschen brauchte, ein behäbiges Doppelkinn hatte, das sich tief in seine leichtgeknotete weiße Halsbinde einwühlte, einen rothen Backenbart, Ringe an den Fingern und Ringe in den Ohren. Frau Peltzer rief ihm ein lautes Ach! der Freude entgegen, Malvina fast ein Ach! des Schreckens. Ludwig Wächter bezog diesen Schrecken auf sich. Dieser gebückte, schmächtig gebaute, verdrießliche Mann mit blasser Miene, stechenden grauen Augen, fast bartloser Lippe war ein halber Gelehrter. Er gab beim Volke Unterricht in Elementarkenntnissen. Seine Herkunft war unbekannt, Alle aber wußten, daß er ein geregeltes Leben führte, hohe Gönner hatte und sich durch Stundengeben in den untern Sphären allmälig eine Summe Geldes erspart hatte. Hätte er den Titel Königlicher Professor erlangen können, so wäre das Ziel seiner Lebenswünsche erreicht gewesen. Berechnete man, wie gering der Ertrag seiner Einkünfte aus solchen einzelnen Groschen für die Stunden sein konnte, so begriff man wiederum nicht, welche Kunst der Oeconomie Herrn Wächter zu Gebote stand. Man behauptete, daß er zugleich die Functionen jener öffentlichen Schreiber verrichtete, die in Rom, Venedig, Paris in ihren Buden auf offenem Markte den jungen Burschen und Mädchen, die nicht schreiben können, ihre Herzensangelegenheiten in briefliche Formen bringen. Für diese Thätigkeit, die sich auch auf schriftliche Eingaben bei Gerichten, ja sogar auf schwungvolle Gelegenheitsgedichte erstreckte, hatte der, wie man sagte, „verdorbene" Lehrer Lude Wächter — der Ursprung dieses vertraulichen Vornamens war unbekannt — einen weitverbreiteten Ruf. Er mußte in eine Menge von Geheimnissen eingeweiht sein, mußte die Lebensbeziehungen von Menschen kennen, die sich selbst Niemanden verriethen, am wenigsten in der Eigenschaft, nicht lesen und nicht schreiben zu können. Er schrieb dem Schneider alle halbe Jahre seine Rechnungen, einem Krämer führte er sein Jahresbuch, er war in allen Familien heimisch, bei keiner eigentlich beliebt, bei Niemanden eigentlich gern gesehen und doch überall zugegen. Lude Wächter schien auch von Malvina zu wissen, daß sie

nicht gut schreiben konnte, wenigstens bei solchen Anlässen nicht so, wo man am allerwenigsten gern verräth, daß einer so reizenden Außenseite so wenig innere Bildung entspricht. Malvina erschrak vor Lude Wächter wie ein freigelassener Verbrecher vor seinem ihm zufällig begegnenden frühern Inquirenten. Die hübsche Närrin wird nicht viel mehr von Lude Wächter sich haben schreiben und aufsetzen lassen als allerhand ablehnende Huldigungen, aber sie war eitel und verrieth nicht gern, daß sie unorthographisch und eigentlich so gut wie gar nicht schreiben konnte, am wenigsten aber mochte sie dies in Gegenwart des Herrn Morbiller verrathen, des Kammerdieners beim jungen liebenswürdigen und schwarzgelockten Grafen Luchsifuchsi.

Herr Morbiller und Lude Wächter halfen noch, jener, trotz seines Siegelringes am Finger, dieser trotz seiner geringen physischen Kräfte, an der Kartoffelaussaat. Es war noch immer ein großes Stück Arbeit zurückzulegen. Man fand es zu gnädig, daß auch Herr Morbiller helfen wollte. Doch zog er wirklich den Frack aus, legte sich ein seidenes ostindisches Tuch unter sein mächtiges Knie und fing an mit aufgekrämpten Armen zu wühlen, zu setzen, zu häufeln.

Wer die geheimen Gedanken errathen hätte, die da mit in die Erde vergraben wurden! Heiliger Boden der Natur! Welche Hände berühren dich eben! Welche Blicke wurzeln sich in die unbefleckte Reinheit deiner Schollen ein! Der Eine durchwühlt dich stier und schon halbtrunken, der Andere voll innerer Verwünschung um all' die Plage, die man sich macht, der Dritte mit dem Geize eines Harpagon, der Vierte mit den Folterqualen der Eifersucht, ein junges, leichtsinniges Mädchen mit Ringen am Finger, die über ihren Stand hinausfunkelten! Nur die Kinderhände arbeiteten mit freudiger Hingebung an die Sache selbst; den Kindern schwebte einzig und allein von ihrer Mühe das erreichte Bild einer geernteten Saat vor. Sie wußten von der Schule her, wie reich sich der Segen der Natur in dieser Frucht bewährt, wie sie von fernem Meere kam, eine Wohlthat der neuen Welt wurde, ja sie erinnerten sich wol im letzten Herbst gesehen zu haben, wie ein solcher grüner Strauch, den man anfangs für die

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

Düſtre Felſengegend. Im Hintergrunde rechts oder links der Eingang zu einer dunkeln großen Höhle. Der Reſt der Hinterwand bietet eine Ausſicht in die Ferne. Ein dunkler Feuerſtreifen iſt der Widerſchein des brennenden Kaſan.

Erſter Auftritt.

Kaluga (in gemeiner Tracht). Sergius (als Krieger gekleidet).

Sergius.

Täuſch' ich mich nicht, Kaluga, der Verfehmte?
Der junge Krösus in des Bettlers Tracht?

Kaluga.

Noch ſtaunenswerther Ihr im Kriegerkleide!

Sergius.

Und nicht zum Schmucke nur; ich ſollte Dich,
Den in die Acht erklärten Fahnenflüchtling,

Frucht selbst gehalten und vor hundert Jahren kochen wollte, allmälig abwelkend herausgehoben wird, und was für ein Gewimmel und Gedränge das war! Da hingen an den Wurzeln große und kleine Knollen, Früchte von der Größe eines Weihnachtsapfels bis zu den kleinsten, die einer Erbse glichen! Und wie viel bunte und wunderliche Figuren durcheinander! Früchte, die wie Eier, andere, die wie Kegel aussahen, manche zu zwei, Zwillinge, ein Altes und ein Junges wie zusammengewachsen, das Bild einer Familie, eines ganzen Stammbaumes der Fortpflanzung, einer realistisch gedachten Caritas der Natur.

Gegen sechs Uhr war denn endlich das mühselige Werk vollbracht. Noch stand die Sonne golden. Doch waren schon manche der müden Arbeiter ungeduldig geworden. Hartmann vollends entwickelte Charakterzüge, die der Hinneigung, die Matrina in der That mit aller Reinheit der Gesinnung für seine „Absonderlichkeit" und seine „Eigenheit" fühlte, jeden Halt nahm. Sie liebte ihn. Lude Wächter wußte das. Sie hatte bisher noch allen Lockungen und Huldigungen der Welt widerstanden; doch war sie wie eine zu sehr erblühte Rose, die den Gärtner bittet, sie lieber in einen schönen Kranz zu winden, ehe sie auseinanderfallen würde.

Schon kamen die Sonntagsspaziergänger von Buchenau herüber und standen an dem Acker still, wo Stadtleute wie Bauern arbeiteten. Sie lachten über sie. Der Schneider, der Ehrgeiz und bedeutende Kunden besaß, blickte kaum auf. Der Steinsetzer begann mit den Gassenden einen Zank. Morbiller seufzte und sprach vom Walde und vom Kaffee, den man selbst hatte kochen wollen, von Brombeerhecken und den grünen Rasenplätzen. Endlich war man zu Ende. Hartmann gab dem ganzen Werk, wie er sagte, seinen „Segen", indem er mit seinem rechten „Vernissstiefel" einen Bogen rund über das Feld zirkelte und sich dabei auf dem linken Absatz umdrehte. Man belachte auch diese Wendung des glücklichsten aller erzwungenen Komiker, reinigte sich am Brunnen des Bauern und ging dem Walde zu, wo man die im Auge gehabte grüne Stelle, um sie nicht anderen Spaziergängern abzutreten, von einigen Kindern hatte bewachen lassen. Der

levantiſche, dünne, aber heiße Trank, den man ſich auf zuſammengerafftem Reiſig ſelbſt braute, belebte einigermaßen die erloſchenen Lebensgeiſter. Hartmann ergriff ſchon ſeine neunte Cigarre. Malvina ſchwieg. Sie war am meiſten erſchöpft, ſie ſtreckte ſich auf einem Umſchlagetuche, das ſie über dem Raſen ausgebreitet hatte und ſah gedankenlos oder gedankenvoll, wer konnte es errathen, in den ſtaubigen Kiefernwald, der ſich zu verdunkeln anfing, da plötzlich Regenwolken herauf-zogen.

Schon einige Mal hatte ihr Morbiller zugeraunt, ſie möchte ihm auf einige Worte Gehör geben; er hätte ihr eine Mittheilung zu machen. Endlich brach man auf. Bei der Wanderung durch den Tannenwald drängten ſich drei Menſchen um Malvina. Sie hatte den Hut in der Hand und ſchlenkerte ihn an den ſeidenen Bändern hin und her. Ein ſich ihr zuweilen in dem langen Kleiderbeſatz feſtneſtelnder Tannenzapfen gab Gelegenheit, daß ſich ihr bald Morbiller, bald Hartmann, bald der durch alle außerordentlichen Eindrücke dieſes Tages in Ekſtaſe gerathene Altgeſell Leiſegang dienſtbar erweiſen wollten. Eine ſolche kleine Coquette der Bürgerwelt — wahrlich ſie genießt mehr Huldigungen als alle gebildeten „Töchter edler Herkunft", die aus ihrem goldgeſchnittenen „Geibel" oder der minniglichen „Amaranth" die erſte Sprache der Liebe kennen lernen. Und, ihr Gebildeten, all' euer Franzöſiſch, euer Engliſch, eure Muſik, euer romantiſches Schwärmen trägt Euch nicht halb ſo viel Befriedigung der innern Sehnſucht ein, wie eine ſolche kleine Königin der Dachſtuben- oder Kellerwelt an einem einzigen Sonntage erntet! Malvina tändelte mit der Befliſſenheit der drei Männer im feurigen Ofen der Eiferſucht), wie ein Escamoteur mit ſeinen Bällen ſpielt.

Endlich aber gelang es doch dem Kammerdiener, ſie an einem Buſch feſtzuhalten, während Hartmann eilte, aus Furcht, das Gewitter könnte ſeine „Vernisſtiefeln" überfallen. „Fräulein!" — ſagte der gewandte Kammerdiener und hielt Malvina ſo feſt, daß ſie hinter dem Buſche ſtehen bleiben mußte. — „Was wollen Sie?" fuhr ſie auf und wollte ſich losreißen. — „Leſen Sie!" flüſterte Morbiller: „Ein Brief vom

Herrn Grafen.“ — Er drückte ein zierliches Billet in die von einem ſchwarzen Floretthandſchuh bedeckte Hand Malvinens.

Dieſe aber ſtieß das Billet hocherröthend zurück und ſagte: „Hier, daß ich's nicht vergeſſe! Ich brachte den Ring heute der Tante zurück. Sie wollte ihn nicht nehmen. Jetzt nehmen Sie ihn!“ — Schon war jedoch Morbiller weitergegangen. Der zierliche kleine Brief mit dem gräflichen Wappen lag ſchon zwiſchen dem Buſchwerk mitten unter den Dornen und Brennneſſeln. Des Mädchens Hand zuckte nach dem Papier. Welche Ueberredung liegt nicht in drei Zeilen, die zugeſiegelt und an uns adreſſirt ſind, und noch dazu von ſolcher Hand! Sie erbrach mit klopfendem Herzen und wollte —

Ja! Malvina! Du wollteſt? Was wollteſt Du? Bei Lude Wächter Stunden im Leſen und Schreiben nehmen, aber wo fandeſt Du Zeit, Geduld, wahren Lebensernſt dafür! Malvina mußte dem Vertrauten winken, mußte ſich's von dem kleinen Unheimlichen vorleſen laſſen und hörte dann durch das geiſtige Organ aller dieſer Menſchen folgende Worte: „Malvina! Angebetete! Ich ſchwöre Dir, nie Dich zu verlaſſen, Dein zu ſein auf ewig! Laß mich hoffen! Ein Wort der Liebe von Deiner Hand; keine ſpröde Ablehnung wie bisher! Sei mein, und Dein Leben ſoll gekrönt werden, wie es Deiner Schönheit, Deiner Liebenswürdigkeit gebührt! Rechne auf mich in jeder Lage Deines Lebens! Ich will Dir Alles ſein, wenn Du mir es biſt! Dein Edgar!“ Lude Wächter gab den Brief ruhig an Malvina zurück, verzuckte nicht die Miene und ging. Zitternd hielt das ſichtlich gefolterte Mädchen das ſauber duftende Papier in Händen. Ohnehin aufgeregt durch die Abwechſelungen dieſes Tages, verdunkelten ſich ihr die Augen. Sie ſah nichts mehr von Dem, was ſich um ſie her befand. Sie ſah nur den jungen, vornehmen, reichen, ſchönen Edgar, der dieſe Zeilen geſchrieben, ihr ſo hatte ſchreiben können! Sie ſah ihn, wie ſchon einmal — als ſie in Angelegenheiten der Tante bei Morbiller war und Edgar eintrat und ſie umfangen wollte und ſie ihn zurückſtieß, und doch ſah ſie jetzt die bunten Teppiche, die Bilder, die Vorhänge wieder, die ihr damals einen Eindruck machten wie mit tauſend Ueberredungen.

Sie blickte auf. Morbiller's grinzendes Antlitz mit dem rothen Barte und den Ringen im Ohre ſtand vor ihr. Er ſprach: „Nun? Nun?“ Aber ſie rief noch einmal: „Laſſen Sie mich!“ ſtieß ihn zurück und entfloh. Morbiller hatte den Brief raſch wieder an ſich genommen. Mehr wollte er ja vorläufig nicht, dieſer Menſch, dem nur ein Burnus, nur eine weiße Kapuze über dem Kopf fehlte, um ihn zu einem achtbaren Geſchäftsmann auf dem Sclavenmarkt von Aleppo zu machen.

Auf dem Buchenauer Tanzſaal kam man gerade zur rechten Zeit an; denn eben brach das Wetter los. Das war in dem Wirthshauſe ein Gewühl, ein Lärmen, ein Drängen, ein Drücken, ein Qualm von Taback, ein Winſeln von getretenen Hunden, ein Schreien der Kinder, dazwiſchen die luſtigſten Polkas mit ſchmetternder Trompete. Der Steinſetzer war ſchon ſo „wild“, daß er ſich mit den Ellnbogen Bahn brach und mit einem derben Fauſtſchlag einen Tiſch eroberte, der, wie der Augenſchein zeigte, von Anderen beſetzt war, die eben tanzten. Er verſchlang bei dieſer Gelegenheit einen Spiegel, der eine augenblickliche Confiscation des Umſchlagetuches ſeiner Frau von Seiten der Wirthin zur Folge hatte. Voll Prahlerei löſte er ſich und das Tuch mit drei Thalern aus, einer Summe, über die dem um Gottes willen um Ruhe bittenden Schneider ein Gedanke kam, als wollte er ſagen: „Siehſt Du! Da liegen ſchon drei Scheffel Kartoffeln!“

Malvina tanzte. Bald mit Hartmann, bald mit Anderen, die ſie aufforderten, mit Manchem, der ſie ſchon kannte. Hartmann hatte auch im Tanze mehr die Eitelkeit, ſich als Tänzer zu zeigen, als die Abſicht, durch den Tanz dem Herzen eines Mädchens näher zu kommen, von dem er wußte, daß ſie ihn liebte.

Unter jungen zechenden Handwerkern und Arbeitern, von denen einige Gärtner, andere Fabrikarbeiter, andere Söhne wohlhabender Fiſcher aus der Vorſtadt waren, jungen wilden Männern, die Malvina alle kannte, die ſie aber hier und ſonſt vermied, ſaß der unheimliche verkommene Sprach- und Schreiblehrer. Er protzte Niemanden auf. Er wußte, daß das Alles gefährliches, unruhiges Volk war, mit dem es zuletzt zum

Handgemenge kommen mußte. Selbst Leisegang war vom Trunk, Tanz und dem Ehrgeiz der Liebe so gehoben, daß er Antheil nahm. Und wirklich — Blut floß. Die „Freude" war hin, das „Vergnügen" gestört und die Rückkehr zu Fuß, selbst wenn es nicht regnete, jetzt unmöglich. Der Regen strömte. Man mußte nach dem Vorwerk schicken und den Bauer um einen Leiterwagen nebst möglicher Bedachung durch ein Leintuch bitten. Nach einer Stunde, die unter Vorwürfen, Zank, Drohungen, Geschrei der Kinder hinging, kam endlich ein Knecht des Bauern mit einem bedeckten Wagen, wo sich auf ausgebreitetem Stroh die ganze Gesellschaft wie die zu Markt gefahrenen Kälber zurechtlegen mußte. Leisegang, von allen Seiten mit nassen Tüchern umwunden, mußte hinaufgetragen werden. Hartmann hatte alle Gegenwart des Geistes, das Interesse an Malvinen und sogar an seinen Stiefeln verloren. Als man den total sinnlosen Steinsetzer in's Stroh hineinschob, riefen die Kinder halb weinend, halb lachend: „He! Holà! Houp!"

Vom Thore an wurden die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft bald da, bald dort abgeladen. Zuletzt blieb nur noch Morbiller, Malvina und Lude Wächter. Der Knecht wollte nicht weiter. Es war spät; er drängte, umkehren zu dürfen. Malvina stieg am Palais des Grafen aus. Morbiller ersuchte sie einzutreten, da er ihr einen Regenschirm leihen wollte. Der Mephisto von Sprachlehrer rannte davon, um seinen weißen Hut zu schonen. Er war seiner Wohnung nahe. Das große Portal öffnete sich, der zweite Bediente leuchtete. Morbiller sprach von einem Regenschirm. Malvina trat nur auf die Schwelle der Portierstube. Es war dunkel. Morbiller wollte ein Feuerzeug anzünden. Das Schwefelholz zündete nicht. Malvina trat etwas näher. Es öffnete sich eine Thür.

Genug! Der Sonntag war zu Ende. Frühkartoffeln gab es unter der Hand schon im Juli und auf dem Markt im August. Um diese Zeit konnten die Kartoffeln im Vorwerk Rugenwalde erst blühen. Der Bauer Thomas wunderte sich, daß so wenig Nachfrage kam. Nur Leisegang hinkte einige Male aus der Stadt hinaus und sah wehmüthig die weißen Blüthen an, die man auf der verkümmerten mißrathenen

Pflanzung zählen konnte. Der Bauer tröſtete, es würde ſich ſchon machen. Im Spätoctober hätte die Ernte mit Muße und Luſt heimgebracht werden können, aber ſie war nicht danach. Nicht der zehnte Theil der geſetzten Früchte war aufgegangen. Die Wurzeln von denen, die geblüht hatten, waren keine Symbole der allfruchtbaren Caritas der Natur geworden. Die Theilung der kleinen Ernte erzeugte einen Proceß, der Proceß Verwickelungen, die noch nicht geſchlichtet ſind. Und als der Schnee geſchmolzen war und die erſten Lerchen ſtiegen, trieb der Bauer ſeine Pflugſchaar über den entweihten Acker und ließ das neugeſchärfte Eiſen tief in die Erde greifen. Sein Auge ſah rechts und links und achtete des Bogens, wenn ſich das Eiſen zu wenden hatte. Er hielt den Strich mit nerviger Fauſt. Entdeckte er da und dort noch einen glänzenden Gegenſtand, eine Haarnadel, eine zerknitterte Bandſchleife, ſah er die Reſte weggeworfener Cigarren, es kümmerte ihn nicht in ſeinem ernſten Werk. In dieſem Jahre ſollte der Acker mit neuer Kraft tragen und gerade die Kartoffel, um deren Erzeugungsfähigkeit ihm ſein Feld bedroht ſchien. Mit frohem Muth pflügte er die Saat ein. Zwei Pflüge gingen hintereinander. Einer, der die Furche für die Saat öffnete, der andere, der ſie deckte. Raum zwiſchen den Reihen, nicht die Früchte zu eng aneinander, daß Schäufler und Häufler im Sommer wirken und ſchaffen können. Und im Frühherbſt trug der Acker hundertfältige Frucht. Das Auge der Liebe hatte die knoſpenden Augen unter der Erde bewacht, ſie vor Mißwachs, wucherndem Unkraut und ungebetenen Eindringlingen bewahrt. Als die geernteten Scheffel Sack an Sack beiſammen ſtanden, dachte der Bauer freilich nur an den möglichſt guten Verkauf auf dem Markte, aber wenn er den ganzen Vorfall, wie ich ihn aus den Criminalnachfolgen ſchilderte, dem Pfarrer erzählt hätte, ſo würde dieſer ihm vielleicht geſagt haben: Die Natur iſt nur bis zu einem gewiſſen Grade Sklavin. Sie dient willenlos, dient aber nur Dem, der ſie liebt und pflegt. Die Natur hört auf eine todte Kraft zu ſein, wenn man Das, was ſie ja gern bringt, für eine Nothwendigkeit hält, die ſich von ſelbſt verſteht. Sie kann uns durch wunderbare Einfälle, die wir nicht erwarteten,

überraſchen. Sie kann Erzeugniſſe hervorbringen, die kaum möglich ſcheinen, Baſtardwerke des Zufalls. Aber in Dem, was der Menſch ihr zumuthet und was er von ihr voraus-ſetzt, erfordert ſie einen heiligen Cultus. Das thut jedes ernſte Werk, das gedeihen und gelingen ſoll. Möge ſich nur auch die Arbeit für die künftigen Generationen ihre Weihe erhalten.

Die Geſellſchaft urtheilte ſehr verſchieden. Die Damen hatte der Vorleſer alle gegen ſich. „Das ſind ja ganz herbe, unſchöne und beleidigende Dinge —!“ rief die Wirthin aus. — „Ich bin kein Dichter, kein Philoſoph —“ entgegnete Scharfneck lachend. — „Sie ſind nicht einmal ein Weltmann!“ meinte Frau von Wolmany. „Welche Scenen, welche Verwir-rungen führten Sie uns vor! Uebrigens iſt Graf Luchſifuchſi leicht erkennbar —“ — „Aha!“ ſagte Scharfneck für ſich. „Nun zündet die Lunte.“ Die Meiſten lachten denn doch über die Kartoffelſetzer, ja man kam auf die Wetten beim letzten Wettrennen, wo der vermuthliche Herr des Kammerdieners Mor-biller gefehlt hatte, weil er ſeinen Gläubigern entflohen war u. ſ. w. Man fragte Oswald um ſeine Meinung über den Vor-trag. Er äußerte ſich verletzt und innerlichſt verwundet. „Nein! Nein!“ rief er aus. „Nicht das ganze Volk iſt ſo tiefbeſchädigt wie dieſe ſtädtiſchen Erdäpfelpflanzer! Es giebt auf dieſem niedern Boden noch duftende Blüthen! Du haſt Deinen Zweck verfehlt, Freund! Ich glaube an das Volk und ſuche mir in der Schale den edlern Kern! Aber freilich nicht auf dem Criminalamt.“

Man ſoupirte und Scharfneck beglückwünſchte ſeinen Nachfolger im Vorleſenmüſſen. Es war ein Dichterdilettant und that es nie ohne eine „Sage aus dem hohen Norden“, wobei zwar Alles einſchlief, aber nach dem letzten verhallenden Wort: Herrlich! Göttlich! ausrief.

Viertes Kapitel.

Erneſtine Waldmann hatte im Verhör ihre gegenwärtige Wohnung angeben müſſen. Oswald hatte die vier Stiegen, die er erſteigen mußte, hinter ſich und hielt einen Draht ohne Griff in der Hand, der eine Klingel bedeuten ſollte. Eine alte Frau öffnete.

Die Nähterin, die für den Frauenverein arbeitete, hieß es, wäre nicht daheim, würde aber wol jeden Augenblick kommen. Oswald fragte, ob er warten dürfte. Mit einiger Verwunderung und nach längerm Zögern öffnete man ihm eine auf den engen Vorplatz hinausgehende Thür.

Er trat in Erneſtinens kleines, aber freundliches Zimmer. Nur ein Fenſter erhellte dieſes; es ging auf's Dach hinaus. Nebenan lag die Schlafkammer. Unter den ſchrägen Seitenwänden der Mauer nach der Straßenſeite zu ſtanden eine Commode, ein geſchloſſener Waſchtiſch. Die Fenſternische ſelbſt war mit einem Tiſch verſtellt, auf welchem ihm unter mancherlei Nähapparaten Schulhefte und Bücher auffielen. Auf dem Fenſterbrett ſtand ein Tintenfaß mit einem Käſtchen, das wahrſcheinlich Stahlfedern enthielt. Die Veinhauer'ſche bunte Etiquette der Stahlfedern lag wenigſtens auf dem Tiſche zerſchnitten zu kleinen Sternen, auf denen Zwirn und Seide aufgewickelt war. Die Wirthin erzählte von Erneſtinens Fleiß und lachte über die Bücher und Schreibhefte, als Oswald, der daraus entnahm, daß Erneſtine die Abſicht hatte, ihre wildwachſene Erziehung etwas zu berichtigen, darin blätterte. Es waren franzöſiſche Elementarbücher, Rechenbücher, Leſebücher mit verſchiedenen Schriftſorten. Der Lehrer, erfuhr er, war auch hier wieder der Herr Wächter. Oswald gefiel ſich in dem Gedanken, ob dieſer Trieb der Selbſtbildung wol über Erneſtinen gekommen wäre, ſeit ſie ſich ſo plötzlich ſeines Intereſſes für ſie beraubt ſah? Einige Augenblicke darauf nahm ihm Erneſtine ſelbſt dieſen Glauben und ſagte ihm als nächſte Urſache dieſer Studien eine ganz andere Veranlaſſung.

Erneſtine war nach einer Viertelſtunde erſchienen. Sie

erröthete wol vor Ueberraschung, war aber doch nicht gerade von dem Besuche Oswald's befremdet. Sie gestand ihm offen, daß ihr eine innere Stimme gesagt hätte, ein ihr und ihrer Familie früher so freundlich gewesener Mann würde nach einer so traurigen Begegnung vor den Schranken des Gerichts, wie sie der Zufall gefügt hätte, sie nicht unbesucht gelassen haben, um ihr ein Wort des Trostes zu sprechen. Oswald erstaunte, Ernestinen von dem Geschick ihres Verkehrs mit den Gerichten fast ganz allein erfüllt zu sehen. Er hätte viel lieber gehabt, in Ernestinens Seele nur das eine Gefühl, das des Schmerzes und des Verlassenseins durch seine Trennung, anzutreffen. Im Gegentheil, diese Trennung verstand sich für Ernestinen, wie sie sagte, von selbst. Was sollte er länger in ihrem Hause, in ihren bescheidenen Verhältnissen, unter rohen Geschwistern, die ihr schon angefangen hatten Schande zu machen! Von ihrer glänzenden Ausfahrt mit der immer abenteuerlicher gewordenen und doch nach Scharfneck's Erzählung nun schon fast bemitleidenswerthen Malvina sprach sie wie von einer großen „Unvernunft", die auch ihres gegenwärtigen Mißgeschickes Ursache geworden wäre. Und als sie Oswald über den Proceß beruhigte und von ihrer dem Inquirenten, seinem Freunde, vollkommen erwiesenen Nichtbetheiligung an dem Leichtsinn eines Mädchens sprach, das später auf den Namen bald des Grafen, bald seines Kammerdieners überall entliehen und geborgt hatte, mußte er die mit wahrer Angst ausgesprochene Frage hören: „Aber kommt denn das noch Alles vor ein öffentliches Gericht?"

Oswald beruhigte sie und freute sich, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß Ernestine Ehrgeiz hatte. Sie gestand ihm, daß sie zum ersten Mal über ihre mangelhafte Bildung erschrocken wäre, als sie, wegen ihrer Brüder vor Gericht gerufen, lesen, schreiben und einige dabei vorgekommene Zahlenverhältnisse hatte ausrechnen sollen. Man hätte damals manches Wort, das sie eben gesprochen, in der Niederschrift verbessert; seitdem wage sie kaum den Mund aufzuthun in der Angst, die Sprache irrthümlich zu gebrauchen. Sie war darüber so in Sorge gerathen, daß sie nachzuholen beschloß, was bei dem traurigen Frühverbrauch der Kinder zu den Zwecken des

Hauses und der väterlichen Gewerbe bei den Kindern der Armen auch an ihr versäumt worden wäre. Oswald erstaunte über alle diese Aufklärungen, die Erneſtine in einer eigenen Miſchung von Scherz und Ernſt gab. Ausdruck von Bedeutung gab der Darſtellerin dabei die Schilderung der Lagen, in denen ſie ſich ſeither befunden, und eigentlich raffte ſie Alles mit Aengſtlichkeit zuſammen, was ſie nur an Thatſachen auftreiben konnte, um ihren Beſuch zu unterhalten oder wol noch mehr, um eine gewiſſe Leere und Lücke nicht eintreten zu laſſen, die bei einem gefahrvollen Gegenüber mit Männern ſo leicht für Frauen verhängnißvoll wird. Oswald hatte mehrmals des plaudernden Mädchens Hand ergriffen, aber es lag ſo viel Unbefangenheit in Erneſtinens Haltung, daß er ſeiner aufwallenden männlichen Empfindung Schranken ſetzte. Die in Scharfneck's herber Skizze mitgetheilten Verhältniſſe kannte ſie größtentheils. Sie beſtätigte ein chaotiſches Drängen und Ringen im Schooße des Volkes, ein halbbewußtloſes Treiben und Wachſen der Maſſe zum Genuß des Lebens, dem nur noch der rechte Anhalt fehlte. Oswald ſah, wie außerordentlich Noth es that, daß unſere eigne Bildung ſittlich feſtſteht, damit von Unten her nur das Gute anſchießen kann.

Inzwiſchen kam eine Störung. Der Lehrer hatte draußen geklopft. Oswald erhob ſich mit der Bitte, ſich zuweilen nach Erneſtinens Wohl erkundigen und ſie mit ſeinem Rathe unterſtützen zu dürfen. Erneſtine erröthete und dankte befangen. Den blinzelnden Seitenblick des draußen harrenden „Herrn Lude", der einen Stoß von Büchern unter'm Arme trug, bemerkte Oswald im Gehen um ſo weniger, als für ſein mildes Gefühl bei Scharfneck's Vortrag etwas Rührendes in dieſer Abhängigkeit ſo vieler Bildungsloſigkeit von einem einzigen Freund und Berather gelegen hatte.

Und Manchem iſt es dann wol ſchon ſo ergangen, daß er ſich zu einer Begegnung mit einem weiblichen Weſen mit allen Einflüſterungen ſeiner Eitelkeit und ſeiner Phantaſie rüſtete, ſich ausmalte, wie er vor Augen, von denen er ſich bevorzugt träumte, hintreten, ſich niederlaſſen, wie ſprechen, was erwidert hören würde, und zurückgekehrt an den Ort, wo ſich die Phantaſie oder die Eitelkeit ihre triumphirenden

Dem Kriegsrecht überliefern, ſäße nicht
Im Kriegerkleide noch mein Prieſterherz.

Kaluga.

Dem Kriegsrecht? Droben richtet ſchon der Czaar
Der Wolken über mich und Dich! Rekrut,
Du wirſt Dein Handgeld leicht verdienen können —
Für fünfzig Siege fünfzig Niederlagen —
Und all' an einem Tag — durch einen Brand —
Durch Kaſans Aſche! Ja, ich ſtand ein Flüchtling,
Gerichtet von dem Machtgebot des Siegers,
Und ſah' von einem dunkeln Föhrenwald
Hernieder auf die Hochzeit des Tyrannen.
Da plötzlich ſchlägt die Flamme aus in Kaſan,
Die kuppelreiche Stadt zerſchmilzt in Gluth —
Ein grüner Strom rinnt von den Kupferdächern
Der türkiſchen Moſcheen — Hymen zündet
Dem Heidenbund des Kaiſers und Uſtinjens
Die Fackel an und ihres Brautbetts Roſen
Sind glüh'nde Kohlen; doch im Rauſch des Feſtes
Umkreiſt des dunkeln Orleffs Rabenfittich
Die Träumenden und Euer Bräutigam
Durchſchwelgt nun auf der Flucht die Flitterwochen.

Sergius.

Du höhnſt mit Recht die Wendung unſres Schickſals!
Nie hat ein großer wunderbarer Sieg
Ein Sieg wie der, der Kaſan uns erobert,
Sich ſo in ſchmachvoll Gegentheil verwandelt.
Des Sieges Freude löſte jede Ordnung;

Erwartungen ausmalte, ſich enttäuſcht fühlen mußte, beſchämt, nicht ſelten von einem edeln, würdevollen und tugendhaften Weibe beſtraft!

Oswald hatte ein ähnliches Gefühl. Er hatte geglaubt, er würde ſich von Erneſtinen heute nicht trennen können, ohne daß ſie ſich vertrauensvoll in ſeine Arme würfe; er hatte geſchwelgt in dem Gedanken, ſie würde ihre Trauer an ſeinem Herzen ausweinen; und nun war der Eindruck ein ſo völlig andrer. Er fand ſie gereifter, entwickelter als früher, wenn auch die Röthe ihrer Wangen ſich verloren und auf die Ränder der ſchönen vollen klaren Augen übertragen hatte. Aber ihre ganze Erſcheinung wirkte heute mehr elektriſch abweiſend, als magnetiſch anziehend. Dieſe Bildungsſtudien, wie erfreuten ſie ihn, wie erfüllten ſie ihn mit ſtaunender Achtung! Aber daß er nicht aus Erneſtinens Geſtändniſſen hatte abnehmen können, ſie dächte an eine Ausbildung nur im Rückblick auf — ihn! Aus Furcht vor der gerichtlichen Oeffentlichkeit lernte ſie? Das ſtreifte alle Blüthen ſeiner Träume ab.

Und doch, doch wuchs auf die Länge wieder ihre ganze Erſcheinung. Die Dachkammer des vierten Stockes, ſo ſtill — ſo friedlich — dies freie ſelbſtſtändige Walten einer Arbeiterin für ſich allein — dieſe engbegrenzte, ihr angehörende Welt — dieſe Wärme der Hand, die er einige Minuten gehalten hatte — dieſe räthſelhaften und ſo viel verſchließenden Augen — dies ſichere Sichſelbſtangehören eines blühenden, ſchönen Mädchens — alles Das ſchmückte ihre Erſcheinung mit neuen Zaubern und war wiederum etwas ſo Verändertes für Oswald's ſanftes Gemüth, daß er zu Scharfneck hätte eilen und ihm ſagen mögen: Auch in dieſer kleinen Welt, die Du verachteſt und ſo herabſetzeſt, giebt es Erſcheinungen, die unſre Seele ergreifen und die Dein „emporgerichtetes" Auge lange prüfen müßte, bis es ihren Grund und ihr wahres Weſen ganz erforſcht hätte. In weichen Seelen wirkt die Liebe elektriſch; in ſtarken magnetiſch. Für Scharfneck's Natur wäre es unmöglich geweſen, ſich durch Erneſtine angezogen zu fühlen. Oswald aber — je öfter er ſie ſah, deſto offener wurde ſein Bekenntniß. Sie beſchäftigte ihn, und nicht etwa

nur ſein Gefühl des Verlaſſenſeins, ſein Bedürfniß des traulichen Sichanſchmiegens, wie er ſich zuweilen vorwarf und mahnend ſich anklagte; nein, die Wiederherſtellung dieſes Umgangs war tieferes Bedürfniß. Trug ſeine dem Idylliſchen zugewandte Natur die Schuld, ſo konnte er dieſe Natur nicht ändern. Er ſah Erneſtinen faſt jeden dritten Tag, ſchrieb ihr oft in der Zwiſchenzeit, ſchickte ihr Bücher zum Leſen, holte ſie an Orten ab, wo er ſie zu finden hoffen konnte. Und weil ihn zu dieſen Huldigungen Liebe trieb, reine, lautere Liebe, ſo wagte er in beklemmender Betrachtung ſeiner Geſellſchaftsſtellung am wenigſten ſtürmiſche Bewerbung. Wieder fürchtete er, jede Berührung der Hand müßte die zarte Luftſpiegelung ſeines gegenwärtigen Lebens zerſtören. Es war wieder wie in der Vorſtadt. Und iſt nicht reine Liebe das Gegenbild Pygmalion's? Pygmalion konnte nicht ertragen, daß ein Marmorbild von unendlicher Schönheit unter ſeiner Hand nur ein kalter Stein blieb. Die Götter Griechenlands, die Götter des ſinnlichen Olymp ſchenkten ihm eine in ſeinen Armen Fleiſch und Blut gewinnende Galathee. Die Liebe der chriſtlichen Welt dagegen formt umgekehrt die Wirklichkeit, das volle, warme, pulſirende Leben in Gegenſtände der Anbetung um, in Marmorbilder, die nur der Andacht und Verehrung geweiht ſind.

So verfloſſen bis zu einer hereinbrechenden Kataſtrophe Monate. Oswald konnte vor den Augen der Nachbarn nur für Erneſtinens Geliebten gelten und wie ſehr er dies war, bewies ihm die unbedingte Hingebung ihres Vertrauens. Würde ſie ſein Werben, ſeine Beſuche, ſeine Aufmerkſamkeiten geduldet haben, wenn ſie nicht davon beglückt geweſen wäre? Und faſt ein Jahr ging ſo dahin. Erneſtine war von der Nothwendigkeit eines öffentlichen Erſcheinens an den Schranken des Gerichtes verſchont geblieben. Ihre Brüder hatte die Strafe für kleine Diebſtähle getroffen, ſie waren wieder frei geworden; Malvina, die „bei verſchloſſenen Thüren" angeklagt und vertheidigt wurde, war auf freien Füßen und hatte ſich vom Schauplatz ihrer Verirrungen nach Hamburg begeben. Oswald vernachläſſigte ſeine Laufbahn nicht. Er arbeitete in Civilſachen und mit Erfolg. Er ſchrieb den Eltern regel-

mäßiger als in der Zeit, wo er bei Frau von Wolmany verkehrte. Er war fröhlich, befriedigt durch sich selbst, durch seine Lage, durch Ernestinens Liebe, die ihm diese schenkte ohne einen Gedanken an die Zukunft. Sie wußte, daß sie nicht das einzige Mädchen aus dem Volke war, das einem von der Gesellschaft über sie hinaus gestellten Jüngling eines Tages nichts sein würde als ein aufgegebener Zeitvertreib oder ein Opfer der Rücksichten, das eine gesunde Vernunft in der Ordnung finden mußte. Oswald's Gattin zu sein, war eine Vorstellung, die unter ihrem Dache nicht ausgesprochen wurde.

Scharfneck war verreist in die gemeinschaftliche Heimath, als Oswald eines Tages von einer seltsamen Unruhe überrascht wurde, in der er Ernestinen antraf. Sie hatte ihm schon oft in großer Angst gestanden, daß ihre wieder freigewordenen Brüder sie belästigten, Geld von ihr erpreßten, sie des Hochmuths anklagten und auf wilde Art ihr friedliches Leben störten. Sie hatte nicht den Muth hinzuzufügen, daß die Brüder aus ihrem Verhältniß zu Oswald Berechtigung zogen, sie mit Spott und Hohn zu behandeln. Sie sagten ihr, sie sei nur Ihresgleichen und kaum mehr als Malvina Wilde. Oswald ahnte diesen Verlauf der stattgefundenen Scenen und glaubte, als er Ernestinen an jenem Tage in äußerster Unruhe antraf, ihr die Versicherung geben zu müssen, daß er sie vor den Belästigungen ihrer Verwandten schützen würde.

Es war aber, wie sie sagte, eine andere Ursache, die sie in diese Aufregung versetzte. Oswald forschte. Unter Zusicherung des unverbrüchlichsten Schweigens erfuhr er, daß ihr Herr Wächter, ihr ausdauernder, unermüdlicher Lehrer, eine ansehnliche Summe Geldes übergeben hätte, die sie ihm aufbewahren sollte, er fürchtete in seiner Wohnung seit einiger Zeit für deren Sicherheit. Oswald fand dies Vertrauen in hohem Grade lästig. Er sah darin eine Zudringlichkeit. Schon längst war ihm aufgefallen, daß er in dem nahe an die Vierzig gerückten Manne, obgleich derselbe vor ihm seinen weißen Hut immer bis tief zur Erde zog, einen Rivalen hatte. Ernestine nannte Wächtern einen verkommenen, aber bemit-

leidenswerthen Menschen. Immer furchtsam, immer gedrückt, ängstlich hätte Wächter ihr schon oft gesagt: er sehne sich, die Liebe nur eines einzigen Menschen auf Gottes Erde zu gewinnen. „Es ist ein schmuziger Geizhals," erwiderte Oswald, „ein Angeber, Zuträger, einer der Menschen, wie ich deren Vielen schon begegnete, einem Fritz Hackert, einem Privat-Schreiber Schmelzing und ähnlichen unsichern Leuten, ohne die leider die Gerechtigkeit nicht den Sieg über die Werke der Nacht davontragen kann!" Erneſtine hatte dieſe Anklage entſchieden in Abrede geſtellt und ihren Lehrer mit einer Wärme vertheidigt, die Oswald mit Scherz und doch verwundert aufnahm. Nun fand er das Vertrauen Wächter's, Erneſtinen eine Summe von fünfhundert Thalern zur Aufbewahrung zu übergeben, geradezu aufdringlich. Er ſah darin eine offene Bewerbung, eine Darlegung ſeiner Glücksumſtände und nannte das Geld einen Sündenlohn. „Nein," erwiderte Erneſtine, „ich weiß, daß Wächter ſeit Jahren ſpart, ſchon als Kind in einer Erziehungsanſtalt ein kleines Vermögen erworben hat, weil ſich vornehme Gönner für ihn intereſſirten, er darbt ſich den Biſſen vom Munde und lebt mit der Uhr in der Hand." — „Nun," fiel Oswald ein, „dann iſt die Verantwortlichkeit, die man für die Bewahrung einer ſo anſehnlichen Summe hat, nicht minder gefahrvoll." Erneſtine gab ihm Recht und verſprach, ſchon morgen dem Lehrer das anvertraute Gut zurückzuſtellen.

Es war an einem Spätherbſttage. Scharfneck war zurückgekommen und hatte dem Freunde tauſend Grüße von der Heimath mitgebracht. Oswald nahm auf ſeinem Zimmer alle Beweiſe der Liebe mit gleicher Stimmung entgegen, verrieth aber doch, daß ihm auf die Länge Scharfneck's Beſuch drückend wurde: es war die Zeit, wo er ſeit ſchon lange jeden Abend zu Erneſtinen ging. Aber gerade, als wenn Scharfneck geahnt hätte, daß Oswald ungeduldig wurde, blieb er. Er rauchte nicht einmal, ſtreckte ſich nicht einmal behaglich, wie er pflegte, auf dem Sopha, ſondern trommelte mit den Fingern auf den Tiſch und erzählte Dies, erzählte Das und blieb. Wie Oswald nahe daran war, nach der Uhr zu ſehen und damit ein diſcretes Zeichen ſeiner Ungeduld zu geben, begann Scharfneck

ein Geſtändniß, das den Freund ſeine Uhr, ſeine gewohnte Stunde und für heute Erneſtinen vergeſſen ließ. Scharfneck berichtete ſeine Verlobung mit Evelinen, Oswald's Schweſter. Der überraſchte Bruder ſprang auf, warf ſich dem Freunde an die Bruſt und mit Thränen, die ihm vor Freude und Rührung in die Augen traten, rief er: „Eveline verlobt? Und mit Dir? Doch mit Dir?“ Scharfneck mußte erzählen, wie er die längſt im Stillen gehegte Neigung der Schweſter für ihn erkannt und wie er dazu gekommen, ſich auszuſprechen. Eine Schweſter, eine gute und ſelbſtloſe Schweſter kann einem ſelbſtloſen Bruder über Alles gehen. Was wir Männer an dem weiblichen Geſchlecht oft ſo ſehr haſſen, wir verdanken es — wer will es widerlegen? — den Erfahrungen, die wir an Bräuten oder Gattinnen machen; was wir aber an ihm wahrhaft lieben, verdanken wir der Erinnerung an unſere Mutter oder an eine Schweſter, die ſich bewährte und ſelbſtlos war.

Nachdem Scharfneck dem Freunde ſein ganzes Glück erzählt, war natürlich für heute Oswald's Plan, Erneſtinen zu ſehen, aufgegeben.

Am folgenden Morgen kamen Briefe von Hauſe, Anfragen, Aufträge, Grüße wieder an den Freund, die er ſelbſt ausrichten mußte. Er ſuchte Scharfneck ſchon in aller Frühe auf, und ſo neu befeſtigt war jetzt der Zuſammenhang beider Herzen, ſo viel gab es zu erzählen und ſo ernſtlich Pläne zu entwerfen, daß Oswald wieder den ganzen Tag von Scharfneck gefeſſelt blieb. Konnte ſich denn auch der jüngere Freund verſchweigen, daß in dem Bunde Scharfneck's mit ſeiner gebildeten, in geregelten, edlen, reinen, in der Weihe des Familienlebens aufgewachſenen und von ihr behüteten und ihm nun plötzlich wie neu verklärten Schweſter etwas lag, was ihn mit der Geſchichte ſeines eigenen Herzens gegen den Freund herabdrückte? Hätte Scharfneck die Hand der Frau von Wolmany, wie man lange geglaubt, gewonnen oder ſich mit einer von den Finanzagententöchtern verlobt, ſein Verhältniß zu einem armen Mädchen aus dem Volke würde Oswald nicht nur mit der vollen Poeſie einer höheren Berechtigung dagegen beſtanden haben, ſondern es hätte ſein Gefühl an Wahrheit

und innerer Begründung noch überwogen. So aber gegen diese ruhiggeschlossene, zwei edle Familien beglückende Verbindung, gegen diese von den heiligen Laren des Hauses gestützte Liebe, die sogar eine hoffnungslose gewesen, da Eveline nicht glauben konnte, bei Scharfneck mit den Erscheinungen der großen Welt wetteifern zu dürfen, gegen dies dennoch erfolgte Erklären der Gefühle des Freundes an dem kleinen Brunnen des Bades, am Rande der eingefriedigten Stahlquelle, in den traulichen Schatten eines nahegelegenen Parkes, der einst Scharfneck selber gehören sollte, gegen diese tiefe, gehaltvolle, innere Sittlichkeit des Glückes seiner einzigen Schwester gehalten trat sein Bund mit einem Mädchen der Vorstadt, einer Schwester verbrecherischer Brüder, einer Proletarierin, die vor der Bewerbung eines unheimlichen Menschen, der ihr, um seine Mittel zu zeigen, fünfhundert Thaler aufdringt, erschrecken mußte wie vor einem maskirten und fast in ernstliche Ueberlegung zu ziehenden reellen Eheantrage, entschieden in den Schatten. Er verstummte zwar nicht, als ihn Scharfneck nach Erneſtinen fragte, er verwies ihm seinen Spott, doch mußte er schweigen, als der Freund sagte: „Deine Eltern sind nicht wenig betrübt über diese Verirrung, wie ich sie nennen muß. Sie haben von mehr als einer Seite darüber die genauesten Erkundigungen eingezogen. Pfarrer Dämmer erzählt jeden Posttag Neues. Man hält Dich für verloren. Und bei Alledem gab ich dem Vater Recht, der mir sagte, sein Stolz verböte ihm, Dir über diese unglückselige Verirrung zu schreiben, um so mehr, als sie die Folge einer Bekanntschaft wäre, die er leider selbst veranlaßt hätte. Ich erklärte Allen, daß Du Dich sammeln würdest. Und in der That komm' ich wieder auf meinen alten Satz zurück. Ich sprach von Goethe's Egmont vor länger als einem Jahre, und denke jetzt an Jean Jacques Rousseau! Was wäre aus diesem großen Geiste geworden, wenn er sich von dem unwiderstehlichen Drange nach den untern Regionen der Gesellschaft hätte befreien können! Die Großen zogen ihn hervor und nur weil er linkisch und eitel war und sich nirgends benehmen konnte, erklärte er die Großen für falsch, hassenswürdig, erbärmlich, und kehrte immer wieder in den Schmutz

einer geringen Existenz zurück mit einem Weibe wie Therese Levasseur war! Wol, Du willst kein Rousseau sein und ich will Dich nicht kränken, wenn ich Ernestine Waldmann mit Therese Levasseur vergleiche. Es mag ein braves, mit einem starken Geist begabtes und anziehendes Wesen sein. Aber die Umgebung, Freund! Diese Menschen, die an ihr haften! Wie kannst Du Das trennen von ihr, einen trunksüchtigen Vater, verbrecherische Brüder, sittenlose Freundinnen! Du sagst vielleicht, Du trügest sie empor aus diesen Flammen wie Mahadöh der Gott der Erde beim Dichter das verlorene Kind der Sünde! Aber der Gott, der zu dem reinen Aether einer vorurtheilslosen Welt steigt, wirst Du durch eine Heirath mit diesem Mädchen niemals werden. Im Gegentheil, mit ihr verbunden, dann beginnt erst die irdische Bedingung, dann hört die Entwickelungsfähigkeit, die sich jetzt an Deiner Hand zu bilden sucht, auf; dann tritt der Abschluß des Bishierher und nicht weiter! sogar unter dem Glorienschein der häuslichen Tugend und der bürgerlichen Einfachheit auf. Selbst dies Abwerfen der angeborenen verwandtschaftlichen Elemente würde mich an dem Mädchen erschrecken. Ich würde immer fürchten, ein solches Wesen büßte etwas von der Reinheit ihres Herzens ein, wenn man sich vor den Besuchen eines unwürdigen Vaters verleugnen muß und nothgedrungen kalt und schroff gegen Brüder, Schwestern, Freundinnen aufzutreten hätte. Ich würde Dich bemitleiden, Freund, wenn Du Dir diese Zukunft bereitetest. Noch ist es Zeit, daß Du Dich aufraffst! Noch gelingt Dir ein männlicher Entschluß und wenn Du Liebe bedarfst, wenn Du sehen mußt, daß Deine Person mit klopfendem Herzen irgendwo erwartet wird, so knüpfe doch irgendwo ein Verhältniß an! Geh' von diesen kleinen Wiesenrainen fort! Die Wolmany, eine Mitvorsteherin des Frauenvereins, hat nicht gelacht, als man ihr sagte, eine gewisse Ernestine Waldmann würde von der Liste der Arbeiterinnen auszustreichen sein, seit sie die ihr übergebenen Arbeiten unregelmäßig abliefere und ihren Unterhalt von einem jungen Referendar Namens Ernst Oswald bestritten erhalte — sie ist bleich geworden wie die Wäsche, die sie zu controliren hatte; sie fuhr noch im Spät-

ſommer nach Marienbad; ich wette, daß dieſe Frau Alles aufgäbe, Literatur, Kunſt, alle Muſen, Goethe, Schiller, die Vorleſungen, wenn Du Dich entſchließen könnteſt —"

Oswald unterbrach den Freund. „Zücke Dolche auf mich," ſagte er, „aber vergifte ſie nicht!" Aufgeregt durchſchritt er das Zimmer, ſprach von Uebertreibung, ſchmollte ſogar, aber das neue, ihm vorgeführte Bild — die Näharbeit, der Frauenverein und Frau von Wolmany — wirkte wie damals der Bericht Dankmar Wildungen's vom Blindekuh Spiel im Walde. Er ſah im Geiſte dieſe Lohnarbeiten, er hörte ſeinen Namen genannt. Dies Gefühl, ſich gegenſtändlich unter den Leuten zu wiſſen und im Munde Anderer und als Schatten an der Wand und beſprochen und erörtert in einem geringen Verhältniſſe — es wurde ihm zu drückend. Es verging auf's Neue ein Tag, bis er ſich entſchließen konnte, Erneſtinen wiederzuſehen.

Scharfneck benutzte dieſe Stimmung. Die Nachmittage, die Abende ſchnitt er dem Freunde geradezu ab, bemächtigte ſich ſeiner und gab ihn „ohne Gewalt" nicht mehr heraus. Ernſt Oswald, ein Gemüthsmenſch, verzweifelte an ſeiner eigenen Schwäche. Er wollte an Erneſtinen ein Lebewohl ſchreiben und zerriß die Briefe. Er wollte gehen und erſchrak am fünften, ſechſten Tage, wie er ſein Ausbleiben nur bis zum vierten, fünften entſchuldigen ſollte. So gingen zehn Tage hin. Mit Gewalt legte er ſich Entfernungen auf, die er zurückzulegen hatte, er nahm Fiaker und fuhr weit über Land, um ſich zu zwingen, zu Fuß zurückzukehren, Abends ſpät erſt wieder in der Stadt einzutreffen. Dennoch erlag er. Bei einem dieſer gezwungenen Spaziergänge überkam ihn in Mitten eines Waldes, an dem ſtillen Spiegel eines kleinen Sees, wo am Uferrand zwiſchen Schilf und Moos Vergißmeinnicht blühten, eine ſolche Wehmuth, daß er an ſein zuckendes Herz greifen und ausrufen mußte: „Ich ertrag' es nicht länger!" Er rannte durch den Wald der Landſtraße zu, rief den erſten Miethwagen an, den er leer zur Stadt zurückfahren ſah, ſprang hinein und bezahlte für die beſchleunigte Fahrt das Doppelte.

Noch war die Sonne nicht untergegangen, als er am

Eingang der Straße, wo Erneſtine wohnte, ſtill halten ließ, den Wagen verließ und mit ſtürmiſcher Eile die Stufen zu dem beſcheidenen Kämmerlein im Dache hinaufſprang. Er klopfte. Man öffnete nicht. Er klingelte. Man näherte ſich drinnen ſchüchtern und behutſam. Die alte Frau, die den Kopf zwiſchen die kaum geöffnete Thürſpalte ſteckte, fragte ängſtlich: „Wer da?“ Oswald nannte ſich. Man öffnete und berichtete ihm Dinge, die ihm das Haar zu Berge ſträuben mußten. Erneſtine war gefänglich eingezogen. Ihr Zimmer war unterſucht, ihre kleinen Habſeligkeiten waren verſiegelt worden. Den Lude Wächter, Erneſtinens Lehrer, hatte man auf einem der am Waſſer gelegenen Quais in verwichener Nacht ermordet gefunden.

Fünftes Kapitel.

In großen Städten verdrängt ein Ereigniß das andere. Nur der Anfang und das Ende dunkler Verwickelungen beſchäftigt eine Zeitlang die allgemeine Neugier. Die Chronik über den Tod Ludwig Wächter's brachte eine Darſtellung, die, herausgeleſen aus vielerlei abweichenden Meinungen, etwa ſo lautete:

Ein Privatlehrer ſei in der Nacht auf offener Straße, am Kopfe mit einem ſcharfen Gegenſtande verwundet, gefunden worden. Man habe unter den Effecten ſeiner Behauſung nach dem möglichen Anhalte irgend eines Verdachtes geſucht und unter ſeinen Papieren die Bemerkung gefunden, daß ein Erſparniß, im Betrage von fünfhundert Thalern, von ihm an eine Erneſtine Waldmann, eine von ihrer Hände Arbeit lebende Gärtnerstochter, die er, wie das Gerücht hinzuſetzte, hätte ehelichen wollen, anvertraut geweſen wäre. Die Polizei ſtattete bei dieſem Mädchen einen Beſuch ab, fand ſie auffallend beſtürzt, verlangte das übergebene Geld und

traf sie unvermögend, das Eigenthum des Erschlagenen auszuliefern. Da sie die Auskunft, wo das Geld geblieben, verweigerte, auch über den Tod des Lehrers bis zur Verzweiflung in Thränen ausbrach und nicht etwa über den Tod des Lehrers selbst so sehr, sondern über die Umstände, die damit zusammenzuhängen schienen, so hatte man kein Bedenken getragen, sich ihrer Person zu versichern. Die Untersuchung führte der kürzlich der Staatsanwaltschaft beigegebene Assessor Scharfneck. Und wie sich in tragische Dinge oft ein komischer Zwischenfall eindrängt, eine derjenigen Störungen, die das öffentliche Verfahren für Verbrecher, die vielleicht binnen Kurzem aus dem Leben zu scheiden haben, ganz besonders grausam steigern kann (wir erinnern nur an die komischen Wirkungen der Zeugenschaft in dem Processe des Grafen Bocarmé), so wurde auch bei dem Tode des allbekannten Lude, wie ihn das Volk nannte, ein zum Lachen reizendes Wort erzählt. Der bis zum Tod Verwundete hätte, hieß es, nur noch so viel Kraft gehabt den Namen eines Fisches auszusprechen. Seine letzte Besinnung, als man ihn aufhob, in einer Tragbahre von dannen trug, gerieth auf den Namen eines Fisches, der, wie die Leute sagten, vielleicht sein Leibgericht war oder, wie die Aerzte erklärten, ihm durch die Hallucinationen des erschütterten Gehirns kam, vielleicht durch die Ideenverbindung des Ortes, wo ihn der mörderische Ueberfall traf; denn es war dicht am Wasser, in der Nähe der daselbst aufgestellten Fischkästen. Erst einer späteren Zeit sollte es aufbehalten bleiben, aus diesem letzten von dem unglücklichen Lehrer gesprochenen Worte andere Schlüsse zu ziehen.

Für Oswald begann eine Zeit der Trauer. In seiner unwiderstehlich von Ernestinen's Werth beherrschten Empfindung bot er sich als Vertheidiger Ernestinens an. Da er aber im Processe selbst Zeuge werden mußte, so konnte er als Vertheidiger nicht bestätigt werden. Er wünschte Einlaß zu ihr, Unterredung. Sie wurde ihm verweigert.

Scharfneck versicherte, daß die moralische Ueberzeugung vorhanden sei, Ernestine könnte an der blutigen That selbst nur unbetheiligt sein, aber ohne Zweifel wisse sie den Mörder.

Der Krieger, ſtaunend, daß es Kaſan war,
Das fabelhafte Kaſan, das erobert,
Verlor ſich zügellos in Plünderung
Und Mord und Brand — die Citadelle trotzte;
Das Heer des Orleff nahte zum Entſatz,
Und mit der einen Hand in Beute wühlend
Verlor die Horde den Gebrauch der andern.
Das Schwert entſank den feigen Diebeskrallen,
Die Fahne ſammelte nicht mehr die Räuber,
Die weinberauſcht auf ihren Schätzen ſchliefen,
Und ſagen darf man, Kaſans Flammen wurden
Vom Blute der Erſchlagenen gelöſcht.
Doch was Du von des Kaiſers Hochzeit ſprichſt,
Ließ Dich die Eiferſucht im Fieber ſehn —
Uſtinja — wenn Du ſie geliebt, bereite Dich
Auf eine Thräne — ſie iſt todt! —

Kaluga.

Iſt todt?

Sergius.

Ich hatt' ein Dir bekanntes Weib und Kinder
Von Orenburg nach Kaſan zu geleiten —
Im Strom der Wandernden und Krieger aber
Verlor ich ihn, den armen Trauerzug,
Und wagte nicht, dem Kaiſer mich zu nahen.
So zog ich dieſes Kleid des Kriegers an
Und diene ungekannt. Ich bin dem Zelte
Des Kaiſers nicht mehr nah, wie ſonſt; doch hört' ich,
Daß im Tumulte einer Meuterei,

Bei ihren Verwandten war nichts Auffallendes entdeckt worden; ſo lange ſie aber die Auskunft über das ihr von dem Gemordeten anvertraut geweſene und bei ihr nicht gefundene Geld verweigerte, konnte ſie nicht auf freien Fuß geſtellt werden. Uebrigens würde ſie, hieß es, gut gehalten und dürfte ſich nach Wunſch beſchäftigen. Sie nähe, läſe, ſchriebe und befände ſich meiſtens in einem brütenden Nachdenken. Scharfneck verſchwieg nicht, daß ſie auf ſeine Erinnerung an Oswald gerade dieſen am wenigſtens zu ſehen und zu ſprechen verlangt hätte.

Oswald hatte das Doppelgefühl des innern Vorwurfes, Erneſtinen zehn Tage lang aufgegeben zu haben, und das des Schmerzes über den Vorfall ſelbſt. Er ſah Erneſtinen, wie ſchon einmal, wieder in ein Gewebe von räthſelhaften Geheimniſſen verſtrickt und doch ſtand ſie ihm rein und ſchuldlos vor Augen. In ſeinen Zeugniſſen für ſie hatte er Erklärungen gegeben, die über die Fragen des Richters hinausgingen, ja einem öffentlichen Zugeſtändniß ſeiner Liebe gleichkamen. Auch kannte man bereits ſein ganzes Verhältniß zur Angeſchuldigten. Begreifen läßt ſich, wie ihn dieſer Vorfall der Geſellſchaft gegenüber ungünſtig ſtellte. Nur das einzige Haus der Bolmany beſuchte er noch. Freiern Blickes die Menſchen und die Welt überſehend, zog ihn dieſe wohlwollende Frau, alles Störende ignorirend, ausdrücklich an ſich. Hier war es, wo er ſich allmälig ſammelte, allmälig für die Umgebungen wieder empfänglich wurde.

Die alten Wintervorleſungen hatten begonnen. Jeder brachte wieder, was er bringen konnte, und man nahm, was geboten wurde. Oswald kaufte ſich von der Nothwendigkeit, etwas leſen zu müſſen, durch eine Anzahl Gedichte ab, die ſeine Stimmung in möglichſter Allgemeinheit ausſprachen. Scharfneck dagegen gab wieder eine Ueberraſchung aus ſeiner Criminalpraxis. Zartfühlende Damen erbleichten. Andere proteſtirten laut. Er verſprach diesmal nichts zu Grelles, nichts Verletzendes. Bei der endlichen Oeffentlichkeitsreife des Proceſſes über den Tod Wächter's hatte Scharfneck die Anklageacte abzufaſſen gehabt und durfte ſich eine Mittheilung über die Perſönlichkeit, um die es ſich vorzugsweiſe dabei handelte, und deren

inzwiſchen näher bekannt gewordenen Ruf um ſo mehr erlauben, als die Oeffentlichkeit bald jede Verſchleierung aufhob. Oswald kannte die Discretion ſeines Freundes. Er durfte es wagen, einer Vorleſung beizuwohnen, zu der ſich ein außerordentlicher Zuſtrom, ja ſogar Menſchen gedrängt hatten, die ſonſt in die Kreiſe der Wolmany nicht für immer aufgenommen waren. Scharfneck las die Geſchichte Ludwig Wächter's und nannte ſeinen Vortrag: Der Wahrheitsſtrich.

An den Landrath eines der ſchleſiſchen Grenze nahegelegenen Verwaltungsbezirks, begann er, gelangte vor länger als dreißig Jahren eines Morgens die Meldung, daß einem benachbarten Gutsbeſitzer aus einem mit vielen Koſten angelegten Fiſchteiche die ſchwerſten Karpfen geſtohlen wären. Der Gutsbeſitzer bäte, Alles aufzubieten, den Dieb zu entdecken und natürlich wo möglich noch mit den Karpfen ſelbſt.

Der Landrath, nach einigen ſeiner üblichen Betrachtungen über die Sündhaftigkeit des Zeitalters und die verdorbenen Sitten ſogar der unſchuldigen Landbewohner, rief den ihm zu ſeiner praktiſchen Polizeipflege beigegebenen Gensdarmen und trug ihm auf, ſein Pferd zu ſatteln und alle nur erdenkliche Liſt und Spürkraft anzuwenden, den Plünderer eines Fiſchteiches kennen zu lernen, deſſen leckern Inhalt der Landrath aus den Mahlzeiten, die der Gutsbeſitzer, Herr Semmler, den Standesperſonen der Umgegend zu geben pflegte, vollkommen zu würdigen verſtand.

Der vom Landrath beauftragte Gensdarm war in ſeiner Truppe ein Unteroffizier. Er nahm ſeiner Gewohnheit gemäß den ihm ertheilten Auftrag mit zuhiger Aufmerkſamkeit entgegen. Er bedurfte dieſer Zurückhaltung, denn ſein Chef hatte die Gewohnheit, ſtatt ſeinerſeits Winke über mögliche Verdachtsſpuren zu geben, immer die in Anzeige gebrachten Polizeifälle nur mit einer Fülle von allgemeinen Erwägungen zu begleiten, die bei jeder Contravention gegen die gute Ordnung und den allgemeinen Landfrieden, und wenn es ſich um einen ausgenommenen Karpfenteich handelte, Politiſches, Irreligiöſes und ſonſtig Himmelſchreiendes in einer Fluth von Jeremiaden zur Rüge brachte. Kam dann noch die Frau Landräthin hinzu und ließ auch dieſe ſich in Erörterungen

über die näheren Umstände solcher Begebenheiten ein, so konnte man, wie der Gensdarm diesmal bei den auch im Hause des Gutsbesitzers immer so vortrefflich zubereiteten Karpfen mit Recht und ohne alle Zigürlichkeit sagen durfte, „aus der Sauce“ nicht mehr herauskommen und verlor jenen „Vorsprung“, der bei allem „Gelingen der praktischen Polizei“ das erste und Hauptersorderniß ist.

Der Gensdarm beschloß zuerst zu Herrn Semmler selbst zu reiten. Der Landrath hatte zwar eine andere Methode, wie er diesen Fall behandelt wünschte, als sein Untergebener, allein der Unteroffizier befolgte bei Ausführung seiner Recherchen und Vigilationen die eigene Eingebung. Der Gensdarm hieß Langheinrich. Es war einer der eigenthümlichsten Menschen, die jemals einen grünen Rock mit blauem Kragen und ditto Aufschlägen getragen haben. In seiner frühen Jugend auf eine freiere Laufbahn angewiesen, hatte Langheinrich Militairdienste genommen und sich lange Zeit beflissen, in der Artillerie, die seine Waffe war, es bis zur silbernen Degenkoppel zu bringen. Leichtsinn, fröhlicher Jugendübermuth verdarben diese Pläne. Seines frühesten Zeichens Oeconom, hatte er nach mancher Störung der neun Jahre, die er im doppelten Tuche zugebracht, sich von dem letzten Reste eines kleinen Vermögens auf den Versuch einer Pachtung gelegt und Landwirthschaft getrieben.*) Verheirathet mit der Tochter eines Wirthes konnte er bei seinem sorglamen Eifer einige Erfolge voraussehen. Doch blühten sie ihm nicht. Mißwachs, üble Wahl der Pacht, Unglück mit dem angekauften Viehstand, offenbarer Betrug eines Capitalisten, der sich an Langheinrich's Gewinn betheiligen wollte, alle diese Umstände kamen zusammen und zwangen den auf einem gefährlichen Gebiete operirenden Neuling, von seinem Wagniß abzustehen. Langheinrich liquidirte. Rathlos, ohne Mittel, verlassen von jedem Beistand, ergriff er die ihm als Hülfsarbeiter der Polizei möglich gemachte Rückkehr in den Militairdienst und war bereits seit geraumer Zeit an der schlesischen Grenze als Wachtmeister eines Gensdarmencorps postirt. Er fügte sich in diesen

*) Bd. I. S. 184.

schweren, aber eine gewisse poetische Freiheit gestattenden Dienst mit humoristischer Ergebung. Von seiner frohen Jugendlaune hatte er sich einen Rest leichter Lebensauffassung erhalten, die ihm leider durch manche häusliche Noth mit Weib und Kind, durch die dienstliche Abhängigkeit und gewisse, oft melancholische Anwandlungen getrübt wurde. Sein Amt selbst trug nicht wenig zu dieser jeweiligen Verstimmung bei, die ihn mitten unter den Seinigen und selbst bei gelungenen Untersuchungen und dem Lobe seiner Vorgesetzten befiel. Langheinrich hatte eben so viel Herz als Verstand. Diese Charaktere sind nicht glücklich. Sie möchten Alles leicht nehmen und doch treibt sie ihr Eifer, ihre Gewissenhaftigkeit bis an das Ziel, das ihnen entweder ihre Pflicht oder ihr Ehrgeiz steckt. Er ruhte und rastete nicht, bis er ein Verbrechen entdeckt hatte, und wenn er den armen Sünder von seinem Weibe, seinen Kindern, seinen Eltern und Geschwistern mit sich nehmen mußte, brach ihm das Herz. Die Nothwendigkeit, so Vieles gegen sein Gefühl unternehmen zu müssen, hatte ihn schwermüthig gemacht. Oft wenn er einsam durch die föhrenwälder ritt und nichts um ihn hörbar war als der Säbel, der an den Weichen seines Pferdes klapperte, traten ihm Thränen in die Augen. Er gedachte dann der Vergangenheit, alter glücklicher Tage und verglich sie mit seiner Gegenwart, die ihm zum Diener eines drückenden und schmerzlichen Berufes machte.

Bei Herrn Semmler hatte Langheinrich alle nur möglichen Untersuchungen angestellt. Der schöne, von Hängeweiden umschattete Teich war in einer stürmischen Nacht beinahe gänzlich ausgefischt. Die Spuren von Tritten, die im Wiesenrande des Teiches sichtbar waren, verloren sich zur Hinterpforte des Parkes, von da aber in das hier allgemeine Element, den Sand. Drei Tage lang spähte Langheinrich in der Gegend. Mit einer ihm, so lange sein Ehrgeiz gereizt war, eigenen Schlauheit und pfiffigen Umsicht wußte er auf die treuherzigste Art da und dort „auf den Busch zu klopfen". Gastwirthen, Müllern, einsamen Büdnern sah er wie zufällig im Vorbeireiten in die Küche. Mit Gesinde schäkerte er. Alles vergebens. Die gestohlenen dreißig vierzig Karpfen blieben unentdeckt. In den nahegelegenen Städten waren Karpfen

verkauft worden, aber unter verdachtlosen Umständen. So blieb trotz der Prämie, die Herr Semmler ausgesetzt hatte, trotz der nun immer unwirscher werdenden Mienen des Landrathes der Thäter unentdeckt. Langheinrich konnte nichts erwidern, wenn die Landräthin murrte und über die nächste Weihnacht klagte, wo sie seit Jahren gewohnt war, nach der Bescheerung die ihnen vom Herrn Semmler verehrten Karpfen und eine aus ihrer ostpreußischen Heimath geschickte Schachtel Marzipan zu verzehren.

Am vierten Tage nach jener Anzeige ritt Langheinrich in der Abenddämmerung zum „Schloß" des Herrn Semmler, um von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen betrübenden Bericht und der Frau Landräthin sein tiefstes Beileid abzustatten. Langsam reitend wollte er nicht einmal, wie sonst gewohnt und wie auch jedem Gensdarmen zukommt, rechts und links lugend und forschend um sich blicken. „Schäme Dich!" sprach er zu sich selbst. „Du hast die Bäume am Wege, die Aehren auf dem Felde in Verdacht, Böses zu thun! In jedem Busch schläft Dir ein Verbrecher, bei jedem Lüftchen meldet sich Dir eine Unthat! Du willst hier auf Deinem Gaule thronen wie der einzige Gerechte, und wer weiß, ob Du nicht noch Mißtrauen in Dich selbst setzest und die Karpfen vielleicht in Deinen eigenen Pistolenhalftern stecken!"

Wie Langheinrich so mißmuthig um sich herblickte, näherte er sich einem Dorfe, das er gleich am ersten Tage eines kleinen durch seine Gärten fließenden muntern Baches wegen, die Illritz genannt, mit Späheraugen durchsucht hatte. Wie er dicht bei den Hecken ist, welche die von der Illritz durchschnittenen Kohlgärten des Dorfes einfriedigen, sieht er einen Knaben daherlaufen, baarfuß, mit ärmlichen Kleidern. Der Knabe winkt ihm schon von ferne, duckt sich unter den Hecken und macht eine Miene, als wenn er ihm etwas zu sagen hätte. Langheinrich hält seinen Fuchs an. Der Knabe, sich umsehend, schleicht näher und steht mit geöffnetem Munde vor dem Gensdarmen, bei dem er offenbar ein Anliegen hatte. „Was willst Du, Junge?" fragt Langheinrich. Und als der Knabe, ein Kind von vielleicht neun Jahren, schweigt, fragt er wieder:

„Wer biſt Du? Wie heißt Du?“ Der Knabe antwortete in offenbarer Aufregung: „Ich bin Wächter's Lude.“ „Nun? Was giebt's, Lude?“ fragte Langheinrich, betroffen von dem blitzenden unruhigen Auge des Knaben. Jetzt fiel dieſer mit den Worten heraus: „Herr Gensdarm! Ich weiß, wer die Karpfen geſtohlen hat!“ „Die Karpfen? Welche Karpfen? Ja ſo! Nun, wer that's denn?“ Es währte eine Secunde. Der Knabe ſammelte Kraft zum Geſtändniß und ſagte dann: „Mein Vater hat ſie geſtohlen!“

Bei dieſem überraſchenden Worte eines Kindes, das ſeinen eigenen Vater als Dieb anklagen konnte, war es Langheinrich, als hätte ſein ſonſt ſo ſcharfes Ohr nicht recht gehört. „Wer?“ wiederholte er mit aufgezogenem Augenlid. „Mein Vater hat ſie geſtohlen!“ wiederholte der Knabe mit wunderbarer Feſtigkeit. „Kommen Sie nur hinter's Haus bei uns. In der Jllritz, da ſind ſie noch alle.“ — „Aber warum giebſt Du denn Deinen eigenen Vater an, Junge?“ fragte Langheinrich, ſeiner eigenen lieben Kinder gedenkend. „Weil ſie mein Vater geſtohlen hat!“ ſagte Lude. „Heut' Nacht ſoll meine Mutter die Kufe nehmen und die Karpfen in die Stadt tragen auf den Markt. Sie will nicht. Da hat ſie der Vater geſchlagen. Er iſt zum Müller gegangen. Kommt er wieder und die Mutter geht dann nicht, ſo hat er geſagt, wollt' er ſie umbringen. Drum ſag' ich's Jhnen, Herr Gensdarm, daß der Vater die Karpfen geſtohlen hat.“ „Alſo Deiner Mutter zu Liebe! Nun, das läßt ſich hören,“ fiel Langheinrich, ſich von ſeiner Bewegung allmälig ſammelnd, ein. „Jhr Beide habt mich auch ſchon die Landſtraße heraufreiten ſehen und habt Angſt gekriegt?“ — „Nein, ich wollte ſelbſt zu Jhnen und allein, Herr Gensdarm,“ ſagte der Junge mit immer gleicher Feſtigkeit. „Die Mutter weiß von nichts.“

Langheinrich mußte ſchweigen, mußte ſich ſammeln. Es erſchütterte ihn zu ſehr, ein Kind zu ſehen, das ſeinen eigenen Vater zum Verbrecher machte, ihn der ſtrafenden Gerechtigkeit überlieferte! Da der Knabe ſtill ſtand und mit ruhiger Gelaſſenheit zu dem Pferde hinaufſah, ſagte Langheinrich noch: „Sind's denn noch alle Karpfen?“ „Nein,“ ſagte der Junge, „vier hat der Vater an den Müller verkauft. Die anderen

aber ſind noch alle in der Illritz. Die Mutter ſoll ſie nach der Stadt tragen oder er ſchlägt ſie todt.“ — „Geh nach Hauſe, Lude!“ fiel der Gensdarm ein. „Laß Dir nichts vor Deinem Vater merken, auch vor der Mutter nicht! Sei ſtill, oder ſie ſchlagen Dich jetzt alle Beide todt.“ Damit gab Langheinrich dem Pferde die Sporen und wie er ſich noch einmal umſah, war der Angeber ſeines Vaters hinter den Hecken verſchwunden.

Erſchüttert von dem Vorfall trabte Langheinrich zuerſt zu dem bezeichneten Müller. Dieſer wohnte in einſamer Abgelegenheit. Die Sonne war ſchon untergegangen, doch war es noch hell genug, um Unterſuchungen und im Dorfe Verhaftung vorzunehmen. Unterwegs begegnete Langheinrich ſchon dem Vater Lude's, der eben vom Müller kam. Eine kurze ſtämmige Figur. Offenbar ſcheuen Blickes und eilfertigeren Ganges als die Landleute, wenn ſie unter den Feldern wandeln, daherſchreiten, beſtätigte ſein Erſcheinen ſchon des Sohnes Angabe. Und doch hätte Langheinrich dem Mann, der ihn vermeiden zu wollen ſchien und gerade durch ſein Gewiſſen gezwungen wurde, mit einem kräftigen Guten Abend! dicht an ihm vorüberzugehen, zurufen mögen: „Mann, Dein eigenes Kind hat Dich verrathen!“ Er bezwang ſich, grüßte ſogar ſcherzend, machte Halt und frag'e, ob der Müller daheim wäre, er hätte ihn wegen der Steuer zu fragen. „Der Müller nicht,“ ſtotterte Wächter, „aber ſeine Frau!“ „Iſt auch gut!“ meinte Langheinrich und gab die Sporen. Mit befremdetem Blick ſah Wächter den Gensdarmen über ein Brückchen der Illritz reiten und hinunter zur Mühle. An der Mühle bedurfte es für Langheinrich's ſcharfes Auge keiner langen Ueberlegung, wo er ſich zuerſt hinwenden ſollte. Er ſtieg vom Pferde, band's an einen Zaun und ging die paar Schritte in das Haus zu Fuß, um, wie er ſagte, ſich einen Span aus der Küche zu holen, den er für ſein Riemzeug bedurfte. Eine Magd der Müllerin war zugegen. Ein paar Scherze ſcheinbarer Galanterie, dabei einige Blicke auf die Töpfe und den Herd der Küche ſtellten ſogleich heraus, daß hier heute und geſtern Fiſche verzehrt worden waren. Die Magd lobte ganz unbefangen die Naſe des Gensdarmen, der

sogleich von Fischen sprach und ließ ihn Anfangs auf Hechte rathen. Dann sagte sie selbst, es wären Karpfen gewesen, und die hinzugekommene Müllerin konnte nicht anders als bestätigen, daß ihr Mann diese Karpfen von dem Büdner Wächter erstanden hatte; wo der sie her hätte, wisse sie nicht. „Aber doch wol aus einer reinen Quelle?" fragte Langheinrich scherzend, bestieg seinen Gaul und ritt zum Dorfe hinauf. Spornstreichs. Seine Gedanken waren wie nur von der Sache selbst gehetzt. Er begriff nicht, wie sich Karpfen in der Illritz lebendig erhalten konnten, da ein rinnender Bach kein Wasser ist, wie solches jene zuweilen bemooften Häupter bedürfen. Der sogleich requirirte Ortsschulze erschrak nicht wenig und erklärte den Fall wegen der Illritz für unmöglich, folgte aber rasch und sogleich mit einem Zuge, der sich schon aus der jungen müßigen Dorfbewohnerschaft gebildet hatte. Es ging in des Büdner Wächter's Haus. Wächter war im Garten, die Frau in der Küche. Sofort wurde sie bleich wie die Wand, als sie den Gensdarmen und all' die Leute sah. Wächter und Lude standen im Kohlfeld, durch das sich die schmale kleine Illritz schlängelte. Beide hatten eben Weidenzweige in der Hand, die der Vater von einem Baume schnitt und der Sohn über den Bach legen sollte. Langheinrich hatte immer einige harmlose Redensarten im Munde, wenn er seinen Fang schon sicher in der Hand hatte. Hier brauchte er nur zu grüßen. „Wetter," sagte er, „standet Ihr früher bei den Kanonen? Macht ja Faschinen, Wächter? Guten Abend! Wie geht's? Was habt Ihr denn mit der Illritz vor? Soll die nicht hinunter mehr nach Waldüren fließen? Sieh! Sieh! Das muß ich sagen! Aber der Teich ist doch zu klein für die Karpfen! Da hättest Du sie bei Semmler'n lassen sollen! Na, Wächter, laßt nur Alles jetzt ruhig liegen und kommt in Gottes Namen gleich mit!"

Es zeigte sich, daß Wächter der durch das Dorf ohnehin mit nur wenig Wasser fließenden Illritz — der Müller half sich unten durch Schleusenwerke, Abfallgitter und allerhand Wiesenrinnsale — ein eigenes Bette abgegraben hatte, in welchem zwei Sanddämme das Wasser in stiller gestauter Ruhe erhielten. In diesem künstlichen Tümpel wimmelte es

von schwarzgoldglänzenden Karpfen. Die geschnittenen Weidenzweige sollten den Raub bedecken. Es war zu spät. Mit stummer Ergebung und wie zum Tod zusammenbrechend, folgte der überführte Dieb dem Ortsschulzen und der lautlosen Menge, welche die That des sonst unbescholtenen Mannes, eines ehemaligen und noch jetzt zur Landwehr verpflichteten Soldaten, nicht begreifen konnten. Man empfand nicht Hohn, eher Mitleid. Es gab Allen einen inneren Schreck, als Wächter nur nach seiner Mütze fragte und ohne Abschied von seiner jammernden Frau und dem einzigen, abwärts gewandten, auf die Kohlfelder blickenden Knaben so von dannen gehen mußte. Man brachte seine Mütze, die eine Cocarde und ringsum einen rothen Streifen zeigte. Langheinrich duldete nicht, daß er diese Mütze aufsetzte. Er behielt sie, als seiner unwürdig, in der Hand, während der Verbrecher durch das Dorf in den Gewahrsam des Schulzen geführt wurde. Man nahm ein Protokoll auf und noch in derselben Nacht ließ Langheinrich *erst einen berittenen Amtsgenossen requiriren, dann geleiteten* Beide den Karpfendieb in aller Frühe in das Inquisitoriat der nahegelegenen Stadt, wo man gerade am großen Wochenmarkte vorüber mußte, gerade an den Fischbehältern, wo es munterer und fröhlicher zuging als in dem Herzen Dessen, der geglaubt hatte hier seinen Fang heute verwerthen zu können.

Als Langheinrich dem Landrath den Vorgang, so wie er von mir erzählt wurde, mitgetheilt hatte, brach sein Chef, ein Enthusiast für die „Kreuzzeitung", in die Worte aus: „Wunderbar und ohne Gleichen! Soll man denn noch glauben, daß Sittlichkeit, Tugend, Moral und christliche Gesinnung in dieser Canaille wurzeln! Dieser unwürdige Landwehrmann! Und ein Kind, das auf Ruhe und Ordnung im Lande sehen muß! Merkwürdig! Ein Junge, der seinen eigenen Vater angiebt! Ich lasse anspannen! Das hoffnungsvolle Kind muß ich kennen lernen!"

Langheinrich erlaubte sich zu entgegnen. „Aber Herr Landrath, Sie thun ja gerade," sagte er, „als hätte der Junge die Anzeige uns zu Liebe gemacht?"

„Wem denn sonst!" rief der Landrath. „Alles, was Sie mir von dem Vorfall auch bei der Arrestation des Taugenichts,

der unſerm glorreichen Kriegsheer Schande macht, erzählen, beweiſt ja die pure Seelengröße des Jungen, ein Talent für Conduite, wie mir ſo 'was unter ſolchen Umſtänden noch nicht vorgekommen iſt! Sagen Sie ſelbſt, Langheinrich, wenn der Junge eine entſprechende Erziehung erhielte, was könnte aus dem nicht noch werden!"

Langheinrich hatte den Muth nicht, ſeine Gedanken auszuſprechen. Er ſtrich ſich ſeinen Knebelbart und bemerkte nur: „Der Junge wollte ſeine Mutter vor Schlägen behüten und gab deshalb lieber den Vater an."

„Ach was, Ach was!" fiel der in allen Lagen immer eines gewiſſen Schwunges bedürftige Landrath ein und ging dabei ſo heftig in ſeinem Zimmer auf und ab, daß die Taſſen auf der Etagère klapperten. „Die Prügel, die der Wächter ſeiner Frau angedroht hat, wenn ſie die Karpfen nicht auf den Markt trüge, werden die erſten nicht geweſen ſein, die die Frau ſchon beſehen hat, ohne daß ſie davon geſtorben iſt!" — „Aber es ſoll doch ſonſt gegen den Mann nichts vorliegen." — „Geprügelt hat er ſeine Frau! Längſt hat er ſie! Hier zu Lande prügelt jeder Mann ſeine Frau! Bei den Deutſchen wenigſtens! Drüben bei den Wenden weniger. Die glauben noch an Heiden- und Herenkram und wo Aberglaube regiert, ſtehen ſich die Frauen beſſer. Nein, Langheinrich, dafür haben Sie die Bildung nicht, das zu begreifen. Ich weiß es. Die Wächter hat alle Wochen ein paar Mal ihren Dezem gekriegt, ſo gut wie jede andere deutſche Frau hier, und um die Mutter hat der Junge den heroiſchen Schritt nicht gethan! Das war Ordnungsliebe, Sinn für's Geſetzliche, und ich laſſe mir's nicht nehmen, ich muß das Kind ſehen und d'rüber Bericht machen. Ohnehin haben wir Herrn Semmler zu ſeinen Karpfen zu gratuliren."

Der Landrath ließ anſpannen. Langheinrich verſprach, ihn bis zur Illritz zu begleiten. Zu Herrn Semmler ſelbſt mochte er nicht eintreten. Er wollte den Schein vermeiden, als beanſpruchte er eine Belohnung. Das Einzige verſprach ihm noch der Landrath, das Geheimniß des Kindes hier in der Gegend vor aller Welt aufrecht zu erhalten. Niemand dürfte die That des Jungen erfahren, am wenigſten die Mutter;

Die Loginoff begann, der Vater fiel
Von ſeiner Tochter Hand und dieſe ſelbſt
Von Perſiljeff, der wieder bei den Unſern.

Kaluga.

Uſtinja todt!

Sergius.

Vielleicht zur Sühne für
Die ſchaudervolle That an ihrem Vater,
Vielleicht auch durch der Gottheit Willen,
Um ſeinen Liebling von dem Uebermaaß
Des Schmerzes zu erlöſen, wenn er wirklich
Dem Zaubereiz Uſtinjens unterlegen.

Kaluga.

Und den, der ſolche Opfer fordert, kannſt
Du noch der Gottheit Liebling nennen?

Sergius.

Wunder
War Alles, was der Weltgeiſt ſchon durch ihn
Vollbracht und noch vollbringen wird —

Kaluga.

Trotz Kaſan?

Sergius.

Es lebt ein kühler Sinn in Deiner Bruſt,
In meiner flammt die Freiheit und die Hoffnung!
Der Erzbiſchof von Moskau wählte mich
Als ſchlaues Werkzeug frommer Kirchenpläne,
Die nicht in meinem Weſen niſten konnten —
Ein Mönch war ich, bevor ich noch geboren —

„denn," setzte der Gensdarm hinzu, „ich habe es dem Kinde versprochen. Glauben Sie mir, die Mutter würde jetzt ruhig die Hehlerin abgeben, wenn sie den Stehler aus dem Inquisitoriat wieder zurück hätte. Lude hat sich zwischen zwei Stühle gesetzt."

Der Landrath ließ sich nicht irre machen. Er wirkte für Innere Missionen, Rauhe Häuser und stand mit einer Menge Vereinen in Verbindung. Mit den Worten: „D'rum muß man dem Jungen helfen! Von Staats wegen! Das verstehen Sie nicht, Langheinrich! Diese Geschichte liegt tief im Herzen und unter den Nieren! Da könnte ein Prediger einen Vers d'rauf machen!" bestieg er seinen Einspänner, den er gewohnt war selbst zu führen.

Im Hause des Büdners und Landwehrmannes Wächter an der muntern Illritz sah es inzwischen traurig aus. Die Dorfleute arbeiteten im Felde. Doch einige Alte und die Kinder, die daheimgeblieben, folgten dem im Dorfe einfahrenden Landrath und dem Gensdarmen, um die Karpfengrube noch einmal mit betrachten zu können. Ein eigenes Urtheil, eigene Justiz, wenn auch nur in Mienen und Worten, hatten diese Leute nicht. Diese Gegenden des Vaterlandes sind so seit Jahrhunderten gewohnt, nur regiert und geführt zu werden, daß sich überall da, wo schon die Autorität ihre Hand walten läßt, ein Schweigen und Gehenlassen als Gewohnheit gebildet hat. Geschah es doch auch diesen militairisch-disciplinirten Stämmen schon so oft, daß sie da, wo sich einmal ihr Rechtsgefühl gern in natürlichem Ausbruche Luft gemacht hätte, von der Autorität zurückgewiesen wurden mit Worten: Ob sie mitzureden hätten? Ob sie Dies oder Das was anginge? Ob sie Advocatensporteln bekämen oder Gerichtskosten zu bezahlen fürchteten? So sah man hier tausendmal, daß selbst das Urtheil über Diebe und Mörder dem Volke nicht gestattet wurde, und die Diebe und Mörder gegen Die, die „ihre Nase in fremde Dinge steckten", von den Gensdarmen und Ortsbehörden in Schutz genommen wurden. Genug! Die Frau des Büdners saß in der Küche und rührte stilltraurig in einem Topfe. Der Landrath polterte in der armen Hütte seine Verwünschungen aus, lechzte aber in alle Winkel

mit sehnsüchtigen Augen nach dem Lude. Im Garten, in einem kleinen Kohlfelde stand denn der auch ganz geruhig und verlas von den blaugrünen Blättern die Raupen. „Wieder 'was Sauberes und Accurates!“ sagte der Landrath zu Langheinrich, als er draußen an der Illritz die eigenthümliche Vorrichtung untersuchte und den Jungen so still da raupenlesend antraf. Der Ortsschulze, vom Felde requirirt, erklärte alles Geschehene noch einmal auf's Deutlichste, während Langheinrich schwieg und seine Augenweide an seinem Chef, dem Ordnungsschwärmer, hatte, der den Lude wie einen Genius betrachtete. „Einzig! — Merkwürdig! — Barfüßiger Junge — Verliest die Raupen! Schmeißt sie alle in einen alten Topfscherben! Bringt sie den paar Hühnern da auf dem Mist! Sieht und hört nichts! Giebt seinen Vater an! Lebt nur in Recht und Ordnung. Dem König möchte man d'rüber privatim schreiben. Was kann aus so einem Jungen noch, richtig angefaßt, Alles werden!“ Diese Worte brummte der Landrath zwischen seine Verwünschungen der Räuberbagage und die jammernden Klagen der Mutter immer zwischen durch. In die glänzendsten Zeugnisse, welche die Frau der sonstigen Solidität ihres Mannes gab, Noth und Armuth als Gründe seines Verbrechens geltend machen wollte und den Landrath bei allen Verheißungen des ewigen Lebens bat, für Wächter'n in der Stadt ein mildes Urtheil zu erwirken, polterte der Treubund-Obmann: „Wird sich finden! Cocarde beschimpft! Mütze noch tragen wollen! Sieh' 'mal Einer an! Ein Jahr Steine klopfen! Mit Schimpf ausgestoßen aus dem Bataillon, wo ich sein Major bin! Mir das anzuthun! Donner!“ Und dann sanft zu Lude, als dieser eben den Scherben in der Illritz ausschwenkte und in die Hütte zurücktragen wollte: „Thut Dir's denn Leid, daß sie Deinen Vater geholt haben?“ Er winkte dabei dem Gensdarmen, aufzuhorchen, was der Genius der Gesetzlichkeit erwidern würde. Lude schwieg. Er blinzelte nur zum Gensdarmen hinüber, der polternd losbrach: „Junge, wenn der Herr Landrath 'was frägt, antwortet man.“ Die Geschwätzigkeit des Schulzen unterbrach des Kindes nähere landräthliche Seelenprüfung.

Der Landrath bestieg wieder seinen Einspänner und fuhr

langsam zum Orte hinaus. Langheinrich gab ihm das Geleit bis zur Mühle, wo er abschwenken und heimreiten wollte. Die Gründe, warum sich sein Chef immer höher in seiner Bewunderung Lude Wächter's steigerte, konnte er nicht in Abrede stellen. In der That hatte sich der Junge in der schwierigen Situation mit Haltung, ja mit einer gewissen Würde benommen. Ohne Furcht zu verrathen, gab er kein Zeichen auch des Trotzes. Langheinrich hätte sich sagen dürfen: Der Junge vertraute eben Dir, Deiner Verschwiegenheit, Deinem Schutze! Er konnte nicht wissen, ob der Landrath von seiner That unterrichtet war. Dieser aber war bei dem wiederholten Ausrufe geblieben: „Mann! Dieser Blick! Diese Festigkeit! Diese Ruhe! Dieser erhabene sittliche Stolz! Es war eine Conduite, die der König erfahren muß! Ich ruhe nicht eher, bis für den Jungen 'was geschehen ist. Aus Staatsmitteln! Hier würde man eine Sünde begehen, wenn man das so unter'm Miste verkommen ließe! Er muß in eine Militairwaisenschule oder so 'was. Wir sprechen noch davon."

Nach einigen Wochen überraschte der Landrath seinen Untergebenen mit einer Nachricht, die diesem die schon fast entschwundene Erinnerung an Lude Wächter zurückrief. Der Vater war zu acht Monaten Strafarbeit, Cocardenverlust, künftiger Einstellung in eine Strafcompagnie verurtheilt, die Mutter tagelöhnerte und „Luden hab' ich die Carrière geöffnet," sagte der Landrath. „Keinem Menschen hab' ich hier den Vorfall mitgetheilt, auch Semmlern nicht, aber der Frau Oberpräsidentin hat meine Frau einen langen Brief geschrieben. Der Junge macht jetzt seinen Weg. In Erwägung, daß sein Taugenichts von Vater nichts für ihn wird thun können und die Mutter nicht das liebe Brot im Hause hat, wird Lude für elternlos angesehen und kommt drei Meilen von hier in's Militairwaisenhaus. Mit dem Schulzen und der Mutter ist Alles richtig gemacht. Die Mutter kann das Kind sehen so oft sie will. Ohnehin wird sie bei den Wenden d'rüben mehr Arbeit suchen müssen als in unserer Gegend, wo man ihr aus dem Wege geht. Heute noch holt meine Frau den Jungen ab. Wir bringen ihn selbst an den neuen Ort seiner

Beſtimmung. Jetzt geben Sie 'mal Acht, Mann! Wir erziehen uns einen Zeugen für Wahrheit und Recht. In drei Jahren ſprechen wir uns anders!"

„Ich bin begierig!" entgegnete Langheinrich voll wahrer Freude über dieſe Wendung. Wehte ihn doch innerlich ein Troſt an, als ſchützten unſichtbare Engel auch einmal ſeine Kinder, wenn ſie von ihrem Vater — verlaſſen würden, das hieß freilich in dieſem Falle — nicht angeben konnten, daß er geſtohlen hatte.

Das Militairwaiſenhaus lag noch in dem Bezirke des Landrathes, und Langheinrich behielt die Umgebungen auch dieſer berühmten und von der Regierung großmüthig gepflegten Anſtalt im Auge, wenn auch in dem Städtchen, an deſſen Eingang das ſtattliche Gebäude mit ſeinem von einem Eiſengitter eingefriedigten Spiel- und Exercierplatze lag, andere Diener der öffentlichen Sicherheit die nächſte Aufſicht hatten. Zwei Jahre waren vergangen, als Langheinrich zum erſten Male wieder Lude Wächter's anſichtig wurde. Der Knabe grüßte ihn, als er eines Tages im Begriff war, eine Inſpectionsronde zu halten und an dem zwiſchen den beiden mächtigen Flügeln des Militairwaiſenhauſes gelegenen Spielplatz vorüberritt. Obgleich ſich Lude durch die gute und geregelte Ernährung faſt bis zur Unkenntlichkeit ſtattlich entwickelt hatte, ſo konnte ihn doch der Gruß des uniformirten Knaben nicht irre führen. Er ritt heran und fragte nach ſeinem Befinden. Lude dankte und lobte die Anſtalt. Von ſeinem Vater hatte er, wie er erzählte, einmal einen Beſuch erhalten. Hinzugetretene Lehrer und Aufſeher der Zöglinge ſchilderten dem Wachtmeiſter das Wiederſehen zwiſchen Lude und ſeinem Vater als eine beſonders ergreifend geweſene Scene. Lude ſchlug dabei, auch bei dem Lobe, das ihm geſpendet wurde, die Augen nieder. Sein Geheimniß verſtanden die Lehrer nicht; nur zwiſchen ihm und Langheinrich waltete es. Befragt, welche Laufbahn der Zögling denn einſt einſchlagen würde, antworteten die Lehrer, vielleicht daß er in den Kaufmannsſtand treten würde. Es hätte ſich nämlich der reichſte Mann im Orte gefunden, der den Lude ſeines Sohnes wegen mit beſonderer Zuneigung behandle. Julius Handtke

wäre zufällig in nähere Bekanntſchaft mit dem immer ſtillen und zurückgezogenen Militairzögling getreten und hätte an ihm, wie eben die Schwärmerei und das Bedürfniß der Hingebung in ſolchen Kinderſeelen zu wirken pflegte, einen ſolchen Gefallen gefunden, daß man gern geſtatte, oft Tagelang den Zögling in das Haus des Herrn Handtke zu geben, der auf dem Markte der kleinen Stadt die Haupt-Specerei- und Materialwaarenhandlung inne hatte, gerade dem „Schwarzen Adler" gegenüber, einem Gaſthofe, der von einem Bruder des Kaufmanns gehalten wurde. Die Gebrüder Handtke waren ſomit die Honoratioren der Stadt und konnte daher die Auszeichnung, die Lude durch Julius Handtke genoß, für ein beſonders glückliches Loos gehalten werden. Der Vater ſeines Freundes war bereit, ihn als Lehrling in ſeine Handlung zu nehmen.

Langheinrich wünſchte dem Knaben zu dieſen Ausſichten für ſeine Zukunft Glück, konnte aber doch nicht umhin, da er Julius Handtke als einen wilden, oft übermüthigen und verzogenen Knaben kannte, ihn zu warnen, ſich von dem gefährlichen Beiſpiel ſeines Freundes anſtecken zu laſſen. Es war mit Julius Handtke ſchon Mancherlei vorgekommen, was ſogar Berührungen mit der öffentlichen Sicherheit gegeben hatte. Er hatte Pulver abgebrannt, wo Verbot dagegen beſtand, hatte Neſter ausgenommen, Laternen zerſchlagen und galt überhaupt im Orte für einen von den Seinigen, dem Vater und dem Onkel, zwar ſtrenggehaltenen, aber naſchhaften und vergnügungsſüchtigen Knaben. Lude Wächter erklärte, daß er ſich ſchon hüten wollte. Auf die Frage, ob er Julius Handtke gern hätte, blieb die Antwort nicht aus, daß er ſein beſter Freund wäre. Und dieſe Verſicherung bekam noch mehr Bedeutung, da einer der Lehrer, den Wachtmeiſter begleitend, als Beide allein waren, hinzufügte: „Es iſt auch ſein einziger. In der Anſtalt wollen die Kameraden keine gemeinſchaftliche Sache mit ihm machen!" Dies auffallende Wort blieb ohne nähere Erläuterung; die Aufmerkſamkeit Langheinrich's wurde ſchon wieder von einigen Grüßenden abgezogen, auf die er, mit ſeinem ohnehin unruhigen Gaule, zur Bewillkommnung anſprengen mußte.

Den Gensdarmen des Ortes fand der Inſpicient abweſend und zwar in Sachen eines Diebſtahls, der kürzlich im „Schwarzen Adler" vorgekommen. Man hatte dem Bruder des Kaufmanns Handtke aus dem Nebenzimmer ſeiner eigenen Gaſtſtube ſeine goldene Uhr geſtohlen. Der Ortsgensdarm hatte Mühe, den Thäter zu entdecken, und glaubte ihn jetzt in einem Handwerksburſchen gefunden zu haben, der kürzlich im „Schwarzen Adler" übernachtete und in der Gaſtſtube, in die er ſeiner Aermlichkeit wegen nicht hingehörte, einige Augenblicke verweilt hatte. Langheinrich wartete auf die Rückkehr ſeines Untergebenen, konnte ſich aber dabei nicht erwehren, auch ſeinerſeits wegen der mit dem Uhrſchlüſſel und einer Petſchaft daran geſtohlenen Uhr rechts und links ſeine Augen über Dieſes und Jenes ſtreifen zu laſſen. Er beſuchte den Gaſtwirth, ſah ſich die Localität, die Umgebungen an, die Hausbedienung, die üblichen Gäſte. Nichts kam ihm verdächtig vor. Auch den Kaufmann gegenüber beſuchte er und fand dort den Waiſenhauszögling Lude mit ſeinem Freunde und überzeugte ſich, daß deſſen Vater in der That die großmüthigſten Abſichten mit einem Knaben hatte, deſſen, wie er ſagte, ſtilles und apartes Weſen ihm ausnehmend gefalle und ein wahrer Schatz für ſeinen etwas verwilderten Sohn und deſſen fernere Zukunft ſei. Auch von der goldenen Uhr war die Rede. Der Schrecken, in einem ſo gut gearteten Orte einen Dieb zu wiſſen, kam dabei in den entſchiedenſten Ausdrücken zur Erörterung. Auch auf einige achtbare Bürger war Verdacht gefallen, andere hatten erklärt, ſie zögen vor, unter ſolchen Umſtänden den „Schwarzen Adler" nicht mehr zu beſuchen, Allen lag daran, daß der Thäter jener Handwerksburſche geweſen ſein mochte, nach deſſen Verhaftnahme der Ortsgensdarm ausgeritten war. Dieſer kam am folgenden Tage zurück mit dem von ihm verhafteten muthmaßlichen Thäter. Dieſe Angelegenheit berührte Langheinrich nicht weiter. Nach einigen geſchäftlichen Rückſprachen ritt er von dannen.

Es war noch zeitig. Noch tiefe Morgenfrühe. Kaum war Langheinrich an dem Militairwaiſenhauſe, den Kohl- und

Kartoffelfeldern der Ackerbürger des Oertchens vorüber, als er hinter sich rufen hörte: „Herr Wachtmeister!“

Langheinrich sah sich um. Ein Zögling des Waisenhauses lief ihm nach und sein scharfes Auge ließ ihn sogleich den Lude erkennen. „Was will denn der noch?“ sagte er zu sich und hielt seinen Braunen an. Als der Knabe näher kam, rief Langheinrich: „Lude, was giebt's denn noch?“ Stumm und sich ängstlich umspähend sprang Lude in den Chausseegraben, der halb ihn deckte, und kam so zu dem unter einem Baume haltenden Wachtmeister. „Ich will Ihnen sagen,“ begann er sogleich, „wer die Uhr gestohlen hat: Julius Handtke.“ Langheinrich erschrak. Die Erinnerung an den Vorfall vor zwei Jahren erschütterte ihn. — „Junge, bist Du denn des Teufels?“ rief er, faßte mit der Linken rasch die Mähne seines Gauls und war im Nu hinunter. „Julius Handtke hat die Uhr gestohlen?“ — „Ja!“ sagte Lude mit derselben Festigkeit, wie er seinen eigenen Vater angegeben.

„Warum sagst Du mir das?“ fuhr ihn Langheinrich fast zornig an. Lude sprang erstaunt zurück, so daß sich Langheinrich besinnen mußte, daß es seines Amtes nicht war, Jemanden zu schmähen, der das Gelingen der praktischen Polizei erleichtert; aber im ersten Augenblick hätt' er den Säbel schwingen und den Angeber mit der Klinge durchfuchteln mögen. Sich bekämpfend, fragte er nur: „Weißt Du denn das auch ganz gewiß?“ — Lude erwiderte: „Julius hat schon oft gestohlen. Er will noch bei seinem Vater einbrechen und dann nach Amerika gehen. Ich soll ihn begleiten. Die Uhr habe ich bei ihm gesehen.“

„Aber, Lude, Deinen Freund verlierst Du ja nun für immer! Verlierst ja Deine ganze glückliche Zukunft! Der Kaufmann wird Dich nun nicht in die Lehre nehmen.“ Lude sprach vom Landrath als seiner Hoffnung und meinte: „Aber der arme Handwerksbursche ist's doch nicht gewesen, Julius Handtke ist's gewesen. Die Uhr steckt in seiner Tasche. Ich habe sie gesehen.“

Langheinrich überlegte, welches der wahre Grund dieser Anzeige war. Vielleicht Besorgniß, der Verführung des Freundes nicht widerstehen zu können? Er war völlig ohne Ent-

schluß und wußte nicht, was er mit dem Geständnisse machen sollte. Lude, um für seine Entfernung nicht bestraft zu werden, eilte inzwischen schon spornstreichs wieder zurück.

Langheinrich, einer der edelsten und gefühlvollsten Menschen, die je in die schwierigen Collisionen von Pflicht und Rücksicht gekommen sein mögen, sah ihm schwermüthig nach, bestieg seinen Gaul, ritt im Kreise auf und ab, ohne zu einem Gedanken zu kommen. Er wußte nicht wie, er hatte Lude Wächter'n jetzt selber lieb. Es schien ihm ein tragisches Geschick zu sein, das diesen Knaben ewig folterte und quälte, die Dinge, wie sie sind, nicht verschweigen zu können. Er sah einen Unschuldigen leiden und gab lieber seinen eigenen Freund an. Er gab ihn vielleicht an in der dunklen Ahnung, daß er dem Freunde und vielleicht seinem eigenen sittlichen Selbst nützte! — Und doch — sollte er das Bekenntniß brauchen? Sollte er ohne Weiteres zurück in die Stadt, den Sohn eines angesehenen Kaufmanns auf offener Straße anhalten lassen, seine Kleider untersuchen, ihn, die Eltern, den Angeber selbst unglücklich machen? Es waren zu viel und in der That zu ernste Vorstellungen, die ihn bestürmten. Er beschloß, sich Jemanden anzuvertrauen, der den Fall unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit ihm erörtern sollte; er wählte dazu diesmal nicht den Landrath, sondern den Pfarrer von Waldüren, dem Orte, wo auch der Landrath und in dessen Nähe er selbst wohnte.

Unglücklicherweise wollte der Zufall, daß Herr von Werhern, Langheinrich's Landrath, bei dem Pfarrer von Waldüren just zugegen war. Seit einiger Zeit hatte der Landrath, der bei allen Sonderbarkeiten ein wahrheitsstrebender und sogar schwärmerischer Mann war, mit dem Pfarrer mancherlei Streitigkeiten. Der Pfarrer, ein bejahrter Herr schon, gehörte der alten sächsischen Vernunftsschule an, der Landrath, der in seiner Art auch Theologie trieb, segelte mit dem Winde, der aus den frommen Kreisen der Residenz wehte, so wenig in dialektischer Charakter, sein eigenwilliger und nächst dem wenige sich selbst am meisten vertrauender Sinn mit diesem Winde in seinem ganzen Wesen sozusagen aus einer Ecke blies. Er mußte sich zur Auffassung der Oberkirchenbehörden mit

Gewalt bekehren und ergriff nun jede Gelegenheit, wo sich etwas Räthselhaftes ereignete, davor still zu stehen, all' seine Logik und vernünftige Erklärung gefangen zu geben und auszurufen: „Es ist etwas d'ran an dem Mystischen! Es ist etwas dahinter! Man muß es sich nur nicht nehmen lassen!"

Als Langheinrich seinen Landrath entdeckte, mochte er nicht in die Pfarrerswohnung. Herr von Werthern hatte jedoch ein scharfes Ohr und hörte den Säbel eines berittenen Waffenträgers schon in weiter Ferne. Er erblickte seinen Wachtmeister kaum im Dorfe, als er ihn auch schon von der Straße herüberrief und zum Zeugen eines lebhaften Streites machte, in welchem er eben mit dem Pfarrer begriffen war. Der Pfarrer lachte eben über einen Vorfall, den der Landrath sehr ernst nehmen wollte. „Sagen Sie selbst, Langheinrich, war es nicht merkwürdig, was uns Beiden in Wielka, d'rüben in dem Wendendorfe, begegnet ist?" — „Die Geschichte mit der schwarzen Katze?" sagte Langheinrich. — „Kommen Sie herunter und erzählen Sie, Wachtmeister!" befahl der Landrath und sah dabei rauchend auf seine Meerschaumpfeife mit der Bernsteinspitze fast wie ein Fakir, der andächtig seine Nase betrachtet.

So war der Wachtmeister gezwungen, abzusteigen, sein Pferd draußen anzubinden, in das niedrige, aber freundliche Haus des Geistlichen einzutreten und den Vorfall zu erzählen, wie er in Wielka, einem alten wendischen Stammorte mit allerhand wunderbaren Sitten, zum Beispiel der, daß dort sogar die Frauen Tabak rauchten — nicht etwa als La-Ferme-Cigaretten — sondern in Pfeifen —

„O, o!" unterbrach hier Frau von Wolmany den Vorleser, „warum schweifen Sie beständig ab? Was soll uns die schwarze Katze? Wir wollen jetzt wissen, was aus dem Uhrendieb wird? Ueberhaupt scheint sich Ihr ganzer Lude nur zum Spion zu entwickeln, zum Polizeivigilanten. Ich gestehe Ihnen —"

„Gerade das ist interessant," unterbrachen andere Stimmen die Frau vom Hause. „Das Aushorchen und Denunciren," rief einer der Herren, „nimmt so überhand, daß man erstaunt sein muß, es als einen Naturdrang erklären zu hören."

„Machen Sie es kurz! Ueberschlagen Sie die schwarze Katze!"

rief bei Alledem die Herrin des Hauses und blickte dabei auf Oswald, dem die verkümmerte Erscheinung eines elenden Menschen vor Augen stand, der es gewagt hatte, an den Besitz Ernestinens zu denken.

Aber die Majorität verlangte auch nach der schwarzen Katze, es sei lehrreich für die Gradmessung der Volksaufklärung, böte Handhaben für politische Programme und Wahlreden, und so fuhr denn Scharfneck fort:

„Die Bauern," erzählte Langheinrich, „wollten ein Feuer nicht löschen, das bei einem reichen Mitbewohner des Dorfes ausgekommen war, einige wenige fremde Zuzüger ausgenommen, unter denen der degradirte Landwehrmann Wächter, der auf dem Hofe arbeitet, einer der eifrigsten war. Ich hörte von dem dummen Volk, es würde nicht viel helfen. Das Feuer wäre ja von dem Drachen gekommen, der dem Bauer das viele Geld brächte. Dem Drachen, den er heimlich im Hause auffütterte, hätte der Bauer diesmal zu viel heiße Hirse gegeben; davon wär' ihm die Zunge angebrannt und nun hätt' er Flammen speien müssen und solche Drachenflammen lösche man vergebens. Als ich erwiderte, mit Hülfe Wächter's wäre mon ja doch des Feuers Herr geworden, sagten sie: Das wol! Der Drache wäre auch aus dem Brande davongeflogen; sie hätten ihn Alle gesehen. Wohin denn, Ihr Narren? fragt' ich. Einstimmig bezeichneten sie mir einen alten hohlen Baum in der Nähe, dem sich jetzt Niemand, und wenn man Geld geboten hätte, nähern wollte. Ich aber denke, ich mache es, wie ich 'mal von dem alten Heidenbekehrer Bonifacius gelesen habe, und lasse den Baum umhauen," erzählte Langheinrich. „Für einen Wachtmeister der Gensdarmen geziemt sich's, Aberglauben so mit Stumpf und Stiel auszurotten. Aber du liebe Zeit! Keiner erbietet sich, dazu auch nur eine Art oder eine Säge zu leihen. Alles weicht scheu und ergrimmt über meine Methode zurück. Dem Tagelöhner Wächter, der mich unterstützen wollte, verbot ich's, weil ja der seinen übeln Ruf wiederherstellen und Freunde gewinnen mußte, hier beim ungerechten Mammon. Ihr Taugenichtse! ruf' ich. Die Bäume im königlichen Forst sind Euch nicht heilig, aber den da, wo Euer Drache drinnen sitzt, der

Die Mutter weihte ihren Schooß der Kirche;
Doch taugt' ich nicht für Kutt' und Skapulier.
Der Lauf der Welt riß mich in ſeine Strömung,
So ſchwimm' ich fort, wohin die Wege trägt! (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Kaluga. Dann Pugatſcheff und Perſiljeff. Zuletzt Boretin.

Kaluga.

Wo lern' ich Rache, wenn Uſtinja tödten
Und ſterben kennt' in Liebe! Sel'ger Geiſt,
Mahnſt du mich ab, dem Haſſe da zu opfern,
Wo liebend du dich ſelbſt geopfert haſt?
Es rauſcht im Buſch — Zwei Wandrer kommen aufwärts —
(Tritt bei Seite.)

Pugatſcheff und Perſiljeff.

Perſiljeff.

Hier iſt der Ort! Die Höhle weit und ſchattig
Gewährt uns Schutz vor ſtreifenden Verfolgern.
Die Meute hat Dich matt gemacht?

Pugatſcheff.

Zum Tode!

Perſiljeff.

Ruh Dich auf dieſem Stein! Die Hunde ſind
Wohl von der Fährte abgekommen — Weiter

zu heiße Hirse gefressen hat, den wollt Ihr schonen, obgleich er keinen grünen Zweig mehr hat? Gebt Acht, ich will Euern Drachen schon herauslocken. Damit requirir' ich Leute aus Waldüren. Herr Landrath kommt selbst mit und eigentlich" — unterbrach sich Langheinrich — „eigentlich sehr ergrimmt auf mich —" „Weil Sie Aberglauben ausrotten wollten?" rief der Pfarrer lachend dazwischen. „Hören Sie nur! Hören Sie nur!" sagte der Landrath bedeutungsvoll und auf seine Tabakswolken voll erzwungener Andacht blickend.

„Wir nahmen," fuhr Langheinrich fort, „Sägen und Aexte und fingen die Arbeit an. Rings stehen die Wenden und schauern zusammen über unsere Tollkühnheit. Sie erwarten nicht anders, als daß der Drache uns sämmtlich verschlingen würde. Die Arbeit dauert eine halbe Stunde. Endlich ist der Baum zum Umstürzen durchsägt, wir stoßen ihn nieder, da fährt aus der Höhlung, die nun zu Tage kommt, eine dicke, große schwarze Katze heraus, rennt mitten durch die schreienden Wenden hindurch und verschwindet im nahestehenden Korn. Zu erwischen war sie nicht und freilich wir standen beschämt da. Die Wenden hatten Recht, der Drache hatte sich in die schwarze Katze verwandelt."

„Und nun frag' ich," rief der Landrath, „giebt's nicht Dinge, über die sich gar nicht reden läßt? Alle unsere Vernunft reicht dabei nicht aus und die Ober-Kirchenbehörde hat Recht: Man muß sich blindlings unterwerfen!" Ein Ausspruch, dem der Pfarrer Alles entgegenstellte, was man in einem solchen Falle nur von einem gesunden alten Hallischen und Leipziger Standpunkte erwarten konnte.

Die Erwähnung des gebesserten Wächter aber und die feierliche Stimmung des Landrathes verführten den Wachtmeister, in des eraltirten Mannes Gegenwart sein neues Erlebniß mit Lude, Wächter's Sohne, nun dennoch anzubringen. Die Verwunderung war beim Pfarrer, der zum ersten Male von diesem Knaben hörte, nicht minder groß als das erneute Erstaunen des Landrathes. Dieser, noch erfüllt von dem Wunder des heiligen Wendenbaumes, sah jetzt geradezu in Lude Wächter ein Mysterium. „Es geht nicht anders," schloß er, die Pfeife ausklopfend, „diesem Knaben muß ge-

holfen werden! Dieſer Lude iſt zu Großem berufen!" Und auch der Pfarrer meinte, nach Langheinrich's Erzählung läge hier allerdings ein Fall vor, über den man nachdenken könnte. Er griff hinter ſich, lüftete einen Vorhang und langte auf ſeine Bücherbretter, um Reinhard's „Moral" herunterzuholen. Alle Drei kamen darin überein, daß Lude Wächter vor den Folgen ſeines Wahrheitstriebes am beſten dadurch zu ſchützen wäre, daß auch Julius Handtke diesmal noch ohne Strafe bliebe und die Uhr ſo wiedergefunden würde, daß über den wahren Dieb im Orte ein ewiges Geheimniß bliebe. „Wie das aber anfangen?" fragte der Pfarrer. — „Da weiß unſer pfiffiger Wachtmeiſter ſchon Rath," ſagte der Landrath, klopfte Langheinrich auf die Schulter und ſchickte ſich zum Gehen an, denn es brannte ihn, ſeine Frau zu ſuchen, dieſer in Perſon den merkwürdigen neuen Fall mit Lude zu erzählen, diesmal an die Gemahlin des Oberpräſidenten zu ſchreiben und für Lude Wächter jetzt die weitere Carrière zu eröffnen.

„Aber, Herr Landrath," fiel Langheinrich ein und fand die Aufgabe, die er ihm zurücklaſſen wollte, zu ſchwierig. — „Sie werden ſchon wiſſen," ſagte ſein Chef. „Fällt Ihnen nichts ein? Erinnern Sie ſich nicht, wie Sie's damals auch in Wielka machten, als die zwanzig Thaler Klaſſenſteuer dem Schulzen geſtohlen waren?" — „Damals beging ich," ſagte Langheinrich, „gleichfalls eine gottloſe Sünde an dem heiligen Wendenthum —" — „An dem heiligen Wendenthum?" fragte der Pfarrer. — „Auch fremden Glauben muß man heilig halten —" polterte der Landrath dazwiſchen. — „Wie war das damals?" hieß es, und Langheinrich, ſich orientirend über die Möglichkeit, die Uhr durch Liſt herauszubekommen, erzählte, er hätte vom Schulzen in Wielka, der die Klaſſenſteuer nicht ſtimmend fand, einen Bauer bezeichnet erhalten, der die ihm fehlenden zwanzig Thaler wahrſcheinlich geſtohlen hätte. Er hätte darauf den Schulzen beſtimmt, ſämmtliche Bauern Abends in der Schenke zu verſammeln und wol darauf zu achten, daß auch der Verdächtige käme. Wie er dann wie durch Zufall eingetreten wäre, hätte er in gebrochenem Wendiſch Allen den Fall erzählt und mit der Erklärung geſchloſſen, unfehlbar hole Den, der dies Verbrechen begangen,

nächſtens und vielleicht ſogleich Czernebog, der ſchwarze Geiſt. Dann hätte er, da man über dieſe Erklärung ſtill und kleinlaut wurde, ſeine Brieftaſche hervorgezogen, ſie geöffnet, einen glücklicherweiſe ſchwarzen Bleiſtift genommen, ihn drei Mal angeblaſen und dem Zunächſtſtehenden anzufaſſen gegeben. Der hätte dann zugreifen müſſen auf die Gefahr, wenn er der Thäter wäre, plötzlich durch Czernebog's heimliche Berührung ſchwarz zu werden. Der Erſte blieb weiß, der Zweite auch, der Dritte auch; ſo ging es die Reihe herum, bis aus der engen, überfüllten Stube heimlich einer von den Zitternd-beklommenen verſchwunden war. Langheinrich hätte gethan, als bemerkte er die Angſt eines Menſchen, der ſchwarz zu werden fürchtete, nicht und wäre mit ſeinem feierlichen Gottesgericht fortgefahren. Plötzlich hätte man die Thür aufgeriſſen, die Magd des Schulzen wäre hereingebrochen und hätte gerufen: Eben wäre ein Sack mit Geld durch's Fenſter in die Küche geflogen. Sie brachte den Sack. Er enthielt die vermißten zwanzig Thaler. Das Geld wäre demnach dageweſen und die Bauern wüßten heute noch nicht, wer von ihnen es geweſen, der, um den Teufel durch Reue zu bannen, ſich ſo ſtill davongeſchlichen.

„Nun gut," ſagte der Pfarrer, „wenden Sie jetzt etwas Aehnliches an; nur bitte, incommodiren Sie dabei den Czernebog nicht wieder, der bei dem Herrn Landrath eine geweihte Perſon zu ſein ſcheint." — Langheinrich beſtieg ſein Roß und ſprengte in's Städtchen zurück.

Es war faſt Abend. Zuerſt beſtimmte er Lude Wächter'n, den er ſich aus „Privatgründen" von der Direction des Waiſenhauſes frei erbat, zu ſeinem Freunde zu gehen und ihn einzuladen, zum Onkel in den Schwarzen Adler zu kommen, wo Abends ſein Vater auch verkehrte und faſt alle wohlhabenden Männer der Stadt. Vorerſt ſollte er ſich wieder die Uhr von Julius zeigen laſſen, ſie mit dem daran befeſtigten Schlüſſel aufziehen und dann, ohne etwas zu ſagen, zurückgeben. So geſchah es. Um acht Uhr trat Langheinrich in die von Tabaksrauch erfüllte Gaſtſtube zum „Schwarzen Adler", wo etwa zwölf Herren und auch bereits die Knaben Julius Handtke und Lude Wächter beiſammen ſaßen. Nach

einem Guten Abend! und dem Erſtaunen über ſeine Rückkehr ſagte Langheinrich: „Meine Herren, vor drei Tagen iſt um dieſe Stunde aus dem Nebenzimmer dieſes Saales in Gegenwart der meiſten hier verſammelten Anweſenden Herrn Handtke die goldene Uhr geſtohlen, vielleicht iſt ſie aber auch nur verlegt worden. Wol weiß ich, daß die geehrten Herren ſämmtlich achtungswürdig ſind; dennoch erlaub' ich mir, Sie zu bitten, mir Jeder die Uhr zu geben, die er bei ſich trägt. Das Weitere wird ſich dann ſchon finden.“ Man war beſtürzt, nicht beleidigt. Wer ſollte nicht ſelbſt die Hand dazu geboten haben, daß ein Dieb, als der nicht zu erſcheinen Jedem gelegen ſein mußte, entdeckt oder die Uhr als nur verlegt betroffen würde? Als Langheinrich ſämmtliche Uhren in Händen hatte, gab er ſie dem Wirth zur Aufbewahrung außerhalb des Zimmers und zugleich ordnete er an, daß auch die Lichter hinweggenommen wurden und die Verſammlung ganz im Dunkeln blieb. Man ſtand erſchrocken auf und begriff nicht, was werden ſollte.

Als die Uhren und die Lichter fort waren und der Wirth noch die Bedeutung bekommen hatte, auf den erſten Ruf: Licht! ſogleich mit einem brennenden Lichte hereinzutreten, bat Langheinrich die durcheinandergerathene, an Tiſchen und Stühlen ſich in der Finſterniß ſtoßende Geſellſchaft jetzt durchaus ruhig zu ſein, aber auch ſo ruhig, daß man ein Mäuschen könnte wispern hören. Halb betroffen, halb lachend über das Beginnen des Wachtmeiſters hielten die Gäſte ſämmtlich den Athem an. „Nun bitt' ich,“ ſagte Langheinrich, „daß Sie ſich ganz auf mein Gehör verlaſſen! Befindet ſich in dieſem Zimmer *noch* irgendwo eine Uhr, ſo werd' ich ſie unfehlbar entdecken. Ich höre jede Uhr auf zehn Schritt ticken. Und nun ſtill!“ Nach einigem Räuſpern und Hin- und Hertreten wurde es feierlich ſtill. Langheinrich horchte auf. Es währte geraume Zeit, bis er das Ticken einer Uhr vernahm. Endlich unterſchied er deutlich den leiſen, gleichmäßigen Schall einer Pendelſchwingung. „Pſt!“ ſagte er. „Ich werde jetzt Licht rufen, aber Alles bleibt ſtill und an ſeinem Platze. Licht!“ rief er donnernd. Der Wirth trat herein; Langheinrich bezeichnete einen Platz am Fenſter, wo die Uhr ſich befinden müßte.

Niemand war am Fenster als Julius Handtke. Dieser stand jedoch unerschrocken. Die Uhr tickte viel höher, weit über ihm. Langheinrich, der geahnt hatte, daß sie von dem Knaben in der Dunkelheit würde fortgeschafft werden, stieg auf einen Fenstertritt, hob einen daselbst befindlichen dichtverwachsenen Blumenstock in die Höhe und zeigte die Uhr. Die demnach „verlegt gewesene" Uhr lag zwischen den Aesten eines Blumenstocks. Noch in demselben Augenblicke wurde Befehl ertheilt, dem armen Handwerksburschen die Freiheit zu geben. Man lachte viel, verwunderte sich, spöttelte auch wol der „lange nicht begossenen" Blumen und deutete damit die Furcht oder Reue nach einem natürlich stattgehabten Diebstahl an; aber es genügte, daß die Uhr wieder da war. Dem eigentlichen Diebe konnte nicht weiter nachgeforscht werden.

Vierzehn Tage nach dieser Begebenheit wurde Lude Wächter in ein berühmtes Pädagogium als Alumnus, zwei Jahre darauf wurde er aus dieser Anstalt in ein Schullehrerseminar versetzt. Schon ein Jahr darauf kam er als Hülfslehrer an eine öffentliche Lehranstalt. Als mehrere Lehrer dieser Anstalt wegen ihrer Gesinnungen in eine Untersuchung geriethen, wurde die ganze Anstalt aufgelöst und Lude Wächter an eine neue als ordentlicher Lehrer versetzt. Von dieser Zeit an stockte äußerlich seine für einen armen Tagelöhnerssohn immerhin glänzende Laufbahn; er kam in seinen Verhältnissen nicht weiter.

Die Sache war die, daß die Wahrer der öffentlichen Ordnung, welche vier-, fünfmal auf des jungen Mannes Angaben hin wichtige Thatsachen entdeckt hatten, sich seiner als eines Agenten bedienen wollten und ihm Anträge machten, in die höhere Polizei einzutreten. Wächter widerstand. Zwar dem Staate verpflichtet, der Alles für ihn gethan hatte, zog er doch den Lehrberuf vor. Aber nun zeigten sich die Folgen seines Angebens. Er blieb der vereinsamteste Mensch von der Welt. Ueberall hin verfolgten ihn Haß und Mißtrauen. Er hatte die Unbefangenheit des Umgangs mit allen Menschen, sogar mit der Jugend verloren. Wer nicht die Menschennatur in ihrer Lebendigkeit, wildwachsenen Frische und ihrem

üppigen Aufwuchern harmlos hinzunehmen gelernt hat, wird sich nimmermehr unter der Jugend heimisch fühlen. Der Lehrer Wächter war ausgezeichnet mit den einzelnen Schülern, aber mit der Masse besinnungslos, feige sogar und ängstlich, schüchtern bis zum Kinderspott. Wer die geheimen Gründe jenes Schlusses einer in ihrem Lehrerbestande anstößig gewordenen Schule kannte, sagte, das böse Gewissen ließe Wächter'n keine Ruhe. Aber man irrte sich. Wächter war sich bewußt, damals, als durch ihn Menschen ihr Brot und ihre Freiheit verloren, nur einer gesetzlichen und verdienstvollen Pflicht gefolgt zu sein; aber in ihm selbst war es einsam und elend. Er zog vor, Privatstunden zu geben. Sein scheues, ängstliches Wesen gefiel in der großen Welt nicht, an die er die glänzendsten Empfehlungen hatte; so sank er immer mehr zur kleinen hinunter, wurde Misanthrop, Geizhals, Cynifer. Man nannte ihn einen verdorbenen Lehrer, aber es war ein verdorbener Mensch, verdorben in dem Sinne, daß er ein Lebensziel gänzlich verfehlt hatte. Schade um den edlen Stoff, der in ihm war. Der Wahrheitstrieb ist eine der schönsten Eigenschaften eines reinen Herzens. Aber die Bedingungen, die nicht nur die Welt, sondern die Tugend selbst stellt, verlangen, daß Jeder, der die Wahrheit predigen will, auch ein Zeuge oder Märtyrer dieser Wahrheit werden muß. Nur da ist die Wahrheit groß und bewundernswürdig, wo ihr Zeugniß abgelegt wird mit dem Einsatz aller Gefahren, die nur zu oft in ihrem Gefolge gehen. Nur wer sich durch die Dornen seines Wahrheitstriebes hindurchringt, Mißachtung, Spott, Schande, Rache erträgt und doch im Leben bei der Wahrheit bleibt, nur der ist groß zu nennen. Lude war ein Kind von sittlicher Kraft, aber man entzog ihn den Rückwirkungen dieser sittlichen Kraft. Sein Heroismus wurde dadurch klein. Er war zu wohlfeil erkauft. Der Haß eines Vaters, die Züchtigung einer Mutter nach seinem ersten Wahrheitszeugnisse, die Mißgunst eines reichen Mannes, der ihn von sich gestoßen hätte, der Fluch eines Freundes nach seinem zweiten Wahrheitszeugnisse wurden ihm erspart. Das wären Prüfungen für ihn geworden, an denen er seine sittliche Kraft hätte stählen müssen! So aber entzog falsche, ein-

seitige, abstracte Lebensauffassung, die schon beim besten Willen soviel Unheil über die Welt gebracht hat, regelmäßig den Angeber den Rückwirkungen seines Wahrheitstriebes und die Folge war, daß ihn zuletzt die furchtbarste Rückwirkung traf; ohne Zweifel sind es nur Menschen aus dem Volke, in dem er sich zuletzt haltlos verlor, sind es Verbrecher gewesen, die von ihm eine Entdeckung fürchteten und ihn erschlugen. Und noch im Tode zeigt sich Merkwürdiges. Als ich von dem inzwischen längst aus Waldüren geschiedenen, jetzt in anderen Sphären wirkenden Langheinrich die Geschichte Lude Wächter's bei gerichtlicher Aufnahme, so wie sie hier erzählt, erfuhr, war der Ausruf des Ermordeten: „Bei den Karpfen!" gleich erklärt. Denn mit der Entdeckung jener Fische, die man auch aus ihrem Elemente genommen hatte, wie ihn, begann seine Laufbahn, die mit dem Tode endete. Freilich sagte Langheinrich: „So sollte sich Lude verändert haben? So sollte er, wie unser braver, in trüber Andacht und fast religiösem Tiefsinn verstorbener Landrath es auch gedeutet haben würde, ordentlich mit Thränen im Auge gestorben sein und in seinem letzten Augenblicke an Herrn Semmler's Karpfenteich und an die kleine künstliche Diebesgrube in der Illritz gedacht haben? Nein," meinte Langheinrich, „er hat mit diesen Worten gewiß noch —"

Bis hierher hatte Scharfneck gelesen, als sein Vortrag von einem Diener unterbrochen wurde, der geräuschvoll eintrat und mit einem: „Herr Assessor!" die fast überreizte Spannung unterbrach.

Es bedurfte nur eines einzigen zugeflüsterten Wortes, als auch schon Scharfneck, ohne seinen Satz zu beenden, das Manuscript zusammenrollte und mit einer Bitte um Entschuldigung das Zimmer verließ.

Die Gesellschaft stand befremdet auf, sah nach der Thür, folgte in's Vorzimmer, die Damen waren in ängstlicher Bewegung, ihre Nerven ohnehin ergriffen. Frau von Wolmany bedeutete Alles, sich zu beruhigen. Es war fast, als wenn man sich auf den Ruf: Es brennt! vorbereiten sollte. Dann hieß es, draußen wären Commissarien der Polizei. In die allgemeine Bestürzung, die sich indessen löste bei Erwägung der

Stellung des Vorlesers zur Staatsanwaltschaft und einer Erörterung der gehörten Lebensskizze Raum machte, kehrte Scharfneck zurück und erklärte laut:

„Den Schluß meines Vortrages, Verehrteste, muß ich ändern. Ich kann es mit zwei Worten und thu' es aus dem Stegreif. Langheinrich triumphirt! Er zeigt mir soeben an, daß die wahrscheinlichen Mörder von ihm entdeckt sind. Der Scharfsinnige wollte an meine sentimentale Deutung der von Lude Wächter gesprochenen letzten Worte nicht glauben. Er besichtigte noch einmal den Ort des Verbrechens. Es sind dies die Quais unserer Stadt. Sein Blick fiel auf die in dem ruhigen und schlammigen Wasser aufgestellten Fischkästen, in denen die Fischer der Vorstadt für die Marktzeit ihre Vorräthe aufbewahren. Er ließ diejenigen durchlöcherten Kästen öffnen, in denen man gewöhnlich Karpfen aufbewahrt. Schon beim zweiten oder dritten Kasten entdeckte man einen schweren Beutel mit einigen Hundert Thalern. Der Besitzer desselben, ein leichtsinniger junger Fischer der Vorstadt, ist meinen vorjährigen Zuhörern schon einmal begegnet. Er wurde gerade mit denselben Gärtnerssöhnen, die damals die Verwirrung im Tanzsaal zu Buchenau anrichteten und schon damals auf Wächter's Angabe verhaftet und bestraft wurden, zusammenbetroffen. Sie sind verhaftet und eben eile ich, einen Thatbestand aufzunehmen, der wahrscheinlich beweisen wird, daß noch das letzte Wort Lude Wächter's eine wahrscheinlich unwillkürliche Huldigung an die Wahrheit war, die ihm aber zum ersten Male in seinem Leben unmittelbar die Folgen eintrug, vor denen die alten Wahrheitspfleger zu seinem Verderben ihn bisher behütet hatten —!"

Scharfneck entfernte sich eiligst.

Die Worte: „Ich begleite Dich!" die er hinter sich auf der Stiege vernahm, konnten nur von Oswald kommen, der den Hut ergriff und das Schmerzlichste, was nur aus den Debatten für sein Ohr herauströnen mußte, zu vermeiden suchte. Wie aufgezogene Schleusen mußten sich die Stimmungen über die diesmalige, und wie es schien aufprechender ausgefallene Darstellung seines Freundes ergießen.

Ernestinens Geheimniß lüftete sich. Schon am folgenden

Tage, als sie die Gefangennehmung ihrer Brüder erfuhr, als sie hörte, daß die Spuren eines Ruderhakens in Wächter's Kopfwunden paßten, und die Gemeinschaftlichkeit des begangenen Verbrechens zwischen fünf Ergriffenen auf der Hand lag, gab Ernestine eine Darstellung ihrer Schuld, die ihr, wie Scharfneck versicherte, nach der öffentlichen Verhandlung des Processes augenblicklich die Freiheit erwirken mußte.

Oswald hätte selbst zu ihr fliegen, selbst sie in dem unwürdigen Gewahrsam an sein Herz drücken mögen, aber Ernestine bat unter Thränen, gerade Ernst Oswald ihr nicht vorzuführen. Scharfneck schien andere Gründe für diese Bitte zu haben, als die der Freund aus dem Zartgefühl des Mädchens herleitete; doch begnügte man sich vorläufig mit der einfachen Thatsache: Ernestine ist unschuldig! Ihre Seelengröße stand noch reiner, ihr Charakter heroischer als früher da; denn gerade ihre schwesterliche Liebe war es, die das Opfer eines Gewebes von Schandthaten geworden, das wir darzustellen im Folgenden versuchen müssen.

Sechstes Kapitel.

Ernestine hatte fünf Brüder. Schon sind uns zwei davon, die älter als sie selbst waren, Heinrich und Wilhelm, in ihrem Leichtsinn bekannt. Doch überragte sie ein dritter, Namens Gustav, Ernestinen selbst gleichaltrig, äußerlich fast liebenswürdig und von einem Schein gefälliger Solidität.

In jener großen Fabrik, die Wilhelm und Heinrich, aus Nachsicht als Arbeiter duldete, obgleich sie auf kurze Zeit schon in Gefängnissen gewesen waren, stand Gustav, äußerlich unbescholten, als Comptorist. Seiner scheinbaren Treuherzigkeit war es immer gelungen, die Brüder dem reichen Fabrikherrn wieder zu empfehlen, während seine eigene Gleißnerei, seine Ausschweifungen und Unredlichkeiten nicht zu Tage kamen. Ernestine kannte dieses Gustav ganze Keckheit. Sie ver-

abscheute ihn mehr als die beiden älteren Brüder, die nur aus Wildheit und schlechtem Umgang, besonders mit den Söhnen eines wohlhabenden Fischers, Namens Brunck, auf ihre unregelmäßige Bahn gezogen wurden.

An einem Morgen, wo lautlose Stille um Ernestinen herrschte, ihre Miethsleute auf Arbeit ausgegangen waren, hatte es geklopft. Sie öffnete. Ihr Bruder Wilhelm trat ein. Er war noch unter Ernestinens Brüdern der Verläßlichste, während sie dem ihr verhaßten Gustav verbot, sich vor ihr blicken zu lassen. Aber schlechte Gesellschaft hatte auch Wilhelm verdorben. Ernestine hatte schon oft Thränen, Worte der Liebe verschwendet, um ihn von dem Pfade, auf dem sie ihn wandeln sah, abzubringen, ihn vor böser Gesellschaft zu warnen. Wenn der junge, scherzende, lachende Mensch damals in dem Garten seines Vaters erschien, hatte Oswald nie die Ahnung gehabt, was diesen Jünglingen schon Alles an den Fersen haftete!

An jenem Tage in der Frühe, als Alles um Ernestinen still war, tritt Wilhelm bleich, verstört, düster bei ihr ein, setzt sich, stützt den Kopf auf und seufzt mit tiefster Herzensangst. Er erzählt, er würde die Stelle in der großen Fabrik, wo man ihn aus Freundlichkeit und durch die Fürsprache des schmeichelnden Gustav wieder aufgenommen, bald für immer verlieren. Auch wär' es besser, er lebte nicht mehr! fuhr er fort. — „Wie?" rief die Schwester entsetzt und horchte auf. „Seine Tage kämen ihm gezählt vor," sagte Wilhelm, und stieß dabei dumpfe Worte aus, die er mit den auffallendsten Geberden unterstützte. Ernestine, erschreckt, drängt nach der Ursache seines Kummers, räth auf ein böses Gewissen, auf einen neuen Leichtsinn, dessen Entdeckung Wilhelm fürchtete, wol gar auf ein Verbrechen.

Wilhelm antwortete nicht und bestätigte durch sein düsteres Schweigen nur der Schwester entsetzliche Ahnung. Nach langem Drängen stößt er endlich einen herzzerreißenden Seufzer aus und sagt mit halb wahnsinnigem Lachen: „Das wird nun Zuchthaus und mindestens zehn Jahre!" — „Um Gottes willen!" schrie Ernestine auf, schloß alle Fenster, sah nach den Thüren auf dem Vorplatze. Alles war still, Alles hinlänglich

Will ich auf Kundſchaft ſchleichen, ob nicht irgend
Ein Stein ſich uns in Brod verwandeln will.

Pugatſcheff.

O bleibe hier — ich fürchte Einſamkeit —
Und bin nicht gern allein mit meinem Schickſal.

Perſiljeff.

Erhebe Deinen Muth und dulde!

Pugatſcheff.

Freund,
Am ungeheuern Meere möcht' ich ſtehen
Und in die Fluth die nagenden Gedanken
Wie Felſen werfen, daß ſie krachend fallen —
Um Waſſerſtürze möcht' ich ſchweben wie
Ein Vogel, der vom Donnerton verwirrt
Mit ſchaumbeſpritzten Flügeln niederſinkt
Und ſterbend nicht mehr fühlt, wie ihm geſchieht!

Perſiljeff.

Iſt's doch ein Troſt, daß Euch Sophia lebt
Im Schutz des Kloſters auf der Citadelle!
Es gleicht ſich Glück und Unglück immer aus.
Komm' in die Höhle: ſie gewährt uns Obdach.

(Beide treten hinein.)

Kaluga (tritt vor).

Er ſelbſt und Perſiljeff — Uſtinjens Mörder!....
(Hinausblickend) Die Flücht'gen wählen dieſe Felſenſtraße —
Dort naht ein Andrer, Boretin!

Boretin (tritt auf).

Kaluga!

ruhig, um die Verwünschungen aussprechen zu können, die sich ihr zwischen ihre Thränen drängten. „Elender!“ rief sie voll Verzweiflung. „Was hast Du begangen?“ Wilhelm schwieg und sagte nur: „Du kannst mir und uns Allen doch nicht helfen!“

Als das gefolterte Mädchen dies Wort und die Andeutung von einem förmlichen Complot hört, war es ihr Anfangs, als wenn es hervorgegangen wäre aus einer erlangten Wissenschaft von dem anvertrauten Gelde des Ludwig Wächter. Es war ihr geradezu, als wenn bei diesem Worte: „Du kannst uns doch nicht helfen!“ die Augen des jungen Wüstlings einen unheimlichen Blitz entsendet hätten auf die Thür des Schlafkämmerchens nebenan, wo in einer Truhe dicht an ihrem Bette über eine Woche schon fünfhundert Thaler verschlossen lagen; Wächter hatte sie wieder abholen wollen und es noch immer nicht gethan. Der Gedanke an das Geld gab ihr Kraft. „Bube!“ rief sie. „Wenn Du so unverbesserlich bist, dann verlaß meine reine Schwelle, wirf Dich in's Wasser, wo Du willst; einen Mühlstein wünsch' ich an den Hals eines Diebes!“ Es war die Sprache der Verzweiflung, die so schon mit dem Aeußersten sich gegen annahendes Schreckliches wehrte. Wilhelm, statt sich zu erzürnen, breitete die Arme kreuzweise auf den Tisch, legte den Kopf auf und fing an zu weinen.

Das Schluchzen eines feigen Mannes kann für Frauen erkältend wirken bis zur Verachtung. Hier untergrub es den weiblichen Widerstand und lockte auch bei Erneſtinen Thränen hervor. Außer sich über die Dinge, die einer solchen Verzweiflung, solch' einer plötzlichen Furcht eines verwegenen Menschen zum Grunde liegen konnten, wehrte sie sich zwar gegen ihr Mitleid. Ab und zu ließ sie hellauf noch einmal ihren Zorn auflodern, trat an Wilhelm heran und rüttelte ihn, faßte ihn am Kragen seines Rockes, tobte die volle Entrüstung einer sittlichen Natur aus, die mit aller Anstrengung sich wehrt gegen den Gedanken an Entsetzliches und nicht glauben will, nicht glauben kann und die tiefste Verzweiflung empfindet vor der dennoch bestehenden Wahrheit. Wilhelm ließ Alles geschehen und brachte sie eben dadurch in Verzweiflung und mit zum Weinen. Er bewahrte sein Geheimniß. Als kannte er

die Natur eines Weibes, ließ er Erneſtinen ſich erſt in ihrem Zorne auskämpfen und wußte dann wol, daß die Erſchöpfung mildere Saiten aufziehen würde.

Mitten in dieſem Aufruhr aller Gefühle eines Herzens, das ohnehin durch Oswald's faſt zehntägiges Ausbleiben und den damit offen ausgeſprochenen Bruch im Zuſtande kraftloſeſter Erſchöpfung lebte, hörte ſie auf dem Vorplatz Geräuſch. Sie öffnete. Wie auf Verabredung kam leiſe die Treppen heraufgeſchlichen Heinrich, der älteſte Bruder. Schüchtern grüßte er die Schweſter, die über den Anblick des ohne Zweifel Betheiligten erſtarrte. Heinrich that, als wüßte Erneſtine nichts von der Verlegenheit der Brüder. Er wollte Wilhelm nur, wie er ſagte, herausrufen und ihn mit ihm gehen heißen. Wilhelm ſtand auf und wollte gehen. „Du bleibſt!“ rief Erneſtine entſchieden und drückte mit einer Gewalt der Hände, die ſie wie ein Krampf überkam, den Bruder auf den Stuhl nieder. „Du kommſt herein!“ herrſchte ſie den Andern an, warf die Thür zu und drückte Heinrich, der dennoch aufgeſtanden war, feſt an die Wand. „Was habt Ihr vor?“ ſtöhnte ſie. „Was giebt's unter Euch?“

Heinrich's Art war kurz und bündig. Heute ließ er Alles mit ſich geſchehen und nur wie mit böſem Gewiſſen ſagte er: „Was iſt denn? Was willſt Du denn? Wilhelm ſoll herunterkommen, Hartmann iſt da. Wir haben mit ihm zu ſprechen.“ — „Hartmann?“ rief Erneſtine außer ſich und ein neuer Schauder überfiel ſie; denn ſie ſah einen Zuſammenhang von Menſchen und Verhältniſſen, die ihr entſetzlich waren. Sie ſah wie damals, als ſie Oswald verlaſſen hatte, den Grund in ihren Umgebungen, ſie ſah jetzt, wo ſie wieder ihres Looſes inne wurde, von Oswald eines Tages vergeſſen, preisgegeben zu ſein, Menſchen in ihrer Nähe, die reine Naturen von ihr entfernen mußten. Dieſer Hartmann! Sie wußte nichts von ihm, als daß er zu den vielen Bureaukräften der Fabrik gehörte, wie ihr Bruder Guſtav, dabei ein eitler Prahler, ein Elegant war, den Malvina Wilde geliebt haben wollte, dieſelbe Malvina, die ſchon einmal ſo verhängnißvoll in ihr Leben eingegriffen hatte. Als Malvina an jenem Abend einer Landpartie, die wir kennen, ermüdet und ohne Halt (in ſich oder

in einem eitlen jungen Manne, dem ihr Herz gehörte), ein Opfer des Zufalls und der Intrigue geworden war, hatte sie das Loos, das ihr der junge Graf Edgar — Luchsfuchsi war eine scherzende von Scharfsack erfundene Entstellung des Namens, den der Sproß einer großen und reichen Familie führte — auf kurze Zeit, bis seine Eltern Einsprache thaten, bereitete, als Uebertäubung ihrer Scham benutzt. Als der junge Graf sie aufgeben mußte, die gemietheten Bediente und Pferde von seinen Angehörigen untersagt erhielt, er selbst verheirathet wurde, hatte sie die Demüthigung eines so schnellen Sturzes nicht ertragen mögen und dennoch ihre schimmernde Existenz fortsetzen wollen. Die Gerichte machten diesem Beginnen ein Ende. Für einige Zeit, die sie theils im Gefängnisse, theils auswärts zubrachte, verschwand sie. Sie kehrte zurück mit aller List und Verschlagenheit, die allmälig die Folge eines so immer tiefer gehenden Verfalls, selbst bei sonst nicht gerade schlimmen Naturen, ist; doch war ihr ein Rest von Anhänglichkeit an jenen Sigmund Hartmann geblieben, den sie, fast möchte man sagen gerade seiner Sprödigkeit und Herzlosigkeit wegen gern hatte. Sie traf mit dem jungen Manne wieder zusammen. Wie ihr näheres Verhältniß war, wußte Ernestine nicht. Sie hatte die verlorene Jugendfreundin mit Strenge von sich abgewiesen.

Mit einem, sich tief aus gepreßter Brust wie ein Hülferuf lösenden und schon mit Thränen, die von ihrer nachlassenden Kraft kamen, gemischten Seufzer, sagte sie auf einen Stuhl sinkend: „Was soll Hartmann? Was habt Ihr gethan? Redet!“ — Heinrich wollte nun Wilhelm wegziehen und meinte trotzig: „Das ginge sie ja all' nichts an! Was Wilhelm sich hier aufhielte!“ — Wilhelm aber erwiderte: „Die Schwester könnte helfen; sie hätte einen Freund, der reich wäre! Freilich!“ setzte er hinzu, „anders als mit etwas Ordentlichem ist uns nicht geholfen!“ — Oswald also sollte Geld geben! Das war das Ziel! Diese Erwähnung Oswald's mehrte Ernestinens Schmerz! Schon konnte sie unter erstickten Thränen nicht mehr als wiederholen, was es mit Hartmann sollte, und so erfuhr sie denn: Seit geraumer Zeit hätte sich, freilich unter ganz neuen Bedingungen, wieder jener Kreis

zusammengefunden, der sich vor Jahr und Tag wegen der Kartoffelaussaat und auf dem Tanzsaale in Buchenau erzürnte. Diese Aussöhnungen sind im Volksleben charakteristisch. Der Kreis von Bekannten ist bei geringen Leuten so klein und doch sind die Leidenschaften und der Egoismus groß. So kommt das Ende immer wieder in den Anfang zurück. Frau Peltzer, trotz des Processes, regierte wieder und veranstaltete wieder Parthieen. Hartmann, Malvina, die Brüder Wilhelm, Heinrich und Gustav Waldmann, die Brunck's, zwischen ihnen Allen wäre, erfuhr sie, ein Verkehr entstanden, wo Einer den Andern im Wetteifer überbot. Man hätte dabei mehr Geld ausgegeben, als man gestohlen hätte. Man hätte geborgt, Einer vom Andern. Man hätte sich zu helfen gesucht wie es eben ging, bis die anvertrauten Geschäfte der Fabrik veruntreut wurden. Seit einigen Wochen schon hätte man Zahlungen nicht eingetragen, in den Büchern Irrthümer verdeckt, ja sogar einen Wechsel gefälscht. Die Entdeckung stünde jeden Augenblick bevor und nur zwei Wege der Rettung gäbe es, entweder Flucht aller Betheiligten oder ein versteckter, die Unordnungen deckender Einbruch in die Casse der Fabrik, zu welcher die Brüder vorzugsweise riethen.

„Allmächtiger Gott!" unterbrach Ernestine, „Ihr geht mit Tollkühnheit an ein zweites Verbrechen, um ein erstes zu verdecken?" — „Was bleibt uns übrig!" sagte Heinrich. „Auf meinen Theil könnte ich wol hundert Thaler wieder zur Stelle schaffen." — „Und ich durch Brunck's zweihundert Thaler," sagte Wilhelm. Aber Beide setzten hinzu, daß Gustav, der die Seele dieser Comptoirverbrechen war, sich nicht helfen könnte, wenn er nicht sechshundert Thaler sogleich zur Hand hätte. Hartmann hätte sich durch Malvinen geholfen. Sie könnten den Bruder nicht im Stiche lassen, um so weniger, als sie selbst an seinem Vergehen betheiligt wären und nicht wüßten, wie sie von der Verantwortung frei kommen würden. So müsse denn Rath geschafft werden! So oder so! Wollte sie die Schwester angeben, so wär's ihnen Recht. Sie hätten mit dem Leben ihre Rechnung gemacht. Neulich hätten sie im Flusse geschwommen, Wilhelm hätte einen Krampf im Fuß bekommen und wäre gesunken. Fritz Brunck hätte ihn nur

sollen sinken lassen. Sie müßten sich jetzt ordentlich helfen und (Heinrich stieß Wilhelm's Kopf gegen die Wand als den eines Feiglings, der sie hier an die Schwester verrathen hätte) es bleibe dabei, in der Nacht käm' es zur Ausführung! Und was der Herr Schwager (der Spott sollte Oswald gelten) sollte? Geizhals wäre der immer gewesen. „Gustav's falscher Wechsel wird heute entdeckt. Komm! Komm!" herrschte Heinrich und riß den Bruder an sich, um ihn mit fortzuziehen.

Ernestine sprang dazwischen. Sie hatte ein anvertrautes Pfand von fünfhundert blanken Thalern im Nebenzimmer liegen. Gab sie dies Geld zur Deckung des Deficits her, so besaß sie nicht die Mittel, durch die Arbeit ihrer Hände sie je Ludwig Wächter'n wieder zurück zu erstatten! Den geliebten Freund, der sie vernachlässigte, Oswald um ein Darlehn angehen? Wie konnte sie das über sich gewinnen, selbst wenn sie nicht von ihm verlassen gewesen wäre! Der älteste Bruder drängte, tobte, sah zum Fenster hinaus, sprach von Gustav's Verzweiflung und Hartmann's Ungeduld, dem sie schuldeten. Heinrich sagte: man könnte sie Alle heraufrufen, sie ständen unten. — „Nein!" schrie die verzweifelnde Schwester. „Eine Herberge von Räubern und Dieben hier?" Sie kannte Hartmann nicht, sie mochte ihn nicht sehen und nun hörte sie draußen schon Tritte. Sie öffnete. Gustav stand auf der Treppe, bleich wie die Wand, scheu wie das böse Gewissen und, als Ernestine öffnete, wie auf der Flucht. Sprachlos winkte sie ihm. Das Wort im Munde schien auch ihm zu stocken. Er deutete auf Jemand, der unten wartete. So ließ sie denn die Thür der Hand entgleiten und verlor die Besinnung. Sie sah sich mit allen diesen Menschen schon vor Gericht, sah sich nicht mehr herauskommen aus dem Fluche ihrer niedern und so unglücklich bedingten Herkunft, sie schwankte zurück, taumelte, wußte nicht, was sie that, als sie die Kammerthür öffnete, die Truhe aufschloß und den staunenden Brüdern, die in der That nur einen Brief an Oswald, den reichen Sohn eines Gutsbesitzers erwartet hatten, den schweren Beutel mit Geld übergab — ihre eigene Person an einen Ludwig Wächter! Die Brüder waren starr. Sie umarmten Ernestinen. Wilhelm küßte der Schwester die Hände.

Heinrich wandte sich abwärts und schien seine Gedanken zu verbergen. „Das Geld gehört Wächter'n," sagte Ernestine, „ich werde schon sehen, wie ich mit ihm fertig werde." Draußen hinter der geschlossenen Vorplatzthür näherte sich Gustav, sie rief aber: „Fort! Fort! Laßt mich allein!" In wenig Augenblicken waren die Brüder verschwunden und Ernestine war allein — mit dem furchtbaren Gefühl, was sie Ludwig Wächter'n sagen sollte. Vierundzwanzig Stunden marterte sie dieser Gedanke. Dann wurde der Gegenstand ihrer Verzweiflung ermordet gefunden.

Oswald hätte den Namen eines Rechtskundigen nicht verdient, wenn er nicht nach dieser, ihm allerdings sogleich nicht im Ganzen vorliegenden Aufklärung gesagt hätte: „Diese Schurken sind dreifach strafbar! Sie sind Mörder, Diebe und Betrüger! Sie wußten, daß Wächter, der sich mit ihnen hielt, das Geld ihrer Schwester gegeben und waren uneinig, ob sie es einfach ihr rauben oder durch List abgewinnen sollten! Dann fuhr er fort: „Jenem Sigmund Hartmann traue ich die Theilnahme an diesem Ueberfall nicht zu. Malvina ist bei dem ganzen Streich nur genannt worden, weil man von Ernestinen wußte, daß sie eher Alles thun würde, als sich etwa bei ihr erst nach dem Zusammenhang erkundigen —" und so sprach Oswald diese und jene Vermuthung aus und gab auch zu, daß man es vielleicht auf ihn selbst und seine eigene Casse abgesehen hatte; „wie aber Wächter's Tod? Erfuhr Wächter das Schicksal Ernestinens? Was sagte er zu dem verlorenen Gelde?" — „Er suchte es sich wahrscheinlich selbst wieder," vermuthete Scharfneck, denn nur Vermuthungen ließen sich aussprechen, da Wächter auf ewig stumm war. „Ob er die wahre Geschichte der nothgedrungenen Veruntreuung Ernestinens erfuhr, kann zweifelhaft erscheinen," fuhr Scharfneck fort; „vielleicht blieben ihm sogar die Namen Terer, die ihr das Geld abtrotzten, verborgen. Dann suchte er sich diese selbst. Sein Instinct konnte ihn, als sich ihm Ernestine offenbart hatte, nur auf die Brüder führen. Ich denke so. Er paßte diesen Menschen auf, schlich sich ihnen nächtlicherweile sie irgendwo entdeckend nach, fand sie mit den Söhnen des Fischermeisters Brunck auf einem gemeinschaftlichen Wege. Wohin? Zu dessen

Fischbehältern. Konnten sie der Schwester trauen? Mußten sie nicht eine Untersuchung gewärtigen? Erschraken sie nicht, als Wächter genannt wurde, dem sie schon einmal die Gefängnißhaft verdankten? Und die Brüder und ihre Helfershelfer wieder, wo sollten sie das Geld verbergen? Bei sich selbst, wo vielleicht ihre Schliche, die gut zu machen ihnen nicht einfiel, bald herauskamen? Sollten sie es irgendwo vergraben? Da trugen sie es in die verschlossenen Fischbehälter, deren Schlüssel die jungen Brunck führten. Dort mußte sie der nächtlich herumschleichende Kellerbesucher, Entdecker von Spielhöllen, ein Nachtunhold beobachtet haben. Als sie von den Fischbehältern zurückkehrten, begab sich Wächter ohne Zweifel selbst an die Kästen, wo man einen schweren Gegenstand eingesenkt hatte. Die Räuber kehrten noch einmal zurück, entdeckten ihn, sahen sich verrathen, verfolgten den Fliehenden und schlugen ihn nieder. Das einzige Wort, das er noch hatte sprechen können, verrieth sie."

„O," rief Oswald aus, „giebst Du denn nicht zu, Freund, daß Erneſtine sich aus allen diesen Schrecken wie ein Phönix von seinem Flammennester erhebt? Könntest Du noch einen Funken von Achtung vor mir haben, wenn ich dies edle und seltene Mädchen ihr grausames Schicksal entgelten ließe, sie nicht vielmehr wie eine geheiligte Unglückliche an mein Herz zöge und sie in meiner Liebe die Ruhe finden ließe, welche die Arme nach so vielen Leiden verdient?" Scharfneck schwieg. Der Freund wallte in schmerzlicher Empfindung auf. „Sprich nicht mehr vom Emporblick!" sagte er, „ich würde mich selbst nicht mehr achten, wenn ich die Hoffnungen täuschte, die Erneſtine auf mich setzen darf." Scharfneck erwiderte nichts, zog sein Portefeuille, öffnete es und gab Oswald ein von seiner eigenen Hand geschriebenes Blatt. „Was soll das?" fragte Oswald.

„Hier, Ernst!" sagte Scharfneck. „Dieser Brief von Erneſtine Waldmann wurde in der Brieftasche des Erschlagenen gefunden. Das Original mit Blut bespritzt liegt bei den Acten und wird nicht zur öffentlichen Verhandlung kommen. Die Abschrift ist von mir. Ich kann Dir die Kenntnißnahme dieser Zeilen nicht ersparen."

Oswald las einen Brief, den Ernestine Waldmann einige Stunden nach dem Ueberfalle, den die Brüder auf ihr gläubiges und schwesterliches Herz versucht und glücklich ausgeführt hatten, mit gewandter, zierlicher Handschrift an ihren, sie seit Jahr und Tag umschleichenden Lehrer gerichtet hatte. Er lautete, in stilistischer Hinsicht überraschend gewandt: „Lieber Herr Wächter! Sie haben mir durch allzu großes Vertrauen den Muth gegeben, in einem der qualvollsten Augenblicke meines Lebens die Feder zu ergreifen und nach Fassung ringend mich mit Ihnen schriftlich auszusprechen. Ihr Leben haben Sie mir seit dem letzten Jahre unserer Bekanntschaft so oft erzählt, daß ich es wage, die gute Meinung, die ich immer von Ihnen hegte und die ich oft genug gegen Ihre Feinde vertheidigte, heute zu meinen Gunsten sprechen zu lassen; denn ich habe Ihnen Schmerzliches anzuzeigen. Die Summe, die Sie mir anvertrauten, besitz' ich nicht mehr. Wie ich dazu gekommen, ohne Sie zu fragen, die Ersparnisse Ihres freudlosen Lebens an Jemand auszuleihen, der nicht im Stande ist, mir auch nur die geringste Bürgschaft der Wiedererstattung zu leisten und sie auch schwerlich jemals wiedererstatten wird, darüber lassen Sie mich mit Stillschweigen hinweggehen. Sie kennen mich zu gut, lieber Herr Wächter, als daß Sie nicht glauben sollten, ich hätte Ihr Vertrauen nur erst nach den fürchterlichsten Prüfungen getäuscht, nach Prüfungen, die mir ein grausames Schicksal hatte auferlegen wollen. Ich fühle mich jetzt Ihre Schuldnerin. Was Sie seit länger als einem Jahre zu meiner Ausbildung gethan haben und ferner noch ohne Ansprüche auf Entgeltung thun wollten, das habe ich dennoch immer mit meiner Hände Arbeit und nach Ihren geringen Forderungen gutgemacht. Wie ich aber den Verlust Ihres Eigenthums gutmachen und die Ersparnisse Ihres Lebens, die Hoffnung Ihrer Zukunft Ihnen ersetzen soll, das ist ein Gedanke, der mich vernichtet. Erwerben kann ich es nicht; noch weniger kann ich einen gewissen Freund, den Sie kennen, um Beistand angehen; denn Sie wissen, daß ich seit dem Tage, wo derselbe zum ersten Male nicht wieder in unsere bescheidene Hütte, damals in der Vorstadt, die leider nicht die Hütte der Unschuld und Tugend

gewesen ist, zurückkehrte, die Ueberzeugung gewann, ein so Hochstehender könnte ein armes Dasein, wie das meinige, durch Freundschaft nur dann auszeichnen, wenn es ihm nicht verpflichtet ist. Ich fühle oft, daß es doch wol ein unreiner Geist war, der mir einflüsterte: Du mußt die Spuren Deiner Armuth und Deinen Mangel an Bildung verwischen, wenn Du die Freundschaft eines solchen Mannes verdienen willst! Sie wissen, lieber Herr Wächter, wie ich, von thörichter Verblendung getrieben, gerungen habe, mich aus meinen häuslichen Verhältnissen frei zu machen und meinen Mangel an Bildung zu verdecken! Wenn ich mir die Schreckensaugenblicke vergegenwärtige, wo ich das mir von Ihrem Vertrauen übergebene Pfand aus meinen Händen lassen konnte, so muß ich mir zu meiner Beschämung gestehen, daß es wieder nur die Furcht war, vor diesem Freunde im düstern Lichte zu erscheinen, umgeben von Verhältnissen, die ihn in der That auch schon jetzt wieder von mir entfernt haben. Nun wird er schwerlich je zurückkehren. Seit zehn Tagen von ihm gemieden, fühle ich, daß der Augenblick gekommen ist, wo ich mich von einer thörichten Einbildung, die mir schon seit zwei Jahren meine Eitelkeit gefangen nahm, auf ewig trennen muß. Ach, welch' eine Verblendung! Seit einigen Wochen erhielt ich Briefe aus Oswald's Heimath, von Beauftragten seiner Eltern, Briefe, die mir Trennung zur Pflicht machen. Die Berufung auf meine Vernunft hat mich bestimmt. Ich raubte edlen Eltern einen edlen Sohn! Ich habe das Vertrauen eines Geistlichen, der mir aus Oswald's Heimath schrieb, nicht täuschen wollen, habe die Briefe des Herrn Dämmer dem Freunde nicht mitgetheilt. Aber unwürdig wie ich bin, jemals Herrn Oswald's Gattin zu werden, muß ich meinem Wahne ein Opfer bringen und endlich, endlich mit Gewalt selbst der Möglichkeit vorbeugen, daß der Freund, wie schon einmal, so auch jetzt aus alter Gewohnheit wieder zu mir zurückkehrt. Ich muß diesen Wahn aus meinem Herzen reißen und ginge damit mein Leben hin und — — auch aus seinem; denn er gehört anderen, edleren Verhältnissen! Sie sehen, lieber Herr Wächter, wie es in meinem Herzen aussieht! Ich bin nicht im Stande, Ihr Vermögen Ihnen zurückzugeben. Ich

muß Sie beschwören, fußfällig beschwören, es von mir nicht zu fordern. Ich muß Sie bei Allem, was Sie mir je über Ihre Zuneigung zu mir und Ihre Wünsche schon seit drei Jahren gesagt haben, anflehen: Lassen Sie jede Untersuchung! Fragen Sie mich nie, was aus diesem Gelde geworden ist! Ich kann es Ihnen nicht wiedergeben, ich kann Ihnen auch nicht sagen, wem ich es geben mußte. Ich bin arm und habe nichts, womit ich Sie einigermaßen zufrieden stellen kann. Seit drei Jahren schon sagen Sie mir, daß Sie mich lieben. Sie haben mir oft gesagt, daß ich das einzige Glück Ihres Lebens werden könnte. Seit drei Jahren folgen Sie mir auf Schritt und Tritt und duldeten ruhig, daß ich Sie zurückwies, Ihrer Anfangs spottete, dann die Huldigung eines Jüngern und Reichern der Ihrigen vorzog. Sie störten nie diesen unglücklichen Bund; Sie harrten aus und behüteten mich, wie ein Vater sein Kind behütet! Sie bildeten mich aus, soweit meine Anlagen reichen. Daß ich diese Zeilen niederschreiben kann, wem verdanke ich es anders als Ihnen? Mitleid und Dankbarkeit sind es, die ich für Sie gefühlt habe in jeder Stunde meines Lebens, seit ich Sie kenne. Sie hofften auf Liebe! Ich kann Ihnen schwärmerische Liebe nicht entgegenbringen. Aber wär' es vielleicht möglich, ganz hier mit diesem Leben zu brechen, wär' es vielleicht möglich, das Meer zu gewinnen und irgendwo in Amerika ein ehrliches Gewerbe gemeinschaftlich zu treiben, so könnte ich mich entschließen, mich loszureißen und, um alle Brücken mit der Vergangenheit abzubrechen, Ihnen, Herr Wächter, in Geduld und im Vertrauen auf Gott, der helfen wird, zu folgen."

Als Oswald diesen Brief, den nicht die Verzweiflung, sondern eine ruhige, ergebene Fassung in die Feder dictirt zu haben schien, gelesen, mußte wol sein Herz zusammenzucken. Was half es ihm, währenddem er las, in Zorn gegen den Pfarrer Dämmer, ja gegen seine eigenen Eltern aufzulodern! Was half es ihm auszurufen: Herr des Himmels, bin ich denn verdammt, der Narr der Dinge zu sein, die sich ohne mich hinter meinem Rücken machen? Was half es ihm, von dem Todten auszurufen: Mit dieser wie fußfälligen Bitte um Verschwiegenheit in Händen konnte dieser Elende nach dem

Wir ſind nicht furchtbar mehr, ſonſt würdeſt Du
Mit offnem Antlitz uns hier nicht begegnen!

Kaluga (bitter).

Du kommſt bergab. Mit Euern Würfeln, glaub' ich,
War's Zauberei; ein falſcher ſtak darunter.

Borotin.

Der Tag von Kaſan iſt uns Nacht geworden —
Nach allen Winden iſt das Heer zerſprengt —
Und wie Geſpenſter ſchleichen wir durch Wald
Und Klüfte .....

Kaluga.

Und der abgeſetzte Cäſar?

Borotin.

Wird bald für einen Biſſen Brods den Ruſſen
Sich ſelbſt verkaufen — Manchen kenn' ich, der
Für einen Becher friſchen Waſſers ihn
Dem erſten beſten Offizier verhandelt.
Ihr ſannet lang auf ſeinen Tod, Kaluga —
Jetzt legt die Flinte an, ich glaub', er dankt Euch,
Wenn Ihr ihn trefft ....

Kaluga.

Wißt Ihr denn, wo er weilt?

Borotin.

Wo Er? Ja wo wir Andern weilen werden,
Das weiß ich — Freundchen, kaum drei Werſt von hier
Sah' ich uns in effigie am Galgen.
Ich ſtand in einem Haufen Bauern; nicht
Gekannt, vernahm ich, was bei Trommelſchlag

ihm verlorenen Gelde dennoch forschen, dennoch spüren! Was half es ihm endlich, sich zu sagen: Aber Wächter suchte vielleicht das Geld, um nach Amerika zu gehen, mit seinem Rettungsengel, meiner verlorenen Liebe? Den Zusammenhang der bösen Brüder mit den Fischern wußte er! Es half nichts. Oswald's Kraft war gebrochen. Scham und Wehmuth, beide warfen ihn in einen Zustand, aus dessen rathlosesten und ohnmächtigsten Entschlüssen er sich nicht aufraffen konnte.

Ueber die Fischersöhne und die drei Brüder Waldmann wurde in Folge geschickter Vertheidigung nur eine dreijährige Zuchthausstrafe ausgesprochen. Ernestine, die vor Gericht nur noch als Zeugin zu erscheinen hatte und dabei durch die Bestimmtheit ihrer Antworten allgemeine Theilnahme erregte, wurde sofort in Freiheit gesetzt. Oswald kämpfte mit sich, ob er ihr trotz des Briefes an den so unglücklich aus dem Leben geschiedenen Lehrer seinen Schutz und Beistand anbieten sollte. Aber noch ehe er wagte, dem unwiderstehlichen Drange seiner noch immer nicht erloschenen Liebe Gehör zu geben, war Ernestine verschwunden. Niemand wußte, wohin sie sich begeben hatte. Es währte lange, bis man erfuhr, daß sie nach Osten zu gereist war, in Stettin ein Schiff bestiegen und sich nach Petersburg begeben hatte, von wo sie sich aller Nachforschungen ungeachtet spurlos im Innern Rußlands verlor.

Siebentes Kapitel.

Die Jugend schmollt länger als das reifere Alter mit dem Leben, wenn es sich ihr nicht sogleich nach Wunsch gestalten will. In gesetzten Jahren weiß man die Flucht der Zeiten wol zu schätzen und findet sich mit ihrer Ungunst gelassener ab. Aber die jungen Jahre gehen mit sich verschwenderisch um und geben ihrem Mißmuth einen Raum, der manchmal einen Charakter für's ganze Leben bestimmt.

Oswald ergriff wieder mit Eifer seinen Beruf, besuchte

seine Heimath, sah die frohen, entwölkten Mienen seiner Eltern, denen er nach ihrem Sinn für die vom Pfarrer Dämmer gewagten Schritte eher hätte danken als von ihnen eine Abbitte dafür verlangen sollen und feierte die Verbindung Scharfneck's und seiner Schwester mit. Aber es lag doch ein Druck auf seiner Seele, der nicht weichen wollte. Scharfneck, vor ihm zur Residenz zurückkehrend, begründete sich eine Häuslichkeit, die dem Weltsinn des Schwagers entsprach. Der neue Gerichtsrath sah Menschen um sich und erzog seine junge Frau mit Geschick für die nicht leichte Aufgabe, ein Haus zu machen und den Menschen zu gefallen. Oft ermunterte er den Schwager, ihrem Beispiele zu folgen und sich zu verehelichen. Oswald lehnte die Zumuthung ab.

Scharfneck kam selbst nach einigen Jahren noch auf manche Ausläufe der Verirrungen, die sein Schwager durchlebt hatte, zurück. Während er Ernestinens Entschluß, sich der Ehre Oswald's und dem Rufe seiner Eltern zum Opfer zu bringen, in einer für Oswald's Gefühl fast übertreibenden Weise pries und sich jetzt, wo Ernestine verschollen war, fast mit ihr ausgesöhnt hatte, häufte er über die Dinge, welche sich rings um Oswald's verblendete Sinne, wie er sagte, damals so behaglich ausgebreitet hatten, allen Spott, dessen seine scharfe Beobachtungsgabe nur fähig war. „Um Dir ein Bild von Deinem edlen Volke zu geben," sagte er, „gehe einmal in eine der Nebenstraßen des Schloßplatzes! Dort findest Du ein Modegeschäft unter der Firma: „Sigmund Hartmann und Comp.". Eine reizende junge Frau sitzt da am Fenster und nimmt die Bestellungen an. Es ist Malvina Wilde. Das Geld, das zu diesem Geschäfte nöthig war, hat natürlich einen Ursprung, der Dir die eigenthümliche Vorstellung, die alle diese Menschen mit Macht und Besitz verbinden, vergegenwärtigen wird. Ernestinens Brüder wußten wirklich nichts von Wächter's bei ihr aufbewahrtem Gelde. Sie kamen nur in der Absicht, durch ein Gewebe von Lüge die Schwester zu bestimmen, ihre Verbindung mit Dir zu ihrem Vortheil auszubeuten. Exploitiren! Das ist nach oben eine Kunst, die noch manchmal Ueberwindung kostet; nach unten versteht sich das Exploitiren von selbst. „Wie machen wir's, daß Der

einmal heraufrückt!" das war das ganze Thema des verschmitzten Plans. Hartmann würde sich viel zu vornehm gedünkt haben, mit diesen Leuten gemeinschaftliche Sache zu machen. Sie nannten ihn um Malvina's und der Schwester willen, die vor diesen Namen schauderte. Hartmann war nur schlecht in einem andern Styl. Woher bekommen wir Juristen unsere traurige Verachtung und Gleichgültigkeit vor den menschlichen Charakteren? Kann man sie uns verargen, wenn wir Thatsachen erfahren wie diese: Hartmann nimmt die Liebe der in seine Vernissstiefeln und seine Cravattenknoten vernarrten und auf eine, wie man nach Verirrungen dieser Art oft findet, geregelte Ehe fast mit einer Art Prüderie bedachten Malvina mit ruhigem Hochmuth an und beschließt, seine Pariser Erfahrungen und sein Hé! Holà! Houp! dadurch zu nutzen, daß er ein Modemagazin anlegt. Woher das Geld dazu nehmen? Rathe! Verlobt mit Malvina Wilde, wie er ist, schreibt er an den jungen Grafen Luchsfuchs! Dieser schickt verächtlich für einmal einen Beitrag zur Ehe und zum Etablissement. Jean Morbiller, sein Kammerdiener, der Wuchergeschäfte macht, oft mit seinem jungen Herrn zusammen, schießt ein Capital vor und macht sich nunmehr zum Herrn der ganzen, jetzt eröffneten Firma „Sigmund Hartmann und Comp.". Ob da nun früher ein Schimmer von Poesie vorhanden gewesen, den ich in meiner Skizze, wie oft ein junges Wesen in diesen Sphären der Verführung unterliegen muß, andeutete, das mildert sich Alles ab in Täuschung oder löst sich in Verhältnisse auf, wie sie leider eben dazu dienen müssen, die Großen so unverbesserlich hochmüthig und von den Kleinen so unverbesserlich geringschätzend denken zu machen."

„Du hast Recht," sagte Oswald mit Bitterkeit, „ich werde mir deshalb lieber eine Fürstin zum täglichen Umgang wählen. Frau von Wolmany empfahl mich wenigstens in ein Haus, wo ich solche Erfahrungen, wie Du sie schilderst und ich selbst erlebte, nicht wieder machen werde."

„Thu' das!" fiel Scharfneck ein. „Besuche die Cirkel der Fürstin Bagration! Schade, daß sie nicht aus Petersburg, sondern aus Italien kommt. Feodore Bagration, ihre Tochter, die berühmte Bildhauerin, meißelt ihre Amors und Psyches

nicht, um sie nur vom Hofe bewundern zu lassen. Sie rafft Künstler und Gelehrte, Civil und Militair, Alles durcheinander auf, um ein Haus zu machen, in welchem Dir vielleicht einmal ein Reisender aus Petersburg begegnet, der Dir von der guten und vortrefflichen Ausnahme Ernestine Waldmann Nachricht bringt."

Und wirklich erlebte Scharfneck, daß sein Schwager ein eifriger Besucher einer zahlreichen russischen Familie wurde, deren jüngere Mitglieder aus Italien zurückgekehrt waren, um sich mit den älteren, die aus Petersburg kamen, in dieser Residenz ein Rendezvous zu geben. Das ehrwürdige Haupt dieser reichen und kunstsinnigen Familie war eine Matrone, die von Moskau eintraf. Die älteste Fürstin Bagration war eine geborene Deutsche, eine hochgebildete, wohlwollende Frau, leider seit Jahren erblindet. Scharfneck erfuhr, daß sich Oswald, eingeführt von Frau von Wolmany, gerade am liebsten in dem engern Kreise dieser greisen Fürstin bewegte und oft in der Woche zwei- bis dreimal bei ihr den Thee trank. Die Schwester, Scharfneck's Frau, wurde eifersüchtig, wenn Oswald die Behaglichkeit dieser Abende rühmte. Die greise Fürstin ordnete, als sie ankam, sogleich ihren Kreis für sich. Ihre Enkel und Enkelinnen waren ihr zu aufgeregt, zu lärmend. Sie hatte eine kleine erlesene Gesellschaft um sich, eine Gesellschaft, die ihr mit etwas Umständlichkeit angemeldet wurde, dann auf wollenen Teppichen nahte, in dem matterhellten Zimmer Platz nahm und sich die Gespräche gefallen lassen mußte, welche die eigenthümliche und etwas strenge erblindete Dame nach ihrem Wunsche angab oder nach Gefallen abschnitt. Wenn Oswald's Wesen, seine beinahe zurückgekehrt scheinende Heiterkeit erwähnt wurde, pflegte Scharfneck in seinem illusionslosen Eifer zu äußern: „Sage man, was man wolle, es liegt etwas Veredelndes, Erhebendes, Läuterndes im Umgang mit den bevorzugten Klassen! Geringe Anschauungen mögen da am allerwenigsten fehlen, aber sie werden entweder verborgen oder nur nach dem Maßstabe eines allgemeinen Gesetzes ausgesprochen. Immer sucht man die Vermittelung mit dem Ueblichen und Ueberlieferten wiederzugewinnen. Wie unaussprechliche Wirkungen liegen allein im Takte! Ist der

Takt schon die eigentliche Seele der Musik, ohne welche all' ihre sonstige Harmonie nicht bestehen kann, so ist der Takt im gesellschaftlichen Leben geradezu die Seele alles Umgangs und des Handelns. Wie schleift sich in solcher Umgebung das Schroffe und Spröde ab! Wie sind die Menschen aufeinander angewiesen! Wie tauschen sie nur ihr Bestes und ihren wahren Reichthum miteinander aus! Ernst ist jetzt erst in die Bahn getreten, in welche ich ihn von Anfang an drängen wollte. Er wird jetzt seinen Werth zu schätzen lernen und sich nur an Das verlieren und hingeben, was seiner würdig ist."

Eine Störung dieser glücklichen Zeit brachten häusliche Trauerkunden. Die Eltern Oswald's und Evelinens erkrankten und schieden in kurzen Zwischenräumen aus dem Leben. Der Fall war erschütternd. Der Schmerz, zwei so theure Wesen so kurz nacheinander zu verlieren, schien Anfangs kaum zu ertragen; aber in die Trauer mischte sich, wie gewöhnlich, sogleich die Umständlichkeit der Erbschaftsanordnungen. Wenn Menschen, die uns theuer sind, aus dem Leben gehen, will nur unser Herz klagen, und sogleich wird unser Verstand, nicht selten unsere Leidenschaft in Bewegung gesetzt! Es ist dies so traurig, aber es ist so.

Ueber diese Zwischenfälle, erst der Trauer, dann der Erbschaftstheilung, ging der Winter dahin. Als die ersten Lerchen stiegen und eines Tages Oswald nur mit Mühe zu bewegen war, einen Spaziergang durch die „vom Eise befreiten" Felder vor den Thoren der Stadt mit seiner Schwester und dem Schwager zu unternehmen, mußte er, da er wieder das Haus der Fürstin vorschützte, den Vorwurf vernehmen, daß ihn jetzt „diese Welt des vornehmen Scheins" denn doch auch zu sehr in Anspruch nähme; ja Scharfneck ließ sogar in der Laune des Nachtisches — Oswald hatte oft bei seinem Schwager zu Mittag gegessen — das Wort fallen: „Ich glaubte, Du liebst gar Prinzessin Feodore und spielst, wie sich für einen jungen bürgerlichen Advocaten kaum anders ziemt, bei dieser Dame die Rolle eines Toggenburg. Oder bist Du wirklich nur der treue Bologneser der alten blinden Fürstin und kannst ohne die Wärme ihres Kamins und die Stille ihrer Teppiche nicht mehr leben? Wer hätte das gedacht!"

Oswald hatte schon den noch mit Flor umbundenen Hut in der Hand, er stockte einen Augenblick, dann zog er sein Portefeuille und fragte den Schwager — wo er seine Verlobungskarten hätte stechen lassen? „Willst Du uns überraschen?“ fragte man erstaunt. Und zur Bestätigung, daß auch er ein solches verhängnißvolles Blättchen wollte vervielfältigen lassen, reichte er Beiden ein Papier. Man ergriff es und las: „Erneſtine Waldmann, Ernſt Oswald.“ Sprachlos ſtand die Schweſter. Sie mußte an dem ſonnenbeſchienenen, mit Hyacinthen geſchmückten Fenſter, das ſie eben öffnen wollte, um die erquickende Märzluft in's Zimmer einzulaſſen, ſich feſthalten. Man rieth auf einen Scherz.

Oswald aber erwiderte feierlich: „Zu allen Zeiten wären mir dieſe Erinnerungen zu heilig geweſen, um mit ihnen zu ſcherzen. Es iſt vollkommner Ernſt! Hört, was in dieſen Monaten der Trauer um unſere Theuern mich aufrecht erhalten hat, was mir die Kraft gab, mit der Faſſung, die Ihr ſonſt an mir kaum gewohnt ſeid, unter dem Druck der ſchwerſten Pflichten nicht zu wanken!“ Und ſo erzählte er: „Im Hauſe der blinden Fürſtin Bagration, in dem grünen verhangenen Zimmer, auf den ſtillen Teppichen, beim Schimmer eines mattgeſchliffenen Lampenglaſes, habe ich Erneſtine Waldmann wiedergefunden. Nach der wilden Schreckenszeit, die ſie durchlebt hatte, war ſie dem Norden zugeflüchtet, erſt in der Abſicht, dort in untergeordneten Verhältniſſen zu dienen. Aber bald wurde ihr Werth erkannt. Man zog ſie nach Moskau, wo ſie in eine Familie aufgenommen wurde, die nicht nur ihre Bildungsfähigkeit, ſondern ihre wirklich ſchon erworbenen geiſtigen Beſitzthümer zu ſchätzen wußte. Man ſtellte ſie bei der erblindeten Fürſtin Bagration, einer geborenen Teutſchen, als Vorleſerin an. Ihr reines, zum Herzen ſprechendes Organ, ihre gewählte Ausſprache, ihre unermüdliche Geduld im Ertragen der vielen Launen einer mißmuthigen und verwöhnten Frau und ihrer noch verwöhnteren Umgebungen erwarben ihr, wie das leider nicht anders geſchieht, zwar nicht die wahre volle Anerkennung ihrer Treffſlichkeit, aber brauchbar erſchien ſie doch und nützlich und, wie die

vornehme Kälte dafür immer vom gerechten Schicksal bestraft wird, zuletzt nothwendig."

„Nach zwei Jahren sprach man von einer Reise nach Deutschland. Die Rückkehr nach der Heimath konnte Ernestinen nicht erlassen bleiben, denn eine Weigerung, dorthin zu folgen, würde von diesen starkwilligen Menschen nicht angenommen worden sein. So fügte es der versöhnendste Zufall, daß ich sie wiedersah. Es war, als beim Eintreten zur Fürstin gerade eine sanfte Stimme aus Humboldt's „Kosmos" vorlas und mein Auge nicht sogleich auf die weißgekleidete junge Vorleserin fiel. Die Stimme versagte der Lesenden schon, als ich gemeldet wurde. Aber die Fürstin zwang sie, dem ihr von ihren Enkeln vorgestellten Neuling ihres Zirkels noch einmal einige Stellen mitzutheilen, über welche sie sogleich ein Gespräch mit mir anknüpfen wollte. Ich erkannte weder sogleich die Gesichtszüge der Vorleserin, noch ihre bebende, nach Fassung ringende Stimme. Erst als sie schweigen, als sie sich leise entfernen durfte, erst da war es mir, als hätte ich eine alte Melodie in meinem Gedächtniß anklingen hören, als zöge etwas Geisterhaftes, Fremdes und doch so Bekanntes durch's Zimmer. Ich wagte es, nach dem blassen jungen Mädchen, das so sicher die schwierigsten Worte und in so vollkommener Aussprache vortrug, eine schon die Wahrheit ahnende Frage zu stellen. Da hörte ich denn von der blinden Fürstin den Namen Ernestine Waldmann."

„Einen Besuch zu ihr selbst," fuhr Oswald fort, „im obern Stockwerke, durfte ich nicht wagen. Aber zwei Tage darauf, an demselben Kamin, in derselben Beleuchtung gab ich Ernestinen zum Gruße meine zitternde Hand. Die Fürstin sah die stumme Begrüßung zweier Menschen nicht, die das Schicksal für einander bestimmt hatte. „Aber was haben Sie?" fragte die Fürstin doch in französischer Sprache, als Ernestine eine Antwort auf eine von ihr gewünschte Auskunft geben sollte. Ernestine wußte, daß in dieser Umgebung ihr Leid und ihre Freude nicht gelten durften. Sie bezwang ihr Gefühl und erwiderte in gleicher Sprache, ihr wäre nicht wohl. — „Sie haben zu viel gearbeitet," sagte die Fürstin, „wissen Sie." fuhr sie, zu ihrem Besuche sich wendend, fort — „Herr Oswald,

dieſe junge Dame hat den Fanatismus der Bildung. Ich erlebe noch, daß ſie Griechiſch lernt!" — Erneſtine lächelte und ſagte nur mit verweiſendem Ton: „Für Rußland doch nicht unpaſſend." Dieſe Erinnerung an die Popen verſöhnte die aufgeklärte, proteſtantiſch gebliebene Fürſtin. „Ja, ja! Warum ſoll ich es nicht verrathen," fuhr die Fürſtin fort, „ich habe Fräulein Waldmann als eine junge Dame kennen gelernt, die den „Kosmos" nicht vorzuleſen wagte, aus Furcht über die ſchweren Ausdrücke darin zu ſtraucheln. Sie ſtudirte dann die Nächte durch und ſtrauchelt jetzt nicht mehr. Aber," fuhr die Fürſtin doch mit Gefühl fort, „ich höre, daß auch ihre Wangen bleicher ſind, als ſich für ſo viel Jugend und wie ich höre Schönheit ziemt. Nicht von Anderen hör' ich's, daß Sie ſchön ſind, Erneſtine; wer anmuthig iſt, das hört ſich an der Stimme. Wir Blinden ſehen mit allen Organen, die bei Euch nur hören und fühlen können." Und dann begann die Fürſtin wieder von ſich ſelbſt. — Oswald erzählte, er hätte während dieſer Worte Erneſtinens zitternde Hand in der ſeinen gehabt, hätte jene mit Küſſen und mit Thränen bedeckt. Darauf wäre ein Beſuch gemeldet worden und der Abend in jener Selbſtbeherrſchung vorübergegangen, die einen neuen Reiz, einen neuen Zauber über dies Wiederſehen ausgebreitet hätte.

„Ach," erzählte Oswald mit leuchtenden Augen, „es begann jetzt ein Glück, dem ich oft verſucht war, in Eurer Gegenwart Worte zu leihen. Aber ich begnügte mich, Euch nur die ſtrahlenden Mienen meines Antlitzes zu zeigen. Giebt es denn einen ſüßeren Reiz als das Geheimniß der Liebe? So ſich entbehren müſſen und ſich dennoch beſitzen, ſo unter Fremden verweilen, ſich ſcheinbar fremd ſein und doch ſich angehören, ſo unter dem ſchützenden Deckmantel der Formen und des Taktes ſein theuerſtes Beſitzthum nicht an Die verrathen, die es ganz zu würdigen nie, nie verſtehen würden! Ich war glücklich ſelbſt in dieſem Zwange, den wir uns auferlegen mußten. Ein Briefwechſel entſpann ſich ſtatt der perſönlichen Begegnung, die nicht zu oft ſtattfinden durfte. Und wie ſprach ſich Erneſtine in dieſen Ergüſſen einer geübteren, ihrer ganz bewußtgewordenen Seele aus! Noch immer war ſie ein Mädchen aus dem Volke, ſie ſtand über den Formen dieſer conventio-

nellen Welt, die sie sich nur angeeignet hatte als eine leider unerläßliche Bedingung ihrer neuen Existenz. Sie ging nicht in diesen Formen auf, nahm sie nicht für mehr, als was sie sind. Sie blieb das frohe Geschöpf der Natur, das harmlose Kind bei aller grausamen Zweideutigkeit, in welcher das Leben schon mit ihr gesprochen und ihr die von idealen Träumen aufschreckende Wahrheit unserer gesunkenen Civilisation gezeigt hatte. Diese Briefe sollten Ihr lesen. Wenn ich eintrat zur Fürstin, wechselten wir unsere Empfindungen aus, Rückblicke, Erlebnisse, aufgeschrieben in Blättern, die wir uns beim ersten Gruße in die Hand drückten. Ihr werdet den Antheil lesen, den sie an unseren herben Verlusten nahm! Sie, die nicht aus eigener Erfahrung Mutterliebe und Vaterliebe kannte, wie rührend spricht sie von beiden! Ernestine hat mir während des ganzen Winters, wo der Tod eine Ausgleichung zwischen dem allzu vielen Glück, das mir zu Theil werden sollte, herstellte, nur drei- oder viermal Gelegenheit geben können, sie auf offener Straße, frei vom Zwange der Formen, in denen sie lebte, zu sehen. Wir wanderten in die Vorstadt, sahen mit Rührung das elterliche Haus, das sich in anderen Händen befindet; ihr Vater arbeitet mit den Kindern bei anderen Gärtnern, empfängt Unterstützung von Ernestinen, und hat trotz seines Alters und seiner vielen Kinder zum zweiten Male geheirathet! Wir sahen das Haus, wo Ernestine in ihrem einsamen Zimmerchen die Schrecken mit den drei nach der Gefängnißstrafe, wenigstens für ihre Wissenschaft, verschollenen Brüdern erlebte. Die Erinnerung an den ermordeten Wächter zuckte in ihr schmerzvoll auf. Sie sagte: „Schon einmal bin ich gestorben, als ich mich von Dir losreißen und dem unglücklichen Manne mich zum Opfer und Ersatz bieten mußte. Aufleben in dieser Welt, die ich auf ewig fliehen mußte, konnte ich nur durch Dich!“ — „Aber zu selten,“ fuhr Oswald fort, „zu selten wurden mir diese Augenblicke der Vertraulichkeit mit meiner wiedergefundenen Liebe. Der Zwang eines vornehmen Hauses ist fürchterlich. Ernestine ist das Augenlicht jener Fürstin, die mit Geist und einer nicht zu leugnenden Herzensgüte doch auch die ganze Strenge ihrer Kastenansprüche verbindet und Ernestinen wie ein

Instrument behandelt. Immer muß sie in ihrer Nähe sein, immer bereit, der Dolmetscher ihrer Unruhe und Wißbegier zu werden. Sie muß es die Fürstin gleichsam vergessen lassen, daß sie blind sei. Mit meiner Verlobung endet ein Verhältniß, das an Erneſtinen wie ein Fieber zehrt. Sie bedarf der Erholung, der Pflege, und ich hoffe, wenn noch ein Funke von Freundschaft für mich in Euren Herzen lodert —"

Scharfneck ließ Oswald nicht ausreden und versicherte ihn seiner innigsten Theilnahme. Oswald blickte fragend auf die Schwester, die gerührt schien, aber doch nicht einem von ihrem Bruder angedeuteten Wunsche eher entgegenzukommen wagte, bis nicht ein Blick auf ihren Gatten ihr die Bahn des Rechten angewiesen. Scharfneck sagte: „Du willst, daß wir sie bis zu Deiner Vermählung bei uns aufnehmen?" Oswald bejahte. Man erwog die Möglichkeit, Erneſtinen ein Zimmer einzuräumen. Es geschah nicht ganz in der raschen Freudigkeit, die Oswald gehofft hatte. Er grollte. Aufdrängen wollte er nicht, was er mit liebendem Entgegenkommen begrüßt und mit Sehnsucht an sich gezogen wünschte.

Doch befreite ihn Scharfneck von allen Verlegenheiten. Er überholte die anderweiten Entschlüsse des Schwagers, indem er noch am selben Tage selbst zur Fürstin ging, von ihr selbst, fast wie ein Brautwerber, Erneſtinen für Oswald als künftige Gattin erbat und sie nach einigen Tagen aus dem nicht wenig erstaunten hohen Familienkreise in die Arme seiner Gattin führte. Oswald war glücklich, als er endlich die Vereinigung dieser Menschen sah, die ihm über Alles gingen. Erneſtine weinte. Ihre Thränen rührten Alle.

Nicht so sehr der Rückblick auf ihre Vergangenheit that weh, als der Gedanke an ihre Zukunft. Erneſtine war von hoher schlanker Gestalt, von edlen Formen, die blonden, sich niederwärts senkenden Locken standen ihr wie einer stillen Abendlandschaft der Mondenschein. Sie war krank. Die Blässe ihres Antlitzes verrieth, welche Anstrengungen es gekostet hatte, bis sie sich die Bildung erwarb, die man nun bei ihr antraf. Um diese Augen, die so hell, so geisterhaft glänzten, lagen die düsteren Schatten nächtlicher Stunden, die an der Lampe hingebracht waren. Die Stimme, so wohltönend und kräftig,

An Gnaden und an Strafen man verlas.
Wir Alle ſtehen auf des Henkers Kerbholz .....
Doch bietet man uns, wenn wir unſern Vortheil
Verſtehen, eine glatte Rechnung an .....
Nur muß ſich Soll und Haben decken ....

Kaluga.

Soll?
Verſteh' ich? ...

Worotin.

Seht, ich denke ſo: Kaluga —!
Daheim an unſerm Strom ſoll dieſer Sommer
Des Weines Ausſicht reich geſegnet haben .....
Es giebt ein gutes Jahr, und wir nur müßten
Vom Hochgericht die Andern zechen ſehen?
Die Proclamationen rührten mich
Zu Thränen ..... Wetter! So nach einem Jahrgang,
Wie dieſer ſein wird, in der Luft zu baumeln,
Umkrächzt von unſern letzten guten Freunden,
Den Raben, und die Zunge lechzend ſtrecken
In's große leere Faß des ew'gen Durſtes —
Verſpürt Ihr Luſt dazu?

Kaluga.

Spinnt Ihr Verrath,
So hütet Euch, es allzulaut zu thun —
Dort in der Höhle thront der Würfelkaiſer.

Worotin.

So nah? Dann wittr' ich Raben in der Luft,
Wir wollen unſre Straße weiterziehn. (Beide ab.)

und der Körper, den sie beseelte, so hinfällig und erschöpft! Oswald konnte sich nicht verschweigen, daß Ernestine, wie sie beim Lampenschein in dem dunkeln Zimmer der blinden Fürstin vorlas, und wie sie hier unter den frischen Eindrücken des gesunden Lebens am hellen Sonnenlichte stand, zwei verschiedene Wesen war. Es bekümmerte ihn, als er in den Augen der Seinigen trotz der Theilnahme mehr Wehmuth als Freude erkannte. Selbst Abneigung würde ihn nicht so geschmerzt haben wie die Rührung, mit der die Schwester dem weinenden Mädchen zusprach.

Die Verbindung wurde angesetzt, dann wieder aufgehoben. Ernestine kränkelte zu sehr. Sie war wie eine Blume, die sich im Treibhause entwickelt hatte, aber dort gewachsen und erstarkt, die Luft des wirklichen Lebens nicht ertragen konnte. Ihre Bescheidenheit machte niemals den Umfang ihres Wissens geltend. Sie hatte der Fürstin mehr Bücher vorgelesen, als Oswald's Schwester je hatte nennen hören. Und nicht blos äußerlich kannte sie alle diese, den verschiedensten Bereichen angehörenden Werke, sie hatte sie auch in sich aufgenommen. Sie verstand Französisch und Englisch. Um ihre Ausbildung vollkommen zu machen, fehlte ihr nur die Musik. Oswald stand oft vor ihr mit gefalteten Händen. Er betrachtete sie wie eine Heilige. Er nannte ihr Leben ein Wunder.

Was dieser Welt noch wie ein Wunder erscheint, ist vom Himmel nur ein kurzes Geschenk. Ernestine litt an allen offenen und geheimen Zeichen jener Krankheit, die man ein schon auf Erden sichtbares Engelwerden nennen kann. Diese zunehmende Reife der Seele, diese glänzenden Augen der Verklärung, diese wachsende Stärke des Gemüths, die feste, ruhige Vorbereitung auf den endlichen Abschied vom Leben, das Verschwinden aller Zeichen des physischen gesunden Seins, der beschleunigte Puls, die magernde Hand, die sich zuspitzenden Formen des Antlitzes — Alles verrieth die Zehrung, die Ernestinen dem Grabe zuführte. Das einst so blühende, frische Mädchen verschwand zum Schatten. An einem frühen Herbstmorgen hauchte sie die vielgeprüfte Seele im Arme des Verlobten aus.

Als sie zur Ruhe bestattet und ihr Grab mit Blumen

geschmückt wurde und Oswald zum ersten Male die Kraft gewann, selbst zu reden, nicht den tröstenden Zuspruch nur der Anderen zu vernehmen, sagte er zu Scharfneck, des Freundes Hand ergreifend: „Nun verspreche ich Dir, nur noch nach oben zu sehen. Dein Emporblick ist zum Himmelsblick geworden. Mein Stern dort oben glänzt so hell, daß ich ihn nicht mehr verlieren werde.“

Der sanfte, stille, junge Mann schied auf einige Zeit aus dem Kreise der Freunde. Er kehrte zurück nicht ohne die Tröstungen, welche die Schönheit der Erde bieten darf; doch blieb er bei seinem Worte. Alle seine Anschauungen, seine Gedanken leben nur wie in einer jenseitigen Anknüpfung. Was um ihn her ist, erfaßt wol sein Auge, zumal wenn sich mahnende Forderungen der Pflicht daran knüpfen; aber sein eigentliches Sein und Leben fesselt nichts Niederes mehr. Was ihn wahrhaft erhebt, muß in die Höhe gehen. Um mit dem Leben abzuschließen noch zu jung, pflegt er wol zu Scharfneck zu sagen: „Was ich auch beginne oder erfahre, ich verlasse mich auf eine Hand, die aus den Wolken zu mir niederlangt.“

Wir schließen diese Schilderung der Folgen eines träumend und zwecklos hingelebten Sonntagsnachmittags mit dem Wunsche: Möge unsere Zeit, die sich bei ihren vielen philanthropischen Zwecken auch den gesetzt hat, Formen des bildenden und emporziehenden Verkehrs der höheren Klassen mit den niederen zu finden, einen Mittelweg anbahnen lernen zwischen spröder Ablehnung der Volkselemente und allzusorglamer Bestissenheit, ihnen entgegenzukommen! Noch ist das Leben der Massen ein trübes Chaos. Die Lichtstrahlen der Liebe zu ihm waren noch nicht stark genug, es ganz zu erhellen, ja noch mehr, sie haben den elektrischen Stoff dieses Chaos entzündet — entzündet bis zur bösesten Widersetzlichkeit gegen Bildung und gesellschaftliche Gesittung. Mag man die vorstehenden Blätter als fragmentarische Studien anerkennen, um der Erkenntniß dieser Gährungszustände näher zu kommen.

Eine Phantaſieliebe.

Novelle.

Es iſt vergebens! Dämmerung
Das Gänſeln einer Linde!
Und was ſie träumet — ob es wahr
Verſtehen in die Winde!

(1845.)

Auch für diese Novelle erschien es zweckmäßiger, den früheren Namen derselben „Amazina Unruh“ abzudrucken.

I.

Wer in Italiens gegenwärtigen Kunstzuständen heimisch ist, wird Gelegenheit gehabt haben, dem unbestrittenen Ruhm einer Malerin zu begegnen, der deutschen Gräfin Imagina von Lartenberg.

Sie ist nicht etwa in den Galerieen von Mailand, Florenz, Rom und Neapel anzutreffen, wo sie, wie reisende Engländerinnen, durch ihre Staffelei die berühmtesten, von ihnen copirten Gemälde dem Publikum unzugänglich macht: vielmehr beruht ihr Ruf auf Originalität, auf Ursprünglichkeit und freier, unmittelbarer, nicht nachahmender Eingebung ihres Talents. Ihre Erfindungen sind allgemein gewürdigt. Und wenn sie auch bis zur Stunde noch in der Farbe zu keiner so großen Meisterschaft hat vordringen können, wie sie in der Zeichnung vorzüglich ist, so bewegt sich gerade ihre Stärke in jener Mittelsphäre zwischen Farbe und Kreide, wo man die bunten Reize der erstern nicht mehr vermißt, ja sie für eine Entstellung des Ahnungs- und Beziehungsreichen halten würde. In Blätterwerk, Arabesken, phantastischen Gruppirungen hat diese zarte weibliche Hand so viel Liebliches hervorgebracht, daß man nur die sonderbare Scheu und Aengstlichkeit beklagen muß, mit welcher die deutsche Künstlerin ihre Arbeiten der Welt verschließt und nur selten, nur vor Personen, die ihr vertraut geworden sind, zu bewegen ist, ihre reichen, künftiger Bewunderung vorbehaltenen Mappen zu öffnen.

Giebt schon dieser Reiz des Geheimnißvollen der jungen schönen Frau einen doppelten Zauber, so steigert er sich

vollends zum Märchenhaften, wenn man vertraut wird mit dem Lebensgang einer noch so jungen Existenz. Wenigen nur mag diese Gunst des Zufalls zu Theil geworden sein. Daß Imagina von ihrem Gatten, dem Grafen von Wartenberg, geschieden ist, weiß alle Welt. Wegen einer an ihm begangenen Untreue behaupten Einige, wegen eines Mißverständnisses Andere. Das wahre Sachverhältniß ist in Wahrheit ein völlig anderes, wie die nachfolgenden Blätter beweisen werden. Nur so viel schicken wir voraus, daß die Annahme, beide Ehegatten wären nach einer auffallend kurzen Ehe, da Imagina katholisch und der Graf lutherisch ist, aus religiösem Zwiespalt getrennt worden, ganz in der Luft schwebt.

Imagina ist die Tochter des Freiherrn von Unruh, eines Königlich Preußischen Landraths in der Provinz Schlesien, Kammerherrn, Capitains außer Diensten und Ritters mehrer Orden, nicht verwandt mit jener Hauptlinie der Unruh, die sich mit ihren verschiedenen Verästelungen in Zedlitzens Preußischem Adelslexikon verzeichnet findet. Der Capitain war seit manchen Jahren Witwer und hatte, noch während er in der activen Armee stand, sein einziges Kind einem Frauenkloster in der romantischen Grafschaft Glatz zur Erziehung überlassen, dann aber, als er nicht zur Landwehr als Major übergehen mochte, sondern die „Civilversorgung" einer Landrathsstelle vorzog, sein Kind zu sich kommen lassen und sie so gut erzogen, als es nach den Grundsätzen eines alten graubärtigen Säbelknopfes für „Gott, König und Vaterland" in den alten Tagen, wo es dem Militair noch sehr an Bildung mangelte, möglich war.

Freilich ergaben sich dadurch schroffste Gegensätze, was die Gesinnung anbelangt. Aber die Aeußerungen dieser Gesinnung selbst betreffend, so war der Landrath damit einverstanden, daß Imagina auch ihrem Namen, Freiin von Unruh, durch die That Ehre machte. Was das Kind Wildes und von der Ordnung des Herkömmlichen Abweichendes trieb, war ihm in dem Falle, daß es nur mit seinen Gensdarmen, den berittenen und unberittenen, in keine criminelle Berührung führte, immer willkommen, wenn er auch selten den Sinn und die Absicht des wunderlichen Wesens, dessen Natur aus-

ſchließlich zum Träumeriſchen und Schwärmenden hinneigte, er kannte. Der Landrath fühlte die Ironie nicht, daß er bei ſeinen Conduiten-, Mortalitäts- und Moralitätsliſten, bei ſeinen Viehſeuchen- und Markttagevorſchriften, ſeinen Paßreglements und Schubtransporten ein Kind erzog, das durch ſeine polizeiliche Ordnung wie ein Komet fuhr und die Poeſie ſelbſt war. Was ihm an jedem andern Bewohner ſeines Landrathsbezirks würde verbrecheriſch erſchienen ſein, als Störung mindeſtens der öffentlichen Ruhe und des Staatsgeleiſes, das lockte ihm bei ſeinem Kinde Thränen des heftigſten Gelächters hervor, Thränen, die ihm um ſo theurer zu ſtehen kamen, als er ihnen das größte, ſchmerzlichſte Opfer ſeines Daſeins bringen mußte, das des dampfenden Meerſchaumkopfes, den er ſo lange, als er lachte, aus dem Munde nehmen mußte, welches letztere er kaum vor dem Oberpräſidenten that, wenn dieſer auf Inſpectionsreiſen von Breslau bei ihm vorſprach.

Aus dem reichen, träumeriſchen Jugendleben dieſes Kindes wollen wir nur wenig Ereigniſſe hervorheben. Imagina ſollte im dreizehnten Jahre zur Vollendung ihrer Erziehung oder richtiger geſagt, zum Beginn derſelben und zur endlichen Zähmung ihrer Verwilderung nach Breslau in eine Penſion kommen. Da ſie vor dieſer Reiſe aber Furcht hatte, ſo machte es den Bedienten und Gensdarmen ihres Vaters ſchon vor dem Tage der Abreiſe nicht wenig Mühe, das täglich flüchtig gewordene Mädchen aufzuſuchen. Da man die Allgekannte in Wald und Feld immer wieder entdeckt hatte und mit militairiſcher Begleitung, natürlich immer im Scherz und mit heiterſtem Anſtand und einem tauſendfachen: „Aber Frölen, aber Frölen!“ wieder heimführte, ſo flüchtete ſie ſich zuletzt in einen ihrer Lieblingsverſtecke, in die Gruben der Bergleute. Die Gegend im ſchönſten Theil des ſchleſiſchen Gebirges war reich an ergiebigen Schachten. Der Bergbau ſtand unter des Landraths beſonderer Aufſicht. Die Grubenleute, die Unter- und Oberſteiger waren in Biſchofswalde, ſeinem Wohnort, heimiſch und jeder kannte Imagina, die dann wie ein Bergmannsknabe in weißen Pumphöschen, mit einem ſaubern kleinen Mützchen über die blonden Locken, kräftigem Fauſthandſchuh an der Rechten der zierlichen Hände,

eine Laterne in der Linken, zu Schachte fuhr und ſtundenlang in den größten Kammern verweilen konnte, bis ſie einige hundert Klafter tiefer auf einem kleinen Rollwagen wieder an's Tageslicht kam. Aus einer dieſer Kammern, wo ſie unter glitzernden, darin aufgehäuften Metallſeltenheiten, hinter einer Marmortafel, die zu Ehren des erſten Bebauers dieſer ergiebigen Erzſchichten dort aufgeſtellt war, einſchlummerte, mußte ſie erſt hervorgeholt werden, um endlich den Wagen zu beſteigen, der ſie in die Penſion führte.

Imagina glaubte Alles, was die Bergleute von Schauerlichkeiten aus dem unterirdiſchen Reiche der Gnomen erzählten. Das aber, was ſie an dieſem wichtigen Tage, der einen Abſchnitt ihres Lebens bildete, ſelbſt geſehen haben wollte, übertraf noch die Geſchichten ſelbſt des älteſten der Steiger, der ſo Vieles ſchon da unten geſehen hatte, ſo Vieles unten vorauserlebte, was oben ſpäter erſt zutraf. Imagina hatte deutlich geſehen, daß ſich vor ihr eine weiche Thonſchieferlage öffnete. Deutlich wußte ſie, daß ſie ſich in der ſpärlich von ihrem Flämmchen erleuchteten unterirdiſchen Friedrich-Wilhelms-Kammer von ihrem Sitz, einem großen Baſaltſteine, erhoben hatte und in dieſe Oeffnung eingetreten war. Da war ſie eine Weile gewandelt, langſam, heimlich. Die Wände zur Rechten und Linken wurden immer weiter und höher, blendender die Metalle, reicher die Adern, die quer über die Träumende hinwegliefen. Dann ward es heller und immer heller und plötzlich fiel ein bläuliches Licht von oben hernieder, das bei weitem magiſcher, viel reiner ſchimmerte, als oben der blaue Glanz des Himmels. Sie befand ſich in einer Halle von wunderbarer Schönheit, wie es ſchien, in der Hauptſilberkammer des ganzen Gebirges. Die edelſten Erze hingen wie in Tropfſteingebilden von der hohen Decke, und von den ſchimmernden Metallblumen kam gerade, wie ihr ſchien, dieſer blaue Glanz, der ſo tief in's Herz wie in's Auge ſtach. Sie zitterte vor wonnigem Weh. Dieſe Pracht hatte ihr ſonſt nur — im Traume möglich geſchienen. Wie erſtaunte ſie erſt, als ihre Augen immer heller und heller ſahen und ſich die Nebel weghoben wie von einem goldenen Throne, auf welchen ſich ein Greis ſetzte mit ſilberfluthendem Barte, diamantener Krone

und flimmernd rieselndem Gewande. Das wußte sie gleich: das war der König Kobalt, von welchem sie schon so Vieles erfahren hatte, dessen ganze Lebensgeschichte, Leiden, Freuden, Kämpfe und Siege sie kannte, mehr als man von Rübezahl weiß, dem Geist des Riesengebirges, der von dem Innern des Berges ausgeschlossen ist. Hier unten herrschte König Kobalt mit seinem Minister Nickel, den sie ebenfalls an dem Throne sah. Es war ein ganz klein Männchen, röthlichweiß, die Feder hinter'm Ohre und mit vielen glänzenden Orden auf der Brust. Aber der blaue Glanz, der Alles erhellte, der kam nicht von oben, nicht von unten, sondern der strahlte geradezu vom König Kobalt selbst aus, am meisten aber aus seinen himmlischblauen, ganz azurklaren Augen. Die Freude, die Lust, das bebende Entzücken dieses Anschauens dauerte leider nur zu kurz für Imagina. Denn bald ertönte ein dumpfes Rollen von fernher, wie ein anziehendes Gewitter nach langen, schwülen Sommertagen. Die Schläferin hielt sich an der Wand der sich verdunkelnden Halle fest. Blitze zuckten aus Oeffnungen, die man nicht sah, aber hinterdrein rissen furchtbare Donner die Wände auf und ganz düstere Abgründe, dunkelrothe und gelbe Schlünde öffneten sich und der Hof des Königs Kobalt mit seinem Minister Nickel und allen Geheimschreibern und Unterthanen erglänzte nun eben so feuerroth, wie vorhin im lieblichsten Blau. Jetzt erst im grellrothen Lichte konnte sie noch die Tausende von Zwergen und Geistern, die dem König Kobalt dienten, unterscheiden. Alle schwiegen feierlich gespannt. Denn im Hintergrund des gewaltigen Saales sah man ein Grauenbild eben aus der Tiefe auftauchen. Imagina wußte, wer dieser finstere Riesengeist mit einem Dreizack statt des Scepters und einer Rubinenkrone auf dem gelben Haupte war. Die qualmenden Dämpfe, die aus der Tiefe stiegen, hinderten sie nicht, den Fürsten der Hölle zu erkennen, der mit höhnischer Wuth den König Kobalt und seinen Minister Nickel begrüßte. Doch blickten diese mit ruhiger Würde auf den fletschenden Fürsten der Hölle, der wie auf einer Muschel inmitten schäumender Gewässer saß. Diese Gewässer waren siedend heiß und spritzten dampfend empor wie aus einem tiefverborgenen Kessel. König Kobalt

Pugatſcheff und Perſiljeff
(treten aus der Höhle).

Perſiljeff.

Der Feind durchſtöbert jede Felſenſpalte —
Die innere Verzweigung dieſer Höhle,
Die engen Nebenſchluchten ahnt er nicht. —
Verweil' getroſt! Ich geh' und prüf' indeſſen,
Was wir hier wohl für Nachbarn haben, Wölfe,
Gevögel, Menſchen oder mindeſtens
Zur Labung einen wilden Brombeerſtrauch.

(Klettert in die Höhe. Von oben)

Gleich bin ich wieder da und — Eines noch!
Behüte Deine Waffen! Hörſt Du? Leg' ſie
Nicht einen Augenblick zur Seite, Freund! (Verſchwindet.)

Pugatſcheff
(ſetzt ſich auf einen Stein und ſtützt das Haupt über die Kniee).

Das war vollbracht! Dem Bildner ſank das Werk
Zuſammen, eh' es noch vollendet — Lüge
Soll ſelbſt vor ſchlechter Wahrheit nicht beſtehn.
Es ſei! Für Rußland war es nur ein Traum —
Ein Traum der Zukunft — abwärts ſchwimmen ſie
Den Strom der Zeit hinunter meine Trümmer,
Einſt nimmt ſie wohl ein gaſtlich Ufer auf .....
Und wenn es wieder leuchtete, das Glück?
Wenn einmal noch die Schaale niederſänke,
Noch einmal meine Krone Glauben fände
Und grün der welke Lorbeer ſich verjüngte .....?
Doch ſonderbar, wie die Gewöhnung ſchmeichelt!

griff mit stillem Ernst in ein goldenes Kästchen, das ihm die Zwerge kniend darboten, und nahm kleine Pülverchen aus diesem Kästchen und schüttete sie in die glühenden Gewässer. Davon zischten sie auf, verbreiteten stärkende Dämpfe und brachen sich plötzlich sanft wallend Bahn durch die Oeffnungen jener Schlucht, wo noch immer der Fürst der Hölle thronte. Nickel murmelte bei jedem Pulver, das König Kobalt aus dem goldenen Kästchen in die heißen Höllenwogen schüttete, den Namen von Städten, die Imagina bei ihrem bischen Geographie dennoch schon gehört hatte. Als das hineingeworfene Pulver einen Schwefeldunst verbreitete und die davon geschwängerte Woge nach Westen durchbrach, murmelte Nickel den Namen der Stadt Aachen. Beim Geruch von salzsaurer Talkerde murmelte er: Baden-Baden. Als es nach einem neuen Pulver siedend aufzischte und Blasen warf, die den Geruch von Magnesia verbreiteten, vernahm Imagina deutlich den Namen Wiesbaden. So nacheinander hörte das wunderliche Mädchen in seinem Traum Karlsbad, Teplitz, Pfäffers und, als die Wogen sich abkühlten, Kissingen, Homburg, Pyrmont und viele andere, die ihr Gelegenheit gaben, durch König Kobalt und seinen Minister Nickel nützliche geographische Kenntnisse zu sammeln. Als sich die wilden Wasser verlaufen hatten, schickte sich auch der Höllenfürst an, sich mit rollendem Donner zu entfernen. Schon hatte er seine aufsallend schöne und weiße Hand an seine Krone gelegt, um sich dem König Kobalt mit einem ironischen Lachen, das weit mit unzähligen Echos in den Bergen widerhallte, zu empfehlen, als der blaue Fürst sich von seinem Throne erhob und mit leiser Stimme Halt! rief. Dies Halt! eines guten Wesens wirkte so viel, als alles schreckliche Gepolter eines bösen. Der Fürst der Hölle antwortete ehrerbietig und verwundert, was dem Könige Kobalt heute noch gefällig wäre. Dieser antwortete mit leidender, aber ruhiger Stimme (Imagina behauptete später, es ganz so gehört zu haben) Folgendes:

Fürst der Hölle, seit Jahrtausenden habe ich nun dein böses Treiben leidlich gesegnet und den Menschen auf der Erde einen schwachen Ersatz für deine Umtriebe gegeben, die ich leider befördern mußte. Du sendest die Gewässer der Hölle

aus tiefen Bergkesseln in die Höhen und lockest den Abschaum der Menschheit an jene Stellen, wo deine Höllenarme auf den Erdenrand hervorbrechen, um durch die bösen Menschen die guten zu verführen. In den Badeörtern (bains oder bagni, ergänzte der diplomatisch gewandte Nickel) hausest du mit allen deinen bösen Kräften und lockest die Seelen in das Garn des ewigen Verderbens. Spieltische baust du auf, um die sich versammeln von Ost und West und Nord und Süd alle Die, welche nur zu geneigt sind das Schicksal für eine blinde Eingebung und kokette Laune des Zufalls zu halten. Mit unseren Metallen, mit den edelsten, verwirrst du die Menschenseelen, daß sie nur noch auf den Klang von Gold und Silber, nicht auf den Wohllaut ihres Gemüthes hören. Geld ist leider der Ausdruck des Geltenden im Menschen, wie einmal die Erde oben geworden ist. Ist erst dieser moralische Halt schwankend, dann lassen auch alle anderen Bänder nach, welche die Sterblichgeborenen an Sitte und Tugend binden. Ehre wird weggeworfen oder auf eine lächerliche Spitze getrieben. Nach Schwertern wird gegriffen und gemordet. Die eheliche Treue ist nirgend gefährlicheren Proben ausgesetzt, als in den Bädern, nirgend werden Verbindungen, die für das Leben dauern sollen, leichtsinniger geschlossen, nirgend gewissenloser wieder gelöst. Ein Sehnen und Schmachten nach diesen Tummelplätzen deiner Künste hat sich des ganzen jetzt oben an der Zeitenuhr aufgezogenen Jahrhunderts bemächtigt. Was nur Verderbliches in's Menschenleben eingreift (Nickel, der gemäßigt freisinnig war, bemerkte auch etwas von den Congressen), geht von deinen hier heißen, dort abgekühlten Höllenarmen aus, die ich in meiner schwierigen Stellung als Herrscher des Zwischenreiches, ich König Kobalt, dessen Dasein nur von höheren Schutzmächten garantirt ist, befördern muß durch meine segenbringenden Metalle. O, wie schmerzen mich diese Gesundheitspulver, die nur zur Anlockung der leidenden Menschheit in deine Kreise dienen müssen! O, wie fluche ich dir, daß diese guten und heilenden Kräfte nur den Zauber deiner glühenden Fangarme vermehren müssen!

Imaginen — die ihren Vater oft von polizeiwidrigen Spielhöllen hatte reden hören und durch den Obersteiger die Natur

der Heilquellen kannte — war es, als wenn der Fürst der Hölle darauf mit einer französischen gleichgültigen Phrase erwidert hatte, die sie auch nur wenig, trotz ihrer häuslichen Meidinger'schen Selbstunterrichtsübungen, verstand.

Der gute König seufzte und fuhr fort: Mag dies zwischen mir und dir ein Höherer entscheiden! Heute aber, Fürst der Hölle, verlang' ich für die jahrhundertjährigen Dienste, die ich dir leistete, eine Gegengefälligkeit. Denn wisse, mein jüngster Sohn, Prinz Wismuth, ist so weit herangereift, daß ich gesonnen bin, ihn auf die Oberwelt zu seiner ferneren Entwickelung zu schicken. (Imagina zuckte bei dieser Stelle, weil sie an ihre Pension dachte.) Menschlich wird er fühlen, menschlich leiden, wie dir bekannt ist, der du selbst so oft irdische Gestalt angenommen hast, um große Menschen, die, wie z. B. Doctor Faust, durch die Umstände nicht zu bezwingen waren, persönlich zu verführen. Prinz Wismuth wird, wie ich ahne und wie es seine metallische Natur mit sich bringt, nirgend lieber weilen, als in den ewig verdammten Badeörtern, wo mein graues Haupt in Sorgen lebt, ihn von dir und deinen höllischen Geistern bedroht zu wissen. Wenn ich meinen theuern Sohn von mir gehe und ihn entartet wieder hier unten begrüßen müßte! Gieb mir ein Zeichen Deiner Dankbarkeit! Was willst Du thun, um meinen Sohn zu retten? — Der Fürst der Hölle verlangte das Signalement des jungen Prinzen. — Nicht eher zeig' ich ihn dir, bis du mir ein Unterpfand seiner sichern Erdenbahn giebst! lautete des blauen Königs Antwort. Da räusperte sich der finstere Dämon in der immer dunkler werdenden Höhle und sagte: Laß ihn ziehen! Weil du meine Bäder beschirmst und mir zu meinen verführerischen Thaten daselbst durch chemische Bestandtheile dienst, so will ich dir Bürgen geben für das Wohl deines Sohnes. Welche von meinen Geistern begehrst du als Unterpfand? Gieb mir zu Bürgen für meinen Sohn die sieben Todsünden! sagte der für Imagina gutkatholische König.

Ein fürchterlicher Schlag begleitete die Erwähnung dieser vorzüglichsten Gruppe aller Engel des Höllenreichs. Satan nickte: Es sei! Und in demselben Augenblick sah Imagina die Wand sich öffnen und mitten aus einem Glanze, wie von

durchsichtigen Topasen, mitten aus dem Schlinggewächs silberner Wurzeln und Ranken trat ein Jüngling von bleicher Farbe, in schwarzem altdeutschen Kleide, mit offenem Halse, eine Studentenmütze von rothem Sammet und mit silbernen Troddeln auf den langen braunen Locken, ein Jüngling so sanft, so lächelnd, so hoheitsvoll — —

Mehr hatte Imagina nicht mehr sehen, mehr nicht vernehmen können; denn gerade, als Minister Nickel die Feder eintauchte, um mit der Hölle den Cartell einer Auswechselung des Prinzen Wismuth, der ganz einem jungen Grafen Henckel von Donnersmark, einem Prinzen Carolath glich, gegen die sieben Todsünden niederzuschreiben, da fand sich unsere Erlauscherin der Berggeheimnisse wieder auf dem etwas verlegenen Sopha ihres Vaters, der sie mit einigen Schock Donnerwettern aus ihrer elementarischen Welt aufschreckte und behauptete, man hätte sie schlafend aus dem Friedrich Wilhelms-Schacht an's Tageslicht gebracht. Der Wagen, der sie nach Breslau führen sollte, war schon gepackt. Der Kutscher Andres schwang die Peitsche und der Gensdarme Fritze, der in Breslau eine Meldung beim Polizeipräsidium zu machen hatte und sich ein neues Pferd kaufen wollte, weil er sein altes mit Vortheil an einen Gutsbesitzer verhandelt hatte, strich sich schon seit einer Stunde ungeduldig den Knebelbart, denn er sollte die Tochter seines Landraths als Sauvegarde in die Erziehungsanstalt einer Madame Milde begleiten. Als sie von der alten Haushälterin, von allen männlichen und weiblichen Dienstboten und besonders den guten Bergleuten mit Thränen entlassen, von ihrem Vater (der seine Rührung dadurch verbarg, daß er immer nur rief: Na, ich seh' Dich bald in Breslau — na, ich seh' Dich bald in Breslau!) mit einem einzigen Kuß gesegnet, neben dem Gensdarmen Fritze saß, konnte sie nicht begreifen, wie sie so plötzlich aus dem Reiche des Königs Kobalt in die preußische Wirklichkeit versetzt war. Nur die heiligen Bilder und Kapellen am Weg, vor denen das fromm-katholische Mädchen nie den andächtig verneigenden Gruß unterließ, machten ihr möglich, sich von Dem, was sie erlebt hatte, endlich zu sammeln.

II.

So klar und zusammenhängend, wie vorhin erzählt, stand allerdings nicht Alles im Gedächtniß der mit einem so merkwürdigen Traume Ausgezeichneten gleich beieinander. Erst spätere Betrachtung ergänzte die Einzelnheiten. Oft sagte sie sich: Alles, was ich sah, war wirklich, nur der Prinz Wismuth — da stockte sie. Denn das konnte auch allenfalls der erste Student gewesen sein, der ihr auf einer Gebirgswanderung ausnehmend gefallen und den nun die Phantasie in den Schacht verlegt hatte.

Nachdem einige Stunden des trägen Dahinfahrens und Herabrollens von den Gebirgshöhen verflossen waren und der Gensdarme Fritze von dem Fräulein seines Landraths erlangt hatte, daß er rauchen durfte, entspann sich ein Gespräch zwischen Imagina und dem aus der Mark Brandenburg hierher versetzten, aus Potsdam gebürtigen Gensdarmen über das Wunderbare. Fritze, ein völlig aufgeklärter und abstractdenkender Weltbürger, schien nicht zu wissen, daß er eines von den tausend praktischen Organen einer christlich-germanischen, mehr mystischen, als aufgeklärten leitenden Regierungsidee war. Er gehörte, trotz seiner monatlichen Löhnung und Remontekassengelder, zu demselben lichtfreundlichen Princip, das er mitunter polizeilich zu überwachen hatte. Jede andere Auffassung des Lebens, als eine vernunftklare, nannte er mit seiner märkischen Entschiedenheit *verbiestert*, während doch gerade Nicolai und Biester in ihm völlig aufgegangen waren. Nur den Enthusiasmus des schlesischen Kutschers Andres für die Breslauer Studenten theilte er nicht. Andres, als echtes schlesisches Landeskind, hatte seine Freude an der Aussicht, dem gnädigen Fräulein den *ersten Breslauer Studenten* zu zeigen. Imagina ihrerseits, je näher sie Breslau kam, mußte das pochende Herz mit der Hand halten, weil sie sich unter einem Breslauer Studenten immer das Liebste, Schönste und Goldigste in ganz Schlesien dachte. Das war schon früh zum Ausströmen voll eingesogen, und Andres war nicht der Mann, sie eines Zurückhaltendern

zu belehren. Während er lustig mit der Peitsche knallte und schon die Thürme Breslaus in der Abendsonne sichtbar wurden, nahm sein Auge nur den ersten ihnen etwa begegnenden Studenten auf's Korn und Imagina harrte mit pochender Erwartung, wenn Andres rufen würde: „Frölen, da ist Einer! da ist Einer!“

Fritze, als Potsdamer, als Gensdarme, brummte über diesen ihm unverständlichen Enthusiasmus für Studenten. Er wußte zu gut, wie sein Staatsberuf in vollem Widerspruch zum Nähren akademischen Selbstgefühls stand, und einmal über das andere rief er aus: „Seh' Er auf seine Pferde, Andres! Laß er die Studenten unterwegs! 'Sind lauter Thunichtgute! Drehen noch den ganzen Staat um! Rauchen wollen sie überall! Despectiren die Gensdarmerie! Will Er wol zufahren!“

Andres ließ sich jedoch nicht die Mühe verdrießen, seinem gnädigen Fräulein das erste junge Breslauer akademische Blut zu zeigen, und als er hin- und herlugend und in der sanften Abenddämmerung die Augen zwinkernd und vor jedem Wirthshause der Landstraße angenehm lockend und pfeifend endlich wirklich den ersten Studenten entdeckt hatte und losschrie: „Frölen, da ist Einer!“ und Imagina, im Wagen jubelnd aufspringend und sich hastig über Andres' Schulter lehnend, vom Wege aus freundlich grüßend einen Jüngling in schwarzer altdeutscher Tracht mit bloßem Halse, mit rothem Barett auf braunen Locken und mit Silbertroddeln erblickte und mit erstickter Stimme hauchte: „Prinz Wismuth —!“ da ward es Fritzens märkischem Gemüthe denn doch zu arg und zornig nahm er seine Pfeife, die ihm Imagina zu rauchen erlaubt hatte, legte sie fort, wollte den Erzieher spielen und sagte: „Himmel-Donner-Wetter, Fräulein, wollen Sie wol geruhig sitzen bleiben! Hier ist blos Breslau!“

Imagina hörte aber und sah nichts mehr. Sie war in König Kobalt's blauer Grotte, erblickte Nickel den Contract mit der Hölle unterschreiben, sah Prinz Wismuth, für den die sieben Todsünden in Versatz gegeben waren, als Student auf die Erde hinausziehen und sank träumend, zitternd und geisterblaß in die Arme einer sie herzlich begrüßenden, würdigen

Dame, an welche Fritze einen Brief vom Landrath abgab, während Andres große und kleine Koffer, Kisten und Schachteln von der Kalesche losband. Träumend und bewußtlos gab Imagina Fritzen und Andres die Hand und folgte der würdevollen Dame, die sie feierlich in einen Saal voll junger Mädchen führte. Sie war in ihrer Pension.

Ueber Imaginens nächste Lebensjahre können wir um so leichter hinweggehen, als ein Brief, welchen Madame Milde, ihre Erzieherin, im dritten Jahre ihrer Pensionsaufnahme nach Bischofswalde an den Vater schrieb, das Meiste zusammenfaßte, was zur Seelenkunde der künftigen Gräfin von Wartenberg zu wissen nöthig ist. Nach vielen kürzeren und längeren Conferenzen, welche Madame Milde mit dem Landrath bald zu Ostern, bald zu Michaelis bei seinen Breslauer Besuchen abhielt, schrieb eines Tages die würdige Frau dem Vater folgende Zeilen: „Hochgeehrtester Herr Landrath! Ew. Hochwohlgeboren haben vollkommen Recht, mir Vorwürfe zu machen, daß ich so lange nichts von mir habe hören lassen. Die Entschuldigung mit meinen überhäuften Geschäften wäre keine; denn welche Geschäfte sind für mich dringender, als die, mich mit den Eltern der mir anvertrauten Kinder in Verbindung zu setzen und gemeinschaftlich deren Wohl und Wehe zu berathen! Sie wissen, wie sehr ich die holde, gute Imagina liebe! Sie wissen, wie mir dies Kind seit den Jahren, daß es meiner Pflege und Aufsicht anvertraut wurde, an's Herz gewachsen ist - ein Ausdruck, den ich in seiner ganzen ursprünglichen Kraft gebrauche. Sie ist die älteste meiner Zöglinge, sie ist jetzt schon in das achtzehnte Jahr getreten und, wie ich Ihnen schon oft zu sagen die Ehre hatte, über den Kreis ihrer übrigen viel jüngeren Genossinnen, ja auch längst über die Sphäre meines Wirkens hinausgewachsen. Fünf Jahre lang haben Sie, bei Ihrer vielfach in Anspruch genommenen, schwierigen Lebensaufgabe dem Kinde so viel Theilnahme gewidmet, daß sich Ihr Vaterherz beruhigen kann. Oft haben Sie von mir Klagen, viel öfter Lobeserhebungen gehört. Sie haben sich durch das Urtheil anderer Menschen, die vielleicht weniger bestochen sind als wir Beide, überzeugt, daß die außerordentlichen Fortschritte

in der Musik und Malerei, die Imagina machte, keine Selbsttäuschungen der Eltern- oder Erzieherliebe sind. Eben so oft haben Sie aber auch darauf gedrungen, daß sich Imagina dem reellen Wissen, den Sprachen, der Geschichte nicht so verschließen möchte, wie ich es für mein Theil am wenigsten wünschte. Alle diese Ihnen kundgewordenen Thatsachen über Ihr gutes Kind, geehrter Herr, sind jedoch nur vereinzelte Dinge und stehen zu dem eigentlichen Wesen desselben in untergeordnetem Verhältnisse. Meine Pflicht ist es, ehe Imagina von mir scheidet, noch einmal im Ganzen zu versuchen, Ihnen ein Bild Ihres theuern Kindes und treu nach der Natur zu zeichnen.

„Hier muß ich, Kraft meines heiligen Amtes als Erzieherin, Ew. Hochwohlgeboren offen und ehrlich bekennen, daß mir Ihre Tochter einer Besorgniß einflößenden Zukunft entgegenzugehen scheint. Zwar sei soviel sogleich abgethan, daß ich sie das lieblichste, merkwürdigste, interessanteste weibliche Wesen nenne, das mir je in meinem Wirken und Walten vorgekommen ist. Ob aber diese Auszeichnung Ihre Tochter zum Glück führen wird, das weiß ich nicht und bezweifle es sehr, falls nicht die richtigen Wege eingeschlagen werden, Imagina in die Geleise des wirklichen Lebens zu führen.

„Wenn ich sagte, daß sie träumerisch, schwärmend, unpraktisch in einem erschreckenden Grade ist, so schiebe ich davon die Schuld auf zwei Dinge, auf die erste Klostererziehung und das einsame Walten im väterlichen Hause. Ich gehöre der katholischen Confession an, beklage aber tief, wenn Kinder in die Hände ausschließlich religiöser Erzieherinnen gerathen. Der Umgang mit Nonnen ist für ein weibliches, dem Leben bestimmtes Wesen der gefährlichste. Früh gewöhnt sich das von Nonnen erzogene Kind an eine Traumwelt, die wol die Einsamkeit entsagender Klosterjungfrauen beglücken und die Stille ihrer Klosterzelle beleben kann, doch für empfängliche und phantasiebegabte Gemüther, die dem Leben angehören sollen, nur eine trostlose, unendliche Sehnsucht weckt, die nie ein von der Erde gebotenes Glück befriedigen kann. Imagina hat als Kind die Legenden der Heiligen nicht nur gelesen und mit Andacht, was hinreichend hätte sein sollen, in sich

aufgenommen, sie hat sie mit durchlebt, durchempfunden, sie ist die fühlende, leidende Theilnehmerin aller der Geschichten geworden, womit ihre kindliche Phantasie überfüllt wurde. Noch bis zur Stunde kann ich in ihr die Vorstellung nicht unterdrücken, daß es neben unserm wirklichen sichtbaren Leben ein zweites geisterhaft unsichtbares auf dieser unsrer nämlichen Erde giebt und daß die Schicksale der Menschen von den wunderlichsten Launen des Zufalls durchkreuzt und die entferntesten Fäden der Geschicke zusammengewoben werden. Es ist wirklich, als wenn diese Nonnen bei ihren künstlichen Stickereien, Blumenarbeiten, Meßgewandverzierungen ein Vergnügen daran finden, die Fülle von Lebenswünschen, die in ihnen selbst ersticken mußte, in solche jugendliche Gemüther zu verpflanzen und wilde, selbst begehrliche Geister in den unschuldigen Seelen aufzuwiegeln. Du bist für die Welt verloren! können diese unglücklichen Schwestern solchen Zöglingen ihrer Pflege mit auf den Lebensweg, wenn sie die Klosterpforte hinter sich zufallen hören, nachrufen. Ja, ich habe eine geistreiche, durch viele Lebensstürme gepilgerte und endlich Aebtissin gewordene Nonne gekannt, die mit fast mephistophelischem Behagen ihre verdorbenen Zöglinge in die Welt hinausziehen sah.

„Fern sei es von mir, meiner guten, lieben Imagina irgend eine Verdorbenheit, irgend einen Makel ihrer reinen Seele nachzusagen; aber dieses in den Lüften schwebende ätherische Dämmern und Träumen, das ihr eigen ist, bleibt darum nicht minder gefährlich. Im väterlichen Hause hat sie, ihren Erzählungen zufolge, eine Freiheit genossen, die mich zittern macht. Diesem guten Kinde war es freigestellt, in Feld und Wald zu schweifen, während es daheim, am häuslichen Herde, versäumte, sich über die einfachsten Bedingnisse der wirklichen Welt, besonders über diejenigen zu unterrichten, welche in den künftigen Beruf der Frauen einschlagen. Wäre sie nicht so wunderbar graziös, die Blößen, die sie in den gewöhnlichsten Vorkommnissen des Lebens giebt, würden sie oft zum Gegenstand des Spottes machen. Sie verwechselt die geläufigsten Dinge miteinander, sie weiß oft nicht, was für ein schlesisches Mädchen stark ist, Leinwand von Baumwolle zu unterscheiden, stellt sich beim Essen, Trinken, in Gesellschaft so wunderlich,

daß einem weniger anziehenden Wesen in diesem Falle längst müßte nachgesagt worden sein, sie sei linkisch. Sie tanzt, aber auf eigene Art, nicht nach den üblichen, gemeinschaftlichen Touren. Sie kann keine Sprache lernen, weil ihr die Gedanken auf der Zunge nicht Stand halten, sondern sich bunt über Eck jagen. Nur in der Zeichenkunst und der Musik hat sie es dahin gebracht, daß sie ihr eigenes, erfinderisches Talent durch die äußerlich erlernten und angeborenen Handgriffe unterstützen kann.

„Wenn ich Ew. Hochwohlgeboren dringend bitte, in Imaginen den Sinn für das wirkliche Leben zu befördern, so muß ich hier noch einen Schritt weiter gehen. Wenn sie Geschichten und Erfindungen so durchleben kann, daß sie Tage, ja Wochen lang in ihnen heimisch bleibt und aus ihnen heraus handelt, spricht und schreibt, so ist das eine für ihre Umgebungen allerdings sehr unterhaltende Gabe, aber eine für sie selbst gefährliche. Geehrter Herr Landrath, wir leben in einer eigenen Zeit! Sie mögen in Ihrer Stellung mit den groben Auswüchsen des Dranges, der die überlieferte Ordnung der Dinge stören will, zu thun haben, aber viel gewaltiger ist das geheime Rütteln an unserer überlieferten Ordnung, das geheime Anzweifeln, das versteckte Untergraben. Ach, es giebt unzählige unsichtbare Verbrechen gegen das Ueberlieferte, und von den zartesten Händen werden dieselben verübt! Ich gedenke meines frühern Bildungsganges, meiner eigenen jungen Tage. Wie waren sie anders als die jetzigen! Die frühere Literatur gefiel sich darin, einen oft vielleicht zu weit gehenden überschwänglichen Glauben an das Bestehende zu predigen. Eine Menge frommer Jugend- und Bildungsschriften lagen überall der Erzieherin zur Auswahl vor. Jetzt würde man sich vergebens nach neuen Werken dieser Art umsehen. Wir selbst lesen diese neuen Romane, die aus der Feder sogar unserer weiblichen Schriftstellerinnen fließen, mit getheilten Empfindungen. Unser Urtheil ist gereift. Wir wissen, was wir von diesen Gemälden einer wirklichen oder erträumten Welt zu halten haben; aber wie anders, wenn wir uns einmal denken, daß nach uns eine Generation kommen könnte, die ganz in den Anschauungen der Gräfin Hahn-Hahn, der Ida

Der Stolz, der nimmer in der Bruſt gewohnt,
Stiehlt ſich unmerklich ein, und was beſcheiden
Man zu empfangen erſt ſich weigerte,
Das giebt man ungern wieder, iſt es unſer. —
Die es mit dieſem Kampfe redlich meinten,
Verſtanden ſich, zu den Tſcherkeſſen in's
Gebirg' zu fliehn, dort neue Kraft zu ſammeln
Und im Verein mit dem zerfleiſchten Polen,
Das gleich der Schlange noch in Stücken lebt,
Zum zweitenmal das Banner aufzupflanzen.
Man kann erſt ſiegen, wenn man unterlag .....
Durch Schaden klug lernt man den Vortheil nützen.
Jetzt wär' ich reif, die Zügel ſtraff zu halten,
Jetzt einem wilden ungeſchlachten Körper
Die Seele eines Willens einzuhauchen —
Jetzt wär' ich reif ... jetzt wieder Heldenſeele —
Wo ich — (zeigt auf die Höhle) den Füchſen ihre Gruben ſtehle!
Der Herbſt iſt da. Die Blätter fallen ab,
Bald liegt der Schnee auf Rußlands Fluren wieder.
Der Sklave kriecht zu ſeinem Herrn zurück,
Der warme Ofen wird ihm wieder Freiheit,
Und methberauſcht küßt er des Büttels Knute.
Zu Weihnacht zündet er ein Bäumchen an
Und läßt, im ſel'gen Anblick ganz verloren,
Die Kinder nach dem bunten Spielzeug langen —
Zur letzten Weihnacht thaten's kleine Pfeile
Und eine Armbruſt, leichtlings noch zu tragen,
Nun müſſen es wohl ächte Waffen ſein —

von Düringsfeld, unſrer ſchleſiſchen Landsmännin, der Fanny Lewald und vieler anderer hochromantiſcher Naturen aufwachſen und erzogen worden ſind! Wol hüte ich mich, daß irgend auch nur ein Buchſtabe von dieſer Literatur in mein Inſtitut oder in die Nähe meiner Zöglinge dringt. Kann ich aber vermeiden, daß Imagina, in's Leben tretend, dieſe Schriften zur Hand nimmt und aus ihnen in langen Zügen neue Berauſchungen ihrer Phantaſie trinkt! Iſt denn da noch irgend eine Form des Lebens feſt und ſicher, iſt da noch irgend ein Wahn und alter Glaube heilig? Nicht, daß ich dieſe hochpoetiſchen Frauen anklage, wenn ſie das ohnehin ausgebeutete Feld der Erfindung mit neuen Wirr- und Irrgärten bepflanzen, in denen ſie vielleicht und gereiſte Gemüther ſich zurechtfinden; aber ängſtigend iſt dieſer Drang nach Idealität, nach Poeſie des Lebens, wo doch nur die Proſa des Lebens, die Wirklichkeit von uns Pflichten und Leiſtungen verlangt, der Drang nach Schönheit, während doch ſo Vieles ſeiner irdiſchen Natur nach häßlich ſein muß. Ich denke mir, wie das einſt Alles auf einen Geiſt, wie Imaginens, wirken muß, und wie ich für Ihre Tochter fürchte, ſo fürchten jetzt zahlloſe Eltern für ihre Kinder.

„Schon jetzt hat Imagina die feurigſten Ahnungen von einer freien, nur ſich ſelbſt verantwortlichen Macht des Willens. Nur Thaten ſind ſchön! rief ſie kürzlich aus. Zitternd mußt' ich antworten: „Du nennſt Thaten, was Andere dumme Einfälle nennen!“ Jeden Einfall ausführen, das kann originell erſcheinen, wird aber ſelten für ſchön herauskommen. Am erſchreckendſten iſt mir Imagina, wenn ſie am Clavier ſitzt und ſicher zu ſein glaubt, nicht belauſcht zu werden. Da variirt ſie nur zwiſchen wenigen Accorden und Tonarten, iſt an Fertigkeit hinter meinen meiſten, ſelbſt jüngern Mädchen zurück, und doch habe ich geſehen, daß unter ihrem Fenſter mancher Muſikkundige ſtill ſteht und ſich nicht vom Anhören dieſer allerdings oft zu Thränen rührenden, aber ganz loſe und locker gefügten Phantaſieen trennen kann. Da iſt es zugleich erſtaunlich, welche verſteckte Leidenſchaft auf den Taſten mit zum Ausbruch kommt, welche Sehnſucht, welches Hangen und Bangen, Hinüberſchweifen in Welten, die nur der Ahnung

und dem Schmerze angehören. Nicht Melodieen, nicht Reminiscenzen ſind es, die ſie ſpielt, ja dem rohen Ohr möchte ihre Uebung ſpielende Klimperei erſcheinen; aber dem Lauſchenden, dem ihr Folgenden kann nicht entgehen, was dieſe bald leiſen, bald anſchwellenden, bald langſamen, bald wogend bewegten Accorde bedeuten. Was bedeuten ſie? Vorläufig ein träumeriſches, ſich in unbeſtimmte Fernen ſehnendes Herz. Bedenklich erſt wird dieſe Richtung werden, wenn Imagina, wie dies nun jetzt geſchehen ſoll, in's Leben tritt und mit den in unſrer jungen Frauenwelt unglaublich ſpukenden Unabhängigkeitsideen vertrauter wird. Es gehen ſelbſt in unſeren beſten Frauenſeelen Dinge vor und Ahnungen ziehen in ſie ein, die mir Grauen erregen vor allem Zukünftigen. Selbſt an das Herz treuer Lebensverhältniſſe pochen Geiſter, die nicht aus dem blauen Himmelreich von oben kommen.

„Das war es, was ich Ew. Hochwohlgeboren über Ihr ſchönes, liebreizendes und gutes Kind ſchreiben mußte. Andere, die mit ihm in Berührung kamen, mögen Ihnen von allerhand Poſſen erzählen, von denen ſie rede, von Berggeiſtern, von einem Geliebten, den ſie bewachen müſſe, weil die ſieben Todſünden für ihn aus der Hölle zum Verſatz gegeben wären und ähnliche märchenhafte Späße, über die ſie ſelbſt lacht, an welche ſie ſelbſt nicht glaubt, mag es auch allen Anderen oft ganz ſchauerlich dabei über den Rücken rieſeln. Auch im Religiöſen hat ſie etwas Freies und Schönheitſuchendes. Sie iſt nicht bigott, noch weniger ſcheinheilig, ſie bleibt in ihrer Andacht immer lieblich und menſchlich. Was ſie nicht aus ihrer bildlichen Welt in's menſchliche Herz verpflanzen und von da aus deuten kann, das iſt für ſie ſelbſt nur poetiſche Grille. Aber gerade dies ihr Herz hält ſie für eine große geheimnißvolle Welt und weiß dahinein ſo viel zu dichten und zu erfinden, wie in ihr Tagebuch, wo ich ebenfalls oft genug finde, daß ſie Bekanntſchaften darin ausſpinnt, die ſie nie hatte, und mit Menſchen redet, die ſie nie geſehen.

„Sorgen Sie dafür, geehrter Herr, daß Imagina eine Stellung zum Leben findet, die beſtimmt und deutlich genug iſt, um ſie auf einen großen Kreis von Pflichten, die ihr und allen Menſchen obliegen, aufmerkſam zu machen. Habe ich zu

ängstlich beobachtet, so will ich dem Ruhm, Menschenkennerin zu sein, da gern entsagen, wo mein Irrthum durch eine heiter beruhigende Wirklichkeit widerlegt wird. Eltern und den sich krank Glaubenden gönnt man ja am liebsten, daß sie unsere Besorgnisse beschämen! Was mich drängte, habe ich ausgesprochen. Es bleibt Ihnen überlassen, aus meinem Briefe zu entnehmen, was Ihnen gut dünkt —!"

Als der Landrath in Bischofswalde diese Zeilen zu lesen bekam, saß er vor seinem Actentische und sein Leibgensdarme Fritze lugte am Fenster zur Straße hinaus, um Polizeiwidrigkeiten zu entdecken. Es war sein Stolz, daß sich, so weit sein Auge reichte, Alles im Gleise des Hergebrachten bewegte, selbst die Wagenräder der Frachtfuhrleute, die von der grünen Höhe herab in das freundliche Bischofswalde an Hemmschuhen glitten, die Fritze aus der Ferne schon für reglementsmäßig erkennen mußte. Nur die katholischen Auswüchse der Gegend störten ihn, da ein Kreuzlein, dort auf einem Brückchen ein verwitterter und gebrechlicher St.-Nepomuk und so manches Andere, vom Pfarrer Patronisirte, worüber vornehm hinwegschauend Fritze in den rothgrauen Schnurrbart murmelte: „Dieses dulden wir, weil es sein muß!"

Indessen donnerte an Fritzens Ohr ein entsetzlicher Fluch des Landraths. Wir wissen nicht, wie viel Mohren- und sonstige Elemente nach dem Wunsche des Hauptmanns a. D. in Imagina hineinschlagen sollten. Der beendigte Brief war es, dem diese Explosion von Zorn und Drohungen galt. „Was bringt ein Frauenzimmer zur Raison, Fritze?" fragte der Landrath seinen Gensdarmen. „Ein Mann!" war die einfache, militairisch würdevolle Antwort. Und der Landrath seinerseits stimmte feierlich ein: „Ja, Fritze! Meine Tochter muß bald heirathen."

Madame Milde würde sich nicht erbaut haben über die Kritik, die ihr Brief in Bischofswalde zu erfahren hatte. Der Landrath fand ihn viel zu zimperlich und zu quengelig, und hätte sie's nur hören können, der barsche Haudegen sagte geradezu: „Diese Frau ist auch nicht recht klug, hat wol auch keinem Mann je im Leben Ordre parirt! Dem Ding wollen wir bald ein Ende machen —!"

Die Schwierigkeit, für Imagina von Unruh einen Mann zu finden, war deshalb nicht so groß, weil gerade in Breslau Wollmarkt war. Die außerordentlich reiche Schafwollproduction dieser Provinz versammelt in jedem Junimonat des Jahres die Gutsbesitzer auf dem gesuchtesten aller Wollmärkte, den selbst englische Agenten beziehen. Was in Posen die Johannis-Versur, im Holsteinischen der Umschlag ist, das ist in Breslau der jährliche Wollmarkt, das Stelldichein der in den Provinzen zerstreut wohnenden Familien, der Zielpunkt einer Menge geschäftlicher Verbindlichkeiten, Zahlungstermin, Veranlassung zu neuen Geschäften, kurz der Umsatz aller materiellen und moralischen Lebenskräfte dieses schönen Landes. Wenn nach des Landraths Meinung irgend etwas bei der, von Madame Milde geschilderten, so ätherischen und zweckwidrigen Natur seiner Tochter entscheidend in's Mittel treten konnte, so war dies der Breslauer Wollmarkt.

Im Gasthof zur goldenen Gans war es, wo sich Landrath von Unruh unter den möglichen Partheien seiner Imagina bald zurechtfand. Er vermied es diesmal, sich im entferntesten in die Debatten einzulassen, welche den größten Theil des hier versammelten Adels beschäftigten. Seine Stellung zur Regierung zwang ihn wol sonst, über Eisenbahnpläne, Creditvereine, Provinziallandtage Rede zu stehen; aber von den Erörterungen über Kirchenthum, Domstifte und Klosterpräbenden hielt er sich eben so fern, wie von dem Gemurr über Beeinträchtigungen der Kirche, den Vorbereitungen einer kategorischen Entweder-Oderzeitung und ähnlichen erst in neuester Zeit ausgebrochenen, aber lange schon eingeleiteten Aeußerungen des dortigen Provinzlebens. Er hielt sich diesmal mehr an die reellen Schaustellungen der Thierveredelung, der Wollproduction, und fand denn auch bald nach Rücksprache mit alten Freunden beim Glase Wein unter mehreren Söhnen des auf seinen Wollsäcken ruhenden alten Grafen von Wartenberg Denjenigen, den er suchte. Die Verheirathung seiner Tochter Imagina an den Aeltesten der hoffnungsvollen Söhne des Grafen, an den frischen, blonden, etwas zum Embonpoint neigenden Grafen August war eine geschäftliche Sache. Der Gensdarme Fritze hatte seine Freude daran, wie sich das so

glatt, so recll, so nett machte mitten unter den doppelten Friedrichsdoren, die der Agent des Hauses Smith und Scott aus Manchester dem alten Grafen Wartenberg für seine Wollsäcke zahlte.

Sechs Wochen nach dem Wollmarkt war Imagina in ihrem noch nicht ganz vollendeten achtzehnten Jahre die Verlobte und bald darauf die Lebensgefährtin des Grafen August von Wartenberg.

III.

Zu Oos am Fuße des Schwarzwaldes verweilte sonst der von Heidelberg nach Strasburg fliegende Eisenbahnzug eine etwas längere Zeit. Transportwagen mit Reisekaleschen, die für Baden-Baden bestimmt sind, wurden hier erst ausgehängt. Und so sehen wir deren eine lange Reihe in das grüne Thal fahren, das den Eingang zu dem lieblichsten aller Badeorte bildet. Omnibus, Fußgänger dazwischen, wenig kranke, meist lebensfrohe Menschen, welche die duftenden Blüthen des Daseins genießen wollen. Es war gegen Ende des August, in der höchsten Höhe der diesmal ungewöhnlich zahlreich besuchten Saison.

Vor allen fesselt uns ein die Nußbaumallee hinauffahrender Landau, vierspännig, aufgeschlagen, hinten mit einem Bedienten und einer Kammerjungfer, drinnen mit einem jungen Paare. Der Herr, ein munterblickender, frischer, rothwangiger Blondin, in einem weiß und blau gestreiften Sommercostüme, aus einem Korallenpfeifchen behaglich eine Cigarre rauchend. Die Dame den grünen Schleier lüftend und aus dem Hute, zum Zeichen, daß sie vom Norden gekommen, gleichfalls blonde, lange, goldglänzende Locken herabrieseln lassend. Ihr lieblicher kleiner Mund ist röther als die zierlich gewundene Korallenspitze ihres Gemahls; denn das ist ohne Zweifel dieser behagliche, blauäugige junge Mann, der sich unendlich wohl fühlt, wieder in seinem eigenen Wagen zu fahren. Seine Begleiterin, die ihrer Schönheit wegen in dem Eisenbahnwagen

von Russen und Franzosen bewundert worden war, theilte diese Meinung nicht; nicht wegen der Russen und Franzosen und ihrer bewunderten Schönheit, sondern weil sie, wie sie sagte, eine gemeinschaftliche Fahrt viel anregender fand, als dies Alleinfahren. Das wüßte ich nicht, bemerkte der junge Mann; in meinem eigenen Wagen weiß ich, wo ich bin; da strecke ich mich, da dehne ich mich, da haben meine Füße Platz, da hat mein Rücken Anhalt, da greife ich rechts und links in lauter mir bekannte Beutel und Taschen. Und dabei schwoll er üppig den neuen Eindrücken entgegen, die sie nun in dem zum längern Aufenthalte bestimmten Baden begrüßen sollten.

Im Hotel d'Angleterre, beim Eingang in die Lichtenthaler Allee, waren für den Grafen Wartenberg nebst Gemahlin und Dienerschaft aus Schlesien Zimmer bestellt. Imagina fand sich durch Alles, was sie sah, wunderbar bewegt und gedrängt. Diese reizende Gegend erinnerte sie an Bischofswalde. Das Grün der Bäume, die Wiesenmatten, die sich an die Berge schmiegten, die gewundenen Wege der schattigen Promenaden, die düstern Trümmer des Schlosses zur Rechten und links in die Zimmer ihres Hotels von außen die Musik des Cursaals dringend, das Alles beklemmte sie um so mehr, je mehr sie an den bedenklichen Ruf dieses Bades durch ihres Gemahls Erzählungen von einer Menge hier ruinirter Jugendfreunde erinnert wurde. In ihrem heimischen Warm- und Salzbrunn wurde das Spiel nicht offen getrieben, wie es hier sein sollte. Sie mußte still vor sich hinlächeln, als sie dabei einer vor Jahren geträumten Berührung mit dem Könige Kobalt gedachte, der damals auch Baden-Baden als einen der unheimlichsten von seinen Heilkräften bedachten Verführungsplätze der Hölle vom Minister Nickel hatte nennen lassen. Holde Kindheit! seufzte sie still für sich.

Die wichtigste und feierlichste Aufgabe war nun für ihren Mann zunächst das Studium der Badeliste. Er ließ sich sogleich die neueste Nummer kommen und unterwarf sie trotz der schon hereinbrechenden Abenddämmerung am Fenster einer genauen und bei jedem Namen innehaltenden Prüfung. Es machte ihn glücklich, eine Menge Bekannte zu finden, Namen, die ihm aus Breslau, Berlin, Dresden und den schlesischen

Bädern erinnerlich waren. Darüber war es Abend geworden und Imagina hatte keine Neigung mehr, schon heute Toilette zu machen und ihm auf den Versammlungsplatz der schönen Welt zu folgen. Sie ließ ihn allein gehen, zündete sich Kerzen an, öffnete weit die Fenster, in welche der Gesang der Heimchen von den Wiesen drang, nahm eine zierliche Reisemappe hervor, öffnete deren „Bramah-Schloß" und flüsterte, eine Menge Blättchen vor sich ordnend, still in sich hinein: „Was habe ich nicht Alles nachzutragen! Seit Goethe's Grab schrieb ich auch keine einzige Zeile mehr!"

Imagina erfaßte noch jeden Eindruck, den ihr das so plötzlich ihr veränderte Leben bot, mit einer Innigkeit, mit einem so bis auf den Grund die Dinge auskostenden heißen Verlangen, daß es ihr unverantwortlich geschienen hätte, auch nur ein neues Begegniß ihres jungen Lebens flüchtig hinzunehmen und es sich nicht in seinem ganzen Reize immer wieder zu vergegenwärtigen. Eine Reise führte deren fast zu viele auf. Sie mußte zur Feder greifen und sich alle die Wonnen niederschreiben, die sie seit der Abreise von Bischofswalde erfahren hatte. Was nur Dresden, Leipzig, Jena, Weimar Werthvolles und ihre Phantasie Anregendes bot, hatte sie sich in kurzen Andeutungen, zu künftiger leichterer Erinnerung, fixirt, und nun erschrak sie, daß sie mit ihrem Körper schon in Baden-Baden und mit ihrem Herzen noch im Park von Weimar, unter den classischen Gräbern, war. Sie gab sich auch sogleich das Wort, ihrem Gatten zu erklären, daß sie nicht eher in Baden-Baden ausgehen würde, bis auch ihr Herz, ihre Phantasie, die noch in Thüringen lebten, nachgekommen wären. Unbequem wollte sie ihm darum nicht werden. Sie schrieb und schrieb und brach in ihrer Hast dreimal den Bleistift ab, verwünschte zehnmal die gelbe Dinte des Hotels, kam aber bis zur Rückkehr des Grafen doch nicht weiter als bis auf die Wartburg nach Eisenach, wo ihr das plötzliche Aufklinken der Thüre durch den Grafen einen solchen Schrecken verursachte, daß ihr das Tintenfaß umfiel, gerade bei der Stelle, wo sie von dem Tintenfaße Luther's und dem Wurf nach dem Teufel reden wollte. Sie bebte zusammen,

als sie auf ihrem sauber geglätteten Luruspapier denselben ungeheueren Kler sah, den sie eben beschreiben wollte.

Graf August, zurückkehrend, war voll von allen Herrlichkeiten, die er gesehen hatte. Auch den Koch des Conversationshauses lobte er und analysirte die Sauce eines Hechts, den er zu Nacht zu verzehren sich nicht versagt hätte. Imagina bat ihn himmelhoch, zu schweigen. Sie würde zu verwirrt von Allem, was sie erlebe, sie ersuche ihn anzunehmen, daß sie noch in Eisenach, noch im Thüringer Walde und auf der Wartburg wäre. Sie wollte nur von dem Blick in's Rhöngebirge sprechen und dem rothen Sandstein und den hohen Linden um die Pfarrkirche von Eisenach und von den Schrecken eines Brandes, der dort einmal gehaust hätte, so daß August erst lachte, dann schläfrig wurde und zu Bett ging.

Am folgenden Morgen hatte er durchaus nichts dagegen, als Imagina fortgesetzt dabei blieb, daß sie es für eine Sünde halten müßte, die Eindrücke einer Reise, die Schönheiten der göttlichen Schöpfung, die Erinnerungen der Geschichte so gewaltsam in sich aufzunehmen, daß man Eins über das Andre stürzte. Er hatte am Abend zu viel Stoff zu selbstständigen Vergnügungen entdeckt, als daß ihm Imaginens Wunsch, noch daheim zu bleiben, nicht ganz genehm sein sollte. „Nun, mein gutes Kind," sagte er, „bleib Du also noch in Thüringen und schildere unser Mittagsessen im Eisenacher Rautenkranz, bewege Dich dann langsam nach Buttlar, Hünefeld und Fulda, ich werde indessen hier in Baden-Baden spazieren gehen."

Imagina hatte trotz ihres phantastischen Sinnes ein Talent, sich eine anmuthige Häuslichkeit zu schaffen. Schon als Kind wußte sie in einem kleinen Stubenwinkel sich ein Paar Stühle hinzustellen und sich daraus im Geist einen Feenpalast zu zaubern. So veränderte sie auch hier gleich die ganze Ordnung des Zimmers, stellte ein Möbel dort, das andere dahin, nahm eine grüne Decke, legte sie auf einen Tisch, den sie durch Ausbreitung von allerhand kleinen, wenig kostenden Kostbarkeiten und Nippes zu einem Schreibbureau umwandelte. Auf ein Sopha hingestreckt, träumte sie, von August allein gelassen, und übersann, wie sie hierhergekommen, was sich

Alles seit Wochen mit ihr begeben hatte, wie sie so aus der Pension in die Ehe hatte treten müssen — Stoff genug für sie, sich in ein langes Dämmern zu verlieren. Zwischendurch verfolgte sie auf dem Papiere, bald zeichnend, bald schreibend, ihre Reise.

Es war der erste freie Augenblick, der ihr eine ungestörte Selbstbetrachtung erlaubte. Sie lebte noch einmal durch, was ihr jetzt fast unglaublich vorkam. Der Vater tritt zu Madame Milde ein, nimmt sie in die goldene Gans mit auf sein Zimmer, klingelt, der Gensdarme Fritze ruft den alten Grafen Wartenberg, der nach Art schäkernder alter Polterer sie herzhaft beim Kopfe nimmt und ihr ein Dutzend derber Landküsse auf die Lippen drückt — die Alten lachen, von einem Mann wird gesprochen, vom jungen Grafen August, der per Expressen von den Gütern verschrieben werden soll, sie wird heirathen, einen jungen Mann, von dem ihr die besten und schönsten Dinge erzählt werden, Contracte werden mitten unter Wollsäcken geschlossen, Geldsummen hüben und drüben ausgeworfen, Bestimmungen über die Religion der erwarteten Kinder niedergeschrieben; der Verprochene erscheint, freundliches, wohlwollendes Zutrauen in seinen Mienen, nichts gerade an ihm störend, die Ceremonie an zwei Altären, einem katholischen und einem evangelischen, das Band mußte ihr um so fester dünken, als es zwei Priester gesegnet hatten — die jungen Leute setzen sich in einen Reisewagen, fahren in die Welt hinaus und sind nun hier in Baden-Baden, nicht anders, als wie aus den Wolken gefallen!

Stundenlang mußte sie sich mit dem Durchleben dieser Abwechselungen beschäftigt haben, denn es war Mittagszeit, als August zurückkehrte und sie lachend fragte: „Wo bist Du jetzt?" Sie blickte auf das Papier und sagte: „Vor dem Denkmal des heiligen Bonifacius!" — „Noch in Fulda?" bemerkte August mit gutmüthigem Spott, freute sich aber im Stillen auf die Aussicht einer langen, ihn zerstreuenden Selbstständigkeit. Zwar war er athemlos gekommen, aber sie mußte doch Manches von Dem, was er erlebt hatte, hören. Konnte er doch auch — sie aßen auf dem Zimmer — nicht Worte genug finden, welche interessante

Gesellschaft sich hier zusammengefunden hätte, die berühmtesten Personen des high life von London, eine Menge Diplomaten aus Paris, Wien, Turin, eine ganze Suite, wie er sagte, von Russen, die jetzt aus Italien herüberkäme; man arrangire, fuhr er plötzlich französisch redend (um mich zu üben, bemerkte er später) fort, man arrangire Landparthieen nach Schloß Eberstein, Pickenicks nach der alten Burg von Baden, Jagdausflüge, zu welchen der Spielpächter Benazet die Hunde, der Staat das Wildpret liefere; er hätte versprochen, an Allem Theil zu nehmen, zu jagen, zu reiten, zu fahren, zu essen, zu trinken —

„Auch zu spielen?" fragte Imagina.

„Gutes Kind," sagte August, „beruhige Dich! Die grünen Tische sind so belagert, daß nur ein Spieler von Profession sich durchdrängen kann. Wer nicht einen Stuhl nimmt, eine Karte zum Punktiren — seine Angriffstruppen neben sich ausbreitet, kommt da nicht an: ich spiele nicht und brauche meine Zeit lieber zu Vergnügungen, wie ich sie hier gar nicht erwartet hätte. Uebrigens," setzte er kleinlaut hinzu, „ist Alles auf den Augenblick gespannt, wo Du zum ersten Male auftrittst. Heute Abend werde ich sagen, Du wärest noch in Fulda, wo wir ja wol im Kurfürsten —"

Er wollte sagen: „recht sanft geschlafen haben," und schlief, statt diese Phrase zu vollenden, selbst ein, wie es nach Tische seine Gewohnheit war. Inzwischen ließ Imagina anspannen, bezahlte reichliche Trinkgelder und sprengte — das heißt natürlich nur auf dem Papiere — in sausendem Galopp der einförmigen Gegend hinter Schlüchtern zu. In Gelnhausen fesselte sie ein schiefer Thurm und sie zitterte, als ihr dabei wie ein Harmonikaklang in's Ohr tönte: Pisa. So etwas Schönheitvolles, wie Pisa, wagte sie noch nicht zu denken, obgleich die Schweiz doch diesmal auch schon gesehen werden sollte. Schon war sie auf dem Hirschgraben in Frankfurt am Main und faltete sinnend in Goethe's Geburtshause die Hände, als August aufwachte, neue Toilette machte und sich mit einem Kuß zum erneuerten Besuche des Conversationshauses empfahl.

Ja, ja, Alexei! Ja, ich kauſe wieder
In Euer Herz mich ein — nimm ſie, die Flinte —
Das lange Rohr hat mehr als Spatzen ſchon
Geſchoſſen, Junge —

(ſtellt die Flinte auf den Stein)

Und Du Andrer da,
Mein Iwan — biſt Du doch kein Stiefkind — nimm!
Den ſchmucken Türkenſäbel, den bei Bender
Der Vater einem Paſcha abgewann —

(hebt den Säbel aus dem Gehenk und legt ihn fort)

Im Halfter ſtaken perſiſche Piſtolen
Mit Damascenerarbeit — ſeht Ihr, deutlich
Iſt eine Inſchrift eingegraben, Sergius
Verdollmetſcht ſie Euch leicht, 's iſt perſiſch, Jungen!

(Legt die Piſtolen auf den Stein.)

Ein Derwiſch hat mir einſt im Türkenkrieg
Den Spruch erklärt, er heißt: „O kehre wieder,
Und wenn du fällſt, ſo falle durch die Hand
Nur eines Höhern, als du ſelber biſt!"
Der Perſer kam nicht, ihn erſchlug ein Paſcha —
Der Paſcha kam nicht, ihn erſchlug ein Kaiſer,
Der Kaiſer kommt nicht —

(blickt gen oben)

wird ihn Gott erſchlagen?

(Geht langſam in die Höhle und läßt die Waffen liegen.)

Am folgenden Morgen kam endlich Imagina selbst in Baden-Baden an, und nun hatte sie eine unwiderstehliche Sehnsucht, alles Das, was August bereits so hinreißend gefunden hatte, auch ihrerseits in Augenschein zu nehmen. Er eilte sich gerade nicht, sie seinen Vorsprung einholen zu lassen. Doch erklärte er sich endlich bereit, sie am folgenden Tage bei einer Art Corsofahrt, die gegen Untergang der Sonne in der Lichtenthaler Allee stattfände, in die fashionable Welt Badens einzuführen. Der leichte und elegante Reisewagen wurde gesäubert, die farbige Seite der Polster und Kissen herausgelegt, Andreß (ihr von Bischofswalde gefolgter Diener) mußte seine Staatslivree, hellblau und gelb, anziehen und eine Stunde währte es, bis August mit seiner eigenen Toilette und der Kritik derjenigen seiner Frau, die darüber in eine wahre Angst gerieth, fertig wurde. Endlich gab er ihrem himmelblauen Kleide, dem Spitzenkragen, dem Hute und Schleier seinen leiblichen Beifall und hinaus bogen die Rosse in die Abendschatten der Lichtenthaler Allee. Bald auch wurde das Paar bemerkt, und Imagina erstaunte über die große Zahl der Bekanntschaften, die August schon gemacht und zu grüßen hatte. Zweimal ging es bis zum Kloster auf und ab, Imagina athmete den reinsten würzigen Wiesenduft und verneigte sich traulich jedem Gruße, den sie empfingen. Sie machte Aufsehen, ohne es zu wissen, und auch vielleicht August wußte es nicht.

Aus einer eigenen schweigsamen Stimmung befreite ihn endlich ein lautes, fernherschallendes Pferdegetrappel. Eine lange Cavalcade von Damen und Herren zu Roß sprengte in die Allee, mäßigte dort ihren Lauf und hielt noch einen Paradetritt mitten unter den Wagen, in welche sich mehrere der Reiter und Reiterinnen hineinbeugten. August's Landau war sogleich von dem ganzen Schwarm umringt und nun erstaunte Imagina, wie heimisch hier ihr Gatte schon geworden, während sie noch schüchtern die neugierig kritisirenden Begrüßungen erwiderte. Eine Dame vor allen Uebrigen drängte so dicht an den Wagenschlag mit ihrem Miethroß, blickte so neugierig unter Imaginens Hut, ließ so die Reitgerte in der Luft tänzeln und ergoß sich in einen solchen Strom von zärtlichen

Verſicherungen ihrer Ungeduld, die ſie gehabt hätte, Gräfin Imagina kennen zu lernen, daß dieſe über und über erröthete und kaum ihr ängſtlich klopfendes Herz halten konnte.

„Sie werden doch am Converſationshauſe abſteigen," hieß es franzöſiſch aus dem Munde aller dieſer munteren Geſellſchafter, und die kleine ſchwarze Dame vor Allen bat ſo flehentlich, dort die Muſik zu hören und ihr das Glück dieſer erſehnten Bekanntſchaft gleich in vollem Maße zu ſchenken, daß ſie die Verſicherung gab, dort ſpäter erſcheinen zu wollen. Darüber ſprengte die Suite fort und Imagina athmete wie erlöſt auf.

„Nicht wahr, amuſante Geſellſchaft?" meinte Auguſt nach einer drückenden Pauſe. — „Wer iſt die kleine freundliche ſchwarze Dame?" fragte Imagina. — „Die Seele der ganzen Saiſon," antwortete Auguſt, „eine Frau comme il faut. Sie giebt für Alles den Ton an. Sie arrangirt die Parthieen, ſie vermittelt die Bekanntſchaften, für jeden Tag weiß ſie etwas Neues, ein Weibchen wie Queckſilber, hin und her, witzig, geiſtreich, beleſen, äußerſt charmant." — Imagina fand das auch. „Wie heißt die liebenswürdige Frau?" fragte ſie mit gutmüthiger Unbefangenheit. — „Es iſt die Witwe eines polniſchen Adligen —" — „Gewiß mit einem ſchwer auszuſprechenden Namen," fragte Imagina als Auguſt ſtockte. — „Nein, nein, mein Herz! Baronin Frodore Zaluska, eine Witwe — wir nennen ſie nur Frodore und ſie iſt ſo liebenswürdig, daß ſie uns auch Allen geſtattet, ſie mit dieſem einfachen Namen zu rufen."

Der Wagen hielt jetzt am Anfang der kleinen Reihe von Verkaufsbuden, die dem eleganten Charakter dieſes Schwarzwaldbades neben ſeinen Naturſchönheiten noch etwas von einer ſüddeutſchen „Dult" geben. Das junge Paar ſtieg aus und Imagina, dieſe Buden mit Tiroler Handſchuhen und Nürnberger Spielzeug erblickend, ſetzte ſich ſogleich daraus einige modiſche Schwarzwaldgeſchichten zuſammen. Von obenher aus einem Pavillon rauſchte Harmonikamuſik und endlich ſchritten ſie über die geklieſelte Promenade zum Converſationshauſe. „Dort links ſind die grünen Tiſche!" ſagte Auguſt, um ſie zu unterrichten. Sie erſchrak heftig und zog ihn von jener

Seite fort. Der Traum vom Höllenfürsten fiel ihr unwillkürlich ein und sie mußte über „ihre Dummheit" lachen. Sah denn nicht Alles so heiter, so freundlich, so menschenglücklich aus?

Nach längerm Harren und Wandern durch das zuletzt ermüdende Gewühl erschien in Begleitung einer Art von Duenna- oder Gesellschaftszofe Feodore Zaluska, geschmackvoll umgekleidet, von einer Grazie und Eleganz, die Imagina beängstigte. Die Polin war zwar kleiner als sie, aber unendlich beweglich, sehr zierlich gebaut, von großer Anmuth in den Formen des Gesichts und von einem sprechenden Ausdruck ihrer blitzend schwarzen Augen. Imagina wußte nicht, wie ihr geschah, daß sie von dieser ihr ganz fremden Dame wie mit Zärtlichkeiten überschüttet und von Schmeicheleien erdrückt wurde. Diese Feodore, die rechts und links die Grüße der fashionablen Welt mit Gleichgültigkeit erwiderte, schien sich ihr unterzuordnen. Alles sah sie plötzlich an sich bemerkt, hervorgehoben. Feodore hatte die schönsten Worte für ihren Wuchs, ihr Haar, diese goldenen Locken; die in der That durch die inzwischen einbrechende Nacht zu leuchten schienen. Feodore rühmte Alles an ihr, sogar ihre Toilette, und was sie am meisten überraschte, ihre, wie sie wußte, mangelhafte französische Aussprache.

Das auf- und abwandelnde Vierblatt setzte allmälig Blätter an Blätter an. Es wurde ein Strauß von Herren und Damen und, wie man bald sah, das Bouquet der Gesellschaft. August gab Feodoren den Arm, und da es kühl wurde, forderte man sie auf, in die Säle einzutreten. Dies war für Imagina ein tödtlicher Schreck. Sie kam sich in ihrer Furcht lächerlich vor, aber es war ihr unmöglich, in die schimmernden, kerzenerhellten, jetzt von Musik rauschenden Säle zu treten; denn zwischendurch hörte sie das sonderbare Klimpern des Geldes und den grellheisern Ton des Einharkens und Einscharrens der von der Bank gewonnenen Summen. Sie wußte allerdings, daß die Geschichte von ihrem König Kobalt und von den heißen Teufelsquellen ein Märchen war, das zum größten Theil dem alten Plauderer, dem Obersteiger in Bischofswalde gehörte, aber wenn sie erwog, wie viel sie nun

heute ſchon erlebt hatte, wie rauſchend das Alles um ſie herwogte und wie es jetzt daheim in ihrem Zimmer beim Vater ſo ſtill ſein mußte, ſo glaubte ſie es wagen zu können, eine Caprice zu haben. Sie ſchlug den Beſuch des Saales aus. Auguſt war darüber ſehr verſtimmt und ärgerte ſich, ſie nach Hauſe begleiten zu ſollen; aber im dunkeln Schatten harrte ja Andres mit einem Shawl und ein weltberühmter Virtuoſe, der zur Geſellſchaft gehörte und von einigen emancipirten Ruſſinnen „furieusement“ angebetet wurde, erbot ſich, ſie an das „à deux pas“ gelegene Hotel d'Angleterre zu geleiten. Die gute Imagina wußte nicht, welch ein Glück ihr widerfuhr und wie ſie von den emancipirten Ruſſinnen beneidet wurde! Auguſt blieb mit Feodore und den Uebrigen. Sie ſelbſt ſchlüpfte wie eine Sylphide unter den nächtlichen Schatten des flüſternden Laubes hinweg. Der Virtuos, der ganz erſtaunt war, wie Jemand in ſeine Nähe kommen und nicht ſofort vor ihm in Liebe und Bewunderung zerſchmelzen konnte, ſprach etwas von Quatre mains-Spiel und von einer ihr beſtimmten Widmung ſeiner im Druck erſcheinenden neueſten Transſcription. Sie hauchte eine verbindliche Phraſe, hatte die kleine Oosbrücke erreicht, ſtand vor den Orangenbäumen des Portals zu ihrem Gaſthofe und wußte nicht, als ſie in ihren Zimmern angelangt war, wie ſie zur rechten Beſinnung auf alles Das kommen ſollte, was ſie heute ſo neu und fremdartig erlebt hatte.

IV.

Das fühlte nun wol die junge Gräfin am Abend, in der Nacht und am Morgen, daß Das nimmermehr ihre Welt werden konnte! Zu wenig Erfahrung beſitzend, um ihrem Miſsfallen einen beſtimmt begründeten Ausdruck zu geben, hätte ſie nimmermehr ſagen können, was ihr ſo unbehaglich war. Bei Alledem hatte ſich Feodore ihrem Gemüthe eingeſchmeichelt. Das, was ihr immer fehlte, eine ältere und doch jugendliche Freundin, Das, ſo behauptete wenigſtens

August, hatte sie in Feodore gefunden. „Die Baronin ist von Dir hingerissen," sagte er. „Vertraue Dich ihr an, laß Dich von ihr leiten, sie hat die Welt gesehen, sie weiß, was der gute Ton erfordert, Du kannst Dich glücklich schätzen, bei Deiner Jugend in solche Dich bildenden Hände zu gerathen. Wenn Jemand aus Dir etwas machen kann, so ist sie es!"

Imagina glaubte das in vertrauensvoller Unschuld. Man beschloß, der Baronin einen Anstandsbesuch zu machen. „Sie erwartet uns," sagte August, „und um so eher müssen wir zu ihr gehen, als es Zeit ist, das Hotel zu verlassen und eine Privatwohnung zu nehmen, die sich im ersten Stock des von der Baronin bewohnten Hauses nicht gelegener bieten kann."

Die schon fast im Hotel d'Angleterre Eingewohnte trennte sich von der kleinen Häuslichkeit, die sie sich schon begründet hatte, ungern, allein sie hatte von Feodore selbst so viel Schönes über deren Wohnung vernommen, daß sie ihren Gedanken gern eine andere Richtung gab und mit der ihr eigenen Befangenheit dem jungen Gatten, der ihr im Grunde so beängstigend neu und mit jedem Tage fremdartiger vorkam, folgte. Gerade je mehr sie sich an ihr plötzlich geändertes Lebenslos gewöhnte, desto beklemmender waren die Betrachtungen, die sie darüber bei sich im Stillen anstellen mußte.

Nach einigem Harren in einem Vorzimmer empfing Feodore das junge Paar mit unbeschreiblicher Grazie und Freundlichkeit. Sie umarmte Imaginen und führte sie in ihr Wohnzimmer, dessen Fenster mit Blumen verbaut waren und eine liebliche Aussicht auf das terrassenförmig gebaute Städtchen und die aus den Büschen hervorschimmernde neue Trinkhalle gewährten. Ein kleiner bellender Spitz wurde von Graf August, der in diesen Zimmern schon völlig heimisch war, zum Schweigen gebracht. Die Baronin klingelte. Ihr Kammermädchen mußte dem Wirth ankündigen, daß die Herrschaft da wäre, welche oben den ersten Stock miethen wollte.

„Liebe Freundin," sagte die Baronin auf französisch, „wir wollen uns das bequemste und anmuthigste Leben etabliren. Heute Abend erscheinen Sie zum ersten Male im Conversationssaale, wo die Zimmer rechter Hand der gewählteren Gesellschaft gehören; morgen machen wir eine Parthie nach

Oberstein und für übermorgen ist ein großer Pickenick nach der Schloßruine angesagt. Der Graf hat sich schon erklärt, daß er für seinen Theil den Champagner liefert."

Die achtzehnjährige junge Frau lächelte beklommen und wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie von dem phantastischen Schlafrocke der Baronin sprach, den sie wunderbar schön fand. Die Baronin küßte ihr dafür die Hand und antwortete: „O, wie liebe ich Sie!" Dann aber begann sie den Anzug der Gräfin zu mustern und entwickelte ein sehr feines kritisches Talent, welches jedoch heute nicht mehr so schmeichelhaften Resultate wie gestern hatte. Sie sagte: „Herrliches, bestes Wesen! Sie kleiden sich nicht gut. Wir müssen nach Strasburg fahren und Stoffe für Sie kaufen. Blond und blau ist zu jugendlich, zu mädchenhaft. Man verbindet jetzt blond mit schwarz; Sie behalten ja den Vortheil Ihrer achtzehn Jahre immerhin, wenn Sie auch wie einundzwanzig aussehen. Nicht wahr, Graf Wartenberg?" — „Allerdings," bemerkte dieser, der sich daran zu weiden schien, eine Frau zu haben, die beinahe noch ein Kind war. Die Baronin, kaum älter als vierundzwanzig Jahre, nahm darum, daß sie Imaginen erzog, noch nicht das Aussehen einer Bonne an. Sie bat, ihr zu erlauben, einige kleine Bemerkungen über die neueste Mode der Saison zu machen. Während Imagina ihrem Unterricht zuhorchte, zupfte die Baronin bald da, bald dort an ihren Kleidern und erklärte die Taille derselben für eben so verfehlt, wie den Ausschnitt der Brust nicht schließend genug. Ach, recht armselig, unbedeutend und kindisch kam sich Imagina vor, als sie die Stufen hinaufstieg, die in den ersten Stock führten. Sie hätte weinen mögen, als ihre Blicke auf August fielen. Sie begriff nicht, wie sie dazu käme, sein unwürdiges, unerzogenes und unbedeutendes Weib zu sein. Die Wohnung wurde für zweckmäßig erkannt, behandelt und noch im Laufe desselben Tages bezogen.

Eine neue Wohnung wird uns nur dann heimisch, wenn wir zum ersten Male darin geschlafen haben. Für Imagina reichte aber schon ein Lindenbaum, der eines ihrer Fenster beschattete, hin, es ihr traulicher zu machen, als den Gedanken, noch heute der großen Welt mit ihrer ungenügenden

Toilette Anstoß geben zu sollen. Sie sah beruhigt ihrem Gatten nach, der allein gehen zu wollen erklärte und dann Feodoren begleitete. Sie blieb daheim, und als am folgenden Vormittage die Baronin erschien, um einen Gegenbesuch zu machen und das Verschieben der Ebersteiner Parthie um einige Tage anzukündigen, als sie in einer Fülle von kleinen Artigkeiten wieder von der strengen Weltdame hören mußte, daß sie das Französische nicht salhionable geläufig genug spräche, da war ihr gleichsam außer dem Verbot, sich irgendwo öffentlich sehen zu lassen, auch der Befehl gegeben, überall zu schweigen. Imagina's Hände zitterten in denen der Baronin. Sie hatte keinen Muth mehr, dieser Frau gegenüber einen Willen zu haben, sie dankte mechanisch für die Bücher, die die Polin ihr zu lesen geben wollte, hörte wie abwesend, was sie über die Bequemlichkeiten des Hauses und der Menage von ihr mitgetheilt bekam. Es war nicht Bosheit, nicht Hochmuth, sondern rein tödtliche Verlegenheit, als sie der Baronin auf diese Mittheilungen wegen Frühstück, Mittagessen, Wäsche erwiderte: „Wollen Sie das Alles gefälligst meiner Kammerjungfer sagen!“

Die Baronin biß sich vor Wuth auf die Lippen und empfahl sich kalt. Imagina bekam durch Andres einen Pack französischer Bücher, der so umfangreich war, daß der schlesische Landsmann seine Verwunderung äußerte, die Gräfin würde doch bei dem schönen Wetter hier nicht anfangen wollen zu lesen. „Ueberhaupt,“ sagte Andres, „sitzen Sie viel zu viel zu Hause! Sie haben sich ja ganz umgekehrt. Landrath würden das kaum glauben. Gehen Sie doch mehr aus! Es sind so viele Schlesier hier, auch Breslauer. Manche Gesichter kann ich nur nicht unterbringen, wo ich sie zuerst gesehen habe. Es sind gewiß auch ehemalige Breslauer Studenten da!“

Dem guten Andres ging eben nichts über Breslauer Studenten. Diese waren ihm die Zierde jeder Gesellschaft, die eigentlichen Söhne der Götter, die überall das Vorrecht hatten, den feinsten Ton anzugeben. Als Imagina lächelnd an der Anwesenheit von Breslauer Studenten zweifelte, sagte Andres: „Nein, nein, wirklich, gnädige Frau, es sind welche hier, aber verkleidet.“

Mehrere Tage brachte Imagina damit hin, die ihr von der Baronin geliehenen Romane zu lesen. Sie waren von Georges Sand und regten ihre Phantasie, die ohnehin zum Hinüberschweifen in's Ideale geneigt war, wie Opium auf. Eines Abends hatte sie „Jacques" beendigt und alle Pulse flogen ihr. Sie fühlte, daß sie diesen Zustand einer freiwilligen Verbannung nicht länger aushielt, raffte sich mit schnellem Entschlusse auf und hatte die Absicht, das Wildeste zu thun, was bis jetzt in ihrer jungen Ehe vorgekommen war, nämlich in der Abenddämmerung mit ihrem Kammermädchen allein auszugehen. Wo August weilte, wußte sie nicht. Die Vormittage war er unten bei der Baronin, die Nachmittage schlief er und des Abends kam er vor elf, zwölf Uhr nicht nach Hause. War er im Conversationssaal, so gefiel sich die verlassene junge Frau in der Idee, ihn dort zu überraschen. Sie setzte keck den Fuß auf die leergewordene Kieselpromenade vor dem Portal des Saales. Sie folgte dem Glanz der Kronleuchter, stieg einige Stufen empor und betrat das glatte Parquet des von der Menschenmasse rauschenden großen Saales. Sie wußte nicht, welcher Muth heute über sie gekommen war. Die Lorgnetten und unverschämten Blicke der Dandies kümmerten sie nichts. Sie drängte sich sogar in die Nähe der Spieltische. An dem Roulett ging sie vorüber, weil es zu besetzt war. Aber im Nebensaale, wo ein gleichmäßig kaltmonotones: Rouge gagne, perd la couleur variirt wurde, machte sie Halt, sah auf dem grünen Tuche kleine Haufen Goldes und Silbers, irrte in den Physiognomieen der Spielenden flüchtig umher und zuckte erschrocken auf, als sie einen jungen, blassen Mann mit schwarzem Haar, starkem Bart, eleganter weißer Weste, in welche er nachlässig die Finger steckte, erblickte. „Prinz Wismuth!" hauchte sie lächelnd, ihres thörichten Einfalles sich bewußt, aber sie schwankte einige Schritte zurück und fuhr sogar zusammen, als ihr August, der Feodoren führte, leise auf die Schulter schlug. Allmälig erst mußte sie sich besinnen, daß sie ihre Anwesenheit zu erklären hatte. Sie that es dann und ließ sich von der Baronin, die ganz außer sich vor Entzücken über ihre Begegnung schien, durch die Säle führen, vermied aber,

noch einmal dem Tische zu begegnen, wo sie sich so plötzlich überzeugt hatte, daß Andres für ehemalige Breslauer Studenten ein merkwürdig unträgliches Auge hatte. Denn Prinz Wismuth, der Sohn des Königs Kobalt, für den die sieben Todsünden vom Teufel zum Versatz gegeben waren, war der Student, den sie vor fünf Jahren zum ersten Male erblickt und dessen sie später, wenn die Pension vor den Thoren spazieren ging, noch öfters ansichtig wurde und dem sie thörichterweise manche geheime Träumerei gewidmet hatte.

Graf August schien von dem kleinen Beweis von Selbstständigkeit, den seine Gattin eben gegeben hatte, zum Verdruß der Baronin ganz außerordentlich erfreut. Noch mehr verwunderte es ihn, sie im Kreise von allerlei schöner Welt, die sich um sie sammelte, so beredt, so angeregt, so theilnehmend zu finden. Die erst vor Kurzem beendigte Lectüre Georges Sand's entfesselte auch die Sprachgeläufigkeit der Zunge, die heute das fließendste Französisch sprach. Zwar zupfte die Baronin zuweilen das junge, so elektrisirte Wesen und sagte ihr heimlich in's Ohr: „Man sagt nicht im Französischen dies, man sagt nicht das —" aber Imagina hörte nicht auf diese ewige Bevormundungs- und Erziehungswuth einer Frau, die ihr keine Verehrung mehr abgewinnen konnte. Die Baronin verstummte.

Am folgenden Morgen erklärte auch Imagina, an der für heute bestimmten Parthie nach Schloß Eberstein Theil nehmen zu wollen. Ihr Gatte machte dazu ein lächerlich befangenes Gesicht und schickte den Bedienten zur Baronin hinunter, ihr diesen Entschluß seiner Frau anzukündigen. Es währte nicht lange, so erschien die verschmitzte Polin selbst, warf sich Imagina an den Hals und vergoß einen Strom von Thränen. „Gerechter Gott, was ist Ihnen?" fragten die beiden jungen Ehegatten.

„Ich fühle," sagte Feodore zu Imagina, „daß ich Ihnen nicht gefalle, daß Sie kein Vertrauen zu mir haben und meine Freundschaft nicht erwidern. Wären Sie gestern nicht zur Gesellschaft gekommen, so hätte ich mich Ihnen heute zu Füßen gestürzt und Sie um Theilnahme an dieser Parthie gebeten. Ich habe nie ein weibliches Wesen auf den ersten

Blick ſo liebgewonnen, als Sie, Gräfin, die Sie in Allem vor mir bevorzugt ſind! Ich will leiden, dulden; ich will nicht verzweifeln, wenn Sie meine Liebe nicht erwidern; aber dieſe Liebe ausſprechen muß ich, Imagina, Sie haben keine größere Freundin auf der Welt, als die arme Feodore Zalusky!"

Dem guten Auguſt ſtanden die Thränen in den Augen über dieſe gefühlvolle, hingebende Frau. Da Imagina mehr erſchreckt als erfreut ſtand, ärgerte er ſich über die Kälte und Befremdung ſeiner Frau, die der Baronin nur einfach die Hand reichte und leiſe erwiderte: „Ich will mich bemühen, Ihre Freundſchaft zu verdienen." Dafür küßte ihr Feodore ſtürmiſch die Hände und ſagte, von dem heutigen Tage an wollte ſie das Glück ihres Lebens berechnen.

Der Wagen fuhr vor, Andres ſtand in Livree hinten auf. Feodore und Imagina ſaßen im Fond, Auguſt ihnen gegenüber. In der Lichtenthaler Allee ſtießen die anderen Theilnehmer der Parthie zu ihnen und hinauf ging es durch ſich ſchlängelnde Pfade, bald durch liebliche Wieſen, bald durch ſchattiges Gebüſch, bald ſteil, bald ſanft ſich hebend, bis empor zu dem wiederhergeſtellten Reſidenzſchloſſe des Großherzogs mit ſeiner wunderbaren, nur mit der Salzburger Ebene zu vergleichenden Ausſicht in das reizende Murgthal.

Bei einer für die Roſſe beſonders beſchwerlichen Stelle ſtieg man aus. Wie man ſo langſam in der heißen Sonnenhitze emporſtieg, zeigte Andres, der hinter ſeiner Herrin herging, auf einen Mann, der linker Hand vom Wege tief in einer unteren Schlucht des Berges, unter rauhem Geſtein, verweilte und ſagte: „Sehen Sie Den, der hat in Breslau ſtudirt!" Imagina blickte hinunter und ſah den jungen Mann von geſtern Abend, der dicht in einer ſchroffen Felſenwölbung ſtand und mit dem Hammer eines kleinen Spazierſtöckchens dermaßen prüfend an die Steine pochte, als wollte er ſagen: „Thut euch doch auf, ihr Berge, und laßt mich einziehen in euern Schooß!"

Imagina ſtand traumverloren. Der weltberühmte Virtuoſe, der die Parthie mitmachte, ſprang hinzu und bot ſich keuchend der an Bergſteigen gewöhnten jungen Gräfin zur Unterſtützung an. Wenn dieſe ſtill ſtand, ſo war es nicht die

Dritter Auftritt.

Kaluga. Dann Boretin mit ruſſiſchen Soldaten. Zuletzt Perſiljeff.

Kaluga.

Verruchte Bosheit, ſoll dein Werk gelingen?
Der Feind umzingelt das Gebirg, die Päſſe
Sind alle rings beſetzt und Boretin,
Schnell wählend zwiſchen Tod und Gnade, führt
Die nächſte Truppe, der er ſich ergeben,
Hieher, die flücht'gen Häupter einzufangen .....

(Boretin führt ein Detachement von wenigſtens 12 Mann ruſſiſcher Grenadiere auf die Bühne.)

Offizier.

Wo iſt's?

Boretin.

In dieſer Höhle hält er ſich
Verſteckt! Macht Euch auf Widerſtand gefaßt!
Die Höhl' iſt weit genug für Schuß und Hieb ....
Folgſt Du, Kaluga ....? Eines kannſt Du nur
Noch ſein, Wild oder Jäger ....

Kaluga.

Schrecklich iſt
Das Loos der Leidenſchaft, noch ſchrecklicher
Das Loos der Sünde, aber überſchwänglich
Iſt einzig nur die Qual des Willenloſen.

(Geht mit Boretin in die Höhle. Die Grenadiere folgen mit gefälltem Bajonett.)

Erschöpfung von der Sonne und dem Wege, sondern der Schreck über dieses wunderliche Zutreffen jener Erscheinung unten mit den mystischen Voraussetzungen, die ihre Phantasie an diesen jungen Mann geknüpft hatte. Sie war vernünftig genug, an keine in's Leben hereinragende Wunderwelt zu glauben, und doch war dieses Klopfen und Pochen des Prinzen Wißmuth an seine Heimath, das Reich der Gesteine, so sonderbar, daß sie in der That über den Witz des Zufalls nicht zu lachen wagte. Der Virtuose sprach wieder von quatre mains und von seinen Transscriptionen, und bemerkte mit schmerzlichstem Bedauern, daß ihn das Schicksal an den Wagen einer russischen Knäsin fest-te, die hinter ihnen herfahrend aus den ihrer wohlbeleibten Fülle entquellenden feurigen Augen schon giftige Blicke der Eifersucht schleuderte. „Mais, mon cher Udolpho," schrie die Knäsin, „vous serez incurablement fatigué! Regardez vos concerts, vos soirées, vos discours solennels, vos toasts philanthropiques, vos mille et une fatigues!" Es half nichts: der weltberühmte Virtuose kehrte seufzend in sein bewunderndes Sibirien zurück. Imagina aber, den Sitz ihres Wagens wieder einnehmend, träumte von dem Jünglinge, dem es vielleicht wehe wurde auf dieser Erde und der sich sehnen mochte, zu seinem Vater heimzukehren, zu seinen geliebten Zwergen unter ihrem theuern Bischofswalde, und sogar Thränen traten ihr in's Auge, sodaß sie sich abwenden mußte. Für den fernern Verlauf der Schloß Eberstein'schen Parthie war die Hoffnung umsonst, aus Gräfin Wartenberg wieder den kecken liebenswürdigen Uebermuth von gestern hervorbrechen zu sehen. Was sie gestern in der großen Welt gewonnen hatte, verlor sie heute wieder. Sie war in völlig träumerische Abwesenheit versunken und blickte, als man oben unter kühlenden Linden ein ländliches Dejeuner einnahm, sinnend die hohe Terrasse hinunter in die tiefe malerische Ebene mit den grünen Ufern des sich schlängelnden Stromes und den langen, gelblichen Flecken, wo schon das Korn gemäht war. Kapellen blickten still und fromm herauf aus den Gebüschen und hellgestimmte Glocken drangen, das Herz bewegend, empor in die frivolen französischen Gespräche, die Imagina gar nicht mehr hörte. Wenn

der junge Mann vielleicht ein Spieler war, verloren hatte und seinen Schmerz zu zerstreuen gesucht hatte?

Am folgenden Tage fand der große Pickenick auf der alten Schloßruine statt. Imagina schwankte, ob sie an der Verwirklichung dieser Idee, die durch das Organisationstalent der Baronin hervorgerufen war, Theil nehmen sollte. Lächelnd aber sagte sie sich, vielleicht finde ich da den Sohn des Königs Kobalt wieder, den unglücklichen, in diesem Spielbade verdorbenen Prinzen Wismuth, oder ich überzeuge mich, ob er gestern Einlaß fand zu seinem theuern Vater und den Kampf mit dem Fürsten der Hölle aufgegeben hatte. Andres ängstigte sie mit seinen aufgerafften Erzählungen von schrecklich viel verspielten Geldsummen. „Der Breslauer Student," fügte er hinzu, „hat gestern gewiß da unten in der Höhle gedacht, neue Ducaten zu finden. Der spielt auch schmählich. Gestern Abend hab' ich's durch's Fenster gesehen, da wir diesen Menschenklasse Abends in den Conservationssaal (so nannte ihn Andres) nicht hineindürfen. Solche Spieler sehen verdiestert aus, wie immer unser Gensdarme Fritze zu Haute sagte. So ein Mensch grüßt nicht, selbst wenn er Einen noch von Breslau her kennen thäte. Und wenn's ihnen 'mal recht schief geht und sie nichts mehr zu verspielen haben, ich glaube, sie könnten stehlen, morden und todtschlagen. Andere gehen gleich drüben in den Rhein."

August hatte den ganzen Morgen schon nichts Anderes im Kopf, als zu dieser Parthie den Champagner, den er liefern wollte. Aus allen Gasthöfen lieh er sich Gefäße zum Abkühlen und von Morgens früh schon an saß er im Keller des Hauses vor einem Berge von Eis, um seine sechzehn Flaschen, die er in die Freude hineinlieferte, im „feurigsten" Zustande vorzuzeigen; „denn," sagte er, „Champagner ist nur dann feurig, wenn er eiskalt ist." Die russische musikenthusiastische Knäsin hatte von Strasburg Gänseleberpasteten kommen lassen. Eine vornehme geadelte jüdische Banquierherrschaft lieferte einen sarcirten „durch und durch" getrüffelten Wildschweinskopf; ein Pair von Frankreich hatte schon seit zwei Tagen seinen Koch auf der Ruine etablirt, um einen Eiskeller anzulegen für Sorbet und allerhand Gefrornes. Ein

ungarischer Magnat lieferte zehn Schüsseln österreichischer Bachhändl; ein „Autonome“ aus Westphalen und großer Jagdfreund hatte per Courier Wildpret kommen lassen, das jedoch von dem frischeren Wildpret eines würtembergischen Grafen ausgestochen wurde. Ein englischer Viscount, der sehr das Angeln liebte, schickte ein Netz Forellen. Alle diese Speisen wurden von der schreienden und tobenden Gesellschaft unter den uralten Eichbäumen mit einem wahrhaft diplomatischen Hunger verzehrt; nur die arme dicke Knäsin hatte das Unglück, daß ihre Gänseleberpasteten nicht ansprechen wollten, worüber sie untröstlich war und den weltberühmten Virtuosen aufforderte, sein nächstes Notturno in einer schmerzhaften Tonart, in A-Moll, zu setzen.

Die träumerische junge Gräfin aber fand diese Gesellschaft so widerwärtig, den Ton so frei, das Durcheinander so schnatternd, die Eitelkeit der Frauen so herzlos, die Einbildungen der Männer so fade, daß sie in Verzweiflung gerieth. Aus dem wilden Chaos dieses hochadligen Pickenicks, das in grellem Contrast zur Ehrwürdigkeit des Orts und den ländlich einfachen Erfrischungen der übrigen Gäste der Schloßwirthschaft stand, flüchtete sie in das dunkle Gemäuer der alten Ruine, durchschritt einen verfallenen Rittersaal mit grünem Rasen als Fußboden, stieg Treppen und Leitern hinauf, die zur Erleichterung des Besuches dieser schönen Ruine angebracht waren, und war muthig kletternd bald auf der höchsten Mauer, die vor verwittertem Moos und jungen Grashalmen ängstlich glatt zu betreten schien; doch schützte ein Geländer vor jeder Gefahr.

Längst war die Sonne jenseit des Rheins im Sinken begriffen. Innig bewegt, weidete Imagina ihr Auge an der schönen Fläche, die nach dem hehren Strome hin, nach Speier zu und dem Hardtgebirge, sich ausdehnte. Deutlich sah sie den Rauch eines Dampfwagens, der von Strasburg heraufkam, sah ihn durch die abgeerntete Gegend sich schlängeln und hörte bis hierher in die blaue lustige Einsamkeit den Pfiff der Locomotive. Das Geschrei des wilden Pickenicks verhallte unter dem grünen Gewölbe der uralten Eichenstämme. So mochte sie lange gesessen und geträumt haben, bis sie sich umwandte. Ein tödtlicher Schreck für sie! Der junge Fremde

mit dem blassen Antlitz stand dicht vor ihr, der Spieler, der Student aus Breslau, Prinz Wismuth, eine Erscheinung, die für sie, ohne es zu ahnen, schon eine förmliche Lebensgeschichte hatte. Ohne es zu ahnen? O wohl! Wer ahnt denn, was wir Denen oft sind, die kalt an uns vorübergehen und uns nicht zu kennen scheinen!

Der junge Mann sprach etwas von der Schönheit der Gegend — er sprach deutsch! Ach, wie wohl that ihr das nach dem vielen näselnden Französisch! Er sprach von dem ehrwürdigen Schauer einer solchen Ruine und dem sonderbaren Contrast einer so heiter modernen Gesellschaft. Er schilderte das Niedersteigen von den Trümmern als nicht gefahrlos und begleitete Imagina, die in der That zu stürzen glaubte, als der Fremde einige Steine abbröckelte und sie sorglam betrachtete und dann wegwarf. Was hatte er nur ewig mit den Steinen? Wie sie die Ruine hinunterkam und was sie gesprochen hatte, wußte sie nicht. Nur Das sah sie, daß unten Frodore mit dem Champagnerglase auf sie zutrat und, einen Moment ihre Begleitung betrachtend, entsetzt das Glas verschüttete. Sie hatte von dem Fremden eine lächelnd ironische Begrüßung empfangen. „Kennen Sie diesen Herrn?“ fragte die Baronin. Imagina sagte Nein! und erstaunte, daß er Frodoren bekannt zu sein schien. Aber die Polin sagte gleichgültig: „Es ist eine Physiognomie, die sich mir einmal auf dem Donaudampfboote eingeprägt hat, als ich Konstantinopel besuchte. Der Herr ist aus Siebenbürgen.“ Damit verlor sie sich in die Gesellschaft und war zur Zeit der Niederfahrt von der Ruine so kleinlaut, daß es auffiel. Sie schützte Kopfweh vor und schob die Schuld auf den Champagner, wodurch sich Graf August beleidigt fühlte.

Imagina aber hatte nur noch einmal zerstreut und für sich heiter und ausgelassen ausgerufen: „Siebenbürgen?“ und der zum Versatz gegebenen sieben Todsünden, der sieben Bürgen gedacht, dann aber war sie heiter und fast ausgelassen. Machte es der Aerger der Polin oder die Begegnung mit dem Prinzen Wismuth oder der Champagner, man gratulirte wieder dem Grafen zu seiner reizenden, liebenswürdigen Gemahlin.

V.

Die Erzählung ist nicht berechtigt, aus diesen Begegnungen irgend ein Ereigniß früher hervorzuheben, bis es in seinem vollen Zusammenhange erklärt und unzweideutbar dasteht. Es entspannen sich für den fernern Verlauf der Badener Saison folgenreiche Thatsachen, die jedoch auf der Oberfläche der Gesellschaft nicht zum Vorschein kamen. Im Gegentheil nahm das fernere Leben so sehr den Charakter einer monotonen Langeweile an, daß Graf Wartenberg die Abreise vorbereitete und Baden verließ, nachdem sich etwa noch folgende Punkte als erinnerungswerth herausgestellt hatten.

Der Virtuos, der einmal nicht leiden konnte, wenn ihm nicht Alles huldigte, ruhte nicht, bis er für die schlesische Gräfin einen Flügel aufgetrieben und Quatre-Mains-Parthieen eingeleitet hatte. Die Knäsin war nach dem Unglück mit den Pasteten jetzt doppelt in Verzweiflung und führte bei einer Matinée, die der Virtuose zu zehn Francs das Billet im Conversationssaale gab, Scenen eines Enthusiasmus auf, der nur von Berlinerinnen hätte übertroffen werden können. Wie hätte diese kleine runde Fürstin der Baronin Zaluska gedankt, wenn sie gewußt hätte, daß diese die Ursache der allmälig wieder eingestellten Quatre Mains-Parthieen wurde!

Die Polin verrieth nämlich seit dem Schloßpicknick eine auffallende Unruhe. Einige Male sprach sie von baldiger Abreise, öfter aber noch von einem Wohnungswechsel. Um letztern möglich zu machen, erklärte sie sich auf das Heftigste über die sentimentale Zudringlichkeit des Virtuosen gegen Gräfin Wartenberg. In einem Anfall von Leidenschaft, der sie hier wirklich einmal etwas Wahres äußern ließ, sagte sie in Gegenwart des Grafen und seiner jungen Frau: „Ich leide zu heftig an den Nerven, als daß ich einen solchen musikalischen Lärm in meiner Nähe ertragen könnte. Ohnehin ist mir dieser eingebildete Künstler verhaßt. Ich begreife nicht, wie sich Frauen so wegwerfen können und einem Menschen entgegenkommen, dessen Koketterie in jeder Stadt, wo er auftritt, nicht eher ruht, bis er nicht die ersten Frauen der

dortigen Gesellschaft zu seinen Füßen sieht. Was sich nur an Geist, Schönheit oder Rang auszeichnet, muß sich ihm gegenüber schwach gezeigt haben. Manche, wie diese russische Fürstin, werfen sich ihm geradezu an seine ordengeschmückte Brust, Andere muß er langsamer erobern. Dieser Mensch ist, von Stadt zu Stadt ziehend, ein wandelndes Bild der männlichen Untreue. Ihn nur in meiner Nähe zu wissen, ist unerträglich. Ich werde ausziehen."

August war darüber in Verzweiflung und Imagina versprach ohne Weiteres diese Beziehung abzubrechen. Sie bewunderte Feodorens tugendhafte Entrüstung und glaubte dem Virtuosen durchaus nicht, als dieser einmal in seiner gewählten Ausdrucksweise äußerte: „Feodore Kaluska ist meine Gegnerin. Sie hat ein unmusikalisches Ohr. Sie kann nicht ausstehen, daß durch mich in die Badesaisons Poesie, Kunst und Phantasie kommt; sie will nur ihre Pickenicks, die noch überall, wo sie damit auftauchte, in Kissingen, Homburg, Ems mit einem Jubel von Vorbereitungen anfingen und mit Verstimmung endigten. Und meine gute Freundin, die russische Knäsin, ist überall bestimmt, das Opfer dieser verschmitzten Polin zu werden. Sie weiß es immer so anzuordnen, daß die Speisen der gemüthlichen kleinen Russin dann an die Reihe kommen, wenn schon Alles gesättigt ist, und wie wir diesmal die Gänseleberpasteten beinahe den Hunden hätten vorwerfen können, so ist es uns in Karlsbad mit einem Dutzend böhmischer Fasanen und in Ems mit einer etruskischen Vase voll getrüffelter und entknöchelter Rebhühner gegangen. Sie können sich denken, gnädige Gräfin, was ich unter diesen gastronomischen Intriguen und antimusikalischen Verstimmungen zu leiden habe."

Imagina verstand nicht, in welcher Absicht der in diesem Falle so treffend urtheilende Virtuos seine leidenschaftliche Freundin preisgab, und wie er nur hatte andeuten wollen, daß sein Herz in diesem Augenblicke gern ein neues Engagement gehabt hätte. Sie bedauerte, daß wegen bevorstehender Abreise die musikalischen Uebungen aufzuhören hätten, und schenkte ihm ein sehr geschmackvolles, mit echten Steinen verziertes Falzbein von Perlmutter, wodurch sein vornehmer

Sinn bewogen wurde, ihr als Gegengeschenk einen reichvergoldeten Briefbeschwerer zu verehren.

Die Abreise wurde aber doch noch aufgeschoben. Und, was auffallend war, eines Morgens war die Baronin wirklich ausgezogen. August, starr über diesen plötzlichen Entschluß, konnte denselben nur als die Folge eines für ihn erkalteten Interesses ansehen. Daß ihn die lebensfrohe junge Frau gefesselt hatte und seinem fröhlichen Sinne fast zum Bedürfniß geworden war, entdeckte er nun erst. Imagina forschte den Gründen dieser Trennung nicht nach; denn auch viel zu sehr beschäftigte sie ein Erlebniß, das sie noch am Abend vor'm Auszuge der Baronin hatte. Sie hätte doch schwören mögen, in einem etwas lebhaften Gespräche im untern Stock die Stimme des blassen Fremden erkannt zu haben. Auch das heftige Hinschütten einer bedeutenden Summe Geldes auf den Tisch war ihr vernehmbar, und endlich glaubte sie völlig sicher zu sein, daß der Fremde, begleitet von der Polin, in der Dunkelheit des Gebüsches vor ihrer Wohnung verschwand.

Das Entsetzen über die Bestätigung eines Verdachts, der ihr Schmerz verursachte, mußte um so größer sein, als Imagina inzwischen mit jenem Fremden, wie wir später sehen werden, in ein eigenes Verhältniß getreten war. Noch vierzehn Tage lang verriethen ihre Mienen eine auffallende Abwesenheit der Besinnung, ein sonderbares Träumen, sogar eine Unruhe des Gewissens. Als der Fremde ganz und gar verschwand und wenigstens am Spieltisch nicht mehr gesehen wurde, entstellte Gram die Züge der jungen Frau und unablässig schrieb sie und zeichnete und wehmuthsvoll nahm sie zuletzt von Baden selbst Abschied. In der Schweiz trafen die Reisenden so unfreundliches Wetter, daß der Besuch des Berner Oberlandes aufgegeben werden mußte, und der Rhein, den sie später noch hinabfuhren, war selbst bei Sonnenschein nur noch geeignet, sie feierlich und ernst zu stimmen.

August's Absicht war, den ersten Winter seiner Ehe in Berlin zuzubringen und sich dann im nächsten Jahre auf seine schlesischen Güter zu begeben, deren Bewirthschaftung sein eigentlicher Lebensberuf war. Da traf ihn in Magdeburg die Kunde vom Tode seines Vaters. Der Schlag war für ihn

von lähmender Wirkung. Wol fand er ſich in einen Verluſt, der bei den Jahren des Verſtorbenen und deſſen Kränklichkeit vorauszuſehen war, aber eine Menge anderer Plane ſchien ihm durch dieſe Nachricht ſo durchkreuzt, ſo vereitelt, daß er vor Mismuth und Aerger zu keinem Entſchluß kommen konnte. Seine Frau hätte bei dieſer Rathloſigkeit zum erſten Male Gelegenheit gehabt, etwas von jener unterſtützenden Kraft, welche die Ehe gewähren ſoll, durch Zuſpruch und Theilnahme zu offenbaren; aber zu weit ſchon war zwiſchen ihnen eine Kluft geriſſen, zu wenig war ſeine Gattin ſchon durch Leiden und Gewöhnung Meiſterin jener Kunſt geworden, die in einer unglücklichen Ehe zufällige Begegniſſe als Trümmer aufgreift und aus ihnen eine Brücke leidlichen Verſtändniſſes baut. Richtiger geſagt, konnte eine Trennung der Stimmungen deshalb nicht erfolgen, weil ſie im Grunde ſich noch gar nicht geeinigt hatten. Die angenehme Anregung einer Reiſe iſt ja nicht das Leben! Wie oft kommen Die, welche auf einer ſogenannten Hochzeitsreiſe ihre Flitterwochen vor der Welt zur Schau tragen, in den künftig von ihnen auszufüllenden Lebenskreis ermüdet und in ihren Anſprüchen an das Leben überreizt und verwöhnt zurück! Imagina, die kaum wußte, wie ſie den Aufenthalt bei ihrer würdigen Erzieherin mit der Ehe vertauſchte, hatte geſucht und geſucht, mit dem blonden Grafen Auguſt auf einen traulich befreundeten Ton zu kommen. Es war unmöglich geweſen. Dieſe Reiſe hatte mehr entfremdet, als vereinigt, Beide an einander eher ermüdet, als gehoben.

Ihres Gatten Verzweiflung, daß er nun zur Ordnung und zum formenreichen Antritt ſeiner Erbſchaft, ſtatt nach Berlin, auf ſeine Güter gehen mußte, theilte ſie nicht. Imagina, die nicht den Muth hatte, zu fragen, ob es ihm ſo fürchterlich wäre, mit ihr allein den Winter in Schloß Wartenberg zu wohnen, äußerte nur, daß ſie ſelbſt ſehr wenig Verlangen nach Berlin trüge. Aber Auguſt mußte zu viel Plane auf dieſen Winteraufenthalt gebaut haben. Welches dieſe waren, verſchwieg er; wichtige mußten es ſein, da er den ganzen Vormittag am Schreibtiſch zubrachte und eine Menge Briefe zur Poſt trug.

Es waren ſchon unfreundliche, regneriſche Octobertage, als

das junge Paar in die Hallen des Schlosses Wartenberg einzog. Nirgend zeigte sich eine Spur geordneter Vorbereitung. Das weitläufige, aus dem siebzehnten Jahrhundert stammende Gebäude zeigte zwar nirgend eine Spur von Vernachlässigung, aber die Zimmer, die von Imagina bewohnt werden sollten, fanden sich zur Zeit noch ohne jede Bequemlichkeit. Dennoch fand sich Imagina darin (einige waren noch ohne Schloß und Riegel) leidlich zurecht.

Desto verstimmter war August. Zuviel mußte ihm mit dem Berliner Project verdorben worden sein. Und seine lebhafte nach Außen geführte Correspondenz machte ihn immer einsylbiger und düsterer. Die Geschäfte der reichen und weitläufigen Besitzungen nahmen ihn, den zur Bequemlichkeit sich neigenden jungen Erben, in für ihn drückender und lästiger Weise in Anspruch, so daß ihm Imagina herzlich gern einen Ausflug nach Breslau gönnte, den er der Erbschaftsregulirung halber auf acht Tage unternehmen mußte.

Diese acht Tage gingen rasch vorüber. Es war am ersten Tage der neuen Woche, als sie beim Erwachen im Hofe das Rasseln eines ankommenden Wagens hörte. „So bald kehrt er zurück, so pünktlich ist er!“ sagte sie, hastig aus dem Bett springend, und zugleich fielen ihr die für ihn angekommenen Briefe ein, die oben auf seinem Zimmer warteten und in deren Adresse sie die Federzüge der Baronin Zaluska erkannt zu haben glaubte. „Ob ihn diese Briefe so rasch zurückführen, oder Mitleid mit mir!“ dachte sie bei sich und klingelte. Wie erstaunte sie aber, als sie erfuhr, daß der eben Angekommene nicht der Graf, sondern ihr Vater war. Sie stieß einen Freudenschrei aus, konnte sich kaum gedulden, die nothdürftigste Toilette vorzunehmen, und wollte in die Zimmer hinaufstürmen, in welchen der Landrath abgestiegen war.

Auf der Hälfte der Treppe tritt ihr aber der Gensdarme Fritze entgegen, legt militairisch die Hand an seine Dienstmütze und berichtet trocken, daß der Landrath verboten hätte, seine Tochter zu ihm zu lassen. Er würde selbst kommen. Befremdet kehrt sie in die Wohnzimmer zurück, läßt alle möglichen Anordnungen zur Bequemlichkeit ihres theuern Gastes treffen, richtet einen Tisch zum gemeinschaftlichen Frühstück her, wartet

mit pochender Ungeduld, wartet, wartet, eine Viertelſtunde vergeht, noch eine. Es dauert eine ganze Stunde, bis der Landrath erſcheint. Wie der Vater eintritt, will ihm die Tochter an den Hals fliegen. Er weiſt ſie zurück. „Gerechter Gott! Was iſt, Vater? Womit hab' ich dieſe Begrüßung verdient?" — Statt der Antwort wirft der Landrath einen geöffneten Brief auf den Tiſch. „Lies!" ſagt er kalt. Sein gefoltertes Kind ſieht den Brief an, er war von Auguſt und trug den Breslauer Poſtſtempel. „Was ſoll ich denn leſen?" fragte ſie zitternd. „Was will mein Mann?" — „Scheidung!" knirſchte der Landrath zwiſchen den Zähnen und zog zwei Piſtolen aus der Taſche, die er feierlich auf den Tiſch legte.

Es war nun der jungen Frau, als vergingen ihr die Sinne.

„Lies!" wiederholte der Vater dringend und bedeckte die Piſtolen mit einem ſeidenen Taſchentuche.

Zitternd durchflog ſie das Papier. Doch rannen ihr die Buchſtaben durcheinander. Sie verſtand kein Wort von Dem, was ſie las.

„So will ich Dir ſagen, was der Brief enthält," begann der Landrath, als er ihren Zuſtand bemerkte. „Nach einer Ehe von kaum drei Monaten will ſich dieſer Don Juan von Dir trennen, weil er behauptet, Eure Naturen paßten nicht füreinander. Wahrhaft kindiſch und läppiſch mußt Du Dich auf der Reiſe benommen haben! Wie könnte der Menſch ſonſt ſchreiben, daß Du ihm zu traurig und zerſtreut ſeiſt! Er giebt ſich zwar das Anſehen, Deinen Charakter nicht antaſten zu wollen, aber, bemerkt er, beſſer ſich im erſten Augenblick eines ſich einwurzelnden Mißverſtändniſſes trennen, als an ſolchem Ungemach ſein ganzes Leben hindurch zu kränkeln. Das hat ihm ein guter Freund ſo eingegeben. Er iſt zu dumm, das geſchrieben zu haben! Was erwiderſt Du?"

Als Imagina nicht antwortete, deckte der Landrath das Tuch von den Piſtolen ab und ſagte: „Hier die Antwort an dieſen Schwiegerſohn. Mit Deiner Mutter habe ich ihr ganzes Leben hindurch nicht harmonirt, aber nie hätte ich mir einfallen laſſen, ein Geſchöpf, das ich einmal gewählt, deshalb durch eine Scheidung zu blamiren."

„Wie ſo?" ſagte Imagina ſtolz.

Perſiljeff.

(ſteigt den Felſen herunter und trägt die mit grünen Haſelnüſſen gefüllte Mütze unter'm Arm).

Nur Steine rings — Zwergtannen und Soldaten —
Ein einz'ger Haſelſtrauch erbarmte ſich
Und füllte mir die Mütze da mit Nüſſen ....
Eichkätzchen gleich auf Bäumen hockend möchten
Wir bald wohl ſichrer ſein, als hier in Klüften! ....
Dem Wild hat man die Fährte abgewonnen,
Dem armen Edelhirſch die blut'ge Schweißſpur ....
Gletzt unten da am Eck des Felſenvorſprungs
Nicht ſchon ein junger Corporal herauf,
Dem meine Nüſſe ſchmecken würden, hätt'
Er ſie .....?

(Tritt zur Seite und erblickt die Waffen)

Halt da! Emiljans Waffen hier —
Die perſiſchen Piſtolen, ... Himmel, da
Im Sande Fußtrittſpuren .... (ſieht in die Höhle) Bajonette!

(Es erfolgen ganz dumpf in der Höhle eine Anzahl Schüſſe raſch auf einander. Sie ſind ganz entfernt im Keller abzufeuern. Mindeſtens ſechs Schüſſe und faſt a tempo.)

Verrathen! ..... Leben ohne ihn? ..... Die Felſen blitzen
Auf allen Seiten von Bewaffneten .....
Ich kann nicht fliehn — nicht bleiben — Selbſt muß ich
Mich in die Hand der Schergen überliefern .....
Ich folge Dir, Emiljan — (in die Scene blickend) Corporal,

„Davon verstehst Du nichts," fuhr der Landrath polternd fort. „Ein Makel der Art läßt sich nicht auslöschen. Deine Zukunft ist verdorben. Und wem zu Liebe? Diesem leichtsinnigen Tropf, der sich einbildet, mir eine solche Sprache führen zu dürfen. Du weißt doch auch, daß Du katholisch bist?"

„Was sollen nur diese Mordgewehre?" fragte Imagina sich sammelnd

„Ich soll dulden," antwortete der Landrath aufbrausend, „daß ein junger Laffe meine Tochter heirathet und nach drei Monaten von Trennung spricht, weil die Naturen nicht zusammenpassen wollten? In drei Monaten soll sich Eins verstehen lernen? Seit dreizehn Jahren verstehe ich meinen Oberpräsidenten nicht. Noch in zehn Jahren kommen manche Ehen nicht in's Geschick und dann sind's erst noch die Kinder, die eine Brücke zum Verständniß bauen und dieser, dieser Taugenichts, dieser —"

Imagina beschwor den Vater, sich zu mäßigen. Aber der alte Haudegen war gegen seinen Schwiegersohn so zornig, wie gegen sie. „Schäme Dich," sagte er, „Deinem Manne nicht besser gefallen zu haben! Mit Deinem Gesicht, Deinem Wuchs, Deiner Erziehung — es ist eine Schande, so wenig Eindruck auf einen Mann zu machen. Nie hab' ich mit Deiner Mutter zusammengepaßt und doch mußt' ich sie gewisser Gründe wegen lieb haben. Es ist auch unmöglich, daß das der einzige Grund seiner Abneigung ist. Er wird heute Abend hier eintreffen, ich habe ihm schriftlich sein Ehrenwort darauf abgenommen. Er soll mir die Wahrheit sagen und wehe Dir, wenn ich Dinge erfahre, die nicht in der Ordnung sind!"

Die Vorstellung eines solchen hier abzuhaltenden Gerichts war Imagina geradezu fürchterlich. Sie beschwor den Vater, nach Bischofswalde zurückzukehren. Ich bleibe! war die Antwort. Dann bat sie, ihr wenigstens selbst zu gestatten, Wartenberg zu verlassen.

„Dein Recht hier aufgeben?" tobte der Landrath. „Nicht einen Schritt weichst Du von dem Sitz Deiner Ehre, falls Du — Ansprüche darauf hast."

Imagina las erst jetzt im Zusammenhang und mit er-

zwungener Ruhe den Brief ihres Gatten. Er war nicht gehässig geschrieben, aber doch so tief verletzend für ihre innersten Empfindungen, daß sie den Vater fußfällig bat, sie ziehen zu lassen und dem unglücklichen Bunde ein Ende zu machen.

Der Landrath zeigte auf seine Pistolen und erwiderte: „Eine Scheidung wird nur vollzogen, wenn sich an einem der sich trennenden Theile eine Schuld nachweisen läßt! Kannst Du ihm keine vorwerfen, so soll er es Dir. Auf den beiderseitigen unbegründeten Wunsch der Gatten trennt kein Gericht eine Ehe. Da könnte alle Tage Eins kommen. Ich will ihn lehren, mich vor dem ganzen schlesischen Adel zu beleidigen."

Imagina kannte ihren Vater zu gut, um nicht zu ahnen, wie diese Scene endigen würde. Sie wußte, daß sich der Landrath und August versöhnen würden auf ihre Kosten. Sie hatte schon als Kind zu oft bei ihrem Vater gesehen, welche Dinge folgten, wenn sich diese jähzornigen Männer „ausgesprochen" hatten. Dann rückten sie zusammen, tranken, rauchten und schlossen Freundschaft auf Kosten des Dritten, der den Zwist veranlaßt hatte und nun das Opfer der entladenen Leidenschaften wurde. Sie dachte sich das fürchterlich, diesen beiden Männern gegenüber stehen zu sollen und von ihnen Vorwürfe, Rathschläge, Ermahnungen annehmen zu müssen in der heiligsten Frage des Lebens.

Es wurde Mittag. Schon hatte sich der Zorn des polternden Landraths etwas gemildert. Er kam nicht mehr so oft auf seine Pistolen zurück, schmähte aber dafür desto unwirscher über sein anwesendes Kind, das ihm nicht entgehen konnte. Um drei Uhr Nachmittags fing er schon an, den abwesenden Schwiegersohn in Schutz zu nehmen, und als er gar eine Stunde geschlafen hatte und es dunkel geworden war und ein Brief vom Grafen eintraf, er würde Schlag sieben Uhr wie ein Ritter von altem Schrot und Korn sich einstellen, da fühlte sich Imagina so gedemüthigt, so schon im Voraus verletzt und beschimpft, daß die ganze ursprüngliche Wildheit ihrer Natur in ihr auflohderte und sie dem Genius ihrer Eingebungen folgte, wie damals, als sie bei ihrem Vater in Bischofswalde wie im Naturzustande, schweifend über Berg

und Thal, lebte. Sie ging auf ihr Zimmer, raffte dort Alles, was an Büchern, Mappen, Zeichnungen, geschriebenen Blättern zerstreut lag, zusammen und verschloß es, indem sie die Schlüssel zu sich steckte. Bei einem kleinen Packet von geschriebenen bunten Luruspapieren stockte sie. Sie schien sich fragen zu wollen, ob sie es dem Zufall anvertrauen dürfte. Da sie aber ein Portefeuille mit einem, ihr als uneröffenbar garantirten Brahmaschloß hatte, so legte sie auch diese Papiere dort hinein, schrieb noch einige Zeilen an ihren Vater, die sie auf den zum Nachtessen bestimmten Tisch legte, hüllte sich vor der rauhen Novemberluft in einen Mantel und verließ gegen sechs Uhr im Dunkeln das Schloß, ohne daß ein Auge ihr Verschwinden ahnte.

Um sieben Uhr kam dann wirklich Graf August, fast zu früh für den Landrath, der sich mit seinem Factotum Fritze in ein tiefes Gespräch über einige Paßsignalements und herumschweifende Gaunerphysiognomieen eingelassen hatte. Wie man ihm sagte, der Graf wäre angekommen, überreichte man ihm auch das vorgefundene Briefchen von Imagina. Als er las: „Lieber Vater, es ist unter meiner Würde, Erörterungen anzuhören, wie die, mit welchen ich bedroht bin. Ich habe bis zu meiner Rechtfertigung das Schloß verlassen und kann mit der Versicherung scheiden, daß jeder Versuch, mich irgendwo aufzufinden, vergebens ist" — als er diese Zeilen zum zweiten Male las, wurde sein ohnehin vom Ungarwein gerötheter Antlitz kirschbraun vor Zorn. Fritze empfahl sich neugierig, August aber, der eben eintrat, erhielt nun doch den ganzen Ausbruch der ersten Wuth des Landraths von heute früh, und die Pistolen fingen wieder an, eine drohende Rolle zu spielen.

Todtenblaß sagte August, der von oben kam, wo er seinerseits eben die Briefe, die auf ihn gewartet hatten, Briefe der Zaluska, gelesen hatte und von Imagina's Verschwinden bald unterrichtet war: „Es ist kein Wunder, daß Ihre Tochter sich vor unseren Erörterungen fürchtet. Seit wenig Augenblicken bin ich überzeugt —"

„Wovon?" donnerte der Landrath.

August war so erschöpft, daß er sich auf einen Stuhl niederlassen mußte und Zeit bedurfte, sich zu sammeln.

„Als ich Ihnen," begann er endlich, „meinen Brief geschrieben hatte, that ich etwas, was ich einige Stunden darauf bereute. Die Unmöglichkeit, mit Ihrer Tochter mich jemals glücklich zu fühlen, ist allerdings keine erheuchelte, und doch war ich sogleich auf Ihren Bescheid, mich hier einzufinden, eingegangen, weil ich meine Ueberreilung zurücknehmen wollte. Eben aber finde ich Briefe, die meiner felsenfesten Ueberzeugung, daß Imagina mich niemals lieben lernen wird, einen Grund geben, der Alles aufklärt. Sie liebt einen Andern."

Der Landrath warf wieder sein Taschentuch auf die Pistolen und suchte einen Stuhl, um seinem Vaterherzen keine Blöße zu geben.

„Wol hätte ich wissen sollen," fuhr August fort, „daß meine prosaische Natur, die ich gern eingestehe, nicht im Stande war, einer so lebhaften Phantasie zuzusagen. Sie hat ihr Herz einem berühmten Manne geschenkt, den ich unvorsichtig genug war mit ihr in nähere Bekanntschaft treten zu lassen."

„Wartenberg!" stöhnte der Landrath verzweifelnd. Dann fragte er tonlos: „Wer ist dieser Mann?"

August nannte den Namen des weltberühmten Virtuosen und fuhr fort: „Aus den Concerten, die dieser Künstler in Breslau gab, werden Sie ja wissen, welche Erfolge er über die Herzen der Frauen davonzutragen weiß!"

„Der hysterischen, pinselhaften!" schrie der Landrath. „Meine Tochter gehört nicht zu ihnen!"

„Nein, nein," gestand August zu. „Aber es ist ein Duft von Poesie, den dieser Mann um sich zu verbreiten weiß, dem schon die gesundesten Naturen erlegen sind. Er zeichnete in Baden-Baden Imagina vor allen Anderen aus — sie erregte den Neid, die Eifersucht von Fürstinnen —"

„Die gottverdammten Bäder!" stöhnte der Landrath.

„Es ist in Berlin stadtkundig, daß dieser Künstler sich des vertrautesten Verhältnisses mit der jungen Gräfin Wartenberg rühmen darf."

„Beweise! Beweise!" donnerte der Landrath.

„Wo soll ich Beweise haben?" sagte August. „Beweist das Gerücht nicht so gut wie Alles? Auf die Wahrheit kommt

es in solchen Fällen weniger an, als auf die Vermuthung, die allein schon entehrend für mich ist."

In bemitleidenswerther Hülflosigkeit faßte der arme Vater jetzt einen Entschluß. „O! o!" rief er — und die Stimme erstickte ihm vor Genugthuung, die er darin fand, auf einen guten Gedanken gerathen zu sein. „Sie sollen sehen," sagte er, „daß ich eine unwürdige Tochter nicht schütze. Ohne Briefe kann ein solches Verhältniß nicht stattgefunden haben, ohne äußere, in ihrer Umgebung sichtbare Zeichen nicht länger andauern — kommen Sie in ihr Zimmer. Untersuchen wir, was wir finden."

„Herr Landrath," entgegnete August, „Sie verwechseln diesen Vorfall mit einem Criminalverbrechen. Auch wird die verblendete Frau sicher jeden Beweis ihrer Treulosigkeit verborgen haben."

Der Landrath, der aus seinem Beruf gewohnt war, anzunehmen, daß ihm und dem Gensdarmen Fritze nichts verborgen bleiben dürfte, hörte nicht auf diese Einrede. Ob August einfiel, daß Imagina doch auch nie den leisesten Versuch gemacht hatte, seine Correspondenz zu überwachen, der Vater war schon an's Werk gegangen, hatte die bei dem vernachlässigten Zustand des Schlosses leicht zu eröffnende Thür, die Imagina's Zimmer schloß, schon in der Hand und der Gensdarme Fritze, der von Demagogen und Gebirgsaufwieglern her schon eine gewisse Geschicklichkeit in Papierbeschlagnahmen hatte, unterstützte seinen Landrath so tapfer, daß bald ein Berg der unverfänglichsten Zeichnungen, Landkarten, Musikalien vor ihnen aufgethürmt lag.

Da sich unter den letzteren allerdings einige fanden, welche die Handschrift des weltberühmten Virtuosen Udolpho trugen und von ihm in den schmeichelhaftesten Ausdrücken der Gräfin Imagina von Wartenberg verehrt worden waren, so stieg der Verdacht des ergrimmten Vaters. Ein Portefeuille reizte ihn. „Darin, sehe ich, stecken Briefschaften," sagte Fritze unverschämt. August, zornig über sich selbst, über die ganze Welt, packte den Vertreter der irdischen Gerechtigkeit und warf ihn zur Thür hinaus.

„Herr Graf!" fuhr der Landrath auf und richtete sich

groß in die Höhe, „Fritze iſt Gensdarme! Sein Rock Königsgut!“

„Und dies iſt mein Gut,“ rief Auguſt, indem er dem Landrath das Porteſeuille entriß.

„Sie haben mir alſo Lügen vorgebracht, Herr Graf? Fritze, meine Piſtolen!“

Auguſt nahm das Porteſeuille und warf es zornig auf die Erde.

Ruhig griff der Landrath in ſeine Beinkleider, zog ein Meſſer hervor und ſchnitt, ohne ſich, arme Imagina, viel um Dein „unerbrechbares“ Bramahſchloß zu kümmern, den ledernen hintern Deckel von oben bis unten auseinander.

Da gab es denn nun eine ganze Beſcheerung von zarten beſchriebenen Papieren.

„Jetzt kommen Sie hinunter, Herr Schwiegerſohn,“ ſagte der Landrath. „Hier oben iſt's kalt und das Licht heruntergebrannt. Jetzt wollen wir leſen.“

Auguſt folgte nachdenklich, Scham und Schmerz in ſeinen Zügen.

VI.

„Eben habe ich Spiridion von Georges Sand beendigt,“ begann der Landrath zu leſen. Bei Spiridion ſchon, das er mehr buchſtabirte als las, unterbrach er ſich: „Wer iſt Spiridion? Was iſt das für ein Spiridion?“ Auguſt ſchwieg. Der Landrath zog die Brille, die er hatte aufſetzen müſſen, mehr auf den Naſenrücken herunter und fuhr fort: „Beendigt — und noch bebt es geiſterhaft in mir nach, und in Allem, was ich todt und leblos vor mir ſehe, ſcheint ſich mir's lebendig zu regen, und die Bäume nehmen Geſtalt an und die Berge ſchütteln ihre Häupter wie ſchweigende ernſte Rieſen der Vorzeit, die nicht begreifen können, was ſich hier in dieſem grünen Thal begiebt.“

Hier klopfte es an die Thür. Aergerlich rief der Landrath: „Hinaus!“ Aber Fritze ſteckte ſchon den Kopf in's

Zimmer und fragte, mit sichtlicher Verstimmung auf den Grafen schielend: „Herr Landrath, Ihr Abendtrunk?“ Und statt eine Antwort abzuwarten, stand schon Andres mit einer Bowle Punsch in der Thür. „Es ist jetzt meine Gewohnheit,“ sagte der Landrath entschuldigend zu August, „Abends ein paar Gläser vor Schlafengehen. Setz Er's nur hin, Andres, und hinaus!“

Fritze zögerte. Der Landrath sah sich daher genöthigt, energischer zu reden, und rief in dem bekannten Gensdarmenlatein: „Fritze, Paschol!“

Paschol, so viel als packe dich! wurde von Fritze wol verstanden. August aber hielt ihn zurück und sagte: „Da Sie jetzt von den hiesigen Vorfallenheiten mehr wissen, als nöthig ist, so können Sie Erkundigungen einziehen, wie und wohin sich die Tochter des Herrn Landraths entfernt hat.“

„Gräfin Imagina von Wartenberg!“ ergänzte der Landrath.

Fritze sagte ruhig: „Spur haben wir schon. Das Kloster drei Stunden von hier!“

„Na ja! Da haben wir's! Wo freilich auch sonst!“ Der Landrath athmete schwer und entließ den Arm der Gerechtigkeit mit Wendungen der Kochemer- oder Diebssprache, die so viel sagen sollten, als: „Vorsichtig und mit Anstand Erkundigungen eingezogen!“

Der Landrath prüfte den Punsch. Sein Schwiegersohn lehnte ein Glas, das ihm angeboten wurde, mit einer betrübt verneinenden Geberde ab und ließ seine Blicke bald gedankenlos in das Licht der Lampe, bald sinnend auf Feodorens Brief gleiten, den er in der Hand zerknitterte.

„Wer bürgt mir denn,“ fuhr der Landrath in den Blättchen zu lesen fort, „daß dieser unförmliche Weidenstamm drüben an dem rauschenden Bache nicht in der That eine Verzauberung ist? Sieht er mich denn nicht im Mondschein oft so stumm beredsam, so feierlich fragend an, als wollte er von meinem Munde das erlösende Wort hören, das sein müdes Haupt endlich zur Ruhe bestattete?“

„Der alte Weidenstamm?“ unterbrach sich der Landrath etwas verdutzt.

„Bitte,“ bemerkte August, „lassen Sie diese Lectüre, die zu

nichts fruchtet. Das, wovor man zu erröthen hat, wird Niemand dem Papiere anvertrauen."

„Da irren Sie ſich! Aus meiner Praxis könnte ich Ihnen ganz andere Fälle anführen. Aber das ſeh' ich wol, der alte Weidenbaum hat nichts, was mein Kind gravirt oder Verdacht erweckt. Aber hier, fuhr er weiter leſend fort, hier — aha! — da kommen Namen — Schloßruine — Pickenick — Otto von Sudburg — Kennen Sie einen Otto von Sudburg?"

Auguſt horchte hoch auf und fragte: „Otto von Sudburg?"

Der Landrath, kleinlaut über des Grafen Spannung, aber begeiſtert von einem fanatiſchen Gerechtigkeitsgefühl gegen Jedermann und wäre es auf Koſten ſeines eigenen Blutes, legte ſich das Blatt zurecht und las: „Wenn wir nun Alle gebunden wären an Bäume, Blumen, Steine? Wenn Erinnerung, volle bewußte Erinnerung unſere künftige Seligkeit wäre und wir auf dieſer Erde nur trachten ſollten, unſerm Urſprunge in der Heimlichkeit der Seele nachzuſinnen und dann beruhigt ſterben könnten, wenn wir wiſſen, von wannen wir ſtammen? Bei dieſem proſaiſchen Pickenick auf der poetiſchen Schloßruine mußte ich Dich wiederſehen, Otto von Sudburg (ſo nennt Dich das Fremdenblatt, aber ein Gedicht Dir weihend würde ich Dich Elpenor nennen oder Prinz Wismuth, um doch die volle Wahrheit zu ſagen) —" „Prinz Wismuth — Elpenor?" unterbrach ſich der Landrath, aber Auguſt drängte: „Leſen Sie doch; ich kenne einen Sudburg!" — Der Landrath, immer kleinlauter, las: „Mußt' ich Dich wiederſehen, nach fünfjähriger Trennung, Du blaſſer Elfenſohn, ganz ſo geiſterhaft ſchmerzlich, wie damals, als ich Dich zum erſten Male in den Bergen und dann in Breslau erblickte!" Auguſt richtete ſich auf: „Otto von Sudburg hat in Breslau ſtudirt — ich kenne ihn," ſtammelte er: „das iſt ja unerhört — noch eine andere, frühere Geſchichte —! Herr Landrath, Sie ſehen, mit wem man mich verheirathet hat!" — „Ruhe! Ruhe!" ſtammelte Herr von Unruh, und als ihm Auguſt die Blätter entreißen wollte, ließ er es nicht zu, ſondern faßte ſich zu fernerm würdigen Vortrage.

„Hier ſteht," ſagte der bekümmerte Vater, dem ſich die

Augen umflorten, „hier steht: Wie damals, als ich Dich zum ersten Male in den Bergen und dann in Breslau erblickte. Wie fassen Sie das — ?"

„Es ist eine Universitäts- und Pensionsbekanntschaft, die sich ohne Zweifel schon in Bischofswalde, im Gebirg angeknüpft hat!" sagte sein Schwiegersohn.

Der Vater, der wol wußte, daß Breslauer Studenten sehr oft seinen gebirgigen Landrathsbezirk besuchten, bereitete sich im Stillen auf ein furchtbares Gewitter für Madame Milde, die Erzieherin, vor. Inzwischen las er weiter: „Wie dieser erste Jugendeindruck so plötzlich in Baden erscheint —" — „Er machte allgemeines Aufsehen," unterbrach August den Vater. — „Wie ich ihn an die Höhle," las dieser, „an den Kreis seines ursprünglich ihm bestimmten Wirkens klopfen sah, als wollte er rufen: Erde, thue dich auf —" August schaltete ein: „Sie müssen wissen, dieser Subburg studirte vor fünf Jahren in Breslau Mineralogie!" — „Wie ich den Sohn der Metalle angezogen erblickt an den teuflischen grünen Tisch —" — „Ja," ergänzte August, „daß dieser Subburg ein unverbesserlicher Spieler ist, steht fest!" — „Wie ich gedachte, daß sieben Bürgen um Dich —" „Sieben Bürgen!" unterbrach August, und wollte dem Landrath das Papier entreißen. Dieser hielt aber fest und fragte, ob das auch zuträfe? Der jetzt von Eifersucht Gepeinigte schwieg eine Weile, um sich zu sammeln. Dem Landrath kehrte sich das Herz in seiner bei Alledem theilnehmenden Vaterbrust um — sein Punsch wurde kalt, ein Fröstеln rieselte durch seine Glieder. Er mußte Andres rufen, um im Ofen das Feuer zu schüren. Dadurch trat eine Stärkung des Gemüths ein und August erklärte seinen erneuerten Schrecken: „Otto von Subburg gehört zu einem alten Geschlechte ausgewanderter erzgebirgischer Ansiedler, die sich in Siebenbürgen niederließen. Er studirte in Breslau Mineralogie, um sich für den praktischen Bergbau vorzubereiten. Später erfuhr ich nichts mehr von ihm, als daß er im Auftrag seiner heimathlichen Regierung als Berggeschworner reist, um sich für die Markscheidekunst die neuen Erfindungen anzueignen. Er hat sich in London und Paris länger aufgehalten, als für seine Moralität vor-

theilhaft war. Wenigstens in Baden-Baden zeigte er sich als einen der unerschütterlichsten Spieler, der sich selten in der frohsinnigen und heitern Gesellschaft erblicken ließ!" — „Haben Sie ihn oft im Umgang mit Imagina gesehen?" — „Mit meiner Frau? Niemals! Kaum, daß er ein flüchtiges Compliment mit ihr gewechselt hat!"

Des Vaters Augen umflorten sich immer mehr. Sein Gerechtigkeitssinn war ihm so heilig, daß er mit Rührung sagte: „Armer Gatte! Lesen Sie selbst!" — August ergriff die Fortsetzung der Blätter und las, während es im Ofen durch das neuhinzugelegte Holz polterte und knisterte und sich der Landrath feierlich erhob und mit Wehmuth die Bowle auf den Ofen trug, um den Inhalt wieder zu erwärmen. — „Wer kann mich verdammen," hieß es in den Blättern, „wenn ich an eine tiefe, heilige, über das Irdische hinausgehende Beziehung zu diesem Einzigen glaube, der Dich anzieht und der in diesem Thale Dich doch am wenigsten zu kennen scheint! Und doch täusche ich mich, wenn ich bei dem Wiedersehen auf der Schloßruine auch in seinem Auge etwas liegen fand, das da sagte: Du kennst das Geheimniß meines Lebens, Du weißt, was mich hierher führte und warum ich diese Erde noch nicht lassen darf?"

„Freilich, freilich," erläuterte der Landrath, indem er den steigenden Wärmegrad des Punsches untersuchte, „freilich sollte der Herumtreiber als Berggeschworner längst hundert Klafter unter der Erde sein, was sein Beruf mit sich bringt!"

August las: „Ich weile oben, sagte mir sein trüber Blick, bis meine Stunde kommt, und ich fürchte, sie wird nicht zur Freude meines Vaters sein!"

„O, gewiß nicht!" meinte der Landrath, eine Thräne im Auge zerdrückend. „Sein Vater wird schöne Freude an ihm haben!"

„Ich gedachte der Worte, die einst Sudburg in den Bergen hören mußte, ich gedachte, wie er damals auszog in die Welt und wie ich ihn in Breslau wiedersah. Er ist voller, männlicher geworden, aber an seinem Innern nagt ein tiefer Schmerz. Wenn an ihm die Hölle ihr Spiel gewönne!"

„Ein Spieler! Natürlich!" seufzte der Landrath.

Was ſchauſt Du ſo? — He!
(hält ihm halb ohnmächtig die Mütze hin)
hilf mir Nüſſe knacken! (Geht ab.)

(Verwandlung.)

Zweite Scene.

Einfacher Saal auf der Citadelle in Kaſan. Hinten ein großer Vorhang. Im Vorgrund Armſeſſel. Ganz düſtre Beleuchtung, aber durch ein Fenſter zur Seite fällt rother Feuerſchein.

Vierter Auftritt.

Katharina. Dann Orloff. Zuletzt Razumoffsky.
Draußen Trompeten- und Paukenwirbel.

Katharina.

Das arme Volk von ſeinen Aſchenhaufen
Begrüßt die Siegerin und leidvergeſſen
Drängt es herauf zu dieſer ſtolzen Bruſtwehr,
Die uns gerettet hat, zur Citadelle.
Der Sieg iſt mein, bald weht der Hauch des Friedens
Auch über blutgedüngte Felder wieder,
Nur in die eigne Bruſt zieht er nicht ein.
Nicht immer ſind es gute Zeichen, wenn

„So weit hatt' ich geschrieben und nun ich ihn gestern wieder an dem grünen Tische sah, wächst mir die Sehnsucht, muthig in sein Leben zu greifen und ihn seiner reinen und edeln Herkunft und den guten Geistern zu erhalten. Gestern mit der Abenddämmerung hatten sich die feuchten Abendnebel wie durchsichtige Schleier auf die grüne Flur niedergelassen. Dunkler und dunkler wurden die vollen Kronen der Kastanienbäume, leise kamen die schwarzen Schatten vom Fuße der Berge geschlichen und umarmten in stiller Freier zum Schlummer bewältigend die kleine an ihrer schlechten Bestimmung unschuldige Stadt. Ich öffnete das Fenster. Durch das nächtliche Schweigen schallte nur mit bewußtem sicherm Rauschen der Sturz des Waldbaches, der zur Bewässerung der Mühlen, in einem Teiche sich sammelnd, von Schleusen aufgehalten, an der Brücke wie eine flüssige große Sichel schneidend ausgleitet und dann donnernd niederstürzt. Wie ich hinausblicke — August weilt noch in dem erleuchteten Cursaale — da sehe ich still und traurig unter den Bäumen den Jüngling schreiten. Eine Weile lehnt er sich an einen Stamm duftender Akazien — er sieht mich bittend, flehend an; ich springe auf — werfe die leichte Mantille über die Schulter — und hinaus zu ihm — — ich liege ihm weinend an der Brust. Da sagte er: Imagina komm! Du bist es, die mich erlösen und von meinem finstern Schicksal erretten kann. Da lege ich den Arm um seine Schulter und mehr gezogen, als freiwillig folgend, schlüpfe ich mit ihm durch die Schlangenwindungen der Wege zu den grünen Matten, auf eine einsam stehende Bank, an eine weiße fernhinleuchtende Erle. Hier mich an sich ziehend, deutet er hinunter in die neblichten Gründe und zeigt mir einen geisterhaften Reigen weiß verhüllter Frauengestalten, sieben an der Zahl, und schaudernd stöhnt es ihm aus der beklommenen Brust: Da sind sie! Ich hielt es für ein Blendwerk. Aber der Jüngling nannte jede bei Namen und ich erbebte; denn es waren wirkliche Frauengestalten, die ernst und kalt in den Gründen vorüberschlüpften. Ich, Imagina, ergriff meinen Rosenkranz und betete; denn die Töchter der Hölle nannte mir der Jüngling bei Namen. Jene Schlanke dort, sagte der blasse Freund, ist Superbia, die Hochmüthige;

die zweite Gebückte und Lauernde Avaritia, die Geizige; die dritte im üppigen rosenfarb schimmernden Kleide ist Luxuria, die Ueppige; dort, die vierte, die Behende, Kirschrothfarbene nennt sich Ira, der Zorn; dann die volle, starke, mit dem seelenlosen Auge ist Gula, die den Völkern gelehrt hat, der Bauch sei euer Gott, und die da groß ist im Erfinden von Genüssen für Zunge und Gaumen; die sechste im gelblichen Gewand ist Invidia, die Neidische — ach, und Alle, Alle haben sie schon den Sieg über mich davongetragen und nur der siebenten da, der Acedia, der trägen Feigheit des Herzens, trotze ich noch, weil ich noch nicht ganz den Muth verloren habe, zu sagen, was ich wahrhaftig liebe und was ich hasse. Diese Acedia war aber die Baronin Feodore Zaluska."

August, der die letzten Worte kaum noch hatte aussprechen können, machte hier eine lange Pause und richtete die Augen zum Landrath empor. Dieser saß starr. Ein Glas Punsch hielt er fest in der Hand, ohne es zu merken, und feierlich schritt er auf August zu, faßte ihn gleichfalls in's Auge und Beide schienen sich fragen zu wollen: Ja, wie ist uns? Wo weilen wir? Baden-Baden war allerdings berüchtigt auch für seine weiblichen Nebelgestalten.

„Hm!" meinte aber doch der Landrath. „Sollte das nicht die Beschreibung eines Traumes sein?"

Kleinlaut geworden über die Erwähnung der Zaluska, fuhr Graf August fort: „Aus dem Kloster weiß ich es, daß die sieben Todsünden dem Menschen nicht vergeben werden können, denn diese sind es, welche so tief in der verdorbenen Seele wurzeln, daß sie sich vor dem Priester verstecken, ja vor dem verhärteten eigenen Gewissen, und nur dem höchsten Richter offenbar werden. Und allen diesen Sünden war der unglückliche Sudburg schon erlegen und nur noch der Acedia nicht, der Feigheit des Herzens, jener kalten und erbärmlichen Gesinnungslosigkeit, die ihren Charakter nach den Umständen ändert, äußerlich warm und innerlich lau ist, der kalten Härtigkeit des Herzens, die ich in den Romanen der Sand Plastirtheit genannt finde. Noch nicht erlegen? sagte ich triumphirend. Noch nicht ganz! antwortete Sudburg traurig und es drängte

mich, ihn zu umarmen und zu ſagen: O, könnte ich Dir etwas von meinem Muth in die Seele gießen! Könnte ich Dich heilen, erlöſen, erretten, armer Jüngling, durch die Tapferkeit meines Herzens erretten, durch den Freimuth meines Bekenntniſſes für Dich! O, komm hinaus in die Welt, laß uns Arm in Arm vor die Menſchen treten, ſage, wer Du biſt, ich ſage, wer ich bin! Mögen uns alle Schwächen der Erde, alle Laſter der Hölle überwunden haben, wir retten uns durch den Adel des Herzens, durch unſern Sieg über ſeine Trägheit, durch Geſinnung, Aufrichtigkeit, Wahrheit! Da blickte er nieder, reichte mir die Hand und wir ſchieden. Als ich über die Brücke an dem rauſchenden Waſſerſturze ging, fröſtelte mich's. Oben löſchte Auguſt eben ſein Licht aus; er war mit der Baronin vom Kurſaal zurückgekommen."

Nach einer langen Pauſe, als Auguſt geendet hatte, fragte der Landrath inquiſitoriſch: „An welchem Tage könnte das geweſen ſein?" Auguſt, ſtatt zu antworten, bat um ein Glas des ſtärkenden Getränks. Sein Geiſt bedurfte eines von Innen wirkenden Zuſammenhalts. Nacheinander wurde abwechſelnd von Beiden noch eine ganze Lage dieſer Blätter durchgeleſen. Alle enthielten ſie die Beweiſe einer auffallend vertrauten Beziehung der jungen Gräfin zu einem Fremden, den Auguſt vollkommen für einen leichtſinnigen und gefährlichen Abenteurer zu kennen erklärte. Dem Landrath leuchtete der bedenkliche Charakter Otto's von Sudburg um ſo mehr ein, als Imagina einige Male andeutete, daß er ſich bei der Begegnung mit ihr im Gebirge, wie ſchon mancher Schwindler, Prinz Wismuth genannt hätte. „Fritze hat ihn gewiß auf der Liſte!" ſagte der bekümmerte Mann und fuhr fort: „Und wenn er der beſte Menſch von der Welt wäre, ſo fühle ich, daß Sie Anſprüche auf Genugthuung haben. Hier iſt nichts mehr zu widerlegen. Das klagt ſich Alles ſelbſt an!"

Die Schloßuhr hatte ſchon zehn geſchlagen. Draußen fiel der erſte Winterſchnee in leichten Flocken. Die Gluth des Ofens ließ nach. Von dem erwärmenden Getränk war nur noch eine geringe Neige übrig und dem ſchmerzbewegten Paar kam ſo ſehr das Bedürfniß des Schlummers, daß es eine große Gewiſſenhaftigkeit verrieth, als ſie auch noch, um nicht

ungerecht zu verurtheilen, ſich entſchloſſen, das letzte dieſer Blättchen zu leſen.

Mit jenem verbiſſenen Ausdruck des Zorns und der hämiſchen Betonung eines von Dem, was er lieſt, widerwärtig Berührten las Auguſt noch zuletzt: „Iſt es denn wahr, daß die Stunde der Trennung ſchlagen mußte! Auch in dieſe grüne Pracht kann der bräunende Herbſt und einſt ein entblätternder Winter kommen? Ich fühlte es ſchon an der Unruhe des Herzens, als ich ihn ſeit drei Tagen nicht mehr ſah, daß ihm Unglück droht — ihm?! Wunderliche Thörin, die Du in Träume Dich verlierſt und Deine Phantaſieen mit lebensfriſcher Wirklichkeit bekleideſt! Nun denn, ſo ziehe hin, Du blaſſer Dämon, und kämpfe Deinen letzten Kampf mit Acedia aus! Ich muß Dich immer vor mir ſehen, wie ich Dich in der blauen Grotte zum erſten Male erblickte. Schweigend legteſt Du Dein lockiges Haupt an die Bruſt des bekümmerten Vaters —" „Vaters?" unterbrach ſich Auguſt und fixirte den Landrath. — „Vaters?" antwortete dieſer; „Sie werden doch nicht etwa glauben —" — „Herr, es wäre doch auffallend, wenn Sie dieſes Verhältniß ſchon früher gekannt hätten!" — „Wo hab' ich es gekannt —! Hier ſehen Sie ja, hier iſt von einer Ferienreiſe die Rede, die ohne Zweifel der alte Subburg mit dem jungen in unſere Gebirgsgegend gemacht hat." — „Das müßt' es natürlich ſein, ſonſt —" ergänzte Auguſt, ſchöpfte Athem und las: „Ich ſehe ſie alle noch um Dich, die Geiſter des Gebirges, und grauenhaft tönt mir in's Ohr, wie ich erfuhr, was auf der Bahn Deines Lebens für Augen auf Dich blicken, gute und böſe, himmliſche und teufliſche. Wie ich Dich dann wiederſah in Breslau! Der Wagen rollte nieder in die fröhliche Stadt, die Thürme blinkten im Abendgolde, ſchattige Gärten mit einladenden Schildern und Kränzen, Sitze der Freude und Erholung, zur Linken und Rechten. Da auf einer Terraſſe, unter einem breitaſtigen Baume, von übrigen trinkenden und lärmenden Genoſſen getrennt, blickſt Du hinüber über's Geländer auf die Landſtraße und ich erkannte Dich ſogleich! Ich zitterte vor Freude, Dich ſo heiter, ſo gut zu ſehen; ich hätte zurückfliegen mögen in die Berge und ausrufen: Er ſiegt! Er gewinnt!

Die bösen Mächte haben keinen Theil an ihm! Und wie oft schloß ich Dich seitdem in mein Gebet! Wie schauerlich auch überrieselte es mich, wenn im Religionsunterricht die sieben Todsünden erwähnt wurden und sie mir erschienen, wie Todtengerippe in langen weißen Frauengewändern und mit falschen lächelnden Larven! Ich wußte, daß sie daheim für dich in des Vaters Banden schmachteten, aber oft ängstigte mich's im Traum, daß eine von ihnen vor mein Lager trat und sagte: Siehe, ich bin frei! Ich kehre zurück zur Hölle! Ich überwand Deinen Freund! Und dann wacht' ich auf und fühlte mich so unglücklich, so unendlich weh war mir im Herzen, daß ich tagelang weinte und Niemand wußte, was mir war, und ich selbst konnte nicht sagen, was mich schmerzte. So habe ich Jahre hindurch sechsmal schwer von dem Jüngling geträumt und als ich Dich hier wiedersah, am Spieltisch, mit zusammengebissenen Lippen, lächelnd vor Ernst, spöttisch vor Schmerz, einer Rolle Goldes nachsehend, die mit teuflischer Ruhe ein Mann mit einem kleinen Holzrechen Dir fortnahm, da wußte ich: Meine Träume sind wahr gewesen! Sechsmal ist er gefallen! Sechsmal ist er den Seinigen verloren! Und wol begriff ich es, daß Du in der Schlucht an die Felsen pochtest und riefest: O, laßt mich ein zu euch in euer blaues, reines, gutes Reich: ich erliege, ich halte diese Lebensbahn nicht aus! Aber die stummen und tauben Felsen öffneten sich nicht und wol begreife ich den wehmuthvollen Blick, den Du vom Schloß auf die weite, weite Ebene nach dem blitzenden Rhein hinüberwarfst —" August hielt inne und fragte den Landrath: „Was thun Sie denn?" Der Landrath antwortete nicht, sondern schluchzte. Sich sammelnd, sagte er: „Hören Sie nur auf! Denn nun, offen gestanden, rührt mich das mit Imagina! Ich denke an ihre Mutter! Wie kann das Mädchen, die Frau, sich so in einen Menschen vernarren! Wie kann sie eine so überschwängliche Liebe ihrem Vater verschweigen!"

August las den Rest: „Leb' nun wohl, Du jenseitiger Geist! Ich weiß, Dein Herz ist nicht verdorben. Acedia wird Dich nicht besiegen, darf es nicht! Diese teuflische Schmeichlerin! Hat sie nicht die lieblichste Gestalt gehabt in jener Nacht auf

dem Wieſenrain, die Geſtalt der Baronin —" Auguſt ſtockte wieder. — „Welche Baronin iſt denn das immer?" fragte der gefolterte Vater. — „War ſie nicht ſo lieblich, ſo ſchmeichelnd, ſo umſtrickend mit tauſend ſchimmernden Reizen, wie Feodore —" fuhr Auguſt, die Frage nicht beachtend, fort. — „Wer iſt denn das wieder, Feodore?" fragte der Landrath, halb ſchlafend. — „Wenn ich euch Beide zuſammen ſah, hätt' ich rufen mögen: Das iſt Deine Feindin, das iſt die meine! Feodore Zaluska, Dich will ich malen als die ſiebente Todſünde, Dich mit Deinem Lächeln, das aus der Leere des Herzens kommt, Dich mit Deinem ſchwarzen, glimmenden Kohlen im Auge, die das Einzige ſind, was in Dir brennt, Dich, die Du —" Hier brachen die Schriftzüge unleſerlich ab und ein langer heftiger Gedankenſtrich mit maleriſchen Verſchnörkelungen drückte die Leidenſchaft der Schreiberin aus, die hier ihren Phantaſieroman geendigt hatte.

Auguſt, den die Erinnerung an Feodore Zaluska elektriſirte, blickte ſtarr auf das Papier, der Landrath, zuletzt vom Punſch übermannt, ſchnarchte, draußen an den Fenſtern ballte ſich der Schnee zuſammen, die Lampe war dem Erlöſchen nahe, der Ofen ſchon wieder kalt, die Bowle leer. Da pochte es donnernd an die Thür. Auguſt fuhr zuſammen, der Landrath wachte auf und ſah ſich geſpenſtiſch um. Ein zweites Klopfen. „Wer da?" rief Auguſt. Fritze trat ein und meldete, ohne den Grafen, der ihn beleidigt hatte, anzublicken, militairiſch dem Landrath: „Im Kloſter iſt es nichts!" — „Was? Nichts?" fragte der Landrath. — „Gar nichts!" beſtätigte der Potsdamer. — „Gar nichts?" wiederholte der Landrath entſetzt. — „Aber an der Hinterpforte des Kloſterhofs bemerkte ich im Schnee friſche Wagenſpur" — fuhr Fritze fort — „leider hat es nur ſtrichweiſe geſchneit und es wurde hinterher zu dunkel." — „Richtung?" examinirte der Landrath. „Sächſiſche Grenze!" rapportirte Fritze und damit war die Feſtſtellung des Thatbeſtandes: Untreue und bösliche Verlaſſung zu Ende. Auguſt nahm die Papiere. Der Vater drückte ihm wehmüthig die Hand. Andres leuchtete. Fritze hob den Deckel von der Punſchterrine und brummte auch

hier, hineinlugend, ein lakonisches: Gar nichts! Alle gingen zur Ruhe. Sie bedurften derselben.

VII.

Der so plötzlich hereingebrochene Winter machte noch nicht vollen Ernst. Es folgten noch freundlichere Novembertage. Auf diese hatte eine Dame in Dresden gehofft, die mit Verzweiflung vernommen, daß in den Wintermonaten — es war noch im alten Gebäude — die königliche Galerie der Gemälde geschlossen sei. Gegen eine besondere Vergütung gelang es ihr jedoch, sich die Säle zuweilen öffnen zu lassen. Sie hätte, eingehüllt in Shawls und Mäntel, in den kalten Sälen aushalten können. Aber so vornehmen Ursprungs die Dame zu sein schien, so fehlten ihr doch diese erwärmenden Hülfsmittel. In leichtem Mantel durchstreifte sie die Säle und hielt Stunden lang in ihnen aus. Das warme Licht der Farben, schien es, wirkte mächtiger auf sie als pelzgefütterte Ueberwürfe, die sie nicht bei sich führte und zu kaufen kein Geld hatte.

Der künstlerische Enthusiasmus des Lohnbedienten, der die Dame zu begleiten pflegte, stand nicht auf gleichem Wärmegrad. Er brachte nur die Fremde und holte sie wieder ab. Beim dritten Besuche der Galerie kam er früher als sonst und brachte einen Brief, der die im Hotel bekannte Adresse der Dame trug und eben von Breslau angekommen war. Sie nahm ihn ab, verließ die Galerie und eilte in ängstlicher Unruhe nicht sogleich nach Hause, sondern erst, um sich zu sammeln und auf den Brief, der ihr wichtig schien, vorzubereiten, auf die Brühl'sche Terrasse. Dort die frische, feuchte, noch nicht schneidende Luft des Spätherbstes einathmend, stand sie zuweilen still und blickte mit schwermüthigem Auge in die Ferne oder in den tief unter ihr mit vollen Wogen sich wälzenden Fluß. Dann fühlte sie den Brief an, prüfte aus seinem äußern Wesen den Inhalt und lächelte schmerzlich, als ihr von dem starken Gewicht desselben wenigstens Eines bestätigt schien, daß er Geldanweisungen enthielt. Diese Gewiß-

heit verschaffte sie sich auch sogleich, als sie von der Terrasse in die Promenade niederstieg. Beim Moritzdenkmal an der Ecke hielt sie inne, erbrach den Brief und überzeugte sich, daß sie ein Wechsel auf ein bekanntes Bankhaus wenigstens ruhig in die nächste Zukunft blicken ließ. Das Begleitungsschreiben war von ihrer Erzieherin, Madame Milde, und lautete: „Theure Imagina! Im Auftrag Deines zwar erzürnt scheinenden, aber in Wahrheit nur tief bekümmerten Vaters schreibe ich Dir diese Zeilen. Sie sind von Dem begleitet, was Du vom Vater zu haben wünschtest, da Du es von dem Advocaten Deines Gatten nicht hattest annehmen wollen. Und statt aller Worte, aller Klagen, aller Beherzigungen nur die eine treugemeinte Bitte der mütterlich gesinnten Freundin: Kehr' zurück! Zurück in meine Arme! Sie werden Dir die des Vaters öffnen. Was auch seither geschehen sein mag, gutes Kind, ich kann nicht an eine Schuld Deines Herzens, eine Verletzung Deiner heiligsten Pflichten glauben. Dein Gatte, Dein Vater verurtheilen Dich und auch mir hat man Mittheilungen gemacht, Papiere und Beweise gezeigt, die gegen Dich aussagen sollen. Ich theile Deine Entrüstung, die Du in dem Briefe an Deinen Vater und noch mehr in dem an den Advocaten des Grafen ausgesprochen hast, Deinen Unwillen über diese wilden, schonungslosen Männer, die so rücksichtslos Deine Geheimnisse erforschten, so trotzend auf ihre Uebermacht Deine Schränke und Mappen erbrachen. Aber schuldig oder nicht, hast Du nicht ein gleich starkes Vorurtheil gegen Dich, daß Du bei Nacht und Nebel flohst und einer Begegnung mit Deinem Gatten auswichest? Wol räume ich ein, daß es Dir peinlich sein mußte, unter einem Dache mit einem Manne zu wohnen, der den Wunsch um Scheidung von Dir ausgesprochen hatte, noch peinlicher, einer verletzenden Verhandlung über eine Lebensfrage beiwohnen zu sollen, wo Dir, wie Du schreibst, Niemand schützend zur Seite stand — selbst Dein Gewissen nicht, Imagina? Doch nein! Ich will Dich nicht verurtheilen. Ich weine um Deine Verirrung. Vorläufig hättest Du im Kloster bleiben sollen, und dort den Gang der Dinge ruhig abwarten. Wol glaube ich, daß Dir in der Aufregung Deines Herzens

die dortige Stille, die Neugier der Schwestern, die Besorgniß der Aebtissin vor Collisionen mit dem Grafen oder noch mehr mit dem Alles polizeilich auffassenden Landrath wenig zusagte. Wol kenne ich Dich, um Das zu verstehen, was Du schilderst, dies plötzliche Aufwallen und Auflodern eines großen Entschlusses, der Dich trieb, mit einem Wägelchen in die nächste Stadt zu fahren, dort Dich auf die Post zu setzen und von Dresden aus die Wendung Deines Schicksals abzuwarten. Ich kenne dies Aufflammen Deines Geistes und habe es immer gefürchtet. Aber was Dir eine Heldenthat scheint, erscheint Deinen Gegnern feige Flucht. Was im Geheimen hätte beigelegt werden können, hast Du durch dies kühne Wagniß öffentlich und dadurch fast unheilbar gemacht. — Was man berechtigt ist, Dir vorzuwerfen, kann ich nicht durchschauen. Einiges, was daran sicher unrecht ist, ahne ich bereits. Wie grundlos der Verdacht eines Verhältnisses zu einem berühmten Künstler ist, davon ist jetzt selbst der Graf überzeugt, der wenigstens aus Berlin, wohin er plötzlich abreiste (und zum Glück, weil dadurch Deine eigene Entfernung weniger auffällt!), dem Vater geschrieben hat, daß ein Grund zur Scheidung jetzt nur in dem offenen Bekenntnisse einer sträflichen Beziehung zu Otto von Sudburg läge. So eingenommen ist der Vater gegen Dich, daß er Deine Flucht nach Dresden für ein dortiges Zusammentreffen mit diesem unheilvollen Manne hält. Feierlich durfte ich ihm betheuern, daß der Vorwurf, den er mir machen wollte, in der Pension schon hättest Du diesen Mann gekannt, mich nicht trifft. — Ueberhaupt, was soll ich über diese Tagebuchnotizen urtheilen? Imagina, ich möchte schwören, es sind lediglich Phantasieen! Es sind Träume, die auf etwas Wahrheit beruhen, aber nicht auf soviel, daß sie gegen Dich zeugen können! Ich kenne Deine Art, Dich so zu ergehen. Irgend etwas muß Dich angeregt haben zum Ausspinnen der wunderlichsten Vorstellungen, die Ruhe, die Langeweile des Badelebens hat Dir die Feder in die Hand gedrückt und an den zwischen dem Geschriebenen unterlaufenden Zeichnungen und Gedankenspielen seh' ich ja, daß das Ganze mehr dem Versuch ähnelt, einen Roman zu schreiben, als dem, selbst einen zu erleben. Dieselbe

Ansicht theilt der Rechtsgelehrte, den der Vater in das Geheimniß dieser, sein Alter betrübenden Erfahrung hat ziehen müssen. Eine Aussöhnung mit Deinem Gatten wird keine Schwierigkeiten haben und dieser kurze, aber ernste Zwist vielleicht nur dazu beitragen, eine zwischen Euch eingetretene Verstimmung zu heben. Kehre zurück! Mache Die glücklich, die Dich lieben! Komm an das Herz Deiner mütterlichen Freundin! Ich weiß es, statt einer Antwort trifft Du selbst ein und unsere Thränen werden ineinanderfließen. Deine treue Henriette Milde."

Eine Antwort auf diesen Brief kam aus München, wohin Imagina mit einem in Dresden gemietheten Kammermädchen abreiste. Sie erwiderte mit einer Bestimmtheit, die Madame Milde zu der Bemerkung veranlaßte: „Was ich fürchtete, ist eingetroffen. Ihr Charakter ist in jene gefahrvolle moderne Entwickelung getreten, gegen welche Bitten und Gründe nichts mehr vermögen." Die Antwort, die Imagina auf ihre kurze und ausweichende Erklärung dringender und drohend in München empfing, beantwortete diese erst — von Rom. Sie hatte von München aus die Weiterreise über den Brenner gewagt und war von allen Zuschauern des römischen Carnevals vielleicht Diejenige, die, da ihr Herz gedrückt war, an dem Ausbruch jener berühmten Faschingsfreuden den geringsten Antheil nahm.

Im Frühjahr, durch neue Geldmittel aus ihrem mütterlichen Vermögen gesichert, besuchte sie Neapel. Es war ein heiterer südeuropäischer Zaubertag, als sie mit einem erprobten Führer die Reise auf den Vesuv wagte. Eine einzige dunkelblaue Azurdecke war der gewölbte Himmel. Dort das in Sonnenglanz schimmernde Meer, hier die grünen Gärten Parthenopes, begrenzt gegen Ost von einem leichten weißlichen Schleier, der die Nähe des feurigen Berges verrieth. Wie Imagina von Portici aus in Windungen und Ringeln, reitend auf einem Maulthier, allmälig aus dem Geräusch der lautesten und lärmendsten Stadt der Welt emporstieg, erst durch zahllose Landhäuser und Gärten kam, die mit ihren hochstämmigen Cactus und Aloes auf den wie von der Sonne mürbegebrannten Mauern blos andeuteten, welche Fülle von

Der Himmel Zweifelhaftes unterſtützt.....
Seit Orloff das Commando führt, entfaltet
Der Doppeladler wieder ſtolz die Schwingen
Und an ihm ſelbſt, dem trübgeſtimmten Feldherrn,
Bewundern ſie den Schmuck der Tapferkeit
Im offnen Feld, im Rath das weiſe Urtheil.....
Nur wenn er einſam weilt und mir begegnet,
Zieht ſeine Stirne ſich in düſtre Falten
Und trübe Bilder ängſt'gen ſeinen Geiſt....
Täuſch' ich mich nicht.... dort naht ſein ſchwarzer Schatte!

Orloff

(er trägt ſchwarze Farben mit Silber. Armverſchränkt geht er vorwärts und erblickt ruhig Katharinen).

Seid Ihr es — Katharina? Kehrt zurück
Nach Petersburg — die Winterbälle ſind
Schon vor der Thür und Voltaire friert in Ferney....
Ihr müßt ihm Pelze ſchicken, Kaiſerin....

Katharina.

Wenn er mir eine Ode ſchreibt auf Euch
Und Euern ſieggekrönten Feldzug, Orloff!..

Orloff.

Die Ströme Bluts in kleine Verſe dämmen?
O geht nach Petersburg! Man ſagt — doch iſt's
Geheimniß noch, weil es entmuth'gen würde,
Wenn ſich der Schreckensruf verbreitete —
Die Peſt iſt ausgebrochen — Zittre nicht,
Nur Einen ſah ich noch davon befallen

Früchten und Blumen dort nur dem Eigenthümer gehören sollten, welche berauschende Duftspende denn aber doch die Blumen der allgemeinen Luft als Würze abgeben mußten, wie die Gartenpracht dann allmälig dem ruhigern Frieden der schon grünen Oel- und Weinpflanzungen Platz machte, da mußte ihr, im Anschauen des wunderbaren Himmelbaldachins, wol die Brust sich heben und ihre jugendlich kühne, freie Seele sich fragen: Wie ist das nur gekommen? Wie war das so Alles möglich?

Nur die Steine des Weges, nur die Erläuterungen des mittheilsamen Führers, das Aufschreien und jeweilige Lamento der aus Sachsen mitgenommenen Dienerin weckten sie zuweilen aus ihren Träumen. Je näher sie dem Kegel des Berges kam, je wüster die Gegend, fernblickender das Auge wurde, desto beklemmender fielen die tausend oft mehr künstlich, als freiwillig zurückgehaltenen Gedanken auf ihr Herz und sie fühlte hier oben, in dieser Annäherung an eine Welt der Zerstörung, mächtiger, lastender denn je seit diesen sechs Monaten das Bewußtsein einer fürchterlichen Einsamkeit auf dieser großen Gotteswelt. So zerrissen, so mit Lava und Asche bedeckt, wie dieser Monte-Somma, war sie selbst in all' ihrer Jugend und so schreckhaft, wie hier, hatte sie's im Gewühl der Welt da unten, in den Zerstreuungen des Reisens noch nicht gefühlt, was sie, aufrichtig gestanden, in träumender Gedankenlosigkeit und nur von einem stolzen Trotze gehoben, in so kurzer Zeit gewagt hatte. Sie näherte sich dem Krater des Vesuv. Schlacken und Zerstörung ringsum. Sie sah eine Ebene vor sich von gelblichgrün und röthlich schimmerndem Gestein. Die gewaltigen Schwefeldämpfe hatten sich durch das verbrannte Element Wege gerissen und unter donnerndem Geräusch kündigte sich diesmal nicht eine, sondern drei sogenannte Bocchen oder Mündungen mit drohendem Rauch- und Steinauswurf an. Sie war nicht die einzige Besucherin des Berges. Mit einem scharfen Glase entdeckte sie an der ganzen Rundung des Kegels da und dort Maulthiere und Fremde. Sie stieg ab. Sie hatte den Muth, auf dem unsichern zerbrannten Boden in die sich senkende Fläche des Kegels hinabzusteigen. Unter ihr rollte und donnerte es

wie von einem unterirdischen Titanenkampf herauf. Ein düsteres Grollen und Murren, ein plötzliches scheinbares Zucken des Bodens, das Alles wurde ihr vom Führer als Vorboten einer in wenig Tagen eintreffenden massenhaften Eruption geschildert.

Wie die muthige junge schöne Frau auf dem heißen Gestein sich ausruht und nur noch wenige Hundert Schritte von der Hauptmündung entfernt ist, scheint ihr Jemand aus dem Krater hervorzukriechen. Der Führer nannte ihn den Muthigsten, der seit lange hier oben gehaust hätte. „Ein Gelehrter ist es!“ sagte er; „er sucht Steine und ist schon seit drei Tagen oben und übernachtet in San Salvatore.“

Imagina wagt sich näher. Der Fremde verschwindet. Plötzlich wirbelt die Rauchsäule dunkler, ein schwefelgelber Schein zuckt über dem Krater her und wie eine Erscheinung der Hölle, glühend im Schein wie eine aufblitzende Flamme, steht Otto von Sudburg vor ihr.

Wie ihr wurde bei diesem Anblick, wußte sie selbst nicht mehr. Ohnmächtig sank sie in des Führers Arm und sammelte sich erst in San Salvatore, einer unfreundlichen Einsiedelei auf der Höhe des Berges. Als sie die Augen aufschlug, waren ihr Mädchen und Otto von Sudburg um sie beschäftigt. Mit heftiger Geberde deutete sie auf Entfernung des Fremden. Dieser betrachtete sie mit schmerzlichem und freudigem Erstaunen zugleich. Sie wagte noch einen Blick, als er das enge Gemach verließ, um sich zu überzeugen, ob es wirklich Otto von Sudburg gewesen. Der Mineralog, der hier am Krater des Vesuv Studien zu machen schien, war in der That der blasse Fremde von der Schloßruine in Baden-Baden.

Die Gräfin erholte sich. Der Führer brachte Wasser. Sie war in so weit gestärkt, ihre Rückreise antreten zu können. Der Fremde harrte vor der Thür! hieß es. Sie wagte nicht die Einsiedelei zu verlassen, aber noch zögernd und schwankend erhielt sie vom Führer auf einem Blättchen Papier in französischer Sprache, mit Bleistift geschrieben, diese Worte: „Ich habe Sie in Rom verfehlt, in Neapel vergebens gesucht. Ein Ausflug auf den Vesuv sollte meiner Wissenschaft und

dem Troſt meines Herzens gelten. Ich muß Sie ſprechen. Zu Ihren Füßen muß ich einige Fragen an Sie richten."

Imagina, die nicht wußte, ob ſie lebte oder träumte, hielt lange das Papier in Händen und betrachtete es wie ein unauflösliches Räthſel. Dann ermannte ſie ſich, zog einen Bleiſtift aus ihrem Portefeuille und ſchrieb mit zitternder Hand unter Otto's Worte, franzöſiſch: „Nicht hier. Ich beſchwöre Sie, mich ziehen zu laſſen."

Als der Führer das Papier hinausgetragen hatte, wartete ſie noch eine Weile, und als ſie hörte, der Fremde hätte den Weg zum Krater zurück eingeſchlagen, verließ ſie das unfreundliche Gemach, beſtieg ihr Maulthier und ritt bergabwärts, ohne auch nur einmal den Blick umzuwenden. Die ſächſiſche Kammerjungfer war vorwitzig wie Loth's Frau. Sie ſah ſich um. Schaudernd bereute ſie ihren Frevel; der Fremde ſtand angeglüht von einer feuerdunkeln Rauchſäule am Rande des Kegels da, wie ein Dämon der Hölle.

VIII.

In Italien ſoll der Menſch immer im Freien leben. Das Zimmer iſt in Italien nur der Schutz gegen die Launen des Himmels. Zu einem dauernden Aufenthalt bieten auch die italieniſchen Zimmer nichts Einladendes.

Glücklicherweiſe gab eine kleine Terraſſe und ein darüber geſpanntes Zeltdach dem Zimmer Imaginens im Albergo della Santa Croce ein wohnliches Ausſehen, denn an und für ſich war es, ohnehin in einem unbekannten Mittelgaſthofe, ohne alle Bequemlichkeit. Am Tage nach der Veſuvpartie nahm Otto von Sudburg vor Imagina auf einem gebrechlichen alten Polſterſtuhl noch aus ſpaniſchen Zeiten Platz, er voll innerer Bewegung, ſie nicht minder in Verlegenheit. Eine Erörterung konnte nicht peinlicher angeſponnen werden.

„Gräfin," begann Otto von Sudburg mit zitternder Stimme, „wenn wir uns in dieſem Augenblick, ſo wie jetzt, in einer Berliner oder Breslauer Geſellſchaft gegenüberſäßen,

ſo würde man uns für die ausſtudirteſten Heuchler halten, die nur je vor der Welt Komödie geſpielt haben. Denn das wiſſen Sie doch, daß ich das Glück habe, oft mit Ihnen zuſammengenannt zu werden?"

Imagina, die ſich kaum faſſen konnte, ſagte leiſe irgend eine unverſtändliche Entgegnung. Als Otto ſchwieg und einen ſeelenvollen Blick auf die reizende junge Frau entſendete, ſammelte ſie ſich und ſagte: „Sie haben mir geſchrieben, Sie hätten Fragen an mich zu richten. Und da ich bis jetzt ſelbſt vermieden habe, nach Deutſchland hin einige Antworten zu geben, die wahrſcheinlich mit den von Ihnen beabſichtigten Fragen in Verbindung ſtehen, ſo habe ich mir, ſo peinlich es ſein mußte, doch die entſetzliche Pflicht auferlegt, mit Ihnen über Dinge zu reden, an welche ich ſeit einem halben Jahre mich gezwungen habe nicht einmal zu denken. Alſo! Welche Fragen haben Sie?"

„Gräfin," fragte Sudburg, „ich bin wegen meiner Beziehungen zu Ihnen zur Rede geſtellt worden; woher denn in aller Welt kennen Sie mich?"

Mit verlegener Miene, die ſich zuletzt in einen ſchmerzlichen Zug auflöſte, fragte ſie nach einer Pauſe: „Haben Sie mich denn nie geſehen?"

„Ja! Zu Baden-Baden," lautete die Antwort, „auf der Schloßruine, zuweilen im Converſationshauſe; flüchtige, auch freundliche Worte haben Sie mit mir gewechſelt, unvergeßliche, aber ganz flüchtige. Deſto befremdlicher war mir's, in Deutſchland, von wo ich komme, überall zu hören, daß ich um das Glück beneidet werde — — Sie ſogar in Breslau ſchon gekannt zu haben!"

„Ihr Zartgefühl," ſagte Imagina, „macht einen langen Umweg, um zu Dem zu kommen, was doch wol eigentlich auf Ihrer Zunge ſchwebt."

„Ja, Gräfin," fuhr Otto ermuthigter fort, „ich bin nicht nur um das Glück Ihrer Freundſchaft, das ich nie genoſſen habe, beneidet, ſondern ſogar von einem ehrenwerthen Mann, dem Landrath von Unruh, Ihrem Vater, zur Rede geſtellt worden, wie ich mich unterſtehen könnte —"

„Wie," fuhr Imagina erſchrocken auf, „zur Rede geſtellt?"

„Fürchten Sie keine feindliche Begegnung," ſagte Otto. „Ich habe einmal ein ſchaudervolles Unglück im Zweikampf gehabt. Seitdem drängte ich mich nicht mehr ſo hitzig dazu und ziehe jeder Gewaltthat friedliche Verſtändigung vor. Aber denken Sie ſich meine Lage, was ich nun antworten ſollte, auf Beſchuldigungen, die mich von Ihrem Vater, auch von der Frodore Zaluska trafen."

„Sie kennen Frodore, ich weiß es!" beantwortete ſich ſelbſt Imagina.

„Frodore Zaluska! Ja, ja, Gräfin! Das hatten Sie ganz richtig herausgebracht. Das iſt Acedia, die ſiebente Todſünde!"

Das war zu grauſam für Imagina. So hatte man ihre Geheimniſſe mißbraucht, ſo ſelbſt einen ihr wildfremden Mann in die tiefſten Gründe ihrer Seele blicken laſſen! Sie ſprang an den Balcon, um Luft zu ſchöpfen, ſie hätte über ganz Neapel hinweg vor Schmerz aufſchreien mögen, ſich die Bruſt zerſprengen, ſterben — und erſt den Worten Otto's: „Fürchten Sie aber nichts, Gräfin! Nur die dunkelſte, die verworrenſte Vorſtellung habe ich von dieſen Märchenträumen!" gelang es, ſie zur Beſinnung zurückzuführen.

Als ſich die ſo ſchmählich Verrathene wieder auf dem Sopha niedergelaſſen hatte, auf dem ſie vor ihrem Beſuch geſeſſen, fuhr dieſer fort: „Ich hörte von einem Tagebuch, einem Gedicht, einem Roman, in dem meine Perſon Ihnen durch einen Zufall werth genug erſchienen iſt, daß Sie mich nannten. Man hat mir einige Stellen daraus mitgetheilt, die ich für Erfindung halten muß, und doch, Gräfin, ſind dieſe Stellen ſo im Einklang mit der innerſten Entwickelung meines Lebens, daß mein Erſchrecken, als ich ſie las, mein Zittern, mein Beben erneuten Verdacht gegen Sie erregen mußte und ich einer förmlichen gerichtlichen Vernehmung nur durch plötzliche Abreiſe von Breslau entgangen bin."

„Sprachen Sie meinen Gatten?" fragte Imagina, die den Scheidungsproceß im Gange wußte, im Ton der Vernichtung.

„Niemals," berichtete Otto. „Er war den ganzen Winter in Berlin. Sie wiſſen, daß er in Baden das Wort gegeben hatte, den Winter in Berlin zuzubringen.

„Das Wort gegeben? Wem?"

„Wem anders, als Feodoren?“

Imagina hatte inzwischen Welt genug gesehen, um durch diese Erwiderung nicht überrascht zu werden. Und doch erschütterte sie die Bestätigung ihrer Ahnung.

„Feodore Zaluska ist meine Nebenbuhlerin,“ sprach sie gefaßt.

„Acedia!“ sagte Otto mit gezogenem Ton und einstimmend in das schmerzlich lächelnde Erstaunen der Hörerin, die denn nun doch fragen mußte: „Warum trifft auch für Sie diese Bezeichnung zu?“

„Wenn diese Frau nicht die Gattin des Grafen von Wartenberg wird, wird sie die meinige!“

Imagina sah den jungen Mann starr an. „Was ist das? Sie könnten sich eine Frau erwählen, die im Begriff ist, Sie zu verrathen?“ sagte sie.

Otto schwieg, stützte sein Haupt auf die Lehne des Sessels und sagte: „O, das sind dunkle Lebenswege!“

„Aber klären Sie mich darüber auf!“ drängte Imagina, und als Otto noch immer schwieg, fragte sie: „Sie lieben Feodoren?“

„Nicht mehr!“ sprach Otto von Subburg bestimmt, und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. „O, daß ich erlöst würde,“ fuhr er nach einer Weile fort, „von Qualen, die mein Leben zu zerstören drohen! Hören Sie, wie ein junges Herz in die Strudel des Lebens gerathen kann! Hören Sie ein aufrichtiges Bekenntniß und verzeihen Sie, wenn Ihr reines Ohr durch Mittheilung von Verhältnissen beleidigt wird, deren Möglichkeit Sie in Ihren mit räthselhaften Bildern flittern dichterisch geahnt haben. Ich bin,“ fuhr der junge interessante Mann nach einiger Sammlung fort, „in Siebenbürgen geboren und von meinem Vater, einem Nachkommen der vor Jahrhunderten in jene Karpatenländer eingewanderten Deutschen, zum Bergbau bestimmt. In Breslau studirte ich Mineralogie und vervollkommnete mich zu Freiberg in Sachsen für meinen künftigen Beruf. Hier auf der Akademie war es, wo ich ewige Freundschaft mit einem jungen, liebenswürdigen, aber sehr leichtsinnigen Polen, von Zaluski, schloß. Nach Kronstadt in Siebenbürgen zurückkehrend, trat

ich die Erbschaft meines inzwischen verstorbenen Vaters an und machte dann eine meiner Wissenschaft gewidmete größere Reise durch Europa. Aber in Wien angekommen, fesselten mich sogleich die Reize des Vergnügens und mehr als Alles mein Freund Zaluski, der sich seit drei Jahren mit einer allbewunderten jungen, liebenswürdigen Kurländerin Feodore verheirathet hatte. Nach wenig Wochen hatte Zaluski einen vollkommen begründeten Argwohn gegen die Treue seiner Frau und seines Freundes. Ich war verblendet genug, die gerechte Ursache seiner Eifersucht zu sein. Zaluski spielte. Die mit raschgefolgten zwei Kindern einsam gelassene, vergnügungssüchtige junge Frau wurde von mir besucht, bis eines Tages Zaluski, unmuthig über größer und größer werdende Verluste, die ihm sein ganzes Vermögen raubten, uns überraschte und in seinem Zorn mich so beleidigte, daß wir uns schossen. Ich, der Schuldige, verwundete ihn tödtlich! Sterbend legte er meine Hand in die Hand Feodorens, nahm mir einen feierlichen Schwur ab und verschied. Dieser Schwur lautete, entweder Feodoren sogleich oder nach Ablauf von fünf Jahren in dem Falle zu heirathen, daß für sie und die Zukunft seiner Kinder dann noch nicht beruhigend gesorgt wäre. Wir gaben diese Kleinen in Pension und reisten von Wien ab. Der dunkle Schatten des gemordeten Freundes verfolgte mich ruhelos, dennoch verheiratheten wir uns nicht. Feodorens Charakter entwickelte sich zu unglaublichem Leichtsinn. Ich selbst, in meiner Moralität geknickt, vermochte ihr keinen andern Anhalt zu bieten, als daß wir zusammen in Paris, London, Turin und einigen Theilen Deutschlands ein Leben geführt haben, das ich Ihnen nicht schildern darf. Erwägen Sie nur dies Eine, daß ich mein Vermögen verausgabt hatte und zwei Jahre nur vom Spiel lebte, bald darbend wie ein Bettler, bald Das vergeudend, was ein glücklicher Zufall gespendet hatte. Von Treue war bei Feodorens Charakter nicht die Rede, auch bei meinem nicht. Wir trennten, wir vereinigten uns, wie die Umstände es gaben. Oft habe ich Gott auf den Knieen gedankt, wenn ich von ihrer nagenden, verzehrenden Nähe befreit war! Dann warf ich mich mit Leidenschaft in wissenschaftliche, mich noch immer fesselnde Thätigkeit,

machte kleine Reisen in merkwürdige Gebirgsformationen und kam mir wieder wie verjüngt, wie rein und edel vor! Plötzlich aber stand Feodore vor mir und die Macht ihres Zaubers auf mich war und ist so groß — daß selbst jetzt — nein, nein, unmöglich, jetzt nicht mehr! Nachdem ich in Ihnen eine reinere Frauennatur kennen gelernt habe, kann mich ein solches Wesen nicht mehr fesseln. Wol gedenke ich des Augenblicks, als ich mir auf der Schloßruine sagte: Wer ist dieses sanfte, himmlisch milde Mädchen! Denn daß Sie eine verheirathete Frau sein könnten, Sie zu der wilden Gesellschaft unter den Eichbäumen gehörten, wäre mir nicht im Traum eingefallen! Feodore trat uns entgegen. Erinnern Sie sich noch? Das Glas entsank ihrer Hand. Sie hatte nicht geglaubt, daß ich von Paris, wo wir uns nach einer heftigen Scene trennten, ihr je wieder folgen könnte. Aber so ängstlich, so zärtlich war meine Sorge um sie, daß ich zitterte, sie könnte vielleicht darben, die Kinder könnten es, und was hatte ich selbst ihr und ihnen zu geben? Ich mußte spielen. Ich war nicht glücklich in Baden. Einsam streifte ich oft in den Bergen umher und saß verzweifelnd auf einem Steine, während Feodore in der Gesellschaft lachte und tändelte. Und dennoch liebte sie mich! Ich wußte, daß unter allen Umständen ich vor jeder andern Verbindung den ersten Platz behielt. Das sah ich, als ich eines Abends zu ihr trat und eine nach vielem Mißgeschick endlich mühsam erspielte Summe vor ihr auf den Tisch rollte. Hätte ich ahnen können, daß Sie damals vielleicht den Klang dieses Goldes hörten! Otto, sagte an jenem Abend Feodore sicher und fest zu mir, ich nehme dies zum letzten Mal von Dir, aber ich gelobe, daß wir uns nun für immer trennen! Zornig loderte ich auf. Beruhige Dich, antwortete sie, mein Herz wird Dir bleiben, aber meine Hand gedenke ich in die eines Mannes zu legen, der spätestens in einem Jahre von einem in keiner Hinsicht für ihn passenden Verhältnisse frei geworden sein wird. Sie nannte mir den Namen Ihres Gatten, eines jungen Mannes, dessen gutmüthigen, aber unbedeutenden Sinn ich schon auf der Universität kannte, einen Bequemlichkeitsmenschen, der eine Frau nur zu seiner Unterhaltung haben will und mit dem allerdings die ewig

aufgeregte und Andere aufregende Feodore beſſer ſtimmt, als mit einem Weſen, das ſelbſt Aufmerkſamkeit und Liebe verlangt. Dieſer Erklärung ſetzte ich noch in meiner damaligen Verblendung die heftigſten Einſprüche entgegen. Da aber Graf Wartenberg reich iſt und durch ihn für meines unglücklich geopferten Freundes Zaluski Kinder am väterlichſten geſorgt werden kann, ſo ſah ich allmälig dieſer Schickſalswendung mit ſtumpfer Gleichgültigkeit zu, bis ich Andeutungen einer ſonderbaren Beziehung erhielt, die ich ſelbſt mit Ihnen unterhalten ſollte! Feodore, die nicht ahnte, daß die Urſache eines wirklichen Bruches des von ihr untergrabenen Bundes ich ſelbſt werden konnte, wurde von der heftigſten Eiferſucht ergriffen, ſchrieb mir Alles, was in Ihrem Lebenskreiſe geſchehen war, und verzweifelte über eben Das, worüber ſie doch triumphiren konnte. Ich hatte zur Vervollſtändigung meiner geognoſtiſchen Studien noch Sicilien zu bereiſen und gelobte mir nicht eher zu ruhen, bis ich in Ihre Nähe kam, Sie ſähe, Ihnen — doch es iſt gelungen, ich ſehe Sie — in demſelben Augenblicke, wo mein Loos dahin entſchieden iſt, jetzt vielleicht doch Feodoren zu meiner Gattin nehmen zu müſſen."

„Und warum das?" fragte Imagina haſtig.

„Iſt Ihnen unbekannt geblieben," fuhr Otto von Sudburg fort, „daß Ihres Gatten Trennung von Ihnen an unüberſteigbare Hinderniſſe gebunden iſt? Der Staat ſcheidet nicht, ohne einen vom Geſetz vorhergeſehenen Grund, der den fernern Beſtand des ehelichen Friedens unmöglich macht. Der Advocat, der Ihre Sache führt, erklärt Ihre Tagebuchblätter für eine Phantaſie, für eine dichteriſche Eingebung und beweiſt durch die geſchickteſten Entwickelungen Ihres Geiſtes und eines ſchon früh ſich zeigenden Talents, daß Sie einen Roman zu ſchreiben beabſichtigten, den Sie ſelbſt nicht erlebt hätten. Ihre eigenen Erklärungen ſind ſo ausweichender Natur geweſen, daß kein Zeugniß einer gegen den Grafen bewieſenen Untreue vorliegt, und die Trennung findet unter dieſen Umſtänden um ſo weniger ſtatt, als ſich der Graf bei ſeiner Anweſenheit in Berlin überzeugt hat, wie ungern der Hof, dem er vorgeſtellt wurde, von Ehetrennungen innerhalb der hervorragenden Geſellſchaftsſphäre hören will. Die

Aussicht, den Kammerherrntitel zu erhalten, ist ihm zu lieb, als daß er noch wagen dürfte, in dieser Sache weiter zu gehen, als seine Ehre verlangt. Feodore resignirt, Gräfin von Wartenberg zu werden, und mein dem sterbenden Freund gegebenes Gelübde zwingt mich, den Irrfahrten seiner Gattin und der bedrohten Zukunft seiner Kinder fünf Jahre nach seinem Tode dadurch ein Ende zu machen, daß ich mein Wort erfülle, in meine Heimath zurückkehre und einen Bund für's Leben schließe, der, ich ahne es, die Quelle noch der unsäglichsten Leiden für mich werden wird, vielleicht mein früher Tod."

Imagina sah den jungen Mann voll Mitleid an.

„Es wird sich der Fluch meines Lebens erfüllen," rief Otto schmerzlich aus. „Hinschmachten werde ich in den Fesseln dieses dämonischen Weibes, das den Zauber besitzt, mitten in ihren Herzlosigkeiten mich wieder an sich zu fesseln. Ein elendes Leben werde ich hinbringen an der Seite einer Frau, der der Friede meiner Heimath, der Beruf meiner Existenz nie genügen wird. Fort vom heimischen Herde wird sie mich führen, in alle Strudel eines wilden, genußsüchtigen Lebens wieder stürzen; ich werde entweder den unterirdischen Gewalten oder in einem Moment der Verzweiflung dem Nichts verfallen."

Imagina warf einen langen mitleidsvollen Blick auf den jungen, an Schwäche des Herzens leidenden Mann, dem der Gram schon bedenkliche Furchen über die edle hohe Stirn gezogen hatte. Ein gewaltiger Entschluß kämpfte in ihr, dann erhob sie sich, sagte, Otto möchte eine Weile in den auf dem Tische liegenden Zeichnungen blättern, und versprach, das Zimmer verlassend, in wenig Augenblicken zurückzukehren.

Otto sah sie im Nebenzimmer verschwinden und, überwältigt von ihrem Zauber, breitete er die Arme hinter ihr aus in's Leere. So blieb er eine Weile wie ein Verzückter stehen und sank erschöpft auf seinen Sessel zurück.

Es währte lange, bis Imagina zurückkehrte. Er griff nach einem kleinen Portefeuille und blätterte in den zierlichen sauberen Bleistiftskizzen. Ein phantastisches Blatt fesselte ihn. Von sinnigen Arabesken eingerahmt, sah er ein Mädchen, das der Gräfin glich, in einem Schachte schlummern. Ein

Am Tag der groſsen Schlacht — nur Einen erſt....
Den Kaiſer....

Katharina.

Orloff, welche wirre Rede
Führt Deine Zunge —! Nennſt Du ihn, den Spuk,
Den kaum zerſtörten, ſpielend ſo im Scherze,
Wie ſoll im Ernſt die Welt ihn nennen?

Orloff.

Nennen?
Du denkſt doch, daſs es Peter iſt, der Kaiſer?
Der Kaiſer ſelbſt? O kindiſch tolle Welt!
Ich hab' ihn ja geſehn im Kampfgewühl, —
Auf halber Manneslänge — einen Rappen
Ritt das Geſpenſt — es war ein hohler Harniſch,
Wie ſie im Arſenal gewappnet ſtehen —
Ein Nichts in Eiſen, eine Vogelſcheuche,
Die ſie mit luſt'gem Spotte Czaar genannt —

Katharina
(auf ihn zuſtürzend).

So lebt er, Orloff, oder iſt er todt?

Orloff.

Czaar Peter leben? Frage dieſe Hand,
Hier dieſe Rechte, ob er leben kann!

Katharina.

Entſetzlich, Orloff!

Orloff.

Fluchſt Du dieſer Hand,
Die Dir die Krone gab?

Engel schwebte ihr zu Häupten und deutete mit einem Lilienstengel an die Felsenwand, die sich zu öffnen schien, denn der kluge Kopf eines Zwergen lauschte aus ihr hervor. Er schlug um. Hier war dasselbe Mädchen gezeichnet in einer Stalaktitengrotte, lauschend hinter einem förmlichen Strauch von sauber und richtig ausgeführten Erzblumen, lauschend einer Versammlung des Königs der Elfen. Ein drittes Blatt enthielt dieselbe Scene, aber dem gekrönten Haupte stand in Flammen ein Riese gegenüber, der, umgeben von Teufelslarven, in Verhandlungen mit den guten Geistern begriffen schien. Für das Verständniß des Einzelnen fehlte ihm der Schlüssel, aber ein Student im altdeutschen Rock rief ihm seine Breslauer Jugendzeit zurück! Als er in den Arabesken die charakteristisch angedeuteten sieben Todsünden erkannte, fiel es ihm heiß auf's Herz. Er sah sich auf einem andern Blatt als Spieler, sah sich irrend im Gebirge und Steine suchen, sah sich auf der Schloßruine und immer deuteten die um die Zeichnung gaukelnden Arabesken, diese kleinen Larven und Thiere und Metalle und Figuren, den Zusammenhang der sinnigen Geschichte an. Auf jedem Blatte hatte der Fürst der Hölle eine seiner Todsünden schon zurückerhalten, bis nur noch die letzte in der Gewalt seines bekümmerten Vaters blieb, Acedia, die blasirte Herzensgleichgültigkeit, das leibhafte Antlitz Feodore Zaluska's.

In dem Augenblicke, als er schaudernd die Macht seines Schicksals fühlte, kehrte Imagina zurück, zeigte ihm einen eben versiegelten Brief und sagte: „Lesen Sie diese Abschrift, die ich zurückbehalten." Otto las: „An den Justizrath D. in Breslau. Ew. Wohlgeboren geb' ich hiermit nach langem und hoffentlich nicht zu spät kommendem Zögern die Erklärung, daß ich meinen Rechtsanwalt beauftragen werde, die Form seiner bisherigen Vertheidigung fallen zu lassen. Ich fühle mich des gegen mich erhobenen Verdachts schuldig und ersuche Sie, auf Grund einer von mir begangenen Untreue, die ich eingestehe, den Richter zu bestimmen, mich vom Grafen von Wartenberg, wie er gleich Anfangs gewünscht, zu scheiden. Mit Achtung zeichnend Imagina von Unruh."

Otto übersah die Folgen dieser hochherzigen Erklärung.

Besinnungslos hielt er das Papier in der Hand und stammelte unhörbar: „Gerechter Gott — Sie könnten —? Imagina!“ rief er überwältigt und stürzte der Gräfin zu Füßen.

„Das nicht!“ sagte die im Charakter seit Monaten gefestigte Frau. „Es genügt, daß Sie frei sind, Otto von Sudburg, Sie haben das Gelübde an Ihren sterbenden Freund gelöst. Feodore wird die Gräfin von Wartenberg werden! Ziehen Sie jetzt in Ihre Berge, werfen Sie sich an das Herz der guten Mutter Erde, werden Sie in Ihrem Beruf wieder jung, werden Sie wieder hoffnungsvoll, werden Sie ein Mann!“

Der also Angeredete erhob sich und konnte in seinem Auge die Thränen nicht verbergen. „Das Gedicht dieser Blätter wollen Sie nicht völlig wahr machen?“ fragte er; „Ihr Herz soll Dem nicht gehören, von dem es träumte?“

Mit verklärtem heiligem Lächeln antwortete Imagina: „Es muß ja nicht Alles hienieden irdisch abschließen! Was ist es denn, das uns zusammenführte? Sagte ich denn: ein leerer Traum? Nein, ich glaube an eine Geisterwelt, an der wir selbst einst Theil nehmen werden. Ich glaube, daß Millionen Neigungen und Empfindungen unsichtbar in den Lüften schweben und holdselige Amoretten oft mit ihren Rosenbanden Wesen verflechten, die in der sichtbaren Welt stumm und kalt aneinander vorübergehen müssen. Dort dereinst treten diese verborgenen Freuden und Leiden, diese ungestandenen Neigungen eben so in eine ungeahnte neue Wirklichkeit, wie, zur Strafe freilich, mancher hier zurückgehaltene böse Haß und Groll, manche Lüge und Verstellung. Aber für diese Welt leben Sie nun wohl!“

Als der stürmische Bewerber nicht nachgeben, nicht in seinen Bitten um Liebe sich mäßigen konnte, da kam ihr ein heiliger Gesang zu Hülfe, der die Straße heraustönte. Eine glänzende feierliche Procession wallte einer nahegelegenen Marienkirche zu und in den heiligen Klängen, die der himmlischen Liebe geweiht waren, mußten die Bitten der irdischen verstummen. Imagina trat hinaus, neigte ihr Haupt auf die Lehne des Balkons, kniete, und da sie im Gebet verharrte,

ſo lange Otto blieb, da ſie nicht wieder aufſah und er nicht wagte, ein Weſen, das ihn gerettet hatte, von ihrer ſtillen Andacht abzuziehen, ſo trat er nur noch leiſe zu ihr heran, ſagte: „Imagina, ich hoffe auf die Zukunft!“ und entfernte ſich feierlich wie aus einem Gotteshauſe.

Als er fort war, athmete Imagina wie befreit auf und bereitete ihre Rückreiſe nach Rom vor, wo ſie ſeither, bald darauf wirklich vom Grafen Wartenberg, der Geboren hei-rathete, geſchieden, nur der Kunſt lebt.

Seraphine.

(1835.)

Erſtes Buch.

I.

Eine Staubwolke kündigte auf der Höhe der Landſtraße die Ankunft eines Reiſewagens an. Für die kleine, offene Stadt, die dort in der Sonne leuchtet, waren Extraposten keine Neuigkeit mehr, ſeitdem Madame Lardy die faſt ländliche Abgeſchiedenheit des Städtchens zur Anlage einer weiblichen Erziehungsanſtalt benutzt hatte. Madame Lardy war eine Deutſche von Geburt; aber ſie behauptete, eine franzöſiſche Schweizerin zu ſein. Als Gouvernante hatte ſie ihre Laufbahn in verſchiedenen adeligen Häuſern begonnen, wo ihre nur mittelmäßige Kenntniß der franzöſiſchen Sprache für ausreichend genommen wurde, um die weibliche Jugend mit den nothwendigſten Reiſepäſſen für's öffentliche Leben zu verſehen. Dann hatte ſie eine Periode in ihrem Leben, in Rumänien, die etwa fünf Jahre dauerte und nie recht aufgeklärt worden iſt. Erzählte ſie im Winter beim Schimmer einer Sinumbralampe ihren Zöglingen die Schickſale ihres früheren Lebens, ſo richtete ſie an dieſer Stelle immer eine Art Verwirrung an, etwa, wie ſie an den Strickſtrümpfen ihrer Penſionärinnen ſolche zu tadeln pflegte. Sie ließ gleichſam einige Maſchen fallen, und verprudelte, wie der techniſche Ausdruck lautete, ihre Lebensgeſchichte. Hatte ſie dann wieder den rechten Faden gefunden, ſo ſprach ſie von großen Geldſummen, Protectionen und zeigte rings herum die Vollmachten der Behörde, die ihr geſtattete, in der kleinen Landſtadt eine Erziehungsanſtalt für Töchter gebildeter Stände zu errichten. Madame

Lardy erzählte dies im schlechtesten Französisch; wobei es ihr weniger um ihre Biographie, sagte sie, als um die Conversation zu thun wäre. Bei Alledem sprach sie immer allein.

An dem Tage, wo sich die große Staubwolke auf der Landstraße hatte sehen lassen, feierte Madame Lardy ihren, wie sie behauptete, einundvierzigsten Geburtstag. Auf allen Tischen des Zimmers prangten Geschenke, die ihr die Dankbarkeit der Zöglinge verehrt hatte. Wo man nur hinsah, hatten ihr die kleinen zarten Hände etwas genäht, gestickt, gehäkelt. Ohnehin knüpften sich schon an Tassen, Silbergeschirr, kupferne Theekessel, Klingelzüge, Ofenschirme ringsum die Erinnerungen von herrlichen lieben Geschöpfen, die jetzt nach allen Enden der Windrose hin verheirathet waren. Aber man denke nicht, daß Madame Lardy eigennützig war! Sie nahm, was sie bekommen konnte, aber nur aus pädagogischen Rücksichten. „Ich habe nur die Entwickelung der moralischen Eigenschaften meiner Zöglinge im Auge," sagte sie. „Solche Geschenke der Liebe soll man nicht zurückweisen. Sie verrathen ein edles und tugendhaftes Gemüth. Das kleinste Kind würde ohne Philosophie behandelt werden, wenn man das Brot verschmähte, das es mit treuherzigem Vertrauen in unsern Mund steckt. Wir sollen anbeißen und uns nicht sträuben. Ein solches Kind wird nie begreifen, wie es möglich wäre, daß man zu ihm sagte: „Behalte nur!"" Man sieht, Madame Lardy hatte doch Maximen, die beinahe an die Ideen Rousseau's streiften.

Jetzt rasselte der große Wagen durch die Stadt. Die jungen Mädchen sprangen von ihren Arbeiten im Nebenzimmer auf und drängten sich an die Fenster. Madame Lardy, die schon lange alle Equipagen auf sich bezog, beherrschte sich und blieb auf dem Sopha. „Es ist vielleicht Deine Mutter, Auguste; oder Deine Tante, Jenny; oder Dein Großonkel, Minna!" rief sie, und im Stillen dachte sie: „Vielleicht bekomme ich eine neue Schülerin!" Henriette, ein etwas altkluges Mädchen von fünfzehn Jahren, bemerkte: „Sehen Sie nur, Madame Lardy, wie neugierig Alle sind!" Aber Madame Lardy, weit entfernt, in diesen Pedantismus mit einzustimmen, versetzte wieder mit einem Aperçû, als wenn sie Montaigne

zu leſen gewohnt geweſen wäre: „Ich liebe dieſe natürliche Empfindung der Neugier, die andere Erziehungen zu unterdrücken pflegen. Ich bin gewohnt, in den Seelen der Jugend die Rückhalte zu zerſtören, jene Reſte gehemmter Eigenwilligkeiten, die nur die Veranlaſſungen zu verſteckten Charakteren ſind.“

Während Madame Lardy dies irgend einer Frau in einem Genlis'ſchen Romane nachſprach, überlegte ſie im Stillen, wohin ſie das Bett des neuen Ankömmlings ſtellen ſollte, ob er ſchon ſein ſilbernes Beſteck mitbringen würde, wie viel ſie gewinnen könnte, falls der neue Zögling die Engliſche Stunde mitnähme, dieſe Engliſche Stunde, für welche ſich bis jetzt erſt*) zwei ihrer Schülerinnen entſchloſſen hatten und die ihr ſo viel Honorar koſtete! Dabei ſaß Madame Lardy auf dem Sopha, ein Bild der Reſignation, frei von allem Eigennutz, lächelnd über die Neugier der kleinen Demoiſelles, die ihr Alles verriethen. Jetzt lenkt der Wagen ein, hieß es; er ſucht die Hausnummer: ein Herr ſitzt darin! Und zwei Damen, zwei Schweſtern vielleicht oder zwei Couſinen; jetzt hält er ſtill! Ne faites pas de sottises! rief Madame Lardy, vom Sopha aufſpringend und alle Philoſophie vergeſſend. Reprenez vos places! Travaillez, travaillez! Silence! On frappe, n'est-ce-pas? Herein!

Die Beſuchenden waren eine Dame, ſo blühend und ſo jung, daß man in ihrer kleinen Begleiterin ſchwerlich eine Tochter hätte ahnen ſollen. Der junge Herr, der Beide führte, konnte weder ihr Sohn, noch, wie es ſchien, ihr Bruder ſein. Sie kamen aus der Stadt, hatten entſchiedene, abgeglättete Manieren und ſahen auf das, was ſich ihnen hier darbot, mit vornehm lächelnder Theilnahme herab. Die Kleinſten unter den jungen Mädchen blieben ſtehen und blickten munter und ohne Scheu in das Auge des jungen Mannes; die Aelteren aber flohen in's Nebenzimmer und wurden roth über eine Verlegenheit, für welche ſie noch keinen Namen hatten. Dem jungen Mann ſchienen dieſe Scenen neu und intereſſant. Er machte Miene, ſich nach der erſten Begrüßung in das

*) 1825.

Nebenzimmer zu verfügen, mit den jungen Mädchen zu scherzen; ein ernster Blick der Dame, die er geführt hatte, zwang ihn an ihrer Seite zu bleiben und an dem ceremoniösen Gespräch Theil zu nehmen, das sich zwischen Madame Lardy und der Gemahlin des Ministers von Magnus entsponnen hatte.

„Ich ahn' es," rief Madame Lardy aus, indem sie das dreizehnjährige schöne Kind einer Mutter, die noch schöner war, umarmte, „Excellenz wollen diese engelreine Unschuld meiner Obhut anvertrauen?"

„Sie verzeihen," sagte Frau von Magnus mit einem Kopfnicken, „daß ich für meine Antonie ein Herz in Anspruch nehme, welches, wenn ich mich entschließen soll, die Erziehung meiner Tochter in fremde Hand zu geben, ganz so empfinden müßte wie ich selbst."

„Ich hoffe, gnädige Frau," erwiderte Madame Lardy, indem sie mit feinem Lächeln die Augen niederschlug, „daß Sie nicht der Zufall in mein Haus führt. Fromme Töchter, treue Gattinnen habe ich erzogen. Was Sie hier um mich sehen, ist meine Welt. Ich bin eine alte, aber schattenreiche Ulme, an welche sich die zarten Schlingpflanzen meines Hauses aufranken. Zuletzt kenne ich die Convenienz nicht, ich kenne nur die Tugend."

Große Pause. Das waren Phrasen aus einem Geburtstagsgedicht des Stadtpfarrers, der in dem Pensionat Religionsstunde gab und die Kochkunst der Madame Lardy zu schätzen wußte.

„Erziehen Sie nach einem System?" fragte der junge Mann.

„Nein, mein Herr," entgegnete Madame Lardy, „ich habe eine Methode, aber kein System."

„Ja so! Sie lasen Pestalozzi, wol auch Rousseau?" fuhr der junge Mann fort, indem sich Frau von Magnus mit schönem, aber boshaftem Lächeln auf die Lippen biß.

„Ich las," erwiderte Madame Lardy keck heraus, „Alles, was von ausgezeichneten Denkern über die wichtigste Angelegenheit des Menschen geschrieben ist. Aber glauben Sie mir, ich bin bald von jenen abstracten Vorschriften zurückgekommen,

für welche es oft eben ſo ſehr an den Lehrern wie an den Zöglingen ſelbſt fehlt. Die echte Pädagogik iſt eine Naturgabe. Sie muß wie ein geheimer Aether dem Charakter des Lehrers ſelbſt entſtrömen. Für die Erziehung muß man geboren ſein. Glauben Sie mir, daß viel gute Menſchen durch die Principien, die beſten aber durch den Umgang erzogen ſind."

Ein lautes Lachen im Nebenzimmer konnte bedeuten, daß dieſe Phraſen dem Ohre der Penſionärinnen ſchon ſo bekannt waren, wie Scenen einer Komödie. Es wurde jedoch wieder ſtill und Frau von Magnus ſtipulirte mit Madame Lardy die Bedingungen der Aufnahme. Man hörte ſehr deutlich, daß von der Engliſchen Stunde die Rede war. Antonie und der junge Mann ergriffen dieſe Gelegenheit, ſich in das Nebenzimmer zu begeben, wo die Einen in Kreide zeichneten, die anderen jungen Damen auf Stramin arbeiteten nach maleriſchen Muſtern.

„Sie haben Zeichenſtunde?" fragte der junge Mann die erſteren.

Keine wollte antworten; doch ſagten dann auf einmal zehn Stimmen ein ganz einfaches, kindiſches Ja! Darüber wurden ſie Alle roth und fuhren, ihr Kichern verbergend, in ihrer Arbeit fort.

„Wo iſt aber der Lehrer, der Ihnen den Unterricht giebt?"

Wieder ſchwiegen Alle. Da ſie ſich aber ſchämten, daß ſie es thaten, ſo ſagte die Eine: „Herr Meyer iſt von der Treppe gefallen." Kaum hatte ſie das geſagt, als die Uebrigen mit lautem Lachen einfielen, einmal deshalb, weil Auguſte den Muth gehabt hatte, ſieben Worte vor einem Fremden zu ſprechen, ſodann aber, weil wahrſcheinlich Herr Meyer eine komiſche Figur war. Jetzt folgten die ſatyriſchen Bemerkungen Schlag auf Schlag: „Herr Meyer hat ſich den Arm verſtaucht." „Herr Meyer ſpringt wie ein Wiedehopf." „Herr Meyer iſt über ſeinen Zopf geſtolpert." Doch weiter brachten ſie es nicht. Sie lachten nur noch. Kinder ſind ſatyriſch, aber nicht auf die Dauer.

Der junge Mann war im beſten Zuge, dieſe Unterhaltungen fortzuſetzen; aber Frau von Magnus nahm ſeinen

Katharina

Der Todt' im Kloſter
Des Alexander Newsky — ward ermordet?

Orloff.

Schläft er im Kloſter? Glaub' es nicht! Nein, nein,
Er irrt umher, der abgeſchiedne Geiſt,
Auf Rußlands Steppen, irrt bei Mondenſchein
Und hat an jede Hütte angepocht —
Hat jedem Kummer traulich ſich geſellt,
Hat jedem Schmerz als Rächer ſich verbunden...
Und einſt in einer dunklen Nacht beſtieg
Er einen Rappen, hielt ſich an die Mähne
Des wilden Thiers, jagt' über Feld und Haide,
Die Hufen ſchlagen Funken aus dem Stein,
Die Nüſtern ſchnauben ſchwarze Wolken aus,
Und glühendroth, wie ein Komet ſich ſchlängelt,
Zuckt in der Hand das Todesſchwert der Rache.

Katharina

(den eintretenden Razumoffsky erblickend).

Fürſt Razumoffsky, rettet ihn vor Wahnſinn!

Razumoffsky.

Beendet iſt der Kampf, der blutige!
Die Seele dieſes Aufruhrs iſt erloſchen.....
Und Sage löſt in Wirklichkeit ſich auf....

Katharina.

Was bringt Ihr uns?

Razumoffsky.

Im Widerſchein

Arm und ließ sich durch die verschiedenen Zimmer führen, die zu Madame Lardy's Localitäten gehörten. Sie stiegen zwei Treppen höher, wo die Betten der lieblichen Rosenknospen standen und wo auch Antoniens Zelle sein sollte.

Als sie auf dieser Wanderung eine Thür nach der andern aufklinkten, stießen sie auf ein kleines Erkerzimmer, das Madame Lardy ebenfalls öffnete, ohne zu wissen, wer darin war. Sie hatte kaum den Kopf hineingesteckt, als sie sich plötzlich zurückbog und mit den Worten: „Ah, Sie sind hier, Fräulein Seraphine!" die Thür wieder schloß.

Frau von Magnus bemerkte, daß sich bei Nennung dieses auffallenden Namens die Gesichtsfarbe ihres Begleiters veränderte. Die schöne Frau wurde aufmerksam. Sie gewahrte, daß der junge Mann in Stillschweigen verfiel. „Wer ist Fräulein Seraphine?" fragte sie Madame Lardy. „Eine meiner Lehrerinnen," antwortete diese; „ein Wesen von lieblichstem Gemüth, ganz geschaffen auf die Jugend zu wirken. Sie werden sie heute Abend sehen, wenn Sie uns die Freude gönnen wollen und unserm kleinen Balle beiwohnen. Sie bleiben doch bis zum nächsten Morgen in meinem Hause?"

Frau von Magnus besann sich und sagte: „Das wol nicht; wir werden die Nacht hindurch fahren; aber den Ball müssen wir doch noch sehen." Ihr Begleiter wollte Einwendungen machen. Nun aber gerade fixirte ihn die schöne Excellenz. Das ganze Benehmen des Ehrencavaliers, den sich die vornehme Frau mitgebracht hatte, schien vom tiefsten Nachdenken und sogar von Furcht beherrscht.

Gegen Abend zündete man unten im Saale einen kleinen Kronleuchter an. Der Tanzmeister erschien, die Violine unter'm Arm. Es war eine kurze, wohlbeleibte Figur, Krauskopf mit grellen Augen. Alle seine Bewegungen schienen von einem inwendigen Orchester geleitet. Apoll und Merkur zu gleicher Zeit, schwebte er in den Saal herein. Dem „Ball" gingen erst einige theoretische Uebungen voraus, Wiederholungen schwieriger Pas, um erst die kleinen Füße in die richtige Bewegung zu bringen. „Denn," sagte Madame Lardy, „es ist in der Erziehung nichts schwerer, als jenen Uebergang zu vermitteln von den Vorschriften der Schule zur Freiheit seiner

eigenen Bewegung. Ich wüßte nicht, was die entsetzliche Schüchternheit und Angst, welche man vor dem ersten Tanze auf dem ersten Balle, den man in seinem Leben besucht, empfindet, besser vertreiben könnte, als dieser Ernst, mit dem wir beginnen, und diese Heiterkeit, mit der wir schließen werden." Es war in französischer Sprache, was sie da äußerte.

Ueber wie Vieles hätte sich nun Frau von Magnus jetzt nicht moquiren mögen; aber der brünette apathische Begleiter! Er saß zerstreut vor einem Spiegel und betrachtete darin die Thür, die sich öffnen sollte, um ihm über Seraphinen Aufklärung zu geben. Seine erste Leichtfertigkeit hatte ihn verlassen. Die kleinen naiven Mädchen mit ihren graziösen Bewegungen zu einer alten gekratzten Geige regten seine Empfindungen nicht mehr auf. Frau von Magnus, die Seraphinen fast vergessen hatte, war erschrocken über eine Indolenz, die sich hier vor einen Spiegel setzen konnte und keinen ihrer Blicke mehr zu verstehen schien.

In demselben Augenblick, als dasjenige, was hier Ball genannt wurde, beginnen sollte, öffnete sich die Thür und eine weißgekleidete Dame trat herein, mit schönen, aber blassen Zügen. Sie glich einer Göttin, die in der Fabel erscheint und mildernd und versöhnend die aufgeregten Leidenschaften beschwichtigt. Ein sanfter Ernst lag auf der hohen glänzenden Stirn. Den Mund verzog ein innerer Schmerz manchmal in eine etwas krampfhafte Lage, die aber dann nur der Vorbote irgend eines Entschlusses zu sein schien und hierdurch gemildert wurde. Sie mußte ja gehorchen, dienen, aufmerksam sein, helfen. Das dunkelbraune Haar war einfach gescheitelt und verlor sich auf das Anspruchloseste in zwei Ringellocken hinter dem Ohr. Alles schwieg, als diese Gestalt eintrat. Madame Lardy flüsterte ihrem Gaste zu, daß dies Demoiselle Seraphine wäre.

Frau von Magnus erwiderte nur halb den ihr von der jungen Lehrerin dargebrachten Gruß. Sie hatte ihren Begleiter im Auge, der bei Seraphinens Eintritt aufgesprungen war und sich mit dem Rücken an das Fenster lehnte. Sie sah, was zwischen Beiden vorging. Seine Blässe, seine Unruhe, sein Verstummen, und auf Seraphinens Antlitz die leise

Röthe, ihre wogende Bruſt, ihr verlegenes Lächeln, der ganze Schmelz einer durch Freude und Schmerz zugleich hervorgebrachten Verklärung — ſie mußten ſich alſo kennen.

Seraphine hatte eher Gelegenheit, von ihrer Ueberraſchung zur Beſinnung zurückzukommen; denn die Zöglinge drängten ſich an ſie, umſchlangen ſie, bogen ihr den Kopf herunter, liebkoſten ſie. Sie wies lächelnd dieſe Gunſtbezeugungen zurück, erwehrte ſich ihrer aber erſt, als der Tanzmeiſter ſeine Geige ſtrich und die Paare zuſammentreten ſollten. Da brachten die jungen Mädchen einen Myrtenkranz, mit dem man ſie ſchmücken wollte. Sie hatten ihn heute Madame Lardy geſchenkt, die, obſchon ſie als Frau bezeichnet wurde, doch nie verheirathet war und den Kranz mit einem Erröthen empfangen hatte, das keine der jungen Damen verſtand. Seraphine gab den Kranz Antonien und ſank, wie von einem innern Schmerz überwältigt, auf einen Seſſel zurück, wo ſie vor den tanzenden Paaren ſicher war.

Einer ſo feinen Beobachterin, wie Frau von Magnus war, entging von dieſen Gemüthszuſtänden nichts. Eiferſucht oder Neugier ergriff die ſchöne Weltdame. Sie ſchreckte ihren in Träume verſunkenen Begleiter, den ſie nur flüchtig vorgeſtellt hatte, auf, umarmte ihr Kind, umarmte Madame Lardy und ſchied mit einer Phraſe, die ungefähr ſo viel ſagen ſollte, als: „Madame, ich laſſe Ihnen hier mein Theuerſtes. Von Ihnen fordere ich es wieder zurück. Es iſt ein Engel, machen Sie ein menſchliches Weſen daraus! Sie lerne Franzöſiſch! Sie lerne Engliſch! Sie leſe den ganzen Schiller, Goethe mit Auswahl, aber nichts von Jean Paul, weil mir das ſentimentale Genre fatal iſt. Seien Sie nicht zu verſchwenderiſch in der Koſt, ſehen Sie auf gute Haltung und geben Sie nicht zu, daß Antonie beim Tanze ohne eine gewiſſe Erregung bleibt. Denn will man beim Tanze die Geſundheit erhalten, ſo müſſen die Lungen freien Lauf haben. Man muß tiefen Athem holen dürfen und Sie müſſen das Heben der Bruſt eher begünſtigen als hemmen. Und Du, Antonie, mein Kind, mein einziges, lebe denn wohl!“

Antonie blieb kalt, wie ihre Mutter. Aber Madame Lardy weinte dafür deſto mehr und geleitete den Beſuch bis an den

Wagen. Eine männliche Geſtalt ſprang vom Hauſe zurück in die dunkle Nacht, als ſie unten waren. Der junge Mann murmelte: „Ich glaube gar, das war Philipp?“ Die Uebrigen ſahen und hörten nichts und ſchieden. Noch hörte man den Wagen raſſeln, als Madame Lardy ſchon ihr Büreau aufgeſchloſſen und ſich an ihre Bücher geſetzt hatte, um viel, viel zu rechnen mit benannten und unbenannten Zahlen. Daß den Dienſtmädchen bedeutende Trinkgelder gegeben waren, hatte ſie ſchon in Erfahrung gebracht.

II.

„Arthur, wie kalt iſt dieſe Nacht und es ſcheint, Sie haben keinen Druck mehr für meine Hand.“

„Julie, ich bin in dieſem Augenblick nur noch der Umriß eines Mannes.“

„Eiferſucht quält mich nicht! Sie vergeben mir ja meine Vergangenheit; darum darf ich auch keine Rechenſchaft von der Ihrigen fordern.“

„Wie es regnet draußen! Welch ein Wetter plötzlich geworden —!“

„Und ſo heimlich dieſer enge Raum, Arthur! Mögen Sie Seraphinen geliebt haben oder noch lieben: gehören Sie dem Augenblick wenigſtens jetzt an! Was? Sie haben keine ſtürmiſchen, keine Umarmungen mehr für mich? Wer iſt dieſe Seraphine? Jetzt will ich Alles wiſſen.“

„Kein Stern am Himmel! Die Laterne des Wagens zeigt nur die abborrenden Kleider der Bäume, und noch iſt die Traube nicht vom Stock geleſen!“

„Ah bah! Dies nächtliche Hellſehen, Arthur, iſt kein Erſatz für Ihre Aufrichtigkeit! Es wäre doch entſetzlich, wenn ich einſchlafen müßte. Erzählen Sie von Seraphinen! Wer iſt ſie?“

„Sie verdienen dieſe Biographie nicht.“

„Warum?“

„Sie ſind kalt, Julie, Sie haben kein Herz, Sie haben

nur Eitelkeit. Sie lieben, weil Sie nur Andere, nicht ſich beſiegen können. Sie würden lachen, wenn Sie zu dem Triumphe, den Sie über meine Gegenwart feiern, noch den über meine Vergangenheit fügen könnten!"

„Arthur, ich will ganz ſtill ſein. Iſt es eine Idylle aus den Schuljahren, ſo werde ich wahrſcheinlich über Ihre Thränen lachen müſſen, aber ich will Sie's nicht hören laſſen. Erzählen Sie nur; ſchon Ihre Worte ſind ja Muſik für mich."

„Nun denn, meine arme, gute Seraphine: ich will von Dir erzählen, nicht daß ich eine egoiſtiſche Seele um die Nacht und fünf Meilen betrüge, ſondern ich will laut an Dich denken. Ich will alte vernarbte Wunden wieder aufreißen und faſerweiſe das Gras ausrupfen, das über mein grauſames Gedächtniß gewachſen iſt."

„Alſo?"

„Ich verließ die Schule und fiel mit Haſt über Alles her, was meinen Geiſt und mein Herz bereichern konnte. Ich war noch rein und fromm in meinen Gefühlen, ich war ehrgeizig, aber nicht anders, als in der Abſicht, mich dem Allgemeinen zu opfern, mein Ehrgeiz zerfloß in das blaue Licht meiner Ideale. Aber der Zwieſpalt zwiſchen Herz und Welt nagte ſchon früh an meinem Leben. Ich wollte für jenes Eroberungen machen und konnte das nur, wenn ich dieſe aufgab. Ich wollte mich in das Verſtändniß der Begebenheiten, lernend und theilnehmend, werfen und konnte es wieder nur, wenn ich meinem Herzen keine Feſſeln anlegte. Das Opfer dieſes Zwieſpaltes ſah ich heute nach langer Trennung wieder."

„So! So!" ſagte die Miniſterin voll Theilnahme.

„Im achtzehnten Jahre bezog ich die Univerſität. Meine Studien waren unglücklicherweiſe von der Art, daß ich hätte vorausſehen ſollen, wie ich ſie allmälig aufgeben, wie ich aus einer Region in die andere hinüberſchweifen würde. Ich muß die ewige Metamorphoſe meines Ichs, dieſe unaufhörliche Erweiterung meiner Ideenkreiſe feſthalten, um mich in den folgenden Begebenheiten wenigſtens einigermaßen rechtfertigen zu können. Da traf ich in einem Zirkel, den ich zu beſuchen pflegte, in einem Verein von jungen Leuten, die ſich im

Geſang übten, ein Mädchen, deſſen friſche, blühende Erſcheinung mich bezauberte. Auguſtens, verſtehen Sie recht, Auguſtens, nicht Seraphinens roſige Wangen, ihr dunkles Haar, ihr tiefblaues Auge, quellende und mit dem Netz einer durchſichtigen Haut umſponnene Formen riefen meine Neigung wach. Das war keine krankhafte Stimmung, ſondern ein geſundes Verhältniß, deſſen glücklicher Fortſchritt mich wahrſcheinlich in eine ganz veränderte Lebensrichtung geworfen hätte. Auguſte ſang ſchlecht; das machte ſie mir nur um ſo lieber, weil natürlicher. Auguſte hatte keine beſonders originellen Ideen, einen Reiz, den die erſte Liebe, die nur Liebe will, niemals vermißt. Ich näherte mich ihr, ſo weit es ging. Sie war ſpröde, gleichgültig, ſie trug, wie ich ſpäter hörte, ſchon um dieſelbe Zeit eine flüchtige Neigung in ſich, der ſie ſchon treu war und die ſie ſich doch kaum geſtanden hatte. Meine Bewerbungen gingen an ihrem Herzen ſpurlos vorüber und wurden ſelbſt von ihrer Eitelkeit, die ſie demnach kaum zu haben ſchien, nicht bemerkt. Ich hörte einſtweilen wieder auf, nach ihrem Beifall zu geizen."

„Glückliche Jugend!" ſeufzte Frau von Magnus, wie ſich vergeſſend.

„Es war Charfreitag. Ich hatte ein Solo übernommen, das in einer Kirche geſungen werden ſollte. Die ganze Geſellſchaft, von welcher ich eben ſprach, führte eine geiſtliche Muſik auf. Am grünen Donnerſtage hatten wir die erſte und gleich auch die letzte Probe. Ich weiß nicht, war es ſchon hier, oder erſt am folgenden Tage, wo ich Seraphinen kennen lernte. Die Geſellſchaft wandelte auf dem Kirchhofe, der das Gotteshaus umſchloß. Die jungen Mädchen, alle in feſtlichen Kleidern, laſen die Inſchriften auf den Leichenſteinen, ja ſetzten ſich auf die Gräber, ohne viel Todesgedanken zu nähren. Nur ein Weſen ſchien von dem ſtillen Frieden, der über dieſen, theils verfallenen, theils friſchen Gräbern wehte, ergriffen zu ſein. Mich zog dies an, aber ich weiß nicht, ich glaubte dennoch darin eine Art Koketterie zu erblicken; denn ſchon damals regte ſich in mir jener Gefühlsterrorismus, mit dem ich mich ſelbſt und meine Umgebungen allmälig zu tyranniſiren begann. Mein ganzes Leben wurde Polemik gegen

den Schmerz, von dem ich glaubte, daß er sich nur mit dem Egoismus verbände und in eine offenbare Wollust der Gefühle ausarten könnte. Ich hatte die Erfahrung gemacht, daß sich diejenigen Menschen, welche leiden, besser vorzukommen pflegen, als die Fröhlichen, und haßte darum die Schwelgerei im Schmerze, haßte sie mit dem ganzen Rigorismus, den junge Männer besitzen, wenn sie zum ersten Male nach ihren eigenen Principien zu leben anfangen."

„Dann sind Sie noch immer sehr jung!" spottete die Hörerin.

„Seraphine war blaß, ihre Stirn frei, ihr Antlitz oval. Dem Teint mangelte sozusagen Reinheit, selbst das Schönste was sie besaß, das Profil einer griechischen Nase, hatte die launische Natur gestört, indem sie nach einem Falle eine etwas unregelmäßige Neigung bekam. Aber keines der übrigen Mädchen war bei Allem, was sie thaten, mit so viel Seele zugegen. Doch fehlten bei Seraphine die Extreme nicht. Die tiefsinnigste Trauer wurde bei ihr vom ausgelassensten Scherze abgelöst, so daß ich jedenfalls anfing, ihre Originalität zu beobachten. Ich näherte mich ihr. Wir sprachen vom Tode, aber steinerne Schmetterlinge auf dem Grabe trösteten unsern Schmerz, weil wir an Unsterblichkeit glaubten. Ach, hier knickte der Sturm des Lebens ein junges Frühlingsreis, ein Kind, das kaum hinaufreichte, seinen Vater zu küssen: dort lag eine Mutter mit ihrem Säuglinge. Unter einer Trauerweide barg sich das schmerzliche Drama einer einzigen Woche, das ich selbst erlebt hatte und das sich in diesem Verse aussprach:

Weil es sich sanfter schläft, vom Arm der Liebe gebettet,
Ging dem sterbenden Kind sterbend die Mutter voraus."

„Ich hoffe —?" unterbrach die Ministerin.

„Frivole Frau, ich erzähle Ihnen ja meine erste Liebe. Jenes Epitaph ergriff mich um so mehr, da — es von mir selbst war, und Seraphinens Thränen, die ich sonst verdammt hätte, störten mich diesmal nicht. Sie blickte mich mit ihrem großen blauen Augen an, als schiene sie in meiner Seele lesen zu wollen, vielleicht ob ich eine Reminiscenz oder etwas aus mir selbst Gebornes in jenem Verse gegeben hätte. Denn nichts

bindet die Seelen ſo feſt, als wenn ein Weib vom Manne ahnt, daß er Thränen zu vergießen fähig iſt."

„Alſo der Vater des Kindes war einer Ihrer Freunde —! Gut! Fahren Sie fort!"

„Dies ſind die einzigen Verſe, die von mir auf die Nachwelt kommen werden, ſagte ich, und das blaſſe Mädchen entgegnete: ob ich auch ſonſt Dichter wäre? Dieſe im Grunde witzige Frage ärgerte mich; denn ich ſah darin Egoismus und glaubte, ein ganzer Federbuſch von Koketterie winkte und nickte mir aus ihrem Benehmen zu. Deshalb brach ich ſchnell ab und lief in die Kirche, um mein Solo: „Weinet nicht, es hat überwunden der Löwe", aus dem Tod Jeſu zu ſingen."

„Sie werden Alles bezaubert haben!"

„Ja, aber ich hinkte um vier Takte der Orgel nach. Doch ich hatte Seraphinen vergeſſen. Meine Studien abſorbirten mich, auch meine Freundſchaften. Am nächſten Himmelfahrtstage war es, wo ich Seraphinen wieder ſprach. Die Geſellſchaft hatte in zwei großen Wagen eine Parthie auf's Land gemacht, einige Meilen weit: ich konnte mich nicht zurückziehen. Die ſentimentale junge Dame, ſowol ihre äußeren Formen wie ihre Manieren hatten ſich meinem Gedächtniß nur obenhin eingeprägt. Auch war ſie heute nur Scherz, potenzirte, faſt aufgeſchraubte Luſtigkeit, die den Humor der Uebrigen weit hinter ſich ließ. Auguſte war es wieder, die mich eifrigſt beſchäftigte. Alle meine Gedanken und im Spiele meine liſtigen Pläne gingen darauf aus, mich ihr wie eine Blüthenflocke dem Haare einzuneſteln, ſo daß ich ihr, wenn ſie ſich des Nachts ihr Haar abſteckte, gleichſam als der ganze Reſt eines durchlachten und durchſcherzten Tages in den Schooß fiel."

„Das war ein Gedicht, das Sie auf ſie machten?"

„Das ich aber nicht abſandte. Auguſte war kalt, faſt mißtrauiſch gegen mich. Denn mein ganzer Antheil an dem Feſte war doch nie recht im Mittelpunkte deſſelben, ich durchkreuzte es nur und daraus nahm ſie wol ab, daß ich excentriſch war."

„Ich glaubte, Sie wollten ſagen: Ueber ihrer Sphäre!"

„So ſaß ich denn abgeſondert von den Uebrigen, ſtill und betrübt in mich verſunken, unter einem Fliederbaum, der das von uns beſuchte Bauernhäuschen beſchattete. Vom Kaffee

waren Milch- und Zuckerreste übrig geblieben, an denen sich auf dem Tische die Fliegen sättigten. Ich war erschöpft. Das Reifwerfen, Ballschlagen und Schwarzermannspielen, dachte ich, ist doch eine Dummheit für einen Helden wie du, der sich einbildet, das Jahrhundert erwartete ihn! Was würden die Stoiker, meine altdeutschen Freunde, sagen, wenn sie dich hier mit Weibern Versteck spielen sähen? In diesem Augenblicke stand Seraphine vor mir. Sie hatte den Muth, einen Mann anzureden, der sie vernachlässigte. Ich sehe sie noch, wie sie sich an den Flieberbaum lehnte, die Hände zurückgeschlagen, nachlässig, siegreich sogar auf mich herabblickend, fein lächelnd, plötzlich wieder eine Erscheinung geworden, die doch auffiel. Wir sprachen allerdings nur von Halsweh, (sie klagte darüber) von isländischem Moos, wollenen Strümpfen; aber ihre soliden Bemerkungen zogen mich an, mehr noch, als einige Stellen aus Tiedge's Urania, die sie neulich auf dem Kirchhofe citirt hatte. Ihr ungezwungenes Benehmen umstrickte mich, und ich hatte sie am Arme, als wir Alle aufbrachen und die Wagen uns nachkommen ließen, um durch einen Wald ein nahegelegenes Dörfchen aufzusuchen. In einer Herberge angelangt, setzten wir uns, da es schon dunkelte, zu Tisch. Ich blieb an Seraphinens Seite. Sie war inzwischen weich und klagend geworden, ihre Stimme zitterte, sie vergoß Thränen. Ich verstand diese nicht. Mir wurde es ungewiß im Geiste; denn die Situation widersprach sich zu sehr. Vor uns auf dem Tische ein Stück Landkäse, und neben mir ein poetisches Wesen, das mit seinem Schmerze rang. Seraphine blieb mir die Antworten auf meine immer dringender gewordenen Fragen schuldig. Doch hörte ich wol, daß eine Stiefmutter und unwürdige Behandlung im Vaterhause der Quell ihrer Leiden war."

„Sie sollten sie erlösen!"

„Als wir nach Hause fuhren, hatte Seraphine ihren Sitz durch Zufall vor mir. Das Wetter war schön, die Gesellschaft heiter, sie sprach nichts. In der Stadt mußte ein Feuer ausgebrochen sein; lichterloher Schein glänzte am dunkeln Himmel. Nun fuhr Alles wild durcheinander, man berechnete, wo das Feuer sein könnte. Daran, daß Seraphine auch hier ruhig blieb, erkannte ich ihren Schmerz, ihre üble

Lage, der ich, soweit eine Einmischung erlaubt war, mit ritterlichem Edelmuthe abhelfen wollte. Als wir nach Hause kamen und ich mich später im Bett wälzte, zogen tausend chevalereske Gedanken durch meinen brennenden Kopf. Am frühen Morgen saß ich schon am Schreibtisch und entwarf an Seraphine ein glühendes Gemälde des Interesses, welches mir ihr Schicksal eingeflößt hätte. Ich beschwor sie, aufrichtig gegen mich in Schilderung ihrer Leiden zu sein. Ich wollte mit ihrem Vater, ihrer Mutter sprechen. Von Liebe sprach ich nicht, desto mehr von einem Kreuzzuge für ihr Leben, ihr kleines Haupt, das so fromm und duldsam wäre und unmöglich Jemanden zu kränken vermöchte!"

„Guter Mensch —!"

„Noch sehe ich mich, wie ich an die Thür des Musikdirectors klopfte, der unsere Stimmen und unsere Spazierfahrten leitete. Besorgt gab ich dem Manne das Billet für Seraphine. Mit verdächtigem Blicke wurde ich gemessen, und ich Achtzehnjähriger hielt den Blick nicht aus, sondern erröthete. Doch gewann ich zuletzt etwas über den strengen Mann und ging mit bester Hoffnung."

„Achtzehn Jahre? Sie waren eben Student geworden?!"

„Am nächsten Tage frage ich nach einer Antwort. Keine war da. Es vergehen drei, vier Tage, ich höre nichts. Man lacht dich über deinen Ritterdienst, schloß ich, aus, du hast dir eine Blöße gegeben! Doch ermuthigte ich mich, in den nächsten Verein zu gehen, wo ich Seraphinen sah. Sie hatte sich gewählt gekleidet. Ihr Auge war verklärt, sie sang mit unbeschreiblichem Ausdruck das Solo in Rossini's Schweizer-Pastorale (Wilhelm Tell). In Call's Quartett: Liebe wohnt in niedern Hütten, hörte man sie vor Allen, so daß sie allein den Sopran zu halten schien. Ich glaube, sie sang schon im Vertrauen auf meinen Schutz oder auf meine Liebe, wie sich denn auch schon bei mir Beides verwechselt hatte."

Die Einschaltung der Ministerin verstand der Erzähler nicht.

„Nach der Stunde trat ich in ihre Nähe. Sie sprach einige verwirrte Worte und drückte mir einen Zettel in die Hand, den ich beim Schimmer der ersten Laterne draußen aufriß. Sie vertröstete mich auf morgen, wo sie in einem öffentlichen

Von Kaſans Feuergluth — den Prätendenten.
Begehrt Ihr ſeinen Anblick, Gregor Orloff..?
Ein Wink, und jener Vorhang rollt zurück.....

Orloff.

Ihr ſtellt ihn wieder aus, den ſchon begrabnen?
Hab' ich nicht einmal ſchon an ſeiner Leiche
Gewacht, dies Haupt auf ſeinen Mund gebeugt,
Den hülferufenden, den armen Mund,
Den um Erbarmen fleh'nden Bettlermund?
Noch einmal ſoll das Blut, das ſchon geronnen,
Sich regen in dem todten Leichnam, wenn
Der Mörder ſich mit zagem Muthe naht?
Noch einmal ſoll das ungeſchloſſne Auge,
Das keine Hand zum Schlummer bringen konnte,
Der weiße blutdurchlaufne Augenſtern
In meinem Aug' den Thau der Reue ſuchen?
Die Kerzen brennen düſter, ſchweigſam blicken
Die Tauſende vom Chor der Kirche nieder —
Und kein Verſöhnungslaut aus ihren Kehlen —
Kein Lied, kein ſühnender Geſang, der ihm
Des Paradieſes Pforte öffnen dürfte —
Ich bin's, dem ſie mit ſtarrem Auge lauſchen —
Ich bin's, vor dem ſie zittern, ich allein
Sträub' ihnen ſchaudervoll das Haar empor —

Razumoffsky.

Bezwingt den tapfern Geiſt..... Erkennt den Irrthum
Der wirren Bilder, die Euch ängſtigen!..

Park, dem gewöhnlichen Rendezvous der Liebe, ungestört mit mir sprechen wollte. Wie dies nun Alles kam, weiß ich kaum noch. Wir umarmten uns in jenem Park, beschützt von Hollunderhecken. Wir schwuren uns Treue, wir wechselten Ringe, wir hatten keine Geheimnisse mehr. Als wir schieden, sagte sie: Arthur, morgen um sechs Uhr treffen wir uns auf dem und dem Platze; dann führ' ich Dich zu meinem Vater!"

Wieder machte die Baronin eine Einschaltung, die dem Erzähler wie: „Eva! Schlange!" klang.

„Diese letzten Worte waren ein Donnerschlag für mich. Wie? dachte ich, sie will mich wie eine gemachte Beute gleich in ihr väterliches Haus schleppen? Diese Schwärmerei, die mein Herz erquickt, soll gleich mit einem bürgerlichen Act und mit einer väterlichen Prüfung meiner Zeugnisse endigen? Jesus, wohin hast du dich verirrt! Vormund wolltest du sein und bist vollständig Verlobter geworden! Und dabei fiel mir die Scene in den Hollunderhecken ein. Ich sah, wie klug Seraphine auf eine Entscheidung gedrängt hatte und erinnerte mich, daß sie bei meinen Versicherungen, ihr beistehen zu wollen, einmal nach dem andern fragte: Ja aber, wie wollen Sie denn das anfangen, ohne mich zu compromittiren?"

„Sie war schlau!" rief Frau von Magnus. „Alle unsre Liebe ist nur List gegen Euch! Je mehr wir Euch lieben, desto mehr hassen wir Euch eigentlich!"

„Mein Glück oder Unglück, ich weiß nicht wie ich sagen soll, waren in dieser Lage meine Studien. Den Vormittag las ich, schrieb ich, excerpirte, lebte im Alterthum, bei Gajus und Justinian. Erst gegen Abend thaute mein Herz auf und dann war mir, ich gestehe es mit Scham, jede Gelegenheit zu einem Abenteuer willkommen. So traf ich denn auch auf der von Seraphinen bezeichneten Stelle ein. Eine Viertelstunde hatte ich gewartet, als sie kam und mich herzlich begrüßte. Ich fragte: Was thust Du hier? Sie erröthete und sagte: Ich lerne hier, wie man sich selbst Kleider zuschneidet! Sie war heute nachlässig gekleidet, um mehrere Jahre älter als ich, sonderbar wochentäglich und doch war sie meine „Braut", allmächtiger Gott!"

„Sie fingen früh mit Ihren Thorheiten an! Aber man

erfährt wenigſtens à peu près den Stand der Eltern, wenn die Tochter eine Nähterin war."

„Wie ſie mir nun ſo in einem ſeidentafftnen geſchmackloſen Hut, mit einem großen zwiſchen Grau und Gelb eine Farbe ſuchenden Umſchlagtuche am Arme hing, wollt' ich mich gar nicht bequemen, ihrem Vater zu begegnen. Ich müßte mich erſt ſammeln, ſagte ich, und bat um einen Umweg. Wir nahmen dieſen, das Ufer des Fluſſes entlang, an welchem die in Rede ſtehende Univerſitätsſtadt liegt, und mußten über verfaulende Späne auf Holzhöfen, die ſich hier der Ausladungen wegen befanden, hinwegſchreiten. Da begegneten mir nun mancherlei Freunde, welche geangelt hatten und ſchwere Netze trugen, in welchen gefangene ſilberne Fiſchchen mit rothen Floſſen zappelten. Ich dachte an mein Schickſal, blickte kaum auf und ſtand endlich in der That vor meinem künftigen Schwiegervater. Dies war ein dünnes, ſchmächtiges Männchen, in grauem Oberrock. Ein ſchwarzes Sammetkäppchen bedeckte das ergraute Haupt, die brennende Pfeife wurde einſtweilen aus Ehrerbietung in der Hand gehalten. Das Männchen begrüßte mich mit dem liebenswürdigſten Ausdruck von Gutmüthigkeit. Sie ſind, Sie wollen — Ja, ich bin — ich will —! Ach, nicht die Verlegenheit raubte mir die Sprache, ſondern eine Erſcheinung, die ich hier nicht anzutreffen glaubte. Ich wußte, es iſt kaum glaublich, nicht einmal, daß Seraphine eine Schweſter hatte! Sie ſaß vor einem kleinen Nähtiſch am Fenſter und ſtrickte. Und dieſe Schweſter war Auguſte! Um die Perſonalverhältniſſe des Singekränzchens hatte ich mich nie gekümmert. Alle meine Bewegungen ſind gelähmt. Mechaniſch antwortete ich dem alten Manne, erzählte ihm von meinen Verhältniſſen, examinirte Seraphinens Bruder, einen liebenswürdigen und geſcheuten Knaben. Eine Idylle umwehte mich und meine Gefühle löſten ſich in Wehmuth auf. Ein Hänfling im Bauer, ein kleiner Bücherſchrank, ein mißgeſtimmtes Spinett, worauf Seraphine etwas klimperte, draußen dicht vor'm Fenſter und die Stube verdunkelnd eine Kirche, wo man gerade die Kanzel im Auge hatte, und unten ein Kirchhof, der auch zugleich der Garten des Pfarrers war. Alle Viertelſtunden ertönte an der Kirche ein holländiſches Glockenſpiel mit Choralanklängen,

und immer waren es dieselben Töne; eine melancholische Monotonie, und ich selbst, unruhig gedrängt von der Lust, meine Flügel in großartigen Regionen zu versuchen, ich selbst hier angeschmiedet an ein Wesen, das ich lieben sollte und an ein anderes, das mit seinem Lächeln am Fenster sitzt, von den schönsten Reizen überquillt, das ich anbete und von dem ich aufrichtige Glückwünsche zu meiner Verbindung hinnehmen muß! Der Gedanke: Wie zugänglich ist hier Alles, wie leicht konnte Auguste in diesen Umgebungen und Verhältnissen errungen werden! — drückte mich zu Boden. Nur der Ruf: Seraphine ist Braut! den ich schon in allen Kämmerchen ihrer Freundinnen und Nachbarinnen widerhallen hörte, schreckte mich aus meinem Brüten auf. Sie ist Braut! Und Deine Braut!

„Und bei allen diesen Leiden lag Seraphine in meinen Armen. Der Vater segnete uns, die holländischen Glocken spielten: Nun danket Alle Gott! Und endlich hieß es: Wo nur die Mutter bleibt! Da zuckten Seraphinens Lippen auf und mit elektrischer Gewalt schlug es in mein Herz, daß ich wußte, warum ich hier war. Ich sollte mich stark genug fühlen, ihre Lage zu theilen. Der Vater war zum zweiten Mal verheirathet und der letzte Rest seiner ersten Ehe war jener kleine Grabeshügel, nicht zwanzig Schritte von unseren Augen entfernt, wo seine erste Frau begraben lag, und Seraphine. Auguste und Eduard waren aus der zweiten Ehe und hatten Seraphine zurückdrängen müssen, nicht weil es das Herz der Kinder, sondern das der Mutter wollte. Seraphinens Erziehung war vernachlässigt; immer zurückgesetzt, immer des Hasses gegen ihre Stiefmutter beschuldigt, von der Rohheit mißhandelt und von der Schwäche ihres Vaters nie in Schutz genommen, irrte sie, eine verlassene Waise, durch fremde Häuser. In einer entfernten Stadt schützten sie eine Zeitlang Verwandte, aber sei es, daß es an Liebe oder Geduld gebrach, Seraphine kam wieder zurück, blieb einige Tage im väterlichen Hause und mußte sich sogleich wieder vor brutalen Scenen flüchten. Weder ihre herrlichen Geschwister, die treuesten und zartesten Seelen, noch die Pflicht des Vaters vermochten sie vor dem Haß und der Intrique einer zornigen Frau zu schützen. Freilich darf nicht geleugnet werden, Sera-

phine hatte etwas, das aufreizen konnte. Die Entschiedenheit ihres Willens, die sie durch frühes selbstständiges Handeln gewonnen hatte, ließ sich von einer Frau mit wenig Begriffen nur als Tücke auslegen. Seraphine hatte dabei in der Sprache etwas Spitzes, Stechendes. Die Höhe ihrer durch eigene Anstrengung erworbenen Bildung trieb sie über ihre Familie und über ihre eigenen Verhältnisse hinaus und durch ein gewisses spöttisches Lächeln, das gegen die Rohheit ihre einzige Waffe war, verdarb sie alle Aussöhnungen, wenn man auch im Begriff war, solche anzuknüpfen. Nach den erschütterndsten Scenen, die das traurige Verhältniß schon allen Nachbarn mitgetheilt hatten, verließ Seraphine, wie auf der Flucht, das Haus und mußte Schutz suchen bei fremden Leuten in dienstbarer Abhängigkeit. Von all' diesen Dingen mußte mein Herz mit tiefstem Mitleid erfüllt werden. Ich liebte sie nicht; aber wenn ich an ihre Lage dachte, so fühlt' ich mich stark, sie wenigstens zu schützen."

„Sie haben schön mit uns Frauen angefangen!" sagte Frau von Magnus, und gähnte.

„Die Mutter tritt ein. Für eine zwanzigjährige Ehe ist sie noch von überraschender Schönheit. Ihre runden vollen Linien, ihr gesundes Incarnat, das Weiß ihrer Zähne und das Schwarz der Augenbrauen waren das Urbild zu Augustens anmuthsvollen Zügen. Die Frau sieht mich nicht: sie will es nicht. Sie weiß recht gut, wer ich bin, das ganze Haus weiß es schon, alle Nachbarn wissen's. Mit höhnischem Lächeln geht sie an mir vorüber."

„Die Frau hatte Recht! An einem Studenten!"

„Liebe Mutter — hier ist — Sie schlägt ein lautes Gelächter auf und sagt: Ich weiß schon. Ihre Dienerin, mein Herr! Hier habe ich nichts zu sagen. Damit schlug sie die Thür zu und ging hinaus."

„Vortrefflich! Die Frau hat meinen ganzen Beifall!" meinte Frau von Magnus.

„Unvergeßlich ist mir das Lächeln ihres Mannes, das aus Schmerz, Scham, Verachtung zusammengesetzt und zu gleicher Zeit darauf eingerichtet war, daß es so viel sagen sollte, als: sie ist verrückt! Doch kehrte sie nach einiger Zeit wieder zurück,

wahrscheinlich um mich zu beobachten. Sie verhielt sich ruhig, wir merkten darauf nicht und eilten hinunter in den Kirchhof. Als ich in freier Luft war, athmete ich auf, Seraphine wurde liebenswürdig. Ihr erstes Beginnen war, sogleich eine Art Freundschaft zwischen mir und ihrer Schwester zu stiften. Wir mußten uns umarmen, uns küssen. Das heilte fast mein Leiden. Darauf füllte sich der stille Platz, den die Strahlen des eben aufgehenden Mondes, die geheimnißvoll durch die Kirchenfenster schimmerten, nur noch melancholischer machten, mit jungen Mädchen aus der Nachbarschaft, die sich eingefunden hatten, um meine Person in Augenschein zu nehmen. An Witz und Gewandtheit wurden sie sämmtlich von Seraphinen überragt, deren Munterkeit so weit ging, daß ich hier am Grabe ihrer Mutter fast unheimlich davon berührt wurde. Dennoch schieden wir heiter. Der Vater, der mir den Hut herunterbrachte, um mir die Mühe zu ersparen, seiner Frau eine gute Nacht zu wünschen, entließ mich mit herzlichst gemeintem Handschlag. So war der erste Tag dieser neuen Lebensepoche. Ihm folgten weitere, an Erfahrungen reiche, betrübte, freudige, ich hielt diesen Zustand zwei Wochen aus. Ich mußte das neue Terrain übersehen lernen, wissen, wer Alles an meinem Schicksal Theil nahm, noch fing ich nicht an, über das Erlebte zu reflectiren. Seraphinens Vater war ein Schulmeister. Es machte mir Freude, als er meine ihm dargebotene Unterstützung annahm. Ich schlug mich mit sieben- und achtjährigen Buben herum, und zwar im eigentlichen Sinne des Worts. Die Bibel wurde exponirt, im Kopf wurde gerechnet, lautirt, aber Alles kam zuletzt doch nur darauf hinaus, daß es hieß: Herr Arthur, eine Geschichte erzählen! Nun kann man sich keinen schlechtern Lehrer denken, als den ich abgebe. Ich schlug in die Uebermüthigen mit Fäusten hinein, nicht aus angeborener Heftigkeit, sondern Verstellung, die mich, während ich den Pakel der Vergeltung schwang, immer zuerst zum Lachen zwang, während die Buben mit nicht minderer Verstellung schrieen, als wenn sie am Spieße stäken. Ich that ihnen nicht wehe, weil ich die empfindlichen Stellen nicht kannte. Kurz man spielte gräulich mit dem jungen Studenten, so daß ich froh war, wenn es

Zwölf ſchlug und die Widerſpenſtigen mit abgeplärrtem Liede entlaſſen wurden: „Unſern Ausgang ſegne Gott, unſern Eingang gleichermaßen!“ “

„Kenne ich aus meiner Penſion!“ fiel die Miniſterin ein. „Aber eines Tages ſchrieben Sie dieſer raffinirten Kokette, der nur die nöthige Toilette fehlte, um Erfolge zu haben, Sie hätten zu wenig Zeit, Sie müßten ſtudiren —“

„O,“ fuhr der Erzähler fort, „es iſt erſtaunlich, wie das Volksleben feſſelt und anregt! Da war eine Freundin der beiden Schweſtern, die Eveline hieß. Sie war die älteſte Tochter einer Witwe und hatte einen jungen Stutzer zum Anbeter, der ein gutes Herz beſaß und ſich in dieſen für ihn neuen, unſchuldigen Kreiſen von einer in ſeinem Gemüth eingeriſſenen Verwilderung heilen zu wollen ſchien. Die Witwe bewohnte ein Häuschen, das ihr eigen gehörte. Eveline war eine Figur von kaum vier Fuß; doch ſpielte und ſang ſie vortrefflich zum Klavier. Ein gewiſſer Comfort war in der Wirthſchaft ſichtbar, man hatte angeſehene Verwandte, ſogar eine jüngſte Tochter, die Tänzerin am Theater werden ſollte! Hier ſaß ich oft auf dem Sopha, zuhörend den von Evelinen meiſterhaft vorgetragenen Tönen des Beethoven'ſchen Sehnſuchtswalzers. Seraphine ſummte das Lied ſtill neben mir nach, Auguſte ſaß drüben. Was trotz der Küſſe doch immer noch in mir vorging, hatte Seraphine zu ahnen begonnen. Mein Stillſchweigen und meine an Auguſten gerichteten Seufzer verſtand ſie und übermannt von ihrem Schmerz ſtürzte ſie dann an's Klavier, vertrieb Evelinen und ſang: Leiſe rauſcht es in den Bäumen, das bekannte Ständchen an Luiſe, eine Compoſition, die hinreißt, wenn ſie mit heimlicher, zitternder Begleitung des Inſtrumentes, im Geſange ſchwebend gehalten, anſchwellend und mit dem Worte: Dann gute Nacht! leiſe verklingend vorgetragen wird. Seraphine rührte mich aber doch nicht.“

„Sie ſind ein Barbar!“

„Ich kann noch jetzt manche Frau nicht ſingen hören. Ich konnte dieſen Schmelz nicht ertragen, den Seraphine in das Lied legte und der hinein gehörte, aber künſtlich war dies Bewußtſein, daß ſie ergreifend ſänge, dieſe, wie ich Grauſamer dachte, abſichtliche Koketterie mit einer Empfindung, für welche

es in meiner Brust einmal an allen Gründen fehlte. Und ich verbarg ihr das nicht. Wir gingen still nach Hause und schieden mit Seufzern und die Leute, wo wir waren, beklagten mit Recht Seraphinens unglückliche Wahl. Nur Auguste blieb immer frisch, gesund, lachte und blühte wie eine thauige Rose."

„Ihnen zum Possen! Sie verdienten gehänselt zu werden."

„Keine fünfzig Schritte von Seraphinens Wohnung versammelte sich ein anderer Kreis in einem kleinen Zimmer, das kaum zum Umwenden war. Es lag im dritten Stock eines Hospitals, das die Witwe eines Leichenbitters bewohnte. Sie sehen, Julie, ich war früh in die demokratischen Kreise gekommen, die Excellenz für meine Beförderung geniren werden. Diese gute, brave Leichenbitterfrau hatte vier blühende Töchter, eine sogar bildschön. Alle hatten sie ihre Beschäftigungen unter fremden Menschen, nur des Sonntags versammelten sie sich bei ihrer Mutter, wo es dann so viel zu lachen und sich zu freuen gab, daß die lieben Geschöpfe für eine ganze Woche Vorrath hatten und des Lebens Last und Plage leichter ertragen konnten. Esprit besaßen sie Alle, eine natürliche Schalkhaftigkeit, die sie weit über ihren Stand und ihre Bildung emporzuheben schien. Gegen diese Naivetät stach Seraphine sowol in ihrer grimassirten Lustigkeit wie in der blassen Mondscheinsstimmung ihrer Sentimentalität grell ab. Die jüngste von den vier Schwestern hieß Lina und war die Verlobte eines Mannes, der für meine damalige Zeit von Wichtigkeit wurde. Fritz Federer hatte ursprünglich das Handwerk seines Vaters gelernt; erschrecken Sie nicht, Julie! Er war zuerst ein Schuhmacher. Als sein Vater vom Dreibein in einen städtischen Posten avancirte, regte sich auch im Sohn der höhere Trieb. Im wörtlichsten Sinne fing er an, sein Pech zu beklagen. Höherer Bestimmung war der Treffliche inne geworden, ein Geist der Heiligung trieb ihn, wie Jakob Böhmen. Priester zu werden, war es zu spät, von der Mission unter den Heiden hielt ihn seine Liebe zu Lina zurück, er entschloß sich zum Schulmeisteramt, rang sich von seinem Vater los, beinah handgreiflich los, und rettete sich in eine Elementarschule, die ihn ohne Seminarcarrière als Lehrer engagirte. Fritz Federer lernte aber nach und ist eine der freundlichsten

Erinnerungen, die in meinem Gedächtniß leben. Ein kräftiger Körper, gesund, nur etwas blaß das Antlitz von schmaler Kost und emsigen Nachtwachen, eine so poetische Gestalt, daß sie Dichter zu einem Entwickelungsroman benutzen könnten. Er liebte die Wissenschaften, weil er sie wie eine Religion verehrte. Es war sein Cultus, immer mehr zu lernen, immer vollkommner, lückenloser in seinem Wissen, examinationsfähiger zu werden. Er studirte wie ein Eroberer. Und dazu kam ein so treues, edles Herz, daß ich, der eitle Student, ihn doch mit schwärmerischer Freundschaft umfing. An Jahren und Verstand, an Kenntniß der Welt und Lebensklugheit war er mir überlegen, und dies bestimmte mich um so mehr, ihn zum Vertrauten meines unglücklichen Verhältnisses zu Seraphinen zu machen, wobei er sich denn auch redlichst bewährte."

„Sie übertrugen ihm eine geschickte Lösung des Verhältnisses?"

„Eine Meile entfernt, auf dem Lande, lag noch eine dritte Region, in welcher ich mich zu öfterm bewegte. Wenn die beiden Schwestern und ich dorthinauswanderten, so erwartete ich sie gewöhnlich an der Landstraße. An einem kleinen Graben, der die Wiesen bewässerte und an seinen Uferrändern mit Vergißmeinnicht besetzt war, pflegten wir uns erst eine Weile im frischen Grase auszuruhen. Seraphine breitete ihr verhängnißvolles graues Umschlagetuch auf den Boden aus und schüttete Obst darauf, das sie am Thor erhandelt hatte. Da saßen wir drei Seelen denn ganz allein unter dem freien Himmel, der sich in unermeßlicher Weite blau über uns wölbte. Wir schienen so eng verschwistert, so harmonisch zusammenklingend und doch lagen die erschütterndsten Geheimnisse zwischen uns. Seraphine ahnte, wußte Alles. Sie schwieg, legte eine Birne, die sie eben versuchen wollte, auf das Tuch nieder, ergriff meine und Augustens Hand und fügte beide in einander. Haben wir uns denn erzürnt? sagte ich verlegen. Auguste sprang auf und sagte gleichgültig: Wir müssen wol gehen, es wird zu spät."

„Augusten haben Sie nicht gefallen! Das schadet Ihnen einmal nichts!" sagte Frau von Magnus mit boshaftem Lachen.

„Endlich kamen wir in dem Dorfe an, wo sich das junge

Liebespaar einer daselbst ansässigen Familie vorstellen sollte. Die Besitzung lag am äußersten Ende des Dorfes und bestand aus zwei Häusern, von denen jedes das Entgegengesetzteste umschloß, was sich denken läßt. In dem einen etwas tiefer in den Garten hineingebauten Hause wohnte ein steinalter Geistlicher, dessen um zwanzig Jahre jüngere Gattin sich im Vorderhause bei ihrer Tochter und Enkelin aufhielt, deren Gatte und Vater die Landwirthschaft betrieb. Der alte Herr war in einem Landstädtchen Geistlicher gewesen, hatte darauf wegen zunehmender Altersschwäche seinen Dienst verlassen und wohnte nun bei seinem Schwiegersohne in einem artigen Zimmer, dessen Fenster von Weinlaub, türkischer Bohnenblüthe, orangegelber Kresse beschattet waren. Als ich eintrat, lüftete er sein schwarzes Käpplein. Ich war wie auf Kohlen, man hatte mir gesagt, daß er schon kindisch wäre. Ich wüßte aber nicht. Es war ein eigensinniger Alter, der eine Welt verdammte, die sich über Nacht für ihn geändert hatte. Sein erstes Wort war: Sind wol auch Mystiker? Mystiker? Ich bejahte das Princip und verneinte die Bezeichnung. Da gab er mich auf, blickte gen Himmel und begann mit einer aus tiefster Seele quillenden Ueberzeugung von der rationellen Theologie des vorigen Jahrhunderts zu sprechen. Teller, Spalding, Jerusalem, Zollikofer, Steinhart, das waren die Apostel seines Glaubens und mit verklärtem Antlitz ergriff er meine Hand und drückte sie an sein Herz. Dann stützte er sich auf meinen Arm und winkte, daß wir mit ihm hinausgingen in den Garten. Die Anlage war erst einige Jahre alt und noch etwas frei. Es fehlte an Bäumen; dafür dufteten alle Beete von den herrlichsten Blumen. In der Mitte kreuzten sich vier mit Buchsbaum besetzte Wege und trafen in einer riesenhaft angelegten Laube zusammen, die durch ein rankendes Schlinggewächs von unten bis oben in eine gewölbte Kuppel grün umzogen war. Hier nahm der alte Mann sein Mützchen ab, faltete die Hände und sagte: In diesem Tempel verehre ich Gott! Flüsternde Blätter heben mit sanfter Musik die Seele zu ihm! Hier athme ich den Odem Gottes. Heilige Natur! Du bist meine Religion! In jedem Lenze, wo du, Schlummernde! wieder erwachst und das

Veilchen am Bache, die Ceder auf Libanon dem Evangelium des erwärmenden Sonnenstrahls sich entgegen freut, wird der Bund besiegelt, welchen der Himmel mit der Erde geschlossen hat. Dem alten Manne rannen Thränen von den Wangen. Ich ergriff seinen zitternden Arm und führte ihn hinweg. Noch stak in meiner Bildung etwas Feindseliges gegen seine Richtung. Speculative Netze hatten mich gefangen; ich glaubte über dem Greise zu stehen, der mit seiner Hingebung an die Natur mir nur erst auf der „untersten Stufe" des Gottesbewußtseins angelangt erschien. Ich hielt dafür, daß er sich Heide nennen dürfte — und jetzt — wie ist Alles so anders in mir! Jetzt könnte ich den Kleidessaum jenes Propheten der Natur küssen, der damals still und zitternd an meinem Arm in das lärmende Vorderhaus schlich.

„Die Gattin des Herrlichen war eine unangenehme Prise. Sie nahm den Studenten forschend auf. Als sie merkte, daß ich etwa reif genug wäre, um ihren Bildungsgrad zu verstehen, entwickelte sie eine Bildung, die zwischen der astronomisch-sentimentalen Poesie Tiedge's und dem malitiösen Weltton Goethe's die Mitte hielt. Sie ironisirte die gekochten Aepfel, die wir zur Nacht nahmen; sie wollte mir den Beweis geben, daß sie sich nicht in ihrer Sphäre befände. Auf ihren Mann, der mit ängstlicher Hast und zahnlosem Munde die weiche Speise verzehrte, blickte sie, wie ungefähr Prometheus auf den Felsen geblickt haben mag, an welchen er angeschmiedet war. Trotz der Goetherei dieser Frau, trotz ihrer pretiösen Bedeutsamkeit in „Schicksal und Antheil", haßte sie Goethe. Seiner von ihr behaupteten Unsittlichkeit wegen verfolgte sie ihn das ganze ländliche Souper hindurch und erzählte eine Geschichte aus Halle, wo eine Gattin ihrem Gatten, eine Mutter ihren Kindern untreu geworden, weil sie die Leiden des jungen Werther gelesen. Von Herrn von Goethe, wie sie regelmäßig sagte. Es machte mir wenig Freude, daß Seraphine an dieser Frau hing, daß ihr drittes Wort die Predigerin war. Ihr vertraute sie ihre Geheimnisse und fand bei ihr jenen mit weltkluger Miene gegebenen Trost, den sie in den Schriften der Henriette Hanke, in Witschel's Morgen- und Abendopfern und in den Stunden der Andacht ebenso gut hätte finden können."

Der Vorhang auf! (Der Vorhang geht zurück.) Das iſt der Geiſt des Czaaren!

Orloff. Ha! (ſtürzt, das Haupt verbergend, in einen Seſſel.)

Letzter Auftritt.

Pugatſcheff (ſteht gefeſſelt im Hintergrund. An ſeiner Bruſt) Perſiljeff (gleichfalls gefeſſelt). Wachen (mit gezogenem Gewehr rings neben ihnen. Die hintere Wand iſt ein großes Fenſter, durch welches der rothe Schein des noch dauernden Brandes fällt. Die grelle Gluth der hintern Beleuchtung muß gegen das Düſter des Vorgrundes abſtechen). Vorige. Zuletzt Sophia, Iwan und Alexei.

Katharina
(blickt anfangs nicht hin).

Unglücklicher! Nennſt Du Dich Peter, den Dritten?

Pugatſcheff.

Wer Du auch ſeiſt, daß Du mich fragen darfſt,
Ich bin am Scheideweg der Lüg' und Wahrheit.....
Und ſterbe gern, weil mich der Tod belebt
Und wieder heimführt in den Schooß der Mutter!....

Katharina.

Die Stimme hört' ich nie. Wer iſt der Andre?

Nazumoffsky.

Ein Spießgeſelle, der Dich ſelber einſt
Getäuſcht, den todten Bibikeff und Alle —

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.

3-598-51032-2
FN. 19206/98

„Sie verläſtern eines meiner Lieblingswerke nach dem andern!“ ſagte die Miniſterin.

„Als wir am ſpäten Abend zum Dorf hinaus gingen, ſiehe da trat uns aus einer Heckenwand, die des Dorfes Grenze bildete, Jemand entgegen, der auf uns gewartet hatte. Es war verabredet, daß wir Herrmann an dieſer Stelle träfen. Wer war Herrmann? Herrmann hatte auf Schule und Univerſität das Recht, ſich mein anderes Ich zu nennen. Seit jenem Augenblicke, wo er auf zwei Krücken in die Klaſſe ſchlich und uns als neuer Mitſchüler empfohlen wurde, wo ich ihm aufpaßte und ihm meine Liebe, meine Wartung ſeiner körperlichen Mühſal anbot, waren wir unzertrennlich verbunden. Freilich gab es zahlloſe Differenzen zwiſchen uns, aber hatten wir im Irdiſchen Zwiſtigkeiten, ſo begegneten wir uns, da wir ganz gleiche Sympathieen in uns trugen, im Aether unſerer Ideale. Herrmann war der älteſte Sohn eines Landpfarrers, der die Preußiſche Agende nicht hatte annehmen wollen und auf dem Sprunge ſtand, mit Frau und zehn Kindern nach Amerika auszuwandern. Die Widerſetzlichkeit gegen dieſen tollkühnen Entſchluß, den eine unnöthige Verzweiflung dictirt hatte, die unverabredete Anwaltſchaft ſeiner bei dieſen Excentricitäten ſchmerzlichſt leidenden Mutter, beides hatte dem Sohn eine frühe Reife und Selbſtſtändigkeit gegeben. Später erholte er ſich von ſeiner Hüftenkrankheit, warf die Krücken weg und hinkte nur ein wenig, was mit ſeinem lebendigen Temperament ſonderbar contraſtirte. Herrmann wollte Seraphinen ſehen. Er ſah ſie zum erſten Male und in einer Beleuchtung, wo ſie ſich am beſten ausnahm, beim Mondenſchein. Er führte ſie und verlor ſich, wie es jungen Norddeutſchen eigen iſt, in zartgeſponnene Geſpräche über Liebe, Gegenliebe, Gott, Freiheit, Unſterblichkeit. Ich ging lautlos neben Auguſten, und nur zuweilen rückten wir alle Vier zuſammen und ſangen auf der Landſtraße: Es blinken drei freundliche Sterne! Dabei ſchienen deren Millionen über uns und unſere Blicke waren verklärt und doch bluteten die Herzen. Wer dies Concert jubelnder Stimmen hörte, ahnte nicht, daß ſie im Grunde ein trauriges und verzweifelndes Thema variirten. Als mein Freund und ich von den Mädchen ſchieden, war

jener hingeriſſen von Seraphinen. Ich hatte es wahrlich auf den Lippen, ſie ihm abtreten zu wollen."

„Sie Abſcheulicher!"

„Die Oppoſition der Predigerin gegen Goethe im Sinne Puſtkuchen's bringt mich darauf, einen Dichter zu nennen, der für mich damals ein Studium wurde. Es war Bürger. Eines Tages brachte ich ſeine mit einem Portrait verzierten Werke den beiden Schweſtern. Seraphine, die Bildung genug beſaß, um Bürger's Leben zu kennen, erblaßte, als ich den Namen nannte. Ich ſprach ohne Rückhalt und mit feurigen Worten und leidenſchaftlichen Mienen von den Leiden dieſes Mannes, von Molly, als ſie ſich losreißen wollte, von ſeiner Liebe zur Schweſter ſeiner Gattin. Hier zeigte ein Bild ſeine ſchmerzhaften Züge, dieſen gutmüthigen frommen Glanz des Auges, das ſchlichte Haar, das glatt gekämmt, ganz gegen die Sitte ſeiner Zeit vom Scheitel des unglücklichen Mannes hing! Als ich dies Alles ausdeutete und die Geſchichte Bürger's erzählte, rührte ich mich ſelbſt. Die Mädchen blickten ſtumm zur Erde. Seraphine kündigte an, wir würden heut' zu Evelinen gehen. Das war ein ſchmerzlicher Abend. Seraphine verlangte keine Zärtlichkeit mehr. Sie war ſtolz genug, nichts begehren zu wollen, was ich für ſie nicht beſaß. Allmälig bezeigte ſie ihre wunderbare Feſtigkeit. Ich wußte nicht, was ſie wollte mit der glorienhaften Miene, die ſie annahm, als hätte ſie einen Triumph genoſſen. Nothwendig mußte in ihr etwas vorgegangen ſein und noch denſelben Abend erfuhr ich es. Sie drängte mich zu ihrer Schweſter, warf dieſer die bittendſten Mienen zu und kaum hörte ich, was ſie mir in's Ohr flüſterte. Eveline ſang das Lied: „Treu geliebt und ſtill geſchwiegen!" — „Arthur, ſie wird dich lieben!" Ich wende mich. Nun erſchrickt ſie. Und warum erſchrickt ſie? Weil ſie keine Thränen hat! denke ich, weil ſie eine Luſt im Schmerze ſucht, weil ihr dieſe Reſignation eine leidende Folie giebt!"

„Sie ſind ein Caracalla an Grauſamkeit! Ein zweiter Nero!"

„Ja, es brach der ganze Rigorismus meiner Gefühle aus. Ich ſtieß ſie, die mir ein ſo großes Opfer bringen wollte, von mir. Groß? Groß? Sie koſtet es ja nichts, dachte ich;

sie schwelgt in dieser schmerzlichen Situation. Sie will mit dem Myrtenkranz sterben, wenn ich ihre Schwester heimführe, wenn alle Menschen sie als Märtyrerin ihrer Liebe anbeten werden und sagen: Schaut, schaut, was sie that! Sie opferte sich diesem Herzlosen! Ja, ich bekenne, ich war ein wilder Mensch!"

„Arthur, ich bekomme Furcht. Hören Sie auf!"

„Diese Scene bildete den Wendepunkt meines Verhältnisses zu Seraphinen. Hier durchkreuzten sich alle Fäden, an welche damals die Psyche meines Lebens gefesselt war. Ich hatte mich durch meine Liebe nicht absorbiren lassen. Sie verpflichtete mich nicht!"

„In dieser Art lieben Sie auch jetzt noch!"

„Nach den höchsten Gipfeln wissenschaftlicher und Welteinsicht ringend, war ich auch auf einem steten, dornigen und blutigen Hinaufklimmen begriffen. Alle Ideen, welche die Zeit erfüllten, fanden in meiner Brust Widerhall. In Liebe und Haß war ich leidenschaftlich. In der Politik tollkühn, in der Religion Phantast, in der Philosophie Schattenspieler, in der Moral ein Narr, gährte und siedete ich und mordete meine nächste Vergangenheit immer durch die nächstfolgende Zukunft. Seraphine war das Herz, das zwischen die Räder eines wildstürmenden Schöpfungs- und Zerstörungsdranges gerieth. In den Sitten das Philisterhafte hassend, in den Gefühlen jede Weichheit, die ich Egoismus nannte, brachte ich Alles, was mich auf meinen Wegen reizte, in Verbindung mit meinen idealen Sympathieen. Ich sah in meinen Umgebungen nur falsche und lügnerische Manieren und fand darin Stoff für die Polemik gegen die Tendenzen der Zeit. Mein Symbol war: Natur und Ehrlichkeit in der Politik, Natur und Leidenschaft in der Moral. Ein Herz, das liebt, liebt um jeden Preis, war meine Voraussetzung, und ein Herz, das entsagen kann, liebt nicht, das war meine Folgerung. Seraphine muß dich nicht opfern, Seraphine muß ihre Schwester hassen, da ich ihre Schwester liebe, Seraphine muß sich an meinen Besitz anklammern, selbst wenn ich sie an den Haaren schleife! So dachte ich und — nun verwarf ich sie."

„Entsetzlicher!"

„Mein erster heldenmüthiger Entschluß war, die Empfindungen für Augusten erfrieren zu lassen. Wahrlich, in der Jugend, wo man nur von Illusionen lebt, kann man Alles. Es wurde schwer! Zuweilen wurde ich noch weich und die Eiskruste, die mein Herz umgab, thaute auf: aber allmälig beschränkte sich meine Neigung zu Augusten auf eine Benutzung von gerade so viel guten Gelegenheiten, als sich darboten, um einmal ihre Hand, oder beim Spiele meine Lippen auf ihre Stirn drücken zu dürfen. Innere Regungen unterdrückte ich mit stoischer Kraft: ich beobachtete z. B. nur die Feinheit ihrer Haut. Jede Berührung derselben ließ ein Maal zurück, das fünf Minuten brauchte, um zu vergehen. Das war noch romantische Liebe, Julie! Im Uebrigen ging ich darauf aus, Seraphinen jede Veranlassung zu ihren Tragödieen zu nehmen. Ich überwand meine Gefühle, um den Stolz der ihrigen zu überwinden. Ich sagte ihr, an mir würde sie die Glorie der Entsagung nicht verdienen, weil ich nicht wüßte, wem zu Gunsten sie entsagen wollte. Aber mit meinem terroristischem Scalpell anatomirte ich Alles an ihr. Wenn sie den Mond, die Sterne anrief, ich nannte es Verbrechen. Wenn sie mir mit ihrer Witschel'schen Glaube-, Liebe-, Hoffnungspoesie, ihrer Wilmsen'schen, Spieker'schen Jungfrau beim Eintritt in die Welt kam, mit ihren Nachlässen Rosalien's und Serena's Brautmorgen, so wurde ich unmuthig. Zahllose Briefe, die sie mir des Abends in die Hände drückte, las ich nicht. Aeußerlich waren wir noch geruhig und erträglich: die Welt ahnte nichts; aber Seufzer, verzweiflungsvolle Blicke, oft ein nur hingeworfenes Wort drückten unser ruinirtes Verhältniß aus. Es entspann sich ein Briefwechsel, wo ich Wahnsinniger ihr Vorlesungen hielt über Unschuld und echtes Gefühl, über deutsche Literatur, tausend heterogene Dinge, von denen ich vorgab, daß sie durch sie in mir beleidigt würden. Die Unglückliche antwortete darauf, mit Träumen, mit Gebeten, Gedichten, die mitunter durch eine originelle, fast immer symbolische oder mystische Idee ausgezeichnet waren. Federer wurde meine Zuflucht. An seiner treuen Brust stöhnte ich den Schmerz meines zerrissenen Gemüths aus. Wie oft sagte ich ihm: Seraphine hat Geist.

Sie hat sogar mehr als Geist, Verstand; Fremde zieht sie Stunden lang auf und erträgt ein Gespräch, wo die feinsten Saiten erklingen. Wenn ich mich aber hinreißen lasse und ihr meine Begriffe zu entwickeln beginne, dann bleibt sie in ihren Entgegnungen beim Trivialen, Angelernten, bei der Phrase. Ich weiß, sie sind Alle so, die sich vorzugsweise höher dünkenden weiblichen Naturen. Sie haben Alle die gefühlvollen Gemeinplätze über Liebe, Religion, Leben sich zu eigen gemacht und fallen dir, wenn du aus des Gedankens tiefstem Borne schöpftest, mit ihrem schon Alles Gewußthaben in die Flanken. Fritz, sie verstehen dich sogleich, wenn du noch gar nicht fertig mit der Rede bist, und wenn du sie reden lässest und frägst dann, was sie denn glaubten, daß du gemeint, dann sagen sie die Sätze, die du bekämpfst, die ausgedroschenen Strohkissen, auf welchen sich die egoistischen schönen Seelen ausruhen!"

Frau von Magnus bewegte sich auf ihren schwellenden seidnen Kissen, um zu zeigen, daß sie noch immer nicht eingeschlafen war.

„Mein Freund suchte mich wol zu trösten; aber ich fuhr fort: Fritz, vergleiche Lina mit Seraphinen! Jene steht mit der Sonne auf: diese träumt bis Neun im Bett, so daß ich der Mutter ihren Haß nicht verdenke. Seraphine — Alles, was sie spricht, ist überlegt, gut; aber in dem Sinne überlegt, daß sie auf die Wirkung lauscht. Ich versichere dich, Fritz, gerade die, welche immer mit ihrem Gefühl kokettiren, sind kalt. Seraphine? Glaubst du, daß sie eine Thräne vergoß, als sie meinen Besitz an Augusten abtreten und vor aller Welt sich mit neuem Glorienscheine umzaubern wollte? Nicht in dem Schmerze lebte sie dabei, sondern in der Thatsache, die sie, objectiv, erfüllt, von Euch und Allen schon bewundert, vor sich sah. Des Schreckens, der Furcht, des Mitleids glaubst du sie fähig? Nein, Fritz, gewohnt, in ewiger Gefühlsschwelgerei zu leben, hat das Gefühl für sie das Plötzliche, Ueberraschende und Ergreifende verloren. Stumm und kalt bleibt sie bei fremdem Schmerz. Ich bin hin, hin!"

„Aber ich beschwöre Sie!" rief jetzt Frau von Magnus

mit unverstelltem Ernst. „Das soll die Erzieherin meiner Tochter werden?"

„Fritz zuckte die Achseln. An Hülfe dachte ich auch gar nicht, obschon jetzt eine Seite in Seraphinens Wesen eintrat, die wieder zu ihren Gunsten spricht. Ich erzählte das Goethe'sche Märchen von jenem Reisenden, der ein Kästchen bei sich getragen und in jedem Gasthofe geöffnet hätte; da wäre ein Wesen herausgestiegen, das sich vergrößerte zu Menschenlänge und nach traulichem Umgange hätte es sich wieder in das Kästchen zurückbegeben. Seraphine lächelte dazu; sie hoffte, sich nach meinem Systeme umbilden zu können. Ich hatte ihre affectirte Lustigkeit getadelt, weil sie sich damit vordrängte und den Leuten im Grunde nur Angst machte. Nun glaubte sie gerade das Rechte zu treffen, daß sie still und in sich zusammengekauert saß und die Scherze ihrer Freundinnen mit Molltönen accompagnirte, die wiederum schreiend von jenen disharmonirten. Kurz, die Katastrophe näherte sich. Der Winter kam. Ich mußte viel arbeiten, Neues aufnehmen, Altes vervollständigen, ich war des Abends matt und müde. Ich besuchte sie wol. Sie begleitete mich zurück. Ich spann mich in meine idealistischen Gewebe ein und ertrug das Aeußere zur Noth, da ich innerlich an Leben und Frühling keinen Mangel litt. Im freudigen Kampfe rang ich mit Büchern und Menschen, um zu festen Ueberzeugungen zu gelangen. Den Niederschlag dieser Gährungen ließ ich Seraphinen, einen des Abends ermatteten Körper, der in seinen Nerven überall unsanft berührt wurde, einen Geist, der sich einbildete, der Zukunft vorzuarbeiten, und der von dem, was der Augenblick brachte, immer abwesend war. Poesie wäre jetzt das gewesen, was mich hätte fesseln können; aber Seraphine entwickelte wenig davon, wenigstens nicht in meinem Sinne. Manches rührte mich. Sie ging oft im größten Schneegestöber, ein altes Tuch über den Kopf gezogen, und begleitete mich des Abends. Wenn wir an dem Häuschen vorübergingen, wo Herrmann wohnte, und die Fenster matt erleuchtet waren, so polterten wir die Treppe hinauf, sie dann in meinen Mantel gehüllt und die Nachbarn täuschend. Herrmann war erschrocken und rückte den Schemel an den laugewordenen

Ofen. Seraphine durchstöberte bei dem matten Schimmer, den die Lampe an die Wände warf, Alles, was zur tumultuarischen Wirthschaft eines jungen Studenten gehörte. Außerdem vernahm ich oft, wenn ich in meiner Wohnung des Abends studirte, ein leises Pochen an der Thür. Oeffnete ich, so huschte etwas die Stiege hinunter und unten fiel die Hausthür in's Schloß. Es war Seraphine, die mich nur hatte grüßen, nicht stören wollen. In allem Excentrischen war sie bedeutend. Ihre Carrière fing vielleicht erst an, sollte es. Gewisse Rücksichten beobachtete ich noch. Hören Sie, Excellenz, wie Studenten lieben! Zu Weihnacht ging ich zu einem Schreiner und kaufte einen Nähtisch, und weil ich Niemanden an dem Feste, wo der Schnee die Straßen unwegsam machte, finden konnte, der mir ihn getragen hätte, so nahm ich das Ding selbst auf den Kopf und watete durch den Schnee zu meiner blassen Liebe hin. Auf der Straße hatte Alles Eile, Niemand beobachtete mich. Zuweilen stellte ich meine Last nieder und kaufte noch Bänder, Spitzen, Lebkuchen, Wachsstöcke, Pfeifenrohre, einen Weihnachtsbaum, etwas Silberzeug, Theodor Körner's sämmtliche Werke, kurz ein Waarenmagazin, womit sich eine deutsche Familie beglücken läßt. So behangen und betrödelt kam ich an dem holländischen Glockenspiel an, um meine Siebensachen zu bescheeren. Mein Herz pochte vor Freude; ich dachte nur an die strahlenden Gesichter, die mir entgegenlachen würden, und es war mir, als hätten an diesem Feste auch die Seelen neue Gewänder angelegt. Als Seraphine, von den kleinen Wachslichtern an dem Baume geblendet, in meinen Armen lag, feierte ich die herzlichste Aussöhnung. Jung und Alt stand rings um uns her und betrachtete die Bescheerung. Das dauerte bis einige Tage nach dem Sylvesterabend. Dann kamen die alten Zweifel und Sorgen wieder und in mir um so heftiger, als Seraphine sich einzubilden schien, daß ich nur launisch gewesen und jetzt vollkommen mit ihr zufrieden wäre. Die Correspondenzen, die sie um jeden Preis anknüpfen wollte, um mir ihr Herz zu zeigen, reizten mich. Ihre sentimentalen Declamationen waren mir unerträglich und ich hatte nicht Unrecht, daß sie sich besser vorkommen wollte, indem sie schrieb, als indem sie sich gab,

wie sie die Natur geschaffen hatte. Die alten Wunden brachen auf, ich flüchtete zu Fritz, der mir ein heroisches Mittel empfahl, entschieden — abzubrechen."

„Endlich!"

„Ich ergriff es, da Umstände eintraten, die das Mittel milderten. In einem guten Hause wurde eine Gesellschafterin gesucht und man empfahl Seraphinen. Die Familie sprach darüber hin und her, die Meinungen waren verschieden, bis ich den Ausschlag gab, sie sollte die Aufforderung annehmen. Denn, sagte ich vor Allen gerade heraus, Seraphine ist ohne Erfahrung und voller Eitelkeit. Mag das ihre Prüfzeit werden! Briefwechsel findet zwischen uns nicht Statt; ihr Erbübel ist die Feder und die Phrase. Ueber diese Erklärung fehlte es freilich an Erstaunen nicht; aber Seraphine, die immer noch dachte, meine Liebe gewonnen zu haben, unterzog sich freudig dieser Anordnung und ich trennte mich spät Abends von ihr, heftig erschüttert über einen Schritt, den ich thun mußte, um mein Leben zu retten. Es vergingen drei Monate, daß ich nichts mehr von Seraphinen vernahm. Der Eingang beim Vater stand mir offen, ich benutzte ihn, um meine Sehnsucht nach Augusten befriedigen zu können. Nie sprach ich über Seraphine, mit Keinem, Allen schien der Bruch entschieden, und eines Tages erhielt ich von Seraphinen ein Billet, worin sie mir ein kategorisches Entweder-Oder vorschlug und ein Verhältniß berührte, das sich für ihre Lebenszeit anböte und das sie auch annehmen würde, wenn ich in meiner Resignation verharrte. Eine solche Sprache kam mir unerwartet. Der Vater setzte mir mit Ruhe auseinander, was sich in dem herrschaftlichen Hause entsponnen hatte. Einer von der Umgebung des jungen Herrn vom Hause, ein schlanker schöngewachsener Mann, den man Philipp nannte, hatte eine glühende Neigung auf Seraphinen geworfen, mit der sie, wie es ihre Art war, nicht kurz abbrach, sondern witzig und geistreich spielte. Doch hielt sie diese Maske gegen eine energische Bewerbung nicht lange aus, sondern wurde bestürmt und so in die Enge getrieben, daß sie endlich einen Entschluß fassen mußte. Und doch, sagte der Vater, verwundere er sich, daß sie es hätte thun können. Jene That war nur eine verzweifelte Verstellung bei Sera-

phinen. Sie dachte nicht daran, den Bewerbungen Philipp's Gehör zu ſchenken; aber, wie ſie denn in praktiſchen Dingen immer auf das Verkehrteſte gerieth, ſo glaubte ſie durch jene Alternative beſonders klug auf mich zu wirken und mich mit einem Schlage wieder für ſich zu gewinnen. Als ſie nun von mir die volle Zuſtimmung zu ihrem Entſchluſſe erhalten hatte, geberdete ſie ſich wie eine Raſende und gab Abſichten zu erkennen, die nöthig machten, ſie zu bewachen. Sie wollte ſich den Tod geben, wenn ſie mich wenigſtens nicht noch einmal ſpräche. Und dies Geſpräch ihr zu bewilligen, wurde ich nun von allen Seiten beſtürmt. Es war eine mondhelle Frühlingsnacht, die den vor der Stadt gelegenen Park mit magiſchem Helldunkel ſchmückte. Seraphine hing mir am Arme und ſchmiegte ſich mit hinreißender Liebenswürdigkeit zu meinem Antlitz auf, das ſich mit ſeinem reſignirten Lächeln gar leicht am Monde verrieth. Wirklich war ihr Weſen friſcher und natürlicher geworden und ſie behauptete, ſich in allen Stücken zu ihrem Vortheil verändert zu haben. Ich nahm das Alles einſylbig hin, fühlte mich jedoch unwillkürlich wieder an ſie gefeſſelt, zumal, als ich merkte, daß eine dunkle Geſtalt im Schatten der Bäume uns nachſchlich, und mir Seraphine erklärte, an der Jägermütze erkenne ſie Philipp. Philipp war Forſtmann. Der Muth, hier für mich ſelbſt aufzutreten, ging auf Seraphinen mit einer Wirkung über, daß ich ſie wenigſtens in dieſer Lage vertheidigt und für die meinige erklärt hätte. Doch hielt ſich der Mann in ziemlicher Entfernung, ob er uns gleich nachſchlich, bis ich von Seraphinen Abſchied nahm. Damit ſchloß unſer Verhältniß; denn ich erklärte, daß man ſich für die Liebe nicht erziehen könnte und mein Lebensſchiff in die hohe See gelichtet wäre. Sie verfiel in tiefe Betrübniß, ſchrieb noch einige Male und drückte ſich zuletzt nur noch durch Blumen aus, die ſie mir des Abends in's Fenſter warf. Einige Monate ſpäter erfuhr ich, daß ſie die Bewerbungen Philipp's annähme und ihm nur Eine unerlaßliche Bedingung geſtellt hätte. Sie wollte nicht umſonſt ihr Herz brechen ſehen, die Arme, ſie wollte mit ihrer Liebe wenigſtens etwas wirken! Philipp war katholiſch und ſie erklärte, ihm Gehör geben zu wollen, wenn er evangeliſch

In einem Eiſenkäfig wird man ſie
Nach Moskau führen —

Katharina.

Perſiljeff begnadig' ich!
Der Andre aber? Muß er ſterben, Fürſt?
Das erſte Todesurtheil, das ich noch
Vollzog.... das erſte..... und nothwendige?
(zu Pugatſcheff) Sag' offen, wer Du biſt und wie Du heißeſt!

Pugatſcheff.

In meinem eignen Daſein leb' ich auf,
Mit jenem Frieden, den die Wahrheit giebt.
Der Träger eines Volkes, das ſich rächte,
Das Saatkorn einer Freiheitsernte, die
Auch einſt auf Rußlands Feldern reifen wird,
Und das Gewiſſen eines Czaarenmörders
Iſt nur ein armer doniſcher Koſak —
Ich bin Emiljan Pugatſcheff....

Sophia

(tritt von der Seite hinter dem Vorhang mit Iwan und Alexei hervor und ſtürzt an Pugatſcheffs Bruſt).

Du ſagſt's —
Nicht ich!

Pugatſcheff.

Sophia!

Katharina.

Doch das kühne Weib,
Das ihn verläugnete?

würde. Dieſe Idee hatte etwas, das ihr Inneres verklärte, ihren Stolz hob, ſie hatte etwas von einer Märtyrerſchaft, nach welcher ſie ſo begierig war. Der Gedanke, ſich dem Himmel als ein Opfer darzubringen und der Wahrheit einen neuen Bekenner durch ihren eigenen Schmerz zuzuführen, beſeelte ſie und ſie fing ſelbſt an, ihren Katechumenen zu unterrichten und ihm die Lehrſätze des Proteſtantismus auseinander zu ſetzen. Er durfte ſie vor dem öffentlichen Uebertritt kaum mit der Hand berühren. Sie war dabei mitten in einem Geſchäfte, wovon ſie glaubte, daß ſie für Dergleichen eigentlich geboren ſei. Doch das Alte vergaß ſie darüber nicht, wenigſtens nicht den Schwur, den ſie mir gegeben hatte, ſich niemals zu verehelichen, und den ſie, um ihr Verſprechen an Philipp zu erfüllen, von mir wieder einlöſen mußte. Sie lud mich eines Nachmittags ein, ſie in der väterlichen Wohnung zu beſuchen. Ich kam und ſah hier die mir ſchon ganz fremd gewordenen Umgebungen meiner Leiden wieder. Seraphine kam mir ſchluchzend entgegen, ſchwarz gekleidet, im Haar ſogar eine Agraffe von ſchwarzem Crepp. Sie fühlte dieſen Moment, wo wir auf ewig Abſchied nehmen würden, tief nach und mich ſelbſt drückte nicht weniger die Erinnerung des Vorangegangenen, das ſo ſchmerzlich erlebt, nun ohne fernere Anſprüche hinter uns lag. Dieſe Scene wird mir für mein Leben unvergeßlich bleiben. Zwei Seelen, die ſich nach langen Qualen, nach hundert vergeblichen Verſuchen, ſich auf immer zu verſchmelzen, ruhig und reuevoll auseinander ſetzen und ſich zum letzten Mal umarmen, ohne Leidenſchaft, ohne lauten Schmerz, ſo daß der Eine nun dort, der Andere dahin wandert — ich bedurfte der ganzen Umgebung und der kleinen komiſchen Züge, die ſich in dies Bild, wie einmal das Leben iſt, noch einmiſchen konnten, um in meiner Wehmuth nicht zu vergehen. Seitdem ſah ich heute, es ſind Jahre vergangen, Seraphinen zum erſten Male wieder."

Arthur blickte nach dieſer Beichte auf Frau von Magnus, die ihn aus der Ecke des Wagens, aus der Dämmerung des Morgens, mit unheimlich glänzenden, geſpenſtiſchen Augen

anstarrte. Sie schien wie abwesend und hatte zuletzt nichts mehr von Arthur's Erzählung gehört.

Der Erzähler, zerknirscht von den Erinnerungen an seine frühste Jugend, an Seraphine wie an einen Engel denkend, den er durch seine Ungeduld und Zerrissenheit um den Himmel betrogen hatte, auf den sie gerechte Ansprüche machen konnte, warf einen verächtlichen Blick auf die kokette Frau, die nur gähnte und sich dehnte, als hätte sie durchaus im tiefsten Schlafe gelegen. Ja, ja, Sie sind schlecht! Und Das soll die Erzieherin meines Kindes werden! Das war Alles, was über ihre Lippen kam. Er rief den Kutscher an und sprang zum Wagen hinaus, der inzwischen bei der Stadt angekommen war. Gelähmt in allen seinen Empfindungen, von Scham ergriffen, daß er einer kalten Weltdame, die ihn allerdings anzubeten vorgab, so die idyllischen Geheimnisse seines Lebens Preis gegeben hatte, hüllte er sich in seinen Mantel und warf sich, zu Hause angelangt, auf sein verspätet erreichtes Lager. Unter Reuethränen über Seraphinen, die nur von dem Schwure, die Frau des Ministers, die in ihren Neigungen wie mit Handschuhen wechselte, verlassen zu wollen, erstickt wurden, schlief er ein, da eben die Sonne am Rande des östlichen Horizonts aufblitzte.

Zweites Buch.

Frau von Oppen war eine liebe, gutmüthige Frau und hatte sogar die Gefälligkeit, ihrem Sohne bei seiner Toilette zu helfen. Edmund von Oppen wollte auf den Ball, welchen heute die Freimaurer den „Schwestern" gaben. Männliche Verwandte und Uneingeweihte aller Art wurden diesmal zugelassen. Die Mutter betrachtete ihren Sohn mit dem ganzen Schmelz ihrer Zärtlichkeit und schien in Edmund's Mienen etwas lesen zu wollen, was ihr vielleicht Trost und Genugthuung geben sollte. Ihr Benehmen verrieth, daß auch sie sich

ſcheute, gewiſſe Saiten im Gemüthe ihres Sohnes zu berühren, und daß ſie mit ihren Beſorglichkeiten ihm mehr zu- als abreden wollte.

„Nimm Dich nur in Acht, Edmund," ſagte ſie, „und tanze mir nicht mit Deiner gewohnten Leidenſchaft! Sieh, wie Du ſogleich keuchſt, wenn Du Dich ein wenig beeilen willſt! Ich fürchte immer noch für Deine Bruſt! Wenn Du einen Herzfehler hätteſt!" — „Ach, liebe Mutter" — verwies ſie Edmund gutmüthig. — „Ja, Du haſt gut reden! Wenn Du es weghaſt, wer denkt dann an meinen Schmerz? Der Medicinalrath muß Dich durchaus einmal mit dem Teleskop —" — „Stethoskop, Mutterchen!" verbeſſerte Edmund lachend. — „Du lachſt! Die Eltern haben dann die Sorge und ich überlebe die Stunde nicht, wo ich Dich —" — „Leih' mir Deine Uhrkette!" fiel Edmund ein, um nur das Geſpräch aus dem Lazarethtone herauszubringen, „ſie ſteht zu dem Sammtgilet."

Die treue herzliche Frau von Oppen haſtete fort und brachte das Erbetene, wofür Edmund dankte und ſie dann bat, ihn in Ruhe zu laſſen, es wäre noch nicht Zeit, auf den Ball zu gehen und es mache ihm eine unerträgliche Angſt, wenn ſie ihn ſo bedenklich anſähe. Die gute Mutter ſchlug die Augen nieder, wünſchte ihm Heiterkeit und Erholung und verließ ihn mit beſorgten Mienen.

Als Edmund allein war, richtete er alle ſeine Gedanken auf den Freimaurerball und die Miniſterin Julie von Magnus, die auch er anbetete. Arthur Stahl war nur Hülfsarbeiter im Miniſterium ihres Mannes, Edmund widmete ſich den „auswärtigen Angelegenheiten" ſelbſt — der Salon der Miniſterin war von den Frauen geflohen. Aber ſie ſah alles Ausgezeichnete in Kunſt und Wiſſenſchaft bei ſich. Edmund ſetzte ſich an den offenen Flügel und ſtürmte die leidenſchaftlichſten Phantaſieen aus dem modernen Genre, ſprang dann wieder auf und ergriff einen kleinen Zettel, auf welchem er einige Verſe verzeichnet hatte, die er auf dem Ball der leichtſinnigſten aller Frauen zuflüſtern wollte und die auf die heutige Situation angepaßt waren.

Suchſt Du wirklich, Dich behende
Unter exoter'ſchen Zeichen
In die innern Tempelwände
Salomonis einzuſchleichen?

Fühlſt Du ſolchen Wiſſensmangel,
Daß Du Dich als frommen Laien
In den myſtiſchen Triangel
Eileſt, walzend, einzureihen?

Laß das Schurzfell, Kelle, Tiegel!
Komm und nimm von mir die Weihniß,
Unter eines Kuſſes Siegel
Philadelphiſches Geheimniß!

Indem Edmund noch darüber nachſann, was er antworten ſollte, wenn die ſchöne boshafte Frau ſagen würde, daß ſie, um ſein Gedicht zu verſtehen, das Converſationslexikon nicht zur Hand hätte, trat einer ſeiner Freunde ein und berichtete ihm zu ſchmerzlichſter Ueberraſchung, daß die Miniſterin bei den Freimaurern nicht erſcheinen würde. Er kleidete das unter dem Wortſpiel ein, der Sansfaçon fehle unter den Francmaçons.

Edmund hatte Julien ſeit mehreren Tagen nicht geſehen und erſchrak, als er erfuhr, daß ſie auch eben ſo lange ſchon krank war. Leicht alterirt und excentriſch, wie immer, ſank er auf das Sopha und kam erſt zur Ruhe, als ihn ſein Freund mit der böſen Botſchaft verlaſſen hatte. An den Ball dachte er nicht mehr. Ihm lag nur noch daran, zu wiſſen, was über ſeine Gönnerin gekommen wäre, und ob ſie ihm eine ſo lange Vernachläſſigung verzeihen könnte. Ohne noch den Plan gefaßt zu haben, ſie in einer ſo ſpäten Stunde zu beſuchen, verließ er doch das Haus und ſtürmte unruhig und von ſeiner Theilnahme gefoltert in den Straßen einher.

Er war ſchon einigemal an dem Hotel des Miniſters von Magnus vorübergegangen und wunderte ſich, daß ein Reiſewagen vor dem Portale ſtand, eine Landkutſche aus der Provinz, die hartnäckig ihren Stand behauptete. Eine magiſche Gewalt ergriff ihn, und ohne feſten Vorſatz das offene Haus betretend, war er in die inneren Gemächer gedrungen, die beide Excellenzen bewohnten. Der Miniſter war ein Greis und lebte iſolirt. Juliens Salon ſtand offen und da er

Stimmen hörte, so scheute er sich nicht, näher zu treten. Das Nebenzimmer war matt erleuchtet. Zwei junge Damen standen an dem Ruhebett, auf welchem Julie ausgestreckt lag. Sie bemerkte Edmund, der hereinzutreten zögerte, winkte ihm, und konnte nicht begreifen, wie ihn das Wagniß seines Besuches so betroffen machen konnte. Er genoß ja doch dieselbe Freiheit, wie ihr früher Begünstigter Arthur Stahl, der sich zurückgezogen hatte und seit jener Reise mit der koketten Frau schmollte. Edmund stand wie betäubt, als er die Begleiterin der jungen Tochter Juliens erkannt hatte. Er hatte nicht nöthig, daß ihm seine kranke Freundin erst den Namen Seraphinens nannte. Er legte die Hand über die Augen und vermied die nicht weniger überraschten Blicke der jungen Erzieherin. Auch diese hatte im Gespräche gestockt, da sie Edmund eintreten sah. Sie beendete schnell den Abschied, den sie eben hatte nehmen wollen und zog Antonien mit sich fort, um draußen ein glühendes Antlitz zu verbergen.

Edmund von Oppen war auf einen Sessel niedergesunken und gab nicht eher Antwort auf den fragenden Blick der Ministerin (denn mit Worten grüßte sie ihn gar nicht), bis nicht unten der Reisewagen sich in Bewegung gesetzt und sich das Echo auf den Steinen der Straße verloren hatte. Ein Seufzer, der nur der Name Seraphinens war, durchschnitt seine Brust und lag so laut auf den stummen Lippen, daß ihn Julie unausgesprochen verstehen mußte.

„Wie kommt denn diese Person zu Ihnen?" fragte sie.

„Seraphine? Ich habe ihr ein frisches und starkes Jahr meiner Jugend geopfert — —"

Die betroffene Frau fuhr entrüstet auf und rief: „Ist denn das erhört! Das junge Frauenzimmer befaßt sich mit der Erziehung, nachdem sie von allen meinen leichtsinnigen Freunden die ehemalige Vertraute gewesen ist? Was hatten Sie denn mit ihr, Edmund?"

„Unglück hatte ich mit ihr!" lautete die Antwort. „Doch fürchten Sie für Antonien nichts. Ein so herb geprüftes Wesen, wie Seraphine, ist zur Erzieherin geboren. Das sind ja überhaupt die besten Lehrer, die aus den Trauerweiden, die sie über ihr eigenes Dasein pflanzen müssen, ihre Ruthen

schneiden! Mit ihrem Hunger sättigen sie, mit ihrer Blöße bekleiden sie!"

Die Ministerin lachte jetzt. Sie hatte wunderschöne Zähne, aber nicht echt. Zeigte sie diese sehr lange, so war sie auf's Aeußerste zerstreut. Sie hätte diese Seraphine, um die sie schon den „demokratischen Narren", Regierungsrath Arthur Stahl, an ihrem Triumphwagen verloren, jetzt zerreißen können.

„Ich denke mit Schrecken an jene Zeit zurück," erzählte der junge Schwärmer, der in Lord Byron und Beethoven schwelgte und sich doch vorbereiten wollte, Beamter eines russischen oder türkischen Consulates zu werden, „wo ich so hindämmerte in einem Gefühlsleben, das in mir keine feste Form und Gestaltung aufkommen ließ. Ich habe nur noch ein einziges Nachweh dieser Vergangenheit: das ist Scham und Reue. Auf meinem damals bald stürmenden, bald seichten und windstillen Wasserfluthen trieb Seraphine wie ein hülfloser Nachen hin und her. Wo ich mich bäumte, sie zu haschen, schleuderte ich sie fort. War ich still und sanft, so wollte ich sie bewegt und sich bewegend sehen. Ich war unglücklich damals; dies die einzige Entschuldigung, wenn ich Seraphinen unglücklich machte. Die Strafe muß hier die Entschuldigung sein."

Julie traute ihrem Ohre nicht. Edmund war aufgestanden und schritt im Zimmer mit gebeugtem Haupte umher. Dann wandte er sich zu Julien, die ihr Gesicht der Lehne des Sophas zukehrte, und sagte aufrichtig genug: „Was mich an Sie fesselt, schöne Frau, ist Indifferentismus. Ich habe zu leben und zu lieben auf die eine Art versucht, und Sie füllen als Episode den Uebergang aus, bis ich es auf die andere Art versuche. Ich liebe Sie darum heißer, als ich je geliebt und lieben werde; denn Sie besitzen nicht blos die Trümmer des alten Fahrzeuges, sondern Sie sind auch der Strand, an welchem ich mein neues baue. Sie zeigen mir in dem Spiegel Ihrer wunderbaren Liebenswürdigkeit nicht blos das Bild dessen, was ich bin, sondern auch dessen, was ich sein möchte. Sie beherrschen mich mit jedem Wimperschlage Ihres Auges, aber ich bete zu Gott, daß er mich bald von Ihnen erlösen möge."

Mit Intereſſe hatte die Miniſterin zugehört. Als der Schluß kam, warf ſie ein Buch nach dem Sprecher. „Das haben Sie von Heine," rief ſie. „Sie machen Alles zum Gedicht. Jetzt verderben Sie ſogar Ihren Geſchmack!" Dann fuhr ſie leiſe fort: „Ich weiß das wol, daß Ihr Alle, die Ihr mir Worte ſagt, die einer Verheiratheten zu hören nicht ziemen, nur arme Geſtrandete ſeid, Nackte, Hülfsbedürftige, ſo eben an irgend einem Verhältniß Geſcheiterte! Ich nehme Euch auf, warte, pflege Euch, ich laſſe Eure Effecten ſammeln, kleide Euch und bin getröſtet, Euch zu ſehen, wie Ihr bald wieder ein neues, hohes und ſtolzes Meer befahrt! Bei Ihnen ſammle ich nun gar alle Schläuche voll Wind und Phantaſie und fange Ihre zahlloſen Grillen ein und binde Ihre Schwingen, daß Sie nicht zu früh ſich wieder in alle Welt vergeuden und Feldzüge beginnen, ehe Sie Ihre Truppen an ſich gezogen haben. Aber — Erzählen Sie mir von Seraphinen!"

„Sagten Sie aber nicht, daß Sie ein früheres Verhältniß —"

„Nichts, nichts ſagte ich, beginnen Sie nur!"

Edmund ſetzte ſich ihr zu Häupten und begann, ohne durch einen ihrer den höchſten Grad des Erſtaunens ausdrückenden Blicke geſtört zu werden:

„Ich hatte ſoeben in Heidelberg meine Studien beendet, als ich in die Reſidenz und zu meinen Eltern zurückkehrte. Meine damalige Stimmung war, wie ich ſie niemals ſo wieder empfunden habe. Mein Leben in Heidelberg war verronnen wie etwas, das nie dageweſen war. Mechaniſch hatte ich gedacht, gearbeitet, ſelbſt mechaniſch empfunden. Das rohe und gemüthloſe Treiben der Verbindung, zu welcher ich gehörte, hatte mich angeſteckt: Alles war an mir formell und äußerlich geworden; jedes Gefühl erſtickte die Cameraderie, keine Regung des Herzens durfte aufkommen, Einer überbot den Andern in „Malice", um das Endziel alles Studentenlebens zu erreichen, die göttliche Gleichgültigkeit. Guten Morgen, Herr Bruder! Die Pfeife im Munde, ein ſchlendernder Gang mit einem großen Pudel, Gleichgültigkeit in Wort und Geberde: ſo ging das die ſchönſten, unwiederbringlichen Jahre dahin!"

Die Miniſterin dachte an einige ihrer Bekannten, die ebenfalls in dieſer Art eine ſpäter berühmt gewordene Staatscarrière anfingen. Sie ſagte es nicht.

„Ohne Bewußtſein," fuhr der junge, einem berühmten Adelsgeſchlecht angehörende Diplomat fort, „macht' ich das Examen und that, wie die Anderen thaten. Der Gang wurde nachdenklich, affectirt, ein Folioactenſtück lag unter'm Arme und ſo ging ich, wie tief in Geſchäften verſunken, auf das Stadtgericht. Doch wurden mir dieſe Aeußerlichkeiten bald ſo widerwärtig, daß ich ſie von mir warf. Was half mir's. Ich hatte in meinem Innern keine Speicher angelegt, ich hatte keine Vorräthe für den Winter des Lebens geſammelt, Alles da drinnen im Herzen war leer und dumpf geworden: ich fürchtete mich, als wenn Mäuſe durch die leeren Herzenskammern liefen. Da kam ich, von der Zukunft nicht gelockt, von der Gegenwart verlaſſen, auf meine Vergangenheit zurück, auf die erſten Frühlingsjahre, die ich ſo ſchwärmeriſch verlebt hatte. Ich nahm Muſik, Malerei, nahm die Dichtkunſt wieder auf, und trieb dieſe Dinge um ſo leidenſchaftlicher, je mehr ich mich meines Univerſitätslebens ſchämte und die heraufziehende Periode bürgerlicher Geſetztheit fürchtete."

„Das Bild von den Mäuſen hat mich ganz erſchreckt," ſagte die Hörerin. „Mehr Wahrheit, weniger Dichtung!"

„Nur ein receptiver Charakter bin ich. Ich habe keinen Trieb und keine Anlage, etwas zu erfinden. Ich leſe lieber als ich ſchreibe; und wenn ich ſchreibe, ſo ſuche ich nur *mich* ſelbſt mir näher zu bringen, nicht Anderen mich mitzutheilen. All' meine Anſchauungen ſind weiblich. Ich ſehe im Dunkeln beſſer als bei hellem Lichte, und nehme dabei die negativſten, unbeſtimmteſten Gefühle als etwas, das eine Lebens*grund*lage ſein kann, als etwas, womit man bauen und ſchaffen kann. Ich bin mit keiner einzigen kritiſchen Fähigkeit ausgeſtattet. Das Rührendſeinſollende im Theater rührt mich, und wenn es noch ſo künſtleriſcher und pſychologiſcher Motive entbehrt. Dem Unmittelbaren erliegt mein Herz. Die ſchlechteſten Opern ergreifen mich, wenn die Muſik nur einigermaßen weich und ſchmelzend iſt. Für Bellini giebt es keinen beſſern Zuhörer, als mich. So in Allem."

„Sie brauchen an Bellini nicht zu zweifeln, wir lieben ihn Alle. Und wenn Sie ihn singen, doppelt!"

„Die Metamorphose, die mit mir vorging, war eine Rückkehr zu den ersten bewußten Anschauungen des reiferen Knaben. Ich kam mir besser vor, da ich doch nur schwächer wurde. Ich würde mich in eine allzu blöde Weltansicht verflacht haben, wenn ich nicht Gelegenheit bekommen hätte, es schmerzlich durchzukosten, wohin der Illusionentaumel führt. Kurz, bei meinen Eltern wohnend, fiel mir eine junge Dame auf, die von ihnen mehr für die Gesellschaft, als für die Wirthschaft aufgenommen worden war. Sie kam mit resolutem Humor in unser Haus und fand sich bald in den Ton und Charakter eines erimirten Wirthschaftswesens, der ihr nicht geläufig schien. Ich fand an ihren schwächlich zarten Formen, noch mehr aber an ihrer feinen discantirten Stimme und der Bestimmtheit ihrer Antworten Gefallen, unterließ aber eine weitere Beobachtung, da ich wußte, Seraphine, so hieß die Dame, würde sich mit dem Förster unserer Waldungen verheirathen. Dies Bündniß wurde von den Eltern gern gesehen. Philipp, der Bräutigam seiner Geliebten, war katholisch. Bei uns auf dem Lande ist Alles protestantisch. Er hatte versprochen, die Religion zu verändern, und hat es wirklich durchgeführt. Niemand hatte eine Ahnung davon, daß Seraphine dem Tage der Hochzeit mit Furcht entgegensah, daß sie sich überhaupt in einem Verhältnisse, das für sie nicht zu passen schien, gedrückt fühlte. Ich nahm die Einladung unseres Försters, Zeuge der Verbindung zu sein, mit jener Gleichgültigkeit auf, die an Stumpfsinn grenzt, wenn sie über einen unterminirten und gefährlichen Boden hinwegschreitet und sich gedankenlos an das begiebt, was selbst ohne Gedanken zu sein scheint. Ich ging in die Kirche, ohne zu ahnen, daß sich hier eine Katastrophe ereignen würde, die meinen ganzen Menschen fesseln und in eine schmerzliche Reihenfolge unglücklicher Situationen werfen sollte."

„Kam es zur Vermählung mit dem Jäger?" rief die Ministerin. „Ich bin ganz Staunen!"

„Die Zahl der Zeugen war durch die beiderseitigen Verwandten so stark, daß ich glaubte, wenn ich entfernt blieb,

unbemerkt es bleiben zu können. Ich trat zur Kirche hinaus in einen engen grünen Raum, der von einer niedrigen Mauer umgeben früher als Kirchhof benutzt schien. Das Gras auf den Gräbern war verdorrt, die kleinen Hügel selbst schon waren abgetreten und dies gewiß von Leuten, die hier auf auf gespannten Seilen Wäsche trockneten. Ich setzte mich auf einen dieser Hügel, gedankenlos, während vom Thurm ein Glockenspiel ertönte und drinnen selbst die Orgel ein feierliches Präludium begann. Da öffnet sich die Thür der Kirche und Seraphine, im weißen bräutlichen Gewande mit dem Myrtenkranz im Haare, wankt leichenblaß, wie auf der Flucht aus der Kirche. Ich eile ihr entgegen; nachfolgende Freundinnen fangen die Ohnmächtige auf; sie hatte meine Hand ergriffen und preßte sie mir so krampfhaft zusammen, daß ich nichts thun konnte, um ihr behülflich zu sein. Die Scene füllte sich, der Bräutigam war erstarrt, der Geistliche kam herbei und traf den richtigen und besten Ausweg, daß er sagte: „Ihr Gefühl hat sie übermannt!“ Niemand glaubte, daß dies die Ursache der Flucht war, aber man schwieg bestürzt über den wahrscheinlichen Grund, stimmte in den zarten Vorwand des Geistlichen ein, der eine Vertagung der heiligen Handlung beantragte und durch Zureden dem bekümmerten Bräutigam die Verlegenheit ersparte, als sei er im Momente des Jawortes von seiner Verlobten verschmäht worden. Ich selbst nahm mich, als der Pfarrer gegangen war, der verwickelten Scene an und löste diese auf, indem ich Seraphinen zu ihren Eltern führen ließ, die dicht in der Nähe wohnten, alle Uebrigen aber und Philipp selbst beschied, die Leiden des jungen Mädchens durch allmälige Entfernung und Zerstreuung zu mildern.“

Das Murmeln der Verwünschungen, die aus dem Munde der Ministerin kamen, verstand Herr von Oppen nicht.

„Erst als man Seraphinen bei ihren Eltern auf ein Bett gebracht und von der spannenden Kleidung befreit hatte, trat mir der Vorgang lebhaft vor die Phantasie. Ich hörte, wie die Urtheile lieblos waren, die über Seraphinen gefällt wurden. Man klagte ihre Empfindsamkeit, ihren abenteuerlichen Hang, ihren Leichtsinn an. Statt daß mich der Tadel abgekühlt hätte, entzündete er mich. Ich setzte mir aus der

Sophia.

Er mich um Rußland,
Und Ich ihn um die Liebe!

Perſiljeff
(zieht die Kinder zu ſich heran).

Pugatſcheff
(in fiebernder Erregung).

Perſiljeff —
Wir haben nicht umſonſt gelebt für Rußland!
Und dieſe, Freund, die wieder mein geworden —
Mit allen Lebensfaſern wieder mein —
Dir geb' ich ſie, die Neugewonnenen,
Die Ihr noch droben einſt, wo alle Liebe
In einen einz'gen Bund zuſammenfließt,
Den erſten Schuldbrief auf mich haben ſollt,
Das erſte Recht: daß ich nur Euer bin!
Lebt wohl! Der Abſchied ſterb' im Wiederſehen!
Der ew'ge Schmerz in dieſer kurzen Freude!
(Der Vorhang geht zu.)

Katharina
(zu Orloff, der nicht aufſieht, herantretend).

Fürſt Razumoffsky, ſagt dem Grafen Orloff,
Daß ich ihn heut zum letzten Mal geſehen...
Ihr geht nach Moskau, wieder neu die Ordnung
Nach dieſem Bürgerkriege herzuſtellen....
Ich will nach Petersburg..... Und weil ich fühle,
Was dieſer Aufſtand meiner Zeit bedeutet,
Weil ich verſtehe, was mit Zeichenſchrift

Menge von Wunderlichkeiten, die man über die Arme zu berichten hatte, das Bild einer Originalität zusammen. Ich erhitzte mich noch mehr, als ich nach Hause zurückgekehrt den Eltern die auffallende Geschichte erzählen mußte. Philipp hatte sofort Abschied genommen auf unsere Güter und ließ sich im Hause nicht mehr sehen. Er nahm den Vorgang von der richtigen Seite und sagte, als er ging, mit finsterer und bedenklicher Resignation, er wollte noch eine Zeitlang passen. Das Feld war rein, ich wollte es recognosciren und war täglich bei Seraphinen, die jetzt wieder im Hause ihrer Eltern wohnte."

„Edel gedacht für den armen Philipp," sagte die Ministerin, „der nun um seinen richtigen Himmel gekommen ist!"

„Meine sich immer mehr entwickelnde Neigung zu Seraphinen setzte sich aus zwei Factoren zusammen: einmal daraus, daß ich in der That an ihr Außerordentliches entdeckte, sodann daraus, daß man es hatte übersehen können. Was sie Großes besaß, erschien mir um so größer, je niedriger es hatte gestellt werden sollen. Sie sagte mir bald, daß sie sich in einen Wahn verstrickt fühle, dessen lichte Momente nur dann einträfen, wenn ich sie besuchte. Mein Leben, sprach sie zu mir mit einer schmerzlichen Melancholie, kann den Andern kein größeres Räthsel sein, als mir selbst. Was ich verschuldete, ist viel; aber was ich leiden mußte, steht dazu in keinem Verhältniß. Ich habe immer das gethan, was mir das Nächste und Natürlichste schien, und wenn es geprüft und untersucht wurde, war es nicht viel mehr, als beinahe ein Verbrechen. — Sie haben die Kreise nicht, sagte ich zu ihr, in denen Sie leben sollten. — Glauben Sie das nicht, entgegnete sie; ich werde überall anstoßen, wo man nicht übereingekommen ist, mich wie eine Thörin zu behandeln und mir als einer Unverbesserlichen Alles nachzusehen. Das Anstößige liegt nicht in meinen Handlungen oder Worten, es liegt schon in den Bewegungen der Hand, im Ton der Stimme. Unter allen Vergebungen, die der Schwäche entgegenkommen, findet die meinige keine; denn alle Welt glaubt, daß ich darin stark sein will, worin ich mich nur allzu schwach fühle. Ich frage Sie, gnädige Frau, sollten nicht von einer so mysteriösen und tiefsinnigen Sprache meine innersten Nerven getroffen werden?

Nachdenkend dieſen mit rührender Sanftmuth geſprochenen Worten warf ich allmälig alle Feſſeln der Alltäglichkeit von mir und badete mich in einem Meer von Idealismus, wo ich mir vorkam wie umſpült von göttlicher Verjüngung. Es giebt eine andere Welt, dachte ich, eine andere, hier mitten auf der irdiſchen ſelbſt, eine Welt, die unter unſerm Leben liegt, wie unter einem Siebe! Nur Feines und Edles kann hindurch. Ich gewöhnte mich von allen meinen Umgebungen zu abſtrahiren, ich wußte nicht mehr, was blau oder roth war, ich ging auf der Straße mit ſomnambülem, ſchwebendem Fuße; nichts von all' dem Gewühl mit Wagen, Pferden und Fußgängern, nichts von dem, was man Eſſen und Trinken nannte, ſchien mir noch eines daran haftenden Blickes werth —"

„O," rief die ſchöne Hörerin, „warum verwerfen Sie dieſe Stimmung? Sie iſt herrlich, göttlich! Ich möchte ſie immerzu haben! Küſſen Sie mir die Hand! Aber Sie verſpäten ſich? Sie wollen noch bei den Freimaurern tanzen?"

„Himmliſche Frau, wenn ich bei Ihnen eine Mußeſtunde feiern darf!"

„Fahren Sie fort!"

„Eine Erörterung über die vereitelte Heirath wurde nie angeknüpft. Unſer Verhältniß, das ſich immer feſter zog, hatte keine Antecedentien gehabt. Wir waren uns Beide neu, ſie wenigſtens mir, dem Schwärmenden. Sie ſagte lächelnd zu mir: Wir Menſchen gedeihen wie die Spargeln. Man ſticht uns jede neue angeſchoſſene Blüthenkrone ab und wir ſchießen immer muthig fort, ſetzen immer auf's Neue wieder an, bis das Gärtnermeſſer des Schickſals endlich ermüdet und unſer geringer noch übrig gebliebener Reſt an Triebkraft Raum erhält, noch einen wuchernden Blick in die Welt zu werfen und dann zu ſterben, nachdem wir durch dieſe letzte Freiheit, die Freiheit des Todes, durch zurückgelaſſenen Samen für die Zukunft großmüthig erkauft haben. So liebte Seraphine bildlich über ihre Lage zu reflectiren. Der Umgang mit mir reizte ihren Scharfſinn und ich dachte damals, daß vielleicht auch ihre Einbildungskraft von mir erfüllt ſei. Sie gewann ein großes Vertrauen zu mir, entdeckte mir die

häusliche Lage, in der sie sich befand und nahm, ohne es jedoch ausdrücklich zu sagen, meinen Beistand für ihre Zukunft in Anspruch. Aber ihren hoffnungslosen Blicken war ich längst vorangeeilt und mit meinen Eltern einig geworden, daß wir Seraphinen zu zwei alten Damen unsrer Verwandtschaft als jugendliche Gesellschafterin bringen wollten. Sie war es zufrieden und der fragende Blick, den sie bei dieser Mittheilung auf mich richtete, schien mir ausdrücken zu sollen, ob sie die Annahme dieses Verhältnisses durch den Verlust meines Umganges erkaufen müßte? Ich ergriff ihre Hand und sprach einige jener Phrasen, welche die Tradition der Verlegenheit eines so seligen Momentes als herkömmlich an die Hand gegeben hat. Ton und Auge mußten meine Betheuerung heben."

„Und noch immer — ?" begann die Ministerin, unterdrückte aber die Frage nach dem Regierungsrath Arthur Stahl.

„Seraphine senkte nachdenklich ihr Haupt und schien sich auf einen Entschluß besinnen zu wollen, dann drückte sie meine Hand, welche die ihre längst ergriffen hatte, und sagte: Die Traube ist das Bild der Liebe. Unter allen Pflanzen und Affecten belaubt sie sich und blüht am spätesten. Ihre erste Probe, ihr erstes Leben ist die Erquickung, welche sie, gereift zur schwellenden Beere, dem Durstigen giebt. Aber sie bewährt sich noch zum zweiten Male im krystallenen Glase, als Frucht der Kelterung und gebundener Geist gestillter Gährung. Hat die Traube erquickt, so stärkt der Wein; die Süße und Anmuth wird abgelöst vom Arom und dem Feuer."

„Aha! Jetzt kommen Geständnisse!"

„Sie sprach dies nachdenklich ohne aufzublicken. Ich dachte dem Sinne dieser Worte ebenfalls nach und wäre beinahe unangenehm berührt worden, als ich sie auf ihr früheres Verhältniß zu Philipp bezog. Sie merkte das und sagte: Ich bin gegen die Männer gerechter als andere Frauen, denn ich fühle, daß ihre Bedürfnisse alle dieselben sind, und daß es nur an uns liegt, sie auf die richtige Weise zu befriedigen. Ich schäme mich, so sinnend und nachdenklich über ein Gefühl zu sprechen, das in milden Tropfen aus meinem geritzten Herzen rieseln

sollte. Ist das Liebe, was ich Ihnen weihen kann? Ich denke zuviel darüber nach, ich weiß nicht mehr sichern Fuß zu fassen, ich kann nichts sagen, was so sanft wäre, wie irgend eines der Worte, die Sie zu mir gesprochen. Kurz, sie wollte mir nicht wehe thun, sie liebte mich nicht, sie drückte aber meine Hand an ihre Augen, die so glühend waren, daß die feuchten Thränen darin verlöscht schienen. Sie war eben im Begriff gewesen, das elterliche Haus wieder zu verlassen; ein Wagen stand vor der Thür, sie duldete lächelnd, daß ich sie umarmte so lange wir allein waren, nahm dann schnellen Abschied von ihrer Familie und stieg ein, um zu den beiden alten Tanten zu fahren."

„Denen gratulire ich! Meine arme Antonie ist in einer schönen Dressur!" warf die Ministerin kopfschüttelnd ein.

„Dies waren zwei ledig gebliebene reiche Geschwister. Sie machten ein Haus, sahen viele Gäste, aber trotz dieses Umganges hatten sie sich eine so wunderliche Lebensweise angeeignet, daß ein Besuch, den man bei ihnen machte, immer ein Opfer war. Man denke sich die größte Sauberkeit in einem weitläufigen, pedantisch angeordneten Haushalte, viel Glas und Porzellan, viel Teppiche und Vogelbauer, und zwischen diesen zerbrechlichen und lärmenden Verhältnissen zwei wunderliche weibliche Wesen, beide bejahrt, die Eine ausgezeichnet durch ihre Originalität, die Andere durch ihre Dummheit. Was die Jüngste that, war immer sanguinischer und närrischer Einfall; die Aelteste setzte ihren Pedantismus darein, Alles so zu machen, wie Lenchen es gemacht hatte: so zu gehen, so zu sprechen, so zu urtheilen. Das Komische war, daß beide Schwestern, trotz ihres unabänderlichen Einheitstriebes, im lebhaftesten Widerspruch gegeneinander standen; Lenchen war so unruhiger Natur, daß Sannchen oft den Athem verlor, ihr nachzukommen. Hatte diese kaum angefangen, das zu thun, was jene gewollt, so wollte Lenchen wieder etwas Anderes. Sannchen bestand darauf, daß es vor fünf Minuten so oder so geheißen hätte, daß sie absolut darnach handeln wollte, worauf vor fünf Minuten die Uhr gewiesen, und Lenchen schrie, daß sie ein unglückliches Wesen sei, weil ihre Schwester ihr nichts zu Willen thäte und

immer nicht nur nach, ſondern auch auf ihrem eigenen Kopfe ginge. Aus Liebe lagen ſie fortwährend im Streit. Womit ſie ſich zu Gefallen leben wollten, dadurch erbitterten ſie ſich."

„Das Bild der Ehe!" ſeufzte Julie von Magnus, und horchte auf den anfahrenden Wagen des Miniſters.

„Ich wäre gern öfter zu den beiden wunderlichen Tanten gegangen, wenn ſie in ihrer Umgebung nicht etwas gehabt hätten, wogegen ich idioſynkraſire. Auf den Teppichen, womit das ganze Haus belegt war, ſchlich und ſchmiegte ſich eine Colonie von Katzen; vier, fünf große Angorakater von bewunderungswürdiger Schöne, aber widerwärtig durch und durch, nicht blos durch ſich ſelbſt, ſondern durch die Art, wie ſie gehalten wurden. Sie lebten nicht von in Milch eingeweichtem Weißbrote, geſchweige von Ratten oder Mäuſen; ſie nahmen nichts und bekamen auch nichts, als die herrlichſten gekochten Fiſche. Eine Magd war eigens nur für dieſe Kater beſtellt; ſie war den ganzen Tag damit beſchäftigt, aus dem gekochten Fiſchfleiſche die Gräten zu zupfen, denn dieſe verwöhnten Thiere ließen den ſchönſten Hecht ſtehen, wenn ſie darin zuviel Gräten fanden. Dieſe Magd mußte ferner für ein großes Familienbett ſorgen, auf welchem die Lieblinge der Herrſchaft übernachteten und ihr Mittagsſchläfchen hielten, womit noch nicht geſagt war, daß ſich diejenigen weiblichen Perſonen von der Bedienung des Hauſes eines tüchtigen Legates im dereinſtigen Teſtamente gewiß machen konnten, die ſich bereit erklärten, die Kater mit in ihr Bett zu nehmen, und des Morgens den beiden Tanten erzählten, wie angenehme nächtliche Träume die Thiere neben ihnen gehabt zu haben ſchienen. In dieſe Welt war Seraphine verſetzt. Zwei confuſe alte Jungfern, vier bis fünf Angorakater, eine Menge ſchreiender Papageien und eben ſo viel Singvögel, eine ſervile und verſchrobene Dienerſchaft, viel Glanz, viel Unterhaltung und gemiſchte Geſellſchaft. Erſt als ſie da war, ſah ich ein, wie wenig ſie hieher paßte. Ich dachte, wo findet hier die ſanfte Schwärmerin einen Ruheplatz, ihren Gedanken nachzuhängen; wie kann ihr irgend etwas zuſagen von all' dieſen wahnſinnigen Formalitäten, dieſen Bewegungen,

deren grauſenerregenden Eindruck man abnehmen konnte, wenn man ſich einen Augenblick vorgeſtellt hätte, daß ſie nicht von Worten begleitet geweſen wären? Ehe ſich Seraphine nicht eingerichtet hatte, beſuchte ich ſie nicht in ihrem neuen Wirkungskreiſe; ich mußte mich überwinden einige Tage zu warten, wie ſchwer es mir auch ankam bei meiner täglich geſteigerten Neigung. Gnädigſte! Ich theile keine Erfindung, ſondern einen erlebten Roman mit. Ich will meine Erzählung nicht ſo einrichten, wie es der Dichter thut, der mit plötzlichen Schlägen die Aufmerkſamkeit des Hörers überraſcht und ſich auch hütet, das Unerwartete allmälig erwarten zu laſſen. Warum wurde ich ſo unglücklich durch meine Liebe zu Seraphinen? Weil wir uns mißverſtanden und uns, ſtatt nach der Eingebung unſerer Herzen, nach einem Syſtem behandelten. Ich war freier von Schuld, denn ich verſtellte mich nicht; ich bot ihr mein ganzes Herz, ohne Rückhalt und Bedingung, das zarte weiche Fleiſch meiner Liebe, ohne die deckende Haut, meine innerſte Blüthe, ohne die grünen, ſchuppigen, ſpitzigen Blätter, von welchen die Roſenknospe umſchloſſen iſt. Ich hatte mich nicht durch mich ſelbſt, ſondern durch die erſte Begegnung mit Seraphinen befeſtigt in jenem Glauben an eine Welt, die ohne Scheu ihre zarten Fäden und Gefühle in das Treiben des Tages einſpinnt; ich glaubte, man könnte ſich hinſetzen des Nachts in eine ſtille Laube, beſchienen vom Monde, umduftet von der Nachtviole, und ſich ſchmiegen Herz an Herz und lächeln über eine Welt, die uns nicht kennt, die wir nicht kennen und welche Nacht iſt gegen unſre Sonne! Alle meine Empfindungen waren damals ein Traum, als ſchiffte ich auf einem kleinen, von Bergen umſchloſſenen See, im Dämmerſchein, ich allein mit meiner Liebe, koſend, armverſchränkt, Märchen und Sagen uns zuflüſternd, das Waſſer durch unſere Finger gleiten laſſend, verfangen in Schilf und Lilien mit großen Kelchen, und uns nichts davon zu brechen wechſelſeitig vor der Nixe warnend."

„Sie ſind ein Narr!" rief Frau von Magnus. „Ganz angeſteckt von Modethorheiten! Wie wollen Sie ſich einmal als Diplomat bei einer Differenz mit Rußland benehmen?"

„Aus allen dieſen Täuſchungen trieb mich Diejenige heraus,

die mich in sie eingeführt hatte. Seraphine hatte Wesen, Ton, Farbe und Duft einer Schwärmerin und Alles, was sie hinfort that und sagte, trumpfte doch absichtlich diese Voraussetzung nieder, so daß ich mich gelähmt fühlte in Allem, was mich an das Leben fesselte. Diese Zartheit, diese Melancholie, dies Schicksal, das bestimmt schien, nur auf die Entsagung zu wirken, stürzte sich durch ein Raisonnement, das mir nie klar geworden ist, gerade auf das Gegentheil. Sie lächeln, Julie? Wissen Sie es zu erklären? Alles Zarte und Empfindsame zu beleidigen, der Widerspruch ihrer selbst zu sein, das machte sich Seraphine zur Aufgabe. Sie trug den Kopf hoch, realisirte, praktisirte, that, als läge auf ihren blassen Wangen das Roth eines Mädchens vom Lande, als sei die Welt ein lachender Apfel und die Menschheit nur dazu bestimmt, ihn mit wässerndem Munde zu schälen. Seraphine that, als stünden rings die Dinge in der Welt mit überhangenden Fruchtzweigen, als sei alles verborgene Geistige dem Auge mit glänzend lockender Deutlichkeit zugewendet. Es war gut, daß sie sagte, man müsse sich in die Dinge fügen; aber ein Optimismus, der ganz ihrem Wesen widersprach, ließ sie die Dinge weit vorzüglicher sehen, als unsere Wünsche. Ihr Leben wurde ein Widerspruch und ich habe nie erfahren, welches der leitende Gedanke dieser Inconsequenzen gewesen ist."

„Sie vergessen von der Liebe zu sprechen!" hauchte lächelnd Frau von Magnus.

„Wir trafen uns in einem dämmrigen Zimmer bei den alten Tanten, die oft nicht zu Hause waren. Wir hatten dann Licht, das man uns bringen wollte, zurückgewiesen und saßen in ein sanftes Gespräch vertieft. Alles was Seraphine bisher gesprochen hatte, befruchtete, wie milder Regen, die Saat meiner Gedanken; doch wollten wir endlich von allen unseren Ideenposten ein Facit ziehen und das Wesen unsrer Liebe selbst zergliedern. Hier zerschlug sie wie durch ein Hagelwetter, was durch sie gediehen war! Sie sagte: Würde ich Dich glücklich machen können, wenn ich, mich hineindrängend in den Mittelpunkt Deines Lebens, auch von diesem aus den Umkreis meiner Liebe zöge? Du würdest bald ermatten, wenn ich mit all' meinem Athem all' Deine Seele

wie ein Segel aufblähen wollte! Dein Lebensschiff flöge dahin und müßte im Taumel des allzu günstigen Windes bald an einer Klippe zerschellen! Ihr jungen Männer dieser Zeit klimmt unaufhaltsam, Ihr habt keine Heimath, wohin wollt Ihr uns aufnehmen? Genug, wenn Ihr, ermüdet vom vergeblichen Suchen Eurer Ideale, in das abendfeuchte Gras sinket und dann zu Euch die Liebe heranspringt, und Euch die Augen zuhaltend frägt, rathe wer's ist?"

Frau von Magnus sprach ungern von Arthur Stahl. Sie kämpfte mit sich, ob sie ihn jetzt nennen sollte.

Edmund von Oppen fuhr fort: „Ich widersprach dieser Auslegung dessen, was ich von ihr wollte, sagte: Liebe soll keinen Theil des Lebens bilden, sondern sich mit Allem verbinden, was am Manne sein Leben ist! Du willst durch Deine Neigung überraschen und Dich nur deshalb zuweilen vergessen machen, um immer wieder neu zu bleiben. Du nimmst die Liebe nicht als einen Zustand, sondern als eine Thätigkeit. Seraphine besann sich eine Weile mit Augen, die nicht zugegen zu sein schienen. Dann wandte sie sich mir lächelnd zu, umarmte mich und erwiderte: Sei unbesorgt, Edmund, wenn Du mich brauchst, werde ich da sein; aber ich weiß schon, die Männer brauchen uns nicht. Sie dürfen nicht ahnen, daß wir selbst ein eigen Leben haben und einer ähnlichen Entwickelung unterworfen sind, die sie an sich selbst so emphatisch ihren Bildungsproceß nennen. Wir sollen den Männern Früchte bieten; daß sie aber doch erst wachsen müssen, das sollen wir in uns selbst verschließen. Du willst mich immer um Dich haben! Wenn ich mich nun wie Epheu an Dich hinaufrankte, an Deine Wünsche und Hoffnungen, an alle einzelnen Pulsschläge und Tagesstationen, welch' eine Last würde Dir die leichte Schlingpflanze werden! Euer Wesen ist zu schwer zu ergründen. Ich setze mich den Stürmen Deines Genius nicht aus, denn wie leicht würdest Du mich verachten, wenn ich Dir nicht helfen kann. Bist Du sanft, so spiegle ich mich in Deinen Wellen; gewitterst Du, so will ich in der Ferne stehen und still für Deine Seele beten."

„Es war also von einer Geliebten die Rede, die Sie sich

halten wollten?" fiel die Hörerin ein. „Oder dachten Sie wirklich —"

„Dieſe Worte waren ſo lieb und zart geſprochen," ließ ſich der Erzähler nicht ſtören, „daß ich mich nicht mit Unwillen darüber äußern konnte. Ich begriff die Ideenaſſociation nicht, die Seraphinens Reden zu Grunde lag. Es war nicht die unmittelbare Eingebung ihres Gemüths, ſondern die Frucht eines ſchweren, im Momente ſichtbar werdenden Nachdenkens, faſt als ſuchte ſie irgend Etwas beſſer zu machen, was ſie früher verdorben hatte. Hatte ſie vielleicht ſchon geliebt? War ſie unglücklich geweſen? War ſie nicht verſtanden worden? Ich ſchwieg zuletzt, von unbehaglichſten Gefühlen übermannt, und entfernte mich mit gereizter Reſignation, wenn ich ſah, mit welcher Zärtlichkeit Seraphine die im Dunkeln hereingeſchlichenen großen Angorakater ſtreicheln konnte."

„Gut! Es war alſo ein förmliches Verhältniß?"

„Meine Familie wendete nichts dagegen ein. Dieſe guten Leute hatten mich, wenn ich etwas Anderes ſein könnte als ich bin, ein gut Theil verzogen. Sie widerſtanden keinem meiner heftigen, unverſtändigen Wünſche, da ihnen ein Arzt geſagt hatte, daß deren Nichtbefriedigung auf meine Neigung zum Blutſturz wirken könnte. Sie hatten noch alle alten Begriffe von Mesalliance und linker Hand, aber ſo oft mir die Naſe blutete, ſchlug ich alle ihre Vorurtheile in die Flucht und ſetzte durch, was ich wollte. Meine Mutter gewann Neigung für Seraphine und gewöhnte ſich daran, ſie künftig ihre Tochter zu nennen."

„In der That!" rief die Miniſterin entſetzt.

„Die lebhafteſten Beförderer dieſer Verbindung waren die alten Tanten; Seraphine hatte ſich zu meinem Entſetzen in deren Naturell ſo hineingedacht, daß man ſie für die Dritte des altjüngferlichen Bundes hätte halten mögen. Sie hütete ſich wol, durch ihren Verſtand die komiſchen Mißverſtändniſſe zwiſchen den beiden Schweſtern beizulegen, denn ſie ſah ein, daß ſich Beide in dieſen tumultuariſchen, ewig gereizten Stimmungen wohlbefanden. Die Mißſtimmung war der Sauerteig dieſer ſchweſterlichen Liebe, ohne den ſie nicht aufging. Seraphine ging auf alle Ideen dieſer eigenſinnigen

Frauen ein und trug sich auch äußerlich fast wie sie. Mit den Papageien, mit einem in blaue Livree mit Goldtressen gekleideten Affen schloß sie innige Freundschaft; sie nahm die Kater in Obhut. Kurz, Sannchen und Lenchen fingen an, sie wie ein Wesen höherer Art zu verehren. Je mehr sie mir Seraphinen anprieſen, desto unglücklicher wurde ich; Alles was sie schön fanden, waren in meinen Augen Sommersproſſen."

„Ja, hatten Sie sich denn schon so gebunden? Nie nach ihr erkundigt?"

„Zunächst war ich doch durch die Tanten gefesselt. Die Kreiſe, die sich versammelten, waren die bunteſten, die man sich denken kann. Die Schwestern gingen nie in Gesellschaft, aber alle Tage hatten sie selbst welche. Künstler, Gelehrte, Militairs, Staatsmänner, letztere selbst des ersten Ranges, besuchten mit weiblichem Anhange die Salons der Schwestern. In die Wunderlichkeiten fügte man sich bald. Man sah darüber hinweg, daß oft Lenchen und Sannchen mitten in einem ihrer glänzenden Zirkel sich mißverstanden und in heftige Wechselreden geriethen. Lenchen hatte früher das Haus verkauft, in welchem sie geboren war und das Beide früher bewohnt hatten, ein werthvolles aber altes Gerüst, zu welchem sich ein vortheilhafter Käufer gefunden hatte. Sannchen, immer im Eifer, ihrer Schwester zu Willen zu leben, schilderte den Schmerz, den Lenchen dieſe Veräußerung gekoſtet hätte, und wie sie untröſtlich darüber wäre, die Stätte ihrer Geburt in fremder Hand zu wiſſen! Lenchen sah sie groß an, und fragte sie mit Entschiedenheit, was sie damit sagen wollte? Sannchen erschrickt, denn sie weiß nicht was sie verbrochen hat. Die Eine schmählt, daß es der Andern wahrscheinlich in der neuen Wohnung nicht gefalle; die Andere, daß es ihr in der alten in der That weit beſſer gefallen hätte. Der Zank entstand aus einem Compliment, und endete so, daß Sannchen unaufhörlich rief: Ja, und es war auch beſſer dort, und Du biſt da geboren, Du biſt mir mehr werth als die Bequemlichkeit, und ich will doch sehen, wer mich verhindern will, etwas auf meine Schweſter zu geben! Und wie sie dies sprach, warfen sich Beide die wüthendſten Blicke zu — aus reiner Liebe!"

Auf Klio's goldnen Tafeln oft zu leſen.....
So will ich, daß auf dieſen Bürgerkrieg
Ein Schleier falle, daß der Siegerruhm,
Der gegen Dich zuletzt gewonnen wurde,
In dem Gedächtniß ohne Lorbeer bleibe
Und funfzig Jahr in Rußland nirgendwo,
Zu keinem Preiſe und zu keinem Tadel,
In keiner Schrift, auf keines Mundes Lippe,
Der Name Pugatſcheff vernommen werde.
In funfzig Jahren ſind die Völker mündig.....
Dann gebe man ihn frei, den düſtren Namen,
Und deute ihn, verſöhnt, im Sinn der Liebe! —
Führt ihn nach Moskau und beſorgt das Ende!

(Geht ab.)

(Vorhang fällt.)

„Sind Sie bald zu Ende?“ fragte Frau von Magnus.

„Die ganze Geſellſchaft brach in Lachen aus,“ fuhr Edmund, ohne ſich beleidigt zu fühlen, fort. „Nur Seraphine that, als wenn es ſich mit der Logik der alten Damen richtig verhielte. Sie that beſtürzt und unglücklich, wodurch ſie den Schweſtern inſofern ſchmeichelte, als ſie doch einſah, daß es ſich in dem Streit um etwas handelte, was wenigſtens ſo viel Grund hatte, daß es einen Andern beſorgt machen konnte. Ich blickte nieder und beklagte die Richtung, die Seraphine genommen hatte. Sie war nicht mehr naiv, nicht mehr jugendlich und poetiſch, ſie philoſophirte; immerhin! Wenn ſie nur nicht geglaubt hätte, daß mein Herz dieſer Philoſophie bedurfte. Wie iſt es Dir möglich, Seraphine, ſagte ich ihr, als wir allein waren, an allen dieſen Thorheiten ſo haſtigen und gewiſſenhaften Antheil zu nehmen? — Ich wundere mich ſelbſt darüber, antwortete ſie; aber die Confuſion dieſes Hauſes macht einen wohlthäigen Eindruck auf mich. In meinem Herzen zittern viele Zweifel und in dieſem Strudel von Thorheit vergeſſ' ich ſie. Zuletzt mußt Du auch nicht ungerecht ſein, und Dir nicht eine Welt einbilden wollen, die dem Möglichen und Wirklichen widerſpricht. Die beiden Schweſtern ſind für mich der lebhafteſte Ausdruck des irdiſchen Treibens, der Zweckloſigkeit und des Zufalls, die uns hienieden verfolgen; ſie betrügen ſich wechſelſeitig um jeden Athemzug und ſpielen ſich die Stunden aus der Hand, ſo leichtſinnig, daß ſie niemals wiſſen, wo die Sonne ſteht. Oft, wenn es Mittag iſt, klingelt Lenchen nach Thee, Sannchen bringt ihn; es ſchlägt Eins, Lenchen erkennt ihren Irrthum und überhäuft die allzu nachgiebige Schweſter mit Vorwürfen, die auf Niemand anders paſſen, als auf ſie ſelbſt. Ich ſehe Alles ruhig mit an und freue mich der Gewöhnung, mich auch über das Komiſche im Leben allmälig des Lachens enthalten zu können. Kurz, das Verhältniß hatte einen ſo großen Anlauf genommen und endete mit einer ſchleichenden trübſeligen Bewegung. Keine der Berechnungen, die ich über den Charakter meiner Geliebten machte, traf zu. Sie war weder mein Werkzeug, noch mein Geſchöpf, ſondern nur noch meine Lehrerin. Mit weltkluger Enthaltſamkeit fuhr ſie über

meine Träume hinweg, lächelte zu meiner Schwärmerei und warnte mich, dem nachzugeben, dem sie sich entzog. Ich wußte, daß sie früher Musik getrieben und gesungen hatte. Ich sehnte mich darnach, einen einzigen melodisch gemessenen Ton aus einem Munde, dem so viel zarte und feine Worte entquellen konnten, zu vernehmen; aber sie schlug keine Taste an, sie sang keine Note. Ich beschwor sie, mir die Gründe ihres Schweigens zu sagen. Ich schilderte ihr alle Wonnen der Musik, nannte sie die Sprache der Engel. Sie erwiderte: Ich werde mich nie wieder mit Musik befassen; das, was sie ausdrücken soll, kann man nur dem eigenen Gemüth entlehnen, und wer verbürgt mir, daß ich die richtigen Noten finde! Seraphine! rief ich entrüstet, hat das Alles Zusammenhang? Welchen Grübeleien giebst Du Dich hin! Ich verstehe nicht ein einziges Deiner Worte, und weiß nicht, welch' räthselhafte Beziehung alle Deine Gedanken haben. Die Liebe erhöht die Musik, wie sie Alles verklärt, was ohne sie nur Mechanismus oder doch nur ein Leben ohne Gemüth und Seele ist. Wie ich die Natur nur verstehe an der Hand der Liebe, so auch alles Andere, womit die Kunst des Menschen die Natur nachzuahmen, zu ergänzen und zu übertreffen sucht. — Das wunderliche Mädchen besann sich eine Weile, ehe sie antwortete, und als sie sprach, war es wieder kein tröstender Gedanke, der die Fäden ihrer Worte regierte. Du weißt es nicht, Edmund, sagte sie, wie Du bist, wie ihr Alle seid oder doch werden könnt. Glaube mir, Musik wird uns eher hindern als verbinden. Du wirst mein Gefühl nicht ertragen können, wenn ich es in das leere Nichts einer erträumten, dies oder jenes Gefühl weckenden Situation hinaussinge. Ich lege etwas hinein, was Dir nicht gefällt. Ich bin unerträglich, wenn ich die Himmelsleiter des Gesanges besteige und an den Sprossen prüfe, ob sie mich wol tragen werden. Sei nachgiebig gegen mich und vertraue meinen Gründen, meiner Selbstkenntniß; ich habe das Alles erlebt, ich bilde mir's nicht ein. Als sie dies sprach, zitterte ihre Stimme. Sie langte nach mir und drückte mich an ihr Herz, um über meinen Schultern ihre Thränen zu verbergen. Was ist Dir, Seraphine? Ich will sie zurückdrängen, um ihre Augen zu

ſehen; ſie drängt ſich aber feſter an mich, um die Augen hinter mir zu verbergen. Ich ertrage die Situation eine Weile, und lege ſie dann ſanft auf einen Seſſel, kniee zu ihren Füßen, und bitte mit Inbrunſt: Was quälſt Du mich, Mädchen? Warum keine Klarheit zwiſchen uns? Du vernichteſt mich durch die Widerſprüche Deines Lebens; daß Du lachſt und weinſt, daß Du Alles biſt unter einer Geſtalt und wieder nichts unter hunderten, die Du zu gleicher Zeit annehmen kannſt? Gieb mir den Faden, der mich aus dieſem Labyrinth und auf jene ſichere Warte führe, von wo ich Dich in allen Deinen Wegen zu gleicher Zeit überſchauen und beſeligt ausrufen kann: Dies Alles iſt mein! Seraphine entzog ſich meiner Begeiſterung nicht. Sie war ſelig von dem Moment ergriffen; aber in ihrer Reflexion ſchien etwas vorzugehen, was den Ausbruch ihrer Empfindungen hinderte. Ihr glänzender Blick ruhte fragend und zweifelnd auf meinem Antlitz. Sie beſann ſich auf etwas, was abweſend war, und drückte krampfhaft meine Hand. Wir waren ſeither einverſtandener; doch hatte dies Glück keine lange Dauer. Wenn ich Dir untreu würde, ſagte ſie bald darauf zu mir, ſtockte aber, da ſie ſich verſprochen hatte. Ich wollte ſagen, fuhr ſie fort: Wenn Du mir untreu würdeſt, und ich Dich durch Reſignation glücklich machen könnte, würdeſt Du ſie zugeben? Ich verſtand aufrichtig nicht, was ſie ſagen wollte. Zugeben, daß Du reſignirſt? fragte ich. Zugeben, wenn es in meinem treuloſen Intereſſe läge, Dich zu verlaſſen? — Wenn Du meine Schweſter liebteſt, ſagte ſie, und ich träte Deine Hand an ſie ab, würdeſt Du die meine ſegnen oder fluchen? — Ich glaube, ſagte ich, ich würde ſehr glücklich ſein, Dich los zu werden. Als ich dies geſagt hatte, ſchien ſie betroffen und verſank in tiefes Nachdenken. Aber würdeſt Du es nicht für unnatürlich halten, fragte ſie mich, wenn ich in Güte das abgebe, was ich ſo herzlich liebe, und diejenige beſchenke, die doch meine größte Feindin iſt? Das Vorwaltende in der Liebe ſoll doch der Beſitz bleiben. Das verneinte ich. Auf keinen Fall, Seraphine; die Liebe iſt Verluſt, Entäußerung; die Liebe iſt am reichſten, wenn ſie Alles verſchenkt hat. Das iſt wunderlich, ſagte ſie nach einigem Nachdenken, ſchwieg

wieder eine Weile und fuhr fort: Aber ich glaube Dir nicht. Du bist sanft und nachgiebig in Deinen Ideen, doch verliere nur, was Dir gehört, da wirst Du schnell aufbrausen. Ihr würdet es am liebsten haben, wenn zwei Herzen zu gleicher Zeit an Euch hingen. Gern besäßet Ihr das Eine, möchtet aber auch das Andere nicht aufgeben. Und das ist noch nicht einmal Alles; Du würdest Dich, wenn ich zu dem schmerzlichen Opfer entschlossen wäre, mit Verwunderung nach mir umsehen, auf mich zukommen und sagen: Ei wie leicht wird Dir das! Und würdest das so oft sagen, bis Du Deine neue Liebe vergessen hast und an der alten noch so viel Interesse wieder gewinnst, daß Du sie für ihren schnellen Entschluß quältest und aus Rache, daß sie einen Augenblick nur glauben konnte, ohne Dich sein zu können, sie beinahe tödtetest! — Das sind mir neue Lehren, mußt' ich erwidern. Wo ich einmal liebe, da ist mir Liebe Bedürfniß; und ich werde Jeden achten, der mir die Befriedigung desselben erleichtert. Habe ich das Bedürfniß, Dir untreu zu sein, so könntest Du mir kein lästigeres Geschenk machen, als durch Deine ewige und unwandelbare Treue. — Nein, Du Guter, sagte sie und reichte mir die Hand; Du standest noch nicht im Feuer. Sei nur erst mitten drinnen, zwischen dem Plus und dem Minus Deiner gemüthlichen Besitzthümer; Du hältst die Probe der Großmuth nicht aus. Warum liebst Du denn eigentlich? Hast Du Dir darüber Rechenschaft gegeben? Wunderliche Frage! sagte ich, ärgerlich über eine so kalte Dialektik. Nicht so wunderlich, Edmund, fiel sie ein. Du liebst, weil Du weißt, daß Du geliebt wirst. Daß unter den Tausenden, die sich herzen und küssen und behaupten, für einander geboren zu sein und es vielleicht auch sind, Du noch ein Wesen findest, das ihr Träumen und Denken, all' ihre Zukunft und Hoffnung auf Dich bezogen zu haben scheint, das Dich erwartete, Deiner bedurfte, Jedes an Dir anerkennt, jedes Kleine und Große, jedes Zufällige und Absichtliche, jede Stärke und Schwäche; das ist der Zauber, der Dich fesselt und Dich wie durch eine optische Täuschung glauben läßt, der Trieb käme aus Dir, aus Deiner Sehnsucht, aus Deiner Wahl. Und wenn dieser Dein Irrthum richtig wäre? fiel ich ein. Er ist

richtig, und auch seine Folge ist richtig, behauptete sie. Der Gedanke der Trennung ist das Bindende in der Liebe. Zu besitzen, ist Nichts; aber zu verlieren, ist Alles. Du weißt, daß ich Dich liebe, und kannst deshalb nicht von mir lassen. Schon die Vergangenheit kettet. Wir liebten uns, wir saßen hier, wir wandelten dort, wir lachten in einer Weinlaube, weinten unter einer Trauerweide; daß das Alles war, es kann ja nicht ausgelöscht werden. Wir können nicht so gefühllos und boshaft sein und sagen, daß das Alles nicht war, daß wir nichts erlebt hätten, wovor wir, wenn wir es nicht fortsetzten, erröthen müßten. Und dann die große Frage: Ist es möglich? Nämlich: Kann der Himmel einfallen? Konnte das Lüge sein, was noch vor acht Tagen eine so selige Wahrheit war? Mit einem Worte: Nicht, kannst Du in mir zu Grunde gehen? sondern: Kann ich es in Dir? Ich, der so und so Geartete in Dir, Dein Spiegel; ich, der Inhalt in Dir, dem Gefäße? Siehst Du! Das ist Alles: Egoismus!"

„Also Spinoza las sie?" sagte die Ministerin.

„Ich war heftig erzürnt über diese leidenschaftliche und gehässige Deduction. Ich griff nach meinem Hut und lief davon, und gab doch sogleich einen Beweis, daß die Liebe Egoismus ist. Denn als sie mir nicht nachkam, mir nicht nachrief, war ich untröstlich; nicht daß es geschah durch mich, sondern daß es geschehen konnte durch sie. Sie hält mich nicht zurück, sie läßt mich toben, ohne daß sie zeigt, daß sie's schmerzt. Sie kann das Gefühl der Leerheit, die nun in uns waltet, überwinden; sie hat soviel Inhalt in sich selbst, daß sie sagen kann: Es thut nichts! Ich hielt es nicht aus, sondern lief wieder zurück und quälte sie, mir doch den Schmerz zu erleichtern, der mir das Herz abdrückte, und nicht so zu thun, als wenn dieser ihr nichts wäre! Sie lächelte und umarmte mich, zuerst formell, allmälig mit Wärme. Wir gingen zur Gesellschaft in den Saal, wo ich vor lauter Betrübniß mir keinen klaren Moment erringen konnte. Wär' ich ein Mann des Willens und schnell wirkender Energie, so hätt' ich nach dem Gefühl meiner Lage auch zu handeln den Muth gehabt. Daß unsere Mißstimmung unlöslich war, das sah ich wol ein; aber wie sollt' ich es anfangen, Seraphinen,

die mich liebte, zu verlaſſen? Sie ahnte meine Abſicht und wurde ängſtlich. Sie ſetzte ſich in Bewegung, wie ich deutlich ſah, die Conflicte zu hintertreiben, aber die Mittel, die ſie wählte, goſſen nur Oel in's Feuer. Sie war geſetzt, bis zum Pedantismus. Sie trug ſich mit einer Sorgfalt, die immer zu fragen ſchien: Gefalle ich Dir ſo? Sie griff überall die Sentimentalität an, auf welche ſie täglich das Geſpräch brachte, und erinnerte mich an jene weiblichen Weſen, die ſich über ihren Mangel an Empfindſamkeit brüſten und den Mond und die Sterne, die treuen Wächter der Liebe, bewitzeln können! O ich ſehne mich nicht nach jenem ewigen Naß des vorigen Jahrhunderts; aber einige Tropfen glänzender, verklärter Feuchtigkeit aus den Augen des 18. Jahrhunderts thäten dieſen matten Seelen wahrlich Noth! Seraphine hatte Freundinnen, die ſich aus der Aufbewahrung von Freundſchafts- und Liebesreliquien ein Geſchäft machten; die in ihren Schreibpulten für jedes werthe Herz ein eigenes Fach hielten, wo mit rother Seide umflochten deſſen Correſpondenz lag. Sie hatte Freundinnen, die ſich Blumen auftrockneten, die man ihnen ſchenkte, und einen Frühlingsſtrauß ſo viel Tage in friſches Waſſer ſetzten, bis er unwiderbringlich verwelkt war. Dieſe Alle mußten den Stachel ihres Sp[illegible] empfinden; wie ſie auch eine Menge von neueren Dichtern und religiöſen poetiſchen Erweckern bekrittelte, deren Leier freilich monoton klingen mag, die aber in empfänglichen Herzen immer eine gewiſſe heimliche Gluth und eine unter der Aſche glimmende Rührung anſchüren. Seraphine konnte eine Kritik über die Stunden der Andacht herſagen, worin ſie dies berühmte Buch als eine Erfindung des eleganten Modechriſtenthums ſchilderte. In meiner Verzweiflung griff ich nach einem Mittel, das mich den Ideen Seraphinens näher bringen ſollte. Ich glaubte noch, daß es nur an Verſtändigung fehlte, und ſchlug ihr deshalb ein Tagebuch und eine tägliche Correſpondenz vor. Als ich aber nur das Wort ausgeſprochen hatte, ſagte ſie mit ſchneidender Kälte: Wir ſind in einer Stadt, wir ſehen uns ja! Das verwundete mich ſo heftig, daß ich an's Fenſter lief und Luft ſchöpfen mußte. Sie kam mir nach und ſagte begütigend: Gewiß, lieber

Edmund, es iſt nicht gut, daß wir uns ſchreiben. Im Tagebuch liebäugelt die Eitelkeit mit ſich ſelbſt, und ſelbſt wenn wir uns Vorwürfe machen und mit Schärfe unſere Fehler rügen, ſo können wir ſchon daraus genug Eitelkeit ſaugen, daß wir da ſo gerecht gegen uns ſind und ſo rückſichtslos prüfen und auf eine ſo ehrenvolle Weiſe uns zu beſſern ſuchen! Die Liebe vollends erliſcht bei einem nutzloſen Briefwechſel. Man ſpricht ſich in mehr hinein, als man verantworten kann; man gefällt ſich in überlieferten Betheuerungen und malt ſich Welten aus, die nicht exiſtiren und unſere Blicke kalt werden laſſen, wenn wir uns im flachen Land der Wirklichkeit begegnen! Nimm Dich in Acht, Edmund, daß unſere Liebe keine Liebe auf dem Papiere wird! Deſto leichter kann man ſie zerreißen, ſagte ich mürriſch. Sei nicht ungerecht, ſuchte ſie mich zu beruhigen. Du meinſt es gut, aber ich verſichere Dich, daß ich es noch beſſer meine. Könnte ich auch Deinen Briefen, Du würdeſt nicht lange den meinigen trauen. Denn ich habe nicht die Feſtigkeit des Styls, die Dir zu Gebote ſteht. Ich muß Fremdes borgen, um mich auszudrücken, und muß ihm meine Empfindungen unterlegen. Ich würde die Phraſe in meine Ergüſſe miſchen und es nicht verdienen, daß Du mich deshalb haſſen lernteſt. Laß uns aufrichtig gegen einander ſein, mittheilſam im Geſpräch. Von Mund zu Mund kommen wir eher zurecht, als durch eine Schwärmerei, die wir uns verſiegelt und verſtohlen in die Hände drücken. Sie mochte Recht haben, ich geſtand es ihr zu; aber ich verſprach mir nicht viel von dem weiteren Verlaufe unſeres Verhältniſſes. Eine abenteuerliche Scene kam mir zu Hülfe, um mich von all' meinem Unglück zu befreien. Ich hatte die Gewohnheit, zuweilen in einem Phaëthon mit Seraphinen in den nahen Wald zu fahren. Sie ließ ſich ungern dorthin führen und geſtand mir endlich die Urſache ihrer Beklommenheit. So oft ſie allein wäre oder in einer abgelegenen Gegend, ſagte ſie, würde ſie an Philipp erinnert. Es war das erſte Mal, daß dieſer Name zwiſchen uns genannt wurde. Ich hatte an dem bisherigen Stillſchweigen über dies Verhältniß ein Wahrzeichen haben wollen, daß ich Seraphinen ſo lange lieben wollte, bis ich ſie zum erſten Male

den Namen jenes Mannes aussprechen hörte. Jetzt that sie es, und das zusammenrinnende Blut machte mir eine Empfindung, beklommen zugleich und doch angenehm. Es war mir, als hätte sich Seraphine in diesem Augenblick um Etwas bei mir gebracht; als hätte sie ein ihr anvertrautes Unterpfand so gut wie veruntreut. Sie erschrak über das Lächeln, mit welchem ich Philipp's Namen und die Nachricht aufnahm, daß er seiner „ungefähren Frau" seit einiger Zeit Briefe schickte und ihr mit einer eigenmächtigen Besitzergreifung ihres untreuen Willens drohte. Was schreibt er denn sonst? fragte ich. Sie sagte: Philipp bringt auf mein Versprechen wegen des Religionswechsels. Gewiß, dereinst im Jenseits die Hölle zu gewinnen, wollte er sich hier wenigstens — Ich ergänzte ihr Stocken: den Himmel nicht entgehen lassen? Am Tage nach dieser Eröffnung fuhr ich mit Seraphinen in den Wald. Es ist ein herrlicher, schattiger Aufenthalt, den ich am liebsten habe, wenn ich ihn mit meinen Pferden durch ganz schmale, kaum fahrbare Wege durchstreife. Ich fahre selbst und habe nur einen Hund bei mir, der durch das vom letzten Herbst übriggebliebene Laub raschelt und Schnecken und Käfer anbellt, die er darin aufstöbert. Wie ich so mitten im dichtesten Walde fahre, höre ich in der Ferne gellendes Pfeifen. Mein Hund horcht auf und läuft, als sich das Pfeifen wiederholt, spornstreichs in den Wald. Das muß Philipp sein, sagte ich ruhig; der Hund kennt ihn und ist an ihn gewöhnt. Sollte der Jäger etwas Böses im Schilde führen, so bin ich begierig, für wen sich das Thier entscheidet. Seraphine beschwor mich umzukehren. Sie sah aber ein, daß das Umwenden hier unmöglich war. Ich wußte, daß wir bald an die Landstraße kommen mußten und gedachte, in dem daran gelegenen Hause des mir bekannten Försters das Dach zu besteigen, auf welchem eine runde Platte zur Uebersicht in den Wald angebracht war. Ich wollte mich nach meinem Hunde umsehen. Wir gelangten auch glücklich zur Wohnung des Försters; ich befestigte die Zügel der Pferde, hieß Seraphinen einen Augenblick warten, und kletterte auf die Warte hinauf. Wie ich oben bin, sehe ich Philipp mit dem Hunde in der Nähe. Der Hund umwedelt und liebkoset ihn, und Philipp, mechanisch

des ſchuldigen Reſpectes eingedenk, greift nach dem Hute, um zu grüßen. Ich will Seraphinen nicht allein laſſen, verlaſſe die Platte, und höre wie ich hinunterſteige einen lebhaften Peitſchenknall und fröhliches Hundegebell. Ich ſtürze die Treppe hinunter, bin unten, und ſehe, daß Seraphine von Philipp in dem Phaëthon gewaltſam entführt iſt. An ein Nachkommen war nicht zu denken. Und hätte ich ein Pferd gehabt, ich würde es nicht benutzt haben; Seraphine hatte nicht Hülfe gerufen, ſie wandte ſich nur mit zum Tod erſchrockener Geberde nach mir um. Da ich wußte, daß Philipp ehrlich war, machten mir Pferde und Wagen keine Sorge. Unvergeßlich wird mir die Stimmung bleiben, als ich mich hier ſo verlaſſen und einſam erblickte. Ich rannte durch das Gebüſch und warf mich, übermannt von meinem Schmerz, auf die weiche Decke des Graſes hin. So im Nu, ſo geheimnißvoll ein Faden abgeſchnitten, der ſich zu meiner Qual bis ewig fortzuſpinnen gedroht hatte und der nun, da er zerriß, mich doch die bitterſten Thränen koſtete! Ich beklagte nicht mein Geſchick, ſondern nur meine Thorheit, die es herbeigeführt hatte. Ich ſuchte Troſt in einer Fülle von Vorwürfen, in der ich meinen verlaſſenen und vereinſamten Schmerz zu erſticken ſuchte. Ich hatte ſie geliebt, wie ein Weib, wie ein Narr. Ich hatte ein Weſen von mir geſtoßen, das die Erfahrung des Lebens kannte und von einer Saat reicher und ſchöner Gedanken befruchtet war. Meine Neigung war unnütz; die ihre war Samen geweſen, der nicht gedeihen konnte, da wir Beide die natürliche Ordnung des Mannes und Weibes umgekehrt hatten. Ich ſah ein, daß, meinen Anſprüchen nachzuleben, für einen ſo ſtarken Willen Entkräftung geweſen wäre, daß ich mich zu ihr hätte emporheben, ſtatt ſie zu mir herunterziehen ſollen. Ich hatte ſie ſo gequält und ſie ſo irre gemacht an mir, an ſich ſelbſt und an dem Glauben über die Dinge dieſer und jener Welt, daß ſie nicht anders konnte, als ſich in den rohen Willen eines Mannes fügen, der meerestief unter dem hellen ſchönen Spiegel ihres Auges und ihres Geiſtes ſtand. Ich weiß nicht, wie ich aus dem Wald gekommen bin, und habe heute zum erſten Male Seraphinen wieder geſehen."

Edmund hatte dieſe Geſtändniſſe geſprochen, indem er die beiden Arme und das Haupt auf die Seitenlehne des Ruhebettes legte, auf welchem ihm Julie zuhörte. Jetzt blickte er wie aus einem Traum erwachend auf, ſah die Lichter heruntergebrannt, das Zimmer ſchaurig düſter und hörte auf dem Tiſche nur eine kleine Uhr ihre ängſtlichen Schläge meſſen. Er näherte ſich Julien, ſah ihr in's Geſicht, und fand ſie mit ſtarr aufgeriſſenen Augen.

„Alſo, Sie wußten das nicht," ſagte ſie, „daß Ihre Dame ſoviel Weisheit mit Narrheit verband, weil ſie noch immer in Ihren Vorgänger verliebt war —?"

„Ein junger Student ſoll es geweſen ſein —" erwiderte Edmund. „Ich erfuhr es ſpäter. Seraphine hat nie von ihm geſprochen. Ihre Eltern ſah ich nicht."

„Selbſt da nicht, als Sie nahe daran waren, ſich mit ihr zu verloben?" entgegnete die ſchöne Frau, kokett mit dem Fächer wedelnd.

„Wie mancher Geſandte hat die Gouvernante ſeiner Kinder geheirathet! Man braucht da nichts als zu quittiren oder einen Poſten anzunehmen, wo es nicht verlangt wird, daß man ein Haus macht. Sie wiſſen, daß ich auf die diplomatiſche Carrière nur gekommen bin, weil mich die Aerzte durchaus nach dem Süden ſchicken wollten —"

„Und Sie vorzogen, dieſen Rath auf Staatskoſten zu befolgen!"

„Sie ſind boshaft!" rief der junge Mann, der ſich in ſeinem Bericht übernommen, erhitzt hatte, und in ſeiner ganzen weichen und krankhaften Natur tief angegriffen war. Er wollte gehen.

„Edmund! Edmund! Wir haben viel, viel zu ſprechen! Ich bin mehr an Seraphinen intereſſirt, als Sie ahnen! Dieſer Student, dem zu Liebe das arme Mädchen ihren ganzen Charakter umgeworfen hatte —"

Edmund hörte nicht mehr. Der Bediente machte ſich mit den Lampen zu ſchaffen. Der Erſchöpfte ſchwankte durch die Zimmer, über Treppen, an das Hausportal, das ihm ein ſchlaftrunkener Portier öffnete. Auf der Straße war Alles ſtill. Die Laternen wollten eben auslöſchen, und nur in der Ferne

hörte er den hallenden Gleichtritt der Patrouillen. Um Alles kürzer und bald Ruhe zu haben, ſtieg er gleich in ſein im untern Stock gelegenes offenes Fenſter ein und warf ſich, angekleidet wie er war und erſchöpft, auf ſeine nächtliche Ruheſtatt.

Drittes Buch.

Seraphine führt doch ein Tagebuch.

So habe ich Euch denn wieder geſehen, Arthur und Edmund, Ihr beiden Wendekreiſe, durch welche meine Jugendſonne geſchritten! Arthur, Dich, mit dem ſtürmenden Drange, Hohes zu denken und zu thun, Edmund, Dich, weiches zartes Gebild, ſchöner als Arthur, aber kein Granit wie jener!

Stumm ſtanden wir uns gegenüber, unſere geſenkten Augenwimpern beſchatteten zwei Geheimniſſe, die doch, ach! in Euern Seelen noch nicht ganz verklungen zu ſein ſchienen. So zu ſtehen in einer Gegenwart, die ihre Pflichten, ihre Wirklichkeit hat, der wir mit Theilnahme angehören, und dann plötzlich in die Vergangenheit zurückverſetzt, in Etwas, das nicht blos Erinnerung iſt, ſondern lebendige Täuſchung mit ſauſender Wahrheit, mit ſprechenden Pflichten, uns wohlbekannten weinenden Schmerzen —, es iſt ein Gefühl, klar genug, aber nicht klar zu machen.

Und Beide, die Ihr von einander nichts wiſſet, und ich dazwiſchen ſtehend, Jedem von Euch ein Ganzes, mir ſelbſt zerſplittert — vielleicht wie ſich Kieſelſteine zerſchlagen laſſen, daß alle Theile doch die Form des Ganzen tragen.

Ich umſchlang Euch Beide einſt mit ſo inniger Liebe, daß Ihr mir nur Ein Name waret, Ein Ziel, Ein Höchſtes! Ich habe nie aufhören können, in Edmund Arthur zu lieben, und in dem Bilde, wo es Arthur's Erſcheinung nicht bedurfte, um es in meiner Seele wieder aufzufriſchen, fehlt nicht einer der ſanften Züge, die Edmund angehören. Eure Namen ſind nur veränderte Zeiten, veränderte Entſchlüſſe, ſind nur

Eines Mannes Bezeichnung, während der Zwieſpalt und die Zweiheit nur in mir liegen. Ich, ich war die doppelte Perſon, die heute Arthur, morgen Edmund hieß, die eine einzige hohe Gottheit durch zwei entgegengeſetzte Opfer ehren wollte!

Schmerzliche Täuſchung! Ich hatte geglaubt, daß wie Arthur und Edmund in der Liebe für mich nur Eines waren, ſie auch ſo die Natur als Zwillingsbrüder geſchaffen und mit gleichen Gaben und Anſprüchen ausgeſtattet hätte. Ich ſetzte voraus, daß ſich alle Männer gleichen in dem Maße von Theilnahme, deren ihr Herz bedarf, ſah aber, daß die Mittel und Formen, ſie zu beglücken, die verſchiedenſten ſind. Zu weich gegen Arthur, glaubte ich gegen Edmund hart ſein zu müſſen; und deſſen Arthur bedurfte, das wieder war das-jenige, was Edmund bei mir am liebſten preisgegeben hätte. Wodurch ich ſie beglücken wollte, dadurch verdarb ich ſie mir.

Wer iſt doch unglücklicher, als ein Weib, das da liebt und nicht weiß, ob dieſe entſetzlichen Männer es lieber hell oder dunkel, blau als roth, lieber ſüß als ſalzig, ſcharf als milde haben?

Ich will die wenigen Augenblicke, die ich vom Umgange mit meinen Zöglingen erſparen kann, die ſtille Stunde der Nacht der Erinnerung weihen und mir die Welt, die mir allein durch Perſonen wie Arthur und Edmund nur verſinn-licht werden kann, mit liebendem Andenken auf das Papier zeichnen. Es war nur ein ſtilles Leben, das mich ſeither um-gab, aber es pulſirte mächtiger, als wäre ich im Strudel des großen Lebens mitgeſchwommen, wo man über dem Eifer, kleine Sandbänke und Zielpunkte zu erreichen, die Abwechſe-lungen der ſchwimmenden Fahrt ſelbſt vergißt und nur ein ewig dumpfes brauſendes Waſſer ſieht. Die unvergeßlichſten Momente ſind die kleinen und unſcheinbaren des Genuſſes, jene ſtillen Träumereien auf einer Bank, die ſich an ein Weingelände lehnt, jene Augenblicke, wo uns zuweilen iſt, als dränge nur eine Note, kaum ein halber Tact einer gött-lichen Sphärenmuſik, die durch das Weltall tönt, an unſer auffahrendes Ohr. Wenn ich an einem See ſtehe und blicke den ſchwarzen Spiegel entlang, ſo zuckt dort unten ein ſil-

berner Strahl. War's ein Sonnenblick, ein Fiſch, der die glänzenden Floſſen ſchüttelte? Der leuchtende Punkt iſt unvergeßlich. So blitzen durch die Nacht der Vergangenheit erinnerungsvolle Punkte, ſpielende Floßfedern. Auch bleibende. So weiß ich deutlich, wie ich als Kind vor unſerm Hauſe ſtand und eines Abends die Wolken anſtarrte, die ſich in verworrenen Schichten am dunkeln Himmel thürmten. Alſo da hinten wohnt nun Gott? dachte ich. Ein heiliger Abend, den ich nicht beſchreiben kann, den ich nur unvergeßlich fühle. Oder jener Regenbogen, der noch immer mit ſeinen Farben vor meinen Augen prangt, als man mir ſagte, an den beiden Enden, wo er die Erde berührte, läge ein Haufen Goldes! Ich glaubte der Sage, doch fiel es mir nicht ein, ihren Werth zu prüfen, etwa, indem ich drüben in des Nachbars Garten geſtiegen wäre, wo ſich die leuchtende Wölbung mit dem einen Flügel zur Erde niederzulaſſen ſchien. Und ſo zahlloſe, ſtille Momente! Ein Weihnachtsmorgen, wo ich nur mit meinen Zehen auf eine ſchwache Eisdecke drückte, die ſich in der heiligen Nacht über einen kleinen Pfuhl vor dem Hauſe gezogen hatte: Was iſt das nun? Eine ſo unbedeutende Erfahrung. Ein wenig Eis, das eigenthümliche Zerbrechen — ich muß immer darauf zurückkommen, wenn man mich fragt, ob ich aus meiner Kindheit mich wol noch irgend eines Momentes entſinnen könnte. Gewiß! Aber Stimmungen ſind damit verbunden wie Kirchengeſang.

Als ich mich von Edmund trennte, war es ein ſolcher Ruhepunkt, wo ich nichts erlebte und doch Alles auf einmal zuſammenkam. — Doch Euch ruf' ich an, ihr ſtillen Schauer der Nacht, wacht über mir, durchzittert mein Herz, daß ich Wahrheit rede vor Gott!

Als ich, im Wagen ſitzend, Edmund oben auf der Warte des Jägerhauſes ſah, wurde dicht in der Nähe mein Name gerufen. Ich wende mich um und erblicke Philipp, der ſich mit kaltblütiger Entſchloſſenheit auf den vordern Sitz des Wagens ſchwingt, die Zügel ergreift und mit mir davonfährt. Die plötzliche Erſcheinung hatte meinen Willen ſo gelähmt, daß ich nicht wagte mich umzuſehen, ja es war mir, als zwänge mich eine dämoniſche Macht nur vorwärts zu ſchauen,

und Edmund und die ganze Welt, die hinter mir lag, auf ewig zu vergessen. Die Eile, mit der Philipp durch den Wald jagte, ließ mich zu keiner Besinnung kommen; ich erschöpfte meine Kraft, und durch nichts so sehr, als durch das Erstaunen, daß ich so fügsam sein konnte, schwieg und die Oberherrschaft des wilden Mannes vor mir, wie durch einen Instinkt, anerkennen mußte. Ich hielt dies wechselseitige Stillschweigen nicht aus. Philipp war schon mehrere Stunden gefahren, und noch immer wandte er sich nicht nach mir um oder gab eine Erklärung über sein Vorhaben. Diese von ihm zu fordern, war ich ganz unfähig. Eine unerklärliche Gewalt zwang mich, dem Manne Gehorsam zu leisten. Statt ihm zu zürnen oder nur um Aufklärung zu bitten, wandte ich mich, die Erste, an ihn, legte meine Hand auf seine Schulter und stieg, da er auf nichts achtete, vorn auf seinen Sitz und sagte, als wäre es meine Pflicht, ihm entgegenzukommen und ihn zu besänftigen: „Hier gehöre ich ja her! Als eine Art Kammermädchen der Herrschaft!“ Da er noch schwieg und mich nur mit einem prüfenden Blick betrachtete, so konnte ich nicht anders, als freundlich gegen ihn sein und ihn, nur um ein Wort zu erobern, die Versicherung meiner Anhänglichkeit geben. „Was ist Dir, Philipp? Du sprichst nichts, ich habe gewiß Unrecht gegen Dich. Ich war Dir vom Altar entflohen!“

Seine Antwort fing mit den Pferden an. Er sagte, daß sie nicht weiter könnten, wir es aber müßten. In einem kleinen Dorfe, das ganz nahe gelegen sei, wollte er das Fuhrwerk an den Eigenthümer zurückstellen, wir selbst aber müßten dann noch eine Strecke zu Fuß gehen, bis wir übernachten könnten.

Das Alles sprach Philipp mit einer Zurückhaltung, die mir an ihm wohlbekannt war, und die mich immer zu ihm hingezogen hatte, weil sie die mangelhafte Bildung des Waldsohnes leicht vergessen machen konnte.

Als wir darauf Arm in Arm durch den schon finstern Forst gingen, sprach er nicht ein Wort von meiner an ihm begangenen Untreue, sondern sagte: „Du weißt, Seraphine, daß wir durch ein höheres Band verknüpft sind, als Menschen und Priester es weben können. Ich bin durch Dich in eine

zweifelhafte Stellung zu Gott gekommen; Du ſelbſt haſt ein viel zu reines Gewiſſen, als daß Du Dich auf die Dauer mir wirſt entziehen können. Ich laſſe Dich in den Kreiſen, wohin Dich der Zufall oder der Trieb meiner los zu werden, führen mag, aber ich bin gewiß, wenn Du auch keine Sehnſucht haſt zu mir zurückzukehren, daß Du doch nicht widerſtreben wirſt, wenn ich Dich hole. Du kannſt in jene Welt nicht zurück, aus der ich Dich eben genommen habe, und um es mit einem Worte zu ſagen, ich bedarf ja auch Deiner."

Er eröffnete mir hierauf, daß ihn ſeine Seele um Alles bekümmerte. Wir wollten freundſchaftlich mit einander wohnen, er würde Alles achten, was ich ihm nicht freiwillig bieten würde, und von mir nur ermunternden Zuſpruches gewärtig ſein. Ich vergaß die Vergleichung meiner jetzigen und früheren Lage und ging mit Vorliebe auf religiöſe Geſpräche ein, die ihm die liebſten waren. So gelangten wir im tiefſten Dunkel, nur vom Wilde zuweilen aufgeſchreckt, das ſich aus dem Gebüſch vernehmlich machte, zuweilen von einem fallenden Schuſſe, wo Philipp ſtillſtand und etwas vor ſich hin ſprach, in eine dicht von Bäumen umſchloſſene einſame Wohnung, die ſich durch ein einziges Licht ſchon aus weiter Ferne den Wanderern angekündigt hatte. Ein paar Hunde fuhren auf, ſchwiegen aber, als ſie Philipp's Stimme hörten. Wir traten in das kleine Haus ein und begaben uns in das Zimmer, von wo das Licht durch die Fenſter gefallen war. In einem Lehnſeſſel ſchnarchte eine alte Frau, die noch den Faden des Spinnrockens, der vor ihr ſtand, in der Hand hielt und durch eine ihr von der Naſe auf den Schooß gefallene Brille verrieth, daß ſie in einem auf dem Tiſche liegenden Buche hatte leſen wollen oder geleſen hatte. Philipp rüttelte ſie wach und brauchte derbe Ausdrücke, die ſeinem ſonſt feinen Weſen fremd waren, verlangte eine Lagerſtatt für mich, Nachteſſen für uns Beide, er ſchien mir hier zu Hauſe zu ſein, da man, ſelbſt wenn man bezahlt, ſchwerlich ſo entſchieden fordern konnte. Die Alte ſetzte ſich in Bewegung, ließ uns allein und kam erſt nach einer langen Weile mit klappernden Tellern und Gläſern zurück. Auch Philipp ließ mich einigemal allein während wir aßen; er ſtand mit vollem Munde auf und ging

zur Alten hinaus, mit der er bald laut über die geringfügige Mahlzeit zankte, bald wieder mit ihr flüsterte, was mir höchst unheimlich vorkam. Ich fragte ihn, was das eigentlich für ein Haus wäre, und er sagte mir, wie verwundert über Etwas, was sich von selbst verstünde: Ein Wirthshaus. Ich dachte an keine böse Absicht, und folgte ruhig in den ersten Stock, wo mir die Alte in einem Kämmerchen ein nothdürftiges Lager hergerichtet hatte. Da Alles um mich her still war, so schlief ich vor Ermüdung ein.

Kaum mochte ich eine Stunde geschlafen haben, da erwachte ich. Ich fuhr auf, als hätte mich etwas geweckt, das sich erhorchen ließe. Aber ich hörte lange nichts. Erst als ich wieder einzuschlafen versuchte, vernahm ich ein nicht weit entferntes Gespräch, an welchem bald mehr, bald weniger Personen Theil nahmen. Wie von brennenden Fackeln fielen in meinen engen Schlafraum zuweilen vom Hofe her helle Lichtstreifen, die mir an der Wand bald den kleinen Spiegel, bald ein Muttergottesbildchen zeigten. Die Neugier trieb mich aus dem Bette, ich sah in den Hof, wo mehrere Männer bei Laternenschein von Gegenständen, die sie sich wechselseitig von den Schultern nahmen, einen kleinen Haufen thürmten, den sie dann wieder in Keller und Speicher abtrugen. Ich sah bald, daß es geschossene Rehe und andere Waldthiere waren. Für ein Haus in dieser Lage, schien mir dies nichts Neues; selbst daß Philipp dabei beschäftigt war, fiel mir nicht auf; ich wußte, daß man bei Nacht am sichersten jagt; ich kehrte in mein Bett zurück, und schlief bis zum frühen Morgen.

Als ich erwachte, konnte ich von meinem Bett aus in den Hof sehen, wo Philipp mit den Augen mein Fen r fixirte und mein Herunterkommen zu erwarten schien. Ich kleidete mich schnell an, bekam im Hausflur freundliche Morgengrüße von ihm und der Alten, und setzte mich in ein kleines wunderliches Fuhrwerk, das nur aus einem Kasten über zwei Rädern bestand und von drei großen Hunden gezogen wurde. Philipp selbst ging nebenher und sagte: „So lange wir im Walde sind, Seraphine, geht es recht gut, die Thiere halten schon ein paar Stunden aus, kehren dann auf ihre eigene

Gefahr wieder nach Hauſe zurück und wir ſehen dann ſchon zu, wie wir weiter fortkommen."

Arthur hatte immer geſagt: Du biſt leichtſinnig, Seraphine! Und jetzt ſah ich ja, er hatte Recht; ich war ganz vergnügt über unſern Aufzug und ſcherzte mit Laune über meine Lage, von der ich mir keine weiteren Vorſtellungen machte. Am Ende des Waldes ſagte Philipp den Hunden Etwas in's Ohr, worauf die Thiere wie toll den Weg zurückliefen. Als ich darüber lachte, meinte er, dies hätte er von einem alten Norwegiſchen Jäger gelernt, der 1814 mit Karl Johann in Deutſchland geweſen. Die Lappländer machten es ſo mit ihren Rennthieren; und überhaupt fügte Philipp mit ſeinem dumpfen Aberglauben hinzu: „Es giebt wunderbare Dinge in der Welt." Es war mir ſchrecklich zu entdecken, daß Philipp ſo bigott war. Er begann ſogleich unſere geiſtlichen Geſpräche fortzuſetzen. Es war ein feierlicher Sonntagsmorgen. Wir wandelten durch die ſchwellenden, überreifen Saatfelder. Die Lerche wirbelte in der Luft; Philipp holte mir Kornblumen, die ich zu einem Kranze wand, die Glocken läuteten aus den Dörfern, die etwas tiefer im Thalgrunde lagen, geputzte Kirchgänger grüßten uns, indem ſie eilfertig ſchritten, um in die Meſſe zu kommen. Dies anmuthige Wandeln dauerte bis Mittag. Dann miethete Philipp in dem Dorfe, wo wir aßen, einen Leiterwagen, den die Leute ungern hergaben, weil es morgen in die Ernte ging. Das Exemplar, das wir bekamen, ſah kläglich genug aus. Ein Brett wurde in die Quere gelegt und an den beiden Seiten angebunden; ein Kiſſen von geſchnittenem Stroh war in Anſehung des ganzen Geſtells ſchon ein ausſchweifender Luxus. Aber wir ſchickten uns mit Zufriedenheit in Alles, was uns begegnete; Philipp rauchte eine Pfeife und ich ſang. Seit langer Zeit zum erſten Male erblickte ich wieder fröhliche Menſchen, die in den Wirthshäuſern, wo wir hinkamen, bei Muſik und Tanz die kurze Blüthe feierten, die doch zuweilen auch, ſo dachte ich, von den Diſteln ihres Daſeins getrieben wird. Gegen Sonnenuntergang kamen wir endlich in dem Städtchen an, wo Philipp ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hatte, und ich die heilige Verpflichtung hatte, wenn auch nicht ſofort wieder an den Traualtar zu treten,

doch ruhig und mit Ergebung in mein Schicksal für's Erste wohnen zu bleiben. Man fährt über ein kleines Wasser, ehe man in die Stadt kommt, d. h. es war eine Brücke da, aber die Hitze hatte den Bach ausgetrocknet. Das war ein Bild von mir selbst. „Sei nur immer eine Passage," sagte ich mir; „ein Uebergang, eine Hülfs- und Rettungsbrücke für die Deinen. Jetzt hast Du keinen Strom, Philipp ist nur ein schmaler Streifen Wassers, und unvergleichbar jenem stürmenden Bergkatarakten Arthur, und jenem murmelnden, mit Blumen besetzten Wiesenbache, dem armen Edmund! Und wenn Du nichts wirkest, denke nur immer, daß Du es wolltest und daß Du dastehst mit ausgebreiteten Armen, strebend und anbietend, eine Mühle, die immer im vollen rauschenden Gange ist, wenn für die Menschheit auch nicht einmal so viel Körner, als auf eine Aehre gehen, zwischen die umrollenden Steine fallen!"

Das Häuschen, in welchem ich hinfort wohnen sollte und mußte, gehörte Philipp's Mutter und war zugleich auch von seinem Bruder bewohnt. Wir waren so schnell vor dem Häuschen angekommen, daß mich Philipp kaum noch bedeuten konnte, man wüßte hier nichts von seinem Religionswechsel, der schon stattgefunden hatte; man glaubte auch von mir nur, daß ich durch irgend eine herrschaftliche Veranlassung seiner Obhut anvertraut wäre. Die alte Mutter steckte ihr Köpfchen aus dem Fenster, lachte und nickte, ohne einen Schritt uns entgegen zu thun. Ich sah bald, daß sie vor Alter etwas beschränkt war und daß man sie dahin treiben mußte, wohin man sie haben wollte. Sie sagte immer, sie wollte Alles thun und daß es gleich fertig sein würde; wenn man aber nachsah, hatte sie damit gar nicht angefangen. Sie stand mir minutenlang gegenüber, die Hände über den obern Leib gefaltet, und betrachtete mich mit wohlgefälligem Beifallnicken, ohne daß sie wahrscheinlich wußte, worüber sie bei mir eigentlich zufrieden sein durfte. Ich sagte ihr: „Mutterchen, Sie sind wol schon in den Sechzigen?" Und Beifall nickend antwortete sie: „Sie wird gleich da sein." Sie meinte eine Suppe, die noch nicht auf dem Heerde stand. Als ich ihr's bemerkte, lachte sie und schickte sich an, auf Philipp's Ver-

langen einen Abendimbiß zuzubereiten. Er gab ſeine Befehle ſo laut, daß ich bei der alten Frau auf Taubheit ſchließen mußte, die ſie aber aus Eitelkeit, wie alte Herren, nicht zugab.

Die Lage des Häuschens war mitten in einer Straße, die aus lauter kleinen Wohnungen mit runden, mit Blei befeſtigten Fenſterſcheiben beſtand. Im Innern hatte es ſich ſo gut als es ging geſchmückt. Die Wand nach dem Hofe zu war mit üppigem Weinwuchs beſetzt. Hof und Garten liefen in Eins. Vorn waren Beete angelegt, die reichliche Küchengewächſe trugen, dann kamen ein Brunnen, ein paar Obſtbäume, ein Pfuhl für Gänſe und Enten und zuletzt eine Laube, die ſehr dicht bewachſen war, in welcher aber nicht die Liebe, ſondern die Wirthſchaft ihre Zuflucht gefunden hatte. Zuber und Eimer, der ganze Waſchapparat ſtand an dieſem anmuthigen Orte aufgeſchichtet. Grenzen gegen das Gebiet der Nachbarn waren nirgends gezogen; das Augenmerk und die Ehrlichkeit waren der Zaun, der das eine Gebiet von dem andern trennte. Ich nahm das Alles noch am ſelben Tage in Augenſchein, und dachte ſehr eifrig darüber nach, wie man aus der herrlichen, mit wildem Wein überzogenen Waſchküche wieder eine Laube, wenn auch nicht für die Liebe, doch für die Einſamkeit machen könnte.

Als ich wieder in das Haus zurückkam, war die Alte in eine Kirche zum Abendgebet und zu Bett gegangen, hatte den Feuerheerd, die Suppe und die Kartoffeln dem Zufall und dem Anbrande überlaſſen, und ſchien die neuen Ankömmlinge vergeſſen zu haben. Das Feuer loderte flackernd in den Schornſtein, rings ziſchte es aus allen Töpfen; Philipp und ich wir laufen Beide hin und ſind um die Hälfte unſerer Labung betrogen. Philipp lärmte im Hauſe, richtete aber nichts aus, ſondern mußte froh ſein, das Zimmer unverſchloſſen zu finden, das von mir künftig ſollte bewohnt werden. Es hatte die Ausſicht in den Hof und Garten, und war gar anmuthig ausgeſtattet. Embleme des Katholicismus, ein porzellanener Kalvarienberg ſtanden unter dem Spiegel auf der weißen Decke, die auf einem Pfeilerſchränkchen ausgebreitet war. Eine Menge wahrſcheinlich im Würfelſpiel auf Jahrmärkten gewonnener Gläſer ſtanden rings um die heilige

Paſſion, es fehlte ſogar nicht an einer Katze aus Gyps, die mit dem Kopf wackelte. Es war eine herrliche Nacht, die Sonne war ohne Wolkengefolge untergegangen, die Sterne verſenkten ſich tief in den nächtlich blauen Himmel. Die Menge von Gärten, die ſich hier überſehen ließen, lagen in ödem Schweigen; zuweilen ſchrie eine Gans, die aus dem Traume auffuhr, oder vorzeitig laut krähte ein Hahn, der ſich in der Zeit verrechnet hatte. Was ich ſchon Alles geweſen, und wie nun dies Alles noch werden ſollte! Ich dachte dem kopfſchüttelnd nach und blickte in den dunkeln Nachthimmel und flüſterte zu Gott, daß hienieden Alles ganz gleichgültig wäre, wenn man ſich nur mit Ihm unter vier Augen beiſammen fühlte. Wer konnte ſich zwiſchen mich und den Himmel drängen? Mein Gott war mein idealiſirtes, vergrößertes Ich!

Ich mochte kaum eine Stunde geſchlafen haben, als ich auch hier von einem im Hauſe erhobenen Lärmen erwachte. Eine fluchende Stimme polterte die Treppe hinauf und benahm ſich ſo ſchwerfällig, daß ich auf einen Berauſchten ſchließen mußte, der erſt ſo ſpät aus dem Wirthshauſe heimkehrte. Der Ankömmling mochte eben oben auf dem Flur ſein, als man einen ſtarken Fall hörte. Ich wollte um Hülfe rufen, hörte aber bald jenes zufriedene Lachen, das Menſchen in dem von mir vermutheten Zuſtande eigen iſt. Eine Hand betaſtete die Wand. Der Ankommende ſuchte fluchend ſeine Thür und ſchien endlich in ſie hineinzuſtürzen, ohne daß ich hörte, daß ſie wieder angelehnt wurde. Endlich war Alles ſtill, und von meiner Müdigkeit überwältigt, ſchlief ich wieder ein.

Am frühen Morgen wurde ich wieder durch Geräuſch geweckt: aber auf eine angenehmere Art. Ein gut klingendes und wohlgeſtimmtes Klavier wurde kräftig angeſchlagen. Ich traute kaum meinem Ohre, als ich bemerkte, daß die Accorde aus jenem Zimmer zu kommen ſchienen, das in der Nacht mit ſo vieler Ungewißheit geſucht wurde. Aufſpringend von meinem Lager, warf ich mich in ein Morgenkleid, öffnete das Fenſter, in welches eben der erſte Frühſtrahl der aufgehenden Sonne fiel, lehnte mich hinaus und ſog mit der freien friſchen Luft der Natur eine Fülle von ſchmelzenden Tönen ein, die aus

Das

Urbild des Tartüffe.

Luſtſpiel

in

fünf Aufzügen.

einem nach dem Hofe zu geöffneten Fenster kamen. Es waren die reizendsten und schwierigsten Compositionen der classischen Meister, die hier von einer geübten Hand gespielt wurden. Eigene Phantasieen lösten die Noten ab; im Anschlag erkannte ich den fertigen Techniker, im Ausdruck, in der Modulation, in den Tempi's eine mit dem tiefsten Wesen der Musik vertraute Meisterschaft. Der Spielende mußte ein Mann sein, ich erkannte das aus seinem häufigen Intoniren. Endlich schien er die Kehle in der Gewalt zu haben und begann nun mit einer tiefen und sonoren Baßstimme einige Arien zu singen, die von dem geübtesten Sänger in der Residenz nicht besser vorgetragen werden konnten. Einige komische Stücke von Mozart, Cimarosa und älteren Italienern waren durch echt theatralischen Humor ausgezeichnet. Ich kann das Gefühl nicht beschreiben, das ich bei diesen unscheinbaren Umgebungen über die Entdeckung eines musikalischen Genies empfand.

Eine Magd, die erst diesen Morgen zugezogen war, wollte mir im Ankleiden behülflich sein. Philipp rief mich in das Wohnzimmer hinunter, wo die Alte schon mit vielem Behagen ihren Kaffee schlürfte. Sie nickte mir freundlich zu, und gab mir noch wie nachträglich, als ich mich schon gesetzt und mit Philipp gesprochen hatte, wie etwas Vergessenes, die Hand. Alles was sie sprach, waren nur die Worte: „Ja, ja." Aber sie verstand diese beiden Sylben so eigenthümlich im Ton zu variiren, daß mir jedes Ja, ja! wie eine lange, ausführliche Rede vorkam. Ich fragte Philipp nach dem Virtuosen neben mir. Er sagte: „Das ist mein Bruder. Er versteht Musik, das muß man ihm lassen; er ist Organist in der Kirche!" Nach dem Störenfried von gestern Nacht fragte ich nicht, denn ich war noch überzeugt, dieser wäre im Hause nur eingemiethet und hätte mit Philipp und seinem Bruder nichts zu schaffen. Darauf ging ich in den Garten. Ich hörte den jungen Organisten noch immer mitten in seinen Studien. Er hörte auch die Hälfte des Vormittags nicht auf, kam nie an das Fenster, sondern spielte und sang abwechselnd mit unermüdlichem Eifer. Philipp holte mich darauf ab, einen Spaziergang um die Stadt zu machen. Um den Neugierigen zu entgehen, nahmen wir den kürzesten Weg. Wir waren bald draußen im Felde

und ſchlugen unſern Weg rings um die offene Stadt ein. Hier gab es viel über kleine Gräben zu ſpringen und durch tief gelegenes feuchtes Gras zu ſchreiten. Da ſchon rings um die Stadt her geerntet war, ſo hatte man eine weite Ueberſicht der Ebene. Durch die Kartoffeln verkürzten wir uns die Umwege, zuweilen ſehr ſcharf darob von einem Bürger angeſehen, der mit Hut und Stock auf ſeinem Grundſtück poſtirt war und erſt nach einigem Beſinnen unſer Grüßen erwiderte. Ich wurde müde genug, ſo daß wir uns auf eine Wieſe mit rothen und weißen Kleeblumen niederſetzten. Ich ſuchte nach einem viergeſpaltenen Kleeblatt. Philipp half; aber es traf ſich nichts.

„Ich ſehe wol," begann jetzt Philipp, „daß ich recht thöricht gehandelt habe, Dich in dieſe abgeſchiedene Welt zu verſetzen. Du kannſt an der Einſamkeit vielleicht Freude finden; das war auch mein Gedanke; aber jetzt ſehe ich erſt, daß Du gar nicht einſam biſt, ſondern durch meine taube und ſchwache Mutter und manches Andere geplagt ſein wirſt. Sage mir nur, wie ich es mit Dir machen ſoll? Willſt Du wieder zu andern Leuten gehen oder zu Deinen Eltern? Oder wollen wir uns nun wirklich verheirathen?"

Ich antwortete ihm, daß ich mich in meiner jetzigen Lage noch auf einige Zeit recht wohl gefiele, und daß ich, wenn ſie nicht ſo ſonderbar wäre, ſie immer theilen möchte. Vorläufig ſollte ſie mir dazu dienen, mich zu erholen, meine angegriffene Geſundheit zu ſtärken, und nebenbei verſtändiger zu werden.

Das ſchien Philipp zu erfreuen und er ſagte, indem er die Luft in ſeinem Pfeifenrohr probirte und den Schwamm zurecht legte, um ſich Feuer zu ſchlagen, mit leiſer Stimme: „Wenn Du mir nur ein wenig mehr gut ſein könnteſt!" Ich wußte darauf nichts zu antworten, und fragte ihn blos, ob er noch immer hübſch kräftig an Luther glaubte? Ringsum war Alles katholiſch und die Pfafferei und Dummheit des Volkes faſt unerträglich.

„Nun," meinte er, indem er ſich ſeine Pfeife anrauchte: „ich mache mir nicht mehr ſo viel Scrupel als ſonſt. Der Menſch iſt immer beſſer, wenn er das zu übertreffen ſucht,

was er eigentlich durch die Natur schon ist! Höre ich, daß so die Juden von ihrer Ehre sprechen und daß sie sich darum nicht können taufen lassen, so möchte ich doch wissen, ob es nicht eine größere Schande ist, wenn man keinen freien Willen hat? Was sie mir angesprengt haben bei meiner Taufe, das kann wol so ziemlich meine Ehre nicht sein, weil man mich darnach nicht gefragt hat. Was man ist, soll man durch sich selbst sein; und ich gestehe Dir, ich war kleinmüthig geworden, aber seit ich hier wieder unter diesem Volk bin, wo ich früher das Paternoster artig mitgemacht habe, komme ich mir groß vor."

Als er dies sagte, zog eben ein Priester an uns vorüber, vor welchem das Hochheilige getragen wurde. Philipp war aber doch so an die Reverenz gewöhnt, daß er aufsprang, seine Pfeife in's Gras warf und die Mütze zog. Er war über diese Inconsequenz beschämt. Er wollte es nicht zu einem hiesigen Bekanntwerden seines Uebertritts kommen lassen. Ich verwies nur auf das dürre Gras, das von dem heißen Porzellankopfe versengt wurde.

Nach Hause zurückgekehrt, ging ich erst, um meinen Hut abzulegen, auf mein Zimmer, und hörte, als ich darauf die Treppe hinunterstieg, einen so gräßlichen Lärm im Wohnzimmer, daß ich nicht hineinzugehen wagte. Auf den Tisch wurde mit entsetzlichen Flüchen geschlagen; Messer wurden unter das aufgesetzte Speisegeschirr geworfen. Endlich flog die Thür auf, und Philipp warf einen jungen Mann aus dem Zimmer hinaus. Wie mich dieser jähzornige Mensch erblickte, fragte er: „Was wollen Sie eigentlich hier?" Ich konnte vor Schreck keine Antwort geben und suchte hinein zu Philipp zu kommen. Der Andere schleuderte mich zurück, fiel aber selbst über die falsch berechnete Anwendung seiner Kräfte zu Boden und blieb einen Augenblick wie betäubt liegen. Philipp kam heraus und sagte: „Das ist mein Bruder, er wird vernünftig sein. Komm Ferdinand und setz' Dich jetzt zu Tisch'."

Der junge Mann that es dann auch mit Beschämung; die Mutter saß schon und aß mit Heißhunger. Philipp sah zum Fenster hinaus, um seine Aufregung zu verbergen. Zu ihm zu gehen, hinderten mich in der That nur die stieren

Blicke seines Bruders, dessen Verstand mit Riesenanstrengung zu kämpfen schien, um sich klar und nüchtern zu werden. Mit hochtrabenden Worten tastete er allmälig nach Besinnung. Er bot mir an sich eine gräßliche Erscheinung. Doch konnte ich die musikalischen Genüsse vom heutigen Morgen nicht vergessen. Endlich fand ich das Richtige, um meiner Empfindung die freie Ausströmung zu lassen. Die Wehmuth über einen so unglücklichen Contrast des Genies und des Charakters ergriff mich zu heftig; ich eilte auf mein Zimmer und badete mich in Thränen über einen so unerklärlichen Widerspruch.

Kurz nachher kam Philipp zu mir und suchte mir Aufklärung zu geben. „An diesen Menschen," sagte er mit der heftigsten Erbitterung, „haben Eltern und Verwandte den Schweiß ihrer Anstrengungen bis auf die Blutstropfen verwendet. Sie haben ihm Unterricht und Kenntnisse beigebracht, die weit über die Bildung seines innern Menschen hinausgehen. Sie hungerten, damit er bei den größten Meistern in der Musik lernte. Er kommt zurück als ein Matador auf allen Instrumenten. Er hat beim neunzehnten Linieninfanterieregiment drei Jahre lang die erste Clarinette geblasen, hat alle Opern, wie sie nur in Berlin gegeben werden, auf Militairmusik übertragen und alle Donnerstage in seiner frühern Garnisonstadt öffentliche Concerte gegeben, und nun ist ein solcher Teufelsgeist in ihn gefahren, daß er den ganzen Tag flucht und in allen Dingen ein wahrer Uebelthäter ist. Hier hat er die Organistenstelle; die hat er wol nehmen müssen, da er von den Soldaten fort mußte wegen schlechter Streiche; es ist eine Schande für eine Gemeinde, daß sie, um Gott zu loben, sich gleichsam vom Satan dazu aufspielen läßt; aber die Menschen sind hier förmlich in ihn vernarrt, in seine großen Redensarten, in seine musikalischen Kunststücke. Nur der Pfarrer durchschaut ihn und hat ihm heute angekündigt, daß in acht Tagen sein Gottesdienst zu Ende geht, und er Register und Blasebalg dann an einen jungen, frommen und gesitteten Menschen abzutreten hat, der bis dahin aus dem katholischen Landschullehrerseminar eintreffen wird. Jetzt wüthet der Taugenichts und will den Pfarrer sammt jenen Seminaristen umbringen. Er will die Orgel verderben, kurz

man kann nicht sicher sein, was für Spitzbüberei noch von ihm ausgeht. Aber ich passe ihm auf, und sollt' ich ihn über den Haufen schießen, ich will ihn schon bei Raison erhalten."

Philipp brannte im Gesicht, als er das sagte und ging zur Thür hinaus, mit einer drohenden Geberde, fast als wenn ich auch noch die Schuld davon trüge. Der Lärm begann schon wieder und endete damit, daß Philipp seinen Bruder zum Hause hinauswarf. Ich sah darauf den ganzen Tag und den Abend keinen von Beiden mehr, zerstreute mich durch die Abfassung einiger Briefe und ging zu Bett mit der Absicht, am nächsten Tage auf meine Abreise zu dringen.

Den kommenden Morgen verschönte wieder eine himmlische Musik, die aus dem Fenster des Organisten kam. Es war jetzt nicht mehr die Fertigkeit, die mich anzog, sondern die Empfindung, die das Spiel beseelte. Jedes einzelne Musikstück war zu gleicher Zeit ein durchdachtes Kunstwerk und zugleich ein Naturlaut, der bald jubelte, bald weinte, bald hoffte, bald verzweifelte und, fast möchte man sagen, die Gedanken des Componisten selbst zu überflügeln schien. Ich eilte hinunter in den Garten, wo zwar nur sehr wenig Schatten war, ich aber die Töne, die von oben kamen, voller und reiner vernehmen konnte. Ich setzte mich in der Laube auf einem umgekehrten Eimer nieder und richtete unverwandt meine Augen dem bezaubernden Fenster zu. Wie ich so eine Weile geschaut und über das Finale einer Beethoven'schen Sonate alle irdische Sehkraft verloren hatte, trat Ferdinand, so hieß der Bruder, an das offene Fenster und grüßte mich mit einem Lächeln, dessen gemeine Vertraulichkeit ich übersah. Er trat dann eine Weile zurück, kehrte aber wieder und rief jetzt in anständigem Ton: „Verstehen Sie denn Beethoven'sche Musik?" — „Ich dächte doch!" rief ich von meinem umgestülpten Eimer hinüber. „Aber verstehen. Was heißt Musik verstehen!" — „Sie müssen nur immer auf den Baß sehen, der verräth's, was der Componist will!" rief er von Oben herunter. „Freilich bei unsrer neuen Musik, besonders der französischen, können die Componisten nicht hoch genug hinaufkommen; die Violinisten tasten hinter dem Brette hinauf, als wenn bei den quitschenden Tönen die Herrlichkeit läge; und bei Beethoven

werden Sie finden, er kann nie tief genug hinunter. All' seine Gedanken reißt er in den Baß hinab. Manchmal ist's, als möchte er noch einen Ton finden, der ganz im tiefsten Abgrunde, wie das tausendjährige Greisenwort des alten Saturn, brummte."

Als ich erstaunt schwieg, fuhr er, sich behaglich zum Fenster hinauslehnend, fort: „Beethoven'sche Musik will studirt sein. Man vergleicht Beethoven mit Jean Paul. Allein das will nichts sagen; denn wie herrlich auch die Bilder dieses Dichters und seine humoristischen Abwechselungen sind, so läuft bei ihm doch Alles ziemlich bunt durch einander, so daß man nie recht weiß, woran man ist. Auch sind die Töne 'was Anderes als Worte und klappern nicht, wenn sie Uebergänge machen, so hölzern eben her wie diese. Man wird bei Beethoven immer davon ergriffen sein, daß seine Musik ein Ganzes ist, eine organische Selbstschöpfung, die trotz aller Freiheit des Gemüths und der Empfindung doch in ihrem Anfang schon die Nothwendigkeit ihres Endes besitzt. Das Herrliche dabei ist der Schein der Anarchie, jene Verwirrung und beinah möchte man sagen Geistesabwesenheit, die zuweilen über Beethoven's musikalische Gedanken zu kommen scheint. Aber das sind eben erst recht die magnetischen somnambülen Traumphantasieen, die sich wie unbewußt auf das Auge des göttlichen Sehers legen und durch welche sich das Thema zuerst leise und darauf mit voller Macht der Instrumentation hindurcharbeitet. Beethoven's Musik ist eigentlich nicht plastisch. Fidelio begeistert wol durch den Werth der Musik; aber es fehlt ihm doch die dramatische Angemessenheit. Beethoven's Musikstücke sind aber auch, wenn sie gleich mehr mit der Malerei als der Plastik verwandt sind, keine malerischen Repräsentationen oder stellen sich in musikalischen Thatsachen zu gleicher Zeit dem Auge wie dem Ohre dar; Beethoven's Musik ist träumerisches Ausspinnen einer einmal aufgezogenen Gedankenreihe, eine Gebirgswanderung mit Abwechslungen, bald erhaben, bald anmuthig. Beethoven's Musik ist das Leben. Wir beginnen ohne viel Pomp und auf den Effect berechnetes Raffinement, einfach und eben, treten dann mitten in die Welt, oder sagen wir die Alpenpracht hinein

und klimmen nun auf und ab; jagen bald nach einem Vogel, bald verweilen wir an einem grünen Ranft, der mit Blumen beſetzt iſt, bald läutet von der Matte herab das Glöckchen der weidenden Kuh; dann verengt ſich das Thal, wir müſſen ſteigen, und drängen uns durch die engſten Paſſagen hindurch. Wie wir ſo mühſelig wandern und die innere Dialektik der Noten erſchöpfen, ſpottet unſerer ein Vogel, der über uns wegfliegt, ruft uns ein Echo, oder läutet es weit, weit hinter den Bergen aus einer unſichtbaren Kloſterkirche zur Mette. Endlich ſpalten ſich die Felſen, lachender Sonnenſchein gießt ſich über ein neuentdecktes Thal. Bemerken Sie, daß man Beethoven trotz der „Adelaide" nicht eigentlich zur ſentimentalen Manier rechnen kann. Er läßt alle Töne des Gemüths walten; es iſt wahr, am liebſten die klagenden, und wie oft Gefühle, die vor Schmerz zum Himmel ſchreien! Allein er wird nicht in Wehmuth untergehen. Sein Gedanke bleibt männlich und vertrauensvoll. Er entwindet ſich mit Sanftmuth, nicht ſelten mit einem Scherze dem dämmernden Brüten und der auf ſich ſelbſt bezogenen Reflexion. Er ſteigt wieder jubelnd wie die Lerche empor, und ſchließt die meiſten Compoſitionen mit einer Heiterkeit, die verſöhnt, mit einem Blick, der wieder lächeln kann, weil das Herz überwunden hat."

Indem Ferdinand dieſe Worte ſprach, hob ſich ſeine Geſtalt. Ich ſelbſt ſtand wie feſtgebannt von dem Zauber eines Widerſpruches, von dem ich in dem Momente kaum noch wußte, und ſah den jungen Muſiker mit großen Augen an. Plötzlich nahm er eine Lorgnette und rief: „Da iſt eine Spinne, die hat gemerkt, daß wir von Muſik ſprechen. Spinnen ſind die einzigen Muſikkenner unter den Thieren; ich glaube, die durch die Luft vibrirenden Töne machen ihren Nerven ein galvaniſches Wohlbehagen. Dort, dort, auf Ihrem Kleide!" Ich ſchrie vor dem garſtigen Thiere auf; er aber ſchlug lachend das Fenſter zu, und das unerwartete Geſpräch war beendigt.

Als Philipp ſpäter neue Schmähungen über ſeiner Bruder häufte, mußte ich mich ſtill verhalten, weil mir zur Beſtätigung oder zum Widerſprechen Muth und Ueberzeugung fehlten. Ich verzweifelte, mir die Möglichkeit zu erklären, wie in einem

und demſelben Herzen zwei ſo verſchiedene Principien walten konnten, denn die Muſik war doch bei Ferdinand nicht etwas Erlerntes, ſondern etwas aus dem Herzen Geborenes. Wie konnten die zarteſten Saiten des Gemüths ſo leicht berührt ſein, und wie konnte zu gleicher Zeit eine ſo unermeßliche Rohheit aufkommen! Ich dachte an Shakeſpeare's „gute Leute und ſchlechte Muſikanten", und wandte dieſe Bezeichnung umgekehrt auf Ferdinand an, wo freilich der Scherz ein bitterer Ernſt wurde, ein Ernſt, den ich leider oft bei Muſikern beſtätigt fand. Muſik, habe ich bemerkt, veredelt nicht. Iſt das nicht entſetzlich?

Es war immer nur gegen Abend, daß die Kriſis mit Ferdinand ausbrach. In einem Wirthshauſe beherrſchte er alle Geſpräche. Er erzählte von allen möglichen Dingen in der Welt, und die Leute liebten ihn, weil er nebenbei ein Tauſendkünſtler war und überhaupt das große Wort führte. Seit einiger Zeit war der Pfarrer der Gegenſtand ſeiner heftigſten Anklage. „Ich ſoll Ruhe geben; er will mich excommuniciren," ſchrie er, wie ich es aus dem Wirthshauſe hören konnte, und verdrehte dabei das letzte Wort auf eine komiſche Weiſe, da ihm ſchon der Gebrauch der Zunge ſchwierig geworden war. Ich kam mit Philipp von einem Abendſpaziergange heim, und hatte vergebens geſucht, ſeine Entſchloſſenheit gegen Ferdinand zu mildern. Er ſagte: „Er iſt geſcheidter als ſie Alle hier in dem Neſt. Er giebt auch mir Räthſel auf; aber ich werde mich nicht einſchüchtern laſſen. Ich wundere mich nur, woher der Pfarrer den Muth genommen hat, ihn von der Orgel zu treiben. Denn das bleibt ſchon richtig, nachmachen kann's ihm doch in den Fugen Keiner." In Ferdinand ſchien dieſelbe Ueberzeugung, aber mit fanatiſcher Gluth zu lodern. Um ſeines Zornes ledig zu werden und vielleicht an die Urſache nicht zu denken, ergriff er das Mittel, ſich mit Getöſe zu umgeben. Er zog gegen Mitternacht mit einer Rotte gegen das Haus ſeiner Mutter und warf, als ihn Niemand einlaſſen wollte, die Fenſter ein. Philipp, kaum angekleidet, ſtürzte hinaus, ergriff den Taumelnden und richtete ihn im Jähzorn ſo zu, daß er am Morgen verwundet auf der Straße gefunden wurde. Furcht vor einer Unterſuchung zwang Philipp,

ſich ſeiner anzunehmen. Er trug Ferdinand auf ſein Zimmer, und ich kann wol ſagen, daß dieſe Summe von Brutalität, an dem einen Bruder wie an dem andern, mich mit ſo heftigem Abſcheu erfüllte, daß ich geſonnen war, mein Heil in der Flucht zu ſuchen. Doch was mich feſſelte, war, als ſich Ferdinand bald erholt hatte, ſein erneuertes Klavierſpiel. Mich zog jedoch diesmal nicht die Klarheit und die Seele deſſelben an, dieſe tauchte auch nirgend auf, ſondern ſeine Hand ſtürmte in die Taſten hinein mit wilden phantaſtiſchen Fugen und brachte Notenanakoluthe zuſammen, wo das Gräßliche bald komiſch, das Komiſche grauenerregend wurde. So ging es den ganzen Vormittag in einer Weiſe fort, wo alle kräftigen, aber böſen Geiſter aus Ferdinand's Seele herauszuwüthen ſchienen; die Töne ſich mit jenen Alpenmaſſen vergleichen ließen, auf welchen die verwegenen Titanen den Sitz der Götter ſtürmen wollten. Die klagenden Accorde, die zuweilen durch das ſataniſche Gewühl hindurchdrangen, machten den entſetzlichſten Eindruck. Es ſchienen verdammte Seelen zu ſein, die in der ſiedenden Höllengluth ſtöhnten. Das währte bis gegen Mittag, wo ſich Ferdinand in einem nachläſſigen Anzuge aus dem Hauſe fortſchlich. „Wenn er heute etwas Böſes thut," ſagte Philipp, „ſo thut er es gegen den Pfarrer; der iſt glücklicherweiſe verreiſt. Es iſt ſein letzter Organiſtentag."

Als die Dämmerung hereinbrach und die Bewohner der Stadt durch die engen Straßen ſchlenderten, und ſich zuweilen unter den Lindenbäumen niederließen, von welchen hier und da ein Haus beſchattet war; da waren zuletzt alle an der Pfarrkirche feſtgebannt, in welcher ſo tief nach Sonnenuntergang noch die Orgel geſpielt wurde. Zum letzten Mal von dem entlaſſenen Militair-Capellmeiſter Ferdinand. Die verſchloſſene Thür verhinderte den Eintritt; der Küſter ſagte, daß der Organiſt und der Balgentreter hinter ſich zugeſchloſſen hätten. Man horchte den Tönen, die aus dem ſtattlich gewölbten Gebäude kamen. Die Orgel wurde angeſchlagen, aber wahrlich nicht zu Ehren Gottes! Eine feindſelige Macht ſchien in das Heiligthum des Herrn gedrungen; der Teufel ſelbſt war es, der den Himmel verhöhnte. Dieſe Melodieen waren ein Ausfluß der unheiligſten Geſinnung. Sie waren

rieſig und genial gedacht, aber ſie hatten Beſtimmungen, die nach Unten, nicht nach Oben zeigten. Die höchſten Regiſter an dem heiligen Inſtrumente, nur angeſchlagen, wenn man die Freudigkeit des Gottvertrauens in ihren Jubel ausbrechen laſſen wollte, waren unausgeſetzt in zitternder Bewegung, tändelten, ſcherzten und lachten in die Wölbung der Kirche hinaus. Die heiligſten Geſänge, die noch aus des heiligen Ambroſius Zeiten ſtammten, wurden karrikirt, in's Lächerliche gezogen und mit weltlichen, aus Opern geriſſenen Tönen verunreinigt. Das mächtige brauſende Inſtrument mußte allen Einfällen und Kapriolen dieſes ruchloſen Talentes nachſpringen, es mußte tanzen, pfeifen, trillern, cadenziren; ein Inſtrument, das ſonſt nur betet, und mit den rauſchenden Fittigen ſeiner gewaltigen Töne die gläubige verklärte Seele gen Himmel hebt!

Ich hörte Alles mit Schrecken, als ich vorüberging und floh fort vom Kirchhof, an welchem mir zu Muthe wurde, als glühte der Boden unter mir und als fielen die Chöre der Unterirdiſchen in jenen Spott ein, der drinnen den Altar, das Crucifix, die heilige Monſtranz und die Bilder der Apoſtel und Märtyrer verunreinigte. Aber ſonderbar! Von den Bürgern, ihren Frauen und Töchtern ahnte Niemand dieſe Entheiligung! Soweit bringt es die Weltlichkeit des Katholicismus! Der Teufel kitzelte den Leuten die Füße, daß ſie zu ſpringen und zu tanzen anfingen und ſo laut jauchzten, wie auf der Kirchweihe, wenn ſie beim Walzen die Abſätze aneinander ſchlagen. Das währte bis in die Nacht. Das Orgelſpiel wurde plötzlich matter und matter, erhob ſich noch einmal, und ahmte ein erſchütterndes Gelächter nach; worauf Alles ſchwieg. Die Stadt war in Jubel gekommen. Niemand verfolgte einen kleinen Lampenſchimmer, der durch die Fenſter der Kirche fiel; Niemand kümmerte ſich darum, wie der Organiſt mit ſeinem unzurechnungsfähigen Balgentreter die Kirche verließ.

Und dieſer Spott des Heiligſten währte, da der Pfarrer verreiſt war, vier volle Tage und wiederholte ſich jeden Abend bei Untergang der Sonne und ſann auf Mittel und Wege, das Bizarrſte aus den Regiſtern der Orgel hervorzuziehen. „Ich will die Orgel verderben," hatte Ferdinand geſagt;

Philipp verstand nicht das Dämonische, das sein Bruder meinte, auch mußte er selbst auf einige Tage verreisen. Ferdinand sagte, er ginge darauf aus, die Stadt zu verzaubern und seinem Nachfolger ein so entheiligtes Instrument zu hinterlassen, daß von nun an kein Ton mehr zum Herzen dringen, der Gesang des Gottesdienstes sich in eitel Sinnenlust und Narretei verwandeln sollte. Man sah ihn den ganzen Tag nicht. Wenn der Balgentreter in die Kirche kam und hinter sich zuschloß, wie ihm vom Cantor befohlen war, so fand er diesen schon auf dem Platze, mit Noten-Papier und Bleistift, und die Notensprünge punktirend. Dann begann das Toben; der spielte, diese jubelten, und was man höchstens sagte, war: „Ein närrischer Kerl! Schade um ihn! Den hätten sie recht gut d'ran lassen können!" Ein wilder, beleibter Metzger rief aus: „Hurrah, Geistlich und Weltlich!" Ein Anderer: „Daß Dich, Klingelbeutel und Granaten!"

Diese Höhe hatte das Treiben an einem Samstag Abend erreicht. Am nächsten Morgen in der Frühe fuhr der Pfarrer mit seinem neuen Cantor und Organisten, den er selbst aus dem Seminar geholt hatte, den kleinen Hügel herauf, auf welchem die Stadt lag. Es war ein frischer, herrlicher Herbstmorgen. Die ganze Luft hatte den Geruch nach reifen rothwangigen Aepfeln. Der Pfarrer schien sogleich in die Kirche gehen zu wollen, um die Messe zu lesen und sogar zu predigen. Ich konnte das kleine Bauernfuhrwerk von meinem Fenster aus unterscheiden; zog mich auch schnell an und ging, obschon mit Eifer an meinem Luther hängend, doch in die Messe, weil ich glaubte, Jude, Katholik, Lutheraner, Muhamedaner, es ist derselbe Gott, nur verschieden costümirt.

Wie ich auf der Straße bin, sehe ich keinen Menschen, der mit Andacht auf sein Gesangbuch blickte. Der Pfarrer kommt die Straße herauf; sie betrachten ihn Alle mit zweideutigen Mienen und wissen nicht mehr, wo ihnen der Schirm an der Mütze sitzt. Der Mann seufzt, da ich, die Ketzerin, ihn allein begrüße. Er segnet mich, als er vorübergeht, und Niemand ist da, der mich zu beneiden scheint. Das heilige Amt beginnt, man schwatzt und lacht über die Sitzstühle hinaus, winkt sich und reicht sich nicht einmal in ein Sacktuch eingehüllt die

Tabacksdoſen von einem Orte zum andern. Der heilige Orgelton ſcheint Alle luſtig zu ſtimmen. Die Männer kratzten ſich wohlgemuth hinter den Ohren und keine einzige Frau läßt ihre ſonſt ſo krähende Stimme bei der Litanei ertönen. Ich weinte, als ich das Alles ſah, und fing an für mich ſelbſt zu zittern, da der Ton der Orgel etwas Fremdes, Spöttiſches zu haben ſchien. Ich war beklommen, daß man mir meine Angſt anſehen möchte, eilte aus der Kirche und flüchtete mich ſo weit, daß ich das Inſtrument nicht mehr hören konnte. Als es ſchwieg, kehrte ich zur Predigt zurück. Die Gemeinde war zerſtreut. Wie im Tumult leerte ſich das Gotteshaus. Die Leute zerſtreuten ſich auf die Dörfer, wo getanzt und geflucht wurde. Am Abend brach in der Stadt Feuer aus. Die Leute ſagten, als ſie herbeieilten, ein Eigenthümer hätte es ſelbſt angelegt, weil er ſich nicht nur in Berlin, ſondern auch in Paris verſichert hätte. Es hieß: „Wir wollen's bald Alle ſo machen!"

So begann und vermehrte ſich die Verwilderung der Stadt. Die Arbeitsſtunden wurden verkürzt, die Ausfälle in den dadurch verminderten Einnahmen mußten einige Juden decken, denen die Bürgerſchaft bald mit Leib und Seele verpfändet ward. Der Leichtſinn wuchs und trug ſich bald von den Sitten auf die Verhältniſſe über. Die ehelichen Bande wurden locker; es wurde üblich, ſich mehr um ſeine Schwägerin als um ſeine Frau zu bekümmern. Die Vettern beſuchten ihre Baſen, wenn ſie wußten, daß deren Männer im Felde waren und Kartoffeln gruben. Dem geiſtlichen Stande wurde allmälig alle Achtung entzogen. Ja, das Schlimmſte war, daß es ſogar die Kinder unmittelbar nach der Firmelung nicht beſſer thaten, wie die Alten, ſondern truppweiſe ſchaarten ſich Knaben und Mädchen zuſammen, rückten auf irgend ein Wirthshaus und zechten mit um ſo größerer Befriedigung, da die Alten rings herum ſtanden, und ſich die Seiten halten mußten, um ſich nicht vor Lachen auszuſchütten.

Wie widerlich wird der Philiſter, wenn ihn der Bock des Uebermuthes ſtößt! Albern ſich zu benehmen, fingen ſie in dem Städtchen Alle an. Einige, die vornehmer ſein wollten, legten ſich ein Schützenhaus an und verpufften und verpaffften

Centner von Pulver. Würzburger Wein wurde dazu getrunken, der in Naumburg geboren. Champagner sogar aus Grüneberg. Hier hatte Ferdinand sein Hauptquartier aufgeschlagen. Hier wohnte er, zechte, gab Concerte und einen Tag um den andern Tanzmusik. Sein bewunderungswürdiges Spiel auf der Violine fand hier mitten in dem Dampf eines kleinen Tanzsaales wenig Anerkennung. Die Leute waren einverstanden, die Trompete für die Hauptsache zu erklären; doch kümmerte sich Ferdinand nicht darum; war doch das ganze, aus fünf Mann bestehende Orchester sein Werk. Zuweilen kündigte er musikalische Quodlibets an, Bauernhochzeiten, Schlachten bei Leipzig, Bellealliance, unzusammenhängende Zusammenhänge, Eisenbahnenrutscher, Runkelrübenwalzer und Aehnliches. Er hatte durch Musik die Stadt verdorben und sich selbst.

Es war an einem Sonntage, wo ich ihm über die Vergeudung seines Talentes die ernstlichsten Vorwürfe machte. Er hatte angefangen, mich mit besonderer Aufmerksamkeit zu behandeln, war oft in meine Wohnung gekommen, wozu ihm die Abwesenheit Philipp's Raum ließ. Ich entsetzte mich erst vor ihm, da mich seine teuflische Verführung der Stadt mit zu tiefem Abscheu erfüllt hatte, aber er kannte die Seite, an welcher er mich überlisten konnte, eben doch die Musik. In der That veränderte sich auch, wenn er in meiner Nähe war, sein Wesen. Ich warf ihm vor, daß er sein Pfund schlecht vergrübe und wahrlich mehr sein könnte, als was er nun geworden, ein Dorffiedler. Ruhig antwortete er mir: „Eines Musikers Herz ist schwer zu ergründen. Jeder Künstler sehnt sich nach zwei Dingen, Auditorium und Kapelle. Ich muß Handlanger, ein Orchester, ich muß Zuhörer haben. Ich kann meine Collegen für ihre Bereitwilligkeit, meine besseren Compositionen des Vormittags mit mir durchzuspielen, nicht anders belohnen, als wenn ich des Nachmittags mit ihnen spiele. Zuletzt vergessen Sie auch nicht, daß in der Musik Alles auf den Charakter ankommt. Musikalische Phantasieen sind recht gut; allein Alles, was spricht in der Musik, ist noch besser. Sprechende Musik ist Tanzmusik, Opernmusik. Jemehr sich die Musik dem Worte nähert, und doch selbst so unendlich

verſchieden vom Worte iſt, deſto belebender iſt ihre Wirkung, während doch auch an der himmliſchen Unendlichkeit ihres Weſens dabei nichts verloren geht. Das Volk muß für gute Muſik erzogen werden, und ich verſichere Sie, der Zehnte weiß nicht was er will, wenn er ſagt: „Mir gefällt dieſe oder jene Compoſition.“ Ich geſtand ihm, daß es mir ſo ginge, und ich darum auch ſo oft gegen die Muſik Zweifel gehegt hätte, weil man ein Eingeweihter ſein müßte, um ſie zu verſtehen. „Glauben Sie das nicht,“ widerſprach Ferdinand. „Für den Laien iſt die Berechnung der Muſik, auf den Laien muß es ankommen. Das Gedicht wird erſt Gedicht, wenn es der Hörer, dieſer allein mit der Proſa des Lebens vergleicht. Für den Poeten giebt es keine Poeſie, weil er von der Poeſie zehrt und ſich nährt, weil die Poeſie ſein tägliches Brot iſt. So iſt es auch mit der Muſik, von der es lächerlich wäre zu behaupten, daß ſie bloßes Gefühl, und nicht eben auch Product des Gefühls wäre. Wie jedes Tonſtück ſeine innere Regelung hat, ebenſo muß es etwas Fertiges und Objectives ſein und muß dem Laien mit eben ſo viel Anregung gegenüber treten, wie ein Gedicht oder ein Marmorbild. Dasjenige aber, woran es uns eigentlich mangelt, iſt die Erziehung zur Muſik. Man putzt den Leuten nicht die Ohren rein. Sie haben über dem Trommelfell noch manche andere dicke Felle, die ihnen in früheſter Jugend aufgeſtochen werden ſollten. Wäre ich Erzieher, ſo würde ich bei den vorgetragenen Muſikſtücken darauf ſehen, daß ſie entweder Entſchlüſſe oder Gedankenreihen weckten. Jede Tonart iſt auf eine eigene Seite des menſchlichen Gemüths berechnet. Durch eine kleine Verſchiebung der Vorzeichnung wird aus dem Schmerz Begier, aus der Begier Grauſamkeit, aus der Grauſamkeit Wahnſinn, aus dem Wahnſinn Weinen. Auf das Errathen dieſer Empfindungen käme es an, um den Sinn für die Muſik zu beleben. Ich würde eine Sonate vorſpielen und dann fragen: Woran haſt Du gedacht? Woran Du? Woran Du? Ich würde meine Schüler veranlaſſen, einer ihnen vorgeſpielten Compoſition Worte unterzulegen. Sie würden da bald lernen, wie toll es iſt, wenn Roſſini einen Walzer aufſpielt, und dies die Begleitung zu dem Röcheln eines Sterbenden ſein ſoll. Ginge das mit Gewiſſen-

haftigkeit so fort, wäre dies System, nämlich Volksunterricht und nicht etwa eine einzelne Logier'sche Methode, so würde sich die ungeheuere Notensaat, mit welcher die Welt seit vierzig Jahren überwuchert ist, verlieren, und es bald unmöglich sein, so viel Sachen zu componiren, die, um es kurz zu sagen, auf rein gar nichts hinauskommen."

Ich fragte, ob der Musiker auch einen Prüfstein hätte, eine Musik, die er nicht spielt, sogleich richtig beim bloßen Lesen der Noten zu prüfen? „Natürlich," antwortete er treuherzig. „Sie nehmen ein Gedicht, einen Aufsatz, einen gedruckten oder geschriebenen Aufsatz zur Hand, und sehen augenblicklich, daß da ein orthographischer Fehler steht, hier eine Interpunktion fehlt, hier ein Reim schlecht ist; Sie sehen auch bald, ob das Ganze wässerig oder feurig ist. Ebenso in der Musik. Quinten und Octaven sind leicht erkannt, dummes Kindergeschnörkel ist von einer sichern Handschrift bald unterschieden. Manches ist auch correct geschrieben, hat aber keinen Inhalt; Manches hat einen guten Styl, aber die Gedanken fehlen. Manches Notenstück ist voll von genialen Einfällen, aber sie liegen dicht nebeneinander ohne Verbindung, ohne Klarheit; sie haben keinen Styl. Selten kommt vor, daß die Idee groß ist, das Wort angemessen, die Periode rund gebaut, der Duft, der auf dem Ganzen liegt, frisch und recht aus der unmittelbaren Anschauung dessen, was man sagen will, hergenommen. Zeigen Sie mir irgend ein Notenstück; ich sage Ihnen gleich, ob es von Schiller oder Goethe, Wieland oder Clauren geschrieben ist."

Zwischen den Brüdern war kein besseres Verhältniß eingetreten. Ferdinand beherrschte seine Unmäßigkeit im Trinken und suchte mir zu gefallen. An jenem Sonntage blieb ich in dem Garten, wo er dirigirte und spielte. Das Local war voller Gäste, die sich um schwarze, vom Regen halb verfaulte Tische herumgesetzt hatten und aus ungeheuren Kannen den Kaffee tranken, den sie sich hier selbst gegen Bezahlung der Milch und des Holzes gekocht hatten. Obgleich mich oben der Tanz, hinten die fallenden Kegel störten, so fiel mir doch schmerzlich eine Zeit auf's Herz, wo ich, jünger und lebensfroher als jetzt, in ähnlicher Lage gewaltet hatte. Mich über-

wältigte die Wehmuth der Erinnerung. Ich legte aber mein Tuch zusammen und schickte mich zur Rückkehr an; als Ferdinand herbeistürmte und mich führen zu wollen erklärte. Er zog mich in die Waldung hinein, die den Ort umgab, und begann mir die überschwänglichsten Dinge zu sagen. Nicht lange aber und es entspann sich die schrecklichste Scene. Philipp sprang über einen Graben, der den Garten des Schützenhauses vom Walde trennte. Als mich Ferdinand los ließ, und seines Bruders ansichtig wurde, war sein Lachen aus Verlegenheit und Trotz so eigenthümlich gemischt, daß es komisch und schrecklich zu gleicher Zeit erklang. Doch Philipp schien es nicht so nehmen zu wollen. Mein Sträuben hatte ihm Muth gegeben, und seine ganze Entrüstung niederkämpfend, drückte er seine geballte Faust an Ferdinand's Stirn und sagte kaum hörbar: „Ich bring' Dich um!" Als Ferdinand über dies Pianissimo lachte, konnte ich im Nu alle Finger von Philipp's weit ausgeholter Hand auf seiner Wange sehen, Philipp gab sich einer wilden Rohheit hin. Alle, die im Garten waren, kamen herbei, der Wirth, alle Mitglieder des Schützenclubs, der Gensdarme, und Niemand wagte der fürchterlichen Mißhandlung Einhalt zu thun, der hier ein Liebling der Stadt ausgesetzt war. Da schäumte Ferdinand vor Wuth auf und stöhnte. „Nehmt ihn, nehmt ihn! den Wilddieb!" raunte er knirschend dem Gensdarmen zu. Philipp, dies Wort hörend, sprang auf's Neue gegen ihn an, doch der Gensdarme hielt ihn nun fest, und bemächtigte sich seiner mit Hülfe der Uebrigen. „Wilddieb? Das soll untersucht werden!" Der Diener der Gerechtigkeit führte jetzt das große Wort. Die Scene war durch Ferdinand's Denunciation eine andere geworden, und einmal über das andere rief er aus: „Jetzt soll der Graf reden!"

Alle Forsten in der Umgegend gehörten einem reichen Grafen, und da man Anzeigen genug hatte, daß der Wilddiebstahl organisirt war, so standen auf die Entdeckung eines Waldfrevlers so große Summen, daß der Gensdarme an seinen Vortheil dachte. Man arretirte Philipp.

Ich habe Philipp, wie seinen Bruder, nur wiedergesehen auf kurze Augenblicke. Ueber den Erstern erfuhr ich, daß ihn

der Graf, der keine Patrimonialgerichtsbarkeit mehr beſaß, der Landesbehörde ausgeliefert hatte. Später brachte ich dann ſein trauriges Schickſal in Erfahrung, daß er zu mehrjähriger Gefängnißſtrafe verurtheilt war. Was hinter Philipp's Kommen und Gehen, hinter ſeinem langen Ausbleiben und nächtlichem Verkehren im Hofe geſteckt hatte, das ſah ich nun wol. Obſchon man in ſeiner Behauſung ſelbſt kein Wild antraf, ſo wurde der durch mich aus ſeiner Bahn Gedrängte, vom geraden Lebenswege Abgekommene doch überführt, daß er deſſen genug im Walde geſchoſſen und durch den Handel damit ſein Leben gefriſtet hatte. So eigenthümlich aber iſt das Urtheil des Volkes, daß Niemand in Philipp's Handlungen ein Verbrechen, ſondern in der Entdeckung derſelben nur ein Unglück finden wollte. Der alte Gerichtshalter in der Stadt, den ich über dieſe Sache ſprach, ſagte: „Nur das ſchlechte deutſche Recht ſetzt den Armen einer Strafe aus. Nach römiſchem Rechte wäre er frei, denn da heißt es: Alles Gethier auf dem Felde, in der Luft und dem Waſſer iſt Gemeingut und kann erlegt werden von Jedem, der da will.“ So waren die Alten, die unſterblichen Alten! Und ſie nannten das das Völkerrecht. Es iſt doch gut, daß man nicht zu viel weiß. Man könnte ſonſt an der Berechtigung aller unſerer gegebenen Zuſtände zweifeln.

Von Neue war Ferdinand ergriffen. Er wagte nicht, ſich meinem Anblicke auszuſetzen. Er wurde der Vertheidiger ſeines Bruders und bemühte ſich, ſeinen ſchlechten Angeberſtreich dadurch zu verwiſchen, daß er vor Philipp's Schickſal keine Furcht zeigte, ſondern behauptete, die Sache würde auf einen kleinen Denkzettel hinauslaufen. Doch innerlich ſah ich, wie ihn Angſt und Gewiſſen quälte. Er ſuchte zuweilen einen Blick von mir zu erhaſchen, durch den er, wie er wünſchen durfte, gleichſam in den Bund beſſerer Seelen wieder aufgenommen worden wäre. Seither bewohnte er wieder ſein kleines Kämmerchen im Hauſe der Mutter und muſicirte mit gewohntem Eifer. War ich im Garten, ſo ſah ich ihn durch die kleinen Gardinen ſeines Fenſters blicken. Stieg ich hinauf in mein Zimmer, ſo wußte er irgend eine Bewegung vorzunehmen, die ich hören ſollte. Die Menſchen wiſſen nicht,

wie sie es anstellen sollen, mit Anstand ihre Gewissensbisse zu übertäuben.

Für mich selbst war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte um jeden Preis versuchen, ob man nicht Philipp's Schicksal durch einen die sonstige Ehrlichkeit seines Charakters schildernden Einspruch mildern könnte. Ich wollte versuchen, mich aus meiner ungeschickten Lage zu befreien. Ich trug all' mein Gepäck zusammen, miethete mir ein kleines Fuhrwerk und entschloß mich, auf den Schauplatz meiner früheren Leiden und Freuden zurückzukehren. Ein Gesuch beim Minister für Philipp war dasjenige, was ich mit klopfendem Herzen und aufgeregter Phantasie dramatisch in meinem Vorsatz ausführte. Von der alten Frau war es schwer Abschied zu nehmen. Sie lachte als ich kam und lachte als ich ging. Sie war so sehr von allen Begriffen verlassen, daß sie mir ohne Falsch sagen konnte, wie angenehm es ihr wäre, daß ich ihr Haus verließ. Sie that dabei, als erwiese sie mir einen Freundschaftsdienst. Ferdinand stand oben am Fenster und grüßte mit Kopfnicken, als ich eben meinen Wagen bestieg. Hier mein Koffer, dort eine zusammengedrückte Hutschachtel, nur einige leichte Silbermünze in der Tasche, hinter mir ein Bund Heu für das magere Pferd, ich selbst schwankend auf einem Brett, das nur über die beiden Lehnen der Kalesche übergelegt war, so fuhr ich früh Morgens einer Zukunft entgegen, die mir unerklärlicher und räthselhafter war als jemals. Am Ende der Stadt hatte der Kutscher seine Peitsche in das Geschirr des Pferdes verhauen und mußte absteigen, um sie wieder loszubinden. Da waren wir am Schulhause der Stadt, wo eben die liebe Jugend das Lied sang: „Wir Kinder, wir schmecken der Freuden recht viel." Ach, ich sang es nicht mehr mit!

In Elementarschulen kommt es oft vor, daß die Kinder beim Singen zu tief anfangen und wenn sie keine Brust mehr haben, um die tiefen Noten hervorzubringen, ihren Gesang um die Octave höher anschlagen — eine komische Erscheinung, die sich auch dort wiederholte. Das ganze Leben ist so! Wir wollen es lässig und gemächlich nehmen und die Welt hetzt uns in ganz andere Tonlagen und Tempi. Ich hüllte mich in ein altes graugrünes Umschlagetuch, das ich auf der

Reiſe (ungeſehen von Arthur, der es ſo haßte!) wol tragen durfte. Der Pfarrer luſtwandelte eben durch das Feld und grüßte mich mit herzlichem Blick. Später ſah ich auch den jungen Seminariſten, der Philipp's Bruder vertreten hatte und kränklich war. Der Arme ſaß auf einem Steine, einen Krug Mineralwaſſer vor ſich, den er zuweilen an den Mund ſetzte. Gerechter Gott! Iſt das Deine Welt? Lernt man ſo das Menſchenleben kennen? Hier Schmerz, dort Reue; hier Furcht, dort Siechthum! Tauſend kranke Empfindungen und noch krankere Ideen! Und dazwiſchen bellt ein Hund, ſchüttelt ſich das Laub einer Pappel; dazwiſchen drängt ſich die zinnerne, eiſerne, ſteingutne, hölzerne Alltäglichkeit!

In der Reſidenz angekommen, beſaß ich gerade noch ſo viel Geld, um den Träger bezahlen zu können, der mir meine Sachen in die finſtere und abgelegene Kammer eines kleinen Gaſthofes ſchaffte; Vater und Mutter aufzuſuchen, die Geſchwiſter anzuſprechen, deſſen war ich nicht fähig. Ich ſuchte mir weibliche Arbeiten zu verſchaffen und gewann damit ſo viel als ich zu meinem erſten Unterhalt bedurfte. Das weißt Du gar nicht, Arthur, daß ich ein kleines verlorenes Stübchen in dem Hofe des Hauſes bewohnte, wo Du nach vorn hinaus Deine glänzenden Zimmer aufgeſchlagen hatteſt? Ich erfuhr dies, als mich ein Mädchen an der Hausthür bat, ihr die Adreſſe eines ſauber geſchriebenen Briefes, den ſie in der Hand hielt, vorzuleſen; ſie war an Dich gerichtet und lautete auf das Haus, das wir zuſammen hatten. Wie geizte ich danach, Dich einmal zu erblicken! Aber Du ſchwärmteſt Tag und Nacht —! Licht habe ich an Deinem Fenſter nie geſehen, aber es wol noch gewagt wie ehemals, wenn es offen ſtand, Dir eine herbſtliche Aſter hineinzuwerfen!

Von meiner Abſicht, den Miniſter zu beſuchen, kam ich nicht ab. Ich ließ mich eines Morgens bei ihm melden und wurde eingeſchüchtert als ich ſah, daß er einen Beſuch vor mir annahm, ohne die Thür zu ſchließen. Ich fand im Vorzimmer einen jungen Mann, deſſen ſtark ausgeprägte jüdiſche Phyſiognomie mir auffiel. Der Fremde ſchien, indem er auf den Abgang eines noch im Zimmer des Miniſters befindlichen Beſuches wartete, in Gedanken vertieft, muſterte mechaniſch

die rings ausgehängten Gemälde und schien auf mich kein Augenmerk zu haben. Sein Teint war gelb, sein Auge entweder schwarz oder tiefbraun, sein Gesicht bis in's Wilde mit pechdunkelm Haar und Backenbart bewachsen.

Seine Kleidung verrieth zu gleicher Zeit geniale Nachlässigkeit und nicht weniger beabsichtigte Eleganz. Seine Haltung war gebückt, wobei gleichsam seine Augen dem Kopfe um einige Fuß voraus waren, so thätig lugten sie in die Weite hinaus. Weiße Glacéhandschuhe bestreifte er, um deren Falten zu vertilgen, über die Finger hinweg und riß sie dabei entzwei, worüber ich laut lachen mußte. Er sah mich an und schien mich fragen zu wollen: Wie ich mir erlauben könnte zu lachen? In dem Augenblick aber öffnete sich die Thür, der junge Mann schlüpfte hinein. Er wollte sie wieder zumachen; ungeschickt, wie er war, mislang es ihm. Hierdurch konnt' ich ein Gespräch mitanhören, das ohngefähr folgendermaßen geführt wurde. „Woher kommen Sie jetzt?" — „Aus Halle, Ew. Excellenz." — „Und Sie wünschen?" — „Vergessenheit für Etwas, das mich selber reut." — „Sie bereuen, weil Sie sich die Folgen nicht gedacht hatten?" — „Gewiß nicht. Ich bereue, weil ich einige Parthieen von der Welt noch nicht kannte." — „Statt daß Sie die Welt kennen müßten, um Autor zu sein, scheinen Sie Autor sein zu wollen, um die Welt kennen zu lernen?" — „Erfahrungen werden auf verschiedenen Wegen gesammelt, es kommt nur darauf an, ob sie ernsthaft sind." — „Ich zweifle an Ihrem Ernste. In Ihrer Schrift wenigstens springen Sie vom Pathetischen zum Komischen über. Es sind die Grundsätze nicht, die uns daran mißfielen, sondern die wunderlichen Lichter, die Sie darauf gesetzt hatten. Solche Grundsätze wie die Ihrigen zerplatzen. Sie, mein Lieber, sind nichts als ein Mann des Styles, und schreiben deshalb gegen uns, weil der Angriff immer angenehmer zu lesen ist, als die Vertheidigung." — „Sie beurtheilen eine Zeitrichtung, und indem Sie mich ihr einverleiben, haben Sie Recht, ich aber auch nicht gänzlich Unrecht. Ich bin aus jener neueren Schule hervorgegangen, die man mit dem Namen der Heine'schen bezeichnet. Glauben Sie mir, Excellenz, daß ich die Hohlheit derselben erkannt habe!" —

Perſonen.

Ludwig der Vierzehnte, König von Frankreich.
Lienne, Miniſter.
Delarive, Kammerherr.
Präſident Lamoignon.
Parlamentsrath Lefèvre.
Leibarzt Dübois.
Chapelle, Akademiker.
Molière.
Armande } Schauſpielerinnen.
Madeleine }
Matthieu, Bürger von Paris.
Germain, Bedienter des Chapelle.
Louiſon, Armandens Mädchen.
Lakai des Königs.
Bedienter des Miniſters.
Ein Offizier.
Zwei Commiſſäre.
Theaterdiener.
Abgeordnete.
Volk und Publicum hinter der Scene.

Ort der Handlung: Paris. Zeit: 1667.

„Sie wollen ſagen, daß Sie jetzt die ſchlimmen Folgen derſelben kennen.“ — „Ich will Beweiſe liefern, daß es nicht Furcht, ſondern Ueberzeugung iſt, die aus mir ſpricht.“ — „Sie wollen für uns ſchreiben?“ — „Iſt Ihnen das ſo gleichgültig, iſt das ſo wenig?“ — „Wir haben unter den Männern, welche ſich mit Aufopferung und einem der menſchlichen Natur angemeſſenen Ehrgeiz in eine ſolide Staatscarrière werfen, Köpfe genug, die eine Maßregel der Regierung oder ihr Syſtem, wenn ſie ein ſolches hat, geſchickt vertheidigen können. Ich glaube nicht, daß Vertheidigungen beim Publikum Anklang finden, wenn ſie von einer Seite kommen, von wo früher die Anklagen kamen. Dennoch ſetzen Sie ſich, mein Lieber!“ — „Ich kann nichts thun, als Ew. Excellenz auf die Lage der Dinge in Deutſchland aufmerkſam machen. Was die Regierung bedarf, iſt kein einzelner Aufſatz, ſondern eine ihr unausgeſetzt gewidmete literariſche Thätigkeit. Man hatte Männer dieſer Art, die ſich den Kampf gegen die Revolution zur Lebensaufgabe machten. Wir hatten Gentz, Adam Müller, Pfeilſchifter, wir haben noch Einige, die Ihnen bekannt ſein werden. Glauben Sie, daß Männer dieſer Art unter den jetzigen Umſtänden noch wirken können?“ — „Gewiß nur wenig; denn der beſte Kampf gegen die Revolution, der beſte Erſatz der Garantieen, welche die Revolution verlangt, ſind weiſe berechnete Maßregeln, die begünſtigten Fortſchritte der Induſtrie und des Handels, die Beförderungen der Wiſſenſchaft. Dieſe Thatſachen ſprechen für ſich ſelbſt und laſſen uns jeder officiellen Polemik, die immer etwas Mißliches iſt, entbehren.“ — „Vollkommen wahr; aber ſelbſt das Gute, das man thut, darf in unſerer Zeit nicht ohne Erklärung bleiben. Sie können die Geſinnung des humanſten Regenten vertreten, und werden dennoch, wenn Sie unſere Zeit im rechten Sinne verſtehen wollen, darauf bedacht ſein müſſen, dieſer Geſinnung die Anknüpfungspunkte zu ſichern. Ihre weiſen Maßregeln müſſen nicht blos beglücken wollen, ſondern auch die Zunge löſen. Sie müſſen ſagen: Dazu ſind wir da, Dies oder Jenes wollen wir! Die Regierung bedarf keiner Apologie, aber ſie bedarf einer Dialektik, die ihr vorarbeitet und Dasjenige verknüpft, was ſie von

ihrem System nur Vereinzeltes ausführen kann. Und dennoch möchten schwerlich die genannten Publizisten diese Dialektik besessen haben." — „Ich habe immer geglaubt, daß es in der Politik darauf ankommen muß, sich nicht blos der Theilnahme, sondern des Enthusiasmus zu versichern. Die Regierung hat eine Zeitlang mit dem Enthusiasmus gemeinsam gehandelt. Wohin wäre sie gerathen, wäre sie ihm gefolgt? Sie können sich wol erklären, daß seither ihr alle Exaltation widerwärtig geworden ist, und sie keine Verbindung so sehr von sich weist, als die mit der Literatur." — „Das ist ein entsetzlicher Ausspruch, Excellenz! Sie müssen die Literatur wieder erobern. Sie müssen es möglich machen, daß auch für das System des Widerstandes eine Begeisterung sich regt, und ich versichere Sie, daß im Lager der Opposition selbst Meuterei ausbrechen kann, die Ihnen die feindlichen Fahnen zu Füßen legt." — „Mir nicht auffallend; denn was sahen wir denn? Junge Leute, die noch nicht in die Jahre gekommen sind, um sich an regelmäßige Verhältnisse zu gewöhnen, deren Feder also so lange nur von der Leidenschaft die Farben borgte, bis sie wieder hingehen mußten, um auf's Neue zu studiren. Ich bin so sehr von der echten Wissenschaftlichkeit eingenommen, daß ich glaube, sie könnte auch dieser widerspenstigen Literatur, welcher Sie, Lieber, bisher angehört haben, einen neuen Stoß geben, einen Stoß, der sie zur Besinnung brächte!" — „Um Vergebung; wer diese Dinge näher in Augenschein genommen hat, kommt darauf hinaus, daß man sich selbst auf einer Affectation nach der andern ertappt. Ich habe als Student —" — „Sie sind Jude?" — „Allerdings. Ich habe als Student allerlei Studien die Kreuz und die Quere getrieben. Ich disputirte über die neueste Philosophie, und kam leider durch die Eitelkeit, mich gedruckt sehen zu wollen, in die Sphäre einiger Localjournalisten, welche, gleichfalls meines Glaubens, sich besonders mit der Theaterpolemik beschäftigten. Von da ging ich in eine durch ihre literarische Industrie berühmte Handelsstadt, und arbeitete für die Ideen, die sich kurz nach der Julirevolution über Süddeutschland verbreitet hatten. Der buchhändlerische Speculationsgeist machte meine liberalisirende Feder flott. Ich schrieb ein Politisches

Büchlein für die Deutschen, und gab darauf jene Bilder und Zustände heraus, deren Schicksal mich veranlaßt hat, mich zu besinnen und einen andern Weg einzuschlagen. Was man, um für die Regierung schreiben zu können, erfahren haben muß, das ist die Gedankenlosigkeit, mit welcher man als moderner Autor Niedriges und Hohes verknüpft, das ist die Affectation, in welche man sich hinaufschraubt, um so originell zu scheinen, als das Publikum von der Originalität einer neuen Schule verlangt." — „Und das geben Sie Alles von sich selbst zu? Sie können jetzt in der Mitte der Zwanziger sein, Lieber? Errötheten Sie denn nicht, wenn Sie für Etwas schrieben, wofür Sie nicht lebten?" — „Sie urtheilen zu streng! In den Jahren, worin ich mich befinde, überwiegt die Form. Der Inhalt ist gleichgültig und wird es um so mehr, je weniger er die Form begünstigt." — „Sie sind der Form mächtig. Ich kenne Ihre abspringende, dem Zeitgeist zusagende Schreibart. Sie brauchen die rechten Bilder, sind süß und sauer, wo es gerade am rechten Orte ist. Wenn an Ihnen Etwas Verbrechen ist, so sind es weniger die durch Ihre Excentricität unschädlichen Ansichten, als Ihr Styl." — „Das ist es. Diesen müssen Sie erobern. Mit denselben Bildern, mit demselben Heinianismus humoristischer Sentimentalität müssen Sie das System vertheidigen lassen, welches früher mit jenen Mitteln angegriffen wurde. Wenn ich auch für die Andern dieses Genres nicht gutsagen kann, so bin ich wenigstens bereit, das Meinige zu thun." — „Sie kommen mir vor wie ein Soldat," sagte der Minister lachend, „der einen blauen Rock mit rothem Unterfutter bei dem einen Fürsten trug, und wenn er bei dem andern dienen will, nichts zu thun hat, als seinen Rock umzukehren; dann hat er einen rothen Rock mit blauem Unterfutter. Sie stimmen mich zum Scherze, da Sie zu glauben scheinen, in Ihrer Feder läge das Schicksal der Welt." — „Ich weiß nicht, ob Sie als Vertreter gewisser Regierungsmaximen einen Mann so beiläufig betrachten dürfen, der sich anheischig macht, diese zu vertheidigen." — „Oho! Ich hindere Sie ja nicht. Sprechen Sie Ihre Ueberzeugungen aus!" — „Ich werde noch mehr thun als mich aussprechen. Ich werde darnach streben, eine

Stellung zu gewinnen, wo mir möglich wird, unausgesetzt zu kämpfen. Ich will vom Liberalismus beweisen, daß er die Menschheit in eine Rechnungsmaschine todter Begriffe verwandelt. Ich will versuchen, ob man nicht das historische Recht mit ein wenig mehr Poesie vertheidigen kann, als bisher das Vernunftrecht vertheidigt worden ist. Es giebt in der Geschichte nichts, was so aus dürrem Sande hervorgewachsen wäre; sondern Alles was gedeihen will, muß seinen fetten historischen Boden haben. Doch muß man gerade noch über diese Vertheidigung des Vernunftrechts hinausgehen auf die sogenannte neue Schule selbst, und muß deren Widersprüche aufdecken. Ich wenigstens will nachweisen, daß die neue Schule sogar den Liberalismus haßt, weil dieser in der That immer einige Dinge hat, die derselbe der Kirche und dem Staate zu lassen geneigt sein muß. Weit verwandter ist diese moderne Destruction aller Verhältnisse mit einigen über der politischen und moralischen Versumpfung Frankreichs aufgeschossenen Wasserblumen sogenannter socialer Theorieen, mit St. Simon, Fourier, Enfantin. Ja ich kann sogar nachweisen, daß es darunter einige Köpfe giebt, die recht gern zu einer Theokratie im Sinne Lamennais' ihre Stimme geben würden. Dieses Chaos von Meinungen haben wir; es ist eine weiche knetbare Masse, die man bald spitz, bald rund, bald eckig formen muß, um ihr zu beweisen wie unhaltbar sie ist. Ich will dies thun. Ich will, da ich gewohnt bin, mich der Gedanken und Redeformen der neuen Schule zu bedienen, mein innerstes Eingeweide herauskehren und dasjenige, was ich irgend erdenken kann, immer so hinstellen als dasjenige, was man bekämpfen muß. Jede Parthei hat etwas von Affectation; aber ich werde sie nur meinem Gegner zuschieben; ich werde beweisen, daß er anders denkt als er schreibt, daß er sich von einer Ideenverbindung tyranniſiren läßt, die er gar zu gern abwürfe, wenn er nur den Muth dazu oder äußern Ersatz dafür hätte. Das Alles werde ich in keinem größeren Werke thun, sondern in anonymen Zeitungsartikeln; ich werde mir wie ein Maulwurf bald hier, bald dort Luft geben, und nicht in der Form des Angriffs, sondern in der des Ueberfalls und des Hinterhalts. Vor allen Dingen gehört, um hier

etwas Gediegenes zu erreichen, eine officielle Maske dazu. Ich muß sagen können: Man geht damit um, man hat sich entschlossen, man hat es im Werke! Wenn es auch nur heißen soll: Es ist wünschenswerth, es ist leicht möglich, es ist mein guter Rath! so merkt man schon den officiösen Ursprung. Besonders kommt es darauf an, einen festen Standpunkt über die auswärtige Politik zu haben. Man muß immer mit Schlachten bei Roßbach drohen; man muß sich nicht fürchten, eine förmliche Revolte aller auswärtigen Journale auszuhalten. Zuletzt muß man sich an die Ausdrücke gewöhnen, die in den neueren Censuredicten vorkommen. Man muß von einem Buche, das etwas frei, etwas subjectiv, kurz etwas modern geschrieben ist, sogleich sagen: Dies Buch ist in einem schlechten Geiste geschrieben! Es muß nicht darauf ankommen, diesen Geist zu analysiren, zu beweisen, warum der Geist zwar nicht schlecht, sondern nur unbrauchbar ist; sondern man muß aus einer Sache der Politik sogleich eine Sache der Moral machen. Eben so muß man sich an den Ausdruck falsche Lehren gewöhnen. Es ist zu weitläufig, nachzuweisen, daß sich diese oder jene Idee da oder dorthin verzweige. Man muß gar nicht thun als wenn irgend Etwas, das man behauptet, in Frage gestellt werden könnte. Man muß das herrschende System die Wahrheit nennen, und das Widersprechen dagegen nicht mehr für Irrthum, sondern geradezu für falsche Lehre ausgeben. Falsche Lehre, schlechter Geist, das sind kategorische Ausdrücke, die Alles umfassen, was man an den Erscheinungen der Zeit in ihren einzelnen Mißlichkeiten und Bedenklichkeiten nachweisen müßte." — Nach einer Pause, während welcher ich nur das Kritzeln einer Feder hörte, hieß es: „Geben Sie diesen Zettel bei der Kasse des Ministeriums ab." Der gelbe Israelit mit dem schwarzen Haar und dem krummen Rücken schoß an mir vorüber, und ängstlich folgte ich dem Winke des Ministers in sein Zimmer.

Der Mann war sehr erschöpft; seine lange hagere Gestalt streckte sich auf dem Sopha neben mir. Er schien abwesend zu sein und sagte, ohne meine Bitte vielleicht gehört zu haben: „Es wird sich schon machen lassen." Als ich darauf fortfuhr,

unterbrach er mich und sagte: „Meine Liebe, drücken Sie das Alles schriftlich in einer Bittschrift an den Fürsten aus, und wollen Sie sie mir dann anvertrauen, so denke ich wol, daß sich etwas machen lassen wird.“

Damit erhob er sich; ich verließ das Zimmer so still als ich hineingekommen war. Er lächelte mich wie ein Glückwünschender an, und dennoch mußt' ich auf der Treppe stehen bleiben, weil mir eine Ohnmacht über die ausgehaltene Spannung über die Augen zog.

Ein ausbrechender Thränenstrom half mir, und selbst die kalte Herbstluft draußen hatte nicht Kraft und Gewalt genug, die Nässe auf meinen Wangen zu trocknen. Als ich nach Hause kam, warf ich mich erschöpft auf meinen hölzernen Stuhl, den einzigen, der in meinem Zimmer stand. Später that ich, was mir der Minister gerathen hatte. Es half aber nichts, da ich meine Bitte für Philipp weder als Gattin noch als Schwester, noch als verlobte Braut motiviren konnte. Es war unwiderruflich, daß er ein Jahr in Verhaft bleiben sollte. Ich kann wol sagen, daß die Theilnahme für ihn nur eine eingeredete, keine empfundene war; doch so viel sah ich, daß ich mir Hülfe schaffen mußte, um nicht unterzugehen. Alle meine Empfindungen waren in einer gereizten Stimmung. Die Verwandten hatten mich aufgegeben. Die Schwester war auswärts verheirathet, der Bruder studirte auf einer fremden Universität, der Vater rang schon seit längerer Zeit mit dem Tode. Ich entschloß mich ein Anerbieten anzunehmen, das auf meine Fähigkeiten berechnet schien. Ich wurde Erzieherin und blieb es und darüber verflossen nun — acht Jahre! — —

— — Das Tagebuch hatte noch hundert Blätter, aber diese blieben alle, alle leer. — —

sich selbst entwickelnden Organismus eintritt, damit man wenigstens den Augenblick behauptet und sein überliefertes Besitzthum rettet."

Arthur hatte zwar längst seine jugendliche Schwärmerei aufgegeben und sie mit einem Indifferentismus vertauscht, der, wenn er dazu kam seine Meinung zu sagen, am liebsten die Meinung des Gouvernements sagte. Er hoffte nichts als Beförderung. Aber er sagte doch: „Wer an der äußersten Grenze steht und die meiste Macht hat, parlamentirt gern oder bescheidet sich, nur einen Theil dieser Macht zu gebrauchen. Wellington wird nie einem so reinen Torysmus folgen, als wozu ihm diejenigen seiner Parthei rathen, die hinter ihm stehen und keine Verantwortlichkeit tragen."

„Nein, Lieber," entgegnete Herr von Magnus; „es ist nicht Scheu, die mir meine Stellung unbehaglich macht, sondern wirkliche Ueberzeugung. Mit welchen Begriffen bin ich in die politische Carrière eingetreten? Mit Begriffen der Freiheit und des Kampfes gegen fremdländische Usurpation. Meine Studien fallen in eine Zeit, wo die Staatswissenschaft zum ersten Male in eine Berührung mit den Institutionen Englands kam, in eine Zeit, wo man sich mit Burke vom Princip der französischen Revolution zwar abwendete, aber dafür auch die englische Staatsraison, die Vorzüge einer auf gesellschaftlichen Vertrag gegründeten Verfassung in seine politischen Vorstellungen aufnahm. Ich bin mit dem Enthusiasmus groß geworden, den die Werke Adam Smith's erregten und habe mit Entschlossenheit an dem Kampfe Theil genommen, den das System des großen Schotten mit dem Egoismus, der feudalistischen Verdächtigung, dem Fanatismus der theoretischen Physiokraten, den Querelen der kleinen praktischen Gutsbesitzer führen mußte; erlauben Sie mir, zu sagen, daß alle diese Elemente meiner politischen Bildung demokratischer Natur waren. Das was uns jetzt die englische Verfassung empfehlen läßt, ist ihr aristokratisches Princip; damals war es die populäre Grundlage derselben, welche die strebenden Köpfe begeisterte. Die Thatsachen, welche außerdem von der damaligen Geschichte gesetzt wurden, waren nicht so gestaltet, daß man auf diesen künftigen Zwiespalt hätte aufmerksam

gemacht werden können. Das neuernde Princip kam immer
von den Regierungen; Gouverniren hieß damals aufräumen,
Mißbräuche tilgen, Einheit schaffen, erziehen, beleben, erzeugen;
man hatte einen Fingerzeig für Alles, was man that, eine
eben so geheime wie offenkundige große Idee, die Befreiung
vom fremden Joche; die Idee realisirte sich, ein Brausen und
Wehen entstand, daß es eine Lust war, an den öffentlichen
Vorfällen Theil zu nehmen. Ich folgte dem Heere, ich warf
mich oft mitten in die Gefahr; denn für mich begann nichts
Neues, sondern meinen Hoffnungen wurde die Krone eines
lorreichen Endes aufgesetzt. Von diesem Gedanken begann
mein doppeltes Mißverhältniß zur Zeit. Die revolutionäre
Tendenz unserer Zeit datirte von diesen Begebenheiten einen
Anfang; ich sah in ihnen nur ein Ende. So zerfiel ich eben
sehr mit diesen mir verhaßten Bestrebungen, wie ich auf-
chtig zugeben muß, die entgegengesetzte Tendenz der neueren
olitik noch bis zum gegenwärtigen Augenblick nicht verstan-
n zu haben."

Arthur kam in Verlegenheit. Er sah, daß das Gerücht,
ß der alte Minister von Magnus, der schon längst für die
ffallende Lebensweise seiner Frau kein Auge hatte, an Ver-
rrung der Ideen litte, nicht unbegründet war. Der Prin-
ipienkampf war sein Steckenpferd und der „Aegyptier" hatte
klich bei ihm Einfluß gewonnen. Arthur sagte: „Der
arakter unserer Zeit hat sich umgestaltet. Das entfesselte
t fing an, sich nicht mehr als den dritten oder vierten
nd zu betrachten, sondern es feierte überall seinen 17. Juni
machte sich zur Allgemeinheit, zum Plenum. Wo blieben
Interessen der Uebrigen? Alles das zu erfüllen, was die
ge verlangt, wäre in unserer Zeit nicht einmal etwas
ßes, sondern nur etwas Abenteuerliches."

„Aber um Gottes willen," fiel Herr von Magnus mit
igkeit ein, „sagen Sie mir nur, durch wen man heutiges
es etwas erzielen kann? Wer besitzt denn die Reichthümer,
besitzt denn die Intelligenz, wer besitzt zuletzt die physische
alt, mit welcher sich die Staaten schützen sollen? Der
erpunkt aller politischen Existenz fällt ja in unseren Tagen
die große Masse, Reichthum, Intelligenz, selbst die adelige

Prärogative der Ehre ist etwas Staatsverpflichtetes, Allgemeines geworden. Wie kann man hoffen, unter diesen Umständen ein gleichmäßiges Aequilibrium von gleichberechtigten und gleichverpflichteten Gesellschaftsstufen herzustellen, wo schon Alles das, was der geringen Zahl des Adels ehemals doch das größere Gewicht gab, auf den Bürger und Bauer übergegangen ist? Sagen Sie mir, wie wollen Sie Staaten vom Papier in's Leben rufen? Habt Ihr Reactionäre nicht dieselben Träumereien wie die Demagogen?"

„Erlauben mir Ew. Excellenz," entgegnete Arthur, erstaunt über eine Sprache, die er im Munde eines Ministers kaum erwartet hätte, „aufrichtig meine Meinung zu sagen. Hätte die Demagogie die Kraft, wie die Reaction, sie würde vielleicht eben so wenig eine Thorheit sein, wie diese es ist. So lange aber die Reaction noch über Mittel und Kräfte gebieten kann, wird sie dieselben zu zwei Absichten verwenden. Sie muß negativ und positiv verfahren. Sie muß jenen Neuerungstrieb zerstören, der in die Völkerschicksale leider durch die Regierungen selbst gekommen ist, und sie muß zu gleicher Zeit nach irgend einem Schema dasjenige, was sie als Contre-Revolution zertrümmert, wieder aufbauen und überhaupt auf Positivitäten dringen."

„Positivitäten! Recht gut!" rief der Minister; „aber welch' ein Schema ist zu diesem Zweck gezeichnet worden! Das ist nichts als eine sklavische Abstraction der veralteten Zustände." — „Nein, eine freie Abstraction; ein Schema, das eben so sehr der Geschichte wie dem Gedanken angehört." — „Ihre Gedanken denken nichts, als die Vergangenheit." — „Wir vertheidigen das Recht der Geschichte." — „Die Geschichte hat kein Recht gegen Diejenigen, welche täglich Geschichte machen." — „Der Fortschritt wird nicht geleugnet; allein woher die Materialien der Zukunft nehmen?" — „Nicht aus den alten Institutionen, sondern aus dem Urtheil über sie." — „Das Urtheil schafft keine Welt, es sei denn Gottes Urtheil. Es muß Unterlagen, Bedingungen, factische Erleichterungen geben." — „Sie wählen die rechten nicht! Die Gegenwart bietet dieselben Erleichterungen. Die Menschheit gewöhnt sich schneller an etwas Neues, als an die Nach-

Kurze Charakteriſtik.

Ludwig XIV. Faſt noch Jüngling, graziös, leicht, gefällig, geiſtreich. Er muß vom jugendlichen Liebhaber geſpielt werden.

Lionne. Herablaſſend im zweiten Akt, ſpäter furchtſam und geſchmeidig.

Delarive. Höfling. Lächelnde Indifferenz.

Lamoignon. Der Tartüffe, ſo wie er gewöhnlich auf der Bühne geſpielt wird.

Lefèvre. Junger Bonvivant, nicht ohne Vornirtheit, wenn er auf ſein Steckenpferd, die Jurisprudenz, kommt. Immer humoriſtiſch und leicht.

Dubois. Sanguiniker trotz des wohlgenährten Embonpoints.

Chapelle. Trockne, paſſive Komik. Ein langes hölzernes Ausrufungszeichen. Nicht ohne Verſtand, aber dummgeworden durch Einbildung.

Molière. Choleriker, wie alle Originale, die das, was ſie erfunden haben, auch ſelbſt vertheidigen müſſen. Es iſt die Rolle des erſten Helden und Liebhabers.

Armande. Die erſte Liebhaberin.

Madeleine. Im Soubrettenton.

Matthieu. Queckſilber.

Germain. Der Verſtand ſeines Herrn.

ahmung des Alten." — „Das große Gesetz unserer Zeit ist die Freiheit. Die Thatsachen, auf welche wir dringen, sind eben so sehr Traditionen, wie Ergebnisse der Vernunft. Das ist der große Unterschied des Alten und Neuen, daß jenes gegeben war, dies genommen ist, jenes belastete, dies befreit: es sind dieselben Formen, aber sie werden in einem andern Licht betrachtet. Das Erste ist die Tyrannei, das Zweite die Empörung, das Dritte die Versöhnung durch die Liebe und die Ueberzeugung."

Der Minister schwieg, grüßte mehrere Mal Vorübergehende, seufzte und fuhr fort: „Urtheilen Sie, wie Sie müssen! Müßtet Ihr es Alle so, ich kann es nicht, und die Zeit mit ihren täglichen Erlebnissen wird meine Schwäche entschuldigen. Ich zittre, wenn ich den unaufhaltsamen Strom von Verneinungen überblicke, der noch über die Welt kommen kann. Die Vernunft zieht sich Grenzen, aber die Leidenschaft reißt sie nieder. Die Vernunft weiß, daß sie Einiges bezweifeln darf, daß sie Manches wissen kann, das Meiste aber glauben muß; dagegen weiß die Leidenschaft nichts, die Leidenschaft glaubt nichts, die Leidenschaft bezweifelt Alles. Nennen Sie mir den Moment, wo Sie glauben, daß auf dem Heerde der Verneinung, Paris, endlich ein Ende der Unruhe eintreten wird! Ich sehe kein Ende, am wenigsten, wenn man das thut, was die Menschen fordern, noch weniger, wenn man sie mit Bajonnetten umpflanzt. Es ist, es ist — schrecklich!"

Arthur dachte im Stillen: „Der Aegyptier hat einen vollständigen antirevolutionären Weltschmerz über ihn gebracht."

Eine Pause trat ein, während welcher der Wagen langsam die Landstraße, auf welche man kam, wenn man den Park verließ, hinunterfuhr. Jeder drückte sich in eine Wagenecke. Der Minister war ein langer hagerer Herr, der Noth hatte, seine Beine unterzubringen. Er schlug sie gewöhnlich übereinander, auch die Arme, und senkte dabei den Kopf tief in diese kreuzweisen Verschränkungen hinein. Doch plötzlich erhob er ihn mit Lebhaftigkeit. Ein Wagen begegnete ihnen, dessen Schlag sich öffnete und ein bleiches Kindesantlitz herauslächeln ließ. Die langen Glieder sprangen auf, der Kutscher wurde angerufen zu halten, es war die Tochter des Herrn

von Magnus, die ſo eben mit ihrer zukünftigen Gouvernante, Seraphine, aus der Penſion kam und anhaltender Kränklichkeit wegen in das Haus ihrer Eltern zurückkehrte. Auch der ſtaubige Reiſewagen hielt an, der Schlag wurde geöffnet und mit herzlichem Willkommen drückte der geiſtig ſo tief gebeugte Mann Antonien, ſein einziges Kind, an ſein Herz. Das kleine Weſen war krank und hatte von Natur wenig Gefühl. Sie ſtieg in den Wagen, wo ihr Arthur Platz machte, der ſich von der plötzlichen Erſcheinung Seraphinens abwendete und um Zerſtreuung zu ſuchen in's Feld hinausſah. Sie konnte ihn nicht erkennen. Man kehrte um. Die Lehrerin blieb in dem andern Wagen allein. Arthur hörte zu ſeinem Erſtaunen, daß die Miniſterin dieſe Begleitung gewünſcht hatte, ja ſogar Seraphine dauernd als Erzieherin behalten wollte. Arthur Stahl und Edmund von Oppen waren dabei oft genug Gegenſtände ihres Spottes. Das Geheimniß des Einen hatte ſie jetzt an den Andern verrathen. Beide junge Männer, die im Begriff waren, als die in ihren Neigungen ſo wandelbare Gattin des Miniſters ſich für die Auszeichnung eines berühmten Virtuoſen entſchieden hatte, Freunde zu werden, wurden dadurch beſtimmt, ſich zu meiden. Edmund bereitete ſeinen Abgang nach dem Süden vor.

Seraphine überließ Antonien den Zärtlichkeiten ihres Vaters, der Aufnahme bei der Mutter und zog ſich ſofort auf die Zimmer zurück, die ihr für die Zukunft angewieſen waren. Es dunkelte ſchon. Sie konnte ſich bald in ihrer neuen Lage orientiren. Sie hatte weit mehr damit zu thun, der wunderbaren Veränderung nachzuhängen, die auf's Neue ihr Schickſal betroffen hatte. Vor dem Herrn dieſes Hauſes war ſie als Hülfeflehende erſchienen: der damals ſo zerſtreute Mann hatte ſie nicht wieder erkannt. Sie war auf's Neue in Kreiſe verſetzt, wo ſie Arthur und Edmund begegnen mußte, die ſie ſchon öfters wiedergeſehen. Sie war eine Hingeſchiedene, die Niemanden in dem, was er über ihrem Grabe vornimmt, verhindern kann. Sie wachte am Morgen mit einem Gefühl auf, das Niemanden unbekannt ſein kann, der eine plötzliche Veränderung, die ihm Tags zuvor widerfuhr, am Morgen an den Wänden controlirt und vorſichtig auf ſein

Gedächtniß zutritt, damit er ſich allmälig überzeuge, ob es denn wirklich Wahrheit ſei, worüber er ſich zu freuen die nächſte Veranlaſſung haben ſollte.

Jetzt erſt bemerkte die von der Miniſterin bei ihren Beſuchen in der Penſion immer mit einer höhniſchen Ironie, deren Urſache ſie nicht verſtand, Behandelte ihre anmuthige Wohnung. Dieſe ging nach einem Garten hinaus, den man mehr Anlage und Park nennen mußte, weil er nur ſpärliche Blumenbeete, meiſt ſchattige Baumparthieen bot. Dicht unter ihren Fenſtern, obgleich einen Stock tiefer, begannen rieſenhafte Glasfenſter, welche die ſchräge Bedachung von verſchwenderiſch angelegten Treibhäuſern bildeten. Brennende, tropiſche Farben leuchteten durch die hellgrünen Fenſter hindurch, die hier und da geöffnet waren, und die zierlich geordneten Terraſſen, die von den ſeltenſten Pflanzen beſetzt waren, ſehen ließen. Zur linken Hand war ein ungeheueres Netz gezogen, unter welchem Pfauen und Faſanen ihren ſchlanken Wuchs und ihre Farbenpracht entfalteten. Zur Rechten gruben ſich auf einer kleinen Inſel Kaninchen ihre unterirdiſchen Gänge, während ſich auf dem Teiche, der ſie umgab, einige ſtolze Schwäne brüſteten. Man ſah, hier waltete eine eigene Liebhaberei, eine Hypochondrie, die ſich von der Welt abſchloß und auf ihre eigenen Schöpfungen beſchränkte. Auch blieb der Beherrſcher dieſer Anlagen, die trotz ihres ausgeſuchten Charakters etwas Düſteres hatten, da zumal der Park dicht daran ſtieß, nicht fern. Herr von Magnus wandelte in einem langen blauſammtnen Morgenſurtout durch ſeine Faſanennetze und tropiſchen Pflanzenterraſſen. Eine gelbe Schnur durchſchnitt den geſtreckten Körper gerade in der Mitte in zwei Hälften, von welchen jede ſchon hinreichend geweſen wäre, die Länge eines kleinen unterſetzten Mannes zu bilden. Ein großes Actenſtück klemmte er unter den linken Arm, ſein oſtindiſches Taſchentuch unter den rechten. Das erſte war, weil er das letztere viel im Gebrauch hatte, nahe daran, ihm hinten zu entgleiten. In der That entfiel es ihm, ohne daß er's merkte. Er wandelte gravitätiſch ſeinen Gang fort, während das vielleicht wichtige Papier am Boden liegen

blieb und von einigen türkiſchen Enten, die in die Inſelcolonie gehörten, verdolmetſcht wurde.

Zuweilen hatte Herr von Magnus Bedürfniß ſich auszuſprechen. Dann rief er aus vollen Leibeskräften: „Heinrich!“ worauf ein Livreejäger erſchien, der hier ſowol die botaniſchen wie zoologiſchen Functionen zu gleicher Zeit zu verſehen ſchien. Zuweilen hatte Herr von Magnus etwas recht derb zu erinnern, zuweilen rief er auch nur: „Heinrich,“ und wenn dieſer kam, ſo winkte er ihm, daß es ſchon gut wäre und er wieder gehen möchte. Endlich führte der Zufall den braven Mann wieder auf die Stelle, wo ſeine Depeſche von den türkiſchen Enten, die damit hin- und herzerrten, entziffert wurde. Wie ein Blitz ſchoß die lange, ſonſt phlegmatiſche Geſtalt über den vielleicht unerſetzlichen Verluſt, vielleicht eine Note des Divan, die Enten wackelten in die Flucht, er hatte ſein Papier, aber er ſetzte ihnen aus Strafe ſo lange zu, bis ſie in den Teich ſtürzten. Nicht genug, daß die indiscreten Leſerinnen diplomatiſcher Geheimniſſe vor der Rache des Miniſters hatten entfliehen müſſen: nein, er drohte ihnen auch noch vom Ufer aus, ſie in eine ſtrenge Unterſuchung ziehen zu wollen; er überhäufte ſie mit Vorwürfen und Drohungen, unter welchen das Schlachtmeſſer der Küche oft genannt wurde, rief endlich ſein Factotum Heinrich und trug ſeinen Unmuth und ſeine Zankluſt auf dieſen über, bis er lärmend und polternd den Garten verließ. Das Lärmen der Enten und das Geſchrei der Pfauen gab dieſer Scene, die das Gegenbild ſtaatsmänniſcher „Zerriſſenheit“ bot, einen komiſchen Effect.

Seraphine mußte denn auch herzlich lachen. Sie hatte es aber bald weg, daß der Miniſter von Magnus ein herzensguter, nur etwas langweiliger und hypochondriſcher Mann war. Wo ſie irgend ein Leiden ſpürte, wo ſie überhaupt eine Eigenthümlichkeit wahrnahm, da mußte ſie verſuchen, ob ſie nicht darauf wirken und mit Verleugnung ihres eigenen Weſens ihr nützen könnte. Sie malte ſich den Charakter des Miniſters aus, ſchwärmte von hochgeſtellten Männern, die innerlich recht unglücklich ſein könnten, und betrachtete ſich bald, durch eine ihrem Weſen unvertilgbar zum Grunde liegende Eitelkeit, wieder als den Genius, der dieſem Hauſe gefehlt hatte. Das

Leiden Antoniens bekümmerte sie nicht minder. Die Aerzte „gaben nicht mehr viel" für sie, wie man zu sagen pflegt; das Kind siechte seinem Ende entgegen. Doch war Antonie sehr lebenslustig, gierig, excentrisch in ihren Wünschen. Man mußte ihrer Unliebenswürdigkeit Alles nachsehen und Seraphine klagte oft darüber, daß ihre schönen Lehren und Lebensmarimen nur dem Tode gepredigt würden.

Die ständige Ironie der Ministerin, die sie nur sehr selten sah, wurde durch die Erklärungen der Aerzte etwas gemildert. Es ist so widerwärtig, ein Unglück sicher erwarten zu dürfen. Julie ahnte, daß die Zukunft etwas Unheimliches verbarg, sie meinte aber, daß das Leben aus so vielen Verwickelungen zusammengesetzt sei, daß man mit den Momenten, die noch keine Knoten wären, geizen müsse. „Ueberhaupt," sagte sie zu Seraphinen, als diese einmal einer ihrer Toilettensitzungen beiwohnte: „muß ich Sie mit meiner kleinen Duodezphilosophie bekannt machen, aus der ich zuweilen, wie aus der Bonbonnière, eine Devise zur beschaulichen Unterhaltung nehme. Ich war längst verheirathet, meine Liebe, als ich erst mein Selbstbewußtsein bekam. Ich war schon Mutter, als mir erst ein reifes Urtheil möglich wurde. Ich war Gattin, als ich erst anfing Mädchen zu werden; und wurde mädchenhaft, als ich schon eine Tochter hatte. Ich denke nun so: Die Natur hat immer Recht, aber sie kann uns keine Pflichten auferlegen. Alles was das Recht der Natur ist, das setzt sie ja tyrannisch durch und fragt uns nicht viel danach, ob wir es zugestehen wollen oder nicht. Die Natur zwingt physisch, zahllose Menschen auch moralisch; mich aber nie. Was ich der Natur geben muß, das geb' ich ihr, nämlich Alles, was ich nicht die Kraft habe, bei mir zu behalten. Aber was verlangt die Natur nicht Alles? Sie hat unsre Ehen, unsre Verwandtschaften, unsre Freundschaften, unser ganzes Dasein in Beschlag genommen und es auf einen Fuß eingerichtet, der unbemerkt auch der moralische geworden ist. Ich werde diese Moral der Umstände und der Gewohnheit nie anerkennen, sondern mich gegen sie sträuben, so lange es geht. Denn es steht der Natur etwas Anderes gegenüber, was ich die Freiheit nennen würde, wenn ich ein Mann wäre, und das ich

als denkende Frau nur etwa den Geiſt, als liebende das Herz, auf alle Fälle aber den Menſchen, den neuen geiſtigen Adam nennen kann. All' mein Handeln iſt Proteſtation gegen die Unnatur, all' mein Denken Appellation an eine Autorität, für welche mir das rechte Wort fehlt. Ich weiß wol, daß hier die Leidenſchaft eine Rolle ſpielt und daß die Leidenſchaft auch nicht die reine Form deſſen iſt, woran ich eigentlich denke; aber ſie hilft mir oft, ſie bringt mich der Wahrheit, meiner Wahrheit näher, ſie erleichtert den Flug und läßt mich wenigſtens ahnen, was ich nicht wiſſen kann."

Seraphine entgegnete: „Sie nennen die Natur eine Tyrannin! Mich hat ſie immer befreit. Mich ſchnürten die Combinationen der freien Wahl und des Gedankens ein, und was mir dann wieder Luft gab, das war die Natur. Geſetzt, der Geiſt gebiert die wahre Freiheit; warum verſetzt er uns in Widerſprüche, die nur die Natur löſen kann? Ein Leben, das ſich nach eigenen Geſetzen regeln will, wird ſo in Verwirrung gerathen, daß es keinen Ausweg mehr findet. Laſſen Sie uns das Schrecklichſte nehmen: es giebt keine größere Proteſtation gegen die Natur, als den Selbſtmord, und bis zu dieſem Extreme treibt uns niemals ein natürliches, ſondern immer nur ein Verhältniß, das aus übertriebenen geiſtigen Combinationen entſtanden iſt!"

„Es iſt möglich," ſagte die kokette, lebensfrohe Frau, „daß Sie Recht haben, weil Sie das Verhältniß umkehren. Sie brauchen die Natur als Heilmittel: Sie haben die Kraft nicht, ſich von der hergebrachten Ordnung der Dinge zu befreien. Sie nahmen vielleicht zu öfterm geniale Aufflüge und beſtimmen ſich ſelbſt Ihr Schickſal, ſinken aber immer wieder, weil ſie ſich hülflos vorkommen, auf die Ebene zurück, auf die Natur, die Alles gleich macht und gewöhnlich heilt."

Seraphine erröthete über eine ſo treffende Charakteriſtik ihres Lebens und Sinnens. Sie wußte wol, woher ſie die Miniſterin hatte. Von dem Regierungsrath Stahl, den ſie von ihrem Fenſter aus täglich ſehen konnte, der ſie aber niemals grüßte, niemals bemerkte. Von Edmund's Nähe merkte ſie weniger.

Julie fuhr fort: „Waren Sie ſchon in einer freien Reichsſtadt? z. B. in Hamburg. Da werden Sie finden, daß

zwiſchen den verſchiedenen Phyſiognomieen der wohlhabenden Familien eine auffallende Aehnlichkeit herrſcht. Die Heirathen zwiſchen Nachbarn und Verwandten, der Mangel auswärtiger provinzieller Einmiſchung, geben dem Blute keine freie Circulation. Der Spielraum der freien Selbſtbeſtimmung des Geiſtes iſt beſchränkt. Die Menſchen ſehen ſich ähnlich, ihr Colorit erblaßt. So iſt es in allen Verhältniſſen, wo man das Phlegma der Natur walten läßt und nicht auch jenen Lebensmotiven Zugang öffnet, für welche ich keinen Namen habe, die uns aber von der Sklaverei der Gewohnheit befreien."

„Alſo, Sie laſſen die Impulſe des Geiſtes gelten!" ſagte Seraphine. „O, ich verachte den höhern Impuls nicht; wie könnt' ich ihn auch, da ja die Liebe die höchſte Blüthe desſelben zu ſein ſcheint! Aber eben bei der Liebe finden Sie es nur! Man wird von ihr ergriffen wie von einer Thorheit, wie von einem kecken Einfall, der, weil er Caprice iſt, von den Liebenden gern als göttliche Fügung ausgegeben wird. Aber wie drängt man nicht auch, den Bereich des Zufalls zu verlaſſen und ſeine Thorheit in die Verhältniſſe, wie eine Nothwendigkeit, einzufugen! Man trieb ſich in einem phantaſtiſchen Gebiete um und drängt ſich wieder in den Schooß der Natur hinein, um ſich mit der Wirklichkeit auszugleichen, und ſeinem Einfalle die rechte Weihe zu geben! So glaub' ich, ſollte immer das Verhältniß der natürlichen und geiſtigen Fähigkeiten und Zuſtände ſein."

Julie empfing in dieſem Momente einen Brief. Sie betrachtete wohlgefällig die Aufſchrift und zeigte Seraphinen die zierliche Handſchrift. Seraphine kannte ſie. „Der Brief iſt von Herrn von Oppen! Er hat mir lange nicht geſchrieben!"

Als Seraphine bewegt ſich entfernen wollte, rief ihr die Miniſterin nach: „Bleiben Sie doch! Schämen Sie ſich nur Ihrer intimen Kenntniß der Liebe nicht! Aber jetzt weiß ich es, Sie kennen nur die Liebe mit bürgerlichen Tendenzen. Die Liebe entſteht meiſtens durch ein romantiſches Lebensprincip und wird dann mit der Tradition und dem Herkommen ausgeglichen. Es iſt das eitle Menſchenkind mit ſeinen egoiſtiſchen kleinen Schlichen, das hinter dieſer Erſcheinung

steckt. Man will sich seinen genialen Einfall sichern, will ihn nicht davon fliegen lassen, muß ihn also einrenken in die Gelenke des gewöhnlichen Wandels. Glauben Sie mir, man kann lieben und doch in der Region des Ursprungs verbleiben. Es giebt Verhältnisse, wo an Besitz gar nicht gedacht wird, wo man sich freut, unbefangen genug zu sein, um sich immer necken zu können. Meine Region ist ein hoher grüner Bergwald, wo man Alles frischer und himmelnaher hat, als in der Ebene. Mein Mann mit seinen Fasanen unterm Netz, mit seinen Ententeichen und mit seinen Treibhäusern, wo die Natur vor Ofenwärme schwitzt, um etwas hervorzubringen! Wie gesagt, ich rathe Ihnen —"

Hier verloren sich Juliens Worte und flüsterten in den Brief hinein, den sie eben öffnete. Sie wurde zerstreut und ernst. Seraphine fand, daß sie sich in diese Mittheilung vertiefte, fühlte auch, wie krampfhaft es ihr das Herz drückte, daß sich hier eine Frau an den Redensarten sonnte, die von einem Manne kamen, den sie auch einst, wenn nicht geliebt doch geachtet hatte, und verließ das Zimmer, ohne die Leserin zu stören, die ihr nur noch nachrief: „Herr von Oppen geht nach dem Orient!" Seraphine wußte nicht, woran sie sich halten sollte, als sie sich über die Teppiche der prachtvoll decorirten Zimmer davonschlich.

Oben traf sie an einem Tische, die Feder in der Hand, ihren Zögling auf sie wartend. Papier und Lineal lagen auf dem Tische. Seraphine sollte eine historische Lection da fortsetzen, wo sie in der Pension stehen geblieben war. Sie sprach gerade von der babylonisch-assyrischen Geschichte und quälte sich, ihrer Zuhörerin den Namen Nabopolassar richtig in die Feder zu dictiren. Seraphine wußte selbst nicht viel von dem Gegenstande. Sie flüchtete sich immer wieder in Pölitz's Weltgeschichte, wo sie den Finger bei der Babylonischen Geschichte eingeklemmt hielt, und sich rasch eine Thatsache aufschlug, während sie vorgab, sich nach der Orthographie der Namen umsehen zu wollen. Nach der Weltgeschichte exponirte sie Geographie. Sie war noch von der Pension her im Norden Amerikas festgefroren und quälte sich, das kleine Boot ihrer Kenntnisse aus dem Eise der Bassinsbay herauszubringen, ein zweiter Capitain Roß. Dann stieg sie an's

Land und verfolgte die Hasen-, die Fuchs-Indianer, bis sie bei den wahrscheinlichen Quellen des Mississippi ankam. Hieran reihte sich eine halbe Stunde Naturgeschichte, Etwas über die Flötzgebirge, über Glimmer, Feldspath, Granit, über Säugethiere und Walfische, kurz es wurde der ganze Apparat, mit welchem die Bildung unsrer weiblichen Jugend erzielt wird, von Seraphinen in der Angst ausgekramt, daß dies Alles dazu gehöre, um dereinst mitsprechen zu können. Erst als Antonie vor Schwäche allmälig entschlummert war, bemerkte sie, welche Menge Fehler sie gemacht hatte, wie sie meist dasjenige behauptet hatte, was in den Handbüchern bestritten wurde. Sie war unglücklich über alles das und weinte, da sie sich eingestehen mußte, daß sie eigentlich nichts in der Welt verstünde, als einen guten und leserlichen Brief zu schreiben und etwas zu philosophiren.

Eines Tages öffnete sich die Thür und Herr von Magnus trat mit allen seinen Orden herein. Er schien sehr gnädig gestimmt, küßte Antoniens Stirn und wandte sich mit vieler Höflichkeit Seraphinen zu. Nur erst selten hatte er mit der Gouvernante gesprochen. Es waren immer dieselben Fragen, die er an sie richtete: „Waren früher im Institut? Kennen meine Tochter schon längere Zeit? Hat kein Talent, ist zerstreut, gebe aber nichts d'rauf. Hauptsache ist Verstand." Heute fragte er: „Können Sie Verstand lehren?" — Seraphine sagte ohne Weiteres: „O ja!" — „Wie machen Sie das?" — „Verstand ist die Fähigkeit, sein Wissen für unzureichend zu halten. Natürlich muß man dabei ein reiches Wissen besitzen."

Herr von Magnus war nur auf dem Sprunge gewesen. Als er aber diese Entgegnung hörte, that er, als wollte er Hut und Stock ablegen und setzte sich nieder. „Sie werden doch nicht glauben," sagte er, „— was behaupten Sie eigentlich, daß die Wissenschaften einer Frau Relief geben? Wenn ein Mädchen weiß, was spartanische Suppe gewesen ist und sie ist doch nicht im Stande, ihrem Manne eine zu kochen! Die Erziehung der Frauen ist etwas andres, als die der Männer."

Seraphine erschrak über den sonderbaren erhitzten Ton des Ministers. Sie sagte: „Das Wissen ist die Unterlage des

Verstandes. Man kann überhaupt nicht erziehen, ohne Unterricht, wie es keine Farben zum Malen giebt, die nicht erst zerrieben sind."

„Dies ist auch wieder eine der Merkwürdigkeiten unserer Zeit," behauptete der Minister ganz gedankenzerstreut, „daß sie das Wissen organisirt, daß sie den Menschen vorschreiben will, wie weit man in seinen Kenntnissen gehen soll. Sogar die Mädchenerziehung wird vom Staate angeordnet. Als wenn der Staat Lust hätte, die Frauen zu emancipiren! Ist es nicht, als wenn beide Extreme unserer Tage, das revolutionäre und das reactionäre, auf Ein Ziel lossteuerten? Sie verstehen mich nicht. Ich kann Ihnen aber deutlicher werden. Hier, lesen Sie diese Schrift." Er gab ihr eine aus der Feder des Aegyptiers geflossene Brochüre.

Seraphine sagte, daß sie nicht begreifen könnte, warum Bildungselemente nicht absolute wären, warum der Frau die wissenswürdige Sache anders eingerichtet und beigebracht werden sollte, als dem Manne.

„Ich bitte Sie, erlauben Sie," fiel der Minister heftig ein und drohte, da er nicht gleich den Anfang seiner Rede finden konnte, in abschreckender Weise mit der linken Hand. „Worum handelt es sich? Um Mann, um Weib, um zwei Naturproducte, die wol verschieden sein müssen, weil sie sonst nicht bestimmt wären, sich einander zu ergänzen. Es frägt sich nun: wo ist die Einheit für Beide? Wo ist der Coincidenzpunkt? Wo läuft die abweichende Bestimmung zusammen?"

„Eben in der allgemeinen Bildung," bemerkte Seraphine.

„Aber um Gottes Jesu willen, die Bildung ist ja blos das Mittel zu einem Zwecke. Der Zweck muß sich doch ausdrücken lassen!" rief der überreizte, durch den Aegyptier, wie Arthur zuweilen sagte, halbtoll gewordene Mann.

„Der Zweck ist die Einheit, die Ergänzung —" sagte Seraphine ruhig.

„Nein, der Zweck ist — freilich die Ergänzung; aber das Mittel ist kein Stoff, das Mittel ist die Gesinnung. Psychologie — darauf kommt's an. Raisonnement, Empfindung — damit haben die Wissenswürdigkeiten nichts zu thun! Die Erziehung der Frauen muß nicht davon ausgehen, es den

Erſter Aufzug.

Zimmer bei Chapelle.

Erſter Auftritt.

Germain. Leſèvre.

Leſèvre.

Guten Morgen, lieber Germain. Iſt Chapelle zu Hauſe?

Germain.

Ich bedaure, Herr Parlamentsrath. Herr Chapelle iſt ſchon in aller Frühe ausgegangen. Aber Madame Chapelle? Wünſchen Sie nicht einzutreten —? Das Frühſtück iſt ſervirt.

Leſèvre.

Ich werde nicht verfehlen. Ich habe Herrn Chapelle eine Nachricht mitzutheilen, die ihm außerordentlich viel Vergnügen machen wird. Er iſt vielleicht in der Akademie?

Germain.

Die Akademie hat Ferien, Herr Leſèvre. Er ſchlug den Weg nach dem Palais Royal ein.

Männern gleichzuthun, ſondern davon, ihnen etwas zu geben, was die Männer nicht beſitzen. Der Eine muß in dem Fache des Andern Laie ſein und nichts dafür haben, als nur die Empfänglichkeit. Eine Frau, die Alles das verſteht, was ich verſtehe, iſt ein Hut, den ich ſuche und in der Hand habe. Die weibliche Erziehung ſoll Beziehungen auf die männliche haben, aber ſie ſoll nicht dieſelbe ſein. Denn was iſt ſonſt die Folge? Daß das Weib, unfähig, ſo zu faſſen und zu behalten, wie der Mann, doch immer als eine zurückgebliebene Nachzüglerin daſteht, als der Ausdruck der Schwäche, während ſie doch ſo gut wie der Mann die Beſtimmung hat, in ihrem Kreiſe eine Vollkommenheit auszudrücken. Na! Alſo iſt es die offenbarſte Ungerechtigkeit, die Frau in das Gebiet des Mannes hineinhorchen zu laſſen und ſie in ihrem eigenen Kreiſe zu vernachläſſigen."

„Der Kreis der Frau," bemerkte Seraphine, „iſt etwas Angeborenes. Er braucht nicht viel angebaut zu werden."

„O bedeutend, bedeutend!" ſchrie Herr von Magnus; „allerdings ſehr bedeutend! Denn auf die Wirthſchaft und das Nähen kommt wenig an. Die Keime ſind es, die Anfänge, die in der weiblichen Natur liegen. Dieſe, ich ſage, dieſe müſſen beobachtet und großgezogen werden! Mit einem Worte, die weibliche Erziehung muß allerdings verändert werden. Zuerſt, was iſt weiblich? Was iſt es in der Natur, in der Geſchichte, in der menſchlichen Seele? Sodann, was iſt halb? Was muß ergänzt werden? Der Mann beſitzt Muth, das Weib Ausdauer. Man muß viel ſprechen mit den weiblichen Zöglingen, ſie müſſen Raiſonnement bekommen, Dialektik für und wider; denn, wie geſagt, der Mann *will*, aber die Frau muß die Gründe kennen, ſie muß ihm auf den richtigen Weg helfen. Sagen Sie mir, warum hat es keine Frau höher als bis zum Verſtand gebracht? Die Männer reichen bis zum Genie hinauf. Eine Frau kann, wenn ſie das Höchſte erreicht, nur vernünftig ſein. Darin liegt's, daß ſie den Mann begleiten, ihn ergänzen, Augen haben kann, wo er blind, Ohren, wo er taub iſt. Finden Sie nicht auch, daß demnach die ganze pädagogiſche Behandlungsweiſe der Frauen eine andere ſein müßte, als die der Männer? Die Frauen ſollen

ausdauern, aber das, was sie lernen, entkräftet gerade ihre Beharrlichkeit. Sie werden das männliche Wissen immer am ersten vergessen. Alle die Stoffe, die man jetzt ihrem Gedächtnisse anbietet, wiederkäuen sie nicht. Es ist, als wollte man nur Ruhe haben und legte Blei auf die Flügel, die viel lieber draußen flatterten."

Seraphine war verstummt über diese Aeußerungen, die der Minister mit den heftigsten Gesticulationen begleitete. Er hatte die Disputirwuth. Im Staatsrath mußte er entsetzlich sein. Er fuhr fort: „Was geschieht selbst da, wo ich nicht am Steuerruder sondern auf der Galeere sitze? Was wird da gecabinetsordert? Wie bildet man sich ein, den weiblichen Unterricht auf eine Normaluniform zurückführen zu müssen? Es giebt jetzt weibliche Oberlehrer und Unterlehrer, es wird nächstens weibliche Professoren und Privatdocenten geben. Eine Frau ist eine Frau. Was Eine kann, können sie Alle. Diese Rangordnung, diese Prüfungen, es ist etwas Schändliches, und kurzum, ich halt's nicht mehr aus!"

Mit diesen Worten stürzte Herr von Magnus, den der Aegyptier auf dem Gewissen hatte, zur Thür hinaus und ließ Seraphine in Angst und Schrecken zurück. Antonie war über den Lärm aufgewacht und suchte sie über die Heftigkeit des Vaters zu beruhigen.

Der Minister inzwischen stürmte die Treppe hinunter und irrte sich bei soviel Aufregung in seinen Zimmern. Die große Treppe spaltete sich unten in zwei Arme, er wählte den unrechten und brach mit der ganzen Wildheit, die plötzlich über ihn gekommen war, in die Zimmer seiner Frau ein. Ein großes Windspiel schoß ihm zufällig nach, ohne daß er es merkte. So gewann es den Anschein, als zöge das wilde Heer herein. Julie, die eben Gesellschaft hatte, erschrak über den Aufzug ihres Mannes, der die Thür hinter sich nachwarf und doch noch eine Spalte weit genug übrig ließ, daß der Hund sich dazwischen drängen konnte. Jetzt das Erstaunen des langen Mannes, sich geirrt zu haben, und so viel zweideutige, im Uebrigen doch ihm sehr werthe Bekannte hier zu finden, dazu das kluge Auge des Hundes, der dem Stürmenden auf der Ferse folgte: dies gab einen Contrast, der

von Allen gefühlt, von Julien aber zum herzlichſten Gelächter benutzt wurde. Herr von Magnus, betreten über die Störung und über ſeinen eigenen komiſchen Effect, wich einen Schritt zurück und trat dem Windſpiele unbarmherzig auf die Füße. Das Thier ſchrie, worüber ſich über das Antlitz des Herrn von Magnus ein Lächeln zog, das er mit einem ſehr herablaſſenden und populären Kopfſchütteln unterbrach.

Arthur Stahl hatte Takt genug, die Lachnerven, die einmal in Bewegung waren, ſchnell auf einen andern Gegenſtand zu lenken. Man konnte den Miniſter nicht ſo gehen laſſen, ohne den Eindruck der ärgerlichen Scene, die er geſpielt hatte, zu verwiſchen.

„Ich erzählte ſoeben," begann ſeine Hauptkraft, auf einen Mann mit grauen Haaren in Uniform weiſend, „wie ſehr der Herr Hauptmann von dem Hegel'ſchen Syſteme beherrſcht wird." — „Sie brauchen nicht zu ſtocken, lieber Freund," fiel der Hauptmann ein, indem er mit dem Stuhle etwas vorrückte; „ich werde nie vergeſſen, daß ich in meinem Verhältniſſe zu Eulalien, einer meiner früheren Verlobten, eigentlich den ganzen Verlauf der Hegel'ſchen Philoſophie durchgemacht habe. Dieſe Liebe war die praktiſche Anwendung der Encyklopädie."

Man lachte allgemein, aber der Premierminiſter blickte bald ſeine Gemahlin, bald Arthur, bald den grauen Hauptmann an und ſchien den Moment abzuwarten, wo ſeine Disputirwuth in das ſich entſpinnende Gefecht mit ganzer Hitze einfallen ſollte.

„Ich brauche wol nicht zu verſichern," begann der Hauptmann mit feierlich-pedantiſchem Ernſte, „daß Eulalia der Liebe eines Philoſophen würdig war. Ja, ſelbſt wäre ſie es *nicht* geweſen, ſo würde ſie unbewußt doch eine concrete Unterlage des proceſſirenden Gedankens geworden ſein. Ich benutzte Eulalien, aufrichtig geſagt, als dieſe Gedankenunterlage. Sie vergegenwärtigte mir die Selbſterzeugung der Ideen, ihren Umſturz, ihr Andersſein, ihre Rückkehr in ſich ſelbſt. Alles, was ich von Treue und Untreue an ihr verſpürt habe, kommt auf die Paragraphen der Encyklopädie hinaus. Die erſte Begegnung, dies einfache Setzen des Begriffs, war nur noch

die leere Abſtraction, die aber bald mit Zeit und Raum, mit Ort und Stunde ſich erfüllte und ſtatt des unbeſtimmten dämmernden Seins eine ſichere handgreifliche Exiſtenz ponirte. Dieſen Verlauf des zwiſchen uns Beiden ſich entwickelnden Gedankenproceſſes verfolgt' ich ſelbſt da noch mit Theilnahme, als die Idee und mit ihr Eulalia umſchlug und ſie mit ihrem jetzigen Manne für mich immer mehr in die Form der Negation überging. Hat denn nicht Alles ſeinen Herbſt und Winter? Iſt die Negation nicht die Herrſcherin der Welt, die immer beſiegte und immer wieder ſiegende? Sie iſt das Princip, welches die Erdachſe ſich um ſich ſelbſt drehen läßt, ſie erzeugt jene jetzt auch in der Phyſiologie entdeckte Flimmerbewegung oberhalb des Gehirnes, d. h. das Leben. Gerade die Negation iſt das, was die Dinge erhält, ob es gleich auch ſie iſt, welche die Dinge zerſtört. Die abſolute Negation iſt freilich der Tod, aber der wahre Tod iſt auch nicht das Grab, ſondern die Unſterblichkeit. Sie wurde mir untreu! Das mußte ſie, wenn ſie mich liebte, denn ſie gab mir Leben, ſie ſchuf mich, den noch nicht Geborenen, riß mich aus dem Chaos der unbeſtimmten Abſtraction heraus und beſeelte mich durch ihr Umſchlagen, wie weh es auch anfangs that! Ich habe mich damit getröſtet, daß alle Dinge im ewigen Fluſſe ſind, weshalb auch, wie Sie wiſſen, das Waſſer ehemals als ihr Princip angenommen wurde."

Alle lachten. Julie meinte, daß dieſer wunderliche „Tröſter an ſich ſelbſt" conſequenter gehandelt hätte, wenn er ſich nun auch ſeinerſeits in dieſen ewigen Fluß der Dinge geſtürzt und erſäuft hätte. Nur Herr von Magnus blieb ernſt. Ueber eine Abgeſchmacktheit mit kurzen Worten den Stab zu brechen, war er nicht im Stande. Er mußte ſie erſt zu widerlegen ſuchen, wodurch er dann freilich nur einen Theil derſelben dadurch auf ſich ſelbſt ablenkte. Während der Exegeſe des philoſophiſchen Hauptmanns räusperte er ſo laut, rückte mit dem Stuhl ſo heftig, daß man von ihm jetzt etwas erwarten konnte. „Mein Herr," begann er, „ich weiß nicht, welche Stellung Sie zum Zeitgeiſte haben, welches Phantom Sie für die Beſtimmung unſeres Jahrhunderts ausgeben. Allein geſtehen muß ich, daß mir die Verbindung des Säbels mit einer ſo unlogiſchen

Philoſophie außerordentlich auffallend iſt. Meine Kantiſche praktiſche Vernunft, ſehen Sie, die kann ich rechts und links, hinten und vorne ſchleifen, wie ein zweiſchneidiges Schwert; ich kann ſogar die Klinge der reinen Vernunft in die Scheide der praktiſchen ſtoßen; allein wenn die Secte, welcher Sie angehören, in der Armee unſeres gnädigen Landesvaters auch nur noch einen Schritt weiter, über einige wenige Unteroffiziere oder Gefreite hin, ſich verbreiten ſollte, ja dann gute Nacht — wie geſagt — dann, Herr Hauptmann, dann könnten wir nur ſehen, wie weit wir nach dem Pariſer Frieden noch kommen werden!"

„Excellenz, keine Ungerechtigkeit!" fiel der Hauptmann ein, „die Bildung, die Aufklärung —"

„A la bonne heure, Bildung und Aufklärung," meinte der Miniſter, „das laſſe ich gelten; allein alle Dinge unter einen myſtiſchen Flimmer verſetzen und Pietismus treiben, ohne doch die Hände zu falten, das iſt mir noch hundertmal ärger, als die tollſte Herrnhuterei. Nehmen Sie mir's nicht übel; ein Philoſoph wie Sie kann mir nicht mehr ſagen, was mein Rock iſt, grün oder blau?"

„Das iſt auch in der That ſchwer," fiel der Gegner ein. „Grün manifeſtirt ſich deutlich genug, aber es iſt doch nur eine Abſtraction! Concret genommen wird man Ihren Rock eben ſo gut blau, wie grün oder gelb nennen können. Nichts ſteht eben feſt. Das Eine integrirt das Andre. Zeit wird zum Raume, Maß wird Gewicht; Qualität und Quantität ſind in gewiſſen Momenten nicht mehr von einander zu unterſcheiden."

Hier ſprang Herr von Magnus auf und rief: „Sie verwechſeln Qualität und Quantität? Sie confundiren mir die einfachſten Gegenſätze der natürlichen Größenlehre?"

Der Andre ebenſo: „Excellenz, Sie überhören, daß ich jenen Punkt meine, wo das Eine in das Andre überſchlägt. Die Zahl iſt der deutlichſte Beweis deſſen, was ich meine. Excellenz, Sie werden gewiß zugeſtehen, daß der Ausdruck: Das Eine und das Andre! eine Correlation iſt. Allein ich beſchwöre Sie, das Eine iſt doch der Ausdruck einer Zahl, es iſt eine Quantität, und ſogleich ſagen Sie: Das Andre,

und dies steht nicht mehr zu dem Ausdruck: Das Eine in dem quantitativen Verhältnisse von Eins und Zwei, sondern schon in dem qualitativen Verhältnisse der Unterscheidung."

Herr von Magnus hörte nicht mehr darauf. „Die Sophistik Ihrer Schule ist mir bekannt," rief er, „Sie verwechseln die Qualität schon mit der Quantität, Ihre Collegen haben gesagt — o, Sie dürfen es nicht leugnen! — wenn unser Staat auch nicht im Raume existirte, er würde niemals aufhören, in der Idee zu existiren. Was bewirken Sie damit? Sie untergraben den eigentlichen Patriotismus, der über das Wohl des Landes nicht schlafen kann. Sie vertheidigen alle krassen Sätze der Orthodoxie und in unserer Brust, ja, großer Gott, in unserer Brust, da können Sie uns keine Gefühlssprossen für die Gedankenleitern einsetzen, daß man aus dem Herzen auch glaubt, was man aus dem Kopfe beweisen kann. Nein, wo ich nur hinblicke, wächst mir die Thorheit dieser Zeit über den Kopf. Ich sehe kein Gutes mehr in der Welt, nichts, nichts!"

Mit diesen Worten, die in der Stimme beinahe erstickten, mitleidig und gefühlvoll die Gesellschaft betrachtend, ging Herr von Magnus quer durch die Zimmer seiner Frau in die seinigen. Die Anwesenden waren im höchsten Grade verstimmt und verließen den kleinen Saal. Julie zog sich zurück, da es schon spät war. Sie wollte noch einige Zeilen an Edmund von Oppen schreiben. „Herr von Magnus," sagte ein Bedienter, „würde nicht zur Abendtafel kommen."

Der unglückliche Mann, der an seinen „gesunden" Ideen so heftig krank war und besonders an dem Schmerze litt, daß die Gedanken seiner Gegner sich in dem System des Staats, an dessen Spitze er stand, durch mancherlei Einflüsse als officiell zu befestigen anfingen, löschte jetzt in seinen Zimmern alle überflüssigen Lichter aus. Mit einer Lampe versehen, flüchtete er sein gefoltertes Herz in die gespenstische Todtenstille eines ihm lieben und werthen Antiken-Cabinets, das einige gute Originale und vorzügliche Copieen enthielt. Von Statue zu Statue, von Rumpf zu Rumpf schreitend, seufzte er tief auf, stand zuweilen still und betrachtete mit gefalteten Händen den Schmerz, der aus den Augen des Laokoon stöhnte,

blickte wieder zu Niobe auf, prüfte und beleuchtete in verschiedenen Stellungen Antinous und Aphrodite, und sprach still vor sich hin: „O ihr großen Alten!“ Endlich fiel sein Blick auf die Büsten der deutschen Classiker, Wieland, Herder, Winckelmann, er klammerte den Arm um das Brustbild Goethe's und las in dem strengen Antlitze dieses Unsterblichen, wie sich reine Vernunft mit höchster Phantasie vermählen kann. „Sie waren doch Alle so groß und trieben ein so einfaches, stilles und gesundes Denken!“ seufzte der schwermüthige Mann, und begab sich erst zur Ruhe, als ihn unter diesen kalten Gestalten doch zu frösteln anfing.

Von jetzt an hatte Seraphine regelmäßig jeden Morgen Gelegenheit, die Spaziergänge und den Charakter des Herrn von Magnus zu belauschen. Die Furcht vor ihm legte sich, seitdem sie ihn so natürlich schalten und walten sah, wie er es unter seinen Blumen und Fasanen gewohnt war. Sie hörte ihn gewöhnlich schon vor seinem Auftritt in die frische vom Morgenthau befeuchtete Scene; er kündigte sich hinter ihr meist schon mit einer Fanfare von Predigten und Kritiken an, die an das Gesinde, an Hunde, die ihm in den Weg kamen, vertheilt wurden, zuweilen pfiff er und lockte das Federvieh, das ihm auf der kleinen künstlichen Insel mit den Flügeln entgegenklatschte. Sein Lieblingsgegenstand war ein mit Wein besetztes Spalier, über dessen Fortgang jeden Morgen mit Gründlichkeit verhandelt wurde. Heinrich, sein Factotum, war sogleich da, wenn Herr von Magnus über diese Frage verhandeln wollte. Die Discussion beschränkte sich meistens auf Prophezeiungen für den Herbst, auf eine mehr oder weniger reichlichere Ernte. Die Beere wurde geprüft, über das Wetter die Meinung gewechselt, und die Verhandlung immer mit dem Satze abgebrochen: Regen, Regen thut Noth. Eines Nachts hatte es auch geregnet und wie schön auch die Sonne schien, so war doch der Boden feucht und schlüpfrig. Herr von Magnus hatte die Gewohnheit, sich bei seinen Morgenspaziergängen aller Rücksicht auf sich selbst zu entschlagen und namentlich das Gleichgewicht seines Körpers durch seine Bewegungen niemals auf geschickte Weise zu contrebalanciren. Er hatte da etwas zu zeigen an einem großen Blumenstrauß,

demonſtrirte ein Langes und Breites, und kniff die Flügel ſeines Schlafrockes ſo lange zwiſchen die langen Beine, bis dieſe ihre Haltung verloren, die lange Figur in eine perpendiculäre Schwankung brachten und es nicht hindern konnten, daß Herr von Magnus heute einmal in ſeiner ganzen außerordentlichen Länge auf den feuchten Boden niederfiel. Seraphine, die dieſe Kataſtrophe hatte kommen ſehen, vermochte einen Aufſchrei, der jedoch mehr Lachen als Schreck war, nicht zu unterdrücken. Herr von Magnus ſah ſich um, indem er aufſtand, und war ſo überaus gnädig und herablaſſend über dieſe Theilnahme, daß er trotz ſeines Unfalles ihr einen herzlichen guten Morgen wünſchte und ſich anſchickte, ein Geſpräch zu beginnen. Seine gellende Stimme erhob ſich dabei ſo laut, als wenn man ſie einige Häuſer weit hören ſollte. Wunderlich aber war es, daß er dies Geſpräch nur in ganz abgeriſſenen Strophen hielt, und nach einigen zu Seraphinens Fenſter hinaufgerufenen Worten immer wieder auf ſeine botaniſchen und ökonomiſchen Verhandlungen zurückkam, ſo daß er wie ein echter Staatsmann zwei Geſpräche zu gleicher Zeit führte. Seraphine, von Natur leichtſinnig und ausgelaſſen, widerſtand der komiſchen Erſcheinung des Mannes nicht länger, ſondern nahm ſich vor, irgend wie an ſeinem verworrenen Weſen Antheil zu nehmen und ihn, wo möglich, hier und da auf ergötzliche Weiſe anlaufen zu laſſen. Dies gelang ihr um ſo mehr, als ſie Kenntniß des Garten- und Viehweſens genug hatte, um zuweilen vom Fenſter aus bei einer beſtrittenen Frage auch ihre Meinung abzugeben. Herr von Magnus nahm dieſe Einmiſchung hoch auf, und mußte ſich bald geſtehen, daß ihm der Aufenthalt im Garten ſeither noch einmal ſo lieb wurde. Sein Antlitz klärte ſich auf, ſein Gang beſchleunigte ſich; man hätte ſchließen mögen, daß Seraphine magnetiſch auf ihn wirkte. Sie konnte ſeine Zerſtreuung und Vergeßlichkeit ungeſtraft zu den ärgſten Neckereien benutzen: er war dabei vergnügt. Sein Sacktuch pflegte er regelmäßig aus der Taſche zu verlieren und dadurch eine Veranlaſſung zu geben, daß ihn Seraphine bald hier-, bald dorthin ſchickte und ihn ſo lange neckte, bis er freundlich ſtill ſtand und ihr mit ſeinem langen knöchernen Zeigefinger zum Fenſter hinausdrohte.

Dann gestand sie ihm, daß es ja halb aus der Tasche heraushinge, oder daß er es gar nicht verloren hätte, sondern ganz fest in der linken Hand halte. Herr von Magnus war äußerst zufrieden über das spaßhafte „kluge" Mädchen und lachte ihr so lange Beifall zu, bis er den Husten bekam und aus Gefahr zu ersticken, sich in den Fasanenstall flüchten mußte. Kam er dann wieder zum Vorschein, so war er so mit bunten Federn bedeckt, daß er sich den Spottnamen Papageno von Seraphinen gefallen ließ. Außer dem Sacktuche bot auch die Tabacksdose Stoff zu einer angenehmen und für Seraphinen, bei Herrn von Magnus freundlicher Gesinnung gegen sie durchaus nicht mehr riskanten Unterhaltung dar. Er ließ die feine Hornarbeit gewöhnlich offen auf einer Bank stehen, wo dann die Hühner nie ermangelten, den Taback nach allen Richtungen hin zu verstreuen. Kurz, Herr von Magnus hatte gerade so viel kleinen Aerger, als er brauchte, um immer im Zuge zu sein. Lärmen mußte er; und selbst die Freundlichkeit hatte bei ihm etwas Tobendes. Seraphine fesselte ihn, ohne daß sie anders wollte, als ihn verspotten.

Ohne Streit war zwischen Beiden auch kein Verständniß möglich. Der wunderliche Mann, den Anciennetät, Pietät, Respect vor einem alten Namen zum Beherrscher eines großen Staates gemacht hatten, mußte etwas haben, woran er sich stieß, und Seraphine stellte ihm dergleichen Hindernisse genug in den Weg. Alles was er that und behauptete, stellte sie in Frage und erzürnte ihn damit eigentlich so wenig, daß sie im Gegentheil sogar über die Zuvorkommenheit erschrak, mit der er sie in einem Augenblick behandelte, wo sie es bei ihm schon verspielt zu haben fürchtete. Der Verkehr nahm zwischen ihnen allmälig die Form der Belehrung an, wie schwer diese ihm auch vom weiblichen Muthwillen gemacht wurde. Und selbst dieser Widerstand mußte schwinden, da sich die Form dafür abnutzte und die Natur über die Kunst den Sieg davontrug. Seraphine konnte das treffliche Herz des Herrn von Magnus nicht in Abrede stellen. Er handelte väterlich an ihr und verpflichtete sie dadurch, wie ein Kind an ihm zu hängen.

„Gut geträumt?“ fragte er sie eines Morgens, als sie mit ihm, wie sie es seit einiger Zeit gewohnt war, seine Frühpromenade theilte. — „Gut wol, aber sonderbar. Ich finde, daß sich mir eine auffallende Erfahrung des Traumes immer mehr bestätigt.“ — „Was träumen Sie denn?“ fragte Herr von Magnus, der sich auf einen langen Vortrag seinerseits und eine weit ausgesponnene Polemik rüstete. — „Weniger der Gegenstand, den ich träume, fällt mir auf, als die Umstände, unter denen ich träume. Ich finde nämlich, daß es im Traume beinahe eine eigene phantastische Topographie giebt, die sich bei gewissen Gegenständen nach Jahr und Tag unverändert wieder einstellt.“ — Herr von Magnus und Seraphine saßen auf einer Bank. Jetzt ergriff der Minister ihre Hand, stand auf und sagte: „Kommen Sie; ich verstehe Sie nicht recht.“ — „Ich meine so:“ erklärte Seraphine im Gehen. „Ich träume von einem Freunde, dessen Localitäten und Existenzumstände mir vollkommen bekannt sind, und dennoch haben sie im Traume nicht nur immer eine andere Gestalt, sondern diese falsche Gestalt bleibt auch die nämliche, ob ich auch nach Jahr und Tag erst wieder von ihnen träume. Es ist nicht so auffallend, daß der Traum etwas am Wirklichen ändert, als daß der Traum gleichsam ein Gedächtniß zu haben scheint und daß man sich eine unmittelbare Fortsetzung des Traumlebens, wenn auch täglich unterbrochen von der Wirklichkeit, als möglich denken kann.“ — „Noch nicht darauf geachtet, aber nicht unwahrscheinlich!“ — „Ganz sicher! Was mir im Traume vorkommt, hat bei mir Ort und Stunde, und zwar jede Empfindung, jedes Verhältniß ihre eigene Situation, die in mir bleibt während meines Traumlebens, ob auch die Wirklichkeit mir täglich sagen kann, daß diese Situation nicht die richtige sei. Die Vorstellung z. B., welche ich vor meinem Eintritt in dieses Haus von dessen Lage und äußerem Ansehen hatte, bleibt im Traume fest, wie sehr ich mich auch von der gegentheiligen Wahrheit überzeugt habe. Es sind immer grüne Jalousieen vor den Fenstern, immer einige eiserne Pechbecken vor dem Thorwege, aus welchen Flammen brennen, da dies Alles doch so entgegengesetzt meiner Erfahrung ist. Die falsche Vorstellung, theilweise ein

Lefèvre.

So iſt er in's königliche Theater gegangen, um der endlichen Prüfung ſeines Trauerſpiels beizuwohnen. Wie heißt es doch?

Germain.

Nebukadnezar.

Lefèvre.

Komiſcher Titel für ein Trauerſpiel! Es iſt bald Ein Uhr. Ich will nicht hoffen, daß ſein Stück an Längen leidet.

Germain.

Wenn es gefällt, hat es Herr Chapelle doch im Grunde nur Ihnen zu danken, Herr Parlamentsrath.

Lefèvre.

Ja, ich habe dieſem Nebukadnezar die Möglichkeit ſeiner Exiſtenz gerettet. Molière wollte ihn nicht für die Darſtellung annehmen. Ich glaube, er fürchtete, daß ſich der Darſteller der Titelrolle weigern würde, im fünften Akte auf der Bühne zu kriechen und Gras zu freſſen. Ich beſtritt Molièren das Recht, die Tragödie eines Akademikers zurückzuweiſen, und verklagte den kühnen Alleinherrſcher unſrer Bühne. Ich lebe nur für die Geſetze. Juriſt mit Leib und Seele ſetzte ich es gerichtlich durch, daß ſich Molière wenigſtens zu einer Prüfungslectüre vor dem ganzen Comité der Schauſpieler verſtehen mußte. Und Sie glauben, daß dieſe vielleicht heute Statt gefunden hat?

Germain.

Wenn ich nicht irre, hör' ich Herrn Chapelle ſchon zurückkommen.

Reſultat früherer Schilderung, bleibt und kann durch nichts berichtigt werden."

Nachdem Herr von Magnus mehrmals zu dieſen Worten ernſtlich genickt und ſich geräuſpert hatte, ſagte er: „Daraus, meine Liebe, würde ja folgen, daß Traum und Wachen unabhängig von einander exiſtiren und daß der Tod vom Leben ſcharf geſchieden ſein kann, ohne daß der erſte aufhört, ſein eigenes ſchlummerndes Daſein in ſich zu fühlen. Ich verſtehe Sie wol: Der Keim, der in der Blume liegt, träumt ſich in der Knoſpe eben ſo ungeſtört fort, wie in der entfalteten Roſe. Was übrig bleibt iſt das Saatkorn für die Ewigkeit. Ja, mein gutes Kind, die Möglichkeit eines für ſich ſelbſt exiſtirenden Traumlebens, das von der Wirklichkeit keine Erfahrung, keine Berichtigung ſeiner Irrthümer annimmt, dieſe garantirt uns die vorübergehende irdiſche Exiſtenz als ein für unſer ureigenes Sein unweſentliches Erlebniß!"

Herr von Magnus war in großer Aufregung des Gemüths. Seraphine war nicht frivol genug, jetzt noch an ihm etwas komiſch zu finden; ſie ließ den Druck ihrer Hand geſchehen, es war ihr, als würde ſie in die Tiefe eines philoſophiſchen Nachdenkens über die wichtigſte Angelegenheit des Lebens, über den Tod, blicken und Rath und Belehrung ſchöpfen können für einen Wiſſenstrieb, den ſie ſelbſt, ohne Zweiflerin zu ſein, heftig fühlte. So werden ſchwächere Naturen, überhaupt die Laien immer dadurch ihren Glauben ſtärken, daß ſie auf Männer blicken, welche die Wiſſenſchaft ergründet haben und gewiß dasjenige beweiſen können, was ſie ſelbſt nicht faſſen können. Wir wiſſen wol, daß Gott iſt; aber es giebt, alſo hoffen wir, tiefe Denker und ſtolze Philoſophen, die werden doch wol wiſſen, wie er iſt!

Herr von Magnus faltete jetzt ſeine Hände, die eben die Seraphinens gedrückt hatten, und ſprach mit weicher Stimme: „Ich weiß, daß es eine Zukunft für uns geben muß, aber ich weiß nicht, ob wir ſie fühlen werden. Mein gutes Kind, das iſt ſchwere Arbeit, den Vorhang vom Allerheiligſten aufzuheben. Ich habe es vielfach verſucht und bin immer auf einem doppelten Wege geweſen, wo das Reſultat daſſelbe war, die Thatſachen widerſprachen dem Zug des Denkens." —

Seraphine bat um nähere Erklärung. — „Meine Gute," antwortete der Miniſter, „der Denkproceß, den ich meine, iſt verwirrend. Dies iſt ſo: weil Jenes ſchwarz iſt: und dann wieder: Dies iſt eben ſo, aber darum, weil Jenes weiß iſt. Sie verſtehen mich nicht. Zwei Gedanken wohnen in meiner Bruſt, die mich heben, die mir ſagen: Menſch, Du biſt unſterblich! Der Eine heißt: Du biſt es, weil Du Dich zu lebhaft als exiſtirend gefühlt haſt, oder wie ein Denker ſagte: Ich fühle allzuſehr, daß ich bin, als daß ich je aufhören könnte, zu ſein. Liebes Kind, das iſt ein großes Wort! Das iſt ein Spruch, der in das Bewußtſein ſeiner ſelbſt Mark bringt und es ſo ſtärkt, als könnte es nie vergehen. Ich bin, ich lebe, ich trete hier mit meinem Fuße auf den Boden. Das iſt Etwas, eine perſönliche Empfindung, die mir eine Garantie für die ganze Ewigkeit ſein kann. Weil ich jetzt lebe, weil ich's fühle, drum werde ich ewig leben." — „Nun aber —" — „Dann aber weiß ich ſehr wol, daß das nur eigentlich Trotz iſt. Wer baut mir die Brücke zwiſchen meinem Sein hier und dort? Die Welt wahrlich nicht, unſer Dichten und Trachten auch nicht; überhaupt iſt dies meine zweite Gedankenreihe: Aus dem Leben beweiſeſt Du nichts für den Tod, als daß dieſer abſolut iſt! Der Unſterblichkeitsgedanke iſt nur die ephemere, ja nur über Nacht dauernde Blüthe einiger unſerer flüchtigen Daſeinsmomente, die weniger dem richtig erkannten Leben, als dem Tode, weniger dem Tage, als der Nacht angehören, wozu Traum, Ahnung und Sympathie zu rechnen ſind! Wenn ich mich fühle wie ein Held, meinen Arm recke und recht auf das Leben trotze, ſo thut das in mir — der Tod. Aber mein Träumen, mein Schmerz, mein Hinſchwinden und Sterben, Todt- und Aſcheſein, das iſt die Ewigkeit."

Eine Pauſe trat ein, während welcher Seraphine unbeſchreiblich litt. Sie hatte ihren natürlichen einfachen Glauben an eine dereinſtige Begrüßung der Gottheit von Angeſicht zu Angeſicht, ſie hatte aber dafür nichts zum Beweiſe als das kleine längſt verbrauchte Gleichniß vom Schmetterlinge. Auch fühlte ſie wol, das dies Bild mehr für die Möglichkeit, als für die Nothwendigkeit der überirdiſchen Zukunft ſpricht. Dann

ſammelte ſie ſich und ſagte zu ihrem ſo gänzlich aus der Rolle ſeiner bürgerlichen Stellung fallenden Gönner: „Wiſſen Sie aber nichts, das da Hülfe ſchafft?“ — Er blickte ſie fragend an und ergriff ihre Hand. „Ich weiß!“ ſagte er triumphirend. „Beginnen wir die Unſterblichkeit früher, als wir uns in ihr täuſchen oder ſie bewahrheitet finden werden. Leben wir in der Ewigkeit ſchon da, wo wir nur noch in der Zeitlichkeit leben! O der ſchnöden Welt! Wie kommen wir doch darauf, ſie ſo auszukoſten recht mit Angſt, daß es bald zu Ende ſein wird! Warum ſo gierig, nicht einen Tropfen davon zu verſchütten, und es ſo lange hinauszudehnen unſer Nichtwiſſen, wie es der Leib nur tragen will! Weil wir Tod vom Leben trennen, ſo trennt uns der Tod vom Leben. Wir ſtehen uns ſelbſt im Licht der Unſterblichkeit. Ihre Wärme und ihr Glanz würden uns ſchon hier beſcheinen, wenn wir lebten, gleich als lebten wir nicht, und wären der Güter, die wir hoffen, daß ſie kommen ſollen, längſt theilhaftig durch uns ſelbſt. Wir ſollen nicht ſo ſehr an die Tugend glauben, auf daß wir ſelig werden; ſondern wir ſollen ſelig leben, damit uns die Tugend als etwas Natürliches, Nothwendiges, Schönes erblüht und aufgeht. Die Unſterblichkeit liegt in eines Jeden eigener Hand. Sie beginnt in dem Momente, wo er ihr Nahen fühlt, ſich anſchickt, ſie in ſein Herz einzufangen; denn im Herzen wohnt ſie, nicht in unſerm ganzen Daſein, das wir Egoiſten immer mit ihr in Verbindung bringen. Gerade jetzt, in dieſem Augenblick, herrliches Kind, ſtirb; jetzt drücke die Augen zu, und nun du ſie wieder aufſchlägſt, denke, du lebteſt im neuen Leben, ſchon im Antlitz Gottes, und wir werden einſt ſterben, ohne daß wir fühlen, aufzuhören, ohne daß wir eine Fortſetzung verlangen, wir, die wir in uns kein Ende wiſſen!“

Der begeiſterte edle Redner hatte Seraphinen, die nicht weniger ergriffen war, in dem Momente umarmt. Er verblieb eine Minute in dieſer Stellung und lehnte ſie dann ſanft zurück. Der Schmerz um die lächerliche Rolle, die er als Gatte einer leichtſinnigen Weltdame ſpielte, lag mit in den Schwingungen ſeines Gemüths, die jenen Ausbruch veranlaßt hatten. Er beſann ſich auf Alles, was dieſes kurze Ge-

ſpräch von ſeinem Innern verrathen hatte, und richtete einen fragenden Blick auf die alltägliche Umgebung ſeiner Lage. Er ſtand dann auf und ſchritt geſenkten Hauptes in das Haus zurück. Sein Taſchentuch blieb wieder liegen. Seraphine war heute ſelbſt zu heftig bewegt, als daß ſie es bemerkt hätte. Sie folgte ihm nach.

Herr von Magnus wurde den ganzen Tag von Gefühlen gehoben, für welche man ihn abgeſtorben hätte glauben ſollen. Auch traf heute alles Günſtige zuſammen, um ihn über ſeine gewöhnliche Sphäre zu erheben und in einer beinahe an Schwärmerei grenzenden Schwebe zu erhalten. Die philoſophiſche Rührung der Morgenſtunde verlor ſich zwar ihrer Veranlaſſung nach bald in ſeiner zum Zweifeln überwiegend geneigten Bruſt. Die Theorie des Traumes als eines ſtetig für ſich athmenden Lebens verwarf er ſogar nach einigem Nachdenken, weil ihm einfiel, daß er erſt kürzlich geträumt, er hätte eine alte Frau umgebracht, und daß er dieſe ſchreckliche That für ſein geängſtigtes Gemüth im Traume ſelbſt dadurch gemildert hätte, daß er ſich wie ein Wachender tröſtete: es iſt ja nur der Inhalt einer neuen Oper, die du nicht geſehen haſt! In dieſem allerdings ſinnloſen Raiſennement (ſich durch etwas tröſten zu wollen, das man nicht kennt) ſah er doch zu deutlich die Einmiſchung des Verſtandes und des wachenden Bewußtſeins, als daß er über die Anſicht Seraphinens noch länger gegrübelt hätte. Aber die heutige Morgenverklärung ſeines Gemüths blieb auf ihm zurück und brachte ſeine Gedanken ſo lebhaft in Verbindung mit Seraphinen, daß ſich das vertrocknete Herz darüber dermaßen auszufurchen und zu glätten begann, daß er in Zerſtreuung minutenlang vor ſich hinblicken und über etwas nachdenken konnte, das ihn auf ſeine Weiſe lächeln machte. Dazu kam, daß er eine in unerhört freundlichen Worten ausgedrückte Einladung zum Fürſten erhalten hatte. Er präſidirte einem Rathe, den ſein Souverain zuſammenberufen hatte, und ſetzte über mehrere ſchwebende Fragen ſeine eigenthümlichen Anſichten, wie ihm ſchien, mit allgemeiner Zuſtimmung auseinander. Später nahm er an der Tafel des Fürſten, dicht in ſeiner Nähe, Theil und redete ſich mit ſo viel Geläufigkeit

in sein Glück hinein, daß er gegen Abend in sein Hotel zurückkehrte, fast übermüthig, den Mund unwillkürlich vor sich hin bewegend und noch lange nicht gewillt sich zur Ruhe zu begeben. Die Fenster seiner Frau waren, ob es gleich noch früh war, schon dunkel. Auch die Dienerschaft war nicht sogleich bei der Hand. Es fehlte von je im Hotel an Pünktlichkeit und Voraussicht. Der Herr des Hauses merkte wenig davon, da er immer seinen eigenen Gedanken nachhing. In seinen Zimmern entkleidete er sich nicht. Er blieb in der Staatsuniform, mit der er vom Hofe kam.

Unruhig und nachdenklich schritt er auf und ab und schien einen Entschluß fassen zu wollen, wie viel Rücksichten er ihn auch kosten mochte. Er dachte an Seraphinen. Er umfing die junge Dame in seiner Vorstellung mit einer Leidenschaft, die er für Frauen noch nie empfunden haben wollte. Je mehr er diese Vorstellung verfolgte, desto mehr verschwand zwar die Beimischung seiner immer noch erregbaren Sinne, aber dafür verstärkte sich der moralische Zug. Seine schnellen, entschlossenen Schritte, die er durch die Zimmer gemessen hatte, hielt der Aufgeregte, schon die Unsterblichkeit auf Erden Vorwegnehmende, jetzt inne. Er setzte sich auf ein Ruhebett und sann über sein Beginnen nach. Er wollte noch diesen Abend zu Seraphinen gehen, um sie zu sprechen, um ihre Stirn zu küssen. Seine prunkende Uniform fiel ihm in die Augen. „So nahst du dich nicht," sagte er zu sich; „so erschreckst du sie und verscheuchst durch diese irdischen und weltlichen Embleme den Genius, der mich schützen möge!"

Als nun aber die Pracht abgelegt und mit dem Morgenschlafrock vertauscht war, erschien sich Herr von Magnus auf's Neue nicht in dem Lichte, in dem er erscheinen mochte. Er nahm zuweilen einen Handleuchter und betrachtete sich im Spiegel, wie er sich ausnehmen möchte, wenn er so plötzlich vor Seraphinen träte. Dann verwarf er sein Vorhaben gänzlich, dann wieder nur die Art, wie er sich darauf rüstete; darüber schlug es zehn Uhr. Der Entschluß mußte gefaßt werden. Draußen war Alles still; er öffnete einigemal die Thür, sein Kammerdiener schlief. Er konnte nach vorn nicht sehen, ob Seraphine noch Licht hatte. Endlich faßte er sich

Muth, ſagte ſich einmal laut vor, womit er ſeinen Beſuch entſchuldigen wollte, hielt noch einmal inne, weil es ihm war, als ginge ihm die Beſinnung aus. Du biſt ein Thor! flüſterte er vor ſich hin, ſtellte das Licht auf den Tiſch und ging ſchnell zu Bett.

Er konnte aber die Augen nicht ſchließen. Sein Kopf glühte, das Blut flog ab und auf durch die zitternden Adern. Es ſchlug elf Uhr. Er hielt ſich nicht mehr, warf den Rock über und ſtieg leiſe mit der brennenden Kerze in das dritte Stockwerk hinauf. Nur auf Hintertreppen konnte man zu Seraphinens Zimmer gelangen. Endlich ſtand er vor ihrer Thür und ſetzte das Licht in eine Niſche ab, weil er nicht mehr die Kraft hatte es zu tragen. Er horchte an der Thür: Alles war ſtill. Durch eine Ritze fiel ein dünner Lichtſtrahl hindurch. Er faßte einen Entſchluß und klopfte mit allzu großem Nachdruck an. Wie er öffnete und eintrat, ſchrie Seraphine auf und ſank zurück. In der Lage, wo ſich die Arme befand, mußte ſie durch die nächtliche Erſcheinung der langen Geſtalt, die gegen das draußen in der Niſche ſtehen gebliebene Licht ein geſpenſtiſches Lüſtre erhielt, auf das Heftigſte erſchreckt werden. Herr von Magnus ſank zurück auf einen Stuhl, als er näher getreten und die Scene verſtanden hatte. Sein Kind, Antonie, lag auf einem Ruhebett, Seraphine zu den Füßen der ohne allen Zweifel im Sterben Begriffenen. Die Augen des Kindes waren ſchon gebrochen. „Aber warum denn kein Hülferuf?“ — „Warum ſoll ich die Ruhe des Hauſes ſtören?“ — „Iſt denn der Doctor nicht da?“ — „Er war bis neun Uhr da und rieth, ſtill die Stunde abzuwarten!“ — „Allmächtiger —!“

Herr von Magnus war wie von einem elektriſchen Schlag getroffen. Es war nicht das Entſetzen über den Tod ſeines Kindes, (daß er ein ſolches nicht ſogleich fühlte, lähmte ihn ſchon); ſondern das Entſetzen, ſeinen Ungeſtüm ſo geſtraft zu ſehen. Seraphine erholte ſich, da ſie ihn erkannte. Jetzt brach ſie erſt in Thränen aus.

Sie hätte am Tage, erzählte ſie, vergebens zur Mutter geſchickt, und ihr die traurige Wendung, die das Befinden Antoniens nähme, angezeigt. Frau Miniſterin wäre verreiſt.

Es wären Aerzte gekommen und gegangen, dem Vater hätte man den Schmerz ersparen wollen. Sie wäre hier oben verlassen gewesen und hätte erst vor einigen Minuten, als es klopfte, gefühlt, daß Antonie im Sterben liege. Die Furcht habe sie verhindert, die Thür zu öffnen und hinauszugehen, um Hülfe zu holen.

Herr von Magnus sprach nichts, sondern blickte sie nur starr an. Sie ergriff aber seine Hand und zog ihn von einer Stätte, wo eben der Tod war und sich ein Opfer geholt hatte, krampfhaft hinweg. Der Vater hatte keinen Willen mehr. Er machte nicht einmal Anstalten, die Dienerschaft wieder zu beleben, sondern nahm Seraphinen mit sich hinunter, wo sie neben seinem Zimmer die Nacht zubrachte. Beide kamen sich wie Träumende vor und erst am nächsten Morgen lag Beiden die Last einer unwiderruflichen Wahrheit schwer auf dem Herzen.

Herr von Magnus hatte noch eine andere Last zu tragen. Ein gnädiges Handschreiben des Fürsten bat ihn als Minister seine Entlassung zu nehmen. Für die inneren Revolutionen, die sich in dem seltsamen Manne durchzukämpfen hatten, war das Verlieren seines Portefeuilles eine große Erleichterung.

Fünftes Buch.

Der Herbst, der einem regnerischen Vorwinter folgte, brachte noch einmal die Täuschung des Sommers. Lessing's Wunsch, die langweilige grüne Natur auch einmal roth zu sehen, verwirklichte sich; denn immer gelber, röther und brauner färbte sich das Laub. Giebt es doch im Herbst Büsche, die auf der einen Seite ihrer Blätter zinnoberroth aufgetragen sind, (daß man sich bei ihnen der Fabel entsinnt von einem Wundervogel, der vom Pfeile getroffen, sich schmerzlich hätte verbluten müssen) auf der andern noch frisch und grün. Der Mensch ist im Herbst hingegebener an die Natur, als sonst.

Er sucht die letzten Abendblicke der bald zum Schlummer sich wendenden Elementarkraft noch einmal zu erhaschen. Mit stillem Schmerze wandelt er durch den Herbst und zählt bedächtig von Tag zu Tag, wie viel die Nacht schon wieder hinwegraffte, bis es mit einem Sturme, Regenschauer, Nachtfrost um Alles geschehen ist. Bei solchem Dahingehen glauben wir die Uhr zu hören, die durch alles Lebendige ihre Minuten und Stunden pocht, das Meer, das eine Welle nach der andern aus der zukünftigen Ewigkeit zur vergangenen hinzuwälzt.

Herr von Magnus besaß ein Landhaus, das er statt zum Sommer-, einmal zum Winteraufenthalte machen wollte. Es widerstand ihm, noch länger an einem Orte zu bleiben, wo er eine so plötzliche und auffallende Zurücksetzung hatte erfahren müssen. „Bist Du so erfroren," sagte ihm zwar seine noch viel empfindlicher getroffene und gedemüthigte Gattin, „daß Du nur im Schnee Dich glaubst wieder wärmen zu können?" — „Wir werden einheizen lassen," hatte Herr von Magnus entgegnet und kurz erklärt, daß auch seine Gattin an seinem Tomi Theil nehmen werde. Sie hatte ihn darauf scharf angeblickt; aber er gab nur noch die kurze Erklärung, daß sie in vierundzwanzig Stunden fahren würden.

Die ehrgeizige, kaltherzige Frau hatte nicht am Sterbebett ihrer Tochter gestanden. Ja man hätte diese beinahe begraben ohne die Anwesenheit der Mutter. Denn die Couriere, die man an die Orte schickte, wo sie zu sein vorgegeben, trafen sie nicht. Ihr Leichtsinn wurde vom Schicksal, sagte die öffentliche Meinung, fast zu gnädig behandelt, als sie sich doch noch über die Leiche werfen und eine Scene spielen konnte. Seraphine hatte alles Nöthige geordnet. Auch beim Auszug aus dem amtlichen Palais war sie behülflich. Sie blieb noch zurück, als von „vierundzwanzig Stunden" so dictatorisch gesprochen wurde. „Ja, Magnusruhe!" seufzte der Gefallene, für irrsinnig Erklärte. „Hier werde ich noch die letzten Herbstfäden einfangen," sagte er seinem Verwalter, „ich werde mich noch etwas um die Baumschule und die gute Verwahrung der Treibhäuser bekümmern, werde noch einige Nußbäume schütteln, einen sogar fällen lassen, der mein Sarg werden soll... Dann — verriegle ich mich im Schlosse. Ich

habe meine Bibliothek herausgebracht, ich werde viel lesen, vielleicht auch etwas schreiben, aber anonym, ohne Ehrgeiz: ich werde über Ministerverantwortlichkeit schreiben. Ja, ja, mein Lieber, so steht man, so fällt man. Es ist Alles kugelrund in der Welt. Wir sind's auch! Man wird geworfen, wirft einige Kegel um, Mißbräuche, die in unseren Staatsannalen stehen, und wird wieder zurückgeworfen."

Herr von Magnus erwartete kurz nach seiner Ankunft auf dem Gute mit großer Sehnsucht einen Brief. Er sollte von Seraphinen kommen und eine Einladung beantworten, welche an sie ergangen, ihren früheren Beschützern zu folgen. „Sie kommt nicht," sagte sich der Minister, als er den Brief eröffnete, und sie kam auch wirklich nicht. Sie schrieb warum und tröstend, sagte aber: „Ich bin nicht fest gegen Gespenster, das wissen Sie selbst, Excellenz, als Sie in jener entsetzlichen Nacht in mein Zimmer traten! Lassen Sie mich nur auf den Wogen so weiter treiben! Mein Leben rettet sich schon; wo nicht, so drückt mir gewiß Jemand die Augen zu, der etwas Mitleid hat. Bei Ihrer Gattin möchte ich nicht leben; sie würde mich hassen, um nichts! Oder weil ich vielleicht noch mehr natürliche Haare habe als sie."

Der Empfänger dieses Briefes drückte ihn zusammen und machte eine Miene, als wollt' er auf ewig eine Erinnerung von seiner Stirn wegwischen. Sie war aber nur flüchtig und machte anderen Gedanken Raum, die sich beeiferten, in seiner Betrachtung die Oberhand zu gewinnen. Es war seit einiger Zeit an ihm sichtbar, daß er außerordentliche Aufmerksamkeit auf seine Gattin verwendete, wo er nur konnte, ihr in den Weg zu treten, und sich ihr zu einem solchen Bedürfniß zu machen suchte, wie sie in dieser Einsamkeit es vielleicht für ihn war. Sie wich ihm aber aus. Das erhitzte ihn. Sie hing sich, wie immer, an Arthur, der dem ehemaligen Minister auf einige Zeit folgen mußte, um mehrere Geschäfte der alten Verwaltung mit der neuen zu vermitteln und Vieles, was sich unter Herrn von Magnus als erledigt ausgegeben hatte, schnell nachzuholen. Diese letzte Verbindung hatte schon lange seinen Unmuth geschürt. Die Eifersucht, die ihn zu beherrschen anfing, war um so leidenschaftlicher, da sie aus dem Gefühl der Rache

hervorging. Er wollte jenen nächtlichen Gang zu Seraphinen, deſſen er ſich ſchämte, an ſeiner Gattin rächen und ſie zwingen, dieſelben Schranken anzuerkennen, die ihm eine ungebundene Neigung verſperrt hatten. Er hatte gehört, daß auch eine andere Beziehung ſeiner Gattin, Edmund von Oppen, wenn auch nur zum Abſchied, noch einen Beſuch auf dem Gute abſtatten würde. Er entſchloß ſich, die rauhe Seite ſeines Weſens herauszukehren, worin in manchem Betracht ein Mangel an Großmuth lag. Denn ſeine Gattin war durch ihren geſellſchaftlichen Sturz tief gedemüthigt. Manche behaupteten, ihr Ehrgeiz würde ihre gegenwärtige Situation kaum ertragen können.

Der aufgeregte Miniſter g. D. ließ ſeinen Groll an jeder zufälligen Begegnung aus, die ihm in den Weg kam. Er trug ſeit einiger Zeit einen langen Stock, den er nie ablegte, ſondern ihn als eine Art Waffe, gleichſam um ſich einzuüben trug. Er ſtrich in den Gebüſchen des Parkes Stunden lang umher, wenn er wußte, daß Julie und Arthur, den er auf dem Schloſſe doch wohnen laſſen mußte, ſpazieren gingen. Begegnete er ihnen, ſo hieb er auf die Büſche ein und ſchlug die Blätter derſelben ab.

Eines Tages waren jene Beiden in eine entfernter gelegene Bergparthie gefahren, ohne daß der ſo plötzlich eiferſüchtig Gewordene davon wußte. Dieſe Vorſtellung erregte ihn ſo, daß er in den Stall lief und ſich ein Pferd ſatteln ließ. Der Reitknecht wurde blaß vor Schrecken, da ſeit Menſchengedenken nicht die Rede davon war, daß man Herrn von Magnus auf einem Pferde geſehen hatte. Doch ließ er ſich Sporen anſchnallen und trieb mit Haſt, daß man ein Ende machen ſollte. Endlich verſuchte er aufzuſteigen und zwar auf verkehrte Weiſe. Indem er an des Thieres rechter Seite den linken Fuß in den Steigbügel ſetzte, hätte er unfehlbar mit dem rechten ſchwenken müſſen und wäre auf dieſe Art mit dem Rücken an die Mähne und mit dem Antlitz an den Schweif des Thieres zu ſitzen gekommen. Doch glücklicherweiſe beſann er ſich und ſtieg wieder herunter, um es richtiger zu machen.

Der Reitknecht ſah kaum darauf; er hatte ſchon lange ſeine Augen auf den Riemen des Steigbügels gerichtet gehabt,

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Chapelle.

Lefèvre.

Guten Morgen, guten Morgen, lieber Chapelle!

Chapelle

(tritt nachdenklich ein und zählt an den Fingern).

Germain.

Herr Chapelle scheint Verse abzuzählen. (Bei Seite) Er ist so geizig, daß sich bei ihm nur Verse finden, die zu wenig, nie aber welche, die zu viel Füße haben (ab).

Chapelle (aufwachend).

Wer sprach da? Ach, lieber Freund, ich bemerkte Dich nicht.

Lefèvre.

Du schienst in einer poetischen Vision zu schweben.

Chapelle.

Wo ist meine Frau? Dank Deinen Bemühungen, ich komme aus der Prüfung meines Stückes.

Lefèvre.

Und wie ist es ausgefallen?

Chapelle.

Wenn ich alle Aeußerungen der Schauspieler zusammenfasse und mich mit Bescheidenheit auf den Eindruck, den mein Werk machte, im Ganzen genommen besinne — so denk' ich — glänzend!

weil ihm die Länge desſelben mit den Füßen des Herrn von Magnus ſchwerlich zu paſſen ſchien. Endlich hatte er aber doch eine Proportion zurecht ſchnallen können. Es ging, wenn man auch bedenkt, daß die Füße des Reiters beinahe das Knie des Pferdes ſtreiften. Endlich ſetzten ſich Herr und Diener in Bewegung.

Der Erſtere flog von dem Traben bald ſo in die Höhe, daß ihm die Steigbügel entglitten. Sich feſter an das Pferd anklammernd, hielt er auch die Steigbügel für unnöthig. Den Zügel gab er ebenfalls bald preis und zog es vor, an deſſen Stelle die Mähne des Pferdes zu ergreifen, wie fatal ihm auch das fortwährende Ueberfallen ſeines Körpers auf den Hals des Thieres war. Ging das Letztere etwas zu ſtark, ſo rief der am grünen Tiſch und auf Präſidentenſeſſeln ergraute Mann ſogleich Brr! rückte ſich dann zurecht, ſuchte auch wieder einen Steigbügel aufzugabeln und begann den ſauern Ritt auf's Neue. Herunter fiel er nicht, denn er hätte eher dem Pferde die Mähne ausgeriſſen, als ſein Gleichgewicht verloren. So kam er denn endlich auf einer Anhöhe an, wo er die beiden pittoresken Reiſenden vermuthete. Zu ſeinem Schrecken ſah er in der Ferne ſchon, daß ſich ihre Anzahl auf drei vermehrt hatte und daß Niemand anders als Edmund von Oppen der neue Ankömmling war. Ein lautes Gelächter und Bewillkommnen empfing ihn, als er den Berg hinaufritt. Ein ſolches Bild hatten ſich alle Drei nicht träumen laſſen. Julie fand dieſe Kühnheit an ihrem ideenreichen Gatten ſo neu und überraſchend, daß ſie von der Ruhebank unter einem ſchon halb entblätterten Eichbaume aufſprang und Herrn von Magnus ſelbſt von ſeinem Gaule herunterhalf.

Edmund beſaß zu viel natürliche Beſcheidenheit, als daß ihm der Penſionär einen unfreundlichen Willkommen hätte bieten ſollen. Man verwunderte ſich über die zufällige Begegnung mit dem jungen Idealiſten, der, ſo hieß es, „unten auf der Landſtraße gezogen und in ſeiner Verhüllung im Reiſewagen von Arthur und Julien ſogleich erkannt worden war". Herrn von Oppen einzuladen, konnte Herr von Magnus nicht umgehen.

Von jetzt ab entſpann ſich zwiſchen dieſen vier Perſonen, die auf einem großen ſchönen Schloſſe mit einem reizenden

Park den Mittelpunkt gleicher Begegnungen bildeten, ein wunderliches Verhältniß. Die jungen Männer betrachteten sich wechselseitig mit Mißgunst. Herr von Magnus hatte Ursache Beiden zu zürnen, bediente sich aber des Einen gegen den Andern. Man würde sich irren, diese Taktik seinem Feldherrngenie zuzuschreiben. Es war nur Gutmüthigkeit, daß er gegen denjenigen agiren zu müssen glaubte, welcher gerade um seine Frau war, und daß er sich dessen als Vertrauten bediente, der mit ihm Bundesgenosse zu sein ein eben so eigennütziges und ihm feindseliges Interesse hatte. Julie endlich war seit dem politischen Sturz ihres Mannes zaghaft geworden. Sie hatte eine zu hohe Stellung verloren, glaubte Zuspruch und Theilnahme zu bedürfen und tauschte für Beides, das sie von ihren jungen Freunden erhielt, seit einiger Zeit mehr Empfindung aus, als sich mit ihrer früheren spröden Koketterie zu vertragen schien. Sie haßte ihren Gemahl um so mehr, als sie sich gestehen mußte, daß sie ganz und gar ein Wesen war, das ohne Liebe nicht sein konnte.

Herr von Magnus irrte unter diesen Umständen wie ein Träumender. Er stürmte auf Edmund's Zimmer und rief: „Mein Freund, was soll ich von dem Benehmen Stahl's denken? Er ist die Seele meiner Frau! Was er fühlt und denkt, denkt und fühlt sie! Sie fahren, sie reiten, sie gehen zusammen. Ihr ist nicht wohl, wenn sie ihn nicht wenigstens sprechen hört. Ich bin bei lebendigem Leibe schon verschollen. Ich werde mir das Leben nehmen müssen."

„Beruhigen Sie sich, Herr von Magnus," entgegnete dann Edmund, dem die Begünstigung Arthur's das Blut in's Gesicht trieb; „es kann so schlimm noch nicht stehen. Sie zieht Arthur nur auf, sie spielt mit seinen Schwächen, sie —"

Ein Bedienter unterbricht die stockende Rede des Eifersüchtigen, der den Eifersüchtigen trösten wollte. Julie wünsche mit Edmund zu singen, heißt es. Edmund beeilte sich, zu kommen und Herr von Magnus mußte sich die Hand vor die Stirn schlagen. Er lief in den Garten und rief Arthur, der mit den Gärtnern spricht:

„Mein Freund," sagte Herr von Magnus, „was soll ich von dem Benehmen des Herrn von Oppen denken? Er ist die Seele

meiner Frau! Was sie denkt und fühlt, fühlt und denkt er! Sie musiciren, sie zeichnen, sie lesen zusammen. Ihr ist nicht wohl, wenn sie ihn nicht mit Augen sieht. Sagen Sie mir, ob ich mir nicht das Leben nehmen muß, um diese Menschen glücklich zu machen?"

„Beruhigen Sie sich, Herr von Magnus," entgegnete Arthur, den seinerseits wieder der Gedanke an Edmund in Harnisch brachte, „Excellenz ziehen Edmund nur auf, sie —"

Auch Arthur beendigte seine Rede nicht, sondern ließ den Unglücklichen stehen, nur um sich Juliens zu vergewissern. Herr von Magnus blieb einen Augenblick betroffen angewurzelt, sah ihm nach und rief dann einige seiner Leute herbei. Er ging mit allerlei gräßlichen Vorstellungen um. Seraphinens Ablehnung hatte seinen ganzen Menschen in Aufruhr gebracht. Noch unklar darüber, welches Aeußerste die Welt von ihm zu erwarten haben sollte, wollte er wenigstens seinen Sarg bei Zeiten zimmern lassen und befahl, wie ein Ekstatischer aufgeregt, zu diesem Zwecke einen Nußbaum im Parke zu fällen. Die Leute sahen sich verwundert an, folgten ihm aber mit Beilen und Sägen in den kalten, von Herbstblättern raschelnden Park. Mit mächtigen Schritten eilte er voran.

Inzwischen trat Arthur in die Zimmer Juliens, wo Edmund mit ihr musicirte. Die Letzteren ließen sich nicht stören, sondern gaben Arthur Gelegenheit, ihnen Beifall zu klatschen, da sie vortrefflich spielten. Es waren Sonaten des alten Haydn, auf welche Edmund gern zurückkam und die er auch, da sie von neuerer Hand bearbeitet waren, Julien empfehlen zu können glaubte. Doch behauptete sie, nachdem sie einige Concerte beendigt hatten, daß noch viel Puder auf diesen Compositionen läge und daß, je mehr Takt in diese Stücke käme, Einem desto mehr noch davon auf die Schultern fiele. Edmund fühlte sich durch diese Anmerkung gekränkt und antwortete nicht. Julie war seither so milden Herzens, daß sie ihren Widerspruch nicht fortsetzte, sondern Edmund die Wangen streichelte und ihm sagte: „Es ist eine Musik für Blondköpfe."

„Auch das ist nicht wahr," entgegnete Edmund, ohne auf die heftigen Schritte Arthur's zu hören, den Julie gewöhnt

hatte, solchen Zärtlichkeiten zuzusehen. „Eher eine Musik für Krausköpfe; so etwas Schalkiges, Graziöses und wieder Gutmüthiges liegt in diesen herrlichen Klängen, die eines Mozart Meisterschaft schon ahnen lassen.“

Keines von Beiden schien Arthur's Gegenwart bemerken zu wollen. Sie begannen eine neue Pièce und hatten einige Sätze durchgespielt, als sich in den Nebenzimmern ein Geräusch näherte. Die Thür wurde aufgerissen und leichenblaß trat der Haushofmeister herein, eine schreckliche Nachricht mit ungewissen Lippen stammelnd. „O Gott, kommen Sie,“ rief er den Erschrockenen zu; „es ist ein Unglück geschehen! Der Herr ist von einem Nußbaum erschlagen, den wir im Park haben fällen wollen. Wir warnten ihn fortwährend, aus der Fallweite des Baumes zu treten. Er hörte aber nicht, bückte sich immer dahin, wo der Stamm eben überschlagen mußte, sagte sogar, der Baum sollte sein Sarg werden, der Baum schlägt über und zerschmettert ihn.“

Arthur wollte hinausstürzen, um zu sehen, ob noch Rettung möglich wäre. Julie in dem Augenblick der Gefahr die Anwesenheit des Nebenbuhlers nicht mehr ignorirend, sprang sogleich zu diesem heran, als bedürfte sie seines Schutzes, hielt ihn zurück und beschwor ihn bei Allem, was ihm heilig wäre, sie nicht zu verlassen. Da er zögerte, so klammerte sie sich an seinen Körper und zog ihn zurück, bei ihr, der alles Grause und Entsetzliche Fürchtenden, als bedürfte sie eines Beschützers, nicht eines Trösters, zu bleiben! So ist es mit den Weltseelen. Sie vermögen vom Schicksal nichts zu ertragen.

Edmund, von seinem weicheren Herzen getrieben, hörte gar nicht, als er davonrannte, daß sie ihm nachrief: „Kommen Sie nicht wieder!“ Sie wollte nicht einmal seinen Bericht vernehmen. Edmund eilte in den Park, an die Stelle, wo man den Entseelten eben auf eine Tragbahre legte, um ihn in's Schloß zu bringen. Der herbstlich entblätterte Baum, hie und da noch eine Frucht tragend, lag weithin ausgestreckt, er trug eine Inschrift, die in das Holz geschnitten war, besagend, daß Karl von Magnus vor vierzig Jahren diesen Baum gepflanzt hatte. Edmund war so bewegt, daß er den Trägern nur mit Mühe folgte. Ein Diener des Hauses

suchte, als man den Unglücklichen unter Dach und Fach gebracht hatte, einige wundärztliche Kenntnisse an ihm zu erproben; aber weder die Ader gab Blut, noch schien der zerschmetterte Schädel irgend eine Möglichkeit der Trepanation zuzulassen. Man mußte die Hoffnung aufgeben und trug den Verschiedenen in die der Gruft nahegelegene herrschaftliche Todtenkammer.

Edmund wollte zu Julien zurückkehren und ihr den Stand der Dinge berichten; allein sie ließ ihn nicht vor. Er fand dies in der Ordnung, da er ihre Feigheit kannte und wollte sich zufrieden geben, als es ihm einfiel, nach Arthur zu fragen. Dieser war noch immer bei Julien. „Welche Schändlichkeit!" knirschte er. Edmund hatte längst sich mit dem Gedanken vertraut zu machen gesucht, von Arthur verdrängt zu werden; aber er wollte wenigstens nicht freiwillig nachgeben, sondern sich für den schmerzlichen Verlust rächen. Er wußte, wie wunderbar seine Stellung zu Arthur war, und daß sie ein stiller, unsichtbarer Genius, Seraphine, hätte verbinden sollen.

Ja, Edmund mußte sich sogar gestehen, daß der Verlust kein schmerzlicher mehr war. Er zog sich auf sein Zimmer zurück und hing seinen Gedanken nach. Weiblichen Gemüthern, wie man das seinige nennen muß, liegt immer ein gewisser Egoismus, der sie tröstet, nahe. Diesen ergriff er und klagte sich an, einem Wesen wie Julien sein Herz geopfert zu haben, dem verkörperten Widerspruche seiner selbst, wie er sagte, geopfert meine Harmonie! Ihr Gleichmuth gegen das Unglück ihres Mannes, ihre Angst, sich aus der Sphäre des Todes entfernt zu halten, schrecklich genug schon bei dem Hingang ihres Kindes von ihr bewiesen, machte sie ihm grauenhaft. Er hätte jetzt vor dem Wunsche, vom Tode ihres Mannes Nutzen zu ziehen, erröthen können. Nur Arthur's Bevorzugung riß ihn wieder aus dieser Entsagung auf. Sich zurückgesetzt zu sehen, ertrug er, wenn nicht seiner Liebe zu Julien, doch seiner Liebe zu sich selbst wegen nicht. Jemehr er die Natur und äußere Erscheinung Arthur's prüfte, desto stärker regte er sich auf. Er ging sogar soweit, Arthur einen Adel vorzuhalten, den dieser zwar im Wesen und im Geiste, aber nicht im Namen erfaß. Er war entschlossen, sich wenigstens die Genugthuung

zu verschaffen, die ihm, dem Cavalier, gebührte. Man verstehe wol! Edmund war ein so guter Junge, daß er die Adelsideen nur deshalb in sich beschwor, weil sie ihm in dem Augenblicke den Satisfactionsheißhunger gaben, den er sonst, seinem Herzen und seinem Verstande folgend, nicht würde gehabt haben.

Am folgenden Tage war all' seine Kraft schon wieder hin. Ein weichmüthiges Verzeihen und Versöhnen kam in sein Herz. Er hätte sich an den Haaren herbeischleppen müssen, um sich in die Situation seiner Entschlüsse vom gestrigen Abend zu versetzen. Was war es denn? Er verzieh Julien ihre gestrige Entfernung von ihm; er rechnete darauf, daß sich heute das Gleichgewicht wieder herstellen würde. Allein er mußte erfahren, daß er sich täuschte. Er wurde auf's Neue nicht von Julien angenommen. Er decouragire sie, hieß es. Edmund schäumte vor Wuth über diese, wie er sagte, infame Zurücksetzung. Er schrieb sie nur dem Uebergewicht Arthur's zu und hatte ganz Recht darin: denn dieser behauptete seinen Vorzug und war in Juliens Nähe. Zwar schrieb sie an Edmund: „Ich kann Sie nicht sehen, Edmund, weil Sie keine Kraft haben, weil Sie blaß aussehen über das traurige Ereigniß, weil Sie endlich mich gar nicht schonen würden." Auch leuchteten diese Züge mit einiger heimlichen Wärme in sein Herz und richteten ihn eine Weile auf; allein er war doch zuletzt aufrichtig genug, sie nicht anders als wie für eine Ablehnung seiner Nähe auf lange Zeit zu verstehen; sogar Arthur schien ihm unschuldig; es quälte ihn, daß er sich auf eine dem Ehrenpunkte angemessene Weise aus dieser Lage retten mußte. Er schrieb noch den nämlichen Abend eine Ausforderung an Arthur.

Dieser hatte die Nothwendigkeit einer solchen Lösung ihrer beiderseitigen Rivalität vorausgesehen und war auf eine Waffenentscheidung gefaßt. Er nahm die Ausforderung ohne Groll oder Blutdurst an; war er doch selbst ergriffen genug von dem Drange der Umstände, die hier eine mathematische Nothwendigkeit schufen. Es war am frühsten Morgen, als Arthur und Edmund, mit einigen in's Vertrauen gezogenen Offizieren — ein Condolenzbesuch löste den andern ab — in einen nahe

gelegenen Wald ritten. Ein dichter Herbſtnebel lag auf der Gegend und entzog Einen dem Blicke des Andern, ob ſie gleich, der Kälte wegen in Mäntel gehüllt, nahe zuſammenritten: keine dreißig Schritte auseinander. Aus dem Wald bellte ihnen ein Hund entgegen. Eine Stimme rief und pfiff den Hund zurück. Edmund erkannte den Hund. Es war derſelbe, den ihm einſt Philipp abgelockt hatte. Das Thier erkannte auch Edmund ſogleich und umwedelte den Reiter, indem es an das Gebiß des Pferdes bellend hinaufſprang. Es pfiff Jemand darauf ſtark und rief ihn zurück. Weiterhin lichtete ſich der Wald und die beiden Reiter wurden, da ſie ſich ſchon längſt gehört hatten, ihrer anſichtig. Ein gut gelegener, wie abſichtlich von Bäumen umſchloſſener Platz bot ſich dar. Sie hielten an, ſtiegen ab, banden die Pferde an zwei Bäume feſt und maßen ſtillſchweigend die Entfernung. Eigentlich hätte Edmund die Waffen anzubieten. Es war wunderlich genug, daß ſie Arthur unter'm Mantel hervorzog und ſeinem Gegner, der die Augen kaum aufſchlug, die Wahl ließ.

Sie hatten Poſitur gefaßt, als ſich neben ihnen im Gebüſch etwas regte. Die Landſtraße, die ſich durch den Wald zog, lag nahe. Ein zweirädriger Karren fuhr vorüber mit einem grauen Verdeck. Der Hund ſaß oben auf dem Verdeck und bellte herüber. Aus dem Korb ſah man eine Peitſche hängen, die ein unanſehnliches ſchwaches Pferdchen zur Eile antrieb. In dem Augenblick ſah ein weiblicher Kopf aus dem Takelwerk des Wagens hervor, blickte ſcharf durch die Bäume und ſtieß, als ſie die Zurüſtungen zu einem Duell erkannt hatte, einen grellen Schrei aus. Alle auf dem Kampfplatz Befindlichen, eine ernſtliche Störung befürchtend, deuteten mit Gebehrden und Drohungen auf Ruhe! Aber aus dem Wagen ſprang ein weibliches Weſen, ſtürzte durch Bäume und Strauchwerk hindurch und erfüllte Alles mit den verſchiedenartigſten Empfindungen. Die Meiſten hielten ſie für eine Irrſinnige und wollten ſich ihrer mit Gewalt bemächtigen. Als man aber ſah, daß Arthur und Edmund das abenteuerliche Weſen kannten, trat man zurück. Edmund war der Erſte, der das Wort ergriff: „Seraphine, wie kommen Sie hierher?“ Sie lehnte ſich, da auch Arthur herantrat, an einen Baum und brach

in Thränen aus. Dieſe peinliche Situation währte einige Secunden, bis ſich Arthur an Edmund mit der Frage wandte: „Kennen Sie das Fräulein?“ Seraphine blickte auf und richtete ihr Auge ſo feſt auf Arthur, daß er die Frage kaum beenden konnte. „Ob wir uns kennen, Seraphine!“ rief Edmund mit allem Schmelz ſeines edlen Gemüths aus. Seraphine wußte nur zu antworten, indem ſie ſeine Hand drückte und auch die des kalten, ſpröden Arthur zu erfaſſen ſuchte. Dieſer Moment währte einen Augenblick: die Piſtolen entglitten den Händen der beiden Männer. „O liebt Euch!“ rief Seraphine mit krampfhaft erſtickter Stimme; „liebt Euch! Ihr ſeid ja Eins, Eins in mir, haßt Euch nicht!“ Es war eine Welt von Erinnerung, die auf dieſen drei Seelen laſtete. Sie blickten ſich ſtumm an, ohne daß Eines die Rührung des Andern vollkommen verſtand.

In dem Augenblick fing Philipp an, lebhaft mit der Peitſche zu locken. Er rief ſeinen Hund, der ſich unter die Scene gemiſcht hatte, ſchien aber mit ſeinem Pfeifen weit mehr Seraphinen zu meinen. Sie verſtand dann auch den Ton, drückte noch einmal den beiden Männern die Hand und wandte ſich mit lautem Schluchzen dem Wagen zu. Philipp, der ſich ſelbſt nicht ſehen ließ, hob ſie hinein, der Hund ſprang auf das Verdeck, das er über Kiſten und Koffer, die hinten aufgepackt waren, leicht erreichen konnte, und die kleine Karavane zog von dannen. Kein Vogel ſang mehr. Keine Blume duftete am Wege. Ein ſtarker Windhauch hob die Herbſtblätter von der Erde und trug ihrer eine raſchelnde Wolke den Davonziehenden nach. Die Offiziere verſtanden nun wol, daß der Zufall eine „alte Flamme“, die Beide nacheinander „gehabt“ hätten, in dieſem Moment hieher geführt hatte.

Die beiden jungen Männer mußten den Bitten der Anderen Gehör geben und ſich verſöhnen. Sie beſtiegen ihre Klepper und ritten aus dem Walde nach dem Schloſſe zurück. Als ſie es in der Ferne liegen ſahen, kam Edmund zu Arthur und ſagte: „Es iſt Alles eitel in der Welt! Wollen wir noch einmal auf Magnusruhe einkehren?“ — „Wie Sie wollen, Herr von Oppen, ich habe da eigentlich

auch nichts Rechtes zu ſuchen!" „Ich hole mir wenigſtens mein Gepäck und meinen Wagen." — „Gut, wir theilen dann den letztern und fahren zuſammen nach der Reſidenz zurück."

Allein es lag im Schooße der Götter nicht, daß ſie ſo leichten Kaufes davon kommen ſollten. Es war ihnen noch eine Kataſtrophe aufgeſpart, die ſie in ihren Vorſätzen gründlich beſtärken mußte. Es war ein Erlebniß, das grauenhaft vor ihre Augen treten ſollte, Niemanden aber mehr vernichtete als den Stolz, den Leichtſinn und die Gefühlloſigkeit des Weibes, um deſſen Gunſt ſie gewetteifert hatten.

Sie waren nämlich kaum beim Schloſſe angekommen, als ſie im Wohnhauſe, im Hofe, wo ſie ihre Pferde abgaben, eine wunderliche Aufregung der Dienerſchaft wahrnahmen. Nach der Urſache derſelben fragend, antworteten ihnen die Einen, daß der ſelige Herr ſpuke, die Anderen, daß er von den Todten auferſtanden ſei. Der Haushofmeiſter kam ihnen entgegen und erklärte ihnen: „Sie wiſſen, meine Herren, wie viel Noth wir hatten, das Blut am Kopfe des Seligen zu ſtillen. Indem wir ihn vorgeſtern in die Gruft trugen, zog ſich aus dem eilig beſorgten ſchlechten Sarge, welcher aus dem unglückſeligen Baume gezimmert wurde, eine Spur davon durch das Haus entlang, die ich gern getilgt hätte. Wir fangen damit heute an und ſind ſchon dicht am Gewölbe, als ſich ein plötzliches Stöhnen vernehmen läßt, das ſicher aus der Gruft von Excellenz kommen mußte. Ich faſſe mir ein Herz, ſtoße die eiſerne Thür zurück... ach," unterbrach ſich aber der Erzähler, „dort kommt die Frau Miniſterin ſelbſt."

Julie wurde von mehreren Dienern eine Stiege herunter geführt. Halb ohnmächtig ſchritt ſie dem Gewölbe zu, ohne ihre beiden Freunde zu ſehen, die ſich Anfangs zurückzogen und dann langſam nachfolgten. Als Julie zögerte, rief ihr ein Geiſtlicher zu: „Sie müſſen! Er verlangt nach Ihnen. Der Auferſtandene will mit Ihnen allein ſprechen und nur im Gewölbe; alle guten Geiſter loben Gott den Herrn."

Es war im Gewölbe finſter und ſchwül. Fackeln erhellten den grauenhaften Raum und ließen rings die aufgeſtellten

Särge der Ahnen des Hauses sehen. Julie wankte an den jüngsten dieser Aschenbehälter. Ihre Blicke fallen auf den Todtgeglaubten, auf eine Verbindung, mit welcher sie nur flüchtig Gemeinschaft gehabt hatte und die jetzt ein so Grausen erregendes Recht auf sie ausüben wollte. Es ist Herr von Magnus wirklich, die Excellenz im rothen Ornat der Johanniterritter, in welchem begraben zu werden sein Testament schon vor Jahren befohlen hatte — er ist's, der in einem langen Sarge, mit gräßlicher Entstellung seiner Gesichtszüge daliegt. Der Auferstandene hängt kaum mit einem Faden am Leben; aber der Faden wirbelt sich dichter zusammen, das Bewußtsein leuchtet glänzender und glänzender aus den starren Augen. Er erblickt jetzt Julien und winkt ihr.

„Ich stand an den Pforten der Ewigkeit," sprach Excellenz leise zu ihr. „Diese Sinne, welche jetzt allmälig in meine auflebenden Nerven zurückfließen, tasteten schon in dem unendlichen Raume der Unsterblichkeit, wie ein neugeborenes Kind sich an die Welt gewöhnt. Ich lag wie ein Säugling an einer überirdischen Mutterbrust und sog mich am Himmel zum Himmel auf. Muß nun aber zurückkehren in diese elende Welt! Der Ast, an dem ich mich anklammerte, um einige Zoll hoch über die Erde zu kommen, brach. Ich werde mit der Minute kränker, d. h. menschlich geredet, gesunder, kräftiger: ich fühle, daß ich sterben, menschlich geredet, daß ich leben kann. Ich will leben. Du seufzest? Julie, ich will also nur leben, wenn Du willst. Darum rief ich Dich. Willst Du mein Siechthum nicht verachten? Willst Du Dich durch den Anblick meiner Leiden rühren und Neigungen entsagen, die zwischen mir und Dir die Scheidewand gewesen? Sprich, ich verlange nichts, das Du geben müßtest. Rück' ich in diesem Kasten nur um ein wenig höher und presse mein Hirn an die Kopfwand, so bin ich, wo ich schon war. Jetzt ist Leben und Tod in Deiner Hand; sprich!"

Arthur, der diese grausame Alternative hörte, bekam ein so großes Mitleiden mit der gefolterten Frau, daß er hinzutreten und vermitteln wollte. Der Pfarrer aber fühlte sich wie beim Weltgericht und an Gottes Statt. Die „schlechte Aufführung" der Ministerin war bekannt. Er verbot jede

Lefèvre.

Nimm meinen Glückwunsch. Ich komme, Dir ein anderes Resultat zu bringen, das Du weniger Deiner bewunderungswürdigen Bescheidenheit und meiner Rechtskunde als Deinem Glücke verdankst. Die Besorgnisse wegen der Gefährlichkeit des biblischen Inhalts Deines Stückes sind glücklich beseitigt.

Chapelle.

Du kommst —?

Lefèvre.

Vom Almosenier des Königs! Er äußerte sich, selten sei es die Geistlichkeit, die sich der Behandlung biblischer Gegenstände widersetze. Gefährlich nur sei es, das Mißfallen gewisser Personen zu erregen, die in unserer Zeit mit der Religion auf einem vertrauteren Fuße leben, als wir anderen Weltkinder, ja als die Geistlichen selbst. Und von diesen Personen nannte mir denn der edle und wahrhaft fromme Geistliche jenen allmächtigen Mann, der sich möglicherweise über die Wahl deines Stoffes, über den Nebukadnezar, ungünstig äußern könnte.

Chapelle.

Den Präsidenten Lamoignon?

Lefèvre.

Den Präsidenten Lamoignon! Ich bin zu Lamoignon, sondirte, horchte, ließ dies und jenes fallen, und erreichte das erfreuliche Resultat, daß das Haupt unsrer allmächtigen Frommen, der Chef aller wohlthätigen Vereine und Armenkassen, der gefürchtete Verketzerer aller Sünder und Sünderinnen unseres sündigen Jahrhunderts, nicht nur auf das Wohl-

Einmiſchung und ſprach doch ſelbſt für die halb ohnmächtige Frau. Es handelte ſich um Fortſchaffung der geweſenen Leiche in die Wohnungen der Lebenden.

Indem man hierzu Anſtalten machte, zogen Arthur und Edmund ſich zurück. Ihr Wagen war gepackt worden. Sie fuhren zuſammen nach der Reſidenz, im Anfang ernſt genug geſtimmt, bald aber heiterer und zuletzt über den Contraſt der komiſchen Art des Herrn von Magnus mit der fürchterlichen Alternative in dem Nußbaumholzſarg zum Humor geſtimmt.

Zwei aber gab es hinfort, die nicht mehr lachten: Seraphine und Julie. Dieſe hielt treulich den harten Winter auf Magnusruhe aus und pflegte die Geneſung ihres Mannes, die ſich langſam, aber mit Hoffnung anließ. Herr von Magnus mußte eine feine ſilberne Hirnſchädelplatte tragen. Er ging gebückt und war jeder kleinſten Veränderung der Temperatur ausgeſetzt, ſo daß ein Witzbold behauptete, es wäre vielleicht Hoffnung da, ihn doch wieder zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten zu machen. Julie trug ihr Schickſal mit Entſagung. Sie hatte zum erſten Male in ihrem Leben dem Schrecken in's rollende Auge geblickt, jetzt ertrug ſie ſein Drohen, ſie zitterte nicht mehr vor dem, was ſie früher nicht hätte tragen können. Mit der Aufopferung einer Antigone führte ſie einen Mann, der alt genug war, um ihr Oedipus zu ſein, durch den kurzen Lebensreſt, den er noch zu verwenden hatte. Oft konnte man Beide an öffentlichen Orten, auf Promenaden ſehen, wo ſie aus dem Wagen ſtiegen, und die gebückte Geſtalt des unglücklichen, jetzt der Welt, ihren Tendenzen und Syſtemen gänzlich abgewendeten Mannes ſich in den Arm ſeiner in die Fügung ergebenen Gattin hing. Die Preſſion des Schickſals war eine zu furchtbare geweſen und Julie war arm und liebte den Reichthum.

Weniger troſtreich geſtaltete ſich Seraphinens Loos.

Philipp war in der Haft verwildert und beſaß nichts mehr von der ihm ſonſt eigenen Zurückhaltung, die er weit über ſeinen Stand hinaus gegen eine Braut beobachtete, von der er allerdings zuweilen mit unheimlicher Drohung erklärte, „daß ſie ihm gewiß wäre". Von Nahrungsſorgen gedrängt.

mißhandelte er ſie und vernachläſſigte ſeine Umgebungen. Seraphine verkümmerte in der Proſa des Lebens. Man muß zugeſtehen, daß ſie ſich oft ihrer Verhältniſſe überhob und Philipp den Adel ihrer Seele ſelbſt mit unangemeſſenem Stolze empfinden ließ. Sonſt fügte ſie ſich in Freunde und Verwandte, in Philipp's Kundſchaft und Gönnerſchaft. Aber ihre immer ſo ſcharf beſtimmt abgegebenen Aeußerungen kränkten die Nachbarn mehr, als ſie dieſe gewannen. Bald hieß es von ihr, ſie trüge große Ideen im Kopf, bald entdeckte man als Folge derſelben ökonomiſche Mängel, Unordnung des Coſtümes, niedergetretene Schuhe, offenherzige Strümpfe, allzuſpät gemachtes Haar, hundert Handhaben für Verleumdungen, die zuletzt ſyſtematiſch wurden. Wuſch ſie, ſo wurde das Weißzeug gemuſtert, ging ſie auf den Markt, ſo kaufte ſie das Schlechteſte und bezahlte es am theuerſten. In dem kleinen Kramhandel, den Philipp etablirt hatte, beobachtete ſie kein Maß und Gewicht, ſprach heute mit den Kunden nicht und hielt ſich morgen wieder mit ihnen ſo lange auf, daß ſie das Innere des Hauſes vernachläſſigte. So ſchwankte ſie von Extrem zu Extrem und verlor allmälig das Gleichgewicht ihrer ſelbſt. Sie genas eines Kindes, das bald ausathmete. Wenige Wochen darauf folgte ſie ihm ſelbſt nach. Die Mißhandlungen ihres Mannes und ein Schmerz, den ſie ſich nicht erklären konnte, der aber fortwährend an ihrem Herzen nagte — hätte ſie nicht noch, bei einiger Berechnungskunſt, die Gattin des Miniſters von Magnus werden können? — hatten ſie getödtet. Niemand weinte über ihren Tod.

Arme Seraphine! Was drängte mich, das Bild Deines Lebens aufzurollen und Dein gebrochenes Herz von Händen anatomiren zu laſſen, die nun nichts daran ſchonen werden, weil ſie alles für Dichtung halten, was doch eitel Wahrheit iſt, Wahrheit, die Du erlebteſt, und Schmerz, den ich ſelbſt — ſoll ich nun Edmund oder Arthur ſein — mitgeduldet und mitgeſchaffen habe! Ach, wenn Dichtung nicht blos Traum und Phantaſie, wenn Dichtung auch der Seele wirkſamſter

und wahrſter Athemzug iſt, dann hatte ich ein Recht, meinen Schmerz und meine Vergehungen an Deinem Herzen auszuhauchen in dieſe bunte Abwechſelung von Zuſtänden, die ſich poetiſch vor mir abrunden wollten und der Hand des Künſtlers nicht zu bedürfen ſchienen! Nun ſchlummerſt Du ſchon länger als ein halb Jahrzehend, biſt Staub und Aſche — was bin ich, der ich Dich preisgab! Nicht einen Faden hab' ich noch, der mein Leben an Deine Jugend, jetzt Deinen Tod knüpfte, keine Erbſchaft der Liebe, kein Teſtament eines letzten Blicks, keine Blume mehr, die Du vor mir, der damals Alles zerriß, retten konnteſt, nicht eine Zeile Deiner Hand! Unendlich, furchtbar weit iſt Dein Tod und mein irrendes Leben geſchieden. Du ſtarbſt ohne Ahnung deſſen, was ich noch erſtreben würde, mit einem heitern Bild von mir vor Deinen das Himmliſche ſuchenden Augen und ſahſt keine der Klippen, über welche ich noch klettern, keinen der Abgründe, aus denen ich noch mit Mühe zum Lichte klimmen ſollte — ach, dies Andersſein, dieſe Umgeſtaltung drückte ſo mächtig auf mein Herz, daß ich ihm Luft machen mußte in einem Seelenbilde. Und nochmals, Wirklichkeit war Arthur, Edmund, Philipp, wie das nächtliche Rauſchen meiner Feder jetzt auf dem weißen Papier, Wirklichkeit wie die Uhr, die da eben draußen eine Stunde nach Mitternacht ſchlägt! Doch fragt mich nicht, wer Seraphine war, wo ſie begraben liegt! Der kommende Morgen wird kalt und gleichgültig mit neuen Lebenspflichten an's Fenſter pochen.

Ende.

Geſammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Zweite, wohlfeile Ausgabe.

Erſte Serie.

Dritter Band.

Kleine Romane und Erzählungen. II.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Kleine

Romane und Erzählungen.

Zweiter Theil:

Die Wellenbraut. — Die Selbsttaufe. Die Nihilisten.
Die Turteltauben. Das Stelldichein. — König Franz in Fontainebleau. — Die Diakonissin.

Von

Karl Gutzkow.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

KOEN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE.

Die Wellenbraut.

(1843.)

1.

An einem jener Gesellschaftsabende, wo unter schimmernden Brillanten, mattglänzenden Girandolenlichtern, im bunten Durcheinander von Schönheit, Farbe, Lüge und Langerweile, der Schein der hingegebensten Geselligkeit nur zu einem Beweise mehr für den menschlichen Egoismus und seine Verstellungskunst zu werden pflegt, glänzte eine junge Dame, Idaline, die trotz ihrer siebzehn Jahre schon in der Gesellschaft einen unbestrittenen Vorrang einzunehmen gewohnt war.

Die langaufgeschossene, gazellenschlanke Gestalt, die schönste Hülle, die für das Bewußtsein: Ich fühle, ich empfinde, ich bin Mensch! nur gedacht werden konnte, war die Tochter des dirigirenden Ministers.

Ob jenes Bewußtsein auch klar in dieser Hülle selbst lebte, darf man bezweifeln. Idaline schien noch ein Kind, ein ernstes, ja sogar trauerndes Kind zu sein. Man verglich sie einer Muschel, deren Perlenstoff vorläufig noch in der glänzenden Schale allein stak. Man fand noch an ihr nichts, als daß sie äußerlich vollendet schön war, noch mehr für die Zukunft versprach und selbst den Künstler durch das Ebenmaß ihrer Formen überrascht haben würde. Aber in ihrem schwarzen Auge lag, so jung sie war, bereits eine Strenge, die, statt anzuziehen, abstoßen konnte, eine Hoheit, die verwundete, ohne nur mit leisester Ahnung zu verrathen, daß die Wunde auch wieder geheilt werden konnte, vielleicht durch etwas geheilt, was auf Herz hinauskam.

Von diesem Herzen Idalinens wußte man nichts, als daß sie bereits Braut war. Jedermann flüsterte es auf dem

Balle, den ihr Onkel, Graf Eberhard, auf seiner Villa vor dem Petersthore gab. Nachlässig saß Idaline auf einem kleinen Divan, den neben ihr keine andere der Damen einnahm. Es waren lebendigere weibliche Gestalten da, redseligere. Dennoch stach sie Niemand aus. Sie war die Tochter des, nächst dem Fürsten, einflußreichsten Mannes, die Nichte des Gastgebers selbst. Die Verlobte eines der Ersten der Gesellschaft, der indessen zufällig nicht zugegen war.

Idaline hatte bei Alledem eine schöne Eigenschaft. Sie war gegen die Allgemeinheit der Menschen weniger stolz, als gegen die Einzelnen. Dem Menschen, der sich in der Masse verlor, konnte sie ein freundliches Lächeln zuwerfen. Neulingen, die dies seltsame Wesen noch nicht von der Seite seines Stolzes kannten, geschah es zuweilen, daß sie, unbesorgt über die Aufnahme ihrer Anrede, an sie herantraten und im Gewühl der vorübergehenden Erscheinungen eine jener allgemeinen gesellschaftlichen Fragen an sie richteten, die Niemand unbeholfener zu stellen pflegt, als wer wirklich Geist hat. Diese Glücklichen! Denen antwortete Idaline mit Freundlichkeit. Die Großen machen es so, wenn sie sich gegen Wildfremde, etwa bei Einkäufen auf einem Jahrmarkte, herablassen. Allerdings kann eine Freundlichkeit, die Allen zu Theil wird, den Einzelnen nicht besonders beglücken.

Berechnung kannte Idaline nicht. Das kalte Felsenwasser ist krystallhell. Zauberhafte Wesen der großen Welt, die Ihr so stolz, so ruhig Euch anlehnen könnt an Euer Glück! Kalte Seelen, die Ihr das Leben nehmt wie jener Römer den Fisch, der sterbend in seinen Händen noch die buntesten Farbenspiele ausathmete! Wer sah Euch nicht schon glänzen an der Brüstung einer Opernloge, wo auf Euch hundert Gläser gerichtet waren, ohne daß Ihr einen einzigen Blick dankender Erwiderung hattet? Wer sah Euch nicht in Eure seidengepolsterten Karossen steigen, bezaubernde Feen, geschieden von der umstehenden gaffenden Menge, wie Wesen, die sich aus andern Elementen geformt glauben dürfen? Törichter Wahn einiger empfindelnden Seelen, Euch für unglücklicher zu halten, als die, die Euch beneiden! Wol darf man Euch beneiden um Eure Schönheit, Eure Jugend, Euern Rang, Eure Reich-

vollendste ſich äußerte, ſondern ſich ſogar bereit erklärte, ſelbſt zu Dir zu kommen und Dir über die günſtigen Ausſichten Deines Talents Glück zu wünſchen. Du mußt nämlich wiſſen, daß er die Abſicht hat, ſich für den nächſten erledigten Stuhl in der Akademie zu melden.

Chapelle.

Lamoignon kommt zu mir? Der reiche allgewaltige Lamoignon? Meine Stimme iſt ihm gewiß. Nun, das läßt ſich ja Alles vortrefflich an. Ich denke, Molière ſoll nicht länger der Alleinherrſcher des Geſchmackes ſein. Heut bei der Leſeprobe war er todtenſtill. Ich ſah's ihm an, der Geiſt meiner Schöpfung warf ihn zu Boden. Die übrigen Schauſpieler laſen ihre Rollen mit ſtiller Gelaſſenheit. Es war eine heilige, von den Gerichten anbefohlene polizeiliche Leſeprobe.

Lefèvre.

Und das Endreſultat, die Meinung des Comité's, ob das Stück gegeben werden könne oder nicht?

Chapelle.

Das Comité wollte ſein Urtheil gleich nach den Schlußworten fällen, aber Molière fürchtete, der Eindruck möchte noch zu friſch, zu günſtig ſein, und ſchob die Abſtimmung einige Stunden auf. Sie wird mir ſogleich überbracht werden. Freund, wir haben geſiegt! Frühſtücken wir jetzt!

---

thümer und um Nichts mit größerem Rechte, als um die Zufriedenheit mit Euch selbst, ja sogar um den Stolz, den Ihr auf das Verdienst — Eures Glücks zu haben scheint!

Der alte Graf Eberhard führte seine Nichte zur Tafel. Der redselige Alte hatte zu oft auf seiner Sommervilla Gesellschaft, als das der heutige Abend gerade ein hervorstechender sein konnte. Aber er hatte doch die Bedeutung, daß er Idalinen zerstreuen sollte. Ihr Verlobter war verreist. Man erwartete von dem Abend nicht mehr, als das gewöhnliche Durcheinander bekannter und unbekannter Menschen, ein wenig Tanz zu einem bescheidenen Quartett, ein gutes Souper und den möglichst früh bestellten Wagen. Man fand dann auch wirklich nicht mehr. Die Säle gingen in die Gartenboskets. Wem die grellen Lichter der Beleuchtung zu lästig fielen, dem bot sich draußen ein duftendes kühles Dunkel. An romantische Einsamkeit war nicht zu denken vor all' den gaffenden Bedienten, die mit Shawls und Mänteln ihre Herrschaften schon um zehn Uhr erwarteten. Die Idee eines regelrechten Balles mißglückte wie gewöhnlich. Der Trieb nach Einigkeit concentrirte sich in Whist und Boston, im Souper und dem sehnsüchtigen Blick auf den langsam vorschreitenden Zeiger der Uhr.

Die Villa des Grafen lag an einem umfangreichen See, der sich mehr in die Länge, als in die Breite zog. Im Sonnenschein bot das gegen das blaue Wasser und die grünen Ufer glänzend abstechende weiße Lüstre dieses Landhauses einen reizenden Anblick. Schwäne, vom Grafen zum Vergnügen der ganzen Stadt unterhalten, erhöhten die zauberische Wirkung dieses landschaftlichen Bildes. Vollends in der Nacht, zumal bei Mondschein war der Eindruck ergreifend. Der Graf, ein Freund der Tafel und der Natur, hatte ein Recht, auf diesen Besitz stolz zu sein. Auch wußte er ihn sinnig auszubeuten. Zuweilen liebte er es, seine Gäste durch Grillen zu fesseln, die an das Phantastische streiften.

Heute hatte er sämmtliche Equipagen seiner Gesellschaft, die bereits um zehn Uhr eintrafen, durch einen energischen Befehl zurückschicken lassen. „Wir werden noch eine venezianische Gondelfahrt machen," rief er in dem Augenblick, als die Diener auf die leeren Champagnergläser vigilirten, um

sie auf's Neue zu füllen. Er führte in der That die angeregten Gäste an die geöffneten Balcons seiner Villa. Der See lag vor ihnen in mondbeschienener Ruhe. Eine Reihe von Gondeln mit bunten chinesischen Ballons schaukelte sich, leise durch den kaum hörbaren Anschlag der Wellen bewegt, am Ufer. Der Graf nahm keinen Widerspruch entgegen und hatte ihn auch durch die zum Theil nun doch fehlenden Wagen unmöglich gemacht. Zauberisch lockte der Mond. Der stille See bot keine Gefahr. Eine sanfte Musik ertönte von den Gondeln wie der Gruß plätschernder Niren. Man nannte den Grafen einen nicht zum Durchbruch gekommenen Dichter, klatschte seinem Vorschlage Beifall und eilte hinunter, um in den harrenden Fahrzeugen die bequemsten Plätze zu gewinnen.

Beim Einsteigen ging es wirr durcheinander. Ein Beobachter konnte aus der Art, wie sich der Eine an Diesen, der Andere an Jenen anschloß, auf Neigungen schließen. Einige Boote waren überfüllt, andere fast leer. Die Ruderer mußten sich anders vertheilen, als sie erst gewollt hatten. So kam es, daß die Flottille abstieß und eines der erleuchteten Boote noch ohne Bemannung zurückblieb. Und erst in diesem Augenblick vermißte man Comtesse Idaline. Mancher mochte denken: An sie hat sich Niemand gewagt! Richtiger war, sie hatte die Absicht gehabt, keinen Theil am Wassercorso zu nehmen, sie hatte vergebens ihren Wagen gesucht und kam am kleinen Hafen erst an, als fast alle Gondeln schon vom Ufer abgestoßen hatten. Es setzte die Gesellschaft in Verlegenheit, sie vergessen zu haben. Idaline stieg allein in das letzte übrig gebliebene Boot. Man rief, man gab das Zeichen zur Umkehr, der Onkel war außer sich; aber in diesem Augenblick hatte ein gleichfalls verspäteter Gast Idalinens Gondel bestiegen, ein auf dem Boden liegendes Ruder ergriffen und das Fahrzeug so gewandt in Bewegung gesetzt, daß es pfeilschnell durch die geöffnete Reihe der übrigen dahinglitt und mit bewundernswürdiger Leichtigkeit die Rolle durchführte, die man ihm durch den einstimmigen Zuruf ertheilte: „Das Admiralschiff!“

II.

Die junge Tochter des dirigirenden Miniſters war ſo wenig gewohnt, ſich in ihrer Umgebung um Einzelnes zu bekümmern, daß es etwas lange währte, bis ſie dem jungen Mann, der ihre Gondel ſo entſchloſſen mit beſtiegen hatte und lenkte, auch nur die geringſte Aufmerkſamkeit ſchenkte. In dem ihr eigenen Vegetiren und Hindämmern nahm ſie die Ehre, die Führerin des Zugs zu ſein, als ſelbſtverſtändlich hin. Da es in der Mitte des Sees kühler wurde, wickelte ſie ſich in ihren Shawl und verfiel, während um ſie her Alles lachte und ſchwatzte, in das ihr eigenthümliche majeſtätiſche Schweigen.

So glitt der Zug eine Weile in geſchloſſener Reihe über den ſanften Spiegel hinweg. Allmälig wurde das Landhaus des Grafen kleiner, die Ufer rückten immer weiter in die Ferne, die ſchwatzende, witzelnde Geſellſchaft wurde ſtiller. Nun machte der See eine Biegung, der Wind nahm eine minder günſtige Richtung. An Gefahr war nicht zu denken; die kleinen Nachen kamen jedoch auseinander. Das ſogenannte Admiralſchiff wurde, weil es das leichteſte von allen war, vom Winde am ehſten gefaßt und machte eine größere Schwenkung als die übrigen. So war es zwar immer in der Nähe der andern, doch im Grunde für ſich allein, ſo allein, daß Idaline zum erſten Mal einen ſcheu prüfenden Blick auf den jungen Mann warf, den der Zufall zu ihrem Steuermann gemacht hatte.

Sie erinnerte ſich nicht, ihn ſchon geſehen zu haben. Ohne Zweifel war er aber ſchon oft in den Sälen des Onkels oder gar ihres Vaters an ihr vorübergegangen; ſeine Geſichtszüge hatten ſich ihr nicht eingeprägt. Jetzt ſo im Mondenlichte, an dem blauen Hintergrunde des ſternenklaren Himmels fiel ihr ſeine Erſcheinung auf. Erſt jetzt war es ihr, als wenn ein Weſen dieſer Art ſie ſchon zuweilen mit unverwandter Aufmerkſamkeit fixirt hätte. Ja, es brannte ihr auf den Wangen, denn es war ihr plötzlich, als hätten ſchon Blicke ſo wie dieſe auf ihr geruht, Augen wie dieſe prüfend an den ihrigen gehangen, ja ſogar im Kreiſe der Geſelligkeit Worte zu ihrem

Ohre geredet, die sie jetzt erst verstand. Oft ließen sich ihr an einem Abend, den ihr Vater gab, Dutzende junger Herren vorstellen, die sie sah, wiedersah und vergaß, trotz einiger holdseligen Worte, die sie ihnen gesprochen.

Der Fremde blieb stumm. Nichts sprach er vom vielleicht zu kühlen Nachtduft, vom stillen Walten des Elements, das sie durchfurchten. Er schwieg und sein Schweigen war hoheitsvoller, ernster und geweihter als das ihrige. Das fühlte sie und wurde darüber unruhig. Sie sah, daß ihr Wesen scharf beobachtet wurde, daß ein männliches Auge bis tief in ihr Innerstes zu dringen vermochte. Es war ihr, als wäre sie hier einer Prüfung unterworfen und zum ersten Mal ahnte sie etwas von jenem Erzittern, wenn man eine Prüfung nicht bestehen kann. Nie noch hatte sie so empfunden, was es heißt: Einsam sein. Nie noch hatte sie gewußt, wie schaurigsüß es ist, mit einem Herzen, das man beinahe klopfen zu hören vermag, die Einsamkeit zu theilen. So oft sich von den übrigen ihr kleiner Kahn entfernte, bangte ihr's; näherte er sich wieder, so hätte sie ihn entfernen mögen. Dazu peinigte sie dies starre Schweigen des Fremden. Wol war es ihr, als könnte für ihre so kalten schneidend grausamen Wie's?, die sie den ihr bekannten Menschen entgegenzuwerfen pflegte, einmal Vergeltung geübt werden. Zwar sprang ihr der Stolz bei und sagte: Nenne sein Schweigen Ungezogenheit! Kaum aber hatte sie sich ein solches Urtheil — und langsam genug — gebildet, so fiel ihr Blick zagend auf den Ruderer, der im Mondenlichte einen malerischen Anblick bot. Ein noch junger, doch, wie es schien, leidend blasser Mann war es; ein leichter schwarzer Mantel umflatterte die ebenmäßigsten Formen. Um den Mund lag ein Zug, der zwischen leisem Spott, Lächeln und Schmerz eine nicht zu schildernde Mitte hielt. Idaline fühlte sich so gedrückt, so beengt, daß sie, um nur eine Bewegung zu machen, einen ihrer langen Handschuhe auszog und froh war, von einer Gondel, welche in die Nähe kam, den Ruf zu vernehmen: „Wie geht es der Barke des Dogen?"

Unsere beiden einsamen Schiffer blieben aber allein. Idaline sah auf ihre beringten weißen Finger und hörte, daß ihr Führer jetzt mit einem weichen melodischen, männlich schönen

Organ sprach: „Will sich die Dogaressa etwa mit dem See vermählen?"

Idaline hob das Haupt, wie sie gewohnt war. Kaltlächelnd blickte sie den Sprecher an, der auf ihre Ringe gedeutet hatte, und dabei ruhig mit tiefem Seelenausdruck ihren strengen Blick ertrug.

Diese Ruhe entwaffnete, diese Tiefe verwirrte Idalinen. Mechanisch, ohne Besinnung, nur in einem jener eigenthümlichen bizarren Einfälle, die allen jungen Mädchen eigen sind, wenn sie zum ersten Mal etwas unternehmen wollen, das wie Freiheit aussehen soll, wie ihr erster Antheil an der allgemeinen Poesie des Lebens, zog sie einen ihrer mehreren Ringe blindlings vom Finger und warf ihn wirklich in die blaue Fluth.

Wie sie das that, thun konnte, was sie damit hatte sagen wollen, der Ruderer wußte es nicht. Erst als Idaline, aus ihrer halben Zerstreuung aufzuckend, bemerkt hatte, daß es ihr Verlobungsring gewesen, den sie in den See geworfen, sah er ihre Erregung. Sie wollte sich erheben — der Kahn schwankte —

„Sie thaten es ungern?" sagte er.

Ungern! Eine Idaline sollte etwas bereuen? Dessen war ihr Stolz nicht fähig. Sie that leicht, frei, triumphirend. Sie blickte um sich und konnte einen Augenblick glauben, dem Fremden durch einen genialen Einfall imponirt zu haben. Dieser eitle Gedanke erfüllte sie ganz. Sie war erregt, fröhlich, ja sie hätte lachen mögen und lachte auch wirklich, indem sie sprach: „Er war ohnehin für meinen Finger zu weit! Man hätte ihn umformen lassen müssen —"

Der Fremde sagte nach einer Weile: „So weiß ich doch nun, wenn ich des Abends um den See spazieren gehen werde, woher der König der Niren sein helles Krönlein hat!"

Sie antwortete nichts, dachte nur an einige Lieder, die sie von Uhland und Goethe hatte auswendig lernen müssen und in denen derartige Bilder vorgekommen.

„Oder wenn sich ein garstiger Molch mit dem Ringe schmückt!" fuhr der Fremde fort.

Idaline hatte keinen Humor für diese Phantastik.

„O gewiß! Es waltet noch ein Leben da unten in der Tiefe!“ versicherte der Fremde. „Wer weiß, was man erblickt, wenn einſt alle Gewäſſer abgelaufen, alle Meere verdunſtet, alle Brunnen verſiegt ſein werden —!“

Dieſe Betrachtung zündete nun gar erſt nicht. Idaline blieb die ſchöne, reiche, vornehme, kalte Idaline, die nur dachte: Der Ring mußte ohnehin zum Goldſchmied! Nun gut, was liegt an dem Werthe eines Ducaten —!

Die Gondeln hatten ſich wieder zuſammengefunden. Der Landungsplatz war erreicht. Die Bedienten ſtanden am Ufer. Die Wagen harrten der Ankommenden. Eins ſtieg jetzt nach dem Andern aus und dem Wirthe dankend in die Wagen wieder ein.

Der Fremde bot Idalinen die Hand, um auch ihr beim Ausſteigen behülflich zu ſein. Sie nahm die Hand ihres bereits herzugeſprungenen Jägers, hüpfte mit behenden Schritten an den geöffneten Schlag ihres Wagens, ſprang in dieſen hinein und fuhr raſſelnd über die friſchgekieſelte Landſtraße der noch bewegten und geräuſchvollen Hauptſtadt zu.

III.

Am folgenden Morgen ſchrieb Theobald ſeinem Freunde Georg:

„Mein guter Georg! Die Angelegenheiten Deines armen Freundes rücken nur langſam vorwärts. Noch immer iſt das Mißtrauen nicht beſeitigt und ſo lange Diejenigen, die uns ſtraften, am Ruder ſtehen, wird es auch nie ſchwinden. Ein Troſt für mich iſt das Gefühl, daß ich für eine gute Sache leide, und ich geſtehe Dir, noch ein größerer Troſt iſt der, daß ich in meinen Leiden Gefährten habe. Das iſt die Macht des geſelligen Triebes, die ſich ja ſelbſt bei Verworfenen nicht verleugnet und mich in der Gerichtsſtube an Verbrechern gerührt hat.

„Heut' vor fünf Jahren, Georg, fielen raſſelnd die Thore der Feſtung Neiſſe hinter uns zu. Ich, damals erſt neunzehn

Jahre alt! Wir waren nicht so unglücklich, als wir der freien Welt erscheinen mochten. Mit Gefühlen ungeheuchelter Theilnahme sahen die Offiziere der Besatzung auf einige junge Männer herab, deren einzige Schuld eine zu glühende Vaterlandsliebe gewesen. Um uns den trüben Entgelt, den wir für unsere Träume von der Welt, wie sie ist, empfingen, zu erleichtern, beeiferten sie sich, uns aufzuheitern. Es überraschte sie, uns hinter den Wällen so froh wandelnd, auf alten Kanonenläufen und aufgeschütteten Kugeln so gemächlich ruhen zu sehen. Brachten wir doch in unser trauriges Loos den innern Trost mit. Das, was uns am meisten erhob, war die in uns lebende Welt des Alterthums, der Durst nach Wahrheit im Reich der Wissenschaft, die tiefste Anregung unseres innersten Menschen durch die Zeit. Nun hatten wir schon so jung die Einsamkeit als Gelegenheit zur Betrachtung aller Dinge. Dann durften wir uns wol sehen, sprechen, unsere Meinungen austauschen. Du riefst Deinen „latenten Dichter" wach und strömtest Dein Herz in Liedern aus, denen das Gefühl der Beengung und Begrenzung gerade jenen hinreißenden Ausdruck gab, den man an Dir bewundert. Ich fand nicht so schnell wie Du den harmonischen Trost, der für den Dichter schon im äußern Wohlklang liegen muß. Ich grub mich in den Boden der Speculation, trieb Schatzgräberei mit Mysticismus, Gnostik, Naturphilosophie, formte aus Brotrinden Staaten und marterte mich zu entdecken, was wol jenseits jener goldnen Abendwölkchen liegen mochte, welche die Sonne zurückließ, wenn wir wandelnd auf den Festungswällen sie scheiden sahen. Fünf Jahre dauerte das. Wir sind doch reifer geworden als Andere.

„Georg, wir sind für unsere Jugendträume amnestirt, aber es ist, als wenn uns ein Kainszeichen eingebrannt wäre! Mir zumal, der ich, was man so nennt, von guter Familie bin, tritt überall ein finsteres Mißtrauen in den Weg. Soll ich es den Staatslenkern verdenken? So verächtlich ihnen jener Eifer sein muß, den einige der rasch bekehrten Träumer allzudienstwillig an den Tag legten, eben so ängstlich muß ihnen ein so trübes Auge sein, wie das meinige, verdächtig dies still fortglimmende Feuer, mein Ernst, meine Trauer, die ich

noch immer nicht verbergen kann, wie damals, Georg, als wir uns zum ersten Mal wieder frei nennen konnten und unser Auge sich über den Wiederanblick der unscheinbarsten, bisher vermißten Dinge mit Thränen füllen konnte. So schleich' ich denn hier in der Residenz dahin und bin am hellen Tage wie ein Nachtwandler. Ich finde Alles verändert, sonderbar umgestaltet. Was sich früher suchte, flieht sich jetzt. Die Menschen ordnen sich mehr als je den Dingen unter. Sie haben im Allgemeinen denselben politischen Glauben, der uns zum Verbrechen angerechnet wurde, aber sie bekennen ihn nüchterner als wir. Die Freiheit ist ihnen eine Verstandessache geworden, eine Erwägung der Umstände, die Berechnung ihrer bessern, staatsökonomischen Vortheile. Gestehen darf ich, ich finde auch die Herrscher gereifter, ja einige unter ihnen scheinen mir idealistischer gestimmt zu sein als die Masse. Georg, es ist ein großes Chaos! Du bist glücklich — in Deinen Liedern! Wer Einzelnes sucht, wer sich begnügt, dem Leben ein schönes Atom abzugewinnen, der konnte zu keiner glücklichern Zeit geboren werden als jetzt!

„Ich habe einen alten Namen, der mich drückt, weil ich arm bin. Ich werde in den Kreisen, in die ich eintrete, wol mit Achtung behandelt; aber diese Achtung zollt man meiner Visitenkarte. Ich finde Höflichkeit, keine Theilnahme. Ich sehne mich nach Freundschaft, Liebe, und muß mir eingestehen, daß meine Ansprüche darauf in dem werthlosesten Papier von der Welt, mit dem man in die Gesellschaft eintreten kann, bestehen, in dem Freibriefe, ein Mensch zu sein! Alles das untergräbt und entmuthigt! Die größte Strafe empfindet der Eingekerkerte vielleicht nur erst dann, wenn er befreit wird und sieht, daß während der Zeit seiner Leiden die Welt nicht still gestanden und auch ohne ihn weiter gegangen ist. Vollends, wenn er einsieht, daß ihm die Kraft versagt ist, die Vorausgeschrittenen wieder einzuholen.

„Doch bei all' dieser Betrübniß muß ich zuweilen lachen. Ich sehe einige unserer alten Genossen, ja selbst einige der Leidensgefährten um jeden Preis nach einer Unterkunft ringen. Hundertmal da und dort abgewiesen, gleichen sie den Stehaufmännchen, die, stelle man sie auch hundertmal auf den Kopf,

immer wieder auf ihr dickes Ende fallen. Einige haben Bräute, die zu verblühen drohen, wenn sie nicht bald eine Anstellung erhalten und die Ehe das Wasserglas einer ephemeren Erhaltung der Liebe wird. Andere suchen Bräute, um durch den Verlust ihrer Freiheit eine Stellung zu gewinnen. Die größten Aesthetiker unserer Studienzeit sind gegen die Erscheinungen der Häßlichkeit nachgiebig geworden. Ich erlebe die drolligsten Entwickelungen, und oft muß ich lachen über die Formen, die alles die sogenannte „Liebe" annehmen kann.

„Auch mir hat man Umwege angerathen, um zu einer Anstellung zu gelangen, deren ich bedarf. Man hat mir die Schwächen einiger einflußreichen Männer verrathen, und mir die Mittel genannt, auf diese Schwächen zu wirken. Georg, ich erröthete, als ich mir beim Justizpräsidenten, dem Grafen Eberhard, die Schwäche beikommen ließ, und ein mittelmäßiges Gemälde, das er für einen echten Rubens ausgiebt, wenigstens für eine gute Copie nach Rubens, vielleicht „unter Rubens Leitung" verfertigt erklärte. Ich genügte ihm freilich damit nicht, eine Reihe von stellesuchenden Candidaten hatten ihm das Bild schon zu einem echten Rubens geschmeichelt.

„Wie ich über die Liebe empfinde, Georg, das weißt Du! Seit dem Tode meiner unvergeßlichen Schwester hat mich kein weibliches Wesen mehr befriedigen können. Ich vermißte überall, was mir meine Sophie bot, das Ewige, Jenseitige. Sie ging darum so früh hinüber — — — Und in unsrer fünfjährigen Einsamkeit, die gerade den pulsirendsten Abschnitt der Jugend getroffen haben sollte, da mag sich die Vorstellung vom Wesen der Weiblichkeit vollends zur Erwartung des Ideals gesteigert haben. Ach! und wo man flammende Liebe empfinden — könnte, darf man dahin die Blicke richten? Wie steht das Alles so fern von uns, wie schwebt es nur so über uns dahin! Wir Armen, die wir nichts haben, am wenigsten die Hauptsache, das — Glück! Oft ergreift mich eine bittere Misanthropie! Und gerade da am meisten ergreift sie mich, wo sich Andere zerstreuen und sich von Misanthropie heilen wollen, im Theater, auf öffentlichen Spaziergängen, in Gesellschaften, auf Bällen. Welche Jugend und Schönheit, welcher Reichthum!

Aber — für uns ſind's kalte Herzen in flammenentzündenden Formen! In dieſen Zirkeln giebt es Frauen, die mich verſtehen lehrten, wie man um ihretwillen die Seligkeit opfern könnte. Um Gretchen, im erſten Theil des Fauſt, hätt' ich es nicht gethan! Im zweiten Theil wählte ich viel paſſender Helena, eine Königin.

„Verurtheile mich nicht! Nicht jede Zauberei verrinnt in Schatten und Nebel. Einen Augenblick denke Dir, wo Du einer majeſtätiſchen Alleinherrſcherin im Reiche der Schönheit und des irdiſchen Glückes begegnet — Du ruderſt mit ihr auf einem Nachen — gleiteſt in einer zauberhaften Mondnacht mit ihr über einen ſtillen See — Die Hängeweiden an den Ufern blicken melancholiſch in die Tiefe — Die Waſſerlilien ragen träumeriſch aus dem grünen Geblätter des Ungrundes auf — Aber ach! kein Mondſtrahl, kein poetiſcher Hauch dringt in ihr Herz —! Ein Schiffer biſt Du ihr, ein Ruderknecht einmal zur Abwechſelung in gelben Glacéhandſchuhen —! Dieſe Kälte, dieſer Blick! Georg, da erfröre der Ton in Deiner Leier, wenn auch ihre Schönheit Dich zu einem Liede hinreißen wollte. Aber Du ſollſt meine Peinigerin näher kennen lernen. Sie iſt bizarr; ſie kann von ihren Ringen, wenn Du es ſcherzend verlangſt, einen in die Tiefe werfen, ich ahne — ihren Verlobungsring — denn wie ſollte Sie nicht ſchon das Glück eines Andern ſein! Das Glück wird dieſen Andern um den weggeworfenen Ring nicht verlaſſen. Er fiel einer Lilie in den Kelch oder einem Froſch in's Maul, nicht in die geöffnete Hand eines Genius, der mir zur Liebe einmal unter Waſſer geduckt hätte. Sie wollte nur zeigen, daß ſie reich iſt, wie man einſt Perlen zerrieb und in den Wein ſchüttete, nicht um ihn feuriger, nur um ihn theurer, banquiermäßig koſtſpieliger zu machen. Denn Cleopatra hatte doch nicht nöthig, ſich zur Liebe mit Wein zu begeiſtern? Ach, Georg, das iſt eine traurige Welt —! Uebrigens heißt die, die ich meine, Idaline, und iſt die Nichte des Juſtizminiſters.

„Armer Georg, auch die Stelle, um die ich mich für Dich bemühen ſollte, iſt ſchon vergeben! Graf Eberhard vermag viel und Idalinens Vater noch mehr. Ein ſolches Weſen

Dritter Auftritt.

Germain (kommt raſch mit einem Brief). Die Vorigen.

Germain.

Herr Chapelle, ſo eben kommt dieſer Brief, wenn ich nicht irre, durch denſelben Boten des Theaters, der Ihnen früher die abſchlägliche —

Lefèvre.

Stille!

Chapelle
(erbricht und lieſt).

Lefèvre.

Dein Recht mußte Dir werden. Das Geſetz iſt nicht dafür da, daß es umgangen wird!

Chapelle
(ſchwankt an einen Seſſel, auf den er niederfällt).

Lefèvre
(nimmt den hingefallenen Brief und bedeutet Germain zu gehen).
Was iſt?

Germain.

Familiengeheimniſſe? (ab.)

Lefèvre (lieſt).

„Protokoll über die Prüfung des Trauerſpiels Nebukadnezar von Herrn Chapelle, Mitglied der franzöſiſchen Akademie. Da ſich dieſe Dichtung weder an die vorgeſchriebenen Geſetze des überlieferten Drama's hält, noch in den neuen Regeln, die

brauchte nur zwei Zeilen auf ein Zettelchen zu schreiben, das Blättchen ihrem Papagei zwischen den Schnabel zu stecken, den Papagei durch ihren Bedienten in die Zimmer des guten Papa zu spielen, oder des Onkels, Grafen Eberhard, die Excellenzen würden lachen und die Bitte wäre erhört —!

„Ich muß aufhören, damit wir nicht noch fernere fünf Jahre bekommen. Unsere Briefe sollen noch immer nicht sicher sein. Ich scheine Dir heiter? Ich bin zu Tode betrübt. Leb' wohl, Georg —!"

IV.

Während im Zimmer irgend eines dritten Stocks Theobald diese Zeilen an seinen Freund Georg schrieb, waltete Idaline in gewohnter Weise in ihren reizend gelegenen Zimmern, von denen eines nach dem großen Platze, wo das Palais ihres Vaters lag, das andere auf den anstoßenden, mit Orangenbäumen geschmückten Garten hinausging.

Man konnte nicht sagen, daß auch Idaline von jenem Mißgeschick geplagt wurde, das man sich gewöhnlich mit dem Reichthum und mit einer bevorzugten Stellung verbunden denkt, von der Langenweile. Gewöhnliche häusliche Anforderungen drangen nicht in ihren Kreis, aber sie hatte mit hundert Dingen, die ihre nächsten Verhältnisse berührten, schon von Kindesbeinen an vollauf zu thun. Sie war nicht in derjenigen Abgeschlossenheit erzogen worden, die einen Königssohn, der bei Schäfern in der Wildniß aufwuchs, glauben läßt, er sei nur für die Wildniß bestimmt. Die Mutter hatte sie in die regellose Regel ihres Lebens frühe mit aufgenommen. Da galt es Einladungen machen, Besuche annehmen, Billete beantworten, Modezeitungen durchblättern, Conferenzen mit Modistinnen, die übliche Ausfahrt, den Besuch irgend einer gerade an der Tagesordnung stehenden Merkwürdigkeit — man irrt sich in dem Glauben, daß der Müssiggang ohne Beschäftigung ist. Idaline nahm alle diese Dinge ernst und wichtig. Und zu diesen mühevollen Anstrengungen kamen noch

die Vorbereitungen zur Vermählung. Die junge Braut war nicht ohne praktisches Geschick. Sie lachte und scherzte gar nicht über ihre Mutter, als sie diese heute in einen Saal führte, wo auf lang ausgespannten Eßtischen die Aussteuer an weißem Zeuge ausgebreitet lag. Diese Hunderte von Tüchern, Servietten, diese Dutzendweis geordneten Wälle glänzend gebleichter Leinwand durchmusterte sie mit ernstem Blick. Sie drehte sich nicht, in die Hände klatschend, auf dem Absatz herum, um ihr Mütterchen dankend zu umarmen; sondern sie schritt mit jener Hoheit, die ihr schlanker Wuchs mitbrachte, durch die aufgethürmten Gänge, nahm sorgfältig die Verzeichnisse entgegen, prüfte die gesteppten Säume an den Bestandtheilen der feinern Wäsche, die Dauer der Nähte an denen der gröbern, tadelte hier und dort die mißlungenen rothen Zeichen, den Buchstaben I., der mehr einem J. ähnele, die allzu plumpe Krone, kurz die ihr eigene Humorlosigkeit würde sich auch beim prüfenden Anschauen der Küchengeräthschaften nicht verleugnet haben, wenn letztere Musterung nicht wäre vor einigen Tagen schon vorgenommen worden. Heute brach sie ihre Musterung nur deshalb so schnell ab, weil sie zum Goldschmied mußte, um doch einen neuen Ring zu bestellen, da der alte beim Teichnir war. Durch den Lärm über diesen Verlust und den Effect der Aussteuer war dann auch die Nothwendigkeit der Ankündigung des Verlöbnisses angezeigt.

Im Uebrigen war heute Idalinens Art eine dermaßen nach innen gewandte, ja sogar feierliche, daß die Mutter die nächtliche Wasserfahrt, die sie ihrem Schwager, dem Grafen, recht nachdrücklich vorzuwerfen gedachte, als Ursache einer vielleicht stattgefundenen Erkältung schalt. „Wollen wir nicht lieber die Gesellschaft heute Abend absagen lassen?“ fragte die besorgte Frau.

„Ich sehe keinen Grund,“ antwortete Idaline und beschloß ihre Toilette zu machen, da es drei Uhr geschlagen hatte und die Mittagszeit heranrückte. Sie ging in ihr zierliches Boudoir. Willenloser als je gab sie sich der Phantasie ihres Kammermädchens hin, die sie schmückte. Dann kamen Gratulations-Besuche, Körbe voll Briefe. Idaline wurde verhindert, auszufahren und beim Goldschmied die Bestellung zu machen.

Sie verschob es auf morgen. Es war ihr seltsam, als sie zur Mittagstoilette Armband und Ringe nehmen wollte und das Mädchen ihr eine kleine zierliche Pyramide hinhielt, an welcher sie die Auswahl ihrer Ringe aufzuhängen pflegte, und nun ihrer Thorheit von gestern Abend gedachte. Diese sollte durchaus verschwiegen bleiben.

An der Tafel ihres Vaters sah sie oft Männer, die sie nicht kannte, Besuche, die Einmal kamen und nicht wieder, Fremde, Beamte aus der Provinz. Unwillkürlich ließ sie heute über die im vordern Salon versammelte Gesellschaft ihre Augen prüfender schweifen und nahm von den Eingeladenen Notiz, was ihr seit lange nicht begegnet war. Bei Tisch standen einige Sessel leer. Sie konnte sich der Träumerei nicht erwehren, sich die Thür aufgehen zu denken und ihren gestrigen Schiffer eintreten zu sehen. Sie fragte, wer noch fehlte? Alles das war ihr noch nie geschehen.

Nach der Oper, bei der sie, der nun erfolgten Verlobungsanzeige wegen, nicht fehlte, war Spiel und Gesellschaft, wozu die Gäste sich zahlreich einfanden. Ihre Mutter redete ihr zu, sich zurückzuziehen. Sie gestand ein, daß ihr nicht wohl wäre, und dennoch blieb sie. Sie wußte nicht, was sie fesselte, was sie heute zog, ihr Auge über den Saal hinwegschweifen zu lassen, ihre Blicke unverwandt auf die Eingangsthüren zu richten. Nie hatte sie dem laut anmeldenden Bedienten ein Ohr gegönnt. Heute verglich sie jeden ausgerufenen Namen mit dem persönlichen Bilde des Eintretenden. Dann, als man eher schon zu gehen, als zu kommen anfing, als sie gewiß war, daß die Eindrücke, die sie überhaupt für diesen Tag erwarten durfte, vorüber waren, fühlte sie eine Nichtbefriedigung, die sie früher nicht gekannt hatte. Still entfernte sie sich. Langsam schritt sie ihren Zimmern zu. Der Bediente leuchtete. Sie begriff nicht, daß es schon bald zwölf Uhr geworden sein sollte; denn der Tag sollte doch noch nicht zu Ende sein. Es sollte ihr doch immer noch etwas kommen. Der Mond schien so klar und groß und hell auf den grünen Fußteppich, der in ihrem Wohrzimmer ausgebreitet lag. Auf dem Schreibtisch lagen Briefe über Briefe. Alle dasselbe Thema. Einer kam von ihrem Verlobten. Der Bediente ging.

Er hatte noch die Vorhänge des Fensters schließen wollen. Sie hatte es nicht gewollt, und so saß sie mit gestütztem Haupt am Fenster und blickte in den sanften Frieden des Himmels und las — doch den Brief des Grafen noch immer nicht.

Sie war im Geist auf dem See. Sie sah sich wieder in ihren Shawl gehüllt. Der Fremde ruderte. Sein prüfendes Schweigen rief sie sich noch einmal zurück. Es wurde zum schweren erdrückenden Uebergewicht eines Geistes, der ihr zu trotzen schien. Aber das sanfte Hingleiten über den Wasserspiegel — die lautlose Ruhe, unterbrochen nur von dem Knirschen des Kieselbodens, wo die eiserne Ruderspitze hineinfuhr, oder an den sumpfigen Stellen vom Geschilf, woran der gleitende Kahn anstreifte — daran lag dann wieder eine Erleichterung der Fessel, das Dulden und Gehorchen wurde süß. Sie sprach sich: „Wie Du auch nur so eitel sein konntest und verrathen wollen, daß Du wußtest: die Vermählung des Dogen mit dem Meere findet durch das Auswerfen eines Ringes statt —!"

Aber eitel? War es denn das nur? Sollte sie nur an ihren alten Professor der Geschichte gedacht haben, als sie jene rasche That vollzog —? Sie wußte es nicht. Sie lebte nur der Erinnerung an die Situation und an den, der ihr so neu und von den andern Männern so abweichend erschien. Zum ersten Mal fühlte sie etwas von dem Glück, gehorsam zu sein denen, die man liebt. Es wurde ihr wohl und wehe; niederknieen hätte sie mögen, sich an eine ihr fremde, unbekannte Macht schmiegen. Gehorchen, dulden, regiert werden, das war ihr eine neue Empfindung, eine so süße, berstickende, daß sie die Sterne hätte herabziehen, den Zephyr an ihre Brust drücken mögen. Eine Wolke legte sich jetzt vor den Mond.

Endlich gedachte sie des Schlummers. Sie entkleidete sich. Flüchtig öffnete sie den Brief, der auf dem Tische lag. Ihr Verlobter kündigte auf morgen seine Rückkehr an. Sonst boten ihr die Zeilen nichts, was sie aufregte.

V.

Graf Waldemar hatte auf seinen Gütern zur bevorstehenden Vermählung mancherlei Vorkehrungen treffen wollen. Erst als diese beendet waren, kehrte er zurück. Er kam mit dem sehnlichsten Verlangen, Idalinen, seine nunmehr erklärte Braut, in der kürzesten Zeit ganz die Seinige zu nennen. Von Seiten der Eltern stand dieser Eile nichts im Wege. Und auch Idaline, obgleich noch „ein halbes Kind", hatte doch nie widersprochen, wenn man rieth, dem Brautstande, der immer etwas Halbes und Beengendes mit sich bringt, ein Ende zu machen.

Graf Waldemar war seiner Braut, ihr Alter ausgenommen, in manchen Aeußerlichkeiten ähnlich. Dem Erben eines bedeutenden Vermögens erlaubten seine Umstände, seine vortheilhafte Figur auch in's glänzendste Licht zu stellen. In der Staatsverwaltung nahm er bereits einen nicht unwichtigen Platz ein. Er hatte die Aussicht, einst noch die höchsten Stellen um so mehr gewinnen zu dürfen, als es der Regent liebte, die Träger alter berühmter Namen in seine nächste Umgebung zu ziehen. Die Auszeichnungen, deren sich Graf Waldemar schon in so jugendlichem Mannesalter rühmen durfte, verdiente er in der That. Sein Geist war gebildet. Er begann keine Arbeit, wozu er sich nicht vorbereitet hatte. Er nahm Belehrung an und war nachgiebig gegen Unterrichtete und zeigte Ernst in der Ausführung dessen, was ihm nützlich und weise erschien. An seinem Gemüth hatte Niemand Ursache zu zweifeln. Für gefällig, wohlthätig, ja in einem gewissen Grade leutselig galt er bei Jedermann. Daß er zuweilen schroffer erschien als seine Absicht gewesen, das war wol zumeist nur Folge seiner imposanten Gestalt. Diese verhinderte ihn, sich allzu lebhaft zu bewegen und legte ihm den Zwang auf, eine zuvorkommende Geschmeidigkeit zu vermeiden, die seinen Formen nicht würde gestanden haben.

Graf Waldemar war der Erste, der sich um Idalinens Hand beworben hatte. „Ich wüßte nicht, warum ich sie ihm verweigern sollte!" sagte sie, als ihre Mutter eine lange Rede gehalten hatte über das Thema: „Es ist ein schöner

Mann, bei seinem kaum vollendeten dreißigsten Jahre jung, er ist reich, liebenswürdig in seinem Wesen und spielt gut Boston, wodurch eine Schwiegermutter doch auch etwas von ihrem Schwiegersohne hat, seine Zukunft wird die glänzendste sein, seine Hand ist gesucht." — Alle Welt kam darin überein, daß dieser Bund so sein müßte und sich von selbst verstünde.

Innerlich waren beide Naturen darin verschieden, daß Waldemar ein thatkräftiges, in sich gefestetes Bewußtsein hatte. Sein Gemüth athmete Wohlwollen und zeigte es. Es lag ihm fern, über irgend etwas ausgelassen zu lachen, eine gewisse Steifheit der Erziehung, ja Trockenheit des Temperaments verleugnete sich in keinem seiner Worte, aber fern von ihm war jeder Stolz, jedes Bewußtsein seiner Vorzüge. Seine Lieb zu Idalinen, woran man nicht zweifeln konnte, seine Bewerbung um ihre Gunst, seine Zärtlichkeit als Verlobter trug den Charakter conventioneller Artigkeit. Wer in der Gesellschaft die beiden Verlobten beobachtete und ihnen einen tiefern Blick widmete, mußte es schön nennen, wie sich da zwei Liebende so im Genuß ihres Glücks mäßig zeigen, so auf die Zukunft so manche Vertraulichkeit zurücklegen und aufsparen konnten. Es stand aber darum nicht in Frage, daß nicht diese Ehe eine in jeder Beziehung glückliche werden sollte.

Auch in Idalinen selbst waltete darüber kein Zweifel. Glück? Die Sehnsucht darnach kannte sie gar nicht. Verheirathet zu sein, war für sie ein Stand, dem ein weibliches Wesen nicht ausweichen kann. Sie dachte sich wenig Unterschied darin, ob sie die schwere Last, Königin der Gesellschaft zu sein, in den Zirkeln ihres Vaters oder ihres Gatten tragen würde. Auf eine Beglückwünschung über die mannigfachen Veränderungen, die ihr bevorständen, sagte sie: „Mein Wagen wird künftig ein anderes Wappen führen!" Sie empfand gegen Waldemar keine Abneigung; nichts an ihm war auffallend oder störend. Wie vielerlei stieß sie doch an Andern ab, an Papa, am Onkel, an der Mutter! Mama sagte: Sie könnte sich überzeugt halten, daß ihrem Verlobten jedes Wort, jede Handlung angemessen stände, daß ihn eine Har-

monie umgäbe, die Willen und That, Anfang und Ende, Plan und Ausführung stets in das anmuthigste Gleichgewicht brächte. Das war es, was sie auch selbst fühlte. Waldemar's Zurückhaltung, sein Vermeiden jeder aufdringlichen und unzeitigen Vertraulichkeit, die erröthend befangene Art seiner kleinen Zärtlichkeiten setzten sie in anregende und wohlthuende Verlegenheit. Sie fühlte, daß er mehr fordern durfte, als er verlangte. Das war Liebe, jenes vielbesprochene Wort, jenes gewisse Etwas, das die Mutter so consequent behauptete, vermeiden zu wollen und das ihr doch beständig so deutlich auf den Lippen lag. In diesen negativen Empfindungen kam sich Idaline eben bräutlich vor. Und welches Glück in diesem Zustande! Es wurde ihr von ihrem Verlobten nicht zugemuthet, in ihrem bisherigen Dasein etwas zu verändern. Keine ihrer Ansichten wurde bestritten, keine ihrer Maximen verworfen. An ihrem Selbstgefühl rüttelte nicht der leiseste Zweifel. Sie zog mit klingendem Spiel aus dem einen Stand in den andern. Warum sollte sie Veranlassung haben, über diesen Tausch so ernsthaft nachzudenken oder dem allbekannten Wort „Liebe" ein tieferes Nachforschen, ein ernsteres Belauschen der innersten Sprache des Herzens zu widmen?

Nach dem Abend auf dem See vermißte sie freilich einen unendlichen Reiz am Grafen: Er gab ihr keinen Muth — thöricht zu sein! — Das kannte sie noch gar nicht, mit dem Ernst des Lebens Versteck zu spielen und hinter einem Rosenstrauch zu stehen und der Pflicht zuzurufen: Hasche mich! Der Graf war zurückgekehrt. Er hatte Idalinen mit größerer Innigkeit als je an sein Herz gedrückt. Er hatte den, wie es nun hieß, zufällig an jenem von der Mutter verwünschten Abend verlorenen Ring durch einen neuen ersetzt und die Hochzeit noch früher anberaumt, als sie bereits vorher in Aussicht stand. Idaline heftete ihren Blick auf den neuen Ring in unbewachten Momenten. Minutenlang konnte sie ihn betrachten und sich in Gedankenreihen verlieren, für die es keinen möglichen Ausweg, keine in den Verhältnissen begründete Lösung gab. Immer klangen die Worte: „Die Dogaresse sollte sich dem See vermählen" an ihrem Ohr; sie sog die Melodie eines Organs ein, das für sie etwas Zaubervolles und

Rührendes gehabt hatte. Sie saß wie ein Kind im Theater vor einem mystischen Vorhang und malte sich aus: Welche Welt waltet wol hinter einem solchen Ton? Nun vollends regte sie noch Waldemar selbst auf, als er gelegentlich des Abends beim Onkel erwähnte und mit harmloser Absicht sagte: „Ich höre ja, ein Herr von Theobald hat Sie gefahren!" Für ihre Unruhe hatte sie jetzt wenigstens Halt an einem Namen.

VI.

Theobald aber schrieb einige Tage darauf wieder an seinen Freund Georg:

„Guter Georg! Dein armer Freund muß Dich glücklich preisen! Dich, den Lehrer der Religion, nahm die Religion wieder auf ! Da hat sich nichts verändert. Seit tausend Jahren herrscht auf Deinem Gebiet der gleiche Brauch, der gleiche Glaube, der gleiche Wahn. Dein kleines Dorf sehe ich im Sonnenlichte schimmern —! Es lehnt sich mit seinen blinkenden kleinen Fenstern friedlich an die Wand des Gebirgs, die Dein Dach vor dem Nordwind schützen wird. Die Glocke ruft zum Dienst des Herrn und Du verrichtest ihn im schwarzen feierlichen Gewande, mit Würde und durchdrungen von Ueberzeugungen, die wenigstens für die heutige Predigt, die Du halten wirst, aufrichtige sind! Bewahre Dir der Himmel diesen Frieden, auf den Du Dich mit edler Selbstbeschränkung vorbereitetest! Wer könnte den Grund Deiner Begeisterung bezweifeln, wenn er sich überzeugt, daß eine Gemeinde durch Dich im sittlichen Ernste wächst und der Same aufgeht, den Deine segnende Hand gestreut?

Mit mir wird es anders werden. Ich fühle, wie mein Grund für immer verdorben ist. Das verlorene Vertrauen stellt sich nicht wieder her. Ist die erste Anlage eines Lebens verfehlt, so scheitert Alles. Immer wird ein trüber Nebel bleiben, der meine Vergangenheit bedeckt. Es läßt sich nicht ändern. Ich entschuldige die mißtrauischen Menschen, wenn sie die Augen vor mir niederschlagen und mich vermeiden.

Nur das kann mich empören, wenn man von mir für die Möglichkeit, mich wieder in den Gang der gegebenen Verhältnisse einzureihen, grell aufgetragene Beweise verlangt! Diese lasterhafte Umkehr einiger unserer Freunde, die so gewissenlos hinüberstürzten in das Gegentheil ihrer früheren Ueberzeugung! Ich werde eine solche nie, nie über mich gewinnen und lieber einem Lande, das von seinen Söhnen so viel Entwürdigung verlangt, Valet sagen.

„Ich spreche das so aus, wie mir's in die Feder kommt. Es ist ein Theil der Zweifel, die mich bestürmen. Georg! Dies neue blendende Licht der Freiheit thut meinen Augen weh. Ich sehne mich nach Deinem friedlichen Dorfe, wo sich diese Strahlen ohne Zweifel milder brechen. Hier gehen zu viel der alten Wunden mit auf. Es ist eine Welt, die uns nichts Fertiges, nichts Beruhigendes giebt. Deine blühenden Bäume, Deine weidenden Heerden, Deine grünenden Matten sind, was sie sind, ein Preis der Herrlichkeit Gottes! Was man hier erlebt, hier vom Dasein hinnehmen muß, mischt sich mit Aufregungen, Bedrängnissen der innersten Gedanken, Herausforderungen und Verhöhnungen unseres freien gesunden Urtheils. Kein Abend, wo ich mich nicht erschöpft auf mein Lager werfe, keine Gesellschaft, aus der mich nicht ein überwältigendes Gefühl von Nichtbefriedigung hinaustriebe. Und wo fändest Du hier die tröstende Einsamkeit? Wir haben Gärten und Felder, wie Du am paradiesischen Fuße Deines Gebirges, aber Du begegnest Glücklichen, ich begegne nur Zweifelnden und Schmerzbewegten, die wie ich das Bedürfniß des Alleinseins fühlen. In großen Städten ist die Natur ein Erholungsgarten für Kranke.

„Du wirst nun glücklich sein an der Seite Deiner Emma! Und wenn Dich nichts an sie bände, als die Treue, die sie Dir fünf Jahre bewahrte, das sichert für das ganze Leben, legt sich mildernd auf jeden Streit, beschwichtigend auf jeden Lebenssturm. Mir wird ein solches Glück versagt bleiben. In dieser Zeit heißt es: Ohne Heerd keine Liebe! Wer weiß, wozu es besser ist! Wo fände ich auch wol eine Hand, die sich unerschrocken durch die Strudel meines Gemüths hindurchruderte, ein Herz, das nicht erschräke vor dem Krampf, den ich ge-

zwungen bin, noch Leben zu nennen! Mir ein Wesen auf meine Bedürfnisse abzurichten, was so viele Frauen „sie lieben" und so viele Männer „geliebt werden" nennen, das würde mich um die schöne Wahrheit oder — Täuschung bringen, die unserm Leben die Poesie verbürgt.

„Du warnst mich — um Idalinen! Du fürchtest meinen stürmischen Sinn, den gerade Schwierigkeiten zu Eroberungen reizen. Wo denkst Du hin, Georg! Einmal mußt Du wissen, daß ich nicht jener Sphäre, in der sich die wunderbare Schönheit bewegt, angehöre, auch in jener ungefähren Entfernung, wo ich wol hoffen dürfte, ihr ab und zu einmal zu begegnen, nur ein Geduldeter bin. Wenn ich Dir sage, daß Idalinens Verlobter Graf Waldemar ist, der zukunftreiche junge Staatsmann, dann wirst Du mir auch glauben, daß es Wahnsinn wäre, hier an die Möglichkeit irgend einer Berücksichtigung, geschweige einer Neigung zu denken.

„Das muß ich Dir aber doch erzählen, daß ich sie in diesen Tagen wieder flüchtig gesehen habe. Mit dem beginnenden Herbst wird die Kunstausstellung eröffnet, das Stelldichein der schönen Welt. Da sah ich Idalinen am Arm ihres Oheims. Sie hatte mich nicht bemerkt, und das war mir lieb, denn das Blut schoß mir in die Wangen. Welche Thorheit! wirst Du sagen, und doch konnte ich meiner Bewegung nicht Meister werden. Der eingebildete Gemäldekenner, Graf Eberhard, tadelte jedes Bild. Alles war ihm verzeichnet, hier etwas zu kurz, da etwas zu lang, keine Beleuchtung wollte ihm genügen, überall schienen ihm Licht und Schatten unrichtig vertheilt. Und diese Aussprüche, weil sie von einem besternten Herrn kamen, nahmen die Umstehenden für Orakel. Zu jedem Bilde, das hier verfehlt sein sollte, hatte dann der Graf in seiner Galerie einen Pendant, der das Richtige getroffen. Idaline löste sich von seinem Arm und betrachtete ihrerseits mit ruhigerer Gelassenheit die so geschmähten Leistungen der Künstler. Jene gedankenlose Zerstreuung, die mir schon früher an ihr aufgefallen war, schien sich heute ihrer mehr als je bemächtigt zu haben. Eine leichte Blässe hob ihre Schönheit nur noch mehr hervor. Daß ihr das anwesende Publikum gruppenweise nachwallte, stehen blieb, wo sie stand, jeden Blick

ſie aufzuſtellen ſcheint (Scheint unterſtrichen!), irgend einen Anſpruch auf Originalität, Reiz und Intereſſe machen kann, ferner, da durch die Aufführung dieſer im Ganzen ſowohl wie im Einzelnen mißlungenen Arbeit dem Publicum keine angenehme Unterhaltung, wohl aber der Kaſſe ein empfindlicher Nachtheil erwachſen würde, ſo lautete das einſtimmige Urtheil des verſammelten Perſonals: Nicht angenommen! Unterzeichnet: Das Comité der königlichen Schauſpieler zur Prüfung dramatiſcher Erzeugniſſe. Secretär: La Grange.“ War La Grange nicht derjenige Künſtler, der einmal einen Deiner Verſe für zu lang erklärte?

Chapelle (ſchweigt).

Lefèvre.

Aus wie vielen Perſonen beſtand Dein Trauerſpiel?

Chapelle (ſchweigt).

Lefèvre.

Ich hätte nicht geglaubt, daß Dein Stück eine ſo tragiſche Wendung nehmen würde! Du ſcheinſt ſprachlos geworden?

Chapelle.

O ich werde mich rächen! Ich werde dieſen Schauſpielern ihre Blößen aufdecken, ich werde dieſen Molière bis in ſein Nichts zergliedern, ich denuncire die gegenwärtige dramatiſche Literatur an die Akademie — nicht angenommen!

Lefèvre.

Die beſte Rache, die Du nehmen könnteſt, wäre, daß Du nun ein gelungeneres Trauerſpiel ſchriebeſt.

Chapelle.

Gelungeneres? Dieſe Hiſtrionen würden ja den Sophokles

auffing, der unter dem kleinen seidenen Hute zu erhaschen war, schien sie selbst nicht zu bemerken. Einer dieser Blicke fiel auch auf mich. Ob sie wol noch den nächtlichen Ruderer erkannte, den ihr Stolz so kühl angelassen hatte? Wie sie mich sah, wandte sie sofort den Blick nach einer andern Seite. Entweder erkannte sie mich nicht, oder es mochte ihr unangenehm sein, dem Räuber ihres Ringes — so kann ich mich wol nennen — wieder zu begegnen. Desto fester hielt mich Graf Eberhard: „Sie haben meinen Rubens bezweifelt, Herr von Theobald, und nun frage ich Sie, kann sich ein einziges dieser neuen Gemälde mit der Perle meiner Sammlung vergleichen? Ich will Ihnen nachweisen, daß jede der hier und da hervortretenden Schönheiten an diesen neuen Malern irgend einem alten Vorbilde entnommen ist, ein Nachweis, den ich schon allein mit meiner kleinen Sammlung durchführen kann. Drüben jener Fischerknabe ist gut gemalt, aber die Füße sind viel zu braun. Fischer stehen so oft im Wasser, daß man ihre Füße nicht sauber und rein genug malen kann! Besuchen Sie mich, ich zeige ihnen einen Petri-Fischfang, der unzweifelhaft ein Caracci ist. Sie sollen über das Incarnat der Fischerfüße erstaunen! Und so vermisse ich durchgängig das Charakteristische. Wie geht's Ihnen, Herr von Theobald?" Damit ließ er mich stehen und ging mit der großen grünen blechernen Gemäldebrille weiter. Dieses Wie geht's Ihnen? so ohne eine Antwort abzuwarten zurückgelassen — das ist ein Blick in das Gemüth dieser großen Welt!

„Natürlich hatte auch Idaline nichts für mich, kein Wort, keinen Gruß, nicht die Spur einer Erinnerung an einen Abend, von welchem ich armer, freudenarmer Mann noch wie von einem Almosen zehre. Nun kam auch gar mit eilendem Schritt die hohe Gestalt des Grafen Waldemar durch die Säle, erreichte am Ende der mir jetzt widerlich gewordenen ölduftenden Räume seine Braut, begrüßte sie zärtlich, hielt sie am Arme fest, und Beide schienen ein Herz und eine Seele. Da hätte es mich unwiderstehlich fortgezogen, wenn ich nicht zum zweiten Male das Opfer der kunstgeschichtlichen Kritik des Grafen Eberhard hätte werden müssen. Er brauchte einen Zuhörer. Er behauptete, das Resultat auch wieder dieser

Kunstausstellung wäre ein so leeres, daß es ihn um so mehr schmerzte, unter den vielen Bewunderern seines Rubens nur mich zu vermissen. Ich muß Ihnen dieses Bild noch einmal zeigen, sagte er — Idaline stand dicht in der Nähe mit ihrem Verlobten — besuchen Sie mich morgen früh um elf Uhr in meiner Villa, ich hänge Ihnen das Bild so, daß Sie eine bessere Beleuchtung haben, als neulich und ich bin überzeugt, Sie bitten mir Ihre Blasphemie feierlich ab. Werden Sie kommen? Um Elf, Herr Graf? sagte ich lächelnd und entfernte mich.

„Verurtheile mich nicht, Freund, wenn ich Dir gestehe, daß es meine Absicht war, dem wunderlichen Manne abzuschreiben. Wir beklagen uns, daß es so viel Thorheiten in der Welt giebt, und bietet sich uns einmal eine Gelegenheit dar, eine Thorheit zu bekämpfen, so sind wir dafür zu feige. Freilich würdest Du mich der Schroffheit angeklagt und gesagt haben, daß man den Männern, die den Rubens für echt erklärten, nicht verdenken kann, wenn sie sich damit in ihrer Laufbahn beförderten.

„Aber ich bin gegangen; wer weiß, ob Du mich nicht noch mehr tadelst, wenn ich Dir sage: Ich ging um Idalinen! Wie, sagte mir eine Stimme, wenn sie einen Morgenbesuch im Garten des Onkels machte, wenn sie ein Wort, ein Etwas, ein — leises, freundliches Lächeln für Dich hätte! Und — mein Wahn ging noch weiter. Als so genau der Onkel die Stunde bestimmte, wo ich ihn treffen würde, war es mir, als wenn in Idalinen eine Bewegung vor sich ging. Ihre Lippen öffneten sich wie vor einem leisen Schreck, ihr Auge nahm eine Gluth an, die ich in ihm sonst nicht bemerkt hatte; es durchzuckte mich wie in einem überirdischen Einverständniß mit einem Wesen höherer Art. Ich konnte nicht schlafen. Ich malte mir aus, wie sie gleichsam von ungefähr beim Grafen erscheinen würde, wie sich ein unterirdischer Weg zwischen uns Beiden hinzöge, ein Weg unter dem Strom des Lebens hinweg, ich malte mir aus, daß sie mich liebte — ging — und täuschte mich natürlich! Der Oheim im Schlafrock, feierlich die Galerie aufschließend, über die grünen Fußteppiche hinschleichend, als fürchtete er die Bilder aus ihren

Träumen aufzuwecken, der falsche Rubens — Alles war da — sogar das Versprechen der Protection und ein Abwarten der Antwort auf ein erneuertes „Wie geht's Ihnen sonst?" ein Anknüpfen an meine Eltern, meinen Stand, meine unverantwortlichen fünf Jahre — aber keine Idaline!

„Ich war beschämt und gab dem Alten Alles zu, auch, wenn er durchaus wollte, den Rubens. Du siehst, daß Du Dich rüsten mußt, mich den Winter bei Dir aufzunehmen. Ich will Dir Deine Gedichte abschreiben."

VII.

Theobald's Auge oder sein Herz hatte sich nicht getäuscht. All' die Gedanken, die Theobald nur als möglich geträumt hatte, waren in Idalinen aufgegangen. Stundenlang hatten Pflicht und Liebe, Ueberlegung und Leidenschaft in ihr gekämpft. Wäre sie um elf Uhr zum Onkel gegangen, vielleicht hätte sie ihre Aufregung geheilt. Da sie aber daheim blieb, bleiben zu müssen glaubte, so nahm die Sehnsucht, das Gefühl der Nichtbefriedigung um so heftiger zu.

Wie sie zitterte, als sie unter den Gemälden plötzlich des Gegenstandes ihrer Träume ansichtig wurde! Theobald behauptete, nicht eine Miene ihres Antlitzes hätte gezuckt. Kurzsichtige Verblendung eines sich selbst mißtrauenden, vom Leben gedemüthigten Stolzes! Oder war es Selbstbeherrschung der Weltbildung, die Idalinen so gleichgültig erscheinen ließ? Zwei Wesen begegnen sich, von denen das eine vor Seligkeit zerschmilzt, das andere im anderen kaum eine Ahnung der leisesten Regung zu entdecken vermag! Verdanken wir diese Kunst unserer Bildung oder ist sie eine natürliche Mitgift des weiblichen Charakters?

Theobald hatte an jenem Tage geredet, ohne zu wissen, daß sich in Idalinen das Echo seiner wenigen Worte siebenfach wiederholte. Heute erst konnte sie das Bild des Fremden klar in seine einzelnen Züge zerlegen. Theobald war kleiner als Waldemar, sein Haar war heller, sein Wuchs und Wesen

zarter. Waldemar's Auge schien feuriger als Theobald's. Wer kann mit feurigem Auge blicken, wenn ihm das Leben die Thatkraft bindet, den Willen, den Gestaltungstrieb hemmt! Sieh das feurige Auge des Arbeiters, der Holzblöcke auf der Straße zersägt — er hat Augen wie Shakespeare das des eben dichtenden Dichters beschreibt, während der Dichter in Ruhe — auch sein Auge in Ruhe versetzt.

Idaline hatte mit Theobald reden wollen. Jeden Augenblick versuchte sie's, aber kein Satz wollte sich formen, keiner wollte so weihevoll erklingen, wie sie ihn, ohne sich zu verrathen, hätte aussprechen mögen. Auch hätte sie von ihrem Uebermuth mit dem Ringe sprechen müssen, hatte sie doch ihren Verlobten getäuscht und dieser näherte sich. Waldemar fühlte ihren Arm zittern: „Ist Ihnen unwohl?" fragte er seine Braut. „Der frische Oelgeruch!" sagte auch sie und zog ihn in den Wagen.

Am folgenden Morgen gab das in sich selbst so unklare Wesen Befehl, anzuspannen. Idaline wollte fort. Wohin? Zum Onkel? Sie wagte nicht, sich eine solche Aufregung einzugestehen. Die Brust wollte ihr zerspringen vor fremdartigster Bewegung. Sie eilte in den Garten, brach Blumen, die sie zerknitterte, sprach mit dem Gärtner, zeigte Antheil an Dingen, die ihr sonst fremd waren. Da schlug es dreiviertel auf Elf! Der Wagen fuhr eben vor und wartete auf sie. Sie floh in die Treibhäuser. Da gab es jene wunderbaren südamerikanischen Schlingpflanzen, die ohne Erde in der Luft wachsen, ihre Wurzeln hinlegen, wo sie irgend einen festen Gegenstand finden, und fast ein animalisches Leben in ihren Verschlingungen und Verrankungen verrathen. Diesen verglich sie ihre Liebe. Auch sie hatte, wie die Orchideen, keine Erde, auf der sie einwurzelte, auch sie war eine Luftpflanze, hängend in phantastischer Leere, ohne andere Anknüpfung als an das Unbestimmte und Schwebende. Eine Blüthe brach sie ab und erschrak, draußen den Jäger zu finden, der ihr den vorgefahrenen Wagen meldete. Noch zehn Minuten, noch fünf! Sie malte sich die Scene jenes scheinbar zufälligen Begegnens beim Onkel aus. Du könntest mit ihm reden, Dich ihm zum ersten Mal wie ein Wesen von Gefühl, ja nur wie ein Wesen,

das mit Sprache begabt ist, zeigen — könntest ihm scherzend andeuten, daß Du mit ihm über den Ring in einem Geheimniß zu bleiben wünschen müßtest. Da schlug es Elf. Sie winkte dem Jäger zu folgen, durchschritt entschlossen die Bosquetts und Alleen, hatte schon die Thür des Gartensaals in der Hand, der in ihre Zimmer und von dort an den Eingang des Hauses, wo der Wagen harrte, führte — aber jetzt verließ sie der Muth, sie blieb stehen, raffte sich zu dem Entschlusse zusammen, den Wagen abzusagen, und sank, als es geschehen war, auf einen der Divans nieder, die an den Wänden des Gartensaals rings gereiht standen.

Den Tag über blieb sie zurückgezogen. Am Abend ließ sie sich einen Augenblick sehen. „Wie absorbirt Du bist!" sagte die Mutter. Den Tod trug Idaline nicht im Herzen, aber eine erschütternde Umwälzung. Die Gesellschaft fand ihre leidende Miene natürlich, denn in einigen Tagen sollte die Vermählung stattfinden.

Ungefähr drei Tage vor dieser feierlichen Handlung war es, daß sich Graf Eberhard bei Tafel folgendermaßen zu äußern beliebte: „Ich fange an, wieder zu unserer Jugend Vertrauen zu fassen! Ihr früherer hartnäckiger Widerspruchsgeist verläßt sie. Der Grund, lieber Schwager (er wandte sich an Idalinens Vater), warum ich Dir den Herrn von Theobald zur Beförderung vorschlug, ist die wirkliche Ueberzeugung, daß sich dieser ehemals so mißleitete junge Mann ernstlich gebessert hat. In einer fünfjährigen gezwungenen Einsamkeit kühlen sich die Phantasieen ab! Konnte ich den jungen Mann früher wol bewegen, mir so manche meiner festen Ueberzeugungen einzuräumen? Vor einiger Zeit war er bei mir, ich führte ihm alle Beweise für den Ursprung einiger meiner Anschauungen an, er widersprach mir nicht mehr. Er sah bald auf mich, bald auf die Bilder meiner Galerie, bald auf die Thür, bald auf den See und nahm die schroffsten Sätze, die er früher ausgesprochen hatte, feierlich zurück; ich glaube, daß man ihm eine Stellung geben könnte, die der geachtete Name seiner Familie verdient. War er bei Dir?"

„Gestern," sagte Idalinens Vater, während die Tochter,

nachdem ihre Wangen anfangs Gluth übergoſſen hatte, ſich jetzt plötzlich entfärbte.

Man aß Fiſche. Der Vater hatte aus Furcht vor den Gräten Gelegenheit, nach ſeinem „Geſtern" eine gravitätiſche Pauſe zu machen.

„Wie fandeſt Du ihn?" fragte der Schwager.

„Ganz das Gegentheil von Deiner Schilderung! Unbrauchbar!" war die Antwort. Idaline mußte nach dem Herzen greifen, ſo zornig wallte es in ihr auf. „Was kann die Verwaltung," fuhr der Vater fort, „mit Männern beginnen, die ſelbſt das Unglück nicht gewitzigt hat? Ich nahm den Mann, der dem Staat ſo viel Aerger verurſacht hat, Deiner Empfehlung wegen wie ein Freund auf. Da ich in der Frühe meinen Brunnen trinke, ſo nahm ich ihn an der Hand und ſagte: Herr von Theobald, kommen Sie hinunter in den Garten —! Ich freue mich, Sie bei mir zu ſehen. Ich führte ihn durch die Zimmer, zeigte ihm die Portraits unſerer Familie. Er fand ſie gelungen, mich ſogar in Wirklichkeit jünger als im Bilde, was ſich hören läßt. Vor Deinem Bilde, Idaline, verweilte er auffallend lange —" Der Vater kam in's Huſten, und die Mutter bat ihn, ſich der Gräten wegen in Acht zu nehmen. Die Excellenz fuhr aber fort: „Von der offenſtehenden Thür des Gartenſalons kam ein heftiger Zugwind. Ich mochte mich meines Rheumatismus wegen nicht aufhalten, ſondern begann ſofort: Herr von Theobald, es wird mir zum Verdienſt angerechnet, daß ich die Gefahr entdeckte, die dem alten bewährten Patrimonialſtaat von Ideen drohten, zu welchen auch Sie ſich mit einer Leidenſchaft bekannten, die eines Adligen doppelt unwürdig war. Jakob, der mit dem Brunnen folgte, ſchenkte mir das erſte Glas. Was bekam ich zur Antwort: „Ich bin doch wahrlich nicht freiſinniger, als Friedrich der Große, und der war ein König!" Ich geſtehe, daß ich nur um Deinetwillen einen ſolchen lächerlichen Widerſpruch, ſchon ſo früh Morgens, während ich Brunnen trinke, ertragen habe. Der junge Mann heftete mit gleichgültiger Kälte ſeinen Blick auf die Fenſter des Hauſes. Eben wurden oben bei Dir, Idaline, die Vorhänge aufgezogen. Ich fürchtete eine üble Wirkung meiner Cur und

zwang mich zur Ruhe und Nachsicht. Während ich Friedrich's Zeit und die unsrige verglich, gab mir Jakob das zweite Glas. Sie wünschen angestellt zu werden, fuhr ich fort: Im Postfach ist ein hübsches Aemtchen erledigt. Um's Himmelswillen, fiel er mir in's Wort, so lange unsere Postbeamten Uniformen tragen, nimmermehr! Ich war geradezu außer mir und die Wirkung meiner Cur schien mir für heute verloren. Ein Glück, daß ich in der Nähe des Pavillons war und ihm mit stummer Handbewegung winken konnte, einzutreten. Ich bedurfte eines Sessels, um mich zu erholen. Jakob wollte mir das dritte Glas schenken, ich mußte es refüsiren, weil ich erst einer etwas freieren Stimmung bedurfte. Um mich zu zerstreuen, sagte ich: Die Ausschmückung dieses kleinen Pavillons ist das Werk meiner Tochter —! Die Glasmalerei an den Fenstern schenkte der Sohn des Finanzministers, Graf Waldemar, ihr Verlobter; es sind wirklich echte Malereien aus den säcularisirten Klöstern, deren Ertrag bekanntlich großentheils zu unseren vortrefflichen Chausseebauten verwendet worden ist. Kennen Sie Graf Waldemar? Ein schöner Mann, nicht wahr? Ich hielt ihm meine Dose hin, auf deren Deckel mein Schwiegersohn so unnachahmlich wahr in Miniatur gemalt worden ist. Ich trank jetzt das dritte Glas, denn es war mir erfreulich, daß er wenigstens jetzt dem Grafen seine Verdienste ließ. Ich schlage Sie dem Grafen als Hülfsarbeiter in seinem Bureau vor, sagte ich. Er erschrak, ja schüttelte den Kopf. Ich lasse Ihnen eine vorläufige Summe anweisen, bis Sie irgendwo eingeschoben werden können? Er hörte mich kaum. Sein Auge streifte gedankenlos im Pavillon umher. Ich trinke jetzt nur noch drei Gläser des Morgens. Die Zeit, die ich ihm widmen konnte, war abgelaufen. Ich stand auf, er strich wie mechanisch die Haare seines Hutes glatt, murmelte etwas von Vergebung, Nachsicht mit einem Manne, der in der Blüthe seiner Jugend die eiserne Hand des Geschicks — Ideale — verfehlte Anknüpfung an's Leben — u. s. w. Er rührte mich eigentlich — ich sah geradezu einen Candidaten für's Tollhaus. Ich gab ihm mit Zaghaftigkeit die Hand, nahm mir aber vor, nächstens über ihn mit dem Fürsten zu sprechen. Aber was wird nun? Da bekomme ich heute

früh von ihm einen Brief. Um Dir zu zeigen, Schwager, daß ich auf Deine Empfehlungen etwas gebe, will ich ihn Dir vorlesen. Jakob! Die Lichter! Lies Du ihn, Idaline!"

Eine grausamere Wendung konnte diese Erzählung des Vaters nicht nehmen. Hatte Idaline Mühe gehabt, schon während des redseligen Vortrags ihres Papas die innere Aufregung zu verbergen, so brach ihre Fassung vollends zusammen, da sich nun die Schlußpointe der Erzählung auf sie richtete. „Ich?" entfuhr es ihr mit einem ersichtlichen Unwillen. Jedermann durfte erwarten, daß sie die Vorlesung zurückwies. Man war ihre befehlenden Launen gewohnt. Aber in Dingen, die den ihr endlich individuell näher tretenden Mann betrafen, schien sie gehorchen zu wollen. Hatte sie doch sogar das Verlangen, die Züge dieser Hand zu sehen, den Duft eines Gegenstandes einzuathmen, der seinem äußern und innern Menschen so nahe gewesen. Sie nahm das Papier, entfaltete und betrachtete es mit einem Gemisch von Wehmuth und sie überwältigender Wonne. Die überaus kleinen zierlichen Buchstaben ergaben folgendes Ganze:

„Ew. Excellenz werden einem zwar vielerlei Dingen bereits abgestorbenen, in manchen aber doch noch jugendlichen Sinne einräumen, daß, eben zum Beweise seiner Jugend, seine Entschlüsse noch in schneller Aufeinanderfolge abwechseln, seine Pläne voll herber Einschnitte, seine Bahnen voll schroffer Abstürze sind. Ich habe mich auf einem Irrthum entdeckt. Früher hielt ich den Staat für das Gliederwerk, den anatomischen Organismus, den Knochenbau und das Muskelgewebe eines Volks und glaubte mich dem Staat ebenso verwandt, wie meinem Volke. Jetzt ist es mir klar geworden, daß der Staat ein für sich bestehender Körper ist, die Verwaltung ein Bund gleichartiger Verbrüderung, in den nur diejenigen eintreten dürfen, die das mystische Zeichen, das Siegel einer vollkommenen Uebereinstimmung haben. Früher dachte ich mir den Staat weiter, bequemer, freier und muß es nun sogar billigen, daß er eng ist und seine Glieder fest zusammenhält. Ist es mir bei meiner, vom Glauben dieses engen Staats vielfach abweichenden Gesinnung unmöglich, mich in diese Gliederung mit reinem Gewissen einzufügen, so entsage ich

gern dem Gedanken, einer Wirksamkeit, die sich dem Allgemeinen widmet, bitte, mich von der Liste der Exspectanten, nicht aber aus Ihrem wohlwollenden Gedächtniß auszulöschen, und erlaube mir, indem ich aus dieser für mich fremden Welt, aus den Kreisen der Residenz scheide, in der Ferne — — —"

Idaline schwieg an dieser Stelle. Weiter reichte die Kraft ihrer Stimme, die Fassung ihres Herzens nicht aus. Sie raffte die letzten Hülfsmittel der Verstellung zusammen, schützte ein plötzliches heftiges Kopfweh vor, erhob sich und ging auf ihr Zimmer, um sich ungehindert und frei Empfindungen zu überlassen, die früher ihrem Herzen so fremd waren, wie ihrem Auge Thränen. Sie empfand in der That etwas vom Weh der Liebe. Der nächtliche Ruderer war ihr „nicht gleichgültig".

VIII.

Das Wetter hatte sich umgeworfen. Früh brach der Herbst herein. In heftigen Strömen schlug der Regen an die hohen Fenster, von denen herab sich im winddurchfegten und aufgewühlten Garten dem Blick nur ein erkältendes Schauspiel bot. Fröstelnd drückte sich Idaline in eine Ecke ihres Sophas. Ihr Blick fiel auf die Uhr über dem Kamin, der bald seine winterliche Bestimmung erfüllen sollte. Die Uhr von Alabaster zeigte den hin- und herschwingenden Pendel. Nie noch hatte sie dies ernste Spiel der Stunde so erschüttert, dies Hin und Her der ablaufenden Zeit so geängstigt. Mit jeder Schwingung ging ein unwiederbringlicher Moment des Lebens verloren. Mit jedem Pulsschlag der Uhr zählte sie einen Pulsschlag ihres Herzens weniger. Sie hüllte sich ein in den erwärmenden Shawl und sah mit starren Augen in eine dunkle Ecke des Zimmers.

„Und warum?" seufzte sie. „Warum ein Sklave der Nothwendigkeit, warum nicht frei, nicht selbstbestimmt? Warum folgen der Bahn, die vom gedankenlosen Zufall vorgezeichnet wurde, vom Zufall, der mein Herz nicht fragte? Warum ge-

horchen, wo ja ein einziges Wort aus meinem Munde entscheiden könnte?"

Mit dieser Gedankenreihe strömte ihr eine neue sonderbare Lebenskraft zu. Geister waren es, deren Dasein sie aus leidenschaftlichen Dichtungen kannte, diese Geister der Freiheit und Selbstbestimmung. Sie hatte am wirklichen Dasein derselben in der Brust eines tugendhaften Weibes gezweifelt, jetzt fühlte sie mit überwältigendem Feuer, daß uns doch solche Dämonen den Muth einflößen, dem vorgezirkelten Leben Trotz zu bieten. Sie gedachte des nun seit Wochen Erlebten, der stufenweisen Aufnahme eines ihr so neuen, schmerzlichseligen Elementes. Der Mann, den sie liebte, er stand vor ihr mit einem so unendlichen Bedürfniß nach Liebe, ausstreckend die Arme nach Liebe, hingestellt wie ein Räthsel, das seiner Lösung harrt, eine verzauberte Erscheinung, deren Bann nur sie allein, dessen war sie gewiß, zu hemmen verstünde! Sie lebte sich in sein Geschick hinein —! Sie erröthete für die, die ihm einst seine Freiheit genommen hatten, Männer, die ihr Alle so nahe standen! Sie gedachte einer fünfjährigen Einsamkeit ohne Glaube, Liebe, Hoffnung. Sie prüfte nicht, ob Theobald für Wahrheiten oder für Irrthümer gelitten, sie sah ihn nur leiden und dabei groß und rein in seinem Bewußtsein.

All' diese Gedanken und geistigen Anschauungen dieser Art überhaupt waren ihr früher fremd gewesen. Wo hatte sie sich je in ein menschliches Herz verloren, in die Brust eines Andern vertieft, versenkt in fremden Schmerz! Nun mußte ihr das geschehen in einem Fall, an dem sie so betheiligt war. Wer giebt mir Ersatz für mein Leben! rief es ihr mit stürmischem Muthe. Wer ist mir Das, was mir jener Verlorene gewesen wäre? Es war ihr, als hätte sie schon Stunden der befreundetsten Innigkeit mit ihm verlebt. Wie an ihr Leben ging es ihr, Etwas aufgeben zu sollen, wovon sie sich gestehen mußte, daß sie es nur in der Einbildung besaß. Und doch hatte sie's so fest, sie wußte, daß sie es ewig besitzen könnte und ewig verlieren mußte, und dies Bewußtsein, diese felsenfeste Gewißheit gab ihr eine Fassung, einen Muth, daß sie die Feder ergriff und mit zitternden Händen folgende Worte erst für sich allein, dann für die Flammen im Kamin

durchfallen laſſen, wenn ſie zufällig von ihm beleidigt worden wären.

Lefêvre.

Unſtreitig beſitzeſt Du mehr Geiſt als Molière.

Chapelle.

Leider!

Lefêvre.

Mehr Witz.

Chapelle.

Leider!

Lefêvre.

Mehr Kraft des Ausdrucks.

Chapelle.

Das iſt's ja eben!

Lefêvre.

Stürze Molière auf ſeinem eignen Felde! Ihr Herren von der Akademie! Ich bin nur ein Notar, nur ein Juriſt. Ich kenne Eure großen Verdienſte, aber Ihr wißt ſie nicht im zeitgemäßen Sinne auszubeuten. Die Bühne ſoll das Leben mit der Kunſt, die Kunſt mit dem Leben vermitteln. Stellt doch einmal Menſchen hin, die nicht vergangenen Jahrhunderten, ſondern der Gegenwart, nicht den Aſſyriern und Babyloniern, ſondern Euern Umgebungen entnommen ſind. Chapelle, ſchreib' ein Stück über — was ſoll ich ſagen — über —

Chapelle.

Ueber die Juriſten?

Lefêvre.

Das iſt zu anzüglich. Nimm Dir irgend ein Laſter, irgend eine Thorheit der Zeit heraus, z. B. den Gelehrtendünkel!

ſchrieb: „Woher nur kam die Wolke, die Dich gebracht? Wo geht ſie hin, ſie, die Dich nimmt? Trägſt Du denn nicht den Ring der Liebe an Deinem Finger? Warum verſchwimmſt Du, Nebelgeſtalt, und nimmſt die Braut nicht mit in Dein feuchtes Element? Du trugſt doch eine Krone auf Deinem Haupte, Du nächtlicher Schiffer, wie konnte ich zu Dir aufblicken? Das Siegel der Weisheit brannte an Deiner Hand, wie konnte ich dieſe ergreifen und mein nennen? In den feuchten Wiederſchein des geſtirnten Himmels blickte ich, nieder ſah ich auf die ſtillfluthende Woge, die Dein Bild mit zitternder Bewegung auffing, und hinunter in den kühlen See reichte ich Dir den Ring, der vom Finger glitt, als zögen ihn Dämonen, nein, holdſelige Engel der Liebe. Dein war ich, Dein bin ich! Stumm hab' ich's geſagt, und redend kann ich's nicht redender ſagen. Fühlteſt Du nichts von der Gluth, die mich durchloderte als ich Dich wiederſah? Konnte kein Blick des Auges, der auf Dich fiel, Dein Inneres entzünden und Dich glauben lehren an meine Liebe? War ich auch Dir die marmorne Idaline, die ich nicht bin, das kalte Eisgebild, das Du geſchmolzen haſt? O, ich denke der Zeit, da ich Dich nicht kannte! Nur einmal ſchwand ſeitdem der Mond und es iſt mir doch, als wären Jahre verronnen. Bewußtlos ſchlummerte ich im Glück. Das Leben war mir ein ewiger Frühling mit buntfarbigen — aber duftloſen Blumen. So ſteil ſchwebte die Sonne in ewiger Unbeweglichkeit über mir, daß die Erde mir — keinen Schatten warf —! Mein Herz — iſt nicht böſe — nicht gut. Mein Herz — iſt eine Knospe, verſchloſſen, von rauhen, geſtachelten Blättern geſchützt! Die Welt — ſie war für mich voll Freuden, von denen mich wenige überraſchten, keine befriedigte. Mein größtes Glück war jene ſatte Trägheit, welche die Welt Stolz nannte. Wäre es nur Stolz geweſen! Stolz iſt doch Leidenſchaft. Aber Leidenſchaft war mir fremd, fremd wie die — Liebe! Was iſt die Liebe? Gehorſam, Demuth, Vernichtung! Nichts ſein in ſich, Alles im Andern! Durch ihn leben, durch ihn empfinden, für ihn leben, für ihn empfinden! Fordere von mir! Verlange! Verlange Opfer! Nahe mir als Sieger, ich küſſe meine Ketten! Lehre mich beten in Deinem Glauben! Ver-

zagen will ich, wie Du, zweifeln, wie Du, leben und ſterben, wie Du! Und ein Name iſt das Echo des Charakters. Theobald —! Wie ein ſanft verrollendes Gewitter klingt es, wie der ſchmerzliche Nachhall der Ergebung, wenn eine edle That geſcheitert —! Ich weiß, wie Du gerungen, weiß, was Du verloren! Und dann ſo vor den Trauernden hintreten können, ihm ſagen: „Richte Dein Haupt auf, ſieh, ich theile Deinen Schmerz, weine mit Deinen Thränen —!“ O daß ich es dürfte! Daß ich, die kühne That des Weibes entſchuldigend, Dir zurufen könnte: Wahrhaft heilenden Troſt ſucht man nicht; den muß man von ungefähr finden —! Warum darf ich mich nicht in den Weg werfen, daß Du mich findeſt? Darf ich mein Schweigen, darf ich nicht die Sprache der Engel übertragen in die Sprache der Menſchen und reden: Du wirſt geliebt? Ein Weſen greift in die Speichen Deines Rades —! Darf es Dir nicht wenigſtens zurufen: Halt, zerſchmettere erſt mich! Wo iſt es mir denn wohl, als im Gedanken an Dich? Wo denn lebe ich, als im Geiſt an Deiner Hand? Wer lehrt mich die Welt verſtehen, die Erde genießen, den Himmel erwarten, als Du? Du mein Herr und Meiſter, mein Gewiſſen? Ich ſoll hier bleiben in dieſer Welt der Lüge und Dich hingehen laſſen, Dich ſcheiden, während Du ſorglos, unwiſſend, Dein Eigenthum nicht ahnend, bleibſt? O, ihr Pulſe, ſtrömet aus in Wahrheit! Herz, ſprenge Deine Riegel, ſei Liebe, Liebe gieb Dich liebend Deinem König, anbetend Deinem Gott!“

Als Idaline dieſen Hymnus geſchrieben und nicht verbrannt hatte, warf ſie ſich auf ihr Lager. Am Morgen erwachte ſie ſpät. Sie nahm Theobald's Brief noch einmal aus ihrem Porteſeuille, las ihn wiederholt und ſteckte ihn zu ſich, als ihre Mutter kam und von der Vermählung ſprach. Sie wollte erwidern, aber Alles erſtarb auf ihren Lippen. Schon wogten die Vorbereitungen des morgenden Tages um ſie her, Gäſte kamen und gingen, Glückwünſche flatterten in hundert Formen an ſie heran, ſie hatte keine Zeit mehr, in ſich einen klaren Willen auszubilden. Was Alles geſchah, geſchah wie von ſelbſt.

Am Tage der Vermählung gab ſich Idaline den geſchäf-

tigen Händen, die sie schmückten, wie ein Opfer hin. Mitten in diesen Zurüstungen sprang sie wol einmal plötzlich auf, rannte an ihren Schreibtisch, wollte klingeln und Alles, was heute mit ihr vorgehen sollte, unmöglich machen, aber eine Stunde darauf war sie denn doch die Gräfin Waldemar.

IX.

Das Residenzleben eines größeren Staates ist die Abwechselung selbst. Anekdote verdrängt die Anekdote, die Gruppen, die früher die lebhaftesten waren, lösen sich auf und verstummen gänzlich, gesuchte und gefeierte Persönlichkeiten treten in den Hintergrund. Selten daß sich eine Erscheinung auf die Länge zu behaupten weiß.

Gräfin Waldemar gehörte zu denen, die vielleicht Ursache gehabt hätten, sich über die flüchtige Gunst des Augenblicks zu beklagen. Gewiß hätte sie dies gethan, wäre sie verdrängt worden. Sie wurde aber nicht verdrängt, sie stellte sich nur selbst in Schatten. Noch immer beschäftigte sie die Welt, wenn auch in anderer Art als früher.

„Welchen Umständen," fragte man in einer Gesellschaft, „soll man die merkwürdige Umwandlung dieser Frau zuschreiben?" — „Welche Umwandlung?" hieß es. „Ist sie nicht schön wie immer?" — „Sie mag schöner noch sein, als früher! Ich ziehe diese Blässe, diese Verklärung vor —! Idaline war eine Schönheit, die auffiel, weil sie nicht wußte, daß sie schön war. Jetzt weiß es Gräfin Waldemar, daß sie schön ist, und zieht sich zurück!" — „Es müssen Familienverhältnisse sein, die ihr diese Veränderung des Charakters gegeben haben —" — „Das glaube ich nicht. Warum Familienverhältnisse? Ich behaupte, daß diese Frau als Mädchen keinen Charakter gehabt hat." — „Sie setzen es also auf Rechnung der Ehe, wenn sie zu einem unbefriedigten Bewußtsein kam?" — „Der Ehe? Möglich. Doch muß in diesem Fall die Ehe mit merkwürdigen Umständen verknüpft sein. Ich vermisse solche an der Ehe des Grafen Waldemar —

ſie ſcheint mir leidlich glücklich —“ — „Man darf es wenigſtens glauben, wenn man die Gräfin an ſeinem Arme ſieht — — Und wenn man erwägt, daß die Welt wirklich dieſer Ehe noch nichts nachzureden hat —“ — „Leidlich!“ „Noch nicht!“ Ja, ja, eine glückliche Ehe macht dieſe Umwandlung nicht. In einer ſogenannten glücklichen Ehe ſetzt die Frau nur den Charakter und die Anſprüche des Mädchens fort. Hier iſt eine große Veränderung vorgefallen —“

Eine Dame miſchte ſich in das Geſpräch und ſagte: „Daß ſich doch die Welt über das Natürliche immer mehr wundert, als über das Unnatürliche! Eine Erſcheinung nach der Regel befremdet Euch mehr als die Ausnahme! Idaline ſtand mir nahe genug, um ſie auch als Gräfin Waldemar zu begreifen. Einſt nannte man ſie kalt und herzlos. Ob mit Recht, habe ich nicht ergründen können, eben ſo wenig, ob ſie verdient, jetzt von dieſen Vorwürfen freigeſprochen zu werden; aber vor allen Dingen iſt ſie Frau geworden, Trägerin eines bedeutenden Namens, Vorſtand eines verzweigten, auf größtem Fuß angelegten Hausweſens. Ihr Männer beſucht Bälle und Geſellſchaften, wißt aber nicht, welche Vorbereitungen dazu gehören, Euch das Geſtändniß abzugewinnen: Wir haben uns amüſirt! Mag ein ſolches Haus auch noch ſo gegliedert, die Mechanik der Dienſtboten eine noch ſo kunſtvolle ſein, es bedarf einer nie ermüdenden Sorgfalt, unabläſſiger Anſpannung, um mit ruhigem Gewiſſen des Abends die Kerzen anzünden und die Flügelthüren öffnen zu können. Wenn Ihr erſt zu genießen anfangt, dann ſinkt ſchon die Frau vom Hauſe erſchöpft in den Seſſel. Kein Wunder, wenn ſie den Eintretenden leidend erſcheint und Eure faden Begrüßungen nicht immer mit witzigen Einfällen beantwortet —!“

Die Sprecherin erntete von den Frauen einſtimmigen Beifall. Die Herren verfehlten nicht, hinreichende Ironie in dieſen Beifall zu miſchen und ihn eben deshalb ſtärker aufzutragen. Indem wir dahingeſtellt ſein laſſen, ob dieſe verſchiedenen Wege, um Idalinens Herz zu ergründen, zum wahren Ziele führten, darüber konnte kein Zweifel ſein, daß die einſt ſo ſtolze, unzugängliche, ja im Allgemeinen unbeliebte Tochter des Miniſters als Ehefrau kaum wiederzuerkennen

war. Ohne gerade an Zuvorkommenheit und Freundlichkeit gewonnen zu haben, hatte ſie die eiſige Sprödigkeit von früher verloren. Ihre Schönheit hatte einen andern Ausdruck angenommen. Man ſtaunte ſie nicht mehr an, dafür bezauberte ſie deſto mehr. Eine ihr ganz fremd geweſene Anmuth war über ihr Weſen gehaucht, eine Anmuth, die in's Herz drang und Idalinens geſellſchaftlichem Benehmen einen eigenen Ausdruck von Wohlwollen gab. Dem Menſchenkenner hätte nicht entgehen können, daß dies Wohlwollen gegen Andere aus einer gewiſſen Ergebenheit in ſich ſelbſt entſprang. Nur demjenigen öffnet ſich ja ganz das Ohr für die Welt, der erſt mit ſich ſelbſt im Reinen iſt.

Idaline gehörte nach wie vor den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft an. Zwar war ihr Vater das Opfer einer friedlichen, doch tief eingreifenden Veränderung im politiſchen Syſtem geworden; man hatte für gut befunden, gewiſſe Namen, die allzu lange den Wünſchen und Bedürfniſſen einer jungen Zeit Widerſtand geleiſtet hatten, jetzt, wo dieſe Wünſche lauter, die Bedürfniſſe dringender wurden, zu entfernen. Vater und Oheim lebten mit Idalinens Mutter, die in Oeſterreich begütert war, in einer ehrenvollen Zurückgezogenheit. Dafür war den Geſchäften eine neue Generation näher getreten. Nicht jene, welche Theobald und ſein Freund, der lyriſche Landpfarrer, angehörten, ſondern ein junger Adelsnachwuchs, der ſich nach einem zeitgemäßen Schnitte gebildet hatte, wenn auch zum überwiegenden Vortheile des Beſtehenden. An der Spitze dieſer Richtung ſtand Graf Waldemar. Er erhielt das Portefeuille, das ſein Schwiegervater niederlegte.

Von Geſchäften überhäuft, blieb ihm allerdings wenig Zeit, ſich ſeiner Gattin zu widmen. Doch jede Minute, die er ſich abdarben konnte, gehörte ihr. Oft erſchrak ſie, ſich geſtehen zu müſſen, daß ſie in Waldemar einen Mann genommen hatte, der ihr völlig fremd geweſen. Sie empfand ein ängſtliches Gefühl, wenn ſich ihr die Ueberzeugung aufdrängte, daß Waldemar der Liebe eines Weibes in hohem Grade würdig war. Er war eine edle, aufopfernde Natur, die ſich zuweilen mit einer Naivetät gab, die ſie an ihm be-

wundern mußte. Es iſt ein großer Troſt für die Menſchheit, daß ſie überwiegend gut iſt, aber die Mehrzahl macht von ihrer Güte auch einen entſetzlichen Lärm. Die Edeln wollen durchaus als edel erkannt ſein und drängen uns ihre Tugenden mit einer Zuverſichtlichkeit auf, die ihnen, wenn auch nicht den wirklichen Werth, doch den geſelligen Reiz nimmt. Waldemar war ein ſo im ruhigen Gleichgewicht ſchwebender Charakter, der es Jedermann freiſtellte, ihn zu beurtheilen, wie er wollte. Auch vor Idalinen riß er ſich nie die Bruſt auf und fingerzeigte auf ſeinen noch unerkannten Werth; ſie war es ſelbſt, die ſich nach und nach die Züge des moraliſchen Lichtbildes ihres Gatten auffangen mußte. Sie glaubte nicht, daß Alles an ihm gut war, aber ſie ſuchte nicht nach ſeinen Fehlern. Letzteres iſt der Fluch jedes Umgangs und namentlich das Verderben der Ehe.

Idaline hatte ſich keineswegs ſo verändert, wie der Welt es erſcheinen wollte. Mit einer muſikaliſchen Bezeichnung möchte man ſagen, das Thema ihres Weſens war daſſelbe geblieben, nur mit dem Unterſchied, daß es jetzt in Moll geſetzt war, während früher in Dur. Zeigte ſie ſonſt den Indifferentismus des Stolzes und des Glückes, der ſeinen wahren Grund in einer nicht geweckten Innerlichkeit, in einem ſchlummernden, trägen Bewußtſein hatte, ſo zeigte ſie jetzt den Indifferentismus der Demuth und Ergebung, der allerdings aus dem andern Grunde entſtand, gar keine Innerlichkeit, kein ſich Rede ſtehendes Bewußtſein haben zu wollen. Sie floh die Einſamkeit, ſie floh ihr Nachdenken. Jede Erörterung von Fragen, die ſie auf einen unſichern Grund und Boden führen konnte, wies ſie ab. Sie fuhr mit geſenktem Haupte wie in einem ſteuerloſen Nachen über die Wellen des Lebens, unbekümmert, wohin ſie das Fahrzeug bringen würde. Es war ein Zuſtand der Flucht vor ſich ſelbſt. Sie lebte in Anderen, weil ſie über den Trieb erſchrak, in ſich ſelbſt leben zu wollen. Das Alles machte ſie weich, gut, nachgiebig, leutſelig, erwarb ihr Herzen, ohne daß ſie wußte, was ſie mit dieſen Herzen, dieſer fremden Liebe anfangen ſollte —! So leben ja Tauſende! — Fühlen eben ſo und — beglücken ſogar!

Der junge Minister betrachtete seine Gattin mit Verehrung und Aufmerksamkeit. Es war ihm nicht entgangen, welche seltsame Veränderung mit ihr stattgefunden. War allein er es, der so viel bewirkt hatte? Daran mochte er nicht glauben. Es machte ihm manchmal nachdenkliche Augenblicke, über den Grund dieser Erscheinung in's Reine zu kommen. Er wußte es, wie wenig geistiges Leben er doch ursprünglich mit Idalinen geheirathet hatte, und er mußte erstaunen, was er jetzt fand. Steigerte diese Ueberraschung seine Liebe, erhöhte sie ihm das Glück eines solchen Besitzes, so reizte sie ihn doch, sich in Idalinens Herz zu vertiefen, dies auszukundschaften, es von sich selbst, ihm gegenüber reden zu machen. Sie wich seinen Fragen aus. Sie bat ihn, sie so zu nehmen, wie sie wäre. Er lächelte und erbat sich die — „Geschichte ihres Herzens" auf ein ander Mal.

Unbekümmert hätte sie ihm sagen können: Als ich am Altar stand, glaubte ich, Himmel und Erde müßten untergehen —! Ich liebte Dich nicht. Das Ja! war als gesprochen angenommen, auch ohne daß ich mehr gethan, als nur leise die Lippen bewegen. Nach diesem Ja! an den neuen häuslichen Heerd geführt, angewiesen auf ein neues Leben, wird eine Frau dem starken Willen des Mannes so sehr unterthan, daß ihr die Wurzeln der eigenen Kraft lockerer werden und sie in einen dämmernden Zustand geräth, der sich zuletzt aufklärt, lichtet und wol das sein mag, was Ihr Männer eheliche Liebe nennt!

Auch sagte sie Letzteres gelegentlich aufrichtig und Waldemar nahm es hin, um darüber nachzudenken. Es verging ein Jahr über die Beruhigung mit diesem Geständnisse. Dann fiel ihm ein dichter Schleier auf die Augen. Er sah, daß er nicht Alles erfahren hatte. Seine Gattin duldete seine Zärtlichkeiten, aber erwiderte sie nicht. Die Rücksicht auf seine Familie gebot ihm, einem Gedanken nachzuhängen, für dessen Verwirklichung sich keine Aussichten boten. Er hätte seinen altberühmten Namen erhalten mögen, die Vorstellung, einen Erben vielleicht nie zu bekommen, beunruhigte und verstimmte ihn. Er glaubte, daß Luftveränderungen und Reisen auf Idalinen wirken würden. Sie ergriff diese Vorschläge

nicht mit Lebhaftigkeit, doch mit zufriedener Uebereinſtimmung. Sie ſagte: Reiſen wir!

Graf Waldemar befreite ſich auf einige Zeit von der Laſt ſeines ernſten Berufs. Nichts führt inniger zuſammen, als der gemeinſchaftliche Anblick fremder Gegenden. In den hundert kleinen Sorgen, die auf Reiſen den Muth des Mannes, ſeinen praktiſchen Eifer und Schutz in Anſpruch nehmen, liegt ein Zauber für das Herz der Frau. So manche Ehe befeſtigt ſich erſt durch eine Reiſe. Die Gewohnheit, gleich nach der Hochzeit eine Reiſe anzutreten, wäre aus dieſem Grunde ganz gewiß zu billigen, wenn anders nicht auf die Ueberflitterung der Flitterwochen nothwendig eine Abſpannung folgen müßte, ein Verlangen, die flüchtigen Reize und Abwechſelungen eines Reiſelebens in der Ehe für immer und auch am häuslichen Heerde fortſetzen zu wollen.

Aber für Idalinen ſchien der Erfolg ein günſtiger zu ſein. Waldemar konnte auf und nach der Reiſe Augenblicke haben, wo ihm ſeine Gattin ſagte: Welch ein Glück, wenn ein Anderer für uns einſteht und wir nicht nöthig haben, uns ſelbſt anzugehören! Wie nervig faßſt Du die Zügel des Lebens! Während Du die Roſſe des Schickſals bändigſt, ſitze ich Dir zur Seite und ducke mich unter Deine Schultern! Dein Mantel birgt mich und ich denke: Machte er mich doch unſichtbar und trüge mich wie das Kleid eines Zauberers über Länder und Meere!

„Auch über Meere?“ ſagte Waldemar lachend. „Ich wünſchte wol, mein Mantel hätte die Kraft, Dir die Furcht vor dem — Waſſer zu nehmen. Den Rhein ſiehſt Du von den Ufern aus und England wirſt Du unter dieſen Umſtänden nie kennen lernen. Seit wann ſchreckt Dich ſo das Waſſer?“

„Idioſynkraſie!“ ſagte Idaline.

„Du hatteſt dieſe früher nicht,“ fuhr Waldemar fort. „Wann fuhrſt Du zum letzten Mal auf dem Waſſer? Ich entſinne mich, nach einem Abend beim Onkel, dem ich nicht beiwohnen konnte. Ein Herr von Theobald führte Deinen Nachen.“

Faſt wäre ihr die Frage von den Lippen geglitten: Wo iſt denn der? Wo weilt er denn jetzt —? Das hatte ſie laut

niemals gefragt, desto öfterer innerlich. Theobald war für die Welt ein Verschollener; ihr persönlich stand er auf Schritt und Tritt zur Seite. Idaline floh in der That das feuchte Element, das ihr Erinnerungen wachrief. Freilich auch, sagte einmal später ihr Gatte, wie konntest Du im Wasser Deinen Verlobungsring — Ja so, er war zu weit geworden! Die abgemagerten Finger! Er küßte diese Finger, die in der That die frühere Fülle und Rundung nicht mehr hatten.

Noch ging ein Jahr in diesen Nebeln hin. Da trat eines Tages der Graf in Idalinens Zimmer und sagte: „Die Aerzte rühmen den Einfluß, den die Bergluft auf die Gesundheit hat. Noch bin ich Dir die Bekanntschaft mit meinen Gütern in Schlesien schuldig. Ich scheute mich, sie Dir früher zu zeigen, weil ich sie in einem Zustand antrat, der mir eine zweijährige, auf Bauten, Bewässerungen, Feld- und Gartencultur verwendete Mühe zur Pflicht machte. Jetzt glaube ich, sind diese theils heitern, theils pittoresken Gegenden so weit, daß sie sich vor ihrer Beschützerin sehen lassen dürfen. Ich schlage Dir einen Sommeraufenthalt auf meinen Gütern vor." — Idaline nahm den Vorschlag an, fuhr aber fort: „Warum nennst Du mich krank —?" — „Vergieb," sagte Waldemar erröthend, „ich vergaß, ich wollte sagen, daß ich selbst es bin!" — Mit diesen Worten wollte der Graf gehen. Doch kehrte er noch einmal zurück und blieb mit Rührung vor seiner Gattin stehen. „Idaline," sagte er mit unsichrer Stimme; „vergieb, daß ich auf eine Seite zurückkomme, die für uns Beide schmerzlich ist. Die Zweifel, denen ich mich ergeben habe, gehören zu den nagenden, denen keine Macht des Willens zu widerstehen vermag. Man glaubt, man vertraut und ist doch ihr Opfer. Würde ich Dich weniger lieben, als ich Dich liebe, wo sollte ich die Ursachen hernehmen, mich zu beklagen? Du bist hingebend und gut. Dem Kurzsichtigen würde dieser Schein der Liebe genügen. Ich sage, Schein! Wie hart, wie ungerecht von mir! Vergieb, ich hatte keinen andern Ausdruck für einen Zustand, der bei Dir absichtslos ist, mir jedoch, ob Du nun gegen mich wahr bist oder nicht, die gleiche schmerzliche Wirkung macht!"

Dem nach einem Erben verlangenden, das Maß ihrer

Liebe zu gering findenden Manne reichte Idaline die Hand und sagte langsam, ihn auf den Sommer vertröstend: „Unter den Bergen!"

Waldemar ergriff die dargebotene zitternde Rechte mit Heftigkeit, ermannte sich, die Worte auszustoßen: „Idaline, ich erleichterte Dir Dein Geständniß: Du hast, als Du die meine wurdest, einen Andern geliebt und liebst ihn noch!" und ging.

Du hast einen Andern geliebt und liebst ihn noch! Idaline stand erst starr, dann barg sie ihr Haupt in den Kissen des Divans und wiederholte mit allen Quellen ihres Lebens, mit Allem, was im Menschen Thräne ist und die Stelle des Wortes vertritt: „Du hast einen Andern geliebt und liebst ihn noch!" Es war jedoch ein Sturm, dem Friede folgte. Hätte Waldemar nur gesagt: Du liebst ihn noch! sie würde nicht widersprochen haben und in sich zusammengeknickt sein. Aber: Du hast geliebt! Diese Grabschrift auf etwas Vergangenes, dieser Denkstein auf entschwundene Träume, diese Freisprechung der Gegenwart, die nur die Erinnerung anklagte — darin lag für sie ein Trost, ein schon beruhigender Balsam für ihr Herz, so daß sie sich von einem neuen Geist, dem Geist des Muthes und der Erhebung, getragen fühlte. Es rauschte um sie her wie eine Musik. Vielleicht konnte sie ihre zehrende Sehnsucht nach Theobald's Anblick überwinden und zu dem Vorwurf ihres Gatten lächeln.

Graf Waldemar war keineswegs überrascht, daß die einzige Antwort auf seinen gewagten Ausspruch nur in Idalinens verändertem Wesen lag. Er hätte ein Ja, ein Nein, hätte eine Reihe der erregtesten Erörterungen erwarten dürfen. Statt dessen erhielt er von ihr einen Schein von Uebermuth, eine etwas erheiterte Stirn, ein reineres Auge, ein Bedürfniß anschmiegender Vertraulichkeit. „Der Hollunder blüht," sagte sie ihm. „Mach', daß wir Deine Berge sehen! Kommt der Frühling in ihnen später, so haben wir ihn in diesem Jahre zweimal!"

Waldemar sah sie darauf doch prüfend und erstaunt an. Sein Blick verrieth, daß er beruhigt scheinen wollte, zugleich

Chapelle.

Das iſt auch zu anzüglich.

Leſêvre.

Den Geiz —

Chapelle.

Hat Molière ſchon bearbeitet.

Leſêvre.

Freilich — und die Prahlerei auch — und die Eiferſucht auch — Was fällt mir ein! Wenn man (mit halber Stimme) einen Scheinheiligen auf die Bühne brächte!

Chapelle.

Einen Scheinheiligen?

Leſêvre.

Einen Menſchen, der äußerlich fromm und innerlich ein Fuchs iſt — Einen Schleicher, der ſich in die Familien drängt — immer mit den Augen blinzelt — und bei Licht beſehen — ein Heuchler iſt —

Chapelle.

Der Stoff iſt gut —

Leſêvre.

Das Ganze muß auf irgend einer Intrigue beruhen —

Chapelle.

Ja wohl, ja wohl —

Leſêvre.

Es müſſen verſchiedene Charaktere auftreten —

Chapelle.

Ganz recht, ganz recht —

aber auch, daß er ein Recht hatte, eine wirkliche Beruhigung von ihr zu verlangen.

„Du haſt mir Unterhaltungsſtoff für dieſe Reiſe gegeben," ſagte ſie ſcherzend. „Auch werden Regentage kommen," fuhr ſie fort, „wo wir in den Sälen Deines alten Schloſſes, die gewiß recht hoch und ſchaurig ſind, noch im Kamin heizen und uns durch Erzählungen die Geſpenſterfurcht verſcheuchen können —!"

Waldemar verſtand und athmete mit neuen Hoffnungen auf.

Einige Tage darauf fuhren ſie im großen ſechsſpännigen Landau, von einem zweiten Wagen für die Dienerſchaft begleitet, auf der Landſtraße den Gütern des Grafen zu. Es war ein Frühling, würdig ſeines Namens. Selten ein Jahr, in welchem ſo der Mai duftende und ſonnige Anſprüche auf den Namen des Wonnemonats geltend machte. Vorher hatte die Natur auf lange Zeit ein anhaltender Regen erquickt. Gärten und Alleen blühten. Auf grünen Wieſenteppichen ſtreckten ſich behaglich die Heerden. In den Dörfern, Höfen, auf dem Felde blickten die Arbeiter und Mägde munter und ſtolz von ihrer Thätigkeit auf, als wollten ſie den vorüberfliegenden Reiſenden ſagen: Seht, das haben wir den Winter über behütet, das ſah traurig aus und nun iſt doch die gute Zeit wiedergekommen und ihr beneidet uns —!

Die großen grünen Flächen der Ebene verengten ſich. Die blauen Höhenränder des Gebirges kamen näher. Die Fahrt ging bergauf und langſamer. Der Hemmſchuh, der nicht entbehrt werden konnte, klapperte ab und zu. Die Beleuchtungen wurden maleriſcher. Die Natur nahm einen geſchloſſeneren männlichern Charakter an. Nichts iſt unmerklicher, als der Uebergang in eine Gebirgsnatur. Links und rechts glänzte auch bald an den Bergwänden noch in einer Felſenſpalte oder auf Tannenwipfeln der ungeſchmolzene Schnee. Große Vögel, mit ſchweren breiten Flügeln, ſchwebten über die Thäler und ſchoſſen in die Tiefe hinunter, die ſich ſeitab vom Wege bis zu einem unten dahinbrauſenden Gebirgsbach öffnete.

Es war ein Mangel am Grafen, daß er nicht verſtand, ſo natürlich wie die Natur zu werden. Seine Gedanken, nur auf ernſte Lebensfragen gerichtet, entnahmen aus den Begeg-

niſſen der Reiſe immer einen andern Stoff, als der ſeine Gattin beſchäftigt haben würde. Während dieſe die Erſcheinungen gern ſo heiter genoſſen hätte, wie ſie ſich gaben, benutzte ſie Waldemar nur, um ſeine adminiſtrativen Kenntniſſe zu bereichern oder ſich über Gegenſtände, die ihn täglich im Ganzen und Großen beſchäftigten, nun im Detail und an der Quelle zu unterrichten. So intereſſirten ihn die Chauſſeebauten, die ſchadhaften Brücken, die verfallenen Wegweiſer mehr, als die unnennbaren wonnigen Athemzüge der Freiheit, die für den gefeſſelten Menſchengeiſt in dieſem Einſaugen und Mitempfinden des Naturlebens liegt. Idaline hätte ſo recht eines Dolmetſchers dieſer himmliſchen Sprache bedurft, in der namentlich die Natur zu kranken Herzen redet. Sie fühlte es wieder, daß ihr dieſer in dem Ideal ihrer Träume nicht fehlen würde. Ein Weib, das den nicht fand, der ſie ganz beglückte, kann nur ahnen, welche Schätze in einem Mannesherzen liegen; ſie hat eine dunkle Vorſtellung davon. Erwartungsvoll ſah ſie den Gütern ihres Gatten, dem Reich ihrer eigenen Herrſchaft entgegen.

Endlich kündigten ſich die Spuren einer vornehmen Cultur an. Hier und dort der Zierrath einiger Pappeln. Die Gärten eingeſchloſſen von friſchgekalkten Mauern. An den Bergabhängen zwiſchen dem Grün ein kleines Häuschen oder hoch oben eine Warte für die Fernſichten. Die Brücken mit eiſernen Geländen. Noch eine Biegung und die Kuppel des alterthümlichen Schloſſes wurde ſichtbar. Eine neue Gegend eröffnete ſich. Das Gebirge ſchien ſchon im Rücken zu liegen. Der Blick ſtreifte hinaus in eine freie, abſchüſſige Ebene, die in einen neuen Landſtrich zu führen ſchien. Links eine letzte hohe Felswand, an die ſich das Schloß lehnte — und dann Alles Feld, Wieſe, Garten mit einer Fernſicht, die ſich in blaue ſonnige Nebel verlor.

Das Schloß war im Rococogeſchmack. Ein Viereck, von rothem Gebirgsſtein aufgebaut mit vier ſchiefergedeckten unförmlich geſchweiften Thürmen. Die Fenſter groß und auf der Fronte bis zur Erde gehend, ſo daß ſie als Thüren geöffnet werden konnten. Einige Orangenbäume in großen hölzernen Kübeln, die den mit Kies beſtreuten Vorplatz zierten — ſie waren ohne Zweifel erſt vor wenig Tagen herbeigeführt

und ſtanden im Contraſt zu dem Schnee auf der linken, hohen, düſtern Felswand. Rechnet man noch einen hinter dem Schloß gelegenen See zum Enſemble der Gegend hinzu, ſo hätte man ſich in den ſteinigten nördlichen Theil des Gardaſees verſetzt glauben können.

Auf den erſten Blick ſah man, daß hier Kunſt, Liebe, Ehrgefühl außerordentlich viel Vorbereitungen getroffen hatten. Sogar die größere Belebung des Landſitzes durch Anſiedelung ſchien von neueſtem Datum. Das Dorf ſchien ſozuſagen improviſirt. Manches der Nebengebäude war kaum ausgetrocknet. Doch hinderte das Alles nicht, dem Ganzen einen wohnlichen Charakter zu ſichern. Im Innern des Schloſſes war vom alten barocken Geſchmack ſo viel beibehalten, als ſich mit der Mode des Tages verſchmelzen ließ und hier und da war ſogar das Altmodiſche wieder neumodiſch geworden. Von den Fenſtern einer Altane herab ſah man, daß dies Schloß die Krone eines geſegneten, zu ſeinen Füßen liegenden Thales war. Ein Blick durch das Fernglas zeigte Kirchthurm an Kirchthurm und der Gedanke etwa einer ſchauerlichen Einſamkeit, der bei erſter Begrüßung des Schloſſes Idalinen angefröſtelt hatte, verließ ſie.

Nach der erſten Nacht zeigte auch die aufgehende Sonne Alles im neuen Licht. Giebt doch auch die Vormittagsſonne ohnehin der Natur eine beſonders erfriſchende und belebende Beleuchtung. Es überraſchte Idalinen, ſo viel Leben um ſich wahrzunehmen. Eine Abwechſelung verdrängte die andere. Neue Dienſtboten geſellten ſich den mitgebrachten alten hinzu. Bei vielen Gegenſtänden, die ſie ungern vermißt haben würde, erſtaunte ſie, daß ſie vor ihrer Abreiſe ſchon hierher gebracht worden waren. Schon in einer Woche war ſie heimiſch.

An Nachbarn und Bekannten fehlte es nicht. Aus allen Ecken und Orten guckte Menſchenleben hervor. Kaum geahnt, hinter Hecken und Bergen hatten ſich menſchliche Exiſtenzen behaglich, bürgerliche und adelige, angeſiedelt Vorerſt ſprach ſie davon wenig an. Sie fühlte zu ſehr die Verpflichtung, die ſie ſtillſchweigend dem Grafen gegenüber übernommen hatte. Dieſer war in dem Grade unerſchöpflich in Aufmerkſamkeiten, daß ſie davon lieber weniger gewünſcht hätte.

„Das Geben iſt ſchöner als das Nehmen," ſagte ſie ſich im Stillen, und wenn der Graf ſo prüfend und erwartungsvoll an ihrem Auge hing, kam ihr all' ſeine Zuvorkommenheit zu abſichtlich, zu berechnet vor. Sie ſagte ſich: „Es liegt ein anderer Gedanke noch dahinter!" und immer beklommener wurde es ihr, daß ſie endlich doch wol ihrem Gatten die Aufklärung geben ſollte, die von ihm erwartet werden durfte.

Es liegt ein Unſegen auf dem verpaßten Moment. Die vorübergegangene Gelegenheit ſchwört keine Macht wieder herauf. Der redlichſte Wille erlahmt, laſſen ihn die Umſtände im Stiche. Je mehr Idaline ſuchte, da wieder anzuknüpfen, wo ſie vor dieſer Reiſe in ihrem Verhältniß zu Waldemar ſtehen geblieben, deſto weiter entfernte ſie ſich von ihrem Vorhaben. Die Zügel waren nun einmal aus der Hand und der Graf, der immer trüber und nachdenklicher wurde, ſchien am wenigſten geneigt, ſie ihr wieder zurückzugeben. Der Tiefverſtimmte fühlte allmälig, daß er Idalinen nichts mehr zu geben hatte, daß das Maß von Freundſchaft und Liebe, das er für ſie hatte, ein zwar immer gleiches, aber auch das erreichbar höchſte war. Er kannte kein ſonſtiges Mittel, ihr zu beweiſen, was ſie ihm galt. Und über dieſe Verſtimmung gingen Wochen hin, Wochen, in denen ſich die junge Frau nicht entſchließen konnte, zu antworten und Waldemar nicht, zum zweiten Male zu fragen.

Da traf in einer Nacht plötzlich ein Courier ein. Eine wichtige Staatsangelegenheit rief den Grafen augenblicklich in die Reſidenz. Auf der Stelle hätte er abreiſen ſollen, doch bezwang er ſeinen Geſchäftseifer und brachte ſeinem Ehrgeize ein Opfer. Er theilte Idalinen, die zurückbleiben mußte, die Nachricht mit und beſchloß, ihr noch einen Tag zu widmen, und erſt am folgenden Morgen abzureiſen. Es war ein peinlicher Tag, ein unerquicklicher für beide Theile. Beklommen ſaßen ſie ſich an der Tafel gegenüber. Das Geſpräch ſtockte oder bewegte ſich nur um Gegenſtände geringfügiger Bedeutung. Pauſen traten ein. Der Tag neigte ſich. Der Graf ſchlug einen Abendſpaziergang in dem ſchönen Park vor. Seine Gattin ging ſchweigend neben ihm her. Von einem Pavillon aus erſtreckte ſich der See in glänzender Fläche.

Der Grund war düſter, die Farbe des Waſſers ſchwärzlich, ein Fels von grauem Schiefer, der ſich am jenſeitigen Ufer in ihm ſpiegelte, machte den Eindruck des Elements noch melancholiſcher. Idaline hing mit zitternder Spannung an dem Gedanken, Waldemar würde vielleicht Veranlaſſung nehmen, ihr den Uebergang zu erleichtern zu den Geſtändniſſen, die er erwartete, ſeitdem ſie neulich zu ſeiner Frage geſchwiegen hatte. Wußte er etwas von dem Eindruck, den ihr Herr von Theobald gemacht hatte? Die Zeit verſtrich. Es fing an, kühl zu werden. Sie gingen in ihr Zimmer.

Als man den Thee getrunken hatte, noch etwas geplaudert, dann Gute Nacht! geſagt, begleitete Idaline ihren Gatten und hielt ihn plötzlich vor ihrem Schreibtiſch feſt, riß eine Schatulle auf, wühlte einen Augenblick unter Papieren und reichte ihrem Gatten einen zierlich zuſammengefalteten Brief. „Lies," ſagte ſie, „und verurtheile mich! Es iſt ein Selbſtgeſpräch, eine Beichte, die ich einſt nur in den Buſen Gottes ſchüttete! Daß ich fähig war, dieſen Brief nur zu denken, und doch die Deine zu werden, hat meinen Stolz untergraben und mich ſo tief gedemüthigt, daß ich erſt durch Dich mich wieder erheben kann. Nimm mich ſo, wie ich bin — wie ich war. Jetzt, da kein Geheimniß mehr zwiſchen uns waltet, jetzt wo ich Dir in dieſem Briefe auch die Aſche des Geweſenen opfere, fühl' ich mich leicht und ergebe mich in Demuth, was Du auch über mich beſchließen mögeſt."

Waldemar war überraſcht, gerührt. Er ſtellte den Leuchter hin, wollte das ihm dargereichte Papier unſchlüſſig eröffnen, doch Idaline ſagte: „Laß es, Freund! Raube Dir nicht die Erquickung der Nacht! Schlummre, und träume Gutes von mir! Was ich Dir ſagte, was ich Dir gebe, ſei geweſen, abgethan. Lies dies Papier, wenn Du Dich in mein Geſtändniß hineingefühlt haſt, unterwegs im Wagen und dann ſchreibe mir, was Du denkſt."

„Idaline," ſagte Waldemar, indem er ſie mit Leidenſchaft umfing, „meine Liebe zu Dir konnte nur dann noch zunehmen, wenn ſie mit der eines Andern hätte wetteifern müſſen. Da ich aber dieſe nicht mehr zu fürchten habe, wie Du mir ſagſt, was könnte uns trennen? Ich verſpreche Dir, den Brief erſt

zu leſen, wenn ich mich in Dein Geſtändniß hineingelebt habe. Auf der Reiſe will ich nachſinnen, will von Hauſe ſchreiben und Alles aufbieten, Dich bald wieder in meine Arme zu drücken. Treu verbunden und unzertrennlich! Dank! Dank! Und nun leb' wohl!"

Er bedeckte ſie mit ſeinen Küſſen. Sie ließ Alles mit ſich geſchehen, da ihr Herz erleichtert war. Noch lange ſah ſie ihm über den Gang nach. Er blickte nach jedem Schritt wieder um. Ja, er kehrte noch einmal zurück, um ſie an ſich zu drücken. Nie hatte ſie ſich in ſeinen Armen ſo hingebend aufgelöſt. Sie ſchieden in dem ſichern Gefühl, daß erſt von dieſer Stunde an ihr Bund treu und wahrhaft geſchloſſen war.

X.

Nach einer Nacht voll erquickenden Schlafes, wie ſie ſich deſſen lange nicht zu erfreuen gehabt hatte, erwachte Idaline. Die Sonne ſchien mit heißen Strahlen durch ihr Fenſter. Der Graf, hieß es, wäre bereits vor vier Stunden abgereiſt. Da ſie den Weg kannte, konnte ſie ſich zu jeder Stunde die Gegend vorſtellen, wo er gerade weilen würde. Sie rechnete ihm die Stationen nach, ſie malte ſich den Augenblick aus, wo der Graf wieder an der oder jener Stelle ſein würde, wo ihr etwas aufgefallen oder merkwürdig erſchienen war. Und dabei tummelte ſie ſich in ihren Zimmern mit einer ſo erleichterten Stimmung, wie ſie dieſe lange nicht gekannt hatte. Sie öffnete ihr Piano, nahm ihre alten Noten vor, fand, daß ſie Alles verlernt hatte, und gelobte ſich, mit verdoppeltem Eifer auf die Muſik, die ſie ſeit ihrer Verheirathung hatte liegen laſſen, zurückzukommen. Auch ihre Bibliothek wurde gemuſtert. Sie bemerkte arge Lücken. Sie war zurückgeblieben hinter der fortſchreitenden Literatur. Sie beſann ſich, daß ſie hatte Namen nennen hören, von denen ſie kein einziges Werk kannte. Sie ſchrieb ſich eine Liſte von literariſchen Bedürfniſſen auf, die ſie mit nächſter Gelegenheit in die Reſidenz zu ſchicken gedachte. Auch ihre alten Farbenkaſten ſah ſie wieder an, ihre

angefangenen Zeichnungen. Sie gelobte ſich die maleriſchen Punkte der Umgegend aufzunehmen und ſah ſich ſchon im Geiſt mit Skizzenbuch und Staffelei auf dieſem und jenem gefährlichen Felsvorſprunge, der ſie aber nicht mehr ſchrecken ſollte.

Dieſe Vorſätze wurden nicht nur gefaßt, ſondern auch in den nächſten Tagen theilweiſe ausgeführt. Der Uebermüdung achtete ſie nicht; auch nicht ihres ſich bräunenden Teints. Beſuch war ihr willkommen, lieber noch, wenn er ausblieb. Am liebſten ſtreifte ſie allein, von einigen Dienern begleitet, umher in der Gegend, abwechſelnd zu Fuß oder ſich dem ſo gebirgſichern Tritt der Eſel vertrauend. Ein großer breitrandiger Hut beſchattete den ſchönen Kopf, dem eine natürliche, aller Mode entſagende Friſur des Haares um ſo reizender ſtand. Zu den Zerſtreuungen, die ſie ſich verſchaffte, geſellten ſich manche unfreiwillige. Bei einem ſo großen Hausweſen fehlt es nicht an Anläſſen, wo auch einmal die überlieferte Gewohnheit aus ihrem Gleiſe tritt. Hier ließ ſich die Herrin keine Gelegenheit vorübergehen, Muth und praktiſche Umſicht zu zeigen.

Ein recht bedauernswerther Zufall trat gleich zwei Tage nach der Abreiſe des Grafen ein. Man meldete, daß ein Mann im Gebirge einen unglücklichen Fall gethan hätte. Ausgeglitten auf einer der höchſten Felſenkanten, wäre er in die Tiefe zwar nicht jählings geſtürzt, aber doch ſo hinuntergeglitten, daß er ſich einige hundert Fuß entlang nicht hätte halten können und auf feſten Boden nur mit bedeutenden Verletzungen angekommen wäre. Die Gräfin gab Befehl, ihn in's Schloß aufzunehmen und ſchnell den Arzt der Gegend herbeizurufen, der tiefer abwärts in einem Oertchen der Ebene wohnte.

So war faſt jeder Tag durch einen eigenthümlichen Vorfall bezeichnet, der oft, ohne ſie ſelbſt perſönlich zu berühren, ihre volle Sorgfalt in Anſpruch nahm. Inzwiſchen kam auch ein Brief vom Grafen. Er ſchrieb ihr, daß er glücklich wieder in ſeinem Wirkungskreiſe angekommen wäre und einen Berg von Geſchäften vorgefunden hätte, den er ſobald nicht würde erledigen können. In Betreff des Geſtändniſſes, das ſie ihm mit auf die Reiſe gegeben, ſchrieb er ihr, daß man beſſer

thäte, manchen Dingen nicht zu tief nachzuforschen oder daß er wenigstens eine einsame Stunde abwarten wollte, um auch dies Element in sein Leben aufzunehmen. Er müsse sich selbst die größten Vorwürfe machen, damals so wenig auf ihre Phantasie gewirkt zu haben. Ich war ein nüchterner Liebhaber! gestand er offen und schloß seinen Brief mit einer Nachschrift, worin er sagte: „Ich liebte auch als junger Mensch eine Frau, der ich jetzt täglich begegne und die mich lachen macht, wenn ich an meine alte Narrheit zurückdenke —! Baron von Theobald ist übrigens seit zwei Jahren nicht mehr in Deutschland. Sein unruhiger Sinn hat ihn in fremde Länder geführt. Bei aller Anziehungskraft, die solche Naturen für Frauen haben mögen, gestehe ich Dir, er würde sich nie für die Ehe geeignet haben, wenigstens für eine Ehe unter Bedingungen — unter denen Du zu leben gewohnt bist!"

„Sonderbar," sagte Idaline, als sie den Brief zusammenlegte, „für die Ehe! Als wenn ich ihn nur hätte heirathen wollen, wenn er Minister geworden!" Doch im Allgemeinen erfreute sie der Brief. Er zeigte ein gutes Herz, das sich nicht so leicht beirren läßt. Er zeigte noch mehr, eine hingebende, feste, fast schwärmerische Liebe, die ihr wohlthat, da sie bei Ehemännern selten ist, oder wenn sie da ist, sich nur zu ihrem Nachtheil in übertrieben verliebte Formen kleidet. Dazu kam, daß der Fremde, den sie in ihr Haus aufgenommen hatte, wie sie hörte, sichtbar in der Besserung begriffen war und sie auch von dieser Seite alle störenden Elemente aus ihrer nächsten Nähe bald entfernt hoffen durfte.

Freude machte Idalinen die Entdeckung, daß die Gegend mit dem fortrückenden Sommer jede Spur ihres frühern etwas rauhen Charakters verlor. Die Orangerie auf dem steinigen Vorplatz des Schlosses nahm sich unter den drückenden Sonnenstrahlen wie einheimisch aus, ihre goldgelb reifenden Früchte erinnerten sie lebhaft an die Schönheit Italiens, das sie mit Waldemar schnell durchstreift hatte. Freilich raubte die übergroße Hitze dem Geiste jede Elasticität. Hinter dichten Vorhängen mußte man stundenlang zubringen, weil die Luft draußen nicht zum Einathmen war, und auch diese gezwungene Siesta hatte etwas Erschöpfendes. Nur am Abend, in der

Kühle des Parks, in der Nähe des sich ihr allmälig freundlicher anlassenden Sees war es möglich, in's Freie zu treten. Dort hinaus nahm denn auch wol die Gräfin weibliche Arbeiten mit oder Bücher oder die Briefe des Grafen, die fleißig einliefen und die sie gern zweimal las; denn sie suchte in diesen Briefen etwas, was sie nicht fand. Sie suchte in ihnen Unruhe, Besorgniß, die sie nicht entdecken konnte. „Den bewußten Brief," schrieb Waldemar, „werde ich nicht lesen, weil es unnöthig ist. Hatte ich denn auf die Zeit, in der Du ihn geschrieben, Ansprüche? Nein, ich verdiente Dich damals nicht. Diese Träume liegen hinter uns. Was sind Träume! Du schwärmtest Dich in die Seele eines Dir fremden Mannes hinein, Du gabst dieser Schwärmerei im Unbedacht des Herzens eine Sprache, deren Gluth ich mir ausmalen kann. Dein Vertrauen war zu edel, Dein Herz fühlt zu gewissenhaft, ich will diesen Adel Deiner Gefühle nicht mißbrauchen. Ich schicke Dir den Brief nächstens zurück."

Es machte ihr der übermäßig zärtliche Ton einen eigenen Eindruck. Waldemar hatte einige Vermählungen, Kindtaufen angezeigt, die sie interessiren durften. Warum hob er aber die Freude des Grafen Rothkirch, einen Erben zu haben, so hervor? Das Zurückschicken ihres an Theobald gerichteten Briefes wünschte sie nicht. Wollte ihn Waldemar nicht lesen, schrieb sie ihm, so sollte er den Brief vernichten. Darauf wartete sie eine Antwort ab. Sie konnte sich nicht verschweigen, daß sie sich über die Folgen ihrer Aufrichtigkeit eine andere Vorstellung gemacht hatte.

Einige Tage darauf, es war am Morgen, als der Bediente das Frühstück abgeräumt hatte — Idaline hatte ein Buch ergriffen, um ihre Langeweile zu vertreiben — sagte dieser beim Hinausgehen: „Der fremde junge Mann ist so weit genesen, daß er nun aufstehen und gehen kann —! Er läßt bitten, ob ihm wol die Herrschaft gestatten würde, sich in den Park führen zu lassen und auf den Bänken auszuruhen."

„Warum nicht?" sagte Idaline mit einem Ton, in dem unverkennbare Theilnahme, zu gleicher Zeit ein gewisses Unbehagen lag, noch ferner durch diesen ihr völlig unbekannten fremden Gast gestört zu werden.

Der Tag war so heiß, wie die vorangegangenen. Bei Tafel fragte sie: „Wie befindet sich der Fremde? War er im Park?“

Die Bedienten sagten: „Es wäre den Tag über eine so drückende Luft gewesen, daß der Leidende erst gegen Abend von der ihm geschenkten gnädigen Erlaubniß Gebrauch machen wollte.“

„Ich finde es doch lästig,“ sagte sie in einem Anfall jener Launen, die Gebietende so schwer unterdrücken lernen. Doch setzte sie hinzu, „man hindere ihn nicht —!“

Mit Sonnenuntergang pflegte die Post anzukommen. Sie brachte vom Grafen einen Brief. Beigeschlossen war das verhängnißvolle Geständniß. „Idaline, es kann mich nichts von Deinem Herzen trennen. Ich habe nun doch gelesen, was Du wünschtest und bin jetzt ruhiger, vertrauensvoller, denn je. Oder wäre es nicht verzeihlich, wenn ein liebebedürftiges Herz ein Wolkenbild statt meiner umarmte, die Schwärmerei einer jugendlichen Phantasie sich in ihrem Fluge verirrte? Es war kein menschliches Wesen, dem Du eine so grenzenlose Hingebung, ein Gebet der Inbrunst, auf dem Papiere widmen konntest, es war die Liebe selbst; eine göttliche Idee, die Dich gefangen hielt und der Du nachlebtest, weil sich der Reiz des Abenteuerlichen, Fremden, Wunderbaren, ja der Reiz des Unglücks damit verband! Denkst Du, Idaline, daß wir Männer darauf rechnen, stets die ersten Knospen Eures erwachten Seelenlebens zu brechen? Weißt Du denn nicht, daß wir bei jedem keimenden Mädchengefühl, als schon lange eingetreten ein schweifendes Suchen, Prüfen und Beurtheilen der Männerwelt voraussetzen müssen? Die Liebe ist im Weibe etwas Uranfängliches, ein End- und Anfangsloses. Das junge Mädchen würde lieben, auch wenn es keinen Gegenstand hätte. Du fandest einen Gegenstand. War er Dir aber mehr als jenes Gerüst, woran man Häuser erbaut und das man nachher wieder abreißt. Mehr als das Gängelband Deines Seelenlebens, das Dich lehrte, zum ersten Mal gleichsam auf freien Füßen zu stehen? So seh' ich die Vergangenheit an, so will ich sie ansehen. Gebe der Himmel, daß ich bald erlöst bin, zu Dir fliegen und Dich in meine Arme schließen kann!“

Lefèvre.

Das Ganze muß ein Spiegel unſrer Zeit ſein, man muß glauben, die Menſchen mit Händen greifen zu können —

Chapelle.

Vortrefflich!

Lefèvre.

Ich weiß, Du wirſt das machen, Du haſt Geiſt, haſt Beobachtungsgabe, Du kennſt die Menſchen — Du wirſt in einem ſolchen Charakterbilde, etwa genannt: Der Scheinheilige — Großes leiſten —

Chapelle.

Möglich, möglich!

Lefèvre.

Mir fällt dies Süjet nur ſo ein; Chapelle, ich mache keineswegs Prätenſionen damit —

Chapelle.

Ich bitte, Lefèvre, Du biſt der geiſtreichſte Menſch in Paris. Du haſt Ideen, Du haſt Stoffe. Ja, wenn der Dichter mit ſolchen Menſchen umgeht, mit praktiſchen Lebenskennern, die uns Anregungen geben, die unſere ſchlummernde Originalität wecken! Ich ſagt' es ja immer — ein Freund, ein Mitarbeiter, und ich gebe meinem Jahrhundert etwas zu rathen auf! Willſt Du nicht zu meiner Frau gehen? Wir frühſtücken zuſammen. Wir beſprechen das Süjet noch einmal — bei einem Glaſe Wein iſt man angeregter — verſchweige meiner Frau das Unglück mit meinem Nebukadnezar noch, und ſollte ſie's ahnen, ſo tröſte ſie, Freund, hörſt Du? ſollte ſie

Eine Episode ihres Lebens, vor welcher Idaline so viel Grauen empfunden hatte, war denn also vorüber, eine Frage schien gelöst, eine Begebenheit abgethan. Sie saß in jenem Pavillon, der die Aussicht auf den See bot. Die Sonne war untergegangen. Dunkelheit umfing die hohen Bäume, deren Laub statt am Regen an der Nachtkühle sich erfrischen mußte. Der Mond stand noch hinter dem dunkeln Felsen. Jetzt fiel sein Schimmer durch die Tannen, die seinen Gipfel bedeckten, goldgelb, magisch, übervoll, wie er in jenen Sommernächten erscheint, wo es uns oft ist, als sollte er uns an sich ziehen, wo wir begreifen lernen, was das Geheimniß des Nachtwandelns sein möge. Idaline fürchtete sich vor den Erinnerungen, die der Anblick solcher Naturscenen in ihr weckte. Sie brach auf, um in's Schloß zurückzukehren, tief ergriffen von den Vorstellungen, die ihr Waldemar's Ruhe, sein Urtheil über ihre — „Verirrung" wecken mußte.

Indem rauschte es am niedern Heckengesträuch in ihrer Nähe. Sie hörte eine männliche Stimme, die immer deutlicher vernehmbar wurde, einen langsamen, matten Ton, den sie einst schon freudiger und lebensvoller vernommen hatte. Sie fragte den Diener, der sie begleitete, wessen die Stimme wäre? — „Der genesene Fremde!" sagte dieser mit einem Ton, als erwartete er Vorwürfe über die Begegnung. Idaline wußte nicht, was sie wie mit tausend Armen hinwegzog und sie eben so gewaltsam an die Stelle bannte. Die fieberhafte Angst verwirrte ihre Sinne. Besinnungslos trat sie einige Schritte vor und stand vor einer männlichen Gestalt, die im schwarzen Kleide gespenstisch sich gegen den monderhellten Hintergrund abzeichnete. Der Fremde richtete einen wehmüthigen Blick auf Idalinen. Ein sanftes Lächeln lag in seinen blassen Zügen. Sie prüfte. Dann erstarrte sie. Es war Theobald.

XI.

Die Schloßuhr summte zwölf Uhr Mitternacht. Aus dem fernen Thale läutete ein Glöcklein, das nie um diese Stunde

schweigen durfte, weil es die Wachsamkeit der Wächter zu bestätigen hatte. Todtenstille herrschte im Schlosse. Nur in immer gleichem Rauschen ließ sich eine Felsenquelle vernehmen, die in nicht unbeträchtlicher Fülle in den See stürzte. Im Schlafzimmer Idalinens brannte eine einzige Kerze. Sonst war Alles in Nacht gehüllt; auch der Mond hatte sich verschleiert.

Idaline hatte sich erst langsam aus einer Betäubung zum Bewußtsein erhoben. Es war ihr dies Wiedersehen wie ein dämonischer Gruß aus dem Geisterreich gewesen. Sie hatte einen Ueberraschungslaut ausgestoßen, hatte aber doch nur an den Sträuchern und das Laub hinstreifend, halb bewußtlos das Schloß erreichen können.

Drei Stunden hintereinander starrte sie nun gleichsam die Seltsamkeit des Vorfalls selbst an. Die Gedanken: Spielte hier der Zufall? und: Was sollen der Diener, der Fremde von Deinem Benehmen denken? verhinderten jede klare Gedankenbildung. Endlich gingen die Kammern und Schleusen des Bewußtseins in Mitgefühl auf. Er litt, er war dem Tode nahe unter Deinem Dache, er hätte sterben können, während Du vielleicht auf dem Clavier Weber's Aufforderung zum Tanze spieltest! Wie karg mein Mitleid, wie arm meine Hülfe! Wie lieblos noch heute mein Unmuth, der mich ergriff, als ich ihm die erquickende Kühle des Blätterdachs gönnen sollte! In diesem Gefühle, in dieser reuigen Anklage war die in sich gebrochene Frau ganz Weib und es tröstete sie schon, und machte ihr den überraschenden Vorfall traulich, zu bemerken, daß ihre ersten Gedanken nach diesem Schrecken schuldlose und verzeihliche, ja nothwendige und nützliche waren.

Da aber ergriff sie die Vorstellung: Was wird Waldemar von diesem „Zufall" glauben? Und zugleich hatte sie die Vorstellung: Du hast den Brief im Park fallen lassen! Er nahm ihn auf und Du bist verloren —! Sie sah sich um, der Brief war in der That nicht da. In fieberhafter Hast irrten die Augen auf dem Tische, auf dem Boden des Zimmers. Die Vorstellung, Theobald hätte den an ihn gerichteten Brief gefunden, erfaßte sie bis zur Vernichtung, so daß sie im Geist einen Absturz von unergründlicher Tiefe vor sich sah

und einen Engel mit dem Schwerte hinter sich, der sie zwang, hinunterzuspringen — in dem Augenblick fühlte sie es in ihren Kleidern knittern. Sie hatte ja schon ein Papier krampfhaft in ihrer Linken, es war ihr Brief. Das gab ihr einen tiefen Athemzug, Lebensluft, wie dem Erstickenden, dem es noch gelingt, ein Fenster aufzureißen. Dann ging sie auf ihr Lager und entschlief.

Sie erwachte schon früh mit der aufgehenden Sonne. Sonst wol zog sie in solchem Falle erst die Vorhänge recht zu und schlief bis in den hellen Tag hinein; jetzt war sie sofort in jenem ekstatischen Zustande, der uns am Vorabend großer Pläne, in der Unruhe einer Reise und ähnlichen den Menschen in Anspruch nehmenden Aufregungen befällt. Obgleich sie sich sagte, daß sie irgend einen Entschluß fassen müßte, so hatte sie doch eine Ruhe in ihren Bewegungen, eine Freude an diesem so sichtbar heraufkommenden Sonnenlicht und dem allmäligen Lebendigwerden ihrer Umgebung, daß ihr Eines nach dem Andern, was sie vornahm, leicht von Statten ging. Sie war schon geneigt, sich zu sagen, daß jetzt das Peinliche ihrer Erinnerungen bei dem plötzlichen Anblick des verwirrenden Gegenstandes selbst sich zu heben schiene, und die Gefahr wol auch nur in ihr, in ihrer Vorstellung gelegen hätte, nicht im Zauber eines unsichtbaren Bezugs selbst, der sich nun ganz natürlich legen müßte. Sie wurde ruhig und muthig.

Gegen elf Uhr ließ sich auch Theobald, der auch nicht die entfernteste Ahnung seiner geheimnißvollen Beziehung zu Idalinens Herz hatte, der Herrin des Schlosses melden. Sie hatte diesen Besuch vorausgesehen, sich darauf im Stillen vorbereitet, und nun, da sie eigentlich zum ersten Mal mit dem Manne reden sollte, der, ohne es zu wissen, einen so entschiedenen Einfluß auf ihr Dasein ausgeübt hatte, nun fühlte sie es, als stritten Himmel und Erde um sie, als gingen die Bänder ihres geistigen Menschen auseinander. Sie drückte sich in die aufgehäuften Polster ihres Sophas und hatte, Dank der Etikette, nicht nöthig, bei Theobald's Eintritt mehr zu thun, als mit einer leisen Bewegung der Hand auf einen Sessel zu deuten. Theobald, blaß und merklich gealtert, ergriff diesen

mit sichtlicher Befangenheit. Nach dem stummen und unbewußten Drama, das seit Jahren der Poet unserer Schicksale mit diesen beiden Menschen hatte spielen lassen, folgten erst jetzt die eingehend und theilnehmend gewechselten Worte.

„Ich komme," begann Theobald, „der gnädigen Frau Gräfin für die mir geschenkte freundliche Aufnahme meinen Dank zu sagen." — Idaline konnte sich bei so ceremoniellem Anfang sammeln. — „Ich bedaure nur," fuhr Theobald fort, „Ihnen so lange zur Last gewesen zu sein." — — Idaline wollte sagen: Vergebung, daß ich Sie mir nicht genug zur Last gemacht habe, daß ich Sie ohne die Sorge und Pflege ließ, die mir die leider nicht beachtete Kenntniß Ihres mir auch entstellt berichteten Namens würde zur Pflicht gemacht haben! Aber von Alledem kam nur wenig hervor, vielleicht sogar das Gegentheil dessen, was sie sagen wollte, indem sie bemerkte: „Die Mittel, die auf dem Lande zu Gebote stehen, sind leider nur beschränkt —" — Das war dann der erste an Theobald gerichtete Laut aus ihrem Munde. Er erröthete leicht und schwieg. Idaline fuhr fort: „Wie ist Ihnen nur jene unglückliche Katastrophe zugestoßen?" — Theobald erzählte. Von einer längeren Reise zurückgekehrt, hätte er einen tiefer unten im Gebirge wohnenden Freund besuchen wollen. Seine Neigungen hätten sich durch seine Reisen in letzter Zeit der Naturkunde zugewendet. Bei einem Versuch, sich auf seiner Fußwanderung eines seltenen Steines zu bemächtigen, wäre er verunglückt. „Ich war betäubt," fuhr Theobald fort, „und kam erst mehrere Tage, nachdem ich mich schon in der Pflege Ihrer Leute befand, zu klarem Bewußtsein. Ich hätte mich gern zu meinem Freunde, der etwa zwanzig Stunden von hier Pfarrer ist, bringen lassen, der Arzt hielt jedoch die Reise für unmöglich. Als ich vollends den Namen der Besitzerin dieses Schlosses erfuhr —" — „Erfuhren Sie ihn?" — „Ich stellte mir vor, wer Gräfin Waldemar sein könnte. Die Diener bestätigten meine Vermuthung." — „Hätt' ich den Namen des Herrn von Theobald früher genau erfahren —" — Idaline stockte und setzte hinzu: „Sie danken für die gute Pflege! Ich aber muß unzufrieden mit mir sein. Ich wäre Ihnen eine größere Aufmerksamkeit schuldig gewesen." — „Sollten

Sie," fragte Theobald überraſcht, „im Gewühl der Eindrücke, die Sie umrauſchen, und ohne Zweifel ſeit den letzten Jahren im ewigen Wechſel auf Sie eingedrungen ſind, noch einen Namen behalten haben, der das Glück einer, wenn auch nur flüchtigen Begegnung mit Ihnen hatte —? — „Und Zeuge einer großen Thorheit war —!" fiel ſie ein. „Der damals ſo ſchnell geopferte Ring war — mein — Verlobungsring. Fühlen Sie ſich gänzlich geneſen?" ſetzte ſie, ſich ſelbſt unterbrechend, hinzu. — „Ich denke morgen weiter zu wandern." — „Das doch nicht! Sie würden mich mit dem Vorwurf zurücklaſſen, daß ich nichts für Sie gethan habe. Man hatte mir von einem reiſenden — Gelehrten — einem Lehrer — geſprochen. Sie werden eines bequemeren Zimmers bedürfen?" — „Da mir ſchon in dem Ton, wie Sie Ihre gütige Bereitwilligkeit ausſprechen, eine reiche Beſcheerung liegt, ſo möchte ich faſt ſagen, daß ich vorziehe, meiner allerdings noch ſchwachen Kraft zu vertrauen und weiter zu reiſen." — Idaline widerſprach nicht; aber feſt und ſicher ruhte ihr Blick auf dem bleichen Antlitz des ihr geiſtig ſo nahe gerückten Mannes. „Sie waren in Frankreich und in England?" fragte ſie. — „In der Schweiz und Italien —" — „Ich hätte glauben mögen, Ihr politiſches Glaubensbekenntniß würde Sie eher nach Paris und London geführt haben —?" — „Gerade um in meinem Bekenntniß nicht irre zu werden, vermied ich dieſe Städte." — „Haben Sie Freiheit in den ſchweizeriſchen Waldcantonen gefunden, wo das Volk vor den Prieſtern kniet?" — „Am Vierwaldſtättерſee iſt die Natur ſo erhaben, daß man darüber die Menſchen vergißt. Wer ſpricht nicht in dieſer Welt von Freiheit? Man darf nur über diejenigen Staatsformen ſtreiten, die dem Bildungsgrade der Nationen angemeſſen ſind." — Idaline ſagte nach einigem Nachdenken: „Ich bereue mein Wort über die Schweizer. Vielleicht iſt der Gehorſam, den man Prieſtern ſchenkt, keine Demüthigung vor Menſchen, ſondern nur eine vor Gott." — Mit dieſen und ähnlichen Wendungen entſpann ſich ein lebhaftes und anregendes Geſpräch. Bald widerſprechend, bald beiſtimmend, verrieth Idaline, daß ſie nicht nur die geiſtige Entwickelungsgeſchichte Theobald's nach dem Rufe, der ihn verfolgte, kannte,

ſondern ſich auch durch eigene Unterſuchung gründlicher mit ihr bekannt gemacht hatte. Theobald's Erſtaunen, in ihr ein Weſen zu finden, das die früheren Vorſtellungen, die man von ihr hegte, alle Erkundigungen und Tagesgerüchte Lügen ſtrafte, konnte nicht größer ſein, als ihr eigenes über ſich ſelbſt, über die Geläufigkeit ihrer Rede, über den freien Verkehr auf Gebieten, die ihr ſonſt fremd waren. Das Ueberraſchendſte war ihr eine unausſprechliche Heiterkeit, die ihre Seele zu erfüllen anfing. Als Theobald ging und ſie ihm unbefangen die Mittel des Schloſſes ſo lange zur Verfügung ſtellte, als er wünſchte, von ihnen Gebrauch zu machen, begriff ſie nicht, wie ſie je vor dieſem verhängnißvollen Zuſammentreffen hatte zittern können. Dieſe räthſelhafte Liebe hatte ohne Zweifel aufgehört? Das Geheimniß war entſchleiert. Ihr Herz ſtand in Berathung, aber ſie wußte nur, daß ſie ungemein glücklich war.

In Idalinen zog der heiterſte Friede ein. Nichts peinigte, nichts ängſtigte ſie noch. Hätte ſie ſich ernſter geprüft, ſie hätte ſich vielleicht geſagt: Du biſt am Beginn einer großen Entſcheidung.

Unglücklicher waren Theobald's Stimmungen. Er entſchloß ſich, noch zu bleiben, und ſein Arzt verlangte es.

XII.

Am Tage nach dem erſten Wiederſehen ſchrieb der Geneſende an ſeinen Freund:

„Georg, ich muß fort von hier! Vergieb, ich habe ſie nun doch geſehen, ich habe gegen Dein Gebot gefehlt. Sie war anfangs gleichgültig und kannte mich kaum. In mir wühlte ihr Anblick alle alten Thorheiten auf. Ich muß alſo fort. — Das Verſprechen, das ich Dir gab, bisher hatte ich es gehalten. Ich ſagte ihr gar nicht, daß ich abſichtlich meinen Namen entſtellt genannt hatte. Ich beſuchte den dunkeln trauten Blätterhain unmittelbar in ihrer Nähe erſt mit Anbruch der Nacht. Aber warum ſind die Nächte jetzt ſo hell, die Boskette und Gänge ſo labyrinthiſch verſchlungen? Ich ſtand vor ihr wie

vor einer marmornen Gartengöttin, geisterhaft vom Mondlicht beschienen. Siehe aber! Sie war kein Marmorbild, sie war eine athmende Brust, die, ich versichere Dich, zu zerspringen drohte, wie die meine. Ich sah die Ueberraschung einer unerwarteten Begegnung. Es fehlte nichts, als daß ich von ihren Lippen meinen Namen gehört hätte. Durfte ich nun gehen und nicht wenigstens das Eine sagen: Dank? Ich sah sie dann wieder, Georg, und es ist mir, als wäre sie noch schöner geworden. Male Dir's aus mit Dichterphantasie. Nähmst Du die hellsten Farben, Deine leuchtendsten Bilder, schmölzest Du die Göttinen Deines Parnasses zusammen, so hättest Du Idalinen von früher. Die, die ich jetzt wiedersah, mag Einiges verloren haben vom Schmelz, der auf der ersten frischen Rose liegt, vom Frühthau, aber die Ehe hat der vollen erblühten Schönheit hinzugelegt, und einen Hauch darüber geweht, der unbeschreibbar ist. Wie sie so mehr lag als saß, auf dem Sopha im himmelblauen Kleide, die Vorhänge roth und weiß — ich schäme mich dieser Schilderung; sie kann wie Sinnentaumel klingen und — und ein unnennbares Etwas ist es vielleicht — fort! fort! — Ich fand sie auch geistig verändert. Nicht die Spur mehr jenes herben Beigeschmacks, der die Süße ihres frühern Wesens verdarb. Der Ton hat einen andern Accent; ich möchte sagen, ihre Sprache ist trochäischer geworden: nicht mehr jambisch anstürmend wie früher. In Trochäen dichten die Spanier ihre Romanzen. Brauche für elegische Liebe nur Trochäen, für Hoffende Jamben! Georg, zittre nicht für meinen Verstand! Morgen reise ich."

Einen Tag später. „Ich bin noch einen Tag geblieben, weil ich fahren will und sich dazu die Gelegenheit nicht machen wollte. Auch hatte ich gestern Abend wieder einen Fieberanfall, der den Arzt mehr Wunder nahm als mich. Ich hatte den Nerven auf einmal zu viel zugemuthet. Das Wetter hat sich geändert. Es ist Regen eingetreten, der die Natur erfrischt, mich aber auf's Zimmer bannt. Meine jetzige Wohnung ist belebender als die frühere. Meine lebhafteste Unterhaltung ist der freie Blick auf die fast den ganzen Tag verhangenen Fenster der Gräfin. Die Rückkehr des Grafen soll noch nicht in Aussicht stehen. Wissen mußt Du doch, wie schwer es mir

auch wird, es niederzuſchreiben, daß ſich dieſe beiden Menſchen, wenn man anders ihn neben ihr nennen darf, mehr als menſchlich lieben ſollen. Du ſiehſt, es wird nun wieder Alles kahl, ruhig, mitten im Sommer herbſtlich für mich.

„Seit man mich kennt, werde ich allerdings mit rückſichtsvollerer Aufmerkſamkeit behandelt. Ich lege mir das, was vielleicht nur Höflichkeit iſt, als weibliche Gutmüthigkeit aus. Vor mir ſteht eine zierliche Kryſtallſchale, ausgelegt mit friſchen Weinlaubblättern, überhäuft mit den friſcheſten Gartenerdbeeren. Zerſtöre mir dieſe Einbildung nicht, wenn ich etwas von einer ordnenden zarten weiblichen Hand in meiner Nähe fühle, ein Walten freundlicher Beſorgniß, wie dieſe Tugend ſo tief im weiblichen Weſen begründet iſt und einen Zauber verbreiten kann, der oft das Geheimniß mancher an ſich kaum glücklichen Ehe iſt. Es ſind aber nur die edelſten Frauen, die zwiſchen männlichem Muth und männlicher Schwäche dieſe Abwechſelung ſinnig und zu ihrem Siege zu benutzen wiſſen. Seitdem bin ich Idalinen nicht wieder begegnet. Ihre Fenſter liegen mir, wie geſagt, gerade gegenüber. Zuweilen weht es geheimnißvoll an den Vorhängen, aber ich erblicke nichts. Nur mein Ohr ſaugt ihre Nähe ein. Sie iſt eine Meiſterin im Klavierſpiel. Ich begreife nicht, wie wunderlich ſich dies Weſen einſt zur Welt ſtellen konnte und wie auffallend die Welt ſie mißverſtand. Ich kenne die Mehrzahl dieſer Schubert'ſchen Lieder, die ſie ſpielt, nie habe ich einen ſolchen Vortrag gehört. Selbſt berühmte Virtuoſen müſſen in der eigenthümlichen Behandlung der Uebergänge aus dem ſanften in das ſtärkere Colorit vor ihr zurücktreten. Sie haucht dieſe Bilder nur ſo hin wie Wellenſchlag. Es tönt in ihnen eine Melancholie, der man das gleichmäßige heftige Pulſiren der beengten Bruſt anhört. Man fühlt dieſes Auf- und Abwogen, dieſes Ab- und Zulaſſen des Tones, dieſes rhythmiſche Schaukeln des muſikaliſchen Gedankens — es iſt Sprache, höchſte Beredſamkeit, Poeſie. Georg, ich bin ſehr glücklich, wenn ich dieſe wortloſen Lieder höre, und ſehr unglücklich, wenn ſie verſtummen. Ich reiſe aber. Eine Gelegenheit — doch ich unterbreche mich. Die Miniſterin erſucht mich, das Frühſtück mit ihr einzunehmen.“

Den Dritten. „Ich bin immer noch hier, Georg, und werde wol noch einige Tage bleiben, da das Wetter sich nicht halten will. Heute Nachmittag gegen fünf Uhr war zu dauerndem Sonnenschein Hoffnung. Die Natur ist so übermäßig getränkt worden, und doch scheint es bei einem einzigen Sonnenblick, als hätte diese Erquickung nur ein leichter Morgenthau bewirkt. Die Terrasse vor dem Schlosse ist mit feinem Kiese bestreut. Im Nu war sie trocken und die Orangenbäume mit dem glänzenden Grün ihrer Blätter thaten sich wieder an der Sonne wohl. Ein blau- und weißgestreiftes großes Segeltuch wird zuweilen von den Bedienten niedergelassen. Man macht so Anstalt zum Thee oder zum Kaffee, den man gern im Freien nimmt. Man! Die göttliche Frau und ich —! Eine Kammerfrau waltet wol immer umher und ordnet die Tassen, aber Idaline, groß und hehr, wie sie ist, kann von kleinen Wächterinnen nicht umgeben sein. Sie hat meistens ein Körbchen mit weiblichen Arbeiten in der Hand und setzt sich dann unter dem Segeltuch. Ich auf einem kleinen Feldstuhl ihr gegenüber. Das zweite, dritte, vierte Mal, daß sie mit mir redet, und wie bekannt wir schon sind! Wie ich mich nur nehmen mag, ich weiß es nicht. Sie kennt meine Lebensgeschichte und verräth eine gutmüthige Neugier, sich Alles auszumalen, was ich innerlich und äußerlich schon gelitten habe. Es ist eine Sphäre, die ich gern vermeide, weil ich nicht lange in ihr verweilen kann, ohne leidenschaftlich zu werden. Mitten im lebhaftesten Gespräch stockte sie manchmal plötzlich. Ich besann mich, worüber; und waren es kühne Ideen, so fühlte ich die Gluth meiner Mienen, das tolle Feuer der Augen, all' den Zorn, der mich bei solchen Mittheilungen überkommt. Ich weiß nicht, ob ihr meine Heftigkeit gefallen hat oder unheimlich erschien. Ihre Bildung zeigte sich im schönsten Lichte. Ich nenne Bildung, so sehr in der Unterhaltung Virtuose zu sein, daß man wie ein guter Improvisator auf dem Piano jede Dissonanz, jeden grellen Effect mit spielender Grazie sogleich in eine wohlthuende neue Figur aufzulösen versteht. Sie beherrschte das Gespräch mit einer Sicherheit, daß ich, als ich jedesmal nach länger denn zwei Stunden mich erhob, mir sagen mußte: Bei aller Reife und Ab-

geſchliffenheit durch das Leben behielt ich etwas Kindiſches! Immer wenn ich gehe und meiner Aufregung allmälig mächtig werde, bin ich unzufrieden mit mir. Ich habe mich dann ſo kahl ausgeſprochen, daß mir mein Geſpräch wie eine große Dummheit vorkommt. Ich kann nicht eher fort, ehe ich nicht dieſe Scharte ausgewetzt habe, dieſe Fehler verbeſſert. Manchmal iſt mir, als müßte ich ihre Hand ergreifen und — Georg, verurtheile mich nicht! Sie hält zuweilen die Hand ſo, als wenn — ich breche ab."

Später. „Vielleicht war das neuliche Gefühl der Unzufriedenheit mit mir ſelbſt die Eitelkeit, die mit dem Weſen der Liebe verſchwiſtert ſein ſoll. Woraus entſteht Liebe? Woraus ſaugt ſie ihre Nahrung? Aus dem erkannten wechſelſeitigen Werth. Man ſcheint der Welt ſo wenig und Einem bedeuten wir doch ſo viel! Das iſt die Liebe! Ach, Georg, ich ſehe nun die engelhafte Frau faſt immer. In ihrem Boudoir, im Salon. Aber ſie iſt ein Luftkind, das in Zimmern nicht lange aushält. Es iſt ihre Natur, unter ihren Blumen, unter den Akazien des Parkes zu weilen, und ich ſehe natürlich ein Glück darin, ihr ſo oft zu begegnen, aber auch nur ein Glück, nur Zufall, kein Geſchenk. Ich begleite ſie, wenn ſie irgend einen landſchaftlichen Punkt aufnehmen will. Sie iſt keine eigentliche Materin, aber ſie ſkizzirt gewandt und hat einen feinen Blick im Entdecken guter Proſpecte. Die ſich vom Park aus bildenden Fernſichten ſind alle zu regelrecht und bringen nur jene mehr faſhionabel beliebten als wirklich ſchönen Verſchiebungen und Gruppen landſchaftlicher Geſichtspunkte hervor. Da verſuchen wir uns ſchon tiefer in's Gebirge hinein, was mich glücklich macht, ſoll ich dabei auch nichts thun, als den Eſel führen, den ſie reiten will."

Später. „Georg, dieſer Brief nimmt den Charakter eines Tagebuchs an und ich ſchicke ihn nicht mehr ab. Was wirſt Du dem ſaumſeligen Freunde zürnen? Ich fürchte ſogar, ich zeige Dir nie dieſe Zeilen, die niederzuſchreiben für meinen Zuſtand Bedürfniß wird. Ich lebe im Himmel. Wir waren mitten in der wildeſten Gebirgspartie. In weiter Ferne, ganz im Blau verſchwimmend, lag die Schneekoppe. Ein ſchneckenförmig geſchlängelter Weg führt tief in einen Berg-

weinen, ſo frühſtückt nur immer einſtweilen zuſammen und tröſte ſie!

(Geleitet ihn an die Thür.)

Lefèvre.

Nun! Vergiß Dein Couvert nicht! (Ab zur Seite links.)

Vierter Auftritt.

Chapelle (allein). Dann Matthieu und Madeleine.

Chapelle.

Ha, ich will mich an Molière rächen durch ein Stück in ſeinem eignen Genre! Hörſt Du, Molière, hörſt Du? (Es klopft.) Wer klopft? Vielleicht der Präſident?

Matthieu

(ſteckt den Kopf herein).

Niemand da? Ach (hereintretend) Herr Chapelle! Nur näher, werdende Künſtlerin! Hier tritt ein! Hier iſt das Heiligthum eines großen Mannes! —

(Madeleine tritt ein.)

Matthieu.

Herr Chapelle, Sie erinnern ſich Ihres Landsmannes, des Gewürzkrämers Matthieu, Rue du Coq, zu ebner Erde ...

Chapelle.

Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Matthieu? ...

Matthieu.

Mit Bewilligung einer Gnade, um welche ſelbſt die be-

kessel, aus dem ein Kirchthurm mit einem grauen Schieferdach mitten unter Wald und Wiese hervorlugt. Es war schwer, dieser Vogelperspective malerisch beizukommen. Fast ging der Tag darüber hin, und als wir den Punkt hatten, der uns ein Bild bringen konnte, da war die Beleuchtung verdüstert. Es regnete leise. Die Bedienten waren mit dem Gepäck etwas weiter zurückgeblieben. Um uns zu schützen, mußten wir schnell in eine Kapelle springen, die am Wege stand. Der Raum von der offenen Thür bis zum Gitter, hinter welchem eine bunt geputzte Mutter Gottes stand, war so eng, daß kaum zwei Feldstühle Platz hatten. Es war eine süße, himmlische Situation. Der magnetische Rapport zwischen uns war immer da — aber draußen gehört das göttliche Weib dem Ganzen. Sie vertheilte sich an Raum und Berg: sie war ein Theil am All und verschwamm in Luft und Duft. Hier nun, in so enger Begrenzung, war sie ein Ganzes, sich nur gehörend, auf sich selbst bezogen. O Georg, ich hielt ihre Hand, ich küßte diese — ich wollte mehr wagen — Da kamen die Bedienten mit Mänteln und Regenschirmen. Nun verdroß mich etwas. Obgleich sich das Wetter noch nicht aufgeklärt hatte, und sie in der Kapelle noch hätte ausharren können, trieb sie doch eine unverkennbare Angst von dannen. Wir dürfen, sagte sie, als ich ihr zu bleiben zuredete, wir dürfen den Frommen hier nicht den Weg zu ihrem Heil versperren."

Den Zehnten. „O wie diese Tage schwinden! Sie kommen und gehen und mein Gefühl ist, als schwebte ich darüber hinweg, als lägen Raum und Zeit tief unter mir. Meine Hand zittert, indem sie die Frage niederschreibt: Könnte ich ihr zum Bedürfniß werden? Könnte sie, sie mich je entbehren? Ich — —! Ach, die Abreise ist weiter hinausgerückt als je. Ich nehme an Allem Theil, was sie selbst beschäftigt. Es ist so viel, das uns trennte, geebnet, wir stehen auf so gleicher horizontaler Erde, daß ich oft versucht bin, vor ihr niederzusinken. Sie weiß es, daß ich sie liebe, geliebt habe seit — — Heut' ist das Kirchweihfest im Dorfe. Sie wird hinuntergehen und sich unter die Freuden der Bevölkerung mischen. Man liebt sie. Die Ministerin, die sonst Alles abstieß, ist für die Herzen ein Magnet geworden. Sie hat mir

die rührendsten Aufschlüsse über ihren Bildungsgang gegeben. Ihre Stimme zittert immer, wenn sie die Anklagen gegen sich selbst beendet hat und sie jener geheimnißvollen, noch für sie so räthselhaft gewesenen Zeit sich nähert, wo eine gewaltsame Veränderung mit ihr vorging. Noch gestern, wo ihre weißen Hände die Küsse duldeten, die ich darauf drückte — — doch die Glocke tönt aus dem Thale herauf und ruft zu dem ländlichen Feste. Ich eile, diese Freuden und diesmal die Königin aus besonderer Ferne zu beobachten."

Später. „Beim Feste war ich und bin außer mir vor Zorn. Georg, ich komme! Diese Zeilen sind doch kein Tagebuch, sondern ein Brief, der Dir gehört, wie mein unglückliches Herz. Ich komme hinunter in das festlich geschmückte, von jubelnden Massen buntbelebte Dorf. Schon hat sich ein festlicher Zug in Bewegung gesetzt. Die jungen Landleute mit Bändern an den Hüten, die Mädchen mit Blumensträußen, voran eine Dorfmusik, die später zum Tanze aufspielen sollte. Unter einigen Bäumen sah ich die herrschaftliche Equipage stehen. Die Gräfin war ausgestiegen und hatte sich mit einer Leutseligkeit, deren sie früher nie fähig gewesen, und die ihr jetzt wie der natürliche Ausdruck eines guten Herzens stand, unter die fröhlichen Menschen begeben. Als diese dann auch meiner ansichtig wurden, öffneten sie ihre Reihen und bewillkommnen mich, bei meinen Wanderungen hatte ich mir unter ihnen Freunde erworben, wie einen Einheimischen, der zum Feste gehöre, und wenden mir die gleiche Huldigung wie Idalinen zu. Die Scene wurde darüber peinlich. Der Welt gegenüber so mit ihr vereint, so ohne Ueberlegung von den Menschen mit ihr zusammengestellt — ich fühlte es plötzlich, es war ein gefahrvoller Augenblick. Aber die herrliche Frau! Abwechselnd wurde sie bald blaß, bald glühendroth und als mich die Honoratioren des Ortes mit Gewalt halten wollten, flüsterte sie mir sanft zu im Ton der innigsten Vertraulichkeit: Gehen Sie jetzt! — Georg, ich riß mich los. Ich wußte, daß ich es nun für immer thun muß. In diesem Ton lag eine einzige Bitte und tausend Belohnungen, wenn ich sie erfüllte."

Später. „Sie hat mich für heute Abend zu sich ent-

boten. Es wird, es kann nur ſein, um Abſchied zu nehmen, auf ewig!“

Den Elften. „Es giebt keine Worte für meinen Zuſtand. Er iſt, wie wenn ein Schiff auf weiter Meeresfahrt an einer einſamen menſchenleeren Inſel landet, die Mannſchaft ſteigt aus, das Signal zur Rückkehr ertönt, Alles eilt, wieder an's Ufer zu gelangen, nur Einer verſpätet ſich, Einer iſt unter einem Baum eingeſchlummert, man vergaß ihn zu wecken, er erwacht, rafft ſich auf und ſieht ſich auf dem wüſten Eiland allein, das Schiff in weiter Ferne ſchon, das Zurückbleiben eines Gefährten wird nicht ſo bald vermißt. Die Heimath iſt nie wieder erreichbar!

„Ach, auch mein Lebensſchiff iſt dahin und nimmer kann es wiederkehren! Ich weiß, daß mich Idaline — lieben könnte, mich — vielleicht liebt, wenn auch ihr Mund ſtumm bleiben, ihr Herz ſich nie verrathen wird. Ich weiß es. Wer hat es mir vertraut? Die Luft, die Erde, der Himmel? Ich kann nicht ſagen, wer. Aber ich weiß es. Ich weiß es ſeit jenem Abend, Georg, wo ſie mir zum erſten Mal die Hand reichte und ſagte: „Verzeihen Sie mir die Bitte von heute früh!“ Mir ſchwanden die Sinne, ich wankte, das Blut drang mir empor und preßte mir die Stimme fort. Ich konnte nicht reden. Einer langen, langen Pauſe bedurfte ich, um mich zu ſammeln und aus Betäubung zu erwachen. In ihr ging dasſelbe vor, wir ſprachen von der Welt und von ihrem Glauben, von Freiheit und von Selbſtbeſtimmung. Es waren Schleier, die wir über unſer wahres Gefühl zogen. Sie drückte mir die Hand beim Scheiden. Der Diener in Livree ſtand mit dem Lichte wartend, um mir in meine Zimmer zu leuchten. Ich muß hinausziehen in die Welt — ein Träumender, der dem Leben nicht mehr angehört, unbekümmert, ob ich am Rande der Abgründe hinwandle, ausgleite und zerſchmettert in die Tiefe ſinke.“

XIII.

Längst vorüber war die Zeit, wo der Minister wiederzukehren versprochen hatte. Die Geschäfte, die ihn fesselten, zogen sich in die Länge. Der schönste Theil des Sommers schwand dahin und von Verschub zu Verschub blieb dem geplagten Staatsmann zuletzt nichts übrig, als nur die Möglichkeit, seine Gattin noch abzuholen und höchstens, wenn sich der Herbst schön anließe, noch einige Tage auf dem Schlosse zuzubringen.

Der Graf fand es nach seinem wohlwollenden Gemüth natürlich, daß Idalinens Briefe seltener und kürzer wurden. Er hatte sie Anfangs von Woche zu Woche auf seine Rückkehr vertröstet und konnte deshalb ihre Briefe als kurze Grüße nehmen, deren schriftliche Abfassung ihr nun bald überflüssig erscheinen müßte. Als er endlich mit der vollen Wahrheit heraustrat, daß seine Rückkehr bis zum Herbst hinauszuschieben wäre, da setzte er die Schuld ihrer einsylbigen Briefe auf den Mangel an anregenden Erlebnissen. Wie still ist in dieser ländlichen Abgeschiedenheit, sagte er sich, der Verlauf des Tages! Wie wiederholen sich im ewigen Einerlei die Erscheinungen! Ein solcher Landaufenthalt, so reich für den Genuß, bietet doch wenig für die Schilderung! Waldemar war so gewöhnt, über Alles den Mantel der Entschuldigung zu breiten, daß er sogar den Genuß bezweifelte und sich dachte: Wer weiß, ob sie mir nicht im Stillen zürnt und diese lange Entfernung wie ein Exil betrachtet! Jedenfalls war der Sommer zerrissen und durch seine ewigen Vertröstungen wider Versehen eine Art Flickwerk geworden. Des Gatten Harmlosigkeit ging so weit, es sogar natürlich zu finden, daß zuletzt Idalinens Briefe fast ganz ausblieben. Seine Rückkehr war ja vor der Thür und er ermangelte nicht, ihr diese in den herzlichsten Ausdrücken anzukündigen.

Die Wirkung dieses Briefes war für Idalinen, wie inzwischen die Dinge gekommen waren, furchtbar. Die heitere Stimmung, die sie den Sommer über beglückt hatte, war dahin. Jetzt erst verstand sie diese entsetzliche Ruhe, die sich aller ihrer Gefühle bemächtigt hatte. Die Liebe, die sie sich

gedac[illegible]te, auftretend in anderer Gestalt, in Gestalt von Aufregungen, Wallungen, namenlosen Ueberwältigungen, sie hatte sich ihr wie ein spielendes Kind, wie eine schöne Schlange unter Blumen genaht. Sie hatte die Liebe und mit ihr das Glück der Liebe. Seltene Gabe des Himmels! Seltener Sonnenschein einer unscheinbar, still beseligenden Freude, der ihr leuchtete, der sie erwärmte, ohne daß ihr Auge ein einziges Mal einen zuckenden Schmerz, ihr Innerstes eine plötzliche Blendung empfunden hätte. Nun erst fragte sie sich: Wie ist das Alles? Wie wurde es? Sie wußte nur zu gut, es war Alles so geschehen durch die Liebe zu Theobald.

Excellenz kommt in drei Tagen, hieß es im Schlosse. Das war für ein einziges Ohr in diesen Sälen und Corridoren ein martervolles Echo. Wie von dunkeln Schatten verfolgt, irrte die seit einiger Zeit von dem Heißgeliebten Getrennte, die aber im lebhaftesten Briefwechsel mit ihm stand, umher im Schloß. Sie war ihrer nicht mehr mächtig, ihres nächsten Willens nicht mehr gewiß. Alles schwankte und tanzte um sie her. Nichts hatte mehr sichere Formen. Alles war wie ein Gewühl, in dem sie erstickte. Dämonisch faßte sie die dürre Hand des Vorwurfs, ein Furienhaupt grinste sie an und spottete: Treulose! Waldemar trat ihr entgegen wie ein Heiliger, vor dem sie sich winden müßte auf den Knieen, wie ein Märtyrer, dem sie die blutigen Wunden zu küssen hatte. Und sie war es, die ihm diese Wunden geschlagen, sie, die ihn schon einmal getäuscht hatte und ihn nun zum zweiten Mal täuschen mußte! Aber warum las er nicht den Brief? wallte sie auf und ihre Empfindungen gingen in wonnige Erinnerungen an Theobald über.

Sie hatte Scenen mit Theobald gehabt, die nicht mehr zu widerrufen waren. Noch halb in jener traumhaften Dämmerung, die diese beiden Menschen wie in einen sorglosen Schlummer eingewiegt hatte, noch nicht von dem Donnerschlage der Ankündigung, daß Waldemar in drei Tagen auf dem Schlosse sein würde, geweckt, hatte Theobald nun schon oft jenen Abend erwähnt, wo Beide sich zum ersten Mal auf dem mondbeschienenen See gesehen hatten. So oft jetzt Theobald eine solche Fahrt auf dem Bassin des Parkes vorschlug,

hatte ihn Idaline abgewieſen. Die Inſel im See war zu dunkel, zu abgelegen, zu gefahrvoll für ihre Feſtigkeit. Aber wie oft machten ſie dieſe Fahrt im Geiſt auf dem See! Sie ruderten durch Schilf und Waſſerlilien; Theobald ſtand oben am Steuer, Idaline ſaß eingehüllt in ihren Shawl und blickte in die Tiefe. Ach! auch im Zimmer gab es ſolche dunkle, gefahrvolle, abgelegene Inſeln — Theobald lag zu den Füßen eines Weibes, das durch einen räthſelhaften Zauber ihm bestimmt geweſen ſchien und das er verloren hatte — verloren durch den Stolz, durch den Trotz, nicht wahr ſein zu können — verloren durch die Unfähigkeit, ſich der Welt zu geben, wie man denkt und wie man fühlt. „Dieſen Ring damals zog das Verhängniß ab und doch —“ Das war Alles, was er ſtammeln konnte. War doch auch die Rede verſtummt und die That an ihre Stelle getreten.

Sie mußten ſich aus dieſen Situationen aufraffen und vorerſt trennen. Sie mußten abbrechen, mitten in dieſem Gewitter ihrer Seelen. Theobald ſtürzte hinaus. Er war ſeiner Sinne nicht mehr mächtig. Es trieb ihn hinaus in die Welt, er durchſtreifte das Gebirge, kam wieder und ging, ohne Abſchied zu nehmen. Stumm ſah er zu Idalinens Fenſter hinauf, ſah ſie noch einmal, wie ſie ſich an die Scheiben lehnte und an das kalte Glas die heiße Stirn drückte; er beſtieg ein Pferd und ritt, mit zerriſſenem Herzen Abſchied nehmend, unſchlüſſig über die Zukunft, vom Schloß hinweg, hinunter, dem Thale und der Gegend zu, wo ſein Freund wohnte.

Die Stunden bis zu Waldemar's Ankunft waren für Idalinen ein einziges Fieber. Wenn ſie auch Alles ſah, was um ſie her vorging, ſie lebte nicht mehr. Schaudern ergriff ſie, wenn ſie dachte: Warum geht Theobald, warum nimmt er mich nicht mit, hinaus in die Welt, in die Verachtung der Menſchen, die hier ſchon begonnen hat? Denn alle hatten das trauliche Selbander beobachten können. Sie glaubte den Geliebten zu ſehen, wie dieſer ihr winkte; ſie fühlte, wie er ſie mit männerſtarken Armen ergriff, vor ſich auf ſein muthiges Roß ſetzte und hinunter ſprengte in die Ferne, fort in ein Glück der Liebe, das ſie anhauchte wie Küſſe der Liebe, umſpielte wie Roſen der Wellen. Mitten in dieſen halbewußten,

halbunbewußten Fieberträumen erklang der Huf eines heransprengenden Pferdes. Idaline schrie auf. Es war ein Diener, der vorausgeschickt war und die Ankunft des Grafen für die nächste Stunde ansagte. Nun sagen sollen: Den ganzen Sommer und Herbst war Herr von Theobald hier bei mir —!

Herr von Theobald, erzählte ein Diener, ist uns ja auf unserm Fuchs begegnet. Er wird ihn doch wol wieder schicken? Wie der Graf den Fuchs sah, erkannte er ihn und fragte, wer den Fuchs ritte. Herr von Theobald, sagten wir. Er war erstaunt und fragte: Woher wir Herrn von Theobald kennten? Ja, nahm ich das Wort, er hat ja den ganzen Sommer über auf dem Schlosse gewohnt —

Idaline starb in diesem Augenblick. Denn das, was sie noch aufrecht hielt, war nicht mehr das bewußte Leben. Todtenbleich hing sie an des Dieners Munde und nahm seine Rede mit einer solchen Spannung auf, daß dieser vor Schreck verstummte. Zögernd fügte er hinzu, der Graf hätte sich darauf gewendet, die Zügel der Kalesche selbst ergriffen und ganz wild die Peitsche geschwungen. Man hörte auch schon den Lärm eines heranrasselnden Wagenzuges dicht in der Nähe. „Sie kommen!“ rief der Diener und eilte hinaus.

Idaline horchte noch einmal auf, sah sich eine Weile im Zimmer um, öffnete leise die Thür, eilte, wie von Furien gepeitscht, die Stiege hinunter, riß die große Flügelthür des hintern Eingangs zum Schlosse auf, stürzte über die Beete und die gekieselten Wege in den Park, an den See und verschwand.

XIV.

Theobald lebt in der Schweiz. Er ist Mineralog. Seine Wanderungen in die Gletschergegenden, um die Wissenschaft zu bereichern, setzen ihn täglicher Lebensgefahr aus. Er ist düster, lebt einsam, nur im Umgang mit Führern, die ihn auf seinen Excursionen begleiten. Diese behaupten, er suche den Tod.

Waldemar will im Staatsdienſt, wie man ſagt, den Schmerz betäuben und den Verluſt verſchmerzen, den er im zweiten Jahre ſeiner Ehe zu allgemeinem Bedauern der Reſidenz und dem Beileid des ganzen Landes erlitt. Idaline, Gräfin Waldemar hatte, wie man erzählt, das Unglück, auf einem der Güter ihres Gemahls an einem gefährlichen tiefen See auszugleiten und rettungslos in einem Augenblick zu ertrinken, wo die Dienerſchaft des Hauſes beſchäftigt war, den eben von einer Reiſe ankommenden Grafen zu bewillkommnen. Der Graf iſt ſeitdem in eine Melancholie verſunken, die auch ſein Leben zu bedrohen ſcheint; er legte ſein Miniſterportefeuille nieder und lebt auf einem ſeiner Güter in einer andern Provinz ſeines engeren Vaterlandes.

Ein neuer Verwalter der Güter in Schleſien begann ſeine Verbeſſerungen damit, daß er um den Schloßteich ein Gitter anbrachte. Bis jetzt iſt dies das einzige Denkmal, das Graf Waldemar ſeiner Gattin hat ſetzen laſſen. Von Georg, dem Dichter und Freunde Theobald's, erſchien eine Ballade, etwa mit dem Sinn: Der Waſſerkönig ergriff den Ring in jener Mondſcheinnacht und ruhte nicht eher, bis er die Wellenbraut an ſich gezogen hatte!

Die Selbsttaufe.

(1844.)

rühmteſten Dichter manchmal bitten müſſen, nämlich um die Gnade, mich anzuhören. Madeleine, hieher!

Chapelle.

Was ſoll dies junge Mädchen?

Matthieu.

Madeleine, nähere Dich ehrfurchtsvoll dieſem großen Manne! Siehſt Du, merke Dir's! Das nennt man einen Dichter.

Madeleine (knixt).

Chapelle.

Herr Matthieu, Sie werden je reicher, je komiſcher. Was verſchafft mir die Ehre Ihres Beſuchs? (Bei Seite) Ein dramatiſcher Dichter kann ſich nicht genug Popularität erwerben.

Matthieu (zu Madeleine).

Sprich offen! Wie heißt Du?

Madeleine.

Madeleine Béjart aus Chalons an der Saône.

Chapelle.

Ah, eine Landsmännin von uns!

Matthieu.

Ja, Herr Chapelle, Chalons hat die Ehre, daß wir drei, wie wir hier beiſammen ſtehen, in ſeinen Mauern geboren wurden.

Madeleine.

Chalons hat keine Mauern.

Matthieu.

Stille! Das iſt nur eine rhetoriſche Figur! Lerne etwas:

I.

Seine Hochwohlgeboren, der Commerzienrath und Ritter mehrerer Orden, Herr Wallmuth schienen nicht angenehm geruht zu haben. Vielleicht dauerte der gestrige Thee beim portugiesischen Gesandten zu lange; vielleicht hatte ein böser Genius dem glücklichen, jedoch alten Manne im Traum den Gott Saturn mit der Hippe vorgeführt. Der Treffliche schien verstimmt. Jakob, der älteste seiner Diener, kleidete ihn an. Jakob war der älteste Diener; er stand gerade sieben Monate in seiner Stellung zum Commerzienrath. Das war lange, lange für die Principien eines Mannes, der auch darin mit der Jugend fortschreiten und sich jung erhalten wollte, daß er nichts mehr haßte als alte Dienstboten, Menschen, die uns, wie er oft in seiner „geistreichen" Weise sagte, in ihr eigenes Alter hinunterziehen, durch langjährige Gewöhnung beherrschen und uns eine Welt, die voll so heiterer Freuden und einladender Reize ist, langweilig erscheinen lassen. Jakob war ein junger Groom, der noch vor sieben Monaten als Jokey hinter der österreichischen Gesandtin hergeritten war.

Man überreichte dem Commerzienrath seine Morgenkleider. Er schlüpfte in einen gelbseidenen Schlafrock und gähnte sich aus. Jacob erhielt den ersten unfreundlichen Blick, der Herr der Schöpfung den zweiten. Wallmuth hatte das Wetter in Augenschein genommen und fand es nicht lobenswerth. Er warf sich in sein Canapee mit dem Bewußtsein, daß es dem Herrn der Schöpfung verdrießlich war, schon so früh Morgens nicht den Beifall des Commerzienrathes und Ritters mehrerer

Orden, Herrn Wallmuth, erhalten zu haben. Jakob rückte ihm eine Maschine entgegen. Der große Mann wird sich die Chocolade selbst bereiten. Er nimmt die braune Cacaotafel, bricht sie höchsteigenhändig in erst größere, dann diese in immer kleinere Stücke, bis die Stücke klein genug sind, um in dem heißen Wasser zu zerschmelzen. Jakob wischt ihm die braun gewordenen Finger ab. Dann rührt sein Herr den würzigen Trank um und studirt die Lehre von der Brechung der Lichtstrahlen an dem bunten Schaum, der auf den Rand der Trommel steigt. Hätte Jakob Geist genug gehabt, zu behaupten, daß der Lichtschimmer, der diese prismatischen Farben des Chocoladenschaumes hervorbrachte, von des Commerzienrathes klarem Auge ausginge, die Bitte um eine kleine Zulage würde ihm nicht abgeschlagen worden sein.

Der Morgen eines reichen, geehrten, glücklichen Menschen! Ach! nur die Verdauung ist nicht immer, wie sie sein sollte. Heute ist sie ungestört, denn der Commerzienrath nimmt zu Soupers, die alten Leuten weit gefährlicher sind als Diners, keine Einladungen mehr an. Die Zeitungen beschäftigen ihn, er hält sie alle; alle, die in der Residenz erscheinen*). Er liest sie von rückwärts, von der städtischen Chronik und den Theaterangelegenheiten an bis zu den politischen Ereignissen nach vorn, die ihn seiner Orden wegen interessiren. Heute sucht er nach einer Notiz, die er gestern an alle Redactionen eingesendet hatte. „Herr Commerzienrath, Ritter ꝛc. Wallmuth hat dem Verein der Gartenfreunde ein vorzügliches Exemplar von Tropaeolum tricolor zum Geschenk verehrt." Sie steht da, die Notiz, ohne Druckfehler, sie steht in allen Blättern. Das machte ihn heiterer, er schlürft die Chocolade mit größerem Behagen, er malt sich aus, welchen Eindruck gerade in diesem Augenblick bei der Morgencollation diese Stelle auf Se. Durchlaucht den Fürsten, auf die Fürstin, auf die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses, auf den dirigirenden Minister, auf die Departementchefs und das diplomatische Corps machen wird. Er wird in den nächsten acht Tagen das Casino besuchen, um alle auswärtigen Zeitungen durchzusehen, ob nicht

*) 1841.

zwiſchen den Parlamentsverhandlungen Englands und den Miniſterialkriſen Frankreichs auch das dem Verein der Gartenfreunde von ihm verehrte Exemplar von Tropaeolum tricolor zu finden iſt. Für den Fall, daß er die Notiz nicht findet, wird er zu denen gehören, die unſre Preſſe für zügellos erklären.

Es hatte Neun geſchlagen. Beſuche melden ſich. Der glückliche Mann giebt Audienzen. Die Verwaltung ſeines Vermögens iſt ſo geordnet, daß ſie ihn nur alle Vierteljahre bei großen Rechnungsabſchlüſſen ſtört. Er lebt nur den Künſten, Wiſſenſchaften, der Wohlthätigkeit, der Geſellſchaft. Es kommen Einladungen, kleine zierliche Billette mit Wappenvignetten, es kommen Anfragen, Bitten, man leiht auch Bücher von ihm und trägt ihm Streitigkeiten vor, die ſich geſtern beim Whiſt entſpannen, und erſucht ihn um ſeine Entſcheidung. Er beſitzt in der That nicht nur Bücher, ſondern auch Kenntniſſe. Er hat einen wundervollen Garten, in welchem ein theuerbezahlter Gärtner Pflanzen zieht, die bei jeder nächſten Blumenausſtellung Medaillen gewinnen, Medaillen, die natürlich nur dem Commerzienrath ertheilt werden. Nicht nur iſt er Blumiſt, er iſt auch Mineralog, er hat eine Schmetterlings- und eine Siegelſammlung, und wenn der romantiſch geſtimmte Kronprinz das politiſche Syſtem vielleicht ändern ſollte, wird er auch eine mittelalterliche Waffenſammlung anlegen. Seine wohlgeordneten, ſauber geſchriebenen Cataloge ſtehen Jedermann zu Dienſten. Fremde Gelehrte bewundern einen ehemaligen Kaufmann, dem es gelingen konnte, ſich zum Ehrenmitglied ſo vieler wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften zu machen. Dieſe Ehren koſten freilich viel Geld, viel Verpflichtungen, viel Gegendienſte. „Ruhm genirt," war eine Lieblingswendung des ausgezeichneten Mannes. Aber auch ein gutes Herz iſt genant. Wallmuth galt dafür, ein ſolches zu beſitzen. Man ſah ihn bei Unterzeichnungen zwar nie oben an der Spitze prangen (denn dies weiſen ſelbſt die Rothſchilde als unpaſſend zurück), aber immer im Verlauf der Namenliſte mit großmüthigen Aufopferungen. Beſonders gab er da, wo er wußte, daß eine Gabe auch anerkannt, geſchätzt, gewürdigt wurde. Dank, welchen Andere nicht begehren, Dank

mußte er, das erforderte nun einmal sein Naturell, in starken Zügen schlürfen. Man will behaupten, daß es Fälle gab, wo er sich von Männern die Hand küssen ließ. Verschämten Armen war er nicht hold, wol aber denen, die ihm von einflußreicher dritter Hand empfohlen wurden. Ein unglücklicher Vater, der um seine Theilnahme bat, that immer besser, statt sich von seinen drei hungernden und frierenden Kindern begleiten zu lassen, sogleich eine Empfehlung von einem öffentlichen Namen mitzubringen. Ein Handbillet von einer tonangebenden Dame öffnete augenblicklich das Herz des edeln Mannes. So hatte er auch heute reichlich geschenkt, golden sich eingeschrieben in die Tafeln der Erinnerung und Dankbarkeit, er konnte sich jetzt in stolzem Gefühl ankleiden lassen, konnte den Wagen bestellen, durfte darauf rechnen, bei seinen Morgenvisiten vom Oberfinanzdirector, der ihm einen leichtsinnig gewesenen jungen Unterbeamten empfohlen hatte, einen stummen Händedruck, von dem Gemäldegaleriedirector, der ihm einen Kupferstecher für seine Visitenkarten empfohlen hatte, einen warmen Dank zu ernten, ja die muntere Baronesse von Leuthold, die ihm eine geheime Subscription für ihre alte Gouvernante an's Herz gelegt hatte, drückte ihm vielleicht einen Kuß auf seine einst schön gewesenen Lippen. Er war befriedigt, erheitert sogar. Jakob staunte, daß er seinem Herrn eine glänzende Hofuniform und seine sämmtlichen Orden anziehen mußte. Es mußte damit etwas Geheimes sein. Der Wagen stand vor der Thür. Er wollte einsteigen. Alles war erledigt, nur unten steht noch der Küster von St. Petri und zieht das Sammetkäppchen vom silberweißen Haupt. Er hatte die Pflege eines Grabes zu besorgen, eines Grabes, das den Commerzienrath nahe anging. „Zehn Jahre," hieß es, „zehn Jahre habe ich das Grab der in Gott ruhenden Frau Commerzienräthin gepflegt, bin auch endlich dafür bezahlt worden, aber seit Fräulein Agathe verreist ist —" — „Ich werde Blumen aus meinem Treibhaus schicken." — „Auch grünen Rasen?" fragte der Todtengräber; „und Abends," fuhr er schüchtern fort, „begieße ich die Blumen, wenn die Sonne untergegangen ist. Waren so lange nicht draußen, Herr Commerzienrath." Diesem aber war unweltliche Störung

unangenehm. Der Alte hatte ja keinen Empfehlungsbrief; von Niemanden, höchstens von einem Schatten!

„Ich gebe nichts," sagte der in seinem Behagen gestörte Mann und stieg ein.

„Das Grab Ihrer guten, seligen Gattin," flehte bittend der Greis.

„Ich will nicht. Das geht meine Tochter Agathe an. Das ist so abgemacht." Damit schlug er das Fenster zu und bemerkte nur noch befehlend über seine Ausfahrt: „Zu meiner Tochter Sidonie!"

Der Todtengräber sah dem rollenden Wagen nach, blieb eine Weile nachdenklich stehen und richtete an eine alte Haushälterin, die schon unter der Commerzienräthin im Hause gewaltet hatte, die Frage, wann die gute Agathe wiederkäme? Die Alte antwortete nicht. Sie war taub. Seufzend verließ der Greis die Schwelle des Hauses, das sich hinter ihm schon geschlossen hatte. Er wurde bezahlt, aber der Commerzienrath wollte nicht so unmittelbar an Kirchhöfe erinnert sein.

II.

Der Wagen sprengte durch die belebten Gassen. Es war Markttag, der Himmel hatte sich aufgeklärt, aus Verdruß vielleicht, sich früh Morgens die Mißbilligung des geistreichen Mannes zugezogen zu haben. Der Commerzienrath fuhr beim portugiesischen Gesandten vorüber, dem er sich vornahm, gelegentlich einen weniger aufregenden Thee zu empfehlen. Alles war heiter und froh in ihm, wie immer, wenn er seine vier Pfähle hinter sich hatte. Er gehörte zu den Naturen, die nur außer dem Hause liebenswürdig sind. Er gestand dies auch selbst ein, ja er nannte sich zuweilen schwach, verwöhnt, eitel sogar, was er jedoch Alles mit so schalkhafter Grazie, nämlich außer seinen „vier Pfählen", that, daß man gezwungen war, ihn des Gegentheils zu versichern. Der Gedanke, daß ihn die stolzen Renner (ein Schimmel und ein Brauner, nach moderner Art zweifarbiges Gespann) zu seiner Tochter Sidonie,

verwittweten Baronin von Büren, brachten, schien sein, von einer knappanliegenden Perrücke jugendlich umschattetes Haupt zu verklären.

Frau von Büren, die berühmte schöne Frau, bewohnte dicht vor dem Thor ein reizendes Landhaus. Ehe der Wagen dorthin gelangte, bekam Wallmuth einen Anfall plötzlichen Entzückens, riß das Fenster des Wagens auf, klopfte und trampelte, man sollte halten, und rief auf die Straße unarticulirte Freudenlaute hinaus. Der Wagen hielt. Der Kutschenschlag wird geöffnet, die Treppe niedergelassen und herausspringt ein allerliebstes zehnjähriges Mädchen, Harriet, Sidoniens Tochter, seine Enkelin. Küsse, Liebkosungen, hundert Fragen und alle auf einmal. Engel — Großpapa — Großpapa — Engel —! Dieser geistreiche, gefühlvolle und reiche Mann war wirklich glücklich! Harriet, die kleine Baronesse, hatte ihm nur Guten Morgen sagen wollen und sollte dann, der Bediente, der sie begleitete, stand in bescheidener Entfernung, in die gymnastische Unterrichtsstunde. Harriet lernte Leibesübung. Das wollte die Mutter aus künstlerischen, der Großvater aus diätetischen Rücksichten. Ueberhaupt ergriff er jede Gelegenheit, sich als ein Mann ohne Vorurtheile, als Jemand, der in Nichts am Alten hing, zu zeigen. Keine verbesserte Kaffeemaschine wurde erfunden, die er nicht sogleich anschaffte und begutachtete. Man konnte immer sicher sein, wenn von einer neuen Entdeckung die Rede war, daß sich schon Wallmuth über sie ein Urtheil gebildet hatte. Man muß gestehen, daß dies, wenn nicht gerade Geist, wofür man es meistens erklärte, doch eine gründliche Bekanntschaft mit der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, verräth.

Nach einigen Küssen und warnenden Verhaltungsmaßregeln ging die liebliche Harriet, bepackt mit einem Papier voll Bonbons, in die Turnstunde. Der Großvater fuhr zu Sidonien. Diese fand er in ihrem Maleratelier. Es war ein wunderbar gelegenes. Natürlich mußte es nur ein Fenster haben, aber es war hochgewölbt, im gothischen Styl, und gab eine Aussicht in Gärten und Felder zum blauen Gebirge hin. An den Wänden hingen Skizzen, Studien, halbvollendete Brustbilder,

auch ein Apparat zum Daguerreotypiren fehlte im Intereſſe der Landſchaftsmalerei nicht. Rechts und links war dies genial ordnungsloſe Atelier von eleganten Boudoirs und Cabineten der Beſitzerin umgeben.

Sidonie ſchien verſtimmt oder zerſtreut. Sie lag auf einem Divan hingeſtreckt, noch in der Morgentoilette, in einem allerdings reizenden Negligé. Neben ihr lag ein Buch aufgeſchlagen. Hatte ſie darin geleſen und philoſophirte ſie über das Geleſene, kurz ſie behauptete, als der Vater eintrat, prickelndes Kopfweh zu haben. Dieſer, der nur zwei Leidenſchaften beſaß, die für den Ruhm und die für ſeine Tochter, wollte ihr in dieſem Falle keinen Zwang anthun, aber ſie ſagte mit melodiſcher Stimme: „Behüte Papa; bleibe nur! Mit allen Deinen Orden! Ich wollt' es ſo; aber Du ſiehſt wie ein Harlekin aus.“ Sie ging an eine Staffelei, kehrte das darauf verkehrt liegende Gemälde um, es war der Commerzienrath und Ritter Wallmuth, den ſie kunſtvoll gemalt hatte, der leibhaftige Großpapa der lieblichen Harriet, in der Hofuniform, mit allen ſeinen Orden, die Sidonien zu malen mehr Schwierigkeiten machten, als die welken Geſichtszüge des alten Herrn. Sidoniens Kopfweh machte, daß Wallmuth zum Sitzen kaum zu bewegen war. Er küßte ſein Kind mit der Zärtlichkeit eines Liebhabers, gab ihr eine Menge Verhaltungsmaßregeln, ſchlug ihr vor, mit ihm in's Freie zu fahren, was ſie Alles einfach mit einer Oeffnung des großen Fenſters ablehnte. Nun ſtrömte ein friſcher Zugwind, geſchwängert von Jasmin- und Hollunderdüften, in das dumpfe Zimmer. Sie ſagte: „Ich *will* Dich heute fertig malen!“ Das entſchied. Gegen dieſes *Will* ſeiner Tochter war der Vater nicht gewohnt, etwas einzuwenden.

Beſuche ſtörten den Act nicht, ſondern belebten ihn. Die junge Witwe beſaß eine ſo ſtarke Geiſteskraft, daß ſie malen und ſich doch mit Künſtlern oder Theoretikern, die ſie beſuchten, unterhalten konnte. Die meiſten von der letzten Art lieferte das diplomatiſche Corps. Kaufte man nicht jetzt die Farben ſchon präparirt und gerieben, Sidonie hätte aus einigen Legationsſecretairen und Offizieren ihre Farbenreiber wählen können. Man kam und ging. Man brachte Neuigkeiten und

nahm welche mit. Man bewarb ſich um Sidoniens Gunſt. War ſie doch jung, reich, ſchön! Sie galt für geiſtreich und ſie war es auch. Nicht ſo, wie man gewöhnlich Frauen geiſtreich nennt, die nur das Talent beſitzen, ewig zu fragen, Alles zu bezweifeln und über Menſchen und Dinge nichts als das Geſpräch darüber für ausgemacht zu halten, ſondern ſie beſaß poſitiven, behauptenden, ſchaffenden Geiſt, ſie konnte ſich für eine Meinung erhitzen, ſie konnte ſo lange für eine Anſicht ſtreiten, bis ſie merkte, daß ihre Geſichtszüge darüber unſchön wurden. Dann brach ſie ab. So leidenſchaftlich, wie ſie wirklich war, wollte ſie nicht ſcheinen.

Sidonie war ſchon früh von einem Baron von Büren Witwe geworden. Es war ein junger Elegant geweſen, den Sidonie um ſo liebenswürdiger finden mußte, als ihn alle Welt ſo fand. Er heirathete ſie, ſie wurde Mutter und der Vater, ein junger Mann, ſcheinbar blühend, ſtarb! Ein Herzfehler konnte ihn nicht länger leben laſſen. Er ſtarb, als Sidonie noch in der Lebensſtimmung war, um ihn zu trauern. Sie war jung, unfertig, und hatte in ihm ein Ideal für Formen der Geſelligkeit gefunden. Nach der Trauerzeit wurde ſie reifer, las viel, dachte nach, dichtete, malte; da ſchwand auch die Erinnerung an ihren Gatten. Sie fand, daß er denn doch keine Eigenſchaft beſeſſen hatte, die ſie dauernd würde glücklich gemacht haben. Sie ſagte ſich im Stillen, daß er im Grunde unbedeutend geweſen, und das genügte ihr, das Gedächtniß an ihn auf immer zu vertreiben. Sie hatte ſich durch Talent und Lebenstact ſo über die Menge erhoben, daß ſie ſich durch Verbindung mit etwas Gewöhnlichem nur wieder in die große Maſſe der Alltäglichen würde hinuntergeſtoßen gefühlt haben. Sie ſprach dieſe Stimmung offen aus, in Gedichten, Romanen, die jedoch noch nicht gedruckt wurden und nur in ſauberen Abſchriften circulirten. Ihr Vater wünſchte, daß man ihre geiſtreichen Arbeiten drucken, jedoch nicht verkaufen möchte. Der vornehm gewordene Mann hielt es für eine Profanation des Standes, Bücher herauszugeben, die von Jedem geleſen und von Jedem — beurtheilt werden dürften. Er wünſchte, daß man dieſe Werke der Baronin von Büren nur auf ſauberem Velin

leihweiſe erhalten könnte, daß man ſie als „gedruckte Manuſcripte“ hohen Perſonen verehren, ſie an diejenigen gelehrten Geſellſchaften, deren Mitglied er war, ſenden und allenfalls einzelnen hervorragenden Charakteren in der Literatur, in Maroquin gebunden, als Angebinde „vollkommener Hochachtung“ zum Geſchenk machen könnte. Doch verwarf Sidonie dieſe und andere Pläne. Sie ſagte: „Schreiben iſt bei mir Krankheit — Druckenlaſſen wäre vielleicht ein Heilmittel, iſt aber ein ſo gewagtes, daß ich daran, ſtatt geſund zu werden, vielleicht ſterben könnte.“

Der Vater liebte ſolche Aeußerungen nicht. Es waren die einzigen, die er von ſeiner Tochter zu mißbilligen den Muth hatte. Glücklicher machte es ihn, wenn ſich Sidonie folgendergeſtalt äußerte: „Wenn eine Frau von Stande etwas drucken läßt, ſo erregt ihr erſtes Werk Staunen, ihr zweites Neid, ihr drittes Feindſchaft. Im Grunde kann man auch nur ein gutes Buch ſchreiben, wenigſtens eins nur, in deſſen Lobe ſich Alle vereinigen. Der Seelenzuſtand, den man in dieſem Werke ausgeſprochen hat und der alle Herzen fortriß, erſcheint nur einmal wahr; nur einmal geben die Menſchen ſich die Mühe, ihn für wahr zu halten; nur einmal ſtrengen ſie ſich an, ihn zu bewundern. Später, wenn ſich die Stimmung dieſes Buches wiederholt, erklärt man ſie für gemacht, und wenn man ſich gar Fortſchritte erlaubt, wenn man den Muth hat, künſtleriſch reifer und vollendeter zu werden, dann kann man keinen Roman mehr herausgeben, deſſen Schluß nicht jede Kammerfrau anders gewendet hätte.“ Die Genugthuung, die der Commerzienrath über ſolche Anſichten empfand, wurde nur dadurch gemildert, daß Sidonie ironiſch genug war, hinzuzuſetzen: „Dieſe Meinung von Büchern ſoll freilich nicht hindern, daß ich deren vielleicht ein halbes Dutzend drucken laſſe.“

Das Geſpräch der anweſenden Morgenbeſuche wurde lebhafter, heiterer. Auch Sidonie ging auf dieſe Stimmung ein. Der Vater fragte, ob ihr Kopfweh verflogen wäre. „Nicht ganz,“ ſagte Sidonie. — „Und doch ſuchſt Du mich zum Lachen zu ſtimmen?“ fiel Wallmuth ein. — „Damit Du im Bild ein freundliches Geſicht machſt,“ bemerkte Sidonie. — Ihr Vater hätte ſie umarmen mögen. Sein Auge verklärte ſich.

Er war glücklich, der Vater eines Weſens zu ſein, dem man ſo ſichtlich bemüht ſchien, Intereſſe einzuflößen. Der Stolz wuchs, als einer der berühmteſten Bildhauer angemeldet wurde, der vom Hofe berufen war, einige ſeinem Genie anvertraute Kunſtideen auszuführen. Der ſtolze Künſtler, der, wie ſo viele ſeiner Kunſtgenoſſen, durch Glück und Auszeichnungen ein großer Herr geworden war und ſich in die Hände einiger talentvoller Schüler, die auf ſeinen Namen arbeiteten, gegeben hatte, wollte nicht unterlaſſen, einer ſo berühmten Dilettantin, wie Sidonien von Büren, ſeine Aufwartung zu machen. Der Bildhauer, er hatte den Titel Geheimrath, ſprach mit Bewunderung von dem Gemälde, war aber ſo ſehr ſchon Weltmann geworden, daß ihn die Orden Wallmuth's, er trug ſelbſt ein Band im Knopfloch, länger aufhielten, als man bei der Genialität eines Schülers Michel Angelo's hätte vorausſetzen ſollen. Er erkundigte ſich eifrig, ob jener Stern ein Stern erſter oder zweiter Klaſſe wäre, verweilte lange bei dem Unterſchiede der Einfaſſung des griechiſchen Erlöſerordens von der des portugieſiſchen Chriſtusordens und ſagte dann erſt: „Ich würde mir ein Vergnügen machen, dieſen Kopf zu modelliren, wenn dies nicht hieße, mit einem Gemälde wetteifern, das unübertrefflich iſt.“ Während ſich das Geſpräch des kleinen Zirkels auf die Werke ausbreitete, zu deren Vollendung der große Meiſter berufen war, ſann Wallmuth darüber nach, was er wol thun konnte, um ſeinerſeits dieſen Mann, der ihm und ſeinem Kinde ſo viel Verbindliches geſagt hatte, zu ehren. Da die Bildhauer mehr mit dem Tode als mit dem Leben zu thun haben, ſo fiel ihm die widerliche Störung von heute früh ein und brachte ihn auf einen Vorſchlag, den er mit ſchüchterner Ehrerbietung dem berühmten Künſtler zu machen wagte. „Schon lange ſehne ich mich,“ ſagte er, „für das Grab meiner Frau .....“ hier traten ihm die Thränen in die Augen, wirkliche Thränen! Er weinte — — die Verſammlung ehrte ſeinen Schmerz und ſchlug die Augen nieder. Wallmuth ſammelte ſich und fuhr fort: „Es iſt eine düſtere Seite im edlen Berufe des Bildhauers, ſich ſo viel mit dem Tode beſchäftigen zu müſſen. Ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn Herr Geheimrath mir die Ehre erwieſe, über das Grab

ein ſogenannter Pleonasmus iſt das! Nicht wahr, Herr Chapelle? O ich beſuche jede Sitzung der Akademie: ich verſtehe mich auf die Sitzungen der Akademie —

Chapelle.

Sie ſcheinen auch Ihren erfreulichen Beſuch auf die Länge einer akademiſchen Sitzung ausdehnen zu wollen.

Matthieu.

Zur Sache! Sie wiſſen, Herr Chapelle, daß wir Milchvettern ſind; die Amme Ihres Milchbruders war die Milchſchweſter meiner Tante. In Chalons beide geboren und auferzogen, gingen Sie zur Würze des Ausdrucks und dem Salz des Witzes über: ich handelte mit Salz und Gewürzen mehr in der natürlichen Bedeutung des Wortes. Sie waren ſo gütig, meinem Geſchäft Ihre Kundſchaft und Ihr Wohlwollen zu erhalten; ich pflegte dagegen bei öffentlichen Sitzungen den Applaus, welchen Ihre Reden hervorbringen ſollten —

Chapelle.

Sie ſind ſehr weitläufig, Herr Matthieu.

Matthieu.

Meine Schwäche, ich klatſche gern. Das liegt in unſerm Geſchäft. Herr Chapelle, ich benutzte kürzlich einen Theil meiner Revenüen zu einer romantiſchen Reiſe nach der Stätte unſrer Geburt. O, Chalons hat ſich ſehr verändert! Der Hafen hat wegen tückiſcher Ueberſchwemmungen der Saône bedeutend erweitert werden müſſen, die Linden auf der Promenade ſind theilweiſe eingegangen, dafür hat man jetzt eine Allee mit Pappeln —

meiner guten Luiſe aus carrariſchem Marmor —" Er ſtockte wieder. Sidonie mußte ergänzen, was er ohne Zweifel ſagen wollte. „Der gute Vater!" ſagte ſie. „Er hängt mit innigſter Zärtlichkeit an meiner zu früh verſtorbenen guten Mutter. Aber, Papa, kein Mauſoleum für ſie allein! Eine Begräbnißhalle für die ganze Familie!" — Dabei fixirte ſie den Vater. Dies war für den alten Mann zu viel. Er weinte zuletzt beſonders deshalb, weil Sidonie *mit* ihm ſterben zu wollen ſchien. Der Geheimrath war ebenfalls gerührt und die übrige Geſellſchaft gab ſich das Wort, dieſen ſchönen Zug edler Herzen, dieſen Beweis eines ſanften Gemüths von Seiten des Commerzienrathes heut' Abend überall da zu erzählen, wo man gewiß war, daß er ſelbſt beim Whiſt an den Vorfall wieder würde erinnert werden. Dem Vorfall mit dem armen Grabespfleger von heute früh, der für ſeinen Raſen, ſeine Blumen und den erquickenden Thau ſeiner Gießkanne vielleicht auf ein Jahr mit fünf Thalern zufrieden war, hatte nur die alte Wirthſchafterin zugehört und die war taub, nur der Bediente, und der war beſchränkt. Den Vorfall mit dem Mauſoleum, das vielleicht fünftauſend Thaler koſten konnte, erfuhr die ganze Stadt, ja, da der berühmteſte Bildhauer es fertigen ſollte, vielleicht die Welt.

Der Geheimrath ſagte mit Vergnügen zu und ging. Die Anderen folgten. Es war eine Stille eingetreten. Wallmuth bereute es doch, daß er ſich ſo hatte überraſchen laſſen, er rechnete. Sidonie, die Schwächen ihres Vaters durch und durch kennend, biß ſich ironiſch auf die Lippen. Die peinliche Stimmung dauerte eine Weile, dann ſprang Harriet, die aus der Turnſtunde kam, wild dazwiſchen. Sie kletterte auf einige Tiſche, um von einem Schrank herunterzuſpringen, kugelte ſich auf dem Sopha kopfüber, reckte ſich ſo entſetzlich, daß ihr die Arme knackten. „Flegelhaft mußt Du nicht werden!" rief der Alte zornig. Er hatte das Bedürfniß, ſich über eine unangenehme Empfindung an irgend Etwas auszutoben. Sidonie, der dieſe Morgenſitzungen langweilig zu werden anfingen, bat ihn, ſeiner Orden wegen, nur noch eine halbe Stunde ruhig zu ſein, und damit er einen Gegenſtand fand, ſeinen Zorn abzukühlen, war der Zufall ſo günſtig, gerade in dieſem

Augenblick einen Brief von Agathen zu bringen. „Wie schwer, wie dick, wie lang wieder!“ rief der Commerzienrath. „Ich sterbe noch an diesen bornirten Briefen.“ — „Harriet soll ihn uns vorlesen,“ sagte Sidonie. Harriet war schwer dazu zu bringen. Aber sie mußte, der Großvater wollte es. Er wollte es nicht wegen des Inhalts, der ihn keineswegs zu spannen schien, sondern damit Harriet nach ihren Leibesübungen nun auch wieder „ein geistiges Gegengewicht“ bekam. „Glücklicherweise versteht sie den dummen Inhalt nicht,“ brummte er. Damit setzte er sich wieder in eine Attitüde, Sidonie malte, und Harriet, die wol wußte, daß ihr wunderlicher Großvater vor der Welt zwar immer nur Zuckerwerk, unter vier Augen aber auch manchmal Ohrfeigen austheilte, las mit stotternder furchtsamer Stimme Agathens Brief.

III.

Dieser lautete:

Schönlinde, 6. Juni.

„Theurer Vater, herzliebe Schwester! Jedesmal, daß ich die Feder ansetze, um an Euch, geliebte Menschen, zu schreiben, scheint es mir ein Verbrechen, daß ich mich in diesem ländlichen Aufenthalte so glücklich fühle. Ich kann aber nicht anders! Ich kann ja auch diesen ewig blauen Himmel, diese duftenden Gärten nicht kränken, ich muß mit Lobgesängen davon reden, von dieser Pracht und Herrlichkeit Gottes, ach! von diesem reizenden Schönlinde. Es ist auch zu schön hier! Für mich gewiß, die ich schon mit weniger Grün, mit weniger Blumen zufrieden wäre. Brauche ich Berge, brauche ich solche Thäler? Verdiene ich diesen blauen Spiegel des großen Sees, der sich in seiner majestätischen Größe wiegt und schaukelt und dessen Ufer erst von unzähligen kleinen, oft bunten Kieselsteinen besäet und dann mit Obstbäumen bepflanzt sind, die bald unter der Last ihrer reifenden Früchte seufzen werden? Das solltet Ihr blitzen sehen, wenn man nach einem Regen wieder in die erfrischte Natur hinaustritt und darüber die

Sonne wegscheint, über die nassen Kräuter und Gräser, die tropfenden Sträucher und die großen, großen Bäume, denen man ansieht, wie wohl ihnen ist nach dieser Erquickung! Ich kann mich nicht satt sehen und denke mir manchmal, wenn ich das Alles mit meiner kranken Brust so recht einsauge — ein besserer Geschmack als die säuerlichen Molken — das Herz müßte mir springen, weil's zu schwer, zu frisch, zu reich für mich ist. Seid nicht böse, daß ich von meinem Uebel rede. Die Molken bekommen mir übrigens gut.

„Nun kann ich wol sagen, Ihr edlen Menschen, nun fehlt nur Ihr noch, um mein Glück zu vollenden! Aber Ihr habt wol noch Schöneres gesehen, wenn es Schöneres geben kann. Vor zwei Jahren freilich da waren Eure Briefe aus Italien prächtiger und die aus der großen und wilden Schweiz noch schöner als die aus Italien, aber ich las das damals so still in meinem Stübchen, wo ich nur kleine Resedatöpfchen vor mir hatte und nicht einmal in Sidoniens Garten laufen konnte, weil Ihr den Schlüssel an Andere gegeben hattet, die ich nicht darum bitten mochte. Wer weiß, ob jetzt der Zauber noch so groß wäre, wenn ich das hier noch einmal lesen wollte in meiner Geißblattlaube, die sich dicht an einen Hügel lehnt, von welchem ich über mir in lustigen Sprüngen eine Quelle hinunterhüpfen höre, die oben aus dem alten Klosterhofe kommt. Oben steht ein altes Kloster, liebe Sidonie. Es ist aber jetzt nicht mehr von Mönchen bewohnt, sondern ein Schulgebäude geworden, wohin die Kinder der ganzen Gegend in die Schule gehen. Die armen Kleinen patschen immer barfuß hinauf den steilen Berg, der oft vom Regen glatt ist, Jedes hat sein Büchelchen unter'm Arm und eine Schiefertafel, die es wie sein Leben hütet. Neulich fiel einem seine Tafel entzwei; so bitterlich habe ich noch nie Einen in der Welt weinen hören. Als unsere gute Mutter starb, haben wir selbst nicht so wehmüthig geweint, wie dieser kleine Andres über seine zerbrochene Schiefertafel weinte. Ich schenkte ihm eine neue."

Als Harriet im Vorlesen des Briefes bis an diese Stelle gekommen war, sagte der Commerzienrath, sichtlich von dem Briefe geärgert: „Es ist doch wahr, das Mädchen ist wirklich

dumm! Erinnert dieſe Geſchichte nicht an jenen Brief, in dem ſie uns über nichts geſchrieben hat, als über das angenehme Knirſchen, wenn Ziegen Gras freſſen?“ Sidonie lächelte. Die Kleine aber, der die Geſchichte vom Andres mit der zerbrochenen Schiefertafel gefiel, fuhr fort: „Von der Kloſterſchule — ſie iſt evangeliſch, wie die ganze Gegend — muß ich aber, und ſelbſt auf Gefahr hin, Euch zu langweilen, noch mehr ſagen. Der vordere Eingang iſt prächtig und ſticht gegen die beſcheidene alterthümliche Bauart des Uebrigen ab. Man hat dieſe Eingangspforte erſt in ſpäteren Jahren gebaut. Tritt man hinein, ſo iſt Alles dunkel, winklicht, gothiſch, bis man dann wieder in den Kreuzgang kommt, wo die Kinder ſpielen, Knaben und Mädchen, die, wenn ſie ganz klein ſind, hier zuſammen unterrichtet werden. Was ſind die Kinder froh, wenn ſie aus den dumpfen Schulſtuben kommen! Ich bin ſchon ſo bekannt mit ihnen, daß ſie mich alle grüßen. Denke Dir, Sidonie, ich ſtehe dann gewöhnlich an der Quelle, die in der Mitte des Kreuzganghofes entſpringt und aus einem alten Granitbaſſin mit einem pauspackigen Waſſergott in der Mitte weiter geführt wird bis hinunter nach Schönlinde. Die Kleinen kommen erhitzt und wollen trinken. Ich hindere es aber und ſorge, daß ſie ſich Alle erſt abgekühlt haben. Dann erſt laſſe ich Jeden heran. Natürlich trinken ſie nicht aus Gläſern oder Bechern, ſondern mit der flachen Hand, oder ſie legen den Mund ohne Weiteres in den Trog hinein und ſchlürfen das reine ſelſenkühle Waſſer.“

„Und dies ſchöne Trinkwaſſer,“ fiel der Commerzienrath lachend ein, „fließt dann wieder nach Schönlinde hinunter?“ Er lachte dermaßen, daß ſich ſeine Orden bewegten. „Still, ſtill, Väterchen,“ bemerkte Sidonie, „ich bin gerade bei der Emaille des kleinen blauen Sterns.“ Harriet, die ſich an dieſem Kloſterhofe einen Tummelplatz für Turnübungen träumte, fuhr glückſelig fort: „Vergebt, daß ich Euch mit Dingen unterhalte, die mir ſelbſt gedankenlos erſcheinen müßten, wenn ich nicht in der Lage wäre, ein Geſtändniß daran anknüpfen zu müſſen, das eine der wichtigſten Beziehungen meines Daſeins betrifft.“

Sidonie hielt einen Moment mit der Arbeit inne. Wall-

muth horchte hoch auf. Harriet las: „Ja, geliebter Vater, theure Schwester, nehmt die Anfänge dieser Zeilen für das verlegene Stottern, mit welchem man sich den Weg zu einem Richterstuhle zu bahnen sucht, von welchem herab über unser Herz auf Tod und Leben geurtheilt werden soll. Ach, ich habe es zu umgehen gesucht, habe den Brief in einer Absicht begonnen, mit der ich ihn nicht enden kann, ich kann nicht verschweigen, nicht zurückhalten, was mein tiefstes Innere bewegt. Seid gut und milde in dem Augenblick, da Ihr dies leset! Seid menschlich, nicht stolz, nicht vornehm — vergebt, daß ich Euch um eine Nachsicht bitte, die Ihr mir Armen ja stets habt angedeihen lassen!“

„Was will sie?“ fragte Wallmuth erstaunt.

„Ich bin,“ fuhr Harriet im Lesen fort, „nach Schönlinde gegangen, wie der Herr Hofmedicus von Müller es wollte, meiner Gesundheit wegen. Die Beängstigungen und Beklemmungen meiner Brust haben sich etwas gelindert, aber wol mehr durch die Landluft als den Genuß der Molken, den ich jedoch fleißig fortsetze. Was mich dagegen von anderer Seite her beunruhigte, war die sichtliche Verlegenheit, in welche unseren guten alten Oberlin meine Ankunft versetzte. Hatte sich der würdige Mann, aus Dankbarkeit für das Gute, das er einst als Lehrer der Mutter im Haus ihrer Eltern genossen, übereilt, indem er uns meine Aufnahme in seine trauliche Pfarrwohnung zusagte, oder war die Nachricht, daß sein Gottfried von der Universität käme, ihm selbst unerwartet, genug, ich gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als ich, kaum angekommen und eingerichtet in dem geräumigen Fremdenzimmer der Pfarrwohnung, hörte, daß der junge Oberlin in einem Briefe seine baldige Ankunft gemeldet hatte. Der Vater schien überrascht von diesem Besuche, er hatte ihn nicht erwartet. Gottfried war im Begriff, sich als Doctor zu habilitiren, hatte seinen Plan aber geändert und wollte den Sommer, als Candidat der Theologie, bei seinem Vater zubringen. Nun paßte das nicht recht, daß ich gekommen war. Gottfried, dachte ich in mir, wird ankommen, sich nach den besten Winkeln und Plätzen seines traulichen Elternhauses umsehen und sich in seinem Frieden, in seinen gelehrten Ar-

beiten gestört fühlen. Dagegen meinte der Pfarrer, daß ich mich vielmehr oder Ihr Euch in meinem Namen zu beklagen hättet. Das Haus ist zu klein, sagte er, man wird finden, daß der Anstand verletzt wird, und so wollte er Gottfrieden abschreiben. Das konnte ich ja aber nicht zugeben und so stritten wir, bis eines Abends ein junger Mann die Gitterthür des Vordergartens öffnete und eintrat, während ich gerade Salat für das Nachtessen breche. Es fiel mir gleich auf, daß der Fremde den geheimen Druck kannte, wie man die Thür von innen öffnet, und wie er schüchtern die Mütze zog und Phylar, statt zu bellen, sich winselnd vor ihm krümmte und ordentlich wie mit Freude um ihn wedelte und heulte, da wurde mir angst und bange und ich sah erschrocken auf mein Eckzimmerchen, auf das gerade die Abendsonne so golden schien. Der alte Oberlin saß und las am offenen Fenster. Wie er den Hund hört, sieht er hinaus, schlägt das Buch zu und ruft erschrocken: Ach, du mein Gott! Da flog er auch schon heraus, der alte Mann, und lag seinem Sohn in den Armen. Das war auf der Schwelle des Hauses. Ich kniete in der Ferne im Salatbeet und mußte weinen, weil ich dabei an unsere gute selige Mutter dachte. Auszuziehen brauchte ich aber doch noch nicht; denn Gottfried hatte es eigen angefangen. Er war schon eine Stunde in Schönlinde, hatte aber sein Quartier beim Schulverweser oben im Kloster genommen, wo es Zimmer die Fülle gab, und der Schulverweser, ein blasser, kranker Mann, war Gottfried's Freund und Schulgenoß und die hatten eine mächtige Freude, daß sie oben beisammen wohnen konnten. Der alte Oberlin lachte und meinte, sie sollten's nun auch so lassen. Jetzt bitte ich, lieber Vater und Schwester, hört mir ruhig zu. Gottfried hatte schon von mir gehört gehabt. Daß er mich nicht stören wollte, gefiel mir. Sein blasser Freund nannte mich oben immer gnädiges Fräulein und war sehr schüchtern. Gottfried schien mir aber noch schüchterner, denn er redete gar nichts, außer mit dem Vater, der nach der ersten Freude des Wiedersehens nicht mehr so zufrieden mit ihm war wie Anfangs. Du verlierst nun wieder einen ganzen Sommer, sagte er ihm, und bringst es in Deinem Leben zu nichts. Gottfried stützte

den Kopf in den Arm und sah in den Teller. Auch schmecken wollte es ihm nicht. Du solltest Doctor werden, sagte der Vater, und kommst als Candidat. Zum Prediger taugst Du nicht. Laß mich nächsten Sonntag predigen! antwortete ganz still der arme Mensch. Der alte Oberlin sagte mürrisch: Wenn Du Dich dazu nicht verunreinigt hast! Ich verstand das nicht. Sie schwiegen. Dann kamen sie auf andere Dinge und sagten sich zuletzt versöhnt gute Nacht.

„Ich gehe ängstlich um etwas herum, was ich sagen will und sagen muß. Aber verschweigen werde ich nichts. Das war schon vor drei Wochen, damals, wo ich so verkehrte Briefe schrieb. Gottfried's Predigt hatte mich verwirrt gemacht. Er sprach so leise, daß die Landleute nicht mit ihm zufrieden sein konnten. Ich aber verstand ihn und begriff Alles, was er sagte, und als er zuletzt betete und zum Segen kam und den Segen nicht, wie ein ordentlicher Pfarrer *gab*, sondern ihn auch auf sich herabflehte und sagte: Der Herr segne *uns* und behüte *uns* —! da war ich in Thränen verloren und hätte sterben mögen. Ich kam nach Hause und wußte nicht wie. Bei Tische konnte ich nicht zu ihm aufsehen. Den ganzen Tag war mir's, als müßte ich mich vor ihm verstecken. Den Abend, als er mit mir und dem kranken Freund am See entlang spazieren ging und sich dann von mir trennte, dankte ich ihm für seine Predigt.

„Der Schulverweser litt an der Zehrung. Sein Amt ward ihm schwer und sein Gehülfe verstand wenig. So trat manchmal Gottfried für den armen Freund ein. Wenn ich zum Kloster hinaufstieg, hörte ich schon seine Stimme von Ferne; denn die Thüren, die in den Kreuzgang führen, standen auf, weil es heiß war. Ich schlich mich dann über den knisternden rothen Sandsteinboden näher und setzte mich auf einen Schaft der schönen blanken gothischen Säulen, die das Dach des Kreuzganges tragen. Da lernte ich, wie man klar und verständig, zutraulich und doch streng mit den Kindern umgehen müsse, um von ihnen geliebt zu werden. Einmal kam ich zu nahe, man merkte meine Nähe, ich mußte an die offene Thür gehen. Da standen alle Kleinen auf und Gottfried lächelte wie beschämt. Die Ehrenbezeigung ängstigte, das Lächeln rührte

mich, und doch setzte ich mich hinten auf die letzte Bank, um zuzuhören. Gottfried war in Verlegenheit. Ich bekam Muth, und um ihm von dem meinigen einzuflößen, sagte ich, ich will Märchen erzählen. Ich erzählte und seitdem muß ich jeden Nachmittag in den Klosterhof und ein Märchen mitbringen. Einige Kinder küssen mir die Hand, andere schenken mir Büschel von Walderdbeeren und ganz, ganz kleine Bübchen, die kaum sprechen können und nur zur Obhut von ihren im Feld arbeitenden Eltern hierhergegeben werden, pflücken Sternblümchen und bringen sie mir mit verschämter Liebe.

„Der alte Oberlin wollte die täglichen Begegnungen mit seinem Sohne stören. Es ging nicht mehr. Eines Abends —"

Sidonie nahm bei dieser Stelle Harriet den Brief ab und schickte die vom Lesen und Turnen hungrige Tochter hinunter zur Haushälterin. Das Portrait war vollendet. Der Vater sah seine Tochter über Agathens Mittheilungen befremdet an. Diese lächelte und fragte den Alten, ob er den Brief zu Ende hören wollte. Wallmuth war in hohem Grade gespannt und Sidonie fuhr mit einem eigenthümlichen halb spöttischen halb neidischen Gesichtszuge fort:

„Eines Abends, der Vater war zu Bett gegangen, begleitete ich Gottfried, der zum Kloster hinauf wollte, eine Strecke seines Weges. Es war Mondschein im abnehmenden Licht, und Alles still im Oertchen, stiller noch, wenn man hinterwärts den Gartenpfad einschlug und das schlummernde Leben unter sich liegen ließ. Da steht ein großer breitastiger Nußbaum am schmalen Wege und eine alte Steinbank, vielleicht für die Mönche, die zum Kloster hinaufstiegen, ein Ruhesitz, vielleicht einst Station eines alten Calvarienberges. Gottfried zog mich auf die Bank nieder und legte schüchtern seine Hand in die meinige. Es war so sanft und feierlich in der Natur. Trüben glänzte der See, unter uns im Orte schlugen die Uhren zusammen, ein Paar Bursche jodelten und im Gebüsch dicht vor und um uns leuchteten die Glühkäfer. Meine Hand hatte schon öfter in der seinigen geruht, aber nie so lange, nie so ruhig. Ich sah ihn schon seit Tagen leiden, ich sah, sein Herz bedurfte eines Trostes, eines empfänglichen Gegenherzens, dem er sich vertrauen konnte. Der Vater schien

kalt und sonst verstand ihn Niemand, auf der Kanzel nicht, wie viel weniger im vertraulichen Gespräch! Ich wußte nicht, wie ich das nennen sollte, was ihn zu mir zog. Liebe wagte ich's nicht zu nennen; denn ich bin nicht schön, bin leidend, kann Niemand gefallen und habe noch Niemanden gefallen. Ich bin die Tochter eines Mannes, der mich nimmermehr an Gewöhnliches wegwerfen würde, und das Außerordentliche ist nicht gekommen. So ward ich vierundzwanzig Jahre und habe die ersten halb bewußtlosen Träume von Liebe schon hinter mir. Gottfried, sah ich, wollte mir schon seit Tagen von Liebe sprechen, er wagte es nicht. Ich hätte ihm selbst den Muth geben mögen, der ihm zu fehlen schien. Es bekümmerte mich, daß ich ihm so viel Scheu einflößte: ich schämte mich, daß ein so reicher und edler Geist sich vor mir demüthigen sollte und irreredete. Ihn nun hinhalten und zu spielen mit seinem Herzen, kalt erscheinen bei doch innerer Wärme und ihm das Geständniß seiner edlen Brust erschweren, das schien mir unwürdig und vermessen. Und so straft' ich ihn nicht, als er mich an sich zog und von Liebe sprach. Sein Kuß bebte auf meinem Munde und ich gelobte ihm die Treue, die ich ihm ewig halten werde. Er brachte mich an sein Vaterhaus, ich brachte ihn wieder an den duftenden Nußbaum, er mich wieder an das Haus und ich ihn wieder an den Baum, bis es elf Uhr schlug. Da schieden wir, aber ich merkte wol, daß er noch lange um das Haus hin- und wiederging, bis ich die Fenster schloß und mein Lichtchen löschte.

„Das war gestern. Und heute schreibe ich den besten Menschen mir nicht zu zürnen, wenn ich mich Gottfried Eberlin's Verlobte nenne. Guter Vater, Du wirst mir vergeben! Für die Welt, in der meine theure Schwester Sidonie glänzt, bin ich nicht geschaffen. Mutter sagte mir oft, in der Zeit, da sie mich unter'm Herzen trug, hätte sie viel weinen müssen. Ach, nun bin ich auch ein so düsterer Schatten geworden, der Euch so oft in Eurem verdienten Glücke, in dem Lichtäther Eures gehobeneren Daseins stört! Laßt mich ziehen, mich meines Gottfried's Braut und künftige Gattin sein! Er wird sich seinem Vater entdecken und Vergebung erhalten, wenn ich ihm die Eurige bringe. Ich komme nun zurück. Die

Wallungen der Bruſt, die mir dieſe aufgeregten Tage verurſachten, ſtörten den Erfolg der Cur. Laßt mich an Herzen zurückkehren, die mich nicht verdammen! Schämt Euch nicht der künftigen Gattin eines Geiſtlichen! Gottfried kehrt raſch zur Univerſität zurück, um die letzte ſeiner drei Prüfungen zu vollenden. Er ſchreibt an Dich, geliebter Vater, wenn Du Ihm ſein willſt, was Du mir biſt! Ich bete zu Gott, daß er mir die Liebe Eurer Herzen erhält, und nenne mich, bewegter als je, empfundener als je, Eure gehorſame Tochter und treue Schweſter Agathe."

Von Wallmuth's Stirn hatten ſich die düſteren Furchen verzogen. Als Sidonie geendet, ſah er dieſe an und ſchien an ihrem Auge das Zeichen zu erwarten, wie er ſich zu benehmen hätte. Die Anrede, die Agathe aus voller Ueberzeugung an ihn gerichtet hatte, die Vorausſetzung, daß er der beſte, edelſte, zärtlichſte aller Väter wäre, rührte ihn und Sidonie, die ihn für ſolche momentane Erregungen genugſam kannte, hätte grauſam kalt ſein müſſen, wenn ſie ihm nicht erlaubt hätte, der Thräne, die ſeinem Auge entquoll, freien Lauf zu laſſen. „Die gute Seele!" ſagte ſie halb theilnehmend, halb mit einer gewiſſen ironiſchen Duldung. Wallmuth konnte nun, um ſein Weinen zu verbergen, wieder lachen, lachte und weinte zugleich und ſagte dann, „ſie ſoll nur kommen! Mag ſie ihn nehmen, wenn er eine Pfarre mitbringt. Zu Höherem verſtieg ſich nie ihr beſchränkter Sinn und wenn man ein bischen Talent für's Vornehme hat, kann man auch jetzt im geiſtlichen Fach zu einer bedeutenden geſellſchaftlichen Stellung gelangen!"

„Eine Hochzeit!" ſagte Frau von Büren und ſchlug ſatiriſch verwundert die Hände zuſammen. „Gottfried Eberlin!" ſetzte ſie lachend hinzu, „wie kann man ſich in einen Menſchen verlieben, der Gottfried heißt!"

„Liebes Kind," meinte der Vater, indem er ſeinen Hut nahm und Sidonie klingelte, um den Wagen zu beſtellen, „in unſerm neuen Schwager mußt Du Dir einen blonden langaufgeſchoſſenen jungen Menſchen denken, mit unbeholfenem Benehmen, waſſerblauen Augen, Röcke tragend mit zu kurzer Taille, Beinkleider ohne Sprungriemen, ewig die qualmende

Chapelle.

Ich beſchwöre Sie — keine Reiſebilder!

Matthieu.

Nein, nur Facta! Madeleine Béjart iſt eine arme Waiſe. Eine Verwandte von mir hatte ſich ihrer Erziehung angenommen, ohne die Mittel zu beſitzen, nach ihrem Tode etwas für ſie zu thun. Sie ſtarb —

Chapelle (ärgerlich).

Wer?

Matthieu.

Die Verwandte.

Chapelle.

Von wem? Mein liebes Kind, könnten Sie nicht die Rolle des Herrn Matthieu übernehmen?

Matthieu.

Rolle, Herr Chapelle! Sie ſind auf dem rechten Wege. Ja Rolle! Rolle! Madeleine wurde meine Mündel. Ich entdeckte in dem lieben Kinde ein merkwürdiges Talent — ein Talent —

Chapelle (unwillig).

Wozu?

Matthieu.

Sie beſitzt eine Stimme, ein Organ —

Chapelle.

Ich habe keine Beziehung zur Oper — ich bedaure, Herr Matthieu — mein Frühſtück — meine Frau — mein Hausfreund —

Pfeife im Munde, Gottes Wort vom Lande! Aber vielleicht läßt er sich dressiren. Sieh unsern Oberhofprediger an!"

„Und Agathe neben ihm," fuhr Sidonie fort, indem sie den Vater hinausbegleitete, „Agathe im Gemüsegarten, Salat lesend, die Schulkinder stricken lehrend, die gute Seele! Ich meine doch, man sollte erst Erkundigungen einziehen, ob auch dieser Gottfried ihrer würdig ist. Sie ist so gutmüthig, daß sie im Stande gewesen wäre, ihn schon darum zu nehmen, damit sie ihm nicht wehe thut —" — Der Vater küßte seine, wie er sie nannte, gefühlvolle und kluge Sidonie, versprach, diese Erkundigungen einzuziehen und stieg die Treppe hinunter. Unten rief er nochmals hinauf: „Sidonie, wie hieß er?" Sidonie rief lachend von oben herab: „Gottfried!" Beide lachten herzlich. Der Wagen rollte von dannen.

IV.

Ein Brief väterlichen Inhalts wurde nach Schönlinde abgesandt, Sidonie legte einen Zettel bei, der im Albumsstyl einen geistreichen Glückwunsch enthielt, und von Agathe erfolgte eine jubelndfrohe Rückantwort, und die Nachricht, daß sie binnen Kurzem wieder bei den Ihrigen eintreffen würde. Auch Erkundigungen über den Sohn des Pfarrers wurden eingezogen. Sie gaben ein unvollständiges, uninteressantes, aber nicht nachtheiliges Resultat. Frau von Büren, die sich noch immer nicht entschließen mochte, etwas von ihren poetischen Arbeiten drucken zu lassen, bemerkte mit feiner Beziehung auf sich selbst: „Geistliche und Frauen sind desto besser, je weniger die Welt von ihnen weiß." Die Anwendung dieses bekannten Schiller'schen Spruches auf die Theologie dürfte allerdings neu genannt werden.

Agathe kam an. Eine etwas baufällige Kalesche, mit Körben und Koffern bepackt, führte die Tochter mit einem weiblichen dienstbaren Geist, der sie begleitet hatte, in das väterliche Haus zurück. Man hatte sie so gern, daß ihr von den Hausgenossen Alles freudig entgegenkam, sie inniglich

bewillkommte. Sie stieg aus; eine kleine behende Gestalt, mit dunkelschwarzem Haar, das einem nicht schönen aber feinen Gesichtchen etwas Interessantes gab. Hände, Füßchen, Alles war außerordentlich schmächtig an ihr. Es war eine jener Gestalten, die wir öfter sehen müssen, um uns ihre Züge ganz einprägen zu können; sie fiel nicht auf, sondern verlor sich in's Allgemeine, wogegen auch die einfache bescheidene Tracht keinen Einspruch zu machen versuchte. Man mußte sie kennen, lange und sicher kennen, um von ihr auch nur angehalten, geschweige gefesselt zu werden. Dem aber, der sich die Mühe gab, bei und in ihr zu verweilen, dem mußte sie, wenn auch nicht bedeutend, doch lieb und theuer werden.

Sie hatte die Stunde ihrer Ankunft bestimmt angegeben und dennoch erwartete sie weder Vater noch Schwester. Jener ließ sich nicht in der gewohnten Runde seiner Morgenvisiten stören, diese hatte ihre bestimmten Tage, an welchen man sie in der Galerie vor gewissen berühmten Bildern copirend fand. Dafür erwartete Agathen die ganze Dienerschaft und alle Nachbarn. Sie gab Jedem die Hand und wußte Jeden nach dem Stand seiner Angelegenheiten, wie sie ihn verlassen hatte, zu befragen. Darin war sie Meisterin, in Jedes Kern, in Jedes innerstes Bedürfniß drang sie ein. Selbst der Canarienvogel in ihrem dunkeln Zimmerchen schien sie zu erkennen und hüpfte behend von Steg zu Steg, als wollte er seine Freude verrathen. Freilich kam ihr Alles im Hause dumpf vor, die Fenster mußten geöffnet, die niedergelassenen Jalousieen aufgezogen werden. Was war sie an Luft gewöhnt! An Luft und Sonne! Die alte Haushälterin hatte Blumen auf ihr Zimmer gestellt, sie standen schon seit gestern und neigten welk ihre Häupter. Den Ankömmling selbst fand man wohler aussehend und sprach von der Molkenkur. Von ihrer Liebe, die für ihr Aussehen das Meiste gethan hatte, wußte im Hause noch Niemand.

Die Geschenke, die sie Jedem mitbrachte, brannten sie förmlich. Sie mußte sie rasch austheilen. „Was kann man freilich vom Lande mitbringen?" sagte sie. Aber Alle waren zufrieden, die Mägde mit ihren bunten Tüchern, die sie von Dorfhausirern gekauft hatte, die Bedienten mit feingeschnittenen

hölzernen Messern und Gabeln, die im Gebirg kunstvoll gefertigt werden, mit schlanken Pfeifenröhren, gestrickten Tabacksbeuteln, und der Secretair ihres Vaters mit einer Cigarrenspitze aus einem Stein, wie solcher im Gebirge gefunden wird. Selbst dem Canarienvogel machte sie ein Geschenk mit einem zierlich geschnitzten Holzringe, den sie in den Bauer hängte und auf dem sich nun Peppi wiegen und schaukeln konnte. So war Alles froh und nur der gute Vater fehlte und die gute Schwester saß in der Galerie und copirte einen Ecce homo von Guido Reni.

Agathe ging in den Garten, wo die Treibhäuser die Hauptrolle spielten. Diese Cactus und Camelien sehen so vornehm auf uns herab, als wollten sie sagen, daß sie für unpoetische Menschen nicht in die Welt gekommen seien! Hier bekam sie keinen andern Gruß, als vom Gärtner, der sie über die frühjährigen Engerlinge und die große Raupenernte unterhielt. Von ihrer Liebe wußte Niemand etwas. Aber der Vater! Das Herz schlug ihr, als sie mit wohlbekanntem Ton seinen Wagen vorrollen hörte. Sie lief was sie konnte durch den Garten und Hof zurück, weil sie ihn noch auf der Treppe zu erreichen hoffte. Aber er war schon in sein Cabinet und von diesem scheuchte einmal für allemal ein Verbot zurück. Sie durfte es ungerufen nicht betreten. Mancher Andere durfte hinein, z. B. Frau von Büren; aber Agathe deshalb nicht, weil sie die Gewohnheit hatte, auf Schritt und Tritt zu räumen und sich einigemal hatte beikommen lassen, die geniale Unordnung dieses Zimmers weniger auffallend zu machen. Fünf Minuten stand sie zögernd, ob sie klopfen sollte. Der Vater war so eigen! Endlich wagte sie, zu räuspern, seine Aufmerksamkeit zu erregen und mit erstickter Stimme nicht weit vom Schlüsselloch zu rufen: „Guten Tag, lieber Vater!“ Da öffnete dieser, eben in einer Umkleidung begriffen, die Thür und, den Kopf herausstreckend, lauteten die Begrüßungsworte: „Was machst Du denn? Du sollst Dich ja anziehen! Frau von Büren erwartet uns ja zu Tisch! Schon halb vier Uhr! Rasch! Rasch!“ Und nun flog sie auch schon und eilte auf ihr Zimmer, um sich anzukleiden. Sie hatte eine außerordentliche Freude, daß die Schwester sie so

ſchnell ſehen wollte. Das ging nun — ein Kleidungsſtück nach dem andern — Roſa freilich nicht, was ihr die liebſte Farbe war, die ſie aber niemals tragen durft[illegible]enn ſie mit Frau von Büren zuſammen war, da Roſa ein- für allemal von ihrer Schweſter in Beſchlag genommen war; aber himmelblau, veilchenblau, erbſengrün, das durfte man ihr nicht nehmen und ihr Maedchen half das Schönſte wählen, das Schönſte wenigſtens von dem, was ſie beſaß. Nun war es gleich Vier, der Wagen hatte gehalten und auf der Treppe umarmte der Vater mit Innigkeit ſeine gute Tochter. Sie hätte ihm gern wenigſtens noch raſch ihre kleinen Geſchenke gezeigt, aber dazu war keine Zeit. Der Vater lebte jetzt nur für die Möglichkeit, ſich bei ſeiner älteſten Tochter zu verſpäten. Im Wagen hätte er von Agathens Liebe ſprechen können, aber da hatte er ſein Auge immer nur nach der Straße gerichtet, um ja keinen Gruß, den er etwa draußen empfing, unerwidert zu laſſen. Dabei fand er noch Zeit, einige Male recht „herzlich" zu ſagen: „Ich freue mich doch, daß Du wieder da biſt! Und wie gut Du ausſiehſt! Und Harriet ſollſt Du ſehen! Die klettert auf alle Bäume und ſpringt an einer Stange über eine Barrière von vier Fuß Höhe!"

Faſt kindiſch freute ſich Agathe auf das trauliche Alleinſein mit den Ihrigen. Bei Tiſche, dachte ſie, wird Alles beſprochen werden und ich werde von Ihm reden, von Ihm! Hätte ſie ahnen können, daß Frau von Büren ſchon Gottfried's Namen lächerlich fand! Mit Schrecken bemerkte ſie aber ſchon beim Empfang, daß die Bedienten ihre beſſere Livree trugen und daß von einem Familienkreiſe heute nicht die Rede war. Im Salon oben harrten ſchon einige Künſtler und Gelehrte und der Vater flüſterte ihr zu: „Wie gut Deine Schweſter iſt! Sie hatte heut' ein Diner und war ſogleich bereit, Dich mit einzuladen!" Agathe hätte gewiß ihrer Schweſter dafür innig gedankt, wenn ſie Gelegenheit gehabt hätte, ſie ſogleich zu umarmen. Die ſchöne Frau erſchien aber erſt nach einer kleinen Weile, in rauſchendem Gewande, bezaubernd und effectvoll. Ohne aber im Geringſten der Herren, die ſich verbeugten, zu achten, rief ſie wirklich: „Ach, Agathe!" legte ihren ſchönen Arm mit den langen, dieſen halb bedeckenden

Glacéhandschuhen um die Schulter der Schwester und drückte sie an die weichgebauschten Falten ihres seidenen Brustlatzes. Da sie Rosa trug, so war es in der Ordnung, daß sich Agathe nur erbsengrün producirte. Im Bewillkommnen der Herren meldete der Bediente, daß angerichtet wäre. Der durch seine Reisen bekannte Legationsrath K. führte Agathen zu Tische.

Verspätet kam Harriet gesprungen und fuhr rasch, ohne sich viel um die Anwesenden zu kümmern, mit ihrem Löffel in die schon servirte Suppe. Da sah sie die Tante und, theilnehmender fast als Alle, ließ sie die Suppe fahren und herzte erst die Tante. Der Großvater fand das viel zu unmanierlich und empfahl Harriet Sorgfalt für ihre langen Kleiderärmel, die sie fast in die Suppe getaucht hätte bei Gelegenheit der Umarmung. So dämpfte auch hier wieder die Etikette die Natur. Und doch wurde Harriet eigens für die Natur erzogen! Sie kam so eben, frisch und rosig, aus der kürzlich errichteten Schwimmschule für junge Damen von Stande. Sidonie berichtete dies und der Gegenstand des Tischgespräches wurde die Frage, ob es gut wäre, daß Damen schwimmen lernten. „Es eröffnet sich mir," sagte der fremde Gast, den Sidonie durch das Diner ehren wollte, ein berühmter Zerrissenheitsdichter, „es eröffnet sich mir eine neue Aera für den gesellschaftlichen Roman, wenn ich mir denke, daß künftig nicht mehr von den ewig reitenden Indianen, Valentinen und Faustinen, sondern von schwimmenden die Rede sein wird. Wie wir früher die Seeromane hatten, werden wir jetzt die Flußromane bekommen, die Periode einer Literatur, die man vielleicht, im Gegensatz zum Salzwasser des Meeres, die Süßwasserromantik nennen könnte —!"

Der Legationsrath, der Vielgereiste, fiel beistimmend und ergänzend ein: „Es sind auch die Seebäder bereits dieser neuen Entwickelung der Literatur entgegengekommen. In Ostende hat die grüne Meereswoge längst erreicht, was einer George Sand unmöglich war. Das Meer hat die Frauen emancipirt. Ich erstaune, daß unsere im Allgemeinen schon auf den Strand gekommene Literatur sich den Strand von Ostende hat entgehen lassen. Ein Roman, der sich beim

feuchten Begegnen in den Umarmungen Amphitritens anspinnt, eine Liebe, die sich entzündet, während zwei Wesen den elektrisirenden Schlag einer und derselben heranrollenden Welle abwarten, ist noch nicht erfunden worden."

Wallmuth glaubte es den Rücksichten schuldig zu sein, daß er das Gespräch von Harriet's Schwimmstunden auf ihre Leistungen im Turnfach ablenkte. Der berühmte Bildhauer, der gleichfalls zu den Geladenen gehörte und mit dem größeren Theil seiner Orden gekommen war, bemerkte, daß dies die plastische Seite der neuen Erziehung wäre, und setzte hinzu: „Wenn die Schwimmkunst mehr den Maler interessiren muß, da Najaden und Niren ganz eigentlich in sein Bereich gehören, so sind die turnenden Frauen eine desto größere Ueberraschung für den Bildhauer. Der Sinn für Formenschönheit wird eine angemessenere Pflege finden. Die ursprüngliche Hinneigung zu meiner Kunst, die, wie ich glaube, im Geschmack tiefer begründet ist, als der Sinn für Malerei, wird sich freier herausstellen, als es bei den störenden früheren Vorurtheilen möglich war. Es gab Zeiten, die ich selbst erlebt habe, wo bei den öffentlichen Kunstausstellungen, die der Malerei und Plastik zu gleicher Zeit gewidmet waren, die Säle der Bildwerke immer leer standen, während man die der Gemälde überfüllt antraf. In Berlin hatte man auch deshalb das Auskunftsmittel getroffen, einen Theil der Gemäldegalerie von dem andern durch den dazwischen gelegenen Saal für die Bildwerke zu trennen, so daß Jeder, der den einen Theil besucht hatte, um zum andern zu gelangen, gezwungenermaßen einige Aufmerksamkeit den Gegenständen der Plastik widmen mußte. Aber da hätte man sehen sollen, wie die Frauen mit niedergeschlagenen Blicken vorüberhuschten, um nur durch die Bildwerke schnell hindurch wieder hinüber zu den trauernden Juden und den trauernden Königspaaren zu gelangen. Ich zweifle nicht, daß diese Vorurtheile mit dem Anblicke turnender junger Mädchen und Frauen immer mehr verschwinden werden."

Der fremde Dichter warf einen langen geistreichen Blick auf Harriet und sagte nach einer Pause: „Je länger ich dieses liebliche Wesen betrachte, desto schöner gruppirt sich mir schon

eine künftige Dichtung, in welcher die liebliche Harriet die Heldin sein müßte. Ich denke mir einen Roman, der in der Herzensentwickelung eines weiblichen Wesens, das in seiner Jugend schon schwimmen und turnen lernte, unstreitig Alles übertreffen müßte, was wir schon in dieser modernen Sphäre besitzen."

So und in ähnlicher Weise glitt das Gespräch belebt und anregend vorüber. Wie konnte freilich Agathe daran Theil nehmen? Waren das Handgriffe, die aus dem zarten Gesaite ihrer Seele einen Ton hervorbringen konnten? Aber etwa das Thema dieses Gespräches darum zu verurtheilen, das fiel ihr nicht ein. Nur im Stillen dachte sie bei sich selbst: „Ob wol Gottfried darüber etwas zu sagen wüßte?" Sie hing diesem Gedanken so lebhaft nach, daß sie, als Sidonie so gütig war, auch einmal eine Frage an sie zu richten, diese überhörte und glühendroth vor Scham wurde, als der Vater mit strengem Blick sie erinnerte, ob sie Sidoniens Frage nicht gehört hätte. Sie sah fragend die Schwester an, diese hatte aber schon einen andern Gegenstand ergriffen und kam auf die Kleinigkeit nicht zurück. Das machte sie doppelt verlegen und zog ihr vom Vater einen Blick zu, der ihr durch's Herz fuhr.

Nach Tisch war es besser. Man erhob sich und Frau von Büren hatte es so einzurichten befohlen, daß man den Kaffee im Garten unter einem ausgespannten Zelttuche trank. Um den Herren das Rauchen zu gestatten, hatte sie die Gewohnheit, selbst eine kleine spanische Cigarre anzuzünden, die sie jedoch kaum einen halben Zoll weit ausrauchte. Den Moment, wo ihr Tabak verglomm, benutzte sie, um sich zu Agathen zu setzen, mit Freundschaft ihre Hand zu ergreifen und zu sagen: „Nun, gute Seele, wie geht es Dir?" Agathe war mit einem Wort, mit dem einen Handdruck ganz in ihrer Gewalt. Sie zog die beiden Hände der Schwester an sich, sah ihr in's schöne Auge und sprach nichts als den glücklichen Seufzer: „Ach, Sidonie!" Sidonie erhob sich und machte sich etwas in den nächsten Sträuchern zu schaffen, wohin sie Agathen mitzog. Sidonie sprach dort erst noch mancherlei Herzliches, aber doch Gleichgültigeres, dann aber, als sie unbemerkt

ſchienen, ſagte ſie plötzlich, mit einer lachenden, ſtark von Ironie gefärbten, aber frauenzimmerlich wohlwollenden Miene; „Alſo, Agathe, Du liebſt?“

Da flammten des armen Mädchens Augen auf. Da ward es licht und hell um ſie her, als hätte ſie vorher nur Nacht und Nebel um ſich geſehen. Da ſchlug die Bruſt vor Seligkeit hoch empor und das Herz zuckte wie in einem Wonnekrampf, an dem man lachend ſterben könnte. Sie wollte reden, ſie konnte nicht. Sie wollte einen Ton der Freude ausrufen, ihre Stimme erſtickte. Sie ſchlang den Arm um den Hals ihrer Schweſter und ſank ihr, während ein Baum ſie vor der Geſellſchaft ſchützte, mit ſtürmiſch hervorquellenden Wehmuthsthränen auf die Bruſt. Ach, daß es die Schweſter war, die nach Ihm fragen konnte, nach Ihm, den ſie liebte, ſo innig, ſo herzig, ſo treu! Sie ſchluchzte nur noch mehr, je mehr es ſie drängte zu reden und ihr die Worte nicht kommen wollten. Sidonie war herzlich! Dafür bedeckte ſie die Schweſter mit Küſſen, küßte ihre Hand, nannte ſie mit allen Schmeichelnamen der zärtlichſten Schweſterliebe und raffte ſich dann von dieſem vernichteten, aufgelöſten Zuſtande zur Faſſung durch Lachen empor, künſtliches Lachen, das bald natürliches wurde und ihrer Schweſter das größte Vergnügen machte. „Du ſollſt von Ihm hören,“ ſagte Agathe in ſtürmiſcher Eile, „ſollſt Ihn ſehen! Er iſt zur Univerſität zurückgekehrt, um ſeine letzten Prüfungen zu beſtehen, er iſt ſiebenundzwanzig Jahre, nicht groß, und engelgut. Daß er nur dem Vater gefällt, daß er Dir gefällt!“ Und ſo jubelte ſie in einem Entzücken fort. Sidonie mußte ſie nur beruhigen, weil ihr Zuſtand jetzt zu auffallend mit ihrer Schweigſamkeit bei Tiſche contraſtirte und ſie doch Beide zur Geſellſchaft zurückkehren mußten. Selbſt wer nicht tief ſah, mußte doch bemerken, daß in dem ſtillen Mädchen eine Aenderung vor ſich gegangen war. Sie kümmerte ſich um die Servirung des Kaffees, befahl, daß man den Herren Aſchenbecher brächte, hüpfte mit Harriet auf und ab, erzählte ihr von dem kleinen Andres aus der Kloſterſchule und war auch nicht im mindeſten verſtimmt, nicht im mindeſten gekränkt, als der Vater nach der Uhr ſah und bemerkte, es wäre Zeit zum Theater. Er hatte eine Loge ge-

nommen, um das Debüt einer berühmten Sängerin zu hören. Vier Plätze waren zu vergeben. Zwei für den Vater und Sidonien, zwei bot man dem Legationsrath und dem Geheimrath an. Der Zerrissenheitsdichter war dem Commerzienrath zu modern und noch nicht recht vornehm genug. Etwas anders wär' es gewesen, wenn er schon den Hofrathstitel gehabt hätte, den er sich später von einem Fürsten, dem er schmeichelte, erwarb. Harriet mußte englische Stunde nehmen, die vier Inhaber der Loge fuhren in die Oper und Agathe wanderte allein, verlassen, zu Fuß, aber glücklich und ohne Groll, ohne Bitterkeit, umklungen vom Echo der Frage: „Also Du liebst!" nach Hause.

V.

Am folgenden Morgen wußte nun wol Agathe, daß sie mit ihrem Vater eine große Unterredung würde zu bestehen haben. Der Tag ließ sich bereits feierlich dazu an. Der Vater stand früher als gewöhnlich auf und blieb länger allein als sonst in seiner Gewohnheit war. Wahrscheinlich schrieb er sich einige Punkte der Rede, die er Agathen zu halten gedachte, auf; ein in seinen Auseinandersetzungen immer umständlicher und wunderlicher Mann. Agathe wußte, wie sehr er ihre gute Mutter mit seinen professorlichen Anfällen gequält hatte, wie kränkend der armen, zuletzt leidenden Frau seine Frühpredigten und Mittagsunterhaltungen gewesen. Etwas, was er ihr leichthin, mit wenigen Worten und darum doch eben so nachdrücklich hätte sagen können, sagte er ihr wie ein Bruder Redner, ein Meister vom Stuhl. Ja, er hatte die Gewohnheit, wenn er über gewisse Fragen recht bedenklich erscheinen wollte, seine Ansichten, die jedoch meist Befehle waren, niederzuschreiben, das Papier als Brief zusammenzuschlagen und diesen auf den Schreibtisch seiner Gattin legen zu lassen. Die arme Frau hatte immer einen tödtlichen Schreck, wenn sie eine solche Depesche mit der Aufschrift: An meine Frau! auf ihrem Tische liegen sah. Mit bebender Angst öffnete sie dann und

lief sogleich zu Wallmuth hinüber, um mit Thränen ihm Alles einzuräumen, was sein Begehren war. Das Monatsgeld, welches er ihr verabfolgte, wickelte er in geschriebene Klagen ein, in Vorwürfe über die Ausgaben der Wirthschaft, und oft waren es die Kinder selbst, die in ihrer Schürze der Mutter diese Schmerzensgelder hinübertragen mußten.

Trotz dieser Erinnerungen flammte es freudig in Agathen auf, als es hieß, das Fräulein sollte zum Commerzienrath hinüberkommen. Schüchtern trat Agathe bei dem strengen Pedanten ein. Er stand von seinem Lehnstuhl auf, nahm bald die goldene Dose, bald sein seidenes Taschentuch, um damit zu spielen, und fing erst von Kleinigkeiten an, die Agathe beklommen beantwortete. Dann stellte er sich, wie es Redner, die der Lichtreiz stört, gern halten, rückwärts an's Fenster und sprach, indem er ab und zu sich umwendend zur Straße hinunterſah: „Meine Antwort auf einen Deiner letzten Briefe, Kind, hat Dir schon zeigen können, daß mein weiches Gemüth Deinem Glück nichts in den Weg legen will. Indessen erheischt die Wichtigkeit der Angelegenheit doch, daß dabei noch manche Punkte von meiner väterlichen Fürsorge erwogen werden. Ein Herz, wie das meinige —"

Hier machte eine Anmeldung, die sich Jakob, der Bediente, erlaubte, eine unangenehme Störung. Der unterbrochene Redner verwies jedes Wiederbetreten der Schwelle, bis er selbst klingeln würde. „Ein Herz, wie das meinige," fuhr er fort, „will nur das Wohl seiner Kinder. Mein Leben floß nicht immer heiter dahin. Zwar war irdische Sorge, Sorge um des Lebens irdische Güter mir fremd; denn mein Vater hinterließ mir ein wohlgeordnetes Geschäftswesen, eine völlige Freiheit von der trüben Nothwendigkeit, an meinen Erwerb selbst Hand anzulegen. Ich bekam früh von ihm die Aufgabe, nur den Glanz seines Hauses zu mehren und durch den Duft einer feineren Bildung, den Duft jener Farben-, Leder- und Gewürzstoffe zu verscheuchen, welche die Grundlage unseres geschäftlichen Wohlstandes waren. Deine Mutter, ach, ob sie meinen vielleicht geringen Werth zu schätzen verstand?!" — Agathe, von Rührung ergriffen, legte ihren Arm auf seinen Nacken und zeigte ihm das Bild der Verewigten, das über

Matthieu.

Herr Chapelle, Sie mißverstehen uns! Wir gehören zu den Anbetern des Schauspiels, wir versäumen keine Vorstellung des bewunderungswürdigen Molière, keine, und da meine kleine Schutzbefohlene ein so schönes Talent für die Declamation zeigte, so hab' ich sie mit reinem Gewissen für die Bühne bestimmt.

Chapelle.

Viel Glück! Gehen Sie nur zu Ihrem bewunderungswürdigen Herrn Molière. Was wollen Sie von mir?

Matthieu.

Herr Chapelle, Sie sind Akademiker! Sie gehören einem Institute an, welches die Geheimnisse der Spache studirt hat. Chapelle, wenn Sie mich, Ihren Landsmann und Milchvetter, wenn Sie dies kleine Wesen würdigen wollten, ihr eine Rolle in Ihrem Nebukadnezar —

Chapelle (zornig).

Lassen Sie mich mit meinem Nebukadnezar in Ruhe!

Matthieu.

Engagirt ist sie bereits bei der Truppe des Königs, aber Sie wissen, eine Kunstnovize —

Chapelle.

Engagirt? Bei Molière? So lassen Sie sich von Herrn Molière Rollen geben —

Matthieu.

Sie empfing bereits eine zur Probe, Herr Chapelle, aber ich sagte zu Madeleine: Wir gehen zu dem grosen Chapelle, er wird Dir diese Rolle einstudiren, er wird Dir die Schönheiten dieser Rolle auseinandersetzen —

dem Schreibtische hing. Wallmuth, der den feinsten Takt für die Momente hatte, wo die Welt es liebt, daß die Herzen aufthauen, sah das Bild mit feuchten Augen an, ging an einen Schrank und nahm ein Kästchen heraus, das er behutsam öffnete. Das ist der Schmuck Deiner seligen Mutter! Ich schenke ihn Dir am Tage, wo Du Dich vermählst! Agathe sah mit Wonneschauer diese heiligen Reliquien. Es fiel ihr nicht ein, daß Sidonie am Tage ihrer Vermählung vom Vater Colliers, Bracelets, Brochen, Diademe erhalten, gegen welche dieser alte Schmuck der Mutter armselig war. Es war der Schmuck ihrer Mutter! Diese Bernsteinkorallen an verblaßten gelbseidenen Bändern aufgezogen, diese plumpgefaßten großmächtigen Rubine mit dicken knolligen Perlen schienen ihr unschätzbare Reichthümer. Ein schwarzes Kreuz, das die Mutter auf der Brust getragen hatte, schien ihr ein Amulet. Wallmuth war zufrieden, daß sich der immer genügsame Sinn seiner Tochter auch jetzt nicht verleugnete.

Nun ging er auf Agathens Wahl über und runzelte nachdenklich die Stirn. „Mein Sinn hat nie nach Auszeichnungen gestrebt," sagte er, indem er den Schmuck neben jenes Kästchen stellte, welches seine Orden enthielt, und wieder zuschloß, „nie habe ich äußere Vorzüge über den innern Menschenwerth setzen mögen; allein die Nachricht, daß Du mir einen völlig unbekannten, eben von der Universität kommenden, noch dazu nicht ganz jungen Mann zu Deinem Geliebten machen kannst, hat mich denn doch überrascht. Der Umstand, daß dieser Mann fünf Jahre über seine Universitätszeit hinaus zwecklos an dem Musensitze oder sonstwo verweilen konnte, erscheint mir bedenklich für seine geistigen Fähigkeiten und nur der Zufall, daß Gottfried der Sohn des würdigen Eberlin ist, an dem Deine Mutter schon mit kindlicher Verehrung hing, kann mich mit dem, was gegen ihn spricht, aussöhnen. Ich habe mich über Gottfried erkundigt und erfahren, daß er nach vielem Hin- und Herstudiren und verkehrtem nichtssagenden Experimentiren zu dem Plane, Geistlicher zu werden, zurückgekehrt ist, und das höre ich gern, besonders Deinetwegen! Laß keine unangenehme Erinnerung diese Stunde trüben, Agathe; allein das steht zwischen meiner

Wahrheitsliebe und Deiner Bescheidenheit fest, daß der Himmel, wie Sidonie einmal allzu bescheiden in einem ihrer Gedichte von *sich* gesagt, *Deinem* Geist keine Adlerschwingen gegeben hat. Ich kann mir denken, daß Du als die Gattin eines Geistlichen Deinen Beruf erfüllst. Auch würde die Landluft Deiner Gesundheit wohlthun."

Agathe küßte dem Vater die Hand. Er wollte es aber abwehren, weil er, wie er sagte, noch Bedingungen zu machen hatte, die Agathen nicht erfreulich sein würden. „Wann denkst Du, daß Ihr Euch verheirathen werdet?" — „Verheirathen?" sagte Agathe. Sie dachte erst an die Liebe, noch nicht an die Ehe. Sie wurde roth, dies Verheirathen lag ihr so fern, war so wenig in den Gefühlen, die sie jetzt bestürmten, ausgesprochen. Der Vater erwartete aber eine Antwort und so sagte sie beklommen: „Wenn Gottfried ein Amt hat." — „Ich glaube," fiel Wallmuth ein, „für ein Amt gutsagen zu können — wenn Dein Verlobter die letzten Prüfungen bestanden hat. Wie konnte er sich diesen überhaupt so lange entziehen! Genug, Agathe, Du siehst, daß ich Alles thue, was ein liebender Vater nur vermag. Nur gestatte mir zur Sicherheit Deines durch junge Leute nur zu bald gefährdeten Rufes folgende Anordnungen zu treffen: Gottfried wird, wenn er seine Prüfungen bestanden hat, ein halbes Jahr auf Reisen gehen. Ich halte das für nothwendig, weil mir ein Mensch, der nicht wenigstens einen Theil der gebildeten Welt gesehen hat, stets die Empfindung macht, als müßte ihn etwas aus seinem häuslichen Leben hinausdrängen, als würde ihm durch seine bürgerlichen Pflichten ein Genuß vorenthalten, den Manche vielleicht nie erreichen und darum auch ewig grämeln und namentlich im einsamen Landleben Hypochonder sind. Während dieser Reise schreibst Du an Gottfried so viel Du willst, jedoch offen, durch mich, als Einlage für die Briefe, die ich selbst an ihn richten werde. Ebenso werden die an Dich gerichteten Briefe offen durch *meine* Hand gehen."

Agathe stand wie vom Donner gerührt. Es regte sich in ihrem duldenden Gemüthe etwas wie Einspruch, wie Widerstand. Als aber der Vater die Schatoulle öffnete und eine Rolle mit dreihundert Ducaten herauszog mit dem Bemerken,

daß er die Summe seinem künftigen Schwiegersohn zum Behufe jener Bildungsreise zu schenken beabsichtige, erstarrte sie so vor Schreck über diese an ihrem Vater, ihr gegenüber, wunderbar seltene Großmuth, über diese zwar aller Welt bekannte, ihr jedoch noch nie erwiesene Freigebigkeit, daß sie sich an seine Brust warf und ihren Dank mit Worten aussprach, die in ihrer schluchzenden Stimme erstickten. Wallmuth hielt immer Stand, wenn man ihn in einem großen und blendenden Lichte betrachten konnte. So dazustehen, im Widerschein einer großen That, angeleuchtet vom Verklärungsschimmer einer edeln Handlung; in solchen Attitüden war er Meister. Auch verstand er bei solchen Momenten passend abzubrechen, ihren Effect nicht durch Alltäglichkeiten wieder zu vernichten. Mit einer sanften Handbewegung entließ er Agathen, die mehr schwebend als gehend in ihr Zimmer zurückkehrte.

So hatte sie denn nun das, was ihr so viel Furcht und Beklommenheit verursacht hatte, hinter sich. Sie hatte des Vaters, wenn auch sehr bedingte, doch wiederholt zusagende Beistimmung und fühlte sich besonders glücklich in dem Gedanken, daß Gottfried durch sie nun schon etwas höchst Erfreuliches gewonnen hatte, die Aussicht und die Mittel zu jener Reise, die ihn zwar örtlich von ihr entfernen, ihn aber geistig ihr nur näher bringen konnte. Denn was würde sie nun von ihm noch Alles hören, erfahren und lernen können, sagte sie sich und gedachte mit Wehmuth, daß sie ihm und er ihr nur in gestörter Vertraulichkeit, im beklemmenden Dreibunde mit dem Vater oder gar mit der Schwester schreiben sollten, die nun Alles prüfen und bekritteln würden, was sie beide Liebende sich zu sagen hätten! In einem Briefe, den sie nach der Unterredung sogleich an ihren fernen Geliebten aufsetzte, sprach sie unverholen, obgleich in mildester Form, die Betrübniß aus, ihm noch nicht ganz so gehören zu können, wie sie sich's in Schönlinde unter dem Nußbaum gedacht hätten! Auch von der Reise sprach sie und der dreihundert Ducaten that sie so zart als möglich, aber doch tröstend und nicht ohne einen kleinen geschmeichelten Stolz Erwähnung. Der Vater las diesen Brief, gab demselben in den Hauptsachen

seine allerhöchste Billigung und sandte ihn, mit seinem Petschaft versiegelt, zur Post.

Im Uebrigen entrollte sich nun wieder für Agathen der Kreislauf ihrer alten Pflichten. Sie war des Hauswesens vielbeschäftigte Leiterin. Ein großer Korb mit Schlüsseln war ihr Scepter. Aus diesem wurde bald diese bald jene Vorrathskammer geöffnet. Es hatte sich so Vieles aufgehäuft, was jetzt durch ihre Rückkunft erledigt werden mußte. In den großen Waschkellern des väterlichen Hauses wurde auch Sidoniens Wäsche besorgt. Agathe war es, die der Schwester zu ihren gelehrten Diners die weißen Tischtücher und Servietten lieferte. Gab der Vater selbst Gesellschaft, so hatte sie ihre Noth. Wenn es hieß, ich will einige Gäste sehen, wandelte sie ein Schwindel an. Denn es war schwer, richtiger gesagt, unmöglich, seine Anforderungen zu befriedigen. Agathe saß natürlich an der Tafel, sollte auch mitsprechen, aber ihre Gedanken durften nur in der Küche, im Vorzimmer sein. Aufzustehen und selbst nachzusehen wäre unschicklich gewesen und doch zitterte sie bei der kleinsten Lücke, die sich bemerkbar machte, der kürzesten Pause, die einmal hätte eintreten können. Der Vater war im Gespräch mit seinen Gästen ganz Liebenswürdigkeit, ganz Gemüth und Großmuth; sie wußte aber nur zu gut, daß er seine Rolle wie ein Künstler spielte. Sie empfand diese jeweiligen finstern Blicke, die mitten in einer pikanten Anekdote, die er vortrug, zu ihr hinüberschossen und sie tief verwundeten. Die Gesellschaft trennte sich immer auf das Angenehmste angeregt und Niemand ahnte, wie schwierig es war, eine solche Anregung zu veranstalten. Niemand wußte, daß am Tisch ein Wesen saß, das mitten in den Scherzen, mitten in dem heitern Lachen zitterte. Niemand wußte, daß, nachdem der Kaffee genommen war, über dies Haus, diese Säle eine plötzliche Todtenstille kam und derselbe Mensch, der eben die Gefälligkeit und urbane Weltlaune selbst war, wie im Handumwenden abstoßend, bitter und verletzend sein konnte. „War Alles gut und recht?“ fragte dann wol Agathe schüchtern den plötzlich mißlaunig gewordenen Mann. Selten, daß er nichts zu tadeln gefunden hätte, selten, daß er, während er sich noch die Zähne stocherte,

seinem Kinde ein Wort der Ermunterung in jenem Tone gesprochen hätte, mit welchem er eben erst seine Gesellschaft bezauberte. Wenn auch Alles tadellos von Statten gegangen war, eines konnte ja Agathe nicht verhindern, die Schalheit, die nach dem Genusse eintritt, das Gefühl der Uebersättigung, den Zorn, daß man alt wird, die Verzweiflung, daß man von diesem heitern geist- und trüffelreichen Leben scheiden müsse, scheiden und wie bald scheiden! Agathe war schon glücklich, wenn der Vater schwieg und er auf die Frage: „War Alles gut?" die Antwort ganz vermeidend, erwiderte: „Ich will in den Club fahren."

Agathe trug mit Engelsgeduld. Kaum fühlte sie das Verletzende. Sie war seit ihrer frühesten Jugend an Zurücksetzung gewöhnt. Ihre Schwester war es, die das ganze Herz der Eltern, auch der Mutter, die Agathe so liebte, besessen hatte. Sidonie verheirathete sich früh und glänzend, glänzte selbst durch ihre Schönheit, ihren Geist, ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit. Agathe war klein, nicht schön; gewöhnlich, nicht auffallend. Früh nahm ihre Liebe die dienende Gestalt an, früh beugte sie ihren Nacken unter den Fuß der Tyrannei. Wie hätte sie nicht dienen sollen einer Mutter, die von ihr angebetet wurde, dienen einem Vater, der so ernst, so wichtig, so gefürchtet war? Betrete nur Einer mit bescheidener Ehrfurcht den Weg der Pflicht und Mühe, die Schlinge der Ungroßmuth ist ihm von Denen, denen wir dienen müssen, bald umgeworfen und läßt ihn nicht wieder los. Agathe machte keine Ansprüche. Sie war von ihrer Liebe so überzeugt, so sicher darin, daß sie die Anlässe einer unfreundlichen Behandlung nur in sich, in ihrer eigenen Mangelhaftigkeit suchte. Sie sah doch, wie sehr sie gegen die Uebrigen zurückstand, wie konnte sie murren, daß man sie nicht hervorzog! Ihr noch so junges Leben war eine Dornenkette von Zurücksetzungen aller Art. Oeffentlich zwar nie verleugnet, nie vom Vater oder der Schwester mit einer Ungunst behandelt, die der Welt hätte auffallen können, kam sie doch um jede Auszeichnung, jede Freude. Wenn die Schwester im Salon glänzte, mußte sie im Nebenzimmer den Thee machen. Die schlechtesten Plätze im Wagen im Theater waren auch die ihrigen. Oft war bei Landpartheen

die Zahl der Mitfahrenden ſo übel ausgerechnet, daß nothwendig Einer zurückbleiben mußte, Agathe. Und ſie murrte darüber nicht. Sie fand's in der Ordnung, ja an den Triumphen ihrer Schweſter hatte ſie ihr Vergnügen. Sie half Sidonien ſchmücken, ſie entſagte Einladungen, wenn ſie nicht die Zeit finden konnte, außer ihrer Schweſter ſich ſelbſt zu putzen. Agathe hatte trotz ihrer leidenden Geſtalt, trotz ihrer ſchwachen Bruſt eine ſchöne Stimme und viel Gehör für die Muſik. Da Sidonien Beides fehlte, ſo wurde — auch Agathens Talent unterdrückt. Es hätte das ihren Uebungen zu viel Effect für die Nachbarſchaft, ihren Leiſtungen im Salon zu viel Widerſchein auf ſie ſelbſt gegeben. Und das Alles geſchah nicht abſichtlich. Niemand wollte ſie kränken, Sidonie liebkoſte ſie ſogar, wenn ſie allein waren; es verſtand ſich das Alles von ſelbſt. Es war wie bei den Rollenaustheilungen, wenn Sidonie im Winter dramatiſche Leſeabende veranſtaltete. Die ganze Geſellſchaft würde gelacht haben, wenn man Hamlet las und Einer ſich hätte einfallen laſſen wollen, Ophelia Agathen zuzutheilen. Ophelia konnte nur Frau von Büren ſein, obgleich dieſe Frau bei all' ihrem Geiſt, all' ihrer Genialität, all' ihrem poetiſchen Vermögen die Rolle der Ophelia nicht ſo vollkommen las, wie ſie vielleicht die einfache, geknickte Agathe mit ihrer kindlichen Stimme würde geleſen haben. Dieſe bekam nur Pagen, Kammerfrauen oder mußte, wenn das männliche Perſonal nicht ausreichte, ſich zur Aushülfe für Verſchworene und Mörder im Trauerſpiel oder Bediente und Bauernburſche im Luſtſpiel hergeben, wo ſie denn natürlich ſtatt Beifall immer nur Lachen ernten konnte.

Alle dieſe Verhältniſſe hatten ſeit Agathens Rückkehr von Schönlinde nicht etwa aufgehört, ſondern blieben wie ſie waren. Ihre Liebe konnte am wenigſten dazu beitragen, ihre Stellung zu heben. Im Gegentheil drückte dies unebenbürtige Verhältniß ſie nur noch mehr hinunter. Sie hatte ſich mit ihrem Geliebten, Gottfried, die letzte Anlehnung an ihre Geburt, ihre Erziehung und Verwandtſchaft genommen. Sie hatte ſich in dieſer Neigung die Sphäre angewieſen, der ſie anzugehören wünſchte. Und trotz dieſer ironiſchen Nachfrage ihrer Schweſter, trotz dieſes ewigen Selbſtlobes ihres Vaters, der ſich durch

die Duldung einer ſolchen Neigung ein Wunder wie großer Philoſoph dünkte, trotz dieſer Nichtachtung ihres Juwels, ſchloß ſie ihn tief in ihr Herz und bewahrte ihm eine heilige, treue Liebe. Sie gab Alles auf, Eines beſaß ſie, dieſes Herz eines Mannes. Man mochte ihr nehmen Ehre, Auszeichnung, Freude, was war das Alles gegen das, was ſie beſaß! Faſt ſtolz trug ſie ihr demüthiges Haupt und dünkte ſich groß in ihrer Erniedrigung.

Wie entſetzt mußte ſie daher ſein, als eines frühen Morgens ihr Vater, noch in Schlafrock und Pantoffeln, in ihr Zimmer trat! Dunkelroth vor Zorn ſtreckte er ihr einen offenen Brief entgegen, den er zerknickt in der beringten Hand hielt. Tiefer Elende! Das war Alles, was er im erſten Ausbruch ſeines Zornes ſagen konnte. Agathe, von einer ſchrecklichen Ahnung ergriffen, nahm den Brief. Er war von Gottfried. Unfähig, ihn zu leſen, eingedenk des väterlichen Verbotes, blickte ſie den entrüſteten Mann ſtarr an und erwartete in bebender Todesangſt, blaß und weſenlos, was die Urſache dieſes entſetzlichen Zornes wäre. „Das zu wagen!“ ſchrie Wallmuth. „Mir gegenüber! Dieſe Schamloſigkeit! Ein Bettler mir dieſen Trotz! Ein Nichts, das ſich aufbläht wider mich, wider mich!“ Unter Agathen wankte der Boden, ſie wußte nicht, woran ſie ſich halten ſollte, und wankte mit dem Ausrufe des kläglichſten, mitleidswürdigſten Schmerzes auf den Seſſel. „Lies, was er ſchreibt!“ ſagte Wallmuth. Da ſich aber Agathe kaum zu ſammeln vermochte, ſo polterte er den Inhalt des Briefes mit den Worten heraus: „Vorwürfe macht er Dir, daß Du eine Liebe ſo entweihen und ſie nur durch dritte Hand könnteſt pflegen wollen, Vorwürfe mir, daß ich mich zum Vertrauten eines Bundes aufwürfe, den ich ja gebilligt hätte und den die Mitwiſſenſchaft eines Dritten nur zu einer unwahren Komödie herabwürdigen könnte! Den Vorſchlag einer Reiſe weiſt er von der Hand, weil ihn die Welt nur zerſtreuen würde, und ſelbſt wenn er reiſte, ſchließt er, würde er lieber zu Fuß wandern, als mit einem Stipendium, das er ſich nicht erworben hätte!“ Agathe fand blitzſchnell heraus, daß Gottfried ſie nicht anklagte, ſie ſah nur auf den Vater, auf den ſich jetzt vor Ingrimm kreideweiß

färbenden ſtolzen Mann, der nie gewohnt war, ſich in ſeinen allerhöchſten Anordnungen ſtören zu laſſen. Widerſpruch konnte er allenfalls im äußerſten Falle da ertragen, wo er von Anderen etwas forderte, da aber, wo er gab und den edeln Mann entwickelte, verletzt zu werden, das konnte er nimmermehr vergeben. Wie er ſo ſtand und ſie mit Baſiliskenblick durchbohrte, fiel ſie ihm zu Füßen und flehte um Nachſicht, um Schonung, Vergebung. „Wer iſt denn dieſer Menſch,“ war die vernichtende Antwort, „daß er ſich gegen einen Mann aufzulehnen wagt, der ſich ſo tief herabgelaſſen hat, wie ich mich gegen ihn? Das der Dank für meine unendliche Güte, für ein Vaterherz wie das meinige, eine Handlung, die in der Geſellſchaft ohne Gleichen daſteht?“ Agathe bot Alles auf, ihn zu beruhigen. Ihre Zunge beflügelte ſich. Sie verſprach, dem Geliebten ſeinen Irrthum vorzuhalten und bedeckte die Hände des verletzten Mannes mit Küſſen, mit Thränen. Alles das war ihm widerwärtig. Er ſtieß ſie von ſich. Er zerriß den Brief und warf die Fetzen auf die Erde, zertrat dieſe und ſchied mit den Worten: „Die kleinſte Zeile, die Du ihm ohne mein Wiſſen zukommen zu laſſen wagſt, iſt Dein Unglück, Dein Verderben!“

Die Thür wurde zugeworfen. Agathe war allein, auf den Knieen, in Verzweiflung die Hände ringend. Sie war wie ohnmächtig. Sie verſtand das nicht. Das konnte ſie nicht geduldig hinnehmen, das mußte erklärt, zuſammengeſetzt, mußte erſt ganz verſtanden werden, um es nur tragen zu können. Sie erhob ſich nur langſam, beſann ſich und ſtöhnte ſich in Seufzern aus, die erſt nach und nach in milden Thränen ſich beruhigten. Es war ein endloſes Weinen, wie milder Mairegen. Lange, lange währte das. Es war ſo viel, was aus der Erinnerung in dieſe Schmerzen mit hineinſtrömte. Sie ſah nun doch, daß ſie unglücklich war. Sie fühlte es tief und unheilbar. Die Fetzen des Briefes lagen auf der Erde. Sie ſammelte ſie und verſuchte, ſie zuſammenzuſetzen. Sie konnte deutlich leſen, was den Vater ſo empört hatte. Wol hatte er geſchrieben, was ſie ſchon hören mußte. Offene Briefe an eine Geliebte, ſagte der junge Mann, ſind Diogeneslaternen am Tage! Die dreihundert Ducaten hatten ihn

verletzt. Sie sann darüber nach und konnte diese Stimmung nicht vollkommen begreifen. Sie war zu sehr daran gewöhnt, die großmüthigen Regungen ihres Vaters bewundert zu sehen. Im Grunde fand sie in dem Befehl, daß der Briefwechsel durch den Vater geführt werden sollte, gerade nichts Anderes als das Privilegium väterlicher Macht und Würde. Daß dabei Wallmuth etwas Apartes bezweckte, ahnte sie nicht. Sie war nicht scharfsichtig genug, die eitle Natur ihres Vaters zu durchschauen und in jenem Befehl die eigentliche, im unverbesserlichen Egoismus entspringende Quelle zu entdecken. Bei Allem dabei sein, bei Allem den Mittelpunkt, in jeder Gruppe die Hauptperson zu machen, das war die Rolle, die er haben wollte. Durch ihn, mit ihm, von ihm — dann Alles! Ohne ihn aber Nichts! Eine solche Natur zu ergründen, lag Agathen fern. Sie sah in des Vaters Handlungen nur Liebe, in seinen Befehlen väterliche Fürsorge und hätte auch nimmer gewagt, dagegen einen Einspruch zu thun.

Die lieben Schriftzüge in der Briefmosaik, die vor ihr lag, sprachen sie so traulich an. Wie gern hätte sie geantwortet! Wie gern den Geliebten von seinem Irrthum, von seinem verletzten Ehrgeiz zurückgebracht! Nun war es ihr verboten. Wol regte sich ein Eva-Gelüst. Sie dachte, wenn ich ihm nun doch schriebe, und wie sie gedacht hatte, setzte sie sich auch hin, schrieb einen langen rührenden Brief voll Versöhnung und guter freundlicher Zurede; aber den Brief abzuschicken, wagte sie nicht. Doch ging sie damit zum Vater und zeigte ihm diese Antwort. Dieser las sie, verzog nicht die Miene und zerriß das Blatt. „Ich, ich werde antworten," sagte er kalt, und indem er ihr wiederholt das Verbot, sich in irgend einer Art mit Gottfried in Verbindung zu setzen, einschärfte, wies er sie aus dem Zimmer.

Agathe verlebte nun Tage des tiefsten Kummers. Sich ihrer Schwester zu entdecken, wagte sie nicht; denn sie war gewohnt, in Dingen, die ihren Vater ganz in Anspruch nahmen, keinen Schritt vor- oder rückwärts zu thun. Seit Jahren hatte Wallmuth seine Familie gewöhnt, sich in solchen Haupt- und Staatsactionen nicht zu rücken und zu rühren, sondern Alles, was dabei zu thun oder zu lassen war, seiner Weisheit an-

heimzugeben. Auch ſah ſie die Schweſter ſeltener denn je. Es ſchien ihr, als hätte auch dieſe Leiden, Leiden freilich anderer Natur. So weit ſich Agathe in ihre Schweſter vertiefen konnte, bemerkte ſie wol, daß ſich auch dieſe nicht glücklich fühlte; wahrſcheinlich, weil ſie zu glücklich war oder in dem Gewühl von Zerſtreuung ſich gelangweilt, unter ihren zahlloſen Bekanntſchaften ſich einſam, unter den auffallendſten Huldigungen ſich ohne Liebe fühlte. Und um Agathens Qual zu mehren, ein Tag verging nach dem andern, ohne daß von dem Geliebten eine Nachricht kam. Sie merkte es dem Vater an, daß auch er ohne Antwort geblieben war. Wochen vergingen. Sie ſchlich wie ein Schatten dahin. In ihre Wangen trat wieder jene Röthe, die der Hofmedicus durch die Molkenkur vertrieben glaubte. Oft ſagte ſie ſich: „Auch das Letzte, das Letzte hat man mir geraubt!“ Dann ſprang ſie auf und rief: „Nein, es iſt nicht möglich, ich ertrag' es nicht!“

Ein Monat war vergangen. Keine Kunde kam von dem Manne, an dem ihr Herz hing. Der Vater, der ſeinen Zorn, ohne Antwort zu bleiben, nur an ihr auslaſſen konnte, würdigte ſie keines Wortes, keines Blickes mehr. Die Schweſter erklärte ſich für krank und zog ſich ganz zurück. Harriet wurde in eine Penſion geſchickt. Agathe war ein Bild des Leidens und rührte doch Niemanden, da ſie ſich Niemanden entdecken konnte, ja durch ihre Lage gezwungen war, ſich jenen häuslichen Geſchäften hinzugeben, welche über das tiefſte Elend den lügneriſchen Schein einer befriedigten und gleichgültigen Alltäglichkeit verbreiten können. So nahte der Spätſommer und mit ihm der Todestag ihrer Mutter. Sie wollte das Grab der Verewigten beſuchen und ſich dort auf dem grünen Raſen von Herzen einmal ausweinen.

Mit Mühe erübrigte ſie ſich einige Morgenſtunden. Aus dem Kunſtgarten des Vaters, der an ſchmerzliche Begebniſſe nicht erinnert zu werden liebte, nahm ſie einige Stöcke der Lieblingsblume der Mutter mit und ſetzte ſich in einen Fiaker, der ſie vor's Thor an die Friedhöfe führte. Dieſe „ſtillen“ Plätze lagen dicht an der großen Heerſtraße, waren aber tief genug, um doch dem Geräuſch der Welt die liebende Betrachtung und verehrende Erinnerung etwas zu entziehen.

Chapelle.

Ich eine Molière'ſche Rolle einſtudiren?

Matthieu.

Erſt eine Rolle, eine einzige Rolle, die Arme! Freilich in einem neuen Stück von Molière.

Chapelle.

Schon wieder ein neues Stück von Molière? Ein ernſtes Drama? Nicht wahr?

Matthieu.

Nein, ein ſehr luſtiges. Madeleine, das ſchüchterne Kind, wohnte ſchon der Leſeprobe bei — was behandelte es?

Madeleine (ſchüchtern).

Einen Scheinheiligen.

Chapelle.

Wie?

Madeleine.

Einen Menſchen, der äußerlich fromm und innerlich ein Fuchs iſt —

Chapelle.

Was?

Madeleine.

Einen Schleicher, der ſich in die Familien drängt, immer mit den Augen blinzelt und bei Licht beſehen ein rechter Heuchler iſt.

Chapelle.

Das iſt — das hat —?

Matthieu.

Sprich Dich deutlicher aus!

Agathe sah mit Wehmuth, daß sich die Blätter schon gelb färbten. Sie gedachte des Frühlings, in dem sie gekeimt waren, dieses einzigen Frühlings, der nun auch für sie sich so entfärben sollte! Sie fühlte einen Schmerz wie noch nie. Langsam stieg sie an der Pforte des Friedhofes aus dem Wagen und ließ sich von dem Kutscher die Blumenstöcke nachgeben, sich von ihm das schwarze, an den Spitzen vergoldete Eisengitter öffnen und trug mit eigenen Händen ihre Bürde den wohlbekannten Weg hinauf bis zur Schlummerstätte der Mutter. Hierher war sie so oft gepilgert in frühern Tagen und hatte ihre stillen Klagen mitgenommen, nicht um sie hier auf dem grünen Hügel niederzulegen und anzubringen — Vorwürfe waren ihr fern — sondern nur, um dagewesen zu sein, der Mutter näher. Sie kehrte immer gekräftigt wieder heim vom Friedhof. Sie brauchte diese Kraft aus der Geisterwelt, diesen Trost vom Jenseits, der so sanft erhebt, so lind uns zuruft: Trage, dulde, hoffe! Indem sie so weiter schritt, bot sich ihrem Auge ein sonderbar störender Anblick. Sie war in der Gegend des theuern Grabes und entdeckte einen Wirrwar von Steinen und Arbeitern. Was sollte der? Sie suchte das Grab, sie fand seine Stelle, aber der grüne Hügel war niedergetreten; die Arbeiter hatten ihre Kleider darauf geworfen. „O mein Himmel," rief sie, „was geschieht hier!" Indem erblickte sie auch schon den Todtengräber, der ein wenig weiterhin arbeitete, sein Käppchen lüftete und sich der zum Tod Erschrockenen näherte. „O mein Fräulein," sagte der Alte, „was sind Sie so lange ausgeblieben! Was habe ich Sie vermißt, die fleißigste Kirchhofgängerin der Stadt! Ja, sehen Sie da! Ihr Herr Vater hat es nun groß im Sinn mit seiner Seligen! Den Spaten des Gärtners verdrängt der Meißel des Steinmetzen! Es wird ein prächtiges Monument geben, aber kalt und hart!"

So wurde denn wirklich die Idee ausgeführt, von welcher Wallmuth gleich im ersten Schmerz gesprochen hatte, als er seine Gattin verlor. Jahre waren darüber hingegangen. Nun war das marmorne Mausoleum in Arbeit. Die Unordnung machte Agathen einen trostlosen Anblick. Es war ihr, als wären die theuern Gebeine in ihrem Frieden gestört. Sie mußte

dieſen Anblick fliehen, es preßte ihr das Herz ab, auch hier ſich nicht mehr heimiſch fühlen zu können. Traurig nahm ſie ihre Blumen und ließ ſie auf einem Nachbargrabe ſtehen. Es war der Hügel eines hoffnungsvollen jungen Mädchens, das der Sturm in der Blüthe knickte. So berichtete ihr's der alte Gärtner.

In Thränen aufgelöſt wankte Agathe zur Pforte zurück. Es machte ihr zu großen Schmerz, ſich auch von hier wie verſcheucht anſehen zu müſſen. Dieſen Hügel hatte ſie ſo lieb gehabt! Er war ihr ganzes Eigenthum, ihr Aſyl, ihre Troſtesſtätte. Nun war ihr auch das genommen. Es beugte ſie zu tief. Sie mußte ſich halten, um nicht zu ſinken. Auf einer ſteinernen Bank, die eine Trauerweide beſchattete, ſaß ſie wol eine halbe Stunde und betete zum Geiſt ihrer Mutter und bat ſie, ſie hinüberzunehmen in ihr ſtilles Reich. Wer ſie ſah, hätte glauben mögen, ſie beweinte einen eben erſt begrabenen Todten. Und war ihr nicht auch eben erſt ein friſches, freudiges Leben abgeſchieden? Fehlte ihr denn mehr, als nur noch ein ſchwarzes Trauerkleid? Hier hatte ſie Troſt gehofft. Sie ſchied ohne Troſt, durchwühlt von einem Schmerz, der ihr die Worte entlockte: „Vergebens! Vergebens!"

Da ſchweifte ihr Blick in die Weite hinaus. Es fiel ihr in der Ferne ein Strohhut auf mit breitem Rande und einer grünen Schleife daran. Sie hatte in Schönlinde dem Geliebten eine ſolche Schleife an den Hut genäht. Auch der weiße Staubmantel des fernen Wanderers fiel ihr auf. Er trug grüne Bänder auf den Achſeln, wie ſie ebenfalls ſolche Gottfried auf ſein Reiſekleid genäht hatte. Sie ſtand erregt auf. Der Wanderer kam näher. Gang, Haltung wurden ihr immer bekannter. Sie mußte ſich an einen Denkſtein halten, ſo ſchwindelten ihr die Sinne. Der Wanderer trug einen leichten Ranzen auf dem Rücken. Das war keine gewöhnliche Erſcheinung, kein gewöhnlicher Wanderer. Bald trat er in der Allee licht heraus, bald fielen wieder verdunkelnd die gelben Schatten der Kaſtanienbäume auf ihn. Nun aber wurde er immer kenntlicher, immer ſichtbarer, Agathens Herz pochte, ſie ſah es, es war kein Zweifel — der Wanderer war ihr Geliebter —! Und mit dem Gedanken: die Mutter ſendet ihn

dir! stürzte sie hinunter, die leichte Anhöhe, riß das schwere Eisengitter des Friedhofes selbst auf und lag in des Ueberraschten Armen. Gottfried Eberlin war trotz seines Fußwanderns todbleich, entsetzte sich auch über den Hintergrund des Wiedersehens, den Kirchhof, den er sogleich erkennen mußte, doch war er so bewegt und ergriffen von Agathens Freude, daß es Secunden währte, bis er sich sammeln und die stürmischen Fragen der nun nach allem Leid so überglücklichen Agathe beantworten konnte.

VI.

Agathe hatte einen unruhigen Tag, eine schlaflose Nacht. Gottfried war in einem bescheidenen kleinen Gasthofe eingekehrt. Sie hätte ihn am liebsten sogleich in das väterliche Haus geführt, hätte ihm die schönsten Prunkgemächer desselben zur Wohnung umgestalten mögen. Unterwegs, auf der Heimkehr vom Friedhofe, hatte er ihr in aller Kürze erzählt, daß ihr Vater ihm mit schnöden und wegwerfenden Ausdrücken verboten hätte, des Weiteren an eine Verbindung mit seiner Tochter zu denken. Er hätte ihm dabei ein langes moralisches Kapitel über die Pflichten der Jugend und die Rechte des Alters gelesen und ihn in der That dahin gebracht, sich vorläufig zum Stillschweigen zu entschließen. Inzwischen wäre seine letzte Prüfung glücklich von Statten gegangen, doch kehrte er jetzt nicht als Candidat der Theologie, sondern als Doctor der Philosophie von der Universität heim. Er wäre nun hier, um sich eine Zukunft zu gründen, und sähe, seine Stimme zagte etwas, als er diese Worte aussprach, das plötzliche Wiederfinden seiner lieben Agathe als ein heiliges und bedeutungsvolles Wahrzeichen an.

Das zu hören, that Agathen wohl, und sie hatte nun nichts Ernsteres für das Leben zu thun, als zwischen dem Vater und Gottfried eine Versöhnung zu stiften. Als sie dicht am väterlichen Hause, sich vorsichtig umblickend, Abschied nahmen, hatte der Geliebte noch dies zu ihr gesagt: Agathe,

noch Eines, nennen Sie mich nicht Gottfried! Seitdem ich in Schönlinde predigte und der Gemeinde so unverständlich geweſen bin, iſt ein tiefer Riß durch mein Herz gegangen. Ich fühle mich nicht fähig, für die Verbreitung eines Gottesreichs zu wirken, wie es dieſer Welt verſtändlich, vielleicht auch nützlich und heilſam iſt. Zweifel, nagende, ſind über mich gekommen und ich fühle mich, es mag komiſch klingen, aber es iſt im Ernſt ſo, durch meinen Vornamen, der mir ewig „Frieden in Gott" verkündigt, förmlich beängſtigt, ja verhöhnt; mit einem Wort, ich fühle mich nicht wohl in dieſem Namen. Agathe ſah den theuern Freund erſtaunt an und meinte: „Wie ſoll ich Sie dann nennen?" Er zog ein Porteſeuille aus der Briefta ſche, öffnete daſſelbe und gab ihr eine zierliche Viſitenkarte, auf welcher ſie las: Ottfried Eberlin, Doctor der Philoſophie. Es war ihr bei dieſer Umgeſtaltung ſeines eigenen Namens wunderlich zu Muthe und gern hätte ſie bittend und prüfend an ſeinem Auge verweilt. Es klang ihr ſonderbar, als der junge Mann ſagte: Haben wir doch Alle ein zweites Leben oder ſollten es dahin bringen, zum zweiten Mal geboren zu werden. Das Eine giebt uns die Welt, das Andere der Geiſt; im Einen ſind wir abhängig, im Andern frei. Jedermann ſollte das Recht haben, ſich in einem gewiſſen Alter über ſeine Stellung zur Geſellſchaft, über ſeinen Stand, ſeine Religion, ja ſelbſt über ſeinen Namen entſcheiden zu dürfen. Jeder, der es bis zur Fähigkeit, es zu thun, gebracht hat, ſich aus ſich ſelbſt zu erzeugen! So habe ich es wenigſtens für mich gethan. Ich wollte, ich könnte meinen alten Namen mit Freuden tragen. Ich kann es ja nicht. Ich habe den Frieden nicht und habe Gott nicht. Liebe Agathe, nennen Sie mich von heute an Ottfried. — Agathen ſchlug das Herz vor Angſt, aber auch vor Verehrung. Der Geliebte ſchien ihr ſo unerreichbar groß, wahr, gewiſſenhaft, indeß ſie ſich klein vor ihm dünkte. Es war etwas Majeſtätiſches in dieſer Umtaufe, nichts Kleinliches, Furchtſames. Dann beſprachen ſie noch raſch, wie ſie ſich durch geheime Botſchaften in Verbindung ſetzen wollten, und trennten ſich mit Innigkeit und glücklichem Vertrauen auf ihre Zukunft.

Die ernsteste und heiligste Aufgabe des wie im Traum wandelnden Mädchens war jetzt die, den Vater und Ottfried — gehorsam wie sie war, nannte sie, wenn auch beklommen, den Theuern gleich so, wie er befohlen hatte — auszusöhnen. Eine unmittelbare Vorstellung an den strengen Mann, wußte sie, würde nicht zum Ziele führen. Wie es anstellen? Sie sagte sich, daß es hier nur einen Weg gebe, den, sich der Schwester zu vertrauen. Sie kannte die unwiderstehliche Gewalt, die Sidonie auf den Vater übte, und so schwer es ihr wurde, mit Liebe bei diesem Gedanken zu verweilen, so bannte sie doch an seine Nothwendigkeit die klügere Erwägung. Nur Sidonie kann helfen! Das stand fest bei ihr, und ängstlich schrieb sie der Schwester einige Zeilen mit der Bitte, ob sie zu einer ihr sehr wichtigen Angelegenheit morgen in aller Frühe ihren Rath in Anspruch nehmen dürfte. Frau von Büren antwortete herzlich und schon nach neun Uhr machte sich Agathe zur Schwester auf den Weg.

Die elegante Frau erstaunte über die Anwesenheit des Geliebten, fand aber vor Allem dessen plötzliche Umwandlung in Ottfried höchst sonderbar, ja wunderlich und originell. „Sieh, sieh," sagte sie nachdenkend, „als Ottfried Eberlin erregt mir dieser Mann eben so viel Interesse, wie ich ihn als Gottfried Eberlin gleichgültig gefunden habe!" Sie versprach ihr Möglichstes zu thun, bedingte sich aber erst die persönliche Bekanntschaft des Fremden. Man kam überein, daß sich Ottfried noch im Laufe des Tages zwischen drei und vier Uhr bei Frau von Büren sollte anmelden lassen. Agathe, überquellend von Dankbarkeit, küßte der Schwester tausendmal die schönen zarten Hände, schrieb auf dem zierlichen eleganten Schreibtisch der Dichterin zwei Worte an Ottfried, die Sidoniens Bedienter in den Gasthof tragen sollte, und eilte dann glücklich und behend nach Hause. Wie schmerzlich ihr Erstaunen, als der Bediente die Rückantwort brachte, Herr Doctor Eberlin bedauerte, sich um jene Zeit versagt zu haben. Auch morgen habe er zur selben Zeit nicht frei, aber wenn es erlaubt wäre, würde er übermorgen etwas früher kommen. Agathe sah darin Hindernisse und Abhaltungen, Sidonie, weltklug wie sie war, schrieb der Schwester: „Gutes Kind,

er wird die Ankunft ſeiner Garderobe abwarten. Alſo übermorgen.“ Durch einige Zeilen wurde die in Allem kindlich und unbefangen Fühlende von Ottfried unterrichtet, daß Sidonie recht gerathen hatte.

Das war ein langer peinlicher Tag für Agathen. Sie hatte an ihm von dem Geliebten nichts, als in der Fremdenliſte ſeinen Namen, den der Vater in ſeiner jetzigen Geſtalt nicht kannte, nichts, als beim Vorübergehen vor ſeinem Gaſthofe das Flattern eines Vorhanges an den Fenſtern, das ſie von ihm bewohnt glaubte. Am Tage, wo er zu Sidonien gehen ſollte, ſchrieb er zur Antwort auf zwei zärtliche Mittheilungen, welche er von ihr empfangen hatte, ein Billet voll Freundlichkeit und Hingebung, das ſie deshalb ſogleich an Sidonien ſchickte, weil der Schluß lautete: Von Frau von Büren habe ich ſo viel Ausgezeichnetes gehört, daß ich mit Spannung dem Augenblick entgegenſehe, ſie kennen zu lernen.

Sidonie konnte ſich nicht verbergen, daß ein Beſuch, den man erwartet und erſt ſpäter zugeſagt bekommt, etwas hat, was ſelbſt ohne alles tiefere Intereſſe einigermaßen beſchäftigt. Sie konnte ſich nicht verbergen, daß ſie auf die Bekanntſchaft des jungen Mannes geſpannt war. Sie ſammelte alle Eindrücke, die ſie nun ſchon durch dritte Hand von ihm empfangen hatte. Sein langes, unentſchloſſenes Verweilen auf der Hochſchule, oder in der Gegend derſelben, ſeine Rückkehr in's Vaterhaus, der Eintritt in den Garten (während Agathe Salat ſchnitt, ſie malte ſich's wieder lächelnd aus), ſeine vorhergegangene rückſichtsvolle Wahl einer anderen Wohnung, um Agathen nicht zu vertreiben, die etwas geſpannte Beziehung zum Pfarrer, ſeinem Vater, die mißlingenden Predigtverſuche, die gefällige Aushülfe für den kranken Freund in der Schule, die ſanfte und ruhige Art der Verſtändigung mit Agathen, die ſtolze Antwort auf die bevormundenden Zumuthungen des Vaters, das Ausſchlagen der dargebotenen Summe Geldes zu einer Bildungsreiſe, deren er nicht mehr bedürftig zu ſein erklärte, endlich ſeine merkwürdige Namensänderung, worin Sidonie einen heroiſchen Willensact erblickte, Alles das führte ſie ſich lebhaft vor. Dennoch bei allen dieſen günſtigen Vorbedeutungen konnte ſie die erſte Vorſtellung, die ſie vom

Gottfried gefaßt hatte, nicht ganz aufgeben, die Vorstellung von einem hagern, blonden Candidaten der Theologie. Geistreiche Leute sind träge oder eitel. Ihr erster Einfall bleibt ihnen immer der liebste.

Endlich wurde Ottfried gemeldet. Frau von Büren, um den Eindruck zu erhöhen, ließ ihn in den Salon des mittlern Stockwerks verweisen, wo sie ihn zu empfangen gedachte. Als sie aus ihren Zimmern trat, erstaunte sie über das Rauschen ihrer seidenen Gewänder auf der Treppe. Sie hatte sich fast bewußtlos gewählter als sonst gekleidet. Wie sie eintrat und sich der Fremde verbeugte, wie sie ihm anbot, sich eines Sessels zu bedienen und selbst in ein Sopha zurücksank, hatte sie von dem Besuche noch keinen klaren Eindruck empfangen. War sie doch selbst nicht ohne Verlegenheit! Erst als sie saß und den jungen Mann betrachtete, der sich's mit einer gewissen Nachlässigkeit in seinem Sessel bequem machte, bekam sie eine Anschauung, die sie zwang, auf dem Fremdling prüfend zu verweilen. „Es ist mir immer merkwürdig," sagte sie, den jungen Gelehrten musternd, „von irgend einem neuen mir begegnenden Menschen den ersten Eindruck zu empfangen. Man glaubt eine so große Kenntniß der Physiognomieen und Charaktere zu besitzen, glaubt die Menschen klassenweise beurtheilen zu können und ist doch in Verlegenheit, sich sogleich auf den rechten Namen zu besinnen, wenn man einer neuen Species begegnet."

„Mit Frauen ist es umgekehrt," bemerkte mit sicherm Ausdruck Ottfried Eberlin. „Der Mann erscheint als ein Vereinzelter; um ihn zu verstehen, sucht man ihn in eine allgemeinere Gattung unterzubringen. Die Frauen dagegen machen im ersten Augenblick den Eindruck, als wären sie alle Mitglieder einer einzigen großen Familie. Erst allmälig löst die genauere Kenntniß das einzelne weibliche Individuum von der Masse ab und stellt es unter die Beleuchtung seiner eigenen Schönheiten oder Verdienste."

Frau von Büren hatte Mühe, diesen Satz zu verstehen; sie war zerstreut. Der Muth, eine so zusammenhängende Phrase gleich bei erster Begrüßung zu sprechen, interessirte sie eben so sehr wie das Organ Ottfried's, sein Dialekt, seine

gerundete Satzbildung. Sie mußte eine Pause machen, um ſich aus den Worten Ottfried's durch ſtillſchweigende Wiederholung deſſen, was er geſagt hatte, ſeine Behauptung zu vergegenwärtigen. „Sie meinen," ſagte ſie endlich, „daß das weibliche Geſchlecht ſchon früh durch ſeine Erziehung darauf angewieſen wird, beſondere Kennzeichen zu verlieren und friſchweg im Allgemeinen unterzugehen? Sie haben Recht, eine Frau kann ſich ſelten durch mehr auszeichnen als durch ihr Schickſal. Sie ſind zum erſten Mal in der Reſidenz?" — „Nach Vollendung meiner Studien war ich," entgegnete Ottfried, „vor fünf Jahren einige Wochen hier, die ich ſehr angenehm im Gräflich Schönburgk'ſchen Hauſe verlebte." — „Gräflich Schönburgk? Kennen Sie die Familie?" — „Der junge Graf war mein Jugend- und Schulfreund. Wir wohnten ſogar auf der Univerſität zuſammen und wollten nach Vollendung unſerer Studien eine Reiſe nach Paris und London machen. Wir kamen nicht weiter als bis an den Rhein." — „Wie das?" fragte Sidonie lächelnd. — „Wir reiſten, wie eben Studenten reiſen, zu Fuß. Bis an den Rhein gekommen, waren wir ſo müde, daß wir beſchloſſen, uns gründlich auszuruhen. Die Ruhe war zu beſtrickend, zu poetiſch. In dem reizend gelegenen Bonn trafen wir die Natur ſo ababweichend von heimiſchen Eindrücken, der große majeſtätiſche Strom mit ſeinen grünen Wogen verlockte uns ſo, das Siebengebirge, die frohe Art, dort das Daſein zu genießen, ſteckte uns dermaßen an, daß wir ſagten: Hier iſt gut ſein, hier laßt uns Hütten bauen und wir ver — entſchuldigen Sie — kneipten unſer Reiſegeld!" — Sidonie mußte lachen, und indem auch Ottfried lachte, bemerkte ſie, daß er gute Zähne hatte.

Ottfried fuhr fort: „Zwei Monate gingen darüber hin. Wir wollten über Strasburg nach Paris und raſften uns endlich doch zur Weiterreiſe auf. Aber ein Unglück wollte, daß Schönburgk alle Ritterburgen und ich alle Kloſterruinen liebte. Wir ſahen auf den Bergen keinen Trümmerhaufen, den wir nicht erkletterten. So ging es den Rhein natürlich ſehr langſam hinauf. Eine ſchöne Gegend, ja ich geſtehe, ſelbſt irgend einer Frau Wirthin Töchterlein konnte uns be-

ſtimmen einzukehren und tagelang mit ſüßem Nichtsthun hinzubringen; denn, dachten wir, Paris entläuft uns nicht und London, das viel ſtabiler als das unruhige Paris iſt, am Wenigſten."

Frau von Büren hatte bei einem erſten Beſuche nie ſo viel geſchwiegen. Sie ſchwieg, weil ſie ſich unterhielt und wirklich unterhalten fühlte.

Ottfried fuhr fort: „Wir hatten nun für unſere Wallfahrt, die ein Jahr dauern ſollte, ſchon über vier Monate verbraucht und kamen jetzt erſt nach Heidelberg, nach dem göttlichen Heidelberg. Hier war an kein baldiges Scheiden zu denken. Im Hof der alten Schloßruine, auf grasdurchwachſenen Steinen, unter ſchattigem Buſchwerk, ſchlugen wir raſch unſer Wanderzelt auf. Während die andern Studenten in den Hörſälen kritzeln mußten, durften wir ſchon freigeſprochenen Akademiker den Vormittag mit ſeinem friſchen goldenen Sonnenlicht genießen. Es giebt nur Eine wahrhaft ſchöne Naturanſchauung, die vormittägige. Da ſaßen wir mit guten und ſchlechten Büchern und ſahen träumeriſch über die Blätter hinweg durch die offenen Fenſter- und Mauerlücken der alten Ruine, ſahen die ſo ernſt niederblickenden alten rothſteinernen Ritter und belebten uns dieſe Eindrücke mit dem alten Leben und der alten Sitte. Dann gingen wir in den Schloßgarten, bahnten uns verbotene Wege durch die Büſche, kletterten höher und erreichten den maleriſchen Weg, der zum Wolfsbrunnen führt. Dort — doch wie kann ich das ſchöne poetiſche Leben, wozu auch gekochte Eier und geſottene Forellen gehören würden, in ſeine Einzelheiten zerlegen! Genug, gnädige Frau, auf Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen, auf die Weinleſe zuletzt ging der Sommer und Herbſt hin, und als wir noch vier Monate auf Paris und London Zeit behielten, hatten wir auf Paris und London keine Wechſel mehr und kehrten, fröhlich und um Menſchenkenntniß bedeutend bereichert, für den Winter nach Hauſe zurück."

Frau von Büren kannte ſehr wol dieſe berühmte und ſeiner Zeit vielbelachte Reiſe des jungen Grafen Schönburg und erſtaunte, daß Ottfried der Theilnehmer derſelben geweſen war. „Seitdem," ſagte ſie mit Beziehung, „ſcheinen

Sie am Reisen keinen Gefallen mehr zu finden." — „O doch!" erwiderte Ottfried, „aber ich habe mir eine eigene Philosophie gebildet. Ich glaube, daß man Unrecht thut, sich in erster Jugend den Genuß von Eindrücken zu gewähren, die wir uns für ein späteres Alter aufsparen sollten. Man trachtet sicher noch einst nach manchen Freuden, die uns das Schicksal zu versagen grausam genug ist; darauf hin soll man sich die Freuden aufsparen, die uns nicht genommen werden können, die Freuden der Natur. Ich werde, wenn ich heute einen Schmerz erlebe, morgen nach Paris reisen, und bin ich alt und sehe mit Trauer, daß es bergab geht, dann gedenke ich das bekannte Sprüchwort buchstäblich wahr zu machen: Neapel sehen und dann sterben!"

Sidonie war erstaunt, wie in Ottfried's Aeußerungen Scherz und Ernst so lieblich wechselten. Sie wußte nicht, was von jenem Natur und von diesem Kunst war; nach beiden Seiten hin fühlte sie sich von einer großen Wahrheit in seiner Rede getroffen. „So viel ich diesen Aeußerungen entnehme," sagte sie endlich, „besitzen Sie einen für Ihr Alter seltenen Ueberblick über das Leben, ja sogar über Ihr eigenes Leben! Sie kommen mir vor wie ein Kaufmann, der ein großes Geschäft abzuschließen gedenkt und sich hinsetzt, um den Ueberschlag eines möglichen Gewinns oder Verlustes zu machen. Im Ausgaben-Etat setzt er Soviel an für zufällige Schäden, Soviel für Ausgaben, die nicht vorauszusehen waren, kurz, Sie ziehen Ihre Bilanz und unterschreiben das Geschäft des Lebens erst, nachdem Sie sich auf alle Fälle sichergestellt haben."

Ein ironischer Zug flog über Ottfried's Lippen. „Es klingt philisterhaft, was Sie da sagen," entgegnete er, „und ist doch wahr, sehr wahr verglichen. Wie soll man sich anders mit dem Leben abfinden?" setzte er düster hinzu. „Entweder ein Pistolenschuß oder diese Klugheit. Das ist die Kunst des Daseins, das Leben *unter* sich, nicht über sich zu haben. Wenn Sie aufstehen, gnädige Frau, wenn Sie um eine Ecke biegen, worauf sind Sie gefaßt, was erwarten Sie, das Ihnen begegnen wird?" — „Die meisten Menschen," antwortete Sidonie, „erwarten das Glück." — „Wohl denen, die es immer

Madeleine.

Eine allerliebſte Intrigue — pikante Charaktere — das Ganze iſt ein Spiegel unſrer Zeit — man glaubt die Heuchler mit Händen greifen zu können.

Chapelle
(ſtürzt in den Seſſel).

Ha!

Matthieu.

Was iſt Ihnen?

Chapelle.

Ich ſterbe!

Matthieu.

Ich begreife nicht —

Chapelle.

Mein Stoff!

Matthieu.

Sie erſchrecken uns —

Chapelle.

Man hat mir meinen Stoff geſtohlen. Herr, wie heißt das Stück?

Matthieu.

Madeleine, wie heißt das Stück?

Madeleine.

Meine Rolle heißt Dorine.

Chapelle.

Wie heißt das Stück?

Matthieu.

Die Arme hat als Kunſtnovize bei der Probe gezittert und immer nur an ihr Stichwort gedacht —

finden! Ich verstehe aber diese Menschen nicht; ein einziges Unglück schlägt sie zu Boden." — „Wo finden Sie denn aber den Genuß des Daseins?" fragte Sidonie. — „In uns selbst! In dem Gefühl unserer Kraft, in dem Bewußtsein unsers Willens, im Stolz unserer Ausdauer, ja im Trotz gegen das Geschick. Was hatte ich denn, als ich auf die Welt kam? Was wurde mir geboten? Meine Mutter starb, indem ich geboren wurde. Ist das nicht schrecklich? Ist das nicht fluchwürdig, sich zum Leben einzudrängen, indem man Andere tödtet? Und doch, konnte ich dafür? Die Moral dieses Lebens ist grausam. Einige sind glücklich, aber nur Wenige; Millionen sind es nicht. Sollen wir nun seufzen, uns schleppen, stöhnen, ächzen und den Schöpfer anwinseln: Glück, Glück! Ich will kein Glück und das ist meine Zufriedenheit!"

Sidonien preßte sich die Brust zusammen. Sie stützte das Haupt und ihre langen Locken fielen über die schneeige Hand. „Zu dieser Philosophie," sagte sie nach einer Weile, „müssen wir kommen, wenn wir beobachten, daß sich unser Jahrhundert so entsetzlich in den Materialismus verliert und alle Stände, die höchsten wie die untersten, nach Behaglichkeit trachten. Schwer wird es freilich Denen werden, die eine Zeitlang glücklich wie der Glanzkäfer in der Rose schlummerten und nur vom Duft der Rose und vom Rosenroth des Daseins träumen durften! Denen wird es schwer, sehr schwer, umzulenken und anders zu fühlen und anders zu hoffen, sehr schwer!" — Sidonie sah, daß Ottfried sie schärfer betrachtete und dann, von einem Gedanken beschlichen, den er wahrscheinlich vermeiden wollte, sich im Zimmer umschaute, die Gemälde, Statuen, die Kronleuchter, die Stehuhren und Vasen flüchtig betrachtete. Er zupfte an seinen Handschuhen und strich sich die Fläche seines Hutes glat. Sidonie erschrak, als er die eingetretene drückende Pause so zu verstehen schien, als wäre er entlassen. Um dies Mißverständniß schnell zu beseitigen, fragte sie etwas Gleichgültiges: „Sind Sie noch mit der Schönburgk'schen Familie bekannt?" — „Der junge Schönburgk," erwiderte Ottfried, „ist in den Staatsdienst getreten und hat wol seitdem andere Grundsätze angenommen, als daß er noch in alter Unbefangenheit an seinen Studiengenossen

zurückdenken könnte. Es ist auffallend, welchen Einfluß das praktische Leben auf jugendliche Gemüther ausübt. Ich habe Charaktere gekannt, die beim ersten Schritt in eine Amtsstube, beim ersten Actenstück, das sie gravitätisch vom Büreau mit nach Hause nahmen, absolut umgeschlagen sind. Deshalb auch habe ich bisher eine so große Furcht vor irgend einem praktischen Wirkungskreise gehabt. Ich erschrecke, wenn ich mir so plötzlich eines Morgens selbst abhanden gekommen sein könnte oder wenn ich mich auf mich selbst besinnen müßte oder mir selbst so langweilig vorkäme, wie ich es vielleicht Anderen bin ... ich glaube, mein guter Schönburgk weiß nichts mehr von unserer Pariser Reise, vom Wirthshaus zum Stern in Bonn, vom Drachenfels und den alten Granitsäulen im Schloßhof zu Heidelberg." — „Vielleicht erinnert er sich daran, wenn Sie bei ihm Ihre Karte abgeben," sagte Sidonie. — „Nein," antwortete Ottfried, „eine Freundschaft, die mit heißen Abschiedsthränen endete und dann vier Jahre stumm blieb, kann man durch keine Visitenkarte wieder anknüpfen. Schrecklicher noch als der Haß ist die Gleichgültigkeit." — „Wie gedenken Sie sich hier einzurichten?" fragte Sidonie immer lebhafter. — „Ich werde mich auf der Bibliothek mit alten Handschriften beschäftigen. Ich vergaß vorhin zu bemerken, daß mich damals in Heidelberg eine große Vorliebe für altdeutsche Literatur ergriffen hatte. Ich bekam die Erlaubniß, alte Handschriften in meine Wohnung zu nehmen, und nahm sie in die Schloßruine, setzte mich vorn auf eine der Steinbänke, die an der großen Altane angebracht sind, und las die buntverzierten alten Gedichte von jenen Rittern und Fürsten, die hinter mir, aus Stein gebildet, über die Schulter in das Pergament hereinlugten. Das Uebrige — dafür erwarte ich Ihren Rath." — „Meinen Rath?" fiel Sidonie ein und fühlte sich sonderbar ergriffen. Es wogte und wallte in ihren Gefühlen auf und ab. Die ganze Bedeutung dieser Unterredung erfaßte sie mit beklemmender Gewalt. Schon überzeugte sie sich, daß sie sich fast eine Stunde lang mit dem interessanten jungen Manne unterhalten hatte, ohne der Aufgabe, der doch diese Stunde gewidmet sein sollte, auch nur die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Erschreckend bi er-

über, sah sie zur Erde nieder suchte, um ihre Verlegenheit zu verbergen, nach einer ausweichenden Bemerkung, fuhr aber zusammen, als sie einen Wagen vorfahren hörte, in welchem sie den Wagen des Vaters voraussetzen konnte. Sie sprang auf, eilte an's Fenster — der Vater stieg wirklich aus. Ihn Agathens Geliebten hier finden zu lassen, war nicht möglich. Sie bat Ottfried um Entschuldigung, sagte einige Dinge, die ihr selbst als unverständlich hätten vorkommen müssen, deutete etwas von einem Wiederbesuch an und entließ Ottfried durch eine Thür, wo er dem Vater nicht begegnen konnte.

Der eintretende Vater fand seine geliebte Tochter erschöpft in einem der ringsstehenden Lehnsessel ruhen. Er bedauerte, sie so nervenleidend zu finden. Er befühlte ihre Stirn, ihre Hände und erklärte es durchaus für nothwendig, daß sie im nächsten Jahre Seebäder nähme. Sie meinte das auch, sprach wenig und entließ den Vater, der beim Handelsminister zu Tisch gebeten war und nur im Vorbeigehen sie hatte begrüßen wollen.

Nun war die vollkommen Rathlose allein und fühlte, daß der Schein, den sie sich gegeben hatte, unpäßlich zu sein, Wirklichkeit geworden war. Mit eiskalter Hand fuhr es ihr über den Nacken. Sie entsetzte sich, wie es möglich war, nicht mit einer Sylbe den Gegenstand zu berühren, um dessentwillen Ottfried gekommen war! Sie erschrak, was sie Agathen sagen sollte! Sie erschrak vor dem jungen Manne selbst, der ihr einen so eigenthümlichen Eindruck gemacht hatte —! Das fühlte sie, sie mußte ihn wieder sprechen und das bald. In zwei Worten, die in eine zierliche Briefenveloppe geschlossen wurden, bat sie ihn, zur Fortsetzung des gestörten Gesprächs, sie heute Abend noch zwischen sieben und acht Uhr zum Thee zu besuchen. Ottfried versprach zu kommen, und wie der Bediente diese Antwort brachte, fühlte sie sich neubelebt. Stören mußte man sie in diesem Augenblicke nicht; für heute war sie keiner Mittheilung mehr fähig, selbst nicht für Agathe, die bald nach Tisch gemeldet wurde. Frau von Büren befände sich außerordentlich unwohl, hieß es. Sie nahm Niemanden an. Auch Agathen nicht. Arme Agathe!

VII.

Ottfried kam zum Thee. Er wußte schwerlich, wie dringend er erwartet wurde, wie oft der träge Zeiger an der Pendeluhr mißmuthig von seinem schönen Gegenüber angeblickt worden war. Sidonie rief sich den ganzen ersten Eindruck wieder zurück. Sie fand den jungen Mann noch nicht so geschult, daß sie gewagt haben würde, ihn ohne Weiteres der Gesellschaft als Matador zu präsentiren, aber sie gefiel sich darin, sich ihn in der Ausbildung dazu zu denken und sich selbst als diejenige, die dafür an ihn die letzte Hand zu legen hatte. Ja eben das noch Unfertige eines Stoffes, der für die Zukunft soviel versprach, reizte sie. Sie dachte sich als Bildnerin. Dann aber staunte sie wieder, wie hoch das Geschöpf über dem Meister stehen könnte. Was kann ich denn noch an ihm aussetzen? sagte sie sich und lächelte, als sie fand, daß für einen ersten Besuch höchstens sein Halstuch etwas zu bunt gewesen. Das lernt sich, dachte sie, und sie schämte sich, an solche Dinge zu denken. Sie war gespannt, wie er sich am Abend ausnehmen würde. Sie hatte selbst eine Toilette gemacht, die für Beleuchtung ihre vortheilhaftere war. Einen großen Zirkel von Diplomaten hätte sie nicht gespannter erwarten können. Als Ottfried endlich gemeldet wurde, fühlte sie, daß sie erblaßte.

Er kam mit Befangenheit und schien von diesem traulichen Tête-à-tête mit der jugendlich schönen Frau in eine befremdliche Spannung versetzt. Es schien ihm seltsam zu Muthe zu sein in diesem kleineren Gesellschaftszimmer, das von einer in mattgeschliffener Glocke brennenden Flamme magisch erleuchtet wurde. Die siedende Theemaschine, die silbernen Geräthe, die großen Tassen — und doch war Alles das nur ein Atom in dem Eindruck des Ganzen, dem unwiderstehlichen Zauber der traulichen Begegnung. Sidonie bemerkte den Eindruck; auch, daß das bunte Halstuch mit einem einfachen schwarzen vertauscht war. Größer aber noch war ihre Freude, als Ottfried erzählte, daß er zu Hause eine angenehme Ueberraschung gehabt hätte. Der junge Schönburgk, jetzt schon Regierungsrath, wäre in seinen bescheidenen Gasthof gekommen, hätte ihn mit alter Freund-

schaft umarmt und versprochen, ihn morgen seiner Familie vorzustellen. Damit war denn nicht nur eine angenehme Thatsache, sondern auch ein Gegenstand der Unterhaltung gegeben, der sich nach allen Richtungen hin ausspinnen ließ. Dieser traulich unterhaltende Verkehr ließ die Stunden unbemerkt vorüberziehen. Als es dreiviertel auf zehn Uhr schlug, erhob sich Ottfried betroffen und Sidonie raffte ihre Kraft zusammen, ihn doch wenigstens noch mit folgenden Worten zu entlassen: Was die bewußte Angelegenheit in Betreff meines Vaters betrifft, so glaube ich, der kürzeste Weg ist der, Sie essen morgen mit ihm bei mir zu Mittag. Kommen Sie aber schon um drei Uhr, damit ich Sie vorher eine Stunde allein habe. Meiner Schwester könnten Sie davon in einigen Zeilen, die ich besorgen lassen werde, Anzeige machen.

Ottfried that das am folgenden Morgen und Agathe war nach einer verzweiflungsvoll durchwachten Nacht glücklich, endlich den Schimmer einer ihr leuchtenden Hoffnung zu erblicken. Ottfried schrieb ihr mit freundlicher Güte, daß er erwarten dürfte, noch heute mit dem Vater ausgesöhnt zu werden und sie dann bald an sein Herz drücken zu können. Besonders froh wurde Agathe durch die Lobsprüche berührt, die Ottfried ihrer Schwester ertheilte. Sie erkannte darin die Möglichkeit, daß auch Ottfried der Schwester nicht mißfallen hätte, und las die Worte, die auf Sidoniens Schönheit, Geist und Liebenswürdigkeit gingen, mit vorzugsweisem Wohlgefallen. Sie ahnte in ihrer Güte nicht, daß ihre Schwester den Brief, den diese ganz in der Frühe zu besorgen empfing, wol eine Stunde lang von allen Seiten betrachtet, die Aufschrift mit Eifersucht wol hundertmal gelesen und sich selbst hatte zurückhalten müssen, den Brief geradezu in's Kaminfeuer zu werfen, das zum ersten Male wieder, da es zum Winter ging, neben ihr loderte. Erst mit einer Resignation, die ihr fast das Herz abdrückte, hatte sie sich entschließen können, ihrem Bedienten den Brief zur Besorgung an Agathen einzuhändigen.

Was nur dem Fräulein ist! dachten die Leute im Hause, als sie Agathen fröhlich singend treppauf treppab hüpfen sahen. Da hätte man aber erst ihre Freude sehen sollen, als

Frau von Büren vorfuhr und, sich losringend aus den Umarmungen der glücklichen Schwester, ihr mit lächelnder Ironie sagte: Laß' mich, Kind, ich gehe eben zum Vater, um den Gegenstand abzumachen. Sie näherte sich den Zimmern des Commerzienrathes. Agathe, leise auf den Zehen trippelnd, warf ihr hundert Kußhändchen nach, sie durfte sich nicht hören lassen, um den Vater nicht zu verstimmen. Ach, sie hätte so gern das Geräusch belauscht und glücklich war sie, als sie in der That im Nebenzimmer einige Worte von dem drinnen geführten Gespräch auffaschen konnte. Sie verstand, wie Sidonie „ihr zu Liebe" Märchen erfand. Sie hätte früher schon längst im gräflich Schönburgk'schen Hause vom Doctor Eberlin gehört, hätte auch jetzt in ihm einen liebenswürdigen, höchst empfehlenswerthen jungen Mann kennen gelernt, den sie beschlossen hätte, sogleich in ihr Haus einzuführen und den sie auch heute, wenn der Vater nichts dagegen hätte, mit ihm bekannt machen und mit ihm aussöhnen wollte. Der Vater schien überrascht und wiederholte einige Mal mit Nachdruck: Graf Schönburgk? Sidonie war klug genug, ihren Vater von seiner schwächsten Seite zu fassen. Das gräflich Schönburgk'sche Haus war eines der ersten des Landes. Wallmuth erstaunte, wie jener halsstarrige junge Mann dort aufgenommen, dort so wohlgelitten sein konnte. Noch ehe Sidonie Ottfried's Stellung in jenem Hause mit Phantasiefarben auszumalen nöthig hatte, war der „gute Vater" schon gewonnen und ausgesöhnt. Agathen rauschte es um's Ohr wie Himmelsklänge, sie konnte nichts mehr vernehmen, eilte hinunter in die Küche, um das heutige Mittagessen zu vereinfachen, und faßte dann Posto an ihrem Zimmer, um Sidonien zu sich hereinzuziehen und sie vor Dankbarkeit und Schwesterliebe „fast todtzudrücken". Diese kam denn auch bald, nahm den stürmischen Anfall von Liebkosungen der Schwester mit gerührtem Lächeln entgegen, entzog sich aber fernerer Unterhaltung durch den Vorwand von Geschäften, die heute zu dringend wären. „So seh' ich Dich bei Tisch?" sagte Agathe. „Bei Tisch nicht!" bemerkte Sidonie. „Erst müssen sich der Vater und Ottfried allein begegnen! Aber der Vater wird ihn den Abend zum Thee einladen. Vielleicht komme ich da auch." Damit ging sie, mühsam ihre Aufregung verbergend.

Die Aussöhnung mußte vollständig gelungen sein; denn um sechs Uhr kam der Vater nach Hause gefahren, angeröthet, echauffirt, wie immer, wenn er sich irgendwo besonders gefallen hatte. Ottfried hatte ihm in einem Grade zugesagt, daß er in seiner Zufriedenheit über den geistvollen, taktfesten, klugen und weltmännisch gebildeten jungen Mann kein bezeichnenderes Wort fand, als Agathen scherzend zu sagen: Sie wäre seiner gar nicht werth! „Vater!" rief sie mit zitternder Stimme, indem sie die Hände flehend zusammenlegte und bat, sie nicht mit solchen Scherzen zu ängstigen. „Ja," sagte er, „wäre Ottfried von Adel, ich gönnt' ihn einmal am liebsten unserer holden Turnerin, der Harriet!" Er meinte es aber nicht bös, sondern lachte und bat sich aus, daß am Abend beim Thee Alles nach der besten Ordnung herginge. Frau von Büren würde ebenfalls kommen.

Diese aber kam nicht, sondern nur Ottfried. Als er gemeldet wurde, stand Agathe gerade allein im Zimmer und bereitete den Thee. Wie er eintrat, flog sie auf ihn zu und schloß ihn selig in ihre Arme. Ach, nun hatte sie ihn! Es war der Zeitraum einer Secunde. Sie flogen auseinander, als sie nebenan den Vater hörten; Wallmuth trat ein. Man sprach über Viel und Mancherlei, über Vergangenheit und Zukunft, vom alten Eberlin, Schönlinde, vom Zeitgeist, Münzsammlungen, Kupferstichen, Erziehung und den Preisvertheilungen bei der vergangenen Industrieausstellung. Ottfried trank drei Tassen Thee und aß vier Stücke Kuchen. Er schämte sich seines Appetites, gestand aber dem Commerzienrath zu, daß er bei Frau von Büren nur wenig gegessen hätte. Einige Minuten nach neun Uhr empfahl er sich; er hatte bemerkt, daß der Vater schläfrig wurde. Agathe gab ihm mit Innigkeit die Hand und bot ihm holdselig und voll Liebe gute Nacht.

Die Nerven des wie in den Lüften schwebenden jungen Mannes waren so aufgeregt, daß er noch nicht in seine Wohnung zurückkehren mochte. Um sich zu beruhigen, entschloß er sich noch zu einem Spaziergang durch die Promenaden der Stadt. Es war hier Alles still, Alles dunkel. Das Laub raschelte unter seinen Füßen, so zahlreich fiel es von den fröstelnden Bäumen. Er begegnete keinem Wanderer, kein Licht erhellte

die dunkeln Wege, nur von den Landhäusern fielen aus den Fenstern zuweilen einige helle Streifen. Auch an Sidoniens Wohnung führte ihn sein Irrgang. Er fand das Fenster des Zimmers, wo sie Abends verweilte, matt erleuchtet. Gedankenvoll blieb er stehen; es war ihm, als stünde eine weibliche Gestalt am Fenster und drückte eine Stirn, die glühen mußte, an die Scheiben. Sie war es gewiß — sie verschwand wieder; nach einer Weile leuchtete das weiße Gewand — Er stand und stand — sie war es gewiß — die Sirene, gewiß — sie verschwand dann wieder. Ottfried harrte noch lange — sie erschien nicht mehr. Bewegt schlich er nach Hause.

VIII.

Agathe hatte nun nichts Emsigeres zu thun, als dem Geliebten, soweit sie es konnte, seinen Aufenthalt so heiter und bequem als möglich einzurichten. Kannte sie doch von Schönlinde her noch seine Bedürfnisse, in denen er ihr so gut, so liebenswürdig erschienen war. Sie schickte ihm einige dreißig Adressen von Wohnungen, die sie aus dem Ankündigungsblatt abgeschrieben hatte. Als er endlich eine passende gefunden hatte, trug sie, soweit sie sich in die gewählten Zimmer, ohne sie zu kennen, versetzen konnte, Sorge für die Einrichtung jeder nur wünschenswerthen Bequemlichkeit. Ihre Sorgfalt erstreckte sich von den Blumen an, die sie ihm aus ihres Vaters Treibhäusern sandte, bis zu Kaffee- und Zuckervorräthen. Gern auch hätte sie die Sorge für seine Wäsche übernommen, ihm fehlende Bänder und Knöpfe angenäht, aber Ottfried ging zu ihrem größten Leidwesen auf ihre liebevollen Anerbietungen nicht ein, indem er behauptete, in seinem Hause trefflich bedient zu werden.

Inzwischen vermehrten sich sowol Ottfried's gesellschaftliche Beziehungen, als Wallmuth's Vertraulichkeiten zu einem Manne, der ihm in der Gesellschaft so wohlempfohlen erschien. Er hatte in dem verstorbenen Baron von Büren einen Schwiegersohn gehabt, der seiner Billigung oder Ungnade sehr

wenig achtete, und konnte sich dagegen sagen, daß er jetzt in Ottfried Jemanden gefunden hatte, der so recht der Gegenstand seiner Launen, der Ableiter seiner Wünsche und Träger seiner Grillen werden konnte. Selbst Ottfried's Unentschlossenheit über seinen künftigen Beruf war ihm nicht so verdrießlich, als man Anfangs hätte vermuthen sollen. Hatte er doch dadurch Gelegenheit, in einer steten erörternden Anregung mit ihm zu verkehren, anzuhören, zu widerrathen, Weisheit gegen Bescheidenheit auszutauschen, Häuser zu bauen, wieder einzureißen, gerade wie seine Liebhaberei. Vom Predigtamte war natürlich keine Rede mehr. Der Lehrerberuf mißfiel dem Vater und so kam man allmälig von der ursprünglichen Bildung und Lebensrichtung Ottfried's in solchem Grade ab, daß der Vorschlag des jungen Schönburgk, Ottfried sollte mit ihm in die Diplomatie eintreten, durchaus nicht mehr abenteuerlich erschien. Freilich war dies eine Berufswendung, bei welcher zwei Dinge stillschweigend vorausgesetzt wurden, einmal, daß in diesem Falle Ottfried auf Reisen gehen und sodann, daß er noch eine geraume Zeit unvermählt bleiben mußte. Wallmuth hatte sich in kurzer Zeit so an Ottfried gewöhnt, daß er ihn ganz selbstständig ohne alle Rücksicht auf die künftige Bestimmung, sein Schwiegersohn zu werden, betrachtete. Agathe, die in der Tretmühle ihrer täglichen Verpflichtungen ohnehin nicht scharf beobachten konnte, nahm in ihrer Herzensgüte immer nur das Beste an und dachte an nichts, was ihr hätte Besorgnisse erregen müssen. Ein kurzer Besuch, ein freundliches Billet, ein Wort der Liebe genügte ihr schon. War sie doch nicht verwöhnt.

Sidonien hatte Ottfried seither nicht mehr gesehen. Er fürchtete sich zu ihr zu gehen, und daß sie sich begegneten, traf sich nicht. Endlich mußte er doch zu ihr, des sogenannten „Anstands" wegen. Sie empfing ihn leidend, nachdenklich, ernst. „Ich glaubte, Sie hätten mich vergessen," bemerkte sie, indem sie sich tief in die Sophaecke drückte, ruhig die Arme übereinanderkreuzte und auf Ottfried, der niedriger saß, sinnend herabblickte. „Vergessen?" sprach Ottfried mit scharfer Betonung und einem Ausdruck, der etwa sagen wollte, ob dies wol möglich wäre? „Was ist eine Frau, die ihre Be-

ſtimmung erfüllt hat?" fuhr ſie fort und peinigte damit Ottfried nur noch mehr; denn ein bedeutender Menſch hat vor nichts mehr Abſcheu, als da, wo er tiefer empfindet, leere Höflichkeiten auszuſprechen. Das Geſpräch kam auf Sidoniens ſchöngeiſtige Arbeiten. Er hatte davon gehört und bat ſie, ihm davon mitzutheilen. Nach einem längern verlegenen Sträuben, das ſie liebenswürdig erſcheinen ließ, willigte ſie darein, ihm einige ihrer ſaubergebundenen und mit Goldrand verzierten geſchriebenen Hefte nach Hauſe mit zu geben. Sie wollte ſie ihm ſchicken, er nahm ſie aber ſelbſt mit und verſprach ein offenes ehrliches Urtheil. Es überraſchte ſie, als er ſchon am folgenden Morgen ſelbſt erſchien und die Hefte zurückbrachte. Es hatte ſie immer ſo gepeinigt, daß Manche, denen ſie dieſe Ergüſſe ihres Talentes geliehen hatte, vierzehn Tage darauf verwenden konnten, ihre Neugierde zu befriedigen. Ottfried dagegen hatte ſogleich eine halbe Nacht geopfert und milderte ſchon durch dieſes warme Intereſſe den Tadel, den er ſich über Mancherlei auszuſprechen erlaubte. Sie geſtand ihm offen und frei, daß ein Tadel aus ſeinem Munde nichts Verwundendes für ſie hätte; er ſollte nur rügen, was ihm misfiele; nur müßte er verſprechen, ihr ſo viel zu laſſen, daß ſie den Muth nicht verlöre, ſich zu beſſern. Ottfried erröthete und küßte zum erſten Male ihre Hand, die ſie ihm, als Zeichen der ſchon im Voraus bewilligten Verzeihung, mit Grazie darbot. Dieſe weiche Hand, die blendendweiß gegen ein rothes Korallenband mit goldenem Schloß abglänzte, verwirrte ihn dergeſtalt, daß er Zeit bedurfte, ſich zu ſammeln. Sie verlangte von ihm die reinſte Wahrheit. Er nahm Gelegenheit, ſeine Anſichten über Kunſt und Literatur zu entwickeln, und ſtatt dadurch auseinanderzurücken, kamen ſie ſich nur näher. Magiſchere Begegnungen giebt es nicht, als durch die Poeſie.

Dadurch wurde die Beziehung zu Sidonien wieder ſo lebhaft, daß ihr Ottfried jeden Augenblick widmete, den er nur erübrigen konnte. Kurz vor dem Zeitpunkte, wo nun nach dem Willen des Vaters, der ſeinerſeits feierliche Veranſtaltungen liebte, die Verlobung mit Agathen geſchloſſen werden ſollte, trank eines Abends Ottfried bei Frau von Büren den Thee.

Chapelle

(ſpringt auf und packt Matthieu an der Bruſt).

Der Titel!

Matthieu.

Wenn Ihnen an dem Titel ſo viel gelegen iſt — die Rolle hat ſie ſchon im Kopfe — aber der Titel — ich nehme einen Fiaker — in 5 Minuten wiſſen wir den Titel. Herr Chapelle, erholen Sie ſich — prüfen Sie das Mädchen — nur eine Scene! Fangen Sie an! Akt I. Scene 1 — Bringen Sie ihr das Mimiſche bei! Ich beſchwöre Sie — in 5 Minuten bin ich wieder da! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Chapelle. Madeleine.

Chapelle.

O, ſo ſoll denn dieſer Tag mein Ende ſein? Sehen Sie nun, mein Kind, welch' eine gefährliche Laufbahn die theatraliſche iſt! O beſinnen Sie ſich bei Zeiten und kehren Sie um, eh' es zu ſpät iſt. Wiſſen Sie, was auf der Bühne ein Stoff iſt?

Madeleine.

Ich denke durch meine Garderobe ſtets zum Gelingen des Ganzen beizutragen.

Chapelle.

Stoff! Stoff! Sie verſtehen mich falſch!

Agathe hatte nach dem Willen des Hofmedicus, der ihren Gesundheitszustand nicht durchaus befriedigend fand, sich früh zu Bett gelegt und selbst gewünscht, daß er den Abend bei ihrer Schwester zubrächte. Der Zufall wollte, daß Ottfried von seinem frühern Leben sprach, und Sidonien war es schon oft aufgefallen, daß er dabei mit den Jahren so leicht umsprang, als wären es Monate. „Ihre Reise mit Schönburgk fand vor fünf Jahren statt, was haben Sie denn seither getrieben?" fragte sie mit freundlicher Laune. „Gestehen Sie nur," fuhr sie lebhafter fort, als er schwieg; „wo steckten Sie denn drei Jahre hindurch, die mir ganz räthselhaft in Ihrem Leben sind? Wo haben Sie Ihre sichern Manieren, Ihren Weltton, Ihre reifen Ansichten her? Auf der Universität, unter den schweinsledernen Büchern lernt man doch dergleichen nicht."

„Ihnen," sagte Ottfried nach einer Pause, während er nachdenklich zum Teppich niederblickte, „Ihnen kann ich nichts verschweigen." — „Erzählen Sie," sagte Sidonie, indem sie einen grünen Lichtschirm so rückte, daß das blendende Licht ihre Augen nicht reizte und sie im Schatten auf dem Sopha mehr lag, als saß. — „Ich habe nicht viel zu erzählen," bemerkte Ottfried; „denn ich will Ihnen ganz kurz mein Geheimniß anvertrauen. Sie werden es heilig halten und etwas, das nur Sie wissen außer mir und meinem Vater, keinem Menschen mittheilen. Erschrecken Sie nicht! Ich war drei Jahre hindurch Schauspieler!" — Sidonie richtete sich betroffen auf, sah Ottfried, in dessen schmerzlich bewegtem Antlitz ihr plötzlich die Geschichte einer langen leidenvollen Verwirrung geschrieben schien, mit weitgeöffneten Augen an und lehnte sich wieder schweigend vor Staunen in die Ecke ihres Sophas zurück. Ottfried, bewegt, erzählte mit weicher Stimme, wie ihn ein abenteuerlicher Sinn zu einer Gesellschaft getrieben hätte, die in der Umgegend der Universität Vorstellungen gab. Mitleid mit dem Unternehmer hätte ihn länger zu bleiben vermocht, als Anfangs sein Wille gewesen. Dann aber wär' er so in den Strudel dieses sogenannten Künstlerlebens gerathen, daß es eines heroischen Entschlusses, einer zusammengenommenen letzten moralischen Kraft bedurft hätte, ihn aus einer Bahn zu entfernen, für welche er noch

obenein den Beruf in sich vermißt hatte. „Es ekelte mich an,“ sagte er, „der Sklave einer rohen Masse zu sein. Ich fühlte, daß diese trivialen Charaktere, die ich so oft darzustellen hatte, eine Blasphemie gegen meine eigene Bildung waren, ich hatte von einer Kunst geträumt und lernte ein Handwerk kennen. Mein Gemüth versank in Schwermuth. Im fernen Ungarn hörte ich einen deutschen Dorfpfarrer eine weihevolle Rede halten, mir fiel mein armer gekränkter Vater, mein eigener Beruf ein, ich brach die Kette meines Schicksals durch die Flucht. Nicht von der Universität kam ich nach Schönlinde, sondern von langer, langer Wanderschaft aus dem fernen Ungarland. Ich kam geistig elend, zerknickt in meinem kühnsten Aufschwunge, wehmuthsvoll und vom Vater eine Vergebung hoffend, die ich nur in Worten, nicht in seinem Herzen fand. Kein Mensch hatte eine Ahnung von Dem, was mit mir geschehen war. Ich suchte still wieder in die Geleise meines ersten Berufs zurückzukehren und bestieg, gleichsam um mich auszusühnen, die Kanzel. Es war aber, als wäre der Geist von mir gewichen. Ich konnte nur noch mich selbst rühren. Ich war krank an mir selbst. Der Birke im Frühling gleich, die leicht geritzt schon ihren Saft verspritzt, ergriff und rührte mich das Geringste. Kranken ist es so, die nach langem Leiden in die Genesung treten. Schämen meiner damaligen Stimmung mag ich mich nicht. Aber erschrecken muß ich, wenn ich bedenke, was Reue und Schmerz und das Gefühl eines anknüpfungslosen, verfehlten und von fremder Gnade abhängigen Lebens aus uns machen können. O Gott — —! In dieser zerflossenen Dämmerung, in diesem ohnmächtigen Bewußtsein meiner selbst, lernte ich damals Agathen kennen —!“ Ottfried stockte. Sidonie hielt gepreßt den Athem an. Die nie besprochene Frage that sich zum ersten Mal zwischen ihnen wie ein gähnender Abgrund auf. Stand Ottfried jenseit dieser Kluft bei Agathen oder diesseits ihrer bei Sidonien? War Agathe des unglücklichen jungen Mannes Trost und Erquickung geworden, oder war der Bund der Liebe, den er mit ihr geschlossen, das letzte Symptom seiner gedämpften Geisteskraft, seiner muthlosen Ergebung gewesen? Ottfried's Auge war umflort. Sidoniens

Auge strahlte. Es war kein Zweifel, daß Ottfried schwieg, weil er das Muthigste nicht zu sagen wagte. Wie eine Schlange lauerte sie auf die erste Bewegung, die Ottfried machen würde. Er war wie verloren, sie ganz Bewußtsein. Er schwach und zerschmettert, sie stark und triumphirend. Sah sie ihn nicht im Geist sich zu ihren Füßen krümmen? Durfte sie jetzt mehr, als nur die Hand ausstrecken, um den Aermsten zu ihrem Sklaven zu machen? Sie erwartete eine Scene, ein Geständniß, sie war vollkommen gerüstet, wenn er von Liebe stammeln würde, ihm zu erwidern: Ottfried, ich bin Dir so nothwendig, daß Du keiner Andern auf der Erde gehören darfst, als mir! Und in der That, der in sich Gebrochene erhob langsam sein Haupt und richtete einen langen verzehrenden Blick auf die schöne Schwester der armen Agathe, die er nicht mehr liebte. Er sog den Anblick des hingegossenen reizenden Weibes mit wonnetrunknem Fieberschauer ein. Er genoß diesen grausendsüßen Moment eine Weile, brach dann aber plötzlich ab und erhob sich, um, wie es seine Weise war, wenn er zu einem andern Gegenstand übersprang, im Zimmer auf- und abzugehen.

Hätte Agathe diese Scene belauschen können, sie würde geglaubt haben, daß sie gerettet wäre. Aber sie war es nicht. Ottfried lebte und glühte nur für Sidonien. Er trennte sich zwar jenen Abend schnell und fast ohne Abschied von ihr, aber gerade die Ueberzeugung, daß ihn Sidonie wieder liebte, machte ihm das Blut starren, nahm ihm den Muth sich zu erklären, ließ ihn zwar eine Sammlung, aber keinen Entschluß finden. Sidonien lieben zu dürfen! Sidonien, dieses Abbild der edelsten Schönheitsformen, diese Zauberin, der Alle huldigten, diese Künstlerin nicht blos mit der Palette oder der Feder, sondern diese Lebenskünstlerin, die Alles verklärte, Alles verschönte, was sie nur anlächelte, anhauchte! Er gestand sich mit dem bittersten Schmerz, was ihn jetzt von Agathen trennte. Nicht ihre geringeren Reize, nicht der Minderwerth ihrer einfachen und prunklosen Liebe; weit eher der Stolz, die Eitelkeit des Mannes, der zwischen dem Glück und der Beschränkung wählen durfte, und dem bei dieser Wahl eine Krone zu verschmähen lächerlich erscheinen mußte. Die

ſklaviſche Lage Agathens und die glänzende Freiheit ihrer Schweſter! Die dunkle dumpfe Unterwerfung, in welcher die Erſte gehalten wurde, ſchauerte ihn an. Er ſchleppte ſchon ſelbſt an der Feſſel dieſer ihm klar gewordenen Demüthigungen mit. Alles was Agathen betraf, zog ihn nieder, Alles was Sidonien, zog ihn empor. Er fühlte, daß er ſich vor einer gewiſſen moraliſchen Stimme ſeines Innern nicht vertheidigen konnte und ein wilder Trotz ſagte ihm dennoch wieder: Mache Dich frei von dieſen kleinlichen Gefühlen! Und in dieſem Trotz, in dieſem wilden Abſchütteln läſtiger beſchränkender Vorurtheile fühlte er ſich größer, bedeutender, werthvoller. Die Geſellſchaft, in die er eingeführt war, hatte ihn geblendet. Von ſeiner künftigen Laufbahn ſchwebten ihm berauſchende Ideale vor. Das hatte er nie erwartet, das nie ſo geträumt! Und nun ſollte er mitten in dieſem äußern Glanz, mitten in dieſen ſtillen Wonnen einer Liebe, die ihn von Sidonien jeden genährten Wunſch ſeines überquillenden Herzens erwarten ließ, ausſcheiden aus dieſem beneidenswerthen Geſchick und ſich durch öffentliche Verlobung einem Mädchen verſchenken, das von allen weiblichen Weſen, die er jetzt täglich ſah, gerade die geringſten Anſprüche auf ſeinen Beſitz hätte machen dürfen — *ſeinen* Beſitz, wie er mit Stolz und Verzweiflung hervorhob!

Es war ein rauher Novembertag. Der Winterfroſt kam ſpät, dafür tobten die Stürme und entblätterten gewaltſam die Bäume, die den Reſt ihres vergelbten Schmucks nicht fahren laſſen wollten. Der Regen nahm kein Ende. Es waren unfreundliche Tage, die nur Den nicht ſtören konnten, dem es im Herzen warm und traulich war. Agathe ſah nichts von dieſem öden Tage, der endlich ihr Verlobungstag werden ſollte. Ihr war er ſonnenhell und frühlingsmild, der endlich erſchienene Erlöſungstag! Nie hatte ſie gedacht, ſolch' einen Ehrentag noch erleben zu dürfen. Nun ſchenkte ihr das Schickſal dieſe große Freude, das unerwartete Glück. O ſie nahm es auch dankerfüllt von ihrem Schöpfer hin, ſie begrüßte ſchon die erſte Morgendämmerung dieſes Tages, während im Hauſe noch Alles ſchlief, mit Thränen im Auge, mit ſeliger Beklommenheit und freudiger Unruhe im Herzen. Wie ihr das Alles ſo

geschäftig heut' von Händen ging! Es war ihr, als schwebte sie, ein Vogel in den Lüften. Sie hatte Scheu vor sich selbst, sie griff nach Allem, was ihr sonst alltäglich war, heut' mit einem feierlichen Ernst, als wenn es alles andere Dinge wären als sonst, als wenn selbst das Lebloſe, das sie umgab, heute ihre geheimnißvolle Stimmung mitempfinden müßte. Noch wußte man im Hause nicht, welche Entscheidung der heutige Tag in seinem Schooße führte, sonst würde man ihr Glück gewünscht und recht sehr das garstige Wetter bedauert haben. Selbst die gewählte Toilette, die sie für den Mittag zurechtlegte, konnte nicht auffallen, da sie heute mit dem Vater auswärts aß. Morgen wußte es ja alle Welt! Morgen durfte sie Jeden umarmen und für seinen Glückwunsch danken! Der kleine Vogel im Käfig, der Hofhund, die Katze, die den Garten von den Feldmäusen zu reinigen hatte, Alle hätten es im Grunde merken sollen, was mit ihr vorging; denn sie war aus allen Fugen, sie schwärmte auf und ab und schonte ihre zarte Gesundheit nicht, wenn sie sogar im Regen über die Höfe lief.

Auch der Vater trieb Dinge, die ihre glückliche Unruhe noch vermehrten. Er hielt sich den Vormittag verschlossen, nahm keinen Besuch an, öffnete, um sich nicht stören zu lassen, keinen Brief, zankte auch nicht, war aber auch nicht freundlich, kurz, sein Benehmen verrieth das tiefste Versenken seiner Gedanken in sich selbst. Sie hatte es bald weg, was der gute Vater trieb. Er hatte ohne Zweifel die Absicht, die heutige Verlobung durch eine, wie man an ihm gewohnt war, „geistreiche" Rede einzuleiten. Er gab diese Reden, die er gern bei feierlichen Familienvorfällen hielt, für Eingebungen des Moments aus, war aber viel zu besonnen, als daß er nicht vorgezogen hätte, diese Improvisationen vorher sorgfältig auswendig zu lernen. Agathe hatte ihn heute schon zweimal überrascht, einmal wie er laut eine schöne Vergleichung der Ehe mit der Obstcultur niederschrieb, das andere Mal, wie er dieselbe auswendig lernte. Er blieb bis fast zur Tischzeit im Schlafrock und brach sein feierliches Schweigen, als er ein kleines Dejeuner nahm, nur mit den Worten: Ich bin begierig, wie der Minister den Doctor finden wird! Ottfried

ſollte gerade auch heut' dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten vorgeſtellt werden.

Die Verlobung ſollte am Schluß eines größeren Diners ſtattfinden, welches dem Anſtand und dem ſpeciellen Befehle des Vaters gemäß Frau von Büren zu dieſem Zweck zu geben hatte. Auszuweichen war hier ganz unmöglich: Sidonie ſollte in ihrem eigenen Hauſe der Ceremonie des Ringeſchenkens beiwohnen. Agathe kam in einfachem Feſtkleide — ihre Garderobe war ärmlich bedacht — eine Stunde vor der Mittagszeit. Der Vater ſagte, ſie könnte ihrer Schweſter in den Anordnungen des Tiſches noch behülflich ſein, und Agathe, die zu dienen gewohnt war und ſelbſt an ihrem Hochzeittage ſich hätte entſchließen können, ein Theebrett herumzureichen, ging gern. Sie erſtaunte über die Aufregung, in der ſie ihre Schweſter antraf. Sie mußte dieſe für krank halten oder für zerſtreut. Eine Stimme ſagte ihr, es wäre lieblos, ſie an ihrem Freudentage heut' ſo gehäſſig zu empfangen. Sidonie muſterte Agathens Anzug von allen Seiten, zupfte und zerrte daran und fand ihre Haltung, ihr Benehmen unausſtehlich. „Es ſitzt Dir nichts, und wenn Du die ſchönſten Kleider anhätteſt," ſagte ſie. Agathe antwortete ruhig: „Ich weiß das." Dieſe ruhige Antwort verletzte die Verzweifelnde vollends; ſie fand, daß dieſer Freudenſchimmer auf dem Antlitz der zum Dienen geborenen Schweſter etwas Hochmüthiges hätte. Agathe bat ſie um ſchweſterliche Liebe. Darüber gerieth Sidonie in ein heftiges Weinen und erſchreckte damit ihre arme Schweſter ſo ſehr, daß dieſe nun ſelbſt in Verzweiflung gerieth und um Alles in der Welt die Schweſter nach ihrem Kummer fragte.

Sidonie faßte ſich und wies ſie mit Kälte von ſich. Es hatte ſie nur ſo der plötzliche Anblick übermannt. Sie hatte es nicht geglaubt, daß Ottfried es in ſeiner zarten Rückſicht auf Agathen ſo weit würde kommen laſſen. Seit einigen Tagen war er ausgeblieben. Der Vater hatte ſie mit der Eröffnung ſeines Vorhabens überraſcht. In der Meinung, Ottfried zu einem entſcheidenden Entſchluß zu treiben, hatte ſie eingewilligt, daß die Verlobung im Kreiſe einiger Verwandten an ihrer Tafel ſtattfinden ſollte. Ottfried ließ das zu, ließ ſich aber nicht ſehen. Sie hielt es nicht für möglich,

daß er zustimmte und nun war es doch, Agathe kam und die Feier war da, unwiderruflich. Sie begriff sich nicht, nicht Ottfried, sie hätte können einen gewagten Streich unternehmen, und die Thränen, die sie weinte, waren nur die des Zorns und der glühendsten Eifersucht.

Agathe rief im Nebenzimmer: „Was ist Dir? Laß mich zu Dir!" Sie hatte hinter sich verriegelt, gab keine Antwort. Agathe hörte nicht auf zu bitten. Die Schwester antwortete nicht. Endlich als Agathe eine Weile schwieg, und dann immer wieder in ihrer guten zärtlichen Weise begann: „Oeffne doch! Was ist Dir nur?" da faßte die von Eifersucht Gequälte der Gedanke, wenn sie sich der Schwester entdeckte, und wie sie das noch dachte, hatte sie schon geöffnet und umklammerte Agathen mit fieberhafter Aufregung. Eine Meisterin des Ausdrucks, brauchte sie nur wenig Worte, um Agathen zu sagen, daß Ottfried sie nicht liebe, sie nie geliebt hätte.

Agathe wankte. Das hatte sie nicht erwartet. Dieser Dolchstich ging zu tief. Sidonie erzählte mit flammenden Worten, was sie in Ottfried gefunden hätte, und ließ sich fortreißen zu sagen: „Agathe, prüfe Dich doch selbst, ob Deine Arme stark genug sind, einen Mann zu tragen, wie diesen! Ich rede von Ihm! Ich rede von Dir und Ihm! Wird Deine Kraft ausreichen, ihm ein Leben zu schaffen, wie er es bedarf? In einer Abspannung seines Gemüths ist er Dir begegnet, er hat Dein körperliches Leiden gesehen, es hat ihn gerührt, er wollte Dich mit seinem freundschaftlichen Wohlwollen, das nur die Gestalt der Liebe annahm, emporrichten. Hat Dich, als Du ihn wiedersahst, niemals diese majestätische Erscheinung erschreckt? Bist Du nicht Staub geworden im Anblick eines Mannes, der mit seiner Liebe Dich nur tödten kann? Ich nenne es Vermessenheit, auf ein Wesen solcher Art Beschlag legen, von einer solchen blüthenreichen, lebenstrotzenden, anspruchsvollen Zukunft sagen zu wollen: Sie ist mein!

Mit bebender Stimme, von der schönen, aber lieblosen Schwester zum Tode verwundet, sagte Agathe: „Und hat Dir Ottfried je gestanden, daß er mich nicht liebt?" — „Es giebt Geständnisse," fiel Sidonie ein, „die der Worte nicht bedürfen." — „Du kannst nicht sagen," fuhr Agathe, in ihrem

Schmerz durch einen Schimmer von Freude ſich ſteigernd, fort, „Du kannſt nicht ſagen, daß Ottfried Dir je ſelbſt geſtanden, daß er mich nicht liebte?“ — Als Sidonie ſchwieg und zur Erde blickte, ſammelte Agathe ihre matt zurückkehrenden Lebensgeiſter und ſprach nach einem Moment, wo ſie Athem ſchöpfte, mit leiſer, aber feſter Stimme: „Schweſter, ich erkenne Deinen hohen Geiſt an, ich beuge mich vor ihm in Allem, in Jedem — darin aber nicht, daß ich dem Beſitze Ottfried's entſagen ſollte. Ich fühle, was Du von meiner Unwürdigkeit, einen ſolchen Geliebten zu beſitzen, ſagſt, nur zu tief; ich fühle, daß ich ihn mir nur durch meine Liebe erhalten kann; aber was kann mich berechtigen, von dieſer meiner Liebe gering zu denken? Mit meinem Herzen kann ich ſo ſtark ſein wie Du mit Deinem Geiſte. Ich weiß nicht, Schweſter, ob Du bemerkt haſt, daß ich ein armes Stiefkind des Lebens bin. Glaube mir, Schweſter, daß ich angefangen habe, nicht mehr auf mein elendes Loos, das mir nur Zurückſetzung beſchieden hat, ſo zufrieden herabzublicken. Der Glanz, einen Ottfried mein nennen zu dürfen, hat einen Schein in mein Lebensdunkel fallen laſſen, der mir mehr erhellte, als nur meine Unwürdigkeit, ihn zu beſitzen. Ich bin arm, freudenarm, ich bin eine Bettlerin, wo Du Königin warſt. Und nun ſoll ich das Einzige dahingeben, was mir der Himmel als Erſatz für meine Leiden ſandte? Ich habe Alles für Dich gethan, ich war im Stande, im Regen mich auf die Erde zu werfen, damit Du trockenen Fußes über mich hinwegſchreiten konnteſt; ich gehorche in Allem, was den Geiſt betrifft, Deiner Einſicht und Deinem Befehl; aber hier, in einer Frage des Herzens, gehorche ich Dir nicht. Habe ich Urſache, das nicht zu nehmen, was mir Ottfried giebt? Er giebt mir ſeine Liebe, voll und rein. Nie zuckte ein Zweifel um ſeinen Mund, wenn er mich groß und rührend anblickte. Nie hat ſeine Zunge geſtockt, wenn er von den wehmüthigen Erinnerungen an Schönlinde ſprach. Gönne mir mein einziges, mein letztes Glück, Schweſter, und nun — komm!“

Der Bediente kündigte an, daß ſervirt wäre. Sidonie blickte ſtarr durch die Fenſterſcheiben auf den Garten — es fiel der erſte Schnee. Agathe ſtand noch eine Weile, wollte

Sidoniens Hand ergreifen und diese küssen. Die Schwester wies sie aber kalt zurück und Agathe ging zur Gesellschaft. Sidonie folgte, gemessen, mit Fassung.

Fast eine halbe Stunde war schon über die anberaumte Tischzeit verstrichen, die Gäste harrten, Wallmuth, der seine Rede im Kopf hatte, sprach, um sich nicht zu zerstreuen, sehr wenig. Nur Ottfried fehlte noch. Man zog die Uhr, fand dies Ausbleiben räthselhaft und brachte Sidonien, der ohnehin die Besinnung fehlte, in doppelte Verlegenheit. Endlich setzte man ein Mißverständniß voraus und beschloß zu Tisch zu gehen. Jetzt überraschte ein greller Zug an der Hausklingel die Gesellschaft. Agathen pochte das Herz. Das wird Ottfried sein! Er war es nicht, sondern sein Freund, der junge Graf Schönburgk. Dieser stürzte herauf und bat für die Störung tausendmal um Entschuldigung. „In der Audienz," sagte er mit eiliger Hast, „die mein trefflicher Freund heute beim Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte, überraschte er den Chef durch seine Kenntnisse in einem ihm vorgelegten Falle so außerordentlich, daß ihm dieser vorschlug, ihn augenblicklich zur Erledigung dieses Falles als Courier an unsern Gesandten in Wien zu schicken. Ottfried hat mit dieser Auszeichnung auf eine glänzende Art seine diplomatische Carrière begonnen. Eine Zögerung durfte nicht stattfinden, schon ist der neue Legationssecretär auf dem Wege nach Wien, wird aber unfehlbar in vierzehn Tagen wieder hier sein. Er beauftragt mich, ihn für die Störung des Diners zu entschuldigen und besonders den beiden holdseligen Schwestern seine gehorsamsten Empfehlungen zu Füßen zu legen."

Man bat den jungen Grafen zu bleiben. Dieser nahm die Einladung an und hatte Gelegenheit, den Eindruck seiner Mittheilung zu beobachten. Sidonie triumphirte, Agathe sah mit einem Thränenblick nieder, der Vater schwankte zwischen dem Stolz, daß Ottfried so ehrenvoll seine Laufbahn geändert hatte, und dem Aerger, daß er seine auf Rührung berechnete Rede in sich hinunterschlucken mußte. Doch im Laufe des Diners kam ihm noch der glückliche Gedanke, seiner einstudirten Rede eine andere Wendung zu geben. Er besann sich, ob er das, was er von der Verlobung und Ehe hatte

ſagen wollen, nicht auch auf den Staatsdienſt und die Diplomatie anwenden konnte, und ſiehe da! es paßte. Mitten im Strom der vom Grafen geförderten Heiterkeit ergriff er das Glas und brachte dem abweſenden jungen Diplomaten ein Hoch, das er mit mancherlei Wendungen von Lebensbahn — Ehe mit dem Staat — Obſtbaumzucht des Schickſals — Ringe wechſeln mit dem Gott Saturn, dem Herrn der Zeitläufte — Verlobung des Verſtandes mit der Phantaſie u. ſ. w. zu motiviren wußte. Gern hätte er auch dem „ſelig herniederblickenden Geiſt der verklärten Mutter", der in der Verlobungsrede den Schlußeffect machen ſollte, eine gezwungene Wendung auf die Courierreiſe nach Wien geben mögen, allein dies Wagniß auszuführen, war ſelbſt dem durch Champagner angeregten Combinationsvermögen nicht möglich. Der Toaſt, der aus den Trümmern einer verſtümmelten Verlobungsrede emporſtieg, gefiel darum nicht minder und erregte einen Sturm von Beifall und Bewunderung für den ſinnigen, bei jeder Gelegenheit taktfeſt „improviſirenden" Redner. Agathen fiel die langzurückgehaltene Thräne in ihr Glas.

IX.

Es vergingen vierzehn Tage; Ottfried kam nicht und ſchrieb auch nicht. Agathe gedachte deſſen, was die Schweſter geſagt hatte: Es giebt Geſtändniſſe, die der Worte nicht bedürfen. Dieſer Satz, mit glühender Flammenſchrift in ihr Herz gegraben, verzehrte ſie. Der Vater, der es wol begriff, daß ſich Ottfried dem Verlöbniß mit Agathen hatte entziehen wollen, tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß „Niemand etwas von dieſer beabſichtigten Verbindung erfahren hätte". Menſchenkenner genug, Frau von Büren ganz zu begreifen, als ſie ihm auseinanderſetzte, daß eine Verbindung dieſes ſtrebenden Feuergeiſtes mit Agathen nur eine unglückliche Zukunft für beide Theile geſchaffen hätte, behielt er doch den Namen Ottfried's in gutem Angedenken; denn Sidonie ſprach ſtets von ihm und las ihm auch aus einem Wiener Briefe vor, daß

Madeleine.

Ach, ich glaube wohl — Ich weiß nicht, ob es mir an der Wiege geſungen worden iſt, daß ich Schauſpielerin werden ſollte; aber Herr Matthieu hat es beſchloſſen. Vorläufig gefallen mir die Dinge recht wohl. Seit vier Wochen, daß ich in Paris bin, führt mich Herr Matthieu jeden Abend in's Theater. Zwar iſt ſeine Art ſich zu benehmen ſehr auffallend: er applaudirt in Einem fort —

Chapelle.

Molièren?

Madeleine.

Ihm am meiſten, aber auch den Damen, und ich fürchte mich ſchon, daß er mein erſtes Debüt durch ſeine allzu wohlwollenden Hände zerſtören wird. Man hat mich vor nichts mehr als vor dem ſogenannten Familienapplauſe gewarnt.

Chapelle.

Mein liebes Kind, Beifall iſt Beifall. Der Applaus iſt das einzige Weſen der Geſellſchaft, auf deſſen Urſprung man heutiges Tages nicht mehr ſieht. Applaus iſt immer willkommen, in jedem Range, adelig oder bürgerlich, ob er nun in aufſteigender Linie (zeigt auf's Parterre) von unten nach oben, (auf die Gallerie) oder in herabſteigender Linie von oben nach unten kommt.

Madeleine.

Nun, Herr Chapelle, dann bitt' ich, ſagen Sie mir, ob ich die Regeln der Kunſt erfülle, wenn ich in dem neuen Stück von Molière etwa ſo ſpiele —

Chapelle.

Welche Rolle ſtellen Sie denn vor?

sich Ottfried in einem besuchten Zirkel geäußert hätte, er kenne keinen Mann, der bessere Münzen aus der byzantinischen Epoche besäße, als „Ritter Wallmuth."

Ottfried wurde bei der Wiener Gesandtschaft attachirt und kehrte nicht zurück. Kurz vor dem Beginn des Carnevals erklärte Frau von Büren, daß sie einer dringenden Einladung ihrer Freundin, der Gräfin Adlerkron in Wien, nicht länger widerstehen könnte und auch einmal eine heitere und für ihre Gesundheit anregende Zeit in Wien zubringen wolle. Der Vater hörte dies gern und machte ihr noch ein Geschenk, das sie in ihre ohnehin gefüllte Reiseschatoulle legen sollte, eine Anweisung auf Arnstein und Eskeles in Wien, im Betrag von sechshundert Ducaten. Sie küßte ihm dafür dankbar die Hand.

Mit dem Abschied vom Vater nahm es die geistreiche Frau leicht. Nur der von Agathen zu nehmende bot einige Verlegenheit. Am Tage vor ihrer Abreise fuhr sie beim väterlichen Hause vor. Agathe saß in ihrem Zimmer, wo beide Schwestern erzogen waren. Ein kleines Bild der Mutter hing in düsterer Beleuchtung an den verschossenen Wänden, Agathe sah krank und elend aus. Sie konnte sich kaum erheben, Sidonie, ein Bild der Schönheit, stand mit gesenktem Haupte vor ihr. „Du gehst nach Wien!" Weiter konnte Agathe nichts sagen. Schon das letzte Wort erstickte in ihren Thränen, die sanft über die blassen Wangen niederflossen, sanft und still, ohne Vorwurf, ohne Anklage. Ach, sie hatte etwas auf den bebenden Lippen, was sie der Schwester sagen wollte. Sie begann: „Sag' ihm —" aber sie vollendete es nicht. Es war kein Vorwurf, den sie der Schwester, der Räuberin ihres Glückes, ihres einzigen Glückes, mitgeben wollte, sie wollte nur äußern: Sag' ihm, daß ich von ihm nichts behalten will, als den weggeworfenen Buchstaben G. und daß ich diesen wahren und hüten würde, diesen Theil seines Lebens, diesen Theil seines Herzens, den ich einst besessen habe und besitzen werde, bis das meinige aufhört zu schlagen. Aber so viel Worte brachten ihre Lippen nicht heraus. Sie deutete Alles nur an, erhob sich langsam, drückte ihre Schwester unter tausend Thränen an ihre arme, der Liebe beraubte Brust und

entließ Sidonien, in deren lange Wimper ſich ein einziger Tropfen ſtahl, mit den erſtickten Worten: „Du wirſt mich nicht wiederſehen!“

Sie ſah ſie auch nicht wieder. Wie der Frühling wiederkam und mit ihm die Erinnerung an Schönlinde, ſank das zarte Weſen zuſammen. Der überſchwellende Blüthenduft im Monat Mai tödtete ihre ſieche Bruſt. In der neuen marmornen Familiengruft wurde Agathe begraben und gern erfüllte der Vater, der, wie ſo viele Menſchen thun, erſt im Tode ehrte, was er im Leben mißachtet hatte, den letzten Wunſch der Sterbenden, daß er, ſtatt alles Prunkes und aller Inſchriften, auf den Stein, der die Stelle ihres Grabes bezeichnen würde, nur den einfachen Buchſtaben S. ſetzen ſollte. Der Vater that es, verſtand aber die Bedeutung nicht, auch die Dichterin Sidonie, die aus dem Schickſal ihrer Schweſter den Stoff ihres erſten gedruckten Romans wählen wird, verſtand ſie nicht mehr. Nur Ottfried verſtand ſie mit tiefer Erſchütterung und gelobte ſich, als er ſich einſt aus Sidoniens Armen riß, heilige und ernſte Dinge. Der, den er aus ſeinem Namen ſtieß, weiß es, ob er ſie halten wird. *)

---

*) Eine ſpätere größere Ausführung dieſer Erzählung findet ſich in des Verfaſſers Schauſpiel Ottfried Dritte Auflage (Jena, Coſtenoble.)

Die Nihiliſten.

(1853.)

Erſtes Kapitel.

Das Recht der freien Selbſtbeſtimmung.

In einem traulich eingerichteten Zimmer deckte ein junges Mädchen den vor dem Sopha ſtehenden runden Tiſch mit einer in's Graue ſchimmernden, buntgemuſterten, großen Theetiſchdecke von Damaſt. Von einer Etagere, wo ſich allerhand buntes Glas und Porzellan befand, ſtellte ſie auf dieſe Decke drei goldgeränderte Taſſen, ordnete Teller, Zuckerſchale, Meſſer, die ſie in kleine zierliche Servietten einſchlug, rückte an den Stühlen, legte die Sophakiſſen in Ordnung und verrichtete ſomit eine Reihefolge von Handlungen, die wir nicht beſchreiben würden, wenn ſich nicht die junge Dame auf den Beſuch, den ſie zum Thee zu erwarten ſchien, mit einem Ernſt und einer Feierlichkeit vorbereitet hätte, die ſelbſt die darauffolgenden Rüſtungen der kleinen Lampe, der Theemaſchine, der von einer Magd hereingetragenen bezuckerten Bäckereien, des Milchtopfs und welche Vorſorgen ſonſt zu einem behaglichen Theeabend gehören, mit einer ſo überdachten und faſt heroiſchen Miene verrichtete, daß man eine Fee, die zu geringer Erdenarbeit verurtheilt wurde, zu ſehen glauben mußte, auch wenn nicht das ernſte, ſchöne junge Weſen vom Dienſtmädchen bei jedem dritten Worte Gnädiges Fräulein! Gnädiges Fräulein! höchſt reſpectvoll wäre angeredet worden.

Das gnädige junge Fräulein hieß Hertha Wingolf und gehörte nicht dem Adelſtande an. Aber unbeſtreitbar war ſie von der ſogenannten „höhern Geſellſchaft“. Wenn Hertha

Wingolf zu ihrer Theeabendrüſtung einen Stuhl erhob, ſo geſchah es mit einer Armbewegung, wie wenn Semiramis den Grundſtein eines neuen Tempels in Babylon gelegt hätte. Sie erkundigte ſich bei Liſetten, ſo hieß das Dienſtmädchen, nach dem heißen Waſſer. Das geſchah in einem Ton, mit einem Ausdruck, wie wenn eine isländiſche Seherin den Prieſter gefragt hätte: Wie geht es mit dem Geyſer oder mit den heißen Schlacken des Hekla?

Endlich ließ ſich ſogar Hertha Wingolf herab mit Liſetten von einem Teller mit Wurſt und einem mit Schinken zu ſprechen! Zwei Tellern, die ihres Geruchs wegen noch beide in der Küche harrten. Aber den Preis der Wurſt und den Preis des Schinkens notirte ſich doch die Seherin in ein ſauberes Notizbüchelchen, das ſie inzwiſchen aus einem Schrank genommen hatte. Hertha's weiße, zarte, längliche, ganz dem Carus'ſchen Merkmal der „ſchönen Seele" entſprechende Finger, glänzten wetteifernd mit dem ſilbernen Crayon, mit welchem ſie bedächtig die Worte niederſchrieb: Ein Viertel Schinken zwei Groſchen, ein Viertel Wurſt zwei ein halb Groſchen!

Zwei und reſpective zwei und ein halb Groſchen? werden unſere wirthſchaftskundigen Leſerinnen fragen. Sie werden den Namen einer Stadt zu hören wünſchen, wo es ſo billige Preiſe giebt. Wo liegt das Eldorado der erfreulichſten Erübrigungen am Wirthſchaftsgelde, die ein ſtillangelegtes Sparen für gewähltere Toiletten möglich machen? Wir könnten den Namen der Reſidenz eines großen deutſchen Mittelfürſten nennen; aber man gebe ſich über die dortigen Fleiſchpreiſe keinen Täuſchungen hin! Wir dürfen nicht verſchweigen, daß Liſette bei Nennung dieſer geringen Summen ganz eigen ihre kleinen braunen Augen zuſammendrückte. Innerlich lachte etwas in unſerer Zoſe. Das vornehme, in einem ſeidenen Kleide dahinrauſchende junge Mädchen, das ſich einbildete, die ſämmtlichen in ihrem eleganten Wirthſchaftsbüchelchen verzeichneten Preiſe für Frühſtücksſemmel, Butter, Kaffee, Eſſen aus dem Speiſehauſe, Thee, Zucker, Schinken und Wurſt entſprächen wirklich den üblichen Preiſen des Marktes, der Fleiſchbank und des Specereikrämers, dies gläubige vornehme Mädchen iſt es, das dem Dienſtmädchen „komiſch" vorkommt.

Doch geht Liſette, wohlweislich ihr Lachen verbergend, in die Küche zurück, nicht ohne die Verſicherung, daß „jeden Augenblick" Frau von Zabel, eine höhere Beamtenwitwe, bei welcher Hertha Wingolf zur Miethe wohnte, aus der Stadt zurückkommen müßte.

Hertha Wingolf hatte ſich überzeugt, daß ihre Vorbereitungen zu einem Thee à trois mit ſo viel Umſicht getroffen waren, als man bei einem im Leben „ſelbſtſtändig daſtehenden" Weſen erwarten durfte, öffnete das Fenſter und ſah hinaus in die Schatten des Abends, die ſich duftig und ſchon kühl niederſenkten. Hertha's Wohnung lag vor den Thoren. Es war nicht die elegante Vorſtadt der wirklich anſehnlichen und mit zehn bis zwölf an ihren höchſten Spitzen jetzt noch vom Abendſonnenſchein vergoldeten Thürmen vor ihr liegenden Reſidenz, die ſie bewohnte; es war eine minder beachtete Gegend, ein Viertel, halb den wirklich Armen, halb den verſchämten Armen angehörend. Mancher, der zu dem troſtloſen Muß, das man Einſchränkung nennt, gezwungen war, zog ſich hierher zurück. Keine Paläſte und keine Hütten; aber behagliche Mittelſtockwerke mit mancher gefälligen Einrichtung wie bei Frau von Zabel. Eine freundliche Gartennatur durchzog dieſen entlegenen Stadttheil. Die rings um die Reſidenz ausgebreiteten Gartenanlagen durchkreuzten ſogar die kleinen Gäßchen und Winkelchen ſelbſt.

Da mußte ein Blick durch's Fenſter — es war noch nicht ſieben Uhr und ſchon dunkelte es und die Luft ging octoberhaft — ein ſo beredtſames Schweigen auf den Gärten antreffen, das Ohr ein ſo heimliches Summen hören, wie es vom Baum zu Buſch zog, ein ſo grüner Friede mußte durch die Natur waltend vernommen werden, daß nur noch das fernher erklingende Abendläuten fehlte, um ein Herz weich und feierlich zu ſtimmen.

Die Glocken läuteten wirklich. Aber Hertha ſtand entweder über einer ſentimentalen Naturauffaſſung überhaupt, oder eine auf ihrem Antlitz ruhende Spannung ließ weiche Empfindungen nicht aufkommen. Von Minute zu Minute ſchien ſie unruhiger zu werden. Einmal nach dem andern nahm ſie von ihrer Bruſt die goldene Uhr und ſah danach.

Dann schloß sie das Fenster; die Nachtluft war zu kühl. Nun zündete sie die Lampe an. Unruhig ging sie auf und ab und blieb endlich vor dem Bücherborde, das an der Wand hing, stehen, nahm ein Buch herab, setzte sich in die Sophaecke und begann, um ihrer Empfindungen Herr zu werden, an einer Stelle weiter zu lesen, wo ein gesticktes Lesezeichen andeutete, daß sie in ihrem Studium — Feuerbach's „Wesen des Christenthums" läßt sich nicht lesen, sondern nur studiren — zuletzt stehen geblieben war.

Während wir die schlanke, edelgebaute Hertha Wingolf in ihrer Sophaecke Feuerbach lesen lassen, wobei von ihrer freien hellen Stirn die mächtigen, schöngeringelten, blonden Locken gerade auf die Stelle niederglitten: „Die praktische Anschauung ist eine schmutzige, vom Egoismus befleckte Anschauung; bei ihr schau' ich ein Ding nicht um seiner selbst willen an, sondern nehme es, wie wenn man ein Weib nur um der Sinne Willen liebt. Die praktische Anschauung ist in sich nicht befriedigt, nur die theoretische ist es, sie ist freudenvoll, sie allein ist selig; ihr ist der Gegenstand der Liebe ein Gegenstand der Bewunderung..." während wir Hertha, sagen wir, über diese Worte nachsinnen lassen, erblicken wir aus dem hohen stattlichen Gebäude, welches in der Residenz seit Jahren das Justizministerium dieses bedeutenden Mittelstaats inne hatte, eine in einen leichten Sommermantel gehüllte Gestalt treten.

Der Portier kennt die Gestalt schon, kennt schon die nächtlichen Ausgänge des Geheimraths, der seit einem halben Jahre die Geschäfte des Ministeriums versorgte und der Minister selbst war, nur ohne den Namen des Ministers. Die verhüllte, eilend von der breiten Stiege tretende Gestalt fand die schwere Pforte ihres Hotels rasch aufgezogen, rasch fiel sie hinter ihr zu. Des Geheimraths Gattin war im Theater. Sie schien gewohnt, ihn des Abends, wenn sie heimkam, nicht sogleich anzutreffen.

Mit festem sichern Schritt legte die hohe Gestalt des Geheimraths eine Straße nach der andern zurück. Durch die belebtesten Gegenden drängte sich der Dahinschreitende, nicht ohne da und dort rasch von einem Vorübergehenden erkannt

und feierlichſt begrüßt zu werden. Man zündete ſchon die Laternen an. Endlich kam der eilige Wanderer zu jenem Thor, das in die bezeichnete Vorſtadt führte. Er ſchlug den Weg zur Wohnung der Frau von Zabel ein. Ein Blick nach den Fenſtern Hertha Wingolf's überzeugte ihn, daß ſie daheim war. Raſch zog er die Hausklingel. Die geſchloſſene Thür öffnete ſich. Trotz des Dunkels fand ſich der Beſuchende zurecht; er kannte die Stiege. Oben leuchtete Liſette. Der Ausruf: Der Herr Geheimrath! kam von ihr in etwas befremdetem Tone. Mit wenig Schritten war der Beſuchende in Hertha Wingolf's Zimmer. — „Du biſt es?" ſagte dieſe erſtaunt. „Ja, Hertha, ich bin es!" antwortete der Gaſt und legte den Mantel ab. Hertha's Gruß war ſo gezogen, ſo langſam, ſo fragend gekommen, daß man erkennen konnte, wie ſie dieſen Beſuch am allerwenigſten erwartet hatte.

Geheimrath Wingolf küßte Hertha's Stirn und auch auf die erſte Ueberraſchung nur mochte ihre Miene einen befremdeten Ausdruck gezeigt haben. Sie ſammelte ſich bald. Sie beſaß das Taktgefühl eines edeln Herzens und — erblickte ſie nicht in den Augen des Gaſtes eine Thräne? Die Thräne konnte von der herbſtlichen Abendluft kommen, vielleicht von innerer Rührung.

Der Beſucher war ein Mann, den ſie ja liebte, ihr Vater! Zwei Menſchen ſtanden ſich gegenüber, an denen der Schöpfer oder ſein Nachahmer, der Künſtler, Freude gehabt hätte. Die Tochter war des Vaters Bild. Der Vater, ſchon den Fünfzigen nahe, aber noch von jugendlich feſter Haltung, reichem, lockigem, wenn auch ergrautem Haar, von Milde im braunen Auge, voll Ernſt im feſtgeſchloſſenen Munde. Die Hand, die er ſeinem Kinde bot, war weich, warm. So war auch ſein Gruß, den die ihm an Hoheit und Adel gleiche Tochter nach kurzer Sammlung herzlich erwiderte.

Der Vater ſetzte ſich. Er ſah um ſich. Die Zurüſtungen des Thees, die er bedauern mußte geſtört zu haben, die Taſſen, die er nicht gezählt und zur Veranlaſſung einer Frage genommen, mit Wem Hertha, außer Frau von Zabel, heute zu Dritt ſein würde, das Gebäck, der nun von Liſetten hereingebrachte Fleiſchvorrath, alles Das änderte freilich ſchon die

Stimmung. Aus des Vaters Auge blickte Wehmuth, aber bald auch ſpielte um ſeinen Mund etwas von Ironie. „Einen Gruß von Eugenien!“ ſagte er. Ein ſtummes Nicken war der Tochter Dank. — „Der Herbſt kommt mit Macht!“ fuhr der Vater, das Haupt ſtützend, fort. „Die Abende werden lang. Du wirſt Dich hier einſam fühlen.“ — „Doch nicht!“ erwiderte Hertha mit eigener Feſtigkeit und legte den Feuerhaken von der Sophalehne, nicht damit ihn der Vater nicht ſähe, ſondern damit er bequemer ſäße. Nun trat eine Pauſe ein. Hertha nahm eine vierte Taſſe von der Etagère der Frau von Zabel; es war eine eigenthümliche Taſſe, eine verwitwete gleichſam, es ſtand wenigſtens darauf: Für den Hausherrn. Herr von Zabel hatte, als dieſer noch dem Staate, ſeiner Hausfrau und ſich zu Handen war, daraus gefrühſtückt. Wingolf lehnte die Taſſe und ein Couvert ab, und da ihm Hertha mit kleinen und unweſentlichen Erkundigungen kam, ſo ſagte er: „Hertha, wann hört die ganze Thorheit auf?“ Hertha verſtand ſogleich, was der Vater unter ganzer Thorheit meinte. Ihr ſchönes dunkelblaues Auge verfinſterte ſich. Sie ſchwieg aber und blickte nur nieder. „Ich habe,“ fuhr der Vater fort, „die Richtung, die Dich nach dem Tode Deiner Mutter überkam, ſo lange für eine ungefährliche genommen, als Du unter meinen Augen lebteſt. Zehn Jahre der Selbſtſtändigkeit, von Deinem elften bis zu Deinem einundzwanzigſten, haſt Du in unſerm kleinen Provinzleben die Blume der Wunderwelt, der träumeriſche Geiſt des Aparten und Barocken ſein dürfen, ſo lange ſich das väterliche Dach darüber wölbte. Jedermann hatte Gefallen an Deiner Entwickelung und ſo wie Du warſt, ſo nahm man Dich. Daß ich leider dann die „Thorheit“ begehen mußte, ... noch an mein Herz zu glauben —“ — „Vater!“ erwiderte Hertha auf dies letzte beſonders ſchmerzlich hervorgehobene Wort und ergriff des bewegten Mannes Hand und bat ihn, ſich nicht durch eine Erörterung aufzuregen, deren eigentliche Abſicht doch, wie er ja wiſſe, ihr Ziel verfehle, verfehlt hätte und ewig verfehlen würde.

„Ich kann dort das Bild Deiner Mutter nicht ſehen,“ fuhr der Vater mit einem Blick auf die an der Wand hängenden

Madeleine.

Ein geiſtreiches, allerliebſtes Kammermädchen, das alle Fäden der Intrigue in der Hand hält und zur Entlarvung des Scheinheiligen am Meiſten beiträgt.

Chapelle.

Ganz meine Idee!

Madeleine.

Der Scheinheilige kommt. Er kommt erſt im dritten Akt.

Chapelle.

Um die Spannung zu ſteigern. Ganz meine Idee!

Madeleine.

Er ruft beim Eintreten ſeinem Bedienten zu, er ſolle ſagen, er wäre in's Gefangenhaus gegangen und theile dort den Armen ſein bischen Armuth aus.

Chapelle.

Das reimt ſich ja ſchon ordentlich.

Madeleine.

O die Verſe ſind allerliebſt. Jetzt erblickt der Scheinheilige mich. Er fährt mich an, weidet ſich dann aber an meiner Schönheit — wirklich an meiner Schönheit — die Schönheit ſteht in meiner Rolle vorgeſchrieben —

Chapelle.

Ich höre ſchon den raſenden Beifall des Publicums.

Madeleine.

Was will Sie? frägt der Scheinheilige. Ich ſtottre, und meine Verwirrung benutzend zieht er ſein Taſchentuch —

Chapelle.

Sein Taſchentuch?

Büchergärten und was ſich darüber an Bildern erhob, fort, „ich kann es nicht ſehen, ohne nicht den Drang einer Rechtfertigung zu fühlen. Luiſe ſieht ſo ruhig, ſo verſöhnt auf mich nieder!“ — Hertha unterbrach dieſe Erörterung. Sie wußte, daß ihre verklärte Mutter dem Vater ein Geiſt war, der auf dieſer Erde ſeine wahre Stätte nicht gefunden und deshalb vorgezogen hatte, früh zu ſcheiden. Sie wußte, daß der Vater an dieſen Geiſt nie dachte, ohne nicht etwas zu fühlen, wie wenn ein Accord durch die Lüfte zog. Eine elfjährige Ehe war die Harmonie ſelbſt geweſen. Zehn Jahre hatte dann der Vater dem nachklingenden Tone des Glücks noch gelauſcht, dieſen nur allein aus dem Leben als ſeinen Führer ſich herausgehört. Da kam das äußere Weltglück an Wingolf's Hauſespforte, pochte an ſein Leben mit Ueberraſchungen, auf die er nie eine Hoffnung hatte hegen können. Er wurde Chef eines erſten Gerichtshofs. Eine Mahnung der Stände wirft der Juſtiz des Landes Vernachläſſigung der Reformen vor; man ruft, um der öffentlichen Meinung eine Befriedigung zu geben, Wingolf in die Reſidenz, giebt ihm die Stellung eines Miniſters, deſſen Rang er ablehnt, weil er die Vorliebe des Souveräns für alte Namen kennt und ſich die Stellung eines Aufgedrungenen nicht zu ſehr erſchweren will. Dieſe frohe Wendung ſeines Lebens erfüllt ihn mit geſteigerter Empfänglichkeit für die Schönheit des Daſeins. Er hat Repräſentationsverpflichtungen. So wählte er eine zweite Gemahlin. Und mit wirklicher Neigung. Der noch rüſtige Mann war wie ein aufgegebener Baum, in dem ſich wieder mit dem Frühling ein Wachsthum regte. Eugenie von Saalfeld wurde ſeine Wahl, die Freundin ſeiner Tochter. Beide ſpielend und tändelnd um ihn als Kinder ſchon. Als Beide erwachſene Jungfrauen waren, er nach der Reſidenz als Miniſter ſcheiden ſoll, er Eugenien von Saalfeld, die, eine Waiſe, bei Verwandten an ſeinem frühern Berufsorte lebte, die Freundin ſeiner Hertha, noch einmal betrachtete, wagte er ihr das ſchwere Loos anzutragen, an der Seite eines fünfzigjährigen Mannes durch's Leben zu gehen. Eugenie, ein blühendes, holdes Mädchen, erſchrickt anfangs, hört aber die Bitte wiederholen und willigt ein, ohne ſich, aus Scheu und Schamgefühl, der Freundin, der

ſie Mutter werden ſollte, ſogleich zu erklären. Dieſe reiſt mit dem Vater ab. Unterwegs geſteht er der Tochter ſeine Wahl. Der Eindruck war erkältend. Hertha verfällt in Schweigen, ſinnt und ſinnt und an dem Tage, wo Hertha's Freundin, aus der Provinz als des Vaters Gattin vom Vater abgeholt, in die neue, prachtvolle amtliche Wohnung der Reſidenz eintritt, hatte die Tochter das väterliche Haus verlaſſen. Sie ergriff dieſe Wendung als das Ende einer ſchon lange in ihr gährenden Kriſis, als einen Fingerzeig des Schickſals, einem in ihr unwiderſtehlich gewordenen Drange nach Freiheit und Selbſtſtändigkeit zu folgen. Durfte es ihr ſchon an ſich genommen peinlich ſein, wie ſie vermeinte, eine Freundin als Gattin ihres Vaters zu begrüßen, ſo hatte ſie ja nun volle Gelegenheit, „das Loos der Frauen" zu verwünſchen, über die der „Zufall", das „blinde Spiel des Würfels" entſcheide, ſie durfte ausrufen: Ein Vater, der der Freier meiner Geſpielin wird! Sie dachte ſchon längſt an Das, was die Menſchen Liebe nennen, mit Ingrimm, es hatte ſie der ihr immer nahe geweſene Geiſt der „Selbſtbeſtimmung" ergriffen, der keinen Zügel mehr dulden mochte. Sie konnte ſich das Glück des Vaters an der Seite Eugeniens denken; ſie gönnte es ihm; aber ſie mochte dieſe Hingebung eines jungen Mädchens an ein ſolches Leben der ſich beſcheidenden Pflicht nicht weiter ſtören. Mit ſolchen, ſchwerlich ernſt gemeinten Entſchuldigungen verließ ſie die Wohnung des Vaters, vertraute ſich einer älteren Freundin ihrer Mutter an und bezog bei dieſer zwei kleine Zimmer, in denen ſie ſich eine Exiſtenz geordnet hatte ganz nach dem Drange ihres Bedürfniſſes. Und litt auch der Vater unter dieſem tief aus ſeiner eigenen Natur kommenden Sinn ſeiner Tochter, litt er in ſeinem Innern eben ſo ſehr wie vor der Geſellſchaft — denn kaum in ſeine neue Würde eingeſetzt gab ihm ſein Kind ein ſolches Aufſehen — ſo ertrug er doch ſeit mehren Monaten ſchon mit Geduld eine Wendung, die ſich bei dem ſchon früh in dem ſelbſtſtändigen, durch Penſionen und Erzieherinnen zum Eigenwillen geſteigerten Sinne Hertha's nicht ändern ließ.

Darum ſtaunte Hertha, als der Vater heute von Neuem mit ſeiner Einſprache kam. Sie hatte ſeine Unterſtützungen,

die, wenn auch noch nicht ganz, doch in absteigendem Maße eingehen sollten, doch immer angenommen. Es sollte deren von Monat zu Monat weniger werden (daß die Preise für sie so niedrig gestellt wurden, wie wir vorhin an dem Lächeln Lisettens und den beiden Tellern mit Fleisch sahen, beruhte auf einer Verabredung Eugeniens, ihrer alten Freundin und neuen Mutter, mit Frau von Zabel), ja ihr Ideal war (und eben in ermuthigender Folge jener Wohlfeilheit des Daseins) dies geworden, sich ihre Existenz selbst verdanken zu wollen. Aber der Vater wollte heute dagegen Einspruch thun. Er war in der Absicht gekommen, seine Tochter zu fragen, ob es in der That wahr wäre, daß sie in einem ihr befreundeten Hause musikalischen Unterricht zu geben gedächte?

„Ja, bei Frau von Reisig," sagte Hertha mit ruhiger Bestimmtheit; „ich komme immer mehr zu der Erkenntniß, daß wahres und dauerndes Glück nur durch Das geboten wird, was man sich selbst erwirbt. Das weibliche Geschlecht ist der Paria der Civilisation. Wir haben uns begnügt, uns, wie auch mir schon von vielen Männern geschehen, schöne Dinge über unsere Außenseite sagen zu lassen, und sind Sklavinnen des Innenlebens geworden, wenn auch die Fesseln, die wir tragen, noch so vergoldet schimmern. Wie sehr wir im Leben ohne Würde dastehen, kann ein Mann kaum fühlen. Man muß jene ganze Kette von Untugenden kennen, die sich tief im Leben der Frauen angelegt hat, um recht zu begreifen, was ich meine. Der Wahn der Eitelkeit ist durch Erziehung und Bildung der Mittelpunkt aller unserer Bestrebungen geworden. Diesem bringen wir stündlich die schmachvollsten Opfer, diesem huldigen wir mit unserer eigenen Entwürdigung. Laß doch nur einmal den Frauen Raum, ihren Muth, ihre Ausdauer, ihre wahre Hingebung an die Pflicht zu zeigen! Wir sind ein spartanisches Geschlecht, während die Männer uns für so verweichlicht halten, als sie es jetzt vielleicht selbst geworden sind." — Der Vater schüttelte sein Haupt, doch erfüllte ihn mehr spottendes Erstaunen als Zorn. Hertha schloß mit der Bitte, ihr zu gestatten, sich eine Existenz selbst zu begründen und mit jenem Unterricht bei den zahlreichen Stiefkindern

der reichen und liebevollen Frau von Reiſig den Anfang machen zu dürfen.

Der Vater ſtand auf. Er war erregt. Er hatte die Abſicht gehabt, ſich zu mäßigen. Er konnte aber jetzt den Zwang nicht mehr über ſich gewinnen; er verbot mit einer Entſchiedenheit, die Hertha an ihm trotz aller Güte ſeines Weſens auch ſchon kannte, jedes Unterfangen dieſer Art. „Ich bin dieſes Verbot," ſagte er, „meiner Stellung ſchuldig. Ich geize nicht nach höheren Auszeichnungen, als die mir ſchon zu Theil geworden ſind. Ein Bürgerlicher weiß ich, daß ich dem Souverän nur durch die Umſtände aufgedrungen bin, und ich erleichtere mir meine Beziehung zu ihm durch den Wunſch, eine gleichſam nur interimiſtiſche Stellung einzunehmen. Indeſſen will ich den Makel, den man an mir findet, nicht noch vermehren. Ich mag nicht, daß mein Familienleben Gründe des Vorwurfs und des Spottes für mich darbietet. Magſt Du in einer idealen Welt leben, deren Ausſchreitungen ich in meiner Stellung ſogar gezwungen bin, zu bekämpfen, bis zur Caricatur darf Dein Handeln nicht ausarten. Ich verbiete Dir dieſen Unterricht. Ich lege Dir eine Summe hieher, die Dir erlauben wird, Deine unſinnige Emancipation vielleicht noch bis zu einem Luxus zu treiben, für den ich ja dort auf dem Simſe des Kamins die vollſtändigſten Vorbereitungen antreffe —!" Wingolf zeigte mit zitternder Hand auf einen zierlichen Becher zum Einſammeln von Tabacksaſche und einige bunte Papierchen zum Anzünden von Cigarren. Er nahm den Hut, nahm den Mantel und wollte voll Erſchütterung gehen.

Hertha hielt ihn jetzt zurück. Sie hielt ihn zurück nicht mit dem Gefühl einer im Gemüth um die Kränkung des Vaters beſorgten Tochter, ſie hielt ihn zurück mit der Entſchloſſenheit eines Charakters, der bei ſeinen Auseinanderſetzungen einer überredenden Kraft gewiß zu ſein glaubt und im äußerſten Falle nur noch Alternativen ſtellt. „Vater," ſagte ſie, „ich bitte, mir zu geſtatten, neben den Rechten, die Du über mich ausübſt, noch eine andere Autorität einzuſetzen, die Rechte eines Mannes, den ich liebe." „Du würdeſt," fuhr ſie, da der Vater zuſammenfuhr, ohne zu ſtocken, fort,

„Du würdeſt mich glücklich machen, wenn Du jetzt bliebeſt, Vater. Ich lernte einen Rechtsgelehrten kennen, der ſich für die akademiſche Laufbahn vorbereitet, den jungen Doctor Conſtantin Ulrichs. In Gegenwart der Frau von Zabel ſah ich ihn ſeit vierzehn Tagen faſt jeden Abend an dieſem Tiſche, den wir nur deshalb wählen, weil das Nebenzimmer ein unbequemes iſt. Conſtantin Ulrichs iſt einer der ſeltenſten Menſchen, die aus dieſer trüben Gegenwart der Zukunft entgegenreifen. Ich liebe ihn, wie wir Frauen Männer lieben ſollen, als den Führer und den Halt meines Daſeins. Conſtantin's Vorzug vor den Anderen, deren Werbung ich zurückwies, iſt der, daß ſeine Anſchauungen glücklicherweiſe die meinigen ſind und daß ich mich ſtark, gehoben, mit wunderbaren Schwingen getragen fühle, wenn ich in ſein Auge blicke, von ſeinem Geiſt die Funken in mir ſelbſt elektriſch zucken fühle. Conſtantin iſt der älteſte Sohn jener genialen Familie Ulrichs in unſerer öſtlichen Univerſität. Sein Vater iſt ſelbſt ein gefeierter Gelehrter, im Fach der Geologie eine Zierde jener Hochſchule. Alle ſeine Geſchwiſter tragen den Stempel des Genius. Frieda Ulrichs, ſeine älteſte Schweſter, iſt die Poeſie ſelbſt. Vater, ich ſage Dir mein Geſtändniß mit der ganzen Sammlung, welche der Ernſt eines ſolchen Gefühls und Dein Recht auf mich erfordert und ich bitte Dich, entweder jetzt, wo wir Conſtantin erwarten, zu bleiben oder zu geſtatten, daß er Dich morgen in der Frühe ſelbſt beſucht.“

Es iſt wol im Leben eines Vaters einer der heiligſten Momente, wenn ſein Kind, das wie in träumeriſcher Unbekanntſchaft mit der Doppelnatur des Menſchen aufwuchs, ſich plötzlich in die allgemeine Reihe der gleichen Empfindungen der Herzen ſtellt und jenen Kreislauf der Jahrtauſende, der die zärtlichen Triebe zur Bürgſchaft des Menſchengeſchlechts für ſeinen Beſtand gemacht hat, in ſeiner jungen Seele nun auch fortſetzt! Das gleiche Loos des Glückes, der Schmerzen, der Hoffnung und der Täuſchung an Alle ausgeworfen und nun auch da an mein liebes, holdes, jungfräuliches Kind! Sieht dann ein Vater einen Sohn zum erſten Mal in dem Bann jener Empfindungen, die dem Jüngling ſelbſt einſt das Leben gegeben haben, ſo wird des Vaters Wort eher zum

Staunen, ja zum Scherze geneigt sein; das wilde junge Herz bedarf des Zügels und mancher Vater tobt dann wol mit künstlichem Spott oder mit gemachtem Ingrimm gegen die Frauen überhaupt auf, nennt es, um den Sohn von einer Thorheit zu heilen, ein unwürdiges Geschlecht, ein Geschlecht, nicht der Beachtung werth für einen Jüngling, dem die Welt gehöre. Aber eine Tochter! Bringt ein Vaterherz in solche Erfahrung die Neigung einer Tochter, so wird sein künstlicher Humor, all' sein erziehender Spott die Waffen strecken, wird sich mit Rührung und oft mit Schmerz der Nachricht gefangen geben, daß ein so an die Penaten des Hauses gebunden geschienener Geist, eine so stille träumselige Unschuld, die bisher nur ihren Eltern gehörte, nun also doch von jenem Baum im Paradiese erfuhr und von den Aepfeln der Erkenntniß, die oft ein ganzes Dasein vergiften! Der Gedanke, ein unbekanntes, wer weiß mit welchen Fügungen der Zukunft bedrohtes fremdes Leben so an sein geliebtes reines Kind herantreten zu sehen, die zarte, nur bisher dem Vater gehörende Unschuldswange von eines fremden Mannes Hauch und Kuß berührt zu wissen und sein Kind hintaumeln zu sehen mit blinder Leidenschaft in ein unter allen Umständen fernes räthselhaftes Schicksal, das kann ihm selbst jene edlere, ja tiefe Eifersucht wecken, die der Mensch in allen Dingen weit mehr sich eingestehen darf, als man obenhin einzuräumen pflegt, vorausgesetzt, daß die Eifersucht auf das Gute geht und auf Das, was unsers Werthes Bürgschaft ist.

Wingolf's Erschütterung mußte noch eine größere sein. Denn naht sich den weiblichen Lippen das Geständniß der Liebe ohnehin so langsam, wie eine Schnecke nicht ganz ihr Gehäuse verläßt, so wird es doch vollends vor einem Vater nur ausgesprochen werden beinahe wie eine Schuld, wie ein Verbotenes, wenigstens Unsagbares. Der Vater wird vielleicht das Geständniß hervorlocken müssen und in früherer Zeit war Hertha oft erröthet, wenn Wingolf scherzend von einer möglicherweise in ihr aufgetauchten Neigung sprach oder ernsthaft berichten mußte von einer ihr deutlich gezeigten Bewerbung. Daß nun aber jetzt dasselbe Kind sich ihm so gegenüber stellen konnte, so in einer einzigen ruhigen Rede die Empfindungen

bloßlegen, welche die Bedingungen ihrer ganzen Zukunft werden sollten, das hätte er sich nie möglich gedacht. Er konnte wol nicht in Zorn aufwallen; dieses ruhige Bekenntniß, diese sichere Andeutung einer demnächst ihm in Aussicht stehenden Bewerbung, dieses klare Zeugniß für sich selbst, vorgetragen von den jugendlichen Lippen unter einer erblaßten, sich nicht röthenden Färbung der Wangen, unter einem ruhigen Aufschlag der tiefblauen Augen, die klar und stolz in das Angesicht des Vaters blickten, entwaffnete, übermannte ihn. Ohne ein Wort zu erwidern, wandte er sich zum Gehen. Man hörte nebenan die Fragen und unruhigen Erkundigungen der eben lärmend nach Hause gekommenen Frau von Zabel. Nur: Gute Nacht, Hertha! sprechend, wandte er sich, ergriff den Drücker der Thür und schied von einer Tochter, die auch wirklich nichts that, sich der zustimmenden Wirkung ihres Geständnisses zu versichern oder die Bestürzung, die dasselbe verursacht hatte, zu mildern. Sie hatte gesagt, was sie sagen mußte. Die Art, wie man es aufnahm, kümmerte sie nicht.

Der Vater ging. Constantin Ulrichs! Der Name klang ihm nun — wie doch —? im Ohr; es war ein Wort wie eine neuentdeckte Insel im fernsten stillen Ocean. Und wie er noch einige Schritte durch die Bosketts der Anlagen zurückgelegt hatte, hörte er hinter sich die Klänge einer Sonate auf dem Piano. Er stand still. Das konnte nur Hertha sein, die ihm diese Töne nachsandte. War sie mehr ergriffen als sie zeigte? „Es ist die Ungeduld um den Erwarteten!" sagte er sich und hörte eine Weile den Klängen zu, bis er von einem lebhaften Gespräch gestört wurde, das zwei junge Männer führten. Sie schienen in einem Wortwechsel begriffen, dessen Ausbrüche sie nur milderten, wenn Schritte hörbar wurden in den einsamen Gängen. War der Name Hertha oder Constantin an sein Ohr gedrungen oder welcher Anlaß war es, der ihn bestimmte, still zu stehen, den Mantel vor die Augen zu ziehen und die Streitenden an sich vorüber zu lassen, ja sogar ihnen zu folgen?

Der Eine war hoch und schlank, unruhig, aufgeregt, der Andere von kleiner Statur und nicht minder in Bewegung. Jener machte dem Kleinen Vorwürfe, ja seine Oberherrschaft über diesen ging so weit, daß dieser sich sogar gefallen ließ,

von ihm gedrängt, selbst gerüttelt zu werden. Wingolf, staunend, hörte Vorwürfe, hörte Bezeichnungen, die er hätte deutlicher verstehen können, wäre er den Streitenden näher geblieben. Der Kleine lachte trotz der Mißhandlungen und machte oft wunderliche Sprünge. Zuletzt standen Beide still. Der Größere benutzte das Licht einer Laterne, zog sein Portemonnaie und gab dem Kleinern Geld.

Wingolf hatte die Physiognomieen deutlich übersehen. Der Größere war ein junger Mann von geistvollem Gesichtsausdruck, mit dunkelm Bart um Lippe und Kinn, der Kleine schien bartlos, war blaß und von einer beweglichen unedlen Physiognomie. Nachdem der Letztere einige Geldstücke empfangen, begleitete er den unwilligen und aufgeregten Geber in die jenseits des Fahrwegs beginnenden Häuserreihen. Vor Hertha's Hause hielten sie an. Der Kleinere erhielt noch mit der Hand ein derbes Andenken von dem aufgeregten Größern, der dann die Klingel zog und verschwand. Wingolf wartete auf den vor ihm vorbeischießenden Gefährten eines Mannes, der also ohne Zweifel Constantin Ulrichs gewesen.

Jener hüpfte mehr, als er ging, an ihm vorüber, pfiff, trällerte. Das empfangene Geld schien ihn lustig zu stimmen. Wingolf konnte nicht umhin, ihm zu folgen. Er war unter'm Stadtthor fast dicht an ihm, dann schlug er eine andere Richtung ein, als die seinige hätte sein müssen. Dennoch begleitete er ihn noch eine Strecke. Erst als der Kleine in einem übel berufenen Viertel verschwand, gab er die ihn unwillkürlich ziehende Absicht, wenigstens die Gesichtszüge dieses Gefährten, der sich so leichten Sinnes von Constantin Ulrichs mit Geld ausstatten und mißhandeln ließ, genauer in's Auge zu fassen, auf. Es war nicht möglich gewesen. In einem Miethwagen, den er bestieg, fuhr er in seine Wohnung.

Eugenie, Wingolf's junge Gattin, war noch im Theater. Gewöhnlich wenn sie zurückkam und noch ein einsames Lämpchen an einem Fenster, das in den Hof ging, brennen sah, wußte sie, daß schwierige Arbeiten angekommen und der Gatte ihr lieber erst am nächsten Morgen gehörte. So heute. Wingolf fand heimgekehrt verwickelte und verdrießliche Aufträge. Es war jene vormärzliche Zeit, wo die Feinde

der Ordnung nicht wie jetzt in den Handwerkstätten aufgesucht wurden, sondern mehr unter den Studirenden, den Gelehrten. Eine Reihe von verdächtigen Namen lag vor dem neuen Verweser der Justiz. Wingolf las. Ganz hingegeben der schwierigen Aufgabe schüttelte er oft den Kopf. Endlich stieß er — erstaunend und betroffen genug — auf einen Namen, den hier zu finden, zu seinem Kummer noch eine neue Verwickelung brachte. Auch der Doctor der Rechte, Constantin Ulrichs, stand auf dem Verzeichniß der in einen „Hochverraths-Proceß" Verwickelten.

Bis tief in die Nacht las Wingolf die Vergehen, deren sich ein Mann schuldig gemacht haben sollte, der, nach Hertha's schwerlich je zu beugendem Charakter zu schließen, früher oder später bestimmt war, sein Schwiegersohn zu werden.

Zweites Kapitel.

Constantin Ulrichs

Hertha's Erwählter war deshalb so spät zu Frau von Zabel gekommen, weil er schon die Widerwärtigkeiten, die ihn bedrohten, in Erfahrung gebracht hatte. Benachbarte größere Staaten gaben damals und vielleicht noch jetzt den mittlern und kleinern die näheren Kennzeichen derjenigen Richtungen an, die sie nicht dulden sollten. Papiere wurden mit Beschlag belegt, mündliche Aeußerungen denuncirt und ähnliche Tendenzproceduren vorgenommen, die bei dem eigenthümlichen patriarchalischen Wesen unseres deutschen Staatslebens Vergehungen dieser Art immer wie persönliche Kränkungen der Staatsoberhäupter heraustreten lassen sollen und auch Dem, der einmal einem solchen Makel verfallen ist, oft sein Leben lang nicht wieder verziehen werden und ihm im Grunde anrathen sollten, den Boden des Vaterlandes für immer zu verlassen.

Constantin Ulrichs hatte seine Gefahr an jenem Abend Hertha mitgetheilt. Man kann sich denken, wie diese Mit-

theilung von ihr, der ohnehin schon Aufgeregten, aufgenommen wurde. Nicht mit Furcht, sondern mit Entrüstung.

Schon in aller Frühe eilte sie am folgenden Tage zu ihrem Vater und wandte natürlich alle Waffen ihrer neugewonnenen Ueberzeugungen an. Wir können nach dem Vorangegangenen die Scene, die zwischen Vater und Tochter sich ereignete, uns denken. Den Ausgang dieser Unterredung erwartete Constantin in seiner Wohnung. Der so ernstlich Bedrohte befand sich in Spannung und brennender Unruhe. Selbst die geringste üble Folge, die er für seine Person fürchten konnte, Ausweisung aus dieser Stadt, wäre ihm bei der Beziehung, die er zu Hertha gewonnen, das Verdrießlichste gewesen. Verbannt aus Verona, ist aus der Welt verbannt! sagte Julia Capulet in einer Zeit, wo zwischen Mantua und Verona noch keine Eisenbahn ging; aber auch jetzt noch würde Julia Capulet in einem Verbannt von Verona nach Mantua! Schrecken gefunden haben lästigster Art, falls sie nicht zu dem äußersten Mittel griff, mit Romeo nach Mantua zu entfliehen.

Das Verhältniß zwischen Hertha und Constantin hatte sich in dem schon besprochenen Freiherrlich Reisig'schen Hause angeknüpft, in das diesen jungen Mann Empfehlungen eingeführt hatten. Hertha hatte dort dem Eindruck, den ihr Constantin machte, bald Rede gestanden, hatte tief empfunden, wie auf sie die Gestalt des jungen Gelehrten, sein zwar unstetes aber blitzendes Auge, noch mehr aber seine immer sprungweise gegebenen, abgerissenen, den Hinterhalt einer bedeutenden Weltanschauung verrathenden Aeußerungen wirkten. Constantin bemerkte dies bald. Ob es Liebe war, die er für die Tochter des Ministers empfand, ist schwer zu sagen; er stand seinen Gefühlen nicht Rede, ja es gehörte zu seinen Grundsätzen, Selbstbespiegelung, wie er die Anfänge der Liebe nannte, die Zergliederung seines Innern, zu verwerfen. Er fand das ideale schöne Mädchen gewiß interessant, anregend und zeichnete sie mit aufrichtiger Hingebung aus.

Man war gewohnt, diesem jungen Manne überall, wo er auftrat, ein großes Uebergewicht über die Gesellschaft einzuräumen. Er hatte sich eine umfassende Menge von Kennt-

Madeleine.

Ja ſein Taſchentuch und wirft mir dies Taſchentuch auf meine Schultern — etwa ſo! Nehmen Sie 'mal Ihr Taſchentuch!

Chapelle

(zieht ſein Taſchentuch).

Wie — meinen Sie —

Madeleine.

Er ſagt, nämlich der Scheinheilige:

Mein Gott im Himmel, weh, das iſt nicht zu ertragen;
Ach, nehme Sie, bevor Sie redet, dieſes Tuch!

Darauf ſage ich: Wozu? Darauf er:

Bedecke Sie damit, o Sinnestrug,
Den ſünd'gen Buſen ſich; denn leicht erkranken
Macht dies die Seele ſonſt durch ſündige Gedanken.

Nun wirft er mir, halb von mir abgeſtoßen, halb zu mir hingezogen, das Tuch zu — werfen Sie doch! — und macht dabei eine Miene, einen Ausdruck, eine Phyſiognomie — Bravo!

Chapelle.

Was, ich ſpiele in einem Stücke von Molière?

Germain

(ſieht durch die Thüre).

Herr Chapelle, Ihr Conſommé wird kalt.

Chapelle.

Es thut mir leid, mein Fräulein — (Es fallen im Nebenzimmer Teller entzwei.) Schurke! Opfert man denn überall mein Eigenthum? Meine Dramen, meine Teller! Räuber! Mörder! (Läuft ab.)

niſſen in den verſchiedenartigſten Wiſſensgebieten erworben und in den neueſten Vorkommniſſen der Politik und der Naturwiſſenſchaft war er immer heimiſch. Er beſaß eine außerordentlich ſichere Art der Auseinanderſetzung. Jedes Wort, das er ſprach, hatte etwas Gewichtiges, ſelbſt ein nur ſo hingeworfenes. Der Zweifel, den er über etwas ausſprach, konnte für Andere Dogma werden.

Conſtantin war ein umſichtiger und erfinderiſcher Geſellſchafter. Er ging auf die Scherze der Damen ein, ohne ſich den Schein eines Galopins zu erwerben. Man konnte ihn nicht eigentlich gefällig und zuvorkommend nennen, aber er verdarb kein Spiel, ſelbſt nicht in der Karte mit den älteſten Damen. Kein Wunder, daß Conſtantin Ulrichs die Seele der Geſellſchaften wurde und ſich eine Meinung von ihm verbreitete, die für Hertha wie ein Strom vom ewigen Quell des Lichtes erſchien.

Conſtantin beſuchte auch bald Frau von Zabel. In der ruhigen Art, wie er ſich in jeder Lage zu geben wußte, wenn er beobachtet wurde, mit derſelben faſt ſieggewohnten Sicherheit zog er ganz in Hertha's Seele und Leben ein. Er wurde der Schlußſtein ihres alten, der Grundſtein ihres neuen Syſtems. Sie bezeichnete ihn ganz einfach: Es iſt ein Mann! Sie hatte nie vor einem Manne Reſpect gehabt, ſelbſt vor ihrem Vater nicht — einen Vater überſieht ein Kind ſehr bald in ſeinen Schwächen — Conſtantin war der erſte Mann, der Hertha imponirte. Sie liebte ihn anders als ihren Vater.

War Conſtantin Ulrichs allein mit ſich, ſo war er freilich ein Anderer, als ihn Hertha kannte. Dann konnte er ſeinem Ich den Zügel ſchießen und ſich gehen laſſen. Seinem älteſten Freunde, Jean Reps, wie man dieſen ſchon auf der Univerſität, um den „überwundenen" Jean Paul zu bezeichnen, nannte (er hieß eigentlich Johann Repſe), einen halbverdorbenen Predigtamtscandidaten, hatte er, wie Wingolf beobachten konnte, am Abend vorher das Geld, das er ſehr oft in die Lage kam, dieſem leihen zu müſſen, mit einigen höchſt wahrſcheinlich verdienten Rippenſtößen gegeben. Conſtantin war auswärts nonchalant, im Hauſe oft pedantiſch bis zum Zopf,

wie Jean Reps sagte. Constantin schmählte, wenn er die Seinigen besuchte und die bei ihnen herrschende geniale Wirthschaft sah. Er leugnete die meisten feststehenden Thatsachen, nur nicht seine Kleider, seine Wäsche, seine Schreibmaterialien, die Geräthschaften der Toilette, die er sehr gewissenhaft zu machen pflegte und ähnliche wichtige und auf entschiedenste Stabilität angewiesene Dinge. Zu den Ausnahmen von jener allgemeinen Unbeständigkeit der Begriffe, die ihm das Weltall zu erfüllen schien, rechnete Constantin noch seine Cigarren und seinen Kaffee. Er konnte über neue philosophische Lehrgebäude, die sich in Gestalt eines ihm vom Buchhändler zugesandten Buches darstellten, witzig spotten, konnte den Unsinn „unmöglicher Beweisführungen", wie er sie nannte, treffend von sich weisen, aber ein Werk über die echte Kaffeezubereitung der Levante studirte er andächtig.

An dieser Lieblingsbeschäftigung der Frühstückszubereitung pflegte sich Jean Reps fast jeden Morgen, den Freund noch aus den Federn klopfend, zu betheiligen. Und so trat er auch heute mit charakteristischer Sicherheit durch die weit aufgerissene Thürpforte, rief einen Guten Morgen! und warf sich in die Sophaecke, die schon seit Jahren erb- und eigenthümlich ihm gehörte.

Constantin, der gerade am Fenster mit dem Filtriren seines Mocca beschäftigt war, erwiderte nicht einmal den Gruß. Er nahm den Freund wie ein Fürst seine Höflinge zum Lever an.

Constantin konnte mit Jean Reps Vieles, vielleicht Alles machen, was er wollte. Daraus ergab sich eine sonderbare Position. Jean Reps war Constantin eine Last und doch bedurfte er seiner. Jean Reps war so zu sagen für Constantin's Hofstaat der Ceremonienmeister. Dieser zwei bis drei Jahre ältere Busen-, Schul- und Universitätsfreund, Sohn geringer Eltern, von Stipendien aufgefüttert, krummbuckelnd durch die Welt gegangen, machte den Leibpagen und ersten Mammeluken seines jüngern und bedeutsamer entwickelten Freundes. Er schlug schon seit Jahren vor ihm die Pauken der Bewunderung und rasselte mit den Schellen seines von ihm verbreiteten Ruhmes.

Constantin Ulrichs, Pascha der Geistreichigkeit von drei Roßschweifen, mußte Jean Reps das Verdienst einräumen, daß er ihm, wie solches bei den größten Talenten vorgekommen ist, in seinen Erfolgen nachgeholfen hatte. Johann Repse hatte ihm überall die Wege bereitet, nannte sich seines Meisters Johannes, streute ihm Palmen und Blumen auf den Weg, rief ihm Hosianna und trank dafür natürlich fast jeden Morgen bei Constantin den Kaffee, plünderte seine Eßvorräthe, seine Cigarren, bemächtigte sich auch wol seines Schreibsecretärschlüssels und veranlaßte Constantin oft zu bemerken, er wollte diese offenbaren Diebseinbrüche bei ihm ertragen, so lange sie nicht hinter seinem Rücken geschähen. Wenn Constantin irgendwo öffentlich zu essen pflegte, fehlte gewiß sein Freund nicht und nur die Abende behielt sich Jean Reps für sich und widmete sie seinen altstudentischen Neigungen, die gewöhnlich bei seinem ungeheuren Biergenuß mit einem Rückfall in eine Form von Genialität endeten, die Constantin Ulrichs nicht leiden mochte und nie gelitten hatte. Man konnte von beiden Freunden sagen, sie hatten, wie der Dichter sagt, ihre Sache auf Nichts gestellt, aber das Nichts Constantin's war ein Nichts, in welchem die Negation des Weltalls noch den Salon übrig ließ, bei Jean Reps nur noch die Kneipe.

Der Verdruß über die Gefahren, die sich über ihren Häuptern zusammenzogen, war bei Jean Reps und Constantin ein gemeinsamer. Auch in Betreff der lindesten Form, der Ausweisung, da Jean Reps nach Constantin's Ausdruck von irgend einer „achtbaren Bürgerlichkeit" gefesselt war. Das Verdrießlichste mehrte sich, weil beide Freunde in die Lage kommen sollten, weit weniger für ihre eigenen Irrthümer oder Vergehungen zu leiden als für fremde Verschuldung. Es war vorzugsweise ein anderer junger Mann, der schon in ein Amt eingetreten war, Namens Eberhard Ott, der eine gewisse Gemeinschaftlichkeit errichtet hatte, einen Leisekreis, in welchem meist solche Schriften circulirten, die verboten oder schwierig anzuschaffen waren. Aus diesem Leseclub war manche andere solidarische That entstanden, die Jeden traf, auch wenn man bei der Abstimmung gefehlt oder, wie es von Julius Cäsar und Constantin Ulrichs gemeiniglich hieß, durch „Ab-

weſenheit geglänzt" hatte. Da waren flüchtige oder abgeſetzte Lehrer unterſtützt worden, Sammlungen veranſtaltet, von begeiſterten Frauen Lotterieen eingeleitet, kurz, man wird ſich jener Zeit erinnern, die auf dem Gebiet der Wiſſenſchaft, der Kirche und des Staats Märtyrer genug ſah.

Dieſe organiſirte Uebereinſtimmung der Gemüther ſollte nun ausgerottet, aufgehoben, ja beſtraft werden und für Eberhard Ott konnte die Wendung die beſonders gefährlichere werden, da gerade er im Begriff ſtand, in die Provinz, eben in jene öſtliche Univerſitätsſtadt H., abzureiſen, um daſelbſt ſchon die glücklich errungene Stelle eines Aſſeſſors, alſo in feſtem Staatsdienſte, anzutreten. Da in jener Stadt auch Conſtantin's Familie lebte, hätte es nicht Wunder nehmen dürfen, daß Eberhard Ott bald dem ſchon an Conſtantin's Kaffeetiſch ſchwelgenden Jean Reps — („ſtill und bewegt" nannte es Erſterer) — auf dem Fuße folgte. Er wollte vielleicht nach Aufträgen für Conſtantin's Familie fragen oder die gemeinſame Gefahr mit dem ſonſt für unverwundbar geltenden Doctor beſprechen.

Daß Conſtantin ſelbſt Allen ein unverwundbarer Achilles war, gehörte zu den Wirkungen jener Verheißungs- und Prophetenthumshuldigung, die Jean Reps für ihn ſeit Jahren anzubahnen verſtanden. Mit Dieſem iſt das Glück! Das ſtand feſt. Siegfried und Achill war er Allen, die mit oder bald vor oder bald nach ihm ſtudirt hatten.

Um die Aehnlichkeit mit Achill oder Siegfried noch zu erhöhen, ſprach man oft in einem unendlich geheimnißvollen Tone von gewiſſen Stellen, wo allerdings auch Conſtantin zu den Sterblichen gehörte. „Ja, pflegte Jean Reps wol zu ſagen: „Der Koloß von Rhodus macht regelmäßig einen Entrechat, wenn man ſeinen ſchlechten Kaffee gut finden ſoll — es gehörte nämlich zu den Eigenſchaften Jean Reps', wie immer bei ſolchen Naturen, daß er Das, was er borg oder ſchenkweiſe erhalten, nur als in Gnaden empfangen quittirte und ſich zuletzt doch immer noch durch den Tadel des Geſchenkten, wie es Conſtantin bei anderer Gelegenheit nannte, den „freien und unbefangenen Standpunkt" erhielt. Ja, heute war Reps ſogar nahe daran, ſeines Freundes geheime Blöße

die Furcht zu nennen. Nicht die gemeine Furcht, sondern die Furcht vor dem Unbequemen und Widerwärtigen. In den nergelnden Worten, die Constantin beim Filtriren unaufhörlich über den „Skandal" und den „Unsinn der Zeit" ausrief, lag eine Bestätigung dieser Annahme. Doch klammerte sich Reps an die gute Wirkung der Vermittelungen Hertha's, verbat sich die aristokratischen Anzüglichkeiten seines „gesinnungslosen" Freundes und als Eberhard Ott eintrat, eine stille und ernste Natur, da kam endlich Haltung in das gemeinsame Gespräch. Man verständigte sich über die Aussagen, die man zu geben gedächte, sprach die Gefahren durch, denen man mit Ergebung entgegenharren wollte und zeigte sich, auch wenn man durch Hertha die bösen Gerüchte bestätigt hören würde, von einer Festigkeit, die unter dem Einflusse der sittlichen Natur eines Mannes wie Eberhard stand und nun nicht mehr wanken wollte und nicht weichen.

Als diese Verabredung zu Ende, das Frühstück verzehrt war und Eberhard, der noch heute zu reisen gedachte, Abschied nehmen wollte, sagte Reps: „Bleiben Sie doch noch, Ott! Constantin hat ja einen Auftrag für Sie." — „Einen Auftrag, Ulrichs?" fragte Eberhard ohne auf Reps zu sehen, den er gleich Anfangs ignorirt hatte und nur seiner Anhänglichkeit an Constantin wegen duldete. — „Für Ihre Eltern? Oder für Wen? Mit Vergnügen bin ich bereit." — Constantin erhob sich. Etwas verlegen ging er im Zimmer auf und nieder, schloß dann seinen Schreibsecretär, nahm aus einem Schubfach einen Ring und sagte zu dem erwartungsvoll den Hut wieder wegsetzenden Freund: „Ja, lieber Ott! Eine eigene Commission! Reps kennt den Gegenstand. Es ist mit drei Worten ein Gefallen, den Sie mir thun müssen." — „Mit Freuden!" erwiderte Eberhard und war gespannt. Mit dem Ringe spielend, trug Constantin seine Angelegenheit vor. Es war eine Herzenssache. Seit Jahren, erzählte er, fesßte ihn an ein junges Mädchen in Liederbach, einem Dorfe, dicht an dem Aufenthaltsort seiner Eltern, ein Verlöbniß. Es wäre seine förmliche Verlobte die Tochter des dortigen Pfarrers. Constantin erzählte, er hätte schon auf der lateinischen Schule in H. die Spaziergänge nach Lieder-

bach vorzugsweise geliebt, hätte gern den Pfarrer besucht, Agnes, seine Tochter sich damals „möglichst idealisirt", hätte im „gemüthlichen Anfluge" auch seine Geschwister öfters mit hinausgenommen und so wäre denn eine „Studentenliebe" entstanden, der die „Gewöhnung" Bindekraft, jeweilige Abschiede und Briefwechsel „eine Art von Poesie" gegeben hätten und Agnes Planer wäre ein Mädchen, das Manchen glücklich machen könnte, der auf dem Standpunkt der Idylle — Jean Reps rief Mercutios' Worte dazwischen: O Fleisch, Fleisch, was bist du verfischt worden! — stehen zu bleiben gedächte. Diesen Roman müsse er nun abbrechen. Denn die Bekanntschaft mit Hertha Wingolf, der Tochter des Ministers, höbe ihn ja auf. Was auch für Chicanen vom Geschick zunächst zu fürchten wären, für Hertha Wingolf sage die großartige Auffassung, mit der sie den Bund ihres Herzens und Geistes mit ihm geschlossen, in dem Grade zu, daß er sich eilen müßte, „störende Vergangenheiten" abzuthun. Hertha wisse bereits von der Existenz einer Agnes Planer. Er hätte ihr sogleich den Beweis von Offenheit um so unbefangener geben dürfen, als er hätte voraussehen können, wie gerade sie ein solches Geständniß aufnehmen würde. Sie hätte eine Weile geschwiegen, dann gefragt: War sie von Ihnen geliebt? Mit voller Wahrheit hätte er eingestehen dürfen, daß diese Liebe in ihm eine längst überwundene wäre und Hertha hätte dann aus ihren Locken schwermüthig in die dunkeln gerade am Horizont vorüberziehenden Wolken geblickt und vor sich hin die Worte gesprochen: Die Welt ist einmal so! Darauf hätte Constantin seiner eigenen beklemmenden Ungewißheit über Hertha's Empfindungen durch seinen Lieblingssatz ein Ende gemacht: „Die Welt leidet ja nur an den Widersprüchen, in welche wir uns selbst mit ihr versetzen; folgten wir immer der Natur und gäben uns so, wie es uns Bedürfniß ist, dann könnten wir eine Ahnung von Dem gewinnen, was es heißt, Erdenbeherrscher zu sein!" Da hätte sich Hertha gewendet und nur allein noch die Worte gesprochen: Constantin, folgen Sie Ihrem Triebe! Von diesem Augenblick an wäre Agnes Planer nicht mehr für ihn vorhanden und es käme nur noch darauf an, mit einer gewissen Ruhe und Schonung Agnes

in Liederbach von dieſer Wendung in Kenntniß zu ſetzen. Conſtantin legte die Cigarre fort. Verrieth er, als er ſich zum Vollſtrecker ſeines traurigen Auftrags Eberhard Ott wählte, gerade darin große Menſchenkenntniß, daß er ein mildes Gemüth wählte, ſo durfte er ſeine Wahl noch gelungener nennen, wenn er ſeiner Schweſter Frieda gedachte. Eberhard Ott liebte Frieda Ulrichs. Es war keine Täuſchung ſeines ſcharfen Auges, wenn ſich Conſtantin ſagte, es zöge Eberhard mit Zugvogelſehnſucht nach dem Orte hin, wo ein ſeit ihrer letzten Anweſenheit in der Reſidenz alle Gedanken Eberhard's erfüllendes Mädchen wohnte und vollſtändig einen Ort, wie man erzählte, bezauberte. Mußte nicht Eberhard geneigt ſein, ſich den Bruder eines ſo geliebten Weſens und die Familie zu verbinden? Noch mehr. Eberhard war gerecht genug, einzuſehen, daß die ihm dem Namen nach wohlbekannte Hertha Wingolf, von welcher die Reſidenz genug zu ſprechen hatte, die Tochter eines möglicherweiſe künftigen Chefs der ganzen Landes-Verwaltung und Förderers der Lebensſchickſale Conſtantin's, ſein Herz mehr erfüllen durfte als jener „Irrthum von Liederbach", wie Conſtantin ſagte, und daß es im Leben eines jungen Mannes Kriſen geben könnte, wo man vor einer Vergangenheit ſteht wie wiederum nach Conſtantin's oft gebrauchtem Ausdruck „die Schlange vor ihrer jährlich abgelegten Haut". Agnes Planer — wer konnte ſie ſein? Ein Pfarrerskind, verblühend ſchon, ohne Reiz für einen entwickelten jungen Mann, der eine Bedeutſamkeit erſten Ranges war, wofür wenigſtens Conſtantin ſelbſt von Eberhard Ott anerkannt wurde.

Und da nun in Conſtantin's Worten nichts vorgekommen war, was ſeinen eigenen Sinn verletzt hatte, ſo ergriff Eberhard ruhig deſſen Hand und ſagte: „Mein lieber Ulrichs, Sie geben mir einen Auftrag, der faſt wie das Anſagenſollen eines Todesfalles klingt. Eintreten müſſen in jene kleine Hütte und berichten: Aermſte, Dir iſt in der Ferne Dein Lieb geſtorben! In der That —" — „Es iſt noch nicht lang, daß's geregnet hat," fiel Reps weinerlich ſingend ein. „Die Blätter, die tröpfeln noch! Ach! Ich hab' einmal einen Schatz gehabt. Ach! Ich wollt', ich hätt' ihn noch!" — Conſtantin lachte über den böſen Geſellen. Eberhard aber, ſich nur ein wenig

umwendend zu dem auf dem Sopha ſich ſtreckenden Spötter, warf ruhig dazwiſchen: „Sie ſind ein elender Menſch, Reps! Man möchte glauben, das Wunder von dem Gergeſener See wäre wahr geweſen und es ſtäke in Ihnen noch ſo eine Seele von dem Vorſtenvieh, das damals aus den Beſeſſenen fuhr! Es giebt nichts Verruchteres als einen gefallenen und dann noch frechen Prieſter. Wer dem Heiligſten, was der Menſch verehrt, adminiſtrirte und die Handgriffe kennt, die ſich die Menſchheit als Geberde des Segens denkt, und dann ſeitabwärts tritt und ſeinem und Anderer Gotte Grimaſſen ſchneidet, der iſt denn doch ſchon der ſchlechteſte Kerl von der Welt. Wir Andern ſind allerdings auch gottlos und fallen von unſerer Kindheit und unſerm poetiſchen Glauben ab, aber ſo höhniſch fletſchen wir doch nicht die Zähne und kokettiren förmlich mit unſerm Abfall wie dann Einer von Euerm Gelichter!“ — „Zum Henker!“ polterte Reps auf, „was quälen Sie ſich denn mit Ihrem Pathos! Ulrichs fängt an Diplomat zu werden. Ich hatte mich ſchon gefreut, die Reiſe nach Liederbach auf gemeinſchaftliche Koſten zu machen. Dem alten Planer wollte ich ſeine Würſte und Eier vertilgen helfen und dabei ſo auf Conſtantin im Allgemeinen ſchimpfen, daß ſie's mir's hätten anmerken müſſen, was ich hinten herum und über die Speiſekammer hinweg im Beſondern ſagen wollte. Weshalb ſollen denn gerade Sie gehen? Weil Fräulein Hertha eine Mutter hat, die ſich Eugenie von Saalfeld nennt? Weil dieſe jenen Mann, der Planer von Liederbach heißt, zufällig genau kennt und Ergo — Seiner Gnaden Graf Ulrichs nicht gern wollen, daß man von der Mördergrube ſeines Herzens —“ Weiter kam aber Jean Reps nicht. Mitten in der Auslegung der beſondern Motive, die Conſtantin für ſeinen Entſchluß hätte haben können, hatte ihn dieſer ſchon ergriffen und mit zwei kräftigen Muskelbewegungen vom Sopha geſchleudert und zur Thür hinausgeworfen. Sein alter Hut flog ihm nach. Der Riegel wurde zugeſchoben. Conſtantin war in eine ſonſt an ihm ſeltene Heftigkeit gerathen. Die Flügel ſeiner Naſe gingen auf und ab, das untrügliche Zeichen eines Zorns, der ſich nicht verſtellt.

„Glauben Sie es nicht, Ott,“ ſagte er ſich endlich ſammelnd, „daß ich dieſen traurigen Schritt mit ſolchen Berechnungen,

wie Sie eben hörten, verbinde! Allerdings iſt es wahr, es iſt hier ein eigenes Zuſammentreffen. Die junge Wingolf, ich meine die Frau des Alten, iſt zufällig von Pfarrer Planer erzogen worden. Da ihre Mutter ſtarb, gab ſie ihr Vater nach Stiftshof, einem dicht bei Liederbach gelegenen Schloſſe eines Freundes. Dort von Liederbach aus unterrichtete Planer mehrere Jahre lang einen Kreis junger adeliger Damen. Ich weiß nicht, beſteht die Verbindung zwiſchen dem alten Planer und der jetzigen Geheimräthin noch oder iſt ſie abgebrochen; kurz, mein Verlöbniß mit Agnes wird ihr nicht Geheimniß ſein. Erfährt ſie nun dieſen Bruch, ſo bin ich wol über die Wirkung, die daraus für mich und Hertha entſtehen würde, beruhigt. Anders aber könnte allenfalls die Wirkung auf den Vater herauskommen. Ich habe dieſe ganze adelige Coterie und Alles, was dazu gehört, wie Sie aus meinen Geſinnungen wiſſen, bisher wenig geachtet, aber es kann mir doch nicht gleichgültig ſein, wenn ich zu gewärtigen hätte, vor Hertha's Eltern in einem ihnen ſo unmittelbar erſichtlichen Lichte des Wortbruchs dazuſtehen. Die Trennung Hertha's von ihrem Vater kann ich nicht billigen, unterſtütze ſie auch nicht; doch für Hertha's Sinn läge ein Wagniß darin, die Rückkehr zu ihm mit Eifer zu befördern oder wol gar zu verlangen. Erſcheine ich aber dem Vater ſo ſchon als Störenfried ſeines Hauſes, denken Sie ſich dann ferner unſere Calamität mit dem ſo übelgedeuteten Verein und die Verdächtigung unſerer Anſichten, ſo werden Sie mir eingeſtehen, daß ich wenigſtens in Liederbach eines Anwalts bedarf, der dort meine Handlungsweiſe ſchonend vorträgt und mich vor dem allzu grellen Aufſchrei der Verletzung ſicherſtellt. Agnes iſt empfindleriſch, ſie wird ein trauriges Weſen machen. Der Vater iſt ein Brauſekopf, ein Gegner unſerer Richtung. Ich gewärtige unter ſolchen Umſtänden einen Wirrwar, vor welchem ich geſchützt ſein muß und deshalb bitte ich Sie, lieber Ott, halten Sie mir in dem gegenwärtigen Handel da in Liederbach wenigſtens ſo lange die Stange, bis ſich meine jedenfalls unendlich intereſſante Beziehung zu Hertha Wingolf geregelt hat. Seit geſtern weiß der Vater von ihrer Neigung. Er erfuhr ſie in demſelben Augenblick, wo es von ihm abhängen wird, ob

gegen uns Untersuchung aufgenommen werden soll oder nicht. Mit Ungeduld erwarte ich von Hertha die Nachricht, was sie eben bei dem Geheimrath ausgerichtet hat. Sagen Sie mir aufrichtig, was Sie von Alledem denken? Und sprechen Sie gerade heraus. Ich kann Ihre Kritik ertragen."

Constantin gehörte zu den geborenen Herrschern des Augenblicks. Ihre Gründe und Meinungen prüft man nicht, man hört nur dem Ton zu, wie sie sie vorzutragen wissen. Sie haben immer Recht, diese imperatorischen Charaktere. Sie brauchen nur einfach die Frage zu stellen: Ja oder Nein? und die Zuhörer geben unbedingt ihre Zustimmung, schon vertrauend dem Zeichen des Sieges, das für alle und selbst die schwierigsten Lebenslagen auf die Stirn dieser berufenen Menschen gedrückt zu sein scheint. Und dies Siegeszeichen zu sehen, es als Vorrecht, das da Einem gegeben, anzuerkennen, thut sogar den Uebrigen wohl! Sie erblicken darin einen Triumph des Menschenthums.

So ging es auch dem in allen anderen Beziehungen nicht minder selbstständigen und ernsten Eberhard. Mochte es sein, daß durch die Worte, die Constantin sprach, immer die Lieder summten, die einst Frieda hier auf diesem Zimmer beim Bruder geträllert hatte oder daß die braunen Augen, in die er sein ganzes Sinnen schon seit Monaten versenkt hatte, um ihn her blitzten und so funkelnd hüpften, wie Frieda selbst zu hüpfen und vom Sopha zum Fenster, vom Fenster zum Tisch zu gaukeln pflegte, Eberhard konnte Alles, was ihm Constantin vortrug, nur vernünftig, billig, zweckmäßig finden und versprach, sich dem Auftrage in Lieberbach schon an dem ersten Tage seiner Ankunft in H. mit aller nur möglichen Schonung zu unterziehen.

Er entfernte sich, nachdem man noch für den Fall, daß die über ihnen Allen schwebende Wolke einer politischen Behelligung sich wirklich entladen und ihre kleinen grünen Lebensernten auf lange Zeit zerstören sollte, einige Verabredungen getroffen hatte.

Als Eberhard schon die Thür in der Hand hatte, rief ihm Constantin noch einmal nach, griff auf seinen Schreibsecretär, auf dessen Sims er den Ring gelegt hatte und gab ihm noch das traurige Symbol mit, das fast vergessen worden

Sechſter Auftritt.

Madeleine. Bedienter (öffnet höflich). Lamoignon (tritt ein).

Bedienter (ab).

Lamoignon

(ganz das Urbild des Tartüffe. In gleicher Tracht, gleicher Manier, wie Tartüffe bei Molière erſcheint, ſo daß der Schauſpieler den wirklichen Tartüffe zu ſpielen hat).

Madeleine.

Das iſt alſo eine Poetenwirthſchaft? Abſcheulich! Nun ſteh' ich hier allein — (Bei Seite) Was iſt denn das für ein Schleicher —

Lamoignon

(aus der Thüre hinausſprechend).

Lorenz! Wenn man nach mir frägt, ſo ſage, ich ginge in's Gefangenhaus, um dort, wie ich gewohnt, milde Werke der Barmherzigkeit zu üben.

Madeleine.

Mein Gott, was iſt das? Der ſetzt ja meine Rolle in Proſa um. Das iſt ja der Scheinheilige ſelbſt!

Lamoignon (hinausſprechend).

Lorenz! hänge mein härenes Gewand und mein Büßerhemd an ihren Ort und bitte, daß Dich Gott erleuchten möge!

Madeleine.

So wahr ich lebe, das ſind die wörtlichen Umſchreibungen

wäre. Eberhard ſteckte den Verlobungsring mit ruhiger Hingebung an ſeinen Finger und verließ noch an demſelben Tage Nachmittags die Reſidenz. Bis dahin waren die Freunde unangefochten geblieben.

Drittes Kapitel.

Rechte und Pflichten

Die Erfolge des Morgenbeſuchs, welchen Hertha ſchon in aller Frühe bei ihrem Vater gemacht hatte, waren indeſſen doch nicht die erfreulichſten geweſen. Wingolf konnte und durfte ſich der Auffaſſung nicht entziehen, die einmal für die vorliegenden Vergehen die officielle geworden war. Wol hatte er ſelbſt einen freieren Ueberblick über die Zeit und kannte nicht den Trieb der Verfolgung, der bei Staatsdienern, die im Amte ſolcher politiſchen oder Tendenzinquiſitionen allzu lange ſtehen, zuletzt eine förmliche Manie werden kann — eine Manie, bei welcher es wenigſtens in Frankreich ſchon vorgekommen iſt, daß Spürkräfte, denen der Ruhm der Erfolge geworden, bei neuen Entdeckungen, die ſie gemacht haben wollten, in den Verdacht kamen, das Gefährliche ſelbſt angeſtiftet oder wenigſtens ſich den Fund ſo zurechtgelegt zu haben, wie ſie ihn effectgebend antreffen wollten.

Von dieſem Fanatismus war Wingolf frei. Dennoch konnte er ſich den einmal zur Pflicht gemachten Auffaſſungen nicht entziehen. Ein Niederſchlagen dieſer ihm mitgetheilten Vergehen war eben ſo unmöglich, wie wol gar eine Vertheidigung und Rechtfertigung, wie Hertha verlangte. Nach Hertha's Sinne hätte der Vater nichts Anderes thun ſollen, als die Sache der bedrohten Neuerer zu ſeiner eigenen machen und dem Fürſten, den Miniſtern und der beſtehenden Geſellſchaft zurufen: Ihr Alle ſeid auf dem Wege des Wahns und früher oder ſpäter verfallt Ihr dem ſchrecklichen Verderben! Hertha fand es entſetzlich, daß Wingolf, ſo ernſt auch ſein Auge

blickte, ſich eines Lächelns über ihren Vorſchlag nicht erwehren konnte.

Eugenie hatte allerdings von Wingolf kaum den Namen der Herzenswahl ihrer Freundin vernommen, ſo hatte ſie ausgerufen: Conſtantin Ulrichs? So heißt ja der Verlobte der Agnes in Liederbach! Auch über dies Zuſammentreffen war die Erörterung Hertha's mit dem Vater peinlich. Wingolf lehnte jede Gemeinſchaft mit einem ſich ihm ſo zweideutig aufdrängenden Sohne ab. Und auch dieſer Ausdruck empörte Hertha. Es trat ein förmlicher Bruch zwiſchen Vater und Tochter ein. Die Welt bekam Stoff zur üblichen Verbreitung.

Jene Zeit, kurz vor den Februartagen des Jahres 184-, war in vieler Hinſicht vorurtheilsfreier als die gegenwärtige. Man hatte damals nur an ideelle Umwälzungen gedacht. Erſt ſpäter, als man erfahren mußte, daß ſich die Revolutionen nicht mit Glacéhandſchuhen machen, hat ſich die jetzt herrſchende Abneigung faſt gegen alle idealen Auffaſſungen des Lebens und der Sitte eingeſtellt, eine Abneigung, die man in jenen Tagen ſelbſt in ſolchen Kreiſen nicht kannte, deren Intereſſen auf die Erhaltung des Beſtehenden angewieſen ſind. Conſtantin lebte ſchon lange, mannichfach empfohlen, in den Strudeln der großen Welt und Hertha erntete dort manche Zuſtimmung. Viele fanden den Schritt des Vaters, ſich in ſeinen Jahren noch einmal zu vermählen, in der That unverzeihlich, die Wahl gar einer Freundin der Tochter gegen letztere unzart, ſie rühmten Hertha, wenn ſie ihrem ſtarken Geiſte hinlänglich vertraute, um ſich ihr Schickſal ſelbſt zu gründen.

Es war in dem allgeſuchten glänzenden Reiſig'ſchen Hauſe, wo Hertha eines Abends in die Lage kam, Eugenien, ihrer Mutter, die ſie ſeit ihrer Heirath vermieden und noch nicht geſprochen hatte, zu begegnen. Die Gemahlin des Freiherrn von Reiſig, eines reichen Privatmannes, durfte ſich beiden Gegnerinnen eine Freundin nennen. Auch ſie, eine Geborene von Landſchütz, von jenem Stiftshofe zwiſchen H. und Liederbach, hatte einen Witwer geheirathet, dem ſie die Kinder der erſten Ehe mit liebevoller Sorgfalt erzog. Aber ſie achtete Hertha's Verſtimmung; ſie hatte das junge Mädchen beſonders

gern und bei ihr war es, wo die Tochter des dirigirenden Justizchefs musikalischen Unterricht ertheilen wollte, ein Plan, den Wingolf störte. Julie von Reisig suchte nun schon oft die streitenden Elemente zu versöhnen. Sie gehörte zu jenen natürlichen Wesen, die so gern alle Rückhaltungen durchkreuzen. Manchem wunder wie eingebildeten Weltmenschen, manchem klugen Lebensphilosophen hatte sie schon die künstlichste Verstrickung, womit sich die Pedanterie zu geben pflegt, mit einem absichtlich ausgeplauderten Geheimnisse oder offenherzig ausgesprochenen Vermuthungen zerrissen. Schon manchen sich gegenseitig mit großer Hochachtung behandelnden Feinden hatte sie gesagt, wenn es bei ihr zum Mittags- oder Abendtische ging: Kommen Sie! Setzen Sie sich Beide zusammen! Sie können sich zwar nicht leiden, aber es wird gut thun, wenn Sie sich besser kennen lernen! Da man diese Art, die bei Julien aus einem guten und immer heiter gestimmten Herzen und aus einem sorglosen Blick in's Leben entstand, an ihr hinlänglich kannte, so gab sich in ihren Sälen und stillern Plaudercabineten Alles mit Natürlichkeit. Schon manche Aussöhnung war bei ihr zu Stande gekommen und auch in's Wingolf'sche Haus wollte sie durchaus Frieden und Eintracht bringen. Sie entschloß sich, ihre Zuflucht zur List zu nehmen.

Es war ihr Geburtstag. Ihr zuvorkommender Gatte machte dem ausgedehnten Kreise ihrer Bekanntschaften die geheime Anzeige, er bäte, sich am Abend dieses Tages bei ihm ohne besondere Einladung einzufinden und ihm Gelegenheit zu geben, seine Gemahlin durch ein improvisirtes Fest zu überraschen. Wer hätte da zurückbleiben dürfen? Nie waren die Räume des Reisig'schen Hauses so gefüllt, so glänzend und so gemischt aus allen Ständen und Lebensberufen.

„So haben Sie's recht gemacht!" sagte auch über diese Mischung hocherfreut Hertha eintretend zum Wirthe. „Das ist doch einmal ein Tag, wo man Menschen, nicht Eure sogenannte Gesellschaft sieht!"

Julie hatte die Genugthuung, ohne sich eines Verstoßes gegen die Gesetze der Schicklichkeit anzuklagen, heute den

Vater, die Tochter, die junge Mutter und den auch ihr sehr werthen und allbeliebten Doctor Constantin Ulrichs in Einem Salon vereinigt hoffen zu dürfen.

Doch nur für Hertha und Eugenie schlug ihr freundschaftlicher Plan ein. Der Geheimrath konnte erst später kommen, da eine ernste Ministersitzung gerade für diesen Abend anberaumt war, eine Sitzung, die sich, wie schon oft geschehen, in die Nacht hinein ziehen konnte. Constantin hatte den Gegenstand derselben in Erfahrung gebracht. Es handelte sich um die endliche Entscheidung über die Maßnahmen, die man gegen ihn und seine Genossen ergreifen wollte. So blieb auch dieser sehnlichst Erwartete aus. Constantin betrieb die Rüstung einer möglichst schnellen Entfernung, die für diesen Fall längst die wenn auch schmerzlichgegebene doch unabweisliche Zustimmung Hertha's gefunden hatte.

Hertha's junge Mutter, ihre Freundin Eugenie, fand sich vorläufig allein ein. In einem kleinen Gemache, das einer überwölbten Weinlaube glich, wurde Hertha von Julien so gestellt und in die Enge getrieben, daß jene nicht entschlüpfen konnte, und ein tiefherzliches „Aber Hertha! Hertha!" war Eugeniens Gruß, dargeboten der Freundin, deren Mutter sie geworden und die sie in dieser Eigenschaft heute zum ersten Male sprach. Julie ließ die Gegnerinnen allein. Auf einem Sopha saßen sie dicht beisammen, Hertha mit dem Schmuck ihrer edeln Einfachheit, Eugenie mit dem äußern Glanze, der ihrer Stellung gebührte.

Eugenie war kleiner als Hertha, runder, weicher. Ihr schwarzseidenes, im Sitzen sich bauschendes Kleid zurückschlagend, beantwortete sie die gleichgültigen Fragen, die Hertha, um den trennenden Differenzen auszuweichen, sogleich an sie richtete, nur flüchtig und kam auf ihr „Aber Hertha! Hertha!" immer wieder zurück mit dem ganzen Schmelz, der dem weiblichen Herzen ein Arsenal von feindlichen Waffen zu Füßen legen kann, wenn ein solcher Ton vom Herzen kommt.

„Wie konnte ich denn anders als fliehen," sagte Hertha zu Eugenien, „wie konnte ich denn den Vater in dem ausbrechenden Nachfrühling seiner Empfindungen stören wollen! Nachfrühling; so nannte er seine Liebe und ich will ja

glauben an die Möglichkeit, daß beim Manne noch einmal vor dem Winter seine Zweige Blüthen treiben können! Es hat mich mit unaussprechlicher Trauer erfüllt, als ich diese Erfahrung machte — und mit Dir! Mit Dir! Doch kein Vorwurf! Ich will dies Bedürfniß des Glücks verstehen und Du hast vielleicht Recht gethan, als Du ein solches Opfer Deiner eigenen Jugend brachtest." — „O Schwester!" unterbrach Eugenie und pries Wingolf's Herz und Charakter mit dem einzigen: „Er ist so gut, so gut — —!" Als sie geendet hatte mit der Schilderung seiner Werbung, ihrer Beklommenheit, ihrer Furcht vor der Freundin, lenkte sie auf Hertha ein. Ein weibliches Herz, das Liebende in Nöthen sieht, wird sich immer berufen fühlen, zu helfen. Sie sprach von Constantin.

Hertha wies die Anklage des Geliebten zurück. Eberhard Ott war ja seit acht Tagen fern, hatte ja geschrieben, hatte ja Versicherungen gegeben, daß man sich über den Liederbacher Eindruck von Constantin's veränderter Gesinnung vollkommen beruhigen könnte. So schwand schon dieser Makel von Constantin's Bilde und Eugenie durfte immerhin sagen: „Ich kenne dies sanfte und einfache Mädchen, schätze es und weiß, daß ihr der ganze Himmel ihres Lebens zusammenbricht mit dem Verluste Constantin's!" Mußte sie doch hinzusetzen: „Aber ich verdenke es einem Manne, wie Ulrichs, nicht, wenn er sich von Jugendfesseln dieser Art befreit im Besitz einer Liebe, die ihm eine Hertha widmet!" Sie ließ dann die Aeußerung fallen: „Für Dich selbst aber müßte es peinlich sein, Dir ein fernes, einsam trauerndes Mädchen zu denken, dem Du all' sein Lebensglück genommen haben wirst?" Sie that diese Frage, weil sie von Constantin keine günstige Wirkung auf die Freundin überhaupt erwartete.

Darauf erwiderte Hertha mit ihrer gewohnten feierlichen Redestellung: „Ein Bedenken dieser Art erfaßte mich, als mir Constantin's Geständniß einen Beweis seiner Aufrichtigkeit gab. Ich prüfte mich und erkannte eine neue Veranlassung zu jenem Cultus der Wahrheit, dem wir leider weniger Opfer darbringen, als dieser quälenden, kleinlichen, Alles untergrabenden Lüge der Gesellschaft. Ich sollte also nun auch

handeln nach jener unglückſeligen Weltordnung, die wir zur herrſchenden gemacht haben, jener Theorie der Entſagung, die der Fluch des modernen Daſeins iſt? Nein, Eugenie! Dieſe Selbſtkaſteiung, die in einem ſolchen Falle verlangt, daß ich mein Heil allein in Thränen ſuche, halte ich für das jammervolle Symptom des großen Siechthums in allen unſern Empfindungen und Handlungen, eines Siechthums, von welchem die antike Welt nichts wußte und dadurch ſo groß war. Ich bin nicht willens, hierin dem Allgemeinen zu folgen. Ich will ruhig ertragen, daß man mich verurtheilt. Wol fühle ich, daß es Muth koſtet, ſolche Entſchlüſſe zu faſſen, und weit entfernt bin ich, den Ernſt, den ſie hervorrufen, aus meiner Seele zu verbannen oder leichtſinnig wegzutändeln, aber ich werde dieſe, allerdings zurückbleibende herbe Empfindung des Gemüths als die unausweichliche Folge tragen, die nicht ausbleiben kann, wenn wir es wagen, eine neue Welt nach Kräften miterbauen zu helfen."

Eugeniens einzige Erwiderung war auf die Gefahren gerichtet, denen ihr Hertha entgegenzugehen ſchiene. Da flammte dieſe auf und rief: „Gefahren? Wo ſind ſie denn drohender als da, wo wir dem gemeinen Laufe der Dinge folgen? Sich einzwängen in Unnatur und Rückſicht, iſt das nicht eine unendlich größere Gefahr? Aufgeben müſſen jeden Willen, jedes Urtheil, iſt das nicht eine Todesgefahr des Geiſtes, unter deren Schrecken wir ewig zittern? Wie elende Geſchöpfe ſind doch wir Frauen! Ohne jede, ohne die kleinſte Berechtigung, ſobald wir zurückblicken in die Zeiten! Immer gedrückt und unterthan; nur da, wo es ſchon andere Sklaven gab, athmeten wir eine Weile unbeengt und konnten den Herd des Hauſes als Prieſterin, nicht als Magd hüten! Die Dichter erbarmten ſich unſrer und ſchilderten unſer Leid! Die Thoren! Sie vergrößerten die Gefahr. Die Ausſchmückung unſers Werths hat uns die unglücklichſte Eitelkeit eingeimpft, ſie, die der Fluch unſers Geſchlechts werden mußte. Für tauſend Unterdrückungen eine einzige Huldigung, von den Sinnen der Männer den Sinnen dargebracht! Wie fein berechnet dieſe Tyrannei! Die ganze Erziehung auf die Schmeichelei begründet! Für ein einziges Zugeſtändniß an unſere Schwäche wird uns

die größere Hälfte, ja der ganze Werth des Lebens geraubt. Die Liebe! Ha, dieses bemitleidenswerthe, entweihte Wort! Welchen Zweck hat sie denn, diese edle Flamme, die vom Sitze der Götter kam, um die Thorheiten und Jämmerlichkeiten der Männer auszugleichen! Liebe! Wen beglückt sie denn? Wem opfert sie denn? Wem schmückt sie denn das Dasein? Um wen duldet sie denn? Um Die, die sich für unser preisgegebenes Dasein mit den wohlfeilen Blumen der Poesie zu entschädigen gedenken und die Lehre von den Pflichten erfunden haben, die sie aus der Natur der Dinge, statt aus ihrer Trägheit herleiten. Wo ich hinblicke, sehe ich weibliche Herzen zermalmt, ächzend, jammernd zwischen den Mühlsteinen unruhiger, ungeduldiger, charakterloser, sich ewig um sich selbst bewegender Männernaturen. Jammervoll, diese Hülferufe zu hören und nicht helfen zu können! Denn wenn die Frauen nicht anfangen, die Gesetze ihrer Stellung zum Leben sich selbst zu schreiben, wenn die Gattin sich nicht von dem Gatten, die Geliebte von ihrer Anbetung, ja selbst ein Kind sich nicht von dem oft schaudervollen Chaos häuslicher Verwirrung loszureißen wagt, so wird es nicht besser werden. Es wird eine Zeit kommen, ja ich sehe sie schon im Geiste, wo die Männer sich untereinander rathlos betrachten werden und auf die Frauen blicken, auf uns, auf uns und unsern Rath. Diese Zeit ist schon da. Blicke um Dich! Sieh' dort die Vorsteherinnen des Frauenvereins, da des Hülfsvereins, da des Krankenvereins, sieh', welche Schäden dieses grundverdorbenen Europa schon einzig und allein auf uns, die Frauen, angewiesen sind!"

Eugenie war selbst Mitvorsteherin eines dieser Vereine geworden und hatte des Jammers genug in nächster Nähe gesehen. Sie konnte diesem gewaltigen Zorn nichts erwidern, wenn auch die Beweisführung Hertha's ihrer innersten Natur widerstrebte und sie mit Schrecken sah, wie sich an diesem ihr unbekannten, jetzt doppelt dämonischen Constantin Ulrichs Hertha schon hinaufgegipfelt hatte bis zum Schwindel. Hätte sie ahnen können, daß Hertha zu allen diesen Aeußerungen von Constantin nicht die mindeste Veranlassung erhielt! Constantin war für alle diese Gedankenreihen nur — Ironiker in demselben Styl wie Jean Reps, nur daß Jener für seinen

Nihilismus eine anziehende ideale und elegante Form durchführen konnte, dieser aber nur eine abstoßende cynische.

Das Gespräch wurde von Julien, der Wirthin, unterbrochen, die eine Ueberraschung ankündigte, die ihr soeben durch den Besuch ihres Bruders Hans von Landschütz geworden war. Hans von Landschütz kam von jenem Stiftshof, der zwischen der Universitätsstadt H. und Liederbach lag. Der angehende Falstaff kam gestiefelt und gespornt, und eben von der Reise. In die Gesellschaft getreten, hatte er einigen Damen sogleich die Schleppen von ihren Kleidern vertreten. Das war seine Art. Als Eugenie und Hertha, jene noch bebend vor Bangen um die Freundin, diese hocherglüht und mit funkensprühendem Auge der Wirthin folgten, um den Bruder, den Eugenie auf's Beste kannte, zu begrüßen, sagte Eugenie: „Nun Hertha! Da wirst Du allerdings ein Exemplar jener Männer kennen lernen, die Dir verhaßt genug sein dürfen." — Hertha aber hörte kaum, so lebte sie noch im Nachhall ihrer Rede.

Man fand Hans von Landschütz, Juliens Bruder, unter einer Gruppe der Gesellschaft, die sich um ihn wie um ein Wunder versammelt hatte. Hans war ein kurzer, dicker, stämmiger Landjunker. In seiner grünen, schnurbesetzten polnischen Kurtka mit einigen über die Schultern herabhängenden Troddeln konnte er höchstens sechsunddreißig Jahre alt sein, aber er saß im Sopha, puhstete und athmete so verdrießlich und stöhnend, wie ein Sechziger. Seine Schwester knöpfte ihm die Kurtka auf, um ihm auf die Fragen, die man an ihn richtete, wenigstens Luft zum Antworten zu geben. An den Stiefeln, die er ausstreckte, standen die Sporen in komischem Contrast zu seiner stämmigen Natur, deren Heftigkeit und zornige Gemüthsanlage sich in kurzer stoßweiser Rede zu erkennen gab.

Hans von Landschütz hatte das Leben eines jungen reichen Adeligen fast bereits hinter sich. Er hatte die Welt gesehen und so viel Geld verausgabt, als nöthig war, um zu motiviren, daß seine spätere Jahre an einen fleißigen Betrieb der Scholle gebunden blieben. Es war keine Thorheit in den Städten, wo er lebte, vorgekommen, woran er nicht Theil genommen. Aristokrat von Geburt und Gesinnung, wußte er

ſich überall den Vorderplatz zu ſichern. Sein Name genügte für jede Stellung. Ausbildung oder höhere Beſtrebung irgend einer Art war ihm fremd geblieben und ſogar verhaßt. Er ſchrieb ſeinen leidlichen Brief, parlirte leidlich franzöſiſch, hatte ſich über Güterablöſungen, Rentenconverſionen, Grundſteuerfragen hinlänglich unterrichtet, um immer zu wiſſen, wie bei ſtreitigen Punkten ſein und ſeines Standes nächſter Vortheil lautete, und für das Uebrige ließ er Gott und, wie er zu ſagen pflegte, die Gensdarmen ſorgen. Seine Güter bewirthſchafteten theils Pächter, theils eigene Oekonomen unter ſeiner Aufſicht, er hielt ſeiner älteſten Schweſter, Aurelie auf Stiftshof, ihr Hab und Gut eben ſo zuſammen, wie die Antheile, die noch der jüngeren verheiratheten Julie von Reiſig zufloſſen. Damit hatte er ſo vollauf zu thun, daß ihm die übrige Welt gleichgültig war. Man fürchtete ihn, vielleicht mit Unrecht. Es gab Augenblicke, wo er in herzliches Gelächter ausbrechen konnte. Gewiß war es dann auf Koſten Anderer. Seine Menſchenverachtung war die Folge der Umſtändlichkeit, die er ſcheute, wenn er den Menſchen ſeine Liebe hätte bezeugen wollen. Er hatte ſo viel mit ſeiner eigenen ſchwerfälligen Perſon zu thun, daß ihm jede andere Sorge Mühe machte. Der Ausdruck der Ermüdung lag auf ſeinem Weſen, wie bei alten Militairs, nachdem ſie ihr beſtes Leben unter den Anſtrengungen des Dienſtes verbracht haben. Jedoch nur das Vergnügen hatte ſich Baron Hans ſo viel Anſtrengungen koſten laſſen, nicht etwa den Erwerb oder das Lernen, man müßte denn Unternehmungen wie dieſe zu ſeinen Anſtrengungen rechnen, daß er vor zehn Jahren, als die erſte Eiſenbahn bei der Reſidenz auf eine Strecke von vier Meilen eröffnet wurde, aus Wuth und Zorn über eine neue „liberale" Erfindung eine Geſellſchaft junger Offiziere und Adeliger zuſammenbrachte, um die Eiſenbahn, wie ſie ſagten, „todtzureiten". Sie wetteten, den Dampfwagen in Halb-Carrière zu überholen. Sie ritten indeſſen nicht die Eiſenbahn, ſondern ſowol ihre beſten Pferde todt, wie den Baron von Gleichen, einen jungen Cavalier, der bei dem Wettritt ſtürzte und das Genick brach. Baron von Gleichen war beſtimmt, Hanſens Schwager zu werden; er war der Verlobte ſeiner Schweſter

Aurelie. Von jener ſo unglücklich verlorenen Wette her ſchrieb ſich Hanſens Dickwerden. Er zog ſich verdrießlich von der Welt zurück, übernahm den Landbau, bildete alle ſeine mürriſchen und grimmigen Eigenſchaften methodiſch aus und wurde der Schrecken ſeiner Umgebungen. Nur Aurelie, die ihre Trauer für immer trug und zurückgezogen mit dem zu ihrem lebenslänglichen Schuldner gemachten Bruder zuſammen lebte, war die einzige, die den unbändigen Geſellen lenken konnte. Eines einzigen Blicks, mehr bedurfte es bei Aurelien nicht, um unter Hanſens rauhe Oberfläche zuweilen Funken von Güte rege zu erhalten. Der Blick kam dann freilich von zwei Augen, die um ſeinen Uebermuth einſt Jahrelang in Thränen geſtanden hatten.

Wenn man Hanſen von Landſchütz bei einer Begrüßung die Hand bot, ſo hielt er ſie bei einem ſchönen jungen Weſen gewiß ſo lange feſt, bis ſie blau wurde. Das war ſeine Galanterie. Er ſtand nicht auf, hatte keine höflichen Begrüßungen; ein einfaches: Na! Wie thut's? und jenes Händekneipen, bei Näherbekannten noch mit der Zumuthung, ihm einen Kuß zu geben; das genügte. Es fehlte auch heute nicht an dieſen Beweiſen ſeiner Zärtlichkeit, als er Eugenie Wingolf begrüßte, die ſonſt, wie wir wiſſen, auf Stiftshof bei Aurelien lebte und dort von ihr und dem alten Planer erzogen wurde. Das Thema: Wenn ſie doch einmal einen Alten hätte heirathen wollen, hätte ſie auch Ihn nehmen können! variirte Hans mannigfach. „Schade," ſetzte er hinzu, „daß ich von Ihrem Geſchmack für graue Haare nicht unterrichtet war."

Hertha betrachtete den Sprecher ſtaunend und verächtlich wie den Urtypus alles Ehegattenthums. Erkundigungen nach Liederbach durften von Seiten Eugeniens nicht ganz ausbleiben. „Da iſt Holland in Noth!" ſagte Hans, der zugleich Kirchenpatron von Liederbach war. Er berichtete aber nur Zänkereien, in denen er gewöhnlich mit ſeinen rings wohnenden Pfarrern ſtand. Bald vernachläſſigten ſie ihm ſeine Wieſen, bald ſeine Felder, bald tauſchte er hier einen halben Morgen gegen einen halben Morgen da ein und proceſſirte nicht ſelten mit den Geiſtlichen. Diesmal meinte er unter dem Holland in Noth, worüber Eugenie erſchrak und Hertha aufhorchte,

meiner Scene. Der ſtrenge Herr Chapelle will mich wohl prüfen?

Lamoignon

(tritt vor, ſieht ſich um und ſagt nach einer Pauſe).

Was will Sie? Wer iſt Sie?

Madeleine (bei Seite).

Mein Himmel, ganz wie in dem Stück! (Stellt ſich ſchüchtern zum Komödienſpielen an.) „Ihnen ſagen" —

Lamoignon.

Ich wünſche Herrn Chapelle zu ſprechen — Wer iſt Sie denn?

Madeleine (bei Seite).

Was ſoll ich nur davon denken?

Lamoignon (bei Seite).

Ein allerliebſtes Mädchen! Bin ich denn nicht gemeldet worden? (Er fühlt an ſeine Taſchen.)

Madeleine (bei Seite).

Bei Gott, er zieht ſein Taſchentuch —

Lamoignon (bei Seite).

Sie hat einen reizenden Wuchs! Die Schultern ſind graziös geformt. Ich will mein gewöhnliches Mittel anwenden! (Zieht ſein Tuch.)

Madeleine (bei Seite).

Er kennt die Scene, wie ſie Molière geſchrieben hat.... Es iſt ein Abgeordneter der Akademie, der mich examiniren will.

Lamoignon (laut).

Aber, mein Gott im Himmel, wie iſt das zu ertragen, Kind, ſo entblößt zu gehen — wie kann man denn mit Jemanden reden, der ſeine Reize ſo offen zur Schau ſtellt ....

die ſchlechte Ernte des Jahres 1847. Er rühmte aber den alten Planer als den einzigen praktiſchen Geiſtlichen, der etwas vom Ackerbau verſtünde. Von den neuen Vorgängen des Lieberbacher Pfarrhauſes wußte er nichts.

Wer Hanſen kannte, mußte die Erkundigung komiſch finden, die Hertha über die in Liederbachs Nähe liegende Univerſität an ihn richtete. Hans, überraſchend genug, blieb die Antwort nicht ſchuldig. Die ruhige, ernſte und ſichere Art Hertha's ſchien ihm die Augen ſeiner Schweſter Aurelie zu vergegenwärtigen.

Hans ſagte über die Univerſität: „Liebes Fräulein, dieſe Univerſität? Die iſt nicht werth, daß ſie noch den Namen trägt. Die Corps ſind ausgeſtorben. Wenn einmal ein junger Fuchs, der mit der Schwindſucht am Halſe ſchon angekommen iſt, ſich vollends überſtudirt hat und abfährt, ſo iſt's eine reine Lächerlichkeit, wenn die Studenten dann noch was vorſtellen wollen und beim Begräbniß Senioren ſpielen mit Kanonenſtiefeln und ein paar alten Rappieren. Die Cerevismützen müſſen bei den Meiſten erſt neu beſtellt werden. Die Mehrzahl geht hinterher im Frack und rundem Hut. Es iſt eine alberne Jugend, obgleich meine Brauerei in Liederbach nicht klagen kann. Bier wird im Grunde mehr getrunken als ſonſt."

Während die Geſellſchaft lachte, behielt Hertha ihren feierlichen Ernſt und verbeſſerte ihre Frage dahin: Welches der Geiſt auf den Kathedern, das wiſſenſchaftliche Leben unter den Studirenden und überhaupt die Richtung der dortigen Gemüther wäre.

Obgleich Julie kaum erwarten konnte, daß ihr Bruder Hans ſich aus einer ſo ſchwierigen Frage zurechtfinden würde, antwortete er doch auch hierauf mit ſtaunenswerther Umſtändlichkeit: „Liebes Fräulein! Die ganze Univerſität H. gehört jetzt, was ihren Geiſt anbelangt, in die Sorte: Eigenthum iſt Diebſtahl! Es ſind noch ſo ein paar alte Geheimräthe da, die von Anno Dazumal ihren Kohl aufwärmen und in jedem Semeſter regelmäßig dreizehn und einen halben Witz machen. Aber die Mehrzahl iſt — Räuberbagage. Dem lieben Gott plündern die Theologen, das verſichert der alte Planer, ſeine

ſämmtlichen Eigenſchaften. Was bleibt da von ihm übrig? Bei den Juriſten, das kann ich ſelbſt beurtheilen, ſind unſere Rechtstitel pure Anmaßung. Die Mediciner ſchaffen die beliebteſten Krankheiten ab, ohne ſie heilen zu können. Schlagflüſſe, an denen Ich doch z. B. 'mal abfahren werde, giebt's nicht mehr. Und von der vierten Facultät, in die alle anderen Narrheiten eingeſtopft ſind, die Philoſophie neben Ackerwirthſchaft, d. h. papierner Kunſt, Landwirthe zu ruiniren, von der mag ich gar nicht reden. Da ſind Profeſſoren drunter, die Communiſterei bereits praktiſch treiben. Einer, der über Geologie für Bergeleven und ſonſtige Liebhaber lieſt, Namens Ulrichs, giebt den Ton an. Alles Raubbagage."

Die Nennung des Profeſſors Ulrichs ergab von mehreren Seiten Mittheilungen über Conſtantin's Familie, die für Hertha hätten peinlich ſein ſollen. Man kannte noch keineswegs allgemein ihre Beziehung zu dieſer Familie. Eugenie und Julie ſuchten das Geſpräch abzubrechen, aber zu Hertha's Grundſätzen gehörte der Heroismus, dem Urtheil der Welt unbeweglich Rede zu ſtehen. Sie fragte ausdrücklich nach der Familie Ulrichs und vernahm dann, daß z. B. Frau Profeſſor Ulrichs zuweilen Gaſtereien gäbe, wo die Leute Abends einträfen und im Vorplatz unten noch große Wäſche aufgehängt fänden. Dann würden von der Frau Profeſſor die Hände über dem Kopf zuſammengeſchlagen und ſtraßenweit riefe ſie: Frieda! Frieda! Kind Gottes, was iſt denn das wieder! Kind Gottes, nämlich die Frieda, ſäße dann oben auf dem Taubenboden und riefe eben ſo herunter: Hat denn der Teutomar die Beſtellung falſch gemacht? Und nun weit entfernt, ſich zu entſchuldigen und die Leute gehen zu laſſen, würde doch Jedes von der Profeſſorin feſtgehalten, die Wäſche würde abgenommen, oben würden raſch die Stuben aufgeſchloſſen, Lichter angeſteckt und die Menſchen müßten bableiben à la fortune du pot, Butterbrot, Radieſer, Eier, Salat je nach der Jahreszeit —!

Allgemeines Gelächter folgte. Hertha blieb ernſt. Sie fand dieſe Natürlichkeit motivirt und vertheidigte ſie. Ja, ſie hatte ſogar die Genugthuung, daß ihr Hans von Landſchütz beiſtand und nur den einen Einwand machte: „Gegen die

Radieſer, gnädiges Fräulein, würde ich an ſich gar nichts haben, wenn ſie ſie nur nicht aus dem erſten beſten Acker holten. Seit einem Jahre bin ich mit dieſer Familie in Krieg gerathen. Mit der Hetzpeitſche paſſen meine Leute den Sommer über auf die ſieben Kinder, die man in H. die Kinder Gottes nennt, weil die Frau, wenn ſie zu Jemand ſagen will: Aber du Eſel oder Mondkalb! den Ausdruck hat z. B.: Aber, Kind Gottes! Du ſiehſt ja wieder wie ein Schwein aus? Wo biſt Du denn geweſen? Wahrlich, das ſind Kinder Gottes! Sie leben wie im Paradieſe."

Es gab unter den Umſtehenden Einige, die den Eindruck ermeſſen konnten, den dieſe Mittheilungen auf Hertha hervorbringen mußten, doch ſchnitt den noch viel peinlicheren Eindruck, den Hertha's Erwiderungen hervorbrachten, der Eintritt einiger beſternter Herren ab. Es waren die verſpäteten Miniſter, unter ihnen Hertha's Vater.

Als dieſer Hertha's anſichtig wurde, nahm er ſeine Tochter auf einige Augenblicke bei Seite und machte ihr die Mittheilung, daß ein umſtändliches gerichtliches Verfahren in der obſchwebenden Tendenzunterſuchung gegen Conſtantin und Genoſſen nicht ſtattfinden würde, wol aber beſchloſſen ſei, die Schulen und Univerſitäten unter ſtrengere Aufſicht zu ſtellen, auch jeden der auf einer zu entwerfenden Liſte ſtehenden Namen an den Ort zu verweiſen, der ſein nächſter zuſtändiger Aufenthalt wäre. Conſtantin würde demnach nach der von jetzt an ſtrenger bewachten Univerſitätsſtadt H. verwieſen werden. Mit mildem Ernſt gab der Vater Hertha zu erkennen, daß es ihm eine große Beruhigung wäre, wenn dieſe Trennung die Veranlaſſung würde, lieber für immer ein Band zu löſen, dem er keinen Segen verſprechen dürfte. „Sind dieſe Entſchließungen unwiderruflich?" fragte Hertha mit ſinnender Beſtimmtheit. — „Unwiderruflich! Ich habe nicht geringe Mühe gehabt, ſo milde Auffaſſungen der vorliegenden Vergehen durchzuſetzen." Eine Einladung zu einer ſcheinbar improviſirten Tafel unterbrach dieſe Unterredung.

Am Tage darauf wurde Conſtantin Ulrichs in der That bedeutet, die Reſidenz zu verlaſſen. Er ging. Es währte hierauf noch eine Woche, wo Wingolf einen Brief erhielt, den er mit

kummervollem Herzen Eugenien mittheilte. Hertha hatte ihm geschrieben, sie könnte von dem Lebensprincip, das sie sich einmal gewählt hatte, immer und in jeder Lage wahr und natürlich zu sein, keine Ausnahme machen. Sie würde Constantin nach H folgen und sage hiermit dem Vater und Eugenien Lebewohl. Ein Einspruch des erschütterten Vaters nutzte nichts. Als er zornglühend zu ihr eilte, war sie schon abgereist. Selbst die gute Frau von Zabel, deren geheime Aufsicht über ihr Leben Hertha zu durchschauen angefangen hatte, war über ihr Vorhaben nicht unterrichtet gewesen. Daß man dem Flüchtling dann noch an Kleidern, Büchern, Musikalien und sonstigen gewohnten Besitzthümern was verlangt wurde nachsandte, verstand sich von selbst. Wingolf bedurfte seiner ganzen Kraft, um sich in die Thatsache zu finden, daß er eine Tochter besaß, von der die Welt sagte: Es ist eine Emancipirte.

Viertes Kapitel.

Frieda, das Kind Gottes.

Es giebt Herbsttage, die den schönsten des Sommers gleichkommen. Um den Mittag eines solchen, der eine Gegend sonnig verklärte, die sich durch eine mäßige, vom Ufer eines kleinen Flusses sanft aufsteigende Bergwand mit Weingärten und Landhäusern vorzugsweise auszeichnete, brannten senkrecht die Strahlen gewaltig auf Wanderer herab, die von einer mit schwertragenden Obstbäumen besetzten Straße der diesseits des Flusses sich ausbreitenden großen Ebene ablenkten und durch die abgemähten Felder schritten, wo jetzt nur noch Kohlköpfe, Runkelrüben, Tabacksstauden dem Auge die wohlthuenderen grünen Ruhepunkte boten.

Es ist eine Gruppe von Kindern, die wir im Auge haben. Sie achtet der Sonne und des Staubes nicht. Sicher sind es Geschwister; alle fünf scheinen wenigstens von unverkennbarer Familienähnlichkeit. Ihre Kleidung war nicht ge-

wählt, aber auch nicht vernachläſſigt. Zwei Mädchen, die ſieben und neun Jahre alt ſein mochten, trugen ihre großen runden Strohhüte frei ſchlenkernd in den Händen, ſo daß ſie oft an längſt ausgenaſchten Brombeerhecken hängen blieben. Die Knaben, die etwa zwölf, acht und fünf Jahre alt ſein mochten, trugen leichte Kittel und zwillichne Beinkleider von ſo feſten Stoffen, daß die Eltern ſchon auf ſtarken Verbrauch an Bäumen, Bänken und ſonſtigen Rutſch-Gelegenheiten gerechnet zu haben ſchienen. Alle fünf waren offenbar im Begriff, irgend ein geheimes, vielleicht gefährliches Vorhaben auszuführen.

Sie ſpähten bald zu einem jenſeit einer großen Wieſe gelegenen Wäldchen, bald zu einer nach rechts ſich hinter hohen Pappeln mit einem thurmartigen Giebel kundgebenden ſtattlichen Beſitzung hin. In der Ferne lagen auf eine kleine Stunde weit die in der Sonne blinkenden Häuſer und Thürme einer nicht unanſehnlichen Stadt. Solche Unternehmungen der Jugend ſind drollig anzuſehen. Außer ihrem Anſchlage kümmert ſie nichts. Spähend ſchweift das Auge in die Ferne, vergrößert, vermindert die Gefahr, je nach Temperament und Phantaſie. Blind iſt das Vertrauen der Kleinern, mit dem ſie den flüſternden, rufenden, zum Schweigen mahnenden Größern folgen. Hier ſchien ſchon die Marſchroute, die der Troß nahm, ein Wagſtück. Die Kinder ſchlichen über die Stoppeln, bald hinter Hecken herum, bald ſchoſſen ſie über eine offen daliegende und allen Augen ſichtbare Fläche ſich bückend raſch hinüber. Endlich hatten ſie die Wieſe erreicht, noch einige hundert Schritte und ſie waren unter den weißſchimmernden Erlenbäumen, die hier zu einem kleinen Gehölz zuſammenſtanden. Da fanden ſie die ſchon in der Ferne erſichtlich gewordene und mit jubelnden und kecken Winken begrüßte ältere Schweſter. Es war ein junges Mädchen, das unter den weißen Rinden der Birken wie ein Bild glänzte. Im blauen leichten Gewande hatte ſie gleichfalls den Strohhut, der kein runder, ſondern einer von üblicher Form war, über den Arm an blauen Bändern zuſammengebunden hängen, während ſie auf dem, jetzt ausgetrockneten, im Frühjahr feuchten und mit Zeitloſen und Genzianen überſäeten Wieſenboden ſaß und an ihrem halbaufgenommenen blauen, mit weißen Blumen ge-

muſterten Kleide nähte. Nähnadel und Seide hatte ſie entweder für die heutige gefahrvolle Expedition ſchon mit ſich genommen oder ſie trug, was eher glaublich, dieſen Apparat einer raſchen Selbſthülfe immer bei ſich. Das junge Mädchen ſcheint zu den reſoluten Charakteren zu gehören, die es nicht aushalten würden, ſich die Freuden eines Spaziergangs zu verderben, wenn ihnen an ihrem Kleide ein Unglück paſſirte.

Mit einer hellen wohltönenden Stimme rief ſie den Geſchwiſtern, von ihrer Arbeit kaum aufſehend, zu: „Seht, was ſich Eins dabei die Kleider zerreißt! Oscar hat Recht, Hans iſt da, man kann ihn hören und ich wette, er hat uns ſchon gemerkt. Aber nur ruhig! Nur ruhig!“ Die Geſchwiſter beſtürmten die Sprecherin mit einer Menge von geflüſterten Fragen und Rathſchlägen. Man hörte aus ihrem Durcheinander, daß es ſich um etwas Lebendiges Namens Hans handelte. Das junge Mädchen hatte den bei ihrem Kundſchafteramte abgeriſſenen Beſatz am Kleide wieder leidlich befeſtigt, ſtand auf, glättete die geſeſſenen Falten, ſteckte ihr kleines Neceſſaire in irgend einen unſichtbaren Schlitz des Unterkleides und drückte den Hut auf einen der lieblichſten Köpfe, der je einem Manne mochte in's Antlitz gelächelt haben. Die Locken, die von einer kaum ſichtbaren kleinen Stirn unmittelbar in die braunen liſtigen Augen und auf die friſchen Wangen fielen, waren ſchwarz, die Lippen roſig und ſo trotzig aufgeworfen, als wollten ſie die ganze Welt zur Heiterkeit oder zum Kampfe auffordern; die Schultern waren frei gewölbt, etwas hoch gehend und mit nur kurzem Halſe; aber zwiſchen ihnen ſaß ein Leben, ein Wagemuth, eine Sicherheit, die das Köpfchen, wenn ſich dies aufrichtete, wie in Majeſtät erſcheinen ließ. Was wollt Ihr mir? So ſchien dieſe nicht große und nicht kleine und auch nicht mittlere und im Grunde gar nicht zu beſchreibende Geſtalt zu aller Welt zu ſprechen. Klein war ſie jedenfalls, aber man merkte es nicht. Wer mit dieſem Mädchen, das weit öfter auf den Boden als gen Himmel blickte und immer ihre Fragen von der Erde her zu leſen ſchien, ſprach, mußte, wenn auch an Geſtalt ihr mehr als gleich, ſich doch zu ihr niederbeugen.

Frieda Ulrichs — Conſtantin's Schweſter iſt es, die wir

kennen lernen. Verfolgen wir ſie mit ihren jüngeren Geſchwiſtern auf dem gewagten Gange aus dem Erlenbuſche heraus durch einen Graben, durch hohes, lange nicht von den Leuten des Stiftshofs geſchnittenes Gras und an ihren Füßen raſchelnde Halme, wie ſie ſich auf verbotenen Wegen hinterrücks der großen ländlichen Beſitzung der Familie Landſchütz näher ſchleichen, um irgend ein geheimes und wie es ſcheint nicht ungefährliches Abenteuer auszuführen. Die Abſicht der Expedition war keine andere als einen Ziegenbock, ihren treuen, lieben, alten, zum Reiten und zum Fahren gleich verwendbaren Hans, den die Leute vom Stiftshofe im Kohlfelde gepfändet hatten, ohne jenen geſetzmäßigen Thaler wieder zu erobern, den die Feld- und Flurverordnung den längſt über ſie Alle ergrimmten Wächtern zuſchrieb.

Viel Geld auch ein harter ganzer Thaler! Man wollte an der Stifthofspforte den Hans anfangs umſonſt ſich wiedererbitten. Die Kinder wurden aber drohend abgewieſen. „Kind Gottes!“ rief Frau Rickele, wie die Profeſſorin Ulrichs ſeit fünfundzwanzig Jahren ihren Namen Friederike abgekürzt bekam, „Kind Gottes, wo wird man denn dem dicken Baron einen Thaler für den Hans geben! Er mag ihn ſo lange füttern, bis er's ſelbſt ſatt kriegt, dann ſchicken ſie ihn uns umſonſt zurück!“ — Das war die erſte Auffaſſung des Unglücks der Geſchwiſter. Bald aber jammerte Teutomar über ſeinen fehlenden Geſpielen und die Nachbarn fragten und der Ziegenbock kam nicht mehr an's Auditorium des Vaters und ſteckte den langen Bart und die Hörner zwiſchen die Thür, daß alle Studenten lachten; da mußte Hans irgendwie wieder herbei. Die älteſte Schweſter meinte, die Sache müßte man kurz anfaſſen, Stiftshof müßte man heimlich angreifen und den Hans ſich ſelbſt erobern, ſei's mit Liſt oder Gewalt. Dieſer Argonautenzug wurde beſchloſſen und ausgeführt.

Um ſo erfolgreicher erſchien die gemeinſchaftliche Unternehmung gegen Stiftshof, als den Geſchwiſtern, da ſie zum Thor hinauswandelten, einer der gefährlichſten Feinde Teutomar's und ſeiner Geſchwiſter, der Bediente Martin, begegnete, auf einer Kaleſche, mit welcher er an die nächſte Eiſenbahnſtation fuhr, um ſeinen, heute zurückkehrenden Herrn,

den Baron von Landschütz, in Empfang zu nehmen. Martin rief ihnen zu: „Hans läßt Euch grüßen!“ Frieda sagte: „Danke schön!“ und trennte dann die Expedition in zwei Theile, die sich auf dem jenseitigen Felde verbinden sollten: sie selbst, als Spionin, um der Mauer nahe zu kommen, welche Hof, Gärten und Park zum Stiftshof umschloß, schlug einen dritten Weg ein. An den vordern Anfängen der Mauer bildeten kleine, mit Wasserlinsen bedeckte und von Weiden umstandene Teiche eine Art Schutzwehr des Schlosses. Hier war nicht anzukommen. Dann aber verlor sich die Einfriedigung in kleinere Mauern. Der meckernde Gruß, den Frieda an einer Stelle, wo die Mauer nicht zu hoch war, vernahm, konnte nur von Hansen kommen, der vielleicht schon von seinen Freunden die Witterung hatte.

Schon hatte sie sich auf einen nahestehenden abgestorbenen Baumstamm zu schwingen versucht. Sie zerriß sich dabei ihr Kleid und mußte sich begnügen, sich vorläufig die Stelle zu merken, wo wol Hansens Kerker war. Erst die Verbindung mit dem von der andern Flanke herumkommenden Hülfscorps machte weitere Maßnahmen möglich.

Nun war sie wieder mit den Geschwistern an Ort und Stelle; aber Schwierigkeit über Schwierigkeit erhob sich. Sicher war es Hans, der hinter der Mauer so sehnsuchtsvoll meckerte. Die Kinder stiegen auf den Baumstamm, konnten aber nicht hinübersehen, da jenseits der Mauer ein Dach begann. Hier befand sich ohne Zweifel ein Schuppen, unter welchem Hans befestigt stand. Die Kinder tuschten und flüsterten: „Hans! Hans!“ Aber wie den geliebten Ziegenbock bekommen!

Frieda sann hin und her und war endlich nahe daran, den Gedanken auszuführen, ob sie nicht, da sie nun die Stelle wußte, wo ihr Hans stand, muthig durch die große Pforte des Stiftshofs schreiten sollte, ohne zu fragen in den Garten gehen, an den Fenstern der allgemein für sehr stolz gehaltenen Aurelia vorüber an den Schuppen eilen, den Gefangenen befreien und wie eine zweite Esmeralda königlich und die ganze Macht ihrer Persönlichkeit einsetzend, ihren Hans an den Hörnern zurückgeleiten?

Während der Berathung, die diesem kühnen Vorhaben gewidmet war, wurde Frieda eines Wanderers ansichtig, der einige hundert Schritte entfernt gemächlich auf dem allgemeinen Feldwege durch die Stoppeln nach Lieberbach zu schritt. Sie spannte rasch ihren Sonnenschirm auf und schwenkte ihn hin und her, um zu winken. Die Kinder riefen: Hu! Ha! He! pfiffen, schrieen, als gäb' es einen Stoßvogel irre zu machen, der einen Schwarm von Tauben verfolgt. Da mußte wol der Wanderer merken, daß die Mahnung ihm galt. Er erkannte Frieda, zog den Hut und kam näher.

Es war Eberhard Ott, des Bruders vor Kurzem aus der Residenz angekommener Freund.

Noch schien Eberhard von Ueberraschung befangen, als er schon mitten unter den Brennnesseln und Sumpfpflanzen stand, die hier an dem unbetretenen Mauergraben unter düsteren Ulmen wucherten. Frieda gab an, was hier ein Mann zu thun hätte. Von Unmöglichkeit durfte keine Rede sein. Eberhard schlug auch sogleich vor, einen von den Jungen auf die Mauer zu heben, dieser sollte dann das Dach besteigen, hinabspringen, den Hans losbinden und sehen wie er mit ihm, vielleicht über das Dach selbst, zurückkäme. Der zehnjährige Oscar war bereit. Eberhard, obgleich an eine strengjuristische Auffassung des Lebens gewöhnt, stand doch so in Frieda's Bann, daß er an unerlaubte Selbsthülfe nicht dachte. Vielmehr machte er geltend, zur Ziegennatur gehöre Klettern. Hans sollte durch Oscar zunächst auf's Dach.

Es ging Alles, wie vorausgesetzt. Fünf sich duckende und aufeinander sich geschickt einfugende Köpfe reichten aus, Hansen, dem man zum Herabgezogenwerden Taschentücher an die Hörner band, den Weg zu bahnen. Eberhard, kräftig mit den Schultern balancirend und die Hände in die Seiten stemmend, bildete den Kern der Stiege; Oscar setzte sich ihm auf den Nacken und legte den Kopf an die Wand, Teutomar stellte sich an Eberhard, Alfred ritt wie Oscar und legte den Kopf wieder an Eberhard und unten machten die letzte Staffel Irmgard und Hedwig. Frieda hielt die verlängerten Taschentücher und zog mächtig den Hans von Oscar's Rücken über sämmtliche

Köpfe und Rücken herunter. Die Kinder hielten prächtig still, die Treppe wackelte ein wenig, aber Hans mußte folgen.

„Ich danke Ihnen, Aſſeſſor!“ ſagte Frieda ruhig, knüpfte die Tücher wieder auseinander, vertheilte ſie und lenkte durch das hohe Gras auf den Pfad hinüber. Die Kinder ſtreichelten ihren Hans, ſie waren ſo glücklich, als hätten ſie das goldene Vließ erobert. „Sie gehen nach Liederbach?“ fragte Frieda, als ſich Eberhard wenden wollte. Eberhard bejahte. Er war etwas befangen über die Frage wie über ſeine Antwort. „Ich will die Kinder nach der Stadt begleiten, damit ihnen mit dem Hans kein Unglück paſſirt,“ ſagte Frieda. „Dann komm' ich nach. Grüßen Sie doch Agnes, aber einen Brief von Conſtantin bring' ich nicht. Adieu, Aſſeſſor! Agnes ſoll Kaffee machen, aber etwas beſſeren, als ihr gewöhnlicher iſt.“

In Eberhard's Mienen lag ein eigenes Gemiſch von Freude und Verlegenheit, als ihm die Verheißung ward, Frieda würde nachkommen. Er dachte an die abendliche Heimkehr und erſt noch wollte er ſie begleiten. „Nein, Nein,“ hielt ihn Frieda zurück. „Agnes gönnt Sie ja kaum unſerm Papa, viel weniger mir. Und käm' ich gar jetzt gleich mit, ſo verlöre ſie den Kopf. Sagen Sie's ihr nur mit dem Kaffee! Es iſt eine Schande! Die koſtbare Milch iſt in Liederbach zu bemitleiden um die Miſchung mit ſolchem Spülicht! Ein Genius, der ſich mit einem Philiſter einläßt!“ Damit wandte ſich Frieda und folgte den Kindern, die ſchon voraus waren.

Eberhard ſah ihr lange nach. Dieſe wenigen Worte, die Frieda ſoeben zu ihm geſprochen, waren ſo eigen, ſo ſpöttiſch, nach dem treufreundlichen Dienſte, den er ihr eben geleiſtet, eine ſo geringe Belohnung! Und doch lag in ihnen ein Ausdruck, eine Betonung, wie er eine ſolche von Frieda noch nie gehört hatte.

Seit ihrem Wiederſehen war er ja darüber verzweifelt, daß Frieda kein Herz zu haben ſchiene! Hier zum erſten Mal klang aus ihrem Spott etwas heraus, was ihn wie ein Gefühl anwehte. Er ſah ſich noch oft nach der kleinen triumphirenden Karavane um, die bald auf der hügeligen Straße verſchwunden war. Sie zog mit geflügeltem Schritt auf dem obern Rande der durch Berge geſchnittenen Landſtraße vor-

Madeleine (bei Seite).

Der Sinn der Worte iſt richtig, aber er hält die Stichwörter nicht. Ich bringe mein Stichwort: (laut und ſchnippiſch) „Mein Herr, was ſoll's? Wozu?“

Lamoignon (bei Seite).

Allerliebſte kleine Hexe das! (Laut) Bedecke Sie damit — o Sinnestrug! — den ſündigen, ſchönen, (nähret ſich ihr immer mehr mit dem Tuch) abſcheulichen, reizenden, ſchwarzen, weißen Buſen, (will das Tuch ihr anlegen) kleine Eva!

Madeleine.

Mein Herr, Sie ſetzen Ihrer Rolle ſo viel Worte zu, daß ich nicht im Stande bin Ihnen zu folgen.

Lamoignon.

Meiner Rolle? Ich fühle nichts, als Wirklichkeit.

Madeleine.

Ich weiß es wohl, Sie wollen mich armes Mädchen aus der Provinz auf die Probe ſtellen, aber Sie müſſen ſich auch an die Worte halten, die Ihnen Herr Molière vorgeſchrieben hat.

Lamoignon.

Mir Worte? Herr Molière hätte mir Worte vorgeſchrieben? He, he! Sie liebenswürdige Dame ſind wahrſcheinlich eine im Dienſte der ſchönen Sünde ſtehende Komödiantin.

Madeleine.

Madeleine Béjart aus Chalons, engagirt am königlichen Theater auf ſechs Monate zur Probe — Wochengage 10 Livres, Handſchuhe werden geliefert. Herr Chapelle hat verſprochen, ſich meiner weitern äſthetiſchen Ausbildung anzunehmen, Herr

wärts. Es gab von unten her ein anmuthiges Bild. Die Truppe ſich ſo frei an der Luft abzeichnend, bald auf-, bald niederſteigend die Wellenlinie des ungebneten Weges, die Kinder dichtgeſchart um den gehörnten Freund, Frieda nachläſſig hinterher, ermüdet von der Hitze und der Spannung und vielleicht — träumend? Doch war dies ſonſt nicht ihre Art.

Unſanft aber wurde ſie geweckt, wenn ſie träumte. Eben wollten die Kinder an einem Kreuzwege von dem obern Rande der Landſtraße niederlenken und ſich nach unten zur großen Straße wenden, als aus dem Querwege eine heftig-kreiſchende, hochliegende Stimme ihnen zurief: Halunken! Spitzbubenbande! Die Kinder flohen, ließen ihren Hans im Stich. Hans blieb verdutzt vor einer Kaleſche ſtehen, von der ein Bedienter heruntersprang und ſich, während ſein Herr ſchrie und lärmte, des Thieres bemächtigte. Frieda wußte nicht wie ihr geſchah. Sie trat raſch zum Hans heran, hielt dieſen an ſeinen Hörnern feſt und gerieth in die heftigſte Aufregung, als von der Kaleſche wieder die kreiſchende Stimme rief: Haut die Brut zuſammen, daß ſie die Schwerenoth kriegt! Hans von Landſchütz kam eben von der Eiſenbahn, einer ihm leider mit der Zeit unerläßlich gewordenen, ſo ? gehaßten Beförderungsmethode, erfuhr von ſeinem Martin die Arreſtation des Ziegenbocks und ſollte nun hier erleben, einen Delinquenten zu begegnen, über deſſen rechtliche Befreiung der Bediente ſogleich Erkundigungen einzuziehen beauftragt wurde. „Hans! Ruhig!“ rief Frieda beſchwichtigend dem Thiere, das vom Peitſchenknallen wild und ſcheu wurde.

Hans von Landſchütz, der ſelbſt zu fahren pflegte, hörte glücklicherweiſe dieſe Worte nicht. Er hätte ſie ſonſt auf ſich bezogen. Er hielt die Pferde an, fuchtelte mit der Peitſche, orientirte ſich über das dreiſte Mädchen im blauen Kleide und hörte dann von dieſem vor Zuſchauern, die ſich ſchon verſammelten, folgende ruhig geſprochene, aber beſtimmte Worte: „Beſter Herr Baron! Sind Sie nicht ein ſo eingefleiſchter Ariſtokrat, daß Sie es uns danken ſollten, wenn wir noch ein bischen Mittelalter ſpielten? Sie haben unſern Hans in's Burgverließ geworfen, wir haben ihn wieder her-

ausgeholt. Das ist unser Ruhm. Und nun lassen Sie uns in Gottes Namen unserer Wege ziehen!"

Landschütz wußte anfangs nicht, sollte er hinunterspringen und die Rednerin züchtigen oder sollte er die Sache komisch nehmen. Geistesgegenwart war nie seine Sache. Es geht allen Poltrons, Lärmmachern, Grobschmieden so. Ein einziger entschiedener Blick macht sie in ihren Auslassungen stutzig.

„Lauft!" rief, den Moment der Unentschlossenheit benutzend, Frieda den Geschwistern zu und ihren Hans festhaltend, rannten diese um die Wette mit dem springenden Thiere auf der offenen Landstraße davon. Die Bedienten wollten nach.

Landschütz rief sie zurück. Wetterte er auch: Canaillenvolk! Räuberbagage! Hundeloslassen! Hetzpeitsche geben! so sagte Frieda ganz gelassen, indem sie neben seinem, auf die Landstraße ablenkenden Gespann herging und sich somit auch rückwärts wendete: „Beruhigen Sie sich doch, wertheſter Herr Baron! Die Leute möchten ja sonst denken, es sei Ihnen um einen Thaler zu thun!" So ging sie. „Wo wollen Sie denn hin?" begann jetzt Landschütz, langsamer fahrend und das von ihm nie gesehene Mädchen genauer fixirend. Es dauerte lange, bis Frieda dem groben Patron antwortete. — „Nach Liederbach will ich!" sagte sie endlich. „Unsere Befreiung hat mich müde gemacht. Sie könnten mich wol hinunterfahren." — „Wie?" stutzte der sonnenverbrannte, rothglühende, dicke Hans von Landschütz; „hinunterfahren?" — „Warum denn nicht?" Und Martin mußte erleben, daß sein Baron wirklich inne hielt, das dreiste Mädchen noch einmal erstaunt ansah, stumm zur Seite rückte, mußte erleben, daß dann Frieda aufstieg, erst auf den Tritt, dann auf's Wagenrad und sich neben den feindlichen Baron setzte. Der Baron peitschte auf seine Braunen. Die Kalesche flog davon. Am Stiftshof vorüber. Die versammelte Dienerschaft begriff nicht, wie ihr Herr an der weitgeöffneten eisernen Pforte vorüberjagen konnte, ein junges Mädchen neben sich hatte, kaum grüßte. Aber es war so, es blieb so, man mußte sich finden. So ging's fünf Minuten lang. Dann lachte Frieda. „Worüber lachen Sie denn?" fragte Hans von Landschütz. — „Ueber Ihren Bart lach' ich." — „Wie so?" — „Gerade wie unser Hans!" —

Der Baron polterte heraus: „Zum Teufel mit Ihrem Hans! Ich heiße auch Hans.“ — „Na und Ihr Bart!“ ſagte Frieda. „Wenn Sie noch wenigſtens über'm Munde auch einen hätten, aber blos ſo vom Kinn ein paar Zwickel herab, gerade wie ein Geisbock!“ — Der wegen ſeiner Grobheit berüchtigte Baron vom Stiftshof hätte über dies Wort jedem Andern „das Fell über die Ohren“ gezogen. Der einzige, dünne, rothe Schmuck in ſeinem tellergroßen, butterglänzenden Angeſicht, das am rötheſten an den Ohren und unter den dünnen Haaren hinten an der Cravattenſchnalle ſtrahlte, dieſer edle Zwickel war bei ihm das Symbol ſeiner Jünglingsſchaft, die Zierde ſeines Garçonthums, eines Standes, den er hoch hielt, den rechten Freiherrn-, den wahren Junkerſtand nannte! Drei Wochen lang im Wollmarkt, acht Wochen lang des Carnevals im Winter ſah die Reſidenz in dieſem Barte den Reſt einer alten ſtrammen Jugendzeit. Die dreißig bis fünfzig Borſtenhaare nährte dann Champagner mehr als Waſſer. Auch wol im Bier verklebten ſie ſich. Zu hohen Diners, wenn ſich die Ritter der Landſchaft verſammelten, färbte ſich ſogar Hans dieſen Zwickel mit der vorzüglichſten braunen Tuſche. Und dieſer undankbare kleine ſchwarze Lockenkopf da brachte einen ſolchen Schmuck in Parallele mit dem Barte eines Ziegenbocks? „Das kann ſchlimm werden!“ murmelte Martin vor ſich hin.

Aber — Schweigen, tiefes Schweigen trat ein bis nach Liederbach, wo Landſchützen's alter Patrimonialgerichtshalter am Wege ſtand, die Brille aufſetzte und den Aufzug Hanſens mit Frieda Ulrichs anſtarrte, wie — Hans brauchte den trivialen Ausdruck — die Kuh das neue Thor. Am Pfarrhauſe ſetzte Hans ſeinen ſchönen Paſſagier ab, ſagte in ſeiner trockenen Galanterie: Einen Kuß als Lohn wollte er ſich zu Gute behalten. Frieda ſagte trocken: „Na ja! Bei Gelegenheit!“ Und nun fuhr der ſich ſelbſt wie untreu Gewordene, dem wilden Jäger gleich, mit ſeinen ſchnaubenden Roſſen durch's Dorf zurück, ſtaubaufwirbelnd, immer zu, ohne Raſt und Ruh, durch die Gänſe hindurch, ganz toll und unbekümmert wer auswich, fiel oder beim Fliehen noch mit einem verrenkten Beine davon kam. Für Stiftshof, das ſchon bis auf den kleinſten

Mops beisammen stand und wartete, für die Schwester, die staunend am Balcon harrte, war es gerade, wie wenn der Baron erklärt hätte, sich verheirathen zu wollen. So flink wie heute sprang er nie vom Wagen, so vergnügt kam er nie vom Wollmarkt. Und wie zerstreut war er! Er schimpfte sogar über die „niederträchtige Zottelei" der Eisenbahnen, ein Thema, das er in Aureliens Gegenwart sonst nicht zu berühren pflegte.

Fünftes Kapitel.

Das Pfarrhaus in Lederbach.

Eberhard Ott, der Bevollmächtigte Constantin's, der Niederschmetterer Jean Repsens, der freundliche Ziegenbockbefreier Frieda's, muß uns näher bekannt werden. Es war ein jugendlich blickender Mann, aber schon nahe den Dreißigen. Von hoher Gestalt, gleichmäßig in seinen Formen, ruhig und mild in seinem Benehmen, mußte er jedes Herz gewinnen, vorausgesetzt, daß ein solches mehr für innere Gediegenheit als für ein blendendes Aeußere Sinn hatte.

Früh selbstständig durch den Tod seiner Eltern, hatte er auch schon früh gelernt, für sich selbst zu sorgen. Dadurch hatte er viel Sicherheit gewonnen. Doch war diese nicht frei von Befangenheit, Peinlichkeit; es gab Menschen, die den schon auf der Schule allein stehenden Jüngling pedantisch nannten.

Ein kleines Vermögen, das dem Jüngling die in seinen Armen gestorbenen Eltern hinterließen, reichte nur bei dem gewissenhaftesten Haushalte aus, ihm das Studium der Rechte möglich zu machen. Weil er sich deshalb abschließen, vielerlei Zerstreuung versagen, fleißig arbeiten mußte, erwarb er sich fast wider Willen ein ernstes Wesen, das Manchem, der die innere Flamme seines nur allzu regen Gemüths nicht kannte, kalt erschien. Unter diesem gemessenen Auftreten, das ihm das Leben frühzeitig als Pflicht vorschrieb, lag Hang zur

Schwärmerei. Dieser Widerspruch rächte sich zuweilen und so war Eberhard, alleinstehend und früh vereinsamt, auf dem besten Wege, ein Menschenfeind zu werden.

Der Zufall spielte ihm dann die Werke Montaigne's und La Rochefoucauld's in die Hände. Referendar in einer Provinzstadt, las er Lebensmaximen für die große Welt. Das Kalte und Berechnende dieser Philosophie des Umgangs glitt von ihm ab. Aber manches, was dort an Vorsicht und Mißtrauen gelehrt wird, blieb an ihm haften, unter anderm die Ueberzeugung, daß in den gewöhnlichsten Menschen, die uns im Leben begegnen, doch, wenn man nur näher forschen wollte, viel Achtbares und selbst für den Denker Anerkennenswerthes schlummern könnte.

Eberhard war durch diesen Gedanken lange wie von einer Offenbarung ergriffen. Er sah Alles in einem neuen Geiste an. Nun ging sein ganzer Trieb, zunächst schwärmerisch und ideal, darauf aus, praktisch zu sein und auch darin lag wieder Idealität. Eberhard glaubte, allen Phantasieen, von denen er behauptete, sie erzögen nur Menschenverachtung und zum Hochmuth, den Abschied gegeben zu haben, er wollte Bewußtsein und Lebensklarheit in Jedermann wecken, er sah überall verborgenen Werth, stille Bedeutung, unangebrochene Schätze der edelsten Erfahrung und mühte sich in jener Provinzstadt und später in der Residenz ab, die Menschen zum Bewußtsein ihres Werthes zu bringen. Bei den unbedeutendsten Individuen lauschte er auf ihre Art und Richtung und wer konnte ihn widerlegen, wenn er behauptete, in allen Menschen wirklich das Allgemeinsame aller Verstandes- und Herzensbedingungen angetroffen zu haben! Er ordnete Erkennungen, Verbrüderungen, gemeinschaftliche Unternehmungen an. Eine Zeitlang gab die Musik das Band, dann die Kunst, dann die Literatur, dann die höhere Geselligkeit, zuletzt die Politik, alle diese Gebiete benutzte er als Tummelplatz, wo der Geringfügigste, seiner Meinung nach, plötzlich einen Werth entwickeln konnte.

Aber seine Pläne scheiterten. Ein scharfer Beobachter, wie Constantin, verspottete längst diese Art der Menschenpflege. Man trüge ja doch, hieß es, nur in jeden Menschen hinein, was man aus ihm herauszufinden glaubte! Es gab

die bittersten Erfahrungen. Die Musikaufführungen, die Kunstvereine, die Kränzchen für literarischen Genuß oder politische Meinung, Alles was Eberhard zu Stande brachte, aus den zufälligsten und sich von selbst darbietenden Elementen zusammensetzen und zum Bewußtsein steigern wollte, es war in der That mit Täuschungen auseinandergegangen. Die Leidenschaften und der Egoismus verdarben in der Regel Alles.

Nun hatte Eberhard darum doch seinen Glauben an die Menschheit nicht verloren. Nur daß er diese jetzt im Allgemeinen faßte. Er sah Gelegenheit genug, Thatsachen höherer Bedeutung festzustellen und wurde Werber für die Ideen. Die Gefahr, in die er dadurch manchen Verhältnissen gegenüber gerathen konnte, war glücklich vorübergegangen und der Glaube an das Gute hatte Eberhard nicht verlassen. Er glaubte an die Nothwendigkeit, daß Constantin so handeln mußte, wie er ihm erklärt hatte, im Besitze einer Hertha gegen eine Agnes handeln zu müssen. Mit dem Verlobungbring in der Tasche hatte er sich sogleich zu Agnes Planer und ihrem Vater auf den Weg gemacht. Er wollte von Constantin's bedeutender Entwickelung sprechen, von seinem Glück in der Gesellschaft, seinem Bedürfniß ungehinderter freier Entfaltung, er wollte die armen verlassenen Menschen allmälig Das rathen lassen, was er ihnen zu sagen und ihnen mit Güte und Schonung beizubringen den Auftrag hatte.

Da sah er nun diese Menschen selbst und erschrak sogleich, als er bemerkte, daß sie anders waren, als er sich gedacht hatte. Siegreiche Menschen wie Constantin zwingen Anderen ihre Vorstellungen auf. Aber Agnes erschien dem Vollstrecker eines trüben Auftrags viel eigenthümlicher. Sie war nicht klein, sondern groß. Sie hatte nicht blaue, sondern braune Augen, sie war nicht blond, sondern brünett. Sie war nicht unsicher und gedrückt, sondern von gewähltem Ton, zart zwar und von jener Zurückhaltung der Gefühle, die jedoch etwas ahnen läßt und ein achtbares heimliches Seelenleben in Aussicht stellt. Kaum hatte sich Eberhard genannt, kaum den Gruß, den er von Constantin zu bringen hatte, ausgerichtet, als ihn trotz der starken und kräftig scheinenden Natur Agnesens von ihr einige

Tropfen im Auge überraschten, eine bebende Stimme rührte. Er sah, daß Agnes sein schweres Amt bereits ahnte.

Nun besaß er die Schwäche, zurückzuhalten. Er sah ein zur bravsten Hausfrau berufenes Mädchen, das einer treuen Liebe ihre Jugend geopfert hatte. Er fiel aus der Rolle, die er sich seit einigen Tagen mit allem Aufwand von Psychologie einstudirt hatte. Er war eben der Rücksichten- und Gewissensmensch. Ja als der Pfarrer dann kam und der kleine, frischgeröthete, sogleich die Pfeife stopfende Mann in Zorn und Verwünschungen über Constantin ausbrach, da gab sogar der Abgesandte Constantin Zeugnisse des Wohlverhaltens gegen Agnes, die er, nach der Stadt zurückkehrend, bitter bereuen mußte.

War der Erfolg, den Eberhard's erster Besuch in Liederbach haben sollte, vom Ziele ganz abgegangen, so mußte der Besuch bald wiederholt werden. Man war im Pfarrhause angenehm überrascht, den milden und gewiegten Mann schon am folgenden Tage, wie auf zufällige Veranlassung, wieder vorsprechen zu sehen. Eberhard konnte nicht anders, als die Ausrede brauchen, daß ihm von allen Spaziergängen um H. der nach Liederbach der liebste wäre.

Agnes schien heute beruhigter. Sie entwickelte sich sogar. Der Vater debattirte, zankte, verwünschte die Universitäten, das Jahrhundert, die Regierungen, im Grunde jede Meinung, die nicht die seinige war. Agnes schien sein vollkommenes Gegenbild. Sie sprach, freilich mit etwas auffallender Betonung, immer für höhere Sphäre, sanftere Schwinge, Emporgetragenwerden über das Gemeine und Geringe. Der Vater pries das Gegentheil. Diese Frieda, Constantin's Schwester, sagte er unter Anderm, ist das einzige vernünftige Frauenzimmer, das mir seit Jahren vorgekommen ist! Schon an dem Kinde hatte ich meine Freude. Wenn freilich bei so toller Erziehung, wie sie genoß, etwas aus ihr geworden ist, verdankt sie es einem besondern Wohlgefallen Gottes; denn im Hause des alten Ulrichs geschah und geschieht noch täglich Alles, um die Nachkommenschaft zu verderben. Von Constantin spreche ich nicht, um Agnesen nicht zu kränken. Seinen Dünkel, seinen nichtsnutzigen Hochmuth werden Sie kennen

und sich hoffentlich nicht von ihm terrorisiren lassen, wie er Alle terrorisirt. Frieda aber ist die einzige von den Ulrichs, mit denen sich umgehen läßt, wenn auch mit ihr der Zank nicht abreißt; sie ist praktisch und warum? Ich glaube, man kann des Jahres die Seiten zählen, die sie in irgend einem Buche gelesen hat."

„Lieber Vater," entgegnete mit Gelassenheit Agnes, die den Vorwurf fühlte, „wenn man wie ich, seit frühester Kindheit auf dem Lande lebt und ewig nur von Oekonomie hört, was kann man thun, als sich unter die Bücher flüchten? Frieda athmete schon von frühester Kindheit Bücherstaub. Ihr Haus wurde nie leer von jungen, wissenschaftlich gebildeten Männern. Was sich Andere mühsam durch Selbstunterricht erwerben müssen, gewann sie im Spiel. Und so hübschen Mädchen, wie Frieda ist, steht im Grunde Alles schön, selbst wenn sie Thorheiten machen. Ich möchte nicht ungestraft die Possen treiben, die man ihr hingehen läßt. Wenn da Frieda am Schrank steht und all' Deine Bücher nach der Reihe als Schriften voll Unsinn und Widerspruch recensirt, so heißt's bei ihr: Sie ist ein Genie. Thät' ich es, ich würde Dir damit nur Beweise meiner Dummheit geben."

Eberhard horchte den vernünftigen Worten, die etwas rügten, was ihm selbst an Frieda, die er wiedergesehen und liebte, nicht wohlthat. Agnes hatte in dieser ihrer bestimmten Art nichts Gewöhnliches. Die lange Selbstständigkeit im Führen eines eigenen unruhigen Hauswesens hatte sie mehr entwickelt, als Eberhard bei erster Begrüßung vorausgesetzt hatte und vollends achtbar war ihm die Fassung, mit welcher Agnes schon bei diesem zweiten Besuche über Constantin hinwegging.

Er kam zum dritten Male nach Liederbach. An jenem Tage, wo er den Hans durch eine lebendige Treppe befreit hatte, war er schon zum fünften Male da. Auf Constantin kam die Rede nicht mehr; er hätte den Ring in aller Ruhe auf das Nähtischchen Agnesens hinlegen können, sie würde das traurige Vermächtniß ruhig zur Seite unter die Blumenstöcke gelegt haben, unter deren Schatten sie am Fenster zu arbeiten und die einförmige, nur zuweilen von einigen Studenten, die das

von Hans von Landschütz gebraute Bier lieber im goldenen Löwen an der Quelle kosteten, unterbrochene Chronik des Dorfes zu verfolgen pflegte, und ein anderes Gespräch angeknüpft haben. Der Vater behandelte den Gast voll Theilnahme. Er schonte eben deshalb Constantin und von Agnesen sah Eberhard wol ein, daß sie sich der Erinnerung an Constantin mit einem an sich gesunden Gefühl der Selbstrettung entwinden wollte. Nichts ist ja schüchterner als die Männernatur. Zu dem Eingeständniß einer keimenden Neigung Agnesens gegen — ihn selbst, wagte sich Eberhard's Bescheidenheit nicht hinaus. Und doch fühlte er, daß sein Auftrag drängte. Jedesmal wollte er bei Agnes unter den Blumen sitzend aufspringen und rufen: Constantin ist treulos! Hier hast Du Deinen Ring! Nimm ihn, ich habe den Auftrag ihn Dir zurückzugeben! Aber er war des Entschlusses nicht fähig. Auch darum war er seiner nicht fähig, weil ihn zuweilen ein Grauen vor Agnes befiel. Sie kam ihm gefahrvoll vor. Er sah sogar Verschmitztheit und Berechnung. Er wog und wog und studirte. Sie sind ein schrecklicher Gewissensmensch! hatte ihm einst Frieda gesagt, als er am Abendtisch ihres Vaters einen Korb voll Zwetschen an ihre Geschwister vertheilte und dabei die Jahre der Kinder zu den Zwetschen und die Zahl der Zwetschen zu der Zahl der Kinder in eine arithmetische Gleichung brachte.

Agnes nahm Frieda's, von Eberhard angekündigten Besuch nicht so heiter auf als der Vater, der über das Abenteuer mit Hans, dem Ziegenbock, lachte. Nicht über den Humor der Sache an sich lachte der Pfarrer, sondern über den Aerger der Leute auf dem Stiftshofe, denen er, trotz der Erziehung, die er selbst einst Aurelien und ihrer Freundin Eugenie von Saalfeld, jetziger Wingolf, gegeben, jedem nur erdenklichen Possen wünschte, Miswachs ausgenommen, da dieser ihn selbst hätte treffen müssen. Planer war ein Nachfolger jenes Apostels, der einst den Säbel zog und einem Knechte des Malchus sein Ohr abhieb. Vermögend wie er war, hatte er manchen Morgen Acker zu seiner Dotation hinzugekauft und stand mit einigen seiner Gemeindeglieder, denen er am Gründonnerstag den Kelch zu reichen hatte, nach Ostern schon wieder vor den

Schranken des Gerichts. Trauben könnte man nicht von den Dornen lesen, sagte er und so gab er schon seit Jahren auf, mit seiner reichen und verwilderten Gemeinde Seelenpflege zu treiben. Die Verrichtungen seines Amtes gingen nach Vorschrift, er war ein Mann, den die Bauern in jeder Beziehung ein Recht hatten, stramm zu nennen; in seiner Amtsführung lief nichts Unerlaubtes unter. Aber die Berichte der rundreisenden geistlichen Inspectoren, die Planern oft in Liederbach antreffen konnten, wie er im Nebengebäude des goldenen Löwen, im alten Kruge, zur Kirchweihzeit eine Schlägerei mit eigener Hand vermittelte und mit dem ersten besten Schemel dazwischenfuhr, bis es Ruhe gab, diese Berichte schilderten sein Wirken als einen verlorenen Posten in dem modischen neuangebauten „Reiche Gottes". Und bei Alledem behauptete er sich. Selbst seine Proceßgegner achteten des Mannes Haltung.

Das Erstaunen, wie Frieda von Hans von Landschütz vor dem Pfarrhause in Liederbach abgesetzt wurde, war nicht gering. Frieda mußte die Veranlassung dieser Fahrt zweimal erzählen. Der etwas lahme Patrimonialrichter, Justiziar Dammert, hinkte so rasch er konnte über die noch vor Staub undurchsichtige Straße herüber und platzte mit der Frage herein, aber woher in aller Art diese gnädigste Vertraulichkeit käme? Frieda erzählte auf's Neue und schraubte Dammert mit dem Verhör, das er möglicherweise noch mit ihr und dem Ziegenbock würde anstellen müssen. Auf seine Gewohnheit anspielend, im mündlichen Verhör mit den Bauern, wenn sie vor seinen Schranken standen, ihnen für jede Widerrede oder ungefragte Antwort oder für jeden lärmenden Zankausbruch Geldstrafen zu dictiren, die er nur dann wirklich einzog, wenn man seine Geduld zu lange auf die Probe gestellt hatte, rief sie in Dammert's Tone: „Hans! Er schweigt oder — fünf Groschen! Hans: Er stößt nicht oder — sechs Groschen! Hans! Er scheert sich zur Thür hinaus oder — sieben Groschen!" Der Pfarrer schüttete sich vor Lachen wie immer, wenn beim Spott das Stichblatt nicht er selbst war.

Der bestellte bessere Kaffee wurde hereingebracht. Man plauderte allerlei Neues durcheinander. Dammert, begierig

Chapelle iſt aber ein zuviel beſchäftigter Mann. Ach, bilden Sie vielleicht Schauſpieler?

Lamoignon.

Ich Schauſpieler bilden? Ei wer bildet heutiges Tages nicht Schauſpieler! Alles will ja Komödie ſpielen, und wer nicht ſelbſt ſpielt, der ſtudirt wenigſtens Andern Rollen ein. Meine äſthetiſchen Grundſätze, meine Kenntniſſe der Declamation und Action (er rückt immer Madeleinen nach) auf ſo liebenswürdige Erſcheinungen anzuwenden, wie Sie, Mademoiſelle Béjart aus Chalons, engagirt am königlichen Theater auf 6 Monate zur Probe, Wochengage 20 Livres —

Madeleine.

Zehn, nur zehn, mein Herr!

Lamoignon.

Warum nicht 20, aus Privatmitteln, Engelchen? Handſchuhe, — ſeidene Kleider, — ein hübſches Stockwerk zur Miethe in der Rue Richelieu, Delicateſſen für die Tafel werden von mir geliefert, Paſteten, Trüffeln —

Madeleine.

Wie verſteh' ich Sie?

Lamoignon.

Schönes Kind, das wären ſo die Anfänge meiner Dramaturgie.... ich ſchwöre Dir, daß mich Kunſtliebe zu einem Weſen wie Du.... (er hat den Arm um ſie geſchlungen).

jetzt auf den Stiftshof, ging. Und wie alle Vier nun, etwas beklommen, in der früh hereingebrochenen Dämmerung beisammen saßen, kam dann die Rede auf Constantin. Frieda, das Kind Gottes, sagte kurzab: „Lieben Leute! Jetzt sind wir unter uns! Jetzt seid 'mal gescheut und macht dem Ding ein Ende! Ich erwarte, daß Ihr dem armen Bruder abschreibt! Ich hätte nie geglaubt, daß auch der Constantin so ein Gewissensmensch wird und an einem offenen ehrlichen Wort so lange druckst und kaut. Besser doch wahrhaftig, Ihr macht das früher ab, als bis Ihr's 'mal in der Zeitung lest, daß sie ihn zum ersten Mal mit irgend Jemand anders aufgeboten haben."

Der Eindruck dieser schrillen Worte war schmerzhaft. Der alte Pfarrer sprang auf und legte zitternd die Pfeife hin. Agnes ließ einen Tassenkopf fallen und schwankte zur Thür hinaus. Eberhard erhob sich entrüstet und sagte mit gerötheten Antlitz vorwurfsvoll: „Frieda! Frieda!"

„Aber warum denn nicht!" rief Frieda. „Es ist ja drückend für Beide und darum sollen sie's abschütteln. Kein Baum bleibt im Verlauf der Jahre derselbe. Dr. Hainer sagte es neulich, alle fünf Jahre hätten wir in der Hauptsache auch einen anderen Körper, wir wüßten's nur nicht. Wie soll sich denn da Eins durch eine vergangene, an sich glücklich und wahr gewesene Stunde sein ganzes Leben verderben und um diese eine edle und brave Stunde sich immer rundum im Kreise drehen? Und Sie wußten's doch, Ott! Warum haben Sie denn den Ring noch immer in der Tasche? Mein Bruder schreibt uns heute, daß die Untersuchung niedergeschlagen ist und daß ihn Ihr Schweigen ungeduldig macht."

Der Pfarrer sah Eberhard mit durchdringendem Blicke an. Eberhard stand wie beschämt, wie vernichtet. Er wußte nicht, was er erwidern sollte. Frieda beachtete die Pause nicht, sondern plauderte weiter: „Sie wollen ja fünf gerade sein lassen bei der Regierung. Aber gemaßregelt wird doch. Der Eine muß einen Revers unterschreiben, der Andere sein Bündel schnüren und aus der Residenz. Constantin kommt heute Abend, sein Erkerstübchen habe ich ihm schon zurecht gemacht und die Ungewißheit, die ihn nun hier wegen Eurer

drückt, ist doch geradezu grausam. Drum kam ich auch selbst und wenn Agnes vernünftig ist, so giebt sie mir ihren Ring gleich mit und Sie geben ihr den Ring Constantin's und die ganze Last ist vom Herzen. Abgemacht! Punktum!"

Planer ging schon gefaßter und nur noch bewegt auf und ab. Zorn hatte er Anfangs genug. Der Hinblick auf den ihm wohlthuenden Eberhard aber milderte diesen Zorn und Frieda's praktische Auffassung, die für Eberhard ein Stich durch's Herz war, versöhnte ihn sogar; es war die seinige. Der realistische Mann platzte heraus: „Ja, Frieda! Du hast Recht. Eine reine Dummheit war es gleich Anfangs! Das hätte damals drüben lieber im goldnen Löwen einkehren sollen als bei uns. Dein Bruder ist ein heimtückischer Bursche und war mir immer zuwider. Dünkelhaft wie Ihr Alle seid, Ihr Ulrichs! Vater und Mutter und Eure ganze Sippschaft! Und wer Dich 'mal als Frau kriegt, der hat auch seinen Segen weg. Das ist meine Meinung, Frieda."

„Danke, Papa!" entgegnete Frieda ganz ruhig und schälte sich einen Apfel. Für Eberhard hatten diese Erörterungen so viel Verletzendes, wie das Kritzeln eines geradgehaltenen Stifts auf einer Schiefertafel. Die nüchternen Auffassungen des Pfarrers waren ihm bekannt; aber Frieda's Aeußerungen über brechende Herzen, zurückgegebene Worte und Ringe, gingen ihm denn doch zu weit. Selbst dem Irrthum gebührte nach seiner Meinung unter Umständen eine Schonung. Die Wahrheit hat nicht überall freien Zugang und darf nicht die Thüren so ohne Weiteres aufreißen und ihre Enthüllungen ausrufen. Für gewisse Meinungen und Ueberzeugungen der Menschheit giebt es Ceremonialgesetze, die nicht Jeder zu überschreiten den Beruf hat. Frieda schien Eberharden eine Priesterin der Wahrheit zum Nachtheil der Schönheit zu sein. Und da jetzt der alte Pfarrer in wirkliche Rührung gerieth und seinem abwesenden Kinde sein ganzes Lob, seine ganze Theilnahme spendete, so trieb es Eberhard hinaus zu Agnes. Es war dunkel geworden. Er suchte sie in dem schon herbstlichen, halbentlaubten Garten. Er fand sie unter den Asterbeeten. Er trat zu ihr heran, er wollte der Einsamen Trost zusprechen, während Frieda trotzig den Lockenkopf aufstützte und durch die Blumenstöcke, die am

Fenster standen, auf das abendlich still werdende Leben des Dorfes blickte. Sie sprach von dem Heimgang, wollte ganz ohne Eberhard fort, sprach von der Stunde, wo der letzte Eisenbahnzug käme, sie wollte den Bruder, der ihrer Familie Stolz wäre, selbst empfangen.

Planer bedurfte jedoch noch einer Scene. Die Geschichte mit Constantin Ulrichs war für sein Haus abgemacht, aber es fehlte noch das rechte Punktum nach *seinem* Sinn. „Erst sollst Du noch Deinen Ring haben, Mädchen!" sagte er wiederholt und nöthigte Frieda zum Bleiben. Da sie nicht mochte, sagte er: „Hilft Dir nichts. Und das mußt Du doch noch hören. Dein Constantin, Frieda, ist und bleibt ein Unnütz."

Da hörte man denn, daß ein Reformator nicht leidet, wenn Andere noch weiter über ihn hinausgehen wollen, und leider hat sich dann schon Mancher entschlossen, lieber wieder umzukehren und sich an Die anzuschließen, die früher von ihm bekämpft wurden, als Denen zu folgen, die ihm nun gar noch vorangehen wollen —! Als jedoch Planer so recht aus des Herzens Grunde seine Verwünschungen gegen die Ueberschwänglichen und Freiheitsschnaubenden ausgesprochen, stand Frieda auf, klopfte ihm auf die Schulter und antwortete: „Alterchen! Still! Eures Gleichen bringt mehr Unglück in die Welt als die Aristokraten! Wißt Ihr, Papa, was Ihr eigentlich seid? Ein Schulmeister und einer recht dick voll Tyrannei! Ihr wollt die Freiheit, aber ganz apart für Euch und alle Uebrigen müssen sich unter Eure Freiheit als Sklaven ducken und wer sich dagegen muckst und eigentlich was Anderes will, den möchtet Ihr dann gleich in Euern großen Sack stecken, grausamer als der Kaiser von Marokko! Geht mir weg! Meine Mutter sagt als, wenn vom Liederbacher Glauben die Rede ist, Ihr glaubtet blos an Euch selbst! Das ist wieder nicht anders; Jeder geht die Landstraße, wie sie ihm im Kopfe angelegt ist. Ihr könnt aus Eurer Feldmessung nicht heraus und trampelt und wettert und flucht, wenn Einer den Zweifel just nicht so glauben will wie Ihr! Sogar Eure Freigeisterei soll ein Evangelium sein! Nun macht Ihr's Keinem recht. Wenn die Stiftsfrau von Landschütz nicht jeden Sonntag aus alter Anhänglichkeit bei Euch

in die Kirche ginge, kein Menſch hörte Euch mehr auf der Kanzel zu. Ihr gebt für's Herz nichts und gebt für den Verſtand nichts; 'mal redet Ihr mit der Bibel und nehmt ſie auf's Wort und 'mal ſoll's blos wieder bildlich ſein und ſo wollt Ihr eigentlich immer nur ſelbſt Euer Herr! Herr! ſein. Die Gemeinde ſoll erſt bei jedem Dinge fragen: Herr Pfarrer, was dürfen wir darüber nun wieder meinen? Und Ihr raucht dazu Eure Pfeife und gebt den dummen Buben und Mädchen Eure geſetzte Antwort und hundertmal hab' ich's ſchon gehört, daß Ihr den Leuten wie ein Profeſſor, der's weiß, ſagtet: Das weiß man nicht! Und das gerade ſo, als wäre das Das weiß man nicht! ein Glaubensartikel und es müßte Eins gleich verbrannt werden, der ſich nicht ebenſo feierlich und majeſtätiſch hinſtellt und ſagt: Das weiß man nicht! Und ſo ſage ich wieder Punktum. Und diesmal Streuſand d'rum!"

Mit dieſen Worten hatte Frieda den Hut aufgeſetzt und ſprang zur Thür hinaus. Im Garten mußte ſie in der Dämmerung erſt eine Weile ſuchen, bis ihr Agnes und Eberhard ſichtbar wurden. Beide traten ihr unter den ſchon durchſichtig gewordenen Rebengängen entgegen. Es war ſtill und feierlich zwiſchen Beiden. Agnes ſchien gefaßt, Eberhard ſchwieg. Planer ſah dann in der Stube forſchend auf Beide. Frieda hatte einen ironiſchen Zug um den Mund, ſchien verdrießlich und wollte fort. Agnes gab ihr die Hand. Mit Faſſung trat ſie zu Frieda heran und ſagte, daß ſie einen ſchönen Traum ihrer Jugend preisgeben wollte, wenn ſie wüßte, daß ſie dadurch ein anderes Weſen glücklich machen könnte. Ott hätte in die Leiden ihres Herzens geblickt und nicht gewagt, den Auftrag ſogleich zu vollziehen. Jetzt wäre es geſchehen. Und nun ſie wüßte, daß Conſtantin durch eine Dame aus der großen Welt glücklicher ſein würde, als mit ihr, gäbe ſie auch gern ihren Ring an Frieda zurück; ſie möchte ihn dem Bruder geben, ihn grüßen und gewiß ſein, daß er nicht um Liederbach herumzugehen brauchte, wenn er des Weges käme; ſie hätte ſich ſchon ſeit Jahren auf dieſen Augenblick vorbereitet.

Frieda nahm den Ring, betrachtete ihn blinzelnd und ſagte, ſich zum Vater wendend, ſpöttiſch: „Amen!"

Da ſich Eberhard ſtill beobachtend in der dunkeln Stube an eine alte mit Gläſern und Taſſen beſetzte Commode lehnte, meinte ſie zu dieſem noch: „Na Aſſeſſor! Die Gläſer und die Taſſen!“ Eberhard lächelte ſchmerzlich und war ſtill. Dem Vater war's faſt, als müßte er etwas merken. Er wollte einen Knecht rufen, Frieda nach Hauſe zu begleiten. Aber Eberhard ſagte, er würde ja mitgehen, er müßte doch Conſtantin begrüßen. Der Blick, den dabei Agnes auf ihn richtete, war bedeutungsvoll. Frieda verſtand ihn faſt, dieſen Blick. Sie nahm ihren Hut und flüſterte Agneſen zu: „Habe doch keine Angſt! Ich nehm' ihn Dir nicht!“ — „Frieda!“ fuhr Agnes zornglühend auf. „Nun! Nun! Wir Frauen kennen uns doch!“ ſagte Frieda. Eberhard ſprach eben mit Planer. Er hörte nur Agneſens Abſchiedswort: „Frieda! Du biſt fürchterlich!“ Dann ein nachdenkliches: „Gute Nacht!“ von ihm ſelbſt und nun gingen Eberhard und Frieda von dannen.

Eberhard bot der Schweſter ſeines Freundes, die er ſo innig geliebt hatte, den Arm, den ſie ablehnte. Doch ſchien ſie unbefangen und ſprach gleichgültige Dinge. Schon war es dunkel geworden. Die Sterne tauchten aus dem blauen, nebelbezogenen Himmelsmeer. Die Luft ging kühl; die geheimnißvolle Sprache eines Herbſtabends flüſterte ſanft durch die Natur. Die Pappeln am Wege ſäuſelten noch ein wenig vor vor dem baldigen Abſchied ihrer Blätter. Die Ebene breitete ſich weit hin und ihr Leben war ganz abendlich, ganz ſtill. Da und dorther nur hörte man das Bellen eines eingeſchloſſenen Hundes, von der Stadt heimkehrende Wanderer, mit einfachem Abendgruß. Wie friedlich iſt die Welt in ſolchen Stunden! Die Felder ſind leer, dort ſchon mit friſchen Furchen durchzogen und nach dem Erdreich duftend wie im Frühjahr. Letzte Hüter des Feldes ſind nur noch die Kartoffeln oder es dampfen, allerdings widerwärtigen Geruchs, hier und da Feuerſtätten, wo von den ſchon geernteten das Kraut verbrannt wird.

Würde ſo nicht ohnehin ſchon die einfach ländliche Herbſtnatur im blaurothen Nachtſchimmer die Stimmung der Wehmuth geweckt haben, wie mußte es erſt klagen in Eberhard's Gemüth, der, allein ſo hinſchreitend, neben der plaudernden und Allem, was ihr eben durch den Sinn kam, Worte leihenden

Frieda ausrufen mochte: Dieſer kalte Abend, nach Dem, was wir heute drüben am Mittage erlebten! Welche Töne drangen vorhin aus Deinem holden Munde, Du wildes Kind der Natur! Welche Gedanken liegen hinter dieſen ruhigen Augen! Gedanken, die zu denken mir eine Umwälzung meines Innern ſein würde und die Dir ſo leicht kommen wie die ſilbernen, durchſichtigen Wölkchen dort unter den Sternen ſegeln! O Frieda! Wen liebe ich denn anders als Dich! Wem möchte ich denn anders zu Füßen ſinken und ihn an ſeinem Kleidesſaume feſthalten als Dich! Frieda! Wem möchte ich denn in dieſer ſtillen Einſamkeit, hier jetzt mit Dir in die ruhenden, ſchlummernden Büſche tretend, unter den Käfern, die noch einen Flug verſuchen wollen, unter den Vögeln, die ſich noch zuweilen wie im Traum durch einen leiſen wie vergeſſenen Ton in ihrem Verſteck verrathen, an mein Herz drücken und Liebe, Liebe, Liebe ſtammeln, als Dir! Nun iſt's vorbei. Was war das ſoeben, was geſchah mir am Aſternbeete des Pfarrgartens?!

Der Fluch der männlichen Schwachheit iſt in der Regel der, nicht im Stande zu ſein, die Situation zu beherrſchen. War's die berechnete Thräne der Empfindſamkeit, die Eberhard an Agnes gerührt hatte? War's ein Blick, den er in die tiefſten Geheimniſſe der Verachtung der Frauen von Frauen geworfen? Jetzt hätte er, wie er ſo dahinſchritt im Abenddunkel, Hülfe rufen mögen, Hülfe bei der Einzigen, die ſeine Phantaſie einſt ganz erfüllt hatte und die er nun faſt haſſen ſollte. Die luſtige bunte Brücke wenigſtens, die ihn einſt zu Frieda Ulrichs geführt, war ein Nebelhauch geworden und zerſtoben.

Er ergriff Frieda's Hand und fragte: „Was denken Sie von Agnes?" — Harmlos ſagte ſie: „Agnes Planer iſt ein ganz gutes Mädchen." — Es war dies ein ehrlicher Ton. Für Eberhard lag in dieſem Zeugniſſe viel. Doch mußte es ihn nicht kränken, daß es gleichſam klang, als ſollte geſagt ſein: Dir darf ſie genügen! Beide ſchwiegen. Von der Stadt her tönten Glocken. Ihr verhallender Ton hob die Feierlichkeit des Abends. Eberhard war kein Poet, kein Schwärmer. Er hatte nie einen Trieb zur bewußten idealen Auffaſſung des

Lebens gehabt. Er war Schwärmer in praktiſchen Dingen. Immer nur die Welt der Pflichten, Sorgen, Mühen, Aufopferungen ſah er. Er war in ſeinem Gedankengange gewiſſenhaft.

Ach, dachte er jetzt, ſolchen Naturen, wie Conſtantin und Frieda, fehlt nur das Unglück! Unglück allein kann ſie ändern! Er ſagte das Frieda. Das heitere Mädchen lachte darüber.

„Das ſind kirchhöfiſche Anſichten, wie ſie Luther genannt haben ſoll — Conſtantin hat mir's geſagt —" ſprach ſie und fuhr fort: „Dem ewig Verhimmelten iſt Alles, was zur Erde gehört, ſchrecklich, aber mein Vater hat uns früh Reſpect vor der Erde beigebracht. Die Erde iſt ein ſo merkwürdiges Product, daß ich ganz ehrenvoll finde, ihr anzugehören. Was hat nicht die Erde ſchon Alles durchgemacht! Denken Sie an die Billionen Jahre zurück, die ſie gebraucht hat, um ihre jetzige Form zu gewinnen und was das für ein Blühen und Leben mit ihr iſt und wie prächtig ſie ſich entwickelt und in noch fernern Billionen Jahren entwickeln wird! Zur Geſchichte der Erde gehören wir mit zu. Sie iſt ein lebendiger Körper, der immer wächſt und ſich verändert und wir machen das Alles im Leben und im Tode mit. Wenn ich heute ſterben müßte, ſo ginge ich getroſt. Ich brauche die Reiſe nicht bis an die Sonne, die ſo viel Meilen von uns fern liegt und wenn man ihr näher kommt, nichts Anderes iſt, als was unſere Erde iſt. Da bleiben wir lieber getroſt gleich hier, gehen ſo lange als möglich mit dem Wirrwar mit, und wenn uns 'mal Unglück paſſirte, da ſollte man immer gleich Reißaus nehmen und mit der Sonne ſchmachten? Ich weiß nicht, ich habe das Gefühl nicht, als könnt' es mir einmal ſchlecht gehen. Ich verſichere Sie, wenn unſer ganzes Haus ausſtürbe und ich wäre mit den kleinen Kindern allein, wir würden im Frühjahr Rettige, im Sommer gelbe Rüben, im Herbſt weiße Rüben eſſen und auch roh, wenn's nicht anders ſein müßte. Die Leute lachen über unſere verkehrte Wirthſchaft. Die Sache iſt ganz einfach. Wir machen uns nicht zu Sklaven eingebildeter Bedürfniſſe. Ich gebe Ihnen mein Wort, wenn wir uns zu Hauſe vor'm Stehlen hüten, ſo iſt's blos um häßliche Weitläufigkeiten zu vermeiden. Ueberall kommt ſchon Licht in

die Köpfe. Seien Sie überzeugt, unſere Kinder und Enkel kommen in viel natürlichere Lagen, als in denen wir noch leben und uns leider bei unſerer gegenwärtigen Duckmäuſerei wahrſcheinlich ſcheint."

So plauderte das „Elfenkind" fort und Eberhard hörte halb lachend, halb kopfſchüttelnd zu. In der Ferne ertönte bald ein Pfiff. Der Dampfwagen war angekommen. Als ſie an die Stelle kamen, wo heute Nachmittag Hans von Landſchütz von Frieda angeredet und zurechtgewieſen war, zog ſchon der Omnibus die Anhöhe herauf. Ein Hut ſtreckte ſich heraus. Es war Conſtantin, der die Schweſter und Eberhard erkannte. Conſtantin ſtieg aus, gab und nahm ſeine Begrüßung.

Er verrieth ſogleich Verdruß über ſein politiſches Geſchick. Ein ſchweſterliches freudiges Entgegenſtürzen, das ſich hier Eberhard als nothwendig gedacht hatte, fiel weg. Frieda ſagte einfach: „Biſt da, Conſtantin? Die Stube iſt in Ordnung!" Und Conſtantin erwiderte ebenſo: „Guten Abend, Frieda! Alles wohl?" Dann kamen die Erörterungen über den Zuſammenhang der Ausweiſung aus der Reſidenz. Der Omnibus fuhr raſch vorüber.

Noch ein bekanntes Geſicht grüßte und ſchwang eine ſchäbige Mütze. Es war Jean Neps, auch ein Verbannter, dem Conſtantin in der Eile kein anderes Quartier zuweiſen konnte als bei Eberhard. Eine für Dieſen traurige Perſpective. Eberhard war nicht in der Stimmung zu widerſprechen. Nur auf ſeine Frage: „Und Hertha Wingolf?" antwortete Frieda's Bruder: Sie würde ihm folgen. „Wie?" rief auf dieſe Mittheilung ſelbſt Frieda. Sie hatte ſogar erſt jetzt den Namen des neuen Verhältniſſes erfahren. Sie wiederholte den Namen einige Male und ſagte: „Sie wird herkommen? Hierher?" Als ſie zum Thore einlenkten, trennte ſich Eberhard von den Geſchwiſtern, die nicht durchaus einig ſchienen.

Zu wiſſen, daß Frieda ihn nicht liebte, hätte Eberhard noch heute an der Mauer des Stiftshofs in Verzweiflung bringen können. Jetzt aber, nach dem Wiederſehen in Liederbach, tröſtete ihn die gewonnene Ueberzeugung, daß Frieda überhaupt nicht lieben konnte. Zu Hauſe fand er ſeinen Ein-

quartierten. Er bestellte für Jean Reps ein Nachteſſen aus dem nächſten Hotel und erntete dafür von dieſem eine Reihe ſalbungsvoll ironiſcher Lobſprüche, die auf allerlei Ausführungen des Themas hinauskamen: Ott, Sie ſind ein ſehr guter, d. h. im Stillen gedacht, herzlich dummer Menſch!

Sechſtes Kapitel.

Der Stiftshof und die Symbolik eines Ringes.

Einige Tage ſpäter erſchien in H. in der That die Tochter des Juſtizchefs Wingolf. Ihrem Auftreten ging kein unbedeutender Ruf voran. Jeder wollte die perſönlich gewordene weibliche Selbſtſtändigkeit kennen lernen, und die Liebe und den Heroismus der Hingebung, die hier dem jungen Ulrichs gezeigt wurde, entweder in Perſon bewundern oder hintennach kritiſiren.

Doch wurde man Hertha's ſobald nicht anſichtig. Zwar kehrte ſie erſt in einem Hotel, dann aber im Stiftshofe bei Aurelie von Landſchütz ein, an welche ſogleich nach ihrer Abreiſe von der Reſidenz Julie von Reiſig und Eugenie geſchrieben und ſie dringend um eine Art Einfangen des wilden, entlaufenen Füllens gebeten hatten. Aurelie von Landſchütz war nicht wenig geſpannt, ein junges Mädchen zu begrüßen, das von ſeinem Charakter und ſeiner Weltauffaſſung eine ſo allbekannte Kunde verbreitet hatte.

Die Räumlichkeiten des kleinen Schloſſes reichten aus, dieſen Beſuch bequem zu beherbergen und ſo erging denn an Hertha eine Einladung, deren Motive freilich etwas peinlich waren. Von ihrem Bruder hatte Aurelie, trotz aller Beherrſchung ſeiner Unarten Kenntniß ſeiner rückſichtsloſen Bequemlichkeitstriebe genug, um nicht gleich im Beginn manchen Conflict, der durch die Aufnahme Hertha's möglich werden konnte, zu beſorgen. Indeß ließ ſich Alles nach Wunſch an. In drei Tagen hatte die raſche Fürſorge Juliens und Eugeniens

Hertha aus der auffallenden Stellung eines im Hotel einer Univerſitätsſtadt wohnenden, ihrem Geliebten nachreiſenden jungen Mädchens entfernt. Hertha fügte ſich mit Bereitwilligkeit dem ihr vom Stiftshof gemachten Antrage, nicht jedoch ohne erſt ein förmliches Abkommen getroffen zu haben. Sie wollte wiſſen, wie man es mit etwaiger gegenſeitiger Beläſtigung zu halten gedächte. Sie ſagte, die Entfernung von der Stadt wäre nur gering. In der Stadt, welche ſie täglich zu beſuchen vorhätte, ſtünde ihr das Ulrichs'ſche Haus für den ganzen Tag offen. Sie wollte Niemanden unbequem ſein. Man gab jede beruhigende Verſicherung.

Und in der That, wenn auch Hertha Anfangs mit der ihr eigenen Lebendigkeit die Vorſtellung eines Aufenthalts in einer berühmten Univerſitätsſtadt ergriff, ſich auch mit Begeiſterung die mannigfache Anregung und Belehrung, die ſie ſich würde in dieſen Mauern aneignen können, vorſtellte, ſo lernte ſie doch bald den ſtillen Frieden ſchätzen, den ſie im Stiftshofe antraf.

Aurelie, hoch in den Dreißigen, etwas förmlich und gemeſſen, gab ſich ihr milde und gütig, und Hertha erſchreckte durch ihr majeſtätiſches Weſen Jeden ſogleich bis zur Unterordnung. Einige Zimmer nach dem entlaubten Park in einem Seitenflügel des zweiſtöckigen, mit Schiefer gedeckten, altmodiſchen Schloſſes gefielen Hertha ausnehmend und zuletzt beſſer als ſogar die Stadt. Selbſt das Ulrichs'ſche Haus entſprach bald, wie ihr Conſtantin ſogleich geſagt hatte, ihren Erwartungen nicht.

Jedoch ſtand ſie ſich über ſolche Keime eines Zwieſpalts nicht Rede. Noch hob ſie zu mächtig das Gefühl der Freiheit. Noch erfüllte ſie ganz das Glück in Conſtantin's Nähe leben zu dürfen. Noch hatte ſie die überfliegendſten Bildungspläne und ſprach oft ſcherzend, doch mit halbem Ernſt, den Wunſch aus, ob ſie nicht in Männertracht an den Vorleſungen Theil nehmen dürfte.

Der Tochter eines hochgeſtellten Staatsmanns kam man allgemein mit der größten Zuvorkommenheit entgegen.

Hertha empfing Beſuche und machte Beſuche. Sie überraſchte jeden Namen, der einen Rang in der gelehrten Welt

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Chapelle und Lefèvre.

Lefèvre (draußen).

Wo iſt denn die Kleine — Ha! was iſt das?

Lamoignon (erſchrickt).

Chapelle.

Irr' ich nicht —

Lefèvre.

So war das eine Umarmung!

Madeleine.

Der Herr wollte mein Talent auf die Probe ſtellen.

Lefèvre.

Und nicht auch Ihre Tugend?

Lamoignon.

O Weltluſt! Die Sünderin bat mich, eine Rolle mit ihr einzuſtudiren.

Lefèvre.

So, ſo! Sie qualificiren ſich prächtig, in die Akademie der ſchönen Künſte aufgenommen zu werden. (Bei Seite zu Chapelle) Schade, dieſe Scene hätteſt Du anbringen können! Nun beruhige Dich, Freund: ich denke, es ſoll Dir an Stoffen nicht fehlen. Z. B. der Hausfreund oder der gekrönte Dichter oder ähnliche aus dem Leben gegriffene Charaktere. (Verbeugt ſich lachend gegen Lamoignon) Ich habe die Ehre — (ab).

hatte, mit ihrer Aufwartung und ſuchte ſich mit ſeinen Studien in Beziehung zu ſetzen. Sie las, ſchrieb, machte Auszüge. Sie hatte einen Bildungseifer, der ſich nichts von Dem entgehen ließ, was nicht allzu ſchwere Vorſtudien erforderte.

Aurelie von Landſchütz durfte die Furcht, die ſie Anfangs vor Hertha gehabt hatte, bald beſchwichtigen. Verletzendes, Unweibliches kam nicht vor. Wenn ſie nicht an den kleinen Theeabenden, die Aurelie liebte, allzu heftig mit den anweſenden Herren und Damen zu ſtreiten begann, machte ſich das Verhältniß ohne alle Störung der herrſchenden Begriffe von Maß und Schicklichkeit.

Auch die Beziehung zu Conſtantin hatte nichts Auffallendes. Der junge Ulrichs war durch ſeinen Skepticismus ein ganzer Weltmann geworden; darin lag die Bürgſchaft ſeines Taktes. Noch mehr, die Liebe zwiſchen ihm und Hertha beruhte auf eigenen formellen Geſetzen. Hertha's Natur war eine unnahbare und ſpröde, ſie war die Jungfräulichkeit ſelbſt. Wie ſie Alles nur nach ſeinem geiſtigen Werthe zu erfaſſen ſuchte, ſo auch die Liebe. Ihr Benehmen gegen Conſtantin hatte etwas entſchieden Weihevolles. Aurelie hatte dafür den Frauenblick, der die bloße Maske der Sprödigkeit ſehr bald von wirklicher Unſchuld zu unterſcheiden weiß. Hertha gehörte zu jenem Frauengeſchlecht, aus welchem einſt die Nordlandstöchter und die Brunhilden aufwuchſen. Abgewendet allem Gewöhnlichen verſchmähte ſie ſelbſt die üblichen Formen des zärtlichen Einverſtändniſſes. Und Conſtantin war entweder zu blaſirt oder zu kalt, um nicht dieſen Ton der Rückſicht und Entſagung fortdauernd einzuhalten. Es war der Ton, womit er ſich einſt Hertha gewonnen hatte.

Conſtantin wurde natürlich bald wieder der Mittelpunkt der Univerſität. Die älteren Gelehrten gaben ſich wol nicht die Mühe, ſeine Principien zu bekämpfen, die mittleren und jüngeren aber kamen ihm entweder an Gewandtheit der Formen, Witz, Scharfſinn nicht gleich oder ſie räumten ihm um ſo mehr das Feld, als ſie meiſtentheils Alle die gleiche Richtung mit ihm verfolgten. Conſtantin war auch hier wieder der allzeit Sieghafte. Merkte er, daß einmal in ſeiner Geltung

eine gefährliche Stagnation eintrat, ein Stillstand in dem allgemeinen sich um ihn her bewegenden Strome, so rührte er die Gewässer künstlich auf. Es mußte dann irgend ein Plan ausgeführt werden, wozu ihm die einleitenden Organe nicht fehlten, ob nun Eberhard die Initiative ergriff oder Jean Reps, dem man, um ihn nicht allzu lästig zu machen, Lectionen verschafft hatte. An Verdrießlichkeiten fehlte es unter solchen Umständen nicht. Eine umfassende Schilderung der Universität, die Constantin vom modernen Standpunkte an eine im Geiste Ruge's und Bruno Bauer's geschriebene Zeitschrift sandte, erregte ein so lärmendes Aufsehen, daß wiederum mahnende und verweisende Einschreitungen der Regierung die Folge waren.

Immer seltener aber und seltener wurden die Besuche, die Hertha im Ulrichs'schen Hause machte. Anfangs hatte sie dies Familienleben wahrhaft entzückt. Der Vater, ein harmloser, kindlicher Mann mit langem, grauem Haar, war die Natürlichkeit selbst. Die Mutter, Frau Nickele genannt, eine in ihrer Jugend bildschöne Frau, war jetzt noch trotz ihrer vielen Kinder blühend und dem Auge erfreulich. Ihre Beweglichkeit war die eines Irrwischs. Küche, Keller, Waschhaus, Gemüsegarten, Nähtisch, Nachbarschaft, Alles war bei ihr Eins. Die Kinder, so zu sagen, gingen wie sie standen und standen wie sie gingen. Nur in Masse wurden die Kleinen gereinigt, Knaben und Mädchen unter einen einzigen Apparat von Blechröhren und Brausen gestellt und unter Zetergeschrei Morgens und Abends trotz der zunehmenden Kälte mit kaltem Wasser übergossen. Von Nichts wurde ein „Umstand" gemacht. Die Kleidung mußte ohne Löcher sein, das genügte, alles Uebrige war gleichgültig. Essen und Trinken gab es zum Sattwerden. Ein großer hölzerner Aufsatz mit einem beweglichen Brett, dessen Centrum eine in der Mitte des Tisches eingefugte Axe war, stand jeden Mittag und Abend auf dem Tische. Auf dies Brett stellte man die Speisen; jeder hatte seinen Teller. Das Brett wurde herumgedreht, so daß es bald zum Vater, bald zu Teutomar, bald zu Hedwig, bald zu Frieda kam. Jeder nahm was ihm beliebte und der Vorrath reichte aus. Die Tischordnung mußte

unter solchen Umständen unterhaltend sein. Für Anklagen fand man kein Gehör. „Kind Gottes!“ rief Frau Riekele; „laßt mich in Ruhe! Wer Dich schlägt, schlag' ihn wieder!“ Frau Riekele hatte genug zu thun, diesen Wirrwar des Hauses in leiblicher Ordnung zu erhalten und es ging prächtig. Jeden Abend konnte man hier im Sommer im Garten, im Winter am Ofen sitzen und sich über Gott und die Welt ohne die mindeste Gebundenheit an ein Vorurtheil unterhalten. Und wenn es nur Bier und Kartoffeln in der Schale und frische Butter dazu gab, so fehlte es nie an Gästen, Studenten, Privatdocenten, Professoren gleicher oder verwandter Richtung. Die Kinder sprachen frischweg in jede Unterhaltung hinein und ernteten für ihren gesunden Verstand Anerkennung genug, freilich auch manchmal ein: Halt den Rand! wie's eben zu paß oder unpaß kam. Der Vater nahm bei Gesprächen über religiöse und politische Vorstellungen nie Rücksicht auf die Kinder. Was für ein Kind nicht passe, glitte ihm schon von selbst ab. Wer aber deshalb etwa von den Kindern übermüthig wurde, war damit nicht sicher, jeden Augenblick „geduckt“ zu werden. Sogar die Freunde des Hauses wiesen die Kinder ebenso zur Thür hinaus wie es die Eltern thaten und Frau Riekele dankte Jedem, der ihr auf diese Art das Leben erleichterte und mit der Natur natürlich umging. Von einer aparten Neigung für die Seinigen war hier keine Rede. Wer kam, war Freund des Hauses, wurde herzlich empfangen und durfte sich geben wie er wollte; wollte er aber wegbleiben, so rief ihn auch Niemand. Es war ein frohes, buntes, angeregtes Leben. Was diese Menschen für Witz, für Poesie, für Blödsinn, für Unsinn, eine „Affenschande“ erklärten, das galt fast überall im ganzen Orte dafür. Sie waren die Götter der Erde, die den Geist für Phosphor, Romantik für Blödsinn, freien menschlichen Willen für Kindermärchen erklärten; und es lag ein titanischer Schwung darin, wenn es hieß: Was man wäre, das müsse man auch ganz sein und handeln müsse man seiner Natur gemäß. Sätze, die sich dann so erweitern ließen: Alle unsere Ideen sind Abdominal-Reflexe, die sich allmälig im Hirn daguerreotypiren und zuletzt in der Form von Moral, Religion, Philosophie

unſern überlieferten Unſinn abſetzen. Wer des Abends in dieſem Kreiſe gelebt hatte, wer auf ein Wort der Frau Rickele, das ſie regelmäßig um halb zehn Uhr zu ihrem Manne ſprach: Kind Gottes, ich bin ſchläfrig! dann aufſtand, dann die Treppe hinunterſtieg, dann die Thürklingel hinter ſich lange verhallen hörte, dann ſtolz durch die Gaſſen der alten grauen Stadt unter den Sternen hinwandelte und in der Ferne hörte, wie man noch in allen Wirthshäuſern donnernd mit Gläſeraufſchlag ſang: Wir ſind die Könige der Welt! der mußte hochbefriedigt miteinſtimmen und der abſoluten Kritik Recht geben, die da lehrte, es käme hienieden nur einzig darauf an, daß der Menſch „ſich ſelbſt ſetze".

Als Hertha zum erſten Mal dieſe aus Schön und Häßlich gemiſchten Formen auch einer freien Selbſtbeſtimmung kennen gelernt hatte, mußte ſie dieſelben bewundern. Später kamen Enttäuſchungen. Sie hatte ein Bedürfniß, ſich in Conſtantin's Lebensſphäre heimiſch zu fühlen, ſie war von ihm vorbereitet auf die Exiſtenz eines Profeſſors mit mäßigem Einkommen, ſie war von ihm auf die Wunderlichkeiten der Mutter, die bequeme Nachläſſigkeit des Vaters, die taktloſen Ausfälle Frieda's vorbereitet und doch — da ſie jetzt mitten in dem Chaos ſtand, erſchrak ſie, von Tage zu Tage ſich weniger in ihm zurechtzufinden.

Wenn ſie Conſtantin Abends über den ſchon fallenden Schnee oder die gefrorene Landſtraße nach dem Stiftshofe heimbegleitete, forderte er ſie auf, ihm getroſt ihr Urtheil auszuſprechen. Sie mühte ſich dann ab, Zuſtimmungen zu geben, die ihr nicht natürlich kamen. Conſtantin blies ſeinen Cigarrendampf in die Luft und ſagte: „Eine Kritik des guten Tons hält dieſe Art allerdings nicht aus. Aber ich bin überzeugt, wenn einmal die Kinder aus dieſem Boden herausgenommen und anderswohin in's praktiſche Leben verpflanzt werden, ſo bewähren ſie ſich beſſer, als man glauben möchte. Frieda vollends iſt wie Dornröschen, wenn auch nicht ganz nach unſers guten Uhland Auffaſſung. Sie iſt ein Stück Poeſie; für unſere gewöhnlichen Verhältniſſe ein unheimliches Elfenkind, von welchem ich neugierig zu erfahren bin, was die Spindelfrauen des Schickſals ihr noch anthun werden."

Hertha kannte das Uhland'sche Lied und die Sage vom Dornröschen, das in alle Lagen, nur nicht in die der Stube und des Spinnrockens paßte. Sie hatte Anfangs dem schönen Mädchen ihre ganze Bewunderung gezollt, bald aber hatte sich die alte Erfahrung herausgestellt, daß wir Menschen vor Dem, was etwa auf unser eigenes Ebenbild hinaus kommt, vorzugsweise erschrecken können. Der Geisterglaube sagt, wer sich selbst sähe, dem winke der Tod. Hertha sah in Frieda sich selbst, sah ihr Ideal der freien Selbstbestimmung, sah im ganzen Ulrichs'schen Hause fesselose Existenz nach natürlichen Bedingungen, sah die Welt der Vorurtheilslosigkeit, von welcher sie so oft dem Vater und der jungen Mutter gesprochen — und nun — nun wollte sie wenigstens sich selbst nicht in der Rolle, die sie in dieser eigenthümlichen Sphäre spielte, gefallen. Sie kam sich bleiern, schwer vor in dieser luftbeschwingten Beweglichkeit. Sie fand die Uebergänge des Denkens, die Unmittelbarkeit der Gesinnungen für ihre Art zu schroff, zu plötzlich. Sie konnte nicht folgen. Und das ist dann eigen: Wenn der Mensch Andern gegenüber den Schein gewinnt, Pedant oder wenigstens ohne Liebenswürdigkeit zu sein, so fängt er an, vor dem Spiegel der Eitelkeit oder — der Selbsterkenntniß eine Musterung anzustellen und sich den Vorzug zu geben.

Sagen wir Alles. Ein Herz, das so voll und mächtig schlug wie das Herz Hertha Wingolf's, begehrte des Ruhms der Zufriedenheit mit sich selbst. Wenn Hertha nach sechs Wochen ihres Aufenthalts in H. unter den mancherlei Anregungen, die sie suchte und fand, unter der Fülle von bedeutenden Thatsachen, die ihr mit der ganzen erhebenden Kraft, die allem Belehrenden innewohnt, zuströmten, aufrichtig sein wollte über den Eindruck, den ihr Frieda, ihres Freundes Schwester, und das ganze Dasein der Genialität machte, so hätte sie eigentlich sagen müssen: Neid ist's, der Dich verzehrt! Neid ist's, wenn dem Kinde Gottes Alles im Spiele zufällt, was Du Dir erst mühsam und künstlich erwerben mußt! Neid ist diese Scham über Dich selbst, über Deine Schwerfälligkeit und die bleierne Schwinge Deines Wesens! Und Constantin hatte nicht ohne Ironie an den „guten Uhland", wie er ihn zur Bezeichnung des „überwundenen

Standpunktes" nannte, erinnert, als er Frieda mit Dornröschen verglich. Frieda war die Naturpoeſie uud Hertha ſchien ſich höchſtens Stubenpoeſie.

Es iſt ein tiefer Zug der Mißgunſt, der ſich in die Seele einſchleichen kann, wenn man die geborenen Genien gaukeln und ſich auf den Blüthen wie ein Schmetterling ſchaukeln ſieht, Nichts beginnend, in Nichts ſich mühend und doch überall als Sieger und Herrſcher anerkannt. Der ſicherſte Inſtinct gab Frieda die treffendſten Antworten. Alles und Jedes durfte ſie wagen und es ſtand ihr. Sie neckte die Gelehrſamkeit und zupfte an den langen, erhabenen und feierlichen Zöpfen und wenn ſie auch mit irgend einer von ihr nicht gewußten Thatſache übel ankam, ſelbſt der Rückzug des Geſtändniſſes, dumm geweſen zu ſein, ſtand ihr. Sie wußte in ihrer kurzen, ſchlagenden, epigrammatiſchen Art die Lacher ſo auf ihrer Seite zu behalten, daß ſie aus ihren ſchwarzen Locken, aus ihren ſchelmiſchen Augen hervorlugte wie einer jener Elfen, von denen Hertha wußte, daß es Naturgeiſter und allerdings Geiſter ohne Seele ſind. Hertha ſtand neben dieſer Gaukelei feierlich wie eine Prophetin, aber ſie ſelbſt, ſie glaubte nur neben ihr wie eine Dienerin, wie eine Schleppenträgerin zu ſtehen.

Anfangs machte ſie ſich wirklich Vorwürfe ob ihrer Eitelkeit, ob ihres Neides. Dann aber fühlte ſie doch, daß ihr Trieb, in allen Dingen nach den letzten Gründen zu forſchen, eine unwiderlegliche Berechtigung hatte. Und da Frieda Alles that, *ohne* die letzten Gründe zu fragen und doch immer ſcheinbar Recht behielt, ſo fing ſie an Frieda erziehen zu wollen. Da erntete ſie denn Spott. „O fall' doch nicht über Deine lange Schleppe!" ſagte Frieda einſt. Der Ton war beſonders ſcharf. Hertha fing an, ſich von dieſem Weſen geſchieden zu fühlen. Es kam nur darauf an, daß ſie das Gefühl: Du biſt neidiſch! in ein beſſeres Drittes auflöſte und überwand.

Es giebt einen gezogenen und einen zuchtloſen Genius. Hertha klammerte ſich an dieſen Unterſchied; denn ſie wollte nicht dem Neide verfallen. Sie behauptete vor dem Genius die größte Ehrfurcht zu fühlen, aber ſie nannte den gezogenen

Genius die künſtleriſche Weihe und Verklärung des rohen Naturtriebes, einen wirklichen Schöpfer, Geſtalter und Verlebendiger.

Von dieſem Merkmale hatte Frieda's Genius allerdings ſo gut wie nichts. Ihr Genius war ein ſchelmiſcher Zerzupfer, ein lachender Zerſtörer, er war negativ, wie auch der Genius des Bruders, der ſich jetzt rüſtete, Vorleſungen zu halten und mit einer Kritik der Rechtsbegriffe im nächſten Semeſter ſeine akademiſche Laufbahn zu beginnen.

Hertha ſprach oft zu Conſtantin: „O Freund, könnte doch Frieda einmal eingeſtehen, daß ſie ſich irgendwo geirrt hätte! Könnte ſie doch der Reue fähig ſein! Könnte ſie doch auch einmal hören, ſtatt nur zu ſprechen! Könnte ſie doch irgend ein Werk mit Emſigkeit beginnen und es mit Ergebung bis zu irgend einem fertigen Ziele bringen! Wie klein erſcheinen wir Alle gegen ſie, aber trotz unſers Ernſtes, unſers redlichen Eifers! Wir Thoren, wir leſen erſt ein Buch, ehe wir es beurtheilen! Frieda blättert darin und ſpricht über ſeinen Inhalt nach drei Seiten! Sie verachtet die Muſik. Warum? Weil ſie ſie nicht gründlich gelernt hat. Sie tanzt nicht. Warum? Weil ſie im Tanze ohne Grazie iſt, während ſie außer der Tanzreihe im gewöhnlichen Leben allerdings wie ein Sylphe ſchwebt. Es iſt ein ſeltſamer Widerſpruch in dieſem Mädchen und aufrichtig bezeichnet, Conſtantin, Frieda iſt auch nicht Das, was wir gut nennen!“

Da Conſtantin Hertha mit großer Schonung zu behandeln fortfuhr, ſo hörte er ſolchem Grübeln ſcheinbar aufmerkſam zu. Er ſuchte die immer mehr einreißende Trennung beider Charaktere, der Geliebten und der Schweſter, zu vermitteln; allein im Grunde war er über Hertha ganz derſelben Meinung wie ſeine Schweſter. Auch er fand ſie unerträglich pedantiſch, in ihrem Sichaufklärungseifer komiſch. Ihm war geſchehen, daß er auf Stiftshof eine ganz neue Ordnung der Dinge einführte, daß Aurelia, die Trauernde, Gebeugte, an ihm einen Antheil nahm, als wäre Baron von Gleichen neu erſtanden, ihm war geſchehen, daß ſich Hans, der Eiſenbahnwettreiter, der Verbindung mit dem „Eigenthum-Diebſtahl-Syſtem“ nicht mehr widerſetzte, da Frieda ſeit der durch Hertha geförderten Bekanntſchaft mit Hans wie Puck mit den ſchlafenden Freiern

des Sommernachtstraums ſpielte, aber Hertha und Conſtantin, dieſe harmonirten nicht mehr, ſie geriethen oft in grellen Widerſpruch und Hertha war eigentlich die Einzige, die Conſtantin's Autorität beſtritt.

Wenn an den je nach der Witterung mehr oder minder lebhaften Theeabenden auf Stiftshof die Discuſſionen im lebhafteſten Gange waren, bewunderte Aurelie die leichte und nachläſſige Art, wie Conſtantin in ſeinem Lehnſeſſel ſaß, mit ſeinem ſcharfen, durchdringenden Organ zwiſchen die Streitenden fuhr und ohne ſeinen freimüthigen Grundſätzen etwas zu vergeben doch den ganzen Beifall der Ariſtokratie ſich gewinnen konnte. Hertha aber, die, wenn Alles auf den lächelnden, ironiſchen, ſcharf pointirend die Worte hineinſchleudernden Freund blickte, ſich dieſes Beſitzes doch hätte rühmen ſollen, Hertha ſchauderte tief zuſammen, da ſie doch ewig und ewig nur Sätze, wie etwa dieſe, hörte: „Man muß ja lachen über die Anſtrengungen, die ſich's ſo Viele koſten laſſen, fliegen zu lernen! Wer nicht mit den Flügeln des Genius auf die Welt gekommen iſt, der mag alle Vögel im Walde fangen und ihren Flügelmechanismus unterſuchen und nachahmen, er kommt doch nur zu Falle! Ich ziehe die fröhliche Unbedeutendheit aller gequälten Bedeutung vor. Und nicht blos unſerm geiſtigen Schaffen im Bereiche der Kunſt ſteht ja überall der Schweiß der Anſtrengung auf der Stirn, ſondern auch unſern Inſtitutionen. Was iſt denn, wenn man aufrichtig ſein will, dieſer Conſtitutionalismus anders als die troſtloſeſte Halbheit? Entweder Cato's Republik oder Julius Cäſar Imperator! Was ſoll die Mitte? Entweder Amerika oder Rußland! Was quälen wir uns mit der Vermittelung von Gegenſätzen, die ſich gegenſeitig erſt zu zerſtören haben, bis ein Drittes, vielleicht dann meinetwegen Beſſeres kommt!“ Aehnliches wurde von Conſtantin täglich ausgeſprochen.

An Entgegnungen fehlte es nicht. Doch behielt Conſtantin immer Recht, wie Jeder, der das Unzulängliche, Halbe im Intereſſe eines höheren oder beſſeren Ganzen, das entweder längſt da war oder erſt noch kommen ſoll, tadelt. Nur Hertha widerſprach. Sie ſagte einſt: „Sie leugnen, lieber Ulrichs, den Fortſchritt des Menſchengeſchlechts, wenn Sie

ewig nur an die rohe Naturkraft appelliren. Giebt es wol eine schönere Blüthe unserer Epoche als die Uebereinkunft? Das Verlöbniß so zu sagen zwischen Recht und Pflicht und Kraft und Schwäche? Beruht nicht unsere ganze Civilisation auf dieser gegenseitigen Mäßigung, auf dem Takt der Zurückhaltung? Wie sich zwei Verlobte durch den Austausch ihrer Ringe gleichsam ihres Ichs entäußern, so sollen wir doch wol überhaupt in zwei Welten leben, in einer, die uns gehört und einer, die dem Andern gehört. Wer nichts mit dem Andern austauschen mag, für Herz nicht Geist, für Geist nicht Herz wiedergiebt, der steht zuletzt einsam da, und ich kann mir denken, daß ein Genius, der kein Mitleid mit der Menschenschwäche hat, sich zuletzt von irgend einem Felsen tiefverzweifelnd über sein Alleinsein und bejammernswürdig hinunterstürzen muß."

Diese Worte würden die feierliche Stille, die ihre Folge war, nicht hervorgebracht haben, wenn nicht in den Kreis der uns schon bekannte Justitiar Dammert eingetreten wäre, der sich die Erlaubniß, an den Abenden seiner Patronin Theil nehmen zu dürfen, selten nehmen ließ. Er kam von Liederbach, erzählte einiges Abgerissene vom Pfarrhause, brachte Hansen von Landschütz vom alten Planer einige Mittheilungen über die Schulheizung und eine Kirchenreparatur und eröffnete zuletzt durch seine aphoristischeren Auslassungen Perspectiven auf ein bekanntes Verhältniß, das gewisse Anwesende berührte. Man brach natürlich bald davon ab; selbst Frieda schaukelte sich nicht mehr in ihrem Lehnsessel, sondern sprach vom Nachhausegehen. Constantin sah Hertha die Farbe wechseln. Die Geschwister gingen, begleitet von einigen Freunden aus der Stadt, und Frieda, um von Hans loszukommen, nicht ohne die gewöhnliche Weitläufigkeit, daß er ihre Hand beim Abschiede gleichsam wie in der Falle hielt und von ihr erst all' die derben Worte hören wollte, die er auch von Frieda reichlich zu ernten bekam — er gehörte zu den Menschen, die man scharf anfassen mußte, um ihnen zu gefallen — auch Frieda drängte mehr als gewöhnlich.

Die Dinge aber, die Dammert angeregt hatte, bezogen sich auf Agnes und Eberhard. Dammert hatte die Nachricht

aus Liederbach nicht ganz aussprechen mögen, die Jeder schon ahnte, die Nachricht von Eberhard's an diesem Abend in seiner Gegenwart vollzogenen Verlobung mit Agnes. Wie Constantin und Frieda fort waren, kam die Nachricht so heraus, wie sie der Sachlage entsprach.

Hertha's Hand zitterte schon, als sie Constantin Gute Nacht! sagte. Man sah ihre Aufregung, man wußte, daß sie auf diese Endschaft einer durch sie selbst hervorgebrachten Verwickelung gespannt war; aber daß sie die Kunde von diesem Verlöbniß so erschüttert aufnehmen konnte, das lag in anderen Gedankenreihen und Erfahrungen begründet, auf die wir zurückkommen müssen. „Ist es möglich," hatte Hertha eines Tages ausgerufen, „daß es so bedeutungslose, so höchst gewöhnlichdenkende Männer geben kann, die sich etwas aneignen, was ein Anderer verschmäht, verwirft, wie dieser Eberhard Ott!" Es war gerade von dem Gerüchte die Rede gewesen, daß Eberhard Ott die verlassene Braut seines Freundes auszeichne, Liederbach täglich besuche und sich zuletzt wol gar mit Agnes Planer vermählen würde.

Man brachte damals und wieder heute manche Erklärung. Weil Agnes eine Erbin wäre, ihr Vater vermögend, sagten die Einen und dies sogar in Constantin's Gegenwart. Constantin hätte diese Meinung berichtigen müssen. Er that es nicht. Wahrscheinlich weil er in die Lage hätte kommen können, von einer fremden Lebens- und Herzensauffassung mit nachdrücklicherer Achtung sprechen zu sollen. Anerkennungen dieser Art waren ihm nicht geläufig. Man berichtete auch einst Eberhard, daß Constantin nur lächle, nur schweige, wenn von seinen Besuchen in Liederbach die Rede wäre. Eberhard schwieg gewiß; er war ja gefaßt auf allgemeine Mißdeutung. Daß aber Constantin, der die Wahrheit kannte, schwieg, that ihm weh, doch sagte er nur zu einem gemeinschaftlichen Freunde: „Diese Menschen werden nur feierlich, wenn sie vom Nichts reden!"

Man wird das Reich der Fee Mab aus „Romeo und Julie" kennen. Der ideallose Mercutio, Sinnenmensch und Lebensphilosoph, wird weich, wenn er vom Sonnenstäubchen erzählt, von der Welt des Traums, von der kleinen, kitzelnden,

Chapelle.

Mein künftiger Herr College, ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung — Sie waren im Begriff —

Madeleine.

Dramaturgiſche Vorleſungen zu halten —

Lamoignon (bei Seite).

Schweigen Sie doch! (Laut) Unendlich bedaur' ich das Schickſal Ihrer Tragödie, das ich bereits erfahren habe, um ſo mehr, als der Zufall Ihnen in dieſer kleinen Dame eine Künſtlerin zuführte —

Madeleine.

Denken Sie nur, Herr Chapelle, der Herr da kann ganze Scenen aus Molière's neuem Stücke auswendig.

Lamoignon.

Auswendig? Welches Stück?

Chapelle (bei Seite).

Ha, das trifft ſich prächtig! (Laut) Ja das neue Stück von Molière, in dem er alle die Wölfe geißeln will, die unter dem Deckmantel der Religion ſchleichen.

Lamoignon.

Solche Gegenſtände gedenkt Herr Molière auf die Bühne zu bringen?

Madeleine.

Herr Chapelle hat ſelbſt einen Scheinheiligen ſchildern wollen —

Lamoignon.

Wen? Sie?

poetiſchen Bagatelle. In der That, auch Conſtantin konnte von Märchen, vom Hellbunkel auf einer Landſchaft, von einem Jagdvergnügen ſprechen wie ein gläubiges Kind. Er war der überſättigte geiſtige Gourmand, der von aller Kunſt zuletzt nur die Farbenwirkung, von aller Poeſie nur zuletzt das Volkslied, von allen Genüſſen des Lebens nur zuletzt die Idylle des Schwarzbrots anerkennt. Was hätte er nicht zugeſtehen, was aus der Tiefe heraus erklären müſſen, wenn er Eberhard's Handlungsweiſe vom Makel einer gemeinen Speculation hätte befreien wollen! Seinen ganzen gegneriſchen Standpunkt hätte er feſtſtellen und „feierlich" werden müſſen, wie Jean Reps wirklich ſchon feierlich wurde, wenn von Eberhard die Rede kam. Jean Reps, von Eberhard genährt und gepflegt, war auf Uebergängen begriffen, die der gemeine Cyniker „Kriſen" nannte. Oft wiederholte er grübelnd Conſtantin's Wahlſpruch: Entweder Republik oder Rußland! Aber Conſtantin verweigerte jede Anerkennung der Handlungsweiſe Eberhard's.

Erſt von Aurelien erfuhr Hertha über Liederbach andere Thatſachen, als die ſie von Conſtantin wußte. Agneſen wurde von Aurelien Lob geſpendet. Einzelne Charakterzüge jedoch, die dabei von Agnes mit erzählt wurden, ließen ſich kaum anders als nach der Auslegung einer Miſchung von Liſt und Beſonnenheit deuten. Natürlich wendete ſich Hertha's Verachtung auch auf Agnes. Unwillig rief ſie aus: „Da gefällt ſich ja die Männernatur zur rechten alten Evaart unſerer Mitſchweſtern! Ich kenne ſie ja dieſe ſtillen ſinnigen Mädchen, die ſich den Aufſchlag ihrer Augen im Spiegel einſtudiren! Ich kenne ſie ja dieſe Liebevollen, die ewig erzürnt von fremder Läſterung reden, nur um die Läſterung wiederholen zu können! Ich kenne ſie ja bei uns Frauen dieſe kleinen Künſte der Berechnung, dieſe ſpinnenhafte Umſtrickung mit Harmloſigkeiten, dieſe Tücke des Haſſes bei ſcheinbarer Liebe! Glauben Sie mir, Aurelie, dieſe Agnes hätte noch einen Geringeren gewählt, als ein ſo niedrigdenkender Mann ſein muß, wenn ſie nur damit die Genugthuung gewinnen konnte, Conſtantin zu zeigen, wie leicht ſie ihn zu vergeſſen gewußt!"

Aurelie gab in Betreff Agneſens im Allgemeinen Recht und den Bräutigam Eberhard Ott kannte ſie gar nicht.

Eines Abends endlich hatte Hertha diesen Eberhard im Ulrichs'schen Hause gesehen. Sie erstaunte nicht wenig, von ihm einen Eindruck zu empfangen, der dem Bilde, das sie sich von ihm entworfen, nicht im mindesten entsprach. Eberhard war ernst und entschieden in seinen Aeußerungen, sein Ton stach fremdartig ab gegen den Ulrichs'schen Tumult, sie konnte den Widerspruch seines Seins und seines Thuns nicht begreifen; sie sah ihn seitwärts und mißtrauisch mit langer Prüfung an. Auch Eberhard verrieth ein Interesse, endlich jener vielbesprochenen Hertha Wingolf ansichtig zu werden. In ein Gespräch kamen sie nicht. Eberhard schien in sich gekehrt und gedrückt.

Nachdem hatte ihn Hertha öfter gesehen und wenn sie aufrichtig sein wollte, hatte sie Ursache sich einzugestehen, daß diese kurzen und immer bedeutungsvollen Begegnungen ihre Phantasie in Gefahr brachten. Alles, was sie an Constantin irre machte und beunruhigte, fehlte bei Eberhard. Und doch war auch Eberhard's Wesen durchgeistigt, seine Stirn die des Denkers, seine Rede gewählt, sein Urtheil nicht oberflächlich. Ohne Zweifel fehlte Eberharden Constantin's Esprit, aber sie mißtraute ja diesem Esprit schon längst. Eberhard konnte und mußte fühlen, daß er anfing auf Hertha Einfluß zu gewinnen.

Und sie mußte von sich selbst gestehen, daß sie Eberhard's Freundschaft gewonnen hatte. Sie ging bald nur noch zu den Ulrichs, um vielleicht Eberhard zu begegnen. Sie hatte beobachtet, mit welcher Gewissenhaftigkeit er in der Weihnachtszeit auf jedes Glied des Hauses beglückend und bescheerend einging, wie sicher er auswich aller wilden Anmuthung der Einfallsucht der Familienglieder, die sie schon längst aus tiefstem Herzen haßte. Da nie von Agnes die Rede war, nie in ihrer Gegenwart von ihr die Rede sein konnte, so wurde ihr Eberhard ein Mysterium. Ja, dieser Mann fing an ihre Phantasie zu beherrschen. Und sein Werth steigerte sich, als selbst Frieda vor ihm mit ihrem ganzen Wesen zuweilen Halt machte. Daß ihr Constantin einmal eingestand, Eberhard hätte Frieda geliebt, machte sie staunen. Sie fragte: „Wie war es aber möglich, daß er dann eine Agnes wählte?" Frieda trat hinzu.

Conſtantin hatte eben eingeräumt: „Ja, ja! Ott iſt ganz reſpectabel!“ Frieda gab die nähere Erklärung. Sie erzählte von dem Herbſtabend, wo ſie der „Unnatur“ ein Ende gemacht hätte, weil ſie ihrem Conſtantin hätte den Ort, in den er zurückkehren wollte, nicht verleiden mögen. „Da iſt denn,“ fuhr ſie, als ſie bis zu Agneſens Flucht aus dem Zimmer gekommen war, fort, „da iſt denn ohne Zweifel Eberhard in den Garten getreten und hat Agnes, wie ſich denken läßt, in Thränen gefunden. Still ſtanden dabei die Sterne am Himmel, die Aſtern blühten, einige Georginen ſchwankten noch mit verblühenden Kronen. Am Rebenſpalier hatte Agnes, ohne Zweifel weinend, geſtanden und Eberhard kommt hinzu und ſagt: Agnes, warum weinen Sie? Da iſt ſie denn natürlich vor Schmerz ohnmächtig geworden, iſt ihm an's Herz geſunken und da hat denn auch ſich ſein Auge mit Rührung gefeuchtet und ſo nahm er den Ring Conſtantin's und gab ihr dieſen und Agnes blickte fragend auf Eberhard und auf den Ring und weinte ſchon nicht mehr, im Errathen ſeiner Gedanken. Wir kennen das. Dann wird ſie natürlich auch ihren Ring vom Finger nehmen und wird ihn zweideutig genug an Eberhard geben und ſo halb gegeben halb genommen, halb Schmerz, halb Troſt, halb Kummer, halb Elend wird das ein Verlöbniß — ſchonender Rückſicht. Eberhard, der Aermſte, konnte nicht anders. Sie werden Beide auf ewig unglücklich, dieſe Menſchen. Warum? Weil ſie nicht die Kraft hatten, es auf einen einzigen Augenblick zu ſein. Für dieſen Augenblick ſind ſie's nun immer.“

Hertha horchte hoch auf. Ihr Herz ſtand ſtill. Sie hörte Frieda zum erſten Mal eine Scene des Gefühls eigentlich ohne Spott und nur entſetzlich bitter, ja ſelbſt wie in ihren eigenen Hoffnungen verletzt, ſchildern. Sie ſagte faſt unhörbar: „Und Sie, Frieda, Sie liebten doch Eberhard?“ Frieda erröthend, ſchüttelte den Kopf und erwiderte: „Ich hätt' ihn genommen, aber — da wir nicht paſſen, iſt's beſſer!“ Frieda warf trotzig die ſchönen Lippen auf und entfernte ſich.

Hertha, allein, wußte nun nicht, wie ſie ſich ſammeln ſollte. Sie vergegenwärtigte ſich Alles noch einmal, was ſie da von Frieda gehört hatte. Die Sterne ſtanden am Himmel,

die Aſtern blühten, Agnes ſtand weinend und allein im entlaubten Garten am traubenloſen Rebenſpalier. Eberhard kommt. Er giebt den Ring Conſtantin's zagend, ſie nimmt ihn weinend — er voll Mitleid. Hertha ſtockte bei allen dieſen Bildern. Sie malte ſich die Scene immer wieder neu aus. Sie ſah dieſen ihr ſchon ſo lieben und werthen Eberhard in der ganzen Situation eines Gefangenen vor ſich, des Märtyrers für eine Gefälligkeit. Sie ſah ſein Herz, ſeine Güte. Seit einem Jahr und länger hatte in ihren Augen keine Thräne geſtanden. Sie weinte zum erſten Mal und über ſich weinte ſie. Ihr Stolz wurde durch irgend etwas gedemüthigt, eine Welt war ihr, ſie wußte nicht wodurch und wie, zerſtört. Das ſah ſie, es gab eine Tugend in der Schwäche. Es gab eine Entſagung mitten in dem Recht des Beſitzes. Es gab eine Welt der Pflichten, die größer als die Welt der Rechte iſt. Zwei Ringe, gebunden durch eine Beſtimmung, gefeit durch den Fluch einer fremden Untreue, feſſeln zwei andere Menſchen, ziehen ihnen den magiſchen Kreis ewiger Gebundenheit — und der Sklave, der gehorchen ſoll, beugt ſo ruhig ſein Haupt, und dieſe Ruhe und dieſe Demuth giebt ihm eine Krone, deren Glanz das Auge des Freien blenden ſollte ... Eberhard Ott, der Edle, ſo hinausſchreitend, zu einer armen ſchwachen Mitſchweſter, ſo unter den Sternen ſtehend und nichts mit ſich tragend als ſeine Manneskraft und Mannesfreiheit, und dieſe Kraft und Freiheit rein verſchenkend, rein dahingebend aus Güte einem weinenden Mädchen, das er tröſten will, ſich verſchenkend an ein Lebensloos, dem er ſich mit Geduld und geſammelter Treue ewig zu widmen rüſten muß —! Sie ſah darin nicht mehr Schwäche, ſondern Größe. Dies Bild, fort und fort ausgemalt, konnte ſie nicht mehr von den Augen bannen, Conſtantin's um ihretwillen zurückgegebenen Ring, Eberhard's: „Agnes, weinen Sie nicht!“ und immer nur dies milde Männerwort: „Agnes, weinen Sie nicht!“

Sie war damals ſchon nahe daran, ihrem eigenen Geliebten zuzurufen: „Conſtantin, Deine Welt iſt falſch! Leb' wohl! Unſere Bahnen ſind geſchieden!“ Als dann — es war im Januar — der Juſtitiar Dammert die Nachricht brachte, daß die

Verlobung zwiſchen Eberhard und Agnes wirklich gefeiert worden, ergriff die in ihrem Gefühlsleben wie Umgewirbelte bei dieſem Worte ein Herzenskrampf. Wenn es eine Liebe gab, ſo fühlte ſie, daß ſie Eberhard Ott liebte. Sie dachte nicht daran, ſich ihn zu gewinnen, ihn dieſe Neigung fühlen zu laſſen, das ſchwache Kind in Lieberbach auf's Neue in Jammer zu ſtürzen, in eine Verzweiflung, aus der es ſich ſchon einmal auf eine für das Geſchlecht nicht ehrenvolle Weiſe gerettet hatte. Aber die Ruhe ihres Herzens war hin. Sie fühlte, daß ſie an Conſtantin nur ſeinen Verſtand geliebt hatte und daß ſie ihn ſchon lange täuſchte. Einige Tage darauf ſagte ſie zu Conſtantin: „Geben Sie mir den Ring Agneſens, den Ihnen Eberhard zurückbrachte!“ Er erröthete und erwiderte: „Sollten auch wir uns verloben? War das neulich Ihre Meinung?“ „Ja,“ antwortete ſie, mit einer Verſtellung, über deren Ausdauer ſie ſelbſt erſchrak.

Sie wollte nur den Ring haben, den Agnes an Eberhard zurückgegeben. Sie ſah den Reif voll wahnbethörter Eiferſucht an. Die alte Jahreszahl 1841 erſchreckte ſie nicht, Conſtantin's Name erſchreckte ſie nicht. Sie ſah nur, daß Eberhard dieſen Ring an jenem Herbſtabend getragen; ſie verſank bei ſeinem Anblick in Gedanken, die ihr die Welt in einer andern Gliederung zeigten, als ſie bisher eine ſolche geträumt hatte.

Ein Monat der ſchmerzlichſten Pein verrann. Die Qual einer Liebe, die man nur ſich ſelbſt eingeſtehen darf, iſt namenlos. Dann kann es ſogar eine Linderung werden, in ſeinem traurigen Leid erkannt, errathen, vielleicht verſpottet zu werden. Der feſteſte Wille hat die Kraft nicht, die Urſache der Leiden an der Wurzel aus dem Herzen zu reißen. Es iſt eine Vorſtellung, eine Phantaſie, das uns quält, man weiß es, es iſt ein bloßes Spiel der träumenden Hingebung, die ſich in Feſſeln ſchlagen läßt, in Feſſeln, die man ſelbſt ſchmiedet, und man kann doch nicht los davon; immer und immer tritt das Bild des hoffnungsloſen Glücks vor unſer Auge, und verwiſchte es die zerſtreuende Welt, doch träten wir abſeits und ſchlöſſen die Augen und lebten nur mit unſerm Bilde, das wir uns ſelbſt heraufbeſchwören und aus dem Nichts immer

wieder neu hervorzaubern müſſen. Und wie ſpottet meiſt unſrer Träume die Wahrheit! Man genießt im Geiſt alle Seligkeiten des Beſitzes, der Erklärung des endlichen Verhältniſſes mit dem geliebteſten Weſen und denſelben Augenblick ſchreitet es lachend, kalt, von den Formen der Geſelligkeit beherrſcht, an uns vorüber. Das Unerreichbare liegt in unſerm Arme und tauſend ſüße Namen der Zärtlichkeit ſtammeln wir den höhnenden Winden! Hoffnungsloſe Liebe zehrt am Menſchen wie ein Siechthum des Geiſtes, das zuletzt auch deſſen leibliche Hülle zerſtört. Kommt von innen oder außen kein Beiſtand, ſo welken wir dahin.

Für Hertha war dieſer Zuſtand um ſo trüber, als ſich mit ihm eine Umwälzung aller ihrer Anſchauungen verband. Der ſtolze, herausfordernde Sinn der freien Selbſtbeſtimmung war im Erlöſchen begriffen. Gebrochen war die ſchlanke Pappel, deren Laub wol zitternd bewegt im Winde bebt, deren Stamm aber nur der Sturm entwurzeln ſollte. Was ihrem heroiſchen Sinn früher die Kraft gegeben, ſich gegen die Anſprüche der Sitte und Meinung zu rüſten, hielt nicht mehr Stand. Zaghaft wurde die Haltung, ſcheu das geſprochene Wort und elegiſch das geſchriebene. Hertha ſchloß ihre Bücher, ihr Piano verſtummte; die Gegenſtände der Selbſtbelehrung, die ſie um ſich zu verbreiten pflegte, ſtanden ohne Ueberredung da. Faſt Alles war für ſie ohne Bedeutung und werthlos. Der belebende Hauch, der ihr ſchon lange nicht mehr von Conſtantin her wehte, konnte jetzt nur noch aus einer Gegend kommen, die für ſie dem Tode gleich war, dem Tode, den ſie geſäet hatte; denn um ihretwillen hatte ja Eberhard eine Ehe — der Pflicht zu ſchließen! Daß ſie Conſtantin den Zuſtand ihres Herzens verſchwieg, daß ſie nicht weiter ging, als dieſem zuweilen heftig zu widerſprechen und ſich mit Ergebung in die Auffaſſungen der Andern zu fügen, das war ſchon ein Theil ihres Leides. Denn ſie, ſie, die nie die Wahrheit umgangen, ſie, Hertha Wingolf, heuchelte! Von den lichten Bezirken der Wahrheit konnte Sie abirren und hindämmern in dem ſüßſchmerzlichen Lebenszwielicht eines hoffnungsloſen Mädchenherzens!

Oft trieb es Hertha von dieſer Ergebung empor. Oft rief

es in ihr: Diesen Zustand der Feigheit erträgst Du nicht! Ueberwunden wardst auch Du von dem Gifte, das alles Frauenthum verdorben hat, von dieser eingestandenen Leere und Ohnmacht des Herzens? „Thorheit! Thorheit!" rief sie. Aber sie sah Eberhard, redete mit ihm, vernahm den sichern und festen Gang, wie er durch's Leben schritt und sie hätte seine Hand halten, sich an ihn klammern, ihm folgen mögen, willenlos, hinhörend nur seinen Befehlen, dienend und ergeben in jedes Loos, das der geliebte Mann nur über sie hätte auswerfen mögen. Seine Welt war schon längst die ihrige. Sein Sein und sein Wollen umschwebte sie mit dem leichtbeschwingten Fluge eines nie endenden, bis in's Kleinste gehenden Interesses. Sie hatte sogar Anwandlungen, in Lieberbach wie eine Parze aufzutreten, unerbittlich zerschneidend das Band, das die nun ihr Haupt stolz erhebende „Evatochter" um Eberhard gesponnen. Nicht mehr rief es dann in ihr: Wie unglücklich würde sie sein und wie unglücklich sind wir Frauen alle! Nein, ihr Ruf war schon: Wie unglücklich seid ihr Männer! Titanen und so duldsam unsere elenden Fesseln tragend! Zu den Sternen sollte Euer Flug gehen und wir nur, wir Unwürdigen halten ihn nieder!

Daß Eberhard heiter und ergeben schien, ließ ihr den Märtyrer nicht mehr gering erscheinen. Hertha sah in seinen Mienen nur den Widerglanz jener Ergebung, die das Dasein zwar keineswegs ganz so nimmt wie es einmal ist, aber in der Hauptsache doch nur wie eine Wallfahrt durch seine Finsternisse, wie ein mühevolles Durchwinden durch seine Schwierigkeiten. Auch die Stoiker hatten schon Eberhard's Maxime: Wir lebten nicht um uns, sondern um der Andern Willen.

Im endenden Winter, in den letzten Tagen des Februar, war Hertha nahe daran, sich gelegentlich Eberhard zu verrathen. Daß Agnesens Verlobter von dem Werthe, den er für Hertha gewonnen, eine Ahnung hatte, ließ sich bei seiner prüfenden Beobachtung aller Lebensverhältnisse, die seinem Scharfblick eigen war, erwarten und Agnes, die auf dem Stiftshofe Hertha zuweilen begegnete, kannte gewiß das Glück, das sie erobert hatte, in seiner ganzen Bedeutung und hütete

es mit der ihr eigenen bedächtigen Liſt, die Hertha oft bitter belächelte. Agnes, ſicher ein praktiſches Weſen, hatte ſich ein großes Glück gewonnen, ſie liebte Eberhard mit jener Eiferſucht, die ein Künſtler für ſein eigenes Werk empfindet. Je weniger ſie zwar annehmen konnte, daß Eberhard, ohne den Auftrag Conſtantin's ihr begegnend, ſeine Wahl auf ſie gerichtet haben würde, deſto emſiger ſchien ſie nun bemüht, auch jeder Reue in Eberhard's Herzen vorzubeugen und es bahnte ſich dadurch jene vortreffliche Rückſichtsnahme und Achtung an, die in der Ehe oft ein bindenderer Kitt zu werden beſtimmt iſt, als die Liebe, dieſe allerdings höher thronende Empfindung, die jedoch despotiſche Launen hat. Agnes liebte Eberhard. Dieſer ſchätzte ſie. Warum ſollte ein ſolcher Bund nicht Beſtand haben?

An einem jener letzten Februartage wurde Hans von Landſchützens Geburtstag gefeiert. Eine große Geſellſchaft war zu Tiſch geladen. Man hatte aus allen Treibhäuſern Spenden gebracht und den Junker wie ein Opferlamm umringt und geſchmückt. Und was ihm nicht an lebendigen Blumen geſtreut wurde, kam ihm an geſtickten. Auf neuen Teppichen wandelte ſein heute ganz beſonders glanzvoll gefirnißter Fuß, der zu ſeinen koloſſalen obern Dimenſionen klein und zierlich war. Cigarrentäſchchen und Notizbüchelchen und ſelbſt Bequemlichkeiten für ſeine alte Antipathie, die Eiſenbahnen, hatte man ihm verehrt und die heiterangeregte Geſellſchaft brachte bis vier Uhr Nachmittags an einer ländlich um Eins beginnenden köſtlichen Tafel zu.

Auch Conſtantin war zugegen und herrſchte natürlich auch hier. Sein Organ war hell und wurde überall vernommen. Frieda ſaß Hanſen gegenüber. Aurelia hatte Eberhard zu Hertha ſetzen wollen, aber da Agnes einer Unpäßlichkeit wegen fehlte, ſo entſtand in den Anordnungen eine Störung und Eberhard kam an ihre Seite. Nach dem Mahle nahm man Hüte und Shawls und begab ſich in den umfangreichen Park, deſſen immergrüne Boskets ſchon den Eindruck des erſehnten Wiedererwachens der Natur gaben. Nicht zu bändigen war heute Frieda's Laune. War ſie ſonſt nicht immer gleich in ihren Stimmungen und oft bis zur Unart plötzlich verdrießlich, ſo

hatte ſie heute einen glänzenden Tag. Die Erzählung ihrer Befreiung des Geisbocks an Ort und Stelle unterhielt Alle.

Nur Eberhard und Hertha gingen abſeits. Ein Vergleich von Sonſt und Jetzt lag nahe. Es war offenkundig, daß ſich Hans von Landſchütz von Frieda Ulrichs hatte bezaubern laſſen. Hans ſtrich durch den Park wie Falſtaff, den die in Elfen verkleideten luſtigen Weiber von Windſor zwicken und necken. Mit der linken Hand ſeinen langen rothen Kinnbart ſtreichelnd, war er mit der Rechten nur immer beſchäftigt, das Kind Gottes von zuweitgehenden Thorheiten abzuhalten. Den Herren entriß ſie die Cigarren, um mit der Aſche den kleinen Sandſteingöttern, die hier und da in den Bosketts verſteckt ſtanden, Schnurrbärte zu malen. Vor einem hübſchgeformten kleinen Amor ſtillſtehend, den Frieda bemalt hatte, ſagte Eberhard: „Dieſen Glücklichen iſt doch Alles Zopf! Selbſt Amor!“ — „Alles, was ſich, ehe es handelt, beſinnt!“ fiel Hertha ein. — „Wir Alle ſind ihnen Zopf,“ fuhr Eberhard fort und bediente ſich der Freiheit des Scherzes, die ihm Hertha ſchon eingeräumt hatte. Hertha ſprach aus, was ſie ſeither mit ſchweren Kämpfen des Herzens über eine Richtung in Erfahrung gebracht, die ſie früher bewundert hatte. „Ich kenne ihn jetzt ganz, dieſen Dünkel des Nihilismus!“ ſagte ſie. „Ich kenne ſie ganz, dieſe ſichere Eingebung des Augenblicks, die in der That nicht ſelten herrliche, reizende Poeſie ſein kann! O dieſe Glücklichen, denen jeder Weg offen ſteht, die jedes Eigenthum, jeden geſchloſſenen Raum wie den ihrigen betrachten und betreten dürfen! Aber doch haſſe ich ihre Zuverſicht. Ja, ich will ihnen pedantiſch erſcheinen, ich muß es. Es iſt doch nur die Einſprache unſers Herzens, die uns den ſchwerfälligen Gang giebt, den ſie verſpotten. Ja, ich denke, auf unſer Empfinden ſind wir berechtigter ſtolz zu ſein als auf unſer Denken.“ Eberhard ſah den Riß, der zwiſchen Conſtantin und Hertha ausgebrochen ſein mußte. Und was ſie da eben ſagte, paßte für Conſtantin ſo gut wie für Frieda. „Das 'Gewiſſen!“ fuhr Hertha erregter fort. „Sie nennen das den ächzenden Hemmſchuh aller unſerer Bewegungen! Ja wol! Als der Schöpfer unſer Daſein aus Flammen erſchuf, da war gerade das ein erdiger Stoff, der uns zugemiſcht wurde!“

„Liebe Freundin," fiel Eberhard ruhiger ein. „Der Prüfstein des Menſchen iſt die That. Erſt an dem bewältigten Stoff des Lebens, erſt an dem vollendeten Formgebilde der Geſchichte zeigt ſich der wahre Werth des Menſchen. Unſer nächſtes Wandeln und Gehen thut es allein nicht. Ob wir mit Schmetterlingsflügeln ſchweben oder im Faltenwurf einer veſtaliſchen Jungfrau dahinſchreiten, ſorgſam hütend das Licht, das wir an der ewig brennenden Lampe des Ideals anzündeten und mit uns heimtragen wollen an des Hauſes Pforte, nicht auf unſer Schreiten kommt es an, ſondern auf unſer Stillſtehen. Da wo Einer Halt macht oder auf ein Halt hört, da erſt bewährt ſich ſeine Kraft. Glauben Sie mir, liebe Freundin, wir gerathen in dieſe Unterſcheidungen unſerer Weſenheiten nur durch den lauen Frieden der Zeit, nicht den gegenwärtigen von heute, ſondern durch den ſchon langjährigen, das Verfahrene der ganzen Epoche. Erfaßte uns das Leben mit großen menſchenbezwingenden Aufgaben, hätten wir unſer Daſein Alle in Maſſe immerhin als ein großes Räthſel, aber doch in dieſſeitiger Beſtimmung zu löſen, wir lururirten nicht ſo mit dieſen ſchimmernden Blaſen von Charakterverſchiedenheit und privater Selbſtbeſpiegelung. Im Alterthum und Mittelalter war das nicht. Zöge nur ein rechter Windſtoß durch die Welt, es würde Jeder nach ſeinem Hut greifen, um dieſen Hut oder den Kopf dazu ſich feſt zu halten! Hätten wir wirklich eine Sphinx vor den Thoren, die uns nach dem Amüſement der theoretiſchen Löſung ihrer Räthſel unmittelbar darauf praktiſch auffräße, wir würden in der Art, wie ſich bei ſolcher Noth Jeder zu helfen ſuchen müßte, bald erkennen, was eigentlich groß oder klein, was an ihm zu haſſen oder zu lieben ſei."

Hertha war ſchon lange gewohnt, von Eberhard nur entgegenzunehmen. Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, zur Liebe gehörte der Gegenſatz. Man ſpricht in Fragen des Gemüths mit Unrecht von der Anziehung der Pole. Eine Reibung kann Flammen hervorbringen, praſſelnde, aber auch bald erlöſchende. Glückliche Liebe will den ſtillen Frieden der gleichen Stimmung; ſie will mit ihrem Theuerſten keinen Kampf; der gleiche Accord aus beiden Seelen widerhallend, ein Leben

Madeleine.

Irgend eine einflußreiche Persönlichkeit aus den höchsten Ständen, einen Mann, der die Titel und Aemter verschenkt an die, welche mit der Religion heucheln.

Chapelle (bei Seite).

Die verdammte kleine Plaudrerin!

Madeleine.

Einen Erzfeind der Aufklärung und des gesunden Menschenverstandes.

Chapelle.

Glauben Sie das nicht, Herr College! Im Gegentheil, nur Molière hat diesen Gegenstand behandelt, und zwar mit einer Bitterkeit, die an das Anzüglichste erinnert, was nur Aristophanes geschrieben hat. Denken Sie sich! Schon das erste Auftreten des Scheinheiligen. Ein Kammermädchen steht auf der Bühne — der Frömmler tritt ein — er erblickt das Mädchen — lüstern tritt der Heuchler heran, weidet sich an ihrem reizenden Nacken und zieht endlich, um zwischen Heuchelei und Vergnügen zu schwelgen, das Schnupftuch —

Lameignon.

Das Schnupftuch? (Die Scene muß sich steigern.)

Madeleine.

O vortrefflich, gerade so charakterisirte Molière auf der Leserrobe den Moment, wo der Scheinheilige entlarvt wird!

Lameignon.

Entlarvt wird? Dem Gelächter der Mitspielenden und dem Applause von Paris, von Frankreich und der ganzen Welt preisgegeben? (In gesteigerter Angst) Wie, Herr Chapelle —?

um das andere, ein Pulsschlag von mir und einer von Dir und in Einem wir Beide athmend. So hatte Eberhard noch immer die schwankende Weltauffassung seiner Freundin emporgerichtet. Trost hatte ihre bange Seele von ihm heimgetragen. Weiter aber als bis zur Erhebung des Willens und zur gestärkten Kraft des Widerstandes gegen Das, was sie haßten, waren sie nicht gekommen.

Heute wagte Hertha noch ein Wort. „Sie haben einst Frieda geliebt. Warum entzogen Sie sich diesem Gefühl?“ fragte sie. — „Aus Stolz,“ erwiderte Eberhard. „Naturen wie Frieda können nur dann dauernd fesseln, wenn sie Herscherinnen sind. Zur Magd erniedrigt ahnen sie, daß sie die Grazie verläßt. Wenn sich Frieda ergeben muß, dann sinkt sie wie Phaethon aus der Sonnenbahn. Sie wissen das sehr gut, diese Naturen. Sie wählen deshalb entweder nur das Unbedeutende oder Das, was ihnen durch Dinge imponirt, die man sich nicht künstlich geben kann, Geld, Gut, Rang, Ehre. Wird nicht Frieda Ulrichs einst die Baronin von Landschütz werden und noch einst in weiterer Welt Aufsehen machen?“ — Aurelia kam eben mit Constantin. Das überraschende Wort war somit abgebrochen.

Die Gesellschaft kehrte in den Saal zurück, hörte noch etwas Musik und trank noch den Thee. Dann trennte man sich. Hertha blieb stumm, in sich gekehrt den ganzen Abend. Constantin bewies ihr dann und wann eine Aufmerksamkeit; sie hörte nur mit halbem Ohr. Eberhard war zeitiger gegangen. Auf ihrem Zimmer allein, öffnete sie endlich das Schreibbureau und stand sinnend wie über einem Testament. Sie wollte an Constantin ein Bild ihres Herzens entwerfen und von ihm auf immer Abschied nehmen. Es war still um sie her. Ihre Brust hob sich von den schweren Athemzügen. Schon hatte sie begonnen das Papier zurechtzulegen, schon hatte sie einige Zeilen, Anfangs in gebrochener Stimmung, aber von Buchstaben zu Buchstaben entschlossener, niedergeschrieben, als man plötzlich ein heftiges Ziehen der Glocke am Hofthor vernahm. Lebhafte Rufe draußen machten sich hörbar. Im Hause wurde es unruhig. Allerlei Fragen, dann die Fußtritte eines Mannes. Zuletzt war die Bewegung auf

derjenigen Stiege vernehmbar, die zu ihr selbst führte. Hertha mußte aus einem Heraufstürmenden Constantin erkennen.

Er nur war es, der ohne Antwort abzuwarten hereintreten konnte. Sie sprang auf und hörte die Anrede: „Hertha! Hertha! Eine neue Welt! In Frankreich ist der Thron gestürzt! Die Republik ist ausgerufen, in Deutschland lodert der Aufruhr! Was sagen Sie! Glauben Sie's? Glauben Sie's?" Hertha blickte aus einer ganz fremden Welt auf. Aber Constantin zeigte sich von einer Erregung, die sie nie an ihm gesehen. Sein Auge blitzte, seine Hand zitterte. Ein Strom von Worten, von Thatsachen, von Berichten entquoll seinem Munde. Nie hatte ihn Hertha so gesehen. Es war, als wäre Eberhard's Wort von dem entscheidenden Windstoß der Zeit in Erfüllung gegangen. Constantin umschlang die zaghaft Staunende, drückte sie an's Herz, bedeckte ihre Hand mit tausend Küssen. „Hertha! Hertha!" rief er. „Eine neue Welt! Die Republik in Frankreich!"

Hertha bebte zusammen, sah die Wonne des jungen, wie aus ein langen Ohnmacht sich mit Kraft erhebenden Mannes. Das Feuer seines Geistes erwärmte jetzt auch sein Herz. Nie hatte sie an ihm so viel Zärtlichkeit, nie so viel Inbrunst der Empfindung gekannt. Lachend, weinend, vor ihr auf den Knieen liegend, besiegelte er durch eine Hingebung voll Kindlichkeit und Begeisterung den Bund, den eben Hertha hatte lösen wollen.

Sie taumelte besinnungslos. Sie stammte nur. Dann erschien Aurelia. Auch Bruder Hans kam. Alles war erstarrt, rathlos, sogar berauscht vor Entzücken, vor Wonne, einen solchen Augenblick der Geschichte miterleben zu dürfen. Endlich, so spät es war, Hertha sollte noch in die Stadt, sollte noch zu dem versammelten Freundeskreise kommen; Alles, hieß es, dränge sich zum Ulrichs'schen Hause; da läse man Zeitungen, Briefe, da spräche man Hoffnungen, Befürchtungen, Pläne und Entwürfe aus. Auch in der Residenz wären schon Unruhen ausgebrochen.

Hans von Landschütz erhielt mitten in dem Wirrwar von seinem Schwager Reisig eine Depesche, die für Hertha bestimmt war. Der Fürst hatte ihren Vater, den bürgerlichen,

aber doch immer nur zurückgesetzt gewesenen Minister, zum Chef des Ministeriums ernannt, die Zügel des Ganzen in Wingolf's Hand gegeben und am Balcon des Schlosses diesen seinen jetzigen ersten Rath unter dem Jubel des Volkes öffentlich umarmt.

Hertha kam zu keiner Besinnung mehr; sie zerriß ihren Brief, schloß das Schreibbureau und folgte in die wildbewegte Universitätsstadt. Schon am Tage darauf reiste Constantin in die Residenz. Hertha folgte mit einem spätern Zuge. Davon, daß sie und Constantin ferner hätten getrennt durch's Leben gehen müssen, war keine Rede mehr. Die Zeit war zu groß für persönliche Unterscheidungen. Constantin und Hertha mußten in der Residenz wie die berufenen und legitimen Erben des 24. Februar auftreten. Wehte doch in Constantin, wenigstens nach der Ansicht seiner Freunde, schon längst etwas wie von einem Mirabeau und in Hertha flammte die Erinnerung an die ihr wohlbekannte französische Revolution. Sie fühlte sich in der fieberhaftesten Erregung bald wie eine Charlotte Corday, bald wie eine Manon Roland.

Siebentes Kapitel.

Bewährungen und Ausgänge.

Die Zeit, die auf die bis dahin geschilderten Herzensvorgänge einbrach, wurde großartig genug. Sie riß das einzelne kleine Leid in ihre Strudel. Der Mensch soll schweigen, wenn das Jahrhundert spricht. Die Februarrevolution wälzte sich über Hütten und Paläste. Sie berührte Länder, Städte und die entferntesten stillen Plätze des Waldes und Gebirges. Auch in H., der Universitätsstadt, warf sie Das, was im Vordergrunde stand, sofort um und der Schutz, den hier Viele, die in die Mauern dieses alten Musensitzes flüchteten, suchten, war nicht minder gefährdet.

Ringsum gährten die Dörfer. In Liederbach stürmte man

das Amtshaus. Der Justitiar Dammert erfuhr jene tragikomische Art, wie die Geschichte ihre Vergeltungen übt. Ihm, der auf dem Amte die Widerreden der Streitenden mit dazwischengeworfenen Geldstrafen zu zügeln pflegte, wurde auf boshafteste Art die Parodie gespielt, daß er am Fenster seiner Wohnung stehend die wüthenden Haufen haranguiren wollte und nun ebenso von ihnen unterbrochen wurde, wie früher er sie unterbrochen hatte. „Mitbürger, Freunde," rief er, „wie könnt Ihr mir den Schmerz anthun?" „Fünf Groschen Strafe!" rief der Haufe. — „Ihr Männer von Liederbach, waret Ihr bisher nicht ruhige, glückliche Menschen" — „Sechs Groschen Strafe!" rief der Haufe. — „Leute, die Gemeindenutzung der Weidekoppel ist seit hundert Jahren nur ein Geschenk vom Stiftshofe." — „Zehn Groschen Strafe! Zwölf Groschen Strafe!" — „Wie könnt Ihr, ich bitt' Euch, Euch einbilden, daß die Gemeindenutzung —" „Fünfzehn Groschen Strafe!" — „Aber ich bitt' Euch — die Weidenkoppel —" „Einen Thaler Strafe!" und so ging es fort an jenem Märzabend voll Wildheit und Spott, bis die Fensterscheiben zertrümmert und die Forderungen bewilligt waren. Die Gemeindeberechtigungen sollten kopfweise vertheilt werden.

Hansen von Landschütz stürmte man gleichfalls den Stiftshof. Frieda, die gerade anwesend war, hielt eine Rede, die eben so verspottet wurde, wie die Dammert'sche und ohne alle Wirkung blieb. Die Zeit der Matadore von sonst war vorüber. Dadurch wurde Hans vollends der Schützling, der Leidensgefährte, der Sklave Frieda's Erst durch sie gewann der Baron Muth und Sammlung. Durch sie gewann er sogar einen Uebergang in die neue Zeit, die einem Triumphzuge ähnlich sah. Man machte den Baron vom Stiftshof zum Commandeur der Bürgerwehr von H. Es kostete Hansen seinen Stall; er wollte Cavalerie unter sich haben und mußte seine halbe Schwadron fast größtentheils selbst beritten machen; doch saß er mit seiner schwarzrothgoldenen Schärpe so majestätisch zu Pferde, er gewöhnte sich so an Alarmirungen, Anerkennungen seiner Würde, Voraussetzungen der Erhabenheit seiner Aufgabe, daß er sich entschieden zur Revolution, respective Reform, bekannte, als in Folge der Reaction die Bürger-

wehr misachtet, sein Befehl nicht mehr gehört, seine Autorität an Militair abgegeben wurde. In der That, eine lange Zeit bekannte sich Hans zu demokratischen Grundsätzen, bis er eines Tages von dem ersten Wollmarkte, den er nach der „Anarchie" wieder besucht hatte, im Jahre 1850, als Mitglied der großen Grundbesitzer-Ligue zurückkehrte und sich reuevoll allmälig wieder auf seinem alten vormärzlichen Standpunkte zurecht fand.

Wingolf's Beherrschung der wilden Wogen dauerte verhältnißmäßig lange: vierzehn Tage! Constantin, den Wingolf mit Hertha zugleich in seinen Zimmern ohne weitere Anfrage, ob er jetzt diese Einigung dulden und genehmigen wollte, empfing, Constantin selbst erklärte ihm, daß man ihn leider mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen müßte. Die Revolution verschlänge, setzte Hertha in leidenschaftlicher Erregung hinzu, ihre eigenen Kinder.

Der Vater, weit entfernt, über diesen ihm gegenüber übel angebrachten Gemeinplatz Reflexionen zu machen, arbeitete wie ein Löschender an einer Feuersbrunst, die mit bestem Willen nicht zu meistern war und eben ausbrennen mußte. Er glaubte die Flammen bewältigen zu können und handelte, so redlich an sich selbst glaubend, wie damals Jeder an sich selbst glaubte. Von Ironie, Humor, von der Auffassungsweise so zu sagen des griechischen Chors war keine Rede mehr. Jeder glühte für seine Einsicht und gerieth in Zorn und Vernichtungswuth, wenn man ihm widersprach und irgend etwas besser wissen wollte.

Das Ministerium Wingolf war nach vierzehn Tagen das zweite Opfer der Zeit. Es kamen dann dritte, vierte, fünfte Opfer. Die Kämpfenden mischten sich oft wunderbar. Wer heute erlag, wurde morgen Opponent. Es war ein seltsames Wirrsal der endlich losgebundenen Geister, zumal in Deutschland, das zu lange in der Welt der Bücher gelebt hatte.

Von den Herzen konnte natürlich vorab keine Rede sein. Ob Pfarrer Planer in Liederbach fast sein Amt einbüßte und sich in die Stadt flüchtete, ob Eberhard sich mit Agnes vermählte, das Alles hörte zwar Hertha, aber sie nahm es auf wie etwas, was einer andern Welt angehörte. Es machte ihr nur einen vorübergehenden Schmerz. Die Besinnung fehlte.

Entweder war die Vergangenheit oder die Gegenwart ein Traum. Wer hätte in jenen Tagen auch nur die Auffassung der Wirklichkeit ganz in seiner Gewalt gehabt! Hertha, so erregt war sie, hätte unter solchen Umständen wie eine Roland oder Corday sterben können.

Constantin hatte sich verändert. Alles war jetzt fest an ihm und nun schienen Eberhard und Constantin gleiche Grundsätze zu haben. Hertha lebte nur dem Allgemeinen. Den Haß gegen die Widersacher des Menschenwohls hatte sie nie aufgegeben, auch als sie einst im Begriff stand, Constantin aufzugeben. War's auch nur um eine Zeitung, um eine Adresse, um eine Demonstration, heiliger Ernst war ihr Alles. Sie wollte nirgends fehlen, wollte die höchsten Maßstäbe an jede Unternehmung gelegt sehen, sie sah ihren Vater vom Ruder abtreten, wie etwas, was sich von selbst verstand, sie trank gerade den Thee bei ihm, während er abdanken mußte und aus Unwillen über ein eingeworfenes Fenster zögern wollte. Hertha verwies ihm seine „Halbheit", sprach mit glühender Ueberzeugung von seinem Fall, als einem nothwendigen. Wo waren die Gedanken an Liederbach, an den Stiftshof, ihre angefangenen Bekenntnisse für Constantin hingekommen!

Ein halbes Jahr ging das so von Tage zu Tage fort; jede Stunde hatte eine Aufgabe. Constantin's Erregung war jetzt die ihrige, ein Band der praktischen Ueberzeugung umschlang Beide, seine Leidenschaft, sein Zorn, sein Haß, wenn man ihn und seine Auffassung zu überflügeln wagte, war wieder ihre Leidenschaft, ihr Zorn, ihr Haß. Eine Frau weiß es kaum, wie sie ein starker Mann führen kann und welch' ein Zauber in männlicher Größe liegt!

Doch zuletzt erlag Hertha diesen Anstrengungen. Sie wurde krank. Dem Tode nahe, sah sie in Eugeniens, ihrer Mutter, Antlitz und erkannte es nicht mehr. Eugenie verzweifelte; fünfzig Meilen weit war sie hergekommen, von dem Orte, wo Wingolf seine in der Residenz unhaltbare Stellung in Zurückgezogenheit zu vergessen suchte; es war jene ferne Provinzstadt, wo ihm einst als Chef eines Gerichtshofs die Liebe und Achtung der Bewohner zu Theil wurde, die er auch im reichsten Maße wiederfand. Auf Frau von Zabel's

Nachricht war Eugenie gekommen. Diese gute Frau von Zabel war die einzige von der sogenannten „Gesellschaft", die in der Residenz bei den Gefahren, die ihrer Pension drohten, ausgehalten hatte. Auch Julie von Reisig war mit ihrem Gatten und den Kindern nach Italien „geflüchtet", wie damals der Ausdruck war. Eugenie kam verzweifelnd. Sie fand Hertha im Fieber. Ihr Körper war gebrochen, ihr Geist wie erloschen.

Lange, dumpfe, endlose Wochen vergingen, bis Hertha in treuer Pflege genas und wieder die Eindrücke der Zeit auf sich wirken lassen durfte. Die Aerzte verboten diese Einwirkung. Sie verordneten eine Entfernung in ein stilles Bad und verlangten auch dort Hertha's Unbekanntschaft mit Allem, was sich draußen ereignete. Von Constantin kamen dann und wann eilige Briefe, die Begebenheiten zusammendrängende Briefe. Auch ihr Vater schrieb, aber nur kurz. Sie wußte über die „Stellungen" wie es damals hieß, von Beiden nur wenig.

Der Vater war auf den Schauplatz der Politik als Deputirter zurückgekehrt; das erfuhr Hertha, weil Eugenie in die Lage kam, Wingolf einem verwickelten neuen Leben einige Zeit allein überlassen und Hertha in ein Bad und dann auf den allgemeinen Rath der Freunde in die französische Schweiz begleiten zu können. Für Hertha waren diese Entfernungen unbedingt nothwendig. Ihre Kraft schien dahin, die Ueberreizung hatte für den Augenblick ihr Nervenleben gestört, sie brauchte Schonung und fand diese nur in der abgeschlossensten Einsamkeit. So lebte sie ein halbes Jahr mit der Freundin, ihrer Mutter, in Montreux am Genfersee.

Als sie in großer und herrlicher Natur genesen war und endlich gestärkt zurückkehrte nach Deutschlands inzwischen mannigfach bedrängt gewesenem und blutgetränktem Boden, fand sie eine sehr veränderte Welt. Sie mußte gefaßt sein auf diese Veränderung; denn von ihren Theuern war seit lange nur dunkle Kunde zu ihr gedrungen. Constantin schrieb nicht mehr. Bei ihm waren Aenderungen eingetreten. Welche, ließ sich schwer sagen. Fast unmöglich wurde in der Ferne die Uebersicht selbst des Allgemeinsten.

Um daher die Verhältnisse, die sich inzwischen gestaltet

hatten und wie sie sich dem beruhigten und mannigfach geprüften Geiste Hertha's darbieten sollten, ersichtlich zu machen, greifen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf und geben einige Bilder, die uns in kurzen Zügen verrathen werden, was inzwischen Alles geschehen und wie das Auge aufschauen mußte, um sich nach langem Wahn wieder in der Welt und der eigenen Brust zurechtzufinden.

Das erste Bild, das wir aufrollen müssen, ist dies: Dumpf läuten die Glocken von den Thürmen der alten Universitätsstadt H., Trauerglocken sind's, Sterbeglocken. Ein Leichenzug bewegt sich zum Friedhofe. Frisch aufgeworfen steht ein Sandhügel. Es ist die Stätte, wo ein Sarg eingesenkt werden soll, dem viele Leidtragende folgen. Rings hinter Gräbern und Postamenten, hinter hellgrünen Hängeweiden und dunkeln Lebensbäumen stehen Zuschauer und Hörer genug aus Dorf und Stadt. Ein Greis tritt vor mit ruhig ergebenem Blick und spricht den Nachruf einer Dahingegangenen. Es ist ein Weib, das gestorben, eine junge Mutter, eine junge Gattin. Der Redner, der ihrem Andenken die Worte der Liebe widmet, ist der alte Planer, der Vater giebt dem eigenen Kinde Zeugniß, die Verblichene ist Agnes. Eberhard, der Gatte, steht ihm zur Seite. Ergeben ist sein Blick. Agnes ist nach kurzer Mutterfreude an den Folgen ihres Glücks gestorben. Gute Menschen, deren Freundschaft einem Manne wie Eberhard nicht fehlen konnte, pflegten die Mutter und das Kind. Der Sarg ist niedergesenkt, mit Blumen bestreut, mit Erde beschüttet. Gefaßt stützt sich der Greis auf seinen Sohn und schreitet dankend für die stillen Grüße des Mitgefühls durch den Friedhof an die Pforte, ersteigt den niedergelassenen Tritt des Trauerwagens und fährt an Eberhard's Seite zurück in die gemeinschaftliche Wohnung.

Der heilige Dienst, der da soeben verrichtet wurde, ist in solchen Jammerfällen das letzte Glied einer Kette von herzzerreißenden Mühen, ein letztes Opfer, dargebracht der schmerzlichsten Nothwendigkeit, furchtbarer als alle vorangegangenen und doch beruhigend. Die geängstete Seele athmet endlich auf; das Leben fordert wieder seine Rechte, ein aufgerissener Felsen schließt die grauenvolle Spalte, und Moos, Baum, Strauch

werk wächst wieder über dem Riß, gerade so, wie zuvor, gerade so, wie wenn sich nichts ereignet hätte.

Mitten in solchem Jammer einer nach der Entbindung von einem lieben Mädchen eintretenden und zum Tode führenden Erkrankung seiner Gattin hatte Eberhard noch andere Sorgen. Man hatte ihn in der Bewegungszeit zum Gerichtsrath ernannt, er hatte sich dem neuen Geiste mit Wort und That verpflichtet gefühlt; die Wiederherstellung der alten Ordnung stellte ihn zur Disposition. Er konnte den Ausfall seiner Einnahmen ertragen; sein eigenes kleines Vermögen verband sich mit dem Besitzthum des alten Planer, das ein ansehnliches war, und mit dessen von Liederbach, wo ihm nach dem Bruch mit der Gemeinde ein Vicar gestellt wurde, noch bezogener Entschädigung. Doch widerwärtiger war ihm das Gefühl der einstweiligen Muße und die ihm gleichsam gestellte Frist einer bessern Besinnung für seine inskünftig erwartete fernere Brauchbarkeit. So reifte in ihm der Gedanke, den Staatsdienst ganz zu verlassen und lieber als Advocat in die Residenz zu ziehen.

Planer, der Eberhard's Grundsätze nicht theilte, wie überhaupt nichts, was von seinen eigenen Definitionen nur um die Haarbreite abwich, billigte den Plan seines Schwiegersohnes; nachdem ihm nun der unerbittliche Tod ein braves und in der Ehe mannigfach bewährtes Kind entrissen, so sehnte er sich auf einige Zeit aus dieser Gegend hinweg. Beide beschlossen, mit einer Nähterin der fröhlich gedeihenden Weta diese Reise unverzüglich anzutreten.

Auch erfolgte dann die Uebersiedelung. Eberhard miethete in der Residenz eine entsprechende Wohnung. Eine Führerin des Haushalts wurde auf fremde Empfehlung gewonnen und brauchbar befunden. Dem Kinde gebrach nichts an der nächsten Pflege und schon der Großvater wurde dem Kinde ein treuer Wächter.

Eberhard that die nöthigen Schritte, um aus dem Staatsdienst zur Advocatur zu gelangen. Es boten sich Schwierigkeiten; doch wurden sie beseitigt. Bei dem neugewonnenen und auch von der Reaction verschont gebliebenen öffentlichen Verfahren plaidirte Eberhard Ott mit Glück. Seine Bered-

samkeit war nicht glänzend, aber überzeugend. In der Schlichtheit seines Vortrags lag die Bürgschaft seiner Redlichkeit.

Schon waren Wochen vergangen in neubegründeter, ergebener Hoffnung auf die heilende Macht eines pflichtenvollen Lebens. Wol war es ein schönes Bild, hier einen Vater und einen Sohn verbunden zu sehen durch eine schmerzliche Erinnerung, durch eine freudige Hoffnung; Beide ein neues junges Reis auf einem Grabe hütend, an welchem drei Menschen gemeinsam trauerten.

Eberhard sah manchen alten Bekannten wieder. Aber Constantin Ulrichs vermied er. Die Bahnen, die dieser und die er ging, waren jetzt getrennt. Wie man damals auf Umwandelungen gefaßt sein mußte und was man in diesen Zeiten täglich und beim Verwandtesten erlebte, dafür gab es die merkwürdigsten Erfahrungen. So wurde Eberhard eines Tages in den belebtesten Straßen mit seinem Namen begrüßt. Er mußte sich besinnen, wer vor ihm stand. Ein kleiner, von Kopf bis zu Fuß schwarzgekleideter Mann, um den Hals so lose ein Tuch geknüpft, daß die Hemdkragen fast, wie bei Jünglingen Sitte, umgebogen lagen, ein Hut mit breiter Quäkerkrempe, schwarze Handschuhe, ein gepflegtes Antlitz, das lange blondgelbe Haar in der Mitte gescheitelt und auf den Rockkragen niederfallend. Ein frommer Missionair stand vor ihm oder ein Pfarrer oder ein Schullehrer und doch war es nur Jean Reps und keineswegs als Theolog oder Betstundenhalter oder Schullehrer oder sonst in einem gesammelten geistigen Berufe, sondern wie er versicherte, in der Anwartschaft auf die ersten Erfolge einer industriellen Unternehmung, die der alte Nihilist, jetzt Novize eines neuen Lebens, sich anzubahnen gedachte. Er wiederholte dem erstaunten Freunde auf Ehre und Seligkeit, er wäre eben im Begriff, in ein vor ihnen liegendes großes Hutmachergewölbe einzutreten und zwar seines künftigen Berufes wegen.

Hutmacher — blieb Eberhard auf den Lippen unvollendet.

„Ja, bester Freund!“ erzählte Jean Reps dem Verwunderten. „Der Geist des Jahrhunderts hat jetzt in allerlei Zungen zu den Menschen geredet. Auf die Barrikaden rief er mich nicht.

Chapelle.

O Sie verſchmähen doch ein kleines Frühſtück nicht? Kommen Sie, mein baldiger Herr College! Ich weiß, Sie lieben die kleinen Trüffeln aus dem Languedoc, die kleinen Trüffeln, die ſo tief unter der Erde liegen —

Lamoignon

(in Aufregung).

Ja wohl, ja wohl — die kleinen, verſteckten — aber das Stück, was iſt das für ein verwerfliches Stück?

Chapelle.

Meiner Frau iſt eine kleine Lieferung dieſer Trüffeln zugekommen — aus dem Languedoc — ſie haben einen eignen Namen, dieſe Trüffeln — man nennt ſie nicht Trüffes — (zieht ihn fort).

Lamoignon.

Nein, nein, dieſe Gattung nennt man Tartüffes, lieber Herr Chapelle — aber wie heißt das empörende Stück?

Chapelle.

Ganz recht — kommen Sie doch zu näherer Beſprechung — meiner Frau wird es ein Vergnügen machen, Ihnen von dieſen Tartüffes eine kleine Collation vorzuſetzen (will ihn fortziehen).

Achter Auftritt.

Matthieu (ſtürzt herein). Die Vorigen.

Matthieu.

Halt, da bin ich! Herr Chapelle — von der Lieblings-

Dieſer flüchtigen Erregung der Phantaſie ſind ja auch Sie nicht gefolgt. Nach der Reaction, die ich noch aufrichtig mit Schrecken kommen ſah, trat eine Zeit der Verzweiflung ein. Ich folgte Anfangs wie immer Conſtantin. Ich putzte ihm wie immer die Schuhe, klopfte ihm wie immer die Kleider; figürlich und — wirklich. Unſer Verſtand war jedoch damals bald zu Ende. Wir ſahen gleich in den erſten Tagen des tollſten aller Märzmonde zuviel Unſinn. Außerhalb und innerhalb Trojas, überall dieſelben Dummheiten, ſowol der eigenen, wie der andern Parthei. Ich, beſter Freund, gewann ſchon lange die Ueberzeugung, daß all' unſer Mühen und Sorgen um den Sieg der geſunden Vernunft leeres Stroh gedroſchen iſt. Nur die coloſſalgelingenden Dummheiten, nur ein grotesker durch ſeine Dimenſionen erhabener Wahnſinn giebt den Funken für das, was zündet, und der Welt ihre Leuchtfackeln. Columbus, ein halber Narr, entdeckte auf dieſe Art Amerika! Ferner kam ich zu der Ueberzeugung, daß wir wahrhaft hochverrätheriſch und gotteslästerlich hochmüthig erzogen werden für die Situationen, in denen ſich unſer Planet nun einmal befindet. Ich bitte Sie! Es iſt eine Raſerei, uns mit Plato, Ariſtoteles, Spinoza und was dazu gehört ſchon ſo früh bekannt werden zu laſſen. Es iſt ein Verbrechen, unſere Schulen zu Pflanzſtätten erſt eines idealen Hochmuths zu machen und hernach Menſchen in eine Welt abzuſetzen, die um eine Schüſſel kaltgewordener Erbſen jeden leidlich rangirten Schuſter beneidet. Beſter Freund, mir ging's ſowol was die Erbſen wie was den Schuſter anbelangt ganz nach meinem Bilde. Was hatte ich denn von Spinoza's Pantheismus, wenn ich in einer Welt leben ſollte, wo nur Der zu etwas kommt, der ſich ein Sandkorn im Ganzen fühlt, eine geborene Made und Milbe im großen Käſe der civiliſirten Ordnung! Konnte ich denn nun auf's Schloß rennen, die Eiſengitter vor der Auffahrt zum Throne wie Simſon ausheben und mich beim König an den Tiſch ſetzen und rufen: Herr, ich will auch leben, ſo gut wie Sie! Das ging nicht. So ſtieg ich hinunter in einen Keller, der da liegt am hieſigen Waſſerglacis. Allda wohnet ein Mädchen, ſo da heißet Philippine. Ihres Geſchlechts eine Puſſe, Samuel

Gottlob Puſke heißt ihr Vater und ſchon in beſſeren Tagen unſerer damals noch vogelperſpectiviſchen Weltanſchauung lernte ich, wenn ich an mein waſſerdichtes Fortkommen durch's Leben dachte, von unten auf, durch meine Stiefel, dieſe treuen Menſchen kennen. In Gemeinſchaft mit vielen muntern Ratten bewohnten ſie einen Keller. Ein Candidat der Gottesweisheit war ich ſchon ſonſt ein Glanz für dieſe Hütte, ein Gott für dieſen Keller und in den Zeiten der Conſtantin'ſchen Vogelperſpective nährten und ſpeiſeten ſie mich bereits oftermalen mit irdiſcher Speiſe und irdiſchem Trank. Philippine und ihr Vater ſind Erleuchtete. Mein kindliches Gemüth raubte ihnen nie dieſen glanzvollen Schimmer ihres Kellerdaſeins. Wenn Philippine Sonntag Abends die Suppenterrine nahm, Citrone, Zucker und Rum vom Krämer holte und der alte Puſke beim erſten dampfenden Glaſe eines in Gottſeligkeit genoſſenen Punſches mit mir anſtieß und ſprach: Eia, Herr Repſe, freuet Euch in dem Herrn allerwege! ſo ſtimmt' ich in ſanfter Melodie ein Lied von Gellert an, trällerte dann allmälig mit einem Sebaſtian Bach'ſchen Schnörkel in das ſchöne Lied von der Frau Nachtigall hinüber, regte den alten Nachkommen Hans Sachſens zu allerhand Wanderliedern und erlaubteſter Weltluſt an, bis er mit den Pantoffeln zu klatſchen anfing und die Worte ſprach: Auch David tanzete vor der Bundeslade. Und dann tanzeten wir Alle und tranken Punſch und dies gemüthliche Daſein wurde geführt ſelbſt in den Schrecken der Anarchie. Die Schuhe wurden ja damals noch mehr abgeriſſen als die Phraſen und Sie wiſſen, das will etwas ſagen. Puſke hatte Gönner. Er wurde Wahlmann, duldete um ſeinen Glauben, predigte oft auf der Gaſſe, zuletzt in Bezirksverſammlungen und die Folge waren achtbare und wirkſame Empfehlungen nach Oben; ach, nur immer nach Oben, beſter Freund! Für mich hat ſich dabei eine merkwürdige Wendung herausgeſtellt. Wie Sie mich hier ſehen, habe ich vor den Thoren ein Haus gemiethet und errichte daſelbſt unter allerdings eigenthümlichen Umſtänden eine Fabrik von Filzſchuhen, Filzteppichen, Filzſocken, Filzgegenſtänden aller Art, im Filz wird mein ganzes neues Daſein gebettet ſein."

Eberhard war auf Hutgeſchäfte gefaßt, erſtaunte immer

mehr und bat um Aufklärung. „Sie fragen vielleicht, wo bekomm' ich das Geld, die Arbeitskräfte her?“ fuhr der Umgewandelte fort. „Sie müssen wissen, bester Freund, daß ich eine Fabrik begründe im Geist des Jahrhunderts. Ich bin vor Ihnen, Eberhard Ott, vor Constantin und Allen, die den unverbesserlichen Adam meines Herzens kennen, nichts als ein Fabrikant von Filzwaaren, einem gesuchten Artikel, womit ich jährlich die Messen bereisen werde. Aber vor den Thoren draußen auf jenem Hause mit zwanzig Fenstern Front, wo ich wirken werde, da wird nicht zu lesen stehen: „Jean Reps, sonst Nihilist, jetzt Fabrikant in Filzwaaren“, sondern rathen Sie, was?“ Eberhard erfuhr, wie in den Zeiten, in denen wir leben, die rechten Bekenntnisse, ausgesprochen den rechten Ohren, immer noch zu Glück und Segen führen können. Repsen fand sich ein stiller Compagnon, ein Geheimrath, der Philippine Puske schon über die Taufe gehalten hatte. Dieser unterrichtete Kenner der Zeit sagte zu seinen Freunden: „Errichtet eine Fabrik — für irgend Etwas — ich schieße alle Mittel vor und gebe nur in halbe Rechnung. Mit der Fabrik verbinden wir einen erhebenden Zweck; wir erwerben uns die Kinder von Armen oder Verbrechern oder Verwahrlosten, kurz einer Menschengattung, an der leider kein Mangel ist; wir sammeln dazu die Beiträge der Milde und Barmherzigkeit und lassen die Producte der Fabrik von jenen Kindern verfertigen, die wir dafür zu waschen, zu kämmen, zu kleiden, zu verköstigen und nur recht viel zum Gebet anzuleiten haben.“ Gesagt gethan. Und während Eberhard über diese Form des Industrialismus, die Adam Smith noch nicht kannte, erstaunte, über diese neue Theorie des ganzen Gewinns und der halben Auslage, sagte Jean Reps: „Besuchen Sie mich, Freund! Sie werden mich bald im Kreise von einigen dreißig bis fünfzig hoffnungsvollen Sprossen des Zuchthauses finden, die ich Hundehaare, Kälberhaare, Waldwolle und Schafwolle bunt durcheinander mengen, tüchtig wie man's nennt, kartätschen und so zu fester Gestaltung bringen lasse. Philippine und Puske leiten die Umformung in Schuhe, in Socken, in Pantoffeln, und vielleicht erheben wir uns noch zu kunstvolleren Gebilden, denn Sie glauben nicht,

beſter Freund, was ſich jetzt aus einem guten Filz Alles machen läßt, mehr als nur die Unterſetzer-Quadrate zu den Bierſeideln, die wir früher tranken."

In der That, die Reſidenz war groß genug, um nur Wenigen möglich zu machen, die geringe Würdigkeit des neuen Vorſtehers einer der vielen menſchenfreundlichen Anſtalten, die jetzt in ſolcher Art begründet wurden, genauer zu unterſuchen. „Johannes Repſens Rettungshaus" iſt eine der empfohlenſten und verſorgteſten Anſtalten dieſer Art, deren jährliche Tabellen durchzuleſen dem Freunde der Menſchheit einen hohen Genuß gewährt.

Nach dieſer Erfahrung konnte es Eberhard nicht Wunder nehmen, als ſich ihm dann noch eine andere Wendung des Zeitgeiſtes perſönlicher kundgab. Wingolf, der frühere Miniſter, war durch die Wahl der Stadt, in die er ſich zurückgezogen hatte, Mitglied einer geſetzgebenden Verſammlung geworden, die im Laufe ihrer Verhandlungen in jene bekannten Extreme der Steuerverweigerung gerieth, die mit öffentlicher Inanklage-Standſetzung ihrer Mitglieder endeten. Wingolf wählte Eberhard Ott zum Vertheidiger. Der öffentliche Ankläger, der mit Gewandtheit den Thatbeſtand der Vergehen gegen Ordnung und Sicherheit der Geſellſchaft zu ſtellen wußte, war — Conſtantin Ulrichs.

Es mußte eine gewaltige Zeit geweſen ſein, die einen ſolchen Umſchwung der Dinge und der Menſchen hatte herbeiführen können. Conſtantin Ulrichs fungirte als neuernannter Staatsanwalt, Eberhard Ott als Advocat, Wingolf war der Angeklagte!

Den ſtenographiſchen Aufzeichnungen, die über den Proceß des Geheimraths Wingolf und Genoſſen vorliegen, entnehmen wir, da dieſe Entwickelungen genauer anzugeben außer dem Bereich unſerer Erzählung liegt, nur drei Stellen, eine die Conſtantin, eine die Wingolf, und eine die Eberhard ſprach.

Blaß, ſcheinbar gefaßt, mit ruhig blitzendem Auge, doch erregt genug unter dem äußern Schein einer ſieggewiſſen Haltung, ſprach vor überfüllter Verſammlung der Staatsanwalt Conſtantin Ulrichs: „Es giebt ein Wort, das der größte Dichter aller Zeiten, William Shakſpeare, einer ſeiner

tiefſinnigſt gedachten Geſtalten in den Mund legt, einer Geſtalt, die uns um ſo werther erſcheinen muß, als ſie in der Regel dem deutſchen Charakter und dem Genius unſers Volks verglichen wird, ich meine Hamlet: „Die Zeit iſt aus den Fugen. Schmach und Gram, daß ich zur Welt ſie wieder einzurichten kam!“ Ja, wer hätte ſie nicht auch einſt empfunden die träumeriſche Willensunfreiheit der blaſſen Gedankenwelt! Wer hätte nicht mit Schaudern zurück zu denken an ſeine einſt ebenſo zerriſſene Sammlung zur That, die ohnmächtige ſtete Beſinnung der Reflexion einer Welt gegenüber, die uns überlebt ſchien und dem Untergange geweiht! Wol haben wir ſie Alle empfunden dieſe Stimmung des gebrochenen Bewußtſeins, wo uns das Daſein ekel, ſchal, unerſprießlich erſchien, Alles was beſteht, ein Garten voll wuchernden Unkrauts. Aber ein Wetter brauſte herauf. Gott rüttelte an den Grundveſten alles geſchichtlichen Lebens und an unſerem eigenen Mark. Aufgerufen wurde die Menſchheit von unbekannten Stimmen wie mit den Poſaunen des Gerichts. Zornſchalen ergoſſen ſich über die Erde und wie in der Noth einer Ueberſchwemmung war zum Denken keine Zeit mehr, zum Rathen nur kurz die Friſt, die Spanne Raum konnte verloren gehen in einem Moment der Zögerung. Unſer Träumen von ehemals rächte ſich furchtbar. Die Welt wie ſie iſt hatte man nur zu verachten, nur zu haſſen gelernt. Jetzt bot man eine andere. Es kam wol neue Schöpfung. Aber wer konnte ſie lieben? Wer konnte ſich finden in dieſe gemachte Welt? Mit Schaudern gedenkt man der Zerſtörung vorhandener Ordnungen, der Experimente, die verſucht wurden, um Neues an die Stelle des Alten zu ſetzen! Es waren Momente der Beſinnung gegeben, Momente der Hoffnung geſtattet. Dann aber — was blieb übrig, als mit Liebe zurückzukehren zum Schooße der Mutter, von deren Knieen man ſich zu früh in die Wildniß einer unbekannten Zukunft gewagt hatte. Der Sammelplatz der Gutgeſinnten war nicht mehr zu verfehlen. Nirgendwo konnte er liegen als da, wo uns der Zuſammenhalt der Vernunft das Nächſte ſicherte, die Exiſtenz, die Familie, den Herd, die Geſittung, die Ruhe, das Glück des Einzelnen, der ein unveräußerliches Recht an

eine feste Form des Ganzen hat; denn nur im Ganzen liegt die Bürgschaft des Einzelnen; das Einzelne im Menschen ist jene verheißungsreiche Zukunft seiner auf die Ordnung alles Heils bezogenen Individualität. Wer da fehlen konnte, als sein Fürst, sein Vaterland, sein Haus und seine Familie riefen, der steht als Verbrecher vor dem Richterstuhl der Menschheit, auch wenn ihn Vergehen gegen den Buchstaben des Gesetzes nicht schon vor die Schranken der nächsten bürgerlichen Ordnung stellten."

Wingolf, von mehren Orden, mit denen er seine Brust hätte schmücken können, nur ein einziges Band des Civilverdienstes an seinem Rocke tragend, sprach unter lautloser Stille: „Wenn eine Welt, deren innere Schäden man aus genauerer Kenntnißnahme derselben näher würdigen gelernt hat, zu wanken beginnt und plötzlich durch die Natur der Werberuf des Frühlings ertönt, wer sollte da nicht sein Herz erschließen dem Wehen des milden Hauches, sollte nicht auf den Herbst und seine goldenen Früchte vertrauen, selbst wenn unter tausend Blüthen die Mehrzahl taub erschien oder im Winde zu Boden fiel! Der Unterschied ist nur der, daß Das, was Andere früher verachteten, von Anderen damals vertheidigt wurde, Andere Das priesen, was sie jetzt verwerfen und die Stellungen wie kopfüber scheinen. Wer könnte das Wort reden wollen der Brandfackel der Zerstörung, wer wird im Tode Leben suchen wollen! Nur um die Grenze konnte es sich handeln, wo die zugestandene Bewegung still zu stehen hatte. Man sagt, sie mußte vor den Thronen stillstehen. Ich beuge mich dieser Wahrheit. Ich handelte in ihrem Dienste. Aber zum Throne ist es höher und steiler empor, als Die, die sich des Thrones Freunde nennen, den Weg vorzeichnen. Bei ihnen beginnt der Thron sogleich mit ihnen selbst. Ihre Interessen wurden die Interessen der Krone. Ist die strengere Unterscheidung dieser Entfernungen ein Verbrechen gewesen? Wenn die Masse, welche eine Gestalt gewinnen soll, im Flusse ist, wenn das glühende Erz hervorbraust aus dem Kessel und sich den Weg sucht in die gemauerte Form unserer Ideale, wer ist der Künstler oder wagte sich den Meister zu nennen, daß er überall Halt! riefe, wenn vom glühenden Erze ihm

in die Form genug geflossen erscheint? Wer hütet den Zapfen, wer öffnet ihn und schließt ihn, wer anders als die Gottheit, deren Signale ihr doch nicht in Eurer eigenen Offenbarung besitzen wollt? Gesetzt auch, man hätte Recht, wie ich Dem Recht gebe, der da sagt, daß ein Augenblick eintreten mußte, wo ein Hornruf Alle zu ihrer Pflicht rief; wer hörte früher diesen Hornruf? Wer ihn später? Früher gewiß Der, der daheim auf dem Lotterbett lag und auf der Lauer saß, um den rechten Augenblick der Umkehr zu treffen, später Der, der draußen auf dem Felde stand und arbeiten mußte im sauern Schweiße und kämpfen gegen den Unverstand der Zeit und sich sogar gewöhnen an die Sprache der Gegner, um diese für die bessere Einsicht zu gewinnen! Der Vorsprung, den entweder die Feigheit oder die kalte Empfindung für wahres Volkswohl vor dem flammenden Herzen voraus hatte, diesen Vorsprung zu benutzen auf Anklage, auf Verletzung ist unedel und die Zeit wird über Die, die der allgemeinen Hoffnung nicht Rechnung trugen und in der Zeit eines schönen Traumes und bunten Wahns allein die Nüchternen und die Weisen bleiben wollten, einst ein Gericht halten, dem ich nach meiner Sinnesart die mildesten Sprüche wünsche."

Wingolf's Vermittelung entsprach seinem loyalen Sinn. Sein Vertheidiger Eberhard Ott stellte den sturmumwundenen Hut zur Seite, begann ruhiger als sein Client, argumentirte sicherer und traf verwundender. Eine seiner bezüglichsten Stellen lautete: „Es ist die verkehrte Welt, die wir spielen. Wer sich der alten Zeit gegenüber als Hamlet verhielt, diese Welt als einen Garten voll Unkraut, eine schale unersprießliche Wirklichkeit nannte, den brachte die erste That, die er sich gegen eine Ratte zu vollziehen anschickte, dahin, daß er einen Menschen, Polonius, mordete, der hinter einer Tapete verborgen, ich glaube ja wol — der Vater seiner Geliebten war! Opheliens der Verzweifelnden Anblick brachte den alten echten Hamlet, von dem doch gesprochen wurde, zur Besinnung. Wol auch den neuen, dem ich Glück wünsche, wenn er plötzlich die alte Welt zu schützen als einen Beruf gewählt hat, der ihm Selbsterkenntniß und die Krone von Dänemark verschaffte. Doch wozu Bilder! Man hat die Schöpfung aus

dem Nichts für ein Wunder gehalten, das über unsere Vorstellungskraft und Glaubensfähigkeit hinausginge. Allein wie bildungsfähig das Nichts ist, das lehrt die Erfahrung unserer heutigen Tage. Die Negation um jeden Preis, die wir so bedeutungsvoll vorhin schildern hörten, erhebt sich jetzt überall von ihren Trümmerstätten, ihren Kirchhöfen, ihren Unkrautgärten und fängt zu richten und zu schaffen an, langsam, vorsichtig, besonnen, vorläufig mit Anerkennung der Welt, wie sie sonst war und immer gewesen wäre und immer bleiben würde. Was mag es nur sein, was diese Besonnenheit, diese vortreffliche Ueberzeugung zu Stande brachte? Irdische Vortheile? Wer könnte diese Vermuthung aussprechen! Innere geistige Umwandlung? Diese zu glauben wäre ich eher geneigt, würde nicht zu ihr Religion gehören, Gottinnigkeit, innere Erleuchtung, eine Gesinnung, die vor den Thoren dieser Stadt für verlorene Seelen das edle Johannes Repse'sche Besserungshaus in's Leben rief. Was ist der Grund ihrer Erleuchtung? Ich sage: Die Erschöpfung ist es. Die Nihilisten hassen unsern Aufschwung. Sie hassen das entschieden Schwarze, Weiße, sie finden, daß von Dem, was uns Zumuthungen an unsere Liebe und unseren Eifer stellt, immer nur das Gegentheil berechtigt sei. Der Wolf trübt dem Lamm das Wasser, weil er satt ist. Nichts ist ihnen darum erwiesen, nichts fest. Wie kann es Menschen geben, die aus der Zeit Hoffnungen für die Zeit schöpfen! Was reden wir von Wahrheit! Von Irrthum! Und dennoch, dennoch — es hat in unserer Zeit ein Irren gegeben, das sich mit allen Lichtgewändern der Wahrheit schmücken durfte. Es hat ein Irren gegeben, das zu den Tugenden dieser Zeit eben so gehört, wie die Partheinahme, die Solon's Gesetze verlangten zur alten. Dies Irren, Geirrthaben in unseren Tagen, das ist der verlorene Sohn, den nicht die Reue an das Herz des Vaters zurückführt, sondern den der Vater selbst aufsucht, weil er ihn um seinetwillen und auf seine Schuld hin elend sieht! Dies Irren der Zeit ist unsere eigene Seele, unsere eigene Sünde, die sich in Andern vollzog, dort verwirklicht Was wir selbst träumten! Sie tritt uns entgegen, diese irrende Seele, aus Denen, die wir

richten wollen. Sie erhebt sich, eine verhüllte Gestalt, mit dem Haupte der Erinnyen, sie streckt die Hand aus und droht dem Abtrünnigen, der die Mutter des eigenen Lebens nicht anerkennen will. Dies Geirrthaben der Zeit hat eine eben so wahre Berechtigung, wie einst die Unentschlossenheit Hamlet's — nur die Nihilisten kommen darauf hinaus, alles Hoffen und Träumen und jedes Wollen überhaupt für überflüssig zu erklären. In der That! In einer Zeit solcher Geistesverwandlungen ist es schwer, zwischen den Handlungen der Menschen die Grenze abzustecken. Und diese Männer hier — was thaten sie denn? Sie wagten es, im Vollgefühl einer ernsten Aufgabe, die Mittel zu verweigern, welche die Gesammtheit ihrer Beauftragten zur Aufrechthaltung der Ordnung zu gewähren hat. Es war eine Demonstration, mehr der Form als der That nach. Man wußte, daß die Verweigerung keinen Erfolg haben konnte. Nur einem Grundsatze wollte man huldigen, wie jene Senatoren Roms, die den Sieg des Brennus ergeben in ihren Amtskleidern erwarteten, in den Flammen erstickten und in Asche und Staub zerfielen, als sie die Sieger berührten. Solche Nihilisten, die aus einem schwachen Etwas entstanden, sind wahrlich höher zu schätzen als die, die mit Sack und Pack zum Feinde übergingen."

Eberhard Ott ging nach diesen durch die Aufregung jener Zeiten hervorgebrachten Abschweifungen auf die rechtliche Seite seiner Vertheidigung über und gab eine so lichtvolle Auseinandersetzung, daß Wingolf's Freisprechung die Folge war.

Nach Beendigung der Sitzung fand man im Nebenzimmer Eugenie und Hertha. Eben von der Reise ankommend, hatten sie die Rückkehr wie mit dem Windesfluge um die Wette unternommen. Eberhard traf Beide in seines freigesprochenen, in kurzer Zeit an seinen Schläfen völlig ergrauten Clienten Armen. Von Eugenie erntete Eberhard den beredtesten Dank, von Hertha den Dank eines starren Auges, das über Thaten zu grübeln und in eine lange brütende Besinnung auf alles Vorhergegangene verloren schien.

Es lag nahe, daß sich Hertha eine Aufgabe stellte, die ihr so wichtig wurde, wie sonst das Recht der freien Selbstbestimmung. Sie galt Agnesens hinterlassenem Kinde.

Hertha überſah Eberhard's Leben, ſeine Exiſtenz, ſeine Mühen ſehr bald. Neuerwacht war ihr Schmerz um die drückende Pflichtenlaſt eines Mannes. Wie einſt ein Ring, ſo erſchien ihr jetzt ein ganzes Leben als Symbol. Den alten Pfarrer hatte es zu ſeinen Aeckern und Wieſen heimgezogen; ſelbſt auf ſeine Kanzel wieder in Lieberbach ſehnte ſich der alte dogmatiſche Rechthaber zurück. Eine Natur, wie die ſeinige, begnügte ſich nicht mit dem Wohl der Enkelin, die ihm in des Vaters Pflege geborgen ſchien. Wingolf und Eugenie zogen in die Provinz. Sie wünſchten ſelbſt, daß Hertha, um ſich zu ſammeln und ſich aus ſich ſelbſt zu feſtigen, in der Reſidenz blieb. Sie behielt ihr Zimmer vor den Thoren, rechnete nach wie vor mit Frau von Zabel und Liſetten, doch die Welt — war eine andere geworden, die ſie um ſich pflegte und ſchmückte und zu verſtehen und zu begründen ſuchte. Schwere Kämpfe des Lebens hatte ſie durchgekämpft.

Eines Tages begehrte ſie von Eberhard ſein Kind zur alleinigen Pflege in ihren eigenen Wohnräumen. Konnte er ihr's verweigern? Er dachte nicht daran, eine Gattin zu ſuchen. Eine Mutter aber für Meta war ihm ein Geſchenk des Himmels, das er nicht ablehnen durfte. Er gab Hertha Agneſens Kind. An derſelben Stelle, wo ſie einſt im Feuerbach von einer Liebe geleſen, die in Conſtantin Ulrichs ihren Himmel zu finden gehofft, ſaß ſie, ein kleines holdes Weſen im Arm, das ihr jetzt der Eingang in jenen wahren Himmel geworden war, der für ſie nur noch im Dank gegen den Vertheidiger ihres Vaters lebte. Doch weder ihre, noch ſeine Lippen ſprachen je einen Wunſch aus, der über das Nächſte und Nothwendigſte der Verſtändigung hinausging.

Vom Stiftshof aber kam die Kunde, daß Hans von Landſchütz ſich das Kind Gottes zur Gemahlin gewählt hatte. Ein Weſen, das Dichter beſungen hatten, ein Mädchen, ſo ſehr Julia Capulet, um in ihr Herz nur einen Romeo einzuſchließen, wählte den Junker „Tobias von Rülp". Sie war und blieb dabei jene „urſprüngliche Natur", die ſich von der „blaſſen Reflexion" nicht verleiten läßt, Ideale des Herzens zu haben. Sie neckte den Liebhaber und ſchmollte mit dem Gatten. Beides that dem Gatten wie dem Liebhaber wohl. Hanſen's

ſpeiſe des Scheinheiligen, den kleinen Trüffeln aus dem Languedoc — heißt das neue Stück, das bewunderungswürdige, von ganz Paris ſchon vergötterte Stück, der Tartüffe! Wie ich in die Nähe des Theaters komme, begegnet mir der Probenanſager. Heut Abend nach der Vorſtellung die erſte Probe. In acht Tagen müſſen 16 Proben gehalten ſein, und dann heraus mit dem Tartüffe! Ganz Paris iſt geſpannt auf das Stück. Alle Logen ſind auf zehn Vorſtellungen vorausbeſtellt. Das Publicum ſtürmt die Kaſſe. Molière hat ſein Meiſterſtück geſchrieben. Madeleine, wir haben keine Zeit zu verlieren. Dein erſtes Debüt! Dein Ruhm, Dein Triumph iſt an den Triumph des Tartüffe gekettet! — (zieht Madeleinen fort.)

Madeleine (verbeugt ſich).

Guten Appetit, meine Herren, zu Ihren kleinen Tartüffes! (mit Matthieu ab.)

Chapelle.

(ſieht Lamoignon ſtarr an).

Tartüffe?

Lamoignon (ebenſo).

Tartüffe?

(Vorhang fällt.)

Leben bedurfte eines Strohhalmes, der ihn ewig vor'm Einschlafen durch Kitzeln sicherte. Mehr war auch Frieda von Landschütz nie für den Stiftshof. Sie blieb wie sie war. Wenn sie mit solchen Studenten und jungen Professoren gehen wollte, die ihr zusagten, so mußte sich's Hans gefallen lassen. Möglich, daß sie an ihm nicht die mindeste Untreue beging, wenn sie ihn auch Tage lang ignorirte. Sie war zu kalt dazu. Aber „unmittelbar" war Alles an ihr, „naturwüchsig", wie man es schon wieder auf der Universität nannte. Sie wußte um ihren Ruhm. Ihre Mutter, das jetzt alternde Rickele, sicherte ihr die Möglichkeit, ganz ihrem Genius zu leben. Der Vater war mit der Zeit ein wenig kindisch geworden.

Constantin's äußere Lage wurde die glänzendste. Außer einer guten Anstellung hatte er auch die Gunst seiner Schwägerin gewonnen. Aurelie von Landschütz, eine Dame, die zehn Jahre älter war als er, vergaß den Baron von Gleichen und schwärmte für Constantin Ulrichs. Constantin, sehr reich geworden, konnte jetzt seiner endlich gewonnenen Ueberzeugung, daß von allen, allen Thatsachen, mit denen sich das „alberne" neunzehnte Jahrhundert quält, nur der Begriff des Comforts der wahrhaft neue und befruchtende Gedanke sei, ganz nach Wohlgefallen leben. Er hielt sich Wagen und Pferde, streckte sich auf Divans und Ottomanen, trieb Blumenzucht in seinen Zimmern und lebte nicht anders als wie ein von einer reichen Frau angebetetes Idol in seiner ganzen Herrlichkeit leben kann. Nicht nur Aurelie lag ihm zu Füßen und küßte, vor aller Welt sogar, seine schönen Hände, Alles, was zu Aureliens hochgestellter Verwandtschaft gehörte, vergötterte den „interessanten" Mann ihrer späten Wahl. Er schrieb auch. Man fand Alles göttlich, urpoetisch an ihm. Der Angebetete ging einen Pfad durch's Leben wie über schwellende Teppiche. Wo er sich anlehnte, fand er den Rücken weich gepolstert. Verzärtelt zu werden war dabei nicht seine Absicht. Er wehrte sich oft mit Gewalt die Ueberfülle seines Glückes ab. Dann sprach er von den Cimbern und Teutonen und drohte sogar mit Trauerspielen voll Kraft und Erhabenheit. Die Stellung eines öffentlichen Anklägers behielt er als eine Art Privatunterhaltung. Mit den Jahren wuchs die Bizarrerie seines

Gemüthes. Verdrießlich wurde er oft bis zum Excess, wälzte sich auf all' seinen Polstern und stieß ungeduldig mit den Füßen gegen Kissen, Menschen, Welt. Es war dann eine halb faustische, halb mephistophelische Stimmung, die ihn ergriff. Er konnte seiner Amtswirksamkeit allen jenen scharfsinnigen Nachdruck geben, den man an seinen Anklagen und Beweisführungen bewunderte; aber dies Nichts der Welt, in stillen Stunden, in schlaflosen Augenblicken quälte es ihn doch. Dann hätte er Alles verwünschen, zerreißen mögen. Schal, unersprießlich erschien ihm und hassenswürdig das Dasein, wie sonst. Der Morgen brachte ihm glücklicherweise auf silbernen Schalen dann wieder des Lebens goldene Aepfel, den geliebten Mocca, seine braunen Regalien und Upmans, er lächelte und war wie immer und immer „liebenswürdig". Man bewunderte seine Grazie, seine Ironie. Zuweilen konnte er sogar ausgelassen sein, besonders wenn seine Gedanken auf die Filzfabrik vor den Thoren kamen. War er verdrießlich gestimmt, mürrisch und übellaunig, so brauchte man nur von „Vater Repse" zu sprechen und behaglich schaukelte er sich in seiner blumigen Orchideen-Existenz.

Noch eine Freude hatte Constantin. Oft lachte er darüber, daß jenes sentimentale Geschlecht, zu welchem Eberhard Ott gehörte, immer in die Lage kommen müßte, Das aufzunehmen, was der Genius fallen ließe. Eberhard hatte dies schon einmal gethan, an den Asterbeeten im Pfarrgarten zu Liederbach. Das zweite Mal — wie konnte sich Constantin darin täuschen, daß noch einst die Pflegerin und Mutter der kleinen Meta Eberhard's zweite Gattin würde? Der Genius verschmäht erst eine Agnes, dann eine Hertha und der Philister nimmt eine Agnes und dann eine Hertha.

Constantin sah vollkommen, was in Eberhard's Seele vorging. Er sah, daß Eberhard unter dem Gedanken, in der That zweimal in die Fußtapfen eines treulosen Freundes zu treten, litt. Constantin legte, bestaunt und bewundert von seinem Weibe, einen Beweis seiner Menschenkenntniß ab, als er einst sagte: „Was es diese Menschen wurmt, die ewig Seitwärtsstehenden sein zu müssen, die Nüchternen und Gestrigen, während wir die Zukunft für uns haben und vom Wirbel

bis zur Zeh' die lebendige Poesie sind!" Constantin fuhr fort: „Hertha pflegt sein Kind! Und ganz mit jenem umständlichen Heroismus, der diese Thörin immer ergriff, ob es sich nun um eine Revolution oder eine Stecknadel handelte. Sie pflegt die kleine Meta nach Lehrbüchern der Pädagogik und liest deshalb Plato und Aristoteles im Urtext. Es kann nicht anders werden, als daß Eberhard eines Tages zu ihr sagt: Hertha, sei mein Weib! Noch wurmt es ihn. Der Stempel des Philisters wird ihm dadurch doch zu fühlbar auf die Stirn gedrückt! Für jene Worte, die ich einst von ihm bei Wingolf's Proceß habe hören müssen, ohne sie unterbrechen zu dürfen, gönn' ich ihm die Qual wie ein trappistischer Tantalus zu lechzen nach den goldenen Früchten über ihm, die er sich kasteit, nicht brechen zu wollen, weil er sie nicht brechen kann."

Aber Constantin Ulrichs betrog sich. Allerdings währte es zwei lange Jahre, bis Eberhard das Gefühl der Beschämung mit dem Gefühl der Dankbarkeit ausgleichen konnte. Da geschah ihm aber Folgendes: Julie von Reisig war mit ihrem Gatten und dessen Kindern in den alten Wohnort zurückgekehrt. Ihre Schwester Aurelie als Constantin's Gattin anzutreffen, that ihr so wenig wohl, daß sie ihrem Drange, alles Widerstrebende auszugleichen, hier zu folgen sich nicht entschließen konnte, sondern die gegenseitigen Verstimmungen ihrer alten Freunde ruhig als begründet gelten ließ. Sie sah aber die Freunde gern in ihren wiedereröffneten Zirkeln und nicht selten zu gleicher Zeit Hertha, Constantin und Aurelia.

Auch Eberhard Ott mußte sie nun kennen lernen, den Vater jenes Kindes, das Hertha erzog, wie die Welt sagte aus Dankbarkeit für die Vertheidigung ihres Vaters. Es war eine große glänzende Gesellschaft, als einst Eberhard zum ersten Mal dies Haus betrat. Die Gegensätze hatten sich ein wenig ausgeglichen, die Leidenschaften etwas gemildert; man vergaß die Parthei ein wenig wieder um des Menschen willen. Constantin und Aurelia wurden erwartet, man erwartete auch Hertha. Jene kamen. Wie lange hatte sie Eberhard nicht gesehen! Der früher Gekommene blickte voll Mitleid auf das seltsame Paar. Constantin blaß, verfallen, offenbar krank, tief zerrüttet. Aurelie gut und wohl-

meinend in Weſen und Blick, unſchön jedoch, hager, dürr, reizlos, trotz ihrer Diamanten fern von jedem gefälligen Eindruck. Conſtantin fühlte den Eindruck und blickte nieder.

Nun erſchien Hertha, Hertha, die von Conſtantin Aufgegebene! Seit zwei Jahren war ſie wie umgewandelt. Die Friſche war ſie und das Leben ſelbſt. Ihr Auge voll blitzenden Feuers, ihre Wange ſanft geröthet, ihre Geſtalt erſt jetzt entwickelt wie nach lang unterdrücktem Wachsthum. Der Ernſt von ehemals war gemildert. Leicht und gefällig gab ſich ihre Bewegung unter den Menſchen. Jeder drängte ſich in ihre Nähe, ſuchte ihren Anblick, ſuchte ihr Geſpräch zu gewinnen. Hertha war die Königin des Abends.

Und hätte ſie es nicht ſein wollen, Julie machte ſie dazu. Julie hob ſie dreimal über die eigene Schweſter. Frauen verſtehen es, zu erhöhen, Frauen verſtehen es, Kronen zu verſchenken, Seſſel aufzuſtellen und Teppiche auszubreiten für die, die nach ihrer Meinung vor der Welt hoch thronen ſollten. Die ſchlaue Veranſtaltung merkt ihr Liebling gar nicht.

Wer war nun der Verſchmähte? Conſtantin, der verdrießlich und abgeſpannt mit Aurelien in einer Zimmerecke ſaß, oder Hertha Wingolf, die allen Augen begehrens-, jedem Herzen liebenswerth erſchien? Eberhard ſtand am folgenden Morgen an Hertha's Seite und plauderte mit Meta, die zu ihren Füßen ſpielte. An derſelben Stelle, wo einſt ein Vater vor dem Bilde ſeines erſten Weibes die Wahl eines zweiten vor der Tochter zu vertheidigen hatte, vernahm dieſelbe Tochter das Bekenntniß der Liebe ebenfalls aus dem Munde eines Witwers! Bebend vor Wonne und Glück wollte ſie reden. Sie konnte nicht. Sie ging an den Schrank, ſchloß dieſen auf, nahm ein Käſtchen heraus, öffnete es und gab Eberhard Conſtantin's Ring, den dieſer einſt für ihn von Agnes empfangen. Indem ſie mit verhaltenem Athem erzählte, was ſich einſt in der einſamen Kammer ihres Herzens zugetragen, als ſie mit dieſem Ringe Eberhard's und eines edlen Mannes Lebensauffaſſung und die Pflichtenwelt kennen gelernt, ſammelte ſie ſich. Eine Thräne entrollte dem Auge des Ueberraſchten dem Andenken an Agnes, die dem Himmel eine tiefe Schuld mit dem Tode bezahlt hatte, ein Blick auf ſein holdes Kind

gab ihm neuen Muth und der Bund der für einander bestimmt gewesenen Herzen war geschlossen.

Die Zeilen, die aus Hertha's Feder und Herzen an ihren Vater flossen, wird sich jedes fühlende Herz ebenso selbst denken können, wie Wingolf's Empfindungen, als er Hertha's Brief empfing und an jenen Abend zurück dachte, wo er einst vor vier Jahren im nächtlichen Dunkel zu seinem abtrünnigen Kinde geschlichen. An eine bloße Genugthuung aber, die ihm aus veränderter Absicht, verändertem Vorsatz wurde, dachte er nicht. Zu gut kannte er an sich selbst die Wandelungen durch die Zeit. Er schrieb seiner Tochter: „Die Zeiten und die Menschen, Alles geht im Ringe, nur daß dabei der ewig gleiche Kreislauf in sanfter Linie wie die Spirale emporsteigt und unser Hoffen mit ihm!"

Die Curstauben.

(1852.)

Erſtes Kapitel.

Blumen und Blüthen aus dem Ghetto.

Lea, oder wie ſie gewöhnlicher genannt wurde, Leontine Simonis, war eine reiche, liebenswürdige junge Jüdin. Klein nur von Geſtalt, feſſelte ſie um ſo lebhafter durch die Zierlichkeit ihrer Formen und vorzugsweiſe durch die Anmuth ihrer lächelnden Geſichtszüge. Friſch von Farbe hoben ſich die lieblich gerundeten Wangen. Die Naſe war von ſeltenem Ebenmaß und wie beim Profil einer Griechin mit der kleinen gedankenvollen Stirn in eine Linie verbunden. Vom germaniſchen Stamm waren Leontinens Augen: blau, ſchwärmeriſch, romantiſch. Die Zähne untadelig und das Haar von einer Fülle, daß der ſchöne Schmuck, aufgelöſt, die Kniee hätte erreichen können. Es gab in der Reſidenz Geſtalten von einer beim erſten Anblick eindrucksvolleren Schönheit, Muſterbilder des Wuchſes und Ebenmaßes der Formen, wenige von Leontinens einſchmeichelndem Zauber im Geſammteindruck.

Und ſie hatte auch den Namen dafür. Die junge Männerwelt ſtreifte am ſogenannten Hohen Graben, dem Quartier der Bankiers, vor den Fenſtern der „ſchönen Simonis", wie man ſie nannte, mit allen Ausdrücken derjenigen Huldigung vorüber, die nur für ein junges Mädchen, das meiſt unter hohen tropiſchen Pflanzen am Fenſter ſtickte oder las, im Aufblick geſunder oder in der Schärfung ſchwacher Augen durch vorwitzige Lorgnetten liegen kann.

Dies war Leontinens äußere Erſcheinung. Nach ihrem

Innern war sie Schwärmerin. Sie übte zuvörderst nur melancholische Musik. In Liedern ohne Worte, in Rêverieen und ähnlich benannten Tonstücken suchte sie die unbestimmte Sehnsucht ihrer Gefühle auszuhauchen. Auch die Poesie der Nationen sprach zu ihrem geistigen Ohr. Sie las Gedichte, als wären es Engelzungen. Ihr leibliches Ohr wurde indessen nur zu sehr, wie sie sagte, von den rauhen Tönen der Wirklichkeit beläſtigt. Ihr Vater, Nathan Simonis, besaß seines Stammes praktische Lebensauffassung. Man konnte von ihm sagen, er hätte des weisen Nathan Namen deshalb getragen, weil, wie der Derwisch sagt, eben seinem Volke der Reiche der Weise ist. Wenn Leontinens Mutter mehr Bildung besessen hätte, würde sie das Leben schon mehr nach dem Geist ihrer Tochter gefaßt haben. Der prächtige Name, den sie ihrem Kinde statt des ursprünglichen Lea zugestanden hatte, war eine Huldigung der guten Frau an die Welt des Schönen, ein Act der Anerkennung wenigstens für manche Sprachkenntnisse, die sich Madame Simonis aus ihrem Jugendunterricht gerettet hatte. Leontinens Brüder, Vettern, Oheime lebten nur unter materiellen Lebensbedingungen, unter Eisenbahnactien, Curszetteln, Bankausweisen; doch sorgte schon die Mutter dafür, daß sich diese Grundlagen ihres zum größten Vertrauen des Publikums behaupteten Namens nicht allzu breit ausdehnen durften. Man ließ sich immer zwischendurch auch auf geistige Fragen, Theater, Musik und die Lieder ohne Worte ein, doch leider mit einem zu kühlen Tone, der Leontinen durch die Seele schnitt. Sie nannte diesen Ton „die kalte Verständigkeit und ihres Volkes Erbtheil". Leontine Simonis war jene einsame Palme aus dem Morgenland ihres Lieblingsdichters Heinrich Heine, nur mit dem Unterschied, daß sie selbst bereits tief im Lande der Fichtenbäume wohnte und unter dem scharfen Luftzuge des Nordens oft, wie sie sagte, unbeschreiblich frieren mußte.

Wir könnten für den Abstich, in welchem Leontine Simonis gegen ihre Umgebung lebte, noch reichere und poetischere Citate geben, wenn wir die Sammlung von Gedichten aufschlügen, die in einer Nebengasse des Hohen Grabens, im Barfußgäßchen Nr. 3, zwei Treppen hoch, in Morgen- und

Zweiter Aufzug.

Vorſaal bei dem Polizeiminiſter. Im Hintergrunde ein Corridor. Vorn Tiſch und mehrere Seſſel.

Erſter Auftritt.

Armande. Lefèvre (eintretend).

Lefèvre.

Iſt es möglich, Fräulein Armande, die erſte Künſtlerin ihres Jahrhunderts, hier im Revier der Polizei? Soll ich Sr. Excellenz, dem Miniſter —

Armande.

Laſſen Sie, Herr Parlamentsrath! Wenn einer der Sträuße, die Sie mir für meine Rollen ſo oft aus Ihrer Loge auf die Bühne geworfen haben, aufrichtig gemeint war, ſo möcht' ich Sie bitten, ſtatt meiner dem Miniſter eine Angelegenheit zu empfehlen, die mich außerordentlich beunruhigt.

Lefèvre.

Ganz Paris kennt das Intereſſe, welches man in den höchſten Kreiſen an Ihnen nimmt. Ich bin gewiß, daß der Miniſter

Abendstunden auf sie gemacht wurden. Ihr Sänger war ein junger Mann, der sie liebte. Er hieß von Haus aus Moses Sancho, doch auch er nannte sich Moritz. Moritz Sancho, wie der Name zeigt, alten portugiesischen Erinnerungen angehörend, war etwas über fünf Jahre älter als Leontine, die bereits zwanzig zählte. Es ist eine schöne Eigenthümlichkeit bei Leontinens Glaubensgenossen, daß sie die jungen Mädchen die Freiheit und die Poesie ihres väterlichen Hauses möglichst lange genießen lassen. So verträumen sie ein glückliches von Liebe gehegtes Dasein im Elternhause, bis sie einem inzwischen meistentheils durch kaufmännische Berechnungen vermittelten Lose anheimfallen. Leontine war eine gefeierte Schönheit; hundert christliche Bewerber würden sich schon längst und schon von ihrem sechzehnten Jahr an für sie gefunden haben; da sie aber unter den Ihrigen, oder wie Moritz Sancho, der Dichter, gesagt haben würde, innerhalb des Ghetto, verheirathet werden mußte, so zog sich die Entscheidung über die Bestimmung ihres Schicksals schon bis in ihr zwanzigstes Lebensjahr hinaus.

Die geheimen Hindernisse, die es für diese Entscheidung innerhalb einer Sphäre, wo man gläubig nur über Eisenbahnen, zweifelnd über Poesie sprach, geben mochte und die sich wahrscheinlich auf einige tausend Gulden mehr oder weniger beim Heirathscontract zurückführen ließen, kennen wir nicht. Leontine ahnte etwas von den unheimlichen Kreisen, die sich manchmal um sie herzogen, bald näher kamen, bald sich entfernten und ihr immer ein tiefes Aufathmen der Freude verursachten, so oft wieder eine Gefahr, ihre Freiheit zu verlieren, vorüber war. Aber glaube man ja nicht, daß Leontine, wenn sie von Freiheit sprach, Ideen hatte im Geiste Ludwig Feuerbach's und unserer materialistischen Philosophie! Sie kümmerte sich zwar mit einem Eifer, mit welchem Jüdinnen so oft junge Christinnen beschämen, um Alles, was auf dem Gedankengebiet neu und anregend war, das aber, was gerade Sie sich Freiheit nannte, das war Musik, Poesie, der milde Schimmer der Sternennächte, das Licht des Mondes, der Ruderschlag auf dem Gold jener italienischen Seen, zu denen sich ihre ganze Seele hingezogen fühlte. Die Freiheit, die sie

meinte, war die unendliche Sehnsucht nach Licht, Schönheit, ein namenloses Zerfließen in Idealen, die sie oft mit irdischen Namen kaum zu benennen wußte, nur geographische wußte sie dafür anzugeben. Für den endlichen Anblick des Comersees z. B. hätte sie alle Heirathsparthieen aufgegeben, von denen um sie her zuweilen geflüstert wurde — ein Flüstern, das ihr stets den Eindruck machte, als wenn sie, sitzend in ihrem Zimmer unter den breiten Blättern eines riesigen Gummibaums, blätternd in Gottfried Kinkel's „Otto der Schütz", vom drei oder vier Zimmer weit entfernten Comptoir ihres Vaters herüber das Ausschütten der Geldsäcke vernahm. Dieser Silberklang war an sich nicht unpoetisch, er war ihr auch keineswegs an sich verhaßt, er war nur etwas so außerordentlich Gewöhnliches. Er drückte ihr das Alltägliche aus. Geldeinnehmen und Geldgewinnen klang ihr so, als wenn sie jeden Morgen lachend beobachten mußte, wie die Mutter den täglichen Küchenzettel mit einer fast contemplativen Mystik erfand.

Leontinens geheimste Gedanken verriethen, daß auf jenem Nachen, der sie durch den Comersee ihrer Ideale trug, Moritz Sancho das Steuerruder führte. Moritz Sancho war Doctor der Philosophie. Von gleicher Schwärmerei wie Leontine Simonis hätte er in der That mit ihr ein Paar gegeben, an welchem Apollo, sowol in Rücksicht auf die Grazien wie die Musen Freude gehabt hätten. Hier hätten sich geistige und körperliche Vorzüge vereinigt. Auch Doctor Sancho besaß alle Merkmale des südlichen Ursprungs seiner Familie. Eine mittlere Figur, zart, schmächtig, behend, wie die Italiener uns bekannt sind und wie wir von Spaniern und Portugiesen die Vorstellung haben. Das braune Auge blitzend von Leidenschaft, öfter noch, infolge germanischer Einflüsse und Mischungen, sich in ein mildes Leuchten und träumerisches Umirren verlierend. Letzteres war sogar ihr gewöhnlicher Ausdruck und mußte etwas Anziehendes und Gewinnendes für Jeden haben. Sancho's Erscheinung war, was man interessant nennt. Selbstgefühl konnte nicht fehlen — werden doch ausdrücklich die Juden darauf erzogen, die Freude und der Stolz der Ihrigen zu sein — aber eine ausgesuchte Bildung hatte über —

den Stolz des jungen Mannes auch die Formen der Grazie gelegt. Sancho's Selbstgefühl verletzte nicht. Diese Eigenschaft sollte ihm nur Schwung, nur vertrauenerweckende Haltung geben. Wenn der junge Doctor in einen Salon trat, mußte er die Herzen gewinnen. Sein blasses Antlitz, das glänzend schwarze Haar, der tief von innen kommende Blick aus den schwarz beschatteten Augen, all' jene Eigenthümlichkeiten nazarenischer Schönheit, von denen wir undankbaren Christen nur zu oft vergessen, daß sie die Vorbilder jener Gestalten sind, die wir auf Gemälden zu Gegenständen unserer Anbetung gemacht haben, waren reichlich in der Erscheinung dieses jungen Mannes vorhanden, der sich zu den Vorzügen seines südlichen Temperaments die Ergebnisse der germanischen Romantik zu eigen gemacht hatte. Wie sich Heinrich Heine — auch ihm sein Lieblingsdichter — vorzugsweise vom Judenthum dadurch zu befreien gesucht hat, daß er eine etwas zu weit getriebene und nur äußerliche Verehrung vor unserer romantischen Märchenwelt zur Schau stellte, so kann man sich auch beim Israeliten wol ein nach innen gehendes wirkliches Verschmelzen mit dem Charakter germanischer Poesie denken, ein gläubiges und im Gemüth ergriffenes Heimathsgefühl unter dem Bann der schönen Lorelei, unter dem Zauber der Nibelungen, sogar unter dem Einfluß der christlichen Baukunst und Malerei. Moritz Sancho gehörte ganz zu jenen germanischen Juden des Doctor Gabriel Rießer in Hamburg, der so viel für die Emancipation gethan. Er dichtete von Blumen, Sternen, Sonnen, Palmen, Mondscheinnächten vielleicht ohne Berechtigung eines Sitzes auf dem Parnaß, aber er ironisirte diese seine neue Heimath nicht, sank nicht, wie Heinrich Heine, von Lotosblumen und Feenträumen zu Schalet-Witzen herab. Wir wollen keine Kritik über die Poesieen Doctor Sancho's schreiben. Jeder Vers, der einem Mädchen huldigt, das man in Wahrheit liebt, steht an und für sich den Gedichten Petrarca's nahe, und Leontine belohnte ihren Sänger freundlicher als jenen seine kalte Laura.

Wie sich die Herzen dieser beiden Liebenden gefunden hatten, ist schwer zu sagen. Das Barfußgäßchen ist nur in seinen auf den Hohen Graben mündenden ersten Häusern so

gelegen, daß Leontine allenfalls die glühenden Blicke des Doctors am Versengtwerden ihrer Lectüre unter den Blumen hätte bemerken können. Aber die Hausnummer „drei" giebt mit dem Hause ihres Vaters einen stumpfen Winkel. Auch das Ausschütten der Geldsäcke im Parterre-Comptoir hatte den Doctor nicht begeistert. Er war arm, sehr arm — sein Vater hatte sich in einer großen Hansastadt vom einfachen, auf einer Karre handelnden Büchertrödler mühevoll und mehr aus Liebe zu seinem gabenreichen Sohn, als aus eigenem Triebe nach Vervornehmung seines Daseins, zum Besitzer einer „antiquarischen Buchhandlnng" emporgeschwungen — aber materielle Berechnungen lagen ihm fern. Moritz Sancho hatte Philosophie studirt und zwar auf das Schöne und Wahre im Allgemeinen hin, zugleich freilich in Hoffnung, die deutsche Nation würde sich binnen Kurzem zu einem möglichst idealen und freien Leben entwickeln und wenigstens von den Professoren der Aesthetik, die man bei Universitäten anstellt, keinen Taufschein mehr verlangen. Er hatte auch den andern Glauben an einen kommenden gewissen idealen Umschwung seiner eigenen Glaubensgenossen — manche sprachen allerdings in diesem Betracht von Köhlerglauben — waren aber nicht genug große Geister der Wissenschaften und Künste aus dem Kreise, den er den Ghetto nannte, hervorgegangen? Konnte es durch Vorgänge, die schon stattfanden, nicht sanctionirt werden, daß der schöne, liebenswürdige, geistreiche, mit der Zeit auch berühmte Doctor der Philosophie Moritz Sancho die schöne Leontine Simonis, den Augapfel ihrer Eltern, wirklich heimführte?

Auf diesen Glauben hin dichtete und liebte wenigstens der Eine und duldete seine Anbetung die Andere. Der junge Doctor war ungeachtet seines Vaters, der daheim mit den gangbarsten alten Schulbüchern handelte, in die vornehmere Gesellschaft seines Glaubens eingeführt und außerordentlich gern gesehen, namentlich von Madame Simonis, protegirt sogar vom Vater und von den Brüdern Leontinens. Alles hatte ihn gern; wenigstens berichteten ihm die Brüder Leontinens liebevoll, wenn irgendwo über ihn eine ungünstige Recension zu lesen war. Der Doctor war nicht nur äußerlich

dem Hauſe willkommen und eine gern geſehene Folie des Werthes, den ſich jedes Mitglied deſſelben ſelbſt zuſchreiben durfte, ſondern Leontine liebte ihn auch. Sie erwiderte auf Bällen beim Tanz ſeinen Händedruck, ſie verrieth ihm die Thränen der Freude nicht, die ihr in das dunkelblaue Auge traten, wenn der Freund ein Gedicht in ihr Stickereikörbchen ſchob; ſie duldete, daß er im raſchen Benutzen einer günſtigen Gelegenheit ihre Hand küßte, dieſe ſchöne Hand, die ſogar zuweilen ſelbſt einen Vers verſuchte, Phantaſieen in ihr Tagebuch ſchrieb und ihren Freund das, was auch ſie von den Sternen, den Mondnächten und den Gondelfahrten auf dem Comerſee träumte, leſen ließ.

So verfloſſen einige Jahre des zarteſten Seelenaustauſches, und Moritz Sancho hatte ein Recht zu hoffen, dieſe Verbindung würde ihm die Muße ſchaffen, einſt der deutſchen Nation unſterbliche, gereifte, gründlich gefeilte Werke anbieten zu können, ein Recht zu hoffen, er würde die Summe alles Dichterglücks gewinnen, ſeine Muſe dicht nebenan in ſeinen Zimmern in ſeinem angetrauten Weibe ſelbſt zu beſitzen und zugleich, wie er es ſeinem alten Vater in deſſen Sprache ausdrückte, eine glänzende Parthie zu machen.

Ein heißer Sommer führte faſt die ganze Familie des Herrn Simonis in ein Bad. Vom Bade aus machte man noch eine Rheinreiſe. Als Leontine mit ihren Eltern zurückkehrte, hatte Moritz gerade die Abſicht, ſeinen alten Vater zu beſuchen. So gab es eine Trennung von länger als einem Vierteljahre. Von einem Briefwechſel konnte keine Rede ſein. Leontine hätte kaum gewagt, eine Zeile anzunehmen, die ihr von Sancho auf poſtaliſchem Wege zugekommen wäre. Alles das verſtand ſich von ſelbſt. Sancho täuſchte ſich keineswegs über die Schwierigkeiten ſeines Vorhabens. Er wußte, daß ihm ſein Herz eine faſt unerreichbare Aufgabe geſtellt hatte und daß ihm allein durch ein langes Dulden und langes Werben, wie dem Jakob um ſeine Rahel, möglich werden würde, den einzigen Gedanken, der ihn nächſt ſeinem Ruhme erfüllte, zur Reife zu bringen. Dieſer Ruhm, die Sehnſucht ſogar, ſeinem alten Vater einſt noch Werke von ſich zu zeigen, die nicht bereits im zweiten Jahre ihres Erſcheinens

zu herabgesetzten Preisen verkauft wurden, trat sogar vorläufig gegen seine Liebe in den Hintergrund.

Wie gewaltig und furchtbar mußte es ihn daher zu Boden schmettern, als er eines schönen Herbstmorgens in die große Residenz zurückkehrte und die Nachricht empfing, Leontine Simonis wäre die verlobte Braut eines fremden Mannes geworden, der um sie angehalten und sie nach den im Ghetto üblichen, formell-finanziellen Weitläufigkeiten als ihm baldigst zu vermählende Gattin gewonnen hätte! Er war in Verzweiflung. Sein Lebensfrühling war wie von einem Sturme geknickt. Das Gerücht war kein Gerücht; er sah die Verlobungskarte, sah dies verhängnißvolle glänzende kleine Blatt, das inzwischen auch ihm geschickt worden war. Leontine verlobt! Mit einem fremden reichen Manne! Wahrheit, Wahrheit war's! Er schloß sich in sein Zimmer ein und — weinte.

An Sammlung, Fassung war nicht zu denken. Er ging nicht aus, schon vor Furcht, man möchte ihm begegnen, möchte mit ihm von dieser Verbindung sprechen und seiner getäuschten Hoffnungen mit jener zweideutigen Theilnahme, die ihre Schadenfreude wenig verbergen kann, gedenken; er ging nicht aus, weil er vollständig krank wurde. Einen Anblick bot er, der Mitleid erregte. Er aß und trank nicht. Er saß starr und stützte nur das Haupt auf. Sein Bart wuchs, wie nach den Vorschriften der Trauer, die seinem Volke geboten sind. Das Feuer seiner Augen erlosch. Er saß stumm und stumpf. Seine Besinnung war nur Wehmuth, die ihn vollends ohnmächtig zu jedem Entschlusse machte. Es rührte ihn Alles und der Gedanke an ihn selbst am meisten. Seine neuesten Gedichte, die in so schönem Goldschnitt neben ihm sauber abgeschrieben und zur Veröffentlichung bereit lagen, blickten ihn wie bittend, auch ihrerseits vollständig hülflos, nicht einmal mitleidig und tröstend an. Bedurften denn nicht auch sie erst des Fortkommens in dieser kalten Welt, bis sie, ihrerseits anerkannt, auch Anderen Trost spenden konnten? Alles stand so still, so geisterhaft um ihn her. Nur diese Verlobungskarte war das einzige, das redete. Sie schwatzte denn aber auch und lachte oder, wie sein Ideal Heinrich Heine gesagt haben würde, „kicherte" schadenfroh genug.

Wie in Dämmerung gehüllt saß Sancho einen Tag und noch den zweiten halb. Die Sonne schien nicht und doch ließ er alle Vorhänge nieder, nur um nichts zu sehen, als seinen Schmerz, der noch kein Goethe'scher, die Poesie befruchtender Schmerz war. Er stöhnte nur unartikulirte Laute. Vom Sopha warf er sich bald auf seine drei alten gepolsterten Stühle mit Kattunüberzügen, bald auf sein hartes Bett, bald wieder auf das noch härtere Sopha. Immer trieb ihn der Schmerz wieder auf. Seine Nachbarn mußten seine Seufzer hören, sie glichen dem Schnarchen eines Schlafenden. Was er fühlte, das war der bekannte furchtbare Druck, den der Mensch, wenn er Unglück hat, auf dem Sonnengeflecht dicht in der Gegend des Magens fühlt, derselbe Druck, der uns das Leben in jener Schalheit und Unersprießlichkeit empfinden läßt, die Hamlet fühlte, als er sich tödten wollte und wiederum, um ganz vergessen zu können, doch auch den Tod für keinen ausreichenden Ausweg erklärte; jener Druck, der uns in solchen Fällen physisch nur dann nicht zerstört, wenn wir damit eine entsprechende Diät und den Genuß nur von etwas Suppe verbinden.

„Na, was haben Sie denn, Doctor?" fragte seine Wirthin und pflegte ihn mit heißem Thee und zuthunlichster Liebe und erfuhr seinen ganzen Schmerz.

So freundliche Frauenworte und Frauenhülfe lindern schon gar sehr.

Am zweiten Tage Abends mußte er sich sagen: Es giebt im Menschengemüth wunderbare Heilquellen! Sie fließen ach! so geheimnißvoll, so unbekannt und so räthselhaft! Eigentlich wissen wir nicht, wo sie herkommen, wissen nicht, wo den furchtbaren Druck des Kummers plötzlich von unten her irgend ein treu Geheimes so hemmt, so emporhebt! Man vergeht noch eben im Schmerz vor Durst und plötzlich sickert ein Trost herauf wie in der Wüste! Es wird uns warm an irgend einer Stelle, vielleicht im Auge, oder es klingt ein Rauschen am Ohr, vielleicht ein Heimathsgefühl, vielleicht eine Jugenderinnerung! Gewiß, gewiß ist es Heimath und Jugend, die dann wie plötzlich lebendig bei unserm Schmerz anpochen; wir machen auf und sehen Eltern und Geschwister, denen wir

trotz aller Verachtung der Welt die alten geblieben sind. Wir fühlen, daß es selbst von schattenhaften Todten wie eine belebende Wärme uns entgegenströmen kann! Die Heilkraft der Natur ist ein Geschenk des Himmels, wofür wir knieend zu danken haben! Sie bewahrt uns vor Verzweiflung, sie reicht uns in düsterster Finsterniß die warme treue Hand des unsichtbaren Führers, der uns schon so manches Jahr gehalten hat! Diese Hand läßt uns sogar von unserm Kummer reifer erstehen, als wir uns mit tausend geistigen Schmerzen niederlegten. Dann ergreift ein Vater die Feder und schreibt seinen Kindern, oder eine Mutter nimmt ein Briefblatt und schreibt einer Freundin, und hier ergriff ein Sohn die Feder und schrieb an seinen alten Vater Levi Ezechiel Sancho, Bücherhändler einst auf der Karre, jetzt in einem Laden nicht weit von der lateinischen Schule der alten Hansastadt, einen Brief mit der schlichten Anrede: „Lieber Vater!" und mit der schlichten Unterschrift: „Dein treuer Moses", und die einfachste Sprache, deren Inhalt zwar dem Vater großen Kummer bereiten mußte, wurde doch zur Stärkung für den Sohn. Und als er hierauf Licht angezündet und das Siegelwachs erwärmt und die Adresse auf den zusammengelegten Brief geschrieben hatte und damit noch spät Abends zur Post ging, wurde es Sancho leichter zu Muth. Es half ja eben nichts! In vier Wochen gab es keine Leontine Simonis mehr, sondern nur noch eine Leontine Herz.

Leontine hatte ihren Eltern die größte Freude bereitet. Einmal, daß sie sich nach einigem Weigern in Pyrmont überraschend schnell zu dieser Parthie entschloß, sodann, daß sie bei den Heirathspacten es durchsetzte, daß ihr Gemahl unter allen Umständen in die Residenz ziehen mußte. Der Schwiegersohn, Michael Herz, hatte früher in einer andern Residenz unsers residenzreichen Vaterlandes gewohnt und war daselbst der Sohn eines Hoffinanzagenten und ein außerordentlich geschliffener, weit schon in der Welt herumgekommener Geschäftsmann. Er hatte — doch es wird nothwendig sein, diesem Gemahl Leontinens mindestens dieselbe Aufmerksamkeit zu schenken, wie wir sie dem Doctor Moritz Sancho schenkten, der sich durch das Studium der Künste und Wissenschaften

einſtweilen für ſeinen Verluſt zu tröſten ſuchen wird. Was er erlebt hatte, gehörte ja eben zu jenen „alten Geſchichten“ ſeines Freundes Heine, die ſich täglich ereignen und nur dem verſtändlich ſind, dem ſie „juſt paſſiren“.

Zweites Kapitel.

Michael Herz.

Michael Herz konnte man beim erſten Anblick für dasjenige halten, was man mit den triſtigſten Gründen eine „gemeine Geldſeele“ nennt. Sein Aeußeres deutete auf höchſt „ſchäbige“ Grundſätze. Er war klein, nicht gerade häßlich, aber auch nicht im mindeſten anziehend, auf alle Fälle für die Rolle eines Schiffers auf dem Comerſee der Ideale in jeder Beziehung ungeeignet. Er hatte ſtechende Augen, eine große Stirn, die an den Schläfen ſchon graue, auf dem Scheitel gar keine Haare mehr zeigte. Er trug einen großen modernen Bart, den er nur im erſten Jahr ſeiner Ehe mit einiger Sorgfalt pflegte und färbte, ſpäter vernachläſſigte er ihn und ließ ihn getroſt in Melange ſpielen; nur zuweilen, wenn die Schwiegereltern ein Diner gaben oder das junge Paar irgendwo ſtandesgemäß ausgebeten war, machte er ihn noch zum Gegenſtand philokomiſcher Studien. Seine Geſichtszüge waren mager, ſtark mit Furchen durchzogen. Sein Gang, wenn er mit der Cigarre auf ſein in einem entlegenen Theil der Stadt befindliches Comptoir wanderte — er hatte ſich neben dem ſich von ſelbſt verſtehenden Börſenſpiel eine kleine induſtrielle Speculation faſt mehr zur Unterhaltung als aus Bedürfniß zugelegt — war von den Grazien verlaſſen und zeichnete ſich nur durch eine Art nonchalanter Sicherheit aus.

Sicherheit war überhaupt der Charakter ſeines ganzen Weſens. Er war ſo ſicher in ſich ſelbſt, daß er ſogar Witz und Scharfſinn geltend machen konnte. Mannigfach hatte er ſchon die Welt kennen lernen und Vieles beobachtet. Michael

Herz trieb Nationalökonomie, höhern Mercantilismus, Freihandel, Politik und zeigte innerhalb dieser Sphäre sogar die ihm sonst fehlende Leidenschaft. Endlich würde man ihm durchaus himmelschreiendes Unrecht anthun, wenn man ihn etwa einen Verächter des Schönen genannt hätte. In den Wissenschaften hatte er solide Grundlagen gelegt. In Morgenstunden las er vielerlei und oft bis spät in die Nacht. Am liebsten Englisch und Französisch. Der Geschmack seiner alten und neuen Freunde war nicht immer der seinige. Anfangs lächelte er über die Schwärmerei seiner verlobten Braut, aber auch über die scherzhaften Einfälle der Oberflächlichkeit, die dem Witz eben auch Alles opfern wollte. Er ließ sich die Späße munden, die auf der Börse am glücklichsten zufällig, minder glücklich privilegirt gemacht werden; mit banalen Phrasen war bei ihm keineswegs Alles abgethan. Michael Herz forschte den Quellen nach. Vieles auf der Börse Bespöttelte erfüllte ihn mit Achtung, wenn er auch scheinbar die Abneigung dagegen theilte, die dem Geschäftsmann zukommen soll.

Wir fürchten zu weitläufig zu werden, wenn wir fortfahren wollten, diese Eigenthümlichkeiten weiter zu zergliedern. Nur noch die eine Eigenschaft wollen wir erwähnen, daß Herz in den ersten gröbern Umrissen seiner Toilette genau war, den Luxus der weißen Wäsche und die, wie man sagen könnte, Pedanterie der Reinlichkeit bis zum Excess trieb und nur im übrigen elegantern Theil der Toilette, in Westen, Halsbinden, Shlips, Röcken und Paletots den Cyniker spielte. Ein Paar schwarze doppelnähtige Handschuhe trug er oft mehrere Monate. Und schon vor seiner Ehe pflegte er zu sagen: „Ich war einige Jahre in Paris und London Elegant und habe zu dem Ende die unsinnigsten Depensen gemacht. Ich putzte mich heraus, als hätte es keine Antikensammlung im Louvre gegeben, keinen Antinous. Ich bildete mir ein, mit neuen Cravatten, seidenen Westen, Shlipsen, Burnussen, Abdelkaders und troddelbehängten Paletots unwiderstehlich zu sein, und merkte nicht, daß jede Grisette über mich lachte. Meine pygmäische Figur, mein confiscirtes Gesicht, meine Policinell-Manieren, nichts von Alledem ließ sich durch die Rechnungen

keine Gelegenheit vorübergehen läßt, Ihnen dienen zu können. Soll ich nicht —

Armande.

Nein, nein, Herr Lefèvre! Sie können ſtatt meiner reden! (Bei Seite) Molière iſt auf die ganze Welt eiferſüchtig....

Lefèvre (bei Seite).

Sie wird vom König protegirt, was bedarf ſie des Miniſters? ....

Armande.

Sie wiſſen, Herr Lefèvre, daß Molière die Abſicht hat, binnen drei Tagen ſein neues Luſtſpiel aufzuführen.

Lefèvre.

Bis zur Rückkehr des Königs — den Tartüffe, von dem ſchon ganz Paris erfüllt iſt. Se. Majeſtät wird entzückt ſein, Sie wieder zu ſehen —

Armande.

Es wird Ihnen nicht unbekannt ſein, daß dies meiſterhafte Werk einen Gegenſtand behandelt —

Lefèvre.

Der meinem unglücklichen Freunde Chapelle geſtohlen wurde. Sind Sie wegen dieſes Diebſtahls hier bei der Polizei?

Armande.

Chapelle? Davon weiß ich nichts. Aber in der That bin ich hier wegen eines Diebſtahls.

Lefèvre.

Hat man Ihnen Ihr Herz geſtohlen? Das würde den König ſehr unglücklich machen....

der erſten Schneider und Modehändler verbeſſern. Für jährlich dreitauſend Francs glaubt' ich ein Adonis zu ſein und war ohne Zweifel nur ein unfreiwilliger Komiker. Seitdem habe ich dieſe Methode, Intereſſe zu erregen, aufgegeben. Ja, ich fing an, gerade da erſt Eindruck zu machen, als ich jeden Rock ſo lange trug, bis ſich eine hellere Schattirung an den Ellenbogenſpitzen einſtellte. Meine Ehe fange ich wahrſcheinlich auch einſt mit dem Syſtem der Adoniſirung an. Komme ich aber zu meiner Frau zum Kaffee, in einem Schlafrock von blauem Sammet, mit gelben Schnüren und hängenden Troddeln, komme ich mit einem türkiſchen Fes von rother Seide mit ſilbernen Franſen, und erlebe nicht, daß ſie augenblicklich in Ohnmacht fällt, ſo will ich mich anheiſchig machen, zeitlebens im Hauſe den Hanswurſt zu ſpielen. Aber nein, meine Lieblingstoilette, grau in grau, wird mich ihr vorläufig im Comptoir bedeutender erſcheinen laſſen. Auch werden gute Cigarren meinen Eindruck zu unterſtützen genügen, und eines Tages wird ſie mich lieben, ſogar wenn man mich eine lebendige Mumie nennt und mich für unwürdig erklärt des Beſitzes einer jungen blühenden Frau, die eine Haut wie Pfirſiche hat."

Sollte ſich Leontine Simonis in die Natur eines ſolchen Gemahls haben finden können? Sind hier keine Kämpfe vorgekommen? Ging die Verſtändigung in gemüthlicher Gewöhnung von ſtatten? Laſſen wir die Thatſachen ſprechen. Schon in Pyrmont verrieth Leontine, wie wenig Michael Herz der Mann ihres Herzens war. Der ſcharfblickende, ſchon lange in die dreißiger Jahre eingerückte Mann bemerkte eine ihm, wenn auch nicht bis zur Verweigerung der Hand, doch bis zu einer gewiſſen ſogleich vernehmbaren Diſſonanz ungünſtige Stimmung. In Pyrmont und ſpäter in der Reſidenz, wo das Elternpaar Leontinens wohnte, hatte er einige Sorgfalt auf ſich verwendet; ſein Schickſal war aber eben das, geringfügig zu erſcheinen, wenn er es Andern an Sorgfalt und Geſchmack nachthun wollte. Sich ſo zu geben, wie es ſein zweites Pariſer Syſtem war, konnte er noch der Eltern und der Neuheit wegen nicht wagen. Beſaß er doch auch Ehrgeiz. Nicht den Ehrgeiz, ſich ſchwärmeriſch geliebt ſehen zu wollen;

er beſaß den Ehrgeiz, ſeiner Gattin nicht zu geſtatten, daß ſie ſich ihm gegenüber als etwas Apartes gab, daß ſie eine Welt für ſich beanſpruchte, ein Daſein für ſich oder wenigſtens eine Lebensauffaſſung bedeutenderer Art, in welche er wie in ein Heiligthum nicht eintreten durfte. Da phantaſirte Leontine am Flügel in ſchwärmeriſchen Accorden! Sprach von Büchern, die er allerdings nie geleſen, auch nicht leſen mochte, ſo ſchön ſie in Goldſchnitt eingebunden auf den Tiſchdecken der Zimmer lagen! Aber Ihm ein „Deine Welt iſt das Comptoir!“? Leontine ſprach Franzöſiſch und Engliſch lange nicht mit jener Gewandtheit, die ihm wünſchenswerth erſchien, um ſo mehr, da er Pläne hegte, vielleicht in Zukunft im Ausland zu wohnen und Geſchäfte an Handelsplätzen zu machen, wo man die Chancen in erſter Hand hat. Ihr ganzes Weſen war ihm zu zerfloſſen und ſentimental. Und was bei Allzugefühlvollen immer der geheime Schaden iſt, es entging ſeinem Scharfſinn nicht, daß dieſer Schwärmerei eine große, ihm gefährliche Einbildung von ſich ſelbſt zum Grunde lag. Michael Herz erfuhr dann auch von dem Verhältniß zu Doctor Moritz Sancho.

Freilich hatte man ihm nicht ſagen können, daß zwiſchen dieſem jungen Geiehrten und ſeiner Verlobten ein Band gegenſeitiger Verpflichtung beſtand, aber die Art, wie die Eltern dieſen Namen aus den Liſten der Einladungen ſtrichen, die ſatyriſchen Anmerkungen, womit Leontinens Brüder den dichteriſchen Genius des ſchönen und, wie er bemerkte, in der Geſellſchaft bevorzugten jungen Mannes zur Erwähnung brachten, öffneten ihm die Augen. Unverkennbar wurde ihm, daß ihm Leontine auf dieſem Wege geiſtiger Untreue, den ſie ſchon einſchlug, eine Zukunft bereiten würde, die ihn auf die Stufe der geduldeten Ehemänner ſtellte. Ehrgeiz kämpfte dagegen bei ihm eben ſo ſehr an, als wirkliche Liebe. Er hatte an ſeinem Weibe Gefallen. Er liebte Leontinen. Denn gerade die Verſchiedenartigkeit ihres Weſens von dem ſeinigen hatte ihn angezogen. Mußte er freilich nach ſeinem Syſtem ihre Entzückungen über den geſtirnten Himmel und die Mondſcheinnächte auf dem Comerſee thöricht finden, ſo haben doch zu allen Zeiten, ſelbſt auf die Verſtändigſten ſolche poetiſche Manifeſtationen verlockend und anziehend gewirkt. Er

beherrſchte ſich; er verrieth nicht, was er fühlte. Die tiefe geiſtige Ablehnung, die in „Madame Michael Herz" für ihn lebte, that ihm wehe. Er ſann hin und her, wie er es durchſetzen ſollte, daß ſich Leontinens Seele in ihm zurechtfände, auch ihn und ſein Lebensprincip gelten ließe und ſich von ihrem, für ſich nannte er es ſo, dummen, geiſtigen und gefühligen Vornehmerſeinwollen trennte. Er zweifelte nicht, daß die äußere Treue ſeines Weibes unverletzt blieb; aber das hinderte nicht, daß er ſich unglücklich fühlte und nicht vor ſeinen Verwandten daheim mit derjenigen Miene beſtand, die ſie an ihm zu ſehen wünſchten.

Die Hochzeitreiſe hatte das Gute gehabt, daß wenigſtens Leontine etwas Achtung vor ihres Mannes praktiſcher Umſicht gewann. Sie erkannte ſehr bald, daß ein ſo ſicheres und durchaus nicht vorlautes oder eine zartere Natur in Verlegenheit bringendes Auftreten in Gaſthöfen und auf Eiſenbahnen, wie Michael Herz es eigen war, nur die Folge der Lebenserfahrung und Weltroutine ſein konnte, und zuweilen gewann es ihr eine Art Bewunderung ab, wie ſicher und planmäßig dieſe Reiſe nach der Schweiz und den ſchönſten Theilen des deutſchen Oeſterreich angeordnet war im Vergleich zu dem Geſchrei und dem Durcheinander, wenn ſie mit ihren Eltern reiſte. Auf einer ſo kurzen Fahrt wie nach Pyrmont war ſie jährlich gewohnt geweſen, daß die Familie Simonis drei Rückenkiſſen und eben ſo viel Handtaſchen da und dort hatte liegen laſſen, mitten im Fluge des Dampfwagens von Anhalten ſprach, nach allen Conducteuren rief und ſich nicht ſelten entſchließen mußte, um geſtickte Sacktücher und lederne Luftkiſſen telegraphiſche Depeſchen hin- und herſpielen zu laſſen. Dieſe bodenloſe Unſicherheit, dieſe mitten im ſchönſten Genuſſe bei ihren elterlichen Reiſen vorkommenden Aufſchreie und Schrecken aller Art fielen bei Michael Herz weg. Das junge Ehepaar reiſte allein, nur in Begleitung einer einzigen Dienerin und Alles ging vortrefflich. Michael rauchte ſeine Cigarren, fand, was man beſichtigte, mehr oder minder merkwürdig und verbreitete ein ſo behagliches Gefühl der Sicherheit, daß ſie ihm im Stillen das Zugeſtändniß wenigſtens eines praktiſchen Mannes, mit dem ſich leben ließ, nicht verweigern konnte.

Nach Hause zurückgekehrt, stellte sich freilich das Gewonnene bald in Frage. Den Schwiegereltern machte der Gatte nicht Effect genug, und als endlich ein Sohn geboren war und es nun erst recht den Anschein hatte, als wenn Leontine mit jetzt noch gesteigerter Gleichgültigkeit für ihn und sein Bedürfen nach Gemüthlichkeit sich wieder alleinstellen und die Nahrung ihres geistigen Seins aus tausend anderen Hülfsquellen, und wol gar aus Bekanntschaften mit Männern im Geschmack Moritz Sancho's, nur nicht aus ihm suchen würde, da nahm er sich vor, dieser Gefahr der Unterordnung ein für allemal zu begegnen.

Wie begegnet nun ein Mann der möglichen Untreue seiner Frau? Es ist eine Aufgabe für die Psychologie.

Ein ernstes oder wol gar gemüthliches Wort mit Leontinen, eine Bitte um Verständigung, die Betheuerung seiner Liebe — ach! das schien ihm höchst gefährlich, war auch seinem Charakter widersprechend und würde nichts gefruchtet, das Uebel nur ärger gemacht haben. Denn, sagte er sich, wie selten überlegen die Männer, daß sie mit Allem, was sie sozusagen um Gottes willen von ihren Frauen verlangen, Fiasco machen! Die Lehre vom Hebel sagt uns schon, daß wir die Mittel, Wirkungen hervorzubringen, nicht an der Stelle suchen müssen, wo die Wirkungen selbst stattfinden sollen. Die Liebe und die ganze Hingebung einer Frau muß an einer andern Stelle hervorgebracht werden, als auf dem Boden, wo man sich ihr allenfalls zu Füßen wirft! Er sann, was beginnen. Und es war Zeit. Die Zerstreuungssucht seiner Gattin war im besten Zuge. Das Zerfließen, Schwärmen, Musiciren, Lesen nahm kein Ende. Alles hatte den Anstrich einer geistreichen Vornehmheit und exclusiven Nichtachtung seiner kleinen Person angenommen; er mochte nicht spotten, reizen, opponiren, z. B. in der Zukunftsmusikfrage, wo sich seine Gattin wie eine Närrin gebehrdete, aber ein Ende nehmen mußte dieser Zustand doch. Er durfte sich wahrhaftig sagen, daß sein Wesen der Mühe schon werth war, erforscht und zur Richtschnur des Hauses genommen zu werden. Er wollte Vertraulichkeit, Herzlichkeit, Hingebung desselben Gemüthes, daß sich für Alles in der Welt erwärmen konnte, nur nicht für ihn.

Um zu diesem Ziele zu gelangen, verfiel er auf ein in dieser Art gewiß selten mit Bewußtsein ausgeführtes, wenn auch wol schon vorgekommenes Mittel. Er impfte seiner Gattin eine andere Leidenschaft ein.

Michael Herz sagte sich: Es muß etwas in Leontinens Seele einziehen, was Kraft genug besitzt, die bösen Geister der Eitelkeit, des geistigen Hochmuths und der Gefühlsschwelgerei zu bannen! „Vernunft"! Ein schönes Wort! Unmittelbar läßt sie sich Keinem einreden. Zank und Lärm sind verdrießlich; die Nachbarn haben den meisten Vortheil davon. Eine Vorspiegelung, daß wir uns einzuschränken hätten, könnte meinem Credit schaden. Ueberhaupt wird Alles vergebens sein, was etwa aussieht wie die Nothwendigkeit: Leontine sollte in sich eine Tugend ausbilden, ein System ändern. Gott, was sind „Tugenden"! Meist nur die Resultate glücklich zusammentreffender Umstände. Das Beste ist, was uns angeboren wurde. Wo das Angeborene nicht gut ist, da muß man sich eingestehen: auf die Tugend hin erziehen kann man gar nicht! Nur den Unarten kann man begegnen oder den Unarten eine bessere Wendung geben. Und wie begegnet man den Unarten? Ich denke — so wie man Krankheiten bekämpft. Die Arzneikunde giebt Aufschlüsse darüber. Um den Verheerungen ansteckender Krankheiten zu begegnen, impft man dazu die Neigung ein. Man giebt Gift, um Gift auszutreiben. Das Gift würde einen gesunden Zustand zerstören, aber einen kranken heilt es. Das Gift und die Krankheit kommen in Conflict und über dem Kampf beider Gegensätze gewinnt die Heilkraft der Natur hinlänglich Oberhand, um sich zwischen beide Mächte werfen und ihrem Streit durch die wiedererwachte Gesundheit ein Ende machen zu können!

Also philosophirte Herz. Und darauf hin impfte er seiner Gattin etwas nicht besonders Schlimmes, aber auch nicht besonders Gutes ein, nämlich — den Geiz.

Er hatte bemerkt, daß seine Frau nicht das mindeste Talent zur Wirthschaftlichkeit besaß. Man hatte ihr den Bestand eines Hauswesens so bequem als möglich eingerichtet. Es war ihr in ihrem Hauswesen eine Maschine übergeben worden, die, einmal angestoßen und durch das aufgeschüttete

Wochengeld in Bewegung gesetzt, seit geraumer Zeit wie von selbst ging. Und doch war ihm an Leontinen aufgefallen, daß sie einen gewissen Charakterzug nicht gerade des Neides oder der Mißgunst, doch etwas dem Aehnliches an sich entdecken ließ. Und richtiger ausgedrückt war diese Eigenschaft vielleicht nur eine angeborene Gerechtigkeitsliebe. Sie hatte Sinn für das Maß, das Billige, Gerechte. Diese Anlage brachte ihr Schönheitssinn mit sich. Schon bei den Eltern polterte sie oft in's Wirthschaftliche hinein, und später fiel es Michael auf, daß Leontine, wenn es bei ihnen Gesellschaft gegeben hatte, die Speisen, die man abtrug, er hätte sagen mögen, listig überwachte und von bessern Gerichten nur geringe Antheile oder nichts an die Dienstboten gab. Ihm selbst, der einen angeborenen großmüthigen Sinn hatte, waren bei erster Beobachtung diese kleinen Charakterzüge unangenehm. Er schalt darüber oder verlachte Leontinen. Bei ernsterer Ueberlegung entdeckte er, daß hier einem Fehler scheinbarer Mißgunst ein guter Trieb zum Grunde lag, der in Leontinens Erziehung nicht ausgebildet worden war. Das junge Mädchen hatte Notentakte, nicht Geld zählen lernen, und doch hatte sie einen hohen Begriff vom Gelde. Kam sie in die Lage, als Kind schon, einen Gegenstand nach seinem Geldwerth anzuschlagen, so tarirte sie ihn sicher geringer, als er werth war, und erschrak über die hohe Summe, wenn man die rechte nannte. Ihren Brüdern hielt sie fortwährend deren Verschwendung vor. Unter dem Zorn derselben mußte sie leiden, wenn sie sich in die Streitigkeiten mischte, die oft genug unter ihnen über den Bedarf an Geldmitteln ausbrachen.

Michael Herz begann sein System. Die sich nach ihrem ersten Kinde erst recht zur Schönheitsfülle entfaltende Frau gab Gesellschaften und liebte es, deren zu geben. Sie scherzte und lachte gern. Man hatte einen Kreis von bekannten Namen um sich versammelt, und Jeden, von welchem man nur einmal eine Auszeichnung empfangen, lud man zweimal wieder ein. Leontine war bei solchen Gelegenheiten die Frau von Geist, Poesie, Gemüth, Seele, die große Pianofortespielerin, die anonyme Dichterin, während Michael Herz nur

die Honneurs des Aeußerlichen machte. Sie war so in einen Strudel gerathen, daß nur die Anmeldung fehlte: Herr Doctor Moritz Sancho wünscht seine Aufwartung zu machen! sie wäre aufgesprungen, in ihr Cabinet gerannt, hätte ihr klopfendes Herz mit der Linken gehalten, mit der Rechten kokett an ihrer Haube die langen rothseidenen Bänder geordnet und ihn lächelnd empfangen.

Im Theater, in Concerten hatte sie auch Sancho in der That schon oft mit Augen beobachtet, die wieder die ganze Gluth seiner alten Liebe aussprachen. Er grüßte nicht — denn einem tiefen Groll seines Gemüthes, der übrigens verflogen war, mußte er zum mindesten nicht den äußeren Anschein entziehen; aber die kleine unscheinbare Gestalt Michael Herzens mit ihrer nachlässigen Haltung neben der reizenden jungen Frau hätte ihn an sich nicht gehindert, seine Gefühle deutlicher kund zu geben. Es war nur ein inneres Zagen, die Scheu vor Leontinens Glanz und Reichthum, die ihn von dem wieder mächtig auftauchenden Ideal seiner Träume entfernt hielt. In diese Zeit fielen Michael Herzens seelenkünstlerische Experimente. Sie gelangen mit überraschendem Erfolg. Sonst hatte er Fülle und Reichlichkeit befördert, hatte geschmollt, wenn die Reste eines Balls oder Diners zu rasch verschlossen oder kleinlich und ängstlich gehütet wurden; jetzt fing er an, seine Gattin darin gewähren zu lassen. Damit nicht genug, er brachte eine ökonomische Frage nach der andern auf's Tapet. Auf die harmloseste Art warf er kleine Alternativen von Mehr- oder Minderausgaben hin, ließ Aussichten über Gewinne oder Verluste fallen und schilderte wie zufällig die Vortheile, die sich ihm im Geschäft wie von ungefähr gemacht hätten. Es hätte ihn beinahe erschrecken sollen, wie sehr diese geheime, in Leontinens Seele gelegte Mine Fortschritte machte. Explosion der in ihr aufgehäuften geheimen Stoffe folgte auf Explosion.

Zum Glück war Michael Herz von aller Kleinlichkeit selbst so weit entfernt, daß er mit der Zeit der immer mehr sich steigernden Entwickelung seiner Gattin zum Geiz steuern mußte. Er sagte sich: Wollt' ich doch nur das Uebermaß der Sentimentalität aus dem Herzen saugen, ganz austrocknen

wollt' ich's ja nicht! Er hütete ſich, wie in tauſend Fällen geſchieht, mit ſeinem Weib in einem gleichen Triebe der Mißgunſt und des Geizes zuſammenzuſchrumpfen. Oder wer hätte nicht ſchon junge Eheleute bemerkt, die noch eben, kaum verheirathet, lieblich und poetiſch erſchienen und nach wenig Jahren durch allerlei kleinliche Neigungen, wie ſie das Zuſammenleben herbeiführt, etwas Peinliches, Lauerndes, Pedantiſches, Gemeſſenes, Unpoetiſches bekommen? Herz begnügte ſich mit der überraſchenden Vertraulichkeit, die ſich plötzlich wenigſtens in Einem Punkte zwiſchen ihm und ſeiner Frau herausſtellte. Immer hatte Letztere jetzt kleine Pläne, etwas im Geheimen zu betuſcheln, bald gegen dieſe, bald gegen jene Tradition der Küche oder der Wäſche oder des übrigen Hausverbrauchs Proteſt einzulegen und Aehnliches, wofür ſie dann einer Anlehnung, eines Mitverſchworenen, eines geheimen Verbündeten bedurfte. Mit klugſtem Takt geſchah es, daß Michael den Reiz des Geheimniſſes, der ihn plötzlich mit ſeiner Gattin verband, nicht mißbrauchte. Und eine Gefahr trat ein. Konnten nicht für immer — die Grazien verloren gehen?

In die gewaltige Gährung, in welche Leontine durch die Seelenkünſte ihres Mannes verſetzt wurde, fiel die Geburt ihres zweiten Kindes. Es war ein Mädchen. Die Eltern waren glücklich über ein Pärchen. Es ging Alles nach Wunſch. Michael klagte ſchon nicht mehr. Leontine hatte ſich plötzlich auffallend verändert, ohne daß es die Eltern begreifen konnten. Und ob es Leontine wol ſelbſt begriff? Sie lebte ſo hin in geiſtiger Dämmerung.

Sechs Wochen nach Ankunft der kleinen Rahel fuhr die Mutter aus. Es war ein wundervoller Frühlingstag. Der Wagen ging nur langſam. Die Promenaden blühten und grünten. Leontine ſog die balſamiſche Luft vor der Stadt mit Entzücken ein und nicht ohne Wehmuth. Es war ſeit einem Jahr ſo Vieles unklar in ihr Innerſtes, ſo Vieles unvermittelt eingedrungen, ſo Vieles, was ihr Freude und Schmerz zugleich verurſachte. Ihre Stimmung war die einer Geneſenden. Sie wurde durch Alles, was ſie wiederſah, gerührt. Und wenn ſie ſich die beiden holden Kinder vergegenwärtigte, die ihr, eigentlich ohne beſondere Sehnſucht darnach,

wie Engel zugeflogen waren, wenn sie zurückblickte auf das, was früher die Goldländer ihrer Sehnsucht gewesen und wenn sie sich doch dabei nicht sagen konnte, daß sie die Gegenwart unbefriedigt ließ, so konnte sie sich nicht wundern, daß ihr die Thränen in die Augen traten. Die Gegenwart klammerte sich ihr so fest, so krampfhaft an ihr Bewußtsein an. War diese Gegenwart ganz würdig? Sie prüfte, sie forschte — und sich aufraffend aus dieser weichen Stimmung erblickte sie hinter Hollundersträuchern aus einem entlegenern Wege hervortretend Jemand, der sie grüßte. Es war der Sohn des armen Bücherhändlers. Der erste Gruß von Moritz Sancho nach drei Jahren! Gerade heute! Gerade in dieser Stimmung! Sie erwiderte erblassend; sie befahl, rascher zu fahren. Sie gerieth in eine Bewegung, die sie zwang, sich ihr Herz zu halten. Sie war in einer Stimmung der Verzweiflung wie damals, als sie ihren Gemahl in Pyrmont zum ersten Mal gesehen und erfahren hatte, daß ihr da die Eltern diesen Mann so ohne Weiteres durch Correspondenz als den Schöpfer ihrer Zukunft auserwählt hatten. Sie hatte ein Gefühl, als müßte sie, um Freiheit zu gewinnen, aus sich selbst entfliehen, und nicht mehr Todesgedanken waren es, die sie durchrieselten, sondern die mächtigsten Lebenstriebe pulsten und trieben das Blut in Frühlingswallungen durch ihre Adern.

Am folgenden Tage meldete man Herrn Doctor Moritz Sancho. Sie besann sich einen Augenblick, ob sie ihn annehmen sollte.

Sie nahm ihn an und — wie einen längstersehnten, „Hülfe bringenden Freund".

Drittes Kapitel.

Poesie und Leben.

Was dann doch den jungen Dichter ermuthigt hatte, sich in einem Hause wieder einzustellen, wo ihn nur die peinlichsten Erinnerungen hätten begrüßen sollen, das auszuführen, würde

mehre umſtändliche Kapitel aus einem Syſtem der praktiſchen Seelenkunde koſten. Er ſelbſt, als er eingetreten war, ſich verbeugt und Platz genommen hatte, ſprach von einer in der Nähe gelegenen Wohnung eines Freundes, von welcher aus er die freie Ueberſicht aller Spaziergänge gehabt hätte, die „gnädige Frau" in ihrem kleinen Garten machte. Schon im vorigen Jahre wäre er faſt mit allen Vorgängen des Hauſes bekannt geweſen. Er hätte den kleinen Oscar austragen ſehen, hätte die Beſuche muſtern können, als die kleine Rahel gekommen wäre, hätte von ſeines Freundes Wohnung aus immer rathen und träumen können, welches wol die „warme innere lebendige Seele dieſer kalten Steine, die Herrn Herzens Haus bildeten", geweſen — Michael Herz bewohnte vor dem Thore ein ſchönes Landhaus — kurz er hätte, ſeitdem er des abgereiſten Freundes Wohnung dann ſelbſt übernommen, ſich hier nicht länger als Nachbar wiſſen können, ohne dem Drange Folge zu leiſten, ſich bei „gnädiger Frau" wieder in's Gedächtniß zu rufen.

Dieſe Erklärung war beſonnen und gut. Zuſtatten kam ihm ſohne die Kriſis in Leontinen ſjene bekannte Thatſache, daß eine junge Frau zwar in den erſten Jahren ihrer Ehe ihre Vergangenheit für zu geringfügig hält, um ſich mit ihr noch beſonders viel zu befaſſen; ſind aber erſt zwei Jahre vergangen, kommt mit zwei Kindern mehr oder weniger der Druck der Pflichten und löſt zuweilen manche kleine Sorge die Freuden ſelbſt des glücklichſten Beſitzes ab, ſo drängt ſich durch die leis geöffnete Pforte der Reflexion auch die Vergangenheit wieder ein und zu gern hat ſie es dann, Geſpielen, alte Freundinnen, alte Plätze der Träumerei und des unſchuldigen Spiels oder, wie ſie es jetzt vielleicht ſchon nennt, des „Glückes" wieder zu begrüßen.

Leontine mußte ſich geſtehen, daß ihr Sancho's Beſuch wohlthat. An ſeinem Zartgefühl hatte ſie nie Urſache gehabt zu zweifeln, und eine ſchwere Schuld lag ihm gegenüber doch auf ihrem Herzen! Sie hatte ihm nie Hoffnungen ihres Beſitzes gegeben, aber angenommen hatte ſie ſeine Huldigungen; ſie hatte Alles, was ſie auf Erden ſchön und poetiſch fand, mit dem Namen dieſes ehemaligen Freundes in Verbindung

Armande.

Aber nicht ärmer, mein Herr, als er iſt. Ihre Galanterieen zwingen mich mit dem Miniſter zu reden (will hinein).

Lefêvre.

Bitte! Würdigen Sie mich Ihres Vertrauens. Der Miniſter iſt krank, der Leibarzt Sr. Majeſtät iſt bei ihm. Ihre ſchönen Augen ....

Armande.

Tragen vielleicht zur Geneſung des Miniſters bei (will hineingehen).

Lefêvre (humoriſtiſch).

Sie irren ſich — dort iſt das Paßbüreau — hier das Archiv der gemeinen Polizei — dort das Magazin der geſtohlenen Taſchentücher, die ihren Herrn nicht wiedergefunden haben — dort drüben füttert man die Hunde, die ohne Halsband aufgegriffen wurden .... Bin ich Ihres Vertrauens nicht würdig, reizende Armande?

Armande.

Wenn Sie von der Sache nicht abweichen wollen, ſo will ich noch einmal verſuchen ....

Lefêvre.

Ich bin ganz Ohr.

Armande.

Nun ſo hören Sie! Wiſſen Sie, was in der Theaterwelt ein Soufflirbuch iſt?

Lefêvre.

Ein Soufflirbuch? Ja wohl! Das iſt der Blaſebalg ſchlechter

gebracht. Und nun vollends war ſie von ihrem Doppelleben beunruhigt. Die alte verklärte Welt- und Lebensauffaſſung drohte ſie zu verlaſſen. Es waren Geiſter in ihr Herz gezogen, die ihr unrein dünkten. Sie war niedergehalten, niederwärts zur Erde, und das ſo tief, daß ſie zuweilen vor ſich ſelbſt erſchrak, wenn ſie die Aufwallungen bemerkte, deren ihr Innerſtes um Kleinſtes fähig war. Sich um eine Frage der Wirthſchaft erzürnen, zanken, die Umgebungen ihrer Exiſtenz auf einer Hetzjagd verfolgen, mit allen Gedanken ſpioniren, (es war die Tagesordnung) das erſchien ihr denn doch oft ſo unwürdig, ſo klein und beklagenswerth, daß ſie begreifen konnte, wie ſie eine Stunde lang am Klavier geſeſſen und geſpielt und nicht eine einzige Note ſelbſt gehört hatte. Wenn ſie etwas las, war ſie zerſtreut und wußte nicht, was ſie las. Mitten in den Schilderungen, die ihr ein Dichter vom Zauber ſchöner Gegenden oder von den Weiheaugenblicken der Gefühlswelt entworfen, kam ihr die Sorge und Angſt um die ſpeculirenden Spiele, in welche ſie ſich auf Michael's Aufforderung eingelaſſen hatte. Auch ſie nahm ſeit einem Jahr an den Schwankungen der Börſe Theil. Gewinne, die ihr Michael, der Seelenkünſtler, in Ausſicht geſtellt hatte und für deren Anwendung ſie praktiſchen Rath wußte, nahmen ſie mit fieberhafter Ungeduld in Anſpruch. Sie fühlte, daß ihr in dieſer neuen Wendung ihres Gemüths etwas Altes verloren zu gehen drohte, und ſo konnte ſie dem Drange nicht widerſtehen, den Repräſentanten ihrer Vergangenheit in ihrer Nähe zu wiſſen, ihn einzuladen, daß er wiederkommen möchte, und ihn dann auch öfter zu ſehen, als er aus eigenem Antrieb zu kommen gewagt haben würde.

Und welch' ein räthſelhaftes Ding ein Frauenherz iſt, das wußte Niemand beſſer als Michael Herz, der nicht wenig erſchrak. Er hatte die Wiederannäherung Sancho's zwar vorausgeſehen, und im Scherz, wenn von den früheren Verehrern ſeiner Gemahlin geſprochen wurde, die Rückkehr des Doctors für nahe bevorſtehend prophezeit. Aber nun war die Gefahr da. Er ſtellte ſich die weiche Stimmung Leontinens nach dem Kindbett vor. Gelang es dem Doctor, ihr wieder eine Verachtung der materiellen Bedingungen des Lebens bei-

zubringen und über die Pflichten eines Hausweſens zu ſpotten, über Geld und Gut, ſo war mit der Erneuerung dieſer Bekanntſchaft Gefahr verbunden.

Dennoch wagte Michael Herz nicht, trotz ſeiner aufwallenden Eiferſucht, die Beſuche des Doctors zu verbieten. Er nahm die Nachricht ſcheinbar gleichgültig auf und trug ſogar Sorge für eine förmliche Einladung. Es blieb ihm ſpäter nicht im Mindeſten verborgen, daß Sancho viel öfter, als ſchicklich war, kam, und bei Leontinen Morgen- und Nachmittagsbeſuche abſtattete. Er ſetzte voraus, daß Beide in ſolchen Augenblicken zurückhaltend ſprachen, immer in einer gemeſſenen Entfernung, mit Anerkennung der gegenſeitigen Rückſichten, aber die Gefahr für eine weiland Schwärmerin, die jetzt ſchon heuchelte, verblieb; denn Heuchelei war es, daß Leontine wieder die alte Begeiſterung für Mondnächte und Comerſeefahrten affectirte; Heuchelei, daß ſie zu dem Dichter von Intereſſe für Dinge ſprach, die ſie im Drang ihrer ſchon lange nur rein praktiſchen Gedanken gar nicht mehr mit irgend einer Theilnahme verfolgte. Geld! Geld! waren ihre Gedanken, ſonſt nichts.

Dies Stadium einer jungen Frauenentwickelung iſt gefahrvoll. Empfindungen werden herausgehängt, die man nicht beſitzt. Man will nicht gering erſcheinen, will den Duft der Bedeutſamkeit nicht verloren haben. Die Haltung wird tiefinnerlich berechnend und kalt, äußerlich kokett. Man lügt eine Scene der Empfindſamkeit. Iſt ſie vorüber, rächt man ſich an ſeiner Umgebung, wird rückſichtslos, wirrt Alles durcheinander und giebt den Grazien den Abſchied.

Michael Herz traf Leontinen ſchon oft, nachdem ſich eben der Herr Doctor entfernt hatte, in vollem Lachen, in vollem Spott über die wiederangeknüpfte Bekanntſchaft. Sie that vor ihrem Gemahl, als wenn ſie den Schwärmer nur aufzöge und die wiedererwachte Huldigung des Dichters nur wie eine Narrheit anſähe. Michael Herz pflegte über die Geſtändniſſe zu lächeln, ſprach vom Wirthſchaftsweſen, vom Gelde, von den Staatspapieren und der Politik, er wußte, was er zu denken hatte. In früheren Jahren hatte er zu eifrig ſeinen Balzac geleſen, um ſich nicht zu ſagen, daß die Außenſeite der Frauen für ihr Verhalten keinen Maßſtab giebt.

Einſtweilen zog er vor, Moritz Sancho recht liebenswürdig zu finden, ſich ihm ganz cordial anzuſchließen, nach ſeinen Planen, Abſichten zu fragen, ihm ſeine Hülfe, ſeine Förderung anzubieten. Er fühlte wol die Lächerlichkeit dieſer Handlungsweiſe, fühlte ſie, wie in einem ſolchen Fall alle beſonnenen Männer, wenn ſie mit der einen Hand einem eingebildeten und verblendeten Manne, der ſich unterfängt, den Frieden ihres Hauſes untergraben zu wollen, die Rechte ſchütteln, mit der andern nach dem Dolch im Buſen greifen möchten. Er lachte mit Moritz Sancho wie mit ſeinem beſten Freunde, rauchte mit ihm Cigarren, machte Spaziergänge mit ihm, doch war es nur ein Friede wie über einem Pulverfaß.

Der Doctor handelte wie in ſolcher Lage alle jungen Männer handeln, die unter dem Einfluß ihrer Vortheile ſtehen. War es doch eine ſtadtkundige Thatſache, daß Herz nur durch ſein Geld und ſeinen Namen die ſchöne Simonis gewonnen haben konnte. Allen denen, die nach Sancho's Auffaſſung die Welt beurtheilten — er fand deren nicht viel — war Herz unwürdig, dieſe reizende junge Frau zu beſitzen. Mußte ihm auch der nähere Umgang zeigen, daß der kleine Mann Vorzüge des Geiſtes beſaß, die ſein anſpruchloſes Aeußere vergeſſen ließen, ſo iſt die Einſprache der Gerechtigkeit da, wo Leidenſchaft waltet, immer nur gering. Sancho lebte nur für die ſchöne junge Frau, der er wieder ſein Dichten und Trachten widmete. Er hatte noch nicht gewagt, an die alte Vergangenheit zu erinnern, er hatte ſich noch keine Vertraulichkeit erlaubt, da ſich immer noch Gegenſtände der Unterhaltung fanden, die eine neutrale Discuſſion erlaubten. So gährte und braute es nur vorläufig in ihm, bis er den Verſuch wagte, wieder Saiten der Vergangenheit zu berühren und zu hören, wie ſie anklingen würden.

Nach zwei Monaten der erneuerten Bekanntſchaft wagte er, das Eis zu brechen. Er wagte es in Form eines Gedichts. Von ſeiner Wohnung aus hatte er beobachtet, daß Leontine tagtäglich einen kleinen an ihrer Villa angebrachten allerliebſten Thurm beſtieg, wo ſie eine Anzahl Tauben hielt und dieſe regelmäßig fütterte. Dieſe Taubenzucht war ihm das Symbol einer dauernd und unzerſtörbar in Leontinens Seele

verbliebenen Poesie. Wenn sie Mittags auf der Galerie des kleinen Thurms erschien und die Täublein rief und diese herzte und an sich zog und die Vögel Aphroditens aus ihrem Munde mit dem Schnäbelchen Erbsen oder andere kleine Körner picken ließ, da verwandelte sich ihm die seit ihrer Ehe in doppeltem Reiz strahlende junge Frau in ein feenhaftes Zauberbild, das nach Erlösung schmachtete. Schon hundertmal hatte ihr Sancho gesagt, daß ihm ihre Erscheinung auf dem Taubenhause in jeder Beziehung den Eindruck eines Märchens, eines Bildes aus der Fabelwelt machte.

Leontine war von diesen Worten jedesmal höchst geschmeichelt, hatte aber doch gesucht, den Gegenstand abzubrechen und auf Anderes überzugehen. Dennoch knüpfte der verliebte Hausfreund den Versuch, endlich an das innerste Herz der jungen Frau befragend anzupochen, an ihre Erscheinung unter den Tauben an und entwarf ein Gedicht, das er bemüht war, ihr auf eine verschwiegene und sichere Art in die Hand zu spielen.

Sancho war an einem Sonntag bei Michael Herz zu Tisch geladen. Vor seinem Eintreten fand er Zeit, der ihn empfangenden Leontine sein gewagtes Gedicht zuzustecken mit der Bitte, es zu lesen, es zu beurtheilen. Sie zögerte einen Augenblick. Doch nahm sie es. In dem Augenblick öffnete Michael Herz die Thür, um Sancho zu sich zu rufen, dem er in den Pariser Blättern eine Neuigkeit zeigen wollte. Herz sah die Uebergabe des Gedichtes nicht. Leontine fand noch Zeit, es zu lesen.

Kaum aber hatte sie, in ein Nebenzimmer schlüpfend, die Lectüre beendet, kaum in aller Eile das Blatt wieder zu sich gesteckt, als Herz mit Sancho zurückkehrte. Herz, scheinbar besonders gut angeregt, Sancho mit sichtlicher Befangenheit, doch voll Hoffnung. „Was hast Du, liebes Kind?" fragte Herz, die Unruhe und Verlegenheit seiner Frau bemerkend. Statt eine Antwort zu geben, eilte Leontine mit ihren rauschenden seidenen Gewändern aus dem Zimmer. Sancho erschrak. Himmel! dachte er. Was hast Du gethan! Das wird eine Scene geben! — „Sie wird wol noch eine Anordnung für den Tisch treffen," sagte Herz und freute sich des Diners, das er wie immer schon am Abend vorher mit seiner Gattin

besprochen hatte; sein Satz war der, daß bei ökonomischen Frauen besser wäre, vorher schon zu wissen, was man bekommt, man könnte sonst auch zu sehr enttäuscht oder wol gar versucht werden, vor seinen Gästen das Mahl zu kritisiren, was, nach aller Frauen Meinung, ein äußerster Verstoß gegen den Anstand sein soll.

Nach wenig Augenblicken kam Leontine zurück, heiter, lachend, in angenehmster Laune und beinahe freudestrahlend. Sancho schwamm in Entzücken. Wie war er so angeregt, wie ging er heute so sich unterordnend auf alle Scherze Michael Herzens ein, wie stieß er mit so absichtlicher Freundschaft für den, wie er ihn unter seinen Genossen nannte, häßlichen Geldsack an, so oft ihm dieser das Glas entgegenhielt!

Leontine schwieg, legte vor, war von Zeit zu Zeit nachdenklich, aber mit einer gewissen inneren Befriedigung. Ob infolge der Freude über Sancho's Gedicht, ob infolge einer noch in der Küche getroffenen Anordnung, ließ sich nicht sagen. Der Wirth sprach von Politik, von den Staatseffecten, heute sogar von Poesie, neuen Musenalmanachen, Emancipation und den künftigen Anstellungen, die sich den jungen Musensöhnen jüdischen Glaubens eröffnen würden. Er zog Béranger und Robert Burns dem Meisten vor, was man so auf dem deutschen Parnaß seit Jahren hätte zu hören bekommen und ließ sich, wenn ihn dafür Sancho einen herzlosen Yankee nannte, diese Bezeichnung gefallen. Er würzte das Gespräch mit allerhand Drôlerieen, die ihm gut standen und seine kleine Figur oft schon an einer großen Tafel zur Hauptperson gemacht hatten. Zugleich schenkte er dem „Freunde" fleißiger ein, als es Leontine liebte. Es war dies jene „Engherzigkeit der Frauen, die auf einem Sinn für das Maßvolle beruht und die beste Garantie ihrer Tugend ist" —; so sagte wol sonst ihr Gatte, der — ihren Geiz kannte.

Die Suppe, das Rostbeef waren vorüber. Man kam an die Gemüse. Es gab junge Erbsen. Michael Herz, der den Küchenzettel voraus kannte, that jedesmal, als wäre er vom Dargebotenen angenehm überrascht und freute sich der schönen Ordnung. Alles ging am Schnürchen. Die Fäden,

welche die Verwirklichung des Menüs vom Tiſche zur Küche, von der Küche zum Tiſche lenkten, wurden nicht bemerkt.

Jetzt aber, beinahe wie um ihn zu zerſtreuen, richtete Leontine an Herz einige lebhafte Fragen. Herz antwortete nicht ſogleich, es feſſelte ihn etwas, ein Fehler im Serviren, eine auffallende Lücke beim Gemüſegange. Man hatte zwei Gemüſe und nur Eine Beilage. Es fehlten junge Tauben, die zu den grünen Erbſen hatten gegeben werden ſollen. Hätte er ahnen können, daß gerade dieſe jungen Tauben von Leontinen eben in der Küche abbeſtellt worden waren!

Mit dem ihm eigenen Humor ſagte Michael Herz: „Beſter Doctor! Sie müſſen heute mit Paſteten vorliebnehmen, die ein wenig trocken ſind! Leontine, warum haben wir zu den jungen Erbſen nicht Tauben, die man unter Deiner Leitung ſo vortrefflich zuzubereiten verſteht?"

Sancho, deſſen Seele immer zwiſchen Poeſie und Tauben und Tauben und Poeſie ſchwebte, biß ſich bei Erwähnung der Tauben auf die Lippen und vollends gerieth Leontine in Verlegenheit. „Tauben?" ſagte ſie faſt tonlos und mit einem blinzelnden Auge, deſſen Aufforderung zum Schweigen Herz entweder überſah oder nicht verſtehen wollte. Er wandte ſich zu dem aufwartenden Diener und erinnerte an die Tauben. — „Tauben! Welche Tauben?" fragte Leontine. — „Unſere in drei Tagen mit Eröffnung des elektriſchen Telegraphen ausgedienten alten Curstauben!" ſagte Herz, und wandte ſich nochmals an die Bedienung: „Habt Ihr die Tauben vergeſſen?" Die Bedienung ſchwieg und ſah nieder. — „Brav, Leontine," ſagte Herz in aller Unbefangenheit, „jetzt verſteh' ich Dich! Du haſt mir einen Schmerz erſparen wollen. Was ſagen Sie, Doctor? Sie wiſſen doch, daß ich mir ſeit einem Jahr Curstauben gehalten habe?" — „Curstauben?" fragte Sancho mit einem bedeutſamen Blick auf Leontinen, die auf den Teller niederſah und keines Wortes fähig war. — „Haben Sie nie meine Frau geſehen," fuhr Herz fort, wenn ſie Mittags um zwölf Uhr auf unſern kleinen Thurm ſtieg und die Curſe abwartete, die mir meine Tauben von Brüſſel brachten? Von Paris nach Brüſſel ſignaliſirt ſie der Telegraph, von dort bis hierher iſt jetzt erſt der elektriſche Draht fertig geworden.

Jeden Mittag hatte ich meine Curſe durch eine Taubenpoſt, die ein Relais am Rhein, ein zweites an der Weſer und ein drittes an der Elbe hatten. Kamen die Curſe Mittags auf unſerm Thürmchen an, ſo empfing ſie meine gute Leontine, ſchrieb ſie raſch auf und ſchickte ſie mir auf's Comptoir, wo ſie gerade noch zur rechten Zeit ankamen, um ſicherer damit auf der Börſe operiren zu können."

„So! So! So!" ſagte Sancho in einem Ton, der einem aus allen Himmeln Gefallenen, Enttäuſchten oder eher noch Demjenigen gleichkam, der ſich bewußt war, eine große Albernheit begangen zu haben. Die poetiſchen Illuſionen, die er ſich von Leontinens kindlichem und noch wie in alter Zeit auf dem Hohen Graben in idealſten Anſchauungen lebendem Sinne gemacht hatte, ſollten, wenn nicht zu ſeiner, doch zur Verzweiflung Leontinens immer noch mehr zerſtört werden. Denn Michael Herz fuhr fort: „Sie ſind Dichter, Doctor! Was ſagen Sie von einer ſo praktiſchen Frau wie die meinige! Ich eſſe gern Tauben, aber unſere in drei Tagen ausgedienten Thierchen zu ſchlachten und die auf dem Tiſch zubereitet vor ſich zu ſehen, nachdem ſie in unſerm Dienſt hin- und hergeflogen ſind und unter ihren Fittichen die geheimnißvollen Zeichen aus der Ferne trugen, iſt ſelbſt einem kalten Geſchäftsmann wie mir zu viel zugemuthet. Aber mein gutes Weibchen demonſtrirte mir — und eigentlich mit Recht, daß die Fortſetzung der Taubenzucht ein ſehr koſtipieliges Vergnügen ſein würde. Wie billig, was ſoll man mit den Tauben anfangen! Aber ich ſehe ſie immer noch vor mir, die zarten Dinger, mit ihren Häubchen und Hörnchen auf dem Kopf, mit ihren kleinen Sporen an dem befranzten Fuße, die Boten des Friedens auch in unſerer Zeit — denn ohne Frieden keine angenehmen Curſe — aber Alles das — gebraten, geſpickt, au gratin in geriebenem Zwieback vor ſich zum Eſſen hingeſtellt zu ſehen! Nein! Ich danke Dir, daß Du mir dieſen Anblick meines weißbraunen Lolo und meiner blaugrünen Pretty und des zierlichen, faſt wie ein kleiner Pfau ſo glänzenden Krakelfüßchens Fidy erſpart haſt! Nehmen Sie vorlieb, Doctor! Wir Geldſäcke ſind nicht ſo unpoetiſch, wie Ihr Euch, Ihr Herren Dichter, einbildet! Zum Beweis dafür haben Sie heute zu zwei Gemüſen nur Eine Beilage."

Michael Herz ſprach dieſe Worte in der größten Unbefangenheit. Er ahnte nicht, welche Wirkung ſie hervorbrachten. Leontine, die ſich ſo lange Zeit den Nimbus einer nur aus idylliſcher Neigung die Tauben herzenden und pflegenden poetiſchen Natur hatte gefallen laſſen, ſprach während der übrigen Gänge kein Wort mehr, Sancho ſaß in Erinnerung ſeines Gedichts wie auf der Folter und zeigte in ſeinen Mienen ein Lächeln, das beinahe etwas Vornirtes hatte, wenn man ein ſolches Wort auf einen ſo geiſtreichen Mann anwenden konnte.

Michael Herz wußte nicht, was dieſe Veränderung hervorgebracht hatte. Daß ſeine Gattin in ſolchem Grade die poetiſche Empfindlerin ſpielen ſollte, ihm übelzunehmen, wenn er die Geſchichte ſeiner Curstauben erzählte, mochte er nicht glauben. Doch war ihr Benehmen auffallend. Er bereute bereits bitter, ihre Oekonomie bloßgeſtellt zu haben; denn ſie hatte in der That am Abend vorher zu ihm geſagt: „Lieber Mann, das ſind ja curioſe Scrupel! Der elektriſche Telegraph macht die Tauben überflüſſig. Die Curſe weiß jetzt alle Welt. Wir haben einen Gewinn weniger, aber auch einen Vortheil mehr! Der Scheffel Erbſen iſt um einen Thaler geſtiegen! Eine Ausgabe vermindert ſich. Ich ſehe nicht ein, was ich noch mit den Tauben ſoll! Sie zu verſchenken, wäre Thorheit. Magſt Du ſie nicht eſſen, nun ſo mögen ſie die Leute eſſen!“ Mit Aufrichtigkeit hatte ſich Herz ſagen müſſen, daß dies die Sprache einer vernünftigen Hausfrau und einer ſo guten Oekonomie war, wie ſie eben auch nur die Frauen mit allen ſonſtigen Anſprüchen an Poeſie verbinden können.

Nach dem Kaffee war Sancho gegangen, nicht wenig beſtürzt über die Einſilbigkeit Leontinens. Ihr Abſchied war kalt zu nennen. Als Michael Herz mit ſeiner Gemahlin allein war, machte er ſich auf Vorwürfe gefaßt. Wie erſtaunte er, als Leontine auf dem Sopha ſitzen blieb, erſt ſchwieg, dann immer ernſter wurde, zuletzt das Haupt aufſtützte und endlich in Thränen ausbrach. Herz hatte gerade die franzöſiſche Zeitung in der Hand. „Aber um's Himmels willen, was iſt Dir, Kind?“ fragte er und ließ das Papier fallen. Statt aller Antwort folgten wieder nur Thränen. Das war doch ein ſeltener Anblick für Herz. Bewegt trat er zu Leontinen.

„Bist Du unzufrieden mit mir? Hab' ich Dich mit irgend Etwas verletzt?" fragte er voll gutmüthiger Zärtlichkeit. „Vergieb mir! Ich hätte wol von den Tauben schweigen sollen?" — Leontine verbarg das mit Thränen bedeckte Antlitz und bückte sich auf die Sophalehne. — „Aber mein Gott," rief ihr Gatte, „was ist Dir nur, Leontine?" — Und so drängte er denn in sie, sich auszusprechen. Sie schwieg lange, kämpfte sichtlich mit sich; endlich reichte sie ihm, nachdem er gelobt, zu schweigen und in der Sache, die sie ihm anvertraute, nichts zu thun, das Papier, worauf das Gedicht des Doctor Moritz Sancho sauber abgeschrieben stand.

Staunend ergriff er das Blatt, ahnte sogleich den Zusammenhang, wollte ihr Vertrauen ablehnen; aber sie zwang ihn, zu lesen, und so las er:

Mit Adlerflügeln glaubt' ich aufzusteigen
Einst in ein Reich des höchsten Erdenglücks!
Der Traum war kurz! Wandt' ich mich hinterrücks,
So saß ich, ach! in dunkeln Waldeszweigen
Allein mit meinem Schmerz und meinem Schweigen.

Und daß ich dennoch wieder aus dem Laube,
Das mich verbarg, mich wage hoffnungsbang,
Ist nicht mehr Adlers kühner Schwung und Drang —
Nein! Zu dem Zagen sprach: Vertraue! Glaube!
Ein Bild der Schüchternheit, die zarte Taube.

Wenn ich Dich sah mit holder Frauenmilde
Hoch auf dem Söller Deines Hauses stehn,
Des Windes Hauch in Deinen Locken wehn —
Und um Dich her im anmuthvollsten Bilde
Gelein der Venus, eine Taubengilde —

Wie flatterte, wie schwirrte das im Kreise
Um Deine Gunst! Die eine sucht die Hand,
Die andre fliegt Dir auf der Schultern Rand,
Die dritte, die ist mehr als weise
Sie streift Dir schnäbelnd Deine Lippen leise —

Und jede hört Dich schelten, hört Dich loben:
Du bist bescheiden! Du da allzu gier!
Noch blickst Du auf zum hohen Luftrevier,
Ob nicht ein Spätling angstvoll ruft von oben:
Ihr habt den Tisch doch noch nicht aufgehoben?

Wie haſt Du treu geſorgt! Die beſten Körnchen
Haſt Du dem Spätling liebend aufbewahrt.
Wie drückſt Du ihn an's Herz ſo mild und zart,
Den Friedensboten, ob er gleich ein Hörnchen
Am Köpfchen trägt, am Fuß ein trutzig Spörnchen.

Ach! wär' ich Noah doch und könnte wagen
Zu hoffen, wenn verrauſcht die Leidensfluth,
Es kämen Boten mir der Himmelsbut,
Es brächten Tauben mir nach Schreckenstagen
Ein grünes Friedens-Oelblatt ſo getragen!

An alte Sagen denk' ich, an Geſchichten,
Die aus des Südens Landen allbekannt,
Wie Liebende ſich ihrer Liebe Stand,
Ihr Hoffen, die Gefahren, Wünſche, Pflichten
Verſchwiegen ſo durch Taubenflug berichten

Von meinem Auge will es nimmer ſchwinden
Das Bild: Gefangner Troubadour,
Dem ach! die Hoffnung einer Taube nur!
Sie kommt! Ein Blatt! Es flattert in den Winden —
Was würd' ich wol auf ihm geſchrieben finden?

Mein Himmelslicht, wenn Sonn' und Stern erblinden!
Strahlſt Du mir noch in meines Lebens Nacht?
Wirſt Du in Deiner Schönheit Pracht
Mir nicht mehr, Göttin, wie ſchon einſt entſchwinden?
O! laſſe Lieb' ein Wort der Liebe finden!

Anfangs wallte in dem überraſchten Gatten ein Reiz zum äußerſten Gelächter und ein „Was iſt?" auf, dann aber überkam es ihn doch, als ſollte er Leben und Tod über ſich und den Schreiber dieſer Aufforderung zu einer Correſpondenz entſcheiden laſſen.

„Um Gottes willen!" rief Leontine. „Vergeſſen wir den Vorfall! Du haſt es mir verſprochen! Ich trage die Schuld allein. Kein Wort zu Sancho — Ich beſchwöre Dich! Verſprich es mir noch einmal!" Michael Herz ſammelte ſich. Endlich ſagte er: „Liebſt Du denn wirklich dieſen Dichter?" Leontine lehnte die Frage mit bittender Miene ab. „Dann beſchämt Dich, ſagte er, der Widerſpruch deſſen, was man von Dir glaubt, und deſſen, was die Wirklichkeit bietet! Du glaubteſt ein Gegenſtand der Poeſie zu ſein, geberdeteſt Dich

Gedächtniſſe, die Rettungsmaſchine und der Blitzableiter ſchwüler Verlegenheiten.

Armande.

Es beunruhigt die Geſellſchaft, daß auf eine unbegreifliche Art geſtern in aller Frühe in der fünften Probe des Tartüffe das Soufflirbuch vom Pulte des Souffleurs entwendet worden iſt.

Lefèvre.

La Grange, ein Schauſpieler, der ſo ſchlecht lernen ſoll, wird in Verzweiflung ſein.

Armande.

Nein, wir alle ſind es. Nicht, daß uns nicht noch ein Exemplar des Stückes zu Gebote ſtünde — darüber ſind wir ohne Sorge! Aber Sie müſſen wiſſen, was es heißt, das Soufflirbuch eines Luſtſpiels, gegen deſſen Tendenz ſich hie und da Intriguen anſpinnen ließen, iſt auf unbegreifliche Art aus den Theaterräumen entwendet worden. Vor allen Dingen darf Molière von dieſem Vorfall keine Sylbe erfahren.

Lefèvre.

Was könnte er zu fürchten haben?

Armande.

Molière iſt von einer unbeſchreiblich reizbaren Empfindlichkeit. Ueberall ſieht er Geſpenſter, überall Feinde. Erführe er, daß man ihm heimlich das Soufflirbuch des Tartüffe entwendet hat, er würde ſich ſagen: Jetzt geht es zum Erzbiſchof von Paris und man verdächtigt mir ein Werk, daß ich nur im Intereſſe der guten Sitten und der Religion geſchrieben habe.

auch so, es zu erscheinen, und fühlst Dich nun gedemüthigt durch die Enthüllung — der reinsten Prosa. Es ist wahrhaftig — der Thränen werth!"

Leontine erwiderte mit erstickter Stimme, sie wüßte nicht, wie sie es nennen sollte, aber sie fühlte schon lange einen schmerzlichen Zwiespalt in sich, sie könnte nicht sagen, was in ihr Wahrheit oder Lüge wäre, sie hasse und verachte sich. Der wohlwollende Mann war gerührt. Er küßte die dargereichte Hand und um rasch, wie es seine Natur erforderte, ein allzu weiches Thema zu verlassen, sagte er: „Also das Gedicht wirst Du ohne ein Wort zurücksenden. Dann benutzen wir die Jahreszeit und reisen. Der Comersee war Deine Jugendsehnsucht. Gut, wir wollen ihn sehen und dabei so viel schwärmen, als uns die Hotelrechnungen gestatten. Ein „praktischer Verstand", der bei den Gondelfahrten die Taxen nachsieht, ein Rechner, der in den italienischen Wirthshäusern die üblichen Münzfüße im Auge behält, ist bei allen diesen Schönheiten, die wir genießen werden, denk' ich, nicht zu verachten."

„Der Comersee!" rief Leontine. „Nein, wähle ein anderes Ziel! Aber wie Du willst. An jedem Orte werde ich Dir gestehen, daß die tiefe Beschämung, die ich heute erfuhr, für mein ganzes Leben ein unverlorener Gewinn sein soll!"

In einigen Tagen schon reiste das Paar — und wirklich nach Italien. Leontine hatte von diesem Augenblick an den Mittelpunkt ihres Lebens in ihrem Gatten gefunden, den sie betrachtete wie ein ihr bisher verschlossen gewesenes Buch, dessen seltsamer und edler Inhalt sie überraschte, hob und ihr die Möglichkeit eröffnete, Poesie und Leben zu verbinden. Sie mußte zugleich versprechen, nun auch ihre Geldbeziehungen aufzugeben und die Leitung der Oekonomie unter die Obhut einer alten Wirthschafterin zu stellen, die sich bei den Eltern ihres Mannes bewährt hatte und dieser aus der Heimath herüberkommen ließ. Feierlich überreichte sie der neuen Verwalterin die Schlüssel zu Küche, Keller, Vorrathskammer, ihrem Mann die zu ihrer Chatoulle und ihrem aus Actien, Obligationen, Losen, Promessen bestehenden Privatschatz. Das Mittel, um eine Frau vor Untreue zu bewahren, sie geizig zu machen,

alſo einen Fehler durch den andern zu heilen, ſchien ihm nicht mehr nöthig. Er hoffte auf die Nachwirkung der Beſchämung durch die gebratene induſtrielle Poeſie ſeiner Gurgeltauben.

Doctor Sancho erhielt bald darauf einen Brief von ſeinem Vater, worin ihn dieſer zu einer Brautſchau einlud. Das Verhältniß machte ſich. Er heirathete die Tochter eines Pfandleihers, die nicht ſchön, aber wohlhabend und gebildet genug war, ſeine Verſe zu verſtehen.

Das Stelldichein.

(1839.)

Du bist ein entsetzlicher Schwärmer, mußte sich öfters der junge Graf Hugo, der zu den liebenswürdigsten Cavalieren Wiens gehörte, von seinen Freunden sagen lassen; kaum verheirathet mit einer bildschönen Frau, kaum Vater eines Engels von einem Mädchen, kannst Du Deine verliebten Abenteuer nicht lassen, stößest unaufhörlich in Deiner Kärnthnerthor-Loge Deinen Nachbar, den dicken Generalfeldzeugmeister Grafen von Nimrod an, um ihn auf die Schönste im Chor aufmerksam zu machen; wenn man Dich aufsucht, nie trifft man Dich zu Hause; bald heißt es: Du bist in der Reitschule, bald in Baden zu einem Privatwettrennen, bald: Du hörtest gar die Messe; wenn man hinginge, würde von Alledem nichts wahr sein, als vielleicht das Letztere, weniger weil Du fromm bist, als weil Du die Sitte der gemischten Gottesverehrung für eine der schönsten Institutionen des Christenthums hältst. Schäme Dich, ein solcher Schwärmer zu sein und darüber Weib und Kind zu vernachlässigen!

Mit jenem gutmüthigen Humor, durch welchen Graf Hugo jeden, der ihm zürnte, schnell zu versöhnen wußte, antwortete er: „Leute, Ihr hetzt nur meine Frau gegen mich auf. Sie ist glücklich, überglücklich. Sie weiß, daß ich sie früher angebetet habe, jetzt aber, daß ich sie liebe, liebe mit einer geläuterten reinen Flamme! Ich biete Alles auf, um ihr das Leben angenehm zu machen. Als sie ihrer Niederkunft so nahe war, daß sie nicht mehr ausgehen durfte, ließ ich Ole Bull in unserm Salon spielen, die Ungher singen, nur damit sie

Zerſtreuung und ſchöne Anregungen hatte; was verlangt Ihr von einem jungen Ehemann mehr? Sie hat mich mit einem Engel von Mädchen beſchenkt. Nun beſchäftigt ſie ſich mit der Sorge für eine paſſende Erziehung. Sie lieſt ſchon ſeit einigen Tagen nichts mehr als Caroline Rudolphi's Gemälde der weiblichen Erziehung. Laßt ſie in dieſer himmliſchen Mutterfreude! Sie iſt meine Madonna. Was wollt Ihr? Von einer Madonna müſſen ſich die Gläubigen doch immer in einer gewiſſen Entfernung halten. Ich will mein junges Leben nicht in der Kinderſtube verliebkoſen. Sie verlangt es auch nicht, laßt mich gehen wohin ich will und nur Ihr ſeid die Störenfriede, die nicht übel Luſt zu haben ſcheinen, den Samen des Unfriedens zu ſäen."

„Sie taugen zwar nicht viel," entgegnete ihm darauf eine ältere Dame, gegen die ſich der Angeſchuldigte in dieſer Art eben vertheidigt hatte; „aber man ſöhnt ſich mit Ihnen wenigſtens dadurch aus, daß Sie Ihre Untugenden eingeſtehen. Abſcheulich iſt es immer, eine junge liebenswürdige Frau zu Hauſe zu haben, die ſich bei allen Erziehungs-Schriftſtellern darnach erkundigt, ob ſie ihre kleine Eugenie ſoll einwiegen laſſen oder nicht, und während deſſen alle möglichen Vergnügungen mitzumachen in Geſellſchaft der verrufenſten Petitmaitres. Warten Sie nur, ich kenne Jemanden, der Ihrer Frau früher den Hof machte und ſich mit Ihnen ſchießen wollte, als Sie ſie heiratheten. Ich werde ihm ſagen, daß das Terrain jetzt günſtig iſt. Sie verdienen dieſe Züchtigung!"

Hugo lachte mit einem triumphirenden Blick, als wollte er ſagen: „Von der Seite bin ich ſicher!"

Hugo war ein leidenſchaftlicher Reiter, aber ſeine Wagenpferde ſchonte er. „Mich dauern die armen Thiere, wenn ſie im Regen ohne Decken ſtehen müſſen, wenn ſie im Winter auf der Straße des Nachts frieren, während die, die ſie fahren ſollen, noch oben auf einem Balle tanzen —!" So ſprach er oft zu ſeiner Gemahlin und hatte ihr weiches Herz nicht wenig damit gerührt. Seine Freunde aber würden geſagt haben: „Mit einem Fiaker ſchlängelt man ſich leichter durch verſteckte Stadtviertel, als mit einer Caroſſe, deren Wappen

allbekannt ist. Das gäbe einen schönen Lärm, wenn der Wagen des Grafen Hugo stundenlang unter den Fenstern der jungen Soubrette stünde, die jetzt so oft auf dem Theater an der Wien von ihm beklatscht wird? Es ist eine sehr polizeiliche Erfindung, die Fiaker! Durch sie wird für den öffentlichen Anstand gesorgt."

Gerade vierzehn Tage nach dem Entwöhnen seiner kleinen Eugenie fuhr Graf Hugo, um schneller in die Gegend zu kommen, wo er — etwas zu thun hatte, wieder in einem Fiaker. Sich nachlässig auf den elastischen Sitzen des Wagens wiegend, lachend vor Lebenslust, Gesundheit, Glückseligkeit, bemerkte er zwischen dem Kissen, auf dem er saß, und der Rückwand ein Papier. Er griff darnach: es war ein Brief. Ein uneröffneter noch dazu, nur einige Buchstaben dienten als Adresse. Der Ueberraschte erbrach ihn. Die Handschrift schien ihm bekannt, aber der Inhalt ließ keinen Zweifel, daß eine Dame hier einen Anbeter zu einem Stelldichein einlud. Er lautete:

„Durch meinen Gemahl würden wir gestört werden; ich denke also, daß wir besser thun, uns Morgen um 12 Uhr auf dem Graben Nr. 17, im zweiten Stock, die Thür links bei einer Freundin zu treffen. Lassen Sie sich von einigen Wolken des Unmuths, die auf meiner Stirn liegen werden, nicht stören; sie gehören zu dem Bilde, von dem Sie in so übertrieben begeisterten Worten gesprochen haben; wenn es nur glücklich macht, dann würde ich schon glücklich sein. Die Liebe verschönert Alles."

In allen Nerven fühlte Hugo die Lust, sich hier in ein Abenteuer zu wagen. „Es kostet oft so entsetzliche Mühe," dachte er, „das unbedeutendste Romänchen mit der unbedeutendsten Rätherin in Gang zu bringen, und hier bietet sich die Gelegenheit dazu in einem Fiaker dar! Es muß, dem Style und dem Ausdruck Gemahl zufolge, eine Dame aus den höheren Ständen sein; die „Unmuthswolken" scheinen freilich eine verschleiernde Umschreibung für einen nicht mehr sehr glatten Teint zu sein, „aber die Liebe verschönert Alles." Ich wäre ein Thor, in unserer prosaischen Zeit, wo man die Poesie selbst nicht für Geld immer haben kann, den Zipfel

eines Romans fahren zu lassen! Graben Nr. 17. Morgen gehe ich hin und komme dem Glücklichen, dem diese Zeilen zugedacht waren, muthig zuvor."

Als Hugo ausstieg, fragte er den Kutscher, wer vorhin in dem Wagen gesessen hätte? Dieser lachte und sagte: „Ein junges Dienstmädchen, der man das böse Gewissen an ihrem Trinkgelde ansah." — „Wie so?" — „Wahrscheinlich hatte sie einen Gang für ihre Herrschaft zu machen, wofür sie eine Stunde berechnen konnte. Um aber schnell noch einen Nebenweg zurückzulegen, der wahrscheinlich einer Bekanntschaft vom Sperl galt, nahm sie einen Fiaker und fuhr schnell in die Gegend am Stephansthurm, wo ich sie absetzte. In der Hast, womit sie aus ihrem Schnupftuche ihr Geld losband und mich bezahlte, ohne das Herausgeben abzuwarten, kann man schon immer auf 'was Geheimes schließen." — „Vortrefflich," dachte Hugo; „so ein Fiaker sollte einmal „Bilder aus Wien" schreiben; sie würden treffender sein, als was Ausländer in vier Wochen losbekommen und in dicken Büchern in's Land einschwärzen. Die kleine Götterbotin hat den Brief verloren und wird sich wol hüten, ihrer Herrschaft zu sagen, bei welcher Gelegenheit! Es muß prächtig werden! Dürfte ich nur noch meine alte Husarenuniform anziehen!"

Graf Hugo war den ganzen Tag über ein Brillantfeuer von Laune und Uebermuth. Seiner Frau sagte er bei Tisch, er hätte sie mehr geliebt als je, sie wäre Perle, Juwel — und was man in einer so fiebernden Geschwätzigkeit und Geistesunruhe an solchen Thorheiten zu sagen pflegt. Er sprach von seinem Geburtstage, der heranrücke und den sie mit dem lautesten Gepränge — nein verbesserte er sich, den wir ganz im Stillen, in unserm Garten, in der Laube, die uns so theuer ist, feiern wollen. Seine Frau war glücklich, daß ihn heute ihre Nähe so bezaubern konnte. Sah sie einen Augenblick weg, so zog er den geheimnißvollen Brief hervor, drückte ihn an sein Herz und fuhr, wenn sie sich umwandte, damit schnell wieder in die Brusttasche. „Und unsere Eugenie!" sagte er; „wo ist sie? Wo ist das himmlische Kind? Laß das Engelbild holen?" Wie glücklich war die junge Mutter! Man brachte das Kind, es schrie entsetzlich; aber

Hugo behauptete, es wären Glockentöne für ihn. „Nicht wahr, liebe Auguste," ſagte er zu ſeiner Frau, „nicht wahr, die Betten ſind doch für das Kind nicht zu warm? Du gewöhnſt es an friſche Luft? Das Goldblatt wird doch kalt gewaſchen? Du haſt doch freundliche Gegenſtände um das Bettchen herumgeſtellt? Komm, komm, laß uns ein Kapitel aus Rouſſeau's Emil leſen!"

Auguſte lachte glückſeligſt über ſeinen Eifer und ließ das Buch nicht holen, weil ſie Takt genug hatte, um zu wiſſen, daß man ſich zu Manchem bereit erklärt, aber doch, um Verſtimmungen zu vermeiden, keine Probe darauf anſtellen darf. Sie war überglücklich, ihn heute feſſeln zu können. Er blieb den ganzen Abend, ging nicht mehr aus, war brav und gut, und machte, da zum Thee einige Freunde kamen, den Wirth ſo gewiſſenhaft, mit ſo wenig Zerſtreutheit, wie die Gräfin ihn noch nie geſehen hatte. Gute Nacht, Auguſte! Gute Nacht, Hugo! So ſüß hatten dieſe Worte lange nicht auf dem Corridor geklungen, der zu den Schlafgemächern führte.

Den folgenden Morgen war Hugo ſchon früh bei der Hand. Noch ehe er beim Frühſtück erſchien, hatte er im Stall ſeine Pferde begrüßt, die Nummern der Journale, die er ſich hielt, geordnet und für den Buchbinder zurechtgelegt, hatte einige nothwendige Geſchäftsbriefe an die Verwalter ſeiner Güter in Ungarn und Mähren erledigt. Beim Frühſtück hatte er ſo drollige Einfälle, wie ein junger Ehemann am Lendemain. Auguſte hätte ihn küſſen mögen, und that es auch. So ging es bis halb zehn Uhr. Da plötzlich brach er ab. „Liebes Kind," ſagte er ſanft, „heute hab' ich manches zu thun. Nun laß mich an meine Geſchäfte gehen." — „Geſchäfte!" — „Wirklich, wirklich! Graf Feſtetics läßt ein Pferd verſteigern, von dem ich behaupte, daß es nur auf beſſere Dreſſur ankäme, um den erſten Renner daraus zu machen. Im Schachclub ſollen einige Ballottements gehalten werden und ich muß Stimmen ſammeln, um einige meiner Freunde hinein zu bekommen; der junge Muſiker, der uns von Carlsruhe empfohlen iſt, will ein Concert im Kärnthnerthor geben; ich muß die Intendanz ſprechen; der Gartenverein hat mich zum Mitglied ernannt, ich muß bei den Sitzungen doch einige-

mal mit erſcheinen; Münch-Bellinghauſen hat ein neues Stück geſchrieben und will es mir, dem Baron Hadſchi und dem Bauernfeld, uns, uns, den competenteſten Kunſtrichtern, vorleſen. — Du ſiehſt, Theuerſte, wo ſoll ich die Zeit hernehmen? Adieu! mein Herz; ob ich heute zu Tiſch komme, ich zweifle; leb' wohl; Auguſte, leb' wohl, und dieſen Kuß für Eugenie!"

Nun war Graf Hugo allein. Den Brief auf ſeinen Waſchtiſch gelegt, damit er ſich vorläufig in die Handſchrift verliebe, begann er eine Toilette zu machen, wie lange nicht. Es galt, heute mehr als je ſeine natürlichen Mittel durch die Kunſt noch geltender zu machen. Il s'adonisait wie ein Gott, und verließ nach elf Uhr ſein Hotel.

Zunächſt mußte er ſich nach der in dem Billet bezeichneten Nummer des Grabens umſehen. Wie erſtaunte er, als er an der Häuſerreihe immer weiter und weiter zählte, daß er endlich vor einem Hauſe ſtand, welches von einem der erſten Banquiers Wiens, einer ſeiner nahen Bekanntſchaften, bewohnt wurde. „Mein Gott," dachte er, „ſollte denn in dem Hauſe ein Putzgeſchäft etablirt ſein, oder eine weibliches Penſionat, oder eine ähnliche anſtändige Verſchleierung anſtändiger Rendezvous? Wie iſt mir denn? Sollte die junge liebenswürdige Fanny, die Gemahlin des langweiligen Großhändlers, ſelbſt —? Nein, nein, ich kenne deren Handſchrift, und, was mir eben einfällt, ſie iſt ja ſeit acht Tagen in Baden. So wird wahrſcheinlich ihre Kammerfrau die Leiterin dieſer kleinen Intrigue ſein, und in Abweſenheit ihrer Herrſchaft ſich auf Nebenverdienſte dieſer Art verlegen."

Sinnend ging er vorüber. Es war erſt halb zwölf Uhr. Seine Neugier ſtieg immer höher und machte, daß er ſich in Gedanken verlor. Mancher unter dem Burgthor, auf der Glacis, am Theſeustempel ihm geſpendete Gruß ging unbemerkt für ihn verloren. Ob er in den Staatsdienſt treten wollte? fragte ihn einer ſeiner Freunde, dem dieſes grübelnde Sinnen auffiel, im Vorübergehen. Ob er zu viel Eiſenbahnactien hätte? fragte ihn ein Anderer. So verſtrich die Zeit; nur noch fünf Minuten waren übrig. Hugo wandte jetzt um und ging nach dem Graben zurück.

Da ſtand das Haus! Im zweiten Stock, Thüre links,

Lefèvre.

Der Fall iſt wirklich bedenklich. Haben Sie denn auf Niemanden Verdacht?

Armande.

Seit einiger Zeit hat man einen Mann beobachtet, der ſich jeden Morgen und jeden Abend zu den Proben des Tartüffe heimlich in den dunklen Zuſchauerraum geſchlichen hat. Manche Arbeiter, die mit dem Reinigen der Parterre-Logen beſchäftigt waren, wollen plötzlich mit ihrem Kehrbeſen etwas Menſchliches getroffen haben, das ſich heimlich unterduckte und aufgeſtöbert plötzlich über die Brüſtung in's Parterre ſprang. Um die Proben nicht zu ſtören, haben ſie dieſen Spuk nicht weiter verfolgen mögen. Als aber nach einer zufälligen Entfernung des Souffleurs im dritten Akt bei ſeiner Rückkehr in den menſchenfreundlichen Rettungskaſten da unten das Buch von ſeinem Pulte weggenommen war, geſtanden die Arbeiter ihr Verſehen ein und Einer behauptete, den wahrſcheinlichen Dieb erkannt zu haben.

Lefèvre.

Und wer wäre das?

Armande.

Es iſt ohne Zweifel der Gewürzkrämer Matthieu aus der Rue du Coq.

Lefèvre.

Wenn man die Wohnung des Maitre Matthieu ohne alle Rückſicht auf Molière unterſuchte —

Armande.

O Sie ſind ein ſo warmer Freund der Muſen! Wenden Sie von Molière's Haupt eine Wetterwolke ab, die ihn,

Die Vorhänge waren faſt alle niedergelaſſen; die geſchloſſenen Jalouſieen verriethen die Abweſenheit der Beſitzerin. Mit klopfendem Herzen beſtieg er die Treppen, gab ſich aber dadurch Muth, daß er immer je zwei und drei Stufen erſtieg. Bald war er im zweiten Stock, ergriff den Drücker der Thür links. Vortrefflich, ſie war offen! Ein dunkles Zimmer empfing ihn. „Das iſt der Eingang zum Salon!“ ſagte er ſich. Alles war von den herabgelaſſenen Jalouſieen ſtockdunkel. Er konnte aus dem Zimmer in den geöffneten Salon und in die nebenan überall offenen Zimmer hinein nur mit Mühe ſehen. Da rauſchte im Hintergrunde der weiten Zimmerreihe ein ſeidenes Gewand. Entſchloſſen trat er vor. „Gnädigſte!“ rief er noch aus einiger Entfernung, „der Zufall iſt die Humoriſtik der Weltregierung; Ihr Billet müßte in Hände kommen, die —“

Plötzlich prallte er zurück. Denn das Unglaublichſte ereignete ſich. Er ſtand zwar vor einer Dame aber das Auge hatte ſich an die Finſterniß ſo weit gewöhnt, daß er in der Nähe etwas unterſcheiden konnte. Er ſtand vor ſeiner Frau.

„Hugo,“ ſagte ſie, wie über eine eigene Schuld betroffen und die ſeinige nicht ahnend; „Hugo, wie kommſt Du hierher?“

Scham und die glühendſte Eiferſucht preßten aus dem Grafen nichts hervor als den Ausruf: „Auguſte!“

„Komm nach vorn,“ ſagte ſie, und zog ihn mit zitternder Hand in ein helles Zimmer.

Hugo ſtarrte ſie an; tauſend zornige Worte zuckten auf ſeinen Lippen; er mußte nach einem Stuhl faſſen, um ſeiner Gefühle Meiſter zu werden.

Die Gräfin nahte ſich ihm beklommen und ſuchte ſich ihm verſtändlich zu machen. Aber ſo ſind die Männer mit ihrer Schlauheit voraus! So wie er merkte, daß ſie, die Unerwartete, ein böſes Gewiſſen hatte, gab er ſich das Anſehen, als hätte ihm der Zufall jenes Billet in die Hände geſpielt. Er ſtieß ſie zurück, ſprang auf und polterte ſich in einen Zorn hinein, der ein halb künſtlicher, halb natürlicher war.

„So betrogen zu werden!“ rief er; „Himmel, wer hätte das ahnen können? Ein Weib, wie es Gott zu ſeinem Eben-

bilde geſchaffen zu haben ſchien, ein Weib —" hier verfiel er in einige Reminiscenzen aus „Kabale und Liebe", merkte aber nichts von dem Plagiat, ſondern ſtieß Ludwig Löwe's Kraftſtellen wie ſeine eigenen Originalgedanken aus.

Auguſte weinte.

„Thränen?" wandte er ſich ihr zu, „Noch Thränen? Falſche, heuchleriſche Krokodillenbrut! Ein paar lumpige Thränen, wo ich das Weltmeer haben möchte, um mich darin —"

„Mein Gott," ſprang Auguſte auf, „aber, was denkſt Du denn, Hugo?"

„Was ich denke? Wer kann denken, wenn er den Verſtand verloren hat!"

„Hugo, ich wollte Dir eine Ueberraſchung geben."

„Mir?"

„Ich wollte mich malen laſſen."

„Ha, ha, ha," lachte Hugo auf; „malen laſſen — vom Baron F., der früher um Deine Hand anhielt; von meinem Schwager, der neulich in meiner Gegenwart Deine Handſchuhe küßte; von dem jungen Fant, dem Sohn des Generals, der Dich auf dem Clavier zu begleiten pflegt, wenn Du ſingſt. Malen laſſen?"

„Ich begreife nicht, Hugo, welch' ein Verdacht —"

„Wen erwarteteſt Du?"

„K r i e h u b e r!"

„Kriehuber? Ha! Engel, Teufel, mach' das Deinem Kinde weiß!"

„Hugo, ich beſchwöre Dich!"

„Warum hatte das Billet keine Adreſſe?"

„Weil Du es in der Hand keiner unſerer Leute bemerken und aus der Adreſſe keine Ahnung der Freude ſchöpfen ſollteſt, die ich Dir zu Deinem Geburtstage zugedacht hatte."

„Zu meinem Geburtstage! Ahnung! Freude! Kriehuber! O, o — Hier iſt das Billet. Wie lautet es? „Laſſen Sie ſich von einigen Wolken des Unmuth's, die auf meiner Stirn liegen werden, nicht ſtören!" "

„Der Brief," erklärte die Gräfin erröthend, war v o r Deiner geſtrigen Liebenswürdigkeit geſchrieben."

„Sie gehören" — fuhr Hugo fort — „zu dem Bilde, von dem Sie — Bilde? —" unterbrach er sich.

Nun ließ Hugo mit einer Beschämung, sehr geärgert und doch wiederum hocherfreut, die Hand, die krampfhaft das Billet gehalten, ruhig niedergleiten. Mit der andern strich er sich verlegen das Kinn.

„Warum fehlte die Unterschrift?" fragte er, noch immer nicht ganz beruhigt.

„Weil mich auch Kriehuber, mit dem ich durch die baierische Gesandtin unterhandelte, nicht kennen sollte. Ich wollte jeder Möglichkeit, daß Du etwas von dem Gemälde erführest, vorbeugen; deshalb sind auch die Zeilen nicht von mir, sondern von der Kammerfrau geschrieben."

„Hm! Hm!" brummte Hugo — „daher die mir [illegible] bekannt gewesene Handschrift."

„Aber wie kamst Du denn nur zu dem Briefe?"

„Sieh' nur" — antwortete Hugo mit einiger Verlegenheit und doch in der Nothwendigkeit, den Entrüsteten zu spielen, — „ich — ich fand ihn — auf unsrer Haustiege."

„Und erbrachest ihn?!"

„Er hatte ja keine, folglich eine Allerweltsadresse."

„Erwartetest Du mich denn hier? Wie kamst Du überhaupt dazu, die Einladung auf Dich zu beziehen?"

Diese Fragen trug die Gräfin so klug, so aufgeheitert vor, als wenn ihr plötzlich ein Licht in's Dunkel bräche. Eben wollte sie weiter forschen, als Hugo abbrach, ihren Arm ergriff und sagte: „Laß es nun gut sein! Ich mußte doch, als ich den Brief in unserm Hause fand, etwas Unrechtes gemerkt haben, folglich so — Aber wie kamst Du nur in diese Zimmer? Hier ist ja Alles wie ausgestorben."

„Ich schrieb an Fanny nach Baden meine Idee mit dem Bilde. Sie wies mir die Schlüssel ihrer Gemächer an und erlaubte mir, sie wie die meinigen zu benutzen. Kriehuber —"

„Es ist schon gut," sagte Hugo; „Kriehuber soll uns nun Beide malen."

„Und nicht wahr?" fragte Auguste, zärtlich sich an ihn schmiegend, „Eugenie zwischen uns?"

Hugo wiederholte mit erkünsteltem Schmelze: „Und Eugenie zwischen uns!“

So gingen sie, wie ein eben verlobtes Paar, über den Graben nach ihrer Wohnung zurück. Auguste, die früher ihren Mann liebte, vergötterte ihn jetzt.

Hugo war seitdem in seinen Privatangelegenheiten vorsichtiger.

König Franz in Fontainebleau.

(1852.)

Es war in den Tagen, da Kaiser Carolus Quintus, um von Hispanien nach Gent in Flandern zu gelangen, durch Francogallien zu reisen begehrete und ein groß Rathschlagens war, ob ihm sollte König Franciscus frei Geleit geben oder nicht.

Konnten es aber die schlauen Rathgeber nicht dahin bringen, den Kaiser zur Strafe für sein allzeit sieghaft Glück erst sicher zu machen und dann mitten auf dem Wege zu fahen; welchen Vorschlag auch bald die Räthe des Königs verworfen hatten, da sie gar wohl wußten, wie sehr dessen ritterlich Gemüth derlei Anschlägen abgünstig war.

Kaiser Carolus hatte Frankreich, nicht ohne bei denen Ehrenbezeigungen, so man ihm erwies, rechts und links fürsorglich und auf spanische Art mißtrauisch sich umzuschauen, verlassen und König Franz fühlte wieder, wie schwer diese großen Angelegenheiten der Welt auf seinen hinfälligen Körper wirkten. Müde von all' den prächtigen Turneyen und kunstvollen Ringelstechen und was sonst zur Bewirthung seines hohen Gastes war ausgeführt worden, fühlte der Monarch das Bedürfniß der Einsamkeit, die ihm schon lange die liebste Gesellschafterin war, ausgenommen die der schönen Damen. So beschloß er auch sogleich wieder nach seinem Schlosse Fontainebleau zu reisen, welches er nebst St.-Germain vorzugsweise in sein Herz eingeschlossen hielt. Hatte er doch auch beide stattlichen Gebäude mit den kostbarsten Gärten umgeben und besonders Fontainebleau mit allen Meisterwerken schmücken lassen, welche hochberühmte Künstler von Mailand und

Florenz auf Befehl des freigebigen Königs hier verfertigen mußten.

Seine Gesellschaft waren unter den schönen Baumgängen und prächtigen Bildsäulen und Gemälden Fontainebleaus am liebsten nur einige Hofbediente, die schönen Dienerinnen und Ehrenfräulein der gnädigen Herzogin von Etampes, nicht zu gedenken seines Arztes Messire Claude, welches ein kleiner buckliger, aber sehr gelehrter Mann war, der schon seit lange des Königs ganze Freundschaft besaß. Denn da der mächtige König Franciscus von Gallien schon seit einigen Jahren kläglich an seiner Gesundheit litte und für seine noch nicht zu alten Tage auf eine gar betrübende Weise zusammenging, so mochte er doch um sein Leben nicht vergessen, daß er einst der schönste Edelmann, geschweige der schönste Fürst seiner Zeit gewesen und selbst in einem feindlichen Lande, während seiner Gefangenschaft in Hispanien, das Herz mancher schönen und edlen Dame gerührt hatte. Der gute König liebte es, zumal wenn die gnädige Frau Herzogin von Etampes nicht zugegen war, sich ihren zurückgebliebenen Damen und Freundinnen und wer sonst vom schönen Frauenzimmer, ob adelig, bürgerlich oder selbsten vom ehrlichen Handwerkerstande in seine Nähe kam, gar zutraulich zu erweisen. Mancher junge Edelmann, der vielleicht im Stillen über des Königs graue Haare und nur gezwungenermaßen aufrechten Gang lachte, konnte sich an seiner adeligen Manier, mit dem schönen Frauenzimmer zu scherzen, ein Beispiel nehmen; hat es doch oft schon Zeiten gegeben und wird dergleichen wiedergeben, wo sich die jungen Mannsen in denen Dingen, die ihnen vorzugsweise wohlanständig wären, von den alten könnten beschämen lassen.

Es war aber zu selbiger Zeit auf dem Schlosse Fontainebleau ein Kastellan, so Naudet geheißen hat und ein schon alter Mann war. Dieser hatte einen Sohn, von welchem wir nichts berichten können, als daß er sich in die Fremde nach Avignon verheirathet hatte, daselbst gestorben war und ein gar schön Töchterlein hinterlassen, welches Blanche genannt wurde. Und weil nun auch die Mutter der schönen Blanche in Avignon gestorben war und dem zarten Kinde daselbst die nöthige Liebe und Pflege hätte fehlen können, so beschloß der

Kaſtellan, ſeine Enkelin zu ſich zu nehmen und ſo kam es denn, daß eines Tages der König hocherfreut war, in denen Baumgängen ſeines Gartens, als er allda mit ſeinem Hofe ſpazierete, einem gar anmuthigen Mägdelein zu begegnen, welches ihm Blanche Raudet genennet wurde, die Enkelin des Kaſtellans, weit älter bereits, ſchöner und liebenswürdiger, als man erwartet hatte.

„Bei St.-Denis und unſrer lieben Frau!“ rief der König aus und zeigte allen ſeinen Hofherren die unaufhörlich vor ihm knirende Blanche, „ſollte man nicht glauben, daß unſres guten und zu früh abgerufenen Meiſters Lionardo da Vinci reizende Mona Liſa leibhaftig vor uns ſteht?“ — Die Räthe und Hofherren, deren einige kurzſichtig waren, kniffen die Augen zuſammen und ſagten: „O ja, Sire! Man möchte es faſt meinen!“ Und der Verwalter des königlichen Schatzes ſprach ſogar: „Hätte man dieſes Mägdlein früher geſehen, würde mein gnädiger Herr und König dem Meiſter Lionardo oft ein wenig von ſeinen Gemälden haben abhandeln können!“ Worüber der König lachte und erwiderte: „Ich wette, mein guter Herr von Montchenu, Ihr gedenket noch in dieſem Augenblick mit Schmerz der zwölftauſend Livres, welche uns der Ankauf jenes doch in der Chriſtenheit einzigen Bildes gekoſtet hat.“

Montchenu war aber ein ganzer Hofmann. Er wußte wol, daß es den König freute, wenn er ſagte: „Mein gnädiger Herr, die ſchönen Frauen und ihren Werth im Allgemeinen und im Beſondern zu beurtheilen, das iſt nicht meine Sache! Auch hab' ich zu blöde Augen, um die Aehnlichkeit dieſer Enkelin des Kaſtellans mit dem ſchönen, aber ſehr theuren Bilde des Meiſters Lionardo des Genaueren zu vergleichen. Ich meine nur, beſſer die Perſon als ihr Bild.“

Nun ging der König auf Blanche zu, faſſete ſie unter's Kinn und ſagte: „Sehet da das ganze Antlitz der ſchönen Mona Liſa del Giocondo, die der ſchlaue Lionardo in ſeiner beſten Zeit vier Jahre lang malte, weil er nicht ſatt werden konnte, ſich an ihrer Schönheit zu weiden. Dieſelben feuchten und wie mit einem himmliſchen Glanz belebten Augen! Dieſe kleinen röthlichen Lichter, die ſie umgeben! Dieſe Naſe, von

gleichem Ebenmaße! Dieſer Mund, von gleicher Roſinfarbe! Und ich wette, wir haben nicht einmal nöthig, wie Meiſter Lionardo da Vinci gethan, dieſe kleine Perſon mit Blumen, Geſängen und Muſik zu umgeben, damit ſie den etwas ſtrengen Ausdruck der vier Jahre lang vom Maler zum Sitzen gezwungenen Mona Liſa del Giocondo verlieren und ſo anmuthig lächeln möge, wie es oben in meinem Cabinet die nur künſtlich erheiterte edle Dame thut; dieſes kleine Ding würde ſchon von Natur ſo freundlich dreingeſehen haben, wie Meiſter Lionardo es jener vornehmen Dame durch Kunſt abgewinnen mußte!"

Blanche wurde über alles Dieſes gar roth und konnte kein Wort erwidern. So viel Gnade hatte ſie vom König nicht erwartet, obwol ſie wußte, daß ſie ihm nicht mißfallen würde.

Alles lächelte und bewunderte die Güte des Königs, die ſich auch ſpäter, ob er nun von Meſſire Claude, dem buckligen Doctor aus Paris, leichte oder ſtrenge Verhaltungsmaßregeln erhielt, gegen dies, wie gegen alles Frauenzimmer bekanntlich gleich blieb. Der König war hinfällig und ſcherzte oft nur, weil er ſeinen Zuſtand gern verbarg und nicht hören möchte, daß die Natur eine unerbittliche Regentin iſt, ſelbſt über die Mächtigſten der Erde.

Nun hatte aber die ſchöne Blanche von Avignon eine ſehr zärtliche und treue Liebe mitgebracht für einen jungen weiland Soldaten, Namens Firmin Allard, oder um es richtiger zu ſagen, Firmin Allard war ſeines Zeichens ein Waffenſchmied und hatte, da es gerade den Anſchein nahm, als würde zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer ein ſogenannter ewiger Friede beſtehen, in Avignon wieder ſeine alte Handtierung ergriffen. Da er einige Mutterpfennige beſaß, war er in ſeinem Geſchäfte ſogar ein Meiſter geworden.

Indeſſen iſt bekannt, daß Avignon mehr ein frommer denn ein kriegeriſcher Ort iſt, und ſo geſchah es, daß Meiſter Firmin Allard in ſeiner Werkſtatt zwar fürtreffliche neue Werkzeuge hatte, aber wenig damit verdienen konnte. Ueberdies war dieſer Firmin ein ſo großer, ſtattlicher, ſchöner junger Burſche, daß er ſchon oft, wenn er verdrießlich in ſeiner neuen Werkſtatt

wenn ſie zum Ausbruch käme, zu Boden würfe! (Sieht ſich um.) Was ſeh' ich? Molière ſelbſt! Sollte er ſchon erfahren haben? — Scheuen Blicks ſieht er ſich um. Er darf mich hier nicht entdecken —

Lefèvre.

Was führt ihn in das Hotel des Miniſters?

Armande (bei Seite).

Er iſt mir gefolgt, — ſein Mißtrauen kennt keine Gränzen — wie entkomm' ich?

Lefèvre.

Dorthin, Armande! (Zeigt einen Ausweg nach rechts.)

Armande.

Und die beſprochene Angelegenheit —

Lefèvre.

Werd' ich dem Miniſter unverzüglich vortragen — es giebt ſtrenge Geſetze gegen Manuſcriptenraub — Ich habe ſelbſt welche erfunden — verlaſſen Sie ſich darauf — Matthieu, Rue du Coq — man muß den Befehl ſeiner Verhaftung erwirken — hier, hier — reizende Armande! (Führt ſie zur Seite hinaus und begleitet ſie.)

Zweiter Auftritt.

Molière (allein. Später) Lefèvre.

Molière (aufgeregt).

Wag' ich mich weiter? Schon immer bemerkte ich, daß ſie

zu Avignon ſtund und nur Mönche, keine Ritter an ihr vorübergehen ſah, ein zornig Wörtlein fallen ließ, wie es doch wol beſſer wäre, ſtatt Waffen zu ſchmieden, irgendwo lieber in der Welt ſie ſelbſt wieder zu ſchwingen. „Denn," fügte er hinzu, „Krieg gäb' es doch wol irgendwo in der Welt, man müßte ſich nur danach umſehen."

Wie aber die kleine ſchöne Blanche das hörte, weinte ſie bitterlich und ſchwur, ſie würde es doch dahin bringen, daß Firmin Allard von ſeiner Kunſt mehr Verdienſt haben ſollte als von ſeiner Neigung, ſie und ſeine friedliche Handtierung zu verlaſſen.

Firmin Allard ſagte: „Wie wollen wir das anfangen, Blanche?"

Blanche erwiderte: „Das ſollſt Du ſchon ſehen, Firmin!" und gab ihm den Abſchiedskuß; denn es war dies gerade ihr letztes Geſpräch geweſen, als ſie ſich auf die Reiſe machte von Avignon nach Fontainebleau. Blanche dachte aber dabei an Niemand anders als an ihren Großvater, der im Schloſſe des Königs Kaſtellan war.

Und wie ſie erſt einen Tag bei Meiſter Naudet geweſen und von dem guten König Franz mit der ſchönen Mona Liſa del Giocondo des berühmteſten Meiſters Lionardo da Vinci verglichen wurde, da ging auch ein Schreiben ab nach Avignon und lud Firmin Allard ein, ſich des ſchleunigſten aufzumachen und nach Fontainebleau zu kommen, denn es wäre, ſchrieb ein Franciscanermönch aus der nahegelegenen Abtei im Auftrage des Großvaters und der Enkelin, die Beide nicht ſchreiben konnten, es wäre Ausſicht vorhanden, daß der König den Firmin Allard in ſeine Armoirie aufnähme und einem ſo guten Meiſter Gelegenheit gäbe, bei der königlichen Schmiede, was man hier im eigentlichen Sinne des Wortes ſagen konnte, in die rechte Schmiede zu kommen.

Kaum geſchrieben, ſchon gethan. Der junge Meiſter Firmin kam ſo ſchnell, als ihn ſeine Füße tragen mochten. Es war, als man nunmehr zu Fontainebleau ſeiner anſichtig wurde, ein ſo ſchöner ſtattlicher junger Mann, daß der Großvater, der daſelbſt ſchon ſeit lange keine jungen und ſchönen Männer mehr geſehen hatte, höchlichſt erſtaunte, wie noch dergleichen

Gewächs auf Gottes Erdboden vorhanden sein könnte. Ob sich aber gleich der Alte mühte, sich in seiner Art auch etwas von den Sitten und feinen Kunstgriffen des Hofes anzueignen, so war er doch darin zu beschränkten Geistes, daß er hätte errathen können, warum nur just in Fontainebleau und überall in der Nähe des Königs Jugend und Schönheit nicht mehr vorhanden war, außer beim weiblichen Geschlechte. Es war daher ein großes Glück, daß Blanche mehr Verstand besaß als ihr Großvater.

Seitdem der König dieses schöne Kind seiner ganzen Aufmerksamkeit für würdig hielt, ja ein kostbares damastgewirktes schweres Kleid aus Lyon und einen Ring ihr geschenkt hatte, den er sich scheinbar selbst vom Finger zog, aber vorher, wie sich wol denken läßt, schon aufgesteckt hatte zu diesem gnädigen Fürhaben, waren die Ehrenfräulein nicht wenig erbost über Blanche's Glück. Oft wenn er ihr in den schönen Bosketts seines Gartens begegnete, that sogar der König, als wenn er sie haschen wollte, welches er auch würde ausgeführt haben, wenn ihn nicht die Schwere seiner Füße gemahnt hätte, sogleich wieder die würdige Haltung anzunehmen, die sich für einen König geziemet.

Es geschah nun, daß Blanche schon vorher, als sie noch vor Ungeduld brannte, ihr geliebter Firmin Allard möchte endlich in Fontainebleau angekommen sein, dem guten König gestand, wen sie schon lange in ihr Herz eingeschlossen hatte. Da sie schlau war, hütete sie sich wol, zwei Dinge, die den König überraschen mußten, gleich auf Einmal vorzubringen. Es war dies erstens das Vorhandensein eines Waffenschmiedes von Avignon, den sie liebte, überhaupt, sodann ihre nähere Absicht auf eine Stelle in des Königs Armoirie. Beinahe hätte sie auch schon diesen ihren zweiten Stein vom Herzen fallen lassen, da der erste vom König nicht ungnädig aufgenommen wurde. Denn: „Hast Du einen Geliebten, dem Dein Herz angehört?“ hatte der König gesagt und dabei gelächelt. Er hatte dies nicht ohne einen kleinen Schimmer von Traurigkeit in seinen kranken Gesichtszügen gethan. „So will ich wünschen,“ fuhr er dann fort, „daß er Deiner würdig sein möge, Blanche, und wenn er aus Avignon ankommt, so will ich das Ver-

gnügen ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft haben und vielleicht vermögen wir es, ihm nützlich zu ſein; denn an Waffen können die Könige von Frankreich nie Vorrath genug haben."

Als dieſes Blanche hörte, war ſie ſchon über die Maßen fröhlich, küſſete auch die Hände des Königs, was er beſonders gern ſah, da die Weiße und Zartheit derſelben für untadelig gelten konnten. Leider verſah ſie es aber ein wenig, als ſie begann, die Vorzüge und Schönheit Firmin Allard's zu rühmen. Denn als ſie ſeines Lobes kein Ende finden konnte und ſogar von der jugendlichen Stärke ihres Geliebten ſprach, rümpften die Ehrenfräulein ſpöttiſch die Naſe, wandten ſich ab und verbargen ihr künſtliches, vielleicht nur zorniges Gelächter unter den Fächern, die ſie ſich bis tief unter die Augen vorhielten.

Doch auch der König zog ſeine gefärbten ſchwarzen Augenbrauen düſter zuſammen und wandte ſich zum Gehen. Es war Blanche'n ſogar, als hätte der finſtere, krumme und ſchielende Herr von Montchenu ein Wort fallen laſſen, das möglicher Weiſe ſo gelautet haben konnte wie: „Welch' eine einfältige Gans iſt doch dieſes Mädchen!" Sie hatte es nur nicht ganz deutlich gehört. Aber ſie überlegte lange, daß ſie eine Thorheit begangen haben müßte und welche?

Und ſiehe da! Als ſie nun den ganzen Hof hinter den König ſich wenden und dieſem nachfolgen ſah, da kam es ihr plötzlich wie eine Erleuchtung von oben, oder, um keinen Mißbrauch mit heiligen Dingen in ſolchen profanen Angelegenheiten zu treiben, die Zuflüſterung des ſchalkhaften Gottes der heidniſchen Liebe ſagte ihr, daß es wol eine große Thorheit mochte geweſen ſein, zu einem alten und kranken König von der Jugend und Geſundheit anderer Menſchen zu reden. Und in dieſem Augenblick entdeckte ſie auch, daß ja im Grunde von all' den anweſenden Herren des Hofes der König noch immer der Schönſte und Gefälligſte war; denn ſeine ſämmtlichen Ritter und Räthe hinkten, ſchlorrten und gingen ſo krumm oder waren dermaßen mißgeſtalt, als kämen ſie des geraden Weges aus einem Siechenhauſe und ſchleppten nur mühſam noch ihr Leben hin.

Kaum hatte Blanche dieſe Entdeckung gemacht, als ihr

noch zum Zweiten etwas Neues einfiel und ſie ausrief: „Bei unſrer lieben Frau von Paris! Der Herr von Montchenu iſt ja nur kurzſichtig, wenn er mit dem König geht, und wenn Herr von Brion mit mir allein ſpricht, kann er wie jeder Andere gerade aufrecht ſtehen, und der Großkanzler Herr von Tournon ſpringt ja, ſo alt er iſt, noch wie ein Rehlein durch die Alleen des Gartens, ſo er ſich von Niemand beobachtet glaubt, beginnt aber ſogleich erbärmiglich zu hinken, ſo er in den Schloßhof eintritt und etwa von den Fenſtern unſres gnädigſten Königs und Herrn meinen könnte des Näheren beobachtet zu werden.

Wie ſich nun ſo abenteuerliche Dinge zuſammen vereinigen ſollen, das zu ergründen, würde für einen Mann, der darüber die Bücher der Gelehrten hätte aufſchlagen und die Meinung der Weiſen befragen wollen, etwas lange gedauert haben. Ein weibliches Herz dagegen iſt ſchlau und begreift die ſchwierigſten Dinge ſehr raſch, womit ich nicht geſagt haben will, daß es nicht auch Ausnahmen geben könnte.

Blanche hatte nicht nöthig, erſt ihren Großvater zu fragen, der ihr ohnehin keine Auskunft geben konnte, auch nicht einmal dem guten Franciscanermönch aus der Abtei, der ihr Beichtvater war, vertraute ſie ſich ganz, ſondern ihre fünf Sinne ſagten ihr, als ſie den Firmin Allard endlich in der Ferne von dem Berge der Dreifaltigkeit bei Fontainebleau herabſchreiten und ihr oben an der Kapelle ſchon mit ſeinem Hut und einem Tuche, das ſie ihm ſelbſt in Avignon geſchenkt hatte, wie außer ſich vor Freude winken ſah: „O du liebe Zeit! Das wird ſchlimm werden! Mein guter Firmin iſt ja für Fontainebleau viel, viel zu hübſch!“

Vorab freilich hatte Blanche eine viel zu große Freude an der ſtattlichen Schönheit ihres Firmin, der im leichten Lederwamms mit gepufften Hoſen, einem weißen Hute mit wenn auch kleinen doch rothen Federchen, wie ein junger Trompeter von den Musketieren des Königs an ihrem Arme ſtolzierte und ganz gut eine große rothe Feder am Hute hätte tragen können, um für einen der anmuthigſten Cavaliere der Garden des Königs gehalten zu werden. Immer noch hoffete ſie auf eine günſtige Gelegenheit, dem Könige bei guter Laune

zu begegnen und ihm ihr Anliegen wegen der Armoirie und ihrer Heirath auch ohne Firmin Allard vorzuſtellen.

Wie es nun aber geſchieht, daß man lange über einen Plan nachſinnt, deſſen Gelegenheit uns plötzlich, ehe noch deſſentwegen ein Entſchluß fertig geworden iſt, wie man zu ſagen pflegt, ungedunken überkommt, ſo wandelte auch Blanche bald darauf durch eine von hohen Linden überſchattete Tarushecke mit ihrem geliebten Firmin in des Königs Garten und hatte gerade den Arm des ſchlanken, freundlichen und liebevollen Jünglings auf ihrer Schulter ruhen, als wider Erwarten aus einem Querwege der ganze Hof dahergeſchritten kam, den König an der Spitze und wie es ſchien, heute nicht mit der freundlichſten Geberde. Alle gingen ſehr raſch, denn der bucklige Meſſire Claude hatte das dem Könige der beſſeren Erwärmung ſeines Blutes wegen für einige Zeit angerathen.

Wie Blanche von ferne her den Hof und den König eilends ihr zuſchreiten ſah, gab ihr der Anblick der ſchönen Damen und der wiederumb um den etwas wie im Hahnentritt ſchreitenden König verſammelten alten und häßlichen Männer den plötzlichen Gedanken ein, auszurufen: „Bei allen Heiligen, Maria, Joſeph und Deinem Schutzpatron! Ich bitte Dich, Firmin, hebe ein wenig eine Deiner Schultern in die Höhe und laß den König glauben, daß Du mißwachſen ſeieſt! Es wird uns beſſer thun unſer ganzes Leben lang!“

Da Firmin ſolches hörte, ſprach er: „Blanche, iſt es Deine Abſicht, um Meſſire Triboulet's Stelle für mich anzuhalten und aus mir des Königs Hanswurſten zu machen?“

„Nein! Beim Heil aller Seelen!“ erwiderte Blanche mit heftigſtem Zittern und weinendem Tone: „Guter, lieber Firmin! Gieb den Stolz auf Deine prächtige Leibesbeſchaffenheit einen Augenblick dahin und beleidige das Auge des großen Königs nicht durch Deine gefährliche Jugend und ihn ſtörende Anmuth. Du biſt mein allerliebſter und ſchönſter Firmin und ich möchte Dich gleich hier vor den fürnehmſten Herrſchaften Frankreichs küſſen; aber ich bitte Dich! Einige Augenblicke Mißwachs bringen uns, ſo Gott will, fünfzig Jahre guter Ernte ein!“

Und als Blanche alſo geſprochen hatte, war der Hof auch

ſchon dermaßen nahe, daß es die höchſte Zeit wurde, einen Entſchluß zu faſſen. Wie es dann aber geht, daß oft in dem Beiſpiele anderer Menſchen eine anſteckende Kraft liegt, die uns ſogar in die Lage bringen kann, wider unſern Willen unter hundert einfältigen Menſchen zuweilen am eigenen Verſtande irre zu werden und eben ſo dumm zu werden, wie es andere ſind, ob ſie gleich die Halskrauſe eines Rathsherrn tragen, alſo zog es auch den Firmin Allard gleich wie unwillkürlich, in dem Augenblick, da er nur Menſchen mit den Gebreſten des Alters vor ſich ſahe, ordentlich mit Gewalt, den kecken Trotz ſeiner anmuthigen Jugendlichkeit aufzugeben und voll Schüchternheit gerade ſo, wie es ſeine geliebte Blanche gewollt hatte, ſich gleichfalls als einen Mann fürzuſtellen, den die gütigſte und beſte der Frauen, die gute Mutter Natur, trotz ſeiner ſchönen Geſichtszüge und ſeiner anſehnlichen Leibeslänge doch ſchadenfroh an unrechter Stelle mit Ueberfluß bedacht hatte.

Nicht auf den Plotz, ſondern in allmäliger Vorſicht hob er langſam von ſeinen Schultern die rechte in die Höhe und ſtand vor dem König, als nun dieſer herangeſchritten war, wie das ſeltſamſte Ungethüm da, das ſich auf Jahrmärkten hätte können in Schaubuden ſehen laſſen.

Hatte der König aus Aerger über den ſtrengen Arzt Claude vorher gar finſter und verdrießlich geſchaut, ſo ergriff ihn jetzt beim Anblick eines viel unangenehmeren Verdruſſes, den Blanche's ſchon in der Ferne ſogleich für dieſen erkannter Liebſter zu tragen hatte, eine ſolche ausnehmende Heiterkeit, daß er in das Gelächter des ganzen Hofes einſtimmte und betheuerte, es müßte doch wahrlich eine Unordnung in den Geſtirnen vorgekommen ſein, daß jetzund in Frankreich ſo viele mißgeſtalte Krüppel geboren würden; denn ſelbſt die ſchönſten Männer, die man aus dem anmuthigen Lande der Provence mit Sehnſucht erwartet hätte, träfen mit Schäden ein, die ſelbſt der Doctor Claude da nicht heilen könnte, anmaßen es dieſer wol an ſich ſelbſten würde gethan haben.

Und ſo groß war nun das Vergnügen des Königs, daß er auch jetzt dennoch wiederum der ſchönſte Mann in Fontainebleau geblieben war, daß er zu Firmin Allard heran-

ſchritte, ihme vom ſchuldigen Niederknieen gnädiglich abwinkte und die Hand auf ſeine rechte Schulter legende die Worte ſprach: „Mein armer Firmin Allard, haſt Du ſo lange den Hammer geſchwungen, daß Dir am Ambos zuletzt die Schulter ſo ſtörend herauswachſen mußte? Armer Junge!“

Blanche, mit ſchneller Beſinnung und ängſtend, ihr Firmin würde aus Verlegenheit etwas Unſchickliches ſprechen, fiel raſch ein: „Nein, mein gnädigſter König und Herr, das hat der Firmin von einem böſen Fall, da er noch nicht laufen konnte. Es hindert ihn indeſſen nicht, der beſte Diener ſeines Königs zu ſein und es giebt Schwertklingen von ihm genug, die ſo ſchön gearbeitet ſind, daß man ſie wie im Kreiſe biegen kann, was leider zum Theil in ſeiner Jugend hätte mit dem Firmin ſelbſten geſchehen ſollen.“

„Bei St.-Denis,“ antwortete der König voll ſichtlichen Wohlbehagens an dem artigen Schatten, den noch immer ſein Körper längs der röthlichen Abendſonne, die gar lieblich durch die Blätter des grünen Parkes ſchien, warf, „dann wünſcht' ich, Blanche, daß er ſich ſelbſten noch unter ſeinen Ambos kriegen könnte, um ſich gerade zu klopfen. Ich will ihn dazu als Werkmeiſter in meiner Armoirie anſtellen. Heirathet Euch bei Zeiten, damit man Euch in Paris dieſen ſchmucken Burſchen nicht rauben möchte, Blanche. Hahaha! Und wie ſehr ich Euch Beiden in Gnaden gewogen bin, werdet Ihr ſogleich ſehen.“

Damit lachte der König wieder über die Maßen und ging mit dem ganzen Hofe, der gleichfalls, wie ſich gebührte, in ſeine gute Laune mit einſtimmete, vorüber, um in einem nahegelegenen Pavillon die Beſtallung Firmin Allard's in einem Briefe an den Hauptmann ſeiner Armoirie eigenhändig niederzuſchreiben.

Aber es lachten die Meiſten der Geſellſchaft auch deshalb, weil ſie der kleinen und vom Könige ſo bevorzugten Blanche die Demüthigung gunnten, ihren Anfangs ſo geprieſenen Liebhaber nunmehro auch als einen doch eben nur Verwachſenen vorſtellen zu müſſen; nur einige Wenige, die den Firmin Allard ſchon vorher geſehen hatten, ſchüttelten den Kopf über die Dreuſtigkeit dieſes Mädchens und des jungen Burſchen

Verſchmitztheit. Wenn ſie nicht ſelbſt Alle in Paris viel leichter gehüpft und geſprungen wären denn in Fontainebleau, ſo würden ſie auch nicht geſchwiegen haben. So aber hüteten ſie ſich wol, den verdrießlichen und grämlichen König auf den Betrug aufmerkſam zu machen, den man mit ihm geſpielt hatte, ſo ſehr ſie innerlich über die ganze Welt ergrimmt waren und dem Könige eigentlich von Herzen gunnten, einmal zu entdecken, wohin ſeine Eitelkeit und ſchon zur Gewohnheit gewordene Gefallſucht die Menſchen, die ihm dienen wollten, führen müſſe.

Während jetzt der König zum Pavillon ſchritte, um das Patent für Firmin Allard auszufertigen, folgten die beiden Liebenden für Freude lachend und beinahe ſingend, wie der Franzoſen Art iſt. Den Ehrgeiz, ein ſchönes Paar zu ſein, hatten ſie ſo vielen vornehmen Herrſchaften gegenüber zwar in den Wind geſchlagen, aber Blanche zwickte dem Firmin faſt die Finger ab, um ihr Lachen zu verbergen, und dieſer ſtand mit ſeiner hohen Schulter verdutzt und unentſchloſſen, ſo lange der Hof auf einige Zeit verſchwunden war. — „Blanche," ſagte er dann, „welche Poſſen treibſt Du?" — Dieſe aber, ſtatt aller Antwort, zog ihn in ein Gebüſch, küßte ihn und ſprach: „Ruhe Dich ein wenig aus, lieber Junge! Ich werde Wache ſtehen, bis der König aus dem Pavillon zurückkommt. Haben wir das Patent für des Königs Armoirie, ſo ſetzeſt Du Dich auf ein gutes Pferd und reiteſt ſogleich gen Paris. In drei Wochen ſegnet uns der fromme Bruder Franciscus auf dem halben Wege zwiſchen hier und Paris ein, wo es ſicher wie in der Chriſtenheit überall eine gute Kapelle mit dem zu einer richtigen Heirath Nöthigſten geben wird."

Es traf ſich nun aber, daß der König im Pavillon dem Leibarzt Meſſire Claude begegnete und mit dieſem nach einigen Zeilen, die er an den Gensdarmen-Hauptmann von Montaigu, den Vorſteher ſeiner Armoirie, geſchrieben, in folgender Weiſe ein Geſpräch anknüpfte: „Saget mir nur, Meſſire Claude, woher trifft es ſich, daß die Leute Eurer Statur in meinem Königreich jetzt ſo unnatürlich um ſich greifen?"

Meſſire Claude war ſchon gewohnt, daß ſich der gute

König gern auf Koſten anderer Menſchen im Spiegel ſeiner eingebildeten Vorzüge erblickte. Er erwiderte daher, ohne im mindeſten beleidigt zu ſein: „Mein gnädigſter Herr und König! Ohne im geringſten einräumen zu können, daß ſich dieſe traurige Entdeckung wirklich beſtätigen ſollte, ſo könnte, wenn ſie wahr wäre, nur der Leichtſinn mancher Mütter Schuld daran ſein, welche ihren Kindern nicht die liebevolle Obhut ſchenken, die ſie von Gott und Rechts wegen verdienen. Würdet Ihr auf Jedes im Verlaufe der Erziehung verwachſende Kind eine Steuer legen, ſo die Eltern zu zahlen hätten, ſo könntet Ihr verſichert ſein, gnädiger Herr, daß bald die Franzoſen wieder ſo ſchlank und ebenmäßig wie dort die Pappeln wachſen würden.“

„Nun, bei Gott,“ ſagte der König und ſtreute den Sand auf den Zettel an den Hauptmann von Montaigu, „wahrhaftig, Meſſire Claude, dann hätte unſer Schatzmeiſter gute Tage und die Löhnung meiner Gensdarmen ſollte mir keine Sorge mehr machen; denn die Buckel nehmen überhand. Saget mir nur, guter und gelehrter Doctor, iſt dieſes unnatürliche Uebel denn mehr ein wildes Fleiſch oder ein knorpelhafter Anwuchs, oder worin gefällt es der Laune der Natur, die ſonſten eine ſo herrliche und gemäßigte Künſtlerin iſt, bei Euresgleichen, wie es Meiſter Lionardo von den jungen Malern ſeiner Zeit ſagte, ſo ſtark aufzutragen?“

Während der Hof die Heiterkeit des Königs durch Gelächter unterſtützte, ergab ſich Meſſire Claude ruhig in ſein Schickſal, ſo geſoppt zu werden. Er wußte wol, daß der König dieſe Art zu ſpotten für eine beſondere Gnade angeſehen wiſſen wollte und entgegnete daher auch nur dieſe einfachen Worte: „Es würde zu weit führen, mein gnädigſter Herr und König, Euch den Bau eines richtigen Buckels auseinanderzuſetzen. Er muß zunächſt aus einer Verkrümmung des Rückgrates hervorgehen, wird dann eine Verwilderung des Zellgewebes und zuletzt eine ganz unſchädliche Zierde aller Männer von Witz und Scharfſinn; denn Ihr werdet nicht leugnen wollen, gnädiger Herr, daß die Natur ſchon von des fabuloſen Aeſopi Zeiten an bis auf den Doctor Claude herab bei meines Gleichen für die Unzierde des Höckers immer wieder

einen Ersatz an Verstandesgaben geschenkt hat, was bei den Lahmen, Gichtischen, den Podagristen, den Schielenden und Einäugigen keineswegs der Fall ist."

Diese Worte betonte Messire Claude mit einem so scharfen Blick auf die Umgebungen des Königs, daß diese im Gefühl ihrer wirklichen oder übertriebenen Gebrechen zu lachen aufhörten und es lieber gehabt hätten, dieser ganze verfängliche Gegenstand wäre nun von dem Könige verlassen worden.

Indessen täuschten sie sich in selbiger Hoffnung. Denn der König hörete nicht auf. „Das ist gut geantwortet!" sagte er geschmeichelt durch den Aerger seines Hofes und wandte sich von den Stufen des Pavillons wieder in den Garten zurück, den die Abendsonne gerade mit anmuthig spielendem Lichte erfüllte. Und indem er nach Blanche und Firmin Allard, die sich auch schon voll glücklichster Hoffnung von ferne näherten, ausschaute, fuhr er fort: „Nur das ist doch eigen, Messire Claude, daß Eure tolle Spielart der Natur keine gleich wiederkehrenden Gesetze zu beobachten scheint. Ich habe doch schon Buckel gesehen, die wie Mantelkrägen oder Krausen von Rathsherren um den Hals zierlich aufgesetzt schienen, andere, die sich wie das Vordertheil einer Gondel so hinten an einen Menschenrücken paßten. Wo aber das Uebel blos in die Schulter gefahren ist, da habe ich doch gefunden, daß es sich weit öfter in die linke als in die rechte Schulter zieht. Obwol sich auch darin Ausnahmen finden. Jener Bursch z. B., den ich soeben nach Paris in meine Armoirie als Werkmeister schicken will, machte eine fürnehmliche Ausnahme. Ihm ist das Uebel in die rechte Schulter gefahren. Ich sah ihn ausdrücklich vorhin darauf an. Da er seines Gewerbes ein Waffenschmied ist, so wird ihm gut thun, nicht länger selbst den Hammer zu schwingen, sintemalen sonst Gefahr steht, der Arm des guten Firmin möchte nicht mehr im Stande sein, zum schönen Urbild der Joconde herabzureichen, diesem hübschen Mädchen, dem ich wahrhaftig einen bessern Geschmack zugetraut hätte." — So scherzend und auf Königs- oder Löwenart im Gefühl seiner Stärke mit dem Schwachen spielend, nahte sich Franz mit dem Hofe wieder dem harrenden Paare.

Blanche hatte Wache gestanden und Firmin Allard aus

Geheimniſſe hat — ſeit der König in Verſailles iſt, hoffl' ich, dieſe räthſelhaften Dinge würden ein Ende nehmen — Aber ſie ſind alle falſch, dieſe Larven, die nur einmal eine Meſſerſpitze voll Schminke auf ihre Wangen malten! Lug auf der Bühne — Lug hinter ihr — keine Empfindung, die wahr aus dem Buſen quölle — eben noch treu in unſerm Arm, und mit einem Tritt an die Lampen — hier vorn, dicht an der Brüſtung — ha, da gehören ihre Blicke der ganzen Welt, da liebäugeln ſie mit jedem, mit dem, dahin — dorthin — dahinauf — dahinunter — und das nennen ſie Künſtlerſchaft, das nennen ſie, in den Geiſt ihrer Rollen eindringen!

Lefèvre (zurückkehrend).

Guten Morgen, Herr Molière — Wie kommt die öffentliche Sicherheit zum Beſuche eines Dichters, der die Polizei bald entbehrlich machen wird? Denn vor Molière iſt ja kein Verbrechen mehr ſicher.

Molière.

Iſt Mademoiſelle Armande beim Miniſter? Ich ſah ſie in das Hotel eines ihrer hohen Verehrer eintreten.

Lefèvre

(an's Fenſter zeigend).

Dort unten ſehen Sie die reizende Sylphide über den Platz ſchreiten.

Molière.

In der That, ſie iſt's. Was hatte ſie hier — iſt ſie beſtohlen worden?

Lefèvre (bei Seite).

Welches Mienenſpiel! Man glaubt ihn in der Rolle des

dem Busch, wo er die Schulter ausruhte, wieder hervorgerufen, da sie des Königes ansichtig wurde. Der arme Narr stand just neben Blanche, aber zufälligerweise dieses Mal auf einer andern Seite denn vorhin bei des Königes erster Begrüßung. Ohne seines Irrthums gewahr zu werden, hatte Firmin aus natürlichem Triebe die Schulter an derjenigen Seite gehoben, wo gerade Blanche nicht neben ihm stand. So vorerst die rechte und dieses Mal, ohne daß er es merkte, unglücklicherweise die linke Schulter. Wie der König nun näher kam und noch eben von Firmin's Verdruß an der rechten Schulter sprach und gegenwärtig diese auffallende Veränderung wahrnahm, blieb er Anfangs wie erschröckend stehen. Alle Anwesenden sahen sogleich, was ihn so stutzen machte. „Wie? was ist das?" rief der König, als er die Mißgestaltung jetzt an Firmin's linker Schulter erblickte.

Wol besann er sich, daß er früher seine rechte Hand hatte erheben müssen, um sie dem jungen Mann auf seine rechte Schulter zu legen, und nun hätte er dazu die linke wählen müssen. Darob verfinsterte sich des Königes Auge. Zornig that er einen Schritt zurück. Der ganze Hof folgte seinem Beispiel und so gewohnt war König Franz, in Augenblicken, die sein Nachdenken oder seine wahre königliche Würde in Anspruch nahmen, die Einflüsterung der Eitelkeit abzulehnen, daß er sogleich die absichtliche Täuschung erkannte. Er murmelte einige unverständliche, aber zornige Worte und verrieth, daß sich auch die Beschämung zu seinem heftigsten Unmuth gesellte. Das Papier zitterte in seiner Hand. Die Vorstellung, daß es schon für eine ausgemachte Sache galt, Jugend und Schönheit beleidigten sein Auge und sein eitles Herz, wirkte so niederschlagend auf ihn, daß er bebte.

Blanche sah sogleich die traurige Veränderung und wußte voll Todesangst keinen Rath; denn auch Firmin Allard hatte nunmehro alle Dreustigkeit verloren und verstellte sich nicht mehr. Ueberwältigt von ihrer Angst, warf sich Blanche dem Könige zu Füßen und bat weinend um Vergebung, wenn sie den gnädigen Herrn irgendwomit beleidiget hätte.

„Womit?" rief der König voll Grimms und stieß den Firmin Allard, der schon vor Angst ganz in seiner natürlichen

Geſtalt vor ihm ſtunde, zurück, denn er wollte Platz haben. Hurtig ging er von dannen, begleitet von den lautloſen Hofleuten, die nun den Schelmenſtreich insgeſammt erkannten und von der Leidenſchaft des beleidigten, in ſeiner großen Schwäche grauſam aufgedeckten Königs die bitterſte Strafe für die beiden jungen Leute erwarteten.

In dieſem Augenblick geſchah es aber glücklicherweiſe, daß fernher von der Abtei der Franciscaner ein Glöcklein ertönte. Es war die Stunde des Angelus, den jeder rechtgläubige Chriſt beten muß, wenn er das Glöcklein höret, ſei es auf dem Felde oder im Walde oder wo ſonſt draußen oder in ſeinem Hauſe, ſei's Hütte oder Palaſt.

Mitten in ſeinem Zorne und ſeiner Beſchämung mußte der König ſtehen bleiben. Er hielte auch ſeinen Hut, den er ſich abgenommen, vor die Augen, um zu beten, ſo lange das Glöcklein lautete. Und Alle folgten ſeinem Beiſpiele und neigeten ſich ſcheinbar vor Demuth; doch lugeten ſie unter ihren Fächern und Hüten nur nach dem Auge des Königes, der noch zerknittert das Schreiben an den Hauptmann von Montaigu in ſeinen Händen hielt. Einige zwanzig Schritte davon lag Blanche auf den Knieen und Firmin Allard ſtund ihr zur Seite, als drohte ihnen eine Strafe, die an's Leben gehen konnte.

Nur der König allein ſchien ganz mit jener Aufforderung zum Gebet beſchäftigt, die das Glöcklein von der Abtei an alle Menſchen richtete, die es gerade hören kunnten, mochten ſie auch mitten im Ausbruch einer Leidenſchaft oder mitten in einem Werke begriffen ſein, wo dem ſündigen Menſchen eine derlei Mahnung des Himmels nicht ungelegen kommen kann. König Franz betete ernſtlich und ſchien in ſeinem Hütlein ſich zu beſinnen, daß auch er ein gnadebedürftiger Menſch wie Alle war. Als der letzte Ton des Angelus verklungen, ſagte er mit zwar noch leiſer aber nicht mehr böſer Stimme, daß Alle horchten: „Wir wollen morgen nach Paris zurück, wo ich bisher geglaubt hatte, daß man allein die teufliſche Kunſt der Lüge und Verſtellung übe. Ich ſehe mit wahrer Betrübniß, daß auch unter dieſen meinen ſchönen Bäumen von Fontainebleau keine Wahrheit zu finden iſt!“

Und dann rief er einem Kämmerling und gab ihm das zerknitterte Blatt mit den Worten: „Kämmerling, gehet zu dieser bösen und spitzbübischen Blanche, die ohne Zweifel den armen Tropf gezwungen hat, seine jugendliche und wohlgefällige Gestalt vor mir zu verbergen. Den Augenblick soll sie mit dem Werkmeister meiner Armoirie nach Paris reisen. Ich mag sie weder hier in Fontainebleau noch sonst mit Augen wiedersehen."

Dieser Kämmerling ging und vollzog des Königes Befehl. Das junge Paar hatte den schönen Ausgang nicht erwartet. Es wollte nun dem Könige nacheilen, um durch einen Fußfall zu danken. Der Kämmerling sagte aber, daß der König solches verboten hätte, hielte sie zurück und wehrte ihnen im Ernst zu folgen. Er wiederholte: „Der König will Euch Beide nicht in Fontainebleau überhaupt und sonst nirgends mehr sehen."

Als die jungen Leute das höreten, waren sie zwar Anfangs betrübt. Wie sie aber allein stunden und das Papier gelesen hatten, das der König an den Hauptmann von Montaigu eigenhändig geschrieben hatte, wurden sie wieder froh, umarmten sich und sagten: „Das hat Gott gewollt! So gut haben wir es nicht erwartet."

* * *

Der König hatte das aber vom Nichtwiedersehen nur so gesagt. Er blieb darum doch dem jungen Paare, als es sich geheirathet hatte und nach Paris gezogen war, gnädig und sah es in Paris noch oftermalen, und als Blanche Allard den ersten Sohn geboren, bat sie den König durch ein schönes Schreiben, welches ihr wieder der gute Bruder Franciscaner aufgesetzt hatte, als er gerade zu Paris in Ordensgeschäften war, Ihre Majestät möchte aus hohen Gnaden des Kindes Pathe sein.

Und König Franz hub es auch aus der Taufe durch seiner Kammerherren Einen. Es wurde jedoch in die Kirchenbücher von St.-Germain Aurerrois, welches die führnemste Kapelle in Paris dicht am Louvre ist, so eingetragen, als wenn es der König selbsten gethan hätte.

Und als er nach der Taufe ſeine junge Frau Schwertfegemeiſterin eines Tages beſuchen und überraſchen wollte, hatte man vom Louvre aus es ihr vorher, wie das ſo geſchiehet, ſchon geſteckt. Ihr Mann, der eben von der Werkſtatt kam, wollte raſch eilen um ſich zu waſchen und wie ſich gebühret auf's Sauberſte zum Empfang des Königs, nunmehro ſeines Gevatters, zu reinigen und zu kleiden, denn er war ſo ſchwarz, als käme er aus der Hölle. Blanche aber ſagte zu ihm: „Laß das nur, lieber Firmin, bleibe ja ſo wie Du biſt!"

Und wie der König kam, da ſchien ihm das baß zu gefallen. Denn nachdem er Allard draußen begrüßet hatte, und bei der ſchönen jungen Frau nun ſelbſten eintrat, ſagte er: „Pfui! Blanche! Pfui! Was iſt Dein Mann für ein großer ſchwarzer Teufel!"

Blanche lachte ſehr und der König wollte nun nichts mehr, da ſie davon anfing, von Fontainebleau wiſſen, ſondern war ſo gnädig, daß er der ſchönen jungen Frau und ſeiner Gevatterin ein prachtvoll ſchweres goldenes Schauſtück umhenkete, darauf er ſelbſt abgebildet war, nicht ſo, wie er jetzt ausſchaute, ſondern ſo ſchön und anmuthig, wie er in ſeiner Jugend geweſen.

Es wurde aber zuletzt recht ſchlimm mit König Franz. Er legte ſich und verließ auch in Kurzem dieſe irdiſche Welt, wo nichts vergänglicher iſt als Schönheit und Jugend und dieſe auch für Könige nicht beſtehen bleiben will, wenn ſie es auch gemeiniglich, wie noch vieles Andere, was anzuführen hier zu weit geführt haben würde, nicht gerne hören und erſt nach langer Zeit durch einen ſolchen Zufall entdecken mögen, wie damals König Franz in Fontainebleau.

Die Diakonissin.

(1855.)

I.

Es war dreißig Jahre vor den Ereigniſſen, die wir erzählen wollen, und in einem Augenblick, wo vielleicht eine Geſellſchaft Studenten auf dem Brocken oder der Schneekoppe oder ein fröſtelnder, um die Nachtruhe betrogener Trupp Schweizerreiſender auf dem Rigi ſtand, um den Aufgang der Sonne zu beobachten, während zu gleicher Zeit auf der andern Hemiſphäre der Erdkugel in den Gewäſſern des Stillen Oceans eben die Nacht anbrach.

Gewaltig warf ſich die Woge an die Spitze eines Vorgebirges auf der Inſel Java. Hochauf ſpritzte ihr Schaum zu einer einſamen Palme, dem vorgeſchobenen Wächter einer kleinen Niederlaſſung, die tiefer hinein in die zerriſſenen Thalſchluchten der gebirgreichen Inſel ihre Wohnhäuſer liegen hatte, ihre Zeltdächer, ihre Veranden. Nur auf den höchſten Bergkuppen lag das Geſtein offen zu Tage, tiefer abwärts bedeckte es die Pracht der ſüdlichen Flora und entſendete Zauberdüfte, die ſelbſt Denjenigen noch berauſchten, der ſich an das Einathmen einer ewigen Blüthenatmoſphäre hier ſchon gewöhnt hatte.

Die Nacht iſt die Feierſtunde dieſer ſchönen ſüdlichen Welt. Sie bricht an, ſelbſt nur vergleichbar dem ſich erſchließenden Kelche einer jener Wunderblumen, zu denen wir in unſeren Treibhäuſern emporblicken wie zu beſeelten Weſen, zu Sitzen feenhafter Geheimniſſe; ſie iſt ſelbſt ein Traum, den die ſchlummernde Natur zu träumen ſcheint. Goldgelb ſchwimmt der Mond, der Erde näher gerückt wie zur unmittelbarſten

Zwiesprache mit ihr, geisterhaft in einem Meer lichtheller, wie Nebel zerfließender Wolken. Ein Dämmerungsschleier webt sich über jede Fernsicht und deckt die schlummernden zur Ruhe geschlossenen Kelche der Mimosen, während die Riesenfächer der Palmen nur vom leisen Winde des Meeres dann und wann feierlich bewegt sind, sanfte Kühlung Allem zufächelnd, was in dem stillen Raume lebt. Die Düfte wechseln in den sich umwerfenden Strömungen der Luft je nach neuen Blüthen, deren Geburtsstunde die Pflanze gerade in der Nacht überrascht. Leuchtkäfer blitzen auf wie funkelnde Diamanten, mit denen sich das All schmückt. Am äußersten Rande des Horizontes zuckt es von Blitzen ferner, stiller, ungehörter Gewitter, die Lüfte entladen sich in elektrischen Pulsschlägen, die Niemand fühlt und die Niemanden erschrecken. Dieser Traum der Nacht wäre in seinem Stummsein beängstigend, wenn nicht aus dem Blüthenwalde der Bergschluchten zuweilen die menschenähnliche Stimme des wilden Maku oder ein Heulen der in den Reisfeldern streifenden Tiger und Schakale vernehmbar würde.

Ein junger Offizier von der Garnison der nahegelegenen kleinen holländischen Veste Samarang verschlief auf weicher Matratze diese Zaubernacht. Er hatte von seiner Garnison einen Ritt von einigen Meilen gemacht, unter mancherlei schmerzlichen Empfindungen auf dem einsam gelegenen Landhause den Abend zugebracht und war dann nur mit dem einzigen Gedanken zur Ruhe gegangen, die Netze, die sein Lager umgaben, um dasselbe vor dem Besuche der Mosquitos, der Scorpionen oder Fledermäuse zu schützen, sich so dicht wie möglich zuzuschließen. Wie es bei heftigen Ermüdungen zu gehen pflegt, folgt auf den ersten bleischweren Schlaf einiger Stunden oft ein Erwachen, wo die Sinne zwar betäubt sind, sich aber die Augenlider stundenlang nicht wieder schließen wollen. Der junge Offizier, unbewußt klarer Vorstellungen, legte sich nach Mitternacht bald auf diese, bald auf jene Seite, lüftete, um sich der Hitze zu erwehren, die leichte, feine Bastdecke, lauschte dem Summen der Käfer, die Gelegenheit gefunden hatten durch die gestreiften Vorhänge des offenen Fensters einzudringen und jetzt in das zarte Netzgatter seines

Lagers Eingang ſuchten; doch brachte ihn nichts aus ſeinem traumwachen Zuſtande, nichts aus einer gebundenen Schwere ſeiner Sinne. Er hörte ſogar Fußtritte über ſich, hörte das Knarren des Bodens der leichtgebauten Wohnung des Wirthes, unterſchied deutlich, daß dieſer hinaustrat auf die Altane, die von einer Palme beſchattet den Blick auf den fernen Spiegel des Meeres bot. Der junge Offizier war dieſe nächtliche Unruhe ſeines Wirthes ſchon gewohnt. Es war ein Kranker, den er von ſeiner Garniſon aus zuweilen beſuchte, der Oberſt ſeines eigenen Regiments.

Keine Woche verging, daß nicht der junge Lieutenant Gerhard Hartlaub, von Geburt ein Deutſcher, hinausritt in die ſtille Einſiedelei ſeines auf unbeſtimmte Zeit beurlaubten Chefs. Van der Buſch, ein Holländer, hatte ſich durch Tapferkeit gegen die ausſätzigen Eingeborenen und eine gegen die eigenen Untergebenen hier nothwendige ſtrenge Mannszucht früh zu den höheren Graden emporgeſchwungen. In einem Alter von fünfundvierzig Jahren ſchon trug er die Epaulettes des Oberſten. Sein Regiment ſtand theils in Samarang, theils war es in einzelnen kleinen Forts und Baſtionen zerſtreut, die zur Obhut der Gebirgspäſſe in oft gefährlichſter Einſamkeit bis tief in die Sitze der Ureinwohner angelegt waren. Oberſt van der Buſch hatte auf ſeiner letzten Reiſe nach Europa im Haag dem Kriegsminiſter ſeinen Dank für die ihm gewordenen raſchen Beförderungen ausſprechen wollen und bei dieſer Gelegenheit Deutſchland beſucht. In einer großen norddeutſchen Hauptſtadt machte er die Bekanntſchaft eines jungen gebildeten Mädchens, Namens Natalie Hartlaub. Tochter eines Beamten, ſtand ſie mit ihrer Mutter und einem um Ein Jahr jüngeren Bruder, der die Landwirthſchaft lernte, allein. Die Bewerbung des ſtattlichen, wohlhabenden, mit Orden geſchmückten fremden Kriegers hatte den gewünſchten Erfolg und ſo anhänglich und edel waren die Empfindungen des Oberſten van der Buſch, daß er ſeiner jungen Braut nicht etwa zumuthete, die Mühſeligkeiten einer ſo langen Reiſe zu ertragen und ſich von dem heimathlichen Boden trennen zu ſollen, er verſprach ſeinen Aufenthalt künftig in Deutſchland zu nehmen. Da die Penſion, die er

zu beziehen hoffen durfte, nach der Länge ſeiner Dienſtzeit bemeſſen wurde, ſo wollte er, um ein gewiſſes, ſein ganzes zukünftiges Leben angenehm ſicherſtellendes Maß zu erreichen, noch auf drei Jahre nach Java zurückkehren. Die Zartheit ſeiner Empfindungen ging ſo weit, daß er ſeiner Braut eine Sicherſtellung für ihre Zukunft in aller Förmlichkeit gab. Die Reiſe war mit Gefahren verknüpft, das Fieber richtete unter den Europäern auf Java Verheerungen an; ſo ſchied van der Buſch von Deutſchland faſt ſchon wie der Gatte ſeiner Geliebten, er kaufte ſie für den Fall ſeines doch möglichen Todes in eine Londoner Lebensverſicherung ein. Und um die Beweiſe der liebevollſten, ja faſt väterlichen Fürſorge für das Wohl der Familie, mit welcher ſich der Edelgeſinnte verbinden wollte, noch zu vermehren, machte er dem Bruder ſeiner Braut den Vorſchlag Soldat zu werden, in holländiſche Dienſte zu treten und mit ihm als ein immer gegenwärtiges Pfand ſeiner zukünftigen Hoffnungen nach Java zu gehen. Der junge Oeconom willigte ein. Er folgte ſeinem künftigen Schwager mit der ganzen ſorgloſen Freudigkeit, wie die Jugend einem ihre Zukunft neu und wunderbar beſtimmenden Geſchick entgegengeht.

Indeſſen ſchon auf der Reiſe nach Holland, von da nach Paris, nach London, wo van der Buſch den Einkauf in die altberühmte Lebensverſicherung Equitable Society anordnete, und von dort nach Holland zurück, kam ein geheimer Zuſtand zur Sprache, der ſchwer und drückend auf van der Buſch's Gemüth laſtete. Der Oberſt war krank. Er conſultirte in Paris und London die berühmteſten Aerzte über ein Uebel, das er ſeinem jungen künftigen Schwager lange nicht nannte. Es iſt der Zweck dieſer Blätter, das Nachdenken und Mitgefühl mitten in die Stätten menſchlicher Leiden zu führen. Wir wollen jene künſtliche Welt des ewiggleichen Glückes, der immer jungen und friſchen Kraft des Leibes, um tauſend romantiſche von Dichtern geſchilderte Schickſale des Herzens befahren zu können, einmal umgehen und das Auge zwingen, den wahreren Bedingungen unſeres Daſeins, die in der Gebrechlichkeit unſerer Maſchine ſelbſt liegen, Stand zu halten. Möge Der, den es ſtört von Leiden zu leſen, dieſe Blätter

Geizigen zu ſehen. (Laut) Beſtohlen? Sie ſind es, Herr Molière!

Molière.

Ich?

Lefèvre (bei Seite).

Als wenn er den Geizigen ſpielte! Und ich ſehe das ohne Eintrittsgeld.

Molière (bei Seite).

Hat man mir einen Diebſtahl verſchwiegen? Was iſt mir entwendet worden?

Lefèvre.

Man hat einen Menſchen geſehen, der ſich in die Proben Ihres neuen Stückes ſchlich, und während Alle mit Andacht an ihren Aufgaben beſchäftigt waren, in der Garderobe eine Ihrer beſten Perrücken ſtahl.

Molière.

So, ſo! Ha, Ha! Die Perrücke vielleicht, die ich im Menſchenhaſſer trage? Wollte Armande davon Anzeige machen? Eine Perrücke hat man mir geſtohlen!

Lefèvre (bei Seite).

Leichtgläubig wie ein Kind!

Molière.

Ich wette, der Dieb iſt ein Schauſpieler aus der Provinz, der dort den Menſchenhaſſer auf Gaſtrollen ſpielen ſoll und kein Geld hat, ſich dazu die Haare zu kaufen.

Lefèvre.

Oder vielleicht ein Bewunderer Molière's, der in der Provinz auf den Anſchlagzetteln bekannt macht: „Zum erſten Male:

aus der Hand legen. Wir beginnen damit, daß wir die wunderbarſte Pracht der Erdenſchöpfung nicht zum Schauplatz eines unſere Herzen mit Seligkeit durchſchauernden idylliſchen Glückes machen, ſondern zur Lagerſtatt eines Kranken, eines von Schmerz Gepeinigten, eines oft die Luft mit Weheſchrei und Klageſeufzern laut erfüllenden Märtyrers. Dem Charakter unſerer Mittheilungen entſpricht es, daß auch nicht etwa geſagt werde, Oberſt van der Buſch litt an Uebeln, deren nähere Bezeichnung nur den Arzt intereſſiren könnte; wir haben dem Zweck dieſer Blätter gemäß das Leiden zu nennen, das ſich drei Jahre nach jenen geheimen Conſultationen in Paris und London bis zu jener Kataſtrophe ſteigern konnte, die der junge, inzwiſchen zum Offizier beförderte Gerhard Hartlaub ahnte, als er in jener wunderbaren blüthenduftdurchzogenen tropiſchen Nacht plötzlich auf ſeinem einſamen Lager einen Piſtolenſchuß hörte. Die kleine, halb aus Binſen und Rohrgeflecht gebaute Villa dröhnte mächtig und ſchwankte von der Wucht eines zuſammenbrechenden Gegenſtandes. Hartlaub ſprang auf. Alle Bilder des wachen Traumes waren verſchwunden. Er riß das bergende Netz ſeines Lagers auseinander, warf ſeinen Mantel über, ergriff fieberhaft ſchnell die Lampe, die zum Verſcheuchen der Tiger und Schakale hinter dem Mouſſelin-Vorhange des offenen Fenſters immer brennend ſtand, ſtürmte die ſchwankende Stiege zu den Zimmern des Oberſten hinauf, ſtieß die zur Altane führende Thür zurück und fand vom Monde und den Sternen beleuchtet den jammervollen Anblick einer in ihrem Blute ſchwimmenden Leiche.

Krampfhaft noch hielt die rechte Hand des Oberſten van der Buſch die tödtliche Waffe. Ein Blutſtrom ſchoß aus dem Munde des nicht ganz zerſprengten Hauptes, das ſich rückwärts an die Brüſtung der Altane lehnte — die herüberlangenden breiten Fächer der Palme beſchatteten es. Der Unglückliche war im Nachtgewande. Offen lag die Bruſt, die noch keuchend das Leben langſam verhauchte. Der Stern des Auges war ſchon gebrochen. Hülfe ließ ſich entbieten, aber ſie war vergebens. Cogho und Jabock, zwei brave Neger mit ſtarraufgeriſſenen Augen, ebenſo wie Hartlaub aus dem Schlaf

erweckt, ſtanden hinter ihm, unfähig ein Wort zu ſprechen. Schon heulten, vielleicht die Witterung des Blutes ſpürend, die wilden Wächter der Niederlaſſung, gewaltige Hunde an der Kette raſſelnd. Das Entſetzliche war geſchehen und wenn etwas den Umſtehenden die Beſinnung wieder geben konnte, ſo war es die Gewißheit eines längſt ſo geahnten Endes, die Beſtätigung einer vorausgeſehenen Befürchtung durch die nun beendeten Leiden des Oberſten. Sie waren drei Jahre hindurch namenlos geweſen.

Oberſt van der Buſch litt (wir ſchildern Menſchendaſein, wie es iſt) an dem in Guinea, nicht ſelten aber auch in anderen tropiſchen Gegenden vorkommenden Goldwurm, einem im menſchlichen Körper ſich einniſtenden und flechtenartig um ſich greifenden Inſecte, deſſen Ei ſich vielleicht im Schlaf oder ſonſt zufällig in der menſchlichen Hautoberfläche ablagert, erſt unmerklich ſich entwickelt, dann polypenartig um ſich greift, die edelſten Theile umſchlingt, das innerſte Leben des Menſchen auffaugt, ihn mit brennenden Schmerzen peinigt und erſt mit dem Tode ſeines Wohnſitzes ſtirbt. Wenden wir uns von einer Schilderung dieſes Leidens nicht ab. Es iſt da: warum ſollte man es nicht nennen? Van der Buſch kannte ſein Uebel nicht, als er Europa wiederſah; es war noch im Beginn und ſchien gefahrlos, eine Hautkrankheit, eine Flechte. In London erſt erkannte ein berühmter Arzt den Goldwurm. Heilungsverſuche ſchienen einen Erfolg zu verbürgen. Die Seereiſe verlief ohne weitere Befürchtungen, doch die Sonne des Aequators ſachte den nur halb erſtorbenen Lebenskeim des Thieres wieder auf's Neue an und ein Menſch, das Ebenbild Gottes, der Beherrſcher der Natur, der glückliche Erbe der Schönheiten dieſer Erde, ein guter, edler, ſeinen Pflichten ergebener Mann war beſtimmt zu leben für ein Thier, das in ihm ſeine Wohnung genommen hatte!

Alle Bemühungen der Aerzte, von denen die geſchickteſten unter den Eingeborenen ſelbſt lebten, waren vergebens. Van der Buſch zog ſich auf jene ſtille Einſiedelei zurück. Das oberſte Commando von Batavia ertheilte ihm einen unbeſtimmten Urlaub. Nur bedient von Eingebornen, zu deren natürlichen Geiſtes- und Herzensanlagen er immer die größte

Zuneigung gehabt hatte, führte er auf ſeiner Villa ein dem Schmerz und der Philoſophie gewidmetes Leben. Seine untergebenen Offiziere, auch Prieſter und Häuptlinge befreundeter Stämme beſuchten ihn und hofften ihn durch Geſpräche und Geſchenke zu erheitern. Und unter jenen war ſein treueſter Gefährte der junge Hartlaub, der Bruder der fernen Geliebten, die den klagenden Ton der Briefe, die aus Java kamen, nur aus dem Schmerz über die weite Entfernung herleitete. Vor ſeinem künftigen Schwager hatte van der Buſch über ſeinen Zuſtand kein Geheimniß, doch waren Beide darüber einig, daß Natalie von den Gefahren, die ſein Leben bedrohten, nichts erfuhr. Der junge Hartlaub verſprach ſich Alles von der Rückkehr nach Europa. Die berühmteſten Aerzte, an welche er ohne Namennennung des Leidenden geſchrieben, gaben Hoffnung auf Heilung, und ſchon länger hätte van der Buſch zu Schiffe gehen und zurückkehren können, wenn ihn nicht Furcht und Scham überkommen hätte bei dem Gedanken, in ſolchem Zuſtande ein geliebtes Weſen wiederzuſehen, das ihn voll Sehnſucht erwartete. Oft ſchon hatte van der Buſch, von ſeinen brennenden Schmerzen gefoltert, von Selbſtmord geſprochen, oft ſchon ſein junger Freund alle Gründe erſchöpft, die uns die Religion gegen eine gewaltſame Endigung ſelbſt der äußerſten Pein des Lebens aufſtellt, immer auf's Neue kehrten die ſchwermüthigen Selbſtzerſtörungspläne des Oberſten wieder. Und als der Unglückliche, ein bejammernswerthes Opfer der Geheimniſſe unſerer Exiſtenz, endlich entſeelt unter dem Palmendach auf den Matten der Altane vor dem jungen Krieger lag, mußte es dieſen ſelbſt befremden, wie gering ſein Erſtaunen war, wie gering ſein Schauder, ja wie erhebend eine gewiſſe Troſtesſtimmung ihn überkam, daß ſich hier die tapfere Hand eines Ajax mit einem einzigen kühnen Sturze unfähig gemacht hatte noch länger einer grauſamen Fügung unſers Erdenſchickſals zum ohnmächtigen Spielball zu dienen.

Noch im Mondenlicht, an dem verlaſſenen, mit Büchern und Scripturen bedeckten Arbeitstiſche las Gerhard Hartlaub den Anfang eines langen „letzten Willens", den van der Buſch nur für ihn allein aufgeſetzt hatte. Die einſame Lage des

Landhauſes machte die Erfüllung gewiſſer Wünſche des Dahingegangenen nicht unmöglich. Van der Buſch hatte mit ruhiger Feſtigkeit vom Leben Abſchied genommen, er beſchäftigte ſich in ſeinem letzten Willen nur mit dem Glück ſeiner fernen Geliebten. Er erzählte, daß ſein Vorhaben ſchon ſeit lange feſtgeſtanden. Er hatte die endliche Ausführung auf einen Tag verlegt, wo ihn ſein junger Freund beſuchte. Es war möglich, daß ihn dieſer und ſeine Neger, die er reichlich beſchenkt zu ihren Stämmen heimgeſchickt wünſchte, hier in aller Stille begruben und daß Niemand erfuhr, auf welche Art er aus dem Leben gegangen war. Er nahm ſeinem Freunde das Verſprechen ab, die Art ſeines Todes vor aller Welt zu verbergen, ihn in der Stille zu begraben, ihm die militairiſchen Ehren der Garniſon von Samarang durch eine Deputation erſt dann erweiſen zu laſſen, wenn ſein Leib, wozu die Bedingungen des Klimas ohnehin führten, bereits geborgen wäre in einer kühlen Felſengrotte, die für dieſen Fall ſchon lange als ſein künftiges Grab erweitert und ausgebaut worden war.

Vor Allem ſollte ſeiner Geliebten die Urſache und die Art ſeines Todes ſchon deshalb verſchwiegen bleiben, weil ihr die aus London zukommende Verſicherungsſumme beanſtandet werden mußte, wenn in London ſein Tod als ein gewaltſamer bekannt wurde. Man wird erſtaunen, wie ein braver und tapferer Mann doch keinen Anſtand nahm, ſozuſagen als Betrüger aus der Welt zu gehen! Die redlichſten Charaktere weichen manchmal von ihrer ſonſt beobachteten und oft ſo ängſtlichen Gewiſſenhaftigkeit ab, wenn es ſich um Beziehungen zu öffentlichen Inſtituten handelt. Daß ein gewaltſamer Tod in London bei einer Kaſſe, deren Beſtand auf mathematiſchen Berechnungen gegründet war, Chancen verlieren ſollte, die ein anderer natürlicher Tod gefunden hätte, war einem Krieger nicht einleuchtend, der ſchon in der gezahlten Einlageſumme ſeinen ihm ja leicht zuſtoßenden Tod auf dem Felde der Ehre hatte in Anrechnung bringen dürfen. Der junge Hartlaub war zu unerfahren, um beſondere Bedenken zu nähren über die Art der Erhebung eines bedeutenden Capitals, das hinfort ſeiner Schweſter ge-

hören sollte. Er entließ bis auf einen Letzten die Diener, bestattete mit dessen Hülfe seinen Freund und Gönner, und ritt dann trauernd nach Samarang zurück, um von dem Hinscheiden des Obersten Anzeige zu machen. Der Unglückliche war so leidend gewesen, daß sein als natürlich dargestellter Tod Niemanden überraschte. Ein Commando aus allen Graden seines Regiments erschien am Tage nach gemachter Anzeige an der Villa des Obersten, die der Auditeur des Regiments versiegelte, und schoß in das stille Felsengrab drei Ehrensalven. Weit widerhallten sie in den Bergen. Hartlaub schrieb nach Europa an die Seinigen. Die weiteren Vorgänge, die seine Schwester zur Besitzerin eines Vermögens von fünfzigtausend Thalern machten, kümmerten ihn nicht, da sie Ergebnisse sich von selbst verstehender gerichtlicher Procedduren waren. Die hierauf von jedem Andenken an das traurige Ende des Obersten van der Busch gereinigte Villa blieb lange Zeit leer, bis sie von einem Offizier zum Aufenthalt seiner Gattin erstanden wurde. Die Erben des übrigen Nachlasses des Obersten waren seine in Holland lebenden Angehörigen, von denen Gerhard Hartlaub keine weitere Kenntniß hatte.

II.

Es ist eine gewöhnliche Erfahrung, daß Menschen, die den heimischen Boden nur verlassen zu haben scheinen, um nach möglichst raschem Erproben abenteuerlichen Glücks wieder in die geöffneten Arme der Heimath zurückzukehren, doch die fremde Welt dann so liebgewonnen haben, daß sie sich von ihr dauernd fesseln lassen. Der junge Gerhard Hartlaub blieb nach diesem Ereignisse noch fünf, zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre in den holländischen Besitzungen. Bald in Batavia, bald in einem andern Theile der Insel stationirt, stieg er von Stufe zu Stufe und war, wie sein längstvergessener Oberst van der Busch, einige vierzig Jahre alt, als er sich endlich entschloß, nun doch einen längeren Urlaub und sogleich auf einige Jahre zu nehmen, um in Europa seine Verwandte zu besuchen.

Seine Mutter war todt, seine Schweſter hatte einen reichen Kaufmann geheirathet, hatte ſelbſt ſchon wieder Kinder, faſt von dem Alter, in welchem ſie ſelbſt einſt die Neigung des holländiſchen Oberſten gewann. Er war Major eines Bataillons, das zu einem im weſtlichen Theile der Inſel im hartnäckigen Kampfe gegen malayiſche Völkerſchaften begriffen geweſenen Corps gehörte. Als ſolcher erhielt er, da ein günſtiger Friedensabſchluß zu Stande gekommen war, vom Haag einen zweijährigen Urlaub, und mit einer jetzt faſt fieberhaft geſteigerten Sehnſucht, mit reichen Geldmitteln, Geſchenken der ſeltſamſten und überraſchendſten Art, Sammlungen merkwürdiger botaniſcher und mineralogiſcher Schätze, machte er ſich um die Weihnachtszeit auf den Weg, um über Indien, Arabien, das Mittelmeer und Trieſt die deutſche Heimath wieder zu begrüßen. Er reiſte im Winter, um in Deutſchland mit dem Frühling einzutreffen; er durfte annehmen, daß ſeine Conſtitution nicht mehr im Stande war, das europäiſche Klima in ſeinen rauhen Abwechslungen zu ertragen.

Die holländiſchen Offiziere pflegen in Java Sitten anzunehmen, von denen ſie ſagen, daß ſie die heiße Zone mit ſich bringe. Sie ſind die ausſchließlichen Beherrſcher eines wunderbar üppigen Landes, haben keine anderen Thatſachen, unter deren Druck ſie ſtehen, als die Vorkommniſſe eines allerdings oft außerordentlich ernſten Dienſtes, und ſo nehmen ſie dafür zum Erſatz indiſche und chineſiſche Genußſucht, einen muſelmänniſchen Trieb nach Ruhe und Bequemlichkeit und alle Gewohnheiten eines Luxus an, den ſie in Europa nicht fortſetzen können.

Doch hatte Gerhard Hartlaub ſo die ſüdliche Sonne nicht auf ſich wirken laſſen. In ſeiner erſten Jugend von ſeinem Vater, einem anſehnlichen Beamten, zum Studium der Rechte beſtimmt, hatte er wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen liebgewonnen. Er ergriff den ſpäteren praktiſchen Beruf zur Oekonomie nach dem Tode ſeines Vaters nur deshalb, um ſo ſchnell als möglich Mittel zu gewinnen, der Mutter und Schweſter ſein Daſein nützlich zu machen. Ungern trennte er ſich von ſeinen Büchern, von den Plänen für eine wiſſenſchaftliche Zukunft. Als er ſpäter den Ueberredungen van der Buſch's

Gehör gab und die Uniform anzog, erfüllte er als Mann von angeborener Entschiedenheit des Willens und furchtloser muthiger Regung die Pflichten dieses neuen Berufes zu allgemeinster Anerkennung, was auch seine Beförderung zum Major bestätigte. Aber es war ihm nicht gegeben, auch die Sitten seiner Kameraden anzunehmen. Er behielt, wie sie oft mit Spott zu sagen pflegten, etwas Lateinisches, wohnte nicht wie ein Emir, umgab sich nicht mit einem Harem eingeborener Sklavinnen, verträumte nicht sein halbes Leben in mehr oder minder gefährlichen Jagdabenteuern und darauf folgenden sinnlichen Erholungen. Gerhard Hartlaub hatte die Blüthe seiner Mannesjahre erreicht, ohne sein Herz für die Regungen einer reinen Liebe abgestumpft zu haben und ohne erschöpft zu sein für den Genuß neuer und lebendiger Eindrücke. Eine Bewerbung, die er in jüngeren Jahren um die Hand der liebenswürdigen Tochter eines in Batavia etablirten Kaufmanns angestellt hatte, war durch den Tod gestört; das unerbittliche Klima hatte die zarte Blüthe hinweggerafft. Auch über diese Erinnerungen war die Zeit hinweggegangen und Hartlaub kam mit offenem Herzen und empfänglichem frohem Sinn auf den europäischen Boden zurück.

Der stattliche Mann mit den blauen Augen, der hohen edlen Stirn, die das vorn verlorene lockige Haupthaar in ihrer Wirkung nur noch hob, nahm überall für sich ein. Die militairische Welt mußte anerkennen, daß bei einem solchen Krieger das Verdienst persönlicher Tapferkeit über die Bekanntschaft mit den strategischen Feinheiten civilisirter europäischer Heere ging, die ihm vielleicht fehlte. Das Blitzen seines Auges verrieth die Aufmerksamkeit einer immer gerüsteten Schildwacht, die sich bald eines Ueberfalles grausamer Menschen, bald eines nahenden Tigers zu versehen hatte. Hartlaub's Waffensammlung, in welcher man Pistolen von der vorzüglichsten arabischen Arbeit fand, vermittelte ihm schon in Wien manche Bekanntschaft unter dem Militair, und in friedlicheren Kreisen staunte man einen Mann an, der das Wunderbarste von fremden Sitten und eigenen Abenteuern zu erzählen wußte. Ihm selbst war Europa seit zwanzig Jahren fremd geworden. Er fand ein dicht zusammengeschaartes, wimmelndes

Leben, wo wie in einem Ameisenhaufen Einer über den Andern hinwegkroch, der Eine bauend, der Andre einreißend, Alles sich mühend an Endzwecken, die auch Hartlaub in Erkenntniß so schwieriger Lebensverhältnisse, wie sie Europa bietet, Niemanden verdenken konnte, wenn sie auch leider nur auf Selbsterhaltung ausliefen. Der Staat, die Industrie, der Handel, die Börse, neue Erfindungen, die Wissenschaft und Kunst gewannen ihm ein mit gebundener Scheu gepaartes und gleichsam beklommenes Erstaunen ab. Nur die Kirche schien ihm vertrauter und verständlicher zu sein; denn für Europas wunderliches Gebahren auch in dieser Sphäre war seine Erfahrung durch die seltsamsten Erscheinungen auf einem Boden vorbereitet, wo sich Islam, Buddhaismus, Fetischismus und allerlei sonstiger welthistorisch gewordener närrischer Glaube mit dem Christenthum in leidlicher Verträglichkeit durchkreuzten.

Die Reise mußte pflichtgemäß zuerst nach Holland führen. Hartlaub hatte sich einiger Aufträge der javanischen Regierung und seines Obercommandos im Haag zu entledigen. Von diesen seinen nächsten Aufgaben befreit, eilte er in die Vaterstadt, nicht wenig erwartungsvoll, seine Schwester zu begrüßen, die inzwischen eine Millionärin geworden war und sich gewiß einer hervorragenden Stellung in der Gesellschaft erfreute, denn ihr Gatte, Jakob Wisthaler, war schon lange vom Fürsten zum Commerzienrath ernannt. Hartlaub betrat seines Schwagers glänzendes Haus. Wisthaler schien ihm Anfangs ein kalter Geschäftsmann, der nur seinen ausgebreiteten Handelsverbindungen lebte, bald aber erkannte er doch in ihm einen tieferen Kern und ganz die Kraft, die sich von unten herauf mit Hülfe des bedeutenden Vermögens seiner Braut so hoch emporzuschwingen verstanden hatte. Schützte und hütete Jakob Wisthaler in dem untern Stockwerke seines palastähnlichen Hauses gleichsam den Grund seines Gebäudes, so war es verzeihlich, wenn es oben etwas bunt durcheinander ging. In Natalien, seiner Schwester, fand der ruhig prüfende Krieger die ganze unbestimmte Beweglichkeit, die allmälig Frauen beherrscht, wenn sie bei großem Reichthum und einer immer angeregten lebhaften Phantasie von den hunderterlei Zumuthungen der Gesellschaft hin und her getrieben werden. Jeder

Tag hatte eine neue Aufgabe, jede Stunde verlangte etwas Vorausbestimmtes, und schon bald mußte Hartlaub darüber lachen, wenn er sah, wie es hier die gewaltigsten Stürme in einem Glase Wasser geben konnte. Neue Bekanntschaften, Einladungen zu Gesellschaften, irgend ein Arrangement zu Wohlthätigkeitszwecken konnte eine Tagesordnung in Anspruch nehmen, die ernstesten Vorsätze umwerfen, Berathungen veranlassen von unendlich komischer Feierlichkeit. Ein Troß von Menschen lief auf diesem in ewigem Schwanken begriffenen Fahrzeuge emsig, unruhig, schreiend und doch nichts Rechtes vollbringend hin und her. Einer verhinderte die Bewährung des Andern, und nur je bunter und umständlicher das Einfachste in's Leben trat, desto zufriedener war man mit sich selbst und pries seine eigene Ausdauer und die Klugheit, mit der man sich hier in den schwierigsten Lagen wieder zu behaupten verstanden hätte. In diesem Wirrwar, der indessen nicht ohne Reiz und liebenswürdige Anziehungskraft sein konnte, wuchsen des Majors Nichten auf, Ida und Laura, Beides reizende junge Wesen voll Anmuth und Schalkhaftigkeit, die sich dem Onkel um den Hals warfen und ihn mit Liebkosungen erdrückten in demselben Augenblick, wo die jungen, im Ueberflusse erzogenen Mädchen über irgend ein unbedeutendes Hinderniß ihrer Wünsche vor Verzweiflung außer sich gerathen und allen Grazien abschwören konnten. Dem Onkel wurde Anfangs schwindlig in diesem Hause. Mit welcher Sehnsucht war er erwartet worden! Welche Vorbereitungen hatte man getroffen, um ihn sogleich mit allen Glanzseiten der Existenz seiner Schwester bekannt zu machen! Eine Reihe von drei großen Zimmern, die glücklicherweise nach einem stillen Garten hinausgingen, wurde ihm zu Gebote gestellt. Die Namen der Beziehungen, in die man ihn einführen wollte, schienen endlos. Er begriff nicht, wie seine Schwester und Ida und Laura es aushielten, so gleichsam der ganzen Welt anzugehören, bald für die Musik, bald für die Wissenschaften, heute für berühmte Namen, morgen für die inneren Vorgänge des hohen Adels, für die Familienverhältnisse des Hofes und auf der andern Seite wieder für eine endlose Reihe der unbedeutendsten Privatbeziehungen. Da er die

Seinen dabei glücklich sah, so dachte er mit gutem Humor nur darüber nach, wie er diesen Ueberfluß so viel wie möglich wenigstens von sich selbst ablenken konnte.

Eine stehende Redensart seiner Schwester, die trotz einer umständlichen Toilette, die sie täglich machte, gealtert war, lautete, daß sie sich recht nach einem stillen Augenblick sehne, wo sie ihm ganz allein gehören wollte. Ach, wir haben uns so unendlich viel zu erzählen! Wir müssen Alles, Alles einmal gründlich durchsprechen! So lauteten die täglichen Vertröstungen des lieben Bruders, die Vorsätze, die auch mit bestem Willen gefaßt wurden, aber niemals zur Ausführung kamen. Die gute Commerzienräthin konnte, wenn die Rede auf die alten Zeiten kam, einen ganz warmen und liebevollen Blick gen Himmel werfen, konnte des Bruders Hand ergreifen und seufzend ausrufen: „Wie ist doch Alles so wunderbar gekommen! Der gute van der Busch! Mußte er sterben um mich glücklich zu machen! Und unsere gute Mutter! Sie ahnte gleich so Etwas, als der Selige für uns so liebevoll sorgte!" Kam dann Hartlaub in den Zug, wirklich den Ton dieser Saite festzuhalten und wenn auch nicht das wahre Ende van der Busch's zu erzählen, doch von seiner Liebe, seiner Anhänglichkeit, seinen Leiden und wol gar von seiner wahren Krankheit zu sprechen, so war gewöhnlich wieder ein Wagen vor's Haus gerollt, Besuche wurden angemeldet, die Stunden, um den Manen der Abgeschiedenen zu opfern, fanden sich nicht.

Nur so viel erfuhr Hartlaub, daß van der Busch's Tod ganz eigenthümliche Berührungen zwischen seiner Familie und den holländischen Angehörigen van der Busch's herbeigeführt hatte. Van der Busch hatte in die Londoner Lebens-Versicherung eine bedeutende Summe einzahlen müssen, um seiner Verlobten ein so großes Capital zu sichern, als sie erhielt. Vielleicht würde er sich in seiner zärtlichen Fürsorge gemäßigt haben, hätte er es noch erlebt, daß seine in Holland ansässige eigene Familie von glücklichen Lebensumständen, in welchen sich früher diese befand, zurückkam. Der Vater van der Busch's war ein Kaufmann, den man für reich hielt. Als er fast gleichzeitig mit seinem Sohne starb, hinterließ er seiner einzigen Tochter Hedwig ein zerrüttetes Geschäft, dessen wahren

der Menſchenhaſſer, Luſtſpiel in fünf Aufzügen von Molière. Herr Adam wird die Rolle des Alceſte in Molière's eigner Perrücke ſpielen." Was iſt das für Geräuſch?

Dritter Auftritt.

Matthieu (geführt von) zwei Polizeidienern. Die Vorigen.

Matthieu
(ſchon hinter der Scene).

Das iſt ja unerhört — Ein Bürger von Paris — wie kann man einen Bewunderer Molière's — Herr Molière, erbarmen Sie ſich, wie kann man mir zutrauen, einen Eingriff in Ihr Eigenthum unternommen zu haben! — ich, Jean Pierre Matthieu, Rue du Coq — Vormund und Theater-Mutter der Madeleine Béjart —

Molière.

Matthieu, Sie ſind der Perrückendieb?

Lefèvre (bei Seite).

Verdammte Begegnung!

Matthieu.

Perrückendieb?

Lefèvre.

Den Arreſtanten in die Verhörszimmer!

Matthieu.

Mein Herr, ich wollte ſo eben in das Verhörszimmer.

Bestand er verborgen gehalten hatte, weil er glaubte seiner ihm erst in späteren Jahren geborenen Tochter auch den Beistand ihres leider kränklichen, aber ihr immer herzlich zugethan gewesenen und vermögenden Bruders in Java zu hinterlassen. Nun traf sich, daß Hedwig nicht nur die Stütze des Bruders durch dessen Tod verlor, sondern auch erleben mußte, daß sein Vermögen einer Verbindung zu Gute kam, die dieser, als sie noch ein Kind war, bei seiner letzten Anwesenheit in Europa geschlossen hatte. Hedwig van der Busch stand nicht ganz allein, ein junger unternehmender Kaufmann, Heinrich Artner, ein Deutscher vom Niederrhein gebürtig, hatte sie in ihres Vaters Hause kennen gelernt und um ihre Hand geworben. Er glaubte das Herz einer vermögenden Erbin gewonnen zu haben und fand sich plötzlich durch die rasch aufeinander folgenden Todesfälle des Vaters und des javanischen Bruders getäuscht. Nicht Habsucht, sondern ein natürliches Gefühl, mißlichen Erfahrungen offen in's Antlitz zu blicken und wenn irgend möglich ihre Herbigkeit zu mildern, bestimmte ihn, sich nach den näheren Veranlassungen zu erkundigen, wie seine Geliebte in so bedauernswerther Art um die Hoffnungen hatte kommen können, die sie auf die Besitzthümer der Ihrigen setzen durfte. Er reiste nach Deutschland, machte die Bekanntschaft der Schwester Hartlaub's, in welcher er überraschend genug schon die Verlobte eines andern jungen nicht unbemittelten Kaufmannes Namens Wisthaler antraf.

Damals war es dem jungen Hartlaub peinlich genug gewesen, daß seine Schwester so bald nach dem Tode van der Busch's die Gattin eines Andern wurde. Der Hinblick auf die Unmöglichkeit einer Verbindung mit van der Busch milderte damals seinen Unwillen. Jetzt klärte es sich ihm immer mehr auf, wie mehrere Jahre hindurch nach dem Tode seines Gönners von London, vom Haag, vom Wohnorte seiner Schwester her allerlei gerichtliche Anfrage hatte kommen können bald über die näheren Umstände, unter denen der Oberst sein Testament aufsetzte, bald über den Charakter seiner Krankheit und ähnliche Umstände, die man bei Anzweiflung letztwilliger Anordnungen zu prüfen pflegt. Eine solche Anzweiflung war von Heinrich Artner, dem Verlobten der jungen Hedwig

van der Busch, erhoben worden. Das Ergebniß war vielleicht nicht ganz ungünstig, denn überraschend genug, es eröffnete sich in Folge vieler gehässigen Hetzereien und gerichtlichen Nachforschungen plötzlich die Handelsfirma: „Wisthaler und Artner". Die beiden jungen Kaufleute, die sich mit Processen gegenseitig verfolgten, wurden durch einen vernünftigen und braven Notar, einen gewissen von Emmen, veranlaßt, ihren durch die weiten Entfernungen höchst schwierigen und umständlichen Hader aufzugeben und sich lieber zu einem gemeinschaftlichen Wirken zu vereinigen. Wisthaler hatte bereits ein En-gros-Geschäft eröffnet. In dieses nahm er Heinrich Artner auf, der sich mit Hedwig van der Busch verheirathete und nach Deutschland zog. Eine Reihe von Jahren hindurch war es Hartlaub in Jena immer eine der erfreulichsten und trostreichsten Kunden gewesen, die ihm aus Europa zukommen konnten, daß sich Alles, was darauf angewiesen sein konnte, von dem unglücklichen Ende seines Freundes und Gönners den Schleier zu lüften und einem Geheimniß, ja Vergehen, dem Betrug der Londoner Bank, nachzuforschen, plötzlich versöhnt und zu einem Wirken verbunden hatte, das von den glänzendsten Erfolgen begleitet schien. Die Firma Wisthaler und Artner war eine der geachtetsten in allen Branchen des größeren Waarenverkehrs, blühte, dehnte sich immer mehr aus und konnte keiner Veranlassung zu Besorgnissen Raum geben, auch als sie sich später trennte und jeder Theil auf eigene Hand in der Geschäftsform fortfuhr, die ihm die liebere geworden war. In der Ferne konnte für Hartlaub diese Trennung nichts Auffallendes haben. Artnern, hörte er, hätte es nach einem frühen Tode seiner Gattin zurückgezogen an den Rhein; er hätte sich dort Besitzungen gekauft, sich mit seinen Mitteln in den Fabrikbetrieb geworfen, wozu ja jene Gegenden durch den reichen Vorrath von Steinkohlen unmittelbar aufgefordert werden. Kurz, in der ängstlicheren Erwägung späterer Jahre, daß Hartlaub und van der Busch die Londoner Lebensversicherung täuschten, hatte Jener immer mehr eine einschläfernde Beruhigung seines Gewissens darin gefunden, daß er hörte, wie es beiden Theilen gut und glücklich ging. Auffallend war ihm wol, daß ihm seine

Schweſter über den frühern Compagnon ihres Mannes, Heinrich Artner, einſt nur die kurze Antwort gab, daß er nicht mehr lebte. Die Kinder waren gerade zugegen geweſen und fügten die oberflächliche Bemerkung hinzu, ſie möchten doch wiſſen, wo jetzt Conſtanze Artner wäre. „Wer iſt Conſtanze Artner?“ fragte Hartlaub. „Artner's Tochter,“ hieß es. Hartlaub forſchte: „Sie muß in Euren Jahren ſein?“ Die Antwort war einſylbig; weitere Erkundigung unterbrach wieder eine Strudelwelle jenes Lebens, das im Wisthaler'ſchen Hauſe nicht aufhörte.

Erſtaunen mußte daher eines Abends Hartlaub, als er auf einem der glänzenden Bälle, deren er ſeit ſechs Wochen hie und da wol ein Dutzend „überſtanden“ hatte, in einer Gruppe zufällig die Verhältniſſe erwähnen hörte, deren Kenntniß ihm ſeither unvollſtändig geblieben war. Es war ein Ball in dem Hauſe ſeines Schwagers ſelbſt. Wie man gleichſam in dem Hauſe des Gehenkten nicht gern von Stricken redet, ſo hörte Hartlaub auch, daß nur in einer flüſternden faſt ſcheuen Art Namen und Verhältniſſe ausgeſprochen wurden, unter welchen Artner, Conſtanze, Wisthaler und ſogar der Name van der Buſch's nicht ſelten mit unterliefen. Der Major gehörte in einer ſolchen Geſellſchaft weder zu den Spielern, noch zu den Tänzern und gefiel ſich in der Muſterung und ſtill herumwandelnden Kritik des wunderlichen Durcheinanders, das er in dieſer Form erſt am Mittag ſeines Lebens kennen lernen ſollte. Es war eine ganz erlaubte Neugier, wenn er, von jenen Namen getroffen, hinter einer Wand von Zimmerpflanzen einige Augenblicke ſtehen blieb und den Mittheilungen zuhörte, die ein junger, ihm ſchon mehrfach in den Geſellſchaften aufgefallener Mann von großer Entſchiedenheit des Auftretens, zugleich von anſprechenden Umgangsformen, in großer Haſt zweien Damen machte, von denen ihm die jüngere als die hinterlaſſene Witwe jenes Notars bezeichnet wurde, der einſt den vernünftigen Vergleich zwiſchen den beiden jungen proceſſirenden Kaufleuten Wisthaler und Artner herbeigeführt hatte. Es war die Rede von Aufmerkſamkeiten, die man der entweder ſchon angekommenen oder erwarteten Conſtanze Artner erweiſen ſollte. Frau von Emmen, die junge Witwe

des Notars, widerlegte einige Einwände, die eine ältere Dame gegen manche Vorschläge erhob, die ihnen der so lebhaft demonstrirende Herr, den man Justizrath Freybank nannte, einleuchtend zu machen suchte. Die Entfernung, ein leiseres Sprechen, seine eigene Befangenheit den Lauscher zu spielen, bestimmten Hartlaub, sich von der unbemerkt glaubenden Gruppe zurückzuziehen, doch der Reiz des Interesses, Gelegenheit zu finden die Nichte seines alten Freundes zu begrüßen, war nun angeregt. Er sah überall Folgen jener geheimnißvollen Nacht auf der fernen Sunda-Insel. „Lieber Himmel," dachte er bei sich selbst, „Du hast da so ruhig auf das zerschmetterte Haupt des armen Dulders die schweren Felssteine seines Grabes wälzen können, hast den immer wieder auf's Neue an Dir nagenden Scrupel, daß hier etwas geschah, was nicht in der Ordnung war, niederzukämpfen gesucht, und nun treten Dir eine Menge von Folgerungen und Schicksalswendungen entgegen, die fast wie Mahnungen an Dein Herz klopfen und Dich nach zwanzig Jahren über einen Vorgang, den Du fast vergessen hast, viel schwerer aufathmen lassen!" Sein Interesse wuchs, als derselbe Mann, der vorhin mit der jungen Witwe gesprochen, auf ihn selbst zutrat und sich mit ihm in ein Gespräch einließ. Justizrath Freybank war eine schlanke wohlgewachsene Gestalt. Das Haar war auf dem Scheitel schon etwas umständlich geordnet, die Nase scharf und spitz, der Mundwinkel lächelnd, das Auge scharf zusammengedrückt, mit emporgezogenen Brauen, doch harmlos und sogar gutmüthig. Wo dieser eigenthümlich hervortretende Gesellschafter hinkam, schien ihm ein Theil ebenso auszuweichen, wie ein andrer ihn zu suchen, man liebte ihn eben so sehr wie man ihn fürchtete; man reizte, neckte ihn, oft nur, um von ihm eine scharfe Replik zu erhalten. Den Damen sagte er in's Ohr Artigkeiten, aber auch Worte, die ihm von ihnen ernsthafte Fächerschläge eintrugen, zum Beweise, daß er ihnen eine pikante Anspielung gesagt hatte. Alles was zur Geschäftswelt gehörte und vorzugsweise der Wirth des Hauses schienen ihm besonders zugethan. Ida und Laura behandelten ihn fast brüderlich. Dabei schien Freybank keinen dieser Vorzüge zu mißbrauchen. Er genoß das Uebergewicht, das ihm sein

eigener Geist und das Vertrauen der Andern gewährte, ohne darum den Eindruck zu machen, als wollte er sich Etwas zu Gunsten dieser Stellung herausnehmen. Nichts ist am gebildeten Manne anziehender als eine harmonische Mischung von herausforderndem Muth und sich bescheidendem besonnenen Takt.

Es entsprach ganz der nun schon in mehren Gesellschaften von Hartlaub beobachteten Weise des Justizraths Freybank, daß sich dieser an ihn mit den Worten wandte: „Nun, Herr Major, ich bin wirklich begierig, welche von den jungen dort tanzenden Damen von Ihnen das Handgeld zu einer Reise nach Java bekommen wird?" — Hartlaub erwiderte lächelnd: „Glauben Sie, daß ich hier auf Werbung ausgehe." — „Wenn man sich einen solchen modernen Sklavenmarkt ansieht," fuhr Freybank, sich neben Hartlaub in einen Sessel werfend, fort, „fühlt man Mitleid mit der Waare, die zum Kauf ausgeboten wird, und möchte wirklich das Seinige thun, um den Absatz zu befördern." — Hartlaub lächelte über diese Auffassung und gestand, so tief noch nicht wieder in die Geheimnisse der europäischen Gesellschaft eingedrungen zu sein, um sich ein so glänzendes heiteres Ergehen der Lust, der Schönheit und Jugend hier unter dem trüben Bilde der ihm wohlbekannten Sklavenmärkte vorstellen zu sollen. — „Was ist denn aber der geheimnißvolle Takt," erwiderte Freybank, „nach dem diese Walzer und Polkas, diese Kleider und Volants dort so hinrauschen, anders als das Klappern des Ehepantoffels? Sehen Sie jene unglücklichen Opfer ihrer Einkünfte, ihrer kleinen Gagen, ihrer langsamen Staatsbeförderung, die sich dort in dem zweiten Saale mühen, noch jung zu scheinen und mit einem schon an Stirn und Schläfen bedeutend gelichteten Haarwuchs, mit Gliedern, die morgen früh sich nicht rühren können und durch ein orientalisches Bad sich erst wieder erholen müssen, sich den Schein der himmelstürmenden Titanenhaftigkeit zu geben, wie sie tanzen, um ihre sechsundvierzig Jahre zu verbergen, ihren schon ansetzenden brummigen Haushumor, ihre pedantischen Nergeleien über den Kaffee, die Wäsche, die störenden Beethoven'schen Sonaten der Nachbarschaft! Aber besitzen sie nicht eine rangirte Lebensstellung, so werden sie an solchen Abenden doch nur wie die kleine Münze

betrachtet, die den Umsatz der größeren Werthe möglich macht. „Also die Männer," fiel Hartlaub lachend ein, „sind hier die Sklaven des Marktes? Ich glaubte, daß es die Frauen und die jungen Mädchen waren." — „Nein! Zu dieser Auffassung," entgegnete Freydank, seine Lorgnette ziehend, „tanzt dort zu viel Geld. Sehen Sie die Blondine dort, sie ist nicht schön, sie ist etwas schwer in ihren Bewegungen, und wie kann sie denn anders, da sie die Nennwerthe dreier großer Häuser in der Altstadt vertritt? Dort die Brünette, die mit einem Offizier tanzt, kommt einer halben Vorstadt gleich: ihr Vater hat die Wuth, unsere Stadt zu vergrößern und so lange kleine Straßen von drei bis vier Häusern zu bauen, bis der König endlich die Gnade haben wird, eine davon nach ihm zu benennen, eine Ehre, die bis jetzt weder Schillern noch Goethen bei uns widerfahren ist. Dort die Große vergegenwärtigt mir die Folioseiten unserer Hypothekenbücher! Sie ist eine Erbin, die den Advocaten doppelt interessirt, da sie einige Brüder besitzt, die ein großes Talent zur Verschwendung haben und dafür sorgen, daß man sie zeitig unter Curatel zu setzen hat. Kurz, dies ist hier weit mehr ein tibetanischer Sklavenmarkt, wo auf mehrere Männer nur Eine Frau kommt, die Frau also die Herrschaft führt, als ein arabischer, wo nur Männer die Initiative ergreifen."

Die scherzende Musterung, die Freydank die tanzenden Paare passiren ließ, kam auch bei den Töchtern des Hauses an, die sich durch besondere Schönheit oder Geschmack der an sich kostbaren Toiletten nicht gerade auszeichneten, jedoch in heiterer und freundlich entgegenkommender Weise sich nach allen Seiten hin als die harmlosesten kleinen Evatöchter bewährten. Da sie sich zum Verwechseln ähnlich sahen, von gleichem Wuchs und gleicher Art des Benehmens waren, nannte man sie die Inseparables. Der Gegenstand ihrer besonderen Aufmerksamkeit, nicht nur diesen Abend, sondern schon in mehreren größeren Gesellschaften, denen Hartlaub beizuwohnen Gelegenheit fand, war ein junger Mann, der auf Hartlaub einen angenehmen Eindruck gemacht hatte, ein Doctor Wolmar, der sich in den Gesellschaften mit ruhiger und anmuthiger Sicherheit zu bewegen pflegte. Kleiner als Freydank, dem er nahe

befreundet ſchien, war er doch ſchlank und männlich gebaut. Die ſchönen regelmäßigen Züge ſeines Antlitzes hatten etwas Mild-Ernſtes. Ja ſeine Art, ſich den Damen zu nähern, konnte man eher ſchüchtern nennen; er ſchien der Gegenſtand allgemeinſter Theilnahme; denn es giebt wol für Frauen nichts Gefälligeres als einen Mann, der ſich in den Formen der Geſellſchaft ohne Zwang bewegen und ihrer eigenen gewohnten zarteren Art das Leben zu nehmen entgegenkommend, doch dabei ſich den Rückhalt männlicher Ueberlegenheit zu wahren weiß, beim Scherze nicht in's Geckenhafte fällt und in allen Wirbeln heiterer geſelliger Luſt nicht die Vorſtellung auslöſcht, daß hier nur die eine Hälfte ſeines Weſens offenbart wird und in der andern noch ein unbekannter, ſicherlich aber vorhandener Werth enthalten iſt. Daß dieſer eigenthümliche Zauber den jungen Doctor Wolmar umgab, hatte Hartlaub ſchon im Hauſe ſeiner Schweſter mannigfach zu beobachten Gelegenheit gehabt. Der junge Arzt war die Tagesordnung des Geſprächs, der immer anregende Gegenſtand neugieriger Erörterungen und ſchon hatte es Anlaß zu neckiſchen Fehden gegeben, handelte es ſich um die Entſcheidung, wer von den beiden Inſeparables mehr Berechtigung hätte, an dem jungen Doctor Wolmar Intereſſe zu finden, ob Ida, deren Zeichnentalent er gerühmt hatte, oder Laura, deren Geſang er bewundert zu haben — beſchuldigt wurde, wie Freydank ſagte. Freydank ſchien ſich dem Major jetzt nicht umſonſt genähert zu haben — er legte ihm offenherzig die Frage vor, ob er nicht wüßte, wie viel wol ſein Schwager, der ſteinreiche Jakob Wisthaler, ſeinen Töchtern zur erſten Ausſteuer mitgeben würde? — „Sind Sie ſelbſt der Bewerber," ſagte der Major, „ſo ſtehen Sie ja meinem Schwager glücklicherweiſe als Notar ſo nahe, daß Ihnen dieſe Erörterung keine Schwierigkeiten verurſachen würde." — „Ich?" entgegnete Freydank, „ich denke nicht an die Ehe. Meine Praxis, die ich von dem ſeligen Notar von Emmen geerbt habe, iſt ſo groß, daß ich meine Frau vernachläſſigen müßte und wie jener öſterreichiſche Graf geſagt hat, daß der Menſch erſt vom Baron anfinge, ſo möchte ich vom Manne ſagen, daß dieſer erſt vom Garçon anfängt. Als ſolcher habe ich

die bequemſte Lage von der Welt, kann lieben wen ich will, ohne mich durch die Ehe enttäuſchen zu laſſen, und wenn ich eine Taſſe Thee in einem vertrauten Zirkel trinken will, Luſt habe, andere Converſationen zu hören, als die vor den Gerichtsſchranken und im Caſino, ſo gehe ich zu jener nieblichen Frau von Emmen da, deren Vermögen ohnedies unter meiner Curatel ſteht, mit der ich rechnen, überlegen, ſchmollen, zanken kann, gerade als wenn ich mit ihr verheirathet wäre. Nein, lieber Major, da, für meinen Freund Alfred Wolmar, einen tüchtigen Arzt vom Rheine, mit dem ich in Bonn und Göttingen ſtudirt habe, für dieſen möcht' ich das Terrain ſondiren! Ein Arzt ohne Praxis! Aber ſeine Kenntniſſe ſind außerordeutlich, ſeine Hingebung an die Wiſſenſchaft iſt verehrungswürdig. Ich gönne ihm von Herzen, daß er emporkommt. Daß dies als Arzt nicht möglich iſt, ehe man nicht bereits eine „Remiſe" hat, werden Sie bei der eigenthümlichen charlataniſtiſchen Stellung, die gerade die Heilkunde zur Geſellſchaft gewonnen hat, und bei näherem Studium aller unſerer ſocialen Zuſtände nicht in Abrede ſtellen können." — Hartlaub erwiderte: „Er ſoll ſich auf unſere Marine als Schiffsarzt engagiren laſſen oder mit mir nach Java gehen. Gegen das gelbe Fieber können wir nicht gerüſtet genug ſein." — „Dieſe Carrière bleibt uns immer noch offen," bemerkte Freybank, „dann nämlich, wenn die Zahl der Körbe, die ich für meinen Freund bekommen könnte, zu groß werden ſollte. Warum ſchon das Aeußerſte? Sehen Sie dieſe gefällige Adonisgeſtalt, hören Sie dies zum Herzen ſprechende Organ, beobachten Sie dieſe natürliche Heiterkeit, wie ſich mein alter Göttinger Stubenburſche auf dem glatten Parkett unter den liebenswürdigen mehr oder minder reſpectablen Erbinnen bewegt! Wie kann man ihm wünſchen, daß er aus der gewöhnlichen hier landesüblichen Bahn, erſt Armenarzt um Gnade und Barmherzigkeit, dann einfach betitelter Sanitätsrath und zuletzt auf ſeine alten Tage doch noch mit Praxis begabter und wirklicher geheimer Medicinalrath zu werden, hinausgetrieben werde vor die vergifteten Pfeile Ihrer malayiſchen Heimtücker! Aufrichtig, beſter Major, ſagen Sie mir, haben Sie nicht bemerkt, daß Ihre Verwandte von meinem Protégé

mit Intereſſe ſprechen?" — „Mit dem lebhafteſten!" erwiderte Hartlaub. „Aber ich fürchte, ſeine Bewerbung wird häusliche Scenen ſetzen, da man bis jetzt noch nicht weiß, welcher von meinen beiden Nichten er den Vorzug giebt." — Freybank zog die Mundwinkel zurück und ſagte halb ſcherzend, halb im bittern Ernſt: „Das zöhlt Ihr Schwager dann an ſeinen Rockknöpfen ab oder läßt die einfache Ordnung der Jahre eintreten. In ſolchen Fällen, ſagt' ich ſchon, daß ſich die Armuth der Bewerber unterordnen muß." — „Und Ihr Freund könnte das?" erwiderte Hartlaub. „Er könnte, um eine Exiſtenz zu gewinnen, die Eine wie die Andere wählen, könnte ſich vorſchreiben laſſen, wem ſein Herz gehören ſoll?" — Freybank zuckte die Achſeln. — „Nein, nein, wenn ich mir dieſe Möglichkeit nur vorſtelle," ſagte der Major, „ſo löſchen mir ja alle dieſe Lichter aus, verwandeln ſich ja alle dieſe lachenden Geſichter in ſchmerzzerriſſene, verdüſtern ſich dieſe hellen Farben, verwelken mir dieſe Blumen, erblinden mir dieſe Steine." — „Halt! Halt!" fiel der Juſtizrath ein und legte die Hand auf die Schulter des Majors, der ſich erheben wollte. „Faſſen Sie das nicht ſo ſchwer, aber Recht haben Sie! Was Sie da Alles vor ſich ſehen, dies Gewirr und Geſchwirr, dieſe Bediente, die in Schuh und Strümpfen und Handſchuhen dort Erfriſchungen bieten, dieſe hinter einem Walde von tropiſchen Blumen verſteckte Muſik, dieſe Converſationen, womit man die Zeit tödtet und voll Sehnſucht nur auf den Schluß des Cotillons wartet, damit man ſich an Aspiks und Majonnaiſen den Magen verdirbt, Alles das iſt Lüge, Maske und das Beſte daran: Seit einiger Zeit wiſſen wir ſogar, daß es Maske und Lüge iſt, geſtehen es uns ein und haben die tollſten Formen erfunden, um für dies Geſtändniß heilige und feierliche Zeugniſſe abzulegen." — „Man trägt ſeine Religioſität prahlender zur Schau als ſonſt?" ſagte der ſtille Beobachter bitter. — „Dies und noch vieles Andere!" entgegnete Freybank. „Wie das Alles jetzt da ſo tanzt, ſo lacht, ſo ſcherzt, trennt ſich um Mitternacht Jeder wieder von dem Chaos einer zuſammengewürfelten Geſellſchaftlichkeit und geht ſeinen eigenen Verdrießlichkeiten, ſeinem eigenen Aerger nach. Vor einigen Stunden bekam ich eine

Nachricht, die mich sehr erschütterte. Sie werden wissen, daß früher die Firma dieses Hauses Wisthaler und Artner hieß. Der Notar von Emmen, bei dem ich als junger Rechtscandidat arbeitete und der in seinem Leben nur zwei dumme Streiche gemacht hat, den einen, daß er, ein Sechziger, ein blutjunges Mädchen heirathete und den andern, daß er bald darauf starb — zwei dumme Streiche, die er vielleicht dadurch wieder gut machte, daß er mich zum Erben seiner Praxis einsetzte — ich sage, Notar von Emmen war die Veranlassung dieser Association. Er führte über Dinge, die mir unbekannt sind und sich zu Hause in meinen Acten befinden, einen Proceß, den er vorzog durch eine Aussöhnung zu beendigen. Die beiden Compagnons, früher verfeindet, gingen eine ziemliche Reihe von Jahren miteinander. Die alte Mißstimmung zwischen ihnen schien sich jedoch nicht gelegt zu haben; kaum hatten Beide so viel erworben, daß sie selbstständig bestehen konnten, so trennten sie sich. Artner zog an den Rhein, begründete Fabriken, speculirte, speculirte schlecht oder erlag ungünstigen Conjuncturen, kurz, vor zwei Jahren überraschte uns ein Fallissement. Wisthaler, der an ihn eine bedeutende Forderung hatte, war gerade am Rheine anwesend, als über seinen ehemaligen Associé die Katastrophe hereinbrach. Man sagt, daß Ihr Schwager ihm hätte helfen können; ich verurtheile keinen Kaufmann, der sich in solchen Fällen von einem Rade, das bergab rollt, fern hält. Artner hinterließ eine einzige Tochter, ein junges Mädchen von großer Anmuth und gewählter Bildung. Nach der Liquidation, zu der sich Artner durch die Umstände gezwungen sah, zog er sich irgendwohin mit seinem Kinde in eine entlegene Gegend zurück. Vom Kummer über sein Schicksal darniedergebeugt, erkrankte er und starb. Von seiner Tochter hörte man bisher nichts mehr, bis ich kürzlich einen Brief erhalte von einem früheren Geschäftsführer der Artner'schen Fabrik. Bei dem Erben der Praxis des Notars von Emmen setzte man noch ein Interesse für die Artner'sche Familie voraus und ersuchte mich um eine Verwendung für die bedürftige Hinterlassene. Die Tochter eines Mannes, der einst mit einem inzwischen als Millionär emporgestiegenen Kaufmann associirt war, die Tochter eines begüterten

Ich verhöre Madeleinen Béjart, die ich, ich erfunden habe, ihre unvergleichliche Rolle in einem Stücke, deſſen Manuſcript man mich beſchuldigt entwendet zu haben —

Molière.

Wie?

Leſêvre.

Fort, fort mit ihm!

Molière (erblaſſend).

Das Manuſcript des Tartüffe geſtohlen?

Matthieu.

Ich, der ich dieſes Stück aus allen Proben, denen ich heimlich aus Enthuſiasmus beiwohnte, auswendig kann: ich ſollte dem Souffleur das Buch des Tartüffe entwendet haben?

Molière.

Was hör' ich?

Leſêvre.

Molière, ich bitte, beruhigen Sie ſich über dieſen Fall — Fräulein Armande theilte mir die Nachricht mit, daß auf eine räthſelhafte Art das geſchriebene Exemplar des Tartüffe abhanden gekommen iſt. Da man nun annehmen kann, daß eine Perſon, die auf zweideutige Art das Theater durchſchleicht —

Matthieu.

Molière kennt mich, Molière weiß, was meine Hände für die Kunſt zu thun im Stande ſind; aber ein Werk entwenden, das der Welt vorenthalten bleiben ſoll, bis zum Aufgehen des Vorhangs —

Molière (aufgeregt).

Herr Leſêvre — entlaſſen Sie Herrn Matthieu! Dieſer

Fabrikbesitzers, ein Mädchen, gewiß mit dem vollsten Anspruch, ebenfalls wie dort heiter und lachend unter den walzenden Paaren mit dahinzuschweben, ist schon seit einem Jahre Gesellschafterin in einem fürstlichen Hause gewesen, hat diese Stelle, die ihre Unbequemlichkeiten haben mag, verlassen und kommt jetzt hierher in diese Hauptstadt mit dem eifrigsten Verlangen, sich einem wunderlichen neuen Berufe unserer Tage zu widmen; sie will Diakonissin werden. Ich habe einstweilen Frau von Emmen gebeten, sie bei sich aufzunehmen, kann aber das Bild nicht los werden, mitten unter diesen Blumen in seidenen Gewändern, unter diesem Lüstreglanz und Edelsteingefunkel mir ein junges, schönes Mädchen in blauem Kleide, mit weißer über die Schulter gehender Schürze, mit einer schlichten Haube auf dem Kopfe zu denken, die am Bett eines sterbenden Handwerksburschen sitzt, seinen Athem beobachtet und ihm zu einer bestimmten Stunde einige Löffel voll Gerstenschleim einträufelt!"

Freydank stand auf. Der Major konnte der Erschütterung, die diese Erzählung auch auf ihn hervorbrachte, nicht in solchem Grade Herr werden, wie Freydank, der sich ihm hier bei Alledem als ein Mann von Gefühl offenbart hatte; er fragte noch einmal nach dem Worte Diakonissin, das Freydank genannt hatte und das ihm unbekannt war.

„Eine Diakonissin," erklärte Freydank, „ist eine protestantische barmherzige Schwester. Wir haben den Katholiken in etwas nachahmen wollen, das keiner confessionellen Mißdeutung ausgesetzt ist. Hier haben Sie ein Beispiel jener Selbsterkenntniß, die über die Uebel unserer Zeit gekommen sein will. Was sonst dann und wann einmal ein Prophet, ein Messias, später einige Empörer oder Communisten und jetzt die ganze Welt ausspricht, daß es mit unserem irdischen Dasein im Ganzen genommen ziemlich erbärmlich aussieht, dies Geständniß haben auch die Vornehmen und die Frommen abzulegen jetzt die Geneigtheit gehabt und unter dem Namen der inneren Mission ein künstlich verzweigtes System von Heilungs- und Verbesserungsversuchen der Gesellschaftsschäden angelegt. Oeffentliche Krankenhäuser sind unter dem Namen von Diakonissenanstalten begründet worden. Eine Musteranstalt

derſelben befindet ſich am Rhein im Düſſelthal. Dort ſind unter geiſtlicher und ärztlicher Anleitung Diakoniſſen oder Diakoniſſinnen vorgebildet worden, um wiederum an anderen Orten neue weltliche Zöglinge für die leidige Kunſt zu gewinnen, am Krankenbett die Anordnungen der Aerzte zu überwachen. Warum dafür die früheren Krankenwärter nicht mehr ausreichen ſollten, weiß ich nicht. Genug, dieſe Blüthe der innern Miſſion iſt im vollſten Triebe und ich geſtehe, daß meine Neugier geſpannt iſt, morgen die junge Dame kennen zu lernen, die heute mit einem ſpäten Eiſenbahnzuge angekommen und im Bahnhofe von den Leuten der Baronin erwartet ſein wird. Ich bin überzeugt, wenn dies Haus nicht gerade das Wisthaler'ſche wäre und man holte die junge Dame in Begleitung einer Putzmacherin noch in dieſer Stunde in einem Wagen hier zu dem Ball ab, ihr ganzer Plan, Fieberkranke und Ausſätzige zu heilen, ginge in die Brüche."

Freybank wurde in der weiteren Ausführung dieſer Vermuthungen unterbrochen. Die Tanztour war beendigt, das Zimmer füllte ſich mit Paaren, die ſich ausruhen oder Erfriſchungen nehmen wollten; die Fortſetzung des Geſpräches war geſtört. Der Major hatte genug gehört, um nicht auf's Tiefſte ergriffen zu ſein. Wehmuth erfüllte ihn, wenn er die Reihe der Jahre zurückdachte an die ſtille Mondnacht einſt auf Java. Niemals war die Erinnerung an den unglücklichen Oberſten van der Buſch ſo lebhaft wieder vor ſeine Seele getreten. Welche Verkettung von Umſtänden, daß die natürliche Erbin eines Mannes, der ſelbſt ſo furchtbar unter dem Druck der jammervollen Erdeneriſtenz hatte leiden müſſen, ſich entſchloß, eine Pflegerin der Krankheitsleiden zu werden! Es war Hartlaub, als träte ihm das Bild des leidenden Oberſten vor Augen, wie er ihn ſo oft beſucht hatte, wenn er unter dem Palmendache ſeiner Altane ſaß und ſeine brennenden Schmerzen in Büchern und dem träumenden Hinblick auf die Spiegelfläche des Meeres zu vergeſſen ſuchte. Dämmerung ſenkte ſich hernieder auf ſeine Erinnerung und eine jugendliche Geſtalt, die heißerflehte Göttin der Geſundheit, Hygiea, trat aus ihr heraus und umſchwebte ihn, dem Leidenden die kryſtallene Schaale der Geneſung darreichend! Die Zer-

ſtreuungen des Abends mutheten den in Gedanken Verlorenen nicht mehr an. Er zog ſich früh auf ſeine Zimmer zurück und beſchloß am folgenden Morgen einen früher bei Frau von Emmen gemachten Beſuch zu wiederholen und bei dieſer Gelegenheit vielleicht Conſtanze Artner, die Diakoniſſin, ſelbſt kennen zu lernen.

III.

Eine Witwe zu ſein und dabei jung, reich und ſchön, iſt wol der angenehmſte Lebensſtand, falls der Verluſt, den man zu betrauern hat, kein zu ſchmerzlicher geweſen. Ein ſolcher Verluſt hatte bei Ottilie von Emmen nicht ſtattgefunden. Sie wurde faſt noch als Kind mit einem reichen und geachteten Manne verbunden, der ihr Vater ſein konnte. Juſtizrath von Emmen war ein Lebemann, der die ganze Zeit, die ihm die Beſorgung ſeiner umfangreichen Praxis übrig ließ, mit der Pflege ſeines äußeren Wohls und der Huldigung des ſchönen Geſchlechtes hinbrachte. Er haßte das Spiel und die Freuden geräuſchvoller Geſelligkeit, liebte die kleinen Diners, die ſchönen Künſte und die Frauen. Der einzige Luxus, den er ſich geſtattete, war für Gemälde, von denen er eine geſchmackvolle Galerie angelegt hatte. Schon oft kam es vor, daß ein ſolcher Freund der Schönheit unter der ſchützenden Decke einer beſonnen componirten Perrüke, die auf ein Alter nicht etwa von zwanzig, ſondern von vierzig Jahren berechnet war, ſeine ſechzig vergaß und nicht etwa eine Witwe oder die älteſte ſitzengebliebene Tochter einer kinderreichen Familie, ſondern geradezu ein friſches, blühendes Mädchen von ſiebzehn Jahren heirathete. Acht Jahre hatte dieſe Ehe mit Ottilie Bergheim gedauert, als der Juſtizrath von Emmen unter der ſchweren Aufgabe, mit den beſcheidenen und gutwilligen, aber doch immer jugendlichen Regungen ſeines Weibes gleichen Schritt zu halten, zuſammenbrach und ſtarb. Er hinterließ ſeiner Witwe ein großes Vermögen und einem Schützling, den er liebgewonnen hatte, dem Referendar Otto Freydank,

seine Praxis. Die böse Welt fügte hinzu, er hätte dem Erben der Letzteren auch die Bedingung gemacht, die Erstere mit zu übernehmen, zumal da er in den letzten Jahren bemerkt haben konnte, daß die Gemahlin seinen jungen Freund vielleicht lieber hätte als ihn selbst. Indessen ist die Welt in solchen Fällen immer reicher an Erfindungen als an Thatsachen und wo einmal der Ober- und der Untersatz eines Witzes von den zufälligen Launen des Begebenheitenhumors gegeben ist, kann man sicher sein, daß auch die Schlußfolgerung gemacht wird, sie mag mit der Wahrheit stimmen oder nicht. Wie wahr dies ist, beweist, daß wir oft genug irgend einen Entschluß vermeiden oder irgend ein bereits Halbgeschehenes wieder rückgängig machen, nur um den gar zu wohlfeilen Witz, der dies oder das dann sagen, jenes so oder so verbinden würde, gleich im Keime zu ersticken.

Ottilie von Emmen liebte vielleicht den Justizrath, nachdem er angefangen hatte sie als Curator ihres Vermögens zu quälen. Er controlirte ihre Ausgaben und verstand dabei ihr so derb auf die allerliebsten runden Fingerchen zu klopfen, daß sie vor dem einzigen Manne, der ihr nicht schmeichelte, Respect bekam. Nur war es ein Unglück, daß Freydank den Werth des Mannes erst vom Garçon datirte. Er trank alle drei Tage bei ihr den Thee, ließ jeden Einkauf derjenigen Bedürfnisse, die denn doch auf treuere weibliche Augen angewiesen sind, als die Augen einer alten ihn schon regierenden Haushälterin, von Ottilien machen, corrigirte zuweilen ein Fremdwort, das sie unrichtig gebraucht hatte, und nahm sich sonst vielerlei Tyrannisches heraus, was Frauen erst bis zum Haß und dann bis zur Liebe ärgern kann; aber er streifte an einer Frau, die er doch unstreitig liebte, mit einer gewissen kühlen Neutralität immer so vorüber, daß sich Ottilie oft verletzt, ja „beleidigt", doch aber immer auf's Lebendigste von ihm angeregt fühlte.

Die Sorge für das keineswegs einfache Hauswesen der Baronin führte eine schon bejahrte ältere Freundin, Frau Angelika Meyer. Diese gehörte nicht zu den Gönnerinnen des Justizraths und schmähte auch an jenem Abend hinter den tropischen Gewächsen nicht wenig über die Zumuthung, eine

ihnen unbekannte „wildfremde Perſon“ in's Haus zu nehmen, eine Perſon, die einen Beruf wählen wollte, den Frau Angelika Meyer kaum dem Namen nach auszuſprechen verſtand und die vielleicht an der herzlichen und zuvorkommenden Aufnahme, die ſie fand, ſoviel Gefallen finden konnte, um aller Sorge für das Wohl Anderer ihr eigenes vorzuziehen und im Hauſe der Baronin zu bleiben, als in welchem ſie wirklich während des Balles nach Ankunft des Eiſenbahnzuges verabredetermaßen abgeſtiegen war. Es war ſchon Morgens neun Uhr, als die Baronin aus ihrem Schlafzimmer trat und die Vorbereitungen zum Thee, den ſie des Morgens trank, nur für zwei Perſonen berechnet antraf, für ſie und Frau Angelika Meyer, nicht für drei, wie ſie doch befohlen hatte. Sie wollte ja ſogleich in der Art, wie ſie Conſtanze Artner aufnahm, zeigen, wie werth ihr der Name war, der ſie empfohlen hatte. Frau Angelika Meyer rümpfte höchſt verächtlich die Naſe und brachte eine ihr perſönlich ausgerichtete Entſchuldigung der jungen Dame, die ſchon um ſechs Uhr aufgeſtanden wäre, keine Geduld gehabt, in ihrem Zimmer rumort und ſich endlich nach einem Glaſe Waſſer, das ſie als Frühſtück zu ſich genommen, um acht Uhr empfohlen hätte. Es drängte ſie an die friſche Luft, hätte ſie geſagt, und nach einer Stunde würde ſie wiederkommen.

Ottilie fragte nach dem äußern Eindruck, nach Wuchs und Geſtalt ihres „unruhigen“ Schützlings. Iſt ſie jung? Iſt ſie ſchön? Wie trägt ſie ſich? Wie hält ſie ſich? Männer ſind nicht im Stande, all' die Kennzeichen anzugeben, mit welchen ſich Frauen über den gediegeneren Werth ihrer Mitſchweſtern zu unterrichten wiſſen. Sie haben für die Ergründung der Solidität oder der Eitelkeit oder der fahrigen Unordnung ihrer Mitſchweſtern ſo beſondere Probirſteine, wie wir Männer ſie in keiner moraliſchen Mineralogie antreffen würden. Der Frau Angelika ſchien es verdrießlich genug zu ſein, daß ſie der Wahrheit die Ehre geben und Conſtanzen keineswegs als ein phantaſtiſches und um ihren nächſten weiblichen Eindruck unbekümmertes Weſen hinſtellen ſollte. Sie gab das Signalement einer Brünette von mittlerem Wuchs, ernſten braunen Augen, ſchlichtem Scheitel über der klaren offenen Stirn,

behendem Gange und ähnlichen Thatsachen, die aber durch gewisse geringschätzende Nebenbezeichnungen, als da lauteten: Schmächtig, kränklich, blaß, beeinträchtigt wurden. Ottilie war nicht Kennerin des menschlichen Herzens genug, um den Grund dieser Widersprüche, die Eifersucht der Dame Angelika, zu durchschauen, aber sie besaß Eitelkeit genug, daß sie die Betrachtung hätte anstellen sollen: Constanze Artner soll nur deshalb nicht vollkommen sein, weil die gute Angelika Meyer weiß, daß Du wünschest, es nur allein zu sein.

Ottilie hatte ihren zweiten Zwieback verzehrt und deren ein halbes Dutzend für einen kleinen Affenpinscher, den sie Frau Angelika Meyer zu Gefallen in ihrer Umgebung duldete, in Milch gebrockt, als sie sich bei Constanzens Eintritt von den Abweichungen unterrichten konnte, die sich ihre Gesellschaftsdame vom Wahren erlaubt hatte. Constanze war ein junges, liebliches Wesen von wenig über zwanzig Jahren. Es lag etwas Feierliches, ja beinahe Kaltes in ihrer ersten Erscheinung. Ohne Zweifel war es das Unglück, das ihr diesen Ausdruck der Zurückhaltung gegeben hatte. In den großen braunen Augen brannte ein Feuer wie von einer tiefen Gluth, die nur in einer edlen Seele angefacht sein konnte. Ein junges Mädchen, das einst in Glanz gelebt hatte und auf alle Freuden des Lebens hätte angewiesen scheinen dürfen, mußte viel gelitten haben, wenn es bis zu dieser zurückhaltenden, ja verschüchterten Art kommen konnte. Wuchs, Taille, Hand und Fuß waren von einer Zierlichkeit, die Frau Angelika ersichtlich nur mit den Augen der Mißgunst oder der Schmeichelei für Ottilien betrachtet hatte. Ottiliens etwas gerundete, und, wie es Blondinen in älteren Tagen zu gehen pflegt, beinahe wohlgenährten Formen kamen denen ihrer Schutzbefohlenen nicht gleich. Das Uebergewicht der Bildung endlich, die Constanzens Wesen fast königlich heraustreten ließ, hatte wol auch schon Frau Angelika empfunden und demnach nur dem üblichen Zorn der weiblichen Mittelbildung gegen alles Das, was sich innerhalb ihrer Sphäre auszuzeichnen den Muth hat, Worte geliehen.

Constanze wurde von Ottilien gebeten, am Frühstück Theil zu nehmen. Behaglich machte sich das Zusammensein in dem

traulichen Wohnzimmer, das noch die milde Wärme, die ein kleiner weißer Porzellanofen ausſtrömte, trotz des draußen angebrochenen Frühlings, ertrug. Der Frühſtückstiſch ſtand in einer Epheulaube, die rings von den anmuthigſten Blumen in zierlichen Töpfen umgeben war. Gemälde, Vaſen, Pendülen und Statuetten hoben die ſilbergrauen von Goldleiſten unterbrochenen Tapetenwände. Ottilie, Frau Meyer und der kleine Affenpinſcher genoſſen das Behagen dieſer Exiſtenz. Nur Conſtanze ſchien für dieſe Aeußerlichkeiten nicht das aufmerkſamſte Auge zu haben. Sie dankte Ottilien für die freundliche Aufnahme und ſetzte hinzu, daß ſie ihr hoffentlich nicht zu lange zur Laſt fallen würde. Schon vor der Reiſe, auf welcher ſie eine Fürſtin als Geſellſchafterin begleitet hätte, wäre an die Gräfin Ampfing, die Vorſteherin der Diakoniſſenanſtalt Friedenthal, ein Brief abgegangen, in welchem ſie um die Aufnahme unter die ihrer Obhut anvertrauten Schweſtern gebeten hätte. Sie hatte die Hoffnung, bei perſönlicher Vorſtellung, die ſie heute bezweckte, die Erfüllung ihrer Bitte zu erwirken.

Ottilien und Frau Angelika lag das Vorhaben Conſtanzens ſo weit entfernt, wie wenn man Beide nach Sanskrit oder nach den Lehrſätzen des Euclid befragt hätte. Conſtanze, darum angegangen, gab eine Schilderung ihrer künftigen Pflichten, die ihnen Beiden befremdlich genug vorkamen. Auf Frau Angelika Meyer hatte die Schilderung, obgleich ſie für den religiöſen Inhalt derſelben nicht unempfänglich war, ſogar noch die beſondere Wirkung, daß ſie ihr den Genuß ihrer dritten Taſſe Peccoblüthen verleidete, ſo hoch ſie ſich auch die kleine mehr Vaſe als Taſſe ſchon mit eingeweichtem Zwieback angefüllt hatte. Einſt hatte ſie ja auch einen Gatten, einen Beamten mittlerer Klaſſe vom Steuerfach, gleichfalls in ihren Armen ſterben ſehen; ſie hatte auch die Pflege des Juſtizraths von Emmen geleitet und ſich bei einem ſonſt angeborenen gutmüthigen Charakter überzeugt, mit welchen traurigen Naturerſcheinungen das Abſcheiden des Menſchen vom Leben verbunden zu ſein pflegt. Sich nun zu denken, daß ein ſo „gebildetes“ junges Mädchen, das da vor ihnen ſaß und Thee trank, ſich gewöhnen ſollte, dergleichen außerordent-

liche Erſcheinungen täglich zu ſehen und täglich mit zu erleben, erfüllte ſie weniger mit Mitleid, als mit einer Art von phyſiſcher Abneigung und plötzlich widerſtehendem Appetit. Sie mußte ſich erheben und unter irgend einem Vorwande das Zimmer verlaſſen. Ottilie aber, von geringerer Phantaſie, war mehr nach der moraliſchen Seite hin ergriffen; ſie fand, daß Conſtanze für die Ausübung ſolcher Pflichten wol zu „gut“ ſei und jener Beruf beſſer den Miethlingen aus den unteren Ständen zu überlaſſen wäre. Conſtanze erwiderte nur die einfachen Worte: „Sie werden ſich leichter in meinen Plan finden, gnädige Frau, wenn Sie gleichſam annehmen wollten, ich wäre katholiſch, was ich nicht bin. Denken Sie ſich, ich will in den Orden der barmherzigen Schweſtern treten, das ſagt Alles, was ich will und was ich fühle.“

Nun trat eine eigenthümliche Pauſe zwiſchen den beiden jungen Frauen ein. Sie gehörten Beide einer ganz anderen Welt an. Die Eine lebte in dem beſtändigen Bedürfniß der Freude und einer immer gewährten Befriedigung derſelben, die Andere in Begriffen und Anſchauungen, die Ottilie bisher nur hatte nennen und ſchildern hören und von denen ſie nur ſo viel ganz klar wußte, daß ſie ein großes religiöſes und ſittliches Vorrecht für ſich hatten. Es war eine gewiſſe ſtaunende Andacht, die ſich ihrer plötzlich vor Conſtanzen bemächtigte, eine Verehrung, die ſich mehrte, als ſie vor Conſtanzens Art ſich zu geben, vor ihrem treffenden, wenn auch oft ſcharfen Urtheil, vor ihrer Welterfahrung und Bildung die größte Hochachtung empfinden mußte. Durch die Worte: Kann es denn nicht Fälle geben, wo man die Neigung haben darf, auf ewig in ein Kloſter zu gehen? war Ottilien das Vorhaben Conſtanzens in diejenige Sprache überſetzt, die ihr geläufiger war. Sie ließ jetzt ein ſo ſeltſames Weſen in ihrer Art gelten und bat ſie nur noch, ja nichts zu übereilen und ſo lange, als ſie mit ihrem Vorhaben noch nicht ganz im Reinen wäre, ihr Haus für eine Zufluchtsſtätte anzuſehen, die ihr auch, wenn ſie wollte, für immer gehören könnte. Die Ahnung, daß ein Mädchen, wahrſcheinlich doch wol nur um der Liebe willen und um irgend ein Geheimniß des Herzens, zu einem ſolchen Entſchluſſe kommen konnte, erweckte

ſogleich das Mitgefühl. Ottilie betrachtete nun Conſtanzen wie eine Mitleidende in dem großen Bunde weiblicher vom Leide der Liebe gedrückter Herzen.

Einen Beſuch bei Gräfin Ampfing, ſo viel hatte Conſtanze ſchon bei ihrem Frühausgange in Erfahrung gebracht, würde ſie am geeigneteſten in der Mittagszeit in der Diakoniſſenanſtalt zum Friedenthal ſelbſt machen, wo die Dame wohnte. Bis dahin widmete ihr Ottilie all' die Herzlichkeit, deren ihre an ſich ja harmloſe Natur fähig war. Dann machten Beide ihre Toiletten, worauf Ottilie ſo viel Zeit verwandte, daß Conſtanze noch einen halben Duodez-Band aus der wenn nicht beſtäubten, doch wie es ſchien wenig benutzten hängenden Zimmerbibliothek der Baronin durchleſen konnte. Gegen zwölf Uhr meldete man den Juſtizrath Freybank und den Major Hartlaub.

Beide hatten ſich verabredet, dieſen Beſuch zu gleicher Zeit zu machen. Beide kamen mit ungleicher Stimmung, aber in derſelben Abſicht. Sie wollten verſuchen, Conſtanze Artner von einem Plane abzubringen, der ihnen excentriſch ſchien. Freybank nahm Conſtanzens Dank für ſeinen ihr durch den alten Geſchäftsführer ihres Vaters vermittelten Beiſtand in dieſer großen und geräuſchvollen Reſidenz und ſeine Empfehlung an die gütige Baronin mit jener ruhig prüfenden Halb-Malice entgegen, die dem überlegenen Mann von Geiſt und Weltkenntniß eigen iſt, wenn er zum erſten Male geſehenen Menſchen erſt Zeit läßt, ſich zu entwickeln. Hartlaub beobachtete die auffallende Familienähnlichkeit Conſtanzens mit ſeinem dahingegangenen Freunde, auf den als eine Jugenderinnerung des Majors ſich ſehr bald das Geſpräch lenkte. Die Beziehung des Majors zum Wisthaler'ſchen Hauſe bot Schwierigkeiten einer wärmeren Verſtändigung. Conſtanze vermied auf dieſe feindlichen Verhältniſſe einzugehen und bedauerte nur, daß die Traditionen über ihren Oheim van der Buſch in ihrer Familie nicht die lebhafteſten geweſen wären. Die Gründe lagen ja nahe. Nachdem ſich dann Freybank über die äußere Erſcheinung und die etwaige Herzens- und Geiſtesart ſeines Schützlings hinlänglich glaubte orientirt zu haben, begann er gegen den Plan ſeines Schütz-

lings, Diakoniſſin werden zu wollen, das von ihm ſchon beabſichtigte Heck- und Neckfeuer der Polemik mit folgenden Worten: „Mein liebes Fräulein, Sie haben alſo die Abſicht, eine Jungfrau von Orleans der Lazarethe zu werden? Was, beim Aesculap! bringt Sie auf dieſe merkwürdige Idee?"

Conſtanze ſchien Einreden dieſer Art gewohnt zu ſein. Sie entgegnete lächelnd: „Sollen wir Frauen uns denn nicht auch einen Beruf wählen dürfen, und zumal einen, der unſeren ſonſtigen üblichen Pflichten ſo nahe liegt? Und die Jungfrau von Orleans iſt doch wol auch ſchwerlich die bloße Enthuſiaſtin geweſen, die wir im Theater beklatſchen. Ich las ihr Leben. Sie hat weit mehr bei den Verwundeten hinter dem Treffen gewirkt, als mit dem Schwerte vor der Fronte." — Der Major horchte auf und nickte beiſtimmend. — „Gut! Sie war eine Marketenderin en gros, eine Art Regimentstochter des Mittelalters," fiel Freydank ein. „Ich bin überzeugt, daß Jeanne d'Arc wenig Zeit hatte, die ſchöne Toilette zu machen, die wir auf der Statue der Herzogin Marie von Orleans bewundern. Sie mag im Bivouak und auf dem Marſch ſo viel Beſchwerden erlebt haben, daß ſie es oft bitter genug an den Füßen empfunden haben mag, Frankreich retten zu wollen. Aber auch Ihnen wird es ſo gehen, mein Fräulein! Sie, die Sie vielleicht eben in Herrn von Geibel's Gedichten oder in Ihrer göttlichen Amaranth, dem Lieblingsbuch meiner verehrten Frau Angelika Meyer, geblättert haben, Sie, die Sie vielleicht eben ein Lied von Mendelsſohn ſangen, Sie wollen aus der Patſchouliluft der Geſelligkeit, die Sie bisher einathmeten, in Atmoſphären treten, gegen deren verpeſtenden Hauch den Arzt nichts ſchützen kann, kein Chlor, kein Alkohol, nichts als die moraliſche Kraft ſeines Willens und die Begeiſterung für ſeinen Beruf?"

Ottilie ſah befremdet, Hartlaub mit Staunen auf. Den rückſichtsloſen Sprecher hatte ein heftiger Unwille ergriffen. Sein Antlitz röthete ſich. Seine Finger zerrten mit Ungeduld an den ausgezogenen Handſchuhen. Conſtanze erwiderte einfach: „Ich habe dieſen Muth." Freydank konnte ſich nun nicht mehr beherrſchen. Er hatte ſeine Abneigung gegen das, was er Modeſchwärmerei nannte, ausgeſprochen; er wurde

wackre Mann iſt unſchuldig! Man hat mir den Tartüffe entwendet — man hat ihn mir entwenden laſſen, um das Werk vor der Darſtellung zu verurtheilen — Sie kennen nicht dieſe Umtriebe des Neides und der Kabale — der Fall iſt in dieſer Form noch nicht vorgekommen — er beunruhigt mich in einem Grade —

Vierter Auftritt.

Dübois (tritt raſch mit einem Billet aus dem Zimmer des Miniſters). Die Vorigen.

Dübois

(nimmt Leſèvre bei Seite und läßt ihn bedenklich in den Brief einſehen).

Matthieu.

Das iſt der Leibarzt des Königs — er ſoll mich unterſuchen, ob ich eines Diebſtahls fähig bin —

Leſèvre

(mit dem Billet zu Molière).

Molière, es würde leichtſinnig von uns ſein, wenn wir Ihnen den Inhalt eines anonymen Briefes vorenthalten wollten, welchen ſo eben der Polizeiminiſter erhalten hat und den mir hier Herr Dübois, Leibarzt Sr. Majeſtät des Königs, mittheilt. Leſen Sie.

bitter und verstimmt. „Nein, nein!“ sagte er; „der alte Guntram, eine Clientel des Barons von Emmen, wie Ihr seliger Herr Vater, dessen Geschäftsführer Guntram war, hat mir als dem Nachfolger der Praxis dieses Hauses auf's Gewissen gebunden, Sie mit meinem Rath und Beistand zu unterstützen. Mein Rath ist der, Fräulein, daß Sie in diesem Hause bleiben und mit Frau Angelika einen Vertrag über das Feld Ihrer künftigen Wirksamkeit abschließen. Das ist ohne Zweifel vernünftiger. Sie helfen der Frau Baronin die poetischen, ästhetischen und musikalischen Honneurs des Hauses machen. Sie lesen die ersten Bände der Romane etwas früher, damit Sie Frau von Emmen sagen können, ob die Geschichte gleichfalls zu lesen die Aufmerksamkeit dieser vielbeschäftigten Dame verlohnt. Sie besuchen die Modemagazine, die Musikalienhandlungen, die Kunstausstellungen, Sie studiren die Chronik der Gesellschaft, eröffnen kleine Correspondenzen, die Sie des Morgens bis elf Uhr am eleganten Schreibtisch fesseln, ich verspreche Ihnen die Empfehlung einer Adresse der geschmackvollsten Luruspapiere aus der Papeterie Marion in Paris, kurz ich versichere Sie, wenn Sie unsere Gesellschaft von der richtigen Seite anfassen, so haben Sie einen angeborenen Beruf, bei welchem Sie manchmal wünschen werden, sich verdreifachen zu können. Die Gesellschaft verlangt von den Frauen unseres Jahrhunderts nichts als die Verschönerung des Daseins und hat zu allen Zeiten nichts Anderes von ihnen verlangt.“

Frau von Emmen, die einen stechenden Neidesblick Angelika's nicht verstehen wollte, verwies Freydank seine Unarten und erklärte sich mit Freuden bereit, Constanzen als Freundin in ihr Haus zu nehmen. Um den Spott des Justizraths zu pariren, setzte sie hinzu: „Es ist allerdings für uns Frauen eine oft unerschwingliche Aufgabe, blasirte Hausfreunde unterhalten zu müssen und den Thee mit Bekanntschaften zu trinken, die uns an Einem Abend für ganze Wochen verstimmen können.“

„Da sehen Sie!“ fiel Freydank ein. „Auch das kann Sie im reichsten Maße in Anspruch nehmen, mein Fräulein; Studium über irgend ein Schlagwort, womit man einen

läſtigen Freund auf Wochen ſtumm machen und entfernen will. Blaſirte Hausfreunde! Ueber dieſen Treffer wird Frau von Emmten acht Tage Zeit brauchen, ſich, wenn wir fort ſind, auszulachen. Denn dies Wort hat ſie mir lange gegönnt. Ja, ja, Beruf der Frauen!"

Conſtanze war von einer fliegenden Röthe überhaucht. Sie wollte ſich auf ihr Zimmer zurückziehen. Sie fühlte, daß ſie aufgeregt war und wollte am wenigſten entrüſtet erſcheinen. Als Freybank in allem Ernſt um eine Antwort auf ſeine Vorſchläge bat, ſchüttelte ſie das Haupt mit einer Milde, die Freybank entwaffnen mußte. Es war erſichtlich, daß ihrem Entſchluß entweder religiöſe Schwärmerei zum Grunde lag oder Etwas, dem nachzuforſchen im Augenblick nicht geſtattet war.

Frau von Emmen hatte ſich bereit erklärt, Conſtanzen nach dem Friedenthal zu begleiten und zog ſich zurück, um zum Ausgehen ihre Toilette zu vollenden. Sie war von dem feſten Willen, der Ruhe, der ſichern Haltung Conſtanzens ſo ergriffen, daß ſie von dem Siege, der ihr ein für das Geſchlecht gemeinſchaftlicher ſchien, zu Freybank äußerte: „Da ſehen Sie einmal Ueberzeugungen, die zu feſt ſtehen, um von Ihren Sarkasmen erſchüttert zu werden."

Als Freybank mit dem Major allein war — ſie blieben, um die Damen zu begleiten — polterte Jener: „Dieſe Modethorheiten! Iſt es nicht als wenn man mit poetiſchen Märchen, mit dem Becher der alten Könige von Thule einen Fluß ausſchöpfen wollte! Noth und Elend, ja, es giebt deſſen genug, aber auch ſoviel, daß die Hülfe, die mit dieſem Damen- und Pfaffenvereinsweſen den einzelnen Theilen davon zu Gute kommt, kaum der Rede werth iſt. Ich ließe auch das Meiſte davon immerhin als eine Abſchlagszahlung für beſſere Zeiten, wo man die Uebel an der Wurzel erkennen und ausrotten muß, gelten, wenn nur nicht der unerträgliche Hochmuth damit verbunden wäre, der demüthige Stolz, die geiſtliche Hoffahrt all' dieſer Unternehmungen! Wäre die reine Humanität, die Bürgertugend, die Liebe zum Volke, der Stolz des Vaterlandes die Quelle dieſer Hülfsleiſtungen, wie theilweiſe das in England der Fall iſt, ſo könnte man ſich daran erfreuen; aber die

wahren Förderer aller dieſer Dinge ſind bei uns die Gegner der Aufklärung, die Freunde mittelalterlicher Dämmerung. In den Diakoniſſenanſtalten wird geſungen und gebetet. Die Kranken, kaum dem Bewußtſein zurückgegeben, werden mit geiſtlichen Anſprachen und Vorleſungen aus der Bibel wider Willen behelligt. Dieſe Krankenhäuſer ſind eigens dazu angelegt, daß ſie nicht nur leiblich, ſondern im Sinne der Orthodoxie auch geiſtlich geſund machen ſollen. Wie viel ſchöner iſt dieſe Einrichtung bei den Katholiken! Dort weiß man, daß barmherzige Schweſtern die Kranken behandeln um eines Ordensgelübdes willen. Man weiß, daß die barmherzigen Schweſtern Nonnen ſind, die nie wieder ihr Pflegeamt verlaſſen. Von einem Kloſter wird Niemand, der ſeine Pflege in Anſpruch nimmt, erwarten dürfen, daß es ſeine Art zu ſein um einen Laien einſtelle, man wird dieſe Feierlichkeit der Pflege gelten laſſen, um Etwas, was ſchon ſeit faſt zwei Jahrtauſenden vorhanden iſt. Aber bei uns! Welche geiſttödtende Monotonie liegt nicht in religiöſen Privatkundgebungen, die ſich nicht an die überlieferte feſte Form der Gebetformeln, der Geſänge, der rituellen Ceremonien halten, ſondern den Kranken mit einem widerlichen Auskramen von Privatauffaſſungen der Heilslehre quälen! In einer katholiſchen Kirche werde ich, wenn Alles knieet, gewiß nicht ſtehen bleiben, ſondern eine halbe Kniebeugung machen, aber dem Weſen der proteſtantiſchen Kirche widerſpricht es, daß man in die religiöſen Privatkundgebungen Einzelner mit einfalle. Wir haben, um nicht dabei von perſönlicher Beliebigkeit beläſtigt zu werden, einen viel zu wenig vorgeſchriebenen officiellen Ritus. Von Allem, was uns dieſe Zeiten an Aehnlichem gebracht haben, ſind die Diakoniſſenanſtalten glücklicherweiſe noch dasjenige, woran unſer Herz betheiligt iſt und im Namen der allgemeinen Menſchenliebe möchte ihr Wirken geſegnet ſein, wenn nur nicht um dieſe Anſtalten ein gewiſſer Nebel von unheimlichen Tendenzen läge, ſo daß ich jedesmal ein Grauen empfinde, wenn mich mein Weg draußen an dem entlegenen Friedenthal vorüberführt." — „Als Militair," ſetzte der Major hinzu, „muß ich weibliche Krankenpflege ein Hinderniß der Geneſung nennen. Meine Soldaten wurden nie geſund, wenn

ihnen Frauenhände die Wunden verbanden. Aber ſonſt wird hier vielleicht das Gute das Schlimme überwiegen." — „Nein! Nein!" erwiderte Freydank. „Ich wünſchte, irgend ein feuriger Romeo machte dieſer Julia einen andern und praktiſcheren Vorſchlag aus dem Gebiete der alten weltlichen und viel ſchöneren Romantik. Mir könnte es Freude gewähren, der Gräfin Ampfing dieſe Eroberung abzujagen."

Hartlaub verfiel in ernſtes Sinnen. Er hörte kaum das Eintreten eines neuen Beſuches, der von Freydank mit Erſtaunen begrüßt wurde. Es war der junge Arzt vom geſtrigen Ball. Alfred Wolmar kam, um ſich nach dem Befinden der Herrin des Hauſes zu erkundigen. Faſt wallte es in dem aufgeregten Freydank wie Eiferſucht auf, als er ſeinen Freund, deſſen Schritte und Tritte er zu ſeinem Beſten in der Reſidenz zu lenken ſich vorgenommen, auf einer Fährte überraſchte, deren Verfolgung er ihm nicht angerathen hatte. Alfred Wolmar hatte ſich wie mit einer gewiſſen Feierlichkeit auf dieſen Beſuch vorbereitet. Sein ohnehin anſprechendes Aeußere trat gegen ſonſt noch entſchiedener hervor und da er ſeinen Beſuch dahin erklörte: Frau von Emmen hätte ihm verſprochen, ihm zu ſagen, wen ſie unter allen ihr bekannten weiblichen Parthieen für diejenige hielt, die das meiſte Geld mit der größten Herzensgüte verbände, ſo ſagte Freydank nicht ohne Ernſt: „Lieber Freund, das iſt ſie ſelbſt, ſie ſelbſt! Und Dergleichen nähr' ich an meinem Buſen! Major, beſtätigen Sie mir, für wen ich geſtern Abend um die Hand einer Ihrer Nichten geworben habe?" — Wolmar runzelte die Stirn. Der Schein des Leichtſinns, der gegen ihn ſprach, ſchien ſeinen Unmuth zu wecken. „Iſt das nach unſerer Verabredung?" ſagte er mit düſtrem Blick auf Freydank.

Eine ernſtere Auseinanderſetzung ſchnitt die zurückkehrende Ottilie ab. Auch Conſtanze hatte die Thür ergriffen, hatte eintreten wollen, war ſchon mit einem Fuße wieder im Zimmer, als ſie über irgend etwas plötzlich erſchrak und zurücktrat, um mit einer raſchen Handbewegung den Schleier des Hutes über ihr erblaſſendes Antlitz zu werfen. Ottilie, die früher eingetreten, nahm die Aufmerkſamkeit der Herren ſo in Anſpruch, daß ſich Conſtanze hätte ſammeln können, wenn nicht Ottilie

Wolmarn mit ſo viel Anmuth und Auszeichnung begrüßt hätte, daß ſich Conſtanze auf's Neue an der nur halb geöffneten Thür halten mußte, um nicht umzuſinken. Gezwungen, endlich näher zu treten und durch den Schleier, den ſie übergeworfen, an die Dringlichkeit ihrer Abſicht auszugehen, erinnernd, beantwortete ſie Ottiliens Frage, ob ſie in Doctor Wolmar nicht einen ihr bekannten Landsmann vom Rhein anträfe, mit den kaum hörbaren Worten: „Vielleicht, daß ſich Herr Doctor Wolmar erinnert —" — Wolmar hörte den Namen Conſtanze Artner. Schon ſtand Conſtanze an der Thür, Hartlaub und Freybank folgten, Frau Angelika berichtete, daß ſie der weiten Entfernung des Friedenthals wegen den Wagen beſtellt hätte. Der Schooßhund bellte, Alles ging ſo laut, ſo übereilt durcheinander, daß es nicht auffiel, wie Wolmar zurückblieb, ſtarr, angewurzelt, den Hut in der Hand zuſammengepreßt, die Schwelle der Thür, um zu folgen, nicht zu überſchreiten wagend und ſich zu erholen ſuchend wie von einem furchtbaren Schlage getroffen.

„Vielleicht, daß ſich Herr Doctor Wolmar erinnert!" Dieſe Worte. Wer ſprach ſie? Conſtanze Artner. Wolmar wollte den Namen wiederhören, ſah ſich nach dem als der Letzte gebliebenen Major um. Frau Angelika fuhr nicht mit. Sie kehrte zurück, da hörte er noch einmal den Namen, hörte Alles, was wir über Conſtanzens Vorhaben wiſſen, hörte die Abſicht, die Conſtanzen in die Reſidenz geführt, die Umſtände, die ſie zu Ottilien brachten, den Zweck ihrer gegenwärtigen Ausfahrt. Bewußtlos ſtieg er die Treppe nieder, vom Hausthor fuhr der Wagen mit Ottilien, Freybank und der noch immer verſchleierten Conſtanze eben von dannen. Mechaniſch zog er den Hut. Man hätte von ſeinem Benehmen ſagen mögen: Er wußte nicht, ob er noch lebte.

IV.

Wolmar durcheilt die Stadt, ſucht die Thore, begiebt ſich in einen großen Park, deſſen Alleen ſich mit dem erſten Grün des Frühlings ſchmückten. Der Gruß der gefiederten Sänger

empfängt ihn. Die Sprache der Natur, das Blau des Himmels, die Tausende von entfalteten jungen Keimen lösen seine Brust, daß er unter sie tretend mit einem einzigen Ach! sich wie an das Herz eines aus tiefster Seele mitfühlenden Freundes werfen mochte. Aufschreien mochte er vor Schmerz und er that es auch.

Denn was war ihm geschehen! Wo die Gruppen uralter Bäume einsamer stehen, rauschend der Wind um die mächtigen, ihres vollen Schmuckes harrenden Kronen säuselte, hielt er die Schritte inne und befreite sich in lauten Schmerzensrufen von einem Jammer, der ihn zu ersticken drohte. Zu höhnisch hatte der Zufall die Rolle der Nemesis übernommen, zu grausam ihn vor Constanzens Augen gedemüthigt! Er besann sich. Er hatte einen kleinen Veilchenstrauß in der Hand gehabt. Er hatte eben zu Ottilien von Emmen einige hergebrachte Huldigungen ausgesprochen. Jetzt war es ihm, als hätte die Erde sich aufreißen müssen, als Constanze, Constanze so mit verschleiertem Antlitz neben ihm stand und sein Lächeln sehen, seine Schmeicheleien hören mußte. Auf Blumen glaubte er gestanden zu haben und er sah, er stand an einem Abgrunde. Als er jetzt da so an ein verwittertes altes Standbild von Sandstein lehnte, wo der Göttin Flora das Füllhorn, ihrem Arme die Hände, ihrem Fuße die Hülle des Gewandes fehlte, mußte er auf eine zur Ruhe einladende morsche Bank sinken und sich sammeln.

Hatte es doch einst Stunden gegeben, wo Alfred Wolmar an Constanzens Auge hing, wie der Metallstaub am Magnete —! Die Liebe, die innigste Liebe mit allen ihren Schauern und süßen Zaubern verband sie ja —! Ein Wort von ihr, ein Wink ihrer Hand hätte einst alle Entschließungen seines Lebens bestimmen können —! Der Sohn eines Beamten, der ihm die Mittel hinterließ, sein Lieblingsstudium zu verfolgen, die Naturwissenschaften, war er einst von der Universität heimgekommen in jene Gegend, in der Nähe des Rheins, deren Betriebsamkeit man schon oft mit den Kohlendistricten Englands verglichen hat. Seine Eltern waren gestorben, Verwandte lebten in ferner Gegend, aus der einst sein Vater in diese versetzt war. Alfred liebte die neue Heimath, die Menschen

ſprachen ihn an, die Natur, der große gewaltige Strom waren die Vertrauten ſeiner reifenden Jugend geweſen. Er ſiedelte ſich in ſeiner Nähe an, wurde Arzt und wartete nun, welches Kranken Hand an ſeine Thür klopfen, welche Stimme der Liebe ihn an irgend ein Siechbett rufen würde. O, das iſt ein wunderliches Leben, das Leben eines jungen Arztes! Ein blankes Metallſchild ſchlägt er wol an ſein Haus, eine Nachtklingel von Meſſing mit hellgeputztem Griffe ſtreckt ſich daneben aus und nun harre, junger Asklepiade, und lauſche, wer ſtehen bleibt und Deine beſcheidene einfache Stiege hinaufklimmt! Wol, es kommen ſo im Lauf der Woche, beſonders wenn Markt iſt, Leute vom Lande und wollen ein Mittel, um dem alten Großvater zu helfen, von dem ſie nichts zu ſagen wiſſen, als er hätte ein Stechen in der Seite und einen trockenen Huſten auf der Bruſt, und ſie ziehen, lacht! lacht! jene ſymptomatiſchen Führer heraus, die auf manchen ärztlichen Bildern der niederländiſchen Schule die Mieris und Netſcher ſelbſt bei eleganten ſeidengekleideten Damen ihren Boerhaves in die Hand gaben zur Beſichtigung und Diagnoſe der Leiden. Die neue Schule lächelt nicht mehr über den alten Volksaberglauben: ſie wiegt, ſie kocht dieſe Fühler auf Steinleiden, Diabetes u. ſ. w. in chemiſchen Retorten. Der junge Arzt verſchreibt: er thut mehr, er hat Zeit dazu, er beſucht den alten Großvater und thut ſein Möglichſtes, was ſich eben thun läßt, um einem bereits im Sterben Begriffenen auf einige Wochen ſeinen Huſten zu erleichtern. Es findet ſich mit der Zeit eine Art Praxis zuſammen, die wie eine Beſchäftigung ausſieht, und beim Jahresſchluß reicht ihr Ertrag gerade für die Journale und Bücher aus, die ſich ein junger noch nicht abſchließender, von ſeiner Wiſſenſchaft noch begeiſtert und nicht blaſirt denkender Arzt zuzulegen ſucht. Man wird auch in die Geſellſchaft gezogen, aber nur als Hausfreund, als Tänzer, als Arrangeur von lebenden Bildern, man wird auch einmal hinter dem Rücken des ſeit zwanzig Jahren in der Familie accreditirten Hausarztes um dieſen oder jenen Schmerz im Rücken oder an der Hüfte um Rath gefragt, aber die Discretion des jungen Anfängers zwingt ihn, ſich zurückzuhalten und mit der größten Hochachtung von

dem alten Dr. Ifegrimm zu ſprechen, der bereits ſehr wüthende Blicke auf den jungen Anfänger, den Adepten der „neuen Schule“ wirft und im Bunde mit vier, fünf anderen Aerzten, die ſchon die Gegend beſchreiten oder bereiten oder beein- oder bezweifpännern, lauter Männern mit Kindern und Kindeskindern, aufpaßt, daß er ihnen nicht etwa in ihr Gehege kommt. Nun ſieht ein ſolcher junger Enthuſiaſt, der vielleicht wie Alfred Wolmar noch achthundert Thaler von ſeinem väterlichen Erbe und ſeinen koſtſpieligen Studien übrig hat und entſchloſſen iſt, dieſe zuzuſetzen, wie Dr. Ifegrimm auf die Leber, die Lunge und den Magen curirt, wo Leber, Lunge und Magen nicht im Mindeſten afficirt ſind, er ſieht, wie er den Nachbar und Gevatter Apotheker in Nahrung ſetzt, er fühlt den ganzen Abſcheu des erſten, vielleicht noch einſeitigen Ueberzeugungseifers gegen ſolche Art, den menſchlichen Körper zur melkenden Kuh der Menſchen zu machen, die von ſeiner einmal in Gottes Rath beſchloſſenen Hinfälligkeit ſich aufrecht erhalten wollen. Was hilft es? Er kann nicht dazwiſchen treten und zu den Patienten ſagen: Euer Leben iſt in Gefahr! Und dann vollends — hat Euch jungen Aerzten noch die gütige Natur ein bald feuriges, bald ſanftes Auge, eine edle Stirn, eine klangvolle Stimme, Sinn für Haltung und wol gar Eleganz gegeben, dann ſeid Ihr ganz verloren. Wol werfen die Frauen ſtillbeobachtende Blicke auf Euch, aber die wenigſten haben den Muth oder dürfen ihn haben, gerade Euch von den Leiden zu erzählen, die ſie plagen bald da, bald dort, wie Mephiſto ſagt. Was hilft es Euch nun gar, geſetzt und ſolid zu erſcheinen, Euch das Schnupfen angewöhnt zu haben und ganz gegen Eure Natur gewiſſe kurze, faſt grobe Manieren zu affectiren? Die Ehemänner wollen, daß ihre Frauen bei dem alten in Gottes Zorn zum Arzt gewordenen Dr. Ifegrimm bleiben. In der That, wenn es ein geheimes und ganz ſubtiles wiſſenſchaftliches Proletariat in unſeren Tagen giebt, ſo gehört das Leben eines jungen Arztes in den erſten ſechs bis zehn Jahren ſeiner Praxis dazu.

Daß ſich ohne eigenes Vermögen oder eine Anſtellung oder eine reiche Heirath ein ehrlicher junger Arzt nicht weiter fördern kann, durfte Wolmar um ſo aufrichtiger eingeſtehen,

als er das Glück hatte, die nähere Bekanntſchaft eines Hauſes zu machen, das in jener Gegend für eines der reichſten galt, das angeſehenſte war es ohne Zweifel. Wolmar erhielt Glückwünſche von allen Seiten, ſeit man behauptete, daß Conſtanze, des reichen Fabrikanten Artner einzige Tochter, das Ziel ſeiner Bewerbungen wäre und es auch, wie ſich die Zeichen deuten ließen, erreichen müßte. Zwar ſchien Conſtanze beſtimmt zu ſein, die Gemahlin irgend eines Kaufmanns in Köln oder eines Fabrikanten von Eupen oder Crefeld werden zu ſollen, allein ſie war zunächſt das Kind der väterlichen Liebe. Wenn ſie Wolmar liebte, ſo konnte der Vater ihren Wünſchen nicht im Wege ſtehen.

Der Stolz iſt zaghaft, nur eine gewiſſe „Demuth" wagt Alles. Der junge Arzt ſah, daß ihn Conſtanze auszeichnete, aber das Benehmen des Vaters war ablehnend, oft kalt. Er wagte nicht, die Einladungen, die er zuweilen zu einem Diner, zu einem Ball erhielt, ſo zu benutzen, daß er ſich unmittelbar darauf zum täglichen Gaſte des Hauſes machte. Dr. Ziegrimm war ja auch der Arzt nicht nur des alten Herrn Artner, ſondern aller ſeiner Diener, ſeines Comptoirs, ſeiner ſämmtlichen Fabrikarbeiter. Es hätte den Schein gewonnen, daß er dem Collegen, der zwei Söhne auf der Univerſität, zwei im Militair, zwei in der Handlung hatte, die Hülfsquellen ſeiner Exiſtenz trübte. Er begnügte ſich, ſeiner Liebe zu Conſtanzen nur mit entfernter Sehnſucht zu leben. Dieſe wuchs, je öfter er Conſtanzen dann doch ſah. Welche edle weibliche Erſcheinung fand er in ihr! Welche Anmuth, welche Bildung! Wie liebevoll war ihr Verkehr mit dem oft mürriſchen und vergrämelten Vater! Wie ſchalkhaft in Augenblicken erſichtlicher Freude des Vaters war ihre Laune und wie ſchwärmeriſch wieder ihr Aufblick, wenn die Heiterkeit des Geſprächs plötzlich an einem ernſten Gedanken anprallte! Wie ſtand ſie dann dieſem ernſten Gedanken Rede! Wie wenig wich ſie ihm aus! Wolmar beſaß keine von den entweder ſchroffen oder frivolen Eigenſchaften, die Studierte bei längerem und erdrückendem Umgang mit der Geſchäftswelt herauskehren. Er wurde nicht brutal wie die Advocaten, wo ſie von den Kaufleuten leben müſſen, nicht kriechend, wie Beamte, die

dem Geldsack gegenüber befehlen sollen. Er bewahrte sich den Adel seiner Bildung. Warum sollte er nicht annehmen, daß sich Constanze in seiner Nähe gehobener und glücklicher fühlte, als bei den Besuchen der jungen Männer, die mit so vieler Virtuosität verstanden, die Engländer und die noch ungebundeneren Amerikaner zu spielen! Die Verachtung so vieler edlen und schönen Dinge und Begriffe, welche die jungen Gentlemen mit um so größerer Gewandheit zur Schau zu tragen wußten, je weniger sie davon verstanden, fand bei Constanzens auf die Tiefe gehendem Sinne nicht das bewundernde Gelächter, das junge gedankenleere Mädchen bei diesen Tours de force der jungen Dandywelt aufzuschlagen pflegen; und wenn auch Wolmar, wie eben junge Gelehrte heutiges Tages sind, nichts von der persönlichen Unsterblichkeit der Seele wissen wollte und falls der alte Herr Artner nicht gut geschlafen hatte, sagte: „Mangel an Phosphorentwickelung zehrt die Geisteskräfte ab", so blieb doch noch immer ein großes Feld übrig, wo sich Constanze und Wolmar in gleichen Stimmungen des Zweifels, dann aber wol auch des Glaubens begegneten.

Es hatte eines Jahres bedurft, bis Wolmar nur so weit in die Nähe der jungen reichen Erbin kam, um ihrer Theilnahme für ihn gewiß zu werden. Wiederum ein Jahr währte es, bis er zu den Gästen eines Hauses gehörte, die es zu besuchen wagten, ohne eingeladen zu sein. Alles Umstände, die auch seine Praxis hinderten. Denn ein junger Arzt, der sein Glück machen will, muß allgemein zu gefallen suchen. Hundert Mütter müssen wünschen können, daß der hoffnungsvolle junge Mann sich Mathilden oder Schwanhilden, ihren holden Töchtern, in Liebe zuwenden könne. Nun wußte man schon Wolmar's Wünsche. Jedermann ahnte, daß Constanze Artner diese vielleicht erwiderte, wenn sich der Doctor nur ein Herz fassen wollte; wer kümmerte sich von denjenigen Kranken wenigstens, die ewig nur an verstimmten Nerven leiden, um einen Arzt, der halbversprochen schien! Endlich im dritten Jahre mußte sich Wolmar ein Herz fassen. Der Vater hatte ihn schon zum Partner seiner abendlichen Schachpartheien gemacht; Wolmar schlug Constanzen die Noten um, wenn sie sang, er las zuerst, was sie ihm nachlesen sollte, er kannte ihre

Molière

(lieſt in großer Aufregung).

„Herr Polizeiminiſter! Man hört, daß es im Werk iſt, mit der Freiheit der Bühne einen noch nie dageweſenen Mißbrauch zu treiben. Herr Molière in ſeiner Sucht, ſich an der gebildeten Geſellſchaft dafür, daß der Stand des Schauſpielers nicht der erſte in Frankreich iſt, durch Geißelung ſogenannter Thorheiten und Laſter zu rächen, hat ſeine Hand nun auch nach der Religion ausgeſtreckt. Unter dem Namen Tartüffe bezweckt er einen Charakter auf die Bühne zu bringen, dem Frömmigkeit die erſte Lebenstugend iſt. Die gute Sache der Religion erwartet von dem Miniſter der Polizei, daß er die Aufführung eines ſolchen Pasquills hintertreibt und die ohnehin ſchon geſunkene moraliſche Ehre der Stadt Paris vor den Augen der Chriſtenheit rettet. Eine Anzahl frommer Seelen.“ (Steht ſprachlos.)

Matthieu.

Eine von den frommen Seelen hat das Stück geſtohlen! Aber beruhigen Sie ſich, Herr Molière. Ich gehe nach Haus. Ich ſtelle das Stück aus dem Gedächtniß wieder her. Ich habe nicht umſonſt die Kehrbeſen der Logenſchließerinnen ausgehalten. Tartüffe wird nicht confiscirt werden. Tartüffe wird exiſtiren, Tartüffe lebt aus meinem Gedächtniſſe wieder auf für ewige Zeiten! (Läuft ab.)

(Polizeibeamten folgen.)

Dübois.

Herr Molière, Ihre perſönliche Anweſenheit wird dem Herrn Miniſter ganz beſonders erwünſcht ſein. Se. Excellenz!

beſten Freundinnen und war der tägliche Gaſt des Hauſes und nur Eines noch fehlte — das Geſtändniß. Oft ſchon hatte dies auf ſeinen Lippen geſchwebt, oft ſchon hatte er wie auf Engelsflügeln einen jener heiligen Augenblicke nahen hören, wo zwei Liebende den Druck, der das Herz krampfhaft umballt hält, nicht länger mehr auszuhalten vermögen, wo ſie ohnmächtig einander in die Arme ſinken und nur noch ſtammeln mögen: Ach, ich kann's nicht länger mehr tragen, meine Kraft iſt hin und ohne Dich mein Leben! Aber immer wieder war in dieſe Himmelsmomente ein Zufall mißtönig eingefallen. Da endlich eines Tages — gerade zwei Jahre vor Wolmar's Verzweiflung hier im Park der Reſidenz — ſollte das entſcheidende Wort geſprochen werden. Der reiche Commerzienrath Wiſthaler aus der Reſidenz war gerade bei ſeinem ehemaligen Compagnon Artner auf Beſuch, er hatte einige Begleiter mitgebracht, die mit Artnern rechneten und oft bei geſchloſſenen Thüren rechneten. Vielleicht war es Eiferſucht oder Furcht vor einer andern Beſtimmung Conſtanzens, daß er jetzt endlich wagen wollte, zu ſprechen. An einem Mittagsmahle, das den Gäſten zu Ehren gegeben wurde, fiel ihm auf, daß der erſte Geſchäftsführer des Hauſes, Guntram, eine feſte und verſchloſſene Natur, den Hausherrn vom Mahle abrief, dieſer kehrte verſtört zurück, die Geſellſchaft nahm den Kaffee, man ſcherzte noch, lachte, beſprach hundert Dinge, die Conſtanzen in die heiterſte Laune verſetzten. Artner aber ſchien zerſtreut. Als ſich die Gäſte entfernt hatten, blieb Wolmar. Befremdlich genug war ihm, daß ihn der Vater mit Rührung an ſich zog. Conſtanze ſah die Bewegung des Vaters. Dieſe auf ſich und ihre Liebe deutend, trat ſie näher. Jetzt oder nie ſchien ihm der Augenblick der Erklärung gekommen. Schon begann Wolmar ſeine Empfindungen zu ſammeln, ſchon hatte er Worte geſprochen, denen nur noch eine Bitte an den Vater, ihn als Sohn anzunehmen, fehlte, da plötzlich trat unangemeldet der alte Geſchäftsführer Guntram in's Zimmer und ſagte: „Herr Doctor! man ſchickt nach Ihnen; in der Felſenmühle, zwei Stunden von hier, iſt eine Magd erkrankt! Sie liegt im Fieber! Sie müſſen eilen!“ Artner, faſt vorausſetzend, daß ſich Guntram dieſe Störung

abſichtlich erlaubt hatte, glühte auf, er ſchien von Zorn ergriffen, Conſtanze ſtand leichenblaß. Guntram aber, ein unerbittlicher Mahner, wiederholte ſeine Meldung. Wolmar, mit den wie ein Seufzer hingehauchten Worten: „Vergebung! der Beruf — eines Arztes!“ — mußte ſich entfernen. Es war das letzte Wort, das er mit Conſtanzen geſprochen. In der Felſenmühle hatte ſich wirklich eine Kranke gefunden. Es war die Schweſter eines Artner'ſchen Arbeiters. Daß man aber nach dem Doctor Wolmar verlangt hatte, war eine Erfindung Guntram's geweſen. Zurückgekehrt von dem weiten Weg wollte Wolmar den Störenfried nach dem Grunde fragen, der gerade ihn als in der Felſenmühle begehrt abrief. Er fand ihn in den dringendſten Geſchäften und nicht zu ſprechen. Von Artner hieß es, daß er unwohl wäre. Die Fremden waren abgereiſt, Wisthaler ganz plötzlich. Am folgenden Tage hatte Wolmar einen Krankenbeſuch in weiter Entfernung zu machen. Er kam zu ſpät zurück, um noch bei Artner vorzuſprechen. Den wieder nächſten Tag erſt begegnete er Guntram, der ihm auf ſeine verwunderte Frage die Antwort gab: „Vergeben Sie mir meine Unwahrheit, lieber Doctor! Es kommt eine Zeit, die mich rechtfertigen ſoll.“ Mit dieſen räthſelhaften Worten alleinſtehend, redeten ihn Vorübergehende mit Bedauern an. Sie werden von dieſem Unfall wenig erbaut ſein? hieß es. „Ein Unfall, der mich betrifft?“ fragte Wolmar. „So wiſſen Sie nicht? Artner hat fallirt.“ Der Schlag kam nicht ſo ſchnell, wie Wolmar ſchon eilte, den Unglücklichen zu ſprechen. Artner aber war krank und Dr. Iſegrimm bewachte ihn. Conſtanze war gleichfalls beim Vater, zu welchem er ſich nicht drängen konnte. Er war ein — junger Arzt! Wolmar ſchrieb einige Zeilen des innigſten Antheils. Man fand wol keine Zeit und keine Stimmung ihm zu antworten. Die Gerichte waren ſchon im Hauſe. Wolmar ſtand rathlos. Sollte er zu den Unglücklichen eilen und von einer Hülfe ſprechen, die nichts ſein konnte, als ſeine Liebe zu Conſtanzen? Welches Loos konnte er ihr bieten? Welche Zukunft konnte er ihr an ſeiner Seite ausmalen, wenn die einſt reiche Conſtanze in dieſer Gegend bleiben und hier das Weib eines armen Arztes werden ſollte?

Es ist unwahr, wenn man die Liebe nur darstellt, wie eine Flamme, die da brennt ohne äußern Stoff zu ihrer Nahrung. Wie konnte Wolmar von Liebe sprechen in einem Augenblick, wo zwei Menschen Entschließungen für ihr Leben fassen mußten! Daß Wolmar Constanzen anbetete, wußte die Welt. Sie wußte aber auch, daß noch kein Verhältniß bestand. Man bemitleidete ihn, fand aber in der Ordnung, daß er seinen Schmerz überwand. In den Verhältnissen lebte er nicht, um Menschen trösten zu können, die für reich, ja vornehm galten, Menschen, die von solcher Höhe niedergestürzt waren. Und ein Trostwort, das er hätte sprechen wollen, würde ihn fortgerissen haben, seine Gefühle zu offenbaren. Durfte er diese jetzt noch aussprechen?

Nach einigen Wochen schon waren Artner und seine Tochter ganz aus der Gegend verschwunden. Die Fabriken gingen in andere Hände über. Von ihrem früheren Besitzer hörte man wenig. Erst nach einem Jahre erfuhr man, daß der gebrochene Mann am Oberrhein, wohin er sich zurückgezogen, erkrankt und gestorben war. Constanze, hieß es, hätte eine Fürstin auf Reisen begleitet, sie wäre nach Italien. Guntram, noch einmal von Wolmar um die Gründe angegangen, warum er ihn in jenem entscheidenden Augenblicke gestört hätte, erwiderte nach einigem Zögern und offenbar nur wie zur Ausrede: „Hab' ich Ihnen denn nicht Gutes erwiesen? Was hätten Sie, wenn Sie ein armes Mädchen zu Ihrem Weibe hätten nehmen müssen? Sie würden Beide unglücklich gewesen sein; denn daß ein junger Arzt in Ihrer Lage nur die Hand einer Reichen suchen darf, weiß ja die Welt und nun machen Sie einen Strich darüber!"

Der Strich wurde mit zitternder Hand geführt und war schwarz genug. Wolmar fühlte sich namenlos unglücklich. Die Gegend, die Zeuge einer so bitter getäuschten Hoffnung werden konnte, blieb ihm nicht mehr heimathlich. Er verwünschte sein Geschick und dachte oft daran, zur See zu gehen und etwa in Amerika seine Kenntnisse unter Umständen zu verwerthen, die ihn nicht mehr an die schmerzliche Vergangenheit erinnerten. Eine kleine unbedeutende Erbschaft, die ihm von Verwandten zufiel, veranlaßte ihn zu einer Reise nach der Residenz. Hier

begrüßte er ſeinen alten Univerſitätsfreund Freydank, der eine für ſeine Jahre glänzende Carrière gemacht hatte. Freydank war Wolmarn zu ſehr Ironiker, um ihn zu ermuthigen, ſich ihm ganz zu erſchließen. Aber das Leben von der natürlichen Seite, die Menſchen von der geſunden Vernunft und Logik zu faſſen, verſtand Freydank ſo meiſterhaft, daß es weniger Tage bedurfte, um Wolmar ganz von ihm abhängig zu machen. „Schiffsarzt? Präricenarzt?“ ſagte Freydank. „Lächerlich! Ein Menſch von Deiner Statur, ein Tänzer wie Du, ein Idealiſt, der noch die Naivetät beſitzt, ſich bei lebenden Bildern zu betheiligen, der iſt nur beſtimmt, hier eine Eroberung zu machen. Wenn Du nicht zu wähleriſch biſt und Dir einige Capricen, einige Doſen Verſchrobenheit, ſchrecklich viel ſchlechte Muſik und einen Wuchs gefallen laſſen willſt, dem zwei Jahre Streckbett beſſer ſtünden als die complicirte Façon eines nahtloſen Corſetts, das jedoch von den reizendſten Erfindungen des Pariſer neueſten Modejournals bedeckt wird, ſo kannſt Du hier den Grund Deines Glückes legen.“ Und Wolmar wurde von dem älteren Freunde in die Geſellſchaft dirigirt, er wußte nicht wie. Die Freude iſt dem Menſchen ein phyſiſches Bedürfniß und das Glück der angeborene Gefährte ſeiner Natur, den er immer ſuchen wird. So lebte Wolmar den halben Winter in dem Strudel jener Geſelligkeit, die ſich erſt wie ein heiteres Wellenbad ſpielend an unſere Bruſt wirft, bald aber ein Strudel, ein Wirbel, eine fortreißende Stromſchnelle werden, ja zuletzt noch tyranniſchere Zwangsformen annehmen kann. Erſt bekam Wolmar in der Geſellſchaft Rechte zugeſtanden und ſchon hatte er tauſend Pflichten. Sei nur Einer jung und gut, die Geſellſchaft wird ihn bald ausnutzen! Wolmar wurde vergöttert, aber der Ueberfluß an Huldigungen brachte ihn oft zur Verzweiflung. Er durfte nur wählen, ſo viel Erfolge hatte er unter den reichſten jungen Mädchen. Aber jetzt wollte er auch nur das Beſſere vom Guten. Er ſtand auf dem Punkt, zu prüfen, ob Laura oder Ida von den beiden Wisthaler's ihm mehr Garantieen des Glücks boten und wenn nicht Freydank geweſen wäre, ſo wäre ihm allerdings die gute, freundliche, immer gefällige Ottilie von Emmen, die bei allem Reichthum und aller Schönheit

eine, wenn auch verwöhnte, doch im Uebrigen anſpruchsloſe junge Witwe war — ließ ſie ſich doch von einer alten Duenna und deren Schooßhund tyranniſiren — die liebere geweſen.

Solche Zuſtände hatte die gewaltigſte aller Zauberinnen, die Zeit, in Wolmar's Herzen hervorgerufen, als er den Gegenſtand der einzigen wahren Liebe wiederſah, die er mit allen Organen ſeines Seelenlebens empfunden. Er hatte ſie wiedergeſehen in demſelben Augenblick, wo auch ſie ſogleich die ganze vollſtändige Kunde der Veränderungen haben konnte, die mit ihm vorgegangen waren. Die tiefſte Beſchämung warf ihn wie von ſchwindelnder Höhe zu Boden. Er verachtete ſich ſelbſt. Er ſah erſt jetzt, wie er Conſtanzen geliebt hatte und wie er ihr erſcheinen mußte: nur um ihren vorausgeſetzten Reichthum konnte er einſt um ihre Hand geworben haben! Und ſo groß, ſo ſtolz überſah ſie nun dies ſein Elend! So entſagend, wie eine Prieſterin ſchwebte ſie dahin! Was anders, als die Verachtung der Welt, führte ſie auf den Entſchluß, ſich einem Berufe zu widmen, der ausſah, wie ein Abſchied, den ſie überhaupt von der Welt nehmen wollte!

Wolmar gedachte der Möglichkeit, wie Conſtanze gerade zu dieſem Entſchluß kommen konnte. Diakoniſſin! Der Name war zwiſchen ihnen oft ausgeſprochen worden, das nahegelegene Kaiſerswerth am Rhein bot dazu Gelegenheit. Der dortige rühmlichſt bekannte Förderer der neuen Inſtitution war ihnen perſönlich bekannt, eine vortreffliche Pflegerin, Schweſter Eliſabeth, war als Fortpflanzerin des Inſtituts hieher gegangen. Oft hatte Conſtanze den in den Rheinlanden nicht ſeltenen Entſchluß junger Töchter aus den angeſehenſten katholiſchen Familien, den Schleier zu nehmen, beſprochen und wol war ihm erinnerlich, daß ſie einſt äußerte: Warum ſoll ein Herz, dem das Leben keine Freude mehr bietet, nicht ein ſtilles Wirken hinter den Mauern eines Kloſters jeder anderen Lebensweiſe vorziehen? Wol trat ihm jetzt die Gedankenrichtung, deren Keime ſich ſchon früh in Conſtanze vorgefunden, in vollem Zuſammenhange entgegen. Es ſchien ſich in ihr ein Syſtem ausgebildet zu haben. Wolmar begriff, daß, wenn es Frauenherzen gab, die wunderbar

und groß ſich heben und ſchwellen laſſen wollen vom Luftzug der Zeit, Conſtanze nicht die Letzte ſein konnte, die ſogar dem Schmerz beſtritt, ſich in ohnmächtiger Beſchaulichkeit ergehen zu dürfen. Wie dem Manne die Erfahrung des Lebens zur Reglerin ſeiner Entſchließungen wird, ſo konnte auch Conſtanze damals nicht ganz zuſammenbrechen, als ſie einen zum Tod erkrankten Vater an eine ferne Ruheſtätte, wo er bald ſein Auge ſchließen ſollte, geleitete, als ſie wol oft noch mit zerriſſenem Herzen ſich umblicken mochte, ob der, dem ſie das Ziel ſeiner heißeſten Wünſche geweſen, ihr nicht folgen, wirklich ihr fern bleiben und nicht wenigſtens noch der Wahrheit des Herzens die Ehre geben und ſein Bekenntniß ausſprechen würde? Sie hatte dann, wie oft, geſagt: Des Menſchen größter Stolz muß der ſein, irgendwo unentbehrlich zu werden. Sie wollte, da der Freund fern blieb, es bei den Leidenden werden.

In edlen Naturen lebt ein Heroismus, der da Opfer bringen kann über Opfer, ohne die Mitwiſſenſchaft irgend eines Zeugen. Büßen für eine Schuld ſoll ſonſt doch nur Die erfreuen, die durch jene Schuld gekränkt worden ſind; aber ein ſtarker und gewiſſenhafter Charakter büßt für ſich allein und um der Sache ſelbſt willen. Er befährt einen Schmerz in einem Augenblick, wo ihn eine Freude erwartet und er meidet die Freude und er meidet ſie für ſich allein; Niemand weiß, warum er unter den Fröhlichen fehlt. So Wolmar. Er konnte nichts unternehmen, was Conſtanzen gezeigt hätte, wie er litt. Er hatte ſich ſchon damals bekämpft als er nicht wagte, eine Liebe zu geſtehen, die vielleicht nie ſich entzündet haben würde, wäre ihm nicht auch das reiche Artner'ſche Haus ein Ziel ſeiner Wünſche erſchienen. Die Romantik, daß er ſich geſagt hätte: Das Leben iſt mir nichts ohne Conſtanze! ziemte ſeinen Jahren und ſeinem Weſen nicht. Sein Bekenntniß, ſelbſt wenn er der Gegenliebe Conſtanzens gewiß geweſen wäre, was er formell nicht war, hätte das Unglück damals gemehrt. Das bedenkend zog er ſich zurück, weil er durfte. Und nun doch wieder Conſtanzen folgen, jetzt ſie beſchwören, von einem Entſchluſſe zurückzutreten, der mit großen Entbehrungen verbunden war? Auch das würde

die Handlung eines Unbesonnenen gewesen sein. Er begnügte sich seiner stillen Liebe auch nur ein stilles Opfer zu bringen. Für denselben Abend hatte er zwei Einladungen. Schon wußte er es so einzurichten, daß er seine Zeit in solchen Fällen theilte. Er beschloß, diesen Schauplatz seiner Siege ganz zu verlassen. Jeder Schritt auf dem glatten Parkett der Bälle, jede Theilnahme an Vergnügungen, die bei ihm längst nicht mehr eine bloß gedankenlose war, hätte ihn beschämen müssen beim Hinblick auf den Beruf, dem die Geliebte sich widmen wollte.

So empfand er. Und das junge Grün stärkte sein Auge und stärkte sein Herz. Die Amsel sang so lockend der Feier der Natur entgegen. Das junge Gras sproßte so grün, so belebend, so nur Gutes und Schönes versprechend. Er verließ den Park beruhigter. Er eilte zu Freydank, um ihm seine Absicht anzuzeigen, erst jene entlegene kleine Provinzstadt zu besuchen, wo er eine unbedeutende Erbschaft zu erheben hatte, und dann wieder an den Rhein zu gehen und vielleicht mit der Zeit nach Amerika.

Der Zufall wollte, daß Wolmar Freydank nicht daheim antraf. Im Begriff, ihm seine Absicht schriftlich mitzutheilen, lockte ihm die Feder und das sonst vielleicht zu inhaltsleer geblichene Papier seinen wahren Zustand ab. Er schrieb dem Freunde, was ihm heute in den Zimmern Ottiliens von Emmen begegnet war. Es that ihm wohl, einige Menschen zu wissen, die diese wunderbare Begegnung erfuhren und zugleich damit die Saite kennen lernten, die wie bei ihm so auch in Constanzen tief nachklingen mußte. Er hinterließ seinen Brief einer sichern Gelegenheit, die ihn besorgte, und reiste ab. In acht Tagen hoffte er zurück zu sein und dann die Abschiedskarten überall da abzugeben, wo man ihn seither freundlich aufgenommen hatte.

V.

Otto Freydank hätte mit seiner Scheu vor der Ehe nicht scherzen sollen. Er war auf dem besten Wege, ein Garçon zu werden, der sich durch die Ehe nicht mehr verbessern ließ. Er liebte nicht die Gourmandise für sich selbst, aber er that Vieles, was den gastronomischen Neigungen seiner Freunde entgegenkam. Er gab mit Leidenschaft kleine Diners und Soupers, wie sie ihm die Ehe später nie gestattet haben würde. Wenn ihm Ottilie von Emmen Vorwürfe machte, daß er zum ersten Restaurant der Stadt schickte und für einen kleinen Kreis von Freunden für sich ein Frühstück, das Couvert einen Ducaten, bestellte, so pflegte er zu erwidern, daß er nicht wüßte, wie er sich anders revanchiren sollte. Es wäre ihm zu peinlich, nur von den Menschen zu empfangen und ihnen nichts dafür wiederzugeben. Im Grunde aber hatte er eine große Vorliebe für diese geheimnißvollbehaglichen Stunden. Zu den Frühstücken konnte er freilich nur die Sonntage wählen, da ihn zu viel Geschäfte drückten; zu den Diners wählte er die Buß- und Bettage, von denen er behauptete, sie wären recht eigentlich zu den stillen Freuden der Tafel bestimmt. Die Soupers waren an Geschäftskalender-Vorschriften weniger gebunden, nur daß sie am wenigsten vor Ottilien verborgen gehalten werden konnten.

Freydank war eitel auf seine Cigarren, seinen Wein und sogar auf seine Möbel, seine Kupferstiche, seine Vasen, von denen er jeden Geburtstag ein Paar mehr verehrt erhielt, auf seine Rückenkissen, seine Cigarrenetuis, seine gestickten Notizbücher, kurz all' die Gegenstände, die sich allmälig um einen Mann zu versammeln pflegen, der in seinem Geschäft für dasselbe Geld viel und wenig leisten kann. Die Aerzte mögen sich in solchen Aufmerksamkeiten noch besser stehen, als die Advocaten. Aber auch diese finden Gelegenheiten genug, die bedrängte Menschheit sich noch durch etwas mehr als nur durch die schuldige Pflichterfüllung zu verbinden. Freydank leitete den Ursprung der zartesten Aufmerksamkeiten, die offenbar von Frauenhand kamen, nicht etwa bloß auf die „lachenden" Mienen junger Witwen zurück, deren Vermögen er geordnet

hatte; er behauptete, sie kämen von den jungen Frauen, die ihn zuweilen heimlich consultirten, um zu erfahren, welches die vor Gericht nothwendigen Erfordernisse wären, um eine gute und richtige Scheidung zu Stande zu bringen. Doch nannte er Niemanden. Der halbe Segen aller der Menschen, die auf das öffentliche Vertrauen angewiesen sind, quillt aus dem Mund mit vorgeschobenem Riegel, aus der Discretion.

Für die außerordentlich behaglich eingerichteten Räume, die Freydank bewohnte, war ein Frühstück heute nur für drei Couverts angeordnet. Bei einem Frühstück mußte es also Sonntag sein. Commerzienrath Wisthaler liebte gleichfalls die Börse zu sehr, um sie der kochkünstlerischen Ostentation seines Freundes zu opfern. Der Dritte war Major Gerhard Hartlaub, dem Freydank zwar keine Revanche, aber doch eine Aufmerksamkeit schuldig war. Er äußerte sich so zu Ottilien, die ihn aufgefordert hatte, sie und Constanze, welche Letztere gewisser Förmlichkeiten wegen, erst binnen acht Tagen in die Diakonissenanstalt eintreten würde, auf eine Ausstellung von Bildern zu begleiten, die zu irgend einem der hundert milden Zwecke des Tages verlooft werden sollten.

Aber Freydank führte mit diesem Dejeuner mehr im Schilde, als nur eine Aufmerksamkeit, die er einem Freunde zu geben schuldig war. Die Entschuldigungen, die er machte, um das Vorhandensein von nur drei Couverts zu motiviren, standen ihm nicht natürlich. Er war bald ehrlich genug, zu sagen: „Commerzienrath, ich servire Ihnen heute etwas Klassisches; aber ich habe auch zum Dessert einen romantischen Angriff auf Ihre Kasse im Werk. Ich will Ihnen Gelegenheit geben, einige von Ihren Geldsäcken aufzuknöpfen." — „Wenn es meine kleinen sind, immerzu!" erwiderte Wisthaler. Die Herren setzten sich in guter Laune.

Als die ersten Ergebnisse einer sehr umständlichen culinarischen Erörterung, welche Freydank mit dem ersten Restaurant der Stadt angestellt hatte, vorüber waren, drängte Wisthaler nach dem Angriffe, den Freydank beim Dessert auf seinen Geldbeutel zu machen versprochen hatte. „Worin wird er bestehen?" fragte er. „Ziehen Sie nur die Subscriptionsliste hervor!" — „Geduld! Geduld!" entgegnete Freydank.

„Sie sind mir noch nicht in dem Humor, der Sie über irdische Dinge mit hinlänglicher Begeisterung hinwegsetzt. Ich habe die Absicht, soviel von Ihnen zu verlangen, daß Sie hier heute von dem Stuhle nicht aufstehen sollen ohne nicht das Bewußtsein zu haben, ein höchst seltener, ja eines öffentlichen Denkmals würdiger Charakter zu sein." „Dafür verlangen Sie noch Beweise?" sagte Wisthaler, der es bei vielen Gelegenheiten gewohnt war, sein „bischen Armuth", wie er zu sagen pflegte, nicht zu schonen. Hartlaub wurde von Freybank veranlaßt, über Java zu erzählen. Der Major verstand seine Darstellungen so klar und fesselnd zu geben, daß ein Gericht nach dem andern vorüberging und die drei Männer in eine immer angeregtere Stimmung geriethen. Freybank rühmte den Major, der durch seine Erzählungen dem Mahle erst die rechte Würze gäbe. Wie erstaunte er aber, als der Commerzienrath einfließen ließ: „Sein Feuer ist erklärlich. Haben Sie nicht bemerkt, Justizrath, welche Veränderung mit unserm Holländer vorgegangen ist? Er kam nach Europa, verstimmt über Alles und blöde wie ein Kind. Seit er Frau von Emmen kennen gelernt hat, ist er wie umgewandelt. Ich hoffe, daß wir von diesem trefflichen Dejeuner nicht aufstehen, um die Zurüstungen zu einem Duell zu machen." — „Vergeben Sie, Justizrath!" fiel Hartlaub lachend ein. „Wenn sich mein Schwager von seinen Anstrengungen, reich zu bleiben, der einzigen, die sich jetzt lohne, denn das reich werden wäre nach seiner Meinung unmöglich geworden, einmal eine Erholung erlaubt, so ist es die, Heirathen zu stiften. Um ihn aber auf bessere Fährte zu bringen, will ich die Gelegenheit benutzen, meinen wahren Magnet zu nennen. Es ist die Tochter Deines ehemaligen Compagnons, des verstorbenen Artner." — Freybank war gespannt auf die Wirkung dieser Anzeige, die er schon geahnt hatte. — „Meine Frau hat mir gleichfalls davon erzählt," erwiderte Wisthaler ruhig. „Willst Du diese Schwärmerin lieber mit nach Java nehmen, so glaube ich wol, daß sie Dir eher folgen würde als Frau von Emmen und Frau Angelika nebst Familie." Wisthaler meinte den Schooßhund.

„Eine Vorbereitungsstelle im Friedenthal," gab Hartlaub

Fünfter Auftritt.

Lionne. Die Vorigen.

Lionne.

Ah guten Morgen, Lefèvre! Was ſagen Sie zu dem Briefe?

Lefèvre.

Es iſt gewiß ſehr erfreulich, daß Molière grade ſelbſt zugegen iſt.

Lionne.

Wie, Herr Molière, Sie ſelbſt?

Molière (fiebernd).

Ja, Excellenz, ich ſelbſt, noch ergriffen und erſchüttert von dem Eindruck einer Denunciation, die ich zitternd in meinen Händen halte.

Lionne.

Man hat mir das neue Stück, das Sie demnächſt aufzuführen gedenken, zu verdächtigen geſucht.

Molière.

Nein, Excellenz, nicht zu verdächtigen. Man hat mit lügneriſcher Entſtellung der wahren Tendenz dieſes Stückes die Aufführung deſſelben in das religiöſe Gewiſſen eines Mannes ſchieben wollen, der zu billig, zu gerecht ſein wird, die Sache der Kunſt den Heuchlern zu opfern.

ſcherzend zu, „wird erſt in acht Tagen offen ſein. Glauben Sie, Juſtizrath, daß man ſich bis dahin eine ſolche zarte Beute und Rückfracht für ſeine etwas entlegene Garniſon erobern könnte?“ — „Iſt das Ihr Ernſt?“ fragte Freydank voll Erſtaunen. — „Ja! Ja!“ fiel Wisthaler ein. „Ich verſpreche ihm ein Theerſervice von Vermeille zur Ausſteuer, ein ſo ſchönes, daß ſich's vor dem benachbarten Kaiſer von China ſoll ſehen laſſen können.“

„Wenn ich an den Oheim Conſtanzens zurückdenke,“ fiel Hartlaub ernſter ein, „an van der Buſch, ſein Leiden, ſeinen Tod, wenn ich mir vergegenwärtige, wie meine Familie die Veranlaſſung des Kummers wurde, welcher Artnern und die Seinigen traf, ſo würde ich eine Genugthuung darin finden, Conſtanzen mein nennen zu können, ob als Gattin, ob als Schweſter, ob als Kind, wäre nach dem Bedürfniß der Verſöhnung, das ich habe, faſt gleich. Natürlich möchte ich ſie als Weib am liebſten haben. Dort würde ich mir die Einſiedelei ihres Oheims erſtehen und von meinem Herzen würde damit manche Laſt fallen.“ — Es trat eine drückende Pauſe ein.

„Man muß mit einem Kaufmann nicht reden wie mit Frauen, die nur in der Romanwelt leben,“ ſagte Wisthaler, der ſeines Schwagers Vorwurf auf ſich bezog. „Ich habe Artnern wie einen Bruder behandelt.“ — „Auch damals,“ meinte Freydank, „als Sie ihn vor zwei Jahren fallen ließen?“ — „Ich handelte damals,“ ſagte Wisthaler ruhig, „im Intereſſe meiner eigenen Ehre.“ — „Ich las in den Acten Ihres Proceſſes!“ Dieſe Aeußerung ließ Freydank nur ruhig fallen. Er legte von einem Salmis von Rebhühnern vor. — „Thaten Sie das, ſo werden Sie gefunden haben,“ fuhr Wisthaler fort, „daß ich einſt die junge durch einen in der Ferne verſtorbenen Verlobten reichgewordene Erbin, Natalie Hartlaub, kennen lernte, um ihre Hand warb, mir dieſe gewann. Natalie Hartlaub, einſt die Verlobte des Oberſten van der Buſch, ward mein Weib. War es ihre Schuld, daß die Familie des Oberſten plötzlich Unglücksfälle erlitt? Hedwig van der Buſch, die Schweſter des Oberſten, lernte in Holland den jungen Deutſchen, Heinrich

Artner kennen. Sie lieben sich. Sie erfahren meine Verbindung mit der Braut ihres Onkels, kommen nach Deutschland, hieher, beginnen das Testament ihres Verwandten anzuzweifeln. Eine Stimme des Innern sagte mir und meinem Weibe: Die Armen werden verlieren, aber — zieht sie an Euch! Gewinnt sie Euch durch Vertrauen! Hedwig van der Busch ist durch Umstände, die nicht mehr zu ändern, ein Opfer geworden, das unsere Theilnahme verdient. Wohlan! Ich biete ihrem Verlobten eine Lebensstellung. Ich nehme ihn in mein schon blühendes Geschäft, nicht als einen nur mir helfenden untergeordneten Beistand, nein als Associé, mit ungleichen Pflichten, aber gleichen Rechten. Das junge Paar willigt ein, die Firma Wisthaler und Artner eröffnet sich. Sie blüht, sie gedeiht, sie steht geachtet, bis sie nach einem aus Artner's Mißtrauen fließenden ewigen Streit, nach mancher Versöhnung, mancher wieder neuen Irrung und wieder mancher neuen Hoffnung auf Einigung, sich zuletzt doch auflöste, weil Artnern mein Handelsschritt zu langsam ging und ich ihm ein Krämer schien! Wenn ich mir etwas vorzuwerfen habe, ist es, daß ich ihm dies Wort, das er einst vor Zeugen gesprochen, nicht zu vergeben vermochte. Als wir uns trennten, blieb eine Summe streitig. Sie war nicht gering. Wir konnten uns Jahrelang nicht darüber einigen und da Artner inzwischen an den Rhein gezogen und Fabrikant geworden war, so blieb die Summe unerledigt und wurde nur nach einer ungefähren Schätzung verzinst. Meine Frau bekam Neigung am Rhein zu wohnen. Ich suchte dort einen Landsitz. Artner erfährt davon und bietet mir den seinigen an. Er wollte sich seiner Gesundheit wegen von den Geschäften zurückziehen und in ein südlicheres Klima begeben, so hieß es. Ich gehe auf den Vorschlag ein, besteige die Eisenbahn, sehe mir die Verhältnisse in Artner's Umgebung an und finde sie nicht nach Wunsch. Sein Wesen war unheimlich. Ich ahnte eine Katastrophe. Ich würde Mitleiden empfunden und vielleicht geholfen haben, wäre mir nicht Artner plötzlich mit Drohungen entgegengetreten. Auf's Neue wühlte er die Erinnerungen an unsern alten Proceß auf." — „Sie hatten ihn gereizt," fiel Freydank ein, der über Alles unterrichtet schien. — „Ich

leugne es nicht," sagte Wisthaler. „Ja, ich gefiel mir eine Weile in dem Uebergewicht, das mir die Lage der Umstände gab. Sie haben Beide keinen Begriff von den Empfindungen eines Kaufmanns, wenn ein Compagnon ausscheidet. Es ist ein Eclat, der die unangenehmsten Erörterungen hervorruft. Oft hat man in solchen Fällen seine ganze Kraft zusammenzunehmen, um nicht zu wanken. Ich ließ es Artnern fühlen, wie ich ihn jetzt so auf seinem kühneren Handelsschritte antraf! Dennoch würde ich vielleicht durch einige Accepte ihm geholfen haben, wenn er sich mir nicht auf's Neue mit den Erinnerungen an van der Busch entgegengestellt hätte. Es ist die empfindlichste Stelle meines Ehrgeizes, diese Erinnerung an den Ursprung meines Vermögens. Ich könnte Opfer bringen, welche es auch wären, wenn ich hier eines Unrechtes geziehen würde. Aber Artner war nicht im Stande mir etwas Anderes zu zeigen, als die Wuth seiner Ohnmacht. Ich verließ den überreizten Mann und später hörte ich, daß sein Geschäftsführer Guntram eine bedeutende Summe vorschoß, die ihm möglich machte, anständig zu liquidiren." — „Telegraphisch, noch ehe Sie damals zurück waren," fiel Freybank ein, „war diese Summe, die beim Rotor von Emmen gestanden hatte, gekündigt." — „Es war ein Reservecapital," sagte Wisthaler bitter, „das Artnern gehörte und nur auf jenen Guntram geschrieben war."

Hartlaub und Freybank mußten schweigen, so sicher sprach Wisthaler diese Vermuthung aus. Er konnte nichts erwidern, als man geltend machte, daß in dieser Preisgabe eines kleinen Vermögens, von welchem Artner und seine Tochter sich sehr gut noch hätten behaupten können, ein nicht eben oft vorkommender Zug von Ehrlichkeit in solchen Fällen lag.

„Ich geb' es zu," sagte Wisthaler. „Was ich für den Vater nicht thun durfte, würde ich gern für die Tochter thun. Geben Sie mir ein Mittel an, ihr meine Theilnahme zu zeigen."

Man war aufgestanden und zog sich in ein Zimmer zurück, wo Freybank seine Cigarrenschätze entfaltete. Es lag ihm daran, seine Gäste in guter Laune zu erhalten. Er hatte sie zu ernsten Dingen entboten, wollte aber den Schein der

Feierlichkeit vermeiden. Er überwand sich, scheinbar den Gegenstand zu verlassen. Eine Analyse über seine Cigarren mußte dazu dienen, die Erörterung von allem Schein des Ueberraschenwollens frei zu erhalten.

„Ich habe," lenkte er endlich wieder auf das verlassene Thema ein, „ich habe lange nicht so viel Actenstaub verschluckt, als gestern und vorgestern. Ihr Proceß mit Artner ist vor zwanzig Jahren mit großer Hartnäckigkeit geführt worden. Ist es denn wahr, Major, daß Ihr alter Freund und Gönner wahnsinnig war? In diesem Falle hätte Artner allerdings sein Testament umstoßen können." — „Nein," entgegnete Hartlaub erblassend und ernst. „Er war unglücklich, er litt an dem schmerzlichsten Uebel, das Sie schon kennen, aber die Klarheit seiner Sinne blieb ihm bis zum — Tode." — Freydank ließ den Major ruhig weiter erzählen von einer Krankheit, die zu den seltensten gehört und die von jedem Herzen den Zoll des tiefsten Mitgefühls verlangen darf. „Merkwürdig," sagte er dann, „daß die Londoner Lebensversicherung den Einkauf des Obersten bei einem solchen Leiden so ruhig entgegen genommen hat. Man war sonst viel strenger, als jetzt. Die Gesellschaften sind in zu lebhafte Concurrenz getreten. Man kann sich jetzt einkaufen und sich todtschießen und die Hinterlassenen bekommen doch die Prämie. Der Selbstmord ist eine ganz zulässige und social entschuldigte Todesart geworden."

Freydank sprach diese Bemerkungen nur obenhin. Er hatte keinen Verdacht auf die Empfindungen, die den Major drückten. Dieser wandte sich ab. Er kam sich wie ein Verbrecher vor. Er sah sich wie auf der Bank der Angeklagten. Unsichtbare Richter saßen vor ihm, Zeugen traten auf, er begriff zum ersten Male in ganzer Vollständigkeit, daß ihn mehr als eine Schuld der Unterlassung, daß ihn ein Verbrechen drückte. Er schwankte und erwiderte nichts, als der Commerzienrath auf den heitern Ton zurückzukommen suchte und sich in der Divanecke unter einer Zahl bequemer Rückenkissen streckend, sagte: „Also, Justizrath! Was soll ich unterschreiben? Wo sind diese verdammten Subscriptionsbogen, dies eigentliche Papier ohne Ende? Oder handelt es sich wirklich um einen

romantiſchen Heirathscontract meines Schwagers? Der Plan der jungen Dame, hier im Friedenthal Kranke zu warten, ſcheint mir ein Beweis, daß ſie vor Abenteuern nicht zurückſchreckt."

„Keinen unnöthigen Scherz," ſagte Hartlaub. „Wüßt' ich ein Mittel, dieſem geiſtvollen und liebenswürdigen Mädchen eine andere Zukunft zu ſichern als die ihr entweder auf den Wegen der Schwärmerei, die ſie gewählt hat, oder im Hauſe der Frau von Emmen im Kampfe mit Frau Angelika bevorſteht, ich würde es gern fördern. Denken Sie darüber nach, Juſtizrath!"

„Es giebt ein Mittel, ſie glücklicher zu machen, als durch eine Heirath mit Ihnen, lieber Major, die Ihnen — auch wol nicht reüſſiren würde —" — „Ich weiß," ſagte Hartlaub und nicht ohne Schmerz erröthend. „Ich weiß — ich weiß; aber nennen Sie das Mittel!" — „Es beſteht darin, daß ſie ein Vermögen beſitzt. Es braucht nicht groß zu ſein. Ich wünſchte, der Reſervefond des alten Guntram wäre noch nicht angegriffen. Finden Sie nichts, Commerzienrath, was noch allenfalls aus alten Zeiten zwiſchen Ihnen und Artnern ſtreitig geblieben iſt? So ein dreißigtauſend Thaler wäre etwa das Höchſte, was ich als einen damit berichtigten alten Rechnungsfehler von Ihnen erobern möchte." — „Das nenn' ich eine Frühſtückslaune!" fiel Wisthaler lachend ein. „Nein, Juſtizrath, ſo theuer bezahl' ich Ihnen mein Couvert nicht." — „Auch nicht, wenn ich Ihnen Frieden im Hauſe ſtifte?" ſagte Freybank. „Ihre Töchter zur Verſöhnung und Einigkeit zurückbringe? Ihnen ſelbſt die Unannehmlichkeit erſpare, dem jungen Herrn von Specht, der um die Hand Ida's, und dem Baurath Maithal, der um Laura wirbt, einen Korb geben zu müſſen?" — „Wie ſo?" fragte Wisthaler. — „Sie kennen den Doctor Alfred Wolmar?" — „Schon vom Rhein her. Ich ſah ihn bei Artner. Ich hätte allerdings nicht gewünſcht, Juſtizrath, daß Sie mir dieſen Störenfried in's Haus brächten." — „Alſo entfernen Sie ihn!" — „Mit Freuden! Aber wodurch?" — „Er liebt Conſtanze Artner, liebt ſie ſchon ſeit fünf Jahren. Er durfte der Tochter eines Bankerottirers ſeine Liebe nicht geſtehen." — „Und Conſtanze?"

fragte der Major hocherstaunend. — „Es schmerzt mich, Major, Constanze liebt ihn wieder, liebt ihn noch jetzt, weint ihm wenigstens Thränen des Andenkens.“ — „Und verachtet den Mann nicht,“ brauste der Major auf, „der einer Armgewordenen die Empfindungen nicht ausspricht, die er für die Reiche hatte?“ — „Oho, Major, Sie kommen unmittelbar aus den Armen der Natur! Bei uns steigen nur in den Märchen noch kleine Zaubertische aus der Erde und sind für Liebende mit all' den Dingen gedeckt, die zur modernen Existenz gehören. Meinen Freund lockten damals tausend Stimmen der Nacht, des Mondscheins, der Verzweiflung auf schlaflosem Lager, Constanzen das Bekenntniß auszusprechen, das längst auf seinen Lippen gelegen hatte; er folgte ihnen nicht. Er konnte nicht. Warum nicht? Er ist Arzt! Ein junger Arzt! Major, zehn Jahre der ersten Lebensstellung eines Arztes sind in den meisten Fällen bei uns ein sociales Geheimniß. Wer nicht Komödie spielen kann, wer nicht halb und halb ein Charlatan ist, erringt sobald keine Erfolge. Ehe ihn nicht zwei muthige Renner durch die Straßen ziehen, ehe er nicht den Schein des Glückes hat, eher hat er das Glück selbst nicht.“ — „Und Constanze?“ fuhr aufgeregter und schon überzeugt der Major fort. — „Constanze ist vielleicht auch darin eine Schwärmerin, daß sie für die Vernunft schwärmt! Sie findet es in der Ordnung, daß der Mann, den sie voll Sehnsucht liebte, die Wissenschaft und seinen Beruf ihr selbst vorzog. Sie hatte so oft die Lieder ohne Worte von Mendelssohn gespielt. Warum sollte es nicht Liebe geben ohne Geständniß? Warum nicht ein Glück, das die Himmlischen für Jenseits aufgespart wissen wollen? Sie wünscht, daß sich Volmar nur die Liebe einer jungen Wisthaler gewinnt. Sie wünscht, daß ihm alle Güter des Lebens, nicht blos die Reichthümer des Commerzienraths zufallen möchten. Und sie selbst wählt deshalb einen Beruf der Entsagung, weil sie täglich sehen will, daß es größere Leiden giebt, als die ihrigen, weil sie ihren Schmerz nicht liebgewinnen, ihn nicht pflegen, nicht mit ihm kosen, nicht ihn an ihrem Herzen großziehen will. Die Welt ist da, sagte sie, die Natur ist da, die Menschheit ist da. Es sind Flammen auf dem Altare

der Liebe! Nun gut, diese muthigen Worte, sie werden vergehen, wie alle Flammen. Aber ich gönne denen draußen vor dem Thore nicht, daß sie gerade denen lodern. Ich habe mich darauf capricirt, daß Constanze nicht Diakonissin wird; ich will es der Gräfin Ampfing zum Tort durchsetzen; aber unterstützen Sie mich Beide, daß ich mein Ziel erreiche." — „Wie vertheidigen Sie Wolmar?" fiel der Major vorwurfsvoll und doch ergriffen von Freydank's plötzlicher Wärme ein. — „Wie ich schon sagte," erwiderte Freydank. „Der konnte in seiner Heimath so fortleben, konnte von dem Almosen der geheilten Armuth, von manchem vertrauensvolleren Reichen die nächsten Bedürfnisse befriedigt erhalten. Aber eine Existenz begründen? Eine Existenz, die nicht ewig rechnet, summirt, bedenklich Ausgabe mit Einnahme vergleicht? Solch ein Zustand wird elend. Die Wissenschaft, die man liebte, wie eine Göttin, wird eine Magd. Ein von kleinlichen Verhältnissen abhängiger Geist muß ja zusammenschrumpfen. Da läßt die Vorsehung mich zwischen treten. Ich übersehe bald des Freundes Zustand. Ich gebe ihm einen Willen, ich schlage ihm zu Liebe die Hypothekenbücher auf, ich entflamme zwei junge Millionärinnen für ihn, von denen keine weiß, welche er mehr liebt und von denen Eine gewiß einen Act der Verzweiflung begeht, wenn ein Befehl des Papa vielleicht für die Andere entscheidet."

Wisthaler bestätigte Alles. „Aber was ist zu thun?" sagte er. „Sie werden doch nicht verlangen, daß ich Constanze Artner dreißigtausend Thaler Heirathsgut gebe?" — „Warum nicht?" sagte Freydank. „Denken Sie nur, es wäre jenes Accept gewesen, das Sie dem Vater abschlugen." — Wisthaler sah Freydank unwillig an, griff nach dem Hut und wollte gehen. Doch hielt ihn Hartlaub zurück.

„Bleibe, Schwager!" sagte der Major. „Es käme ja nur darauf an, daß jene Summe so ausgezahlt würde, als wenn Constanzen ein Recht darauf gehörte. Man darf ihr Ehrgefühl nicht verletzen." „Seid Ihr toll?" rief Wisthaler immer erzürnter und wollte fort. Freydank lehnte sich an einen Spiegelpfeiler und verschränkte die Arme. Er sah, daß Hartlaub jetzt statt seiner handelte. Der Major überwand

seine eigene Neigung, bekämpfte die Zurückhaltung, die er Jahre lang über van der Busch's Tod behauptet hatte, ergriff seines Schwagers Hand, führte ihn auf den verlassenen Eckplatz im Canapee zurück und sagte, ihn jetzt mit Gewalt niederdrückend: „Du bist ehrgeizig auf den Ursprung Deines Vermögens? So sag' ich Dir in Gegenwart eines juristischen Zeugen, daß derselbe auf keinem richtigen Grunde steht. Die Equitable Society erhielt einst zweitausend Pfund Sterling von Constanzens Oheim als Einkaufssumme meiner Schwester. Sie zahlte, als van der Busch starb, achttausend. Diese Gesellschaft ist betrogen worden; van der Busch hatte das Geschäft mit jener Bank verspielt; er endete sein Leben durch Selbstmord."

Wisthaler war sprachlos. Freybank, eine ähnliche Lösung ahnend, umarmte den Major. Dieser stand zitternd. Er hatte seine Worte nur wie geflüstert. Ein schweres Geheimniß waltete da zwischen diesen drei Männern, aber des Majors Brust athmete auf, als die Last endlich von seinem Herzen war.

Düster blickte der Kaufmann auf. „Was ist zu thun?" fragte er nach des Majors dann vollständig gegebener Erklärung. — „Die englische Versicherungsgesellschaft," sagte Freybank, „würde sehr erstaunen über die deutsche Ehrlichkeit, wenn man etwa diesen verjährten Gegenstand durch eine Rückzahlung jener achttausend Pfund, die Ihre Gattin erhielt, zum Gegenstand einer Untersuchung machen wollte, bei welcher dann noch zum Ueberfluß einige von ihren Angestellten wegen fahrlässiger Geschäftsführung um ihr Brot kommen könnten. Lassen wir diesen Pistolenschuß in jener Nacht am Meeresufer still unter uns verklingen! Wenden Sie Ihr Vermögen zu einigen milden Stiftungen an, von denen die mildeste die sein wird, daß Sie Constanzen Artner nach den, wie wir sagen werden, erst jetzt sich herausstellenden Ergebnissen der frühern Geschäftsverbindung ein Vermögen von dreißigtausend Thalern auszahlen. Artner's Gläubiger haben liquidirt und die Zahlungen für voll genommen. Eine Masse ist nicht mehr vorhanden. Constanze kann eine Summe wie diese für keinen Almosen halten. Und daß sie ein Recht auf sie hat,

würden wir Beide ja jetzt mit gutem Gewissen beschwören können, wenn auch unsere Gründe dafür nicht Jedermanns Sache sind."

Es trat auf's Neue eine drückende Pause ein. Wisthaler erbat sich Bedenkzeit und versprach, sich schon in einigen Tagen zu erklären. Es war ein sardonisches Lächeln, mit dem er beim Abschied zu Freydank sagte: „Justizrath, ich nehme keine Einladung mehr von Ihnen an. Bei Ihnen bekommt man einen Vorgeschmack, wie der Satan in der Hölle seine Gäste tractirt. Sie sind sehr schlimm, Mann! Aber, daß Sie es nach des Majors Enthüllung nicht noch mehr werden, soll meine Sorge sein. Und ich bin Ihnen verbunden, daß Sie mir den Frieden meines Hauses wieder herstellen. Es wird wirklich ohne eine Trauer von einigen Wochen nicht abgehen, wenn Ihr Freund sich plötzlich zurückzieht. Meine Frau protegirt ihn fast ebenso, wie die Mädchen und es sind die gefährlichsten Bewerber, die erst ein Mutterherz gewinnen. Lassen Sie's nun übrigens gut sein! Ich fühle, daß ich das, was ich jetzt thun muß, schon vor zwei Jahren zu thun hatte, als ich gegen meinen ehemaligen Compagnon deshalb hart war, weil er mich einen Krämer genannt hatte. Ich will mir's überlegen."

Als sich Wisthaler entfernt hatte, sagte der Major für die Entschließungen seines Schwagers gut. Er kannte ihn im Punkt der Ehre für zu gewissenhaft. Den Ruhm, von welchem Freydank's Mund für ihn selbst überströmte, lehnte er ab. Er hatte sein Herz erleichtert und sah Andere glücklich, ohne daß er selbst zu schmerzlich entbehrte. Seiner Gedanken auf Constanzen schämte er sich jetzt fast, wenn auch mit Wehmuth. Man verabredete das Verfahren, das man gegen Constanze beobachten wollte. Wolmar zu unterrichten übernahm Freydank allein. Er ließ sich bei Ottilien für den Abend zum Thee ankündigen.

Schon seit acht Tagen war ihm jeder Abend daselbst in Constanzens Gegenwart wunderbar rasch vergangen. Die Art, wie diese sich gab, ihre Erinnerungen durchsprach, ja selbst über ihre Liebe zu Wolmar Rede stand, mußte jedes Herz gewinnen. Seine Satyre gegen sie war längst ent-

waffnet. Das Glück seines Freundes an der Seite dieses jungen, der Liebe so würdigen Wesens schien ihm verbürgt zu sein.

VI.

Mit dem Glück ist es eine eigene Sache. Man kann ganz den Glauben und die Gewöhnung an das Glück verlieren! Man kann das Glück im reichsten Maße besitzen und kommt sich doch bei dem festesten Boden, den es uns plötzlich gewährt, vor, als schwankte man schaukelnd in einem Fahrzeuge auf hoher See! Man muß sich dann das Glück erst tausendmal wiederholen, um es zu glauben. Bis es dann auch zu unwiderleglich vor uns steht und sich in seiner ganzen Wahrheit und Wesenheit schon dadurch ankündigt, daß es schon wieder — seine neuen Sorgen mit sich bringt. Vollkommen ist auf Erden nichts.

Constanze hatte im Friedenthal die Empfehlung der Fürstin, die sie auf Reisen begleitet hatte, abgegeben. Man machte ihr Hoffnung, wenn auch nicht sogleich, doch in kürzester Zeit eintreten zu dürfen. Vorläufig mußte sie zu Ottilien zurückkehren. Hier war ihr der freundlichste Schutz gewiß. Frau Angelika hütete sich wol, einer Neigung zu widersprechen, wo sich ihre Herrin bewußt war, mit ihr auch Freydank gefällig zu sein. Schon am zweiten Tage kam Constanzens Verhältniß zu dem inzwischen abgereisten Wolmar zur Sprache. Freydank hatte bei seinem Frühstück vollkommen recht berichtet, als er sagte, Constanze hätte diese Trennung mit der ihr eigenen praktischen und gerade für das Verständige begeisterten Schwärmerei aufgefaßt. Ihr Herz verleugnete sich zwar nicht; sie liebte Wolmar mit allen geheimnißvollen Regungen einer nur Einmal von allen Schauern der Liebe ganz ergriffenen Mädchenseele; sie gestand das volle Glück ein, das sie einst von seinem Besitze gehofft hatte; allein ebenso fand sie auch, daß sich Wolmar damals nothgedrungen zurückzog. Die Umstände, unter denen sie bisher gelebt hatte, hatten sich gänzlich

Lionne.

Die Sache der Kunſt, lieber Molière, darf den geſellſchaftlichen Inſtitutionen keinen Anſtoß geben. Indeſſen, theilen Sie mir aufrichtig den Inhalt des Tartüffe mit und Sie werden finden, daß ich die Satyre vom Pasquill zu unterſcheiden weiß. Setzen wir uns. (Setzt ſich.)

Dubois (bei Seite).

Es iſt ſchon eilf, — indeſſen — Molière zu hören — (Nimmt einen Stuhl.)

Lefèvre (bei Seite).

Wenn ich auch eine Sitzung des Gerichtshofes verſäume — ſo etwas kommt nicht wieder! (Nimmt ſich einen Stuhl.)

(Sie ſitzen.)

Molière

(immer in großer Erregtheit, aber doch den Ort, wo er ſpricht, bedenkend).

Excellenz, ich muß Sie daran erinnern, welche Aufgabe ich der franzöſiſchen Bühne geſtellt habe. Ich habe das Luſtſpiel von meinen Vorgängern in der Form ſittenloſer und ausgelaſſener Poſſen überkommen und habe mit meinen ſchwachen Kräften verſucht, ihm einen edleren, einen tiefern Ausdruck zu geben. Ja, Excellenz, ich habe in der Poeſie eine Waffe zu finden geſucht für den Kampf der Aufklärung gegen die Lüge, ich habe den Egoismus, die Eitelkeit, den geſellſchaftlichen Betrug in allen ſeinen Spielarten auf der Bühne darzuſtellen gewagt, und man hat mir das Zeugniß gegeben, daß durch mich die Bühne wenigſtens eine würdigere Bedeutung gewonnen hat.

verändert. Ihn sich dann freilich hier zu denken auf der Werbung, ihn sich zu denken mit künstlichen, auf Berechnung einstudirten Huldigungen, das that ihr weh. Dennoch verdammte sie ihn auch darum noch nicht. Sie bemitleidete ihn. Sie hatte schon längst eine Auffassung von der Welt als einer solchen, wo die Fortschritte der Bildung mit den ewigen Geboten der Natur im ungleichen Verhältnisse stehen.

Ottilie von Emmen hatte bald auch ihr eigenes Leid verrathen und wenn es auch im Vergleich zum Leid Constanzens mehr komisch als tragisch war — Freydank's Sichnichterklärenwollen kannte alle Welt — so verband es die jungen weiblichen Herzen doch inniger. Constanze gab Schilderungen ihres Glücks und ihrer früheren Hoffnungen, Schilderungen, die Ottilien Empfindungen vorführten, wie sie diese nur aus Büchern kannte. Dieser stille süßschmerzliche Austausch zweier „unglücklich Liebenden" (auch Ottilie nannte sich so) dauerte bis zu jenem Sonntag Abend, wo Freydank plötzlich in's Zimmer trat, von seiner Revision des alten Artner'schen Processes und von seinem Glück sprach, eine noch nicht beseitigte Differenz zwischen den beiden ehemaligen Geschäftsgenossen herausgefunden zu haben. Constanze kannte von diesen Verhältnissen Einiges, mochte aber nicht glauben, daß irgend eine Thatsache, die ihr Vater selbst nicht mehr unterstützte, auf Wisthaler von Einfluß sein konnte. Wie mußte sie erstaunen, als Freydank nicht nur von seiner festesten Absicht, gegen Wisthaler mit dem ganzen Nachdruck der ihm in den Acten vorgekommenen Hülfsmittel aufzutreten, sprach, sondern Constanzen auch allmälig darauf vorbereitete, daß Wisthaler schon jetzt in der Stimmung wäre, einen Vergleich vorzuziehen. Er würde sich ohne Zweifel bereit zeigen, sie in Besitz eines nicht unansehnlichen, ihr vor Gott und der Welt gebührenden Vermögens zu setzen. Schon am Tage darauf hatte sich Freydank's Vermuthung, nach seinem Bericht, auf's Vollständigste bestätigt. Schon war er von Wisthaler in den Stand gesetzt, Constanzen Zahlungen anzubieten. Dieser natürlich war das Alles wie ein Traum. Sie, die nichts besaß, als ihre Jugend, ihre Bildung, ihre Hingebung und Opferfreudigkeit, sie hatte plötzlich wieder einen Zusammenhang mit den künst-

lichen Voraussetzungen unserer Gesellschaft gewonnen, sie besaß wieder und ihre Gedanken konnten wieder die Sorgen des Besitzes werden! Das schien ihr zwar ganz in Freydank's Art, jetzt sogleich von ihm hören zu müssen: Nun geben Sie auch die Diakonissin auf, werden Wolmar's Frau und helfen ihm mit Ihren medicinischen Neigungen in der besseren Förderung seiner Hauspraxis — aber sie konnte nicht in Abrede stellen, daß das, was sie da eben erlebte, sich in ihrem Innersten sogleich nur mit dem Namen Wolmar in Verbindung setzte. Sie empfing, um im Geiste wirklich nur mit ihm zu theilen. Die Wendung kam zu überraschend, zu gewaltsam, sie kostete ihr Thränen, die Anfangs nicht ganz Thränen der Freude waren, es aber wurden, wie wenigstens sie und Andere diesen Ausbruch des Gefühls vernünftigerweise nur deuten konnten.

An alles Gute, was uns überrascht, haben wir undankbaren oder vielleicht des Glückes allzu bedürftigen Menschen uns ungemein rasch gewöhnt. Constanze gewöhnte sich auch schon in wenig Tagen an diejenige Auffassung Ottiliens und Freydank's, die von diesen als ein Natürliches und sich selbst Verstehendes ausgesprochen wurde. Wolmar's Liebe zu Constanzen konnte bei einer solchen Erschütterung seines Innern, wie sie seine Abreise, sein Brief, sein Bruch mit allen Erfolgen für seine Zukunft bezeugten, nicht bezweifelt werden. Wie konnte des kleinen Kreises, zu welchem sich auch bald der freundlich theilnehmende Major gesellte, jetzt eine andere Stimmung Herr werden, als die Voraussetzung, Constanzens Schicksal würde sich nun nicht anders mehr zu erfüllen haben, als in Wolmar's Nähe? An Wolmar war geschrieben worden. Eine umgehende Antwort von ihm drückte sein Erstaunen aus und kündigte seine demnächstige Rückkehr an.

Inzwischen rückte der Tag näher, wo die Gräfin Ampfing die Vorbereitungen getroffen haben wollte, Constanzen vorläufig als Novize des Amtes der Krankenpflege im Friedenthal aufzunehmen. Constanze gerieth in eine schwierige Lage. Die Auffassungen Freydank's, Ottiliens, des Majors hatte sie fast schon zu ihren eigenen gemacht. Sie wußte schon nicht mehr, ob sie sich für frei erklären durfte, für vollkommen so ungebunden, um noch wirklich das Verhältniß,

das sie so heiß begehrt hatte, eingehen zu dürfen. Sie hatte kein ewiges Gelübde abzulegen, aber sie konnte nicht wollen, daß sie heute etwas begann, was sich morgen nicht mehr fortsetzen ließ. So stand sie rathlos und schämte sich ihrer Unentschlossenheit. Die Umstände hatten ihr den Willen genommen. Glücklicherweise erleichterte sich ihre Verlegenheit dadurch, daß ihre Vorgängerin, deren Platz sie einnehmen sollte, noch einige Tage Aufschub begehrt hatte.

Den Eindruck selbst, den ihr bereits Friedenthal gemacht hatte, giebt am besten ein Brief wieder, den Constanze nach ihren ersten Besuchen daselbst an den am Rhein weilenden Freund ihres Vaters, den mehrgenannten Guntram, geschrieben hatte. Sie sagte darin: „Denken Sie sich ein riesiges Gebäude, das in einer entlegenen Gegend der Stadt aufgeführt worden ist. Schon der Weg zu diesem stillen Asyl der Leiden weckt die ernstesten Betrachtungen. Er führt nicht durch die Straßen, in welchen sich die Prachtbauten der Regierung und die Wohnungen der Reichen aneinanderreihen, sondern durch die Wohnungen der Armen, durch Gärten und Felder, über denen sich schon die Lerche in glücklichem Morgenjubel erhebt. Ein abgelenkter Arm des Flusses, an dem die Stadt gelegen ist, zieht sich traurig und melancholisch an dem Gebäude vorüber, das uns schon in den Verzierungen seiner Fronte als ein zur Sammlung des Gemüths auffordernder heiliger Ort erscheinen will. Doch bemitleidete ich die Kranken, deren erster Gruß ihnen hier nur von jenen Emblemen der Religion geboten wird, die uns mehr auf den Tod als auf die Wiedergenesung vorbereiten. — Eine Vorhalle nimmt uns dann auf. Sie ist einem griechischen Vestibül nicht unähnlich. Ihr gegenüber liegt eine Kirche. Diese ist nur klein, aber freundlich genug, um von dem Kranken, den ein verdeckter Korb in die Anstalt trägt, beim zufälligen Aufblick einen Raum erkennen zu lassen, in dem sich's in Gemeinschaft mit Anderen dem Himmel danken läßt, wenn dieser Genesung und Rückkehr zum Leben verhängt. — Die drei Flanken des Gebäudes sind außerordentlich groß und in ihren lichthellen Corridoren mit Luxus angelegt. Glücklich jeder Kranke, dem nicht das Loos zu Theil wurde, unter einem düstern Dache

in einem engen Kämmerchen gewartet und gepflegt zu werden. Eine Anzahl junger Mädchen in der Ihnen bekannten Tracht kam bereits aus dem Eßsaale, wo man sich unter Gebet und Gesang in früher Stunde schon zum ferneren Tagewerk durch das Mittagsmahl gestärkt hatte. Der Gedanke, mit ihnen wirken zu sollen, ihnen mich anschließen zu dürfen als eine Schwester im gleichen Berufe, erschütterte mich. Ich bewunderte zwei junge Mädchen, die in die Apotheke gingen. Ihnen ist die Bereitung der Medicamente anvertraut. Sie hatten etwas Sicheres und Ueberlegenes. Ich empfand Hochachtung vor unserem Geschlecht, das im Stande sein kann, auch in der Wissenschaft mit dem Manne um die Palme zu ringen. Ich kann nicht sagen, wie mich die ruhige, fast stolze Art dieser beiden jungen Mädchen gehoben hat."

„Die Vorsteherin hatte gerade den Besuch einer vornehmen Gönnerin der Anstalt. Sie war nicht sogleich zu sprechen. Ottilie von Emmen und ich, wir fanden dadurch Gelegenheit, für uns selbst die Einrichtung des Hauses näher kennen zu lernen. Die Zumuthung an die Kraft des schwachen Geschlechts ist hier nicht zu groß. Ich entdeckte Männer und Frauen der dienenden Klasse genug, welche die schwerere Arbeit der Krankenzimmer sowol, wie der Küche und des Waschhauses verrichten. Sinnig und reich war jede mechanische Erleichterung des Dienstes. Gewaltige Kessel, Waschmaschinen, Kochpfannen und ähnliche Vorrichtungen zeigten sich in eben so großer Anzahl, wie denn auch der Mechanismus, der das Resultat derselben mit den Bedürfnissen des ganzen Hauses in Verbindung setzte, bequem und praktisch war. Bei so viel Liebe und Fürsorge gewinnt sich selbst dem Elend eine freundliche Seite ab und unser Frauensinn, der schon früh beim Kinde gewöhnt wird in Entzücken zu gerathen über Alles, was zum Hauswesen von praktischer Nützlichkeit ist, wird mit Recht hier gleichfalls mit in's Interesse gezogen, um auch im Schwersten Anlaß zur Freude zu finden."

„Beklemmend genug war das Wandeln in jenen Gängen, wo sich Thür an Thür die Eingänge zu den Krankensälen befinden. In kleinen nahegelegenen Küchen können die nächsten Hülfsmittel der Pflege rasch bereitet und hergerichtet werden.

Die Stationen der mittleren, der ſchwereren Kranken, der Frauen, der Kinder, der Kranken mit innern oder äußern Schäden, das ſind dann Steigerungen, die Jedem einen beklemmenden Eindruck machen müſſen. Eine geöffnete Thür läßt auf eine Anzahl Betten ſehen, auf welchen bleiche Geſtalten in ſchmerzlicher Ergebung ausgeſtreckt liegen. Wie viel Schmerzenslaute mögen unterdrückt werden durch die Nähe eines Schlummernden, den der Schlaf von noch größeren Leiden ablöſt! Der Menſch iſt viel tapferer in Gemeinſchaft. Zaghaft für ſich, wird er Held auf dem Schlachtfelde. Wie viel Troſt hab' ich immer in dieſer Thatſache unſerer Seele gefunden, wenn ich die bluttriefenden Blätter der franzöſiſchen Revolution leſen mußte! Mit Gleichgeſinnten zu ſterben wurde eine Ermuthigung für den Schwächſten. Erſchütternder aber noch als das phyſiſche Leid iſt beim Anblick ſo vieler Kranken der Gedanke an das ſtille Weh des Gemüths, das in ſolchen ruhig daliegenden Opfern der Zerbrechlichkeit unſres Stoffes fortarbeitet! Dieſe Wangen ſo blaß, die Augen ſo weiß, das Haar ſo todt auf dem Kiſſen ſich abzeichnend und drinnen gewiß bei Jedem eine Welt der Sehnſucht, der Erinnerung, der Hoffnung. Gütige Allmacht, wie unermeßlich ſind die Anſprüche auf Deine Liebe! Was legt ſich nicht an Dein Ohr und flüſtert ihm ſein Leben und ſein Schickſal zu, und als das Leben und das Schickſal des Einzigen, um den es ſich im Erdenraume handelt! Und hat die Mutter, an welche dieſer ſterbende Sohn mit Sehnſucht denkt, nicht den gleichen Werth, wie jene Braut, die dort der kranke Jüngling daheim ohne Nachricht von ſich weiß und deren Sehnſucht ſein einziger Gedanke iſt! Oder geht es auch Euch, Ihr Armen, wie den kranken Kindern in ihren Bettchen, die nur noch zu ihrem Spielzeug aufblicken? Drückt die Ergebung auch das Wildeſte in Euch auf ein Maß des Gleichmuths nieder, wo Ihr nur noch Sinn habt für die Stundenſchläge, wo der Trank der Heilung Euch geboten werden ſoll? Ich liebe den religiöſen Ton des Hauſes, wenn er uns Diakoniſſinnen recht zu Prieſterinnen machte jener Religion, die an die Geheimniſſe des Menſchenlebens anknüpft. Den Menſchen lehrt das Chriſtenthum, den Menſchen nach Innen und Außen, den

Menschen als Ebenbild Gottes. Die Menschwerdung Gottes will der gewöhnliche Kanzelglaube noch lange nicht genug verstehen."

„Endlich wurden wir der Gräfin Ampfing vorgestellt. Sie nahm uns freundlich auf. Der Brief der Fürstin scheint mehr von mir gesagt zu haben, als ich ohne Zweifel bewahrheiten kann. Die Gräfin rühmte meine Demuth, die ich gar nicht besitze. Doch hörte ich fast nur schweigend zu. Die Dame ist ein wenig älter, als die überwiegend noch junge Mehrzahl der Bewohnerinnen des Hauses. Groß und schlank ist ihre Gestalt, vornehm ihre Haltung. Sie ist natürlich eine Jungfrau, wie hier Alle. Sicher lag schon eine Lebensprüfung hinter ihr. Sie äußerte Grundsätze, die nicht aus Büchern kamen, sondern aus Erfahrungen und Auffassungen. Freilich waren es Auffassungen der Gesellschaftsschichten, denen sie angehört. Sie schien einen großen Werth auf den Rückhalt zu legen, den sie zu haben schien. Ich begriff nicht recht, ob dieser Rückhalt Menschen waren oder Gott. Sie wußte sich im Zusammenhang mit einem festen Glauben, der mir stark, aber etwas weltlich schien, trotz seines, sich von selbst verstehenden religiösen Zieles. Ihre Auseinandersetzungen über die Anstalt und die Pflichten ihrer Untergebenen waren vortrefflich. Sie verwies mich auf die Möglichkeit, daß ich die Wohnung einer Diakonissin einnehmen dürfte, welche die Anstalt verließ."

„Beim Hinausgehen zeigte mir die Gräfin auch schon die Zelle, die Schwester Amanda bewohnt hatte und die ich künftig mit einer Andern zu theilen haben würde. Es war ein schmales Zimmer nur von Einem Fenster. Sehr hoch, von zwei Betten und wenigem Geräth. Der Eindruck war etwas kahl und im Hinblick auf das öde, rings die Anstalt umgebende Feld dem Gemüth wenig entgegenkommend. Meine künftige Mitbewohnerin nannte man nach einer für Protestanten etwas sonderbaren, den Katholiken nachahmenden Weise „Schwester" Juliane. Diese saß gerade, als wir ohne anzuklopfen eintraten, und schrieb. Es war eine kleine, nicht eben anmuthige Gestalt mit einem auffallenden schwarzen Augenpaar, das uns etwas starr begrüßte, wie wenn sie unsere Störung ihrer Arbeit überrascht

und erschreckt hätte. Auf einige Fragen der Gräfin antwortete sie kurz und bestimmt. Ich kann nicht sagen, daß ich mich in den Gedanken, mit diesem jungen Mädchen zusammenleben zu sollen, sogleich gefunden hätte. Vielleicht findet auch noch eine Veränderung statt."

So lautete Constanzens Bericht vom Friedenthal. Sie gab damit ein Bild der Verhältnisse, in welche sie den nächsten Sonnabend einzutreten von einem freundlichen Billet der Vorsteherin aufgefordert wurde. Das kirchliche Abendmahl des gleich darauffolgenden Sonntags-Gottesdienstes hatte die Gräfin mit Sinnigkeit als eine durch diese Anordnung mögliche symbolische Begrüßung der jungen Novize bezeichnet.

Es war Mittwoch. Auf Donnerstag wurde Wolmar erwartet. Auf Freitag hatte Ottilie eine Einladung zu einem Ball erhalten, auf welchen noch einmal mitzugehen sie Constanzen gern überredet hätte. In ihrer von Stunde zu Stunde sich steigernden Angst und Unentschlossenheit war Constanze nur noch gegen solche äußerste Widersprüche gegen das ernste Vorhaben, das sie in diese Stadt geführt hatte, eines Widerstandes fähig. Sie lehnte diese Zerstreuung ab. Sonst aber befand sie sich in jener bekannten peinlichen Lage, wo zwei Möglichkeiten mit dem mächtigsten Nachdruck einer gleich einschmeichelnden Ueberredung unsern Willen anziehen und wir in der Mitte wie gefesselt und kraftlos stehen können. Wolmar, wirklich nur er allein, konnte hier helfen.

Was man von Wolmar erfuhr, lag in den Umständen begründet. Er hatte an Freydank geschrieben: „Ich bitte Dich um Alles, sorge dafür, daß ich Constanzen nur wie durch einen Zufall wiedersehe, in einer Gesellschaft, vor Zeugen; es ist keine Kleinigkeit, was da meinem Ehrgefühl zugemuthet wird." Freydank fand diesen Vorschlag in der Ordnung und bat Ottilien Alles aufzubieten, daß sich Constanze am Freitagsballe betheiligte. Das Haus, in das sie geladen waren, war groß, seine Räumlichkeiten waren umfassend, die Gesellschaft zwanglos und nicht oberflächlich, Constanze hatte nicht nöthig zu tanzen; aber wenn irgendwo eine Wiederannäherung in einer zu wünschenden Harmlosigkeit möglich war, so mußte sie dort geschehen.

Conſtanze, die ſich nun zwiſchen den beiden Gegenſätzen der Entſagung und der Freude wie in den Lüften ſchwebend vorkam und Jedem, der die Verhältniſſe kannte, Mitleid abgewinnen mußte, hatte keinen Willen mehr. Sie ließ ſich zu jenem Balle ſchmücken. Sie durchlebte mit Frau Angelika und Ottilien die ganze Aufregung, in die ſich Frauen, und nicht blos die jungen, durch die Vorbereitungen auf ein ſolches „Vergnügen" verſetzen laſſen. Sie traute dem Spiegel nicht, der ihr Bild in glänzender Toilette wiedergab. Sie kam ſich vor, nicht wie zu einem Feſte, ſondern wie zum Tode geſchmückt. Jede Blume, die ihr angelegt wurde, erſchien ihr ein Verbrechen, jeder Edelſtein eine Anmaßung, jedes Lob eine Beſchämung, und als der Wagen vorrollte, um die beiden reizenden Erſcheinungen an den Ort der Freude zu entführen, hielt ſie an der Thür inne, riß ſich die Blumen aus dem Haar, die Schleifen und Bänder vom Kleide und rief: „Nein, nein, ich kann ja nicht! Laßt mich doch! Ich bin wahnſinnig! Was ſoll das?"

Ottilie ſprach ihr Muth zu. Frau Angelika rümpfte die Naſe und wurde ungeduldig, weil ſie ſich alle drei ſchon verſpätet hätten. Sie ſelbſt zeigte ſich in einem rauſchenden Seidenſtoff. Lindor, mit der Steuermarke Nr. 714 am Halſe, war in ſeiner Nachtruhe geſtört und winſelte. Es war ein Zuſtand der Verwirrung und Unentſchloſſenheit, der über Conſtanzens Kräfte ging. Auch über Ottiliens; faſt ungeduldig ſagte dieſe: „Wie kann man! Wie kann man! Conſtanze! Ermannen Sie ſich!"

Conſtanze ſaß ſtumm und blickte in die letzte der Kerzen, die noch ſo lange am Spiegel brannte, bis ſich die Damen entfernt haben ſollten. — „Ich gehe morgen ſelbſt zur Gräfin Ampfing und erzähle ihr Alles!" tröſtete Ottilie. — Conſtanze ſtützte ihr Haupt und ſah ſtarr vor ſich hin. Es war ihr als wandelte ſie auf einem ſchwindelnden Wege, der wieder kein Weg war. Vor ihren Augen lag Friedenthal, dehnten ſich die Corridore und Säle, wo auf Strohmatten im Dunkeln Geſtalten huſchten, um Sterbenden die letzte Hülfe zu bringen. Es zog ſie und zog, wie es den Wahn der Verzweiflung ziehen muß, wenn dieſer ruhig in den

Tod geht, ſich von einem Thurme ſtürzt, ruhig in die Wellen ſpringt.

Der Major machte dieſem Zuſtand ein Ende. Er kam mit der ihm vom Juſtizrath aufgetragenen Meldung, Wolmar wäre vor einigen Stunden angekommen und im Begriff mit Freydank auf den Ball zu kommen. Freydank bäte die Damen, ſie möchten ſich nicht verſpäten. Die Wirkung dieſer Meldung elektriſirte Ottilien und Angelika. Auch Conſtanze ließ mit ſich geſchehen was geſchah. Sie folgte. Ein Ausweichen war nicht mehr möglich. Schon der Name des Geliebten hatte von je wie entwaffnend auf ſie gewirkt. Nie hatte ſie ihn nennen hören können, ohne ſich nicht ſogleich wie willenlos zu fühlen. Wie konnte ſie jetzt, wo der Geliebte vor ihr ſtehen, ſie anreden, ſie mit den Erinnerungen an die ſüßeſte Vergangenheit begrüßen ſollte, noch zögern? Conſtanze ging auf den Ball; aber es war der letzte, den ſie je noch beſuchen zu können glaubte.

VII.

In Wolmar's Herzen ſah es ähnlich aus, wie in Conſtanzens. Wenn der ſo tief Beſchämte an Freydank von ſeiner Ueberraſchung und ſeinem Erſtaunen geſchrieben hatte, ſo hatte Freydank noch keine Berechtigung, daraus Schlüſſe auf Wolmar's erneuerte Hoffnungen zu ziehen. Dieſer hatte nur einfach und in Eile geſchrieben, er würde binnen einigen Tagen in der Reſidenz ſein.

Wolmar kam und zeigte ſich noch völlig unvorbereitet auf die neue Wendung, die Freydank ſeinem Leben geben wollte. Conſtanze, hatte es geheißen, erwarte ihn voll Sehnſucht, dieſelbe Conſtanze, der ſelbſt in ſeiner Entſagung oft noch all' ſein Denken (ſein Träumen ohnehin) gehörte. Er prüfte dies Glück, er erſchrak vor ihm. Er mußte vorausſetzen, daß die kurze und verſtandesmäßige Art ſeines Freundes, mit Fragen des Gemüths umzuſpringen, mehr aus dieſer Verſicherung ſpräche, als vielleicht der zarte Sinn ſeiner Freundin. Con-

ſtanze war im Begriff, einen ſchweren Beruf anzutreten. Es war kein Kloſtergelübde, das ſie ablegen wollte, allein ſo viel durfte er ſchon vorausſetzen, daß ohne ſeine einſtige Entfernung ein ſolcher Entſchluß nicht würde ſtattgefunden haben. Er empfand für Conſtanzen die alte Liebe, aber er bemerkte, daß er kaum den Muth haben würde, ihr dieſe noch zu geſtehen. Er ſollte deshalb, weil Conſtanze jetzt plötzlich in eine Lage gekommen war, die ihn ſicher ſtellen konnte in einer Ehe, die unter ſeinen ſonſtigen Verhältniſſen unmöglich geweſen wäre, deshalb ſollte er jetzt zu dem einſt verſchmähten Gegenſtande ſeiner Liebe zurückkehren? Er ſchien ſprachlos, wenn er das Wort ſuchte, womit er zuerſt wagen könnte, darauf hin Conſtanzen anzureden.

Auch nach Freydank's Berechnung war dieſe Schwierigkeit vorauszuſehen. Aber in ſeiner Art hatte er auch ſchon ein Mittel gefunden, derſelben abzuhelfen. Wolmar war kaum angekommen, als er von Freydank, dem Vielbeſchäftigten und zu einer Begrüßung gerade wegen Empfangnahme und Anlage des neuen Vermögens ſeiner Clientin Conſtanze nicht Disponiblen, nur eine ſchriftliche Einladung vorfand, die ihn auf den bewußten Ball dirigirte. Dort würde er Conſtanzen finden. Unter dem Gewühl der Freude und Luſt, ſchrieb er, würde die Anknüpfung am allererſten wieder den natürlichen Faden finden. Wolmar fand, wie in allen ſolchen und ähnlichen Vorausſetzungen Freydank's, ſo auch in dieſer Perſpective Kenntniß der menſchlichen Schwäche bewährt genug. Bei Alledem ſcheuchte ihn Abends ſchon der Blick auf die erleuchteten Fenſter zurück. Er hatte den Muth nicht, die Treppe hinaufzuſteigen und ſich unter die Ballgäſte zu miſchen. Es hielt ihn etwas zurück, etwas, was ſich durch keine innere Ermuthigung überwinden ließ. Darüber ging er in ein benachbartes Kaffeehaus, um eine Taſſe Thee zu trinken. Beim Muſtern der Zeitungen fielen ihm Nachrichten auf aus einer öſtlichen Provinz des Königreichs. In den höhergelegenen Theilen deſſelben war jene grauenhafte Epidemie ausgebrochen, die wir unter dem Namen des Hungertyphus kennen. Eine ſchon lange unter dem Druck der unglaublichſten Entbehrungen lebende Bevölkerung war die Beute einer Harpye geworden,

Lionne.

Nicht nur die Nation, ſondern auch Se. Majeſtät, Ludwig XIV., haben Molière in dieſen ruhmwürdigen Beſtrebungen anerkannt.

Lefèvre (bei Seite).

Ein Glück, daß Chapelle bei dieſen Lobeserhebungen nicht zugegen iſt.

Molière.

Nach einer Reihe komiſcher Charaktere, die die Leidenſchaft des Geizes, der unbegründeten Eiferſucht, der Titelſucht darſtellten, bin ich endlich auch an eine der gefährlichſten Gattungen von Betrügern gekommen, an die Scheinheiligen, an die im Dunkeln ſchleichenden religiöſen Heuchler. Fern ſei es von mir, wahrhaft fromme Gemüther zu beleidigen, fern ſei es, durch den Scherz der Bühne die Sache der Religion beeinträchtigen zu wollen — aber liegt nicht wie ein Alp auf dem Staat, auf der Geſellſchaft jene falſche Religioſität, die die Alles umfaſſende allgewaltige Liebe Gottes zum Privilegium einer einzelnen kleinen Coterie machen will? Sehen wir nicht täglich in die Herzen der Familien, auf die Catheder der Schulen, in die Cabinette der Miniſter, an die Stufen des Thrones Männer ſchleichen, die unter dem Deckmantel der Religion nur ihren perſönlichen Ehrgeiz verbergen und nichts lieber an ſich reißen möchten, als die Herrſchaft der ganzen Welt, während doch der Stifter unſerer Religion geſagt hat: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt?! Dieſen Feinden der Geſellſchaft, Excellenz, die da verfolgen, wie ſie ſagen, aus Mitleid, die da haſſen, wie ſie ſagen, aus Liebe, dieſen hab' ich in meinem Tartüffe den Hand-

die täglich Hunderte von Opfern forderte. Ortschaften entvölkerten sich. Kinder irrten obdachlos ohne die Angehörigen, die dahingestorben waren, ja halb freiwillig gestorben, um mit den Nahrungsmitteln, die sie verschmähten, noch einige Tage das Leben der Ihrigen zu fristen. Alle Schrecken einer Epidemie, die Schrecken der moralischen Verwilderung, der Verleugnung menschlicher Regungen, die Schrecken der Muthlosigkeit und einer thierischen Ergebung in ein nicht mehr abzuwendendes Schicksal hatten sich über einen Landestheil verbreitet, der schon lange außerhalb einer dem Publikum ersichtlichen Controle lag. Wolmar las erschüttert den Hülferuf der Localbehörden, die endlich eingestanden, was die Provinzialregierung nicht im düstern Lichte der Wirklichkeit hatte sehen wollen. Nun lag ein Zustand offen zu Tage, der jedes fühlende Herz in Aufregung versetzen mußte. Im neunzehnten Jahrhundert, mitten in unserer so hoch gepriesenen Civilisation, mitten in den außerordentlichen Ansprüchen, die der Staat, der so eifrig für seine Bediensteten, sein Militair zu sorgen weiß, hier an seine Würde und Erhaltung zu machen vergessen hatte, erlebte man Erscheinungen, die an die hülfloseste Zeit des Mittelalters erinnerten. Die Behörden, die Hülfscomités, die Geistlichen forderten nicht nur auf, der bedrängten Bevölkerung Gaben der Liebe zu senden, Geld, Kleidungsstücke, Nahrungsmittel, sondern auch die ärztliche Welt wurde dringend angefleht zu Hülfe zu kommen und den Verheerungen der Seuche mit der Kraft der Wissenschaft und der Aufopferung des Berufes entgegenzutreten.

Wolmar sah nachdenklich auf das Blatt. Die Worte: „Junge Aerzte, die den Beruf fühlen, der leidenden Menschheit die Hand zu reichen — " schienen wie auf ihn berechnet. Was konnte ihn zurückhalten, ihnen Folge zu leisten? Eine Liebe, die ihm Lebensaussichten bot unter Bedingungen, die ihm jetzt doch geradezu verächtlich erscheinen mußten? Du sollst, sagte er sich, jetzt zu einem Auge wieder aufblicken, dessen milder Glanz über Dich nur Mitleid ausströmen würde? Du sollst ein Bekenntniß, das Du einst beherrschen konntest, jetzt aussprechen mit den Lippen, die entweiht wurden durch die gedankenlosen und berechneten Huldigungen, die Du hier

in dieſen Geſellſchaften Weſen brachteſt, die Du nicht liebteſt? Geld, Geld ſoll Dich zurückführen an die Schwelle eines Heiligthums, das Du einſt entweihteſt, indem Du vor der Armgewordenen flohſt?

Und wenn ihn auch noch einmal der magnetiſche Zug der Sehnſucht und Hoffnung nach dem glänzend erleuchteten Hauſe zurückführte, wenn er auch unſchlüſſig unter den Blumen, womit die Treppe geſchmückt war, ſtand, und ſein Ohr die heiteren Klänge der Tanzmuſik auffing, die Kraft konnte er ſich nicht geben, wahr zu machen, was man von ihm vorausſetzte. Er kehrte wieder in jenes ſchon einſamer gewordene Kaffeehaus zurück, las beim ſchon matteren Lichte der Gasflammen noch einmal die Aufforderung an den Heroismus junger Aerzte, ging in ſeine Wohnung und beſchloß, am nächſten Morgen ſich von allen Verlockungen ſeines Ehrgefühls für immer loszureißen. Conſtanzen jetzt von Liebe zu ſprechen, ſchien ihm eine Entweihung des Glaubens an ihren Werth. Dies ſchrieb er kurz und beſtimmt an Freybank, benutzte raſch ſeine noch vom letzten Ausflug vorhandene Reiſerüſtung und ging mit dem nächſten Eiſenbahnzuge, ohne ſich durch Abſchied auf's Neue in eine Gefahr für die feſte Behauptung ſeines ſittlichen Gefühls zu verſetzen, in jene unglückliche Provinz ab. „Die Fahne meines Berufs winkt!“ ſchrieb er, wie aus Rieſenarmen ſich losreißend, an Freybank. „Ich liebe Conſtanzen, aber verlangt von mir nicht, was jetzt unmöglich iſt!“ Es war Sonnabend gegen Abend, als Conſtanze in vorſichtigſter Mittheilung dieſe Wendung erfuhr. Am Abend ſchon ſchlief ſie zum erſten Male im Friedenthal unter Einem Dache mit den Kranken und den Sterbenden.

Aus Conſtanzens Tagebüchern.

— Es war mir beim Eintritt ein gutes Zeichen, daß mir ein Geneſener entgegenkam, der eben die Anſtalt verließ. Wie glücklich war das Antlitz des Mannes! Er trug ein Bündelchen mit Wäſche unter'm Arm und ein anderes trug

ihm ein Freund, der ihn abgeholt hatte. Wie lächelten Beide! Wie golden sah ihnen die Abendsonne in's Antlitz! Der Genesene konnte nur am Abend fortgehen, da sein Freund ihn nur dann abholen konnte, wenn sein Tagewerk vorüber war. Es waren zwei Arbeiter, vielleicht Brüder. Der Eine stützte den Andern und geleitete ihn in's Leben zurück. Segnet das Geschick und dankt dem guten Geiste, der Euch behütet hat. Dankt ihm mit Eurer Freude!

Ich hatte eine erquickende Nacht. So gut schlief ich seit lange nicht. Schwester Juliane, bei der ich doch wohne, war schon in ihren Functionen, als ich erwachte. Man hatte mich nicht wecken wollen. Einfach und eng ist das Zimmer, kahl die Wand, hart das Lager; ganz so, wie es sein muß, um sich bei den Interessen seiner eigenen Person nicht aufzuhalten.

In die Kirche ging ich, aber am Nachtmahl mochte ich noch nicht Theil nehmen, obschon die allgemeine Beichte der Bewohnerinnen des Hauses vorherging. Ich fühlte mich, sagte ich, noch nicht in der Stimmung, Gott mit mir ausgesöhnt und mich mit mir selbst ganz einig zu denken. Man fand meine Weigerung nicht auffallend und ich denke, in einem Krankenhause wird bald die Gewöhnung kommen, etwa einen Zorn auf Gott, etwa einen tiefsten Aufschrei des Unglaubens an seine Führung für eitel Thorheit zu halten.

Schwester Juliane führte mich an die Betten, die ich gemeinschaftlich mit ihr bedienen soll. Die Vorsteherin war nicht zugegen. Der Arzt ließ sich, als ich in einen weiblichen Krankensaal eintrat, nicht stören, sondern schrieb ruhig an seinen Verordnungen weiter. Ein kurzer prüfender Blick auf mich genügte wol dem Menschenkenner, meinen guten Willen zu mustern. Er hatte Eile, das große Haus zu durchwandeln und seine Aufmerksamkeit gehörte ungetheilt den Leidenden, deren Zahl für einen noch auswärts beschäftigten Arzt und zwei Nebenärzte fast zu groß ist. Die Verordnungen waren deutsch. Ich lernte dadurch Heilmittel kennen und ihre Ve-

ziehung zu denjenigen Krankheiten, deren Symptome ich beobachten mußte. Die beiden Schwestern in der Apotheke erschienen mir, wie sie die ihnen von mir zugetragenen Blätter überlasen und ruhig an die Bereitung der Arzneien gingen, wie zwei Priesterinnen. Nach der Sage war Aesculap, wenn er zu den Kranken ging, von seinen Töchtern begleitet.

Ich bin zwei Tage in der Anstalt und lebe schon für nichts mehr, als meine Kranken. Ich sehe, daß sie ganz auf mich angewiesen sind, daß ihr erster Blick beim Erwachen auf mich fallen will, daß ich ihre Hand, ihr Mund, ihr Alles bin. Wie glücklich das macht! Sie leiden an äußern Schäden und sind vor Kurzem erst operirt worden. Sie plaudern gern und ich freue mich, ihnen meinen Antheil zu verrathen. Jedes von ihnen hat ein Lebensschicksal. Wie sie so ruhig liegen, scheint Jeder von ihnen zu glauben, sein Loos erfülle die Welt und sein Herz bilde den Mittelpunkt des Ganzen. Erst die Bildung giebt uns Verallgemeinerung und lehrt uns, in solchen äußersten Fällen uns in den leidenden Anderen zu vergessen.

Der erste Schmerz! Man wechselt die Stationen. Ich habe ein armes altes Mütterchen verlassen müssen, das in die Stadt kam, sich von einer Geschwulst heilen zu lassen. Wie gern hörte ich sie von ihren Kindern daheim erzählen und von ihrem Sohne, der im Dienst eines Gutsbesitzers steht und so viel erspart hat, ihre Heilung bezahlen zu können! Gutes Mütterchen, ich will nicht wünschen, daß Schwester Adelheid Dir nicht so gern zuhört. Adelheid ist kalt und verdrießlich.

Ich bin bei Kindern. Sie erfordern wol die meiste Geduld und können recht ermüden. Das schreit und weint und lacht und der Todesengel sitzt so harmlos unter ihnen und sie spielen mit seiner Sense, die so scharf ist. Ich fürchte mich vor meinem ersten Todten. Unter diesen Kindern sind Einige,

die bald ſterben müſſen. Sie ſind nur Flämmchen, die im Erlöſchen ſcheinen, und doch ſpielen ſie mit ihren blaubleichen, magern, durchſichtigen Fingerchen noch auf der Bettdecke mit Reiterchen und Pferdchen und achten Erde oder Himmel gleichviel, wenn es nur zu ſpielen giebt, dort wie hier.

Ich habe meinen erſten Todten und bin tief erſchüttert. Meinen Vater ſah ich dabei wieder und meine Mutter. Die Mutter ſah ich als Kind nur krank, nicht ſterbend; man entfernte mich. Der Vater ging am Schlaganfall raſch und war mir genommen wie ein Traum. Meinen Pflegling aber fand ich ſchon in ſtillem Erlöſchen. Er ging langſam, langſam hinüber und hat mich faſt mit verzehrt. Schweſter Adelheid tadelt mein allzu lebhaftes Mitgefühl.

Ich bin nun zu Männern gekommen. Der Eindruck iſt beklemmend genug. Einen Einzelnen in einer Zelle würde ich ohne Beklemmung pflegen können, aber Männer in Vereinigung überwältigen uns Frauen doch, auch wenn ſie ſterbend auf dem Lager liegen. Ich fühlte dabei den Stufengang der Heranbildung zum Pflegamte. Dies Eintreten eines Weibes in einen Saal von zwölf leidenden Männern hat für ein Weib etwas Erdrückendes und die Liebe allein reicht nicht aus, um ſich dabei aufrecht zu erhalten. Man muß abſtreifen von dem, was zu unſerer Natur gehört, und ich erkenne, daß man wenn auch nicht ſo kalt und ſtreng werden kann wie Schweſter Adelheid, die mich in Allem unterrichtet und anleitet, doch in ſeiner Sorge ſo mechaniſch werden muß, wie — ich will Niemanden nennen. Ich glaube, ich ſehe und beurtheile noch Alles von einem Standpunkt, der nicht mehr hiehergehört.

Mein erſter Todter bringt eigene Wirkungen auf mich hervor. Es war ein junger Arbeiter, deſſen Eltern in der Ferne leben; er ſtarb an der Zehrung. Sein Bewußtſein verließ ihn erſt in den letzten Kämpfen des Körpers. Die Agonie dauerte

einige Tage. Verliefe jeder Tod so regelmäßig, wir hätten die Unsterblichkeit bewiesen in der Hand. Denn für jeden Stoß der auskämpfenden Hülle des Geistes sieht man, wie der Geist wächst und nur nach Freiheit ringt. Ein solches Ende ist Verklärung. Ich beobachtetete ruhig und auch des Nachts. Am Tage sollt' ich beten und aus der Bibel lesen. Ich that es. Des Nachts genügte ein Blick meiner Augen, der matte Schimmer der Lampe und das stille Schweigen. Ach, die Ruhe ist so göttlich. Kein Wort, und wär' es das heiligste, vermag die Heiligung zu geben, die im Schweigen liegt, im Schweigen zweier Menschen, die sich anblicken und sich in treuem Bunde wissen. Hier freilich Gruß und Abschied! Rings Mitleidende, die schlummerten. Mein armer Wendt, so hieß er, wachte, schwieg und athmete kurz, immer bis die Anfälle kamen. Dann war die Prüfung für mich hart. Aber ich hatte Muth. Ich überwand mich, auch wenn Ruhe über ihn kam, seine Hand zu halten. Er drückte sie. Es war sein stummer Dank.

Seit sie den armen Wendt aus dem Saale trugen in die Todtenhalle, sehe ich mich eigentlich zum ersten Male in meinem Zimmerchen um. Ich habe das Bedürfniß, es traulicher zu finden, als es ist. Auch im ganzen Hause vermisse ich etwas, was vorhanden sein sollte und wär's an ihm gelegen ein Garten mit nur einem einzigen kleinen Schattenplatz, in dem man aus voller, voller Brust einmal wieder aufathmen könnte. Wie kahl das Alles ringsum! Kasernenartig, leer und ohne Poesie —! Die steinernen Kreuze und Cherubimköpfe an den Portalen geben die Wärme nicht, nach der sich hier das Herz sehnt. Auch die Gnade und die Wiedergeburt, die der Geistliche lehrt, will einen andern Eingang haben in's Gemüth als diese nur rein innerliche Betrachtung und ewige Reflexion über die Sünde. Ich erschrecke, hier das Wort Sünde so oft zu hören! Ist es mir nicht schon vorgekommen, als wollte man die Krankheiten und Leiden, die hier die Unglücklichsten der Erde drücken, Folgen der Sünde nennen?! Es ist fast, als sollten sich die Armen ihrer Leiden schämen und als wäre ihr Leiden eine Strafe, ihre Heilung nur eine Mahnung sich zu bessern! Gott will es ohne Zweifel so angesehen

haben, aber darf das ein Mensch dem andern zu sagen wagen, das ein gesunder Mensch dem kranken!

Mit meiner Zimmergenossin Juliane möchte ich mich gern über Vieles verständigen. Sie ist mir nicht mehr unheimlich, aber auch nicht verwandt.

Wir erhalten eine theoretische Anleitung, die ganz vortrefflich ist. Wir sitzen in einem Auditorium wie die Studierenden. Schwester Hedwig vom Rheine, die zu unserm Berufe eine wissenschaftliche Anleitung empfangen hat, pflanzt ihr Wissen auf harmlose Art fort und die Nebenärzte unterstützen sie. Der Bau des menschlichen Körpers wird erklärt und der Sinn für eine rationelle Behandlung der Krankheiten entwickelt. Der praktische Gewinn ist groß. Wir sehen von den Personen, die wir pflegen, schon ganz ab und denken, wie die Aerzte selbst, mehr an das Uebel, das wir bekämpfen. Einige Hörerinnen scheinen mir stumpf, andere sind sehr aufmerksam. Man kann immer gewiß sein, daß unser Geschlecht nichts Geringes leistet, wenn man nur Vertrauen zu ihm faßt und ihm das Werthvollere und Tüchtige zumuthet.

Eine etwas salbungsvolle Phraseologie der Schwester Hedwig stört mich. Sie sollte wirklich die Auffassung des Geistes, in dem wir wirken, uns selbst überlassen. Auch sie thut, als wenn die Krankheit eine Folge der Sünde wäre. Nun ja, wir mögen ein gefallenes Geschlecht sein, allein das Paradies, das wir verscherzten, ist so uralt; was können denn die Enkel Adam's darunter leiden, daß unsere Hinfälligkeit einst eine Folge seines Leichtsinns war? Das ist so schön an den Aerzten, auch an denen, die uns zuweilen einen Vortrag halten, daß sie eine natürliche Anwaltschaft haben für den Menschen als ein in der Vollkommenheit möglichst zu erhaltendes schönes Kunstwerk der Natur. Sie stehen dem Menschen bei gegen den Dämon der Krankheit, bekämpfen die Krankheit als eine Anomalie des Natürlichen, die sie allein hassen. Ihr ganzer Aufwand an Vorwürfen, die sie dem Kranken machen, besteht darin, ihm Liebe zu sich selbst einzuflößen,

Sorge für das beſſere Wohlergehen ſeines an ihn gebundenen ſo großartigen, ſo geheimnißvollen Naturverlaufes.

Die ſo ſeltene Anweſenheit der Gräfin Ampfing bei allen unſeren Verhandlungen, mit Ausnahme des Gottesdienſtes und der Mahlzeiten, erklärt ſich plötzlich. Wir glaubten ſie von den Beſuchen, die das Haus (oft zu ſehr) beſtürmen, von den Honneurs, die ſie den Fremden zu machen ſich nicht nehmen läßt, angegriffen und leidend. Wir deuteten ihre längere Zurückgezogenheit und die abendlichen Ausfahrten, die ſie machte, auf Rückſichten, die ſie zur Befeſtigung ihrer Geſundheit zu nehmen hat. Seit heute haben wir die Aufklärung. Ja, das war ein Rennen und Laufen um die elfte Stunde Vormittags, ein Kopfzuſammenſtecken, ein Erſtaunen. Unſere Vorſteherin iſt Braut!

Es macht doch einen eigenen Eindruck, ſich eine Ablöſung von der ernſten Aufgabe dieſes Krankenhauſes durch ein weißes Spitzen-Kleid und einen Myrtenkranz zu denken. Ich gehöre nicht zu jenen Proteſtanten, deren Gemüthsſchwäche und Abneigung gegen Nachdenken über religiöſe Dinge in einem geheimen Einverſtändniſſe mit dem Katholicismus ſteht; aber ich finde, daß, wenn man einmal wie hier die Krankenpflege zu einer Pflicht der Religion gemacht hat, die kirchliche Regel und das Ordensgelübde etwas Ehrwürdiges haben. Wie das gedankenlos und zerſtreut macht, zu wiſſen: Die Vorſteherin verläßt uns, um den Grafen von Meyenbruch zu heirathen! Eine Braut kann ja ſchon lange, lange an nichts Anderes denken, als an den Mann, den ſie liebt. Ich wünſchte, die verrätheriſche, heuchleriſche Gräfin verließe uns bald.

Zum erſten Male habe ich einen gewiſſen Zug verſtanden, der regelmäßig um die Lippen meiner nicht ſchönen Zimmergenoſſin Juliane liegt. Sie iſt ſpöttiſch, ohne zu ſpotten. In ihrem Lächeln lag früher etwas, was mich verwundete. Meine Stimmung war noch nicht darnach, ihr Lächeln zu verſtehen. Jetzt fand ich ihr Lächeln angenehm. Sie zog die Mundwinkel auf eine eigene bittere Weiſe, als ſie mir ſagte: Sie wiſſen es alſo auch ſchon? Ja, ja, die Gräfin iſt Braut.

Juliane fängt an, mich für sich einzunehmen. Wenn ich früher nur flüchtig einen Blick aus ihren hellglänzenden schwarzen Augen erhaschte, erschien sie mir wie ein Kobold. Ich fürchtete sie. Jetzt find' ich ihre Art angenehm und ihre ewiggleiche Ruhe, die stille, mit einem ironischen Zuge verbundene Art, wie sie sich ihren Pflichten unterzieht, interessirt mich. Sie ist herb ohne damit verwunden zu wollen. Und ihr Verstand scheint noch lebhafter und freier zu denken, als sie sich's merken läßt.

Unsere Gedanken über den Brautstand der Gräfin, der großes Aufsehen macht und in der ganzen Stadt besprochen werden soll, ja sogar als eine unerwartete Ueberraschung den hohen Gönnern des Hauses nicht genehm gekommen ist, führten uns endlich näher. Ich bin seit vier Wochen ihr so nahe, so mit jedem Athemzuge, schlafend, mich ankleidend, nähend, schreibend, lesend, dicht neben ihr und sie ebenso. Beide sind wir gegeneinander voll Höflichkeit und von einer Art ausweichenden Aufmerksamkeit gewesen, die mir die Stimmung schon höchst peinlich und beklemmend machte, und erst gestern in stiller Abendstunde sprach Juliane in längerer Rede eine Meinung gegen mich aus, die mich erregte. Sie sagte: Sie glauben nicht, was ich die Comtesse bei Alledem glücklich preise! Es muß ihr sein, als wenn ihr ein Alp vom Herzen spränge! Die Strenge und Kälte, die sie uns zeigte, war ja keine natürliche. Sie litt an den Vorurtheilen ihres Standes, aber sie besitzt ein gutes Herz, dem die kindliche Freude über Alles gegangen wäre, wenn man ihr dazu die reichere Gelegenheit geboten hätte. Ihr Eintritt in dies Haus war eine reine Mode-, eine Adelsversorgungssache. Gewöhnt zu repräsentiren fand sie leicht die Formen, die sich für diese Räume ziemten. Jetzt noch in ihren späteren Jahren findet sie einen Mann, der sie verehrt und liebt. Da sie gutmüthig ist, wird sie glauben, sie trenne sich von dem Beruf, den sie hier übernommen, mit schwerem Herzen; aber das Herz ist ihr leicht. Glauben Sie mir's, sie ist glücklich, wieder der regelmäßigen Welt anzugehören, wenn sie's auch nicht Anderen und nicht einmal sich selbst gesteht.

Ich konnte mich dieser leichten Auffassung nicht fügen.

Ich achte Julianens Meinung, aber ich zürne der Gräfin und weiß nicht warum.

Ich lerne den innern Bau des Menſchen kennen. Dieſer Bau iſt nur der Stamm, auf dem die Seele blüht. Dieſe Blüthe ſollte mir nicht verloren gehen unter den Aeſten und Zweigen, Wurzeln und Faſern, die uns, ich ſehe es, ſo kunſtvoll aufrecht erhalten. Inniger nur vergegenwärtige ich mir, was in uns einer unendlich andern Welt angehört. Dann möchte ich fragen: Wie kommt in unſern Geiſt die Muſik der Erinnerung? Ich will dieſe Töne nicht mehr hören, die mir von der ſchönſten Vergangenheit ſingen, und doch dämpft ſie kein Wille, keine Kraft! Immer weile ich wie in einer von goldnem Sonnenlicht verklärten Ferne, immer blitzt die grüne Woge des Rheins auf und wie von tauſend Harfen klingt es das Lob der ſüßeſten Stunden wieder.

Unwiederbringliche, waret ihr denn einſt? Stand ich denn je auf hohen Felſen und ruhte auf verfallenem Gemäuer und ſang mit dem Hirtenknaben um die Wette, der die Kraft ſeiner Stimme am Echo erproben wollte, und hörte und belauſchte nur Einen Ton, den der Sprache des Freundes, der eben noch mit dem Führer unſerer Saumthiere unterhandelte und ſchon rief: Kommen Sie da! Von dieſem Punkt aus zeig' ich Ihnen, was ſich nur in Italien wiederholen kann! Der Drachenfels! Immer ſteht mir das Bild vor'm Auge, wie wir durch eine gemeinſchaftliche Reiſe von Bewohnern unſres Thales auf dieſe ſchöne Felſenwarte geführt wurden, wo wir nach einer glücklichen Umſchau über Fluß, Berg und ſonnige Ebene abwärts ſtiegen in das ſchöne bergumſchloſſene Thal, ſeine Hand mich ſtützen mußte, weil ich nur die ſteilſten Pfade aufſuchte — um nur ſeine Hand zu fühlen! O eine wunderbare Welt, was ſo geiſtig in uns fortlebt. Als Kind trat ich an der Hand des Märchenerzählers am liebſten in die ſchönen Gärten der Sage, wo ſich von Springbrunnen zu Springbrunnen neue Zauber offenbarten, ſich Ruheplatz an Ruheplatz reihte, wo Tempel mit offenſtehenden Hallen, die uns Edelſteine wie Sterne zeigten, das ſtaunende und gläu-

ſchuh hingeworfen zu einem ehrlichen Kampf und ich erwarte von allen denen, die ein reines Gewiſſen haben, daß ſie mich in dieſem Kampfe unterſtützen.

Lionne.

Entwickeln Sie mir den Schlachtplan, den Sie ſich dabei vorgezeichnet haben!

Molière.

Ich habe in meinem Tartüffe die Verwirrung einer Familie geſchildert, die einſt das Opfer eines ſolchen Heuchlers wurde. Mein Vater war mit einem Manne befreundet, der ſich auf die redlichſte Art von der Welt ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Um es zu genießen, zog Dupleſſis auf's Land und lebte eine Zeitlang glücklich im Beſitz einer ſchönen und liebenswürdigen Frau und zweier kleinen holden Mädchen, ihrer einzigen Kinder. Da führte ein böſer Stern in den Schooß dieſer Familie einen Mann ein, der unter dem Deckmantel der Frömmigkeit das Verderben Aller wurde. Geſchützt zuerſt von Dupleſſis' alter Mutter, erwarb er ſich bald die Freundſchaft des reichen Mannes und benutzte ſein Vertrauen zu einer Oberherrſchaft, die er zuletzt über alle Angelegenheiten des Hauſes gewann. Seelenfreundſchaft, Herzenverſchmelzung waren die Worte, die er ſtets im Munde führte. Dupleſſis, von Natur zur Melancholie geneigt, verlor allen Sinn für die praktiſchen Bedingungen des Lebens und überließ dem heuchleriſchen Freunde die Verwaltung ſeines Vermögens. Vortrefflich verſtand es dieſer Böſewicht davon Vortheil zu ziehen. Man warnte Dupleſſis, aber blindes Vertrauen feſſelte ihn an einen Menſchen, deſſen drittes Wort die Religion

bige Auge begrüßten. So ist mir das Andenken an jene Zeit des Geheimnisses und der gegenseitigen — Werbung, denn auch ich geizte nach dem Ruhm ihm zu gefallen. Ueberall sehe ich heilige, geweihte Plätze, an die sich ein Wort, ein Blick knüpft, einfache Thatsachen, denen ja die Erinnerung der Liebe unsichtbar eben so große Monumente baut, wie nur immer Völker der Erinnerung ihrer Helden.

Jede Stunde des Tages ist im Kalender der Liebe eine geweihte. Der Morgen, der vom Abend zehrt; die Frühstunde, die uns einen Gruß des Geliebten zum Fenster hinauf schenkt wie eine emporgeworfene und erhaschte Blume; der Mittag, der ihn so oft bei uns gesehen; der Nachtisch, wo er so anregend plauderte; der Nachmittag, wo ich ihn oft bei Freunden — suchte und es den Anschein hatte, als dankte ich die Begegnung nur dem Zufall; die Dämmerung, die wol gar einen Spaziergang im Walde oder Felde schenkte, den seine Begleitung in ein Schweben wie in Lüften verwandelte; der Abend, der ihm dann ganz gehörte, auch wenn er nicht kam, wenn er nicht aus dem Schatten trat, den der Lichtring der Lampe im Zimmer warf, und sein süßes: Guten Abend! wie eine Erlösung klang von des Tages Spannung und Pein.

Wem schreib' ich das? Den Kupferstichen, die der Arzt auf unserm Zimmer circuliren läßt, den aufgeschnittenen Profilen todter Menschen, den Muskeln und Arterien, die uns darstellen sollen halb als Pflanze, halb als Maschine. Ich suche vergebens den Schmerz in diesen Bildern, die Verzweiflung, den Jammer der Täuschung und die letzte Hülfe der Entsagung, des Muthes und des Willens, der vergessen muß und es würdig thun will.

Unermeßne Welt, die an Sichtbares nicht gebannt ist! Wie spielst Du zitternd dem Lichte gleich im nächtlich schweigenden Raum! Wie füllst Du das All mit Stimmen so laut, als wenn sich am Felsen die Sturmfluth bricht, und Alles bleibt doch still — still — und immer still —

Dem unentdeckten Verbrecher, dem eine gnadenreiche Zeit zu Hülfe kam, seine Schuld zu vergessen, muß es oft kaum

fröhlichen Mahle, unter Lachen und Jubel im tiefsten Innern kommen, als stünde sein Fuß plötzlich vor einem Abgrunde und als würde es sein Letztes sein, wenn er vorschritte.

So suche ich das Vergessen! Aber mitten in der steigenden Gewöhnung an mein neues Leben zuckt ein plötzliches: Ist es aber möglich? wieder so krampfhaft durch die Seele, daß mir ein eben angefangenes Wort im Munde stockt, ein Gedanke abbricht und der muthigste Entschluß die Hand der Ausführung wie erlahmt in den Schooß sinken läßt.

Jedem Schmerz geht es so, der sich nicht ganz ausgeweint, ganz ausgerungen hat.

Was ist dies Leben! Wie viele im kräftigsten Alter sehe ich wie Lichtlein erlöschen, wie viele die schrecklichsten Leiden erdulden! Wie gleichgültig wird das Auge beim Anblick des Blutes und der vielen natürlichen Dinge, die uns die Möglichkeit zu existiren geben!

Es ist ein Räthsel dies Leben! Ich sah Italien — was schmückt dies Land? Ich sah die Schönheit und Kunst — wozu dienen sie? Ich trug das sehnsüchtige Verlangen nach Glück in mir — giebt es dazu Berechtigung in einer Welt, wo Menschen mit Gebrechen geboren werden, wozu sie nicht einmal durch die Schuld ihrer Eltern — denn dann könnte sie noch ihre Liebe zu diesen aufrichten — sondern nur durch eine zufällige Gedankenlosigkeit der schaffenden Natur kommen, gleich jenen im Ofen mißrathenen Gefäßen, die der Töpfer sofort zertrümmert oder zum Handel in die hinterste Reihe stellt.

Nichts scheint zwecklos in der Welt. Selbst das Schöne hat einen Zweck und mir scheint, die Natur denkt nicht ästhetisch; auch das, was der Gewöhnung unsres Auges ihr schönster Schmuck dünkt, ist nur praktisch. Am Kranken- und Sterbebett fühlt man, daß wir einem großen Geheimniß dienen. Wenn eben Einer geboren wird oder Einer stirbt, da rollt ein furchtbar erhabenes Schicksal über uns hinweg. Das, was die Geburt lehren soll, heißt: Lerne sogleich den Tod lieben, der ist Deine wahre Bestimmung!

Schwester Adelheid glaubt an die Gritten des Teufels.

Fast möchte ich manchmal ihren Glauben theilen. Aber eben das, was sie Prüfungen Gottes nennt, möchte ich dann für das Werk des Teufels halten. Die Erde gehört mir oft sichtbar einem Teufel, der Bau des Menschen gehört ihm, die Natur gehört ihm. Kämpfen wir denn hier im Friedenthal gegen eine gute Macht, die uns so darniederwirft, so geschehen läßt, daß, wie ich heute sehen mußte, einem Arbeiter, den man seiner Schwäche wegen nicht chloroformirte, ein in Brand gerathenes Bein abgesägt wurde? Sollen wir diesen Herrscher über unsere Hinfälligkeit lieben? Wehren wir ihn nicht ab wie etwas Böses und stärken uns im Hinblick auf einen in weiter Ferne hinter Allem, was geschieht, thronenden guten Geist, als müßten wir erst durch das Elend der Hölle hindurch zum Himmel?

Unser ganzes Leben ist Mühe und Pein. Unser Geist spiegelt uns immer vor, wir seien Titanen, und der kleinste Unfall belehrt uns, daß wir thönerne Scherben sind.

Es wäre grauenvoll, wenn als Trost für solche Zweifel — nur die Gewöhnung hülfe.

Ein vor mehren Jahren verstorbener Monarch soll, als man auf seinen Wunsch, das Institut der barmherzigen Schwestern auch auf das protestantische Gebiet zu verpflanzen, erwiderte: Majestät, dazu gehört Religion! in seiner Art befehlend geantwortet haben: Dann Religion machen!

Juliane erzählte mir's, als ich mich über das herrnhutherische Gesangbuch wunderte, aus welchem wir in der Kirche, Morgens, Abends und vor dem Mahle singen.

Ich fühle und denke nicht katholisch, wenn ich mich in dem großen Bunde der Menschheit weiß; aber ich fühle und denke katholisch, wenn ich die protestantische Kirche so ängstlich um etwas ringen sehe, was sie eben nicht besitzen kann und, wenn sie sich recht versteht, auch nicht besitzen soll.

Wie komme ich zu einem herrnhutherischen Gesangbuch! Ich möchte die Tröstungen eines Franklin, die Lehren eines Herder in mich aufnehmen. Sailer führt mir das Bild des Erlösers schon seit lange rührender entgegen, als Zinzendorf

— wie komme ich mir vor, mir eine Religion machen zu lassen, die mir nimmermehr natürlich stehen wird! Bei dieser Gedankenreihe tritt mir das St. Clemensstift in Münster vor Augen, das alte Kloster mit seinen Vogenfenstern, seinem stillen Garten, wo die barmherzigen Schwestern in ihrer schwarzen Mütze mit weißer Krause, ihrem langen schwarzwollenen Kleide mit herabfallendem Pilgerkragen, Gemüse sammeln zum Mahl, und mancher der Genesenden glücklich ist, schon den Rechen führen zu dürfen und zwischen Blumen und Kräutern die Wege zu säubern, das St. Clemensstift, wo die barmherzigen Schwestern sich knieend vor dem mit brennenden Lichtern besteckten Altar den Muth und die Ausdauer zu ihrem Werk von der Mutter Gottes und den Heiligen erflehen. Ich reihe mich ihnen nicht an. Aber „Religion machen!" Gut. Wäre denn ein Bund von Krankenpflegerinnen, die so recht nur um des Leides der Menschheit Willen und für das Wohl des Vaterlandes dem Bruder und der Schwester beistünden, eine Unmöglichkeit, ein Traum? Schiller und Goethe haben von sich eine Religion gemacht. Ausreichend aber ist diese Religion der Bildung nicht und ich hasse eigentlich an Schiller und Goethe, daß sie soviel Furcht vor den Mächtigen der Erde hatten und den wichtigsten Fragen der Menschheit, wenn sie praktisch werden sollten, doch aus dem Wege gingen.

Immer traulicher wird mein schmales, kahles Zimmerchen. In ihm und in den Krankensälen ist mir am wohlsten. Die Corridore, der Eßsaal, die Kirche, die Erbauungs- und Lehrstunden, alles das fängt an, mich entsetzlich zu drücken. Verbindung mit der Außenwelt mag ich nicht. Ich lese keine Zeitung. Die Besuche Freybank's und Ottiliens können mich nicht erheben. Sie kommen auch nicht mehr. Einladungen, die ich an freien Tagen, die gewährt werden, annehmen könnte, locken mich nicht. So siedle ich mich fester und fester auf meinen Paar Quadratschuhen Eigenthum an und suche Erhebung aus neugekauften oder geliehenen Büchern, Büchern, die ich nicht Jedem, der mit in diesem Hause wohnt, zu zeigen wagen möchte.

Julianens Stimmung ist der meinigen jetzt so verwandt, daß ich staune, nicht von ihr sogleich auf's Angenehmste berührt worden zu sein. Aber es mag sein, daß es erst dieser beiden Monate, die ich hier bin, bedurfte, um auf den Standpunkt zu gelangen, auf welchem sie sich bereits seit zwei Jahren befindet. So lange ist Juliane in diesem Hause, das sie aus Gründen aufgesucht hat, die sie mir einst mitzutheilen gedenkt. Ich dränge nicht in sie. Ich sehe, sie hat einen Schmerz zu verwinden, der wol dem meinigen nicht unähnlich sein mag.

Von dem Diakonissenwesen sagte sie, es sei verfehlt und würde nur eine vorübergehende kurze Blüthe des religiösen Gemeingefühls bleiben. Wenn Fürsten oder Fürstinnen in den hohen Regionen ihre Lieblingsneigungen ändern sollten, sich vielleicht mehr in der Pflege gesinnungskräftiger Poesie, der gedankenvolleren Kunst und der strengen Wissenschaften gefallen, als bisher, wenn sie ihre Furcht vor den Gefahren der Zeit nicht durch eine künstliche Beförderung religiöser Stimmungen verrathen, dann würde plötzlich dies Institut in sich zusammenbrechen und der Kranke wieder auf die Pflege der Gutmüthigkeit und die Ausdauer der Dienenden angewiesen sein, wie sonst. Nicht auch an Pflegerinnen habe es bisher gefehlt, sondern an Pflegeanstalten. Hat man diese geschaffen um jener modischen Erfindung Willen, so sei ein großer Vortheil errungen und die Aerzte, die jetzt natürlich den Mantel nach dem Winde der Phrase, die sie im Stillen belächelten, hängen, würden, zufriedengestellt durch die Mehrung und Besserung der Heilanstalten, die Pflege wieder ausschließlich beaufsichtigen. An Personen, die für den Lohn, den ja auch die Diakonissinnen bekämen, mit Aufmerksamkeit den Athemzug der Leidenden belauschten, werde es gewiß nicht fehlen.

Juliane sprach Alles das aus, was ich schon im Stillen selbst beobachtete. Sie sagte: Mit einigen wenigen Ausnahmen sind wir in diesem Hause Alle mehr oder weniger in unseren Gedanken zerstreut. Zwanzig bis dreißig Menschen in einer solchen Function, wie die unsrige ist, zu vereinigen, dazu gehört — freilich mit neuen Gefahren für die Menschen

würde — der strengste Ordenszwang, die ganze auch nach Innen umgestaltende äußere Regel eines festen Gelübdes. In einer kleinen Anstalt, wo vier, fünf Frauen und Mädchen die äußere Sorge für die Leidenden übernehmen wollen, werden wir uns in dieser überwiegend doch immer noch freien Form (alles Unfreie an unserm Stande ist und bleibt drückend), ganz gut behaupten können. Allein in so großem Umfange, wie wir hier zu wirken haben und wie wir hier eine Genossenschaft bilden, entsprechen wir unserm Zweck nicht. Wo eine Vorsteherin uns plötzlich verlassen kann, weil sie Braut wird, da sind nach allen Seiten hin die Thüren geöffnet. Es liegt in der freien Gelegenheit, austreten zu dürfen, an und für sich kein Unglück. Im Gegentheil sogar, es liegt darin eine Ermunterung zum heitern Erfassen unserer Aufgabe. Geschähe aber nur auf der andern Seite nicht wieder soviel, um uns den Schein zu geben, als verbände uns eine ewige Entsagung! Denn wie soll ich anders jene nachdrückliche Religionsübung nennen, die eine Demuth voraussetzt, die nun einmal Wenige von uns haben und die auch im Grunde unsern opfermuthigen Aufschwung mehr hemmt als fördert?

Ich entgegnete: Juliane, die Religion, richtig erfaßt, ist die einzige Ermuthigung für uns, schwere Pflichten zu üben. Trennt uns nicht sie allein vom Gewöhnlichen? Führt uns nicht sie allein auf ein stilles Bezirk einer besondern Beziehung zum Erdenleben, die wir im Geräusch der Welt nie fühlen können? Hat nicht das Vorbild des Heilands und der durch Spott und Gefahren hindurchgehenden Jünger einen mächtigen Reiz für die Nachahmung? Und thut es nicht wohl, sich so ganz allein zu wissen mit Gott, mit seinen höchsten Offenbarungen, mit dem Endzweck aller Schöpfung, unter den großen Zeugen der Geschichte, den Märtyrern und Helden unsres Glaubens in irgend einem auch an uns gekommenen seltenen und schwierigen Lebensberuf?

Juliane erwiderte, auch Schwester Elisabeth wäre dieses Glaubens gewesen, jene Diakonissin, die hier die ersten Einrichtungen gemacht hätte und die ich im Düsselthal am Rhein vor ihrer Abreise hierher in meinen jungen Jahren gekannt habe. Schwester Elisabeth ist todt, sagte sie mit Rührung und

zeigte in der Ferne auf den Friedhof, wo sie begraben liegt. Um ihretwillen trat ich in diese Anstalt, sagte sie. Ihr hatte ich einst Dank zu bringen für mein größtes Glück und von ihr wollte ich mir einst Trost holen für mein größtes Unglück.

Juliane schwieg eine Weile und fuhr dann fort: Aber sehen Sie nur um sich, ob Sie überall die Demuth einer Elisabeth wiederfinden! Diese war sanft und gütig, diese hatte den echten Frauensinn, der nicht leiden sehen kann, ohne sogleich helfen zu wollen. Welche kalte, ich möchte sagen, schulmäßige Begeisterung ist ihr gefolgt? Weil man wußte, daß das neue Institut von Oben beschützt wurde, drängten sich die Töchter der Beamten und Offiziere herbei und schon mancher Assessor ist befördert worden, weil er hier eine Schwester hat. Der Geist, der bei uns im öffentlichen Leben der herrschende ist, ist krank, so gesund er sich glaubt. Man weiß nicht, was man Alles noch erfinden und aufbringen soll, nur um dem ewigen Echorufe aller Unternehmungen auszuweichen: Sie sind auf Sand gebaut.

Der Glockenschlag Zehn rief uns zu den Pflichten der Nachtwache.

Ich habe einen Besuch versäumt, den zu empfangen mich sehr glücklich gemacht haben würde. Der holländische Major war da. Er will, sagte er zu Julianen, die ihn statt meiner annahm, bald nach Java zurückkehren. Ich hatte so schwere Kranke, daß ich nicht abgerufen werden konnte. Es scheint, der Major hat Julianen nach meinem Befinden mit besonderem Interesse gefragt. Diese schien von ihm vernommen zu haben, daß mich Erfahrungen, die er kennt, in diese Räume führten. Er will wiederkommen.

Der Major war wieder da und ich wieder nicht zugegen. Juliane rühmt seine Theilnahme, sein warmes Herz. Er hat ihr von seinen reichen Nichten erzählt, beide sind verheirathet, die Eine an einen reichen jungen Erben, Doctor Specht, die

geiſtreiche Fadheit ſelbſt, einen Schwätzer, der mit dem Aufwand ſeltener Kenntniſſe ewig doch nichts zu ſagen weiß und unſer Zeitalter im Großen und Ganzen als das der Epigonen verurtheilt. Ich mußte ſchon am Rhein über ihn lachen, als Wisthaler, ſein jetziger Schwiegervater, ihn mit ſich genommen hatte. Alles, was die Gegenwart hervorbringt, verwirft er und würde ſich doch ſelbſt jeden Augenblick anheiſchig machen, ein zweiter Leſſing (von dem er behauptet, daß ſeine Kritik allein dem Zeitalter Noth thäte) zu werden, wenn er nur, wie er hinzuzuſetzen nicht unterließ, mehr Zeit hätte. Der zweite Schwiegerſohn iſt ein Architekt, Baurath Maiduft. Ein junger Mann, der die Kirchen beſucht, wo die Geheimräthe Stühle mit ihren angeſchlagenen Namen beſitzen. Man wird ihm einige bedeutende Regierungsbauten anvertrauen, falls er nicht jetzt im Beſitz einer reichen Frau vorzieht, die Maske fallen zu laſſen und Italiens und Griechenlands Tempeltrümmer zu ſtudiren. Auch hat Freybank endlich Ottilien heimgeführt. Ich ſollte der Hochzeit beiwohnen und konnte nicht gut. Die Erinnerungen würden zu ſchmerzlich geweſen ſein. Ottilie iſt freundlich, aber vom ewigen Nichtsthun ſo in Anſpruch genommen, daß ſie flüchtiger erſcheint, als je. Sie wird ſich vielleicht in ihrer Ehe mehr langweilen, als einſt in ihrem Witwenſtande, wo ſie ſich mit ihren Seufzern unterhielt, wenn ſie vom Vergnügen ermüdet war. Wie viel Frauen giebt es doch, die das Gähnen ihrer Magennerven für das Gefühl der Leere vnd unverſtandenen Sehnſucht halten! Ein ſogenanntes Unglück muß für ſie immer nur deshalb da ſein, um die Erſchöpfungspauſen ihres Glücks auszufüllen.

Ich begreife Julianen nicht. Sie hat etwas vor, das ich nicht wiſſen ſoll. Sie erhielt einen Brief, den ich in Empfang nahm und bei deſſen Uebergabe ſie erröthete. Dennoch iſt ſie freundlicher und hingebender denn je. Ich liebe ſie wie eine Schweſter. Sie iſt älter als ich und ſcheint doch jünger, das macht, weil ſie klein, lebhaft und ohne irgend etwas Auffallendes in ihren Geſichtszügen iſt, ihre ſchwarzen Augen ausgenommen. Wie ich vor ihr Beſorgniß hegen konnte,

begreife ich nur dann, wenn sie die Schärfe ihres Verstandes zeigt. Dann kann sie eine Bitterkeit verrathen, die sich allerdings nicht mehr darum kümmert, ob sie verwundet. Und doch vermag sie wieder so lieb und sanft zu sein und so gütig. Schon vor Wochen flüsterte sie mir halb lachend, halb mit Thränen und mit unnachahmlicher Liebenswürdigkeit zu: Mein ganzer Haß und Trotz kommt nur daher, weil ich ein unaussprechliches Bedürfniß habe zu lieben und geliebt zu sein und ich mich so gern wie ein Lamm schmiegen und ergeben möchte!

Was einst Juliane gelitten und was sie hieher geführt hat, weiß ich jetzt. Sie ist die Tochter eines armen Schulrectors in einer kleinen Stadt, bildete sich selbst zur Lehrerin in dem kleinen Orte und in dem Wirkungskreise ihres Vaters. Ein junger Mann, mit dem sie aufgewachsen war und der sie liebte, besuchte die hiesige Universität. Er erkrankte und wurde zur Heilung in unsere Anstalt gebracht. Schwester Elisabeth lebte damals noch, die Gute, Fromme und Sanfte. Des jungen Mannes Zustand war gefahrvoll, noch ehe Juliane davon erfuhr. Als sie ihres Freundes Schicksal in Erfahrung brachte, erhielt sie auch von Schwester Elisabeth schon die Mittheilung, daß er auf dem Wege der Besserung war und sie sich nicht beunruhigen sollte. Sie vertraute dem milden und entschiedenen Worte der Pflegerin, die das Vertrauen ihres Freundes gewonnen hatte. Als dieser selbst genesen war, konnte er in seinen Briefen nicht genug die treue Obhut Elisabeth's rühmen. Diese selbst schrieb ihr noch öfter, auch als ihr Freund schon die Anstalt verlassen hatte. Da starb ihr Vater, sie verlor mit ihm den Freund, Berather, Lehrer und auch die Stelle, an der sie ihn unterstützt hatte. Juliane zeigte dem fernen Freunde an, sie würde in die Hauptstadt ziehen, um sich der gesetzlichen Prüfung der Lehrerinnen zu unterwerfen und in ihrem Fache eine andere Stelle zu suchen. Sie erhielt keine Antwort. Sie fürchtete eine neue Erkrankung und schrieb an Elisabeth. Diese antwortete umgehend, sie würde sich nach dem Freunde erkundigen. Dann aber blieb auch von ihr die nähere Kunde aus. Juliane, in steigender Angst, verläßt die Vaterstadt und eilt noch in Trauer in die

Residenz. Sie kam zu einem Feste an, auf welchem sich ihr Geliebter eben mit der Tochter eines Mannes, der seine Carrière fördern konnte, verlobte. Getäuscht, betrogen, ja mit Kälte zurückgewiesen, wankte sie hieher in's Friedenthal und fragte nach Schwester Elisabeth. Diese mit dem ihr eigenen sanften Ton begrüßte sie mit dem einfachen aber seelenvollen Worte, das ihre Nichtantwort entschuldigen sollte: Was läßt sich da sagen! Juliane glaubte keine Stätte zu finden, wo es ihr wohler sein könnte als in Elisabeth's Nähe. Trotzdem, daß man ihr wegen eines eben ausgebrochenen ansteckenden Nervenfiebers antrieth, zu gehen, wollte sie bleiben. Sie blieb wie ich als Novize. Das Nervenfieber raffte drei Schwestern hinweg, auch Elisabeth. Juliane drückte ihr die Augen zu, blieb und blieb und sorgt noch immer für die Blumen auf Elisabeth's Grabe. Sie hat sich ihre Ansicht über das Institut gebildet, dem sie angehört, will es aber nicht verlassen. Ihre Selbstbeherrschung und die Mischung von Wahrheit und Klugheit bei ihr sind wunderbar.

Juliane weiß, wie ähnlich mein Loos dem ihrigen ist. Ich konnte nicht widersprechen, als sie sagte: Wie ganz anders, wie groß, wie edel steht Wolmar da! Es ist eine andere Natur, als die meines bemitleidenswerthen — Sie nannte zu meinem Erstaunen einen Namen, den wir seit einiger Zeit — täglich hörten, einen Mann, den wir jetzt — täglich sehen. Zu den Prüfungen der Seelenstärke Julianens gehört, daß sie in Begegnungen mit einem Manne lebt, der einst ihr Herz gebrochen. Wolmar! Darf ich Dich ihm vergleichen? Du bist größer! Dein gedenken? Namenloses Empfinden — und doch immer nur Deine Gestalt, nur Du, nur Du! Dein Ich! In voller Wesenheit, während ich längst nur noch mein vergangenes Leben für eine verhallende Melodie nehme! Wo weilst Du? Wo breitest Du wol jetzt die Schwinge Deiner edlen Seele?

Ich bin überrascht von einem Vorhaben Julianens. Es findet zuweilen statt, daß Schwestern des Hauses zum Krankendienst in Privathäusern entboten werden. Juliane hat sich eben dazu eine Erlaubniß erwirkt und ich muß annehmen, daß es

war. Endlich aber wurde er auf eine furchtbare Art enttäuscht. Er entdeckte, daß der ſchändliche Freund durch eine falſche, verhimmelnde und ſinnliche Philoſophie auch ſein Weib Adele bethört hatte, und ſo ſchwach war ſein Geiſt durch dieſe falſche Religioſität geworden, daß Dupleſſis in dem Augenblick, wo er Weib und Freund ihrer Schändlichkeit überführen konnte, ſtatt ſich zu rächen, in einem Anfall von Daſeinsüberdruß und Geiſtesverwirrung ſich das Leben nahm. Mit dem geraubten Vermögen verließ der Betrüger das Haus und gab das entwürdigte Weib und die armen Kinder dem größten Elend preis; die Mutter ſtarb am gebrochnen Herzen, ihre Kinder geriethen in fremde Pflege. Unmöglich war es, von den Tauſenden, die ihnen gehörten, aus den Händen des Betrügers nur ein Almoſen zu entreißen. Gegen gerichtliche Verfolgung hatte er ſich durch Clauſeln verſchanzt, er ſtieg von Stufe zu Stufe — er ſteht jetzt — doch nein! er iſt jetzt keine Perſon mehr, ſondern nur eine Idee, die ich mir erlaubt habe zu meinem Tartüffe zu benutzen.

(Lionne ſteht auf, die Andern auch.)

Lionne.

Molière, Ludwig XIV. ſtellte mich an den Poſten, den ich bekleide, um die Feinde der ſittlichen Ordnung ſeines Landes zu bekämpfen. Ein ſolcher iſt aber ein Dichter nicht, der ſein ſchönes Talent nur dazu anwendet, treu der Mit- und Nachwelt zu dienen. Unter dieſen Umſtänden hab' ich gegen die Aufführung Ihres Tartüffe nichts einzuwenden.

Dübois und Lefèvre.

Brav, Lionne!

ein Freund des Majors iſt, zu dem man ſie beſcheidet. Da ſie zu dem Ende ganz außer dem Hauſe wohnen wird, nahm ſie von mir auf einige Tage Abſchied. Sie war bewegter als mit der Möglichkeit übereinſtimmte, die ich doch behalte, ſie an dem Orte, wo ſie helfen will, zu beſuchen. Sie küßte mich voll Innigkeit und der Major, den ich endlich nun auch geſprochen, ſagte ſonderbar, gleichſam wie mit einem Troſt für mich: Es wird Alles gut werden!

So allein zu ſein, wie jetzt, bin ich kaum noch gewohnt.

Der Tag rückt näher, wo ich mich zu entſcheiden habe, ob ich dauernd in dieſem Verhältniſſe bleiben will. Faſt glaube ich, daß ich zuſagen werde, trotz meiner Abneigung, die für die äußeren Formen dieſes Liebesdienſtes bei mir eine immer empfindlichere iſt. Ich bin nun ſechs Monate hier. Der Spätherbſt kündigt ſich ſchon in der Nähe unſres großen Palaſtes durch Regen und Sturm an. Vom Blätterfall ſehen wir nichts, da wir mit unſern Kranken hier recht wie auf der Haide wohnen. Doch giebt es noch ſchöne Tage.

Juliane iſt ſchon eine Woche fort. Es bekümmert mich, daß ich ſie bei einem Beſuch nicht ſprechen konnte. Der Kranke, den ſie zu pflegen hat, wohnt an einem entgegengeſetzten Thor. Eine Nummer war bezeichnet worden, die ich auch an dem ſchönen vergoldeten Gitter einer reizenden Villa fand. Ich klingelte. Es währte lange bis Jemand kam mir zu öffnen. Als ich nach Julianen frogte, hieß es, ſie wäre hier, aber für Niemand zu ſprechen. Melden Sie mich nur! ſagte ich. Ich wartete. Eine Bank unter ſchon ſich entlaubenden Gebüſchen lud an der Pforte zur Ruhe ein. Die Villa lag wol einige hundert Schritte entfernt. Die Dienerin kam nach einer längeren Weile zurück und meldete: Fräulein Juliane würde eheſtens ſelbſt nach Friedenthal kommen, ſie dürfte hier Niemanden, auch mich nicht empfangen. Ich fragte nach dem Bewohner der Villa und ſeinem Leiden? Man wich mir aus. Das ſah ich wol, daß es ſich um jenen Zuſtand handelt, den mitfühlender Antheil nicht gern auszuſprechen pflegt. Juliane

hütet einen Geisteskranken. Ich ließ ihr die innigsten Grüße sagen und ging.

Vom Rhein hatte ich eine freudige Ueberraschung. Guntram, der Freund meines Vaters, der Theilnehmer unseres Glücks und Trost in unserem Sturze, der jetzige Verwalter meines neugewonnenen Vermögens, dessen Zinsen ich nicht verbrauchen kann, ist hier. Wie habe ich mich an seinem Anblick erquickt! Er kennt Alles, was ich habe durchleben und durchkämpfen müssen! Er kennt die Namen der Personen, mit denen ich hier in flüchtige und innigere Begegnung kam. Er kennt sogar Julianen. Ich schrieb ihm wol von ihr.

Juliane hat aber nicht Wort gehalten. Ich erwartete ihren Besuch und sie kommt nicht. Wol mag ihr Pflegling Sorge und Obhut verlangen. Wie man sich doch gewöhnt, die Leiden der Menschen schon nur noch wie statistisch zu vernehmen! Ein Geisteskranker! Wer ist es? fragt man schon nicht mehr. Saal III. Bett Nr. 7! Ob darin ein Vater liegt, der sich nach seinen Kindern sehnt, eine Mutter, ein Sohn, eine Tochter, ein Einheimischer, ein Fremder — Alles das tritt zurück; wir kennen nur, daß er leidet. Schwester Adelheid will, daß wir nur auf die Vorschriften des Arztes hören sollen und keine andere Neugier verrathen, als die nach dem geistlichen Zustand des Kranken. Schärfer denn je nimmt sie das Gebet und das Vorlesen aus der Bibel. Man sagt, sie hoffte Vorsteherin zu werden. Aber im Vertrauen auch flüstert man sich zu, aus einer andern Anstalt würde uns eine junge Dame von Adel vorgesetzt werden. Ist sie sanft und gut, so soll sie uns willkommner sein als Schwester Adelheid, die Niemand liebt. Ich gönnte diesen Ehrenplatz unserm jungen Provisor, der Schwester Apothekerin. Diese würde aus der Anstalt nur ein Krankenhaus allein machen und die Begeisterung für die Wissenschaft allen anderen Principien des Diakonissenwesens vorziehen. Schwester Wilhelmine thut es einem Chemiker gleich. Sie arbeitet von Morgens bis in die Nacht, liest und experimentirt. Und brächte sie auch nichts zu Stande als Gerstenzucker und Hustenleder (das sie

jedoch nur denen zuſteckt, die ſie lieb hat), ſo hat es doch eine Art und erfreut jedesmal, wenn man ihr zuſieht.

Andere wiſſen früher, wen Juliane pflegt, als ich. Es ſoll ein Arzt ſein, der im Berufe ſeiner Wiſſenſchaft erkrankte und in Folge des Typhus —

Ich werde unterbrochen. Zwei Herren wollen mich ſprechen. Ich frage um die Namen.

Es ſind Freydank und der Major.

VIII.

„Ruhig! Ruhig!“ ſprach eine männliche feſte Stimme zu einem jungen Mädchen, das in ſtürmiſcher Haſt aus einem Wagen ſtieg und einem Gefährten die Hand gereicht hatte, der ſchon vorher hinausgeſprungen war. Die Hand zitterte. Beide Männer unterſtützten ihre Begleiterin, die jedoch erklärte, volle Kraft zu beſitzen, nur möchte man eilen, eilen. Ihr Fuß ſchritt den Anderen etwas voraus. Es raſchelte in dem welken Herbſtlaub, das ſich auf einer Allee vor den Thoren der Stadt ſchon in Maſſen aufgeſchichtet hatte.

Der Wagen, ein elegantes geſchloſſenes Coupé, rollte langſam dem Thore zu. Er wartete offenbar auf die Wiederkehr der Ausgeſtiegenen.

„Was hilft es?“ ſagte der Jüngere der Männer, den ein heller Ueberwurf einhüllte, „wir können ihn nicht ſehen, wir dürfen es nicht. Kommen Sie in den Wagen zurück! Wir fahren in die Stadt zu meiner Frau, die uns erwartet.“

„Und das Alles iſt mir verſchwiegen worden! Das Alles durfte geſchehen ohne mein Wiſſen! Die Nächſten, die um mich lebten, konnten darüber ſchweigen —“ rief die Aufgeregte.

„Weil Sie, liebe Freundin,“ wurde ſie unterbrochen, „die Früchte unſerer Bemühungen ernten und nicht zittern ſollen vor jeder Gefahr, die unſere Hoffnungen zu zerſtören drohte. Ihren Willen, das Haus nur zu ſehen, wollen wir Ihnen thun. Lenken wir hier ein!“

Es war um die Mittagszeit und in der entblätterten Allee ziemlich einsam. Die Sonne, die ihren höchsten Stand nicht mehr erreichte, schien doch noch freundlich und entsandte milde, sommerlich goldene Strahlen. Ein kleiner Seitenweg führte um den Garten herum, in dessen Innern die Villa lag, die Constanze schon einmal hatte besuchen wollen. Sie war die von Freybank und Hartlaub begleitete junge Dame.

„Ihn nicht zu sehen," wiederholte Constanze leidenschaftlich, „ihm nicht helfen, nicht dienen können wie eine Magd! Juliane, warum darfst Du, Du an der Stelle stehen, die nur mir gebührt!"

„Weil Sie," sagte der Major, „dem Schmerze erliegen würden, in ein Auge zu blicken, das Sie nicht erkennt! Weil jedes zu frühe Wiedereintreten in den Lebenskreis des Unglücklichen, der hier verweilt, den Zauber zerstören könnte, den wir von diesem Wiedersehen hoffen dürfen! Wenn irgend eine Macht die Binde des Wahns von diesen Augen lösen kann, so sind Sie es! Aber der Augenblick muß günstig sein, die Gelegenheit vorbereitet, die Bemühungen Ihrer Freundin, die mit ausdauernder Hingebung schon zehn Tage Wolmar pflegt und hütet, müssen schon den Weg zum Lichte gebahnt haben."

Freybank wiederholte ausführlicher die Mittheilungen, die er Constanzen schon im Friedenthal und unterwegs im Wagen gemacht hatte, indem sie um den Garten herumschritten und Constanze rathlos und nur mit starren Augen das Gitter der schönen und weitläufigen Besitzung, die Ottilien von Gumme gehörte, die Büsche, die Bäume, das mit herabgelassenen Jalousieen verdunkelte Haus anblickte.

„Die ersten Nachrichten," lautete des Justizraths Bericht, „die wir damals von Wolmar empfingen, als er plötzlich nach jener Provinz abreiste, kamen uns durch die Zeitungen. Der Wunderliche, der sich aus den Armen des Glücks losriß, die sich nach ihm ausstreckten, weil er zu stolz war, einem Mädchen, das er liebte, gegenüber zu erröthen! Oft wurde Wolmar unter den Aerzten genannt, denen die unglückliche Bevölkerung jener Gebirgsgegend nicht genug zu danken hat. Bei allen Gefahren war er voran, jeder Schwierigkeit setzte

er einen Heroismus entgegen, der die Regierung zu einer öffentlichen Belobigung veranlaßte. Ich schrieb ihm, wie Sie denken können, nicht ohne Vorwürfe. Er antwortete umgehend, kurz, aber herzlich. Sein Beruf schien ihm jetzt über Alles zu gehen. So verstrichen Monde. Die Seuche ist im Abnehmen, fast ganz besiegt, Vorbaue gegen ihre Wiederkehr sind getroffen, da kommt uns die Nachricht, Wolmar wäre selbst erkrankt, erkrankt an demselben Uebel, das er so heldenmüthig bekämpft hatte, am Typhus. Freund Hartlaub kam gerade von einer Reise nach dem Haag zurück und übernahm zu unser Aller Dank (Ottilie und ich waren eben im Begriff, uns zu verheirathen) die Reise zu dem armen Freunde, dem wir uns zu widmen verpflichtet waren."

„Ich fand ihn," fuhr Hartlaub, sich selbst das Wort nehmend, fort, „in einem armseligen Dorfe. Der Unglückliche lag so schwer darnieder, daß man nicht wagen konnte, ihn in die nächste Stadt zu überführen. Aber die ärztlichen Vorschriften wurden aus der Stadt ertheilt. Ein armseliges Wirthshaus, ein kleines Zimmer, Unbequemlichkeit überall war die Lage, in der ich Wolmar wiederfand. Der Unglückliche erkannte mich nicht. Der Typhus hatte ihn in seiner ganzen Wildheit erfaßt. Besinnungslos lag der Edle mit geöffneten Augen in dumpfem Brüten, gefoltert von Vorstellungen, die sein Hirn beängstigten. In lichteren Augenblicken sprach er in abgerissenen, krampfhaft hervorgestoßenen Worten Wünsche aus, die Niemand erfüllen konnte. Meist glaubte er sich auf dem Meere, gleichsam als wenn doch meine Gegenwart ein Leiter seiner Vorstellungen war und diese sich geltend machten ohne von ihm selbst gebildet zu werden! Wenn ich je nach Beweisen hätte suchen mögen, daß sich in unserer Seele Vorräthe von Thatsachen und Vorstellungen bilden, die ein selbstständiges, nach eigener Geltendmachung ringendes Leben haben, unabhängig von dem geistigklaren Willen, der sie an das Tageslicht des Bewußtseins ruft, so fand ich ihn hier. Und noch jetzt ist Wolmar's Zustand fast derselbe."

„O mein Gott, fahren Sie fort!" unterbrach Constanze. Sie zwang die Männer, sich trotz der Jahreszeit auf eine Bank niederzulassen. Es war Constanzen unmöglich, obschon

ſie wieder des Wagens anſichtig geworden waren, der ihrer harrte, ſich ſchon von dem Orte zu trennen, wo ihr Freund ein ſo unglückliches Daſein ertragen ſollte.

„Die Krankheit wich von dem Armen," fuhr Hartlaub fort. „Die Kriſen traten regelmäßig ein, geſunder Schlaf, Appetit kehrten zurück und mit gebleichtem Haare, das ſich zur Hälfte gelichtet hatte, mit blaſſem Antlitz durfte ſich Wolmar zuletzt von ſeinem Lager erheben und Ausgänge verſuchen. Ich beſorgte ſeine Ueberſiedelung in die Stadt, die ganz nach Wunſch erfolgte. Eine freundliche Gartenwohnung wurde gefunden, die jede Bequemlichkeit bot. Menſchen, die ſchon vorher in ſeine nächſte Bekanntſchaft und Freundſchaft eingetreten waren, fanden ſich genug, um mein Gewiſſen zu erleichtern, als ich ihn jetzt ihrer Obhut überließ und eine Reiſe nach Wien machte." — „Und hat er Sie gar nicht wieder erkannt?" fragte Conſtanze, die über den Heilverlauf des Typhus Erfahrungen zu haben ſchien. — „Zuweilen!" beſtätigte der Major; „wenn auch nicht mit allen Beziehungen, die ſich an mich knüpften. Natürlich rieth die Vorſicht an, ihn mit Erinnerungen an die Vergangenheit nicht zu beſtürmen. Ich reiſte mit dem wärmſten Danke ab, den er mir mit Klarheit ausſprach. Ich nahm ihm das Verſprechen ab, bald zu uns zurückzukehren. Hier endlich vor wenig Wochen wiederangekommen, mußte ich ſchon in der Ferne die Trauerbotſchaft vernehmen, daß die Folgen des Typhus Wolmar's Geiſt verdunkelt, die Klarheit ſeiner Vorſtellungen ſo getrübt hätten, daß Freydank auf eine an ihn gelangte genauere Beſchreibung dieſes Zuſtandes einen Beauftragten abſandte, um Wolmar, wenn irgend möglich, hieher zu führen. Das iſt wenigſtens gelungen." — „Ich rechnete darauf," ergänzte Freydank, „daß die Pflege und Obhut der Freunde mehr vermögen würden, als der Dienſt gemietheter Wärter. Die Nachrichten, die man mir geſchrieben, beſtätigte der Augenſchein. Wolmar kam in einem bemitleidenswerthen Zuſtande an. Er iſt weder in einem Wahn befangen noch in einem Zuſtande bedenklicher Aufregung, nur die unternehmende Kraft des Geiſtes iſt gelähmt, der Wille muthlos, das Gedächtniß umflort. Meinem energiſchen Gruße ſtand er mit vollem

Bewußtsein Rede. Ich glaubte vernünftig zu handeln, als ich ihn sogleich hieher auf diese Villa nahm, wo Ottilie leider zufällig eine kleine Gesellschaft versammelt hatte. Er gab sich dieser gegenüber künstlich eine gewisse Festigkeit, trotzte sich eine Kraft ab, die er nicht besaß; ich hielt diese Kraft für natürlich und glaubte, ein unbefangenes Einführen gleich unter Menschen, von denen er den größeren Theil kannte, würde seinen Trübsinn am ehesten zerstreuen. Man begrüßte ihn voll Herzlichkeit, er erwiderte auch, Ottilien aber musterte er schon befremdeter und als die Fragen zunahmen, die Eindrücke sich zu bunt durcheinander drängten, entsetzte uns Alle die plötzliche Verkehrtheit seiner Antworten. Er schien sein Versehen selbst zu bemerken, verwirrte sich immer mehr, brach in ein helles Lachen aus und als Alles entsetzt entfloh, hatte ich ihn in meinen Armen weinend und mit dem ihm selbst völlig klaren Ausrufe: Ich bin verloren." — Selbst weinend unterbrach Constanze: „Sie hatten sehr unvorsichtig gehandelt." — „Auch die Aerzte sagten das," fuhr Freydank fort. „Meine Methoden sind in der Regel falsch. Einsame Pflege, stille Sammlung, Ruhe und allmälige Gewöhnung an ein Wiedererkennen der Menschen und der Dinge wurde vorgeschrieben. Wolmar blieb auf dieser Villa. Ich zwang ihn dazu. Es handelte sich nun um seine Pflege. Wir dachten an Sie, Constanze. Doch diese Gefahr der Erregung schien zu groß. Inzwischen kam der Major und entwarf einen andern Heilungsplan." — „Ich hatte Sie im Friedenthal besuchen wollen," erzählte der Major. „Ich wollte Sie vorbereiten auf das unglückliche Schicksal Ihres Freundes. Ich traf Sie nicht. Ihre Freundin Juliane, die mich empfing, flößte mir Vertrauen ein. Die Menschenkenntniß und Erfahrung dieser jungen Dame, die Bestimmtheit ihrer Antworten, die treffenden Ansichten, die sie von ähnlichen Erscheinungen am Krankenlager aussprach, ermuthigte mich, sie zur Vertrauten meines Anliegens zu machen und sie ist es, liebe Constanze, die einen Weg der Heilung einzuschlagen gerathen hat, der nach näherer Kenntnißnahme der Umstände von allen Aerzten gebilligt wird." Constanze sprach leise: „Welcher ist das?"

Wenn es neben dem innigſten Danke, neben der ſüßeſten Hoffnung noch möglich iſt, auf den, der hier das Gute vollenden wollte, einen leiſen Anflug von Eiferſucht zu empfinden, ſo drückten Conſtanzens leuchtende und aufmerkſamgeſpannte Augen dies Gemiſch von Gefühlen aus. Faſt tonlos wiederholte ſie: „Welcher Weg iſt das?“

Hartlaub berichtete, daß Wolmar's einziges Leiden die Schwäche ſeiner Erinnerung wäre. Seine Vergangenheit wäre ihm eine verſchüttete. Nur zuweilen tauchten einzelne Momente in ihm auf und erfüllten ihn dann mit ſolcher Wehmuth, daß er dem längeren Verweilen an den ſtillen Plätzen ſeines Gedächtniſſes nicht Stand hielte und raſch, um ſich nur zu ſammeln und aufzuraffen, an das Nächſte ginge, das ihn gerade beſchäftigte, Lectüre, Studium, Zeichnungen, Ordnen von botaniſchen und mineralogiſchen Sammlungen, zu denen Hartlaub ſelbſt ſeine eigenen von Java mitgebrachten Schätze beigeſteuert hätte. Von Conſtanze wäre nie die Rede geweſen. Man hätte die ſchmerzlichſte Wunde nicht berühren mögen. Faſt hätte man annehmen müſſen, auch die Erinnerung an ſie wäre in ſeinem Geiſt verſchüttet. Wie aber würde da, hätte Juliane geſchloſſen, ſogleich der Anblick des Diakoniſſenkleides auf ihn wirken? Und der Anblick einer Tracht, die ein Weſen trüge, daß Conſtanze *nicht* wäre? Würde da die Erinnerung nicht ſuchen müſſen, ſtill für ſich Kraft zu gewinnen? Würde ſie ſich nicht anheften müſſen an das Kleine, um immer weiter und weiter zum Großen zu gelangen? Und wenn ihm dann zuletzt Einzelnes vom alten Daſein entgegenträte, würden ſich da die Spuren nicht erkräftigen und mehren und würde ihm nicht zuletzt Conſtanze ſelbſt erſcheinen dürfen als die Königin des wiedererrungenen Bewußtſeins, Mnemoſyne, die Göttin des Gedächtniſſes, die Führerin der Muſen? Sie, die allerdings, wenn ſie ihm jetzt ſchon entgegenträte, ſeinen Zuſtand begreiflicherweiſe verwirren mußte?

„Darum,“ fiel Conſtanze freudig zuſtimmend ein, „Guntram's Reiſe hierher? Guntram iſt es, der dem Theuren, Geliebten auf mich und alle verlornen Hoffnungen zurückhelfen ſoll?“

Die Antwort auf dieſe Vermuthung gab Guntram ſelbſt. Alle drei waren aufgeſtanden und hatten den Garten umwandelnd eine Stelle erreicht, wo eine Thür geöffnet werden konnte. An dieſer harrte Guntram, der des Wagens und bald auch der Freunde anſichtig geworden war. Der kleine Mann mit weißen Locken um's Haupt, gerötheten Wangen, klugen braunen Augen, behend trotz ſeines Alters, Kamaſchen an den Füßen und faſt Grau in Grau gekleidet, grüßte voll Herzlichkeit und erwiderte die Umarmung Conſtanzens, die ihm an die Bruſt ſank, mit väterlicher Innigkeit. Man forſchte nach Wolmar's Befinden. „Noch habe ich ihn nicht geſehen," ſagte er, „aber die Zeit wird nicht mehr fern ſein. Fragen Sie da!" Er zeigte auf ein weibliches Weſen, das in den Gängen erſchien und ſchon in der Ferne mit einer Handbewegung Schweigen bedeutete. Es war Juliane. Nach den erſten Ausbrüchen des Schmerzes und des Dankes am Herzen der Freundin antwortete dieſe auf Conſtanzens drängende Fragen: „Wie gern möchte ich Euch Alle zu ihm führen! Doch läßt ſich's noch nicht wagen. Er iſt in ſeinem Zimmer, lieſt, arbeitet an einem gelehrten Werke, das er herausgeben will. Ich las, was er niederſchrieb. Es iſt licht und klar. Nur der Gegenſtand betrübt mich. Er ſchreibt über den Selbſtmord." Die Freunde erſchraken. „Dennoch," fuhr Juliane fort, „ſeh' ich darin keine Gefahr, falls man dem Gedankengange, der ſich in ihm gebildet zu haben ſcheint, mit Aufmerkſamkeit folgt. Er kennt ſeinen Zuſtand und grübelt über ihn —" — „Um Gottes willen," warf Conſtanze ein, „wenn ihn die Verzweiflung über ſich ſelbſt, Mitleid, Beſchämung über ſich ſelbſt zu einem Schritte verleitete —" — „Sei ohne Sorge," entgegnete Juliane, die ſchon ſeit einiger Zeit mit Conſtanze das ſchweſterliche Du tauſchte. „Ich bin nicht allein hier. Freybank gab uns Diener genug. Wir hüten und beobachten ihn auf Schritt und Tritt. Laß ihm dieſe innere Verſenkung! Er belauſcht ſich ſelbſt, er ſucht ſich ſelbſt und wenn er ſich gefunden hat, wird er nichts Anderes mehr ſuchen; er wird Alles haben; es wird ihm dann ſein, als wenn nach einer Sonnenfinſterniß, wo die Erde am Tage mondhell erſcheint, die alte geliebte Mutter des Univer-

Molière.

Sie beſchämen mich, Excellenz; was ich vermag, entlehnt' ich ja nur meiner Kunſt, die ich liebe und die, das iſt mein ganzer Stolz, mich dafür auch wieder liebt.

Lionne.

Und wer iſt dies Urbild Ihres Tartüffe?

Molière (ausweichend).

Er — lebt wohl — nicht mehr. Und ohnehin, Herr Miniſter, die Tartüffes dieſer und jeder Art laufen ja auf der Straße herum, daß man mit einem einzigen Griff Dutzende an den Fingern hat.

Lionne.

Weichen Sie mir nicht aus, Molière! Sagen Sie ehrlich, könnte vielleicht irgend Jemand den Tartüffe, abgeſehen von dem verſtorbenen Urbilde, noch ganz beſonders auf ſich beziehen?

Molière.

Ich geſtehe, daß ich mich bemüht habe, hie und da einzelne Züge von ſolchen Scheinheiligen zu entdecken. Ich erfuhr, um damit zu ſchließen, folgende Anekdote. Zu einem Hauptchef dieſer finſtern Partei kam eine junge Bäuerin aus Limoges, ein allerliebſtes, junges, friſches Ding, das nirgends einen beſſern Dienſt zu finden glaubte, als in einem ſo frommen Hauſe. Mein Tartüffe fing an ſie zu examiniren. Er wollte unterſuchen, ob ſie feſt im Glauben wäre, zugleich aber auch, ob ſie kräftige Schultern hätte, um — ihre Sünden zu tragen. Die junge Dorfſchöne trug ein rothgewürfeltes Baumwollentuch. Tartüffe faßt einen Zipfel des Tuches und zerrt erſt leiſe und

sums wieder hervortritt und Flur und Hain mit ihrem reinsten goldenen Lichte bestrahlt!"

Nach mancher Verabredung, mancher Verständigung trennte man sich. Constanze fuhr zunächst zu Ottilien, die Freunde und Guntram begleiteten sie auch später nach dem Friedenthal zurück.

Die Erwähnung des Selbstmords veranlaßte den Major zu Freybank zu sagen: „Das ganze Leben geht wie im Zirkel! Immer wieder kommt das Ende in den Anfang zurück und was auch geschieht, was auch neu zu kommen scheint, immer ist es nur ein vergrößerter Schattenring von einem kleineren, der ebenfalls nur ein Schatten war. Vom Selbstmord gingen alle diese Verwickelungen aus und wieder sind sie bei ihm angelangt. Behüte der Himmel, daß sich wiederholt, was ich schmerzlich genug schon einmal erlebte!" — „Was fürchten Sie?" fragte Freybank und schloß mit einem scharfbetonten Lobe Julianens. Der Major erröthete. Der kluge Herzenskündiger im hellen Paletot hatte schon errathen, warum ihm das Herz des Majors in diesem Lobe bewundernd und voll prüfenden Antheils zustimmte.

IX.

Und Guntram war es, der schon am nächsten Tage dem Unglücklichen entgegentreten durfte. Freybank bereitete das Wiedersehen vor. Plaudernd mit dem die Einsamkeit fast zu sehr liebgewinnenden Freunde, neben ihm in dem dunklen Zimmer auf einem Fauteuil sich streckend und, wie wenn nichts zu fürchten wäre, seine Cigarre rauchend, mischte Freybank Gegenwärtiges in Vergangenes, sprach von dem Doctor Specht, der unser Epigonenzeitalter nun auch leider selbst beweisen müßte, denn obgleich er vollkommen Zeit hätte, ein zweiter Lessing zu werden, hätte er sich doch vorläufig erst auf dem Dach seines Hauses ein Atelier für die Anfertigung von Daguerreotypen bauen lassen. Von Morgens bis Abends arbeitete er da in Hemdärmeln und suche der Nachwelt die

Physiognomieen seiner ihm plötzlich nun doch interessant gewordenen Zeitgenossen zu hinterlassen. Der Baurath Maidust wende sein Malertalent dazu an, die Photographieen des Schwagers zu retouchiren.

Wolmar folgte allen diesen Plaudereien, folgte den Erinnerungen an die Universitätszeit, die Freybank mit Laune schilderte, eine Zeit, wo man sich über die Frage noch duelliren konnte, ob Schiller oder Goethe nicht etwa — größer gewesen wäre, sondern — — ob Einer mehr Jenaer Bier getrunken hätte als der Andre. Was trat da nicht Alles lebensvoll und frisch vor die umdüsterte Seele des armen Leidenden, der da lächelnd zuhorchte und auch mancher Thatsache zunickte, die ihm wiederkehrte, wenn auch noch ohne den vollständigen Zusammenhang.

Jetzt wurde ihm ein Bekannter vom Rheine gemeldet, der ihn zu sprechen wünschte; Guntram, hieß es. Freybank beobachtete die Wirkung. Fast zu mechanisch gab Wolmar die Zusage, fast zu fremd war seine Wiederholung des Namens. Guntram trat ein. Das matte Licht erschwerte ihm die Orientirung. In einem sonst behaglich eingerichteten kleinen Salon lagen Bücher und Schreibmaterialien wirr durcheinander und Wolmar selbst bot einen Anblick, der erschüttern mußte. Wie hatte ein Leiden des Körpers und der Seele den jungen, früher so blühend aussehenden Mann umgewandelt! Spärlich hingen an seinem Haupte die einst so vollen Locken, die Wange war gehöhlt, das Auge tief; weiß und mager waren die Hände und die Stimme war eine fast flüsternde vor Schwäche und Unentschlossenheit. Freybank wußte nicht, ob er ein Gespräch begünstigen sollte, das unter keinen guten Vorzeichen zu beginnen schien. Die Art, wie Wolmar den Angemeldeten aufnahm, schien eine völlig befremdete. Guntram brachte das Anliegen seiner Gegend, ob nicht Wolmar in diese zurückkehren und sich dort wieder ansässig machen wollte: der Dr. Ysegrimm wäre gestorben. Auch dieser Name schien wirkungslos an dem Leidenden vorüberzugehen und Freybank zog vor, Guntram auf ein andres Mal für seinen Besuch zu verweisen und statt Wolmar's zu antworten.

Da erhob sich endlich Wolmar, trat voll Bewegung, eine

Thräne im Auge, auf Guntram zu und sprach die Worte: „Laß doch, Freydank! Ich und Herr Guntram, wir kennen uns — sehr wohl! Der Ton dieser Worte kam aus tiefstem Herzen. Da sich Guntram nicht halten konnte, sondern die dargereichte Hand des Leidenden ergriff, so wagte Freydank Beide allein zu lassen.

Erst nach einer Stunde kam Guntram zurück, voll Freude, Jubel, und Julianen, die noch draußen harrte, jede Hoffnung bestätigend. Was er mit Wolmar an Erinnerungen ausgetauscht hatte, konnte er nicht einmal Alles wiederholen. Hatte ihn doch Wolmar selbst erinnert an jenen verhängnißvollen Augenblick, wo ihn einst Guntram abgerufen in einem Momente, der über sein Leben entscheiden sollte. „Sie versprachen mir einst," hatte er zu Guntram gesagt, „daß Sie mich über Ihre damalige Grausamkeit aufklären würden." „Daß Sie mir danken würden! sagte ich;" hatte Guntram entgegnet und die Freude hatte ihn fortgerissen ein Geständniß zu machen über Dinge, die er zu verschweigen dem Andenken seines Freundes Artner fast verpflichtet war.

Guntram hatte gesagt: „Doctor, ich wollte, daß Artner ein ehrlicher Mann blieb! Artner besaß ein zurückgelegtes Capital, das hier in der Residenz beim Notar von Emmen stand, ein Capital, das der Sicherheit wegen auf meinen Namen eingeschrieben wurde. Diese Summe sollte Constanzen verbleiben, als ein sicheres Heirathsgut selbst im Zusammenbruch der kaufmännischen Ehre ihres Vaters. Artner ahnte die hereinbrechende Katastrophe. Während eines Gastmahls, dem Sie damals in Anwesenheit Wisthaler's beiwohnten, empfing er die untrüglichen Anzeichen seines sich bald entscheidenden Geschicks. Zitternd, in fiebernder Aufregung, suchte er sich zu beherrschen und nur Eines noch kümmerte ihn, Ihr Geständniß zu beschleunigen und das Glück seines Kindes zu sichern. Das Capital, das er auf meinen Namen besaß, konnte seinen Bankrott noch mit Ehren aussprechen lassen. Das wollte er Ihnen und seiner Tochter sichern. Darum, Doctor, meine Unterbrechung eines Ihnen schon auf der Lippe schwebenden Geständnisses. Vor einem Verbrechen wollte ich Artnern bewahren, einem Verbrechen, das er an

ſeiner kaufmänniſchen Ehre beging. Conſtanze erfuhr die geheime Veranſtaltung des Vaters, ihr ein Heirathsgut auf den Fall Ihrer Werbung zu ſichern. Sie ſchlug ſeine gütige Fürſorge mit heroiſcher Kraft aus und unvergeßlich werden mir ihre Worte bleiben, die ſie damals ſprach: Wenn ich dem Manne, der mich liebt, ſeiner Liebe nicht würdig ſcheine auch ohne den vergänglichen Glanz des Beſitzes, dann ſoll meine Welt ein ſtiller Winkel der Erde ſein, wo ich nur weiß, daß mein Vater geehrt und glücklich iſt. Die Arme! Sie kannte die Lebensſtellung eines jungen Arztes nicht!"

Wie mächtig dieſe Aufklärung und Erinnerung Wolmarn ergriffen hatte, ſah Guntram nicht ſogleich. Wol ſtand ein tiefes Denken auf ſeiner Stirne — das grauſame Neck- und Verſteckſpiel des Schickſals ſeines Herzens trat ihm in voller Weſenheit wieder entgegen — wol ergriff er Guntram's Hand und erwiderte der wiederholten Aufforderung, an den Rhein zu ziehen, die Worte: „Ich bin krank, krank, Guntram!" Aber die Freunde mußten die glücklichſten Hoffnungen ſchöpfen, als Wolmar wenige Minuten nach Guntram's Fortgang klingelte, voll Unruhe auszugehen wünſchte, Julianen alle Entgegnungen abſchnitt und nur nach Luft, Licht und Leben rief. Man mußte ihn gewähren laſſen. Ein Diener folgte in einiger Entfernung. Wolmar durchrannte faſt die Umgebungen der Stadt und kehrte geſtärkt am Geiſt, wenn auch ſchwerermüdet am Körper in ſeine Wohnung zurück, die er wie mit glücklichſter Beſinnung in ihrer Lage von ſelbſt auffand.

Tauſendmal ſchwebte es ihm nun im Verlauf des Tages auf den Lippen, nach Conſtanzen zu fragen. Er hatte nicht den Muth dazu. Denn gerade vor dieſem Gedanken floh ſein Geiſt; an ſie wollte ja ſchon der Geſunde die Erinnerung begraben! Sie aber, ſie war es, die das Bewußtſein von allem Andern verdrängte. Er wußte wieder auf's Deutlichſte, daß ſie im Friedenthal wirkte mit Julianen. Dennoch konnte er ſich noch nicht überwinden, nach ihr zu fragen — nach ihr, die ihm wie eine verlorene Melodie der Jugend war, wie ein Lied der Mutter, deſſen einzelne Strophen ſich immer deutlicher und deutlicher in uns aneinander reihen, wenn wir den Schauplatz unſerer Kindheit wiederſehen. Was aus den Nebeln

seines Gedächtnisses heraustrat, war licht und wie Farbe, die in der Sonne spielt. Die unendliche Ahnung, die unser Aller Herz erfüllt, von einem verlorenen Paradiese, einem jenseitigen Dasein, das wir vielleicht schon einst auf einem andern Planeten durchlebten — ihm war sie kein Märchen, keine plötzliche Offenbarung, wie sie uns nur kommt, wenn wir mitten in der Nacht manchmal glauben, den geheimnißvollen Pendel der Zeitenuhr hin- und hergehend zu vernehmen; ihm war diese vom Jenseit zurückkehrende Welt Wirklichkeit, Wahrheit, seinen verlangenden Händen Stand haltende Wahrheit — eine Vergangenheit, die in der ganzen Größe ja auch des Schmerzes, der sie abschloß, oft schon wieder vor seinem geistigen Auge gestanden hatte.

Und so sitzt er denn eines Tages in der Morgenstunde an seinem Arbeitstisch. Er hatte trotz innerer Aufregung eine erquickende Nacht gehabt. Sein Zimmer hatte er sich heller gemacht als sonst, die Unordnung, die darin herrschen mußte, wenn man ihn nicht erzürnen wollte, hatte er selbst beseitigt: ein lichterer Geist schien über ihn gekommen. Wolmar will schreiben und liest, liest, was geschrieben schon vor ihm liegt. Es sind seine früheren Ausarbeitungen über das Thema, das ihn beschäftigte, Selbstmord. Er schüttelt den Kopf über den Satz: „Die Juristen verurtheilen den Selbstmord nicht. Die alten Römer straften ihn nur, weil er Feigheit verbergen konnte vor der Schlacht." — „Feigheit?" spricht Wolmar vor sich hin und gedenkt einer Vorstellung, die er früher hegte. „Ist," sagt er fast laut, „ist es Muth, wirklicher Muth, mit dem Bewußtsein leben zu können, daß man wahnsinnig ist?" Er blättert weiter. Alle diese Ausführungen kommen ihm jetzt fremdartig vor. Da geht die Thür auf. Er sieht nicht um sich. Er weiß schon, es ist Juliane, seine treue Pflegerin. Er kennt ja das Kleid, das sie trägt. Er hat mit ihr schon so oft gesprochen von Schwester Elisabeth, die auch er am Rhein gekannt hatte. Er erwidert den guten Morgen, der ihm leise geboten wird, und erfreut die Hörerin mit der Bemerkung, daß sie ihm zu viel der Sorge widme, sie wäre bei schwereren Kranken wichtiger, er fühle sich besser, er hoffe mit der gewöhnlichen Umgebung,

die ihm Freybank zu Gebote ſtelle, auszukommen. Keine Antwort erfolgt. Er lieſt weiter. Er hört das Aufräumen um ihn her. „Oeffnen Sie doch das Fenſter!“ ſpricht er. „Die Luft iſt ſo erfriſchend.“ — „Octoberluft?“ war die leiſe Antwort. „Sie dürfte Ihnen nicht wohlthun.“ Er ſchweigt und lieſt weiter. „Selbſtmord,“ lautet ſein Geſchriebenes, „iſt Wahnſinn. Und was iſt Wahnſinn? Das ewige Drängen der Natur, conſequent zu bleiben. Selbſt die kranke Natur ſucht conſequent zu ſein; daher die Methode im Irren. Ein Geiſteskranker ward es oft erſt dadurch, daß er das halbe Bewußtſein, das ihm eine phyſiſche Krankheit zurückließ, zu ſchnell wieder mit dem Leben, das er noch nicht ertragen, mit der Luft, die er noch nicht athmen konnte, mit den Zerſtreuungen der Bewegung, die er noch nicht zu unterſcheiden verſtand, vermitteln wollte. Sein Wahn iſt die Conſequenz ſeiner Vorſtellungen, die er mit Aengſtlichkeit und ohne Ueberlegung ſuchte.“ Wolmar hält inne und überſieht, wie viel davon auf ihn ſelbſt paßt. Er will ſich zerſtreuen, ſteht auf, geht an's Fenſter, ſetzt ſich an's Piano und ſucht eine Melodie.

„Kennen Sie nicht die Melodie, Fräulein, „Mein Herz iſt am Rheine, am heimiſchen Strand“?“ fragte er. Er ſieht ſich nicht um. Er hört eine Stimme, die mit zitterndem Anſchlag den Anfang des Liedes intonirt. Die Stimme iſt ſo lieblich, ſo zum Herzen ſprechend. Erſchüttert hört ſie mitten im Geſange auf. Wolmar ſchlägt die Taſten an und ſpielt die Melodie nach. „Was iſt Ihnen?“ ſagt er, als die Sängerin abbricht, ohne ſich umzuſehen. „Iſt Ihnen nicht wohl?“ — „Mir iſt wohl —“ lautete die Erwiderung, die ihn befremden mußte; denn von Thränen ſchien das Wort erſtickt zu ſein. Wolmar blickt auf. Er ſieht die Geſtalt ſeiner Pflegerin abgewendet. Es iſt die Diakoniſſentracht, die ſie trägt. Indem fällt ihm auf, daß die Geſtalt ſeiner Pflegerin heute ſchlanker und größer erſcheint. „Iſt das Schweſter Juliane?“ ſagt er ſich und ſpringt vom Piano auf. Die Pflegerin will gehen. Sie hat die Thür in der Hand. Eine Bewegung, die ſie zu machen hatte, zeigte jetzt ihr Antlitz. Wolmar ſtößt einen Ruf des Schreckens, der

Freude aus. Es iſt Conſtanze, die er ſieht, Conſtanze, und Sehen und Erkennen und Staunen und Bekennen ſeiner Liebe — was kann die in Eins ſtrömenden Empfindungen von einander ſcheiden?

Er ſtürzt auf ſie zu, er ergreift ihre Hand, er bedeckt dieſe mit ſeinen Küſſen, er ſpricht Betheuerungen der Liebe, die Jahrelang auf ſeinen Lippen geſchwebt hatten; er weiß wahrlich im Augenblick nicht, was ihn einſt konnte gehindert haben, ſie auszuſprechen, er ſagt nur, was er fühlt, ſagt, was er ſagen muß, und weinend vor Glück und Seligkeit liegt Wolmar vor Conſtanzen faſt auf den Knieen und Conſtanze ſchon längſt an ſeinem Herzen.

Die Freunde waren in der Nähe. Sie hatten mit pochendem Herzen den Folgen dieſes Wiederſehens gelauſcht. Freybank's ſcherzender Einwurf: „Vergiſſeſt Du, daß Conſtanze ein Vermögen hat?“ Hartlaub's Anzeige, daß die Regierung dem jungen Arzte, der ſich ſo heldenmüthig bewährte, ein Phyſikat am Rheine antrage, Ottiliens innigſte Glückwünſche, Alles verlor ſich im Antheil am Glück der Liebenden. Worte, regelmäßige Verſtändigungen kamen erſt, als man geſpannt auf die Beantwortung der Frage harrte, die Guntram an Conſtanzen richtete, ob ſie denn wirklich da das Kleid der Demuth in dem Augenblick anbehalten wollte, wo ſie jetzt nur die Farben des Stolzes, die rauſchenden Gewänder des Glücks tragen ſollte?

Conſtanze erwiderte: „Wir haben im Friedenthal eine Hochzeit. Die Gräfin Ampfing ſtand im weißen Kleide und mit dem Myrtenkranz in der Kirche des Krankenhauſes und empfing da die Weihe des kirchlichen Segens. Ich mußte ſagen:

O laßt mich ſcheinen, bis ich werde,
Zieht mir das dunkle Kleid nicht aus —

ich will es überhaupt tragen bis ich ſeinen Zauber erprobt habe. Gewinn' ich den geliebten Freund zurück, ſo gönnt mir, dem Beiſpiel meiner Oberin zu folgen!“

Conſtanze war glücklich, wurde dem Freunde verbunden, der alle Bedenken ſeiner früheren Werbung dem ſeligſten Augenblick opfern mußte; ob arm, ob reich, das hatte er zu

bedenken vergeſſen; nur Conſtanzens Auge war im Augenblick ſeine Welt; zu ihm blickte er auf, als er ſie an ſein Herz zog. Von ihm ſtrömte ihm auch Troſt und Geneſung zu; ſein Strahl wollte für ihn wachen, wollte ihm leuchten, bis er ſelbſt die volle Kraft ſeiner Jugend wiedergewann.

Er gewann ſie. Conſtanze verweilte nur noch einige Wochen in Friedenthal, es war ihr unheimlich geworden. Sie mußte dieſem Inſtitut einen andern Geiſt, den Geiſt der reinen Menſchenliebe und Humanität wünſchen. Es iſt nicht wahr, daß die Religion eine Beſchäftigung der Menſchen werden ſoll, ein Princip ſeines alltäglichen Schaffens und Wirkens. Auch Conſtanzen war es, als wenn ſie von einer ſchweren Krankheit genas. Freybank hatte allerdings nur halb Recht, ſie die Krankheit der Schwärmerei zu nennen. Sie war mehr als nur einem Wahne der Zeit gefolgt und dem Friedenthal dankte ſie gern, daß ſie Julianen und mit ihr Wolmarn wiederfand. Sie ſchlug eben wie immer ihr Herz nicht an, das ſie dorthin geführt hatte, und beſiegt und verſöhnt, ſchrieb ihr Freybank zum Abſchied in ihr Album:

Dem reinen Sinn
Wird ſelbſt ein Wahn noch zum Gewinn.

Giebt es ein ſchöneres Loos, als von einem glücklichen Leben zu ſagen: Du haſt es Dir ſelbſt errungen! Hoffnung, Furcht, Entſagung, neue Freude, neue Täuſchung, alle Abwechslungen unſeres Erdenlooſes hatten zwei edle Herzen bald in lichte Höhen geführt, bald in dunkle Abgründe geſtürzt. Und nun hielt Eine Hand feſt die Andere, Ein Herz ſchlug hörbar dicht dem Andern, Eine Welt wurde das feſte Geäſt und das grüne Laub Eines und deſſelben Stammes von Willenskraft und Ueberzeugung. Wie lieblich ein ſolcher junger Ehebund, wo zwei ſchon geprüfte Herzen ſich vereinigen! Jeder giebt, Jeder nimmt. Der Mann ſenkt das gewaltige Schwert ſeiner Kraft zur Erde vor der ihm entgegengehaltenen Zauberblume weiblicher Huld, deren Duft ihn oft berauſcht bis zum kindlich gebundenen Gewährenlaſſen und zur Unterwerfung unter die mildere Einſicht. Die Gattin aber wird umweht von den Stürmen, die durch die Welt des Mannes

brauſen, wird zur Seherin in flatterndem Gewande, ja legt ſich den Harniſch männlicher Entſchließungen an und ſteht der Lüge des Lebens gegenüber, wie die gewappnete Tochter des Zeus. So ſich ergänzend, ſo Einer durch die Umarmung des Andern emporwachſend ſtanden Wolmar und Conſtanze inmitten vieler Liebe und Verehrung, die doch ſelbſt in einer auf das innere Leben der mit uns Athmenden ſo wenig achtenden Welt, wie jetzt die unſrige iſt, ſolchen Menſchen nicht fehlen können.

Aber auch Juliane verließ das immer mehr und mehr dem modiſchen Religionston verfallende, an ſich ſo ehrenwerthe Friedenthal. Die Reiſe zu ihrem Glück ging weiter als nur bis zum Rhein. Sie ging über Länder und Meere bis zu jener Zauberinſel, wo einſt eine ſtille Tropennacht den erſten Anfang der hier geſchilderten Verwickelungen barg. Julianens muthiger, geprüfter, tiefverſtändiger Sinn wird Hartlaub's langes Harren auf das Glück der Ehe lohnen, und kehrt ſie einſt aus dem Lande eines ewigen Frühlings, wo ſie ihr tapferer Gatte in Liebe hütet, wieder zurück (ſie wollte nicht dem Beiſpiel der Schweſter ihres Gatten folgen, ſondern ſelbſt die wenigen Jahre noch mit ausharren, die zu ſeiner vollendeten Dienſtzeit fehlten), ſo wird ſie das Glück der Freunde vollenden, denn dieſe genießen keine Freude und geſtehen ſich kein Verdienſt zu, eine genießen zu dürfen, ohne nicht dankerfüllt und voll Sehnſucht ihrer Lieben im Lande der Palmen zu gedenken.

Ende.

Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Zweite, wohlfeile Ausgabe.

Erste Serie.

Vierter Band.

Kleine Romane und Erzählungen. III.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

dann immer ſtärker an dem rothen Tuch. Die junge Bäuerin zieht ſich zurück. Tartüffe folgt und endlich hat er das Tuch in der Hand. In dem Augenblick geht die Thür auf. Ein Geiſtlicher beſucht den Tartüffe! Um des Heilands Wunden, was machen Sie da, Tartüffe? fragte der fromme Freund. Todtenblaß vor Angſt ſammelte ſich der überraſchte Heuchler und ſtotterte die Antwort: Lieber Bruder im Herrn, ich ſuchte mir nur Aufklärungen über die Baumwollenindustrie von Limoges zu verſchaffen. (Alle lachen.)

Lefèvre.

Sieh! Kürzlich hab' ich Jemanden in ähnlichen induſtriellen Studien überraſcht. Es iſt doch nicht der Präſident Lamoignon?

Molière.

Lamoi — ? (Pauſe.) Ich habe in meinem Tartüffe — keine einzelne Perſon, ſondern eine — Gattung geſchildert.

Lionne.

Molière, wenn in Ihrem Tartüffe keine ſtaatsgefährlicheren Dinge vorkommen, ſo ſeien Sie unbekümmert. Tartüffe darf exiſtiren, exiſtiren für die franzöſiſche Bühne — wenn noch Logen übrig ſind, ich bitte um eine — meinen herzlichſten Glückwunſch zu dem vorauszuſehenden glänzenden Erfolge!

Molière.

Ach, meine Bruſt erweitert ſich bei dem Gedanken, daß der Dichter, Hand in Hand mit der Weisheit der Fürſten und der beſonnenen Mäßigung der Staatsmänner, dem großen Berufe leben darf, wie mit Roſenfingern über die Erde zu ſchweben und Morgenröthe auszuſtreuen, wo nächtiger Schlummer noch

Kleine

Romane und Erzählungen.

Dritter Theil:

Der Sadducäer von Amsterdam. — Schauspieler vom Hamburger Berge. — Die Königin der Nacht. — Jean Jacques. — Arabella. — Der Prinz von Madagaskar. — Vergangene Tage. — Novellistische Skizzen.

Von

Karl Gutzkow.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung

HALLE

KOEN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE

Der Sadducäer von Amsterdam.

(1832.)

Glückliche Juden, die Ihr einſt zwiſchen Hollands Poldern und Teichen Euer Aſyl ſuchtet! Habt Ihr irgendwo in der Fremde Euer Paſſahlamm in ſolcher Ruhe genoſſen und zu den Laubhütten ſo viel Zweige von den Bäumen brechen dürfen, als an dem Meerbuſen Y? So luſtig rauchten nirgends Eure Schornſteine bei der Paraskeue am Vorabende des Sabbaths; ſo reich verbrämte Talare durften die Männer, ſo ſchwere goldene Ketten und Ohrgehänge Eure Frauen nur in Amſterdam tragen! Die Holländer fürchteten ſich weder vor Eurem Gelde, noch vor Euren Bärten, noch vor Euren ſchönen Töchtern, noch vor Jehova, der ſich prächtige Tempel in ihrem Lande bauen laſſen durfte und mit Wachskerzen, allerlei unartikulirten Tönen, ja ſelbſt mit recht unduldſamen, ketzerſüchtigen und orthodoxen Prieſtern und Leviten verehrt wurde!

Es war in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, in einer der Straßen, die von dem großen Kai zu Amſterdam auslaufen, in einem ſtattlichen Hauſe, das ſich vor Niemand verſteckte, aber ſchon ſpät, bei eingebrochener Nacht, daß vielleicht die ſorgſamſte und ehrwürdigſte der jüdiſchen Mütter mit dreien von ihren Söhnen zuſammenſaß. Welch eine prachtvolle Umgebung! Welche ſonderbare Verbindung des orientaliſchen und holländiſchen Geſchmacks! In Vorhängen, Sophas, Rauchpfannen der weitfaltige, elaſtiſche, ſinnliche Orientalismus, in allem übrigen Zubehör eines großartigen Geſellſchaftszimmers die nette, baroke, chineſiſche Eleganz des Holländers! Frau Eſther aber wechſelte mit ihren

Söhnen jene zärtlichen, sorglichen Reden und Blicke, welche nirgends so treu gemeint sind und wie vom beklommenen Herzen kommen, als im Schooß einer Judenfamilie. Sie ist vielleicht egoistisch, kalt gegen Andere, die Familienzärtlichkeit der Juden, aber sie ist voll Hingebung und Aufopferung für die Ihrigen.

Sie waren Alle erst vor Kurzem aus Portugal eingewandert. Eliezer schrieb, das Haupt auf den linken Arm gestützt, in die alte Heimath und rückte sich die Kerzen auf dem Tische immer näher; Joel wog portugiesische Münzen mit einer kleinen Goldwage und trug den Betrag sorgfältig in ein Buch ein, worin er dann das Gewicht, in holländischen Münzen ausgesprochen, berechnete; Ruben, der jüngste, ein etwa zwölfjähriger Knabe mit glänzenden Augen, sang lustige Lieder von den Rebenufern des Tajo; Esther aber neigte sich zu Jedem, blickte bald in Eliezer's Brief, lauschte bald auf das Zünglein in Joel's Goldwage, bald strich sie Rubens lockiges Haar und küßte den treuen Mund, der so schöne Weisen nicht vergessen hatte. Das ist die Mutter des Hebräers, sie will jedem ihrer Söhne das ganze Glück, die längsten Jahre, die schönste Braut und die reizendsten Kinder schenken; sie ist mit Einer Liebe immer ungerecht gegen die Anderen, und liebt sie doch Alle.

Nun aber Eliezer seinen Brief und Joel seine Goldwage zusammenschlug, fühlte Ehster, wie ihr gleichsam zwei Sorgen vom Herzen fielen, und schnell (anders konnte sie nicht leben) griff sie nach einer neuen. Ach! sie lag ihr nicht fern. Esther seufzte und ihre Söhne verstanden sie, so daß selbst Ruben schwieg und die Hand seiner Mutter küßte. Lange blickten sie stumm vor sich hin, bis es der Aelteste wagte, der Mutter die Last einer schmerzlichen Frage vom Herzen zu nehmen und leise vor sich hinsprach: „Wird Uriel diese Nacht wieder ausbleiben?" Uriel war von Esther's vier Söhnen der dritte. Sie warf sich unmuthig auf ihren Sessel, dann ermannte sie sich und fragte Eliezer, ob er nirgends von Uriel eine Spur gefunden? „Ich sprach Jochai, unsern Vetter," antwortete Eliezer; „er traf ihn einige Stunden von Amsterdam in einer besseren Stimmung als sonst, sogar mit dem Entschlusse,

bald in die Stadt zurückzukehren." Esther traute diesen Worten nicht; denn sie selbst hätte sich nicht gescheut, die Unwahrheit zu reden, wenn sie damit den Ihrigen etwas Liebes zu erweisen wußte. Sie hielt abwehrend die Hand gegen Eliezer und sprach: „Täusche mich nicht, Lieber; ich weiß es, daß er die Seinen flieht, weil seine Liebe zu Jehova täglich mehr erkaltet. O, was hoffte ich von diesem Sohn! Aufgezogen ist er in allen Wissenschaften, welche der menschliche Geist nur erdenken kann; jedes Beispiel übertraf sein Wandel, er erreichte früh, was Andere erst durch den Verlust ihrer besten Jahre erkauften; er hat den Muth gehabt, uns Alle dem Glauben unserer Väter wieder zurückzugeben, nachdem wir gezwungen gewesen waren, ihn abzuschwören, und jetzt wendet sich bei ihm Alles wieder den alten Irrthümern zu, seine Tugend setzt Rost an, sein Herz ist verstockt, er verläßt seine Mutter und seine Brüder. Wo wird er wandeln? In den Beichtstühlen der Christen, in ihren Tempeln, bei ihren Priestern wird er sich Belehrung holen und unser Leben wird er elend machen."

Joel wollte seinen Bruder in Schutz nehmen und die Mutter trösten. „Wie Du Uriel nur so kränken magst!" sagte er; „denn Dein Verdacht ist ohne Grund. Er hängt an uns mit ganzer Seele und achtet seinen Glauben hoch. Aber verstimmt ist er; was hat er um unsertwillen nicht Alles aufgeben müssen! Es ist ein gelehrter Mann, der es schmerzlich erträgt, daß er mit so vielen Irrthümern zu kämpfen hat, die in den Wissenschaften verbreitet sind." — „Ja," setzte Eliezer hinzu, „er war von je ein Träumer und quälte sich mit dem Loose des Menschengeschlechts. Er möchte die Welt glücklich machen und alle menschlichen Wesen verhindern, daß sie sich selbst durch Verbrechen im Lichte stehen. Das treibt ihn hinaus in die Einsamkeit, wo ihn die Berührung unsers eigennützigen Rennens und Treibens nicht stört. Wir wollen darum nicht übel von ihm denken."

Esther winkte zweifelnd und sprach: „Wäre es so! Doch wißt Ihr ja, was die Weisen in der Synagoge von ihm denken. Er vermeidet ihren Umgang, und wann er einen

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 19207/699

trifft, so disputirt er. Der alte Ben Akiba Rabbi sagte mir wol, daß schon ein langes Verzeichniß aller der Irrthümer, die er im öffentlichen Gespräch geäußert, aufgesetzt sei, und ihm bei fernerem Verharren dabei ein schreckliches Schicksal bevorstünde. Ja, ist es nicht erwiesen, daß er zweien Christenmännern, welche gesonnen waren, in den Schooß der alten Kirche zurückzukehren, von ihrem Vorhaben abgerathen hat? Kann es ein deutlicheres Zeichen geben, daß er selbst seinen Schritt bereut?"

„O leg' ihm das besser aus!" bat der zweite Bruder; „wie sehr auch jene Abmahnung mit seiner eigenen Handlungsweise im Widerspruche zu stehen scheint, so bescheide ich mich doch, daß ich zu schwach bin, seine Absichten zu fassen. Wir sind Alle nicht im Stande, uns in den Zustand seiner Seele zu versetzen. Er ist uns an Geist, Kenntnissen, ja selbst an Erfahrung in jedem Stück überlegen." — „Auch mag seine Liebe zu Judith Manasse," fiel Eliezer ein, „dazu beitragen, seine Gedanken etwas in Unordnung zu bringen. Da aber seine Bewerbungen, wie ich höre, günstig ausfallen, so kann es nicht fehlen, daß er bald in seine gewohnte Stimmung zurückkehrt."

Hier richtete sich Esther langsam auf und sah ihre Söhne mit durchbohrenden, fast gespenstischen Blicken an. „Judith Manasse?" sagte sie feierlich; „ich schwöre Euch bei dem ewigen Gott, die wird ihn zu Grunde richten. Die Launen dieses sonderbaren Mädchens können Uriel's Phantasie wol eine Zeitlang beschäftigen, aber er wird ihres Wesens bald müde werden und wie ein Verzweifelter untergehen; dann reißt er mich und Euch und seine Schwester in's Grab nach; der große Gott, der jede Nacht zu mir im Traume spricht, ließ mich dies schon Alles deutlich voraussehen. Ich träumte, Ihr waret noch Alle sehr jung und ich führte Euch hinaus in die Berge von Porto. Wie wir da so einsam waren, erhellte sich plötzlich die Gegend, und ein wunderbares Schloß stand vor uns, in Sonnennebel eingehüllt, und drinnen wie von tausend Sonnen erleuchtet. An dem Thor aber ließ sich eine herrliche Frau in himmelblauem Kleide blicken, die rief Euch mit schmeichelnden Worten zu, bei ihr einzutreten. Aber nur

Uriel verstand, was sie sprach. Er eilte zu ihr hin und sie schloß ihn in ihren Arm. Doch nun währte es nicht lange, so hörte ich aus dem Schloß ein klägliches Wehklagen; es war Uriel's Stimme, der bald auf der höchsten Zinne erschien und flehend, wie im letzten Todeskampf, seine Hände nach uns ausstreckte. Er rief: Mutter, Joel, Eliezer, Ruben! der doch damals noch nicht geboren war. Ich wollte ihm zu Hülfe eilen, aber im Augenblick verschwand das Schloß und ich hörte nichts mehr als sein Rufen, das immer herzzerschneidender wurde. In meiner fürchterlichen Angst lief ich der Stimme nach, aber ich sah nichts, bis es Nacht wurde und ein jäher Abgrund mir und Euch das Leben nahm."

Noch hatte sich Esther von der Aufregung, in die sie die Erzählung dieses Traums versetzte, nicht erholt, die Brüder blickten mit Schrecken in das Antlitz ihrer todesbleichen Mutter, als sich die Thür öffnete und Uriel hereintrat. Es war eine hohe, herrliche Gestalt, vom kräftigsten und ebenmäßigsten Gliederbau, das Antlitz dunkel und mit vollem Barte beschattet, die Miene ernst, verschlossen, nur selten von einem Zucken um die Mundwinkel überrascht, aber das Auge matt, in sich zurückgezogen. Das phantastische, ritterliche Gewand vermehrte die edle Haltung und den Anstand, der seinem Benehmen angeboren schien. Uriel wußte nicht, was seinem Eintreten unmittelbar vorangegangen war; aber die aufgeregte Stimmung, in der er seine Familie antraf, war ihm willkommener, als hätte man sich ihm mit ruhiger Erwartung oder gar mit vorbereiteten Fragen genähert. Die Spannung war ihm lieb, denn sie gab ihm ein Recht, sich still auf einen Sitz zu begeben, den das Licht nicht erhellte, seinen weiten Mantel um sich zu schlagen, und ohne Gruß oder Danksagung auf einen, der ihm geboten wurde, in seinem dumpfen Brüten fortzufahren.

Ruben näherte sich ihm zuerst und zerrte gleichsam kindisch an dem Riegel, der sein Benehmen verschloß. Die Uebrigen suchten durch Töne, die sie absichtlich, dies oder jenes im Zimmer verschiebend, hervorbrachten, die ängstliche Stille zu unterbrechen, denn sie litten sichtlich an dieser Pein der Ungewißheit, ob sie gleich nicht wagten, sich geradezu an die

die Menſchen gefangen hält. Dieſe eben erlebte Stunde, Excellenz, giebt mir den Muth, freudig fort zu wandeln auf meiner dornenvollen Bahn. Es iſt Zeit zur Probe. Entſchuldigen Sie, daß ich mich verabſchiede. (Geht raſch ab.)

Lefèvre (ſeinen Hut holend).

Es ſind doch zweierlei Stoffe, aus denen mein guter Chapelle und dieſer Molière geſchaffen.

Dübois (ebenſo).

Schade, daß unſre Tartüffes nicht das Theater beſuchen; die Scene, wo ſie ſich als Beförderer der Induſtrie von Limoges erblicken, müßte ihnen ganz beſonders Vergnügen machen.

Lionne.

Der König liebt Molière, ich will (den Brief zerreißend) ſolchen Inſinuationen weiter kein Gehör geben.

Bedienter (meldet).

Der Herr Präſident Lamoignon!

(Alle ſehen ſich erſtaunt an.)

Dübois.

Wir bekommen eine Species der Tartüffes früher dargeſtellt, als das Publicum auf der Bühne.

Lionne.

Was mag er wollen?

Lefèvre.

Da iſt er.

Urſache ihres Kummers zu wenden. Uriel, der ein ſo feines Ohr hatte, daß er die Pulſe in ſeiner Familie klopfen hörte, war unfähig, ſeine Verſtimmung bis zur Grauſamkeit zu ſteigern. Er richtete ſich auf, legte ſeinen Mantel ab, lüftete ſeine Kleider und nahm eine ſo freundliche Miene an, daß er Vieles dafür gegeben hätte, wäre ihm dieſe natürlich geweſen. „Ihr wart vielleicht meinetwegen in Sorge," begann er. „Es iſt wahr, ich ſollte nicht ſo lange ausbleiben; aber Ihr wißt, wie ſehr ich es liebe, mich auf einſamen Wanderungen mit meiner Seele zu beſchäftigen." Er näherte ſich dem Tiſche und verſchmähte die Erfriſchungen an Obſt und Südfrüchten nicht, die ihm die Mutter bot. „Ihr ſolltet Euch nicht ſo abhängig von mir machen," fuhr er fort; „denn ich bin ein mürriſcher Mann und nicht dazu geſchaffen, Jemand glücklich zu machen. Ich ſollte nur ein Geſchäft haben, dann würden meine religiöſen Händel Eure Aufmerkſamkeit nicht ſo erregen. Was kümmern Euch dieſe Streitigkeiten, die neben Euren und meinen Schickſalen nur ſo nebenher laufen und Niemanden von uns in den Weg treten können? Auch habe ich mich entſchloſſen, alle dieſe Zwiſtigkeiten von mir zu weiſen. Ich will ſehen, ob es mir nicht gelingt, ſelbſt meinen Geiſt von einer Unruhe, welche völlig fruchtlos iſt, zu befreien. Warum beraube ich mich des Glücks, in ruhiger, ungeſtörter Gemeinſchaft Eurer Freuden zu leben? Ich ritze mir ſelbſt die Seele wund und mache, daß alle meine Geiſtesthätigkeiten in fortwährendem Fieber liegen. Ja, ich geſtehe Euch, daß ich oft nicht weiß, ob ich mich meines Unglücks nicht eher zu ſchämen, als zu tröſten habe."

Einen Augenblick hielt der Leidende·inne in dieſen Geſtändniſſen und genoß vielleicht ſelbſt die ſeligen Gefühle, welche er damit bei den Seinigen hervorrief. Dann fuhr er fort: „Ich weiß wol, daß die menſchliche Seele niemals ihren Mittelpunkt finden kann, außer in Gott, und daß ſie, ſo oft ſie von ſelbſt einen ſolchen gefunden zu haben glaubt, von Gott immer am entfernteſten iſt. Ich fühle es, wie nahe ich dem Tode bin, und gerade, wenn ich glaube, das Leben ergründet zu haben. Meine Unruhe hat keinen Grund oder ich muß geſtehen, daß es meine Schwäche iſt, die mich martert.

Wie oft schuf ich dem Schöpfer schon seine Welt nach, und wie oft riß ich sie wieder ein, um sie auf's Neue zu bauen! Das scheint mir jetzt der Fluch jener abgefallenen Geister zu sein, welche in ihrem noch seligen Zustand beauftragt waren, dem Herrn bei der Weltschöpfung zur Hand zu sein. Sie wandten sich von dem Meister ab, und nun quält sie das brennende Verlangen, ihm es nachzuthun. Das Ansammeln von Gedanken, von denen sich einer aus dem andern spinnt, ist überhaupt mehr eine Versuchung, als eine Benutzung göttlicher Kräfte; denn es ist mir noch nie geworden, Freude an dem Gewonnenen zu finden, es sei denn, daß ich gerade Jenes bestätigt fand, was ich mit meinen Gedanken zertrümmern wollte. Ich fühle, wie wol es thut, in Eurem Kreise zu leben."

Uriel setzte sich heiter in den Kreis der Seinen, und beobachtete lächelnd, wie die Mutter, die ihre freudige Beruhigung gern noch hinter einem kleinen Einwurfe versteckt hätte, durch einen ernsten, gleichsam unwilligen Blick von seinen Brüdern in die Schranken gewiesen wurde. Unter vertraulichem Gespräch zog sich der Abend diesmal bis nahe an die Schwelle der Mitternacht.

Kaum graute der Morgen, als sich Uriel schon von seinem Lager erhob. Er fand im Hofe seinen Diener damit beschäftigt, sein Pferd anzuschirren, schwang sich dann auf und ritt durch die noch stillen Straßen von Amsterdam. Obgleich die Stimmung des gestrigen Abends noch einige Töne in seinem Innern nachklingen ließ, so konnte er doch nicht umhin, da er bei der Judensynagoge vorüberritt, gleichsam wie zum Morgensegen einige Verwünschungen gegen sie auszustoßen. „Was dürfte dem Himmel angenehmer sein!" setzte er hinzu und spornte sein Pferd, damit es diesem verhaßten Bereiche entkam. Dem Thore sich nähernd, hielt er öfters an und warf in die hier auslaufenden Straßen spähende Blicke, als ob er Jemandes wartete. Doch wie er das Thor erblickte, sah er, daß sein Vetter Ben Jochai sich schon früher zu ihrem Stelldichein eingefunden hatte. Ben Jochai war jünger als Uriel, kleiner von Wuchs, die Gesichtszüge waren zusammengedrängter und orientalischer, in seinem ganzen

Weſen lag viel freiwillige Unterwerfung, vielleicht mehr, als hinreichend war, um Vertrauen zu erwecken. Er verneigte ſich tief gegen Uriel und nahm die ihm dargebotene Rechte mehr als eine unerwartete Herablaſſung an, denn als die freundſchaftliche Begrüßung eines Gleichgeſtellten, geſchweige eines Verwandten. Uriel, dreiſten und unverſchloſſenen Sinnes, verwies ihm, indem ſie fortritten, dieſe ſeine Zögerung und nannte ſie Mangel an Zuvorkommenheit. Aber Jochai lächelte beſcheiden und ſagte: „Theurer Vetter, es iſt eine zu kurze Zeit, daß mir vergönnt iſt, in Deiner Nähe zu ſein. Du warſt ſchon lange in Holland, ohne daß ich mehr von Dir erringen konnte, als die ausdrucksloſe Begrüßung eines Verwandten, der älter und weiſer iſt als ich. Jetzt haben Dir aber günſtigere Verhältniſſe mein brennendes Verlangen, von Dir Freund genannt zu werden, erſt ſeit Kurzem verrathen, und ich fühle, daß es, wie ſehr ich Dich liebe, doch immer noch eine Scheidewand giebt, welche mich, wenn auch nicht von Deinem Herzen, doch von Deinem Geiſte, Deinen hohen Einſichten und Tugenden trennt."

Uriel entgegnete: „Das gelte nicht, lieber Vetter! Du haſt mich Dir verpflichtet durch Aufopferung und durch Unterſtützung in meinen theuerſten Planen, und ich weiß, was ich Dir Alles dafür zu geben ſchuldig bin. Dieſen Morgen habe ich dazu erwählt, Dich in meine Verhältniſſe, die Dir zum Theil noch unbekannt ſein müſſen, tiefer blicken zu laſſen. Sieh, die Sonne ringt ſich drüben aus den Nebeln los. Sei dies ein Zeichen, daß nur reine, lichte Wahrheit über meine Zunge kommen ſoll." Uriel ließ die Zügel ſeines Pferdes tiefer gleiten und begann folgende Mittheilung: „Vor allen Dingen höre das Wichtigſte, lieber Vetter: ich bin urſprünglich im Chriſtenthum geboren, erzogen und habe länger als zwanzig Jahre darin gelebt. Mein Vater Acoſta, ein Jude, veränderte ſeinen Glauben, ich weiß nicht, ob dazu gezwungen, oder durch Vorſpiegelung ſolcher Ehren, wie ſie ihm ſpäter wirklich zu Theil wurden. Er kam in genaue Berührung mit dem Hofe von Portugal und wurde ſogar in den Ritterſtand erhoben. Seine großen Reichthümer mögen hierzu die meiſte Urſache gegeben haben. Ich war gleichſam dazu beſtimmt,

die gute christliche Ueberzeugung meiner Eltern recht an's Licht zu stellen; denn ich sollte mich, wenn auch nicht dem geistlichen Stande, doch einer verwandten christlichen Wissenschaft, hauptsächlich dem canonischen Rechte, widmen. Mein angeborener Hang zur Erforschung religiöser Wahrheiten kam dieser Bestimmung zu Hülfe; ich saß Tag und Nacht über den Schriften, in welchen das Christenthum gelehrt wird, und war diesem Glauben so hingegeben, daß ich ihm selbst da noch treu blieb, als mein Vater starb und sich in meiner Familie die Sehnsucht nach ihrer alten gewohnten Weise, oder wie sie es nannte, das Gewissen regte. Ich betrieb das Rechtsstudium mit regem Eifer und wurde in meinem zweiundzwanzigsten Jahre der Hauptkirche von Porto als Schatzmeister beigesellt. Doch bald ließen die näheren Berührungen mit den Wortführern der christlichen Lehre meine Liebe für sie erkalten, und wie ich denn immer so schwach bin, die Wahrheit einer Sache mit der Lüge ihrer Vertheidiger zu verwechseln, so entschloß ich mich, zu dem Glauben meiner Vorväter zurückzukehren."

Ben Jochai richtete, vielleicht unwillkürlich, bei dieser Stelle einen scharfen Blick auf Uriel, den dieser sogleich verstand und fortfuhr: „Du wunderst Dich, lieber Vetter, daß ich meinen Entschluß, zum Gesetz zurückzukehren, durch meine Schwäche herunterzusetzen scheine. Doch wollte ich nur sagen, daß sie mir den ersten Anstoß gab, am Christenthum zu zweifeln. Wie sehr ich mich mit Jesus, dem größten Juden aller Zeiten, befreundet hatte, so sah ich doch bald ein, daß es niemals in der Absicht desselben hatte liegen können, den Dienst Jehova's, den er seinen Vater nannte, zu stürzen und dafür seinen eigenen aufzubauen. Ich überzeugte mich, daß die Schriften des neuen Testaments mit Unrecht zu der Ehre gekommen sind, die Grundlage eines neuen Glaubens sein zu sollen, sondern daß sie für nichts mehr oder weniger gehalten werden dürfen, als für eine Erscheinung des ersten Anstoßes, den Jesus gab, und welcher somit für die Erforschung der Wahrheit nichts weiter besagt, als die Entdeckungen eines Pythagoras, Moses und Sokrates."

„So schloß ich weiter," fuhr Uriel fort, „und riß zu-

vörderſt das hiſtoriſche Gewand von der Chriſtuslehre; denn niemals wird dem die Wahrheit ſichtbar werden, welcher ſich über die Begünſtigung, die der Irrthum ſo oft von der Zeit, dem Orte, von weltlicher Macht, von dem Zeugniſſe darauf gebauter Einrichtungen empfängt, nicht gänzlich hinwegſetzen kann. O wie frei athmete ich damals auf, wie ſchien mir plötzlich Alles eine andere Geſtalt angenommen zu haben! Wie erhaben fühlte ich mich, ſeit ich den Muth gehabt hatte, dies ganze Gewirr von Satzungen, Parteigezänk, von weltlichem und geiſtlichem Pomp, von kecker Anmaßung, die richtige Meinung zu haben, und von Verfolgung für Nichts mehr zu halten! Meine ganze Familie kehrte damals gemeinſchaftlich mit mir zum jüdiſchen Bekenntniß zurück, und da wir nicht hoffen durften, unter dieſen Umſtänden in Portugal geſichert zu ſein, da zumal die Inquiſition das erſte Geſchenk war, welches die ſpaniſche Herrſchaft der mit ihr vereinigten portugieſiſchen brachte, ſo verließen wir die Heimath und kamen zu Euch, wo wir liebevolle Aufnahme fanden."

Uriel hielt hier inne, denn er fühlte wol, daß er ſich ſchwierigen Geſtändniſſen nahte. Er mußte entweder von dem ſo eben Zugeſtandenen Vieles zurücknehmen oder ſich ſelbſt einer auffallenden Unbeſtändigkeit anklagen. Ben Jochai ſtrich die Mähne ſeines Pferdes; doch ſchien ſich hinter dieſer Unbefangenheit ſeine lauernde Erwartung zu verſtecken. „Nun weißt Du ja, lieber Vetter," fuhr Uriel endlich fort, „was mir fernerhin Alles begegnet iſt. Die ganze Gemeinde iſt davon voll, und ich muß fürchten, daß ſie in ihrem Eifer ſchon Partei gegen mich genommen hat. Was ließ ſich natürlicher vorausſehen, als die Ketzerei, deren man mich beſchuldigt? Ich kam bald auf den Gedanken, ob es denn, um meine Abneigung gegen das Chriſtenthum zu beweiſen, nöthig war, daß ich wieder Jude wurde? Hatte ich mich nicht von einem Symbol an das andere verkauft, von einer Ceremonie an die andere, von einem Zwange an den andern? Ach, das ſchnitt tief in meine Seele, denn der Trank, den ich gegen genoſſenes Gift an meine Lippen ſetzte, war eben ſo zerſtörend, als der frühere. Es war nicht mehr Zweifel, ſondern

Haß gegen das Göttliche, der mich ergriff. Ich klagte den Himmel an, daß er sich der niedrigsten, elendesten, materiellsten Stützen bediente, um in die Herzen der Menschen einzusteigen, und ich ergab mich zuletzt einer dumpfen Gleichgültigkeit, von der ich glaubte, daß sie gegen Alles schützen könnte. Ich zog mich von der Gemeinde zurück. Doch der unglückliche Wahn, in mir ein erwähltes Werkzeug der Jehovalehre gefunden zu haben, bestimmte diese, mich immer aus meinem Versteck wieder hervorzusuchen. Ich sollte die Anwaltschaft für das jüdische Gesetz übernehmen, bald in Schriften, bald in öffentlichen Disputationen, auch bei Christen, die sich dem Judenthum zuwenden wollten. Mein Herz ist der Lüge Feind, ich schwieg, wenn meine Gegner die Rabbinische Tradition angriffen, ich erklärte sogar, niemals eine Moral des Eigennutzes vertheidigen zu können. Der Bruch mit der Synagoge wurde immer sichtlicher. Man brach in meine Wohnung, raubte die Papiere, welchen ich meine zitternden, schüchternen Gedanken anzuvertrauen wage, Gedanken, die ich nicht aufzeichnen würde, wenn ich sie schon für ausgemachte Wahrheiten hielte; man übergab sie dem Arzte de Silva, meinem ehemaligen Freunde, der entschlossen sein soll, sie durch eine öffentliche Schrift zu widerlegen. So werde ich, ohne es zu wollen, in einen harten Kampf verwickelt, den ich nicht bestehen kann, weil ich ohne alle Rüstung bin. Denn wenn Du mich fragst, welches mein Ziel, mein Letztes, das ich trotz aller Martern lasse, sei, so bricht mein Leid in die Klage aus, die im Raum und in der Zeit Alles um mich her stöhnt, und die mich unaussprechlicher verzehrt, als die Widerwärtigkeiten mit der Synagoge. Es läßt sich nichts unwiderruflich festsetzen: ich weiß nichts, lieber Vetter."

Ben Jochai war offenbar in Verlegenheit gerathen; man wird es immer, wenn die Aufrichtigkeit eines Helden plötzlich in jene Rührung übergeht, welche Zuspruch zu verlangen scheint, und den man doch nicht zu geben wagt. Noch dazu war er darauf vorbereitet, daß sein Vetter in das Lob des Christenthums ausbrechen würde; ja er glaubte nach einigen Augenblicken, sich doch nicht in seiner Rechnung betrogen zu haben, und wandte sich zu Uriel: „Unter solchen Umständen

muß natürlich Deine alte Liebe zum Christenglauben wieder in Dir erwacht sein, und ich glaube, Du würdest glücklich werden, wenn Du einzig der Eingebung Deiner Neigung und Deinem Muthe, den ich nicht in Abrede stelle, nachgäbest."

Doch Uriel winkte mit der Hand, und ohne zu ahnen, daß sein Vetter wie im Tone des Versuchers zu ihm gesprochen hatte, flüsterte er heimlich, als wenn er sich des Bekenntnisses schämte, aber doch mit ganzer Seele: „Ich hasse die Christen!" gab seinem Thiere die Sporen, und schien eine weite Strecke lang nur mit dem schnellen Hufe seines Rosses beschäftigt zu sein.

Doch jetzt entfernten sich die Reiter von der großen Landstraße und bogen in einen Seitenweg ein, der sie ihrem Ziele näher führen mußte. Vielleicht kam Uriel dadurch in eine ruhigere Gedankenverbindung und hätte gern das Unvermeidliche fallen lassen; doch Jochai hatte die Pause benutzt, um eine Trostrede zusammenzusetzen, wie sie großen Situationen zuweilen nachzuhinken pflegt. „Obschon sich nicht erwarten läßt," sprach er, „daß Du auf die Synagoge mit Veränderungen wirken kannst, so wird sie sich doch zuletzt entschließen müssen, Dich Deinen eigenen Weg wandeln zu lassen. Du bist schon weit berühmt in diesen Ländern, und wenn gleich der Ruhm das am leichtesten Antastbare ist, so ist der Synagoge doch nicht gegeben, Dich zu erreichen. Du wirst die glücklichsten Tage verleben, wenn erst Judith Deine Gattin ist und sie alle ihre wunderbaren Reize, die jetzt noch ihres Vaters Haus verschließt, in dem Deinigen entfalten kann."

Diese Wendung war wirksamer, als der Anfang in Jochai's Beruhigungsworten. Uriel sah freudig auf, ritt seinem Vetter näher und sprach mit Entzücken: „Dem theuern Weibe so nahe, nimmt mir die Welt eine andere Gestalt an. Kann auch das, was häßlich ist in meinem Leben, sich nicht plötzlich zur Schönheit umwandeln, so fühle ich doch, wie geringfügig es ist, und hüte mich, Gedanken daran zu verschwenden, die ich in dem Augenblicke nur meiner Liebe entzogen glaube. Noch begreife ich nicht, Vetter, wie Du mir Deine Rechte auf Judith so ohne Schwierigkeit abtratest."

Jochai lächelte und entgegnete: „Obgleich mich schon die

Wiege zu Judith's Verlobten machte, so gelang es mir doch in reiferen Jahren nie, mich in mein Recht einzusetzen. Ich überließ es Dir, weil ich Dich liebe und Dein Leiden um die Angebetete mir Mitleid einflößte. Ich konnte auch Judith's Verlangen nicht besser stillen, als wenn ich Dir den Paß erleichterte. Ich freue mich nun, Euch glücklich zu sehen."

Uriel reichte ihm die Hand und sagte: „Deshalb hast Du mich auch zu Deinem ewigen Schuldner gemacht. Einen treuern Boten und uneigennützigeren Zwischenhändler, wie sie jede Liebe verlangt, habe ich nicht finden können. Verzeihe mir's, daß ich Dich heute zum Lohne mit so vielen trübseligen Geschichten bedacht habe!" Aber Jochai hörte nicht darauf, und wie in Vergessenheit versunken, sprach er vor sich hin: „O Judith ist schön!" Uriel fühlte, wie seine gesteigerte Sehnsucht das Echo dieser Worte wurde und lauschte entzückt, wie Jochai seinen heimlichen Ausruf mehrfach wiederholte.

Die Sonne hatte schon weit über ein Viertel ihres Halbbogens zurückgelegt, als sich die Reiter dicht in der Nähe ihres Zieles befanden. Das für die damalige Zeit im besten Style gebaute Landhaus des reichen Juden Manasse Vanderstraten schimmerte ihnen durch Boskette und Alleen entgegen; in kurzer Zeit hatten sie die Zugbrücke des Grabens, der noch ziemlich feudalistisch das moderne Schloß umgab, erreicht, und ritten in den Hof ein. Dieser so frühe Besuch war eine Ueberraschung; doch bald waren die zerstreuten Glieder des Hauses auf einem Punkte, Judith in den Armen Uriel's, der alte Vanderstraten im Handelsgespräche mit Ben Jochai. Es war eine kindische Vorbereitung, womit die beiden Liebenden die Festtage ihres Zusammenseins zu beginnen pflegten; denn als sie die Orangerie erreicht hatten, welche dicht am Hause in die hinten liegenden Gärten führte, setzten sie zuerst ihren Schmuck und die äußern Auskleidungen ihrer Schönheit zurecht: Uriel, der jede Kette, jede Haarschnur, das Stirnband, die Ohrgehänge, den Gürtel, Alles unübertrefflich und ganz angemessen fand dem dunkeln, in langen Locken fallenden Haar, der majestätischen Stirn, dem blendenden Nacken, den zahllosen Reizen, mit welchen Judith die kühnste Vorstellung von Griechenlands Liebesgöttin übertraf; sie aber,

der im Gegentheil am Geliebten nichts recht war, weder die Halskrause noch die Verschlingung der goldenen Brustkette, weder der Fall der Barettfeder, noch die Schleifen an den Schuhen, die ihr vor Allem pedantisch erschienen. Sie hatte viel an ihrem Idol zu stutzen und zu ordnen, ehe sie ihn ihrer Küsse für würdig hielt. Und Uriel war glücklich in diesem Spiele, seine Augen verkleinerten sich, als wäre der Horizont seiner Seele viel zu weit für diese stille Freude, er gab sich der Arglosigkeit dieses Genusses, den sonderbaren, liebenswürdigen Einfällen Judith's, ihren Launen, ihrem kindischen, verstandlosen Geschwätz, dem ganzen Wahnwitz einer so jungen Liebe hin, mit derselben schwelgerischen Entwaffnung, die Ihr empfindet, wenn eine zarte Hand in Eurem Haare wühlt. Warum läßt sich für die unbelauschten Genüsse der glücklichen Liebe keine Schilderung finden! Man würde Aphrodite beleidigen, lauschte man an dem Zelte des Achilles, wie Briseis ihm den Helm und Harnisch nimmt und unter Kosen und Lachen über die Schrecken der Schlacht einen Triumph der verliebten Scherzens nach dem andern feiert!

Ueberfälle der beiden Liebenden gelangen nur, wenn sie mit List verbunden waren, und da sie zur Vorsicht keine Zeit hatten, so wurden sie oft überlistet. Sie mußten dann an den Gesprächen der Uebrigen Theil nehmen, auch an ihren Mahlzeiten, mußten Antworten auf Fragen geben, die man eifrig an sie richtete, und doch thaten sie Alles das nur mit dämmerndem Bewußtsein. Sie träumten, indem sie Vanderstratens weit hergewanderte Fasanen aßen und die herrlichsten Seefische bald ausschlugen, bald nach ihnen verlangten. Judith hielt Alles für eine widerliche Störung und fand einen Gang der Gerichte ihres Vaters mißrathener als den andern. Sie warf mit Brotkugeln nach ihren Verwandten und behauptete, sie hätten auf ihre Bärte heute nur geringe Sorgfalt verwendet. Die Weine ihres Vaters gab sie für verfälscht aus, und wenn man sie mit vielen Fragen behelligte oder ihre Schönheit pries, so schrie sie auf und nannte sich das unglücklichste Wesen, das am Ufer des Meerbusens Y wohnt. Kurz, sie war so liebenswürdig, daß Uriel verstummte und sie kaum anzusehen wagte, weil er befürchtete, das, was ihr

bezauberte, zu zerstören. Endlich waren sie wieder allein und wandelten mit verschlungenen Armen durch die schattigen Gänge des Parks.

Sollte ich mir einen Ort wählen, wo ich am liebsten mit der Königin meines Herzens zärtliche Zwiesprache hielte, so führte ich Euch hinaus aus den Städten in grüne Wälder und zeigte Euch jenen lachenden, weißen Schimmer, der von einer einfachen Villa durch die flüsternden Zweige fällt! Was braucht Ihr mehr, um zu wissen, daß es sich hier friedlich lebt, als jenes schlanke Reh, das ohne Scheu durch die halb geöffnete Pforte in den Hof schlüpft, während Ihr Anstand nehmt, ihm zu folgen? Höchst royalistische, aber auch höchst poetische Sitze, in die Frankreichs Heinriche ihre Dianen von Poitiers einschlossen! Die Göttin Langeweile ist die Haushofmeisterin jeder Villa, welche dazu bestimmt ist, dem Geschäftsüberladenen, dem Denker, der Sommerlust oder gar der sogenannten Freude an der schönen Natur zum Asyl zu dienen. Nur für die Liebe sind sie geschaffen, diese stillen Plätze mit ihren langen Fenstern, ihrer weitschallenden Thurmuhr, ihren Orangerieen, Springbrunnen, Teichen, Schwänen, ihren Grotten, chinesischen Tempeln, Statuen, mit all' diesen reizenden Geschmackwidrigkeiten, die aber dann nur noch, das ist die Bedingung, einem Gärtner, einem Koch und einer alten Hausmagd zugänglich sein dürfen!

Uriel war glücklich unter den Tempelchen und Grotten und Götterbildern, die des alten Vanderstraten elender Geschmack hier aufgehäuft hatte. Denn beide, Uriel und Judith, bedurften jener wasserspeienden Delphine und geschwätzigen Cascaden, weil sie ihnen auf Stunden übertrugen, das zu murmeln, was sie selbst verschwiegen, sich nur in den Armen haltend und treue Blicke wechselnd. Das einförmige Rudern langweiliger Schwäne war ihnen, die sie kaum ihren Athem hörbar machten, wie der laute Flügelschlag der äußern Welt, die sie nicht mehr kannten und kennen wollten. Das Leiseste schreckte sie auf, und so heimlich sprachen sie, als ob sie fürchteten, das schweigende Laub aus seinem Schlummer zu stören.

Sechster Auftritt.

Lamoignon. Die Vorigen.

Lionne.

Freund Präsident, eine seltne Ehre!

Lamoignon.

Vergebung, mein geliebter Bruder, ich bin nicht mehr Herr meiner Zeit. Diese vielen barmherzigen Vereine, diese gottesfürchtigen milden Stiftungen, diese Universitätsreformen, Generalsynoden, diese neuen Schulverfassungen und was Alles in das Leben eines Mannes einschlägt, der den Staat gern auf christliche Grundlagen verpflanzen möchte —

Dübois.

Diese Maßregeln bekommen Ihrer Gesundheit vortrefflich.

Lamoignon.

Finden Sie das, Leibarzt? Fühlen Sie einmal meinen Puls! Oder nein, lassen Sie, ich habe keinen Glauben mehr an die Aerzte.

Dübois.

Sie, der so reich an Glauben sind! Wer hätte Ihnen denn diesen Glauben genommen?

Lamoignon.

Die Satyriker des Tages! Doctorchen, es wird jetzt alles in Paris verspottet.

Lefèvre.

Sogar das Studium der Baumwollenindustrie.

Schon näherte ſich der Abend, der Sonnenſchein ſprang höher hinauf in die Wipfel der Bäume, eine proſaiſche Allee, die, indem ſie die Bedürfniſſe der Liebe nicht kannte, in ſchnurgerader, tugendhafter Linie zum Schloſſe führte, brachte ſie in den Kreis der verſammelten Geſellſchaft zurück. Ben Jochai kam ihnen mit dem unverſchämten Lächeln der Vertraulichkeit entgegen, und ein gemeinſchaftliches Geſpräch, herumgereichte Früchte und Weine hatten ſie bald an den ſchwachen elektriſchen Faden angekettet, der die verſchiedenſten Perſonen hier zuſammenhielt.

Da wurde im Hofe unerwartetes Geräuſch hörbar. Ein Diener kam in den Gartenſaal hereingeſtürzt, um die Ankunft einer ſonderbaren Geſellſchaft zu melden. Dieſe folgte ihm auf dem Fuße. Männer mit langem Talar und ungeſchornem Barte, Rabbiner und, wie man mit Schrecken ſah, Abgeordnete der Synagoge, traten ſchnellen Schrittes herein und warfen ſpähende Blicke auf die, welche ſie hier verſammelt fanden. Was konnte ihnen erwünſchter kommen, als daß Uriel, nichts Gutes ahnend, aufſtand und ihnen entgegenſchritt? Denn ihn ſuchten ſie:

„Wehe, wehe!“ riefen Alle eintönig, und der mit dem Worte Beauftragte fuhr mit ſchrecklicher Geberde und in dumpfem Tone fort: „Wehe dieſem Hauſe, daß der peſtartige Ausſatz des Fluches, den die Kirche über einen ihrer entarteten Söhne verhängen muß, ſich durch ſeine Mauern verbreitet! Dir aber gilt der Fluch, Uriel Acoſta, meineidiger Verräther an dem ewigen Geſetze des ewigen Gottes, Schützling der abgefallenen Engel und geheimes Werkzeug der gottloſen Feinde Jehova's und der Spötter! Lange genug ertrug Jehova, wie Dein lügenhafter Geiſt ſich in immer neuen Schmähungen ſeines Namens überbot. Du haſt kein Mittel geſcheut, den göttlichen Bau des Geſetzes zu untergraben und zur Verſpottung Deines Glaubens geborgt die falſchen Künſte und Lehrmeinungen von allen Völkern, die meiſten von den Chriſten. Ein weiſer Gelehrter, Judas de Silva, hat Deine Zweifel für gefährlich erklärt und in muſterhafter Schrift nachgewieſen, daß Du mit ihnen die äußerſte Strafe über Dich verhängt haſt. Die Langmuth des Himmels iſt

zu Ende. Wir ſind mit dem Auftrage hier, Dich in die geiſtliche Acht zu erklären und den Fluch Gottes über Dich auszuſprechen. So verſenge das Gras unter Deinem Fuße und die Luft weiche bebend vor Deinem Munde zurück, wie man einen Ausſätzigen flieht! Gelobt ſei Gott! In den Leib des Weibes, das Dich geboren, fahre Siechthum, Deine Brüder werden Dich meiden wie böſe Anſteckung, und Deine Schweſter wird Dir einen Stein reichen, wenn Du vor Hunger verſchmachteſt. Gelobt ſei Gott! Das ſchmutzige Thier, das wir verachten, wird Dir nachlaufen, und jedes Waſſer, in dem Du Dich reinigen willſt, wird ſich vor Deinen Augen trüben. Gelobt ſei Gott! Die Gebrechen des Alters werden Dich früh belaſten, und ein ſieches Leben wirſt Du lange friſten, jahrelang wird der Todesengel an Deiner Kehle ſchnüren und Deine Gebeine werden ſchon in Staub zerfallen, noch ehe Du gewaſchen biſt. Deinen Bitten wird der Himmel ſein Ohr verſchließen und eher dem verzeihen, der ſeinen Vater erſchlug, als Dir, den Gott durch der Kirche Mund verflucht hat!"

Dieſe Verwünſchung erſchütterte Uriel weniger als die Wirkung, welche ſie auf die Verſammelten hervorbrachte. War er bei den erſten Worten des Rabbiners noch zweifelhaft, ob er dieſen unverbeſſerlichen Fanatismus mit der gleichgültigen Miene eines darüber Erhabenen aufnehmen ſollte, verglich er noch einen Augenblick den lächerlichen, ich möchte ſagen hohnlächerlichen Contraſt, in welchem die Natur und die Einfachheit des Glücks, das er eben genoſſen, zu jener, auf ſo viel unnatürliche Vorausſetzungen gebauten Autoritätsanmaßung ſtand, ſo erblaßte er, als er ſeine Umgebung auseinanderſtieben ſah, und hielt ſich wankend an einer laubumrankten Säule feſt. Noch ehe der Fluch zu Ende war, waren ſcheu alle Uebrigen von ihm mit Entſetzen zurückgewichen; Vanderſtraten riß ſeine bebende Tochter zu ſich heran, und ſie leiſtete keinen Widerſtand; Jochai zog ſich zurück, um jede Verlegenheit, in die ſein Aberglaube, ſeine Furcht und ſeine Freundſchaft gerathen konnten, zu vermeiden. Uriel ſtreckte flehend die Hand aus nach Judith; aber ſie war zu ſchwach, um die Möglichkeit, an des Verfluchten Seite

zu „verweſen", herauszufordern; ſie wies ihn mit Entſetzen zurück. Uriel ſtand vernichtet, alle mit Mühe zurückgedämmten Mißlichkeiten ſeines Lebens fielen eiſenſchwer auf ihn nieder, er athmete kaum und ſchwieg. So blieb er einen Augenblick, dann ſchien ihn eine plötzliche Wuth zu erfaſſen, er ballte die Fauſt, die Adern des Halſes ſchwollen an, ein Schrei der Verzweiflung und der Drohung erſtickte in ſeinem Munde, und mit wüthenden Geberden ſtürzte er fort. Er floh in den Hof, riß ſein Pferd aus dem Stalle und ſprengte ſogar ohne Sattel davon.

Wer Uriel in der Dämmerung über die Straße ſtürmen ſah, ohne Hut, mit fliegendem Haar auf dem ſchweißtriefenden Roſſe, das er unausgeſetzt mit ſeinen Sporen ſtachelte, mußte ihn für einen Dämon der Fabel, einen König der Haide halten, der funkenſtiebend durch ſeinen Zauberkreis flieht, um die Nacht zu erreiten, oder für Oreſtes, der den Muttermord eben vollzog und die Furien hinter ſich die brennenden Fackeln ſchwingen hört. Bäume, Hügel, Seen glitten nebelhaft an Uriel's Blicken vorüber; er wollte nichts, als das Nichts, das Oede, die Leere, Gedankenloſigkeit, Vergeſſenheit.

Aber des Thieres Kräfte reichten nicht aus, es mäßigte endlich keuchend ſeinen Schritt und an Uriel's Ohr hörte es auf, in's Leere zu ſauſen. Die Dinge flohen nicht mehr, er ſah, daß Alles ſtand und nur auf ihn wartete, ob er herankäme. Der Mond ſtand über ihm, die Bäume warfen lange, ſchweigſame Schatten, ein Stern blitzte nach dem andern am Himmel auf. Er mußte inne halten, um ſich auf Alles, was geſchehen war, zu beſinnen. Es ſchien ihm, als läge eine lange Vergeſſenheit hinter ihm und eine alte, trübe Erfahrung, die ihn betrog, äffe ihn auf's Neue. Aber verzweifelnd ſchlug er die Hände zuſammen, als ihn die Täuſchung verließ, und er wol die ungeheure Laſt empfand, die noch die jüngſte Stunde auf ihn gewälzt hatte. Er ſah den Mond, dieſen alten Wächter ſeiner Liebe, und es war ihm, als hätte er nur Untreue erlebt, Verrath in Judith's treugeglaubtem Herzen. Dann aber fiel ihm ein, warum ſie floh, als er ihr flehend winkte; die öden Prieſter klopften an ſeine Seele, ihre knöchernen Arme ſtreckten ſich von den Gräben am Wege herauf,

und Alles um ihn her rief mit dumpfer Grabesstimme die Worte des Fluches nach, die sie vorsprachen. Uriel zitterte; er spornte sein Thier, denn er war noch nicht im Stande, die ganze Last zu tragen. Die zunehmende, vom Mond erhellte Dunkelheit half ihm; sie nahm ihm den Horizont, sie umzog ihn mit weiter, wüster Leere, so daß seine Empfindungen zerfließen konnten in die Weite, ohne Störung, ohne Erinnerung an das, was nun nicht mehr ist, was Alles verloren ist. Er sah nun Judith nicht mehr allein, nicht mehr die Priester allein, sondern Alles und sich, den Verfluchten, den Ausgeschiedenen, den Geächteten. Er hatte mit dem Menschengeschlechte jetzt keine religiöse Gemeinschaft mehr. Was ihn unter anderen Umständen nicht gestört hätte, das peinigte ihn jetzt, daß er für sich selbst die Verantwortlichkeit seiner Seele übernehmen sollte. Er fragte sich, ob er sich denn einen Tempel bauen dürfte? Ob nicht, wie einst in Jerusalem, feurige Flammen aus der Erde kommen und seinen heidnischen Bau zerstören würden? Ob nicht der Himmel ein Ort sei, den sich nur der Glaube einer Gemeinde schaffe, und es vergebens sei, für sich, zu seiner eigenen Seligkeit, diesen Himmel zu beschwören? Ob Jehova gerechter sein werde als die Juden, da er mit der Befangenheit eines irdischen Geistes oft um ihn herumgegangen wäre, an ihm gemeißelt und gedeutelt hätte? Ob nicht Alles Verbrechen an ihm sei, und jetzt Alles gerechte Strafe? Seine Gedanken verwirrten sich, er verlor die Besinnung, und ohne zu wissen wohin, schwankte er fort auf seinem müden Thiere.

Ganz in der Nähe der Stadt hielt er endlich vor einem Hause, das dem Roß und Reiter wohl bekannt war. Uriel sah sich in der Gegend um; er irrte sich nicht, hier wohnte seine Schwester. Die Nacht war noch nicht ganz hereingebrochen. Ein linder Abendwind wehte vom Meere herüber, der Mond erhellte den Hof, den Uriel betrat. Oben auf einer Terrasse erblickte er seine Schwester, die ihn freundlich begrüßte und zu sich hinaufrief. Ihr Gatte war auf einer langen Reise begriffen; wen sah sie lieber, als den unter ihren Brüdern, welcher ihrer Seele am verwandtesten war? Uriel fühlte die elektrische Wirkung einer so reinen und un-

eigennützigen Liebe, wie die einer Schweſter iſt. Er war unvermögend, mit ſeinem ganzen Elend ſogleich dieſes friedliche Herz zu überfallen; er ſetzte ſich an die Seite ſeiner Schweſter und drückte mit zitternder Haſt ihre Hand.

„Ich ſchleiche mich wie ein Dieb bei Dir ein," ſprach er leiſe, „und raube mir das, was Du mir bald verſagen wirſt." Seine Schweſter ſah ihn fragend an. „Was drückt Dich, Uriel?" ſprach ſie ſanft; als ſie aber ſeine verzerrten Geſichtszüge, das Zittern des Mundes, die ſtarren Augen wahrnahm, ſprang ſie auf und fragte ernſter, was ihm zugeſtoßen wäre. Uriel verlangte nur nach ihrem Kinde. Sie rief, und ihr Einziger, ein Knabe von ſieben Jahren, eilte auf ſeinen Oheim zu, den er im Mondſchein leicht erkannte. Entblößt Eure Häupter! Dieſer Knabe war Baruch Spinoza. Uriel nahm ihn auf ſeinen Schooß, und das göttliche Kind, gleichſam in dem Blicke des Dulders die Leiden ahnend, die ſpäterhin es ſelbſt treffen ſollten, unterließ, mit Fragen, die ſonſt ein Kind ſogleich bereit hat, die feierliche Stimmung zu ſtören, in welche Uriel's Seele verſetzt war. Doch ſeine Mutter drang heftiger in Uriel, ſie umſchlang ihn bittend, ſie mit ſeinem Geheimniſſe nicht zu foltern. Aber der Geächtete wand ſie ſeufzend von ſeinem Halſe, indem er ſagte: „Berühre mich nicht, theure Schweſter! Ich bin zu ſchmutzig und befleckt für Deine reine Seele. Morgen in der Frühe mußt Du den Prieſter in Dein Haus kommen laſſen, daß er die Spuren, die ich hier zurückließ, durch heilige Weihe tilge. Mich traf der Fluch der Synagoge: ich bin geächtet!"

Ein Schrei des Entſetzens entfuhr der Schweſter, die auf einen ſolchen Schlag nicht gefaßt war. Uriel wollte gehen, aber ſie umſchlang ihn weinend und ſchwur, daß ſie ihn nicht laſſen würde, ihren Bruder, nicht vor aller Welt. Uriel blickte ſie fragend an, er dachte an Judith, die ihn verrathen hatte, und ſank vernichtet auf ſeinen Sitz zurück. Die Sprache verſagte ihm, denn Wehmuth, Schmerz und Entzücken vermag kein Laut im gleichen Momente wiederzugeben. Seine Schweſter erhob ſich bald zu einer Höhe, von der ſie ſeine ganze Lage überblickte, ſie beſchwor ihn, einen Entſchluß zu faſſen, er ſollte in ihrem Hauſe ſicher ſein, nicht verſteckt, ſondern

öffentlich, ſie wollte zu den Brüdern eilen und deren Rath einholen; aber Uriel wehrte Allem, küßte ſie und ſprach: „Geliebte Schweſter, Deine Treue macht mich ſo unglücklich wie ſelig. Aber ich vergeſſe es, daß mich Judith vergaß; ich ſchäme mich, Deine Liebe mit der ihrigen zu vergleichen; Du ſtehſt wie eine Göttin vor mir! Doch ich bedarf der Einſamkeit, es würde meine Strafe noch vermehren, wenn ich Euch unter meinem Rufe leiden ſähe. Ich kehre nicht in die Stadt zurück, ſondern ergreife noch in dieſer Stunde meinen Wanderſtab und ziehe in die Fremde hinaus; widerſprich dieſem Entſchluſſe nicht, ich würde zuviel leiden, wenn ich bei Euch bliebe."

Die Schweſter weinte und Baruch ſah Uriel mit großen Augen an und fragte, wer ihm ſo bittere Leiden verurſachte? Uriel fühlte das Schneidende des Contraſtes zwiſchen dieſer kindlichen, das Böſe nicht ahnenden Unſchuld und der fanatiſchen Caricatur, die ihn verfolgte, er lachte wild auf vor Schmerz und ſtieß die fürchterlichſten Drohungen gegen die Verächter der Natur und der Wahrheit aus. Er ſchritt auf dem Getäfel der Terraſſe, die Hände gegen die Geſtirne ſtreckend, auf und ab und prophezeite der Lüge und der Barbarei einen jähen Untergang. Als er aber erſchöpft auf ſeinen Seſſel niederſank, ſagte ihm Baruch Spinoza mit unerſchrockener Miene den Spruch der Bibel: „Wer Dir die eine Backe ſchlägt, dem reiche auch die andere."

Uriel blickte ihn ſchweigend an, dann fragte er ihn, wo er dieſe Worte her habe? Baruch ſagte: Aus dem Neuen Teſtament, das er griechiſch leſe. Uriel's Auge glänzte vor Begeiſterung, er ſchloß den Neffen in ſeine Arme und rief in lateiniſchen Worten: „Veniet alter, qui me major erit." Die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, er wankte die Stiege der Terraſſe hinunter und war bald im Dunkel verſchwunden.

Nach dieſer Scene wird man nicht begreifen können, wie das über unſern Helden ausgeſprochene Verhängniß doch eine gänzliche Zerrüttung ſeiner Willenskraft bewirken konnte. Rechnet man noch hinzu, daß der ihn verfolgende Act von einer ſogenannten gedrückten Kirche ausging, daß in den

überall verbreiteten christlichen Formen und Gebräuchen ein jüdischer Bann fast spurlos sein mußte, so ist es auffallend, daß sich Uriel, vielleicht aus tiefeingewurzelter Liebe zum Judenthum, das er doch bekämpfte, völlig der Illusion des Fluches hingab, nirgends festen Fuß faßte, sondern ohne Zweck und Ziel von einem Orte zum andern pilgerte. Allein wie lange konnte es währen, daß Judith's Bild in seiner Seele verschleiert blieb? Schon am nächsten Morgen nach dem Abschiede von seiner Schwester deckte er es in seiner vollen, strahlenden Pracht wieder auf und verlor zu Allem, was er schon verloren, jetzt auch noch den Muth. Die Ursachen seines Elends vertauschten sich. Er litt mehr um Judith's Verlust, als um die Achterklärung, die ihn sonst nicht hätte verwirren können. Dann ließ er eine Ursache seiner Verfolgung in die andere spielen, er verwechselte ihre Aufeinanderfolge, und wie es trüben Gemüthern eigen ist, er nahm das Glück seiner Liebe bald wie eine Herausforderung, die er ja selbst dem Himmel hingeworfen hätte. Das gänzlich Uebermannende aber ist das Gefühl der unabänderlichen Nothwendigkeit. Dies klammerte und hakte sich in alle seine Empfindungen ein, so daß das Schicksal wie eine schwere Last auf ihm lag und er nichts Anderes für sich übrig glaubte, als zu dulden. Auch giebt es eine Art von Aberglauben, der sich nur bei Männern findet, welche über Vorurtheile sonst weit erhaben sind. Die fortwährende Beschäftigung mit der Religion stimmt das Gemüth, selbst das verneinende, aufgeklärte, zu einer unwillkürlichen Milde, die sich bis zu einem leise wurzelnden Aberglauben fortbilden kann. Da Uriel nicht zu den Philosophen gehörte, welche das vorhandene Gebäude von religiösen Satzungen mit einem Male umstoßen und nur das gelten lassen, was sie selbst dafür wieder aufbauen, da er gewohnt war, eine Meinung nach der andern zu prüfen und dabei den stufenweisen Weg des Zweiflers ging, so hielt sich sein Geist gleichsam fortwährend in einer Art religiösen Duftes, der ihn plötzlich übermannen und seiner speculativen Waffen berauben konnte. Die Religion war stärker als er, da er sie nur in ihrem eigenen Interesse bekämpfte, nicht um sie zu leugnen, sondern um sie festzustellen.

Wie aber ſo Vieles in Eurem Herzen von äußeren Umgebungen abhängt, ſo wirkten auf Uriel die verſchiedenen Gegenden, welche er auf ſeiner Irrfahrt antraf, auf verſchiedene Weiſe. War er auf einſamer Wanderung, auf ſich ſelbſt angewieſen, ſo beherrſchte ihn die Stimmung, welche wir eben ſchilderten; ſah er große Städte, das Gewühl der Menſchen, wie Alles in der Erzielung des eigenen Vortheils ſich vertiefte, dann zog ihn dieſer Anblick von ſeinem Trübſinn bald wieder ab, ſeine Miene erheiterte ſich und er wurde unſchlüſſig, ob er nicht wieder an dieſem Lärm, an dieſem Vertreiben des einen Tags durch den andern Theil nehmen ſollte. Die alte Keckheit ſeines Geiſtes ſteckte in ihm wieder ihre Fahne auf, und muthige, männliche Gedanken zogen mit klingendem Spiel durch ſein Inneres. Dann konnte er auflachen und mit ſpottendem Herzen ausrufen: „Alle dieſe Menſchen, wie ich ſie hier jagen und treiben ſehe, was wiſſen ſie von den geiſtigen und geiſtlichen Bändern, die um ſie herum unſichtbar gelegt ſind? Der Krämer wiegt ſeine Waare, der Kunde zahlt ſein Geld, der Kärrner ſchiebt ſeinen Karren, der Landmann den Pflug, ein Jeder iſt übermäßig mit ſich beſchäftigt: ſie ſcheinen in dieſem Augenblick völlig unabhängig von einander; jede Zumuthung, die der Staat, die Kirche, die Wiſſenſchaft an ſie macht, muß ihnen läſtig ſein; ſie haben ſie auch ganz vergeſſen. Dieſe Menſchen werden einmal einſehen, wie gering jene Gewalt iſt, die heimlich ihre Fäden über ſie ausſpannt. Es wird eine Zeit kommen, wo ſie mit ihrer Exiſtenz ſo beſchäftigt ſind, daß ſie ſich weder auf die Kirche, noch auf einen Staat beſinnen können, der Anſprüche auf ſie machen will. Sie werden mit dem Kopf ſchütteln und die Fragen der Prieſter und Staatsmänner mit Lachen beantworten.“

Uriel war in der heiterſten Stimmung, als er dieſe Worte vor ſich hinſprach. Er lag nach einer ſchon zweimonatlichen Irrfahrt im Lande auf einer der äußeren grasbewachſenen Schanzen, welche die Feſtung Arnheim umgaben, lang hingeſtreckt, den Kopf auf den Arm geſtützt. Er hatte die freie Ausſicht auf unabſehbare Felder, welche den Fleiß des Landmanns beſchäftigten, auf die Landſtraße, welche mit Karren

und Fuhrwerken bedeckt war, auf den Rhein, deſſen Strömung er ſich zum Führer ſeiner Reiſe genommen hatte. Er verlor ſich in ſeinen Gedanken, die diesmal alle wie von der Sonne beſchienen waren.

Als er wieder aufblickte, feſſelten zwei Reiter, welche unten die Landſtraße heraufzogen, ſeine Aufmerkſamkeit. An dem einen derſelben ſchien ihm Alles bekannt, Roß, Haltung des Reiters, ja bald hätte er ſchwören mögen, daß derſelbe niemand Anders als ſein Vetter Ben Jochai war. Er richtete ſich auf und war unſchlüſſig, ob er den Wall hinunterſteigen ſollte oder nicht. Er ſtrengte ſich an, den Begleiter Jochai's zu erkennen, einen jungen Menſchen, der ungeübt auf dem Sattel ſchien und ängſtlich auf den Huf ſeines Pferdes ſah. Uriel war auf der Landſtraße, ohne es zu wollen; er trat einige Schritte vor, ſo daß er den Ankommenden in die Augen fiel. Dieſe hielten inne; Uriel ſtrengte ſeine Sehkraft an und erſchrak, da ihn über Jochai's Begleiter eine Vermuthung überfiel. Der junge Menſch kam dem Mißtrauen in dieſe Vermuthung zuvor, ſprang vom Pferde und lag jubelnd an Uriel's Halſe. Es war Judith.

Lange währte es, ehe alle Drei in den rechten Fluß der Mittheilung und des gleichgeſtimmten Geſprächs kamen. Die Schwierigkeit einer Ausſöhnung war aber nicht mehr vorhanden; denn Judith, weinend und jubelnd, koſend und flehend, überſchüttete Uriel mit einer Fluth der liebenswürdigſten Worte, die ihm jeden Vorwurf aus dem Munde nahmen. „Mein heißgeliebter Freund," ſprach ſie, „verdiene ich wol, die Hand zu küſſen, die mich mit ſo treuer Liebe umſchlungen hielt? O, warum weiß ich keine Strafe, die dem Verluſte Deiner Liebe gleich käme, ohne daß ich Deine Liebe verlöre. Ach! Ich werde närriſch. Mein ganzes Leben iſt in Deine Hand gegeben; denn ſo groß iſt meine Reue, daß ich mir ſelbſt den Tod geben würde, wenn Du mich an Deiner Liebe das entgelten ließeſt, was ich an Dir verbrach! Du hatteſt mich für zu ſchwach gehalten, Uriel, als daß ich eine Mittheilung Deiner eigenthümlichen, nun verketzerten Gedanken hätte tragen können. Du mußt dies auch jetzt noch glauben, da ich in dem Augenblick, als ich ſie zugleich mit

ihrer Wirkung zum erſten Mal kennen lernte, alle Beſinnung verlor. Doch Du kannſt nicht ungerecht gegen ein Weib ſein, das in der Liebe Wunder vermag, ſonſt aber Alles anſtaunt und für übermächtig hält. Warum verſchloſſeſt Du mir Deinen Geiſt? Warum zogſt Du mich nicht zu Dir hinauf, Uriel! Du lebteſt am Tage unter Deinen Göttern, und wenn der Abend kam, ließeſt Du Dich zu mir, einer ſchwachen, kindiſchen Sterblichen herab. So zerſchnitteſt Du ſelbſt das Band, das in jener fürchterlichen Stunde mich ſonſt unzertrennlich an Dich gefeſſelt haben würde. Wehe mir, ich Thörin! ich wälze die Schuld auf Dich; aber ich thue es nur, um Dir das Vergehen leichter zu machen. Denn mein Unrecht iſt unvertilgbar, ich komme mir wie eine Elende, Meineidige, wie ein ſchlechtes Kraut vor, das hinter der Mauer wächſt und ſo nichtig iſt, daß es den Tag nicht verdient, den es lebt. O Uriel, liebe mich! Du biſt ein wunderbarer Schöpfer, der Alles vermag; wenn ich Adel für meine Seele, irgend einen Stolz, der nicht vergänglich iſt, ſuche, ſo kann ich ihn nur bei Dir finden. Ich bin ganz in Nichts verſunken, nur Du kannſt mich wieder aufrichten!"

Uriel drückte ſchweigend, aber lächelnd und voller Liebe ihre Hand: das Uebermaß erdrückte ihn. Judith fuhr fort, indem ſie auf Jochai zeigte, der ſchweigend die beiden Thiere am Zügel führte: „Wie viel Dank bin ich Deinem vortrefflichen Freunde ſchuldig! Da mein Vater ſich mit Abſcheu von der Erinnerung an Dich abwandte, ſo blieb dieſer meine Zuflucht. Das Unerklärliche des Auftrittes, der uns trennte, Lieber, verlor ſich allmälig vor meiner verzweiflungsvollen Seele, der ganze Zuſammenhang dieſer Dinge ſtand jetzt deutlich vor mir, meine Sehnſucht nach Dir, die nur mit dem Tode ſterben wird, folterte mich, und für Alles fand ich bei Jochai Rath und Hülfe. Er ließ mich in die Räthſel Deines kühnen Geiſtes blicken und weckte mein Verlangen, von Deinem hohen Fluge mitgetragen zu werden. Ich ſchämte mich, daß der Aberglaube einen Augenblick über meine Liebe hatte ſiegen können, und betrieb den Entſchluß, der durch Dein Wiederfinden mit ſeinem Erfolge gekrönt iſt. Ich floh die Wohnung meines Vaters, um Dich aufzuſuchen. Wir verfolgten den

Lamoignon.

Der Baumwollen — Wie kommen Sie auf Baumwolle?

Lefèvre (bei Seite).

Sieh, sieh, er stutzt! (Laut) Nicht wahr, es werden jetzt so viel Schaafe geschoren, daß in Frankreich von Baumwolle nicht mehr die Rede sein kann?

Lamoignon.

Ja, Sie spielen auf die Advocaten an, Herr Parlamentsrath! Seitdem unsre modernen Satyriker uns gezeigt haben, was Notare sind, kann man bei dem Gleichniß der Schaafschur nur an Prozesse denken. Doch dies beiseit! Lieber Lionne, ich bringe Ihnen da eine unangenehme Commission.

Lionne.

Freund Lamoignon war von jeher ein Bote des Friedens!

Lamoignon.

Ich habe mich auch ungern mit einer Angelegenheit befaßt, die Ihnen verdrüßlich sein wird. Das allgemeine Vertrauen zu genießen hat manchmal seine schlimmen Seiten.

Lionne.

Die Polizei hat abgehärtete Nerven. Tragen Sie nur Ihre Sache vor!

Dübois.

Privatangelegenheit? (Will seinen Hut nehmen.)

Lamoignon.

O nein! Nur zu öffentlich, Doctor! Stadtgespräch! Eine Anzahl der ehrenwerthesten Bürger von Paris, zwei Hundert und siebzig Namen richtig gezählt, haben mich beauftragt, Ih-

Doch es fehlte auch hier der Begeisterung nicht an einer Hinterthür. Judith selbst, die Schwärmende, Glückliche, war es, welche sie zu öffnen versuchte. Denn wie wenig es mit ihrem Entschlusse, sich um Uriel wie sein Gürtel zu schlingen und ihn nicht zu verlassen, wo er auch hinginge, übereinstimmte, daß sie einige Worte von Rückkehr und Widerruf fallen ließ, so wäre es zu gewagt gewesen, hätte Ben Jochai's Mund diese zuerst aussprechen sollen.

Uriel blickte sie verwundert an, aber diese Verwunderung war eher des Sinnenden, als des Entrüsteten; er schwieg und widersprach nicht, als Judith ihm die Rückkehr in die alten Verhältnisse, und namentlich den Gewinn ihres Vaters in den schönsten Farben schilderte. Als Jochai sah, daß seines Vetters Wille ganz unbewaffnet war, trat er wie auf ein verabredetes Zeichen hervor und sagte: „Wozu fruchtet es, lieber Freund, wenn Du Dich selbst um den Genuß des schönsten Lebens bringst? Du hast mir oft gestanden, welchen großen Reiz die Stadt, welche Du jetzt meidest, für Dich hat, und damals wußtest Du doch nicht, daß sie bestimmt war, einst Dein Theuerstes einzuschließen. Ich sage nicht, daß Dich Judith verlassen könnte; aber ich denke mir, die Liebe sehnt sich gern nach den Orten zurück, welche die Zeugen der ersten Schwüre waren. Die Liebe ist immer etwas prahlerisch mit ihrem Glücke, und wo könntet Ihr vor einer großen Schaar von Neidern und Bewunderern Eure Schätze ausbreiten, als in Amsterdam?"

Uriel leistete keinen Widerstand. Nur seine Beistimmung fehlte noch, welche Jochai ferner einzutreiben versuchte. „Du scheust Dich vielleicht," sagte er, „nach Hause zurückzukehren, weil Du im Banne bist? Allein Deine Klugheit müßte auch hier siegen, wenn Dein Starrsinn zögerte. Dein Gegner de Silva hat die Erklärung abgegeben, daß Deine Sätze nicht darauf hinzielten, das Christenthum zu empfehlen, sondern daß Du vielmehr der ausgestorbenen Secte der Sadducäer zugethan seist. Da aber die Sadducäer niemals von der Gemeinde ausgeschlossen waren und volle Freiheit hatten, im Tempel zu lehren, so hat sich der Groll der Synagoge um Vieles gemildert. Würde sie auch den Bann nicht aus freien

Stücken zurücknehmen, ſo könnte ſie damit nicht zaubern, wenn Du ſelbſt einen Schritt ihr entgegenkämſt und ein öffentliches Geſtändniß ablegteſt, daß es Dir in Deinen Forſchungen nur um die Wahrheit der jüdiſchen Lehre zu thun geweſen ſei und Du auf Nichts beſtehen wollteſt, was derſelben in gerader Richtung zuwiderliefe. Was iſt an dieſer Erklärung Großes verloren?"

Uriel wagte zwar nicht darauf zu antworten: „die Ehre!" aber er fühlte es, daß Jochai's Zureden die Umſchreibung einer Handlung war, die ihn ſpäterhin reuen konnte. „Wie Ihr nur Eure Worte ſo fein ſetzt!" ſagte er; „öffentlich widerrufen ſoll ich und an meiner eigenen Ueberzeugung zum Meineidigen werden? Ich müßte die Miene eines Bußfertigen annehmen und dürfte mich daheim nicht mehr getrauen, die Augen auf der Straße aufzuſchlagen. Ihr gebt mir nicht den beſten Rath."

Jochai war aber ein feiner Menſchenkenner; er wußte, daß Uriel Luſt hatte, ihm entgegen zu kommen, daß er ihn nur wieder zurücktreiben würde, wenn er mit noch weitern Worten die unleugbare Thatſache des Widerrufs umhüllen wollte. So war Uriel gezwungen, ſich ſelbſt zu bekämpfen und ſagte, indem Judith mit allen Nerven horchte: „Ich trage keinen Groll gegen die Prieſterſchaft, und könnte mich aus Großmuth entſchließen, ihrer Schwäche auszuhelfen. Auch ſind mir meine Verwandten werth, und vor Allem beſtimmſt Du mich, theure Judith, die ich nicht hinausnehmen könnte in das wilde Treiben der Welt, in alle ihre Mühſeligkeiten und Gefahren. Es iſt wahr, Dein Vater lebt jetzt in Bekümmerniß um Dich; doch ſage mir, Jochai, biſt Du der Vereitwilligkeit der Synagoge gewiß? Und welche Art des Widerrufs verlangt ſie?"

Jochai vermied hierauf zu antworten und ſchien nicht glauben machen zu wollen, als ſtünde er mit der Synagoge auf vertrautem Fuße. Doch ſo groß war Uriel's Sehnſucht, Alles zum Guten beizulegen und mit Judith's neuerworbener Liebe heimzukehren, daß es ihn ſogar nicht bekümmerte, wie Jochai auf ſeine Fragen nur allgemeine, das Beſte hoffende

Antworten gab. Zu Beider Freude ſchlug er ein und ſagte, er wollte Alles thun, um ihre Liebe zu belohnen.

Entziehen wir dem unglücklichen Manne unſere Theilnahme nicht, weil wir ihn hier eine ſeiner vielen Prüfungen ſchlecht beſtehen ſehen! Wir, die wir gewohnt ſind, in einer gleichſam angeborenen, fortwährenden Märtyrerſchaft zu leben, werden leicht zur Hand ſein, über einen Mann den Stab zu brechen, welcher gegen die Satzungen einer fanatiſchen, intoleranten Religion aufzutreten den Muth hatte und ſpäter im Stande ſein konnte, wieder heranzukriechen zu der Hand, die ihn züchtigte. Allein in Uriel's Seele war Verwirrung eingezogen. Er liebte das Judenthum, ja er mußte für daſſelbe Alles hingeben, wenn er ſich nicht um ſeine erſte Jugend, ſeine erſten Lebenspläne ſchon betrogen ſehen wollte. Er hatte das Chriſtenthum abgeſchworen: mußte da ihn nicht Alles beſtimmen, der Jehovalehre treu zu bleiben! Hätte er ſich auch von dieſer wieder entfernen können, wie leer und nichtig würde ihm dann ſein Inneres, wie Alles an ihm in Inconſequenz und Scham verwandelt worden ſein! Weil er keinen neuen, dritten, unabhängigen Zuſtand wußte, worin er leben konnte, flüchtete er ſich unter den Schutz des Judenthums wieder zurück, indem er ſeine eigene Meinung den beſtehenden Verhältniſſen opferte.

Die Tage der Rückreiſe verſchwanden unter der Abwechslung anmuthiger Gegenden und des heiterſten Geſprächs. Uriel beſaß zu viel angeborenen Stolz, als daß er ſeinen Richtern, denen er ſich freiwillig unterwarf, demüthigen Hauptes hätte entgegen gehen ſollen. Judith befand ſich in der glücklichſten Laune; denn ſie hatte mit ihrer Anſtrengung Großes bewirkt, und zwar in ſo kurzer Zeit, daß ſie dabei nicht hatte ermüden können. Jochai unterzog ſich freiwillig jedem Geſchäft, das ſeinen Gefährten eine Mühe erſparte, und ſchien ganz in ihre Wünſche und in ihr Glück aufzugehen. In kurzer Zeit war Amſterdam erreicht. Judith hatte ihre männliche Kleidung noch nicht abgelegt und ließ ſich nicht zurückhalten, Uriel auf dem erſten Gange, den er machte, ohne ſich vorher jemand Anders zu zeigen, zu begleiten. Sie ritten gerades Weges auf die Wohnung des Oberrabbinen zu, der vorläufig

durch Jochai von Uriel's Ankunft benachrichtigt war. Uriel ließ ihn von seinem Entschlusse, sich mit der Kirche vertragen zu wollen, in Kenntniß setzen und erlangte bald die Erlaubniß, vor den Priester zu treten. Er traf ihn allein, einen strengen Greis, von geringerem Fanatismus, als seinen Beisitzer, aber von unerschütterlicher Festigkeit. Uriel war seines Anblicks gewohnt und ertrug ihn, ohne von ihm beherrscht zu werden. Er setzte freimüthig seine Ueberzeugung auseinander, versicherte seine treueste Anhänglichkeit an den Dienst Jehovas und verlangte, sogleich von seinem Banne freigesprochen zu werden. Der Oberpriester schützte die Berufung auf einen geistlichen Rath vor, und Uriel wurde bis zu dessen Beschlußnahme in einer Zelle gehalten, welche in dem obern Stockwerke der priesterlichen Wohnung lag und ziemlich einem Gefängnisse glich.

Der versammelte Rath, darauf fußend, daß sich der Geächtete aus freien Stücken in ihre Gewalt begeben hatte, beschloß nun auch, von der rauhen Seite seiner Gnade so viel herauszukehren, als er nur konnte. Als Uriel vor ihn gerufen wurde, erhielt er den Bescheid, daß der Bann von ihm genommen werden sollte, falls er einen förmlichen Widerruf seiner Irrthümer in diesem Augenblick ablegte und sich an die Wahrheiten zu halten schwören wollte, welche sie ihm in der Reihenfolge vorlesen würden. Dann sollte in der Abendsynagoge seine Buße und der Bann als zurückgenommen angezeigt werden. Einen Augenblick war Uriel schwierig; doch da ihn die Ungeduld peinigte, zu seinen Begleitern zurückzukehren und recht bald die Früchte dieser ärgerlichen Ceremonie bei seinen Freunden und Verwandten zu genießen, so betrieb er die Procedur mit einer Eilfertigkeit, welche die Richter in Verlegenheit setzte. Der Vorsitzende hielt inne und drohte, die Verhandlung abzubrechen, wenn der Geächtete mit so gleichgültigem und unreumüthigem Eifer in dieser Angelegenheit verführe. Doch Uriel's Versicherungen, daß es ihm um Alles der heiligste Ernst wäre, und er nur den Augenblick beschleunigen wollte, der ihn in die alte Gemeinschaft des Glaubens und der Hoffnung wieder zurückführte, vermochten die Priester, ihm zu willfahren und endlich durch eine feier-

liche Erklärung die Acht von ihm zu nehmen. Uriel, seiner Freisprechung gewiß, schnitt die Ermahnungen, welche daran für die Zukunft geknüpft werden sollten, kurz ab und verließ die Versammlung, welche über die Reue Uriel's ihre Erwartung durchaus getäuscht fand.

Aber auch über Uriel war eine andere Stimmung gekommen, als er beim Eintritt in dies Haus vermuthet hatte. Die Unterwerfung und Demuth der verflossenen Tage hatte ihn verlassen; der Anblick jener Männer, deren Autorität nur eine Verabredung war und auf nichts fußen konnte, als auf den Gesetzesbuchstaben, die in eigenthümlich geformten Rollen vor ihnen lagen, gab ihm seine ganze Unabhängigkeit wieder zurück, und nur die Rücksicht auf seinen einmal gefaßten Entschluß und auf das, was noch Alles zu seinem Nachtheil geschehen könnte, bestimmten ihn, das einmal Betriebene zu Ende zu führen. Seine Begleiter, die ihn mit Spannung in den Vorzimmern des Hohenpriesters erwartet hatten, staunten, ihn in so viel Kälte umgewandelt zu sehen; doch beruhigte er sie und eilte, Judith zu ihrem Vater zurückzubringen.

Jochai, obgleich die hülfreiche Hand zu Judith's Entweichung, mußte auch hier der Vermittler sein. Vanderstraten ließ sich an der Thatsache genügen, daß seine Tochter wieder bei ihm war; seine schlaflosen Nächte verzieh er ihr gern, da sie ihm versprach, sie ihm in Zukunft dafür desto mehr zu verschönern, indem sie ihm vorlesen wollte des Abends oder zur Zither spielen oder seine Träume deuten. Auch war ihm Uriel ganz willkommen, den er seiner Güter, seiner Männlichkeit und seiner Geistesgaben wegen liebte, und den er zu hassen nicht verpflichtet war, seitdem die Aufhebung des Bannes allen Makel von ihm genommen hatte.

Uriel brach aber bald auf; nachdem er Judith umarmt und ihr für den Sieg, den sie über ihn errungen, gedankt hatte, eilte er zu den Seinen, die schon die Kunde seiner Rückkehr und Begnadigung vernommen hatten und sehnlichst auf ihn harrten. Hier feierte er die süßesten Triumphe der Ueberraschung und der zärtlichsten Theilnahme. Er genoß Alles mit solcher Hingebung, als hätte er, wie seine Jugend, so auch seine Ruhe für ewige Zeiten wiedergefunden.

Der natürliche Zug aller dieſer Begegniſſe ging freilich darauf hinaus, die kaum eingetretene Befriedigung aller Partheien bald wieder zu zerſtören. Doch Uriel, der ſich hierüber in keiner Täuſchung befand, verſuchte es, ob es nicht möglich ſei, auch einmal eine alte Erfahrung Lügen zu ſtrafen. Er nannte dieſen unveränderlichen Zug die Altklugheit des Lebens, und behauptete, daß man die Zukunft ſchon beherrſchen könnte, wenn man nur auf die Wahrſcheinlichkeiten gerüſtet wäre, die ſie ohne unſer Zuthun bringen würde. Deshalb bereitete er ſich denn auf Alles vor, was ihn in der nächſten Zeit treffen mußte. Er ſah voraus, daß ihn Neugier und unaufgeforderte Theilnahme mit jedem Schritt beläſtigen würden, daß ſich ſeine Freunde würden beeifern müſſen, ſeinen Entſchluß zu loben und ihm ihre Dienſte anzubieten, daß ſich jetzt Jedermann berechtigt glauben würde, über religiöſe Irrthümer in ſeiner Gegenwart mit einer ſchon ausgemachten Sicherheit abzuſprechen; kurz, das ganze Elend, das da eintritt, wenn ſich einmal große Geiſter herablaſſen, im Sinne der kleinen zu handeln, berechnete er mit weiſer Einſicht, und vermochte es über ſich, das Unvermeidliche zu ertragen. Sein altes Rechtsſtudium ſuchte er wieder hervor und machte es zu ſeinem Leidensgenoſſen. Zum Glück reichte dies auch da noch aus, ſeinen Geiſt zu beſchäftigen, als endlich die Lobſprüche und die Rathſchläge ſeiner Leute verſtummt waren. Wünſchte er eine kleine Frage zu löſen, ſo ließ ihn das die Uebergänge der Tage vergeſſen. Die Zeit, dieſe grauſame Feindin eines Unglücklichen, quälte ihn nicht, wenn er ſie in kleine Stücke zerlegte und auf jeden einzeln eine leichte Laſt bürdete, die vergeſſen ließ. Doch deſſen war er nicht fähig, ſich auf einen höhern Standpunkt, von welchem er ſonſt ſeine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen anſah, aufzuſchwingen. Jede großartige Betrachtung, die ihn von kleinen Einzelheiten ablöſte, hätte ihn zu Fragen hingeriſſen, die er ſich noch ängſtlich beſtrebte, aus dem Bereiche ſeiner Gedanken entfernt zu halten.

Es war natürlich, daß Uriel unter ſolchen Umſtänden eine andere Stimmung ſeines Charakters zulaſſen mußte. Die frühere Heiterkeit, welche ihn ſelbſt da nicht ganz verließ, als er die eingetretene Kataſtrophe ſich allmälig vorbereiten ſah,

war gänzlich aus ſeinem Gemüth verſchwunden. Er lag gegen ſich ſelbſt in Feindſchaft und verfolgte ſich mit einem Groll, als hätte ſich ſein Weſen in zwei Hälften getheilt. Es tobte ein fortwährender Kampf in ſeinem Innern. Bald ertappte er ſich auf einer Gedankenreihe, die er von ſich zu verbannen beſchloſſen hatte, bald verwarf er dies ganze abgemeſſene Weſen und nannte ſich einen Thoren, der Unaufhaltſames dämmen wollte. Seine Augen zogen ſich in ihre Höhlen zurück, Furchen legten ſich in die Ebene ſeiner Stirn, der geläufige Strom ſeiner Rede ſtockte und die Theilnahme an fremden Intereſſen erkaltete.

Niemand konnte bei dieſer Veränderung mehr leiden als Judith. Die Umwandlung, welche ſie ſelbſt in ſich erfahren hatte, vergrößerte noch ihren Kummer. Denn wenn ſie mit ihrer alten Laune, mit ihrer ewig gleichen Heiterkeit, die früher nicht verſtimmt werden konnte, weil ſie von außenher Alles mit gleichen Eindrücken berührte, die einſinkenden Trümmer des ſtolzen Gebäudes, das Uriel's Seele vorſtellte, nicht bemerkt hatte, ſo war ſie jetzt ſelbſt empfänglich geworden für die Verwirrung des Lebens. Sie errieth Alles leichter und lernte einſehen, wie großen Antheil der Schmerz am Regimente der Welt hat. Der naive Ton, wie ſie des Geliebten Zärtlichkeit erwiderte, war verſchwunden. Sie lächelte ſchmerzhaft und ungläubig, wenn Uriel das zwiſchen ihnen eingeriſſene Schweigen brach und ſie an die Unſchuld früherer Zeit erinnerte. Aber wie ſelten that er dies noch dazu! Er war nicht mehr im unmittelbaren Genuß der Liebe, er war nicht mehr gegenwärtig bei ſeinen Schwüren, ja nicht einmal bei ſeinen Küſſen. Das Dämoniſche ſeiner Natur kehrte ſich immer mehr heraus. Er empfand nicht, ohne nicht auch zugleich ſeine Empfindung zum Gegenſtande ſeiner Reflexion zu machen. Dies ſind jene Männer, die das Weib ſo beglücken und doch ſo unglücklich machen können, die mitten in den Himmel der Liebe mit einer kalten, unerwarteten, proſaiſchen Bemerkung hineinfallen, die öfter geneigt ſind, geliebt zu werden, als zu lieben, und die nach langem, launigem Aprilwetter, nachdem ſie ihre Freundin grauſam gemartert, dann wieder wie Sonnenſchein aufblitzen und eine Stunde lang die

göttlichſten Menſchen werden können. So war Uriel jetzt der Mephiſto ſeiner Leidenſchaft geworden. Dieſelben Plätze in Vanderſtratens Gärten, die einſt das Flüſtern, Koſen und Lachen der Liebenden belauſcht hatten, ſahen jetzt, wie Uriel Figuren in den Sand zeichnete und Judith ſie mit ihren Thränen netzte.

Doch bald bemerkte Uriel, daß er nicht dazu geſchaffen war, ſeine Leiden wie eine Schauſpielerrolle durchzuſpielen. Er wußte, daß es hohe Zeit war, einen Entſchluß zu faſſen, wenn er ſich vor Verzweiflung, vor einem lautloſen Untergang am gebrochenen Herzen retten wollte. Er faßte die einzelnen Fäden ſeines Schickſals wieder zuſammen, um ſeine eigene Parze zu werden. Dazu beſtimmte ihn nichts mehr, als daß Judith eines Tages, da ſie an ſeinem Halſe hing, wie aus einem Traume erwachend zu ihm ſprach: „O Lieber, iſt denn all' Deine Kraft ſo aufgerieben, daß Du mich leiden ſehen kannſt, ohne mir zu helfen? Ich unterliege dem Kummer, der an meiner Seele nagt, daß ich die Urſache Deines neuen Unglücks bin. Seit jenem Augenblick, da Du aus dem Rath der Prieſter trateſt und den Widerruf geleiſtet hatteſt, iſt meine Ruhe von mir gewichen. Denn welch ein Opfer haſt Du mir gebracht! Was hat es Dich koſten müſſen, Deine Ueberzeugung abzuſchwören! Ich vergehe in dem Gedanken, daß die Rückſicht auf meine Bitten Dich bewogen hat, hierher zurückzukehren. Kannſt Du glauben, daß meine Liebe ermattet ſein würde, wenn ich in Dir den Ketzer, den Ausgeſtoßenen, den Heimathloſen hätte umarmen müſſen? Was vermag ich in Deine Geheimniſſe zu bringen! Selbſt wenn Du mit böſen Kräften einen Bund geſchloſſen hätteſt, ſollte der unſerige nicht geſtört werden. Nun glaubſt Du dies Alles nicht; denn ich ließ die Gelegenheit, Dir meine Treue zu zeigen, vorübergehen. Nicht Deine Verſicherung, nicht Dein mitleidiger Zuſpruch kann mich zufrieden ſtellen, ſondern nur eine Prüfung, die Du mich beſtehen ließeſt. Wäre unſere Lage unglücklicher, vielleicht würden wir dann Beide glücklicher ſein!"

Uriel verſtand dieſe Klage vollkommen. Denn wenn er das, was Judith von ihrer Liebe ſagte, auf die Verpflichtung übertrug, die er gegen die Wahrheit zu haben glaubte, ſo

war es dieſelbe Pein, in der er ſich befand. Ja auch jenes Mittel der Heilung, das ſie zu wollen ſchien, war daſſelbe, nur daß er noch Anſtand nahm, es zu wählen. Von dieſer Stunde an, in welcher die Liebenden ihren Bund auf's Neue beſiegelten, erklärte Uriel, daß er jetzt jede Enthaltſamkeit, jeden Zwang aufgebe. Er hätte nicht die Abſicht, im offenen Kampfe gegen ſeine Gegner aufzutreten, aber täuſchen wollte er ferner weder ſich noch ſie. Wo ihn die Wahrheit herausforderte, wollte er ſie bekennen. Judith pries ſich glücklich, bald eine Gelegenheit zu finden, wo ſie zeigen konnte, was ſie vermochte.

Daß ſich Uriel's Benehmen änderte, ſah man bald, denn er war von Spähern umgeben und machte kein Hehl daraus, daß ihn alles Vergangene reute. Zum dritten Male Apoſtat, warf er die Gelehrſamkeit des Rechts und Unrechts bei Seite, ſuchte die alten Weiſen wieder hervor, die über den Zuſammenhang menſchlicher und göttlicher Dinge in alten und neuen Zungen geſchrieben haben, ſuchte den Umgang freidenkender Männer unter Juden und Chriſten, und begann auch, die Reſultate ſeiner Forſchungen wieder niederzuſchreiben. Die Furcht und Verzweiflung, die ſonſt bei ihm dieſe Beſchäftigung begleitet hatte, war gänzlich gewichen: er war zu einem Berufe zurückgekehrt, den er ungern aufgegeben und jetzt durch die Anfechtungen deſſelben erſt recht lieb gewonnen hatte. Jede Entdeckung, die er machte, ſonſt die Urſache zu nachfolgenden trüben Stimmungen, erfüllte ihn jetzt mit jener Freude, die den glücklichen Fund belohnt. Wie hätte dies Alles können verborgen bleiben! Mancherlei Gerüchte liefen über Uriel's neue Sinnesänderung um: er ſollte hier und da eine Ceremonie des jüdiſchen Cultus lächerlich gemacht, eine oder die andere ſeiner Hauptwahrheiten in Zweifel gezogen haben, auch wurde er, wie zur rechten Beſtätigung Alles deſſen, nie mehr im Tempel geſehen. Derſelbe Oberrabbiner der Synagoge, der dem Freiſprechungsrathe vorgeſeſſen, hatte ſogar ſelbſt Gelegenheit, ſich vom neuen Verändertſein des unverbeſſerlichen Portugieſen zu überzeugen. Er war im Hauſe Uriel's mit einer geiſtlichen Handlung, welche die orthodoxe Eſther verlangt hatte, beſchäftigt. Als Uriel nach deren Vollzug

nen eine Bittſchrift zu überreichen und eine günſtige Entſcheidung bei Ihnen zu bevorworten.

(Zieht eine große Rolle aus der Taſche.)

Lefêvre.

Man wünſcht vielleicht, daß auf die rothen Tücher aus Limoges ein Zoll gelegt wird?

Lamoignon (bei Seite).

Was will er nur mit den rothen Tüchern von Limoges?

Lefêvre (bei Seite).

Allerliebſt! Der Induſtriefreund iſt Lamoignon.

Lamoignon.

Ich glaube, es iſt eine ſündhafte Theaterangelegenheit — 270 Bürger wünſchen in jenem Papiere — man wünſcht — ich beſinne mich in der That nicht —

Lionne (hat geleſen).

Eine Kleinigkeit. Das Verbot des Tartüffe!

Lefêvre und Dübois.

Iſt es möglich?

Lamoignon.

Das Verbot des — was iſt doch Tartüffe?

Lionne, Lefêvre und Dübois.

Tartüffe?

Lamoignon.

Tartüffe? — ganz recht — ein Schauſpiel — man glaubt, daß es in Frankreich Anſtoß erregen dürfte, wenn man alle aufrichtigen Bekenner der Religion dem Spottgelächter preisgiebt —

hinzutrat, fand er den Rabbiner dabei, wie er seinem jüngsten Bruder und mehren anderen im Zimmer versammelten Knaben eine Vorschrift der Talmud'schen Sittenlehre auseinandersetzte. Einer der Knaben hatte, um zu beweisen, wie früh der Verketzerungstrieb und die Bigotterie sich im Menschen offenbart, dem Priester hinterbracht, daß ein Kamerad von ihm sich nicht scheue, Dinge, die das Gesetz dem Israeliten verbietet, häufig zu nennen, und daß er an der Erwähnung derselben ein Vergnügen fände. Der Priester lobte unvorhergesehener Weise den Angeklagten und nannte sein Beginnen löblich. „Denn," sagte er gerade, als Uriel hereintrat, „es ist vor Gott eine größere Tugend, sich eine Verführung recht oft vorzunehmen und ihr zu widerstehen, als sie gänzlich von sich entfernt zu halten." Als die Knaben nun das Zimmer verlassen hatten, schlug Uriel, vertraulich und zum Scherze aufgelegt, dem Rabbi auf die Schulter und sagte: „Nun will ich Euch zeigen, ehrwürdiger Meister, daß ich heute weder Christ noch Jude bin. Die Christen haben dasselbe Moralgesetz, das Ihr aus dem Talmud erwähntet; sie lehren auch, daß es besser sei, mit der Unzucht sich zu Bett zu legen und rein wieder aufzustehen, als von vornherein der Verführung aus dem Wege zu gehen. Aber welch' ein abscheulicher, heuchlerischer Glaube ist doch das! Ist der Adel der Seele da nicht größer, wo man die Sünde meidet, als da, wo man sie nur besiegt? Die Sünde herausfordern kann nur der, welcher aus der Tugend ein Geschäft macht, und die Tugend soll doch im Gegentheil ein angeborener Trieb, ein aus dem Innern hervorströmender freier Erguß der Liebe sein. Wer sich aus freien Stücken mit der Sünde in einen Kampf einläßt, um seine Stärke zu zeigen, hat die Unschuld des Gemüthes schon verloren; und was kann größere Tugend sein, als ein reines Herz haben?" Der Rabbi blickte zu Uriel hinauf mit einem durchbohrenden Blicke und verließ das Zimmer, eine Drohung in seinen grauen Bart murmelnd.

Judith bot alle ihre Kraft auf, jetzt mit dem Geliebten in gleichem Schritte zu bleiben. Die Warnungen, die man ihr zuflüsterte, überhörte sie; sie unterließ es sogar, offenbare Verleumdungen, die man gegen Uriel verbreitete, zu mildern;

denn ſie glaubte jetzt Alles an ihm entſchuldigen zu können. Sie fühlte ſich muthiger, erhabener als Alle, ſeitdem ſie die Vertraute eines ſtarken Geiſtes geworden war. Doch wie oft überraſchte ſie ſich wieder auf einer Schwäche! Es gab Augenblicke, wo ſie ganz in ihre natürlichen Anlagen zurückfiel und vom Außerordentlichen ihrer Lage ſchwer gedrückt wurde. In zu kurzer Zeit hatten ihre Entſchlüſſe reifen ſollen, zu ſchnell war ihr Inneres herausgekehrt worden an die rauheſte Seite des Lebens. Ein weibliches Herz vermag vielleicht größern Schmerz zu ertragen, als das männliche, doch muß es allmäliger an Leiden gewöhnt werden. Bei Judith kam Alles ohne Vorbereitung; ſie ſollte lieben, haſſen, bleiben, fliehen, faſt in demſelben Momente; die Rathſchläge, die ſie empfing, durchkreuzten ſich, ja ſie erſchrak oft, wenn ſie einen Beweggrund zum Handeln ſuchte, daß ihr nicht immer zuerſt ihre Liebe einfiel.

Aber noch waren nur alle dieſe Dinge Keime der Zukunft, deren tragiſchem Ausſchlage wir entgegen gehen. Noch ſaß Judith neben Uriel und horchte aufmerkſam den Mittheilungen, welche dieſer ſeither mit ſeinen Zärtlichkeiten abwechſeln ließ. Sie hatten ſich Beide, durch die Erfahrung dazu genöthigt, das Wort gegeben, ihre Liebe nicht einzig für Genuß zu halten, ſondern ſich Alles zukommen zu laſſen, was das wechſelſeitige Ineinanderaufgehen erleichterte, ſelbſt wenn es Belehrung über ernſte Fragen wäre. Uriel fand darin nichts Verkehrtes; denn er ſagte zu ſich ſelbſt: „Iſt die Liebe da, um den Menſchen zu beglücken, ſo iſt ſie auch da, um ihn zu veredeln. Man ſollte nur den lieben, von dem man zugiebt, daß er über uns ſteht. Denn ſeine Umarmung hebt uns zu ſich hinauf, ſo daß unſere Herzen weiter, unſere Augen heller und unſere Gedanken kühner werden.“ Deshalb machte er Judith zur Vertrauten ſeiner Studien, er bemühte ſich, ſie von ihren Vorurtheilen zu befreien, um auf dieſe Weiſe ihre Meinung für ſich zu haben. Aber der Fluch dieſer Erziehung in der Liebe, die ſchon ſo manchen Jüngling betrog, drohte auch hier einzuſchlagen. Jedes Weib hat vielleicht Luſt, ihre Sphäre zu überſchreiten, aber ſie fürchtet dann iſolirt zu werden. Den Trotz, der den Mann, einer Welt gegenüber, nicht verläßt,

kennt sie nicht, sie empfängt ihn nur durch ein Beispiel, das seine Wirkung verliert, sobald es aus den Augen ist. Dem Manne, der Gedanken schafft, dienen die Stufen, auf denen er zu ihnen emporstieg; doch welches Weib hätte sich, wenn sie je einer außerordentlichen Bildung theilhaftig wurde, durch Mittelglieder emporgeschwungen? Es waren immer nur vollendete, schon fertige, vom Schmutz des Aufbauens und Aufsuchens gereinigte Gedanken, die sie in sich aufnahm und die sie dann auch nicht zu vertheidigen verstand. Hier brach sich Judith's Fähigkeit, hier blieb sie hinter Uriel zurück, und je weiter er sich von ihr entfernte, je mehr er ihr von solchen schroffen, für sie unbeweisbaren und unbewiesenen Ideen zuwarf, desto unglücklicher wurde sie. Sie war in dem Zustande, daß sie gleichsam fortwährend die Hände nach ihm ausstreckte, und ihn anflehte, mit ihr Erbarmen zu haben. In dieser Art aber liebte sie ihn doch.

Uriel sah von dem Allem nicht. Ungestört auf seinem Zimmer entdecken, Judith sich mittheilen zu können, war Alles, was an ihm befriedigt sein wollte. Mehr bedurfte es nicht; denn der Zukunft sah er jetzt unerschrocken entgegen. Er war auf den äußersten Fall gerüstet, und der äußerste Fall konnte kein anderer sein, als den er schon erlebt hatte. Sein Ruf unter den Gelehrten nahm immer mehr zu; er hatte es sogar gewagt, eine eigene Schrift zu veröffentlichen, in welcher er den Angriffen des de Silva die Spitze bot und all' die Sätze, welche ihm jener, sie verdammend, schon vorweggenommen hatte, auf's Neue als seine Ueberzeugung proclamirte. Folglich konnte er täglich einen neuen Gewaltstreich der Synagoge erwarten; doch zögerte diese noch, weil sie Unerhörteres von ihm hoffte, um ihn dann gänzlich in Händen zu haben.

Plötzlich nahmen aber alle diese Verhältnisse eine neue Gestalt an. Einige Worte, welche Uriel eines Abends im Mondschein mit Judith wechselte, gaben dazu die Veranlassung. Sie hatte ihn gefragt, ob er denn in Wahrheit den Namen eines Sadducäers verdiente, den man ihm allgemein gäbe. Uriel hatte dessen kein Hehl und sagte: „Wenn es ein Wort giebt, das eine unabhängige, über Vieles schon im Klaren, über das Meiste noch im Ungewissen befindliche Meinung be-

zeichnet, so möchte ich mich am liebsten mit dem Namen jener Secte bezeichnet sehen." — „Dann glaubest Du also auch nicht," fiel Judith mit Hast ein, „daß unsere Seelen nach dem Tode wieder vereinigt werden?" — „Moses lehrt darüber nichts," entgegnete Uriel nicht ohne Spott. Judith verstand ihn noch nicht; aber es war ihr in diesem Augenblick schon, als öffnete sich ein tiefer, finsterer Abgrund und sie müßte fort und fort stürzen durch eine Ewigkeit, die sie nicht zu fassen vermochte. Sie zitterte, schwieg, und erst nach langer Zeit fragte sie den Unseligen zum zweiten Male, ob er habe sagen wollen, daß sie Beide in ewige Nacht vergingen. Uriel nickte feierlich mit dem Haupte und erwiderte: „Womit läßt sich nachweisen, daß wir jenseits noch einmal leben sollten? All' die Hülfsmittel zum Leben, welche uns die Natur mitgegeben hat, sind nur für die irdische Welt berechnet, ja für diese reichen sie nicht einmal aus; denn wir müssen sterben und unser ganzer Bau fällt frühe in Asche zusammen." Judith fühlte sich wie von einer wunderbaren Kraft unterstützt und entgegnete mit einem Eifer, den sie an ihr Letztes zu setzen schien: „Warum strengst Du denn aber Deinen Geist an, um Wahrheiten zu erforschen, die dann mit Deinem Leben verloren gingen? Sprich, daß es eine zweite Welt giebt, um Deiner hohen Gedanken willen, um Alles, was über Religion, Tugend und Natur gelehrt wird!"

Uriel spürte Judith's Unruhe nicht, vielmehr lachte er und sagte: „Du sprichst so keck, als wolltest Du mit mir streiten. Glaubst Du denn, daß jedes Ding einzeln, für sich genommen, zu Ende gebracht werden muß? Wenn unser Geist Gedanken erzeugt, so erfüllt er eine Beschäftigung, die ihm übertragen ist, ja noch mehr, er genießt eine Wohlthat, die ihm der Himmel schenkt. Was er aber ersinnt, soll nur dazu dienen, daß es ihm selbst Freude gewähre; die Wahrheit dessen, was er denkt, ist der Ewigkeit gleichgültig; die Wahrheit besteht auch ohne ihn. Nimm das Thier! Es bedient sich aller Kräfte, die ihm zu Gebote stehen; wenn es nun nicht alles Das vermag, was der Mensch, soll es dann für dasselbe auch ein Reich geben im Jenseits, wo es auf diese Stufe erhoben wird?"

Judith wußte keine Antwort zu geben, aber eine neue Frage wagte ſie noch: „Warum, Uriel, ſind denn die Menſchen in gute und böſe getheilt, wenn es einſt keinen Ort gäbe, wo dieſer Unterſchied ausgeglichen wird?“ Schon wurde dem Befragten dies Geſpräch wunderlich und er lächelte: „Wie beſcheiden Du biſt, Judith!“ rief er aus; „wie artig Du die Belohnung und Beſtrafung umſchrieben haſt! Sage mir, wenn es wirklich eine Ewigkeit gäbe und ſie ſich damit beſchäftigte, dieſen zu belohnen und jenen zu beſtrafen, hätte ſie damit nicht auch eine große Mangelhaftigkeit in der Weltordnung zugelaſſen? Denn was hieße das anders, als Preiſe ausſetzen, welche nicht mehr die Tugend zu erringen hätte, ſondern der Eigennutz? Die Tugend iſt, wie die Wahrheit, um ihrer ſelbſt willen da. Sie theilt hierin die Eigenſchaft, welche der Schönheit noch nie beſtritten wurde. Von der Schönheit verlangſt Du nicht, daß ſie ſich dereinſt noch ſteigere. Ich möchte Dich, theure Judith, niemals ſchöner ſehen, als Du biſt, und leugne gerade deshalb die Unſterblichkeit Deiner Seele, weil ich fürchte, daß Du einmal anders ſein könnteſt, als eben jetzt.“

Judith aber hatte mit dieſen Worten, denen ſie traute, alle Fäden verloren, die noch ihren Glauben und ihre Hoffnung zuſammenhielten. Bittend blickte ſie zu Uriel hinauf, ſie fühlte, daß ſie an der Grenze war, über die hinaus ſie ihm nicht mehr folgen konnte. Da er ſchwieg, ſo wagte ſie, die ſtillen Sterne über ihren Häuptern zu beſchwören und mit dieſen gegen Uriel zu kämpfen. Doch er nannte Alles Täuſchung und ſagte, die Welt ſei nur eine Grille Gottes; ein Plan Gottes könne ſie nicht ſein, da nur die irdiſche Schwäche, die mit einem Worte nichts ſchaffen könnte, Pläne mache. Und Judith ſah Alles an, was Uriel ſo Grauſamwitziges ſprach, und fühlte es bis in den feinſten Kern ihrer Seele. Sie krümmte ſich wehklagend in dem Zauberkreis ſeiner Worte, beſchwor ihn, ſeine Formeln zurückzunehmen, und richtete ſich, wie athemlos, mit der letzten Frage an ihn: ob denn auch die Schwüre ihrer Liebe verhallen müßten in das Nichts, und ſich Liebende im Jenſeits nicht wieder finden würden? Uriel verneinte Alles. Er legte ſeine eiskalte Hand

in Judith's fieberglühende und sagte: „Wie kann man sich lieben, ohne die Reize des Körpers und der Seele zu besitzen, welche Dich auf Erden schmücken? Es ist unerweislich, daß wir im Jenseits mit denselben Stiefeln und Sporen auftreten wie hier. Unsere kleinen Gebrechen, die oft so liebenswürdig sind, Deine vielen Launen, die mich entzücken, müßten dort alle aufhören. Es könnte doch nur ein seelischer Zustand sein, der uns zwänge, uns in Gedanken, aber keineswegs in Küssen und Umarmungen zu lieben. Diese Seelengenüsse müssen aber ohne sinnliche Empfindung sehr einförmig sein, wie ich mir denn überhaupt dies allgemeine Zerfließen, das man im Jenseits zu hoffen pflegt, nicht ohne die größte Langeweile vorstellen kann. So gewiß ich jetzt lebe, werde ich einmal todt daliegen, ohne alle Besinnung, ohne zu wissen, daß es eine Judith gab. Es giebt nur eine Unsterblichkeit: das ist die im Gedächtnisse der Menschen; jede andere ist eine abergläubische und eigennützige Täuschung." Dann überhäufte der Atheist seine Geliebte mit Liebkosungen und brachte sie durch seine ausgelassene, fast gemachte Lustigkeit dahin, zu allen seinen grausamen Erklärungen eine gute Miene zu machen. Sie lächelte auch und versprach ihm beim Abschied, daß sie Alles in genaue Ueberlegung ziehen wollte.

Judith war freilich nicht selbstständig genug, als daß sie gewagt hätte, jetzt über Uriel den Stab zu brechen; aber eingestehen konnte sie sich, daß ihr Vertrauen zu ihm wankend wurde. Er hatte sie selbst aus ihrer früheren Unbefangenheit herausgerissen und sie gelehrt, auf Fragen dieser Art, wie sie an jenem Abende unterschieden wurden, Werth zu legen. Sie sah ein, daß sie diesem Fluge nicht mehr folgen konnte. Sie würde nicht geglaubt haben, daß dies Zurückbleiben eine Verringerung ihrer Liebe sein könnte, wenn Uriel nicht selbst gesagt hätte, daß man auch ohne Unsterblichkeit lieben könnte. Keinem dieser Dilemmen, in die ihr Glaube und ihre Liebe geriethen, war sie gewachsen; sie wurde unwillig, daß sie dazwischen gerathen war, und es gab Augenblicke, wo sich der Mißmuth über den Urheber dieser Verwirrung bis zum Hasse steigerte. Schon vermied sie zuweilen, Uriel zu begegnen, ob sie ihn gleich, da es sie dann wieder reute, von freien Stücken

wieder aufſuchte. Ben Jochai, deſſen Rath ſie anſprach, beſtärkte ſie in ihrem Entſchluſſe, ſich von Uriel loszureißen. Es kam immer mehr zum Vorſchein, daß Uriel's Vetter eine falſche Rolle ſpielte, daß er keineswegs im Sinne hatte, ſeine Anſprüche auf Judith zu opfern, und es ſteht zu erwarten, welche Folgen dieſe neue Veränderung in den wechſelſeitigen Geſinnungen nach ſich ziehen wird.

Uriel ſelbſt aber war es, der Alles verdarb. Seine Entſchloſſenheit verließ ihn auf's Neue, als er Judith's verändertes Benehmen ſah. Der Augenblick, wo er ſie als ſeine Gattin heimführen wollte, war näher als je. Alle ſeine Gedanken waren um ſo mehr auf Judith's Liebe gerichtet, und jetzt ſchien es ihm, als ſei ſie lauer, zurückhaltender, mißtrauiſch geworden. Uriel gerieth in Verzweiflung. Er war auf Alles gefaßt geweſen, was die Zukunft ihm hätte bieten können, nur auf Judith's Verluſt nicht. Sie hatte ja die Hälfte der Laſt zu tragen auf ſich genommen oder doch verſprochen, ſich durch nichts, was auch eintreten könnte, von ihm trennen zu laſſen. Er hatte Alles, was die Zukunft verſagen mochte, durch ſie erſetzt gehofft, und ſich daran gewöhnt, ſie ſich als die Theilhaberin jedes künftigen Glückes oder Mißgeſchickes zu denken. Jetzt entzog ſie ſich ihm; noch ſah er darin nicht die Untreue, ſondern erſt die Thatſache des Verluſtes, die er nicht faſſen konnte. Er ſtand nicht, wie Andere, denen ein Weib untreu wurde, hob die Hände gen Himmel und blickte auf Alles, was vorangegangen war, um ſich an dem Gedanken zu foltern: „Iſt es denn nur möglich!“ Er ging nicht auf die ſeligen Stunden zurück, da ihm Judith nicht Liebe konnte geheuchelt haben, er verglich die Gewißheit, die Treue und das Glück des ſchon Erlebten nicht mit der Ungewißheit und der Untreue, die ihn jetzt vernichteten; ſondern er dachte an den Zuſtand des Kommenden: er glaubte ſich Alles erklären zu können, er klagte nur ſich an und ſtieg von der Höhe, zu der er ſich in der jüngſten Zeit emporgeſchwungen hatte, wie in taumelnder Beſinnungsloſigkeit herunter.

„So habe ich jetzt,“ rief er aus, „zu allen Verwünſchungen, welche mich hier auf Erden ſchon trafen, auch noch den Fluch

des Himmels auf mich geladen! Wo finde ich einen Ausweg aus dieſem Labyrinth? Mein Liebſtes habe ich ſelbſt von mir geſtoßen; ich fand eine Kurzweil darin, eine Perle mit meinen Füßen zu zertreten. Warum flieht mich Judith? Sie haßt mich nicht, aber ich bin ihr unheimlich geworden. Ich zerriß ſelbſt das Band, das ſie an mich feſſelte; denn welches Weib möchte dem freigeiſtigen Uebermuth, womit ich in ihrer Nähe ſpielte, vertraut ſein? Es iſt kein böſer Entſchluß, daß mich Judith meidet, ich ſelbſt zwang ſie dazu. Ich löſte ſie von einer Welt ab, deren Sprache und Geſinnung ihr verſtändlich iſt, und gab ich ihr dafür eine neue wieder? Nein, nichts als Unvollendung, Zweifel, Grundloſes, Luftiges erntete ſie aus meinem Umgang. Sie war im Stande, Einmal das Elend zu ertragen, das über mich verhängt wurde; aber ich Verblendeter nahm es an; als ſie ſich vermaß, es zum zweiten Male zu können. Ich erblickte darin eine Aufforderung, was doch nur ein ſtummes Zeichen ihrer Liebe war, ein Wille, den ich für die That hätte nehmen ſollen. Jetzt kann ich täglich die Erneuerung meines Bannes erwarten; dann iſt alle Verbindung mit meinem Volke abgeſchnitten, ich bin verſtoßen, verachtet, gemieden, und konnte in dieſem elenden Zuſtand Judith mit hineinziehen? Sie geſteht ſich ihn vielleicht nicht, dieſen neuen Schlag, aber ſie ahnt ihn voraus, und ohne zu wiſſen, was ſie thut, meidet ſie den, der an ihr in fortwährendem Verbrechen lebt. Wie helfe ich mir und ihr?"

Ben Jochai trat ſchüchtern in Uriel's Zimmer. Seinem Geſichte ſtand die Maske theilnehmender Freundſchaft ſchlecht, aber Uriel, nur mit ſeinem Leide beſchäftigt, hatte ſogar vergeſſen, daß ihn Jochai ſeit ſeinem Widerrufe mied und daß ihm Beweiſe hinterbracht worden waren, die ſeines Vetters guten Willen in den Schatten ſtellten. Er klagte ihm ſein Leiden und fragte, ob er Hülfe oder Rath wüßte. Jochai ließ die Entſchuldigung ſeines langen Ausbleibens, womit er begonnen hatte, ſogleich fallen und fuhr fort: „Mein lieber Vetter, dieſe mißliche Lage Deines Verhältniſſes zu Judith treibt mich zu Dir. Ich ſehe, daß ſich Judith unter denſelben Schmerzen windet wie Du. Ich weiß nicht, ob ein Zwiſt vorausging, der Eure Zungen lähmte zu offenen Geſtändniſſen;

aber ſo iſt die Lage, es kommt nur auf eine Mittheilung an.“ Uriel flehte ihn an, ſich offen zu erklären. „Du täuſcheſt Dich,“ fuhr Jochai fort, „wenn Du glaubſt, Judith haſſe Dich. Alle Welt ſieht freilich, daß ihr Benehmen gegen Dich ſich geändert hat, aber wenn ſie Dich flieht, ſo thut ſie es nur um ihrer Liebe willen. Judith iſt in einer Stimmung, die weit unglücklicher iſt als die Deinige. Du haſt ſie ſo gefeſſelt, daß ſie nach Licht, Leben und Athem ſchreit. Du haſt ihr Herz in Deine Gewalt gebracht, Du haſt jetzt auch ihren Geiſt verwirrt; wo ſoll ſie einen Ausweg finden, wenn ſie ſich ſelbſt nicht verlieren will? Sie betet das Ungeſtüm Deiner Gedanken an, ſie glaubt Alles, was Du ihr davon mittheilteſt, aber es iſt ſchon mehr, als ſie Kraft hat zu tragen.“ Uriel legte die Hand vor die Augen; denn jedes Wort beſtätigte, was er ſich ſchon ſelbſt hatte geſtehen müſſen. „Nun iſt dies aber Alles nicht ſo,“ fuhr Jochai fort, „daß daraus wirklich ein Bruch zwiſchen Euch Beiden entſtehen müßte. Es kommt nur darauf an, daß Du Dich entſchließeſt, hier ſelbſt etwas zu thun.“ Jochai ſtockte, aber Uriel winkte, er ſollte nur fortfahren. „Nun denn.“ ſagte der Vetter, „ich weiß, daß Judith für Dich verloren iſt, wenn ein Ereigniß, das in der That im Anzuge iſt, auf's Neue über Dich hereinbräche.“

Uriel ſprang auf, ergriff haſtig ſeinen Arm, ſtammelte: „Du ſprichſt vom Bann, Vetter!“ und lechzte nach dem Worte, das über Jochai's Lippen kommen würde. Dieſer ſagte verfänglich genug: „Es iſt wahr, ſie würde die Acht nicht ertragen können; darum ſiehe zu, daß Du ſie umgehſt.“ — „Wie ſoll ich das thun?“ rief Uriel verzweifelnd. Jochai hielt ihn grauſam einen Augenblick hin, dann trat er zu ihm heran, ergriff ſeine Hand und ſprach mit gedämpfter Stimme: „Unglücklicher, wie durchſchneidet es mein Herz, daß Du ſo vielen Leiden aufgeſpart biſt!“

Uriel ſtürzte auf einen Seſſel und badete ſich in Thränen. Jochai ſchwieg; was hätte er auch ſagen können, daß Uriel nicht ſchon wußte? Dennoch ſprach er es aus. „Die Synagoge hat Deine Schrift dem Feuer übergeben, der morgende Tag ſchon iſt dazu beſtimmt, einen neuen viel ſtärkern Bann, als den früheren, über Dich auszuſprechen. Komm dem Allem

zuvor! Stelle Dich ſelbſt Deinen Richtern und unterwirf Dich einer Buße! Ich will alle meine Kräfte aufbieten, daß dieſe ſo mild als möglich eingerichtet werde. Entſchlage Dich dann in Zukunft allen neuen Reizungen der Gemeinde, verlaß entweder dieſe Gegend, oder hilf bei den Geſchäften Deiner Brüder, daß Du Zerſtreuung haſt. Judith haſt Du um dieſen Preis zurückgekauft."

Uriel ſah ihn ſtarr an; es kam ihm vor, als hätte der Vetter bei dieſer letzten Erklärung bläſſer ausgeſehen als zuvor. Es übermannte ihn einen Moment der Gedanke, daß ihn Jochai ja haſſen müßte, weil er ihm Judith's Liebe geraubt, daß er unter der Maske der Freundſchaft ihm böſe Rathſchläge ertheilen könnte. Doch ſtrömte das Gefühl ſeiner verzweifelten Lage über ihn her, er ſchritt händeringend im Zimmer auf und nieder und beſchwor Jochai, zu ſagen, ob er Judith's gewiß ſein dürfte, nachdem er ſich Allem unterworfen hätte? Jochai geſtand, daß Judith in dieſer Art ihren Willen gegen ihn erklärt hätte. „Sie iſt nicht grauſam," ſagte er, „denn ſie verſteht ſelbſt nicht, was ſie will. Sie dachte auch in dieſem Augenblick nicht an die Demüthigung, die Dir widerfahren ſolle, ſondern an ihre eigene Ruhe, an eine Herabſtimmung Deines ganzen Weſens, das ſie erdrückt. Sie wird unglücklich ſein, wenn ſie erfährt, was Du bei dieſem neuen Schritt haſt leiden müſſen, aber dann wirſt Du ihrer gewiß ſein." Uriel rang die Hände, Scham und Verzweiflung peitſchten ihn; kein Wort kam mehr über ſeine Lippen, und Jochai verließ ihn, in einigen Stunden ſeine Rückkehr verſprechend.

Inzwiſchen hatte ſich ſchon das Gerücht von Uriel's neuer Achterklärung in der Stadt verbreitet. In ſeinem Hauſe war Alles von den Thränen ſeiner Mutter und Brüder benetzt, ſeine Freunde und Bekannte beſtürmten ihn, ſeine Geſinnung zu ändern und den Richtern zuvorzukommen. Keinen Augenblick mehr allein wußte er kaum, wo er die Beſinnung hernehmen ſollte. Wo er ſich in den Straßen ſehen ließ, verfolgten ihn Fingerzeige, Gruppen bildeten ſich, wo er ſtillſtand, und begleiteten ihn bis in ſeine Wohnung, die er vor Scham kaum zu erreichen vermochte. Mitten unter dieſen

Lefèvre.

Alle, Herr Präſident? Nur Einen!

Lamoignon.

Wen? Natürlich nur Einen, —

Dübois.

Der gleichſam die ganze Gattung repräſentirt —

Lamoignon (nachdrücklich).

Sagen Sie, der die Religion ſelbſt vertritt! Jene Bürger finden in dieſen Attentaten auf das Heiligſte der Erde doch nachgerade etwas Anſtößiges und bitten den Polizeiminiſter, die Aufführung dieſes Tartüffe zu verbieten.

Lionne.

Ich ſuche in der Liſte vergeblich einen Namen, den Ihrigen, Lamoignon.

Lamoignon.

O was hab' ich mit ſolchen Weltlichkeiten zu thun? Nach meinem Glauben, der da ruht wie auf Felſen, ſteht die Sache der Religion zu feſt, als daß ſie durch Baalspriester irgend etwas verlieren könnte.

Lionne.

Bravo, Lamoignon! Theilen Sie Ihren Clienten einfach dieſelbe Antwort mit, der Tartüffe von Molière wird in drei Tagen gegeben werden.

Lamoignon.

Wird — in drei — in drei Tagen —?

Lefèvre.

Die Schauſpieler haben ſo gut gelernt, daß ſie nur noch

Fortſchritten vorſchneller Theilnahme und Neugier mußte er den Muth verlieren, ſelbſt wenn er ſich ermannen wollte. Alle ſeine Entſchlüſſe ſanken lahm zuſammen; Jochai fand ihn zerſchmettert, jeder Zumuthung fähig, ganz ohnmächtigen Willens. Es wurde Abend, eben ſank die Sonne. Das Zimmer füllte ſich mit Rathgebern und Beileidbezeigern, das Haus umſtanden Neugierige, ja es währte nicht lange, ſo ging der Fanatismus der unten verſammelten Menge weiter und weiter; Drohungen und Verwünſchungen erfüllten die Luft. Es ging Uriel nicht beſſer, wie einem Verbrecher, der zum Richtplatz geführt wird. Die Hoheit des ſtolzen Mannes war gebrochen, er fragte ſich ſeufzend: „Bin ich denn noch Uriel Acoſta, der Vertraute des Plato und Sokrates?“ Er zitterte krampfhaft, denn er hörte, wie unten ſein Name in den Koth der Gaſſe geſchleift wurde. Er ergriff die Bücher, die auf ſeinem Tiſche lagen, und küßte ſie weinend. Es ſchien ihm, als müßte er Abſchied nehmen von Allem und die Geiſter der Weiſen, mit denen er zu verkehren pflegte, verſöhnen, da es nur noch an einem Haare hing, daß er ſie Alle verrieth. Jochai zerſchnitt dieſes Haar, er hob den Willenloſen vom Seſſel auf und führte den, der nicht mehr widerſtand, hinaus unter die tobende Menge, durch die Straßen, deren Häuſer von Zuſchauern beſetzt waren, bis ſie, nicht ohne Gefahr, geſteinigt zu werden, die Wohnung des Hohenprieſters erreicht hatten.

Uriel befand ſich in einem finſtern, kerkerähnlichen Gemach. Jochai hatte ihn mit der Verſicherung verlaſſen, er würde Judith's gute Meinung zu erhalten ſuchen und Alles daran ſetzen, daß ihm die Synagoge eine gelinde Strafe zuerkennen ſollte. Uriel rechnete auf Beides; denn es ſchien ihm immer mehr, als wenn Jochai ſein Schickſal in Händen hätte.

Er war allein. Welch' entſetzliche Demüthigung hatte er erfahren! Durch die volkreichſten Straßen Amſterdams war er wie ein Verbrecher gezogen, von den Schmähungen und Steinwürfen des jüdiſchen Pöbels verfolgt, den Chriſten ein Anblick, den ſie theilnahmslos ertrugen oder der wol gar auch ihren Spott herausgefordert hatte. Hier rief man ihm nach: Abtrünniger! Chriſt! dort: Gottesleugner! Heide! Philoſoph!

Aber was ſtand ihm noch bevor? Von der Rache der Prieſter war jetzt Alles zu erwarten. Er fluchte ſeinem Vetter, der ſich ſeines ohnmächtigen Willens bemächtigt und ihn hierher geführt hatte; er lief wie ein wildes Thier im Zimmer auf und ab, ſtieß ſeinen Kopf an die Wände und ſchlug an die Thür, die man hinter ihm verſchloſſen hatte. Dann zwang ihn die Ermattung, zur Beſinnung zurückzukehren. Er ſank auf ein Bett nieder, das im Zimmer ſtand, und verlor ſich in einen dumpfen, träumenden Zuſtand. Seine Phantaſie wurde wach; er gaukelte ſich die entſetzlichſten Gedanken vor, ſah ſich wie den gemeinſten Verbrecher behandelt, ſah ſeinen Vetter, ſelbſt Judith dabei thätig; ſeine Sinne verließen ihn, denn nichts hatte mehr Mitleiden mit ihm, außer zuletzt der Schlaf, der ſeine fieberhaften Vorſtellungen auflöſte und ihn in eine kurze Ruhe wiegte.

Der Bote der Synagoge führte Uriel am Morgen in das Verſammlungszimmer der Prieſter, wo er ſeinen ſo oft bereuten Widerruf abgegeben hatte. Er fand ſeine Richter ſchon verſammelt und erſtaunte, als man ihn fragte, warum er ſich hieher begeben. Er ſelber wußte nicht, wie dies gekommen, und fragte: „Bin ich denn nicht auf Euern Befehl hier?“ — Der Vorſitzende gab dieſe Frage mit den Worten zurück: „Was ſollte uns treiben, Dich in unſere Nähe zu führen? Unſer Fluch hätte Dich überall getroffen, wo Du auch wandelteſt.“ — „Ich bin hier,“ entgegnete Uriel, um Euern ſchon ausgeſtreckten Arm zurückzuhalten. Verdammt mich nicht, ehe Ihr mich angehört habt.“ — „Was ſollen wir Dich anhören?“ ſprach der Oberrabbi; „Du haſt Dich ſelbſt verdammt in Schrift, in Geſpräch und That: hier iſt Alles reif; der Sonnenſchein, der Deine Verbrechen zeitigte, läßt ſich nicht zurücknehmen, es ſei denn, daß Du freiwillig Dich der Kirchenbuße unterwürfeſt.“ — „Deshalb bin ich hier,“ antwortete Uriel; „ich will Frieden mit Euch, mich verlangt nicht nach der Unruhe, welche Eure Verfolgung über mich, meine Familie und meine ganze Zukunft bringt. Beſchleunigt deshalb Euern Beſchluß und gebt mich bald wieder aus Eurer Gewalt!“ — Uriel brachte aus dem Murmeln, das jetzt durch die Verſammlung lief, keinen verſtändlichen Sinn heraus, bis ihm der

Vorsitzende erklärte, daß ihm der Bescheid zur gehörigen Zeit würde bekannt gemacht werden. Uriel bat noch einmal, Alles in Kürze zu beendigen, und wurde auf sein Zimmer wieder zurückgeführt.

Jetzt verstrich ein Tag nach dem andern, ohne daß Uriel von seinem Schicksal etwas erfuhr. Man brachte ihm Speise und Trank, doch seine Fragen beantworteten die Wächter nur mit ausweichenden Reden. Seine Ungeduld wuchs in dem Verhältniß, wie seine Kraft abnahm. Sein Angesicht verfiel, seine Augen vertieften sich, sein ganzer Körper sank zusammen. Auch die Lebhaftigkeit seines Geistes verschwand, seine Einbildungskraft stumpfte sich ab; denn was kann vernichtender wirken, als zu einer Demüthigung nicht die Zeit erwarten zu können! Ein Wahn reihte sich an den andern: Uriel gab seine Hoffnung auf und gerieth auf den Gedanken, daß man ihn gänzlich der Welt entziehen wollte. Aller Mittel beraubt, einen solchen Plan zu hintertreiben, machte er sich endlich mit demselben vertraut und ergab sich einer vollkommenen Resignation. Wenn man dies Mittel gewählt hatte, um seinen stolzen Sinn gänzlich zu vernichten, so hatte man sich nicht vergriffen. Uriel träumte sein monotones Dasein von einem Tage zum andern fort, seine einzige Folter war die Zeit; an die schwindenden Minuten hatte er sich gleichsam angeschmiedet; diese schleppten ihn langsam mit sich fort und übergaben ihn von einer Stunde, die ihn folterte, an die andere. Zuletzt gewöhnte er sich auch an das Vorrücken der Zeit und stellte an Geist und Leib ein beklagenswerthes Bild der Vernichtung dar.

So mochten einige Monate vergangen sein, als sich eines Tages Uriel's Gefängniß zu einer ungewöhnlichen Stunde öffnete. Obschon es heller Tag war, so fiel ihm das Licht von zahllosen Kerzen entgegen, welche von Priestern getragen wurden, die den Gang besetzt hielten. Man trat Uriel selbst an und erklärte ihm, daß jetzt der Augenblick seiner Buße gekommen sei. Uriel schwieg. Den Männern wegen seines langen Gefängnisses Vorwürfe zu machen, hinderte ihn seine Muthlosigkeit und die Erwartung dessen, was sich jetzt begeben mußte. Man entkleidete ihn, übergab ihm weite Buß-

kleider, die er anlegen mußte, in seine Hand drückte man eine brennende Kerze und winkte ihm, jetzt in diesem demüthigenden Aufzuge ihnen zu folgen. Uriel ließ mit sich Alles geschehen. Der Gedanke, nun bald von dieser ganzen Pein erlöst zu sein, bemächtigte sich seiner, und er hoffte nach einer kurzen Plage beim Ziele seiner Wünsche zu stehen. Diese Berechnung, wie sehr ihr die Hinfälligkeit seines Geistes und Körpers zu widersprechen schien, erhob ihn doch wieder und flößte ihm so viel Kraft des Bewußtseins ein, als er vielleicht gewünscht hätte, bei den nachfolgenden Scenen nicht zu besitzen; denn schon als er in die Synagoge trat, erschrak er, sie über und über mit Menschen angefüllt zu sehen. Alles war gekommen, um Zeuge dieses seltenen Schauspiels zu werden. Die Priester hatten Mühe, durch die drängende Versammlung einen Weg zu bahnen; Alle wollten dem Opfer des Tages nahe sein, und sich an den Mienen eines Verbrechers weiden, dem gegenüber sie sich freilich rühmen konnten, daß sie es ihm niemals nachthun würden. Aber auch das Mitleid wollte in seiner Nähe bleiben, um ihm Muth zuzusprechen: Alles gleich widerlich für Uriel, den Scham und Verzweiflung schon zu umkreisen anfingen. Er vermochte es nicht, wie er wollte, dreist sein Auge zu erheben und die Menge zu übersehen; der Contrast seines elenden Aufzuges überfiel ihn zu mächtig, und auf's Elendeste gedemüthigt, schritt er den Priestern nach, die ihm Raum machten, daß er unter der Menge sicher seinen Fuß setzen konnte.

Am Hochaltar angelangt, blieb der Zug stehen. Uriel wurde bedeutet, die Erhöhung zu betreten. Hier stand er zuerst, Allen sichtbar, allein, nur damit beschäftigt, wie er die Blicke der versammelten Menge, die ihn jetzt alle gleichmäßig trafen, aufnehmen sollte. Unfähig, Trotz zu zeigen, senkte er die Augen vor Scham und vor dem überwältigenden Gefühl seiner Leiden. Ein Priester trat zu ihm hinauf, übergab ihm eine Pergamentrolle, auf welcher die lange Reihe seiner Vergehungen verzeichnet stand; er sollte sie, als die erste Handlung seiner Buße, mit lauter Stimme ablesen. Uriel hatte dies erwarten können, und ohne zu wissen, was die Rolle Alles enthielt, begann er sie mit gedämpftem, rührendem Tone

vorzulesen. „Ich, Uriel Acosta," hieß es hier, „von Geburt ein Portugiese und Christ, bekenne öffentlich, daß ich, nachdem ich freiwillig zum Judenthum mich bekannt habe, alle meine Bestrebungen darauf richtete, die Göttlichkeit meines neuen Bekenntnisses anzutasten, seine vorzüglichsten Lehren in Zweifel zu ziehen und zu besonderer Gunst des Christenthums, das ich heimlich nicht abgeschworen hatte, den Dienst Jehova's zu untergraben. Zu dem Ende ergriff ich jede Gelegenheit, mit den Beamten der Synagoge anzubinden, sie in ihrem Wirkungskreise zu stören und sogar heilige Gebräuche in dem Augenblicke, wo sie verrichtet wurden, lächerlich zu machen. Meine Geisteskräfte, nur darauf gerichtet, versteckten Hinterhalt zu legen, Unbezweifeltes durch Trugschlüsse als unerweisbar hinzustellen, und da, wo die Kraft des Verstandes nicht ausreichte, durch Spott zum Ziele zu gelangen, benutzte ich hauptsächlich gegen die heiligen Schriften der alten und neuen Tradition. Ich ließ Erklärungen ausgehen, welche die jetzigen Einrichtungen des jüdischen Gottesdienstes als nicht im Einklang befindlich mit den alten heiligen Schriften nachweisen sollten, und lud so viel Zorn und Groll des Himmels auf mich, daß ich die Achterklärung, welche mich vor einem Jahre traf, nur als verdiente Strafe meiner Verbrechen ansehen muß. O hätte diese Strafe länger gedauert! Doch die Unbequemlichkeit derselben wol fühlend, entschloß ich mich, ein teuflisches Spiel zu treiben. Ich kehrte, noch in der ganzen Ausdünstung meines Fluches, zu den Vätern der Synagoge zurück und heuchelte Reue und Ergebenheit. Die Langmuth dieser Ehrwürdigen befreite mich vom Banne. Seitdem begann ich aber offener hervorzutreten. Wo es mir irgend gelang, suchte ich die Lehre Jehova's in Mißachtung zu bringen, ich richtete mein Augenmerk auf Alle, die etwa Lust tragen sollten, sich derselben zuzuwenden, und redete ihnen von ihrem Vorhaben ab. Ich betrog den Himmel um zahllose Seelen. Aber meine Vermessenheit stieg noch höher. Ungeachtet ich alle meine früheren Vergehungen in höherm Grade wiederholte, hielt ich es nicht genug, gegen die Einrichtungen Jehova's zu streiten, sondern ich vergriff mich an ihm selbst. Ich zog das Dasein einer göttlichen Gewalt in Zweifel, leugnete die

Fortdauer der Seele und häufte auf Entsetzliches Entsetzlicheres. Doch jetzt ergriff mich auf der höchsten Stufe der Verbrechen Schwindel, ich verlor meine Besinnung und stürzte elend zu Boden. Die Strafe Gottes hatte mich erreicht. Ich bekenne, daß ich seines Beistandes gänzlich für verlustig sollte erklärt werden, daß er durch einen martervollen Tod noch bei weitem keine angemessene Genugthuung an mir fände. Allein die heiligen Väter der Synagoge haben versprochen, für meine Seele Fürbitte einzulegen und mich durch eine vollständige Kirchenbuße der göttlichen Huld auf's Neue zu empfehlen. So verhängt denn Alles über mich! Mich dürstet nach dem Lohn meiner Verbrechen!"

Uriel hatte schon bei den ersten Worten, wo er wie mechanisch gesagt hatte, daß er Christ war, innehalten wollen; denn er sah hier seines Vetters Verrätherei. Bald stockte er an einer andern Stelle, an einer dritten; aber die Priester zwangen ihn, weiter zu lesen; die letzten Worte waren kaum noch hörbar. Uriel wankte zurück, die Priester fingen ihn auf, nahmen ihm die Kerze aus der Hand und führten ihn in einen dunkeln Winkel des Tempels, wo er sein ferneres Schicksal erwarten sollte.

Die Versammlung stimmte inzwischen jenen Psalm an, welchen David sang, als Doeg, der Edomiter, kam und Saul ansagte, daß David in Ab melech's Haus gekommen: „Was trotzest du denn —". Auf Uriel verfehlte aber dieser Fanatismus seine Wirkung. Die Ohnmacht seines Wesens war verschwunden. Das Blut flog siedend in seinen Adern auf und ab, er hätte mit lauter Stimme gegen diese Menschen losbrechen können, wenn ihn der Gesang nicht übertäubt hätte. Was wollte man denn noch von ihm? Waren jene lügenhaften Worte noch keine hinreichende Demüthigung? Uriel glaubte seinen Vetter zu sehen. Schon drohte er ihm mit beiden Fäusten. Er hatte sich getäuscht und knirschte vor Ingrimm. Wer hatte ihn in die Lage versetzt? Wer die mildeste Strafe versprochen? Wer hatte seine Geburt, seine Meinung über den Tod an die Priester verrathen? Er warf sich zur Erde nieder und wand sich wie ein wildes Thier. Doch überwältigte der Gesang seine Wuth, er mußte sich an die Ermattung

übergeben, und wartete jetzt stumm auf Alles, was noch kommen würde.

Nachdem der Psalm zu Ende gesungen war, führten mehre Diener der Synagoge den Büßenden aus dem Dunkel hervor, stellten ihn dicht vor den Hochaltar, banden ihn an eine Säule fest und entblößten seinen Leib. Ruthenstreiche fielen auf ihn herab, an der Zahl neununddreißig. Uriel schrie nicht, sondern wehklagte nur leise; seine Seele litt fürchterlicher als der gemißhandelte Körper. Er fühlte schmerzlich, was an ihm Alles beleidigt wurde, die Wissenschaft, die Vernunft, Sokrates, Christus. Er war gefaßt, Strafe zu leiden, er hätte den Tod nicht gescheut; aber diese Erniedrigung! Sein Schmerz übermannte ihn, Thränen stürzten aus seinen Augen; doch wurden sie die Quelle neuer Qualen für ihn: denn konnten sie nicht mit Thränen der Reue verwechselt werden? Seine Empfindung sprang plötzlich wieder in Wuth über, er drohte mit seinen zerfleischten Armen, stieß zahllose Verwünschungen aus, bis ihn der Psalm übertönte, welchen David dichtete: „Jauchzet Gott, alle Lande!"

Uriel schwieg; er überlief die Reihe der Leidenschaften, die, alle jetzt entfesselt, wild in ihm tobten, und blieb da stehen, wo die Rache schnaubte. Rache war das einzige Wort, das ihm den Muth gab, noch Größeres zu erdulden; denn noch war das Maß seiner Leiden nicht voll. Wenn es eine größere Strafe geben kann, als Züchtigung eines edeln, frei gebornen Körpers, in dem eine große Seele wohnt, so traf ihn auch noch diese. Man ergriff ihn zum zweiten Male, führte ihn an den Ausgang des Tempels, befestigte ihn an der Schwelle der Thür und ließ die ganze Versammlung, die sich auflöste, über ihn wegtreten. An Mitleid dachte der Fanatismus nicht, auch nicht an Schonung; er half mit rüstiger Hand die Strafe vollziehen und trat grausam auf den sich krümmenden Leib des Unglücklichen. Uriel ertrug Alles, denn die Rache ist eine aufheiternde, tröstende Freundin jeder Kränkung. Sie versagt dem Munde die Kraft, seinen Schmerz auszuschreien; sie macht jede Klage stumm, sie verkürzt sogar die Zeit des Leides und giebt da Leben wieder, wo man glauben sollte, es sei gänzlich geflohen. Die Rache half Uriel

bis auf den letzten Moment ausharren, bis das ganze jüdiſche Amſterdam über ihn hinweg war; jetzt half ſie ihm aber die Riemen, die ihn feſtgeſchnallt hatten und durch die Füße der Verſammlung faſt aufgerieben waren, vollends zerreißen; ſie ſchwang ihre blutige Fackel, und wie ein Raſender ſtürzte Uriel von dem Orte ſeiner Erniedrigung fort, durch die Straßen der Stadt in die Wohnung der Seinigen. Mit todtenbleichem Angeſicht, bluttriefend, mit zerriſſenen Kleidern trat er vor ſeine verſammelte Familie, die er in Thränen und Wehklagen aufgelöſt fand. Er ſprach kein Wort, das ſich verſtehen ließ, er ſagte, er verlangte, man wußte nicht was, er lachte wild auf, er weinte vor Wuth. Der junge Baruch Spinoza wagte allein, ihm nahe zu treten. Er ergriff das Kind, hielt es zum Himmel auf, ſeine Augen verriethen, daß er ſprechen wollte, aber die Zunge verſagte ihm. Er ſank zurück, nahm den Knaben auf den Schooß, verſuchte noch einmal, zu reden, und dieſe Worte drängten ſich abgebrochen aus ſeiner lautathmenden Bruſt hervor. „Unſchuldiger Knabe, Du ahneſt noch nichts von den Gräueln dieſer Welt, und ein Zerſchmetterter, ein bis zum Wahnſinn Mißhandelter trägt Dich in den Armen! Zitterſt Du nicht vor Verbrechen, wie man ſie an mir begangen hat? Blicke mich nicht ſo ſtumm an, Knabe; was an mir geſchehen iſt, bleibt unerhört unter der Sonne. Ja, Du bebſt, himmliſches Kind; ſelbſt Deine unſchuldvollen Züge müſſen erblaſſen, wo ſie dieſen Frevel ſehen, dieſen geſchändeten Leib, dieſen zertretenen Stolz! Du ſegneſt meine Rache! Du verſprichſt mir, meine Rache zu Ende zu bringen; poche einſt, wenn Dein Geiſt ſich erhebt, an die Wohnung Gottes, und forſche, warum er die, welche ſein Geheimniß lieben, züchtigt. Mein unvollendetes, zertretenes Werk gebe ich Dir, der noch einzig furchtlos iſt und der meines Schwertes Scharten an jenen elenden Knechten der Allmacht auswetzen wird. Das Gegenwärtige ſinkt Alles unter mir zuſammen, nur auf die Zukunft hoffe ich. O Gott, o Gott, wie elend haſt Du mich gemacht!“ Seine Familie wollte helfen, wollte das Blut vom Körper wiſchen, die zerfetzten Kleider abnehmen, aber er wies Alles zurück. „Auf wie lange? auf wie lange?“ rief er; „ein gegeißelter Stolz

ſtirbt! Die Sehnen meines Nackens ſind ſchlaff, ich bin ein angeſchoſſener Adler, der mit den Flügeln um ſich ſchlägt, aber bald ausathmen wird. Laßt mich, laßt mich, die Stunde iſt da!"

Mit dieſen Worten entzog er ſich Allen, eilte auf ſein Zimmer, ſchloß ſich zwei Tage ein und nahm kaum etwas Nahrung, dann ergriff er plötzlich zwei Piſtolen, die ſchon ſeit lange fortwährend geladen über ſeinem Bette hingen, bahnte ſich den Weg durch die Menge, die neugierig ſein Haus umſtand, und ſtürzte wahnſinnig, ſeine Mordwaffen nicht einmal verbergend, fort. Er ſuchte Jochai's Haus. Es war Abend.

An Vanderſtraten's Wohnung mußte er da vorüber. Hier ſah er Alles auf das Feſtlichſte erleuchtet. Karoſſen flogen nacheinander vor das Portal und ließen ſchön geputzte Paare heraus; Diener rannten Trepp' auf, Trepp' ab; durch alle Säle verbreitete ſich köſtlicher Ambraduft; die Thüren des ganzen Gebäudes waren geöffnet, um dem Feſte den größten Spielraum zu laſſen; eine rauſchende Muſik tönte von oben her. Uriel ſtaunte; ſo viel Beſinnung hatte er noch, alles Das zu bemerken. Eine Ahnung fuhr ihm durch die Seele, ſie ſchleuderte ihn blitzſchnell die Stiege hinauf, in den großen, von tauſend Kerzen erhellten, von glänzenden Gäſten beſetzten Saal. Alles ſchrie vor Entſetzen auf, als man des Wahnſinnigen anſichtig wurde. Aber ſchon hatte er ſein Opfer gefunden, er legte auf ſeinen Vetter an, das Pulver blitzte, und — Judith, Jochai's eben angetraute Braut, ſchwamm in ihrem Blute. Uriel, der vielleicht nicht ſah, wie fürchterlich er ſein Ziel verfehlt hatte, ergriff die zweite Piſtole; man fiel ihm in die Arme; doch die Verzweiflung gab ihm Rieſenkraft. Er wehrte ſich mit ſeiner Waffe gegen die Andringenden und bahnte ſich in ein Nebenzimmer den Rückzug. Bald hörte man den zweiten Schuß. Er hatte ſich ſelbſt das Gehirn zerſchmettert.

Dieſelbe Erde deckte Uriel's und Judith's Leichen. Doch trennte ſie der Ausſpruch der Synagoge; denn Uriel's Leichnam wurde in einen entfernten Winkel des Friedhofs überführt. Dafür geſellte ſich bald ſeine Mutter, Eſther, zu ihm,

welche dieſe Schrecken und den Verluſt eines ſolchen Sohnes nicht ertragen konnte. Auch blieb die Stätte nicht ohne den Schmuck der Liebe: Uriel's Schweſter bepflanzte ſie mit Trauerweiden und Blumen der Klage. Baruch ſah man oft an ſeines unglücklichen Oheims endlicher Freiſtatt. Aus der Erinnerung an dieſen theuern Dulder ſchöpfte er ſich die Kraft zu den Leiden, die auch ihm dieſe von den Menſchen verunſtaltete Erde zu tragen beſchieden hatte.

wenige Proben nöthig haben. Beſonders geht die Scene mit dem Tuche ſehr gut —

Lamoignon.

Welche?

Lefèvre.

Welche? Kommen mehrere Tuchſcenen vor?

Lamoignon.

Meine Herren, ich wiederhole, was ich jenen (betonend) der erſten und angeſehenſten Bürger von Paris ſchon ſagte, daß die Religion den Spott eines Gauklers nicht zu fürchten hat, aber —

Dübois.

Dieſer Gaukler ſoll viel Geiſt und ein ſehr großes Nachahmungstalent haben.

Lamoignon.

Das werden Sie bald ſelbſt erfahren —

Dübois.

Wer? Ich?

Lamoignon.

Freilich Sie. Wiſſen Sie nicht, daß nach glücklichem Erfolge des Tartüffe ſein nächſtes Sujet der „Kranke in der Einbildung" ſein wird?

Dübois.

Molière wird kranke Menſchen nicht verſpotten.

Lamoignon.

Die Kranken nicht, aber die Aerzte.

Dübois.

Was ſollte Molière an den Aerzten zu tadeln haben?

Schauspieler vom Hamburger Berge.

(1839.)

„Kommen Sie," ſagte kürzlich ein Freund zu mir, „kommen Sie, es iſt Sonntag! Heut' müſſen wir auf den Hamburger Berg gehen!" — „Bei dem Wetter?" wendete ich ein. „Sehen Sie nur, wie die grauen Wolken ſchon zu uns herniederlangen! Es wird regnen, und Volksmaſſen muß man nur im Sonnenſchein ſehen." — „Im Gegentheil," war die Antwort des Freundes; „das beweiſt nur, daß Sie in Hamburg Neuling ſind, oder von dem Horizont dieſer Stadt eine zu gute Meinung haben. Gerade ein ſolches klägliches Sonntagswetter iſt die rechte Beleuchtung Hamburgs." — „Für den, der ſich innerlich durch Glühwein zu erwärmen weiß!" entgegnete ich. Aber mein Freund endete: „Philiſter, vorwärts! Bis zum Theater iſt es noch geraume Zeit. Und wenn wir die „ſchöne Lyoneſerin" Chriſtine Enghaus auch verſäumen, wer weiß, ob wir nicht auch ſonſt etwas Schönes finden!"

So gingen wir die nebelige Höhe des Waldes hinauf und miſchten uns unter die zahlloſen Sonntagsgänger, die ſich durch das Millernthor drängten. Graue Wolken drohten vom Himmel. Die Trompete ſchmetterte fernher aus den Tanzſälen, die Töne einer Drehorgel begleiteten den monotonen Geſang eines muſikaliſchen, auf neue Lieder und Arien einſtudirten Paares, die Verkäufer von Haſel-, Wall- und Cocosnüſſen prieſen mit lärmender Kehl-Virtuoſität ihre Waaren an. Wir waren mitten im Gewühl eines bunten, ſich durch zwei Reihen von Schaubuden drängenden Volkslebens. Dort winkte eine bunte Flagge in eine Menagerie, hier konnte man Holbein's Todtentanz nach den Basler Bildern dargeſtellt ſehen. In bretternen Buden breiteten ſich Verkaufsgegenſtände zahlloſer

Art aus, mehr für die kindiſchen Liebhabereien der Matroſen, als für das Bedürfniß der Einheimiſchen berechnet. Mit verwundertem Auge betrachtet der „Sohn des Meeres" den Mechanismus der unbedeutendſten Spielerei, faſt wie einer der Wilden, deren Ufergeſtade er jährlich zu beſuchen pflegt. Ein buntes Tuch für die drüben in den „vier Löwen" harrende Schöne wird gekauft, ein hölzernes Pferd für den kleinen Sohn des Steuermanns. Wachsfiguren glotzen die Vorübergehenden an, ein Bär und ein Affe, die nie die Wildniß geſehen haben, machen an der Kette ihre Sprünge. Ein Guckkaſtenmann wiſcht mit einem ledernen Lappen die Augengläſer ſeines für Kinder ſo geheimnißvollen, magiſchen Himmelreichs ſauber und ruft als ſein neueſtes Bild: den Uebergang der türkiſchen Flotte zu Mehemed Ali aus. Pulcinello-Kasper in dem röthlichen, mit Kattun bezogenen Kaſten, hat ein zahlreiches Auditorium um ſich verſammelt und bemüht ſich, es klug anzufangen, wie er dem Teufel eine Tracht Prügel beibringt. Er begegnet zwei ſchwarzen Damen, die mit ihm in unartikulirten Tönen ſprechen und ihm ihre Zärtlichkeit nur durch Miauen, Pruhſten und Kratzen ausdrücken. Auch Kasper enthält ſich der Politik nicht, ſondern wagt es, in dem ſichern Gefühl, es gäbe in der Vorſtadt St. Pauli keine Cenſur, einige politiſche Wortwitze zu verſuchen. Dort locken uns fremdländiſche Naturproducte, Muſcheln und ausgeſtopfte Krokodille in ein Naturaliencabinett, wo chineſiſche Frauenſchuhe und Fetzen vom blutigen Gewande Guſtav Adolph's zu bewundern ſind. Ungeheure Schwämme, Spinnen, Krebſe u. dergl. würden ſogar die Aufmerkſamkeit eines Spir und Martius feſſeln, wenn ſie nicht etwa nebenan durch das Geräuſch eines Carouſſels ſich ſtören ließen, wo ſich die Matroſen mit einem Ernſte auf hölzernen Pferden tummeln, den die Ritter beim Turnier zu Eglintoun vielleicht auf wirklichen Pferden vergeblich erkünſtelt haben.

Noch ſtand ich mit meinem Freunde und überlegte, ob wir nun hinüberſchlendern wollten nach den Tummelplätzen einer bachantiſchen Tanzluſt, als wir vor einer der größeren Hütten ein plötzliches Zuſammenſtrömen der Menſchenmenge bemerkten. Wir eilten hin und wurden Zeugen einer räthſel-

haften Scene, die faſt wie die Improviſation einer Gaukler-hand ausſah und doch einen ſehr tragiſchen Ernſt im Hinter-grunde zu haben ſchien. Ein phantaſtiſch aufgeputztes Frauen-zimmer mit geſchminktem Antlitz, bloßem Halſe, Schweizer-mieder, eine Seiltänzerin mußte man glauben, hing ſich mit den widerwärtigſten Liebkoſungen an einen anſtändig gekleideten Mann, der ſich mit todtenblaſſem Schrecken des zudring-lichen Weibes zu erwehren ſuchte. Ein Hanswurſt in kurzer Jacke, mit hochroth geſchminktem Antlitz und grellen, aus dem Kopfe quellenden Augen, mit einigen anderen Weſen in gleichem Aufputze, ſuchte unter Schimpfreden der häßlichſten Art das Frauenzimmer von dem erſchrockenen Herrn zu trennen. Dieſes ſchrie: „Heinrich! Heinrich!“ als wäre der Mann, von dem man ſie fortriß, ihr wohlbekannt. Gewaltſam ſchleppte man die Raſende in die Bretterhütte zurück, deren große Flügel-thüren ſich hinter ihr und den dazwiſchen Gekommenen ſchloſſen. Die Volksmenge lachte und verfolgte, ohne an einen tieferen Zuſammenhang zu denken, den fremden Mann, der mit ver-ſtörtem Angeſicht eilte, ſich in dem Gewühl zu verlieren. An dem Giebel der Hütte verrieth die Inſchrift, daß wir vor einem Theater des Hamburger Berges ſtanden, dieſen echten Theſpiskarren, wo ſich die Schauſpieler noch wirklich mit Weinhefe das Antlitz zu bemalen ſcheinen, wie in den Zeiten des griechiſchen Alterthums.

„Was denken Sie von der Scene?“ fragte ich meinen Begleiter. — „Daß das Frauenzimmer von Sinnen war. Sie ſpielt, glaub' ich, in dieſer Bude Egmont's Klärchen. Sie iſt die erſte Liebhaberin, die Peche, die Lindner dieſes Theaters.“ — Mein Freund verrechnete ſich, wenn er glaubte, daß ich lachen würde. Ich glaubte in den Zügen des Weibes und des Mannes eine ſolche zitternde Seelenangſt, ſo viel beklemmende Verzweiflung entdeckt zu haben, daß mich eine ſehr ernſte Stimmung überkam. Ich folgte willenlos dem Wege, den mein Begleiter einſchlug, und fuhr erſt aus meinen Träumen auf, als wir in dem Saale der Frau Heitmann ſaßen, und mich mein Freund fragte, ob wir Holſteiner Auſtern oder engliſche Nativs eſſen wollten. Aus den wunder-lichen, kleinen Verſchlägen, die dieſem Saal das Anſehen eines

Stalles geben, gesellten sich mehre Bekannte zu uns. Man besprach die neue englische Post, die Bergedorfer Eisenbahn, die Gastspiele der Madame Cornet. Der Zollanschluß wurde Gegenstand einer hitzigen Debatte, Wurm, Asher, Kirchenpauer, Soetbeer waren die Namen, mit denen Einer den Andern schlagen wollte, erst der Uebergang auf die hannöversche Frage stellte die Einigkeit wieder her. Ich saß still in mich gekehrt und hörte theilnahmlos den Wortgefechten zu, lächelte mechanisch mit, wenn Einer einen erträglichen Witz gemacht hatte oder von seinen verliebten Abenteuern sprach.

Darüber fiel mein Blick auf einen Mann, der an der Balconthür des Saales stand und unverwandten Blicks in die trübgelben Fluthen der Elbe schaute. Es war derselbe, dem eben drüben auf dem Berge die wunderliche Begrüßung zu Theil geworden war. Ich wurde von dem Benehmen des Mannes, dem Ausdruck seiner Mienen und der leidenden Stimmung, die aus seinem ganzen Wesen sprach, angezogen. Seine Kleidung war keineswegs elegant, im Gegentheil eher kümmerlich. Nur seine Haltung, der aus tiefen Höhlen kommende Blick seines Auges beherrschte seine äußere Erscheinung so, daß man darüber den kahlen Rock und den zerknitterten Hut übersah. Die Blicke des Fremden ließen die Stelle in den Wogen der Elbe, die sein stieres Auge einmal erfaßt hatte, nicht wieder los. Kein lichter Streifen des entfernteren Wasserspiegels, kein vorüberrauschendes Dampfschiff, kein rothes Segel, das die Fahrt eines Stader Evers beschleunigte, zog ihn von seinem Aufmerken ab. Ich sah, wie sich ihm unter dem bis oben zugeknöpften Rock die Brust hob, weniger vom Schlage des Herzens, als von stillen Seufzern, die in der Brust zu verhallen schienen. Man sah es, ein freudenloses Dasein fesselte hier einen Unglücklichen an die Erde: der düstere Fluß mit seinen Nebeln war ihm wie ein Grab, wie ein Hafen der Ruhe.

Da wandte sich Einer aus unserer Gesellschaft mit einer Frage an mich, die mich persönlich betraf. Ich beantwortete sie zerstreut, unklar genug und mußte zuletzt Stand halten, mich deutlicher auszusprechen. Während mich diese Erörterung einige Minuten lang abzog von dem Manne am Fenster,

hatte dieſer den Saal verlaſſen. Meine Blicke ſchweiften vergebens nach ihm, und doch hätte ich gern eine Gelegenheit geſucht, mich dem Manne zu nähern und ihm meine Dienſte, wenn er dieſe hätte brauchen können, anzubieten.

Die Geſellſchaft brach auf und trat in's Freie hinaus. Es regnete in jener unerträglich enthaltſamen Art, die Tagelang andauert, ohne aufzuhören. Das Ziel ſollte der Elbpavillon ſein, wo man mit großem Amuſement ſich beredet hatte, das Wunderkind, „die kleine Louiſe" zu beſuchen. Der Regen zwang, ſich unter Schirmen zu vereinigen. Jeder beſchleunigte ſeine Schritte durch den aufgeweichten Sandboden, Keiner achtete auf den Andern. So blieb ich zurück und ſchlug einen andern Weg ein, der meinem Herzen wohler that. Ich wollte in jene Theaterhütte treten, hinter deren Verſchluß die Schauſpielerin vorhin verſchwunden war.

Wie ich mich näherte, waren die Thüren noch zu. Ein Beweis, daß drinnen geſpielt wurde. Ich kroch unter einer Kette, die die Thür von innen befeſtigte und ſie gänzlich zu öffnen verhinderte, durch und hörte ſchon aus einer tiefen Dunkelheit heraus die Stimme eines Garricks der unterſten Stufe. Vier Schilling Entré! forderte mir eine verwelkte und mit Schminke die Farbe des Lebens erheuchelnde Schönheit ab. Dafür hatte ich Recht auf den erſten Platz. — „Was geben Sie denn?" fragte ich. — „Der Keſſelflicker ſollte ſein; iſt aber ſchnell der Freiſchütz angeſetzt." — „Warum ſpielen Sie denn nicht den Keſſelflicker?" — Die Heroine maß mich, als wollte ſie ſehen, ob ich ein Recht hätte, mich um die innern Angelegenheiten dieſer Kunſttruppe zu bekümmern. — „Albertine iſt krank!" ſagte ſie zögernd, rief dann: „Gott, ich komme d'ran!" und rannte durch das ganze Theater, quer durch das Publikum, um durch einen Seitenvorhang auf die Bühne zu ſchlüpfen, von wo ſie wahrſcheinlich das Stichwort gehört hatte. Sie hatte die Kaſſe mitgenommen.

Im Hintergrunde einer kleinen, dunklen Hütte ſtand ein mäßig erleuchtetes Theater, von einem Umfange, der gerade drei bis vier handelnden Perſonen Raum zum Spielen geſtattete, ſo aber, daß ſich, wer etwas langer Statur war,

hüten mußte, oben an die Soffiten zu ſtoßen. Rings ein aufmerkſames Publikum von Matroſen, Handwerkern, Dienſtmädchen, vorn einige Kunſtdilettanten, die gleich mir den Hautgout dieſes Theaterwildprets für etwas Pikantes nahmen. „Beſſer," ſagte Einer zum Andern, (es waren zwei bekannte Theaterreferenten Hamburger Blätter), „beſſer ein ſo eingeſtandenermaßen ſchlechtes Theater, als eine Bühne, die ſich einen claſſiſchen Anſtrich giebt und nur um Weniges beſſer iſt."

Dieſe Bemerkung war ein wenig ſtark und ſchmeckte nach einem entzogenen Freibillet. Die Leiſtungen dieſer Schauſpieler waren gräßlich. Es ſollte wirklich der bekannte Freiſchütz ſein, den man hier aufführte; es ſollte wirklich eine Oper ſein. Drei von der Straße gegriffene Muſikanten bildeten das Orcheſter, und eben ſangen drei Brautjungfern, von denen eine eine ſechzigjährige Matrone ſchien, den Jungfernkranz. Casper war derſelbe Heros, der vorhin Albertinen (denn ich zweifelte nicht, daß dieſe die Urſache des Auflaufes von früher geweſen) in die Hütte zurückgeſchleppt hatte. Er war der Luſtigmacher der Geſellſchaft, Harlekin und lebendiger Theaterzettel draußen, um das Publikum anzulocken, Baßbuffo und Intriguant drinnen. Er wußte dem armen Max, einem jungen Menſchen ohne Stimme, mit hektiſch geformter Bruſt, in deſſen Augen das ganze krankhafte Bewußtſein einer verwüſteten Jugend lag, mit ſataniſcher Komik zuzuſetzen. Sein Dialog war dreiſter, als ich je einen auf der Bühne gehört habe. Mit den Regeln der Sprache nahm er es nicht genau; Heinſius und Adelung exiſtirten nicht für ihn, wol aber Schiller und Kotzebue zur Auffriſchung Kind's. „Komm, Max," rief er, „ſchäme Dir, komm, Max, wir wollen Eins trinken!" eine Scene, die mit unnachahmlicher Wahrheit ausgeführt wurde. Das ganze Publikum empfand die Natürlichkeit dieſer Scene ſo ſehr mit, daß eine der herumwandelnden Brautjungfern, die geſchminkt, im rothen Flitterrock, auf einem Teller geiſtige Getränke der ländlichſten Art, duftenden Aquavit, ausbot, den lebhafteſten Zuſpruch erhielt, und immer wieder durch den Vorhang, der den Eingang aus dem Bereich der Zuſchauer in die Theatergarderobe bildete, ſchlüpfen mußte, um neue „Erfriſchungen" herbeizubringen. Mir ſchwindelten

in dem Duft des gebrannten Waſſers, dem Lampendunſt und dem Gewühl die Sinne.

Wenn man ſich entſinnt, daß ſich die deutſchen Theaterdirectionen die Wolfsſchlucht gewöhnlich ſchon ſehr bequem machen, ſo ſchien die heutige eine Satyre darauf zu ſein. Die Bühne wurde finſter. Samiel blitzte, Caspar donnerte, Max bebte. Eine große Puppe ſtellte den Geiſt vor, den Max zu erblicken glaubt. Die Eule hatte Augen von ölgetränktem Papier, hinter dem man ganz deutlich das Talglicht ſehen konnte. Dazwiſchen lagen allerhand alte mit Sand ausgefüllte Strümpfe, Steine und Lehmklumpen, welche die unheimlichen Zauberamulette ſein ſollten, in deren Kreiſe Caspar ſeine hölliſchen Kugeln gießt. Bei dem Rufe: das wilde Heer! war die Phantaſie dieſes Publikums ſo aufgeregt, daß über das Theater eine Katze hätte dürfen laufen und man würde ſie für den Teufel ſelbſt oder deſſen Großmutter gehalten haben; mit ſo Wenigem läßt ſich die Phantaſie, wenn ſie zur Ergänzung des Gebotenen ſelbſt einmal aufgeregt iſt, befriedigen. Aber der Regiſſeur bot mehr als eine Katze. Eine ganze Menagerie von Affen und Bären lief vor uns vorüber und ſo ungeheuer ſchnell, daß man nicht Zeit hatte, erſt genauere Unterſuchungen über das Vaterland derſelben anzuſtellen. Ein großer Bär, das ſah man wol, war die ſchöne Kunſtleiſtung eines Mannes, der ſich in einen umgekehrten Schlafrock eingehüllt hatte. Dazwiſchen blitzte es ſtark und das ſämmtliche Perſonal heulte hinter der Scene, miaute, pruſtete, bellte, wieherte und ließ ſomit gleichſam die Hölle los.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſer Freiſchütz auf dem Hamburger Berge nur ein ganz magerer Auszug des wirklichen war. Die Arien Agathens, Aennchens und Marens fielen weg, nur Caspar ſang zuweilen und der aus drei weiblichen und zwei männlichen Mitgliedern beſtehende Chor. Als zuletzt geſchoſſen wurde, ſchraken die Nerven dieſes Publikums nicht ſo zuſammen, wie am Stadttheater, wo gewöhnlich beim Schießen einige Damen des erſten Ranges ohnmächtig werden. Ich war froh und doch beklommen, als endlich der Spektakel, der keine halbe Stunde gedauert hatte, zu Ende war. Gern

Lamoignon.

Laſſen Sie ſich doch die zwei erſten Akte eines Luſtſpielchens geben, das er bei der Ninon de L'Enclos vorgeleſen hat. Binnen wenig Monaten werden nicht nur die Tartüffes, ſondern auch die Diafoirus dem Gelächter von Paris preisgegeben ſein.

Dübois.

Diafoirus. Wer iſt Diafoirus?

Lamoignon.

Der größte Ignorant in der Medicin, der ſich nur je Doctor genannt hat, ein Quackſalber, der ohne Sinn und Verſtand die Menſchen durch Purganzen umbringt, ein gewiſſenloſer Küchenlateiner, der von der Facultät in Montpellier für eine neue Gattung Pillen belobt wurde, die aus Brodkrumen gedreht werden, für eine Tinctur, Herr, die Brunnenwaſſer iſt, für ein Pflaſter, das aus ganz gewöhnlichem Pech beſteht! Herr, binnen einem Jahre werden die Aerzte ihre Kutſchen abſchaffen müſſen, und wo ein Kranker liegt und ein Arzt erſcheint, Herr, da wird man den Arzt zur Thüre hinauswerfen.

Dübois (ſieht nach ſeiner Uhr).

Ich plaudre — und plaudre — man hat mir geſagt, daß bei der Ninon über zwei Akte von Molière ſo anzüglich gelacht worden iſt — aber, Excellenz, hören Sie darauf gar nicht — die Bühne muß ihre Freiheit haben —

Lamoignon.

Und noch ein andrer Arzt kommt in jenem Luſtſpiel vor, ein gewiſſer Purgon, und ein Apotheker, Namens Fleurant,

hätt' ich nun etwas von Albertinen erfahren. Den Ausrufer, Regiſſeur, Baßbuffo und Tyrannen mocht' ich nicht fragen, ſo wandte ich mich an einen jungen Mann in grüner Jägertracht, der aus der Garderobe kam, und fragte dieſen, als ſich das Publikum faſt ganz verlaufen hatte, ob Fräulein Albertine nicht ſpielen würde? Er lachte. „Nun, wenn man krank iſt," bemerkte ich, „was iſt da zu lachen?" — „Krank?" gab er mir wiederum lachend zurück, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Ich habe keine Zeit, ich muß auf meinen Poſten." — „Welchen Poſten?" — „Ausrufen, Leute hereinſchaffen, Platz machen, die Trompete blaſen" — „Bläſt ſie denn Der, der den Caspar ſpielte, nicht auch?" — „O ja; aber wie!"

Indem kam dieſer trällernd und ſehr höflich grüßend an mir vorüber. „Allons, allons," rief er ſchon, „herein meine Herren und Damen, herein! heute wird —" — Ich unterbrach ihn mit einem Händedruck, der für ihn von Werth ſein ſollte! „Ein Drittelſtück? Was wünſchen Sie?" — „Laſſen Sie mir auf einen Augenblick den jungen Mann!" Damit zog ich dieſen in das Theater zurück. Caspar ſah uns verwundert nach, ergriff die Trompete und blies ſich ein Haus zuſammen.

Ich ſaß indeſſen, da es ſich vorläufig nur ſpärlich füllte, mit dem Grünrock auf der Bank dicht vor dem Theater in dem dunkeln Raum. „Wer iſt dieſe Albertine?" fragte ich. — „Sie iſt erſt ein halbes Jahr bei uns," hieß es, „aber zu nichts zu gebrauchen." — „Warum nicht?" — „Ach, an Kopf fehlt's ihr nicht. Sie ſollen die 'mal reden hören. Wenn ſie will, muß man ſich des Todes verwundern, was ſie Alles machen kann!" — „Spielt ſie ſo gut?" — „Die? Das ſag' ich Ihnen, da kann Manche aus dem Tivoli etwas lernen! Aber oft iſt ſie wie unſinnig, ſpricht Sachen, die kein vernünftiger Menſch verſteht, und iſt meiner Meinung nach für die Kunſt nicht mehr zu brauchen." — „Für die Kunſt! Wo lerntet Ihr ſie kennen?" — „Ach, da iſt keine Geſellſchaft, bei der ſie nicht war. Früher auf den erſten Theatern brillirt, aber durch eigene Schuld allmälig ganz heruntergekommen; wenn ſie ſich um ihren Verſtand gebracht hat —" — „Wodurch denn?" — Hier machte der Mann eine Bewegung mit

der Hand nach dem Munde, die mir ein Grauen einflößte. Er fuhr fort: „Das iſt ihr Laſter! Von Morgens bis Abends wie ein Matroſe! Sie flucht und tobt, ſchlägt ſich mit den Anderen, zerreißt die Garderobe, zertrümmert die Lampen — wir können ſie nicht behalten: was nützen uns ihre ſchönen Reden, wenn ſie niemals nüchtern iſt! Sie kommt morgen in's Irrenhaus."

Ich hatte genug: ich ſprang auf und ſtürzte aus dieſer dunkeln, meine Bruſt beengenden Atmoſphäre in's Freie hinaus. Das Gewühl des Volksgedränges zerſtreute mich nicht; ich war in der unglücklichſten Stimmung; ich hätte weinen mögen über dieſe traurige Entdeckung. So mußte hier das Höchſte, die Kunſt, ſich mit dem Gemeinſten vermählen, mußte Gold und Koth neben einander liegen! Da träumen wir uns in Ideale hinein und reden von Poeſie und dem Sonnenglanz der Schönheit und wiſſen nicht, wo wir ſie finden, an was in der Welt wir ſie anknüpfen ſollen; und da iſt das Ekelhafteſte und Häßlichſte und ſiehe, es hat Wirklichkeit, Leben, es iſt da; man mag es umgehen wollen, mag es verſchönern, entſchuldigen wollen — es iſt da — und nicht blos in ſeiner Todtenbläſſe, gezeichnet mit der Farbe der Nichtigkeit, ſondern grell geſchminkt — geſchminkt, wie zu einem lachenden Leben! Ich war außer mir; um ganz dies trübe Weh des Lebens auszukoſten, (denn ich gehöre nicht zu Denen, die ſich den Schmerz dadurch heilen, daß ſie ihn ſchnell vergeſſen) ſetzte ich mich in einen Fiaker, ſchloß die Fenſter und fuhr durch den Regen, der von draußen an ſie anklatſchte, tief in eine Ecke gedrückt und unheimlich ſchauernd auf Gerathewohl eine Stunde lang über die Wälle der Stadt. Weil mir die heilige Idee der Kunſt verunreinigt war, ging ich dann nach Hauſe und las in Goethe's Iphigenie.

Nach einigen Tagen führte einige Freunde und mich der Zufall in eine Hafenſchenke, die uns wegen der Güte des dortigen Porterbiers empfohlen war. Wären wir in Italien geweſen, würden wir uns gewiß nicht ſcheuen, in einem Winkel von Neapel die beſte Macaroniküche aufzuſuchen. Für Hamburg ſind Porter, Auſtern, Fiſche, Beefſteak, was für die Italiener Macaroni. In einen engen Raum eingezwängt,

hatten wir die Aussicht auf den Hafen. Hunderte von Masten bildeten einen Wald, in welchem die Schiffsjungen hier und da wie die Affen kletterten. Lastwagen, Träger und Verkäufer machten die enge Hafenstraße, Vorsetzen genannt, völlig unwegsam. Jeden Augenblick kamen neue Ausrufer: die Sandverkäufer mit ihrer originellen Fisteloctave, die Gemüsehändlerinnen mit einer Unzahl von unverständlichen Sylben, die sie mit einer bewunderungswürdigen Geläufigkeit aussprechen, der drollige Bürstenverkäufer Weber, der des Morgens Bürsten und des Abends geräucherte Aale verkauft und eine ergötzliche Figur für Goethe's Jahrmarkt von Plundersweilen abgäbe, der bekannte Mausefallenhändler, der, längst echter Hamburger, sich noch immer das Ansehen eines Savoyarden giebt und gebrochen ausruft: „Die Katz'! Die Ratz'! Husch!" Alle diese Hamburger Straßen-Stereotypen boten Stoff zur ergötzlichsten Unterhaltung. Auch die Musiker, die sich hören ließen, trugen dazu bei: besonders jener stolze Sänger, der nun schon seit vielen Jahren fast immer dieselbe Melodie: Bertrand's Abschied, mit einer Würde und mit Kunstpausen vorträgt, die jedenfalls aus dem Bewußtsein kommen, als wäre an ihm ein Sänger für das Stadttheater verdorben. Dazwischen die Cachucha, die auf dem Leierkasten nachgespielte Arie vom Jägersmann aus dem Nachtlager, die berühmte Arie aus Guido und Ginevra — wenn man das Alles auch so unzähligemal gehört hat, daß man es herzlich satt hat, so frischt es sich doch in Augenblicken, wo man von Geschäften frei, sich einer harmlosen Empfänglichkeit hingiebt, von Neuem erheiternd wieder auf.

Plötzlich erhob sich über uns ein Gelärm. Zwei zankende Männerstimmen geriethen heftig aneinander; die häßlichsten Schimpfworte wurden von der einen Partei hörbar, bald darauf wurde die Thür oben aufgerissen und man konnte unten auf der Diele deutlich die Vorwürfe unterscheiden, die mit tumultuarischem Geschrei Einer dem Andern machte. — „Das ist wieder der Hungerleider von Schauspieler," sagte der Wirth auf Plattdeutsch. „Itzt wirst er noch zur Thür hinaus, bald wird aber die Reihe an ihn kommen. In der ganzen Zeit, wo er hier wohnt, habe ich noch keinen Schilling

beſehen!" — Indem war der Lärm auf's Aeußerſte geſtiegen. Wir gingen an die Treppe und kamen gerade recht, einen Menſchen aufzufangen, der eben von ihr herabſtürzte. Oben wurde die Thür zugeſchlagen. „So ein Komödiant!" ſchrie der Ueberwundene, der der Stiefelputzer des Mimen war; „ſich herausrufen laſſen und kein Geld für die Bedienung! Ausgelegt für Schwefelhölzer und chemiſche Feuerzeuge und Papier und Federn und wofür? Die Galleriebillets machen nicht ſatt und das Klatſchen macht Einem nur die Hände wund. Aber da muß doch kein Recht mehr in Hamburg ſein: die werden Dir bald den Laufpaß geben, Musje! Auf die Polizei!"

Damit reinigte ſich der geſchundene Ueberwundene und wollte uns zu Zeugen der an ihm geübten Frevelthat nehmen. Der Wirth war dazu nicht geneigt, ſondern ſetzte auf den einen Zorn noch einen weit größern und wies ihn zur Hausthüre hinaus. „Da müßten ja ſo und ſoviel — hineinſchlagen!" wetterte er; „keine Ruhe im Hauſe, er und der, die ganze Wirthſchaft müßte jetzt hinaus!" — „Ich gehe zum Senator!" drohte der Andere und verließ das Haus, noch die ganzen Vorſetzen hinunter ſeine Mütze reinigend.

„Wer iſt dieſer Mann oben?" fragten meine gentilen Hamburger Freunde. — „Ei," ſagte der Wirth, „ich habe da ein kleines Zimmer oben, kaum zum Umdrehen groß, und vermieth' es an den, der gerade kein beſſeres finden kann. Kommt mir da ein Menſch in's Haus, den man ſo bei'm bloßen Anſehen gewiß für einen „reſpectabeln" Herrn halten muß, ſo gut hält er ſich, wenn's auch keiner iſt, der auf dem Jungfernſtieg Parade machen kann. Na, nun vermieth' ich ihm das Zimmer, geb' ihm Koſt und Bett, und ſoll mich Gott ſtrafen, wenn ich bis jetzt noch einen Schilling geſehen habe. Es ſoll ein Schauſpieler ſein." — „Wie heißt er?" — Der Wirth nannte einen Namen, den wir noch nie gehört hatten. „Am Ende iſt es Ludolph Schleyer?" bemerkte Einer. — „Bewahre," ſagt' ich, „Ludolph Schleyer iſt ja Profeſſor der Handelswiſſenſchaften in Leipzig geworden. Nur in Mußeſtunden noch beſchäftigt er ſich mit ſeiner theatraliſchen Laufbahn; er wird die Memoiren derſelben unter dem Titel: St. Georg,

meinen Hamburger Freunden und Feinden gewidmet, als Seitenstück zu Schröder's Leben von Meyer herausgeben.“*)

Die Beschreibung, welche uns der Wirth vom Benehmen des Fremden gab, flößte uns einige Achtung für ihn ein. Das Aeußere desselben, wie er es uns von ihm zeichnete, spannte meine Aufmerksamkeit nach einer Richtung hin, die mir nicht sogleich erinnerlich machte, wo ich diese Persönlichkeit, in der Vorstellung, die ich von ihr bekam, hinbringen sollte. Meine Neigung, überall, wo ich kann, aus der schaalen Alltagswelt in Zustände zu entfliehen, die, selbst wenn sie schmerzlich, doch bedeutender sind, als die gewöhnlichen des Tages, bestimmte mich, dem Fremden einen Besuch zu machen. — „Thun Sie's nicht,“ bemerkte Einer; „Sie müssen sich vielleicht gar verbindlich machen, ihn herauszurufen, wenn er auftritt.“ — „Warum nicht?“ entgegnete ich; „wenn er's verdient?“ Damit stieg ich die Treppe hinauf. Der Treppenraum war beängstigend schmal. Die Thür klein und niedrig. Kein Lebenszeichen drinnen. Sollt' ich anklopfen? Ich klopfte. Keine Antwort. Ich klopfte noch einmal. Alles still. Nun trat ich ein.

Auf einem hölzernen Sessel, den Kopf auf einen eichenen Tisch gelehnt, saß der Fremde, in sich verloren. Er blickte auf. Ich erschrak. Ich erschrak nicht allein über die Thränen, die in seinen Augen standen, sondern auch über die Identität seiner Person mit jenem Manne, dessen unangenehmes Begegniß auf dem Hamburger Berge, dessen schwermuthsvoller Blick auf die trübe Elbe, mir damals so viel Theilnahme eingeflößt hatten. Er stand auf und bot mir den einzigen Stuhl, der außer dem seinigen noch im Zimmer stand.

„Sie entschuldigen,“ begann ich nicht ohne Verlegenheit, „ich war Zeuge des unangenehmen Auftritts, den Sie eben mit Ihrem Bedienten hatten. Der Wirth sagte mir, Sie wären dramatischer Künstler; Sie sind hier fremd; ich könnte Ihnen vielleicht mit Rath und That zur Hand gehen?“ — Er dankte schweigend, schmerzlich lächelnd. — „Warum treten Sie nicht am Stadttheater auf?

---

*) Anspielung auf eine bekannte, seither verstorbene Hamburger Persönlichkeit.

Gäſte ſind hier jetzt die Tagesordnung." — Er ſchwieg und legte die Hand vor ſeine noch feuchten Augen. — „Ich ſehe Sie heute nicht zum erſten Male," fuhr ich fort. „Verwichenen Sonntag hatten Sie ein wunderliches Abenteuer vor dem Thore." — Der Fremde ſprang auf und ſagte mit verſtörtem Blicke: „Sahen Sie das?" — „Es war eine Scene," bemerkte ich, „die eine frühere Bekanntſchaft mit dieſem tief geſunkenen Weſen vorausſetzen läßt." — „Jawol!" ſeufzte er. „Albertine iſt die Urſache meiner Leiden." — „Wie?" verſetzte ich erſtaunt: „Sie muß Ihnen doch an Jahren weit voran ſein?" — „Freilich," ſagte der Fremde; „von Liebe iſt dabei auch nicht die Rede! Nein, dies ſchreckliche Frauenzimmer, ein Pasquill auf die Gottheit der Liebe, iſt dadurch an meinem Unglück ſchuld, daß ſie eine Schauſpielerin war von den wunderbarſten Gaben. Ich lernte ſie als kaum den Knabenjahren entwachſener Jüngling kennen. Sie iſt Schuld, daß ich auf die Bühne ging." — „Iſt dies Ihr Unglück?" — Der Fremde ſchwieg. Nach einer Weile ſagte er: „Sie ſcheinen Theil an meinem Schickſal zu nehmen, ſo hören Sie denn:

„Ich bin in Pommern von achtbaren Eltern geboren und heiße Heinrich M. Die körperliche Schwäche des Kindes hinderte meine Eltern, mich jenen ſtrengen Schulunterricht genießen zu laſſen, ohne welchen man es in der Welt jetzt zu Nichts mehr bringt. Früh mehr der Phantaſie als dem Verſtande nachlebend, wurde ich in meinem angebornen Talente zur Ungeſchicktheit nur noch mehr beſtärkt, ſo daß ich mit einer merkwürdigen Unbeholfenheit oft beim beſten Willen jedes Ding verkehrt angriff und mir und den Meinigen nur Kummer und Aerger bereitete. Es gelang mir nichts; und die ſich allmälig in mir feſtſetzende Ueberzeugung, als ſei dies ein über mich verhängter Fluch, verhinderte vollends, daß ich irgend etwas mit Nachdruck ergriff. Schon dadurch, daß ich mich daran machte, ſchien mir jedes Ding dem Untergange geweiht. Ich war zur Handlung beſtimmt, machte aber meinen Eltern und mir ſelbſt keine Ehre. Ich begriff ſo Manches, was zum Leben gehört, wurde in meinen praktiſchen Anſichten über die Menſchen und Dinge klar, und ſprach, daß man mich

für den Gebildetsten hätte halten mögen; aber was zu meinem Fache gehörte, darin versah ich Alles. Ich führte die Rechnungsbücher planlos und in der Zerstreuung, ich verwirrte, was ich aufhellen, ich verlor, was ich bewahren sollte. So hatte ich eine Jugend voll der unangenehmsten Erfahrungen, gegen die ich zuletzt sogar gleichgültig wurde und dadurch nur in einen meiner Stellung noch gefährlicheren Stumpfsinn verfiel. Da zogen mich in der Provinzialstadt, wo ich die Handlung erlernte, die Vorstellungen einer Schauspielertruppe an, die zu den bessern gehörte und nur in zwei Städten abwechselnd spielte. Ich versäumte hundert oft sehr ernste Pflichten, um nur die Sucht nach dem Theater zu befriedigen. Bei keiner Vorstellung fehlte ich und zerfiel darüber so mit meinem Principal, daß ich in dessen Haus nicht mehr zurückkehrte. Vom Comptoirtisch ging ich, wenn die Stunde des Theaters schlug, ohne alle Rücksicht weg, ließ alle Kassen offen stehen und bekümmerte mich um nichts mehr in der Welt, als darum, im Theater einen guten Platz zu erhalten. Von meinem Principal, als auch überhaupt in jeder Hinsicht unbrauchbar, entlassen, und in den Gasthäusern des Ortes des Morgens früh verkehrend, lernte ich einige Schauspieler der Truppe kennen, besuchte sie in ihren Wohnungen und sah damals Albertinen zum ersten Male in der Nähe.

„Das Gestirn dieses Mädchens war damals schon im Erbleichen. Sie war auf der Bühne groß geworden. Einziges Kind einer verwilderten Schauspielerfamilie, wurde sie schon als sie kaum lallen konnte, als Genius oder Amor verwendet. Man beklatschte die Unerschrockenheit des Kindes, seine Drolerie, seine zierlichen Bewegungen. So wuchs sie auf, kam in der Epoche, wo sich ihre Stimme setzte, in's Ballet eines bedeutenden Hoftheaters, aber verstieß dort bald durch die leidenschaftlichen Ausschweifungen ihres Temperaments gegen den sittlichen Anstand, der an einer solchen Anstalt wenigstens äußerlich aufrecht gehalten wird. Nun wurde sie Sängerin. Eine herrliche Altstimme bahnte ihr überall auf anderen Theatern den Weg, ihr meisterhaftes Spiel ließ den Mangel an Schule und Fleiß vergessen, aber ihr zügelloses, wildes Benehmen, ihre totale Unfähigkeit, in geordneten Ver-

hältnissen auszuhalten, lösten immer wieder schnell die Verbindlichkeiten auf, die sie hier und dort fesselten. Zusehends litt unter diesem Treiben ihre Stimme. Da sie nicht Kunstfertigkeit genug besaß, um die zunehmenden Mängel derselben nach Art mancher berühmten Primadonna zu verbergen, so sank ihre Kehle im Preise und sie entschloß sich, zum Schauspiel überzugehen. Bei tieferer Ausbildung des Geistes, geregelterer Lebensweise, Beschränkung auf die Kreise, in denen sich weibliche Sittlichkeit oder wenigstens weibliche Klugheit bewegen darf, würde sie eine der ersten plastischen Künstlerinnen Deutschlands geworden sein. So aber lernte sie schlecht, vergriff sich in der Bedeutung ihrer Rollen, drang nicht immer tief genug in den Sinn mancher Stellen ein, und konnte in dieser Art allerdings bei ihrem Genie oft so groß wie eine Schröder sein, öft aber auch warf sie den Erfolg ganzer Stücke um und verdarb das Leichteste. So blieb nichts übrig, als daß sie allmälig einen Cyklus von zehn oder zwölf Paraderollen behielt, und in allem Uebrigen, da sie ohnedies auch niemals lernte, ganz unbrauchbar wurde. Die Folge war zunächst eine gänzliche Verwilderung ihrer Stellung. Kein Engagement wurde ihr sicher, und wo sie eine Weile ausdauerte, zerriß sie es selbst. In dieser Verfassung war es, als ich sie in jenem Städtchen kennen lernte. So wie der Wein erheiternd wirkt, wenn er in Gesellschaft getrunken wird, so liegt für zügellos von der gewöhnlichen Sitte Ausschweifende eine Beruhigung darin, wenn Sie Andre zu ihrer Lebensweise hinüberziehen können. Albertine sprach mir am meisten Muth zu, den Versuch mit den Brettern zu wagen. Ich sehe sie noch, wie sie mit einem Champagnerglase mit mir anstieß auf mein baldiges Debüt. Es gab einen traurigen, unmelodischen Klang."

Der Erzähler schwieg einen Augenblick und sah wie gedankenlos durch die kleinen Fenster über die Masten des Hafens hin. Dann besann er sich und fuhr fort:

„Albertine war bald für das Leben, bald auch für die Bühne verloren. Der letzte Funke von Talent verglomm, da das Gefäß, das ihn barg, von immer erstickenderem Qualm erfüllt wurde. Von einer Bühne wankte sie zur andern, bis

sie, wol schon bewußtlos, dorthin taumelte, wo ich neulich von ihr beim zufälligen Vorübergehen erblickt wurde. Ich nahm dies gräßliche Wiedersehen leichter, als ich es hätte nehmen sollen; aber wenn man unter eigenen Leiden seufzt, wird man für fremde Bürde gefühllos. Das ist vielleicht einer der größten Flüche, die mit dem Elend verknüpft sind."

Der Fremde stützte sein Haupt auf und strich sich das dunkle, schon mit vielen grauen Lichtern gemischte Haar weit von der Stirn weg, so daß sich die Furchen alle hinaufzogen und ein gläsernes, unheimliches Auge sichtbar wurde. Ich wagte nicht, dies beklemmende Schweigen zu brechen und athmete hoch auf, als Jemand die Treppe heraufkam, anpochte und hereintrat. Es war der hannöversche Postbote. Heinrich M. ergriff den Brief, las ihn und legte ihn schmerzlich lächend wieder zusammen. — „Eine unangenehme Nachricht?" fragte ich. — „Lesen Sie!" war die Antwort. Ich nahm den Brief, entfaltete ihn und las: „Wohlgebohrner Herr; Auf Ihre Nachfrage kan ich jetzt nicht günstigen Bescheit geben denn ich mache hier schlechte geschäfte weil das keine stadt vor eine Bühne ist und mir nicht unbekannt ist, was sie auch allens für Ehre schon eingelegt haben aus der Theater-Chronik und das Publikum hier alles billich aber auch guht haben will. Der ich mit Achtung u. s. w."

Die Situation, in der wir uns Beide gegenübersaßen, war so schmerzlich, daß Keiner daran dachte, über den Styl des Theaterdirectors in Stade zu lachen. „Warum," fragte ich, „verlassen Sie die Bühne nicht, wenn Sie, wie hier angedeutet scheint, keinen besondern Erfolg haben." — „Was soll ich werden?" erwiderte der Arme, betrübt und starr vor sich hinsehend; „über die Jahre, wo man sich mit rüstigem Muth in eine neue Laufbahn werfen kann, bin ich hinaus. Die lange Gewöhnung an die Muße, die das Theaterleben gewährt, hat mir alle Ausdauer zu etwas Anderem geraubt. Und was gäb' es auch heutzutage noch Lernbares, wozu nicht Vorkenntnisse gehörten, die ich mir nicht mehr erwerben kann! Auch liegt auf einer Vergangenheit, wie die eines Schauspielers meiner Gattung, ein Makel, der einen Uebergang in bürgerliche Verhältnisse unmöglich macht. Selbst zum Sol-

baten hat der Körper nicht mehr Kraft genug." — „Herr M.!" antwortete ich! „nach Ihren Aeußerungen zu urtheilen, besitzen Sie eine im Leben gewonnene Verstandesbildung, die —" — Er unterbrach mich: „Das sind Phrasen, die wir allmälig lernen und selten das Talent haben, zu beweisen. Wir Schauspieler, wir reden weit geläufiger als wir denken." — „Nun," fiel ich ein, „so verräth doch Ihre Bildung, Ihre Ausdrucksweise, daß es Ihnen ein Leichtes sein muß, in den Geist Ihrer Rollen einzudringen." — „Die größten Schauspieler," antwortete er ruhig, „sind diejenigen, die im Leben unbeholfen erscheinen und wenig zu sagen wissen. Hören Sie an meiner Stimme nichts?" — „Ich höre, daß Sie heiser sind." — Er stand auf und ging heftig durch das kleine Zimmer. „Sehen Sie nichts an meinem Gang?" fragte er. — „Ich sehe, daß Sie ungleiche Schritte machen." — „Ich will Ihnen sagen," fiel der Beklagenswerthe jetzt mit einem mir fast ängstlichen Ausdruck seiner Mienen ein; „ich will Ihnen sagen, daß ich ein schlechter Schauspieler bin. Das klingt vielleicht für Manchen, der das in einem Kaffeehause in einem kritischen Blatte liest, spaßhaft und er lacht darüber. Ich will Ihnen aber sagen, was das ist: ein schlechter Schauspieler! Das ist eine verlorene Jugend, eine früh verschwendete Jünglingskraft; das sind drei Jahre, wo man sich tröstet, Anfänger zu sein; drei Jahre, wo man von Abend zu Abend enttäuscht wird, nachdem die Besinnung zu spät kommt. Ich will Ihnen sagen, ich war auf der Bühne nie anders als lächerlich, Opfer des Spottes aller Städte, ich habe nicht das geringste Talent, einen Andern, am wenigsten, was die große Aufgabe der Kunst ist, mich selbst zu spielen. Ich mache eine Scene erträglich und werfe die zweite um; ich bin im ersten Act zuweilen applaudirt, im zweiten gezischt worden. Mein Vortrag ist mir selbst unausstehlich, wenn er nicht meine eigenen Worte wiedergiebt; ich fühle es, daß ich zum Schauspieler talentlos bin, und daß ich es fühle, raubt mir zum Spiel alle Besinnung; Sie können mir glauben, daß ich zwischen den Coulissen, beschienen vom Lampenlicht, noch jetzt nach zwölf Jahren, wo ich in Deutschland von einem Orte zum andern wandere, wie ein Geistesabwesender spiele. Ich

der Blühende, weil Aerzte und Apotheker zuſammen blühen und gedeihen, wenn die Kranken zu Grunde gehen — und Pürgon und Diafoirus haben ſich beide den Tod geſchworen und kämpfen mit Pillen und Latwergen gegen einander und ihre Schlachten liefern ſie — in dem kranken Leichnam des armen Argant. Noch weiß ich nicht, ob Dübois mehr dem Diafoirus oder dem Pürgon ähnlich ſehen wird, aber das weiß ich, daß die Aerzte ſich beeilen können, ihre goldgeſegnete Praxis ſicher zu ſtellen; denn nach Molière's „Krankem in der Einbildung" werden die Pariſer nicht mehr wiſſen, wie man einen Arzt von einem Charlatan unterſcheidet.

Dübois.

Excellenz, allerdings ſollte die Bühnenfreiheit gewiſſe Gränzen haben, die Molière, ein Mann, der mir am Unterleibe zu leiden ſcheint, ein Hypochonder mit einem Wort, nicht überſchreiten ſollte. Indeſſen — allerdings — wenn man freilich — geſetzt auch — gewiſſermaßen — Es iſt das nur ſo meine einfache, ſchlichte Meinung, Excellenz. Ich habe die Ehre, guten Morgen zu wünſchen. (Geht ärgerlich ab.)

Lefèvre

(den Miniſter betrachtend, der die Adreſſe lieſt).

Die Adreſſe wirkt. Herr Präſident, hat Molière in ſeinem Pult auch ein Stück gegen die Advocaten liegen? Mich ſollen Sie ſobald nicht bekehren.

Lamoignon.

Herr Parlamentsrath, es ſollte mir leid thun, wenn Sie glaubten, daß ich gegen Molière eingenommen wäre und über-

war verheirathet. Meine Frau ist todt; mein einziges Kind folgte ihr nach. Ich komme mir verächtlich vor, daß ich überhaupt noch lebe."

Bei dieser schmerzlichen Mittheilung sprang ich auf, ergriff seine Hand und suchte ihn, den bitterlich Weinenden, zu beruhigen. Mein Herz war so gefoltert, daß mir selbst die Worte fehlten. Schnell ergriff ich meine Baarschaft, warf sie auf den Tisch und eilte mit den Worten: „Ich sorge für Sie!" aus dem Zimmer. Ich konnte meine Gefühle nicht mehr bewältigen und mußte, bei dem Ehrgeize des Unglücklichen, schneller handeln, als er meine Beihülfe verhindern konnte.

Meine erste Sorge war, Leute, die in der Theaterwelt bewandert waren, aufzusuchen und sie um Rath zu fragen. Aber Allen war dieser Heinrich M. bekannt als ein talentloser Schauspieler, der alle Theaterdirectionen, die ihn spielen ließen, in Verlegenheit gesetzt hatte. Man erzählte mir die wunderlichsten Anekdoten von seinen Verstößen auf der Bühne; besonders litt er an dem Fehler, sich zu versprechen und wider Willen die sonderbarsten Wortfügungen hervorzubringen. Noch jetzt muß ich mir den Vorwurf machen, daß ich durch das Alles, was ich hier zu hören bekam, mich in meinem Eifer für den Unglücklichen erkälten ließ und erst nach einigen Tagen wieder an den Hafen ging, um ihn zu besuchen. Der Wirth sagte mir zu meinem Erstaunen, der Mann hätte ihn bezahlt und wäre ausgezogen. „Wohin?" Er konnte es nicht sagen. Ich stand da und machte mir die heftigsten Vorwürfe. Eine schreckliche Ahnung zuckte durch mein Inneres. Wehmüthig verließ ich einen Ort, wo ich so gern getröstet, so gern nach meinen Kräften geholfen hätte.

Da sitze ich nach einigen Tagen Abends in Gaden's Kaffeehaus. Einige treffliche Schauspieler, die gut spotten hatten, durchflogen die Theater-Chronik und berechneten, wie viel Zeilen Selbstlob, wie viel Zeilen Wahrheit auf den Spalten der Journale zu finden sei. Bald hört' ich, daß sie über einen gewissen Heinrich M. lachten, der von einem Ungenannten in Preußisch Polen aufgefordert wurde, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen. Mitten in ihren komischen Commentaren dieses

Inſerats fiel mein Blick auf die vor mir geöffnet liegenden „Nachrichten“. Ich las: „Bei Blankeneſe wurde ein männlicher Leichnam, der ſchon einige Tage im Waſſer gelegen haben mochte, aufgefiſcht. Er war bekleidet mit einem abgetragenen Oberrock, ſchwarzer Halsbinde, zerriſſenen Stiefeln, grauen Beinkleidern. In den Taſchen fand man einige Papiere, die an den auch im Hemd durch Chiffern angedeuteten Namen: Heinrich M. gerichtet waren. Spuren äußerer Verletzung fehlten. Die Polizei-Behörde.“ Schweigend reicht' ich einem der fröhlich Scherzenden die Anzeige hin. Den Eindruck, den ſie hier machte, mochte ich nicht abwarten; ich wankte hinaus und konnte erſt in der Dunkelheit wieder meine vernichteten Gefühle ſammeln.

Die Erinnerung an dieſe Erfahrung wird mir unvergeßlich ſein. Konnte es ſchmerzlichere Contraſte geben, als Genie im Bunde mit Sittenloſigkeit, und ein edles Gemüth im Bunde mit der Mißgunſt jener Göttinnen, die dem Künſtler die himmliſchen Gaben ſpenden? Es iſt bitter, ein tragiſches Lebensbild mit einer klugen Moral zu ſchließen; aber ſo oft ich ſeitdem etwas von einem Gelüſt zum Theater bei jungen Leuten erblickte, mochte ich ihnen die Erinnerung an jene beiden ſchmerzlichen Bekanntſchaften mit all' der herben und grellen Wahrheit aufrollen, die ich in dieſer Skizze nicht umgangen habe.

Die Königin der Nacht.

I

Bleistift-Striche aus der Brieftasche Eugen's von Jastrow,

ausgezirten Seconde-Lieutenants beim Garde-Cuirassier-Regiment Prinzessin mit gelben Aufschlägen.

Den 2 Februar.

Hübsch gemacht, das Ding! Meiner Cousine einen Dankbrief dafür schreiben. Will mir Alles darin notiren, was den Kopf zu sehr angreift. Parole: Prinz Eugen (der edle Ritter). NB. der dienstwidrige Zusatz ist von mir.

Den 3 Februar.

Morgengebet: Carrière! Im Café international zehn Ducaten verloren. Will nicht mehr spielen. Mehre edle Vorsätze gefaßt. Knoten im Schnupftuch, damit ich sie nicht vergesse. Adalgise gut gesungen, dreimal applaudirt. Gute Handschuhe kauft man: Cavalierbrücke Nr. 7. Parole: Landsturm. NB. ohne Witz.

Den 4 Februar.

Morgengebet: Carrière! Ich will mir Alles genau aufschreiben, damit, wenn ich 'mal Feldmarschall bin und Varnhagen geneigt ist, mein Leben zu beschreiben, er sich Gelegenheit hat, bei dieser Gelegenheit u. s. w. Lange Perioden lieb' ich nicht. Liebe! Liebe! Schöne Stimme, schöne Figur. Parole: Montecuculi. Wiederholter Parolebefehl: Alles dienstwidrige Entstellen, Bewitzeln und Belächeln der Parole ist verboten.

Den 5. Februar.

Sehnsucht nach Carrière. Heute die Nachtwandlerin. Lodoiska — Amina. Ob es wol wahr ist — ?! — ? Sr. Durch-

laucht — — Parole: Balken. Nämlich das hängt so zusammen — doch Commentare sind untersagt.

Den 6. Februar.

Zunehmende Sehnsucht nach Carrière. Die Nachtwandlerin gesungen. Lodoiska göttlich. Große Wahrheit und merkwürdig viel Gefühl. Allerliebste Toilette. Man zieht mich mit ihr auf. Als Amine über den Mühlensteg geht, fällt ihr's Licht aus der Hand — bin darüber ganz perpler gewesen. Der Erbprinz — schändliche Verleumdung! Parole: Kette. Nämlich für meinen künftigen Geschichtschreiber: Balken und Kette sind Wappenzeichen der Prinzessin Braut. In drei Wochen ist die Hochzeit des Erbprinzen.

Den 7. Februar.

Carrière! Lodoiska kennen gelernt. Ganz toll. Zu ihr hingegangen, anmelden lassen, angenommen, sehr schöne Einrichtung, etwas Angst, aber Alles gut gegangen. Hinter den Coulissen noch schöner als bei Lichte. Allerliebste Morgentoilette: Kaisertuch von Bronzefarbe, schlichtes Kleid, Leibchen, reiche Posamentirarbeit, langer Cachemire, Capotte von Sammt: Muß in's Modejournal. Die Unterhaltung lebhaft. „Herr Baron von Zastrow!" sagte sie. Ich antwortete: „Gnädiges Fräulein!" Das war die Einleitung. Dann setzten wir uns. Ich, oder vielmehr erst sie auf eine Chaise longue, ich auf einen niedlichen Fauteuil, auf Rollen, wodurch ich bei meiner Aufregung fortwährend ausrutschte. Darüber entspann sich folgendes Gespräch, das ich für einen künftigen Bearbeiter der allgemeinen deutschen Kriegs- und Militair-Geschichte hierher setzen werde. Lodoiska. „Sie sehen, Herr Baron, in meinem Zimmer kann man Schlitten fahren." v. Zastrow. „Jawol, gnädiges Fräulein, man hat ja das Sprüchwort: Wenn dem Esel zu wohl wird, geht er auf's Eis." Lodoiska. „O bitte, Herr von Zastrow —" v. Zastrow. „Ich meine mich, gnädiges Fräulein. Bloße Redensart. Vorgestern gesungen à merveille!" Lodoiska. „O! Sie sind zu gütig, Herr von Zastrow —" v. Zastrow. „Nein, auf Ehre, en vérité. Nachtwandlerin nie so gesehen. Die Sophie Löwe ein — ein Pudel dagegen." Lodoiska. „Bitte, Herr von Zastrow —" v. Zastrow. „Entschuldigen Sie! Meine Stellung zur Cavalerie

entschuldigt — oder vielmehr ich spreche wie mir mein Schn — " Klingel. Brief, den Lodoiska mit großer Neugierde erbrach. Fast erschrak ich, weil ich das Siegel des Erbprinzen zu erblicken glaubte, doch war es wol nichts, denn sie zerknickte es beinahe mit Heftigkeit. Ich wollte sie auffordern zu lesen, sie sagte aber mit etwas erzwungenem Lächeln: Sie blieben bei Ihrem — Nun lachte sie wirklich und ich ärgerte mich, daß wir gerade bei der Redensart: Wie mein Schnabel gewachsen ist! abgebrochen hatten. Sie sagte dann: „Ist es also ganz bestimmt, daß sich der Erbprinz vermählt?" v. Zastrow. „Parolebefehl." Lodoiska wollte etwas erwidern, warf sich aber auf ihrer Chaise longue so herum, daß ich befürchtete, sie wäre krank. Ich sprang auf, der Roll-fauteuil flog weit hinter mir fort, so daß ich beim Niedersitzen ihn beinahe verfehlt hätte. „Ich habe mich vorgestern," gab die Göttliche zu, „im Theater etwas erkältet." v. Zastrow. „Wahrhaftig aber auch keine Kleinigkeit, als Nachtwandlerin, wo die Nächte jetzt schon so kühl sind — Freilich, es wird im Theater geheizt." Lodoiska hörte nicht. Sie schlug ihr großes schwarzes Auge gen Himmel, wo ein verhängter Kronleuchter — überhaupt fürstliche Einrichtu g! Uebrigens merke ich erst heute, daß ich Styl habe. Sie zerknitterte den Brief, ich balancirte auf meinem Stuhl, stand auf, ergriff ihre Hand, küsse sie — der Brief, den ich dicht vor mir hatte, straf mich Gott, roch nach double Extrait Héliotrope, Lieblingsodeur des Erbprinzen. Ich war sehr verwirrt, schwöre aber auf ihre Unschuld und habe mich außerordentlich gut amüsirt. Parole: Tilly vor Magdeburg.

Den 8. Februar.

Bei der Vermählung Beförderungen erwartet. Alle Gardeoffiziere weißlederne Buchsen und hohe Stulpstiefeln. Täglich üb' ich mich in Stulpstiefeln zu gehen. Es ist schwer. Parole: Honneur et fidelité. Das H in Honneur wird nicht ausgesprochen.

Den 9. Februar.

Nur an Carrière gedacht. Ich habe Lodoiska vergessen wollen. Aber sie ist zum — NB. hier ist Poesie anzubringen. Die ganze Welt weiß, daß ich sie besucht habe. Bei der Parole

allgemeine Rede davon. Dumme Wortwitze: Erbprinz und Prinzenerbe. Man verläumdet Lodoiska. Sie hat nie ein Verhältniß mit unserm Chef gehabt. Ich wäre im Stande meinen Handschuh — Cavalierbrücke Nr. 7. findet man echte Pariser von Tetot Rue de Jena Nr. 14. Parole: Waterloo.

Den 10. Februar.

Unser alter Generalfeldzeugmeister ist sechsundneunzig Jahre alt gestorben. Er hat sechs Schimmel überlebt. Wir rücken Alle um einen Grad vorwärts. Ich bin endlich caroliri, nicht mehr überzählig. Dreiundzwanzig Jahre und sechsundneunzig Jahre! Auf die Art kann ich auch noch Marschall werden. Lodoiska! Nächstens Zauberflöte. Lodoiska: die Königin der Nacht. Sie will ihren Abschied nehmen. „Dies Bildniß ist bezaubernd schön!" Mozart, Bellini, Donizetti, Dominante, Polacca, Cavatina. Ich lese musikalische Recensionen, weil ich Lodoiska wieder besuchen werde. Gute belletristische Blätter und Conditoreien bilden den künftigen — — — Parole: Generalfeldzeugmeister. Cito geschrieben und mit Unterbrechungen.

II.

Das Theatergebäude der Residenz hing mit dem Schloß zusammen und war so übergroß, daß auch einige Stockwerke und Seitenflügel von Bühnenangehörigen bewohnt sein konnten. So kam es, daß Lodoiska, die Hof- und Kammersängerin, im Theater selbst wohnte. Durch einige Corridore gelangte man in eine Behausung, die allerdings den imposanten Eindruck machte, der den Verfasser der obigen Tagebuchnotizen so geblendet hatte. Um nicht mißverstanden zu werden, sagen wir nicht, daß die Einrichtung eine fürstliche war. Was aber Comfort und Eleganz im Bunde voraussetzen und zaubern konnten, das fand sich hier auf das Geschmackvollste vereinigt. Teppiche, seidene Vorhänge, Gemälde, Girandolen, weniger zahlreich als geschmackvoll angebracht. Eins paßte zum Andern. Von dem schreienden Luxus eines Novizen in der Gunst des Geschicks zeigte sich keine Spur. Das Glänzende ordnete sich einem

zarten Sinn für das Wohnliche und Bequeme unter. Nichts iſt doch wol auch ſo lauſchig, wie ein ſolches kleines Boudoir, mit dem ſauber geordneten Schreibtiſch gegen das Fenſter und zur Rechten eine Etagère, von koſtbaren Moſaiken, Bronzearbeiten, zierlichen Statuetten und eleganten Papeterieen bedeckt. Zur Rechten befand ſich ein kleiner Muſikſaal, mit einem aufrecht ſtehenden Piano, in Geſtalt einer Lyra, die Fenſter waren hier ohne Vorhänge, die gewalten Wände ohne Tapeten, um die Reſonanz des Schalles, den Nachhall der Stimme und des Inſtruments nicht zu hindern. Und dies Alles war nur einzig bewohnt von Lodoiska.

Ueber den Urſprung dieſes Glanzes war nichts entſchieden. Die Stimme der Künſtlerin war einſt friſcher und metallener, als jetzt, wo man mehr ihre Kunſt als ihren natürlichen Fond bewunderte. Sie hatte früher Reiſen gemacht, von denen ſie mehr Ruhm als Geld mitbrachte. Sie war bei Zeiten mit dieſem Ruhm in eine kleine Reſidenz gezogen, und erhielt ſich auf der Höhe deſſelben, da ſie klug war, ihn nicht durch neue Reiſen auf die Probe zu ſtellen. Was ſie feſſelte, war ihr Glück; wer ihr dies Glück ſchuf, war ein Geheimniß.

Die Cavaliere des Landes galten für arm. Einige Banquiers waren reich, ohne daß ſie verſtanden, ihren Reichthum zu benutzen. Lodoiska erfreute ſich eines Rufes, der mit ihrer äußern Exiſtenz im Widerſpruch ſtand. Man fand bei ihr Künſtler, Gelehrte, ältere Beamte, die ſich durch rege Theilnahme an der Bühne eine gewiſſe Jugendlichkeit erhielten. Der Verkehr war ein öffentlicher und durchaus flüchtiger. Der Fürſt war ein alter Herr, der nie mehr ſein Zimmer verließ. Nur vom Erbprinzen Max wollte man behaupten, daß er an Lodoiska mehr als ihre Talente bewunderte.

Beweiſen ließ ſich aber nichts. Prinz Max war ein ritterlicher Held, von großer männlicher Schönheit. Er hatte ſeine Jünglingszeit auf Reiſen zugebracht und ſich auf ihnen in der That, was ſelten iſt, von den Merkwürdigkeiten der Länder und allem Wiſſenswerthen, das die fremden Zuſtände darboten, bilden laſſen. Zurückkehrend in ſeine künftigen Staaten, nahm er an den Branchen der Regierung, die den meiſten perſönlichen Einfluß von obenher vorausſetzten,

haupt das Verbieten von Büchern und Theatervorſtellungen billigte.

Leſèvre.

Wo hat Molière die Advocaten angegriffen? Und wenn auch die Advocaten, ich bin Notar und erſter Huiſſier am oberſten Gerichtshofe!

Lamoignon.

Molière wird die Notare nicht angreifen, er hat ſie ſchon angegriffen.

Leſèvre.

Wo?

Lamoignon.

Im Tartüffe.

Leſèvre.

Im Tartüffe?

Lamoignon.

Ich habe den Tartüffe geleſen.

Leſèvre.

Wiſſen Sie, daß dem Dichter ein Exemplar geſtohlen wurde?

Lamoignon (erſchrickt).

In — der — Verſammlung jener 270 Bürger war ein Exemplar aufgeſchlagen. Wie es dorthin gekommen, weiß ich nicht. Hier iſt der Tartüffe. (Holt ein Buch in klein Quart aus der Taſche.)

Lionne.

Wie? Das alſo iſt das Werk, das uns ſo ernſtlich zu beſchäftigen anfängt?

lebhaften Antheil, ſtand dem Kriegsweſen perſönlich vor und lebte ſeinem künftigen Berufe ſchon jetzt mit einem Ernſt, der ihn von allen rauſchenden Zerſtreuungen abzog. Prinz Max lebte auf den Umgang einiger wenigen Freunde beſchränkt, und auch von dieſen konnte ſich Niemand rühmen, ſein Vertrauen ganz zu beſitzen. Den Frauen ſchien ſein Sinn abgewendet. Er hatte eine höfliche zuvorkommende Weiſe, die ihn im Umgang mit dem weiblichen Geſchlecht zwar liebenswürdig aber kalt erſcheinen ließ. Niemals hatte man ihm einen Uebergang zu innigeren Verhältniſſen nachweiſen können. Ja man hätte ihn eher trotz ſeiner angenehmen Manieren für einen Weiberfeind erklären können.

Wie es möglich war, daß man dem Prinzen trotz ſchroffen Charakters eine Beziehung zu Lodoiska zuſchreiben konnte, gehörte eben ſo ſehr zu den Räthſeln, wie Lodoiska's „Sort" ſelbſt. Von dieſem klugen, liebenswürdigen Mädchen ging niemals auch nur die leiſeſte Spur einer auf ein Verhältniß mit dem Erbprinzen hinzielenden Andeutung aus. In ihrem künſtleriſchen Berufe lebte ſie nur der Aufgabe, die ſie zu löſen hatte, ließ ihre Blicke nur dorthin ſchweifen, wohin dieſe die Leidenſchaft des dargeſtellten Momentes verwies und wich allen Indiscretionen mit einer Kunſt aus, die ihrem Herzen und ihrem Verſtande Ehre machte. Man behauptete nur, daß auf den Corridoren, die das Schloß, das Theater und die Wohnung Lodoiska's verbanden, zuweilen eine dunkle vermummte Geſtalt geſehen würde, welche die Schildwachen anzurufen keinen Muth hätten. Ueberdies behauptete man, daß Prinz Max auf ſonderbare Art mit allen Vorkommniſſen des Theaters vertraut war und von der Intendanz ſelten Dinge erfuhr, die er nicht ſchon aus anderen Quellen anders dargeſtellt erhalten hätte. Sahe man indeſſen wieder, wie wenig von dem jungen Fürſten dieſe Allwiſſenheit zum Nachtheil der Künſtlerinnen, die mit Lodoiska rivaliſirten, benutzt wurde, ſo mußte man doch von der Vermuthung eines geheimen Zuſammenhanges zwiſchen Beiden wieder abkommen. Der Kammerdiener des Prinzen war ſein Milchbruder, ein felſenfeſter Charakter, den Einige für ſtumm hielten, weil er ſelten oder ungefragt niemals ſprach.

III.

Die Nothwendigkeit, daß ſich Prinz Max endlich zu einer Heirath entſchloß, lag in den Vorſchriften der Politik. Als das Gerücht von der bevorſtehenden Verwählung des Erbprinzen mit der ſchönen und geiſtreichen Prinzeſſin eines befreundeten Hofes verlautete, fand man zwei Dinge ſehr auffallend; einmal, daß es in der That ſchien, als wenn Prinz Max ſeine Verlobte, die Prinzeſſin Jucunde, liebte, und dann, daß Lodoiska, ſtatt darüber verſtimmt zu ſein, eher erheitert ſchien, wenn anders eine gewiſſe Ausgelaſſenheit, ein gemacht ſcheinender Scherz, große Sorgloſigkeit in ihren Aeußerungen, Zerſtreutheit und aufgeregtes Weſen Heiterkeit genannt werden können.

Prinz Max hatte ſeine ihm beſtimmte Braut als Kind geſehen. Vorausſetzend, eine Convenienzehe ſchließen zu müſſen, ſah er die entfaltete Jungfrau wieder. Ihr Weſen ſprach ihn auch jetzt noch nicht an. Wie wenig Gelegenheit hat ein ſo hoch geſtelltes Mädchen, ſich in ihrem innerſten Bedeuten frei zu entfalten! Zurückhaltung, ſo nothwendig von den Umſtänden geboten, erſcheint bei Frauen ohnehin immerhin wie Beſchränktheit. Große Proben vom Gegentheil zu geben iſt nicht immer möglich. So iſt ſchon das Geſchick zu preiſen, gelingt es ihnen bei geringfügigen Veranlaſſungen, faſt unmerklich, aus dem Kreiſe des Gewöhnlichen herauszutreten und eine über Hochgeſtellte ſchnell abgeſchloſſene Rechnung oft mit einer einzigen Bemerkung, einem einzigen unerwarteten Charakterzuge umzuwerfen. Der Prinz war erfreut, ſeine Braut zuweilen Urtheile fällen zu hören, die ihn um ſo mehr überraſchten, als ſie mit harmloſer Ruhe und ohne Prätenſion vorgetragen wurden. Er entdeckte kleine artige Talente an ihr und wurde zuletzt faſt überwältigt von einer Ueberraſchung, die er in den Orangeriehäuſern ſeines Schwiegervaters erlebte. Prinzeſſin Jucunde kannte die Bäume und Pflanzen wie ein Gelehrter, der etwa zugleich Gärtner und Blumenmaler geweſen wäre. Sie entdeckte, ordnete, zog, malte die Blumen. Sie hatte es hier zu einer Verbindung zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft gebracht, die den Prinzen ſtaunen

machte. Wenn ſchon die Männer, die jeden Stein benennen, jeden Grashalm in eine Gattung einreihen können, einen großen Vorſprung vor denen voraus haben, welche über die Natur nur in Abſtractionen leben, ſo mußte an einem ſo hoch geſtellten weiblichen Weſen, wie Jucunde, der Reiz, den dieſes Talent ausübte, ein doppelter geweſen ſein. Sie übernahm bei Spaziergängen, auf den Luſtſchlöſſern, wie in den Gärten ihres Vaters, ohne es zu wollen, die Rolle des Cicerone. Der kluge, verſtändige Sinn des Prinzen lauſchte der anſpruchsloſen Ausbreitung dieſer ſinnigen Kenntniſſe. Was ihn erſt befremdete, feſſelte ihn ſpäter, und von dieſem Punkte aus war es denn auch, daß Jucunde, die ihm erſt ſo intereſſelos erſchien, eine höhere Bedeutung gewann. Die liebenswürdige, immer heitere, immer lind und beſcheiden angeregte Prinzeſſin beherrſchte ihn, ehe er's ſich verſah.

Wie ungegründet nun auch die Vermuthungen über ein Verhältniß des Prinzen zu Lodoiska ſein mochten, ſo fehlte es doch nicht an ſcharfer Beobachtung der Stimmung, wie die Sängerin die bevorſtehenden Vorgänge bei Hof aufnehmen würde. Zuerſt wunderte man ſich, die Dinge in Nichts verändert zu finden. Dieſelbe Ruhe, daſſelbe kleine air von Protection, dieſelbe ſich unterordnende und ihr Innerſtes maskirende äußere Pflichterfüllung bei Lodoiska. Je länger aber der Prinz ausblieb, deſto mehr glaubte man an ihr eine Unruhe zu entdecken, die ſich als Humor kundgab. Sie, die erſt dann gern lachte, wenn Andere Drolliges thaten, ſuchte jetzt ſelbſt die Munterkeit anzuſchüren. Man ſah ſie viel außer ihrer glänzenden Wohnung, die ſie ſonſt ſelten verließ. Man fand ihr Spiel, das immer etwas zu gemeſſen war, plötzlich degagirter, fand es aber auch natürlich, wenn plötzlich der Zettel ankündigte, ſie wäre heiſer, unpäßlich, krank. So dauerte es einige Wochen fort, und jener Menſchenkenner mochte wol Recht haben, ſich zu äußern: „Die Dame kommt mir in ihrer plötzlichen Regſamkeit und Beweglichkeit vor, wie ein Schmetterling, der mit aufgeſchreckter Haſt die Flamme umflattert, worin er nur zu gewiß ſeinen Tod findet."

IV.

Der Verlobung des Erbprinzen mit Prinzessin Jucunde folgte in wenig Wochen die Vermählung. Der Vater des fürstlichen Bräutigams war sonst an einen strengen Haushalt gewöhnt. Bei großen, in das Interesse seines Hauses eingreifenden Veranlassungen hielt er mit seinen aufgehäuften Schätzen und Kostbarkeiten nicht zurück. Alle Vorbereitungen zum Beilager seines Sohnes wurden in verschwenderischen Umrissen angelegt und das Ganze, wie dies so oft geschieht, mußte sich mehr auf Glanz und Masse als auf Geschmack begründen.

Am Tage vor der Hochzeit sollte in der Oper dem Publikum Gelegenheit gegeben werden, die künftige Landesherrin als Braut zu sehen. Man hatte eine Festoper mit theuern Kosten aus Paris verschrieben, mit Eifer einstudirt und glänzend in Scene gesetzt; aber plötzlich erklärte sich Lodoiska unfähig, darin mitzuwirken. Das fiel dann natürlich allgemein auf. Nun sah man deutlich die Folgen einer Voraussetzung, die an sich selbst so wenig festen Halt hatte. Als man Prinz Max die Nachricht brachte und ihm die Ursache der Störung nannte, behauptete man, daß einen Augenblick ein düsterer Zug, wie man ihn sonst an ihm nicht kannte, über seine Stirn fuhr. Prinzessin Jucunde, seine Braut, lächelte. Da man an diesem Hofe wie überall der Meinung ist, daß man große Hoffeste durch Schauspiele nicht so würdig begeht, wie durch Oper, so fragte man bei Lodoiska an, in welcher Oper sie mitwirken wollte. Sie antwortete nach langem Besinnen: „In der Zauberflöte."

Wenn wir eben bemerkt haben, daß Jucunde lächelte, so soll dies mehr als die Beobachtung einer bloßen Zufälligkeit sein. Sie lächelte, sie sah seitwärts zum großen Fenster hinaus auf den belebten Schloßplatz. Prinz Max stand nicht minder gedankenvoll. Es ist wol nichts von Gerüchten so klein, nichts so geringfügig werthlos, das den Hochgestellten nicht durch Vertraute und nicht selten Unberufene mitgetheilt würde. Gerade an die Ufer, wo die Wellen sich machtlos brechen, strömen sie unaufhaltsamer an. Prinzessin Jucunde

wußte ſchon Alles, was man ſich über eine Beziehung des Prinzen zu Lodoiska in's Ohr raunte. Sie verzweifelte bei dem Gedanken, das Herz eines Mannes, den ſie liebte, mit einer Andern theilen zu müſſen. Sie ſprach von Lodoiska, der Prinz ſah zum Fenſter und trommelte auf die Scheiben. Sie faßte ſich ein Herz und flüſterte, hinhauchend, beklommen, mit halb erſtickter Stimme die einzigen Worte: „On dit que le Prince la protège!“ Der Prinz, blutroth, ſtieß kurz und heftig das Wort heraus: „Mensonge!“ Jucunde erblaßte, denn dies Leugnen war ſchreckhaft. Sie fühlte, daß Mensonge hier nur heißen konnte: La verité!

Die junge Gattin war erſchüttert, ſie verzweifelte. Zum erſten Mal faßte es ſie mit wühlendem Schmerz. Ihr kluger Sinn ſagte ihr, daß ſie keine Anſprüche hätte auf die Vergangenheit ihres Verlobten. Ja ſelbſt das dauernde Verbleiben Lodoiska's in ihrer bisherigen Stellung zum Theater würde ſie nicht geſtört haben, wenn der Prinz nur Wahrheit geſprochen hätte. Aber dies ſchnelle und in erſichtlicher Verlegenheit ausgeſprochene: „Es iſt nicht wahr!“ machte ſie für ihre Zukunft erzittern. „Hätt' er mir's geſtanden, hätt' er mich in die Tiefe ſeines Herzens blicken laſſen!“ Sie wußte, daß nur das todt iſt, was man begräbt. Sie ſah dieſe Liebe, die ihr ſo gewiß und ausgemacht ſchien, wieder auferſtehen. Sie war von einem ahnungsvollen Blick in die Zukunft ſo ergriffen, daß ſie nur wenig Augenblicke in dem abendlichen Zirkel des Hofes verweilen konnte und ſich unter bitteren Schmerzen zum Schlaf in ihre Kiſſen drückte.

Am folgenden Morgen war ſie beruhigter. Sie wollte nur ein offenes Geſtändniß, ſie wollte allein das wiſſen, was Niemand wußte, ſie wollte Wahrheit. Für das Andere und Zukünftige hatte ſie ja Liebe und Vertrauen! Am Abend war die Vorſtellung der Oper. Je näher die Stunde kam, deſto beklommener fühlte ſie ſich. Alles, was ſie von der Favorite ihres Gatten gehört hatte, trat jetzt in ſchreckhafter Deutlichkeit vor ihr Auge. Sie ſollte ſie ſehen, hören, dieſe verborgene, ſo räthſelhaft geheimgehaltene Leidenſchaft! Gerade dies Geheimniß ſchien ihr ſo bedenklich; denn es bewies, wie ſehr Lodoiska den Prinzen beglückt haben mußte.

In dieſer Stimmung ſaß ſie an der Tafel. Es ſchlug Sechs. Um halb Sieben trat ſie an der Seite des Prinzen in die fürſtliche Loge des feſtlich erleuchteten Opernhauſes.

V.

„Ein ſchönes Paar.“ — „Er ſcheint wirklich verliebt zu ſein.“ — „Sie iſt ſehr ernſt.“ — „Sie ſoll ſehr gelehrt ſein.“ — „Sie ſchreibt ein Buch über Botanik.“ — „Hübſche Toilette.“ — „Wenn Lodoiska auftritt —“ — „Geben Sie Acht.“ — „Mein Glas iſt ſcharf, ihre Miene ſoll mir nicht entgehen —“ — „Weſſen?“ — „Der Prinzeſſin.“ — „Schnack!“ — „Was? Glauben Sie denn, daß die von etwas weiß?“ — „Oho.“ — „Still, Still!“

Lodoiska ſang. Alle Gläſer waren auf die Prinzeſſin gerichtet, deren Miene gezuckt hatte. Es war ein furchtbarer Schmerz, der ihr Innerſtes durchwühlte. Sie ſah auf den vor ihr liegenden mit Goldbuchſtaben gedruckten Theaterzettel und blickte dann von unten auf den Prinzen an. Ruhe, Gleichgültigkeit, Affectation deſſelben hätten ihr Thränen entlocken können.

Wie ſehr der Prinz Jucunden ehrte, konnte man aus der ſinnigen Ausſchmückung der Corridore und der Vorgemächer der fürſtlichen Loge erſehen. Eine Reihe von Gemächern hatte ſich förmlich in eine Anpflanzung verwandelt. Die herrlichſten Blumen, die ſeltenſten Gewächſe verdeckten die Wände. Man wandelte durch Orangerie, durch tauſend Blumen, die ihre Düfte entſtrömten, durch Rankengewächſe, die oft den Weg zu verſperren ſchienen. Rings um die Spiegel, die hier und da zum Widerſchein der Girandolen angebracht waren, zogen ſich die Kränze der Primula praenitens oder die bläulichen Glocken der Cobea scandens. Thyrſusartig hoben ſich aus dem Schaft der Aloe ihre blaßrothen Blüthen. Die Treppen auch der entfernten Räume waren mit Polyandern oder Magnolien geſchmückt. Dazwiſchen die Passiflora alata mit ihrem blauen Strahlenkranze, oder die ſcharlachrothen, gegen Alles grell

abstechenden Staubfäden der Calotamnus quadrifida, blaue Rhododendren, gelbe Azaleen, Hibiscus aller Arten — man glaubte sich in einen Feentempel aus tausend und einer Nacht versetzt.

Den Preis aber von all' diesen Wundern trug eine Grotte davon, die aus einem entferntesten Raume von magischen Lichtern erhellt herüberschimmerte. Hier war mehr als eine Blume, hier galt es eine Feierstunde der Schöpfung. Umgeben von einfachem grünen Rankgewächs stand in diesem dämmernden Raume jene wunderbare Pflanze Cactus grandiflorus, die Königin der Nacht. Gerade in den Stunden, die eben angebrochen waren, sollte diese Zauberblume ihren Kelch öffnen. Es war ein Schauspiel, das der Prinz seiner Erwählten zuletzt vorbehalten hatte. Schon duftete der Kelch seinen Wonnegeruch aus, schon regte sich geheimnißvoll die Blüthenkrone, um schamhaft ihre weißen Blätter auseinander zu breiten. Die gelben Staubfäden trieben ihre zarte Hülle immer mehr und mehr, ein geheimnißvolles poetisches Leben rang nach Licht und Offenbarung. Dies Blühen war kein organisches Gesetz mehr, sich wiederholend in einem bestimmten Kreislauf der Zeit, sondern eine freie große That, ein Entschluß, eine bewußte göttliche Kraft. Alles an dem wunderbaren Baume schien zu leben. Selbst der Schaft mit seinen stachlichten quadrirten Aesten schien zu zittern. Ein Wonneschauer bebte in dem ganzen Bau der Pflanze, der sich in diesem Augenblick, wie bezaubert, mit seiner schönen, im Osten heilig gehaltenen Blüthe krönte.

Der Prinz hielt diese Feier geheim. Die Prinzessin sollte von ihr überrascht werden. Um jede Störung des geheimnißvollen Vorgangs, jede Beschädigung dieser Blume zu verhindern, war ein Offizier beordert, an ihr Wache zu halten. Die Wahl war auf Eugen von Zastrow gefallen.

VI.

Man würde Unrecht thun, wenn man aus den oben mitgetheilten Tagebuchnotizen schließen wollte, daß Lieutenant

von Zastrow ein Fat war. Er war nicht klüger und nicht beschränkter, als der größere Theil seiner Waffenbrüder. Nur was ihn ganz speciell in den Ruf eines Landjunkers gebracht hatte, war der Besuch bei Lodoiska. Dieser Besuch lag so ganz außer dem Bereich des Ueblichen und Hergebrachten, widersprach so auffallend der Stellung, die man dieser Künstlerin stillschweigend einräumte, daß man ihn auch nur mit Zastrow's Unkenntniß der Residenz-Geheimnisse entschuldigen konnte. Seit Kurzem erst in Dienst getreten, faßte er Alles mit jener eigenen Mischung von Dreistigkeit und Gutmüthigkeit an, die unsere jungen deutschen Adeligen oft komischer erscheinen läßt, als es die jungen Söhne des Mars glauben.

Dem Unmündigen lächelt aber immer das Glück. Zastrow hatte Lodoiska in einer Zeit besucht, wo sie gerade Gesellschaft, Zerstreuung, Anhalt bedurfte. Sie gab ihm Aufträge, ließ ihn rapportiren, fragte ihn über die Neuigkeiten der Stadt aus. Ja, indem er für ihren Ruf stritt, zog man ihn mit dem Vorwurf auf, daß er durch sie „Carrière" machen würde. Dies war ihm, wie er sagte, „von der ganzen deutschen Sprache" das liebste Wort. Auch war seine militairische Haltung, seine Conduite, vortrefflich. Nur, um es gleich zu sagen, von Botanik verstand er nichts.

Mit wonnetrunkenem Blick hatte er Lodoiska erzählt, daß er bei dem Feste den Dienst bei Ihren Hoheiten haben würde. Er sprach mit Begeisterung von den Vorbereitungen zu dem Empfang im Theater, von den ausgeleerten Gewächshäusern, von seiner Galauniform, und stutzte, als ihm Lodoiska darauf erwiderte: „Hüten Sie sich vor den Elfen!" „Wie so?" fragte er. Lodoiska sagte, die Elfen wären Blumengeister, die aus den Kelchen der Pflanzen kämen und es schon manchem Sterblichen angethan hätten. Zastrow antwortete verwirrt: „Ach so! Mythologie!"

Es schlug Acht. Zastrow stand gedankenlos am Eingang der Nische, die sich über die Königin der Nacht wölbte. Er wußte nichts von Cactus grandiflorus, nichts von Pistillen und Kryptogamen. Er seufzte nur vor sich hin: „Verflucht ennüyant!" Der Blumenduft hatte ihn fast betäubt. Es war Alles so einsam um ihn her, die poetischen Gewächse ließen

ihn ſo kalt, ſo leer, er beſaß die Phantaſie nicht, an ſie die Wunder des Orients und der Tropenländer anzuknüpfen. Drinnen ſcholl die Muſik, tönte der Geſang, ſcherzte der Humor. Niemand kam in die ſcheinbar verlaſſene Gegend. Er fühlte ſich auf ſeinem Poſten, deſſen Bedeutung er nur inſofern kannte, daß hier Niemand etwas abpflücken ſollte, vernachläſſigt und ſank in Betrachtungen über die Möglichkeit eines demnächſt ausbrechenden Krieges oder einer ſchnellen Sterblichkeit unter ſeinen Vorgeſetzten.

Plötzlich fielen Zaſtrow Lodoiska's Worte von Blumengeiſtern ein, und indem er noch über das Unvernünftige ſolcher Anſichten lächelte, hörte er es hinter den Palmen und den großen Feigenblättern, welche die Wände bedeckten, geſpenſtiſch rauſchen. Dabei kicherte es neckiſch und es war ihm, als riefe Jemand: „pſt! pſt!“ Er ſah ſich um und entdeckte nichts, das Rauſchen und Schlüpfen aber dauerte fort, bis ſein Blick auf die dunkle Grotte fiel, und er zuſammenſchreckend, die Mythe von Blumengeiſtern, für ihn ängſtlich genug, beſtätigt fand. Aus dem rieſigen Cactus, dem die Königin der Nacht eben entblühte, ragte ein wunderbares Weib hervor in einem langen ſchwarzen Gewande und gleichfarbigem Schleier, dicht überſäet mit goldenen Sternen, das Haar aus dem Schleier herausquellend und niedergleitend in die grünen Aeſte des Stammes, die wunderbare Erſcheinung deutlich ſich herauslöſend aus dem Gezweige, ja wie es Zaſtrow ſchien, aus dem Kelch der ſich eben erſchließenden Blume ſelbſt. Von den Lichtern geblendet, ſeinen Sinnen nicht trauend, dringt von drinnen noch obenein wie geiſterhaft der Jubelchor an ſein Ohr:

„Es lebe von Zaſtrow, von Zaſtrow ſoll leben —“ So nämlich deutete er „Saraſtro“. — Ein Lachen — ein Dämmern vor ſeinen Augen — ein lautes Knicken von etwas, das gegen ausdrückliches Verbot von den Pflanzen abgebrochen wird — ein Rauſchen — dazwiſchen der Elfen höhnendes Singen, der Triumphchor der Teufel: „Es lebe von Zaſtrow, von Zaſtrow ſoll leben —“ Er blickte noch einmal nach dem Blumengeiſte, ſah ihn nicht mehr; aber — er traute auch ſeinen Sinnen nicht — die wunderbare Cactus-Blüthe war verſchwunden!

VII.

Nach dem Chor: „Es lebe Saraſtro! Saraſtro ſoll leben!“ (den Zaſtrow auf ſich bezogen hatte) wollte nun endlich der Prinz ſeine Gattin zu dem magiſchen Schauſpiel führen, mit welchem er ſie zu überraſchen gedachte. Eine gewiſſe Verlegenheit war ohne Zweifel den ganzen Abend über, wo er ſich dem Publikum mit ſeiner Wahl preisgegeben hatte, an ihm ſichtbar geweſen. Jetzt erlöſt von dieſer Pein, athmete er auf, bot ſeiner Gemalin den Arm und führte ſie durch die Blumengänge der Corridore und Vorzimmer der fürſtlichen Loge, durch alle dieſe flimmernden und duftenden Zauber, die ſie jetzt erſt mit kundigem Auge näher prüfen ſollte. Ein Cortege von Hofdamen begleitete die Prinzeſſin, die Adjutanten und bedeutendſten Hofchargen den Prinzen.

Zaſtrow ſtand wie auf glühenden Kohlen. Die Verlegenheit um die abgebrochene Blume, auf der der Haupteffect der Ueberraſchung beruhen ſollte, trieb ihm den Angſtſchweiß auf die Stirn. Er bot einen beklagenswerthen Anblick. Je näher der Hof kam, deſto höher ſtieg ſeine Angſt. Er hörte die Prinzeſſin ſchon in der Ferne laut ihre Freude äußern, er hörte den Prinzen von Blumen mit einer Theilnahme ſprechen, die er früher nur für Pferdeſchabracken möglich gekannt hatte. Jetzt waren ſie bei den Oleandern, jetzt bei den Rhododendren, nun kamen die Cactus, Cactus simplex, Cactus quadratus, Cactus — Zaſtrow fühlte, daß in dieſem Augenblick ſeine militairiſche Laufbahn auf dem Spiele ſtand. Immer näher kam der Zug, immer drohender die Gefahr. „Grand ciel,“ ertönte die Stimme der Prinzeſſin, „grand ciel, que vois-je! Cactus grandiflorus.“

Was nun folgte, war Alles ein Moment. Der Prinz, der etwas kurzſichtig war, ſagte: „Und blühend in dieſer Stunde!“ Die Prinzeſſin antwortete: „Blühend? Wie?“ Der Prinz, näher tretend: „Himmel! was iſt das! die Blume iſt abgebrochen!“ Von Zaſtrow hielt ſich an einem Orangenbaum. „Der dienſtthuende Officier!“ — rief der Prinz. — „Von Zaſtrow!“ hieß es. — „Wo iſt die Königin der Nacht?“

Lefèvre (aufgeregt).

Nun bin ich doch begierig zu ſehen, wo Molière hier die Advocaten und Notare lächerlich gemacht haben kann.

Lamoignon.

Mit Erlaubniß! Vier Akte hindurch gilt der Jubel des Publicums jenem Scheinheiligen, in deſſen Zeichnung ſich kein im Herrn Gerechter wieder finden kann. Aber im fünften Akte dreht ſich die Sache. Tartüffe hat durch Erbſchleicherei —

Lefèvre.

Wo ſteht Erbſchleicherei?

Lamoignon.

Leſen Sie ſelbſt — Tartüffe hat durch Erbſchleicherei ſich ein Codicill —

Lefèvre.

Wo ſteht ein Codicill?

Lamoignon.

Ein Codicill zu verſchaffen gewußt, das ihn in den Beſitz eines bedeutenden Theils von Orgons Vermögen ſetzt. Die Juſtiz, hören Sie, die Juſtiz, im Bunde mit der Scheinheiligkeit, wird dargeſtellt in der Perſon eines Herrn Loyal —

Lefèvre.

Wo ſteht Herr Loyal?

Lamoignon.

Loyal, Advocat, Notar und erſter Huiſſier am oberſten Gerichtshof von Conſtantinopel oder Calcutta, wo Sie wollen — Ha, ha, wer wird da an Paris denken?

— Armer Zaſtrow! Konnte er jetzt vom Blumengeiſte ſprechen? Konnte er ſich auf die Elfen berufen? Auf der Zunge lag ihm etwas von überirdiſchen Mächten, Sternenſchleier, Petiscus' Mythologie, er ſtotterte: „Ew. Durchlaucht, total unfähig —"

Im höchſten Zorn fuhr der Prinz heraus: „Sie ſind, Sie ſind, Sie ſind — caſſirt! Ein Kriegsgericht ſoll entſcheiden!" Der Prinz zog ſeine Dame von dieſem Schauplatze frevelhäfter Zerſtörung fort und lehnte ſich, erſchöpft im Uebermaß des Aergers über eine ihm verdorbene Ueberraſchung an eine Karyatide, die ihn halten mußte.

„Eine ſolche Blume abzupflücken," ſeufzte er, „die Königin der Nacht, eine Blüthe von nur zwölf Stunden Dauer! Es iſt ein wahres Sacrileg, ein Kirchenraub, Tempelſchändung. Entdeck' ich den Thäter, die Strafe ſoll exemplariſch ſein. Wer war's?"

Zaſtrow blieb verſtummt und zuckte halb ohnmächtig mit den Achſeln, Jucunde hatte nicht gehört, welche große Strafe der Prinz dem Thäter zuerkannte; ſinnend ſtand ſie und blickte mit ihren ſchönen Augen gen Himmel.

„Mir iſt," ſagte ſie, „als könnte die geraubte Blüthe nicht weit von hier ſein."

„Wo, Jucunde?"

„Dort hinter den Palmen!"

Man ſuchte und fand ſie nicht.

„Dann etwas weiter."

„Wie wäre das —"

„Zu entdecken iſt es ſehr leicht," fuhr die Pflanzenkennerin fort: „Ein Duft, wie der, den die Königin der Nacht ausſtrömt, ein ſo würziges Vanille-Arom, wäre unverkennbar aufzufinden. Man ſoll mir folgen!"

Schon drängte ſie ſich hinter die Palmen. Hier fand ſich eine leis angelehnte Thür. Der Prinz, der ganze Hof drängte nach, mit Ausnahme des unglücklichen und aus allen ſeinen Himmeln geſtürzten, der Blumenmyſtik wegen unglücklichen von Zaſtrow. Die angelehnte Tapetenthür führte in einen dunkeln Gang, der ſich um die Logen herumzog und in die Nähe der Garderobe des Theaters führte. Die Prinzeſſin

ſtand zuweilen ſtill, beſann ſich und ſagte dann, ihrem Geruchſinn vertrauend: „Vorwärts, meine Botanik ſoll uns ſchon helfen, Prinz.“ Dieſer, mit der ihm angebornen Gutmüthigkeit, war ſchon milder geworden und ſchwieg. Ein Theil des Gefolges hielt es für angemeſſener, in dem dunkeln Gange mit dem Brautpaar nicht allein zu bleiben und hielt ſich zurück. Die Prinzeſſin ſchritt vorwärts.

Ein herrlicher Duft erfüllte den Raum. Es zog vor ihnen her wie eine Wolke aus dem Lande Yemen. Die Spur war ſo unfehlbar wie ein ſichtbarer Luftſtreifen, wie fliegender Sommer, der in der Abendſonne ſpielt. Erſt ſchien ſie auf die Bühne ſelbſt zu lenken. Die Prinzeſſin mußte nun die Sache von der ſcherzhaften Seite nehmen, ſie lachte und der Prinz fühlte, daß ſeine Aufwallung nachließ. Doch kamen ſie von der Bühne und dem Theaterraume, wo das Erſcheinen der hohen Herrſchaften eine allgemeine Verwirrung hervorzubringen drohte, wieder ab. Dem Prinzen ſchien jetzt die Spur verloren. Nein, ſagte lachend die Prinzeſſin, nun ſind wir bald am Ziele. Ich muß meine botaniſche Ehre behaupten. Damit wies ſie hinüber in den dunkeln, von Schatten und Schweigen eingehüllten Flügel, in welchem man durch mehre unbeſuchte Gänge nur zu Lodoiska's Wohnung gelangte. Die Cavaliere des Hofes ahnten etwas, das ſie nicht wiſſen ſollten, und blieben zurück. Jucunde hängte ſich an den Arm ihres Gatten und zog den Sträubenden muthwillig weiter. Hier und da ſtand eine Schildwache, die verwundert das Gewehr präſentirte. Man begegnete Säulen, verfallenen Treppen, ſpärlichen Flammen unter großen ſchwarzgebrannten Lampenſchirmen, am Fußboden niedergefallenen Gyps von den Stuckarbeiten der Decke. Der Prinz hielt inne und ſagte: „Es iſt genug. Kehren wir zurück!“ Die Prinzeſſin aber rief: „Himmel, welch' ein Duft! Hier ſind wir am Ziele.“ Der Prinz erblaßte. Stumm wollte er ſeine Begleiterin weiter führen. Jucunde behauptete aber ganz in der Nähe des Räubers zu ſein, ſah ſich ſcharf um und entdeckte eine überkalkte Wandthür, die ſie öffnete. Dem Prinzen vergingen die Sinne, er beſchwor ſie zu bleiben. Die Thür führte eine kleine enge Treppe hinauf. „Drei Schritte,“

ſagte ſie, „ſo ſind wir am Ziele und haben den Dieb. Bleiben Sie zurück.“ Der Prinz blieb, unwillkürlich, wie angewurzelt. Jucunde ſtieg die Stufen hinauf, ſah ſich auf einem kleinen Flur, der zu einer gewöhnlichen häuslichen Einrichtung zu führen ſchien, ging weiter, ſah durch eine offene Thür einen Lichtſchimmer fallen, fühlte von dorther den Wohlgeruch der Blume duften, lehnte behutſam die Thür zurück und ſtand in einem reizenden, von Dämmerlicht erhellten Gemache. Auf einem Divan lag eine ſonderbar gekleidete Dame in ſchwarzen Gewändern, die abgeflückte herrliche Blüthe an ihr Herz drückend.

XIII.

Arme Lodoiska! War die Stunde gekommen, die ſie dir prophezeit hatten, wo der ſchöne Nachtfalter ſich in die Flamme ſtürzen würde?

Sie lag in Thränen gebadet. Der Duft der Blume und die Macht der eigenen Schmerzen hielten ihre Sinne gefangen. Sie ſah nichts von dem, was ſie umgab. Sie bemerkte nicht, daß eine hohe ſtolze Geſtalt im feſtlichen Gewande (es hätte ja Pamina ſein können, die ſie rief) im Halbdunkel des Gemaches vor ihr ſtand und ſie mit neugierigem und gerührtem Auge betrachtete. Sie lag hingeſtreckt auf den Divan, eingehüllt in ihre Sternengewänder, das Haupt in die weiße ſchöne Hand geſtützt, vor ihr die Blüthe, die ihre Entwurzelung noch nicht zu ahnen ſchien, zwei Königinnen der Nacht!

Und wie Jucunde ſo das ſtille Schauſpiel betrachtete, wie ihr Auge rings auf Gemälde, Statuen, auf Dinge fiel, die in geheimnißvoller Anſprache zu grüßen ſchienen, wie Alles umher ſie neckte und doch wieder ſie tröſtete, ſie anlachte und doch wieder ſie beruhigte, war es ihr klar, daß Lodoisken einſt das Herz ihres Mar gehört hatte, klar aber auch, daß die, die es jetzt beſaß, ſie ſelbſt war. Das Benehmen des Prinzen ſprach dafür. Zürnen, ſtrafen konnte man nicht. Hatte

die Verbundenen doch das Schickſal auf ſeinem zarteſten Wege hierher geführt, war es doch ein Engel der Blumen, deſſen Hand ſie hieher geleitet hatte!

Indem erwachte Lodoiska aus ihren Träumen und ſchlug ihr großes ſchönes Auge auf. Sie ſah die Fremde, erhob ſich, erkannte ſie und ſank beſinnungslos zu den Füßen der Prinzeſſin. Dieſe hob ſie milde auf, legte ihren Schleier zurück und begann mit ſanftem Tone: „Ich ſuchte die Königin der Nacht.“ Lodoiska lächelte ſchmerzlich, als wollte ſie ſagen, ſie wär's. Jucunde erkannte den Irrthum und berichtigte ihn. Lodoiska erſchrak: „Dies iſt dieſe koſtbare Blume, von der man ſo viel Wunder erzählt?“ Jucunde hörte weniger auf das, was ſie ſagte, als auf ihren Ton, ihrer Stimme Ausdruck, auf das Athmen ihrer Bruſt. Sie dachte ſich ſtill: Warum ſollte ſie ihn nicht gefeſſelt haben?

Lodoiska geſtand mit bebender Stimme, daß ein unerklärlicher Reiz ſie getrieben hätte, dem Feſte von einer verborgenen Thüre zuzulauſchen. Sie wäre verſcheucht worden und hätte gedacht, wenigſtens eine Erinnerung wollte ſie ſich aus dieſen Blumen zur Eingangspforte zum künftigen Glück der Prinzeſſin wählen. Dieſe Blume hätte ſie ſich gebrochen und wäre ſo behend entſchlüpft, wie ſie gekommen wäre.

„Sie brachen eine Blüthe,“ ſagte die Prinzeſſin etwas ſcharf, „und wußten nicht, daß es eine ſo koſtbare war. Nach der Sage blüht dieſe Blume nur Einmal in hundert Jahren. Lange Sorgen und des Gärtners treueſte Pflege gehen den wenigen Stunden voran, in denen die Menſchen zu erfreuen dieſer Wunderpflanze vergönnt iſt. So gehört ſie, wenn ſie ſich entfaltet, auch nicht einem Einzelnen, ſondern allerdings Allen. Nie kann ſie ein Geſchenk der Liebe oder Freundſchaft ſein, nie kann ſie, und wenn im ſchönſten Glaſe, an eines Einzelnen Fenſter ſtehen. Sie kommt zu Niemand. Wer ſie ſehen will, muß ſie ſuchen, in der Stunde der Nacht. Ihr Duft iſt nicht beſchränkt wie bei Veilchen und Roſe; er dehnt ſich aus, überwölbt Alles, athmet Allen! Sie iſt die Fürſtin der Blumen. Sie darf geliebt werden, aber, da ſie Allen gehört, ſich nicht verſchenken.“

Lodoiska wurde abgerufen. Die Zauberflöte wurde zu Ende gespielt. Der Prinz hing stumm am Arme seiner klugen Lebensgefährtin, die ihn durch die Entdeckung dieser bequemen Verbindung im Schlosse beschämt hatte.

Lodoiska verließ die Residenz. Sie lebt am Rhein in einer schönen Villa im Schatten des Niederwaldes. Nur noch ein Jahr war sie im Dienste der Musen geblieben, hatte in allen Partien, die sie übernahm, geglänzt; am liebsten sang sie Mozart. In Don Giovanni lieber die Elvira, als Donna Anna, nie aber mehr die Königin der Nacht.

Jean Jacques.

(1854.)

Der Flüchtling.

„Haltet den Dieb!“ rief es in den Frühstunden eines nebligen Octobertages durch eine der dichtest bevölkerten Straßen von Paris. Rasch waren Polizeisoldaten zur Hand. Wir schreiben 1750. Die Polizei von Paris stand damals noch nicht auf jener Höhe, auf welche sie die Gisquet und Persigny in Louis Philipp's und Napoleon's III. Tagen gebracht haben.

Doch alarmirte ein am hellen Tage und unter so vielen Menschen ausgestoßener Hülferuf Häscher genug und die freiwillige Polizei, die zu spielen der rechtschaffene Bürger immer aufgelegt ist, schloß sich sogleich in Schaaren an, die Verfolgung eines jungen Menschen zu unterstützen, der aus einem Laden am Seine-Quai eine Uhr entweder gestohlen hatte oder hatte stehlen wollen.

Paris ist jenseits der Seine, wo der Bürger, der Beamte, der Gelehrte, der Student wohnt, wo die Gerichte und die Märkte gehalten werden, des Vormittags so volkreich, daß ein Flüchtling bald unter der Masse verschwindet, bald um eine Ecke der vielen alten Quergäßchen springt, einen Weinschank erreicht und sich, wenn die Umstände nicht zu ungünstig sind, sogar hinter ein Fenster stellen und den Vorübereilenden eine Nase drehen kann.

Unser Flüchtling schien es noch besser haben zu sollen. Er fand den in Paris noch seltenern Fall eines offenstehenden Thorwegs, sprang in diesen wie er glaubte ungesehen

hinein, fand einen ſtillen Hof, ſchlich ſich die Treppe hinauf, hockte dort eine Weile und würde ſich haben wohlgemuth wieder auf die wahrſcheinlich inzwiſchen ſicher gewordene Gaſſe begeben können, wenn nicht plötzlich der Thorweg wäre geſchloſſen worden und der Ruf: „Haltet den Dieb!“ nun im Hauſe ſelbſt vernehmbar ihm auf den Ferſen gefolgt wäre.

Jetzt ſtieg der Bedrängte von Treppe zu Treppe, fand eine geöffnete Thür, die auf das Plattdach des Hauſes führte, und entſchloß ſich zu einem halsbrechenden Spaziergang zwiſchen den Schornſteinen und Giebeln quer über die luſtigen Häuſer hinweg. Ein Verfolgtwerden brauchte er hier nicht mehr zu fürchten. Es kam nur darauf an, irgendwo unter ſicheren Umſtänden wieder auf die Erde zu gelangen.

Der Nebel geſtattete auch hier einen Vorſprung. Bis die Leute auf die Dächer ſtiegen, und das mußte man, um auch nur über ihre Querfläche hinwegſehen zu können, (die Höfe und Gaſſen in Paris ſind zu eng, um von jedem Fenſter aus ſogleich auf ein Dach blicken zu können), hatte der Flüchtling ſchon einen ſichern Verſteck gefunden, hinter dem ihn Niemand ſuchte. Er ſtreckte ſich zwiſchen einigen Schornſteinen platt auf die Schiefer und hörte auch den Lärm der Verfolger allmälig verhallen. Da nichts mehr zu ihm herauf drang als von unten her das Rollen der Wagen und das Geſchrei der Ausrufer, ſo ſchlich er ſich vorſichtig weiter und ſuchte eine Gelegenheit beſſerer Unterkunft. Er hoffte auf ein offenſtehendes Dachfenſter. Er fand ein ſolches. Es war in der Straße La Grenelle St. Honoré und zu ſeiner beſondern Freude das Fenſter einer Wohnung, die er ſehr wohl kannte und wo man ihn ganz gern aufnahm, auch wenn man wußte, daß er eben in einen heimlich aufgedrückten eleganten Laden eingetreten war und mit raſchem Griff eine Uhr hatte ſtehlen wollen. Hatte doch Pierre Levaſſeur, der Bruder einer Schweſter, die hier wohnte, ſeine Bekanntſchaft ſchon im Zuchthauſe gemacht, hatten doch Beide erſt geſtern ſo viel Pint guten Macon vieux zuſammen in einer Spelunke am Palaisroyal getrunken, bis ſie die Verſicherungen ewiger Freundſchaft mit ihren ſchweren Zungen nicht mehr ausſprechen konnten. Hier beim alten Matthieu Levaſſeur, bei Mutter Levaſſeur, bei Pierre,

Fanchon, Liſette, Thereſe Levaſſeur hoffte er, um einen Rückfall in die Unarten, die ihm ſchon zwei Jahre Zuchthaus gekoſtet hatten, nicht ſo übel aufgenommen zu werden wie z. B. von einem der Herren Profeſſoren, die da drüben in der Sorbonne eben einen Curſus über Moral laſen.

Vorſichtig wie ein Marder und behend wie eine Katze ſchlich der junge Menſch ſeinem Ziele entgegen. Einige Sprünge und er war an dem Staatsfenſter der drei, die zur Wohnung der ihm befreundeten Familie gehörten. Eine Dachrinne ſchützte den Tollkühnen vor dem Ausrutſchen und Hinunterſtürzen auf das ſechs Stock tieferliegende Straßenpflaſter. Wohlgemuth ſchwang er ſich um den Hals des vorſpringenden Dachfenſters, ſtemmte die Beine in eine Dachziegellücke und wandte ſich mit behutſamer Schwenkung ſo weit ſeitwärts, um ſich überzeugen zu können, ob bei ſeinen Freunden Jemand mehr zu Hauſe wäre, als die jüngſten Bewohner, die kleine Madelon oder der dicke Paul, von denen die Erſtere, in ihrer Wiege oft ſich ſelbſt überlaſſen, dann wol ſtundenlang zu ſchreien pflegte, während der einjährige Paul das Seinige that, hülflos und verlaſſen wie er ebenfalls war, ihr zu ſecundiren.

Das Rutſchen des Flüchtlings hätte man in den Stuben hören müſſen, wenigſtens in der gewiß, zu welcher das Staatsfenſter gehörte. Sogar ein Blumenſtock fiel von des Flüchtlings nach Anhalt ſuchendem Fuß vom Geſimſe des Staatsfenſters in die Straße hinunter und konnte möglicherweiſe irgend Jemand auf der Straße La Grenelle St.-Honoré ein Loch in den Kopf ſchlagen. Um ſo auffallender war die betrachtende, völlig ungeſtörte Ruhe, in die der Flüchtling einen hinter den zurückgezogenen weißen Vorhängen arbeitenden Schreiber verſunken ſah.

„Es iſt Thereſens Liebhaber," flüſterte der Dieb vor ſich hin, und bald auch hörte er die kleine Madelon heftig ſchreien, trotzdem, daß ſie nicht eingeſchloſſen war. Von „Thereſens Liebhaber" ſah man nichts als den Rücken, der krumm gebeugt über ſein Papier ſich lehnte, nichts als die Fahne der Feder, die etwas bedächtig in ſeiner Hand auf- und niederging.

„Daß der Narr nicht gut ſehen kann, weiß ich," ſagte

Lefêvre.

Zeigen Sie mir doch, was hat dieſer loyale Herr Loyal zu ſprechen?

Lamoignon.

Akt fünf, Scene vier. Leſen Sie nur die ſalbungsvollen Worte, die Herr Molière dem Repräſentanten der Notare in den Mund legt, leſen Sie nur die Worte, die Herr Loyal von ſich ſelber ſpricht: Ich bin der Herr Loyal, ja, aus der Normandie —

Lefêvre.

Wie? Ich bin aus der Normandie! —

Lamoignon.

O ich will Sie nicht aufrühren! Excellenz, ich rede zu Ihnen! Herr Loyal legt ſein ganzes Syſtem erbärmlicher Chicanen aus, durch welches dieſer Stand der Notare, wie Sie wiſſen, ſich im Pariſer Publicum einer ſo großen Popularität zu erfreuen hat. Glauben Sie, Excellenz, daß das Parterre bei der Stelle weinen wird, wenn der arme geprellte und betrogene Orgon ſagt — hier leſen Sie, Excellenz — er gebe Hundert Louisd'or darum, wenn er dem rechtsverdrehenden Herrn Loyal geben dürft' einen Schlag, den er verſpüren ſollt' bis auf den jüngſten Tag!

Lefêvre.

Dieſer Vers — ſteht wirklich dort? Das iſt arg von Molière! Ich habe nicht geglaubt, daß Molière darauf ausgeht, den Stand der Notare und Huiſſiers lächerlich zu machen. Excellenz, gewiſſe Gränzen muß die Bühne haben — Grän-

der junge durchtriebene Menſch zu ſich ſelbſt, „aber es ſcheint, auch am Gehör fehlt ihm etwas, wie an ſeinem Verſtand ohnehin.“ — Er überlegte, ob er an's Fenſter klopfen und Einlaß begehren ſollte. Der Schreiber hatte offenbar nichts um ſich her vernommen als das Kritzeln ſeiner Feder. Er arbeitete ruhig weiter. Madelon ſchrie, auch Paul wurde hörbar und ein Hund bellte. Der Hund ſchien ſchon die Witterung des Flüchtlings zu haben. Rechts von Alledem ſtörte den Schreiber, der Tas, was er niederſchrieb, nicht einmal ſelbſt zu erfinden, ſondern nur abzuſchreiben ſchien.

Wäre der Blumenſtock nicht in die Straße hinuntergefallen, ſo hätte der Flüchtling wol noch eine Weile in ſeiner Lage ausgeharrt, trotzdem daß es zu regnen anfing. Die Combination aber, daß durch jenen Fall ſeine Fährte könnte entdeckt werden, beſtimmte ihn mit der Ueberraſchung, die er der Familie Levaſſeur zugedacht, nicht länger zu zögern, ſondern ohne Weiteres an die Fenſterſcheiben anzuklopfen und höflichſt um Einlaß zu bitten. Gedacht, gethan. Kräftig pochte er an die Scheiben des Fenſters und ſah den Schreiber natürlich im heftigſten Schreck aufſpringen. Dieſer in ſeinem grauen Camiſol, das ihm faſt bis an die Kniee reichte, in Hauspantoffeln, eine Brille auf der Naſe, mit unordentlich durcheinandergehendem, von aller Zopf-, aller Pudermode abweichendem blonden Haar ſtand hinter den Scheiben verdutzt, ſchier aus den Wolken gefallen über einen Beſuch, der ſich vom Dache ankündigte.

„Herr Jean Jacques,“ ſagte der Flüchtling, „vergeben Sie die Störung! Ich wollte nur fragen, iſt Pierre zu Hauſe?“ Das Fenſter wurde geöffnet. Herr Jean Jacques drückte ſein Befremden aus, wie man ſeinen Schwager Pierre ſo vom Dache aus durch's Fenſter beſuchen könnte.

„Ich hatte einen Krawall mit der Polizei,“ ſagte der Flüchtling, „eine kleine Bataille auf der „Inſel“ — er meinte die innere Stadt — „bei der einäugigen alten Martonnière, die für ein paar zerſchlagene Weingläſer mehr Sous haben wollte, als ich gerade in der Taſche hatte. Sie wiſſen doch, Herr Jean Jacques, daß ich ein guter Freund —“ — „Aber iſt's denn möglich!“ rief ſchon eine helle weibliche Stimme dazwiſchen, „Michel Labrouſſe! Biſt Du des Teufels?“ —

„Michel Labrouſſe?“ widerhallte es jetzt ſchon von mehren Stimmen, die aus dem Innern der Wohnung drangen, und ſchon war Michel Labrouſſe im Begriff, ſich mit einem Satz in's Zimmer zu ſchwingen, als ſich mit Blitzesſchnelle auch ſchon wieder die Scene veränderte. Ein junger Menſch brach in die Thür des Zimmers, rief in bleichem Schrecken aus: „Die Polizei!“ und im Nu ging die aufgeregte Phyſiognomie der vier bis fünf zurechnungsfähigen Weſen, die hier ſo plötzlich beiſammen ſtanden, in einen dieſer Mittheilung angemeſſenen Ausdruck über.

Zwei weibliche Weſen, ein junges und ein altes, voll Erſtaunen, ein junger Menſch voll Furcht, der Schreiber wie einer andern Welt angehörend, der Flüchtling mit dem Ausrufe: „Keinen Mund!“ zurück auf's Dach. Die Säbel der Gensdarmen klapperten ſchon die Treppe herauf. Kräftige Stimmen ließen ſich drohend genug vernehmen. Es ging raſch; aber doch nicht raſch genug, um ſich nicht noch gegen die Gefahr waffnen zu können, wenigſtens mit einer Lüge.

Die Häſcher mit ihren Schleppſäbeln und dreieckigen Hüten waren eingetreten. Es hieß, man verfolgte einen Flüchtling, der an der Seine am hellen Tage eine Uhr hätte ſtehlen wollen; über die Dächer entflohen, wäre der Dieb unzweifelhaft die Veranlaſſung geweſen zum Niederſturze eines Blumenſtocks aus dieſem Hauſe; ob man nichts hier auf dem Dache beobachtet hätte?

Ein ſtarres Schweigen und gleichgültiges Kopfſchütteln war die Antwort.

„Der Blumenſtock iſt aber der Ihrige,“ hieß es, „die Leute im Hauſe bezeugen es.“

Man blickte hin zum Fenſter.

„Ja, iſt's möglich,“ ſagte die Jüngere der Frauen, eine ſtattliche Geſtalt mit feurigen Augen unter dem rothgelben Kopftuche und die Arme in die hochgewölbten Hüften ſtemmend, „ja, ach, Du lieber Himmel, es iſt unſer ſchöner Goldlack; aber, meine Herren, Sie ſehen ja, es regnet! Das Wetter hat uns ſchon oft einen unſerer Blumentöpfe ſo mitgenommen. Fanchon! Liſette! Wie oft hab' ich Euch nicht ſchon geſagt, daß

die Töpfe angebunden werden sollen! O mein Goldlack! Mein prächtiger, herrlicher!"

Sie weinte laut, worauf sich noch einige jüngere Bewohnerinnen der Dachstube erblicken ließen. Und die ältere der Frauen, die Mutter der Schwestern, fing ebenfalls zu klagen an um den schönen, von ihr aufgezogenen Goldlack, dessen Scherben einer der Sergeanten noch in der Hand hielt.

Man öffnete das Fenster, rückte die Schreibereien des Herrn Jean Jacques bei Seite und lehnte sich hinaus. Der Regen strömte heftig. Es war jedenfalls lästig, eine trockene Katze in diesem Augenblicke so lange in's Freie zu stecken. Das Fenster wurde geschlossen und da die Hartnäckigkeit der Ableugnung, man hätte auch nur irgend etwas Verdächtiges auf dem Dache bemerkt, dieselbe blieb, ja sich den Kindern gegenüber, die man in die Kammer brachte, steigerte, so waren die Häscher schon im Begriff, sich unverrichteter Sache zu entfernen. Die Erkundigung jedoch, die sie schon im Hinaufsteigen in diesen fünften Stock über die Bewohner desselben eingezogen hatten, schien ihnen wenigstens der Mühe werth zu sein, noch einige Fragen an diese, sie selbst betreffend, zu richten, und so wurde denn noch ihren geöffneten Brieftaschen mit Bleistift über die Bewohner von Nr. 14 Rue de Grenelle St.-Honoré fünften Stock, folgendes kurze Protokoll übergeben.

Der Schreiber.

„Wer ist der Miether dieser Wohnung?" fragte der erste der drei Sergeanten. — „Hier, Herr, hier, der alte Mann da!" hieß es. — „Wie heißen Sie?" — „Es ist Jean Baptiste Levasseur, ehemaliger Weinbauer in Grenoble, Vater hier seiner Tochter Therese." — „Wer sind Sie?" — „Die Mutter hier meiner Tochter Therese." — „Wer ist der junge Mensch da?" — „Herr, das ist Pierre Levasseur, der Bruder seiner Schwester Therese und das ist Fanchon, auch meine Tochter, wie die

Schwarze da, die Therese, die Fanchon's Schwester ist." — „Wem gehören die kleinen Kinder da drinnen?" — „Das sind meine Enkel, Herr, die Kinder meiner Tochter Therese!" — „Ja, Herr, das sind meine Kinder! Ich bin ihre Mutter und heiße Therese Levasseur, wie Sie schon gehört haben werden, mein Herr!" — „Wer ist der Vater — ?"

Alles schwieg.

Es war eine Pause — die einem jener dunkeln Kapitel der Weltgeschichte gleichkam, über welche die Philosophie und Kritik Folianten geschrieben haben. Die ganze sociale Verfassung Europas lag schmerzlich beredsam im Schweigen, das sich von selbst beantwortete.

„Wovon nähren Sie sich?" — „Ich nähe, Herr —" — „Und ich habe einen Handel mit alten Lappen und Kleidern — Herr —" — „Und der junge Mensch da? Sie da, Herr Pierre?" — „Ich war in Sèvres — Ich bin Töpfer — Herr —" — „Warum arbeiten Sie nicht?" — „Es ist Krieg, Herr! In Sèvres gehen die Geschäfte nicht." — „Wer ernährt Sie Alle? Wovon leben Sie? Wer bezahlt die Miethe?"

„Ich, Herr!" sagte jetzt der Schreiber Jean Jacques, mit Schüchternheit hervortretend.

„Sie sind der Vater dieser Kinder?"

„Ich bin es, ich bin der Vater!" war die Antwort, die aus dem Munde eines Fürsten zu kommen schien, aber aus dem Geiste eines Bedienten. Denn der Vortrag war eben so befangen wie die Aussprache fein und gewählt.

„Sie sind nicht kirchlich eingesegnet —?"

Herr Jean Jacques, wie man sah, die Verlegenheit selbst, schwieg wieder und hatte auch nicht zu reden nöthig, denn Therese Levasseur ergriff sogleich für ihn das Wort und sprach mit der ihr eigenen nachdrücklichen Geläufigkeit: „Nein, mein Herr, das sind wir freilich nicht; allein das hindert gar nicht, daß wir uns lieben!"

Die Commissare der Polizei fanden solche Verhältnisse so häufig vor, daß ihnen diese Versicherung, die von dem jungen Wesen mit mehr Keckheit als Treuherzigkeit gegeben wurde, kein Lächeln abgewann. Auch der Mutter schnitten sie ihre Auseinandersetzungen ab, die darauf hinausliefen, daß

sie sämmtlich ihrer Tochter hierher gefolgt seien, als diese beim Serviren in einer Garküche, wo Herr Jean Jacques sich in die Kost gegeben hätte, das Interesse des Letztern erregt, sein Herz, seine Liebe gewonnen hätte, zu ihm gezogen wäre als die Führerin eines kleinen Hausstandes, der arm aber reinlich, sauber aber kostspielig u. s. w. u. s. w. wäre.

Die Commissare wünschten von den geschwätzigen Leuten jetzt nur noch einige Details über diesen Herrn Jean Jacques selbst zu wissen. „Sie heißen?“ fragten sie. — „Jean Jacques Rousseau.“ — „Sind von Paris —?“ — „Nein, mein Herr, ich bin von Genf. Ich bin ein Schweizer.“ — „Was führt Sie hieher?“ — „Ich war Secretär der königlichen Gesandtschaft in Venedig.“ — „Und beschäftigen sich jetzt —?“ — „Mit Notenschreiben.“ „Sehen Sie da!“ fügte schon wieder das lebhafte Temperament aller Familienmitglieder und das sichere Gefühl, Michel Labrousse säße zwar physisch sehr bedenklich im Regen, moralisch aber im Trocknen, in schnatterndem Durcheinander hinzu: „Sehen Sie da! Das sind hier die Noten, welche die höchsten Herrschaften von ihm abschreiben lassen. So schreibt Niemand in Paris und Noten nun schon gar nicht. Und eine solche Handschrift hat in ganz Frankreich kein Kupferstecher. Und dieser Herr Jean Jacques ist ein Schweizer, aber darum doch ein so guter Franzose und ein so guter Christ wie hier jeder Andere und versteht mehr Sprachen der Welt, als worin manche Leute ihn examiniren möchten!“ — Diese letztere Bemerkung kam von Theresen selbst, die sich schon wieder fühlte und mit ihren hölzernen Hackenschuhen eine Musik zu treten anfing, die das Tempo der sich steigernden Ungeduld annahm und in der That die Commissare einschüchterte. Sie gingen, begleitet von einer erst beflissenen und im Gefühl der Sicherheit höhnend stark aufgetragenen Höflichkeit, dann von schallendem Gelächter, von Spott und dem nun wieder in ganzer Macht und Stärke zurückkehrenden Erstaunen da draußen über Michel Labrousse auf dem Dache.

Sein Wagstück war so kühn gewesen, daß es die Veranlassung einer polizeilichen Jagd auf ihn fast vergessen ließ. Man öffnete behutsam das Fenster, spähte überall umher.

Der Regen hatte aufgehört, aber Michel war, wie man sagte, „leider" nicht mehr zu finden. „Wenn er sich nur nicht den Hals gebrochen hat," sagte Pierre, der Porzellantöpfer von Sèvres, sein intimer Freund. — „Ach was," rief Therese, „der klettert jetzt auf's Luxembourg hinüber und macht da der Herzogin durch einen Schornstein die Morgenvisite! Ha, ha! Schade, daß er ein Sattler, kein Friseur ist. Jetzt könnt' er ihr durch's Kaminloch zurufen: Frau Herzogin von Luxembourg! Soll ich Ihnen die Papilloten brennen? Ha, ha! Hier ist die Kneipzange dazu!" — Alles lachte durcheinander, die jüngeren Schwestern jubelten, Therese trällerte. Die Mutter rannte in die Küche, um die Suppe zu beaufsichtigen, die vielleicht inzwischen angebrannt war, der Alte wurde auf die Straße geschickt, Holzkohlen zu kaufen, Zwiebeln vom Gemüsehändler, Wurst vom Fleischfetcher, Milch für die Kinder aus irgend einem Keller.

Nur Jean Jacques legte die Brille ab, die er, da er sehr kurzsichtig war, beim Arbeiten trug. Gerade an diese Herzogin von Luxembourg hatte er die Noten zu bringen, die da eben auf seinem Schreibpulte lagen. Und auch er lachte und sagte: „Der Spitzbube kann je zu den Papilloten meine Noten nehmen, welche die Herzogin doch in's Kamin wirft, weil sie nach meinem System geschrieben sind, das sie auslachen wird und das sie auch wol nur deshalb vom Musikmeister bestellen ließ!"

Diese Bemerkung veranlaßte keine andere Entgegnung als die: „Nein, nein, der Michel ist ein Sattler!" Und die Familie blieb nur bei seinem Muthe stehen, wie der Franzose einmal ist, wenn er an sich irgend etwas Außerordentliches zu bewundern hat, das seiner Nation im Allgemeinen und ihm im Besondern zur Ehre gereicht.

Jean Jacques zog sich an, bat Theresen, die Kassenführerin, um etwas Geld und versprach, zur Mittagszeit rechtzeitig einzutreffen, versprach auch, kein Kaffeehaus zu besuchen, weil er in solchen Fällen schon nicht selten ihr Mahl verschmäht hatte. Wie er sich seines Kämisöls entledigt, sich gewaschen, sein Haar, das er auch auf der Straße im natürlichen Wuchse

trug, etwas geordnet, ſein beſtes Kleid angezogen, einen Mantel übergeworfen und ſich mit dem Regenſchirm verſehen hatte, ſtieg er mit den zuſammengerollten Noten die Treppen nieder.

Unterwegs begegnete ihm ein Bedienter, weißgepudert, in langem, bis zu den Füßen gehendem Mantel und ein ſchlankes Bambusrohr in der Hand mit goldenem Knopfe. Er fragte nach Herrn Jean Jacques Rouſſeau. — „Der bin ich!“ — „Sie kennen Herrn Baron von Grimm?“ — „Nein!“ — „Herrn Diderot?“ — „Seine Schriften, nicht ihn ſelbſt.“ „Die Marquiſe von Epinay wünſcht Sie wegen —“ Der Bediente ſtockte und zeigte eine Karte. Jean Jacques nahm ſie und las: „Die Marquiſe von Epinay wünſcht die Notenſchrift kennen zu lernen, die Herr Jean Jacques erfunden hat und von welcher die Herzogin von Luxembourg zu den Herren Grimm und Diderot geſprochen, die bereits die Ehre haben, Herrn Jean Jacques zu kennen. Morgen um zwei Uhr.“

Noch war die düſtere Wolke, die ſich auf des Notenſchreibers Stirn ſogleich bei Nennung der Namen Grimm und Diderot gelegt hatte, nicht verzogen. Er hatte des Eindrucks gedacht, den es ihm gemacht, als er kürzlich, nach Hauſe kommend, von einem Beſuche vernommen, den der berühmte Schriftſteller Diderot in Begleitung eines Andern ihm abgeſtattet hatte in ſeiner Abweſenheit. Diderot, den plötzlich, wie man aus den Zeitungen erſah, wegen ſeiner Schriften polizeiliche Verfolgung bedrohte, war nicht wieder gekommen. Der Schreiber konnte ſagen, zu ſeiner Freude, denn der Gedanke, daß ihn Diderot mit Thereſen, ihren Eltern, ihren Brüdern hätte antreffen können, hatte ihn mit Schrecken erfüllt.

Nun wurde er ſogar zu einer Dame gerufen, die ohne Zweifel ſchon die Verhältniſſe kannte, in denen er lebte. Er hätte gern erwidert: Man ſchicke mir, was man abgeſchrieben wünſcht — doch drängte der Bediente zu einer beſtimmten Antwort. So ſagte er denn zu, daß er morgen um zwei Uhr zur Frau von Epinay kommen würde. Er ließ den Bedienten vorangehen und trat auf die Straße, erfüllt von dem Gedanken, ob der bezeichnete Diderot ſein von ihm ſchon preisgegebenes Notenſyſtem wol billigen könnte.

Die Vorfälle mit dem Besuch eines Diebes und mit dem Examen der Polizei vergaß er schon; Scenen solcher Verwilderung war er in der Lage, in die er sich einmal seit Jahren begeben hatte, gewohnt. Sie störten mehr sein Behagen, als sie sein sittliches Gefühl aufregten.

Frau von Epinay.

Es lebte zu jener Zeit in Paris ein Deutscher, Namens Grimm. In Regensburg geboren, hatte er eine gute Erziehung genossen, wurde Lehrer eines deutschen Grafen und kam mit diesem nach Paris. Hier verstand er sich durch eine seltene Gewandtheit im französisch Sprechen und Schreiben, die er sich aneignete, durch mancherlei Talente und ein gefälliges Benehmen, besonders aber durch seine musikalischen Fertigkeiten eine hervorragende Stellung zu verschaffen. Mit den berühmtesten Schriftstellern jener Zeit trat er in Verbindung, und vorzugsweise war es Diderot, der ihm ein inniger Freund wurde. Durch Diderot wurde Grimm in das Haus der Frau von Epinay eingeführt.

Diese Dame gehörte zu den Frauen, die damals die schöne Welt der Künstler, Gelehrten und Dichter um sich versammelten. Aus England war die Mode der „Blaustrümpfe" nach Frankreich gekommen und bald eröffneten sich die sogenannten Bureaux d'esprit, jene geselligen Zirkel, die unter dem Schutz irgend einer mächtigen und lebhaft fühlenden weiblichen Persönlichkeit in der Gelehrtenrepublik den Ton angaben. Nicht selten befehdete einer dieser Zirkel den andern, eine Dame beneidete der andern die Eroberungen, die sie unter den berühmten Namen des Tages gemacht hatte. Man geizte nach Auszeichnungen durch die Literatur. Man nahm Widmungen an, unterstützte die Talente und verlor sich, wie die Flamme des Geistes doch immer ein verzehrendes Material erfordert, mit Diesem oder Jenem der genannten Größen des

Tages auch wol in manche Verirrungen des Herzens, die jedoch von dem leichten Geiste der damaligen Sitten übersehen und in der Ordnung gefunden wurden.

Herr von Epinay war ein reicher Finanzmann, der die vollkommenste Achtung der Welt verdiente. Seine Gemahlin theilte diese Achtung, ließ sich aber in der festen Stellung, die sie für sich allein der Welt gegenüber einnahm, eben so wenig hindern als in der Gunst, die sie Grimm, dem gewandten musikkundigen Fremdling, widmete, der sich natürlich Baron nannte. Baron von Grimm galt für den Günstling der Frau von Epinay. Er musicirte mit ihr, er vermittelte ihre Beziehungen zur gelehrten Welt, und während die Damen Gauffin, Houdetot, Bezenval, Tencin, Popelinière u. A. in ihren Zirkeln jede einige Namen der damaligen, der Revolution vorarbeitenden Geistesrepublik für sich protegirte, versammelten sich bei Frau von Epinay alle die Namen, die späterhin die berühmte, für die Neuzeit so Epoche machende „Encyklopädie" herausgegeben haben.

Im vertraulichen Kreise unter Diderot, Marmontel, St.-Lambert, Duclos, Condillac und anderen sozusagen belletristischen Philosophen hatte Grimm von den musikalischen Streitigkeiten des Tages, woran er selbst als leidenschaftlicher Vertreter der Musik seines deutschen Landsmanns Gluck betheiligt war, Veranlassung genommen, von einer neuen Notenschrift zu sprechen, die ein wunderlicher, origineller Kauz schon vor einigen Jahren der Akademie vorgelegt hätte. Der berühmte Rameau hatte dies System, die Töne statt mit Noten mit Zahlen vorzuschreiben, nicht für neu erklärt und die von dem damals jungen Musiker schon herausgegebene Broschüre war in Vergessenheit gerathen. Inzwischen hatte die Herzogin von Luxembourg, die so leidenschaftlich das Piano liebte, neuerdings einem Notenschreiber, der vorläufig nur eine Partitur rasch für sich selbst notiren und dann später ausführlicher copiren sollte, von dieser Abkürzungsmethode der Notenschrift berichten lassen, und auffallenderweise wäre jener Notenschreiber der Erfinder derselben selbst gewesen. Man hatte sich nun näher nach ihm erkundigt und den merkwürdigsten Lebenslauf eines Menschen erfahren, der nach einem kurzen

Aufflüge zu einer gewiſſen, ſchon etwas verſprechenden Bedeutung plötzlich wieder in die armſeligſten Verhältniſſe zurückgefallen war und in der Rue Grenelle St.-Honoré wohnte. Grimm erzählte, was man ungefähr von Rouſſeau's Lebenslauf erfahren konnte, wenn man ſich bei Muſikhändlern oder beim Dienſtperſonal des Herrn von Montaigne erkundigte, den Rouſſeau als Secretär begleitet hatte, als Herr von Montaigne franzöſiſcher Geſandter in Venedig war. „Es iſt ein Genfer," hieß es, „der Sohn eines Uhrmachers daſelbſt; er entfloh ſeinem Vater, bei welchem auch er die Uhrmacherei gelernt hatte, kam nach Savoyen, wurde durch zwingende äußere Umſtände katholiſch, ging nach Turin, mußte daſelbſt Bedienter werden, hielt aber in keiner Poſition lange aus. In Chambery wurde er Muſiklehrer, wollte componiren, fiel mehrfach damit durch, kam nach Paris, wollte hier einen Anlauf zur Unſterblichkeit nehmen, ſchrieb über Muſik, componirte eine Oper, beſuchte die Akademiker, war aber, da ſeine Unreife ihn überall lächerlich machte, froh, eine Schreiberſtelle bei Herrn von Montaigne zu finden, der ihn mit nach Italien nahm. Aus Venedig zurückgekehrt, geräth er hier in ein Verhältniß mit einer gewöhnlichen Griſette; dieſe zieht ihre Eltern und Geſchwiſter nach ſich, und ſo lebt denn jetzt dieſer Mann, ſchon hoch in den Dreißigen, in einer lärmenden und gemeinen Umgebung, ſchreibt Noten, beſitzt eine feine Einſicht in Das, was er ſchreibt, und kann endlich auch ſeiner zierlichen Handſchrift ſelbſt wegen allgemein empfohlen werden." So hatte Grimm's Bericht gelautet.

Frau von Epinay beſaß ganz die Frauennatur, die alles Seltſame und Unglückliche liebt. Sie wünſchte den muſikaliſchen Bedienten kennen zu lernen. Daher die Einladung, die Diderot ſchon vor einigen Wochen auszurichten übernahm. Diderot übernahm ſie, da er der Rue Grenelle St.-Honoré am nächſten wohnte. Doch gerieth Diderot inzwiſchen in ernſte Unannehmlichkeiten wegen einer ſeiner neueſten Schriften. Rouſſeau wurde vergeſſen, bis Frau von Epinay ſelbſt auf ihn zurückkam und ihm die ſchnelle Abſchrift einer kleinen Oper übergeben wollte, die einer ihrer Freunde zum Geburtstage ihres Gemahls componirt hatte. Daher die ſchriftliche Einladung.

zen, die ein Mann, wie Molière, ein Mann, der ſich ärgert, daß Fälle vorkommen, wo er Prozeſſe verliert, wahrhaftig reſpectiren ſollte.

Lionne.

Sie wünſchen alſo das Verbot des Tartüffe?

Lefèvre.

Das nicht — keineswegs — allein — indeſſen — allerdings — wenn man freilich — geſetzt auch — ich habe die Ehre mich gehorſamſt zu empfehlen (geht ärgerlich ab).

Lionne.

Sie mögen in manchem Punkte Recht haben, Lameignon, und ich ſelbſt gehöre nicht zu denen, die die Ausgelaſſenheit der ſchönen Literatur billigen. Indeſſen Sie kennen den Lärm, den ſolche Verbote hervorrufen, Sie wiſſen, daß der König, den zwar Krieg, Adminiſtration und Bauten ſo einnehmen, daß er ſelbſt wenig leſen kann, ſich doch einen außerordentlich freien Sinn über die Intereſſen der Kunſt erhalten hat, er liebt Molière —

Lameignon.

Sr. Majeſtät dem Könige wird ohnehin die Aufführung des Tartüffe ſehr ſchmeichelhaft ſein, —

Lionne.

Schmeichelhaft? Wie ſo?

Lameignon.

Weil ſich am Schluß des Stücks eine pikante Hinweiſung auf ihn ſelber findet.

Jean Jacques machte ſich am folgenden Tage auf den Weg; er trug ſich wie immer; nur feinere Wäſche mußte ihm diesmal Thereſe den Umſtänden angemeſſen geben. Um zwei Uhr ſtand er, mehr mißtrauiſch als erwartungsvoll, vor einem Palais in der Rue Taitbout, wo Frau von Epinay wohnte. Leider traf ſich, daß Frau von Epinay verhindert war, Jean Jacques zu der Stunde, wo ſie ihn beſtellt hatte, anzunehmen. Die ſchöne Frau von Poliniére war leider gekommen, um ſie abzuholen zum Herzog von Grammont, wo gerade der berühmte Mechaniker Vaucanſon ſeine künſtliche Ente Eier legen ließ! Es war das Ereigniß des Tages, dieſe eierlegende, körnerfreſſende und ſogar ſie verdauende Ente Vaucanſon's! Man mußte es für ein Glück halten, in einem Zirkel wie dem des Herzogs von Grammont dieſe Ente bewundern zu dürfen, und man verurtheile Frau von Epinay nicht! Sie hoffte beim Herzog von Grammont dem Erzbiſchof von Paris zu begegnen. Herr von Beaumont, der Erzbiſchof, war die Hauptperſon, die den Spruch, der über ihren Freund Diderot bereits erfolgt war, vielleicht noch mildern und ihn dem Beichtvater und der Gnade des Königs empfehlen konnte.

Armer Jean Jacques! Das „Nebeneinander" unſerer Weltbeziehungen kennt nur Gott und ahnt allenfalls ein Dichter, den man, wie den Schreiber dieſer Zeilen, um ſeine Aufſtellung eines Romans des „Nebeneinander" verhöhnt hat. — — — Die Dienerſchaft ſprach nicht von der Gefahr des muthigen Diderot, der einige Jahre auf der Feſtung von Vincennes ſein freies Denken büßen konnte, ſie ſprach nur von dem für die Maſſe noch größeren Ereigniß des Tages, Vaucanſon's künſtlicher Ente. Du glaubteſt Dich dieſer Ente geopfert, und doch opferte Dich Frau von Epinay nur einem Werke der Liebe, das vorläufig noch etwas höher ſtand als das Glück, Dich kennen zu lernen!

Jean Jacques ſtieg nicht wenig verdrießlich die Stufen des glänzenden Hotels nieder, das Frau von Epinay bewohnte. Für ihn war die Demüthigung ſo gut wie erwieſen. Aber die Dame hatte ihn keineswegs vergeſſen. Sie hatte Befehl gegeben, daß der Portier ihn zum Haushofmeiſter hinaufſchickte, und dieſer hatte eine große Arbeit für ihn in Bereitſchaft, die

handschriftliche Partitur einer Oper, die im Familienkreise einstudirt werden sollte zu Herrn von Epinay's Namenstage, einer Oper, die ein Dilettant verfaßt hatte. Er hatte Das, was er zu finden erwarten konnte, ja sogar etwas Besseres, als er gefürchtet hatte. Er hatte gefürchtet, man wollte sich über ihn, einen, ehe er nicht einmal emporgestiegen war, schon heruntergekommenen Schöngeist lustig machen. Und doch war es ein Sonnenstrahl gewesen ungewohnter, aufgegebener Träume, der so vor ihm hinzitterte und seltsam blitzte, als er am Hotel Epinay geklingelt und der Thorweg, der in den Hof führte, aufgegangen war. — — Die Erwartung war Schmerz geworden, ein Zucken des verletzten Ehrgefühls, ein Krampf des Zornes und eine Auflösung doch zuletzt nur wieder in Wehmuth. Einsam war ihm zu Muthe, und mitten im Gewühl der Straßen fing er schon sein gewohntes gedankenloses Träumen wieder an.

Jean Jacques erwartete nicht mehr viel von der Welt. Er war vom Leben schon so hin und her geworfen worden, hatte für jene Zeit so außerordentlich viel schon gesehen, kannte Italien und Deutschland, hatte die reichste Vergangenheit hinter sich, eine Vergangenheit, die sich in einen Roman des Herzens theilte und in die Geschichte einer Selbstbildung ohne alle äußere Anleitung, welche zweite Hälfte nicht weniger ein Roman war.

Was umgab ihn jetzt? Jetzt, wo er noch ein halbes Kind war und doch schon fast vierzig Jahre zählte? Jetzt, wo es ihm oft war, als müßte sein Leben erst neu beginnen und wo doch schon sein Haar zu ergrauen anfing? Was er erlebt hatte — an den reizenden Ufern des Genfersees, den schneebedeckten Felsenhäuptern von La-Meillerie gegenüber, im italienisch-sonnigen Thale von Chambery, in Turins prächtigen Straßen und Palästen — das konnte ihm ja keine Zukunft wiedergeben! Er hatte zu zärtlich geliebt und war zu zärtlich geliebt worden! Götterarme schon hatten ihn emporgehoben aus gemeinen Verhältnissen, er hatte den Nektar der Poesie, das Ambrosia der Wissenschaften mit seinen Lippen gekostet; was war im Vergleich mit seiner wunderbaren überseligen Vergangenheit bei seiner ersten Liebe, seinem „Mütterchen",

Frau von Warens, nun — ſeine Gegenwart? Schale Wirklichkeit, unwürdige Exiſtenz, die er ertrug, weil er ſich matt, unendlich müde fühlte, er, der ſelbſt in Venedig, ſelbſt unter ſchwirrenden Masken in toller bacchanaliſcher Muſik der reizendſten Schönheit gegenüber, die vom verſchwiegenen Gondeldach an der Marmortreppe eines Palaſtes nur landen konnte — Zulietta hatte ſie geheißen — nur an die Vergangenheit denken und ſtatt ſie zu umarmen — weinen mußte. Der Traum der Poeſie war ihm längſt verflogen, die Himmelsleiter, die ihn zu den Sternen führen ſollte, war ja zu kurz geweſen, die letzten Sproſſen fehlten, er war wieder niedergeſtiegen, hatte die Leiter umgeſtürzt und trug jetzt — die Jacke eines Schreibers mit den Ueberſchlägen gegen Tintenbeſchmutzung! Wäre Frau von Epinay geneigt geweſen, ihm ihre Livree anzubieten, er hätte nicht die Kraft gehabt, ſie auszuſchlagen; er wäre wieder Lakai geworden, was er ſchon vor achtzehn Jahren in Turin war, in Turin, wo er ſeinen Glauben wechſeln mußte, um nicht zu verhungern. Jean Jacques, der nie eine Kirche beſuchte, der zuweilen tolle Anfälle bekam, wo ſich ſein Geiſt wie mit einem einzigen Ideenſprunge neben die Größten ſeiner Zeit, ſelbſt Voltaire, zu ſtellen vermaß, Jean Jacques, der zuweilen einen König ſuchte wie Friedrich in Sansſouci und ihm gegenüber hätte treten mögen mit dem Ausrufe: „Sei Du Alexander, ich will Dein Ariſtoteles ſein!“ — er war nun ſchon ſo gewöhnt an dieſe ſogleich wieder eintretende Erſchlaffung und Muthloſigkeit, daß ihm der Zufall jede, auch die unſcheinbarſte Form hätte geben können, denn ſein Rückblick ging auf nichts als — Verfehltes. Verfehlt! Verfehlt! Schreckliches Wort auf der Höhe des Lebens, dieſes ewig nagende Erwägen Deſſen, was, ſo wie es war, ganz anders, ganz anders hätte kommen ſollen und kommen **können**! Dies ewige: Umſonſt! Umſonſt! — das in Luft und Wolken, in Sternen- und Sonnenlicht, auf der Straße, bei jedem Gruße an Menſchen und von Menſchen ihn mit Bedauern anblickte!

Die Welt, die hinter ihm lag, war wahrlich nicht gering! Er fühlte ihre Größe von irgend einem, ihm nur noch fehlenden Standpunkte aus! Er ſah, daß dieſe Tauſende, die

in Wägen, auf Roſſen und noch ſtolzeren Füßen da an ihm vorüberſchwirrten, nichts, nichts von Dem beſaßen, was freilich auch ihm ſchon nur noch auf dem Kirchhof ſeiner Erinnerungen ſchlummerte —! Aber er war fertig und abgeſchloſſen. Er hatte keinen Wunſch, für die Welt nicht und für ſich ſelbſt nicht; er befand ſich in ſeiner Klauſe leidlich und den Lärm der Angehörigen Thereſens ausgenommen, ſchätzte er ſogar ihre Pflege, ihre Hingebung, ihre rohe Heiterkeit. Andere lebten da ſtatt ſeiner. Er war ihr Mittelpunkt, er ertrug ſie und ſie ertrugen ihn. Er glaubte krank zu ſein. Er hatte zwei Kinder, die bisweilen vergeſſen wurden und von ihm jedenfalls. Es mußte ja auch Hände geben, die dieſe Kinder ſpeiſten und tränkten. Das war ſeine Exiſtenz. Sie hatte jenen Werth, der unter Umſtänden den Menſchen wichtiger ſein muß als Leibnizens Lehre von den Monaden oder des Carteſius: „Ich denke, darum bin ich!“ So glich Rouſſeau's damaliger Zuſtand recht dem des zerſtoßenen Rohrs, wovon die Bibel ſpricht.

Doch war es kein Apoſtelwunder, ſondern ganz einfach nur eine Taſſe Chocolade, die plötzlich Alles in ihm ändern ſollte.

Das Café des Arts.

Thereſe hatte ihrem Jean Jacques auch heute wieder verboten, in ein Kaffeehaus zu treten und ſich durch ein Frühſtück die beſſere Würdigung ihres Mittagsmahls zu verderben. Dennoch lockte ihn das Kaffeehaus des Arts am Ende der Richelieuſtraße. Die wenigen Zeitungen, die es in jener glücklichen Zeit erſt gab, ſah er durch die Fenſter ungeleſen. Er fühlte das Bedürfniß, ſich zu zerſtreuen und zu erfriſchen. Jean Jacques trat ein und forderte Chocolade, die er von Venedig her liebte. Die Partitur des Dilettanten lag neben ihm, er ſtützte das Haupt auf und brachte den „Mercur“, die Pariſer Hauptzeitung, an ſein kurzſichtiges Auge.

Wer ihn ſo leſen ſah, mußte Mühe haben, Jean Jacques

unterzubringen. Es war kein Dorfschulmeister, der da abwechselnd las, abwechselnd trank; kein Pastor vom Lande, aber auch kein Advocat; kein Professor, kein Abbé. Die Gestalt war nicht groß, der Wuchs schmächtig, der Kopf nicht unschön, doch ohne einen besonderen Ausdruck, nur die Augen hatten etwas Scharfes, Suchendes, dem Körper Voranleuchtendes, dabei eine gewisse Unsicherheit und Unruhe. Das Benehmen war schüchtern und wiederum reizbar. Wer eine Analyse des Innern von dem Aeußern abzuleiten die Gabe besessen hätte, würde, den Mann so von fern beobachtend, gefunden haben, daß hier eine ganz vom Augenblick beherrschte, willenlose und nur zuweilen von Principien ausgehende, dann aber darin auch heftige Natur sichtbar wurde. Entschluß und Reue, Muth und Verzagen, Glaube und Mißtrauen, Bedürfniß nach Liebe und scheinbar wieder Kälte, Cynismus im Aeußern, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, ja sogar sich noch einbildend, der braune Rock, den er trug, wäre noch lange nicht so fadenscheinig wie er war, die Schnallen an den Schuhen wären geputzter als sie blinkten, das Halstuch wäre noch lange nicht so verbraucht und zerknittert, wie es in Wirklichkeit war, und das kurzgeschnittene natürliche Haar schien nicht einmal die Folge der Bequemlichkeit zu sein, sondern eine mit Bewußtsein und Princip behauptete Mode; kurz ein gelehrter Fabrikant, ein Seidenspinner aus Lyon oder richtiger noch ein calvinistischer Uhrmacher aus Genf (der vielleicht, wenn er betete, phantastische Visionen wie ein Katholik hatte, während er mit einem Lutheraner wie der kälteste Verstandesmensch über Buchstaben streiten konnte), dies war der Charakter, der in Jean Jacques' Gesichtszügen und Haltung ausgeprägt lag.

Der „Mercur" bot des Interessanten genug. Krieg und gelehrte Streitigkeiten. Jean Jaques las Alles mit Aufmerksamkeit, Allem nachempfindend und doch darüber urtheilend wie über etwas ihm völlig Fremdes. Er hatte über Vielerlei Gedanken, aber seine Gedanken stammten sozusagen nicht aus Paris. Bei jedem Satz fast stockte er, überall hätte er fast ein Fragezeichen machen mögen; aber er hatte den Muth nicht, diesen Fragezeichen eine geistige Form zu geben. Im

Gegentheil, er hielt seine abweichende Ansicht für einen Mangel an Einsicht und jener nothwendigen Schule, die man eben haben müsse, um in diesem eingebildeten Paris mitreden zu dürfen. Das Theater besuchte er nicht, nicht nur weil ihm die Mittel fehlten, sondern auch deshalb, weil ihn jedes Stück anreizte, ein — ähnliches zu schreiben und er gegründete Ursache hatte, seinen Fähigkeiten in diesem Punkte zu mißtrauen.

Schon hatte er die Tasse geleert, schon bezahlt, schon wollte er sich erheben, als ihn auf der letzten Seite des „Mercur" eine Preisaufgabe reizte, welche die Akademie von Dijon aufstellte. Sie lautete: „Ob das Wiederaufleben der Wissenschaften und Künste zur Veredlung der Sitten beigetragen hätte?" Die Abhandlungen, die sich um den von der Akademie ausgeschriebenen Preis einer goldenen Medaille bewerben sollten, mußten binnen sechs Monaten mit einem Motto und dem versiegelten Namen des Verfassers versehen eingereicht werden.

Der Eindruck, den diese Frage auf Jean Jacques machte, war erst gering, steigerte sich aber bei längerem Ueberdenken und wurde zuletzt so gewaltig, daß er das Freie suchen mußte. Er schlug den Weg über die Boulevards ein nach Vincennes zu, nach welcher Festung — er hatte auch das Gerücht gelesen, Diderot würde nächstens auf ein Jahr hier zur Haft sitzen müssen wegen einiger kühnen Behauptungen in einer seiner letzten Schriften — eine Allee führte.

Diderot in Vincennes, ein Denker im Gefängnisse und die Frage der Akademie in Dijon: Was die Sittenreinheit den Wissenschaften, der Mensch überhaupt der sogenannten Bildung verdankte? Der Contrast war auffallend genug.

Es war ein klarer, frischer Herbsttag. Das Laub der Lindenbäume lag am Wege und bedeckte hier und da eine Bank, die zur Ruhe einlud. Jean Jacques blickte auf die halbentlaubten Bäume, auf die neugepflügten Felder, auf die sich in grünen Wellen hinziehenden Pflanzungen noch nicht geernteter Gemüse und sah doch nichts von Alledem. Sein Auge starrte. Seine Gedanken waren in sich selbst versunken. Seine Blicke suchten nach innen einen Halt gegen die drängende Gewalt der Ahnungen. Eine Offenbarung redete mit ihm. Sie kam aus weiter Ferne, tief unten her aus seinen be-

grabenen Erinnerungen. Was er einſt war, was er zu werden gehofft hatte und was er geworden, das ſtand in ſo heller Beleuchtung vor ſeiner Seele, daß er ſich oft an den Bäumen feſthalten mußte, um nicht unter dem Druck ſeiner Empfindungen zuſammenzubrechen.

Haben die Künſte und Wiſſenſchaften der Menſchheit genützt? Hatte ſein dreißigjähriges Streben ihm genützt? In zwei Hälften ging ihm ſein Ich auseinander; die eine, ſah er, paßte nicht mehr zur andern, eine mußte ſiegen und Beide vereinigt, waren der Tod, die Unbedeutendheit, die Leere, das Nichts. Oder war auch er nicht ein Opfer der hergebrachten Begriffe über Kunſt und Wiſſenſchaft? Sprach aus den Weiſen und Schriftgelehrten ſeiner Zeit, zu denen ihn nichts mehr, ſeitdem ſie ihn früher verſtießen, zu ziehen vermochte, mehr als die Mode? Was ſind ſie denn, dieſe Namen des Tages, die dem Götzen des Publikums opfern? Was iſt denn noch wahr und rein in dieſer Welt der Lüge und des Haſſes? Iſt dieſe Civiliſation mehr als eine glänzende Verführung der Unſchuld und Natur? Kann es in einem Geiſte, der auf den Altären der Wiſſenſchaft und Kunſt allein opfern will, einen Augenblick der Ruhe, des Glücks, der Zufriedenheit oder Wahrheit geben? Reißt nicht Entdeckung zu Entdeckung, Neubegierde zu Neubegierde, der kaum geſättigte Durſt zum ewig lechzenden Verlangen?

Wie anders dagegen erſchien dem Träumenden die begnügte Welt des Gemüths! Er brauchte nur zurückzudenken an ſeine eigene Vergangenheit, wo ihm die Quelle der Wiſſenſchaft dicht an der wirklichen Quelle ſprudelte, die von der Felswand ſprang. Er brauchte nur der Schauer zu gedenken, die ihn im Anblick einer majeſtätiſchen Natur, der ſanften Entzückungen, die ihn ergriffen hatten, wenn er mit ſeiner Pflanzentrommel auf dem Rücken auf die Höhen ſtieg, die ſich von Vevey emporbachten zur Alpenregion. Er hatte die Muſik geliebt wie den einzigen reinen Accord, den im ewigen Widerſtreit ihrer Zwecke die Natur uns liebevoll nicht verſagen wollte, und nun, was war die einfache, mit Saiten überſpannte Muſchel Apollo's geworden in der Hand des Menſchen, der ſich Künſtler nennt! Die rauſchenden Harmonieen der

Orcheſter ſchlugen an das Ohr entweihter Menſchen und Die, welche ſie ſchufen, waren niedrige Seelen, voll Eiferſucht und Rache. Wo er hinblickte, ſah er, was an ſeinem Leben genagt hatte, den Fluch, der ſich an die Bildung heftet. Die Sehnſucht zur Wahrheit und zum Natürlichen hatte ſich bei ihm nicht einigen können mit den Anforderungen, die das wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Leben an eine Lebenskunſt machte, die er nur kennen gelernt hatte, um ſie zu verachten. Wehmuth erfüllte ihn, wenn er gedachte, daß er dem Böſen nur entfernt geblieben war, weil er zu träge geworden, ihm nachzugehen. Er unterließ es, die Erbärmlichkeiten dieſes Lebens mitzumachen, nur weil ihm der Entſchluß und die Ausführung Mühe gekoſtet hätte. So verwirrte das Wenige, was ihm das Studium gegeben, ſchon ſeine ſittliche Kraft. Der Ehrgeiz war ihm nur erſtickt durch Trägheit — — —

In einem Briefe an Malesherbes ſagte zwölf Jahre ſpäter Jean Jacques, daß ihm auf jener Wanderung durch die Allee von Vincennes ſeine Bruſt mit Thränen benetzt geweſen war, von denen er nicht bemerkt gehabt hätte, daß er ſie weinte. Er weinte ſie vor Schmerz und vor Wonne. Das Grau des Himmels, das ihm Jahrelang den Muth des Lebens genommen, verklärte ſich zum lichten Blau. Er ſah Engel aus den Wolken ſich ihm neigen, hörte ihre Sprache, ihren Troſt, ihre Ermuthigung. „Kehre den Weg, den Du bisher wandelteſt, um und gehe nach der entgegengeſetzten Richtung!“ Das ſprachen die Stimmen mit einer Beredtſamkeit, die ihn rührte, weil ſie ihn noch begrüßten wie das Kind, das einſt von einer wunderbaren Welt und Zukunft geträumt hatte und von dieſem Traume angezogen das dumpfe Genf verließ und zu den ſüdlichen Bergen ſich ſchlich, wo die Feige am Wege blüht und der Oelbaum die grünen Gelände der Berge mit ſanftern Tinten übermalt! Feſt ſtand ihm bald wie ein Evangelium, daß die Welt nicht glücklicher geworden durch Das, was ſie weiß! Die Wiſſenſchaften haben den Verſtand bereichert und ließen das Herz verarmen, die Künſte verfeinerten die Sitten nur durch eine geſchickte Handhabung der Lüge, durch den Luxus wurden die Völker entartet und die Staaten um ihre Größe und Freiheit gebracht; die Statuen vernichteten den

Glauben an die Begriffe, die sie darstellten; die Tempel wurden nicht die Wiege der Religion, sondern ihr letztes Asyl, und bald ragte der Palast des Reichen über den Tempel der Gottheit empor; die Gothen hatten Recht, die Bibliotheken Griechenlands nicht zu zerstören, denn diesen verdankten sie, daß die unterjochten Völker nimmermehr die Kraft erhielten, sich wieder aufzuraffen und durch männliche Tapferkeit das Joch der Fremden abzuschütteln; die Flüchtlinge des vor lauter Bildung und nichts als Bildung zu Grunde gegangenen byzantinischen Reichs waren die Sendboten jener sogenannten Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften in jenem Europa gewesen, das damals noch die schlechte Sitte nur als Ausnahme von der Regel brandmarkte und nur zubald jetzt an Quellen sich berauschte, die so viele Geister tollkühn, die Gemüther gottlos, die Herzen kalt und unbarmherzig machten. Und die Gelehrtesten, gerade diese dienten dem Papst! Wie einst sich Nero im Blute badete und doch in der That ein Recht hatte, bei seinem Tode auszurufen: „Es geht ein Künstler an mir zu Grunde!" so ist die Bildung nie und seit dem 16. Jahrhundert am wenigsten eine Bürgschaft der Sitte und der Tugend gewesen — — So wenigstens gestalteten sich die Antworten, die Jean Jacques auf die Frage von Dijon geben wollte.

Als er an den Heimweg dachte und nun die ungeheuere Einsamkeit, die ihn umfing, mit dem Gewühl der Stadt verglich, mußte ihm bange werden, Sätze zu behaupten, die so in grellstem Widerspruch zu Allem standen, was auf dem Antlitz jedes nur einigermaßen gut gekleideten Menschen stand. Jeder von ihnen würde die Frage von Dijon in dem Sinne beantwortet haben, wie sie vielleicht, wenn auch ungeschickt, gestellt war. Jeder von ihnen würde auf die goldenen Inschriften verwiesen haben, die an den öffentlichen Gebäuden prangten, auf Kirche, Universität, Schule, Verwaltung. Jean Jacques behielt seinen Gesichtspunkt und vertheidigte ihn gegen die furchtbare Gewalt gegebener Thatsächlichkeit, die in einem solchen Chaos wie Paris liegen mußte. Robe des Priesters, Uniform des Soldaten, Barett des Richters, nichts konnte ihn in dem Enthusiasmus für die gewonnene

Ueberzeugung, daß dem Zeitalter die Unschuld fehle, irre machen.

Wie ein Seher ging er an dem Hotel der Frau von Epinay vorüber. Mitleid erfüllte jetzt seine Seele, nicht mehr Haß oder Furcht. In wenig Stunden war er ein Riese an Kraft und Selbstvertrauen geworden.

Hatte er nicht eine Bestätigung dieser neuen Weltauffassung, die er gewonnen, an den Widersprüchen, in welche die Zeit, in der er lebte, mit sich selbst gerieth? Standen nicht die Menschen an allen Ecken in Gruppen zusammen? War nicht das allgemeine Gespräch, das sie sich entgegenflüsterten, die schon erfolgte Verhaftung Diderot's und seine Abführung nach demselben Gefängnisse von Vincennes, wo Jean Jacques eben über das größere Glück der Menschheit geträumt hatte?

Diderot's „Philosophische Gedanken" wurden nur vom Scharfrichter verbrannt. Seine „Briefe über Blinde zum Frommen der Sehenden" führten ihn auf ein Jahr in's Gefängniß. Jean Jacques nahm nicht Parthei für Diderot und nicht gegen ihn. Er hatte Mitleid mit Allen und Haß oder Liebe für Alle.

Die Partitur irgend eines dilettantischen Stümpers unter'm Arm, betrat er seine Wohnung, hörte nicht die Vorwürfe, womit er seiner Verspätung wegen empfangen wurde, sah nicht den Wirwarr der Familie, in der er lebte; nur die Fensternische suchte er, wo er gewohnt war zu arbeiten. Er hatte nicht Ruhe mehr; die Gedanken, die in ihm auf- und abwogten, mußte er festhalten und niederschreiben. Die nächste Außenwelt gewann ihm keine Theilnahme mehr ab und nur mit einer Art dumpfen Gleichmuths nahm er die Mittheilung Theresens entgegen, daß sich in kurzer Zeit die Zahl ihrer Kinder vermehren würde.

Bei solchen denkenden und überwiegend sensuellen Menschen ist es mit Dem, was auf sie Eindruck machen soll, ganz wie mit der Sonne und dem Thierkreis. Die Sonne ist immer da, immer wärmend und erleuchtend, aber in ihrer Erdenwirkung hängt sie von dem Zeichen ab, in das sie tritt. Das herzlichste und sanfteste Gemüth ist elfmal kalt, wenn es glüht im zwölften Zeichen. Ein Gedanke, der es aus-

Lionne.

Auf Se. Majeſtät ſelbſt?

Lamoignon.

Eine Perſon des Stückes hat die Keckheit, Ludwig XIV. eine Art Triumph- und Lobrede zu halten.

Lionne.

Das iſt ſonderbar. Molière's Herz mag ihn hier irregeleitet haben. Indeſſen gilt dieſe Lobrede doch wohl nur dem Gerechtigkeitsſinne des Fürſten?

Lamoignon.

Nein, Excellenz, die Schlußworte ſprechen die Freude aus, daß Ludwig XIV. einfache, ſchlichte Religioſität dem gleißneriſchen Treiben der Tartüffes vorzieht —

Lionne.

Hm — hm! Verräth keinen Takt das!

Lamoignon.

Se. Majeſtät ſind bis zur Stunde noch im Zweifel, was Sie von dem Kampf gegen die Janſeniſten, von den Miſſionen in den Provinzen, von den Ordensverbrüderungen denken ſollen — jetzt nimmt ſich — Gott ſei Dank! — ein Schauſpieler die Freiheit, ihm vor ganz Frankreich den Weg zu weiſen, was er von dem gegenwärtigen Kampfe der Religion gegen die Weltlichkeit dieſer Tage denken ſolle!

Lionne.

Der König würde ſich verletzt, beleidigt fühlen, wenn man ſich erlaubte, aus ſeinem Innern heraus Theorieen und Grundſätze zu proclamiren —

ſchließlich beherrſcht, erfüllt es ſo, daß für die Proben, wo es ſich auch ſonſt zu bewähren hätte und in einem vom Verſtande geregelten Herzen ſich auch bewähren würde, immer erſt die gute Stunde kommen muß.

Der Preisbewerber.

Schon in einigen Wochen war die Abhandlung, die Jean Jacques niederſchrieb, in ſauberer Copie beendigt und wurde nach Dijon abgeſchickt.

Das Motto lautete: „Decipimur specie recti“: Der Schein der Wahrheit täuſcht uns; wir ſtehen unter dem Einfluſſe der Illuſionen, wir glauben das Rechte getroffen zu haben und irren, irren im beſten Glauben an das Gute — ein troſtloſes Bekenntniß, das die Geſchichte als Grabſchrift auf Rouſſeau's ganzes Leben zu ſchreiben hat.

Verlieren ſchon wiſſenſchaftliche Entdeckungen, die Anfangs Epoche machten, im Laufe der Zeiten von ihrer blendenden Macht, treten ſie gegen die Menge inzwiſchen gewonnener neuer Ergebniſſe der Forſchung weit zurück, ſo verblaßt noch viel mehr die Begeiſterung, die Ueberzeugung und das Colorit der Empfindung. Nur dunkel nachfühlend und mit kälterem Blute prüfend, ſtehen wir jetzt an den Märtyrerſtätten und Scheiterhaufen der alten Zeit, ſtaunen über die Rüſtungen zu den Kreuzzügen, bemitleiden den einſeitigen Fanatismus der Secten und der Spaltungen!

Auch die damals von Rouſſeau erfaßten Gedanken ſind uns jetzt abgeblaßt. Unglaublich faſt erſcheint uns die Menge von Trugſchlüſſen, in denen ſich ſeine aufgeregte Seele damals gefiel. Zu ſtreiten, ob im 16. Jahrhundert die Wiſſenſchaftserweckung beſſer unterblieben wäre, wie fruchtlos erſcheint es uns jetzt! Zu preiſen den Zuſtand der glücklichen Volksidylle, die es niemals gegeben, nicht einmal in Arkadien, wie thöricht war es! Zu glauben, daß ſanfte Gefühle als eine

ewige, durch Beispiel und Erziehung fortpflanzbare Tradition je in die Menschenbrust gezogen wären ohne die Unterstützung durch Das, was wir eben Kunst und Wissenschaft nennen, welch' ein Wahn!

Dennoch bricht der Weltgeist die Ideen, deren er zu den Entwickelungen der Geschichte bedarf, nicht vom „Baume der Menschheit" als reife Früchte, sondern nur als Blüthen. Es sind nur Keime künftiger Früchte, deren er bedarf; sie müssen Farbe, Duft, berauschende Wirkung auf die Gemüther der Zeit haben.

Rousseau's Träumereien würden nie die Umgestaltung des Geistes der Zeiten gefördert haben, wenn sie in Gestalt wissenschaftlicher Untersuchungen aufgetreten wären; er gab ihnen später diese Form, er unterstützte seine Behauptungen durch Citate solcher Thatsachen, die für ihn paßten, während er die nichtpassenden wegließ; aber zu allen Zeiten war er ein Phantast, ein Sophist wider Willen, suchte Gedanken für eine Stimmung, und was ihm die Philosophie versagte, gewährte ihm dann die Poesie, und wo die Poesie sich zu schwach fühlte, mußte die Philosophie eintreten und die Ausführung des Geahnten vollenden. Die Verwirrung, die dreißig Jahre in Rousseau's Kopfe und Herzen geherrscht hatte, bekam durch sein Talent und seinen Genius einen Ausdruck, der sie wie Klarheit erscheinen ließ.

Von einem rechten Mittelpunkt aus wollte Archimedes die Welt in andere Bewegung bringen. Für Rousseau war dieser Mittelpunkt gefunden. Er haßte die Welt, wie sie ist, er nannte sie eine Verabredung der Lüge. Ihr gegenüber baute er die neue Welt auf, die in der That bei aller Unmöglichkeit doch noch jetzt das abstracte Ideal der Denkerbrust geblieben ist! Lehre man von der Nothwendigkeit des Bestehenden, was man will, Atlantisinseln der Dinge, wie sie sein sollten, schwimmen doch immer in unserer Ahnung —!

Aenderten sich dem plötzlich in eine Revolution Versetzten durch ein Leugnen ihrer Nothwendigkeit die seit Jahrtausenden feststehenden Voraussetzungen der bestehenden Kirche und des Staats, so mußte sich ihm auch das Haus ändern und die Familie. Dumpf hinbrütend, mit jenem Leichtsinn träger

Träumerei, den die Sorge um ein Bruſtleiden noch mehrte, hatte der Ernährer der im Frühern geſchilderten Familie ſich wenig darüber Rechenſchaft abgelegt, welches die geiſtige Luft war, die ihn umgab. Ein Inſtinct der Vorahnung ſeiner künftigen Lehrſätze hatte ihn nach den Verſuchen, zur ſeineren Welt aufzuſteigen, wieder in den Schooß des Volkes zurückgeführt. Die Derbheit einer in die Stadt gewanderten Bäuerin war ihm ſo nahe getreten, daß nur noch das Band der prieſterlichen Weihe, ohnehin ſchon zu ſpät kommend, zum ewigen Bunde fehlte. Dieſe heroiſchen Naturen der Phantaſie, die in ihren Träumen und auf dem Papiere Welten ſtürmen, ſind ſchwach in ihrer Wirklichkeit: der arme Notenſchreiber wurde beherrſcht von Denen, die er ernährte. Die Familie Thereſens, roh und ſittenlos, drängte dem Glück, das immerhin die Tochter und Schweſter für ihre Umſtände gemacht hatte, nach, und dem Herrſcher im Reiche der Ideen gehörte in Wirklichkeit nichts als ſein Schreibtiſch, ein kleines Spinett für ſeine eigenen Compoſitionsverſuche und der Winkel, wo ſein Bett und ſeine Bücher ſtanden.

Was ihn umgab, haben wir geſehen! Michel Labrouſſe, der Freund ſeines Schwagers Pierre, ſaß ſchon am Morgen ſeiner gefährlichen Flucht auf der Conciergerie. Bald auch folgte Pierre, dem neue Verbrechen zur Laſt fielen. Die Schweſtern und Freundinnen Thereſens liefen Nachts auf den Straßen. Der Vater liebte den Trunk, die Mutter verhetzte, beklatſchte, verwirrte die Tochter, die für den bejahrteren Vater ihrer Kinder mehr eine Empfindung des Mitleids als der Liebe hatte und deſſen geiſtiges Uebergewicht ſie nur anerkannte, wenn er daſſelbe als Mittel klingender Einnahme bewährte.

In dieſer Welt lebten für Jean Jacques zwei, bald drei Kinder, die ihn Vater nannten. Sie ſahen ihm ähnlich, aber dieſe Aehnlichkeit erſchreckte ihn mehr, als ſie ihn rührte. Dieſe Kinder waren ein Tribut, den er der Natur hatte zugeſtehen müſſen und den er ihr mit Unwillen gab; dieſe Kinder erinnerten ihn an die Sphäre, die er heute haßte, morgen nur aus Trotz gegen die Civiliſation liebte. Thereſe, neben ihm, der die Feder führte, mit Holzſchuhen als Bäuerin ſtehend,

ſchien ihm das richtige Symbol ſeines Lebens. Leider waren ihre Umgebungen ſchlecht. Aber bald auch urtheilte er von ſeiner nächſten eigenen Welt, was er über die geſammte urtheilte. Die Laſter waren ja nur Folge der Bildung! Die Verbrechen nur Folge der Civiliſation! Dieſe nährte die Lüge, den Raub, ſie machte beide nothwendig, denn zu ungleich vertheilt ſind die Lebensloſe. Wer ein neues Geſchlecht ſchaffen könnte! ſagte er ſich oft, wenn er den Conſequenzen ſeiner in Dijon nun zur Prüfung vorliegenden Abhandlung nachdachte. Wer noch einmal das Paradies heraufbeſchwören und die Menſchheit den Weg der Natur könnte wandeln laſſen! Wer den Baum der Erkenntniß noch einmal zu pflanzen verſtünde und eine neue Unterſcheidung gäbe zwiſchen Dem, was gut und böſe iſt!

Da ſah Jean Jacques wol ein, beſſere Erkenntniß machte auch jetzt noch manche Beſſerung der Sitte möglich. Englands politiſche Inſtitutionen ſchienen ihm beſſer als die Frankreichs; in ſeinen kirchlichen Ueberzeugungen war er längſt wieder zum Glauben ſeiner Väter zurückgekehrt: Schule und Haus ließen ſich heben und eine neue Generation war vielleicht die Verſöhnung auf die Disharmonie der Gegenwart. Wie ſich ja das Schlechte in den Sitten forterbt, das ſah er genug in nächſter Nähe. Sonſt hatte er kein Ohr und kein Auge für die Lügen und Verbrechen um ihn her, ſeit ſeinem einſamen Spaziergange nach Vincennes aber ſchauderte ihn, wenn er die Wirkung ſah, die das ſchlechte Beiſpiel Aelterer auf Jüngere hervorbringt. Wie trotzte man in ſeiner Nähe dem Geſchick des Verbrechens! Wie verwünſchte man allein den Mangel an Klugheit, der den Armen, der ſich zu helfen ſucht, der verfolgenden Uebermacht, die ſich die Gerechtigkeit nenne, erliegen ließe! Wie lachte man, wenn eine Liſt gelungen war! Wie manchen Abend würzte ſich das Geſpräch durch Erinnerungen an Labrouſſe's Dächerflucht und das Examen der Polizei! Wenn der Lärm zu tobend wurde, ging er in ſein Zimmer, und nicht ſelten ſagte er ſchon: „Es iſt doch wenigſtens gut, daß die Kinder ſchlafen oder daß ſie noch zu dumm ſind, um Euch zu verſtehen.“

Der Zeitpunkt, wo ſich die Entſcheidung der Akademie von

Dijon erwarten ließ, rückte heran. Eine ruhige Beherrſchung ſeiner Spannung war einem ſo reizbaren und zur Melancholie geneigten Charakter wie dem Verfaſſer der Abhandlung mit dem Motto: „Decipimur specie recti“ nicht gegeben. Gewohnt, Alles, was ſich in zwei Möglichkeiten darbot, von der dunkeln zu nehmen, war er gefaßt auf ein Unterliegen ſeiner Mitbewerbung, und wie die menſchliche Natur, wenn ſie der Tiefe nicht entbehrt, einmal iſt, ſo ſuchte er ſchon jetzt dem Falle, den er vorausſah, vorzubeugen. Er bedurfte dazu innerer Hülfsmittel, innerer Kräftigung.

Sich dem Widerwärtigen ſogleich gefangen geben zu ſollen, das war hier ſchwer, dafür hatte die Begeiſterung zu lebendig ſeine Feder geführt; aber es giebt einen edlen Stolz gegen das Mißgeſchick, und für dieſen ſammelte er in der Zeit des Harrens und der Muthloſigkeit. Er bildete ſich ſein Syſtem von der Natur weiter aus. Er verglich es mit Aller und mit ſeiner eigenen Lebenslage. Ein Fanatismus für die Einführung der Ueberzeugung auch in die Wirklichkeit und zunächſt des heroiſchen Beweiſes wegen in die eigene Lebensſphäre erfüllte ihn mit jener ganzen Heftigkeit, die eben Menſchen eigen iſt, welche wol wiſſen, daß ihnen die Natur die Conſequenz von Hauſe aus nicht gegeben hat. Jean Jacques' Furcht war die, ſich auf ſeiner Schwäche, die er gerecht genug nicht etwa Herz, ſondern Trägheit und Eitelkeit nannte, nicht ertappen zu wollen, und ſo wurde er grauſam gegen ſich und Andere, grauſam, um nur nicht ſchwach zu erſcheinen.

Das Leben im Hauſe, ſo wie es bisher geführt wurde, war bei ſolchen Gedankengängen nicht mehr zu ertragen. Es regte ſich der Muth, den Conſequenzen ſeines Naturſyſtems gegenüber, jedes Joch, das ihn mit falſchen Rückſichtsnahmen drückte, abzuſchütteln. Thereſens Anhang wurde entfernt. Er ſetzte die Aufregung einiger Tage daran, um ſein Haus von unwürdigen Verbindungen zu ſäubern. Fühlend aber, daß es ihm nicht möglich ſein würde, auf Lebenszeit immer allein die Grundſätze der ſittenreinen Natur in ſeiner Nähe zu ſchützen, erſchrak er vor der Verantwortlichkeit, die zuletzt auch noch die doch mit der Mutter und Großmutter zurückbleibenden Kinder von ihren Umgebungen fordern durften. Ein tiefes Mitleid

ergriff ihn um die Zukunft dieser Kleinen, die er nicht in der Hand hatte; denn kein kirchliches Band fesselte ihn an Therese. Die Voraussetzung, ewig mit ihr leben zu sollen, war ihm oft fürchterlich, und hinter seinem Rücken dauerte der Verkehr mit den Verwandten doch fort. So sah er diese Kinder schon werden, was ihre Verwandte waren. Er sah sie schon den Onkel Pierre und Michel Labrousse bewundern, er sah sie lachen über die List des Verbrechens und geizen nach dem Ruhme, die Gesetze zu betrügen. Er war bei diesem Gedankengange geneigt genug, seine Lage mit der der ganzen Civilisation zu vergleichen; diese machte ja überall, daß die Kinder fortgingen in den Sitten der Eltern. Die Privaterziehung erschien ihm die Pflanzschule aller Erbfehler und aller Erbvorurtheile.

Uralt ist die Sitte der Findelhäuser. Die erste christliche Kirche mußte ausdrücklich auf Findelhäuser großen Werth legen, da ihr das Heil verlorner Seelen als einer Mutter aller Menschen am Herzen lag. Das Christenthum rief ja die Sünder. In Paris sollten die Findelhäuser schon seit lange dem Kindermord steuern. In jener Zeitperiode hatten die in Paris vorhandenen Anstalten dieser Art einen neuen Aufschwung und manche Verbesserung aus dem Geiste der zunehmenden Philanthropie erhalten. Auch Rousseau arbeitete sich im Geiste einen Plan für diese Anstalten aus. Er sah in ihnen die einzige Möglichkeit, der Zukunft wieder ein spartanisches Geschlecht zu geben. Sollten sich die Träume erfüllen, die in seiner nach Dijon geschickten Abhandlung lebten, so mußte die Erziehung eine öffentliche werden, der Staat mußte deren Bürgschaft übernehmen und die Gefahren der Privaterziehung hintertreiben. Der Gedanke, daß seine Kinder durch ihn, durch Therese, durch deren Familie systematisch erzogene Verbrecher werden würden, Opfer seiner eigenen geistig und moralisch haltlosen Verbindung mit seinen Umgebungen, Opfer seiner Jahre, seiner Gesundheit, die ihn lange vor Thereſen wegraffen mußte, das Alles erfüllte ihn mit Schaudern. Der Gedanke, er würde gut thun, sie dem großen Findelhause von Paris zu übergeben, trat ihm entgegen wie die Aufforderung — zu einer großen heroischen That!

Noch ſchwankte Jean Jacques. Vaterempfindungen, in ſeiner damaligen Stimmung von ihm Folgen eines ererbten und nur im Blute liegenden Vorurtheils genannt, ſträubten ſich einen Schritt zu thun, den Thereſe nach kurzer Ueberlegung wirklich alsbald gebilligt hatte, wie er ihn ausſprach. Da ſah er denn, an welche rohe Natur er ſich vom Schickſal hatte binden laſſen. Kein Schrei der Mutterliebe war die Antwort, die er von ihr empfing. Sie ſah nichts als die Theuerung der Lebensmittel, ihres Mannes ſchwache Geſundheit, ſeinen kümmerlichen Verdienſt vom Notenſchreiben. Ein Rückfordern der Kinder aus dem Findelhauſe war ja zuletzt auch möglich: man erhielt eine Empfangsbeſcheinigung. Nur die Großmutter, wie vorauszuſehen, widerſprach. Aber gerade in der natürlichen Regung dieſer ſonſt nur rohen Natur lag für Jean Jacques ein Reiz mehr, ihr die Kinder zu entziehen. In dem Fanatismus, der ſich aller ſeiner Gedanken fieberiſch bemächtigt hatte, ſah er der ihm nur rein thieriſchen, ihm nur rein auf das Schlechte begründeten Zärtlichkeit der Großmutter und der ganzen Welt gegenüber ſein Vorhaben wie eine That an, die antike Größe genannt werden konnte und nun ihm ſchon nothwendig war.

Seine Einnahmen wurden geringer, je weniger er Noten ſchrieb. Die Aufregung ſeiner Ideen verkürzte ſeine Zeit, die Spannung auf die Entſcheidung in Dijon machte ihn träge, er war in jenem ohnmächtigen Zuſtande, wo wir eine Erklärung, die uns das Schickſal geben ſoll, nur erſt noch abwarten, um dann ſozuſagen auf Leben und Tod einen Entſchluß für unſere Zukunft zu faſſen. In dieſer Stimmung wurde oft die Muſik ſeine Tröſterin. Er begann wieder an ſeine alten Compoſitionen zu denken, und ſeiner Sehnſucht nach Unſchuld und Natur entſprach es, daß er ſchon jetzt den Text der Melodieen ſeines „Dorfwahrſager", der ſpäter ſeine Zeitgenoſſen entzückte, faſt vollendete.

Da ſaß er eines Abends träumend am Klavier, ſpielte eben die Melodie zu ſeinem „Dans ma cabane obscure Toujours soucis nouveaux ...", als es die Treppe heraufſtürmte. Ein in einen Mantel gehüllter Elegant trat ein und rief:

„Sind Sie Rousseau? Jean Jacques Rousseau? Sie haben in Dijon den Preis gewonnen!"

Jean Jacques erhob sich und blickte den Boten an. Es war Grimm — der „Baron" Grimm. Aus dem Mantel zog er eine Nummer des „Merkur" und zeigte den Bericht der Akademie. Der Zettel mit dem Motto „Decipimur specie recti" war entsiegelt worden und hatte Rousseau's Namen und Wohnort angegeben. Soeben war schon im ganzen gelehrten Paris und vorzugsweise bei Frau von Epinay die Debatte nur über den gekrönten Autor, in dem sich Grimm des Notenschreibers und Componisten erinnerte. „Es bliebe," sagte sein Bewunderer und Führer, „dem Wunder des Tags, Jean Jacques, nichts übrig, als unverzüglich mit ihm in die Welt, in sein Jahrhundert einzutreten und vorläufig sogleich mitzugehen und seinen Triumph unter Männern und Frauen zu genießen, welche schon jetzt die ganze Bedeutung desselben zu ahnen und zu würdigen wüßten." Vierzehn Denkschriften waren der Akademie eingereicht worden; zwei davon erhielten eine rühmliche Erwähnung und gaben achtbare Verfasser zu erkennen. Um wie viel größer das Verdienst eines völlig Unbekannten, der unter allen den Sieg davontrug!

Jean Jacques stand, als er das Alles hörte und selbst las, wie schwindelnd. Die reinste Freude durchströmte seine Nerven, er zitterte, die Erfahrung war zu groß und drückend. Ein fast schon vierzigjähriges Leben war zu dunkel gewesen, um diesen blendenden Lichtstrahl noch ertragen zu können. Grimm beglückwünschte ihn mit Aufrichtigkeit. Hatte er nicht die nächste Eroberung des nun weltberühmten Mannes gemacht? Konnte er ihn nicht einführen in die Gesellschaften von Paris und zunächst in die, welche mit Spannung seiner Rückkehr harrte, bei Frau von Epinay? „Kommen Sie! Kommen Sie!" rief er, „Frau von Epinay vergeht vor Sehnsucht." Und Therese und die Mutter unterstützten Grimm's Aufforderung. Jean Jacques sollte sich ankleiden. Er war keines Willens mächtig. Während Grimm voll Neugier und sein Vergnügen über die wunderbare Lage, in der er den gekrönten Autor antraf, wenig verbergend mit den Frauen plauderte und ihnen die äußeren Vortheile dieses Siegs, die ihnen natürlich über

die inneren gingen, den Werth einer goldenen Medaille und die Leichtigkeit, sie in Silber zu verwandeln, auseinandersetzte, kleidete sich Rousseau wirklich an und folgte Grimm zur Frau von Epinay.

Scheine auch, was Du bist!

Die Gesellschaft machte aus Jean Jacques Anfangs einen neuen Menschen. Die Bewunderung hob ihn von Stufe zu Stufe. Sein bisheriges Leben diente nur dazu, ihm eine durch die Originalität desselben noch erhöhtere Stellung zu geben. Er wurde das Wunder des Tags.

Seine Preisschrift erschien, diese merkwürdige Schrift, wo ein Philosoph der Tonne, ein zweiter Diogenes, gewagt hatte, den Einfluß der Wissenschaften und Künste verderblich zu finden. Was in Rousseau still gelebt hatte oder durch den Reiz der Antithese wach geworden war, das hatten jetzt plötzlich Alle empfunden. Er wurde der Apostel eines neuen Evangeliums, ein Prophet der Natur, nach der sich Alle längst gesehnt hatten.

Und wer die Ansichten, die er lehrte, bestritt, mußte sich doch gedrungen fühlen, der Art, wie er sie vortrug, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wie wohlgebildet war sein Styl, wie natürlich dabei und voller Feinheiten! Wie sanft, wie kunstlos der Strom seiner Rede! Keine verschlungenen Perioden, keine schulmäßigen Nachahmungen gewohnter Muster! Diese Preisschrift war wie aus dem Herzen geschrieben, eine Epistel an die ganze Welt, vertraulich und ernst, schmucklos und voll naiver Größe, ein Erguß der Ueberzeugung, der uns jetzt in seinem Inhalte wie eine Spitzfindigkeit, ja wie ein Scherz erscheinen könnte, damals aber gab ihm der Ernst, der ihm zu Grunde liegen sollte, Schwung bis zur Erhabenheit.

Von diesem Augenblicke an gehörte Rousseau sich selbst nicht mehr an. Seine Schrift wurde angegriffen wie auch die Entscheidung der Akademie. Dreizehn durchgefallene Con-

currenten rächten sich. Die Polemik älterer Literaturperioden ist kaum zu vergleichen mit dem kritischen Ton der Gegenwart. Wir haben auch noch jetzt eine Kritik, die nicht widerlegen, nur vernichten will, aber wir haben nicht mehr so häufig jene unreinen Ergüsse des persönlichen Neides und der verletzten Eitelkeit wie in alten Zeiten, wo Rival den Rivalen bekämpfte. Die Theologie hatte diese dickleibigen boshaften Bücher eingeführt. Die Stifte, die Kanonikate mußten die theuren Kosten bezahlen. Jetzt versteckt sich unter glatteren Formen der Neid, die Eitelkeit. Auch findet man Freunde, die den Namen zu jener Bosheit hergeben, die aus Euch selbst geflossen ist! Aber damals schrieb der durchgefallene Concurrent gegen den Sieger, wie hundert Jahre früher Mayret, der vorgestern eine „Sophonisbe" hatte aufführen lassen, gegen Corneille schrieb, der gestern mit dem „Cid" debütirte. Diese Professoren, Abbés, Notare, welche die französische Literaturgeschichte so merkwürdig reich an Broschüren und Pamphleten gemacht haben, setzten auch Rousseau mit einer Bitterkeit zu, die ihn zeitlebens nicht mehr zur Ruhe kommen ließ, und das Uebelste war, daß man die Polemik gegen ihn nur mit Hinweisung auf Verbannung, Scharfrichter und Gefängniß führte.

Was sich nun so viele Jahre aufgesammelt hatte an Gedanken, Stimmungen, Erfahrungen und Selbstbelehrungen, das Alles ging bei dem neuen Schriftsteller und spät erwachten Dichter in Blättern und Blüthen auf. Er schrieb über die Gesetze der Staaten und die Gesetze des Geschmacks, er schrieb über Religion und über Musik, er dichtete und componirte. Sein „Dorfwahrsager" wurde in Paris und Versailles aufgeführt, die Prinzessinnen wie die Bürgermädchen trällerten seine einfach rührenden Arien.

Dazu kamen die Ansprüche der Gesellschaft und die Gunstbezeugungen der Frauen. Wie die Buckligen, wenn sie Geist haben, von den Frauen so gern gesehen werden — warum? weil sie der Welt ungefährlich erscheinen — wie unbeholfene und kindliche Naturen den nachhelfenden Frauensinn mehr anregen als die sicheren Manieren der Matadore, so wurde auch dem schon alternden Rousseau, der wie ein Kind oft noch

Lamoignon.

Nämentlich durch den Mund der Polizei!

Lionne.

Was, der Po —?

Lamoignon.

Ja, jene Lobrede hält dem Könige ein einfacher, biederer, gemüthlicher Polizeicommiſſarius.

Lionne

(ſieht das Buch an).

Poll —?

Lamoignon.

Nun wird man in England ſagen, wenn in Frankreich der König gelobt ſein will, ſo muß er die Polizei zu Hülfe rufen!

Lionne.

Polizei? Wirklich die Pepo — Popolizei? Auch die Polizei ſoll der Satyre nicht mehr heilig bleiben? Nein, Lamoignon, ſetzen Sie ohne Weiteres dieſe ehrenwerthen Bürger von Paris in Kenntniß, daß ich mich bewogen fühle, an das Wohl der Menſchheit zu denken. Die Polizei angegriffen? Dies Buch mögen Sie Molière zurückſtellen, mit dem Bemerken, daß ich nun doch im Intereſſe der einzigen wahren Religion eines gebildeten Staates, im Intereſſe der Polizei, die Aufführung ſeines Tartüffe verbieten müſſe! (ab.)

Lamoignon (triumphirend).

Ha, Alle ſind ſie Tartüffes! Alle ſind ſie's. Alle! In ſchwarzen Gewändern, heimlich oder offen, betend oder fluchend, vor Heiligen knieend, vor ſchönen Weibern oder vor ihrem eignen

Thränen weinen konnte, Rousseau, der sich ungeschickt geberdete, ja nicht von dem Vorwurfe freizusprechen sein dürfte, daß er sich in dieser Sonderlingsart mit einem gewissen Bewußtsein gab, die Gunst der Frauen in reichem Maße zu Theil. Man beglückte ihn wol nicht mit einer so entschiedenen Hingebung, wie sie Grimm, Diderot und St.-Lambert fanden, aber man machte ihn zum Freunde, zum Vertrauten, Rathgeber, Vermittler, plauderte gern eine Stunde mit ihm im verschwiegenen Boudoir, ließ sich gern von ihm die Hand küssen, gestattete ihm in seiner Sentimentalität so komisch zu sein wie er wollte, und noch mehr, man ging weiter, man büpirte ihn. Man machte ihn glauben, daß er geliebt würde, man machte ihn zum Deckmantel fremder Verhältnisse, worüber er sich nicht wenig gegen Frau von Epinay erzürnte und mit Grimm brach, den er beschuldigte, ihn Herrn von Epinay gegenüber zu seinen Zwecken mißbraucht zu haben. Zum Glück war Frau von Epinay, wie er sich nun überzeugt hatte, sehr häßlich. Nur die schöne junge Frau Latour de Franqueville war die Einzige, die von Mitleid mit dem bei allem Ruhm doch um das Glück seines Lebens so tief betrogenen Manne sich zu wirklich mitempfindender Herzlichkeit hinreißen ließ und ihm sogar auf Augenblicke kleine Zärtlichkeiten gestattete, von denen Rousseau eingestanden hat, daß sie ihn im Schatten der Büsche von Ermenonville bis zum Wahnsinn hätten verwirren können.

Rousseau besaß die Kraft, den Schmeicheleien der Großen gegenüber seine Principien nicht aufzuopfern. Weil seine Seele fühlte, was die Welt von ihm erwarten durfte, zersplitterte er sich nicht in dem Leben der Lüge und Frivolität. Bald aber merkte er, daß ihm denn doch die Routine der übeln Streiche zu viele spielte. Dieser französirte Deutsche Grimm war es besonders, den er zu hassen anfing, als er merkte, daß solche Führer und Gönner nicht ertragen können, wenn man über sie hinauswächst. Wie er sich erst darauf ertappte, daß man an seinen Manieren Anstoß nahm, daß man nicht immer aufrichtig für ihn Partei ergriff, daß man in der vornehmen Sphäre launisch und wetterwendisch ist, trotz aller scheinbaren Hingebung, zog er sich immer mehr

in sich selbst zurück und wurde freilich auch von einem krankhaften Mißtrauen befallen, das ihn zeitlebens nicht mehr verließ.

Wo konnte er nach den vielen Täuschungen, die ihn von einer der Frau von Epinay gehörenden und ihm eingeräumt gewesenen Landwohnung, der Eremitage nach Ermenonville, von da nach der Schweiz, England und wieder zurück nach Paris und Montmorency führten, die einzige Erholung, die einzige sichere Ruhe finden als in der nächsten kleinen Welt seiner Häuslichkeit, die, so niedrig sie stand, ihm doch allein gehörte? Jetzt kamen die Augenblicke, wo er die Sehnsucht empfand, Kinder zu haben. Er hatte sie nicht mehr! Als er an jenem glücklichen Abend von Frau von Epinay, wo man ihn, den Sieger von Dijon, auf Händen getragen hatte, heimkehrte, klopfte er an seine Thür. Sie war verschlossen. Er hörte das zweitältere Kind, ein Mädchen von nun schon einem Jahre, weinen. Die Mutter schlief oder fehlte. Er ging zum Hausmann, weckte diesen und erfuhr, daß Therese, angeregt von der glücklichen Nachricht, die der Fremde in's Haus gebracht, mit ihrer Mutter und den übrigen Angehörigen in einen Musiksaal gegangen war, von dem sie bis jetzt noch nicht wieder heim war. Sie selbst tanzte nicht; sie hatte ihr dreimonatliches Kind mit sich, aber sie sah die Andern, ihre Verwandten und Freunde tanzen und ließ es sich mit ihren beiden Alten, die gern schmausten, an einem gedeckten Tische wohl sein. Der Hausmann gab ihm den Schlüssel. Oben fand er das älteste Kind schlafend, das zweite weinend und im Bette entblößt. Indem kam die Mutter mit dem dritten zurück. Er kannte sie in solchen Augenblicken. Von Vorwürfen wollte sie nicht begrüßt werden. Am nächsten Morgen stand sein Entschluß fest. Eine Erziehung war hier nicht möglich. Jetzt zog ihn die Welt, jetzt wollte ihn sein Geschick auf andere Höhen verpflanzen, für diese Kinder fehlte die Sorge, die er allein hätte vertreten können und zu vertreten nicht in der Lage war. Er kannte sich darauf, er wußte, wie schwer er schon an sich selbst zu tragen hatte. Dies Haus konnte nicht mehr seine Welt sein, es war nur noch ein Asyl für seine Ermüdung, eine Pflege für seine körperlichen Bedürfnisse; was sonst um ihn lebte, konnte er hier nicht mehr

hüten. Noch war die Uebergabe der Kinder in's Findelhaus nicht vollzogen, aber nun mußte sie kommen; die Woge der Gunst des Augenblicks trug ihn höher und höher. Als seine Abhandlung wirklich erschienen war, als er sie zu vertheidigen hatte, Andere Partei nahmen für oder wider, gehörte er sich selbst nicht mehr an. Viele riethen ihm, sich jetzt von Theresen zu trennen, aber eine Sorge für seine leiblichen Bedürfnisse mußte es doch wol geben. So blieb er bei ihr, aber die Kinder trug man auf sein Verlangen, nach geringem Widerstande, in die bezeichnend genug sogenannte „Höllenstraße" — in's Findelhaus.

Zwei dunkle Linden stehen vor dem einsam liegenden Hause. Von außen ist da Alles still, nichts läßt ahnen, wie es drinnen in den Sälen wimmelt und lebt und hülflos klagt. Barmherzige Schwestern pflegen die Kleinen. Diese Schwestern ringen muthig mit dem Todesengel, der seine kalte Hand über alle diese Flämmchen ausstreckt, die kaum aufflackernd meist schon erlöschen. So manches in köstliche Spitzen eingewickelt gewesene Kind, in Tüchern, aus denen das Wappen geschnitten war, um den Ursprung unkenntlich zu machen, liegt neben einem Neugeborenen, das wärmer noch in Lumpen eingehüllt gewesen. Korb an Korb, Wiege an Wiege. Nur Nummern nennen den Namen und den Tag der Uebergabe an der Pforte, neben welcher eine Oeffnung, die in die Mauer geht, eine Doppelmuschel birgt, von welcher die eine Hälfte das Kind aufnimmt, die andere, wenn man geklingelt hat und das Kind hineingenommen ist, sich wendend eine Nummer von Blech herausgiebt, die Empfangsbescheinigung für ein Leben, an das sich oft tausend Schmerzen, meist des Leichtsinns Folgen knüpfen. So wurden Madelon, Paul und Emil in kurzen Zwischenräumen nacheinander vom Herzen der Mutter, vom Auge des Vaters, während sie der Schlaf gefangen hielt, hinweggegeben.

Dem Vater, der in der Ferne stand, die Klingel hörte und das Rollen des sich drehenden Mechanismus, war es, als hätte er eine Handlung begangen, würdig eines Spartaners. Er hatte seine Kinder dem Vaterlande geweiht! Das Vaterland wurde ihr Erzieher, wie alle Erziehung eine öffent-

liche werden ſollte. Wie bald ſollte er anders denken! Thereſe weinte, die Großmutter weinte, der Vater verwies auf die metallenen Marken, gegen deren Vorzeigung ſie ja die Kinder wieder zurückerhalten konnten.

Ein eigner Zuſtand das im Menſchen, wenn er nach abſtracten Principien leben will! Dann können uns, wie kein Befehl eines Despoten, Ideen beherrſchen, die man ſich ſelbſt gefunden hat oder die man mit Bewunderung von Anderen entlehnte. Der Wahn kann uns mit allen unſeren Empfindungen zu Sklaven von Verhältniſſen machen, die nicht im mindeſten unſerer Natur angemeſſen ſind. Wir, die wir uns ſogar ſchon aus Unbequemlichkeit gegen die kleinſte Zumuthung aus einer fremden Ideenwelt ſträuben, ſind Tyrannen gegen unſer eigenes Behagen, wenn wir mit unſerer Entſagung etwas glauben beweiſen zu müſſen! Rouſſeau erſchien ſich groß in ſeinem Entſchluß. Er opferte ſo manche kleine Freude, die ihm die Kinder doch ſchon gewährt hatten; er opferte alte, ſeinem Gemüth nicht fremde Traditionen, die im Beſitz von Kindern einen Erſatz für das Glück ſehen. Er wollte es anders halten. Er wollte die Ueberzeugung behaupten, daß dieſe Kinder ihm nur infolge einer zufälligen Laune der Natur zu Theil wurden und daß es ſeine Pflicht war, ſie der Gefahr zu entreißen, bei den Familienbanden, in welche ſie einſt gerathen würden, Verbrecher zu werden wie Pierre und Michel Labrouſſe. Dies Gefühl gab ihm Kraft und löſchte jede Anwandlung von Reue, die er die Macht der Gewöhnung nannte, die Nachwirkung eines anerzogenen Vorurtheils. Wer dann noch des wunderlichen Mannes Natur tiefer erkennen will, muß ihn bemitleiden. Sein Verſtand erfand ſich eine Entſchuldigung für Das, was ſeiner Indolenz bequemer war. Der ringende Menſch, der verdrießliche, der unglückliche Menſch, der ſein ganzes Leben auf Eine Karte ſetzte, hier die Karte des Ruhms, glaubt ſich von Vielem dispenſirt, was bei Anderen ſtrenger genommen wird, und milde Naturen haben in ihrer Beurtheilung der Größe immer auch für dieſe Verirrung eine gewiſſe Nachſicht geübt.

Es war eine ziemliche Reihe von Jahren, daß Rouſſeau in der Mode war, und im Grunde ließ ihm die öffentliche

Aufmerkſamkeit bis an ſein Ende keine Ruhe. Nach den erſten Triumphen, die er feierte und deren ſüßen Rückwirkungen auf ſein Gemüth er ſich ganz hingab, trat bald jene Kriſis ein, die ihm zeitlebens den Ruf des Sonderlings verſchaffte. Er hatte Täuſchungen erlebt, ſah die Schwierigkeiten ſeiner großen Stellung der Welt gegenüber ein, fühlte auch die Nothwendigkeit, ſeine Lehre vom Glück des Naturzuſtandes in Einklang mit ſeinem eigenen Leben zu bringen. So zog er ſich immer mehr in ſich ſelbſt zurück, lehnte Hingebung und Freundſchaft ab, deren Quellen er faſt immer für trübe erklärte, und wurde jener halb bewußte, halb unbewußte Sonderling, der uns ſelbſt da, wo wir ihn künſtlich nach dem Schein des Menſchenhaſſers haſchen ſehen, eben um dieſer Tragikomödie willen doch Mitleid einflößt.

Eine Bizarrerie verdrängte die andere, und das Unglück wollte, daß ſich zu den Anfällen von Mißtrauen und Grauſamkeit, die ſich Rouſſeau gegen die aufrichtigſten Abſichten erlaubte, immer auch Gründe vorfanden. Er hatte vielleicht nicht verletzt, aber ſicher war er verletzt worden.

Der Geſinnung gegenüber, die er bald gegen die ganze Welt annahm, wurde ihm ſein Haus von immer größerer und größerer Wichtigkeit. Er mußte einen Herd haben, wo das Feuer eines kleinen Mahls von Rüben oder Bohnen brannte, wo man ihn überraſchte, um ganz Paris davon erzählen zu können; er mußte, ſein Syſtem und ſein Cynismus verlangten es, eine Dachkammer bewohnen, wo man ihn antraf, gleichſam wie die Bürger Roms Cincinnatus hinter dem Pfluge. Aber dieſe kleine letzte nothwendige Zuflucht ſeines halb wirklich kranken, halb ſich krank ſtellenden Weſens wurde ihm unausgeſetzt verdorben durch Thereſens Anhang und durch dies Weſen ſelbſt. Immer noch hatte er das oberflächliche Weſen vertröſtet auf Tage des Glücks, oft hatte er die blechernen Marken genommen und ihr in roſigen Farben, die ihm von Herzen kamen und ihn ſelbſt rührten, die Hoffnung ausgemalt, einſt würde ſie dafür ihre Kinder wieder zurückgewinnen und mit ihnen würden ſie in ſeine geliebte Schweiz ziehen, fern von der Lüge und Bosheit der Pariſer. Aber auch Thereſe war die Lüge. Michel Labrouſſe, der einſt über die Dächer

entfloh, war aus dem Gefängniſſe zurückgekehrt, und gewandt wie er war, ein gelernter Sattler, kam er in die Hände eines Bereiters, der Pferde zuritt. In prächtiger Uniform zeigte er ſich in Ermenonville, dem kleinen Landhauſe des Herzogs von Luxembourg, das Rouſſeau bewohnte, auch als er ſchon mit Grimm's Freunden gebrochen hatte und Frau von Franqueville und die Marſchallin von Luxembourg, die in der Nähe dieſes ländlichen Aufenthalts ſelbſt ihre Sommervillegiaturen machten, ſeine nachſichtigen und duldſamen Gönnerinnen geworden waren. Thereſe zeigte ſich gegen Labrouſſe ſcheinbar harmlos, nahm den ſtattlichen Jockey auf wie einen alten Freund ihrer Familie, bald aber trat ihre Hinneigung offen zu Tage. Labrouſſe kam öfter, alle vierzehn Tage war er Anfangs da, dann jeden Sonntag, und wol durchſchaute der ſchon alternde und kränkelnde Mann Thereſens Betrug.

Es gefror ihm darüber ſein Inneres. Eiferſuchtsſcenen waren ſeiner nicht würdig, ſie würden Paris, das über ihn Alles und Jedes erfuhr, nur beluſtigt haben.

Als ihn aber einſt der Zufall Zeuge der treuloſen Umarmungen Labrouſſe's und Thereſens in den dichten Schatten des Parks, wo ſie ſich ſicher glaubten, werden ließ, unterdrückte er jede Aufwallung des Zorns. Es war in einem wirklichen Mitleid um das Loos, das einſt ſeine Kinder finden würden, wenn er ſtürbe und ſie zurückkämen an eine ſolche Mutter, daß er die Marken nahm, ſie eine Weile betrachtete, noch eine Weile zögerte, dann ſich endlich überwand und ſie von ſich ſchleuderte in den Teich von Ermenonville.

Die ſtillen Genien.

Nach den Begriffen, die wir in der Regelmäßigkeit des Verlaufs unſerer Lebensbedingungen unmittelbar in unſerm Herzen heimiſch finden, ſind die Steine der Verurtheilung der

eben geſchilderten Handlung bald zur Hand, wie ſie auch genug auf Rouſſeau geworfen worden ſind.

Wir lieben ein edles Mädchen, das uns gleich ſteht, wir gewinnen ihre Hand und die Ehe ſchlingt ein Band um uns, das bald in ſeine Kreiſe auch Kinder aufnimmt. Wir lieben dieſe Kinder, ſie ſind das Unterpfand unſeres Glücks, ſie feſſeln uns an das Leben und wir leben zuletzt nur noch für ſie. Gegen die Heiligkeit dieſer Empfindungen hat ſich Rouſſeau vergangen, aber es iſt unwahr, wenn man ſeine Handlungsweiſe, ſeine Kinder dem Findelhauſe zu übergeben, ausſchließlich die Folge herzloſen Leichtſinns nennt. In ſpäteren Jahren fühlte er die Unmöglichkeit, ſich vor der Welt vollkommen zu rechtfertigen. Die Feinde, die bis in ſeine nächſte Nähe drangen — wie er ewig glaubte unter der Maske der Freundſchaft — drangen auch ſehr bald in ſeine geheimſten Lebensbeziehungen, und die beiden Frauen, Thereſe und ihre Mutter, die ihn umgaben, hatten ihn auch oft genug wegen Preisgabe ihrer Kinder und Enkel angeklagt. Er vernichtete, in dem Zorn und Haß auf die bösartige Pariſer Welt, die Marken auch ſchon deshalb, um das Gaukelſpiel abzuwenden, das man veranſtaltete, ihm eines Tages ſeine Kinder mit einer gewiſſen Feierlichkeit wieder zurückzubringen.

Grimm lud Mutter und Tochter zu ſich und horchte Details über Rouſſeau's Leben aus, die er an deutſche Fürſten und die Kaiſerin von Rußland als „literariſche Correſpondenz" ſchrieb. Ueber Rouſſeau den Cyniker, den Naturmenſchen, den ehemaligen Bedienten und noch jetzt bei allem Ruhme unerſchütterlichen Notenſchreiber — er ſchlug die Penſion einer Pompadour aus und ernährte ſich nur vom Notenſchreiben — konnte man der Wunderlichkeiten nicht genug hören. Man forſchte nach Rouſſeau's Kindern, aber man fand ſie nicht mehr; die Marken waren vernichtet.

Düſtergrollend ſah Rouſſeau alle dieſe geheimen Eingriffe in ſein Leben, und immer maßloſer wurde ſeine Sehnſucht nach Einſamkeit. Selbſt in den Wintertagen blieb er im Park von Ermenonville, unter Sturm, der die entlaubten Bäume ſchüttelte, im Schnee, der rings auf den Wegen, auf den Zweigen geſpenſtiſch leuchtete. Während Thereſe dann ſchlief

am Spinnrad, Rousseau, ein Blatt Papier vor sich, an der „Neuen Heloise" schrieb und die Lampe düster brannte, sah er dann wol im Geist geheimnißvolle Schatten um sich her schweben, Gestalten, die dies stille Haus im Walde so gern verwandelt hätten in einen Tempel der Häuslichkeit. Die lichten Engel nahmen die Züge seiner Kinder an. Zwei von ihnen hatten Flügel; diese waren wol todt — das Dritte, ein Knabe, den man Emil getauft hatte, trug noch keine Flügel; er lebte wol noch. Schwere Seufzer entrangen sich der Brust des Armen, der mit Hülfe der Künste und Wissenschaften die Welt glauben machen wollte, daß Künste und Wissenschaften sie um den Frieden und die Reinheit ihrer Sitten gebracht hätten! Damals mochte ihm schon eine Ahnung gekommen sein, daß die wahre Philosophie nicht die Familie aus der Gesellschaft herleitet, sondern die Gesellschaft aus der Familie.

Rousseau hatte es nie gesagt, daß sein „Emil", mit dem er die Erziehungsmethode des Jahrhunderts revolutionirte und der Vorgänger Pestalozzi's, der geistige Vater aller Kinder des 18. und 19. Jahrhunderts wurde, eine Sühne war für Das, was er an seinen eigenen Kindern verbrach. Nie konnte er sich ganz von der Vorstellung trennen, daß seine Kinder unter Theresens Leitung verloren gewesen wären, immer erklärte er sich für zu schwach, als daß er bei der großen Lebensaufgabe, die ihn drückte, ihr Schutz und Berather hätte werden können. Allein die Genien seiner eigenen Kinder waren es, die ihm die Feder in die Hand drückten und ihm zuflüsterten: „Schildere der Welt das Glück der Elternliebe! Schildere Kinder, die ihren Eltern die Mühe lohnen durch ihre Liebe!"

Die Wehmuth war Jean Jacques' Muße, als er den Müttern zurief: „Nährt Eure Kinder an den Quellen des Wachsthums und der Gesundheit, welche die Natur aus Eurer eigenen Brust geleitet wissen will!" Die Wehmuth war seine Muße, als er Jeden, der ein Kind in die Welt gesetzt hatte, auch verantwortlich machte für dessen Bildung und Fortentwickelung. Er stellt ein Modell auf, das er Emil nennt. Er läßt Emil erzogen werden auf die Gefahr hin, einst Alles zu verlieren und allein dazustehen im Leben, nur bezogen auf sich selbst, abhängig von sich selbst, ja in Kerker und Banden

noch frei zu ſein, ſein eigener Herr und Meiſter. Rouſſeau ſah voraus, daß Europa nicht bleiben würde, was es damals war. Er verkündigte das Zeitalter der Revolutionen. Die Menſchen vorzubereiten auf die Umwälzungen, ſie im Sturm der zuſammenbrechenden alten Bedingungen des Daſeins, der Stände, ihrer Unterſchiede, nichts ſein und bleiben zu laſſen als Menſchen, fähig zu allem Guten und Großen, das war nach ihm das Ziel, das die Erziehung nicht ernſt genug in's Auge faſſen konnte. Er wollte Arme erziehen, um Könige zu werden, er wollte Könige erziehen, um von ihren Thronen mit Würde zu ſteigen.

Das Parlament von Paris verurtheilte den „Emil" zur ſchimpflichſten Vernichtung durch Henkers Hand. Der Verfaſſer entzog ſich nur durch eine ſchleunige Flucht dem Schickſal, ſelbſt verhaftet zu werden. So hatte ſich die Zeit übertölpelt, daß die Geſetze und die Anwalte ihres Buchſtabens denſelben Autor verfolgten, den Fürſten und Fürſtinnen beſchützten! Der Herzog von Luxembourg gab Wagen und Pferde für eine Flucht ſeines Nachbars, deren Nothwendigkeit Malesherbes in ſeiner Eigenſchaft als Chef des oberſten Gerichtshofs von Paris — ihnen vorher angedeutet hatte!

Und das Opfer, das Rouſſeau den Manen ſeiner Kinder brachte, die er nie wieder ſah, ſtieg mit wohlgefälligem Duft zur Vorſehung empor. Seine tiefſte, geheimſte, bitterſte Reue wurde das Evangelium einer neuen Erziehungsmethode ſowol für die Mütter, die ihre Kinder wieder ſelbſt nährten, wie für die Väter und Erzieher, die damals mit einem durch Rouſſeau über ganz Europa ſich verbreitenden Enthuſiasmus ein Geſchlecht der Erde zu geben gelobten, beſſer, ſtärker, als ſie ſelbſt waren.

Thereſe blieb auf den Reiſen nach der Schweiz, nach England und, als beſſere Zeiten kamen, nach Frankreich wieder zurück, die Begleiterin Rouſſeau's. Am Abend ſeiner Tage gab er ihrem Bunde ſogar noch die Weihe der Kirche. Er war ihr den Dank ſchuldig — daß Gewohnheit, Alter und Mangel ſie an ihn feſſelten. Er lobt ſie in ſeinen „Bekenntniſſen". Er rühmt ihre Sorgfalt und Liebe nach. Sie hatte kein völlig verdorbenes Herz, aber ihre Empfindungsweiſe war roh und

bedurfte der Regelung erst durch guten Rath. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß Rousseau sie in den am Abend seines Lebens geschriebenen und hie und da schon verbreiteten „Bekenntnissen" nur deshalb rühmte, weil er fürchtete, von ihr verlassen und dann ganz einsam zu sterben! Ach, wenn sich der Mensch dem Grabe nähert, denkt er mehr, als er davon spricht, an die Bereitung seiner letzten Lagerstatt —!

Diese „Bekenntnisse" existirten nur im Manuscripte, sie wurden von ihm Denen vorgelesen, die ihm in der Schweiz, in England, später noch einmal in Paris wohlwollten oder hinter Wohlwollen ihre Neugier versteckten. Therese war zugegen, wenn er las, sie hörte, was er Rühmendes von ihr geschrieben. Er rühmte sie, damit er sie ermunterte, des Ruhmes werth zu sein!

Armer Jean Jacques! Du krankest an Dir selbst! Die Umstände drängten Dir Gedanken auf, die Du annahmst und predigtest, während tausend Stimmen oft in Dir das Gegentheil riefen! So trotztest Du wider Dich selbst und zwangst Dich, während Deine Lippen Freiheitshymnen sangen, wie oft — Dein eigener Tyrann zu sein! Die Furcht vor der Inconsequenz zwang Dir Consequenz ab und so mißtrauisch warst Du gegen Dich und die Welt, daß Du selbst Deiner sehnlichst erwarteten Todesstunde nicht trautest! Aus Besorgniß, sie könnte nicht kommen, beschleunigte Rousseau ihr Kommen.

In der Schweiz, gehetzt, verfolgt von den Genfern und Franzosen, auf der Insel Biel, wo Dir nur eine Hütte noch gehörte, die rings die Welle eines kleinen Sees bespülte, an dessen Ufern die Häscher lauerten, dort hättest Du jenes Gift nehmen sollen, das Du in der glücklichen Freistatt nahmst, die Dir Prinz Conti in Montmorency gewährt hatte!

Wie war dieser Selbstmord möglich? Doch wol nur aus Furcht, aus selbstquälerischer Hypochondrie, aus Angst, so sterben zu sollen, wie man gemeiniglich stirbt. Rousseau tödtete sich selbst, um freier zu sein als sein Schicksal. Er wollte sterben — wollte es, um nicht zu müssen.

Wie sich Rousseau in seinen letzten Lebenstagen oft nach der Liebe eines Kindes gesehnt hat, beweist seine Freude, als

Egoismus — alle ſind ſie Tartüffes! Alle! Alle! — Jetzt hab' ich nur noch die eine Frage: Dürleſſis, wie iſt Molière zu deiner Geſchichte gekommen? Ha, die Schatten ſchrecken mich nicht — der Sieg iſt mein! (ab.)

(Vorhang fällt.)

er einſt in der Schweiz einem jungen Manne begegnete, in deſſen Zügen er eine Aehnlichkeit mit ſeinen vor zwanzig Jahren ausgeſetzten Kindern entdeckte.

Wie ſchmerzt es die Dichtung, zu erwieſene Wahrheit nicht entſtellen zu dürfen! Glücklich hätte es uns gemacht, ausmalen zu dürfen, daß ein Jüngling ſchon lange die Fußtapfen des Greiſes ſuchte, ihm folgte, ſich ihm näherte, ſeine Dienſte ſuchte, ihn führte, ihn ſtützte, ihn Vater nannte, und zur Rechtfertigung von Alledem nichts zum Zeugniß gab, als daß er in einem Findelhauſe gefunden war, Emil hieß und nichts von ſeinen Eltern wußte — die Erfindung tritt beſchämt zur Seite, verdrängt von der viel erwieſeneren Thatſache, daß die Witwe Rouſſeau's noch Michel Labrouſſe, den Dächerflüchtling, heirathete.

Wenn jener Jüngling in der Schweiz nicht Rouſſeau's echter Emil, ſondern nur deſſen Sühnengel war, ſo beſcheidet ſich die Erfindung anzunehmen, daß es irdiſcher Formen für Das nicht bedarf, was in einem unſichtbaren Reiche beweiſen iſt.

Arabella.

(1834.)

Zur Erklärung dieser „Toilettenphantasie" diene die Bemerkung, daß sie für einen „Badealmanach" geschrieben wurde.

I.

Durch's Fenſter ſchien der Mond. Arabella lag im Bade. Man hörte nur das Plätſchern ihrer ſchönen Glieder, die in verwandter Färbung von dem Strahle des Himmelgeſtirns ergriffen wurden bei irgend einer Wendung und dann wieder verſchwanden, entweder im Schatten, oder in der Tiefe des Baſſins. Dies Spiel währte einige Zeit, dann erhob ſich Arabella, hüllte ihren naſſen Körper in einen weiten Shawl und warf ſich mehr erſchöpft als geſtärkt auf ein Ruhebett nieder, das in der Nähe ſtand.

Arabella ſchwieg, ſang nicht, trällerte nicht. Daran konnte man ſehen, daß ſie unglücklich war; es giebt eine Art, ſelbſt mit der Einſamkeit zu ſprechen, die den Glücklichen verräth. Glücklich? Vielleicht wurde Arabella in dieſem Augenblicke mehr von Hoffnung, als von Schmerz bewegt. Das ſchöne, jetzt die Augen dem Schlafgemach zuwendende Weib ſchien etwas zu erwarten, das vielleicht zutreffen konnte; aber der ängſtlich gemeſſene Athem bewies, wie wenig ſie ſelbſt an deſſen Erfüllung glaubte. Sie blieb noch eine Weile auf dem Ruhebette ausgeſtreckt. Dann ſchellte ſie, und bald hatte das Kammermädchen ihr ein Licht gebracht.

Wie Jeannette im Zimmer war, verhüllte ſich Arabella dichter und preßte ihr Antlitz in den harten Polſter; doch ohne Thränen. Jeannette ſtand einen Augenblick: ſie wagte nicht zu ſprechen: denn ſie kannte das Unglück ihrer Gebieterin. Dann ging ſie.

Nach langen Minuten hatte Arabella einen Metallspiegel in der Hand. Die Bilder, die Silber auffängt, schmeicheln nicht wie Glas. Sie geben alle Conturen bestimmter, zusammengezogener, weniger treu und doch verrätherisch wieder. Arabella zögerte lange; endlich wagte sie den entscheidenden Blick und sah mit krampfhafter Resignation in die blitzendhelle Fläche.

Erst lächelte sie; denn ihre Hoffnung schien sich zu verwirklichen. Sie sah das feurige braune Auge, beschattet von dunkeln und langen Wimpern; sie sah den leisen und allmäligen Umriß ihrer bedeutsamen Physiognomie; sie sah, wie Augenbrauen, Mund, Kinn, wie alle Rundungen sich in sanfte Ovale zirkelten. Die Eitle schwelgte in den Wellenlinien, welche durch die Höhen und Tiefen plastischer Vollendung flossen. Arabella war schön aus dem Stoff herausgearbeitet. Die Stirn, begrenzt durch das hinaufgebundene Haar, lag heiter, mild, wie jonischer Himmel. Ein warmer Hauch entfuhr ihrem Munde. Das Metall war im Nu von Nebel beschlagen. Da lehnte sie sich zurück und lispelte vor sich hin die prosaischen, aber wie Schöpferurtheil klingenden Worte: „Gut, gut, sehr gut!“

Nun trat eine lange Pause ein. Wieder schien der Schmerz auf ihrer Stirn zu lagern. Sie hatte den Spiegel gereinigt und blickte wieder hinein. Ein lechzender, halb seliger, halb mißtrauischer Blick, und sie warf das Metall, daß es wiederhallte, auf das marmorne Getäfel, schrie wie eine Verzweifelnde, zerriß das Geflecht des Haares, stürmte mit fliegenden Locken in den feuchten Wänden auf und ab und warf sich laut schluchzend zurück auf die Ottomane, die sie mit ihren Thränen benetzte.

Was hatte sich geändert? Nichts von den schönen Formen der so vornehmen und reichen Tochter Albions. Dieselbe Rundung, Fülle, Ueppigkeit, dasselbe unübertroffene Gebilde der Schönheit, aber die Frische des Bades war schon hin. Eine fahle, matte Haut zog sich über die alten Reize, ein gewisses ohnmächtiges Dämmern wehte über sie hin. Es war wie ein Netz, das irgendwo an einer Stelle der Haut in seinen Maschen zerrissen sein mußte, und das sich nun schlaff

und nüchtern auf seinen zauberhaften Unterlagen ausstreckte. Tägliche Bäder machten die Haut einen Augenblick frisch; aber bald nachher sank sie immer wieder zurück in ihre trockne, schlechtgefärbte, saftlose Natur. Das war der Fluch Arabellens. Sie war schön; aber sie hatte schon einen welkenden Teint.

Es schlug neun Uhr. Draußen rollten die Wagen vom Theater her. Arabella hörte, wie ihre Schwestern, die aus „Robert dem Teufel" kamen, die Treppen des Hauses herauf lachten, wie die Thüren geschlagen wurden, und ein lautes „Ah!" erscholl, als die schönen Mädchen in die Gesellschaft traten, die bei der Herzogin, ihrer Mutter war. Sie hörte, wie man scherzte, sang, tanzte. Sie war sehr unglücklich. Ein weiter Mantel hüllte ihre Gestalt ein, sie nahm das Licht, und schlich leise auf ihr Zimmer. Sie warf sich dem Schlaf in die Arme; denn nur im Traume schien es ihr zuweilen, als wenn Alles noch einmal anders werden könnte und die Vergänglichkeit ein leerer Wahn sei.

II.

Arabellens Mutter gab einen glänzenden Ball. Ihre unglückliche Tochter, eine Witwe, allbewundert (ehemals), war zugegen, aber sie tanzte nicht. In einer Ecke des Saales saß sie einsam. Selten daß sich der Anstand entschloß, an sie, als eine der Töchter des Hauses, heranzutreten und ihr einige Verweise zu geben, daß sie sich von Allem so zurückzöge, in der neulichen Vorstellung des Maskenballs vermißt wäre, sich in keinem fremden Zirkel blicken ließe. Arabella war gewandt im Ausdruck; Fiasco giebt Geist. Aber diese Improvisationen beruhigten sie; sie gab nur schüchterne und abgebrochene Antworten, und war bald von Gegenwarten befreit, die sie selbst in dem Falle nicht festgehalten haben würde, daß ihre Schönheit durchsichtiger geschimmert hätte. Denn Missis Arabella liebt noch obenein. Sie liebte Ottokar, den leiden-

ſchaftlichen Tänzer, der ſich mit keiner Schönen unverſucht ließ, und in ewigen Wirbeln an ihr vorüberflog. Sie waren Beide zuſammen erzogen worden; Ottokar's Vater war in England Geſandter geweſen, ein czechiſcher Graf. Aber ſpäter hatte ſie Ottokar überſehen. Aus Aerger wurde ſie Lady Devonſhire und erſt jetzt als Witwe fing ſie das alte Spiel wieder an. Sie hatte nichts, womit ſie den ſchönen Mann feſſeln konnte, als ſüße, unſchuldige Erinnerungen, die bei ihm verklungen waren. Sie konnten um ſo weniger zuſammen kommen, als ſie ſich ihm zu verbergen ſuchte und er ſie gar nicht zu bemerken ſchien. Nachdenklich ſtützte ſie ſich auf die Lehne ihres Seſſels. Das Geſicht halb verſchleiert, verfolgte ſie die muthwilligen Bewegungen Ottokar's, den der Rauſch des Feſtes hier und dort hintrieb und der an allen Orten zu fehlen ſchien. Sie dachte nichts. Sie empfand auch nichts. Sie war ganz Reſignation. Durfte ſie wohl ein Recht anſprechen? Wenn ſie Eines nicht begriff, ſo war es dies, daß zu einem ſo herben Schickſal, zu dieſem Schauſpiel mit lauter Unglücksmotiven ihr Auge noch trocken bleiben konnte!

Ottokar mußte ſich einen Augenblick Erholung gönnen. Mit dem Tuche wehend, durchmaß er den geringen Raum, den im Saale die tanzenden Paare ließen, und trat zufällig in die Ecke, wo ſeine marmorne Schönheit — ſie ſpielte Marmorſäule — faß. Sie wußte nicht, welche Worte er für ſie haben könnte. Er hatte einige, aber verlorne, abgeſtandene, Reſte aus Converſationen, die er mit Anderen abgebrochen hatte. Er hielt ſie eines neuen Gedankens, eines tiefen Urtheils nicht für würdig, ſondern warf ihr die kleine kupferne Scheidemünze der Unterhaltung zu, die beleidigt, weil ſie wie Gnade klingt. Wie ſie ſich befände? fragte er ſie: eine bei Damen an und für ſich dumme Frage, da ſie immer vorausſetzt, als müßte alle Welt den Schnupfen oder Zahnſchmerzen haben; die aber hier noch empfindlicher wirkte, da Arabella in der That krank zu ſein glaubte und für ihr Uebel Heilung hoffte. Sie erwiderte nichts; und Ottokar erwartete nichts. Er verließ ſie. Sie ſenkte das

Haupt, und schüttelte es dann, weil sie diese kalte Welt nicht mehr begreifen konnte.

Nachher saß die Beklagenswerthe im hintersten aller Zimmer, welche ihre Mutter hatte öffnen lassen. Sie suchte Schutz in der dunklen Beleuchtung und dem Schatten grüner Vorhänge, die das Zimmer schmückten. Ein Traum umfing sie, und als sie erwachte, wunderte sie sich, daß sie Thränen vergossen hatte. Und als sie dann nachdachte, staunte sie von Neuem; denn vor ihr stand der Markese de Negro und hatte sie schon lange stumm betrachtet. Sie blickte auf, und es war ihr, als huschte eine Schlange fort; aber es war nur der Markese, welcher sprach: „Ich beobachte Sie, Mylady, schon seit länger als einem Monate. Die wenigen Gelegenheiten, wo Sie sich zeigen, habe ich haushälterisch ergriffen, und ich glaube tief in ihrer Seele lesen zu können."

Lady Devonshire betrachtete den Markese. Sie kannte ihn wol, so weit man ihn kennen konnte, denn im Grunde kannte ihn Niemand. Sie blickte an die lange hagere Gestalt hinauf, und fuhr entsetzt vor dem blassen, dämonischen Antlitz des Fremdlings zurück. Seine Lippen zuckten, das Auge fieberte, seine Glieder schnellten zuweilen auf, als rüttelte sie ein plötzlicher Krampf. Der Markese fuhr fort: „Mylady, ich bin ein Mann ohne Liebe. Mein Herz ist kalt, wie der Tod. Schönheit zwingt mir ein Lächeln ab; wenn ich zu lieben scheine, so ist es aus Neid. Ich gönne Niemanden, eine Schönheit zu besitzen. Was ich meiner todten Liebe zuwenden kann, das reiße ich an mich. Ich will Sie auch erobern, Mylady; nicht aus Anbetung, sondern aus Caprice." — „Wer lachte da?" fragte Arabella. Sie hatte deutsch gelernt, „Emilia Galotti" gelesen. — „Niemand!" sagte der Markese. Sie schrak zusammen, und doch sprach sie leise, als wenn es ihr nur so entschlüpfte: „Ich bin nicht schön." Es hatte sie ergriffen, daß man ihr von Liebe sprechen konnte. Aber der Markese war fürchterlich und schwieg.

So währte es einige Secunden. Arabella gebannt wie vom Blicke des Basilisken. Dann fuhr der Markese fort: „Arabella, ich weiß, woran Sie leiden. Sie sind schön; Sie scheinen es nur nicht. Ich will Ihnen diesen Schein

geben. Sie ſollen im Glanz der Schönheit ſtrahlen, für welche Ihr Körper alle Grundlagen und Formen beſitzt; Sie ſollen bezaubern, bewundert werden; tauſend Bewerbungen wird Ihre wunderbare Metamorphoſe zur Folge haben." — Arabella war aufgeſprungen. „Iſt es möglich? Ich beſchwöre Sie! Wie? Wodurch?" Das Alles rief Sie wirr durch einander. — Aber der Markeſe ſtand und lächelte fein. „Was erhalt' ich?" war ſeine kurze Frage. — „Fordern Sie!" rief Arabella, und ihre Blicke leuchteten; ihr Buſen wogte, die Locken ihres Haares neſtelten ſich ab; ſie ſtand da, ſchon halb ergriffen von der neuen zauberhaften Veränderung, die mit ihr Vorgehen ſollte. Der Markeſe verlangte nach dreihundert Tagen den Beſitz ihrer Hand.

Sie ſchauderte. Sie maß die dämoniſche Geſtalt des Mannes, dem ſie ſich verkaufte. Sie dachte an Ottokar. Da fiel aber ihr Blick durch die offnen Zimmer in den Saal; ſie ſah, wie Ottokar im Rauſche des Vergnügens fortwirbelte an der Hand einer Dame, welche in der Reſidenz für die ſchönſte gehalten wurde. Ihr Entſchluß war gefaßt. Mit abgewendetem Antlitz ſprach ſie, überwunden und waffenlos, die Worte: „Markeſe! ich erwarte Sie morgen vor zehn Uhr in meinen Zimmern." Sie wankte hinaus. Der Markeſe ſchlug die Arme übereinander und ſah ihr mit triumphirendem Lächeln nach.

III.

In der Oper, im Concert, auf der Promenade gab es ſeit kurzer Zeit nur eine Geſtalt, der alle Bewunderung und Anbetung gezollt wurde. Der Enthuſiasmus kam ſich von allen Seiten entgegen. Hier war von keinem Zugeſtändniß mehr die Rede, ſondern die Thatſache ſprach für ſich ſelbſt. Dieſe mochte ſchon einmal dageweſen ſein; aber in ſolcher Genialität nie. Was die Natur, ja ſelbſt was die Dichtkunſt nicht ſchöner erfinden kann, hier war es in Erfüllung gegangen. Arabella Devonſhire war die Loſung, welche die Männer bezauberte und die Frauen verſtummen machte.

Arabella strahlte in all' den Reizen, welche ihr die Natur mitgegeben hatte. Zu der allgemeinen Anbetung gesellte sich das Staunen, wie diese plötzliche Veränderung hatte möglich werden können. Sie war eines Abends, wo sie sich den Tag über verschlossen gehalten hatte, in einer lebhaften Soirée erschienen, und hatte sogleich jedes Auge geblendet. Niemand wagte, ihr sein Erstaunen zu erkennen zu geben, weil es beleidigen konnte; aber sie fühlte wol, welche Herrschaft sie im Nu errungen hatte, und jede neue Toilette, die sie machte, gab ihr die Gewißheit, daß ihr die Herrschaft nie entrissen werden konnte.

Aber keine Genugthuung war Arabellen willkommener als die, welche ihr Ottokar's verändertes Betragen gab. Nicht, daß er der augenblicklichen Regung der öffentlichen Meinung in der Gesellschaft augenblicklich gefolgt wäre, und sogleich gegen Arabellen einen Ton angestimmt hätte, der für das Echo der fremden Urtheile gehalten werden konnte. Arabella schwelgte in dem Gefühl, die allmälige Umwälzung im Benehmen des schönen Offiziers verfolgen zu können. Er schwieg lange; er vermied jede Parthie, er war nachdenklich, er tanzte nicht, auch mit Arabellen nicht. Dann wagte er allmälig zu ihr aufzublicken: er glaubte seine alte Schuld gesühnt zu haben, und trat ihr näher. Seine Lippen zitterten, wenn er mit Arabellen sprach. Seine Urtheile schwankten, seine Ausdrücke waren unsicher; die innere Uebermannung seines Gefühls lähmte alle Weisen, wie er dasselbe äußern wollte. Es war eine tiefe Empfindung, welche vielleicht zum ersten Mal in sein Herz zog. Arabella sah Alles. Sie las und verstand diese stummen Blicke, diese Unentschiedenheit, diese Zeichensprache auf der Stirn, sie reimte sich Alles zusammen. Sie war glücklich — —

Doch sie war es nicht lange. Denn als sie Ottokar's Bewerbungen offener empfing, als es sich nicht mehr um Liebe, sondern um Besitz handelte, da erschrak sie und erwog ihr elendes Schicksal. Der Markese war ihr entfallen: jetzt sah sie ihn wieder vor sich, wie er an jenem verhängnißvollen Morgen zu ihr trat, ihre Hand küßte und einen wunderlich geformten Ring, als Zeichen des Verlöbnisses, an ihren Finger

Dritter Aufzug.

Zimmer bei Ludwig dem Vierzehnten.

Erſter Auftritt.

Delarive. Dann Lakai und Lionne.

Delarive.
(allein am Fenſter).

Minute auf Minute vergeht und die erſehnte Antwort will nicht eintreffen. Armande weiß kaum, wie ſehr ſie ihren königlichen Beſchützer beſchäftigt. Verſailles ſcheint auf die Phantaſie ebenſo belebend zu wirken, wie das Lampenlicht —

Lakai.

Se. Excellenz, der Polizeiminiſter (ab).

Lionne (eintretend).

Guten Morgen, Kammerherr — Sie ſind lange in Verſailles geblieben.

Delarive.

Zeitig genug zurückgekehrt, um herzlich lachen zu können.

ſteckte; wie ſie vor Erwartung ſeiner Gabe nichts hatte ſehen und verſtehen können, und wie er ihr dann endlich nach peinlichen Augenblicken ein kosmetiſches Geheimmittel„ das er in den Harems der Levante wollte kennen gelernt haben, überreichte und ſie vor ſeinen Augen die Wahrheit ſeines Verſprechens im Spiegel erkannte. Seitdem hatte ſie ihn nicht wieder geſehen. Aber wie ihr Verhältniß zu Ottokar immer hingegebener und vertraulicher wurde, da erſchien er wieder, und ſie ſah mit Schrecken, daß das erſte Fünftel der zugeſtandenen Friſt halb verronnen war. Der Markeſe zog ſeine Kreiſe um ſie her, und Niemand ahnte, daß ſie der geheime Mittelpunkt derſelben war. Wo ein Ausweg? Sie liebte Ottokar und ſah dem Geſtändniſſe ſeiner Liebe entgegen. Scham feſſelte ſie, das Geheimniß ihres Boudoirs immerfort zu benützen, und nicht blos Scham, ſondern auch Eitelkeit. Wäre im Augenblicke der Untreue gegen den Markeſe nicht ihr ganzer Zauber verſchwunden geweſen? Würde nicht Ottokar, ſtatt heute noch ein blühendes Leben in den Armen zu haben, morgen vor ihrem herbſtlich welken Ausſehen erſchrocken ſein? O, man ſage auch nicht: Eitelkeit! Würde ſie nicht Ottokar betrogen haben? Man täuſche und entſchuldige nicht! Schönheit bleibt der Liebe ſtärkſtes Band. Und das iſt auch Liebe, an ſich zu bauen und zu ſchmücken, und das äußere Geſtell, das Antlitz, in dem ſich die Seele ſpiegelt, mit all' dem Zauber zu umgeben, der der Natur und Kunſt zu Gebote ſteht. Das iſt auch die natürliche Philoſophie jedes Mädchens: und wir träumeriſchen Männer ſind es nur, die dieſen ſchönen Glauben und die Beſcheidenheit der Naivetät durch Phraſen von unvergänglicherem Werth u. ſ. w. vernichten wollen.

So hin- und hergeriſſen wurde in Arabellens Herzen der Entſchluß, als einſt in einer heimlichen Stunde Ottokar zu ihren Füßen ſank, und um eine Welt, um ein neues Leben, um den Glauben an Gott und Unſterblichkeit, um ſich ſelbſt, das heißt um Lady Devonſhire mit einer jährlichen Rente von viertauſend Pfund flehte. Seine Hand hatte die ihrige ergriffen, er drückte ſie ſehnſüchtig an den heißen Mund; ſie ließ Alles geſchehen. Sie rang, ſie weinte, ſie wußte ja, daß Alles, was er verlangte, ſie nur von ihm empfangen hatte.

Sie fühlte, daß in dem Moment die Waage ihres Lebens erhoben ſei und nicht herunterſänke auf *eine* Seite, ſondern im Gleichgewicht ſtünde, in jeder Schaale eine gleiche Laſt, in jeder Leben oder Tod. Der ſchöne öſterreichiſche Oberſt ſchwieg; es war ſchon längſt an *ihr* die Reihe, Antwort zu geben. Sie fühlte, daß der Fremdling ihre Hand mit Thränen netzte: ſie war dreifach unglücklich. Denn ein Weib kann den Mann nicht ſehen, wenn er ſeine Rolle als Mann vertauſcht und fleht, und wird ringen, das Gleichgewicht der Natur wiederherzuſtellen. Aber Arabella war zu Allem unvermögend; nicht Furcht vor dem Markeſe, jetzt nicht einmal mehr Furcht vor ſich ſelbſt, wie *ohne* den Markeſe ſie werden würde, jetzt drückte ſie nur das Fürchterliche des *Geheimniſſes*. Sie verlor den Muth der That, ſie verzweifelte an ſich ſelbſt als an einer Perſon des freien Willens; ſie ſah den Zügel ihres Entſchluſſes in fremden Händen. Arabella wandte ſich ab mit einer verneinenden Geberde, und ließ Ottokar zurück, der in dem Momente ſeinen Schmerz nicht fühlte, weil er ſich ſchämte, plötzlich *allein* im Zimmer auf den Knieen zu liegen.

Nachdem er dem Manne in ſich Gerechtigkeit hatte widerfahren laſſen, fühlte er doch, wie unglücklich er war, hüllte ſich in ſeinen Mantel, beſtieg ſein Pferd und ritt in die Welt hinaus, er wußte ſelbſt nicht, in welcher Richtung. Jedenfalls wußte er, daß England eine Inſel war und ſein Pferd ihn nicht an's Ziel bringen konnte.

IV.

Mehr als ein Jahr und mehr als die Hälfte von Europa brauchte Ottokar, um ſeinen Schmerz zu zerbröckeln und ihn zu zertheilen an tauſend äußere Eindrücke, welche, ſo viel ſie dem Menſchen geben, auch immer etwas mit hinwegnehmen von ſeinem Innern, wofür ihm kein Erſatz geboten wird. So blieben an den Wundern, welche er ſah, an der ganzen Abwechſelung einer ereignißvollen Reiſe all' die Seufzer hängen,

welche ſonſt ſeine Bruſt hätten zerſprengen können. Er kam nach London zurück mit einem Schmerze, der zum großen Theil geheilt war, der aber noch nicht recht vernarben wollte, und ſorgfältige Nachpflege verlangte. Er mied ſeinen alten Umgang und ſeine alten Straßen: er wollte von Niemand hören, und, um neue Freunde zu finden, ſuchte er neue Kreiſe auf.

Er liebte das Spiel. Nicht mit Leidenſchaft, ſondern im Gegentheil, aus Trägheit. Ueberall unglücklich, war die Göttin des Spiels die einzige, die es gut mit ihm meinte. Er hatte die Prädeſtination, zu gewinnen, und keine Karte ſchlug ihm fehl. So verſuchte eines Tages Jemand, an dem er nur ſah, ob er zahlen konnte, ſein Glück mit ihm. Er gewann immer. Der Andere ſuchte ihn zu überbieten. Das hitzige Gefecht hatte begonnen. Er ſetzte es kaltblütig fort und ſtrich Tauſende ein. Sein Gegner ſuchte ſeine Verluſte einzuholen und verdoppelte dieſe. So währte es lange. Die Steigerung nahm zu: rings lautloſes Erſtaunen. Eine Pauſe entſtand: Ottokar hörte, daß ihm Jemand in's Ohr raunte: „Mein Herr! Jetzt ſetz' ich den Reſt meines Vermögens. Verlier' ich ihn, ſo bin ich morgen todt.“ Ottokar war, wie man es im Spiele ſein muß, vollkommen grauſam. Er ſah nicht auf, er gewann. Sein Ohr erreichte wieder ein ſtöhnendes Liſpeln. „Mein Herr,“ — hieß es, — „Sie betrachten mich nicht. Ich weiß, daß Sie Miſſis Arabella lieben.“ Jetzt erſt fuhr Ottokar auf: er ſah einer langen Geſtalt in's blaſſe Antlitz. Er fuhr ſich über die Stirn, er hatte dieſen Mann ſchon geſehen. „Sie lieben Arabellen,“ hieß es drüben. „Ich könnte jetzt zu ſpielen aufhören und das Piſtol laden, das meinem Leben ein Ende macht. Aber ich will Ihnen noch eine Gelegenheit geben zum Gewinn, und zwar zum Gewinn, der Ihnen mehr werth iſt, als meine Ducatenrollen. Ich will Arabellen auf's Spiel ſetzen; ich thu's, wenn Sie ſich bereit erklären, im Fall Sie Arabellen gewinnen, mir all' das Geld, das Sie von mir gewonnen haben, wieder zurückzuſtellen.“

Ottokar war außer ſich. Alte Wunden brachen wieder auf. Er erkannte den Markeſe de Negro, den jetzt in der That mit Arabellen öffentlich Verlobten. Staunen, Entzücken, Mißtrauen

lähmten ihm die Sprache. „Die letzte Clauſel," ſagte der Markeſe drängend. — „Iſt zugeſtanden," murmelte Ottokar, ſpielte und gewann. Der Markeſe lachte und winkte dem Glücklichen, ihm zu folgen.

V.

In der Dämmerung eines halb erleuchteten Zimmers lag Arabella auf einem Ruhebett. Als Ottokar und der Markeſe eintraten, richtete ſie ſich auf. Ottokar lag ſchon zu ihren Füßen. Aber ſie that, als bemerkte ſie ihn nicht. Ottokar blickte zu ihr auf. O ſie war ſo ſchön, wie damals, als ſie ſo kalt war! Es war noch immer das Abbild der ſchaumgeborenen Göttin; ja noch mehr, ſie war wie ein italieniſches Gemälde der claſſiſchen Zeit, deſſen Farben je länger, je friſcher blühen. Ottokar hatte ihre Hand ergriffen, wie früher. Sie erſchrak. Ein Wort erſtarb auf ihrer Lippe. Der Markeſe trat heran und flüſterte ihr zu: „Es iſt Ottokar." Da brach ſie in einen Strom von Thränen aus und langte mit dem Arm hinaus, wie in's Ungewiſſe, faßte aber Ottokar's Haupt, das ſie an ihre wogende Bruſt drückte.

Ottokar rief: „Arabella, nun ewig die Meine!" Sie erſchrak und zeigte zum Markeſe hinüber, der aber ſchon verſchwunden war. Sie ſah es nicht und fragte: „Negro, was ſoll ich glauben?"

Ottokar begriff ſie nicht. Er erklärte ihr Alles, was geſchehen war, er wiederholte ihr ſeine alten Schwüre, er durfte ſeine heißen Küſſe auf dieſe ſchwellenden Lippen drücken, ſie wehrte nicht; aber was ſie that, drückte Schmerz und Verlegenheit aus. Sie ſprach von ſeinem Herzen und griff nach ſeinem Arme. Sie ſprach von ſeiner Stirn und küßte ſeinen Mund. Jede Bewegung war berechnet und jede ſchien falſch zu ſein. Ottokar betrachtete ſie noch einmal. Sie verfolgte ſeine Wendungen in anderer Richtung. O, jetzt ſah er's. Arabella war blind.

Die metalliſchen Beſtandtheile ihres Geheimmittels hatten die feinen Nerven des Auges vergiftet. Je ſchöner ſie wurde, deſto mehr verlor ſie die Sehkraft. Faſt allmälig verſchwammen die Umriſſe entfernter Gegenſtände, dann die näheren, zuletzt ſah ſie keine Farben mehr, und während ihr Auge hell und klar blieb, zog rings um ſie her undurchdringliche Nacht. Sie hatte nichts mehr vor Ottokar zu verbergen. Sie geſtand ihm Alles.

Ottokar's Liebe reichte hinaus über dieſe Entdeckung; aber er beſchwor ſie nun auch, abzulaſſen von dem Gebrauch der Mittel des Markeſe. Arabella — ließ ſie nicht. Sie konnte den Fluch, unſchön zu ſein, nicht ertragen, um ſo weniger, da ſie Ottokar nicht nur lieben, ſondern auch feſſeln wollte. Sie verbarg die verrätheriſche Gabe des auf immer verſchwundenen Markeſe, und fand ihr Glück darin, in einer Schönheit fort und fort zu glänzen, die ſie ſelbſt nicht ſah. Jetzt dachte ſie: Wenn ſie nur Ottokar ſah.

Mit der Blindheit hörten aber die Folgen nicht auf. Alle Sinne und Organe wurden allmälig ergriffen und ſchwanden in Ohnmacht dahin. Die edelſten Thätigkeiten des menſchlichen Körpers wurden unterbrochen. Arabella war nichts mehr, als ein hinreißendes, wunderbar ſchönes Antlitz: rings war Alles für ſie wüſt und leer. So blühte ſie einem ſchnellen Tode entgegen. Ottokar verließ ſie nicht.

Einſt ſaß ſie an ſeiner treuen Seite: ſie ſah, ſie hörte nicht mehr, ihr Gefühl hatte alle Intenſität verloren, nur die Zunge konnte noch dazu dienen, wenige tiefe und gute Worte auszuhauchen. Da blieb ſie plötzlich ſtumm. Es fielen alle inneren Fäden, welche an das Leben binden, von ihr ab; ihr Auge brach, ſie ſank zurück, ohne Schmerz, aber erſchöpft. Sie hatte ihr tragiſches Leben ausgehaucht. Sie war todt.

Aber noch im Tode ſtrahlte ihr Körper von wunderbaren Reizen. Roſig blieb der Schmelz ihrer Wangen; die blutrothen Lippen verzogen ſich zu einem Lächeln. Alle Formen quollen friſch und rund. Das ganze Incarnat war wie nach einem Bade ſo ſchön gemiſcht. Sie lag da wie eine

ſchlafende Nymphe der Fabelwelt; gleichviel, ob die Palette oder den Meißel des Künſtlers herausfordernd.

So betrachtete ſie Ottokar eine Weile mit ſchmerzlichem Entzücken, denn er konnte nicht glauben, daß dieſe Reize die des Todes wären. „Das iſt nicht der Tod!“ ſprach er vor ſich hin. Er trat hinzu, er neigte ſein Haupt, er brachte ſeine Lippen an Arabellens Mund; aber gräßliches Schauſpiel! Seine Lippen drückten ſich in einen Haufen Aſche ein. Arabella lag da im Zuſtand einer hundertjährigen Verweſung. Sie war nichts mehr, als das, was wir Alle werden — Erde.

Ottokar bedeckte ſein Auge und ſtürzte fort, und noch irrt er verzweifelnd, weil er das furchtbare Ereigniß, das er ſah, von ſeinen Augen nicht bannen kann.

Der Prinz von Madagaskar.

(1832.)

Im hintern Zimmer eines Kaffeehauſes, das weder das beſte noch das ſchlechteſte von Paris war, ſchien ein junger Mann die haſtigen Schritte zu zählen, mit welchen er den engen Raum durchmaß. Bald eilte er an die Fenſter, die zur Straße führten, und warf einen erwartungsvollen Blick auf dieſe hinunter, bald lief er in die Vorderzimmer, um an einer Uhr, die dort aufgehängt war, nach der Zeit zu ſehen, weil er vermuthlich ſelbſt keinen andern Stundenmeſſer beſaß, als ſeine Ungeduld. Wollte er die Ouvertüre einer neuen Oper nicht verſäumen? Hatte er für einen Ehrenhandel ſein Wort gegeben? Galt es den präciſen Augenblick zu treffen, um bei einer Dame oder einem Gönner oder einer geheimen Spielgeſellſchaft Einlaß zu finden? Darüber wagen wir den jungen Mann ſelbſt nicht zu fragen; denn er ſieht mürriſch und finſter vor ſich hin, aus ſeinen ſonderbar geformten Geſichtszügen blickt ein Unmuth, der durch den auffallend dunklen Teint des jungen Mannes nur noch gehoben und durch den nachläſſigen, faſt ärmlichen Anzug im Aeußern gewiſſermaßen gerechtfertigt wird.

Unterlaßt es, für meinen Euch ſo ärmlich geſchilderten Helden eine Collecte zu ſammeln, denn ſoeben weiſt ſich aus, daß er noch im Stande iſt, einen Diener zu unterhalten. Da tritt der alte, aber noch rüſtige und muntere Mann durch die ziemlich entvölkerten Zimmer und ſieht ſich in allen Ecken nach ſeinem Herrn um, den er jetzt erblickt und freundlich mit ſeinem Taufnamen Hippolyt begrüßt. „Da hätt' ich faſt geglaubt, Sie nicht mehr zu finden," ſagte er mit treuherziger

Lionne.

Lachen? Worüber?

Delarive.

Ha, ha, Lionne, Sie ſind der erſte Komiker von Paris —

Lionne.

Komiker? Die Polizei erſcheint Ihnen komiſch? Was lachen Sie denn?

Delarive.

Es iſt zu drollig! Ha, ha, ha! Sie werden den König in einer Laune finden — Ha, ha, ha!

Lionne.

Das iſt ja befremdlich, Se. Majeſtät — Ha, ha, ha!

Delarive.

Worüber lachen Sie denn?

Lionne.

Worüber lachen Sie denn?

Delarive.

Kommen Sie, Lionne! Der König wird Sie umarmen, Sie haben ihm die heiterſte Morgenſtunde verſchafft — ha, ha, ha!

Lionne.

Etwas Polizeiliches iſt ihm lächerlich vorgekommen? Das iſt ja eigenthümlich —

Delarive.

(zieht ihn lachend fort zur Seite).

Geſchäftigkeit; „unſere Sachen ſtehen gut und ich hoffe, es wird noch beſſer werden. Den Profeſſor habe ich im Quartier Latin, im ſechſten Stock, glücklich aufgefunden; ein charmanter Mann, voller Gelehrſamkeit, gar kein Stolz, feine Sitten, alle Sprachen der Welt, die ſich nur denken laſſen. In einigen Augenblicken wird er auch hier ſein."

Hippolyt ſchien der Erſcheinung des alten Mannes bedurft zu haben, um wieder froh zu werden, und nahm lachend und mit freudigen Verneigungen des Kopfs die Dienſte des Alten an, den er beim Danken Colas genannt hatte.

Colas war aber mit dieſem Lächeln, das er in ſeiner Sprache mit Zweifeln überſetzte, durchaus nicht zufrieden und ſagte: „Was lachen Sie, Hippolyt? Können Sie nicht eine halbe Stunde allein bleiben, ohne daß Sie den Muth verlieren? Himmel, ich habe Sie während Ihres ganzen Lebens nicht aus den Augen gelaſſen und nun es zur Entſcheidung kommt, ſind alle meine Erwartungen nicht eingetroffen. Was giebt es zu lachen? Der Profeſſor iſt im Augenblick hier." Hippolyt hatte mit jenem Lachen nicht das ausdrücken wollen, was ſein alter Diener und Hofmeiſter befürchtete, ſondern erklärte ihm ernſthaft, daß ihm der Profeſſor recht ein Bedürfniß ſei und er nichts ſehnlicher als deſſen Hülfe wünſchte. „Du kennſt nur Mißtrauen gegen mich, Colas," fuhr er fort; „unſer Vorhaben war der Traum meiner Jugend, der jetzt zur Wirklichkeit gereift iſt. Ich habe mich immer nach den Gütern geſehnt, die mir ein neidiſches Schickſal entriß und will ſie nicht länger entbehren, da ich die Kraft habe, mich in ihren Beſitz zu ſetzen. Die heimathlichen Wälder rauſchen um mein Ohr, die Dämmerung der Vergangenheit hält mich mit feſten Banden umſchlungen, ja ich fühle es, daß mir die Rechte werden müſſen, die mein ſind und die ſich nur die Schwäche entreißen ließ. Soll ich noch länger in dieſer unglücklichen Lage, worin ich jetzt lebe, unbekannt, ohne Hülfsmittel, ohne die Vortheile, auf welche mich meine Geburt hinwies, fortvegetiren? Soll ich noch länger in Paris der Gegenſtand eines läſtigen unnützen Mitleids oder wol gar des Spottes bleiben? Colas, laß Dich mein Lachen nicht irren: ſei verſichert, daß ich mein Abenteuer beſtehe." Colas

hatte kaum noch Zeit, ſeinem jungen Herrn freudig die Hand zu drücken; denn eben wurde er des Profeſſors in den vorderen Zimmern anſichtig und mußte eilen, dieſen gelehrten Mann zurechtzuweiſen.

Der Profeſſor Polyglotte war ein dünnes, ſchmächtiges Männlein mit einem großen Kopfe, der nach hinten die Geſtalt eines eckigen Würfels zeigte. Die ſchwachen kleinen Beine, die hektiſch geformte Bruſt, die unruhige Bewegung des Unterkiefers und der Augen, die dürftige, aber doch reinliche und ſorgfältig gelegte Kleidung und Wäſche verriethen den armen Gelehrten, der nur davon zu leben wußte, daß er ſich noch immer manierlich genug hielt, um die Leute, denen er ſeine Dienſte bot, durch ſein Aeußeres nicht zurückzuſchrecken. Mit gemeſſener Höflichkeit und fortwährenden Verbeugungen dem harrenden Hippolyt, welcher ihm mit ſchweigender Erwartung entgegentrat, ſich nähernd, begann Herr Polyglotte, auf Colas zeigend: „So viel ich aus den Mittheilungen meines guten Freundes, dieſes alten Herrn hier, habe vernehmen können, wünſchen Sie, mein Herr, einen Mann zu haben, der aus der Kenntniß faſt aller gebildeten und ungebildeten Sprachen der Erde ein Studium gemacht hat. Sie ſehen in mir einen Solchen. Ich habe das verſteckte Treiben der großen Sprachfamilien aufzudecken geſucht, ich habe mein ganzes Leben damit zugebracht, die Verſchwägerungen und Verſchwiſterungen, die Vater- und Gevatterſchaften aller Zungen zu vergleichen. Wünſchen Sie Aufklärung über die Verzweigungen des indogermaniſchen Sprachſtammes? Iſt Ihnen daran gelegen, die Analogieen der ſemitiſchen Sprachen kennen zu lernen? Aber — aha, ich merke ſchon, Sie ſind ein junger Heros jener Schule, die man jetzt die romantiſche nennt, ein Novellenſchreiber, der ausländiſche Wörter zum Aushängeſchild ſeiner Phantaſieen benutzen will. Ein guter Titel wäre z. B. das patagoniſche Wort Abrakarapatakla. Mein junger Herr, irre ich mich? Wollen Sie einen Roman mit dieſem Titel ſchreiben?"

Der Profeſſor ſprach die letzte Frage mit einer ſo lang gehaltenen ſüßen Vertraulichkeit, daß ihm Hippolyt lachend ſeinen Irrthum benahm und hinzuſetzte: „Nein, Herr Poly-

glotte, es iſt von keiner Fiction die Rede, ſondern von einem wirklichen romantiſchen Stoffe, den ich erleben will." — „Laſſen Sie nur," fiel Polyglotte ein, „ich verſtehe Sie vollkommen. Sie ſind ein junger Mann, Sie ſind ein Abenteurer, Sie wollen entweder nach Oſt- oder Weſtindien. Was bedarf es da weiter? Ein wenig Engliſch, einige praktiſche Uebungen im Sanskrit, etwas Portugieſiſch, wenn Sie nach Braſilien, Spaniſch, wenn Sie nach Cuba wollen. Das ſind Dinge, die Sie bei mir nur zu nennen brauchen und Sie werden ſogleich Auskunft haben."

„Auch das nicht," ſagte Hippolyt verlegen; „weder von Amerika, noch von Aſien iſt die Rede, obſchon Sie Recht haben, wenn Sie von einer transatlantiſchen Reiſe ſprechen." Der junge Mann ſtockte, als er fortfahren wollte, der Profeſſor ſetzte ſchon ſeine unermüdliche Zunge in Bewegung, um ſeinen Scharfſinn im Errathen zu zeigen, doch Colas gab nicht zu, daß dies Geſchwätz, das zu nichts führte, fortgeſetzt wurde. „Wozu dieſe Weitläufigkeiten!" nahm er ärgerlich das Wort; „ich will Ihnen unſere Sache kurz ſagen. Mein Herr da muß Afrikaniſch lernen!"

„Afrikaniſch! Mein lieber werther Freund," lachte Polyglotte laut auf, „wie meinen Sie das? Mein Herzensväterchen! Afrikaniſch! Wie groß denken Sie ſich Afrika? Haha, wenn Ihr auf Eurem Kirchthurm ſtehet, ſo ſehet Ihr nicht weiter, als der ganze Umfang von Afrika beträgt. Richtig! Richtig! Was iſt Afrika gegen Paris? Der Ocean läßt ſich entfernt mit der Seine vergleichen. Ach, was Ihr für vortreffliche Späße machen könnt, Alter!"

Colas gerieth über dieſen leichtfertigen Spott in Zorn. „Sie wollen mich Afrika kennen lehren?" rief er den Profeſſor heftig an; „ich bin unter dem Aequator wie zu Hauſe, ich war, wenn Sie es wiſſen wollen, zwanzig Jahre in Afrika, und habe mein linkes Auge nicht am Staube des Bois de Boulogne verloren, ſondern an der Sonnenhitze auf der Inſel Bourbon, wo ich jeden Strauch kennen will, ſelbſt wenn ich ganz blind wäre. Hippolyt, dieſer Profeſſor will uns ſagen, was Afrika iſt!"

Polyglotte fuhr erſtaunt zurück, Hippolyt beruhigte ſeinen

treuen Diener und erklärte dem Professor, daß es sich um die Sprache von Madagaskar handele. „Ja, Madagaskar! Das lasse ich mir gefallen! Hm! Hm! Madagaskar! Ei nun, ich will nicht sagen, daß diese größte Insel der Erde, die von der Natur eben so begünstigt ist wie die Inseln Hayti und Cuba, daß sie nämlich keine wilden Thiere hegt, welche zuerst von den Portugiesen — und besonders fruchtbar — ja, was wollt' ich doch sagen? oder vielmehr, ich wollte nicht sagen, daß diese Insel auf meinen Sprachtabellen, welche ich Ihnen jeden Augenblick zeigen kann, die zum Druck bereit liegen, die von den größten Linguisten unserer Zeit in Einsicht genommen sind, die eigens — ja, daß die madagassische Sprache auf ihnen fehlt; im Gegentheil, es läßt sich nicht leugnen, daß —" — „Ohne Umschweife, mein Herr," fiel der junge Mann ein und ergriff dabei krampfhaft den Arm des Professors, „verstehen Sie Madagassisch?"

Der Professor bestürzt, entgegnete mit einem gezwungenen Lächeln: „Es käme auf einen Versuch an! Obschon ich gestehe, daß das, was man ausschließlich die Sprache von Madagaskar nennen könnte, mir — mein, mein Herr, beruhigen Sie sich; ich beende dies Geständniß nicht, denn es dürfte vielleicht unwahr sein. Ich habe die Reise des Grafen von Benjowsky nach Madagaskar gelesen, ich weiß, woher die dortigen Völkerschaften ihren Ursprung leiten, daß arabische und abyssinische, überhaupt semitische Elemente in ihrer Sprache vorhanden sind, wie dies Alles in meinen vergleichenden Sprachtabellen nachgewiesen ist, in einem Werke, das mich unsäglichen Fleiß gekostet hat, und das ich öffentlich werde bekannt machen lassen, wenn meine an den Minister oft gestellte Petition darum, genehmigt sein wird. Ist es wahr, daß Arabisch die Grundlage dieser Sprache, so versteh' ich sie so gut, wie Herr Sylvestre von Sacy, nur mit dem Unterschied, daß ich billiger bin, wenn ich darin Unterricht gebe!"

Hippolyt und Colas sahen sich Beide verlegen an; alle ihre Hoffnungen schienen mit dieser Antwort zerstört zu sein. Der Erstere schlug sich verzweifelnd an die Stirn und rief mit förmlicher Beleidigung für den Professor aus: „Welchen geringen Gewinn hat doch die Welt von der Achtung, die

ſie den Gelehrten zollt! Dieſe Menſchen nennen ſich unterrichtet und behaupten, vor keiner Frage zu ſchrecken! Ach, nicht einmal die Sprache einer Inſel zu verſtehen, von welcher Sie doch ſelbſt, guter Herr, zugeben, daß ſie die größte auf der Erde iſt! Ihre Unwiſſenheit vernichtet die Hoffnungen eines unglücklichen jungen Mannes. Wiſſen Sie, daß ich der rechtmäßige König von Madagaskar bin?"

Der Profeſſor ſtutzte, blieb mit offenem Munde ſtehen und folgte dann unwillkürlich der Erklärung, die Colas dahin gab, daß ſie ſich ihren Eroberungsplan noch überlegen würden, und er morgen um dieſelbe Zeit hier wieder erſcheinen möge; er ging unter vielen Verbeugungen; blieb aber noch einmal verdutzt ſtehen, ſchüttelte den Kopf, und war in den Vorzimmern verſchwunden.

Es ſind hiſtoriſche Thatſachen, die ich zur Erklärung dieſer etwas unverſtändlichen Scene anführen will; ganz Paris hat von ihnen geſprochen, und würde ihnen dieſelbe unermüdliche Theilnahme geſchenkt haben, wie den Oſagen und der Giraffe, wenn ſich nicht die Perſon, die ſie betrafen, den Augen ſeiner Bewohner kurz nachdem entzogen hätte, als dieſe Perſon eben angefangen hatte, jene im beſondern Grade auf ſich zu lenken. Hippolyt Verora war unter dem tropiſchen Himmelsſtriche von Madagaskar geboren. Er war der Sproſſe einer der vornehmſten Häuptlinge dieſer Inſel, auf welcher ſich die Franzoſen erſt anzuſiedeln ſuchten, als die Engländer ſchon faſt von allen ihren Ufern Beſitz genommen hatten. Eine noch unter der Kaiſerherrſchaft von Sylvain Roux geleitete Expedition mißglückte, und der Befehlshaber, ſei es nun, um für ſpätere Unternehmungen eine Art Rechtsvorwand zu haben, oder aus einem andern Grunde, nahm die beiden Söhne eines mächtigen Häuptlings als Geißeln mit ſich hinüber nach Frankreich. Mandi-Tſara hieß der Aeltere, welcher in Madagaskar ſtarb, als er aus Frankreich, deſſen Klima er nicht ertragen konnte, dorthin zurückgekehrt war. Verora aber, der jüngere Bruder, unſer Hippolyt, hatte ſich an das neue Klima, an die Sitten und Lebensweiſe eines Landes gewöhnt, das ſeine Heimath genannt werden konnte, weil er vom Lande ſeiner Geburt keine Erinnerung mehr hatte. Er hatte früher unter

dem Schutze des Sylvain Rour gelebt und nachdem dieser auf einer zweiten Expedition gestorben war, unter der Aufsicht des alten Colas, der ein Diener Rour's gewesen war und sich lange Zeit in der Heimath seines Pfleglings aufgehalten hatte. Hippolyt war in die Armee getreten und bekleidete gegenwärtig eine Lieutenantsstelle in einem Linienregimente. Niemals hatte er Paris verlassen. Er schien auch nur für Paris geboren zu sein. Mit der geschliffensten Tournüre bewegte er sich in den Zirkeln, die sich dem abenteuerlichen Nimbus seines Daseins bereitwillig öffneten. Er wußte sich keines andern Baumes zu entsinnen, als der Buchen und Akazien in der nächsten Umgebung von Paris, die Tagesneuigkeiten der Salons bildeten die Welt von Gedanken, in denen er lebte, und die kleinen Begegnungen unter Freunden und Bekannten waren bis jetzt die Ereignisse gewesen, die ihn am meisten beschäftigt hatten. Je älter er wurde, je weniger sich sein Einkommen, das er nur aus seiner subalternen Stelle und Colas' Aufopferungen bezog, mit dem Werthe, den der Ruf und die eigene Eitelkeit auf seine Person legten, zu vertragen schien, desto unangenehmer berührten ihn die Erinnerungen seiner Herkunft, desto unerträglicher wurden ihm die Aufforderungen seines treuen Dieners, der Alles vom Eintritt eines gewissen Alters und der Besitznahme der unveräußerlichen „heimathlichen Rechte" seines jungen Freundes erwartete. Hippolyt, der zwar als Kind den Erzählungen Colas' wie Ammenmärchen gelauscht hatte, aber schon als strebender, reifender Jüngling die fixen Ideen seines alten Dieners belachte, konnte jetzt auf das Heftigste erzürnt werden, wenn man ihn, den Pariser, den zierlichen Krieger, den Liebling der Damen, den Schmetterling aller Zirkel, den Vertrauten der jungen Literatur des Tages, den Wagehals im Bois de Boulogne und an der Roulette, ihn, ihn an seine finstern, tropischen Wälder und den Thron von geflochtenen Binsen erinnerte, den er unter nackten, thierischen Menschen hätte einnehmen können.

Plötzlich trat mit dieser Antipathie eine Veränderung ein. Hippolyt wurde nachdenkender, seine Freunde nannten ihn melancholisch, Colas hoffte, daß er zu Vernunft und Einsicht

gekommen sei. In der That widerstand sein Zögling seinen Aufforderungen nicht länger mit dem früheren Aerger und dem früheren Spotte, sondern nahm die abgebrochene Kette von Erzählungen über seine Heimath, die aus dem Munde des Alten so reichlich strömten, wieder auf und ließ sich von Colas in die Berechnung aller Möglichkeiten verwickeln, die bei einer Revindication seiner alten Rechte eintreten könnten. All' das Abenteuerliche der Prätendenz auf einen vielleicht längst zusammengestürzten Häuptlingsthron schien ihm jetzt nicht mehr einleuchtend zu sein, und was wol früher nur seine Phantasie beschäftigt hatte, beschäftigte plötzlich seinen Ehrgeiz. Woher diese Aenderung? Sie entstand keineswegs aus einer Uebersättigung an den Genüssen des rauschenden Paris. Im Gegentheil, trotz seiner exotischen Gesichtsformen und eines fast bronzenen Teints hatte doch der junge Häuptlingssohn, dessen Familie gewisser Traditionen zu Folge, Erbfolgerechtaufnahme der kleinen „Königreiche" der Insel besaß, in mancherlei zärtlichen Verhältnissen gestanden, von denen aber keines auf ihn so wirkte, als das geheime Verständniß mit der jungen reizenden Gräfin Cecca. Man kann vielleicht nicht sagen, daß Hippolyt hier andere Hoffnungen hätte haben sollen, als bei früheren Begünstigungen; doch schien er sich in den Kopf gesetzt zu haben, gerade den Erwiderungen der Gräfin Cecca eine feste, treue, volle Neigung unterzulegen. Er sah sich verrathen, als die junge Gräfin in demselben Augenblick, wo er noch ihren letzten zärtlichen Brief an seine Lippen preßte, mit seinem Chef, dem Obersten Dartois, zum Altar ging. Was bei Anderen den Ueberdruß am Leben geweckt hätte, das stachelte ihn, die Minute zu benutzen und von seiner ganzen Lage jeden nur möglichen Vortheil zu ziehen. An seinem Ehrgeize war er durch die untreue Wahl der Gräfin gekränkt worden. Eine sonderbare Verwirrung seiner Ideen trat ein, er fing an, sich in die Brust zu werfen und während er Alles um sich her, seine Bekanntschaften, seine Freunde und das Nächste, sein Aeußeres, vernachlässigte, beschäftigte er sich unablässig mit dem Gedanken, von seiner Jugend jetzt den glänzendsten Gebrauch zu machen. Colas war glücklich; denn Hippolyt lebte nur noch für ihn, er

ging auf seine Plane ein und betrieb eifrigst ihre Verwirklichung.

Wir sind vielleicht bereit, diese Reise nach Madagaskar spaßhaft zu finden; allein sie hatte auch ihre tragische Seite. Hippolyt mochte alle Eigenschaften besitzen, die ihm das Recht des Prätendenten gaben; die vorzüglichste fehlte ihm, die Kenntniß der Muttersprache. Er hatte jene krausen, barocken Laute, die in seiner Heimath die Gefühle und Bedürfnisse ausdrücken, vergessen, er wußte nicht mehr, wie seine unbekannte Mutter ihre Freude zu erkennen gab, wenn sie ihn erblickte, oder wie sie die Worte ihres händeringenden Flehens stellte, als sie von einem feindlichen Stamme ermordet wurde. Er hatte niemals an diesen Mangel seiner heimathlichen Beglaubigung gedacht, und jetzt erst, da seine Seele mit dem festen Entschlusse umging, die Heimath aufzusuchen und sich ein „schnelleres Avancement" zu erobern, erschrak er vor dem Gedanken, daß er ihre Sprache verlernt hatte. Schon faßte Hippolyt den Entschluß, Unterricht im Arabischen zu nehmen, als der Professor Polyglotte ihm an demselben Orte, wie gestern, wiederum die höflichste Aufwartung machte und sich tiefverbeugend, sagte: „Ew. Königliche Hoheit wollen doch alles Das, was ich gestern unartiger Weise aus den Augen setzte, einem Gelehrten zu Gute halten, welcher den größten Theil seines Lebens über seinen Büchern zugebracht hat, und wenig mehr von den öffentlichen Charakteren in Paris kennt, als einige Ministerialräthe, welche die Aemter zu vergeben haben. Jetzt weiß ich aber nicht nur, wer Ew. Hoheit sind, sondern auch die Pläne, mit welchen Sie umgehen. In Paris kann man über Jeden Alles erfahren, und ich gestehe, daß ein junger Mann, welcher Madagassisch lernen will, meine Neugierde im höchsten Grade beschäftigte. Die geforderte Sprache selbst anlangend, so hat sich Ihr Ursprung seit gestern Nachmittag keineswegs verändert. Ja, Hoheit, es ist nur zu erwiesen, daß die vorzüglichsten Dialekte Ihrer Heimath semitische Sprachwurzeln haben. Wir werden Arabisch lernen, und wir werden die Sprache von Madagaskar verstehen."

Das klang ermuthigend und wie erstaunten Herr und Diener, als der Professor fortfuhr: „Was hab' ich in Paris?

Nichts, als meine unverkäuflichen Manuscripte, das lange Nachsehen, wenn Andere mir die Stellen wegschnappen, nichts als diesen grauwerdenden Frack, diese Manschetten, die ich mir jeden Abend selbst wasche, diesen kahlen Hut, der gleichfalls bald nichts mehr als eine einzige große Beule sein wird. Die Republik nahm mir Alles, das Consulat gab mir nichts wieder; die Kaiserherrschaft raubte mir auf dem Schlachtfelde meine jungen Verwandten, die mich unterstützen konnten, und was die Restauration der Bourbonen gegen mich verabsäumte, das können Sie, Prinz, bei der Ihrigen wieder gut machen. Ich rechne seit vierundzwanzig Stunden darauf, daß Sie mich mitnehmen."

Hippolyt konnte ohne seinen ersten Minister keinen Entschluß fassen. Er sah Colas an, es kam ihm Alles so wunderbar, so neu vor, er hätte den Professor umarmen und doch lachen mögen; er hätte gewünscht, daß alle Welt dieser Huldigung beiwohnte und sah sich doch ängstlich um, ob sie ihn vor Niemanden compromittirt. Colas überrechnete still, ob der Preis für die Lectionen den Kosten der Ueberfahrt gleich käme, und beglückte den harrenden Polyglotte mit dem Resultat, daß sie ihn, wenn er den Unterricht umsonst gäbe, mitnehmen wollten. — „Behüte der Himmel, wie sollt' ich mich bezahlen lassen!" rief Polyglotte entzückt aus; „auf dem ganzen Erdball werden zweitausend Sprachen geredet; fünfzehn davon kann ich sprechen, siebenunddreißig verstehe ich und über vierhundert kann ich allerhand feine Bemerkungen machen. Sie sollen Alles lernen, Alles, was ich weiß, Alles was zu wissen mir leider in meinem Leben noch nicht viel genützt hat. Ich kann in Madagaskar Drogoman werden, ich kann die Correspondenz mit den auswärtigen Höfen leiten, ich kann die neue Literatur unter den Wilden einheimisch machen, und den Herren Balzac und Jacob Bibliophile ein Publikum unter dem Aequator schaffen. Ich übersetze die Bibel mit Voltaire's Erläuterungen; ich denke, Prinz, Aufklärung, Religion und schöne Wissenschaften werden Ihre erste Regierungssorge sein; Sie können für alle diese Dinge kein besseres Instrument finden, als mich."

Zwar befand sich der junge Prätendent in einer ähnlichen

Lage, wie im Anfang der dreißiger Jahre Don Pedro von Portugal in Paris; doch aber konnte er nicht in Allem ſeinem Beiſpiel folgen. Wie gern hätte er, als ſeine Sache zum Stadtgeſpräch wurde, die Anerbietungen der Glücksritter und proſcribirten Abenteurer angenommen, welche ſeine Rechte verfechten helfen wollten! Aber es fehlte ihm an Geld und Polyglotte's Rath, bei Rothſchild eine $3^1/_2$ procentige madagaſſiſche Anleihe zu nehmen, würde nichts gefruchtet haben. Die Regierung, an welche ſich Hippolyt wandte, verwies den Bittſteller zur Ruhe und deutete ihm ernſtlich an, die Welt in keine unnützen Kriege zu verwickeln. Alles, was er zur Unterſtützung ſeiner Unternehmung erlangen konnte, war ſeine Entlaſſung, die er von dem Oberſten Dartois, dem Gatten ſeiner ungetreuen Geliebten, mit einer eigenen Miſchung von Freude und Aerger annahm.

So blieb denn, um die Ueberfahrt und Landung jenſeits des Oceans zu bewerkſtelligen, nichts übrig, als die Erſparniſſe Colas', welche dieſer ſeit langen Zeiten aufbewahrt hatte und jetzt mit Freuden hingab. An dem ſchönſten Frühlingstage riß ſich Hippolyt von ſeinem theuren Paris, Colas von den Hinderniſſen, die ſo lange ſeinen ſchönſten Träumen im Wege geſtanden hatten, Polyglotte von ſeiner Dachſtube und den Bücherſchränken los, aus denen die Bücher längſt verkauft waren, und die ihm im nächſten Winter ohne Zweifel zur Feuerung gedient hätten. Alle Drei zogen ſie zu Fuß, ohne viel Gepäck zur Barrière hinaus und beſtiegen in Breſt, ſo leicht und frei, wie ſie gekleidet waren, ein Handelsſchiff, das ſie nach dem Schauplatz ihrer nächſten Schickſale bringen ſollte.

Nach einer mühſeligen Fahrt von mehren Monaten bemerkten endlich die Schiffer, daß nach Nordoſt ein langer dünner Strich über die unabſehbaren und dunkeln Gewäſſer lief. Es war die Küſte von Madagaskar, die von den Franzoſen niemals ſelbſt betreten wurde, ſondern die Fahrt dauerte noch die ganze Ausdehnung der langen Inſel entlang, bis ſie im Angeſicht einer kleinen felſigen Inſel, die mit ſchärferen

Zweiter Auftritt.

Madeleine (allein in königlicher Pagentracht).

Madeleine.

Da bin ich! Ich fange meine theatraliſche Laufbahn mit Verkleidungsrollen an. Tartüffe iſt verboten und nun müſſen wir auf der Straße Komödie ſpielen! Armande ſagte mir: Ich ſoll dieſes Briefchen an einen Herrn abgeben, der nicht jung, nicht alt, nicht hübſch, nicht häßlich iſt, einen Mann, der ſich Kammerherr Delarive nennt —

Dritter Auftritt.

Delarive. Madeleine.

Delarive.

Ein Page, den ich nicht kenne —

Madeleine.

Mein Herr, daß Sie nicht jung, nicht alt, nicht hübſch, nicht häßlich ſind, kann ich mir ſelber ſagen, aber ob Sie ein Mann ſind, der ſich Kammerherr Delarive nennt —

Delarive.

Hat man Dich kleinen Naſeweis bei Sr. Majeſtät angeſtellt, während der Hof in Verſailles war?

Umriſſen aus dem Meeresſpiegel auftauchte und ſich deshalb als von der großen Inſel abgeſondert erwies, ihr Ziel erreicht hatte. Dies hülfloſe, dem Meere preisgegebene Eiland war die Inſel St. Marie, die von den Franzoſen zu wiederholten Niederlaſſungen benutzt, und wegen ihrer Lage und Unfruchtbarkeit immer wieder aufgegeben worden war, ſie war es, von welcher die Unternehmungen des Prätendenten ihren Anfang nehmen ſollten.

Niemand konnte beim Anblick der Inſel ſo froh ſein, als Colas, der mit ſeinen beiden Gefährten auf dem Schiffe Angſt und Noth hatte ausſtehen müſſen. Denn es währte nicht eine Viertelſtunde nach der Abfahrt von Breſt, als Polyglotte in Ohnmacht fiel, einen Zuſtand, von dem er ſich während der ganzen Reiſe nicht erholte. Der alte Mann, der nur krampfhaft, durch vieles Reden und gezwungene Bewegungen lebte, verſank in die ganze Entkräftigung eines ſchwachen Körpers, als er vor Weh ſchweigen und auf ſeinem Platze bleiben mußte. Hippolyt war demſelben Zuſtande nah, er dämmerte nur zwiſchen Vergangenheit und Zukunft, wie ſeine Seele, und bedurfte Colas' Hülfe für jede Bewegung, die er zum Eſſen oder Schlafen machte. Ach, dieſer junge Wilde war zu ſehr Pariſer geworden, Tortoni und der Rocher de Cancale hatten ihn civiliſirt, und ſeine Nerven waren durch die franzöſiſche Literatur auf das Empfindlichſte verſtimmt worden.

Der Kauffahrer war für Isle de Bourbon beſtimmt und landete nur bei St. Marie, um einige Paſſagiere abzuſetzen und königliche Aufträge für die Colonie zu überbringen. Nur Wenige gingen mit unſeren Reiſenden an's Land. Handwerker, die hier ihr Glück verſuchen wollten, ein Commis, der in St. Marie ſchon bekannt war und der Capitain des Schiffes, der ſich ſeiner Aufträge entledigen ſollte. Da ſtanden keine neugierigen Gaffer am Ufer, einige Eingeborne ausgenommen, die ein ziemlich verhungertes Ausſehen hatten. Da war Niemand, der ſeine Dienſte angeboten hätte, der Euch Euer Gepäck hätte tragen oder einen Gaſthof nachweiſen wollen. Alles hatte eine todte, felſigte, unfruchtbare Phyſiognomie. Aber dennoch hinderte dies den Pro-

ſeſſor nicht, ſich wieder in ſeiner trocknen Haut zu fühlen, die Vergangenheit ſtreifte ſich ihm wie eine Hülle ab, ſeine Rednerwerkzeuge kamen wieder in Bewegung, er trat wieder mit dem Fuße auf und wandte ſich in ſeiner ihm wieder geläufigen Art an Hippolyt, der ſich dehnte und ſeine zerſchlagenen Glieder zog, mit der Begrüßung: „Iſt es möglich, daß ein ſo herrliches Land, wie es dort unermeßlich vor uns ausgebreitet liegt, in Kurzem unter die Botmäßigkeit Ew. Hoheit treten wird! Noch iſt es mir wie ein Traum, aber wir haben ja die unwiderleglichſten Rechte, daraus Wirklichkeit zu machen. Ich muß geſtehen, dieſe Eingebornen ſehen zwar wie die Neger aus, aber ich zweifle durchaus nicht, daß ſie Arabiſch ſprechen."

Colas hatte genug an der Bagage des neuen Hofes zu tragen, die zwar noch keine Krone und keinen Scepter enthielt, aber noch Wäſche genug, um den König, ſeinen Finanzminiſter und den Oberdollmetſcher anſtändig zu kleiden. Er kannte den einzigen Gaſthof in Pandekey, der franzöſiſchen Niederlaſſung auf St. Marie, wohin er ſeine Gefährten brachte, nachdem ſie ſich von dem Capitän, dem Commis und den Handwerkern, die Alle an ihre beſtimmten Adreſſen gingen, verabſchiedet hatten.

„Wir werden in dieſen Ländern," ſagte Polyglotte, auf die ärmlichen Hütten des Ortes zeigend, „für die Baukunſt nachahmenswerthe Muſter aufzuſtellen haben. Närrchen, was wollt Ihr in dieſer ſchwarzen Lehmhütte, wo man vor Rauch erſticken muß?" Colas erklärte trocken, dies ſei das bewußte Hotel, und ſchob ſeine Freunde in ein niedriges dunkles Häuschen, das von zahlloſen Kaninchen, die den Boden unterminirt hatten, bevölkert war.

Eine Frau trat in das Gemach und ſchien über dieſe freiwillige Einquartirung höchſt verwundert zu ſein. Als Colas zu commandiren anfing, ſagte ſie zu ihnen auf franzöſiſch, daß ihr erſter Mann längſt geſtorben, daß der Gaſthof in Verfall gerathen und von ihr längſt aufgegeben ſei; da ſie aber doch Franzoſen und Landsleute wären, ſo möchten ſie es ſich gefallen laſſen, ihr aber auch ſagen, was die gute Tante am Canal in Toulouſe mache und ob ſie nicht bald

ſterben würde, damit ihr Vermögen frei werde. Colas wollte dieſe langweilige Rede kurz abſtechen, aber Polyglotte erklärte der ſtarken, rüſtigen Frau, daß ſich die gute Tante, Barbe heiße ſie ja wohl? — „Nein, Roſine," verbeſſerte freudig die Wirthin. — „Sie haben Recht, Roſine," ſagte Polyglotte; „nun, wie geſagt, es geht ihr nichts ab, ſie iſt eine reiche Frau, ihr Haus am Canal —" — „Was, hat ſie das eine verkauft? ſie hatte ja deren zwei," fiel die Nichte ein. — Polyglotte affectirte den Empfindlichen: „Glaubt Ihr mir da etwas Neues zu ſagen? Freilich hatte ſie, aber ſie verkaufte das eine um ein enormes Geld, das ſie auf Zinſen gab. Kurz, es geht ihr gut, aber ſie kränkelt." — „Kränkelt ſie?" wiederholte die Erbin mit ſchlecht verhehlter Freude. „Ach ja, die Gute litt immer ſchon an der Gicht." — „An der Kopfgicht," ergänzte Polyglotte, „und ſie wird es nicht mehr lange machen." Die Wirthin konnte nichts Angenehmeres erfahren, ſie eilte, Colas' Wünſche zu erfüllen, und begleitete ihr Hin- und Herkommen mit dem unaufhörlichen Ausdruck ihrer Bereitwilligkeit, den Herren zu dienen, ſelbſt nachdem der Gaſthof längſt aufgehört hätte.

Die drei Helden unſerer Geſchichte bildeten gegen Abend eine eben ſo maleriſche als komiſche Gruppe. Polyglotte ſaß in Hemdärmeln, die Schlafmütze tief über ſeinen grauen Kopf gezogen und flickte an ſeinem einzigen Frack, den er ſchon ein Vierteljahrhundert trug und auf der Reiſe zum Auseinanderfallen zugerichtet hatte. Er hatte ſich von der Wirthin, die ihn um die Kopfgicht ihrer Tante in Toulouſe liebgewonnen, mehre bunte Lappen von Seiden- oder Wollenzeug erbettelt, und ſetzte jetzt dieſe mit dem Gleichmuthe eines Philoſophen in die Lücken des ſchwarzen Frackes ein. Colas ſaß auf dem Fußboden von Lehm, den er an einer Stelle ausgehölt und mit brennenden Holzſpänen angefüllt hatte. Ueber der Höhlung ſtand ein Dreifuß und auf demſelben ein irdenes Geſchirr, worin er eine Miſchung von geröſtetem Reis, Honig und Mehl kochte, wodurch ein feiner Kuchen entſtehen ſollte. Hippolyt ſah dieſen Beſchäftigungen, lang auf einer Bank ausgeſtreckt, zu, und ſchien nichts ſehnlicher zu

erwarten, als den endlichen Ausgang der seinen Bäckerei, die ihn vorläufig am meisten interessirte.

Allein dieser Vorgenuß und die Hoffnung eines noch höheren wurden bald gestört. Denn nachdem den drei Freunden schon der Mann der Wirthin, ein langer muskulöser Malgasche, mit etwas heimtückischen Mienen, durch seine Neugier zur Last gefallen war, klopfte es heftig draußen an der Thür und die Wirthin gerieth mit dem Manne, der so spät noch Einlaß wünschte, in Wortwechsel. Als sie die Riegel von der Hausthür geschoben hatte, erklärte Matois, wie sie den Besucher nannte, draußen auf der Flur: Er sollte die drei Reisenden, welche sich dem Gouverneur nicht gestellt hätten, sofort zu fangen suchen und wenigstens einen lebendig auf's Amt führen. „Dir, Susanna," fügte er hinzu, „wird es auch noch übel bekommen, daß Du noch Fremde aufnimmst, nachdem Du längst durch den etwas mystischen Tod Deines ersten Mannes die Herberge verwirkt hast. Sag' mir aber nur, sind die drei Männer stark und bewaffnet? Ich hätte mit mehren kommen können, allein ich war gerade von der ganzen Besatzung ganz allein mobil. Wenn nicht Einer sich gutwillig ergiebt, so soll meine Frau die Lärmtrommel schlagen, sagt der Commandant."

Mit diesen Worten trat schüchtern und zurückhaltend ein Männchen in kläglichem Aufzuge, aber doch mit dem militairischen Dreieck auf dem Kopfe und mit Ober- und Untergewehr, in das niedere Zimmer. Matois mit seinem dünnen Zöpfchen war gar nicht gemacht, Furcht vor der Besatzung von St. Marie einzuflößen. Selbst Polyglotte zeigte bei seinem Anblick so viel Muth, daß er löwenherzig die Nähnadel wegwarf und auf den Soldaten zutrat, der erschrocken zurückprallte, und mit einigen Entschuldigungen die Thür suchen wollte. Hippolyt wälzte sich lachend auf seinem Lager und rief einmal über das andere: „Ganz wie bei Scribe! Im Vaudeville diese Scene hundertmal gesehen! Köstlich, zum Todtlachen! Der himmlische Scribe!"

Colas stand von seiner Casserolle auf und hielt zuvörderst den Professor zurück, der sich in kriegerische Positur gestellt hatte und unter dem Ausrufe: „Für Se. Hoheit das Leben!

Alles für Se. Hoheit!" mit einem großen Stück Holz die Muskete parirte. Zuletzt aber folgte Hippolyt bereitwillig dem alten Soldaten zum Commandanten.

In einem geräumigen und in soweit freundlich meublirten Zimmer, als der flackernde Schein des Kamminfeuers es sehen ließ, stand der Commandant Culotte, sich auf einen kleinen Tisch herabbeugend, auf welchem Land- und Seekarten ausgebreitet lagen, die von der Flamme des Kamins beschienen wurden. So weit man von dem Prospect seines Rückens auf seine Figur schließen darf, ist Herr Culotte ein Mann von außerordentlichem Umfange und wie der knackende Tisch verräth, von eben so großem Gewichte. Er steht wie untergetaucht in den Meeren, über welche die unter seinen schweren Armen seufzenden Karten sichere Auskunft geben, und wie verirrt in den Wäldern, in welche er sich mit dem beringten Zeigefinger seiner schönen weißen Hand hineinwagt. Nur zuweilen richtet er sich auf und wechselt einige Worte mit einer andern Gestalt, die das Dunkel verhüllt, die aber der Anrede des Commandanten zufolge niemand Anders als sein Adjutant, der Marquis le Poivre, ist. Der Marquis mußte sehr besorgt für seinen Commandanten sein; denn fortwährend streckte er die Hand auf den schon kahlen Scheitel desselben und sagte: „Die Hitze des Kamins, mein Freund, wird Ihnen schädlich sein!" Culotte hörte aber darauf nicht, sondern fuhr in einer unendlichen strategischen Exposition fort, die sich endlich mit der stentorischen Aufforderung an Jean, den Bedienten, Licht zu besorgen, endigte. „Sparsamkeit und Combination, Poivre, das wissen Sie! das ist meine Devise"; und mit diesen Worten nahm Culotte dem Neger Jean den Leuchter ab.

Der Marquis le Poivre war eine lange, hagere Gestalt, mit trockenen Mienen und abgemessenen Bewegungen. Da er wenig sprach, so hatten seine Worte immer die Physiognomie des Sarkasmus, obschon sie selten so beißend gemeint waren, wie sie zum Vorschein kamen.

Culotte, der Alles, was aus seines Adjutanten Mund kam, für baare Münze hielt, hatte in seinem Leben, (und fast so lange kannte er den Marquis,) noch nie bemerkt, daß

ihn dieſer mit ſeinen Beipflichtungen, gleichen Meinungen und Complimenten eher zu perſiſtiren, als zu ehren ſchien. Le Poivre's Satyre war ſo zahm, daß ſie Culotte für den wärmſten Ausdruck der Freundſchaft hielt. So ſagte der Adjutant jetzt gleich: „Es wäre doch abſcheulich, mein Freund, wenn die Ankunft des jungen Mannes, der ſich mit ſeiner ganzen Geſellſchaft ſogleich in die Wohnungen der Coloniſten begeben hat, mit irgend einer Intrigue zuſammenhinge, die von Paris aus gegen unſere Pläne gerichtet ſein ſollte. Mich beunruhigt das ſehr." Dieſen Satz hatte le Poivre nur dem Munde des Commandanten entlehnt, der ihn ſchon mehre Male ausgeſprochen hatte. „Meinen Sie wirklich?" fiel dieſer auch beſorgt ein; „Sie ſagen da etwas, was ich noch nicht einmal zu denken gewagt habe. In der That iſt es ſonderbar. Wie darf ein junger Mann, welcher die Interimsuniform eines Offiziers trägt, wie der Schiffscapitain ſagte, es unterlaſſen, mir die Honneurs zu machen? Ich weiß nicht, wo Matois bleibt."

„Es wäre doch höchſt fatal, wenn wir Lärm ſchlagen müßten," wiederholte le Poivre, eine von dem Commandanten ſchon oft gemachte Aeußerung; worauf dieſer einfiel: „Ja, ſagen Sie nur, daran denk' ich erſt jetzt; das würde mir am Ende gar noch meine Kanarienvögel aufſchrecken, ſo daß ich vor ihrem Flattern die ganze Nacht nicht ſchlafen könnte. Wollen wir nicht Jean ſchicken, daß er den Matois ausfindig macht?" — „Wir würden uns bloßgeben, Culotte, wir hätten dann Niemand mehr, der auf uns Acht gäbe." — „Daß Sie doch immer das Rechte finden, Poivre, Matois kann nicht mehr gut fort, der gute Menſch fängt an alt zu werden. Ich höre Jemanden; aha, da kommt er."

Hippolyt und Matois traten ein. Während der Letztere ziemlich linkiſch präſentirte, ſchwankte unſer junger Held, bei welchem der beiden Herren er ſeine Entſchuldigung wegen der unterlaſſenen Aufwartung machen ſollte. Der Commandant ſchwamm in Entzücken, als Hippolyt ihn mit ſeinem Adjutanten verwechſelte und ſich mit ſeiner Anrede an le Poivre wandte. Er hielt es für einen Triumph der Freundſchaft, wenn er dies Mißverſtändniß mit philoſophiſchem Lachen auf-

nahm und fuhr höchst freundlich zu Hippolyt, der seinen Irrthum zu entschuldigen bat, mit diesen Worten fort: „Mein Adjutant und ich, wir sind Seelenfreunde, wir lassen für einander das Leben und ich gönne ihm gern den Vortritt, selbst wenn ich so geizig auf eine Auszeichnung bin, wie Ihre schmeichelhafte Begrüßung ist. Lassen Sie, mein Herr, das Vergangene auf sich beruhen! Wie gefällt es Ihnen bei uns? Nicht wahr, eine großartige Natur, üppige, pittoreske Aussichten, ein behagliches Klima? Sie müssen gestehen, daß St. Marie zu den „glückseligen Inseln" gerechnet werden sollte!" — Hippolyt schnitt zwar ein saures Gesicht, war aber viel zu gewandt, als daß er dem Lobe des Commandanten nicht beistimmen sollte.

„Sie sind in Begleitung hier angekommen?" fragte dieser verbindlich, ohne sich den Anschein des Examinators geben zu wollen. Hippolyt bejahte es kurz. — „Naturforscher? Maler? Dichter?" fiel der Adjutant ein, wurde aber durch einen verweisenden Blick von Culotte für diese schon zu weit gehende Frage bestraft.

Hippolyt hatte sich endlich auf einen langen Erzählbericht gesammelt, und fing so dunkle und sonderbare Erzählungen an, daß der Commandant dem noch immer präsentirenden Matois auftrug, noch ein zweites Licht zu holen, gleichsam als wenn er dann in der Sache heller sehen würde.

„Meine Herren," begann Hippolyt, „ich trage zwar noch die Uniform Ihres Königs, bin aber selbst bald im Stande, eine solche zu geben. Die Gewässer und Länder, in deren Bereich Sie sich befinden, sind mein Erbtheil, das ich in Besitz zu nehmen hieher gekommen bin. Ich bin der unglückliche Sohn eines der ersten madagassischen Fürsten, der Zufall brachte mich nach Frankreich, ich kehre in meine Heimath zurück, im Vertrauen auf die Großmuth und Unterstützung der Kolonie, die Hinterlassenschaft meines ermordeten Vaters zu erobern." Culotte wußte nicht, was er zu diesen Worten sagen sollte, und le Poivre, immer nur des Commandanten Gefühle wiedergebend, bemerkte an seiner Statt: „Was soll man zu diesen Worten sagen?" „Sie wollen meinen Worten keinen Glauben schenken?" sagte Hippolyt empfindlich. „Ganz Paris

ſpricht von den Rechten, welche mir gebühren, und ich würde unfehlbar die Unterſtützung des Hofes gefunden haben, wäre dieſer nicht gegenwärtig mit Frankreichs innern Angelegenheiten übergenug beſchäftigt."

„Wer Sie auch ſein mögen," fiel Culotte ſchnell ein; „dieſe Bemerkung war ſchlagend. Der Zuſtand der Kolonieen iſt zwar nicht ſchlecht. —" — „Wovon Sie St. Marie überzeugen kann," ſchaltete der Adjutant ein. — „Allein er könnte einträglicher ſein," fuhr der Commandant fort. „Es fehlt in Paris weniger an Geld und Lebensmitteln, als an Aufmerkſamkeit für die Vorſchläge, welche Frankreichs Ehre und Vortheil auf den fremden Welttheilen befördern wollen." — „Man darf ja nur an Ihre Pläne denken, Herr Commandant," meinte le Poivre; „wie fein durchgedacht ſind ſie! Mit wie wenigen Mitteln ließen ſie ſich in Ausführung bringen! Wie dringend ſind ſie dem Miniſterium empfohlen worden! Und doch —" — „Nein, lieber Freund, ſtocken Sie nicht!" ſagte der Commandant, und ſetzte dann die abgebrochene Rede fort: „Und doch fanden ſie die Theilnahme nicht, welche ſie verdienten. Aber entſchuldigen Sie, mein Herr, daß wir mit unſeren eigenen Angelegenheiten Ihre werthvollen Mittheilungen unterbrochen haben."

Hippolyt beſaß noch all' die liebenswürdigen Unarten, die man ſich beeilt, den Kindern ſo bald als möglich abzugewöhnen. Er hatte nicht ſobald im Zimmer einige Verzierungen wahrgenommen, die ihn an Paris erinnerten, als er auch ſogleich die beiden ſich mit Freundſchaftsbeweiſen überhäufenden Herren ſtehen ließ und ſich dieſen Gegenſtänden zuwandte. „Welche allerliebſte Arabesken!" rief er, die Zeichnung der bronzenen Gardinenhalter betrachtend; „und welch' artiges Getäfel auf dem niedlichen Spieltiſch! Was iſt das für Holz? Himmel, ſo blank bohnt man ja kaum in Paris die Tiſche! Sie müſſen hier ein ganz eigenes Harz haben. Auch Kupferſtiche? Mein Gott, das iſt ja der Proſpect von Paris vom Montmartre aus. Nur wenig Städte hab' ich in meinem Leben geſehen; aber es iſt doch wahr, Paris iſt die Stadt der Städte, Paris iſt eine Welt. Kommen Sie doch, ſehen Sie nur, dort, wo ich mit meinem Ringfinger hinzeige, hab'

ich gewohnt, in der Kapuzinerstraße, im vierten Stock. Muß auch der alte Narr, der Colas, nicht hier sein; der würde Augen machen, wenn ich ihm die Bodenluke zeigte, wo er alle Morgen meine Uniform ausstäubte und mir die Schuhe putzte."

Der Commandant lief mit seinem schwerfälligen, dicken Körper dem jungen Fant immer nach und freute sich über den Eindruck, welchen seine Einrichtung auf diesen unerklärlichen Fremdling machte. Als aber Hippolyt mit seinem Finger auf den Kupferstich an der Wand zeigte, rief er mit seinem Adjutanten fast zu gleicher Zeit aus: „Bei Gott, diesen Ring sollt' ich kennen?" und der Letzte fügte noch energischer hinzu: „Wer sind Sie?" Hippolyt sah seinen Ring an: es war eine goldene Schlange mit karfunkelnden Augen und er trug ihn schon lange wie einen Talisman; der Commandant konnte aber nicht zurückhalten und rief: „Diesen Ring, ich lasse meinen Kopf, trug Sylvain Rour, als er zum ersten Mal in St. Marie war;" und der Adjutant setzte hinzu, daß beide Herren damals unter ihm gedient hätten. — „Sie kannten meinen theuren Vater, meinen Schützer und Erzieher?" rief Hippolyt mit einer Freude, die ihm schön stand; „diesen Ring, Alles, Alles, was ich habe und bin, (ein Pariser, ein Lieutenant der königlichen Armee, ein Prätendent auf den Thron von Madagaskar) Alles verdanke ich Sylvain Rour. Er erzog mich, er ließ meinen armen Bruder, der in Paris starb, begraben, er hat mich persönlich exerciren gelehrt und schenkte mir, als er wieder in See ging und mich unter Thränen küßte, diesen Ring. Er ist todt, der gute Sylvain Rour!"

Der Commandant schluchzte laut, als er den jungen Mann so reden hörte, er wollte ihn umarmen, weil er ihn in der That für des Verstorbenen Sohn hielt. Aber der Adjutant le Poivre, den Rührungen weniger zugänglich, hatte in der Eile Sylvain Rour' Verhältnisse überflogen und war auf die ganz richtige Vermuthung gekommen, der junge Unbekannte spiele ja ganz deutlich auf seinen madagassischen Ursprung, und der junge Fremdling möchte Einer der Prinzen sein, die Sylvain Rour vor Jahren aus den Colonieen mit sich nach Frankreich nahm. Er rief deshalb den schluchzenden Commandanten, der im Zimmer herumlief, um sein Taschentuch zu suchen, bei

Seite und flüsterte ihm seine Vermuthung zu, über welche Culotte wie aus den Wolken fiel.

Jetzt fanden sich bei Culotte erst die Gedanken zusammen. „Ein junger Wilder!“ sagte er; „wie! Und doch so manierlich, voll Geschmack, weiß meine Rosetten zu würdigen, schön gebaut, charakteristisches Gepräge in seinen Mienen!“ Und dann wandte er sich dem Ankömmling wieder zu, der die Kupferstiche musterte, und fragte ihn scherzend: „Durchbohren wir uns auch die Nase, um Ringe hineinzustecken, mein junger Freund? Sprechen wir eine Sprache, wie die Truthähne? Nähren wir uns von Wurzeln und rohem Fleisch?“ — „Soll mich Gott bewahren,“ antwortete Hippolyt, eine Erwiderung, die der Commandant so spaßhaft fand, daß er dem Adjutanten zurief: „Nein, hören Sie nur, Poivre, er sagt: Soll mich Gott bewahren! Glauben wir denn auch an Moses und die Propheten? He, Jean, Matois, wo steckt Ihr? Wirf Dein Gewehr zum Teufel! Deckt den Tisch und richtet für drei Couverts an!“

Der schwarze und der weiße Bediente eilten, die Befehle ihres Herrn zu vollziehen. Der Adjutant setzte sich bei Tische Hippolyt zur Linken und Culotte schenkte ihm von der Rechten die herrlichsten Capweine ein. Beide schlossen den jungen Mann in ihre Mitte, um ihn recht lebhaft ihrer Theilnahme zu versichern. Der Commandant konnte kein Ende finden, seine Beziehungen zu Sylvain Rour mitzutheilen, le Poivre mußte zuweilen dem Gedächtnisse nachhelfen, oder die interessantesten Facta durch seine Aussage bekräftigen; es fiel ihm durchaus nicht ein, den jungen Prinzen um seine jetzigen Plane zu befragen, er hielt sich noch immer an die Zeit, wo er den kleinen Berora in Kaninchenfellen gesehen hätte und daß er damals schon einen mäßigen Bogen hätte spannen können und oft einen Vogel heruntergeschossen. Und als er dann auf die Zeit kam, in welcher Hippolyt in Frankreich war und zum Offizier avancirte, so begann er: „Nicht wahr? mein kleiner Vetter, es ist ein ander Ding, Offizier des Königs zu sein? Möchte wol wissen, wie es Euch bekäme, drüben an der Küste Wallfische zu fangen. Ein französischer Lieutenant hat sein Auskommen, eine brillante Uniform, geistreiche Kameraden,

Madeleine.

Es thut mir außerordentlich leid, mein Herr, daß man dies gethan hat, ohne Sie zu fragen. Dies Billet soll Sr. Majestät dem Könige eigenhändig übergeben werden.

Delarive.

Von wem?

Madeleine.

Se. Majestät werden die Handschrift sehr bald erkennen —

Delarive.

Wissen Sie nicht, daß Sie als Page keinen Brief annehmen dürfen, dessen Empfänger sich nicht genannt hat? Wie lange trägt der Bursche dieses Kleid?

Madeleine.

Erst seit einer Stunde.

Delarive.

Ohne daß Sie dem dienstthuenden Kammerherrn vorgestellt sind? Und dieser grobe Sammet, diese unächten Tressen —

Madeleine.

Sie sehen daraus, Herr Kammerherr, welche Unterschleife man sich in der Intendantur der königl. Garderobe erlaubt! —

Delarive.

Ich höre Se. Majestät — fort —

Madeleine.

Der Brief ist von einer Dame, mein Herr! Für den Fall, daß Se. Majestät mich als Boten der Antwort zu befehlen geruhen, wart' ich hier im Nebenzimmer — —

Zutritt in den besten Häusern, und was mehr denn Alles sagen will, die Aussicht auf ein glänzendes Avancement. Wann werden wir Capitain werden?"

Hippolyt war zu sehr mit dem Flügel eines jener Vögel, von denen der Guano kommt, beschäftigt, als daß er sogleich hätte antworten können; statt seiner entgegnete der Adjutant stockend: „Mein Freund, Sie bemerken wol nicht —" Der Commandant hatte aber gar keine Antwort erwartet: „Capitain! Capitain vom zweiten Range! Wie alt war ich, als ich dies wurde? Eine schöne Zeit, wie da noch Alles so frisch und jung ist! Man träumt sich an der Spitze einer Armee, man staunt über die reißende Carrière, die man macht, man will seine Epaulette verdienen — doch, wie war mir doch — le Poivre, wollten Sie nicht sprechen? Verzeihen Sie mir, mein Freund, wenn ich Sie unterbrach. Ich weiß, ich setze fortwährend die Rücksichten der Freundschaft aus den Augen. Sie wollten eine erhabene Idee mittheilen?" Der Adjutant verneigte lächelnd den Oberleib und sagte: „Nichts von Belang, mein Seelenfreund! Aber sehen Sie doch nur, unser junger Herr hier trägt ja die Uniform eines Verabschiedeten! Haben Sie Ihre Entlassung genommen?"

„Allerdings," antwortete Hippolyt; „als Lieutenant hab' ich nichts zu verlieren, und unter meinen Verhältnissen konnt' ich es auch nicht ferner bleiben." — „Hm! Das war unvollkommen." Der Commandant, dessen Lobpreisungen im Nu umgestürzt waren, schien verwundert, legte die Gabel weg und sagte: „Ja, um des Himmels Willen, dann haben Sie den Dienst des Königs quittirt? Eine reiche Heirath im Auge? Sonst ein gefundenes Glück? Apropos, Sie kleiner Mann, was thun Sie in Afrika? Darüber sind Sie uns noch die Aufklärung schuldig geblieben." Er hatte schon wieder die Reisezwecke der Fremden vergessen. „Ja so, verzeihen Sie, Herr Berora, die Vergeßlichkeit spielt dem Alter oft üble Streiche. Allein jetzt bin ich im Zuge Ihrer Mittheilungen. Ja, ja, dieser Entschluß (er wußte gar nicht welcher) ist sehr kühn, allein er macht Ihnen Ehre. Lassen Sie ihn nur erst von einigen glücklichen Erfolgen gekrönt werden, so haben Sie Ihr Spiel gewonnen. Das muß ich sagen, noch so jung,

nicht einmal von europäiſcher Abkunft, ha, ha, und ſo reiſe Pläne! Wie geſagt, das iſt der große Vorzug Frankreichs vor allen Staaten, daß es ſo viel Inſtitute hat, die durch Legate und Einkünfte mancherlei Art in den Stand geſetzt ſind, das Genie zu belohnen. Die Akademie, der Preis des Herrn von Monthyon, die Geſellſchaft zur Beförderung der Moral, die chriſtliche Societät für die Beiſpiele des Guten und Edlen, keine Anſtalt wird zurückſtehen, Ihnen die ſchönſten Belohnungen für Ihre Anſtrengungen zuzuerkennen!"

Hippolyt konnte dieſe komiſchen Widerſprüche mit ſeinen Plänen nicht anhören, ohne in Gelächter auszubrechen. Er ſprang vom Stuhl auf, lief um den Tiſch herum und konnte vor Lachen nicht zu Worte kommen. Der Commandant wußte nicht, was er Dummes geredet hatte, ſondern wurde von ſeinem jungen Nachbar angeſteckt, fing erſt leiſe an, in das Gelächter einzuſtimmen, und weil er glaubte, daß Hippolyt nur lachte, weil Alles doch in der Welt ſo närriſch und ſo ſpaßhaft ſei, ſo ſetzte ſich auch ſein Zwerchfell in eine ſo tremulirende Bewegung, daß er aufſtehen mußte und Hippolyt athemlos in die Arme fiel. Der Marquis le Poivre ſchien Beide für toll zu halten, er verzog keine Miene, trank das Glas, woran er den ganzen Abend gekoſtet hatte, aus und empfahl ſich mit einer guten Nacht, die ihm von Culotte noch immer unter unaufhörlichem Lachen hundertmal erwidert wurde. Hippolyt war erſchöpft auf das Canapé geſunken und von der Anſtrengung der Reiſe und den Einflüſſen des reichlichen Soupers überwältigt, ſchlief er ſogleich ein. Der Commandant befand ſich wie in einem großen Saale, wo tauſend Stimmen durcheinander ſprachen, es ſummte vor ſeinen Ohren und er wußte gar nicht, wie ihm geſchehen war.

„Großer Gott, wie ſoll ich aus dem Allem klug werden?" dachte er bei ſich ſelbſt und ſprach dies wol auch laut vor ſich hin; „der Adjutant läßt mich kopfſchüttelnd im Stiche, ich habe zu viel getrunken und der ſonderbare Menſch da iſt eingeſchlafen. Soll ich Lärm machen? Nein, wozu denn? Fatale Geſchichte; wenn ich nur wüßte, was er wollte? Man mag ſagen, was man will, ein echter Europäer iſt es nicht, die gezähmten Thiere verlieren nie ihre Wildheit, und es

giebt Augenblicke, wo auch ein ſolcher geborener Kanibale wieder in ſeinen Naturzuſtand zurückfallen kann. Ich will doch ſogleich einmal — Wer ſpricht da?" — Und es war in der That ſo, als hätte Jemand geſprochen. Der Commandant horchte auf und verſtand deutlich, daß Jemand flüſterte: „Königliche Hoheit! Königliche Hoheit!" — „Königliche Hoheit? Ja, was iſt denn das?" Der Commandant lief an's Fenſter, ſah aber Niemanden, von dem dieſe Worte hätten kommen können. Das Ziſchen, Flüſtern und Rufen dauerte nichtsdeſtoweniger fort und Culotte hörte wieder deutlich, daß die verſteckte Stimme rief: „Königliche Hoheit, Dero Reichskuchen ſind fertig!" und dann wieder: „Die Kuchen werden ja kalt!" Der Angſtſchweiß lief ihm von der Stirn, er wußte nicht, was er von der Nähe eines königlichen Prinzen denken ſollte, und als das Rufen noch nicht aufhören wollte, ſchrie er aus Leibeskräften: „Jean, Jean!" Aber in demſelben Augenblick war es auch draußen unruhig geworden, die Thür wurde aufgeriſſen und der ſchwarze Jean brachte Polyglotte herein, der am Schlüſſelloch gelauſcht und nach der Ausſage des Negers Verwünſchungen in das Zimmer hineingeblaſen hätte.

„Verzeihen Sie," begann der Profeſſor in ſeiner bunten Narrenjacke, die er zu Ende geflickt haben mußte; „ich habe nur an dieſen Herrn da einen Auftrag auszurichten. Königliche Hoheit, was machen Sie denn? Wo bleiben Sie? Wir ängſtigen uns ja zu Tod und Ihre Kuchen werden kalt." Hippolyt war von dem Lärm aufgewacht, und beſtätigte zu Polyglotte's großem Leidweſen ſchlaftrunken die Erklärung, die der todtbleiche Commandant hervorſtotterte, daß Herr Berora es vorziehen würde, in ſeinen bequemen Betten auszuruhen und überhaupt während ſeines Aufenthaltes in St. Marie bei ihm zu wohnen.

Als Polyglotte unter vielen Verbeugungen ſich empfohlen hatte, fragte der Commandant, der ſich allmälig erholte, auf die Stirn zeigend: „Dieſer Menſch iſt wol verrückt?" — „Nein," antwortete Hippolyt halb bewußtlos; „es iſt nur ein Gelehrter." Dann nahm er ein Licht und folgte dem Commandanten, der ſich die Schlafmütze über die Ohren gezogen hatte und voranging, um unſerm Helden ein Zimmer anzuweiſen.

Der folgende Morgen fand noch Hippolyt, als die Sonne schon sein Zimmer beschien, sich unruhig auf dem Lager wälzend. Er mußte sich gestehen, daß ihm von Seiten des Commandanten kein besserer Empfang hätte bereitet werden können, obschon ihn die Gleichgültigkeit für sein Unternehmen, ja die Scherze, welche sich diese beiden Herren gestern Abend, ohne es zu wollen, darüber erlaubten, empfindlich kränkten. Eine sonderbare Verirrung seiner Gedanken gab ihm zuletzt sogar den Entschluß ein, von seinen Absichten nicht eher wieder zu sprechen, bis man ihm in Erfüllung derselben entgegen gekommen wäre. Auch seinen Begleitern nahm er sich vor aufzutragen, daß sie kein Wort über den Zweck der Reise und des Aufenthalts in diesen Gegenden verlören, weder an die Bewohner der Colonie, noch an einen Vorgesetzten, am wenigsten an den Commandanten. Das waren Alles so lästige Gedanken, daß Hippolyt, um sich ihnen zu entziehen, von seinem Lager aufsprang und sich noch zu rechter Zeit in die Kleider geworfen hatte, als Colas und der Professor eintraten. Colas mit einem bösen Gesicht. „Nein," sagte der Minister, „wenn unser großer Sylvain Rour seine Niederlassung in diesem Zustande wieder erblickte!" — „Wie ist das möglich?" fragte Hippolyt verwundert; „man ißt doch beim Commandanten vortrefflich!" — „Der Alte wird sich vorgesehen haben," erwiderte Colas. „Es sollen auf der Insel Familien existiren, die üppiges Leben führen, Reispflanzer, Wallfischfänger, die entweder von Hause aus Vermögen besitzen oder mit den Oberoffizieren unter einer Decke spielen; diese aber wohnen nicht hier, weil ihnen der Anblick des Elends in Pandekey Migräne macht." — „Nichtsdestoweniger," fiel Polyglotte ein, „sollten sich Ew. Hoheit der Menge zeigen, Sie sollten Ihre Absichten laut werden lassen, und Alles wird nicht nur bereit sein, Ihnen die schuldige Ehrfurcht, sondern selbst thätigen Beistand zu leisten. Ich wundre mich, daß noch Niemand von unseren Sachen weiß." — „Ja, das ist gut, Polyglotte, Sie sprechen gerade davon," betonte im Gegentheil Hippolyt; „Ich wünsche in meinem Incognito zu bleiben. Der Commandant hat sich — verdient nicht — kurz, es ist besser, wir schweigen und verfolgen für uns selbst unsern

Plan." Colas fand dieſen Befehl angemeſſen, und ertheilte ſeinem Gebieter die reichſten Lobſprüche über ſeine Vorſicht. „Denn," ſagte er, „wir wollen unſere Mittheilungen nicht an Leute verſchwenden, die nichts darauf erwidern können; wir wollen nicht hülflos ſcheinen, wo uns Niemand helfen kann. Treten wir überall in der Umgebung unſers Geheimniſſes auf! Seid verſichert, wir kommen Alle zum Ziele. Dafür werde ich ſorgen."

Der Commandant Culotte war durch ſeinen geheimnißvollen Gaſt nicht wenig beunruhigt. Er hatte ſich am Morgen (aus ſeinem geſunden Schlafe ſtörte ihn Nichts) all' die Möglichkeiten vorgeſtellt, die in der Perſon Hippolyt's liegen konnten. Es blieb ihm von allen, die er ſich vorführte, eine übrig, welche ſich ſeinem Scharfſinn eben ſo wie ſeiner Furcht als die gewiſſeſte herausſtellte. Dieſe lag in dem Gedanken, daß Hippolyt von der franzöſiſchen Regierung mit einer Miſſion beauftragt ſei, um im Gewande einer Privatperſon den Zuſtand der Colonieen in der Südſee zu unterſuchen. Er machte mit Hippolyt einen gemeinſchaftlichen Spaziergang und ſuchte nun ſofort das Elend der Colonie zu beſchönigen. „Dieſe Leutchen," erklärte er, als man Menſchen in Lumpen erblickte, „ſind noch alle im Negligé. Wir haben ſie in der früheſten Morgenſtunde überraſcht!" Man trug aus einer Hütte einen Todten heraus, und die Furcht, als ſei eine Anſteckung möglich, trieb die läſtige Schaar, die ſich um die Spaziergänger drängte, in einige Entfernung zurück. „Schon wieder ein Opfer," ſagte der Commandant mit affectirtem Aerger; „dieſe Menſchen ſind unverbeſſerlich. Wovor warn' ich ſie ſo oft? Vor ihrer übergroßen Unmäßigkeit, vor den hitzigen Getränken, vor dem ewigen Fleiſcheſſen." Man war am Ende des Dorfes und Hippolyt, der eben ſo wenig Luſt hatte, wie der Commandant, es noch einmal zu betreten, ſchlugen einen Weg ein, der ſich etwas ſteil aufdachte und die Ausſicht auf das Meer geben mußte. Culotte hielt auf dieſem Pfade drei Schritte inne, theils um ſich auszuruhen, theils um ſeinem Gaſt eine Ueberſicht der glücklichen Lage der Inſel

zu geben. „Früher, mein junger Freund," sagte er, „erstreckte sich die Colonie in weit größerer Ausdehnung, fast bis an den Rand jenes kleinen Baches, den Sie mit Ihren jungen Augen deutlich erblicken werden. Allein, diese Ausdehnung schadete uns unermeßlich; der Luftzug hatte immer dem größten Theile der Niederlassung beikommen können. Ich ließ Alles in's Auge bringen, die Häuser wurden von dort hierher geschafft und so ist Alles bequemer eingerichtet auf Kosten des äußeren Scheins, der früher mehr versprach. Ich muß darüber oft lachen, wenn ich bedenke, daß es fast aussieht, als sei Pandekey in Verfall. Klein, aber praktisch!" Hippolyt wollte höher steigen, aber der Commandant fand die weitere Fortsetzung des Weges für seinen beschwerlichen Körper unzuträglich, und deutete athemlos den Hügel hinab. Unter dem Zurufe: „Bei Tische sehen wir uns wieder!" schied er von seinem Gaste, dem er behutsam hinabsteigend, noch aus langer Entfernung Fingerküsse und andere Zärtlichkeiten nachsandte.

Für Hippolyt hätte es der Aufschneidereien und handgreiflichen Lügen des Commandanten gar nicht bedurft. Die niederen Klassen waren für ihn eine Sphäre, die er nur dem Namen nach kannte und die er überall für ein Opfer aller Unglücksfälle hielt. Wie oft er wol in Paris einen großen Mangel gefühlt, und es verwünscht hatte, wenn ihm das Geld zum Spiele, oder zu einer Lustparthie oder für die Oper fehlte, wie ärgerlich es ihm auch war, kurz vor dem Löhnungstage vergebens vor einem Lesecabinet umherzulaufen und keinen Sou für das Entré zu haben, so hatte er doch keine Sorge deshalb; denn diese übernahm immer der treue Colas. „Wären wir nur erst drüben," sagte dieser, „da ist Alles schön und fruchtbar, die Wälder sind voll duftiger Kräuter; Flachs, Zuckerrohr, Reis wechseln auf den weiten Feldern ab; summende Bienenschwärme, die den köstlichsten Honig geben; Hügel und Ebenen, in anmuthiger Aufeinanderfolge und zahlreiche Heerden von Rindern und Schafen in duftenden Thälern!"

Endlich hatten sie den höchsten Gipfel erreicht und der überraschende Anblick des stolzen wogenden Meeres sprang in ihr Auge, das zu klein für die Unermeßlichkeit war. In

der Ferne, wo sich der Horizont dem Wasserspiegel zu vermählen schien, tauchten einige dunkle Linien auf, die Küste von Madagaskar. Hätte sich Hippolyt's Seele bei diesem Anblick mit Stolz erfüllt, so würden Polyglotte's Worte ein ziemlich richtiger Ausdruck derselben gewesen sein. Dieser rief mit Enthusiasmus: „O, Königliche Hoheit, wenn ich je gezweifelt habe, daß die Könige von Natur in ihren Anlagen, ihren Gefühlen, ja selbst in ihrem Blut bevorzugt sind, so bin ich jetzt davon am weitesten entfernt. Ich vermag mit meiner unterdrückten Seele Ihnen nur schwach jede Empfindung nachzufühlen, welche Sie beim Anblick dieser glücklichen, ihres Scepters harrenden Regionen ergreifen muß." Man kletterte hinunter. Eine kleine Grotte, welche noch in der Wölbung der Bucht lag, konnte bei der hohen Mittagshitze nicht einladender kommen. Die Wanderer waren in der besten Laune und ließen sich auf einer Schicht Corallen und allerhand Steinchen, welche die Fluth des Meeres zurückläßt, nieder.

Polyglotte hielt diesen Zeitpunkt der Ruhe und des Bedürfnisses einer Unterhaltung für den passendsten, um mit einigen seiner Gedanken, über Fürstenweisheit, Staatswohl, Beförderung der Aufklärung dem jungen Prinzen auf den Leib zu rücken. Aber Hippolyt wollte lachen, wollte gerade den Professor am wenigsten ernst sehen, es regte sich das Prinzenblut. Polyglotte sollte in's Wasser. Gehorsam wie ein Pudel, zog sich dieser auch aus und wollte eben die Temperatur des Wassers versuchen, als Colas aufsprang und auf einen Schwimmer zeigte, der sich wie ein Fisch so schnell näherte, untertauchte, und mit triefenden, langen, grauen Haaren vor ihnen stand.

Es war ein Weib. Der Blick einer Furie, mit welchem die wilde Gestalt (denn ihre Farbe verrieth ihre Abkunft) die drei Männer musterte. Sie erwartete, von ihnen angegriffen zu werden, als sie aber den zitternden, friedlichen Polyglotte und die Unentschlossenheit und das Erstaunen der beiden Anderen sah, legte sich ihre drohende Stellung, ihre Mienen wurden beruhigter und mit kreuzweis über die Brust zusammen gelegten Armen, entbot sie ihnen demüthig ihren Gruß. Plötzlich stürzte die Wilde auf Hippolyt, umschlang seine Füße, küßte

dieſe, und rief einmal über das andere mit gebrochenem Franzöſiſch: „Mein Sohn, mein Sohn!“ Polyglotte kam, ſeine Beinkleider heraufziehend, und ſchrie wie beſeſſen: „Wie? was, die Königin Mutter?“

Hippolyt ſuchte ſich betreten den Liebkoſungen der Wilden zu entziehen, und Colas trat zwiſchen beide, um ſie zurückzuhalten, er wußte wohl, daß Hippolyt's Mutter längſt geköpft war. Aber die Fremde ließ ſich von ihren Erkennungen nicht abbringen, ſondern es ergab ſich, daß ſie für ein anderes Verhältniß nur einen falſchen Namen gewählt hatte. Ihre Bewegungen und ihre vereinzelten franzöſiſchen Worte kamen darauf hinaus, daß ſie Hippolyt nach dem Tode ſeiner Mutter genährt haben wollte; ſie beſchwor Colas, den ſie ohne Weiteres an gewiſſen Maalen zu erkennen ſchien, ihre Ausſage zu beſtätigen und ſchlang auf's neue ihr graues langes Haar um Hippolyt's Füße. Colas beſann ſich, er betrachtete das Weib genauer und mußte, jetzt ſelbſt von dieſem Wiederſehen betroffen und gerührt, eingeſtehen, daß die Ausſage derſelben ihm nicht ohne Grund erſchiene, ja zuletzt, daß ſie über allen Zweifel gewiß ſei. Er hatte ſich auf die Madagaſſin beſonnen, welche den jungen Verora nach St. Marie begleitete, und ihn, der ſehr ſchwächlich war, noch in ſeinem zweiten Lebensjahre ſäugte. Damals war ſie noch ſchön und blühend, verkehrte viel mit den Umgebungen Sylvain Roux's und lernte ſo viel von dem Idiom der Fremden, daß ſie ſich ihnen bald verſtändlich machen konnte.

Auch jetzt begann ſie nach ihren unmäßigen Freudenbezeugungen Hippolyt lange Erzählungen aus ſeiner Heimath zu berichten, die ihm nur inſofern merkwürdig waren, als ſie oft die ſonderbarſten Ausdrücke wählte und in einem für ihn neuen, aufgeregten lebhaften Style ſprach. Dabei ſetzte ſie voraus, Hippolyt müßte mit der früheren Geſchichte ſeiner Schickſale und ſeines Vaterlandes vertraut ſein und theilte ihm Nachrichten mit, welche ihm leider höchſt unverſtändlich waren. Nur daß der König Rhadama von ſeiner Gattin Ranavalona erſchlagen wurde und mit ihm alle ſeine Brüder und Vettern, an der Zahl tauſend, das verſtand er. „Und die Kinder und Enkel bis in's vierte Glied wurden in die

Knechtſchaft geführt, und müſſen Sclavendienſte verrichten und vor der Königin und ihrem Liebhaber Andremiaja tanzen, wenn ſie ihre Feſte feiern!" ſagte ſie.

Hippolyt fragte den ſich trocknenden Polyglotte, ob er je einen ſolchen pathetiſchen Styl gehört hätte? „Sie ſpricht," ſagte er, „wie Chateaubriand ſchreibt." Polyglotte bemerkte, daß es ſpaßhaft geweſen wäre, als die Wilde geſagt hätte, daß die Tiger und Hyänen im Meere wohnten. Colas aber, dem es gar nicht darum zu thun war, ſich über die Mittheilungen der Eingebornen luſtig zu machen, fragte ſie über den Zuſtand, der drüben auf der Inſel herrſchte, aus, und erhielt von ihr Nachrichten, die ſich für Hippolyt's Unternehmungen benutzen ließen. Alle ihre Reden kamen wieder auf ihr theures Idol, den Prinzen ſelbſt, zurück und er mußte ihren Liebkoſungen nachgiebig gewähren. „Mein Sohn," ſprach ſie zu ihm gewandt: „die Sonne Deiner Heimath wird Deinem Antlitz alle jene Farben wiedergeben, welche ſelbſt der kalte Winter des Nordens noch nicht ganz auf Deinen Wangen auszutrocknen vermochte. Ich weiß es mit Prophetenblick, Du wirſt wieder grün werden." — „Soll mich Gott bewahren!" rief Hippolyt und ſuchte ſich von einer ſo bedenklichen Seherin loszureißen. Sie ließ ihn aber nicht und fuhr begeiſtert fort: „Wahrlich, wahrlich, es wird eine Zeit kommen, da ich Dich auf dem Stuhle Deiner Erhöhung ſitzend erblicke. Meine Träume werden wahr; ich wußte es, daß Du im Lande der Weißen Deine Götter nicht finden konnteſt, Du kehrſt in den Mittelpunkt der Erde zurück und wirſt neue Altäre bauen."

Ein Schuß ſtörte ſie aus ihrer Viſion, ein zweiter und eine Kugel fiel dicht neben der Gruppe in's Waſſer. Hippolyt der ſich eben bekreuzte und vor der heidniſchen Zumuthung, neue Altäre zu bauen, zurückfuhr, trat erſchrocken an den Felſen, Polyglotte ſprang in die Grotte, Colas wagte kaum ſich umzuſehen. Die Wilde wartete noch einen dritten Schuß, der ihr galt, ab, drohte mit furchtbarer Geberde an den Rand des Felſens hinauf, ſtürzte ſich in die Fluth, und wurde erſt nach einer beträchtlichen Strecke wieder ſichtbar, worauf ſie ſogleich verſchwand und bald ihren Verfolgern entzogen war.

Die Gefährten konnten sich den Zusammenhang dieser Scene nicht erklären, Polyglotte meinte sogar, die eine Kugel hätte auf ein Haar dem Prinzen gegolten, und Hippolyt fühlte einen gewissen natürlichen Beruf, als Beschützer eines Weibes aufzutreten, das ihn so verehrte und dem er einiges nicht Unwesentliches schuldig war. Ein eben entstandener Lärm oben auf dem Rande des Felsens, an dessen Fuße sie sich befanden, gab ihnen die Richtung an, wo sie sich zu beklagen hatten. Hippolyt erblickte den Adjutanten, den Marquis le Poivre mit einem weißen Tuche wehen und in der Luft eine Menge von Gestikulationen machen, welche den Sinn einer Entschuldigung zu enthalten schienen. Dabei theilte le Poivre links und rechts an drei bis vier Leute, welche ihn mit Gewehren umstanden, Ohrfeigen aus, so daß die Genugthuung vollständig wurde. Nichtsdestoweniger schickte sich Hippolyte an, den Felsen zu ersteigen, Polyglotte, behend wie eine Katze, ihm nach; nur Colas verspätete sich, weil er älter war und ihn die Malgaschin vor Allen interessirte. Er sah ihr noch immer im Meer nach, als seine beiden Gefährten fast ihr Ziel erreicht hatten.

„Verzeihen Sie, meine Herren," rief der Marquis den Kletternden entgegen und reichte Hippolyt seine Hand zum letzten Sprunge auf das Plateau. „Verzeihen Sie die Unvorsichtigkeit meiner Leute, die in meiner Abwesenheit Ihnen, weiß Gott! gefährlich hätte werden können. Unglücklicherweise blieb ich beim Verfolgen jener verdammten Hexe etwas zurück. —" — „Was haben Sie nur gegen diese Frau?" unterbrach Hippolyt den Adjutanten. — „O, das ist das gefährlichste Weib auf ganz Madagaskar," gab der verlegene Marquis zur Antwort; „sie hat allen Weißen den Tod geschworen, steht im Auftrage der feindlichen Stämme auf der Insel drüben und spionirt fortwährend um unsere Colonieen herum. Durch irgend einen Zufall kennt sie einiges Französisch, sie weiß sich damit desto leichter bei vereinzelten Colonisten einzuschleichen, und zwingt uns so auf der Hut zu sein, daß ich täglich zwei-, dreimal die Küste recognosciren lassen muß. Es ist eine Schande, mit Weibern Krieg zu führen, aber Frankreichs Interesse hat in der That diese Furie zu fürchten."

Delarive
(drängt Madeleine zur Seite ab).

Dieſe grobe Uniform! Man möchte glauben, der Intendant borgt die Pagenkleider aus Molière's Theatergarderobe —

Madeleine (im Abgehen).

Oder die Theatergarderobe kauft dem Intendanten die abgelegten Livreen ab. Kennen Sie die Geſchichte von der plauderhaften Scheere? Es war einmal eine Scheere — .

Delarive.

Scheeren Sie ſich! Der König! (Madeleine zur Seite rechts vom Zimmer ab.)

Vierter Auftritt.

Ludwig XIV. Lionne. Delarive.

Ludwig.

Ha, ha, ha! Lionne! Das iſt eine ſehr luſtige Geſchichte!

Lionne.

Ew. Majeſtät geruhen —

Ludwig.

Sehr ungnädig zu ſein! Kaum kann man ſich drei Tage von Paris entfernen, ſo glaubt man in ein Chaos zurückzukehren.

Lionne.

Ich glaubte im Intereſſe der Ordnung zu handeln, indem ich die Aufführung eines Stückes verbot, das mehr ein Pasquill, als ein Kunſtwerk iſt.

In Polyglotte regte sich wieder vorschnell Diensteifer, und wie er bemerkte, daß in Hippolyt's Zügen einiger Unmuth lag, fuhr er mit den Worten heraus: „Wissen Sie wohl, mein Herr, welchen Werth diese Dame für uns hat?" Mehr zu sagen verhinderte ihn sein Herr, der ihn schweigen hieß, weil ihm die Erinnerungen an seine Geburt in Gegenwart eines so feinen, gebildeten Mannes, wie der Marquis, lästig waren. Colas, der inzwischen nachgekommen war, fügte hinzu, die vorschnellen Antworten des Professors würden Sie noch in Verlegenheit bringen. Der arme Polyglotte! Er blickte gekränkt zu Boden, und sagte leise mit erstickter Stimme: „Se. königliche Hoheit verkennen mich!"

Hippolyt nahm den Vorschlag an, in Begleitung des Adjutanten jetzt zur Tafel des Commandanten zu gehen. Unterwegs fuhr le Poivre fort, die Gefährlichkeit der verfolgten Insulanerin umständlicher zu erläutern. Er sagte, sie sei von jedem Kind auf St. Marie gekannt, und überall als eine Feindin gefürchtet, welche mit Hülfe böser Dämonen den Menschen und dem Vieh, allem Hab und Gut Unheil zufügen könnte. Wer aber wisse, daß sich drüben auf der Insel die feindseligsten Dinge vorbereiteten, würde ihr Herumstreifen auf der Colonie anders erklären. „Ich muß Ihnen gestehen," fuhr der Adjutant fort, „daß wir unter solchen Umständen nichts sehnlicher wünschen können, als endlich vom Ministerium beachtet zu werden. Was man von der Colonie auch Lobenswerthes sagen möge, soviel ist erwiesen, daß ihre Kriegsverfassung von der Zeit des Friedens sehr gelitten hat.

Es war für Hippolyt störend genug, alle diese Auseinandersetzungen, die wir nur in ihrem Thema angedeutet haben, anhören zu müssen, er hatte den Adjutanten für einen feinen, gebildeten Offizier gehalten, und wunderte sich, daß er ihn jetzt mit Dingen unterhielt, denen er von keiner Seite Interessen abgewinnen wollte. Er war froh, endlich die Wohnung des Commandanten erreicht zu haben, entließ seine etwas grollend blickenden Gefährten, welche in die Herberge des Kaninchenmetzgers zurückkehren mußten, und gab Polyglotte noch scherzend den Rath, auch den andern Flügel seines

Fracks abzutrennen (der eine war beim Klettern verloren gegangen), weil ihn eine kurze Jacke sehr stattlich kleiden würde. Polyglotte erwiderte trocken: „Ew. königliche Hoheit haben zu befehlen."

Als Hippolyt in das Zimmer des Commandanten trat, meldete ihm Matois, daß Herr Cochon zweimal am Orte gewesen sei, um dem Herrn Lieutenant Verora seine Aufwartung zu machen: „Wer ist Herr Cochon?" fragte Hippolyt. — „Haben Sie schon gehört," antwortete Culotte, der eben aus der Thür trat; „Herr Cochon war zweimal hier. Herr Cochon ist ein reicher Mann, das will auf einer Insel, wie St. Marie, nicht viel sagen, aber was Sie interessiren wird, ist seine Leutseligkeit, sein zuvorkommendes Betragen, die feinen Sitten, die in seinem Hause herrschen;" und indem er an le Poivre heranging, fuhr er, diesen zärtlich in die Backen kneipend, fort: „Und was die Liebenswürdigkeit seiner Schwester betrifft, so wenden Sie sich an meinen Freund, den Marquis." Eine Adresse, die er mit Lachen gab, und die vom Adjutanten eben so freundlich, obschon etwas gemäßigter aufgenommen wurde. Hippolyt verstand ungefähr Einiges von dieser Vertraulichkeit und erklärte, als er sich auf einer Karte zum heutigen Abende in der Gesellschaft des Pflanzers eingeladen fand, daß er auf nichts begieriger sein könne.

Wir unterlassen die detaillirte Ausführung, wie Hippolyt seine Zeit bis zum Beginn der Soirée des Herrn Cochon hinbrachte und erwähnen nur, daß ihm ein Fricassée von tropischen Fledermäusen, womit der Commandant seine Tafel geschmückt hatte, so viel Ekel und Unmuth verursachte, daß er bis zur siebenten Stunde der unerträglichste Mensch war. Seine beiden alten Freunde, die ihn nach Verzehrung ihres Kaninchenbraten wieder besuchten, vermochten weder einen Gruß, noch irgend ein Wort von ihm herauszubekommen. Er streckte sich mit Stiefeln und Sporen auf dem Sopha, das in seinem Zimmer stand, und brummte fortwährend in sich hinein, daß Alles in der Welt Chimäre und Dummheit wäre, daß erst noch eine neue Welt geschaffen werden müßte, daß Gott lange genug regiert und sein Stiefel ein Loch hätte und dergleichen rhapsodische Fasceien, womit er stundenlang zu-

bringen konnte. Welcher meiner jungen Leſer erinnert ſich nicht zuweilen von ähnlichen Anfällen ergriffen geweſen zu ſein?

Die Klagen, welche Euere Freunde dann über Euch ausſtießen, blieben auch hier nicht aus; denn als ſich Hippolyt mit dem Adjutanten in die Soirée des Herrn Cochon begeben hatte, ſeufzte Polyglotte und ſagte: „Da geht er hin und läßt uns im Stich! Wie launiſch er iſt! Wie herzlos! Nichts kann man ihm recht machen. Selbſt wenn man ſeine Befehle vollzieht, hat er, ich will nicht ſagen keinen Dank, nein, nicht einmal ein Auge dafür. Sah' er wohl auf die Veränderung, welche mit meinen Rockſchößen vor ſich gegangen iſt? Er befahl mir, wie ein Kellner, Hausknecht, wie ein Boutiquier gekleidet zu ſein, und jetzt bemerkt er's nicht einmal.“ Colas war eben ſo ungehalten als Polyglotte; doch tröſtete er ſich leichter. „Ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf,“ ſagte er, „ich weiß, der gute Junge iſt leichtſinnig, allein man kann ihn lenken, er iſt für gute Rathſchläge empfänglich, und thut Alles, wenn man es gern hat. Wir ſteuern langſam, das iſt wahr, bei Gott, das iſt wahr; aber wir kommen doch zum Ziele. Die Begegnung der Amme iſt uns in dieſer Rückſicht günſtiger, als wenn der Commandant verſpräche, mit hundert Mann uns beizuſtehen. — Kommen Sie, Herr Profeſſor, es iſt ſo heiter draußen; die Sonne iſt untergegangen; wir wollen uns über unſern Freund zu beruhigen ſuchen.“ Polyglotte umarmte den alten Diener zärtlich und rief, entzückt auf das Abendroth deutend: „Laſſen Sie uns demokratiſche Freundſchaft ſchließen, Colas, dieſe Stunde iſt dazu geſchaffen!“ und Beide traten hinaus in die kühle Abenddämmerung.

Culotte hatte ſich mit ſeinem Podagra bei Herrn Cochon entſchuldigen laſſen. Le Poivre begleitete unſeren Helden allein dorthin und unterrichtete ihn auf dem Wege von den Perſonen, die er dort antreffen würde. Vor Allen ſprach er von des Pflanzers Schweſter, Heloiſe, die er mit den friſcheſten Farben ſchilderte und dann hinzuſetzte, daß die Colonie ihn gewöhnlich den Begünſtigten dieſer Dame nannte. „Nichts als Verleumdung!“ wiederholte er mehre Male ſchmunzelnd

und ließ damit Hippolyt einen Blick in sein Inneres werfen, wo vielleicht gerade das Gegentheil geglaubt wurde.

Herrn Cochon's Besitzungen lagen auf einer Seite der Insel, deren Hippolyt noch nicht ansichtig geworden war. In der That fand er hier Alles fruchtbarer und besser bestellt und fragte seinen Begleiter, warum die Colonie gerade in der ödesten Gegend der Insel angelegt sei. Dieser war noch mitten in der Auseinandersetzung der verlangten Gründe begriffen, als Beide des Pflanzers geschmackvoll eingerichtete Wohnung schon betraten und mit einem Luxus empfangen wurden, der dem verwöhnten Pariser wohlthat. Zwar waren alle Heiducken und Bedienten schwarz, aber sie waren uniformirt, gewand, dienstbeflissen. Auch Herr Cochon war eine überraschende Erscheinung. Ein Mann von kleiner Statur, feinen Sitten und einer Grazie in seinen Bewegungen, die selbst von seinem ansehnlichen Embonpoint nicht gehindert wurde. Er trug das Haupt gepudert, Schnallen an den Schuhen, kurz er war liebenswürdig. Es waren sechs bis acht Personen versammelt; alte Herren und alte Damen. Doch führte Herr Cochon seinen jungen Gast zuerst seiner Schwester Heloise vor. Heloise war eine jener verblühenden Gestalten, die den Verlust der Jugend eine Zeit lang durch einen Anstrich von Schwärmerei und poetischer Resignation zu ersetzen wissen. Sie hatte einen hohen, stattlichen Wuchs, die Taille einer Göttin und einen griechisch geformten Kopf, aber das Alles mußte, als sie jung war, schöner gewesen sein. Jetzt war es nur noch der Zauber des Phantastischen, der ihre Reize zusammenhielt, und ihnen auf zwei, drei Stunden, wo ihre sorgfältige Toilette noch nicht verschoben war oder nachgelassen hatte, Einiges von berechneter Wirksamkeit verlieh. Heloise war eines jener Wesen, die der junge Mann zwar nie lieben, aber immer interessant finden wird, und die deshalb, weil sie das Eine vom Andern nicht unterscheiden können, bestimmt scheinen, mit den unglücklichsten Leidenschaften zu kämpfen.

Thee, eine Piece auf dem Piano, von Heloisen gespielt, eine zweite von ihr gesungen und vom Adjutanten begleitet, einige Bravissimo's, vereinzelte Gruppen und zuletzt Whist oder Boston. Die Parthieen bildeten sich instinctmäßig; denn

schon seit langen Jahren folgten sie einem Tag auf den andern, ungestört, immer dieselbe Stunde, immer die gleichen Personen. Wenige blieben im Gesellschaftszimmer, unter ihnen Heloise und Hippolyt. Wer nur einigermaßen jene Klasse von weiblichen Wesen, zu welchen Herrn Cochon's Schwester gehörte, kennt, wird es ohne mich wissen, daß sie diesen Abend nur für Hippolyt lebte. Alle ihre Gedanken zitterten ihm entgegen; da sie schon von seinem Aufenthalte in St. Marie wußte und ihn heute erst sah, so läßt sich denken, wie aus der Neugier eine Steigerung bis zur Sehnsucht wurde. Jetzt zogen tausend Fragen durch ihre Seele: Wie ist er? Was denkt er? Was empfindet er beim Untergange der Sonne? Wie gefiel ihm mein Spiel? Singt er? Glaubt er, daß ich gut singe? Kann er die Grausamkeit besitzen, meine Jahre zu zählen? Welchen Schriftsteller liebt er am meisten? Ob er auch zärtlich sein kann? Ob er wol meine weißen Zähne bemerkt hat? Ist er bizarr? Hat er wol schon einmal geliebt? Glaubt er an die Religion? Wird er mich wol hassen, wenn ich schlecht tanzte? Ist er für etwas Höheres empfänglich? Ach, sie sind zahllos, diese Zweifel, die ein liebesiechtes Herz bestürmen können!

Hippolyt war nicht ganz jener gedankenlose Zeitverderber, wie wir ihn geschildert haben. Es ist wahr, er liebte das Reiten, Tanzen, das zwecklose Treiben über Alles, er konnte stundenlang an den Gewölben der Bijoutiers stehen, um ihre neuesten Fabrikate zu betrachten, ließ sich in Wind und Wetter schicken, um der Caprice einer jungen Dame zu Gefallen zu leben, er blieb ganze Abende in den langweiligen Zirkeln alter Damen, wenn er nur darauf rechnen konnte, für die Vertraulichkeit mit ihren Töchtern einige Erlaubnisse zu erhalten; allein er interessirte sich auch für das Ideal und bald war er mit Heloisen in ein schwärmerisches Gespräch verwickelt. „Ich pries mein Geschick," sagte sie, „als mich der gute Bruder dem geräuschvollen Leben Bordeaux entzog und mit mir in diese fremde Welt zog und habe noch nie eine Sehnsucht nach der Heimath empfunden. Die Heimath ist nur im irdischen Raume, es giebt aber Dinge, die höher sind als Raum und Zeit." Es entspann sich ein zartes

Geſpräch, bis ſie ging, um einen Auftrag ihres Bruders zu vollziehen.

Mochte nun Heloiſe inzwiſchen in der Küche eine Magd ausgeſcholten oder kalte Speiſen tranchirt haben, mochte ſie ihrem Bruder ein Schnupftuch oder etwas Anderes, das unter ihrem Verſchluß ſtand, haben herausgeben müſſen; die Saite, deren Ton in Hippolyt's Seele zu widerhallen vermochte, war angeſchlagen. Sie knüpften ihr Geſpräch von Neuem an und kamen von der Freundſchaft auf die Liebe, von der Liebe zur Treue, von der Treue zur Leidenſchaft, von der Leidenſchaft zu den Verirrungen derſelben und von den Verirrungen auf die neueſte franzöſiſche Literatur, wo ſich denn zuletzt die Ueberſchwänglichkeit in die einfachen, abkühlenden Fragen: „Haben Sie dies geleſen? Kennen Sie das Buch? Lieben Sie den Styl dieſes Autors?“ und ähnliche auflöſte. Beide hatten ſich vortrefflich unterhalten, und während Heloiſe Alles von Hippolyt's Gefühl hoffte, ſetzte er alle ſeine Ausſichten auf ihre vortreffliche Ausſprache, ihre feine Art zu urtheilen, die ganze Genugthuung, die für ihn in ihren Umgebungen lag; kurz, auf den einzigen Haltpunkt, der ihm ſeinen ſchon unfreiwilligen Aufenthalt jenſeits des Aequators erträglich machen konnte.

Noch an demſelben Abende, im Dunkel der Nacht, hatte er die Freude, die Unbekannte wiederzuſehen, die Wilde aus der Hafenbucht, Hippolyt's Amme, den gefürchteten Emiſſär von Madagaskar. Ihre gebrochene Rede quoll in die zärtlichſten Begrüßungen über: „Ich werde nie fern von Dir ſein,“ rief ſie; „denn Du biſt der Apfel meines Auges. Blind war ich, da ich Deinen Fuß an dem Ufer ferner Ströme wandelnd wußte; nun wirſt Du die Thäler Deiner Geburt niemals verlaſſen! Komm herüber auf den Thron Deiner Väter!“ Hippolyt, dem dieſer zärtliche Ueberfall peinlich war, riß ſich aus ihren Umarmungen los. Aber ſie ſetzte ihre Aufforderungen fort. „In allen Königreichen der großen Inſel findeſt Du keinen Arm, der ſo kühn die Wogen des Meeres durchſchneidet, wie der meinige. Auf meinem Rücken trag' ich Dich hinüber, mache alle Seitenbewegungen, welche nöthig ſind, um die Wallfiſche zu vermeiden und lege Dich

nieder in den Schooß der zahllosen Völker, welche Deiner Erscheinung harren."

Großer Gott, das nennen wir schön! Wenn Eugène Sue so etwas beschreibt, so les' ich's gern; aber erfahren mag ich's nicht. Hippolyt war auch in der That besorgt, das Weib könnte des Teufels sein, ihn auf ihre Schultern zu nehmen, und mit ihm in die Südsee und den Atlantischen Ocean hinunterzuspringen. Er sagte ihr daher unaufhörlich, es sei schon spät, und sie möchte nur nach Hause gehen und sich vor den Hunden des Commandanten in Acht nehmen, deren Zähne schärfer wären, als die Augen des Adjutanten, wann er mit seiner Flinte nach ihr ziele. Das Weib verstand von diesen Dingen nicht viel, glaubte den Wiedergefundenen, an allerlei Mälern Erkannten nichts als Ja, und wieder mit Ungeduld Ja sagen zu hören, und trennte sich von dem Gegenstande ihrer Anbetung, nachdem sie ihn durch mancherlei mystische Geberden und Formeln vor den bösen Geistern in Sicherheit gesetzt hatte.

Hippolyt's Mißbehagen stieg auf's Höchste, als er zu Hause war. „Abscheulich!" rief er; „diese Meg Maerilis, diese Norne, diese Here von Endor, die mir jeden Abend an's Fenster klopfen kann! Wie habe ich neulich das Urtheil des Globe, das den schottischen Erzähler tadelt wegen dieser scheußlichen, fratzenhaften Gestalten, die jeden Augenblick mit ihren widerlichen Hihi an den Felsenecken vorspringen, wie habe ich dies gründliche Urtheil gebilligt! Es ist tragisch, das nun jetzt selbst erleben zu müssen."

Einige Zeit verstrich. Polyglotte und Colas waren in Verzweiflung über Hippolyt's Apathie. Während Jener alle Anstalten machte, die Sprache des verheißenen, vor seinen Augen liegenden Landes kennen zu lernen, unterhandelte dieser mit den Häuptlingen desselben, und that in Gemeinschaft mit der kühnen Wilden Alles, was der abenteuerlichen Expedition einen Schein sichern Erfolgs geben konnte. Allein was halfen diese Bemühungen? Der Held des Glückes, auf dessen Energie Alles ankam, blieb hinter den Coulissen. Hippolyt war fast den ganzen Tag in der Wohnung des Herrn Cochon, wo er seines Wirthes Jagdflinten probirte, einen Taubenschlag anlegte,

ein Paar Hunde abrichtete, oder mit Heloiſen über das Jenſeits ſchwärmte und gemeinſchaftlich mit ihr Verſe machte. Hätte man ſich nur Heloiſen entdeckt! Dieſe wäre prächtig zu einer Königin von Madagaskar geeignet geweſen und hätte vielleicht Geldmittel geliefert.

Eines Abends hatte Hippolyt, den man wegen der Königlichen Hoheit halbwegs für einen Prinzen aus einer Seitenlinie hielt, länger als gewöhnlich im Zirkel des Herrn Cochon zugebracht. Heloiſe las die erſten Geſänge eines großen epiſchen Gedichts, das von ihr und Hippolyt gemeinſchaftlich verfaßt wurde. Die Zuhörer waren genöthigt, bis tief in die Nacht auszudauern, ebenſo Hippolyt, der ſich beſcheidenerweiſe von den Lorbern, welche dem Dichterpaar dargebracht wurden, nur die Stiele aneignete. Dennoch von den Erfolgen ſeines Talents trunken, ſchiffte er ſich unter Heloiſens Fenſter, welches die Ausſicht auf die See hatte, zur Rückkehr ein. Er zog der Verſpätung wegen, nach dem Rath der übrigen Gäſte, das Ruder dem gebirgigen Landwege vor. Ein geſchickter Eingeborner führte den Kahn über den ſtillen, ſchlummernden Spiegel. Es war eine herrliche, magiſche Mondnacht, Hippolyt konnte noch in weiter Ferne das weiße Tuch unterſcheiden, das aus Heloiſens Fenſter ihm nachwinkte. Der Nachen hielt ſich nicht immer in der nächſten Entfernung vom Ufer, ſondern um ſeinen Weg in kürzerer Zeit zu vollenden, durchſchnitt er oft eine anſehnliche Fläche, die von einem Vorſprunge des Ufers an den andern führte. Es fiel Hippolyt auf, daß der Eingeborne, als ſie weit hinein auf dem Meere waren und ſich das Ufer nur in matten Umriſſen vom Nordlichte des Horizonts löſte, zuweilen ſtehen blieb, ſein Ruder heraufzog, und unverwandt in die meerblaue Fläche des Oceans hineinſah. Plötzlich trat aus dem blauen Mondſchimmer in der Ferne ein Gegenſtand hervor, der ſich zuletzt als ein langes Kanot von Wilden entfaltete. Einige Pfeile ſchwirrten durch die Luft her, als die Fremden nahe genug waren, um das verlorene kleine Fahrzeug zu erreichen, flog eine lange Harpune in den Boden deſſelben, die auf der Stelle anwurzelte und das Entrinnen unmöglich machte. Die Wilden zogen den eroberten Kahn an Bord und bald befand ſich Hippolyt

in der Mitte halbnackter Menſchen, die mit Beilen, langen Speeren und Dolchen bewaffnet waren. An eine Vertheidigung war nicht zu denken. Sein Führer und er, Beide wurden ergriffen, in das größere Schiff gebracht und gefeſſelt auf den Boden geworfen.

Hippolyt konnte zwar nicht zweifeln, daß ihm der trockene Baſt, mit dem er geſchnürt war, Hände und Füße wund rieb, aber dennoch befand er ſich noch immer in einer Illuſion, die ihm das eben Erlebte weniger in ſeinem furchtbaren Ernſt, ſondern wie eine Scene aus der Romanwelt vorkommen ließ. Er ging von ſeiner eigenen Lage ganz ab und fragte ſich, ob er die Flibuſtier oder die Naturwilden Cooper's oder die Kannibalen Eugen Sue's oder wol gar die frommen katholiſchen Indianer Chateaubriand's vor ſich hätte? Er dachte ſich immer, wie ſich ſein Schickſal einſt gedruckt leſen würde. Die Wilden waren zwar von Marterwerkzeugen umgeben, doch ſchienen ihm dieſe für Menſchen zu rieſenhaft, und es ſtellte ſich ihm als erwieſen heraus, daß ſie auf den Wallfiſchfang ausgegangen waren, ſich verſpätet und eine ſo gefundene Beute, wie ihn, nicht verſchmäht hatten. „Was werden ſie aber mit Dir anſtellen?" fragte er ſich endlich, ernſter geworden; und die Beſorgniß vor den Folgen dieſes Unfalls ergriff ihn doch mit mehr als poetiſcher Furcht.

Die Männer ſprachen wild über ihm hinweg, und die zuweilen aus der Bruſt ſeines Leidensgefährten ächzende Klage ſchien ihm den Inhalt dieſes leidenſchaftlichen Gezänks zu verrathen. „Großer Gott," dachte er, „wer giebt mir jetzt Aufklärung über die Abſichten dieſer Ungethüme? Ich fürchte, daß die Wahrheit auf Seiten der einfachen Geſchichte Robinſon Kruſoe's liegen wird, und ich von dieſen Menſchen mehr zu erwarten habe, als die Karaiben jemals an ihren Gefangenen ausübten. Und wenn nur dieſe Menſchen wüßten, daß ich ihr legitimer König bin, wenn ich's ihnen nur ſagen oder durch Zeichen ausdrücken könnte! Wenn meine Amme jetzt da wäre! Das extravagante Frauenzimmer könnte mir jetzt ungemein behülflich ſein. Gott, was werden Colas und Polyglotte meinetwegen für Thränen vergießen!"

Der Mond verzog ſich hinter die Sterne und auch die

Sterne schwanden mit dem erwachenden Morgen. Das reizende Ufer der großen Insel Madagaskar dehnte sich unabsehbar im Angesicht des anlandenden Fahrzeuges. Ein sanfter Schlaf hatte sich Hippolyt's bemächtigt und ihm den Schmerz seiner Fesseln ertragen helfen. Er erwachte und hatte Mühe, sich sogleich wieder in den Zusammenhang seiner Begegnisse zu finden. Man löste die Bande, die ihn am Gehen hinderten. Hippolyt stand auf und erblickte das Ufer eines Landes, das er einst unter ganz anderen Umständen zu erreichen gehofft hatte. Die riesenhohen Bäume, die duftigen Wiesenteppiche, die buntgefiederten Vögel, die am Wege wuchernden Pflanzen, die von den Botanikern in dem Jardin des plantes so sorgfältig gepflegt wurden, Alles traf ein, auch entsprachen die Menschen, die am Ufer zahlreich versammelt standen, den Beschreibungen, die ihm Colas von seinem Vaterlande gemacht hatte; aber seine eigene Lage, seine Umstände waren gar zu verschieden von den Erwartungen, die er in St. Marie selbst schon aufzugeben angefangen!

Er folgte seinen räuberischen Unterthanen in ein großes Dorf, das sich am Ufer entlang zog, und wurde von einem zuströmenden Gewühl scheinbar guter und nur sehr neugieriger Wilden fortgetragen. Vor einer Hütte, die gegen die übrigen durch einige Vorzüge abstach, hielt der Zug, ein großer, alter Mann von ehrwürdigem Ansehen trat aus ihr hervor und wurde von den Umstehenden mit sichtbaren Zeichen der Verehrung empfangen. „Der Kazik," dachte Hippolyt, „oder der Priester, der bei den Menschenopfern den Vorsitz hat." In der That brachte man einen großen hohen Klotz und eine noch höhere Stange herbei, entkleidete den todtbleichen Hippolyt, der sich vergebens sträubte, und zwang ihn, jene Erhöhung zu besteigen. Alle diese Manipulationen waren für den armen Pariser um so peinlicher, als sie von einem wilden Durcheinander aus tausend Kehlen begleitet wurden. Er verstand kein Wort von diesem Sprachgewoge und fühlte sich mit seiner nächsten finstern Aussicht um so einsamer und hoffnungsloser. Inzwischen war er an den Pfahl festgebunden, und sah erwartungsvoll auf die herumwogende Menge, aus welcher ein-

Ludwig.

Ha, ha, ha! Die Polizei ſpricht von Kunſtwerken! Das iſt wirklich komiſch!

Lionne.

Sire, ich bin nicht Kenner genug, um zu entſcheiden, ob ein Werk nach den Regeln des Ariſtoteles gearbeitet iſt, aber das weiß ich, daß Tartüffe von Anzüglichkeiten auf die Polizei wimmelt.

Ludwig.

Aber ſagen Sie, wenn ehrliche Menſchen über die Polizei lachen, iſt denn das ein Verbrechen? Es wäre nur ſchlimm, Lionne, wenn die Verbrecher Sie auslachten! Sie haben durch Ihr Verbot ganz Paris aufgeregt; Sie haben meine Regierung hingeſtellt, als müßte ſie vor den Verſen eines Schauſpielers zittern; das giebt nur denen, die unterdrückt werden, Märtyrerkronen und die, die ſich fürchten, erſcheinen kindiſch.

Lionne.

Wenn Sie geruhen wollten, Sire, das Stück zu leſen —

Ludwig.

Um Gotteswillen nicht, Lionne! Ich brauche dazu drei ungeſtörte Stunden, und wo fände man die auf dem Throne von Frankreich? (Bei Seite zu Delarive) Wie iſt's mit Armande? Haben Sie Erkundigungen eingezogen?

Delarive.

Sie wird der Truppe nach Lyon folgen, wohin Molière während der Ferien zu Gaſtvorſtellungen eingeladen iſt.

Ludwig.

Dieſe Ferien, dieſe Urlaube, ich werde ſie abſchaffen. Lyon

zelne Stücke ſeiner ihm weggenommenen Uniform wieder zum Vorſchein kamen.

Wie weit muß nicht das Gefäß des menſchlichen Gemüths ſein, daß es oft ſo verſchiedenartige Eindrücke zu gleicher Zeit zu faſſen vermag, ja, daß dem ungeheuerſten Schmerz zuweilen noch eine kleine und wol gar komiſche Rückſicht zufließen kann! Man ſteht am Sterbebette ſeines Vaters und eine Fliege zwingt Dich, nach einer andern Seite zu ſehen. Hippolyt bemerkte, wie ungefüge ſich dieſe Menſchen ſeiner Lieutenantsuniform bedienten, wie der Eine den Rock ſo anzog, daß die Schöße nach vorn kamen, der Andre die Epaulettes an die Ohren band und andere Mißgriffe, er überſah das Alles nicht mit ſtierem, gläſernem Auge, ſondern fand es zum Lachen ſpaßhaft, obſchon er der Erwartung lebte, im nächſten Augenblick Alles, dieſe Menſchen, dies ſchöne Land, das Meer, St. Marie, Colas, Polyglotte, Heloiſen, den Pudel ſeiner Hauswirthin in Paris, Alles, Alles, zum letzten Mal geſehen zu haben.

Doch ſo grauſam ſchien Hippolyt's Schickſal nicht werden zu wollen; er überzeugte ſich bald, daß ſeine Ausſtellung dazu diente, für ihn einen Käufer zu finden. Er überlegte, daß er kein Schwarzer war, daß Madagaskar nicht zu den Barbaresken gehörte, und ſchloß daraus, daß hier das Geſchick eines Sklaven hierzuland nicht ſo furchtbar ſein konnte. „Dann," fuhr er in ſeinen Ueberlegungen fort, „wenn ich mich ſo recht in meine Lage hineindenke, ſo iſt es einmal gewiß, daß ſie kein Traum iſt. Sodann gewöhn' ich mich daran, die Wahrheit der Wirklichkeit an die Stelle des Scheins in der Poeſie zu ſtellen. Alles wird anders, erlebt man es ſelbſt. Dieſe Wilden gehören weder Cooper noch Chauteaubriand an, es iſt eine ganz neue Race Menſchen, die, wie ich ja aus den rauchenden Eſſen und den Geräthſchaften mancherlei Art vor den Hütten ſehe, zu den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften Luſt haben. Nur den Romanſchreibern verdanken wir die fürchterlichen Schilderungen des Sklavenſtandes. Dieſe Leute bedürfen gigantiſcher Motive. Ich glaube an nichts mehr, und will mich daran gewöhnen, alle Dinge für beſſer zu halten, als den Ruf, den ſie haben. Die Poeſie wird hier

zur Fabel und das Wahrſcheinliche iſt gerade das, was ſich am wenigſten bewährt."

Während dieſes Selbſtgeſprächs war ein Mann, deſſen Geſtalt und Tracht ſich von denen der Uebrigen unterſchied, und der hier fremd zu ſein ſchien, zu Hippolyt hinaufgeſtiegen, hatte ihn von allen Seiten unterſucht und handelte ihn gegen zwei Stück Ochſen ein. Hippolyt verſtand dieſe wechſelſeitige Auslieferung, und fand ſie ſo drollig, daß er ſeines Zuſtandes vergeſſend und in den alten Leichtſinn zurückfallend, in Lachen ausbrach, wofür er von ſeinem Herrn leicht hätte gezüchtigt werden können, wäre dieſer nicht mit dem Verkäufer in lebhaftem Wortwechſel begriffen geweſen. Er hätte ſich jetzt im Charivari lithographirt ſehen mögen, mit der Ueberſchrift: „Der König von Madagaskar, erkauft für zwei Ochſen!" Hippolyt's Käufer wollte nur einſtweilen ſein Herr bleiben; er war reiſender Sklavenhändler und trachtete darnach, ſeinen jungen Einkauf ſobald wie möglich wieder abzuſetzen. Hippolyt wurde in der Herberge untergebracht, nothwendig gekleidet, gut unterhalten, was die Nahrung, ſchlecht, was die Geſellſchaft anbelangt.

Kriegsgefangene, unvorſichtige Wanderer, die ſich von der Landſtraße verirrt hatten, heruntergekommene Arbeiter, jüngere Söhne, theilten mit ihm daſſelbe Schickſal, ſie entfernten ſich aber Alle, Einer mehr als der Andre vor ſeinem Ausſehen, das ihnen fabelhaft erſcheinen mochte. Alle Farben, die ſich merkwürdigerweiſe in allen Nüancirungen auf Madagaskar finden, ſchattirten ſich auf ihren nackten Körper ab von Hippolyt's verdächtigem Halb-Grün, der Bronzefarbe der Ureinwohner, bis zur Negerfarbe der ſpäteren Einwanderer. Schon dieſe Sonderbarkeit zu verfolgen, machte Hippolyt Vergnügen, er wurde ungewöhnlich heiter, und machte ſo viel ſtumme Scherze mit ſeinen Gefährten, daß ſie ihn überaus lieb gewannen und ihm in ſeinen Eroberungsplänen gewiß beigeſprungen wären, wenn ſie nur davon Kenntniß gehabt hätten.

Aber mit dem Abend kehrte auch in Hippolyt's Seele das Gefühl ſeines Mißgeſchicks zurück. Er hatte ſich vielleicht eingebildet, dieſe ganze, mit ihm geſpielte Farce würde nicht länger dauern als bis Sonnenuntergang. Er hatte das Meer

nicht aus den Augen verloren, und immer noch auf die endliche Ankunft der ganzen Bevölkerung von St. Marie gehofft, aber es wurde Nacht und er mußte zum zweiten Mal in seinem Leben sich bequemen, außer dem Bette zu schlafen. Noch peinlicher war es ihm, als ihn ein dicker Neger, der Sklavenwächter, aus den süßesten Träumen weckte und ihn nicht ohne beleidigende Peitschenhiebe antrieb, vom Maisstroh aufzustehen. Hippolyt machte Lärm und rief seinem Störenfried im besten Französisch zu, daß er nicht gewohnt sei, vor acht Uhr aufzustehen, aber es war Alles um ihn her eine fürchterliche Wahrheit, der kaum ergrauende Morgen, das Ausbleiben Colas' zum Ankleiden, der sistirte Kaffee, die Riemen an den Füßen, die Prügel, der Abmarsch. Das von Nebeln bedeckte Meer schwand allmälig gänzlich und die Wanderung nahm ihre Richtung unmittelbar in's Land hinein.

Hippolyt hatte von Natur ein so unverwüstlich heiteres Temperament, daß trotz seiner unheilvollen Lage noch viele Tage hätten anbrechen können, wo er nicht mit der Wiederkehr der Sonne auch den verlorenen Muth wieder erhielte. Die Hügel mit ihren freien Blicken in die lachende Ferne, die Flüsse mit ihren blumenreichen Gestaden, alle Wunder dieser großartigen noch immer tropischen Natur, flößten seinen ermattenden Hoffnungen neues Leben ein. Er wurde froh, wie Alles um ihn her, und dachte sich mit verführerischer Täuschung in die Illusion einer pittoresken Reise hinein. Er überredete sich, daß Hunderte sich an seiner Stelle glücklich schätzen würden, in diesen Umgebungen zu weilen, und er zählte im Geist all' die Fehler her, die er an den Naturschilderungen der neuern Romantik, gegen welche ihn Heloise einzunehmen gesucht hatte, aufdecken wollte. Doch dauerte diese Freude nur so lange, als die Kraft des Körpers aushielt. Als letztere von dem angestrengten Wege überwunden wurde, der Abend mit seinen ungewissen Schatten, die Herberge mit ihren plebejischen Unbequemlichkeiten kam, ließen die Schwingungen seiner Seele wieder nach und ein einziger dumpfer Laut der Trauer tönte in seinem zerrissenen Innern wieder. Er fühlte sich so verlassen, wie er es wirklich war.

Diese Märsche wiederholten sich noch zwei Tage, ehe der

Sklavenhändler seinen Markt erreicht hatte. Obschon er sie in der letzten Zeit kürzer einrichtete, um seine Waare nicht zu sehr abzumatten, so fanden sich bei Hippolyt noch immer weniger Hülfsquellen vor, welche ihm sein Loos hätten ertragen helfen. Endlich kam die Karavane mit einbrechender Nacht in die große Hauptstadt der Hovas an, dieses kriegerischen Stammes, dessen früherer König Rhadama durch alle Reisenden bekannt geworden ist und von den Europäern öfters vergeblich angegriffen wurde, derselben Völkerschaft, die auch Hippolyt's Erbschaft zerstört, seine Eltern getödtet und ihn den abenteuerlichen Schwankungen eines ungewissen Schicksals preisgegeben hatte. Von diesen Kriegern hatte ihm Colas viel erzählt, von ihren Reichthümern, ihren künstlichen Hanthierungen, von ihrer polirten Lebensweise, und seine Amme in St. Marie hatte noch Alles hinzugefügt, was der Alte nicht wußte, da es sich erst später zutrug. Vor Allem war die Königin Ranavalona interessant, die ihren Gemahl Rhadama ermordet hatte, und jetzt mit beispielloser Kraft und Ueppigkeit, von ihrem Liebhaber Andremiaja unterstützt, über die Hovas herrschte. Gerade hieher wollte einst Hippolyt an der Spitze der siegreichen, für sein Recht Alles in die Schanze schlagenden Schaaren, er hoffte diese von Colas nachgewiesen zu bekommen, seine Waffen wenden, und nun war es die gemeine Tracht eines Sklaven, in der er die berühmte Residenz der Meuchelmörderin betrat.

Die Scene seiner ersten Versteigerung wiederholte sich am Morgen des folgenden Tages auf dem großen Markte der Stadt, die in einem phantastisch religiösen Styl gebaut war, nur daß ihn jetzt seine übrigen Leidensgefährten umstanden, alle an Phäle gebunden, über denen Name, Vaterland und Alter der Ausgebotenen bemerkt war. Aus Hippolyt's Antworten konnten die Händler eben so wenig klug werden, wie er aus ihren Fragen, und so blieb die Tafel bei ihm leer. Das war vielleicht das Auffallende, was die Käufer gerade zu ihm zog. Er schimpfte wie eine „Dame der Halle", als er von allen Seiten betastet, gemessen, befragt wurde. Man brach ihm sogar, wie einem Pferde, den Mund auf, um seine

Zähne zu zählen, eine Impertinenz, die er durch lautes Schreien und Stoßen zurückwehren wollte. Allein einige verdächtige Drohungen des alten Negers, der die Verkäuflinge beaufsichtigte, während der Herr mit den Lusttragenden unterhandelte, brachten ihn zur Besinnung, und er ließ die gelben Herren aus der Residenz gern nach Zähnen sehen, die durchaus nicht so empfehlenswerth weiß, sondern hie und da sehr hohl und stockig waren, woran sich Paris, Tortoni und die Eisbaisers aus der großen Oper erkennen ließen.

Endlich fand sich ein kleiner Hängebauch, in dem Anzuge eines orientalischen Haremsinspectors, nicht ohne Wahrscheinlichkeit selbst ein Verschnittener, aber in Seide und köstliche Pelze gekleidet, von einer Schaar Bedienten begleitet, von allen Umstehenden durch tiefe Verneigungen begrüßt. Dieser fand an den schwärmerischen Gesichtszügen Hippolyt's ein großes Gefallen, untersuchte ihn mit lächelnden Blicken, rief seinen Zahlmeister und gab, was für den Armen gefordert wurde. Als Hippolyt darauf seinem neuen Herrn folgte, warf er noch einen freundschaftlichen Blick auf seine übrigen Mitangepfählten; denn er war so gutmüthiger Natur, daß er selbst seine Feinde liebgewonnen hätte, wäre er gezwungen gewesen, länger als drei Tage mit ihnen umzugehen. Als er aber diese aus den Augen verlor und die Pracht seiner Bewachung und die Ehre, die man ihm erwies, sah, spannte sich seine Neugier und der Reiz der Erwartung ließ ihn das, das ihn treffen konnte, schon wieder im glänzendsten Lichte erscheinen.

Wer hätte unter dieser sybaritischen Hülle der Genußsucht den Lord Oberscharfrichter vermuthet? Hippolyt betrat die Wohnung dieses schrecklichen Mannes, die dem prachtvollen, aus buntgemaltem Holze aufgeführten Palaste der Königin nahe lag, und erkannte bald aus den Geräthschaften und den Manipulationen in den neuen Kreisen seiner Thätigkeit wider Willen, in wessen Diensten er sich befand. Er war beim Oberscharfrichter des Staates! Neuromantisch gewiß! Wieder eine Erinnerung an die Porte St. Martin in Paris! Es überkam ihn eine gewisse Art ästhetischen Grausens. Er stampfte mit dem Fuße auf vor Aerger und schien Genugthuung haben zu wollen für die Dummheit, in den Roman

ſeines Lebens einen Scharfrichter hineintreten laſſen zu müſſen. Der Aufſeher der Gärten ſeines Herrn hätte ihm bald einige körperliche Erinnerungen gegeben.

Das drolligſte in Hippolyt's neuer Lage waren die Widerſprüche im Lord Oberſcharfrichter ſelbſt. Dieſer Biedermann war keineswegs ein bluttriefender Samſon, kein perſiſcher Fettah, der nur in rother Mütze und mit einem Bund Stricke vor dem Publikum erſcheinen darf, ſondern er näherte ſich den gemüthlichen deutſchen Scharfrichtern, die nur vier Menſchen in ihrem Leben köpfen dürfen, um ſich nicht einer gefährlichen Grauſamkeit zu überlaſſen. Eben ſo wenig blutdürſtig ſchien Hippolyt's Herr, obſchon er täglich in der Uebung ſeines Amtes blieb, und keineswegs daſſelbe etwa nur in Pacht genommen hatte. Es war ein heiterer, die ſtillen Freuden der Unſchuld liebender Herr, der nichts lieber that, als Tabak rauchen und in ſeinem duftenden Garten die Blumenbeete anordnen. Hippolyt wurde im Garten des ſentimentalen Scharfrichters angeſtellt und hatte die Aufgabe, die Blumen des gefühlvollen Mannes zu begießen.

Einige Tage nachdem unſer Held in ſeine zarten, aber nichtsdeſtoweniger beſchwerlichen Functionen eingewieſen war, trat an einem frühen Morgen der Lord Oberſcharfrichter in ſeinem ſchwerfälligen Gange, auf ſeidenen Pantoffeln und in dem gemächlichſten orientaliſchen Negligée zu ihm, pflückte ſich eine Schmetterlingsblüthe der zarten Pflanze Anduranga, klopfte ſeinem Knechte auf die Schulter und ſagte: „Alles in der Welt hat ſein Amt und ſein Ziel. Was Du ſäeſt, mein Sohn, ernte ich, was Du pflanzeſt, mähe ich. Der Eine ſteht an des Menſchen Wiege, der Andere an ſeinem Sarge. Man kann nur auf eine Weiſe geboren werden, und auf mannigfache Weiſe dieſe irdiſche Hülle, das Leben, ablegen. Den Einen erſchlägt die Leber, den Andern das gelbe Fieber, den Dritten eine melancholiſche Stimmung ſeines Gemüths, den Vierten der Zufall, welches der mächtigſte König der Erde iſt; alle Uebrigen tödtet der Arm der Gerechtigkeit: und dieſer Arm bin ich, durch Gottes und unſerer Königin und des Prinzen Mitregenten Gnade. Ich bin zwar nur ein Stiefbruder des Todes, und muß mit

eigener Anſtrengung mein Erbtheil, das den Uebrigen von ſelbſt zufällt, erwerben, dafür genieße ich aber auch große Ehre und bin bei den Fürſten und Göttern der Erde in einem unverweslichen Anſehen. Ich bin ein Feind der Sklaverei, ich liebe es nicht, wenn einer dem Andern auf den Nacken tritt, aber was hilft's? Meine Zeitgenoſſen ſind noch nicht reif für die Humanität, die Menſchenrechte werden erſt in fünfzig Jahren begriffen werden. Bis dahin begeuß meine Blumen und tröſte Dich, wenn des Lebens Stürme brauſen, mit Glauben, Liebe und Hoffnung!"

Hippolyt verſtand von dieſer Anrede natürlich kein Wort, aber neben ihm war Jemand, der Alles begriffen hatte und es ihm ſo ungefähr, wie wir berichten, durch Zeichen zu erklären anfing, nachdem der philoſophiſche Oberſcharfrichter lächelnd mit ſeiner Blume und ſeinen Pantoffeln weiter geſchlendert war. Dieſer Dollmetſcher war Ararata, eine Sklavin des Hauſes, die ein gleiches Geſchick und eine dämmernde Neigung zu Hippolyt hinzog. Leider war die Sprache, in welche ſie überſetzte, unſerem Pariſer nicht minder unbekannt, als vorher die die des menſchenfreundlichen Scharfrichters. Er hörte an den gleichen, gezogenen, zerſtampften, ſich kollernden Lauten, daß ſie vermuthlich in dieſelbe Sprache und nur aus dem Munde des Herrn in den ihrigen überſetzte. Allein er verſtand ſie doch beſſer, weil ſie mit den Augen der Liebe ſprach.

Ach, es iſt nur zu gewiß, daß Hippolyt immer mehr anfing, ein freudenloſes Leben zu führen. Seine Heiterkeit war dahin, ſein Schickſal war kein Feuilleton-Scherz, er unterlag ihm bald; in ſeine freie, ſtolze Seele zog die Furcht ein, und die Furcht legt allen höheren Eigenſchaften des Gemüths und des Geiſtes die Sordine auf. Der Kreis ſeiner Anſchauungen verengerte ſich, er vegetirte fort in einer Beſchäftigung, welche täglich dieſelbe blieb, und ſeine Wünſche ſtreckten ſich kaum noch weiter, als bis zu der Stunde, wo ſeine Nahrung ausgetheilt wurde, oder er einer kurzen Ruhe pflegen durfte. Man kann ſich mitten im civiliſirten Europa davon überzeugen, wie ein Gefängniß, Armuth, Krankheit den ſtolzeſten Geiſt lähmen und an die Stelle der erhabenſten Eigenſchaften unglückliche Schwäche, Aengſtlichkeit, Unterdrückung treten

lassen. Die Schauer des Hauses, in welchem Hippolyt lebte, vermehrten hauptsächlich die Eindrücke, welche zerstörend auf sein Inneres wirken mußten.

Die Seelenstimmung war ganz dazu geeignet, die Annäherung Ararata's zu erleichtern. Ja es wurde sogar für Hippolyt, der immer an dienende Umgebung und an Aufmerksamkeit gewöhnt war, Bedürfniß, sich unter den tröstenden, erquickenden Einfluß dieser Wilden zu stellen. Ararata war kaum dem Kindesalter entrückt, von olivenfarbenem Teint, dunklem, langem Haar, und in ihrer ganzen schönen Körperbildung bei Weitem verschieden von den kleinen, schwerfälligen Hovas, zu deren Stamm sie nicht gehörte. Hippolyt war allmälig mit ihrem Schicksal vertraut geworden; denn die Laute ihrer Zunge blieben ihm nicht immer fremd; die Einsamkeit, die Hingebung, das gleiche Loos erleichterten die Verständigung; an die Stelle der Zeichen und sprechenden Blicke traten allmälig Laute, deren Sinn für Hippolyt nicht länger zweifelhaft blieb, und so bildete sich aus Mienen und einzelnen Tönen eine Sprache, die zwischen ihnen Beiden ein vollständiges Einverständniß aufrecht erhalten konnte.

Auf diesem Wege hatte Hippolyt Ararata's Schicksal ersehen. Sie war eine nahe Verwandte der grausamen Königin. Ranavalona tödtete nicht nur ihren Gemahl, sondern suchte dessen ganze Verwandtschaft auszurotten. Ararata's Vater war des Ermordeten Bruder, er fiel unter dem Messer des Scharfrichters, der jetzt ihr Herr war. Sie schien dem menschenfreundlichen Mann entweder noch zu jung, oder er hatte Mitleid mit ihr, oder sie hatte sich unter den zahllosen Schlachtopfern der kronräuberischen Megäre verlaufen, und blieb durch einen Rechnungsfehler bei der Abzählung der Eingelieferten und der dem Schaffot Bestimmten am Leben. Der Aufseher des Gartens hatte sie erzogen, und würde sie wahrscheinlich als sein Kind adoptirt haben, wenn seine Frau ihn nicht plötzlich reich mit Kindern gesegnet hätte. Diese Fruchtbarkeit stieß Ararata in den Sklavenstand; und so kam es, daß sie sich mit Hippolyt auf gleicher Stufe befand. Beide waren königlichen Geblüts, sie eine Prinzessin, er ein

Prinz. Beide mußten sie jetzt die Blumen des Oberscharfrichters ihrer Feindin begießen.

Mit der Möglichkeit, sich verständlich zu machen, kehrte aber auch für Hippolyt eine freudige Stimmung zurück. Er durfte sich wieder einigen Erinnerungen hingeben, seitdem sie in seiner Lage nicht mehr störend wirkten und er damit die Neugier und Einbildungskraft Araratens reizen konnte. Er erzählte ihr so gut es ging von Paris und den kleinen Beziehungen, die sein früheres Leben dort gehabt hätte, er erfüllte die Seele seiner Freundin mit einer zauberhaften Wunderwelt, in welcher sie um jeden Preis zu leben wünschte. Doch es währte eine geraume Zeit, ehe sie sprachlich über eine Flucht, noch länger, ehe sie über die Tauglichkeit derselben sich verständigt hatten. Nichts war leichter, als das Haus zu verlassen, aber schwierig, eine Abwesenheit von mehr als zehn Minuten zu verbergen. Beide sahen ein, daß vor allen Dingen eine Gelegenheit eintreten mußte, die ihre Flucht begünstigte, und diese kam nach langem Harren und Forschen. Die Königin hatte eine gegen das Leben ihres Liebhabers gerichtete Verschwörung entdeckt; sie war so zärtlich um ihn besorgt, daß ihre Strafen so zahlreich über die Verbrecher verhängt wurden, als hätten deren Anschläge ihr selbst gegolten. Sie richtete unter den unglücklichen Opfern ihrer königlichen Macht und ihrer verliebten Leidenschaft ein grausames Blutbad an, so daß es dem Lord Oberscharfrichter an Beilen und Händen zu mangeln anfing. Sein ganzes Haus sah ihn Tage lang nur mit entblößten Armen, vom großen Richtplatz aus fließen durch ableitende Kanäle so viel Blutströme durch das Gebiet des Henkers in den nahen Fluß, daß auf einige Zeit alle Arbeiten im Garten eingestellt werden mußten. Dabei war die Verwirrung des Hauses so groß, selbst Diejenigen hatten den Kopf verloren, die nur gewohnt waren, ihn Anderen abzuschlagen, und Hippolyt, obschon er von den Schauern dieser Gräuel in einen fortwährend fieberhaften Zustand geworfen, besann sich jetzt, wählte Zeit und Stunde und machte sich mit der muthigen Ararata auf den Weg. Aber ach! Vereitelte Fluchtversuche sind in den Romanen so abgenutzt. Mußte ihm das noch passiren,

was er so oft zu tadeln pflegte! Allein die Zeit der Illusionen, des Unglaubens waren vorüber und Hippolyt mußte sich in dem finstern Kerker, in den man ihn brachte, wohl gestehen, daß er recht unglücklich war.

Araratas schien weniger Besorgnisse zu haben. Ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können, hatte sie in ihrem Gefühl eine Ahnung von dem Glück, zum ersten Male ihr Geschick fest an das ihres Freundes geknüpft zu sehen. Sie umschlang Hippolyt mit ihren schwellenden Armen, und preßte ihn mit all' der Gluth, die unter diesem Himmelsstriche die Liebe begleiten muß, an sich, so daß der unglückliche Gefährte seines Schmerzes vergaß, das Stöhnen und Aechzen der im Hofe zum Tode Geführten und den Lärm der fallenden Beile nicht mehr hörte, sondern von seinem eisigen Schrecken in Araratens warmen Lebenshauchen, in ihren Umarmungen und dem Flüstern einer für ihn nicht mehr barbarischen und hieroglyphischen Sprache austhaute. Ein sanfter Schlaf brachte zuletzt alle Besorgnisse in's Gleichgewicht und löste die Berechnungen einer ungewissen Zukunft in bewußtlose Vergessenheit auf.

Nach einigen Stunden erwachte Hippolyt von seinen Träumen, die ihn im nächsten Fluge bald nach Paris, bald nach St. Marie versetzt hatten. Alles war dunkel um ihn her, und nur von Araratens leisem Athmen wurde die nächtliche Stille unterbrochen. Sie schlief in seinen Armen, und ihr Anblick rief ihm das jüngste Ereigniß, das sie Beide in diese Lage gebracht hatte, in seiner ganzen Frische wieder vor die Seele. Es fiel ihm ein, daß er einen Umstand desselben vergessen hatte. Denn als er in einiger Entfernung von dem Hause des Scharfrichters war, und er zu seinem Schrecken rings Niemanden sah, sondern wie sich Alles verschlossen und versteckt hatte, da bemerkte er hinter einer hölzernen Säule des dicht anstoßenden Portals der königlichen Residenz eine weibliche Gestalt, welche er sich erinnerte einst schon gesehen zu haben, auf welche er sich aber um so weniger besinnen konnte, als er in demselben Augenblicke von seinen Verfolgern ergriffen und zurückgeführt wurde. Jetzt fielen ihm die unbekannten Züge wieder in's Gedächtniß, und er zweifelte

ſoll ſich ſelbſt ein Theater halten. Delarive, ich hoffe ſehnſuchtsvoll, daß wir mit Armanden wieder anknüpfen.

Delarive.

Die Geſchenke, die Ew. Majeſtät ihr anboten, hat ſie angenommen.

Ludwig.

Beſter, das beweiſt nichts! Schauſpielerinnen ſind nicht blöde. Wir beten ſie an; ſie bewilligen uns nichts, die Geſchenke aber behalten ſie.

Delarive.

Es iſt mir faſt, als käme dies Billet von Armande — Von einer Dame iſt es.

Ludwig.

Ein Billet (öffnet) von Armanden! „Sire, ich ſchreibe Ihnen in der größten Betrübniß. Das Verbot des Tartüffe — (lieſt für ſich weiter) wie kann ein Monarch — die erhabenen Grundſätze — die Rolle der Elmire — laſſen Sie mich Ihnen heute trotz der Theatergeſetze in Ew. Majeſtät Loge — — (laut) großmüthiger Schutz der Künſte und Wiſſenſchaften — das Verbot eines Stückes — Armandens ewige Dankbarkeit, Liebe und Verehrung —!“ (mit komiſcher Indignation) Lionne, ich begreife nicht, wie man ein Stück, welches ſo vortreffliche Rollen enthält, verbieten kann! Es iſt unerhört, welche Impopularität man auf meinen Namen bürdet — Ich finde das Verbot unpaſſend, gradezu abſcheulich, und ich begreife nicht, welche Rückſicht man auf die Heuchler und Frömmler nehmen kann, warum man ſolche Dinge an die große Glocke hängt und mich zwingt, über

keinen Augenblick, die auf St. Marie so gefürchtete Wilde, welche sich seine Amme nannte, gesehen zu haben.

Hatte sie ihn erkannt, war sie darauf ausgegangen, seine verlorene Spur zu entdecken, so schien ihm die Rettung so gewiß, als er in seiner gegenwärtigen Lage alle Hoffnung darauf verloren haben mußte. Er wollte Araraten wecken und ihr seine freudige Botschaft mittheilen, aber so gebrochen war schon die Kraft seiner Seele, so sehr hatte sich die Furcht in die geheimsten Winkel seines Gemüths, wo früher nur Sorglosigkeit und Vertrauen herrschte, eingenistet, daß er überlegte, ob jenem Weibe zu trauen sei, ob sie ihn nicht in diese Gegenden habe verlocken wollen, um den letzten Sprößling eines gefährlichen Stammes der Königin auszuliefern. Diese Annahme schien ihm einige Augenblicke wahrscheinlich; dann aber, als ihm Colas und die offene mütterliche Sorgfalt des Weibes einfielen, verstummten die sich kreuzenden Gedanken seines Innern und er sank in eine neue Ermattung und Traurigkeit zurück.

Nach einer traumhaften Dämmerung, die Hippolyt's Bewußtsein einige Momente hindurch gefangen nahm, schreckte ihn ein Geräusch an der Thür seines Gewahrsams auf. Er hörte, daß sich Jemand draußen bemühte, sie zu öffnen und doch dabei alles Geräusch zu vermeiden suchte. Die Thür war von außen nur durch einen hölzernen Riegel gesichert, und ging ohne alle Schwierigkeit auf. Hippolyt sprang erschrocken vom Fußboden und staunte, Niemanden eintreten zu sehen. Er ging beherzter auf den Eingang zu, aber zu gleicher Zeit trat ihm auch eine Gestalt entgegen, die das Dunkel zu erkennen verhinderte. Der flüsternde, gebrochen französische Anruf: „Berora! mein Sohn!“ klärte nach einigen Momenten peinlicher Stille den erwartungsvollen Prinzen über die Person des Ankömmlings auf. Es konnte niemand Anders als seine Amme sein, die sich zu seiner Rettung nahte. Er trat ihr näher und sie, ihn erkennend, umfaßte ihn mit den sichtbarsten, schwer unterdrückten Zeichen der Freude. Sie winkte ihm zu folgen, aber Hippolyt nahm Anstand, Araraten einem zweifelhaften Schicksal zu überlassen. Obschon er in diesem Augenblicke viel Vertrauen auf seine Rettung gefaßt hatte,

obſchon ihm der Muth und die ganze Anſchauung ſeiner früheren Verhältniſſe mit Hülfe der Amme wiedergekehrt war, obſchon er ſich wieder in den Straßen von Paris ſah, und ſich allerdings dabei nicht vorſtellen konnte, was er dort mit ſeiner erotiſchen Liebe beginnen ſollte, ſo war die Macht der Zuneigung zu Araratas doch ſo heftig in ihm erſtarkt, daß er ohne ſie ſchwerlich den dringenden Winken ſeiner Retterin gefolgt wäre. Er weckte ſeine Leidensgefährtin, riß ſie mit ſich fort, und da ſie, obſchon unfähig, ſich ſogleich in den Zuſammenhang dieſer Dinge zu verſetzen, ſich doch ohne Schwierigkeit in ſeinen Willen und ſein Beiſpiel ergab, ſo ging die Flucht ohne Hinderniß von Statten.

Ein ſiegreiches Volk umgiebt ſich nicht mit Palliſaden; die Hauptſtadt der Hovas war offen, ohne Mauern und Thore, und Hippolyt erreichte glücklich mit ſeinen Begleiterinnen den nächſten Wald, deſſen Schatten den Dienſt der eben verſchwindenden Nacht ablöſten. Hier ließen ſie zum erſten Mal den eilenden Füßen einige Raſt, die um ſo nöthiger war, da Ararata einen heftigen Schmerz am Schenkel verſpürte, der ſie faſt verhinderte, ohne Weiteres den Weg fortzuſetzen. Das Blut floß aus einer Wunde, die ſie ſich vermuthlich bei dem Ueberſteigen der Mauern in der Wohnung des Scharfrichters zugezogen und jetzt erſt bemerkt hatte. Die Amme wollte von einer längeren Verzögerung nichts hören, ſie drang in Hippolyt, ſeine arme Freundin im Stich zu laſſen und ſein Leben, worauf Alles ankäme, in Sicherheit zu bringen. Doch Hippolyt war, ich will nicht ſagen, zu ſehr Liebhaber, ſondern zu edel, als daß er eine Rettung ohne Araraten gewollt hätte. Er riß Blätter von einem Baume, wo er ſie am breiteſten fand, und ſuchte ſie trotz der eben über die Zinnen des königlichen Palaſtes aufblitzenden Sonnenſtrahlen auf der brennenden Wunde zu befeſtigen.

Ararata lag erſchöpft im Graſe und die Amme zerraufte ſich das Haar, denn ſie ſchwur, daß der Wächter von der Burg der Königin ſchon gerufen hätte, und die ganze Stadt jetzt belebt würde. Sie ergriff Hippolyt bei den Armen und ſuchte den zärtlichen Wundarzt zu entführen, aber er wand ſich von ihr los und betheuerte, eher keinen Schritt zu weichen,

bis er nicht wüßte, daß Ararata sein eigenes Loos theilte. Die Amme, seinen festen Willen zu beugen verzweifelnd, stürzte auf seine mißglückenden ärztlichen Versuche zu, riß den Laubverband von der Wunde und beschied sie Beide, einige Augenblicke zu harren. Sie eilte in's Gebüsch, um irgendwo den Baum Sondisasat aufzusuchen, dessen Blätter die Malgaschen mit vielem Erfolg auf frische Wunden legen.

Inzwischen schien der lichte, sonnenhelle Tag zwischen die Bäume des Waldes hindurch, und die Räume, welche deren Wipfel oben offen ließen, füllten sich mit dem Blau des Himmels. Hippolyt wagte es, dem Rande des waldigen Gebiets näher zu treten und täuschte sich nicht, wenn er seine Flucht für das Ziel einer eifrigen Verfolgung ansah, die, noch in Staubwolken gehüllt, die Fußtapfen der Flüchtlinge aufzusuchen schien. Er lief zu Araraten, die sich zum Theil erholt hatte, führte sie in voller Bestürzung an den Saum ihrer Schutzwehr, die sie nur einige Augenblicke noch unsichtbar machte, aber Beide erkannten die Knechte ihres Herrn, die kaum noch tausend Schritte von dem Walde entfernt waren. Die äußerste Noth zwang sie jetzt zur schleunigsten Fortsetzung ihrer Flucht. An die Rückkunft ihrer Führerin war kein Gedanke mehr; in heftiger Eile bahnten sie sich durch das niedere Gesträuch einen Weg und strengten sich auf das Aeußerste an, ihren Vorsprung wenigstens zu verdoppeln.

Vielleicht gelang ihnen das; denn das Geschrei ihrer Verfolger entzog sich bald ihrem Ohr, und sie rechneten schon in einer beträchtlichen Hörweite von ihnen entfernt zu sein. Ihre von dem zurückgebogenen Gesträuch blutig geritzten Körper athmeten tiefer, sie glaubten ihre Schritte mäßigen zu dürfen und entsetzten sich daher um so mehr, plötzlich ein herannahendes Geräusch im Gebüsch zu vernehmen. Noch hatten sie keinen Entschluß gefaßt, als in stürmischer Eile ein dichter Strauch sich öffnete und die Wilde, der sie Alles verdankten, athemlos auf sie zustürzte, ihnen die nächsten Bäume zeigte und sie zwang, diese augenblicklich zu erklettern.

Nichts konnte von beiden Seiten mit größerer Gewandtheit, nichts aber auch so zu rechter Zeit geschehen. Denn fast noch auf derselben Stelle, wo sich die Wilde von dem Gelingen

ihres Rathes überzeugte, hätten sie die Verfolger der Entflohenen ergriffen. Sie stürzte fort und sank, da aus allen Gebüschen die bewaffneten Knechte des Scharfrichters hervorbrachen, von einem Pfeile tödtlich getroffen, nieder. Die Treue hatte sich ihrem jugendlichen Freunde zum Opfer gegeben. Hippolyt mußte sich fest an die Zweige des erstiegenen Baumes klammern, um nicht niederzusinken.

Die Getödtete hatte auf jeden Fall der Verfolgung eine für Hippolyt und Araraten glückliche Wendung gegeben. Die Dränger verzogen sich in Richtungen, die immer die falschen blieben, sie mochten sie nach allen Seiten hin einschlagen. Der Lärm verhallte immer mehr, und zuletzt war Alles still, auch die Todte unter den nahen Gebüschen hatte zu ächzen aufgehört. Ararata, behend und muthig, schwang sich von einem Aste zum andern; sie traute dem dünnsten Reise, ergriff die vordersten Zweige des Baumes, auf dem sich Hippolyt nistete, und saß bald neben ihrem todtbleichen Gefährten, dem die schreckhaften Abwechslungen seines Schicksals die Zunge lähmten. Erst nach den zärtlichsten Liebkosungen und dem fast scherzenden Gekose Araratens gewann er so viel Kraft, zu seufzen, und seine krampfhaft auf einen trockenen Ast gestützte Hand zu erheben, um sie von seiner dunkelfarbigen Freundin erwärmen zu lassen.

Vor Anbruch des Abends wagten die beiden Flüchtlinge nicht, ihren Versteck zu verlassen. Als ihnen die scheidende Sonne zum letzten Male die deutliche Vorschrift des Weges, den sie ferner einschlagen mußten, gegeben hatte, stiegen sie von dem hohen Baume herab, traten noch einmal zu der Leiche, über welcher Ararata einen leisen Trauergesang anstimmte, dann sie mit einer Handvoll Erde bestreute, und setzten ihre Reise unter dem Schutze der Nacht und des wildigen Dunkels fort. Hippolyt nahm zum Andenken an die theure Frau, die sein Leben mit ihrem eigenen erkauft hatte, eine ihrer früher von ihm bespöttelten grauen Locken mit sich, und gelobte sich, ewig die Erinnerung an sie, wie an einen Schutzgeist, heilig zu halten.

Diese nächtliche Flucht wurde mehre Male wiederholt; am Tage gaben die höchsten Bäume Schutz und die Nacht

räumte alle Hindernisse aus dem Wege. Wilde Muskaten, Feigen, Nüsse von dem Riesenbaume Havama, Tako-Reben, die ohne Zucht und Pflege wachsen, und vor Allem die berühmten madagassischen Erdbeeren waren die Nahrung, mit welcher die Flüchtlinge ihren Hunger stillten: an Quellen fehlte es in diesen gebirgigen Gegenden an keinem Orte. Die Sonne zeigte ihnen am Tage die Richtung, welche sie entweder verfehlt oder einzuschlagen hatten, um dem Meeresufer nahe zu kommen, und in der Nacht konnten sie sich an die Stellung der Gestirne, den Morgen- und Abendstern halten. Sie rechneten, ihrem Ziele schon so nahe zu sein, daß sie anfingen, über das weitere Fortkommen nachzudenken, wenn ihnen endlich wirklich hinter einer Anhöhe der Meeresspiegel entgegen blitzte.

Eines Morgens hatten sie Beide eine sanfte Anhöhe erstiegen. Die Sonne stand schon auf dem halben Wege zwischen ihrem Aufgang und ihrem Zenith, das belebte Rauschen und Wehen der Natur war auch in dieser abgeschlossenen Einsamkeit hörbar. Hippolyt staunte bewundernd die üppige Wunderfülle dieser Gegend an, seine Blicke schweiften trunken über die blühenden Flächen, die sich an dem Fuße des Berges, auf welchem er stand, bis weit in die Ferne dehnten, und er täuschte sich nicht, wenn er in dem weißen Silberpunkte an dem Horizonte den ersten Gruß des Meeres zu entdecken glaubte. Rings um ihn her drängten sich in freier Naturungebundenheit die zahllosen wunderbaren Bäume dieser Gegenden und Gewächse aller Art. In der grünen Blätterkrone des Bohanfilan girrten negerfarbene Holztauben, goldene Quittenäpfel winkten durch das dunklere Grün des Hintergrundes, wo sich die Schirapalme streckt, von den verworrenen, vielästigen wilden Muskatbäumen die blauen Raben die Nüsse stehlen, die Hunits ihre gelben Schatten werfen und von der Sonnenhitze einen wunderbaren korallenartigen Schweiß treiben. Zwischen durch die niedern Gesträuche und ein Gewirr von tausendfach verschlungenen Schmarotzerpflanzen, Blüthen aller Farben und Gestalten, die Anduranga mit ihren schmetterlingsfarbenen Blumen, Gentianellen mit violettnem Schmuck, blaß veilchenblaue Tulpen, Alles duftend und den Sinnen

schmeichelnd. Hippolyt wurde von diesem Zauber überwältigt, er zog Araraten in das thauige Gras und blickte in stummem Entzücken durch die fast künstlichen Gänge und Terassen dieses Paradieses.

Allein was nahmen seine Augen wahr? Welcher Freudenschrei schlägt an sein Ohr? Was besinnt sich Hippolyt noch lange, ehe er an zu lachen fängt? Es ist niemand Anders, er ist es selbst, Professor Polyglotte, der in bloßem Kopfe, mit einem selbst verfertigten Regenschirm und einem langen Tubus, durch diese Tropenwunder rennt. Er war mit Colas aus einem Bosket im Thale getreten, und hatte nicht sobald das oben auf dem Hügel sitzende Paar bemerkt, und sein Fernrohr angelegt, als er Hippolyt erkannte, einen Freudenschrei ausstieß und spornstreichs den Berg hinauf lief. Jetzt stand der drollige Mann vor seinem halbnackten, den Eingeborenen jetzt durchaus nicht verleugnenden jungen Freunde; der Athem war ihm ausgegangen, er keuchte und war leichenblaß wie immer, wenn ihm die unwillkürliche Angst seines eingetrockneten Blutes ergriff.

„Wenn ich nur erst Seitenstiche habe," ächzte er; „dann wird es besser. Aber mein Gott, Prinz, wo haben Sie so lange gesteckt? Ich habe mit diesem Tubus, der doch an das Aufsuchen von Sternen gewöhnt ist —"

Colas' Ankunft verhinderte ihn, seine Schmeichelei zu beendigen. Das Wiedersehen des alten Dieners und Hippolyt's war ein Act der stummen Rührung. Sie umarmten sich mit herzlicher Freude, und es währte lange, ehe sie Worte fanden, um diese auszusprechen. Hippolyt, sichtlich mehr ergriffen, als seine Freunde, konnte nicht sogleich die Fassung gewinnen, um Colas' und des Professors Fragen zu beantworten. Als aber diese sogleich über seine weibliche Begleitung zu forschen anfingen, da sagte er zu ihnen: „O, meine Guten, mein Herz ist so voll von Freude und zugleich von einem süßen Schmerz, wie Ihr es nicht begreifen könnt. Ich bin jetzt, da ich Euch wiedersehe, so reich, so glücklich, daß ich meine Empfindung nicht mit Worten zu fassen vermag. Ich habe Alles gebüßt, meine Thorheiten, meine Unarten gegen Euch, die Ihr so treu waret, meine Unachtsamkeit, meine Trägheit,

meine Gefühlskälte, Alles ist mir auf's Schrecklichste vergolten worden. Dies Geständniß hatte etwas Rührendes: Colas fühlte diese Stimmung viel zu sehr, als daß er seinen Herrn jetzt mit Fragen hätte überhäufen sollen; aber Polyglotte's Neugier kannte diesen seinen Tact nicht, obschon er bei Hippolyt's Worten die Thränen aus den Augen wischte. Seinen dreisten Blick auf die mit sichtlicher Unruhe im Hintergrund harrende Ararata werfend, fragte er ohne Weiteres: „Aber königliche Hoheit, so geruhen Sie doch, Ihren treuesten Diener Dero Vermählung nicht länger zu verschweigen. Ich brenne vor Begier, meiner hohen Gebieterin die Huldigung darzubringen, welche ihr gebührt!“ — „Nein,“ sagte Hippolyt, des Professors knochige Hand ergreifend; „kein Wort mehr von jener Thorheit! Meine Begleiterin ist meine Freundin, die ich nicht verlassen darf. Ich verdanke Araraten Unschätzbares. Sie war mein Trost in der Sklaverei, sie richtete mich durch ihre Liebe auf und was Sie in Erstaunen setzen wird, Professor, von ihr hab' ich Madagassisch gelernt.“ — „Himmel,“ rief Polyglotte, „Sie können Madagassisch? Und Ihnen hat es der Herr Lieutenant zu verdanken? Madame, ich hoffte immer, daß auch ich diese Sprache verstände. Ich werde Sie Arabisch anreden und Sie werden mir in Ihrer Muttersprache antworten.“ Und darauf setzte er mühsam einige Worte aus dem Koran zusammen, welche ungefähr so viel heißen sollten als: „Wie befinden Sie sich?“ Ararata fühlte, daß der Alte mit ihr sprach, sie sah ihn mit großen Augen an, lächelte dann und blickte zu Hippolyt hinauf, um ihn zu fragen, was der Mann wollte; sie verstand ihn nicht. Polyglotte aber, in der festen Meinung, sie hätte ihn verstanden, sprang einen Fuß hoch vor Freude und rief: „Welche feine Antwort! Madame sieht Herrn Hippolyt an; denn wie kann sie sich in seiner Nähe anders als g u t befinden?“ Dann fragte er wieder mit zusammengeflicktem Arabisch: „Sind Sie eine Liebhaberin von schönen Gegenden?“ Und da Ararata zufällig einen Blick auf den Hügel zurückwarf, so schwur er, daß er Madagassisch spräche und beklagte nur, sein arabisches Wörterbuch in Tamatave gelassen zu haben; sonst würde er davon noch glänzendere Beispiele geben. — „Ist Tamatave

in der Nähe?" fragte Hippolyt, den die Narrheiten des Professors belustigten.

Auf dem Wege nach Tamatave, einer europäischen Niederlassung, wurden die seitherigen Schicksale der Freunde erzählt. Die Freude unter den Leuten von St. Marie, die um Hippolyt aufzusuchen mit herüber gekommen, war groß; nur beklagten sie, sobald wieder in ihr nacktes Eiland zurückkehren zu müssen. Dann baten sie Polyglotte, mit seinem Fernrohr die Richtung von St. Marie zu spiren, weil Einige von ihnen schwören wollten, daß sie am frühen Morgen ein dorthin gehendes Segel bemerkt hätten. — „Ich werde sogleich den Ausschlag geben," sagte dieser und legte seinen Tubus an; „in der That, wenn am Glase des Rohrs mir keiner ein Stück Papier befestigt hat, so ist das, was ich sehe, eine Spanne weißer Leinwand."

Als die Uebrigen herantraten, erwies sich die Vermuthung als vollkommen richtig. Ein Schiff kreuzte in der Bucht von St. Marie und die Erwartung bestimmte die Mannschaft, sogleich in See zu stechen. Vor Sonnenuntergang ließ sich die Insel vielleicht noch erreichen. Aus den Bekleidungen der Uebrigen setzte sich bald eine civilisirte Tracht für Hippolyt zusammen: selbst Polyglotte war so reich an Kleidern und Großmuth, daß er die einzige Manschette, die er trug, seinem Freunde anbot. Desgleichen wurden für Araraten Umhüllungen verschafft, die ihr Auftreten weniger nach dem Bal Mabille machten.

Der weiße Punkt in der Ferne trat immer deutlicher aus den verschwimmenden, zitternden Farbenmassen hervor. Es waren die eingerefften Segel eines Schiffes, das sich bald als ein königliches erkennen ließ. Die Bewohner der Colonieen jubelten, weil sie ein aus Isle de France mit Lebensunterhalt oder dem Auftrage, sie nach Frankreich zurückzubringen, gekommenes Schiff vermutheten. Hippolyt wünschte, das Fahrzeug möchte für Europa bestimmt sein, und hätte es in diesem Falle lieber sogleich betreten, als daß er zuerst noch in die Einöde von St. Marie zurückkehren sollte. Die Piroque fuhr dicht am Spiegel des ansehnlichen Seglers vorbei, und rief die oben aufgestellten Wachen an, wohin sie bestimmt wären.

„Nach Breſt!“ hieß es, und Hippolyt's Herz ſchlug laut vor Freuden. — „Wann lichtet Ihr die Anker?“ — „Morgen in aller Frühe.“ Colas, die Abſicht ſeines Herrn errathend, billigte dieſe, Polyglotte konnte es nicht, denn er war eingeſchlafen.

Hippolyt ſchied, nachdem ſie das Ufer erreicht hatten, dankend von den Coloniſten, die ſich um ihn ſo wacker verdient gemacht hatten. Er ſchlug einen kürzeren Weg ein, um des Commandanten Wohnung zu erreichen. Es war ſchon dunkel geworden, im Hauſe Culotte's brannte kein Licht, und an der Thür erklärte Matois, wie man glauben könnte, daß der Commandant an ſolch' einem Feſttage zu Hauſe bliebe. Er ſei ſchon den halben Tag hinüber zu des Pflanzers Cochon Wohnung. „Und der Capitain vom Schiffe im Hafen?“ fragte Hippolyt. „Alle, Alle!“ hieß es, und Hippolyt ſah ein, daß er gleichfalls dieſen Weg noch zu machen hätte. Er brachte Araraten und ſeine Gefährten im Hauſe unter, befahl ihnen, am nächſten Morgen Alles in Bereitſchaft zu halten, ſie würden mit dem Schiffe nach Frankreich zurückſegeln. Colas kleidete ſeinen Herrn, froh und aus vollem Herzen beiſtimmend, in die zweite Uniform, die er noch als Reſerve beſaß, und bat ihn, bald zurückzukehren. Polyglotte war zu ſchläfrig, etwas zu antworten, und Ararate ſchlief ſchon feſt auf Hippolyt's weichem Lager.

Es war in der Ordnung, daß ſich Hippolyt unterwegs am eifrigſten mit dem Gedanken an die Schweſter des Pflanzers Cochon beſchäftigte. — „Sind Sie von den Todten auferſtanden?“ rief Herr Cochon; „Herr Verora, was haben Sie uns für Schrecken verurſacht. Wir ſchwuren, daß Sie irgendwo an der Küſte zerſchellt ſein mochten und beklagten nichts ſo ſehr, als Sie bei dem heutigen Feſte unſres Hauſes vermiſſen zu ſollen. Wiſſen Sie ſchon, was hier vorgeht?“ Le Poivre und Heloiſe feierten ihre Vermählung! Hippolyt war darüber bald belehrt, er ſtotterte einige Glückwünſche für die erblaſſende Freundin, die mit ihm im Mondſchein gewandelt war und Verſe gemacht hatte, und bat darauf, ihn dem Capitain des im Hafen ſtehenden Schiffes vorſtellen zu wollen. Mit dieſem Mann allein zu ſprechen gelang Hippolyt um ſo eher, als

Alles auf Heloiſen zuſtürzte, die bleich und ohnmächtig in die Arme le Poivre's gefallen war. Unſer junger Freund war bald mit dem Capitain einig, die Abfahrt war auf den Ablauf einiger Stunden feſtgeſetzt, und die ſtrengſte Verſchwiegenheit gegen die Geſellſchaft zur Bedingung gemacht. Hippolyt benutzte die Verwirrung, um unbemerkt das Haus zu verlaſſen. Die Sehnſucht, zu ſeinen Freunden zurückzukehren, füllte bald wieder die Leere aus, welche Heloiſens Untreue auf einige Augenblicke in ſeiner Seele hatte entſtehen laſſen.

Als Hippolyt am andern Morgen Araraten zum Aufbruche mahnte, fragte ſie ihn, wohin er ſie führen wolle? „In ein Land," ſagte er, „das mir eine zweite Heimath geworden iſt, und das ich ohne Dich nicht wiederſehen mag. Du ſollſt die Theilnehmerin meines Schickſals ſein, die einzige Eroberung, die ich zurückbringe; alle meine Freunde ſollen Dich gleich meiner Schweſter ehren; Du wirſt die ſüße Sprache Frankreichs auf Deiner Zunge heimiſch machen, und Dich den Gewohnheiten ſeiner trefflichen Bewohner anbequemen. Ich werde Dich niemals verlaſſen."

Polyglotte führte, den Hut ſchwenkend, den Reiſezug an. Alle ſeine Habe trug er auf dem Tubus, den er dem Commandanten einzig aus dem Grunde ſtahl, weil er damit ſeinen Gönner entdeckt hatte. Ein Boot harrte an der Brandung, man betrat das ſchwankende Element und ſtieg bald auf der herabgelaſſenen Strickleiter in den Kiel des Seglers

Hippolyt nahm in Frankreich wieder Dienſte. Er trägt die Epaulettes Louis Philipp's; Colas iſt noch immer ſein treuer Freund und Diener; Polyglotte hat die Anwartſchaft auf einen Sitz in der Akademie; ſein ausgezeichnetes Werk über die Verwandtſchaft der arabiſchen und madagaſſiſchen Sprache befindet ſich unter der Preſſe.

Noch immer liegt derſelbe Schleier der Melancholie auf dem jungen Manne, der in ganz Paris als der Prinz von Madagaskar bekannt iſt. Jetzt beſäße er die Eigenſchaften, ſeine Eroberung zu machen, vielleicht mehr als früher, er

Dinge zu entſcheiden, die man ſtillſchweigend ihren harmloſen, natürlichen Lauf gehen laſſen ſollte.

Lionne.

Sire befehlen, ſo werd' ich Anſtalten treffen, daß die Vorſtellungen des Tartüffe freigegeben werden! (Verbeugt ſich und will gehen.)

Lakai (erſcheint).

Ludwig.

Hab' ich noch eine Audienz zu geben?

Lakai.

Der Präſident Lameignon.

Ludwig.

Lameignon? Was führt den frommen Mann zu dem weltlichen Ludwig?

Lionne (bei Seite).

Nun werd' ich warten können —

Fünfter Auftritt.

Lameignon (tritt ein). Die Vorigen.

Ludwig.

Sind Sie nicht in der Kirche, Präſident? Man pflegt Sie um dieſe Zeit nur im Beichtſtuhl zu ſuchen.

Lameignon.

Der Drang, Ew. Majeſtät nach Dero Rückkunft von Verſailles wohlbehalten und in jugendlicher Schöne wiederzuſehen...

kennt seine Muttersprache; aber er lächelt, wenn ihm Jemand dazu räth. Seine liebste Freude ist die, mit Colas und Polyglotte gemeinschaftlich einige Stunden traulich zu verleben und dem Andenken Araratens seine Worte und Thränen zu we" . . Die Unglückliche ertrug die Mühseligkeit der Reise nicht und fand in den Wellen des Oceans ihr kühles Grab.

Vergangene Tage.

1851.

Nach langem Widerſtreben hat ſich der Autor einem Verlangen gefügt, das von manchen Beſitzern der zum erſten Mal im Jahre 1845 veranſtalteten Sammlung ſeiner Schriften ausgeſprochen wurde. Man wollte von dieſen weniger „Frucht-“ als „Dornenſtücken eines deutſchen Malers“ mit der Feder ein Bild nicht ausgeſchloſſen ſehen, das ihm aus den Steinen, die ſchonungslos mitten durch ſeinen Rahmen geworfen wurden, das Piedeſtal ſeines erſten Ruſes ſchuf. Das zertrümmerte Bild exiſtirt kaum noch. Aber man wollte doch das, was man natürlich auf's Neue gründlich tadeln, auf's Neue gründlich verwerfen, mit gewiſſenhafteſter Schonungsloſigkeit verdammen muß, ſich nicht ganz entzogen ſehen und nannte es am Autor ſogar eine zage Unterlaſſungsſünde, daß er eine ſeiner vielen anderen Sünden im Kämmerlein einer kleinen ſeit ſechzehn Jahren vergriffenen Auflage und wohl gar in dem Kämmerlein ſeines Gewiſſens verbergen wollte. Die Menſchen ſind alle martialiſch tapfer, wenn ſie den Beweis dafür von Anderen verlangen! ſind auch ſo großmüthig! Unſere kleinen Verdienſte, unſere leidlich guten Thaten ſchenken ſie uns von Herzen; die kümmern ſie nicht; die ſind gut beſorgt und aufgehoben; aber unſere Verbrechen, unſere Untugenden, unſere Irrthümer, dieſe hegen und pflegen ſie voll Liebe und Intereſſe, dieſe hätſcheln ſie voll Begeiſterung für ihre eigene Vollkommenheit, voll Hingebung und Bereitwilligkeit, wo es nur um der Liebe Willen etwas zu ſtrafen und zu verketzern giebt! Nicht wahr, Ihr

ſeid heute nachſichtig geſtimmt? Wie langweilig wäre die Welt, wenn wir uns Alle nur gut gäben! Daß wir täglich Irrthümer, große und kleine Vergehen, uns zu Schulden kommen laſſen, mehrt nicht nur die zum Leben ſo nothwendige Reibung der Zündſtoffe des Herzens, ſondern fördert ja auch die Tugendhaften allein ſelbſt, die Moraliſten, die Erzieher, die nie geſündigt, nie gefehlt haben.

Wie kann man eine dreiſte That zurücknehmen? hat der Autor oft hören müſſen. Es war ihm dabei immer, als ſollte ihm eigentlich geſagt werden: Wie kann man ſich dem für uns amüſanten Vergnügen des Spießruthenlaufens, dem für uns maleriſchen Schauſpiel einer Kreuzeserhöhung zur Linken des Heilands, wo bekanntlich der zweite, der verſtockte Schächer hing, entziehen! Wie kann man uns die Gelegenheit rauben, dich achſelzuckend zu bemitleiden und als Folie unſerer Vortrefflichkeit zu benutzen! Und wenn Du uns nichts, nichts böteſt, als das Schauſpiel eines reuigen, bußfertigen Sünders, eines in Sack und Aſche trauernden, von Gewiſſensqualen gefolterten Abſchwörers Deiner ſelbſt, ſo wäre das ſchon ein Genuß für die vielen conſequenten Charaktere, die bekanntlich im Wogendrang unſrer Zeit ſo unerſchütterlich feſtgeſtanden haben.

Kurz, ich fügte mich endlich den wahren Freunden meiner Seele, die das Bedürfniß haben, mich ſo liebevoll zu verdammen. Ich bringe ihnen dieſe „unverantwortliche" Wally mit geduldiger Ergebung wieder aus den Rumpelkammern der Antiquare und willige in die Vervollſtändigung der einmal begonnenen und nur durch neue Federverſuche in Stocken gerathenen Sammlung meiner Erzählungen. Werde ich dabei den Zorn der Cenſur wagen? Dieſe iſt ja abgeſchafft. Die Wirkung alter Verbote? Die Ausnahmegeſetze ſind aufgehoben. Die Entrüſtung der Theologie? Sie hat ſich ſeither viel Gefährlicheres, Strauß, Feuerbach, Daumer müſſen gefallen laſſen. Verbot? Verfolgung? Ich meine unſere Bundespolizei hat ſoviel mit der Lectüre der bei den Hausſuchungen in Beſchlag genommenen Briefe zu thun, daß ſie von den alten Thaten ihrer Vorgänger, den weiſen Maßnahmen der weiland Metternich, Blittersdorf, Sochow, Tſchoppe

und den Gegenständen der Gefahr, die Diese gerade da suchten, wo sie sich später am wenigsten fand, denken werden: Laßt die Todten ihre Todten begraben! Und nur, da wir von Gespenstern, von Revenants aus dem Grabe reden, nur Wolfgang Menzel vielleicht knüpft die überraschenden Aufträge, die ihm auf der Burgzinne von Hohenzollern zur neuen Säuberung des deutschen Parnasses gegeben zu sein scheinen, mit dem an sich nicht uninteressanten Falle an, daß ihm auf sein erstes Werda? das er in die verdorbene Literatur unserer Tage rufen wird, wieder als Gespensterstimme die Antwort wird: Die Wally! Darauf hin muß der Autor, zur ruhigeren Würdigung eines diesmaligen Halsprocesses, etwas ausführlicher sein.

Er giebt den Wiederabdruck jenes vielbesprochenen Romans als geschichtlichen Mitbestandtheil einer nicht todt zu schweigenden literarischen Entwickelungszeit. Er will das Material der Zeitenchronik vervollständigen, um über diese für Jedermann ein Urtheil möglich zu machen. Er hätte deshalb gern auch die gegentheiligen Acten nicht umgehen wollen und sogar die schlimmsten Angriffe mit abdrucken lassen, wenn sie nur nicht so voll leerer und für unsere Zeit gleichgültiger Persönlichkeiten gewesen wären, wie z. B. die Brochüre eines gewissen, jetzt verstorbenen Bacherer, der den Autor, nachdem er ihn 1835 den Auswurf der Menschheit genannt hatte, schon 1840 mit dem Antrage beglückte, sich einen seiner „Freunde" nennen zu dürfen. An solchen Metamorphosen ist unser Literaturverkehr reicher, als der Ovidische der Götterwelt, nur daß meistentheils bei uns aus früheren Schweinsrüsseln umgekehrt allmälig Menschenzungen, aus Tigertatzen erst Katzenpfoten, zuletzt treue deutsche biedere Bruderhände werden . . . Statt dieses Lärms der wildesten und nicht blos der W. Menzel'schen Lützower patriotischen wilden Jagd verweis' ich auf das Erkenntniß eines deutschen Gerichtshofes, der jener tragikomischen Literaturepisode durch einige Paragraphen des gemeinen deutschen Rechtes ein hinlänglich würdevolles Ende machte.

Vor sechzehn Jahren war die Zeit noch nicht so „aus den Fugen", wie jetzt. Die Julirevolution hatte nur so ungefähr

angedeutet, daß die große Wiedergeburt Europas mit dem Sturz Napoleon's 1815 und den Schöpfungen des Wiener Congresses noch keineswegs endigen konnte. Man ahnte damals etwas von einer Fortsetzung der großen Gährungsprocesse und Leuterungskrisen unsres gesellschaftlichen Körpers, warf sich aber doch in seiner Angst über die Entdeckung, die man von zweiten, dritten, vierten Acten des großen Revolutionsdramas machte, vorläufig auf die Lehre von Constitutionalismus und beruhigte sich bald damit, daß eine möglichst richtige Vertheilung von Autorität und ein möglichst besonnenes Gleichgewichtssystem zwischen den im Staate zur Aeußerung berechtigten Potenzen Ruhe und Friede wieder in die Welt zurückführen würde. Dies wurden die zum zweiten oder dritten Male angebotenen sibyllinischen Bücher, die damals unsere Staatsmänner mit ein wenig Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit hätten an sich kaufen können, aber selbst um diesen Preis, zwei Ständekammern zu theuer fanden, bis sie ihnen 1848 zu einem andern civilen Preise angeboten wurden. Nun, wir haben's ja erlebt, Staaten gingen wie alte Hemden auseinander. Aber merkwürdig! Gewisse Leute behalten immer Recht. 1849 brachte das Vorgefühl der militairischen Kraft, und unsre Politik ist schon wieder weiser geworden, als die Sibylle.

Das Murren, das vor sechzehn bis zwanzig Jahren in den Gemüthern nicht ausblieb, wenn es auch nicht sehr vernehmlich wurde, zog bekanntlich in Kunst und Literatur über und grellte sich auf diesem Gebiete gründlichst in jenen Schöpfungen aus, die man Tendenz-Literatur nennt. Eine Verstimmung kommt bekanntlich nie allein. Thut uns eine Sehne an der kleinen Zehe weh, so leidet der ganze Körper. Consensuell grübelte, grämelte, zweifelte man damals an Allem. Die constitutionelle Monarchie nach den Paragraphen von Pölitz und Zachariä erschien den jungen Politikern nicht im Mindesten das Manna, das die Kinder Israels in der Wüste nähren und erquicken konnte und wie in der Wüste wanderte bald der Menschergeist und nahm kleine Oasen, wie den St. Simonismus, für neuentdeckte grüne Eilande der Rettung, den Communismus für wirkliche Existenzen mit rauchenden Schorn-

steinen, schmackhaften Mittagstischen und allen comfortablen Bequemlichkeiten, für die man nichts weiter zu bezahlen brauchte, als den einfachen Nachweis, ein Mensch zu sein. Es waren Fata Morganen. Und das that nichts, es schwankte und wankte damals in dem Bestehenden so bedenklich, wie die Häuser beim Erdbeben von Lissabon. Was war nicht Alles in Frage gestellt! Der Enthusiasmus für eine mögliche „andere Welt" hatte sogar jenen bewundernden philosophischen Ausdruck für das Bestehend Wirklich Vernünftige, bekanntlich das Königreich Preußen, allmälig, wie man zu sagen pflegt, unterwühlt, aufgelockert und an einem schönen Frühlingstage im März 1848 ein absolutes Gegentheil aller Dinge als die geheime stille Liebe aller Menschen, selbst der preußischen Hofräthe, an's helle Sonnenlicht gebracht. O diese stille Liebe jener Zeit vor sechzehn Jahren! Las nicht Metternich mit der Wonne eines Flitterwöchners dritter Ehe damals die Lieder von Heinrich Heine und mußte sie ihm sein erster Secretär, Herr Besane von Püttlingen, nicht in Musik setzen und jeden Abend in seinen Soireen am Klavier vorspielen? Waren Minister und Fürsten nicht, wie jener bayerische von Wallerstein, allmälig zur Demokratie reif? Trug nicht Blittersdorf im März die größte dreifarbige Kokarde, die in Frankfurt nur in irgend einem Lädchen der charaktergeraden Zeil oder consequenten Schnurgasse konnte aufgetrieben werden? Wer würde hier Furcht, Berechnung der Umstände, Talleyrandismus, Scribe'schen Bertrant et Raton sehen? Es war die stille Liebe auch der Hohen für das Höchste. Die Zeit von 1830 bis 1848 war reich an Bundestagsprotokollen, Censurverboten, Einkerkerungen, Localausweisungen aus allen Staaten der deutschen Landkarte; aber unter dieser hergebrachten Eisdecke der einmal in den Paragraphen der deutschen Regierungspraxis üblichen vier Jahreszeiten wogte und wallte das Meer, bewegt vom Athemzuge des ewigen Frühlings. Die stille Liebe zu allen möglichen Idealen der Menschheit hatte in jener Zeit Jeden ergriffen und gab jener Epoche einen vorzugsweise träumerischen und um so unpraktischeren Charakter, als man in einem Lande ohne Oeffentlichkeit, bei einer Presse mit Censur zu einer vollkommenen Stubenexistenz im Volke

gelangen kann, wie noch jetzt in Rußland, wo sich ebenfalls zwei Extreme nebeneinander hinziehen, die französische wilde, orgienhafte Phantastik in der Liebe zu den neuen Ideen und über ihr die Eisdecke Sibiriens. Ja, ich glaube fast, daß der Czar auch nur deshalb die Revolution so haßt, weil ihn in einsamen Kassandrahellen Nächten auf seiner Schlummerstätte seine Träume von einer möglichen schöneren und freieren Ordnung der Welt schrecken und die Revolution durch das Uebermaß des Hasses auch bei ihm stille Liebe geworden ist.

Man braucht nur die Bewunderung unserer Zeit vor dem Londoner Glaspalast und die außerordentlich zunehmende Vereinfachung unserer politischen Wünsche — die Deutschen wenigstens wissen doch wol endlich, was sie auch ohne Gagern'sche Parole jetzt zu wollen haben — zu vergleichen mit dem Aufsehen, das damals Dr. Strauß mit dem „Leben Jesu" machte, um von jener in materiellen Dingen noch ziemlich naiven, am Phantastischen und Speculativen aber übergesegneten Zeit nach der Julirevolution eine Vorstellung zu haben. In Zürich ein Volksaufstand um die Berufung eines Professors, der damals noch nichts verbrochen hatte als daß er die hervorragendsten Thatsachen aus der Lebensgeschichte Jesu für eine im Messiasbegriff involvirte nothwendige mythische Verpersönlichung von Allegorieen erklärte! Alle Facultäten waren im Aufruhr. Alle Regierungen berathschlagten über die Maßregeln, die sie gegen die Gefahr der Kirche zu ergreifen hätten. Jede auf dem meist so ruhigen Spiegel der Oeffentlichkeit aufgeworfene kleinere Blase erregt Aufmerksamkeit. Und in der That waren die Erscheinungen, die von sich reden machten, keine geringen. Hegel, Schelling, die neugewonnene Theilnahme für den plötzlich liebevoller ergründeten Goethe, die künstlerischen Regungen Düsseldorfs und Münchens, die wachsenden Monumente, König Ludwig's Kunstideen, womit er eine kleinliche Politik vergessen machte, Fürst Pückler, ein Bindeglied der Stände im Urtheil über „allerhand und noch einige" Dinge, Bettina, aufgehend wie ein märchenhafter Morgenstern und uns an wunderbare Krippen kindlicher Anbetung geleitend, Rahel, die alles Auflösende, Zerzupfende, Alles anders und Jedes um

seiner selbst willen neu Betrachtende, dazu die prächtige, wort- und gedankenblendende neue Lyrik Lenau's und Rückert's, die reiche wissenschaftliche und kritische Debatte auf allen Universitäten, wo junge Kräfte allmälig reiften, die später in den Vierziger Jahren im Wirken von Ruge und Feuerbach ihre Organe fanden. Das war eine Zeit, so sonnenhell, so bewegtbewegend, so bunt, schallend, daß man sie mit den beiden unvergleichlichen Sommern von 1834 und 35 selbst vergleichen möchte, diesen beiden gesegneten Frucht- und Kelterjahren, wo über alle deutsche Gauen ein so goldenes Netz ausgespannt schien, daß es überall glitzerte und schimmerte, wie von Sonnenstrahlen, die sich allabendlich an vieltausend Fensterscheiben brechen. Nie schienen die Wogen des Rheines meergrüner zu wallen, nie die Aehrenfelder goldner sich zu wiegen, die Fruchtbäume nie schwerer zu tragen, die Bienen auf der Flur und in Blumengärten wohliger zu summen als in jenen beiden Wunderjahren. Alle Welt war in Bewegung. Nie ist seit Jahren soviel gereist worden, wie in jenen beiden Jahren 1834 und 1835. Oder täusche ich mich? Oder ist das Alles nur Sonnenglanz der Jugend — der auch die Erinnerung vergoldet?

Doch wohl nicht ganz die Jugend. Es war eben darum so erschreckend, daß der Selbstmord jener Charlotte Stieglitz die düstere Unterbrechung eines so lichten frohbewegten Ideen-Tages werden sollte. Alles strömte damals der Sonne und dem Leben zu und nur ein einziges Herz entfernte sich verzweifelnd, gramumdüstert aus dem regen Verkehr einer arbeitenden und nach Bewährung ringenden Welt. Einer schwachen Dichterkraft opfert sich ein Weib, das vom Heroismus der Selbaufopferung und einer Miselsucht des Geistes gehört hatte, an der der „arme Heinrich" krank läge und von der dieser nur „durch eine reine, für ihn sich in den Tod gebende Magd" könnte gerettet werden! Beim Abrahamsopfer und auf dem Seciertische von Salerno kam die äußere oder innere Gottheit, die des Himmels oder des Herzens, rettend mit der Genüge dazwischen, die den Willen für die That einstehen ließ. Aber jene arme Charlotte rettete kein Widder, keine Demuth des Ritters in Hartmann von

Ludwig.

Hat ſich während meiner Abweſenheit im Parlamente Neues begeben?

Lamoignon.

Die Thatſachen ſtehen in Frankreich auf ſo feſtem Grunde, daß es der Veränderungen und Neuigkeiten wenige giebt.

Ludwig.

Denken Sie ſich, Lamoignon! Und dennoch verbieten meine Räthe und Miniſter eine harmloſe Komödie, die zum Vergnügen der Einwohner von Paris auf meiner Bühne dargeſtellt werden ſollte!

Lamoignon.

Ew. Majeſtät meinen —

Ludwig.

Den Tartüffe mein' ich, von Molière, einem Dichter, den ich ſchätze, den ich auszeichne. Kann ein einziges frommes Gemüth dadurch beleidigt werden, daß man religiöſe Falſchmünzer an den Pranger ſtellt?

Lamoignon.

Ew. Majeſtät muß ich danken, daß ich bei dieſer Veranlaſſung Etwas von dem Tartüffe erfahre. Die Bühne liegt ſo ganz außer dem Kreiſe der Dinge, auf welche ich meine ſündigen Augen richte —

Lionne (bei Seite).

Spitzbube!

Ludwig.

Fühlen Sie nicht, wie treffend der Stoff iſt, wie belehrend und wie harmlos?

Aue's Gedicht, der lieber krank bleiben wollte, als durch den Tod der Mayerstochter gesund. In ihrem stillen Kämmerlein schenkte die Stieglitz wirklich dem miselsüchtigen Berliner Poeten ihr Leben, ihr Herzblut, ohne daß es — traurig genug! — in ihn hinüberfloß und ihn wie er gewünscht, sie gewollt hatte, zum bessern Dichter, Dichter mit Hintergrund, „mit dem großen Geschick" machte! Dieser grauenvolle Tod, der so ernst das Berliner allästhetische Theelöffelgeklapper unterbrach, wurde die Anlehnung unseres Buches, zu welchem ein von einem jungen Mädchen in Gesellschaft wie mit starrem Schrecken ausgestoßenes Wort: O schweigen Sie! Wie läßt sich begreifen, was wir glauben sollen! die erste Veranlassung bot. Selbstmord um eine Idee, Selbstmord um eine im Glauben und in der Liebe wankend gewordene und fortgezogene Stütze — es erschien nicht unmöglich, wie der Autor wenigstens wollte, eine tragische Parallele zu geben zum scheinbaren Leichtsinn einer gedankenlosen Außenseite. Wer ergründet, was Alles unter der Decke unserer conventionellen Begegnungen schlummert? Dieser Roman, veranlaßt durch den Tod der Charlotte Stieglitz, wollte den Versuch machen, ein Interesse an den Ideen wie eine persönliche und reine Herzensangelegenheit und — unter der nächsten Alltäglichkeit darzustellen.

Eine Ansicht von der Wirkung, die überhaupt Bücher haben können, besaß der Autor nicht. Was er bis dahin geschrieben, schien ihm über die Sphäre des „Handwerks" nicht hinausgekommen und nichts imponirt bekanntlich weniger als ein gedrucktes literarisches Urtheil. Die Wirkung des im September 1835 von einem Neuling erschienenen Buches war Anfangs ein bedenkliches Schweigen, dann ein Unwille, der sich nur etwas legte, als die mehrerwähnte Kritik über alles Maß üblicher Polemik hinausgriff und des Verfassers persönliche Freiheit gefährdete. Einige Stimmen versuchten auf das in der Wally angeregte Thema einzugehen und ließen sie unter mancherlei Gesichtspunkten gelten. So besonders der greise Paulus in Heidelberg, der mit einem gedruckten Sendschreiben an den inzwischen gefangen gehaltenen Autor die Meinung der Richter günstiger stimmte, sie wenigstens in eine

gewisse Berechtigung einblicken ließ, solche oder ähnliche Themata sich jetzt zu dichterischer Behandlung auszuwählen. Daumer in Nürnberg fand sogar: „daß Wally sich aus reiner Religiosität getödtet hätte". Richtig ist gewiß, daß Grübeln und langwieriges Denken, wenn auch zuletzt Zweifeln über Religion, nur aus wirklichem Interesse für Religion entsteht. Unter dem Scheine des Hasses verbirgt sich eine ihrer selbst nicht bewußte Liebe. Wenigstens sollte Niemanden Wunder nehmen, wenn die Phrenologen an dem Kopfe des bewußten und leidenschaftlichen Atheisten die auffallendste Ausbildung des Organs der Gottesverehrung entdeckten.

Der verstorbene Minister Leopold's von Baden, Staatsrath Winter, gestand dem Verfasser, daß man ohne jene Aufforderung zum gerichtlichen Einschreiten, die das Stuttgarter Literaturblatt gebracht hatte, es bis zu einer so auffallenden Procedur, wie ein Preßproceß um einen Roman war, nicht würde haben kommen lassen. Die gezwungene Entfernung vom Tummelplatz einer so wüsten Polemik, wie sie nicht enden zu wollen schien, war dem Verfasser ein wahrer Trost, eine Erquickung geworden. Er hörte die Thür seines Gefängnisses hinter sich mit dem Gefühl zuschlagen, das ein Verbrecher empfinden mag, wenn ihn die Strafe für kleine Fehle von vielleicht schon überlegten größeren abhielt, oder das ein Held empfinden muß, wenn er in der Schlacht, die er verloren, auch untergeht. Das Geständniß, daß man einen unreifen, der Welt unkundigen Jugendsinn im Moment einer großen unbedacht gegebenen Blöße überrascht hatte, konnte im Verfasser nicht unabgelegt bleiben. Er fühlte bald, daß er den ideellen Inhalt seines Buches behutsamer, wirksam angelegter hätte vortragen können, nicht in der Erregung einer so von den Räthseln der Zeit in Unruhe versetzten, nur dem Eingeweihten der neuen Dicht- und Denkprocesse verständlichen Subjectivität. Die Selbstvertheidigungen machten das Uebel ärger, und so waren die zwölf Wochen einsamer Unterhaltung mit mancherlei erst in der fünften oder sechsten Woche der Haft ihm zugekommenen Büchern und noch zahlreicheren Mäusen eine wahre Wohlthat für des Verfassers überlegten Entschluß, sich weder eine Kugel vor den Kopf zu schießen,

noch über den Rhein nach Frankreich zu entfliehen, ſondern die Ungewitter in der Luft und die noch unruhigeren in der eigenen Bruſt ſich austoben zu laſſen und nach der Erkenntniß des ſonderbaren Maßes, das zu allen Zeiten der Literatur nur zugeſtanden zu ſein ſcheint, in ſeinem Streben wieder von Vorn anzufangen.

Wenn nun jetzt der Autor nach ſechzehn Jahren, wo ſein Buch zuerſt erſchien und wo er es ſelbſt, wie man eine alte Unglücksſtätte vermeidet, ſeit ſechzehn Jahren auch zum erſten Mal wieder geleſen hat, den Eindruck, den es ihm machte, näher bezeichnen ſoll, ſo wird er erſtens ehrlich bekennen müſſen: Dieſer Roman iſt nicht blos eines pſychologiſchen Problems wegen geſchrieben. Die Goliaths, die das kleine Büchlein maſſakrirten, hatten vollkommen Recht, wenn ſie die romantiſche Einkleidung des Ganzen für eine Bagatelle erklärten, die dem Autor nur in zweiter Inſtanz Werth hätte haben können, während ihm die polemiſche Tendenz gegen die Anſprüche des Theologen- und Kirchenthums die Hauptſache war! Der Verfaſſer theilt in der That die Abneigung der vernünftigen Denker gegen das große geiſtliche Phantasma der Jahrhunderte, das mit ſo vielen Ehren und Würden bekleidet, mit ſo vielen Unterlagen von äußerer Autorität in dieſer Welt gehoben und geſtützt würde. Er geſteht, den Augenblick für eine wahre Himmelswohlthat zu halten, wo Chriſtus, wie er uns verheißen hat, wieder zur Erde niederſchwebte und uns eine vernünftigere Auslegung ſeiner Lehre gäbe, etwa eine ſolche, wie man empfindet, wenn Millionen Menſchen auf die ſich verfinſternde Sonne blicken und der auf ſie fallende Schatten des Mondes uns die wunderbare Maſchinerie des Univerſums in einem Grade vergegenwärtigt, daß wir die Achſe aller Himmel und Erden glauben knarren und ächzen zu hören und uns ſagen müſſen: Was iſt doch dieſe kleine Tellus mit ihrem Glauben, ihrem Meinen, Hoffen, Ringen, Kämpfen in den Myriaden von Erden, die alle wie die unſre ihre Geſchichte haben werden! Wer dieſen großen ſchwarzen Ring in der Sonne ſtatt am 28. Juli 1851 ſchon ſechzehn Jahre früher geſehen hätte, würde auch vielleicht nicht die Polemik gegen den Wahn der Erde etwas königlicher

und majestätischer geführt und sich gar auf den kleinen Plänklerkrieg gegen Berliner Consistorialräthe und Potsdamer Generalsuperintendenten eingelassen haben. Geboren unter diesen ehrwürdigen Kirchenlichtern, vergaß der Autor, daß solche Composition, wenn man mit der Scheere an ihr sich zu schaffen macht, beim Laufe dieser Welt nur immer desto heller brennt. Der Reiz, diesen für ihre Mitwirkung der Befestigung jenes bekannten philosophisch Bestehend-Wirklich-Vernünftigen, des Preußischen Staates vor 1848, meist mit rothen Adlern geschmückten Geistlichen in Erinnerung zu bringen, daß ein Voltaire, Hume, Lessing, Payne, Volney gelebt haben, war für eine jugendliche Entwicklung zu mächtig; nur daß die eisernen Handschuhe, die der dreiundzwanzigjährige Streiter dazu anzog, für's Fliegenfangen in zu komischem Contraste standen zu unsrer Zeit, wo zwar jenes große Phantasma noch in voller Macht und Blüthe steht, aber doch das Gedeihen der kleinen zukunftsreichen Nebenpflanzen, z. B. der freien Gemeinden und des Deutschkatholicismus nur noch von den Maßregeln der Politik niedergehalten wird, einer Politik, die wir billigen müssen, da doch ohne Zweifel unser Aller Meinung die sein wird, daß ein kleinliches Dasein für Ideen nicht paßt, die am großen Tage der Befreiung mit dem Purpur der Cardinäle ihre jetzige Armuth und Blöße bedecken sollen. Also — über die wahre und deshalb verfehlte Absicht jenes Buches keine Verhüllung! Indessen — vom poetisch-literarhistorischen Standpunkte scheint mir das kleine Gemälde minder mißlungen und in der That beachtenswerther, als die gewöhnliche Phrase: „Ein poetisch unbedeutendes Buch" andeutet.

Für einen Ausdruck jener schönen Sommerzeit, wo die Rosen so voll blühten, der 34er sich im Fasse regte, Bettina wie eine Mignon den Eiertanz der „Schwebereligion" gaukelte, die Rahel dialektische Gedankencharpie zupfte, die Birchpfeifer noch bei ihrer Periode Hinko war, noch nicht den Tasso von Potsdam spielte, für den Ausdruck einer so hoffnungsreichen, poetischanstrebenden, in Georg Sand, Byron, Lamartine noch weltbewegende Anregungen findenden Zeit, wo wir von dänischer, schwedischer Quengelei, neuromantischem Märchenquark und Sonntagsnachmittagslyrik mit Goldschnitt für Geheime-

rathstöchter noch frei waren, für dieſe Zeit, wo für einen miſelſüchtigen Dichtergatten eine Dichtergattin ihr beſtes Herzblut verſtrömte, iſt dieſe Wally oder Walpurgis, wie der nicht abgekürzte Name heißen würde, ein Schemen, der ſich auf dem tollen Sabbath des damaligen Ideen-Blocksberges ſehen laſſen konnte.

Walpurgis, die Zweiflerin, iſt die franzöſiſche Here Lelia in deutſchem Gewande. Lelia hat freilich Voltaire und Boccaz, unſre Walpurgis nur Tieck's Novellen und die Leipziger Modezeitung geleſen, aber ich glaube, Walpurgis ſchreibt kalligraphiſcher als Lelia, ſie hat beſſeren Schulunterricht genoſſen und iſt reinlicher, weil ſie eine Deutſche und ihr Vater kein Blauſtrumpf iſt.

Lelia iſt ein ſchönes Ideal, das ſich, von Tizian gemalt, prächtig an der Wand ausnehmen würde. Die arme Walpurgis iſt nur ſo ein Aſchenbrödel der Realität. Im erſten und zweiten Buche des Romans hat ſie Etwas, als wenn wir ſie Alle gekannt hätten, als wäre ſie eine Freundin unſrer Schweſter, eine Geliebte unſres Bruders, die den Armen höchlichſt quälte und ſeine Phantaſie immer wieder aus allen Himmeln in das Lehrzimmer irgend eines Penſionats für Töchter edler Herkunft hinunterfallen ließ. Mit unſrer kleinen Walpurgis kann man Reifen ſchlagen, Federball werfen, ſogar Whiſt ſpielen, kann ihr den Arm hinhalten, um das Garn daran abwickeln zu laſſen, kann mit ihr eine große Intrigue über die Tourenkarte des nächſten Balles beginnen. Alles Das kann man mit der majeſtätiſchen Lelia nicht, und doch hat auch dieſe die Ehre gehabt, auf allen Theecomforts des Faubourg St. Germain verbrannt zu werden. Man leſe die Unarten unſrer Walpurgis! Sie iſt ganz ſo capriciös, wie Ihr Alle wart, als Ihr das Unglück hattet, ſchon 1835 zu leben und menſchlich, oder wenn Ihr Frauen ſeid, halb engliſch, halb wie junge kleine Tigerkatzen zu fühlen.

Dieſer „als Roman ſo unbedeutende" Roman beſitzt unter den Autoren viel ſtille Verehrer. Er iſt weiblich zerleſen worden. Der „geſpenſtige Tambour" trommelt als Marggraff'ſche Ballade mit ungenannter Quelle in mancher Anthologie, ſelbſt „Graf Waldemar" entdeckt hier, daß man ſich auf eine alte

Liebe nur noch flüchtig besinnen kann. Aber es ist wahr, wir sind an besseren Romanen reich gesegnet. Indessen ein leises Fürwort möchte ich für ein gewisses Etwas im Colorit des kleinen Buches einlegen. Es ist so aphoristisch, skizzenartig, lakonisch hingeworfen, daß ich meine literarischen Collegen bitte, nicht immer die literargeschichtliche Verurtheilung, sondern lieber das Corpus delicti selbst noch einmal zu lesen und mir die Frage zu beantworten: Hätte sich wol aus diesem Buche ein leidlicher Entwicklungsgang prognostiziren lassen, wenn man nicht auf zehn Jahre dem Autor einen Todesschrecken in die Finger gejagt und ihn gezwungen hätte, in Allem, was er ferner hergab, sich gleichsam gegen sich selbst zu verwahren? Der Verleger klagt über die Hemmung, den gestörten Absatz. Preußen verbot sogleich alles Zukünftige von diesem Autor. Da konnte man schon einige Jahre den leitenden Faden seines inneren bewußten Selbsts im Literaturlabyrinthe verlieren. Es ist eine große Heldenthat, die nackte Hand in ein glühendes Kohlenbecken zu halten, wie Mucius Scävola gethan; aber es ist auch Heroismus, in einer dummen oder unklaren oder falschverstandenen Phrase abbrechen und, noch ehe man sich ausgesprochen und vertheidigt hat, verstummen zu sollen. Wie lange hat der Autor gebraucht, Voreingenommenen zu beweisen, daß „Emancipation des Fleisches" nur ein albernes Wort für einen ganz unschuldigen Begriff ist! Es wundert mich, daß sich der Autor nicht Opernterte schrieb oder Kalender oder eine Geschichte der Deutschen verlegte, in der alle Nationen erbärmlich, nur die Söhne Thuiskon's einzig und erhaben dastehen.

Wird denn nun also noch nöthig sein, daß der Autor über die alte Schuld sein jetziges Verhalten bekenne?

Ueber Religion und Christenthum denkt er, trotzdem, daß er an Vogt's physiologische Briefe und Rudolph Wagner's endlich entdeckte „psychische Bläschen" im Gehirn nicht glaubt, doch seit dem großen schwarzen Mambrinushelm in der Sonne vom 29. Juli h. Nachmittags 3½ Uhr von allem unserem Rüstzeug in Glaubenssachen so absonderlich, daß ihm eine Polemik, wie die in jenen Geständnissen über Religion und Christenthum, jetzt als reine Don-Quixoterie erscheint. Das

Studium des großen wunderbaren Kosmos, die Zunahme unserer Einsichten in der Naturkunde wird uns über die Fragen der falschbegründeten Religion milder und ruhiger stimmen. Man wird keineswegs christlicher, aber auch nicht unfrommer werden als sonst. Man wird von der Geschichte des „Heilandes", seiner Jünger, der ersten Christen und den späteren Schicksalen und Läuterungen der Christuslehre das entnehmen, was in diesen Offenbarungen des ringenden Menschengeistes mit unserm eigenen Bedürfniß nach Geisteslicht und Lebenswärme übereinstimmt, mit einem Worte das, was am Christenthum die gleiche Passivität unsrer noch immer nicht befriedigten Sehnsucht nach Erkenntniß bezeichnet; im Uebrigen aber wird die gehässige Weltlichkeit, wie jene Sehnsucht fast zwei Jahrtausende lang sich aussprechen und halten durfte, immer mehr absterben und mit manchen anderen Trümmern der Vergangenheit den großen Strom der Vergessenheit hinunterschwimmen. Man wird über Religion anders fühlen können als Feuerbach, aber über das Christenthum kaum noch anders als David Strauß. Der große Umstand, den der Autor in diesem Buche von gewissen Demonstrationen gemacht hat, richtet sich im Auge des Aufgeklärten von selbst.

Bedenklicher ist dagegen, vom sittlichen Standpunkt aus, jene Parthie des zweiten Buches, die man die Sigunenscene genannt hat. Die gesunde Vernunft und die Phantasie gehen nicht zusammen. Diese denkt sich Möglichkeiten, vor welchen jene ein Schwindel ergreift. Die erste Naivetät der Bekanntschaft mit den über alle Maßen natürlichen Romanen des Mittelalters ließ ihn glauben, man würde sich auf die Symbolik einer im Geiste vollzogenen Ehe, auf die Allegorie einer durch den Gedanken vollführten Vernichtung seiner selbst vor der Macht eines geliebten Andern, mit nachgiebigem Zugeständniß einlassen. Ganz im Geist jener absoluten Schönheitswerbung, wie sie gleichzeitig in der Düsseldorfer Malerschule stattfand. Wollte man doch sonst am Leben nur die bunte Farbe, nur den Duft der Blume, den Sonnenschein gelten lassen; nur ein Klingen und Singen wie von Elfenstimmen hören und den lockenden Tönen in den geheimnißvollen Wald folgen, wo man Zauberpaläste, Schwanen-Jungfrauen auf

glänzenden Seen zu entdecken hoffte. Wie Recht hatte vielleicht der weise Bundestag, dieſe Träumerei, als ſie ſich von der Palette auch auf's Papier begab, durch ſeine Verbote und Verfehmungen zu unterbrechen! Denn wie verworren und gerade deshalb ſo gefährlich die Jugendphantaſie denkt, beweiſt der Umſtand, daß ſich der närriſche Autor damals einbildete, in jener Sigunenſcene Wunder etwas Sittliches empfunden und geſchildert zu haben! Er begriff nicht, wie man in ihr ein Aretin'ſches oder Parny'ſches Doſenſtückchen wittern konnte. Die kritiſchen Rüſſelkäfer wühlten in dieſer Scene, als hätte es niemals einen Ardinghello gegeben! Etwas mehr Verſtand und Geſchmack und weniger Bosheit hätte ſagen ſollen: Dieſe Abälardphantaſie hat etwas komiſch Lateiniſches und ſcheint geradezu aus dem Kloſter zu kommen der Bücherei, wo die alten Pergamente liegen! Die Kritik hätte den Autor nicht anklagen, ſondern höchſtens im Vollgefühl ihrer kälteren Vernunft auslachen ſollen.

Soviel iſt gewiß, je weniger wir Deutſche Kloſterbrüder bleiben, deſto ſicherer werden wir ähnliche Irrgänge des Denkens und Phantaſirens vermeiden. Die Cenſur war die gefährlichſte Clauſur. Die geſchorene Stirn des geiſtigen Mönchthums iſt dem Sonnenſtich viel ausgeſetzter als der alte freie germaniſche, wenn auch unbedeckte Haarwuchs. Die Oeffentlichkeit, die Freiheit des Staatslebens, die großen Ideen im Ganzen und Allgemeinen werden uns ſolche Regulatoren unſres Wirkens und Schaffens werden wie im Theater die Vergegenwärtigung des Publikums den Dramatiker erzieht. Vor *Allen* prüft man ſich, ob man etwas ſagen dürfe, was man vor einem *Einzelnen* zu ſagen keinen Anſtand nimmt. Ein Nationalkörper, der für alle ſeine Bewegungen freien Raum hat, dem kein Arm gebunden, kein Fuß gehemmt iſt, wird auch eine geſunde und klare Nationalſeele austragen. Darum wohlauf! Die Fittiche nicht hängen gelaſſen, ſondern der Sonne zugeflogen! Für uns Deutſche liegt ſie ſchon in dem einen Worte: Eine große, ungetheilte Nation mit den ſtarken Organen einer natürlichen und freien Bewegung!

So danke man denn viel lieber dem Verfaſſer, der es auf die vielen Anfragen nach dem ſchlimmberufenen Buche, die

Angebote, die man den Antiquaren macht, um das seltengewordene Corpus delicti herbeizuschaffen, der Neugier des Liebhabers bequemer macht und einen Abdruck selbst veranstaltet, in welchem nur einige wenige unwesentliche Dinge geändert worden sind. Im Uebrigen denke man von dem, was in der Literatur nicht jenen geraden Weg geht, dem Jeder allein folgen möchte: Die Dichter gleichen den einsamen Botenläufern, die des Morgens in der Winterfrühe, wenn kaum noch die Hähne gekräht haben, schon auf den des Nachts vom Schnee verschütteten Wegen die ersten Fußtapfen eindrücken müssen. Ihr habt Mittags gut spazieren wandeln! Gedenket derer, die zwischen Feld und Wald und Weiler im ersten Morgengrauen auf zuweilen doch unübersehbaren Schneeflächen (wer ermißt das Reich der Ahnungen!) zuerst die Wege wieder suchen mußten und dabei keinen andern Führer hatten, als den Rauch aus jenen fast unsichtbaren, weiß verhangenen Schornsteinen, wo dem so Bequemgebetteten schon in aller Frühe der labende Mocca dampft!

I.

Wally, die Zweiflerin.

— Des Friedens Wunde ist Sicherheit,
Sorglose Sicherheit; doch weiser Zweifel
Wird Leuchte der Vernunft, des Arztes Sonde
Der Wunde Grund zu prüfen.

Shakespeare.

Erstes Buch.

I.

Auf weißem Zelter sprengte im sonnengoldduchwirkten Walde Wally, ein Bild, das die Schönheit Aphroditens übertraf, da sich in unserm Falle zu jedem classischen Reize, der aus dem cyprischen Schaume nur irgend geflossen sein konnte, noch alle romantischen Zauber gesellten. Natürlich fehlte die Draperie der modernsten Zeit nicht; ein Vorzug, der sich weniger in der Schönheit selbst, als in ihrer Atmosphäre, ihrem Walten kund zu geben pflegt.

Welche natürliche und ihr doch so vollkommen gegenwärtige Koketterie auf einem Thiere, von dem sie wahrscheinlich selbst nicht wußte — daß es blind war! Wally gab sich das Ansehen, als wäre sie mit ihrer Situation ganz verwachsen; aber wie oft fiel sie aus der Rolle einer muthigen Amazone! Wie oft wurde den zahlreichen Cavalieren, die sie umgaben, Gelegenheit zum Halten gegeben! Der Jokey wußte, daß die weiße Stute blind war. Aber die Uebrigen hingen wirklich

Lamoignon.

Unendlich harmlos! In dieſem Falle bedaur' ich nur jene armen Deputationen, die im Vorſaal harren, um Ew. Majeſtät für die Unterdrückung des Tartüffe den Dank aller Ihrer getreuen Unterthanen auszuſprechen —

Ludwig (erſtaunt).

Delarive?

Delarive
(geht an die Thür und öffnet).

Ludwig.

Deputationen, die mir Glück wünſchen, daß ich den Tartüffe verboten habe? Ha, ha! Herein mit dieſen komiſchen Leichen-Gratulanten! Wahrhaftig, wäre Molière da, daraus machte er eine Komödie!

Sechſter Auftritt.

Dübois. Lefèvre. Chapelle. Die Vorigen.

Ludwig.

Willkommen, meine Herren, in Paris. Guter Dübois, was thun Sie unter dieſen Deputationen? Ich befinde mich wohl. Die Reiſe iſt mir vortrefflich bekommen. Dübois! Sie blicken ja ſo feierlich? Sie wollen mir doch nicht auch Dank ſagen, daß man den Tartüffe verboten hat?

Dübois.

Sire, im Namen der Aerzte von Paris.

gläubig — wie der Eiſenfeilſtaub am Magnet, wie die Nachahmung am Genie, wie das Ordinäre am Wunderbaren.

Am Wege ſchritt, wie ſich beim Temperamente von ſelbſt verſteht, im Zweivierteltakte, Cäſar, ein Mann, der im Stande war, eine ſolche Gruppe, wie die vorbeiſprengende, im Nu zu überſehen und jede darin waltende Figur ſo zu iſoliren, daß er ſie Alle objectiv verarbeitete und an ſeiner eigenen Individualität zerrieb.

Kennt ihr dieſe genialen Charaktere, die durch ihr Schweigen mehr ausdrücken, als wenn ſie reden, die nur ihr rollendes, ſiegendes Auge in die Geſellſchaft werfen dürfen und jede Perſönlichkeit darin abſorbiren in eine Huldigung, die ihnen ſogleich wird — ohne ihr Verlangen?

Cäſar ſtand im zweiten Drittel der zwanziger Jahre. Um Naſe und Mund ſchlängelten Furchen, in welche die frühe Saat der Erkenntniß gefallen war, jene Linien, die ſich von dem lieblichſten Eindrucke bis zu dämoniſcher Unheimlichkeit ſteigern können. Cäſar's Bildung war fertig. Was er noch in ſich aufnahm, konnte nur dazu dienen, das ſchon Vorhandene zu befeſtigen, nicht zu verändern. Cäſar hatte die erſte Stufenleiter idealiſcher Schwärmerei, welche unſere Zeit in jungen Gemüthern erbaut, erſtiegen. Er hatte einen Friedhof todter Gedanken, herrlicher Ideen, an die er einſt geglaubt, hinter ſich; er fiel nicht mehr vor ſich ſelbſt nieder und ließ ſeine Vergangenheit die Kniee ſeiner Zukunft umſchlingen und jene zu dieſer beten: heilige Zukunft, glühender Moloch, wann hör' ich auf, mich mir ſelbſt zu opfern? Cäſar begrub keine Todten mehr: die ſtillen Ideen lagen ſo weit von ihm, daß ſeine Bewegungen dieſe nicht mehr erdrücken konnten. Er war reif, nur noch formell, nur noch Scepticker; er rechnete mit Begriffsſchatten, mit geweſenem Enthuſiasmus. Er war durch die Schule hindurch und hätte nur noch handeln können; er war, wozu ihn ſeine todten Ideen machten, ein ſtarker Charakter. Unglückliche Jugend! Das Feld der Thätigkeit iſt Dir verſchloſſen, im Strome der Begebenheiten kann Deine wiſſensmatte Seele nicht wieder neu geboren werden; Du kannſt nur lächeln, ſeufzen, ſpotten, und die Frauen, wenn Du liebſt, unglücklich machen!

Wie Cäsar so einsam wandelte, fühlte er, daß er eigentlich weinen sollte, und um sich die Thränen zu vertreiben, lachte er.

Da flog Wally mit ihren Begleitern an ihm vorüber. Sie schlug mit ihrer Gerte in die Seiten des schönen blinden Gaules (sie wußte es wahrhaftig nicht!) — ein sonderbarer Glanz drang durch die Luft, und zu Cäsar's Füßen lagen fünf kostbare Ringe. Sie mußten an der Reitgerte gesteckt haben.

Wally sah, was der Unbekannte am Wege aufnahm; sie machte Miene anzuhalten; aber als der Fremde mit der Zurückgabe, spöttisch und ein Spiel beginnend, zögerte, blickte sie bös und trieb ihren Schimmel weiter. Die Cavaliere hatten nichts gesehen.

Da Cäsar die Reiterin sogleich aus den Augen verlor, mußte er sich erst auf Alles wieder besinnen. Er gefiel sich darin, an eine alte Sage zu glauben, an die Prinzessin im Walde; er brachte sich mit einem Zauber in Verbindung. Die Ringe zu sich steckend, wandte er sich der Stadt zu.

II.

Ein Regierungspräsident gab auf seinem Landhause einen Ball. Wally und Cäsar sahen sich hier. Cäsar hatte in einem Anfall toller Laune die fünf Ringe über seine Handschuhe gezogen. Wally fragte ihn, wie er darauf käme, seine Trophäen so ungeschickt zu tragen? — „Ja!" sagte er, „die Ringe verhindern die Finger, von dem glatten Rücken der Tänzerinnen abzugleiten. Sie werden doch wol Seide tragen?" Wally ließ den kecken Antwortgeber stehen; dieser junge Mann mißfiel ihr. Aber sie fühlte, daß sie sich zerstreuen müßte, und tanzte mit Vorliebe. Sie wurde erhitzt, verfolgte jetzt Cäsar und sah, daß er die Ringe fortgenommen hatte.

Da er sie aber immer noch nicht brachte, so rief sie einem ihrer Employés, einem blondhaarigen Referendar, der eine

kleine Schrift über das Unzeitgemäße politiſcher Garantieen geſchrieben hatte, ſie ſetzte ihm die Lage der Dinge auseinander und ſagte: „Ich bin gewohnt, für jeden Monat im Jahre einen andern Anbeter zu haben, und nehme Niemanden an, der ſich nicht durch einen Ring in meine Gunſt einkauft. An meinem Finger will ich die Ringe nicht: ich trage ſie an meiner Reitgerte, und mache mir ein Vergnügen daraus, wenn ich von Juli zu Juli in's Bad reiſe, ſie alle zwölf armen kranken Leuten nach einander in die heißen Sprudelbecher zu werfen.“ Darauf erklärte ſie ihm, wie ſie fünf davon verloren hätte, und verlangte, daß ſie ihr wieder zu Handen, zur Reitgerte kämen.

Der junge Mann, der über das Unzeitgemäße politiſcher Garantieen geſchrieben hatte, verſprach ſeine Möglichkeit und redete Cäſar auf die Ringe an. Er möchte ſie doch endlich herausgeben! Cäſar betrachtete ihn und beſann ſich auf den Verfaſſer der kleinen Brochüre. „Sie verſtehen ſich darauf,“ ſagte er dann, „als St. Georg gegen die Ungethüme der Zeit zu kämpfen. Die Ringe der Dame paſſen zu einem Schuppenleibe: als Lindwurm ſtehe ich zu ihren Dienſten!“ — „Wie verſteh' ich das?“ rief der junge Publiciſt. Cäſar ließ ihn ſtehen. „Schuppenleib? Lindwurm?“ Der Beauftragte wagte nicht unverrichteter Sache zu Wally zurückzugehen; ſah die Geneigtheit zu einem Duell. Das war der Aerger, daß ſie die Ringe durch einen Andern abfordert! Er ſtand und ſann — Wally tanzte eben, ſie hatte glücklicherweiſe ſeine Abweiſung nicht bemerkt — er wußte, von wem die fünf Ringe kamen; vier von ſeinen Freunden, die mit ihm theils auf dem Stadtamte fungirten, theils auf das nächſte militairiſche Avancement warteten; einer gehörte ihm, Wally's Sonne ſtand während dieſes Monats in ſeinem Zeichen. Die Sache wurde unvermeidlich ein Ehrenhandel; aber er war perfid genug, dem Gegner das Spiel fünffach zu erſchweren. Cäſar bekam noch an demſelben Abend fünf Ausforderungen in's Ohr geflüſtert.

Cäſar nickte mitleidig zu jeder; Alles war für den folgenden Morgen anberaumt; er entfernte ſich früh.

Wally tanzte bis in die Nacht. Welch ein Glück, ſich

mit dem faden Mittelgut in ewig gleichen Kreisen herumzudrehen!

III.

Es war schon um die eilfte Vormittagsstunde des folgenden Tages, als Wally unter den Händen ihres Kammermädchens saß und ihr Haar flechten ließ. Sie hatte einen kleinen Tisch vor sich gerückt, worauf die Erzeugnisse der neuesten Literatur lagen. Natürlich kamen sie frisch aus dem Buchladen; geschmackvolle Leute lesen nicht aus Leihbibliotheken.

Sie blätterte in dem jüngsten Musenalmanach von Schwab und Chamisso. „Diese guten Waldsänger", sprach sie vor sich hin, „nehmen sich die Freiheit, recht ennüyant zu sein. Wenn uns die Reime nicht in einer Art von melodischer Spannung erhielten, die Monotonie der Gefühle und Anschauungen wäre tödtlich. Ich ziehe Prosa vor.

Sie griff nach Heine's Salon, zweiter Band. „Willst Du Philosophie studiren, Aurora?" fragte sie ihr Kammermädchen: „Hier sind all' die gelehrten, bemoosten Karpfen der deutschen Philosophie mit Frühlingspetersilie und Vanille zubereitet. Man sollte die Bonbons in Aphorismen aus Heine's Salon einschlagen. Welch' ein gesunkenes Volk müssen die Franzosen sein, daß sie gerade auf der Stufe in den Wissenschaften stehen, wo in Deutschland die jungen Mädchen!"

Einige Schriften vom jungen Deutschland lagen zur Hand, von Wienbarg, Laube, Mundt. „Wienbarg ist zu demokratisch: ich habe nie gewußt, daß ich vom Adel bin," sagte sie; „aber mit Schrecken denke ich daran, seit ich diesen Autor lese. Laube scheint den Adel nicht abschaffen, sondern überflügeln zu wollen. Er ist recht impertinent. Das ist schon ein Anfang. Er giebt sich in seinen Schriften das Ansehen, als kennte er jede seiner Leserinnen persönlich und verlange von ihr eine Hingebung, um die er nicht einmal bittet. Mundt goutire ich nur halb: er wird, je mehr

er ſich ſelbſt klar zu werden ſcheint, für Andere deſto dunkler. Verſtehſt Du das, Aurora?"

Aurora hatte etwas in den Mund bekommen und mußte abſcheulich huſten. Wally lachte.

Unter den Büchern lag zuletzt die neueſte Lieferung der Carlsruher Bilderbibel, auf welche Wally abonnirt hatte. „Wie ſonderbar doch das Chriſtenthum auf Velinpapier ausſieht!" ſagte ſie zu ſich ſelbſt. „Dienen dieſe Kupfer zu etwas Anderem, als die Aufmerkſamkeit noch mehr von dem heiligen Buch abzulenken! Siehe, da ſteht ein Druckfehler! Ein umgekehrter Buchſtabe! Irrthümer in der Bibel!"

Wally ſah nur auf das Aeußere, auf den Einband, dann las ſie etwas. Sie las einige Verſe, ein halbes Kapitel, und fragte ihr Mädchen, wann ſie zuletzt in der Kirche geweſen wäre? Aurora war nicht frivol: ſie war vor vier Wochen dageweſen. Wally las, ohne zu hören. Dann fragte ſie wieder: „Warum biſt Du ſo ſtill?" Aurora war nicht mehr im Zimmer. Wally blickte ſich ſcheu um und las. Ihr Auge haftete auf den Buchſtaben; ſie ſchlug eine Seite nach der andern um; dann lehnte ſie ſich zurück, eine Thräne ſtand ihr im Auge. Sie ſah mit flehendem, verzweifelndem Blick auf den kleinen Tiſch, der ſo viel einander Widerſprechendes friedlich umſchloß. Sie ſtützte den Kopf auf die Lehne ihres Seſſels; es war Sonntag. Die Glocken läuteten, aus der nahen Kirche brauſten die Töne der Orgel. Wally ſaß in Thränen. Kann der Himmel ein ſchöneres Opfer bringen? Dieſe Thränen floſſen aus dem Weihebecken einer unſichtbaren Kirche. Die Gottheit iſt nirgends näher, als wo ein Herz an ihr verzweifelt. Wally war unglücklich, wenn ſie an den verlornen Glauben ihrer Kindheit dachte.

Aurora kam zurück. Es war Beſuch im Geſellſchaftszimmer. Wally hätte abſagen müſſen; aber ſie war willenlos. Sie fand die Ritter von den fünf Ringen, einige von ihnen leicht verwundet. Als ſie von dem Vorfalle hörte, erſchrak die Veranlaſſerin deſſelben nicht wenig. Cäſar war am Arme blеſſirt. Aber ſchon die Nachricht, daß keine Gefahr vorhanden, richtete ſie auf; und wie ſich in der menſchlichen Seele Schmerz und Freude ergänzen und das Linderungs-

mittel des einen Uebels auch gleich alle übrigen Sorgen heilt, ſelbſt ſolche, die mit ihm in keiner Verbindung ſtanden, ſo wandte ſie ſich theilnehmend dem Geſpräche zu. Es war fade, wie immer; aber verzeihlich der Tageszeit wegen. Man ſoll von keinem Menſchen verlangen, daß er vor Tiſche geiſtreich ſei. Wally konnte lachen und lachte übermäßig.

IV.

Beide ſahen ſich eine Woche ſpäter. Wally hatte nicht das Herz, von dem Vorfall zu ſprechen. Aber es währte nicht lange, ſo ſprachen ſie über den Muth.

Sie wollte wiſſen, ob der Muthige die Gefahr abſichtlich verkleinere oder nur geringer achte, ob der Muth noch während der Gefahr dauere oder nur das Vorſpiel der Gefahr ſei. Cäſar ſagte, er hätte nie über den Muth nachgedacht, beſäße ihn auch dafür nicht hinreichend. Wally brannte der Vorfall wegen ſeiner Verwundung auf den Lippen; aber ſie hielt an ſich und unterbrach: „Wer muthig iſt, reflectirt nicht darüber.“ Dennoch ſagte Cäſar: „Ich glaube, daß es Menſchen giebt, deren Muth darin beſteht, daß ſie die Gefahr nicht ſehen. Das ſind diejenigen, die als die vorzugsweiſe Muthigen überall gefeiert werden: auf den Univerſitäten jene unverſchämten Knaben, die gegen Jedermann die Hand in die Seite ſtemmen und von Verachtung und Malice überſprudeln; unterm Militair diejenigen, die ihren Säbel ſo hängen, daß ſie ihn hinter ſich klirren hören. Man kann aber ſagen, daß wenn dieſe Menſchen Einbildungskraft beſäßen, Verſtand genug, um die Gefahr zu ſehen, ſie die verzagteſten ſein würden. Der Beſonnene iſt von Natur nicht muthig. Er folgt nur den Rückſichten, aber iſt unerſchrocken, wenn die Sache nicht zu ändern iſt.“

Wally fand dieſe Aeußerungen durchaus nicht ſo liebenswürdig, wie ſie gewohnt war, dergleichen von ihren anderen männlichen Umgebungen zu hören. Sie vermißte an Cäſar den Geiſt des Unmittelbaren, der Natürlichkeit. Seine

Reflexion zog an, befriedigte aber das Temperament nicht. Nichtsdeſtoweniger traf ſie die Gedankenreihe Cäſar's, indem ſie fortfuhr: „Ich glaube faſt, Sie halten die Tugend für eine Berechnung?“ — „Die Tugend nicht,“ entgegnete Cäſar; „aber Alles, was man oft für Inſtinct anzuſehen gewohnt iſt. Unſere Handlungen ſollen berechnet ſein, aber auch unſere Empfindungen ſind es meiſt. Ich erinnere Sie nur an das Unbequeme mancher Empfindung, womit wir ſo gern kokettiren möchten, die uns aber in gewiſſen Zeiten recht zur Unzeit kommt.“ — „Sie ſind ohne Natur!“ — „Ich bin ohne Verſtellung!“ — „Ohne Verſtellung? Jeder Satz in Ihren Theorieen ſcheint von Ihren zufälligen Zwecken abhängig zu ſein.“ — Cäſar mußte lächeln; er hatte etwas geſagt, was er nicht meinte. „Glauben Sie,“ fragte er, „daß es in der Liebe noch Höflichkeit giebt?“ — „Das verſteh' ich nicht.“ Cäſar blickte finſter und wollte abbrechen. — „Was iſt Ihnen?“ fragte Wally. — „Ich denke, Sie vermeiden über einen Zuſtand zu ſprechen, den ſie vielleicht nicht zu kennen vorgeben.“ — „Halten Sie mich für eine Närrin?“ Erſt war Wally bös, dann aber hellte ſich ihr Antlitz zu einer Liebenswürdigkeit auf, die Cäſarn einen Augenblick zu verwirren ſchien.

„Nehmen Sie nur an,“ ſagte er, „wie unzeitig und unbequem man werden kann, wenn man ſeinen Leidenſchaften immer den natürlichen Raum läßt. Ich verſpreche zum Beiſpiel einer Dame, ſie einen Tag um den andern zu beſuchen. Was heißt das? Sie iſt einen Tag um den andern in der Spannung, wo ſie glaubt beglücken zu können. Ihre Gedankenreihen werden immer einen Tag überſchlagen, einen Tag, wo ihr Gemüth mir gerade nicht untreu, aber ohne Rapport, ohne Illuſion iſt. Man kann nicht unhöflicher ſein, als nun gerade an dieſem Tage, der überſchlagen werden ſollte und der für die Liebe gar nicht da iſt — ſeine Braut zu überraſchen.“ „Ach das iſt toll!“ rief Wally laut auf und fragte ihn, welche Frau ihm dieſe Geſtändniſſe gemacht? „Alſo eine Braut macht förmlich Toilette für die Liebe?“ Sie lachte. Cäſar war kein Pedant, er lachte mit, fuhr aber fort: „Ich verſichere Sie, es iſt nichts abſcheulicher, als das Ungeſchickte

und Unbequeme, ſelbſt in Herzensſachen. Der Inſtinct mag hier manche üble Empfindung hintertreiben; aber ſicher geht allein die Combination der Pſychologie. Ich möchte um Alles in der Welt zu einer gewiſſen Zeit, unter gewiſſen Umſtänden kein Opfer von der Freundſchaft, keine Zärtlichkeit von der Liebe verlangen. Mit unſerer rohen Natürlichkeit ſind wir immer gewohnt zu übertreiben; in nichts ſind wir aber übertriebener als in unſeren Vorausſetzungen. Iſt es erhört, was nicht Alles der Enthuſiasmus in den gefühlvollen Beziehungen der Geſchlechter oder in denen der Freundſchaft zu entdecken glaubte! Wer kann alles Das leiſten! Wer kann ſo unhöflich ſein, alle dieſe Leiſtungen in Anſpruch zu nehmen? Sagen Sie ſelbſt!" „Ich habe vergeſſen, Rumohr zu leſen;" antwortete Wally. „Rumohr und Schule der Höflichkeit!" lachte Cäſar: „Rumohr hatte vielleicht Anſtand, aber nicht Geiſt und Muth genug, eine wahre Schule der Höflichkeit zu ſchreiben. Rumohr glaubt an ſeine Vorſchriften und ſcheut ſich doch, die meiſten davon anders, als in einem gewiſſen Helldunkel zu geben. Rumohr glaubte, er müßte ſich immer noch eine Hinterthür offen halten, um nicht in der Höflichkeit für einen Fant zu gelten. Auch iſt der gelehrte Mann ſo ſehr in Claſſicität verrannt, daß er alle Tugenden und Untugenden des Alterthums aufzählt, aber ein wichtiges, modernes Laſter ganz mit Stillſchweigen übergeht, ein Laſter, wofür die Alten keinen Ausdruck hatten. Rumohr konnte nicht davon ſprechen, weil er ſelbſt daran litt. Es iſt die Langeweile. Aber was Rumohr? Es giebt eine tiefere Höflichkeitstheorie, die zu gleicher Zeit auf äſthetiſchen und moraliſchen Principien beruht. Soll ich ihren Grundſatz nennen? Laſſen Sie aus einem chriſtlichen Gebote nur einen Buchſtaben weg. Rathen Sie!" — Wally wurde roth: nicht des Räthſels wegen, ſondern — der „Gebote" wegen. — Cäſar ergänzte ſich ſelbſt und ſagte: „Lebe Deinen Nächſten wie Dich ſelbſt! Sei Egoiſt, ohne Deinen Nachbar zu verwunden! Wenn ich mich in die innerſten Falten Ihrer Seele (Falten! Ihre junge Seele! Aber die Seele iſt immer alt, ſie iſt ein Theil der jahrtauſendjährigen Urſeele und Weltſeele, der in uns wohnt), wenn ich mich in ſie verſetze, ſo bin ich gewiß, immer die

Wirkungen zu beobachten, die ich eine Minute nachher schon selbst bestimmen kann. Sie hören mich nicht mehr. Es ist wahr, ich habe zu laut gesprochen."

Der gute Cäsar mit seinen langweiligen Theorieen! Er mochte Wunder glauben, wie zart er die Fiebern des menschlichen Herzens zerlegte, und längst schon hatte er seine Widersacherin innerlich verletzt. Er wußte dies nicht und schämte sich nur, so theoretisch debattirt zu haben. Um die Sache war es ihm oft gar nicht zu thun. Er hatte überhaupt nur zwei Steckenpferde, worauf er sich heiß reiten konnte, die Verachtung der Musik und die Strenge der Erziehung. Diese beiden Fragen interessirten ihn, weil sie das Nächste berührten, das Zimmer des Nachbars gleichsam. Die Musik macht sich breit in der Gesellschaft und über Erziehung wird so viel Empfindsames gefaselt. Er betonte die Verachtung der Musik, um die jungen Damen (die, wenn man von ihnen Gedanken verlangt, mit Musik antworten) ihre Leere fühlen zu lassen: in der Erziehung aber sprach er für den Stock, um sich das Geschwätz über Kinder, das stete Präsentiren der lieben Kleinen, die Koketterie mit seinem Einzigen oder seinem Jüngsten entfernt zu halten. Auf alles Uebrige ließ es Cäsar ruhiger ankommen. Für Himmel, Hölle, Erde und was drauf, drinnen und drunter ist, nahm er nur Interesse, um sich zu unterhalten oder eine hübsche Wendung darüber zu haben.

Warum ist Cäsar kein Schriftsteller geworden? Er würde ein guter Dialektiker sein, manchmal neue Gedanken haben, und jedenfalls einen leserlichen Styl schreiben.

V.

Wir sind noch in derselben Gesellschaft, wo über Herrn von Rumohr so abfällig geurtheilt wurde. Wally ist nur hingebender und Cäsar erschöpfter geworden. Er war im Zuge, links und rechts seine zusammenhanglosen Einfälle auszustreuen und gerade im Gegensatz zu seiner Höflichkeitstheorie alle Welt zu verwunden. Die Hauptunterhaltung hatte jener

lange blonde junge Mann an sich gerissen, der über das Unzeitgemäße politischer Garantieen geschrieben hatte. Mit ihm correspondirte ein Justizrath, ein anonymer Verfechter von verschiedenen Lehrbüchern zur Kenntniß des allgemeinen Landrechts. Beide citirten sich wechselseitig als Autoritäten, der Junge den Alten, der Carrière wegen: der Alte den Jungen, weil er wußte, daß der Nachruhm in den Händen Derer liegt, die nach uns leben. Cäsar war auf der Folter: er ahnte, daß sie ausschweifen wollten, daß sie auf dem Wege waren, zur schönen Literatur überzugehen. „Richtig?" zitterte er für sich hinein. „Wahrlich! Ja sie müssen — O —!" Cäsar war aufgesprungen. Er wollte fort. Wally fragte ihn, was er hätte?

Der Justizrath, Mitglied einer Liedertafel, das heißt eines Vereins, wo man über guter Tafel die weniger guten Compositionen eines Zelter und Anderer zu singen pflegt, rief: „Ist es nicht auffallend, daß sich auch nicht ein Einziger aus der neuen Schule in Deutschland auf Musik versteht. Wie schön hat Tieck die italienische Musik in seinen Sonetten charakterisirt! Wie treffend drückt er in seinem Vorspiel zum gestiefelten Kater oder zur verkehrten Welt, ich weiß nicht gleich wo, das Wesen der verschiedenen Instrumente aus! Wie hat die ganze romantische Schule in der Musik gelebt!" — „Und Hoffmann," rief eine ältliche Dame, die ihrem Teint nach mit Napoleon verwandt sein konnte. — „Und Hoffmann!" fielen Alle ein. — „Ja," rief der Justizrath, „Hoffmann, der mein College war!" — Cäsar sagte ruhig: „Ich weiß nicht, worin der Zusammenhang der Literatur und der Instrumentation liegen sollte. Goethe scheint mir auch ohne den Contrapunkt verständlich zu sein." — Aber der Justizrath hatte das Wort: „Man hat noch immer gefunden," sagte er, „daß irgend eine Beschäftigung, die dem Dichter sonst noch theuer und lieb war, recht das Wesen seiner Poesie kennzeichnet. Ich rede von Homer und Ossian nicht, Männern, die als Harfner mehr Musiker als Dichter waren; aber Goethe arbeitete manchmal in Pappe, wenn ich nicht irre. Schiller war Compagnie-Chirurgus. Nun sehen Sie, das ist prosaisch genug; aber Wilhelm von Humboldt hat vielleicht Ideen über

Ludwig.

Ha, ha! Dübois? Ich glaube Sie haben ein Complott, nicht gegen Molière, nein, mit ihm, um mir Spaß zu machen.

Dübois.

Majeſtät, ohne Scherz, wohin ſoll es führen, wenn die Bühne ſich erlauben darf, jeden Stand, jedes Gewerbe, jede Kunſt und Wiſſenſchaft dem Gelächter der Menge preiszugeben?

Ludwig.

Dübois, ein Arzt, proteſtirt gegen das Lachen? Das Lachen iſt ja die einzige Arzenei, die man ſich nicht aus der Apotheke verſchreiben kann!

Dübois.

Molière hat die Abſicht, nach und nach jede Kunſt, jede Wiſſenſchaft herabzuwürdigen. Jetzt eben ſchon arbeitet er an einer Satyre gegen die Aerzte. Wenn ſich das Vertrauen gegen die Aerzte verliert, dann, Majeſtät, hört alle geſittete Staatsordnung auf. Die Menſchen werden hinſterben wie die Fliegen und die Bevölkerungstabellen aus Paris und der Provinz werden für Dero unterthänigſte Armee die traurigſten Reſultate liefern.

Ludwig.

Wo iſt Condé, wo iſt Türenne, damit ſie mir ſagen, Molière's Luſtſpiele werden Frankreich entvölkern? O! O! O! Und Sie, Leſévre, wird durch Molière's Luſtſpiele in Frankreich die gefährliche Mode eingeführt werden, weniger Prozeſſe zu führen?

den geheimen Zusammenhang der Medicin mit dem dramatischen Secirmesser der Geschichte noch im Pulte liegen, sagen Sie mir von allen neuen Autoren einen, der ein gutes Urtheil über Musik hätte? Es ist Mangel einer gewissen Saite in der Seele, daß es ganz unmöglich ist, die Namen Menzel, Börne, Heine mit irgend einer musikalischen Verrichtung zusammenzubringen."

„Die Lärmtrommel!" hieß es irgendwo, während Cäsar das Wort ergriff: „Was kann empfehlenswerther für die Richtung sein, die unsere ersten Geister nehmen? Alle frühere Literatur bildete sich im Interesse irgend einer vereinzelten Kunst oder Tendenz: die Lessing-Goethe'sche Zeit im Interesse der Antike: die Romantik im Interesse der Malerei: die Phantastik im Interesse der Musik. Erst in unseren Tagen sammelt die Literatur ihre Vorposten, die sich in die fremden Feldlager verloren hatten, und zieht sie in den Kern ihrer Kräfte zurück, um auf's Neue zu bestimmen, welches ihr Zweck sei. Ich glaube, daß sich die Literatur ausdehnen wird auf andere Felder, um diese zu befruchten; aber wahrlich, mein Herr, auf die Musik nicht!" Bis hierher sprach Cäsar ohne Zweifel so, daß es unnütz gewesen wäre, Unterschriften darauf zu sammeln. Das Folgende schien zweifelhafter: „Was soll überhaupt die Musik? Diese klingende Mathematik? In der Erziehung sind die geometrischen Köpfe meist die härtesten, und in den großen Musikern habe ich immer Leute gefunden, die, obschon sie mit Schlüsseln umgehen, über nichts Aufschluß geben können. Die Musik ist eine ganz sinnliche Kunst. Wenn Sie dem Otaheiter einen Trauermarsch von Spontini vorspielen, glauben Sie, daß er weinen wird? Er wird springen und seine Cocosschale vor Lebenslust bis auf die Hefe leeren. Musik ist absolut nichts: die Bildung legt erst hinein, was wir darin zu finden glauben. Wenn ich für mein Theil bei irgend einem Musikstück geneigt bin, an die Unsterblichkeit der Seele zu glauben, so verbinden zu gleicher Zeit Sie damit einen Begriff, der vielleicht der entgegengesetzte ist. Wenn Sie bei einer Simfonie von Beethoven an einen gothischen Dom denken, so dachte der Componist, wie Beethoven eingestanden hat, an das Giebeldach einer

Bauernhütte. Nein, mein Herr, die Musik wird aufhören zu den ersten Künsten gerechnet zu werden. Nähert sich die Musik nicht in der Oper schon immer mehr der rhetorischen Declamation? Ist die Sprache, das volle, tönende, menschliche Wort nicht unendlich höher als der unnatürliche Gebrauch einer im Munde versteckten zufälligen Fertigkeit? Ich bitte Sie, überlegen Sie das!"

Hier war keine Verständigung mehr möglich. Was sind Hunderttausende in der Welt ohne das bischen Fortepiano, was sie spielen können! Es war, als hätte einer gesagt, die Frauen sollten keine Gigotärmel mehr tragen, die damals Mode waren. Was wären diese schmalen Schultern, diese gedankenlose Köpfe ohne Gigots, ohne Pianoforte gewesen! Und doch strafte man Cäsarn nicht durch Stillschweigen, ging nicht wie wegen eines Tollen zur Tagesordnung über, sondern schrie auf und rief das Gefühl, den Himmel, die Moralität zu Hülfe, um einen Ketzer zu bekehren. Der blonde Unzeitgemäße war so glücklich, die Frage in das Gebiet der Politik hinüberzuspielen und aus der Musik eine Sache des Staates zu machen. Hierüber schwieg dann Cäsar, der die Mainzer politischen Gefängnisse kannte.

Ihn verdroß schon nichts mehr, als das Warmwerden. Er wußte zu gut, daß die Adler niemals in der Fläche horsten. Warum Niagaradonner, wo Knallerbsen genügen? Er gab sich dem Spotte Wally's hin, die viel zu leichtsinnig war, auf dergleichen Debatten etwas zu geben, zu eitel, um eine allgemeine Unterhaltung interessant zu finden, und die überdies weder sang noch spielte. Wally hatte Ideen, aber nur momentan; sie verschmähte es, die Geistreiche zu scheinen, weil sie wußte, daß sie schön war. Flüchtig waren ihre Bewegungen, liebenswürdig, ohne Pedanterie ihre Capricen. Cäsar fühlte das, und badete sich in dem oberflächlichen Schaume, den nur Wally von den Ideen gelten ließ. Cäsar hatte Recht, sie für unfähig zur Speculation zu halten. Er nahm sie wie ein humoristisches Capriccio animalischer Natur.

Beide spotteten im Vertrauen über sich, über Alle. Was sie sprachen als Sprechenswerthes waren Raketen, die sie sich einander zuwarfen. „Warum brechen Sie über Politik ab?"

— „In Athen durfte kein Volksredner auftreten, der nicht verheirathet war." — „Was Sie gelehrt sind! Ich bin es auch; in Kreta durfte Niemand Gesetze geben, der nicht einen Strick um den Hals hatte." — „Das ist dasselbe Gesetz: Die Athener wollten eigentlich sagen, der keinen solchen Strick am Halse habe." — „Unanständig!" — „Wally!" — Wally lachte; es war ein hübscher, vertraulicher Ton, wie ihr Cäsar so unerlaubt drohte. „Was machen Sie mit Leuten, die Ihnen gefallen?" fragte sie ihn, ohne zu wissen, was sie fragte. — „Alles, nur nicht Ihre Bekanntschaft." — „Auffallend! Doch können Sie Recht haben." — „Wonach beurtheilen Sie die Menschen, Wally?" — „Nach ihren Werken! — O Gott, nein; dies wäre albern geantwortet, wie im Katechismus. Sagen Sie?" — „Nach dem, was sie sind?" — „Nein, nach dem, was sie im Stande wären zu sein." — „O Wally, Sie sind liebenswürdig! Woran würden Sie denken, wenn Sie Jemanden prüfen wollten, der zu lieben wäre?" — „An die außerordentlichen Fälle."

Cäsar schwieg. Diese Antwort war zu ernst. Er betrachtete die fünf Ringe, die er noch immer trotzig über seinen Handschuhen trug, und fragte dann: „Sie reisen in's Bad?" — „In acht Tagen." — „Sie werden den Rhein sehen?" — „Von Mainz bis Köln." — „Von Mainz bis Düsseldorf. Sie dürfen einen Besuch bei den Malern und bei Immermann nicht unterlassen. Läge Düsseldorf in Thüringen, es würde ein zweites Weimar werden." — „Sind die Ufer in der That so reizend?" — „Gefällig sind sie und, wo Sie etwas von Rührung einfließen lassen in Ihre Betrachtung, auch schön." — „Das versteh' ich nicht." — „Das Schöne, Wally, ist immer das Ueberraschende. Ich bin ursprünglich kalt gegen Alles, was in Deutschland für schön ausgegeben wird. Am Lurleyfelsen, wo der Rhein sich wie ein See verengt, wo Flinten abgeschossen und Waldhörner geblasen werden, um die Echos zu beweisen, von denen die Handbücher sprechen: da werden Sie durch diese Zurüstungen zur Wehmuth übermannt werden. Ihr blondes, bescheidenes Deutschland, dem Sie nichts zutrauten, nicht einmal das Echo des Lurley, wird Sie rühren und bei einer fließenden Thräne

werden Sie sich gestehen müssen, daß der Rhein in der That ein schöner Strom ist!" — „Sie wollen sagen, die Natur spräche nur zu uns, je nachdem unser Auge und Herz sie ansieht." — „Ich stand in dem Kölner Dome. Sie kennen das zerrissene Princip unserer Zeit, nichts anzunehmen, ob es auch noch so richtig ist, wenn es von Leuten proclamirt wurde, die uns widerstehen. Der Enthusiasmus der Einen erkältet immer die Zustimmung der Andern. Ich wollte den Kölner Dom ironisch betrachten und mußte, da ich ihn sah, weinen über das Unvollendete der Idee, über die dünnen Hammerschläge der Ausdauer, die so dürftig durch die mächtigen Räume picken, über mich selbst, der sein Herz künstlich verhärtet und zu einer gemachten Empfindungslosigkeit herabgestimmt hatte." — „Die Dampfschiffe fahren zu schnell." — „Sie fahren zu langsam und sind für das Auge ermüdend. Der Gedanke einer feurigen, über das Wasser kriechenden Schildkröte steht vor unserer Einbildungskraft, und wir sind einmal daran gewöhnt, das Kriechen für langsam zu halten." — „Ein sonderbares Bild! Worüber nur meine Tante so lacht?" — „Ihre Tante ist eine Spinne, die über den Ocean kriecht." — „Wie so?" — „Sie speculirt an der Börse." — „Sie spricht wenigstens viel über Politik; ich verstehe nichts davon." — „Verstünden Sie davon, so glichen Sie einem Schmetterling, der sich in die gaserleuchtete Verwirrung eines Salons verflogen hat." — „Schmetterlinge sind zu Gleichnissen verbraucht." — „Wie die Unsterblichkeit selbst."

Wally erröthete. Sie blickte auf Cäsar's frivoles Lächeln und nahm dies Lächeln über ein furchtbares Wort für eine Gewißheit, die sie erschrecken machte. „Wir sehen uns nicht wieder?" fragte sie beklommen. — „Nun gesetzt, nur die Guten sehen sich," antwortete Cäsar, „so läßt die Tugend so viel Nüancen zu, daß nichtsdestoweniger im Jenseits eine Mannigfaltigkeit entstünde, die in seiner nächsten Nähe zu haben, Gott kein Vergnügen machen würde. Ja wir selbst würden uns weigern, alle die zu lieben, die im Leben ehrliche, aber oft die langweiligsten Menschen waren. Ich weiß aber nicht, wie aus einem langweiligen Menschen plötzlich ein interessanter Engel werden könnte." — „Sie sind kein Christ?"

— „Glauben Sie, daß Christus von den Todten auferstanden ist?“ — „O Gott, lassen Sie, lassen Sie, ich kann darüber nicht nachdenken —“

Sie stockte. In ihrem Auge sprach sich ein zerreißender Schmerz aus. So hatte sie Cäsar noch nicht gesehen. Sie erhob sich unruhig und war für diesen Abend verschwunden. Cäsar begriff nichts hiervon. Dieser Kalte war so leichtsinnig, an Alles zu denken, nur nicht an die Religion. Aber Wally hatte ihn entzückt. So weit Menschen dieser Art noch lieben können, war Cäsar außer sich. Er folgte Wally ohne Aufenthalt.

VI.

Wally's Tante litt an nervösen Reizungen und Abspannungen, Herzklopfen, Uebeln, für welche die Aerzte unter den nassauischen Bädern das tristeste, Schwalbach empfehlen. Wally konnte in Wiesbaden und Ems tanzen, aber in Schwalbach mußte sie der alten Dame die Zeitungen und die Courszettel vorlesen (die Frau speculirte wahrhaftig auf Hausse und Baisse!); in Schwalbach mußte sie so manchen häuslichen Dienst übernehmen, den man bald von sich abwälzen würde, wenn man nicht das Vergnügen hätte, in einem Bade zu leben.

Sie hatte dies wunderbare Nassau erreicht, diese unterirdische Küche Hygiea's, mit ihren Gebirgskesseln, in denen die heilsamen Quellen sieden und dampfen. Von üppiger Natur kann bei einem Lande nicht die Rede sein, das von Alaun und Schwefel unterminirt ist und in der Ernte immer einen Monat zu spät kommt. Zwerghaft sind die Bäume auf den Hügeln: aber reizende Perspectiven öffnen sich zahlreich in die weiten Thäler. Nichts ist hier schöner als die mannigfache Schattirung des grünen Kleides der Natur. Man steht an der morsch zerbröckelnden Mauer, der Parallele einer hohen Straße und sieht kleines Gesträuch zunächst zu seinen Füßen; dann tiefer einen Wald, der sich mit den schwärzesten Tinten in die tiefste Spalte des Thales verliert und in einem dumpfen Murmeln, in dem Rieseln eines Waldbaches zu enden

ſcheint; dort erhebt ſich wieder der Blick, die grüne Alpenmatte entlang, die am andern Ende des Thales aufwärts ſteigt. Auf dem friſchen, üppigen Teppich weidet das Auge, bis ſich die Sehkraft in jenen dunkeln Kranz verliert, der den äußerſten Horizont umſäumt. Iſt das nicht viel für ein Land, wo ſich die Natur an gekochtem Waſſer erfriſchen muß? Das Land ähnelt der ſchwäbiſchen Alp. Auch ſprechen die Leute faſt alle mit ſchwäbiſchem Accent.

Wally hatte für ſolche Bemerkungen keinen Sinn: ich führte ſie auch nur an, um durch Wally's Mängel ihre Beſitzthümer anzudeuten. Sie iſt ohne Schwärmerei für die Natur, ohne Sinn für Blumen, die ſie zerreißt, wol gar zerkaut, wenn ſie ihr in die Hand kommen. Sonne, Mond und Sterne gehen ihre Bahnen, ohne von Wally bemerkt zu werden. Jedermann wird bereit ſein, ſie gefühllos zu nennen, und ihr dennoch Unrecht thun. Wally's unausſprechlicher Reiz iſt ihre Natürlichkeit. Sie giebt ſich, wie ſie iſt, und hat die Tugend, Alles beim rechten Namen zu nennen. Sie war ſehr unglücklich, in Schwalbach leben zu müſſen.

Dort traf ſich Alles beſſer als man erwartet hatte. Das allmälige Herunterkommen der Romantik erſchlafft die bisher angeſpannten Nerven der Nationen. Es waren Deutſche genug da, die an E. T. A. Hoffmann's Tode litten, Franzoſen genug, welche die üblen Folgen von Victor Hugo's ruhendem Federkiel ſpürten. Sie Alle wollten Reiz. Die ſpaniſche Kriſis war Vielen in den Unterleib geſchlagen und hatte Hypochondrie erzeugt. Stahlbäder ſind da ſehr anzurathen. Es war gedrängt in all' den „Höfen", goldnen Ketten, Gaſthöfen zu den beiden Indien. Wally wohnte im Kaiſerſaal.

Eines Tages ſtand ſie an einem Orte, den ſie vorzüglich liebte, am grünen Tiſche. Sie hazardirte im Pharo. Sie gewann; ſie gewann immer; vielleicht weil auch im Spiele Dreiſtigkeit das einzige Geheimniß iſt. Noch iſt es mir unerklärlich, wie die ſchüchternſten Weiber ſich an Dinge wagen, an welche die muthigſten Männer mit einer Art von Zaghaftigkeit gehen. Sie ſind die Erſten, wo es gilt einen Thurm zu beſteigen, auf einem ſchwindelnden Wege zu gehen, Piſtolen abzuſchießen, mit einem Escamoteur in Correſpondenz zu treten,

ſich auf Vexierſtühle und an die Elektriſirmaſchine zu ſtellen. Namentlich wird ſich auf die letzten Dinge oft der muthigſte Mann nicht ſo bald einlaſſen. Warum die Frauen? Weil ſie gewohnt ſind, zu ſiegen? Weil man ihnen genug ſagt, daß ihrer Schönheit nichts widerſtehen könnte? Wally ſpielte in der That am grünen Tiſch, weil es ihr ſchon zur andern Natur geworden war, in jeder Lage zu gewinnen.

Plötzlich wird ſie unruhig. Sie hat verloren. Ihr Glück ſtürzt zuſammen. Sie fühlt, daß ihr ein Dämon entgegentritt, und rathet auf Cäſar. Sie wußte, daß ihr alles Widerwärtige nur von einem Manne kommen konnte, der ſie beunruhigte und der ſie vielleicht zu lieben anfing. Wally blickte um ſich; richtig, Cäſar ſtand in einer Ecke, grüßte ſtumm, bot ihr den Arm und führte ſie in die Zimmer ihrer Tante zurück, einer Dame, die er, weil ſie agiotirte, einſt mit einer Spinne verglichen hatte, die, häßlich wie ſie, über das Weltmeer kreucht.

VII.

Ein Gewitter in Schwalbach iſt immer eine Kataſtrophe; aber ſie geht vorüber. Gefährlicher iſt es, wenn der Himmel jene weinerliche Laune entfaltet, von der grauen Wolkendecke nichts als naſſen Staub tröpfeln zu laſſen. Dann kann man in Schwalbach am beſten alle jene Uebel bekommen, für welche ſein Stahlwaſſer ſo gut ſein ſoll. Iſt man beſonders nicht melancholiſch, ſo wird man es. Wally weinte den ganzen Tag vor Ungeduld. Sie wollte nach Wiesbaden, aber ihre Tante blieb dabei, daß ihr die ſpaniſche Kriſis im Unterleibe ſäße. Der Geheimerath Fenner von Fenneberg, der Arzt der Saiſon, warf ſich gegen jede Unbeſonnenheit in's Mittel. Wally wollte ſterben vor Langeweile. Ihr werdet ſagen, ſie muß ſchlecht erzogen worden ſein. Gewiß, das war ſie.

Cäſar bot Alles auf, ihr die trübe Zeit zu verkürzen. Er erzählte ihr Beobachtungen aus Schwalbach, die gar

nicht verdienen übergangen zu werden, z. B. folgende: „Haben Sie noch nichts vom tollen Bärbel gehört? Das tolle Bärbel steht den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, an der Hinterpforte des Gasthofes zu den beiden Indien, die auf die Landstraße nach Ems hinausführt und späht in die Extraposten, die den Berg herabkommen. Sie ist von einem etwas gedrückten Wuchse und hat matte Augen; aber ihre Gesichtsbildung ist einnehmend, die Haut von der ganzen Feine und Weiße, die zu blonden Haaren gehört. Der Reiz Bärbel's würde noch weit mehr hervortreten, wenn ihr nicht die fixe Idee, die sie beherrschen soll, den bei Wahnwitzigen so unheimlichen Ausdruck und die eigenthümliche Verrückung der Bewegungen gäbe. Woran leidet sie? An zwei verunglückten Saisons. In der ersten soll sie der Gegenstand einer eleganten Herablassung gewesen sein, die glücklicherweise ohne Folgen blieb. Sie fiel einem jungen Manne in die Augen, der sie dann drei Monate lang nicht aus seinen Händen ließ und vielleicht gar mit ihr über Vorurtheile der privilegirten Stände, über die allgemeine Stimmberechtigung der Liebe und morganatische Ehen philosophirte. Er versprach im nächsten Jahre wiederzukommen. Einen langen Herbst und Winter, einen Frühling hindurch war Bärbel glücklich und das frommste Mädel in Schwalbach. Sie war die erste und letzte in der Kirche, die freundlichste zu aller Welt. Die Mäßigung in einem Glücke, das ihre Kräfte überstieg, (nämlich das Wiedersehen war für sie schon ein grenzenloses Glück: wie leicht wird es dem Himmel, uns überselig zu machen!) die Mäßigung stand ihr schön, wie die Leute sagen, die aus ihrer jetzigen Verwirrung das Vorangegangene herausgelockt haben. Da kam die zweite Saison. Bärbel stand an der Gartenthür der beiden Indien. Ein großer Reisewagen, thurmhoch bepackt, mit sechs Pferden bespannt, glitt am Hemmschuh bedächtig die Höhe herab. Vorn und rückwärts Bediente, Kammerzofen, Bologneser Hunde, ein Papagey, Geschwätz, Gekrächz, eine ganz neue Welt in das alte Schwalbach hinein. Bärbel stand auf den Zehen, blickte in den offnen Schlag und stieß einen entsetzlichen Schrei aus. Sie hatte die hohe Herablassung gesehen, wie sie die Hand

eines reizenden jungen Weibes küßte. Es war des jungen Paares erste Badereise, gleich nach der Hochzeit. Das sah auch Bärbel sogleich ein, nachdem sie wieder zur Besinnung gekommen war, denn noch war sie nicht närrisch; aber sie wurde es; schon durch die Ungewißheit, das Herumlaufen, Fragen, Erkundigen, Abgewiesenwerden, durch impertinente Bedienten, durch die Scham, den Mann am Brunnen und auf der Promenade zu sehen, es war natürlich nicht der richtige, sondern nur Phantasietäuschung der Erwartung, und ihm nicht (denn das wollte sie ja nur) zu Füßen fallen zu dürfen. Sie war den Winter über still. Mit dem Frühjahr wurde sie unruhig, holte immer tiefere Seufzer, schüttelte viel mit dem Kopf, und nun steht sie seit dem ersten Mai zu jeder Stunde des Tages hinter den beiden Indien und muß schon am Sonnenstich immer mehr erkranken. Sie sieht in jede Kutsche und schämt sich, wenn man ihr Geld zuwirft. Sie ist für alle Schwalbacher Bettler der Lockvogel oder der mit Honig ausgefüllte Stock, um die wilden Almosenbienen zu fangen. Sie ist die unschuldige Heilige, die stumm für sie Alle bittet und nichts davon hat, als einen immer tiefer nistenden Wahnsinn."

„O ich bitte Sie, erzählen Sie Geschichten, die sich besser runden und einen erfreulicheren Schluß haben!" fiel Wally ein mit der ganzen Apathie, die sie allein schon charakterisiren würde, wenn sie nicht dieselbe mit den meisten Frauen gemein hätte, wo es sich um Herzensleiden ihrer Mitschwestern handelt. Sie sind in der Regel dabei kalt, eine gegen die andere. Nur ihr eigenes Leid interessirt sie.

„Den Schluß müssen wir abwarten;" sagte Cäsar, über Wally's Phlegma erschreckend. Er hätte sie jetzt aufgegeben, wenn sie als Phänomen nicht seine Neugier gereizt hätte. Auch würde er sich Vorwürfe gemacht haben, Wally nachgereist zu sein, wäre diese Geldausgabe so ganz vergebens gewesen. Er dachte in der That daran, bei ihr noch zu irgend einem Ziele zu gelangen.

VIII.

Nach einiger Zeit theilten ſich die Wolken über dem Thale. Es war möglich in's Freie zu treten. Cäſar und Wally ſtiegen die Straße nach Ems hinauf. An der Thür der beiden Indien ſtand das ſtille Bärbel und betrachtete ſie Beide mit einem wehmüthig-rührenden Blick. Wally blieb kalt dabei; Cäſar konnte ihre Gleichgiltigkeit nicht begreifen. „Ich will Ihnen, Fräulein," ſagte er, „eine andere Geſchichte erzählen, die ſich in unſerer Nähe begiebt, und in der That ſchon eine Art Schluß hat. Glauben Sie nicht, daß ich die Demokratie ſo weit treibe und auf Entdeckungen in den Hütten ausgehe. Die Schwalbacher bilden ſich ein, ihre Gäſte unterhalten zu müſſen, und ſo erfuhr ich etwas, was würdig geweſen wäre, von Hoffmann bearbeitet zu werden. Sie kennen die naſſauiſchen Soldaten! Sie haben über die Bruſt und Schulter gelbe Bandeliere, was für ein preußiſches Auge ganz kurios läßt. Die Artillerie iſt ſchöner, aber hören Sie von einem Tambour bei jener Infanterie Der junge Menſch ſtand in Wiesbaden und ſoll ein Meiſter auf ſeinem Inſtrumente geweſen ſein. Niemand in der naſſauiſchen Armee ſchlug die Reveille mit ſolcher Fertigkeit. Seine Wirbel ſollen den Tourbillons geglichen haben, wie ſie bei Feuerwerken aufſteigen, nur daß er im Stande geweſen, eine Viertelſtunde lang die Schlägel in tremulirender Bewegung zu erhalten. Namentlich gelang ihm jenes hübſche Staккato auf der Trommel, das untermiſcht mit Wirbeln die Erſchütterung des Kalbfells plötzlich hemmt und einen abbrechenden Ton, einen Ton ohne Echo hervorbringen muß. Sie ſehen, welch' einen Schatz das Haus Naſſau an dieſem Tambour hatte. Unglücklicherweiſe verliebte ſich der militairiſche Künſtler, und zwar in ein Mädchen, das den Werth der Armee zu ſchätzen wußte, auch den der Muſik, aber einem Trompeter von der Artillerie allerdings den Vorzug gab. Auch die Trompete hat ihre Reize. Aber der Tambour verzweifelte nicht. Bei alledem war er als Künſtler beſcheiden. Er fühlte, wie ſein Inſtrument, dieſe monotone Rhythmik, hinter der Trompete zurückſtand. Sein Gegenſtand war die Tochter eines Wies-

Lefèvre.

Sire, ich komme als Abgeordneter des entrüſteten Juſtizpallaſtes. Die Advocaten von Paris haben jahrelang die bittern Pfeile ertragen, die Molière in ſeinen Komödien auf ſie abſchießt. So ſehr ſie auch empfanden, daß ihre Praxis merklich unter dieſen Diatriben litt, ſie haben geſchwiegen. Im Tartüffe aber geht Molière ſogar ſo weit, den Huiſſiers Schläge anzudrohen, wenn ſie im Namen des Geſetzes erſcheinen, um ſaumſelige Schuldner auszupfänden. Sire, kein Staat kann beſtehen, wo die Huiſſiers Schläge bekommen.

Ludwig.

Meine Herren, wohin gerathen wir denn? Hab' ich nicht immer zum Ueberdruß hören müſſen, daß Racine, Corneille, Molière, Boileau und ich zuſammengenommen das Zeitalter des Auguſtus wiederholen? Wer iſt hier dieſer Herr?

Delarive.

Chapelle, Mitglied der Akademie.

Ludwig.

Schlimm für den Ruhm eines Akademikers, wenn man ihn nicht auf den erſten Blick erkennt! Sie kommen doch nicht im Namen des Ariſtoteles?

Chapelle.

Sire, als die Muſen eines Tages die Ehre hatten, die erhabenen Träume Ew. Majeſtät zu umſchweben — —

Ludwig.

Ich ſchlafe ſehr niedrig, lieber Chapelle.

Chapelle.

Als eines Tages die Muſen die Ehre hatten, die Träume —

badener Bürgers, eines Mannes, den man durch Auszeichnungen ehren konnte. Und wie zeichnete ihn der Trompeter aus! Wenn er des Abends in des gehofften Schwiegervaters Gärtchen saß, siehe, dann setzte er das silberne Mundstück an die glänzende Trompete und blies den Parademarsch, „Frisch auf Kameraden!", alle Walzer, von denen des Kursaals an bis zum Zweitritt der Kirchweih. Das erfreute die Herzen dieser Menschen. Die Nachbarn sammelten sich: sie lauschten, sie klopften an die Gartenthür, sie kamen herein und tanzten auf dem grünen Rasen. Der Schwiegervater hatte den ganzen Abend seine Nachtkappe zu lüften, und fühlte sich unbeschreiblich geehrt. Und wenn der Trompeter zuletzt denn doch mit seinen lustigen Stücken Feierabend machen und sie alle aus dem Gärtchen hinausmußten, um in der Finsterniß die Beete nicht zu verderben, dann blieb der Trompeter mit der Tochter noch allein und blies ihr mit gedämpftem Ton Arien der Schwärmerei vor, „Schöne Minka", „Mich fliehen alle Freuden", mit sterbenden, gedämpften, wie durch Zugwind gehauchten Tönen, bis Alles still wurde. Der Tambour hörte diese Scenen täglich und verging vor Verzweiflung und sogenannter Wehmuth. Denn er war eine sanfte deutsche Heimwehnatur, voll Empfindung und Ehrgefühl. Jede Nacht badete er sich in Thränen und schlug die Morgenreveille mit matteren Händen. Das Feuer seiner Augen erlosch. Er fluchte seinem Instrumente, fluchte der reitenden Artillerie, ihren Trompeten. Was hatte er an seiner Trommel! Diesem dummen Lärmkasten, bei dessen Tönen sich die Gebildeten der Nation das Ohr zuhalten, dieser Klangmaschine, die, wie man mich in meiner Kindheit überredete, nur dazu da ist, auf dem Schlachtfelde das Geschrei der Verwundeten zu übertäuben! Zum Unglück gab es Augenblicke, wo der Tambour nichtsdestoweniger auf sein Instrument eifersüchtig wurde. Ist es nicht das wohlthätigste Instrument, schlußfolgerte er, wenn es den Menschen anzeigt, wo Feuer ausgebrochen ist, um welche Zeit das Thor geschlossen wird; kann es rührendere Töne geben, als die dumpfen Wirbel beim Begräbnisse eines meiner Kameraden! Bei der Erinnerung an den Tod stürzten ihm die Thränen aus

den Augen, aber von jenſeits drang die Trompete ſeines glücklichen Nebenbuhlers herüber, ach! dieſe freudigen Töne durchſchnitten grauſam ſeine zitternde Seele. So ſchwand er hin und wurde immer mehr das blaſſe Bild der Reſignation. Er dachte nur an den Tod und ſagte oft, wenn der Tod nicht käme, ſo müſſe er ihn ſich ſelbſt geben. Damit ging er lange um und weinte viel, auch wenn er beim Abendmahl und in der Kirche war. Aber es half nichts: die Liebe zermalmte ſein Herz, die Eiferſucht vernichtete ſeinen Stolz, ſtatt ihn zu erheben. Noch einmal richtete er ſich eines Abends auf, wo Alles ſtill war, am Tage vor der Hochzeit der Trompeterbraut, und ſetzte ſich dicht unter ihr Fenſter auf einen Stein. Zwiſchen den Füßen hielt er die Trommel eingeſpannt und begann ſie in der Stille der Nacht, wo Alles ſchlief, ſo ſchwermuthsvoll und ſtill und ſanft zu rühren, daß es lange währte, bis mehre nachtruhverſtörte Bürger darauf achteten, nicht blos das Mädchen oben in der Kammer. Die hörte dieſe Serenade, die wußte Alles, ſie hatte den Tambour Anfangs bevorzugt, ehe die Trompete kam. Sie zitterte unter der Bettdecke, es klang wie zum Grab ſo hohl unterm Fenſter. Aber die Töne hoben ſich, die Schlägel wurden dringender, die abgeſtoßenen Punkte folgten Schlag auf Schlag; ſie mußte aufſpringen vor Entſetzen; die ganze Straße ſchien zu grollen und die Steine dumpf an einander zu ſchlagen. Man rief „Feuer!“ Sie riß das Fenſter auf. Draußen war alles ſtill; der Tambour war nirgends zu ſehen; auch beim Apell nicht. Man fiſchte ſeine Trommel bei Mainz an der Rheinbrücke auf; ihn ſelbſt einen Tag ſpäter auf der nämlichen Stelle.“

„Entſetzlich!“ rief Wally. „O die Geſchichte iſt noch nicht zu Ende.“ — Wally winkte ab und fragte, was in dieſer dummen Geſchichte mit Schwalbach zuſammenhinge? Cäſar fand dieſe Frage natürlich und legte ſie ſich lange nicht ſo empörend aus, als ſie geſtellt war. „Dieſe Hiſtorie,“ fuhr er fort, „iſt mehre Jahre alt. Der Trompeter heirathete die Tochter des Wiesbadener Bürgers, nahm ſeinen Abſchied und zog — nun kommt Schwalbach — nach Schwalbach, wo er die Direction der Muſiken für die Saiſon zu

übernehmen pflegt. Aber seine Frau leidet seit der traurigen Katastrophe ihres verschmähten Liebhabers an einem unheilbaren Uebel. Hätten die Aerzte nicht schon zuweilen ähnliche Beobachtungen gemacht, so würde man versucht sein, hier an einen Spuk, an eine gespenstische Rache des Tambours zu glauben. Die Frau des Trompeters hört Tag und Nacht ein dumpfes Murmeln an ihrem Ohr, das sich zu verschiedenen Zeiten steigert und ihr wie der Ton einer Trommel vorkommt. Nachts schreckt sie aus dem Schlafe auf, zeigt mit stierem Blick auf die Thür, wo sie den blassen kleinen Mann mit seinem damals noch imposanten, nicht zum Tambourin halbirten Instrumente zu erblicken glaubt; sie hat nicht Ruhe, wie tief sie sich auch in die Kissen des Bettes wühlt. Die Aerzte nennen das die Trommelsucht, eine unnatürlich präponderirende Kraft des Gehörsinnes, wobei leider auch alle übrigen Sinne der Frau allmälig schwinden und der übermäßig hervorbrechenden Gehörskraft zu weichen scheinen. Dabei ist die Frau abgefallen und bleich, ihr äußerer Körper verringert sich immer mehr; ich sah sie, es ist eine absorbirte Erscheinung, die Grausen erregt. Sie selbst hat den festen Glauben an die Rache des Tambours, oder wie diese Leute es nennen, daß er im Grabe keine Ruhe hätte. Sie versicherte mich, daß das Gespenst ihr überallhin folge, in Küche, Boden und Keller; ja auf dem Wege selbst im Walde sähe sie ihn oft, den Todten, wie derselbe leibhaftig vor ihr stehe, die kleine bleiche Figur, mit der großen Trommel auf dem weißen Schurzfell und um die Schultern gehängt, dieselben gelbledernen Bandeliere, die uns Preußen darum stets nur kindisch, so komisch sind. Die Aerzte wissen, daß die Frau bald sterben muß an totaler Nervenentkräftigung. Ich glaub' es. Gott, da steht sie!" — „Wo?" schrie Wally auf. — Cäsar lachte. Es war ein Scherz; er wollte doch wenigstens einen Effect hervorbringen; aber Wally hatte diesen Scherz so übel aufgenommen, daß sie sich mit der bittersten Laune über seine Späße und abenteuerlichen Erzählungen ausließ. „Gehen Sie mit Ihren Trommeln und Trompeten! Nein, womit Sie sich doch Alles abgeben!" sagte sie mürrisch, empfahl sich und wandte sich dem Kaisersaal zu, wo sie wohnte.

IX.

Dieſe Scene war bald vergeſſen. Auf die regneriſchen Tage folgten mit dem Sonnenſchein tauſend Aufforderungen der Natur, ihre Reize zu genießen. Bis in die entfernteſte Umgegend trugen Eſel und kleine Gefährte den weiblichen Theil der Geſellſchaft, die als die Crème der Saiſon ſich zuſammengefunden hatte. Wally war eine ſprühende Girandole von Freude und Ausgelaſſenheit. Sie bildete den wahren Mittelpunkt der Geſellſchaft, ſo aber, wie es Waſſerkünſte giebt, wo man nur zu drücken braucht, um auf der entgegengeſetzten Seite luſtige Fontänen ſpringen zu laſſen. Cäſar war verſchloſſen und reflectirte. Dem Beobachter konnte es nicht entgehen, wie tief ſich Wally in ſeine Neigungen eindrückte. War es nicht Liebe, die ihn entflammte, ſo war es die Aufgabe, die ſich ſeine Eitelkeit geſtellt hatte, Wally, die Ungezähmte und Unbändige, überwunden zu haben. Hütet Euch ja, Ihr Frauen! Die Liebe der meiſten Männer iſt nichts als eine Huldigung, die ſie ſich ſelbſt bringen!

Der Rhein ſollte das Ziel einer Spazierfahrt ſein, der ſich eine große Anzahl von Badegäſten angeſchloſſen hatte. Wally war zu ſehr ermüdet, als daß ſie bis zum gemeinſchaftlichen Ziele zu Fuß mitthun konnte. Sie blieb bei einem der Bedienten zurück, um die nachkommenden Wagen abzuwarten. So trennte ſie ſich unbemerkt von der Geſellſchaft, ſo daß Cäſar, der auf Abwegen dem Zuge nachgeritten war, erſtaunte, ſie allein zu finden. Er ſprang vom Pferde und gab daſſelbe dem Bedienten. Wally und Cäſar gingen voran.

Dem Reiz eines grünen Raſenplatzes mitten im Walde widerſtanden ſie nicht. Während der Wagen und Cäſar's Pferd auf der Straße hielten, gingen ſie dem einladenden Ruheorte entgegen und ſetzten ſich auf abgeſägte Baumſtümpfe nieder. Es lag etwas Mechaniſches in dieſen Bewegungen, als wenn eine Verabredung ſtattgefunden hätte, und doch ſchwiegen Beide. Sie ſprachen noch immer nichts, auch als ſie ſich Beide mit geſtütztem Haupte gegenüber ſaßen.

„Seit einiger Zeit ſind Sie auf mich erzürnt, Cäſar!“ ſagte Wally. Ein Lächeln — man muß es kennen, um zu

wiſſen, daß es nur die Maske eines tieferen Schmerzes iſt — flog über ihre Mienen. Das Lächeln Cäſar's konnte Beiſtimmung oder Verwunderung ſein. Er war klug genug, ſie darüber im Unklaren zu laſſen. „Ihre Geſchichten haben mich kalt gelaſſen; Sie zürnen mir!" fuhr ſie fort. Daran dachte Cäſar nicht mehr; aber er ſagte: „Hab' ich ſie denn verfaßt?" Nach einer Pauſe ſeufzte Wally tief auf, ſchlug ihren Blick zu Boden und begann eine Perſpective in ihr Inneres zu geben, die Cäſar neu war, zumal an ihr. „Ich muß mich, ich muß die Frauen haſſen;" ſagte ſie ſtill; „von Natur ſind wir grauſam und zu den Gefühlen, die wir zu äußern wol unter Umſtänden fähig wären, den großen Gefühlen, haben wir urſprünglich nur die bloßen Anlagen. Glauben Sie es, Cäſar, die Frauen gedeihen nur durch die Männer. Sie ſelbſt wären im Stande, ſich untereinander zu zerfleiſchen. Niemand kann bei dem Elend der Menſchen, bei Krieg, Erdbeben, öffentlichem und Privatunglück empfindungsloſer ſein als oft die Frauen, verſteht ſich im Stande der Verliebtheit. Was wir urſprünglich von Gefühl haben, iſt mehr Schauer als Bewußtſein, mehr thieriſche Furcht als Reflexion einer edlen Seele. Ach, ich zittre oft vor einer Empfindungsloſigkeit, die ich in Gefahr gerathen könnte, niemals zu heilen." „Das heißt, niemals zu lieben! Wie wenig Sie ſich zutrauen! Aber woher die ſpätere Metamorphoſe der Frauen?" fragte Cäſar, erſtaunt über die Wahrheit, die ſich in Wally's Antlitz ausdrückte. Sie ſtockte und blickte ihn an. Er ſank zu ihren Füßen.

So lange dieſe Situation ſtumm war, konnte ſie zwiſchen Beiden empfunden ſein; als aber Wally nach einem Worte ſuchte, war es ein abweiſendes. Er that auch nur, als hätte er Komödie geſpielt. Auf ein ernſtliches Liebesgeſtändniß hatte er ſich mit nichts in ſeinem Herzen vorbereitet und jede Situation war ihm fatal, wo er ſich ſelbſt nicht hätte beobachten können. Beide ſaßen ſie wieder auf ihren Baumſtämmen. Doch war es eine wärmere Stimmung, die ſich ihrer bemächtigt hatte, in der ſie, wenn auch über nichts entſcheiden, dennoch über Alles unterhandeln konnten.

Wally verhehlte alſo nicht, daß die im Herzen des Weibes ſchlummerde Zauberruthe, die alle höheren Gefühle erſt wecke,

die Liebe sei. Cäsar ergriff ihre Hand und sagte: „Wir sind für die Illusion Beide nicht gemacht. Eine Mücke würde uns stören, wollten wir zu den Sternen beten. Jede Aufwallung, bei der wir nur einen Augenblick unsere Manieren nicht in der Hand hätten, würde uns lächerlich erscheinen. Helfen wir uns Beide! Eine kurze Uebereinkunft kann uns auf die Stufe versetzen, die uns alle jene Glückseligkeit gewährt, die wir durch Zurückhaltung, Scham, natürliches oder kokettes Wesen niemals erreichen!"

Wieder saß Cäsar im Grase zu Wally's Füßen, in der That ohne Bewußtsein und von einem ganz ungeheuchelten Gefühle übermannt. Aber was warf ihn nieder? Nicht die Liebe, sondern der Gedanke an — eine Humanitätsfrage, die Niemanden von Euch fremd ist: der Gedanke an jene Augenblicke, wo wir, überdrüssig der conventionellen Formen des Lebens, zu aller Welt herantreten möchten und ihr zurufen: „Warum dies Gehäuse von Manieren, in welches, Du Spröde, Dich zurückziehst? Warum diese Verhüllung des Menschen in und an Dir? Warum Zurückhaltung, Du, mein Bruder, Du, meine Schwester, da Du doch gleichen Wesens mit mir bist, eine Hand wie ich zum Drucke, einen Mund wie ich zum Kusse hast? Ach, wie seh' ich rings um mich her eine so reife Ernte von Liebe und Schönheit! Warum zögern, bis auf Jahre, daß ich sie breche? Warum nicht die Freude, daß wir alle Menschen sind, schwach und stark, sterblich und unsterblich! Diese unsichtbaren Barrièren, die uns Menschen trennen, die auch den Jüngling vom Mädchen trennen, müssen und sollen fallen; denn ich kenne Dich, Dein Alles, Dein Gehen und Stehen, Deine Schwächen und Tugenden: siehe! hier ist meine offene Brust, hier schlägt mein Herz, ich bin nichts, was noch etwas Anderes wäre, als es ist, nichts, was Du für etwas Anderes halten dürftest. Du bist eine Frucht, überreif zur Liebe; warum brech' ich sie nicht? Wir sind die Kinder eines und desselben Planeten, ich Mensch, wie Du, Beide alternd, Beide den Tod fürchtend, Beide elend. Was weichst Du mir aus?"

Wally zerfloß in Thränen. So fast hatte Cäsar zu ihr wirklich gesprochen, und sie fühlte die Freude, statt ein Weib

zu ſein, zur Menſchheit zu gehören. Sie zitterte bei dieſer philanthropiſchen Vorſtellung, die allgemeiner geworden, die Welt umgeſtalten und ihre ſchwierigen Fragen im Nu löſen müßte. Sie ließ die Umarmung Cäſar's zu: nicht, weil ſie ihn liebte oder aus Egoismus, aus Stolz, einen Mann überwunden zu haben, ſondern weil ſie ſich als das ſchwache Glied der großen Weſenkette fühlte, die Gott erſchaffen hat, weil ſie wußte, daß ſie ja vor der Wahrheit und Natur unbekleidet und mitleidswürdig war, weil ſie zuletzt glaubte, daß dieſe heißen Küſſe, die Cäſar auf ihre Lippen drückte, allen Millionen gälten „unterm Sternenzelt".

Sehet da eine Scene, wie ſie in den alten Zeiten nicht vorkam! Wir haben hier Raffinirtes, Gemachtes, aus der Zerriſſenheit unſerer Zeit Gebornes: und was iſt die Wahrheit Romeo's und Juliens gegen dieſe Lüge! Was iſt die egoiſtiſche Geſchlechtsliebe gegen dieſen Enthuſiasmus der Ideen, der zwei Seelen in die unglücklichſten Verwechſelungen werfen kann! Ich zittre vor einem Jahrhundert, das in ſeinen Irrthümern ſo tragiſch, in ſeinem Fluch ſo anbetungswürdig iſt.

X.

Die Uebereinkunft der Liebe zwiſchen Wally und Cäſar mußte ihren Verhältniſſen ein neues Colorit geben. Wir fürchten, daß die Farben allmälig erbleichen werden. Aber noch ſind ſie hell und friſch; noch liegt auf Wally's Antlitz der melancholiſche Schatten jener Verirrung im Walde, in Cäſar's Mienen die Reſignation und Selbſtzufriedenheit, die ſelbſt blaſirte Charaktere und verwitternde Natürlichkeiten ergreifen kann, wenn der immer durſtige Becher ihrer Wünſche einmal voll iſt bis an den Rand der Erfüllung. Das Wiederfinden eines Jugendfreundes unterſtützte Cäſar's reflectirende Perſönlichkeit, ſich in einer Welt zu halten, in welcher er ſich ſeit einiger Zeit gefiel.

Waldemar hieß der neue Ankömmling, ein Mann, der einſt blühend und ſchön war, in der Reſidenz zu Wally's An-

betern gehört hatte, dann heirathete und trotz der glänzendsten Verhältnisse zu keiner Freude kam, da seine Gattin an unheilbaren Leiden siechte. Die Stimmung dieses Mannes theilte sich seinen Umgebungen mit, erst auch Cäsar, verlor sich aber an diesem in dem Augenblick, wo sie für ihn durch folgende gemischte Anecdote gerade eine Begründung hätte bekommen können.

Seit Waldemar's Ankunft im Bade hatte sich das stille Bärbel von den beiden Indien zurückgezogen. Ihr Betragen gegen ihn ließ keinen Zweifel, daß dieser Mann die Ursache ihrer Geistesverwirrung gewesen. Sie verfolgte Waldemar, wo er sich nur blicken ließ, und weinte oft auf dem Wege, wenn er in zahlreicher Gesellschaft vorüberging. Jedermann kannte den Zusammenhang dieser tragischen Komödie, doch wollten nicht Alle an Das glauben, was Waldemar versicherte, daß er sich dieses Mädchens durchaus nicht entsinne, nie mit ihr ein Wort gewechselt, und auch erst im vorigen Jahre zum ersten Male Schwalbach besucht hätte. Cäsar aber glaubte diesen Versicherungen; Waldemar war eine treue Seele, die Niemanden betrüben konnte, noch weniger aber wäre eine Unwahrheit über seine Zunge gekommen. Er nahm den Wahnsinn Bärbel's von der lächerlichen Seite und suchte Waldemar zu trösten. Ja, diesem melancholischen Manne fehlte nur noch eine Ursache mehr zu seiner Schwermuth!

Wally befand sich in einer Stimmung, die ihr den Verkehr mit beiden Männern, der immer gewisse Grenzen und Nüancen hatte, zum Genuß machte. Einst wollte sie in einem Garten unbemerkt zu ihnen herantreten, während sich beide Freunde unter einem Bosket von verwelkenden Rosen unterhielten; da sie aber hörte, daß das Gespräch derselben religiöse Saiten aufgezogen hatte, so fürchtete sie, etwas daran zu verstimmen, und blieb unwillkürlich in einer Weite stehen, daß ihr von dem Gesprochenen nichts entging und sie dabei doch ungesehen blieb. Sie fühlte das Mißliche dieser Situation in einem Augenblick nicht, wo alle ihre Seelenfäden Gespinnste zu schießen begannen, in die sie sich immer tiefer verstrickte, sowie die Untersuchung der Religion galt.

„Hätt' ich einen größeren Wirkungskreis," sagte Waldemar,

„vielleicht gelänge es mir dann, den Unmuth meiner Seele zu zerſtreuen, ſowie auf jenen Bergen, auf welchen viel Waldleben herrſcht, Tannen rauſchen und die Natur in einer ſteten Bewegung iſt, die Nebel ſich leichter zerſtreuen. Ich bin ein kahler Hügel, jedem Windzuge offen und von jeder Wolke gleich wie von einer Nachtmütze bedeckt. Nach ideellen Schutzwehren ſuch' ich eben ſo vergebens. Die Politik iſt nur im Stande, meine Schwermuth zu vermehren, und die Religion hat man mir durch meine Erziehung verleidet." — „Wer wird auch," entgegnete Cäſar, „bei üblen Stimmungen gleich Hülfe von der Religion erwarten! Religion iſt das Product der Verzweiflung: wie kann ſie die Verzweiflung heilen?" — „Sie ſollte es doch wol;" ſagte Waldemar, „jede Religion ſoll es, zumal wenn ſie die Miene der Offenbarung annimmt. Echte Religion iſt poſitive Heilkraft; aber gleicht das Chriſtenthum nicht einer Arznei, die aus hundert Ingredienzien zuſammengekocht iſt? Meine Vernunft ſagt mir, auch ohne Hahnemann's Organon, daß die Krankheiten immer einfache und nur die Symptome zuſammengeſetzt ſind, daß die Natur für jede ihrer Abnormitäten im ſimpeln Zuſtande eine mediciniſche Rectification hat und daß in einer Mixtur von Heilkräften eine Kraft die andere aufhebt. Die unerhörte Ueberladenheit des Chriſtenthums aus traditionellen, hiſtoriſchen und bibliſchen Urſachen macht, daß es für den Schmerz der Seele ganz ohne Wirkung iſt. Eines ſeiner Dogmen ſtört das andre."

Ein Krampf ſchnürte Wally's Bruſt zuſammen. Sie wankte ohnmächtig fort, bis jener gleichfalls brunnentrinkende Referendar, der über das Unzeitgemäße der politiſchen Garantieen geſchrieben hatte, ihren Arm ergriff und ſie zu Waldemar und Cäſar zurückführte, von denen er den erſten geſucht hatte. „Waldemar!" rief er: „was Sie glücklich ſind! Ein Ehegatte, und noch bringen ſich Ihretwegen die Frauen um!" „Was wollen Sie damit?" fragte Waldemar. „Sie müſſen nicht erſchrecken, Ihr verlaſſenes Bärbel iſt todt. Sie ging den ganzen Tag um Schwalbach herum, ſich ein Grab zu ſuchen, blieb dann noch lange bei den beiden Indien, wankte darauf fort bis an das Schloß Naſſau, wo ſie ſich von der eiſernen

Hängebrücke hinuntergestürzt hat. An der linken Seite von hier, da wo der Brunnen auf der Brücke steht, soll sie noch mehre Stunden gesessen haben, wie die Leute versichern, die sie dort sahen. Die Gerichte von dort schicken diesen Ring mit, der an dem Finger des Mädchens sich befand. Ich hab' ihn hier." — Waldemar erblaßte. „Mein Gott!" schrie er. „Dieser Ring —" — Cäsar sprühte auf: „Wie?" rief er; „Waldemar, Du doch —" — „Ja, ja," bemerkte der Dritte, „ich kenn' ihn. Sie trugen diesen Ring vor mehren Jahren, Waldemar." Wally trat hinzu und nahm den Ring. Sie betrachtete ihn und gab mit unpassender Heiterkeit die Erklärung: „Waldemar, Sie gaben mir vor drei Sommern diesen Ring. Ist eine Verheirathung dem Gedächtnisse so schädlich?" — „Aber wie kam die Unglückliche zu dem Ringe, den alle Welt als ein Pfand meiner treulosen Versicherungen auslegen wird?" fragte Waldemar mit bleichen Lippen, die allmälig wieder sprechen konnten, nachdem er sich auf die Huldigungen besann, die er einst Wally gebracht hatte. — „Ich hatte die Gewohnheit," sagte Wally, „die Ringe meiner Verehrer jährlich im Bade zurückzulassen, indem ich sie in die Becher, die am Sprudel stehen, warf, und diese dann armen Leuten oder Kindern zu trinken gab. So ist die Närrin wol zu dem Geschenke gekommen." — „Gut eingeholfen," flüsterte der Referendar, dem im Augenblick auch sein Ehrenhandel mit Cäsar einfiel. Wally blickte etwas stolz: man konnte durchaus nicht sagen, warum? und reichte dem Menschen doch ihren Arm.

Waldemar saß in tiefes Nachsinnen versunken. Wie wunderbar war der Zusammenhang dieses unglücklichen Ereignisses! Man konnte versucht werden, an eine magnetische Einwirkung zu glauben. Wer erklärte ihm, wie ein Ring eine Neigung veranlassen konnte zu einem Manne, den — man nie gesehen! Wie kam es, daß die Arme, gleich als sie ihn zum ersten Mal sah, gerade ihn als den Eigenthümer des Ringes erkannte, den sie dann liebte und mit einer wirklichen Person verwechselte! Er ging tief bekümmert in seine Wohnung und überredete seine kranke Gattin, mit ihm den Schauplatz so unheimlicher Begebenheiten zu verlassen.

Ludwig.

Ich ſchlafe nicht am Tage, Chapelle — alſo, was geſchah damals?

Chapelle.

Ew. Majeſtät ſtifteten die Akademie.

Ludwig.

Ganz recht, ganz recht, warum haben Sie Molière noch nicht aufgenommen?

Chapelle.

Sire, einen Schauſpieler! Einen Poſſendichter, der ſich nicht an die Regeln hält! Im Namen dieſer Regeln, im Namen dieſer ewigen Kunſtgeſetze ſteh' ich vor Ew. Majeſtät und flehe demuthsvoll, inbrünſtigſt, ein huldvolles Auge auf die Verſchlechterung des Geſchmackes zu werfen und Dero erhabenen Schutz von einer Literatur abzulenken, die die Neuerung wagt, ſich mehr an ſpaniſche, engliſche und italieniſche Muſter zu halten, als an die ewigen Vorbilder der Römer und der Griechen. Ja, Sire, ſtatt dem Ideale zu dienen, greift dieſer Molière ſeine Stoffe förmlich, mit Erlaubniß zu ſagen, von der Straße — Menſchen, die uns ſtündlich in den Weg laufen, bringt er beſtäubt und ungeſäubert auf die Bühne und läßt ſie in einer Sprache reden, Sire, in einer Sprache, die immer mehr zur bürgerlichen Proſa des Lebens herabſinkt. O Majeſtät, in dieſem Tartüffe kommt eine Scene vor, wo der ſcheinheilige Betrüger einem Frauenzimmer ein Tuch —

Lamoignon.

Halten Sie ſich doch an die Sache!

Was aber empfand Cäſar bei dem Ereigniß? Nicht das Ereigniß ſelbſt, nicht den Schmerz ſeines Freundes, ſondern nur Eines, was ihn ſchon oft bei Vergleichung des Todes mit dem Leben intereſſirt hatte. Das arme Bärbel war in dem Flecken vor ihrem Ende unruhig hin und her gewankt und hatte den Tod geſucht, der ihr nothwendig ſchien. Sie war bis nach der eiſernen Brücke gelaufen, um den Tröſter ihrer Leiden zu finden. Iſt es beim Selbſtmorde eine unſichere Hand, die uns die Kehle zuſchnürt? Geht man wahnſinnig, ohne Bewußtſein in den Tod, wie ſich die Mücke in das brennende Licht ſtürzt? Oder iſt man bei vorhandener Kraft, ſich noch als nachdenkend zu fühlen, ſchon ſo mit dem Tode verſchwiſtert, daß jener weitere Act des Selbſtmordes nur die Publication eines Befehles wird, der ſchon abgemacht und im Stillen ausgeführt iſt? Darüber ſann Cäſar nach und konnte ſich vor Schmerz nicht faſſen, als er bei dem Verfolgen von Bärbel's Benehmen immer darauf zurückkam, daß die Furcht vor dem Tode doch das Urſprüngliche und bis zum ſchwindenden Bewußtſein das Letzte ſei. Die Unzulänglichkeiten der Erhabenheit, ſagte er, die Furcht vor dem Tode, der Schmerz, nicht wie Brutus, der alte und junge, tödten, nicht wie Cato ſterben zu können, die Bitte des Prinzen von Homburg, ihn leben zu laſſen: das iſt doch das Tragiſche unſerer Zeit und ein Gefühl, worin ſich die Anſchauungen unſerer Welt vom Zeitalter der Schickſalsidee ſo ſchmerzlich verſchieden zeigen. Sie wollte ſterben, und lief einen ganzen Tag, einen Weg von ſechs Stunden, um den Tod zu finden, den ſie herzlich ſuchte und den ſie fürchtete! — So war Cäſar. Darüber konnte er weich werden.

XI.

Jenes feſte und präciſe Benehmen, das Wally bei der Aufklärung über den Ring gezeigt hatte, war nur durch die Situation hervorgerufen. Niemals auch wird ſich ein Weib bei der Leidenſchaftlichkeit einer Anderen enthalten können, ſich

ebenfalls aufzuſchnellen und mißachtend auf die fremde Verirrung herabzuſehen. Dieſe Stimmung war aber bei Wally nur eine vorübergehende.

Die Erklärung, welche Waldemar über das Chriſtenthum abgab, hatte auf ihre Seele wie die Berührung eines kranken Zahnes gewirkt. Glaubt Ihr, Wally hätte nach einem Mittelpunkte ihres Lebens geſucht? Wahrlich nicht. Nirgends lagen bei ihr etwa zerſtreute Bruchſtücke von Gedanken, die ſie gern verbunden hätte. Unmittelbar und zufällig war ihr ganzes Leben: nur im Religiöſen ſtand ſie oft, wie ein Wanderer, der den Weg verfehlt zu haben glaubt, ſich in der Gegend umblickt und mit ſeinem Ortsſinne ſich zu orientiren ſucht. Es war ein ganz bewußtloſes Sinnen, ein träumeriſches Fühlen, dem ſie ſich taſtend und anpochend hingab. Von einer Reflexion, einer zuſammenhängenden Unterſuchung konnte bei Wally nicht die Rede ſein. Sie litt, weil ſie ihre ſelige Mutter liebte, an einem religiöſen Tik, einer Krankheit, die ſich mehr in haſtiger Reizbarkeit als in langem Schmerze äußerte. Sie war wie in einem Zimmer, das ſich plötzlich mit Rauch füllt und wo man ſich nicht anders helfen kann als an's Fenſter zu ſpringen, es aufzureißen und mit einem unmäßigen Geſtus nach friſcher Luft zu ſchöpfen.

Wally wußte ſelbſt nicht, was Alles zuſammentraf, ſie nachdenklicher als je zu ſtimmen. Sie hatte zum erſten Mal einige Beobachtungen über ihren Zuſtand in eine zuſammenhängende Kette aufgereiht. Sie war vor ihren Gedanken nicht ſcheu zurückgeſchreckt, ſondern hatte ſie diesmal ſcharf in's Auge gefaßt. In einem Brief an eine Freundin ſuchte ſie ihrer Angſt Luft zu machen. Der Brief war vielleicht vollendet. Sie wagte nicht, was ſie hatte, wieder durchzuleſen. Auch verzweifelte ſie während des Schreibens ihn abzuſenden. Sie zerriß ihn. Einige Minuten blickte ſie die Reſte an; dann ordnete ſie mechaniſch, was davon noch vor ihr lag. Die Linien und Buchſtaben paßten zuſammen. Jetzt erſt, wo ſie gleichſam wußte, daß der Brief ihr nichts mehr ſchaden könnte, las ſie ihn.

„Meine theure Antonie," hatte ſie geſchrieben; „Deine geſchmackvollen Muſter, das ſehr hübſche Diadem, was aber

wol zu meinem Haare nicht ſtehen wird, auch die engliſchen Nadeln und die neuen Touren zum Cotillon hab' ich bekommen. Ich danke Dir, Antonie! Verzeih' mir nur, daß ich nicht jetzt auch mit all' dem Entzücken davon ſpreche, das ich wirklich über Deine Gefälligkeit und die Gegenſtände derſelben empfunden habe. Du glaubſt nicht, in welcher wunderlichen Stimmung ich heute bin. Und heute mußte ich doch ſchreiben — morgen würd' es ſchon beſſer ſein. Nur eins ſage mir, Antonie, haſt Du wol in Deinem Leben ſchon einen frohen, recht frohen Augenblick gehabt? Ich beſinne mich vergebens auf einen; es iſt doch in uns Frauen immer eine peinliche Unruhe und Haſt, von der wir getrieben werden, eine Aengſtlichkeit, von welcher die Männer keine Vorſtellung haben. Zuweilen erſchreck' ich vor dieſer pflanzenartigen Bewußtloſigkeit, in welcher die Frauen vegetiren, vor dieſer Zufälligkeit in allen ihren Begriffen, in ihrem Meinen und Dafürhalten. Der Augenblick iſt der Urheber unſerer Handlungen und die Vergeßlichkeit die Richterin derſelben. Ach, Antonie, ich beſchwöre Dich! Nimm dieſe Klagen nicht als die Frucht eines regneriſchen Tages; o — ich leide an einem Schmerze, der unheilbar iſt, da ich ihn gar nicht zu nennen weiß. Das rennt, läuft, ſpringt, lacht, ſingt, weint, zankt, Alles in der Welt — nun ſage mir um des Himmels willen, was ſteckt dahinter? Was iſt der Kern dieſer ſpiralförmig fortkreiſenden Unruhe? Die Männer ſind glücklich, weil man an ſie Anforderungen macht. Das Maß ihrer Handlungen iſt der Beifall oder der Nutzen, den ſie damit gewinnen. Auch dies ſage, warum wir den Fauſt nicht leſen ſollen? Die Schilderung jener Zweifel, die eines Menſchen Bruſt durchwühlen können, macht uns vertraut mit ihnen und die Wirkung derſelben für uns weniger gefährlich. Aber ich fühle es, daß ſich in jedes Menſchen Herzen innere Gedichte entwickeln, eine ganze Hiſtorie von Wundern, die wir zu erklären verzweifeln, Gedichte, in denen wir mit unſrer Perſon den von den Göttern verfolgten, geneckten, ſcheiternden, irrenden Ulyſſes ſelbſt vorſtellen. Das iſt Alles halb, ſiehſt Du. Es iſt noch immer nicht Das, was ich ſagen möchte und nicht ſagen kann. Liebe Antonie, das iſt der Fluch: man verlangt

nichts von uns, man will nichts von uns, es kommt nichts auf uns an. Auch dies noch: wir haben einen Ideenkreis, in welchen uns die Erziehung hineinschleuderte. Daraus dürfen wir nicht heraus und sollen uns nur mit Grazie, wie ein gefangenes Thier, an dem Eisengitter dieses Rondels herumwinden. Diese Gefangenschaft unserer Meinungen — ach, was Spreu für den Wind! Rechte will ich in Anspruch nehmen, für wen? Für was? O Antonie, ich habe nichts, was werth wäre, gedacht — ich will gar nicht sagen, gemeint oder gesprochen zu werden. Ich drücke an den Begriffen, die mir zu Gebote stehen; aber sie sind elastisch und geben nach und gehen immer wieder zurück. So glaube ich, entstehen dann auch die Revolutionen, wenn die Menschen so viel Mühen zu überwinden haben, an ihrer Stirn hin- und herfahren und ihre welke Begriffstyrannei gern stürzen möchten mit etwas, was sie suchen, aber nicht finden können. Dann schaffen sie sogar Gott ab, nämlich, weil sie ihn wahrhaftig nicht verstehen. Es ist auch schwer, Antonie! Die Schöpfung — schon gut; aber woher? womit? warum? Der Mensch, der Affe, der Polyp, die Sinnpflanze, das Moos, der Stein, der Krystall, das Wasser, die Luft, der Wind, Nichts sagt deutlich: wo ist Gott? Oder wollt Ihr nicht den Weg des Wassers gehen: so geht den des Feuers! Der Vulcan, das Licht, die Wärme, die Elektricität, der Magnetismus: wie kann Gott in der Volta'schen Säule stecken?"

Hier mußte Wally laut auflachen, bei all' ihrem Schmerz und Unglück. Der komische Conflict der ihr doch einst gewordenen Schulweisheit mit ihrer Melancholie, die Vergleichung Gottes und der Prosa jenes kleinen Professors der Physik, der sie mit papinianischen Töpfen, Heronbrunnen und Luftpumpen so tief in die Natur hatte sehen lassen wollen, ob er gleich selbst nur ein Auge hatte, das waren zu drollige Erinnerungen. Sie zuckte mitleidig über sich selbst die Achsel und ging Cäsar entgegen, der heute einmal recht viel ungereimtes Zeug mit ihr zu sprechen hatte.

XII.

Ein Begegniß machte kurze Zeit darauf in Wally's Leben den erſten Abſchnitt. Es ſchien, als könnte ſie in ihrem jetzigen Aufenthalte die Heiterkeit nicht wieder gewinnen, die ihrem Charakter entſprach. Ein Umſtand veranlaßte bald die Abreiſe von Schwalbach.

Wally war eines Abends ſpät und unmuthig zu Bett gegangen. Die Lampe brannte noch auf ihrem Tiſche; ſie konnte nicht einſchlafen. Ihr Blut war in fieberhafter Erregung. Sie warf ſich unruhig hin und her; ihre Sinne wollten ſich nicht löſen.

Da ſprang ſie auf, ſetzte ſich an den Tiſch und fing all' die Mittel zu prüfen an, die man anräth, um in gleichmäßige Bewegung des Blutes zu kommen. Sie zählte die Glockenſchläge an der Kirchthurmuhr, das Einmaleins, von vorn und hinten, declamirte das einzige Gedicht, das ſie bei ihrem ſchlechten Gedächtniß auswendig wußte: „Eine kleine Biene flog emſig hin und her und ſog —". Nichts half. Endlich erblickte ſie auf dem Tiſch die Anordnungen, die ſie neulich gemacht hatte, um an ihre Freundin zu ſchreiben. Sie ergriff die Feder und ſchrieb wieder: „Meine theure Antonie, Deine geſchmackvollen Muſter, das ſehr hübſche Diadem, das aber wol zu meinem Haar nicht ſtehen wird, auch die engliſchen Nadeln und die neuen Touren zum Cottillon habe ich erhalten. Ich danke Dir, liebe Antonie! Verzeih' mir nur —" „Abſcheulich!" rief ſie, ſich ſelbſt kritiſirend, aus, und trat an's Fenſter. Der Mond beleuchtete hier und dort einen Theil des engen Thals und ſeiner Umgebungen. Er war mit Wolken bedeckt, die nicht eilten, ſondern ſchwer auf ihm haften blieben. Es wehte kein Wind. In ſanfter, nächtlicher Stille ruhte die maleriſche Natur. Ein tannenſchwarzer Bergrücken begrenzte auf der einen Seite die ovale Rundung des ſchlummernden Thales. Nirgends die Ahnung eines menſchlichen Weſens.

Wally hüllte ſich in einen leichten Nachtüberwurf. Ihr Zimmer lag zu ebener Erde. Mit einem Tritt war ſie draußen im Freien. Ohne mehr zu wollen, als die Hitze ihres Bluts abkühlen, ſtieg ſie zur linken Hand die Straße hinauf, dann

wieder hinunter zum Alleesaal hin. Sie wird nur einige Schritte unter den Bäumen auf und ab gehen.

Als sie ein weniges weiter gekommen war, vernahm sie ein sonderbares Geräusch, das man für das Seufzen einer schwankenden Pappel hätte halten können, wäre ein starker Wind gegangen. Sie erschrak, wie sich diese Laute immer deutlicher als Gestöhn und schmerzliche Klage zu erkennen gaben. Es war wie das Jammern eines Verwundeten, der sich fürchtet, durch übergroßen Schmerzausdruck des Mundes vielleicht die brennenden Leiden seines Schadens desto stärker zu machen. Wally blieb betroffen stehen. Ihr siedendes Blut gerann und die Fieberhitze wich einer kalten Erstarrung, in die der Schreck ihre Glieder versetzte. Jetzt sah sie, daß sich im Hintergrunde der Allee etwas bewegte, das auf sie heranzukommen schien. Die Angst hatte sich ihrer so sehr bemächtigt, daß sie nicht einmal wagte, zu entfliehen. Sie blieb wie angewurzelt stehen und wankte nur, als eine menschliche Figur immer näher trat; mechanisch hinter einen Baum, von dem sie glaubte, daß er ihr Schutz gewähren könne.

Ein Weib kam daher mit händeringenden Geberden. Oft wandte sie sich gespenstisch um und suchte etwas, was man nicht sehen konnte, von sich abzuwehren. Dann fuhr sie mit einer grauenerregenden Vehemenz und einem Geheul in die Gegend ihres Kopfes, als wollte sie etwas bedecken oder irgend einen übergroßen Schmerz stillen. Wally zitterte. Jetzt stand die Unglückliche, die nicht im Fieber zu sein, sondern das volle Bewußtsein zu haben schien, dicht vor ihr. Wally sah, wie sie schwankte und zu Boden stürzte. Mit einem furchtbaren Geschrei wühlte das entsetzliche Weib ihren Kopf in den losen Sand, und rang, ihre Hände gleichsam zu vervielfältigen, um den Kopf von allen Seiten bedecken zu können. Dabei stöhnte sie wieder und sah sich, wie tief sie auch den Kopf in den Sand bohrte, um und fuhr mit einem gräßlichen Schrei auf, als hätte sie einen Geist erblickt, bis sie ohnmächtig und besinnungslos in dieser Lage verstummte.

Wally wagte nicht, einen Laut von sich zu geben. Als sich die Unglückliche beruhigte, versuchte die Zeugin der schrecklichen Scene aufzutreten, sich umzusehen, ob man sie auch

nicht hören könnte, wagte dreistere Schritte und floh, als sie eine Strecke weit von der Scene entfernt war, der sie hatte beiwohnen müssen. Sie fror an allen Gliedern, als sie sich auf ihrem Lager wieder gebettet hatte und schlief vor Furcht ein.

Am folgenden Morgen betrieb sie die Abreise. Die Tante zögerte. „Unter keiner Bedingung!" rief Wally; „ich bin eines Ortes müde, der mich umbringen muß." Das war ein fürchterlicher Ausdruck; die Tante war diese Wendungen nicht gewohnt. Sie entsetzte sich und reiste ab. Als Cäsar sie Beide an den Wagen begleitete, erzählte er ihnen noch, daß die Frau des Trompeters an der gespenstischen Trommelmusik ihres Ohres diese Nacht gestorben sei. Sie sei vor Unruhe aus dem Hause gerannt, habe Nachts die Stadt durchirrt, um den grauenhaften Tönen zu entfliehen, und sei in der Allee gefunden worden, wie sie mit dem Kopf in den Sand gewühlt dagelegen. Wally winkte mit der Hand, daß er schweigen sollte. Sie kannte den Vorfall, kannte das ewige Summen am Ohre des Geistes, die Trommelmusik quälender Gedanken!

Cäsar aber glaubte, daß sie ihn zum Abschied grüße; die Pferde zogen an und, den Spruch des großen Römers parodirend, sagte er zu dem Fahrzeuge schmerzlich-ironisch: „Du trägst Cäsar und sein Glück!"

Zweites Buch.

I.

Der Sommer neigte zur Erntezeit. Aus seinen letzten Fäden spann sich schon ein Herbst voll Kelterlust. Die Astern sammelten noch einmal alle Farben der schönen Vergangenheit, dann starb die Natur, was zurückblieb, legte Frostreif und Nebelflor zum Zeichen der Trauer an. Die Ströme gerannen, die Wolken zerrieben sich zu Schneeflocken. Der Winter kam in seinen Pelzschuhen angeschlichen und klopfte an die Reifblumen der Fenster mit Weihnachtsfreuden an. —

Dies war wenigstens ein Erſatz. Wally wirbelte ſich in einer Luſt, die ſie ſo zauberhaft zu regeln verſtand. Was jetzt Religion! Was Weltſchöpfung! Unſterblichkeit! Roth oder blau zum Kleide, das iſt die Frage. Ob's beſſer iſt, die Haare zu tragen à la Madelaine oder ſie zuſammen zu kämmen zum chineſiſchen Schopfe? Tanzen — vielleicht auch Sprüchwörter aufführen — o nur gering iſt die Zahl der Vergnügungen, die im Verhältniß zur zunehmenden Civiliſation nicht anfangen, lächerlich zu werden. So ſehr gering, falls man ſich ſelbſt hinlänglich hochhält, nicht Karten zu ſpielen, jene melancholiſchen Spiele Albions und der nordamerikaniſchen Yankees, wo man die beſten Stunden ſeines Lebens dem Nichts opfert.

Eine Unterhaltung iſt unerſchöpflich. Ein Spiel iſt unermüdlich. Das iſt die Koketterie. Wally hatte damit alle Hände, alle Mienen voll zu thun. Künſtliche und natürliche Launen waren die Zahlen, woraus ſie ihre Umgangsexempel zuſammenſetzte. Wally ließ die Welt wie elaſtiſche Figuren auf dem Reſonanzboden ihrer Einfälle ſpringen. Sie ſpielte zu allen dieſen Bewegungen die capriciöſen Melodieen. Was wollte ſie mehr? Sie wollte nicht einmal den Ruf davon, die Neigungen ihrer Umgebungen ſo unübertrefflich eskamotiren zu können. Sie that alles ohne Stolz, ohne Abſicht, ohne Bewußtſein. Sie war bezaubernd.

Cäſar war die Balancierſtange dieſes Equilibres. Er rectificirte wie irgend ein chemiſches Natron all die baroken Confuſionen, die Wally anrichtete. Nach jenem erſten Bilde fiel er bald hier, bald dort hin. Von dieſem letzten nahm Wally bald größere, bald kleinere Portionen von ihm. Er fehlte jedoch nie. Dieſe perſpectiviſche Verſchiebung bald zu einer Gunſt von einer Linie, bald zu einer von zwei Zollen oder drei, hielt ihn in der Spannung, die Männer allein zu feſſeln im Stande iſt. Es iſt möglich, daß Cäſar Wally liebte, wenigſtens war ſie ihm vertraut geworden. Er hätte ſie vielleicht einem andern abtreten können; aber von ihr ſich trennen, das konnte er nicht. Und doch! Vielleicht! Wir ſind Charlatane, wir können ja Alles!

Es war auf einem glänzenden Balle, der am Hofe gegeben

wurde. Cäſar zog ſich zurück. Wally beachtete ihn nicht. Er nahm das leicht. Er wußte, daß Wally von der gewöhnlichen Anſicht deutſcher Mädchen, dem Tanze eine ſinnliche Bedeutung oder die Bedeutung irgend einer Gunſt unterzulegen, weit entfernt war; er wußte, daß ſie Diejenigen liebte, mit denen ſie nicht tanzte. Und doch war ſie heute aufgeregter, als jemals. Das nahm ihn Wunder und verſtimmte ihn. Als Wally zu ihm trat, ſprach ſie: „Ich habe Sie ſuchen müſſen. Wo ſtecken Sie? Ich muß Ihnen etwas ſagen.“ Sie ſtanden in einem der entlegenen Zimmer. „Und was?“ — „Ich werde den ſardiniſchen Geſandten heirathen; aber wir ſprechen uns noch!“ — Damit war ſie verſchwunden. Cäſar eilte nach Hauſe. Er hatte durchaus nichts gehört, was ihn beſonders drückte, und doch entſchloß er ſich, eine kleine Reiſe zu machen. Er war ſehr unruhig den ganzen Tag, mehre Tage. Er machte die Reiſe. Er notirte, zeichnete, ſchrieb viele Briefe. Er würde ſich vortrefflich zerſtreut haben, wenn ihm nicht aus jedem Baum, aus jedem Echo zugeklungen hätte: aber wir ſprechen uns noch! Dies Aber! machte ihn verwirrt; denn es klang wie eine ſo ſchwärmeriſche, alles verſprechende, dem Neapolitaner täuſchende Liebe, daß er geglaubt hatte, den letzten lechzenden Seufzer, das kaum gelispelte felicissima notte einer Italienerin zu hören. „Sind das ſchon die Wirkungen der ſardiniſchen Geſandtſchaft?“ ſagte er, lächelnd über die Erinnerung an eine Phraſe, die in Italien ſo ſchön geſprochen wird, und kehrte beruhigt in die Reſidenz zurück.

Er hatte bald darauf von Wally die Einladung zu einem vertrauten Geſpräch.

II.

Am Tage, wo die Unterredung mit Wally ſtattfand, hätte man bei Cäſar nicht ahnen können, mit welcher Kataſtrophe er ſchließen würde. Cäſar ſchien die ganze Beruhigung zu beſitzen, die man von ſeinem Charakter erwarten

durfte. Höchstens ließen jene forcirten Scherze, womit er um sich warf, vermuthen, daß irgend ein Ereigniß im Anzuge war, dem er zu entgehen wünschte. Diese Scherze sind die über'm Meere kreisenden Möven, die den Sturm ankündigen.

Wenn er einem Freunde begegnete, der auf dem Stadtgericht arbeitete, so fragte ihn Cäsar: „Was hast Du jetzt unter den Händen?" — „Ehescheidungen," hieß es. — „Also noch immer schlechte Ehen?" — „Schlechte Wahlen vor der Hochzeit. Dafür ewige Entbehrung des Glücks für diese Erde, Verscherzung jedes Anspruches, Frauenzauber auf sich wirken zu lassen!" rief Cäsar. „O es ist ein Unglück mit unseren Institutionen, die man sittlich nennt!" — „Ja," bemerkt der Freund von seinem kleinen Standpunkte. — „Es ist ein Unglück, wenn man sieht, mit welchem Leichtsinn die Ehen geschlossen werden. Der Besitz einer kleinen Aussteuer lockt den Handwerker, eine Person zu heirathen, die er gar nicht liebt." — „Der Staat sollte niemals die Ehe bürgerlich vollziehen lassen, wo nicht schon ein Kind vorhanden ist, das das Dasein der Liebe vorher ausweisen muß!" rief Cäsar. — Der junge Mann vom Stadtgericht fuhr entsetzt zurück. Cäsar ging und begegnete einem andern Freunde. „Du bist verliebt," sagte er diesem; „aber Deine Antonie ist arm." Es war dieselbe Antonie, an welche Wally einst hatte schreiben wollen. „Antonie ist arm!" hieß die weinerliche Bestätigung. „Siehe, was zu thun wäre!" schlug Cäsar vor. „Das Heirathen durch die Zeitungen greift um sich. Aber man ist erst einen Schritt weit gekommen, wenn die Frauen durch Zeitungen nur Männer bekommen. Der zweite Schritt wäre, daß sie durch die Zeitungen auch zu Vermögen kämen. Die Mädchen sollten sich durch ein Lotto ausspielen. Sie sollten die Männer auffordern, Actien auf ihren Besitz zu nehmen, Actien, meinetwegen eine jede zu fünfhundert Thalern. Hundert Loose dieser Art geben eine Summe von 50,000 Thalern. Die Wahrscheinlichkeit, daß unter hundert ich — du — er gewinnen, ist groß: man gewinnt ein Weib, ein reiches Weib, natürlich ein schönes Weib. Denn um eine Schöne muß es sich handeln, des Nebengewinns wegen, welcher in einem Kuß zu jedem Weihnachten (aber ein Ge-

Ludwig.

Ein Tuch?

Chapelle.

Ja, Sire, Tartüffe nähert ſich Elmiren mit zweideutigen Abſichten —

Ludwig (bei Seite).

Das iſt Armandens Rolle!

Chapelle.

Elmire weiſt Tartüffe zurück. Er aber, bei jener Stelle, wo er ausweichend erklärt, er hätte das Tuch, das Elmire trägt, berührt, nur um die Baumwollenindustrie —

Lamoignon.

Sie gehen zu ſehr in die Details ein —

Ludwig.

Laſſen Sie ihn doch, Präſident! Die Scene ſcheint originell zu ſein —

Chapelle.

Nicht von der Scene red' ich, Sire, nicht von der Erfindung, ſondern von einem entſetzlichen Reime, den ſich der Autor an dieſer Stelle wider alle Regeln der Metrik erlaubte — er läßt nämlich in einem Verſe die neunte Sylbe, nein, die ſiebente, oder doch die neunte — oder — nein, nein, die ſiebente — oder — Die Akademie hat dieſen Gegenſtand in einer eigenen Denkſchrift ausführlich behandelt, die ich hiemit die Ehre habe, Ew. Majeſtät demuthsvoll zur baldigen Lectüre zu überreichen.

ſchenk muß dabei ſein) an Diejenigen beſtehen muß, die ſich mit Aufopferung von fünfhundert Thalern der angenehmen Chance ausſetzten, Mann einer ſchönen Frau und Beſitzer zufälliger 50,000 Thaler zu werden. Mein Lieber, das heißt, die Geſellſchaft friedlich revolutioniren."

Jener hatte nur an Antonien gedacht; Cäſar an Nichts, als ſie ſchieden.

Der Abend kam heran. Die Thür zu Wally's Gemächern öffnete ſich. Beide ſaßen ſie ſich ſtumm gegenüber. Cäſar, der von Wally nicht erwartet hatte, daß ſie ſich in ein ſchwärmeriſches ſchwarzes Kleid werfen würde: Wally, die in Cäſar's Mienen nach einem Blick ſah, der verzeihend und warm auf ſie wirkte.

Liebenswürdig war es von dieſem grenzenloſen Leichtſinn, daß er doch noch Thränen am Auge hängen hatte. Cäſar ſchwamm in Seligkeit. Er war auf eine Komödie gefaßt, und fand eine tragiſche Scene, die ihn erſchütterte. Alles, was ſie ſprachen, war nur, um den Erklärungen, die ſie ſich machen wollten, zu entgehen. Cäſar mochte in ſeiner Eitelkeit übertreiben; Wally's Beſcheidenheit lag wohl nur darin, daß ſie glaubte, Cäſar um Verzeihung bitten zu müſſen. Alles Uebrige dichtete ſeine Phantaſie hinzu.

Sie hielten ihre Hände in einander und ſprachen recht eifrig über Dinge, auf die gar nichts ankam in ihrer Situation. Sie ſprachen von der Erfindung des Schießpulvers, vom Geſetz der Schwere, vom Compaß und der Magnetnadel, worüber ſie jedesmal ſchnell abbrachen, um nur immer wieder auf Neues zu kommen. So verrann die Zeit, aber die Liebe Cäſar's ſtieg. Wally's Hand nahm er, drückte, küßte ſie, ja legte ſie ſanft auf die Lehne des Sophas, um ſie als Kopfkiſſen zu gebrauchen. Sie warf ihm ſich ſelbſt in aller ihrer Anmuth in ganzer Perſon nach. Sie hielt ihn umſchlungen, während ſie unwillig glaubte, daß er es thäte. Ihre nur leis aufgeſteckten Locken neſtelten ſich los und küßten Cäſar's brennende Wangen. Die langen Augenwimpern ſenkten ſich majeſtätiſch ſanft auf die bläulichen Ultramarinringel, die unter dem Auge ſo viel Leidenſchaft verrathen. Dieſes Herablaſſen des Vorhangs, dieſer Fenſterladenſchluß

der Weiblichkeit, dieſe Verhüllung iſt bekanntlich das reizende Gegentheil deſſen, was ſie ſcheint, iſt allmälige Entwaffnung, das Sinken des Tages, der aufſteigende Stern, deſſen feuchte Strahlen die Kronen der Blumen auflockern und die Kelche erſchließen, während die Kelche zu ſchlafen ſcheinen. Cäſar umarmte Wally mit glühender Freude und rief aus: „O Wally, ich will nicht grauſam ſein! Ich eile Allem zuvorzukommen, was ſich auf Deiner Lippe zu Tode ängſtigt und gern ſprechen möchte. Lebe wohl! Ich dringe nicht auf den Beſitz dieſes göttlichen Leibes, deſſen Seele mich ſtets umhauchen wird. Du wirſt Deinem Gecken gehören, Dich ihm in ganzer Reinheit übergeben müſſen — Aber — o Gott!“ — „Was iſt? Cäſar! ſprich! fordere! Alles, Alles!“ Cäſar ſann und ſann und war wie von einem unbekannten Dämon ergriffen. Er ſollte entſagen. Wollte es auch und konnte doch nicht. Er ſtrich mit der Hand über ſeine Stirne und ſagte dann leiſe mit ſanften und zärtlichen Worten zu Wally: „Sie werden reiſen: ich auch. Wir werden uns nicht Wiederſehen.“ — „O mein Cäſar! Nicht Wiederſehen? Dann bin ich nur Dein!“ — „Du gehörſt Deinem Geſchick!“ — „Meinem Herzen, Cäſar! Deinem Willen!“ — „Wally!“ — „Fordere, fordere!“ — „Sei mein, wie Du es einzig ſein kannſt! Zeige mir, daß Du kein Geheimniß vor mir haſt, keines, und wir waren Eins und ich habe die Weihe für mein ganzes Leben!“ — „Ich berge Dir nichts, Cäſar!“ — „So höre meine Bitte! Es giebt ein reizendes Gedicht des deutſchen Mittelalters, den Titurel, in welchem eine bezaubernde Sage erzählt wird. Tſchionatulander und Sigune beten ſich an. Sie ſind faſt noch Kinder; ihre Liebe beſitzt die ganze Naivetät ihrer jugendlichen Thorheit. Ich ſpreche nicht von Tſchionatulander's Tod, weder von dem treuen Hunde, der aus der Schlacht die tragiſche Botſchaft bringt, noch von Sigunens Klage, wie ſie den Leichnam des Geliebten im Arme haltend unter'm Baume ſitzt, wo Parzifal an ihr vorüberkommt im Walde, nicht von dem Edelſtein unſerer deutſchen mittelalterlichen Dichtkunſt. Nur jener Zug iſt ſo ſchön, wo Tſchionatulander, als er in die Welt hinaus muß und ſein treues Windſpiel klug zu den beiden Liebenden hinaufſieht, Sigunen anfleht um eine letzte,

letzte Gunſt und gleichſam ſeine Feinung gegen alle weibliche Anfechtung im Leben.

Cäſar ſtockte und ſagte dann leiſe, mit faſt verhaltenem Athem: „daß Sigune, um durch ihre Schönheit ihn gleichſam feſt zu machen, wie der magiſche Ausdruck der alten Zeit iſt, und um ihm einen Anblick zu hinterlaſſen, der Wunder wirkte in ſeiner Tapferkeit und Ausdauer, ſich ihm nicht etwa ſinnlich, ſondern geiſtig vermähle, vermähle durch den Anblick ihrer ganzen natürlichen Schönheit.“

Wally betrachtete Cäſar einen Augenblick. Dann erhob ſie ſich und verließ, ohne ein Wort zu ſprechen, das Zimmer. An ihre Rückkehr war nicht zu denken.

Cäſar's Antlitz zeigte einen ſchmerzlichen Ausdruck. Er hatte das Höchſte bewieſen, deſſen ſeine Seele fähig war, eine kindliche Naivetät, eine ihn rührende Unſchuld in einer Forderung, die nach anderen Standpunkten empörend war; aber die Scham, die erſt in ihm aufglühte, verſchwand vor ſeinem Stolze, ſo edel und rein erſchien er ſich in ſeiner Forderung. Er hatte eine geiſtige Vermählung begehrt. „Sie iſt ohne Poeſie, ſie iſt albern, ich haſſe ſie,“ ſtieß er heftig heraus, trat zornig mit dem Fuße auf, lauſchte und verließ, da er nichts als den Schlag der Pendeluhr im Nebenſaale vernahm, mit unwillkürlichem Geräuſch, das Zimmer und das Hotel. Er ſchwur, es niemals wieder zu betreten. „Sie hat nicht mich, ſie hat die Poeſie beleidigt. Sie widerſteht mir!“ rief er und malte ſich Wally mit den gräßlichſten Farben, daß es ihm keine Freude machen mußte, noch an ſie zu denken. Wenn ſie ihm noch einfiel, ſo geſchah es nicht, ohne daß er mit dem Fuße etwas von ſich ſtieß.

III.

Inzwiſchen rückte Wally's Vermählung mit dem ſardiniſchen Geſandten wirklich heran. Sie geſtand ſich oft und ſelbſt ihren Umgebungen, daß es ihr wäre, als würde ein unſichtbares Netz, das ſie jedoch an ſeinem Brennen fühle,

immer enger angezogen, und daß es ihr bald zum Erſticken ſein müßte. Alles, was man nur brachte, um die neue Atmoſphäre recht duftend und gefällig zu machen, drückte ihren Athem noch mehr zuſammen; ſie ging wie Gretchen im Fauſt und lüftete Fenſter und Thüren in einem Zimmer, das Mephiſto ſo ſchwül gemacht hatte.

Noch größer war aber die Unruhe in ihrem Innern. Sie brauchte gern phyſikaliſche Gleichniſſe und verglich ſich mit dem Gefühl eines lebenden Weſens, das man in die Glocke einer Luftpumpe ſetzt; mit dem Vogel, dem es von innen und außen bei entzogener Luft weh wird. Ach, ſie konnte Cäſar, den ſie einzig liebte, nicht vergeſſen: ſie konnte jene begeiſterte Miene des Freundes nicht vergeſſen, jene unſchuldige Seligkeit, die ſie an ihm noch nie gekannt hatte, und die er damals zeigte, als ſie einige, aus ſeinen zuckenden Lippen ſchleichende Worte mit ſo „pedantiſcher, altkluger" Entrüſtung aufnahm. Schon im nächſten Augenblicke, als ſie gegangen war, war ſie ſich ja mit ihrer Weigerung kleinlich vorgekommen.

Wally fühlte bald, daß Cäſar an das Unſittliche ſeines Antrags im Momente gar nicht, ſondern nur an ſeine grenzenloſe Liebe für ſie gedacht hatte. Sie machte ſich den Vorwurf, dieſe Ueberlegung bei ihm nicht abgewartet zu haben. Auch mußte ſie ſich geſtehen, daß das wahrhaft Poetiſche unwiderſtehlich iſt, und das Poetiſche höher ſteht, als die Geſetze der Moral und des Herkommens. Sie fühlte wie klein man iſt, wenn man ſich der Poeſie widerſetzt. Es quälte ſie, untergeordnet zu ſein und im Grunde weniger unſchuldig, als die Poeſie, die Menſchen braucht und ſchildert und ein Reich von Möglichkeiten erſchließt, die unſre Wirklichkeit nicht kennt.

Ewig, ewig ſich trennen von dem Geliebten! Die glänzende Stellung des Geſandten und das Machtgebot der Eltern entſchieden! Seine letzte, letzte Bitte! Wally ſchlug die Geſchichte nach, die ihr Cäſar erzählt hatte. Sie weinte mit Sigunen, ſie koſtete die Unſchuld, die in dem Verlöbniß der beiden Liebenden des Gedichtes lag. Es liegt in der Schönheit der Natur eine Gewalt, die bezaubert. Wally

beugte und wand ſich mit all' ihren ſchönen Grundſätzen und mit all' den Lehren, die ſie ihrer Erziehung, ja ſelbſt ihrer vernünftigen Ueberlegung verdankte, vor dem Ideale des Naturſchönen. Sie ging noch weiter. Sie gab die Natur auf, ſie hielt ſich an die Kunſt, an das Gebilde der Phantaſie, das in ſich abgerundet und hier ſo richtig gezeichnet war, wie jeder logiſche Cirkel ihrer tugendhaften Entſchlüſſe. Sie kam ſich verächtlich vor, ſeitdem ſie fühlte, daß ſie für die Poeſie kein Gegenſtand war. So konnte es nicht mehr fehlen, daß ſie ſich bald ſelbſt dazu machte.

Wie oft war ſie noch Cäſarn begegnet! Er blickte ſo ſtolz! Er hatte eine Moral, die über der ihrigen ſtand! Er konnte das Auge erheben, das Ideale hob es ihm! Wally konnte nicht ſtolz ſein. An ihr ſchien die Reihe der Scham zu ſein. Sie fürchtete ſich vor Cäſar. Ihre ganze Tugend kam ihr armſelig vor, ſeitdem ſie ihm gleichſam geſagt hatte, die Tugend könne nur in Verhüllungen beſtehen. Cäſar that, als hätte er an ihr den poetiſchen Reiz verloren. Er überſah ſie.

Ob es wohl Menſchen giebt, dachte eines Tages Cäſar bei ſich ſelbſt, die da Literatur und das, was dem Leben durch ſie an ſchönen Elementen und Staffagen zugeführt wird, für eine Tyrannei und eine despotiſche Willkür der Dichter und Künſtler halten? Wäre ich ſelbſt Autor, ſo würde mich dieſer Gedanke erſchrecken. Ich würde die Gleichgiltigkeit, die Dummheit der Maſſe immer für eine Strafe halten, die ich als Autor für die Zudringlichkeit meiner Schöpfungen einernte. Ich würde zittern, wenn von Büchern die Rede kommt, und würde immer gewärtig ſein, daß Jemand aufträte und die Literatur in die Kategorie von Waarenartikeln ſtellte, von Ellen- oder Colonialwaaren, die man nimmt oder ſtehen läßt, je nach Bedürfniß. Ich brauche die Schönheit nicht! Fürchterlich, wenn gerade von Homer und Oſſian die Rede geweſen wäre! Ich brauche nicht einmal die Beſtrebungen um das Schöne, wenn von einem Erſtlingsverſuche die Rede wäre! Ja, es giebt Menſchen dieſer Art, die Poeſie für eine Zumuthung halten, Geldmenſchen, Ariſtokraten, manche Könige, auch Frauen, beſonders wenn letztere ſchön ſind und ſie des-

halb glauben, der Bildung überhoben zu sein! Cäsar dachte dabei gewiß nicht an Wally; denn welch' ein Unterschied ist es, für das Außerordentliche sich interessiren und dem Außerordentlichen sich als Staffage unterlegen! „Fühlen will Alles poetisch, aber nicht poetisch leben!" sagte er. Er hatte aber in dem Augenblick einen Brief von Wally in der Hand. „Ich habe Sie beleidigt," schrieb sie ihm; „Sie wissen es ja, Cäsar, daß der Muthlose immer der Ausfallendste ist. Wissen Sie noch, wie wir über Muth stritten? Welch' eine Zeit, wo Sie sich um fünf Ringe, die Sie mir noch immer nicht wiedergegeben haben, mit fünf Menschen schießen konnten! Morgen um zehn Uhr Abends nach meiner Trauung besuchen Sie das Hotel des sardinischen Gesandten. Verantworten Sie es einst! Vor Gott! Vor Gott! Aber ich liebe heiß, ewig, unaussprechlich! Ich will Dein Weib sein — so — wie ich es allein sein darf! Wally."

Und an Wally's Hochzeitstage zeichneten die Unsichtbaren ein Gemälde, zart, lieblich, wie die sauberen Farbengruppen, die sich auf dem sammetweichen Pergamente goldener Gebetbücher des Mittelalters finden. Rings, wie Rahmen und noch hineinrankend in die Scene, Epheu und Weinlaub. Auf den Aesten sitzen Paradiesvögel in wunderbarem Farbenspiel, auf den breiten Blättern der Arabesken schlummern Schmetterlinge, in den Kelchen der Blumen saugen Bienen. Oben schwebt der Vogel Phönir, der Hüter der Sage; unten blicken die spitzschnäbligen Greifen und hüten das Gold der Fabel. Bezaubernd und märchenhaft ist die Verschlingung aller dieser Figuren. Es ist wie ein Traum in den Tausend Nächten und der Einen. Zur Rechten des Bildes aber im Schatten steht Tschionatulander im goldenen, an der Sonne funkelnden Harnisch, Helm, Schild und Bogen ruhen auf der Erde. Der Mantel gleitet von des jungen Helden Schulter, seine Locken wallen üppig wie von einem Westhauche gehoben. Das Auge staunt; ein Entzücken lähmt die Zunge. Zur Linken aber schwillt aus den Sonnennebeln hervor ein Bild von bezaubernder Schönheit: Sigune, die schamhafter ihren Leib enthüllt, als ihn die Venus der Medicis zu bedecken sucht. Sie steht da, hülflos, geblendet von der Thorheit der Liebe, die

ſie um dies Geſchenk bat, nicht mehr Willen, ſondern zerfloſſen in Scham, Unſchuld und Hingebung. Sie ſteht, die hehre Geſtalt, mit jungfräulich ſchwellenden Hüften, mit allen zarten Beugungen und Linien, die von der Bruſt bis zur Zehe hinuntergleiten. Und zum Zeichen, daß eine fromme Weihe die Situation heilige, blühen nirgends Roſen, ſondern eine hohe Lilie ſproßt dicht an dem Leibe Sigunens hervor und deckt ſie ſymboliſch, als Blume der Keuſchheit. Alles iſt ein Hauch an dem Bilde, ein ſtummer Moment, ſelbſt in dem klugen Auge des Hundes, der die Bewegungen verfolgt, die der Blick ſeines Herrn macht. Das Ganze iſt ein Frevel; aber ein Frevel der Unſchuld und ewiger, ſchmerzlicher Entſagung.

So ſtand Sigune einen zitternden Augenblick; da umſchlang ſie rücklings der ſardiniſche Geſandte, der ſeine junge Frau ſuchte. Es war ein Tropfen, der in den Dampf einer Phantasmagorie fällt und ſie in Nichts auflöſt. Die Vorhänge fielen zurück und Tſchionatulander wankte nach Hauſe. Der Geſandte ahnte nichts. Tiefes Geheimniß bedeckte die geiſtige Vermählung, welche eben Die geſchloſſen hatten, die ſich liebten und nicht beſitzen durften. War nun Wally nicht doch Cäſar's Gattin? Wenigſtens war er gefeit gegen Frauenzauber ſein Lebenlang. Solche Liebe macht treu.

IV.

Als Wally mit ihrem Manne nach Paris gekommen war, athmete ſie auf. Sie war froh, ſich von einer verfehlten Stellung befreit zu ſehen. Sie wußte, daß ſie in Paris noch immer den ſtürmiſchen Bewegungen irgend einer Neigung ausgeſetzt ſein konnte, daß ihre eheliche Treue mit weit gefährlicheren Lockungen, wie in der Heimath, würde herausgefordert werden; allein ſicher war ſie jetzt vor den Zumuthungen der Genialität, vor dem verwirrenden Benehmen des geliebten Cäſar, vor Männern, die zu poetiſch ſind, um ganz nach der Mode, und zu modiſch, um ganz nach der Poeſie zu leben. In Paris ſiegte ſie, wenn ſie wollte, noch immer durch

die einfachen Künste der Koketterie. Nur die Situationen sind es, die dem Leben der Pariser Frauen eine bevorzugte Originalität geben.

Wenn man glauben wollte, daß die Julirevolution in den Sitten der höheren Pariser Welt eine Aenderung veranlaßt hätte, die gleichsam dem Ernste der Zeit hätte entsprechen sollen, so verkennt man den Charakter der Franzosen. Die alte Revolution, die eine Strafe der Frivolität zu sein schien, rottete die Frivolität doch selbst nicht aus. Die alte politische und gesellschaftliche Verfassung wurde gestürzt, aber die Manieren erhielten sich. Am Besitzthume klebte etwas, was sich nicht von ihm trennen ließ; in den Reichthümern, die kaum den Tod der Einen veranlaßt hatten, lag ein Zauber, der auch die Anderen wieder verwirrte, die neuen Herren derselben. Den Leichtsinn tilgte die Guillotine nicht.

Die neueste Revolution hatte zu den alten Elementen des Pariser Lebens neue, zu zwei Aristokratieen, der bourbonischen und bonapartistischen, noch eine dritte gesellt, die Aristokratie der Banquiers. Mehr als je wurde das Geld der Hebel des gesellschaftlichen Mechanismus, seitdem eine Klasse in den Vordergrund trat, mit welcher es in diesem Punkt schwer war, zu wetteifern. Weil die Pariser das Geld nicht anhäufen, sondern es als Mahlschatz immer wieder der Mühle aufschütten und von dem Winde umtreiben lassen, so wird jede Lebensäußerung in den metallischen Strom hineingerissen. Dieser Strom ist es, der die entsetzlichsten Verheerungen in der Moralität und Freundschaft anrichtet. Sein Ebben und Fluthen macht Leben und Tod. Er ergießt sich frei, offen, vor Aller Augen, nicht einmal unterirdisch. Er wälzt seine goldschäumenden Wogen durch die Säle und kleinsten Gemächer. Man ist in Paris immer in der Nähe des Geldes, weniger dessen, das man besitzt, als dessen, wovon man nicht genug haben kann und das man unter allen Umständen sich zu verschaffen sucht. Daraus entstehen die meisten tragischen und komischen Conflicte der Pariser Gesellschaft.

Wally hatte keine Meditationen nöthig, um über diese Dinge in's Reine zu kommen. Sie verstand sie bald, da die Begegnisse selbst zu deutlich sprachen und sie hinreichend dichte-

rische Erfindungen, Schriften, wie die von Balzac, bestätigten. Wally philosophirt nicht, das wissen wir längst. Sie wird Paris nicht wie ein Phänomen nehmen, sondern wie eine Erfahrung, über die man erst reflectirt, nachdem sie erlebt ist. Sie wird sich in den dichtesten Strudel der Vergnügungen stürzen. Sie wird den Becher der Zerstreuung und der Gedankenlosigkeit bis tief auf die Neige leeren. Sie wird jede Minute Leben benutzen, die sie nur verwenden kann, und käme sie einst zurück von Paris, wird sie von Paris nichts zu erzählen wissen. Wally gehörte bald zu den glänzendsten Erscheinungen auf dem Theater des Tages und der Nachrede.

Wenn wir im Folgenden mehr ein Verhältniß schildern wollen, das in Wally's Hause und in ihrer Verwandtschaft sich entwickelte, so ist es deshalb, um einestheils über ihren Mann eine Ansicht zu haben, anderntheils, um nichts zu unterlassen, was zuletzt doch berichtet werden müßte, weil es eine entscheidende Folge hatte. Wally beherrschte andere Kreise mit derselben siegreichen Gewandtheit. Sie hatte ein großes Stück an jenem Netz zu weben übernommen, das über Paris ausgebreitet ist und so viel Ehrgeiz, Eifersucht, Tragödie und Idylle in seinen Maschen festhält. Sie war eine fleißige Bundesgenossin des großen Feldzuges gegen Natur, Wahrheit, Tugend und Völkerfreiheit, der mit dem Leben der Großen fast immer zusammenfällt; eines Feldzuges, dessen Gefahr von den Freuden seiner kleinen Siege überboten wird.

Je weniger diese Katastrophe zunächst mit der Seelenrichtung Wally's zusammenhängt, die uns veranlaßte, sie zum Gegenstand einer poetischen Darstellung zu machen, desto mehr trägt sie dazu bei, die Draperieen zu bestimmen, auf deren Grunde sich die Originalität Wally's sprechender zeichnete. Indem Wally Scenen erlebt, die mit ihrer metaphysischen Krankheit nicht in der entferntesten Berührung liegen, indem sie von einem Gedankenreiche losgetrennt ist, das sie selbst in sich aufgeregt hatte, muß auch der Contrast desselben später nur desto tiefer in ihr Herz schlagen. Wally wandelt sorglos am Rande eines Abgrundes dahin.

V.

Eines Morgens hatte Wally soeben die Besuche einiger ihr gleichgültiger Verehrer entlassen und lachte noch über die Eitelkeit der jungen Männer, die gestorben wären vor Aerger, wenn sie ihrer neuen Gilets, ihrer Reitpeitsche und Lorgnette keine Erwähnung gethan hätte, als sie im Nebenzimmer ein lautes Sprechen hörte, das immer näher kam und dann plötzlich mit Gewalt unterdrückt wurde, gleichsam, als würde Jemand, der sich ihrem Zimmer nähern wollte, mit Heftigkeit zurückgehalten. Nachdem die hierauf eintretende Stille anzudeuten schien, daß eine Verständigung dem Besuche hätte vorangehen müssen, öffnete sich stürmisch die Thür und ein junger Mann trat an der Hand ihres Gatten herein, der ihr in dem Ankömmling seinen längst aus dem Piemontesischen erwarteten Bruder Conte Jeronimo vorstellte.

„Wahrhaftig, ich habe mich nicht getäuscht," rief der junge Italiener, ihr Schwager. „Ihren Anblick, Madame, sog ich gestern in der Oper drei volle Stunden lang ein. Ich war kaum in Paris angelangt, als mich der Zufall in die Vorstellung der Cenerentola führt und in die reizendste Perspective, welche ich je gehabt habe. Madame, Sie saßen in einer Loge, von der ich nicht wußte, daß sie die meines Bruders war. Sie trugen blaue Seide, weiße Tüllstreifen, einen rothen Shawl und von allen Farben Marabouts in dem Haar?"

„Ihr Gedächtniß muß weite Taschen haben," sagte Wally, „wenn Sie am Morgen noch die Toilette der Damen so genau angeben können." — „Madame, es sollen viele eine gute Toilette gemacht haben, sagt man. Ich sah nur Sie. Viele werden sie machen, ich werde nur Sie sehen. Wenn ich die Sprache eines Dichters führen könnte, dann würd' ich erst die Ausdrücke haben, die Ihrer würdig sind." — „Ich sehe, daß Sie schon Meister sind in diesen allerliebsten Uebertreibungen, die man um so lieber hört, je weniger Grund sie haben!" — „Sie weichen mir aus, Madame; Sie vergessen, daß Widerstand die Liebe verdoppelt. Sie haben die Wahl. Es ist wie mit den Sibyllinischen Büchern; aber umgekehrt: immer mehr Liebe, aber doch immer nur die gleiche Summe."

Ludwig

(nimmt den ihm überreichten Folianten und legt ihn auf den Tiſch).

O ich werde die kleine Broſchüre leſen, ſehr bald leſen! Ich bin ein großer Freund vom Leſen! — Alſo eine ganze Armee gegen ein Luſtſpiel! Herr Präſident, ich wende mich an Sie. Vertiefen Sie ſich ganz in die Seele Ihres Herrn, ermeſſen Sie meine Stellung zur Zeit, forſchen Sie meinen innerſten Gedanken nach und geben Sie dann einfach über das Schickſal des Tartüffe mir den Rath, den ich wünſchen muß.

Lamoignon.

Sire — ich — über — den Tartüffe?

Lionne (bei Seite).

Er wendet ſich an Lamoignon! Meine Stellung als Miniſter wird gefährlich —

Ludwig.

Ich habe hier noch einige kleine Geſchäfte — (ſucht in anderen Papieren und ſpricht mit Delarive).

Lamoignon und Lionne.

Majeſtät!

Ludwig.

Zu dieſen Herren reden Sie, Lamoignon!

Lionne.

Meine Herren — Sie hören —

Ludwig.

Nein, Lionne, Lamoignon! Ich fange an zu Lamoignon Vertrauen zu gewinnen —

Hier machte der Gesandte, der das Zimmer schon verlassen hatte, ein Geräusch nebenan, und zwang beide jungen Leute, einen Moment darauf hinzuhören. Wally mußte über die steifen Anträge ihres närrischen Schwagers lachen. Sein Feuer hatte etwas vom russischen Spiritus. Für einen Italiener schien er ihr zu viel Worte zu machen. „Setzen wir uns aber," sagte sie freundlich, „mein lieber Schwager Jeronimo. Wir wollen versuchen, wie wir uns arrangiren. Es gilt immer, daß man sich verständigt. Wollen Sie meine Farbe tragen? Wollen Sie in's Wasser springen, wenn ich behaupte, es sei nicht tief? Wollen Sie sich mit halb Paris schlagen, wenn ich die Caprice habe, Ihnen Dinge in den Mund zu legen, die Sie über die Herzogin von Breteuil, die Gräfin Allan, die Vicomtesse von Hericourt geäußert hätten? Sie sehen, welche Arbeiten sich Ihnen auferlegen lassen, wenn Sie Hercules genug wären, sich in Dejanira zu verlieben." — „Bezaubernd, Madame, entzückend! Wie liebenswürdig!" — „Und wenn wir auf dem einen Fuße hinken, womit der Liebhaber geht: so nehmen Sie den andern, den Fuß der Verwandtschaft, auf dem wir stehen. Ich glaube in der Art wol, daß Sie ermüden können, lieber Jeronimo, aber niemals, daß Sie fallen."

Die Thür öffnete sich. Die Vicomtesse von Hericourt trat ein. Sie war eine jener niedlichen Schwätzerinnen, an denen nichts hübsch ist, als eine perennirende Begleitung ihrer Stimme mit einer luftpumpenden Bewegung der Brust. Sie seufzte auch bei jeder Periode aus der innersten Tiefe her, und da sie es lächelnd that und mit glänzendem Auge, so bekam ihr Ausdruck dadurch eine gewisse Gewalt, daß man sich die Triumphe dieser Frau mit der mächtig wogenden Brust erklären konnte.

Jeronimo blieb bei all' dieser Grazie kalt. Er sprang nicht, wie junge Narren von fashionablem Tone mit Recht thun, wo es sich darum handelt, zwischen zwei schönen Frauen das Gleichgewicht zu erhalten, von einer zur andern über, sondern biß in seine Handschuhe, verlegen und nur Wally fixirend, die sein Benehmen nur als Affectation eines übertriebenen Eindrucks auslegen konnte und mit Wehmuth an Cäsar dachte.

Die Vicomteſſe hatte ſo viel mitzutheilen, zu klagen, zu weinen, zu lachen, daß Jeronimo ſich mit ihr zu gleicher Zeit entfernte. Nun war er ſtumm bis auf den letzten Augenblick geblieben. Die ganze Geläufigkeit, womit er begann, war gehemmt. Sie wußte nicht, wie ſie dieſen Charakter nehmen ſollte. Es iſt ein Ruſſe, dachte ſie unwillkürlich. Aber ſie beſann ſich auf die Ruſſen ihrer Bekanntſchaft, auf die keines der Merkmale Jeronimo's paſſen wollte; denn die Ruſſen, immer begierig, ſich elegant und civiliſirt zu zeigen und den Juchtengeruch durch Biſam zu verdecken, zeigen überall gegen die Damen Liebenswürdigkeit, ſpringen von einer zur andern und üben ſich in ſüßen Grimaſſen — und dabei in der franzöſiſchen Sprache. Jeronimo mußte alſo doch ein Italiener ſein.

Am Abend kam Jeronimo in die Loge des ſardiniſchen Geſandten. Wally hörte ihm gern zu; er hatte Anſichten über Muſik und biographiſche Notizen über die italieniſchen Componiſten. Doch war Alles flüchtig; eine Dame kommt im Theater nicht zur Ruhe. Keine Meinung, die unter den Liebhabern verbreitet iſt, iſt ſo falſch, als die von der Gunſt, die das Theater der Neigung gewähre. Man wird ſein Idol neben ſich haben, wird Stunden lang mit ihm flüſtern können; das iſt gewiß; aber das Idol wird auch zerſtreut ſein und hinter jeder aufgehobenen Lorgnette einen Mann vermuthen, der mit dem Seufzenden neben ihr die Vergleichung aushält oder ihn in der Huldigung, die er ihr ſchenkt, übertrifft. Jener Satz gilt nur auf dem Gebiet der Sentimentalität, welche letztere nicht hört und nicht ſieht, oder bei jenen kleinen Geſchöpfen, die über ein geſchenktes Freibillet glücklich ſind und Alles, was das Theater an Illuſionen bietet, für die Schöpfung und die nähere Bekanntſchaft ihres Anbeters halten.

Als Wally nach Hauſe begleitet war von ihrem Schwager und ſie ihn noch einige Zeit bei ſich geſehen hatte, zog ſie ſich in ihre Gemächer zurück. Es klopfte. Der ſardiniſche Geſandte trat mit einem Armleuchter in ihr Schlafcabinet. Sie erſtaunte darüber; denn ſolche plötzlichen Beſuche waren ganz gegen die Verabredung. „Was iſt?“ fragte ſie gedehnt. — „Liebes Kind,“ ſagte ihr Gatte; „mein Bruder —“ — „Ihr

Bruder iſt ſehr langweilig." — „Er liebt Dich; aber höre nicht auf ihn. Was ich ihm auch vorſtellen mag, es iſt, wie wenn man Feuer in's Waſſer wirft; aber höre nicht auf ihn. Ich war in meinen Briefen unvorſichtig. Er liebt Dich wie eine Nebelgeſtalt, die man ſich aus Täuſchungen zuſammenſetzt und die man ſonderbarer Weiſe jede Nacht wieder vor ſein Bett zaubern kann. Er ſchwärmte mit der Luſt, er —" — „Will ich das? — „Kurz, höre nicht auf ihn! Eh' er Dich ſah und Nizza nicht verlaſſen durfte, irrte er in den Wäldern und warf Blumen in die Flüſſe. Seine Neigung iſt ſo ſtark, daß er jede Lebensfunction ſeines Körpers mit dem Deinigen verwechſelt, daß er —" — „Laſſen Sie! Er iſt verrückt!" — „Höre nicht auf ihn! Warum iſt Cupido blind? Er iſt auch taub, ſagt' ich oft zu Jeronimo, weil er nicht hört. Sollten ſeine Sinne verzaubert ſein?" — „O Sie werden zum abergläubiſchen Italiener —!" — „Kind, dieſe Scheere auf dem Tiſch nehm' ich als eigene Parze meines eigenen Geſchicks und ſchneide eine Deiner himmliſchen Locken, um ſie mit verſtohlenen Küſſen zu bedecken, wenn ich Dich ſelbſt nicht habe. Gute Nacht, Wally: Vergiß ihn, höre nicht auf ihn!"

Wally lachte, aber ihr Gatte hatte mit einem bei ihm ſeltenen Humor wirklich ihr eine Locke genommen. Welche Zärtlichkeit! Zu dieſer Stunde, wo ſie ihn nie ſah! Welch ein Bild! Ein Narr! Eine ſchwerfällige Geſtalt! Ein Ungethüm, das einen falſchen Bart trug! Ein Geizhals, der ſelbſt an Worten ſparte und nie umſonſt redſelig war! Eine hülfloſe Phantasmagorie, die ein Licht in der Hand hielt und vor ihr ſtand, leibhaftig, als hätte ſie einen Mann hoch in den Fünfzigen vor ſich geſehen! Sie wiſchte an ihrem Antlitz, das er berührt hatte. Sie lüftete das Bett, um es von den Worten zu reinigen, die hineingefallen waren, denn es ſtand offen. Sie begriff jetzt erſt die Lage, in der ſie ſich befand, daß ſie an einen Mann verheirathet, den ſie auf Befehl ihres Vaters genommen. Sie müſſe fliehen! ſchrie es unhörbar in ihr auf und erſt als ſie über die Mittel, dieſe Thorheit zu begehen, nachdachte, ſchlief ſie ein.

VI.

Am folgenden Morgen bot sich Wally sogleich eine Ursache zur Verstimmung, als wenn sie die Erinnerung des gestrigen Abends nicht gehabt hätte. Sie hörte im Nebenzimmer das zufällige Gespräch zweier Leute ihrer Bedienung, die sich über den Geiz und die Geldspeculationen der Herrschaft beklagten. Sie staunte über das ökonomische Talent ihres Mannes, der mit Milch gehandelt und Bier gebraut haben würde, wenn er in Paris zufällig die Anstalten dazu gehabt hätte. Nach jedem Diner ließ der Gesandte die Weinreste zusammengießen und führte seine Bediente selbst an, wie sie von den Leuchtern die Kerzen nehmen und sie zum Lichtgießer tragen mußten, der sie gegen brauchbares Wachs eintauschte. Wally verstand viel zu wenig von solchen Dingen, als daß sie ihnen eine rechte Würdigung hätte geben können. Sie fühlte ein allgemeines Mißbehagen ihrer Seele, das sie verhinderte, ganz das Lächerliche an dem Geize ihres Mannes, eines echten Italieners, zu entdecken.

Es war eine gefährliche Stimmung, in der sie an Cäsar schrieb. Als sie den Brief beendet hatte und sah, wie nur Kleinigkeiten der Pariser Conversation, satyrische Bagatellen und viel Albernheiten aus ihrer Feder geflossen waren, hatte sie bessere Laune bekommen. Sie freute sich, in Cäsar ein Wesen zu haben, bei dem sich der Ernst hinter so vielem Scherz verstecken durfte, der nicht pedantisch war und vom Gefühl keine Ueberfluthungen verlangte. Das Gefühl war da, nicht in Gestalt einer das Herz überfüllenden Empfindung, sondern in Gestalt einer Thatsache, der sich keine andere Auslegung, als die einer ruhigen Neigung geben ließ. Wally liebte jetzt Cäsar, ihren eigentlichen Gatten, wahrhaftig, ohne sich darüber ein Geständniß zu machen. Sie hatte sich ihm auf ewig durch jene mystische Scene verbunden. Und doch war es weder Scham, was sie an ihn fesselte, noch der Gedanke, ihn besitzen zu wollen. Viel Unschuld bei vieler Freiheit!

Als Jeronimo zu ihr eintrat, konnte sie mit Lachen seinen heißen Liebesbewerbungen zuhören, so heiter war sie. Jeronimo machte eine Miene, als wäre ihm ein großes

Glück widerfahren, als hätte er ein Unterpfand, das ihn gegen Wally's Scherze sicherte. Sie sagte ihm: „Wie tief sind wir doch schon in den Wahnsinn der Liebe versunken! Bart, Kleidung, Alles seh' ich heute an Ihnen vernachlässigt! Sie gleichen jenen Shakespeare'schen Liebenden in seinen Lustspielen, die so jämmerlich von dem Schmerz ihrer Brust verzehrt sind und je verliebter sie werden, desto länger ihre schwarze Wäsche tragen. Und vor acht Tagen sahen wir uns doch erst zum ersten Male." — „Vor sechs Monaten," entgegnete Jeronimo. — „Wie, Sie kennen mich schon länger?" — „Länger als Sie leben, Madame!" antwortete der Narr. „Ich kannte Sie schon, als Sie nur noch ein Gedanke waren, der im Schooße Gottes schlummerte. Meine Liebe zu Ihnen ist nur die Erinnerung eines alten Glückes. Diese Lippen, diese jetzt so spröde Brust: ich weiß es, ich habe sie schon einmal geküßt, ich habe sie schon einmal umarmt." — „Fabelhafte Dinge muß ich hören, lieber Schwager. Was würde die Vicomtesse von Hericourt denken, wenn Alfred Jardinier, dieser bürgerliche aber sehr liebenswürdige Anbeter, ihr solche Dinge sagte." — „Lasen Sie Plato, Madame?" — „Nein!" — „Die Seelen meiner Person und der Ihrigen müssen einem Schooß entsprossen sein. Die Bilder und Urtypen unsrer Persönlichkeit kannte schon die Ewigkeit, und was wir Liebe nennen, ist nur ein Tribut, den wir unsrer Vergangenheit, unserm Gedächtnisse, unseren früher eingegangenen Verpflichtungen schuldig sind." — „Sie werden mich überreden wollen, daß Sie urweltliche Rechte auf mich haben; daß Sie diese Hand, die Sie mir für ein Compliment viel zu heftig drücken, schon vor der Sündfluth besessen haben. Sie thun Unrecht, eine so kleine Frau, wie ich bin, in die großen Hallen der Philosophie einführen zu wollen." — „Was Philosophie, Schwägerin! Im Schooße Gottes trugen Sie einst dieselben gelben Pantoffeln, mit welchen ihr Fuß noch jetzt so reizend kokettirt." — „Mit all' Ihrer Philosophie sind Sie doch im Irrthum über die gelben Pantoffeln. Es sind Schuhe, mein Herr!" antwortete Wally ärgerlich über diesen Humor. Sie konnte Blasphemieen nicht leiden. Sie dachte dann nur an ihre selige Mutter.

Währenddem trat ein Diener ein und zeigte an, das Cabriolet Jeronimo's sei vorgefahren. Sie nahm ihren Shawl, klagte darüber, daß der Schwager mit nichts umzugehen wisse und stieg, sich auf ihn stützend, die Treppe hinunter. Jeronimo faßte selbst die Zügel des Pferdes und lenkte das gebrechliche Fahrzeug mit einer Ungeschicklichkeit, die Wally nicht erschreckte, da sie zu wenig vom Fahren verstand. Sie fuhren durch die Boulevards. Jeronimo wollte fahrend sprechen. Er hörte nicht auf, den Schooß Gottes im Munde zu führen. Wally hielt ihm diesen zu; er übersah sein Pferd und rannte bei der Porte St. Martin so heftig an die Kutschen der Schauspielerinnen, die vor der Thür des Theaters, wo eben Probe war, hielten, daß seine Bemühungen, sich herauszuwickeln, vergeblich wurden. Die Peitsche brauchte er nur zu seinem Mißgeschick. Das Pferd bäumte sich und hob die Gabel des kleinen Wagens so hoch, daß die beiden Passagiere rücklings überfielen und Gefahr liefen aus ihrem Sitze geschleudert zu werden. Hier mußte ein Unglück geschehen.

Wally verlor einen Augenblick die Besinnung. Als sie wieder im Zusammenhang der schrecklichen Scene war, sah sie den Wagen aus jener Verwirrung herausgeführt und das Pferd von einem Manne beschwichtigt, in welchem sie zu neuem Schreck Cäsar erkannte. Jetzt fiel es ihr ein, sie hatte etwas Aehnliches wie Cäsar schon zwei-, dreimal heute an dem Rande der Boulevards gesehen. War er es gewesen, so konnte die Rettung kein Wunder sein. Er mußte sie stündlich verfolgt und den Augenblick der nöthigen Hülfe überall wahrgenommen haben.

Jeronimo staunte, wie sein Ungeschick bei der weiteren Fahrt statt Vorwürfe von Wally nur Scherz und Lachen erntete. Er stotterte Bitten heraus, die sie nicht verstand. Sie war außer sich vor Entzücken. Jeronimo wußte sich dasselbe nicht zu erklären und eilte allen ihren Wünschen nachzukommen. Sie wollte nach ihrer Wohnung zurück.

Wally stand den ganzen Vormittag wie auf Kohlen. Sie kam nicht vom Fenster weg, weil sie jede Minute hoffte, Cäsar am Thorwege zu sehen. Mechanisch nahm sie am Mittagsmahl Theil, ging nicht in's Theater; aber Cäsar kam nicht.

Jetzt erſt fiel es ihr ein, daß ſie ſich getäuſcht haben konnte, und rief einem ihrer Leute, den ſie unverzüglich zu Herrn von Werther, dem preußiſchen Geſandten, ſchickte, um über ihren Anblick Gewißheit zu haben.

Der Bote brachte die vernichtende Nachricht, Cäſar hätte ſich ſeit länger als vier Wochen in Paris aufgehalten und bereits wieder ſeinen Paß zur Abreiſe genommen. Wally blieb ſtumm vor Schmerz. Sie hielt das erblaßte Haupt auf der krampfhaften Hand geſtützt und gerann in Eis, ſtatt in Thränen. Womit hatte ſie dieſe Demüthigung verdient! Sie kannte Cäſar genug, um zu wiſſen, wie dies Betragen mit ſeinem Weſen zuſammenhing. „Ach! auch dies nicht ganz ſo wunderbare, wozu Cäſar es machen wird, Begegnen an der Porte St. Martin," ſagte ſie vor ſich hin, „wird er wie eine Romanepiſode nehmen, um ſein ewiges Selbſtennui, ſeine hypochondriſche Quälerei damit zu würzen und aufzuſtutzen!" Sie ſeufzte tief auf und durchmaß mit Verzweiflungsſchritten ihr Zimmer. Es ſchien ihr der herbſte Schlag, der ſie treffen konnte. Das Gehen machte ſie ruhiger. Sie ſetzte ſich und jetzt erſt konnte ſie weinen. „Womit verdient' ich das?" das war der einzige erſtickte Ton ihrer Stimme. Was hatte ſie Alles gethan, um ihm eine Liebe zu zeigen, an die Er, an die Sie Anfangs nicht glaubte, und die ſich doch ſo unvertilgbar in ihre Herzen eingeniſtet hatte! Womit verdient' ich das? Unglückliche Wally! Was hatteſt Du nicht dem Egoismus eines Mannes geopfert? Du gabſt ihm Deine Seele, Deine Gedanken, Alles, was Du außer dem armſeligen Stand der Verheirathung hatteſt; und dies Alles dem Egoismus, dem Lächeln, vielleicht dem Verrathe preisgegeben? „O, das wäre entſetzlich," ſchrie ſie auf; „dem Verrath? Das nicht, Wally! Aber ſein Herz iſt kalt, er lebt nur von Gefühlen, die er raffiniren und ſiltriren kann, er trotzt gegen ſich ſelbſt; Du biſt die Leiche, die er mit Füßen tritt. Wally! Wally!" Ihr Blick fiel auf den offenen Brief, den ſie — dann doch an ihn geſchrieben hatte. Welches Vertrauen, welche Harmloſigkeit! Wie treue, kindiſche Worte! Wie Alles ſo ſelig, ſo unbewußt verbrecheriſch, ſo ſüß in Etwas, was zuletzt immer eine Uebertretung ihrer Pflicht war! Sie hatte ihm Alles gegeben!

Sie weinte; ihre Gedanken ſchwammen fort auf ihren naſſen Augen, ihr Bewußtſein ſank hin in eine allgemeine Erſchöpfung, in eine Ohnmacht, die von einem hitzigen Fieber abgelöſt wurde. Sie ſollte erſt nach langer Zeit von dieſem Schmerze erwachen.

VII.

Drei Wochen hindurch war bei ihr der Wächter des Bewußtſeins vom Thore der Vernunft verſchwunden. Die Gedanken Wally's waren gleichſam freigelegt, das Dach ſtand offen, jedes Auge konnte in das glühende Hirn hineinſehen und die Verwirrung der Ideen mit ſeinen Blicken verfolgen. Da lagen ſie alle, die wie ein Capital angelegten Eindrücke der Vergangenheit, ohne die lachenden, fröhlichen Zinſen des Umgangs und des Bewußtſeins zu tragen; nackte Leiber, die des bunten Gewandes der Rede ermangelten, Ideenembryone, ſo gräulich anzuſehen, wie die Infuſorien, die man durch Vergrößerungsgläſer im Waſſerglaſe unterſcheidet. Die Erinnerungen, Ideen und Ideenſchatten jagten ſich untereinander und gingen wahnwitzig lächerliche Bundesgenoſſenſchaft ein und fraßen ſich unter einander auf wie Ungethüme, denen die Geſtalt, die Schönheit, die Freiheit des Willens und das Wort fehlt. So lag Wally drei Wochen. Man nannte ihren Zuſtand das Nervenfieber.

Als ſie zum erſten Male die Augen mit Bewußtſein aufſchlug, erblickte ſie Auroren und fragte nach allem, was ſeither geſchehen wäre. Dieſe junge Schwätzerin ſchlug die Hände zuſammen, ſetzte ſich die Mütze der Verwunderung auf und hatte viel von Wally's fieberhaften Phantaſieſtücken zu erzählen. Wally fühlte ſich ſtark, zu hören, auch ſtark, zu erinnern. Sie wußte deutlich, wer die Schuld dieſes Uebels trug; ſie ging auch bald wieder bei dieſem Gedanken in die Nebel zurück und ſprach von einem Manne, der ſie gerettet, aber nicht beſucht hatte.

Aurora ſprach von Conte Jeronimo. Sie ſchilderte deſſen Verzweiflung. Er hielte ſich für den Urheber von Wally's

Leiden; er verließe das Haus nicht, und würde durch nichts aufgehalten, Augenblicke, wo Wally schliefe, zu benutzen, um in ihr Zimmer zu dringen. — „Wer?“ fragte Wally. — „Graf Jeronimo!“ — Es gehörte noch Anstrengung dazu, daß Wally wieder wußte, warum sie nach Jeronimo gefragt hatte. Sie vergaß es und räumte Aurorens Schwatzhaftigkeit das Feld. Diese tummelte sich darauf weidlich. Sie kam immer wieder auf den Italiener zurück, bis dieser selbst kam und an Wally's Bett niederkniete. Wally sah ihn an, aber sie erkannte ihn nicht.

Jeronimo stand bleich und hager da. Seine Wangen waren eingefallen und abgezehrt. Die Augen blickten starr und mit einem unheimlichen Feuer. Sein Aeußeres war vernachlässigt. Hätte man nicht annehmen müssen, daß ihn die Trauer verhinderte, Sorgfalt auf sich zu verwenden, so würde man zu glauben gezwungen gewesen sein, seine Erscheinung sei die Folge der Armuth. Er sprach italienisch; Aurora verstand nichts davon, zu seinem Glück; hätte sie ihn verstanden, wie würde es ihr entgangen sein, daß Jeronimo's Reden einen bedenklichen Geisteszustand verriethen? Wally verstand die wahnwitzigen Worte an ihrem Bette, aber sie wußte nicht, von wem sie kamen. Und hätte sie es gewußt, so würde sie sogleich auf den Zustand reflectirt haben, den sie soeben von sich selbst erfahren hatte. In der That, sie verwechselte auch den Wahnsinn, den sie hörte, mit dem, der sie selbst beherrschte und flehte unhörbar, ihr nichts zuzurechnen von der Verwirrung, die aus ihrem bewußtlosen Haupte entsprang. Jeronimo küßte ihre Hand. Sie erkannte ihn nicht, als er wie ein Gespenst von ihrem Lager schlich.

Benutzen wir den Augenblick, wo der Faden unserer Erzählung gehemmt ist durch das Schicksal ihrer Heldin, die sonderbare Erscheinung Jeronimo's und das Verhältniß zu seinem Bruder näher zu erklären. Jeronimo ist eine Störung dieses Berichts. Wally's unübertreffliche Originalität, das bunte Farbenspiel ihrer Laune verdiente wahrlich nicht, von solchen Verrückungen menschlicher Gefühle und Verhältnisse, wie wir sie hier kennen lernen werden, paralysirt zu werden.

Luigi und Jeronimo hießen die beiden Brüder, welche uns bis jetzt nur in so nebelhaften Umrissen erschienen sind. Jener war der ältere, dieser der jüngere; beide an Jahren so verschieden, wie an Gestalt und Gemüthsrichtung. Luigi, ein praktischer Egoist, Jeronimo, ein excentrischer Schwärmer, dort das drohende Extrem der Bosheit, hier die abschüssige Neigung zum Wahnsinn. Beide Brüder hatten zu gleichen Theilen ein großes Vermögen geerbt; aber verschiedenartig war der Gebrauch, den sie davon machten; Luigi geizte, Jeronimo verschwendete. Luigi traf in Jeronimo's Gemüthsstimmung keinen Widerstand, als er ihn bei den Verschleuderungen seinen Rath anbot und sich für bereit erklärte, die Verwaltung seines Vermögens zu übernehmen. Die Pflicht der Verantwortlichkeit machte Luigi im Betrug erfinderisch. Immer im Harnisch gegen Jeronimo's Unbesonnenheiten, längst gewohnt, den Bruder wie ein Zuchtmeister seinen Gefangenen zu behandeln, immer mit dem Scheine, daß er das Gute, Noble und Ehrliche thäte, während er doch nur das Kluge und Nützliche that, nahm er seine eigene Verfahrungsweise wie etwas Nothwendiges und gewöhnte sich daran, Dinge als sein Eigenthum zu betrachten, für welche er zuletzt dem Andern einstehen mußte. Die Verwechselung war leicht gemacht und artete aus. Es kam nicht mehr darauf an, daß sich Luigi für all' die Thorheiten, die Jeronimo beging und unschädlich machen mußte, schadlos halten wollte, daß er durch die Verwendungen, die er überall versuchte, als Jeronimo wegen Carbonarismus in's Gefängniß geworfen wurde, ein Recht über des jüngeren Bruders Leib und Leben zu haben sich überredete, sondern bald wurde es Ziel und Plan bei ihm, einen Menschen, dem nicht zu helfen war, gänzlich zu unterdrücken und das Vermögen an sich zu ziehen, das Jeronimo noch besaß und möglicherweise auf irgend eine seiner flüchtigen Neigungen vererben konnte.

Von einer neuen Thorheit, die Jeronimo beging, wußte Luigi anfangs kaum, wie er sie behandeln sollte. Er hatte ihm von Wally geschrieben, von ihrer Jugend und Schönheit. Jeronimo bat ihn, nichts von ihren Reizen zu übergehen. Luigi fährt in seinen Entzückungen fort und Jero-

Lionne (bei Seite).

Er wird meine Stelle bekommen —

Lamoignon (bei Seite).

Miniſter — durch einen Selbſtmord!

Lionne (eilfertig).

Sire, ich verſtehe jetzt vollkommen Ihre Abſichten — Meine Herren, Sie hören, daß Se. Majeſtät ein viel zu groſſer Verehrer der wahren Intereſſen — der ſchönen Künſte —

Lamoignon (ebenſo).

Und der Komödie iſt, als daß Sie der Neugier des Publicums —

Lionne (verbeſſernd).

Dem Vergnügen des Publicums —

Lamoignon.

Dem Vergnügen des Publicums eine Vorſtellung entziehen möchten, die —

Lionne.

Durch die —

Lamoignon.

Von der —

Lionne.

Durch welche —

Lamoignon.

Von welcher —

Ludwig.

O ich habe noch Räthe, die die Tiefe meines Herzens ergründen! Sie hören, meine Herren, daß ich das Verbot des Miniſters nicht billigen kann, und ich rathe Ihnen, rathe Ihren

nimo ſchwört ihm in einem Briefe, daß Wally nur für ihn bestimmt ſei. Lächerlicher Einfall! ſagte Luigi, der ***ſche Geſandte, als er am Tage ſeiner Hochzeit dieſen Brief empfing. Aber Jeronimo hörte mit ſeinen Phantaſieen nicht auf. Er drohte, noch in Haft befindlich, die er ſich durch eine unbeſonnene Tödtung zugezogen hatte, mit dem Aeußerſten. Die Idee ſchien für bei ihm geworden zu ſein. Es iſt nicht unmöglich, daß man in ein Bild ſich verlieben kann. Arme Wally! Mußte Deine glatte, ſtille, liebliche Seele, Dein nüchternes, von allem Excentriſchen abſeites Leben in ſolche Strudel geriſſen werden?

Luigi wußte, daß ſein Bruder nach Paris kommen würde. Er hatte ein Mittel gegen ihn und ſcheute ſich nicht, da er ſah, welchen Eindruck Wally auf Jeronimo machte, es in Anwendung zu bringen. Was war ihm Wally? Was gewährte ſie ihm? Und doch war er nicht ſo niedrig, ſie an ſeinen Bruder gleichſam verkaufen zu wollen; er war mehr bös als gemein, mehr europäiſch ſchlecht als italieniſch gewöhnlich. Er wollte Jeronimo's Neigung in Schach halten und davon Gewinnſte ziehen. Sein Geiz ſah mit Schrecken, wie des Bruders Vermögen in den durſtigen Sand der Pariſer Vergnügungen und Ausſchweifungen verrinnen würde. Er ſah ſchon tauſend Arme geöffnet, tauſend Zärtlichkeiten als Falle gelegt, er zitterte vor dem weiten Meere, deſſen Abgrund bald des tollen Jeronimo's Erbe verſchlingen mußte. Er wollte es „reiten", abſorbiren, erſt, wie er glaubte, um es zu bewahren, dann, um es nie wieder herauszugeben. Wally mußte zu dieſem Zwecke dienen. Ihre Koketterie mußte Jeronimo feſſeln und unglücklich machen. Luigi arbeitete planmäßig, um das Hirn des Bruders zu verrücken. Er brachte Grüße, Zärtlichkeiten, Locken, und zwang den Glücklichen, von Wally ſich immer wieder enttäuſchen zu laſſen. Jeronimo war ſchwach, ein Kind, eine todte Hand ſeines Vermögens. Luigi eignete ſich Alles zu. Wer kann zweifeln, daß Wally im Stande war, durch ihre unzähligen kleinen Charakterloſigkeiten einen Mann zu vernichten? Sie that es, ohne darüber ein Bewußtſein zu haben. Sie wurde das Werkzeug einer nichtswürdigen Intrigue, an der ſie über ein

idealen Leben und den Wahn eben so viel Studien hätte machen können wie an ihrer idealen Vermählung mit Cäsar.

VIII.

Jeronimo hatte früher eine glänzende Wohnung besessen, jetzt mußte er sich einschränken. Anfangs war er in Paris mit all' dem Glanz aufgetreten, der der Wiederschein seines Vermögens war; jetzt hatte ihn eine unglückliche Leidenschaft so gebeugt, daß er nicht einmal das Schmerzliche seiner gegenwärtigen Lage empfand. Er dämmerte in seinen Vorstellungen hin. Er gab Alles seinem Bruder, seitdem er keine Bedürfnisse mehr kannte. Sein Vermögen wurde Luigi verschrieben. Zuweilen am frühesten Morgen, wenn noch keine Seele auf der Straße war, besuchte ihn dieser und stieg vier Treppen hinauf, über denen Jeronimo wohnte. Er wollte nicht, daß sein Bruder Groll gegen ihn faßte. Er gab sich das Ansehen, als sorgte er väterlich für den Verlassenen, als bewahrte er ihm seine Glücksgüter, die in seiner trüben Seelenstimmung ihm doch eine Last sein würden. So hatte er auch eines Morgens bedächtig an die Thür der kleinen Kammer gepocht, welche Jeronimo bewohnte. Er trat hinein und fand seinen Bruder lang ausgestreckt auf einem schlechten Bett, dessen er sich als eines Sopha bediente. An den kahlen Wänden hingen einige schlecht gemalte Heiligenbilder. Auf den Kissen rings lagen die zerstreuten Bestandtheile einer mangelhaften Toilette: auf dem Tische einige Bücher, die mit Staub bedeckt waren und deshalb ahnen ließen, daß Jeronimo noch aus sich selbst Trost und Unterhaltung schöpfen konnte.

Als Luigi eintrat, sprang sein verlassener Bruder auf, grüßte mit mechanischer Höflichkeit, für welche er selbst keinen Grund wußte, räumte schnell einen Stuhl ab und schob ihn zurück, um seinem Besuche Platz zu machen. „Ist sie wohl?" war seine erste Frage. Luigi bejahte die Erkundigung nach dem Befinden seiner Schwägerin mit dem Lächeln eines Mannes, der hier gleichsam sagen wollte: „Es hängt Alles

von Dir ab!" oder: „Du kannst Vortheil davon ziehen!" Aber Jeronimo war nicht so starken Glaubens. „Sie liebt mich nicht!" rief er aus, „sie ist grausam und kalt! Man sieht, daß ein solches Herz nur im Norden geboren werden konnte." — „Was hängst Du auch, Alter, dieser Grille nach?" entgegnete Luigi. „Warum sich einer Leidenschaft hingeben, die ohne alle innere Begründung ist und nur dazu dient, Dein ganzes Leben zu verwirren?" — „Sie läßt mich nicht mehr vor!" — „Du zwingst sie dazu; denn sie liebt mich von Herzen. Was richtest Du an! Du bist in der glänzendsten Lage, bist reich, jung, hast eine ausgesuchte Bildung; warum entziehst Du Dich der Gesellschaft? Warum diese schlechte Wohnung, die Dich um Deine Annehmlichkeiten und mich um meinen Credit bringt? Warum dieser vernachläßigte Aufzug, der eher dem eines Industrieritters und Bankeruttiers gleicht, als dem Range und dem Geist, den Du besitzest?" — „Du bist sehr boshaft, Bruder!" sagte Jeronimo, den einmal ein Vernunftfunke durchleuchtete. „Wenn ich mich vernachlässige, so bist Du Schuld daran, meine Liebe wahrlich nicht, sie, die nur dazu dient, das Unglückliche meiner Lage mich weniger herb fühlen zu lassen. Wer spiegelt mir die ungeheuern Verluste vor, die mein Vermögen soll erlitten haben?" — „Ungerechte Beschuldigung!" — „O sieh', Luigi! Ich blicke tief in Dein Inneres. Dein Geiz ist die Triebfeder Deiner Schlechtigkeit. Von je hast Du Dir das Ansehen gegeben, mein Beschützer zu sein, und wahrlich, Du machtest Dich vortrefflich dafür bezahlt. Ich würde wahrhaftig keine Deiner ehrlosen Intriguen zugeben, wenn ich mir Besonnenheit und Festigkeit des Willens in meiner jetzigen Lage erhalten hätte." — „So ungerecht sprichst Du zu einem Bruder, der für Dich sorgt, der niemals in dieses Schmutznest tritt, ohne von den Geldrollen in seiner Tasche einen schweren Tritt zu haben. Wann komm' ich leer? Ich biete Dir Alles an: Ich beschwöre Dich, anzunehmen. Auch jetzt: Siehe! nimm! aber wache über Deine Ausdrücke, die mein Herz verwunden und der Welt Veranlassung zu einem falschen Urtheil geben können." — „Damit schläferst Du Dein Gewissen ein, mit diesen Geldrollen, die hier liegen und von

mir nicht beachtet werden, weil ich keine Bedürfnisse mehr habe! Man hat gut von Reichthümern zu einem Manne reden, der das Gelübde der Armuth ablegte. Was fürchtest Du mehr, Prahler, als meine erwachende Lebensluſt? Sie kann nie mehr kommen, Du Glücklicher! Du ſiehſt mich dem Tode entgegenreifen und hoffeſt, bald der Sorge um einen Menſchen enthoben zu ſein, der von ſich ſelbſt geſteht, daß er für menſchliche Berührungen und das im Daſein Gewöhnliche kein Kettenglied mehr iſt. Du aber warſt es, der mich um Wally betrogen hat und mir ſagte: Sie wird Dein!" — „Lenk' ich die Neigungen dieſer ſchwer zu zügelnden Frau?" — „O Menſch, Bruder, Du warſt ſchlecht genug, mir Hoffnungen zu machen!" — „Verächtlicher!" rief Luigi und ſprang vom Sitze auf. — „O ſetze ſie vor Dein Antlitz, die Maske der Entrüſtung! Dein Weib mußte der Blitzableiter meiner gewitterdrohenden Neigungen und der Hagelwetter werden, die mein Vermögen ruiniren konnten. Dein Geiz ſah Alles vorher. Ein teufliſches Spiel haſt Du mit mir getrieben. Zu den Beleidigungen fügteſt Du noch meine Entnervung hinzu, meine Unfähigkeit, mich für den mir angethanen Schimpf zu rächen!"

Und das ſagte Jeronimo mit Recht. Denn wie richtig er auch das Benehmen ſeines Bruders, dieſe Manier, ihn zu beobachten und in der Hand zu halten, durchſchaute, ſo war er doch in ſeiner Willenskraft gelähmt. Eine unerwiderte Neigung hatte ihn zu Boden geworfen. Er war keines Entſchluſſes fähig, ſobald ſein Bruder ſo ſchlecht handelte, ihm wieder eine neue Hoffnung zu machen. So lächelte Luigi auch hier, nahm die Geldrollen und ließ, indem er ſie einſteckte, wie zufällig die Schleife eines blauen Damenkleides aus ihnen herausfallen. Jeronimo fing ſie auf und preßte ſie an ſeine Lippen. Sie war von Wally, ein Raub in derſelben Art, wie ihn ihr Gatte oft mit verſtellten Zärtlichkeiten beging. Während Jeronimo im Entzücken dieſes Beſitzes ſchwelgte, fand der ſchäbige, mit Orden bedeckte Wucherer Muße, ſich ohne Geräuſch zu entfernen.

Dicht bei ſeinem Hotel angekommen, ſah er, daß ſich die Thür deſſelben öffnete und einer ſeiner Bedienten heraustrat,

ohne ihn zu bemerken. Ein junger Mann ſprang auf den Burſchen zu, hielt ihn an und fragte ihn dringend, indem er die Börſe zog: „Iſt die Gräfin zu Hauſe?“ — „Ich glaube nicht.“ — „Sei aufrichtig: ich muß es wiſſen!“ — „Sie iſt bei der Vicomteſſe von Hericourt.“ — „Dort kann ich ſie nicht ſprechen. Sie war krank?“ — „Sie iſt vor einer Woche vom hitzigen Fieber geneſen.“ — „Gerechter Gott! Wie lebt ſie denn im Hauſe? Hat ſie viel Vergnügungen?“ — „Sie wiſſen wol, hierin läßt ſie ſich nichts entgehen. Sie glauben, Herr Baron, ich kenne Sie nicht? Wie oft waren Sie bei der Gräfin, als ich noch mit ihr Manège ritt.“ — „Du kennſt mich? Sage ihr nicht, daß Du mich geſehen haſt: morgen aber hilfſt Du mir, ſie ohne Ceremoniel und weitläufige Anmeldung ſprechen zu können!“

Der Geſandte ſah dem forteilenden Fremden nach. Er erkannte ihn als einen Deutſchen, dem er früher begegnet ſein mußte. Der Bediente gab ihm den Namen an; doch hatte er nie gewußt, daß dieſer mit Wally in Verbindung geſtanden. Er trat in ſein Hotel.

IX.

Am folgenden Morgen, als ſich Wally noch in den erſten Umriſſen ihrer Toilette befand und im neueſten Hefte der Revue de Paris blätterte, wo ſie durch die Schwärmereien eines franzöſiſchen Gelehrten über deutſche Zuſtände beluſtigt wurde, riß eine unangemeldete Hand die Thür ihres Zimmers auf und ſtürzte mit einem freudigen Gruße zu ihren Füßen. Wally war bleich vor Schrecken, als ſie es dulden mußte, daß ſie Cäſar ſtürmiſch in ſeine Arme ſchloß und ihre Hand mit ſeinen Küſſen bedeckte. „Wally!“ war der einzige Ausruf, der über ſeine bewegten Lippen dringen konnte. Wally zitterte vor Schrecken und Freude. Auch ſie konnte keinen Ausdruck finden. So ſaßen ſie ſich eine Weile ſtumm gegenüber; aber ihre Blicke ſprachen mit feurigen Zungen und hatten tauſend Dinge zu gleicher Zeit zu fragen und mitzutheilen. „Dein

Tschionatulander!" sprach Cäsar mit holdseliger Ironie. Wally erröthete und drückte ihr glühendes Antlitz an seine Brust.

„Sie müssen mir diesen stürmischen Angriff verzeihen!" fuhr Cäsar, in alter Art sich sammelnd, fort. „Ich habe viel bei Ihnen gut zu machen und will es durch Dinge, welche für Sie von Werth sind." — „Sie haben vor zwei Monaten mir das Leben nur gerettet, um es mir zu nehmen!" sagte Wally. — „Ich wollte Sie nicht besuchen. Ich vermied Sie. Warum? Fragen Sie mich nicht! Ich weiß es nicht. War ich zu stolz, fühlte ich mich beleidigt? Nein, Alles, was ich that, war lächerlich; aber Sie kennen, Wally, wie schwierig ich zu behandeln bin. Ich lasse immer auf eine kleine Tugend zehn große unerträgliche Untugenden kommen." — „O, Alles wie sonst — mein Cäsar!" sagte Wally und meinte damit Cäsar's Art sich zu geben. — „Meine Wally! Aber Sie schweben in einer unvermeidlichen Gefahr, aus der ich Sie retten muß. Ihr guter Ruf ist bedroht. Sie verdanken das Ihrem Manne. Welche Leute kommen in Ihr Haus?" — Wally hatte nicht viel Gehör für diese Worte, für den Inhalt nicht, nur für den Schall, den sie an Cäsar's Munde verfolgte. Wenn die Wörterbücher es erlauben, sich so auszudrücken, so wollte sie ihn nur sprechen, nicht reden hören.

„Nein, in der That, Wally! Wer ist dieser Jeronimo?" drängte dagegen der Geliebteste; „alle Welt spricht davon. Es ist unmöglich, daß Sie Antheil an dieser Intrigue haben. Sie kommt allein auf Rechnung Ihres Mannes." — Wally weidete sich an dem Anblick des Wiedergefundenen. „Nein, bezaubernd sind Sie, Wally!" grollte Cäsar mit komisch-weinerlicher Stimme; „aber so hören Sie doch und gehen Sie auf etwas ein, das Sie interessirt." Cäsar mußte sie wecken, mit Küssen wecken aus ihrem Rausche. Er mußte Auge an Auge, Stirn an Stirn legen, jeden Zug in Wally's Antlitz bannen, um sie in seiner Gewalt zu haben und seinen Worten Eingang zu verschaffen. Wally that noch immer nichts, als in einer gewissen gemachten Abwesenheit von unten herauf mit einer halben Wendung ihres Kopfes, mit klugen und verdächtigen Augen an ihn sich hinaufschmiegen und das küssen, was sie gerade traf, Auge, Mund, Stirn. Man muß

lieben, um dieſe Zärtlichkeit zu verſtehen. — „Wally!“ — „Cäſar!“ — „Wer iſt Jeronimo?“ — „Ein Narr.“ — „Der Bruder Ihres Mannes?“ — „Der Bruder meines Mannes.“ — „Er liebt Sie.“ — „Er liebt mich.“ — „Aber er iſt wahnwitzig.“ — „Möglich, er iſt wahnwitzig.“ — „O, Wally! Wally!“ — „Was ſoll ich nur? Warum inquiriren Sie mich?“ — „Man behauptet, Jeronimo würde mit Vorſpiegelungen von Ihnen hingehalten, während Ihr Mann die Zeit benutzt, ſeinen eigenen Bruder auszuziehen.“ — „Aus der Komödie! Eine Erfindung! Die Carricatur unſerer Liebe! Ein Roman von Eugene Sue, Balzac, Victor Hugo; was ſoll ich leſen? Rathen Sie mir, ich verwildere ganz, Cäſar.“ — „Keine Fabel, nein! im Hotel des ſardiniſchen Geſandten plündert man die unglücklichen Liebhaber.“ — „Und die glücklichen, Cäſar, ſind langweilig.“ — „Und die glücklichen Liebhaber, Wally, wollen nicht, daß ihr Idol ein Gegenſtand der allgemeinen Beſchimpfung iſt.“ — „Wer beſchimpft mich?“ — „Ihr Mann!“ — „So müſſen Sie mich wieder rein waſchen.“ — „Das will ich auch; aber —“ — „Aber —“ — „Geben Sie mir Aufſchlüſſe, Data, Erklärungen. Wer iſt Jeronimo? Was will er? Was hat er? Ahnten Sie nichts? Theilen Sie die Schuld Ihres Mannes?“ — „Gott, ſo hören Sie auf, Cäſar. An dieſen Sachen nehm' ich keinen Theil. Ich habe ja an Ihnen genug, Cäſar; ich laſſe Sie nicht. Reden Sie von der Vergangenheit, von Ihren Lebensſchickſalen, unſeren Freunden. Kein andres Wort oder ich verlaſſe Sie im Augenblick.“ Cäſar begriff dieſe Grillen nicht. Verdiente er ſo geliebt zu werden! „Nun dann!“ ſagte er lachend und ärgerlich zugleich, und begann auf die Themata einzugehen, die Wally allein befriedigten. Bis zur Mittagszeit konnten ſie über dieſe Dinge ſprechen, ja noch in der Loge des Theaters, und nach dem Theater bis tief in die Nacht hinein.

X.

Endlich hatte Wally den Zusammenhang ihrer häuslichen Verhältnisse begriffen. Cäsar war unermüdlich, den Ruf seiner Freundin wiederherzustellen und die öffentliche Meinung über sie zu berichtigen. Sie dankte ihm kaum dafür, denn sie lebte nicht in Bezug auf diese unwürdigen Dinge, weil sie weder von ihnen eine klare Vorstellung hatte, noch sie einer Aufmerksamkeit für werth hielt, die größer gewesen wäre als die vollständige Erschöpfung ihres Verhältnisses zu Cäsar.

So verflossen einige für sie unersetzliche Tage. Wally duldete nicht, daß sie etwas irgend im Genusse derselben störte. Sie gab wenigen Besuchen Gehör. Die meisten wies sie ab, vor allen die Anmeldungen Jeronimo's, den sie in seinen Leiden geradezu mit Grausamkeit behandelte. Sie trat Alles mit Füßen, was nicht in unmittelbarer Beziehung auf Cäsar stand.

„Sie müssen mich über diesen Unglücklichen anhören;" sprach Cäsar zu ihr einst. „Er glaubt Rechte auf Sie zu besitzen und behauptet, daß Sie um den Preis seines Vermögens die seine wären." — Wally lachte hierüber, dann aber sagte sie ärgerlich: „Was soll ich aber thun? Ich bin dieser Verhandlungen so müde, daß mir meine Lage unerträglich wird. Es kommt so weit, daß ich jedes Mittel ergreife, Paris zu verlassen." — „Was thut Ihr Mann? Was sagt er Ihnen? Will er Alles geschehen lassen?" — „Was geschieht denn überhaupt? Gütiger Himmel, so schenken Sie doch den Lügen und Narrheiten der Welt nicht fortwährend Ihr Ohr. Ich bin für Sie ohne Tadel und bedarf nicht mehr, weil ich nur Ihnen gefallen will. O Gott! ist je zu einem Manne so gesprochen worden?" — „Sie verwirren meinen Kopf, Wally!" — „Gewiß; denn der meinige ist unfähig, noch im Zusammenhange zu denken. Wollen Sie etwas Entscheidendes thun?" — „Nun?" — „Befreien Sie mich aus dieser Lage! Ich gehe mit Ihnen aus Paris und kehre niemals zurück. In der Einsamkeit will ich wohnen; selbst, wenn Sie mich verbergen müßten. Hier ist die Luft verpestet. Sagen Sie getrost Alles meinem Manne. Er ist ein Elender, der gar keine

Rechte auf mich hat. Fort! Gehen Sie noch jetzt hinüber zu ihm."

Als Cäsar hierauf mit dem Gesandten allein war, sagte er zu ihm: „Mein Herr, Sie vernachlässigen den Ruf und die Ruhe Ihrer Frau." — „In welcher Eigenschaft sagen Sie mir dies?" fragte der Gesandte. — „Als Bevollmächtigter und Beauftragter Ihrer Frau, als Freund des Hauses, dem sie angehört, als Theilnehmer an Wally's Lebensschicksalen, die sie betreffen, als beträfen sie mich selbst, zuletzt — wenn auch nur — als Beschützer eines Wesens, das unschuldig ist und nicht die Kraft hat, sich von einer Intrigue loszusagen, in welche sie wider ihren Willen verwickelt wurde." — „Sie scheinen von den Verhältnissen meiner Frau mehr zu wissen als ich selbst. Doch will ich Ihre Mittheilungen abwarten, um mich zu irgend etwas bestimmen zu lassen." — „Dann werden Sie freies Spiel haben, mein Herr! Wally lebt nicht mit dem, was um sie vorgeht." — „Dann scheint es, als bauten Sie ihr eine andere Welt." — „Ja, Sie können so sagen, wenn Sie darunter verstehen, daß ich die alte einreißen werde. Was können Sie thun, um Ihrem Bruder seinen Verstand wieder zu geben und die Reichthümer, die Sie sich das Ansehen geben, mit Ihrer Gattin zu theilen? Sie wagten es, eine himmlisch reine Seele zu beschmutzen. Sie wagten es, das Leben eines Bruders methodisch zu untergraben. Gegen das Letzte werden zweifelhafte Gesetze auftreten, gegen das Erste aber Gesinnungen, die sich weder widerlegen noch bestechen lassen." — „Aber auch gegen diese tugendhaften Gesinnungen wird es Gesetze geben, und sichere; denn Sie wissen, daß diese Art Tugend nicht überall am Orte ist." — „Die Gesetze werden zu spät kommen." — „Wie sollten sie von Ihnen vereitelt werden?" — „Durch die Entführung Ihrer Frau, die Brandmarkung Ihres Namens, durch die Aufhebung jeder ehelichen Gemeinschaft mit Ihnen, durch tausend Vorsprünge, welche die Ehrlichkeit vor einem Manne voraus hat, der mit dem guten Namen seiner Frau das Vermögen eines Bruders kauft, der zur einen Seite die Menschen übel berüchtigt, zur andern wahnsinnig macht. Wahrhaftig, ich schwöre Ihnen —" Der Gesandte trat scharf

auf Cäsar zu und hintertrieb hierdurch das, was dieser sagen wollte; er stieß einige Drohungen aus und verließ mit einem gemachten Stolz das Zimmer. Cäsar wollte ihm nach, aber die Drückerthür war in's Schloß gefallen.

Als der Rächer der Ehre einer Frau in die Zimmer Wally's zurückkam und hörte, daß sie im Bade sei, verließ er unmuthig über die verlorene Mühe das Hotel. Seine Ausdauer war erschöpft. Er war nahe daran, jetzt Alles so kommen und so gehen zu lassen, wie es ging. Aber noch an demselben Abende sollte eine Katastrophe den Knoten durchhauen. Jeronimo's Seelenzustand war unheilbar zerrüttet. Es war ihm nur noch eine Kraft geblieben, die gefährlichste für seinen unzurechnungsfähigen Zustand, die Kraft, Entschlüsse zu fassen und diese um so eher in's Werk zu setzen, weil ihn nichts in seinen Combinationen störte. Jeronimo war fast ein Bild des Todes. Das dunkle Feuer seines Auges hatte sich selbst verzehrt, ein Büschel dünner Haare deckte den kahlen Scheitel. In Regen und Frost stand er vor den Fenstern seiner unglücklichen, im Bilde geliebten Neigung, die ihn von sich wies und den ganzen Herbst und Winter mit ihm nicht gesprochen hatte. Dabei versagte er sich das Nothwendigste. Er schien verhungern zu wollen. Da ihn die Langsamkeit dieser Todesart peinigte, so wählte er eine schnellere. Nur darum handelte es sich bei ihm noch, wie er es einrichten sollte, vor den Augen Wally's zu sterben.

Es war an demselben Tage, wo Cäsar mit dem Gesandten gesprochen hatte, als sich in der Nachtdämmerung eine blasse Gestalt vom Lager erhob, nach einem Pistol griff und sich an den erleuchteten Häusern der Pariser Straßen dicht unter den ersten Stockwerken entlang schlich. Es war Schnee gefallen. Die Straßen waren leer, oder Alles, was auf ihnen lebte, hatte Eile, sie wieder zu verlassen. Nirgends brannten Laternen, Mondschein hatte nur der Kalender.

Jeronimo stand endlich vor dem Hotel seines Bruders. Man sah es, daß dieses Haus kein Sitz der Freude war. Nur hie und da war ein Fenster erleuchtet. Jeronimo spähte, welches darunter zu Wally's Schlafcabinet gehörte. Er sah es, doch war es noch finster. Aber Wally mußte aus dem

Committenten, getroſten Muthes in die erſte Vorſtellung des Tartüffe zu gehen und Ihre Bedenklichkeiten dadurch zu heilen, daß Sie in den allgemeinen Beifall des Publicums recht herzlich mit einſtimmen. Und Sie, Herr Präſident, Sie haben die Meſſe verſäumt. Entſchuldigen Sie mich bei Ihrem Beichtvater! Ich kann den Tartüffe nicht verbieten; denn merken Sie wohl, meine Herren, zu allen Zeiten, von dem Tage an, wo das Königthum langweilig wurde, datirten ſich die Republiken. Und ich läugne nicht, es iſt ſo ſchön, meine Herren, König von Frankreich zu ſein! (Ab links.)

Delarive (folgt).

Dübois

(ſieht Lefèvre lange an und bricht dann ab).

Guten Morgen! (Ab.)

Lefèvre

(ſieht Chapelle groß an.)

Guten Morgen! (Ab.)

Chapelle

(ſieht Lionne groß an).

Excellenz, guten Morgen! (Ab.)

Lionne

(ſieht Lamoignon lachend an.)

Herr Nachfolger, guten Morgen! (Ab.)

Lamoignon

(allein und außer ſich).

Er bleibt Miniſter und Alles verloren! Vernichtet, geopfert dem Gelächter von Paris und der Welt! Der Tartüffe bin ich! Orgon iſt Düpleſſis, Elmire iſt Adele — Molière, wer hat dich in das Reich der Todten geführt? Heilige

Theater ſchon zurück ſein. Einige falſche Accorde auf dem Klavier drangen zum Ohr des Unglücklichen. Jeden Andern, deſſen Geiſt nicht ſchon in wahnſinnige Erſtarrung übergegangen war, hätten dieſe Töne dem Leben und der geſunden Reflexion wiedergegeben. Aber Jeronimo hatte keine andere Empfindung, als für das, was mit ſeinem Tode und einer Art von Rache zuſammenhing. Er that nichts, als den Hahn ſeines Piſtols zurücklegen.

Jetzt ſchwiegen die Töne, die nur in einem Anfalle von Zerſtreuung und zufälliger Leere des Bewußtſeins angeſchlagen ſchienen. Das Schlafcabinet Wally's erhellte ſich. Jeronimo zitterte, denn nah erkannte er zwei Geſtalten, die an den Gardinen des Fenſters zuweilen hinwegrauſchten. Bald war es nur noch dieſelbe Geſtalt, die zuweilen wiederkehrte. Es mußte Wally ſein. Der Unglückliche wollte nicht anders, als ſie im Auge haben. Der Zufall war grauſam genug, hier Alles zu erleichtern. Vom Vorſprung des Parterrefenſters war er bald auf dem eiſernen Gerüſt einer Laterne. Die Einſchnitte an der Wand des Hauſes unterſtützten ihn. Er ſchwang ſich auf, griff mit zuckender Hand an das Fenſter und faßte ſo viel vom Holze, daß er, der Länge nach aufgerichtet, bequem einige Minuten ſtehen konnte; er ſtand noch länger; denn in ſo fürchterlichen Augenblicken ermüdet der Körper nicht und kann das Unglaubliche leiſten.

Wally blieb drinnen an einen Pfeiler ihres Bettes gelehnt. Sie war noch nicht ganz entkleidet; nur was an Schnüren und Bändern ihre Kleider zuſammenhielt, war gelöſt. Sie war indifferent in ihrem Gemüthe, wie es ſchien, und griff nach einem Buche, einem deutſchen Buche, um ſich in Paris einzuſchläfern. Da ſtörte ſie ein Geräuſch am Fenſter. Sie ſieht auf und erblickte durch die angelaufenen Scheiben die undeutlichen Umriſſe einer menſchlichen Geſtalt. Sie eilt hinzu, wiſcht ſo viel von dem Thau des Fenſters ab, um ein gräßlich verzerrtes Antlitz wahrzunehmen, das im Nu beim Knall eines Piſtols zerſchmettert iſt. Sie ſtößt einen entſetzlichen Schrei aus: der Schuß macht das Haus lebendig. Man eilt von allen Seiten herbei, dringt in Wally's Zimmer; hier hatte man den Schuß gehört. Man tritt in das Cabinet,

und findet Wally bewußtlos am Boden liegen. Die Scheiben sind zerschmettert und blutige Theile eines zersprungenen Schädels liegen auf dem Fußboden.

Wally hatte sich bald erholt. Sie besann sich auf Alles; sie hatte Jeronimo in dem Augenblicke, als das Pistol blitzte, erkannt; Niemand zögerte, ihre Vermuthung zu bestätigen, als man den hinuntergestürzten Leichnam besichtigte und dem Bruder des Gesandten in ein Antlitz leuchtete, das nicht mehr da war. Aber welch' ein tiefer Abgrund ist das weibliche Herz! Wally tobte wie eine Bacchantin. Sie lief, sie schrie, sie riß die Zimmer ihres Gatten auf, der nirgends zu finden war. Sie verbot unter jeder Bedingung, den entsetzlichen Leichnam in's Haus zu tragen. Wäre Jeronimo nicht schon todt gewesen, jetzt hätte sie ihn umbringen können. Sie rief nach Cäsar. Bediente eilten fort; man traf ihn nicht. Sie schickte zwei-, dreimal. Zuletzt ließ sie ihm sagen, daß er am folgenden Morgen um sechs Uhr reisefertig in ihrem Hotel eintreffen sollte.

Hier war kein Besinnen, kein Abrathen mehr möglich. Alles mußte Hand anlegen, um ihre Sachen zu ordnen und das Nöthigste auf den Reisewagen zu packen, der unter den Thorweg gezogen wurde. Die Post wurde zur Minute bestellt. Wally war wie verzaubert. Sie befahl, majestätisch, kalt, nordisch, wie eine Alleinherrscherin Moskaus. Bis tief in die Nacht war sie mit diesen Zurüstungen beschäftigt. Sie hatte in halbem Schlummer gelegen, als sie in der Frühe aufwachte. Das blutige Ereigniß hatte sie vergessen; nur allein ihr Entschluß beschäftigte sie. Cäsar erschien verstört. Sie blickte ihn forschend an, sie befahl. Er begriff nichts, fragte nicht, folgte willenlos. Unten im Thorweg war Alles noch um den Wagen beschäftigt, sie zitterte vor Aerger, daß hier noch nicht Alles beendigt war. Sie dachte nicht daran, bei Menschen, die sie nie wieder sehen wollte, einen angenehmen Eindruck zu hinterlassen. Cäsar's Blick fiel auf eine Blutspur, die sich von Außen in den Thorweg und wieder hinauszog. Er wagte nicht zu fragen, so erschreckte ihn der Anblick.

Erst als sie Beide im Wagen saßen und die Barrièren

von Paris im Rücken hatten, theilte ihm Wally das Geſchehene mit. Cäſar ſchauderte. Der Selbſtmord in allen Formen umgaukelte ſie und die Conſequenzen des Wahns ſtreckten ſich wie knöcherne, würgende Arme nach Denen aus, die ſich etwa ihnen zugänglich zeigen würden. Cäſar erwehrte ſich ihrer, Wally weniger.

Drittes Buch.

Wally's Tagebuch.

Es iſt zu ſpät, das Leben ihres Bluts
Iſt tödtlich angeſteckt, und ihr Gehirn,
Der Seele zartes Wohnhaus, wie ſie lehren,
Sagt uns durch ſeine eitlen Grübeleien
Das Ende ihrer Sterblichkeit voraus.
Shakeſpeare.

Die Einſamkeit meiner jetzigen Lebensweiſe zwingt mich, den Kreis, der mir gezogen, in allen ſeinen Theilen auszufüllen. Wie beglückt mich Cäſar's Liebe! Ich will aber nicht ungerecht ſein gegen die Außenwelt, und mich wenigſtens ſchriftlich mit ihr beſchäftigen, ſo weit ſie ein Recht dazu hat. Viele verdienen es, daß ich auf ſie achte: nicht Alle. Cäſar ſagte mir, ich wäre egoiſtiſch gegen die Welt, er nennt mich grauſam. Er meint es damit gewiß aufrichtig. Ich will mich jetzt auch mit den Anderen beſchäftigen; aber ſchriftlich; täglich will ich drei Vormittagsſtunden darauf verwenden. Täglich. —

Ob ich das Vorige ausſtreiche? Fünfmal hab' ich gegen meinen Vorſatz geſündigt, und multiplicire ich die drei vergeſſenen Stunden mit den fünf vergeſſenen Tagen, ſo that ich's fünfzehnmal. Ich ſchreibe ungern, denn ich denke viel ſchneller, als ich mit meinem bleiernen Styl folgen kann.

Cäsar sagte mir, man müsse die Menschen in ihrem ganzen Wesen anatomiren. Dadurch lerne man und vergnüge sich. Cäsar hat immer Recht.

Ich will einige meiner alten Freundinnen zu schildern suchen. Ich vernachlässige alle; wenn ich sie sehe, zeig' ich ihnen, was ich von ihnen schrieb und daß ich sie doch liebe. Ich will Adolphinen charakterisiren, sie ist so verschieden von mir.

Adolphine gefällt, ohne schön zu sein. Man kann ihr nicht einmal einen ausgezeichneten Wuchs zugestehen, nur ihre Haltung, ihr schwebender Gang kann den Mann veranlassen, auf sie zu achten. Sie trägt sich mit erstaunenswerther Einfachheit. Ihr Haar ist gescheitelt; ein weißer Kantenstrich, wie man ihn unter Hüten trägt, hebt diese Einfachheit zu dem lieblichsten Eindruck. Weiß und hellblau stehen ihr gut; eine rothe Schleife auf der Brust giebt dieser Monotonie der Toilette eine lachende Auffrischung. Adolphine hat einen kleinen Fuß. Sie geht schön. Das will viel sagen! Das Blaue in Adolphinens Auge ist nicht rein, es ist mit zu viel Weiß gemischt. Für die Augenbrauen ist eine schöne Wölbung da; aber sie ist nicht stark aufgetragen; dieser Reiz verschwindet. Sie hat einige hübsche Gewohnheiten. So faßt sie z. B. oft mit der linken Hand in die Gegend der Stirn, öffnet die Hand, schließt mit dem Daumen und dem Zeigefinger einen Kreis und beginnt diesen allmälig zu öffnen, indem sie aus der Thränendrüse des linken Auges zurückfährt, das ganze Auge umkreist und die Oeffnung der beiden Finger wieder schließt am Ende des Auges. Diese sonderbare Bewegung erfolgt mit Blitzesschnelle, und ist deshalb so reizend, weil sie immer mit einer Erregung ihrer Seele zusammenhängt: Doch der größte Zauber in Adolphinens Erscheinung kommt von ihrer eigenthümlichen Seelenstimmung her. Diese muß man, um kurz zu sein, sentimental nennen; obschon der Ausdruck nicht ganz erschöpfend ist. Besser würde man sagen, sie ist musikalisch gestimmt. Denn Musik drückt ihr Wesen aus: und zwar nach jener einseitigen Richtung hin, wo die Musik nur Wonne der Empfindung ist. Für plastische Gestaltenschöpfung in der Musik, so weit die Musik diese er-

reichen kann, für Oper im Gluck'ſchen Geſchmack, kurz für das Dramatiſche in der Muſik iſt ſie wol nicht. Die Richtung ihrer Seele iſt lyriſch. Alles, was ſie mit einem wunderlieblichen Organe ſpricht, nimmt den Ausdruck des Zarten, Schonenden, Bittenden an. Bittend ſind die meiſten Töne ihres Lautregiſters. Nichts kann hinreißender ſein, als dies flehende, mit einer gewiſſen lächelnden und doch ſchmerzlichen Selbſtironie hervorgebrachte: O Gott! womit ſie ſo Vieles begleitet, was ſie ſpricht. O Gott! Dieſer Ausdruck ſoll ihr ewiges Ueberwundenſein, ihre Hingebung an die Menſchen, an die ſie glaubt, ausdrücken. Wer könnte widerſtehen, wo ſolche Töne anſchlagen! Adolphine iſt ſo willenlos, daß ſie die Beute jeder prononcirten Abſicht werden könnte. Mit liebenswürdiger Naivetät geſtand ſie mir einſt: Sie würde Jeden lieben, der ſie liebt. O wie nöthig iſt es, bei einer ſolchen Willensſchwäche, daß ſie in die Hut eines Mannes kommt, der ſo viel geiſtiges Leben beſitzt, um ſie ganz durchſtrömen zu können mit ſeiner eigenen Willenskraft! Adolphine liebte unglücklich, mehrmals; aber ſie iſt ſo unentweiht, ihre früheren Zärtlichkeiten ſind ſo wenig ſichtbar in ihrem Benehmen, daß ſie dem Manne immer noch als kaum erſchloſſen erſcheinen muß. Adolphine beſitzt äußerlich die Reize nicht, einen Mann auf die Länge zu feſſeln, aber wer ſie einmal, ſei es aus Liebe oder Illuſion eroberte, der wird ſie nie verlaſſen können, weil ihre Hilfloſigkeit, ihre Hingebung entwaffnet. Vielleicht arbeitet ſie noch mehr an ihrem Geiſte. Sie hält einige Minuten lang die Dialektik eines blos verſtändigen logiſchen Geſprächs aus; aber dann kann ſie es nur fortſetzen, wenn es entweder auf einen gemüthlichen und Gefühlston übergeht oder auf einen beſtimmten vorliegenden Fall, den ſie erlebt hat. Ueber einen Fall, den man ihr blos erzählt, kann ſie nicht urtheilen, weil ſie alle Menſchen für gut hält und alle nach ſich ſelbſt richtet. Adolphine ſollte viel leſen. Sie lieſt, aber fragmentariſch. Sie ſollte ſich durch vielfache Lectüre in Dem zu bilden ſuchen, was über die Muſik und das bloße Gefühl hinausliegt. Ihr Organ macht, daß ſie ſchön, ihre keuſche Seele, daß ſie faſt Alles richtig lieſt. Ich hörte ſie Gretchen im Fauſt leſen, wie einfach, wahr und

hold! Cäſar muß ihr Bücher geben. Was Er wohl über ſie urtheilt? Er iſt ihr diametral entgegengeſetzt und ſagte mir doch auch einmal: Er müſſe Jede lieben, die ihn liebe, und würde auch Jeder treu ſein in ſeiner Art. Bei ihm iſt das Egoismus, bei Adolphinen Schwäche. Sie können ſich aber nicht begegnen. Adolphine iſt eine Jüdin.

Ich habe das geſtern nur ſo hingeworfen, daß Adolphine eine Jüdin iſt. Aber welche eigenthümliche Richtung mußte dies ihrem Weſen geben! Sie wurde unter glänzenden Verhältniſſen erzogen. Das Judenthum in ſeinem Elend, ſeinen Ceremonieen und Prieſtern nahte ſich ihr niemals. Sie findet keinen Anlaß zur Reue darin, irgend eines der jüdiſchen Gebote zu übertreten, von welchen ſie den größten Theil nicht kennt. Wie originell iſt doch ein Mädchen, das den Bildungsgang chriſtlicher Ideen nicht durchmachte und doch auf einer Stufe ſteht, die ganz Gefühl iſt und das ſo viel Liebenswürdigkeit entwickelt! Adolphine kann von der Religion nur wenige Nachrichten haben, einen weiblichen Gottesdienſt giebt es in ihrem Glauben nicht, eine häusliche Verehrung kommt in Form von Ceremonien, Geſang oder ſonſt einer Weiſe nicht vor, die Confirmation iſt den Juden nicht in unſrer Art erlaubt — wie auffallend iſt das Alles und doch hat man es dicht neben ſich!

Glücklich iſt Adolphine zu nennen, denn niemals wird ihr die Religion irgend eine Aengſtlichkeit verurſachen. Ein gewiſſes unbeſtimmtes Dämmern des Gefühls muß für ſie ſchon hinreichend ſein, die Nähe des Himmels zu ſpüren. Sie braucht jene Stufenleiter von poſitiven Lehren und hiſtoriſchen Thatſachen nicht, welche die Chriſtin erſt zu erklimmen hat, um eine Einſicht in das Weſen der Religion zu bekommen. Wir ſind weit ſchwieriger in dieſem Betracht geſtellt und ſollten im Grunde, wenn die Religion die Tugend befördert, weit weniger tugendhaft als die Juden ſein; denn unſre Religion iſt ein ſo hoher Münſter, daß man ihn zwar in der Hauptſache erſteigen, aber nicht zu jedem Sims, zu

jedem Vorſprunge, zu jedem Seitenthurme gelangen kann. Eins aber bemerk' ich, was charakteriſtiſch iſt. Niemals könnt' ich als Chriſtin über meine Religion zu Adolphinen ſprechen und ſie eine Verzweiflung über meinen Glauben blicken laſſen. Es iſt dies eine Scham und ein Stolz, der unvertilgbar in uns niedergelegt iſt und die uns nicht verlaſſen würde, ſelbſt wenn vom Chriſtenthum Alles in uns morſch geworden wäre.

Für chriſtliche Männer, die widerſpenſtig gegen den Katechismus ſind, muß die Liebe einer Jüdin von beſonderm Reize ſein. Sie nehmen hier weder Bigottismus in den Kauf, noch eine Zerriſſenheit wie die meinige, ſondern weiden ſich an der reinen, ungetrübten, natürlichen Weiblichkeit, an einem ſinnlichen Schmelz der Liebe, der die der Chriſtinnen bei Weitem übertreffen ſoll. Bei einer Jüdin reducirt ſich Alles auf ihre Liebe, Rückſichten tauchen nirgends auf: ihre Liebe iſt pflanzenartiger Natur, orientaliſch, wie eingeſchloſſen in das Treibhaus eines Harems, der Alles erlaubt, jedes Spiel, jede weibliche Gedankenloſigkeit, Alles, Alles: darum ſchwillt Adolphine von Liebe. Das Segel ihres Herzens iſt niemals ſchlaff, ſondern immer aufgebläht, rund und voll, immer auf rauſchender Fahrt.

Cäſar entdeckt, glaube ich, in der Liebe zu Jüdinnen noch einen andern Reiz. Er hat eine heilloſe Anſicht von der Ehe und will die letztere durchaus nicht als ein Inſtitut der Kirche gelten laſſen. Das Sacrament der Ehe iſt nach ſeiner Theorie die Liebe, nicht des Prieſters Segen. Wie glücklich würde Cäſar ſein, wenn er je heirathete, es ohne kirchliche Ceremonie thun zu dürfen!

Eine Ehe zwiſchen einer Jüdin und einem Chriſten kann zwar nicht bei uns, aber in anderen Ländern geſchloſſen werden; natürlich iſt dies eine Ehe ohne den chriſtlichen oder jüdiſchen Prieſter; es iſt eine rein civile Ehe vor den Gerichten, ein Act der geſelligen Uebereinkunft. Ich glaube faſt, Cäſar könnte deshalb ſeine Neigung zu Adolphinen in's Aeußerſte treiben. Schon bemerk' ich, wie eifrig er ſie ſucht.

Wie leichtſinnig bin ich geſtern über die Abgründe meines Denkens hingewandelt! Ohne Weiteres konnt' ich mich damit beruhigen, dieſe Zweifel an meinem Glauben hinzunehmen als etwas, das ich mir längſt ſelbſt geſtanden habe, und doch weiß ich aus meinem früheren Leben, wie unglücklich ich war, daß ich über dieſe Dinge nichts zu denken wagte. O wie mächtig iſt der Zauber der Liebe! Ein männliches Herz, das uns liebt, iſt der Wächter aller unſerer Gedanken, und muß die ſtille Verantwortung deſſen tragen, was in der Seele des Weibes Sünde und Empörung iſt. Wie ſicher fühle ich mich, ſelbſt im Entſetzlichſten, wenn ich nur die warme Hand meines Freundes drücken darf! Er nimmt Alles auf ſich: er iſt heiter und lächelt und fürchtet nichts.

Wenn ich jetzt ſchon nicht ohne Zagen ſehe, wie ſich Cäſar Adolphinen immer mehr nähert, wenn ich mir die grauſame Wirkung denke, die ein Verhältniß zwiſchen Beiden in mir Unglückſeligen hervorbrächte: was muß dann kommen, wenn ich die Trümmer ſehe, die ſich in meiner Seele aufgehäuft haben! Die Unruhe, über die Religion eine Anſicht zu haben, peinigt mich mehr als ſonſt. Sie hat eine ſolche, jetzt zur Noth gedämmte Gewalt über mich, daß ich glauben muß, die Wegnahme dieſes Dammes der Liebe bringt eine Ueberfluthung in mir hervor, die den Schmerz über Cäſar's Verluſt mit fortnimmt. Ich lebe und ſterbe mit Cäſar. Leben kann ich nur mit Cäſar's Liebe. Sterben muß ich, nicht weil Cäſar im Stande war, eine Andre mir, ein Mädchen einer Frau vorzuziehen, ſondern weil dann Alles in mir zuſammenſinkt. Gott, ich glaube, faſt brauche ich Cäſar nur, um mich zu beſchäftigen und meinen Gedanken eine unſchädliche Richtung zu geben. Er kommt.

Nur die Erkenntniß iſt das Schwere. Das Daſein Gottes ſelbſt bezweifeln, hieße den gegenwärtigen Zuſtand meines Innern fortleugnen. Würd' ich dieſe Mühe haben, wenn es

nicht in Wahrheit einen Gott gäbe! Das Reſultat des Atheismus war auch nie ein andres, als daß er in ein Syſtem überging und zuletzt ſelbſt eine Religion wurde. Konnte es obergläubigere und bigottere Atheiſten geben, als Chaumette, Anacharſis Cloots und Momoro waren!"

Der Atheismus eine Religion! Eine Ironie, die man ſataniſch nennen möchte! In einer Reiſebeſchreibung las ich, daß einer der erſten Gottesleugner der Revolution, Villaud-Varennes, nachdem er auf ſeiner Flucht erſt von der Dreſſur azoriſcher Papageien gelebt hatte, dann in Amerika Prieſter wurde, unter Indianer kam und zuletzt von ihnen ſelbſt als göttliches Weſen verehrt wurde, er ein Gott, der Gott geleugnet hatte.

Dieſe ſataniſchen Ironieen reizen mich. Sollte es möglich ſein, daß es noch einſt im Himmel einen Gottesdienſt giebt! Das Chriſtenthum (man leſe nur die Offenbarung Johannis) gefällt ſich in dieſem Widerſpruch, als wenn Gott vor ſich ſelbſt Weihrauch ſtreuen müßte. Es etablirt noch im Himmel eine vollendete Kirche mit Chören der Seligen und Altären, auf welchen die Cherubim thronen. Göthe benutzte dieſe Maſchinerie für die Canoniſirung ſeines Fauſt.

Aber was jag' ich nach ſolchen Bemerkungen! Sie haben lindernde Kraft. Doch ſchäme ich mich, aus meinem Schmerz Thatſachen heraufzuwühlen und mich ſelbſt als einen Gegenſtand meiner Leiden zu betrachten.

Cäſar ſucht noch immer Adolphine auf, die reiche Jüdin.

Wir ſollen Gott fürchten und lieben! Dies eine Gebot untergräbt meine Ruhe; denn ich kann es weder befolgen, noch mich deshalb, weil ich es nicht thue, anklagen. Wir ſollen Gott zürnen, heißt das Gebot meiner Weltanſicht, die eine unglückliche iſt und ſich nicht damit zufrieden giebt, daß

jährlich vier Jahreszeiten kommen und man im Frühjahr Erdbeeren ißt, die mit Zucker und Milch ein vortreffliches Surrogat der Vanille ſind. Es iſt im Grunde nicht viel, was wir beſitzen auf Erden. Wir werden geboren oft in den elendeſten Verhältniſſen. Wir kriechen thieriſch auf dem Boden und werden nur allmälig aufgerichtet, wie Schlinggewächs an das Spalier der Bildung. Noth, Mühſal verfolgt uns überall; ſelten ein Genuß, der nicht durch eine Anſtrengung erkauft iſt. Wir haben ſo viel mit der Materie zu kämpfen. Wir wälzen einen Stein wie Siſyphus den Berg hinauf; warum müſſen wir es thun? Der Fluch, nicht der Segen der Götter begleitet uns. Warum ſind wir? O könnte ich mir irgend einen erweislichen Grund vorſtellen, warum dieſe Planeten im Weltſyſteme irren, warum wir auf unſerm Planeten ſo armſelig und hülflos kriechen müſſen? Was bezweckte Gott damit? War es nur eine Grille von ihm? Was kommt darauf an, ob das Gute oder Böſe in der Weltordnung producirt wird? Ich bin ſo unglücklich. Ich weiß darauf keine Antworten.

Die Fähigkeit, Fragen aufzuwerfen, ließ Gott bei der Schöpfung oder bei der ewigen Schöpfung, bei unſerer Geburt, ohne die entſprechende Fähigkeit, auch Antwort darauf zu geben. Dieſe Halbheit einer Gabe iſt ſo feindſelig. Gott duldete es, daß der Glaube an ihn die Tagesordnung der Geſchichte wurde; er duldete es, daß noch heute der Atheismus wie das größte Verbrechen von den Völkern behandelt wird. Nun, ich denke wohl an Gott; aber warum gab er uns nicht die Fähigkeit, ihn begreifen zu können? Verlangt er die Folgen, warum ließ er mich ohne die Vorausſetzungen? Alle Nationen kommen darin überein, daß man von Gott nichts wiſſen könne. Dann weiß ich auch nicht, warum ſie ſo feſt an ihn glauben. Oder es darf mich niemand tadeln, wenn ich denke, die Exiſtenz eines außerweltlichen Gottes anzunehmen, war eher eine äußerliche, politiſche und polizeiliche Uebereinkunft der Völker. Denn warum haben wir halbe Vernunft, halbe Erkenntniß, halben Geiſt? Warum zu allem nur die Elemente? Und wir ſind ſo vermeſſen und bauen auf dieſen trüben Boden Syſteme, die den Schein

Vernunft! Gieb mir einen Rath, (faltet die Hände) ich flehe zu dir, Schlauheit der Luchſe, Klugheit der Schlangen, Geſchmeidigkeit der Katzen, wirf mir eine Schlinge zu, noch ſo dünn, ich fädle ſie in eine Intrigue — o wenn ich je falſch gebetet habe, daß heute ein aufrichtiger Blick gen oben mir Hülfe brächte — (Beugt halb die Kniee.)

Siebenter Auftritt.

Madeleine. Lamoignon.

Madeleine (bei Seite).

Da iſt ja ſchon wieder mein Tartüffe! Er iſt, bei Gott! in die Rolle ganz vernarrt.

Lamoignon.

(murmelnd wie betend).

Wenn ich Molière dem Könige plötzlich verhaßt machen könnte!

Madeleine (bei Seite).

Er ſpielt die ſechſte Scene aus dem dritten Akt! Er geſteht jetzt ſeine Sünden ein und will ſeinen Freund Orgon durch Demuth rühren.

Lamoignon (wie vorhin).

Satan, hilf mir!

Madeleine.

Brave, Herr Tartüffe! Vortrefflich —

Lamoignon.

Was iſt? Ich bete!

der Vollendung tragen und uns mit Verpflichtungen willkürlich belasten.

Und zuletzt der Tod! Dieser Schrecken der Schrecken! Die Krankheit mit ihrer unsäglichen Hülflosigkeit! Das allmälige Verschwinden des Bewußtseins! Und dies Alles nicht einmal so entsetzlich, als auch wieder das Zunehmen an Jahren. Jetzt bin ich zwanzig Jahre: welche Empfindungen werde ich haben, wenn ich vierzig, fünfzig bin und es nun heißt: noch zehn, noch fünf sind die Wahrscheinlichkeit! Dies ist eine so foltternde Grausamkeit des Schicksals, ein solcher Fluch der menschlichen Natur, daß ich mich nie entschließen kann, recht das Gebot der Gottesliebe zu befolgen. Man gab uns Einiges und das Meiste wurde uns versagt. Das Einzige, was wir in seiner ganzen Vollkommenheit zu besitzen scheinen, ist die Fähigkeit, unsern unglücklichen Zustand zu begreifen und all' die Dinge zu nennen, die wir eben vermissen sollen.

Ich habe mir ein merkwürdiges Buch verschafft, von dem ich einmal durch Cäsar hörte: die Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten, von Lessing herausgegeben. Gewiß liegt viel Puderstaub, viel altfränkisches Wesen auf dem Buche; das hab' ich aber abgewischt und mir von meiner Lectüre die moderne Vorstellung gemacht. Der Verfasser soll ein ehemaliger Hamburger Arzt, Reimarus, gewesen sein. Seine vollständige Prüfung des Christenthums soll in einem Glasschranke auf der Hamburger Bibliothek stehen, dort wollen sie das Buch nicht herausgeben, aus Furcht, aus dem vergilbten Papiere jener Kritik möchten Motten fliegen und die heiligen Gewänder des Christenthums anfressen. Warum Lessing nur sagt, daß der Verfasser jener Fragmente Schmidt heißt! Schmidt ist freilich wie Jedermann.

Ich werde eine Stubenhockerin. Cäsar — schwärmt in Adolphinens schönem Garten.

Die Fragmente nehmen meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Ihr nüchterner, leidenschaftsloser Ton erschreckt

das Gewiſſen nicht. Ich leſe in der beſten Laune. Wie der Autor die Bibel zerfleiſcht, wie er in den Mienen jener Fiſcher und Zöllner, die das Chriſtenthum predigten, den Schalk entdeckt, denſelben Schalk, den der gottſelige Pietismus ſo oft im Nacken führt! Und doch jammert mich's jener kindlichen, märchenhaften Sage, die der Autor mit ſo viel Gelehrſamkeit vernichtet! Nur Eines beſtimmt mich, ihm beizupflichten, der Hinblick auf das, was uns umgiebt, auf unſere Prieſter, auf — ach! wie hängt das Alles zuſammen! Aus jenem kleinen chriſtlichen Senfkorn iſt ein ganzes Senfpflaſter geworden, das der geſunden Vernunft die brennendſten Blaſen zieht.

Männlich werden meine Ausdrücke! Zornig oder — entſagend?

Und doch können die Fragmente nicht befriedigen. Sie deuten auf eine Naturreligion, mit deren Vorausſetzungen ſich kaum noch die heutige wiſſenſchaftliche Bildung begnügen würde. Die Frage muß höher liegen. Sie dringt dort nicht in das Innere der Chriſtuslehre ein, ſie hält ſich nur an deren hiſtoriſche Offenbarung. Ich ſuche Troſt. Wo? Wo?

Ich war gefaßt auf dieſe Eiſeskälte, womit mir Cäſar ſeinen Entſchluß anzeigt. Was ich vermuthete, iſt eingetroffen. Adolphinens glänzende Situation reizt ihn. Er wird um ihre Hand bitten. Die Eltern ſind ohne Vorurtheile und ich werde ihn verloren haben. Ich bin ruhig. Ich habe keine Thränen für dieſen Verluſt. Ich bin in einer nicht zu ſchildernden Seelenſtimmung. Alles an mir ſcheint ruhig, aber jeder Pulsſchlag ſagt: „Iſt dies nicht ein neuer Fluch des Himmels?" Jetzt ſind mir die Blitze des Schickſals willkommen, die Donner, die ihnen nachrollen, wecken mich immer mehr aus der dumpfen Betäubung meiner Gedanken. Ich muß Licht haben, Aufſchluß, Einſicht! Ich denke an Cäſar nicht mehr. Ich will wiſſen, erkennen. Wozu? Warum? Das ſah ich Alles voraus.

Ich bin krank, ich fühle es. Sollte das auf ein Zunehmen deuten? Iſt auch im Geiſtigen wie im Körper das Wachſen eine Krankheit?

Glückliche Naivetät der vergangenen Zeiten! Ich komme von einer Ausſtellung alter Gemälde. Auf vielen, welche Transfigurationen und Glorien der Heiligen vorſtellen, ſah ich Engel, die Geige ſpielend. Dies würde mir weniger auffallend geweſen ſein, wenn ſie es nicht nach Noten gethan hätten.

Und doch gleicht die Malerei ſelbſt, die Kunſt, dieſe Lächerlichkeit aus. Die Poeſie würde das nicht können. Die Poeſie hat nicht dieſe Einfachheit; ſie würde ſolche Anomalieen immer nur als Traveſtie geben.

Und wie entwürdigt ſie ſich, wenn ſie es thut! Man ſollte den Spott über das Heilige, das Wühlen der häßlichen Käfer in duftenden Blumen, verfolgen, auch die Freigeiſter ſelbſt ſollten es; ſie, die alle Sorge tragen müſſen, nicht mit den bloßen Spöttern verwechſelt zu werden... Cäſar iſt gegen mich weicher als je. Er ſpottet nicht mehr. Das bedeutet nichts Gutes.

Es würde mir viel leichter werden, den göttlichen Begriffen mit Sicherheit nachzuhängen, wenn ich erſt vom Nichts eine Vorſtellung feſthalten könnte. Dies iſt unmöglich. Ich habe ſchon früh an dieſer Verzweiflung gelitten. Schon als Kind wollte ich mir zuweilen Alles wegdenken, was ich ſah und denken konnte, Europa, Aſien, Afrika, die Erde, den Himmel, alle Schöpfung, und dann war es immer, als ſtürzte ich von einer unermeßlichen Höhe in's Leere hinunter und fiel ohne Aufenthalt. Faſt möchte ich ſagen, ich bin ſeither mit Eindrücken beladener und es würde mir ſchwieriger ſein, als ehemals, eine ſolche Vorſtellung des Nichts zu fixiren. Das hohle, weite Chaos, dieſe dumpfe Leere, worin Nichts iſt, Alles unſichtbar ſchlummert! Und Gott, der dieſes Nichts ſelbſt iſt, nämlich daſſelbe Nichts, das ſpäter doch ſeltſamerweiſe ein Etwas wurde! Gott, der in dem Nichts iſt und

doch wiederum auch in dem Etwas nicht sein soll, weil dies die Welt selbst vergöttern heißen würde! Der pantheistische Gedanke widerstrebt mir, und ich glaube, Frauen werden ihn nie hegen können, weil sie durch sich selbst schon gewohnt sind, alle Dinge in active und passive einzutheilen. Wir werden immer anthropomorphische Ideen haben; das Christenthum unterstützt uns darin. Die Vorstellung eines über uns thronenden Werkmeisters — das ist für die weibliche Phantasie Bedürfniß, das sie immer geltend machen wird. Jedes Andere, ach, Alles, Alles ist uns verschlossen.

Cäsar wird nun in Ländern wohnen, wo das französische Recht herrscht. Er ist glücklich, sich ohne die Kirche verheirathen zu dürfen. Es wird zwischen ihm und Adolphinen eine bürgerliche Verbindung stattfinden. Wenn er nur meinen geistigen Zustand schonte! Freilich kennt er ihn nicht. Wüßte er, wie mich doch gestern wieder seine leichte Manier über die Religion so tief verwundete! Das Peinlichste ist dies, daß er sich öfter das Ansehen giebt, als ließen sich einige Wahrheiten sogar im christlichen Glauben unumstößlich beweisen. Dann thut er's auch und beginnt über die schwierigsten Punkte Entwickelungen, die er mit ernster Miene durchführt und wenn er zu Ende ist — für phantastischen Witz erklärt! So begann er neulich folgende Auseinandersetzung der christlichen Lehre von der Dreieinigkeit, eines Begriffes, den ich nicht anrührte, weil ich nicht einmal mit seinen Prämissen im Reinen bin. Die bloße Vaterschaft Gottes, sagte er, ist relativ, sie ist unverkennbar, oder wie Jakob Böhme gesagt hat, ein dunkles Thal. Licht und Erkenntniß kommt erst durch den Sohn. Beide dürfen nicht isolirt gedacht werden, ihre Ergänzung, ihre Wechselseitigkeit ist der heilige Geist. Gott als das bloße Alles oder das bloße Nichts ist unerkennbar. Gott muß sich etwas gegenüber stellen, einen Schatten seiner selbst, er mußte sich negiren aus seiner Ruhe heraus und deshalb schuf er die Natur. Die Natur ist nicht Gott, denn dann müßte die Natur ein Zustand sein. Nein, die Natur ist eine Thätigkeit

Gottes und alles in Gott Thätige, auf die Außenwelt Bezügliche, iſt in ihm das Engliſche. Die Engel ſind die Herolde des göttlichen Willens und ihre Zahl iſt ſo unendlich, wie die Atome der Welt. Die Engel wohnten urſprünglich in Gott; ſeine Thätigkeit iſt ſeinem Sinn immanent. Darum mußten die Engel auch urſprünglich gut ſein. Nur Lucifer empört ſich, der Lichtbringer, der die Finſterniß erhellt. Dies Empören wird eine Thätigkeit Gottes, das heißt Gott wird ſogar zum Gegentheil ſeiner ſelbſt, Satan. Die Natur iſt Teufel, dieſelbe Natur, welche für Gott durchaus nicht vorhanden iſt, da ſie nur ſein Athem iſt, die aber immer ſtrebt, etwas für ſich zu ſein. Die Natur vor Gott iſt ſo, als wäre ſie nicht. Natürlich giebt es auch vor Gott den Teufel nur, als gäb' es ihn nicht. Je höher bei dem Einen oder Andern das philoſophiſche Bewußtſein iſt, deſto weniger exiſtirt für ihn der Teufel. Im Chriſtenthum iſt der Teufel ideell ausgetrieben, Gott ſonderte die menſchliche Individualität von der Natur ab und gab dieſer in ſeinem Sohne eine eigene Offenbarung. Gott wollte den Widerſpruch ſeiner ſelbſt durch ſich ſelbſt ſtrafen und ſeinen eigenen Proceß an ſich ſelbſt büßen laſſen. Er wurde gekreuzigt und es herrſcht hinfort nicht mehr Gott, nicht mehr Satan, nicht mehr der Menſch, nicht mehr die Natur, ſondern das Reich des Geiſtes, der Freiheit und der Wahrheit.

Was hatt' ich nun von dieſer mich ergreifenden Improviſation, die ich nur nachſchrieb! Mit einer Art von komiſchem Atheismus ſchloß Cäſar ſeine myſtiſche Deduction, die Menſchen von größerer Einbildungskraft, als ich beſitze, viel Beruhigung gewähren mag. „Ich ſoll ſchon an den Sohn glauben und bin noch mit dem Vater unbekannt."

... Ich verliere mich in Gedanken, die auf Vernichtung gerichtet ſind, während Adolphine mit ihm unter Waldesſchatten wandelt.

Kann das ſo fortgehen?

Ich habe mich drei Wochen lang täglich in Vergnügungen berauſcht. Ich muß der Welt zeigen, daß ich Cäſar's Ent-

fernung ertragen kann, ich mußte es mir selbst zeigen. Aber es erquickt mich nichts. Cäsar's Liebe war die schönste Sammlung meiner unglücklichen Seelenstimmung. Ich sinke immer tiefer in Nacht und Verzweiflung. Ist Cäsar nicht mein Gatte? Man erkennt mich nicht wieder. Oft bin ich so von Wehmuth aufgelöst, daß ich in die Kammer stürze, wo die Erinnerungen meiner ersten Kindheit aufbewahrt liegen. Ich räumte auf in der Verwirrung, um mich zu zerstreuen. Ein Stilet fiel mir in die Hand. Wie mag das hierher gekommen sein?

Ich glaube, Cäsar müßte sich schämen, noch zu leben, wenn er keine Auskunft geben kann. Seine Scherze verdecken nur eine Ueberzeugung, die vielleicht folgerichtig ist. Ich habe ihm geschrieben, sie auch mir zu geben. In Heidelberg muß ihn mein Brief treffen; er wird sich sogleich hinsetzen, um mir, ich habe ihm die Hand auf's Herz gelegt und ihn feierlichst beschworen, seine ernsthafte Meinung über Religion und Christenthum zu sagen. Ich zittre, wenn seine Darstellung einläuft.

Das Stilet gehörte meinem Bruder, der in demselben Alter gestorben ist, in welchem ich mich jetzt befinde.

Cäsar sagte mir oft, als Kind hätte er sich fortwährend damit geängstigt, daß er keines natürlichen Todes sterben würde. Die Katastrophe des jungen Sand in Mannheim, in welcher Stadt er jetzt weilt, hätte zu seiner Zeit alle jungen Köpfe auf den Gedanken gebracht, daß sie einst auch ihnen abgeschlagen würden. Keiner sagte, er glaubte so würdig zu sein, wie Sand, und Keiner glaubte auch deshalb, auf einen milderen Tod rechnen zu dürfen, als Sand. Mit eisigem Grauen gestand er mir, daß er oft stundenlang mit entblößtem Halse gesessen und sich in die Illusion des Schaffots hineingedacht hätte und daß ihm die Thränen geflossen wären aus Verzweiflung, so sterben zu müssen. Es war immer ein

wehmüthiges Lächeln, das bei solchen Geständnissen auf seinen Lippen lag. Ich vergess' ihn nicht. Für Alles brauch' ich ihn. Er soll mir zu Allem Beweise geben!

Ich lese das Buch: Rahel; aber nur in Bruchstücken. Viel davon auf einmal verwirrt den Kopf; nicht deshalb, weil das Buch absolut schwer wäre, sondern relativ schwer ist es, in Beziehung auf Rahel, die sich das Denken so schwer machte. Ich glaube, diese Frau hat unter Denken verstanden, immer die Dinge von der verkehrten Seite anzufassen oder doch von der entgegengesetzten, gegenüber dem gewöhnlichen Wege. Sie gräbt sich wie ein Maulwurf in die Ideen ein und bezeichnet dann und wann ihre Resultate durch kleine aufgeworfene Hügel, die nichts sagen, nämlich nichts Positives, die nur Wahrzeichen sind, daß hier etwas war, was wie ein Gedanke war und was so leicht wieder vergessen ist! Wie reich ist diese Frau an Philosophie und objectiver Vergeßlichkeit! Man hat so wenig in ihrem Buche, und doch glaubt man, wenn man es ansieht, Alles zu haben. Darin sehe ich recht, wie nur die Männer im Stande sind, zu produciren, namentlich auch Gedanken.

Bettina! — holde Spielerei — alte Gedanken; nur classische, neue Formen. So sprechen, gehen, laufen, essen, trinken, schlafen, handeln — wie es einem gerade einfällt? Einmal konnte ich es; jetzt nicht mehr. Bettina hatte so lange freien Willen, sich ein Gesetz zu schaffen; und nun so alt, und noch immer kein Gesetz! Ihr Buch ist ungereimte Poesie. Ein freies Weib ist nur erträglich mit Speculation.

Wieder wie Jakob einen Zug aus dem Rahelbrunnen gethan. Aber es ist immer nur Lea, die man erhält, nie Rahel. Rahel sitzt hinter den zweimal sieben Jahren und

flicht ihren Freiern Körbe. Man glaubt eine Prieſterin mit Weiſſagung in ihr zu finden, und wird doch von ihr nur angeregt oder vielmehr nur herausgeriſſen aus dem alten Kreiſe ſeiner Vorſtellungen. Es iſt furchterregend, eine Frau die Gegenſtände ſo dämoniſch-linkiſch anfaſſen zu ſehen. Will ſie es nur anders machen, als die Anderen? Oder wurde ihr dieſe Originalität angeboren? Sie giebt nirgends nach, ſie iſt raſtlos in ihren Beſtrebungen, die verſchiedenen Seiten der Wahrheit zu entdecken und konnte nicht anders enden, als entweder in einem Wahnſinn, der ſich mit der Bewegung im Tretrade vergleichen läßt, oder als Anhängerin des Pietismus. Man iſt in keiner Situation übertäubter, als beim Untertauchen. Pietismus iſt die Fähigkeit, leben zu können, ſelbſt wenn man ſchon Waſſer im Ohr fühlt.

Rahel war eine Jüdin? Was hatte eine zur Vorurtheilsloſigkeit geborene Frau nöthig, ſich mit Gedanken zu quälen?

Dieſer ruhige, verſtändige Ton, in welchem ich mich oft Tage lang erhalten kann, wird mir oft ſo unheimlich, daß ich vor mir ſelbſt erſchrecke. Sollte es Menſchen geben können, die wie Vernünftige ſprechen und doch wahnſinnig ſind? Cäſar erzählte mir eine Geſchichte, eine wahrſcheinlich, wie Vieles dergleichen, von ihm erfundene. Sie paßt auf meinen Zuſtand. Kann ich ſie noch?

Es war um die zwölfte Stunde, als Alfred von ſeinem Lager auffuhr und über das matte Flackern der Lampe erſchrak, die er vergeſſen hatte zu löſchen. Eine Zeitlang ſaß er mit halbaufgerichtetem Körper —

Wörtlich Cäſar's Worte wiederzugeben iſt ſchwer. Ich ſuche in meinen Papieren, vielleicht find' ich die Geſchichte, die er mir einſt, von ſeiner eigenen Hand geſchrieben, ſchenkte.

Ich habe ſie gefunden.

Es war um die zwölfte Stunde, als Alfred von ſeinem Lager auffuhr. Noch flackerte die Lampe, die er zu löſchen

vergessen hatte, und zog, wie sie größer oder schwächer wurde, wolkige Kreise an den Wänden seines Zimmers. Eine Zeitlang saß er mit halbaufgerichtetem Körper im Bette und verfolgte dies gespenstische Spiel an den stummen Wänden. Er suchte nach einem Gegenstand für dies Bild: er mußte an die Welt denken, die draußen schlummerte, und dachte zuerst an Julien.

Meine Julie! sprach er still vor sich hin, und erhob sich etwas feierlich und mechanisch von seinem Bett. Er hörte die Uhr picken, die auf dem Tisch vor dem Spiegel stand. Er sah sich selbst im Spiegel mit bleichen, geisterhaften Zügen und mit Augen, die wie geschlossen schienen. Dann saß er auf dem Sessel vor'm Bett und hatte sich, ohne es zu wollen, angekleidet. Ich werde vor Juliens Fenster gehen und den Vorhang wegheben! flüsterte er vor sich hin, aber nur wie zum Scherz, denn Julie wohnte im dritten Stock. Doch ging er.

Die Straßen waren still und öde. Man sieht auf ihnen Niemand, auch Alfred nicht. Wo geht er nur? Es ist dunkel, der Mond liegt hinter Wolken, man kann Alfred kaum mit Augen verfolgen.

Alfred stand vor dem Hause Juliens, ja er hätte schwören mögen, daß er vor ihrem Fenster stand, das im dritten Stock lag. Es ist nicht möglich, flüsterten seine Gedanken; sie wohnt im dritten Stock; obschon ein kleines Vordach vor dem Fenster liegt, das Moos und Hauslauf anzusetzen pflegt. Die arme Julie! Ich werde fleißiger sein, sie muß künftig im zweiten Stock wohnen.

Jetzt war es Alfred, als drückte er an dem Fenster; aber es widerstand. Es war ihm, als klopfte er; aber hinter dem weißen Rouleau brach sich der Schall. Er mußte lächeln über seine lebhafte Einbildungskraft. Wie! dachte er, wenn Du in's Haus trittst, die zwei Stiegen hinaufschleichst und an ihre Kammerthür pochtest. Aber dann mußte er durch des Nachbars Haus, das ihm offen zu stehen schien, mußte über den Garten und Hofzaun klettern und von dort einzudringen suchen. Und das Alles gelang ihm vortrefflich. Jetzt stand er gleichsam höher als Juliens Wohnung war, was er sich nicht

erklären konnte. Da blendete ihn ein Lichtstrahl; ein schnurrender Laut ließ sich hören. Julie hatte das Rouleau aufgezogen, sie stand im Nachthäubchen und mit bloßen Schultern am Fenster, das sie öffnete. Alfred war nun dicht vor ihr. Was ist ihr nur? dachte er; sie erschrickt, sie öffnet den Mund, als wollte sie um Hülfe rufen: was zitterst Du, mich zu erkennen, Julie? Alfred! schrie es durch die stille Nachtluft. Alfred aber lag unten mit zerschmettertem Körper auf dem Pflaster der Straße. Er war ein Nachtwandler. Julie glaubte nichts gesehen zu haben, als Alfred todt war. Sie legte sich wieder in ihr weißes, weiches Bett und träumte von ihm. Am Morgen erfuhr sie Alles. Sie lebt noch, aber wie zur Noth; die Thränen zehren sie auf.

Cäsar hat noch immer nicht geschrieben; doch wird sein Brief desto ausführlicher sein. Einstweilen habe ich etwas Beruhigung erhalten durch eine Maxime, die empfehlenswerth ist. Das lustige Traumbild des Somnambulismus hat mich gestern darauf gebracht. Man nehme einen recht hohen Standpunkt, einen kosmischen oder planetarischen, wie ich ihn nennen möchte. Man thue und lasse nichts, ohne sich im Zusammenhang der Weltordnung zu fühlen. Ich denke, wo ich gehe und stehe, an die Beziehungen der übrigen Himmelskörper zur Erde und abstrahire von Allem, was über diesem kleinen Erdball geschieht, auf das Universum, das Niemand leugnen kann. Und nicht blos im Allgemeinen, sondern im Detail, wie man ißt und schläft, soll man das thun. Bei jedem Spaziergange richte ich den Blick gen Himmel und forsche in dem blauen Meere nach den versunkenen Sternen, die erst die Nacht sichtbar macht. Ich fühle, wie die Erde unter meinen Füßen kreist und ich gleichsam nur auf ihr stationirt bin, sonst aber dem Allgemeinen angehöre. Wie vielen Stolz giebt das! Ich habe jetzt einen Begriff von der Ruhe des Weisen. Ihn kann nichts erschüttern, denn er hört die Planeten rauschen und fühlt sich als Glied einer

Madeleine.

Grade ſo hat Molière dieſes Gebet auf der Probe markirt.

Lamoignon.

Wer ſind Sie? Stören Sie mich nicht in meiner Andacht!

Madeleine.

Nächſt Molière ſind Sie der vortrefflichſte Schauſpieler in Paris. (Bei Seite) Himmel, ich verrathe mich — Ob er mich erkennt —

Lamoignon.

Sieh — das iſt ja — ſo wahr ich lebe — es iſt — Madeleine —

Madeleine.

Den Finger auf den Mund! Schweigen Sie!

Lamoignon.

Wie kommen Sie hierher, liebes Kind?

Madeleine.

In Sachen unſres gemeinſchaftlichen Freundes Molière. Wiſſen Sie denn, daß die Aufführung des Tartüffe verboten iſt?

Lamoignon.

O tröſten Sie mich — (ſich verbeſſernd) tröſten Sie ſich, Se. Majeſtät hat ſo eben das genannte Luſtſpiel freigegeben —

Madeleine.

Was ſagen Sie, freigegeben? Es war Ihre Stimme, die ſo eben —

Lamoignon.

Das Verbot aufhob! Sie können nunmehro alle Herzen von Paris erobern, Sie kleiner Teufel ....

großen Weſenkette. O, vielleicht iſt noch Hülfe für mich! Ich fange an, mir die Möglichkeit einer zufriedenen Stimmung zu denken. Schriebe nur Cäſar!

Jetzt weiß ich, wie in Indien die Bonzen ihre Büßungen möglich machen. Die Abſtraction hebt ihren Stolz; aber ſie würden es nicht aushalten können, wenn nicht die Erde gleichſam verſchwände und ſie nichts übrig behielten, als den geſtirnten Himmel und das Gefühl der großen Weſenkette. Ich müßte in die Einſamkeit ziehen. Wenn mich nur Eines nicht verfolgte! Die Natur und das Grün. Das Sideriſche und Telluriſche im Menſchen bekämpfen ſich, und wer poetiſche Stimmungen hat, wird immer der Erde unterliegen. Das Meer, die Gebirge und die Ströme wirken noch immer ſideriſch auf uns; ſie ſind das Rückgrat und die großen Zellgewebe der Erde und veranſchaulichen die Kugel. Aber das Peinigende iſt dann wieder die ſtille Nachbarſchaft der Blume, die Beſcheidenheit der Idylle, die kleine Exiſtenzenwelt mit ihren Kornährenkränzen und Abendglocken und Alles, was ſo nahe zu unſerm Herzen ſpricht, die Offenbarung Gottes, die wir flüſtern zu hören glauben, dieſe große Thatſache, die entweder Täuſchung oder Wahrheit und in beiden Fällen unenthüllbar iſt. Das Irdiſche faßt uns wie im Strudel und reißt uns hinunter in den bodenloſen Abgrund, von wo keine Wiederkunft.

Ich las nun Alles, was ich ſchrieb, und zittre, daß ich kaum geſchrieben habe, was ich wollte. Eines iſt auch ganz unmöglich, geſchrieben zu werden: die Verzweiflung und das Gräßliche. Nämlich jene grauſamen, blutſaugenden Träume, die mich wachenden Auges überfallen und mich hinausſtoßen in eine hohnlachende, von gräßlichen, unnennbaren Dingen drapirte Welt. Wie combinire ich! Was für Dinge kommen mir vor die Augen! Ich zittre, während mein Puls richtig und mediciniſch ſchlägt. Muß ich ſterben, was verbrach ich, daß mir Raben erſcheinen müſſen? Ich ſehe eine ſchwarze

Halle und einen weiten Sarg. Ein Rumpf fällt von der Decke, wo eine Oeffnung, hinunter in den Sarg und den nachstürzenden Kopf greift unser Arzt auf. Oben muß das Schaffot sein. Der Mann drückt das blutige Haupt stürmisch auf den rauchenden Körper, paßt Fuge auf Fuge, Ader auf Ader, und legt einen Silberreifen um die gierig zusammenklaffenden Ränder beider Theile. Er dreht sich um und Leben, galvanisches Leben regt sich in dem Körper und der Leichnam erhebt sich, ein blasser, schöner Jüngling, und schleicht zur Pforte hinaus. Dort, dort — eine grüne Flur — ein Mädchen, das Rosen bricht und im Schatten der Allee ausruht. Ein bleiches, gespenstisches Bild schleicht zu ihr heran, spricht nicht, lächelt. Sie umarmt ihn, sie scherzt, lacht; er hat auf sich warten lassen, er sei untreu, er gehe zu Doris, er gehe zu Galathee. Dennoch küßt sie seinen blassen Mund. O, röchelt er, drücke nicht! Doch sie hört nicht, sie drückt, der Reifen springt — Jesus, was geht mit mir vor! — Ich werde wahnsinnig. Cäsar! Cäsar!

Hier brach Wally's Tagebuch auf längere Zeit ab. Sie bekam inzwischen das ihr von Cäsar versprochene Glaubensbekenntniß. Es war in das Tagebuch eingeheftet und lautete in Form einer Abhandlung folgendermaßen.

Geständnisse über Religion und Christenthum.

Ich soll über den Glauben der Völker sprechen. Aus dem melancholischen Schweigen des Schlosses zu Heidelberg, wo ich mich gerade befinde, hole ich mir abendlich die Geheimnisse jener Naturreligion, für die ich glühe. Alles Historische, was ich zu fixiren habe, knüpfe ich an jene kleine Herberge jenseits des Neckar an, wo Luther auf der Reise nach Worms sein Frühstück zu berichtigen vergessen haben

ſoll, ein Frühſtück, das der Proteſtantismus ſpäter dem ſiegreichen Katholicismus ſo theuer hat bezahlen müſſen.

Religion iſt Verzweiflung am Weltzweck. Wüßte die Menſchheit, wohin ihre Leiden und Freuden tendiren, wüßte ſie ein ſichtbares Ziel ihrer Anſtrengungen, einen Erklärungsgrund für dies wirre Durcheinander der Intereſſen, für die Tapezierung des Firmaments, für die wechſelnde Natur, Froſt, Hitze, Regen, Hagel, Blitz und Donner; ſie würde an keinen Gott glauben. In progreſſiver Entwicklung folgt hieraus dreierlei: der natürliche Urſprung der Religion, die Accommodation der göttlichen Begriffe an den jedesmaligen Bildungsgrad, und zuletzt die Unmöglichkeit hiſtoriſcher Religionen bei zunehmender Aufklärung.

Dem Begriffe Offenbarung läßt ſich vielleicht eine philoſophiſche Unterlage geben, pantheiſtiſcher Art; aber im herkömmlichen theologiſchen Sinne iſt die Offenbarung eine Verfälſchung der Natur und der Geſchichte. Eine Inſinuation iſt es, ſich Gott als Prieſter zu denken, der im königlichen Kleide zu dem erſten Menſchenpaare hinzugetreten wäre und ihm Unterricht gegeben hätte in glaublichen und unglaublichen Dingen! Sie machen aus Gott einen Souverain, einen Patriarchen, einen Geiſtlichen. Sie laſſen Gott in unvollkommenen Sprachen reden, oder wenigſtens zu Zeiten, wo es an ſtyliſtiſcher Vollkommenheit überall noch fehlte. Niemand in dieſen anthropomorphiſtiſchen Conſequenzen einer ſupernaturellen Offenbarung ging ſoweit, wie die Apoſtel Jeſu; denn: Alle Schrift von Gott eingegeben heißt: in der Lehre von der Inſpiration Gott zum Mitſchuldigen aller der Solöcismen und incorrecten Conſtructionen machen, die ſich im griechiſchen Texte des neuen Teſtamentes finden. Gewiſſe Capitel giebt es in den dogmatiſchen Syſtemen unſerer Theologen, die ſich für Grimm's Kindermärchen oder Tauſend und eine Nacht ſchicken würden. Dazu gehören die Dogmen von der Offenbarung und Inſpiration.

Je naiver die Völker ſind, deſto ſinnlicher und äußerlicher ihre Begriffe vom Weltzweck; je gebildeter jene, deſto geheimnißreicher dieſe. Die Verwechſelung endlicher und unendlicher Urſachen der Weltregierung lag nahe, und ſo kam es,

daß das Alterthum ſo viel Hiſtoriſches in Myſtiſches, Myſtiſches wieder in Himmliſches verwandelte. Der Naturmenſch verſteht die Welt nur ſo weit, wie ſein Auge reicht. Alles, was über den Sehkreis ſeiner ſinnlichen Vorſtellungen hinausliegt, ſcheint ihm die erklärende Veranlaſſung der Unerklärlichkeiten zu ſein, die ihn in nächſter Nähe umgeben. Daher die zahlloſen Details im Glauben der alten Völker; daher die Uebertreibungen der Phantaſie, das Ungeheure in Zahlen und Formbildungen. Die alten Religionen ſind ſo ausſchweifend, wie Alles, was man, ich ſage nicht, nicht kennt, ſondern wie Alles, was man noch nicht geſehen hat. In dieſen Unförmlichkeiten Entſtellungen alter Ueberlieferungen zu finden, einfache, aber tiefſinnige Keime einer urweltlichen Offenbarung oder auch nur eines heiligen, frommen und ſimpeln Zeitalters: das würde nur heißen: von einer kindiſchen Anſicht, die wir ſchon erwähnten, eine ernſthafte Anwendung machen.

Das claſſiſche Alterthum hatte den ſchönſten Ausdruck für das religiöſe Princip der alten Welt; Religion iſt Alles, was man entweder ſelbſt nicht iſt oder ſelbſt nicht kennt. Die Griechen, mit ihren öſtlichen Vorfahren und deren architektoniſchen Vorſtudien der ſpäter vollendeteren heidniſchen Idee, die Griechen ſetzten die Religion in die Kunſt, in das, was im Ungewiſſen immer das Gewiſſe iſt, in das Maß aller Dinge, den Menſchen. Man konnte eine einſeitige Idee nicht ſchöner ausdrücken und nicht zu gleicher Zeit — tiefer ſinken. Wenn die Menſchheit nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen iſt, ſo war ſie da wieder angekommen, von wo ſie ausgegangen. Wir werden uns, ſo lange die Erde kreiſt, in Zirkeln bewegen.

Wäre das Heidenthum ohne Cultus geweſen, warum hätte die Menſchheit nicht an ihm Genüge finden ſollen? Aber die Prieſter der Religionen pflegen Diejenigen zu ſein, die ihre Religionen ſelbſt untergraben. Könnten ſich die Religionen von Gebräuchen, Aeußerlichkeiten, von der Zudringlichkeit ihrer berufenen und verordneten Diener frei erhalten, vollends von weltlichem Machtbegehr, ſo würden ſie eine längere Dauer in Anſpruch nehmen dürfen. Das Heidenthum war Poeſie und bildende Kunſt, Veredlung der

Sinnlichkeit, Gestaltung der rohen Materie; Julian, der Apostat, fühlte es wol, daß die Götter Griechenlands einen Mann von Geschmack befriedigen konnten. Das Heidenthum war tolerant. Es war die friedfertigste Religion von der Welt, so lange sie nicht nöthig hatte, um ihre Existenz zu kämpfen. Das Heidenthum wurde erst blutig, verfolgungssüchtig, ich möchte sagen, christlich, als ein sonderbarer Aberglaube zur Aufwiegelung der Völker gepredigt wurde, als sich gleißnerische Frömmler in die Gemächer der Fürstinnen schlichen und eine Gottesherrschaft, eine Religion, die nicht Friede, sondern das Schwert brachte, eine politische Revolution zu verbreiten suchten. Der Ursprung dieses Ereignisses kam auf Folgendes zurück.

In Judäa, einem in vielem Betracht einzigen, aber auch barokken Lande, trat ein junger Mann, Namens Jesus, auf, der auf den Glauben kam, er sei schon seinen Vorfahren als Befreier der Nation, der er angehörte, verkündigt worden. Jesus war aus Nazareth gebürtig, unehelichen Ursprungs, Stiefsohn eines braven Zimmermanns, Namens Joseph. Jesus beschäftigte sich viel mit den Schriften der jüdischen Literatur, reiste, unterrichtete sich und strebte mit edler Selbstüberwindung nach stoischer Sittenreinheit. Jesus fühlte, daß eine Mission an sein Herz pochte. Es war ihm, als müßte er einen Auftrag erfüllen, über den er Zeit seines Lebens nicht im Klaren war. Er adoptirte den Glauben an einen verheißenen König, der seine eitle Nation zur Herrscherin der Welt machen würde: er erschrak aber selbst vor dieser übermüthigen Verheißung, die einer wahren Idee Gottes unwürdig war. Jesus wußte selbst da noch nicht, wohinaus, als er die ersten unbesonnenen Schritte gethan, seinen Freund Johannes auf Kundschaft und Prüfung der Menge vorausgesandt hatte; er wurde Rabbi, erlaubter Volkslehrer, nahm Schüler zu sich, predigte Buße und gottseligen Wandel, predigte das reine, das Urjudenthum des Moses, nannte sich Messias und stritt nirgends gegen die Begriffe, die man in Judäa mit dem Messias verband. Nicht einmal des römischen Joches erwähnte Jesus; er scheint gefühlt zu haben, daß der Messias nur eine theologische Bedeutung haben konnte,

richtete aber ſeine Invectiven auch gegen die politiſche Verfaſſung in Jeruſalem, gegen den hohen Rath, gegen Prieſter, die er einer zu ihrem Frommen falſchen Auslegung der alten Bücher bezüchtigte. Inzwiſchen mehrte ſich hierüber die Unruhe, Jeſus zog mit Tauſenden durch das Land, hielt einen gewaltſamen Einzug in Jeruſalem, vergriff ſich thätlich am Tempel, dem Nationalheiligthume der Juden, und mußte als ein Opfer falſcher Berechnung ſeiner Kräfte und innerlichen Unklarheit zu Grunde gehen. Er hatte dem trägen Volke Energie zugetraut: es verließ ihn, wie Thomas Müntzern, als er keine Wunder thun konnte, wie zahlloſe Revolutionäre alter und neuer Zeit, wenn ſie die Hülfe nicht brachten, die ſie verſprochen hatten. Jeſus wurde gekreuzigt. „Mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen?“ rief er bedeutungsvoll genug und ſtarb. Jeſus war nicht der größte, aber vielleicht der edelſte Menſch, deſſen Namen die Geſchichte aufbewahrt hat.

Dies iſt der hiſtoriſche Kern eines Ereigniſſes, aus welchem ſpätere Zeiten ein epiſches Gedicht gemacht haben, mit Wundern und einer fabelhaften Göttermaſchinerie. Eine kleine Anekdote wurde dann durch Zufall welthiſtoriſch. Die franzöſiſche Revolution hinterließ ebenſo eine Menge politiſcher Wahrheiten, die im Anſehen geblieben ſind, ſelbſt wenn jene weniger glücklich von Statten gegangen wäre. So kam es auch, daß die verunglückte Revolution des Schwärmers Jeſu etwas zurückließ, was zuletzt eine Religion wurde. Sollte hier zum erſten Male ein kleines, zufälliges Factum den Anſtoß zu einer großen Bewegung gegeben haben? Nein, die Folgen jener Hiſtorie mögen ſo umfaſſend geweſen ſein, wie ſie es waren, ſo kann davon nichts auf die Naivetät der Hiſtorie ſelbſt zurückfallen. Jeſus war in Rückſicht auf den jüdiſchen Meſſiasglauben nicht der rechte Meſſias, ſondern ein falſcher, ſo gut wie Theudas, Judas Galiläus und Bar Kochba. In Rückſicht auf die Weltgeſchichte war er desgleichen nicht mehr; nur daß ſeine Anhänger zufällig von der Zeit, vom unſinnigen Heidenritus, von der Sucht des Geheimniſſes Nutzen zogen. Das Ereigniß, das allen den folgenden Begebenheiten und Revolutionen zu Grunde lag, ſteht an und für ſich be

trachtet auf keiner höhern Stufe, als die Lebensumstände des Pythagoras, Zoroaster oder Sokrates

Jesus war Jude. Er dachte nicht daran, eine neue Religion zu stiften. Es war bei ihm weder von einer Aufhebung noch von einer Erweiterung des Judenthums die Rede. Er sagte selbst, daß er nicht gekommen sei, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen; ein Ausdruck, der zwar im griechischen Texte mehr sagt, als das bloße: Befolgen, aber nicht über den Begriff eines vollkommnen, in allen seinen Bezügen allein verstandenen Judenthums hinausgeht. Da war auch nicht eine einzige neue Lehre, die Jesus brachte. Enthüllte er tiefer die Geheimnisse Gottes? Nein, er kennt nur jenen pädagogischen Gott des Judenthums, den Gott der Strafe oder der Liebe. Waren seine Andeutungen über die Unsterblichkeit neu? Sie waren es, der dunkeln und zweifelhaften Lehre des Alten Testaments gegenüber: aber seit dreihundert Jahren glaubten die Juden an die Fortdauer nach dem Tode aus eigenem Antriebe: die Pharisäer hatten daraus die Parole ihrer Partheimeinung gemacht. Was blieb demnach im Munde Jesu übrig? Eine Moral, die allerdings veredelnde Kraft hat, aber nie mehr giebt und geben will, als das lautre Judenthum. Die Moral Jesu hält sich immer dicht bei den Gebräuchen des Ceremonialgesetzes, und ist nur darin charakteristisch, daß sie für den äußern Ritus innerlich entsprechende Gesinnungen forderte. Jesus lehrte: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst! So lehrte schon Moses. Der Stifter einer neuen Religion mußte sagen: Liebe Deinen Nächsten mehr, als Dich selbst! Daraus schließt man, daß Jesus eine Erscheinung war, die einzig und allein der Geschichte, nicht eigentlich der Religion oder Philosophie hätte angehören sollen.

Thörichter Glaube, das Neue Testament für die Grundlage einer Religion anzusehen, ein Buch, das geschrieben worden wäre, um symbolischen Werth zu haben! Der Canon ist nichts als die erste Erscheinung des Christenthums. Das Christenthum, als Idee, liegt weit darüber hinaus: das heißt, vage Begriffe über ein gescheitertes historisches Ereigniß wurden von Männern weiter getragen, die dabei betheiligt

gewesen. Die Apostel hatten die Fähigkeit nicht, eine Begebenheit zu verstehen, die mit sich selbst in Widersprüchen lag; sie konnten sich nicht der Wirkung entschlagen, die eine so bedeutende Persönlichkeit, wie die ihres Lehrers, auf sie ausübte: sie glaubten seinen Behauptungen, daß er der Messias wäre und fanden bei der Verbreitung dieser Ansicht eine Unterstützung in dem Umstand, daß Jesus seine baldige Wiederkunft versprochen hatte. So entspann sich ein romantisches Mythengewebe von Wundern, subjectiven, die Jesus verrichtet haben sollte, objectiven, die an ihm selbst geschehen wären. Die Apostel übersahen, wie sehr die Mehrzahl dieser Wunder, die eher auf einen Eskamoteur, als auf einen Propheten schließen lassen (ich erinnere nur an die Fabel von dem Stater im Leibe eines Fisches), das göttliche Gepräge ihrer Erzählungen verwischte. Ja, sie wußten nicht einmal, wie viel sie moralisch wagten, alle ihre Behauptungen wechselseitig ohne Prüfung anzunehmen. Denn das Alterthum war überall auf das Außerordentliche gerichtet und konnte sich keine große Begebenheit ohne Abweichungen vom natürlichen Laufe der Dinge erklären. Auffallend bleibt es indessen, daß die Apostel selbst im Neuen Testamente so wenig scharf und präcis als Verbreiter der Lehre Jesu auftraten, daß meist erst Andere ein Amt übernahmen, das ihnen vor Allen zukam. Hätten sie wirklich den Leichnam Jesu geraubt? Dann klänge dies Stillschweigen fast wie ein böses Gewissen. Hierüber mag ich nichts entscheiden: nur dies scheint fest, daß die Apostel Menschen von geringem Verstande waren, daß sie überhaupt viel Aehnlichkeit mit unseren Theologen hatten und daß es nicht ohne typische Vorbedeutung war, wenn neben der Krippe Jesu Ochs und Esel standen.

Diejenigen unter den Anhängern Jesu, welche, ich sage nicht, logische Schlüsse machen, doch wenigstens begreifen konnten, wie z. B. Paulus, der von den Theologen gern zu einem tiefsinnigen Philosophen gestempelt war und wahrlich des Unfaßbaren viel geschrieben hat, befolgten in der Stiftung einer neuen Secte den Gang, daß sie in Jesu nur die Neuerung anerkannten. Sie rissen seine Erscheinung als etwas Isolirtes vom Gesetze los. Sie machten aus polizei-

lichen Differenzen ihres Lehrers mit der Synagoge absichtliche, dogmatische, religionsstiftende. Eine übermüthige Exegese, die Stellen des Alten Testaments in einem sträflich verkehrten Sinne auf Jesus beziehend, mußte ihre Absichten unterstützen. Jesus wurde ein Wunderthäter und er machte als solcher unter den Heiden ein Glück, das Apollonius von Tyana ebenfalls gehabt hätte, wenn er den Vorrang der Neuheit gehabt hätte. Die geringe Philosophie, die hinzukam, alle diese Märchen zu erklären und in einen dogmatischen Zusammenhalt zu bringen, waren die Unterscheidungen zwischen physischer und psychischer Natur, zwischen Fleisch und Geist, zwischen dem Gesetz und der Freiheit. Wahrlich, eine Religion mußte diese Einfachheit haben, um so um sich zu greifen, wie es das Christenthum that!

Das Christenthum ist eine Religion der Persönlichkeit. Moses war doch nur der Sendling Gottes, Muhamed Allah's Prophet, sie ließen sich keine göttliche Ehre erweisen! Sehet hier eine Religion, deren unwillkürlicher Stifter von seinen Anhängern mit Gott selbst verwechselt wurde, eine Religion, die nichts für ihren Gegenstand und Alles für ihren ersten Priester thut! Jede allgemeine, jede Weltreligion muß unabhängig von irgend einem Namen sein, und im Christenthum ist man heute noch nicht einig, welche Ehre Gott, welche Jesu gebührt. Welch ein Glaube! Wir sind gewiß nicht ohne Poesie, wir schwärmen gewiß gern, weil wir in jedem Hauche der Natur einen Kuß der Gottheit wähnen und würden recht unglücklich sein, wenn wir nicht zuweilen auf unsern herben Lebenswein ein Rosenblatt der Illusion schwimmen sähen; ein Rosenblatt, das uns in den Mund kommt und zu trinken hindert, und das wir doch nicht missen möchten. Aber hier überschreitet eine Zumuthung die Linie des Erträglichen. Das Christenthum wurzelte nicht in Jesu Lehre, sondern in seinem Leben. Nicht die Liebe sei es, sagen sie, die er im Abendmahl eingesetzt habe, sondern sein Fleisch und Blut, seine eigene Persönlichkeit, die nun immerdar sollte gegessen und getrunken werden. Auf die individuellen Begegnisse eines unglücklichen Menschen wird eine Religion gebaut, eine Dogmatik, die sich nicht um die Worte seines Mundes kümmert,

ſondern ſeine Fußtapfen als Paragraphenzeichen nimmt, ſeine Nägelmaale als Kapiteleinſchnitte: kurz das Chriſtenthum iſt eine Religion, die auf eines Menſchen körperliche Verrichtungen und Leiden gegründet iſt, eine Religion, die das objective Evangelium eines Menſchen predigt. Armer Rabbi von Nazareth! Statt, daß ſie weinen ſollten über Dein wehmüthiges Schickſal, freuen ſie ſich im ſogenannten „Erlöſungsbedürfniß" Deines Todes und haben ihn lachendes Muthes im Munde! Die Kreuzigung Jeſu wird kaum noch hiſtoriſch nachempfunden; ſondern da Alles in des unglücklichen Mannes Leben typiſch und als Nothwendigkeit gedeutet wird, ſo geht die Theilnahme und das Mitleiden bei den Frommen faſt gleichgültig an dem Schmerz vorüber und ſieht am Charfreitage immer nur Oſtern, bei einem Sterbenden gleichſam immer eine Hand, die ihm das Kiſſen unterm Kopfe wegzieht, damit er ſchneller ſterbe, damit er ſchneller auferſtünde! Das Crucifix iſt eine Zierrath geworden, die man im Ohre, nicht im Herzen hängen hat.

Die große imponirende Gewalt des Chriſtenthums liegt in ſeiner welthiſtoriſchen Ausdehnung. Nicht, daß ich dieſer Lehre die Umgeſtaltung Europas zuſchriebe, nicht, daß ich ſo ungerecht gegen Gott wäre und behauptete, er hätte ohne die Ideen einiger paläſtinenſiſchen Fiſcher und Teppichfabrikanten die Welt nicht auf dieſen Gipfel der Cultur bringen können, auf dem ſie jetzt ſteht: nein, ſchon dadurch wird die chriſtliche Idee geſchwächt, daß ſich die germaniſchen Völker für ſie intereſſirten und ihre eigene welthiſtoriſche Prädeſtination in jene Lehre legten und das Chriſtuskind als St. Chriſtoph durch das Weltmeer trugen. Das Einzige, was mich an das Chriſtenthum kettet, iſt ein magiſcher, mit Blut beſchriebener Kreis; jene ſchreckhaften Verfolgungen, denen der neue Glaube ausgeſetzt war, jene Hekatomben, die das Chriſtenthum dem Heidenthum opfern mußte, die Männer, Weiber, Kinder, die zu Tauſenden hingemordet wurden — das preßt an die Kammern des Gehirns, da ziehen ſich die Fibern des Nachdenkens zitternd in ihren Verſteck, das brennt und ſchmerzt, wenn man Sinn für Hiſtorie, für die Leiden der Menſchheit hat! Nur um jener Blutſtröme willen bin ich gewiſſermaßen

Madeleine.

O nun könnt' ich Sie küſſen, umarmen — ich ſehe nicht mehr, daß Sie grundhäßlich ſind — Tartüffe wird gegeben um Ihretwillen?

Lamoignon.

Schmeichlerin! Wie kommen Sie in dieſe Kleidung?

Madeleine.

Dieſe Kleidung? .... Da Sie Molière's Freund ſind und die Kunſt lieben, ſo hören Sie! Mädchen, ſagte Armande zu mir, auf der Bühne will ſich Dir noch kein Wirkungskreis anbieten, da, nimm die Kleider eines königlichen Pagen! — Aber — was thu' ich — Paragraph ſieben der Theatergeſetze verbietet, daß man Couliſſengeheimniſſe ausplaudert.

Lamoignon.

Sie ſchrieb — an Se. Majeſtät — nicht wahr — an Se. Majeſtät — der Armanden beſchützt — der ſie mit liebenden Armen beſchützt — ſo etwa wie ich Dich hier umfange — Du kleiner Goldfaſan!

Madeleine.

Behüte, wo denken Sie hin? — Das würde ſich Herr Molière ſehr verbitten.

Lamoignon.

Molière? Protegirt Dich Molière?

Madeleine.

Mich? Was reden Sie denn? Das würde ſich Fräulein Armande verbitten.

Lamoignon.

Armande — Molière — vertrauter Briefwechſel —

Christ, weil meine wahre Religion allerdings ebenfalls die des Schmerzes und mein Cultus der Muth ist. Ich würde nicht rathen, eher ein neues Bekenntniß abzulegen, ehe man nicht im Begriff und in der Lage ist, dafür dasselbe auszustehen, was das alte Bekenntniß gekostet hat.

Bis hieher konnte noch von einem Christenthum die Rede sein. Als der Begriff Kirche erfunden worden war, als Concilien und Würdenträger eingesetzt wurden, da hatte sich die Lehre Jesu in eine neue Art von Heidenthum verwandelt, in Mythologie auf der einen, Aristotelismus auf der andern Seite. Zwischen beiden wucherte die Mystik, keine ursprünglich christliche Pflanze, sondern arabisch jüdisch-cabbalistisches Gewächs, das in der Philosophie als Platonismus wieder zum Vorschein kam. Das Christenthum, insofern es von Priestern und Mönchen repräsentirt wurde, war auch nicht einmal eine Religion mehr, sondern nur noch der Vorwand einer politischen Tendenz des Zeitalters. Die Hierarchie umgürtete sich mit dem Schwerte und fluchte wie ein Landsknecht. Das Christenthum war nun ein „Reich von dieser Welt" geworden! Wann gab es eine Religion, die in tausend Jahren mit so disparaten Anomalieen sich äußern konnte? Der Islam ist zwölfhundert Jahre alt und noch weht die grünseidene Fahne des Propheten, wie damals, als er aus der Wüste zog. Man hatte Jesus gegen seine Absicht zum Stifter einer Religion machen wollen. Jesus' Andenken hatte sich gerächt. Die falsche Auslegung seiner Mission war gescheitert.

Luther versuchte noch einmal das lecke Schiff einer imaginären Möglichkeit zusammen zu fügen. Ein Bergmannssohn aus Thüringen stieg in das Bergwerk des Christenthums, durchhämmerte die oberen Flötzschichten der Tradition und holte aus den tieferen Erzgängen hervor, was er für reines, silbernes und goldenes Christenthum hielt. Es war eine kühne Neuerung, die sich aus dem Wittenberger Flachlande, aus der Gegend von Kroppstädt und Treuenbrietzen, die ganz so aussieht, wie der gesunde Menschenverstand, entwickelte. Tausende sagten sich vom römischen Heidenthume los, das mit der Seelen Seligkeit einen Actienhandel durch Europa etablirt hatte. Die Wittenberger Reformation war ein großer Fort-

ſchritt der Menſchheit, wenn es groß iſt, wie Herr Tholuck in Halle gethan haben ſoll, in Rom von den antiken Götterſtatuen zu ſagen: Es ſind ſchöne Götzen! Darum handelte es ſich: die Menſchheit von einem religiöſen Mechanismus zu befreien, zu gleicher Zeit aber auch auf dreihundert Jahre die Kunſt, die Literatur, die Schönheit aller vergangenen Zeiten und die Schönheit der Ewigkeit außer Curs zu ſetzen. Das wäre an ſich kein Unglück geweſen, wenn es von einem großen Glück erſetzt worden wäre. Für das Chriſtenthum geſchah in der Reformation Alles, für die Wahrheit und den geſunden Menſchenverſtand und die Naturreligion Nichts.

An zwei Begriffen ſiechte gleich Anfangs die Reformation: an einem, den ſie nicht abſchaffte, an der Kirche; und an einem, den ſie neu erfand, am Evangelium.

Bibliſches Chriſtenthum! Was heißt das? Ein Chriſtenthum erfinden, das ſich gründete auf falſcher Exegeſe, nicht ausreichenden kritiſchen Hülfsmitteln, Interpolationen, „frommen Erfindungen", einer ganz ungeſtörten und ſorgloſen Verbindung des alten und neuen Teſtamentes, endlich aber auf jener Verwechſelung zwiſchen dem Canon als einer Richtſchnur des Chriſtenthums, ſtatt daß der Canon, wie wir zeigten, nur erſte Erſcheinung, die ganz prekäre und überall ſubjectiv zu beanſtandende Erſcheinung des Chriſtenthums war. Der Proteſtantismus bekam ſeine ſymboliſchen Bücher, die von den Lehrern beſchworen werden mußten, ſeine Katechismen, den großen und den kleinen, nach welchen die Unmündigen an einen Glauben geſchmiedet wurden, dem ſie ſich ſchon als Säuglinge durch die Taufe willenlos hingeben mußten. Was muß ich glauben? Ich muß glauben, daß Gott die Welt erſchaffen hat — als wenn ein Gott, der ſich in ſo endlichen Werken, wie die Erde iſt, ausſpricht, ein Gott, der zugiebt, daß etwas außer ihm iſt, ohne daß er es ſelbſt wäre, als wenn ein Gott, der Raum und Zeit erſchaffen hat, um aus Laune irgend einen kleinlichen Weltzweck zu erfüllen, um durch die Dauer zu thun, was ihm ja im Nu gelingen könnte, um unglückliche, von Zweifeln zerfleiſchte, halb thieriſche, halb „menſchliche" Menſchen auf einem gewiſſen Erdballe, in einem gewiſſen Deutſchland, hier in dieſer ganzen Miſere herum-

kriechen zu laſſen, als wenn ein ſolcher Gott je meinem philoſophiſchen Bewußtſein entſprechen könnte! Aber was Philoſophie? Wir reden nicht von Philoſophie: ich vergaß, daß wir über einige Ammenmärchen und poetiſche Grillen ſprechen. Ich muß glauben, daß Chriſtus ſei ein eingeborner Sohn Gottes, von einer Jungfrau geboren, niedergefahren zur Hölle und wieder auferſtanden — Nein, auch dies iſt nicht ganz der Kern des Chriſtenthums. Was ſoll ich glauben? Daß Chriſtus iſt unſer Mittler, daß er im Abendmahl perſönlich aſſiſtirt als Fleiſch und Blut im Brot und Wein, daß er uns rechtfertigt durch die Gnade, daß die Erbſünde, an die ich, als Pſycholog, factiſch glaube, theologiſch zu erklären ſei, zum großen Theile aber eine Dogmatik, die auf jedes einzelne Glied im Körper Jeſu gegründet iſt. Der Katholicismus war ſinnlicher Götzendienſt mit polytheiſtiſcher Färbung. Der Proteſtantismus wurde myſtiſcher Götzendienſt mit einer Beſchränkung auf einen Gott, der drei Hypoſtaſen hatte. Wittenberg und der Sand waren Schuld, daß ſich dieſe Lehre immer flacher, äußerlicher und zänkiſcher ausbildete. Aus dem Evangelium, der Bibelmanie und den ſymboliſchen Büchern ſetzte ſich zuletzt das knöcherne Skelett der Orthodoxie zuſammen, eine Geſtalt, die ſtatt des Herzens einen ledernen Beutel, ſtatt des Gehirns eine Anhäufung ſchwammartiger Stoffe zu tragen hat.

Das zweite Unglück des Proteſtantismus war die Beibehaltung des Begriffes der Kirche und die unterlaſſene Ausgleichung deſſelben mit dem Begriffe: Gemeine. Hier trat früh ein Schwanken ein, das auf der einen Seite das Extrem der engliſchen Hochkirche und auf der andern das quäkeriſche Extrem der allgemeinen Prieſterſchaft erzeugte. Das Lutherthum an und für ſich ſelbſt nahm früh eine ſervile Richtung. Es ſtritt für das göttliche Recht der Fürſten eben ſo ſehr, wie es ſeine eigenen Satzungen in ein legitimes, unantaſtbares Gewand zu kleiden ſuchte. Thomas Müntzer ſchalt mit Recht auf Luther, den Papſt von Wittenberg. Das Territorialſyſtem war die Folge der Schmeichelei. Die Kirche blieb etwas Ganzes, der Glaube wurde nicht an die ſtille Kammer des Herzens, als ſeinen Tempel verwieſen, ſondern die Kirche repräſentirte, wie ehemals. Die Geiſtlichen regierten unter

einander. Sie ſcheinen eine Monarchie für ſich zu bilden und fügen ſich der politiſchen Souverainetät, ſo daß es noch heutiges Tages nicht entſchieden iſt, wie weit ſich die kirchliche Autorität als Landeshoheit erſtreckt, wie weit man wagen darf, Agenden zu verfaſſen und ſie mit militairiſcher Gewalt, wie in den ſchleſiſchen Dragonaden geſchehen iſt, in Wirkſamkeit zu ſetzen. Hier iſt Alles vag, hoffärtig, augendieneriſch, despotiſch, und erfüllt das Herz des Biedermannes mit den ſchmerzlichſten Gefühlen.

Die deiſtiſche Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts konnte deshalb dem Chriſtenthum keinen merklichen Abbruch thun, weil ſie bald zu frivol, bald nur zu ſpielend witzig war. Der unſittliche Reformator macht nirgends Glück. Der bloße Witz iſt denn doch einer ſo großartigen Inſtitution, wie das Chriſtenthum allmälig wurde, unangemeſſen. Die naive Einfachheit kindlicher und glaubensfreudiger Seelen parirt alle Nadelſtiche Voltaire's, eines Mannes, den man oft für einen Schneider hätte halten mögen, ſo furchtſam und eitel war er. Das Chriſtenthum fordert andere Waffen heraus, überhaupt keine Waffen, die nur für den Krieg taugen, ſondern ſolche, die ſich an einen Stiel ſtecken laſſen, poſitiv und ſchaffend werden und die Erde zu neuer Saat auflockern. Das achtzehnte Jahrhundert, der mephiſtopheliſche Geiſt der abſtracten Verneinung hauchte mit dem erſten Seufzer aus, der auf der Revolutionsguillotine ausgeſtoßen wurde. Schon die Negation der Revolution war eine ſchöpferiſche.

Die Flügel meiner Seele ſchlagen freudiger, weil ich die Morgenröthe (ach! die blutige Morgenröthe) der neuen Schöpfung ſich am Himmel malen ſehe. Aber noch halte mich zurück, ſtürmiſcher Genius des Jahrhunderts; noch einmal wurde in Deutſchland der Verſuch gemacht, zu einem troſtreichen Reſultate über die wunderbaren Begebenheiten in Paläſtina zu gelangen. Die Welt ſeufzt in ihrer Are ob der ſtürmiſchen Bewegung. Wie glücklich wären wir Alle, wenn wir in den Träumen unſrer Jugend uns ewig wiegen dürften und uns keine Unruhe der Seele von den Spielen der Unſchuld verſcheuchte!

Die Kantiſche Philoſophie ſchien unſeren Vätern nach langem

Schlafe ein wunderbares Erwachen. Noch nie iſt eine Entdeckung mit ſo reinem Enthuſiasmus aufgenommen worden. Die Kantiſche Philoſophie war Kriticismus; ſie war ohne Geheimniſſe; aber ſie ſchien den Schlüſſel der Geheimniſſe zu beſitzen. Früher wurde ſie auf die Offenbarung und das Chriſtenthum angewendet; aber die Conſequenzen, die ſich durch ſie hier ergaben, waren von der entgegengeſetzteſten Art. Der Rationalismus hielt ſich an die Unmöglichkeit, das Ding an ſich zu erkennen; der Supernaturalismus an die Vermuthungen, die hinter dem „Ding an ſich" liegen konnten, „Das Ding an ſich" war eben ſo ſehr negativ wie myſtiſch poſitiv; das weite Chaos der Zweifel lag in ihm eben ſo gut, wie das Chaos der Gefühle. Dieſe beiden Principien über Chriſtenthum machten fünfzehn Jahre in Deutſchland die Tagesordnung aus. Es war ein Streit um den Anfang eines Zirkels. Der Rationalismus, der von Gott behauptete, daß man Vieles von ſeinem Weſen wiſſe, Manches aber noch unerörtert zu laſſen habe, begann mit dem Beſtimmten und hörte mit dem Unbeſtimmten auf. Der Supernaturalismus, der aus ſeinen Ahnungen ein Syſtem, aus ſeinen Ungewißheiten eine Dogmatik ſchuf, fing mit dem Unbeſtimmten an und hörte mit dem Gegentheil auf. So war der Streit ohne die Möglichkeit eines Endes. Niemand trat aus dem Zirkel heraus. Sie walzten ihre Debatten herum und erſchöpften ſich in Conceſſionen praktiſcher und theoretiſcher Art. Miſchgattungen drängten ſich zwiſchen die Extreme; Damenprediger, die das Chriſtenthum mit Gemälden verglichen, wo die Conturen dem Rationalismus, die Farben dem Supernaturalismus angehören müßten; Profeſſoren der Theologie, die das Urchriſtenthum wollten; Generalſuperintendenten, die eine Perfectibilität des Chriſtenthums lehrten. Andere, wie Schleiermacher, adoptirten die Dogmatik, wenn ſich ihre Lehrſätze gemüthlich als Seelenzuſtände bethätigten. Mit einem Worte, ſie mochten ſo freidenkeriſch verfahren, wie immer, ſo riß doch Niemand den Vorhang der Lüge weg. Auf der Kanzel gaben ſie niemals jenen Glauben preis, den ſie auf dem Katheder anatomiſch zergliederten. Ueberall trifft man auf Diakone und Conſiſtorialräthe dieſer Art, die ſich wie

jeſuitiſche Aale theoretiſch winden und hin- und herſträuben, praktiſch ſich aber immer wieder in ihren eigenen homiletiſchen Schleim verſtecken.

Schelling und Hegel, jener von katholiſcher, dieſer von proteſtantiſcher Seite, ſtellten den letzten Verſuch an, die Philoſophie mit der Offenbarung in Einklang zu bringen. Schelling übertrug Analogieen des Naturproceſſes auf die Geheimnißlehren des Chriſtenthums; er wußte Opfer, Menſchwerdung u. ſ. f. durch witzige Bilder von Seiten der Phantaſie annehmlich zu machen. Hegel ſtützte ſich auf den Geſchichtsproceß, die innerlichen Ruhemomente ſeiner metaphyſiſchen Logik, deren ganzes Schema allein ſchon den Begriff der Trinität ausdrückte. Hegel's Philoſophie ſcheint mir in der That die einzige, die im Stande iſt, das Chriſtenthum zu beurtheilen. Ihr Standpunkt iſt der hiſtoriſche. Sie bringt einen Schematismus in die Begebenheiten, der den inneren und äußeren Sinnen wohlthut. Wodurch iſt das Chriſtenthum eine ſo impoſante Erſcheinung? Durch ſeine hiſtoriſche Stellung. Hegel hat die Verſchiedenheit der Zeiten vortrefflich charakteriſirt und das Eigenthümliche des Chriſtenthums darin gefunden, daß ſich logiſche und hiſtoriſche Begriffe daran accommodiren laſſen. Aber mehr gelang ihm auch nicht. Seine Philoſophie des Chriſtenthums konnte nur da erſt anfangen, als die Entwicklung der chriſtlichen Lehre zu Ende war. Hegel's Maßſtab iſt überall die Vergangenheit. Seine Erklärungen ſind typiſcher Art, ſeine Philoſophie iſt eine Auslegung. Schelling und Hegel ſtehen an der Spitze des chriſtlichen Dilettantismus, der ſich aus künſtleriſchem Intereſſe mit verſtopftem Ohr in eine grandioſe Fluth verſenkt. Dabei muß das Chriſtenthum ſelbſt ſeinen Credit verlieren, wenn nur noch Dichter, Grübler, Künſtler, verzweifelte Menſchen ſich für die Erklärung ſeiner Satzungen intereſſiren. Der geſunde Theil der Menſchheit wird mit der Zeit in eine andre Strömung des ſtürmenden Weltgeiſtes geriſſen werden.

Unſer Zeitalter iſt politiſch, aber nicht gottlos. Wie gern verbände es die Freiheit der Völker mit dem Glauben an die Ewigkeit! Aber gewiß, unchriſtlich iſt unſer Zeitalter, das Chriſtenthum ſcheint ſich überall der politiſchen Emancipation

in den Weg zu ſtellen und dieſe will ihr Recht behaupten. Daher jene merkwürdigen Erſcheinungen, welche die neuere Zeit auf dem Gebiete, man weiß nicht, ſoll man ſagen, der Politik oder der Religion hervorgebracht hat. Ueberall Sectengeiſt, Religionsſtifter, Religionen auf Actien, Religionen auf Subſcription, jede Religion, nur kein Chriſtenthum. Man ſpricht von Prieſtern, Theokratie, von Gottesdienſt, ich ſehe nichts wahrhaft Chriſtliches. Es iſt erſtaunenswerth, daß dieſe Dinge zuerſt in Frankreich auftauchten, in einem Lande, das für Europa die Miſſion der Freiheit hat, in einem Lande, das in der neuern Geſchichte für die Fragen der Cultur die Initiative übernommen zu haben ſcheint. Wir reden hier vom St. Simonismus und den Worten eines Gläubigen.

In dieſe beiden Bekenntniſſe iſt zuerſt die Anerkennung der politiſchen Tendenz des Jahrhunderts niedergelegt. Man hat hier die abſolutiſtiſche Unverſchämtheit vermieden, die hungernden Arbeiter auf das himmliſche Brot des ewigen Lebens zu verweiſen. Die Religion der Entſagung mag für Jahre paſſen, wo die Ernte nicht gerathen iſt; aber wo rings Fülle und Verſchwendung Feſte feiert, murrt die Menſchheit über eine Religion, die ſtändig an ein Sichſchicken, an die Demuth, an den Rathſchluß Gottes appellirt. Von dieſer Seite des Chriſtenthums überhaupt, die ſich dem Zeitgeiſte entgegenſtellt, kann nicht mehr die Rede ſein. Der Unterſchied zwiſchen den beiden Bekenntniſſen iſt der, daß der St. Simonismus das Chriſtenthum antiquirt und durch einige materielle Philoſopheme, nebſt kirchlichen freilich dem alten Glauben entnommenen Inſtitutionen zu erſetzen ſucht, die Worte eines Gläubigen dagegen auf den demokratiſchen Urſprung des Chriſtenthums zurückgehen und eine republikaniſche Tendenz deſſelben ausſprechen. Der St. Simonismus will den Staat von der Kirche, die Worte eines Gläubigen wollen die Kirche vom Staate befreien. Jener weiſt auf die Zukunft, dieſe auf die Vergangenheit. Beide aber kränkeln an ähnlichen Gebrechen: der St. Simonismus an der Philoſophaſterei: La Mennais am Katholicismus. Wie ſoll man in der Kürze über beide Tendenzen urtheilen? Beide ſind keine Revolutionen, ſie ſind Symptome. Der St. Simonismus ver-

räth ein Bedürfniß der Menſchheit: die Worte eines Gläubigen ſuchen es zu befriedigen; doch ſie befriedigen es nur zur Hälfte.

Ich habe die Thatſachen der Vergangenheit verfolgt und breche da ab, wo Alles, was jetzt kommen ſollte, nicht ſo von mir vorgezeichnet werden kann, ſondern in die Hand der Zeitgenoſſen gegeben iſt. Ich will an einem Orte inne halten, den wir ſelber auszufüllen haben, bei jenen weißen Blättern der Geſchichte, die hinfort von uns zu beſchreiben ſind!

Ich höre draußen ein ſimultanes Glockengeläute: katholiſche und proteſtantiſche Töne von zweierlei Kirchen. Es iſt Pfingſten, ein Feſt, wo man zwar nicht mehr plötzlich wie einſt in Jeruſalem, Engliſch, Spaniſch und Sanscrit zugleich lernt, was mir eine ſehr liebe Errungenſchaft wäre: wo aber der heilige Geiſt auf alle Welt ausgegoſſen wurde. Wir leben in der Zeit des heiligen Geiſtes, von welchem Chriſtus ſelbſt ſagt, daß er uns in alle Wahrheit führen und frei machen würde. So ſcheint es auch Chriſtus gewußt zu haben, daß die Geſchichte immerdar ihre eigene Autorität bleibt, daß der Weltgeiſt raſtlos wirkt und in uns ſchafft und die Wahrheit zuletzt nur der Gottesdienſt im Tempel der Freiheit iſt. Wir werden keinen neuen Himmel und keine neue Erde haben; aber die Brücke zwiſchen beiden, ſcheint es, muß von Neuem gebaut werden.

Es ſchlug Mitternacht, als Wally dies ſauber geſchriebene Heft durchgeleſen hatte. Die Wachskerze war tief heruntergebrannt. Die Augen der Erſchütterten glühten, ſie hatte Thränen nöthig, um den heißen Brand zu löſchen. Aber die Thränen kamen nicht. Sie ſaß da, verſteinert, wie Niobe, der man das Liebſte und Theuerſte tödtet. Rings war Alles grauenhaft ſtill, nur der Uhrpendel ſchwang ſich unterm Glaſe hin und her und zählte die Minuten, die den Geiſtern auf Erden zu wandeln vergönnt waren. Wally lebte nur in den Worten, die ſie geleſen hatte, und flüſterte ſich zu: Ich

ſterbe auch mit ihnen. Dann ergriff ſie mechaniſch den kleinen Kerzenreſt, der noch brannte, und ſchritt in ihr Schlafgemach, einen finſtern, dämoniſchen Schatten werfend.

Aber noch ſechs Monate hielt Wally ein Leben aus, deſſen Stütze durch Cäſar und die Religion weggenommen war. Sie, die Zweiflerin, die Ungewiſſe, die Feindin Gottes, war ſie nicht frommer als die, welche ſich mit einem nicht verſtandenen Glauben beruhigen? Sie hatte die tiefe Ueberzeugung in ſich, daß ohne Religion das Leben des Menſchen elend iſt. Sie ging damit um, dem ihrigen ein Ende zu machen. Je unerſchütterlicher ſich dieſer Gedanke bei ihr feſtgeſetzt hatte, deſto mehr ſuchte ſie ihn äußerlich zu verbergen. Sie zeigte ſogar, je gewiſſer ſie mit ſich-ſelbſt wurde, eine heitre Unbefangenheit, die auf die Rückkehr ihrer frühern Laune ſchließen ließ. Sie war viel auf ihrem Zimmer allein, weinte und rang, aber beten konnte ſie nicht. Warf ſie ſich auch verzweifelnd auf die Kniee, ſo ſtand es wie eine eherne Mauer vor ihr, wenn ſie flehend die Hand ausſtreckte. Sie ſchrieb noch einzelne, ihren Seelenzuſtand verrathende Aphorismen in ihr Tagebuch; die meiſten bewegten ſich um den Gedanken des Todes. An der Urſache deſſelben hatte ſie nichts mehr, was ſie in ſich ändern konnte. Adolphine und Cäſar waren vermählt. Eine Stelle, die man ſpäter in jenem Buche fand, war mit Thränen durchnäßt. An der geronnenen Tinte und dem zerknitterten Papier konnte man das ſehen. Sie hieß: O Jeſus! Nie warſt Du mir theurer, als thränenvergießend im Garten von Gethſemane! Jeſus, den mir der Geliebteſte rauben wollte! Du bateſt Gott, daß er den Kelch dieſes herben Todes an Dir vorübergehen laſſen möchte, Du, der die Welt verändert hat! Und die Jünger ſchliefen. Sie achteten Deiner flehenden Stimme nicht, daß ſie mit Dir weinten auf dem Oelberge. Ach, auch um mich ſchlafen ſie Alle und Niemand kennt den Schmerz, der mich verzehrt, Niemand wacht mit mir, Niemand betet für mich!

Es war an einem trüben und regneriſchen Herbſttage. Die Kaſtanien praſſelten von den Bäumen. Der Wind ſchlug die Regenſchauer an die naſſen Fenſter. Alles in der Natur ſchien zu Grabe zu gehen, Wally ſaß einſam in ihrem Zimmer. Eine Uhr lag neben ihr. Neben der Uhr lag ein rothes Tuch, das einen unſichtbaren Gegenſtand bedeckte. Eine Stunde verrann nach der andern. Um die ſechſte dunkelte es. Man brachte ihr Licht. Sie winkte ſtumm mit der Hand, als man nach ihren Befehlen fragte. Sie trat an's Klavier und ſchlug einige Accorde an. Es ſchlug ſieben Uhr. Dann ſetzte ſie ſich und ſchrieb folgende Zeilen: „Ich muß ſterben, denn haſſenswerth würde ich mir erſcheinen, wenn ich mich durch die Welt ſchliche und mir ſelbſt verbergen wollte, was ich leide. Wir erkennen Gott und unſer Leben nicht. Nun und nimmer mehr. Das tragiſche und der Menſchheit würdige Schickſal unſres Planeten wäre, daß er ſich ſelbſt anzündete und daß ſich Alle, die da Leben athmen, auf den Scheiterhaufen der brennenden Erde würfen. Alle müßten ſie ſich opfern — aus Haß gegen den Himmel; opfern, wie man Rechnungen verbirbt, die ohne den Wirth gemacht werden. Alle! Alle! Dann wäre das Problem gelöſt und Gott müßte eilen, ſich neue Menſchen, neue Sklaven zu ſchaffen. Ihr glaubt, barbariſcher Mord der Völker untereinander werde das Ende der Dinge ſein? Die wiedererwachende Roheit der Natur? Hyänen, die ſich untereinander zerfleiſchen, ſind Euch der Zweck der Geſchichte? Gräßlicher Gedanke! Prophezeihung, würdig eines Henkers! Sie werden ſterben, ja, aber ſie werden Alle den Dolch in ihre Bruſt ſenken und dabei eine große Kette der Freundſchaft ſchließen, die Menſchen! Sie werden ſich faſſen an ihrer Hand und mit der Rechten den Stoß vollbringen und ſich noch im Tode mit ihren Küſſen bedecken. Sie werden ſterben, weil ſie reif ſind, weil ſie das Höchſte erreichten in der Wiſſenſchaft und Kunſt, weil ſie alle ineinander gerechnet der Gottheit gleichkommen. Aber die Gottheit ſitzt hinter einem Vorhange und verbirgt nach wie vor ihr ſprödes Antlitz und zögert zu kommen und ſich zu enthüllen. Was haben wir dem Weltzweck gethan?“

Madeleine.

Aber ich habe keine Zeit zu verlieren — mein Pflegevater Matthieu hat die Abſicht, alle Gewürzkrämer von Paris zu einem feierlichen Zuge zuſammen zu rufen und Se. Majeſtät um Rücknahme des Verbots zu bitten! Nun ſoll er kommen und dem König ein Lebehoch bringen. Und Molière's und Armandens Freude muß ich ſehen, und von Ihnen will ich auch erzählen, daß Sie den Tartüffe gerettet haben, und wenn Molière ihn einmal fünfundzwanzigmal geſpielt hat, dann werd' ich ſagen, ich kenne einen Künſtler, einen Künſtler aus der alten Schule, der Molièren gewiß einmal ablöſt und die Parthie übernimmt, einen Mann, der ſich glücklich ſchätzt, ſich als Tartüffe nicht blos von den vier Wänden, ſondern von der ganzen Welt bewundern zu laſſen. (Schnell ab.)

Lamoignon (allein).

Die Ideen dieſes Kindes ſind ſo naiv, daß man ihre Dummheit beinahe für geiſtreich halten möchte. Wer iſt ſie überhaupt? Wer iſt Matthieu? Wer ſind meine Verräther? Das Volk aufwiegeln — Giebt es keine Baſtille mehr?

Achter Auftritt.

Delarive. Lamoignon.

Delarive (ſich umſehend).

Sie noch da, Herr Präſident? (Geht an die Thür, wo er Madeleinen vermuthet, öffnet und findet ſie nicht.) Wunderbar — ſie hat ſich entfernt —

Es ſchlug acht Uhr. Die Halt- und Anlehnungsloſe war in eine Aufregung gekommen, die für ihren Entſchluß nicht paßte. Was iſt Sturm, Ungewitter, Herbſt, was ſelbſt der Schmerz der Seele und des Herzens, wenn der Geiſt ſeine Gedanken aufrüttelt und die Denkkraft ihre Fühlfäden ausſchießt? Das Denken erhält den Muth, den man am Wiſſen verliert. Wally war ſo nahe daran, ihre Verirrung zu fühlen. Aber ſie war ein weibliches Herz, das nicht ſo leicht vergißt, was es einmal wollte und in ſich ſelbſt kein großes Regiſter von Entſchließungen hat, wo ſie wählen könnte. Sie fiel in den alten Schmerz zurück. Um neun Uhr griff ſie noch einmal nach der Feder und ſchrieb: „Lebet wohl! Alle! Alle! Armſelig war mein Leben; wie klein, wie nichtig alle die Beziehungen meiner Jugend! Und das war wohl des Todes werth; denn ich bin nichts, nur Staub, nur Vernichtung. Mein Leben iſt unnütz. Grüßet ſie Alle, grüßet den Frühling des kommenden Jahres, wo ich todt ſein werde und keines Vogels Ruf mich wieder wecken wird. Ich danke Euch Allen, die mich liebten, und Dir, Dir, Cäſar; auch Dir, Adolphine! Beglücke ihn, wenn Du kannſt, mehr als ich!"

Sie mußte noch viel geweint haben. Auch dieſe Zeilen waren verronnen in naſſe Punkte. Sie mußte dann den Stoß vollbracht haben mit jenem Dolche, der ihrem todten Bruder gehörte.

Man fand ſie auf dem Bette ausgeſtreckt. Das Licht ſtand zu ihren Häupten. Sie hatte mit beiden Händen den in das rothe Tuch gewickelten und darin auch von ihr während des Stoßes gelaſſenen Dolch in ihr Herz gedrückt, und lag da, nicht lächelnd und ruhig, wie wohl in anderen Fällen hier eingetroffen iſt, ſondern mit krampfhafter Verzerrung ihres ſchönen Antlitzes und einem Ausdruck der Verzweiflung in den ſtarren Augen, der erſchrecken machte.

Sie wurde mit Gepränge beſtattet. Die, welche am Grabe ſtanden, beweinten nicht ſie ſelbſt, ſondern ihre Jugend.

Wahrheit und Wirklichkeit.

Zur Erläuterung.

Man kann den Zufall verdammen, man kann ſelbſt überzeugt ſein, daß in Allem, was geſchieht, eine conſequente Offenbarung der Gottesidee liegt; und doch würde Niemand zu behaupten wagen, daß Alles, was geſchieht, Alles, was wir als geſchehen beobachten können, etwas Anderes ſei, als die zufälligen Aeußerlichkeiten jener offenbarten Gottesidee. Ich glaube, daß Alles gut iſt, was geſchieht; glaube aber nicht, daß eben nur das geſchehen kann, was geſchieht. Unendlich iſt das Reich der Möglichkeit, jenes Schattenreich, das hinter den am Lichte der Begebenheiten ſichtbaren Erſcheinungen liegt. Es giebt eine Welt, die, wenn ſie auch nur in unſeren Träumen lebte, ſich eben ſo zuſammenſetzen könnte zur Wirklichkeit, wie die Wirklichkeit ſelbſt, eine Welt, die wir durch Phantaſie und Vertrauen zu combiniren vermögen. Schale Gemüther wiſſen nur das, was geſchieht; Begabte ahnen, was ſein könnte; Freie bauen ſich ihre eigene Welt.

Zwei Garantieen der unſichtbaren Welt ſind die Religion und die Poeſie. Jene ſchließt das Reich der Möglichkeit auf, um zu tröſten; dieſe, weil ſie die Wirklichkeit erklären will. Beide beruhen auf Täuſchungen, nur iſt die Poeſie glücklicher, weil ſie die Wahrſcheinlichkeit für ſich hat. Es iſt leichter an ein Gedicht, als an den Himmel glauben. Die Ereigniſſe des Gedichtes ſind oft die heimlichen Erklärungsmotive der Wirklichkeit, die Schöpfungen des Autors haben die Analogie für ſich und die Erde; aber der Himmel ſchwebt in der Luft und iſt, trotz aller Philoſophie, ohne Maßſtab, wie Gott ſelbſt.

Die Geſchichte der Poeſie zeigt, wie ſich in ihr von jeher Wahrheit und Wirklichkeit geſtritten haben. Jene Gemüther, die wir die ſchalen nannten, entſchieden ſich für die Wirklichkeit, die freien für die unſichtbare Wahrheit, die begabten, die empfänglichen, die ſogenannten Leute von Geſchmack,

Bildung und Erziehung für das Mittlere zwiſchen beiden, für die Wahrſcheinlichkeit. Und ſo iſt es noch. Bei jeder neuen Dichtung fragen die Einen: Wo geſchah dies? die Anderen: Sollte dies geſchehen können? Nur die freien Gemüther entſcheiden ohne zu fragen, weil ſie es fühlen, daß das, was nicht geſchieht, immer noch wahr iſt, ſelbſt wenn es nicht geſchehen kann.

Alles, was die Wirklichkeit copirt, iſt für die Maſſe. Dieſe Gattung der Poeſie erhebt ſich von der unterſten Stufe der Genremalerei bis zu den Romanen von Walter Scott und Bulwer, bis zu den Dramen Iffland's und Kotzebue's. Nur hell, blank, geſchliffen, deutlich muß dieſe Literatur ſein, weil ſie der Wirklichkeit gegenüber ein Spiegel iſt, der ſie treu auffaßt und wiedergiebt. Für die ſchalen Gemüther iſt nichts genialer, als wenn ſie ſich ſelbſt gezeichnet finden, wie ſie ſind: ihre Tante, ihre Katze, ihr Shawl, ihre kleinen Sympathieen, ihre Schwachheiten. Was haben wir von Euren Grillen? Von Euren Empfindungen, die in der Luft ſchweben? Gebt uns uns ſelbſt, dem Egoismus den Egoismus! Es giebt Kritiker und Literatoren, die ſich nur für das Copiren der Wirklichkeit enthuſiasmiren können. Das Wahrſcheinliche iſt bei ihnen ſchon eine Conceſſion. England hat von je dieſe Art der poetiſchen Darſtellung bevorzugt, Deutſchland iſt ſyſtematiſch genug bearbeitet worden, hierin nachfolgen zu ſollen. Die alte Literatur ſteht bei uns verſteinert da in Tempeln und in Wallhallen, die mittlere war keines Schuſſes Pulver werth, die neue hat nur noch ein ſchwankendes und kaltes, von Politik und ſpeculativer Trägheit darnieder gehaltenes Publikum. Darauf kommt Alles zurück: Man will von der Literatur keine Anſtrengung haben; die Literatur ſoll Niemanden mehr eine unruhige Nacht verurſachen, ſie ſoll ſchildern, portraitiren, die Leſeluſt mit Hiſtorie und Bulwer ſtillen. Die Poeſie iſt Selbſtbefruchtung. Die Wirklichkeit nährt ſich von ihrem eigenen bürgerlichen, überquellenden Fett.

Menſchen, die eine Stufe höher ſtehen, ſind mit der Wahrſcheinlichkeit zufrieden. Sie wollen nur einige Vorausſetzungen, die den Boden der Wirklichkeit berühren; das Uebrige über-

laſſen ſie der Combination und Phantaſie. Dies ſind die gemüthlichen Leſer, die ſich durch poetiſche Schöpfungen in einen ſanften Halbſchlummer wiegen laſſen und die Bücher nach der Elle conſumiren. Es muß ihnen nichts zu nahe und nichts zu fern liegen. Schwebend zwiſchen Himmel und Erde, ganz willenlos hingegeben den Capricen des Dichters, freuen ſie ſich zuletzt, daß nun Alles, was ſie geleſen haben, doch entweder, wenn es zu traurig, nicht wahr iſt, oder, im entgegengeſetzten Falle, immer ſehr wahrſcheinlich bleibe.

Die Wahrheit ſelbſt iſt unſichtbar und liegt niemals in dem, was wirklich iſt. Die poetiſche Wahrheit iſt ſchöpferiſch. Sie baut mit den geheimſten Fäden der menſchlichen Seele, ſie combinirt nicht ſo, wie der Staat, die Familie, die Religion, die Sitten und das Herkommen combiniren, ſondern revolutionär. Die poetiſche Wahrheit offenbart ſich nur dem Genius. Dieſer lauſcht auf dem Boden der Wirklichkeit und hört, wie in den innerſten Getrieben der Gemüther eine embryoniſche Welt mit keimendem Bewußtſein wächſt. Wer auf ſeine Entwickelung lauſcht, muß ſich oft geſtehen, daß ſich in ihm Gedichte zuſammenreimen aus Motiven, welche die Außenwelt niemals anerkennen würde. Dies ſollte nicht auch Wahrheit ſein? Dies ſollte den Dichter nicht entzücken? Die Alten und die Mittleren ſchufen in dieſer Weiſe nicht; aber die Modernen können nicht anders. Ihre Hiſtorien ſind nicht die Sage oder Geſchichte, ſondern die Ideen, die im Schooße der ſtill wirkenden und ſchaffenden Gottheit ſchlummern. Die Welt, wie ſie iſt, wird ihren Gebilden nicht entſprechen; dieſe werden dem nüchternen Vorwurf der Unwahrheit und Unwahrſcheinlichkeit ausgeſetzt. Aber noch immer ging das Genie ſeinem Jahrhundert voraus.

Zwei Thatſachen möchte ich aus Obigem folgern, die beide weniger literariſch als hiſtoriſch ſind.

Wenn man in Anſchlag bringt, daß entſchieden ſchon in der franzöſiſchen Literatur, ohne alle Widerrede auch bei uns, allmälig ſich eine Poeſie der ideellen Wahrheit und reellen Unwirklichkeit zu entfalten beginnt, wenn man dieſe Frauengebilde betrachtet, welche der Phantaſie der jetzigen begabteren Dichter vorſchweben, dieſe originellen Situationen

und allem Herkommen widersprechenden Sitten; sollte man diese Erscheinung nicht für beziehungsreich halten für unser zukünftiges Leben, für die Existenz in der Wirklichkeit, für die weite Unterlage der Masse und des allgemeinen Glaubens? Es ist wahr, die Dichter fangen an, auf immer luftigeren Bahnen zu wandeln; sie schaffen sich ihre eigenen Welten mit Thronen, die ihre Phantasie erbaute, mit Richterstühlen, die ihre eigene Gesetzgebung haben, mit einem Gottesdienst, dessen Priester nur noch die kleine Gemeinde selbst ist. Es baut sich eine Wahrheit der Dichtung auf, der in den uns umgebenden Institutionen nichts entspricht, eine ideelle Opposition, ein dichterisches Gegentheil unserer Zeit, das einen zweifachen Kampf wird zu bestehen haben, einmal einen gegen die Wirklichkeit selbst als constituirte Macht mit physischer Autorität, sodann einen gegen die Poesie der Wirklichkeit, die so viel Autoren, so viel Kritiker für sich hat.

Dies ist ein Symptom unsrer Zeit, aus dem wir bis jetzt noch keinen weitern Schluß ziehen wollen, als einen, der vielleicht außerhalb der Literatur liegt, den ich aber nicht verschweigen will, weil Jedes, was die Menschheit ehrt, auf den Lippen des Enthusiasten wie Feuer brennt. Man verwirft mit Recht das Experimentiren mit der Menschheit, aber man geht darin weiter, als man, ohne die Menschheit zu beleidigen, darf. Wir fürchten uns, den Zeitgenossen etwas zu entziehen, wovon wir uns einbilden, daß es zu ihrem Leben nöthig sei. Wir glauben an die Institutionen in Sitte, Meinung und politischer Einrichtung, wie an die unerläßlichen Lebensbedingungen der Jahrhunderte. Als wenn die Menschheit keine inneren Quellen hätte! Als wenn sie unterginge, wenn Ihr sie aus dieser Sündfluth ihrer Existenz plötzlich auf den Ararat versetztet! Als wenn die Menschheit nicht immer die erste sein wird, die sich hilft und diejenige, die für sich den besten Rath weiß! Sie zucken die Achseln, die unvorsichtigen Aerzte! Sie fürchten für das Fortkommen, das Leben des Patienten, quacksalbern an den alten Schäden herum! Aber nehmt der Menschheit ein Bein ab: sie wird sich ein neues machen.

Nehmt Ihr, um nur Eines, was unmöglich scheint, zu nennen, das Christenthum: glaubt Ihr, daß sie untergehen wird? Nehmt Ihr Eure Gesetzbücher, Eure Verfassungen — nehmt Ihr zuletzt das, worauf gleichsam Alles ankommen soll, nehmt Ihr Euch selbst! — und die Menschheit wird fortbestehen. Sie wird Alles ertragen und durch Felsen vom stärksten Granit noch immer einen Weg finden, der sie zu ihrem Ziele führt.

II.

Appellation an den geſunden Menſchenverſtand.

Letztes Wort in einer literariſchen Streitfrage.

(1835.)

Hätte ich ahnen können, daß die von der Kritik gegen mich erhobenen Beſchuldigungen vom Staate würden aufgenommen werden, daß Wolfgang Menzel in Stuttgart officielle Interventionen gegen mich veranlaſſen und die Beſorgniſſe der Behörden rege machen würde; wahrlich, ich hätte einer vor mehren Wochen erſchienenen Vertheidigung eine andre Wendung gegeben und mich gehütet, mir ein andres Publikum zu denken, als den ſchlichten Mittelſtand, mit welchem man in einer Rede ohne viel Umſchweife ſprechen muß. Damals glaubte ich noch, Männer von Bildung und wiſſenſchaftlicher Einſicht würden durch ihr Urtheil in dieſer Sache den Ausſchlag geben; aber dieſe Hoffnung verſchwand, nachdem jede Zeitung von einem „irreligiöſen“ und „unſittlichen“ Roman ſprach, nachdem die Auflage deſſelben vergriffen und bis in ein Volk gedrungen war, das ich nun beſchuldigt werde, verführen zu wollen. Was Volk? Was Verführung? Noch fühle ich mich mitten im Strome nur der Literatur und werde dieſe Lage ſelbſt in gerichtlichen Vertheidigungen nicht aufgeben; ich werde mich auf die Geſetze der Schönheit berufen und keinen Richter anerkennen, als kritiſche Anſtalten, die befugt ſind, nach literariſchen Principien über die Irr-

thümer und Gebrechen der Bücher zu urtheilen. Diese wenigen Blätter will ich benutzen, zum letzten Male von einer Sache zu sprechen, die mich so zu sagen an den Rand des tarpejischen Felsens gebracht hat. Ich denke mir Leute von beschränkten Begriffen als meine Leser und will mit den Fingern demonstriren, wenn man nicht Verstand genug hat, meine Argumente zu verstehen.

Hätte ich die Absicht gehabt, meinen Landsleuten das Gut der Religion zu rauben, so würde ich keinen Roman geschrieben haben. Dann hätt' ich mich auf die Bühne stellen und Reden an die Nation, Predigten für das Volk schreiben müssen. Dann mußte ich ein Buch herausgeben: Geist des Christenthums, oder eine Lebensgeschichte Jesu, oder eine neue Erklärung des Katechismus, oder ein Werk unter dem Titel: Vernunft und Aberglauben. Das wäre eine directe Wendung an die Masse gewesen und hätte, wenn es noch im Geist des 19. Jahrhunderts läge, Jemanden wegen religiöser Meinungen zu verfolgen, eine Anklage meiner Person gerechtfertigt. Aber nicht im Entferntesten bezweckte ich einen Angriff auf die Kirche. Ich wollte eine Seelenstimmung schildern, die mir poetisch erschien. Ich wollte die Zeitgenossen in ihr Inneres blicken lassen. Shakespeare's Othello ist die Tragödie der Liebe, Goethe's Wahlverwandtschaften sind ein Roman der Inconvenienzen, Tieck's William Lovel ist ein Roman der Don-Juanerie. Ich suchte eine neue Stimmung, die das Mittelalter und die klassische Zeit nicht kannte, und fand eine Leidenschaft, die auch von Tholuck und Dewette in den Weihen des Zweiflers im Interesse der Theologie behandelt war. Ich glaubte dieser noch eine wärmere und poetischere Seite abgewinnen zu können. Was kümmerte mich als Dichter die positive Kirche? Ich hatte ein psychologisches Bild vor Augen und malte es mit den Farben, die mir die Wirklichkeit lieh. Die Kritik kann mir sagen: Du hättest die Farben von der Heidenwelt nehmen sollen, wie Chateaubriand in seinen Märtyrern, oder vom Islam, oder vom Judenthum, wie Voltaire und d'Argens. Die Kritik kann sagen: Es ist mißlich, Motive für einen Roman zu wählen, die für den

Leſer einen ſpeciellen Beigeſchmack haben; die Einheit Deines Werkes wird zerriſſen, wenn uns die Motive lebhafter ſpannen, als die Fabel ſelbſt. Schreibe ein Buch, wo die Motive die Erfindung nicht überragen, wo die Bewegungsangeln Deiner Fabel keine Rieſenpfoſten ſind und wo man das Buch vor ſeinen Nebenpartieen nicht vergißt. Die Motive müſſen in das Intereſſe der Fabel ſanft verſchwimmen und die Leſer müſſen einſehen, daß Du nur dichten, nicht belehren wollteſt. So urtheilt die weiſe und gerechte Kritik, diejenige Kritik, welche an Ariſtoteles, nicht an den Staat und die bewaffnete Autorität appellirt.

Der dramatiſche und epiſche Dichter muß die Figuren ausmalen, wie es die innere Dialektik ſeines Stoffes verlangt. Er muß den Böſewicht in den grellſten Farben malen, die er nur ſeiner Phantaſie entnehmen kann. Iſt er ſelbſt dafür verantwortlich? Entſpringt ſeinem Herzen, was ſeinem Calcül angehört? Sind die Figuren meines Romans nicht Typen, die der Sache angehören? Ich habe ein Irreweſen am Glauben ſchildern wollen, nicht um dem Glauben Abbruch zu thun, ſondern um ein pſychologiſches Phänomen zu zeichnen. Jede der mir inſinuirten Stellen, die eine ſpecielle, gegen das Beſtehende gerichtete Abſicht haben ſoll, iſt aus dem Zuſammenhange des Ganzen erklärlich: jeder Satz iſt einer, der zur innern Dialektik meiner Fabel gehört und den die nächſte Entwickelung wieder aufhebt. Das Ganze endet ſogar mit einem Triumph der Religion im Allgemeinen, als einer heiligen Sache, ohne die man nicht beſtehen könne. Wo iſt hier ein Verbrechen? Einen mißlich gewählten Stoff ſieht der Vernünftige; aber keine Verſpottung Eurer Heiligthümer.

Es iſt ein mich zufällig treffendes Schickſal, daß man aus den Gährungen unſerer gegenwärtigen Literatur, die man nicht verſteht und um die man ſich nicht kümmert, ein einziges Buch herausreißt und es nur unter der Reverbere häuslicher, privater und intimer Verhältniſſe betrachten will. Ich ſoll dafür ſpeciell verantwortlich gemacht werden, daß nun ſchon ſeit fünfzehn Jahren die Literaturen aller Völker von einem fieberhaft pulſirenden Princip ergriffen ſind und daß ſich eine, ihren Brennpunkt ſuchende Unruhe in den guten

Köpfen dieſes Jahrhunderts verräth. Würde man aber in England trotz aller Anatheme Lord Byron, ohne einen Vergleich machen zu wollen, je vor die Schranken eines Gerichtshofes gezogen, würde man Shelley durch einen Anklageact verhindert haben, ſeinen Tod in den Wellen des mittelländiſchen Meeres zu ſuchen? Wird in Frankreich irgend eine Autorität daran denken, der unter dem Namen George Sand ſchreibenden Dame für ihre bizarren, gegen alles Herkommen anſtürmenden Romane mit dem Halseiſen zu lohnen? Und wird man nicht auch in Deutſchland einſehen, daß mein geringes Talent, wenn man ihm Luft und Athem läßt, wol am erſten im Stande iſt, ſich eine für unſer Vaterland ſegensreiche Wirkſamkeit zu erobern?

Ich ſage dies nur, um eine Stimmung zu rechtfertigen, nicht um ein Verbrechen einzugeſtehen, deſſen man mich beſchuldigen will. Ich erinnere an die deutſche Literatur, wie ſie ſich ſeit mehren Jahren vor unſeren Augen entwickelte. Alles hat die Feder in die Hand bekommen, die Söldlinge überbieten ſich wechſelsweiſe in ſchalen Erfindungen. Das Talent will ſich Bahn brechen. Welches iſt ſein Lohn? Die politiſchen Zerwürfniſſe unſerer Tage ſchleudern zuerſt das Talent in Lagen, wo es mit beſtehenden Formen in Conflict geräth. Nun nährt es ſich an einem Haſſe, der mit angeborener Schärfe die zuweilen ſtumpf werdende Feder wieder ſpitzt. Das Talent ſteht einſam, ohne Schutz, man iſt der ſtereotype Gegenſtand der gelehrten wichtigen Miene, man gilt nichts gegen den Beamten, der ſich unter den Fittichen des Staates wärmt; man glaubt wenigſtens nichts zu gelten, da die Miſère der deutſchen Literatur auch oft zu erbärmlich iſt, um auf irgend eine freundliche, entgegenkommende Anerkennung für ſich rechnen zu dürfen. Nun iſt man gehetzt von einer Meute elender Scribler, die ſich in jeder deutſchen Winkelſtadt wiederholen. Man muß Gaſſen laufen vor Buben, die in ihre Umgebungen hinausſchreiben das Trivialſte, was die willige Mutterſprache nur zu ſtottern vermag. In dieſer Treibjagd, ohne Ziel, ohne Beiſpiel, ohne guten Rath greift das Talent bis auf's Aeußerſte hinaus und ſucht mit einem ingrimmigen Schlage dieſe Erbärmlichkeit der Literatur zu ſtürzen; und

Lamoignon.

Sie ſuchen einen jungen Pagen, Baron!

Delarive.

Allerdings. Iſt er Ihnen begegnet?

Lamoignon.

Es war die Schauſpielerin Madeleine Béjart, neu engagirtes Mitglied der königlichen Bühne.

Delarive.

Wie? Sie überraſchen mich —

Lamoignon.

Sollten Sie das nicht an den — Conturen der Livrée gemerkt haben?

Delarive (bei Seite).

Was dieſe Frommen für ſcharfe Augen haben!

Lamoignon.

Dem kleinen Pagen wurde die Zeit lang. Als er hörte, daß Tartüffe geſtattet wird, lief er fort und ſagte: O wie glücklich wird Molière ſein! (Mit Nachdruck) Die Einnahmen des Tartüffe ſind dazu beſtimmt, daß der Director unſerer Geſellſchaft endlich die längſt beabſichtigte Verbindung mit Armanden ſchließen kann. Ich kenne Armanden nicht, nicht Molière, ich verſtehe nichts von Kaſſenzwecken, ſagte ich. Der Page aber fuhr fort: (nachdrücklich) Am Tage nach der Aufführung des Tartüffe wird ſich Molière mit der Dame vermählen, die im Tartüffe die Elmire ſpielt.

Delarive (erſtaunt).

Wie? Molière mit Armanden?

wer stürzt? der Angreifende selbst, weil seine Gegner ausweichen, weil mit einem Male nichts mehr da sein soll von dem, was in dem Vorangegangenen schon die Entschuldigung der nachkommenden Uebertreibung war. Erschrocken sieht man sich um und ist von einem starken Arm ergriffen, von dem der Autorität, ich sage sogar, von dem der nüchternen Vernunft, man weiß nicht wie? Seht, das ist Eure Literatur! Das ist die Pflege, die man ihr angedeihen läßt; das sind die Bevorzugungen, auf welche das Genie bei Euch Anspruch machen kann!

Ich will außer auf den Vorwurf des Irreligiösen noch auf den des Frivolen und Sittenlosen meine letzte Antwort geben. Mein Roman schildert Charaktere, die den Haltpunkt ihres Lebens verloren haben und als Hauptcharakter eine Person, die solchen zu finden sucht. Welchen Ton sollte ich nun anschlagen, um hier den rechten zu treffen? Ich glaube meine Figuren deutlich genug gezeichnet zu haben. Ja selbst, wenn ich vielleicht aus meiner eigenen Stimmung in Gäsar etwas übertrug, was nicht Jedem gefällt, darf man aus einem Schmerzenszuge in Deutschland ein Verbrechen machen? Und zuletzt lautet ja die Anschuldigung fast, als hätte ich etwas geschrieben, womit Paul de Kock in Paris Glück gemacht oder Tieck eine Fortsetzung seines William Lovel gegeben hätte. Wäre das Erste der Fall, so würde mir ein angesehener französischer Gelehrter, der aus eigenem Antrieb im Begriff war, den Roman zu übersetzen, nicht geschrieben haben, daß alle Anschauungen darin so ganz deutsch und nur für die theologischen Dachstuben jenseits des Rheins berechnet wären, daß einem Franzosen diese spiritualistische Weise unerklärlich bliebe; und im zweiten Falle würde ich, wie Tieck gethan, mich nicht genannt haben.

Ich habe es ja eingestanden, daß ich die Siguneuscene des zweiten Buches bereue. Hätte ich ahnen können, daß sich frivole Lippen an die Knospenhülle einer zarten Situation legen und aus ihr so viel heraussaugen und wieder hineinblasen würden, daß sich die Blätter immer weiter entfalten mußten und unter dem giftigen Munde der Kritik das Ganze zu einer strotzenden Gemeinheit werden konnte; wahrlich, ich

hätte mich von einer Intuition nicht hinreißen lassen und zuerst an die ordinäre Masse, zuletzt an meine poetischen Illusionen gedacht. Die Anschuldigung jener Scene ist deshalb so nichtswürdig, weil ich, wenn meine Art eine freche wäre, mich ja nicht hätte um eine Draperie umzusehen brauchen, die hier dem Mißlichen eine edle Erklärung giebt. Was soll ich glauben? Der Eine sagt, die Siguenscene sei ein plastisches „Meisterstück"; der Andere nennt sie einen Angriff auf die öffentliche Moral und citirt die Paragraphen der Preßgesetze, um mich zu bestrafen. Hier ist eine Verwirrung der Begriffe eingetreten, die sich nicht durch Maßregeln, sondern nur durch das Ablaufen der Zeit lösen läßt.

Ich gehe auf einen andern Punkt über. Man hat gesagt: Gut, Dein Roman ist kein Verbrechen; wir hätten nichts dagegen, wenn derselbe als ein rein objectives Erzeugniß, als eine im poetischen Interesse ersonnene und mißglückte Erfindung dastünde; aber Du bist so dreist gewesen, in einer Vertheidigung die verbrecherischen Motive in Schutz zu nehmen und namentlich Dich selbst für Deinen „unerquicklichen" Cäsar unterzuschieben. Im Gegentheil — erwid're ich — ich gab den Geständnissen eine künstlerische Stellung, ich suchte mich durch das Phänomen einer psychologischen Verirrung zu vertheidigen; im Uebrigen ist das, was ich vom Christenthum sagte, nichts Anderes, als was auf den Lehrstühlen eines Wegscheider und Paulus seit Jahrzehnten gelehrt wurde. Urchristenthum, biblisches Christenthum, Perfectibilität — das sind Begriffe, die in zahllosen dogmatischen Lehrbüchern vorkommen. Wenn ich mich selbst für Cäsar einstelle, so ist es, um eine in der Zeit liegende Stimmung, um etwas in diesem Charakter Wahrhaftes zu bezeichnen, nicht um die von ihm im Interesse meiner Fabel ausgesprochenen Ansichten auf mich zu nehmen. Ich habe das Irrthümliche in dem ganzen Verlaufe der Ideen, die sich in dem Roman durchkreuzen, nachgewiesen. Ich müßte nichts, was ich nicht ohne Anstoß auf jedem Lehrstuhl mit Gründen und Beispielen unterstützen dürfte.*)

*) Um Eines zu erwähnen, was gegenwärtig fast die allgemeine Lehre ist. Ein berühmter, jugendkritischer Greis, der Oberconsisto-

Man will nun etwas entdeckt haben, was eine sociale Revolution vorstellen soll. Man will in der Redensart: Junges Deutschland etwas bemerken, was eine Incarnation des Jacobinismus wäre. Ich will mit einigen Worten das zu charakterisiren suchen, was man sich unter dieser Phrase: Sociale Umwälzung zu denken hat:

Die Gesellschaft fühlt, daß sich die Bestimmung unseres Jahrhunderts aussprechen muß. Wären nicht Ideen vorhanden, die keinem Einzelnen angehören, sondern aus einer unsichtbaren geheimnißvollen Offenbarung herstammen, würde sich diese Streitfrage, die jetzt das deutsche Vaterland beschäftigt, so rasch haben entwickeln können? Diejenigen, die dieselbe veranlaßten, erschrecken selbst über die Consequenzen, die ihre ganz ohne Zusammenhang hingeworfenen Sätze, ein nur im Interesse der Poesie geschriebener Roman, herbeigeführt haben. Nicht, daß wir verzweifelten, die Verdächtigung dieser Consequenzen auszuhalten, sondern darum erinnern wir: wie rasch ist dies ein System geworden! wie schnell waren Namen, Partei, Symbole erfunden! Wo sind die Schriften, die in folgerechter Deduction ein neues Evangelium gepredigt hätten, und schon hat man Apostel und Märtyrer dieses Systems! Ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß die Ideen da waren, die noch Niemand gelehrt hat, und daß man eine Mission bekommt, ohne diese gesucht zu haben. So dienen sie alle dem Genius des Jahrhunderts! Ja selbst diejenigen, die ihre Anklagen bis zum Ueberdruß wiederholen, diese gedankenlosen Fanatiker, die ihr eigenes Echo bilden, sind nichts als die monotonen Walzen, die dem Geiste der Zeit seine fortrollende Bewegung erleichtern.

---

rial-Director Bencer in Weimar, ließ vor einigen Wochen Folgendes öffentlich drucken: „Nach Peel's Dissenter-marriage-bill ist die kirchliche Trauung nicht nothwendiges Requisit der Ehe, sondern es steht in der Willkür der Brautleute, ob sie den Geistlichen zuziehen wollen oder nicht. Daß Gutzlow ganz neuerlich in der Vorrede zu den Schleiermacher'schen Briefen dieselbe Idee, wie Peel, äußerte, hat man ihm sehr übel genommen. Aber auch nach dem Code Napoleon ist bekanntlich der Civil-Contract bei der Ehe die Hauptsache und nothwendig, die priesterliche Trauung hingegen Nebensache und ganz beliebig."

Wer die Zeitgenossen belauscht, sich von keiner einseitigen Parteimeinung in der Politik hinreißen läßt, wird zwei Tendenzen unterscheiden können, die beide das Gemeinsame haben, sich emanzipiren zu wollen von der Zeitung, der Tagespolitik und den schroffen Gegensätzen unserer bisherigen Kämpfe. Die Einen wollen Ruhe und Benutzung jener Güter, die ihnen die politische Revolution der alten Zeit und die beigenommenen Maßregeln gegen eine politische Revolution der Zukunft gebracht haben. Dies ist der Tiersparti oder die Nationalgarde. Die Anderen sind Männer der Bewegung, die den einseitigen politischen Standpunkt verließen und die Nutzlosigkeit eines Widerstandes gegen Regierungen, die Wohlöbliches wollen, eingesehen haben. So glühend und consequent der Einzelne in seinem Hasse sein kann, so wenig ist die Menschheit an und für sich einer Verjährung des Hasses fähig. Man blicke auf Frankreich! Der Haß gegen die Regierung mußte aufhören, als man in Gefahr kam, mit Mördern, wie Fieschi, verwechselt zu werden. Die jugendliche Opposition riß sich vom politischen Journale, von den einseitigen Fragen des Tages los und rettete ihren Muth, ihren Geist, ihre Tugend in ein erweitertes Discussionsgebiet, das man noch immer mit dem kühnen und unpassenden Ausdruck *sociale Revolution* bezeichnet. Es ist bekannt, wie wunderlich die Experimente waren, die da zum Vorschein kamen. Man errichtete Religionen auf Subscription, man wollte Ideen verwirklichen, die schon vor zwei Jahrtausenden nicht wenig dazu beitrugen, Plato's Republik zu einer Unmöglichkeit zu machen. Zum großen Theil scheiterten diese Experimente an dem Lächerlichen; ist doch unsere Zeit so neugierig, so geschwätzig und in der Oeffentlichkeit lebend, daß die Verwandtschaften, die Garderobe und die Manieren, die man neben seinem Enthusiasmus hat, leicht verrathen und im Vergleich mit dem Modejournal beurtheilt werden. Man verzeiht es heute eher, eine falsche Meinung zu haben, als eine richtige, die mit einer geschmacklosen Ceremonie begleitet ist. Darüber unsere deutsche Jugend mit ihrer doctrinären Bildung und dem speculativen Vorrechte, das sie vor allen anderen Nationen hat, belehren zu wollen, ist vergebene

Mühe. Wir wissen so gut, wie unsere Gegner, wie weit Frankreich mit seinen Experimenten gekommen ist.

Wollen wir aufrichtig sein, so kann in Deutschland keine Idee mehr Eingang finden, die nicht mit der Friedenspalme kommt. Auch bei uns hat die Nationalgarde den Sieg davongetragen. Man will Ruhe, da der eigentliche Feind der Gesellschaft kein anderer ist, als die Schwierigkeit der Existenz. Die Regierungen fühlen dies und suchen dem Erwerbe entgegen zu kommen. Nichtsdestoweniger ist der Widerspruch unvertilgbar; denn alles Leben ist aus positiven und negativen Elementen zusammengesetzt, der Friede ist nur gesichert durch den Krieg. Der Widerspruch wühlt in den Gemüthern; aber die Gemüther schämen sich des Hasses. Der Sohn kann höchstens die Kraft, nicht den Willen seines Vaters erben. So wird die Opposition unserer Zeit die Debatte. Sie löst ihren Kern auf, weil sie den Widerstand der Waffen nicht herausfordert, sie blickt noch einmal auf ihre alten ingrimmig vertheidigten Forderungen zurück und flüchtet zu dem alten Satz: Theile, so wirst Du herrschen! Wir lösen unsern Haß in seine Bestandtheile auf, wir forschen nach, wo seine Ursprungsquellen liegen, und werden auf einzelne sociale Gruppen im Leben, in der Kunst, in der Religion stoßen, wo es eine Verständigung geben kann, ohne Leidenschaft. Der verhängnißvolle Knäuel unsres Jahrhunderts ist entwirrt, die einzelnen Fäden verlieren sich in einzelne Gebrechen, wir sind aufrichtig, wir greifen in unsre Brust und beginnen die Revolution unserer Zeit mit der Revolution unseres Herzens.

Ich müßte mich sehr irren, wenn mir nicht Jeder zugestehen wird, daß keine Beschäftigung des denkenden Kopfes so würdig ist, als die, den Gebrechen der Gesellschaft auf eine milde und gefahrlose Weise abzuhelfen. Wie bringt man es, um Eins zu nehmen, dahin, daß in Frankreich ein endlich erträglicher Zustand eintritt; oder um es praktisch auszudrücken, das Räsonniren aufhört: Man verzeihe in einer ernsten Sache zwei Scherze. Der eine ist ein Geheimniß, der andre eine Aufopferung. Ich will das erste verrathen. Man hat die Entdeckung gemacht, daß in Paris kein Bürger

bei Emeuten ertappt wurde, der eine Summe auf der Sparkasse hatte. Der Besitz ist immer etwas, was man mit der einen Hand zudecken muß, und den zu vermehren man sich der zweiten bedient. Woher Lust zur Unruhe nehmen? Frankreich würde ruhig sein, wenn jeder Einwohner von Paris eine Summe in der Sparkasse hätte. Frankreich würde mit Freuden eine Anleihe bewilligen, um dies Mittel möglich zu machen. Die Zeiten für ähnliche sociale Revolutionen werden kommen. In dem zweiten Mittel liegt in der That schon mehr Ernst. Man mache alle Staatsämter zu Ehrenämtern ohne Gehalt. Man lasse sich nur von solchen Männern regieren, gegen die man die Verpflichtung der Dankbarkeit hat. Wahrlich, der Ehrgeiz würde dann keinen dem Glück der Nation gefährlichen Sporn mehr haben und die Masse würde das tumultuarische Pochen auf Dienste, die ihr unentgeldlich geleistet werden, verlernen. Zwei Grillen dies, die in der Luft schweben,*) die aber die Tendenz unsrer Zeit veranschaulichen, eine Bewegungstendenz mit besonnenen Schritten, ohne Feindseligkeit. Das Uebel ist mannigfach verzweigt. Wer es bekämpfen will, kann man Den tadeln, der die Stellen aufsucht, wo die Zeitgenossen den Angriff weniger heftig empfinden?

Um die Methode anschaulich zu machen, will ich eine Frage beantworten, bei welcher der socialen Partei eine der gehässigsten Beschuldigungen gemacht zu werden pflegt. Ich spreche von der St. Simonistischen Gemeinschaft der Güter. Wer wird uns den Wahnsinn zutrauen, das Vermögen der Nation addiren und durch die Millionen Bewohner eines Landes dividiren zu wollen? Werden wir hinausziehen in die Fabrikstädte und Mutuellistenvereine bilden? Unsere Gegner haben viel Phantasie und noch mehr Bosheit, wenn sie uns durch die Massen schleichen und jene Orte designiren hören, wo wir glauben, daß die Brandfackel am sichersten zünden würde.

Die Verarmung der Gesellschaft in ein großes Uebel,

*) Doch nicht so ganz, wie die späteren politischen Entwickelungen beweisen.

aber die Vertheilung der Güter würde es nicht heben. Denn wer giebt mit den Schätzen die Fähigkeit, sie zu erhalten? Der Fleiß würde bald wieder vor der Trägheit einen Vorsprung gewonnen haben. Es muß aber in dieser Hinsicht etwas geschehen. Es muß eine Gesinnung erweckt werden, die eine der Mildthätigkeit oder der Ehrfurcht vor der Natur ist. An unsere Gefühle müssen die Hebel der Aufopferung kommen, wir müssen wenigstens das erreichen, daß Niemand eine ruhige Nacht hat, der einen glänzenden Palast mitten in einem Viertel bewohnt, wo die Armuth keine Lumpen hat, um ihre Blöße zu bedecken, wir müssen es bis zu dem Ziele bringen, daß die Geldmasse nicht mehr dem Verkehr, dem Ackerbau und der Industrie entzogen werde durch den Papierhandel. Es giebt zahllose einzelne Verzweigungen, wo sich der Egoismus und die Kälte der Zeitgenossen versteckt. Welche Mittel haben wir zu unserm Feldzuge? Keine anderen, als die des Wortes, keine schlagenderen, als die der Poesie. Wienbarg hat in seinem neuesten Buche eine Invective gegen die Geldaristokratie in die Einfälle des Romans verhüllt. Die Tochter eines Banquiers, eines Mannes, der die Finanzen eines Staates in Händen hat, empört sich gegen das System, dem sie ihren Reichthum und ihre Bildung verdankt. Das Gefühl, die Religion, die Liebe, kommen ihren Zweifeln am Zweck der Gesellschaft zu Hülfe, sie wird das schüchterne und scheue Gewissen ihres Vaters und reizt ihn durch die edle und tiefsinnige Dialektik. Sehet da jene „Brandfackel", die wir in die Hand nehmen und jene Nachahmung französischer Irrthümer, die wir lehren sollen! Wollen wir etwas anderes, als der Poesie eine edlere und dem Leben eine schönere Gestaltung geben?

In diesem Sinne ist auch mein Roman geschrieben, wenn er in der That eine directe Tendenz hat. Es ist die Tendenz, dem Christenthum im neunzehnten Jahrhundert eine neue Wegbereitung in den Gemüthern zu geben, es in Einklang zu bringen mit den Stimmungen und Bedürfnissen dieser Zeit, es zur Angel einer neuen Bewegung zu machen. Schon in meiner ersten Production versuchte ich es, den Liberalismus als eine Sache der Religion zu entwickeln und

jeden Fortſchritt im Geiſt und in der Wahrheit als ein we-
ſentliches Moment der chriſtlichen Ideen zu charakteriſiren.
Wenn ich mich ſpäter von theologiſchen Einſeitigkeiten losriß
und einen negativen Weg einſchlug, um zu meinem Ziele zu
gelangen, ſo war ich jetzt in die Gefangenſchaft der Kunſt
gerathen, in welcher ſogleich das Rechte zu treffen ſelten dem
Schaffenden beſchieden iſt. Das Gemälde einer traurigen
Haltloſigkeit der Seele, für welche unſere egoiſtiſche Zeit
überall Beiſpiele liefert, wollte ich geben und ein Ende ſchil-
dern, deſſen Gewaltſamkeit einen warnenden Anknüpfungs-
punkt für die Prüfung unſeres Herzens und für unſere Ent-
ſchlüſſe bilden ſollte.

Ich will nach dieſer Erklärung einige der am meiſten an-
gefochtenen Stellen zu rechtfertigen ſuchen. So ſoll es ein
Verbrechen ſein, daß ich eine Perſönlichkeit ſchilderte, die
von den Schlägen des Schickſals heimgeſucht, in einer trüben
Lebensanſicht hindämmernd, das Geſtändniß ablegt, ſie könne
in der Religion keinen Troſt finden. Denn, ſagt ſie mit
ſelbſtquäleriſcher Dialektik, die Religion iſt das Product der
Verzweiflung, wie kann ſie Verzweiflung heilen? Der Vor-
derſatz iſt eine philoſophiſche Definition, die von keinem
Gelehrten anders gegeben wird. Alle kommen darauf zurück,
daß die Religion ihren Urſprung aus dem Gefühle der
menſchlichen Unzulänglichkeit nimmt. Das Chriſtenthum iſt
nur eine von den poſitiven Brücken, die über einen jähen
Abgrund hinweg Himmel und Erde verbinden. Waldemar
hofft auch von dieſer Brücke keine Rettung, denn er ſagt,
dieſer Glaube wäre zuſammengeſetzt aus zu vielen dogmati-
ſchen Ingredienzien und zuletzt, um Euch zu verſöhnen, lege ich
ihm die Worte in den Mund, daß ihm die poſitive Religion
durch ſeine Jugend wäre verleidet worden. Waldemar wurde
als Pietiſt erzogen. Er war ein munterer Knabe und wurde
von ſeinen Spielen zu den peinlichſten Devotionsacten, die
ſeine Freude ſtörten, abberufen. Iſt Waldemar ein Frevler,
ſo beweiſe ich, daß er es nicht durch die Religion, ſondern
durch ſeine Erziehung wurde.

Die Geſtändniſſe bilden den Wendepunkt meiner Er-
zählung. Sie mußten in den glühendſten Farben gehalten

werden, weil ſie die Kataſtrophe veranlaſſen. Wie ſollt' ich das Schickſal meiner Heldin anders motiviren, als durch Saiten, die auf das Straffſte angezogen werden. Ich ließ einen Juriſten über die Religion urtheilen. Er beginnt mit dem Urſprunge derſelben, mit den heidniſchen Formen der Gottesverehrung und geht zuletzt auf eine hiſtoriſche Darſtellung des Chriſtenthums über. Er ſpricht von Jeſus, als dem edelſten Menſchen der Geſchichte und hält ſich in ſeinem Scepticismus weit entfernt von dem Verfaſſer der Wolfenbüttler Fragmente, eines Buches, das erſt in dieſem Jahre in der vierten Auflage zu Berlin mit geiſtlicher Cenſur gedruckt wurde. Wahrlich! Die deutſchen Theologen ſcheinen weniger unduldſam als die, die ihre Anwälte ſein wollen!

Nachdem die Geſtändniſſe hierauf die Hiſtorie des Chriſtenthums in Cäſar's einſeitiger Weiſe fortführen und dieſer ſogar die Ströme Blutes, die um den neuen Glauben vergoſſen wurden, beweinen zu müſſen erklärt, nachdem er ferner die Menſchheit aufgefordert, einer Religion treu zu bleiben, für welche ſich nicht ſo leicht ein Erſatz geben läßt, ſucht er die allmälige Ausartung der beiden Confeſſionen zu charakteriſiren. Er giebt über den Katholicismus eine Meinung ab, die bei den Proteſtanten rechtgläubig iſt, und wenn er Lutherthum myſtiſchen Götzendienſt nennt, ſo thut er's nur, um das Extrem zu bezeichnen, nämlich jenen Cultus, den der Pietismus von Herrenhut mit den Ausdrücken Bräutigam, Himmelslamm u. ſ. w. zu treiben pflegt. Er ſchließt mit der Hoffnung, daß das Chriſtenthum eine neue Stellung zu unſerer ideenreichen Zeit gewinnen und daß ſich Gott dem Glück ſeiner Schöpfung nicht entziehen werde.

Ich bin nicht Lehrer, ich bin nur Dichter. Traut man mir zu, daß ich als Philoſoph keine tieferen Anſichten über das Chriſtenthum entwickeln könnte, als ſie ſich in meinem Roman finden? Dort konnt' ich keine anderen geben, weil ich damit die Harmonie eines Kunſtwerks geſtört hätte. Wie ich den Zweifel geſchildert habe, ſo würd' ich vom dichteriſchen Indifferenzpunkte aus auch den Glauben ſchildern können. Es geſchieht vielleicht, wenn über mich die Einſicht ſo reif ſein wird, daß ich es nicht aus Beſorgniß zu thun ſcheine.

Für die Maſſen ſchreibe ich nicht. Mein Styl und meine Bildung entfremden mich der Durchſchnittsintelligenz. Ich habe mich bisher, wenn ich ſchrieb, immer nur im Umgang mit befähigten Naturen gedacht, die es nicht wie jener Aegyptier machen, daß ſie goldene Heroengeſtalten in Schüſſeln und Teller umſchmelzen für ihren Hausgebrauch. Wenn die Zukunft mich in der Verfaſſung läßt, meine Kräfte der Wiederbelebung unſrer Nationalliteratur zu widmen, ſo werden meine Schriften nur den geweihten Kreis bilden, in welchen die Einſichtsvollen und Unterrichteten eintreten. Mit dieſen kann ich allein unterhandeln, mit Männern von Beleſenheit und Bekanntſchaft in dem geiſtigen Entwicklungsproceſſe dieſer Zeit, mit Frauen, die da reif ſind für ernſte Anſchauungen und in Romanen keine blondgelockten und empfindſamen Ideale ſuchen, ſondern Weſen der Wirklichkeit und Erfahrungen der Pſychologie.

Was mir die nächſte Zukunft bringen wird, weiß ich nicht. Das alte Jahr rollt ab und die Wünſche des neuen regen ſich. Wenn ſich die Bande dieſes Winters löſen werden, trinkt die friſche Luft des Frühlings, genießet die Reize Eurer Natur und dankt Gott für den Sonnenſchein, den er auf Eure Fluren gießt! Werdet aber auch ernſter und friſcher und ſchämt Euch, nur Märtyrer des Optimismus zu ſein! Vor allen Dingen pflegt das bei Zeiten, was Euer Stolz werden kann, und was immer verwildern wird, wenn ihr ihm keine freundlichen Worte gönnt! Euere Literatur meine ich. Sie wird noch lange ein Skandal Europas ſein. Dadurch, daß Ihr nur bisheriges Beſitzthum in ihr zu ſichern ſucht, werdet Ihr Dasjenige verlieren, was Ihr in Zukunft für ſie gewinnen könntet. Die Deutſchen ſind eine Zuſammenſetzung von Menſchen, wo immer der Dritte ein Genie ſein will und wo das Genie deshalb von Niemand geachtet wird. Ich wünſche Euch Glück zu Eueren Taſchenbüchern und Novellen, Euerer ſchwäbiſchen Dichterſchule, Euerer Kritik nach Grundſätzen und Prinzipien!

Ihr aber, Friedfertige und der Literatur nicht Zugewandte, wenn ich geglaubt hätte, Euere Heiligthümer ſtürzen zu können: würde ich etwas erreicht haben? Nein, noch rufen ja

Lamoignon.

Ich höre die Betglocke. Ich muß in die Kirche und den Himmel um Vergebung bitten, daß ich mich ſo lange mit profanen Angelegenheiten befaßt habe. Beten Sie denn auch manchmal zu Ihrem Schöpfer? Gedenken Sie denn auch manchmal Ihrer Sünden? Ach, ich gehe und werde Sie in mein Gebet einſchließen (ab).

Neunter Auftritt.

Ludwig XIV. Delarive.

Ludwig.

Endlich Ruhe! Der Bote genau inſtruirt?

Delarive

(noch ganz betroffen).

Sire, Sie werden mein Erſtaunen theilen. So eben hör' ich, die Vorſtellungen des Tartüffe ſollen einen eigenthümlichen Zweck haben —

Ludwig.

Einen Kaſſenzweck.

Delarive.

Um den Trouſſeau herzuſtellen, den Molière Armanden zu ihrer Vermählung ſchenken will —

Ludwig.

Zu ihrer Vermählung? Was? Mit wem?

Delarive.

Mit Molière ſelbſt.

die Glocken an den Kirchen Euere milden Herzen an den Tiſch des Herrn; noch quillen ja Thränen beim Klange der Orgel, noch küßt ja der Sterbende das Bild ſeines Heilands mit erblaſſenden Lippen! So lange ich Euch alſo keinen neuen Troſt geben konnte, würdet Ihr Euch den alten nicht haben nehmen laſſen. Alſo habe ich Euch beruhigt in den Geheimniſſen Eueres Herzens und ich erinnere Euch zum Schluſſe noch einmal an das Motto meines Buches:

Des Friedens Wund' iſt Sicherheit,
Sorgloſe Sicherheit; doch weiſer Zweifel
Wird Leuchte der Vernunft, des Arztes Sonde,
Der Wunde Grund zu prüfen.

Novelliſtiſche Skizzen.

I.

Ein Lebensloos.

Wer Einmal von der gewaltigen Macht des Bühnenlebens erfaßt wurde, bedarf der Hand des zwingenden Schicksals, um vor ihr errettet zu werden, wenn die Kraft den ungünstigen Wogen Trotz zu bieten nicht ausreicht.

Der eigene Wille, die eigene Selbstbeherrschung hat selten Jemanden zur Besinnung zurückgeführt, der im Bühnenleben seinen Anker werfen und nicht festen Grund gewinnen konnte.

Die unglaublichsten Wandelungen erlebt und beobachtet man, wenn man diese dämonische Wirkung, welche die Bühne auf die ihr einmal Verfallenen ausübt, verfolgt. Talentlosigkeit schleppt sich ein ganzes Leben hindurch am Lampenlichte hin. Zurückgesetzt, geschmäht sogar kann mancher Darsteller in der Blüthe seiner Jahre, wo ein neuer Erwerb noch mit männlichem Entschluß und männlicher Kraft sich anbahnen ließe, nicht die Kraft über sich gewinnen, sich loszureißen von diesem magischen Bann des Theaterlebens. Menschen hat man gesehen, die ihr Vermögen der Bühne opferten und doch den unwiderstehlichen Drang sogenannter Directionsführung nicht unterdrücken konnten.

Man braucht nicht an den Vater der Gräfin Hahn zu erinnern, der seine vielen Rittergüter an Theatermanie vergeudete und noch lange eine kleine Pension, die ihm geblieben, dazu anwendete, in Stade, Flensburg, Itzehoe und ähnlichen kleinen Städten an der Niederelbe bei herumreisenden Gesell-

ſchaften die Rolle eines Inſpicienten hinter der Bühne zu ſpielen, Statiſten zu ſchminken und bei Gewitterſcenen für Blitz und Donner zu ſorgen.

Es giebt Beiſpiele weniger abſtoßender, Beiſpiele edlerer Art für den Beweis, wie ſcharfe harpyenartige Hände die theatraliſchen Muſen unter ihren griechiſchen Gewändern verbergen.

Gerade darin, daß die Theaterwelt eine kleine Welt für ſich, ein abgeſchloſſenes Leben iſt mit dem ganzen Widerſpiegel der großen Welt und des großen Lebens, gerade darin liegt der Zauber der Bühne.

Es iſt nicht der Reiz des Spiels, der Reiz der Wirkung auf die Maſſe, der allein ſo gefangen hält. Leider iſt die eigentliche Aufgabe der Bühne ſo oft ihr Nebenzweck!

Nein, die Macht liegt in dem abgeſchloſſenen Kleinſtaate für ſich ſelbſt.

Da giebt es Könige, Miniſter, Regierungen, Geſetze, Revolutionen, Kataſtrophen, Alles für ſich und auf ſich ſelbſt nur bezogen. Bei Hunderten von Schauſpielern, die an großen Bühnen ſich für kleine Fächer erhielten, iſt ihr Daſein im Grunde organiſirter Müßiggang; aber keiner von dieſen, oft in acht Tagen kaum einmal mit einigen Worten auftretenden Schauſpielern oder Sängern merkt ſeinen Müßiggang. Die Spannung der Maſchine, der Hochdruck, der von oben oder von unten, von einem Rivalen, von Intrigue oder einer Cabale oder dem eigenen Ehrgeize kommt, hält den ganzen Menſchen in einer elaſtiſchen Erregung. Wie viel mehr muß dieſe Erregung heben und in innerſten Aufruhr verſetzen, wenn man am Bühnenleben ein bedeutendes Glied des Ganzen iſt oder wol gar das Ganze ſelbſt geleitet, ſelbſt eine Zeit lang den Herrſcher dieſer kleinen Königreiche geſpielt hat!

Es giebt abſchreckende, proſaiſche Beiſpiele dieſer theatraliſchen Manie — die tägliche Erfahrung bietet deren — ich will ein faſt poetiſches erzählen.

In den Zwanziger Jahren war die darmſtädter Bühne eine der erſten Deutſchlands.

Der damalige Großherzog Ludwig leitete ſie ſelbſt.

Nicht nur, daß er ihr seinen Schutz und eine gewisse, der Bühne so wohlthuende persönliche Theilnahme widmete, Großherzog Ludwig war der eigene Dirigent seiner Anstalt und verwandte unverhältnißmäßige Summen auf eine Pracht der Scenerie, welche die Opernvorstellungen Darmstadts in ganz Süddeutschland zu einem noch jetzt nicht verklungenen Ruhme erhoben. Der Großherzog leitete die Proben, gab die Tempi an und ließ Gesandte, Minister, Räthe in den Vorsälen des Theaters warten, während er noch mit einem Finale von Spontini oder Gluck beschäftigt war. Seiner Neigung, auf einem für Darmstadt unverhältnißmäßig großen Theater vorzugsweise in den Opern Glanz zu verbreiten, konnte kein Talent geeigneter entgegenkommen als das eines mittelmäßigen Schauspielers, Namens Franz Grüner, der kurz nach den Befreiungskriegen am Theater an der Wien Karl Moor und Abällino ohne besondern Erfolg gespielt hatte, jedoch Kenntnisse und Einsicht genug für die Stellung eines Regisseurs besaß.

Vom Theater an der Wien, das durch Entfaltung äußerer Reizmittel der Scenerie mit den kaiserlichen Theatern in Wien zu wetteifern pflegte, brachte Grüner eine angeregte Phantasie und die Kunst, Massen auf der Bühne zu vertheilen und in gefällige Bewegung zu setzen, bereits mit, vervollkommnete dies Talent aber unter dem prachtliebenden Großherzog zu einer Meisterschaft, deren wahres Terrain die große Oper in Paris gewesen wäre.

Auch verweilte er in Paris einige Zeit, als mit des Großherzogs Tode der für Darmstadt unverhältnißmäßige Theaterluxus aufhörte und eine Pension, die der leichtsinnige Mann jedoch sogleich verkaufte, seine Zukunft hätte sichern können.

Sein Ruf als Arrangeur, seine glänzende Einrichtung der „Stummen von Portici" verschafften Grüner'n die Anstellung als Director des Stadttheaters in Frankfurt a. M. Was Darmstadt bisher besessen hatte, wollten jetzt die reichen Kaufleute Frankfurts besitzen. Ja sie überhoben sich sogar in dem Grade, daß sie Franz Grüner zum „Intendanten" ihres Theaters ernannten.

Die Folge war Verlust auf Verlust.

Der neue Intendant hatte nur seine Darmstädter Er-

innerungen im Kopfe, verſchmähte Schauſpiel und einfache Oper, träumte nur Ballet, Chöre, Triumphmärſche, dreifache Orcheſter, Feuerregen, bengaliſche Flammen und Maſſen, Maſſen!

Einige Jahre währte die Herrſchaft dieſes theatraliſchen Sardanapal. Während darüber die Kaſſe leer blieb, die Zuſchüſſe ſich mehren mußten, die Actionäre in Zank und wilde, ja böſe Partheiung geriethen, übte der Intendant doch einen Zauber durch ſeine Künſte der Scenirung aus. Er hatte Mozart's „Don Juan" neu eingerichtet und mit großen Koſten hinter der Bühne ein Reſervoir von Waſſer angebracht, aus welchem Röhren zur Bühne hinabgingen und natürliche Springbrunnen hervorbringen ließen. In der Gartenſaalſcene Don Juan's, während des Tanzes der berühmten Menuet, erhoben ſich hinter den Bosquets natürliche Springbrunnen in der vollen Höhe der Bühne und erzeugten jedesmal, zu den weichen Accorden der Muſik, zu dem Gewühl der Menſchen, dem edeln Styl der Decoration, dem ſüdlichen Charakter der darauf abgebildeten Natur durch ihr helles Plätſchern ſtürmiſchen Applaus. Wenn der Intendant bei ſeinen Actionären einen Zweck erreichen wollte oder eine Unterſuchung ſeiner Finanzverwaltung erwarten konnte, ſetzte er „Don Juan" an und ließ die Waſſer ſpringen. Plätſcherte das ſo luſtig, ſo ſpaniſch, ſo romantiſch, ſo bezaubernd ſüdländiſch, ſo hinreißend zum eigenen Antheil an dem bunten Maskenfeſt, ſo war Franz Grüner immer wieder im Vortheil. Die reichen Banquiers klatſchten Sie waren in Spanien. Sie vergaßen die Karliſten und Chriſtinos, die Ardoins und die Dreiprocents, die ihnen auf der Börſe ſo vielen Kummer machten; Franz Grüner zauberte ihnen ſpaniſche Poeſie und ſeine Bücher wurden mit Nachſicht beurtheilt.

Endlich aber half das Waſſerſpringen doch nichts mehr. Der ſceniſche Sardanapal ruinirte die Anſtalt. Man entließ ihn.

Von da an führte Franz Grüner ein kummervolles Leben. Er war wie ein verarmter Timon. Sonſt in Fülle und Herrlichkeit lebend, floh man ihn jetzt wie den Fluch jeder Bühne. Das iſt der Kaſſenverwüſter' war der Ruf, der

hinter ihm herſcholl und ſeine reichen Kenntniſſe, ſeinen großen Vorrath vortrefflicher Ideen zu ſeinem Lebensfluche machte. Ein ſogenannter Oekonom der Bühnenverwaltung, ein Sparer, ein Geizhals, ſelbſt wenn er die Kunſt mit Füßen träte und in proſaiſcher Illuſionsloſigkeit die eigentliche Aufgabe ſeines Berufs mißhandelte, wird immer mit offenen Armen begrüßt werden — aber ein Verſchwender, ein Liebhaber der Pracht und des Luxus, ſelbſt wenn ſeinen Anſchauungen eine Genialität zum Grunde läge, wird geflohen.

Franz Grüner trug die Pyramiden Aegyptens, das Parthenon Athens, das Coloſſeum Roms in ſeiner Phantaſie und ſchleppte ſich durch Armuth und Elend kümmerlich hindurch.

Man gab ihm an den Wiener Bühnen kleine Poſten, die ihm zur Noth das Leben friſteten. Er durfte, wie Graf Hahn in Itzehoe, mit dem Theaterbuche in der Hand auf dem Hofburgtheater hinter den Couliſſen ſtehen und den Schauſpielern ſagen, wann ſie auftreten und wo ſie abgingen. Aber auch dieſen Poſten eines ſogenannten „Nachleſer" verlor er und ging nach Peſth — in's Elend.

Seine Erholung und ſein Troſt war ein Werk, das er über die Kunſt der Scenerie ſchreiben und mit dem alten darmſtädtiſchen Aufwande von Kupfern, Plänen, Riſſen, Coſtumen erſcheinen laſſen wollte.

Kein Verleger erklärte ſich bereit, ein von ihm wirklich vollendetes, aber zu prachtvoll angelegtes, vier oder fünf Kunſtanſtalten in Europa allein intereſſirendes Werk herauszugeben.

So ſaß Grüner denn Tage lang unter ſeinen Plänen und Zeichnungen. Er grübelte aus, wie — ſoeben zu Gluck's „Alceſte" der Vorhang aufgehen würde ... die leidenſchaftliche Ouverture iſt verhallt, die Trompete ertönt, ein Herold tritt auf, der Chor umſteht ihn in angemeſſener Gruppirung — der eine Sänger dort, der andere da — wir ſind in Delphi — Alceſte tritt auf — die Prieſter des Apollo in langen Schleppgewändern nahen ſich im majeſtätiſchen Zuge, zwei auf zwei, in gleichem Tempo, da auftretend, da abſchwenkend, dort verſchwindend — ſo ſchwelgte Grüner all-

nächtlich in seiner Armuth, sah die Lichter, hörte die Musik, schrieb jeder Bewegung von Menschen, die er sich dachte, so und so viel Fuß nach links und rechts vor, zeichnete diese Anordnungen auf und träumte eine Ausführung in höchster Vollendung.

Sonst, wenn ein solcher wirklich ausgeführter Abend in Darmstadt oder Frankfurt glücklich vorüber war, trank der Intendant Champagner; jetzt trank er Wasser.

Aber die Wunderwelt der großen Oper, Gluck's mythologische Pracht, Mozart's „Titus", Spontini's „Vestalin" lebten um ihn und in ihm. Er hoffte auf eine Zeit, wo seine Pläne neu erstehen, seine Gedanken und Bühnenanweisungen Leben gewinnen und sein Werk, wenn nicht im Druck erscheinen, doch noch einmal von einem Fürsten wie Großherzog Ludwig von Darmstadt würde in Ausführung gebracht werden.

Ein deutscher Theaterfürst besuchte ihn einige Jahre vor seinem Tode in Pesth.

Ein Theaterfürst ist ein Director.

Dieser Souverain suchte brauchbare Kräfte für sein heimisches Königreich.

Als eines Tages beim Besuch der Bühne seine Kleider sich von Oel beschmutzt hatten, erzählte man ihm von einem Fleckenreiniger, dem er seine Garderobe bringen sollte; der Mann, ein Greis, liefere gute Arbeit und er verdiene sich noch einen Gotteslohn, wenn er in des Unglücklichen Dachkammer stiege; es wäre der seit Jahren verschollene ehemalige Intendant der Frankfurter Bühne, Franz Grüner.

Der Director, kaum an die Möglichkeit eines solchen Sturzes glaubend, stieg in die Dachkammer.

Er fand einen abgezehrten kranken Greis, zusammengekauert unter alten Kleidern, die er von Flecken reinigte.

Erschüttert redete er den einst von Glanz umgebenen Unglücklichen an und bot ihm Hülfe, Unterstützung nach Kräften, reichte ihm Geld, fragte nach seinen nächsten Bedürfnissen.

Aber er fand Timon.

Kein Wort des Dankes, keine Entgegennahme des Mitleids, keine freundliche Erwiderung.

„Ich will Ihr Almoſen nicht," ſagte der Greis, kaum von ſeinen alten ſchmutzigen Kleidern aufblickend. „Wenn Sie etwas für mich thun wollen als Director eines Theaters, da ſind meine Miſe-en-Scènen! Da iſt die „Alceſte" Gluck's! Da iſt „Iphigenie auf Tauris", „Orpheus und Eurydice!" Führen Sie meine Pläne aus! Laſſen Sie wenigſtens mein Werk auf Subſcription drucken! Für Ihr Almoſen dank' ich! Es kann mir nichts helfen!"

Damit ſchob der auf der Erde ſitzende abgeſetzte Theater-Lear zornig die Brille auf die Naſe zurück, griff nach ſeinen Fleckſeifen, ſeinen Terpentingläſern, rieb die auf Bällen verdorbenen Kleider, die auf Maskeraden, wie er ſie einſt unter ſeinen ſpringenden Waſſern angeordnet hatte, mit Champagner und Saucen köſtlicher Speiſen verunreinigten Gewänder der Damen und wies auf einen alten Ofen, hinter dem aufgeſchichtet die Träume ſeiner Phantaſie lagen.

Er verachtete die wirkliche Welt. Ob er hier aus ſeidenen Kleidern Flecken wuſch, ob er hungerte und fror, er war ein König in ſeiner wahren Welt, ein Herrſcher der Welt des Lampenlichts. Hinter jenem Ofen lagen in Folianten alle ſeine Ideen über Scenerie. Er konnte ſich ſagen: „Wer in Europa denkt über den zweiten Act von „Orpheus und Eurydice" nach! Wer weiß, wie da die Nähe des Tartarus anzudeuten, der Furienchor einzuführen, dieſer die vom 18. Jahrhundert bewunderte gewiſſe Septime mit dem erſchütternden Nein! mit einem Schritte vorwärts zu begleiten hat? Wer lebt wie ich mit Iphigenien am Thrazierſtrand? Wer weiß die Zelte der Griechen dort aufzubauen, wer die Krieger zu gruppiren? Wer hat über alles Das nachgedacht, Studien gemacht, Jahre lang geforſcht und Scene für Scene jede Stellung, jedes Coſtume, jeden Proſpect niedergeſchrieben ...?"

Er verachtete ſeine Mitwelt.

Franz Grüner iſt im Elend geſtorben.

Sicher hatte er gehofft, es käme noch eine Zeit, die ſeinen Directionsſtab und Arrangeurſcepter wieder hervorziehen würde. Den Gedanken etwa an eine Richtigkeit ſeiner geſammelten Schätze, die jeder Kundige, wo einmal beſchloſſen würde, Gluck zu geben, in wenigen Tagen neu hervorbringen würde.

Lakai.

Der Director der königl. Schauſpiele bittet um die Gnade, Sr. Majeſtät aufwarten zu dürfen.

Ludwig (frappirt).

Molière — Armande — Kaſſenzweck?

Lakai (öffnet).

Zehnter Auftritt.

Molière (freudig aufgeregt). Die Vorigen.

Ludwig (indignirt).

Molière! Was muß ich von Ihnen hören! Molière, Sie beabſichtigen —

Molière.

Ew. Majeſtät für eine Nachricht zu danken, die mich zum Glücklichſten der Sterblichen macht —

Ludwig (zornig).

Wie, Molière, iſt es wahr, daß Sie mit der Aufführung des Tartüffe geheime Zwecke verbinden?

Molière.

Sire, nur den offenen Zweck, die Heuchelei zu entlarven und die Tugend zu rechtfertigen.

Ludwig.

Das ſind Redensarten! Phraſen! Phraſen! Man hat mir ganz andre Dinge berichtet, man hat mir geſagt, daß Sie den Tartüffe nur deshalb ſo anzüglich geſchrieben haben, weil Sie volle Häuſer machen wollen!

mochte er nicht faſſen. Es hätte ein Fortunatusſeckel einen Tag lang den Armen zu Gebote ſtehen dürfen, er würde nur hineingegriffen haben, um ſich wieder ein Theater zu pachten, große Aufführungen zu geben, Trompeterchöre hinter die Bühne zu ſtellen, Statiſten marſchiren, Waſſer ſpringen zu laſſen.

Die Macht der Bühnenmuſen iſt eine dämoniſche.

Wer je in ihrem Reiche auch nur eine einzige glückliche Stunde verlebt hat, iſt ihrem Zauber auf ewig verfallen.

II.

Der Pfeffer-Matthes.

Unter Führung eines Arztes, der an einer unſerer berühmteſten Irrenanſtalten wirkt, lernt' ich, an ihn empfohlen, kürzlich eine Menge jener traurigen Vorſtellungen kennen, die den menſchlichen Geiſt mit jener ausſchließlichen Alleinherrſchaft einnehmen, die wir Wahnſinn nennen.

Blödſinn, Raſerei ſind die Folgen mehr oder weniger phyſiſcher Zuſtände; fixe Ideen aber, die mit der geſundeſten Beſchaffenheit des Körpers verbunden ſind, drücken eine gleichſam nur auf einen Punkt zuſammengedrängte Geiſteskraft aus und flößen uns durch die Folgerichtigkeit des falſchen Denkens, durch die Vorausſetzung ſich von ſelbſt verſtehender Natürlichkeit der Behauptungen und den damit verbundenen doch regelmäßigen Verlauf aller übrigen Lebensfunctionen, der ſich nicht im mindeſten auch von dem Aufenthalte an einem ſolchen Heilorte beirren und von ſeinen Gedanken abbringen läßt, das unheimlichſte Grauen ein.

Unter vielen ſolchen Opfern der räthſelhaften Bildung unſerer Vorſtellungen und der geheimnißvollen Bedingungen des Seelenlebens durch die Einwirkungen der Materie fiel mir beim Eintritt in einen von mehren ſtillen Zimmergenoſſen bewohnten freundlichen und in auffallender Ordnung erhal-

tenen Raum ein sonderbares, mit keineswegs anziehenden, eher ängstlichen als in sich zufriedenen Mienen sich ankündigendes Männchen auf, das fröstelnd und zusammengekauert in einer Ecke saß und rings um sich her einen wunderlich durcheinandergeworfenen Apparat von Holzschnitzereien, Tannenbüscheln, Bändern, Nüssen, Goldpapierschnitzeln u. dergl. ausgebreitet hatte.

„Das ist der Weihnachtsmann!" sagte der Arzt halblaut zu mir und machte mich auf die Arbeit des Irren, der sich nicht stören ließ, aufmerksam.

Unverkennbar war das verhutzelte Männchen mit einer Weihnachtsbescheerung beschäftigt.

Ein Messer hatte es in der Hand, mit dem es an kleinen Holzstäben schälte, von denen einige schon auf einem Brett zu einer Figur zusammengesetzt waren, die etwa einer sogenannten Pyramide gleichkommen mochte.

Andere solcher schon fertiger Pyramiden, umwunden mit verwelkten gelben Tannenzweigen, standen neben ihm zu seinen Füßen.

Die Aepfel waren verdorrt, die Nüsse halb verschimmelt, es schien eine ziemlich alte Bescheerung zu sein, die der Irrsinnige hier noch immer wie eine erst in der Vorbereitung begriffene behandelte.

Ich sah eine Weile dem Treiben des Greises zu.

Sein Schädel war kahl, das wenige Haar gebleicht, das dunkle Auge blinzelte einigemal scheu zu uns empor, es hatte einen stechenden Ausdruck, die Wangen und Hände waren faltenreich wie die neben ihm liegenden gedörrten Zwetschen, die er wie Edelsteine zu behandeln schien, so vorsichtig legte er eine neben die andere, gleichsam um sich nicht zu verwirren und im Hundertsten das Tausendste zu verwechseln.

Seine zwei Mitbewohner, die wiederum auch ihren Sparren hatten, lachten.

Doch waren sie in der ihnen beschiedenen Narrheit (der Eine trug von Papier alle Orden der Welt, der Andere war reicher als Rothschild, er machte sich ein Papiergeld selbst, das in allen Staaten der Welt einen weit über pari gehenden Cours hatte) so gutmüthig, daß sie mit dem wie es schien

reizbaren Alten, dem Weihnachtsmanne, wie ihn der Arzt genannt hatte, sich in aller Friedfertigkeit vertrugen.

Der zusammengeknöpfte Hausoberrock, die fröstelnden Bewegungen des Alten, die mit dem lachenden Sonnenschein, der durch die Fenster fiel, in einem Widerspruche standen, der mir mehr rührend als komisch war, veranlaßten den Begleiter zu fragen: „Macht's kalt?"

Eine fröstelnd sich schüttelnde Bewegung war des Narren Antwort.

„Was schreiben wir heute für ein Datum?" fuhr mein Begleiter fort, weniger um auf die Consequenzen der Manie des Armen einzugehen, als um mir einen vollern Einblick in sie zu gestatten.

„Bald Weihnachten, Weihnachten!" war die Antwort.

Die beiden Mitbewohner, der mit Orden geschmückte und der Krösus, verzogen wieder die Miene und machten mit aller Vernunft geltend, daß wir uns heute noch in der schönsten Jahreszeit befänden, weit entfernt vom 18. Januar, dem großen Preußischen Ordens- und Krönungstage, wo Jener wiederum einen Adlerorden irgend einer neuen Klasse zu bekommen hoffte, weit entfernt noch vom 1. October sogar, wo die Dividenden der unzähligen Anleihen ausgezahlt wurden, die die Fürsten Europas bei dem Andern aufgenommen hatten.

Der Alte blieb dabei, die Weihnachtszeit wäre nahe im Anzuge und ein guter Hausvater müsse sich rüsten, den Seinigen Freude zu bereiten.

Er unterließ nicht, auf nähere Erkundigungen des Arztes alle die Personen zu nennen, für welche er die Weihnachtsbäume, die schon fertig, ebenso bestimmt hätte wie die, die er erst noch herrichten und schmücken wollte.

„Ein Theil dieser Personen," flüsterte mir mein Begleiter zu, „ist todt; aber sie leben in seiner Erinnerung; es sind seine Kinder, seine Dienstleute, seine Verwandte. Er ist reich und kann hier nach Wunsch gehalten werden. Sein Zustand ist die Folge des Geizes. Ich bin selbst Zeuge gewesen, wie seine Manie entstanden ist ..."

Und da immer noch das Klappern der Zähne des Alten, sein Fröſteln und Reiben der Hände nicht endigen wollte, ſagte der Arzt: „Sie machen's zu arg, Herr Matthes. Wir ſind erſt im September und Ihnen geht ſchon die ſchöne herrliche Weihnachtszeit auf. Laſſen Sie ſich doch bedeuten! Wir haben noch volle ſechs Wochen bis Martini und für Ihre Weihnachtsbäume gehören ſich doch friſche Nüſſe. Die ſind dies Jahr noch gar nicht geſchüttelt worden. Aengſtigen Sie ſich nicht. Chriſtkindchen läßt Ihnen Zeit, diesmal mehr herzurücken als gewöhnlich, Herr Matthes!"

Der Alte ſchnitt ein ſauerlächelndes Geſicht.

Unverkennbar war in ſeinen Mienen Geiz abgeprägt.

Er antwortet nicht, ſondern fuhr in ſeinem Bau von Weihnachtsbäumen fort und mein Gefährte ſagte einfach: „Gehen wir weiter!"

Im Hinaustreten fügte er hinzu: „Manchmal nehmen wir ihm den Kram fort, weil er ſich zu ſehr aufhäuft und den beiden Anderen den Raum benimmt, ihre Ordensbänder und Staatspapiere auszubreiten; aber wie ein Biber bauen muß, weil er nicht anders kann, ſo muß der Alte Weihnachtsbäume machen. Die Furcht vor dem Chriſtkind iſt eben ſein ſtiller Wahn. Pfeffer-Matthes nannten ihn die Leute in der kleinen Stadt, wo er lange Jahre eine einträgliche Spezerei- und Materialwaarenhandlung führte."

Neue Eindrücke unſerer traurigen Wanderung ließen den eben empfangenen in den Hintergrund treten, und ich wäre ſchwerlich dazu gekommen, den freundlichen Führer um die Geſchichte des Pfeffer-Matthes anzugehen, wenn mich nicht der Anblick ſeiner lieblichen und fröhlich ſich tummelnden Kinder darauf gebracht hätte.

Ihr Vater war, als wir die Pforte des trauervollen Aſyls der Geiſteskranken hinter uns zufallen hörten, ſo freundlich, mir anzubieten, mich auf der lieblichgelegenen Veranda der nahen Wohnung auszuruhen.

Die Zurüſtungen des Kaffeetiſches lockten traulich zu dem dichten Weinlaubdache hinüber, das ſich an die vom freundlichſten Abendſonnenlicht vergoldete Wohnung lehnte. Das berühmte Irrenhaus lag entfernt von der Stadt in anmuthiger

bergiger Gegend, die Wohnung des Directors in ihm selbst und der Assistenzarzt tauschte vollends schwerlich mit einem Andern, so im Grünen und Heitern lag das kleine Häuschen, das er bewohnte, mit seiner reizenden Fernsicht auf ferne blaue Berge und einen nahen, zierlich sich schlängelnden, immer belebten Strom.

Gattin und Kinder boten einen freundlichen Empfang.

Die Brust athmete mir auf von dem beklemmenden Druck des eben Erlebten und Gesehenen.

Das humoristische „Man gewöhnt's" milderte nicht sogleich die Schauer, die noch nachbebten.

Es wurde manches Wort über die Ursachen der Geistesstörungen überhaupt gesprochen, über die Zunahme an Geisteskranken in unserer Zeit, über die Ursachen, die dafür wol eben in der Zeit selbst liegen mögen, über die veränderten Behandlungs- und Heilmethoden, die man jetzt befolgt, und Aehnliches.

Das Gefühl, seiner eigenen fünf Sinne mächtig zu sein, wirkt dabei in der That so trostreich, das man bald sich selbst in die wunderlichsten Erscheinungen findet.

So diente nun der Hinblick auf die Hausfrau, die eine glückliche Mutter war, auf die Kinder, die heiter und froh um uns her sprangen und kletterten, mit einem großen Hunde spielten und auf der Terrasse, die sich den Berg hinunter abwärts abdachte, manche halsbrechende Kunststücke aufführten, als Uebergang zu den Weihnachtsfreuden und zu jenem närrischen Alten, der so lediglich und ausschließlich nur mit dem einzigen Tage im Jahre beschäftigt schien, auf den der Glaube und die Liebe so viel Reize des Glückes und der Poesie ausgeschüttet haben.

„Ja, der Pfeffer-Matthes!" sagte der Doctor. „Das will ich Ihnen erzählen und kann es aus bester Quelle, da ich beim Ursprung dieser Narrheit zugegen war und mein Weibchen da wird wol auch nichts dagegen haben, wenn ich davon plaudere. Wenn man sechs Jahre verheirathet, kommt man nicht alle Tage auf die schöne Zeit des Brautstandes zurück."

Die Gattin machte mit dem Zeigefinger eine jener drohenden Geberden, die nur Der verstehen kann, der

ſelbſt verheirathet iſt. Wer es noch nicht iſt oder wer überhaupt nicht heirathen will, dem ſagen wir nur, daß dieſe kleine Geberde etwa ſo viel ſagen will, als: Die Ehe iſt jener merkwürdige Lebensſtand, wo zwei Menſchen ſo nahe aneinandergerückt ſind, daß ſie gar nicht anders können, als ewig aneinander zu ſtreifen und manchmal recht unſanft ſich zu berühren, aber auch der Stand wieder, wo man ſo nahe aneinandergerückt iſt, daß man ſich nichts nachtragen kann und auf eine Verſtimmung immer wieder ein Dutzend Gelegenheiten hat, ſich einen herzlichen Kuß zu geben und ohne alles Nachtragen zu ſagen: Vergeben und Vergeſſen.

Der Doctor zog ſeine Cigarrentaſche und mich ermunternd, ſeinem Beiſpiele zu folgen, erzählte er folgendes Beiſpiel aus ſeinem Leben:

„Es gab," begann er, „vor acht Jahren einen grimmigen Winter, der Froſt war unerhört, der Schnee lag ſchuhhoch und knirſchte unter Fuß und Wagenrad. Das hinderte mich aber nicht, von der großen Reſidenz, wo ich wohnte und meine Examina machte, zum Weihnachtsabend drei Meilen weit in eine kleine Nachbarſtadt zu reiſen, wohin mich ein Weihnachtsbaum zog, den mir ſchon in's dritte Jahr die liebſte Hand auf Erden anzündete, die ſchöne — ſehen Sie, wie zarte — Hand meines guten Weibchens da. Damals war ſie meine Braut."

„Wie viel Mühe ſie mir gemacht hat, ſie als ſolche zu erobern, bewies ich unter Anderm dadurch, daß ich regelmäßig zu Weihnachten und gleich auch wieder zu Neujahr und mochte ein Wetter ſein wie da wollte, mich einfand bei der Beſcheerung und acht Tage darauf beim Punſchnapf."

„Gewöhnlich bediente ich mich, um von Kutſchern unabhängig zu ſein, eines gemietheten Pferdes."

„So ritt ich auch jenen Weihnachtsabend meinem lieben Städtchen zu und glich, wie ſchon zweimal, wieder dem Knechte Ruprecht oder dem heiligen Nikolaus."

„Links und rechts am Sattel waren Beſcheerungen angebändelt; das raſſelte und klingelte und klapperte um mich her von allerlei Blech, das ich den jüngern Geſchwiſtern meiner Braut mitnahm. Hinten am Rücken des Kleppers, quer über

die Kruppe, lag ein Gegenstand festgebunden, der mich zwang, sehr langsam zu reiten, ein Ungethüm mit vier Beinen in die Luft ragend, einfach ein Nähtisch von Mahagony. Wer den Reiter so in der grimmen Winternacht im Zwielicht fern hintrotten sah, hätte unsere Gesammterscheinung für irgend eine fabulose Species aus Raff's Naturgeschichte halten müssen. Im Mantel, hinten und vorn, waren noch packweise Thorner und Nürnberger Lebkuchen versteckt, kurz ich war ein berittener Weihnachtsmarkt und hätte jedem Abällino, der mich vielleicht auf der einsamen Landstraße anzufallen die Winterlaune gehabt hätte, sicher wenigstens für seine hoffnungsvollen Kinder einen vortheilhaften Fang abgegeben."

„So kam ich langsam und wohlgemuth, zuletzt freilich trotz der Pelzstiefeln mit abgestorbenen Füßen und mit kläglich durchkribbelten Händen, in die Nähe des kleinen Städtchens, wo meine Gattin (ohne — Kleinstädterin zu sein) das Glück gehabt hat, für mich geboren und erzogen zu werden. Mit einbrechender Dämmerung nahm der Frost immer zu, mein Athem thaute den Reif nicht mehr vom Barte weg, die Mähne meines Gauls war wie versilbert, und als die Nacht einbrach, standen die Sterne so glitzernd kalt am Himmel, so funkelnd lockend und doch so aller belebenden Wärme bar wie die schönen Augen einer herzlosen Kokette."

„Meine Gattin mahnt aber, mich nicht bei poetischen Beschreibungen aufzuhalten."

„Also zur Sache."

„Dicht an dem Städchen liegt der Kirchhof, an dem ich vorüber mußte."

„Ich kann nicht verschweigen, daß das Läuten der Weihnachtsglocken vom Städchen her mich innig ergriff. Ich ritt meinem Liebchen entgegen! Alles war so still in winterlicher Ruhe um mich her und mein Herz so voll von Sehnsucht und Kindheitserinnerung. Ich blickte voll Rührung auf den schon in tiefnächtlichem Dunkel liegenden Friedhof, auf die stillen kleinen Schneehügel, die verschneiten Kreuze und Grabsteine, ich gedachte der Freuden, die da kommen und gehen, und wäre die sich dazwischendrängende Sehnsucht nach Euren warmen Oefen, Eurem warmen Thee und gewissen noch

wärmern Küſſen nicht geweſen, ich hätte Muße und Stimmung gehabt zu einigen recht dicktröpfelnden Thränen. Der Menſch iſt nun einmal ſo. Was zu ſchön iſt und zu reich, das macht uns weich u. ſ. w., u. ſ. w."

„Schäme Dich, daß Du Deiner Thränen ſpotteſt," unterbrach die Doctorin.

„Er ſpottet ihrer nicht," vertheidigte ich den Erzähler, „im neunzehnten Jahrhundert iſt es eben Mode, von ſeinen Thränen nicht anders als nur ſchriftlich oder gedruckt zu ſprechen. Laſſen Sie ihn weinen! Er thut's nur in der Erinnerung."

„Alſo der Kirchhof!" wiederholte der Erzähler. ... „Wie ich ſo den ſanften Glockenklängen über den leuchtenden Schnee hinüberlauſchte, ſeh' ich im Dunkeln unter den Gräbern und Kreuzen eine wandelnde Laterne. Lieber Gott, dach:' ich, da doch über den Friedhof nicht ein allgemeiner Weg geht, was ich ſonſt wol leiden mag, weil es den Luſtigſten manchmal erinnern muß, unwillkürlich an den Tod zu denken, ſo iſt das gewiß ein armes liebendes vereinſamtes Herz, dem kürzlich irgend ein theures Angehöriges ſtarb. Das denkt da im Schnee an die Weihnachtsfreude der ganzen Welt, die ihm zu theilen nicht beſchieden iſt. Es hat's hinausgezogen in die kalte Winternacht und vom Grabe ſeines Theuern ſchaufelt's den Schnee weg, um wol einen Kranz darauf zu legen."

„Und wie gedacht, ſo war es faſt."

„Wenigſtens ſtand die Laterne ſtill, mitten auf dem Friedhofe ſtand ſie ſtill. Einen Durchgang gab's hier nicht, ich kannte ja, gelt Malvina, ich kannte alle Wege in Euerm Neſt, die offenen und die geheimen gar ſchon."

„Alſo es war ein Trauernder."

„Natürlich ritt ich weiter, ritt in's Thor, ritt die Straße hinauf zu Liebchens Hauſe, pochte und kam juſt zu rechter Zeit zum Weihnachtsbaum, den ich ſelbſt noch ſchmücken wollte und der ſchon weit mehr für mich geſchmückt war — wie immer!"

„Mein Gaul war im Stalle des Vaters, die Beſcheerung war vorüber, wir ſaßen ſchon traulich am warmen Ofen eines Nebenzimmers, verzehrten die kaum aus dem Ofen gekommenen Weihnachtsſtollen und wärmten uns an der Spende einer

kräftig dampfenden Bowle, während die kleinere Welt nebenan den dunkelgewordenen Christbaum nicht mehr ansah vor Interesse an den Einzelheiten der Bescheerung, einem Interesse, das von Bewunderung, wie auch wol sonst im Leben, zur Zertrümmerung überzugehen pflegt — als wir plötzlich auf der Straße es laut werden hörten. Stimmen sprachen durcheinander, Klingeln von einem Schlitten vernahm man und bald auch wurde heftig die Hausglocke gezogen."

„Mein Schwiegervater war, was auch ich werden wollte, Arzt."

„Ein Kranker oder Verunglückter!" hieß es.

„Wir sprangen aus unserm traulichen Kreise auf und in der That begehrte man die Hülfe des Vaters."

„Eine Anzahl Menschen stand vor dem Hause und theilte sich die Thatsache mit. Auf dem Kirchhofe ist Einer erfroren! hieß es. Es ist der Pfeffer-Matthes!"

„Mein Schwiegervater war schon in den Kleidern, mein Liebchen da hatte ihm schon den Pelz übergeworfen."

Nun war die Möglichkeit, wie und wo der Pfeffer-Matthes, ein, wie ich sogleich erfuhr, allgemein bekannter Mann, ein Wohlhabender der Stadt, dem man zum Spott einen Namen gegeben hatte, der von seinem Gewerbe kam, erfroren sein konnte, nicht erörtert, als ich mich schon dem Vater angeschlossen hatte."

„Bei der Nachricht, man hätte Herrn Matthes erfroren auf dem Kirchhofe gefunden, mußte mein Interesse nur wachsen. Schon im Gehen auf der Straße erzählte ich von dem Lichte, das ich auf dem Friedhofe gesehen."

„Indem waren wir bereits in das Haus des Verunglückten getreten, das eins der stattlichsten am Markte war."

„Die Menschen, die die plötzliche Unruhe in der sonst so stillen und nur von Kindertrompeten und Trommeln heute alarmirten Stadt und die Neugier auf die Straße trieb, nahmen, sah ich wol mit Befremden, zu dem Vorfall eine eigene Miene an. Wie ein Lauffeuer ging durch alle Anwesende, die uns begleiteten und sich in's Haus, in das man den Pfeffer-Matthes schon getragen hatte, mit eindrängten, eine Allen gemeinsame Auffassung des Vorfalls."

„Hat er's nun weg, der Geizhals?“ hieß es. „Straft ihn seine Frau nun Lügen? Muß er nun wenigstens zu seinem Begräbniß herausrücken, der Heimtücker!“

„Eine Aufklärung dieser Bemerkungen zu bekommen war für mich nicht möglich, da ich mit dem Vater beschäftigt war, den Erstarrten in's Leben zurückzurufen.“

„Man hatte ihn in sein Schlafzimmer gebracht, dies schnell geheizt, ihn dicht mit wollenen Decken umhüllt, unter denen man den Halbentkleideten mit herbeigeholtem Schnee, mit Spiritus und flüchtigen Salzen rieb.“

„Die Dienstboten, die Ladenbursche mußten zu diesem Hülfswerk angefeuert werden, ihre Freude an der Wiederkehr von Lebenszeichen war erst allmälig aufrichtig, erst der Erfolg ermunterte sie. Zu lange konnte der, wie man sah, nicht beliebte Mann nicht im Zustande der Erstarrung gelegen haben. Seine Kleider waren von der umgestürzten Laterne verbrannt. Man hatte vom Wege die Flamme gesehen, die den alten grauen Mantel ergriffen hatte, und so war die Hülfe von zufällig Vorübergehenden beschleunigt worden.“

„Unseren angestrengten Bemühungen gelang es, bis gegen Mitternacht die entschiedensten Zeichen des rückkehrenden Lebens zu gewinnen. Wir konnten ein leichtes Einflößen von heißem Thee verordnen und uns mit der Hoffnung entfernen, daß die gesteigerte Bettwärme bis zum Morgen das Werk der Wiederbelebung würde vollendet haben.“

„Es war eine grimmig eisige Nacht, als wir erschöpft über die nun todtstillen Straßen selbst die Ruhe und unser warmes Lager zu gewinnen eilten.“

„In aller Frühe war der Vater schon wieder am Markte bei dem Pfeffer-Matthes.“

„Ich erfuhr gerüchtweise, daß der Gerettete schon aufgestanden war, und hatte inzwischen mancherlei Anderes, was mich in Anspruch nahm.“

„Zu Mittag, als der Mutter fast die köstliche Gans zu lange am Feuer stand, weil Papa nicht endlich heimkam, erfuhren wir, daß es mit dem Pfeffer-Matthes nicht so gut aussah, als man Anfangs geglaubt hatte.“

Molière.

Wollte Gott, Majeſtät, alle Stücke, die ich aufführen muß, hätten ſich dieſen löblichen Zweck geſetzt. Sire, man hat den Tartüffe verboten, weil er dem Throne gefährlich wäre —

Ludwig.

Ich rede nicht vom Thron.

Molière.

Weil er der Kirche gefährlich wäre —

Ludwig.

Ich rede nicht von der Kirche.

Molière.

Weil er gegen die Regeln des Ariſtoteles verſtößt —

Ludwig.

Ich rede nicht von Ariſtoteles.

Molière.

Ew. Majeſtät haben das Verbot aufgehoben — Ganz Paris iſt in Bewegung.

Ludwig.

Paris könnte der Ruhe pflegen.

Molière.

Die Municipalität von Paris kommt, um Ew. Majeſtät ein Lebehoch zu bringen.

Ludwig.

Die Municipalität ſoll meine Ohren ſchonen! Molière, ich ſchätze Sie, aber ich geſtehe Ihnen, Sie greifen mir alle beſtehenden Verhältniſſe an. Sie — Sie ſchonen ja Niemanden! Wenn das ſo fortgeht, bin ich ſelbſt nicht mehr vor Ihnen ſicher.

„Zwar hatte ihn der Vater ſchon auf und im rührigen Zuſtande gefunden, aber der Unfall hatte, wie ſeine Reden, ſein Gebahren und Thun bezeugte, ſeine Geiſteskräfte angegriffen.“

„Gleich nachdem er aus dem Bette ſich erhoben und kaum angezogen, war er in den Laden hinuntergegangen, hatte alle Käſten aufgezogen, hatte Roſinen, Mandeln, Backpflaumen zu kleinen Haufen gethürmt und wollte aller Welt beſcheeren.“

„Seine Dienſtleute ſtaunten. Jedem verſprach er goldene Berge, und als der Vater zu ihm gekommen war, hatte er auch Dem verſichert, daß er zu Weihnachten auf ihn rechnen könne und daß Weihnachten noch gar nicht angebrochen wäre.“

„Herr Matthes, Herr Matthes, hatte der Vater geſagt, hören Sie denn nicht nebenan in der Kirche ſingen? Es iſt ja ſchon heute der zweite Gottesdienſt.“

„Matthes hörte auf keine Widerlegung, ſchüttelte den Kopf und verſicherte, ſeine Frau hätte ihm die bitterſten Vorwürfe gemacht, daß er den Kindern nichts gäbe, den Hausleuten nichts gäbe, die Ladenburſche auf das neue Jahr vertröſtete und ähnliche Verſäumniſſe ſich zu Schulden kommen ließ.“

„Auf ſeine Bedeutung, daß Frau und Kind ihm ja längſt geſtorben wären, hatte ein offenbarer Irrſinn geantwortet. Die Nacht auf dem Friedhofe war nicht überwunden; das phyſiſche Wohl war da, aber der Froſt hatte das Gehirnleben zerſtört.“

„Der Zuſtand änderte ſich nicht.“

„Die Erben ließen nicht auf ſich warten. Sie beantragten den Zuſtand des Pfeffer-Matthes zu conſtatiren und deſſen möglichen Folgen gerichtlich vorzubeugen. Man verwaltet ſein bedeutendes Vermögen und läßt ihn nun hier auf der Landesirrenanſtalt unter bequemen und ganz angenehmen Verhältniſſen ſein Weſen forttreiben. Er hat die Manie des Beſcheerenwollens, er ſchnitzelt und zimmert Chriſtbäumchen, er ſchmückt ſie und vergoldet Aepfel und Nüſſe und holt nach, was er wol an zwanzig Jahre ſeines Lebens verſäumt hat.“

„Denn der Pfeffer-Matthes war ſo geizig geweſen, daß er jede nothwendige Ausgabe auf ihr Minimum reducirte, jede,

die er überflüssig nannte, ganz beseitigte. Wer ihn zu Gevatter bat, dem sagte er, es wäre merkwürdig, alle Kinder, denen er Pathe gestanden, stürben ihm. Wer ihn zur Hochzeit lud, dem erzählte er Geschichten über Geschichten, daß jede Ehe, wo er dem Jawort beigewohnt, in Unfrieden geendigt hätte. Und weil er die Bescheerung zur Christzeit, diesen ihm besonders fatalen Luxus, nicht vermeiden konnte und die üble Nachrede fürchtete, so schützte er, um die Weihnachtsgeschenke zu vermeiden, den einst allerdings in die Weihnachtszeit gefallenen Tod seiner Frau und seiner Kinder vor, um sich von dem allgemeinen Feste der Freude dispensiren zu können."

„Seit Jahren hatte er eingeführt, daß bei ihm von einer Weihnachtszeit nicht die Rede sein durfte. Schon manche Dienstmagd hatte ihn deshalb verlassen, schon mancher Hausknecht, mancher Laufbursche und Ladendiener hatten die wahren Motive der traurigen und düstern Weihnachten in Pfeffer-Matthes' Hause in Umlauf gebracht, er ließ sich nicht irre machen, er behauptete, seinem gefühlvollen Herzen, seiner nur dem schmerzlichsten Andenken gewidmeten Feiertagszeit dürfe kein Mensch mit Bescheerung und ähnlichen Lustbarkeiten kommen. Um dann die Ausrede seines liebevollen Herzens zu Gunsten seines Geldbeutels auch ganz wahrscheinlich zu machen, ging er regelmäßig an jedem Weihnachtsabend an das Grab seiner „theuern Verblichenen", behauptete, daselbst, während Alle sich freuten, eine Stunde der schmerzlichsten Erinnerung zu weihen, und trieb diese Verstellung Jahr ein Jahr aus so consequent, bis einmal bei zwanzig Graden Kälte seine Pelzstiefeln und der alte große Mantel ihren Dienst versagten und der Wucherer mit seiner Lüge einschlief und erfror."

Zu Ende der Mittheilung des Arztes hatten sich die Kinder wieder eingefunden und der ernstkomische Eindruck, den die Erzählung hervorbrachte, war von der Kleinen harmlosem Sinne bald wieder verwischt.

Dennoch konnt' ich nicht umhin, als ich dankend und zum Gehen mich anschickend mich erhob, zu bemerken: „Diese Nemesis hat Methode. Was zwanzig Jahre in dem starren Geiste als eine Lüge unterdrückt wurde, bricht zuletzt unbe-

wußt mit der ganzen Kraft der niedergehaltenen Springfeder empor und macht ſich nun wie von ſelber geltend. Schade, daß dem Alten die bewußte Reue fehlt."

„Wer weiß!" bemerkte die Hausfrau. „Ich kannte die Familie des Pfeffer-Matthes nicht, ich war zu jung; aber ich hörte, daß ſeine Frau eine brave und gute Seele war und daß der Geizhals ſchon ſeine Kinder regelmäßig um die Weihnachtszeit betrogen hat. Ich muß mir immer denken, daß ihm in jeder Weihnacht, wo er auf dem Kirchhofe an ihrem Grabe hockte und die Ausgaben berechnete, die er durch eine Lüge erſparte, dieſe gute Mutter ihm erſchienen iſt und ihm zugerufen hat: Du heilloſer Matthes, ich ſtarb Dir ja keineswegs am Heiligen Abend, und wenn auch, wie könnteſt Du denn mein Andenken beſſer feiern, als indem Du Andere glücklich machſt? Was mußt Du denn mit der Trauer über mich auch Andere traurig machen? Und da hat ſie ihm denn gewiß in der Nacht, wo er erſtarrte und ſchon die Geiſterſtimmen hörte, befohlen, Alles wieder gut zu machen, was er am Chriſtkindchen je verbrach. So emſig würde er da oben nun nicht ſitzen und ſeine vergeſſenen Weihnachtsbäume ſchnitzeln, wenn er nicht die ſchrecklichſte Furcht hätte. Das bleibt gewiß! Die Weihnachtszeit gehört den Frauen und den Kindern. Wehe Dem, der den Weihnachtsmann, und wenn's bei der bitterſten Armuth wäre, nicht irgendwie in Nahrung ſetzt."

„Da ſehen Sie," ſagte der Doctor beim Abſchied, „ſo eine Frau weiß doch Alles zu ihrem Vortheil herumzukriegen. Der Alte da oben koſtet mir jährlich eine ganz hübſche Summe Geld! Red' ich das ganze Jahr meinem Weibchen von ſchlechten Zeiten, von Krieg, von Steuern, von Einſchränkungen und allen Plagen der traurigen Situation, in der ſich Europa gegenwärtig befindet, ſo bin ich das ganze Jahr damit auch am Platze und bekomme immer Recht. Zu Weihnachten aber, da erhalt' ich regelmäßig auf alle dieſe ſonſt ſo vernünftigen und höchſt gebilligten Klagen keine andere Antwort als die: Geh! Geh! Nimm Dich in Acht oder das Chriſtkindchen macht aus Dir auch ſo einen Pfeffer-Matthes!"

Um die Nutzanwendung dieſes Stückleins allgemein zu

machen, möge jede Ehefrau, die es etwa lesen sollte, ihrem Mann es wiedererzählen zum Advent, vier Wochen vor'm Feste, wo man über das Weihnachtsbudget noch immer einige gute Entschlüsse fassen kann.

III.

Aus dem Schwabenland.

Der Holzenbauer war in Ravensburg und brachte Getreid zu Markt.

Als er sein Sach verkauft hatte, ließ er sein Gespann mit zwei muthigen Gäulen, die es jetzt, nach dem Holzenhof zurück, leicht hatten, auf dem Markt dicht am Brunnen stehen und ging hinüber in's Wirthshaus zum Ochsen. Er wollte sich nur an einem Schöpple Unter-Türkheimer erquicken, denn vom vielen Reden beim Handeln wär' ihm die Zung' trocken geworden. Die Weiber, sagt' er auch, sind am Brunnen indessen genug und werden schon aufpassen, daß die Gäule gut thun.

Im Ochsen fand der Holzenbauer den Wiesenbauer, den Lerchenbauer und den Sonnenwirth von Heidheim und sonst noch einige gute Bekannte, die ihm mit ihrer überaus großen Freundschaft, weil sie getrennt von einander lebten und sich nur auf dem Markte zu Ravensburg zuweilen sahen, das Herz schwer machten und auch den Kopf. Sie waren über Krieg und Frieden, über die Steuern und die Getreidepreise ganz Eins, nur über den Unterschied vom Ober- und Unter-Türkheimer stritten sie sich und da Jeder von ihnen dem abweichenden Geschmack einen andern Namen zu geben wußte und immer noch ein Tüftele besser sagen konnte, wodurch man diese gar herrlichen Neckarweine zu unterscheiden hätte, so läßt sich begreifen, daß Jeder von ihnen mehr als einen Schoppen trank.

Als der Holzenbauer nach einer Stunde und länger seine Schuldigkeit entrichtet hatte und sich früher auf den Weg machen wollte, als seine Freunde, die es nicht so weit hatten, wie er nach Stetten, trat er auf den Ravensburger Markt hinaus und suchte sein Gefährt am Brunnen. Da er nichts dort von zwei Rossen und einem Wagen mit vier Rädern antraf, so glaubte er erst, daß der Knecht im Ochsen das Geschirr in den Hof möchte gezogen haben und die Gäule in den Stall. Der Knecht stand aber schon bei ihm und versicherte ihm das Gegentheil. Ravensburg ist nun nicht so groß, wie Ravenna in Italien, das man das welsche Ravensburg nennen möchte, aber auch nicht so klein, daß man nicht Leute genug auf dem Markte angetroffen hätte, die sich fragen ließen, wo ist das Gefährt hingekommen da vom Brunnen, mit den zwei schwarzen Gäulen? Vor einer halben Stunde hatten's alle noch gesehen, seitdem aber nimmer. Dem Holzenbauer war sein Fuhrwerk entweder durchgegangen oder man hatte es ihm gestohlen.

So etwas kommt in Ravensburg und überall vor. Und in Ravensburg dazumal noch ehnder als anderswo, denn es war just ein gefährlicher Dieb aus dem Zuchthause in Gmünd ausgebrochen und machte schon lange die Gegend unsicher, von den obern Steigen herab bis hinunter an den Bodensee, trotz der vielen Brigadiers, die im Auftrage der öffentlichen Sicherheit eine so weite Strecke entlang aufgestellt sind. Es lief auch gleich Allen, die das Schreien und schreckliche Wundern des Holzenbauern hörten und herzurannten, der Name Jäckle auf die Zunge; Jäckle hieß der schreckliche Dieb, vor dem sich männiglich seit ein paar Wochen in der Gegend nicht genug hüten konnte. Und ob es nun der Jäckle war oder sonst ein schlechter Kerl, die Gäule des Holzenbauern waren eben fort und der Wagen mit ihnen.

In Ravensburg stand damals ein sehr verdienstvoller Brigadier. Er hieß Speidle. Wie die Leute sich auf ihn verlassen konnten, ersah man daraus, daß kaum der Jammer und das Hin- und Wiederrufen des Holzenbauern, der sich einbildete, die Gäule müßten sein Ho! Ha! He! unter allen Umständen, wenn sie nicht eben gar zu weit wären, doch ver-

nehmen, den Markt entlang scholl, auch schon der Speidle zur Hand war und erklärte: „Das ist ein Stückle vom Jäckle; der Lump ist heute früh auf der Altdorfer Straße gesehen worden!“

„Zehn Kronenthaler,“ schrie der Holzenbauer, „zehn Kronenthaler geb' ich, wer mir mein Gefährt wieder schafft und wären's nur die Gäule allein!“

Das war ein Wort! Der Holzenbauer hatte etwas Großes ausgerufen. Zehn Kronenthaler! Er hatte Zeugen ringsum und nicht nur einmal wiederholt' er's, sondern so oft, daß es auch der Brigadier hören mußte, auch wenn eine Belohnung nicht im Mindesten das war, um was allein schon er das Fuhrwerk einholen mußte und den muthmaßlichen Räuber ohnehin. Daß er noch zögerte und nicht schon sein Pferd, welches im Ochsen stand, vorgeführt begehrte, lag nur noch an den Informationen, die er sich am Brunnen von Frauen, von einigen Kindern und alten Männern, die unter den vielen Wägen, die auf dem Markte leer standen, auch den des Holzenbauern noch, wie gesagt, vor einer halben Stunde gesehen haben wollten, holen zu müssen glaubte, ehe er an's Werk ging. Doch scholl auch ihm das Wort: „Zehn Kronenthaler geb' ich!“ mit seinem ganzen hellen Silberklang in's Ohr und es spornte nicht wenig seinen Eifer, ob er auch so that, als spräche nur der Vorfall ganz für sich selbst und lohne sich die Wiedereroberung am allerbesten dadurch, daß sie gelänge.

Waren dem Holzenbauer beim Heraustreten aus dem Ochsen vom vielen Streiten über den Türkheimer, den obern und den untern, zwar die Häuser von Ravensburg — ich will nicht sagen, daß sie alle so fest stehen und daß man ihrer etliche nicht auch ohnehin müßte wacklig nennen — wie in einem Nebel durcheinander gegangen, so hatte ihm doch jetzt sein jäher Schrecken so sehr die Besinnung wiedergegeben, daß er nicht nur die Condolationen, sondern schon die Tröstungen seiner guten Freunde nicht nur, sondern von halb Ravensburg mit klarem Bewußtsein entgegennehmen konnte. Von allen Seiten scholl es laut wieder: Der Speidle macht's! Der Speidle, das ist Einer! Der Speidle bringt die Gäule

wieder! und mitten durch rollte es durch die Umstehenden, gerade so rund, als wären sie schon ausgezahlt: „Zehn Kronenthaler kriegt er!“ Man sagte das nicht allzu laut; denn Speidle hielt auf seine Würde als Brigadier, gestattete keine Vertraulichkeit und war nicht umsonst in Ludwigsburg fünf Jahre Exerciermeister auf dem Glacis gewesen. Aber laut genug war's, daß der Holzenbauer doch den gewaltigen Anklang des Preises vernahm, den er ausgesetzt hatte. Schon als er lange nicht mehr rief: „Zehn Kronenthaler geb' ich!“ riefen's die, die um ihn her standen, und schon saß Speidle auf seinem Braunen, schnallte die Zügel länger, rief seiner Frau noch zu, wenn er über Nacht ausbliebe, thät's nichts — sie war's schon gewohnt, daß der Mann zuweilen in den Wäldern campirte — gab dem Braunen die Sporen, und auf und davon sprengte er zum südlichen Thore hinaus auf Stadel zu; denn das wußt' er schon, war es der Jäckle, der das Gefährt gestohlen hatte, so hatte der damit gesucht, in's Weite zu kommen und womöglich den See und von da das Schweizergebiet zu erreichen, auch wenn er die Gäule hätte sollen eine halbe Stunde weit vom Dampfschiff, das bei Mörsburg landet, im freien Felde stehen lassen.

Lieber Leser, es ist schon gar lange her, daß ich mich auf die Gerechtigkeitspflege in Würtemberg nicht mehr so verstehe, um Dir genau zu schildern, wie der Ritt eines Brigadiers auf der staubigen Landstraße sich äußerlich gemacht hat. In meinen jungen Jahren konnte man nicht von Stuttgart nach Heidelberg reisen, ohne nicht immer seinen gehörig vidimirten Paß den Brigadiers herauszubändeln. Tragen sie grüne Uniformen mit rothen Aufschlägen und Casketts von glänzenden Wachsleinen, oder haben sie auch die Preußische Sturmhaube schon über sich kommen lassen, ich weiß es nicht, und nur das kann ich vom Speidle sagen, daß sein Säbel nicht wenig klapperte, sein Brauner nicht wenig ausprang und daß er schon im nächsten Dorfe über ein rasch dahinfliegendes leeres Bauergefährt Mittheilungen erhielt, die so gut wie eine entdeckte Spur waren.

Diese Spur ging aber vom See ab und auf das Badische. Dank unsrer kräftigen und das Vaterland so stark

machenden deutschen Einheit, der würtembergische Brigadier brauchte vor dem badischen Grenzpfahl nicht zu stutzen. Sein Roß durfte, so schweißgebadet es war, sich weiter tummeln auf Salem zu. Es war keinem Zweifel unterworfen. Speidle war dem Räuber auf der Fährte. Alle Zeichen trafen zu, alle Aussagen bestätigten die eilende Hast eines Bauer: wage:s mit zwei Gäulen, und auch das verwilderte Ausschauen des Führers war bereits diesem Feldarbeiter und jenem Schäfer genugsam aufgefallen.

Inzwischen war es Abend geworden. An einem Spätsommertage geht die Sonne noch immer nicht so zeitig zur Ruhe, aber gegen acht Uhr wird es doch schon dunkel und bereits gab Speidle auf, wenigstens mit dem Gaule, den er noch ritt, den flüchtigen Dieb zu erreichen. Er war von Mittag eilf bis acht Uhr Abends ununterbrochen, hier und da nur seinen Braunen in der Eile ein wenig verschnaufen lassend, geritten. Nur der Jäckle konnte der Dieb gewesen sein. Ohne Zweifel suchte der aber den See just zu vermeiden, hielt sich an die waldigeren Wege und wollte zuletzt wol über Schaffhausen zu in die Schweiz brechen. Jäckle war einer der gefährlichsten Verbrecher, doch von keinem persönlichen Muthe. Speidle hatte zwar seine Pistolen in den Halftern schußfertig, aber er wußte, daß er nur auf den Jäckle anzulegen braucht, um ihn sogleich zu Stand zu bringen. Und beinahe wär' es dazu gekommen. Denn schon im Begriff, in St. Gilgen, einem Dorfe oberhalb Ludwigsbaten, sein Pferd im Wirthshaus zum Löwen einzustellen und sich irgendwie ein frisches zu verschaffen, und wär' es ein Bauernpferd, das er als tüchtiger Reiter schon in Gang zu bringen verstand, entdeckte er die unmittelbarste Nähe des Flüchtlings. Auf der Landstraße jagte der mit dem Wagen dem Walde zu. Speidle ihm nach. Der Wald war noch nicht erreicht, als der Dieb, den Speidle sogleich als den entsprungenen Jäckle erkannte, vom Wagen sprang. Er stürzte. Das Fuhrwerk hielt stille. Jäckle raffte sich wieder auf und lief spornstreichs zum Wald. Speidle hätte seinen Gaul nur noch ein klein wenig anspornen dürfen und er würde den Verbrecher ergriffen haben. Aber so geht es den Menschen,

ſelbſt den in grüner Uniform mit rothen Aufſchlägen. Das Wort: Zehn Kronenthaler! hatte den Speidle ſo in Beſchlag genommen, daß er, wie er nur des Holzbauern todtmüde Gäule vor ſich und nur den neugebauten ſtattlichen Leiterwagen mit ſeinen dampfenden Achſen ſahe, augenblicklich das Gefühl hatte, als müßte er ſagen: Je nun, das Ziel Deiner Mühe iſt erreicht. Mit dem Jäckle hat's heute nicht ſo eilig!

Der Augenblick der Genugthuung, den Wagen und die Pferde des Holzbauern zu beſitzen, war allerdings nur kurz, nicht länger als eine freudige Betrachtung über die vorläufig gelungene Hauptſache ſeiner Bemühung, aber immer lang genug, um den Jäckle bis dicht an den Wald entfliehen zu laſſen. Speidle jagte ihm zwar einige Roßlängen nach. Er hätte aber, als er im Gebüſch verſchwand, abſteigen, ſein Pferd anbinden, mit geladenem Piſtol ihm folgen müſſen — heute lagen zehn Kronenthaler zwiſchen ihm und ſeiner Pflicht. Er ließ den Jäckle laufen und kehrte zu ſeinen Trophäen zurück, die er nach St. Gilgen führte und im Wirthshaus zum Löwen unterbrachte. Den drei Roſſen that die Ruhe noth, wie ihm ſelbſt. Er übernachtete in St. Gilgen.

Am folgenden Morgen machte ſich Speidle gemächlich auf den Heimweg.

Ein Knecht übernahm für ein Billiges das Fuhrwerk zu regieren. Speidle ritt hinterher.

Wie er ſo allem Vorgefallenen von geſtern nachdachte, kamen ihm ganz eigene Gedanken.

Es war an ſich zwar tröſtlich und konnte ſeinem Stolze nur ſchmeicheln, ſich zu denken: Heute Abend ziehſt Du in Ravensburg ein und bringſt das Gefährt des Holzenbauern, den läßt man auf morgen in die Stadt rufen und der Amtmann übergiebt ihm feierlich, was ihm wieder der Brigadier Speidle gerettet hat.

Indeſſen, wenn er nebenbei, an Händen und Füßen geſchloſſen, oder an ſeinen Gaul gebunden auch den Jäckle hätte neben ſich laufen gehabt, es hätte ihm faſt wohler gethan.

Er hatte zwar in ſeinem Gewiſſen eine Menge guter Für-

ſprecher, die ihm ſagten: Ei, Speidle, ſei kein Narr, gieb Dich mit dem, was gelungen iſt, zufrieden! Aber dieſe guten Fürſprecher und Freunde, die wir in ſolchen Fällen in unſerm Gewiſſen Kreuzfeuer ſchießen haben und die Skrupel zum Teufel jagen und uns zuletzt mit einem ſchönen weißen Unſchuldsmäntelchen als Triumphator ausſtaffiren, werden mit der Zeit in ſolchen Fällen immer kleinlauter, verſchießen ihr Pulver immermehr und wenn es recht an's Triumphiren gehen ſoll, iſt das Mäntelchen ſo klein, ſo kurz, ſo knapp, daß es kaum unſre Blöße bedeckt, geſchweige gar uns mit Würde und Erhabenheit bekleidet . . . Speidle war ein ſo großer Exerciermeiſter in Ludwigsburg geweſen, er hatte für mehrere Capitulationen an ſeinem Arme ſo prächtige ſilberne Litzen zu tragen, er war ein Brigadier, dem es nicht fehlen konnte, irgendwo noch zuletzt bei einem Rent- oder Gefällamte einen achtbaren Ruheposten für ſeine alten Tage zu bekommen, er hielt ganz Ravensburg, ſelbſt den Amtmann ſo in Reſpect, daß ihn Niemand vertraulich zu behandeln wagte und am wenigſten etwa ein Bauer auf die Schulter klopfen und mit einem Hört einmal, er! anreden durfte — dafür war er, wie er zu ſagen pflegte, zu lange in Eßlingen auf „die hohe Schule" gegangen — und nun hätte möglicherweiſe der Amtmann doch ſeine goldene Brille in die Höhe ziehen und wiederholen können, was ſchon ſeit geſtern Abend vor'm Einſchlafen ſein Gewiſſen ſagte: Aber Himmeltauſendſakkerment! Den Jäckle einzufangen, wärr denn doch, dächt' ich, wichtiger geweſen, als nur das Gefährt vom Holzenbauern: Der Zuchthausverweſer von Gmünd hätte Ihnen einen ſchönern Dank geſagt, der heller im Lande und vor Ihrem König geklungen hätte, als den die zehn Kronenthaler vom Holzenbauer geben werden!

Indeſſen es war nun nicht anders. Speidle brachte nicht den Jäckle, ſondern nur den Wagen und die Pferde des Holzenbauern heim. Und ſein rebelliſcher Brummer im Herzen hätte auch ſchweigen können, wenn's auf die Ravensburger angekommen wäre. Denn die liefen aus allen Thüren und guckten aus allen Fenſtern als es hieß: der Brigadier hat's richtig wieder gewonnen! O das iſt Einer!

Molière.

Majeſtät?

Ludwig.

Ja! Können Sie läugnen, Molière, daß Sie die Aufführung des Tartüffe nur deshalb ſo beeilen, weil —

Molière.

Weil ich nach Lyon zu reiſen gedenke und gern mit einem neuen Stücke von Paris geſchieden wäre.

Ludwig.

Das iſt nicht allein der Grund — Sie haben tiefer gehende Plane — Sie ſind im Begriff, Ihre Umſtände auf andere Art zu verändern —

Molière.

Wie, Majeſtät, wäre die Kunde ſchon zu Ihnen gedrungen? Ja, Sire, ich liebe, ich liebe die treueſte, die liebenswürdigſte Jüngerin der Muſen, ich liebe meine Schülerin Armande und ſchätze mich glücklich, ich werde wiedergeliebt.

Ludwig.

Wiedergeliebt werden Sie? Sie wollen mit den Einnahmen des Tartüffe ſich eine Wirthſchaft einrichten — wie proſaiſch! Für einen Dichter, wie proſaiſch iſt das!

Molière.

Sire, die franzöſiſchen Münzen tragen alle das Bildniß eines ſehr poetiſchen Königs.

Ludwig.

Molière, ich habe Ihren Tartüffe in Schutz genommen gegen die Aerzte, gegen die Advocaten, gegen die Akademiker,

Und die Art, wie er's gewonnen, hatte er wol schon ein dutzendmal erzählen müssen, ehe nur sein Brauner wieder beim Ochsenwirth im Stalle stand — das Thierle war dort in Kost und Logis — und im Protokoll auf dem Amte mußt's dann auch noch ausführlich gesagt werden und was das schönste war, der Herr Lechler, Amtmann in Ravensburg, war dem Brigadier in alle Wege gewogen. Er schüttelte zwar etwas lächelnd den Kopf über den nicht mitgebrachten Jäckle. Er schrieb gleich in's badische Waldgebirg' hinauf und zeigte denen da um Waldhut herum an, vor Wem sie sich nächst dem Hecker und Struve dort am meisten jetzt in Acht zu nehmen hätten . . . einige Hms! Hms! Ei, ei! unter seinem Schnurrbart und sein Schade um den Jäckle! so hervorgebrummt, waren für Speidle nur kurz schmerzende Stiche in's Gewissen; indessen ein Aufhebens machte Herr Lechler doch nicht davon. Seinem Brigadier gönnte er zehn Kronenthaler von ganzem Herzen. Hat man dann noch eine muntere und resolute Frau und Kinder, denen ein paar neue Hosen gar nicht schaden können, so kommt man in solchen Fällen auch über das Gewissen hinweg.

Wie es mit dem nun fast beim Speidle schon zur Ruhe gegangen war und seine Erwartungen nur noch in dem nächsten Morgen lebten, wo der Holzenbauer zu verhoffen stand, um sich sein Eigenthum abzuholen, da mußte es ihm denn freilich wie ein furchtbarer Donnerschlag kommen, daß am selbigen nächsten Morgen der Holzenbauer in seiner zufälligen Abwesenheit auf dem Amte in Ravensburg angekommen, dort die Protokolle sämmtlich unterschrieben, die Gebühren auch, auch was für den Knecht aus St. Gilgen und die Fütterung im Löwen und sonst verlegt worden war, bezahlt hatte, ihm dann aber gerade beim Hinuntersteigen der Treppe im Amtshause begegnete und auf ein Schön Dank! das er dem Brigadier nicht versagte, auch nicht die mindesten Anstalten folgen ließ, die ausgerufenen zehn Kronenthaler zu bezahlen. Es standen ihrer Leute genug in der Nähe, die die vorgestrige Versicherung, die wie ein amtliches Ausschellen so feierlich erklungen, gehört hatten und dem Holzbauer jetzt einen Lumpen über den andern nachrufen konnten, als er sich vor'm

Amtshause auf seinen Wagen setzte, die Peitsche ergriff und mit einigen Flüchen über die Kosten, die er ohnehin schon genug gehabt hätte, und die Versäumniß vollends richtig auf und davon machte. Von den zehn Kronenthalern selbst war und blieb keine Rede mehr.

Speidle ward erst kreideweiß. Er war zu stolz, den Pferden des Holzenbauern in die Zügel zu fallen, aber das konnte er sich doch nicht versagen, zitternd auf die Amtsstube zu fliegen und dort zu fragen: Hat der Holzenbauer wirklich die zehn Kronenthaler nicht bezahlt?

Hier kam ihm zu Gehör, daß man den allerdings an seinen Preis erinnert, doch nur ein halb verlegnes, halb dummdreistes und eigentlich recht spitzbübisches Dreinlachen geerntet hätte.

Speidle sah verbissen und krampfhaft den Amtmann an. Lechler zuckte die Achseln und meinte: Es ist darüber nichts Schriftliches aufgesetzt worden. Diese Bauern sind eben nicht anders und der Holzenbauer ist schon einer von den schuftigsten!

Speidle hatte seinen Zorn weg und seinen ganzen unbeschreiblichen Schmerz. Er war schon mit dem bürgerlichen Leben genugsam vertraut, um zu wissen, was es heißt, wenn von einer Verbindlichkeit gesagt wird, sie ist nicht zu Papiere gebracht. Es ging dann nun wohl noch durch die ganze Stadt wie ein Flugfeuer, was der Holzenbauer für ein Lump wäre, die Einen verwünschten ihn, Andere lachten aber auch schon längst, denn der Polizei einen Aerger gemacht zu sehen, thut Manchem wohl, selbst Leuten, die noch nicht zu den Schlimmen gehören. Lacht Mancher doch unwillkürlich, wenn ein Andrer auf dem Eise ausgleitet. Es mag auch possirlich genug gewesen sein, die Vorstellung sich auszumalen, wie der Brigadier nach Hause kam und seine Frau, die nicht aus Ravensburg war, sondern aus Biberach und in Biberach schon Vieles besser gefunden haben wollte, als in Ravensburg, zu ihm sagte: „Nun, wo hast Du Deine zehn großen Thaler?“ und der Speidle ihr dann sagen mußte: „Es ist halt nichts; wir müssen sehen, wie wir mit unsern alten Gardinen noch so lange auskommen und mit den Ueber-

zügen der Betten, ob ſie's gleich nöthig hätten, daß ſie ausrangirt würden; die Zeiten ſind nun eben nicht darnach!"

So malte man ſich's aus und wie es auch war und was auch die Frau Speidle geſagt haben mochte, der Brigadier hatte ſeinen Schmerz weg, und wenn wir's offen ſagen ſollen, ſo ſah er ihn ſchon lange für eine Strafe an und wußte recht gut, wofür. Er brauchte nur dem Amtmann in's Geſicht zu ſehen, da ſtand in Fraktur geſchrieben: „Es geſchieht Euch ſchon recht, Speidle!" Und jedes Tintenfaß auf der Kanzlei ſprach ſo und jede abgeſtumpfte Feder und jeder leere Bogen Protokollpapier ſagte: Sei nur froh, Speidle, daß es nicht noch ſchlimmer kommt!

Der Holzenbauer aber hatte ſein Gefährt und war froh, daß die ſtrengen aber wörtlich begründeten Vorwürfe ſeiner *Mareili daheim allmälig nachlaſſen mußten.* Denn die Schrecken, die er an demſelben Markttag hatte überſtehen müſſen, als er auf den Holzenhof Abends zu Fuß heimkehrte und auf das kurze aber zum Tod verwunderte: „Jo, aber Sepple, wie kommſt mir denn vor?" ſeines Weibes nur ſeine klägliche Geſchichte vom Brunnen und vom Ochſen und Ober- und Unter-Türkheimer erzählen konnte und nichts, aber auch rein gar nichts zu ſeiner Entſchuldigung hatte vorbringen können, als die „unmenſchliche" Freundſchaft des Wieſenbauern und des Lerchenbauern und des Sonnenwirths, wünſchte er ſich nicht zum zweiten Male.

Das Mareili war auch nach dem Wiedererlangen des Verlornen noch lange nicht zu beruhigen. Erſt die mit Behagen empfundene Thatſache, daß der Holzenbauer wenigſtens die „fürchtige Dummheit" nicht begangen und dem Volk da in der Stadt noch zehn Kronenthaler, wie ſie ſagte, „in den Rachen hinein gejagt" hatte, milderte allmälig die Spannung und den Druck, der auf dem Holzenhofe das ganze Wohlgefühl über die leidlichen Getreidepreiſe für den heurigen Herbſt zu beeinträchtigen gedroht hatte.

Im Holzenbauer aber ſelbſt nagte und wurmte etwas, dem er nicht gut Worte zu geben wußte.

Gewiſſensbiſſe über eine, nicht mit Ehren eingehaltene moraliſche Verbindlichkeit möchte ein etwas zu vornehmer Aus-

druck ſein für das, was in Sepple's Innern vorging. Hatte er doch ohnehin zu behaglich in ſich hineingelacht, als er ſo mir nichts dir nichts von dem Amte in Ravensburg mit ſeinem Gefährt abfahren konnte und dem Brigadier, der es ihm gerettet, das Nachſehen ließ. Im Wirthshaus zu Stetten, wenn er den Unfall erzählte, hatte ohnehin Mancher gelacht über den Spaß und den Holzenbauer jetzt für einen rechten Schlauen erklärt, den die Gemeinde früher von ſo einer pfiffigen Seite noch gar nicht gekannt hätte. Daß es eines Brigadiers verdammte Schuldigkeit ſei, für das Wohl und Wehe der Menſchen in Würtemberg zu ſorgen, ſtand ja bei jedem geſegneten Kreuzer feſt, den man an ſchweren Steuern zu entrichten hatte. Ja, ſo verſchiedenartig ſind die Begriffe von dem, was die Menſchen Anſtand, Muth und Klugheit nennen, daß man ſich auf drei Stunden Weges rings um Stetten ſchwerlich hätte nehmen laſſen, den Holzenbauer, wenn er wirklich die zehn Kronenthaler gezahlt hätte, ſein lebelang, da er der Mann nicht war, derlei als etwas Großes von ſich zu geben und mit einem Nimbus und zu einem: Man muß aber ſagen, der Holzenbauer! herauszuſtellen, zum Stichblatt und Spott aller Wirthshausunterhaltungen zu wählen. Bis in einige und noch ein paar Generationen hinaus hätte man ſich die Geſchichte von dem Holzenbauer dazumal erzählt, wie der kläglich ſein Gefährt in Ravensburg verloren und, als er's wiedergekriegt, noch zehn Kronenthaler hätte obenein bezahlen müſſen! Kurz, die Geſchichte, wie ſie jetzt lag, gereichte dem Holzenbauer eher zum Zuwachs als zur Abnahme ſeiner gemeindlichen Geltung und örtlichen Würde.

Anders war es aber mit des Holzenbauern Namen in Ravensburg. Es konnt' ihm zwar gleich ſein, ob ihm der Wirth im Ochſen keinen guten Tag bot, wenn er den Markt beſuchte; er kehrte vorm Thore eben im Waldhorn ein. Auch vor dem Speidle ſelbſt, dem er oft begegnete, half ihm ſein verlegnes Lachen. Das kam immer noch kecker hervor, als Speidle ertragen mochte; denn der blickte ſchon viel früher zur Erde, wenn er den Wortbrecher ſah, als der Holzenbauer. Und ich will da nicht vom Gewiſſen reden. Angeführt zu werden von einem ſo dummen Bauer aus Stetten, das

war ihm ſicher beſchämender, als dieſem ſein gebrochenes Wort.

Nun gehen aber im Menſchen, ſelbſt wenn er nur im langen Rock mit metallnen Knöpfen, einer rothen Weſte, gelbledernen Hoſen und einem dreieckigen „Nebelſtecher" durch die Welt zwiſchen dem Holzenhof, ſeinen Aeckern und der Gemeindewaldung von Stetten ſo hin und her trottelt, gar ſeltſame Grillen durch den Kopf. Allerlei Dämonen, die nicht gut, nicht böſe ſind, ſind immer in der Menſchenbruſt geſchäftig, der eine zu rathen, der andre zu verwarnen und beſſer iſt beſſer! und, Faß es lieber beim Schwanz als bei den Hörnern! und dergleichen uralt Ewiges und ſo lang die Welt ſteht Grundwahres ihm zuzuwiſpern. Die Köpfe, die ſo ganz in Nichts verſunken ſind und nur auf das nächſte Mittagsbrod gerichtet, ſollen ſelbſt unter denen, die Kühe hüten und ſich die Sonne in den Mund ſcheinen laſſen, noch geboren werden. „Es ſtrebt der Menſch, ſo lang er lebt."

Der Holzenbauer konnte nicht ganz über das Gefühl hinweg, dem Brigadier doch einen ſchlechten Streich geſpielt zu haben. Er war zwar weit entfernt von der Zartheit der Gefühle, die ihm ein Wiedergutmachen ſeiner Schuld angerathen hätte, doch tappte er in dem beneidenswerthen Dunkel, in dem ſich das Gewiſſen aller dieſer Menſchen über die merkwürdigſten Dinge, die Unſereins ſchon längſt in Verzweiflung gebracht hätten, zu halten verſteht, ſo allmälig und allmälig in eine Stimmung hinein, die es ihm als eine höchſt reſpektable und eigentlich einer öffentlichen Belobigung, etwa im Schwäbiſchen Merkur, würdige That erſcheinen ließ, wenn er z. B. von ſeinen im September nunmehr geernteten Grundbirnen (Kartoffeln) einen Sack voll und keineswegs den ſchlechteſten, ſondern im Gegentheil den ſtrammſten und gefülleſten, dem Brigadier Speible in Ravensburg für den Winter zum Geſchenk machte!

Unſer geläutertes Gefühl wird ſagen: „Ja, wahrlich! iſt denn da von jenen zehn verweigerten Kronenthalern ein Uebergang möglich zu einem dennoch geſpendeten Sack mit Grundbirnen? Wie kann ein Menſch, der uns die Hoffnung auf ſiebenundzwanzig Gulden dreißig Kreuzer geraubt hat, an-

nehmen, daß ein Gegenstand von fünf Gulden dem Betrogenen Ersatz bieten könnte? Und wie ist überhaupt dem Holzenbauer noch eine Anknüpfung an das Ehrgefühl des Brigadiers möglich geschienen?"

Das mag bei Euch, die Ihr dies leſt, unglaublich erſcheinen. Dem Holzenbauer aber, in einem mit mäßigem Phosphor erleuchteten Schädel, deſſen Welt ſchon am nächſten Heck die Sicherheit des gewohnten Denkens verliert, geſtalteten ſich wunderliche Ideengänge. Mit demſelben Lachen, mit dem der Holzenbauer damals vom Amte, ohne die zehn Kronenthaler erlegt zu haben, wegfahren konnte, konnte er ſich auch jetzt wieder und noch dazu ohne viel Sentimentalität ſagen: „Der arme Kerl da, der Brigadier, hat nun gar nichts bekommen, aber ein Sack mit Grundbirnen iſt doch immer noch beſſer, als gar nichts!" Und in dieſer Hoffnung auf Annahme, dieſem Gefühl, das aus der Speculation entſtand, erſtens in Ravensburg wieder im Ochſen einkehren zu können, der ihm ſeiner guten Freunde wegen allerdings zuletzt genehmer blieb, und zweitens die ewige, zwar nicht läſtige, aber doch abſchlußloſe Beunruhigung ſeines Nachdenkens durch die Erinnerung an jene Vorfallenheit ein- für allemal zu beſchwichtigen, lud er denn in der That eines Morgens, an einem kalten Octobertage, wo er wieder in Ravensburg Geſchäfte hatte, den vollſten Sack mit Grundbirnen auf ſeinen Wagen mit dem feſten Vorſatz, beim Speidle anzufahren und ihm für den Winter ſothanes freiwilliges Geſchenk zu überbringen.

Und er durfte ſich, als er ſo nach Ravensburg hinüberfuhr, eingeſtehen, daß ihm ſeine Pfeife beſſer ſchmeckte denn ſonſt. Die Pelzkappe wärmte ihm ſein mit einem großen Gedanken beruhigtes Gehirn, und wenn er offen ſein wollte, ſo mußte er geſtehen, daß er ſich vorkam, wie der Gerechteſten Einer, vor dem jeder Heilige, an dem er vorüber fuhr und ſeine Kappe lüftete, einen ordentlichen Reſpect haben mußte.

In dieſer Stimmung fuhr er beim Speidle vor, hielt die Gäule an, hob den ſchweren Sack ſelbſt vom Wagen und trug das Geſchenk ſofort in die Hausflur.

Der Brigadier wohnte eine Stiege höher und war juſt zu Hauſe und ſtand draußen am Gatter der Stiege und

putzte ſich, wie er das zuweilen mußte, die Knöpfe ſeiner Uniform mit geriebener Kreide und Spiritus blank, färbte die weißgewordenen Nähte mit aufgelöſtem Kupferwaſſer und die abgebleichten gelben Litzen mit einer anderen zweckdienlichen Tinctur.

Frägt halber Stiege hinauf der Holzenbauer, ob er dem Brigadier nicht unangenehm käme?

Antwortet der, finſter die Augenbrauen zuſammenziehend und voll Erſtaunens: „Wer iſt da? Was ſoll es? Was wollt Ihr?“

Der Holzenbauer kommt die Stiege herauf näher und bringt höflichſt ſein Erbieten an, und ſchließt mit einem ſehr reſpectvollen: „Nehmen Sie's! Herr Brigadier! Sei er ſo gut, nehmen Sie's!“

Speidle, die Stimme erkennend und ſich kaum umſchauend, ſtand voll Grimm.

Die Grundbirnen an ſich hätten ihm ganz wohlgethan; ſeine Frau kam auch ſchon aus der Küchenthür heraus und dachte nach Frauenart gerade wie der Bauer: Etwas iſt beſſer als gar nichts! Aber das offenbare Zugeſtändniß, das da nun wirklich der Bauer ſelbſt machte, ihm etwas ſchuldig zu ſein, das Untergebot von zehn Kronenthalern auf einen Sack Kartoffeln, das wühlte des Brigadiers verhaltene Empfindungen ſo auf, daß er ſich kaum beherrſchend erſt nur rief: „Kapp herunter, Kerl! wenn Einer wie Du mit dem Brigadier ſpricht!“

So ſchlug er dem Sepple auch gleich die Pelzkappe herunter.

Die Schwaben haben in ſolchen Fällen der ſtutzenden Verwunderung und der ſich ſchon rüſtenden Gegenwehr eine Wendung, die zwei einfache, aber eigenthümlich betonte Worte bezeichnen. Sie lauten halb überraſcht, halb fragend: Ha! No?

Der Holzenbauer ſtieß ſein Ha! No? trotzig genug hervor, bekämpfte ſich indeſſen und bot der Frau, mit der er lieber allein zu thun haben wollte, wieder ſein Geſchenk an und ſagte wiederum höflichſt jetzt zu ihr allein: „Nehme Sie's! Frau! Unten ſteht mein Sack! Nehme Sie's!“

Den Brigadier überwallte der Zorn. Er vergaß ſeine

Stellung in der Geſellſchaft, ſein Amt, ſeine Würde, rief: „Nehme Sie's? Er da? Er nehme das da!“ und ſo faßte er über die Stiegenlehne hinüber den Holzenbauer in's Genick, ſchüttelte ihn und warf ihn ſo der Länge nach die fünfzehn bis zwanzig Stufen hinunter, daß der Holzenbauer zwar unten lebendig ankam, aber doch ein paar Male mit dem Kopfe an die Wand ſchlug und bei ſeinem Grundbirnenſack der Länge nach mit einer blutenden Stirn hinſtürzte. Und unſerm nun einmal wild gewordenen Speidle noch nicht genug. Der Zorn trieb ihn die Stufen hinunter, ließ ihn die Hausthür aufreißen, und obgleich die Frau nacheilte, um den wüthigen Mann um Gottes willen zu beſänftigen, ſo warf er den Holzenbauern noch auf die Gaſſe hinaus, den Sack hinten nach, ſo daß der nur loſe zugeknüpfte aufging und die Grundbirnen hell über die Gaſſe rollten und nun ſchlug er die Hausthür zu und ſagte mit knirſchenden Zähnen: „So iſt's recht! So nehme Sie's! So nehme Sie's!“

Der Holzenbauer lief blutend und voll ohnmächtiger Rachſucht, wie er war, auf's Amt.

Er klagte. Der Thatbeſtand ſprach ſogleich gegen den Brigadier. Der Amtmann mußte ſeinen eigenen Untergebenen auf's Amt rufen laſſen, und als er kam und der Anklage nicht widerſprechen konnte, zu fünf Gulden Strafe verurtheilen. „Speidle! Speidle!“ ſagte Herr Lechler halblaut, als er fünf Gulden für ihn vorlegte, die ihm ſpäter an ſeinem Gehalt abgezogen werden mußten, und dem Holzenbauer hingab: „Speidle, die Nemeſis rächt ſich furchtbar an Ihnen! Was haben Sie Aermſter ſchon Alles um den Jäckle ausgeſtanden, den ſie in Gmünd noch immer nicht eingefangen haben!“

Speidle ſtand voll Ergebenheit. Er kannte ſein Vergehen, wußte auch, wie ſchlimme Thaten eine ganze Kinderſchaft von üblen Folgen nach ſich ziehen und ſpäter auch konnte er ſich von Herrn Lechler erklären laſſen, wie das Alles mit dem Worte zuſammenhing: „Die Nemeſis hat ſich an Ihnen furchtbar gerächt.“

Wie ſehr er dieſe Nemeſis empfand und erkannte, daß jede vernachläſſigte Pflicht eine ganze, unabſehbare Reihe von Vergeltungen nach ſich ziehen kann, brauchen wir nicht des

Weitern zu ſchildern. Erwähnen jedoch müſſen wir, daß dieſer brave Staatsdiener es war, der zuletzt doch noch den Jäckl einfing, eine merkwürdige Unternehmung, die wir unſern Leſern vielleicht ein andermal mittheilen werden.

Im Holzenbauer aber ſieht es ſeither noch wüſter als früher aus. Zehn Kronenthaler — ein Sack Grundbirnen — Nehme Sie's — der blutige Kopf und dafür noch fünf Gulden Schmerzensgeld obenein! Das iſt ein ſolches Chaos ſittlicher Combinationen in ihm geworden, daß er ſich ſeinem Pfarrer anvertrauen und von dieſem hören mußte, wie man aus allen Fährlichkeiten äußerlich mit heiler Haut durchkommen und innerlich doch nicht zu Recht beſtehen kann. Vielleicht ſagte ihm derſelbe gute Seelſorger, daß von allen Heiligen die Sancta Nemeſis ſchon die allerwunderlichſte iſt, auch wenn wir nur dazu gedient haben, „für Andere Schickſal" zu werden. Der Eine begeht die Schuld, ihn trifft aus die Strafe, der Andere aber, der für Schuld und Strafe der eigentliche Anlaß wurde, geht nur deshalb leer aus, um deſto längere Zeit zur tiefern Reue zu behalten.

Ende.

Druck von E. Päz in Naumburg a/S.

Ad 1728
(4)

ich nehme ſogar an, daß die Geiſtlichkeit ſich durch Ihr Stück nicht beleidigt fühlen kann — aber ich höre nun doch —

Moliére.

Majeſtät, dies plötzliche Mißtrauen —

Ludwig.

Ihre Haſt, Ihre Eile, dieſen Tartüffe aufzuführen; es kommen Stellen im Tartüffe vor, ſchwierige, höchſt ſchwierige Stellen —

Moliére.

Majeſtät, das Enſemble wird vortrefflich ſein —

Ludwig.

So? auch in der Scene, wo Sie mit Elmire ſpielen? — Geſtehen Sie nur ein, wenn Sie Tartüffe ſpielen und Armande Elmire — Sie haben da zuſammen eine Scene mit einem Tuch — das iſt eine undelicate Scene — eine Scene, die die Gränzen der Bühne überſchreitet. Ich will lachen im Theater, ja! — aber ich will es denn doch nicht — auf Koſten des (mit einem ſich verſchluckenden Ton) Anſtandes.

Moliére (lächelnd).

Sire, des Anſtandes?

Ludwig.

Ja, die Scene mit dem Tuch hat etwas Pikantes, das zu weit geht. Die Scene mag witzig ſein, ſie mag — mit einem Worte, ich finde ſie nicht (ebenſo) ſittlich.

Moliére

(fällt aus den Wolken).

Majeſtät, nicht ſittlich?

Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Erste vollständige Gesamml-Ausgabe.

Erste Serie.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Fünfter Band.

Blasedow und seine Söhne. 1.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Blasedow und seine Söhne.

Satyrischer Roman

in

drei Büchern

von

Karl Gutzkow.

Erster Band.

(Erstes und zweites Buch)

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung

KOEN. BIBL.
DES
UNIVERS.
HALLE.

Zur neuen Ausgabe.

„Ich bin Blasedow!“ rief vor länger als dreißig Jahren ein breitschultriger, mittelgroßer Herr, ein Fünfziger mit schon ergrauten Haaren dem jugendlichen Autor zu, der sich auf die Anmeldung eines Pfarrers N. N. von seinem Schreibtisch erhoben und angeschickt hatte zur Begrüßung eines ihm völlig Unbekannten.

Es war in Hamburg. Der Eintretende kam über die Elbe aus den damals Hannoverschen Landen.

Schon in der Betonung der oben angeführten Worte konnte eine Art Widerlegung des Zweifels liegen, der sich vielleicht hätte erheben können, ob überhaupt ein Charakter wie Blasedow möglich war.

Der fremde Geistliche hatte seine Stelle verloren. Er war vom Kirchenregiment gemaßregelt worden; wofür? kam nicht recht zur Sprache. Frau und Kinder spielten dabei eine Rolle, aber der Zusammenhang schien für die Auseinandersetzung zu weitläufig, hätte auch vielleicht den Besucher nicht ohne Schuld erscheinen lassen. So ergab sich denn nur, daß sich der Fremde für die ganze mit seinem Amt zerfallene Stimmung, die ihn zu mir geführt hatte, auf den nachfolgenden Roman bezog, der in den Jahren 1837 und 38 zuerst erschien. Nicht das pädagogische Sujet desselben schien der Anlaß gewesen zu sein, der den Familienvater in eine bedenkliche Amtlosigkeit gestürzt hatte. Nur die allgemeine Charakterähnlichkeit schien

gemeint, Zerfall mit den Amtspflichten, den Verhältniſſen der Umgebung, vielleicht auch — mit ſich ſelbſt.

Nach einem Geſpräch über die Einzelnheiten des Romans, die allgemeinen Zeitverhältniſſe und die beſondern Schwierigkeiten, auf welche die Abſicht des Mannes ſtoßen würde, die darauf ging, ſich nun in Hamburg eine Exiſtenz als Lehrer zu begründen, verlor ich den Beſuch aus dem Auge. Gewiß iſt er von mir mit dem Glauben geſchieden, eine kalte Natur angetroffen zu haben; mein gewöhnliches Schickſal das. Das Talent, mich vor Fremden als Weltenſtürmer in Scene zu ſetzen, beſaß ich eben ſo wenig, wie ich Cigarren anbieten konnte, die ich damals noch nicht rauchte. Ich hörte nur, der wirkliche Blaſedow wäre der größeren Wohlfeilheit wegen nach Altona gezogen.

Unſre Gegenwart möchte in den Reihen der Geiſtlichkeit nicht mehr viel Belege für die Richtigkeit und die Möglichkeit eines wie Blaſedow angelegten Charakters bieten. Wer jetzt beim theologiſchen Studium aushält, weiß, wohin er ſteuert. Beförderung, Machtſtellung ſind jetzt dem Theologen gewiſſer denn je. Und die Superintendentur iſt es nicht allein, die reizt, nicht die Controle des Staates und der Geſetzgebung, ſondern mit aller Achtung läßt ſich auch von jener gegen früher geſteigerten Selbſtgenüge ſprechen, die, wenn ſie nicht Phariſäerſtolz iſt, eine den „Diener am Wort" beglückende und ſein Leben verklärende Gottſeligkeit ſein kann. Dieſe Blüthe trieb das theologiſche Studium nicht zu allen Zeiten: Ungefüger Zweifel, ein geniales Sichgehenlaſſen, ein Vergeſſen, daß uns die Welt beobachtet, daß ſie ſelten liebevoll warnt und zur Beſinnung mahnt, ſondern weit lieber ſchadenfroh auf den Augenblick lauert, wo ein Träumender in die heimlich gegrabene Grube fällt. Dergleichen war früher mehr verbreitet. Man denke nur an die Epoche der 30er Jahre. Aus der Burſchenſchaft und den ſieben in Köpenick abgeſeſſenen Jahren kommen andere Naturen heraus und nach langer Miniſterial- und Cabinetsſchreiberei an eine Landpfarre, als aus den Wingolfsbündniſſen unſerer jetzigen Univerſitäten.

Späterhin habe ich noch manchen Landpfarrer, wenn er einer älteren Zeit angehörte, in Amt und Würden als Seitenstück zu Blasedow und seinem Hamburg-Altonaer Doppelgänger angetroffen.

Auch diese Jugendarbeit des Verfassers ist wie fast alle seine Schriften, von Kritik und Publikum kurzgesagt mißhandelt worden. In gnädiger Herablassung erklärte jene den ersten Band (jetzt das „erste Buch") für den besseren. Das war falsch; der zweite und dritte Band übertreffen den ersten. Ein Gezeter wurde erhoben von den Schelmenstreichen der vier Brüder, vorzugsweise des Schlachtenmalers. Jede Wildheit derselben wurde mit dem Moralcodex verglichen. Die immer mehr einreißende Prüderie und Schönthuerei auf belletristischem Gebiet hatte demnach vergessen, daß gerade der „Schelmenroman" die beste Tradition für sich hat, daß die Spanier des siebzehnten, die Engländer des achtzehnten Jahrhunderts das Komisch-Satyrische im Roman nur im Wagemuth fanden, in kühner Abenteuerlust, in Lebensanschauungen bis zum Cynischen. Wie naiv ergeht sich der Landpfarrer von Wakefield in seiner absoluten Unfähigkeit, vor dem Polizeigericht und selbst vor dem Ton der guten Sitte zu bestehen! Aber unser Schön- und Süßlichthun war einmal (zunächst durch die Goldschnitts-Lyrik) seit 1840 in Zug gekommen. Hätte man später, als man wieder von „Realismus" zu reden anfing, diesen Roman in's Plattdeutsche übersetzt, er würde Empfänglichkeit gefunden haben.

In einem Punkte will ich dem verwöhnten Lesegeschmack nicht Unrecht geben. Sogenannte Spannung, modische „Sensation", selbst das romantische Interesse überhaupt sind vernachlässigt. Der Verfasser schrieb bei Beginn seiner Autorschaft nur für sich. Er setzte voraus, keine Leser zu haben, und dachte daher nicht an Leser. Ob die Charaktere gefallen, die Situationen fesseln konnten, ob sie gar einen ganz indolenten, blasirten Nachfrager nach neuer Lectüre *zwingen* mußten, Antheil zu nehmen, dafür fehlte ihm alles Raffinement. Gegen die Frauen, die bekanntlich so sehr zu schonen und als die Haupt-

instanzen unsrer schönen Literatur zu beschmeicheln sind, und es auch genugsam von den Süßlichen werden, ist das Buch fast allzu herbe. Trübe Lebenserfahrungen ließen den Autor schon so früh an der Richtigkeit der Kunde, daß es auf die Tiefe gebende Frauen gäbe, zweifeln. Ueberdies glaubte er, die Romane, in denen es sich lediglich um das „Bekommen" von Dem oder Der handelte, müßten nur von den Taschenbucherzählern geschrieben werden.

Seit nun aber der Autor weiß, daß man noch ab und zu Leser und Leserinnen findet, die sich den Ausdruck, die Gedanken, eine wenn auch nicht spannend, doch organisch fortschreitende Handlung an einem Buche erzählenden Inhalts genügen lassen, empfiehlt er diesen die Lectüre um so mehr, als sich jetzt, nach fast vierzig Jahren, die allenfallsige Tendenz jener Jugendarbeit, die Schilderung einer luftigen, vom Schwindel und der möglichsten Abkürzung der Wege zum Glück lebenden Epoche, als eine entschieden zeitgemäße herausgestellt hat.

Pegli bei Genua, März 1874

Erſter Theil.

Erſtes Kapitel.

Der lateiniſche Reiter und die Preisaufgabe.

Der dort ſoeben in das Kreishauptſtädtchen eintrabende und gerade auf den Marktplatz zu ſeine Richtung nehmende Gaul gehört ohne Zweifel — dem geiſtlichen Herrn, der auf ihm ſitzt, eigenthümlich zu. An Stroh, Haſer, Heu, an Menſchenliebe oder Erbarmen für alle Geſchöpfe kann es im Stall eines Pfarrers wahrlich nicht fehlen; allein es muß auf den Zehntengaben ein Fluch liegen; ſie gedeihen nicht, ſie ſchlagen nicht an. Gaul und Reiter brennen vor Magerkeit.

Der Reiter hält vor einem kleinen Laden inne, ſteigt ab und producirt eine äußerſt ausgedehnte Figur. Seine Haltung iſt ſtolz und aufrecht. Seine Mienen verrathen eine gewiſſe Dürre ſeines Innern. Man kann ihn weit mehr mit abgeſengtem, als mit friſchem Graſe vergleichen. Er thut, was er beim Abſteigen und Feſtbinden ſeines Gaules an einen Baum, der vor dem Laden ſteht, nicht laſſen kann; es kümmert ihn weder der ſteinerne Roland auf dem Markte, noch der Gruß einiger Frauen, die vom Raths- und Rolands-Brunnen in der Mitte des Platzes Waſſer holen; er ſtöhnt und flucht ſogar ein wenig, was von einem Pfarrer und ſelbſt von dem einer kleinen Dorfgemeinde ſchwer zu glauben, aber für diesmal doch erwieſen iſt. Endlich greift er in die Halfter des alten Sattels, den er einmal bei einer Militair-Effecten-Auction erſtanden hatte, und zieht, nicht etwa Piſtolen heraus, wohl aber geiſtliche Schutz- und Trutzwaffen, eine

Ludwig.

Ja! Wer wird eine ſolche Scene anſehen können, ohne zu erröthen? Die Bühne iſt denn doch nicht da, um durch Zweideutigkeiten die Damen zu beleidigen. — Molière, ſagen Sie ſelbſt, wenn Sie ſich z. B. Armanden nähern —

Molière.

Elmiren, Majeſtät —!

Ludwig.

Wenn Sie zu ihr ſagen: Ich, Molière, ich —

Molière.

Ich, Tartüffe, Majeſtät!

Ludwig.

Tartüffe oder Molière — Molière oder Tartüffe .... es iſt doch Paris im Jahre 1667 — es iſt doch ein wirkliches Tuch, es ſind doch wirkliche Hände —

Molière.

Majeſtät, mein Spiel wird ſo zurückhaltend wie möglich ſein!

Ludwig.

Zurückhaltend oder nicht — .... ich habe in ſolchen Dingen ein Gefühl, auf das ich mich verlaſſen darf. (In der Ferne hört man Muſik.) Seit wie lange ſtehen Sie mit Armanden ſo vertraut?

Molière.

Das erklärte Einverſtändniß findet im Stillen ſchon ſeit zwei Jahren ſtatt.

kleine Bibliothek graugebundener Bücher, die er in den Laden trägt.

Herr Pauli war schon im Begriffe gewesen, der Ausleerung des Büchermagazins zu Hülfe zu kommen. „Im Pistolenholfter, Herr Pfarrer?“ rief er dem Eintretenden entgegen. „Aber freilich die besten Waffen gegen den bösen Feind sind Bücher.“ — „Die da, die ich Ihnen zurückbringe, sind aber keinen Schuß Pulver werth,“ sagte der Pfarrer trocken. „Hier sind auch die Journale. Wir sind damit immer ein halbes Jahr im Rückstande. Das Christenthum ist schon in den Städten immer hinter der Zeit zurück; nun kann man sich denken, wo wir auf dem Lande damit stehen.“ — „Ja, wie soll ich es machen, Herr Pfarrer;“ entschuldigte sich der Papier-, Landkarten-, Schreibmaterialien-, Buchhändler und Leihbibliothekar Pauli; „Ihre Herren Collegen sind in der Runde auf zehn Meilen Weges zerstreut. Der theologische Journal-Zirkel verursacht mir die meiste Weitläufigkeit! Daß die Herren auch das böse Glossenmachen nicht lassen können. Sehen Sie, Herr Pfarrer, hier ist die evangelische Kirchen-Zeitung! Da haben Sie schon wieder etwas beigeschrieben; ja, ja, ich kenne Ihre Hand!“ Herr Pauli machte eine sehr böse Miene, als er fand, daß der Pfarrer ganze Abhandlungen zwischen den Spalten der evangelischen Kirchenzeitung niedergeschrieben hatte. „Kann ich so ein Exemplar wieder verkaufen?“ fuhr er schmollend fort; „reib' ich alle diese Notizen, da sie glücklicherweise noch mit Bleistift geschrieben sind, ab, so wird das Papier so runzlig, als wär' es durch Wasser gezogen. Herr Blasedow, Sie sollten doch auch auf meinen Vortheil etwas besser bedacht sein.“

Pfarrer Blasedow hatte schon diese Standrede erwartet und hätte gern Jemand anders mit den Journalen zu Herrn Pauli geschickt; allein er hatte diesmal eine zweite Angelegenheit, die er betreiben wollte, und ließ es auf die Vorwürfe eines Mannes ankommen, der zu vielen Umgang mit Geistlichen pflegte, als daß er nicht Alles, was von ihnen ausging, als zur größeren Ehre Gottes gethan, hätte ansehen sollen. Er suchte Herrn Pauli zu beruhigen: „Lieber Herr Pauli,“ sagte er unerschrocken, „meine Bemerkungen,

die ich neben die evangelische Kirchenzeitung und die Missionsblätter, neben Tholuck's literarischen Anzeiger und ähnliche Geistesvögel schreibe, nützen Ihnen mehr, als wenn Sie sie nach einigen Jahren als „gebraucht" wieder ausflattern lassen. Ich führe nun schon seit sechs Jahren einen heimlichen Krieg mit allen Pfarrern der Umgegend, eine Fehde, die mit glücklicherweise kein Briefporto kostet. Der ist Rationalist, der *Supernaturalist*, der glaubt an die persönliche Gegenwart Christi beim Abendmahle, der nicht, der will die Union, der weigert sich; kurz, Herr Pauli, wenn ich mir nach einem Jahre die Journale wieder geben lasse, so habe ich immer das Vergnügen zu sehen, was ich durch meine Randglossen hervorbrachte. Ein ganzes Disputatorium wimmelt um die gedruckten Spalten herum, ein Meinungsgesumme schwirrt um diese langweiligen und kopfhängerischen Auseinandersetzungen, das weit interessanter ist, als der Gegenstand selbst. Ich kenne Niemanden von meinen Collegen — Tobianus ausgenommen — aber an den bissigen Redensarten in den Journalen werde ich ihrer gewahr. Allein jetzt etwas Anderes. Sie wissen, Pauli, an der Religion oder vielmehr den religiösen Streitigkeiten ist mir wenig gelegen. Mein Fach ist die Erziehung. Sie kennen meine Angelegenheit." „Leider hab' ich derentwegen," entgegnete Herr Pauli, „die schlesischen Provinzialblätter in meinen Zirkel nehmen müssen. Niemand liest sie. Es ist rein nur für Sie, Herr Pfarrer, daß ich die halte." Damit überreichte er ihm das neueste Heft. Blasedow ergriff es hastig und schalt in seiner gewohnten heftigen Weise, daß es noch nicht aufgeschnitten war. Eine Scheere in der Hand haltend und gierig in dem Hefte suchend, fiel er endlich auf die Stelle, die ihn am meisten interessirte.

„Es ist gewiß nichts," bemerkte Herr Pauli mit etwas boshaftem Lächeln; sonst müßten die dreihundert Preußen schon einmarschirt sein." — „Ja, wahrhaftig," antwortete verdrießlich der Pfarrer, indem er das Heft wegwarf, „es ist in der That nichts. Ein Professor Fritz aus Straßburg hat die Aufgabe gelöst, oder vielmehr die Schafsköpfe von Preisrichtern haben ihm den Vorrang gegeben. Schreiben

Sie, Pauli, sogleich, daß man mir meine Arbeit zurückschickt. Wer weiß, was hierbei für Motive obgewaltet haben."

Man muß nämlich wissen, daß vor mehren Jahren ein Regierungsrath in Oppeln, dessen Kinder wahrscheinlich eine verfehlte Lebensbahn eingeschlagen hatten, eine Preisaufgabe von dreihundert Thalern in den Zeitungen bekannt machte über die Frage: Wonach sollen Eltern, Vormünder und Erzieher verfahren, um über die künftige Bestimmung und den einzuschlagenden Beruf ihrer Kinder und Pflegebefohlenen zu entscheiden? Der Pfarrer Blasedow, von einer Ideen-Verwicklung ergriffen, die uns noch länger in diesem Buche beschäftigen, ja, die vielleicht die Grundlage desselben bilden wird, Blasedow hatte die Frage in seiner Art zu lösen versucht und erfuhr nun eben, daß die von ihm eingereichte Abhandlung mit dem Motto: Labor improbus omnia vincit, an dem Ziele vorbeigeschossen hatte. Nicht einmal das Accessit hatte er bekommen. Er war sehr niedergeschlagen, nahm an Büchern ohne Wahl hin, was ihm Herr Pauli ausgesucht hatte, und verließ den Laden, um zu seinem Gaul und Dorfe zurückzukehren. Herr Pauli beschwor ihn, indem er ihm zu Roß half und die Steigbügel hinhielt, inständigst: „Lassen Sie doch lieber Ihre Bemerkungen unter dem Titel: Randglossen zum heutigen Christenthum, drucken, als daß Sie mir, in der Absicht, ein stillschweigendes tridentinisches Concilium in der Umgegend anzufachen, meine Blätter fortwährend so vollschm—" hier zog sich Pauli zurück und fügte erst, als er schon die Klinke seiner Ladenthüre gefaßt hatte und des Pfarrers Gaul die ersten Sprünge machte, schnell und sehr laut hinzu — „verunreinigen, Herr Pfarrer!"

Jeder Mensch hat eine doppelte Geschichte. Die genaueste Aufzählung aller unserer Lebensschicksale ist immer noch unvollständig, es sei denn, daß wir all' unser Leben wie einen Ausschlag auf die Haut hinaustreiben und nichts weiter sind, als unser Ruf. Wir müssen mit Blasedow bekannter werden. Wir müssen sein Leben und sein Herz kennen, um ihm manchen Irrthum und manche Thorheit zu Gute zu halten. Das, was wir zu erklären wissen, wissen wir auch zum Theil schon zu entschuldigen. Blasedow ist ein Mann, der wenig

Freunde und auch wenig Neider hat. Feinde zu haben und keine Neider — dann muß man nur reich sein an abstoßenden Eigenschaften und einen großen Theil der übeln Nachrede, der man unterworfen ist, wirklich verdienen.

Ich will versuchen, meine Leser Schritt vor Schritt mit einem Manne bekannt zu machen, von welchem ich von vornherein gestehen will, daß er zu den Menschen gehört, von denen die Alten sagten, sie hätten Haare auf ihrem Herzen. Ja, Blasedow hatte sogar Haare auf den Zähnen. Er war so gerüstet und gewappnet, nicht blos gegen die Außenwelt, was man gewöhnlich so nennt, sondern leider auch gegen jeden Umgang, daß er die einsamste Stellung von der Welt einnahm. Ein Dorf ist nicht ganz so verlassen, daß sich nicht hie und da noch ein Meierhof, eine Fabrik, eine Amtswohnung fände, wo man sich zuweilen am Kamin ein Rendezvous mit Kaffee oder Punsch geben kann. College Tobianus war aber der Einzige, der die verödete Pfarrwohnung von Kleinbetteln*) zuweilen besuchte. Ja, und von ihm sagte sogar das Gerücht, daß es ihm weit mehr um die Mutter von Blasedow's Kindern (von seiner Frau sprach Blasedow ungern,) als um deren Vater zu thun war.

Wir sind im Stande, über Blasedow sogar eine officielle Notiz zu geben. Unter dem Buchstaben B in dem Blaustrumpf'schen Lexikon Sayn-Sayn'scher Schriftsteller heißt es: „Blasedow (A[dam?] G[ottlieb?]) geb..... besuchte das Gymnasium in.... die Universität..... ward Hauslehrer.... Pfarrersadjunct in.... Pfarrer in Kleinbetteln." Man irrt sich, wenn man glaubt, daß die durch Punkte bezeichneten Auslassungen in dieser Notiz von uns aus Discretion herrühren; nein, gerade so unvollständig, wie hier, lautet auch die Notiz in dem besagten Lexikon. Blaustrumpf, der Consistorialrath, der geistliche Chef unseres Helden, schrieb mehreremal vergebens an ihn um vollständige Ausfüllung des ihm übersandten Schemas. Blase-

*) Eine für die bettelhaften Umstände des Dorfes sehr eminente Abkürzung für Kleinbethlehem.

dow weigerte ſich es zu thun, bis er zuletzt durch folgendes kurze Schreiben alle ferneren Verhandlungen abgebrochen hatte: Sehr verehrter Herr Conſiſtorialrath! In Erwägung, daß auf meinen Namen Blaſedow unmittelbar der Ihrige in dem Lexikon Blauſtrumpf folgen wird, in Erwägung, daß Sie die Welt ſchon durch ſo viele berühmte Schriften bereichert haben, die Sie nicht umgehen können in dem Lexikon zu verzeichnen, in Erwägung, daß Sie Ehren- und wirkliches Mitglied von mehr gelehrten Geſellſchaften ſind, als es Gelehrte in der Welt giebt, bitt' ich Sie, zur vollſtändigen Aufführung derſelben ſich auch des mir in dem Lexikon beſtimmt geweſenen Raumes bedienen zu wollen, und zeichne Hochachtungsvoll Ihren ergebenen Diener A. G. Blaſedow.

Blauſtrumpf begnügte ſich, aus dem A. G. wenigſtens eine Conjectur auf die Vornamen des ſpröden und ſchnöden Mannes zu machen, und nahm ſich vor, bei jeder nur eintretenden Vacanz auch anzunehmen, daß Blaſedow gar nicht im Lande exiſtire. „Wer nicht in meinem Gelehrten-Lexikon ſtehen will," ſagte er, „der ſteht auch nicht auf der Expectantenliſte." Blaſedow wußte wohl, was er von ſeinem Vorgeſetzten zu erwarten hatte. Er war aber zu ſtolz und zu ſehr Miſanthrop, um ſich etwas merken zu laſſen. Deſto größer ſein Unmuth, wenn er allein war. Man hatte dieſen Mann ſchon angetroffen, daß er vor innerem Grimm zerbrechliche Gegenſtände zertrümmerte oder daß er Stunden lang in die blaue Luft hinausſah, ohne ſich auch im geringſten um ſeine Umgebung zu kümmern. Seine Frau war nur ſeine Magd. Er hatte ſie mit der Pfarre, wo ſie als Witwe von ſeinem Vorgänger ſitzen geblieben war, mitgeheirathet. Er hielt ſie für unfähig, den Horizont ſeiner Ideen zu erklimmen. Er hatte Niemanden auf der Welt, der es freundlich mit ihm gemeint hätte. Und ſo, wie ſein Herz dachte, dachte er auch nicht, daß er Jemandes bedürfte.

Wir haben jetzt den wunderlichen Mann allein und wollen im nächſten Kapitel die Gedanken zuſammenſtellen, die ihn auf ſeinem Heimritte beſtürmten. Wenn er uns dabei nur nicht vom Pferde fällt! Er iſt im Stande, ſich blutrünſtig zu traben und dabei noch keine Miene zu verziehen. Er iſt ein-

mal davon überzeugt, daß er der unglücklichſte Menſch von der Welt iſt. Sein Unglück iſt aber dies, daß er glaubt, ſeine Beſtimmung ganz und gar verfehlt zu haben. Er ſprach:

Zweites Kapitel.

Gerittene Phantaſieen über die Beſtimmung des Menſchen.

„Gott verdamm' mich, was für ein elender Schuft von Leihbibliothekar iſt das! Und die durchgefallene Preisaufgabe — er wird mich bei allen ſeinen Kunden lächerlich machen. Es thut aber nichts. Was die eine Schulter bis jetzt getragen hat, trägt wol auch die andere noch. Auch das Unglück hat ſein Angenehmes, wenn es nur ſicher und entſchieden und im Gleichgewichte iſt. Beſſer, wenn man doch einmal hängen muß, daß einem auch noch die Hände gebunden werden. So zappelt man wenigſtens nicht und vermehrt durch die Qual, ſich helfen zu wollen, die Qual, ſich nicht helfen zu können."

„Pech iſt das beſte Wort für meine Lage; wer ſich damit beſudelt hat und will ſich davon befreien, greift, je mehr er greift, ſich alle Hände voll. Iſt es hier los, ſo ſitzt es da feſt. Von der linken Hand bekomm' ich's in die rechte; ich will mir den Schweiß abtrocknen und hab' es im Geſicht. Wen der Herr einmal zeichnen will, den zeichnet er in Oel und in Kreide, mit Trübſal und mit Schulden."

„Ich weiß auch keinen Ausweg zu finden. Ich bin gerade auf mein Unglück losgeritten, wo ich es doch mit klaren Augen vorherſah, ehe ich noch drin war. Ich hätte in irgend einen Graben ſpringen ſollen, als das Schickſal ſo breitſpurig auf der Landſtraße angefahren kam und über mich wegkrachte."

„Ich ſah ja vorher, was aus der Armen- und Pandora-Büchſe des Landpfarrerlebens für Geſchenke herauskommen mußten, und ſchlug doch dieſer miſerablen Exiſtenz zu. Denn das iſt das Eigene im Unglück, daß man kleinere Uebel

immer durch größere heilen will, daß man schon in der Abwechslung seiner Schicksale eine Verbesserung derselben erblickt, mag man nun auch den Candidaten durch den Landpfarrer, ja, man kann wol sagen, den Teufel durch Beelzebub heilen und austreiben wollen."

„Alle unsere Wissenschaften, all' unser Lernen und Magisterwerden schneidet nur die Krücke, an welcher wir uns halten müssen bei der Lahmheit und Hinfälligkeit, die wir eben nur durch jene Hülfsmittel selbst bekommen haben. Alles Zeug, das wir betreiben müssen — ja, wir nennen es unsre Rettung, unseren Hafen, und gerade dies ist nur allein Schuld daran, daß wir Schiffbruch leiden. Ueber unsrer Sorge für das Alter werden wir alt. Um uns nur in späteren Jahren mit diesem oder jenem heilen zu können, machen wir uns selbst ungesund."

Als Blasedow bis zu dieser Stelle seiner davidischen Dorf-Psalmen gekommen war, hatte er schon das Städtchen hinter sich und beugte feldeinwärts über einen holperigen Weg, der ihn aber nicht hinderte, in seinen zornigen Träumereien so fortzufahren:

„Schrecklicher Gedanke, wenn sich der Mensch auf der Mittagshöhe seines Lebens gestehen muß: Kerl, Du hast Deine Bestimmung verfehlt! Nun kann man nicht wieder umkehren, Weib und Kind sitzen um einen unglücklichen Mann herum; das Schicksal schlängelt sich wie zwei Drachen um den schreienden Laokoon; man ist einmal drin in den Verschlingungen der grausen Thiere und muß ersticken, um — Trojas Schicksal erfüllen zu helfen! Auf das Auswandern nach Amerika gebe ich nichts. Man kann dort nur vorstellen, was man hier gelernt hat."

„Nach Griechenland hätte ich gehen sollen als bayrischer Uhlan. Das Meer und das Vaterland des Pindar und Sophokles zu sehen und dabei sein Pferd zu putzen, zuletzt seinen Kopf zu verlieren, von welchem wenigstens die Ohren (als Zeichen des Gehorsams oder als der Theil, der am sichersten vor der schnellen Verwesung ist) nach Constantinopel wandern: es ist doch ein Zusammenhang drin, man hat doch nicht nöthig, wenn man einmal einen fröhlichen Gedanken

haben will, ausschließlich an die Vergangenheit zu denken. Was geschieht mir jetzt? Die Zukunft ist eine alte, zahnlückige Matrone, die mir den Schlafrock und die Pantoffeln bringt und mich mit Ehren, großer Gott! mit Ehren, weil ich Niemanden todtgeschlagen habe! in die Grube bestatten wird. „Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens, saß" der redliche Hans Kaspar Esel — — Was soll daraus werden —!"

Hier war Blasedow so übermannt von der Verzweiflung über seine Lage, daß er unwillkürlich seinen Gaul anhielt. Das Thier verstand ihn anders. Die Betrübniß des Reiters wirkte so magnetisch auf dasselbe, daß es sich jener Function überließ, das die Fahrleute gewöhnlich durch ein sanftes Pfeifen hervorzulocken pflegen. Blasedow hörte Das hinter sich und ergab sich einem ironischen, aus Spott und Leiden zusammengesetzten Lächeln. Indem er das Thier zu einem kleinen Trab anspornte, bildeten sich wieder folgende Gedankengruppen in seinem nächtlichen Innern:

„Ich weiß es, für mich ist jede Hoffnung verloren. Meine Bestimmung ist erfüllt. Mit schweren, eisenbeschlagenen, wasserdichten Pfundstiefeln werde ich von einer Scheune zur andern waten müssen mein Leben lang und mit den zottigen Schäferhunden nicht blos die Wachsamkeit, sondern auch den Knüppel gemein haben, den ich einmal am Halse trage. Aber an meinen Kindern will ich einholen, was ich versäumt habe. In ihnen will ich noch einmal, dem Geiste nach, wieder jung werden. Meine Kinder sollen erfahren, daß sie von einem Manne erzogen sind, der seine Bestimmung verfehlt hat. Alle meine Fehltritte sollen dazu dienen, daß sie nur desto sicherer gehen. Ich habe fünf Viertel gemacht, um eine Meile zurückzulegen; sie sollen lernen, wie man seine Pfade abkürzt und sich die schnellen Handgriffe aneignet."

„Ich habe wenig zu thun, bringe aber gerade der menschlichen Gesellschaft mit meinem unvermeidlicher Müßiggange das größte Opfer. Ich muß eine Tradition aufrecht erhalten, für welche die Leute, im Strudel ihrer Geschäfte, keine Zeit mehr haben. Der Geistliche ist nicht mehr eingesetzt, die Religion zu mehren, sondern sie zu erhalten. Ich muß dafür

ſorgen, daß der Himmel nicht abhanden kommt; ich bin für meine Kirche verantwortlich, ich muß ſie in dem Zuſtande wieder abliefern, wie ich ſie erhalten habe. Daß die Glockenſtränge nie von den Motten zerfreſſen werden, ſoll meine Sorge ſein. Und Ihr draußen! Ihr rennt und jagt, Ihr habt ein ſchönes Ziel, Ihr ſeid die Herren und Heroen Eures Willens, Ihr könnt Euren Kreis vergrößern, könnt Eure Kunſt verbeſſern! Euch trägt die klare Welle des Tages; mit dem Augenblicke ſeid Ihr ſo vertraut, wie mit der Ewigkeit! Ihr Strebenden, Ihr Glücklichen; ach, meine Kinder ſollen es auch werden!"

„Der Menſch macht, ehe er das Rechte trifft, es hundertmal verkehrt. Die ſchönſte Zeit geht uns in der Jugend mit den Verſuchen verloren. Das Wenigſte von Dem, was wir lernen, nützt uns ſpäterhin. Natürlich, die Schulen müſſen eingerichtet ſein, daß ſie Jedem 'was bieten oder eigentlich Allen Alles. Aber nicht Jeder braucht Alles. Jeder braucht nur das Seinige. Wer es möglich machen kann, ſchicke ſeine Kinder nicht in die Schule: ſonſt lernen ſie, um Schornſteinfeger zu werden, Alles, was ſie als Profeſſoren wiſſen müſſen; ſonſt lernen ſie, als einſtige Advocaten, auch all' die Charlatanerieen, die zu dem künftigen Berufe des Arztes nothwendig ſind Ich weiß nicht, wie der Profeſſor Fritz in Straßburg dieſe Wahrheiten beſſer hat entwickeln können."

„Ich habe vier Knaben, glücklicherweiſe kein einziges Mädchen. Ein Frauenzimmer, und wäre es erſt ein in der Wiege lallendes Kind, könnte alle meine Pläne vernichten. Die Galanterie iſt den Menſchen ſo angeboren, daß ſich ältere Brüder ſogar nach den Launen ihrer kleineren Schweſtern richten müſſen. Die Schwäche hat hier etwas, das ſtärker iſt als die Kraft. Ich habe vier Knaben. Die Auf- und Ausgaben ſind außerordentlich."

„Ich ſcheue weder die einen noch die anderen. Ich will meinen Rock tragen, ſo lange noch die Fäden zuſammenhängen, ich will mich nicht ſchämen, Stiefel zu tragen, welche mit Pflaſtern dicht belegt ſind. Mit meinen Kindern will ich mich an meinem Vater rächen. Sie ſollen keinen Schritt

in der Ausbildung ihres Geistes vergeblich thun, sie sollen weder Griechisch lernen, wenn sie nur Latein, noch die Arithmetik, wenn sie nur die Geometrie brauchen. Ich will ihnen selbst die Lebensroute vorzeichnen, auf welcher sie in kurzer Zeit dicht vor irgend einem glänzenden Ziele stehen. Ich werde mich hüten, sie Prediger werden zu lassen zu einer Zeit, wo die Kirchen so leer stehen, oder Kaufleute in einer Zeit, wo es so viel Bankerotte giebt. Was ich wählen werde, weiß ich noch nicht, aber jedenfalls einen Beruf, der sie nährt und der sie ehrt."

An dieser Stelle des Blasedow'schen Monologs, wo er allmälig vom dithyrambischen Schwunge schon zur besonnenen und nüchternen Erwägung herabgestiegen war, weckte den Träumenden aus seinen Luftschlössern ein verworrenes Geschrei wie Rabengekrächze. Erst fuhr der Reiter erschrocken auf, weil er gerade am Galgen des Kreisbezirkes vorbeiritt. Der Lärm kam aber nicht von dem ganz friedlichen Dreibein her, sondern von einer Karavane gelber großer Wägen, die kurz vor ihm herzog. Es konnten ihrer fünf bis sechs sein. — Für Pulverwägen hätte man diese Fuhrwerke zunächst halten können, wenn nicht das Fürstenthum Sayn-Sayn im tiefsten Frieden mit dem Auslande gelebt hätte. Auch erinnerte sich Blasedow nicht, daß etwa einem benachbarten Fürsten das Recht einer Militairstraße durch Sayn-Sayn zustand. Er wollte eben seinen Gaul anspornen, um bei den Fuhrleuten die geheimnißvolle Ladung auszukundschaften, als er hinter sich ebenfalls eine Cavalcade zu hören glaubte, die ihn jetzt in ein gefährliches Gedränge brachte. Er mußte seinen Gaul etwas abseits lenken, um einer prachtvollen Kutsche, welche vier Pferde zogen, Platz zu machen. Sein Erstaunen wuchs, als er auf dem Bock und hinten auf dem Tritt der Kutsche drei Mohren wahrnahm. Beinahe hätte er in den Acker hineinreiten müssen, der hier glücklicherweise beim Galgen als Schädelstätte betrachtet wurde und nicht besät war. Die große Carosse wollte nämlich jenen gelben Wagenkästen nicht minder vorzukommen suchen. Der Mohrenkutscher schlug heidnisch auf

Ludwig
(ſtampft mit dem Fuße).

Seit zwei — das iſt nicht wahr! Die Falſche, die Heuchlerin —

Molière.

Sire —

Ludwig.

Gehen Sie! Machen Sie Hochzeit! Eine proſaiſche Hochzeit! (Bei Seite zornig) Seit zwei Jahren!

Molière.

Ich kann dies erſt nach der Einnahme, die mir Tartüffe verſchaffen wird —

Ludwig.

Dann bedaure ich, daß Sie warten müſſen!

Molière.

Wie, Majeſtät?

Ludwig.

Ich ſage nicht, daß ich den Tartüffe verbiete, aber — was bedeutet die Muſik?

Delarive.

Die Bürgerſchaft von Paris nähert ſich dem Louvre, um Ew. Majeſtät für die Aufhebung des Verbots den Dank der Stadt auszudrücken.

Ludwig.

Danken! danken! Das lieb' ich nicht — das will ich nicht! Das iſt vereilig gehandelt! Demonſtrationen, die nur böſes Blut ſetzen! Angriffe auf den Staat würden mich gleichgültig laſſen, Molière, denn mein Staat ſteht feſt .... Angriffe auf

die Thiere ein, die in dem tiefen Sande ihre Noth hatten fortzukommen. Blasedow hielt an, besonders, um zu sehen, ob ihm ein prüfender Blick in die Glasfenster der Kutsche gelingen würde. Ja, es waren zwei Damen, die im Fond saßen. Die eine wirklich jung, die andere schien es scheinen zu wollen. Die Letztere trug offenbar Schminke auf den Wangen, wie Blasedow deutlich sehen konnte, da sie mit grellen, kecken Augen aus dem Schlage herauslugte. Sie mußte braune Augen haben, Blasedow war ganz erschrocken. Die Kutsche flog aber schnell an ihm vorüber.

Doch jetzt, dacht' er schlau, benutz' ich die Gelegenheit. Unmittelbar hinter dem Tritt, auf welchem die beiden andern Mohren standen, gab er seinem Thiere die Sporen und ritt lustig hinter der großen Carosse her. Das ging eine Weile ganz gut. Schon drei der gelben Wägen hatte er hinter sich; allein in dem Momente hält die Kutsche inne und Blasedow konnte vom Glück sagen, daß er sich mit seinem Thiere nicht Hals und Bein brach. Er war einmal im Zuge und prallte so heftig an das Hintertheil des vorn plötzlich gehemmten Wagens an, daß ihm Hören und Sehen verging. Rechts ein Graben, über ihm die Zweige der Bäume, die den Weg beschatteten, jetzt drei Wägen hinter ihm und der vierte ihm unmittelbar nachbiegend, er wußte selbst nicht, aus was für Ursach. Doch verlor er nur seinen Hut vom Kopfe, nicht den Kopf selbst. Er suchte sich zwischen der Kutsche und dem vierten Wagen durchzudrängen, hätte aber wahrlich ein Unglück haben können vor Schrecken über einen Anblick, den ihm die Oeffnungen des vierten gelben Wagens darboten. Zwei fürchterliche Augen glotzten ihn an, ein Rachen gähnte mit der eigenthümlichen tückischen Ueberwachtheit und Verschlafenheit, welche man an den Tigern beobachten kann. Durch eine andere Oeffnung streckte ein unsichtbares Thier seine Tatze; an einer dritten nagte ein Bär ohne Maulkorb. Zum Absteigen war kein Raum. Blasedow mußte wieder zurück und die Oeffnung zwischen dem dritten und vierten Wagen abwarten, um sich dahinein zu spielen: denn auch die Kutsche fuhr plötzlich langsam und machte keinen Platz. So war er genöthigt, mit dieser Karavane wilder Thiere, wahrscheinlich einer reisenden

Menagerie, auszuhalten und recht eigentlich mit den Wölfen zu heulen. Es war schon Abend, als er endlich mit dem schreienden, brummenden und nicht selten brüllenden Spectakel zu gleicher Zeit in seinem Dorfe anlangte. „Jesus, was bringt uns da der Herr Pfarrer mit!“ riefen die Weiber zu den kleinen Bleifenstern heraus. Der aber bog seitwärts und eilte, endlich in seinen Stall zu kommen.

Drittes Kapitel.

In den vier Wänden.

Sowie Blasedow den ersten Fuß in seine Wohnung gesetzt hatte, fiel ihm wieder eine centnerschwere Last auf die Brust. Die durchgefallene Preisschrift fing jetzt erst an zu wirken. Die kleine Hausflur, die niedrigen rothen Thüren, die verbrannten Fensterscheiben, die halsgefährliche Treppe in dem obern Stocke bildeten wieder einen dunkeln Hintergrund, auf welchen er seine zornigen und grollenden Phantasieen zeichnete, die Verwünschungen seines Schicksals, die Ironieen über seinen Stand. Gertrud, seine Frau, lärmte im Hinterhofe, wo sie den Knechten, die eben vom Felde kamen, ihr morgendes Pensum aufgab; seine Kinder sprangen ihm wohl wie die Hasen über den Weg, allein sie interessirten ihn nur als Stoff, nicht als Person. Er sah in ihnen nur, was sie werden konnten; ihr eigenes Wesen zog ihn nicht an. So blieb er verschlossen gegen alle Welt und wurde von dieser in der That für einen recht unfreundlichen Mann gehalten.

„Es liegt oben einen Brief an dich;“ schrie Gertrud vom Hofe her und fügte, unbekümmert über das Gesinde, hinzu: „wer weiß, was Du Dir wieder eingebrockt hast. Es ist ein Schinken und kommt gewiß vom Amte oder vom Consistorium.“ — „Satan!“ brummte Blasedow vor sich hin und dachte: „Was ist doch die Frau so roh! Wenn ich todt bin, heirathet sie noch einmal meinen Nachfolger. Sie hält die

Pfarrei für eine Wirthschaft und ihre Männer blos für einkehrende Reisende. Großer Gott! Wo bin ich hingerathen? Lag dies denn Alles in Deinen Plänen? — Der Gedanke einer Scheidung beschlich ihn oft. Nur die Rücksicht für die Kinder hielt ihn ab, den Gedanken weiter zu verfolgen. Eines Tages hatte er seiner Frau schon eine Anzeige vorgelegt, die sie Beide unterschreiben wollten, mit folgenden Worten: „Wir Endesunterzeichnete setzen all' unsere Freunde und Verwandte davon in Kenntniß, daß wir nach reiflicher Ueberlegung uns entschlossen haben, unsere Ehe factisch für null und nichtig zu erklären. Freud- oder Beileidbezeugungen werden verbeten." Allein Gertruden kam bei Lesung dieses Zettel-Grabsteines ihrer zweiten Hochzeit so sehr das Weinen und Schluchzen an, daß Blasedow einen Blick gen Himmel warf und ausrief: „Also, Herr, Du lässest diesen Kelch nicht an mir vorübergehen!" Mit jener Entsagung, die immer bei Verzweifelnden das höchste Stadium ihrer Leidenschaft ist, steckte er den Zettel in die Tasche und begnügte sich nur, sie leise und vornehm mit dem kleinen Finger zu bedrohen. Wie sie ihn so groß und stolz sah und den goldenen Siegelring am Finger, hemmten sich ihre Thränen und sie sah ihn mit einem eben so dummen, als stieren Blick an. Er trat feierlich aus dem Wohnzimmer, wo diese Scene vorfiel, und begab sich oben in sein Studirzimmer. Sie aber, beschämt von ihrem Schmerze und ergrimmt über seinen Stolz, fiel über eins der Hausleute mit den heftigsten Vorwürfen her und dichtete, um sich nur austoben zu können, Jedem, der ihr in den Weg kam, Versehen an, die Niemand begangen hatte. Sie war mit einem Worte eine gute Frau, aber verwildert.

Blasedow stieg auch heute mit Stolz und Verachtung seiner irdischen Verhältnisse in sein Studirzimmer hinauf. Es lagen einige Hindernisse auf der Treppe, diese ergriff er und warf sie hinunter. Der Brief machte ihn nicht neugierig: denn er dachte, Schlimmeres könnte er nicht erhalten, als seine Absetzung. Diese würde ihm erwünscht gekommen sein. „Werd' ich abgesetzt," sagte er, als er sich seine Reitstiefeln auszog; „hab' ich irgend etwas gethan oder noch wahrscheinlicher unterlassen, was ich nicht thun, oder thun soll, so

würd' ich dies als einen Fingerzeig ansehen, daß mein Leben eine andere Wendung nimmt. So von der Pfarre weglaufen, mag ich doch nicht. Es würde mir keinen Ruf machen. Auf den Ruf eines Religions- oder Dienstprocesses würd' ich schon eher meine Zukunft bauen können. Was plag' ich mich mit Gedanken und Räthseln!"

Blasedow betrachtete den Brief und das Siegel. Er kam vom Consistorium. „Wahrscheinlich der Text," sagte er, „den ich am Pfingstfeste der Gemeinde lesen soll oder vielleicht liest Blaustrumpf mir den Text. Er kann meine Weigerung, der Einzige im Lande, ihm meine Lebensnotizen zu geben, nicht vergessen, denn dadurch ist sein Buch unvollständig und an der Ferse verwundbar geworden. Ich werde meine triviale Lebenslaufbahn noch gar an den Pranger stellen lassen! Ich weiß recht gut, daß ich unter den Menschen bin, was ein Kienapfel unter den Aepfeln; aber mich damit zu brüsten, das fehlte noch." Damit streckte sich der gefesselte Prometheus auf dem Lande weit über ein hartes Sopha hin, dachte dann einige Augenblicke nach, sprang auf und holte sich einige Bücher aus einem Wandschranke. Aber so unglücklich waren seine Empfindungen, so abgestorben seine Gefühle, daß Alles, was er unternahm, wie welk, von selbst zusammenknickte. Hätte er etwas weniger Galle in seine Stimmung gemischt, so würde er in solchen Augenblicken, die ihn oft beschlichen, zur lyrischen Poesie reif gewesen sein; aber sein Groll erstickte die Klarheit seiner Gedanken. Er streckte sich wie ein auf Beute lauerndes hungriges Thier.

„Es hilft doch nichts," gähnte der Arme endlich und erbrach das Consistorial-Siegel. Er erhielt folgendes Schreiben: Herrn Pfarrer Blasedow in Kleinbethlehem! Da es das feste Bestreben unsrer Hohen Landesregierung ist, innerhalb ihrer Grenzen die Gottesfurcht auf reine nur in der Vernunft begründete Principien zurückzuführen: so glaubt Ihre Ihnen vorgesetzte Behörde, daß zunächst alles auf dem platten Lande und den Städten verbreitete abergläubische Wesen, alle Ueberreste der finsteren Vorstellungen des Mittelalters, ja, der heidnischen Zeit mit Stumpf und Stiel

ausgerottet werden müssen. Es wird Ihnen zu dem Ende aufgetragen, sich nach der Schrift des Dr. Mörder: Thomasius oder die Religion innerhalb der Grenzen des natürlichen Menschenverstandes umzusehen, und haben Sie besonders auf die anti-abergläubische Erziehung der Kinder in den Schulen zu achten. Ihre Berichte haben Sie von Zeit zu Zeit dem Consistorium einzureichen. Section des fürstlich Sayn-Sayn'schen Consistorii zur Ausrottung des Aberglaubens. Blaustrumpf.

Ein spöttisches Lächeln verbreitete sich über Blasedow's Mienen, als er dieses Rundschreiben gelesen. Er wußte recht gut, daß Dr. Mörder Blaustrumpf's Schwiegersohn und Substitut war und daß die vom Thomasius gemachte Auflage, bei welcher sich der Schwiegervater in Kosten gesetzt hatte, durch die Empfehlung flott gemacht werden sollte. „Das ist eine so saubere Clique!" dachte er; „der Eine hebelt den Andern in die Höhe, während dabei die Religion zu Grunde geht. Nun die wollen sie stillen und abgelegenen Seen des menschlichen Gemüthes für grüne Moraſtlaken ausgeben, und in das hohe rauschende Schilf des Glaubens ihre eigenen Kuckucks- und Windeier legen! Da die Religion vom Himmel ist, so hat sie keine Sprache; aber sie wollen sie ganz und gar in die Grenzen der Heinsius'schen Sprachlehre einzwängen und ihren Geheimnissen keine anderen Laute gönnen, als die im Adelung verzeichnet sind! Es soll bei ihnen Alles auf der Zunge liegen, damit statt der Religion ihr Ehrgeiz Platz hat, sich, im Herzen einzunisten. Ich werde mich hüten, ihren Thomasius zu kaufen zum Gespensterbannen. Diese Leute auf dem Lande, ja, ich selbst bin so verbauert, daß wir das ganze Jahr hindurch nichts Neues zu sehen bekommen, als höchstens einmal ein Gespenst. Es fällt mir nicht ein, mein Dorf mit rationalistischen Mausefallen zu umstellen und dem Aberglauben hinter allen Kirchhofsmauern Fußangeln zu legen. Was kann ich denn den Leuten groß für Christenthum predigen! Ich bin ja froh, und das Consistorium sollte es auch sein, daß vom Mittelalter und dem Wodanglauben noch soviel übrig geblieben ist, daß die Menschen, wenn sie noch keine rechten Christen sind, wenigstens einen gewissen

Respect vor der Finsterniß und dem Geheimnißvollen erhalten. Könnte ich meine Michel alle in den Mailänder Dom führen, dann brauchten sie nur etwas Weihrauchnebel, einige Lichter und Musik, um einen gewissen religiösen Flor vor die Augen zu bekommen; so aber sitzen sie ja im Wirthshause besser, als in der alten langweiligen eingefallenen Kirche mit weißen Wänden und grünen Fensterscheiben, und ich danke Gott, damit sie mir nicht ganz verwildern, daß hinter den Hecken des Nachts eben noch die Kobolde lauern und sie ein wenig zusammenschauern, wenn sie um Mitternacht einen heisern Hund in der Ferne bellen hören."

Blasedow war gewohnt, mit dem Consistorium in stetem Hader zu liegen. Seit der Unvollständigkeit, welche durch ihn in das oft erwähnte Gelehrten-Lexikon gekommen war, suchte sich, nach seiner eigenen Ausdrucksweise, der fette Consistorialrathskäse immer an der Brodrinde seiner winzigen Landpfarrer-Existenz zu reiben und hinterließ doch nur denen einen guten Appetit, Denen Jener ihn verderben wollte. Blasedow warf wie ein kecker Grönlandsfahrer eine Harpune nach der andern in den dicken Wallfischbauch des Consistoriums und erzürnte dieses so heftig, daß er wenigstens durch sein eines Nasenloch, durch Blaustrumpf, mannsdicke Ströme von allgemein gesund-vernünftigen und menschenverständlichen Redensarten spritzen mußte. Bald galt es einer Reparatur des Glaubens, bald einer Reparatur der Beichtschemel. Bald war ein Dogma, bald eine Orgelpfeife heiser geworden. Wenn irgend ein theologischer Streit auf den Tennen der Literaturzeitungen durchgedroschen wurde, so turbirte Blasedow seine Vorgesetzten, wie er sich gegen das Resultat dieser Kämpfe zu verhalten hätte. Ueber das Gebet des Herrn z. B. wurden zwischen Blasedow und Blaustrumpf Actenstöße gewechselt. Die Regierung wollte das moderne Unservater in dem Lande einführen; alle Geistlichen beugten sich unter die grammatische Zuchtruthe derselben, nur Blasedow behauptete: das Vaterunser sei wenigstens in seiner Gemeinde der letzte Hoffnungsanker für die Leute, die ihn und die er nicht verstünde. Wollte er nun auch noch daran rütteln, so riss' er ihn vielleicht aus dem Boden heraus

und könnte dann bei manchem Individuum sein Leben lang warten, bis er ihm wieder beikäme. Auch würden, fuhr er fort, die Leute des Abends vor dem Schlafengehen doch immer wieder den Vater voransetzen und dadurch gegen die Kirche eine Opposition unterhalten, die für das Muckerwesen das Feld ackere. Auch sei es nur eines so egoistischen Zeitalters, wie das unsere ja wäre, würdig, vor Gott, dem Geber alles Guten, dem Schöpfer der Welt und dem Vater unser Aller, uns wieder vorangehen zu lassen. Mit einem Worte, er würde nie die Religion gegen die Grammatik in Nachtheil bringen. Dixit.

Was wollte das Consistorium machen? Es konnte doch wahrlich keine Amtsentsetzung durch grammatikalische Gründe motiviren. Blasedow behielt hierin seinen Willen und setzte ihn sonst noch öfter durch.

Es war schon spät geworden. Er hörte, wie man unten die Vorbereitungen zum Nachtessen traf. War er aber einmal in einen Irrgarten von lebhaften Vorstellungen gerathen, so lief er die verschlungenen Pfade alle durch, statt daß er mit einem Sprunge über den grünen Rasen hin den Ausweg gefunden hätte. Er hätte ja das Schreiben ignoriren dürfen. Dies schien ihm jedoch Feigheit. Er war gewohnt, sich fortwährend Rechenschaft über seine Gedanken zu geben, und würde, wenn er nicht so gewissenhaft gegen sich selbst gewesen wäre, auch nicht so viel gelitten haben. Für diesen Brief grübelte er jetzt nach einem passenden Schlusse und nahm sich vor, nicht eher zu Nacht zu essen, bis er seinen Appetit durch den Caviar einer pikanten Polemik gereizt hätte. Mit jenem Schmunzeln, das wir immer bereit haben, wenn wir nicht die Zeit erwarten können, um einen guten Gedanken aufzuschreiben, schnitt er sich eine Feder und begann: Hochwürdiges Consistorium! Vor etwa drei Tagen starb in meinem Kirchsprengel eine Katze, hochbetagt, mäusemüde, auf ihren Lorbern ruhend. Der Tod ereilte sie mitten auf der Landstraße, welche das Eigene hat, daß sie Kleinbethlehem in vier Viertel theilt, weil noch eine andere Straße hindurchgeht. Sie, die Katze, streckte symbolisch alle Viere aus und konnte nicht begraben werden. Die Gemeindeglieder ver-

weigerten ihr das Begräbniß, nicht, weil sie kein ehrliches verdient hätte, sondern weil der Volksglaube besteht, daß man gewisse Thiere, unter anderen die Katzen, da verwesen lassen müsse, wo sie der Tag ihres Verhängnisses ereilt. Auch ohne die Instruction eines hochwürdigen Consistorii würde ich gegen diese Katze eingeschritten sein. Wenn der Aberglaube auf die Höhe kommt, daß er nicht blos eine moralische, sondern schon physikalische und atmosphärische Pest ist, wenn man bei Spinnstubenweisheit Gefahr läuft, sich nicht blos die Ohren, sondern auch die Nase zuhalten zu müssen, dann ist es Zeit, sich in's Mittel zu legen. Ich ließ die Katze aus dem Wege räumen und begraben.

Wenn ich nun aber auch den Sonntag darauf über die todte Katze hätte predigen sollen; ja, dann hätt' ich wol von einem hochwürdigen Consistorio einen dazu passenden Bibeltext gewünscht. Meines Wissens steckt in der heiligen Schrift so viel Aberglaube, so viel dämonisches Besessensein und Teufelaustreiben, daß mir die Gemeinde auch wol hätte erwidern können, so gut der Teufel in die Säue von Genezareth fuhr, eben so gut kann auch dem ein Leids angeblasen werden, der seine Hand an ein Thier legt, das in Aegypten, dem Vaterland der Zigeuner, göttliche Verehrung genoß.

Allein ein Hochwürdiges Consistorium scheint selbst daran zu verzweifeln, mit Hülfe der Bibel den Herenspuk auszutreiben. Mit dem Glauben kann man wol den Unglauben, aber nicht den Aberglauben widerlegen. So lange das Christenthum nicht anerkennen will, daß mit seiner Stiftung auch das böse Princip ausgerottet ist, so lange die Macht des Bösen sogar noch auf einen einzigen Repräsentanten und Fürsten der Hölle übertragen wird, kann auch das Herenwesen nicht durch die Bibel getilgt werden, Bonifacius und Dr. Mörder mögen noch so viel heilige Eichen umhauen.

Ein Hochwürdiges Consistorium deutet auf die Erziehung, als das beste Hülfsmittel gegen den Aberglauben, hin; und dies ist der Nagel, für welchen ich einen besseren Kopf gewünscht hätte. Was wird uns Landpfarrern nicht Alles als Zweck der Schule angegeben? Bald sollen wir schon die zarte Jugend auf die Inoculation der Bäume und die Zucht der

Seidenraupe aufmerksam machen. Dies rührt vom Finanz-Collegio her. Bald sollen die Kleinen auf die Ausbildung ihrer körperlichen Kräfte angewiesen und zu militairischen Spielen angehalten werden. Das ist ein Fingerzeig des Kriegs-Collegii. Dann erhalten wir die Weisung, auf die Belebung vaterländischer Gesinnung zu achten und früh in die Kinderseelen einzupflanzen die Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus. Dies ist specielle Cabinets-Vorschrift. Nun kommen noch die Ansprüche der Geistlichkeit und der Juristen, die Ansprüche der Polizei wegen Nesterausnehmen und Baumschulen-Beschädigung. Das Kind wird gezerrt und gezogen nach den verschiedensten Seiten hin. Was der Eine befiehlt widerräth der Andere. Was da passend ist, ist dort schon ungereimt. Die Kinder gleichen hier jenem grünen weichen Serpentinsteine, aus dem man Tintenfässer, Speinäpfe, Leuchterknechte, Apothekermörser, alles Mögliche schneiden will.

Statt daß ich nun ein Hochwürdiges Consistorium gegen dieses Gebrechen, das nicht nur die Erziehung in Sayn-Sayn, sondern beinahe schon in der ganzen Welt auf eine Hanswurstspasse zurückführen wird, kämpfen sehe, tritt dasselbe gleichfalls für jene Hopfenstangen auf, die man neben zarte zolllange Blümchen stecken will, damit sie sich daran heraufranken. Den Kindern schon den Aberglauben nehmen, heißt sie mit Braunbier statt mit Milch säugen. Ich vertheidige die Spinnstube nicht und den Hexenbesen, den die alten Weiber befeuchten, um ihm für die Walpurgis-Nacht wahrscheinlich durch die dadurch erzeugten Flöhe jene Sprungkraft zu geben, die sie von ihrem Schornstein aus nach dem Brocken versetzen kann; aber den Kindern die ganze Natur zusammenzusetzen, wie ein Dominospiel, ihnen zu beschreiben, wie sich alle geheimnißvollen Dinge unter der Luftpumpe der Aufklärung krümmen und schwach werden, das heißt, die Kinder schwimmen lehren noch ehe sie laufen, oder griechisch, noch ehe sie sprechen können. Ich erkläre mich hiermit für unfähig, in Kleinbetteln den Aberglauben zu vertilgen, wenigstens durch die Erziehung; es sei denn, daß der Aberglaube die Luft verpestet, wie bei der unbegrabenen Katze zu fürchten stand.

Ueberhaupt iſt es ein Jammer, zu ſehen, was man jetzt in der Schule ſieht. Man überhäuft die Schule und das Haus mit ſo entſetzlich vielen Vorſchriften, daß die Kinder unter dem Wuſt erſticken. Alle Wege, welche die Kinder einſchlagen müſſen, um Menſchen zu werden, führen entweder zum Engel oder zum Vieh; keiner geht gerade auf die Beſtimmung los, welche die Natur ſchon jedem ihrer Erzeugniſſe auf die Stirn gedrückt hat. Der Beruf bleibt nicht ſelten dem Zufall überlaſſen und der Zufall macht oft, daß ſich ein Bube, der längſt über ſeine Zukunft im Reinen ſein ſollte, dann erſt darüber beſinnt, wo es faſt zu ſpät iſt und er eine Laufbahn einſchlägt, die entweder unter oder über ſeine Kräfte iſt. Die Erziehung iſt keine abſolute Wahrheit, die etwa bei Plato und dem Hochwürdigen Conſiſtorio ganz gleichlautend ſein ſollte; nein! ſie iſt immer die arithmetiſche Wurzel, die man aus dem Quadrat- und Cubik-Verhältniſſen einer gegebenen Zeit ausziehen ſoll. Die Erziehung ſoll zwar dahin ſtreben, Menſchen zu bilden, die beſſer ſind, als ihre Zeit; aber ſie thut es verkehrt genug, wenn ſie nur Menſchen ſchafft, die lieber die Zeit gar nicht *verſtehen*.

Blick' ich auf die Zeit, wie ſie vor mir liegt, ſo finde ich, daß alle Fächer außerordentlich beſetzt ſind. Ich finde ebenſo, daß man ſich allmälig der ſonſt ſo gerühmten Vielſeitigkeit entwöhnen und ſich vielmehr auf eine außerordentliche Virtuoſität in einem einzelnen Fache beſchränken muß. Sonſt ſtaunte man Leute an, die zu gleicher Zeit mit Händen und Füßen, mit Mund und Naſenlöchern die vorzüglichſten Inſtrumente eines Orcheſters ſpielen können; jetzt muß man es auf einer einzigen G-Saite bis zu dem Seiltanz eines Paganini bringen können. Kurz, der Egoismus, das gefräßige Ungeheuer, das Alles in ſich ſelbſt verwandelt, worauf es ſich lagert, der Materialismus, dieſer ungeheure Maſtkoben, wo der erſtere immer mit ſeinem Rüſſel hineinwühlen kann und immer Stoff findet zu jener *Aneignung*, die ſogar ein Goethe gelehrt hat: dies ſind leider die Geſichtspunkte, von welchen man heute bei der Erziehung ausgehen *muß*. Der Himmel vergeb' es uns! Wir erziehen unſere Kinder für Rom und Griechenland und werfen ſie dann, nachdem wir

unſere Juſtiz veracht' ich, denn ich liebe die Gerechtigkeit — die Kirche kann ſich nicht getroffen fühlen, denn ſie beſchützt keine Heuchler — Auch Ariſtoteles kümmert mich nicht, das mag die Akademie vertreten; aber das, worauf mir wirklich Alles ankommt, Molière, das iſt denn doch die Moral! Ja, Molière, die Moral! Sagen Sie Paris, ich verbiete den Tartüffe *nicht*, das nicht — keineswegs — aber ich — (bei Seite) was thun, um Zeit zu gewinnen?

Molière (bei Seite).

Was werd' ich hören müſſen!

Ludwig.

Ja, das iſt's! Molière, ſchicken Sie mir ein Exemplar Ihres Luſtſpiels. Sagen Sie der Stadt Paris: Ludwig der Vierzehnte hat ſich entſchloſſen, den Tartüffe weder zu verbieten, noch zu geſtatten, aber Ludwig der Vierzehnte wird dennoch Gerechtigkeit üben, er wird das größte, erdenklichſte Opfer über *ſich* gewinnen, er wird den Tartüffe *leſen*! (Winkt Delarive und geht ab.)

Delarive.

Armer Molière, Könige handeln raſch, aber ſie leſen langſam! (folgt.)

Molière

(fällt faſt in Ohnmacht).

Was hat den König — gegen mich — eingenommen?

(Draußen Juſch und Hoch! Die Flügelthüren öffnen ſich. Die Abgeordneten werden ſichtbar.)

in philologiſcher Wolluſt die Keuſchheit der Kinder für uns bekommen haben, abgenutzt und der Welt entfremdet in eine Zeit, die ſie nicht verſteht und die ſie nicht verſtehen. Dieſe Bosheit der jetzigen Erziehung, dieſe Veruntreuung anvertrauter Exiſtenzen, dies Erbſchleichen und Mündelprellen, dieſes gemeine Abnutzen jener edeln Fähigkeiten, welche die Kinder brauchen werden, um ſich einmal durch den drängenden, ſtoßenden Matroſenlärm des großen Seehafens unſrer Zeit hindurch zu finden — o, es pocht gewaltig in meiner Bruſt und lockt mich, Hand anzulegen und die Subtilitäten-Krämer und pädagogiſchen Wechsler aus dem Tempel der Menſchheits-Hoffnungen auszutreiben. Das Schulhaus iſt ein Bethaus, möchte man mit dem großen Nazarener ſagen, aber Ihr macht eine Mördergrube daraus. Ja, Mördergruben ſind unſere Schulen: nämlich bis zu einem gewiſſen Alter der Kinder, wo ſie anfangen müſſen, mit Rückſicht auf das Nothwendige und Ueberflüſſige behandelt zu werden. Ein Hochwürdiges Conſiſtorium verzeihe mir dieſe ſchroffen Ausſprüche. Ich bin Vater von vier bis jetzt noch unerzogenen Kindern; ich werde ſie erziehen, ich werde den Beweis liefern, was man aus dem Wuchſe und Wachſe der Kindheit für Geſtalten bilden kann. Bin ich mit meinen Kindern zu gewiſſen Reſultaten gekommen, ſo werd' ich ein Buch darüber herausgeben zu Nutz und Frommen der Welt. Ich werde darin ein vollſtändiges Seitenſtück zu Karl Witte aufſtellen: denn dieſer junge Muſtermenſch iſt nach dem Principe der Alles-könnerei erzogen; mein Princip iſt das der Vereinzelung. Der Knabe ſoll Alles wiſſen, aber nur Eines können; er ſoll Jeden verſtehen, aber nicht Jedes verſtehen; er ſoll jede Fähigkeit zu ſchätzen, aber nur eine auszuüben wiſſen. Das iſt mein Ideal, meine blumige Zukunft, das iſt mein Troſt für die ſchlechte Pfarre, auf der ich noch immer ſitzen muß trotz der vielen Vacanzen, bei welchen ich regelmäßig vom Hochwürdigen Conſiſtorium übergangen werde. Ich zürne Niemanden. Meinetwegen macht mich zum Zuchthaus-Prediger oder beſetzt Eure Pfarren mit fürſtlichen Reitknechten: ich laſſe Euch in Frieden, aber ſchreibt mir auch in Unterrichtsſachen nichts vor: laßt die Mägde binden und löſen,

zu St. Andres, zu Sylveſter, wann ſie wollen, wenn ſie nur die Milch nicht überkochen laſſen und ſich ſonſt hübſch reinlich und ſauber halten. Ob meine Frau das Brot bei Tiſch auf den Rücken oder den Bauch legt, das ſoll das Wenigſte ſein, was ich ihr nachtrage, wenn es nur gut gebacken iſt und es nach dem Bäckerſprüchwort nicht heißen darf, ich hätte ſie durchgejagt, weil es abgebacken iſt. Nein, ein Hochwürdiges Conſiſtorium möge mir verzeihen, daß ich hiermit nach reiflichem Erwägen meine Weigerung erkläre, dem Rundſchreiben eines Hochwürdigen Conſiſtoriums die gewünſchte Folge zu geben. A. G. Blaſedow, Pfarrer in Kleinbethlehem.

Nachdem wir nun den Inhalt dieſes ausſätzigen Briefes kennen, wollen wir unſere Verwunderung nicht verſchweigen, daß es zehn Uhr Nachts geworden iſt, Weib und Kinder mit großem Spectakel zu Bette gegangen waren und Niemand daran gedacht hatte, dem Hausherrn eine Einladung zum Eſſen zu ſchicken. So ſehen wir, daß die Lebensglocke im Pfarrhaus ſchon lange einen tiefen Riß und nicht einmal mehr ſo viel Klang hat, daß ſie ihm zum Eſſen läutete. Die Herzen und Empfindungen in dem Hauſe waren untereinander geworfen, wie in einer Polterkammer. Jedes war froh, in ſeinem Winkel nicht geſtört zu werden. Wäre hier jede Perſönlichkeit, jeder Anſpruch ein Inſtrument geweſen, welch' eine Disharmonie würde es gegeben haben! Auch die Kinder paßten wie Milch und Obſt zuſammen, freilich eine Miſchung, die Kinder in ihrem Magen zu vereinigen wiſſen. Ja, Gertrud, ſo eine „gute Frau" ſie war, ſo reinlich ſie ihre Kinder zweiter Ehe hielt, ſo viel ſie an ihnen wuſch und rieb und ihnen nach hohen Feſttagen, wo gewöhnlich die Mägen gereinigt werden mußten, Rhabarber eingab, ja, ſelbſt Gertrud hatte noch ein kleines verſtecktes Intereſſe gegen dieſe Kinder, ja, ſogar gegen ſich ſelbſt, indem ſie dafür darbte und ſparte, nämlich ihren Sohn erſter Ehe, der ein Handwerk hatte lernen müſſen und gegenwärtig auf der Wanderſchaft war. Er wäre gern nach der Schweiz und Paris gegangen, allein die Sayn-Sayn'ſche Diplomatie hatte ihm dorthin nicht den Paß viſiren wollen. Peter reiſte ſomit jetzt in Ungarn und Siebenbürgen. Wenn ein Brief von ihm ankam, ſo küßte ſie ihn, ob Blaſe-

dow gleich erklärte, er wäre durchstochen und käme direct aus der Pest her. Das legte sie ihm als Liebloſigkeit aus und ſagte: „Mein Peter iſt viel zu reinlich gehalten, als daß er je die Peſt haben könnte, und überhaupt —“ Wenn Blaſedow dies Ueberhaupt und was darauf folgte, hörte, ging er immer mit einem Blick gen Oben aus dem Wohnzimmer, welches auch allein das Sprechzimmer war.

Heute Nacht jedoch bemerkte nicht einmal der gefeſſelte Titan die Vernachläſſigung. Er hatte in dem Brief an das Conſiſtorium ſo gewaltig an ſeiner Kette geklirrt, daß er ſich faſt wie frei vorkam und mit leuchtenden Blicken in ſein Bett ſtieg. Umjubelt und umlacht von den erträumten Wirkungen ſeines Briefes, ſchlief er ein. Ja, er träumte früher, als er ſchlief. Das muß man können, wenn man gut und feſt ſchlafen will.

Viertes Kapitel.

Die Mohrentaufe.

Die übrigen Hausbewohner ſchliefen nicht ſo feſt. Sie hatten die Menagerie, die in dem Wirthshauſe eingekehrt war, zwar nicht ſehen können, aber ſie doch gehört und hörten ſie die ganze Nacht hindurch. Die afrikaniſche Wildniß ſchien in Kleinbethlehem losgelaſſen. Löwen brüllten, Tiger gähnten, Affen und Papageyen fielen ſchreiend von ihren Stegen herunter, durch Träume erſchreckt. Dieſe Nacht war im ganzen Dorf eine ſchlafloſe.

Als nun etwa um Mitternacht einige heftige Stöße an der Thür der Pfarrwohnung erfolgten, konnten ſie Knechte und Mägde ſogleich hören und zitterten vor Schreck. Das Pochen und Rufen um Oeffnung verſtärkte ſich. Gertrud fuhr aus dem erſten Schlafe und dachte ſchon, ihr Peter wäre aus Ungarn zurückgekommen. Dieſe Vorſtellung hinderte ſie, an Böſes zu denken. Sie ſchlug Licht an und rief einmal über das andere: „Sogleich!“ Ihren Nachtrock übergeworfen, ſchob

ſie die Riegel von der Hausthür zurück und fragte, ehe ſie aufſchloß, wer da wäre? — „Der Herr Pfarrer — — — in's Wirthshaus ſoll er kommen!“ — Nun dachte Frau Gertrud: Dort wüßte ich Keinen, der ſo in der Eile das Sacrament verlangen oder gar niederkommen könnte. „Was ſoll er denn?“ frug ſie. — „Das kann der Teufel wiſſen, machen Sie doch nur auf!“ — Wie nun Frau Gertrud dies that, ließ ſie vor Schreck die Lampe fallen: denn ein ſchwarzer Kerl in einer weißen Schlafmütze wollte in's Haus. Auf ihr Schreien kam Hülfe. Der Schwarze lachte und ſagte: „Macht keine Narrenspoſſen, meine Herrſchaft iſt krank geworden und will durchaus den Pfarrer ſprechen.“ — „Wer iſt die Herrſchaft?“ fragte Gertrud beherzt; „das muß wohl des Teufels Großmutter ſein.“ Sie wußte nichts von der Eigenthümerin der Menagerie und dem Wohlgefallen, das dieſe ſchon auf der Landſtraße an Blaſedow geäußert hatte. — „Jetzt macht nur keine Umſtände,“ ſagte der Schwarze, der für einen Neger faſt das Deutſche zu richtig und ſogar mit ſächſiſcher Melodie ſprach. „Ich denke nun wol, daß es Zeit iſt, den Pfarrer zu rufen — in's Teufels Namen!“

Gertrud rief von unten die Treppe hinauf: „Blaſedow!“ Ihr Gatte hörte nicht. Sie mußte zu ihm hinauf und ihn erſt wecken. Er wollte aber noch immer nicht hören, ob er ſchon wach war. Er war ſchwer zu ſeinen Pflichten zu bringen. Gewöhnlich kam er zu Sterbenden erſt in dem Augenblicke mit dem Abendmahl an, wenn ſie ſchon todt waren. Er wäre auch jetzt ſchwerlich aufgeſtanden, wenn ihm nicht die Worte: Mohr, Menagerie, Satan, allmälig die heutige Landſtraßen-Begegnung in's Gedächtniß zurückgerufen hätten. Daß die beleibte, geſchminkte, grelläugige Dame krank geworden ſein ſollte, that ihm recht leid. Er ſtand auf, kleidete ſich an und ging mit dem Neger, der alſo ſchwerlich echt war, in's Wirthshaus, wo er erſt rechts und links die Menagerie-Fuhrwerke paſſiren mußte.

Die Scene, welche Blaſedow jetzt hier erlebte und mitſpielen mußte, hatte auf ſeine ſpäteren Lebensſchickſale eine große Wirkung. Wir wollen nur rundweg eingeſtehen, daß er ſich hier geweigert hat, einen Heiden zu taufen, und daß

dieſe Unterlaſſungs-Sünde in ſpäteren Jahren das Maß ſeiner Schuld beim Conſiſtorium voll machte. Blaſedow aber erzählte damals einem Freunde die Sache folgendermaßen: „Sehen Sie, ich komme hinein in das Zimmer und finde das genannte Weibsbild in einer dem griechiſchen Kunſtprincip der Nacktheit ſplitterweg huldigenden krampfhaften Attitüde. Was ihr fehlte und weſſen ſie bedurfte, iſt mir bis jetzt zu dieſer Stunde noch nicht klar geworden. Ja, ſelbſt wenn ich es durchſchaut hätte, Herr, ich möchte es gar nicht wiſſen und am wenigſten wiederſagen. Ein junges Frauenzimmer goß ihr einmal über das andere wohlriechende Eſſenzen auf den Leib und ſchenkte ihr zuweilen aus einer Terrine ein, die mir weit mehr mit Punſch als mit Cremor Tartari gefüllt ſchien. Ich fragte: Aber mein Gott, was iſt Ihnen denn, Madame? Sie ſtöhnte und warf mir einen Blick zu, der entweder vor Fieber oder einer ſonſtigen Gluth ſo brennend war, daß ſothaner mehr als *einen* Pfarrer, daß er den ganzen Klerus hätte anſtecken können. Ich bekam eine Aengſtlichkeit, die ich nicht beſchreiben kann. Das junge Frauenzimmer verließ uns mit einer ſo verdächtigen Miene, daß ich in der That nicht wußte, ſollte ich hier als Arzt der Seele oder des Körpers fungiren. Inzwiſchen war es das Gerathenſte, ihren Puls zu fühlen, und dieſen erkannte ich für aufgeregt im bedenklichſten Grade. Dennoch wurde mir faſt ſchwindlich und ich ſah mich genöthigt, neben dem Bett auf einem Stuhle Platz zu nehmen.

„Sie haben gewiß ſchon einmal jene Frauen bemerkt auf der Frankfurter Meſſe oder ſonſt, wo Wachs-Figuren oder Thiere oder Affen-Komödien gezeigt werden. Gewöhnlich ſitzen ſie vorn an der Kaſſe und nehmen die Eintrittsgelder in Empfang. Ihre Augen glänzen, Leidenſchaft athmet jede ihrer Bewegungen. Die Wangen ſind geſchminkt. Die Finger ſind mit Ringen vergoldet. Schwere goldene Ketten hängen um den Hals auf einen Buſen herab, der etwas Grauenhaftes hat. So ſtellen Sie ſich, in demſelben Aufzuge, jedoch im Nachtkleide, meine Patientin vor. Ob ſie mich hat verführen wollen oder nur prüfen, ob ſie wirklich ein größeres Leiden verſpürte, als das meiner Sprödigkeit, weiß ich nicht.

Genug, ich behandelte ſie pathologiſch und frug nachdrücklich, an welchem Theile des Körpers ihr etwas fehle?"

„Als ſie mir darauf keine Antwort geben wollte und nur ſchwere Seufzer ausſtieß, fürchtete ich, ſie könnte mir, angereizt durch die unwillkürlichen Striche, die ich ihr, um den Puls zu fühlen, auf die Haut gab, unter den Händen ſomnambül werden. Der Contraſt des Magnetismus mit der Herumführerin wilder Beſtien und Affen war mir in dieſem Augenblick ſo erſchreckend, daß ich aufſprang und fortgehen wollte. Allein wie beſeſſen von dem unglückſeligen Rapport, in welchen ſie ſich durchaus zu mir verſetzen wollte, ſchoß ſie auf und hielt mich feſt, wie Potiphar's Weib den Joſeph. Ich erhob jetzt eine Donnerſtimme und fragte ſie: Was Sie im Kopfe hätte? „Um Gotteswillen, Herr Pfarrer," begann ſie; „ich merke erſt jetzt, daß Sie hier ſind. Ach, ich habe Sie rufen laſſen, weil ich doch wohl fühle, daß es bald an mein Ende geht. Es iſt mir gottsjämmerlich ſchlecht. Ich leide an Magenkrämpfen und neige zu weit mehr Uebeln hin, als ich Namen dafür zu geben weiß."

„Mein Mitleiden erwachte und ich blickte voll Rührung auf ſie herab. Sie deckte ſich anſtändig zu und fing zu weinen an. Wie nun Frauen dieſer Gattung immer in Extremen leben und von einer Leidenſchaft zu andern überſpringen, ſo bekam ſie in dem Augenblick eine ſo gewaltſame Reue, daß ich Gott dankte, wenigſtens, wenn auch nicht ihr ſelbſt, doch meiner eigenen Angſt mit den Floskeln helfen zu können, welche man bei langjähriger Praxis für ſolche Erweckungsmomente in Bereitſchaft hat. Sie war überzeugt, in mir nun einen wirklich gottſeligen Mann entdeckt zu haben, und dachte wahrſcheinlich, da ſie einmal die Gnade des Himmels jetzt in der Nähe und zur Hand hatte, ſie auch nach Kräften einzuſchlürfen und zu benutzen. Mitten unter Reuethränen geſtand ſie mir, daß ſie drei Neger um ſich hätte, von denen einer ein geborener Sachſe und der andere ein Darmſtädter wäre. Den erſten würde ich ſchon an ſeinem Accente, den zweiten an der abſoluten Unfähigkeit, den Buchſtaben R auszuſprechen, erkannt haben. Der dritte aber ſei wirklich echt und noch ein completer Heide. Sie fühle jetzt Gewiſſensbiſſe,

daß dieſer Menſch ſeit ſeiner Kindheit in ihren Händen und noch nicht getauft ſei. Ich ſollte ihn auf der Stelle taufen. „Ich habe," ſagte ſie, „den Lulu gekauft in Genua. Eigentlich erhielt ich ihn als Zugabe bei meinem beſten Löwen, für welchen ich die Summe, die man forderte, zu groß fand. Da ſagte der Thierbändiger, der jährlich einen Transport wilder Thiere aus den Barbaresken in die ſüdlichen Häfen führt, er wolle mir den Lulu noch als Zugabe zu dem Löwen geben und das konnte ich ſchon annehmen. Wenn man für die Thiere einmal einen paſſenden Käufer findet, ſo kann man mit dem Neger noch immer verdienen. Man fügt einige alte Wallfiſchzähne, einige Seemuſcheln und optiſche Kunſtſtücke hinzu, meinetwegen auch den Schuh einer Chineſin, den man nur recht klein zu machen braucht, um ſogleich die Illuſion für ſich zu haben; der Neger wird ummalt mit einer Draperie von Palmenbäumen und Paradies-Vögeln, er hält einen Köcher und Bogen und Pfeile in der Hand, ob er ihn gleich niemals geſpannt hat. Es iſt für die Welt; aber Kinder zahlen die Hälfte."

„Ich hätte über dieſe Beichte lächeln mögen, hütete mich aber wohl, dies zu zeigen. Denn ſie hätte dann gewiß ihren Ton geändert und ſich über die ſchlechte Rolle geärgert, die ſie jetzt in der Reue vor mir durchführte. Ich ließ ſie ungeſtört weiter ſprechen. „Lulu," ſagte ſie, „iſt Chriſt genug, wenn er es an meinem Lebenswandel und meinen frommen Thieren allmälig hat abſehen können. So oft ich — Welche Sünde bei dem Glauben, ein gutes Werk zu thun! — ſo oft ich das Nachtmahl nahm in ſchwachen Augenblicken, nahm Lulu Theil. Er lachte zwar immer und der Prediger verwies es ihm; aber ich ſagte, es käme von ſeiner inneren Freudigkeit. Offen geſtanden, er wußte nicht, warum er aß und trank. Ich habe ſchreckliche Sünden mit dem Menſchen auf dem Halſe. Er hat das ganze Chriſtenthum ſchon in ſich, aber es iſt und bleibt ein beſchnittener türkiſcher Hund. Getauft iſt er nicht."

„Man denke ſich dieſen Abſprung von einer Circe zu einer abergläubiſchen und halb reuigen, halb verſtockten Sünderin, in beiden Momenten die gleiche viehiſch-plaſtiſche Natur

und das mir immer deutlicher werdende hohe Alter, das ſich hinter der Schminke und den falſchen Zähnen verſteckte! Ich werde mich da mit einer Negertaufe einlaſſen, dachte ich; ſie quälte mich nur um ihrer Sünden willen und dies erregte zuletzt mein Mitleid. Ich ſagte: Meine Werthe, darum werden Sie noch nicht in den Himmel kommen oder die ewige Verdammniß vermeiden, daß Sie einen Anderen vom Tode zu erretten glauben, indem Sie ihn taufen laſſen. Es iſt wahr, eine Schuld wird wenigſtens getilgt, die auf Ihnen laſtet; allein Sie ſcheinen dieſe Negertaufe als eine Sühnung für Ihre übrigen Vergehen zu betrachten. Das kann der Kirche nicht genügen. Alles Taufwaſſer, das ich da über den jungen Mann gieße, wäſcht Sie ſelbſt noch nicht rein. Ich würde mit der Taufe gern zur Hand ſein; allein ich finde, daß dieſe heilige Handlung hier mit unlauteren Motiven verknüpft iſt und halte demnach meine Segnung zurück."

Blaſedow behauptete, daß er nun gegangen wäre, hat jedoch in ſeinen ſpäteren Lebensjahren eingeſtanden, daß er ſchon damals ſehr feindſelig gegen die poſitiven Satzungen des Glaubens geſtimmt geweſen wäre. Er wäre auch ſehr bequem geweſen. Dieſe Weitläufigkeit, da in der Nacht Jemanden aus dem Stegreife zu taufen, die zur Handlung nöthigen Gerätbſchaften ſchnell herbeiſchaffen und nun gar den verſchlafenſten Menſchen von der Welt, ſeinen Küſter, wecken zu ſollen! „Nein," ſagte er zehn Jahre ſpäter, als er das Vorige erzählte, „da ſchien mir der Erfolg nicht belohnend genug dafür. Das Frauenzimmer war eine Aventurière. Hatte ſie mich erſt verſtricken wollen, ſo konnte ſie ja hernach die Abſicht haben, mir einen Zopf zu machen. Sie heulte und ſchrie: ſie könnte das Sündenleben nicht ſo fortſetzen; ich ſagte ihr aber, um ihrer nur los zu werden: Liebe Frau, das Waſſer macht es nicht. Ich beſinne mich ſelbſt nicht, ob ich getauft bin. Wie ſollt' ich wiſſen, ob mich auch das Waſſer des Pfarrers benetzte? Der mich getauft hat, war ſo kurzſichtig, daß er beim Abendmahle den Kelch immer nur auf's Gerathewohl hinausreichte und die Leute nicht wußten, ob ſie den Wein nur riechen oder trinken ſollten. Alſo, meine Gute, wer ſich nicht ſelbſt tauft, der bleibt ein Heide und Türke

ſein Leben lang. Daß man der Gemeinde den Leib Chriſti reicht, macht dieſelbe ſeiner Herrlichkeit noch nicht theilhaftig. Das Reichen ſoll nur erinnern, daß Jeder ſuche, ſelbſt ſuche, was im Glauben, in der Kirche freilich gefunden iſt. Demnach machen Sie ſich über den Neger keine Unruhe. Er iſt alt und reif genug, ſelbſt nach den Heſperiden-Aepfeln lüſtern zu werden, wenn er die chriſtliche Seligkeit dafür zu halten geneigt iſt. Was Sie ihm geben wollen, würde vielleicht immer nur ein äußerliches Geſchenk ſein, deſſen Werth er nicht zu würdigen wüßte."

Mit dieſen Worten zog ſich damals Blaſedow zurück. Müdigkeit und Hunger hatten ihn ſo ergriffen, daß er ſich nach ſeiner Wohnung ſehnte. Der Troſt, den er, allerdings ein Fuchs im Schafskleide, zu ſpenden wußte, ſchläferte die Dame allmälig ein, ſo daß ſie tief ſeufzte und kein Wort verlor, indem Blaſedow zur Thüre hinaushuſchte. Das Kammermädchen (es war auf dem engen Gange finſter) kam ihm zufällig in die Arme. Eiskalt überlief es ihn, als er ſo plötzlich etwas Warmes faßte. Es mußte wohl nur von der engen Localität und der Dunkelheit kommen: denn er drängte die Verführung ſogleich von ſich und hatte nicht ohne ein ihn verfolgendes leiſes Kichern endlich glücklich die Treppe erreicht. Frei athmete er auf, als er im Freien war, und lief mehr, als er ging, in ſeine Wohnung zurück. Es war ihm, als hätt' ihn der Satan untergehabt. Er machte auch, indem er nach Eſſen im Hauſe herumſuchte, einen Höllenlärm. Gertrud war ſchlecht genug, ihm zu ſagen: „Wer nicht herunterkommt zu gehöriger Zeit, der mag hungern. Uebrigens des Nachts noch anzufangen, das iſt recht Verſündigung an Gott." — „Bedenke nur Deine Sünden!" entgegnete Blaſedow; „Wer in Gott freudig ſein will, wird es mit hungrigem Magen ſchwerlich ſein können." Damit ſtieg er, eine Schüſſel und ein Brod in der Hand, in ſein Zimmer hinauf. Gertrud leuchtete ihm nach. „Ob ich falle," dachte er, „iſt ihr ſehr gleichgültig; nur fürchtet ſie, wenn ich fehltrete, daß ihr die Schüſſel zerſchlagen wird. Deshalb leuchtet ſie!" Blaſedow war gegen ſeine Frau mißtrauiſch im höchſten Grade. Er ſagte oft: „Giftmiſcher giebt es in der Geſchichte der

Staaten und der Schaffotte weit weniger als Giftmiſcherinnen. Die Frauen würden, wenn man die Aqua tofana ſo kaufen könnte, wie das Willer'ſche Kräuteröl, ſchreckliche Verheerungen anſtiften. Furcht und Grauſamkeit halten ſich in dem weiblichen Herzen das Gleichgewicht." Und Blaſedow war gegen Gertrud ſo mißtrauiſch, daß er oft fürchtete, ſie würde ihn vergiften. Seine Hypochondrie ſchlug ihm das Leben, das er führen müſſe, als einen ſchwarzen Trauerpfad aus. War mit ſeiner Frau eine heftige Scene vorgefallen und er aß allein, ſo lockte er erſt immer die Katze in's Zimmer und ſetzte ihr von den Speiſen vor, um zu ſehen, ob ſie nicht zuckte. Die Frauen ſchienen ihm aller Dinge fähig. „Ein Engel," ſagte er, „fällt ſo leicht, und nun gar meine Frau, die nicht einmal ein Engel iſt! Frauen, wie Alles, was ſchön iſt, nehmen ſich beſſer in der Entfernung aus. Sie ſind auf die Mittelſtraße in allen Dingen angewieſen, weil ſie Gott gerade aus der Rippengegend des Mannes herausſchnitt, aber doch ſtürzen ſie aus Extrem in Extrem."

Unter ähnlichen Betrachtungen ſchlief Blaſedow ein. Die Mohnköpfe, die Morpheus heute noch über ihn ſtreute, waren mit Milch, Zucker und Brot gerieben geweſen, ein Eſſen, für welches ich geſtehe keinen hochdeutſchen Namen zu wiſſen. Den niederdeutſchen aber behalte ich zurück, weil es in der Familiarität auch der komiſchen Romane eine Grenze geben ſoll.

Fünftes Kapitel.

Amtsbruderſchaft

Wir haben ſchon öfters des Pfarrers Tobianus erwähnt, eines benachbarten Freundes der Pfarrei in Kleinbethlehem. Jetzt ſehen wir ihn mit einer kleinen Kaleſche, von Sophien, ſeinem zehnjährigen muntren Mädchen, begleitet, in das vor uns bisher aufgeſpannte Gemälde mitten hineinfahren, eine große Staubwolke aufwühlend, ganz wie viele Nebenperſonen

Eilfter Auftritt.

Matthieu (in halbmilitäriſcher Uniform). Molière. Zuletzt Offizier.

Matthieu.

Sire, im Namen der Bürgerſchaft von Paris! (tritt feierlich vor und verbeugt ſich) Ach Sie ſind's, Molière! Wo iſt der König?

Molière.

Er lieſt den Tartüffe!

Matthieu.

Verboten oder erlaubt?

Molière.

In zwei Jahren wird das entſchieden ſein!

Matthieu.

In zwei Jahren? (an's Fenſter.) Empörend! Dann will ich doch die Feierlichkeiten ſogleich abbeſtellen — (an's Fenſter) Meine Herren, ſtille! der König lieſt!

Molière.

Wollen Sie in die Baſtille kommen? Gehen Sie in's Theater, Matthieu, und ſagen Sie, in meinem Namen, daß die heutigen Zettel mit einem ſchwarzen Rande erſcheinen ſollen. Und muß ich dafür dem Publicum Rechenſchaft geben, ſo werd' ich vor die Lampen treten und mit Thränen im Auge ſprechen —

Matthieu

(zieht ſein Tuch).

Die Claque wird weinen —

in Dramen und Romanen auftreten und einen um so größeren Lärm machen, je kleiner ihre spätere Rolle ist. Aber bei Leibe, ich will das Interesse an Herrn Tobianus nicht gleich bei seinem ersten Auftreten untergraben. Mag sich der Mann entwickeln, mag er sich so breit machen, wie er neben seiner unruhigen Tochter sitzt. Er dampft Tabackswolken aus der Pfeife von Meerschaum. Er ist das lebendige Gegenbild zu unserem noch schlafenden, unglücklichen Freunde, zufrieden, überzufrieden mit seinem Loose. Er hatte nie in den ersten Reihen gestanden und war nie durch den Alp des Ehrgeizes um seine Nächte gekommen. Tobianus hatte sein Leben hindurch so gerechnet: Bekommt Der acht oder zehn, so bist Du mit drei oder vier zufrieden! Tobianus ordnete sich jedem stärkeren Willen, jeder höheren Fähigkeit unter. Alles, wodurch er sich übertroffen fühlte, fand an ihm seinen Lobredner. Unwillkürlich und ohne Affectation pflegte er oft zu sagen: „Wir andern gewöhnlichen Leute." Bei jeder Parteiung erklärte er sich für die Gemeinschaft mit Jenen, die das gezügelte, bevormundete Publikum bilden. Wer hätte glauben sollen, daß dieser Mann Umgang mit den classischen Musen gepflogen und Plato und Demosthenes auf der Schule wenigstens, wenn nicht gelesen, doch buchstabirt hatte!

Tobianus sollte nun einen Gelehrten machen. Er war eine Kugel in jenem geistlichen Rosenkranze, der im Fürstenthum Sayn-Sayn die Religion vorstellte. Doch auch in diesem Berufe predigte er nichts Anderes, als was er den Leuten vom Gesicht und dem Kanzelpulte vom Papier ablesen konnte. Eine Predigt zu memoriren, hätte ihn um seinen Verstand gebracht. Wie oft vergaß er nicht sein Papier und wie oft mußte er nicht umkehren, nachdem er auf der Kanzel schon das Eingangsgebet hergesagt hatte! „Ich habe das Gute bei meiner Mittelmäßigkeit," pflegte er zu sagen, „daß ich niemals aus dem Conterte komme. Meine Predigten haben Hand und Fuß. Sie sind oft weit besser, als ich sie machen kann." Man sieht, daß Tobianus hier nur von den Reden spricht, die er hielt, nicht einmal von denen, die er machte. Er nahm nicht selten Reinhard's und anderer Meister Predigten mit auf die Kanzel mit dem Bemerken: „Ich meine

immer, es iſt dem Zwecke weit angemeſſener, fremde Vorzüge einzuräumen, als den Mangel ſeiner eigenen auf halbe Weiſe zu bemänteln. Nur gegen Blaſedow war Tobianus nicht ſo tolerant. Er erkannte ſeinen Geiſt an, er war weit entfernt, ihm den Vorrang ſtreitig zu machen; allein er hielt ihn auch für eben ſo confus, als genial, für eben ſo unklar, als originell. Er ſtellte ſeinen kühnen Einfällen und Beſtrebungen gewöhnlich die Bürgermiliz ſeiner eigenen krummbeinigen und blaſſen Gedanken entgegen. „Blaſedow's Wahnſinn gegenüber," ſagte er, „will ich den Katechismus als das Werk der tiefſten Weisheit vertheidigen. Beſſer nüchtern und ſchaal, als voll und betrunken. Beſſer auf einem Eſel nach Jeruſalem reiten, als in einem Luftballon, der in irgend einem Baume hängen bleibt. Beſſer ein beſonnener Schüler, der geſunder die Lehren Anderer nachbetet, als ein fiebernder Prophet, deſſen Ideen an Narrheit ſtreifen." Da man alſo — Tobianus konnte bei ſeiner Trockenheit ſogar Feuer fangen. Einem Don Quirote gegenüber fühlte er ſich als Maulthier-Treiber ſtolz. Beſſer Hafergrütze, dachte er, als eine angebrannte Paſtete.

Vorn auf dem Bock der Kaleſche ſaß das ehrlichſte Geſicht, welches jemals blonde deutſche Haare beſchatteten. Dennoch bemächtigte ſich dieſer gutmüthigen und einfältigen Züge des Knechtes eine gewiſſe Schlauheit, als ſie in die Nähe des Dorfes kamen. Peter Erich, der Kutſcher, blickte einigemal rückwärts, und Tobianus bemerkte ſein Lächeln, achtete aber nicht darauf, weil er wußte, daß man ihn als Witwer im Verdachte hatte, mit Frau Gertrud vertrauter zu ſein, als der Mann derſelben. Erſt als Peter Erich anfing, über die Maßen langſam zu fahren, ſchalt er ihn und verwies ihm ſein unpaſſendes Greiflachen. Da hielt Peter Erich ſogar die Pferde an, ſtand von ſeinem Sitz auf und nahm ſeine Mütze ab. „Ach," ſtotterte er, „da ſoll im Dorfe jetzt mit einer ganzen Armee wilder Beſtien auch ein Papagey angekommen ſein, der ein wahres Wunderthier iſt. Spricht Alles und verſteht Alles, reiſt aber heute noch ab. Da ſehen Sie, die Wagen ſind ſchon beſpannt; wenn wir rechts herum fahren am Wirthshauſe vorbei, könnte ich das Ding noch zu ſehen bekommen." Als Tobianus nichts dagegen hatte, fuhr

Peter Erich, wie ſchnell es nur auf dem Landwege gehen wollte, dem Dorfe von der Seite zu, wo die Schenke lag.

Hier war die Menagerie eben im Begriff aufzubrechen. Die Pferde waren ſchon vor die langen Käſten geſpannt, zwei Damen ſchrieen und lärmten umher und beaufſichtigten das Einpacken ihrer Garderobe. Auf dem offenen Kutſchenfenſter der Seite des herrſchaftlichen Wagens, welche zublieb, ſaß in der That das wunderbare Thier, von welchem Peter Erich durch Michel Meyer gehört, der den Abend vorher das Thier ſchon angehört hatte und Peter Erich unterweges begegnet war. Die kleine Sophie fürchtete ſich, abzuſteigen und dem grünen Vogel mit ſeinem verdächtigen krummen Schnabel und dem ängſtigenden Krauen und Krakeln, welches Papageyen eigen iſt, zu nahe zu kommen. Aber Peter Erich band ſeinen Gaul feſt, ſtellte die Peitſche ehrfurchtsvoll hin und ſchickte ſich mit beſorgten Schritten an, den Wundervogel näher zu betrachten. Das Krächzen des Thieres erſchreckte ihn ſehr. Doch trat er näher und verſenkte ſich in ſtaunende Bewunderung vor einem Weſen, das gefiedert war und doch dem Gerüchte nach ſprechen ſollte. Der Papagey betrachtete ihn eine Weile und ſagte plötzlich: „Wie heißt Du?“ Peter Erich zitterte am ganzen Körper und erdreiſtete ſich, mit ehrerbietiger Stimme zu ſagen: „Peter Erich.“ Der Papagey nahm ihn näher in Augenſchein, brummte heimlich etwas vor ſich hin und machte Peter Erich glauben, das Thier beſänne ſich auf alle ſchlechten Streiche, die er ſchon gemacht hätte. Jetzt brach der Vogel heraus: „Mach' Dein Compliment!“ Wie Peter Erich das hörte, beſann er ſich erſt in der größten Verlegenheit eine Weile. Kaum hatte der Vogel ſeinen Befehl wiederholt, ſo griff er an ſeine Kappe, nahm ſie ab und machte in der That eine Reverenz bis tief zur Erde. Peter Erich zog ſich dabei langſam zurück; der Schweiß ſtand ihm auf der Stirne, und obgleich Tobianus und Sophie aus vollen Leibeskräften, dieſe über den Vogel nnd jener über das gute ehrliche Schaf, lachten, konnte er doch immer noch nicht zur Beſinnung kommen und fuhr in der feſten Ueberzeugung, daß der Vogel ihn perſönlich

gekannt hätte, mechaniſch in die Pfarrwohnung von Kleinbethlehem.

Menſchen von unzureichender Bildung pflegen die Regungen ihres Herzens mit großer Kunſt bemeiſtern zu können. Vielleicht iſt es auch nur Apathie, vielleicht iſt nicht einmal eine Kunſt dabei vorhanden. Mütter giebt es, die für ihre Söhne das Leben laſſen könnten und ſie doch nie geküßt haben, ja vielleicht kaum anders, als zankend mit ihnen ſprachen. Bei Ehegatten pflegt ſich die Neigung oft hinter Poltern zu verſtecken. Sie wählen das Gegentheil ihrer Empfindungen, weil ſie für den eigentlichen Ton derſelben kein Inſtrument, keine äußere Form haben, und doch gewiß ſind, daß hinter dem Poltern unmöglich Ernſt verborgen ſein kann. So ſehen wir auch, daß Tobianus von Gertrud einfach und kalt empfangen wird, und möchten das Gerede der Welt für eitle Verleumdung erklären, wenn nicht die Art, wie ſich's Tobianus im Hauſe bequem macht, eine Freundſchaft verriethe, die ſich ſicher fühlt. Da wird ſein Pferd ohne Weiteres in den Stall geführt. Peter Erich putzt den Wagen, alle Handleiſtung wird ihm gereicht. Tobianus zieht einen Hausrock an, den er für immer in Kleinbethlehem zurückläßt; er nimmt Pfeifen aus einem Wandſchrank in der Hausflur; ſeine Tochter, ein wildes Kind, kommandirt die etwas jüngeren Knaben; Erfriſchungen werden ihm in den Garten nachgetragen, wo er als wahrer Hausvater die Bienenſtöcke unterſucht, die Fortſchritte der reifenden Baumfrüchte vergleicht, kurz, überall nach dem Rechten ſieht. Endlich läßt er ſich unter einem großen Akazienbaum, unter welchem Tiſch und Bänke angebracht waren, nieder und ſchlägt ein Buch auf, während Frau Gertrud Spargel abſticht und ihm zuweilen von Obſtbäumen und Hecken, wo ſie vorbei mußte, einige gute Proben auf den Tiſch legte.

„Nun, wo iſt er denn?“ fragte Tobianus endlich ganz trocken. — „Wo iſt er? Wo wird er ſein? Er ſchläft noch,“ antwortete ſie; „das Weibsbild mit den Thieren hat ihn die Nacht zu ſich kommen laſſen. Ich weiß nicht, was er da geſollt hat. Hungrig, wie ein Wolf, kam er zurück. Sehen

Sie, Tobianus, dieſe Spargel!" — Damit zeigte ihm Gertrud dieſe wunderliche Wurzelfrucht, die von den Menſchen mit der gräßlichſten Tyrannei behandelt wird. Mit der üppigſten Lebensluſt ſchießt ſie auf, um nur Saamen zu produciren. Kaum darf ſie ſich auf der Oberfläche des Erdbodens erblicken laſſen, um gleich wieder abgeſtochen zu werden. „Ich denke bei dieſer Frucht," ſagte einmal Blaſedow, „immer an die Beſtrebungen unſerer Zeit, welche von der conſervativen Partei ſo ſehr gefürchtet und verfolgt werden. Man läßt ſie nicht aufkommen, ſchneidet tief in den Schooß des Uebels hinein, trifft die Wurzel, und doch nicht den Beginn der Wurzel, bis man endlich, ermüdet von den vergeblichen Verſuchen, dem Wachsthum freien Raum laſſen ſollte und finden würde, daß dieſe revolutionären Spargel eben nichts Anderes zeitigen, als Samenkörner für die Zukunft, nicht eine einzige beſtimmte Thatſache, die ſich in der Geſchichte nie ſo organiſch entwickelt, wie die Frucht und Blüthenkrone aus dem Pflanzenkeime."

Tobianus blieb beim Anblick der Spargel ganz kalt und ruhig und ſagte blos: „So, ſo!" indem er in ſeinem Buche, welches ein ganz gewöhnlicher Leihbibliotheken-Roman war, fortlas. Gertrud ging an ihre Gartenarbeit zurück und fragte nach einer Weile: „Haben Sie denn auch vom Conſiſtori ſo einen großen Brief bekommen wie er?" — „Ja freilich," lachte Tobianus; „nun müſſen Sie ſich in Acht nehmen, Frau Gertrud, daß Sie Ihren Jungen das Hampeln mit den Beinen beim Sitzen nicht mehr verbieten." — „O pfui doch," ſagte Gertrud zuſammenſchauernd, „das bedeutet ja Glockenläuten und bringt immer Einen zu Sarge." — Tobianus lachte laut auf. „Da haben wir's: Sie treiben ſelbſt den Aberglauben mit, Frau; und von uns ſoll ja das Licht der Aufklärung kommen. Blauſtrumpf iſt ſchon unterwegs und will eine Viſitationsreiſe im Lande machen, um alles Unkraut des Herenglaubens auszurotten. Alles Beſprechen, alle Wahrſagerei, alles Traumdeuten — Frau Gertrud, nehmen Sie ſich in Acht — iſt jetzt verboten."

Indem ſich dieſe aufrichtete und den Nachbar vor Verwunderung mit großen Augen anſtarrte, öffnete ſich die Garten-

thür und Blaſedow ſtieg mit feierlicher Würde die Stufen in den Garten herunter. Er trug einen alten Morgenſchlafrock von ehemals geblümt geweſenem Zeuge, vorn und hinten geflickt, eine Nachtmütze, wie ſie die pommerſchen Bauern tragen, keine Pfeife im Munde, eine lange hagere Geſtalt, ſtreng und abſtoßend, mürriſch ſogar, und auf die Blumenbeete nur deshalb ſehend, um Tobianus wievon ungefähr grüßen zu dürfen. Auf der Stirn aber ſtanden ihm die Gedanken geſchrieben: Da iſt der Menſch, der Tobianus, ſchon wieder und lieſt wahrſcheinlich den Hechelkrämer von Spieß. Es giebt doch Leute, die nur deshalb ſtudirt zu haben ſcheinen, um ſich in ihrer Geiſtesbeſchränktheit deſto greller zu offenbaren. Denn hätten ſie ſich an die Maſſe gehalten, ſo würden ſie auch in der Maſſe verloren gehen. Als Hechelkrämer könnte der Mann Achtung verdienen, als Geiſtlicher ſtellt er ſich aber ſelbſt an den Pranger. Wenn die Sprache nach irgend einem Talleyrand deshalb erfunden iſt, um ſeine Gedanken zu verbergen, ſo ſcheinen dagegen bei Tobianus die Wiſſenſchaften nur deshalb erfunden zu ſein, um ſeine Gedankenloſigkeit herauszuſtellen. Nun retirirt er ſich zwar immer hinter ſeine Beſcheidenheit, wie alle die, die auf nichts Beſcheid zu geben wiſſen; aber nicht dem Schwachen, nur dem Stolzen ſteht es ſchön, demüthig zu ſein. Er iſt zufrieden — das nennen die Menſchen eine Tugend! — zufrieden mit ſich ſelbſt. Wahrlich, er ſollte ſich geſtehen, daß er nicht Urſache dazu hätte. Und dann die Collegen-Wirthſchaft, das wir — wir — ja, ſieh' Du nur her und ſtreck' nur Deinen Hals, lach' nur, Kerl! Wenigſtens iſt ſein Tabacksdampf gegen die Raupen gut. — „Guten Morgen, Herr College!" rief Tobianus herüber. Blaſedow hob das Haupt vornehm in die Höhe, ſpitzte verächtlich den Mund, ſchielte ein wenig hinüber und nickte den Kopf, Alles nur wie von ungefähr. — „Haben Sie ſchon Ihren Text? Eine Trauung? Eine Kindtaufe? Was ſagen Sie zu Blauſtrumpf?" — Blaſedow hörte nicht darauf und Gertrud warf dem Frager einen verweiſenden Blick zu mit den Worten: „Ach, Herr Tobianus, reden Sie doch nicht mit ihm!" Blaſedow nämlich verachtete alles Handwerksmäßige in ſeinem Berufe. So mechaniſch er

dieſen trieb, ſo war er doch unfähig, jenen Schriftſtellern zu gleichen, die, wenn ſie zuſammenkommen, ſtatt über ihre Ideen, nur über den Buchhandel ſprechen. Gertrud konnte das am heftigſten erzürnen. Sie ſah darin eine Vernachläſſigung des Geſchäfts, eine heilloſe Verwilderung im heiligen Berufe. Sie glaubte, daß der Maſchiniſt und Lampenputzer im Theater das Meiſte zum Stück thäte, daß hinter den Couliſſen des Cultus die wahre Gottesnähe brauſen müſſe. „Wie gerne ſetzte ich ihm nicht," ſagte ſie zu Tobianus, „Sonntags immer ſeine Läppchen zurecht! Was wäre mir das für eine Freude, ihm Alles ſauber in die Hand zu geben, das Geſangbuch abzuputzen und überhaupt mit ihm geiſtlichen und gottgefälligen Staat zu machen. Aber er rennt immer wie ein Heide in die Kirche, wo er doch ſollte am feierlichſten auftreten. Was hilft mir alles reines Herzens ſein, wenn man nicht reinlich iſt! Gewöhnlich läßt er das Beſte, was er braucht, zu Hauſe, nämlich ſein Schnupftuch. Nun denken Sie ſich, wenn ich im Betſtuhle ſitze und höre, wie er oben ſchnauft und in Verlegenheit kommt. Ich möchte ihm immer am Klingelbeutel mein Sacktuch hinaufreichen. Und glauben Sie, Herr Tobianus, daß er ſtudirt, wie Sie und mein ſeliger Mann auch? Nie auch nur die Feder angeſetzt und ein Wort aufgeſchrieben! Sonnabends lieber im Walde gelegen, als ordentlich nachgedacht, was die Menſchen erbaut. Ich weiß nicht, ich bin nicht erbaut von ſeinen Redensarten. Und Keiner verſteht ihn: er ſpricht nicht für's Herz, auch für den menſchlichen Verſtand nicht einmal. Es iſt gerade ſo, als wenn er da oben allein ſteht und mit ſich ſelbſt ſpricht. Nein, da kann kein Chriſtenthum aufkommen, und 's wundert mich nur, wie ſich hier im Dorfe noch nicht Mord und Todtſchlag unter die Leute verbreitet hat."

Indem war Blaſedow näher getreten und wurde von Tobianus auf's Neue über den Aberglauben angezapft. Gertrud, wie eine Spindel, die ihren Trill ausſchnurrt, mochte weder aufhören, noch ihre Vorwürfe auch gerade gegen Blaſedow richten. Sie ſprang demnach vom Lande auf die Stadt über und ſagte: „Wenn doch die Herren vom Conſiſtori ihre eigenen Perrüken ausklopfen wollten! Statt daß

die Leute auf dem Lande zu viel glauben, sollten sie nur darauf sehen, wie sie in der Stadt schon gar nichts glauben. Ich hab's meinem Manne gesagt. Ich mag's nicht wieder in den Mund nehmen." Dabei wurde sie hochroth, ob vor Zorn oder Scham, ist schwer zu sagen. Sie packte ihre Spargel zusammen und ließ die Männer allein.

„Sie meint," sagte Blasedow mit lächelnder, ruhiger Miene, „sie meint die Verführung, die von den Friseurs in der Stadt ausgeht." — „Von den Friseurs?" fragte Tobianus erstaunt. — „Ja," fuhr Blasedow fort, „diese Leute haben seit einiger Zeit angefangen, statt der alten Haubenstöcke und Klötze, auf welchen sie ihre haarkräuslerischen Studien machen, sich den schönen Künsten anzuschließen. Ihre Aushänge-Fenster pflegen Köpfe zu enthalten, die mit nicht geringer Kunst aus Wachs bossirt oder gegossen sind. Sowohl an den Herren- als Damenköpfen nimmt Gertrud Anstand oder vielmehr, sie vermißt an ihnen den Anstand. Ich gestehe selbst, daß diese nackten Brustpartieen, diese Turbane und Lockentouren für Knaben von lebhafter Einbildungskraft, Knaben, die sich jene Geschöpfe, die sich — — kurz, meine Frau ist ein Narr. Sie will die Sitten des Jahrhunderts durch die Unterdrückung der Friseursköpfe wieder herstellen, sie sieht, so oft sie in die Stadt geht, in diesen schmachtenden Wachsaugen das größte Aergerniß ihrer Zeit. Auch die Herrenköpfe mit den wilden unternehmenden Backenbärten, der entblößten Brust, der Titus-Frisur, auch diese, sagt sie, stiegen den jungen Mädchen in den Kopf, wenn sie aus der Schule kämen und Alles begaffen, was ihnen in den Weg kommt. Es ist bei ihr diese Ueberzeugung Fanatismus geworden, der an die Zeiten der Bilderstürmer erinnert; nur daß diese gegen die gemalten Tugenden, Gertrud aber gegen das gemalte Laster ihre Hand ausstreckt."

Tobianus war eine so beschränkte Natur, daß er nicht wußte, ob er lachen durfte. Doch that er's im Vertrauen auf die ironische Miene seines Collegen. Die Akazien waren gerade in der Blüthe, die Blumen rings würzten den blauen Himmel, Bienen summten in ihren Kelchen, Schmetterlinge

ſuchten ſich auf ihren etwas unbeholfenen und ſpielenden Unſterblichkeitsflügeln hier und da einen Ruheplatz. Man muß wiſſen, daß die Vormittage auf dem Lande die Nachmittage, ſelbſt die Abende bei Weitem an Reiz übertreffen. Am Vormittage ruht über der Natur eine ſtille friſche Feier: iſt es, daß man in der Stunde, wo alle Thätigkeit der Menſchen an der Arbeit iſt, mit größerem Behagen die müßige Betrachtung der Natur genießt, oder duften und glühen die Farben noch friſcher vom Thau der Nacht, oder ſieht man die Natur ſelbſt in einer ſtillen Thätigkeit begriffen? „Ich habe," äußerte wol Blaſedow, „öfter das Reizende der Frühe beim Landleben faſt immer nur in der Richtung der Sonnenſtrahlen gefunden. Das Ankommen und Heraufſteigen der Sonne theilt ſich allem von ihr gezeitigten Leben mit. Jeder Ton der Natur iſt in jenen Stunden ein anſchwellender, ein ſteigender, jede Pflanze ſtreckt ſich verlangend nach mir aus und lockt mich in den Kreis, wo ſie duftet, wo ſie wenigſtens der Wind hin und her bewegt. Nach Tiſch ſind wir ſelbſt in die Vegetation mit hineingeriſſen und fühlen zu ſchwer, wie wir dem Organismus der Schöpfung unſern Tribut zollen müſſen. Gegen Abend endlich legt ſich der Schleier der Melancholie und der wehmüthigen Reflexion vor mein Auge. Erſt wenn Alles ruht von ſeinen Werken, fühl' ich, wie wenig ich that, fühle, was ich thun möchte. Ich bin einſam und möchte mich in ein Meer von Schmerz, Wehmuth und Vergeſſenheit ſtürzen." Blaſedow ließ ſich auf der Bank unter der Akazie nieder und veredelte durch die poetiſche Würde ſeines Auftretens wenigſtens die Fragen des Tobianus, wenn auch nicht immer deſſen Antworten.

Wie aus einem Traume auffahrend, fragte Blaſedow: „Sind Sie Vater?" Tobianus verwunderte ſich über die Abweſenheit ſeines Freundes und zeigte blos lächelnd auf den Hof hinaus, wo Sophie mit den Knaben des Pfarrers die Fahne auf dem Taubenſchlage ſchwenkte und ſich im Pfeifen, ſogar mit zwei Fingern im Munde, übte. — „Ich beklage Sie," ſagte Blaſedow: „ein Mädchen iſt eine Blaſe, die ſich ephemer auf der Oberfläche des Lebens bildet und wieder verſchwindet. Ihr Inhalt iſt Luft; ſie glänzt, wenn ſie zufällig

die Sonne der Schönheit beſcheint. Ich würde zittern, der Vater eines Mädchens zu ſein, weil es nur der Zufall ſelbſt iſt, den ich neben mir aufwachſen ſähe. Welche Beſtimmung können Sie einem Weibe geben? Geben Sie ihr einen Mann; mehr wünſcht ſie nicht."

Tobianus war über dieſe Bemerkungen in ſichtbare Unruhe gerathen; er klopfte ſeine Pfeife aus und ſetzte ſich in die Poſitur, die er immer annahm, wenn es galt, die heißen Ideen von Kleinbethlehem mit ſeinem nüchternen Jordanwaſſer zu begießen. Er hatte ſchon den Gemeinplatz, daß Mädchenerziehung auf die Kunſt, einen Mann glücklich zu machen, losſteuern müſſe, im Munde, als ihn Blaſedow unterbrach: „Erlauben Sie, Frauen haben zwei Pflichten, und beide ſind ſich nicht ſelten zwei feindliche Brüder. Einmal ſoll ſie einen Mann locken, und zweitens ſoll ſie ihn feſſeln. Dasjenige, womit ſie lockt, das gerade iſt oft das, womit ſie ſpäter abſtößt. Was helfen den Frauenzimmern alle feſſelnden Eigenſchaften, wenn ſie noch Niemanden zwiſchen ihren Krallen haben! Was hilft ihnen das ungeheure Verdauungswerkzeug der Klapperſchlangen, wenn ſie jenen Ton nicht von ſich zu geben wiſſen, welcher die Männer lockt, blindlings in ihr Verderben zu rennen! Nun ſorgen Sie einmal blos für das Solide und ſagen Sie ſich dann, wenn die Zeit der Blüthe und der Reife eingetreten iſt, ob Sie mit dem Soliden gerade ſo weit gekommen ſind, daß Sie eine Laſt weniger auf dem Halſe haben!" — „Mädchen brauchen nur Geld und eine glatte Schürze," fiel Tobianus ein. — „Geld," — ſprach Blaſedow gedehnt; — „Geld, Sie haben Geld, Tobianus: wenn Ihre Tochter mit dieſem Leim einſt auf den Vogelſtrich gehen wird, dann kann es nicht fehlen. Allein dann wird die Noth immer eine umgekehrte werden. Dann liegt die Wahl in ihrem Schooße. Jetzt ſoll das Mädchen Verſtand haben. Gut, ſie hat ihn, ſie wählt den Solideſten; gut, das iſt dann ein Duckmäuſer, ein Accurateſſenmeiſter, der ſich des Morgens den Leib mit kaltem Waſſer wäſcht, der nicht zu raſch ißt, um beſſer genießen und beſſer verdauen zu können; ein Frühaufſteher von der unerträglichen Sorte, der nur deshalb ſo viel Zeit gewinnen will, weil er viel Zeit braucht, ſeiner Um-

Molière

(tritt ganz dicht an die Lampen).

Zeitgenossen! Pariser! Die finstern Gewalten haben gesiegt. Mein Tartüffe, der Euch einen Heuchler entlarven sollte, ist verboten. Wer die im Dunkeln schleichende Hand ist, die selbst auf das hellste Auge in Frankreich die schwarze Binde des Argwohns legen konnte, ich weiß es, auch das weiß ich —

Matthieu.

Daß wir siegen müssen — .... ich entflamme die Galerie zur Wuth — ich stürme den Kronleuchter —

Offizier

(ist eingetreten und schlägt Matthieu auf die Schulter).

Mein Herr!

Matthieu.

Was sagen Sie?

Offizier.

Als Unruhstifter und Volksaufwiegler werden Sie mir folgen —

Matthieu.

In einen Sperrsitz?

Offizier.

Ja, mein Herr! In die Bastille!

Matthieu.

Wie?

Molière.

Auf wessen Befehl?

Offizier.

Auf Befehl des Herrn Präsidenten Lamoignon —

ständlichkeit wegen. Ihre Tochter wird des Mannes überdrüssig werden. Sie wird ihre Angel nach Hülfe auswerfen, ihre schmachtenden, wasserziehenden Blicke werden verstanden werden. Sie wird erst mit ihren Leidenschaften in Brand gesteckt und dann von dem Nachbar, der das Feuer ansteckte, aus dem Unglück gerettet werden, mit fliegendem Haar, nur die Dormeuse auf, und in dessen Armen zum Leben wieder erwachend! Ihr Retter wird bald auch ihr Ritter sein."

Hätte Gertrud die Gewohnheit gehabt, Eierkuchen ohne Schnittlauch zu backen, so würde diese Schilderung einer sich lösenden Ehe nur in den verlegenen Worten des betroffenen Tobianus eine Entgegnung gefunden haben. So aber vermißte Gertrud das erwähnte würzige Kraut, war in den Garten zurückgekehrt und hatte den größten Theil der Blasedow'schen Ansichten über Mädchenzweck und Frauenschicksal angehört. Die Scene mit dem aufgelösten Haar hätte sie aber beinahe vermocht, ihr eigenes zu zerraufen. Um sich in ihrem Eifer nicht zu verwunden, klappte sie das Messer zu und schickte ihrem tiefsten Unwillen erst einige Anrufungen des Heilands voraus, um die folgenden, an Flüche grenzenden Redensarten weniger gotteslästerlich zu machen. Das sagte sie auch selbst und fuhr fort: „Bei mir ist die Versündigung weit geringer, als bei einem Diener Gottes, der auf solche Weise des Teufels Werke zu schildern weiß. Wer so, wie Du, die Hölle malt, der muß schon einen tiefen Blick hineingethan haben." Sie entlud sich ihres Unmuthes in Ausdrücken, die unsere Darstellung mit den Redefiguren des Junkers Siegfried von Lindenberg in allzu nahe Verwandtschaft bringen würden, wollten wir sie wiederholen. Nahm sie doch nach Frauenart Alles, was Blasedow gesagt hatte, als eine persönlich an ihr gemachte Erfahrung und eine Anspielung auf den werthen Besuch an, der die Augen zu Boden geschlagen hatte, sie aber auch in ihrer ganzen Verlegenheit hätte zeigen können, da Blasedow nichts Böses argwohnte. Dieser fuhr, unbekümmert um seine Frau, die er keines Blickes würdigte, fort: „Mädchenerziehung ist kein Unding, aber ein halbes Ding. Auch bei Knaben wird an der Erziehung immer etwas fehlen; allein diese können es sich doch später noch

verſchaffen. Das können Mädchen nicht. Sie erlangen niemals einen Horizont. Sie wiſſen ſich keinen Gegenſtand ſo zu objectiviren, daß ſie ihn in ſeinem Zuſammenhange verſtehen können. Von Nichts verſtehen ſie den Werth. Ob Julius Cäſar ſtirbt oder ſie ſich mit der Nähnadel ſtechen, iſt ihnen Eins. Auch reicht ihre Phantaſie nicht hin, ſich Entferntes und Vergangenes mit Liebe und Klarheit zu vergegenwärtigen. Wenn nicht die Lebensgeſchichte des Heilands mit ſo vielen Wundern durchwirkt wäre, ſo würden ſie ihn für einen jungen Beichtvater halten, der langes Haar trug und die weichſten Sammethände von der Welt hatte. Die Zärtlichkeit der Frauen für das Große mißt ſich immer darnach ab, ob ſie ihm wol mit einem geſtickten Hoſenträger einen Gefallen erzeigen würden. Ich habe in meinem Leben mit zwei Frauen Umgang gehabt: mit meiner Mutter und mit Dir, Gertrud; glücklicherweiſe habt Ihr Beide daſſelbe Temperament und ſeid Euch gleich in Euren Tugenden und Euren Fehlern. Ich bin der ältere Bruder meiner Söhne, und Du biſt unſere Mutter, Gertrud. Wir fünf Knaben ſind jünger als Du, ſind verſtändiger, auch wieder leichtſinniger als Du; wir laſſen uns ſchmecken, was Du kochſt, wir nehmen uns in Acht, unſere Unarten vor Dir zu zeigen, wir fürchten Deinen Zorn, wenn er anfängt, und lachen, wenn er zu Ende iſt. Nicht wahr, Ihr Orgelpfeifen?“

Alle ſeine Kinder ſtanden nämlich jetzt um ihn und lachten mit, weil er ſelbſt lachte. Gertrud weinte, daß er ihr die Kinder abwendig machte und die magnetiſche Kraft ihres Mutterherzens abſchwächte. „Nun,“ ſagte Blaſebow, „es ſind meine Söhne. Sie ſind mein Stolz, meine Zukunft. Du ſollſt ihnen noch am nächſten Sonntag ein reines Hemd anziehen, wäſchſt ſie, reinigſt ſie noch einmal, dann ſind ſie mein. Der Augenblick der väterlichen Fürſorge und Deiner mütterlichen bloßen Nachſicht iſt gekommen. Meine prophetiſchen Gedanken kommen zur Reife: in kurzer Zeit geht Jeder von ihnen, der Aelteſte und der Jüngſte, ſeiner Beſtimmung entgegen. Kinder, Ihr müßt Euch tummeln und die Rockſchöße immer in der Hand haben, um ſchnell an Eurem Ziele zu ſein. Das Leben reicht weiter, als von hier an die

Gartenthür, und doch nicht weiter, als von hier bis zum Friedhof drüben. Rüstet Euch, daß Gott in Euch einziehe. Die Stunde der Weihe ist nahe herbeigekommen."

Damit wandte sich Blasedow und verließ den Garten nach hinten zu. Er griff in seine Rocktasche; wahrscheinlich suchte er ein Tuch, um sich eine Thräne zu trocknen. Gertrud weinte laut und sah ihm nach. Wie sie bemerkte, was er schon wieder vergessen hatte, wie sie ahnte, wozu er es eben brauchte, wie sie so selbst gelähmt war, nicht toben zu dürfen, hätte sie vor Schmerz vergehen mögen. Tobianus rauchte dabei gemüthlich seinen Meerschaumkopf und schüttelte verwundert seinen eigenen.

Sechstes Kapitel.

Begegnungen.

Blasedow ging nicht allein in den Wald. Ein zottiger Schäferhund, ein treues Thier, Wasser genannt (ein auf dem Lande üblicher Hundename, der entweder, wenn die Türken etwas tiefer nach Deutschland gekommen wären, von Vezier abgeleitet werden müßte, heißen doch andere Hunde Sultan, oder mit Azur zusammenhängt), sprang hinter ihm her und wedelte treuherzig mit dem Schweife. Wir dürfen dies Thier nicht aus den Augen lassen; thäten es doch auch die nicht, die wir bald kennen lernen werden! Der Wald war übrigens sicher. Sayn-Sayn befand sich bei seinem Aberglauben so gut, daß die Gefängnisse zuweilen Jahre lang leer standen. Die Regierung des Fürstenthums kam jährlich in Verlegenheit, wie sie es mit den in anderen Staaten üblichen statistischen Tabellen über die Criminalstrafen halten sollte; sie war überzeugt davon, daß diese Veröffentlichungen nach der Abschreckungstheorie Viele, denen es am Hals juckte, abhielt, sich den Strick zu verdienen. Sie half sich da, so gut sie konnte. Sie setzte auf's Gerathewohl in die Landesblätter,

daß eine bestimmte Anzahl Verbrecher wegen Raub, Mord, Diebstahl zwanzig, oft noch mehre Jahre in's Zuchthaus gekommen wären; allein es war kein wahres Wort daran. Hatten sie einmal einen Verbrecher erwischt, vielleicht auf der Grenze, der sich im Fürstenthum Sayn-Sayn gesicherter glaubte, so machten sie mit ihm förmlich Staat. Sie führten ihn durch das Land in geschlossener Kette, gleichsam zur Schau und zum Beweise, wohin das Verbrechen führe. Nicht selten auch, wenn die Jahre durchaus nicht gedeihen wollten, ahmte man die auf kleinen Theatern bei Kriegs- und Krönungszügen übliche Sitte nach, daß man auch hier die Statisten der Gerechtigkeit hinter den Coulissen herumlaufen und mehre Male auftreten ließ, um ihre Zahl zu vergrößern. Als nach der Schlacht bei Jena die Franzosen nach Berlin kamen und ihren Einzug hielten, wollte ihre Anzahl kein Ende nehmen. Die Berliner, die Napoleon noch immer für einen Kaiser aus Pappendeckel hielten, behaupteten damals, die Regimenter marschirten um die Mauern und den Ober- und Unterbaum herum und kämen wieder einigemal zum Vorschein, um Angst einzuflößen. Mit dem Fürstenthum Sayn-Sayn verhielt es sich aber wirklich so, wie wir sagten. Wenn die alten Weiber in den Dorfstuben die Hände über dem Kopf zusammenschlugen über die Menge von solchem Ungeziefer, das nun geschlossen in's Zuchthaus käme, so kann man versichert sein, daß diese Vervielfältigung nur von einem Individuum ausging, welches in die Kreuz und Quere als abschreckendes Beispiel für alle Embryone von Uebelthätern herumgeführt wurde.

Wie Blasedow, eine Zeitlang in Nachdenken versunken, durch den Kiefernwald und sein sandiges Bette gegangen war, hörte er das Knallen einer Peitsche und das breitspurige Schleppen eines Wagens durch den mühseligen Sandweg von Kleinbethlehem nach Dreifelden, einem ansehnlichen Dorfe jenseits des Waldes. Endlich kam der Wagen näher. Von drei langgespannten Pferden gezogen, enthielt er das ganze Haus des Landraths, dessen Kinder, Frau, Hauslehrer, nur den Grafen von der Neige, den Landrath selbst, ausgenommen.

Gern wäre Blasedow eingelenkt. „Denn," dachte er, „wenigstens der Landrath meint es nicht zum Besten mit mir, weil ich ein Loos auf seine Güterlotterie ausgeschlagen habe. Ob durch Zufall oder Mitleiden, wie mag's nur gekommen sein, daß sie ihre Güter wieder gewonnen haben? Erst bringen sie ihre Ahnen unter den Hammer einer Auction, ja, wenn das noch; nein, sie machen ein Lottospiel, à Loos einen Thaler, aus ihrem Grund und Boden, aus Koppelwirthschaft, Patronat, Patrimonial-Gerichtsbarkeit, Alles zusammen von einem Juden in Entreprise genommen und nun Viertel-, halbe, ganze Loose, wer's Glück hat! Der Waisenknabe, der in der Residenz aus dem Rade gezogen hat, fühlte gewiß darin herum, wo er sich an einer Nadel stechen würde; daran soll der Hauptgewinn befestigt gewesen sein, so daß, indem er Au! schrie, die Gräfin beinahe vor Freude umgefallen wäre. Inzwischen hat dieser Glücksstich nur das bedenklich zusammengezogen gewesene Geschwür der Gläubiger aufgestochen. Die Güter sind nun schuldenfrei; vor den Creditoren, ich will's glauben, auch vor ihrem Gewissen haben sie Ruhe; allein sie wetteifern noch immer an Sparsamkeit mit den Kirchenmäusen, wenn sie auch thun, als hätten wir gemeinen Leute die Midasohren, sie aber die Alles vergoldenden Midashände. Wie mach' ich's nur, daß ich in einem Walde, der kein Gebüsch hat, ihnen aus dem Wege gehe." Doch inzwischen rief schon die Glockenstimme der Gräfin Sidonie ihn bewillkommnend: „Welch ein Glück, Herr Pfarrer!" — „Gnädige Frau Gräfin," erwiderte Blasedow, stillstehend und den Hut lüftend; „Sie haben in allen Dingen Glück. Doch mich zu treffen, ist kein so guter Treffer, wie der, welchen Sie neulich hatten." — Indem jetzt der Wagen anhielt und Blasedow dringend ersucht wurde, einzusteigen, grübelte er, wie er wol das Nadelholz der Fichten mit der Stecknadel ihres Glückes in Verbindung bringen könnte, ohne dabei besonders tief zu stechen. Er mußte sich bequemen, es sich im Wagen unbequem zu machen: denn eine ganze Horde gräflicher Schößlinge, die alle an dem Stammbaume derer von der Reige hinaufkrabbelten, wühlte in dem glücklicherweise ganz offenen Wagen. Auch Herr Ritter, ein junger

Candidat, der den Hauslehrer der Kinder und den Cavalier der Gräfin machte, wollte seinen Sitz Sidonien gegenüber nicht aufgeben. Es half nichts, der älteste der jungen Grafen mußte auf den Bock klettern, ein Arrangement, das Wasser dadurch wieder in's Gleichgewicht zu bringen suchte, daß er hinten auf den Tritt des Wagens sprang und zuweilen seine Vorderpfoten vorwitzig über die Lehne streckte, wobei die Schleife und eine Blume auf der gräflichen Haube nicht wenig in Gefahr war, geknickt zu werden.

Ich gestehe, hier in Verlegenheit zu kommen. Ich kann unmöglich die sich jetzt entspinnenden Scenen auf dem Rocken meiner Darstellung zu Fäden drehen, die Alles enthielten, was sich mir an Material darbietet. Ich muß deshalb vorausschicken, daß mit den größeren Gruppen, die ich hier aufführe, parallel laufen eine zahllose Menge kleiner Basreliefs am Fuß der Statuen, die gräflichen Kindertumulte nämlich, die hundert Verwicklungen naseweiser Bemerkungen, die vielen heimlichen Vorduelle und Aufschreie wegen einer möglichen Verwundung, die Streitschlichtungen, die öfters angebrachten Ohnmachten der Gräfin als letztes Rettungsmittel gegen die Erbreistungen dieser durch eine Lotterie und einen Nadelstich geretteten kleinen aristokratischen Canaille. Blasedow war nachsichtig, denn er gehörte zu den Bewunderern Sidoniens. Die Gräfin war auf dem Beresina-Uebergang aus der Jugend in das Alter begriffen, eine Frau, schön wie Rom, in ihren Erinnerungen und Resten. Ihre Stirn war hoch gewölbt, ihr Auge dunkel und noch schwarz von Augenbrauen umringelt, die Beugung des Nackens zum Busen herab — da waren noch so viel Trümmer alter Herrlichkeit, so viel Herculanum und Pompeji begraben, daß man vielleicht erstaunt wäre, hätte man Nachgrabungen anstellen wollen. Ein offenbarer, der Zeit zugefallener Tribut war eine Zahnlücke ganz vorn am Munde; doch auch hier wurde das Fehlende durch eine meisterhafte Koketterie gerade eine Breche, die der Muthige bei einem Eroberungsversuche hätte benützen können. Wenn Frauen erst in die Nothwendigkeit kommen, an sich etwas verbergen zu müssen, so haben sie die Einheit ihres Auftretens verloren und suchen durch gesteigerte Mittheilung

und Hingebung die Angſt zu mildern, die ſie die Bewahrung eines läſtigen Geheimniſſes koſtet.

„Sie ziehen ſich zu ſehr von der Welt und von Ihren beſten Freunden zurück;“ tadelte die Gräfin den Pfarrer. — „Es geht mir bei Ihnen zu geräuſchvoll her, meine Gnädige;“ bemerkte Blaſedow, indem er dabei nur an den Lärm hungriger Kirchenmäuſe dachte. — Sidonie verſtand ihn anders. Sie glaubte, er ſpiele auf die tumultuariſchen Scenen an, die früher durch den Beſuch der gräflichen Creditoren veranlaßt wurden, und ſagte: „Wir leben ſeit einiger Zeit ſelbſt ſehr zurückgezogen, beſuchen die Reſidenz nicht mehr und pflanzen, ſo zu ſagen, unſern eigenen Kohl. An der Hand meiner Kinder will ich in ſpätern Jahren wieder in die große Welt zurückkehren; jetzt habe ich mit Herrn Ritter, in dem Sie einen ſehr wiſſenſchaftlich gebildeten jungen Mann kennen lernen werden, die Sorge für die Ausbildung meiner Kinder zu meinem Tagewerk gemacht.“ — „Sie ſind auch darin glücklich,“ bemerkte Blaſedow, größtentheils ernſthaft, „daß Sie bei Ihren Kindern die Grundlage der allgemeinen Bildung zur Hauptſache machen können. Sie erziehen in ihnen Cavaliere, Sie haben nicht nöthig, auf einen beſtimmten Zweck für die Zukunft zu ſehen. Ihre Privilegien, Ihre Reichthümer erwerben Ihnen für Ihre Kinder ohnehin jenes böſe und gute Ding, welches man Verſorgung nennt und worüber wir Bürgerliche uns freilich ſchlafloſe Nächte zu machen haben.“ — „Herr Pfarrer, es geht jetzt nur noch nach dem Talent,“ erwiderte die Gräfin mit vornehmem Lächeln; „der Adel iſt durch ſein Wörtchen von jetzt darauf angewieſen, gerade von ſich ſelbſt abzuhängen. Wir müſſen uns auf die Poeſie beſchränken, welche für Manchen darin liegt, der Vergangenheit ſeines Namens bis in dunkle Zeiten nachzuſpüren und am eigenen Herd zu ſitzen. Wir ſind im Staate nichts mehr, als was wir von der Neige ſind.“ Neige war der ominöſe Name des gräflichen Stammſchloſſes.

Als aber Blaſedow wieder von der glücklichen Exiſtenz der Bevorrechteten anfangen wollte, blickte Sidonie äußerſt gnädig und drückte ihre zarte Hand auf den Mund des

Pfarrers, der, ſo groß ſeine Verehrung für die Reize der Dame war, doch zu entſchieden demokratiſche Geſinnungen hegte, als daß er die Hand anders als nur leiſe angehaucht hätte. Sidonie wußte gewiß Fleiſch von Luft zu unterſcheiden und rettete den Zuſammenhang ihrer vornehmen Rolle durch jenes eigenthümliche Auflachen, das man noch immer an Damen von Rang wahrgenommen hat, wenn ſie eine ihnen unangenehme Empfindung zu verwiſchen ſuchen. „Sie eſſen mit uns," hieß es jetzt; „wir wollen den Wirth in Dreifelden um eine Suppe erſuchen. Wir haben die nöthigen Braten und Nachtiſche im Wagen. Dies Improviſiren der durch ihre Monotonie langweilig werdenden Genüſſe reizt immer meinen Appetit. Unter einem Baume, in einer Schenke, bei offenem Wagen, während langſamer Fahrt, da hab' ich's lieber als im Zimmer zu Hauſe, mit den weitläufigen Gängen, wo die Tiſche von Speiſen brechen und das Eſſen faſt eine Beſchäftigung wird."

Blaſedow war es ſo, als lachte vorn der Kutſcher. Er kannte die Verhältniſſe genug, um ſich den Mann unter vier Augen vorzuſtellen, wie er dieſe Rodomontade mit den von „Speiſen brechenden Tiſchen" beurtheilt haben würde. Ironiſch ſagte er: „Das iſt doch wieder ein Vorſprung, den die Ariſtokratie vor uns voraus hat, ſelbſt das Daſein, das uns anderen Leuten eine Laſt iſt, ihrerſeits für eine Erholung zu nehmen. Sie laſſen ſich das Schwarzbrod in Dreifelden ſchmecken, als wenn ich bei Ihnen Torten genießen würde. Ein Schemel hat für Sie dieſelbe Süßigkeit, wie für mich das Glück, auf einer Ihrer ſeidenen Ottomanen zu ſitzen." Der Kutſcher biß ſich in die Lippen und die Gräfin, über und über roth, warf einen ihrer glacirt geweſenen Handſchuhe dem Spötter auf den Mund und ſagte: „Warten Sie, ich ſchicke meinen Mann über Sie!" Feierlich antwortete Blaſedow, künſtlich erſchreckend: „Das laſſen Sie nur, gnädige Frau; ich würde gern ein Loos genommen haben, aber ich ahnte, daß Fortuna Ihnen nichts abſchlagen würde. Uebrigens ſollte Ihr Herr Gemahl, ſtatt mir zu zürnen, jetzt froh ſein, daß ich mit ihm concurrirte. Ein Loos *mehr* würde den Treffer von ihm haben abwendig machen können, und wenn auch nur um

eine Nadelspitze weit." Die Gräfin lachte übermäßig und sagte mit jener gewöhnlichen Wendung, die man braucht, um seine Verlegenheit zu verdecken: „Sie sind ein ganzer Mann: das muß man gestehen. Vortrefflich, Herr Pfarrer!"

Inzwischen war man vom Sand- auf einen Holzweg gekommen und stieg Dreifelden tüchtig in die Flanke. Die Gräfin nickte allen Vorübergehenden, obschon Niemand grüßte. „Wie beliebt Sie sind," bemerkte Blasedow; aber der Wagen bekam in dem Augenblick einen stillen Ruck, weil es über eine Rinne ging. Man war jetzt in Dreifelden und galopirte gerade auf den rothen Ochsen zu, der im Orte das beste und auch das einzige Gasthaus war. Blasedow konnte sich die Empfindungen des Wirthes zusammenreimen. Jetzt, dacht' er, fährt er auf, er hört einen Wagen herankommen. Wie ihn die Peitsche elektrisirt! Jetzt steht er an der Thür, kratzt sich aber, als er das gräflich von der Reige'sche Fuhrwerk bemerkt, getäuscht hinterm Ohre, weiß auch noch nicht einmal, ob er Platz (für uns im Zimmer vielleicht), aber, große Frage! ob Platz für die Pferde im Stall hat!

Der Ochsenwirth wurde jedoch nicht ganz richtig von Blasedow beurtheilt. Er rechnete theils auf die wiedergewonnenen Güter, theils auf die hohe Mittagszeit, die es den Herrschaften doch unerläßlich machen sollte, heute an seinem Tische Platz zu nehmen. Ehrerbietig sprang er hinzu und wollte den Schlag öffnen: doch der Kutscher, an ein vorläufiges Parlamentiren in solchen Fällen gewöhnt, stand schon unten und verglich die zwischen dem Wirth und der Gräfin gewechselten ungewissen Mienen. — „Ach, guter Mann," sagte die Gräfin, „nur die eine Frage! Können wir etwa im Garten auf eine gute Suppe, im Nothfall selbst bloße Milch und Brot dazu rechnen?" — „So frugal?" fragte der Ochsenwirth betroffen. — „Ja, ich will Ihnen sagen," antwortete die Gräfin und lachte, wie bei einer Huldbezeugung oder als wenn er gleichsam unentgeltlich miteſſen könnte; „das Uebrige haben wir Alles bei uns!" — Dem Ochsenwirth wurde bei dieser Erklärung so zu Muth, als wär' ihm etwas in's Auge geflogen. „Im Garten?" stotterte er etwas derb; „ich danke Ihnen dafür, Excellenz, denn die kleinen

Junker möchten an meinen Himbeerſtöcken, trotzdem, daß Würmer in der Frucht ſind, wenig zu ernten laſſen." — „Nun denn," entgegnete die Gräfin mit einem kategoriſchen Satze und zugleich auch ihren Fuß auf den Tritt des Wagens ſetzend und hinausſpringend, „ſo machen wir's uns drinnen bequem." Das ganze Grafenneſt wurde bei dieſen Worten flügge und ſprang von allen Seiten aus dem Wagen heraus. Herr Ritter, der bis jetzt ein ſehr malitiöſes Lächeln beobachtet und der Gräfin zu ſecundiren, wenn die Bemerkungen Blaſedow's fortgeſetzt werden ſollten, nicht übel Luſt hatte, complimentirte mit dem Pfarrer, wem der Vorrang gebührte; endlich ſprangen ſie wie gekrönte Häupter bei ſolchen Gelegenheiten, wenn die Etikette unklar iſt, zu gleicher Zeit auf beiden Seiten des Wagens heraus. Blaſedow beſtellte ſich bei dem vor Zorn und Aerger kreideweißen Ochſenwirth eine vollſtändige Mahlzeit mit ſo viel Gängen, als nur gehen wollte. Theils Hunger, theils Hochmuth ſtachelten ihn, etwas draufgehen zu laſſen. Die Gräfin verwies ihm zwar dieſe Verſchwendung, da ſie darauf gerechnet hätte, er würde ihr Gaſt ſein; doch, meinte ſie, man könnte ja theilen, ergriff den Arm des Pfarrers und ließ ſich von ihm in die Wirthsſtube des rothen Ochſen führen, wo der Tiſch auf's Sauberſte gedeckt war und die Junker ſogleich anfingen, aus den Salzfäſſern zu naſchen.

Man ſetzte ſich auf etwas theatraliſch angeordnete Weiſe: die Töchter neben der Mutter, die Knaben neben dem Hauslehrer, Blaſedow gegenüber als Chor der nun kommenden magern Tragödie. Ihm ſchwammen bald die zarteſten Fleiſchklöße in der dampfenden Suppe. Wie gern hätte er ſie an die Kinder vertheilt! Gott, ſein Gott war ja nicht der Bauch, er dürſtete und hungerte nach ganz anderen Speiſen, als ſie ihm der rothe Ochſenwirth in Dreiſelden vorſetzen konnte! Sein Leben war ja die größte Faſten- und Entbehrungszeit, die nur jemals einer Marterwoche von Zukunft vorherging. Er ſchämte ſich, die Klöße nur anzuſehen, und blickte zum Fenſter hinaus, gleichſam, als wäre ihm noch die Suppe zu heiß.

Herr Ritter glaubte jetzt, daß es ſeine Pflicht ſei, die gräf-

Molière.

Lamoignon? Ja! Jetzt entſcheid' es ſich! An Ihren Kerker, Matthieu, an den Vorhang der Bühne, ja auf die Tafeln der Geſchichte werd' ich zum Beginn des Kampfes heut' Abend das Wortſpiel ſchreiben: Pariſer, ich hab' Euch den Tartüffe aufführen wollen, aber der Präſident Lamoignon will nicht, daß man (mit ſeiner Betonung) ihn auf die Bühne bringt! (Alle ab.)

(Vorhang fällt.)

liche Familie an dem sybaritischen Landpfarrer zu rächen. Herr Candidat Ritter legte jene Lanze, welche die Gräfin schon im Walde empfohlen hatte, als sie von des Hauslehrers wissenschaftlichen Kenntnissen sprach, ein und versuchte, von wo aus sich wol ein Pfarrer umrennen ließe, der vor beinahe zwanzig Jahren die Universität besucht hatte und ihm weder etwas von der Geistesphilosophie, noch von der Theologie des wissenschaftlichen Erkennens zu wissen schien. „Essen Sie doch lieber warm, Herr Pfarrer!" bemerkte er; „die Kantische Philosophie ist auch eine kalt gewordene Suppe, die Niemanden mehr mundet." Die Gräfin rief den Kindern Ruhe zu, die auch ohnehin der hereingetragenen Milchsuppe wegen erfolgte. Sie dachte, jetzt würden sie Beide an einander gerathen. Die Lanze des Herrn Ritter kannte sie, auch von Blasedow's polemischen Talente war ihr der Ruf zu Ohren gekommen — wenn man von den Ohren einer solcher Dame reden darf!

„Sie irren sich, wenn Sie mich für einen Kantianer halten; ich bin ein Schüler Fichte's, wenn Sie doch etwas darauf geben, daß man, um etwas Verstand zu haben, der Schüler eines Andern gewesen sein muß." — „Die Wahrheit," sagte Herr Ritter, ganz roth geworden, „die Wahrheit erfindet der Eine, und der Andere überliefert sie. Wir haben die größten Meister gehabt, die sich die Schüler ihrer Vorgänger auszugeben kein Bedenken trugen." — „Mein System ist einmals dies," wiederholte Blasedow, „daß es keine Wahrheitsperle giebt, die man sich nicht aus dem Meere seines eigenen Innern aufgefischt hat." — „Dann sind Sie ja noch weit mehr ein Schüler Jakobi's;" fiel Herr Ritter ein und sagte außerdem: „Auf diesem Standpunkte werden Sie des beliebigen Meinens und Wähnens niemals ledig werden. Sie werden immer nur Ihre eigene Philosophie in Taschenformat haben und weder überzeugen können, noch heute wissen, was Sie gestern für wahr gehalten haben."

Der Pfarrer zerlegte ein vortreffliches Stück Rindfleisch; die Gräfin war so weit gekommen, daß sie selbst aß, während die Kinder zum Theil schon fertig waren. Ihre Spannung war so außerordentlich, wie ihr Stolz auf Herrn Ritter, der jedes seiner Worte mit einem vornehmen, wegwerfenden Ac-

cent ausstattete. Blasedow sagte in aller Ruhe: „Was Ihnen mißfällt, ist gerade meine Beruhigung. Fragen Sie mich über Gott, über die Natur, über was Sie wollen, ich werde mich hüten, Ihnen mit der Formel einer Schule zu antworten. Ich werde Ihnen immer nur antworten: Gut, daß Sie mich anregen, kommen Sie, wir wollen uns Beide besinnen und sehen, wohin wir mit unsrem dummen Verstande gerathen. So that es schon Sokrates." — „Daß Sie Ihren Verstand dumm nennen," bemerkte Herr Ritter, „ist ganz in der Ordnung und würde auch auf mich passen, wenn ich mir anders auf meinen Verstand etwas zu gut thäte. Mit dem Verstande würden wir Neuere in der Philosophie nicht mehr weit kommen: denn dieser alte, grämliche Gesell ist in dem Schlafrock der alten Philosophie, ja selbst im Schlafrocke Kant's sitzen geblieben. Der Verstand zügelt nur die Flüge, welche die Vernunft in das reine, weiße Licht der Ideen wagt. Sokrates erwähnen Sie nur gar nicht: denn jene antiken Unterhaltungen über abstracte Gegenstände waren dem kindischen Frohlocken gleich, das die Jugend ausstößt, wenn es ihr gelingt, irgend ein nicht zu tief liegendes Buchstabenräthsel zu lösen. Wir sind jetzt namentlich auch in der Theologie auf einem Standpunkte, wo man sich von der logischen Ordnung der Systeme nicht mehr trennen kann." — „Ich bestreite die Tiefe jener Ideen nicht," antwortete Blasedow, „von denen Sie natürlich im Augenblick, zwischen Suppe und Rindfleisch, möcht' ich fast sagen, wenn Sie nicht Milchsuppe äßen, nur die Oberfläche abschöpfen können; aber deuten Sie mir nur den Gebrauch an, den Sie von Ihren Ideen für die Kanzel machen werden. Sie verstehen mich recht: ich denke nicht daran, im Bereich der Wissenschaft nach dem Nutzen zu fragen; allein es kommt auf die Möglichkeit an, eine Ahnung der Wissenschaft auch in den Gemüthern der Gemeinde zu erwecken. Ich habe einen Prediger aus Ihrer Schule gehört, der beinahe der Stifter derselben ist, und bin über das kleine Nachmittagspublikum erstaunt, das er des Vormittags um neun Uhr hatte." — „Sie meinen den Consistorialrath Marheineke," entgegnete Herr Ritter. — „Allerdings," sagte Blasedow; „vergleichen Sie diesen Redner mit

Schleiermacher." — „Den ich gänzlich verwerfe," ergänzte Herr Ritter. — „Den Sie verwerfen!" rief Blasedow aus, indem er die kleine Figur des Candidaten mit der allerdings noch kleineren Schleiermacher's verglich. „Warum ziehen die Reden Schleiermacher's so gewaltsam an? Weil sie die Wahrheit in dem Momente finden, wo das Gemüth nach Aufklärung lechzt, weil der dialektische Proceß des Geistes, der nach Klarheit ringt, vor unseren Augen durchgemacht wird und die Zuhörer selbst von den Instanzen dieses Processes instruirt und auf's Tiefste ergriffen werden. Ich bin ein schlechter Landpfarrer gegen den Mann, ein Kothsasse, der nur die Taglöhnerarbeit in der Religion verrichtet; aber das nehmen Sie mir nicht übel, Ihre Formeln kann man in keine blühende, vom warmen Leben angehauchte Worte wieder auflösen." Herr Ritter zog die Lippen verächtlich und sagte: „Ob die Theologie in landwirthschaftlichen Dünger verwandelt werden soll, um das Feld der Religion besser zu befruchten, das entscheidet über das Schicksal der erstern nicht. Ich bin auch weit entfernt, meinen Beruf auf der Kanzel zu finden."

„Ja," fiel die Gräfin ein, „Herr Ritter bereitet sich für das akademische Fach vor. Herr Ritter ist auch nicht für das ewige Aufklären der Landleute und sagte gestern sehr witzig: man könnte doch die Religion mit der Kuhpockenimpfung nicht auf eine Stufe stellen."

Herr Ritter lachte selbst über seine „witzige" Bemerkung und trieb einige düstere Falten auf Blasedow's Stirne. In dem Augenblick erhob sich jedoch ein gewaltiger Lärm vor der Thüre. Man sah hinaus und konnte sich im Nu überzeugen, daß das ganze ländliche Mittagsessen der gräflichen Familie in der That zu Wasser geworden war. Denn des Pfarrers Hund hatte so lange an dem kalten Braten, der in der Tasche des Wagens mitgeführt wurde, herumgerochen und die weichste Seite durch das Papier hindurch zu ertappen gesucht, bis gerade in dem Moment, als der Kutscher kam, um die Milchsuppe des rothen Ochsen durch den Braten der Herrschaft zu vervollständigen, er mit seinem Raube gewonnen Spiel hatte. Er schleppte den Braten mit Blitzesschnelle davon, wahrscheinlich nicht aus Naschhaftigkeit (denn die würd' ihm

Gertrud bald ausgetrieben haben), sondern durch den Hunger und die Vergeßlichkeit Blasedow's zu dem Jugendstreiche veranlaßt.

Meine Feder ist unfähig, die Verwirrung zu schildern, welche durch dies hündische Bubenstück veranlaßt wurde. Die Gräfin und ihre Kinder waren außer sich, doch nur die erstere erstickte ihren Zorn. Herr Ritter hatte nicht übel Lust, den Pfarrer für sein Vieh verantwortlich zu machen. Dieser selbst lächelte und fragte, mit dem schadenfrohen Wirthe wetteifernd: „ob denn die gräfliche Familie einzig und allein nur diesen Braten im Schilde geführt hätte und sonst ohne alle andere Reserve gewesen wäre?" Die Gräfin stellte bei dieser Frage eine Caricatur vor. Stolz, die ungenirte Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit des aristokratischen Wesens, das Unglück selbst, ihr Geiz und die wirklich schwierigen Finanzen ihres Gemahls, der nun gar, wenn er an Ort und Stelle gewesen wäre, den Pfarrer für seinen Hund hätte über die Klinge springen lassen, alles Dies mischte sich zu einem Mienenspiel zusammen, das in Berlin von Madame Wolff charakteristisch auf der Bühne hätte ausgedrückt werden können. Dazu kam noch ein Entsetzensschrei, als der Wirth ein großes Stück Rindfleisch auf den Tisch brachte und es gerade vor die Gräfin stellte. Sie warf ihm zwei rollende Augen zu und war eben im Begriff auszurufen: „Um Jesu Willen, wer hat denn" — als Blasedow erklärte, „er halt' es für seine Pflicht, die durch seine Schuld gestörte Harmonie des gräflichen Mittagessens mit Hülfe des rothen Ochsen wieder herzustellen." Die Gräfin mußte sich jetzt Luft machen und konnte es auch. Sie lachte überlaut und sagte mit abweisender Verlegenheit: „wo er denn hindächte!" Blasedow zuckte die Achseln und die Gräfin kümmerte sich nicht weiter darum, sondern tranchirte, was sie vor sich hatte, und überließ die Bezahlung denen, durch die sie beinahe freventlich hier in Unkosten versetzt worden wäre.

Blasedow war arm und glaubte sich an der Repräsentantin der Landaristokratie mancher Gegenden rächen zu müssen. Er wußte, wie sehr man die Gräfin auf die Folter spannte, wenn man irgend einen Zug von Geiz und Bettelstolz er-

zählte, der auf sie hätte angewendet werden können, namentlich auf ihren Mann, der Landrath des Kreises, aber ein wahrer Aventurier war und keinen andern Umgang hatte als mit Juden. Jetzt, dacht' er, setz' ich wenigstens beim Nachtische, wenn es Aepfel giebt, eine Geschichte auf, die ihr den Appetit um so mehr verderben wird, da sie selbst, mir gleichsam unbewußt, eine Rolle darin spielt. Den Beschluß der Mahlzeit machte in der That ein Teller voll Aepfel. „Kennen Sie die Geschichte von dem Apfel und dem kunstliebenden Grafen?" fragte Blasedow die Gräfin. Sie erröthete und sagte kleinlaut: „Nein, aber das beste Dessert ist immer, wenn es etwas zum Lachen giebt." Dies die Gräfin. Blasedow erzählte nun: „Im hohen Norden lebte ein Bauer, was in Norwegen so viel als ein Edelmann ist, der für seinen Stand (denn auch Grafen sind selten große Musikanten) ganz vortrefflich die Violine spielte. Er hatte aber einen Sohn, der ihn schon in seinem zwölften Jahre bei Weitem übertraf. Der gute Mann bildete sich ein, daß die musikalischen Treibhauspflanzen im Süden eine Seltenheit wären, und schickte sich an mit seinem Sohne auf Reisen zu gehen und Concerte zu geben. Der kleine Norweger (Ole Bull war es nicht) fand Anfangs vielen Beifall und die Concert-Einnahmen waren sogar größer als die Reisekosten. Doch, je mehr nach Deutschland hin, desto mehr durchkreuzten sich die Wunderkinder, desto spärlicher wurden die Einnahmen. Die beiden Virtuosen mußten zusetzen, ja, sie darbten sogar, und der alte Bauer, der aber ganz wie ein Edelmann war, kam sich wie ein hungriger Wallfisch vor, der sich aus dem Meere in einen Fluß verirrte und aus Verzweiflung sich an's Ufer werfen muß. Die Concerte warfen kaum die Kosten ab, geschweige, daß die Kritik durch Bestechungen gewonnen werden konnte. Unter diesen Umständen mußte die ausdrücklich erfolgte Einladung zu einem Concert in unserer Nähe für die beiden Virtuosen ein blauer Tag nach so vielen grauen sein. Sie nahmen ihre Geige untern Arm und wanderten (schon längst zu Fuß) nach einem Städtchen hin, dessen Namen ich nicht zu nennen brauche, welches Sie ohnehin kennen werden." — „Wie soll ich das Städtchen kennen?" fragte die Gräfin, sich entsär-

bend. Blasedow, ohne sich stören zu lassen, fuhr fort: „Einen Tag nach dem ausdrücklich verlangten Concert begegnete mir der Musiker mit seinem Wundersohne, ein blondes, treuherziges Paar, auf der Landstraße. Wir wurden vertrauter und mit einem Strom von Thränen löste sich das beklommene Herz des Vaters, der mir die üble Lage, in der er sich befand, verrieth. Ich sah wohl, daß dieser Mann nicht zu jenen Armen gehörte, die ohne darben zu müssen, vor jedem anständigen Rock die Miene annehmen, als müßten sie verhungern, wie es auf Universitäten Adelige giebt, die gern ein Stipendium haben möchten und es in der That durch Mittel und Wege besonders aber durch keine Scham dahin zu bringen wissen, daß sie ein testimonium paupertatis erhalten und dann für weit ärmer behandelt werden als der Sohn des zurückgekommensten Handwerkers; der Musikant erzählte mir sein gestriges Unglück. Er war von einer Provinzialbehörde unseres Fürstenthums eingeladen worden, in der sogenannten Kreisstadt ein Concert zu geben. Wahrscheinlich sollte die Beförderung der Künste und Wissenschaften eine Rubrik in den Berichten an die Regierung bilden und das Concert sollte diese Rubrik ausfüllen. Der Saal einer lateinischen Schule, der ehemals der Schauplatz geistlicher, von den Scholaren aufgeführter Comödien war, wurde dem armen Norweger nicht einmal unentgeltlich gegeben. Beleuchtung, Casse, Alles kam auf seine Rechnung; doch selbst als die Zahl des Auditoriums kaum zur Deckung der nothwendigsten Ausgaben hinreichte, als der gute Mann nur in einer Loge dieselbe Behörde sah, die ihn eingeladen hatte, hier zu spielen, da ließ er den Muth nicht sinken, sondern vertraute auf Gott, auf seinen Jungen und das gräfliche Paar in der Loge.“ Gräfin Sidonie war an die Persiflage ihrer Vermögensumstände so gewöhnt, daß sie in dieser sie ganz nahe berührenden Anekdote anders nicht die Miene als zum Lachen verzog und Herrn Ritter nicht im Entferntesten den Verdacht einer hier als Nachtisch aufgetragenen Anzüglichkeit einflößte.

Blasedow fuhr fort: „Der Knabe spielte vortrefflich; das Publikum, etwas dumm, folgte blind dem Ah! und Oh!

von Entzücken, welches aus der gräflichen Loge verlautete. Klatschte die Gräfin, so fiel das ganze Beamtenpersonal, das ohnedies freien Eintritt hatte, mit einem wahrhaft conservativen Feuer, wie man auf Englisch sagt, ein und trieb den Knaben an, das Unglaublichste zu leisten. Sein Vater inzwischen putzte die Lichter, begleitete zuweilen seinen Sohn mit einem schnell zusammengerafften defecten Orchester und verlor keinen Blick von der gräflichen Loge, auf die um so mehr all' seine Hoffnungen gerichtet waren, als dieselbe in einem (bei uns hätte einer das gleich vermuthet) unentgeltlichen Entzücken schwamm. Endlich war das Concert zum Schluß gekommen. Der Knabe hatte Variationen von Beriot gespielt, die ganze Scheunen von Beifall ernteten. Das Publikum stand auf, um sich zu entfernen. Der Vater war wie festgebannt, um zu wissen, wie sich nun die gräfliche Loge benehmen würde. Wirklich, der Graf winkte beiden Künstlern. Der Vater nimmt den Sohn an die Hand und ehrerbietig treten sie an die Brüstung der Loge. Drei Ducaten wären ein Manna vom Himmel gewesen. Mit zweien schon hätte der Vater ruhig schlafen können. Er nimmt die übertrieben gnädigen Lobeserhebungen als schickliche Einleitung des kommenden Geschenkes hin. Der Graf spricht immer mit dem Kleinen, dessen blondes Haar und blaue Augen, dessen gebrochenes Deutsch auf jeden Andern mit Rührung gewirkt hätten. Er lobt sein junges Talent, seine kleinen Hände, seine kleine liebe Geige, seine langen blonden Locken sogar, er lobt immer nur das Winzige an ihm, drückt ihn recht absichtlich in eine Sphäre hinein — als würd' er einen recht guten Spielkameraden für die gräflichen Kinder abgeben, greift endlich in die Tasche und sagt: „Nun, ich muß Dir doch auch etwas geben, kleiner Mann! und giebt ihm — einen Borsdorfer Apfel!"

Die Erzählung dieses gräflich von der Neige'schen Mäcenatenthums machte auf seine Gattin noch lange nicht den empfindlichen Eindruck, als daß in diesem Augenblicke sogar Herr Ritter seine Lanze streckte und durch Gelächter die Pointe des Blasedow'schen Vortrags um Vieles greller hervorhob. Inzwischen waren schon die Kinder aufgebrochen,

Blaſedow bezahlte die Rechnung für ſich und das Stück Rindfleiſch der Gräfin mit Zubehör; der Kutſcher legte das Geld für die Milchſuppe aus, obſchon er nicht gern heran wollte, vielmehr zwiſchen den Zähnen etwas von Nichtwiederbekommen murmelte. Herr Ritter war von der Geſchichte ſo eingenommen, daß ihm Blaſedow ſogar haarklein das Geſtöhn des Vaters erzählen mußte, als dieſer mit dem Geßler'ſchen Landvogts- (Blaſedow ſagte: Landraths-) Apfel ſein eigenthümliches Tellziel verfehlt hatte. „Beide, Vater und Sohn leben jetzt in Stockholm," ſchloß der Pfarrer.

Die Gräfin war eine Minute abweſend, kehrte aber bald wieder zurück und betrieb den Aufbruch. Sie hatte den Borsdorfer Eris-Apfel vergeſſen, ſie behauptete mit gewohnter Unerſchrockenheit ihre Würde. Sie lud den Pfarrer ein, mitzufahren: „Wir wollen nun Ihr Feuer, nicht Ihren Waſſer haben;" bemerkte ſie ſehr gnädig; allein Blaſedow behauptete, einen andern Weg einſchlagen zu müſſen. „Nun denn," endete die Gräfin, „ſo verſprechen Sie mir wenigſtens recht bald Ihren Beſuch. Ich wünſchte ſo, daß ſich Herrn Ritter's wegen die geiſtreichen Männer der Umgegend auf der Neige zuweilen träfen und, wenn Sie ſich das Rauchen unterſagen können, ein tüchtiges, auch für uns arme Frauen nützliches Geſpräch mit einander führten. Ich will mich dabei ganz ſtillſchweigend verhalten, ſo weit ich es beim Theemachen ſein kann. Nun geben Sie mir die Hand, Pfarrerchen; ich halte Sie beim Worte."

Indem trieb der Kutſcher die Pferde an und Blaſedow war allein. Er ging verſtohlen aus dem Dorfe, weil er fürchtete, bei den Dreifeldern wegen des Umgangs mit der anſpruchvollſten Familie im ganzen Fürſtenthume in ſchlechten Credit zu kommen. Endlich hatte er den Steg erreicht, der ihn nach Kleinbethlehem zurückführen ſollte. Er mußte aber ſtillſtehen und die Hände zuſammenſchlagen; dann ging er und blieb wieder ſtehen, indem er ſein Haupt ſchüttelte. Hätte er einen warmen und redlichen Freund gehabt, ſo würd' er ſich gegen ihn in dieſem Augenblick gewiß folgendermaßen ausgeſprochen haben: „Mir iſt es ein Traum; aber dieſe Menſchen leben ewig darin! Heilige Natur, wo iſt eine größere

Gleichmacherin als Du biſt! Hätten ſie auch nur die leiſeſte Ahnung von Deiner Größe und ihrer eigenen Nichtigkeit, ſie würden niederfallen und anbeten, ſie würden jedes Wort, das aus ihrem Munde kommt, wie die eingelernte, nicht aus dem Herzen ſprießende Phraſe des Schauſpielers anſehen. Mir käme der Wind geſpenſtiſch vor, der das Echo eines ſolchen Treibens in mein Ohr leitete! Und was trägt nicht Alles der menſchliche Körper! Wie ſinkt er nicht unter der ewigen Erregung ihrer lügneriſchen Gedanken, ihrer gaukelnden, ja gaunernden Einbildungen zuſammen! Ach, ich glaube, er thut's des Abends, des Nachts, wenn ſie in ihr Lager ſinken und die Schminke von den Wangen waſchen, wenn ſie ſich die falſchen Buſen abſchnallen und Niemanden mehr vor ſich haben, der ſie prahlen hört, als ſich ſelbſt, dies ihnen ſo wohlbekannte Sich ſelbſt."

Am Gebüſch, in welches jetzt Blaſedow trat, ſprang ihm Waſſer freudig entgegen und ſchien ihn bitten zu wollen, es mit ihm gnädig zu machen. Blaſedow liebkoſte ihn und ſagte: „Sei ohne Sorge!" — Indem blickten durch einzelne Lichtpunkte des Waldes die grünen Fernſichten von Wieſen und Feldern herüber, die tiefer als das Gehölz lagen, deſſen Rand er nur beſtreifte. Die Sonne war ſchon tief herabgeſunken und blitzte hie und da von den Fenſterſcheiben einzelner Meierhöfe ab. Auch auf einem fernen Punkte, den Fenſtern ſeiner Kirche, ſchimmerte die große Kugel. Er konnte zu Haus erſt eintreffen, als ſie ſchon herabgerollt war. Dies allmälige Zufallen der Augenlider der Natur, die geheimnißvolle Stille, die noch feierlicher dadurch wurde, daß der Rand des Waldes und der Abhang ganz im Schatten lag und nur in der Ferne die ebene Gegend von den Sonnenſtrahlen glänzte, umſchlich auch unſres Freundes einſames und ringendes Innere. „Es giebt einen Frieden," dachte er, „o, wer ihn nur hätte!" Es war ihm, als zögen ſich magiſche Kreiſe um ſeine Schritte, als ſäh' er ſich entrückt aus dieſen ſo friedlichen Sphären, die ihn nur deshalb zur Wehmuth zu ſtimmen ſchienen, weil er ahnte, daß ſie nicht die Grenzen ſeines Daſeins, „ach, ſage ich es nur heraus," dachte er, „die Grenzen meiner Leiden bilden werden." Die Idee, daß er ſein Lebensloos falſch

gegriffen, beſchäftigte ihn fortwährend. Er wollte etwas ſein, wenigſtens mehr, als er war; er wollte etwas leiſten, eine Arbeit der Woche, nicht blos eine Arbeit des Sonntags, wo die Anderen ruhen; allein er ſagte heute, wie ſo oft: „Ich bin eine Kartoffel. Ich bringe meine Früchte nur nach Unten, nach der Erde hin. Das Beſte von mir wird man erſt wieder aus der Erde wühlen müſſen. Eitler Traum, an die Schönheit einer Blume, einer an der Sonne meiner Zeit reifenden goldenen Frucht zu denken! Zum Maulwurf und zur Kartoffel bin ich der Dritte."

Als aber ſein Inneres ganz ſtill und ſeine Stirn ganz nachdenklich wurde, da dachte er an ſeine Kinder, mit denen er etwas Großes vorhatte. Er ging mit dem Gedanken um, Kleinbethlehem in ein romantiſches Schnepfenthal zu verwandeln und mit Salzmann, ſeinem Namensverwandten Baſedow und Peſtalozzi um die Krone wahrhaft tüchtiger Menſchenerziehung zu wetteifern. Für dieſe Krone, um ſie aufzuhängen, gab es bei ihm nicht blos den Kopf, ſondern auch einen Haken am Kopf, einen Sparren, einen Sporen nebenbei, der nun bald unſrer Geſchichte in die Weichen geſetzt werden und ſie ſelbſt beſchleunigen wird.

Siebentes Kapitel.

Der Brief und die Geſpenſter

Blaſedow kehrte verſpätet nach Kleinbethlehem zurück. Er hatte unterwegs einen Aufenthalt in einem abgelegenen Vorwerke, einen Beſuch bei einer Kindbetterin, die nächſtens taufen laſſen wollte. Er hat ſich uns gewiß längſt als ein Mann von Gefühl gezeigt. Man konnte ihn auflöſen, freilich nur wie Bitterſalz, das immer einen feſten, körnigen Bodenſatz zurücklaſſen wird. Allein nicht Alles drang in die Poren ſeines Gemüths, noch gar, daß er jenen Tropfſtein-Menſchen geglichen hätte, die ſich immer feucht anfühlen, die immer eine

Vierter Aufzug.

Armandens Wohnung im Theater. Ringsum liegen Toilettengegenstände und Theater-Utenſilien, unter andern ein Turban und ein türkiſcher Mantel. Rechts und links hängen auf Ständern zwei Reihen von ſchönen Kleidern, die an jeder Seite eine Art Spalier bilden, hinter dem man ſich verſtecken kann.

Erſter Auftritt.

Louiſon. Lamoignon (treten ein).

Louiſon.

Madeleine Béjart wohnt jetzt hier bei meinem Fräulein.

Lamoignon.

Bei Armande — der Verlobten des großen Molière? Die Wohnung liegt dem Theater ſo nahe —

Louiſon.

Mit Erlaubniß, mein Herr, ſie liegt im Theater ſelbſt. Ein Corridor führt von hier gradeswegs in die Garderobe der Schauſpieler.

gewiſſe Näſſe der Empfindungen ausſickern. Er war weit mehr ein Kryſtall, in welchen ſich durch ein Wunder der Erdbildung ein kleiner Tropfen Waſſers eingeſchlichen hatte und den man, wenn man ihn als Linſe in ein Vergrößerungsglas gebracht hätte, wahrlich als das rechte Hülfsmittel würde erkannt haben, um das Winzige und das dem gewöhnlichen Auge Unſichtbare in der Form der Erhabenheit zu zeigen und die Entfernung des Firmamentes uns näher zu bringen. Dieſer eine Tropfe durchrieſelte nicht ſein ganzes Weſen. Er war weit mehr nur unter gewiſſen Umſtänden jener Zugängliche und Anſchmiegſame, wie wir ihn in einigen Momenten beobachteten. Sonſt war ſein Weſen ſpröde und haushälteriſch mit ſich ſelbſt. Wäre er z. B. bei jenem Beſuche der Kindbetterin etwas mittheilender und herzlicher geweſen, hätte ihm der Schutzengel, der zu Häupten des Kindes ſaß und es bewachte, bis es getauft wurde, nur einen einzigen verklärten Blick abgewinnen können, er würde geglaubt haben, weit mehr die Rolle eines Komödianten, als die eines Geiſtlichen zu ſpielen.

Es war ſchon Nacht, als er in ſeinem Dorf ankam. Die Leute ſaßen in ihren Hütten und waren hie und da um ein weißes Tiſchtuch mit dem Nachteſſen beſchäftigt. Manchmal hörte er, daß gebetet wurde. Waſſer war ſchon einigemal an die Pfarrwohnung gerannt und wieder zurückgekehrt. Jetzt ſtand Blaſedow vor ſeinen eigenen Fenſtern und konnte in das Zimmer blicken, wo ſeine Familie beiſammenſaß, „ſo traulich, ſo heimlich, ſo unabhängig von mir," geſtand ſich Blaſedow; „wie ſchön Tobianus da meine Stelle vertritt!" Und dieſer ſaß da in der That, wie der Hausvater angethan, im langen Schlafrock, die Brille auf der Naſe, die Nachtmütze darüber gezogen, und hielt einen Brief gegen den grünen Lichtſchirm und las ihn mit lauter Stimme vor. Gertrud haftete, ſoll man ſagen, an den Worten oder an dem Munde des Leſenden und ſchien, die Hände im Schooß zuſammengelegt, ſagen zu wollen: „Was er ſo ſchön lieſt!" Blaſedow wenigſtens las ihr nie etwas vor, am wenigſten Briefe, die ſie ſich von ihrem älteſten Knaben vorbuchſtabiren ließ. Oscar hieß der älteſte, aber der beſte Leſer war es nicht,

zumal bei Geſchriebenem und den Handſchriften, mit denen Gertrud in Verkehr ſtand. Es kam wol, daß Oscar eine Phraſe vorlas, die ohne Sinn war und die Gertrud, die ſelbſt nicht leſen und ihren Namen nur durch drei Kreuze bezeichnen konnte, ſo hinnehmen mußte, obſchon ſie darüber eine ſchlafloſe Nacht hatte und dann ſich am Morgen die Stelle noch einmal vorleſen ließ. Oft vergingen einige Tage, bis Gertrud durch prophetiſches Grübeln auf die Ahnung des Richtigen kam und dann zu Oscar lief, ob es nicht an der und der Stelle heißen ſollte, ſtatt „Seebach's Sümpfe": „ſechs Paar Strümpfe."

Blaſedow bog das Weinlaub, das die Wände des Hauſes bedeckte, zurück und konnte ſich an einer Scene, die ihm Schmerz und Freude verurſachte, nicht ſatt ſehen. Er war verdrängt, er war aber auch erſetzt. Man konnte ihn entbehren, das geſtand er ſich, und es tröſtete ihn, daß man ihn nicht vermiſſen würde, wenn er ginge. „Wenn ich ginge!" — ſagte er nachdenklich; er träumte ſich in das Gewühl der Weltſtädte hinein, er dachte an Amerika. Er hörte deutlich die hölzerne Wanduhr im Zimmer picken. Sie ſchlug Neun; Niemand ſah ſich nach ihm um, das Eſſen dampfte auf dem Tiſche, der Brief mußte lang ſein: denn Tobianus näſelte ihn noch immer vor. Zuweilen ſetzte auch Tobianus ab und erklärte eine Stelle deutlicher, als ſie vielleicht ausgedrückt war, wobei Gertrud nickte und die Kinder aufmerkſam zuhorchten. Nur Oscar, das aufgeweckteſte aller ſeiner Kinder, ſchien ſich an dem Vortrage zu langweilen und ſprang auf, als er hörte, daß Waſſer an der Hausthür kratzte und Einlaß begehrte. Er ging auf den Zehen hinaus und machte dem Vater auf. Dieſer trat mit Stock und Hut in's Zimmer, ſagte auf keinen Fall guten Abend: „es verſteht ſich von ſelbſt," pflegte er zu ſagen, „daß ich Keinem einen ſchlechten wünſche;" und machte es ſich bequem. Die Vorleſung war durch dieſe Ueberraſchung plötzlich unterbrochen. Es mußte mit dem Brief eine eigene Bewandtniß haben: denn Tobianus legte ihn unter den Teller, nahm ſeine Brille ab und ſchien Gertrud zuzuwinken, daß er die Lectüre des Briefes ein andermal beendigen wollte.

Wie wir jetzt die ganze Pfarrei an dem wirklichen Brote des Lebens (mit den hohenprieſterlichen bloßen Schaubroten hielten ſie es nicht) arbeiten ſehen, könnte es nichts ſchaden, wenn wir uns mit einigen Perſonen bekannt zu machen ſuchen, die in ihren jungen und alten Tagen immer im Vorgrunde dieſer Denkwürdigkeiten ſtehen werden. Dies ſind Blaſedow's Jungen. Es ſind ihrer vier. Alle haben ſie poetiſch-romantiſche Namen: Oscar, Amandus, Theobald und Alboin. Blaſedow hatte über dieſe Namen vielen Streit, nicht etwa mit der Regierung: dieſe miſchte ſich nicht wie die Preußiſche früher bei den Juden in die Vornamen ihrer Unterthanen; wol aber mit Tobianus und Gertrud, der unglücklichen Mutter, die ſich ſo zu äußern beliebte: „Mein Heiland, man möchte ja bei ſolchen Komödiantennamen für meine chriſtlichen Kinder glauben, ſie rührten, Gott verzeih' mir die Sünde, von einem Prinzen her." Tobianus unterſtützte zwar nicht gerade dies Motiv ihrer Verzweiflung, bemerkte aber doch, daß man die Kinder durch ſolche Namen zwar in der Stadt auszeichnen könnte, allein auf dem Lande hinderte die vornehme Bezeichnung an der Vermiſchung mit den Bauern- und Pächter-Familien, es käme mit einem Worte eine Prätenſion in die Familie, die dem Herrn Collegen nur die Ausübung ſeiner Amtspflichten ſchwieriger machen würde. Gertrud ſprang ſogar von der Vorſtellung von Prinzen zu Hunden über und meinte, wenn ſie künftig eines ihrer Kinder rufen ſollte, ſo müßte ſie in ihren Sünden immer daran denken, ob nicht ſtatt ihres eigenen Kindes ein Hund käme: denn das wären weit eher Namen für Hunde als für chriſtliche und außerdem Pfarrers-Kinder. Auch die Rückſicht auf die Verwandten und Nachbarn miſchte ſich in ihre Oppoſition. Sie ſagte, daß auch dann alles gute Vernehmen mit der Umgegend hin ſein würde: denn Niemand würde bei einem Kinde Pathe ſein wollen, dem man nicht den Namen des Gevatters gebe: Peter, Daniel, Friedrich, Wilhelm und ähnliche unſerm Herrgott wohlgefällige und wahrhafte Heiligennamen.

Allein Blaſedow ließ ſich in ſolchen Dingen keine Vorſchriften machen. Er taufte ſeine Kinder ſelbſt und konnte ihnen ja einen Namen auf die Stirn ſprengen, den er wollte.

Die Zuhörer und Gertrud selbst waren dann auch gewöhnlich von der heiligen Handlung so zerknirscht, daß sie über die wunderlichen Namen, die den Knaben gegeben wurden, mit andächtiger Rührung hinwegsahen. Im Uebrigen erklärte er: „Meine Kinder müssen mich schon durch das Glockenspiel ihrer Namen mit Sanftmuth anklingen. Ihr Name ist ihr Heiligenschein. Je höher man sie zu stellen weiß, desto höher werden sie selbst klimmen. Ich erleichtere ihnen durch ihre Vornamen schon den Weg, um sich einen guten Zunamen zu erwerben. Was haben sie wol, woran sie sich zuerst halten können? Sich selbst, nur den Laut, wie sie gerufen werden. Ist aber dieser Ruf gewöhnlich, so werden sie nie begreifen, wodurch sie sich vor Anderen, die ebenso heißen, wie sie, auszuzeichnen haben." Dies bestritt zwar Tobianus. „Je mehr Peter und Hansen es giebt," sagte er, „desto mehr werden die besseren unter ihnen ringen, sich durch Thatsachen der Gediegenheit aus der Masse und Menge zu erheben." Aber Blasedow lächelte damals, wie er immer zu thun pflegte, wenn Tobianus ein Körnchen gefunden hatte oder wie ein Hahn auf seinem gewöhnlichen Mist eine Perle. Er entgegnete: „Eifersucht will ich in meinen Kindern nicht wecken. Wenn ich überzeugt wäre, daß aus dem bloßen Bestreben, die Anderen zu übertreffen und eine Folie zu haben, etwas Gutes entstünde, so dürfte ich ja allen meinen Kindern nur einen Namen geben, Jakob: dann würden sie schon ringen, um zu zeigen, wer der rechte Jakob ist." Er schloß: was überhaupt Erziehung wäre, wolle er ein Andermal sagen.

Nachdem nun soeben die Kinder zu Bett gegangen waren, ohne Unterschied des Geschlechts mit der kleinen Sophie, kam Tobianus auf dasselbe Thema und erinnerte den Pfarrer an jene Erklärung, die er ihm noch schuldig wäre. Blasedow sagte: „Es wird Ihnen doch nichts nützen, oder Sie müßten Lust haben, sich noch einmal zu verheirathen. Erziehung, lieber Freund, liegt Ihnen fern, ob ich gleich nach meiner Theorie glaube, daß Sie vortrefflich erzogen sind, ich aber nicht. Nämlich Sie sind geworden, was Sie gerade sein können; ich aber das, was zu sein ich niemals gewünscht habe." To-

bianus lachte und entgegnete: „Dann muß Ihr Amandus Bäcker werden: denn er hat nicht übel Luſt dazu.“

Blaſedow ſchlug ſeine Augen auf und warf ſie ſo grell auf Tibianus, daß dieſer ſeinerſeits erſchrak, während ihn doch nur der Andere beleidigt hatte. Blitze zuckten aus Blaſedow's Augen; doch ſeine Augenbrauen verfinſterten ſich nicht, kein Donner ſchien durch ſein Gemüth zu rollen: es war das Blitzen eines Sonnenſtrahls, der zum erſten Male Kraft hat, ſich durch das Morgengewölk durchzubrechen. Blaſedow hatte mit der linken Hand unwillkürlich das Brod und mit der Rechten das Meſſer ergriffen. In dieſer Stellung verharrte er eine Secunde und ſagte dann mit unbeſchreiblich komiſchem Ernſte: „Amandus Bäcker? Das beweiſt: er iſt zum Bildhauer geboren.“

Dies ſprach er aber leiſe, ſo leiſe, daß man draußen auf der Hausflur etwas raſcheln hören konnte. Gertrud, die eben die Bemerkung ausſprechen wollte, ob denn aber auch ein Bildhauer ſo viel Brod wie ein Bäcker zum Leben hätte, ſchrak innerlich zuſammen: denn Blaſedow's Benehmen war gar zu feierlich und Tobianus' Verlegenheit ängſtigte ſie ſelbſt. Dazu der Brief und überhaupt Alles, was ſie heute ſchon erlebt hatte. Sie mußte wenigſtens an die Thür', um zu ſehen, was draußen vorginge. Indem iſt es ihr, als flüſterte es von Neuem. Sie denkt doch, daß Alles ſchon zu Bett iſt, ſie ſieht nach der Uhr und ergreift die Thürklinke. Jetzt vernimmt man ein ſtarkes Rauſchen, wie von weiten Gewändern; Gertrud tritt etwas vor und rennt mit dem Schrei: Herr Jeſus! wieder in das Zimmer zurück. Sie behauptet, zwei weiße Geſtalten, nicht groß, aber auch nicht klein, im Dunkeln geſehen zu haben, und ſagt leichenblaß, es müſſe ein Unglück geſchehen ſein. Die Männer lachen, Blaſedow aus Spott, Tobianus aus Furcht. Der Erſte nimmt ein Licht und entdeckt draußen nirgend etwas. „Daß aus Dir noch ein Geiſterſeher werden wird,“ bemerkte er zurückkommend, „in Deinen alten Tagen, hätte ich nicht geglaubt.“ Hätte er von der Wahlverwandtſchaft, die zwiſchen Tobianus und Gertrud beſtand, etwas gemerkt, ſo würde er wahrſcheinlich von dem magne-

tiſchen Einfluß des Erſtern auf die Letzte geſprochen haben; ſo aber erklärte er nur, daß ſie närriſch wäre, und ging zu Bett.

„Wenn nur Petern nichts angekommen iſt? ſeufzte Gertrud. Tobianus zog den Brief unterm Teller vor und ſagte: „Er iſt alſo in Belgrad angekommen.“ Und nun las er den Schluß des Briefes vor, der recht herzlich an ſeine Mutter geſchrieben war, des Stiefvaters aber mit keinem Wort erwähnte. Blaſedow wollte von einer allzu ausgedehnten Verwandtſchaft und Freundſchaft nichts wiſſen. Es waren Dolchſtiche für Gertrud, wenn er mit Beziehung auf Peter ſagte: auf weitläufige Verwandte gäb' er nichts. Blaſedow wollte aber nur Nadelſtiche geben: denn — Peter war früher geboren, ehe ſein Vorgänger die Mutter geheirathet hatte.

Endlich nahmen beide Nachbarn und Gaſtfreunde Abſchied. Tobianus bekam, wenn er in Kleinbethlehem ſchlief, ſein eigenes Bett auf dem Canapee gemacht. Gertrud ſchlief in der Nähe der Kinder. Die heilige Nacht löſt alles Leid. Es iſt ſchon ſpät. Der Wächter ruft die elfte Stunde ab.

Achtes Kapitel.

Basrelieſe.

Es war der Rüſttag des Sabbaths angebrochen, der Studirtag der Geiſtlichkeit, Sonnabend. Tobianus war ſchon in aller Frühe wieder abgereiſt und Gertrud lieber gleich aufgeblieben und an eine Arbeit gegangen, die an jedem Wochenſchluß dieſelbe war. Während nämlich Blaſedow oben über das Brod des Lebens nachdachte, pflegte unten Gertrud das wirkliche zu backen. Unten waltete mehr als ein Leib Chriſti; oben ſegte die memorirte Sonntagspredigt den alten Sauerteig aus der Chriſtenheit aus; unten konnte der Sauerteig nicht alt genug ſein: je mehr Fäulniß, deſto lockerer und dauerhafter das Gebäck.

Blaſedow wußte ſich nie recht in der Zeit zu orientiren. Er irrte, wenn er ein Datum ſuchte, zwiſchen den Kalender-

tagen wie ein Abenteurer umher, der, wenn auch keine Menschen, doch die Zeit todtschlägt. Fast alle seine Briefe datirte er auf's Gerathewohl und bekam nicht selten Antworten, worin es unter dem 10. April hieß: Ihren Brief vom 12. April habe ich richtig erhalten. Hätte er kein so feuriges Temperament gehabt, hätte er aus Phlegma nicht ante-, sondern postdatirt, so würde er sich durch den russischen Kalender haben helfen können; allein so hatte Gertrud vollkommen Recht, wenn sie sagte, er lebe wie ein Heide in den Tag hinein und würde nicht einmal wissen, wann Sonntag wäre, b ü k e sie nicht den Tag vorher. Eine Spur von Mehl, das beim besten Willen im Hause zerstreut wurde, war der Ariadnefaden, womit sich Blasedow wöchentlich aus dem Labyrinth des Kalenders rettete.

Heute aber war selbst eine Mehlverschwendung, die alle seine Kinder zu Pierrots machte (da sie durchaus zusehen wollten und gern die Gelegenheit zum Naschen wahrnahmen), nicht im Stande, ihm die Vorstellung des kommenden Sonntags besonders dringend zu machen. Er dachte: „Die wahre Kunst des Predigens besteht darin, so kunstlos wie möglich zu sein. Je mehr ich über mein Thema nachdenke, desto klarer wird es mir, aber desto dunkler meinen Zuhörern. Eine überdachte in je drei und drei Theile gebrachte Rede kann unmöglich so viel wirken, als eine Betrachtung, wo man, ohne abwesend zu sein, sich gehen läßt. Je mehr ich meditire, desto reifer sind freilich meine Gedanken; allein meine Dreschergemeinde weiß mit vollen goldenen Aehren der Abstraction nicht umzugehen. Weit lieber ist es ihr, sie hört das Gras selbst erst wachsen. Ich werde mir einen Text nehmen und ihn in allen möglichen Wendungen eine halbe Stunde lang umschreiben. Vielleicht wirkt das besser. Wenigstens können sie dann nicht mehr sagen, daß ich vom Text abschweife. Je öfter man diesen Leuten dasselbe sagt, desto reicher scheint ihnen der Inhalt an Gedanken. Die eigentliche E r b a u u n g besteht für sie darin, daß man einen Stein nach dem andern, jeden von demselben Caliber, aufträgt. Den Mörtel, der das Ganze bindet, liefern die Bibelsprüche, welches denn freilich meine Stärke nicht ist."

Nach diesem letztern Eingeständniß hätte Blasedow mehr

Besonnenheit haben und sich einige Stunden Nachdenkens nicht verdrießen lassen sollen. Allein auf der Wage seiner Entschlüsse war die eine Schale so gewichtvoll belastet, daß sie ihn selbst, seine Berufstreue und Amtspflicht, wobei man bei ihm noch immer nicht an eigentliche Verwilderung denken konnte, gänzlich in die Höhe zog. Blasedow hatte dem großen Worte, daß Amandus ein Bäcker werden wollte, eine halbe schlaflose Nacht gewidmet. Er sah voraus, daß ein Knabe, der beim Teige im Backtroge die Idee eines Bäckers bekäme, beim Anblick eines Marmorblocks und eines Meißels nicht mehr ausrufen würde: Auch ich bin ein Bäcker, sondern: ich bin ein Phidias! Für die Zukunft des Einen war er jetzt ohne Sorge. Er hatte vier Söhne und wurde so heiter, daß wir, wenn die Sonne, wie der Mond, auch in vier Vierteln aufginge, sagen könnten, bei Blasedow wäre jetzt die Sonne in den Neumond eingetreten.

Es fiel wie Schuppen vom Auge unseres Helden. Die Zukunft lockte ihn wie ein fernes Posthorn, von welchem man weiß, daß es uns etwas Erwartetes bringen wird. Er stand, wie er am Morgen in seinem Schlafrock durch Haus und Hof waltete, zuweilen wie gebannt still und verlor sich in bunte Visionen, aus welchen ihn nur die sich durchkreuzenden Mägde, die hier das Vieh fütterten, dort scheuerten, dort den Teig kneteten, weckten. Er hatte glücklicherweise wasserdichte Stiefel an, als er sich auf einen Düngerhaufen zurückzog und unten den feinsten Sinn des Geruches zurückließ und aufschoß wie die Blume aus dem Mistbeet, eine exotische Blume aus der Traumwelt, brasilianischer Mohn, ein langer, glutvollblühender Cactus. Das Antlitz der Sonne zugewandt, träumte er, auf einem Fuße stehend, wie ein indischer Fakir, von dem, was war, ist und sein wird, blickte dabei zwar nicht auf seine eigene Nase, wie jener Fakir, wol aber mit einer stummen abwesenden Andacht auf die Nase der ersten Küchenmagd, die ein großes Gefäß im Hofe putzte und erstaunt von ihrer Arbeit aufblickte und unverwandt auf dem verzückten Pfarrer ihre von der gebückten Stellung ganz rothe, an sich vollblütige Nase ruhen ließ. Erst als Blasedow den Boden unter sich wanken fühlte, räumte er dem Haushahn

seinen Platz und ging in sein Zimmer, um sich zum ersten Versuche der geistigen Taufe eines seiner Kinder anzuschicken.

Bald stand er mit Hut und Stock vor der Küche, wo es am heutigen Backtage nicht so laut herging wie sonst. Zwar standen die Kinder um den Trog herum, wo Gertrud mit nackten Armen, an Kraft eine Riesin, in der zähen Masse waltete. Allein Gertrud dachte an ihr gestriges Gesicht und wollte für ein Unglück, das ihr bevorstände, wohl so gut wie gut sagen. Die Kinder schwiegen aus Gier; denn sowie sich Gertrud umwandte, benützten sie den Augenblick, um etwas vom rohen Teige, gräßlich zu sagen, in den Mund zu stecken. Indem ruft Blasedow dem Zweitältesten, Amandus. Amandus sieht sich betroffen um. Er macht das verdrießlichste Gesicht, als er hört, daß er mit dem Vater in's Feld gehen solle. Gertrud sah Blasedow groß an. „Es ist ja Sonnabend!" sagte sie und schien ihn damit an den Sonntag zu erinnern. Blasedow sagte aber, er wisse wohl und Alles sei schon in Ordnung und Amandus solle nur auf der Stelle nachkommen. Amandus dachte, hier gilt es einen raschen Entschluß. Vor den sichtlichen Augen seiner Mutter griff er in den Trog, nahm eine ganze Faust voll von dem Teige und flüchtete sich damit. Gertrud, den Tod des Jungen und die Erfüllung des gestrigen Spukes leibhaft vor Augen sehend, läuft ihm nach; da er aber flink zum Hause hinaus ist, fällt ihr ein, daß die drei anderen Knaben die Gelegenheit benutzen würden. Sie denkt: Einer sind nicht Drei! und wendet sich schnell um, schnell genug, um die Drei, die inzwischen nicht faul gewesen, in der Küche noch abzuschließen und Jedem die Hand voll Teig, die sie sich inzwischen mit Blitzesschnelle angeeignet hatten, wieder abzujagen. Das Ganze war das hurtige Werk einer Minute. Gertrud gerieth in äußersten Zorn und theilte zu den Ohrfeigen, die Jeder ohnehin bekam, noch in drei gleichmäßigen Dritteln die vierte Tracht ihrer Entrüstung aus, der Amandus glücklicherweise entronnen war.

Inzwischen war es auch dem Knaben nicht gelungen, seinen Raub auf einmal zu verzehren. Blasedow hatte draußen auf ihn gewartet und ergriff seine Hand und sagte

ihm, er ſollte hübſch und nett neben ihm einhergehen und den Kopf zuſammennehmen. Er freute ſich, daß der Junge über und über mit Mehl beſtreut war, und dachte ſich um ſo mehr in die Vorſtellung ſeiner künftigen plaſtiſchen Meiſterſchaft hinein. Das zuweilen von ihm bemerkte verſtohlene Eſſen des Jungen verbat er ſich und ſchlug ihm ſogar, da er nicht hören wollte, auf die Hand. Amandus mußte ſich daher begnügen, in der Rocktaſche hinten mit ſtummer Reſignation ſein Gebäck zu kneten, das denn allerdings zu dem Geſpräch über die Bildhauerkunſt, das Blaſedow beginnen wird, eine recht paſſende Beſchäftigung war.

Der Morgen entfaltete wieder alle im fünften Kapitel aufgezählten Reize. Die ſchöne Natur auf dem Lande iſt etwas Andres, als das, was man gewöhnlich ſchöne Natur nennt. Wollte man Euch Dichtern glauben, wie Ihr uns die freie Luft, den Vogel und die Blume ſchildert, ſo würde man ſich immer bitter getäuſcht fühlen, wenn man in Wahrheit einmal anſtatt Zimmerluft Gotteslust einathmet. Die Dichter ſchildern nur im Feſtkleide, als wäre die Natur ſo eitel, daß ſie mit Wahl und Abſicht hier eine Nelke, dort einen Vogel vor die Bruſt und in's Haar ſteckt. Die Natur hat ihren Sonntagsſtaat, das iſt wahr: ſie iſt manchmal feierlicher, glätter als ſonſt, ſie iſt reinlicher. Allein ſie hat ihn nicht immer vor. Sie hat nicht immer die Glacéhandſchuhe an, in welchen ſie manche Lyriker ſchildern. Es kommt bei der Natur auf dem Lande weit weniger auf die Farbe, als den Duft an. Die Dichter ſchildern nur die gemalte Natur, ſie geben reizende Landſchaften, aber doch immer nur Landſchaften, ſie glauben die Natur nicht anders ſchildern zu können, als indem ſie ſich ſelbſt in Maler verwandeln. Gemälde wiſſen aber nichts von dem Duften der Natur. Was ſie Duft nennen iſt Farbe. Die Natur hat aber einen noch weit größern Reiz im Geruch, als in der Farbe. Dieſe Friſche, wer kann ſie ſchildern? Wer hat ſie geſchildert?

Ich geſtehe es, obwohl mit der größten Schüchternheit, daß Blaſedow in Betreff dieſes Themas längſt die Abſicht hatte, einmal eine Rettungsapologie des Pfarrers Schmidt in Werneuchen zu ſchreiben. Denn Blaſedow glaubt, daß

Lamoignon.

Der Schau —? Aber Fräulein Madeleine iſt doch ſelbſt heut Abend nicht beſchäftigt ....?

Louiſon.

Sie wartet noch immer auf ihr erſtes Debüt im Tartüffe. Da iſt ſie ſchon! (ab).

Zweiter Auftritt.

Madeleine. Lamoignon.

Madeleine

(tritt von der Seite ein mit Kleidern über'm Arm).

Wie? Was ſeh' ich? Kommen Sie zu Molière, um ſich unter die königlichen Schauſpieler anwerben zu laſſen?

Lamoignon.

Immer der ſonderbare Irrthum, reizendes Kind!

Madeleine.

Was führt Sie hieher? Wollen Sie Collecte ſammeln? Wir befinden uns in der ſchrecklichſten Verlegenheit. Das Publicum will nur noch Tartüffe ſehen und beſucht nicht mehr das Theater. Wenn ich morgen in einem andern Debüt aufträte, ſo wären vielleicht zwanzig Recenſenten im Theater, aber nicht fünf Menſchen, die ein geſundes Urtheil haben.

Lamoignon.

Molière und Armande ſind im Theater? Ich ſah ſie auf dem Zettel ſtehen.

dieſer Mann die Natur in ihrer echten, unverfälſchten Wahrheit beſſer geſchildert hat als Goethe, der ihn als Apollo der Muſen und Grazien in der Mark verſpottete, als Uhland, der in dem Rufe ſteht, vorzugsweiſe ein Dichter der Natur zu ſein. Ich rede von Italien, auch von der Schweiz nicht; allein wie die Natur von Schmidt in Beziehung auf die Mark Brandenburg geſchildert iſt, ſo, konnte Blaſedow nicht leugnen, würde auch Fürſtenthum Sayn-Sayn zugeſtehen müſſen, daß es in ſeinen eigenthümlichen Naturreizen vollkommen getroffen wäre. Sand ſogar hatte Blaſedow noch überall in Deutſchland gefunden. Staub ohne allen Zweifel in Italien auch. Fröſche finden ſich in allen Sümpfen und Sümpfe giebt es außerhalb der Mark und Sayn-Sayns ſogar noch weit mehr, als innerhalb. Man hat über die Poeſieen des Pfarrers Schmidt eine falſche Anſicht und verwechſelte ſie mit den Voß'ſchen Gedichten, die bei Weitem, was die Naturſchilderung anlangt, tiefer ſtehen, als die des Werneucher Schmidt.

„Es wird in Deutſchland ſo viel nachgebetet," ſagte Blaſedow zuweilen, „daß der, der ſeinen eigenen Weg geht, für einen nach Originalität ſüchtelnden Narren angeſehen wird." Man möge über Blaſedow's geſunde Vernunft den Stab brechen; allein was dieſer einmal gegen Tobianus über den Feldprediger Schmidt ſagte, ſcheint die Rede eines beſonnenen Mannes und eines feinen Kenners der wahren Natur zu ſein. Tobianus brüſtete ſich mit ſeiner Kenntniß der Gemeinplätze. Er konnte die Natur, die ihn umgab, nicht genießen. Wollt' er ſich eine Vorſtellung über die Schönheit der Natur machen, ſo mußte er ſich erſt eine Landſchaft zuſammenſetzen, wobei Italien und der Orient eine größere Rolle ſpielten als ſeine Heimath. Was war ihm ſchöne Natur ohne ein griechiſches Tempelchen? Blaſedow durchſchaute die Rüge der Feldprediger Schmidt'ſchen Poeſieen und ſagte damals: „Daß ich zur Idylle des Landlebens geboren bin, iſt unwahrſcheinlich; wenigſtens wäre ich lieber eine Matroſe und hätte verſucht, allmälig bis in den Maſtkorb der Admiralität zu klettern, als daß ich Candidat wurde und es nie werde weiter bringen, als höchſtens dazu, einmal Ihr Superintendent zu werden, Tobianus! Nun ja, Sie ſcheinen ſelbſt

ſagen zu wollen: daß es damit gute Wege hätte. Ich glaub' es ſelbſt und beneide den Vorzug nicht, den man Ihnen vielleicht geben dürfte. Da ich aber nun einmal auf die Natur angewieſen bin und ſie mir nicht ſo wie meine Haare von der Stirne wegſcheiteln kann, ſo finde ich noch immer, daß Schmidt die pittoreske Seite der deutſchen Landpfarrer am beſten gezeichnet hat."

Da ſich überhaupt Blaſedow an jenem Sonnabend beſann, wie ſein plaſtiſcher Unterricht mit Amandus in's Werk gerichtet werden ſollte, ſo wollen wir dieſe Pauſe benutzen, um hier in der That ſeine Meinung über den Feldprediger Schmidt ausführlich einzuſchalten. Er entwickelte ſie folgendermaßen: „Man hat viel zu überſpannte Begriffe über ländliche Natur und ſelbſt von ihren Schönheiten kennt man nicht den eigentlichen Werth. Der Spaziergänger iſt hier nur ein Eilwagenreiſender. Wer die Natur ſchätzen will, muß in ihrem Schooße leben. Das Landleben iſt von Schmidt mit dem Wohlgefallen, das auch dem Kuhmiſt ein Arom abzugewinnen verſteht, durchgekoſtet worden. Man kann verſichert ſein, daß das Naturkätzchen, das er ſchildert, ſich nicht geleckt und geputzt hat. Er ſchildert keinen Baum, ohne daß man darauf auch die Raupe kriechen ſähe. Er ſchildert keinen Topf Milch, in dem nicht auch eine Fliege läge." Dieſe Wahrheit mag nicht delicat ſein; aber warum ſie deshalb auch unpoetiſch iſt „begriff" Blaſedow nicht. „Wenn Schmidt einen Spaziergang macht, welche unübertreffliche Wahrheit weiß er über ſeinen Weg zu verbreiten," fuhr er fort; „der Abſchied von ſeiner Frau, die Perrüke, die ſie ihm geſtutzt hat, das Grüßen der Bauern über die Hecken, das Flattern der Bienen und Schillebolde um ihn her, die richtige Zeichnung alles Deſſen, was für nachgiebige Seelen das Landleben ſo reizend macht, ſcheint mir einen weit größern Beifall zu verdienen, als ihn Schmidt bisher errungen hat. Man denke ſich den Pfarrer, wie er endlich eine kleine Anhöhe erklommen hat. Oben ſteht eine Schafheerde und dabei ein Rollwagen, in welchem der Schäfer ſich vor Regen zu ſchützen pflegt. Es zieht ein Gewitter heran, ſagte der Schäfer und zeigte drüben hin nach Potsdam. Wie er dieſe Annäherung zeichnet, glaubt

man es wirklich schon tröpfeln zu hören. Schmidt findet seine Zuflucht im Walde bei einem Köhler. Das Weitere läßt sich gar nicht so wieder erzählen. Das Wort Röhricht, von Schmidt ausgesprochen, hat für mich einen unendlichen Reiz, ebenso Bruch, Gehöft, Buchenwald, Eierkuchen. Dies Alles scheint von Poesie entblößt zu sein. Allein was ist zuletzt Poesie, als eine wohnliche, heitere Erregung der Gefühle, namentlich eine heimische Erregung derselben!" — „Ich bin den Schmidt'schen Idyllen," sagte Blasedow, „so blind gefolgt, daß ich mir von Kindheit an kein größeres Glück, als das des Landpfarrers träumte. Allein so sind die menschlichen Neigungen. Ein Grundton bleibt bei ihnen unveränderlich und brummt von den Anfängen des ersten Nachdenkens her, während die Melodie mit den Jahren so variirt, daß man schon im zwanzigsten Jahre ganz andere Arien singt als im achtzehnten. Ich behielt die gemüthliche Neigung zur Idylle, während Alles, was mit meiner Ueberzeugung und Willenskraft zusammenhängt, einen excentrischen Flug bekam, so daß ich wol die Reize der Entsagung kenne, sie aber nie über mich gewinnen werde, ich meine, auf die Länge nicht." — „Will man die Unterordnung der Natur, ihren Totaleffect sondern und poetisch lichten," sagte Blasedow ferner, „so muß man es machen, wie Schmidt, oder, was dasselbe ist, wie eine Ziege, die heilsame und schädliche Kräuter durch Instinct von einander zu trennen weiß. Bei ihm laufen die Blumen und Bäume nicht durcheinander. Er ist Kenner der Gewächse genug, um von ihnen, wenn auch nicht gerade als Botaniker, zu sprechen, aber doch zu wissen, um welche Zeit z. B. die Camillenstaude blüht. Diese lyrischen Poeten, die wir jetzt von Tag zu Tag an der Ofenwärme unsres politischen Bärenhäuterlebens ausbrüten, sprechen nicht selten von den Reizen des Monats Mai und rechnen Blumen dazu, die erst im Herbst blühen. Diese Fehler rüg' ich nicht aus Pedantismus. Nein, weil ich daran nur sehe, daß das Entzücken an der Natur bei diesen jungen und alten Hänflingen nicht von dem freien Felde herstammt, sondern aus einem messingnen Drahtbauer, wo sie zwar auch Hanf essen, ihn aber schon gequetscht erhalten. Schmidt copirte nur

die Natur. Wenn er ſeine Frau auf einem kleinen Kahne über einen Bach fährt, wo er kaum durch das Schilf hindurch kann, wenn er einen Brief bekommt in dem Moment, wo er in einem noch unbelaubten Baume ſitzt und die Zweige desſelben ſtutzt, während ſeine Frau die Hühner füttert, wenn er mit zugeknöpftem Rock und breitkrämpigem Sebaldus Nothanker'ſchen Hute unter einer Eiche während des heftigſten Regens in der Jungfernhaide ſteht oder mit übereinandergeſchlagenen Beinen vor einem Waldbache auf einem Baumſtumpfe ſitzt und das Buch aus der Hand verliert vor Entzückung über den Finken, der aus dem Gehölze ſo luſtig ſchlägt — ja, Tobianus, da ſoll mich der Kuckuk holen, wenn Schmidt es nicht richtiger trifft, wo mein Herz ſitzt, als all' die neuen Poeten, die Sie ſich, närriſcher Mann, haben ſo ſauber einbinden laſſen, die immer vom Vogel in der Luft ſingen und ihn ſelbſt nie gehört haben, ja nicht einmal wiſſen, wo die Lerchen im Winter bleiben. Sehen Sie, und was ſo reſpectabel an dem Mann iſt, er lebt noch und hat nie mehr ein Zeichen von ſich gegeben. Er ſang ſich aus und ſchilderte ſoviel, als er wußte, ſeine Natur. Er hat nie polemiſirt gegen ſeine Gegner, er wurde nicht halsſtarrig wie die Nicolais, als man ſie nicht rühmen wollte. Er hört noch allabendlich die Fröſche quaken und denkt nicht einmal an das Heer von Kritikern, die ihn ſo oft als Stichblatt ihres Witzes benutzt haben."

Man wundre ſich über dieſe Blaſedow'ſche Apologie nicht! Man findet oft Menſchen, die hochpoetiſch ſind, die einen ganzen Bienenſchwarm lyriſcher Gedanken, in ſich den ſüßeſten Honig webend, verbergen, und deren Begriffe vom Schönen durchaus nicht an das Sublime ſtreifen, während dagegen die Oberflächlichen nicht Worte und Farben genug haben können, ehe ſie ihre Bewunderung poetiſcher Leiſtungen auszudrücken vermögen. Das größte Talent gefällt ſich und ſpiegelt ſich wieder in einem Waſſertropfen, während die Mittelmäßigkeit immer einen Ocean ausſchüttet, um die Menge zu berauſchen. Da ich mir aber nicht denken kann, daß nicht jeder meiner Leſer von Blaſedow mit Vergnügen hört, wie zart, trotz ſeiner rauhen äußern Nußſchalennatur,

doch sein innerer Kern war, so verschmäh' ich auch diese Gelegenheit nicht, in die Jugend unsres Helden zurückzublicken und eine Erzählung wiederzugeben, die er damals, als er vom Feldprediger Schmidt sprach, an Tobianus über seine erste Predigt richtete. Lassen wir nichts unbemerkt, was uns Vertrauen zu unserm Manne einflößt. Wir werden leider noch früh genug wahrnehmen, daß sein ganzes zukünftiges Schicksal auf Thorheiten gegründet ist.

„Ich war kaum vier Monate von der Schule," erzählte Blasedow, „kaum entwöhnt von den sogenannten Brüsten des classischen Alterthums, als ich in mir den Luftballon meines Ehrgeizes, der wenigstens so hoch steigen wollte, als eine Kanzel ist, nicht mehr zurückhalten konnte. Je leerer der Kopf, desto höher will er hinaus. Ich hatte mich noch ungewiß zwischen dem Christenthum und dem Alterthum gehalten und ließ mich während eines Semesters mehre Male aus einer Facultät in die andere überschreiben, weil es bald hieß: für dies Stipendium muß man Philosoph, bald: für jenes muß man Theologe sein. Ich hatte die Kirchengeschichte gerade bis zur ersten Christenverfolgung gebracht und in der Einleitung in die Bibel bis jetzt nur gelernt, welche Bücher unecht waren. Die echten ließ der Professor zurück und wurde am Schluß des Semesters so in die Enge gebracht, daß er in der That seine Vorlesungen mit dem Bedauern schloß, er hätte uns freilich nur die Unechtheit der Bibel während des Halbjahres bewiesen, woll' es aber unserm eigenen Studium dringend anempfehlen, uns um die echten Bestandtheile derselben selbst zu kümmern. Das Evangelium Matthäi hatte ich von einem Gelehrten erklären hören, der es mit seinem ätzenden Verstande in lauter verbrannte Trümmer verwandelte und uns Allen, als er seine Vorlesung später schloß, vorkam, als stieg' er wie Scipio von dem Aschenhaufen des ehemaligen Numanz herab. Das war Schleiermacher. Was wußt' ich von der Homiletik? Dennoch wollt' ich predigen.

„Ich begab mich eines Morgens in die Umgegend von .... in das Dörfchen Schwarzensee, welches aber lieber Weißensee hätte heißen sollen, der vortrefflichen Schafmilch

wegen, die man dort auf guten Cichoriendecoct erhalten konnte. Ich ſuchte den Pfarrer auf und bat für den nächſten Sonntag um ſeine Kanzel. Er bewilligte ſie mir unter zwei Bedingungen. Erſtens, daß ich meine Predigt vom Probſt Reuter unterſchreiben ließe, zweitens, daß ich ihm erlaubte, ein wenig zu lachen. Ich wurde roth, weil ich dachte, daß die letzte Bedingung mir galt. Nein, ſagte er, ich lache nur, weil Sie keine Zuhörer haben werden. Er wollte damit ſagen, daß er ſelbſt keine hätte. Ich verſprach alſo, mir ſelbſt eine Gemeinde mitzubringen."

„Meine Predigt war ſchnell hingeworfen. Es war eine kühne Abhandlung über das Nosce te ipsum. Ich wollte zeigen, daß der Reue die Selbſterkenntniß vorangehen müſſe, und war ehrlich genug, die Predigt aus meinem innerſten Herzen herauszuſchreiben. Es waren Rouſſeau'ſche Selbſtbekenntniſſe, die ich auf die Kanzel von Schwarzenſee bringen wollte. Ich war erſt achtzehn Jahre alt, hatte aber ſchon Manches erlebt und war in der That ein Enthuſiaſt für das Chriſtenthum. Ich riß mir das Kleid meiner Selbſtgerechtigkeit vom Leibe und zeigte mich in jener chriſtlichen Blöße und Armuth, die lieber verhungern und erfrieren will, als prächtige Kleider tragen und koſtbare Speiſen genießen. Das jugendliche Werk übergab ich dem Probſt Reuter."

„Aber wie ritt dieſer drüber her! Menſch, Mann, junger Mann, ſagte er mit etwas liſpelnd weſtphäliſcher Stimme, ſolche Dinge wollen Sie auf eine chriſtliche Kanzel bringen? Wo iſt die Eintheilung? Wo iſt erſter, zweiter, dritter Theil? Groß A, klein a, lateiniſch A, dann griechiſch α und ſofort? Dieſe Verwirrung kann Ihnen unmöglich bewilligt werden. Denn, geſetzt auch, Sie hätten Ihr Thema ſtatt zu variiren nicht carikirt, ſo muß der Gemeinde doch klar werden, wo Sie Ihre Ruhepunkte haben. Die Ruhepunkte des Predigers ſind die Erweckungspunkte des Zuhörers. Wo Sie einen Abſatz machen, macht die Aufmerkſamkeit der Zuhörer einen Anſatz. Was Sie da geſchrieben haben, flimmert Jedem, der es leſen oder hören ſoll, vor den Augen. Arbeiten Sie es jedenfalls um!"

„Ach, alle selbsterbauten Triumphpforten waren mit dieser pröbstischen Erklärung eingerissen. Die schönen Selbstlobsfestons, die sich über sie hinzogen, verwelkten. All' meine Unsterblichkeit verwandelte sich in eine vom Lehrer roth angestrichene Schülerarbeit. Ich hatte allerdings mit so großer Aufrichtigkeit gegen mich selbst in meiner Predigt geprediget, hatte mich an den langen christlichen Demuthshaaren mit meinem Plato- und Sokratesstolze im Staube der eingestandenen Unzulänglichkeit aller Selbstrechtfertigung geschleift, daß sich eine Dorfkanzel, von diesen Predigtwolken eingehüllt, in den Dreifuß der pythischen Göttin würde verwandelt haben, in ein unauflösbares Räthsel. Ich bemitleidete jedoch den Probst Reuter, der mir noch ganz mit dem alten Geschirr der Wolf'schen Philosophie das Christenthum aufzuzäumen schien. Meinen Fixsternhimmel ahnte er nicht, meine Sonnen zogen sich in anderen als Krummacher'schen Parabeln über das Firmament."

„Dennoch begann ich die tropische Pflanzenpracht meiner erotischen Abhandlung zu säubern. Der Unterschrift des Probstes opferte ich als Unkraut alle duftenden Phantasieblüthen, alle wilden Cactus, die ich in meinem Garten gepflanzt hatte. Ich setzte an ihre Stelle ländliche, perikopische Gänseblümchen. Gegen das Ende zu, wo ich wie ein rasender Ajax am meisten gegen mich gewüthet, wo ich meiner stoischen Selbstgenügsamkeit den Todesstoß versetzt und aus meiner klaffenden Wunde einen ganzen Glockenwald von Hyacinthen hatte hervorklingen und duften lassen, schnitt ich die herrlichen Blumen oben ab, so daß nur noch die Zwiebeln unten zurückblieben, die auf den Gebrauch der Schnupftücher in der Gemeinde wirken sollten. Ich verfluchte meine idealische Schweiz, die dem Probst Reuter wie eine Sammlung logischer Pockennarben erschienen war. Ich warf meinen Rigi in den Zürchersee, steckte von Meile zu Meile eine rothe Fahne der logischen Feldmeß- und Disponirkunst auf und klopfte zum zweiten Mal auf den kahlen Dornbusch, aus welchem das rothe Antlitz des Probstes leuchtete. Allein er war verreist. Meine Predigt hätte nicht gehalten werden können, wenn ich nicht Muth gehabt hätte, Christi wegen eine Lüge zu wagen."

„Der Pfarrer von Schwarzenſee hatte ſchon feſt auf meine Kreuzesabnahme für den nächſten Sonntag gerechnet. Er ahnte nicht, daß er einem Schismatiker ohne pröbſtiſches Viſa ſeine Kanzel, ſeinen Talar und ſeine Bäffchen einräumte. Er hatte auf meine Logik gerechnet, das Viſa als erhalten vorausgeſetzt und ſich in's freie Feld beurlaubt. Ich fuhr am Morgen des verhängnißvollen Tages in einer großen Familienkutſche, in welcher alle meine Angehörigen Platz genommen hatten, auf den Richtplatz hinaus und grüßte alle Welt nach Art hoffnungsloſer Delinquenten. Meine Schweſtern und Tanten empfanden heute zum erſten Male eine Art heiliger Scheu vor mir und äußerten zu öfteren Malen die Beſorgniß, daß ich vielleicht ſelbſt welche hätte. Kurz vor Schwarzenſee ſtieg ich aus, zog noch einmal meinen unvidimirten Paß zur Reiſe auf die Kanzel hervor und überlas einige Stellen, die ich nicht gut memorirt hatte, weil meine Schweſtern den Puppenkopf, vor welchem ich die Rede einſtudirte, einige Augenblicke ſelbſt brauchten. Damit ich jedoch nicht vom Dorfe aus als noch in meiner geiſtlichen Toilette und Sonnabendsarbeit begriffen beobachtet würde, ging ich die Landſtraße rückwärts voran. Ich mußte endlich die Nähe des Dorfes berückſichtigen und ergab mich denn blindlings meinem Gedächtniſſe, indem ich, unbekümmert um die Spottgrüße und Ahasverſatiren einiger akademiſcher Freunde, mein Kreuz in die Pfarrwohnung hinauftrug. Hier erwartete mich längſt der Küſter. Nach dem Viſa meiner Predigt fragte Niemand, als höchſtens mein Gewiſſen. Ich ſchlüpfte in die äußeren Zeichen meines Amtes hinein, hätte aber beinahe Unglück gehabt mit jener großen Mütze, die, einem umgekehrten Suppennapfe ähnlich, doch weit lieber den Namen eines Hutes verdient hätte. Dieſe Mauerkrone kommender Verdienſte war für meinen Kopf viel zu groß und für die Thätigkeit meines erhitzten und memorirenden Verſtandes viel zu ſchwer. Nicht ohne Beſorgniß, ich möchte das Gleichgewicht meines Oberkörpers und dazu die Mütze ſelbſt verlieren, ſetzte ich mich in Bewegung. Indem ich hinten aus der Pfarrwohnung ſchritt und mich durch die Gräber des Kirchhofs in die ſchon im vollen Glockenſpiel begriffene Kirche begab, hatt' ich meine Noth, mit dem Kopfe

hin und her zu balanciren. Diese equilibristische Beschäftigung nahm meine Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß ich nicht einmal vor der Kirchenthür daran dachte, mich von der Bürde zu befreien, sondern wie ein jüdischer Hoherpriester zog ich mit meinem Pfannendeckel durch die Kirche hindurch, die glücklicherweise zu klein war, als daß ich mich unterwegs noch hätte besinnen und in der Nähe des Altars nun gar noch auffallenderweise erst entblößen können. Der Küster sagte nichts zu dieser jüdischen Neuerung, als ich hinter die spanische Wand, welche die Sacristei vorstellte und mit ländlichen Frescogemälden geschmückt war, trat, sondern er spielte schon tapfer auf der Orgel herum, obschon noch kein Ton vernommen wurde. Mir wurde himmelangst, wie ich den Mann so vergeblich in das lautlose Nichts hineintasten sah. Endlich war aber von hinten (denn nun bemerkte ich bald auf einer Leiter zwei flachshaarige Bauernbuben, die hinten die Stricke zogen) Luft in die Pfeifen gekommen und ein taumelnder Rhythmus bemächtigte sich allmälig der musikalischen kleinen Maschine. Ich hatte vielleicht acht Zuhörer gezählt. Der Chor würde auch ganz ausgeblieben sein, wenn nicht ein Schulknabe, der wahrscheinlich ein Stipendium genoß, das „Vom Himmel hoch, da komm' ich her!" aus irgend einem entlegenen Winkel des Schiffes, wo ich ihn nicht sah, dreist hervorgekräht hätte."

„Auf der Kanzel hätte ich beinahe ein Unglück gehabt. Ihr Pult war nämlich ein so einfaches Brett, daß nicht einmal eine Leiste rings herum ging und mein Manuscript um ein Haar mit dem langen Priesterrockärmel hinunter gefegt worden wäre. Schon der Gedanke, daß dies hätte geschehen können, brachte mich in die größe Verwirrung. Wie sollte ich mich bei einer begeisterten Stelle halten, und wo die Arme? Konnte ich zum Himmel emporsteigen, ohne dabei ein wenig mit den Flügeln zu klatschen? Ich hatte mir ungemein viel Wirkung von einer Glanzstelle versprochen, wo ich den rechten Arm weit in die Kirche hinausstrecken wollte, um gleichsam als Schatzgräber das geweihte Erdreich von Menschenherzen unter mir zu beschwören und eine Vorstellung vom jüngsten Gericht zu erwecken, zu welchem rechter Hand ein

Engel, der die Hauptverzierung der Orgel bildete, schon die Posaune blies. Diese Geberde mußte ich aufgeben, weil sie mich nicht nur um meine Predigt, sondern auch um das Verzeichniß von Brautpaaren hätte bringen können, die gesonnen waren, in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Dennoch erholte ich mich, als ich erst in voller Anstrengung war. Die Rede zündete wie ein Blitz all' das verfaulte Holz, das ich mir von Christenseelen aus der Stadt mitgebracht hatte; ja einer Cousine, die sich ganz abseits gesetzt hatte, zerfloß ihr irdischer Mensch in so viel Rührung, daß ich selbst nur um so härter wurde, theils um mich zu wappnen, theils, weil mir's so gut gelang. Sie liebte mich und gestand mir später, daß ihre Thränen weit mehr mir, als sich selbst gegolten hätten."

„Ich hatte geendet und den acht bis allmälig zwölf Fischen, die in meinem Petrinetze zappelten, die Freiheit gegeben. Die Orgel spielte ein Recitativ, welches man, weil keine Ordnung darin war, wahrscheinlich für eine Bach'sche Fuge hatte halten sollen. Die Armenbüchse vor der Thür verwandelte sich in meinen Augen in ein ganzes Spital Lahmer und Blinder, so daß ich fast all' mein Hab und Gut hineingeworfen, wenn ich mir nicht *eingebildet* hätte, mein Rocklage in der Pfarrwohnung. Ich hatte vergessen, daß ich ja den Talar nur *übergeworfen* hatte und keineswegs mit den Hemdärmeln darin stak. Der Pfarrer war noch immer von seinem lustigen Urlaub nicht zurück. Ich aber lief spornstreichs, um in die Familienkutsche zu kommen und mich noch recht an der Verheerung zu weiden, die ich soeben unter meinen Anverwandten gestiftet hatte. Meine Cousine, die ich doch am meisten zerknirscht, sprach mir Muth auf dem Wege der Selbstbesserung, den ich nun einschlagen dürfte, zu. Sie ermunterte mich, meine Fehler einzusehen und nach meinen Worten nun auch zu handeln. Die Sonnen, die sich in ihren Thränen spiegelten, verwandelten sich aber bei Alledem in goldene Fingerringe. Sie gab sich das Ansehen, von der christlichen Märtyrerkrone zu sprechen, und dachte im Grunde dabei an die bräutliche Myrthenkrone und an meine ledige Hand."

Madeleine.

Sie ſpielen vor einundzwanzig Menſchen; nicht die Beleuchtungskoſten kommen heute heraus. Was wünſchen Sie denn?

Lamoignon.

Liebenswürdige Madeleine, das Schickſal, das Ihren Freund, das Sie ſelbſt betroffen hat, geht mir tief zu Herzen.

Madeleine.

Matthieu's Papiere ſind mit Beſchlag belegt.

Lamoignon.

Traurig!

Madeleine.

Unſer Haus iſt geſchloſſen.

Lamoignon.

Betrübend!

Madeleine.

Hätt' ich nicht bei Armande großmüthigen Schutz gefunden —

Lamoignon.

So hätt' ich meine Arme ausgebreitet und Sie in ein ſchöneres Loos eingeführt, deſſen Sie ſo würdig ſind.

Madeleine.

Ich dank' Ihnen ganz ergebenſt.

Lamoignon.

Madeleine, geſtatten Sie mir eine Frage, iſt der Name Béjart Ihr rechter Name?

Madeleine.

Wie kommen Sie darauf? So lange ich denken kann, heiß' ich Madeleine Béjart; doch war dies freilich der Name einer Verwandtin, die mich als ihr eignes Kind adoptirt hatte.

„Acht Tage nach dieſem geiſtlichen Debüt," ſchloß Blaſedow ſeine Erzählung, „konnte ich das Glück haben, relegirt zu werden. Ich hatte die Kanzel beſtiegen ohne Reuter als geiſtlichen Vorreuter. Ich hatte den Talar und die weißen Bäſchen erſchlichen und wurde in einen weitläufigen Religionsproceß verwickelt, der zwar nicht mit dem Holzſtoß Huſſens endete, aber doch damit, daß, wenn Huß bekanntlich eine Gans bedeutet, der Pfarrer von Schwarzenſee von Gänſen ein Paar in die Probſtei ſchicken mußte, um ſich ſelbſt von der Strafe zu befreien, die nun auch gegen mich gemildert wurde. Das am Spieß praſſelnde Gänſefett genügte dem Probſt Reuter, der etwas braten ſehen wollte und zu meinem Glück dasjenige Opfer vorzog, das ſich mit Anſtand verzehren ließ."

Wir ſind durch Mittheilung dieſer Jugendanekdote unſers Freundes ſo ſehr von ſeinen gegenwärtigen Schickſalen abgekommen, daß wir, um das Ebenmaß der Erzählung wieder herzuſtellen, wol genöthigt ſind, ihrem ferneren Verlaufe ein neues Kapitel zu widmen.

Neuntes Kapitel.

Phidias Amandus Blaſedow.

„Amandus!" rief Blaſedow ſeinem Sohn.

Dieſer hatte gerade ein Stück ſeines Raubes rund genug geknetet, um es mit Behagen zu verſchlucken, und wußte ſich auch, um dabei unbemerkt zu bleiben, nicht anders zu helfen, als daß er ſeinem Vater zurief: „Ach, ſieh', Vater!" Dabei zeigte er auf einen Fleck in die blaue Luft, der aber gar keiner war und am wenigſten ein Vogel. Blaſedow ſah hin und bemerkte nur eine fliegende Mücke (mouche volante), einen Täuſchungspunkt ſeiner ſchwachen Augen, der mit Blitzesſchnelle wie ein Vogel aus der Luft herabfuhr, ſich im Walde verlor und doch nichts war, als ein bloßer Blitzableiter des

Donnerwetters, das Amandus befürchtet und glücklich genug vermieden hatte. Als indeß Blasedow nur einen Vogel — und eigentlich nicht einmal diesen — gesehen hatte, begann er: „Amandus, wie viel Sinne hat der Mensch?“ Der Befragte nahm die seinigen zusammen und sagte: „Fünf!“

Blasedow dachte, daß die Redensart: er kann nicht fünf zählen, wahrscheinlich von den fünf Sinnen herrühre. Er dachte ferner: Hätte ich fünf Söhne, so würde ich sie nach den fünf Sinnen erziehen lassen. Jeder müßte einen besonderen Sinn vorstellen, eine Kunst oder Wissenschaft, die gerade die vorzügliche Blüthe eines Sinnes wäre. Alle Brüder bildeten dann zusammen die höchste Potenz eines einzigen Menschen, sie würden sich wechselseitig in ihren Leistungen unterstützen können, wie ja die Sinne nicht selten unter einander ihre Thätigkeiten vertauschen. Blinde riechen die Farben. Taube sehen den Schall. Das Unglück der meisten Menschen kommt daher, daß sie sich einbilden, sehend zu sein, und auf Alles doch mit wahrhafter Blindheit losgehen. Wüßten sie ihre Blindheit, so würden sie suchen, ihren Verstand auf ein anderes Organ zu stützen, wie Somnambüle, denen ihr Verstand nicht mehr im Kopfe bleiben will, diesen in die Gegend werfen, wo wir unsere Verdauungswerkzeuge haben.

Wir überraschen Blasedow bei diesen Gedanken auf einer Schwäche, die er sich selbst nicht gestehen will. In dem großen dunkeln Abendhimmel von Hoffnungen, der ihm die Zukunftssonne seiner Söhne verhüllt, tastet er noch mit seiner Erziehungslaterne. Er fängt mit den fünf Sinnen an und hat alle Aehnlichkeit mit jenen Philosophen, die erst denken, indem sie streiten, mit jenen Schriftstellern, die erst Ideen haben, indem sie diese schon auf dem Papier entwickeln. Er hätte so gern aus seinen vier Söhnen fünf gemacht, wenn es nicht zu spät gewesen wäre. Er mußte das Theilungsprincip je nach den fünf Sinnen aufgeben, das er so gern beibehalten hätte, weil er ganz für die Idee war, daß Einer in der Welt nicht mehr Alles tragen könne, daß die größte Universalität aus der größten Einseitigkeit erzielt werden müßte, wie schon die Gebrüder Müller aus Braunschweig bewiesen, welche ihre ganze Lebenslaufbahn nach den vier Saiten

der Streichinſtrumente eingerichtet haben und mit einander ſo groß geworden ſind zum und durch Quartettſpielen. Ja, Blaſedow, obſchon ſeinem Namen nach mehr für die Flöte und das Fagott beſtimmt, war nur überhaupt kein hinlänglicher Muſiker oder es kümmerte ihn die moraliſche Erziehung nicht ſo ſehr als die ſpirituelle; ſonſt würde er ſich geſagt haben: Aus Deinen vier Kindern laſſe wenigſtens vier halbweges Muſikanten werden, damit ſie in ihrem Alter wiſſen, wie viel Verträglichkeit dazu gehört, um Lebenslang ſeinen Onslow und Spohr zu ſpielen, nämlich vierfach. Und er würde nicht unrecht gethan haben, da ſich vier Brüder leicht erzürnen (obſchon nicht ſo leicht, wie vier Schweſtern) und in ihrem Alter noch viel öfter. Bedürfte jedoch einer des andern, wenigſtens um alle Montage das zur zweiten Natur gewordene Quartett zu ſpielen, ſo würden ſie ſich einander ertragen und vielen Dingen durch die von Coloſonium ſchwitzenden Finger ſehen. Blaſedow war leider unmuſikaliſcher, als ſein Name. Hätte Paganini vier Söhne gehabt, er würde wahrſcheinlich Jeden gelehrt haben, auf einer Saite zu ſpielen, ſo daß nach Art der ruſſiſchen Hornmuſiker, ihrer Vier für Einen geſpielt hätten, was freilich weit weniger künſtlich und angenehm iſt, als wenn es einmal eine Geige auf ein ganzes Quartett ankommen ließe.

Mit ſolchen zerbrechlichen Rohrſtielen von Ideen tappte Blaſedow in der Zukunft ſeiner Kinder herum. Er betrachtete ſie dabei wie vier Bälle zum Escamotiren oder wie mathematiſche Größen, wo man ſeinen freien Willen hat, bald mit vier Strichen einen Kreis, bald ein Viereck zu zeichnen, bald mit ihnen einen Satz aus der Stereometrie, bald aus der Trigonometrie zu beweiſen. Die Ueberzeugung von einer organiſchen Geſetzgebung in dem kleinen Vernunftſtaate eines jeden ſeiner Kinder, die Ueberzeugung von einer nothwendig zu reſpectirenden Grenze einer anderweitigen und wenn auch noch ſo unmündigen Freiheit kannte er nicht. „Wohl dem,“ ſagte er, wie ſchon öfter, „welchen man nicht an eine volle Tafel ſetzt in ſeiner Jugend, wo er wählen kann hundert Dinge, von denen er nur naſcht und ſich verdirbt! Ach, bis

zu welcher Vollkommenheit könnte es Jeder in seinem Fache bringen, wenn er von Jugend auf nur für eins bestimmt würde! Wer bei den Alten ein großer Mann werden wollte, zerdrückte schon in der Wiege Schlangen." Und dann sprach er laut: „Wie viel ist vier Mal vier?" „Sechzehn," rief Amandus.

„Keine organische Zahl," beklagte sich der Vater, vor sich hin brummend. „Das Schicksal will sie trennen. Sie sollen jeder für sich stehen. Die Zahl vier ist in der Musik nur eine scheinbare Einigkeit und kommt auf die heilige Sieben zurück: eine Aussicht, die bei meinen böſen Sieben nicht vorhanden ist. Aber vier Elemente giebt es und nach diesen vier Temperamente, auch viererlei Arten von Wahnsinn, Blödsinn, Narrheit, Wahnsinn, Tollheit. Blödsinn ist gleich dem Phlegma und der Erde. Narrheit ist gleich dem Sanguinismus und dem Feuer. Wahnsinn ist gleich der Melancholie und dem Wasser. Tollheit ist gleich dem Cholerismus und der öden, ganz leeren und unbewußten Luft."

Jetzt hätte Blasedow auf Amandus schließen müssen; doch ward ihm selbst angst, da er für jeden geschiedten Gedanken, den er jetzt etwa finden konnte, gleich einen entsprechenden Wahnsinn gefunden hätte. Er ward über die allzu große Fruchtbarkeit seines Witzes so unmuthig, daß er sich recht freute, eine Gelegenheit zu haben, sich zu fassen. Er faßte aber auch Amandus, dessen fortwährende verstohlene Geberden ihm mißfielen, und schlug ihm mit einem grünen verblaßten Regenschirm auf die Finger, die zwischen der Rocktasche und dem Munde eine für den Vater nachgerade störende Correspondenz unterhielten. Während Amandus wie ein scheues Pferd auf die Seite sprang und sich auf die Hinterfüße setzte und Blasedow: Oho! rief, gleichsam, als wollte er ihn lehren Mienen machen, entdeckte der Vater auch die plastische Masse, die Amandus bei sich trug, indem er die Rocktasche des Jungen untersuchte. Blasedow zitterte, aber nicht vor Wuth, sondern vor Freude; denn es schien sich ihm Alles bestätigen zu wollen, was er über die Anlage des Knaben zur Bildhauerei vorausgesetzt hatte. Er nahm das corpus delicti und knüpfte daran die unmittelbare Unterweisung, die er dem

Genius seines Kindes schuldig zu sein glaubte. „Daß Du von Jugend auf in Deinem Fache erzogen werdest," begann er, „ist für Dich wichtiger, als für Andere. Komm her und halte Dich still, Amandus! Der Bildhauer bedarf mehr, als jeder andre Künstler, von Jugend auf eine Gewöhnung an plastische Anschauungen. Das Todte soll Dein Auge erwecken und das Lebende tödten. Nur in dieser Mitte hält sich die Aufgabe Deiner Kunst. Alle Deine Statuen und Gruppen, Amandus, sollen lebendige Erinnerungen sein, aber vom Tode. Der rechte Künstler der Unsterblichkeit bist Du: Du giebst uns die Vernichtung und die Ewigkeit des Menschen, Du giebst uns jenen geheimnißvollen Schlummer, der nach dem Tode in den Menschenaugen walten würde, wenn diese irdische Hülle ihnen bliebe. Dein Meißel rettet das fleischliche Kleid der Schöpfung nicht, um dem Gesetz der Zerstörung zu trotzen, sondern, weil er keine andre Hülle hat, um die Unsterblichkeit einzuschließen. Ewigkeit aber schlummert in den Gebilden Deiner Kunst."

Hier war Blasedow von den begeisterten Begriffen übermannt, die er mit Allem, was nicht seine eigene verfehlte Laufbahn war, verknüpfte. Er setzte sich in das Korn, nicht achtend einiger hundert Aehren, die er zerdrücken würde. Amandus drückte er dagegen an sein Herz. Die vollen Hoffnungs-Aehren schwankten über ihren Häuptern. Ceres, die geheimnißvolle, so vieler Metamorphosen fähige Göttin, flüsterte ihren Segen zu dem Opfer, das hier in ihrem Schoße den alten Göttern und Altären gebracht wurde. Blasedow sprach weiter zu Amandus: „Ach, mein Sohn, an welche Welt pochst Du mit Deinem Knabenfinger! Deine Sinne werden schwindeln, wenn die Pforten aufrauschen und Du in dem luftigen Tempel idealischer Schönheit wandeln wirst. Alles, was Du siehst, weiß Dein Auge mit schneller Herrschaft abzugrenzen. Die Gewänder, welche die blühenden Formen der Schönheit verhüllen, nimmst Du mit einer Hand ab, die darum nicht frevelt. Frei ist Deine Phantasie von den bleiernen Gedanken, welche die Menschen niederbeugen und ihren Rücken krümmen; Du wischst jenen Ernst von ihrer Stirn, den prosaische Rücksichten darüber gehaucht haben:

Du wählſt unter Tauſenden, und die, welche Du verwirfſt, kannſt Du ſofort entadelte Menſchen nennen, da Du ja wahrlich auch die Leidenſchaft, den Schmerz und den Leichtſinn verſtehſt, aber nicht einen Zug jener Leidenſchaft, die ſich mit matten und geſenkten Augenlidern in die Nähe mürriſcher Gedanken kauert. Ach, mein Sohn, das wahrhaft Menſchliche wirſt Du überall entdecken, wenn Du dem Göttlichen nachforſcheſt. Alles, was Du höhern Urſprungs finden wirſt, wird auch eine Blüthe der Humanität ſein. Denke Dir Deinen Gott, finſter zürnend, denk' ihn Dir holdſelig lächelnd: immer wird Dein eigenes Antlitz die Spuren der Phantaſie tragen und aus Deinen Augen wird ſich das Ideal in andere hinüberſpiegeln. Wirſt Du einen Laut der Marktſprache des Lebens verſtehen? Sie werden Dich zu ihren Spielen einladen, zu Spielen in dumpfen Zimmern, an Tiſchen, auf Seſſeln, wo ſie ſich bücken und lauſchen, daß Keiner dem Andern deſſen Hoffnung aus den Karten ſehe; ſie werden Dich rufen zu ihren Feſten, Feſten in Sälen, die nur deshalb geräumig ſind, damit ſie die Monotonie ihrer Tänze im Kreiſe hundertfach wiederholen, ſie werden Dich rufen zu ihren Göttern in qualmenden Wänden, ohne Zulaß der freien Himmelsbläue; Du wirſt ihre Lockung nicht verſtehen, Du wirſt ein Schatten unter ihnen wandeln, gedrückt, geſtoßen von ihrem Lärm, Du wirſt um Hülfe rufen für die weinende, verſchmachtende Pſyche Deiner Seele, Du wirſt fliehen, weit, weit an die Ufer des Meeres, auf die höchſten Felſengipfel, wirſt die Hülle Deiner civiliſirten Zeit von Dir werfen und mit einem Gruße an die ſilberfüßige Mutter Thetis wie Achilles in die Wellen ſpringen. Du miſſeſt die Tiefe des Meeres, Du tauchſt empor und ſchüttelſt die Fluth aus Deinem lockigen Haar. Dein Arm rudert Dich durch das ſchwankende Element, die Bruſt iſt wollig angeſpült von den Wellen, die Deine kreiſende Bewegung erzeugt, aus tiefſtem Sitze der Lungen athmeſt Du ſeelenvolle, ſchwellende Geſundheit auf; Dein nackter Rücken glänzt auf der Fluth, wie die Floſſen der Fiſche im Sonnenſchein; der Schiffer, der vorüberfährt, weidet ſich, an den Maſt gelehnt, an Deinem kecken Streite mit der trotzenden, aber leicht überwundenen Natur. Ach,

mein Sohn, ich bin ein Krüppel, ich gehöre dem Zeitalter des Flanells an — was kannſt, wirſt und ſollſt Du muthig in die Welt blicken!"

Daß Blaſedow etwas verſtimmt von ſeinem Aehrenſitze aufſtand, lag nicht ſo ſehr darin, weil Amandus ſagte: „Wir haben ja kein Waſſer hier." Denn Blaſedow entgegnete, man könnte auch in dem Waldbache, an welchem ſie bald ſein mußten, ſchwimmen lernen. Das aber verletzte ihn, daß nun Amandus ſagte, die Mutter litte es nicht, weil Blutigel in dem Waſſer wären, und er thäte es auch nicht um hunderttauſend Thaler. Nicht die Blutigel ſaugten an ſeinem Blute, ſondern der kaufmänniſche Vergleich machte ihm wund, die ſpaniſche Fliege der Geldkrämerei, von der er jetzt ſtillſchweigend zu ſich ſelbſt ſagte: „Sie wird den Kindern ſchon von früheſter Jugend hinter's Ohr geſetzt und muß ihnen die Waſſerblaſen eitler Hoffnungen ziehen. Hunderttauſend Thaler! Ach, wenn die Jugend doch die Dinge früher kennen lernte, als den Preis, um den ſie nur zu haben ſind! Wenn ihr doch Alles gehörte, was ſie verlangt, und nicht auf jedem Zettelchen, das neben den Blumen des Lebens ſteht, auch gleich der Haarlemer Zwiebelcours vermerkt wäre? O Menſchen, verſagt doch Euren Kindern weniger, als Ihr Euch verſagt! Gebt ihnen mehr, als Ihr Euch ſelbſt erlaubt, oder laßt ſie wenigſtens nicht verſtohlen zur Seite blicken mit leerem Munde, während Ihr den Eurigen ſtopft! Eine Erziehung, die auf Entbehrungen gegründet iſt, war in Sparta möglich, wo die Eltern dieſelbe bittere Suppe aßen, wie die Kinder. Bei uns aber macht ſie die Jugend nur lüſtern und bereitet die Verſchwendung des Alters vor. Denn wer rächte ſeine jungen Tage nicht an ſeinem Alter? Wenn Kinder ſchon mit dem Gelde ſpielten, ſo würden ſie nicht als Männer damit ſpielen! Legt man ihnen gar einen vorläufigen Schuldentilgungsfonds in Sparbüchſen an, ſo werden ſie nicht nur niemals welche machen, was freilich immer die beſte Bezahlung der Gläubiger iſt, ſondern ſogar Geizhälſe werden. Wer ſchon früh lernt, aus wie viel Kreuzern der Gulden beſteht, wird auch für ſeinen Ehrgeiz und ſeine Verdienſte ſich gewöhnen, ſtatt mit Kronen, lieber mit Kronenthalern ſich belohnt zu ſehen."

Inzwiſchen war es ſo heiß, daß Amandus gern in den nahen Wald gegangen wäre. Allein Blaſedow verweigerte es, weniger der Blutigel wegen, als aus folgender Erklärung: „Dem Dichter, dem Maler gönn' ich gern den ſtillſäuſelnden Waldfrieden," ſagte er. „Dir nicht, Amandus: auch Phidias war ohne Zweifel lieber auf freiem Felde, als im Walde. Die Nymphen, die Dryaden werden von Dichtern beſſer geſchildert, als von bildenden Künſtlern, da ſie Geheimniſſe ſind, nicht Offenbares. Pan, der große Pan iſt der Inbegriff jener Naturmyſtik, die nach dem Verlauf der Kunſtgeſchichte mit dem Flor der Malerei enden mußte. Dein Tempel iſt frei und luftig; Du mußt Raum haben, Dich auszudehnen. Des Bildners Religion iſt der Menſch, er hat ſogar Gott in Menſchen verwandelt, er hat nicht den Beruf, jene Vorſtellungen, wie der Volksaberglaube ſich die Gottheit denkt, wiederzugeben. Der Dichter malt den Göttern Flügel, er folgt den Eingebungen ſeiner Phantaſie, die nicht die erhaltende Geiſteskraft, ſondern die zerſtörende und ſchaffende iſt. In lyriſcher Aufeinanderfolge jagen ſich bei ihm die Attribute. Was weiß er nicht Alles vom Bacchus zu erzählen! Wie viel Widerſprechendes liegt in dem Mythus dieſes Gottes; nur bei dem Bildhauer iſt Bacchus ſtets derſelbe Götterjüngling, der aus Indien kam und einen gewiſſen ſeelenvollen Ausdruck in ſeinem Weſen hat, der uns ſo auffallend ſcheint, weil uns im Wein ein anderes Träumen liegt, als das Träumen dieſes Götterknaben. Das Träumen des Bacchus, mein Kind, iſt das Sinnen über ſeinen Urſprung, das Sinnen nach Indien hin; Bacchus iſt fremd unter uns, wie auch der Wein, im Glaſe perlend, das ſtille Sinnen zu enthalten ſcheint über die wunderbare Metamorphoſe, die ihn von der Rebe bis in dieſen Kreis fröhlicher Menſchen brachte, die das Wunder dadurch zu ehren glauben, daß ſie es in vollen Zügen ſchlürfen und, ſtatt es geheimnißvoll zu koſten, ſich damit berauſchen. Bacchus iſt der einzige Gott des Alterthums, deſſen Gedanke auch von einem Dichter ausgegangen ſein könnte, der einzige Gott waldigen Urſprungs, während alle übrigen vom Felde ſind, vom Sonnenſchein, von der freien Luft. Es giebt keine Plaſtik ohne Fernſichten. Die menſchliche Geſtalt,

von Dir wiedergegeben, bedarf keiner Draperie. Sie würde dann auch nur unbeholfen sein. Du sollst nur herumgehen um das Schöne. Der Maler braucht nur Beleuchtung, braucht nur eine Seite. Großer Gott, weil wir in unserm Jahrhundert zwar Manches haben, das schön ist von zwei Seiten, aber krumm, lahm, blind oder sonst mangelhaft auf der dritten, so hat unsre jetzige Bildhauerei auch ihre Zuflucht nehmen müssen zur Draperie. Sie hat von der Malerei den Faltenwurf entlehnt. Mein gutes Kind, hier sind wir an einer übeln Stelle angekommen."

Amandus verstand diese Bemerkung von einem Graben, vor dem sie standen, und meinte, daß er schon hinüber springen wollte, wenn nur der Vater zuerst ginge und ihn dann drüben auffangen wollte. Dieser aber sagte: „Wir wollen nach Hause gehen. Wir können ja dabei an diesem Ufer bleiben." Er sagte das mit Wehmuth: denn das Meiste was er sagte, er verstand es wohl, verstand Amandus nicht; doch hindert das nicht, dachte er: von diesen meinen Vorträgen muß doch etwas in ihm zurückbleiben, je öfter ich sie wiederhole. Er wiederholte aber gerade das Vorige nicht, sondern fuhr fort: „Und der Faltenwurf ist es nicht bloß, sondern ganz falsche Anschauungen schleichen sich in die Bildhauerei ein. Der christliche Heiligenschein, mit welchem man die Malerei umgeben hat, ist auch über die Plastik gezogen worden. Himmel, ich laß' Euch Euren Gott! Du aber, Amandus, wirst um so christlicher und künstlerischer sein, je mehr Du die Weisung befolgst: Du sollst Dir kein Bild von mir machen! Man hat nun Jesus auch neben den vaticanischen Apollo stellen wollen, einen marmornen Jesus, eine Gestalt, so verkörpert, so menschlich trotz ihrer Erhabenheit, einen Jesus, der seine zweite Natur in sich trägt. Dem Gläubigen ist Jesus ein Hauch, ein Kleidessaum, den er im Vorübergehen berührt und davon gesund wird. Die Halbheit der Malerei konnte allein die Heerschaaren, die Fürsten und die Engel des christlichen Himmels wiedergeben, weil sie durch die meisterhafte Abrundung ihrer Unvollkommenheit am ehesten die Ahnung eines neuen andern Lebens weckt. Aber die hohe Vollkommenheit der Plastik weckt nur die Ahnung des allgemeinen,

abgeſchloſſenen Menſchenſchickſals: denn der plaſtiſche Künſtler bewahrt eben ſeine Geſtalten vor dieſem Schickſal. Chriſtus aus Marmor, der Chriſtus des Thorwaldſen, iſt nicht mehr der Heiland der Welt, ſondern der Rabbi von Nazareth. Nur das Antlitz des Herrn, gerade ſo wie es abgedruckt iſt im Schweißtuch der heiligen Veronica, intereſſirt den Gläubigen; alles Uebrige an ſeiner Geſtalt dient nur zur Erweckung menſchlicher Vorſtellungen. Der Maler legt allen Ausdruck in das Antlitz, die Gewänder fluthen anmuthig, eben, ohne herausgeforderte Beurtheilung hinunter. Da aber mußt Du, als Bildhauer, nichts überſehen, Du mußt Jeſum ganz menſchlich faſſen, und Du biſt der größte Skeptiker an ſeinem himmliſchen Theil, wenn Du ihn allen Anſprüchen gerecht machſt. Wer möchte Maria, wer möchte einen Engel des Himmels im Marmor ausdrücken? Gerade der myſtiſche Enthuſiasmus erzeugt hier etwas Heidniſches. Du brauchſt deshalb, Amandus, nicht zu erſchrecken. Ja, Du ſollſt Heide ſein in Deiner Kunſt, Du ſollſt Deine Religion darin finden, daß Du in Gott die menſchlichen Verwandtſchaften aufſuchſt. Suche überall den Charakter nur in ſeinem einfachſten Ausdrucke! Werde kein Affe der Schöpfung, ſondern ahme nur ihren höchſten Gebilden nach und ſchaffe das, was ſie vergeſſen hat. Schmiege Dich an Dein Zeitalter an, aber hänge Alles, was es Dir bietet, erſt Tage lang in die freie Luft: denn ohne vorhergegangenes rein künſtleriſches Nachſchaffen der Schöpfungen unſrer Zeit, ohne Umgeſtaltung und Vereinfachung kannſt Du nichts von Deinem Jahrhundert brauchen. Die Religion iſt Dir verſchloſſen: ſo halte Dich an große Thaten und Charaktere, halte Dich an die Geſchichte und die Ideen. Wir ſtehen in den Präludieen großer Ereigniſſe; ein erhabenes Lied ſpannt ſich auf die Saiten der Zeitharfe. Laß den Maler bei dem Drama, Du, Amandus, folge dem Epiker: denn Heldenſänger werden auferſtehen in der Heldenzeit. Die Tage einer neuen Iliade brechen an. In meinem Haupte liegen ſie, wie in den Alpen ſchon die Marmorſtatuen, mit denen Du ſie verherrlichen wirſt. Phidias ſchuf Götter, die zu Menſchen wurden, mein Sohn. Du wirſt glücklich ſein, denn Deine Menſchen wirſt Du zu Göttern machen!“

Lamoignon.

Ihre Eltern ſtarben früh — Wie hieß Ihr Vater?

Madeleine.

Mein Herr, das iſt ein Geheimniß, das ich Urſache habe zu verſchweigen.

Lamoignon (bei Seite).

Sie iſt's! Ohne mich zu kennen, hat ſie mich an Molière verrathen. (Laut) Dein Vater ſtarb keines natürlichen Todes —

Madeleine.

Wie?

Lamoignon.

Deine Mutter folgte ihm bald und Dein Name iſt Madeleine Düpleſſis!

Madeleine

(ſtürzt auf ihn zu mit Thränen).

Gerechter Gott, Sie kennen meinen Namen, Sie kannten meine Eltern, meine unglücklichen Eltern!

Lamoignon.

Ja, Madeleine Düpleſſis, ich kannte Deinen Vater, Deine Mutter —

Madeleine.

O warum ſagten Sie das nicht gleich! Mein Vater liebte vor ſeiner Schwermuth die Schauſpieler über alle Maßen —

Lamoignon (zornig).

Mit Deinen Schauſpielern! Doch (geſchmeidig) fahre fort, fahre fort!

Madeleine.

O mein Vater hatte der Freunde ſo viele. Ich und meine

Blasedow hatte diese letzten Worte gesprochen mit gen Himmel gewandten Augen. Er bemerkte erst spät, daß er nicht früh genug geschlossen hatte: denn Amandus war auf einem kürzeren Wege in die Pfarrwohnung (im Dorfe waren sie längst) geeilt. Blasedow hatte den größten Theil seiner Betrachtungen nicht blos in den Wind, sondern auch in die Luft gesprochen. Zufällig Anwesende mußten ihn für abwesend halten. Als er dieselbe Entdeckung machte, war er zu hoch in den Wolken, als daß er sich geärgert hätte. Es giebt Regionen, wo man weder von der anspritzenden fremden Galle, noch von seiner eigenen berührt wird. Blasedow befand sich ganz in der Stimmung, wo sich Christus für einen Backenstreich dadurch rächte, daß er noch die andere Wange hinreichte. Riesengroß und majestätisch, wie die Sonne, zog er durch die Stiere, Widder und Steinböcke des Thierkreises von Kleinbethlehem. Ihm war wohl und selig und er seufzte tief aus seiner klopfenden, an eine schönere Zukunft glaubenden Brust.

Zehntes Kapitel.

Thee und Butterbrot auf der Neige.

Der Sonntag (von welchem Tage ich nicht weiß, schließt er überhaupt oder beginnt er die Woche) wusch die Hände und Herzen der Bewohner Kleinbethlehems von den Werktagsresten rein. Blasedow that in der Kirche sein Mögliches (Tobianus that immer noch mehr, als sein Mögliches, weil er nämlich fremde Predigten ablas), um im Lichte der Religion die Entbehrung darzustellen wie den größten Reichthum. Er rieb das harte Holz der Gemeinde am etwas weicheren seiner Worte (er war kein großer Redner) und brachte wenigstens einen erbaulichen Rauch aus dieser Friction hervor, wenn er auch Keines Gemüth entzündete. Er predigte nur über die Episteln, weil er gewohnt war, der Bequemlichkeit

wegen ſeine Texte zu umſchreiben und er ſich bei dem Evangelio nicht gut vorſtellen konnte, wie ſich eine Geſchichte mehrfach ſollte umſchreiben laſſen. „Die Menſchen ſind am glücklichſten," ſagte Blaſedow, „wenn ſie immer wieder in ihre Heimath zurückkommen. Führt man ſie im Zirkel umher, ſo haben ſie am erſten das, wonach ſie trachten, die Beruhigung. Sie wollen zwar Alles lernen; allein ſie halten nur das für wahrhaft neu, was ſie ſchon einmal gewußt haben."

Blaſedow hatte nicht vermuthet, daß jener neuliche olympiſche Siegesapfel, den er einer modernen Atalante, der Gräfin Sidonia, im Wettlaufe des Witzes unter die Beine warf, ihn in ein ſo vertrauliches Verhältniß zu ihr führen würde. Er wußte auch noch gar nicht, ob er die Einladung annehmen ſollte. Die Ausſicht, mit dem ritterlichen Grafen oder auch mit Herrn Ritter in eine Fehde verwickelt zu werden, dafür ſchien ihm der Siegespreis einer Taſſe Thee nicht lockend genug. Allein Gertrud bot ihre eigenthümliche polternde Ueberredungskunſt auf, um ihn doch zu der Nachmittagswanderung auf die Reige zu bewegen. Sie griff den Hochmuth ihres Mannes an und ſagte nicht ohne Grund: „Wenn ſie auch nichts Anderes haben, ſo haben ſie doch noch ihren Namen." Sie meinte ferner, daß dieſer vielleicht noch ſo viel werth wäre, wie der Blauſtrumpf's, und daß Blaſedow's Zukunft ohne die Sonne der Gunſt ſchwerlich zur Reife kommen würde. Er leugnete dies aber und bemerkte bitter genug für ſeine Frau: „Er hätte nur zwei Möglichkeiten noch, entweder den Regen einer gräflich von der Reige'ſchen Theeviſite oder die Traufe eines langen Zankabends mit ſeiner Frau." Mit dieſer Erklärung machte er ſich denn in der That auf den Weg.

Dieſer Weg aber führte ihn über Dreiſelden an dem rothen Ochſen vorüber, wo es noch heute einen Tanz geben konnte und dazu ſchon die Inſtrumente der Dorfcapelle geſtimmt wurden. Blaſedow wollte eben am Fenſter den Wirth zum rothen Ochſen grüßen, als er bemerkte, daß es dieſer gar nicht war. Der Fremde aber nahm den Willen ſchon für die That und riß das Fenſter auf, ſich dem vorüberwandelnden Worte Gottes vom Lande kenntlich zu machen.

Blasedow besann sich auch gleich und sagte: „Ei der Tausend, Herr von Lipmann!“ — „Ja, Pfarrerchen,“ rief der Fremde, der es aber, ob er gleich ein Jude war, schon so weit gebracht hatte, doch als Fremder kein Schutzgeld mehr zahlen zu dürfen, und sogar baronisirt worden war. „Wir sind's wirklich! Kommen Sie her, kommen Sie herauf, Männchen! Nun, wie geht's Ihnen denn, Herr Pfarrer!“ Blasedow ging auch wirklich in den ersten Stock des rothen Ochsen, wo ihm Herr von Lipmann, fürstl. Sayn-Sayn'scher Hofagent, sogleich den besten Platz auf dem Sopha einräumte und ihn nach der vertraulichen und protectionssüchtigen Art der Juden behandelte wie seinen besten Freund. „Herr von Lipmann,“ sagte unser Held, „Sie werden ja in der Umgegend der Neige so rar, wie die Ducaten! Sonst wurde gar kein Hase geschossen, daß Sie ihn nicht gleich beim Genick gehabt hätten.“

„Nun ich ihn hab' herausgezogen aus der Patsch,“ fiel Herr von Lipmann ein, „nun ich die Güterlotterie für den verwegenen Mann riskirt und mir alle meine Freunde in Staatspapieren zu Feinden gemacht habe von wegen der Concurrenz und der Verderbniß, die in die Börse kommt bei den vielen Lotterieen, die blos das Geschäft untergraben! Wie konnt' ich aber anders zu meinem Geld kommen? Der Herr Graf hat gezogen von mir eine jährliche Apanage auf — straf' mich Gott — zweitausend Brabanter des Jahrs, und, um nur etwas davon wieder zu haben, mußt' ich ihm auch noch die Güter verwalten und hinter der Oeconomie, hinter Forst- und Landwesen herein und nach dem Rechten sehen. Ich hab' an dem Geschäft mit der Lotterie, wozu ich gezwungen war, meine Mühe und Versäumniß nicht bezahlt bekommen. Jetzt hat er durch eine Finte, die ihn, wenn ich kein so guter Mensch wäre, auf die Galeeren bringen könnte — ich scherze nur; wir haben keine — mich noch um einen ansehnlichen Wechsel betrogen. Deshalb bin ich hier und will ihm heute noch zu Leibe gehen.“

Blasedow fiel erschrocken ein: „Heute noch, Herr von Lipmann, heute giebt der Graf einen großen Gesellschaftsthee?“ — „Thee?“ entgegnete der Hofagent; „was Thee? Werd' ich ihm Zwieback einbrocken dazu! Was Thee? Ich habe Vollmacht

in der Tasche und Beweis, daß er falsche Wechsel hat ausgestellt auf Banquiers in meinem Namen und auf seine Ordre, Wechsel auf Paris, wo die meisten von denen Loosen noch sind abgesetzt worden, was noch mein Glück war, da ich mir in Deutschland alle Staatspapiere auf den Leib gezogen habe durch diese verdammte Lotterie, alle meine guten Correspondenten und geschwornen Makler."

Herr von Lipmann deutete mit diesen Bemerkungen Verhältnisse an, die Blasedow zu wenig Financier war zu verstehen. Daß aber Herr von Lipmann sogar verzweifelt that und ihm alle Glieder so schlaff am Körper hingen wie die goldene Uhrkette auf dem wohlgerundeten Bäuchlein, schien ihm lächerlich, wenn er die ungeheuren Glücksgüter dieses Mannes in Erwägung zog. „Herr Baron," sagte er, „Sie übertreiben! Sie haben uns ja doch Alle in der Tasche. Was Sie an einem Einzelnen einbüßen, gewinnen Sie am Ganzen wieder. Sie übernehmen eine Anleihe des Staats, Sie emittiren Canalactien und Eisenbahnbillets und behalten die Hälfte davon für sich. Sie unternehmen ein kleines Geschäft mit Spanien und lassen sich für die Vorschüsse, die Sie geben, eine Provision zu gut schreiben, die Ihnen immer den Rücken deckt. Die Völker brauchen ja immer Geld, wenn ihre Häupter dabei etwas verdienen können. Herr von Lipmann, ich muß gestehen, ich habe allen Respect vor Ihrem Genie!"

„Ob ich ein Genie bin," sagte der Hofagent, „weiß ich nicht; aber mein Sohn ist eins, und meine Tochter kann ihm beinahe das Wasser reichen. Mein Sohn studirt, Herr Pfarrer; wenn Sie in die Residenz kommen, besuchen Sie mich, überzeugen Sie sich, was ein Knabe von fünfzehn Jahren leisten kann, wenn's nicht an den Eltern liegt. Meine Tochter ist ein Jahr älter, aber es ist das nämliche Blut. Sie singt, sie componirt, sie spielt Variationen (von Kalkbrenner) einzig. Wir Väter haben's geschafft. Nun, unsere Kinder werden's anwenden. Ich habe mit alten Büchern angefangen und Schildereien und mein Sohn wird selbst welche schreiben und von meiner Tochter ist eine Landschaft schon auf der Kunstausstellung ausgespielt worden. Mein Sohn sollte mit Gewalt auf's Geschäft; ich habe sein Genie ver-

kannt, ich habe eine große Sünde gethan, bis ich mit Herrn Itzig gesprochen."

Blasedow bedauerte, Herrn Itzig nicht zu kennen. Herr von Lipmann verwunderte sich darüber und bemerkte: „Was? Sie kennen Herrn Itzig nicht? Herr Itzig ist ein College von Ihnen. Er ist der größte Feind von Talmud und hat sich vor zwei Jahren bei uns mit dem neuen Gottesdienst etablirt. Er predigt lauter Liebe, Glaube und Hoffnung und hält Vorlesungen über die schönen Künste und Wissenschaften, das Billet ein Carolin. Der kam eines Tages zu mir und sagte: Herr von Lipmann, Sie sind grausam; Sie wollen unterdrücken das Genie von Ihrem Sohn. Guido wird in sich vereinigen: Heinrich, Michel und Meyerbeer, er ist ein Astronom von Wissenschaftlichkeit, ein Dichter von einem Gelehrten, ein Klavierspieler von einem Componisten. Herr Itzig, sagt' ich, setzen Sie sich; wenn es Gottes Wille ist, daß mein Geschäft künftig von meinem ersten Kassirer soll fortgesetzt werden, so machen Sie ein Genie aus meinem Sohne! Und nun bitt' ich Sie nur, Herr Pfarrer, besuchen Sie mich und lassen Sie sich vorspielen von meiner Tochter eine Oper, von meinem Sohn declamiren ein Trauerspiel. Sie werden sagen: Herr von Lipmann, Sie sind ein glücklicher Vater!"

Blasedow's Ideen streiften etwas nahe an die des Hofagenten. Ihn rührte das Entzücken eines Mannes, der im Schmutze der Gewinnsucht aufgewachsen war und sich doch noch so viel Adel des Herzens bewahrt hatte, daß er den Vorzug der freien Geistesbildung vor dem Wucher fühlen konnte. Er drückte die Hand des Hofagenten, der ihn aufforderte, mit ihm dem Glase zuzusprechen und zu sagen, ob es einen besseren Wein gäbe, als den Herr von Lipmann aus seinem Keller mit sich führte? Als nun der Hofagent im Detaillobe seiner Glücksgüter sogar auf seinen Garten gekommen war und erklärt hatte: er hätte im vorigen Jahre Tulpenzwiebeln gesetzt, von denen das Stück tausend Gulden kostete, sprang Blasedow auf und sagte: „Herr von Lipmann, haben Sie Mitleid mit dem Grafen! Es ist, weiß Gott! ein böser Schuldner; allein wer einmal in die Minusregionen hineingerathen ist, aus dem kommt sein Lebtag kein Plus

mehr heraus! Es iſt mir um die Frau zu thun, die allerdings eitel iſt, aber kein ſchlechtes Herz hat und innerlich viel ausſtehen mag!" Blaſedow mochte ſogar Angſt haben, daß der heutige Beſuch des Hofagenten auf der Neige zu betrübenden Gewaltthätigkeiten führen könnte; allein Herr von Lipmann fixirte ihn ſcharf und rüſtete ſeine Haut gegen jeden Angriff. „Die Frau?" ſagte er; „der Frau will ich ſchenken ein golden Armband, koſtet mehr, als was ich heute noch von ihrem Mann heraushaben muß; allein es nützt nichts! Sie verkaufen Alles; ſie haben verkauft meine goldene Doſe, die ich ihnen nicht einmal geſchenkt, ſondern blos bei ihnen vergeſſen hatte. Er hat verkauft das goldene Taufbecken, was ich geſchenkt habe wegen der Aufklärung, da er meine jüdiſche Gegenwart bei der Taufe von ſeinem zweitälteſten Kinde nicht geſcheut und dem Junker Guſtav Adolph Nathan ſogar einen von meinem Namen gegeben hat. Er hat verkauft den ehrlichen Namen, den ich ihm verſchafft habe durch die Lotterie mit meinem eigenen Nachtheil an der Börſe, wo man haben will Metalliques und nicht ſchlechte Partialobligationen von bankerotten Ritterſchaftsgütern. Er hat eine Geſchichte gemacht von einer Stecknadel, die ihm an Leib und Leben gehen könnte, wenn ich wollte Unterſuchung anſtellen und ihn fragen, wo er den unſchuldigen, bethörten Waiſenknaben gelaſſen hat, dem er ſein übermenſchliches Glück, ſeine Güter wieder zu gewinnen, verdankt. Herr von Blaſedow, laſſen Sie mich ausreden, der Graf iſt ein gefährlicher Menſch. Ich will ihn nicht an den Pranger, aber an den Bettelſtab bringen."

Herr von Lipmann war ſo in Eifer gerathen, daß er in ein krampfhaftes, von einem langen Ja! Ja! begleitetes Zucken und Nicken des Kopfes verfiel. Blaſedow wurde über die Leidenſchaft des Mannes unruhig und beſann ſich, daß er Eile hätte. Als er ſich empfahl, bat ihn der Hofagent dringend, ſeine Nähe zu verſchweigen. Wie kann ich auch davon ſprechen, dachte Blaſedow, da ich gar nicht wüßte, wie ich bei der Vornehmheit dieſer Menſchen die Einleitung dazu treffen ſollte! Die idealiſtiſche Richtung des Hofagenten beſchäftigte ihn mehr, als die Gefahr des Grafen, und dennoch

ſagte er zu ſich: „Sein Enthuſiasmus für das Edle iſt nicht der rechte. Die Juden haben ihre eigenen Gedanken dabei, wenn ſie ſich mit dem Ruhm und den ſchönen Künſten befaſſen. Sie ſind ſtolzer auf die Perſon, die ſich den Wiſſenſchaften hingiebt, als auf den geförderten Gegenſtand. Sie wollen gerechtfertigt ſein, ſie wollen die Chriſten auch an geiſtigen Gütern überflügeln, wie ſie ſie ſchon an materiellen überflügelt haben.“ Blaſedow wußte dabei nicht einmal, daß Herr von Lipmann eine Handelskriſis vorausſah und einen Sturz des Anleiheweſens beſorgte, er hatte ſogar vergeſſen, wie oft ihn dieſer in der Zeit, als die von der Reige'ſchen Güter auf Rechnung des Hofagenten adminiſtrirt wurden, gefragt hatte: „Was ſagen Sie, Herr Pfarrer? Was hat Goethe verdient? Was kann wol der Fauſt gekoſtet haben?“ Blaſedow wußte damals nur, daß Milton das verlorene Paradies für ſechzig Gulden verkauft hatte. Als Herr von Lipmann dieſe Summe hörte, kniff er die Augen zuſammen und ſagte, künſtlich ſchielend: „Sechzig Gulden? Machen Sie keinen Spaß!“ In der That, Herr Hofagent, hatte Blaſedow geantwortet, fünf Pfund Sterling. Der Banquier flüſterte ihm ſpöttiſch zu: „Hören Sie, dann war in der That das Paradies verloren!“ Um ſo mehr verwunderte ſich Blaſedow, daß Herr von Lipmann jetzt doch mehr auf die Zinſen der Unſterblichkeit geben mußte, wenn er ſeinem Sohne geſtattete, Verſe zu machen. Herr Itzig mußte ein gewaltiger Redner geweſen ſein, wenn er ſo die früher ſo ernſten Scrupel des Geſchäftsmannes hatte überwinden können: denn auf Thatſachen hatte ſich doch auch dieſer nicht ſtützen können, da im Gegentheil dichtenden und componirenden Israeliten bis jetzt ihr Ruhm mehr gekoſtet, als eingetragen hat. Exempla odiosa.

Blaſedow kam auf der Reige nicht ohne Beſorgniß an, die erträumte Annehmlichkeit dieſes Abends möchte ſich in eine für den Grafen gefährliche Kataſtrophe auflöſen. Zunächſt hatte er aber nur ſeine Freude daran, zu ſehen, wie Tobianus ihn im Vorzimmer, wo einſtweilen Herr Ritter die Gäſte empfing, anlächelte. Wenn ſich zwei Bekannte unwiſſentlich, aber nach vorhergegangener Einladung bei einem

Dritten finden, ſo pflegt die erſte Begrüßung in einer Miene zu beſtehen, die man nur erwähnen, aber nicht ſchildern kann. Der feierliche Aufzug iſt es wol zunächſt, die erwartungsvolle Voreinrichtung, der ſchwarze Frack, den aber nur Tobianus, nicht Blaſedow trug, welche in dem Antlitz zweier ſich ſo Begegnender ein Lächeln hervorruft. Tobianus hatte eine gebrannte Halskrauſe vor der Bruſt, auf welcher ihm jedoch Blaſedow die gelben Spuren der Tropſtein-Gebilde ſeiner Naſe nachwies. Er hatte ein oſtindiſches gelbſeidenes Taſchentuch außerdem lang genug heraushängen, um von Blaſedow über eine Mode verſpottet zu werden, die längſt veraltet war. Tobianus hatte indeſſen in Herrn Ritter, dem er eine unbedingte Huldigung ſchenkte, bereits einen Verbündeten erhalten, was denn Blaſedow, der wol wußte, wie ſelten junge Männer in der Familiarität mit älteren die Grenze zu halten verſtehen, vermochte, von ſeinen Scherzen abzulaſſen. Nachdem ſich noch mehre andere Perſonen der Umgegend, alle in feſtlichem Aufzuge, verſammelt hatten, erſchien endlich der Graf, eine Figur, auf deren Aeußeres wir nach ſo vielen Präliminarnachrichten über ihr Inneres gewiß einige Neugier zu befriedigen haben. Der Graf war aber ſonſt ein ganz einnehmender Mann; es paßte ſein aufgeſchoſſener Wuchs vollkommen zur Pappelgröße Sidoniens. Sein Haar ging ſchon etwas in graue Schattirungen über, worin er ſelbſt wohlweislich nicht die Folgen der Sorge zugeſtehen wollte und ſich alſo ſchon bequemen mußte, ſie dem Alter zuzuſchreiben. Er war ein ſtarker, obſchon ſehr ſchmächtiger Fünfziger. Seine Mienen waren freundlich und ſogar grübleriſch, was Blaſedow ſich aus dem Sprichworte: „Noth lehrt beten!“ erklärte. Man ſchrieb dieſe nachdenkliche und träumeriſche Art des Grafen ſeinen ernſten Landraths-Pflichten zu, während dies freilich nur der oſtenſible Grund war. Das Kapitel der „Mittel und Wege“, wie man im engliſchen Parlamente das Budget nennt, hatte dieſen in ſeiner Jugend gewiß ſehr anziehenden Cavalier früh aufgerieben. Er hielt ſich jedoch durch feine und gewandte Manieren aufrecht und ſchleuderte ſich durch eine künſtliche Lebhaftigkeit in eine Uebertäubung ſeiner mißlichen Gefühle und grübelnden Reflexionen hinein. Ueber-

haupt ließ ſein Aeußeres nur für den einen Schluß übrig, der ſein Inneres bereits kannte. So giebt es Perſonen genug, an denen die glatte Ebene Kobi auf ihren Mienen nicht verräth, wie viel tauſend Fuß hoch ſie über der Fläche des Meeres, über uns andere harmloſe und gewiegtere Menſchen und den ſtillen ſorgloſen Meeresſpiegel derer, welche ihren Platz zur Genüge ausfüllen, hinaus liegen. Wie oft ſah nicht Blaſedow ſchon Perſonen, die hinter dem glatten Theatervorhange ihrer Mienen ganze Schickſals-Tragödien verborgen hatten und nicht ſelten mehr als bloß gemalte Couliſſen-Verzweiflung! Wie oft hatte er nicht gefunden, daß gerade nicht allein bei den Schnellfüßigſten ſpäter der hinkende Bote des Gerichtes kam, ſondern daß man auch bei den ebenſten und ausgeglättetſten Begegnungen nicht ahnen mochte, wie ſie auf einem Stücke Kirchhof vor ſich gehen, nur daß die Hügel und die Kreuze fehlen und die Trauerweiden längſt vertrocknet ſind. „Ach, Menſch," betete er einmal auf der Kanzel, ohne daß ihn jedoch Einer verſtanden hätte, „tritt mit Vorſicht auf und ſchone ſelbſt das, was Du nicht ſieheſt: denn es kommen immer auf einen Fröhlichen ſieben Trauernde, auf jeden frohen Tag kommt mehr als eine durchweinte Nacht! Auf allen Deinen Wegen ſchlummert etwas Verborgenes, eine Vergangenheit, die unwiderbringlich iſt, eine Zukunft, die mit heißer Sehnſucht erwartet wird! Denke, daß in jeder Hütte, an der Du vorübergehſt, ein Pilger Deiner harren kann, daß Dein Bruder, den Du in ſo vielen Jahren nicht ſaheſt, an Dir vorüberzieht auf der Landſtraße, daß jede Ecke, um die Du Dich wendeſt, Dir eine Ueberraſchung gewähren kann!"

Tobianus wurde aber weit mehr vom Grafen ausgezeichnet als Blaſedow. Der Graf ſetzte gleichſam auf alle Knöpfe des Frackes, den der Erſtere trug, die Krone ſeines Wappens, ſo daß er einem freien Manne wie ein Lakai vorkommen mußte. Blaſedow ging gemeinſchaftlich mit Herrn Ritter in das Geſellſchaftszimmer. Sie hatten ſich Beide umſchlungen, obſchon mehr wie zwei Disputanten, die eben noch Arm in Arm und in deutſcher Sprache lachend auf den Katheder ſchreiten, um oben in lateiniſcher Sprache kein gutes Haar an ſich zu laſſen. Sidonie waltete in weißem Battiſt hinter dem

kleinen Vesta-Altare, auf welchem das Wasser siedete, wie Herr Ritter sagte, das Vehikel des Thees. Sie hielt es mit ganz entgegengesetzten Neigungen, als ihr Gatte. Sie zog Blasedow in ihren engeren Ausschuß und eröffnete ihm freiwillig eine Rennbahn der Unterhaltung, wo sie in liebenswürdiger Herablassung mit ihrem Schützling um die Wette lief. Jeder steckte erst, wie in einem Conventikel, sein kleines mitgebrachtes Wachslicht auf, ehe sich eine allgemeine Lichtglorie über die ganze Gesellschaft legte und der Graf Gelegenheit hatte, dieselbe ganz allein zu beherrschen. Er entwickelte seine Bildung, die Blasedow in ihren Grundzügen längst kannte. Er brauchte Tobianus dabei als Puppenkopf seiner Reden, die er darum nicht weniger an Alle richtete. Seine Philosophie war eine weltmännische Mischung der Stoa und der epikurischen Gärten. Er, der so viel in seinem Leben hatte darben müssen, entblödete sich nicht, die Theorie des Ueberflusses gewissermaßen die seinige zu nennen. Seine Moral wäre stoisch und seine Lebensart epikurisch, bemerkte er. „Ich ziehe den Genuß dem Stolze aller Entbehrungen vor," sagte er, indem er magere Brötchen zu seinem Thee verzehrte.

Tobianus kam schon gleichsam athemlos mit einem Gemeinplatze angelaufen, um ihn für das hohe Pferd, auf welches sich der Graf schwingen wollte, als Steigbügel hinzusetzen. Blasedow ahnte dies und riß ihm die Erniedrigung, die zuletzt die Gesellschaft im Ganzen traf, aus der Hand und sagte: „Wenn Ihre Grundsätze, Herr Graf, stoisch sein wollen, was die Pflichten, und epikurisch, was Ihre Rechte und Privilegien anlangt, so muß ich mich darüber wundern, weil ja die ganze Lehre der Stoiker auf jene Gleichgültigkeit gebaut ist, die aus dem Mangel und der Entbehrung hervorgeht." Der Graf sagte nichts darauf, weil er nicht die Miene annehmen wollte, auf einen Mann zu hören, der sich geweigert hatte, in seiner Güterlotterie mitzuspielen. Im Gegentheil wandte er sich zu Tobianus, der zehn Loose genommen hatte, und sprach mit ihm weiter im Stillen, dem Candidaten Ritter die Abfertigung der Opposition überlassend. Dieser erhob auch, zum großen Entzücken Sidoniens, seine bewährte Lanze und sagte: „Ich weiß nicht, wie man nur noch über jene einseitigen Systeme

Schweſter, wir waren noch Kinder, als er ſtarb; aber man hat mir erzählt, er wäre geliebt und angebetet worden von der ganzen Welt. Er hatte wahre und falſche Freunde, denn er war reich, unermeßlich reich; aber nur einer von ſeinen Schmeichlern war der böſeſte, der ſchwärzeſte von allen — er kam in unſer Haus, wohnte bei den Eltern — umſtrickte ſie mit ſeiner Heuchelei und Verſtellung — raubte dem Vater Vermögen und Leben, ging dann, als er die Familie in Verzweiflung und Elend hinterlaſſen hatte, auf und davon und ſoll jetzt in Paris ein allmächtiger Staatsmann ſein.

Lamoignon.

Und das Alles haſt Du Molièren erzählt —

Madeleine.

Ich? Molièren?

Lamoignon.

Du haſt ihm Dein Leben geſchildert, als er Dich in ſeine Geſellſchaft aufnahm —

Madeleine.

Wie kommen Sie auf eine ſolche Vermuthung?

Lamoignon.

Du haſt ihm die Geſchichte einer Familie erzählt, die er in ſeinem Tartüffe zum Sittenſpiegel der Zeit machen wollte —

Madeleine.

Ich die Veranlaſſung des Tartüffe? Nimmermehr! Wohl hab' ich in der Schilderung Orgons an die Erzählungen gedacht, die mir von meinem armen Vater hinterlaſſen wurden, wohl hab' ich mir den Böſewicht, der einſt meine Eltern arm und unglücklich machte, ſo vorgeſtellt, wie Molière den Tartüffe

der alten Philoſophie aus den Zeiten des Verfalls ſtolpern kann, über Syſteme, die auf eine bloße „Beliebigkeit“ der Individuen berechnet ſind und keinen innerlichen Urgrund, keine metaphyſiſche Wahrheit anſprechen dürfen!“ Blaſedow wandte ſich zur Gräfin: „Nun ſehen Sie, wie jetzt Alles wieder auf ſeinem eigenen Loche pfeift! Die Schuld dieſer ſtreitſüchtigen Unterhaltung trifft nur den Grafen und den ganz in Widerſpruchseifer gerathenden Tobianus. Sehen Sie nur, wie ihm vom Thee und dem Grafen der Kopf roth wird!“ Allein Tobianus wurde nur über die Beiſtimmung ſo erhitzt. Er gerieth ganz in Feuer vor nichts als Billigung und Lob. Einmal über das andere winkte er den zu laut Redenden Ruhe zu, ſo daß man wirklich hören konnte, wie der Graf folgendes Gemälde ſeiner moraliſchen Pflichtenlehre mit weltmänniſcher Gewandtheit und Wahl der Ausdrücke entwerfen konnte: „Ich gehe davon aus,“ ſagte er, „daß Reichthum auch nur dann ein Glück iſt, wenn man Maximen befolgt, als hätte man ihn nicht. Ich bin Herr meiner Wünſche, ich bin ſogar der Diener derſelben, ich kann ſie erfüllen. Allein ich nehme an, die äußern Dinge gehörten mir nicht, ich gebe ſie verloren und ziehe daraus zunächſt Ruhe und Seelenſtärke. Kann man glücklicher ſein, als wenn man, wie ich, vermögend iſt und doch davon den Schein vermeidet? Ich ſtrebe nach der Ruhe der Weiſen. Was mich aufbringt, das verſchieb' ich auf eine andere Zeit. Das, wornach ich trachte, muß von Natur mein ſein: ſo kann ich es auch nur mit Zufriedenheit vermiſſen. Bei all' meinem Vorhaben rechn' ich auf Zufall und Hinderniß. Was uns unglücklich macht, iſt nur der Begriff, den wir von den Dingen haben. Auch gehen die Dinge alle ihren Gang, ohne daß man ſie ändern kann. Die Meinung des Volkes verachte ich. Was iſt der gute oder böſe Leumund? Ich kenne mich ſelbſt nicht einmal, wie werden es Andere! Ich ſtrebe nur darnach, mich zu ergründen. Was ſoll ich gegen die thun, die keinen Trieb dazu haben können? Ich bin überall Sieger, wenn ich mich in keine Streitigkeiten einlaſſe. Ich gehe auch ungern zu Anderen, weil ich damit aus meinem Vortheil herauskomme. Wer mich wünſcht, ſuche mich! Was ſoll ich auch fremde Klagen hören?

Mögen ſie meinen Troſt oder mein Mitleiden in Anſpruch nehmen, ich höre nicht darauf, weil Klagen überhaupt unweiſe ſind. Freunde dürfen von mir verlangen, was ich von ihnen auch fordern würde; doch bedarf ich ihrer? Ich bedarf ihrer nicht. Ich wähle meinen Umgang: denn Umgang ſteckt an. Nochmals, Verleumdungen, die mich treffen, glaub' ich dadurch am beſten zu widerlegen, daß ich ſie ſelbſt noch vergrößere u. ſ. w."

In dieſer Art philoſophirte der Graf und wühlte damit Blaſedow's innerſte Eingeweide um. Die goldene Krone der epiktetiſchen Moral ſchien ſich ihm in einen Armenſünderſtrick zu verwandeln. Er ſah an dieſen Grundſätzen, daß ſie die Frucht der äußerſten Entbehrung geweſen ſein mußten, und ſtaunte über die Verwegenheit, aus dem Syſtem der gefühlvollſten Menſchenwürde ein Syſtem der unempfindlichſten Dickfelligkeit zu machen. Er dachte: Der Lehrer dieſer Grundſätze war ein unglücklicher Sklav, dem ein gemeiner Liebling Nero's das Schienbein zerſchlug. Wenn er die Menſchen verachtete, ſeinen Ruf und ſelbſt die Götter, wer kann ihn verdammen? Allein — „Herr Graf," fuhr er auf, „Sie ſcherzen mit einer Philoſophie, die unmöglich die Ihrige ſein kann, oder mit Tobianus, der Ihr nächſter und vielleicht gläubigſter Zuhörer iſt. Es giebt zwei Wege, zufrieden zu ſein: entweder man hat Alles und entſagt, oder man hat Nichts und giebt ſich zufrieden, weil man nichts vermißt." Blaſedow konnte unmöglich hinzufügen: „Sie werden in wenig Augenblicken von Herrn von Lipmann aus dem Sattel Ihrer Maximen gehoben werden."

Der Graf haßte unſern Helden; allein jetzt mußte er ihn wol einer Antwort würdigen. „Wenn ich reicher bin, als daß ich Stoiker zu ſein brauchte," ſagte er, „warum ſollte ich nicht die Grundlage meiner entſagenden Maximen von Epikur hernehmen?" — „Epikur hatte täglich einen Thaler zu verzehren," fiel Blaſedow ein und ſetzte durch die Anwendung dieſer bekannten Thatſache auf die nicht minder bekannte, daß der Graf nur auf eben ſo viel täglich angewieſen war, alle Anweſende in Erſtaunen. Dieſer wandte ſich auch ab von ihm und fuhr in ſeinen Disputationen nur gegen die ihm

zunächſt Sitzenden fort. Blaſedow aber ſagte zur Gräfin: „Wohin ſollte es wol mit der Menſchheit kommen, wenn ſich die Glücklichen und Begüterten einer ſolcher Empfindungsloſigkeit hingäben, wie ſie von Ihrem Gemahl als ſein höchſtes moraliſches Gut dargeſtellt wird? Sollten nicht die Thränen der Unglücklichen und Bedürftigen, wenn ſie das Bollwerk ſo ſchlechter Principien nicht fortſchwemmen, nach und nach den Stein eines ſo harten Herzens aushöhlen? Wenn der Arme ſeinen Stolz darin findet, zu hungern, ohne gedemüthigt zu werden, ſoll ihn der Reiche in dieſem Stolze beſtärken und nicht vielmehr ſeinen Menſchenhaß durch Gaben der Liebe und des Mitleids zu untergraben ſuchen?“

„Sie verkennen ſein Herz,“ klagte Sidonie empfindlich und Herr Ritter verſuchte, im Bewußtſein ſeiner klaren Gedanken, die des Grafen nur als unklar darzuſtellen. „Sie müſſen,“ ſprach er leiſe zu Blaſedow, „den Dilettanten an Sr. Excellenz überſehen. Ich bin feſt überzeugt, ſeine Philoſophie iſt keine andere, als welcher Goethe alle ſeine Schriften und ſein ganzes Leben gewidmet hat. Der Graf ſcheint in ſeinem Leben viel vom Zudrang der Maſſen beläſtigt geweſen zu ſein und ſich gegen das Läſtigſte, was uns im Umgang mit Anderen nur begegnen kann, gegen Zumuthungen haben ſchützen wollen. Möchten wir doch alle Menſchen darauf hinführen können, nichts vom Andern zu begehren, als was dieſer ihnen freiwillig bietet! Das Lauern, Lungern und Erwarten von Anderen iſt eine der traurigſten Erfahrungen, die man im Leben machen kann. Wie gern, will der Graf ſagen, möcht' ich Protector ſein; allein, giebt man der Annäherung eines nicht verwandten und auf ungleicher Stufe mit uns ſtehenden Menſchen erſt einen Finger hin, ſo wird er uns bald die ganze Hand nehmen. Die Großen ſind gezwungen, ſich abzuſchließen, weil ſie ſonſt Jedermann gebrauchen würde. Der Graf möchte Viele, denen er begegnet und die wol der Hülfe bedürftig ſind, protegiren; allein warum ihn zwingen und anreden und in Verlegenheit ſetzen, da nicht immer Ort und Stunde glücklich gewählt ſind! Sehen Sie, dies ſcheint mir die eigentliche Grundlage deſſen zu ſein, was der Graf mit dem originellen Inſtincte eines philoſophiſchen Laien über die

philoſophiſche Moral ſagen will! Es macht ſeinem Herzen alle Ehre, daß er das, was zunächſt nur als vornehme Entfernung und Abweiſung auftreten ſollte, aus einem höhern Principe herleitet und auf die courante Wahrheit begründet: Was Du nicht willſt, daß Dir die Leute thun, das thue ihnen auch nicht!"

Die Gräfin begleitete dieſe von ihr wohlverſtandenen Worte des Erziehers ihrer Kinder mit einem Blick, der über die ganze Oberfläche der Geſellſchaft wie der Strahl der aufgehenden Sonne hingleitete. Blaſedow wurde in der That davon geblendet und nahm, was ihm Sidonie an trockenem Zwieback darbot, mit einer gewiſſen unterwürfigen Scheu hin. Im Innern ſeines Herzens fingen die weißen Birken ſeiner Natürlichkeit und ſeiner von der Freiheit des Waldes gewiegten Seele zu weinen an, ſo daß er die Zweige hängen ließ und in unhörbaren Lauten alſo zu ſich flüſterte: „Ach, nicht die Vorurtheile, die Stände und der Bettelſtolz betrüben mich, ſondern nur die Ideen, denen ſich unſere Jungen hingeben, und die gleißenden Worte, womit ſie ſich aufzuputzen wiſſen. Auf der Stirn der Unmündigen ſchon furchen ſich Reflexionen ein. Sie reden weiſer als die Weiſen, ſie machen uns den Vorwurf der mangelnden Welterfahrung; ſie, die wir kaum noch auf unſerm Schooße hüpfen und ſich ſchaukeln ließen, verweiſen uns bereits unſer leichtſinniges, unbewachtes und gläubiges Herz! An die Stelle des Enthuſiasmus iſt der Zweifel getreten. Die Kränze der Freude welkten ſchnell über Häuptern, die ach! eben ſo ſchnell welken werden. Für die Schönheit der Irrthümer tauſchen ſie die regelrechte Geſtalt der Wahrheit ein. Und wenn ſie dieſe nur fänden! Wenn ihre Formeln nur Leben brächten in ihre vertrocknenden Herzen! Der unreife Kern wird nicht bleiben und die Blume iſt ſchon längſt abgeblüht. Klag' ich die Eltern oder die Erzieher, klag' ich die Luft und die Temperatur an? Wo auch der Wurm Zugang gefunden haben mag, er hat das Mark aus den Sehnen der Jugend gefreſſen. Sie ſind älter als wir, als wir, die wir ſahen, wie ſie geboren wurden!"

Der Graf hatte die Melancholie, die ſich, wie wir ſehen, eines Widerſpenſtigen unter ſeinen Gäſten bemächtigte, benutzt,

um ohne Widersprüche seine Ideen zu entwickeln. Es war eine seiner Eigenheiten, daß er fortwährend Raisonnements pflegte und sich in Theorieen verlor. Er war durch die Zerrüttung seines Besitzstandes gezwungener Weise Projectenmacher geworden und hatte immer Neues auf's Tapet zu bringen. Wer hätte nicht zu jener Zeit, als sich diese Vorgänge entwickelten, ihn in öffentlichen Blättern stets im Vordergrunde gefunden, wenn es galt, eine neue mechanische, technologische oder Agriculturerfindung anzuempfehlen! Er hatte viel Papier verschrieben, um die Menschheit und sich auf einen grünen Zweig zu bringen. Er hatte sich allen Zeitungsredactionen furchtbar gemacht durch seine unaufhörlichen unverlangten Einsendungen. Durch Niemanden sind so viel Actienunternehmungen in neuerer Zeit angeregt worden, als durch den Grafen von der Neige. Ja sogar zwei eigenhändige Erfindungen seines industriösen Kopfes waren ihm gelungen und hatten ihm nicht nur ein Patent eingebracht, sondern sogar einen ansehnlichen Gewinn, den Niemand verschmäht, am wenigsten er. Er hatte eine neue Art Mausfalle und eine verbesserte Kaffeemaschine zusammengesetzt. Die erstere zeichnete sich durch die Schnelligkeit aus, mit welcher die Maus, hat sie nur erst den Speck angerührt, verloren ist. Die zweite enthielt eine artige Vorrichtung, zum Kaffee auch sogleich die Milch zu sieden, durch Umstürzen der Maschine den ersteren zu filtriren, ja, sogar den Mechanismus so einfach auseinanderzulegen, daß er für Reisende, die sich in Gasthöfen, wie der Graf zu thun pflegte, ihren Kaffee selbst sieden, von einer außerordentlichen Bequemlichkeit war. Einige andere Entdeckungen, die der Graf machte, wollten ihm weniger glücken und er begnügte sich nur, in den öffentlichen Blättern anzukündigen, daß er auf dem Wege wäre, bald wieder etwas Neues zu haben. Sparöfen, Schornsteine mit Klappen, Kamine, die nicht rauchen: in diesem Fach verrieth er eine seltene Behendigkeit und war darin auch für etwas angesehen. Da er aber unbeständigen Charakters war, so wechselten auch seine Neigungen. Sidonie sagte: „Er ergreift Alles mit einem wunderbaren Eifer und läßt es wieder fallen, wenn er auf ein kleines Hinderniß stößt." Sie wollte damit sagen,

daß er die Ausdauer des Plebejers doch nicht beſäße, trotz dem, daß er dem Plebejer in's Handwerk fiel. Seit einiger Zeit beſchäftigten den Grafen die neuen Theorieen über Volksverarmung und Bürgerrettungs-Inſtitute. Er handelte ſoeben (natürlich nur im Intereſſe der Menſchheit) das Kapitel über die Armencolonieen ab und bewies zur dankbaren Anerkennung jedes Freundes der Volkswohlfahrt, daß nur dieſe Colonieen das Radicalmittel zur Ausrottung des Bettels abgäben. „Ich würde mit Freuden," ſagte er, „dazu zwanzigtauſend Thaler vorſchießen, wenn ich die Erlaubniß von der Regierung erhielte, in unſerm Fürſtenthum eine Armencolonie zu gründen. Meine mehrfachen Vorſchläge ſind aber noch immer ohne Erfolg geblieben, weil es wol nicht heißen ſoll, wir hätten unſrer vielen Armen wegen eine Colonie für ſie im Lande anlegen müſſen. Lieber duldet man den Bettel, als daß man an ſeine Stelle eine neue Vermehrung unſres Nationalreichthums ſtellte." Der Graf ſetzte das Verfahren, das er bei ſeiner Armencolonie befolgt wünſchte, umſtändlicher auseinander, als es ſeiner Gattin lieb war. Er ſagte: „Jede angeſiedelte Bettlerfamilie bekommt ihren Antheil an Land; allein jede muß auch ſelbſt für den zum Anbau deſſelben erforderlichen Dünger ſorgen. Ich befolge darin ganz die Vorſchriften, die van der Boſch von den Chineſen entnommen hat. Ich gebe jeder Familie zwei Kühe oder, was eben das ſagen will, eine Kuh und zehn Schafe, bedinge jedoch, daß die Anſiedler ſelbſt noch für ferneren Dünger zu ſorgen haben, indem ſie Haidekraut und Gras zu Streu benutzen und mit den thieriſchen Abgängen vermiſchen. Ausſaat, Handwerkszeug, erſte Lebensbedürfniſſe, Alles ſchieß' ich aus meinen eigenen Mitteln oder im Wege einer Actienvereinigung vor, ſo daß die Familien bei allmäliger Rückzahlung der erhaltenen Vorſchüſſe ſchuldenfrei werden. Dieſe Armencolonieen ſind das einzige Mittel, den einreißenden Pauperismus zu heben und eine ungefähre Gleichheit im Volke herzuſtellen. Denn eine mathematiſche Gleichheit werden wir doch nie erreichen, um ſo weniger, da ſie auch gegen die Beſtimmungen über den Unterſchied der Stände, welche einmal die Natur feſtgehalten wiſſen wollte, verſtößt. Dieſem großen

Werke, die Völker auf friedlichem und die aristokratisch-monarchische Ordnung nicht gefährdendem Wege einem besseren Ziele zuzuführen, die Völker durch materielle Erleichterungen ihrer drückenden Umstände zu beglücken, hab' ich bereits einen großen Theil meines Vermögens gewidmet und will auch das Ganze daran setzen, weil man nirgends segensreichere und sicherere Zinsen ziehen kann, als vom Schweiße eines dankbaren und mit seinem Loose zufriedenen Volkes."

Tobianus und einige Unterbeamte der Umgegend mußten den Ort und die Person bedenken, um sich nicht einer Freude zu überlassen, die ihnen bereits das Herz abdrückte. Der Erstere leidet, dachte Blasedow, ohnedies am Ueberfluß fauler Capitalien, an einigen tausend blanken Heckthalern, die er noch nicht gewußt hat in eine gut procentirende Ehe zu verheirathen. Wenn der Graf an seiner verbesserten Mausefalle noch etwas Neues und kürzeren Proceß Machendes auf dem Wege einer Actienverbindung hätte zu Stande bringen wollen, so wartete Tobianus nur darauf, um sich sogleich zu unterzeichnen. Die Gemüther der Zuhörer hatten übrigens bei den national-ökonomischen Vorträgen des Grafen von dem edeln Metallhintergrunde derselben eine so magnetische Einwirkung bekommen, daß sie zwar nicht ein geheimnißvolles Streichen durch das Zimmer rauschen hörten, wol aber ein klingendes Einstreichen, einen in baare Realitäten sich verdichtenden Niederschlag ihrer Einbildungskraft. Es tröpfelte von der Decke und den Wänden herab mit langen Zehnthalerstalaktiten und in eine phantastische Baumannshöhle aus krystallisirten und metallisirten tropfbaren Ideenflüssigkeiten schien sich das Zimmer um so mehr verwandelt zu haben, als der Graf, ein rüstiger Erz- und Schürmeister, die Fackel seiner Projectirkunst, d. h. der Kunst, Pläne zu entwerfen und Risse zu machen, recht in die Höhe hielt, um das phantasmagorische Wunder, Wind und Wasser in Geld zu verwandeln, in desto schönerer und beinahe durchsichtiger Beleuchtung zu zeigen. Für Blasedow wurde das Zimmer eine Hundsgrotte, in welcher ihm der Athem verging. Allein die Uebrigen sahen nichts als blendende Stalaktitenwände, so schön und glänzend, als sie sich in der Höhle von Montserrat finden. Verwandelt

ſich der Carlsbader Strudel nicht auch in Steine, die weltberühmt ſind? Finden ſich in den alten römiſchen Waſſerleitungen nicht die berühmten Canalſteine? Allein die Zapfen, welche der Graf von ſeinem der Induſtrie und dem Ackerbau gewidmeten Tempel herabhängen ließ, waren nicht blos ordinäre Kalkſinter, ſondern vor den Augen der Geſellſchaft überzogen ſie ſich bald mit metalliſchen Oxyden und gaben den Anblick von alten Stollen, die ſich mit der Zeit, vor Wiedergeburt und unermüdlicher Schöpfungskraft der Natur, grün und gelb färben und neue Metalle anſetzen. Doch dauerte dieſe Verwandlung nur einige Minuten; der Schacht ſtürzte zuſammen, da der wahre Metallkönig erſchien, Herr von Lipmann.

Blaſedow hatte dieſen Moment zuerſt mit banger Beſorgniß erwartet, ſpäter ſehnte er ſich nach ihm, als dem Augenblick, wo der Vorhang des Induſtrietempels zerreißen, die Gräber der alten Schulden und Lotterieumtriebe ſich öffnen und ſeine Erlöſung vollendet ſein würde. Das Ungewitter zog mit dem beſcheidenen Rollen eines Einſpänners herauf, der im Hofe der Neige einfuhr, aber von der Geſellſchaft überhört wurde. Indem ſtürzt ein Dienſtbote herein und flüſtert dem Grafen etwas in's Ohr, ſo daß dieſer erbleichte, aufſprang und, ohne ein Wort zu verlieren, ſich in's Nebenzimmer entfernte. Es war die höchſte Zeit, daß er den Moment benutzte: denn ſoeben trat auch Herr von Lipmann ein und richtete, wie Macbeth, alle ſeine Aufmerkſamkeit auf den leer ſtehenden Stuhl, nur mit dem Unterſchiede, daß Macbeth eine Perſon ſah, die Herr von Lipmann zu vermiſſen ſchien. Die Herrin des Hauſes hatte die Faſſungskraft verloren, weil ſie ſich einen ſolchen Ueberfall an dem hellen, lichten Tage dieſer Theevisitte nicht geträumt hatte. Sie erhob ſich matt mit mehr Verleugnung ihres Stolzes, als man ihrem Stolze hätte zutrauen ſollen, und erſuchte Herrn von Lipmann den Seſſel einzunehmen, welchen ſie in angenehmer Vorahnung ſeines Beſuches für ihn allein hätte leer ſtehen laſſen. Herr von Lipmann, von den vielen Menſchen etwas geängſtigt, folgte der Aufforderung mechaniſch, mochte aber kaum die gebundene Wärme des enthuſiaſtiſchen Grafen

in dem Polſter verſpürt haben, als er ſchon merkte, daß hier nicht nur die Anweſenheit des Schuldners geleugnet, ſondern ſogar verborgen gehalten werden ſollte. Herr von Lipmann gab indeſſen viel auf Bekanntſchaften. Er ſah gern Fremde, um ſie ſeinem Herzen näher zu bringen oder wenigſtens einzuladen, ihn ſeiner talentvollen Kinder und ſeiner Tulpenzwiebeln wegen zu beſuchen. Er war in all' ſeinen Angriffsoperationen gelähmt, ſo lange ihm die anweſenden Perſonen nicht Name für Name vorgeſtellt waren. Israeliten ſind durch die Unbill alter Zeiten mißtrauiſch gegen alle Welt und halten es doch gern mit ihr, dachte Blaſedow, wie er das ängſtliche und freundliche Forſchen des Hofagenten bemerkte; ſie halten ſich immer nur für Pilger im Weſten und glauben, wenn's ihnen auch noch ſo wenig nöthig iſt, nicht Freunde genug haben zu können. Die Gräfin war eben ſo klug, wie Blaſedow. Sie vermied es, dem Hofagenten die Anweſenden zu nennen; oder fürchtete ſie, ihren Umgang in ein ſchlechtes Licht zu ſtellen, wenn ſie hier einen Pächter, dort einen Steuereinnehmer und zwei Pfarrer, dieſe wenigſtens als ſtudirte Leute, dem Herrn von Lipmann zugeſtanden hätte? Dadurch erhielt indeſſen ihr Mann einen großen Vorſprung, wenn er in der That nicht wieder erſcheinen durfte. Herr von Lipmann freute ſich wenigſtens, durch Blaſedow mit den Uebrigen anknüpfen zu können, wenn ſich auch dieſer nicht aus Mitleid mit der Gräfin entſchließen konnte, als Helena den Schiffskatalog der verſammelten Helden aufzuzählen. „Um Vergebung," fragte Herr von Lipmann ſeinen Nachbar Tobianus, „worin machen Sie Geſchäfte?" Auf dieſe Weiſe orientirte er ſich allmälig in der Geſellſchaft und erſt dann, als er ſie vollſtändig überſehen konnte und überzeugt war, in Finanzſachen könnte ihm hier Niemand die Stange halten, rückte er der Gräfin mit der ſchroffen Frage nach dem Grafen zu Leibe. Sie entſchuldigte ihres Gatten Abweſenheit. Er hätte ſich ſchon am frühen Morgen in Geſchäftsſachen entfernt. Als die Scene dieſe Wendung genommen, waren die Anweſenden trotz ihres Aufenthaltes auf dem Lande zartfühlend genug, ein leicht errathenes Geheimniß zu ſchonen und aufzubrechen. Die untergehende Sonne am Himmel mußte als Vorwand dienen,

die untergehende Sonne des Grafen von der Neige nicht bis in den Anbruch einer unheimlichen Finsterniß zu verfolgen. Die Gräfin verlor alle Besinnung, als man sie nur unter dem Schutz des Herrn Ritter, dem Hofagenten gegenüber, verließ. Sie hatte schon längst nach ihrem zweiten Sohne, dem Pathen des Millionairs, Gustav Adolph Nathan, gerufen, um diesen als Blitzableiter des vom Berge Sinai herabrollenden Ungewitters zu benützen. Leider flammte auf diesem Sinai nicht blos das mosaische Gesetz, sondern auch der allgemeine deutsche Civilproceß. Blasedow hatte die Edelfrau gern und war tief gerührt, wie er so leicht und behaglich aus dem Hause trat und drinnen eine so reife Bombe zurückließ, von der es ihm auch bald vorkam, als zerplatze sie schon hundert Schritte hinter ihm. Tobianus rückte wie eine Katechismushälfte (die nur aus Fragen besteht) an Blasedow heran und schoß auf ihn mit einem ewigen Was ist das? = Pelotonfeuer ein; allein dieser würdigte ihn keiner Antwort, höchstens daß er ihm erwiderte, er wolle lieber allein nach Hause gehen. Tobianus begriff nicht, wie bei vornehmen Leuten gemeine gewesen sein konnten, ohne hernach die Köpfe zusammenzustecken und das Erlebte mit plebejischer Medisance wiederzukäuen. Allein Blasedow sah sich genöthigt, sein gewöhnliches Kunstmittel zu ergreifen, um Tobianus abzuschütteln. Er brauchte nämlich immer ein Buch, um ihn zu bannen: ein Buch, das er selbst schreiben wollte. „Dann freilich, lieber College," pflegte Tobianus regelmäßig zu sagen, „muß ich Sie allein lassen, weil ich selbst wünsche, daß Sie etwas herausgeben und dazu alle nur mögliche Muße als Brütezeit Ihrer Gedankeneier benutzen." So trennten sie sich auch heute. Blasedow aber lief spornstreichs nach Hause und sprach nur zuweilen, wenn er Milzstechen bekam und etwas einhalten mußte, zu sich selbst: „Nur zu gut seh' ich jetzt, wie jeder Mensch um mich her sein Stück Biographie am Fuß hat und hinken muß, um damit fortzukommen. Muß ich nicht eilen, endlich den Riß des Gebäudes, womit ich mich trage, in Ausführung zu bringen? Die Zeit ist im Abrollen begriffen. Jedes Blatt, das vom Baume fällt, ist eine Pendelschwingung, die den Weiser der Ewigkeit in Bewegung

zeichnet, aber nie hat mich Molière nach meiner Herkunft befragt —

Lameignon.

Lügſt Du?

Madeleine.

Was fällt Ihnen ein? Welche Unart!

Lameignon.

Vergieb, Madeleine, Tochter meines unvergeßlichen Freundes — ich gehörte zu den treueſten Freunden Deines Vaters! Wie oft habe ich Dich auf meinen Knieen geſchaukelt; wie oft Dich geliebkoſt, wenn Deine Mutter, Deine ſchöne Mutter —

Madeleine.

Wie können Sie nur glauben, daß Tartüffe das Schickſal meiner Eltern beſchreibt! Meine Mutter ſtand ſo rein da, ſie iſt doch unmöglich mit Elmiren zu vergleichen —

Lameignon.

Bewahre, bewahre! .... (Bei Seite) Jeder Zug Elmirens iſt dem Leben ihrer Mutter entnommen! (Laut) Aber ſage mir, Kind, entſinnſt Du Dich des Namens, den der böſe Feind deines Vaters trug?

Madeleine.

O wohl! Er hieß Jean Baptiſte Lameignen.

Lameignon.

Wie — Du kennſt —

Madeleine.

Aber ſchweigen Sie, ſagen Sie ihn Niemand! Wir müſſen zittern, von ihm entdeckt zu werden. Als die Eltern ſtarben, hängte man dem falſchen Freunde einen Prozeß an, er erhielt

ſetzt. Führ' ich nicht ein Leben wie im Orient, wo man niemals eine Uhr ſchlagen hört?" Und gleichſam als käm' er mit dem Dampfſchiff aus Alexandria nach Marſeille, ſo hatte er die ängſtliche Empfindung der zurückkehrenden Levante-Reiſenden, die plötzlich nach dem harmloſen Dolce far niente des Oſtens wieder alle Uhren picken hören, in jedem Zimmer, auf Kirchen, an den Thoren, öffentlichen Gebäuden, in der Taſche jedes Menſchen, dicht am Herzen, die ewige Erinnerung an die Flucht der Zeit und an den Werth jeder verlorenen Minute. So konnt' er daheim auch kaum mit Ruhe ſchlafen, weil ihm jeder Moment unerſetzlich ſchien. Am nächſten Morgen wollte er ſeine pädagogiſche Theorie mit Gewalt angreifen und ſeinen Kindern ſtatt Marmorkügelchen den ganzen Erdball in die Hände geben.

Elftes Kapitel.

Oscar, der Schlachtenmaler.

Blaſedown war ſein Erziehungsprincip jetzt erſt klar geworden. Die Phidias-Beſtimmung ſeines Amandus brachte ihn darauf, wie man zu einem gegebenen Durchmeſſer leicht Kreiſe und Tangenten ziehen kann. Er wollte ſeine Kinder nicht wie Glasbläſer von ſich werfen, die ihren Gebilden erſt durch einen kühnen Schwung die gewollte Form geben. Sondern er ſagte zu ſich ſelbſt: „Wozu haben die Eltern anders Schaden gelitten, als daß die Kinder davon klug werden?" Blaſedow legte ſich gleichſam auf den Erdboden, um zu lauſchen, was die nächſten Jahrzehnde über Europa hereinbringen würden. Er hörte lange Zeit nur ein dumpfes Gemurmel, bis ihm die Töne immer verſtändlicher wurden und er ausrufen konnte: „Ich habe Licht." Sein Erziehungsprincip ging von dem Lauf aus, den ihm die Geſchichte in Kürze zu nehmen ſchien. Er verglich alle Zeitungen miteinander, die er mit Tobianus gemeinſchaftlich hielt, und

ſagte: „Wir gehen einer großen Kataſtrophe entgegen. Die große Schlange, welche das Welten-Ei umringelt wird ſich bald wieder häuten. Drei Jahrhunderte von der Reformation entfernt und nichts als eine franzöſiſche Revolution, die noch dazu beſiegt iſt?“ Blaſedow rechnete auf einen großen Fehler, der ſich in der Zeitenrechnung finden würde, auf ein nicht aufgehendes Facit und einen daraus entſtehenden Decimalbruch der bisherigen geſellſchaftlichen Verhältniſſe. Blaſedow war kein Apokalyptiker; er dachte, der beſte prophetiſche Bengel, der die Offenbarung Johannis erläuterte, iſt der Preßbengel. Aus den Sonnenfinſterniſſen machte er weniger Schlüſſe, als aus den Verſtandesfinſterniſſen, die ihm in ihr letztes Viertel bereits eingetreten ſchienen. Der große Komet, den er im Jahre 1834 erwarten durfte, würde nach ihm weit mehr die Köpfe, als die Erde verſengt haben. Alles, was er Neues entdeckte, waren ihm Kräuter und Vögel und rothe Menſchen aus einem neu entdeckten Amerika. Die grüne Inſel Guanahani ſchien ihm manchmal ſchon unmittelbar vor den verlangenden Augen zu ſchwimmen; wenigſtens waren bis jetzt ſeine Kinder noch in ziemlich indianiſcher Verwilderung ſtehen geblieben.

Blaſedow's Anſicht war die von einer großen Reaction der Natur gegen die Kunſt, der Leidenſchaft gegen die Klugheit, der verfehlten Praxis gegen eine altkluge Theorie. Ob die Revolution, welche er von der Kirchthurmſpitze Kleinbethlehems zuweilen ſignaliſirte, eine moraliſche oder blos politiſche und materielle ſein würde, das getraute er ſich nicht zu beſtimmen; „allein,“ ſagte er, „die Mauer um unſern Kirchhof bleibt nicht ewig ſo niedrig und nicht ewig werden über unſeren Gräbern da unten“ — er ſprach nicht in der Allegorie, ſondern nur beiſpielsweiſe, weil er's gerade von dem Kirchthurm gut ſehen konnte — „nicht ewig werden nur Maulbeerbäume auf unſerm Kirchhof ſtehen der Seidenwürmer wegen und blos, um Seide zu ſpinnen. Nicht ewig wird dicht am Grabe die Induſtrie ihre Spinnmaſchinen aufſchlagen, ja, aus der Ruhe der Todten ſelbſt ihr Gebein geſammelt werden, um nur Stiefelwichſe daraus zu machen. Nicht ewig wird dieſer Jahrmarkt mit ſeinen Marktſchreiern

und Possenreißern Welt und die Geschichte dazu heißen. Sondern es kommt ein Tag der Erlösung, wo sich endlich die feindseligen Elemente der Moral und der Natur, des fordernden Staates und der leisten sollenden Gemeinde, der Kirche, des Glaubens und der Wissenschaft" — hier stockte Blasedow: denn sein Herz fing so an zu schwanken und bewegt zu werden, wie die Glocke neben ihm, an welcher soeben der Küster unten die Stränge zog, nur mit dem Unterschied, daß diese laut, sein Herz ganz still wurde. Es war nicht blos Wonne, was ihm die Sprache raubte, sondern eben so viel Besorgniß, daß er sich geirrt haben konnte. Blasedow war auf die Katastrophe gefaßt, nur wußt' er nicht, ob sie sich mit wedelndem Schweife zu unseren Füßen legen würde oder wild und schnaubend heranstürmen. Ihm konnt' es jedoch gleichgültig sein, ob sich der kommende Herbst an den Weintrauben erlaben würde, wie sie vom Stocke kommen, oder erst an dem gährenden Most, welchen die Weinbergsherren mit ihren Füßen erst ausstampfen und durch die Kelter bringen. Er hatte die Absicht, seine Kinder auf Krieg und Frieden abzurichten, wie es von den Vögel-Virtuosen die Dompfaffen gewöhnlich auf Alles sind, ausgenommen aber wol auf geistliche Lieder.

Blasedow rechnete auf keine einzelne Periode, in welcher sich die Erziehung seiner Kinder bewähren sollte, sondern auf eine Reihenfolge von Ereignissen. Er hatte, um ja recht schnell an's Ziel zu kommen und die höchste Meisterschaft zu erzielen, für Jeden nicht blos einen Zweig, sondern ein einzelnes Blatt ausgesucht, auf dem er sein Leben lang pfeifen sollte. Nur dem Bildhauer, als einem Künstler, für welchen die Gegenwart keine rechten Voraussetzungen mehr hat, erlaubte er allgemein und erschöpfend zu sein. Oscar war der Aelteste und bestimmt, in den Kämpfen, die Blasedow kommen sah, sein Glück zu machen. Indem ihn sein Vater für die Schlachtenmalerei ausschließlich erziehen wollte (und sich dabei für die Anfangsgründe auf einen Lakirer in der Nähe verließ), sollte er gleichsam die Vorpostengefechte des Jahrhunderts, die kleinen Streifcorps-Affairen der Tendenzen, die von der Landstraße abweichen, und zu-

letzt die großen Völkerschlachten malen, von denen allen Blasedow schon Pulver gerochen hatte. „Siegt die Sache des Volks, woran kein Zweifel," fuhr Blasedow fort, „so wird Amandus zu thun bekommen. Während sich Oscar auf den blutigen Lorbern der Schlachtfelder, die nebenbei von ihm verewigt sind, ausruht, streift Amandus seine Hemdärmel auf und backt aus Marmor die Verherrlichungen des Friedens, Bürgerstatuen und Mauerkronen auf den Häuptern verdienter Nettelbecke und Nathusius, verdienter Gotzkowski und sonstiger Patrioten, die nun nicht mehr mit Undank, sondern wenigstens mit einer Bildsäule in den großen Wal- und Ehrenhallen der Nationen bedacht werden dürften. Da aber auch dann," schloß der besorgte Vater weiter, „noch immer die Hydra der Reaction nicht um ihren letzten aufgeschossenen Pilzkopf gebracht sein wird, sondern die Herakliden des neuen Jahrhunderts immer zum Kampf gerüstet sein müßten, wo also noch immer eine kleine Ueberfalls-Affaire und Fourage-Streifpartie mit etlichen Carabinerschüssen für Oscar's Schlachtenpinsel abfallen wird, so hab' ich auch Theobald und Alboin, Beide für den natürlichen Lauf der Dinge, wie dieser ja zu allen Zeiten war, bestimmt, indem der Zweite die Waffen" (Waffeln waren jedoch beiden Knaben noch das Liebste) „der Satyre tragen soll, der Erste aber darnach trachten, sich als Volksdichter aus dem Stegreif auszuzeichnen." So hat uns Blasedow hiermit endlich die Nummern gesagt, auf welche er in der Zufallslotterie der Bestimmung seiner Kinder mit dem festen Vertrauen gesetzt hatte, es würden große Loose und keine Nieten darauf fallen. Oscar war jetzt unwiderruflich zum Schlachtenmaler, Amandus zum Bildhauer, Theobald zum Volksdichter und Alboin zum satyrischen Schriftsteller bestimmt.

Oscar war ein hochaufgeschossener Junge mit den klügsten Augen von der Welt. Gewandt und verwildert, da er in seinem jetzt dreizehnten Jahre kaum nothdürftig lesen und schreiben konnte, hatte er sich doch schon eine Lebenstheorie angeeignet und war vielleicht zu keiner Bestimmung so wenig geschickt, wie gerade zur Malerei in Oel. Dennoch zeichnerisches Talent besaß er, wenn auch nur mit Kohle, und weit

mehr zur Caricatur und zum Hogarth hinneigend, als zum Raphael. Mit Michel Angelo mocht' er das Ungeheuerliche gemein haben. Auch war er hauptsächlich wol nur zur Frescomalerei bestimmt, da er wenigstens seine meisten Caricaturen an die Wand malte. Thierstücke gelangen ihm nicht selten, ob er sich gleich, was er als Schlachtenmaler hätte thun müssen, weit weniger mit Pferden, als mit Hunden und Eseln beschäftigte. Gertrud hätte ihn am liebsten zu einem Kohlenbrenner bestimmt, damit er sich die Kohlen selbst hätte schwelen können, wie sie sagte, die er ihr aus dem Kamine zu stehlen pflegte. Das ganze Dorf aber stimmte dem Vater bei, wenn auch mit größerem Schmerz, als dieser Freude empfand, da Oscar keine Wand im Dorfe ohne Zeichnung ließ, wenn ihn nicht gerade ein Weinreben-Spalier daran verhinderte. Am liebsten zeichnete er den Satan, was um so auffallender war, da sein Vater gerade am meisten gegen diesen predigte. Wo Blasedow den Satan fortjagte, setzte ihn sein Sohn wieder hin, und Blasedow hinderte dies nicht, da ihm gerade die Kirchhofmauer mit Oscar's Höllencartons das Unterpfand seiner Talente war. Er wird schon lernen, dachte er, an die Stelle Beelzebub's als Schlachtenmaler den Generalfeldmarschall der feindlichen Posten oder irgend ein gekröntes Haupt zu setzen, das in's Gedränge geräth. Blasedow war so gewiß, als hätt' er das Horoskop seines Jungen gelesen. Oscar's Lehrer wohnte auf der Reige, das heißt, in dem zu diesem Schloß gehörigen Dorfe und hieß Schönfärber. Allein er war gerade nur in Oelfarbe bewandert und hatte die gräfliche Kutsche als ein ewiges Denkmal seiner Kunst von Zeit zu Zeit frisch anzustreichen. Schönfärber war ein schlichter Landmann, hatte aber während seiner Soldaten-Dienstzeit durch das Lackiren der Tschakos eine solche Kunstfertigkeit in allen Gegenständen der niedern Oel- und Lackmalerei sich erworben, daß er es schon wagte, die Kutsche anzustreichen, und sich sogar mit dem gräflichen Wappen darauf befaßte, obschon es sechzehn Felder hatte. Schönfärber's Versuch war nicht mißlungen zu nennen. Er hatte als Artillerist zu oft eine weiße Bombe, die eben zu platzen im Begriff ist, vorn auf seinen Tschako malen müssen,

als daß er nicht das gräfliche Wappen, welches ohnehin gleichsam auseinanderzufallen drohte, in eine hübsche Einfassung von Hermelin hätte mit sanften Pinselstrichen hineinlegen sollen. Sothanes Wappen, in welchem außer zwei Buchenkerne knuspernden Eichhörnchen auch ein Einhorn figurirte, und ringsherum der Orden des goldnen Vließes, welchen ein früherer Ahn getragen hatte und der jetzt auf den Handel mit Schafwolle, den der Graf trieb, eine zarte Deutung zuließ — ich sage, dieses Wappen hatte Schönfärbern einen solchen Ruf und ohnedies Muth gemacht, daß er in der Umgegend alle Kirchenwände mit Frescogemälden anstrich, die aber, da er nicht wußte, daß der Kalk naß sein mußte, bald nach der ersten Malerei wieder verschwanden, was ihm ein hübsches Geld einbrachte, da er sie immer wieder auffrischen mußte. Indem Schönfärber unter Frischmalerei blos eine Frischdrauflosmalerei verstand, hatte er sich den Ruf eines Land-Raphaels in der ganzen Umgegend erworben. Zu diesem führte Blasedow seinen Sohn: denn, dachte er, das Technische muß doch die Grundlage bilden, und, wenn er auch nicht malen lernt, so lernt er doch Farben reiben und sich seinen Pinsel selbst zustutzen. Den höhern Genius will ich dann schon selbst wecken.

Als Blasedow mit Oscarn zu Schönfärbern kam, war dieser gerade mit einem sogenannten Stilleben beschäftigt, das aus mehreren neben einander liegenden Würsten, Bäckerwaaren, Gläsern und Fässern bestand und als Wirthshausschild in ein nahegelegenes Dorf locken sollte. Wenn Gemälde überhaupt dasjenige, was sie vorstellen, bis zu einer täuschenden Aehnlichkeit wiedergeben sollen, so konnte man das betreffende, das beinahe vollendet war, unter die classischen setzen, da Alles, was Schönfärber auf ihm anbrachte, sprechend ähnlich zu nennen gewesen wäre, wären es nicht stumme und leblose Gegenstände gewesen. Eine langjährige Uebung hatte dem Maler ein so hohes Selbstbewußtsein gegeben, daß er ordentlich zu Blasedow sagen konnte: „Herr Pfarrer, Jeder muß klein anfangen. Soll Ihr Sohn es einmal weiter bringen, so muß er ganz meine Schule durchmachen. Ich fing mit Tschakolackiren an, und das muß er

auch. Er muß mir die weiße Bombe, die eben platzen will, ganz so genau hinmalen können, wie ich es mußte, und zwar aus freier Hand ohne Lineal. Haben wir das erst, dann wollen wir weiter sehen." Blasedow schüttelte den Kopf; weil er es aber hauptsächlich auf Schlachten abgesehen hatte, dachte er: platzende Bomben und Granaten, Tschakos und Patrontaschen mögen nicht ohne Nutzen sein, wenn sie Oscar malen kann. „Schönfärber," fuhr er fort, „zeigen Sie ihm, was Sie können. Haben Sie auch Pferde, die Sie malen können?" Schönfärber sah den Pfarrer pfiffig an und meinte: „Eigentlich sollt' ich's Ihnen nicht verrathen; aber, da das Schild, was ich hier male, gerade zum weißen Roß ist, so will ich Ihnen auch zeigen, wie ich's auf die kürzeste Manier herausbringe!" Damit zeigte er dem Pfarrer einen großen Kasten von ausgeschnittenen Würsten, Engeln, Brödchen, Posaunen, Gläsern, Wolken, Pferden, Messern und Gabeln, alle von steifem Papier, die der Maler nur anzulegen brauchte, um gleich mit einem Pinselstrich drüber her die ganzen Figuren auszudrücken. „Das sind ja Schablonen," bemerkte Blasedow erstaunt. „Gerade so," bemerkte Schönfärber beifällig, „wie sie die Stubenmaler haben, weil's so kürzer geht, und Alles accurat herauskommt." Oscar hatte sein blaues Wunder, diese Künste zu durchschauen, und Blasedow seufzte tief auf, indem er sich mit dem Gedanken tröstete: Das Technische ist vor Allem einmal die Grundlage. Er machte mit Schönfärbern einen Preis aus, wofür dieser Oscarn täglich eine Stunde geben sollte. Schönfärber behauptete, daß der Junge in acht Tagen Alles los haben würde, wobei Blasedow beinahe der Schlag gerührt hätte. „Nein, nein," sagte er, „Schönfärber, übereilen Sie sich nicht. Er soll's aus dem Grunde lernen und auf's Geld kommt mir's nicht an. Durch die Schablone soll er auch nicht zeichnen lernen, sondern Alles aus freier Hand: das bitt' ich mir aus, Schönfärber!" Dieser war unschlüssig, ob er auf eine solche Parthie eingehen durfte, sagte dann aber: „Nun, wenn er aus freier Hand gezeichnet hat, leg' ich die Schablone darauf, damit wir sehen, wo er's getroffen hat und wo nicht." — „Das allenfalls," bemerkte Blasedow

und ging, indem er Oscarn ermahnte, wie er sich bei Schönfärber zu benehmen hätte.

Als sie Beide bei ihrem Heimgang einen kleinen Hügel hinaufstiegen, fiel es Blasedow recht schwer auf's Herz, daß Oscar durch diesen Unterricht, so nothwendig ihm derselbe schien, von seiner Hauptbestimmung, von den Schlachten, wenig erlernen würde. Nicht einmal Vorpostengefechte, dachte er, wird ihm Schönfärber, wenn dieser auch Artillerist gewesen, beibringen können. Unter diesen Umständen ereignete sich, als sie den Hügel erreicht hatten, eine Scene, die dem bekümmerten Vater als Beispiel der nothwendigen Supplemente zu Schönfärber's Unterricht wie gerufen kam. Unten am Fuß des Hügels hatte sich eine große Heerde Gänse gelagert. Wasser, Blasedow's Hund, von Muthwillen getrieben, stürzte den Hügel hinunter und fuhr wie ein Hagelwetter unter die schwerfälligen Thiere. Blasedow, von einer seltsamen Ideenverbindung ergriffen, zieht Oscar an sich und sucht ihm bei diesem Vorfall die Anschauung einer Homerischen Erinnerung zu geben. Er verglich Wassern mit dem rasenden Ajax und die Gänse mit den fliehenden Trojanern. Er zeigte ihm, wie sich unten in der skamandrischen Ebene die Gruppen der erschrockenen Schaaren bildeten, und verglich das Toben des Helden mit dem Sturmwind, der die Fluthen des Meeres aufwühlt. Blasedow hoffte, daß sich Oscarn auf diese Weise die Schlachten anschaulich machen würden. „Hui, hui, Telamonier," rief er, „rechts und links! Sieh, Oscar, was da Leben ist! Das ist mehr als Ajax; da denke Dir jede beliebige Schlacht, eine bei Chalons, eine bei Leipzig, immer müssen sich solche Gruppen im Vorgrunde bilden, immer mußt Du einen Haupthelden sich vorn plastisch entfalten lassen und mir nicht gar die Thorheit haben, im Vorgrunde, wie das so üblich, gekrönte Häupter zu zeichnen, die, aus der Schußweite entfernt, in den Kugelregen hineinsehen und blos mit Ordonnanzen umgeben sind, die den Triumphwagen gut schmieren, falls er gebraucht werden sollte oder Reißaus nehmen muß." Oscar freute sich höchlichst an der Scene, was seinem Vater noch größere Freude machte. Wasser trug soeben im kecken Uebermuth eine Gans aus den

dichten Schwaden heraus: „Da, Junge," rief der Alte, „eine Gefangennehmung! Wie die Regimenter stutzen, der feindliche General ist mitten aus ihnen herausgenommen, so Vandamme bei Culm, Franz I. bei Pavia. Mein Junge, betrachte nur die Entschlossenheit unsrer Partei; sie bringt ihren Raub in Sicherheit, das Gewimmel der Schlacht hört auf, die Reihen halten Stand, das Geschütz schweigt, man ahnt, daß etwas geschehen ist, was dem blutigen Tag eine neue Wendung geben muß."

Inzwischen hatte sich das Schicksal in Gestalt des Gänsejungen auf den Weg gemacht, um dem Räuber die Eroberung des feindlichen Anführers abzujagen. Der Hirt der zerstreuten Heerde hatte schon vom nächsten Bache, in dessen dunkler Fluth er sich badete, den Seinigen Muth zugerufen, so daß diese „mit den Flügeln jauchzten", wie Homer sagt, und durch ein volltönendes Geschrei ihre Hoffnung auf die erwartete Entscheidung zu erkennen gaben. Der Gänsejunge hatte sich nur leider in demselben Bache gebadet, von dem, wir bereits mit allen Sayn-Sayn'schen Chirurgen und Apotheken wissen, daß er zahllose Blutegel enthält, und so mußte der Rettungsengel ein Gefühl, das ihm erst ganz sanft gethan hatte, jetzt mit einem gewaltigen Entschlusse abbrechen und die Blutegel, welche ihm an den Füßen saßen, bis auf die Köpfe abreißen, die er drin lassen mußte, womit er sich gefährliche Wunden machte. Es hätte nicht viel gefehlt, so würde der Secours die Stelle des rasenden Ajax, wozu er weit mehr Ursache hatte als Wasser, übernommen und diesen mächtig zerzaust haben; so aber flüchtete der Räuber, nachdem er den feindlichen General unterwegs abgesetzt hatte, den Berg hinauf, wo Blasedow seelenvergnügt war, den Stifter so vieler Unordnung zu empfangen. Denn, dacht' er, den werd' ich öfter brauchen können, um Oscarn das Urplötzliche in den Situationen der Schlachten, Streifcorps-Ueberfälle und ähnlicher Kriegsgott-Offenbarungen zu enthüllen. Oscar war auch für Wasser eingenommen und hatte Humor genug, um an seines Papas Unterrichtsmethode Spaß zu haben.

Dieser benutzte Alles, was ihm nur Streitsüchtiges in den Weg kam, um der Phantasie des Schlachtenmalers Nahr-

ung zu geben. Statt zu versöhnen, wo es Zank und Hader gab, statt eine Heerde Schafe, die von einem zottigen Hunde zur Ordnung zusammengebissen wird, zu bemitleiden, stellte dieser pädagogische Seelenhirt seinem Sohn alle Vorfälle dieser Art als Studien nach der Natur hin und pries ihn glücklich, daß er auf dem Lande lebte, wo die Natur und die Leidenschaft noch nicht unter der allmächtigen Zuchtruthe der Polizei ständen. Jeden Lärm im Hause oder im Dorfe mußte der Schlachtenmaler benutzen, um sich daraus Gruppen zu bilden. Oft wünschte Blasedow, es bräche im Dorfe einmal ein allgemeines Handgemenge aus oder wenigstens, um ein Bild der Unordnung zu haben, der Kirchenchor bräche ein und einige andächtige Christen stürzten in das Schiff hinunter. Alles von dieser Art war ihm erwünscht, wenn sein ältester Sohn nur gerade zugegen war. Dieser durfte keinen Sonntag vorübergehen lassen, ohne dem Vater zu erzählen, was er im Kruge für Scenen erlebt hatte. Die Beredtsamkeit und malerische Auffassungskraft des Schlachtenmalers entzückte Blasedow. Es waren immer homerische Scenen, die Oscar von Zweikämpfen und allgemeinen Aufständen zu erzählen wußte; ein abgerundetes Ganze, das der Bericht Oscar's einrahmte, und wobei der Vater dachte: Fehlt auch noch der Farbenschmelz, so rechne ich diese einfachen Erlebnisse gerade für Tischbein'sche Umrisse aus dem Homer, wobei er zeichnen lernt.

Blasedow opferte sich seinen Kindern seit einiger Zeit mit Leib und Seele. Er lebte nur in ihrem Leben. Er machte sich zum Gerüst, an welchem sie ihre Zukunftsgebäude aufmauerten. Er behandelte Keinen mit dem Andern überzwerch, sondern gab Jedem die Welt und die Wissenschaften so zubereitet, wie sie ihm gerade dienlich sein konnten. Während er die Geschichte vortrug, machte er sie bei dem Volksdichter zu einem Epos, bei dem Satiriker zu einer Elegie; bei dem Bildhauer sprach er nur über die Periode des Friedens, bei Oscar über die des Kampfes. Dem Bildhauer schilderte er die Thaten und Begegnisse der alten Zeiten als eine sanfte Harmonie mit obligater Flötenbegleitung der schönen Künste, dem Schlachtenmaler als einen wilden Hugenott mit contrapunktirtem Kanonenlärm und Trompetenge-

Recht in allen Inſtanzen. Dann wandten ſich einige gute Seelen für uns beide Schweſtern an das Herz des böſen Mannes; vergebens! Statt für unſre Erziehung zu ſorgen, ließ er uns trennen und verfolgen und gab uns einem elenden Schickſal preis. Von meiner Schweſter hab' ich nie wieder gehört, und ich ſelbſt ſäße noch jetzt in meiner Hütte zu Chalons, wenn mich nicht ein reicher Bürger von Paris, der gute Maitre Matthieu, lieb gewonnen und mit hierher genommen hätte —

Lameignon.

So hat Matthieu Molièren die Bekanntſchaft mit einem Streſſe —

Madeleine.

Wo denken Sie hin, Matthieu kennt mich nur als Madeleine Béjart, das Pflegekind meiner und ſeiner Verwandten —

Lameignon (bei Seite).

Molière, Molière, mit wem ſtehſt Du im Bunde? (Laut) Sind wir nicht allein?

Madeleine.

Das erſte Stück iſt vorüber. Molière pflegt ſich hier in Armandens Zimmer auszuruhen —

Lameignon.

Was? In dieſem Zimmer?

Madeleine.

Er ſteigt ſo eben die Treppe herauf —

Lameignon.

Mein Gott —!

Madeleine.

Was fürchten Sie denn?

ſchmetter. Wie Garrik das Alphabet herſagen konnte, vorwärts, wo Alle lachten, und rückwärts, wo Alle weinten, ſo benutzte auch Blaſedow die gleichen Themen, um je bei Dieſem oder Jenem die entgegengeſetzten Wirkungen hervorzubringen. So ſchilderte er beim Bildhauer Alles objectiv, beim Schlachtenmaler Alles ſubjectiv. Dort ließ er die Maſſen walten, hier die Einzelnen, die ſich auszuzeichnen ſuchten. Er zeichnete dem Einen die franzöſiſche Revolution als eine Nothwendigkeit, dem Andern als eine wilde Anomalie. Beim Bildhauer mußte Alles zur Ruhe ſtreben, beim Schlachtenmaler Alles aus ihr heraus. Jetzt ging die Krone auf Leopold über, ſagte er mit Sanftmuth bei Amandus; jetzt griff des Thronerben vor Erwartung ſchon erſtarrter Arm nach der Erbſchaft des Diadems: ſo ſprach er über Geſchichte mit dem Schlachtenmaler. Diejenigen Helden, welche in Gegenwart des Bildhauers verflucht wurden, ſegnete er, wenn an den Schlachtenmaler die Reihe kam. „Das iſt der große Uebelſtand unſers Schulweſens," ſagte Blaſedow, „daß man allen Wiſſenſchaften Univerſalität zu geben ſucht und ſie auf derſelben Leier abſpielt, mögen nun Löwen oder Eſel, Murmelthiere oder Füchſe dem pädagogiſchen Orpheus zuhören. Wer ein Pfaff werden ſoll, muß Cromwell verfluchen, wer ein Staatsmann, ihn ja ſegnen. Machiavell, Gregor, Karl V., Luther, Alle ſind ſie prismatiſch geformt und werfen ſieben verſchiedene Lichter wenigſtens je nach den ſieben freien Künſten, die es giebt."

Auf die Phantaſie des Schlachtenmalers ließ Blaſedow alles Wiſſenswürdige wie flimmerndes Nebelgewölke herabgleiten. Nur zuweilen blitzte der Sonnenſtrahl irgend einer großen Thatſache durch den Pulverdampf hindurch, der Donner eines Pulverwagens, der in die Luft geſprengt wird. Dann lichteten ſich plötzlich die Parthieen und Epochen und man ſah Schaaren aufgeſtellt von Erlebniſſen und gerüſteten Wahrheiten. Der Schüler orientirte ſich, er brauchte das Fernrohr, er zählte die aufmarſchirten Truppencorps, ſignaliſirte die Heerführer und die großen Beweisſätze, die an der Spitze der Jahrhunderte mit gezücktem Degen vorausſprengen. Blaſe-

dow ſorgte dabei, daß ihm immer der Trompeter der geſunden Vernunft zur Seite blieb und die Signale hinausblies, um zu wiſſen, daß der Phalanx ſeinen Plänen gehorcht. Ha, oft kam die Botſchaft, daß dort drüben die Bataillone wankten und ſchleunigſt eine Verſtärkung gebracht werden müßte, weil die Lüge und Bosheit ihren Pferden die Sporen gäben und die Flanken der Wahrheit durchbrechen wollten. Jetzt ſtürzten Beide in den Pulverdampf. Sieg oder Tod! gähnt der Todtenkopf auf ihrer Standarte. Drauf! Dran! Dorthin, wo mein Schwert blitzt! Weicht nicht, Ihr ermüdeten Märtyrer der Freiheit und des Lichtes! Haltet Stand: wir führen Euch Erſatz zu, Sokrates auf einem Schimmel, Plato auf einem Bläſſen, Hurrah! Das ganze Alterthum mit ſeinen unumſtößlichen Dioskuren-Wahrheiten, die nie ſterben, ſondern nur abwechſelnd und immer wieder zum Leben erſtehen. Sieg! Sieg! Die Geſchichte hat ihr Palladium wieder. Die Nebel verziehen ſich und die Säcularhymnen der Begeiſterung und des Dankes ſteigen von den Herzensaltären zu den Sitzen der Götter auf!

In dieſem Genre etwa wurde Blaſedow's älteſter Sohn unterrichtet. Der Vater lag manchmal ermattet auf dem Schlachtfelde ſeiner phantaſtiſchen Vorträge. Er gab dieſe angreifenden Lectionen immer zuerſt, weil auch ohnedies Oscar zu Schönfärbern hinüber mußte. Nachdem ſich Blaſedow erholt hatte, ließ er den Bildhauer kommen und den Volksdichter, weil Beide die Friedensmiſſion hatten und die Dankgefühle nach überſtandenen Titanenkämpfen in marmorne Gebete und populäre Dudelſackgeſänge verwandeln mußten. Erſt, wenn Blaſedow nach dem Allen über ſich ſelbſt lachen mußte, kam der ſatyriſche Schriftſteller in den Unterricht, der dann die Freiheit hatte, ſich über die ganze Welt luſtig zu machen. Wir müſſen hierauf noch zurückkommen und nehmen uns daher lieber die Zeit, zu bemerken, daß Blaſedow einen Weg einſchlug, um ſeine kriegeriſche Erziehung Oscarn einzuflößen, der dem geſcheidten Jungen mißfiel. Denn Blaſedow pflegte keine denkwürdige Affaire in der Geſchichte zu erwähnen, die er nicht durch plaſtiſche Anſchauungen im Kleinen nachgeliefert hätte. Oscar war zu alt, um an einem Spiel

mit bleiernen Soldaten Geschmack zu finden, wie er denn überhaupt weit mehr Neigung zur Bestimmung seines jüngsten Bruders hatte, als dieser Ahnung von der seinigen. Der Mutterwitz, der die jüngsten Kinder auszuzeichnen pflegt, und die Altklugheit, die sie nicht selten entstellt, gaben Blasedow Vertrauen zu seinem Vorhaben, gerade diesen für die Satire aufzuziehen, obschon der Schlachtenmaler immer sagte, daß die bleiernen Soldaten dem gehörten. Genug, es half ihm nichts. Blasedow trug ihm die Geschichte nie anders vor, als mit dem Nürnberger Hülfsapparat. Es waren freilich nur preußische Freiwillige, bayerische Chevauxlegers und nackt-beinige Schotten, die er in der Eile zu commandiren hatte; sie mußten aber Alles vorstellen, was gerade die Jahreszahl mit sich brachte. Hatten die Preußen kaum bei Marathon mitgefochten, so wurden sie bei Cannä schon wieder in's Feuer geführt. Die Bayern drückten die Griechen aus, nicht deshalb, weil sie etwa aus Erinnerung an König Otto von Blasedow dafür gehalten wurden, sondern blos, weil die Infanteristen dort Helme trugen. Spielen wollte Blasedow nicht, sondern blos jene Schlachtordnungen nachmachen, die er bei Polybius und seinen Erklärern und den anderen zeitgenössischen Autoren erwähnt fand. Kurz, der Treffliche unterließ nichts, was seinen Kindern von Nutzen sein konnte. Er stieg vom Kothurn seiner Bildung herab, um mit ihnen zu denken und zu fühlen, wie der Baum, der nach Oben hin verdorrt, während er an seinem Fuße neue Schößlinge treibt. Gertrud blickte die neuen Unterrichtsscenen mit Staunen an und war froh, daß die Kinder endlich mehr geistigen Honig zu weben anfingen, als sie früher natürlichen genascht hatten. Kein Mutterherz ist so eifersüchtig, daß es verlangen sollte, die Kinder lägen immer bei ihr vor Anker; sondern es freut sich, wenn die flügge Brut ihre Segel aufzieht und hinausfährt und sich Kenntnisse sammelt, die sie ihnen nicht geben kann. Nur will sie dabei die Kinder nicht aus den Augen verlieren. Das war das Einzige, was ihr Angst machte. Ihr Sohn erster Ehe war in Ungarn, aber sie war darüber öfters weniger betrübt, als über ihre Kinder, die im Nebenzimmer saßen, und von denen sie nicht mehr wußte, wo sie anfanden

würden. Tobianus konnte ihr auch keinen Aufschluß, sondern höchstens seine Brille geben. Er schüttelte den Kopf und sagte, „er wüßte nicht, wo Blasedow wieder den seinigen hätte.“ Dennoch lag in dem Eifer ihres Mannes etwas, was Gertrud beruhigte. Bescheidene Menschen halten Alles für tief, was sie sich nicht erklären können. Auch schien es ihr, als müßte noch die Zeit kommen, wo sich die Haselgerte, die sie bisher über ihren Kindern geschwungen, in eine Wünschelruthe verwandelte. Und in diesem Glauben hütete sie sich wohl, indem Blasedow jetzt die Ruthe zu führen schien, an ihrer geheimnißvollen Kraft einen irdischen Zweifel zu hegen.

Zwölftes Kapitel.

Theobald, der Volksdichter.

Ein wahres Glück, daß vor zwei Jahren im Fürstenthum Sayn-Sayn ein gewaltiges Viehsterben geherrscht hatte: denn wie hätte Theobald anders einen Lehrer in der Poesie finden können! Blasedow wollte gerade nicht, daß Theobald bei dem Schäfer Schumacher im Dorfe, sich alle Vorkenntnisse zu einem zweiten Homer (das öftere dormitare hatte Theobald schon gemein mit dem guten Homer) erwerben sollte; er wollte auch hier nur das Technische von Schumachern abgesehen wissen, den Ton, die Volksweise, in welcher Schumacher Glück gemacht hatte.

Es verhielt sich mit Schumachern und dem Viehsterben folgendermaßen: Die Rinderpest war ohne Zweifel von Ungarn her hereingedrungen. Gertrud leugnete dies nicht, ihr Sohn erster Ehe wanderte noch nicht einmal im Salzburgischen, sondern hatte eben erst die große Glocke in Erfurt gesehen. Das Viehsterben fing in den Hundstagen an, ohne jedoch den Hunden zu schaden, was gerade im allgemeinen Wunsch gelegen hätte, wenn auch nicht in dem der Finanzkammer, die

eben eine Hundesteuer auszuschreiben im Begriffe stand. Schafe und Rinder fielen wie getroffen von den Pfeilen des „Silberbogners“ Apollo. Gertrud fürchtete, sie müßte den Tod haben, da ihn die Hälfte ihrer Ställe schon hatte und sie sich ohnedies über Blasedow's Benehmen nicht zufrieden geben konnte. Denn dieser, statt die Angelegenheit auf die Kanzel zu bringen und einen Cyklus von Rinderpest-Predigten zu halten, wie wenigstens Tobianus that, versuchte sich in physikalischen Experimenten bei dem schrecklichen Vorfalle und hätte nicht übel Lust gehabt, den Ansteckungsstoff von den Thieren auf die Menschen zu übertragen. Denn, wie die Natur einen solchen Unterschied mache zwischen ihren Geschöpfen, daß das, was den Canarienvögeln nichts anthat, doch Rindern und Schafen den Tod bringt, wie der Mensch ungehindert durch das Miasma hindurchschreitet und nur deshalb verschont zu bleiben scheint, damit er das Unverschonte begraben kann, das war für ihn Stoff zum Nachdenken genug. Allein bis zur Poesie brachte er es doch nicht, wie Schumacher, der Schäfer. Diesen nämlich machte das Viehsterben, wie einst Boccacion die Mailänder Pest, zu einem ausgebildeten Volksdichter. Schumacher war schon lange in dem Ruf, nicht nur weissagen zu können und Frostbeulen zu curiren, sondern das auch Alles in Versen besingen zu können. Aus jedem Rohre, das er am Bache, wo er seine Heerde tränkte, finden konnte, schnitt er sich eine Pfeife für seine ländliche Pansflöte und erklimmte den Parnaß der Sayn-Sayn'schen Dichtkunst, wenn auch kriechend und auf allen Vieren. Schumacher hatte mit Hans Sachs das Handwerk nicht gemein, da jener nur das hieß, was dieser war; allein Beide schnitten sich doch die poetischen Stoffe wie Fahl- und Sohlleder zurecht und schlugen die Formen, die sie wählen konnten, über die Monotonie ihrer Leisten-Tabulatur. Die Poesie war hier einem stark riechenden Schnittlauch zu vergleichen, welchen sich die Bauern der Umgegend in ihren sonntäglichen Eierkuchen baken. Schumacher war schon berühmt und wurd' es durch das Viehsterben noch weit mehr.

Wenn man an die Dichtkunst von je die Zumuthung gestellt hat, daß sie ihre Blumen nicht blos auf freiem Felde

schen erproben mußte. Er sah seine fette Heerde vor den Augen hinwelken und die grüne Weide sich in einen Schindanger verwandeln. Er fühlte die ungeheure Wissenslücke seines Hirnes, als auch nicht ein einziges Mittel seiner wandernden Feldapotheke, nicht ein Spruch aus den alten Beschwörungs-Formularen helfen wollte. Dies war der kritische Augenblick, wo Schumacher dem Entrikschäfer zu gleichen anfing und einer an Robert Burns' Namen streifenden Berühmtheit sich gewärtigen konnte. Denn, wenn sich die Pest bei seinem Vieh nicht unwahrscheinlich unter der Zunge verbreitete, wie einige Aerzte sagen, so kam ihm die Begeisterung jetzt auf die Zunge. Er griff in seinen, von tiefen Seufzern aufgeblasenen ländlichen Dudelsack und preßte, theils mit den Fingern, theils mit dem Arme, so schwermüthige Elegieen über die fürstlich Sayn-Sayn'sche Landesseuche aus ihm heraus, daß das Fürstenthum in dem Augenblick, wo ihm so viel Rinder und Schafe gestorben waren, wenigstens den Trost hatte, wie ihm dafür ein Dichter geboren wurde. Schumacher, der ohnehin nun keine Heerden mehr weiden konnte, benutzte diese Freistunden und ging zuletzt sogar in die nächste Stadt Mispelheim, wo das berühmte Mispelheimer Wochenblatt gedruckt wurde. Dort ließ er seine Elegieen auf die Landesseuche einrücken und wurde für den Drucker und Redacteur des Mispelheimer Wochenblattes, der Beides in einer Person war, ein Syrupstiel zum Anziehen von ganzen Fliegenschwärmen von Abonnenten. Schumacher besang jedes einzelne Stück seiner Heerde und bestattete es mit dem grünen Zweig (auf welchen jetzt wenigstens das Mispelheimer Wochenblatt kam) seiner Elegieen. Die Redaction setzte ihm an jedem Mittwoch als Honorar sein Lieblingsgericht vor, worüber sich Schumacher sehr naiv in der fünfzehnten Elegie auf die Landesseuche so ausdrückte:

So lang beim Wochenblatt noch Mittwochs Erbsen quillen,
Wird niemals nicht kein Trost mein klagend Herz stillen.

Der Ruf von Schumacher's Elegieen verbreitete sich fast so schnell, wie die Pest, die er in ihnen besungen hatte. Selbst in der Residenz wußte man eine so frische Naturgabe zu

ſchätzen und Blauſtrumpf hatte alle Urſache, ſich über die Lebensumſtände des neuen Volksdichters in Kenntniß zu ſetzen, da er ihn bei der zweiten Auflage ſeines Lexikons nicht mehr übergehen durfte.

Schumacher ſtand wie Hercules am Scheidewege. Auf der einen Seite die brüllende neu angekaufte und wieder completirte Viehheerde von Kleinbethlehem und auf der andern die lockenden Einladungen eines Dichterclubs, welcher ihn wahrſcheinlich zu einem in ſeiner Manier ſingenden Zeiſig abrichten und ihn künſtlich zum Naturdichter dreſſiren wollte. Schumacher entſchied ſich für die Reizung ſeiner Eitelkeit. Er wanderte zu Fuß in die Reſidenz und erſtreckte ſeine neuen Gönner ſchon durch das Alter, in welchem er ſich befand. Statt eines ſchwärmenden Hirtenjungen, den ſie ſich mit der Schalmei unterm Arme vorgeſtellt hatten, meldete ſich ein alter Schäfer, der wenigſtens dreimal ſo alt war, als ſein Hund, der ſchon keine Haare mehr hatte. Die lyriſche Schule hatte einen Ceremonienmeiſter an der Spitze, der einen eigenen Muſen-Almanach herausgab und ſich ein Vergnügen daraus machte, junge lyriſche Talente aufzuziehen und in die jugendlichen Knospen aus lauter Enthuſiasmus hineinzublaſen, um ſie nur ſchnell zu erblättern und in die Schlachtreihen der Coterie einzuführen. So hoffte er auch in Schumachern ein Talent zu entdecken und ihn alsbald beim Publikum einführen zu können. Er lud ihn zu einem großen Thee ein, wo ſich Blauſtrumpf, alle Geiſtliche und Profeſſoren der Reſidenz und viele ſtrebenden Kräfte nebſt einem angehenden Buchhändler, der dabei ſein Glück zu machen hoffte und ſchon die heftweiſe Herausgabe der Schumacher'ſchen Gedichte (mit Stahlſtichen) berechnete, zuſammenfanden. Schumacher hatte alle ſeine Reime mitgebracht und wurde aufgefordert, zu leſen. Muth hatte er, weil er, ganz wie Goethe, ſich auf die Stoffe verließ. Er dachte, wenn die Arznei nur wirkt, dann iſt die Etikette darauf eben blos — Etikette. Schumacher ſetzte ſich auf allgemeines Begehren in Poſitur und las nun hoffentlich, wie der Dichterkreis erwartete, Gedichte vor, wo man ſich ſchon freute, hier doch einmal wieder etwas aus dem unmittelbaren Leben in und mit der Natur

zu vernehmen. Sein erstes Gedicht war jedoch weder eine Frühlingsahnung, noch ein Abendsonnenspaziergang mit schwärmenden Maikäfern und flatternden Dämmerungsfaltern, sondern eine Ode auf die von Schumachern selbst erfundene Frostsalbe. Er rühmte die Bestandtheile derselben, Terpentin und Hirschtalg, warf allerdings einige Feldblumen in den chemischen Tiegel und schloß mit einer Anpreisung seines Fabrikats, wie er sie wörtlich auf die steinernen Gefäße zu kleben pflegte. Die ganze Gesellschaft entfärbte sich vor Bestürzung; allein der Oberceremonienmeister winkte geheimnißvoll mit der Hand und ließ sich also vernehmen: „Sie scheinen also, Herr Schumacher, hauptsächlich mit der poetischen Mystik sich zu beschäftigen? In Ihrem Gedichte liegt in der That eine tiefsinnige Allegorie verborgen. Sie mischen die drei Naturreiche zusammen, um ein Arcanum gegen die erfrorne Menschheit, also gegen die kalte Zeit, in der wir leben, zu entdecken." Alles stimmte in die Deutung des Ceremonienmeisters ein und pries ein Jahrhundert glücklich, das sich immer mehr mit dem dreizehnten zu vermählen schien. Nur Blaustrumpf rückte mit dem Stuhle und schien den Irrthum der Gesellschaft widerlegen zu wollen. Ihn unterhielt aber der Sayn-Sayn'sche Robert Burns selbst so sehr, daß er die Augen ganz klein und spitz zusammen drückte und nur vor Aufmerksamkeit zuweilen blinzelte, indem Schumacher schon wieder ein neues Gedicht begonnen hatte. Es war auch hier wieder recht eigentlich ein salbungsvoller Gegenstand, den er behandelte, nämlich ein Hymnus auf sein Hühneraugenvertreibungsmittel. Hier fing er auf ganz sinnige Weise an, sprach vom Weltlauf und dem kleinen Zehen, wo Jeden heutiges Tags der Schuh drücke, ging dann wieder über auf die Kräuter, die er zur Aufweichung der Leichdornen entdeckt hätte, und schloß diesmal sogar mit einer Preisangabe, indem er erklärte, sein Mittel in einzelnen Parthieen, aber noch lieber dutzendweise ablassen zu wollen. Dem Ceremonienmeister ward es jetzt zu bunt. Er bekam einen feuerrothen Kopf und drehte sich auf seinem Stuhl, wie Jemand, der eine Leibesnothdurft unterdrücken muß. Endlich, als Schumacher geendigt hatte und eine nur von dem lauten Beyfall Blau-

ſtrumpf's unterbrochene ängſtliche Stille auf allen dieſen poetiſchen Gemüthern lag, forderte er den Naturdichter auf, der Geſellſchaft einmal eine Reihenfolge von Titelüberſchriften ſeiner Gedichte mitzutheilen, woraus ſie ſich ja dann etwas Beliebiges wählen könnte. Jetzt blätterte Schumacher in ſeinen ſchmutzigen Papieren und theilte folgende Titel mit: Elegie an eine verreckende Kuh; Epiſtel an einen Barbier, der mir das Handwerk legen wollte; Satyre auf einen durchreiſenden Mauſefallenhändler und zugleich Ode auf mein Mäuſe- und Rattengift; der Scharfrichter und der Schäfer, ein poetiſches Zwiegeſpräch über die Heilkunſt der Pferde und der Menſchen; Satyre auf einen durchreiſenden Raupenvertilger und zugleich Ode auf meinen ſelbſtgezogenen Kraustabak als probates Mittel gegen die Raupen; Klagen über den Verdienſt; Schimpf- und Schandgedicht auf zwei Handwerksburſche, die nicht Vernunft annehmen wollten; die Wanzen, und was dagegen hilft, ein Lehrgedicht in drei Geſängen... Weiter aber durfte Schumacher nicht leſen; die Geſellſchaft fuhr auf und entſetzte ſich über dieſen unreinen Bruder in Apoll. Man ballotirte ihn ſchon mit funkelnden Augen aus dem lyriſchen Theeſalon heraus und tröſtete den Ceremonienmeiſter der Schule, der verzweifeln wollte über ſeinen Mißgriff und nicht wußte, wohin er vor dem Oberprieſter der Schule, einem allgemein anerkannten Balladendichter, ſein ſündiges Auge verbergen ſollte. Da warf ſich aber Blauſtrumpf in's Mittel, umarmte zum allgemeinen Erſtaunen den Schäfer und ſagte, ſo, daß es alle hören und ſich darnach richten konnten: „Trefflicher Menſch, unübertrefflicher Dichter! Mann, Du biſt berufen, die Würde der Dichtkunſt aufrecht zu erhalten. Du verbindeſt Dein außerordentliches Talent mit dem Wohl der Menſchheit; Du hilfſt mir den Aberglauben bekämpfen. Deine Gedichte athmen die reine geſunde Vernunft. Du haſt in der Dichtkunſt die Stellung, die Mörder mit ſeinem „Thomaſius oder über die Grenzen des natürlichen Menſchenver-

Lameignen.

Molière hier begegnen? Ich habe Urſache, grade Molière, grade heute ihn zu vermeiden — Himmel, verſtecken Sie mich!

Madeleine.

Aber wo ſoll ich nur? Dort hinter die Kleider! Es iſt die Garderobe Armandens zu dem Tartüffe —

Lameignen.

Wenn man uns gehört hätte! (Stark drohend) Stillſchweigen, oder — (ſich beſinnend) nein, nein, nein, mein ſüßer kleiner Schutzgeiſt! (Er verbirgt ſich hinter den Kleidern.)

Dritter Auftritt.

Molière (im Geſtüme eines vornehmen Sicilianers).
Die Vorigen. Dann Armande.

Molière
(tritt langſam und erſchöpft herein).

Wo iſt Armande?

Madeleine.

Sie wollte ſich drinnen für das letzte Stück umkleiden, — hat das Zwiſchenballet ſchon begonnen? Ach, da iſt ſie!

Armande (als arkadiſche Schäferin).

Ah Molière! Wie geht's heut Abend?

Molière (ſetzt ſich und ſtützt den Kopf).

Es tanzen eben mehr Beine auf der Bühne, als Perſonen

ſtandes" in der Philoſophie einnimmt! Deines Bleibens iſt aber nicht in den Städten, ſondern, wie Johannes, ziehe hinaus in die Wüſte, predige und lehre unter den Dürftigen die Wahrheit, die Vernunft, die Aufklärung, benutze Dein herrliches Talent als ein echter Volksdichter nicht für die Befeſtigung des Aberglaubens, für die falſche Vergötterung der Natur, die Schwebelei in haltloſen Schmetterlingsempfindungen, ſondern wirke auf den Verſtand, die Faſſungskraft und die natürliche Einſicht der Maſſe; rechne auf meine Unterſtützung und kehre zurück in den Schooß der Natur, welcher Deine Heimath iſt, Du echter Pindar unſers Jahrhunderts!" Damit nahm Schumachern der Conſiſtorialrath unterm Arm, führte ihn zur Thür hinaus und miethete ihm auch ſogleich einen Sitz in der Landkutſche, die zweimal in der Woche in die Provinz fährt. Der Naturdichter kam gerade zur rechten Zeit in Kleinbethlehem wieder an, wenn er nicht ſeine Stelle von einem Andern beſetzt hätte finden wollen.

Blaſedow kannte alle dieſe Vorgänge und konnte ſich dennoch entſchließen, ſeinen Sohn Theobald, der ein Volksdichter werden ſollte, bei dem Schäfer einzuführen. Er ſagte zu ſich ſelbſt (denn wem hätt' er's wol ſagen ſollen!): „Er ſoll kein Dichter werden, wie die Strasburger Gänſe nur dadurch ſo groß in ihren Lebern ſind, daß ſie ſich im Koben nicht bewegen dürfen. Wozu dienen die von romantiſchen Flittern blitzenden Haarnetze in einem Lande, wo die Weiber Tücher um den Kopf tragen oder Hüte drauf! Auch Schande jener Lyrik, die ſich mit den Muränen vergleichen läßt, welche die alten Römer quälten, um ſich an dem Farbenſpiel ihrer Zuckungen zu ergötzen oder die ſich wol gar ſelbſt quälen, um originell zu ſein. Ich bin heilig überzeugt, daß die Dichtkunſt ermuntern ſoll. Blickt ſie uns wie das erſtorbene Auge der Auſter an, die ſich in dem Gallert ihrer Empfindungen wälzt, ſo werden die Kenner und Feinſchmecker, die eine ſolche vornehme Dichtkunſt genießen, immer noch erſt die Citronenſäure ihrer raffinirten Beigeſchmäcke darauf tröpfeln laſſen müſſen, um einen Miſchgeſchmack zu erzeugen. Was unſre poetiſche Literatur in den Gemüthern des Volkes nicht heimiſch werden läßt, iſt ihre eigene Heimathloſigkeit.

Die Alpen, die gen Himmel ragen, der Schneesturz, der herniederfällt, die Cypresse, die Myrte, das Alles kann man nur auf Reisen oder in Treibhäusern kennen lernen, davon wird eine kleine Zahl Eingeweihter, die sich nach Italien sehnen, aber nur das Geld dazu nicht haben, gerührt. Aus dieser künstlichen Natur muß die Dichtkunst allmälig heraus. Dies kleine Tempelchen, wo sich durch die Fenster Epheu und Weinlaub ranken, wo oben durch eine Laterne, die jener des Diogenes gleichkommt, weil sie bei Tage scheint, eine Laterne von Thränen, die sich in der Sonne brechen und das bunte Segel des Regenbogens aufziehen, leuchtet, wo man vor der Pforte sich an „scharfgeschliffenen Diamanten" und solchen Ausdrücken die Stiefel abkratzt, liegt so versteckt im Walde, daß es Niemand finden kann. Die ganze Natur und Dichtkunst läßt sich's viel zu viel kosten: es sind die prächtigsten Gewänder, die angezogen werden, immer die schönsten Bilder- und Allegorieen-Costümes, echte Perlen, gesammelt in Thränenkrügen; ja, diese prächtige Welt, welche auf dem grünen Gewölbe jener Theeclique, wo Schumacher in die Fenster einer Soiree geflogen war wie eine Fledermaus, gewöhnlich ausgebreitet liegt, wer rührt das an, wen rührt es! Wer auf die Menge mit seiner Begeisterung wirken will, muß nicht höher steigen, als die Lerche. Die steigt hoch genug, aber nie höher, als daß sie gehört werden kann. Wer drüber hinausgeht und vom Horst des Aaren spricht, der kann sich auf einem Felsen plötzlich ohne Rückkehr finden und muß sich von der Kritik gefallen lassen, daß sie ihn (aus Menschenliebe) herunterschießt. Der wahre Dichter, der nur die Nation zu beglücken strebt, steigt auch weit besser in die Erde, als in die Luft. Die Sprache der Sterne enträthseln wir nicht, der Mond steht als ein Siegel auf dem postrestanten Briefe des Himmels, und Was hindurch schimmert und vom geheimnißvollen Inhalte verlautet, ist Religion, keine Dichtkunst mehr. Wunderbarer wird die Menschheit bewegt, wenn sie an die Erdrinde von unserher pochen hört. Bergleute und Pfarrer, Beide sind schwarz gekleidet, Beide rutschen auf dem Schurfelle des Handwerks in geheimnißvolle Tiefen, allein jene sind dem Volke noch immer merkwürdiger. Dies sinnige

Deuten des Alltagslebens, dies kunstvolle Entwickeln des poetischen Ariadnefadens in dem Labyrinth unsrer lärmenden und gefahrvollen Zeit, dies rüstige Heben der aufgestreiften, nackten Hände und Dichten nach dem hämmernden Begleitungstakte der Praxis — darin liegt der Zauber, dem die Menschen nachlaufen werden, Jung und Alt, Mann und Weib, darin die neue Mär, der sie zuhorchen wollen des Abends auf dem Marktplatze unter den Linden. Wie in der Musik die Harmonie die Melodie verdrängt hat, so streben unsere Dichter jetzt auch nur nach gewaltigen Tonmassen, nach dem Septimenaccord der Zerrissenheit sogar; allein die Menschen wollen von der Dichtkunst nicht erschüttert sein, sondern ihr im Gedächtniß weich betten und sie gleichsam als frische Maienzweige und grüne Pfingstwonne in ihre dumpfen stockigen, wenn auch eben erst ganz frisch mit Sand bestreuten Stuben hängen. Der Dichter sollte heutiges Tags nur nach Melodie streben: er braucht nicht viel mehr, als das Hülfsmittel des Dreiklangs; wozu die Kunststücke des Contrapunktes und des Contrastpunktes, der die Empfindungen zu Epigrammen darauf macht! Geht doch hinaus, ihr Zwitscherer in den Papagenokästen der Musenalmanache, geht doch mit der goldnen Harfe, von der ihr singet und saget, hinaus auf's Land und greift in die Saiten! Werdet Ihr auch in die Herzen greifen? Werden die Delphine Euch forttragen, wenn Ihr von den Dorfmusikanten aus dem Schiff des Wirthshauses geworfen werdet? Werden die Kraniche des Ibykus Euch eine Genugthuung bei der Polizei verschaffen? Ihr modernen Poeten seid gute brasilianische Goldwäscher. Ihr schlammt aus dem Sande der Flüsse die Körner wol heraus; Ihr entdeckt die Silberadern von Quito, indem Ihr die Sträuche aus der Erde reißt und gediegen Silber aus den Wurzeln schüttelt; Ihr entdeckt Kremnitz, indem Ihr sogar aus dem Magen eines Hirsches Goldkörner herausscheidet; allein Ihr versteht den Stoff nicht zu benutzen. Ihr könnt aus allen Euren Hesperidenäpfeln nicht einen kleinen Verlobungsring löthen, den Hans an Gretens Finger steckt: das wäre Poesie — Volkspoesie!"

In dieser Art warmte und phantasirte Blasedow fort und

überredete ſich, daß Theobald ohne Schumachern nicht gedeihen könnte. Den Genius, dacht' er, will ich ſelbſt wecken. Ohrfeigen und den Staar für die Schönheit der Dinge ſtech' ich ihm ſchon. Tonfall und Wahl der Worte iſt *meine* Sorge. Für den Klang will ich ſchon das grobe Trommelfell ſeines Ohres in den Reſonanzboden einer Laute verwandeln. Allein daß er jede Schildkröte, wie einſt Apoll, ergreift und die Höhlung derſelben in eine Lyra verwandelt, daß er aus Froſchſchenkeln dazu ein Plektrum macht und aus Schafsdärmen ſich die beiden Saiten wirbelt, das kann ihn nur Schumacher lehren, der ſelbſt ein Schäfer und in ſeiner Art ein Dichter iſt! Blaſedow rechnete darauf, Theobald ſollte ſich bei Schumachern an den Boden der Natur legen und von ihm die Töne derſelben deuten lernen. Er ſollte nicht die Dichtkunſt von einem Schäfer lernen, obſchon Apoll einſt ſelbſt die Schafe des Admet weidete, ſondern nur tüchtige und praktiſche Beobachtungen machen. Die Einſamkeit draußen auf dem Felde ſchien dem beſorgten neuen Peſtalozzi die Mutter des dem Dichter ſo nöthigen Tiefſinnes zu ſein. Schumacher kannte alle Kräuter der Haide und der Wieſe, er wußte jeden Baum zu nennen und hatte tauſend Geſchichten zu erzählen, die er den geſchwätzigen Krähen abhorchte. Er war weit mehr innerer, als äußerer Dichter, gerade in dem umgekehrten Verhältniß ſeiner mediciniſchen Kenntniſſe, da er mit dieſen mehr äußerlich, als innerlich curirte. Blaſedow beſchloß, ihm ſeinen Sohn in die Lehre zu geben.

Theobald war ein flinker Burſch, der in der That ein außerordentliches Gedächtniß und eine lebhafte Einbildungskraft hatte. Nicht ſelten ſprach er Stunden hindurch in Verſen ſo lange, bis es ihm Gertrud verbieten mußte. Sie gab das Meiſte auf *ihn* und ſetzte in ſeine Zukunft ein ſo großes Vertrauen, daß ſie, wie ihre Ausdrucksweiſe war, dachte, der Schlag ſollte ſie rühren, als Blaſedow erklärte, er wollte den Jungen bei Schumachern, dem Dorfhirten, in die Lehre geben. Allein noch nicht genug, Blaſedow fügte ſogar, um ſich und ihren Schreck darüber zu verbeſſern, hinzu, Theobald könnte auch ein Handwerk lernen, da es dem Dichter immer angemeſſen wäre, wenn er ſein *griechiſches* Dichterfeuer

in einem ausgehöhlten Schäferstabe oder sonst einem Vehikel trüge, wie ja auch die edeln Metalle nicht rein gefunden würden, sondern nur als Erz in Verbindung mit erdigem Gestein, und der Apostel Paulus ohnedies den Vorhang des neuen Bundes, da der alte zerrissen war, nicht blos figürlich, sondern auch im Webstuhl hätte wieder flicken können, da er ein Teppichfabrikant war, so gut wie die Tyroler. Und, fügte Blasedow hinzu, je gemeiner und roher das Werk der Hände, desto feiner und edler das des Geistes, wie auch Metalle und ganz harte Körper weit besser elektrische Leiter sind, als Leinwand oder zartes, warmes Tuch. Gertrud wollte jedoch von keiner andern Leiter hören, als auf welcher Theobald die Kanzel besteigen konnte. Blasedow kehrte sich nicht daran, sondern erklärte die Ohnmacht, in welche sie fiel, für unmächtigen Widerspruch und ging.

Als Vater und Sohn draußen vorm Dorfe die freie Aussicht nach der Gemeindewiese hatten, bedauerte jener, den Schlachtenmaler nicht mitgenommen zu haben. Denn, siehe! ein gewaltiges homerisches Treffen wickelte sich aus der Perspective heraus, ein Zweikampf, der mit dem des Hektor und Achill sich wenigstens entfernt, und zwar etwa noch um tausend Schritte, vergleichen konnte. Blasedow ärgerte sich, nicht etwa über die Störung, daß Schumacher gerade im heftigsten Handgemenge mit einem ihm noch Unbekannten begriffen war, wol aber, daß der Schlachtenmaler gerade um diese Stunde bei Schönfärbern sein mußte und ihm eine nicht unzweckmäßige Studie nach der Natur verloren ging. Er hätte gern um Hülfe gerufen, nämlich, daß man den beiden Raufbolden so lange in der Fortsetzung ihres Kampfes geholfen hätte, bis der Schlachtenmaler zurückgekommen oder gar geholt wäre; allein wie sollten die beiden Menschen es aushalten, da sie sich schon beide genug zugesetzt zu haben schienen! Indem Blasedow und Theobald ihre Schritte beflügelten, bemerkte man die Aufführung eines Buches aus der Ilias. Denn Schumacher stand mit einem großen Enterhaken, ganz wie die alten Griechenfürsten, auf seiner zweirädrigen Schubkarre und vertheidigte sich als ein antiker Cavalerist gegen einen Hopliten, der auf Leben und Tod auszugehen schien

und mit einer Schlinge Schumacher's Hund wie einen herrenlosen bereits eingefangen hatte und ihm die Kehle zuschnürte. Ein Grausen bemächtigte sich Blasedow's, als er den Gegner des Schäfers erkannte. Es war der große Unbekannte der Umgegend, der Namenlose, der Abdecker, der zwar noch Niemanden geköpft hatte, aber schon einmal Jemanden außerhalb des Fürstenthums gerädert. Blasedow's Blut erstarrte zu Eis. Er hielt inne und zitterte, Theobald in die Nähe dieses Unehrlichen zu führen. Indem ward es ihm aber auch klar, daß des Volksdichters Vogel der Rabe ist und eine seiner schauerlichsten Pflichten die, verweste Verbrecher vom Rade loszuflechten. Er hörte Bürger's Lenore an sich vorübersausen und sah mit grellen Augen eine Kindesmörderin auf dem Galgen stehen, die im Wahnsinn lachte. Er hörte das monotone Lied eines Bänkelsängers, dessen Bild auf Jahrmärkten den Tod durch das große Schwert eher zu einer Lockung, als zu einer Abschreckung macht, dies Singen und Sagen von Mordthaten, das einen so geheimnißvollen Eindruck auf die Gemüther hervorbringt und Mörder in Volkshelden verwandelt. Er hielt sich an Theobald, der sich an ihm hielt, besann sich eine Weile, schüttelte seine kalten Glieder und schritt rüstig vorwärts.

Am Kampfplatze angekommen, trieb sein Zuruf die Gegner auseinander; aber Schumacher tobte, daß ja sein Hund am Verenden sei. Der Nachrichter ließ den Strick nach und hätte das Thier, das sich mühsam erholte, sonst erwürgt gehabt. Beide Partheien drängten sich an den Pfarrer heran, um sein Urtheil zu hören. Blasedow wehrte sich den unheimlichen Gast vom Leibe und fragte nach der Ursache des Streites. Es fand sich, daß sich die beiden medicinischen Pfuscher einander in das Gehege ihrer Praxis gekommen waren. Schumacher durfte nur auf Menschen, der Andere auf das Vieh speculiren. Das Verhältniß hatte sich aber gerade mit der Zeit umgekehrt und eben versuchten Beide, es wieder in's Gleichgewicht zu bringen. Blasedow lag auf der Folter und fand eine Seelenangst aus, die ihm die Sprache raubte. Endlich aber ermannte er sich und fuhr den Fremden an, sie allein zu lassen, da er mit Schumachern zu reden hätte. Der

Menſch ging nun, nachdem er den Hund auf wunderliche Art manipulirt und ihn darauf auf die Füße gebracht hatte. Die Schimpfreden Schumacher's verfolgten ihn; doch blieb er dabei ſtill und ſchritt rüſtig ſeiner Wege.

Blaſedow ſetzte ſich in's Gras und konnte lange nicht reden. Der Gedanke, daß Theobald, als Volksdichter, bei Niemanden paſſender in die Schule gehen würde, als bei dem grauſen Wächter und Wirth des Rabenſteines, durchſchauerte ihn mit einer Gewalt, die dem Schäfer Beſorgniſſe und Theobald Weinen machte. „Ach," dachte Blaſedow, „wie ernſt iſt das Lebensziel, wie ſchwindelnd der jähe Abhang, der zu ihm hinführt! Schleichen nicht finſtere Schatten zu jeder Stunde hinter uns her und langen mit geſpenſtiſchen Händen? Wenn ein Kind kaum noch an einer Fenſterbrüſtung mit den Blumen ſpielt, ſtürzt es hinunter. Für jeden Menſchen kann eine erſchütternde Trauerpoſt immer ſchon unterwegs ſein. Gräßlich! Gräßlich!" Blaſedow's Lippen bebten, ſein Auge blickte wie im Fieber, es bemächtigte ſich ſeiner eine ſtarre Empfindung, die er nicht anders zu löſen wußte, als wenn er ſich in irgend einer Gewaltthätigkeit hätte äußern können. Er ergriff ſeinen Knaben, ließ den Schäfer, der ihn für wahnſinnig hielt, ſtehen und lief, ſo ſchnell Theobald nur konnte, nach Hauſe zurück. Er ſchloß ſich den ganzen Tag ein, aß und trank nichts, ſondern blieb auf dem Sopha lang hingeſtreckt, in einer Erſtarrung aller ſeiner Gedanken und Gefühle. Ach, ſo muß es Menſchen ſein, die irgend eine ſchwere That im Schilde führen, einen Selbſtmord, eine gewaltſame Trennung von den Ihrigen, Menſchen, die auf einem Verbrechen ertappt zu werden fürchten. Das muß der Uebergang zur Verrückung der Vernunft ſein. Gott erbarmte ſich aber und ſandte dem wunderlichen Manne, mit deſſen Schickſal wir uns beſchäftigen, als Tröſter den Schlaf und dazu gute Träume.

Dreizehntes Kapitel.

Alboin, der Satyriker.

Als Blaſedow die Schrecken der erſten Träume überwunden hatte und in die zweiten kam, die, ungleich der zweiten Periode der Geburtswehen, leichter ſind, als die erſten, und auflöſen und dem Schlafgott volle Gewalt laſſen, wenn ſie auch gerundeter und deutlicher ſind, hatte er ſich in eine ſo lange Traumreihe verwickelt, daß er bis zum hellen Morgen ſchlief. Und noch war nicht einmal der fünfte Act ſeiner Träume in eine allgemeine Schlußgruppe aufgelöſt, als er ſchon von einem lauten Rufen an die Fenſter ſeines Zimmers hinauf geweckt wurde. Indem er aufwachte, war ſein erſter Gedanke: Alboin, und ſein zweiter: die Satyre: er hatte aber nicht Zeit, über die Art, wie er den Unterricht ſeines letzten Sohnes anknüpfen ſollte, in Verlegenheit zu kommen: denn man rief ihm noch einmal. Als er, aufgeſprungen, Herrn Ritter hinter den herabgelaſſenen grauen Vorhängen (weiße gab ihm Gertud nicht, da ſie ja doch bald grau würden!) wahrnahm und noch zwei junge Männer mit ihm, dacht' er, die Satyre böte ſich ja ordentlich von ſelbſt dar, wie ein Eber, der gerade an's Meſſer läuft. „Herr Pfarrer, ſtören wir?" rief Herr Ritter, der wahrſcheinlich unter dem Wir ſeine Begleiter nicht mit inbegriff, ſondern nur ſich ſelbſt und Alles, was er vorſtellte, in der Eile pluraliſch zuſammenraffte, wie Könige und Recenſenten. „Keineswegs!" ſagte Blaſedow durch das halbgeöffnete Fenſter und rieth den Herren, einſtweilen auf dem grünen Raſen vor dem Hauſe zu ſpazieren oder in den Garten zu gehen, bis er ſelbſt käme — „und Alboin," fügte er heimlich hinzu. Dieſem rief er die Stiege hinunter, zog ſich ſchnell an und eilte dann, ſich über den Beſuch der Herren zu freuen, wenigſtens es ihnen ſo zu ſagen.

„Dieſe beiden jungen Studenten," ſagte Herr Ritter, als Blaſedow mit Alboin im Garten war, wohin ſich die Ankommenden verfügt hatten, „beſuchten mich, weil ich eine Abhandlung geſchrieben habe über die metaphyſiſchen Anfpie-

lungen in der Walpurgisnacht des Goethe'schen Faust. Es sind strebende junge Talente, die sich wahrscheinlich vor dem deutschen Publikum einst noch geltend machen werden und alle Zeichen tragen, daß sie es verdienen."

„Es sind vielleicht zwei junge Schriftsteller," bemerkte Blasedow künstlich erschreckend, „welche mich in ihren Heine'schen Reisebildern als Folie ihres Witzes auftreten lassen wollen?"

„Keineswegs," verbesserte Herr Ritter, „über Heine und seinen Anhang sind die jetzigen Bestrebungen auf den deutschen Universitäten bereits wieder hinaus. Die Zeit geht rasch. Das Neueste ist den nach uns Kommenden schon nicht mehr neu genug. Diese jungen Männer, Herr Schmeißer und Herr Püffer, sind mit mir heilig davon überzeugt, daß wir für die meisten Resultate, die unsre Zeit zu haben glaubt, die Begründung noch einmal prüfen müssen, und seien Sie versichert, Herr Pfarrer, wir haben noch ein großes Feld vor uns, ein Feld, das nur zum Tummelplatz für Kinderspiele bisher gedient hat und welches wir von Grund aus umackern, beflügen, besäen und beernten werden."

Blasedow bereute, daß er sich nicht hatte verleugnen lassen. Er hoffte erst, wenn keine Belehrung, doch Satyre von den unklaren dialektischen Gährungen des Herrn Ritter als einen Schaum abzuschöpfen, der sich an der Sonne des Witzes recht bunt und kaleidoskopisch ausnehmen würde; allein, dachte er jetzt, wiewol zu spät, dieser moderne Galimathias regt nicht einmal die Lachmuskeln auf, wie es, wenn man neugebornen Kindern am Munde kitzelt, kein Lachen ist, in das sich die Lippen verziehen, sondern Krampf. Man hört nur eine wilde Jagd von Redensarten an sich vorübersausen, Gerippe verfaulter Ideen von ehemals, Embryone von jetzt, die aus dem Mutterleibe zu früh geschnitten sind, eine gräßliche Freischützenscene, wo man, wenn Samiel die gesunde Vernunft vorstellen könnte, gern ausrufen möchte: „Samiel, hilf, nämlich mir und ihnen!"

Inzwischen waren die beiden jungen Studenten, Schmeißer und Püffer, zu Anfang ehrerbietig und nicht ohne Unschuld. Sie dankten artig, wenn ihnen etwas geboten wurde (und

Gertrud bot Alles, was sie hatte und sich so in der Frühe schickte.) Die jungen Leute konnten ihre Jugend nicht mit Füßen treten und mußten noch zuweilen darüber stolpern, was erwachsenen Knaben so schön steht! Je mehr sie sich aber, mit Hülfe Ritter's, in ihren modernen Ideenjargon verkauderwälscht hatten, je mehr sie die Fährte der Universität rochen und unter die Luftpumpe der Facultät geriethen, desto mehr gebärdeten sie sich mit wunderlich-ängstlichen Manieren und kamen in eine apostolische Pfingstsprache hinein, die wenigstens Blasedow nicht mehr verstehen konnte. Die Entfernungen eines Katheders vom andern waren ihnen die Meridiane der Welt. Die Wissenschaften der Jahrhunderte schienen ihnen in Gestalt einiger wenigen Professoren verkörpert; sie schwuren dabei jedoch auf Niemanden, sondern hatten an jedem einen Fehl bemerkt, eine Lücke, die *sie* auszufüllen dachten.

„Wir gehen," sagte Ritter ganz keck, „einer Zeit entgegen —" Hier stockte er, weil, wie Blasedow bemerkte, er sich schämte zu sagen: „wo wir junge Männer an die Stelle der ausgestorbenen alten treten werden." Blasedow forderte ihn auf, dies ganz dreist einzuräumen, und Schmeißer räumte es ein, wobei Püsser die Augen niederschlug und Ritter anbetete: denn Ritter, so stolz er war, hielt viel von den beiden jungen Männern, und dies schon deshalb, weil sie selbst von sich so viel hielten und, indem sie sprachen, weder grammatikalische Fehler machten, noch sich in Anakoluthe verwickelten. Die Zukunft floß beiden Studenten glatt von der Zunge. Sie waren um so gewisser in ihren Hoffnungen, als sie in sich den Speculanten in der Philosophie mit dem Dichter vereinigten.

Es kam die Rede auf einen Lehrer der Geschichte, dessen Ruhm und, daß auch die Bücher, die ihm denselben verschafft hatten, schon in alle lebenden Sprachen, sogar in eine todte, die römische, übersetzt waren. Schmeißer schmiß Alles um. Er sagte: „Er giebt uns freilich allgemeine Gesichtspunkte und verweist uns in Betreff des Details auf die Bücher; allein seine Gesichtspunkte haben keine innere Nothwendigkeit. Sie sind ein Aggregat von dürren Lebenserfahrungen, wie

im Theater ſind. Ein trauriger Abend! Noch nie hab' ich ein ſo leeres Haus geſehen.

Armande.

O, es ſcheint nicht zu ſchlecht beſetzt —

Molière.

Freibillets. Nicht eines bezahlt. Ich kenne meine Einnahmen.

Lamoignon (bei Seite).

Auch ich habe ein Freibillet, aber ich muß es theuer bezahlen.

Madeleine

(fängt wieder an, an den Kleidern zu beſſern).

Ich ſtehe auf Kohlen —

Molière.

Die Nachtheile eines verbotenen Stückes ſind unberechenbar. Die Neugier des Publicums ſetzt ſich auf einen einzigen Gegenſtand feſt und wird für alles Andre intereſſeles.

Lamoignon (bei Seite).

Er ſucht ſeine Gefühle zu betäuben.

Molière (ſitzend).

Ja, ja, der Beruf des Dramatikers! Welch ein Gemiſch von Freude und Schmerz, von Wonnen und namenloſen Verzweiflungen! Jedem ſoll man es recht machen und die Menſchen ſind ſo verſchieden! Die Gebildeten verlangen andere Koſt, als der große Haufe, und ohne die Maſſen giebt es keine Einnahmen, keine Ermunterungen. Der Neid der Theaterdichter untereinander iſt ſchon an und für ſich beſchämend. Hunderte ſtrecken ihre Productionen in die Höhe und rufen: Ich,

Püſſer einmal ſo ſchön geſagt hat: nur das ſchiene ihm bewieſen, was er als einen dürren Aſt vom Baum des Lebens brechen kann."

Püſſer blickte verſchämt nieder, als ihn ſein Freund Schmeißer ſo hochherzig, wie eine Autorität, citirt hatte. Er übernahm den Faden des Geſprächs und führte ihn ſo fort: „Wie dieſer Lehrer in der Geſchichte nichts als Unordnung ſieht, ſo hat ein anderer, der uns die Philoſophie vorträgt, dafür einen Begriff von Ordnung, der bis an's Mathematiſche ſtreift. Es paßt die ganze Fülle von Erfahrungen bei ihm in eine einmal fertige Form hinein, ſo daß Schmeißer einmal ſehr witzig geſagt hat, dieſer Mann ſcheine ihm ein weit größerer Gelbgießer, als Philoſoph zu ſein."

„Ganz vortrefflich," rief Ritter; „und unterſcheiden Sie dabei nur, daß ſeine Gußform ein blos äußerlicher Schematismus iſt. Seine Kategorieen haben keine innere Nothwendigkeit: wie auch Einer von Ihnen Beiden vorhin ſchon ſo treffend bemerkt hat, es gäbe zwei Nothwenigkeiten, ein Muß und ein Soll. Das Soll iſt das unmächtige Muß, möcht' ich hinzufügen. Das Soll iſt ein beliebiges Muß, während das Muß immer das nothwendige Soll."

„Wiſſen Sie wol, Schmeißer," bemerkte Püſſer, „daß Sie" (die jungen Leute hatten ſo viel Hochachtung vor einander, daß ſie ſich nicht einmal duzten) „bei irgend einer Gelegenheit den Gegenſatz zwiſchen Sollen und Müſſen anders und zwar unendlich tief gefaßt haben?"

„Ach, Sie meinen in Leipzig, als wir nach Gohlis gingen?" bemerkte Schmeißer.

„Ja, Sie hatten damals geäußert: das Sterbenmüſſen wäre die Nothwendigkeit der Natur, und das Sterbenſollen die Nothwendigkeit der Freiheit."

„Kann ſein," entgegnete Schmeißer. Ritter aber fand dieſen Ausſpruch ſo geiſtreich, daß er Blaſedow triumphirend anblickte und ihm gleichſam ſagen wollte: Das ſind wir, die Kinder der neuen Zeit, des neuen Jahrhunderts! Blaſedow wußte dabei nicht, wo aus noch ein; er bewunderte die Hochachtung, welche dieſe drei Menſchen vor einander hatten, wie ſicher ſie ihrer künftigen Unſterblichkeit waren und wie ſie ſich

einander als Autoritäten citirten. Vom Speculiren war jetzt das Gespräch auf die Poesie übergegangen und es ergab sich, daß beide junge Männer, gleich den alten Philosophen, ebensowohl Dichter, wie Weise waren. Schmeißer sagte: „Wenn ich auch wol geläufiger im Combiniren von Begriffen bin, so übertrifft mich doch Püsser an Dichtergabe. Er hat schon Ausgezeichnetes in diesem Betracht geleistet, wie wir denn überhaupt namentlich im Felde der Poesie einen blühenden und kräftigen Nachwuchs bei der jetzt studirenden Jugend zu erwarten haben. Bedeutende, ganz bedeutende Talente werden sich in kurzer Zeit aufgeschwungen haben. Die jetzigen Stimmführer ahnen nicht, daß die Verschwörung gegen ihre Macht ihnen schon mit spottendem Blicke gegenübersteht. Püsser hat unter Anderm einen neuen Faust geschrieben, einen Faust im Lichte unsrer Zeit, der Aufsehen macht. Einige Bruchstücke, die er mir davon vorgelesen (er ist heimlich damit), übertreffen die Auffassung, wie selbst Goethe bei diesem bedeutenden Stoff verfahren ist."

Püsser blickte bei dieser Bajazzo-Lobpreisung seiner Doctorkünste mit verschämtem Stolze zu Boden, soweit nämlich die Vergläser in der Brille, die sowol er, wie Schmeißer, sein Kritiker pränumerando, trug, es zu sehen zuließen. Blasedow dachte, daß ein Faust nach Goethe noch eine Iliade nach Homer wäre, hatte aber nicht den Muth, einen so gescheidten Gedanken laut werden zu lassen: denn diese drei Herren hatten seine anspruchlose Erscheinung längst in die Tasche gesteckt oder benutzten ihn gleichsam wie ein leeres Glas, auf welches sie ihre Spieldosen mit den abgerichteten Zukunfts-Melodieen legten, damit es einen helleren Ton gäbe. Ritter war für den neuen Faust ganz eingenommen und hätte davon gern eine Scene gehört, allein Püsser meinte, es müßte ihnen dazu einmal eine passende Stunde kommen; auch wäre eine einzelne Scene, die er aus dem Zusammenhang reißen müßte, unverständlich. „Ich habe übrigens," fuhr er denn doch fort, „die Faustsage mit dem indischen Mythus zu verbinden gesucht oder wenigstens Faust als eine Gottheits-Incarnation geboren werden lassen, damit ich nämlich nicht die Noth habe, woran Goethe scheiterte, Faust in die Hölle kommen

zu laſſen, während er doch unſerem Gefühle nach alle Anſprüche auf den Himmel hat. Ich laſſe Fauſt wandern und es bleibt ziemlich unklar dabei, ob er nicht auch zu gleicher Zeit den ewigen Juden vorſtellt. Bei Harun al Raſchid geb' ich ihm eine Zeitlang die Stelle eines Hofnarren und drücke damit den in der Literaturgeſchichte nicht nachweisbaren orientaliſchen Humor, den Humor der träumeriſchen Phantaſie, gleichſam die Negation von Tauſend und eine Nacht aus, wie wir nur den abendländiſchen Narren haben, nämlich den Narren bei Shakeſpeare, bei den Deutſchen Till Eulenſpiegel, den Narren des Verſtandes. Fauſt wird Chriſt in Rom und muß ſogleich ſeine weltgeſchichtliche Bedeutung in den Kämpfen der Ghibellinen und Guelfen fortſetzen, Kämpfen jedoch, die ich in einem ſolchen Helldunkel laſſe, daß ſie auch das Nibelungenlied mit in ſich aufnehmen und Fauſt wieder als Hagen erſcheinen laſſen können, während Siegfried die noch nicht zum Durchbruch gekommene Natürlichkeit und Unbefangenheit des Gemüths ausdrückt. Hierauf entwickelt ſich die Reformation und erſt mit ihr nimmt die Wirkſamkeit Mephiſto's auf Fauſt zu. Mephiſto laſſ' ich in verſchiedenen Metamorphoſen dem von ſeinem Leben und Wiſſen jetzt erſt wahrhaft müden Denker gegenübertreten. Der Teufel naht ſich ihm erſtens als Guttenberg. Sie erfinden zuſammen die Buchdruckerkunſt. Dann als Berthold Schwarz. Sie erfinden zuſammen das Pulver. Endlich als Luther. Sie ſtiften zuſammen die Reformation. Ich kenne die Anfeindung, welche dieſe Combination finden wird; allein ich weiß, wer Fauſt iſt, ich weiß, wer Luther iſt; die Gegenſätze des abſtrakten Verſtandes erzeugen nur den Witz, keine Poeſie. Die Gegenſätze, nach welchen meine Dichtung ſtrebt, ſind organiſche, ſind Vernunft-Gegenſätze, ſind ſolche, die ohne die Negation nicht gedacht werden können. Jetzt zeigt ſich Mephiſtopheles immer mehr in ſeinem wahren Lichte. Es iſt der kalte, nüchterne und hohnſprechende Verſtand, der Fauſt auf den Ferſen ſitzt. Fauſt flieht vor ihm und weiß kein anderes Rettungsmittel, als daß er ſich in den Strudel der Sinnlichkeit wirft. Dieſe Sinnlichkeit macht ihn wieder zu Don Juan; doch iſt er nicht jener gedankenloſe, leichtſinnige und blos mit einer trivialen Moral

aufgefaßte Don Juan der Oper, ſondern, dem Byron'ſchen ſich annähernd, ein Spiritualiſt in der Sinnlichkeit, der, ſtatt durch die Sinnlichkeit in die Hände Satans ſich hineinzuſpielen, durch ſie gerade aus ihnen ſich herausbringt. Fauſt, als Don Juan, bahnt ſich den Uebergang zu ſeiner letzten Metamorphoſe, nämlich der, daß er Dichter wird und ſich ſelbſt dichtet. Er überwindet ſich und die Welt und ſteigt als entfeſſelter Gott wieder zu ſeinen Höhen empor, von welchen er herabgekommen iſt."

Selbſt Blaſedow konnte nicht umhin, dieſer verworrenen Inhaltsanzeige wenigſtens das Lob einer Conſequenz zu ertheilen, die Polonius ſelbſt in Hamlet's Wahnſinn entdeckt hatte. Die beiden Anderen, Schmeißer und Ritter, ſprachen ſo vergnügt von dieſem Rieſengedichte, als hätten ſie ſelbſt Theil daran, wie es denn ein ſchöner Zug an allen Dreien war, daß ſie ſich untereinander nicht beneideten, ſondern nur lobprieſen. Jeder war gleichſam eine kleine Handausgabe des Andern, ein Regiſter, das er neben dem Folianten ſeiner eigenen Ideen noch recht gut in der Taſche tragen konnte. Wer ſich ſelbſt vergaß, brauchte ſich nur im Andern aufzuſchlagen: dann hatt' er's gleich, was für ein großer Mann er war oder werden mußte. Püſſer wußte alle Gedichte Schmeißer's auswendig; und, wenn dieſer den Muth verlor, was jedoch ſelten der Fall war, ſo hielt ihm jener das Geſammtbild ſeiner Erſcheinung objectiv mit ganz fertigen Conturen vor: denn ſie hatten ſich Beide ſchon längſt in ihrem Charakter, in ihren Wünſchen und Beſtrebungen abgeſchloſſen. Sie pflegten ſehr oft in ihrer erſten Natur und in dem, was ihnen ſchon zur zweiten geworden wäre, zu kramen und ſchloſſen den Widerſpruch gegen ihre Verſchanzungen und Lebenslaufgräben mit dem kurzen und ſpitzen Fallgitter ab: So bin ich nun einmal!

Blaſedow litt erſt bei dieſem Wetter, wo der Barometer doch immer nur dieſelbe Temperatur anzeigte, mehr, als wenn er gefallen und geſtiegen wäre, wie ſchädlich dies Letztere ſonſt auch Rheumatikern zu ſein pflegt. Doch ſpäter verwandelte ſich ihm der Schmerz über die Altklugheit unſrer Jugend in eitel Vergnügen, um ſo mehr, da Alboin zugegen war, von

welchem er erwartete, daß er Stoffe für die Satyre bald zu unterscheiden lernen würde. Denn die drei jungen Männer fingen allmälig an, sich in Cirkeln zu bewegen und auf die weisen Aussprüche wieder zurückzukommen, welche sie schon einmal zu fällen die Herablassung gehabt hatten. Blasedow dachte an Asmus omnia secum portans und holte Athem, als er sah, daß die jungen Unsterblichkeits-Candidaten den ihrigen verloren hatten. Er berührte sogar hin und wieder eine Frage, auf welche er hören mußte, daß darüber ihr Urtheil noch nicht abgeschlossen wäre. Als Blasedow wenigstens nach den Bausteinen fragte und den Grundriß sehen wollte, wiesen sie jede Antwort zurück und erklärten, es gäbe in unserer Zeit viele Dinge, die noch kein Urtheil zuließen. Sie meinten dies aber, wie Ritter ergänzte, ganz objectiv, da urtheilen nur so viel wäre, als die Dinge in ihre Ur-Theile, in ihre ursprünglichen Theile auflösen, d. h. man könne nur über Ganzes und Fertiges Urtheile fällen, und jene Erscheinungen, an die Blasedow in der neuern Philosophie und Poesie erinnerte, wären alle nur halb und unvollendet. Kurz, in dieser Art tanzten die drei Unsterblichen vor Blasedow ihren pas de trois, indem sie nicht aus ihren Fugen wichen, niemals einen falschen Tritt versuchten, nie sich verwickelten, sondern immer da blieben, wo sie wußten, daß sie groß, fertig und „bedeutend" waren. Auch ihre Sprache hatte nichts von der jugendlichen Hast, die ein Ziel vor Augen hat, es in Nu erreichen will und sich in einen Wirrwar von Anakoluthien verwickelt. Sie trugen das, was sie sprechen wollten, gleichsam vor und recitirten es. Alles das beschäftigte die Aufmerksamkeit Blasedow's, aber noch mehr zwei Federmesser, die Pässer und Schmeißer in Händen hielten und damit erst ganz leicht balancirten. Es fiel Blasedow auf, daß sie Beide zu gleicher Zeit den Gedanken hatten, mit Solinger Federmesser-Stahlklingen (mit denen sie auf Hieb und Stoß wahrscheinlich besser fochten, als mit krummen Säbeln) zu fechten und gleichsam ihren Reden selbst zu secundiren. Allmälig ermüdete den jungen Männern der Arm von dem Waffenspiel und sie legten ihn mit Vorbedacht auf den Tisch, der ein ganz schlechter war und im Garten Wind und Wetter trotzen mußte. Die in

Gedanken verſunken, ſenkten Beide ihre ſcharfen Inſtrumente, dieſe Schnepper, mit welchen ſie dem Zeitgeiſt zur Ader laſſen wollten, in das faule Holz des Tiſches und ſchnitten nach Studentenart, dachte Blaſedow erſt, und aus Zerſtreuung irgend ein Symbol hinein. Galeerenſklaven, Wilde und Studenten haben eine Aehnlichkeit, dachte immer nur der Herr des Tiſches; die Erſten tättowiren gern ihre Haut, die Letzten die Pulte, die nicht einmal ihnen gehören. Plötzlich aber verbeſſerten ſich Püſſer und Schmeißer, zogen ihre Meſſer zurück, klappten ſie zu und ſteckten ſie ein. Ritter aber, der ſchon während des rylographiſchen Verſuches Blaſedow leiſe zugewinkt hatte, die beiden Künſtler nicht zu ſtören, brach jetzt in einen lauten Glückwunſch an Blaſedow aus, indem er ſagte: „Ein Stammbuchblatt für Sie, Herr Pfarrer!“ Blaſedow, recht unwirſch darüber, brummte: „Wenn das ſeine Frau ſähe!“ Allein Ritter pries ihn glücklich: denn die beiden jungen Männer machten Alles berühmt, womit ſie ſich abgäben, und dieſe Anfangsbuchſtaben zweier ſo viel verſprechender Namen würden, wenn er ſie einſt auch nur als Facſimile lithographiren ließe, ihm ein ſchönes Geld einbringen. Blaſedow ſchlug ein Gelächter auf, was ſonſt ſeine Natur nicht war, und bat die jungen Männer mit ſpöttiſcher Miene, ihm lieber alle ſeine Möbel mit Erinnerungs-Einſchnitten zu verſehen, weil er auf dieſe Weiſe ſeinen alten Hausrath am lohnendſten würde in die Verſteigerung bringen können. Indeß fühlten ſich die jungen Leute nicht von dem Spotte getroffen, ſondern blickten mit Genugthuung, indem ſie Abſchied nahmen, auf einen Ort, von welchem es dermaleinſt heißen konnte, daß *ſie* dort geſeſſen, *ſie* dort gegeſſen und getrunken hätten! Sie blickten mit Rührung auf die rylographiſche Verewigung ihres kurzen Aufenthaltes in Kleinbethlehem und ſchritten dann mit Herrn Ritter zum Garten hinaus der Zukunft und der Unſterblichkeit entgegen.

Blaſedow ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und ſelbſt Alboin lachte, als ſie allein waren. „Warum lachſt Du?“ frug der Vater. — „Ei,“ ſagte Alboin, „der Eine hat ſein Sacktuch vergeſſen.“ — Alſo *noch* eine Reliquie! mußte ſich Blaſedow geſtehen. Er ließ Alboin das Sacktuch unter

dem Tiſch aufgreifen und fand ein geſticktes P darin und die Zahl 6. Alſo ſechs Sacktücher im Ganzen, dachte Blaſedow, und doch opfert er eines davon der Erinnerung? Aus Liebe zum Ruhm putzt ſich der junge Mann nicht die Naſe! Inzwiſchen fing ſich in Alboin der Mutterwitz an zu regen und gab ſich in kindiſchen Ausſtellungen an dem Beſuche zu erkennen. Blaſedow fand, daß Alboin's Maßſtab, da er der Jüngſte war, die Verzärtelung und die mütterliche Mediſance war; allein er dachte, irgendwo muß die Luſt am Widerſpruch anfangen. Die größten Komiker auf der Bühne ſind im Leben unumgänglich. Die Laune vor den Couliſſen iſt nur die momentane Erſtickung der Launen hinter ihnen. Die meiſten ſatyriſchen Schriftſteller hatten Eigenheiten, die keine Verträglichkeit mit ihnen zuließen. Wer war eigenſinniger als Voltaire und wer verwundete heftiger? Gute Menſchen können keine Satyriker ſein, da ein Satyriker nicht in den Zug kommt, wenn er nicht Alles tadelt.

Blaſedow grübelte, wie er ſeinen Sohn, ohne daß dieſer verdürbe, doch hinlänglich ſchlecht werden laſſen konnte, um einen guten Spötter aus ihm zu machen. „Die Aufgabe iſt ungeheuer," ſagte er ſich, ja, er geſtand ſich ſogar, daß er Anderen nichts davon geſtehen durfte. „Ein Humoriſt will nichts heißen," fuhr er fort. „Wer immer vom Teufel nur die Maske vornimmt und ſelbſt im Spotte zeigen will, was für ein reiner Engel er iſt, wer die Inſecten nicht mit ſpitzer Nadel aufſteckt und nicht ausharren kann, bis ſie ſich verzappelt haben, wer immer wieder auf jede Verletzung und Verwundung, die er ſich aus Muthwillen erlaubt, ſein gutes Herz, wie ein ganzes Füllhorn von Blumen, ausſchüttet und jeden Backenſtreich durch hundert Küſſe wieder abbittet: das iſt kein Satyriker, das iſt ein Humoriſt. Alboin aber ſoll ein Satyriker werden. Er ſoll die Menſchen durch ſeine loſe Zunge nicht unterhalten, ſondern ſie beunruhigen. Jede Thorheit eines guten, jede Bosheit eines ſchlechten Herzens ſoll in ihm ihre unverſöhnliche Rüge und ihren Pranger finden. Sein Symbol muß nicht die Biene ſein, die zwar ſticht, aber auch Honig giebt, ſondern der Skorpion. Keine der Wunden, die er ſchlägt, darf heilbar ſein, es ſei denn, daß man ihn

ſelbſt ergriffe, zerſtampfte und auf die wunde Stelle einriebe. Selbſt wenn man ihn auf den Roſt bringt und mit glühenden Kohlen peinigt, darf er nicht nachgeben, ſondern er muß, gerade wie der Skorpion auch, nur mit ſeinem eigenen Stachel ſich ſelbſt tödten. Die Aufgabe, die ich mit Alboin zu löſen habe, ſtreift an Verſündigung; allein folg' ich nicht der Natur meiner Kinder? Geb' ich nicht Jedem das, was er will und was er vertragen kann?"

Blaſedow war Kenner des menſchlichen Gemüths genug, um zu wiſſen, daß die Satyre und der Witz überhaupt nicht die Blume iſt, welche von der grünen Pflanze des Geiſtes gen Himmel ſtrebt, ſondern das graue vertrocknete Samenkorn, welches aus der Blume befruchtend zur Erde fällt. Er wußte, daß nur Phantaſie dazu gehörte, das eroberte Paradies zu dichten, allein Spleen und Humor dazu, das verlorene Paradies darauf folgen zu laſſen; daß die Satyre keine Mitgift der Natur iſt, ſondern eine Reaction der Nothwendigkeit gegen die Freiheit, das Product der Erfahrung und Verneinung. Dann müßt' ich aber lange warten, geſtand er ſich, bis Alboin ſeine Geißel über die Thorheiten und Gebrechen des Jahrhunderts ſchwingt! Erſt den ganzen mediciniſchen Curſus durchmachen, die Pathologie der kranken und die Materia medica der geſunden Vernunft, bis er wagen darf, dem rheumatiſchen Leiden der Zeit eine ſatyriſche Fontanelle zu ſetzen, das iſt lange! Blaſedow fühlte, daß er ſeinen jüngſten Sohn nicht in gerader Richtung zum gewünſchten Ziele bringen konnte, ſondern ſich begnügen mußte, in ihm die Prädisposition zur künftigen Verhöhnung des Schlechten und Lächerlichen zu wecken. Er ſchlug dazu eine Methode ein, die von ſeiner Kenntniß des Menſchen ein ſchönes Zeugniß ablegte.

Sein Grundſatz wurde der, in ſeinem Jungen früh den Zwieſpalt der menſchlichen Natur und den Widerſpruch der gegenſeitigen Verhältniſſe, in welchen wir leben, zur Klarheit zu bringen. Er wußte recht gut, daß aus einem zufriedenen Gemüth nichts Beißendes kommt und daß die Wanzen, wenn ſie hungern, am empfindlichſten ſtechen. Blaſedow lockerte die Knospenſeele des Knaben und ſein noch ganz mit

grünen Blättern bedecktes Selbstbewußtsein früh auf und trieb ihn aus jener Einseitigkeit heraus, in welcher die organische Natur sich nur zu entwickeln pflegt. Er versuchte mit seinem Zögling im Geistigen Alles, was Aerzte im Körperlichen so gern mit Menschen versuchen würden, wenn sie nur Jemanden dazu fänden, der es litte, trotz der besten Bezahlung, Arsenik z. B. zu schlucken und gleich ein Gegengift hinterher, eine ansteckende Materie sich in offene Wunden zu streichen und für die Vermehrung der Wissenschaften seine Lebenszeit zu vermindern oder für acht Groschen Trinkgeld einigemal am Rande des Abgrundes herumzuklettern. Die Aerzte, dachte Blasedow ohnehin öfters, sollten sich gegen die bei Mördern und Brandstiftern immer noch übliche Todesstrafe erklären oder wenigstens das Henkeramt an sich zu bringen suchen. Was könnten sie nicht leisten und entdecken wenn ihnen die Verurtheilten zu physiologischen und Medicinal-Erperimenten überlassen würden, etwa zur Scalpirung einzelner Theile an ihrem Körper, um zu sehen, wie sich die Muskeln bei Lebenden bewegen? Würde nicht jeder Todtschläger Gott danken, wenn ihm statt der Knochen, die beim Rädern zerschlagen werden, blos die Adern geöffnet würden und er durch Unterbinden derselben gerettet werden könnte, wenn er nur tapfer die Zähne zusammenknirschte, wie jener englische Matrose, der sich diesem Versuche aussetzte und dafür nichts haben wollte, als blos tüchtig Durst und dann mehrere Quart Spiritus? Und wie viel Kräuter sind nicht da, von denen man bis jetzt nur weiß, daß sie Hunden und Katzen giftig sind, aber dem Menschen vielleicht gar nicht, wenn es nur Einer probiren wollte! Blasedow's Moral war fest genug, um sich in geistigen Dingen Erperimente dieser Art zu erlauben, bei seinem Sohne wenigstens, dem er eine Zukunft dafür geben wollte. Er zog ihm methodisch das Fell wenigstens seiner Phantasie über die Ohren, ließ ihn manches verbotene Gift kosten und mehr wissen, als für des Knaben Alter passend war. Er tauchte ihn bald in siedendes, bald in Eiswasser, um ihm jenen Indifferentismus beizubringen, jene kalte Gleichgültigkeit, die der Rückhalt aller Satyre sein muß. Er setzte Preise aus auf die beste Lüge, die Alboin

vorbringen würde, wenn auch die Wahrheit, wie z. B. genaſchte Kirſchen, auf ſeinen Lippen ſichtbar war. Er wurde bevorzugt und zurückgeſetzt, geſchlagen und geliebkoſt, je nach dem Stadium, in welchem ſich die Dreſſur des Vaters befand. Am liebſten hörte er aus dem Munde des Jungen Verleumdung. Seine beklagenswerthe Erziehungstheorie ſagte ihm: Je mehr der Junge fühlt, was dazu dient, Andere in ein falſches Licht zu ſtellen, deſto mehr wird er einſt lernen, der Welt und ihrem Treiben das Wahre aufzuſtecken. Alboin, unter dieſen Umſtänden der Abſcheu des Dorfes und der ewige Hirſch der mütterlichen Parforcejagd mit knallender Peitſche, fand bei Blaſedow immer gute Aufnahme, Mitleid für Verfolgung, Entſchuldigung für Anklage, Nüſſe und Aepfel für verdiente Prügel.

Blaſedow ſchauderte oft, wenn er den Abgrund ſah, in welchen Alboin hineingeführt wurde! Allein der Gedanke, hier einen Taugenichts in den Eingang der Poſilipp eingehen und dort am Ausgange einen Satyriker herauskommen zu ſehen, gab ihm Muth, eine Erziehung durchzuführen, die bis zum Frevel ging. Abſolut ſchlecht, tröſtete er ſich, wird er auch nicht! Das Gute in ſeinem Gemüth wird nur zurückgedrängt und einſtweilen feſtgebunden. In Zukunft iſt all' die Bosheit verraucht und nur die Spottluſt und die Menſchenkenntniß übriggeblieben. Werden nicht ſchon Diejenigen die beſten Erzieher, die in ihrer eigenen Jugend verzogen ſind? Blaſedow arbeitete gleichſam an einem künſtlichen Satan in ſeinem Jungen, wie ſich der Maler die Fenſter verhängt, um gerade ein paſſendes Licht zu haben, oder am Gemälde ſelbſt Schatten aufſetzt, die er ſpäter wieder wegnimmt. Ohne den Geiſt, der ſtets verneint, iſt keine Satyre möglich. Dieſen Dämon citirte Blaſedow und dachte: Beſſer, ich ruf' ihn, als er kommt von ſelbſt! Es war dies ein Verfahren, gerade wie man für eine Glocke die Form aufmauert und letztere wieder fortnimmt, wenn der Guß gelungen iſt.

Blaſedow hielt Rabener für keinen Satyriker. Er nannte, wenn man die Satyre einer Paſtete vergleichen wollte, Swift das Füllſel derſelben und Rabener nur ihre trockene, noch dazu angebrannte Brotrinde. Satyre ohne Witz, Spott ohne Lachen

ich, mein Stück! Nein, mein Stück! Und von diesen Hunderten kann man des Jahres möglicherweise nur zwölf Stücke geben! Was thun die Abgewiesenen? Sie rächen sich: sie gruppiren sich in den gelehrten Gesellschaften, in den Zeitschriften, in den Kaffeehäusern, in den Corridoren der Bühne, im Parterre, und wehe den Mängeln, die sie in dem Werke ihres glücklicher gewesenen Nebenbuhlers entdecken! Bah! Das ertrüge sich noch, weil uns oft des Publicums gesunder Sinn zu Hülfe kommt. Aber wie reizbar ist nicht oft dieses selbst! Mit Riesenanstrengungen muß sich ein neues Stück seinen Weg bahnen. Akt für Akt, Scene für Scene muß es sich durchkämpfen, und ist es zu Ende, dann kann ein einziger Feind des Verfassers die mühevolle Arbeit eines ganzen Abends umstürzen.

Armande.

Molière, Du siehst zu schwarz —

Lameignon (bei Seite).

Schreib Du keine Tartüffes wieder!

Molière (steht auf).

Laß mich! Ist es nicht wahr, daß ich Fälle erlebt habe, wo Leute meine Stücke ausgezischt, weil ich vergessen habe sie zu grüßen? Giebt es nicht Menschen, die sich ärgern, daß ich einen andern Hut trage als sie, und denen meine Nase nicht an der rechten Stelle sitzt? Das Alltäglichste an mir hassen sie, meinen Gang, meine Kleider, meine Mienen, die sie für menschenfeindlich erklären. Und dann zu all dem Kummer kommt noch die plumpe Hand eines solchen Verbotes! Die schönsten Ideen werden Dir abgeknickt von einem gefühllosen, lächerlichen

ist ein Salat, dem der Essig fehlt. Deshalb war auch der Vater bedacht, in seinem Sohne vor allen Dingen den Sinn für das Komische und Lächerliche zu wecken. Er bot alle seine Erfindungsgabe auf, Situationen zu veranstalten, wo Alboin lachen mußte. Ja, er gestattete es wohl selbst oder that wenigstens, als bemerkte er's nicht, wenn ihm Alboin einen Esel bohrte oder einen Zopf drehte oder ihn wol gar an der gepolsterten Stuhllehne am Schlafrocke feststeckte. Es war die größte Behaglichkeit in ihm, wenn ihm das durchtriebene Kind einen Aerger verursachen wollte. Ihm gab alles Das Hoffnung, was sie Anderen würde genommen haben. War Gertrud's Strickknäul zur Erde gefallen, so bückte sich Alboin, es zu holen, verwickelte sich aber absichtlich so hinein, daß er am Strickzeug alle Maschen und Gertrud's Augen bis zur mänadenhaften Entrüstung aufriß. Blasedow pochte bei diesen Unarten das Herz vor freudiger Bewegung. „Er wird, er wird!" Dieser Ausruf erstickte auf seinen Lippen. Wenn Alboin schrie, ohne eine Thräne zu vergießen, und Gertrud gerade deshalb welche vergoß, weil der verstockte Knabe nicht einmal mehr weinen könne, so dachte Blasedow: die Verstellung ist die Mutter des Witzes; wer in den Gebärden, die er macht, immer auch mit seinem Herzen ist, wird nie ein Künstler, geschweige ein Satyriker! Der Junge war dem Vater oft nicht einmal verschlagen genug. Dann brütete er mit ihm zusammen Kuckuckseier aus und hieß sie ihn in die Nester seiner Brüder legen. Er zeigte ihm, wo die besten Pfirsiche standen und im Herbst die besten Weintrauben und hob ihn selbst auf die Mauer, um in fremde Gärten zu springen. Dann aber lief er fort und kam mit den Besitzern des Gartens wieder, um den Dieb gefangen zu nehmen, so daß Alboin an der Beurtheilung menschlicher Verhältnisse irre werden mußte, wenn er in seinem Vater erst den Genossen und dann den Richter seiner schlechten Streiche sah. Wenn unter diesen Umständen nicht ein Kind aus seiner Innerlichkeit herausgerückt wird, dann hätte es nur eine Schlafmütze sein müssen, und das war Alboin nicht.

Nach diesen Vorstudien der künftigen satyrischen Laufbahn stieg der Erzieher eine Stufe höher. Der Sinn für das

ächerliche war bereits ausgebildet genug: nun kam es darauf
n, in dem angehenden Swift auch das cholerische Tempera-
ient zu entwickeln und ihm einen Zorn und Ingrimm gegen
ie Menschheit im Allgemeinen beizubringen. Blasedow schloß
ereits oben richtig, daß nur Derjenige ein guter Spötter sein
önnte, der selbst Blößen genug dafür darböte, und führte
ies so weiter: Je mehr er leidet, desto mehr rächt er sich;
o wie ihm der Spott selbst geschmeckt hat, so brockt er ihn
päter auch Anderen ein. Zu diesem Ende fing er, wenn er
rüher eine inflammatorische, anreizende, sthenische Methode
ebraucht hatte, jetzt eine asthenische und deprimirende an.
Er untergrub plötzlich den Uebermuth seines Jungen, ohne
hm jedoch das gewohnte Asyl zu entziehen, wenn er irgendwo
ie Flucht ergreifen mußte. Er kam ihm nie mehr zur Hülfe
nd tröstete ihn auch nur mit einem Spott, der früh die Ge-
innung des Knaben erbitterte. Widerfuhr ihm etwas (und
s widerfuhr ihm genug, da er Wenige in Ruhe ließ), so
nüpfte Blasedow allgemeine Betrachtungen über Weltlauf und
Menschenschicksal an. Alboin sammelte so viel Galle, daß Ger-
rud Tobianus zu Rathe zog, indem dieser sich mit einer länd-
ichen Apotheke und hinreichenden Dispensationskenntnissen
ersehen hatte, eine Folge des guten Cursus in der Pastoral-
heologie, den er in Halle gehört. Blasedow war mit den
depurativen Mitteln, die ihm diese beiden Aerzte verordneten,
ufrieden: denn er wußte, wie empfindlich und reizbar Leidende
werden, wie lieblos sie die Ursachen ihrer Krankheit in Anderen
uchen und wie geeignet das Krankenbett der Kinder ist, sie
früh an Reflexionen zu gewöhnen, die ihrem Alter vorange-
schritten sind. Blasedow trieb diese asthenische Methode bis
auf's Aeußerste. Nachdem Alboin einige Jahre alle nur mög-
liche Freiheit und Zügellosigkeit genossen hatte, demüthigte er
ihn zuletzt und machte ihn zum Gespött der Welt. Eines
Tages klebte er sich aus alten Zeitungen (was Tobianus
sehr übel nahm, da er diese zu sammeln pflegte) einen förm-
lichen Harnisch zusammen, ein Costume, wie es etwa die Pest-
und Cholerawärter aus Wachstaffet zu tragen pflegen.
Einen Jahrgang der Sayn-Sayn'schen Landeszeitung (sie er-
schien jedoch nur wöchentlich einmal und brachte alle Nach-

richten in dem Moment, wo sie längst widerrufen waren) verbrauchte er dazu. In diesem Aufzuge sollte Alboin hinfort nur noch gesehen werden. Blasedow hatte die Adler-Vignette der Landeszeitung so angebracht, daß die papierne Spottgarderobe wie ein Lakaienanzug aussah. Gertrud wollte sich das Haar zerraufen, als sie sah, welchen Hanswurst Blasedow aus dem Jungen machte; aber dieser sagte: Rousseau hätt' in seinem Leben nicht sein bei aller Weichheit zuweilen sehr herbes Wesen bekommen, wenn er nicht einmal in einer Bedientenlivree gesteckt hätte; auch Voltaire wäre bei Friedrich dem Großen mehr Kammerdiener als Kammerherr gewesen. Alboin sträubte sich Anfangs gegen den Scherz nicht; da er aber zuletzt die Zeitungstracht immer trug und immer dieselben politischen Nachrichten auf seinem Rücken gelesen werden konnten, so fingen die Leute im Dorfe bald an, seinen Aufzug lächerlich zu finden und das auch zu sagen. Blasedow bemerkte auch mit Freuden, daß sich Alboin, je mehr er verspottet wurde, desto mehr absonderte und innerlich ergrimmte. Könnt' ich nur einen Juden aus ihm machen, dachte Blasedow, oder wüßt' ich seine Eltern an den Galgen zu bringen oder mich wenigstens in einen Abdecker zu verwandeln, so würde der gesellschaftliche Paria schon Witz und Bitterkeit genug in sich sammeln. Blasedow wäre indessen fähig gewesen, etwas zu stehlen oder sich wenigstens für einen Todtschläger auszugeben, um Alboin jene Verachtung zuzuziehen, den heißen Sand- und Steinboden, aus welchem die spitzen Dornen und Disteln der Satyre wachsen. Glücklicherweise, als Alboin's Harnisch eines Tages von einem heftigen Gewitterregen aufgeweicht war und Frankreich, England, Italien, alle stehenden Rubriken der Landeszeitung nach und nach ihre Allianz aufgaben, kam er auf den Gedanken, seinem Jungen eine körperliche Auszeichnung zu geben. Er dachte an Aesop's Buckel und dessen scharfe Fabeln: und, gleichsam als würde der Witz schon folgen, wenn nur erst der Buckel da wäre, schnallte er ihm unter dem Hemde ein künstliches Polster an und band ihm die Hände so, daß er nicht versuchen konnte, es abzunehmen. Gertrud wollte gegen so viel Tollheit Gewalt brauchen; aber Blasedow erhob sich riesengroß und ergriff

ſechs Teller auf einmal, indem er mit fürchterlichem Blicke ſagte: „Entweder Dein Geſundheitsgeſchirr oder mein Wille!“ Gertrud entſchied ſich für die Parthie, welche ihr die wohlfeilſte ſchien, und Alboin mußte ein viertel Jahr lang als Aeſop im Dorfe figuriren. Blaſedow ſchützte bei Leuten, die ſich über den gepolſterten Rücken verwunderten, eine orthopädiſche Anordnung und einige Drüſen im Rücken vor; er erklärte das Kiſſen für ein Kräuterkiſſen. Alboin mit ſeinem ſtolzen Namen war eine Caricatur geworden. Man lachte ihn aus, wo er ſich ſehen ließ. Nur Blaſedow nahm ihn, wenn er weinte, zu ſich auf's Zimmer und auf den Schooß und lehrte ihn, wie die Menſchen noch weit größere Gebrechen hätten, als er. Er führte ihn in das Gewirr der Leidenſchaften ein, aus welchen ſich die Charaktere zuſammenſetzen, und zeigte ihm die Galläpfelabnormitäten, die ſich ſelbſt auf grünen Waldesblättern bilden. Ja, er ging ſo weit, ſeinen jüngſten Sohn über alle übrigen zu erheben und mit ihm gemeinſchaftlich über die Beſtrebungen derſelben zu ſpotten. Er ſagte zu ihm: „Was malt Oscar? Schlachten, wo die Hauptſache, der Kanonendonner, nicht gemalt werden kann. Was iſt Theobald? Ein Volksdichter, der keine Noten ſingen kann. Und was ſelbſt Amandus mit ſeinem Thone jetzt und Marmor künftig? Was iſt Marmor, der Stein, Anderes, als nach den neueren geognoſtiſchen Entdeckungen ein Amalgam verweſter Infuſionsthierchen, die Ewigkeit alſo eine Verweſung, der belvederiſche Apoll ein Schindanger von mikroskopiſchen Panzerwürmchen? Und was biſt Du ſelbſt, Alboin Swift, mit all' Deinem Spott und Ingrimm? Ein Affe, der ſein Gegenüber im Spiegel raſiren will und ſich ſelbſt den Hals abſchneiden wird.“ In der That, wenn Blaſedow zuweilen den Deckel vom Topfe, worin jedes ſeiner Kinder ſeinen Bildungsproceß durchgohr, abnahm und in das Gewühl von Form- und Zügelloſigkeit hineinblickte, ward es ihm oft, als hätt' er ſchon den Verſtand verloren und wie Viele würden ſich nicht in ſeiner Umgebung gefunden haben, die ihm eine ſolche Ueberzeugung gern beſtätigt hätten.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.

3-598-51032-2
FN. 19208/100

Vierzehntes Kapitel.

Recapitulation.

So haben wir nun die Grundzüge gezeichnet jener wunderbaren Erziehung, welche Blasedow ihrem Principe nach schon in der schlesischen Preisaufgabe zu lösen gesucht hatte, die er aber jetzt erst mit festem Eifer in ein zusammenhängendes System brachte. Er wollte dem natürlichen und anfänglichen Menschen die Zukunft mit vollen Händen in den Schooß werfen. Er machte seinen Kindern den zukünftigen Ernst vorläufig zum Scherz. Er ließ sie ihrem Fache so entgegenreifen, wie Prinzen und Könige schon immer das sind, was sie einst werden sollen, Prinzen nämlich und Könige. Unter den vielen Erziehungs-Systemen, welche unser Jahrhundert trotz seiner großen Bildung immer wieder neu entdecken zu müssen glaubt, war das seinige einzig. Er verzichtete sogar auf die Ausbreitung seines Evangeliums, weil er behauptete, bloße Apostel seiner Lehre könnten immer nur die Hälfte, d. h. gar nichts von dem thun, was darin der Messias thäte. Denn seine neue Heilordnung für die Kinder bestand darin, daß die Kinder aus den Schulen herausgenommen werden müßten und jedes für sich einen eigenen Seelsorger hätte, „weil ja," sagte er, „erstens Kinder keine Bienen sind, die nur massenweise ihren Honig weben und es gar nicht des Anfangens für werth halten, wenn sie nicht gleich ein Honigkloster mit hundert Wachszellen aufbauen können, und weil zweitens diejenigen Kinder am leichtesten fortkommen, die das Handwerk ihres Vaters lernen." Blasedow sagte: „Erziehungsmethoden muß es geben so viel, als es Kinder oder zukünftige Berufe giebt." Er verlangte für jede Pflanze einen eigenen Gärtner oder wenigstens ihre eigene Behandlung und Pflege. Blasedow war überzeugt, daß es in dieser Sache nur darauf ankäme, sich Zeit zu nehmen. Man müsse aushalten und er hielt treulich aus.

Wir können unmöglich den Verlauf dieser vier verschiedenen Erziehungs-Cursus verfolgen, wie anziehend es auch

ſein möchte, Blaſedow's Anſichten über die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, denen er ſeine Kinder widmen wollte, zu vernehmen. Ja, es kann ſelbſt für den Liebhaber des Grotesken kaum etwas erfunden werden, was ihm ſo viel Erſchütterung für das Zwerchfell abwürfe, als dieſer aus ernſten und kindiſchen Elementen zuſammengeſetzte Unterricht. Blaſedow machte es mit ſeinem, wie mit dem Clavier-Unterricht, wo man den Kindern, die kaum die Octave greifen können, kein Duodez-Piano hinſtellt oder ſie nur Compoſitionen ohne Octave ſpielen läßt; ſondern die Töne müſſen heraus, ſollten es auch die Gelenke aus den Fingern. Eine Zubereitung der Wiſſenſchaften für Kinder war ihm ein Unding, oder wenigſtens ſagte er: „Von dieſem mit dem Schleim pappelnder Ammen und Kindswärterinnen angefeuchteten Brei bleibt bei den Kindern wenig zurück. Es geht ihnen Alles wieder dünn weg und man muß in ſpäteren Jahren noch einmal von vorn anfangen.“ Blaſedow erklärte, die Wiſſenſchaften ſeien den Kindern und überhaupt den Menſchen nichts Natürliches; es müſſe dabei immer Zwang ſtattfinden. Träte aber dieſer Zwang, ſtatt mit der Ruthe, mit einer Puppe auf, ſo würden die guten Stoffe nur unnütz verſchwendet, ja beſchwerten auch das Kind mit Säften, die zu ſtark ſeien für das noch dünne und hellrothe Blut. Seine pädagogiſche Phyſiologie beſtand alſo darin, den Kindern vom Roſtbeaf der Wiſſenſchaft und Burgunder der Kunſt die größten, ganzen und wahren Portionen vorzuhalten. Erſt würden ſie lecken, dann koſten, ſie würden einige Biſſen verbauen. Sie würden mit der Zeit nach mehr verlangen, als man ihnen Anfangs geboten. So erzählte er denn auch nie: Sieh einmal, lieber Engel, da gab es einmal ein Volk, die nannten ſich die Römer und waren ſehr kriegeriſch und hatten einen König, der hieß Julius Cäſar; ſondern im Gegentheil, er nahm, als er dem Schlachtenmaler Unterricht gab, Niebuhr zur Hand und ſprach von Rom als von einer ewigen Thatſache; er ſchämte ſich, die Geſchichte der Römer wie Zwieback einzubrocken und mit der Milch eines gemüthlichen Märchentons aufzuweichen. Er ſprach mit jedem Kinde über ſein künftiges Fach ohne allmälige Annäherung, ſondern trat mitten hinein in die Verwirrung der Objecte,

indem er sich auf die Spürkraft der Jugend verließ, die sich schon Licht und Luft machen würde, wenn sie rings nichts als Bäume um sich sähe und Gesträuch. Homer, Shakespeare, Lessing, da machte Blasedow nie einen Unterschied, geschweige, wenn er mit dem Schlachtenmaler oder dem Satyriker darüber sprach, obgleich sechs Jahre reichlich zwischen diesen beiden Jungen in der Mitte lagen.

Wir haben im vorletzten Kapitel wol zu verstehen gegeben, daß Blasedow an den Schrecken der Scharfrichterei sich gewöhnen würde, wenn es sich darum handelte, in Theobald, dem Volksdichter, den Sinn für Ballade zu wecken. Ja, so schwer es ihm wurde, so gab er dem Unterricht Linke's, so hieß der Nachrichter, vor dem Schumacher's doch den Vorzug. Gertrud erfuhr davon und wollte sich das Leben nehmen; erst die Erklärung, daß Theobalden, als er zum ersten Male Linke's Wohnung betreten, der Hals mit dem Schwerte leise geritzt worden wäre, diese Genugthuung, die man im Volksglauben dem Rabenstein geben müßte, um vor ihm sicher zu sein, beruhigte sie. Theobald mußte sich alle Geschichten, die er von Linke erfuhr, alle Lieder, die dieser zu singen pflegte, aufschreiben. Blasedow war unerbittlich, daß ihn nicht sein eigenes Zittern und nicht einmal das seines Jungen rührte. Seine Methode war ihm heiliger Ernst und er hatte zu viel Vertrauen darauf gesetzt, als daß er nicht in jedem Gange, den Theobald zu Linke machen mußte, einen Schritt weiter rechts zum dereinstigen Volksdichter-Parnaß erblickt hätte. Theobald machte noch keine Verse: denn Blasedow sagte: „Man leiert sich leicht in einen Ton hinein, der später nicht mehr auszurotten ist. Diejenigen Dichter, die schon im vierzehnten Jahre Verse machten, sind keine großen Dichter geworden oder mußten sich vom lyrischen Gebiet in andere Gattungen werfen. Die Dichtkunst ist nicht die Braut, nur die Tochter des Genius. Sie kann sich nur vermählen mit dem Bräutigam der Reflexion. Die echte hinreißende Poesie begleitet auch seltener die erste, als die zweite Liebe, wie auch Cäcilia, die Heilige der Musik, kein Kind ist, sondern eine reife Jungfrau, die entweder noch keinen Geliebten gefunden oder den, den sie hatte, durch den Tod verlieren mußte." So

wollte also Blasedow in Theobald lieber die Sehnsucht nach Poesie, als diese selbst wecken. Poesie, die Fähigkeit, sich in Reimen auszudrücken, ist nichts Seltenes, aber die Sehnsucht darnach und die echte ohnedies — darauf zielte der Schütze hin. Wie oft faßte er nicht seinen künftigen Homer an der Hand und sagte ihm: „Mein Sohn, die Poesie ist gegenwärtig bei allen europäischen Nationen, die selbst welche oder den Sinn dafür haben, in Widerspruch mit sich selbst gerathen." Theobald hatte gerade eine neue Jacke und Alboin seinen Zeitungspanzer bekommen. Blasedow fuhr während eines Spazierganges fort: „Die Dichtkunst überall ist an sich selbst irr geworden, indem sie selbst zugegeben hat, daß sie eine neue Welt nicht schaffen könne. Die gegenwärtige deutsche, französische und englische Literatur zeigt uns, wie verlegen sie ist um ihren Inhalt, um ihren Zweck, ihre Wirksamkeit. Unser Maschinen- und Erfindungs-Zeitalter hat den Gedanken erzeugt, daß sich auch die Literatur den Entdeckungsreisen anschließen müsse, den polytechnischen Gesellschaften und ähnlichen Instituten, die um jeden Preis etwas Neues aufbringen wollen. Die Miß- und Mistgeburten der neuen Romantik sind diese halbfertigen Leibesfrüchte einer in solcher Weise an der Vergangenheit verzweifelnden Literatur. Und ich frage Dich, Theobald, hat nicht selbst Goethe den Unfug dadurch begonnen, daß er manche Gattungen in der Poesie ineinanderschmolz und geglaubt hat, aus solchen Mischungen könnten sich specifische neue Gattungen herausscheiden? Die Folge dieser Verwirrung kann Dir nur zu gute kommen: denn wir sehen immer mehr, daß sich das krampfhafte Productiv-Vermögen in der Literatur auf die breite Basis des Romans zurückzieht und dadurch der wahren Beruhigung der Aufregung in die Hände arbeitet, einer Beruhigung, die nur im Epos liegen wird." Ein ander Mal sagte er ihm: „Im Ausdruck, Theobald, Einfachheit! Der Gedanke giebt den Ausdruck. Das Wort, mit Schmuck überladen, erdrückt den Sinn. Der Sinn muß der schmucke, stattliche Bannerträger eines Gedichtes sein, nicht das Wort. Ein Büschel auf dem Haupt eines Rosses schmückt das Thier mehr, als die kostbarste, mit Gold gestickte Schabracke. Der gute Dichter nennt ein Bett:

ein Bett; der schlechte nennt das Bett: des Schlummers Lagerstätte. Der gute Dichter sagt: Gieb mir die Hand: der schlechte: Reich' mir Deine Rechte! Der Schmuck und das Hauptbild des Gedichtes, die Allegorie und das Symbol müssen im Ganzen liegen; beim Volksdichter zumal, der von Allen gesungen werden will und überhaupt gesungen. Ich sage nicht, Theobald, daß jedes Gedicht singbar sein muß, daß ein Gedicht keinen Werth hat, das man nicht in Musik setzen kann: es giebt Gedichte genug, die ihre Musik in sich selbst tragen und durch Töne überladen werden würden; allein Deine Gedichte sollen in Musik gesetzt werden, d. h. Du mußt die Musik nicht vorwegnehmen, Du mußt nicht Ausdrücke gebrauchen, die schon die Stelle der Musik vertreten, Du mußt sparsam mit Bildern sein und die Composition die blühenden Bilder sein lassen. Was ist z. B. musikalischer als die Nachtigall? und ein Lied, worin die Nachtigall singt, eignet sich so schwierig für die Composition; es ist schon eine Ueberfüllung, das schöne Wort Nachtigall, das allein einen ganzen Glockenwald von Accorden in unser Ohr duften und klingen läßt, durch Gesang auszudrücken. O, wie ist die Sprache und der Geist, der sie belebt, ein unendlich Feines! Du wirst Dir noch viel die Ohren stutzen müssen, um für diese Wunder der Kunst, Natur und Geschichte empfänglich zu werden." Und dann sagte er ihm auch wol: „Heutiges Tages, mein Sohn, will man in der Dichtkunst immer nur die Originalität sehen. Laß Dich dessen nicht irren. Die Zeiten ändern sich, die Nerven beruhigen sich. Heute soll aus jedem Gedicht etwas Eigenthümliches herausspringen, weil man eben an das Alte und Ewige nicht glaubt und immer eine neue Erfindung, eine neue Dampfvorrichtung selbst in idealischen Dingen entdecken will. Aber sei getrost: schon morgen will ich nachfragen und bin gewiß, man wird mir und Dir einräumen, daß keine Originalität origineller ist, als die Schönheit. Wie viel Gedichte haben sich nicht bemerkbar gemacht, weil sie originell sind! Allein, sind sie nicht auch schön, so dürften sie bald vergessen sein. Das wahrhaft Schöne ist originell. Das einfachste Gedicht, zart und sinnig durchgeführt, ist originell."

Vorurtheil! Das Mittelmäßige laſſen ſie ſo hinſchleichen über die Oberfläche eines Intereſſes, das nicht kalt, nicht warm iſt; aber das, was zünden könnte, das, was wahrhaft gelungen iſt, das, woran unſere ganze Seele hängt, das vertilgen ſie mit einem einzigen Strich und ſagen: Bah, es ſoll nicht ſein! O geht mir, wenn man unſre Nation eine geiſtreiche und edle nennt und unſre Literatur eine claſſiſche ſchimpft, geht mir, wenn Ihr nicht einmal den Muth habt, im Verſtrung Eurer Reichthümer, Eurer Würden, Eurer Hülfsmittel tauſendfacher Art mit einem Dichter Euch auf gleiche Rapierlänge zu ſtellen und mit dem einfachen, hülfloſen Wort einen ehrlichen Kampf zu beſtehen!

Lamoignon (bei Seite).

Wenn er mich in dieſer Wuth entdeckt, bin ich verloren.

Madeleine.

Sie werden ſich zu einer andern Arbeit ſammeln und das Verbot des Tartüffe vergeſſen.

Molière.

Mein gutes Kind, über Leichen hinweg kann man nicht fröhlich ſein. Und überhaupt —

Lamoignon (bei Seite).

Ueber Leichen? Er wird mich noch umbringen.

Molière (zu den Kleidern).

Was ſind das für Geſtümes? Ich beſinne mich. Das ſollen die Trauerkleider bei Tartüffe's Leichenbegängniß werden!

Madeleine (bei Seite).

Er wird ihn entdecken. Mein Gott — jetzt —

Und so sprach Blasedow mit seinem dritten Knaben Stunden lang und wiederholte sich so oft, bis dieser in der That Einiges davon begriff und sich in solche Anschauungen, wie sie Blasedow nur leider nicht entwickelte, sondern gleich fertig hinstellte, doch allmälig hineinzudenken anfing. Dem Bildhauer gab er die besten Aufmunterungen, indem er sagte: „Die Zeit, Amandus, wo man die Verdienste durch Dummheiten, die Erinnerung an große Männer durch Flanelljacken für Gichtbrüchige in Stiftung von Lazarethen ehrte, wird mit der allmäligen Auflösung des immer noch nicht ganz entbundenen Zopfes der Menschheit enden. Wer wird noch ferner das Copernicanische Sonnensystem dadurch ehren, daß man zwölf Knaben jährlich in Thorn einmal die Nase putzt, ihnen ein neues Hemd auf den Leib zieht und Thorner Pfefferkuchen schenkt? Ich rechne stark darauf, daß sich der Geschmack für das wahrhaft Schöne in kommenden Jahren besser anläßt, und daß die Menschen, je kleiner sie zu werden scheinen, doch manche Größe an Todten werden zu schätzen anfangen. Ich bin überzeugt, Amandus, daß ich keinen Beruf für Dich passender wählen konnte. Die Menschen werden immer träger werden, ohne jedoch gerade Rückschritte in geistiger Bildung machen zu wollen. Im Gegentheil, sie werden nach Gelegenheiten geizen, um sich wenigstens dadurch Verdienste zu erwerben, daß sie die der Anderen anerkennen. Der Sinn für das Große wird sich nicht mit der Kraft dafür verlieren, sondern steigern, es muß doch eine Betünchung der Schande geben. Dixi et salvavi animam meam, kann Jeder sagen, der ohne lesen zu können, doch für die Errichtung eines Guttenberg-Denkmals Geld hersteuert. Wer Goethen und Schillern Denkmale setzt, kauft sich gern damit einen Ablaß, die Schriften dieser Geister zu studiren. Die Denkmäler werden die katholische „Fülle der guten Werke" werden, opera operata, aus denen heraus der Papst oder das Gewissen Dispens ertheilen, um zu thun, was man will, und Gott, Schiller und Goethe einen guten Mann sein zu lassen. Je schlechter unsre neue Literatur wird, desto mehr werden der alten Denkmäler gesetzt werden." Und wieder ein ander Mal sagte Blasedow: „Gieb Acht, der steigende Sinn für

Denkmäler giebt noch mehr Denkmäler, als nöthig wären! Die Fürsten und Minister werden bald auf den wissenschaftlichen Ruhm eifersüchtig werden, den man jetzt so geflissentlich zu ehren anfängt. Man wird bald nicht anders noch Concessionen zu öffentlichen Statuen erhalten, wenn man nicht (wie Du ja vom Brotbacken weißt, wo immer noch Teig genug übrig bleibt, um eine Puppe daraus zu backen) verspricht, auch den regierenden Landesfürsten gleichsam als eine Nachgeburt des in Stein zu verewigenden Local-Homers und Local-Sophokles aushauen zu lassen. In solchen Fällen tröste Dich mit dem Alterthum, wo Du finden wirst, daß wenigstens auf öffentlichen Beschluß hin selten Diejenigen abgebildet wurden, welche es verdienten, und weit öfter Solche, die keine Hoffnung hatten, anders, als durch Stein oder Erz, auf die Nachwelt zu kommen. Wie Demetrius in Athen im Nu durch dreitausend Bilder hat geehrt werden können, erklärt sich auch kaum anders, als durch eine Form, aus der die Bilder wie zinnerne Soldaten oder Münzthaler hervorgingen. Also tröste Dich, es waren nicht Alle Alexander und Pindare, welche die alte Plastik zu verewigen hatte, sondern oft nur ihre Lieblinge und Sklaven und gute Gevatter. Agesilaus sagte sogar: Hab' ich Großes gethan, so brauch' ich kein Denkmal; hab' ich nichts gethan, so helfen mir alle Denkmäler der Welt nichts! Diese lakonische Ansicht reißt nicht ein, mein Sohn; laß uns nur erst die ganze deutsche Literatur und Kunst verewigt sehen, so wird man Eifersucht genug erweckt haben und die Menschen bald davon überzeugen, daß gerade Diejenigen, welche keine Kunde von ihrem Dasein verdienten, des Denkmals bedürftig sind. Dein Verdienst wird dabei die beste Rechnung machen."

Ein Hauptmittel Blasedow's, den Satyriker für den Witz empfänglich zu machen, bestand darin, daß er ihm komische Schriften zu lesen gab und ihn während dessen beobachtete. Sowie die satyrische Arznei wirkte und sich die Gesichtszüge des Knaben zum Lächeln verzogen, befahl er, das Buch zuzuschlagen und sprach mit Alboin die Ursachen durch, die ihn vermocht hatten, gerade hier zu lachen. Freilich lachte Alboin noch weit öfter über Dinge, die gleichgültig waren, als über

das wahrhaft Witzige; doch war es Blasedow schon hinreichend, ihm dasjenige, was ihm komisch dünkte (und später traf er schon das wahrhaft Witzige), in die einzelnen Factoren zu zerlegen und ihm zu zeigen, wie hier der Contrast oder der Nonsens oder sonst eine rhetorische Figur dem Lesenden wie ein Flaum in die Nase kitzelte. Es entging Blasedow nicht, daß die Grundbestimmung des Lächerlichen auch in der Schmerzlosigkeit und Behaglichkeit liegen müsse und so hätte er gern gewünscht, ein künstliches Mittel zu finden, um Alboin auf unschädliche Weise Schmerzen zu verursachen und ihm dabei den Don Quixote in die Hand zu geben. Er fragte Tobianus öfters und in allem Ernst, ob er in seiner Haus-Apotheke kein Mittel hätte, künstliches Leibschneiden (aber ohne Stuhlgang) zu erregen, weil gerade nichts so sehr zur Unbehaglichkeit stimmt, als Bauchgrimmen. Allein Tobianus trug sich nicht mit erfolglosen Mitteln und konnte sein Experiment nicht ausführen, wie wichtig es ihm auch gewesen wäre, Alboin zu zeigen, wie man den Witz als Mittel gegen Unterleibsbeschwerden anwenden könnte. Blasedow ging in diesem Unterricht so methodisch zu Werke, daß er nach einander eine Woche nur für das Launige, die zweite für den Witz schlechthin, die dritte für das Humoristische, die vierte für das Naive, die fünfte für das Bizarre und Barocke bestimmte. Namentlich für diese beiden letzten Begriffe ließ Blasedow seinen Schüler selbst die Beispiele suchen. Um ihn für das Bizarre zu erziehen, hätt' er ihm freilich nur die Tollheit seiner eigenen Erziehungsmethode eingestehen sollen; er sagte ihm aber: „Bizarr ist alles Außerordentliche, das Du in's Lächerliche ziehst und barok alles Gewöhnliche." Er gab z. B. Alboin auf, die Kleidung zu beschreiben, welche Julius Cäsar trug, als er den Pompejus besiegte. Alboin hatte nicht antiquarische Kenntnisse genug, um das Costume der damaligen Zeit richtig einzuhalten; doch mußt' er schriftlich eine vollständige Garderobe Cäsar's entwerfen, die denn freilich barock und lächerlich genug war. Er trug ihm unter Anderem einmal auf, als ihm seine Beinkleider zerrissen waren, sich in einem Briefe deshalb an den heiligen Geist zu wenden und ihm frei und offen sein gegenwärtiges Bedürfniß einzugestehen.

Dieſer Brief fiel in Tobianus' Hände, circulirte in Abſchrift bei dem ganzen Sayn-Sayn'ſchen Klerus und trug nicht wenig zur Entwicklung der ſpäteren Schickſale unſers Helden bei. Alboin mußte Geſpräche zwiſchen dem Landesvater und der Katze des Hauſes aufſetzen, Briefwechſel zwiſchen zwei Spazierſtöcken, er mußte die ſchönſten Gedichte parodiren, indem ihm Blaſebow die Anleitung dazu gab. Auch trug er ihm nicht ſelten auf, gewöhnliche Gegenſtände in goldne Prunkkleider zu hüllen und einen Spaziergang durch Kleinbethlehem zu beſchreiben, als wenn er durch die Reſidenz ginge, die er ſchon kannte. Er mußte ſich dabei auf Stelzen heben und wie ein Dorfmonarch herablaſſend ſein. Er mußte die Heuwagen mit Staatscaroſſen vergleichen und die Kühe eine neue Art gehörnter Pferde nennen. Selbſt für die Ironie ſuchte Blaſebow nach Anknüpfungen, obgleich ihm nicht gelingen wollte, dieſe höchſte Potenz des Witzes ſchon dem Jungen einzuimpfen. Es trat noch Alles derb und grob auf in dieſen wunderlichen Geiſtesſpielen. Sehr beliebt war bei ihm auch dieſe Uebung, hundert Dinge zu einem Ganzen zuſammenzumiſchen und dabei die Wahl des Paſſenden zu vergeſſen. Er trug ihm z. B. auf, eine Schickſals-Paſtete zu backen, wozu Alboin alle nur möglichen Begriffe zuſammenraffte, die in ihrer Verbindung Lachen erregten. Ueber die Satyre endlich ſelbſt ſagte er: „Wenn Witz und Caricatur durch alle Künſte, durch den Ton ſo gut, wie durch die Farbe, können ausgedrückt werden, ſo iſt Satyre nur durch das Wort, nur durch die Poeſie zu üben. Der Zweck der Satyre iſt, die Thorheit zu geißeln; allein nicht Alles darfſt Du ſtrafen. Den Irrthum erreicht die Satyre nie. Du kannſt auf das Verbrechen keine Satyre machen, Du kannſt einen Dieb nicht perſiſtiren. Regierungen, die ſich vor der Satyre fürchten, pflegen den Schriftſtellern zu ſagen: Werft Euch auf paſſende Gegenſtände! Damit meinen ſie, man ſolle Satyren auf die Galeeren ſchreiben, Satyren auf die Zucht- und Armenhäuſer! Doch iſt dies Feld ſo ſehr ohne Satyre, daß wenn allerdings z. B. ein Gourmand perſiflirt werden kann, man ſogleich damit aufhören muß, wenn er ſich den Magen verdorben hat. Wo man ſich mit ſeinen Irrthümern, Thorheiten und Ver-

brechen ſchon die Finger verbrannt hat, da würde die Satyre mit dem glühenden Brandmal-Eiſen nur den Henker verrathen. Nimmermehr wirf alſo Deinen Stachel dahin, wo die Polizei ſchon den ihren hingeworfen hat. Die Satyre, mein Sohn, hat über alle Gattungen des Lächerlichen als Mittel zu gebieten; allein Du mußt Dich wol hüten, einen chirurgiſchen Schaden durch die Klyſtierſpritze der leichten Ironie oder eine hyſteriſche Frauenzimmergrille mit der Knochenſäge des verwundenden Spottes heilen zu wollen. Einen Irrthum des erhitzten Verſtandes thuſt Du am beſten und heilſt ihn durch lauliche ironiſche Aufſchläge. Du mußt, um z. B. den Pietismus lächerlich zu finden, dieſe, man kann wol ſagen, ſchwierigſte Aufgabe der Satyre, Dich nicht mit dem Pietismus ſelbſt einlaſſen, wie hier rohe Hände zu thun pflegen, ſondern Du darfſt nur, um ſiegreich zu Werke zu gehen, einen Weg einſchlagen; Du mußt alle Intention des Spottes fahren laſſen und vom Princip des Pietismus ausgehen, führſt dies dann in begeiſterter Art durch, kommſt immer höher und höher, näherſt Dich der Vorhalle der göttlichen Ideenwelt, ſiehſt im Triumph einer wahrhaften Vernunft- und Gefühlsreligion die Himmel vor Dir aufgethan und blickſt nun, im Vollgenuß göttlicher Seligkeit, mit jenem Lächeln, das ja auch Chriſtus ſeinen Gläubigen nicht unterſagt hat, auf den Irrthum zurück, der weit, weit hinter Dir geblieben, Dir vergebens auf Deinen Sinai hinauf nachklettern wird und deſſen eitle Bemühungen Du jetzt erſt mit großherziger Herablaſſung bemitleiden kannſt. Dies iſt der einzige Weg, wie die Satyre dieſer falſchen Schöpfung, dieſer Pſeudo-Organiſation dem Pietismus beikommen kann. Vor allen Dingen hüte Dich, in der Satyre zu ſtark aufzutragen, wenn es ſich nur um Irrthümer handelt oder um Handlungsweiſen, deren Zwecke ſonſt offen und ehrlich ſind. Schön und ſanft iſt jene Satyre, wo ſich der Schalk im Dichter die Erfolge einer zu verſpottenden Abſicht ſelbſt ausmalt und ſie natürlich anders erfindet, als der Zweck jener Abſicht war. Kann man einen Arzt, dem viele Kranke ſterben und der doch ein eigenes Syſtem in der Medicin haben will, heftiger und zugleich harmloſer verwunden, als wenn man all' die glücklichen

Kuren beſchreibt, die ihm gelungen ſind, und ihn darſtellt als Jupiter Soter, den Erretter? Oder geſetzt, ein Vermöglicher ſchützte vor, er gäbe den Armen deshalb nichts, weil ſie durch Almoſen nur im Betteln beſtärkt würden, ſo würdeſt Du eine Satyre auf dieſen Mann nicht beſſer einrichten können, als wenn Du die großen und edlen moraliſchen und nationalökonomiſchen Folgen ſchilderteſt, die der hochherzige Gedanke des Vermöglichen Dir zu haben ſchiene! Ueberhaupt muß die Satyre, ſelbſt wenn ſie die Gebrechen ganzer Zeitalter geißelt, immer komiſch zu bleiben ſuchen, weil die Menſchen ſich auch eher deshalb beſſern, wenn ſie lächerlich, als wenn ſie als ſchlecht dargeſtellt werden. Das Mittel aber, um immer komiſch zu bleiben, liegt darin, daß Du Dich an nichts hältſt, als an die Conſequenzen der Thorheiten. Stelle nie die Motive in Abrede, ſondern entwickle nur die Folgen, der Contraſt des Wahren und Falſchen wird ſich dann bald von ſelbſt ergeben."

Und an dieſe Vorſchriften knüpfte Blaſedow nun immer Uebungen an. Er ging die verſchiedenen Zeitalter und Stände durch, um ihre Widerſinnigkeiten zu entdecken. Er befahl Alboin, Bücher anzulegen über die Lächerlichkeiten der Aerzte, der Soldaten, der Advocaten, der Fürſten, der Hofmarſchälle, der Liebhaber, der Sängerinnen, der Geiſtlichen u. ſ. f. Jede Woche mußte Alboin zwei Satyren machen. Er führte ihn dabei in verwickelte Situationen ein. „Denke Dir," ſagte er ihm, „Du ſchriebeſt ein Journal und haßteſt einen anmaßenden Schauſpieler. Wie würdeſt Du das anfangen, ihn zu verſpotten?" Er gab ihm dann die Themen ungefähr ſo an: Herr N. N. erwirbt ſich nicht blos um die Literatur, ſondern auch um die Geſchichte die größten Verdienſte. Ihm verdankt nicht blos Schiller, daß er verſtanden, ſondern auch Wallenſtein, daß er nicht vergeſſen wird. Wir würden keine rechte Vorſtellung mehr von einem gewiſſen Taſſo haben, wenn ihn Herr N. N. nicht ſpielte u. ſ. w. Dieſe Schemata, die Blaſedow ſeinem Sohn über die Recenſenten, Prahler, Geizhälſe u. ſ. f. ſammelte, waren jenen Schablonen zu vergleichen, über welchen Oscar zeichnen lernte.

Und Oscar, der Schlachtenmaler — wie weit rückte dieſer

Bataillen-Raphael vor! Blasedow machte bei diesem eine bittere Erfahrung: denn, nachdem derselbe mehrere Jahre lang gezeichnet und gemalt hatte und seines Vaters Anleitung und Unterricht genossen, ergab es sich, daß er kein Auge für die Farbe hatte, sondern Alles grau in Grau sah. Die schönsten Gemälde, die er betrachtete, kamen ihm wie Chodowiecki'sche Kupferstiche vor. Hätt' er Domenichino's Johannes ansehen können, er würd' ihn für die Müller'sche Copie desselben gehalten haben. Oscar zeichnete artig; allein von der Farbe sprach er wie ein Blinder und mischte sie untereinander, blau und grün. Beides konnte er nicht unterscheiden, wie wir Anderen bei Licht auch. Blasedow war erzürnt genug und hielt die Sache für Verstellung; er war gewiß, daß der Schlachtenmaler, falls hier wirklich ein organischer Fehler an seiner Pupille vorläge, sich doch wenigstens durch eine gute Anordnung seines Farbekastens orientiren könnte, wie sich Blinde in einem Zimmer leicht zurechtfinden, falls es in der Verfassung bleibt, wie diese einmal von ihnen ertastet worden ist. Möglich daß sich der Fehler legt. Wir können abwarten.

Wir schließen nun hiemit die Betrachtungen, die wir dem Erziehungssysteme Blasedow's ausschließlich gewidmet haben, und kommen auf den ferneren Verlauf unserer Memoiren zurück.

Fünfzehntes Kapitel.

Das architektonische Frühstück.

Wir müssen aber um mehrere Jahre zurück. Wir haben, von Erziehungsträumen gewiegt, uns allmälig in eine Zeit verloren, die für unsre Geschichte noch lange nicht angebrochen ist. Wir knüpfen an den letzten Besuch, den Blasedow von Herrn Ritter und den beiden jungen Unsterblichen empfangen hatte, wieder an und setzen hier gleich ein Billet her, welches Blasedow in Betreff eines andern Besuchs von Tobianus kurz darauf erhielt. „Lieber College," schrieb dieser

ungefähr, „Consistorialis Blaustrumpf ist auf dem Weg, um in die Furchen, die sein letztes Circulair gezogen hat, seinen Samen zu streuen. Es sollen große Predigersynoden im Werke sein und allgemeine Maßregeln ergriffen werden, wo sich irgend noch abergläubischer Ansteckungsstoff vorfindet. Die unsicheren und verdächtigen Gegenden werden cernirt werden, und wer weiß, da in meinem Dorfe Alles gesunde Vernunft ist, ob nicht der Cordon gerade mitten durch uns Beide gezogen und mein Besuch bei Euch abgeschnitten wird. Denn, so lange der Rumor in Eurem Hause nicht beseitigt und auf eine natürliche Ursache zurückgeführt ist, wird Euch Blaustrumpf schwerlich den Desinfectionsschein des natürlichen Menschenverstandes ertheilen." Als Blasedow dies Schreiben erhielt, sagte er: „Spukt es denn jemals anders, als wenn Tobianus hier ist? Ist er nicht der rechte elektrische Leiter, der uns immer das dumme Zeug des Abends in's Haus bringt?" Gertrud schämte sich, daß es nur spukte, wenn Tobianus im Hause war. Sie glaubte, daß ihre Gedanken, die auf Tobianus Rechnung machten, entziffert und vom Himmel oder von ihrem ersten seligen Mann, der um so eher im Himmel sein mußte, als er bei ihr auf Erden schon genug in der Hölle gewesen war, gestraft würden. Wir müssen auf diese unheimlichen Vorgänge später zurückkommen.

In der Residenz (deren Namen wir erst im zweiten Theile, wo sie der alleinige Schauplatz ist, verrathen wollen) rüstete sich Blaustrumpf in der That zu einer Inspectionsreise. Die Darmstädter Kirchenzeitung und Tobianus hatten also richtige Nachrichten gebracht. Blaustrumpf wollte im Lande theils gegen den Aberglauben predigen, theils, durch Umgang mit den gemeinen Leuten selbst, praktisch die Philosophie der Spinnstuben, wie er den Aberglauben nannte, widerlegen. Mördern, seinen Schwiegersohn, hätte er gern mitgenommen; allein, da dieser des Schwiegervaters Predigten an der Hof- und Stiftskirche übernehmen mußte, so steckte er nur dessen Thomasius ein, das vielerwähnte Werk, zu welchem Blaustrumpf das Geld, die Ideen, ja sogar seine Tochter, die gleichsam als Preis auf die beste „Abgrenzung der gesunden Vernunft" stand, hergegeben. Das Buch wollte nicht flott

werden und hatte, wie der Verleger Mauſer ſagte, weit eher Anlage zum Rückgange eines Krebſes, als vorwärts. Blauſtrumpf aber bot Alles auf, ihm Bahn zu machen und zu ſeinem Gelde zu kommen. Er packte auch diesmal fünfzig ſauber gebundene Exemplare in den Reiſewagen, dicht neben ſeinem Flaſchenkorb, um, wie er ſagte, auch von dieſem edeln Champagnerwerke zuweilen den Kork ſpringen zu laſſen und für die feurigen, lauteren Ideen deſſelben hier und da en gros oder détail Liebhaber zu finden, d. h. nach dem Ladenpreiſe mit dem gewöhnlichen Buchhändlerrabatt, 33⅓ Procent. Blauſtrumpf rechnete auf mehrere Wochen, nämlich vom Erntefeſt an bis beinahe Martini. Doch die letzte Minute noch, die er in ſeinem heimiſchen Wirkungskreiſe war, wandte er für ſeine hohe Aufgabe an und predigte. Freilich war auf dieſe Predigt ein Dejeuner geſetzt, das ihm zu Ehren von der Oberbaudirection veranſtaltet worden. Blauſtrumpf wollte den Reiſewagen um zwei Uhr vorm Gaſthof zum Fuchſen (wo man jedoch in der Stadt noch am wenigſten geprellt wurde) anfahren laſſen, um mit der ganzen gebundenen Wärme und fliegenden Hitze eines ſo intereſſanten Frühſtücks in die vier Wände des Wagens zu kommen und gleich Gelegenheit zu haben, angenehm zu ſchlafen, was er ſich gern geſtatten durfte, da er in der Umgegend der Reſidenz nicht mehr zu wachen brauchte, ſondern hier dem Aberglauben längſt mit Stumpf und Stiel den Garaus gemacht hatte. Blauſtrumpf's Mittel waren kräftiger Art: er hätte, wie man ſonſt die Hexen verbrannte, jetzt gern Diejenigen verbrannt, die noch an Hexen *glaubten*. Die Polizei wurde ohnedies in der Nähe des Fürſten kräftiger verwaltet, als da, wo er's nicht ſehen konnte oder nichts zu fürchten hatte. Die Landjäger erhielten vom Conſiſtorium ihre ſpeciellen Inſtructionen, namentlich für die unheimlichen Tage und Nächte, Walpurgis, Johannis, drei König, St. Andreas und ähnliche, wo, wie Blauſtrumpf ſagte, noch immer der Katholicismus im Bunde mit dem Satan aus den Sitten des Landvolkes hervor*dunkle*. Dunkelmann war einer ſeiner Lieblingsſtrafwörter, und doch hieß (ironiſches Spiel des Zufalls!) ſein Küſter an der Hof- und Stiftskirche Dunkelmann, was Blauſtrumpf in Dankel-

mann verwandelt hätte, wäre nicht das Turnierbuch des Landes dagegen gewesen, da es ein adeliges Geschlecht dieses Namens gab.

Der Zusammenhang der Predigt, des Oberbaudirectoriums und des Frühstücks war folgender: Die Landesregierung beabsichtigte, die Residenz nach den Anforderungen des neuen Baugeschmacks zu verschönern. Sie hatte mehrere Architekten reisen lassen und fand zu ihrem Leidwesen, daß die Bürger wenig Eifer zeigten, ihre alten Häuser einzureißen und sie nach schönen neuen Mustern wieder aufzubauen. Das Oberbauamt versprach die Risse unentgeltlich zu liefern, allein die Leute wollten die Steine geliefert haben und wünschten noch andere Erleichterungen. Dies Ansinnen hätte jedoch der Landeskasse mehr geschadet als der Hauptstadt in ästhetischer Hinsicht genützt, und so konnte sich die Regierung auf nichts weiter einlassen, als auf moralische Weise den Baugeist in der Stadt zu beleben. Der Landesfürst stieg bei jeder Baustelle, die sich vorfand, aus und erkundigte sich mit Herablassung nach dem Eigenthümer. Er erleichterte auch die Abgaben Derjenigen, die sich neue Häuser hatten bauen lassen, gleichsam als würden sich die Besitzer von alten und dauerfesten Häusern sagen: Ich will zwanzigtausend Thaler zum Fenster hinaus werfen, weil ich dann von der Regierung alle Jahre fünf Thaler geschenkt bekomme! Blaustrumpf versprach, sein Möglichstes mitzuwirken. Er sagte: „Die Religion ist zu Allem nütz," und bewies oft genug in der Hof- und Stiftskirche, daß das Christenthum nichts gegen die Landesverschönerung einzuwenden hätte. Der Grund des allgemeinen Bauabscheues der Stadt war ihm jedoch noch tiefer gelegen, und er zeigte dem Oberbaudirectorium an, daß er am Sonntage vorm Ernteseste über das abergläubische Sprichwort predigen wolle: Wer anfängt zu bauen, stirbt bald. Das Bauamt versprach, in der Kirche im festlichen Ornate zu erscheinen, und arrangirte nach der Predigt jenes Frühstück im Fuchsen, von welchem wir schon gesprochen haben und nur noch hinzufügen, daß Blaustrumpf diese Auszeichnung wol verdient hatte.

Blaustrumpf's Text hieß: Daß man mir viel Holz

Ein Theaterdiener
(ruft durch die Thüre ſchnell herein).

Eben iſt Se. Majeſtät in die Loge getreten. (ab.)

Alle.

Der König?

Molière.

Bei dem leeren Hauſe? Nun, ſo mag er ſelbſt ſehen, was aus ſeinem Theater wird, wenn er ſich den Einflüſterungen der Heuchler preisgiebt. Oder Armande — Nein, nein, ich mag nicht daran denken. Ach, lachen müſſen bei Herzeleid, unter Thränen Späße machen, ja das gehört auch zu jenen Kunſtleiſtungen, für welche man an der Kaſſe kein Entrée bezahlt, und zu jenen Geheimniſſen der Schauſpielkunſt, die noch kein Kritiker ergründet hat. (Will ab. Es klopft.) Klopft es nicht?

Armande (bittend).

Molière!

Lamoignon (bei Seite).

Mein Himmel. Die Geſellſchaft vergrößert ſich — (Es klopft wieder.)

Armande (bei Seite).

Eine Ahnung! — Madeleine, ſieh nach, wer es iſt!

Madeleine.

Es iſt mir ſo ängſtlich zu Muthe..... (Es klopft.)

Molière.

Armande? Wer überraſcht Dich mit ſo geheimnißvollem Beſuch? —

zubereite! Denn das Haus, das ich bauen will, soll groß und sonderlich sein. (2. Chron. 2, 9.) Die Predigt hatte zwei Theile. Im ersten bewies er an sich das Widersinnige jenes Aberglaubens und suchte einen natürlichen Grund für denselben anzugeben. „Möchte derselbe," sagte er „nicht dadurch entstanden sein, daß man, wenn man stirbt, allerdings für seine Nachkommen besorgt ist und ihnen noch kurz vor seinem Tode ein besseres Obdach aufzubauen sich beeilt? Oder möchte das Sprichwort nicht eine Warnung sein für diejenigen Neubautner, welche Tag und Nacht mit auf dem Gerüst herumklettern, nach Allem sehen und Jedes besser wissen wollen, als das hochlöbliche Bauamt, so also, daß gar leicht Jemand von einem Balken oder Stein könne erschlagen werden?" Kurz, der erste Theil beschäftigte sich damit, die inneren Widersprüche des Themas aufzudecken. Im zweiten jedoch faßte der Redner die praktischen Folgen dieses Irrthums in's Auge und aus dem Stuhl, worin das Bauamt saß, erhob sich ein leises, aber zufriedenes Seufzen und die Mitglieder blinkten sich einander zu, als wollten sie sagen: Er trifft's! Blaustrumpf entwickelte all die betrübenden Folgen, welche jener Satz für das äußere Ansehen der Städte haben könnte, für die Architektur, diese große und älteste Kunst, die schon bei den Aegyptiern, wie Blaustrumpf erzählte, ein so merkwürdiges Bauwesen, ja selbst bei den Indiern die interessantesten Gebäulichkeiten hervorgerufen hätte. Blaustrumpf bewies aus Gründen der National-Oekonomie und des öffentlichen Sanitätswesens, was für Unbequemlichkeiten und physische Nachtheile aus eng und finster angelegten Gassen in die bürgerliche Gesellschaft gekommen wären, und unterstützte seine Schilderung eines luftigen, frei angelegten Stadtviertels durch eine sehr passende, vielleicht zufällige Gesticulation, indem er, da ihm heiß wurde, seinen Priesterrock lüftete und recht die Behaglichkeit einer legèren und ungenirten Existenz zum Besten gab. Am Schluß seiner Predigt kam er dann wieder auf die Baukunst als eine vorzugsweise heilige zurück und verlor sich, ob nun als Freimaurer oder Christ oder bloßer Archäologe, in den Tempel Salomonis. Er schilderte all die Holzzufuhren aus dem Libanon, sagte, daß am Tempel

Salomonis 153,600 Menſchen ihr Brot verdient hätten, und brachte die ganze Gemeinde in Entzücken über das prächtige Gebäude, das Blauſtrumpf im Riß mittheilte. „Hiram hieß der Baumeiſter!“ ſchloß er dann, indem er auf den Stuhl zeigte, wo das Bauamt ſaß, ging noch einmal auf den Text zurück, wo er das Wort: „Daß man mir viel Holz zubereite!“ inſofern berichtigte, als man heutiges Tages mehr für maſſive Gebäude wäre und ſprach das Anathem über das jetzt widerlegte Sprichwort und den Segen über die Gemeinde.

Als nun Blauſtrumpf in den Fuchs kam, fand er ſchon die ganze ſtädtiſche und Landes-Baudeputation verſammelt. Es waren ihrer ſo viel, daß man damit Rom in drei Tagen hätte aufbauen können: Der Hofarchitekt, ein Freund der modernen Baukunſt, der Rathsbaumeiſter, ein Verehrer der Antike, der Brücken-Inſpector, ein Dilettant im gothiſchen Styl, der Brunnen-Inſpector, der Land- und Wege-Baumeiſter, die Waſſerbau-Deputation, beſtehend aus einem Architekten für unterſchlächtige und einem andern für oberſchlächtige Mühlen. Zu dieſen Sieben kamen noch drei Maurermeiſter und zwei ſtädtiſche Beigeordnete aus dem Rath. Blauſtrumpf war der Dreizehnte. Das hatte der Brücken-Inſpector, der ein Freund der mittelalterlichen Baumyſtik war, bald heraus und theilte es der Geſellſchaft in dem Augenblick mit, wo Blauſtrumpf hereintrat. Einen ſolchen ſtillen Empfang, deſſen Urſache er denn auch erfuhr, hätte er ſich nicht vermuthet. „Wir frühſtücken,“ zankte er, „weil ich gegen etwas Abergläubiſches gepredigt habe, und hier muß ich gleich wieder auf etwas Irrationelles ſtoßen!“ Doch war es ihm im Grunde ganz recht, daß ſie ihrer Dreizehn waren: denn nun konnte er nach Haus ſchicken und Mördern, ſeinen Schwiegerſohn, als Aushülfe einladen laſſen. Dieſer kam, ein kleines, dürres Männchen, das der dicke, keuchende Blauſtrumpf in ſeiner Rocktaſche hätte verbergen können. Mörder's Name ſprang gegen ſein furchtſames Weſen lächerlich genug ab. Er ſah mit ſeinem Namen aus, wie ein Kind, das man in einen großen Cuiraſſierſtiefel geſteckt hat. Kaum mit der Naſe blickte er aus der ungeheuren Tonne ſeines Namens heraus.

Der Fluch des babyloniſchen Thurms ſchien bei dieſer Geſellſchaft noch in Wirkſamkeit zu ſein: denn, ob ſie gleich Alle nur den einzigen Bauzweck hatten, ſo boten ſie ſich doch unter einander Kalk ſtatt Steine, Holz ſtatt Sand, ſie waren über ihre Principien im offenſten Widerſpruche. Und doch ſollten ſie zuſammen eine neue Kirche bauen. Sie ſollten ſich über einen Grundriß vereinigen, an dem gern jedes dieſer Mitglieder des Bauamtes ſein eigenes Ideechen angebracht hätte, und Blauſtrumpf, der dieſe neue, noch im Streit begriffene Kirche einweihen ſollte, der ſchon die Predigt dazu liegen hatte, war am wenigſten im Stande, die Widerſprüche mit einander auszuſöhnen: denn er nahm Parthei. Er machte große Augen, als er oben am Tiſche kaum Platz genommen und die Baudirection, der bei den kalten Speiſen warm wurde, vom Brücken-Inſpector ſo angeredet wurde: „Wenn ich ſage, daß die Kirche gothiſch angelegt werden müſſe, ſo wird man mir keinen Eigennutz dabei vorwerfen: denn ich baue nichts daran, da ich mit der neuen Actienbrücke leider genug zu thun habe. Bei meinen Arbeiten bin ich verhindert, meinem Geſchmack zu folgen. Brücken ſind Brücken, da kann man wenig Gothik anbringen, nicht einmal, da wir Proteſtanten ſind, einen Nepomuk. Allein in den Riß der Kirche hab' ich als Bauamtsmitglied hineinzureden und Sie, Herr Conſiſtorialrath, ſollten mich eher unterſtützen, als ſo grimmig anblicken. Das Chriſtenthum hat ſich ſeinen Kirchenſtyl ſelbſt geſchaffen. Die gothiſchen Kirchen ſind Blüthen der chriſtlichen Idee. Jeder Zug in dieſer Architektur im Großen und Kleinen läßt eine ſinnige Anwendung auf die Dogmen des Glaubens zu: das Kreuz als Grundriß, das Schiff als ein Sinnbild des apoſtoliſchen Zeitalters, die Roſe über dem Eingange, die bunten Fenſter, die nach Außen trüb und nach Innen hell glänzend ſind, die Kuppel mit ihrem Fernblick gen Himmel, alles Dies zuſammengenommen iſt der Ausdruck des chriſtlichen Lebens, wie auch ſchon, wenn das innerſte Weſen deſſelben die Muſik iſt, ein großer und tiefſinniger Autor die Baukunſt des Mittelalters gefrorne Muſik genannt hat."

Der Brücken-Inſpector mußte an Minorität für ſeine

Ansichten gewohnt sein: denn er verzog keine Miene, als die übrigen Mitglieder des Bauamts, die beiden städtischen Beigeordneten ausgenommen, zu lachen anfingen und Blaustrumpf trotz des kalten Capaunen, welchen Zunge und Zähne zernagten, doch noch stoßweise folgendermaßen losbrechen konnte: „Wir haben glücklicherweise durch eine Feuersbrunst vor zehn Jahren den letzten Rest jener trübseligen Bauart verloren, die den dunkeln Zeiten des Mittelalters, wie eine wuchernde und formlose Kellerpflanze, entsproß; die Magdalenenkirche ist abgebrannt. Es soll eine neue gebaut werden, die heilige Magdalena ist auf ihren katholischen Himmel und die dem Aberglauben fröhnende Malerei verwiesen, ich habe meine Beredtsamkeit an den Landesfürsten gewandt und durchgesetzt, die neue Kirche solle heißen ganz einfach: Geistliches Verrichtungshaus! Nun seh' ich mit Verwunderung, daß Sie, meine Herren, immer noch keine Anstalten machen, dem Namen und der Idee einen entsprechenden Körper zu geben, ja bemerke sogar, daß mystische Cirkel und Allegorieen mit diesem Gebäude vorgenommen werden sollen. Das geistliche Verrichtungshaus ist ein Vernunftmünster; es sollten darin keine Winkel und Ecken angebracht sein, in die sich die Lichtscheu verstecken könnte. Frei, luftig, durchsichtig soll das Gebäude, dieser Tempel der reinen, praktischen Vernunft (denn auch Kant's theoretische Vernunft ist Schwebelei), ich sage, soll dieser Tempel aufgeführt werden und sich weder durch überladene Massen, noch durch besonders auffallende Baukennzeichen auszeichnen. Nehmen Sie unser Logengebäude! Ist die Loge ☐ „zum gerechten Aristides" nicht ein Meisterstück eben so niedlicher, wie verständiger Architektonik! Nehmen Sie die Garnisonskirche, die der selige Windecke gebaut. Welch reines, luftzugängliches und wahrhaft erbauliches Gebäude ist das! Das ist seiner Bestimmung gemäß für Compagnieen und Bataillone eingetheilt, es ist eine Kaserne gleichsam, nur mit dem Unterschied, daß da keine Gewehre geputzt werden, sondern die rostigen Gemüther! Und wenn mir das geistliche Verrichtungshaus nicht etwas Aehnliches wird, dann möcht' ich gar keinen Fuß hineinsetzen."

Der Hofarchitekt gab dieser Erklärung seinen vollen Bei-

fall, indem er ſagte: „Wir ſollen bauen, wie uns der Schnabel gewachſen iſt. Jedes Zeitalter hat ſeine eigene Art; warum ſollten wir nicht die unſrige haben? Die moderne Baukunſt hat nur die eine Aufgabe, ihrem Zwecke gemäß zu bauen. Sie will wohnliche, bequeme, behagliche Gebäude herſtellen. Die alten Formen der Antike, der Gothik, müſſen wir entlehnen, während wir doch unſern eigenen ſchönen und geſunden und neuen Styl haben. Das geiſtliche Verrichtungshaus ſoll dem Gottesdienſt gewidmet ſein. Man baue einen großen Würfel mit plattem Dach, hinlänglichen, wenn auch eher breiten, als länglichen Fenſtern, Altar, Chor, Orgelchor, Sacriſtei und unterirdiſche Heizung, wie beim Theater, mit erwärmter Luft: denn ich ſehe nicht ein, warum man im Winter in unſeren Kirchen erfrieren ſoll! Unſre Vorahnen hätten die Kirchen wahrlich nicht gothiſch gebaut, wenn ſie ſelbſt eine angemeſſene Form hätten erfinden können. Sie waren ſo ungeſchickt, daß ſie lieber die Chriſten im Winter erfrieren ließen, ehe ſie eine Bauart, die für das heiße Italien paſſend iſt, den im Norden nothwendigen Beſchränkungen unterwarfen."

Blauſtrumpf hatte vom Capaunen eine fettige Hand, ſonſt würd' er die des Hofarchitekten wacker geſchüttelt haben. Dennoch miſchte ſich in ſeine Zufriedenheit eine unangenehme Empfindung, nicht die, daß er plötzlich nieſen mußte, denn das bekam ihm wohl, aber weil der ganze Tiſch einfiel und den Trumpf darauf ſetzte: Helf' Gott! Blauſtrumpf ſtieß den Teller heftig zurück und erklärte: „Wir kennen uns ſo lange und ſollt' ich denn noch nie dabei genieſt haben; und ſollten Sie nicht wiſſen, daß dies Helf' Gott! für einen Mann verletzend iſt, der ſein Leben der Ausrottung des Aberglaubens gewidmet hat? Denn ſchon das lateiniſche Prosit! beweiſt, wie ſehr man das Nieſen als eine Gelegenheit benutzt, an die Naſe ein kleines Beſchwörungs-Amulet, Proſit genannt, anzuhängen. Das Nieſen iſt ein zufälliger Act. Es iſt nichts, als eine mit einem gewiſſen ziſchenden Geräuſch und plötzlicher Zuſammenziehung der Muskeln des Unterleibs, wie auch derer, welche auf die Lunge wirken, verbundene Aus-

ſtoßung der Luft aus der Naſe, wenn nämlich durch irgend etwas deren Geruchsnerven gereizt worden ſind."

Der oberſchlächtige Mühlenbaumeiſter behauptete, daß er ſchon in Voſſens Homer die Götter habe nieſen und ſich Proſit ſagen hören. „Um ſo mehr," bemerkte aber Blauſtrumpf, „iſt dies ein verdächtiger Gebrauch. Ich finde das Nieſen mit einer Menge von abergläubiſchen Meinungen verknüpft. Eine Meinung giebt's im Volke, die in Betreff des Nieſens geradezu den Ruin alles gewerblichen Fleißes zur Folge haben könnte. Die Leute ſagen: Wenn Du früh Morgens aufſtehſt und Du mußt nieſen, ſo leg Dich drei Stunden wieder zu Bett, ſonſt mußt Du die ganze Woche Deiner Frau unterthan ſein. Ob nun dabei das Geſchäft verſäumt wird, kümmert die Leute nicht!" Ein Anderer aus der Geſellſchaft meinte, daß in dieſem Aberglauben etwas Gutes läge: denn wer nieſe, pflege den Schnupfen zu haben, und dem könnte es nicht ſchaden, ſich noch drei Stunden wieder in's Bett zu legen.

Blauſtrumpf war ein Knöchelchen unrecht in den Hals gekommen, ſonſt hält' er ſogleich erwidert; aber gewöhnlich findet man, daß ſich die Leute verſchluckt haben, wenn ſie's ärgert, daß ſie etwas billigen ſollen. Blauſtrumpf mußte in der That, als er getrunken hatte, ſagen: „Sie haben Recht, es liegt dem Aberglauben manches Gute zum Grunde. So heißt es in dem kauderwälſchen Syſtem deſſelben: Wer des Morgens aufſteht und nur einen Schuh oder einen Strumpf anhat, bekommt den Schnupfen: das iſt ein echt klarer mediciniſcher Gedanke, an dem nur zu bedauern iſt, daß man ihm eine ominöſe und prophetiſche Form gegeben. Auch darin ſteckt eine diätetiſche Wahrheit, daß es heißt: wer am Charfreitag nicht trinkt, der, nun folgt freilich ſogleich der Bauernſchluß, wird das ganze Jahr nie betrunken. Dieſe wenigen Fälle finden ſich, wo ſich wirklich etwas geſunde Vernunft und praktiſche Lebenserfahrung in den Aberglauben verirrt zu haben ſcheint; alles Uebrige iſt vom Uebel und, ſeiner Raiſon nach, immer nach dem Schema eingerichtet: Heute regnet es, folglich hat geſtern Jemand eine Schwalbe todtgeſchlagen. Aber der Mangel an Vernunft wäre noch am eheſten zu er-

tragen; denn der Nationalismus muß ihn leider noch in ganz anderen und höheren Dingen nachweisen; allein der Mangel an Moral! Im Aberglauben ist an alles Schlechte Glück, an alles Gute Unglück geknüpft. Wer bei unehelichen Kindern Gevatter steht, der, glaubt das Volk, hätte Glück. Wenn uns eine reine Jungfrau des Morgens begegnet, so sind wir nach dieser Philosophie nicht so gut daran, als begegnete uns ein gefallenes Weibsbild. Ja, den Kindern reiner und keuscher Eheleute wird von den verdammungswürdigen Hexen das Prognostikon gestellt, daß sie „narrig" werden, indessen sie von den sogenannten von der Bank gefallenen Kindern nicht Gutes und Glückliches genug zu sagen wissen."

Indem nieste Blaustrumpf wieder, und obgleich diesmal das Helf' Gott! ausblieb, so sagte doch einer der Beigeordneten: „Sie müssen's benießen, Herr Consistorialrath!" Alle lachten. War's doch wieder eine abergläubische Bemerkung, und Blaustrumpf nahm sie auch unsanft genug auf. Er rückte mit dem Stuhl zurück und erklärte: „Meine Herren, wachen Sie über sich! Man kann sich kleine Unarten so angewöhnen, daß man die Schwächeren dadurch in ihren größeren bestärkt. Daß etwas, was erzählt wird, dadurch, daß man es benieſt, auch wahr wird, ist ein verderbliches Axiom und dient den Lügen als ein wahrer Schicksals-Deckmantel. Noch herrscht auf dem Lande der Glaube, daß, wenn man beim Schuhanziehen nieſt, es Unglück bedeutet. Ich frage: Ist's möglich? Ferner: Wer früh nüchtern nieſt, bekommt selbigen Tages etwas geschenkt. Kurz, die Litanei dieser Klagen über mangelnde Vernunft ist groß; doch, bitt' ich, kehren wir auf den Tempelbau zurück, den Sie sich, meine Herren, allzu schwer machen!"

Der Rathsbaumeister war für die Antike und bemerkte: „Ich hätte gern das Verrichtungshaus in Form einer Rotunde gebaut." — „Ja," fiel der Hofarchitekt bitter ein, „so wie Sie das Theater gebaut haben, ohne akustische Berücksichtigungen?" — „Herr Hofarchitekt," erhitzte sich der Rathsbaumeister, „Ihre fürstliche Reitschule hat zweierlei Durchmesser, so daß sie der Fürst hat schließen müssen, weil ihm

alle seine Pferde gegen die Mauer laufen." — „Keinen Zank," fiel einer der Baudeputirten ein: „dem Theater läßt sich vielleicht durch eine Nachhülfe mit akustischen Schallbecken eine Verbesserung geben, oder wir verwandeln die Reitschule in's Theater und verbinden das Theater dagegen mit dem fürstlichen Marstall." Der Brücken-Inspector bedauerte jede Aenderung. „Denn so oft ich in die Oper gehe," bemerkte er, „hab' ich das Vergnügen, sie für einfaches Geld zweimal zu hören. Man muß nur die rechte Stelle haben: ganz vorn im Parterre hört man das Orchester einmal vor, und dann noch einmal hinter sich, erst natürlich, und dann reflectirt. Schade, daß man das Echo der Vorstellungen nicht extra auffangen und gleichsam als Kuchenreste an Kinder auf einer eigens angebrachten Galerie für sechs Pfennige den Platz vermiethen könnte. Einstweilen hat die Theaterdirection alle Plätze und Abonnements darauf in zwei Klassen theilen müssen: Sperrsitz mit Echo, und Sperrsitz ohne Echo. Die reinen Plätze kosten ein Drittel mehr, als die unreinen; doch zieh' ich die unreinen vor, wie Kochzucker vor hartem, wie wurmstichigen Varinas vor gesundem, weil man mehr hat, mehr Stoff und mehr Unterhaltung."

Der Rathsbaumeister ärgerte sich empfindlich, ob er gleich nur zu essen schien, und sagte: „Die Akustik ist ein Wurf des Zufalls. Die größten Architekten haben blind geworfen, und ich brauche nur an die schöne Kirche in Darmstadt zu denken, die statt eines Echos ebenfalls deren mehrere hat und deshalb den Katholiken abgetreten wurde."

„Alle diese Mißstände," fiel Blaustrumpf ein, „werden Sie vermeiden können, wenn Sie aus unserm geistlichen Verrichtungshause einen einfachen wohnlichen Tempel der Natur machen, ohne große Kunst, einzig nur den Zweck im Auge. Vereinigen Sie sich mit den Ideen unseres Herrn Hofarchitekten, nehmen Sie die Bauart des seligen Windecke, seine herrliche Garnisonkirche, nehmen Sie die zum Muster! Ja, meine Herren und .·. Brüder .·., höchstens, daß Sie etwas von dem netten Styl borgen, in welchem unsre Hochwürdige .·. Mutter ☐ zum großen Aristides gebaut ist. Ueberhaupt nur ein Dach, eine Thür hinein und eine heraus,

die Fenster frei und luftig; der wahre Schmuck des Ganzen komme von der Kanzel und dem Lichte der Vernunft, die auf dieser Kanzel thronen wird!"

Es war aber dies Vernunftlicht niemand Anders, als Mörder, der an jener Kirche Hauptprediger werden sollte. Mörder schwieg während des ganzen Frühstücks und war nur mit der Ersparung des Mittagessens beschäftigt. Er war überall nur die Beilage zu dem fetten Consistorialrath-Bruchstücke, die bescheidene, aber geliebte Niere neben dem Sonntagsbraten. Er rankte sich an seinen Schwiegervater wie ein zärtliches Schlinggewächs auf und war nur Einem verständlich, ihm, ja selbst der Gemeinde nicht, da er auf der Kanzel nicht sprach, sondern zirpte. Mörder besaß theoretische Kenntnisse. Er liebte die Bücher mehr, als die Welt. Er hatte ein gutes Herz, wenn er's auch nicht in feurige Ausübung brachte. Seine Frau kennen wir noch nicht. Sie überragte ihn an Körpergröße, so viel wir hören und gern glauben wollen, da Mörder nicht anders predigen konnte, als auf einer „Hütsche". Diese Erhöhung fiel ihm einmal um, und er verschwand vor der Gemeinde in dem Augenblick, als er sagte: „Ueber ein Kleines werdet Ihr mich sehen, und aber über ein Kleines werdet Ihr mich nicht sehen!" Mörder war Blaustrumpfen unentbehrlich. Er diente ihm als Encyklopädie, die er immer in der Eile nachschlug. Auch mußte er ihn zuweilen am Aermel zupfen, wenn er in seinem Eifer zu weit ging. Heut flüsterte er ihm zu, daß der Wagen vorm Hause schon lange warte. Blaustrumpf erhob sich also, dankte für die vom Baucollegium erhaltene Ehre und stieg mit erhitztem Kopfe die Stiegen hinunter. Der Abschied von Mörder war einfach und herzlich. Blaustrumpf revidirte die Verpackung seiner Effecten, namentlich des buchhändlerischen Commissionsartikels, und fuhr davon, indem er sich im Wagen nach seiner Bequemlichkeit einrichtete. Mörder blickte zu ihm auf wie ein Kind, das zum ersten Male entwöhnt wird. Die Thränen standen ihm im Auge und er eilte in seine Wohnung, die ihm, ob er gleich seine Frau darin fand, einsamer und verlassener, als je, vorkam.

Sechzehntes Kapitel.

Miespelheimer Kalenderweſen und daſige Verleumdungen.

Blauſtrumpf hatte den Kutſcher und ſein Geräth nur gemiethet. Wäre Beides ſein Eigenthum geweſen, ſo hätte der Erſtere wol nicht, als ſie das Thor ſchon paſſirt hatten, bemerken dürfen: „Wir werden eine gute Aufnahme finden, es begegnen uns Schweine!“ Blauſtrumpf wollte gerade in einen ſanften Mittagsſchlummer verſinken, als er dieſe ſuperſtitiöſe Bemerkung vernehmen mußte. „Wie?“ rief er dem Kutſcher zu, „ſagt das noch einmal!“ Und der Kutſcher lachte und ſchlug tapfer zu, indem er wiederholte: „Will man gut Glück zur Reiſe haben, ſo muß Einem begegnen ein Wolf oder ein Hirſch oder ein Bär oder ein Schwein, nur kein Haſe und kein altes Weib, das gerade im Spinnen begriffen iſt; was freilich hier ſelten vorkommt, während ich anderswo öfters geſehen habe, daß Hirtenweiber ihren Rocken in die Taſche geſteckt haben und während des Gehens ſpinnen. Auch möcht' ich wol, daß Sie nicht früher vom Tiſch gegangen wären, Herr Conſiſtorialrath, im Fuchſen nämlich, als bis vor Ihnen wäre abgeräumt worden: denn ohnedies werden wir ſchwerlich gut Wetter behalten, wie auch mein Hund heute früh Gras gefreſſen hat.“

Kaum hatte der Kutſcher dieſe Bemerkungen ausgeſprochen, als Blauſtrumpf ein Gelächter erhob, das mehr an Verzweiflung und an Abällino erinnerte, wie dieſer die bekannten fürchterlichen Redensarten an den venetianiſchen Todtenkopf richtet. Die ganz leiſe wie aus verſagender Luftröhre geſprochenen Worte: „Ihr glaubt an dergleichen?“ ermunterten den Kutſcher fortzufahren, nämlich mit ſeiner Rede, ſo gut wie mit ſeinem Wagen. „Ja,“ ſagte der Mann, „ich bin meines Handwerks eigentlich ein Maurer und weiß, was ſchönes Wetter ſagen will. Hat der Maurer Regen, ſo ſchwimmt ihm bald ſein Geldbeutel fort. Und da haben wir immer nichts Anderes thun können, als einen ſtarken Hahn mit rothem Kamm ſo lange einzumauern, bis ein Verlaß

Armande (bei Seite).

Wenn es — (laut entſchloſſen) Molière! Ich wünſchte, es wäre einer meiner früheren Bewunderer —

Molière.

Armande!

Armande.

Warum nicht? Lienne oder Lefèvre!

Molière.

Ha! Oder der König!?

Lamoignon (bei Seite).

Gerechter Gott!

Armande.

Um Dich für deine Eiferſucht zu ſtrafen, wünſcht' ich, ja, der König! Ich würde Dich hier hinter meine Kleider verſtecken —

Lamoignon (bei Seite).

Ich krieche in einen unheiligen Rock —

Molière.

Armande? Alſo noch immer!

Armande.

Oeffne, Madeleine, und verlaß uns! Molière, Deine nie endende Eiferſucht — ich muß Dich endlich heilen — (ſie drängt Molière hinter die Kleider links).

Molière (zögernd).

O nun wird mir Alles klar!

Armande.

Oeffne, Madeleine, und verlaß uns!

auf das Wetter war. Ohne das würden wir fortwährend eingeregnet gewesen sein!“

Blaustrumpf entgegnete spitz: „Weil also der Hahn das schlechte Wetter nicht mehr anzeigen konnte, daraus soll folgen, daß das Wetter nun auch gut sein mußte? Weil also der Strauß den Kopf in den Busch steckt und die Jäger nicht sieht, so, denkt er, werden ihn die Jäger auch nicht sehen? Nein, lieber Mensch, wo seid Ihr in Elementarunterricht gegangen?“ — „Ich bin eine Mispelheimer Retour,“ bemerkte der Kutscher, „und war immer daselbst ansässig, auch früher dort in der Schule; allein, was Wind und Wetter, Glück und Unglück anbetrifft, davon wissen die Herren Gelehrten nichts, Herr Consistorialrath; da muß man alte Leute fragen, die Erfahrung haben und wissen, wie es ehemals war.“

Blaustrumpf konnte sich, wenn man bedenkt, daß er eben im Verdauen begriffen war, schaden: denn der Aerger trieb ihm das kirschrothe Blut in's Gesicht. Er hätte gern den Kutscher unter seine rationalistische Retorte gebracht; allein er wußte ihm nur von hinten beizukommen und konnte sein Mienenspiel nicht beobachten. Indessen hielt er's doch für seine heilige Pflicht, die abgerissene Lappenweisheit seines Vordermanns zu zerstampfen und in seiner rationellen Papiermühle daraus weißes, sauberes Papier zu machen, das sich mit kalligraphischen Vernunftideen beschreiben ließ. Er benutzte die Stellung des Kutschers a posteriori, um ihm einige leichte Camillenlavements der Teleologie oder der Zweckweisheit beizubringen, und fing an, ihm zuerst die logischen Begriffe von Ursache und Wirkung zu erklären. „Ursache, mein Freund, einer Wirkung ist die Erkältung, die den Gesunden krank, und eine Arznei, die den Kranken wieder gesund macht. Gesetzt nun, meine Schwester in Mispelheim wollte mich nicht freundlich empfangen, wie kann daran der Hase Schuld sein, welcher uns über den Weg läuft? Empfängt sie uns aber freundlich, soll ich mich dann bei jener Sau bedanken, so die Güte gehabt hat, uns am Thore zu begegnen?“

„Ja,“ meinte der Kutscher, „wenn man es so nehmen will,

dann wäre freilich am Glauben der Leute wenig Geſcheidtes; allein die Erfahrung hat es doch immer bewieſen, und vom Hundertſten wüßten wir Menſchen auch nicht, wie es mit dem Tauſendſten zuſammenhinge. Ich habe mein Lebtag gefunden, daß es nicht gut iſt, z. B. brennendes Feuer aus einem Hauſe in's andere zu tragen." — „Das iſt nicht gut," fiel Blauſtrumpf heftig ein; „denn daraus ſind ſchon hundert Feuersbrünſte entſtanden; allein, daß man dieſe hübſche Verhütung von Feuersgefahr in einen myſtiſchen Spruch bringt, dagegen ſoll ein Mann von Aufklärung Einſpruch thun." — „Nun, Herr Conſiſtorialrath, Sie ſagen von Feuersbrunſt; und es ſind keine drei Wochen her, daß in Miſpelheim drei Scheunen, Vieh und beinah auch Menſchen verbrannt ſind, und wir haben's alle eine Stunde vorher gewußt, daß es ſo kommen müßte. Es war Sonntag; die Betglocke des Abends ſollte läuten vom St. Blaſienthurm, und der Küſter überläßt das Ding ſeinem Jungen. Er läutet und läutet, und mitten im Läuten fängt erſt die Uhr an vier zu ſchlagen. Wann die Glocken und die Uhren aber zuſammen ſchlagen, giebt's immer Feuer, und es traf auch ein."

Blauſtrumpf erſtickte faſt vor Zorn, aber er verſuchte es wieder mit Ironie und ſagte: „Ei, dann iſt es ſchlimm genug, daß noch drei Scheunen abgebrannt ſind, da man ja die beſten Vorzeichen des kommenden Unglücks ſchon erhalten und die Spritzen nur in Bereitſchaft zu ſetzen hatte. Ich will Euch aber ſagen," lenkte er ein, „Miſpelheim ſcheint tief, tief im Aberglauben verſtrickt zu ſein, und ich werde Predigten, Katechiſationen, Beichten, alle möglichen kalten Umſchläge gebrauchen, um Eure erhitzten Phantaſieen abzukühlen. Leider, leider tragen meine eigenen Verwandten einen großen Theil der Schuld an dieſer Mißachtung praktiſcher Vernunftgrundſätze. Inzwiſchen könnt Ihr Euch, guter Freund, in dieſem Buche unterrichten, was man Cauſalität und Nexus, Urſach und Wirkung, Mittel und Zweck, Anfang und Folge nennt." Damit griff Blauſtrumpf in die Nähe ſeines Flaſchenkorbes (in dieſen ſelbſt, wäre dem Kutſcher lieber geweſen) und reichte ihm ein Exemplar vom Thomaſius. Der Kutſcher blätterte darin und gab es ehrfurchtsvoll wieder zu-

rück. Blauſtrumpf dachte an ſeinen kleinen ambulanten Buchhandel: zwölf Groſchen Trinkgeld mußt Du ihm doch geben, und giebſt Du ihm dafür das Buch, ſo kannſt Du Mördern zwölf Groſchen zu gut ſchreiben, da mit üblichem Buchhändler-Rabatt netto der Preis auch nicht größer iſt. Es that ihm wohl, gleich von vornherein ſo gute Geſchäfte zu machen: denn er liebte ſeinen Schwiegerſohn, wie der feurige Luther ſeinen ſanften Melanchthon.

Mispelheim war gegen Abend um neun Uhr erreicht. Blauſtrumpf hielt vor dem Hauſe ſeiner Schweſter an, welche, wie er ſelbſt, gewöhnlichen Urſprungs an den Drucker und Herausgeber des Mispelheimer Wochenblattes verheirathet war. Eigentlich lebte Blauſtrumpf mit Schweſter und Schwager ſeit Jahren in Unfrieden, und der Grund davon war durchaus kein perſönlicher, ſondern eine Aufklärungsfrage. Sein Schwager hatte das Privilegium, einen hundertjährigen und einen jährlichen Landeskalender zu drucken. Dieſer brachte ihm ein ſchönes Geld ein, aber auch den Haß des Conſiſtorialraths. Blauſtrumpf ſah in dieſem Kalender den „Heckthaler" (er koſtete nur ſechs Groſchen) für den Aberglauben. Dieſer Mispelheimer Kalender mit ſeinen Bauernregeln, Wetterprophezeiungen, Holzſchnitten und Traumdeutungen war die Eſſigmutter, die allen Diöceſan-Erfahrungen Blauſtrumpf's ſo viel Säure verurſachte. Der Kalender erſchien jährlich mit der Martinsgans zu gleicher Zeit auf dem Tiſch. Jede Neuerung in ſeiner äußern Einkleidung und Redaction hätte eine Empörung der Bauern an Markttagen, eine Demolirung der Buchbinderläden zur Folge gehabt. Das wußte Blauſtrumpf's Schwager und widerſtand jeder Zumuthung, die Redaction des Kalenders, wie er ſagte, in die Hände der Freimaurer zu geben. „Da wollen ſie mir Predigten über die fünf Sinne hineinſetzen," beklagte er ſich, „und ſtatt der Witterungsanzeigen lauter Fragezeichen und Gedankenſtriche, als wenn es keinen hundertjährigen Kalender mehr gäbe. Lieber ſchickt er mir, wovon die Bauern nicht die Melodieen verſtehen, und Räthſel, die kein Menſch löſen kann! Da würd' ich ſchlechte Geſchäfte mit dem Kalender machen. Er hat mir das Privilegium abkaufen wollen; allein ich muß

den Kalender behalten, ſchon des Wochenblattes und ſo vieler anderen gangbaren Artikel wegen, die ich auf dieſem Wege leichter verbreiten kann. Sie wollen eine aſtronomiſche Geſellſchaft an die Spitze des Büchelchens ſtellen und Thierärzte, Maſchinenbauer, Prediger und Kupferſtecher dafür in's Intereſſe ziehen. Blauſtrumpf ſagte, eine Akademie der Wiſſenſchaften könnte ſich's zur Ehre rechnen, den Mispelheimer Kalender jährlich herauszugeben. Allein, abſolut, ich habe mein Privilegium, und für den Küſterdienſt, den er mir angeboten, dank' ich. Gehen bei meinem Geſchäft zwar auch nur mehr Pfennige, als Groſchen ein, wie beim Klingelbeutel, ſo ſind ſie doch mein und ernähren ihren Mann."

Blauſtrumpf hatte nun aber eine Einladung zur Hochzeit erhalten, welche die Tochter ſeines Schwagers, ſeine Nichte alſo, mit einem achtbaren Bürger in Mispelheim zu feiern gedachte. Es war der Verwandtſchaft, des Blutes und ſogar der Ehre wegen, daß man ihn trotz der Feindſchaft oder wenigſtens trotz eines mehrjährigen wechſelſeitigen Sichignorirens doch nicht überging, um ſo mehr, da ſeine Schweſter in dem Augenblick, wo ihre älteſte Tochter getraut wurde, ſelbſt noch eines neuen Kindes geneſen konnte, wie es Mütter und Töchter giebt, die in Erfüllung ihrer edeln Pflichten mit einander wetteifern. Blauſtrumpf hatte die Abſicht, mit dieſer Familienangelegenheit die geiſtliche Inſpectionsreiſe zu verbinden. Er überredete ſich, daß ihm vielleicht doch noch ein neuer Kalenderſturm gelänge. Wenigſtens hoffte er, einige ſeiner Truppen in die Feſtung des unüberwindlichen Buchdruckers und ſein privilegirtes Kalender-Gibraltar hineinwerfen zu können, und hatte ſich zu dieſem Ende, weil er den Geſchmack ſeines Schwagers kannte, ſogar auf Reime gelegt. Er hoffte von ſeinen Geiſtesfrüchten epigrammatiſche Stachelbeeren anzubringen, und hatte nach etwa folgendem Muſter ein Arſenal von Schutz- und Trutzwaffen wider den Aberglauben mitgebracht. In Betreff der Meinung z. B., daß Spinnen Glück bringen, hatte er den claſſiſchen Vers gemacht:

Das Glück, das eine Spinne bringt,
Das Lied, das eine Grille ſingt,

Das Häuschen, das die Wespen machen,
Das Alles sind spottschlechte Sachen!

Solche und andere Reime hatte Blaustrumpf, als ein Eisenmenger in seiner Art, unter dem Titel: „Entdecktes Herenthum" zusammengefaßt und hoffte damit bei seinem Schwager Einlaß zu finden. Einstweilen empfing ihn dieser und seine Schwester am Hause ausnehmend freundlich, und Blaustrumpf würde diese gute Lebensart sogleich erwidert haben, hätt' er sich nur vom Kutscher loshäkeln können. Dieser hatte wenig Lust, den Thomasius statt baaren Trinkgeldes anzunehmen. Blaustrumpf aber auch seinerseits nicht, ihn unter dem Preise loszuschlagen. Er gab ihm zuletzt das Trinkgeld und das Buch, war aber den ganzen Abend verstimmt und ließ erst am folgenden Morgen eine genauere Beobachtung seines Benehmens gegen seine Schwester, seinen Schwager, die Familie und das ganze inficirte Städtchen zu, das ihm wie ein alter Holzschnitt von anno 1700 vorkam. Er legte sich dann nieder und träumte von nichts als Traumbüchern.

Als er erwachte und die ersten Morgenberührungen mit den Seinigen gehabt hatte, empfand er wie ein junger Student, der zum ersten Male von der Universität nach Haus kommt, den ganzen Ballast, den man immer mitladen muß, wenn man durch das „wirthbare" Meer der Freundschaft und Verwandtschaft fährt. All' die lästigen Zumuthungen der Menschen, welche, ohne durch Bildung dazu ein Privileg zu haben, gerade durch die Bande der Verwandtschaft sich zu Allem ermächtigt glauben, was man sonst, wo man fremd ist, unterdrückt, all' diese Vertraulichkeiten versetzten ihn in eine üble Stimmung. Wären die Epigramme des „Entdeckten Herenthums" nicht gewesen, so hätte er sich keine Belästigung gefallen lassen. Indessen ließ er sich selbst an's Kreuz, wenigstens einstweilen, der Langenweile schlagen, um desto gewisser später den Aberglauben daran zu bringen. Er war ohnedies in Verlegenheit, wie er seinen Anschlag vortragen sollte, da der Kalender längst wie ein fabelhafter Pontus zwischen ihm und seinem Schwager lag. Dennoch legte er sein Fahrzeug aus und wagte es, in die Druckerei zu

ſchiffen, ſeinen Schwager in einen engen Winkel zu treiben und ihm wie ein Corſar oder Frühlingsdichter das Meſſer und das Manuſcript auf die Bruſt zu ſetzen, um es anzunehmen und dann wieder, aber im Druck, herauszugeben. Sein Schwager zog den älteſten Setzer in ſeiner Druckerei zu Rathe, da von dieſem die hauptſächlichſte Anordnung des Kalenders beſorgt wurde und er ohnedies einen Bruder hatte, der Kattunformſtecher war, aber auch Holzſchnitte für ſauber zu formende Tafelbutter und den Kalender lieferte. Blauſtrumpf erhielt die Zuſage der Aufnahme. Er hatte den Ton getroffen, in welchem, wie ſein Schwager ſagte, Niemand unübertrefflicher war, als Schumacher, als dieſer noch ſeine „Elegieen auf das Viehſterben" in das Miſpelheimer Wochenblatt lieferte. Blauſtrumpf ging auf ſein Zimmer und ſchrieb Mörbern, daß dieſer Erfolg allein ſchon die Reiſe belohnen würde. Im Grunde ſeines Herzens regte ſich eine milde Rührung, als er den Brief beendet hatte. An dieſer Weichheit hatte ſeine gegenwärtige Lage den größten Antheil: denn wie unbeholfen war ſie! Wie gemein die Umgebung! Wie plump das Benehmen der Verwandten! Der ganze Schmelz, den die Wiſſenſchaften geben, und die Zartheit der Empfindungen, welche ſie wecken, lief hier an und erblindete. Ja, hatte er nicht kaum mit der einen Hand dem Aberglauben einen Stoß verſetzt, indem ſein Schwager einen ganzen Stoß von Gedichten *gegen* ihn abdrucken wollte, und kam ihm dabei wol einen Augenblick der Gegenſtand derſelben ſelbſt aus dem Geſicht? War ſeine Schweſter, in ihrem andern Zuſtande und obenein als Mutter einer Braut, nicht ſo umſtändlich, daß ſie über Alles erſchrak und daran immer eine Hexerei anzuknüpfen wußte? War das Haus nicht überlaufen von gewöhnlichen Leuten, die, was ſeine Schweſter nicht wußte, nachtrugen und auf Tritt und Schritt eine Fußangel der Großmutter des Teufels entdeckten? Was für die *anderen* Umſtände der Mutter nicht gut war, war für den Brautſtand der Tochter erwünſcht. Blauſtrumpf predigte, wo er hinkam, in jedem Winkel des Hauſes. Er lüftete das ganze Haus, weil er den Aberglauben zum Theil aus ſchwüler Luft herleitete. Er rieth zu Aderläſſen und Schröpfköpfen,

um das dunkle Blut zu mindern. Er predigte auf der Kanzel bei großem Zulauf gegen die Vermiſchung falſcher Urſachen und falſcher Wirkungen. Der Pfarrer von Mispelheim, Inſpector Geigenſpinner, war ohnehin der eifrigſte Anhänger einer Lehrmeinung, die das Conſiſtorium ſelbſt billigte und durch Beförderungen ihrer Bekenner begünſtigte.

Geigenſpinner gehörte zu jenen Geiſtlichen, die den Talar nur benutzen, um Geſinnungen zu verbergen, die, wenn ſie ſich offen zur Schau ſtellen dürften, durch ihre Weltlichkeit verletzen würden; oder es wäre auch möglich, daß er ſeine noch immer ſichtbaren weltlichen Manieren gebrauchte, um gleichſam zu zeigen, daß er mit dem geiſtlichen Stande nichts, was menſchlich wäre, für unverträglich hielte. Blauſtrumpf liebte Pfarrer, die Whiſt ſpielten und Liebhabertheater arrangirten, weil er ſie für das beſte Gegengift gegen den Pietismus hielt. „Die Religion," ſagte er, „ſoll den Menſchen Vergnügen machen," und hatte ſomit nichts dagegen, wenn die Geiſtlichen ſich gerade als die Meiſter des Vergnügens (maitres de plaisir) benahmen. Geigenſpinner hatte überhaupt viele Hofmanieren. Er wußte, ohne gerade zu verleumden, doch immer lieber das Böſe von den Menſchen zu ſagen, als das Gute, am liebſten von ſeinen Collegen. Tobianus ſtellte er aus Spottluſt in das rechte, Blaſedow aus Haß in ein falſches Licht. Blauſtrumpf war ſehr aufmerkſam, als Geigenſpinner folgendes theils factiſch falſche, theils falſch gemeinte Zeugniß ablegte: „Tobianus iſt in der Theologie das, was bei Quartetten derjenige iſt, der die Bratſche ſpielt und das Abendeſſen zur Unterhaltung hergiebt. Er hat die beſte theologiſche Bibliothek in der Umgegend und kauft die meiſten Bücher. Er würde keine Ruhe haben, wenn in der Theologie etwas Wichtiges vorgefallen wäre und er nicht wenigſtens eine Recenſion darüber geleſen hätte. Er will nicht wiſſen, was der Sinn einer neuen Erſcheinung iſt, ſondern blos, was man darüber ſagt. Fragt man ihn: „Haben Sie Lücke's Lucas geleſen?" ſo antwortet er: „Nein, aber Schuderoff's Prediger-Journal ſagt ungefähr dies oder das darüber." So kann man immer Stoff zur Unterhaltung bei ihm finden, während er noch nie eine Predigt gehalten

hat, die er selbst geschrieben hätte. Pfeifen, Journale und neue Bücher sind seine einzige Sorge. Seine eklektische Weisheit nennt er: Mit der Zeit mitgehen. Man kann ihm dabei nicht gram werden, denn er ist ohne Ansprüche und nimmt Rath und Lehre von Jedermann an. Seine Pfarre ist für ihn ein Versorgungsposten."

Hier stockte Geigenspinner; doch schlug Blaustrumpf selbst die Brücke, um auf Blasedow überzugehen, und sagte: „Sein Nachbar, Blasedow, ist mir widerlich. Ein Mann voll Arroganz, die er aber unter der Maske von Originalität verbirgt. Sein Benehmen bei meinem Lexikon hat mir gezeigt, was sich das Land in diesem Manne für eine Plage großgezogen hat; seine Eingaben an das Consistorium sind unter der Firma der evangelischen Freiheit wahrhafte Pasquille auf jene Disciplin, ohne welche zwischen Untern und Obern kein Verhältniß bestehen kann. Jeden Erlaß seiner Obern benutzt er nur, um ihn mit romantisirenden Glossen wieder zurückzuschicken. Ich bin überzeugt, daß es mit diesem Manne kein gutes Ende nimmt. Wenigstens gräbt er sich selbst die Grube, in die er hineinfallen wird!"

Geigenspinner ging nun noch weiter: „Sie halten noch immer zu viel auf ihn, Herr Consistorialrath; ich habe Anzeigen, daß Blasedow am Hirn leidet. Er zerstört sich selbst mit Muthwillen; er takelt seine längst gestrandete Vernunft immer mehr ab. In dem arroganten Gefühl, daß sein hoher Geist sich selbst genug wäre, kümmert ihn keine neue Zeitschrift, keine neue wissenschaftliche Entdeckung. Ohne das Neue noch gesehen zu haben, wirft er es schon mit Widerwillen in die Rumpelkammer des alten Tröbels, wie er's nennt. Er verhöhnt den ganzen theologischen Journalcirkel unsrer Gegend und läßt die Ansichten der berühmtesten Theologen am Rande ihrer Aufsätze nicht unangefochten. Mit Bleistift sind Einwürfe an den Rand geschrieben, die an Blasphemie streifen. Weiß er nichts Besseres, so ruft er aus: Nimm Nieswurz! Geh' nach Abdera! Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! und dergleichen. An einem Artikel von unserm trefflichen Wegscheider hatte er die ganze Passion vermerkt und oben darüber geschrieben: Die ewige Kreuzigung des

Herrn. Nun kamen alle Kreuzes-Ausrufungen zu den einzelnen Kapiteln. Mich dürstet! rief er, wo ihm etwas zu trocken schien. Dann folgte: Und sie reichten ihm einen Schwamm mit Essig! Kurz, Blasedow ist die Plage der ganzen Diöcese." — „Ach," sagte Blaustrumpf unwillig, „da wollen wir doch gar keine großen Umstände mehr machen!" Geigenspinner aber ging immer weiter und holte sogar die Abschrift einer Glosse, die Blasedow über eine günstige Recension des Thomasius gemacht hatte, dieses, wie der Mann sagte, für das Fürstenthum so theuren Buches. „Vernunft-Religion," hatte Blasedow geschrieben, „ist keine Religion mehr. Sie ist ein Edles ihrer Absicht nach, kann aber die Offenbarung nicht verdrängen. Die Offenbarung ist so groß, nicht ihres Inhaltes, sondern ihrer Form wegen. Diese Form, dieses historische Gewand kann die Vernunft-Religion sich nicht umlegen. Sie kann dem religiösen Bedürfnisse, das sich immer in historische Zustände vertiefen möchte, keine Anknüpfung geben. Wer der Religion bedarf, und in der Art, wie die Masse, bedarf der Aufgeklärte der Religion nicht — wer ihrer bedarf, dem muß sie Geheimnißvolles bieten. Religion und Philosophie sind himmelweit verschieden, gerade so weit, wie der echte Thomasius und Dr. Mörder, der blos über ihn geschrieben hat." — Das war ein tiefer Stich in den sonst mit so viel Fett umhüllten Herzmuskel Blaustrumpf's. Er überwand aber die persönliche Kränkung und sagte mit ersticktem Aerger: „In dem wärmen wir eine pietistische Schlange auf, wenn er erst seine wahre Haut anlegt." Geigenspinner meinte: Nein, das wäre eben das Verfehlte an dem Manne, daß er keine Principien hätte, sondern nach Ort und Stunde und Stimmung des Gefühls oder der Leidenschaft sich äußere. Er nehme den Freigeist gegen den Pietisten und diesen wieder gegen Voltaire in Schutz. Er müsse immer die Meinung bekämpfen, die ein Anderer vertheidigte, und lebe ewig in Widersprüchen." Dann kam Geigenspinner auf die Mohrentaufe, die einen reellen Anklagepunkt gegen ihn abgab und die sich denn auch Blaustrumpf gründlichst notirte. Den Schluß bildete die Erziehungsmethode Blasedow's, die man leicht als Beweis von Geistesabwesenheit benutzen konnte.

Er mußte dabei als moderner Don Quixote erscheinen. Den Rest gab das Gespenst, das in Kleinbethlehem spukte, und wo sich Blaustrumpf, als er davon hörte, erhob, wie eine Feuersäule, die sich am Hintergrunde eines dunkeln Gewitterhimmels entzündet. „Ein Gespenst?" fragte er, indem er beide Hände Geigenspinner's ergriff. „Ohne Scherz," bestätigte dieser, „die ganze Gegend erzählt davon, und Tobianus, der Blasedow's Frau um so lieber hat, als ihm die seinige gestorben ist, ward in die Sache hinein verwickelt: denn es spukt immer nur dann, wenn er in's Haus kommt."

Blaustrumpf, der jetzt auf die Höhe seines Inspections-Reisezwecks gekommen war, raffte sich auf und nahm noch an demselben Tage einen Wagen, um Tobianus zu besuchen und von da aus das Terrain zu beobachten. Er wollte den Leuten einmal zeigen, was Gespenster sind! Mit Ingrimm setzte er hinzu: „Und ihm, dem Blasedow, was Wissen und Glauben, Vernunft-Religion und Offenbarung, Thomasius und Mörder sind!" Es gewitterte, regnete und donnerte; aber Blaustrumpf riß sich von der Hochzeit seines Schwagers los und konnte auf keinen Baum mehr sehen, ohne ihn in einen Schutthaufen zu verwandeln.

Siebzehntes Kapitel.

Die Geisterbeschwörung.

Der Wagen fuhr vor Tobianus' Haus an; doch war dieser ausgeflogen und hatte die rasselnden, getrockneten Bohnen — denn dies wird das Gespenst sein, dachte Blaustrumpf — wieder im Unterfutter seines Oberrockes mitgenommen. Die Haushälterin des Pfarrers war in Verlegenheit, als sie den wahrscheinlich vornehmen geistlichen Herrn in noch größerer sah. Er wußte nicht, ob er sich nach Kleinbethlehem zu wenden sollte; wenigstens fürchtete er, es möchte ihm hier wie verschlafenen Tilsiter Postillonen gehen, die sorglos das frische Haff entlang fahren und plötzlich tief im Wasser stehen. Der

Madeleine
(geht zögernd und ſich umblickend und öffnet).

Das giebt einen Knäuel von Verwirrung, der ſich ſchrecklich auflöſen wird!

Vierter Auftritt.

Ludwig. Die Vorigen.

Ludwig
(nicht verhüllt, ſondern in offener Tracht, tritt ein).

Madeleine
(erſchrickt und geht knixend ab).

Armande (bei Seite).

Der König! Das hatt' ich gehofft.

Lamoignon (bei Seite).

Er ſelbſt!

Molière (bei Seite).

Alſo doch! Ha, ha! Schlange!

Ludwig (noch hinten).

He! Was treibt Ihr denn? Man läßt ſich nach ſeiner Rückkehr einmal wieder auf der Bühne ſehen, man ſucht Molière, man ennüyirt ſich über das leere Haus, man wird nicht bewillkommnet, man muß wohl zu Ihnen kommen, Armande, ſo unwillkommen es auch Madame Molière ſein mag.

Unsinn steckt an, fürchtete er; das Blasedow'sche Treiben schwemmt mich mit fort, und es ist nie gut, wußte er, auch nur die geringste Berührung mit Kreisen zu nähren, die wir gesonnen sind, in ihrem Mittelpunkt zu zerstören.

Wie er aber so in dem großen Gedanken-Magazin seines Kopfes einen Ballen gegen den andern austauschte und hier und dorthin warf, fuhr er doch mitten in's frische Haff hinein, in die Gegend, wohin die Straße gerade führte. Sie führte aber nur nach Kleinbethlehem. Blaustrumpf war in einiger Verlegenheit. Er ließ halten und blickte auf das inficirte Dorf, als wollte er einen Angriffsplan darauf entwerfen. Er konnte das Feld übersehen, das er am liebsten in ein Schlachtfeld verwandelt hätte, wenn er Blasedow und die Gespenster nur hätte hierher citiren können. Er umzirkelte mit den Augen den Raum, als wollte er den Teufel in einen Zauberkreis bannen. Sein Einspänner graste am Rand des Weges; der Mispelheimer Kutscher knöpfelte an seiner Peitsche und Blaustrumpf griff nach einem ungebundenen Thomasius, der sich vom Ballen gelöst hatte. Er las gerade die Stelle: „Von religiösen Gefühlen unterscheidet man A herzzermalmende, B herzzerschmelzende. Jene sind mit Selbsterkenntniß verknüpft. Diese begleiten die selige Vereinigung mit Gott." Diese Stelle mißfiel Blaustrumpfen. Er dachte: Mörder bekommt manchmal das böse mystische Zeug, wo ich ihm die Daumenschrauben der praktischen Vernunft anlegen möchte und so lange drücken, bis seine Gefühlskrämpfe nachlassen. Er ergriff seinen Rothstift und schrieb dabei: Nulla religio nisi cognitione. Währenddem stand er schon dicht vor Blasedow's Hause. Er hatte sich in der kleinen Jagd, die er doch manchmal auch gegen Ketzereien seines Freundes anstellen mußte, so verpirscht, daß er nichts von dem Vorhaben des Kutschers merkte und sichtlich erschrak, sich nun mit Gewalt in eine Lage versetzt zu sehen, an die er den Gewalthebel anlegen wollte. Tobianus glänzte und klebte bereits wie ein verschmachteter Aal vor dem Consistorialrath. Er zappelte und schmiegte sich mit einer Rührung, die sich leider nicht hatte vorbereiten können. Blaustrumpf bespritzte ihn mit dem lautern Gruße der Collegialität. Tobianus bäumte sich wie ein junges Roß und trug seinen

geistlichen Oberhirten so in das Pfarrhaus, daß sein Fuß an keinen Stein stieß; denn, dachte er, jeder fortgenommene Stein kann sich hier einst in Brot verwandeln.

Es war Mittagszeit und Gertrud glücklicherweise auf Tobianus vorbereitet. Der Consistorialrath ging nun mit drauf. Sie erschrak, als sie dem gefürchteten Groß-Inquisitor gegenüber stand und die geringen Fortschritte im Christenthum bedachte, durch welche sich Kleinbethlehem auszeichnete. Das Wort „Visitationsreise" verursachte ihr von je Gliederreißen, um so mehr, als Blasedow, der oben in seinem Zimmer mit Theobald, dem Volksdichter, Unterricht hielt und diesem Volksmelodieen einübte, sagen ließ, er hätte Zahnschmerzen. Blasedow suchte dem Besuch auszuweichen, ohne daß er in seiner Rolle blieb. Er sang gerade mit Theobald: „Prinz Eugen, der edle Ritter," mit einer Donnerstimme, daß Blaustrumpf fragte: ob sie Einquartierung hätten. „Nein," erwiderte Gertrud, „mein Mann giebt nur seinen Kindern Singunterricht! Er schreit so, weil er grimmige Zahnschmerzen hat." Blaustrumpf besah sich die Umgebungen der Localität. Tobianus schloß alle Schränke und Thüren seines Kopfes und Herzens auf und bot dem Consistorialrath Alles, was ihm beliebte. Wie Gertrud im Leiblichen alle Hände voll zu thun hatte, so er im Geistlichen. Er hätte Blaustrumpfen rasirt, wenn dieser nicht gewohnt gewesen wäre, es selbst zu thun. Er schlug ihm aber den Schaum und Gertrud war glücklich, daß sich's das Consistorium bei ihr so bequem machte. Indessen sang Blasedow oben für ein ganzes Regiment: „Frisch auf, Kameraden!" und schlug dabei den Takt, daß die Decke bebte. Man hörte deutlich, wie er die Pausen benutzte, um Erörterungen über das Volkslied einzuschalten. Blaustrumpf rasirte sich indessen und bemerkte nur, ohne sich zu schneiden, er begriffe nicht, wie man Zahnschmerzen und zugleich eine solche Stimme haben könne, und endlich, warum Blasedow nichts als Kriegslieder singen lasse. Tobianus, der aus Angst den schönsten Schaum schlug, war gutmüthig genug, um, Blasedow bemäntelnd, zu sagen: „Ich glaube, sein dritter Junge soll Feldprediger werden!" „Ja," meinte Blaustrumpf verwundert, „Krieg wird's aber noch lange nicht geben. Der

Fürst hat sich mit seinen Agnaten ausgesöhnt und die stehenden Truppen sind bis auf zwei Drittel entlassen worden, schon, weil die Garnisonskirche zu klein ist, um alle auf Einmal zu fassen." Als sich Blaustrumpf endlich seines Bartes entledigt hatte, schien der Bart auf Gertrud übergegangen zu sein: denn diese zankte mit einer männlichen und Dragonerstimme im obern Stock und schrie, ob die Singstunde denn noch nicht bald aufhören würde? Sie setzte es durch ihren Lärm durch, daß sie Blasedow die Treppe herunterzog, um ihn dem Consistorium zu Füßen zu legen. Blasedow erschien, der lange, hagere Don Quixote, mit einer ungeheuren Serviette um den Kopf, die so gebunden war, daß die beiden Zipfel des Knotens oben wie die Hörner Mosis aussahen. So standen sich die beiden feindlichen Männer gegenüber. Blasedow künstlich ächzend und stöhnend und nur auf seinen Zahn deutend, weil er nicht sprechen wollte, Blaustrumpf äußerlich verlegen, aber innerlich voll Klugheit und Schlangenlist. Tobianus fürchtete aus dieser Mischung von Consistorial-Salpeter und Blasedow'scher ausgebrannter Kohle, zu welcher noch die Schwefelnatur Gertrud's kam, eine Pulvererplosion und hielt sich in ängstlicher Entfernung.

Blaustrumpf zitterte so viel mit den Augen, daß Blasedow dachte: Er zuckt, weil ihm jetzt in seinem Lexikon Blatt vor Blatt aufsteigt und er in sich die Uhr des jüngsten Gerichts aufzieht! Blaustrumpf sprach aber nicht vom Lexikon, sondern vom Kreosot, das gegen Zahnschmerzen Wunder wirke. Blasedow zuckte die Achseln, als wollte er sagen: Ich habe schon Alles versucht, sogar das Ausziehen der hohlen Zähne! Denn in der That waren die Zahnschmerzen, die Blasedow vorgab, auf einer Seite gelegen, die keine Zähne mehr hatte. Tobianus aber erlaubte sich mit seinem hellen Basse die Bemerkung: „In einer Zeitung las ich kürzlich, daß das Kreosot von den jungen Candidaten zu häufig als Reinigungsmittel der Kehle bei Frühpredigten angewendet würde, denn es soll auf die Lunge wie die Schwindsucht wirken." Blaustrumpf, der sich bei seiner Körperfülle wol nicht vor der Schwindsucht mehr fürchtete, bemerkte hierbei,

daß Tobianus viel Journale las, wie ihm Geigenspinner schon in Mispelheim gesagt hatte. Sie verflochten sich auch bald zu einem kleinen Weichselzopf von theologischen Journaldebatten, indessen Blasedow auf dem Sopha stöhnte, im Grunde vor Abscheu an den beiden Collegen, den er, wenn er zu heftig wurde, immer durch künstliche Zahnschmerzen verdecken konnte. Gertrud schlug eine Tafel auf, wie zur Kindtaufe.

Blasedow verlor gegen Mittag sein Zahnweh und wünschte nur, er hätte mit einer angeblichen Erleichterung seines Uebels auch seine Zähne wieder bekommen. Die große Serviette hatte er sich nur umgebunden, um mit desto größerer Behaglichkeit das ihm vorgesetzte Consistorialgericht zu verzehren. Er wollte durch das körperliche Leiden den Seelenleiden einer höflichen Begrüßung ausweichen. Als der Tisch von allen Seiten wie ein Schlachtterrain besetzt war und die verschiedenen Manövers gegen die Speisen zu spielen begannen, erwachte Blasedow's gute Laune. Er fühlte sich auf seinem Posten sicherer, seitdem Blaustrumpf aus seinem Vortheil durch den Besuch und nun gar das angenommene Mittagessen heraus war. Blasedow begann ein Vorspiel des spätern Kampfes. Die kleinen Brotkügelchen eines leichten Witzes ließ er in einem sanften Bombardement auf Blaustrumpf niederregnen und sagte z. B. gleich von vornherein, als Amandus und Alboin erklärten, sie könnten ja Beide von einem Teller essen: „Nein, das giebt Feindschaft!" Blaustrumpf fragte, als bekäm' er etwas zu notiren: „Meinen Sie das moralisch?" Gertrud antwortete: „Es ist nicht gut, Herr Consistorialrath, das Sprichwort geht einmal so." Blaustrumpf zog die Augenbrauen finster zusammen und Blasedow merkte, daß ein Gewitter im Anzuge war. Er rief Wassern, schnitt ein Stück Brot ab und gab es ihm, indem er das Knurren des Hundes mit der murmelnden Bemerkung begleitete: „Es ist ein neues Messer." Blaustrumpf, der auf Alles achtete, tappte wie ein Bär auch sogleich auf den Leim, den Blasedow hingesetzt hatte, um ihn zu fangen, und sagte: „Was? Ein neues Messer? Was hat das neue Messer mit dem Hunde zu thun?" Gertrud, die nur an das Rindfleisch und am wenigsten

an den Aberglauben als Zweck der Inspectionsreise dachte, sagte: „Man hat das Sprichwort, man sollte mit neuen Messern das Brot erst Hunden anschneiden, sie hielten dann besser!“ Blaustrumpf schlug die Augen nieder, um ihr Feuer zu mildern, und schien sich nur heimlich diese abfallenden Redensarten in die Vorrathskammer seines Gedächtnisses zu bergen. Tobianus bemerkte die Ursache seines Unwillens und stieß Blasedow an. Dieser aber fuhr mit künstlichem Zorn seinen Satiriker an und sagte: „Sprich bei Tisch nicht über Tauben!“ Blaustrumpf horchte hoch auf, weil er ahnte, daß hier wieder ein Sprichwort, wie Gertrud in ihrer Unschuld sagte, im Spiele war. Sie merkte seinen fragenden Blick und erklärte ihm lachend: „Man sagt wol, die Tauben draußen flögen fort, wenn man bei Tisch von ihnen spräche.“ Blaustrumpf schwieg und aß zerstreut weiter. Inzwischen wurde das Bombardement heftiger. Blasedow und Gertrud, zwei ganz entgegengesetzte Forts, fingen an, einen angenehmen Kugelregen, in welchem jedoch Blaustrumpf Lebensgefahr ausstand, zu unterhalten. Tobianus ließ seine Blicke wie parlamentirende Adjutanten von einer Parthei zur andern sprengen; aber sie blieben unverstanden. „Wenn Du satt bist,“ sagte Gertrud zum Bildhauer, „so legst Du den Löffel mit der Höhlung nach oben.“ Dann wandte sie sich an Blaustrumpf: „Essen Sie doch, Herr Consistorialrath! wenn nichts übrig bleibt, bekommen wir morgen gut Wetter.“ Und Blasedow nahm absichtlich eine Schüssel so, daß er das Salzfaß umstieß. Tobianus eilte, es wieder zu füllen. Doch wie einen Hund hetzte Blasedow durch einen Blick seine Frau auf ihn und ließ diese sagen: „Lassen Sie doch, Tobianus, verschüttet Salz soll man nicht wieder aufraffen, sonst hat man kein Glück!“ Jetzt, wo eben die Zwischenpause des zweiten und dritten Ganges eingetreten war, konnte sich Blaustrumpf nicht länger halten, sondern holte tief Athem und sagte mit einer leisen Stimme, die Tobianus wie eine unglückbedeutende Grabesstimme vorkam: „Ich erstaune, daß Sie in Ihrem Hause so viel kleines Unkraut von abergläubischen Sprichwörtern und sogar darnach eingerichteten Gewohnheiten dulden.“ Blasedow erwiderte eben so gelassen:

„Es iſt ſchwer, es auszurotten. Die Schwalben niſten Jahr aus Jahr ein in meinem Hauſe; ich habe nicht den Muth, ihr Neſt einzureißen, ob ich gleich nur Lärm und Schmutz an den Fenſtern davon habe.“ Blauſtrumpf, immer noch mit lauernder Gelaſſenheit: „Das würdigſte Amt eines Seelſorgers iſt Kampf gegen Vorurtheile. Die Menſchheit ſoll ausgelüftet werden. Der reine Chlorkalk der Vernunft ſoll die Spinneweben des Aberglaubens von den Wänden vertreiben. Ich erſtaune, daß Sie ſich dieſem großen Zwecke nicht anſchließen.“ Blaſedow ſagte dagegen: „Kreuzzüge gegen die Kreuzſpinnen kann ich nicht unternehmen, und wenn die ewige Seligkeit drauf ſtände! Die Tradition und die Natur bieten dem Menſchen ſo vielen Stoff, daran die Religion und Ahnung des Ewigen anzuknüpfen. Wer freilich alles Geheimnißvolle einreißt, wer kecken Muths an geheimnißvolle Stätten geht und dann wiederkommt und ſagt: Seht, was hat mir's geſchadet? dem kann's freilich nichts ſchaden. Die Religion iſt ſo etwas Entlegenes und die Gottesnähe eine ſolche Himmelsferne, daß ich froh bin, hier und da eine Spur zu entdecken, die zu ihr führt, wenn auch erſt über die unwegſamſten Irrgänge.“ Blauſtrumpf hatte nach einer ſo gemüthlichen Erklärung den Vortheil des Witzes voraus und ſagte: „Sie rechnen alſo auch die Kreuzſpinnen zu den unmittelbaren göttlichen Offenbarungen?“

Blaſedow ſchwieg und beſann ſich auf ſeine Poſition. Es giebt Menſchen, dachte er, denen gegenüber man immer nur den Verſtand walten laſſen ſoll. Im Geſpräch mit ihnen verliert man jedesmal, wenn man ſein Gemüth, ſein Herz an's Fenſter ſchickt, um die Unterhaltung mit dem Manne auf der Straße fortzuführen. Er ſchlug daher das Stammbuch ſeines Herzens zu, daß es krachte. Er drückte aus ſeinem Humor, wie aus einem Schwamm, alle Gefühlsfeuchtigkeit durch die kleinen Porenhöhlen heraus und nahm aus ſeinem Waffenverließ jene Speere, die einen Widerhaken hatten und nicht von dem reuigen guten Herzen ſchmerzlos wieder herausgezogen werden konnten. Einen ſolchen Speer ſchleuderte er jetzt kühn auf Blauſtrumpf zu und traf ihn mit dieſen Worten: „Ach! ich habe vergeſſen, daß Sie für das fürſtliche

Raritäten-Cabinet reisen und Wichtelmänner und Wehrwölfe auf dem Lande fangen wollen. Wie ich gehört habe, ist wieder eine neue Reformation, wie vor dreihundert Jahren, im Werke." — „Keineswegs," fiel Blaustrumpf ein, „wir wollen nur die Kirchenverbesserung in ihrem gehinderten Ziele weiterfördern; wir wollen die dogmatischen Ströme in der Theologie durch zeitgemäße moralische Canäle verbinden und durch die theologischen Systeme statt der schwerfälligen frühern Beweis-Landstraßen die praktischen, auf den Wink zusagenden oder nicht zusagenden Eisenbahnen des natürlichen Menschenverstandes ziehen." Blasedow ergänzte: „Vortrefflich; wenn man aber nur erst die Einsamkeit und die Sternennächte abgeschafft hätte! Es ist der wahren Religion nichts günstiger, als die Glückseligkeit der Menschen. Wenn der Landesfürst darnach strebt, daß Niemand mehr in Verzweiflung kommt und man Alles von ihm haben kann, dann wird sich Niemand mehr an Gott wenden! Es ist immer gut, wenn die Fürsten sich auf diese Art um die Aufklärung verdient machen. Sie nützen wenigstens damit dem Magen, wenn auch nicht gerade dem Herzen ihrer Unterthanen. Namentlich müßten die Fenster des Abends nach neun Uhr bei Strafe der Vernunft-Excommunication nicht mehr aufgemacht werden dürfen, damit man beim Anblick des gestirnten Himmels nicht in die alte Religion des Träumens und Ahnens zurückfalle und sich vom Augustinischen Beweise für das Dasein Gottes entferne. Es wär' auch gut, den Wäldern ihr Rauschen und den Flüssen ihr Plätschern zu verbieten. Auch sollten der Musik gewisse Tonreihen nicht gestattet bleiben und Orgeln und Harfen gänzlich außer Gebrauch gesetzt werden, weil durch diese Instrumente immer wieder das Unerklärliche der Gottheit hindurchsingt und klaget und die Menschen wie mit Sirenengewalt zu verlocken sucht, sich im Strome des ewigen Aethers und der himmlischen Gottesahnung zu baden." In dieser Art spottete denn Blasedow, aber auf feierliche Weise, fort; doch Blaustrumpf entgegnete: „Gäbe Gott, man könnte alles Dumpfe und Halbe in der Welt ausrotten und könnte gerade jene Momente vertilgen, welche immer wieder an die Schlaglichter der Vernunft und Aufklärung die Schlagschatten der

Mystik setzen! Wer seinen Gott," fuhr er fort, „nicht am hellen, lichten Tage hätte, würde ihn des Nachts unter Sternen und funkelnden Johanniswürmchen nicht finden. Lassen Sie uns übrigens," schloß er mit Würde, „von diesen Dingen abbrechen, und beruhigen Sie mich vielmehr über eine Angelegenheit, welche diesem Hause seit einiger Zeit einen verdächtigen Ruf in der Umgegend gegeben hat und auf das Landvolk nicht gut wirken kann!"

Tobianus und Gertrud erblaßten, als sie diese Bemerkung hörten. Beide hatten einen innern Rapport, der noch nie zwischen ihnen ausgesprochen war und erst über Blasedow's Leichenhügel einmal Worte finden sollte, und Tobianus war nun gar der Lockvogel des Gespenstes, ein unfreiwilliger Geistescitirer, da es nie anders im Pfarrhause spukte, als bei seinen Besuchen. Blasedow meinte: „Der Besuch des Consistorialraths käme gerade jetzt erwünscht: denn ein so großer Gegner der Geister, wie er, werde auch wol mit diesem fertig werden und könne er ja heute Abend den Versuch einer Teufelsbannung anstellen." Blaustrumpf erkundigte sich nach allen nähern Umständen und begriff namentlich nicht den Zusammenhang des Tobianus mit dem Spuke. Der College war so verwirrt, daß ein schlechter Inquirent ihn selbst für verdächtig gehalten hätte. Blasedow sagte auch: „Tobianus stände in geheimem Verkehr mit dem Unterirdischen und wisse auf geschickte Weise mancherlei, was man ihm nicht zutrauen sollte, anzuzetteln." Gertrud erröthete darüber und Tobianus zeigte gleichsam die leeren Hände der Unschuld vor und suchte sich von einem Verdachte zu rechtfertigen, der ihn ernstlich gar nicht treffen konnte. Blasedow fuhr aber fort: „So gut, wie manche Menschen, die nicht einmal an die Elektricität glaubten, elektrisches Haar hätten, könne auch Tobianus eine kleine Hölle mit sich führen, ohne daß er dran glaubte. Ja es hätte einen Professor der Physik in Padua gegeben, der gegen das Nachtwandeln geschrieben, und doch bei Neumond auf allen Dächern gesehen worden und in manches verbotene Fenster gestiegen wäre." Tobianus vermied besonders Gertrud's Blick und suchte sich dadurch zu vertheidigen, daß seine gespenstigen Eigenschaften erst zu wirken anfingen, wenn er

in Blasedow's Atmosphäre käme. Dieser leugnete das nicht und erklärte es chemisch, wie sich die verschiedenen Luftarten auch erst bei passender Mischung entzündeten. Tobianus war in großen Aengsten: denn auch Blaustrumpf staunte ihn vom Kopf bis zur Brust an, wo der Teller stand, und griff sich zuweilen an seinen Kopf; „ob es möglich wäre — unter Geistlichen! unter Geistlichen!" rief er. Blasedow beruhigte ihn. „Sie wollten," sagte er, „eine große Beschwörung für die Nacht veranstalten und sich durch einen Punsch dazu rüsten. Man könne ja den Dr. Mörder'schen Thomasius als Beschwörungsbuch dabei brauchen und gleich sehen, wie weit die Grenzen des natürlichen Menschenverstandes und die Kraft des Buches gingen." Tobianus dankte Blasedow im Stillen, daß er das Buch erwähnt, und benutzte es als Ableiter seiner Verlegenheit. Er besaß es eigenthümlich und überraschte den Schwiegervater und den Verleger des Thomasius, d. h. des gedruckten, mit seiner gründlichen Kenntniß der von Mörder entwickelten Grundsätze. Blasedow sagte: „durch die kritischen Dardanellen der Jenaischen Literaturzeitung wäre das Buch wie ein stolzer Dreimaster hindurchgeschwommen und die Kanonenschüsse von den Forts hätten es nicht treffen, sondern nur begrüßen wollen." Blaustrumpf, der die angezogene Recension selbst geschrieben hatte, ärgerte sich, daß Blasedow Alles ausstöberte, und meinte: „das Buch verdiene auch nur unbedingte Huldigung." — „Ja," sagte Blasedow, „der Jenaer Recensent wußte auch nichts darin zu verbessern, als einige Druckfehler." Blaustrumpf arbeitete nach Kräften, von den Jenaer Dardanellen loszukommen, und segelte mit Tobianus durch alle Inselgruppen der deutschen Journalistik hindurch, während ihnen Blasedow wie ein griechischer Brander beizukommen suchte und dann und wann einige ironische Pechkränze auf den Bord ihrer Unterhaltung warf. Inzwischen saßen sie schon im Garten und tranken Kaffee und hatten auch Herrn Ritter, den Gertrud schnell rufen ließ, als ebenbürtig in ihren Kreis aufgenommen, als Blasedow folgendes Lied von der jetzigen deutschen theologischen Kritik anstimmte: „Die theologische Journalistik ist in Betreff der Kritik ein Spitzruthenlaufen, wo die Geißeln aus Christi Dornenkrone

genommen ſind, und der Redacteur dazu die große Trommel der chriſtlichen Liebe ſchlägt. Die Partheien gehen, wenn ſie ſich nicht einander Scheiterhaufen errichten, doch immer mit dem mitleidloſen Blicke jenes levitiſchen Reiſenden an ſich vorüber und laſſen den armen, von der Philoſophie und neuern kritiſchen Forſchung geplünderten Leib des Herrn, ohne ihn zu kennen, am Wege liegen. Die Anzahl der Kerzen, die im Tempel angezündet werden ſollen, beſchäftigt den Sohn Aaron's mehr, als der Hülferuf des Verwundeten. Das Chriſtenthum iſt tolerant geworden, die Theologie aber ausſchließlich und alleinſeligmachend. Die Verſchiedenheit der Principien hat in der Theologie eine Ariſtokratie hervorgerufen, die ſich mit den Plebejern in der Wiſſenſchaft und den bloßen Rittern nicht gemein machen will. So wenig auf die Hauptfrage iſt das theologiſche Antwortgeben gerichtet, daß nur die Manieren, Begründungen und der Schematismus den Partheien ihr buntes und abſtechendes Colorit giebt. In Betreff der Hauptfrage des Chriſtenthums reiten ſie wie auf den Mauern des Kynaſt rund im Kreiſe und halten künſtlich genug den Rand. Der Wurmfraß der theologiſchen Kritik iſt die Conſequenzmacherei und die damit verbundene Angebung. Die Herren ſcheuen ſich nicht, ihre wechſelſeitigen Unterſuchungen in der Prüfung bis auf gewiſſe Grenzpunkte zu führen, einen jähen Abhang, wo man als irreligiös und unchriſtlich durch die Conſequenzenmacher gleich vom tarpejiſchen Felſen geſtürzt wird. Da iſt ein Lehrſatz. Er ra wie ein verwitterter Felsblock aus dem Meere hervor, das Alter ſchützt ihn und der Leuchtthurm der Kirche mit angehörigen Pfründen, der darauf gebaut iſt. Die Wellen der geſunden Vernunft wogen heran, die Brandung der Kritik und des weißen, ſchönen klaren Schaums neuer Entdeckungen und Wahrheiten iſt wunderbar; doch, weil der Fels nicht weicht, ſo ſollen die Wellen darum weniger ſchön ſich gekräuſelt haben, ſie ſollen nicht zum großen Ocean der Ideenwelt gehören; der alte Thurm mit ſeiner Prieſter-Oellampe trotzt auf ſeinen Felſen. Und hier iſt wenigſtens noch ein Hinderniß der Geſchichte; allein die theologiſche Kritik wirft der Wahrheit noch weit mehr Steine des Muthwillens in den

Armande

(die kokett ihn wenig zu beachten ſcheint und ſich mit ihrer Garderobe beſchäftigt, bei Seite).

Jetzt gilt es eine große Aufgabe! (Laut) Majeſtät haben noch immer Ihren alten Ortsſinn, wie jeder große Feldherr —

Ludwig.

Sie erinnern mich an verlorne Schlachten, — Madame Molière.

Armande.

Ew. Majeſtät eilen wie immer Ihrer Zeit voraus. Noch kommt die Anrede Madame Molière zu früh.

Ludwig.

Ich ſetze mich, liebe Armande, in denſelben Stuhl, wo ich von Ihnen ſchon ſo manche Predigt habe anhören müſſen. Es iſt wirklich ein Sorgenſtuhl —

Molière (bei Seite).

Ja wohl — ein Sorgenſtuhl!

Lamoignon (bei Seite).

Sitzt denn Molière drüben? Ich muß hier ſtehen.

Ludwig.

Armande, nach meiner letzten Niederlage hätten Sie mich wohl nicht wieder hier erwartet?

Armande

(dreht ihm den Rücken, ſchnippiſch).

In dieſem Augenblick hätt' ich vermuthet, Ew. Majeſtät wären mit der Lectüre des Tartüffe beſchäftigt —

Weg. Die Consequenzen hält sie dem kühn schnaubenden Roß des Gedankens vor, es wird scheu, es fürchtet den Ruf der Ketzerei. So herrscht in keiner Wissenschaft so viel Wegelagerung, als in der heiligen. Jeder Newton, jeder Euler in diesem Bereiche würde sich für die Maschinen und Instrumente schon, mit denen er seine Experimente machen will, eine schützende Wagenburg bauen müssen. So kommt es auch, daß in keiner Wissenschaft mehr über den Anfang gestritten wird, als in der Theologie. Sie ist noch immer nicht im Reinen, was Verstand, Vernunft, Glaube, Offenbarung ist. Ihre Systeme sind zur größeren Hälfte mit Voruntersuchungen angefüllt; statt über den Vogel, den sie sehen, zu sprechen, sprechen sie über die Augenlinse und die Brille. Dies entspringt aus der Furcht, in Consequenzen gezogen und, statt von den Jüngern Christi, von den Jüngern Jesu, von den Jesuiten, geprüft zu werden. Die Rationalisten sogar gehören zu diesen Jesuiten. Denn für ihren kleinen Bettelsack von Dogmen scheuen sie sich nicht, um ihn durchzuschmuggeln, alles Wissenschaftliche in der Theologie nach seinem Paß zu fragen, wie Diebe, die, um selbst fortzukommen, sich unter ihre Verfolger mischen und rufen: Haltet ihn!"

Dies setzte natürlich Verstimmung und trübe Gährung. Blasedow blieb als Bodensatz allein. Die drei Andern sprachen den Nachmittag und die Dämmerung des Abends die Theologie und Pastoralwissenschaft durch und geriethen über alle Streitigkeiten des Tages selbst in welche. Die Geister von tausend Büchern, die sie citirten, fochten mit ihnen, und wenn sie etwas einiger gewesen wären, so hätten sie in ihrem Eifer leicht eine neue Religion in der kurzen Zeit stiften können, oder etwas erfinden, was, wenn sie es früher schon hätten einführen können, Christus den Tod am Kreuze würde erspart haben. Das sagte auch Blaustrumpf und bemerkte gleichsam mit dem Unwillen eines Hebarztes: „Warum bin ich nicht früher gerufen worden?"

So ehrenvoll es Tobianus schien, bei dieser neuen Religionsstiftung zugegen gewesen zu sein, so überkam ihn doch mit zunehmender Dämmerung ein unheimliches Grauen. Die Aussicht auf den Punsch wog seine Angst nicht auf. Er

sah den Consistorialrath fest entschlossen, es mit dem Spuk aufzunehmen, auch geboten ihm Dienst-Rücksichten, ihn in seinem Eifer gegen den Aberglauben zu bestärken. Nun wußte er aber, daß er selbst dabei eine unbewußte Rolle spielte. Er war die Flamme, wie Blasedow sagte, deren Leuchten die Fledermäuse in's Zimmer locke. Durch seine Vermittlung kam der Spuk zum Vorschein; über ihn ging der Weg in's dunkle Jenseits der Natur. Dies machte ihn schaudern und benahm ihm die Lebensgeister, noch ehe er sie durch den Punsch wieder auffrischen konnte. Der Gedanke, daß, wenn er die Ursache des Gespenstes war, er auch bei Bannung desselben die Rückwirkung auf irgend eine empfindliche Weise empfinden müßte, zernagte ihn vollends. Er wurde schweigsamer und mit hereinbrechendem Dunkel muthlos. Es war ihm, als müßte er sich auf einen Elektrisirstuhl setzen oder als könnte ihn jeden Augenblick der Schlag rühren. Er entfernte sich von den beiden geistlichen Disputanten, die sich nicht einmal ein Compliment ohne Controverse sagen konnten, und irrte wie ein Nachtwandler im Hause und Hofe umher. Gern hätte er die Flucht ergriffen, wenn es nicht zu spät gewesen wäre. Gertrud schwamm bereits in all' den vier Elementen, welche die Welt und den Punsch bilden, und Tobianus hätte gern in einem Winkel die Nacht und den Abend verschlafen.

Er hielt es nicht aus. Blasedow kam von oben herunter. Herr Ritter wollte bleiben und Blaustrumpf streifte schon die Aermel auf, um das spukende Hexenkind aus der Taufe der gesunden Vernunft zu heben. Blaustrumpf malte eine Galerie Wagner'scher Gespenster an die Wand, bei denen Tobianus dachte: Er hat gut lachen: er spielt keine Rolle mit. Mit diesen Gedanken taumelte er in den Hof. Es war finster geworden. Die Hühner und Tauben schliefen schon. Man konnte fallen, wenn man nicht Bescheid wußte. Tobianus formte sich einen Gedanken, der an der brütenden Wärme seiner Angst bald eine sichere Gestalt gewann. Er wollte sich auf den Heuboden verbergen und in Frieden und Sicherheit die Bannung des Gespenstes abwarten. Dem Vorwande, er hätte nur Ruhe suchen wollen, hoffte er, würde es an einem Tage an Glauben nicht fehlen, wo es so mancherlei Außergewöhnliches zu

verbauen gegeben hätte. Ach, Tobianus, beſinne Dich! Du wirſt ein Geſpenſt des Abends vermeiden und Dir ein anderes Dein Lebenlang aufbürden! Wähle zwiſchen einem Spuk, den ja Blauſtrumpf ſogar heute zerſtören will, und einer ewigen Furie, in die Du Gertrud verwandeln wirſt! Das klingt wie Räthſel, aber ſie löſten ſich einfach.

Als ſich nämlich Tobianus in der That ſchon leiſe auf den Boden geſchlichen und ſich im duftigſten Heu verſteckt hatte, bemerkte er in einiger Entfernung ein Flüſtern und Lachen, das ſich mit glücklicher Behaglichkeit im Heu wiegte und hin und her ſchaukelte. Er war durch ſein leiſes Auftreten der Entdecker einer glühenden Neigung ſeines Kutſchers, des uns wohlbekannten Peter Erich, zu einer der Mägde Gertrud's geworden und hätte hier ſogleich ſeinen Prieſterſegen über das in ſorgloſer Glückſeligkeit ſchwelgende Paar ausſprechen können. Er hatte ſich freilich über den Vollzug dieſer unechten und plattirten Ehe keinen Vorwurf zu machen; dennoch peinigte ihn die Nähe des abweſenden Sacramentes, wie ſchon Andere bemerkt haben, daß es ein peinigendes Gefühl iſt, falſche Banknoten, die man ſelbſt nicht verfertigte, nur in der Hand zu haben. Tobianus ahnte ſogar, daß ſich dieſe Nachbarſchaft im Verlaufe des Abends und der Nacht zu Scenen entwickeln könnte, die ihn zum Mitſchuldigen derſelben machten. Er überlegte, ob es beſſer wäre, eine Sünde zu toleriren, oder ſich in die Gefahr einer Ceremonie zu begeben, die zuletzt doch nur etwas Peinliches für ihn hatte und ihm in Gegenwart dreier beherzter Männer keine ernſtliche Beſorgniß hätte einflößen ſollen. Kaum jedoch neigt ſich das Zünglein der Wage von den verliebten Zungen neben ihm ab, als er im Hofe Lärm vernimmt und wenigſtens ſo viel deutlich unterſcheiden kann, daß Peter Erich aufſpringt und die Magd einſtweilen zu verlaſſen gedenkt, um eine etwa anbringende Gefahr zu recognosciren. Peter Erich mußte aber wenig Vertrauen zu ſeiner Lage haben: denn er ſprang ſchnell die Leiter hinunter und überließ Tobianus einſtweilen die Bewahrung ſeiner Ariadne auf einem Naxos, das für den Pfarrer neckiſch wurde. Helle Schlaglichter fallen in die dunkle Heukammer. Stimmen rufen mit Beſorgniß nach dem

so nothwendigen Rapport der ihrer Entwickelung so nahen Geistergeschichte. Die Magd zittert nebenan und wühlt sich so tief in das Heu, daß sie von dem Angstschweiße des Geistlichen kaum noch die Breite eines ihm ohnehin mangelnden Schnupftuches entfernt war. Jetzt sind Gertrud, Blasedow, Blaustrumpf, Ritter auf dem Heuboden und behaupten, die Müdigkeit müsse ihn vielleicht hierher getrieben haben. Blasedow braucht eine ungeheure Heugabel und sticht auf's Ungefähr in den weichen Wiesenwachs hinein. Da trifft er die Magd, und Gertrud entdeckt etwas von einem geistlichen Rocke. Wie sich allmälig der verborgene Hintergrund dieser Entdeckungsscene herauswickelt, ruft sie in einem beinahe convulsivischen Anfalle von Eifersucht Zeter über den treulosen Verführer ihres Hausgesindes. Die Männer lachten, selbst Blaustrumpf, der aber bei Lichte eine Brille aufsetzen mußte, um Alles besser sehen zu können. Die Magd war davon gesprungen, und nur Tobianus stand da, sprachlos, verwirrt, eine männliche Susanne vor den von den Umständen allerdings bestochenen Richtern. Dazu kam, daß er Peter Erich, seinen eigenen Kutscher, ungern nannte, weil doch immer etwas davon auf ihn und seine Kalesche fiel. Gertrud weinte und mußte die Leiter hinuntergetragen werden. Erst die kräftigen Ausathmungen des dampfenden Punsches gaben ihr wieder neues Leben, doch nur dazu, daß sie wünschte, sie läge im tiefsten Grabe. Tobianus hatte selbst so viel Angst ausgestanden, daß er nur in stotternden Absätzen seine Rechtfertigung geben konnte. Auch war die Beschwörung noch nicht vorüber. Blaustrumpf sagte: „daß man sich diese wenigstens nicht verderben wolle," und meinte damit zunächst den Punsch, den er zu schöpfen begann. Die Gemüther wurden warm; Gertrud hatte, als es zehn Uhr schlug, Furcht in der Küche und kam mit verweinten Augen und nasser Schürze in's Zimmer. Tobianus nahm ein Glas, kredenzte ihr's und legte dabei die Hand auf's Herz. Sie weinte bitterlich. Doch, da sich der Freund hoch und theuer vermaß, sah sie ihn fragend und schmerzlich an und zog ihm endlich versöhnt noch einiges Heu aus dem verwilderten Haare. Die Kinder waren zu Bett, die phantastischen Wolken eines verhältnißmäßigen Rausches

zogen über die Stirne der glühenden Männer. Sie wechselten ihre Charaktere ohne ferneren Rückhalt aus und zeigten sich die blanken Karten ihrer Gesinnungen. Das hinderte die steigende Lust der Behaglichkeit nicht, bis Gertrud auffuhr und an die Thüre rannte. Blaustrumpf stieß den Stuhl hinter sich um und griff nach einem bereit gehaltenen Exemplar des Thomasius. Er stürmte zur Thür hinaus auf die Hausflur und erblickte die beiden kleinen weißen Zwerg-Gestalten, den häuslichen Störenfried. Schon hat er einige Donnerworte auf die lallende Zunge gelegt, um sie fortzuschleudern, da reißt ihm Tobianus, der ihn in seinem Eifer zu mäßigen sucht, die Rockschöße seines besten Frackes hinten ab. Die daraus entstehende Verlegenheit und Verwirrung wurde von Blasedow meisterhaft benutzt. Aus seinem Stiefel ergriff er ein darin versteckt gewesenes spanisches Rohr, warf das über den Frack mit Tobianus rechtende Consistorium links, seine Frau rechts, und stürmte den die Flucht suchenden weißen Schatten nach. Vom Garten aus vernahm man einige durch die stille Nachtluft gellende Streiche mit dem spanischen Rohr und ein zweistimmiges Klageduett. Blasedow ließ sich nicht wieder sehen. Die Andern aber staunten und begaben sich, erschöpft und übermannt, ohne klare Begriffe, zur Ruhe.

Zweiter Theil.

Erſtes Kapitel.

Die Anleihe.

Sechs Jahre waren nach dem gebannten Geſpenſt verfloſſen. Der Graf von der Neige, mit welchem die Geldkatze des Herrn von Lipmann immer noch Mäuschen ſpielte, hatte nun allerdings eine große mechaniſche Saug- und Pumpmaſchine erfunden, vermittelſt welcher er, wie Herr von Lipmann ſagte, mit der Zeit ſelbſt den Ocean hätte ausſchöpfen können. Auch benutzte ſie der Graf dazu, wenigſtens einige Goldwellen aus dem Ocean (denn Herr von Lipmann verſtand darunter ſeinen Credit und ſein Vermögen) auszupumpen, weil der Banquier doch im Grunde das Genie des erfinderiſchen Grafen bewunderte und von der Saugmaſchine für die höhere Waſſerbaukunſt ſich keine geringen Reſultate verſprach.

Indeſſen half Blaſedow dieſe neue Bereicherung des Saug- und Pumpſyſtems in ſeiner Arbeit nichts. Der Gute war ſeit einiger Zeit in Finanzverlegenheiten und wußte ſich um ſo weniger heraus zu helfen, als das Korn mißrathen war und Gertrud ſeit den Heuſtoppeln, die ſie aus Tobianus' Haaren gezogen, aus Mißmuth den Heubau vernachläſſigt hatte. Man denke ſich nur, wie die Kinder inzwiſchen herangewachſen waren! Wie friſche junge Erlen ſchwankten ſie und wiegten ſich in der Luft, wie Maikäfer ſchwirrten ſie auf, ſie brummten und ſummten im Hauſe herum, daß Gertrud die circa fünfundzwanzig Thaler, die nun nöthig waren, um ſie

in die Stadt zu ſchicken und ihrer los zu werden, gern gegeben hätte; doch hatte Blaſedow dieſe nicht übrig. Das drückte ihm die Ruhe und den Schlaf ab: er war zwar längſt eher mit Holzbirnen, als mit Kirſchen zu vergleichen; jetzt aber dörrte er gar wie Backobſt zuſammen und verlor den Muth, weil der einzige Graben, den er noch bis zu ſeinem Ziele zu überſpringen hatte, nicht etwa in einer geſellſchaftlichen Rückſicht, in einem Zank mit ſeiner Frau, in einem Riſico ſeines Amtes, ſondern in fünfundzwanzig Thalern beſtand, welche Summe die Jungen haben mußten, wenn ſie in der Stadt Dasjenige praktiſch weiter ausführen ſollten, was ſie in der Theorie bei ihm gelernt hatten.

Blaſedow ſah überall dieſe fünfundzwanzig Thaler, die ihm fehlten. Er ſah ſie im Traum, in der Luft, er nahm ſie hundertmal in Gedanken ein, aber er konnte ſie nicht wieder ausgeben, er konnte ſie dem Schlachtenmaler, als dem Aelteſten, nicht anvertrauen, ſo viel Schinken und Würſte (als Guirlanden der Triumphpforte in die Zukunft hinein) auch ſchon in Bereitſchaft für die Reiſe lagen. Wie ſie im Rauche hingen, hingen auch die Thaler darin, aber im andern Sinne. Blaſedow hatte ſogar ſchon das Küchenmeſſer ergriffen und Gertrud mit Gefahr ihres Lebens gefragt, ob ſie nicht in einem alten Strumpfe ſpare, und er wiſſe es, ſie lege ſich etwas auf ſeinen Tod zurück, ſie ſollte nur ihr Leben bedenken, denn jetzt müſſ' es heraus! Gertrud vermaß ſich hoch und theuer, daß ſie immer noch dächte, er würde ſie unter die Erde bringen und dort unten würden wol alle Schmerzen einmal aufhören, alle Schulden bezahlt und alle Sünden vergeben ſein. Blaſedow ließ das Meſſer ſinken und Gertrud weinte bitterlich. Sie könnte Bürgen ſtellen aus dem ganzen Dorfe, ſagte ſie, wie jämmerlich es ihr ginge. „Ja," antwortete Blaſedow mit verbiſſenem Spott und drohender Anſpielung: „Siebenbürgen". Er meinte, daß ihr Erſpartes nach Ungarn und Siebenbürgen hinwandere, wo ihr erſter Sohn noch immer in Arbeit ſtand. Gertrud merkte dies wol und fuhr auf ihn zu: „Soll er denn fechten?"

Was half dem Geſeſſelten ſein Stolz? Seine Söhne

Molière (bei Seite).

Er hat ihn noch nicht angesehen!

Ludwig.

O ich habe schon den Titel, das Personenverzeichniß und die erste Scene hinter mir! — Das Lustspiel scheint zu den bessern Ihres Herrn Gemahls zu gehören —

Molière (bei Seite).

Wirklich schon eine Scene!

Armande.

In zwei Stunden würde Molière Ew. Majestät das ganze Stück vorgetragen haben.

Ludwig.

Bei Leibe nicht! Ich kann nichts verlesen hören, — mein Blut ist zu unruhig. Nein, nein, ich hoffe wirklich, den Tartüffe noch eines Tages auf der Bühne zu sehen.

Molière und Lamoignon (bei Seite).

Am jüngsten Tag!

Ludwig.

Sind Sie nicht allein?

Armande.

Nein, Majestät! Meine Kleider sind es, die um mich her klagen und seufzen — diese fünf wundervollen Costümes hatten gehofft, morgen im Tartüffe zu glänzen —

Lamoignon (bei Seite).

Wenn sie sich doch mehr an den Geist ihrer Rolle halten wollte und von den Kleidern schwiege! —

waren im Hafen ſeiner Wünſche angelangt. Es fehlte nur noch der Schilling, den die Londoner Themſefahrer verlangen, um die Reiſenden an den Strand zu ſetzen. Geldnoth, geſtand er ſich ohnedies, iſt die ſchmutzigſte Lage, in welche ein edler Menſch kommen kann: denn ſelbſt ein weiſer und gerechter Mann kann an ſich irre werden, wenn ihm ſein Geldvorrath ausgegangen iſt. Er wollte damit gewiß ſagen, dieſe iſt fürchterlich. Blaſedow fühlte es wol, wie bei leerer Börſe Feld und Flur ihre Farbe verlieren, wie ſelbſt die freudigſte Botſchaft, bringt ſie gerade das Fehlende nicht, von uns mit Gleichmuth aufgenommen wird. Das Geld iſt die Unruhe der Lebensuhr. Nur durch ſie gehen die Stunden vorwärts. Blaſedow wußte Mittag von Abend nicht mehr zu unterſcheiden. Er war in den Wendepunkt gekommen, wo ſich die Richtung der Augen einwärts kehrt, wo ſich, wie bei Magnetiſchen, alles Leben auf das Sonnengeflecht hinzieht und man Piſtolen neben dem Träumenden abſchießen kann, ohne ihn zu erſchrecken. Blaſedow war nebenbei nicht harmlos genug, um an ſeiner Verlegenheit die blos perſönliche Klemme zu ſehen, ſondern er bezog die fehlenden fünfundzwanzig Thaler bald auf den ganzen Zuſammenhang der Weltordnung, auf die wichtigſten Begebenheiten in der Geſchichte und das menſchliche Elend im Allgemeinen, auf ſeinen Peſſimismus, der ihn alle Dinge ſchwarz ſehen ließ. Aus fünfundzwanzig Thalern, die ihm fehlten, ſchlug er ſich eine Theodicee über Zweck, Urſache und Mittel der Schöpfung, ſchlug er ſich eine ungeheure Medaille, die er dem vor ſeinen Augen ſich verkörpernden Weltgeiſte an einem Armenſünderſtricke umhängen wollte. Des Nachts ſchüttete er die fünfundzwanzig Thaler über den geſtirnten Himmel aus und lachte, als ſie faſt alle zu den Füßen der hellglänzenden Venus hinrollten. Er nahm Dante's Hölle zur Hand, um fünfundzwanzig Thaler zu vergeſſen. Er las und las, bis ſich ihm die Großen, die dort ſchwitzten, in das Bruſtbild des Landesfürſten verwandelten, das auf den Thalerſtücken geprägt war. Er griff nach Kant's Kritik der reinen Vernunft und wollte ſich von dieſem metalliſchen Zuge ſeiner Phantaſieen befreien, aber die Philoſophie verwandelte

ſich gleich in Numismatik, in den Antinomieen erblickte er die ſich widerſprechenden Einnahmen und Ausgaben, und auf Seite 348 ſeiner Auflage erblickte er ſogar das traurige Schema der Negation: Nichts iſt 1) der leere Begriff ohne Gegenſtand (ens rationis), 2) der leere Gegenſtand eines Begriffes (nihil privativum), 3) die leere Anſchauung ohne Gegenſtand (ens imaginarium), 4) der leere Gegenſtand ohne Begriff (nihil negativum). In dieſem vierten Zuſtand befand er ſich, in einem radicalen Nichts, im nichtigſten Nichts, im nihil negativum. Blaſedow ſchlug das Buch zu und ſich vor den Kopf.

Rath mußte nun aber doch geſchafft werden. Die Kinder hatten längſt die Reifen der väterlichen Erziehung geſprengt; wie junger Wein gährte ihr Uebermuth; ſie bedurften neuer Gefäße, um ſich zu klären und zu erhalten. Blaſedow empfand eine ſolche Ehrfurcht vor den Schöpfungen ſeiner Weisheit, daß er ſich in Acht nahm, denſelben ſtrenge Zumuthungen zu machen. Er glich den fürſtlichen Vätern junger Regenten, wenn jene ſelbſt nicht an die Regierung gekommen waren; ſie nennen ihre eigenen Kinder Majeſtät. Er ordnete ſich ihnen unter, er betete ihr Talent und ihre Zukunft an Was er ihnen geben konnte, das hatten ſie.

Wegen der fünfundzwanzig Thaler rieth Gertrud zu einer Eingabe an das Conſiſtorium; doch Blaſedow entgegnete, daß man dort eher geneigt wäre, ihn um fünfundzwanzig Thaler zu ſtrafen, als damit zu belohnen. Auch würde ihm Blauſtrumpf kurz erwidert haben, daß das Conſiſtorium das landesherrliche Münzregal nicht beſäße. Dann dachte er an Baſſe in Quedlinburg und wollte einen Roman ſchreiben: „Die Geiſter um Mitternacht"; doch wollte Baſſe erſt das Buch ſehen, dann drucken und erſt nach Ablauf zweier Meſſen bezahlen. Herr von Lipmann fiel ihm ein. Er wollte bei ihm ein Anlehen eröffnen. Wie ein Blitz fuhr dieſer Gedanke in den Glockenſtuhl ſeiner Träume. Seine Augenbrauen waren faſt verſengt vom Lichtglanz dieſer Hoffnung. Er ſetzte ſich hin und ſchrieb an Herrn von Lipmann: „Kommen Sie, Herr von Lipmann, nur einen Tag zu uns heraus; denken Sie an den Grafen nicht und die Güter-

lotterie, ſondern an jenes Himmelslotto, in dem es nur Nieten giebt für die, welche ſchmutzigen Herzens ſind! Reißen Sie, wenn nicht Ihren Leib, doch Ihren Geiſt von den Eſtafetten und Telegraphen, von den Coupons und Pfandbriefen, von Ihrem Garten los, und wär' er noch ſo zaubervoll, Herr von Lipmann! Fragen Sie ſich doch nur einen Augenblick: Was bin ich? Was hab' ich? Wohin fahr' ich? Ach, Herr von Lipmann, hätte ich Sie vor mir, ich zöge Ihnen den blauen Frack von ſo feinem holländiſchen Tuche aus, nähme Ihre ſchwere Uhrkette, Ihre Ringe; ich legte es Alles an einen Gewahrſam und nähme Sie in den Hemdärmeln mit hinaus in den Wald, wo das Eichhörnchen knuſpert und das Birkhuhn unter den Sträuchern huſcht! Und eigentlich, Herr von Lipmann, auch das iſt nicht der Ort, wohin ich mit Ihnen wallen möchte, ſondern hoch hinauf in die Luft, wo es keine Stiege giebt, in die funkelnde Sternennähe, in die Gebirge der Phantaſie, wo unſre Hoffnungen wie Sanct Gotthards ragen, unſre Ahnungen Höhlen, unſre Täuſchungen Gletſchern und Schneelawinen gleichen! Sollten Sie denn nur in die gewöhnlichen Wirthſchaftsbücher der göttlichen Weltordnung, nur in das Conto der täglichen Einnahmen und Ausgaben im Himmel verzeichnet ſein und nicht auch, Herr von Lipmann, in jene großen Notizbücher der Gottheit, wo ſie ihre beſten Gedanken einſchreibt, freilich oft flüchtig und nie ſo ſauber und nett, wie im Wirthſchaftsbuche der Weltökonomie, aber tiefſinnig dem Inhalte nach, ein Gedanke, ein neuer, und wenn nicht dies, doch wenigſtens die Beſtätigung eines alten? Ach, Herr von Lipmann, es iſt ſchwer, Philoſophie zu lehren, wenn man ſie für das Räthſel des Lebens hält; aber der Tod und die Ewigkeit, der Kreislauf unſrer Seele durch die Sterne, die Läuterung unſrer Gewänder, die beim Einen von Leinwand, beim Andern von Asbeſt ſind, ihre Läuterung in dem Urlichte der Sonne und der Blick in's Antlitz der Allmacht! Welch eine Stufenleiter, wo ſchon die unterſte Sproſſe, der Stein, auf welchem Jakob ſchlief und der unſer Grab decken wird, ſo ſchwer zu heben und ſo unendlich Räthſelhaftes zu verſchließen ſcheint! Ach, wir denken beim Tode nur deſſen, was er uns nimmt, nicht

deſſen, was er uns giebt! Wir zittern, es einſt nicht mehr zu können, wir weinen, daß einſt unſre Augen trocken ſein müſſen, es fröſtelt uns, daß wir einmal ſo kalt werden. Da ſchallt Muſik aus den Bäumen eines Palaſtes, Echo trägt ſie dem Echo zu, die Gäſte bilden mit ihren Augen eine Reihe Brillanten, die alle à jour gefaßt ſind, à jour éternel, auf ewig! Und wie oft denkt man doch in dem Gewirr, daß Einer nach dem Andern ſich leiſe aus ihm fortſchleichen muß, daß man ihn, während die Anderen zechen, hinaustragen wird, und daß er ſagen muß: Leb' wohl, du gutes Tageslicht, leb' wohl, du ſeidenes Sopha, du Mahagonytiſch, du Polſterſtuhl, leb' wohl, du Feder, die ich eben noch führte, leb' wohl, du Rollen eines Wagens, der vorüberfährt, leb' wohl, du heiſeres Bellen des Hofhundes, leb' wohl, Alles, was mit mir nicht ſtirbt, nein, was ſo bleibt, wie es iſt, wenn mein Auge nicht mehr ſieht! Herr von Lipmann, nehmen Sie meine Hand, kommen Sie, ich ſehe etwas, was uns aus dem dunkeln Grabe herauswinkt! Blicken Sie nur hin, da iſt die Höhle des Plato, von der er ſpricht, um uns die Weſenheit der Ideen zu beweiſen! Dunkler Raum um uns her — Feuchtigkeit tröpfelt von den Wänden der Höhle, aber am äußerſten Ende winkt ein heller Sonnenſchein. Und am jenſeitigen Rande des Felſens, der dicht vor der Höhle ſteht, wanken ernſte Schatten vorüber, ſtolze, gereifte Geſtalten in langen Gewändern. Ja ſie ſind's, die Unſterblichen, wir hören ja ihren Fußtritt über uns; ſie laſſen jene Schatten dort an der Wand zurück; hinauf, hinauf, wir wandeln unter ihnen, wir ſind im Lichte der Schöpfung mitten inne, wir wandeln kühn durch das Centralfeuer der Ideen, unverwundbar, unſterblich! Und beginnt dies ſelige Daſein denn erſt nach dem Tode? Flüſtert es nicht zu jeder Stunde, wo wir unſer Ohr für den Geiſt der Liebe und Offenbarung ſpitzen, um uns her, raſchelt es nicht hinter den Wänden, lockt es uns nicht hinaus in die freie Welt, preßt es uns nicht die Bruſt zuſammen ſo liebend und zärtlich, daß wir ſelbſt im Schmerze Seligkeit empfinden? Ach, Herr von Lipmann, es giebt eine ſchönere Welt, als die wir erleben, eine Zeit, die ſich nicht in Tag und Nacht ſcheidet! Rom, Griechenland

kannten ſie, die Weiſen aller Jahrhunderte ſchmeckten ſie, und wir dürfen ihrer noch immer harren und gewiß ſein, wenn wir weiße Feierkleider anthun und uns auf den Scheiterhaufen unſerer irdiſchen Exiſtenz, den Göttern ein ſeliges Opfer, ſelbſt verbrennen! Wer ſäete Feindſchaft unter uns Menſchen? Tragen wir nicht Alle das Adels- und Adelszeichen der Gottähnlichkeit an unſrer Stirn? Führt die Nabelſchnur, der wir als Neulinge entbunden wurden, nicht zurück auf das Geheimniß des erſten Menſchen, und ſollen wir die Letzten ſein, die ſich als Brüder erkennen? Ja, Herr von Lipmann, wenn Sie fühlen, daß die Börſe mit all' ihren Silberpiaſtern doch nichts gegen das geſtirnte Firmament iſt, daß die Staatspapiere ſo tief fallen können, wie die Hölle, aber nie ſo hoch ſteigen, wie der Himmel; wenn Sie es über ſich vermöchten, an meine Bruſt zu ſinken und zu rufen: Auch ich bin in Arkadien geboren! — würden Sie, Herr von Lipmann, dann noch ein Darlehn von fünfundzwanzig Thalern Preuß. Courant für einen Gegenſtand halten und nicht vielmehr ſagen: Nimm, was Du tragen kannſt, es iſt Dein, wie es mein war! Ich aber bin nun ſtumm, preſſe mein armes, zerſpringendes Herz zuſammen und — hoffe."

Nun hatte aber leider der erſte Geſchäftsführer der Firma von Lipmann nur die Procura für den Geld-, nicht für den Herzbeutel des Hofagenten. Er vertrat ihn in Wien und London, nur nicht in Arkadien. Blaſedow bekam „in Abweſenheit unſers Herrn von Lipmann" eine abſchlägige Antwort. Der ſaubere Zettel des Handlungshauſes war ein Stichregen am Abend einer ſchönen Landparthie; von den Wieſen, auf denen man tanzte, mußte man in die ſtickigen Kammern eines Bauernhauſes. Oder wer ſchämte ſich nicht Morgens der tollen und verworrenen Dinge, die er im Jubel eines vorangegangenen Feſtabends geſprochen! Dieſer moraliſche Ekel und Jammer, der weit ärger iſt, als der phyſiſche! Und doch will dies Alles noch nicht Blaſedow's Schmerz beſchreiben: denn bei ihm kam Alles zuſammen, Wehmuth und Stolz; er ſah, daß er nicht nur nichts bekommen, ſondern ſogar noch etwas verloren hatte. Er würde

geweint haben, hätte er nicht gefühlt, daß man im Comptoir des Hofagenten über ihn lachte.

Für diejenigen, welche am 1. Juli ihren Miethzins zahlen sollen und erst am 15. das Geld dazu haben, ist dies Kapitel nicht geschrieben. Sie verstehen Blasedow's Lage ohne Ausmalung. Ich hätt' es auch gern umgangen; allein wie kann Blasedow seine Söhne in die Residenz schicken? Wie kann eine Krisis unsers Helden übergangen werden, die schon deshalb dichterisch ist, weil sie so menschlich ist! Wie der arme Knabe, der in eine höhere Klasse versetzt ist, an den Häusern entlang schleicht und nicht weiß, woher er das Geld nehmen soll, um sich die nun nöthig werdenden Bücher zu kaufen, so irrte Blasedow umher und hatte nun gar noch die Demüthigung mit seinem enthusiastischen Briefe und dem kalten Wasseraufguß der Procura. Er schämte sich schon fast, der Verzweiflung nachzugeben, und war in das zweite Stadium finanzieller Noth getreten, in das der Erfindungsgabe. Er blickte nicht mehr deshalb so scheu, weil er die fünfundzwanzig Thaler nicht hatte, sondern, weil er darüber nachdenken mußte, wie er sie sich anschaffen sollte. Er mußte sich in die krampfhafte Aufregung versetzen, ohne die man nicht den Muth hat, etwas zu borgen. Er mußte den nur zufällig Verlegenen spielen und kam nicht mehr zur Besinnung.

Tobianus war es nun, der zu den Präludien der Blasedow'schen Erziehung den Schlußstein liefern sollte. Und doch vermochte Blasedow nicht, dabei Gewalt zu brauchen. Ein schnelles Wort würde ihm von Tobianus die fünfundzwanzig Thaler verschafft haben, dieser hätte sie aus Furcht gegeben und ohnehin aus Liebe, wenigstens zu Gertrud. Zu einem Industrieritter war Blasedow trotzdem, daß er genugsam Ritter von der traurigen Gestalt heißen konnte, nicht fähig. Er hatte eine edle und verschämte Natur; er fürchtete überdies, Tobianus mehr Zinsen, nämlich moralische und Umgangszinsen, zahlen zu müssen, als das Capital werth war. Er fing indessen, da keine andere Thür und kein Truhenschloß anders offen war, allmälig an, seine Operationen zu machen. Man muß auf dem Lande leben und noch obenein

Pfarrer sein, um fünfundzwanzig Thaler für etwas Großes zu halten. Wer, wie Blasedow, nur Korn sah, Naturalzehnten und die kleinen baaren Accidenzien für Leben und Tod in der Gemeinde, der glaubte gewiß, jene Summe nur durch eine scharfsinnige Strategie und consequente Belagerungskunst erobern zu können. Blasedow eröffnete ein förmliches Genieweſen, um, wenn nicht Tobianus in die Luft zu sprengen, ihn doch zu bestimmen, daß er fünfundzwanzig Thaler springen ließ. Er zog Lauf- und Schanzgräben um ihn her und rückte den Casematten, wo Tobianus seine Reichthümer feuerfest gelagert hatte, immer näher. Tobianus blühte wie ein dicker Tulpenkelch, seitdem Blasedow gegen ihn so viel Sonnenschein entwickelte. Deshalb dachte er auch, der Schlag sollte ihn treffen, als Blasedow eines Tages ganz leise zu ihm sagte: „Tobianus, schießen Sie mir fünfundzwanzig Thaler vor!“

Die menschlichen Charaktere geben sich in keiner Lage so frei und natürlich, als wo man ihnen etwas abborgt. Seneca und seine Schule nahmen das Unglück als Prüfstein des Charakters an. Ein weiser und gerechter Mann im Kampf mit dem Schicksal, sagte er, ist ein Schauspiel für Götter. Allein man kann ein großer Stoiker sein und doch kleinliche Empfindungen verrathen, wenn man Jemand Geld leihen soll. Es wird nicht gesagt, daß es immer nöthig wäre, das Verlangte zu geben; allein die Ausflucht schon, in der man sein Heil vor Zudringlichen sucht, oder die Art, wie man ein wirkliches Unvermögen entschuldigt, wirft gewiß die grellsten Lichter und die dunkelsten Schatten auf die Menschen. Erinnerte sich doch Blasedow aus seiner Jugend, daß er als Kostgänger in der alten gothischen Musenanstalt, die ihn erzog, nie über sich vermocht hatte, seinem Nebenmann, der etwa Muth oder Noth genug hatte, um borgen zu können und zu müssen, etwas abzuschlagen. Und es war nicht die Gutmüthigkeit, gestand er sich oft späterhin, die ihn so apostolisch mildthätig machte, sondern Ehrgeiz, weil er fühlte, im Kampf mit der Knickerei und peniblen Empfindungen offenbare sich der „Mann“. So oft sich Jemand auf der Schule und Universität an ihm festsaugte und unter einem Thaler oder zwölf Groschen nicht wieder losließ, bekämpfte er in sich

den angeborenen Ameisentrieb der Sparsamkeit und schüttete ohne Weiteres seine Taschen aus, wo sich aber freilich unter dem gebackenen Korn von Brotkrumen selten viel geschrotetes Korn von Viergroschenstücken vorfand.

Nun hätte ja auch nach dieser Theorie Tobianus immerhin das Geld verweigern können; aber er mußte nicht in jene moralische Epilepsie verfallen, die man bei den Schlafrocks- und Pantoffelnaturen antrifft, wenn man ihnen den Schreck verursacht, sie um ein Darlehen zu ersuchen. Die Furcht, das Geld nicht wieder zu erhalten, hängt aus den verglasten Augenfenstern eines solchen Menschen plötzlich ein Leichentuch heraus, und die ehrlichsten Leute, die nur gerade im Augenblick nicht bei Casse sind, können sich in den Gedanken des Erschrockenen wie Spitzbuben abspiegeln: denn er hält sie dafür. Er giebt das Geld schon auf, das er leihen muß. Zu einer Nothlüge fehlt das Genie und die schnelle Besinnung, bei Tobianus sogar die moralische Erlaubniß. Hätte Tobianus nur gesagt: Ich gebe sie Ihnen; allein in acht Tagen brauche ich selbst fünfundzwanzig Thaler: wollen Sie mir dann fünfzig wieder geben? Nein! So mußte sich Blasedow unter seiner eigenen Pumpe quälen und winden und ganze Stücke Luft, die sich bei der gehemmten Respiration seiner geängsteten Lungen sammelten, hinunter schlucken, ja, mußte sogar die Phrase, die den zweiten Theil seiner Lebensgeschichte entschied, noch einmal wiederholen, wobei es ihm wie vielen stolzen Leuten ging, daß man mitten in Perioden plötzlich keine Luft hat und die Stimme versagt. Wie leicht kann man das nicht Furcht nennen? Da es doch nur Stolz und Adel ist, etwas Bedenkliches nicht mit voller Brust auszusprechen, wie wir ja auch in der Kehle nicht immer Kraft genug haben, um entschiedene Erklärungen, z. B. gegen Vorlaute, Bramarbasirende, Grobiane, in einem mit unsrer Entrüstung parallel laufenden Athem zu Protokoll zu geben. Tobianus verstand nun wol, wessen Blasedow begehrte. Es scheint, als wollt' er nicht Nein sagen; warum aber nicht gleich Ja? Warum erst den armen zerknirschten Collegen so weit bringen, daß er wie ein ungeduldiges Kind die Karten zusammenwirft, die er so sauber und leise an einander gelehnt

hatte, und mit etwas verzerrter Geberde auffährt: „Laſſen Sie's nur!“ Tobianus ſagte: „Sie ſind wunderlich, ich bin ja bereit;“ und ein Saal mit tauſend Lichtern wurde mit dieſen Worten für den elektriſirten Blaſedow aufgeriſſen. In all' ſeine Adern ſchoß es wie ſiedender und wärmender Wein, ſeine Glieder hatten wieder die alte Länge, und ein ſtilles, ſeliges Lächeln umſpielte wie die aufgehende Sonne den kleinen Montblanc ſeiner Naſe. Tobianus nahm dies Lächeln wie die Affenpfote des Schalks, die hinter einem Vorhange plötzlich ſichtbar wird, fürchtete Ueberliſtung und verlor ſich in jenes unglückſelige Zaudern, das den Darleihern eigenthümlich iſt. Denn ſie geben das nie ſchnell, was ſie ſogar ſchon verwilligt haben, ſondern weiden ſich erſt an der Demüthigung des Andern, ſteigen eine Staffel nach der andern über ihn hinauf, erlauben ſich, was ihnen ſonſt nie geſtattet geweſen wäre, zupfen ihm an den feinſten Haaren, die mit den Gedanken ſeines Gehirns capillariſiren, bringen zur Sprache, was ſie längſt einmal für eine paſſende Gelegenheit auf dem Herzen hatten, und richten ſich immer erſt die Hildebrands-Schadenfreude eines kleinen Canoſſa an, ehe ſie die Abſolution ertheilen. Tobianus bediente ſich hier ſeines Vortheils, wie jeder Philiſter. Die noch zu zahlenden fünfundzwanzig Thaler Preuß. Courant deckten ihm Rücken und Flanken. Nun konnte er operiren, militäriſch und chirurgiſch. Er rollte, ein langweiliger Leporello, ein langes Regiſter von Geſchichten auf, die er alle ſeinem unglücklichen Freunde vorhielt. Er verwies ihm ſeine Kinder- und Rinderzucht, ſeine geiſtliche und leibliche Ackerwirthſchaft, ſein Benehmen mit Schulmeiſtern, Küſtern und Kindbetterinnen. Er brachte Blaſedow's Bleiſtiftspolemik am Rande der Journale, die ihn noch an den Rand irgend eines Abgrunds bringen würde, zur Sprache und ſchloß, wie dies dann der Philiſter immer thut, wenn er ſich warm und Alles vom Herzen und der Leber herunter geredet hat, mit Enthuſiasmus. Er rückte ſeine Sammtkappe auf ein Ohr, ließ nun erſt Wein holen, ſtopfte zwei thönerne Pfeifen, lud Blaſedow ein, die Nacht bei ihm zu bleiben, und zeigte mit lachenden auf ſich ſelbſt gerichteten Spiegelblicken, daß er im Grunde doch ein genialer Menſch wäre

und fünfundzwanzig Thaler Preuß. Courant ſo ohne Abſchied zum Fenſter hinauswürfe. Er that, als beſtünden die Fidibus, mit welchen er ſeinen Knaſter anzündete, aus zuſammengerollten Treſorſcheinen, umarmte ſeinen „Freund, ſeinen einzigen und wahren Freund," mehrere Male und gab ihm zuletzt ſogar die gewünſchte Summe, mit dem Bemerken, ob er nicht noch zwei Thaler mehr und das Ganze in Gold haben wolle? Blaſedow ſteckte das Geld mit Zufriedenheit zu ſich und riß ſich aus den Liebkoſungen des Collegen los. Aber dieſer gab nicht Ruhe, ſondern begleitete ihn noch in tiefer Nacht über ſein Dorf hinaus und ſchied von ihm wie von einer Geliebten. Blaſedow lief ſpornſtreichs in die Nacht hinein und ließ ſich von keinem Irrlicht locken. Er war kalt und nüchtern geblieben. Es fröſtelte ihn ſogar, weil er ohnedies nicht wußte, ſollt' er der Freude oder dem Schmerz nachhängen. Dennoch war er ſtolz genug, auch dieſen Gedanken in ſich auszuführen: „Dummköpfen imponiren Männer von Werth, ſelbſt wenn ſie Lumpen tragen. Er muß ſich zuletzt noch für die Ehre bedanken, daß man barfuß vor ſeine Thüre kommt und bettelt. Tobianus mußte zu dem Capital, das ihn ſo ſchmerzte, noch ein Agio von Begeiſterung geben. Großer Genius, wie dank' ich Dir! Du haſt mir ein Adelswappen in den Schild meiner Stirne geſetzt, das mir Achtung ſelbſt da verbürgt, wo ich nicht hehlen kann, daß ich darbe!" Es war die erſte Nacht ſeit langer Zeit, die Blaſedow nicht durchſtöhnte, ſondern durchſchlief.

Zweites Kapitel.

Schülerſchwänke.

Nun durfte auch nicht länger mit der Abreiſe geſäumt werden. Das geliehene Silber verwandelte ſich in Queckſilber und hatte keine Ruhe mehr. Die neuen ſchönen Thaler wurden auch die Wagenräder, auf welche der Stallknecht die

Ludwig.

Schade! In der That ſchade! Sie würden ſich vortrefflich darin ausgenommen haben.

Armande (kalt).

Ew. Majeſtät werden wenig darauf achten, ob ich gefalle oder nicht —

Ludwig.

Wie ſo?

Armande.

Das kleine Intereſſe, das ich früher für Ew. Majeſtät zu haben ſchien, ſehe ich wohl, iſt vorüber.

Ludwig.

Die Gefühle der Freundſchaft und der Liebe?

Armande.

Ach, wann hätten Sie je ein Gefühl für mich empfunden, das dieſen Namen verdiente!

Lamoignon und Molière (Beide bei Seite).

Welche Koketterie!

Ludwig.

Armande, Sie haben mich ſtets mit einer Kälte behandelt, die mich endlich verletzen mußte. Sie traten vor zwei Jahren zum erſten Male auf, nachdem Molière Ihr Talent in der Stille gebildet hatte. Ihr Spiel entzückte mich. Ich ſuchte Ihre perſönliche Bekanntſchaft. Ihre Liebenswürdigkeit feſſelte mein Herz. — Zuweilen ſchien es, als wäre Ihnen die Liebe eines Königs nicht gleichgültig, zuweilen ſetzten Sie meinen glühenden Bewerbungen die ſchneidendſte Kälte entgegen —

obere Kaleſche legte. Rings am Rande des Einſpänners wurde ein Bund Stroh ausgelaſſen, worauf die Brüder ihre Sitze nehmen ſollten. An Brot, Schinken und Thränen ließ es Gertrud nicht fehlen. Die Knaben hatten einen Vorrath auf länger als einen Monat. Das Geld lag in einem großen Korbe, in welchem die nothwendigſte Wäſche und ſonſtige Garderobe verpackt war, und einer muß der größeren Sicherheit wegen immer auf dieſem Korbe ſitzen. Ein Umſtand, der die Abreiſe verzögert, war der, daß Töffel ſchon ſo lange verreiſt war. Er mußte auf den Getreidemarkt in die Reſidenz fahren — jetzt will ich auch ihren Namen nennen: ſie hieß Kaputh — und Blaſedow hatte keine Luſt, ihn abzuwarten. Er überließ den Knaben den Wagen allein und ſagte: „Wenn man ſich nicht einmal darauf verlaſſen ſollte!“ Gertrud meinte nur, ſie würden Töffeln, der Wagen und Pferd wieder zurückbringen ſollte, verfehlen. „Ach, verfehlen!“ äffte ſie Blaſedow und erntete dafür eine Rüge, aber auch ſeinen Zweck. Die Kinder ſollten ſich ſelbſt fahren und in der Ausſpannung den Wagen an Töffeln abgeben. Sie verſprachen dies treulich. Sie waren ſo übervoll von ihrem Glücke, daß Gertrud kaum noch deren Hunger, dafür aber deſto mehr ihr eigenes Schluchzen zu ſtillen hatte. Nun ſollten ſie wirklich in die Welt hinaus. Blaſedow war ſtolz darauf, aber ſchweigſam und verſchloſſen wie ein Held vor der Schlacht.

Es war ein friſcher Herbſtmorgen, als die Söhne reiſen ſollten. Der Nebel ſtritt mit der Sonne um den Vorrang, und die Siegesblicke der letztern zeigten die nach langem Regen faſt ſchon entblätterten oder doch in's Gelbe verfärbten Bäume. Die Jungen mußten noch ein Bund Stroh mitnehmen, um ſich hineinzuwühlen. Gertrud packte und ſchnallte an der alten Kaleſche und an dem ſchwachen Verlaß, den ſie auf alle vier hätte. Blaſedow ließ ſich nicht ſehen. War er noch oben oder ſchon ſo früh ausgegangen? Sein Zimmer fand man verſchloſſen; aber der Fenſtervorhang bewegte ſich, ohne daß es vom Winde ſein konnte, mehre Male. Gertrud's Zuſtand war ein Bitterſalz, eine Miſchung ſalziger Abſchiedsthränen und bitterer Vorwürfe auf einen Vater, der

ſich ſeiner Kinder ſo wenig erbarme, daß er ihnen nicht noch den Segen mit auf den Weg gebe. „Mütter," ſagte ſie, „haben doch immer nur den Schmerz allein. Werden die Kinder groß, ſo verwandelt ſich Alles, was ſie thun, in neue Geburtsſtunden. Wer ſie einmal unter'm Herzen getragen hat, der wird an dem Fleck auch nie wieder geſund." Nun war dies aber ruhmredneriſch und Verleumdung. Blaſedow, der oben hinter der Gardine Alles hörte und eben zu ſehen war, weil er einmal die Gardine ergriff, um ſich ſein Auge zu trocknen, was Gertrud auch veranlaßte, den Abſchied zu beſchleunigen (nicht der Thränen, ſondern der Gardine wegen), ich ſage, Blaſedow ſagte und zwar ſich ſelbſt: „Sie iſt nur eine halbe Hekuba. Nach Siebenbürgen hin iſt immer der eine Herzlappen gerichtet." Er, ein ganzer Priamus dagegen, hatte nicht den Muth, von den Kindern Abſchied zu nehmen. Ihm würde das Herz gebrochen ſein. Aber die Jungen waren im Anzuge. Der Schlachtenmaler klatſchte mit der Peitſche. Blaſedow verhielt ſich ganz ſtill, und ſo fuhr denn die Karavane auf und davon.

Lebe wohl, Blaſedow! Auch die Muſe vermag Dich nicht zu tröſten! Was Du begonnen, muß ſie vollenden! Lebe wohl, alter Murrkopf; predige Geduld! Denn es wird lange währen, ehe Du die Narben der Zweige, die das Schickſal von Dir abgeſchnitten, verſchmerzen wirſt! Der Winter iſt vor der Thür. Kehre unter Deinen Büchern zu dem Umgang alter Weisheit zurück und denke, Du haſt Samen ausgeſtreut, daß er ihr ähnlich werde! Das Uebrige ſteht nun in Gottes Hand.

Die vier Dichter- und Künſtler-Embryone benutzten die erſten Strahlen einer Mündigkeit, die für ſie mit den letzten Hecken des Dorfes anfing, um die eßbaren Reiſevorräthe zu unterſuchen. Der Schlachtenmaler nahm zuvörderſt die fünfundzwanzig Thaler und ſteckte ſie, da ſie, wie er ſagte, dem Pferde zu viel zu ziehen gäben und den Wagen nur ſchwerer machten, in die Taſche, worüber Alle lachten. Dann zwang er dem ſatyriſchen Schriftſteller die Peitſche auf, indem er ihn daran erinnerte, daß, wenn der Vater ſo oft geſagt hätte, er müßte die Geißel der Menſchheit werden, er nun gleich mit den Pferden anfangen könnte, zog ſein Taſchenmeſſer und

zerlegte einen Schinken, den die Brüder mit einander theilten. Schlachtenmaler ſetzte hinzu: „Mutter hat geſagt, wir ſollten ungefähr auf dieſe Art zu Mittag eſſen; da wir aber geneigt ſind, dies Mittageſſen in die Frühe zu verlegen und noch nicht gut für uns ſagen können, wenn die Sonne am höchſten ſteht, ſo werden wir doch vielleicht in einem Gaſthof —“ Hier ſtockte der Wildfang, weil ihm die Uebrigen keinen Muth machten. Nichts war ihnen ſo dringend unterſagt worden, als in Gaſthäuſern einzukehren. Sie hätten ja Eſſen genug im Wagen und Heu für das Pferd und einen Trog ſogar zum Waſſertrinken für alle fünf zugleich; „den Luxus ſollten ſie ſich nicht unterſtehen,“ hatte Gertrud geſagt. Der Bildhauer meinte, „man könnte es ja auf den Zufall ankommen laſſen,“ und Schlachtenmaler lachte, indem er ſagte: „Was wir heute zuviel ausgeben, können wir ja morgen ſparen.“

Ueberhaupt hatten ſie noch Urſache, ſich zu beobachten. Sie mußten von „Vetter“ Tobianus Abſchied nehmen. Als Theobald, der Volksdichter, nicht einhalten wollte mit dem Schinken, zog ihm Schlachtenmaler mit der Peitſche ſchnell Eins über's Ohr. Theobald war ſich der ungeſetzmäßigen Handlung ſo gewiß, daß er ſtill das Meſſer fortlegte und ſich die verdiente Züchtigung gefallen ließ. „Das ſag' ich Euch gleich,“ fing Schlachtenmaler an; „wenn der Eine mir nach Rom und der Andere nach Jeruſalem will, dann bringen wir nichts Geſcheidtes zu Stande. Einigkeit muß ſein, Kinderpoſſen müſſen unbedingt nicht mehr vorfallen. Frei iſt der Mann, der ſich ſelbſt beſchränkt. Wir zählen zuſammen einundſechzig Jahre; da könnten wir doch wol ſchon einigen Verſtand haben. Es geht nach der Mehrheit. Ich bin achtzehn Jahre alt, ihr Anderen verhältnißmäßig. Sind wir uneins, ſo zählen wir die Jahre zuſammen. Hab' ich z. B. nur einerlei Meinung mit Theobald, der zwölf Jahre zählt, ſo bin ich von Euch Beiden, die Ihr zuſammen einunddreißig ausmacht, überſtimmt: denn ich und Theobald ſind nur dreißig. Das iſt nicht mehr wie billig: denn es könnte leicht ſcheinen, als wäre Theobald von mir beſtochen. Sowie ich aber mit einem von Euch Beiden, Lehmkneter Amandus oder Alboin von Samoſata, zuſammenſtimme, ſo iſt die minderjährige Mino-

rität unterdrückt." Dies war gleichsam die constitutionelle Verfassung, die sich der kleine Staat gab und zu deren Besiegelung Schlachtenmaler vorschlug, Einer sollte dem Andern eine leichte Ohrfeige geben. Man würde dies gewiß gethan haben, wenn nicht der Wagen schon dicht vor Tobianus' Thür gestanden hätte.

Der Pfarrer kam heraus und reichte jedem der Brüder die Hand, dem ältesten einen Brief, den er an Sophien abgeben sollte. Diese war durch Vermittelung der Gräfin Sidonie in eine adelige Familie als Gesellschafterin gezogen worden; letztere Familie wohnte gegenwärtig in Kaputh, und Oscar wurde feuerroth, als er dies hörte: denn was hatte er um Sophien nicht gelitten! War sie nicht die erste Neigung seines knabenhaften Gemüths gewesen und die erste Veranlassung zu einem Gespenste, das seit der Bannungsscene mit Blaustrumpf auch im Dorfe das letzte geblieben? Hatte er sich nicht mit ihr nächtlich in einem Bettlaken über den Hof in den Garten geschlichen und in der Laube mit ihr gesessen, ohne daß sie noch recht wußten, was die Liebe war? Und hatte Blasedow es ihm nicht mit einem entsetzlichen Prügel eingebläut, so daß er mit Sophien allen Geschmack daran verlor? Tobianus brachte außerdem noch einige alte Schulbücher mit, die er den Brüdern schenken und es dann Gertruden zur Freude sagen wollte. Als er denselben Nachmittag Blasedow erzählte, er hätte seinen Jungen einen alten Telemach mitgegeben, einen zerrissenen Bröder, Scheller's kleines Wörterbuch, den Horaz mit Gottschling's deutschen Noten und mehres Andere ad modum Minelli, lachte Blasedow aus drei Gründen laut auf: „Erstens brauchten sie das Zeug nicht; zweitens wären ganz andere Ausgaben jetzt in den Schulen eingeführt, und drittens würde Schlachtenmaler nicht faul sein, die ganze Bescherung beim Antiquar zu verkaufen." Bitterböse fiel Gertrud ein: „Dann würde es ihr doch leid thun, den Menschen geboren zu haben."

Gegen Mittag vereinigten sich alle einundsechzig Stimmen, die auf der Kalesche saßen, dahin, daß sie am rothen Ochsen in Dreifelden halten und anständig essen wollten. „Man möchte ja glauben," sagte Schlachtenmaler, „wir wären wie die

Kirchenmäuse blos vom Wort Gottes aufgezogen." Der Wirth zum rothen Ochsen nahm die ihm wohlbekannten Pastorssöhne freundlichst auf und setzte ihnen vor wie reisenden Landjunkern, die die Universität beziehen. Für dies hätten sie sich auch gern ausgegeben; aber der Wirth sagte: „In Kaputh ist ja noch keine Universität!" — „Ja, aber es wird jetzt eine hinkommen," meinte Schlachtenmaler und fuhr fort: „Eine Akademie ist ohnehin schon dort. Wir sind Alle eigens nach Kaputh eingeladen worden, um die neue Universität gleich beziehen zu können. Man würde sie längst eröffnet haben, wenn es nicht zu sehr an Verbrechern in Sayn-Sayn fehlte." Der Wirth meinte: „Wie so?" — „Nun," entgegnete der Schlachtenmaler, „man hat noch kein anatomisches Theater auskochen können, weil hier im Lande Jedermann wenigstens ein ehrliches Begräbniß verdient, wenn's auch sonst Schelme genug giebt." — „Ja, das weiß Gott!" sagte der Wirth, indem er die schwarze Tafel anblickte, wo seine Schuldner mit doppelter Kreide verzeichnet standen. Aber erschreckend, daß er's hätte vergessen können, fuhr er fort: „Hat Ihnen denn aber der Vater keinen Empfehlungsbrief an Herrn von Lipmann, seinen alten Bekannten vom Ochsen her, mitgegeben?" — „Sie meinen einen Wechsel?" fragte der Schlachtenmaler stolz, während die dummen Brüder zu seinem Aerger kindisch kicherten. Der Wirth bemerkte ehrerbietig: „Der junge Herr von Lipmann warten auch mit Sehnsucht, daß die Universität in Kaputh eröffnet wird. Der Fürst hat dem Vater gesagt, er sollte sie nur gründen, dann könnte sein Sohn sogleich Professor daran werden. Und um dieser Professur willen geht der Hofagent wirklich damit um, die Universität an die Börse zu bringen und sie auf Actien zu stiften." Schlachtenmaler setzte in dieser Art das Gespräch mit dem Wirthe fort und erfuhr dabei Manches über die Kaputher Zustände, wovon er, in der Residenz angelangt, Nutzen zu ziehen hoffte. „Umsonst erhalten wir dies Essen nicht," flüsterte er seinen Brüdern zu und verstand darunter, daß er fürchtete, geprellt zu werden. In der That mußten die Reisenden einen Thaler sechzehn Groschen zahlen, ihr Pferd mit eingerechnet. Hätte

Gertrud dieſe Verſchwendung geſehen, ſie würde ſich in die Rachegöttin verwandelt haben.

Als die Brüder weiter fuhren, waren ſie in die fröhlichſte Stimmung gerathen und drückten ihre Freude durch einen Lärm auf der Landſtraße aus, der das Pferd hätte ſcheu machen können. Schlachtenmaler verwies ihnen dieſe Unbändigkeit, nicht um des Pferdes, ſondern um ihrer ſelbſt willen. Er ſagte: „Vom Vater haben wir die Philiſterei doch nicht gelernt, daß wir gleich einen Höllenlärm verführen, wenn wir einmal gut gegeſſen und getrunken haben. Je wohler es Einem wird, deſto ſtolzer muß man ſich benehmen. Die müſſen wahrlich kümmerlich genug zu Hauſe leben, die man nicht wieder erkennt, wenn ſie einmal über Land ſind und unter freiem Himmel tafeln.“ Amandus, der Bildhauer, zog zur Antwort eine Pfeife hervor, die er in der Rocktaſche verſteckt hatte, ſtopfte ſie und zündete ſie mit Schwamm, Stahl und Feuerſtein, das er alles verborgen bei ſich trug, an. Schlachtenmaler bemitleidete ihn: denn er ſah die Folgen dieſes frühreifen Beginnens voraus; die Uebrigen aber genoſſen die Freude des Bildhauers mit und weideten ſich an dem Glück der Unabhängigkeit, welches ſie hinfort genießen würden. „Er wird Euch ein Opfer bringen!“ warnte der Schlachtenmaler, und Amandus, vom Rauchen ſchon kreideweiß, aber es doch aus ſproſſender Männlichkeit nicht unterlaſſend, bemerkte nur einfach: „Wenn der Wagen nur nicht ſo rüttelte!“ In der That mußte er jenes Opfer bringen, das Schlachtenmaler vorhergeſehen hatte. Man wußte keinen beſſern Rath, als ſich am nächſten Wirthshaus einen Kaffee zu beſtellen. So war dieſer kleine ſpeiende Vejuv eine gute Entſchuldigung geworden, es ſich auf's Neue bequem zu machen und das erhaltene Geld nicht anzuſehen.

Der Gaul wurde wieder ausgeſpannt und in den Stall geführt. Schlachtenmaler ſagte, die Mutter würde über die Schonung, die ſie dem Thiere anthäten, ſehr zufrieden ſein. Hinter dem Wirthshauſe war eine ſanfte Erhöhung, auf welcher einige ſchattige Linden, Tiſche und Bänke ſtanden. Hieher wollten ſie ſich den Kaffee bringen laſſen. Alboin erinnerte an den Brief des Vaters. „Wir wollen ſehen,“

sagte Schlachtenmaler, „ob die Adresse paßt," und zog einen starken versiegelten Brief hervor, auf welchem stand: „An meine Kinder. Zu erbrechen," (mit Amandus war es besser geworden) „wenn Ihr an einen grünen anlockenden Platz im Walde gekommen seid. Steigt dann aus, bindet den Gaul an einem Baum fest, erbrecht das Siegel und leſ't Euch das Vermächtniß Eures Euch liebenden Vaters vor!" Die Brüder sahen nun wol, daß die Localität nicht zutraf. Alboin meinte, „wenn sie länger warteten, so würde es zum Lesen zu finster werden." Der ermattete Amandus stöhnte: „Der Vater hätte gut beschreiben; wenn sich nun ein solcher Fleck gar nicht fände!" Schlachtenmaler meinte: „Der Platz ist ganz richtig. Den schönen Wald sehen wir nur vor den vier Lindenbäumen nicht." Während also der Kaffee gebracht wurde, öffneten sie den Brief, und der Jüngste mußte ihn vorlesen. Er lautete: „Meine Söhne! Der Augenblick ist da, wo Ihr für mich, wie die Schöpfung für Gott, zeugen sollt. Die goldenen Hörner oder die Eselsohren, die Ihr an Euren Häuptern tragen werdet, wird man mir aufsetzen. Bedenkt das und macht mir Ehre! Ich erzog Euch zuvörderst zur Freiheit. Gemeine Gefühle ließ ich in Euren Gemüthern nicht überwuchern: Unkraut werden sie noch immer zeitigen; aber es wird nicht höher wachsen, als die Palmen und Cedern, zu welchen ich den Samen in den Libanon Eurer Zukunft pflanzte. Ihr seid frei; ich lehrte Euch nur, daß außer Euch noch Millionen Menschen in der Welt wären. Das war genug, mehr durftet Ihr nicht wissen, um diese Millionen mit stolzem, sich zur Gleichheit vermessendem Auge anzublicken. Ihr hörtet aus meinem Munde nicht früher von Grafen, Präsidenten, Ministern sprechen, als von Menschen. Ihr wißt nichts von den Unterschieden der Stände. Drum werdet Ihr mit keckem und vornehmem Muthe auftreten. Ihr werdet nicht zittern, wenn Ihr in das Vorzimmer eines Mächtigen berufen werdet, Ihr werdet Euch vorher keine Fragen und Antworten einüben, Ihr werdet, wenn Ihr sprecht, die Nachsätze der Perioden nicht im Halse stecken behalten; Ihr seid frei, seid meine, seid die Söhne Viasedow's."

„Daß Ihr ein Herz haben werdet, hoff' ich zu Gott, zu

Eurer Mutter und zu manchem Kummer, den ich nicht hindern konnte, daß er durch die Eheſtandsgardinen zu Eurem Ohre drang. Kinder erfahren vom Leben meiſt nur das, wofür ſie Gott den Eltern als Troſt geſchenkt hat. Sie haben ein ſcharfes Auge für die Witterungen, die auf den Stirnhorizonten der Eltern heraufziehen. Und, wo Ihr nicht deutlich ſehen konntet, da, weiß ich, lauſchtet Ihr — genug, Ihr habt empfinden gelernt, wenn Ihr auch noch keinen Namen für Eure Gefühle habt. Es iſt beſſer, Ihr gebt dem Armen ſchnell ein Stück Brot, eh' Ihr Euch beſinnt, ob das Mitleid heißt, was Euch dazu treibt. Kinder, wär' es von mir nicht zu künſtlich, ich würd' Euch zurufen: Seid ewig natürlich!"

„Was Ihr gelernt habt, vorſtellen, ſein und werden ſollt, davon red' ich nicht: denn es iſt in Euch gepflanzt, Euer Herz muß Euch dies ſelbſt ſagen. Jeder von Euch hat einen hohen Beruf; Jeder hat, wenn denn doch einmal der Mantel Chriſti zertheilt werden ſoll, einen Rockſchoß davon. Euer Wiſſen iſt Stückwerk, aber nicht Alles ſind nur Lücken. Einiges habt Ihr ſchon vollſtändig, und wenn Ihr Neues ſammelt, wißt Ihr, wo Ihr's anlegt. Worauf es beim Lernen ankommt, iſt das Fach, wo hinein man ſein Wiſſen legt. Wer ein Ziel für ſein Leben weiß, bearbeitet ſchnell das rohe Material, das er empfängt, und paßt es in die Fugen ein, wo er es brauchen kann. Ich hab' Euch in die Karten blicken laſſen, womit ich Euch gegen das Leben ausſpielen wollte. Ich bin nicht eitel, aber ſtolz darauf, daß ich ein neues pädagogiſches Syſtem entdeckt habe, das Syſtem der unmittelbaren Prädeſtination. Indem ich Euch für beſtimmte Fächer erzog, wußtet Ihr, wo Ihr Euren Henkel anſetzen ſolltet an die Dinge, um ſie zu faſſen. Und verließet Ihr gar die Bahn, die ich Euch vorzeichnete (was ich jedoch für's Erſte Euch noch verbiete), ſo habt Ihr doch ſchon eine Conſequenz des Lebens mit Ernſt durchgemacht und werdet Euch um ſo ſchneller in einen andern Beruf finden können, wie ſich Ströme wol mit Leichtigkeit ein neues Bett graben, aber nicht Seen. Ein Oekonom wird leichter ein Staatsmann, als ein Student in's Blaue hinein; ein Geiſtlicher wird eher

ein Schauſpieler, als ein Kunſt-Eleve im Allgemeinen; ja, wie oft geſchieht es nicht, daß man, wie auf dem Billard ein Stoß nach Nordoſt eine Wirkung auf Südweſt hervorbringt, auch im Leben erſt durch Carambolage zu ſeiner Beſtimmung kommt!"

„Ich benutze die letzten Augenblicke, wo ich doppelt mit Euch leben möchte, weil ich Euch bald ganz vermiſſen muß, um Euch noch etwas Knigge nach meiner Art mit auf die Wanderſchaft zu geben. Was Gott betrifft, ſo habe ich Euch oft genug geſagt, daß weder ein Bild, noch eine Geſchichte, ſelbſt wenn's die evangeliſche wäre, ihn Euch zu faſſen erleichtern würde. Gewöhnt Euch, Kinder, Gott überall da zu finden, wo ihn die anderen Menſchen nicht ſehen! Wollt Ihr fromm ſein, ſo denkt: Alles iſt Gott, was Euch umgiebt! Nennt man Euch Pantheiſten, ſo hütet Euch wol, dies zuzugeben: denn Ihr erweiſt ja nicht Allem göttliche Verehrung, Ihr meint doch nur, daß Alles in der Hand Gottes ſtehe und daß, wo ſeine Hand, da auch ſein Finger waltet; ferner: daß ſelbſt das Lebloſe ein treueres Abbild Gottes ſein müſſe, als Euer Gedanke: denn dieſer ſtreite wider Gott, jenes nicht, weil es nicht ſtreiten könne, und wenn Euer Streiten zwar unendlich höher ſteht, als jene Genügſamkeit, ſo müßt Ihr doch ſuchen, ſoviel es geht, das Göttliche von Eurem Eigenen auszuſcheiden, es nicht zu vermiſchen: denn das, was nicht denkt, iſt gewiſſer Gottes, als daß dasjenige, was Ihr in Euren Gedanken für Gott haltet, nicht der Reflex Euer ſelbſt iſt. Und, wollt Ihr ein philoſophiſches Syſtem über Gott haben, ſo denkt Euch das All hinweg, die Geſchichte hinweg, die Natur auch hinweg und denkt Euch den Moment des Nichts, wenn Ihr ihn faſſen könnt. Wer würde da nicht die Hand vor die Stirn ſchlagen und zur Erde niederfallen und die Allmacht anbeten, die einzige Eigenſchaft Gottes, die ſein ganzes Weſen ergründet! Habt Ihr in dieſen Gedanken Klarheit, Conſequenz und Zuſammenhang gewonnen, dann werdet Ihr lächeln zu der Erfahrung, die Euch jeder Tag bietet, daß die Menſchen nichts ſo uneins macht, als Gott, in dem wir eins ſind. Das Chriſtenthum nehmt als eine ehrwürdige Reliquie, heilig wie einen Dom, der ſchon in

Trümmer fällt, während er noch nicht einmal ausgebaut ist. Von Christus redet mit Andacht und stellet ihn höher als Sokrates. In Luther schätzet den Mönch und den Deutschen, weniger den Theologen. Gegen nichts seid gleichgültiger, als gegen den theologischen Partheienkampf: denn mischt man sich ein, so geräth man oft dahin, Alles über den Haufen zu werfen und es später zu bereuen, wenn man sich dadurch um das Recht bringt, wieder theilnehmend über die Religion zu sprechen."

„Den Staat vermeidet! Nichts ist lockender als die Rolle eines Thrasybul. Bieten sich Euch Conspirationen, so fragt erst: ob schon die Armee gewonnen sei? Sagt man: Nein, erst einige Rekruten; dann erwidert: Wir warten lieber noch eine Weile! Drängt Euch die Freisinnigkeit und die Lust nach politischen Märtyrerkronen, so bedenkt, es giebt der gesetzlichen Anknüpfungen genug, um sich das Leben sauer zu machen. Der Liberalismus ist in der Literatur längst ausgebildet, ist sogar in einige Formen der Staatsverfassung übergegangen; man hat also nicht nöthig zu conspiriren. Ich warne Euch, doch ich verfluch' Euch nicht! Es giebt, in Eurem Alter zwar noch nicht, aber wie lange dauert's noch! eine Freiheit, die Euch Niemand verkümmern kann, die Freiheit, unglücklich zu sein. Hausbackene Klugheitsregeln Euch zu geben, ist meine Sache nicht: ich weiß, daß es der beste Weg zur Weisheit ist, einmal ein Thor gewesen zu sein; ich weiß, daß diejenigen unter meinen Jugendgenossen, welche immer die Folgen bedachten, meist ein kleines Herz hatten. Wer hielte nicht in seiner Jugend das Gefährlichere für das Edlere! Ich kann nichts, als Euch in die Obhut Gottes empfehlen. Macht mir den Kummer nicht!"

„Was ich Jedem von Euch für das Fach, zu dem er geboren wurde, schon gesagt habe, mag ich hier nicht wiederholen. Nur das Allgemeine will ich berühren: Lernt nie anders auswendig, als mit den Augen! Was Ihr gedruckt vor den Augen reproduciren könnt, das geht auch hinter die Pupille in's Gehirn hinein; der Klang aber ist Wind. Mündliche Vorträge schreibt niemals nach, sondern hört ihnen zu! Wer Euch nicht fesselt, wenn er spricht, von dem würdet Ihr

dann ließen Sie mich plötzlich wieder neue Hoffnung ſchöpfen und nun werden Sie Madame Molière —

Armande.

Wer ſagt das?

Ludwig.

Armande, Sie ſind noch nicht entſchloſſen? Ihr Herz hat noch nicht entſchieden —?

Armande.

Molière hat mich als arme Waiſe kennen gelernt, er hat mich erzogen, liebt mich, aber er leidet an dem Fehler der Eiferſucht in einem Grade —

Lamoignon und Molière (bei Seite).

Der ſehr natürlich ſcheint.

Ludwig.

Wie unruhig das hier im Theatergebäude iſt! Molière eiferſüchtig, auf wen? Auf Alle vielleicht, aber ſchwerlich doch — auf mich?

Armande (kokett).

Majeſtät, Sie kränken mich!

Ludwig.

Kränken? Armande, es liegt heute etwas in Ihnen, das mich mehr als je ermuthigt.

Molière (bei Seite).

Sie macht mich wahnſinnig!

Lamoignon (bei Seite).

Wär' ich nur geſchützt — man kann hier etwas lernen!

auch nichts lernen, selbst wenn Ihr ihm nachschriebet. Ergänzt die Vorträge durch Bücher: denn wisset, kein Vortrag enthält so Nothwendiges und Neues, daß es nicht auch gedruckt würde. Unser Zeitalter will es so: wer etwas Neues hat, wird nicht lange anstehen, es öffentlich mitzutheilen. An Tendenzschriften geht nicht eher, bis das Buch des Gegners Euch zur Seite liegt! Die Jugend widersteht selten der Ueberredung, die in einer abzweckenden Schrift liegt, und lies't sie immer das Für, so stumpft sie sich gegen das Wider ab. Könnt' ich jetzt noch einmal meine Jugend erleben, dann würd' ich mir vornehmen, vor'm einundzwanzigsten Jahre keine feste Meinung zu haben: denn noch im zwanzigsten Jahre hatt' ich Meinungen, über die ich mich ein Jahr später von der Achsel ansah. Unsere Zeit weiß für ihre Tendenzen so außerordentlich viel Material in Bewegung zu setzen, die Sprache, die Geschichte, das ist Alles so mobil, damit verbarrikadirt man sich so leicht, daß alle Partheien etwas Ungreifsbares und noch mehr etwas Verlockendes haben. Wie geistreich wird nicht der Absolutismus, wie genial der Liberalismus motivirt! Denkt also stets bei einem Satze, dessen Wahrheit Euch überraschte, daß es von diesem Satze eine Widerlegung geben könne, die noch weit glänzender ist! Endlich werdet Ihr doch wol die Grenze entdecken, wo sich die Gelehrten nicht mehr überbieten können."

„Im Umgang mit Frauen seid stolz! Das ist das einzige Mittel, hier Strudel, Klippen und Sümpfe zu vermeiden. Wer vor Frauen scheu ist, wird in Gefahr kommen, jede für liebewerth zu halten, und keine Gefahr ist größer. Sprecht Ihr mit Frauen, so haltet den Kopf unverrückt in die Höhe und wendet *ihn* nicht, sondern nur die Augen, je nach Euren Einfällen und Affecten. Erwägt noch Eins! Laßt Euch von Frauen nicht überflügeln! Denn da sie nicht nöthig hatten, Das zu lernen, was *Ihr* wißt und noch lernen müsset, so konnten sie ihrem kleinen Inhalte bald eine Form geben. Sie imponiren Euch durch ihre Abrundung. Bedenkt dies! Was sie haben, bieten sie auf *Einmal*. Sie haben im Hintergrunde der Vortruppen, mit welchen sie harceliren, nur noch *sich* selbst, ihre Person, das, was sie ihr Herz

nennen und was selten mehr als ihre Eitelkeit ist. Wisset Ihr das, kann es Euch da noch schwer fallen, Frauen für zu unbedeutend zu halten, als daß Ihr sie zum Mittelpunkte Eures jungen Lebens macht?"

„Von besonderen Regeln geb' ich noch die: In Allem seid vollständig und immer nach dem Besten strebend: denn selten ist im Leben wie bei Tabackrauchern der wurmstichige Knaster gesuchter als der gesunde, und nur einem so großen Philosophen, wie Herbart, wird man verzeihen, daß er sein System mit einem Sprachfehler eröffnet: Ich = Mich statt Mir. Gegen Künstler seid so nachgiebig, wie gegen Kinder und wie Ihr's gegen Euch wünschtet. Giebt Euch ein Dichter sein neuestes Werk mit nach Hause und Ihr sehet ihn darauf zum ersten Mal wieder, so vergeßt das Urtheil nicht: denn er nimmt Euer Stillschweigen für Mißbilligung, Eure Nachlässigkeit für absichtliche Kränkung. Werdet Ihr doch selbst genug nach dem Thau der Ermunterung lechzen, ohne welchen phantastische Pflanzen verwelken. Gegen Offiziere befleißigt Euch einer gesetzten Zurückhaltung. Diese Herren sind nicht allein von sich, sondern auch von ihrer Uniform eingenommen; was sie Kränkendes auf sich beziehen, nehmen sie als dem Landesherrn geschehen an. Lacht nicht zu ihren, den Dienst betreffenden Bemerkungen: denn wenn dieser Dienst auch ein Spiel ist, so geben ihm doch der Ernst und die Massen, die man dabei verschwendet, ein imposantes Ansehen. Dem Duell entzieht Euch nicht, wenn es Euch angetragen wird; doch versucht vorher jede List, die Euch beweisen kann, ob der Ausfordernde ein Poltron ist oder ob er Euch dafür hält! Auf Rappiere setzt Säbel, auf Säbel Pistolen: diese Steigerung macht Eurem Muthe Ehre und schreckte schon manchen Raufbold ab. Auch unterlaßt nicht, bei jedem Duell auszubedingen, daß die Todtengräber, die Euch begleiten, die Zeugen, schwören, niemals den Gegner anzuzeigen, und wenn Ihr verheirathet seid, so wird Euch diese Maxime von jedem Duell befreien, daß Ihr ausbedingt: der Euch Ueberlebende müsse Eure Familie ernähren und dies gerichtlich machen. Gegen Adlige braucht so viel Ironie, als ohne Verletzung erlaubt ist. Der Einzelne kann und wird sein von nicht ablegen:

behandelt ihn auch immer darnach. Das Wort „gnädige Frau" würd' ich nie im feudaliſtiſchen, ſondern im allgemeinen höflichen Sinne brauchen, wie in Oeſterreich geſchieht. Für feindſelige Conflicte gelten hier dieſelben Regeln, wie bei den Offizieren. Gegen Juden verfahrt nach ihrer Bildung. Gemeine behandelt mit Entſchiedenheit: denn ſie ſind's gewohnt, und ſogar weniger von den Chriſten, als von den Ihrigen. Wollt' ich Euch eine Lehre geben, wie man ſich beliebt macht, ſo möcht' es ſehr leicht ſein, ſich bei reichen Juden einzuſchmeicheln: man darf nur mit Rothſchild in ſeinem Garten ſpazieren und von theuren Zwiebeln ſprechen; Rothſchild erwähnt eine koſtbare Gattung, die er nicht hätte, und der Andere ſagt mit etwas Ironie: Freilich, die iſt Ihnen zu theuer! Nein, ich ſage Euch nur, wie man die Menſchen erträgt, und da würdet Ihr wohl thun, nicht zu lachen, wenn Ihr reiche Juden ihres Vermögens ſich rühmen hört und ſie in ihrer kindiſchen Freude, wie ſie bei jedem Gemälde ſagen, was es ſie koſtet, huldſam gewähren zu laſſen. Gelehrte Juden nehmt wie andere Gelehrte auf und ſtoßt Euch an etwaiger Arroganz dann nur, wenn Ihr die Kenntniſſe beſitzt, ihnen Widerpart zu halten. Gegen Handwerker ſeid freundlich und kommt ihnen in ihren mangelhaften Begriffen entgegen. Mit wie wenig bunten Lappen laſſen ſich Kinder, mit wie wenig Worten ſchlichte Bürger beglücken! Nichts erobert Menſchen dieſer Art mehr, als wenn man in ihre Kreiſe ſteigt, einmal auch in ihrer Sprache redet und nichts verſchmäht, was von oder zu ihnen kommt. Nur hütet Euch, den Umgang ſolcher Leute zu ſuchen: denn es iſt beſſer, Ihr ſeid in Athen der Zweite, als in einem böotiſchen Flecken der Erſte. Vollends hütet Euch vor weiblichen Sirenenlockungen, die Euch, ſtatt auf dem Meere, hier auf einem kleinen Froſchteiche angeln zu dürfen wünſchten! Das Gemeine, ſelbſt wenn es gut iſt, das Philiſterhafte, ſelbſt wenn es Euch liebt, verleugnet ſich nie und wirkt auf Eure Natur zurück. Betrachtet nur junge Theologen und handelt nicht ſo, wie ſie handeln! Flieht dieſe kleinen Familien, wo es des Abends Kartoffeln und Häring giebt; ſonſt könnt Ihr darauf einen Durſt bekommen, den Ihr mit

Eurem ganzen verscherzten Leben stillen müßtet! Von Schauspielern haltet Euch fern: denn selbst die Besten unter ihnen wirken unangenehm, da sie kein aufgerolltes Buch sind, sondern sich in Geheimnisse zu begraben pflegen. Sie sind zerstreut und excentrisch in jedem Momente. Auf Bewunderung eingerichtet, schmeicheln sie denen, welche ihnen dienen können, suchen aber Anderen zu imponiren. Wenn ein Schauspieler an einen öffentlichen Ort tritt, so glaubt er, die Bäume sogar müßten sich zuflüstern: Das ist Roscius! Wollt Ihr für Recensenten gehalten werden, so geht mit Schauspielern Arm in Arm auf öffentlichen Promenaden. Eure Miethsleute bieten Euch zu wenig, Schauspieler zu viel vom Leben. Geht zwischen beiden durch! Ferner sind Gelehrte schwierig zu behandeln. Da sie gegen junge Leute geborne Herrscher sind, so verlangen sie nur Bewunderung. Traurig genug, daß es auf Universitäten nur Listen und Pfiffen gelingt, in genauere Berührung mit ihnen zu gelangen. Da es aber von großem geistigen Nutzen ist, gelehrten Männern nahe zu stehen, so setzt einen Versuch auf, eine der neuesten Schriften des großen Mannes, wenn sie Euch wirklich gefällt, zu beurtheilen, widerlegt einen Gegner und gebt das dem Meister. Schreibt ihm ein altes Manuscript ab und nehmt keine Bezahlung dafür! Könnte man nur hier nicht sogleich in Augendienerei verfallen! Ich gäb' Euch gern noch mehr Winke, um bei keinem Thee übergangen zu werden: denn Gelehrte glühen wie morsches Holz doch immer etwas Feuriges aus. Bedenkt aber auch, wie verachtet diejenigen jungen Leute von ihren Commilitonen sind, welche sich dadurch in die Gunst der Professoren setzen, daß sie die Schooßhündchen ihrer Frauen tragen. Dem Umgang mit Staatsbeamten entzieht Euch: diese oft trefflichen Männer leiden so heftig am Kastengeist, daß Ihr nur unnöthige, ja gefährliche Galle sammelt. Der Staatsbeamte liebt es, sich in Debatten einzulassen, und die Politik, auch ohne Auftrag seiner Obern, ist sein Steckenpferd. Durch das halsstarrige Festhalten an vermeintlichen Regierungsansichten wird der jugendliche Widerspruchsgeist aufgeregt, und manchen Freund hatte ich, der nur durch das exclusive Beamtenwesen, in welches ihn die Umstände von Kindheit an

einzwängten, zu einer Opposition kam, die ihm zuletzt verderblich wurde. Gegen Gastwirthe seid taktfest und vornehmeren Scheines, als wovon Eure Verhältnisse die Wirklichkeit erlauben möchten. Aber genug, meine Söhne! Das Meiste im Leben und Charakter entspringt Umständen, die sich nicht voraus bestimmen lassen. Wenn meine Lehren Euch nur darauf hinbrächten, daß man allerdings trachten soll, Grundsätze in sich zu zeitigen. Doch hütet Euch auch hier, zu frühzeitig abzuschließen. Es klingt barock, wenn ein Jüngling von seinem Charakter spricht und erklärt: Ich bin einmal so! Nein, nein; man ist in den Jahren niemals so sehr so, daß man nicht noch anders werden könnte. Wer sich zu früh auf einen hohen Standpunkt begiebt, wird, wie jeder Baum auf den Bergen, Zwerggewächs. Wollet, was Ihr sollt! das ist genug; freilich aber auch Alles! Meidet das Gedränge nicht und haltet nun aneinander und der Stärkere nehme den Schwächeren auf die Schultern! Nun gehet hin und nehmet den Segen Gottes mit! Er erleuchte Euer Antlitz; lass' er ewig das Höhere und Edle in Eure Mienen scheinen. Seid offen, seid gut! Es ist das Allgemeinste, was man wünschen kann; aber Jedermann weiß, wo er die Wahl hat. Nehmt meinen Segen! Ich meinte es wahrlich redlich: gebe nur Gott, daß Ihr das Ziel erreicht. Es ist groß, erhaben, aber würdig Eurer Anstrengungen! Euer getreuer Vater."

Da der Jüngste den Vortrag geendigt hatte und inzwischen der Kaffee gekommen war, hatte Schlachtenmaler schon mehr davon usurpirt, als auf sein Theil gekommen wäre. Er verbarg diese Eroberung jedoch unter einem Manifeste, das er an den Abschied des Vaters anknüpfte. Er sagte: „Da hört Ihr's, ich bin für Euch verantwortlich. Wüßte der Vater, was für Kinder Ihr noch seid, er würde diesen schönen Brief nicht geschrieben haben." Darauf folgten Ermahnungen, die in seinem Munde den Uebrigen so lächerlich waren, daß er sie von der weinerlichen Stimmung, in welche sie die Epistel des Vaters versetzt hatte, erlöste. Die Knaben glichen den armen Kindern im Märchen, die Däumling's Klugheit rettete. Schlachtenmaler bemerkte dies auch und eignete sich zum Behuf des Ausstreuens von Krümchen

im Walde das meiste Backwerk an. Unter den mannigfachen Zwistigkeiten, welche diese neue Usurpation veranlaßte, wurde der Gaul angeschirrt und die Abreise angetreten. „Wir gleichen Jakob's Söhnen," sagte zuletzt der Schlachtenmaler, „nur mit dem Unterschiede, daß ich, statt einen Joseph, Euch Alle zusammen an den ersten besten vorüberziehenden Trödeljuden verkaufen möchte."

Die Ausschweifung mit dem Kaffee hatte zehn Groschen gekostet, so daß also der baare Bestand der Kasse sich schon verringert. Es war eine gute Stunde auf der ferneren Fahrt verstrichen, als die übrigen Brüder verlangten, Schlachtenmaler sollte ihnen den Beutel mit diesem Reste zeigen. Sie dachten sich dabei nichts Böses, aber auch nichts Gutes, als der Seckelträger erblaßte, in die Rocktasche griff und wie besinnungslos aus dem Stroh auffuhr. War dies nun angeborenes Talent zur Verstellung oder der Schrecken wirklich begründet, die Brüder hielten das Pferd an und betrachteten sich untereinander wie Geistesabwesende. Schlachtenmaler zog den Rock aus, schüttelte die Beinkleidtaschen und stotterte: das müßte irgendwo liegen geblieben sein! Der Wagen wurde in allen Ritzen untersucht, aber dreiundzwanzig harte Thaler ließen sich schon eher entdecken, wie der Silbergroschen, den die Frau im Evangelium sucht. Keine Bemühung fruchtete. Man mußte sich entschließen, zurückzufahren und das Geld an dem Orte zu suchen, wo sie mit Kaffee ausgeschweift hatten. Theobald vergoß Thränen und erhielt dafür von Schlachtenmaler Züchtigung. „Denn erbärmlich müssen wir nicht sein!" rief er mit hochrothem Gesicht, indem sie untersuchten und den Wagen zurückschleichen ließen. Bei dem Wirthshaus fruchteten die Nachforschungen eben so wenig. Schlachtenmaler warnte, das Dorf in Bewegung zu bringen, weil der Finder eher vorziehen würde, das Geld zu behalten, als eine angemessene Belohnung zu erwarten. Da die Brüder sahen, daß er den Kopf nicht mit dem Gelde verloren hatte, so beruhigten sie sich und stiegen auf sein Zureden wieder in den Wagen. „Es entgeht Euch nichts," sagte er, „seid nur verständig und laßt mich nachdenken, was wir thun müssen!"

Die Muse kann nicht verschweigen, daß ihr Schlachten-

malers Benehmen verdächtig ist. Sie hat schärfere Augen, als die Brüder, die der Aelteste als Terrorist behandelte. Wie kann Schlachtenmaler zureden, die Nacht in einem Gasthofe zuzubringen, da sie kein Geld mehr zur Bezahlung der Zeche hatten? Freilich war durch ihr sybaritisches Leben und den Verlust unmöglich geworden, vor Nacht nach Kaputh zu kommen. Der Gaul war zum Umsinken müde; dennoch hätten sie bis tief in die Nacht fahren müssen, schon Töffel's wegen, der den Gaul und den Wagen zurückbringen sollte. Den Knaben verging Hören und Sehen. Schlachtenmaler benahm sich wie ein Major, der in seiner Tollkühnheit mit einem Bataillon gegen ein ganzes Armeecorps Stand zu halten wagt. Es war schon spät Abend, als die Brüder vor einem Wirthshause anfuhren. Je gefälliger die Aufnahme war, desto verlegener das Brüderkleeblatt, das Schlachtenmaler als Stengel trug. Er flüsterte ihnen zu: sie sollten sich nicht verrathen, er würde Alles in's Gleiche bringen. Mit lauter Stimme forderte er vier Betten und vorher ein Nachtessen, dessen einzelne Schüsseln er sich ohne Sorge zu bestimmen erlaubte. Die Brüder stießen ihn an; aber er maß große Herrscherschritte durch das Gastzimmer, stellte sich an die Kupferstiche und Empfehlungskarten von allen Gasthäusern der Welt, die dort eingerahmt hingen, und machte seine Brüder darauf aufmerksam, wie herrlich es sein müßte, in allen diesen nicht selten figürlich abgebildeten Rhinish Hotels, Belvederes, goldenen Gänsen, Königen von Holland u. s. w. abzusteigen. Er schob ihnen alle Bequemlichkeiten des Wirthszimmers zu und ließ sogar, noch ehe das Abendessen kam, eine Flasche Moselwein auf den Tisch stellen. Die Brüder, eingedenk daß sie nicht einen Pfennig zum Bezahlen hatten, nahmen Anstand, seine Freigebigkeit zu benutzen. „Es ist einmal bestellt," antwortete Schlachtenmaler und schenkte ein. „Ihr müßt trinken," fuhr er fort, „Moselwein hält sich nicht lange; nicht wahr, Herr Wirth?" Dieser sagte: „Ja, meine Herren, trinken Sie mir den ganzen Keller aus, so komme ich nicht in Gefahr, daß der Moselwein dick wird. Man kann ihn öfters in Fäden ziehen, so rinnt das Gewächs zusammen. Es ist ein zärtlicher Wein." Schlachtenmaler ergänzte: „So gleicht dieser Wein

mancher originellen Ansicht, die Anfangs klar und frisch im Glase perlet; wird sie aber erst in unsre feuchten Keller gebracht, in's Leben, so kann man sie auch in klebrigen Fäden ziehen: die schönsten Weltansichten werden auf diese Art fade und nützen nicht einmal mehr zu Essig." Die Brüder staunten theils die Wirthschaftskenntnisse ihres Bruders, theils das dampfende Abendessen an, das jetzt vor ihnen stand. Schlachtenmaler legte vor und verwies Jedem sein Blödethun. „Im Nothfall," flüsterte er, „kann der Wirth ja unser Pferd pfänden." Aber, statt zu essen, legten die Brüder nun erst recht die Gabeln fort. „Das wäre schön!" fuhr Amandus heraus. Aber Schlachtenmaler stampfte mit dem Fuße auf und sie aßen, schon deshalb, um nicht aufzufallen. Darauf ermunterte sie der älteste Bruder zur Nachtruhe und befahl dem Wirth, Leuchter anzuzünden, für's Pferd zu sorgen und ihnen ein Frühstück bereit zu halten. Unterwegs auf der Treppe ging das Licht aus und gewiß nicht ohne Ursache, denn Schlachtenmaler hatte schnell etwas auf der Erde zu suchen. Der Wirth holte ein neues Licht und Schlachtenmaler war einen Augenblick verschwunden. Die drei Brüder harrten oben eine geraume Zeit, bis er endlich kam und sich obenhin entschuldigte. Unternommen hatte er etwas; wer weiß, was!

Inzwischen fingen die Brüder an, zu klagen, wie es ihnen morgen ergehen würde. Schon sahen sie sich Alle in ihren eigenen Sprenkeln hangen und Amandus sagte sogar: „Statt als Kunstjünger werden wir nach Kaputh als Gauner transportirt werden." Schlachtenmaler schlug mit dem Stiefelknecht auf den Tisch: Männer müßten sie sein und das Herz nicht in den Beinkleidern haben. Schufte wollten sie an dem Wirth nicht werden und gedächten, ihn von Kaputh aus zu bezahlen. Nur das Nächste erheische Erwägung, die morgende, glücklich zu bewerkstelligende Flucht. So hätten die alten Spartaner auch ihre Söhne erzogen und sie früh gewöhnt, zu ihrer schwarzen Suppe sich Zukost zu stehlen, wo sich nur Einer bestehlen ließ. Auch wären sie am Altar der Diana weniger ihrer Schulden wegen gegeißelt worden, als deshalb, wenn sie diese, wie die Heloten, pünktlich bezahlten. Als die

Brüder einwendeten, ob er die durch seine Schuld verlorenen dreiundzwanzig Thaler ersetzen könnte, antwortete er: „Wir müssen auf Mittel sinnen, zu Geld zu kommen; Kaputh ist ein theures Pflaster; die dreiundzwanzig Thaler würden kaum hingereicht haben, uns mit dauerhaftem Schuhwerk und besseren Kleidern zu versehen; sehet, was Euch im Traume eingegeben wird!" Damit schlief er ein.

Als die Brüder am folgenden Morgen aufwachten, war Schlachtenmalers Bett leer. Sie fürchteten von seiner Seite Verrath und hatten eine Todesangst, da sie nicht Lärm zu machen wagten. Eine heimliche Entfernung aus dem Hause hätten sie schon gewagt; nur hatten sie ein Pferd und einen Wagen! In dieser Noth trat Schlachtenmaler ein und sagte seinen Plan: Das Pferd stände bereits angeschirrt vor'm Hause. Zwei könnten ohne Weiteres fortfahren, die beiden übrigen müßten, gleichsam als Garantie der Bezahlung, zurückbleiben und dann mit List fortzukommen suchen. Er wollte das Schicksal um Rath fragen, wen dies gefährliche Loos treffen würde; allein die Brüder beschworen i h n, zurückzubleiben. „Gut!" sagte er; „dann bleibt Amandus bei mir." Die beiden Jüngeren waren natürlich einverstanden. „So geht Ihr nur ohne Sorge hinunter, trinkt im Gastzimmer etwas Kaffee, setzt Euch in den Wagen und fahrt langsam voraus. Sowie wir Beide kommen, geht es mit Verzweiflung vorwärts." Die beiden Brüder befolgten die Vorschrift und fuhren richtig unten wie aus Zerstreuung vor aus. Schlachtenmaler und Amandus mußten nun suchen, unbemerkt aus dem Hause zu kommen. Es ging darin geräuschvoll her und belebt. Im Hofe bellte der Hund, unten wurden die Dienstboten gezankt. Die beiden Brüder schlichen so weit die Treppe hinunter, bis sie eine freie Aussicht auf die Flur hatten. Soeben ging der Wirth mit dem großen Rechnungsbuche in das Gastzimmer. „Benutze den Moment!" raunte der Aelteste dem Andern zu. Dieser stieg auf den Zehen die Treppe hinunter und ging dann mit Behutsamkeit an dem Zimmer vorüber, wo der Wirth ihn zu gutem Glücke nicht sah. Amandus war geborgen.

Am Ende des kleinen Städtchens, in welchem dieſe Abenteuer vorfielen, harrten die drei Brüder mit Zittern auf den älteſten. Endlich kam dieſer athemlos gelaufen, ſchwang ſich auf den Wagen, und in geſtrecktem Laufe ging es davon. Wol eine Viertelſtunde war das Pferd zu keinem Trabe begnadigt. Scheu blickten die Brüder auf die Landſtraße zurück, ob ſich nirgends ein Verfolger zeige. Ein Reiter könnte ſie im Nu einholen, meinte Schlachtenmaler und trieb das Pferd an. Endlich war dies ſo mit Schweiß bedeckt, daß er ſelbſt zum Einhalten rieth und nun ſeine Geſchichte erzählte: Er wäre mit der unbeſorgteſten Miene von der Welt, wie ein reicher Wollhändler, in's Wirthszimmer getreten und hätte ſeinen Kaffee geſchlürft. „Inzwiſchen," fuhr er fort, „erſucht' ich den Wirth, mir einen Rechnungsauszug zu beſorgen. Dieſer ſtellt ſich an ſein Schreibpult und kehrt mir den Rücken zu. Den Moment benutzend, ziehe ich mich an ein Fenſter zurück, das ich vorher geöffnet hatte, weil es mir zu dunſtig in dem Zimmer wäre, und ſpringe mit einer behenden Wendung ohne alles Geräuſch hinaus. Der Wirth hat gewiß noch gerechnet, als ich ſchon am Ende des Neſtes war. Wir müſſen ja gleich in Kaputh eintreffen."

Die Brüder hatten aber Kenntniß der göttlichen und menſchlichen Gerechtigkeit genug, um zu wiſſen, daß nichts ſo fein geſponnen, es käme doch zur Sonnen. Auch war Schlachtenmaler, der immer geheimnißvoller wurde, verſtimmt und meinte: Vier mit einem Wagen in Kaputh einziehende junge Leute würden von dem geprellten Wirthe bald ausgefragt ſein. Das mußten die Anderen leider beſtätigen und wurden immer trauriger, je näher ſie der Stadt kamen. „Wir wollten ja recht gern bezahlen," meinte der Aelteſte und ſchien mit dieſen verblümten Klagen etwas zu beabſichtigen, „hätten wir nur die Mittel dazu." Und Amandus ſagte: „Betrüger ſind wir nicht." Die beiden Jüngſten weinten. „Nun denn," ſagte Schlachtenmaler, „da liegt Kaputh! Wir ſind hier in der Vorſtadt, und Gott ſelbſt giebt uns einen Fingerzeig, unſre Sünde wieder gut zu machen." Nämlich der Schlaue bemerkte, daß hier eben ein Pferdemarkt abgehalten wurde. Juden und Bauern handelten. Die käuf-

Ludwig.

Ich frage Sie, Armande, ich frage Sie feierlich: Iſt es Ihr Ernſt, Molière's Gattin zu werden?

Armande.

Er iſt mein Vormund gewiſſermaßen — er wünſcht es, er verfolgt mich — ich ſteh' im Leben ſo ganz allein da —

Ludwig.

O Armande, erhalten Sie ſich denen, die Sie lieben! Wenn Sie mir das würden, was Sie mir ſchon tauſendmal zu ſein verweigerten! Sie ſchweigen?

Molière und Lamoignon (bei Seite).

Sie ſchweigt.

Ludwig.

Warum zögern Sie, Armande? O reden Sie! Kann es einen mächtigern Schutz geben, als den eines Königs? Sie zögern?

Molière und Lamoignon (bei Seite).

Sie zögert.

Armande.

Sire — dieſe ſchnelle Ueberraſchung — dieſer Wechſel der Verhältniſſe —

Ludwig.

Ich laſſe Ihnen Zeit — Bedenken Sie, was ich wünſche — Ich höre Geräuſch — Sind wir nicht ſicher?

Armande.

Der zweite Akt des Ballets beginnt — Molière kann jeden Augenblick mich abrufen.

lichen Pferde hüpften munter vor den Roßkämmen vorüber. Es war ein Gewühl und ein Treiben verlockender Art. „Töffel iſt doch nicht mehr hier," meinte der Aelteſte. „Ja, wo laſſen wir denn das Pferd und den Wagen?" fielen die Brüder ein. Schlachtenmaler, ſtatt Antwort zu geben, rief einen Juden an, den ſie faſt übergefahren hätten. „Heda!" und holte ſogar mit der Peitſche aus. Dieſer machte Lärm, und Schlachtenmaler winkte ihm zu: „Nun, haut uns wieder über die Ohren! Was gebt Ihr für Pferd und Wagen?" Der Handelsmann war durch den Witz verſöhnt, trat näher und fing zu prüfen an. Das Pferd war munter und friſch; kein ausgedientes Cavalleriepferd, wie hier ſo viele, ſondern junge Zucht von Kleinbetteln. Schlachtenmaler war abgeſtiegen und machte eine Forderung von fünfzig Thalern für Wagen und Pferd. Die Brüder dachten, Gott müßte ſie in dem Augenblick verderben; aber der Aelteſte und der Jude handelten luſtig hin und her, gingen und kamen, prieſen an und zuckten die Achſeln, kurz, für vierunddreißig Thaler wurden ſie handeleins. Schlachtenmaler nahm das Geld und lud jedem Bruder etwas von den Effecten auf. „Kommt, kommt!" ſagte er; „wollen wir morgen nicht Alle im Thurm ſitzen, ſo müſſen wir uns von dem leicht erkennbaren Wahrzeichen befreien. Wir bezahlen den Wirth, ſchreiben dann den Eltern unſern guten Handel und behalten gleich das Geld als Vorſchuß für die nächſten Monate hier. Denn hungern ſollen wir doch nicht in Kaputh? Ueberhaupt ſeid Ihr recht vom Lande. Will der Menſch etwas werden, ſo muß er wagen, ja er muß auf einer Pulvermine ſchlafen können. Vater hat genug an uns gethan, aber das Meiſte liegt noch in unſerer Hand; und vor allen Dingen werden wir nichts zu Wege bringen, wenn die Hand leer iſt."

Unter ſolchen Troſtgründen zogen die Brüder in Kaputh ein. Da wir aber einen ſo reichen Stoff vor uns haben, daß wir der weiteren Aufklärung dieſes Kapitels keinen Raum geſtatten können, ſo erwähnen wir hier gleich, was doch nicht verſchwiegen bleiben kann: Schlachtenmaler hatte eingeſehen, daß mit dreiundzwanzig Thalern keine Exiſtenz für ſie in Kaputh möglich war. Er war klug genug, den Geiz ſeiner

Mutter und die Weltunerfahrenheit, wie die Armuth seines Vaters zu durchschauen, und wieder Philosoph genug, um sich zu helfen, so gut es ging. Mit dem Plane, Wagen und Pferd gleich in Kaputh zu verkaufen, ging er schon lange um. Doch um dies vor seinen Brüdern zu können, mußte er diesen ihr gutes Gewissen nehmen. Er fing deshalb an, sie durch die Mittagstafel im rothen Ochsen schon zu Genossen ein und desselben Verbrechens und Interessenten ein und desselben Geheimnisses zu machen. Die Thaler hatte er nicht verloren, sondern in seinem Stiefel versteckt. Die Zeche im Wirthshause hatte er schon den Abend vor der Abreise bezahlt, seine Flucht war ein Märchen, womit er den endlichen Wagen- und Pferdeverkauf gründlicher motiviren konnte. Wir wollen hoffen, daß sich aus diesem energischen, aber verschlagenen Charakter Gutes entwickelt.

Drittes Kapitel.

Die Akademie und Registrator Wiesecke.

Innerhalb der Stadt sagte der Schlachtenmaler: „Wir haben so viel Geld, daß ich's kaum tragen kann, und wie kläglich ist unser Aufzug! Scheinen wir nicht von der Zerstörung Ninives zu kommen und gleichen eher Aus-, als Einwanderern?" Die Kaputher wurden neugierig und blickten den vier Knaben nach, die so viel Koffer und Körbe auf dem Kopfe trugen, und blieben stehen. Schlachtenmaler erklärte, es würde noch einen Volksauflauf geben, der sie nicht weniger in's Gefängniß bringen könnte, wie die zur Zeit noch unberichtigte Schuld im letzten Wirthshause. Eine Wohnung würden sie auch nicht finden, wenn sie alle Vier einen Vermiether überstürmten. Deshalb beschied er die Anderen, auf einem leicht wieder auffindbaren Platze zu warten. Er wollte inzwischen durch die Straßen laufen und da eine Stube miethen, wo sie an der Hausthüre am unorthographischsten

angekündigt wäre: Denn mit Leuten, die noch etwas lernen könnten, ließe sich leichter umgehen, als mit Schönschreibern.

Nach einer halben Stunde kam der Kecke zurück und winkte den Brüdern schon aus der Ferne, zu kommen. Sie folgten ihm und fanden, daß er ein herrliches Zimmer bei einem Schuhmacher gefunden und schon gemiethet hatte. Noch fehlte es zwar an Betten, aber diese sollten ihnen ohnedies von Hause nachgeschickt werden. Das Zimmer war ein kleiner Reitstall und für ihrer Vier geräumig genug. Der Wirth bewunderte den Segen der Landpastoren, vier starke Knaben; die Wirthin zeigte ihnen alle möglichen Bequemlichkeiten an, die sie in und außer dem Zimmer hätten, hing einige Schlüssel auf und sagte: „Sehen Sie, hier an dem Nagel!" Die Brüder verstanden die Lakonismen. Das Essen konnte vom Wirth bezogen werden. Man bestellte es sogleich und überließ sich der ungebundensten Freude. Nur Amandus kam nach einer kurzen Entfernung herein und sagte: „Einen spürnasigen Nachbar haben wir. Wie ich hinausgehe, kommt eine lange, abgezehrte Figur auf mich zu und sagt mit dürrem Lächeln zu mir: Es freut mich, daß Sie hier wohnen werden, aber sagen Sie doch gefälligst Ihrem Bedienten, er möchte nicht so johlen und lärmen, weil meine Nerven nichts davon vertragen können." Amandus fuhr fort: „Ich war von der keuchenden Anrede so in Verlegenheit gesetzt, daß ich nichts zu sagen wußte; denn mein Stolz hinderte mich doch, zu erwidern: Ei, wir haben ja gar keinen Bedienten." Alle Brüder ärgerten sich über diese verdammte Feinheit, ihnen in einer höflichen Papierdevise eine so bittere Pille zu geben, und sie entschlossen sich, ein einstimmiges Hohngelächter aufzuschlagen. Nur Schlachtenmaler hintertrieb dies und sagte: Feinheit müsse man durch Feinheit, den Fuchs durch seinen eigenen Schwanz fangen. Damit kam denn das Mittagessen.

Die Akademie und die lateinische Schule von Kaputh waren die Anknüpfungspunkte, an welchen die Brüder sich zu befestigen suchen mußten. Der Aelteste erbat sich von den Uebrigen, ihm die Auskundschaftung des Terrains zu überlassen. Er machte sich um die Zeit, als die Verbauung der Herren, welche er zu besuchen gedachte, schon im Abnehmen

ſein konnte, auf den Weg, und die Jüngeren ſchlugen inzwiſchen den ihrigen ein, um von Kaputh einen Begriff zu bekommen. Sie waren einige Stunden lang durch die Stadt im Cirkel gegangen, an der Wohnung Blauſtrumpf's, dem Fuchſen und ſolchen uns ſchon bekannten Orten mehre Male vorüber. Schlachtenmaler kam immer noch nicht. Endlich blieben ſie zu Hauſe, um ihn nicht zu verfehlen. Faſt war es Abend, als er endlich ankam und erſchöpft auf einen Seſſel ihres Zimmers ſank. Lachen verhinderte ihn, auf die Neugier ſeiner Brüder zu antworten. Endlich ſammelte er ſich und erzählte, während die unmündigen Brüder ſich — die Pfeifen ſtopften, folgende, hoffentlich nicht erlogenen Abenteuer:

„Die Akademie könnte ein ſchönes Gebäude ſein," ſagte er; „denn Steine ſind dazu genug verſchwendet; von Außen iſt zwar Alles glatt polirt, aber drinnen ſtößt man ſich überall den Kopf. Der Baumeiſter muß zwei Pläne übereinander gelegt haben, ſo confus miſchen ſich hier die Gänge, Treppen und Vorſprünge. Mehre Male dachte ich in Rückſicht auf den auswendigen pompöſen Styl des Gebäudes: Hoffahrt will Zwang haben. Genug, ich mußte zunächſt ſuchen, den Galerie-Inſpector aufzufinden. Dieſer wohnt in einem Seitenflügel der Akademie. Ich ging in ſein Zimmer, und ſiehe! ein klein Männlein ſpringt auf mich zu, mit grimmigen Borſten auf dem Kopfe, in Hemdärmeln. Ein menſchliches Fragezeichen mit aufgeſperrtem Rachen, eine Kreuzſpinne, der man ſo viel Füße ausgeriſſen, bis zwei Arme und Beine übrig geblieben, eine Heuſchrecke, ſcharf bezahnt und immer auf dem Sprung. Ich war ſo erſchrocken, daß ich in der Angſt die Rollen verwechſelte, auf ihn mit dem ganzen Ingrimm, deſſen ich mich verſehen konnte, losfuhr und ihn frug: Wer ſind Sie? So lebhaft ſchwebte mir nämlich der Deſpotismus dieſer verſchränkten Figur vor, daß ich aus Schrecken ſie ſo anredete, wie ich vorausſetzen durfte, daß ſie mich anreden würde. Wer ſind Sie? Dieſe Frage, von einem jungen unbekannten Menſchen ihm aus dem Mund genommen, verblüffte ihn ſo ſehr, daß er zurückprallte, wie Einer, der des Todes ſein will, weil er ſich ſelbſt geſehen. Unwillkürlich brach er heraus: Galerie-Inſpector Weckeneſel. Nun mußte aber

der Teufel in mich gefahren sein; denn weit entfernt, mich vor meinem Irrthum zu entsetzen, fuhr ich noch in ihm fort und bediente mich all' der Barschheit, die ich dem Satansmenschen von der Zunge wegstahl. Führen Sie mich in die Galerie! Der Inspector faßte nach einem Bund Schlüssel und schlorrte mit mir fort. Während eines langen dunkeln Ganges hörte ich ihn nur leise brummen; am Ausgang endlich, wo man eine Stiege hinauftreten muß und das Sonnenlicht hell durch die langen Fenster scheint, betrachtete er mich und fuhr mir plötzlich, wie nun erst auf seinen richtigen Platz gekommen, wie eine Dogge fast an den Hals, als ich vergessen hatte, ein Kratzeisen an der Treppe zu beobachten und eine dem Koth gewidmete Strohdecke. — Wer sind Sie denn? Sie müssen hier im Hause die Ordnung beobachten! Ich bin für die Reinlichkeit des Gebäudes verantwortlich. Legen Sie auch hier erst Ihren Hut ab! Als nun gar der Inspector Weckenesel sah, daß ich eine ganz gewöhnliche Mütze und keinen fashionablen Hut in der Hand hatte, da sprang er die Stufen, die wir schon gegangen waren, wieder hinunter und schrie: Sie unterstehen sich zu fragen, wer ich bin? Herr, wer sind Sie? Ich hatte eine Lüge im Munde und wurde nur durch meinen schlechten Aufzug abgehalten, eine andere, als die natürliche Rolle zu spielen. Indem ich mich noch besann, was ich sagen sollte, goß Jemand aus einer Thür, die in der Nähe geöffnet wurde, ein Glas Wasser aus und zwar ohne Weiteres auf den steinernen Fußboden, ohne den Inspector zu sehen. Dieser stieß einen unartikulirten Zornesschrei aus und fuhr schlangenartig in das Zimmer hinein: Ist das gesittetes, akademisches Betragen? Hat man nicht Fälle, daß Tropfen einen Stein aushöhlen, und Sie gießen ganze Gläser auf die Vliesen? Wofür bin ich hier? Ihr Sinnen und Treiben den ganzen Tag geht auf den Verderb dieses ruhmvollen Gebäudes aus. Die Wände werden mit Figuren bemalt, in die Fenstergläser schneiden Sie Ihre Namen ein, die Thüren werden so heftig geworfen, daß überall der Kalk nachläßt, Ihr Tuschwasser spritzen Sie in die Gänge aus, daß es hier aussieht, wie in einer Waschküche, und — allmächtiger Gott! ich sehe, Sie haben schon

wieder Ihren Hund bei sich? — Indem konnt' ich in einem Fenster bemerken, daß ein Hund in den Hof sprang und auf einen an die Akademie sich lehnenden Garten zueilte. Der Galerie-Inspector vergaß in seiner Angst für die ihm anvertrauten Gebäulichkeiten meine Gegenwart und sprang unter laut ihm nachschallendem Gelächter dem Thiere nach. Ein in der Eile aufgerafften Palettenstock, der in der Nähe stand, diente ihm als Wurfspieß. Vater würde glücklich gewesen sein, dies zu sehen, oder zu sehen, daß ich es sehe: denn es war ein kriegerischer Vorwurf, so ergötzlich, wie die Gänseschlachten, die er zu Hause für mich aufführen ließ."

„Befreit von dem zänkischen Manne, suchte ich mir einen Weg zu bahnen, wo er nur offen stand. Eine Thür öffnete sich, und ein gutmüthiger, dicker Herr mit dampfender Pfeife, eine Brille auf der Nase und in Hemdärmeln, fragte mich, wohin? — Ich suche den Professor Silberschlag. — Der bin ich, treten Sie ein! — Eine undurchdringliche Tabacks-Atmosphäre waltete in dem Zimmer, ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte. — Ja, mein junger Mann, sagte Professor Silberschlag lachend, hier dörren wir junge Gemälde zu alten um. Für Landschaften ist ohnedies nichts besser, als wenn die nassen Farben am Tabacksdampf austrocknen. Setzen Sie sich! — Herr Professor, fing ich an, ich bin Sohn eines Landgeistlichen und komme mit meinen Brüdern hier in Kaputh an, um für mich die Malerei und der mir nächstgeborene Bruder um die Bildhauerei zu lernen. Ich versichere Euch, der Mann schlug ein lautes Lachen auf und erholte sich erst, als wir auf der Flur einen ganz abscheulichen Lärm, ein Laufen und Rennen, Rufen und Toben hörten. Der dicke Mann sprang auf, um nachzusehen. und nun hörte ich, daß ich die Veranlassung des Spectakels war. Weckenesel hatte den Hund glücklich aus dem Garten getrieben und jetzt erst bedacht, wen er oben in der Nähe der Gemäldegalerie preisgegeben hätte. Ein allgemeines Aufgebot aller dienstbaren Geister des Hauses wurde in Bewegung gesetzt, um mich, den Unsichtbargewordenen, aufzutreiben. Es ist ein Dieb, rief Weckenesel, der uns den „vermuthlichen Raphael" stehlen will! Silberschlag ging hinaus und beruhigte

ihn mit meiner Mütze, die er dem bestürzten Galerie-Inspector zeigte. Als dieser mich draußen daran erkannte, sagte Silberschlag: Nun, der Herr ist bei mir; jetzt seien Sie still. — Indem kam er zurück und erklärte: Es ist schrecklich, wenn Menschen aus der Erfüllung ihres Berufs einen Fanatismus machen. Dieser Mann möchte verhindern, wenn er's könnte, daß unsere Akademie naß wird, wenn ein Gewitter ist. Er duldet weder Vogelnester, noch Spinneweben im Hause; das ist lobenswerth, aber macht sich Jemand den Rock weiß, wenn er durch das verdammt schlecht gebaute Haus geht, so beklagt er nicht den Rock, sondern die Wand, die um ihren Putz käme. Ein weißer Streifen am Aermel der Fremden erzürnt ihn so heftig, als hätten sie eine Decke von Stuccatur eingeschlagen. Aber, um auf Sie und Ihren Herrn Bruder zurückzukommen, so weiß ich nicht, wen ich von Ihnen Beiden mehr beklagen soll, Sie oder ihn? Es ist doch fast besser, daß der Letzte hier gar nicht Gelegenheit hat, Bildhauer zu werden, als daß Sie in der That zeichnen und malen lernen können, ohne daß ich Ihnen jedoch Hoffnung gebe, es darin weit zu bringen. Correggio war ein Töpfer, und das wird auch Ihr Herr Bruder hier werden müssen. Wir haben hier eine wirklich ausgezeichnete Ofenfabrik, wo aus gebranntem Thon plastische Meisterstücke geliefert werden. Will Ihr Herr Bruder hier die Anfangsgründe der Bildnerei studiren, so muß er mit Oefen beginnen. Sie nun anlangend (damit meinte er mich), so haben leider die schönen Künste in Kaputh eine durchaus praktische Richtung. Ich bin der einzige Lehrer, der etwas von der Theorie versteht, alle meine Gehülfen sind für gewisse angewandte Fächer angestellt. Wir malen in unserer Akademie Theebretter, Dosen, Pfeifenköpfe, Porzellangeschirr. Unsere nicht schlechte Galerie, Sie hörten ja von Weckenesel, daß wir einen nicht unwahrscheinlichen Raphael besitzen, ich sage, unsere Galerie copiren wir auf Blech und Porzellan. Ja selbst ehe hier der Rationalismus so große Ausdehnung im Consistorium gewonnen hatte, war die Glasmalerei nicht ohne geschickte Ausübung. Das Alles hat bisher auch kaum anders sein können, da meine Eleven alle diese praktischen Ziele hatten. Sie sind hier der erste reine Theo-

retiker, und wollen Sie dabei bleiben, junger Mann, so könnte mich das allerdings glücklich machen; denn eine neue Malerschule zu stiften ist zeitgemäß und war längst mein Wunsch."

„Ich schlug den Blick mit Verklärung gen Himmel. Diese Entzückung riß den Mann hin. Er zog sich den Rock an, klopfte die Pfeife aus, riß das Fenster auf und sagte: Hören Sie 'mal, gen Himmel müssen Sie nicht sehen, sonst wird mir das Herz schwer. Zwanzig Jahre sitz' ich hier in dem Dampf und betäube mich, um Gefallen an der nüchternen Prosa zu finden, der sich unsre Akademie hingeben mußte. Es gab eine Zeit, wo auch ich mit etruriſchen Vasen vertrauter war, als mit Meißner Pfeifenköpfen."

„Nun denn, sagte ich, fangen Sie mit mir an und kehren Sie zu den Musen und Grazien wieder zurück. Stiften wir Beide eine neue Malerschule. — Ja, entgegnete Silberschlag, es ist nur Alles schon so ziemlich vorweggenommen. Es ist schwer, etwas Neues zu erfinden. — Lassen Sie uns, sagte ich übermüthig, aber den Mann sehr für mich einnehmend, lassen Sie uns Genre und Historie, Historie und Landschaft verbinden, oder sollte es nicht möglich sein, in die Malerei gleichsam das bürgerliche Trauerspiel einzuführen? Sollte man nicht das vorzugsweise moderne Genre darin finden, die Situationen unserer Zeit auch in unseren Costümen darzustellen, Scenen aus Cabale und Liebe zu schildern, italienische Reisende zu malen, kurz, Alles das auch mit Farbe zu bekleiden, was gewöhnlich nur den Kupferstichen eingeräumt wird? — Es ist schwer, meinte Silberschlag nachdenklich, hier die Prosa zu vermeiden. Der Leibrock ist so abscheulich. — Nun denn, entgegnete ich, nehmen Sie die Malerei im Uebergange zur Musik; stiften Sie eine Schule, die sich durch den höchstmöglichen Grad von Romantik auszeichnet. Geben Sie die Formen, die Figuren auf und behalten Sie nur noch die Farben zurück. Mystische Seelen haben längst den Regenbogen in Ideen zu deuten gewußt, ja man hat sogar Personen aus ihnen gemacht und in den zwölf verschiedenen möglichen Farben auch die zwölf Apostel nachgewiesen, ihr Temperament, ihre Auffassung des Christenthums, ihren

Zweifel und ihren Jähzorn, der dem Malchus das Ohr gekoſtet. So müßte man eine Muſikmalerei oder eine gemalte Muſik erfinden, Alles in Duft und Töne auflöſen und für die Liebe, den Haß, die Hoffnung, die Freude, den Schmerz, für alle Affecte der menſchlichen Seele eine eigene Tuſche annehmen. Dann hätten unſere myſtiſchen Maler leicht arbeiten. Ein blauer Kreis rings um die Leinwand iſt die Liebe Gottes und daran ein grauer Kreis das Chaos; das Grau mildert ſich, Sonnenſtrahlen brechen durch die Nebel hindurch. Die Erde iſt geſchaffen und ein rother Kreis giebt Adam und Eva zu erkennen, im erſten Rauſche der Freude, Menſchen zu ſein. Dann ein gelber Streifen — wer würde nicht die Schlange erkennen? Und ſo die ganze Schöpfung, den Sündenfall bis auf die neue Zeit hindurch. — Als ich das Zeug alles ſo confus hergeſagt hatte —"

„Das Beſte daran," bemerkte Amandus, der Bildhauer, „iſt wol, daß Du uns mit Deiner ganzen Geſchichte zum Beſten haſt."

„Auf Ehre," vermaß ſich der Aelteſte, „ich habe wol noch weit mehr geſagt, weil mir Silberſchlag gefiel und ich ihm. Er lachte und meinte: Nun, wir wollen ſchon etwas ausheckeu. Damit ſchenkte er mir ein gutes Bier ein und morgen wird er den Unterricht anfangen. Er ſoll groß in Thiermalerei ſein. Es giebt auch kein Gemälde von ihm, wo er nicht, wenn es gerade kein Bruſtbild iſt, ein Mäuschen in einem Eck anzubringen wüßte. Er hat daher auch den Namen des Mäuſe-Raphael, wie es ja ſchon längſt in der Schweiz einen Katzen-Raphael giebt. Was mich am meiſten wundert, iſt, daß dieſe beiden Maler beſſere Freunde ſind, als die Thiere, die ſie ſo natürlich ſollen ſchildern können."

Und ſo hörte Schlachtenmaler noch lange nicht auf, mehr ſeinem guten Genius, als der Wahrheit zu huldigen. Er log nicht, er ſagte aber auch nicht die Wahrheit. Er hatte darin etwas mit dem Dichter gemein, der ſich auch heraus nimmt, ſeine Lügen für Wahrheiten auszuſprechen. Inzwiſchen gingen die Brüder ab und zu; das Eſſen wurde aufgetragen, und der ſatyriſche Schriftſteller, Aeſop Albon, hatte viel heraus- und hereinzuklappen. Endlich kam er mit geheimnißvoller

Miene und brachte einen Brief, den er auf der Treppe gefunden. Der Brief war an Niemanden adreſſirt und ſo loſe verſiegelt, daß man rathſchlug, ob man ſich des Inhalts bemächtigen ſolle. Schlachtenmaler war deshalb dagegen, um die Anderen deſto mehr dafür zu ſtimmen. Er beſah den Brief von allen Seiten und behauptete, es möchten wol die Geheimniſſe ihres höflichen Nachbars, des Regiſtrators Wieſecke, darin ausgeſprochen liegen. Dieſe Vermuthung reizte die Neugier. Man roch und zerrte an dem Briefe herum, bis ihn endlich die Jüngeren eröffnet hatten. Das Licht wurde zurechtgeſtellt. Jeder wollte leſen; Alle lachten, nur der Aelteſte fürchtete Verrath. Jubelnd begann Alboin: „Lieber Freund! Wanzen und Flöhe ſind für einen einzelnen Herrn, der chambre garnie wohnt, keine ſolche Plage, wie eine Brut angehender Gymnaſiaſten, die zufällig ſeine Nachbarn werden. Ich bin mit dieſem Unglück ſeit Kurzem heimgeſucht. Irgend ein verbauerter Landpfarrer hat ſeine Kälber auf den Markt, diesmal vier ſeiner eigenen Kinder, in die Stadt geſchickt, die wahrſcheinlich die Beſtimmung haben, dereinſt als Candidaten zu allen möglichen Aemtern dem Staate aufzuliegen. Vier Flegel, einer größer als der andere, ſchlagen im Dreſchertakte auf meine häusliche Ruhe ein, an vier Galgenſtricken muß ich zwiſchen Himmel und Erde ſchweben. Bald gerathen ſie in Uneinigkeit und bedrohen ſich, mit den Stühlen die Bruſt einzurennen; aber ihr Zank iſt mir noch willkommener als ihre Einigkeit: denn dann ſtoßen ſie Jubelrufe, Barcarolen vom Lande, grunzende Dithyramben und jene Schmerzenslaute des inneren Wohlbehagens aus, die mich in meinem melancholiſchen Temperamente zwiefach, phyſiſch ſowol wie pſychiſch, peinigen. Ohne alle Erziehung müſſen dieſe Lümmel bisher eine Freiheit genoſſen haben, die mir, dem an die ſtillen, friedlichen Regiſtraturfächer unſeres Kriegsminiſteriums gewöhnten Beamten und Geſchäftsmann, fabelhaft erſcheinen würde, müßt' ich nicht ſelbſt ein Ohrenzeuge ihrer ſaturnaliſchen Ausbrüche ſein. Bald ergreifen ſie Stiefelknechte und benutzen ſie als Schalmeien, um ihre Gaſſenhauer abzuplärren. Ein Anderer ſchlägt dabei an ein Glas, um gleichſam eine Cymbelbegleitung vorzuſtellen. Ein Dritter trommelt an den

Ludwig.

Ich gehe, geben Sie mir aber morgen ein Zeichen, daß ich nach der Vorſtellung mit Ihnen rede!

Armande.

Ich bin morgen mit Proben gequält — Molière verfolgt mich ſo mit ſeinen Rollen —

Ludwig.

Stellen Sie ſich krank —

Armande.

Das nennt er Theaterkrankheit. Halt! Da fällt mir etwas ein. Mitten im Spiel werd' ich Ihnen ein Zeichen geben —

Ludwig.

Mitten im Spiel?

Armande.

Das Publicum ahnt oft nicht, daß der Künſtler neben ſeiner Rolle manchmal noch mit irgend einem Einzelnen im Theater eine Nebenrolle ſpielt.

Ludwig.

Himmliſch!

Armande.

Ich empfange morgen nach der Vorſtellung Ew. Majeſtät hier, wenn ich ſicher bin, daß Molière nicht kommt. Molière kommt dann nicht, wenn ich einen Streit mit ihm gehabt habe. Ich müßte eine Scene mit ihm herbeiführen.

Ludwig.

Vortrefflich!

Fenſterſcheiben, der Letzte rutſcht mit dem Tiſche hin und her, um damit den Poſaunenton zu treffen. Von einem Uebermuth gehen ſie zum andern. Sie wälzen ſich auf den Betten und kitzeln ſich ſo lange an den Fußſohlen, daß ich gewärtigen muß, einer von ihnen nebenan erſtickt. Leſen ſie etwas, ſo thun ſie's laut und im ſingenden Tone. Ziehen ſie ihre Stiefeln aus, ſo werfen ſie ſich damit. Putzen ſie ſich ihre Kleider aus, ſo ſtellen ſie mit dem Geklopf ordentlich wieder ein Concert an. Wie mögen dieſe Schlingel nun erſt mit Licht umgehen? Wann mögen ſie des Morgens aufſtehen? Wie werden ſie ſich beim Waſchen mit dem Waſſer beſpritzen und neue Treibjagden anſtellen! Der Aelteſte von ihnen, eine Hopfenſtange, die bald heirathen könnte, ſcheint ſein Vergnügen daran zu finden, die Jüngeren zu verhetzen, ſich dann zurückzuziehen und an der entſtandenen Verwirrung zu weiden. Sie oder ich — das wird die Loſung werden. Dem Hausherrn werd' ich meine Alternative ſtellen. Ich bin ein ſtilles Leben gewohnt; ich raſire mich des Morgens gern mit Behaglichkeit, ich ſetze mich an's Fenſter und rauche meine Pfeife, ich habe es gern, wenn man auf der Treppe vom Nachbar einen guten Morgen gewünſcht bekommt. Allein jetzt befürcht' ich, auf ihr von den Rangen überlaufen zu werden und einmal des Abends im Dunkeln den Hals zu brechen. Läſen ſie nur dieſe Schilderung ihres Benehmens! Aendert es ſich nicht, ſo ruft die Obrigkeit um Hülfe an Ihr ergebenſter Regiſtrator Wieſecke."

Mit vor Wuth erſtickter Stimme hatte Alboin dieſen Uriasbrief beendigt. Um ihrem ärgerlichen Gefühle Luft zu machen, erhoben ſie zuerſt hinter dem „Regiſtrator Wieſecke" ein Hohngeſchrei, wie es nur bei engliſchen Parlamentswahlen üblich zu ſein pflegt. Es tröſtete ſie aber nicht, ihren Unwillen auf dieſe Art kund zu geben. Sie ſannen auf Rache: „denn," ſagte der Schlachtenmaler, „das iſt einmal gewiß, der Brief war nur auf uns berechnet; wir ſollten ihn finden." Man berieth, was zu thun wäre. Theobald ſchlug vor, einen Strohhalm zu nehmen, ihn durch das Schlüſſelloch in's Nebenzimmer zu ſtecken und dann anzuzünden. Man fand dies drollig genug, nur fürchtete man, der Regi-

ſtrator würde ſogleich Feuer! rufen. Alboin flüſterte leiſe: „Wir durchbohren die Thür und beſchießen ihn, ohne daß er merkt woher, mit Papierkugeln.“ Amandus ſagte: „Wir wollen hinüberſchicken und uns ſeinen hektiſchen Huſten verbitten.“ Der Aelteſte aber rieth zu einem einſtweiligen Waffenſtillſtande. Die Gelegenheit zur Rache würde nicht ausbleiben.

Inzwiſchen waren die Brüder müde und gingen unter Verwünſchungen, die dem Regiſtrator Wieſecke das Haar ſträuben machten, zu Bett. Schlachtenmaler lehnte ſich noch einmal an das Schlüſſelloch und rief donnernd hinein: „Morgen beſuch' ich Sophie Tobianus!“ Da war's, als ſpräng' etwas aus dem Bett und fiele über ein Nachtgeſchirr, das höchſt wahrſcheinlich umſtürzte. Die ganze Nacht hörte man Seufzen und Stöhnen, ein Knarren im Bett und das ſchlafloſe Dehnen eines Menſchen, den ein geſpenſtiſcher Alp um ſeine Ruhe zu bringen ſchien.

Viertes Kapitel.

Wiederſehen und Celinde.

Nicht dem Regiſtrator ſahen die beiden Damen in dem Eckzimmer ſo lange nach, ſondern jemand Anders wünſchten ſie herbei, wie zwei ſehnſüchtige Sonnenſtrahlen, wenn ſie Waſſer ziehen. Jener ſchlängelte, obwol in gerader Linie, über den Markt, um in's Miniſterium zu ſeinen Acten zurückzukehren. Er hatte Sophien, die ſo gut als verſprochen mit ihm war, vor einer Rotte Landkrabben warnen wollen, welche erſt kürzlich in die Stadt und in ſeine Nähe gekrochen und in vergangener Nacht ihren heiligen Namen auszuſprechen gewagt hätten. Sophie glaubte, an der Beſchreibung gewiß ſein zu können, daß dies Signalement nur auf ihre Geſpielen und beſonders ihren Spukgenoſſen, den Schlachtenmaler, mit welchem ſie unter mehr als einer Geſpenſterdecke

gesteckt hatte, passe, und hatte in ihrer Freude die Baronin Celinde mit ihrer Erwartung angesteckt, so daß sie erst auf Kohlen saßen, als der Registrator ihnen wie Jeremias so viel Klägliches vordeclamirte und tragirte, und nun auf Nadeln — vor Erwartung und Verlegenheit. Denn ein Bedienter der Baronin hatte gleich laufen müssen, der den Schlachtenmaler, wenn er's war (und er ist's! rieb Sophie sich die Hände und steckte noch eine Schleife mehr in's Haar), nur gleich mitbringen sollte. So wogten nun beide Frauen, wie das Meer, das ein Opfer haben will. Sophie breitete außer ihren Armen auch ihre Gedächtnißfalten auf und wußte so viel zu erzählen über das Vergangene, daß die liebe Celinde, ihre Herrin, selbst anfing, sich mit über das Zukünftige zu freuen. Es war Sophien, als hätte sie in ihrem Leichtsinn (und der war groß) irgend eine Kostbarkeit verstellt gehabt und fände sie nun wieder, und als striche sie alles Spinneweb, das sich durch den Registrator darüber gezogen hatte, von ihm ab, und Celinde, dieser sanfte, in stiller Feier prangende Morgenstern, diese bescheidene, kleine weiße Myrtenblüthe auf dem kolossalen Stocke ihrer Ehe (denn die Sanfte trug den Namen Baronin Satan von Höllenstein), Celinde also wankte selbst wie im Traume durch das große Zimmer und griff nur zuweilen im Vorübergehen in die Saiten einer aufgerichteten Harfe, um nur außer ihrem und Sophiens laut hüpfenden Herzen noch sonst etwas beben zu hören. Endlich kam der Bediente und brachte die Botschaft, daß der Herr schon angezogen sei, nur hätt' er Noth gehabt mit der Cravatte, weil er sozusagen keine hätte, auch mit den Handschuhen, die erst noch gekauft werden müßten. „Ach," sagte Celinde, als sie wieder allein waren, „hätten wir ihm nur von meinem Mann das Alles mitgeschickt!" — „Vom Baron!" lachte Sophie; „solche wattirte Feldbinden mit eisernen Schnallen und hirschlederne Handschuhe, die im Leben nicht reißen, wird Oscar nicht tragen," und Celinden war's dabei, als müßte ein lichter, goldener Engel kommen, als sie hörte, daß es Männer gäbe, die nicht so wie der ihrige wären, weniger barsch und stark, und überhaupt mehr ihr Ebenbild. Unbefangen sagte sie das auch; aber Sophie brach mit einer fast

unerlaubten Naturluſt hervor, daß Oscar um nichts in der Welt blond, ſondern ſchwarz am Kopf und im Auge wäre. Und Celinde ſeufzte dabei, als wäre von ihrer Puppe die Rede und dachte: „Um ſo weißer wird ſein Herz ſein.“ Ein Papagei im Zimmer kreiſchte zu dem Tumult von Empfindungen, welcher dieſe beiden weiblichen Weſen beunruhigte.

Endlich kam über den Platz her Jemand ſo Bekanntes, daß Sophie aufſprang. Nicht deshalb, weil es Oscar war, hätte ſie Celinden, die ihre Freundin ſchien, in ihrer wilden Art zerdrücken mögen, ſondern weil er ihr ſo viel Ehre machte durch ſeinen anſtändigen Gang, durch ein paar von unten ſchon heraufblitzende weiße Handſchuhe, durch ein kleines Spazierſtöckchen, welches einer ſo frühen Morgenviſite ganz angemeſſen war. Je näher er kam, deſto mehr ſchob ſie ſich vor und Celinde deſto mehr zurück. Jene würde das Fenſter aufgeriſſen haben, wenn nicht Schlachtenmaler in vornehmer Gleichgültigkeit rings um ſich her geblickt hätte und Sophien, die er längſt erkannt hatte, abſichtlich vermeiden wollte. Jetzt hatte er das Haus betreten, der Bediente meldete den Herrn Oscar von Blaſedow. Celinde ſaß, ohne Affectation, nur aus angeborenem Inſtinct, längſt mit vornehmer Haltung auf dem Sopha, und Sophie, die dem Ankömmling gern gleich in die Ohren gekniffen hätte, vermochte nichts gegen dieſe Beobachtung eines gewiſſen äußern Anſtandes. Schlachtenmaler ging mit klopfendem Herzen durch die prachtvollen Zimmer. Ueberall auf Decken zu treten, war ihm eine um ſo peinlichere Empfindung, als er wirklich Sporen an den (von ihm ſelbſt gewichſten!) Stiefeln trug. Doch ein angeborenes Talent lehrte ihn, ſich dem phantaſtiſchen Cavalier, den er vorſtellte, ganz gemäß zu benehmen. Die Reitgerte, die Sporen, die Glacéhandſchuhe und der gleichfalls eben erſt gekaufte Caſtorhut harmonirten allerliebſt zu ſeinem bloßen Halſe, auf welchem ein ſchwarzes Tuch den weißen Hemdkragen zuſammenhielt. Natur und Kunſt durchdrangen ſich bei ihm in ſolchem Grade, daß er ſo nett, wie ein Kupferſtich, und doch ſo wild, wie die Phantaſie ſelbſt, ausſah.

Wie er nun zu den Frauen in's Zimmer trat, war Celinde ohnehin gefaßt, und auf Sophien wirkte die abgerundete

Erſcheinung ſo überwältigend, daß ſie keinen der tollen Streiche, womit ſie den Jugendfreund empfangen wollte, auszuführen mehr den Muth hatte. Es war ihnen allen Dreien, wie einer Geſellſchaft, die eine Glashütte beſucht und plötzlich von allen Seiten in gläſernen Ketten und Banden gefangen iſt durch die Kunſt eines Bläſers, der ſich ein Trinkgeld verdienen will. Schlachtenmaler trug mit Leichtigkeit ſeine Grüße vor und überreichte Sophien den Brief ihres Vaters, während Celinde Gott dafür dankte, daß ſie damit doch etwas Innigeres anknüpfen könnte, da ſie ſchon bei ſich verzweifelte: für wie kalt und herzlos wird mich der Gute halten! Sie hatte ein ſo volles Herz, daß ſie's ihm gleich geſchenkt hätte, wenn nicht verſteckte Genien im altfränkiſchen Putz, Genien voller Muhmenlehren, ſie am Rock gezupft und ihr eine gewiſſe Steifheit als ſtandesmäßig vorgeſchrieben hätten. Sie fragte Sophien, was ihr Vater ſchriebe; doch war dieſe in den Anblick Oscar's ſo verloren, daß ſie den Brief nicht einmal öffnete und ſagte: es hätte damit Zeit! Der Schlachtenmaler weidete ſich an den Reizen beider Frauen: denn er war ſchon weltklug genug, um ihre Schwächen zu überſehen; auch fing er gleich an, gegen Sophien eine ſatyriſche Petarde zu ſprengen. Denn als ihn Celinde nach ſeiner häuslichen Einrichtung fragte, da ſeufzte er künſtlich und ſagte: „Alles gut, gnädige Frau, nur wohnt eine in einen Menſchen verwandelte Heuſchrecke neben uns, die mir und meinen Brüdern viel Geziſchels und Grillenfangens macht.“ Sophie erröthete und ſchwur ſich zu, noch heute dem Regiſtrator Wieſecke, den ihr der Baron Satan von Höllenſtein als die beſte Parthie im Kriegsminiſterium zugewieſen hatte, den Abſchied zu geben. Allein Schlachtenmaler, der das Verhältniß zufällig erfahren und geſtern noch durch das Rohr des Schlüſſellochs ſo tödtliche Kugeln auf den Gegner damit hatte ſchleudern können, fuhr fort: „Denken Sie ſich, meine Damen, einen Menſchen, der die Zunge eines Wagebalkens zu ſein ſcheint, der ewig nach dem Gleichgewicht trachtet und nie zu viel oder zu wenig thut, ſondern Alles ſo, wie es ſein muß! Gießt er auf der Flur das Seifenwaſſer aus, womit er ſich ſeinen grauen Bart raſirt hat, ſo geht das Schritt vor Schritt, ohne etwas zu

verſchütten, Alles mit edler Beſonnenheit und einer ganz in dem Geſchäft aufgehenden Hingebung. Dieſer Menſch iſt ein ſklaviſcher Götzendiener der Ordnung, die er einmal für ſich und ſeine Umgebung beliebt hat. Kommt er die Treppe herauf, ſo geht es Tritt vor Tritt; an der Stubenthür kratzt er dreimal ſeine Schuhe am Eiſen, dreimal auf der Strohdecke ab; dann erſt wird der Schlüſſel geſucht, dann eingeſteckt, dann gedreht. Das Zimmer geht auf. Nun hört man ihn, wie er erſt den Stock wegſetzt, dann den Hut in eine Schachtel thut, dann den Rock auszieht, kurz, man möchte den Mann für einen Profeſſor der Mathematik halten." Celinde lachte über dieſe natürliche Freimüthigkeit, mit welcher ſich der Schlachtenmaler über ſeinen Nachbar ausſprach; doch erblaßte ſie, als ſie Sophie ſah, die blutroth daſaß. Und als nun Oscar erſt den Namen des Mannes nannte, wußte ſie, von wem die Rede war, und ſchrak ängſtlich zuſammen, als Jener fortfuhr: „Dieſer ausgedörrte Aal ſoll verliebt ſein und ſich mit der Frühlingspeterſilie eines jungen Mädchens ſchmücken wollen, wie man in Gaſthäuſern ihn wol auf den Tiſch geſetzt bekommt. Ich denke mir's lächerlich genug, wenn ſo ein alter Hahn zu ſeiner jungen Frau ſagt: Sophie, mein Haar wird zu lang, ſchneid' es mir! Und nun muß Sophie die Scheere nehmen und dem entnervten Simſon, der keine Thür mehr aushebt, ſelbſt wenn es eine Tapetenthür wäre, hinter der ſeine Eiferſucht einen Nebenbuhler vermuthet, muß, ſag' ich, ihm die Stoppeln auf dem Kopfe reinigen. Oder des Sonntags ſetzt ſich ſo ein alter Krämer hin und zieht ſich weiße Wäſche an, und ſeine junge Frau muß kommen und ihm vorn die Bänder an den Hemden zubinden, muß ihm die Elſteraugen ausſchneiden und dann mit Rühreiern, als zweitem Frühſtück, bewirthen. Sophie ..." Hier war aber Celinde ſo blaß geworden, daß ſie ſich ſelbſt vor einer Ohnmacht nur durch die Erklärung zu retten wußte: „Ach, ich gehe nur in den Garten, kommen Sie mit Sophien nach!" Schlachtenmaler war denn doch noch zu derb in ſeinem Humor. Celinde floh vor ihm und ließ Sophien freies Terrain. Dieſe ſprang auf und umarmte den Freund, indem ſie lachend erklärte, die Parthie wäre erſt im Anknüpfen und noch bei ihr das Be-

ſinnen geweſen. Der Satan (Baron von Höllenſtein) wollte es ſo, und, überroth werdend, fügte ſie hinzu, es wäre Alles weit luſtiger in der Stadt, als auf dem Lande, und er ſelbſt würde ſchon mit der Zeit noch klug werden. Schlachtenmaler verſtand ſie wol und drückte ſie von ſeinem Schooß fort, weil ihn die Neugier trieb, die Gemälde im Zimmer, den Papagei und die Koſtbarkeiten der Toilette Celindens zu bewundern. Er mußte bei dieſer Wanderung durch das Zimmer Sophien mitſchleppen, die ſich an ihn hing und nichts zugeben wollte, als er ſatyriſch lächelnd bemerkte: „Wenn das Euer Satan ſähe! Der Mann iſt Offizier und ſcheint den Regiſtrator als Redoute zu brauchen, um ſeine eigenen Operationen zu maskiren.“ Sophie nahm aber einen Fächer, als er nicht aufhören wollte, und ſchlug ihm damit ſo derb auf den Mund, daß er, an Rache denkend, genöthigt war, ſie zu verfolgen. Sie floh wohlweislich durch einige Zimmer in die ihrigen und warf die Thür ihres Schlafcabinets erſt da in's Schloß, als Schlachtenmaler mit ihr ſchon drin war. Sie erzählte ihm da Mancherlei von der Vergangenheit.

Indeſſen duftete Celinde im Garten mit ihren Blumen um die Wette. Manche Thräne perlte in den dunkeln Augenkelchen darüber, daß Menſchen, die ſo lieb und gut wären, ſo zornige Falten auf ihrer Stirn ſammeln und die Geſichtszüge zu ſo menſchheitsfeindlichem, cyniſchem Spottgelächter verzerren könnten. Hätte ſie doch von allen Roſen gern die Dornen fortgezaubert! Sie war nur deshalb geflohen, weil ſie, wie durch ein Kaleidoſkop ſehend, fürchtete, die geringſte Bewegung, die Schlachtenmaler ferner nun noch machen würde, könnte ſie um das ſchöne Bild bringen, das ſie Anfangs von ihm hatte. Sie wollte ihn nicht wiederſehen, um ihn deſto lieber zu haben; und wie ſehr ſie ſich nach ihm ſehnte, ſo erſchrak ſie doch vor jeder knarrenden Bewegung der Gartenthür, weil ſie dachte, nun würd' er kommen und ſein Selbſt wieder nicht mitbringen. Dann dachte ſie auch wol, indem ſie ſich unter dem kleinen Griechentempel, der auf einer Anhöhe ſtand und durch einen Laubgang eine Ausſicht bot, die ſchöner war, als ſie Kaputh eigentlich gewähren konnte (ein

Wunder, das sich erst später wird aufklären müssen), niedersetzte — sie dachte dann wol: Er soll ein so himmlischer Zeichner sein! Die Menschen wollen nur in dem rechten Lichte stehen, um sich gut auszunehmen. Zeichnet er, so wird er nicht mehr spotten. Jedem ist doch dies seine Religion, worin er etwas schaffen kann, und in der Nähe seines Gottes lästert er wahrlich nicht! Inzwischen stand schon Schlachtenmaler, indem sie Papier zurecht legte und einen Bleistift spitzte, neben ihr, und Sophie ging, Blumen mehr abreißend als pflückend, hinter ihm drein. Schlachtenmaler war ganz erstaunt, woher hier die Aussicht in eine Gegend kam, die es bei Kaputh gar nicht gab. Celinde hätte es ihm gleich sagen mögen, da sie die Lüge auch der leblosen Natur nicht leiden konnte. Sophie glaubte aber wunder wie klug zu sein, daß sie gleich sagte: „Rath einmal!" denn Schlachtenmaler sagte darauf: „Wenn es dabei etwas zu rathen giebt, so rath' ich auf einen Tünchermeister, der die Aussicht mit dem Spritzpinsel gemalt hat! Ich rathe nicht einmal auf ein italienisches Präsepe, wo die Felsen doch von wirklichem Stein und nicht blos Deckfarbe sind." Die Frauen lachten; aber Schlachtenmaler drehte den Tisch, den ihm Celinde zurecht gemacht hatte, um und sagte: „Solche Täuschungen sind gut, nur muß man ihnen den Rücken zukehren: wer kann wissen, daß dies nur eine gemalte Aussicht ist und doch noch hineinsehen!" Damit zeichnete er ein Puppenspiel im Hintergrund und im Vordergrunde zwei gute Bürger, die das Schattenspiel gleichsam für Wahrheit halten und mit kindischer Ueberraschung auf die Figuren deuten, als wenn sie lebten und man ein persönliches Interesse an ihnen nehmen könnte. Celinde lachte über den Wildfang, ob sie gleich lieber gesehen, er hätte zwei Engel gezeichnet, die mit einem Lamm spielen.

So gerade aber Schlachtenmaler den Bleistift spitzte, so wußte Sophie ihn doch in figürlichem Sinne zu krümmen. Sie machte aus ihres Freundes Talent einen Drücker, der dem Maler zu jeder Zeit das Haus ihrer Herrschaft öffnen sollte. Celinde blickte ihn darauf mit einem Auge an, in welchem der ganze Inbegriff aller sieben Bitten zu liegen schien. Ihm war's in dieser überfluthenden Bläue, die ihre

großen Augen über ihn ausgossen, als taste er blind an dem Azur des Himmels herum und suche eine Pforte, die ihm wieder den Weg zur Erde zeigte. Er verschloß seine Augen, um sich nur wieder zurecht zu finden, und meinte, wie er lehren könne, was er selbst noch lernen müsse! Dabei zeichnete er aber schon etwas Anderes, nämlich Celinden selbst, aus dem Spiegel heraus, der an der Hinterwand des Tempels stand. Sie glaubte erst, es gälte dem Blumenstrauß, der vor dem Spiegel stand, und blickte unverwandt auf ihn, so daß Schlachtenmaler gerad' ihr Antlitz fangen konnte. Als er fertig war, erröthete Celinde. Sophie jubelte über die Aehnlichkeit, nämlich ihrer Empfehlung wegen, und weil sie nun ein Document hatte, das den Beruf Oscar's auswies. Celinde wagte gar nichts zu erwidern; denn sie dachte gerade: Wie gut er ist! Keine Falten mehr auf der Stirn, kein Zittern mehr am Nasenflügel! Sie faßte Vertrauen zu ihm, nahm seinen Arm und stieg den kleinen Parnaß hinab, um ihm noch zu zeigen, was an dem Garten wäre. Schlachtenmaler fand die Blumen alle frischer und origineller, als daheim in seines Vaters Garten, ob sie gleich von einem und demselben Samen waren. Nur zuweilen erging er sich in Betrachtungen, die Celinden fremdartig waren. Ueber die Passionsblumen sprach er wie ein Ungläubiger; über Fuchsschwanz erzählte er vom Eulenspiegel. Die Gärtnerbursche belustigten ihn. Es waren commandirte Soldaten vom Regimente des Barons, die, statt zu exerciren, den Dienst mit der Gießkanne thaten. Einmal sagte er, sie hätten Alle Aehnlichkeit mit ihrem Befehlshaber, den er im Bilde schon vorn im Hause gesehen; dann wunderte er sich über ihre abstehenden Ohren und meinte, das Kriegsministerium müßte einen Befehl ergehen lassen, daß den Kindern in frühester Jugend die Hauben hübsch über die Ohren und nicht hinter ihnen vorgezogen würden: denn nur vom Zusammenbinden hinter den Ohren kämen die abstehenden und die Esels-Aussichten, wenn man ein Regiment von hinten marschiren sähe. Ueber alle diese Possen und Dummheiten lachte Sophie; doch verletzten sie Celinden. So oft sie dann Schlachtenmalers Arm fahren ließ, wußte er, daß er wieder einzulenken hatte. So ging eine Stunde hin;

die Gemüther mußten ſich erſt an ihre Sprache gewöhnen. Sophien wurde die Schwatzhaftigkeit gern zugeſtanden; nur, daß der Schlachtenmaler ſelbſt mit dem wilden Mädchen ſo oft im Geſpräch durchging, betrübte Celinden. Inzwiſchen vertraute ſie auf ſein Inneres und ſchenkte ihm beim Scheiden einen ihrer langen, ſo ſichern und ſanft auflöſenden Blicke. Er ſchämte ſich, auch dieſen nicht aushalten zu können, und lief davon, ohne auf Sophien zu achten, die ſchnell aus Aerger einen Knoten in ihr Schnupftuch machte und es ihm, da er ſchon über den Hof eilte, noch zum Schrecken der Enten, die auseinander ſtoben, nachwarf.

Als unſer junger Freund allein war, kam er ſich wie ein verfolgter Verbrecher vor. Er lief durch die Stadtviertel Kapuths und ſuchte eine Stelle, um allein zu ſein. Eine ungeheure Leere verödete ſeine Bruſt, es war ihm ſo hohl und unermeßlich, daß er ſich irgendwo mit Beſonnenheit ſammeln mußte. Vor'm Thore war der fürſtliche Park zu mathematiſch für ſeine romantiſche Beklemmung eingerichtet. Die beſchnittenen Hecken wollten, was bei beſchnittenen Ducaten leichter iſt, kein Ende nehmen. Die Seitenwege waren gartenkünſtliche Verirſpiele, die man löſen mußte, weil große Strafe darauf ſtand, wenn man den Raſen betrat und die Knoten durchhieb. Dann kam wieder ein grüner Platz, um welchen einige Fechter und mythologiſche Anſpielungen aus Sandſtein herſtanden und den Niemand geradezu überſchreiten durfte. Dann hieß es wieder, hier dürfen Reiter, hier Fußgänger, dort keine Hunde durch. Hier ſtanden zwei, dort drei Thaler Strafe vom fürſtlichen Landesgeſtüt- und Garten-Amte angedroht. Die Rabatten, die man nicht betreten durfte, waren zum Rabatt des Finanz-Collegiums eingerichtet. Schlachtenmaler wußte vor weißen Tafeln nicht mehr wohin, und warf ſich in ein ihm entlegen dünkendes Buſchwerk nieder, um nur Ruhe zu finden. Er ſchämte ſich ſeines Aufzuges und der ſeinen Handſchuhe, die keinen Staat mehr machten, da ſie längſt von der Hand gefärbt waren. Er warf allen Prunk von ſich, mit dem er ſich in eine Lage hatte heben wollen, wo er Alles ſo menſchlich und empfindungsvoll angetroffen. Celinde ſtand hoch für ihn, aber ſo,

Armande.

Kurz vor der Vorſtellung will ich einen Streit über das Coſtüme beginnen — und wenn die Liſt gelungen iſt — dann könnt' ich ja —

Ludwig.

In Ihrem Coſtüme davon mir eine Andeutung geben.

Armande.

In meinem Coſtüme?

Ludwig.

Ein blaues Tuch für den Fall meines Glückes? Ein blaues Tuch? — Meinen Sie nicht? —

Armande.

Das geht nicht — In der Rolle, die ich morgen zu ſpielen habe, kann ich kein Tuch anbringen —

Ludwig.

Dann ein anderes Zeichen —

Armande.

Ein Tuch wäre bequem, ſehr paſſend —

Ludwig.

Hat man denn kein Stück, wo man ein Tuch anbringen könnte? —

Lamoignon

(ſich ſtreckend, in Verzweiflung und ahnend).

Ein Tuch?

Armande.

Ich wüßte wohl eines, wo ein blaues Tuch ſehr angemeſſen wäre — das iſt die „Schule der Frauen," die kann aber wegen

wie die Blume auf dem Gebirge. Um dieser zu nahen, mußte er geistig steigen und über viele zickzackige Klippen, auf denen er sich jedoch gefiel. Er hatte links und rechts gesteuert, um in das Fahrwasser eines grünen, sanft sich spiegelnden Flusses in seinem Innern zu kommen, dessen Milde gegen seine Anstrengung auf eine ihn nun so demüthigende Weise abstach. Er fühlte, daß ein Wesen wie Gelinde, das engelgleich an goldenen Flügeln hinschwebte, weniger klatschte und lärmte, als er selbst mit seinen großen Ikarus-Flügeln, und daß sie ihm doch um jene ganze Weite voraus war, in welche er jetzt mit so ödem und unklarem Schmerz blickte. Auch mochte ein noch tieferer Zwiespalt in ihm geweckt sein, indem er die eben empfangenen Eindrücke mit seinem ungewissen und planlosen Dasein verglich und nicht so sehr den Reichthum dort gegen seine Armuth hier, als den Geist und die Atmosphäre, die über Beidem zu liegen pflegt, gegeneinander hielt. Und was aus ihm werden sollte? Aus den Brüdern, mit denen sein eigenes Erz und Herz verquickt war? Und die Heimath? Sein dürrer, trockener, im Auge so glanz- und hoffnungsloser Vater, sein unglücklicher Meister, dessen tiefen Seelenadel er zu ahnen vermochte und der nun mit so stiller Ergebung des Schicksals harrte, welches über seine Kinder kommen würde! Das Alles floß ihm in eine einzige große Last zusammen, die auf sein Herz drückte und ihn in jene Wehmuth versetzte, wo glücklicherweise selbst der Schmerz aufhört, weh zu thun, und sich zuletzt aus einem Chaos von Gefühlen nur das eine bestimmt und deutlich herausscheidet, daß unsere Seele adlig und unser innerster Werth höher als unser Schicksal ist.

Indem raschelte etwas durch das Gebüsch und Schlachtenmaler bemerkte einen Mann, der, so wie er, keine Rücksicht auf die Warnungstafeln nahm und querwaldein über die verbotensten Parthieen ging. Näher den kühnen Irrgänger betrachtend, war es ihm, als wüßt' er sich auch in der That nicht zurechtzufinden; sondern zuweilen stand er still und prüfte mit einem Stock, wohin er gerathen war. Schlug er auf Bäume, so schlich er leise, traf er die Luft, so ging er dreister. Er muß blind sein, dachte Schlachtenmaler, und ein

Bettler ohnedies, da ihm ein Fascesbündel frisch geschälter Stöcke auffiel, das der Mann unterm Arm trug. So drückte ihm die Noth des verirrten Wanderers schwer auf's Herz und er erhob sich schnell von der Erde. Wie der Blinde das Rascheln hörte, hielt er still und rief mit einer frischen und vertrauensvollen Stimme: „Ach, lieber Herr, wo komm' ich denn auf den Weg?“ Schlachtenmaler ging auf ihn zu und betrachtete sich den Armen näher. Er trug eine blaue Fuhrmannsblouse, war sonnenverbrannt und lugte mit seinen weißen Augen hinaus, um sich zurechtzufinden. Schlachtenmaler erfuhr mehr von dem Irrgänger. Er war aus Coblenz und hatte Weib und Kind daheim. Beim Felsensprengen nahm ihm das Pulver das Augenlicht, wenn auch nicht gänzlich. Einen leichten, matten Flimmer hatte er immer vor Augen. Feste Körper und die Luft konnte er durch den Grad von Lichtmasse unterscheiden, die auf ihn eindrang. Dabei war er vertrauensvoll und stierte immer in die Luft. Die Stäbe unterm Arm verkaufte er für gute Fußgänger oder auch nur für gute Seelen. Dabei hatte er eine himmlische Ruhe in seinem Wesen, einen klaren, ätherreinen Ton in der Stimme, nichts Bettlerhaftes, keine Mitleid bezweckende Modulation, sondern sein Unglück sprach für ihn. Es lag eine solche männliche Zuversicht und so viel echter, wenn auch durch die Zeit schon überwundener Schmerz in seiner Erzählung, daß Schlachtenmaler die Thränen nicht hemmen konnte, erst den Armen auf den richtigen Weg brachte und ihm dann noch so viel aus seiner Hand mitgab, als er entbehren konnte. Der blinde Coblenzer dankte freudig und tappte weiter fort, immer den Blick nach Oben gerichtet, vorsichtig und besonnen sich in der Mitte des Weges haltend.

Jetzt mußte sich aber Schlachtenmaler selbst in Bewegung setzen, um nicht in Kummer zu vergehen. Es hatte nur noch das menschliche Elend gefehlt, um ihn im Innersten zu erschüttern. Alle Poren seines Gemüths gingen auf. Er konnte sich nicht beruhigen, wenn er an den Unglücklichen dachte, der ganz Deutschland mit seiner fast verglommenen Augenlampe durchtastete und im Vertrauen, daß ihn der matte Lichtschimmer vor seinem erloschenen Blick nicht täuschen würde,

jenes verklärte Lächeln auf seinen Mienen spielen hatte, welches eigentlich kein Lächeln ist, sondern nur die gespannte Aufmerksamkeit seines Schrittes, die lauschend zugespitzte Erwartung, das grübelnde Langen und Horchen in den leeren Raum hinaus. Wer ermißt all' das menschliche Leid, das still an den Mauern wuchert, welche unsere prangenden Lustgärten einschließen! Wie viel zitternde Schmerzenstöne werden von der lautrauschenden Melodie des Tages übertäubt! Ach, so kann jeder Kummer, der uns drückt, sich noch als Tröster an das Lager eines *größern* Elends setzen, so giebt zu den wenigen Vocalen unserer eigenen Leiden erst gleichsam die größere Zahl der *Mitlauter* die deutlich articulirte Sprache des Lebens. Betrübt hing Oscar den Geheimnissen des menschlichen Daseins nach und fand im Schmerze mehr, als in der Freude, den Schlüssel derselben. Er irrte lange umher, bis er zu den Seinen zurückkehrte. Glichen sie nicht auch diesen Blinden?

Fünftes Kapitel.

Aus der Klaue den Löwen.

Wenn Registrator Wiesecke beim Consistorialrath Blaustrumpf (der immer noch nicht den Mispelheimer Kalender redigiren konnte) zum Thee war und die Gespräche über die neuesten Schicksale der gesunden Vernunft auf dem theologischen Gebiet sich abgekühlt hatten und einige Stadtneuigkeiten als Nachtisch aufgetragen wurden, so wußt' er nicht Böses genug von den Kindern des ihm durch Blaustrumpf hinlänglich geschilderten Blasedow zu erzählen. „Was sie in der Schule thun," sagte er, „weiß ich nicht. Selten vergeht ein Tag, wo nicht Einer von ihnen zu Hause bleibt. Sie führten erst abwechselnd die Gewohnheit ein, daß Einer immer von ihnen selbst gegebene Ferien haben sollte; doch an den Aeltesten kam die Reihe zu selten, und jetzt läßt er sich, wie

ich gehört habe, in der Schule unheilbar krank anmelden." Wiesecke hatte gut erzählen. Wie sollten sich auch diese vier jungen Leute, die an Fleiß und Ordnung nie gewöhnt waren, aller Vorkenntnisse ermangelten und in Klassen saßen, wo sie an Verstand und Jahren allen ihren Mitschülern voraus waren, sich in die Disciplin der Schule fügen? Sie hatten keine wissenschaftliche Grundlage, auf welche sie die Schnörkeleien der Philologie hätten bauen können; sie waren in manchen Fächern selbst den Lehrern gewachsen und in anderen freilich die unwissendsten Fibelschützen. Sie wußten von Paris und London zu erzählen und kannten den Weg nicht, auf welchem man dorthin kommt. Sie hatten das Alterthum schon aus Lessing und Winkelmann kennen lernen, und sollten es nun mit dem Cornelius Nepos und Eutrop erst aus dem Grunde studiren. Sie schrieben lateinische Aufsätze, die von geschmeidten Ideen und gräßlichen Sprachfehlern wimmelten. Der kindischen Sphäre durch ihren Verstand längst entwachsen, hatten sie immer die Demüthigung zu ertragen, von den Kleinsten übertroffen zu werden. Es war mit ihnen ein Element in die lateinische Schule gekommen, das die Scholarchen bald als gefährlich erkennen mußten. Mit Niemandem machten sie Gemeinschaft und doch standen sie bei Allem, was Ungesetzliches und in Masse geschah, an der Spitze. Alle möglichen pädagogischen Schröpfköpfe wurden ihnen angesetzt, um ihnen das giftige Blut zu entziehen. Aber Demüthigungen entzündeten ihren Groll nur noch mehr, so daß sie nahe daran waren, für immer mit der Schule zu zerfallen oder, wie Blaustrumpf ihnen schon öfters gedroht hatte, de facto ausgeschlossen zu werden.

Die Noth der Brüder wurde noch gesteigert, als statt Geldes, dessen sie so dringend bedurften, von Hause nur Illusionen, Lebensmittel und zuweilen einige grobe Leinwandhemden ankamen, jetzt aber posttägliche Episteln vom Papa, der die Zeit nicht erwarten konnte, schon die Früchte auf seinem neuen pädagogischen Erkenntnißbaum reifen zu sehen. „Lieber Vater," hatt' ihm zwar Schlachtenmaler geschrieben, „beim zu früh*en* Schütteln fallen von den Bäumen nur die wurmstichigen Früchte." Allein Blasedow bestürmte sie

mit so dringenden Vorstellungen und Drohungen, daß sie sich entschließen mußten, seinen Zorn durch eine Fiction zu beschwichtigen, für welche sie Gott und ihr Gewissen um Vergebung hätten bitten sollen. Sie begannen nämlich, aus der Phantasie eine Laufbahn zu erfinden, welche Blasedow so gern in der Wirklichkeit von ihnen eingeschlagen sah. Sie erfanden Fortschritte, die sie noch nicht gemacht, Leistungen, zu denen sie kaum die Vorkenntnisse hatten. So schrieb Schlachtenmaler mit einer eigenen Mischung von Muthwillen und Betrübniß: „Lieber Vater! Ich kann immer noch nicht sagen, daß ich von der Akademie hier in Kaputh große Hoffnungen hege. Was sie in Pfeifenköpfen leistet, ist nicht gewöhnlich; ja, man kommt auch gewiß noch dahinter, Meerschaum zu bemalen und damit jene etrurischen Vasen zu erzielen, für deren einfache Decorationsmalerei wir Talente genug haben. Das neuere Malerleben in Deutschland hat hierher noch wenig Absenker geschickt. Auf dem Rande einer Porzellanschüssel, die der Fürst bestellt hatte, versuchte sich der Director neulich damit, die Nibelungen von Cornelius nach Kupferstichen wiederzugeben. Für den Schüsselrand paßte allerdings die Idee eines Cyclus und die ganze Akademie that sich nicht wenig darauf zu Gute. Die einzige Schüssel hätte beinahe Gelegenheit zu einem Künstleressen mit wenigstens fünf Schüsseln gegeben. Ueberhaupt fehlt es uns an Malerliedern, langen Haaren und weißen Hemdkragen nicht. Sähe man die Herren alle Sonnabend auf ihrem Kränzchen, so glaubt man sich nach den Osterien Roms versetzt, weil nicht nur über den Idealismus sehr viel gesprochen, sondern auch gesungen wird. Jeder hat sich ein Liederbuch kaufen müssen und, wer noch Köpfe zeichnet, Sonntagsschüler, die sich nicht scheuen, es durch die Fensterscheiben zu thun, Alles, Alles singt hier großartig mit, als sollten sie die Raphael'schen Cartons ausmalen. Der Director Silberschlag grübelt viel darüber nach, eine neue Schule zu stiften; allein zwischen Cornelius und Schadow das Mittlere zu wählen, scheint ihm seiner nicht würdig. Er verfällt auf die wunderlichsten Grillen. Bald sagt er mir, die Malerei müsse sich mehr an die Musik, bald mehr an die Baukunst anschließen. Unzufrieden mit seinem

Rufe als Mäuse-Raphael, strebt er dem Verworrensten nach, um etwas Neues erfunden zu haben, und da er unwillig genug ist, daß die Akademie nur ein Seitenzweig der Kaputher Porzellanfabrik sein soll, so wurde er's noch mehr, wie ich ihm darüber sagte: Sie kommen mir wie Böttticher vor, der das Gold suchte und das Porzellan fand. Ueberhaupt, lieber Vater, muß ich suchen, mir einen eignen Weg zu bahnen. Nach dem Vorgange der Düsseldorfer Schule ist hier eine wahre Sucht eingerissen, Trauriges zu malen. Das trauernde Königspaar, Lessing und Bendemann, haben hier einen langen, langen Florstreif hinter sich hergezogen. Alles will Momente der Niedergeschlagenheit zeichnen. Unsere Akademie hat dadurch fast ein Ansehen, wie ein Trappistenkloster bekommen. Alle unsere Kaffeebretter und Schnupftabacksdosen enthalten schmerzhafte Empfindungen und trauernde Situationen. Der Director ging selbst mit einer Gruppe trauernder Mäuse voran. Eine Speisekammer, in der nichts zu finden ist, bildete die Scene. Die Mäuse sitzen in Schmerz versunken da und lassen die Schwänze hängen. Komisch ist, daß der Director dieses Bild für Ernst nimmt und weit weniger Lachen als Weinen damit erregen will. Die übrigen Maler überjagen sich nun bald mit trauernden Nonnen, trauernden Blumen, trauernden Witwen und Waisen, bald mit trauernden Landschaften, ja, trauernde Fruchtstücke werden jetzt bei uns gemalt, nämlich Aepfel, die alle stockig, Weintrauben, die unreif sind. Ein Schüler aus der dritten Klasse (er bildet sich ganz allein) zeichnete in Kreide und in allem Ernst eine trauernde Landparthie, wo sich nämlich Regen mit Staub vermischt und unter einem einzigen Schirm eine ganze Familie Rettung sucht. Lieber Vater, ich weiß nicht, wie ich mir bei diesem Treiben meine hohe Bestimmung erhalten soll. Ich bin der Einzige auf der Akademie, der seinen eigenen Weg geht; — allein selbst Studien nach dem Nackten, die ersten Anfangsgründe der höhern Kunst, sind mir hier durch eine falsch verstandene Sittlichkeit versperrt. Silberschlag, ein so tüchtiger Viehmaler, kann hier kaum Hunde und Vögel für Geld haben, geschweige Frauenzimmer, die Muth und natürliche Schönheit besitzen. Hat doch der Mann nicht einmal

eine Frau in Kaputh bekommen können, weil er einmal ein Thor gewesen, laut zu sagen: er müsse heirathen, um wenigstens an seiner Frau zu studiren! Wo er anklopfte, bekam der Mann, trotz seiner festen Anstellung, einen Korb: denn jede Mutter hätte sich ja der Sünden geschämt! Nun denke Dir, lieber Vater, wie wir hier über die Fleischfarbe und die Wellenlinien im Dunkeln tappen. Kaum, daß wir die Frauenzimmergestalt zeichnen können, wenn sie schon todt ist. Selten werden Leichname auf die Anatomie geliefert und Ertrunkene schwimmen uns auch keine zu, weil Kaputh leider an keinem ansehnlicheren Flusse, als an einer unbedeutenden Pferdeschwemme liegt. Unter diesen leidigen Umständen, lieber Vater, hab' ich doch nie unterlassen, für die Schlachtenmalerei zu thun, was ich kann. Pferde bieten sich genug dar und schönere, als das wir zum Schrecken der Mutter (aber es mangelt uns wieder heftig an Geld!) verkauft haben. Ich habe eine jener vielen Schlachten gegenwärtig gemalt, die sich besonders durch ihren Nebel ausgezeichnet haben. Ich hielt mich an jenen Moment, wo sich die beiderseitigen Heere nicht nur beide nicht sehen, sondern auch der Zuschauer in Zweifel ist, was hinter den allein sichtbaren, aus der Erde steigenden Dünsten verborgen sein mag. Die graue, kahle Fläche meines Gemäldes soll, wie mich Kenner versichern, etwas Ergreifendes haben. Einige bunte Punkte, die durch den Nebel hindurchschimmern, lassen ahnen, was dahinter verborgen ist. Einige keck hingespritzte rothe und gelbe Flecken lassen ein entweder schon begonnenes Feuer oder einen aufsteigenden Pulverwagen, am wenigsten aber ein Bivouakfeuer und einen Kochkessel vermuthen, wie Theobald glaubte, der bei solchen Gelegenheiten immer nur an Essen und Trinken denkt. Das ganze Gemälde ist einen Fuß hoch und anderthalb breit, und würde sich neben Mutters Spiegel gut ausnehmen, wenn ich nicht hoffte, es bei einem neumodischen Kunstverein, d. h. bei einer Gemäldelotterie, anzubringen. Ueber alles Uebrige, das die Deinen betrifft, mögen die Anderen diesmal berichten. Genüge Dir, lieber Vater, die Versicherung, daß nach Vollendung strebt Dein aufrichtiger Sohn Oscar, Schlachtenmaler."

Blasedow wollte gar nicht die Briefe der Uebrigen lesen, weil ihn nach seiner Freude über den ersten Brief nichts so sehr gestört hatte, als die Dummheit Theobald's, einen aufsliegenden Pulverkasten, diesen genialen Gedanken Oscar's auf seinem Schlachtbilde, in einer Kritik desselben, für eine gewöhnliche Kartoffelsiederei zu halten. Er sah das Gemälde so deutlich vor sich, er wußte die einzelnen Nebelmassen so zu sichten und zu schichten, daß ihm diese Bemerkung die größte Albernheit dünkte und er sich eine geraume Zeit nicht beruhigen konnte. Endlich aber, nachdem er sich das Gemälde nochmals in allen seinen Einzelheiten vergegenwärtigt hatte und mehre Male mit der Hand die angegebene Höhe und Tiefe ausgemessen, ging er auf Amandus' Brief über, der ihm folgende Unwahrheiten meldete: „Lieber Vater! Ich habe gestern einen kleinen Discuswerfer vollendet, der zwar nur die Copie des berühmten ist, aber doch schon eine Probe abgeben kann. Der Muskelbau einerseits war das Schwerste, andrerseits die gestreckte Haltung, die ich im Thon mit einigen Stäbchen unterstützen mußte. Es ist ein imposanter Anblick, diese gewaltige Ausdehnung vom Fußhacken an bis zur Handwurzel des linken Armes. Stellt man sich gerad' in die Richte, wo der rechte Arm seine Kraft erhebt, so glaubt man, umgerannt zu werden, und selbst bei meiner kleinen Copie hält man's nicht lange aus, in der Wurfweite des muskulösen Kämpfers stehen zu bleiben. Gott behüte mich nur, daß dem Gebild, so mangelhaft es noch ist, keine unberufene Hand naht; erst neulich ist in Berlin ein junger Bildhauer, der einen Schiller in liegender, nachdenklicher Stellung in Thon geformt hatte, wahnsinnig geworden, weil die Träger beim Aufräumen der Kunstausstellung das herrliche Werk auf die Erde fallen ließen, so daß ein unförmlicher Thonklumpen aus dem Ruhm und dem Stolz des jungen Mannes geworden war. Ach, es müßte schmerzlich sein, wenn mein Discuswerfer so geworfen würde! Ich würde auch den Verstand verlieren. Als Rabenern in Dresden alle seine Gedichte und Satyren verbrannten, konnte er sie aus dem Gedächtnisse oder aus den Gebrechen der Menschen leicht wieder ergänzen; aber welche Zeit braucht der bildende

Künſtler für ſein Werk! Nein, ich muß mich von dieſem ſchrecklichen Gedanken losreißen ... Geſchähe hier in Kaputh nur mehr für meine Kunſt! Modelliren und Boſſiren werd' ich lernen, obgleich mein Lehrer nur ein Töpfer iſt; aber vom Thon auf den Marmor übergehen, das wird hier nicht möglich ſein. Meinen erſten Verſuch wollen ſie im Ofen brennen. Es iſt damit immer gewagt und für nichts gut zu ſagen. Was gerade in den Ofen geht, kommt krumm heraus, wie ja Mutter auch beſtätigen wird, daß ihr ſelten ein Kuchen ſo gerathen iſt und aufgegangen, wie ſie's wünſchte. Uebrigens machen wir in unſerer Fabrik aus terra cotta doch manches Werthvolle. Die Statue des verſtorbenen Fürſten freilich, die aus gebrannter Erde ſo vortrefflich gerathen war, hat ſich durch einen unſinnig gewählten Platz wie ein Reiter von Lebkuchen aufgeweicht; man wollte ſie gern auf den offenen Markt ſtellen und vergaß, daß der Selige ohnehin immer ein milder und weicher Herr geweſen. Jetzt muß man ihn von dem Platze nehmen, weil er ſich einer allmäligen Auflöſung zu nähern anfing. In aller Liebe verbleib' ich übrigens Dein treuer Sohn Amandus, Bildhauer."

Blaſedow wurde über den Discuswerfer unruhig: daß er zuſammenfallen könnte, wurde ihm, als nervenſchwachem Manne, bereits ganz gewiß. Konnte er doch ſchon nie ein Kind tragen und damit an ein offenes Fenſter gehen, ohne die Beſinnung zu verlieren, weil es ihm immer war, als müßte er's hinunterwerfen. Bei Kindtaufen zitterte der Nervenſchwache vor Angſt, er könnte den Säugling fallen laſſen. So ſah er nun auch den fingirten Discuswerfer immer auf der Kante eines Tiſches ſtehen und hundert Ellenbogen, die ihn auf ein Haarbreit herunterſtießen. Seine erhitzte Phantaſie mußte ſich erſt durch einige Gänge durch das Zimmer wieder abkühlen. Nun griff er nach dem Briefe Theobald's, des Volksdichters, der ihm ſchrieb: „Lieber Vater! Ich benutze die wenige Muße, die mir die Abfaſſung eines Cyclus von Gedichten geſtattet, Dir dieſe wenigen Zeilen darüber zu ſchreiben. Ich will den ſiebenjährigen Krieg, der Uebung wegen, beſingen, aber dabei womöglich die Fehler vermeiden, die Silius Italicus gemacht hat. Es iſt ein Unterſchied

zwiſchen epiſchen und hiſtoriſchen Dichtungen. Die erſteren ſind in die Form gebannt, welche Homer und Virgil einmal erfunden haben, die letzteren machen ſich lächerlich, wenn ſie ihre Thatſachen mit den allegoriſchen Maſchinen der gewöhnlichen Epopöe vermiſchen. Wie abgeſchmackt ſind die puniſchen Kriege des Silius? Wie unſinnig iſt die Einmiſchung der Götter in die Kämpfe des Hannibal? Lucan's Pharſalien treffen den richtigeren Ton und überragen vom römiſchen Standpunkte die Henriade und jede Alte-Fritziade, die ſich etwa des poetiſchen Apparats, wie er ſich bei Klopſtock findet, bedient haben würde. Mein Gedicht ſoll jener Poeſie der Thatſachen angehören, die nicht einmal Dichtung in die Wahrheit miſcht, wie allerdings Lucan auf ſeinem Standpunkte richtig und zum Aerger der Philologen gethan hat, ſondern nur das Factum, aber als Poeſie, geben. Ich würde weder Alexandriner, noch Herameter, noch Nibelungen-Aale zu meinem Gedichte haben brauchen können, ſondern friſch und raſch, frank und frei tromml' ich vierfüßige Jamben, die ſich wie Reveilleſchlag und Musketenfeuer anhören.. Den langen, wallenden Parnaß von Mars und Minerva und all' den mythologiſchen Hülfstruppen, die zwar bei Ramlern, aber nicht bei Friedrich dem Großen den Ausſchlag geben konnten, hab' ich nirgends in mein abgeſtecktes Feldlager eingelaſſen. Ich gebe ein Gedicht, wo keine Brennen, keine Söhne des Mars und dergleichen Abſtractionen auftreten, ſondern Huſaren, Panduren, Koſaken, Alles echt und authentiſch und durch den Zopf eher recht natürlich, als künſtlich gemacht. Dennoch, lieber Vater, iſt dies Gedicht vom ſiebenjährigen Kriege nur Uebung, und ich werde davon nichts veröffentlichen, als einige Epiſoden, die in den nächſten Mispelheimer Kalender kommen werden. Sonſt bemüh' ich mich, den Geiſt der Zeit recht zu begreifen und über Dunkles klar zu werden. Ich verſtehe noch nicht recht, wo bei unſeren Zeitgenoſſen die Poeſie eigentlich hervorbrechen wird. Jetzt höre ich nur ein geheimes Rauſchen und Anſchlagen, weiß aber das Nähere nicht. Die Hoffnung einiger jungen Dichter unſerer Zeit, es möchte auch der Rauch unſerer Dampfmaſchinen, der bekanntlich in Tropfen niederfällt, die Poeſie mit eigenthümlich erquickender Wirkung an-

einiger Lücken im Perſonal morgen nicht gegeben werden. — Man kommt — mein Gott —

Ludwig

(mit dem Fuße ſtampfend).

Aber ſo ſagen Sie mir doch ein Stück, das ſo weit fertig iſt, um morgen mit einem blauen Tuch hervorzutreten.

Armande.

Sire! Der Tartüffe!

Ludwig.

Tartüffe?

Armande.

Dies iſt das einzige Stück, in dem ich mich eines Tuches bedienen darf — man hat ſchon geklingelt — ich habe keinen Augenblick Zeit — Sie ſehen, Sire, es kann nicht ſein —

Ludwig.

Was kann nicht ſein? Tartüffe kann nicht ſein? Hm, hm! Tartüffe kann nicht ſein? Tartüffe iſt ja fertig — dies Stück kann jede Stunde hervortreten —

Armande.

Tartüffe, Sire? Bedenken Sie — Tartüffe!

Ludwig.

Tartüffe — freilich — freilich, Tartüffe — Molière's verwünſchte Anrede geſtern an das Publicum! Lamoignon — die Frommen — aber als Türkin, als arkadiſche Schäferin legt man keine Tücher um — wegen des Tuches müßte es Tartüffe ſein.

feuchten, ſcheint mir zur Zeit noch eine Täuſchung zu ſein. Nun, es läßt ſich übrigens noch gar nichts ſagen, und ich will mich bemühen, zur Zeit noch harmlos zu bleiben. Wunderlich iſt doch, daß Jean Paul keinen Vers machen konnte! Jean Paul war kein thetiſcher, ſondern ein anakoluthiſcher Geiſt. Seine Poeſieen ſind Vorderſätze ohne Schluß. Wol ſpann Jean Paul die Poeſie aus ſeinem Herzen heraus, aber immer nur Fäden; aus dieſen Fäden und Geſpinnſten konnte er kein Kleid weben. Seine Phantaſie war ein Kaleidoſkop. Sie hielt eine vereinzelte Anſchauung nicht lange feſt, ſondern miſchte ein Gebild in's andere. Mit Bildern und Gleichniſſen überhäuft ſich nur, wer keine Geſtalten recht in der Handlung feſſeln kann. Auch lag Jean Paul's *Gefühl* nicht in jener Activität, die Entſchlüſſe faſſen will und ermattet in lyriſche Ohnmacht zurückſinkt, ſondern in einer ununterbrochenen Paſſivität, die nicht *ſelbſt fühlt*, die nur *mitfühlt*. Das Gefühl des Mannes iſt Melancholie, das des Weibes Wehmuth, und nur Wehmuth kannte Jean Paul. Ueberhaupt, wenn ich an meinem ſiebenjährigen Kriege mit Luſt gearbeitet habe, dann frage ich mich: Was hindert in der jetzigen Bildung zur Antheilnahme an der Poeſie? Früher war die Speculation jene Sphinx, die den Poeten verſchlang, weil er ihre Räthſel nicht rathen konnte. Jetzt iſt das Unthier die Tendenz. Die Tendenz iſt der Wurm, der ſich in die blühendſten Aepfel, in die kräftigſten poetiſchen Eichenſtämme den Weg bahnt und den Kern derſelben anfrißt; ſie iſt der Borkenkäfer, der einen Wald geſunder Natur vernichten kann. Die Tendenz ſpannt Himmel und unermeßliche Horizonte über uns, während das Gedicht am beſten geräth, wenn man durch die Bäume nur ein wenig Blau ſchimmern ſieht. Für die Pfeile der Poeſie mühſam vorn die kleine Pointe zu ſpitzen und ſeine Waffen hübſch blank zu putzen, das iſt zu gering für unſere jetzige Bildung, wo die Dichterjünglinge nur die Zeit ausbeuten wollen. Wer echter Dichter ſein will, kann nicht immer präcis eintreffen, wenn die Poſt abfährt. Oft wird er hören müſſen, daß er den Glockenſchlag verſäumte und daß das Jahrhundert, eingewickelt in die neueſten naſſen Zeitungen, ſoeben abgefahren iſt. Ja, wir Dichter ſollen

Verwandte der Zeit ſein, Schwäger, aber nicht Brüder und Väter und Söhne. Brennt eine heilige Flamme auf dem Altar Deines Herzens und Du läſſeſt dem Sturmwind ſo freien Zugang: er tost heran und verweht Aſche und Kohlen in die Luft. Und wenn die jungen Menſchen nur an ſich glaubten! Wenn ſie nur den Muth hätten, den Flug eines Vogels zu verfolgen und dabei zu ſagen: Ich habe gelebt! Wer will noch etwas beſingen, das beim letzten Verſe ſchon verblüht iſt und ewig nur in der Dichtung wird! Die Menſchen ſuchen ſich heute zu ſehr durch Charakter und Vollſtändigkeit geltend zu machen. Sie treten wie Karavanen auf. Die Vergangenheit ſchleppen ſie an ihren Kleidern; ſie wollen dadurch, daß ſie die alten Begebenheiten an ihren Rockſchooß heften, ſie zu neuen machen. Das Drängen nach der Rednerbühne iſt ſtark. Jeder will das Wort haben, und hat er's, nicht wieder abgeben, weil er weiß, daß nicht alle Tage an ihn die Reihe kommt, bei dem Gedränge. Nun ſoll Alles auf Einmal geſagt werden. Ein Wort ſoll eine Welt widerſpiegeln. Kehrte man doch zum Menſchen zurück! Würde man wieder ein Kind, nachdem man ein Greis geweſen! Es läßt ſich hierüber noch Vieles ſagen; aber ich breche ab, weil ich mir durch Kritik nicht die Luſt, ſelbſt zu ſchaffen, verkümmern will. Möchten Dir, lieber Vater, dieſe Bemerkungen ein Unterpfand ſein, ob Deine Wünſche einſt befriedigen wird Dein Sohn Theobald, Volksdichter."

Blaſedow hatte über dieſen Brief ein Doppelgefühl, das ſich gegeneinander aufhob. Es mißfiel ihm eben ſo ſehr der Stoff, den Theobald gewählt hatte, als er mit Vergnügen die Anlage des jungen Menſchen (wüßten wir nur recht, wo Theobald's erſter Entwurf aufhörte und Schlachtenmalers Ergänzungen anfingen!) zum Kritiker wahrnahm. Schien es ihm nun zwar, als könnte eine Zeit kommen, wo jeder Dichter an ſich ſelbſt ſeinen Leibkritiker hätte, wie jedes Kameel ſeinen eigenen Höcker, ſo hoffte er doch, das natürliche Gleichgewicht zwiſchen Geburten und Sterbefällen (die Todtenliſten der Literaturblätter zeigten ohnehin noch immer auf mehr Erſtere, als Zweite) würde ſich wiederherſtellen müſſen, ſo daß mit der Zeit wieder nur ein kritiſches Ichneumon auf die Eier

von mehren Krokodilen (die Thränen derſelben ſollen den Vergleichungspunkt mit der Dichtung hergeben) kommen dürfte. Inzwiſchen wußte er hinlänglich, daß unſere Zeit mehr Verſtand, als Phantaſie hat, und fürchtete dann nur, Theobald und Alboin möchten zuſammenſtoßen und ſich die Kundſchaft ſchmälern. Alboin aber, der ſatyriſche kleine Ziegenfuß, hatte geſchrieben: „Lieber Vater! Jenes ſaure, geſichtverziehende Kraut, welches man als Reizmittel zum Lachen gebraucht hat, wie den Stich der Tarantel als Reizmittel zum Tanzen, wächſt nicht allein in Sardinien, ſondern auch in Kaputh. Ich lache wol, aber meiſtens über Thorheiten, die ich ausbüßen muß. Stoff genug iſt vorhanden, um aus mir eine Zuchtruthe der Menſchheit zu machen; einſtweilen bin ich aber mehr ein Gegenſtand für ſie, als ſelber eine. Von dem Meiſten könnte man mit Juvenal ſagen: Es iſt ſchwer, darüber keine Satyre zu ſchreiben; was bieten nicht die Lehrer allein für Stoff! Der Eine lehrt Geſchichte und examinirt uns nicht anders darin, als daß er ſich an den Nägeln kaut, auf die er ſich die Jahreszahlen mit Tinte geſchrieben hat. Ein Anderer trägt den Homer wie ein Citharöde vor und hüpft die Hexameter mit Händen und Füßen, ſo daß ich mir neulich beigehen ließ, ein Spottgedicht auf den Katheder zu legen: die convulſiviſche Metrik. Meine Hand war leicht erkannt und der Kopf hatte es zu entgelten. So hatte ich mir meine Beſtimmung noch ziemlich entfernt; die elaſtiſchen Ruthen ſchlagen zu heftig auf mich zurück und ich beiße mir in die Lippen, wenn mir etwas Komiſches einfällt. Inzwiſchen hab' ich neulich doch wieder Luſt bekommen, mein Zwerchfell (wenn auch ſpäter dafür meine Rückenhaut) erſchüttern zu laſſen. Ich ſchrieb ein ſatyriſches Heldengedicht, eine Groteske, wie ich's nannte, wozu Schlachtenmaler die Bilder machte. Rector Schimmelpfennig duldet nicht, daß wir Scholaren in den Zwiſchenſtunden das Schulgebäude verlaſſen und uns nebenan mit Lebensmitteln verſehen. Da wir es nun aber doch thun, ſo paßt er uns auf, weshalb er von mir wie ein Wegelagerer geſchildert wurde, der von ſeinem Raube Nutzen zu ziehen ſucht. Denn indem er unſer Brot und unſere Würſte confiscirte, verwandte er dieſe für ſeinen eigenen

Haushalt und hatte täglich das Interesse, einen reichen Fang zu thun. Das Alles hatte ich in Homerischen Versen besungen und auch zum Schluß jene Scene nicht vergessen, wo Schimmelpfennig an seine Haushälterin und deren Kinder die Brötchen und Aepfel vertheilt, die er erbeutete. Lieber Vater, diese Groteske kam heraus, ich meine, sie wurde verrathen, und ich mußte durch achttägigen Carcer die Folgen erkennen lernen, welche ich mir durch die Bestimmung, welche Du mir gegeben hast, dereinst noch im Großen zuziehen werde. So viel sah ich ein, wenn ich unbehelligt bleiben will, muß ich mehr dem Geiste eines Lichtenberg, als dem eines Kästner nachstreben. Jener hielt sich an Sachen, dieser an Personen. Jener versplottete Gruppen, dieser Einzelne. Was ich, lieber Vater, noch sonst aus meiner nächsten Sphäre aufgegriffen habe, will ich Dir nicht schicken, z. B. eine Satyre auf meinen Nachbar. Ich will mich aber in allgemeinen Gegenständen versuchen und dann um ein Urtheil bitten. Ich studire fleißig die Kirchenväter und bleibe Dein treuer Sohn Alboin, Satyriker."

Blasedow war über diese Briefe höchlichst zufrieden und trennte sich, da ihm der Gedanke an seine so trefflich gedeihenden Söhne immer heimlicher wurde, von seiner Frau, dem Amte und seiner Umgebung immer mehr.

Sechstes Kapitel.

Das Stelldichein.

Wo sollt' es aber mit den Brüdern hinaus! Kamen doch die wichtigsten und wegen ihres sittlichen Charakters geachtetsten Personen der Stadt, ein Blaustrumpf, ein Wiesecke, ein Weckenesel*), ein Schimmelpfennig darin überein, daß

*) Weckenesel hatte, obschon nur Inspector, mehr Gewalt über die Akademie, als Silberschlag. Wollte man etwas von ihm, so mußte

dieſe jungen Leute das fürſtlich Sayn-Sayn'ſche Schul- und Unterrichtswesen von Grund aus untergruben, das Reine anſteckten, die Gemüther halsſtarrig und zu Empörungen geneigt machten. Sie waren ein in das Waſſerglas der Schulabrichtung geworfenes Salz, das ſich allmälig darin auflöſte und oben windige Blaſen trieb. Jener Kreis von allgemein anerkannten Stadt- und Landespatrioten zog ſich immer enger zuſammen und ſuchte das Quartett des Aufruhrs zu erſticken. Nur dem Aelteſten beizukommen, war ſchwer, da ſich dieſer in einer anſtändigen Art zu geben wußte. „Aber," ſagte Blauſtrumpf, „gerade dieſer Schein von Ehrenhaftigkeit iſt es, der die größten Verbrecher aller Zeiten ausgezeichnet hat, und namentlich den Räuberhauptleuten jenen Nimbus gab, der ihnen unter ihrer Bande eine meiſt abergläubiſche Verehrung verſchaffte. Ja, hat ſich nicht gerade Catilina durch einen gewiſſen Adel in ſeinem Benehmen ausgezeichnet und durch einen äußern Schein alle jene Laſter verdeckt, die er im Geheimen und gewiß nicht ohne Mitwiſſen Cäſar's trieb? Wie viele Mörder und vorſätzliche Brandſtifter wußten nicht ſelbſt auf dem Galgen noch einen Anſtand zu behaupten, der dem Henker mehr Angſt machte, als er ihnen! Ich will," fuhr er noch jüngſt in ſeinem gegen die Tractatenverbreitung geſtifteten Kränzchen fort, „ich will nicht mehr viel von dem Vergangenen ſprechen; aber geſtehen müſſen wir doch, daß ſchon jene Geiſtererſcheinung, welche der Burſche, zum Spott des Conſiſtoriums und der Umgegend, in Kleinbethlehem aufführte, einen Grad von Verruchtheit offenbarte, der, wenn er ſich nur wenig geſteigert hat, ſchon der gefährlichſten Unternehmungen fähig wäre. Die Mitſchuldige jener Mummerei, welche mich in die Tage zurückverſetzt, wo das Geſpenſt in Tegel ſo viel Schrecken verbreitete, die Tochter des ſonſt ſo vorurtheilsfreien Tobianus, dient jetzt in dem Höllenſtein'ſchen Hauſe als Geſellſchafterin; er beſucht ſie, und wer weiß, ob ſie auch hier nicht wieder, und vielleicht in einem gefährlicheren

---

man nicht mit den deutſchen Katholiken beten: Heiliger Januarius, bitt' für mich beim lieben Herrgott! ſondern mit den neapolitaniſchen: Lieber Gott, bitt' für mich beim heiligen Januarius!

Sinne, unter einer Decke spielen! Aufrichtig gesagt, Herr Registrator, ich begreife nicht, wie Sie Ihre respectable Person mit einem so zweideutigen Wesen haben in Verbindung setzen können!"

Der Registrator hatte sich längst entfärbt und zitterte vor Wuth. Er mochte den Gedanken an Sophien um so weniger aufgeben, als sie ihn dazu noch nicht aufgefordert hatte und die Schlaue sich auf alle Fälle einen Rückzug offen zu halten schien: einen in die Jugend, einen in das leichtfertige und den dritten in das gesetzte Alter. „Ich bitte um Entschuldigung," sagte er, um den Consistorialrath zu veranlassen, ihn darum zu bitten, „Sophie ist ein unschuldiges Geschöpf, das nur im Bewußtsein seiner Reinheit jenen falschen Schimmer nicht zu scheuen braucht, den eine theils schwierige, theils harmlose Stellung wirft. Würde die Baronin Celinde, diese keusche Nachtviole, Sie kennen diesen überirdischen Hauch eines mehr Engels als Weibes —" — „Ach," unterbrach Frau Doctor Mörder diese poetische Schilderung, die auf Sophien einen Abglanz werfen sollte, „wer kann das Innere dieses Hauses errathen! Die stillen Wasser sind die tiefsten. Die Baronin scheint an dem reizenden Burschen" (hier griff Mörder zur Theetasse, um den kalt gewordenen Inhalt zu leeren, und Wiesecke schon beinahe nach dem Stock) „nicht weniger Gefallen zu finden, als die Gesellschafterin. Der würde nicht den Kopf so hoch tragen können und so rothe Wangen haben (während es ihnen oft am Nöthigsten fehlt und der Wirth keine Miethe bekommt), wenn ihm nicht irgendwo die schwarzen Locken gekämmt und die Barthaare gestutzt würden." Frau Mörder sprach dies mit einem so sichtlichen Verlangen, es in dieser Zutraulichkeit den vermeintlichen Sünderinnen nachthun zu dürfen, daß Registrator Wiesecke, als hätte er sich auf das Nadelkissen der Doctorin gesetzt, aufsprang und das Kriegsministerium vorschützte, um nur freie Luft und Rache schöpfen zu können. Sei es nun, daß er von Sophiens Treue eine so gute Meinung hatte, wie sie gewiß von der seinigen; sei es, daß er von dem Baron Satan von Höllenstein, seinem Vorgesetzten, die gemessensten Befehle hatte: genug, er wollte wenigstens

den Schlachtenmaler einen Blick auf das Gemälde seiner noch immer ungetrübten Hoffnungen werfen lassen und ersann sich einen Brief, den er ihn bitten ließ, da er ja täglich das Höllenstein'sche Haus besuchte, noch heut' Abend mitzunehmen. Die Oblate des Billets feuchtete er mit den Flüssigkeiten seines Mundes so heftig, daß es lange währte, bis sie getrocknet sein konnte. Er wünschte, daß Schlachtenmaler sich selbst von dem zuversichtlichen Tone überzeugen sollte, den er das Recht hatte, gegen Sophien zu gebrauchen. Nicht einmal ein Petschaft (sonst immer zwei sich schnäbelnde Tauben) drückte er darauf. Schlachtenmaler eben im Begriff, Celinden zu besuchen, nahm den Brief und las ihn, da er offen genug war. Wiesecke sprach wie trockenes Verstandesholz, das durch übermäßiges Reiben plötzlich zu rauchen anfängt und zündet. Eine Wärme, wie von nassem Heu, sprach sich darin aus. Das Drolligste war ein Stellbichein, das sich Wiesecke für den Abend so keck bestellte, als wär' es ein Fußbad. Der Bote drückte das Papier wieder zu und hoffte dem Stellbichein einen Fuß zu unterstellen. Sophie wollte den Brief nicht nehmen, als er an ihr vorüberging und zu Celinden eilte, mit der er die griechischen Tragiker in deutschen Uebersetzungen las. Sie hielt ihn fest und schalt ihn seiner Zerstreuung wegen. Da er Celinden zueilte, zog sie ihn mit Gewalt in ein von ihr entferntes Zimmer und weinte, weil sie nicht mehr wisse, wohin. Es wäre ihr das Liebste, wenn er mit ihr fortginge. Er machte sie mit Salbung auf die Pflichten aufmerksam, die sie gegen den Registrator hätte; allein dieser war bei ihr immer nur die äußere, schützende Schale für einen Kern, den Schlachtenmaler errieth, aber aus Achtung vor Celinden nicht aussprechen wollte. Geräusch nebenan trennte Beide, und Schlachtenmaler trat beklommen, wie jeden Abend, zu Celinden, die ihn längst erwartet hatte.

Die zartesten Gespinnste hatten sich seither um diese beiden Menschen gelegt. Sie tauschten Alles gegen einander aus, was die Veranlassung und dauernde Grundlage der Liebe ist, ohne an diese selbst zu denken oder sie gar zu nennen. Beide nahmen sich wie Aufgaben, die sich zu lösen hätten: denn Celinde schwärmte dafür, den jungen Mann von den Ueber-

treibungen seines Gemüths und all' den Narben und Höckern seines Wesens zu befreien. Er dagegen suchte ihr Geschmack an dem Satze beizubringen, daß alle Dinge zwei Seiten haben; sie, daß die Wahrheit und die Schönheit nur eine einzige, ewige und unveränderliche Form hätte. Was er in hundert Falten legte, das zog sie in eine schöne und aufrichtige Ebene auseinander. Sie hatte ganz den Enthusiasmus junger Frauen, Jünglinge, die sich vom Gegebenen allzu weit entfernen, auf das Leben und seine Gesetze zurückzuführen und sorgsam hütete sie an dem Paradiese ihrer Gespräche, wie ein Engel mit dem feurigen Schwerte, um ihn immer wieder in die Hecken zurückzutreiben, wenn er sie zu überspringen, und wie sie's nannte, nicht gut zu sein drohte. Und er dagegen! Wie gern hätt' er sie für den Humor empfänglich gemacht und wie wenig gelang es ihm mit Jean Paul, sie dahin zu bringen, wohin er sie bringen wollte! Sie hatte ein durchaus classisches Gemüth, das an dem Humor nie die Doppelstimme unterscheiden konnte, sondern im raschen Umflug ihres pochenden Blutes alle Farben gleich wieder in eine verwandelte, in die blaue, die Farbe des Vertrauens und der treuen Beruhigung, gleich dem Azur des Himmels. Sie ertappte ihn gleich, wenn er, wie strengere Richterinnen würden gesagt haben, in Thorheiten verfiel, oder wenn er, wie er sich oft selbst später im Stillen eingestand, faselte. Er konnte locken und blasen und die schönsten Töne aus seinem poetischen Wunderhorn zaubern, sie ging nie mit ihm in den Wald der Grübelei, wenn er nicht die gebahnten Fuß- und Fahrwege einschlug. So hatte sie, ohne es zu wissen, sich die keuscheste Unschuld in ihren Gedanken erhalten, den einzigen zauberhaften Brunhildsgürtel, der stark genug ist, Frauen zu wahren selbst gegen Siegfriedsanfechtungen, so lange nämlich solche geistig bleiben und nicht, wie in der alten Sage, körperlich werden.

Oft aber, und gerade heute, war Celinde doch nur ein schwaches Weib und der Liebe so nahe, daß nur noch das Geständniß fehlte, was freilich Alles ist und das nie kommen wird, wo man sich nicht zur Schuld bekennen will. Sie fühlte sich so tief in die Empfindungen ihres Freundes hinein, daß

sie ihm ansehen konnte, wie er litt, wenn sie Anderen gehörte, die kein größeres Recht auf sie hatten, als er oder ihr Gatte. War er doch schon oft abgewiesen worden, wenn sie Gesellschaft gab, und hatte geschworen, nicht wieder zu kommen. Und nun, statt ihn über das Unumgängliche aufzuklären, litt sie darüber mehr als der Schmollende, und schämte sich, wenn sie ihn wiedersah, weil sie doppelt fühlte erstens ihr Unrecht und sodann seine Kränkung. So war es gestern gewesen und heute wagte sie nichts davon zu erwähnen und saß still und fast beschämt da, als er kam. Er trat mit jener vornehmen Entsagung ein, die aber die Mischung einer Entbehrung und eines Stolzes ist, der sich über sie hinwegsetzt und verrathen soll, wie wenig ihm an etwas gelegen, das er nicht haben konnte. Er schlug den Solger'schen Sophokles auf und las die ersten Scenen der Elektra. Mit erstickter Stimme, die sich mühsam aus seiner schwer belasteten Brust hervordrängte, gab sie das Zeichen ihres Verständnisses seiner Erklärungen. Als er schon beim ersten Chor war und ihr Alles bunt durcheinander lief, fragte sie ihn, ob er zürne, und gerieth, als er antwortete: weshalb? nun erst recht in Verwirrung: denn sie mußte doch annehmen, daß es ihn kränken könne, ihre Fenster hell erleuchtet und sie nicht selbst zu sehen. Es währte lange, bis Schlachtenmaler das ängstliche Schweigen durch ein geborgtes Lachen arithmetisch aufgehen machte und Celinde dann, um doch etwas zu haben, um sich rächen zu können, ihm sagte: er thäte doch Alles, um ihr den Sophokles zu verleiden! Sie sprach diesen Schmerz, den ihr die griechische Literaturgeschichte verursachte, mit so viel Wahrheit aus, daß Schlachtenmaler mit Ernst fortfahren wollte; aber sie nahm ihm das Buch und schlug es zu. Der junge Mann war einen Augenblick still; dann sagte er: „Und nun seh' ich wol, was ich bin: das Buch ist zu, und die Thür geht auf. Ich sollte nun gehen und werde es auch." Celinde sagte nichts früher, als bis er wirklich aufstand. Da sprach sie denn endlich: „Eine Brücke muß es zwischen uns geben, lieber Oscar, eine schnell aufgeschlagene und abgebrochene Schiffbrücke. So unmittelbar würden wir uns auch nie verstehen; unsere elektrische Kraft (sie brauchte

das Wort aus Erinnerung an Elektra) muß erſt einen Leiter haben. So zünden ja manche Raketen erſt, wenn ſie in's Waſſer kommen. Wir müſſen uns nur durch Bücher, Muſikalien und Zeichnungen nähern und in der Sprache dieſer Dolmetſcher uns unterhalten. Das ſehen Sie gewiß ein und rücken mir's nun vor, als hätten wir nur mit einander zu leſen und zu zeichnen und Muſik zu machen!" Schlachtenmaler war gewiß harmlos und achtete die Schranken, die ihm die Verhältniſſe zogen. Deshalb kränkte Celinden gerade ſein Drängen und ſein Ungeſtüm; ſie wußte, wie edel er von ſich und ihr dachte, nur hatte ſie ſchon oft an ihm tadeln müſſen, daß Männer überhaupt ihre Kraft gern in den Vordgrund ſchieben und, wie Hercules mit der Keule ſpielen, während ſie doch gezähmt ſind und recht gern ſpinnen, wenn es Omphale verlangt. „Kein Mann," ſagte ſie ihm, „kann doch ſo groß ſein, daß er ein Weib achtet, ohne mit den Vortheilen zuweilen zu drohen, welche er voraus hat. Nur die Männer ſind es, welche gemiſchte Freundſchaften unmöglich machen. Die ſind wie gezähmte Thiere, bei denen man immer gewärtig ſein muß, daß ſie einmal plötzlich wieder in den Zuſtand der Wildheit zurückfallen." — „Nun," ſagte Schlachtenmaler, „zähmen Sie dieſe Leidenſchaften!" und führte Celinden an's Clavier. Sie ging widerſtrebend und miſchte noch in die Noten, die ſie ſuchte, die abgeriſſenen Worte: „Ich bin wahrhaft unglücklich mit Ihnen. Ich hege für Sie die reinſte und innigſte Freundſchaft und Ihre Unbeſtändigkeit macht mir meine Treue ſo ſchwer und dornenvoll." Sie klingelte heftig, um Sophien zu rufen, die doch jetzt, wo ſich die Stunde in eine Erholung verwandelt hatte, nicht fehlen durfte. Sie kam nicht. Sie klingelte ſtärker. Sophie ließ nichts von ſich hören. Schlachtenmaler hatte den Hut in der Hand und war ſchnell aus dem Zimmer. Draußen ſtampfte er mit dem Fuß auf und ſchwur, nie wieder zu kommen.

Es war ein dunkler Abend, herbſtfeucht. Schlachtenmaler wandte ſich in den Hof und ging in den Garten, weil er gehen und ſich doch nicht trennen mochte. Er blickte auf den Hof zurück; Alles war dunkel; nur Sophiens und die Fenſter der Dienerſchaft waren hell. Wenn die Sentimentalität darin

Lamoignon
(ſteht ſtarr bei Seite).

Was?

Molière
(folgt dem Spiele Armandens mit der glückſeligſten Spannung).

Armande.

Aber bedenken Sie, Majeſtät, den Tartüffe?

Ludwig.

Freilich, freilich, ich beſinne mich — es hat Schwierigkeiten! Bah, werd' ich darum aufhören, König von Frankreich zu ſein, wenn man den Tartüffe ſpielt?

Armande.

Die Aerzte —

Ludwig.

Bah, die Aerzte —

Armande.

Die Advocaten —

Ludwig.

Bah, die Advocaten —

Armande.

Die unmoraliſchen Scenen mit dem Tuche —

Ludwig.

Mit dem Tuch? Mit dem Tuch? Das hab' ich ja ganz vergeſſen! Das iſt die beſte Scene im Stück. Da haben Sie ja die ſchönſte Gelegenheit, mir Alles zu ſagen, ohne ſich den mindeſten Zwang anzulegen. Iſt Ihr Tuch gelb, ſo komme ich morgen Abend nicht! Iſt es blau, ſo iſt die Liſt gelungen, Sie haben eine Scene mit Molière gehabt, er läßt Sie den

besteht, daß man seine Gefühle nicht nennen kann, so befand sich Schlachtenmaler im höchsten Stadium derselben. Denn was durchkreuzte sich nicht Alles in seinem Innern! Eine Völkerwanderung von Gefühlen und Vorstellungen fluthete über ihn her; Altes starb, Neues kam; er war in einer Stimmung, wo man noch so sehr von der Unschuld der Welt überzeugt sein kann und doch Alles in ihr anklagen möchte. Ueber wen wären so nicht zuweilen die Wellen eines erlebten Tages zusammengeschlagen, bewußtseinraubend, erstickend und doch immer wieder einen Moment ebbend, daß man Athem schöpfen kann zum neuen Andrang der Fluth! Sein Stolz und sein Muth machten ihn zum Götterbild, das aber an hundert Stricken geschleift und zertrümmert wird. Hier zog eine Macht, dort stieß eine andere zurück. Er sank wehmüthig auf den feuchten Rasen nieder.

Nur zu grell flackerten wie verglimmende Strohhalme alle seine Verhältnisse vor ihm auf. Bis in die ersten Tummelplätze seiner Jugend grub er sich hin und jetzt erst empfand er recht, wie frostig die Hand des Schicksals war, die ihn früh gesegnet. Wo ihm etwas nicht schwarz genug in seinen Erinnerungen schien, da zog er seine Brüder heran und empfand statt ihrer ein Loos, das sie noch nicht so reif wie er unterscheiden konnten. Wie ein unbemerkter Bach stürzten ihm die Thränen in die Gräben hinein, die er zog, als ihm die graue Gestalt seines Vaters überall in seinen Vorstellungen begegnete und er sich wol sagen mußte, welch' ein reicher Lebenstrieb an diesem Manne in ein so frostiges Klima gestellt war! „Wie steht er da," flüsterte er sich zu, „ein Fruchtbaum mitten unter Tannenkiefern, eine indische Palme auf deutschem Sande! Versteinert sind schon seine Gefühle und das Moos der Kirchhöfe zieht sich über die geborstene Rinde seines Herzens. Er ist eine Cisterne in der Wüste, die Niemanden mehr erquickt, denn ihr Inhalt hat sich in Salz verwandelt. Was hätte er wirken können, wenn er sich in dem Laub, das von seiner Krone fällt, hätte betten und nach und nach seinen nächsten Umkreis mit dem abgelegten Winterschmucke düngen können! Wie fett würde dann sein Boden geworden sein, während ihm jetzt der Wind des Schick-

ſals oder die Bettlerlage, in welcher er lebt, Alles gleich fortweht, was er zum Schutz ſeiner Entwicklung hätte brauchen ſollen! Nun ſeh' ich ihn einſam in dem Geſpinnſt ſeiner Hoffnungen leben und von der Treibhauswärme der falſchen Erziehung, die er uns gegeben, den Emporwuchs eines majeſtätiſchen Urwaldes erwarten, unter deſſen ſäuſelndem Schatten er ſelbſt wieder die wilde Freiheit der Selbſtbeſtimmung zu gewinnen hofft, die er ſeinem verfehlten Looſe opfern mußte!"

Das mußte dem jungen Manne wie ein krampfhaftes Lächeln über die Wangen fahren: Treibhauswärme! Und doch fühlte er, wie Alles, was er konnte und verſtand, nur leiſe in den Flugſand gedrückt war oder wie Zwiebeln über einem Waſſerſpitzglaſe lag, ohne daß man die weißen langen Wurzeln ſchon hätte ſehen können. Er mochte die Welt, die Wiſſenſchaft und Kunſt mit ſtarken Armen umfangen, und es fehlte ihm die innere Reife, um den zärtlichen Bund durch tiefe Kenntniſſe und geregelte Worte zu befeſtigen. Nur ſein Eifer und ſein ungeſtümer Drang war da. Doch fühlte er, daß er damit Alles erobern, aber nichts behaupten konnte. Was war überhaupt ſein Antheil und ſeine Hoffnung auf's Leben! Weder für das, was er ſein ſollte, noch für das, was er ſein mochte, hatte er die nothwendigſten Vorausſetzungen; und wie er — ſo ſeine Brüder, für welche er, klar geworden über das verfehlte Erziehungsprincip, eine väterlichere Stimmung hatte, als der Vater.

Und was ſind alle dieſe von den Umſtänden ſelbſt gegebenen Gefühlsanklänge, dieſe unvermeidlichen Echos der ausgeführten Lebensmelodieen, gegen jene Fülle von verworrenen Diſſonanzen, die auf jugendlich-ſtrebende Gemüther eindringen, wenn ſich einmal der Nachtthau der Melancholie in ihre Kelche legt! Ach, ein ſo ſchwerer Alp lag auf ſeiner Bruſt. Es drückte ihm eine ſo ungeheure Laſt faſt das Herz ab. Es war dies Celinde nicht allein, die ſich wie ein Kranz von entwurzelten Vergißmeinnicht um den feuchten Feldſtein in der Mitte zog, der ſein ganzes Leben und Daſein bedeutete. Es war mehr als dieſe Thorheit, der doch ſein geſunder Sinn nicht lange nachzuhängen vermochte. Nennen konnte er es aber nicht. Er hätte es vielleicht ein ander Mal

so beschrieben: Gewiß schlägt Gott irgendwo die Saiten der Weltregierung so heftig an, daß ein zitternder Nachhall den ganzen Resonanzboden der Schöpfung erschüttert und etwas in uns erbeben läßt, was vom Zwerchfell gerade das entgegengesetzte Organ ist. Das Auge und die Thräne sagen nicht Alles. Oder sollt' es wahr sein, daß wir schon einst auf einem schöneren Planeten gelebt haben, ohne es wissen zu dürfen oder zu können? Will sich die göttliche Erinnerung des Plato einen Weg über die dicke Hornhaut unseres tellurischen Daseins bahnen? Meldet sich so geheimnißvoll das, was wir vergessen haben? Aber zum Beschreiben ist es nicht und auch unnütz, da ein jedes Herz, das tiefer liegt, als das Niveau der gewöhnlichen Menschennatur, da jedes jugendliche Gemüth, das die Einsamkeit gesucht und die lockende Nirensprache der in ihr schlummernden Geheimnisse nicht gefürchtet hat, fühlen wird, was Schlachtenmaler damals fühlte. Wehe dem Jünglinge, dem es nicht manchmal war, als wüchsen ihm Flügel und als lebt' er nicht mehr!

Indem Schlachtenmaler durch die langen Weinlaubgänge wandelte und, was ein Rheumatiker nicht hätte thun dürfen, die feuchte, nebelhafte Ausdünstung derselben wie Kühlung seiner inneren Gluth einsog, zuweilen auch wol ein Spinnengewebe zerreißen mußte, das über dem Wege hing, war es ihm, als bemerkte er in dem Pavillon mit der künstlichen Aussicht Licht. Doch verglomm der Schimmer sogleich, wie er ihn gesehen. Nun aber war es ihm, als huschte am Ende des Weinlaubganges ein Schatten vorüber, der nur von einer menschlichen Gestalt kommen konnte. Sollte sich wirklich, rieth er, die Liebe des hektischen Actenmenschen so entzündet haben, daß sie ihn mit Fieberhitze in den feuchten Garten zu dem gewünschten Stelldichein trieb? So hatte Wiesecke beim Kriegsdepartement nicht blos eine Anstellung, sondern auch Muth! Er wußte nicht blos ein Register über die Pistolen der Landesarmee zu führen, sondern trug wol gar selbst welche? Schlachtenmaler konnte der Versuchung nicht widerstehen, auf ihn Jagd zu machen. Als er dort stand, wo er den Schatten erblickt hatte, sah er nur den Pavillon wieder noch ein wenig aufblitzen. Er spitzte seine Sehkraft, um das

Dunkel, das ihn rings umgab, zu durchdringen. Der Wartende ſchien ihn zu bemerken und beeilte ſich. — „Wart',“ dachte Schlachtenmaler, aus Aerger, daß er ſich nicht getäuſcht hatte, „ich blaſe Dir das Pulver von der Pfanne.“ Damit lief er ſchnell die Anhöhe zum Pavillon hinauf und trat den Harrenden ſo heftig und ſchnell an, daß dieſer zurückfuhr und vor Schreck den Mantel von der einen Schulter fallen ließ. Schlachtenmaler ſchoß eiligſt an ihm vorüber und den andern Theil des Hügels wieder hinunter. Ein Unbekannter, mit dunkelm Barte, hatte ihn angeſtarrt. Nun fürchtete er Verrath und lief an die Gartenthür zurück, durch welche Sophie ſoeben hineinſchlüpfen wollte. Er zog ihr im Nu die Haube tief auf die Naſe herunter und eilte davon. Jetzt nun zweifelte er nicht, daß der Poſten am Pavillon der Baron Satan von Höllenſtein geweſen war.

Siebentes Kapitel.

„Der Journalismus iſt eine Peſt.“

Löffler, über die Geſetzgebung der Preſſe.

Die Relegation mußte für die Brüder beſonders deshalb ſo ſchmerzhaft ſein, weil dieſe Mine in einem Augenblick ſprang, wo ſie es am wenigſten erwarteten. Sie hatten bei dem bevorſtehenden Winter ſich vorgenommen, ihre Eingeweide in Erz zu verwandeln, wie es von jenem alexandriniſchen Grammatiker heißt: er war ſo außerordentlich fleißig und konnte ſo anhaltend arbeiten, daß man hätte glauben mögen, er beſäße einen ehernen Unterleib. In dem Augenblick ließ die Clique den Mordſchlag ſpringen und die vier Brüder waren relegirt.

„Ich ſage, dies iſt ein Glück für uns,“ tröſtete der Aelteſte. „Ein Kaufmann fallirt lieber bei Zeiten, als daß er durch zu langes Hinhalten ſeines zerrütteten Zuſtandes ſich um alle Möglichkeit bringt, durch Credit wieder aufgerichtet zu

werden. Beſſer, ſie weiſen uns ab, wo wir noch nichts haben, als daß ſie unſern Fleiß und die ihrem Reglement geopferten Jahre durch ihren unverbeſſerlichen Haß zunichte machen. Der Keſſel unſers Dampfbootes ſprang am Ufer und noch nicht auf der hohen See. Nun gilt's einen tiefen und entſchloſſenen Griff in die Urne des Schickſals."

Beſſer, meinten die Brüder, ſie könnten recht tief und entſchloſſen in ihren Geldbeutel greifen: denn in dieſen ſchiene Sonn' und Mond hinein. Die Zubuße der Eltern wäre Waſſer auf einen glühenden Stein und hülfe zu weiter nichts, als durch kleine Bezahlungen die Wunde ihrer Schulden nur ewig offen zu erhalten. Das Verhältniß mit Celinden wäre ebenfalls abgebrochen und die Sophokles-Vorleſung trüge nichts mehr ein. Von Sophien zu borgen, wäre doppelt ſchamlos. In ihrer Lebensart könnten ſie nichts herabſtimmen, da Schmalhans längſt ihr Küchenmeiſter ſei.

Die Brüder Däumling's im Märchen konnten nicht verzweifelter über ihre Lage rathſchlagen, als die Söhne Blaſedow's über die ihrige. Ueber den kleinen Stock, den man ihnen mit der Relegation vorgehalten hatte, ſprangen ſie ſchon hinweg; aber ſie waren raſch aufgeſchoſſene Knaben, viel zu alt, um die Scharten ihres Rufes ſo bald wieder ausbeſſern zu können und zu hungern vor den Leuten. Alboin ſprach von einer Auswanderung nach Amerika, was ihnen nur erſt dann lächerlich vorkam, als ſie einſahen, daß ſie dort Handarbeiten hätten verrichten müſſen. Theobald ſchlug vor, unter die Soldaten zu gehen; allein die Landesuniform ſagte ihrer Phantaſie nicht zu. Sie ergriffen das Wochenblatt und durchliefen die Reihe von Dienſtanerbietungen in den verſchiedenſten Fächern; aber nichts war dem Adel ihrer, wenn auch noch ſo mangelhaften, Bildung angemeſſen. Und nun ſchlägt wol zuweilen der Blitz mitten in eine ſolche Nacht der Verlegenheit und zündet ſo ſchnell, daß im Nu ein ganzes Gebäude in lichterlohen Flammen ſteht; alle Zweifel ſind beſiegt, keine Rückſicht wirft uns mehr Hinderniſſe in den Weg, die Abhülfe einer Noth iſt mit dem größten Wohlgefühl verbunden, und ſo fuhren Alle, wie von einem elektri-

ſchen Schlage getroffen, empor, als Schlachtenmaler den blitzſchnellen Gedanken, der ihnen mehr als blitzhelle aus der Münze kommende Thaler war, auf den Tiſch warf und ausrief: „Wir geben ein Journal heraus!“

Die jungen Leute geberdeten ſich, als wären ſie von der Tarantel geſtochen. Sie turnten über Stühle und Tiſche fort, wieherten vor innerm Jubel wie junge Roſſe, ſchlugen mit geballten Fäuſten auf ſich ein, drückten ſich unter einander, daß ihnen Hören und Sehen verging, trommelten mit Händen und Füßen, als gält' es, die Welt auszupochen, und Amandus ſchlug ſo viel Räder im Zimmer, daß wirklich eine Waſſerflaſche darüber verloren ging und ſie ſich erſt ſammelten, als ſie die Scherben ſammelten. Was hatte nun der Regiſtrator noch nöthig, ſeine Mißbilligung des Lärms durch ein ihm vom Wirth geſtattetes Anpochen auszudrücken? Er mußte noch immer wie der Todtenkäfer, der in der Wand wühlt, ſich zu erkennen geben und hatte diesmal eine ſchlechte Stunde zu ſeinem memento mori gewählt: denn Schlachtenmaler, der ruhig am Fenſter geſtanden und die Steine der Straße gezählt hatte, als wären es Abonnenten, wandte ſich um und ſagte auch: „Der Schuft ahnt nicht, welche Waffe wir in dieſem Augenblick gegen ihn gefunden haben. Der Journalismus iſt das geiſtige Recht des Stärkern in unſerer Zeit. Dieſer Actenſchreiber hat mit geholfen, uns in die Tinte zu bringen; bringen wir ihn in die Druckerſchwärze, ſo wird er den Unterſchied merken. Seine aus vertrockneten Galläpfeln gefertigte Verleumdungstinte ſchlägt durch das Fließpapier unſerer Unſchuld hindurch; aber unſere Druckerſchwärze könnte ihm Schriften darauf ſetzen, die allgemein leſerlich und unauslöſchlich ſind.“

Inzwiſchen ſetzten die Brüder Stühle um den Tiſch und fingen an, über Mittel und Wege nachzudenken, um zur Erfüllung der glänzenden Vorſpiegelungen des Schlachtenmalers zu kommen. Er ſpann ihnen ein Netz von Vorſchlägen und darauf begründeten Hoffnungen aus, in welches ganz Kaputh verſtrickt war. Er ſetzte die Stadt auf dem Papier in Belagerungszuſtand. Er zeigte ihnen Weckeneſel, wie dieſer verzweifelte. Jede Mücke, die ſich auf das Akademiegebäude

setzte, konnte er tilgen und nur die gedruckten Fliegenflecke nicht, die ihm die wilde Gesellschaft an die Fensterscheiben seiner Verwaltung des Instituts machen wollte. Er zeigte ihnen die Entrüstung Blaustrumpf's, wenn sie Elfenmärchen und Hoffmann'sche Teufelsnovellen in das Journal aufnähmen und über den Somnambulismus berichteten. Und der Registrator, fuhr er fort, müsse immer in der Luft schweben, als geprellter Fuchs, indem sie alle Vier die Zipfel ihres Papiertuches ergriffen.

Man kann nicht sagen, daß die Brüder höhere Ideen mit diesen niedrigen verbunden hätten. Das Fürstenthum Sayn-Sayn war weit aus dem Zusammenhange mit den politischen und literarischen Wirren des Jahrhunderts gerückt. Es litt nicht einmal consensuell an dem fieberhaften Zeitgeiste und hatte gerade in der Chinarinde seiner chinesischen Mandarinenverwaltung auch schon Präservativ genug in sich, um vor dem Fieber der Revolution sicher zu sein. Die Brüder waren ohnedies, da Sayn-Sayn zum deutschen Bunde gehörte, der Censur, aber nicht den Weitläufigkeiten von Concessions-Einholungen und erst zu bestehenden Staatsprüfungen ausgesetzt. Sie hatten keine Abgaben zu zahlen, wie andere Blätter, die neben dem Stempel der Gemeinheit auch noch den Landesstempel als schützendes Wappen auf sich zu stehen haben. Das Fürstenthum hatte bisher nur zwei Journale: das Kaputher und das Mispelheimer Wochenblatt — zwei Erscheinungen, die an Perioden geknüpft waren, ohne Epoche zu machen. Caution wurde keine verlangt, als höchstens vom Buchdrucker. „Der bisherige landesübliche Journalismus," sagte Schlachtenmaler, „war nur das erste Kindeslallen der periodischen Presse dahier, Hercules in der Wiege, und doch soll er noch vorher eine Schlange erdrücken." Die Brüder sahen ihn fragend an, aber er erklärte, sein Plan wäre zur Mittheilung noch nicht reif. Sie fuhren fort, die Umstände zu erwägen. Die Censur war gewiß gelind: denn dieser Institution geht es wie den reißenden Thieren, sie werden erst wild, wenn sie Blut geleckt haben. Noch waren in den Wochenblättern von der Censur nur höchstens sinnentstellende Druckfehler gerügt worden und ihr Interesse weit weniger

politiſch, als grammatikaliſch. Früher hatte man zwar keine Cenſur im Lande; allein, da die Kaputher Bauluſt, wie früher erzählt worden, und die Dichtkunſt mit ihr in Schwung kam, wir meinen, da man anfing, auf jedes neue Haus eine paſſende Inſchrift zu ſetzen und mitunter wohl auch eine unpaſſende, ſo hatte die Regierung einen eigenen Inſchriften-Cenſor inſtallirt, der den landesüblichen Lapidarſtyl beaufſichtigen mußte. Man rechnete zu dem, was dieſem Beamten zugewieſen wurde, nicht blos die Häuſer-Inſchriften, ſondern auch die Grabſteine und die von den Töpfern auf die Geſchirre geſetzten Bibelſprüche. Wer möchte hier Blauſtrumpf's Einfluß verkennen und zweifeln, daß dies wichtige Amt Mörder zu verſehen hatte! Blauſtrumpf ſuchte die myſtiſchen Wendungen zu hintertreiben, die gewöhnliche Leute zu nehmen pflegen, wenn ſie im Lapidarſtyl ſprechen. Hatten doch viele Beſitzer neuer Häuſer geglaubt, ſie dürften Chriſtus und ſeine bekannte Prophezeiung über den in drei Tagen wieder aufzubauenden Tempel auf ſeine Art mit ihrer Hausthür in Verbindung bringen. Aber Blauſtrumpf befolgte den Grundſatz, daß erſtens dieſe Stelle wahrſcheinlich untergeſchoben ſei, und zweitens, daß die Erwähnung der Auferſtehung und ähnlicher Beziehungen immer ein zweideutiges Licht auf das Baucollegium fallen laſſe, weil letzteres nur maſſiv baue, und Wörter wie Staub, Einſturz und dergl. hier keinen paſſenden Sinn abgäben. Auf dieſe Art hatte Mörder alle Inſchriften und ſogar die der Töpfe und Schüſſeln („denn auch hierher," ſagte Blauſtrumpf, „paſſen Sprüche aus Hufeland's Kunſt, das Leben zu verlängern und aus Campe's Theophron mehr als Bibelverſe") zu beaufſichtigen. Das Kaputher Wochenblatt machte ihm weniger zu ſchaffen, als der vaterländiſche Lapidarſtyl.

So ergab ſich denn, daß die jungen Journaliſten nur eine Schwierigkeit zu beſeitigen hatten, Druck und Papier. Sie hatten ſchon die lachende Fernſicht in eine mit Abonnenten geſegnete Zukunft aufgezeichnet, ein Tempel von Ruhm und harten Thalern winkte ihnen; aber, um ihre ſpäteren Schlachten zu liefern, mußten ſie Vorſchüſſe haben. Ihre Caſſe war leer. Der einzige Buchdrucker in Kaputh war Beſitzer des Wochen-

blatts und würde sich gehütet haben, sich ohne Bezahlung durch Beförderung eines Nebenbuhlers selbst wehe zu thun. Sie rechneten: Nehmen wir für das Blatt jährlich zwei Thaler, so werden wir hundertundzwanzig Abnehmer haben müssen, um die Kosten zu decken. Diese zu finden, schien ihnen ein Leichtes in einer Stadt, die sich durch wissenschaftliche und Kunst-Anstalten auszeichnete, Sitz eines feingebildeten Hofes und der höchsten Landescollegien war, und auch gerade jetzt im Winter Sitz eines Theaters. Es fehlte nur ein Drangeld, ein Auftact für das mit dem Buchdrucker aufzuführende Ensemble. Schlachtenmaler besann sich, war lange stumm und erklärte dann, er wüßte ein Mittel, zu Geld zu kommen; dasselbe hätte die Eigenschaft, auch noch eine Rache zu kühlen, sonst aber etwas gefährlich zu sein. „Indessen," fuhr er fort, „könnte Einer von uns im Nothfall dazu kommen, acht Tage sitzen zu müssen. Die französische Journalistik kommt ja aus den Gefängnissen nicht heraus und ich wette noch, daß ich die Sache wenden kann, wie ein Advocat."

Hätte Schlachtenmaler auch nicht leiser gesprochen, die Brüder würden doch errathen haben, auf wen er sein Vorhaben gemünzt. Sie sahen Wiesecke als die eigentliche Ursache ihrer Relegation an und rechneten ihm sein mehrmaliges Anfragen, ob sie denn heute nicht in die „Schule" gingen, als heimtückischen Spott an. Schlachtenmaler flüsterte: „Er soll erstens in's Wasser und dann noch Geld zahlen, daß wir ihn wieder herausziehen." Er sprach so leise, daß die Muse abbrechen muß und nur aus dem, was folgt, auf den Inhalt seiner Worte rathen kann.

Niemanden vergeht die Zeit so schnell, als Schriftstellern, die für die Zeit schreiben. Der Journalist kennt die Langeweile nicht; er kann nie Hypochonder werden. So jagen jetzt auch schnell die Horen im wilden Tanze an uns vorüber. Die Brüder leben in ihren Planen und üben sich in der Sprache. Sie dichten und beurtheilen sich untereinander. Sie schreiben Recensionen über Bücher, die sie nicht gelesen, über Schauspieler, die sie nicht gesehen haben. Sie gleichen jenen Advocaten in Neapel, die im Gerichtshof, wenn Freunde kommen, rasch über Criminalfälle disputiren, die nur erfunden

ſind, um ihre Beredtſamkeit zu zeigen. Sie üben ſich an Türkenköpfen, um künftig im Turnier chriſtliche zu treffen. Schlachtenmaler vergaß die Akademie, Amandus die Ofenfabrik, die ſie doch noch immer beſucht hatten. Oscar's Talent zu einem zweiten Wouwermann kam immer mehr außer Uebung. Er zeichnete Caricaturen, um das Journal damit zu ſchmücken. Während die Jüngeren Gedichte und Novellen ſchrieben, trat er die Theaterkritik an Amandus ab. „Eigentlich ſollte ſie der ſchreiben, der am wenigſten Bart hat oder ſich ſelbſt raſirt;" ſagte er. Man könne unmöglich humoriſtiſcher und ſatyriſcher Schriftſteller, d. h. auch Theaterrecenſent ſein und zu gleicher Zeit ſich von einem Andern raſiren laſſen. Wer könnte einen Kopf voll luſtiger Einfälle einem Barbier anvertrauen? Oft wären ſeine Geſichtsmuskeln zum Lachen verzerrt, ein drolliges Bild falle ihm unter der Hand des Barbiers ein und ſeine Naſe wäre ſtets auf das Spiel ſeiner Einbildungskraft geſtellt! Er könne nicht glauben, daß Swift und Molière ſich hätten von Anderen raſiren laſſen und der Tyrann Dionyſius, wüßte man nicht beſtimmt, daß er mehr zum Senſationsdrama als zum Luſtſpiel geneigt war, würde deshalb für einen Humoriſten gehalten werden können, weil er ſich ſeinen Bart mit heißen Nußſchalen abzwicken ließ.

Kaum hatte Schlachtenmaler geendet, als ſich im untern Hauſe ein Lärm erhob und eine zeternde Stimme die Treppe heraufdrang. Schlachtenmaler hatte das neueſte Wochenblatt, das er vom Hauswirth zu leihen pflegte, noch naß in der Hand und warf einen verſtohlenen Blick hinein. Indem ſtürzte der Regiſtrator Wieſecke und der Wirth, deſſen Ehehälfte und der Geſelle in's Zimmer und verlangten im Chor nach dem Wochenblatt. Wieſecke ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen; denn er hatte es ſchon geleſen, während die Brüder nicht wußten, was ſie zu dieſem Ueberfall ſagen ſollten. „Entſchuldigen Sie, Herr Blaſedow," ſagte Wieſecke lauernd und leichenblaß; „zeigen Sie einen Augenblick das Wochenblatt. Laſen Sie's noch nicht?" Schlachtenmaler entfaltete es und ſtellte ſich, als ſäh' er nicht, was er längſt geſehen hatte. Der Hauswirth ſetzte die Brille auf, ſeine Frau ſtand auf den glühendſten Kohlen der Neugierde und

Abend frei und ich bin der Glücklichſte aller Sterblichen! Jetzt laſſ' ich Sie! Engel, anbetungswürdige Armande! (ab.)

(Armande begleitet ihn zärtlich zur Thür. Wie er hinaus iſt, klatſcht ſie lachend in die Hände.)

Molière

(kommt erröthet von Freude und Beſchämung hervor).

Armande! Iſt es möglich? Du haſt den Tartüffe gerettet —

Armande.

Nun, Du Eiferſüchtiger?

Molière.

Ich halte mich nicht aufrecht — das Entzücken überwältigt mich — Armande! himmliſches, herrliches Weſen! Zu dem verſammelten Perſonal hinaus und die Jubelbotſchaft verkündet: Tartüffe iſt gerettet! Gerettet durch die Liebe! (Beide ab.)

(Lamoignon wickelt ſich aus den Kleidern hervor und ſieht ſich ſtarr um. Längere Pauſe.)

Lamoignon (außer ſich).

Was das Werk der klügſten Berechnung aller Umſtände, was die gemeinſchaftliche Arbeit der Geiſtlichkeit, der Gelehrten, der bevorrechteten Stände von ganz Frankreich war, ein Staatsereigniß ſcheitert durch einen Foulard, durch die Koketterie einer Schauſpielerin!

Madeleine (öffnet ſchnell).

Da ſind Sie ja! Um Sie hab' ich ſchöne Angſt ausgeſtanden. Alles im Theater iſt voll Jubel und Bewegung. Tartüffe iſt freigegeben. (Man murmelt drohend hinter der Scene.) Hören Sie dieſen Lärm?

der Geſell blickte ſchadenfroh auf den Regiſtrator, der mit zitternden Händen in dem Blatte ſuchte, es dann dem Schuhmacher hinhielt und wie vernichtet ausrief: „Leſen Sie!“ Dieſer buchſtabirte: „Zehn Thaler Belohnung demjenigen Menſchenfreunde, welcher im Stande iſt, mir den Verfaſſer eines frechen, ehrenrührigen, alle meine Privatverhältniſſe auf das Schimpflichſte entſtellenden und geſtern zugeſandten anonymen Briefes nachzuweiſen. Wieſecke, Regiſtrator.“

Schlachtenmaler ſagte trocken: „Wenn Sie dergleichen ſchändliche Briefe erhalten, Herr Regiſtrator, ſo würd' ich doch an Ihrer Stelle das Publikum nicht ſo offenherzig davon in Kenntniß ſetzen.“

„Ei, ſo ſagen Sie mir nur,“ entgegnete Wieſecke, „warum ich das Aufſehen mache? Wann hab' ich denn jemals einen anonymen Brief erhalten? Dieſe ganze Geſchichte iſt ja aus der Luft gegriffen und von Jemand anders in das Wochenblatt eingeſchwärzt.“ Da nun der größte Theil der Anweſenden lächelte und damit wie in einem ruſſiſchen Dampfbade nur auf den feurigen Ofen des Regiſtrators mehr Waſſer ſpritzte und ihm die Schweißtropfen auf die Stirn brachte, ſo rief er nun, indem er noch einen durchbohrenden Blick auf die Brüder und beſonders den Schlachtenmaler geworfen und dann ging, aus: „Nun aber zwanzig Thaler Belohnung dem Entdecker Desjenigen, welcher dieſes Publicandum geſchmiedet hat und, um mich vor der ganzen Stadt in ein falſches Licht zu ſetzen, den Anwalt gegen Verleumdungen ſpielt, die mir Niemand auf Gottes Erdboden geſchrieben hat!“

Als er hinaus war und ihm die Wirthsleute kopfſchüttelnd nachfolgten, flüſterte Schlachtenmaler: „Bis zu dieſem Punkte wollt' ich ihn haben. Er ſetzt das Doppelte auf Entdeckung jenes unberufenen Freundes. Einer von uns muß es geweſen ſein, der die Annonce hat einrücken laſſen; dann werden die zwanzig Thaler der Grundſtein unſerer Hoffnungen ſein; ich wußte keinen anderen Weg, ſie anzuſchaffen. Wir loſen, wer der Thäter geweſen, und ich verſichere Euch, die Gerechtigkeit wird ihm kein Haar krümmen. Eine Injurie iſt die Aufforderung nicht geweſen, ſondern nur die Unter-

ſtellung einer ſolchen. Eine Namensfälſchung iſt ſie freilich, allein ohne dolus malus, ohne Intereſſe. Es kann hier Alles, wahrſcheinlich gar keine Klage ſtattfinden!"

Die Brüder fanden allerdings den Fall ſchwierig; doch ſagte Amandus: „Was haben wir denn groß zu verlieren? Alle Wege ſind geſperrt; laßt Einen von uns auch noch acht Tage in den Thurm kommen. Jetzt möchte ich es ſelbſt ſein, um nur viel ſchreiben zu können." Hatte er ruhmredig geſprochen, ſo hätte man ihn, da wirklich das Loos des Verbrechens auf ihn fiel, vielleicht ſpäter auf Muthloſigkeit betroffen. Er ſchlug aber ein Schnippchen und ſagte: „Hätte Napoleon den Enghien nicht erſchießen laſſen, wer weiß, ob dieſer nicht bald ihn!"

Der Regiſtrator rannte wie ein angeſchoſſenes Wild über die Flur die Treppe hinunter und trug einen Zettel in der Hand, den er an der Luft trocknete, weil er vielleicht fürchtete, der Streuſand könnte ihm den Sinn ſeiner Ankündigung verwirren. Die Brüder waren gefaßt. So wie der Abdruck der verſprochenen zwanzig Thaler für den Entdecker des Thäters im nächſten Wochenblatte erfolgte, entſchloß ſich Schlachtenmaler, dem Preisſteller zu ſagen: „Mit ſchmerzlichem Bedauern hab' ich ſehen müſſen, daß die Anſtiftung des Scherzes, dem Sie ſo viel Ernſt und Geld widmen, von meinem Bruder ausgegangen iſt. Ich kann Ihnen wol ſagen, daß ich glaubte, mich rührt der Schlag, als ich den erſten Entwurf der Anzeige mit Strichen und Verbeſſerungen unter den Papieren des Schlingels fand. Wenn ich die Summe die Sie dem glücklichen Entdecker ausgeſetzt haben, nicht zurückweiſe, Herr Regiſtrator, ſo denk' ich dabei nur an meine andern Brüder, die, wenn Sie den Thäter zur Rechenſchaft ziehen ſollten, um eine unſerer Exiſtenz ſehr nothwendige, geſchickte und gut belohnte Arbeit deſſelben gebracht werden. Die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben." So wollte Schlachtenmaler ſprechen. Er, der die Natur ſeines Vaters geerbt hatte und wegen einer Anleihe von fünfundzwanig Thalern fünfundzwanzig Nächte nicht hätte ſchlafen können, entblödete ſich nicht, einen Mann, den er und der ihn haßte, zu prellen. Er tröſtete ſein Gewiſſen nicht einmal mit der Wendung,

die Gelegenheitsdieben von Bildung eigen ist, daß sie hoffen, ihr Verbrechen in Kürze wieder gut zu machen. Wie verdorben sind doch diese Kinder!

Inzwischen wurden die Bausteine zu dem Journal von allen Seiten herbeigetragen. Man brach die classischen Gebirge der deutschen Literatur an und holte sich Auszüge als Quadersteine für das Backwerk, das die Brüder aus dem Lehm ihrer eigenen Kenntnisse und Fähigkeiten zusammenkneteten und im Ofen der Kritik des Schlachtenmalers zu leidlich massiven Steinen brannten. Die Zeitschrift sollte den Titel führen: Nichts. Ein Wochenblatt für Alles. Zu den Vorbereitungen gehörte auch eine künstliche Fehde, die sie, um dem Publikum Angst und Vergnügen zu machen, aufführen wollten. Sie wollten sich über des Kaisers Bart streiten und griffen sich mit satyrischen Lanzen an, die an der Spitze abgeplattet waren, ohne daß das Publikum es errathen konnte. Es war ein dramatisirtes Stiergefecht, wo die Wuth der gehörnten Kämpfer lediglich nur von einem bunten Lappen erregt wurde, wobei aber schmerzhafte Wunden vorkamen, aus versteckten Blasen nämlich, die sie mit Fischblut gefüllt hatten. Sie schnitten sich mit Hülfe phantasmagorischer Täuschungen gegenseitig die Hälse ab und verschlackten die giftigsten Schlangenperioden. Dabei nannten sie sich nicht etwa Hugo, der Rauschebart, Feodor Hell oder Giacomo Descamisado, sondern frischweg Pfarrer Ebeling im W.....schen, Doctor Schnupperer in G. u. s. w. Einstweilen lagen solche künstliche Fehden fertig ausgearbeitet da über 1) die Hundesteuer bei den alten Griechen; 2) das gestrichene F der Primadonna; 3) über die Abschaffung des Klingelbeutels beim Gottesdienste; 4) über die historische Größe des Alterthums; 5) über Deutsch oder Teutsch; 6) über die wichtige Frage: Wer war ein größerer Dichter, Schiller oder Goethe? 7) über Vernunft und Offenbarung; 8) über den Cölibat; 9) über die Emancipation der Juden; 10) über den Dativ oder Accusativ, den das Zeitwort kosten regiert. Und war dies nicht einstweilen Sand genug für die Augen der Abonnenten?

Schlachtenmaler aber wußte, daß ein Prospectus das

Schickſal der Zeitſchriften entſcheidet und wandte noch die letzten Blätter Papier, welche die Brüder, von allen Hülfsmitteln entblößt, aus ihren Schulbüchern vorn und hinten geſchnitten hatten, dazu an, die Erſcheinung dieſes periodiſchen Nichts-Alles würdig einzuleiten. Er ſchrieb:

Denkniſſe*) über den Journalismus,

als Einleitung in das neue Journal:

Nichts. Ein Wochenblatt für Alles.

„Mit den Schriftzeiten nahmen die Zeitſchriften zu, würde Saphir oder ein Clown bei Shakeſpeare ſagen. Ich würde gern mit einem Citat aus Cicero oder Calderon anfangen, hätten dieſe Männer bereits meinen Gegenſtand gekannt. Unſcheinbar, wie die Quellen des Ganges, ſind die Anfänge des Journalismus geweſen. Erſt, als der Strom eine reißende Gewalt bekommen hatte, Strudel und Wirbel in ihm gährten und kreiſten, da erwachte das volle Bewußtſein über dieſen neuen Hebel der Geſchichte, und die Menſchen fingen an, ihn als ſolchen anzuſetzen und für das zu nehmen, was er durch Zufall geworden. Indeſſen, der Gebrauch dieſer Waffe wurde ſo allgemein, daß ihr Werth nur noch in der Geſchicklichkeit beſteht, womit man ſie handhabt. Früher ließ man die Sichelwagen der Journaliſtik auf Gerathewohl in den Feind fahren, ſie mäheten nieder, was ihnen begegnete. Jetzt trifft nur noch der gutgezielte Schuß. Die Journale ſind kurzathmige Bücher, Kapitel eines größern Werkes geworden. In ihrer Form liegt nichts mehr, das für unſer Jahrhundert etwas Außerordentliches wäre.“

„Neu jedoch iſt jene Gattung von Schriftſtellern, welche wie Amphibien halb auf dem feſten Lande der Literatur, halb im Strome der öffentlichen Begebenheiten leben. Die Journaliſten ſind die Geburtshelfer und Todtengräber der Zeit. Sie ſind in ihren Fehlern leer wie gewöhnliche Blaſen,

*) Nicht, um beſcheiden zu ſein und uns noch keine Gedanken zuzutrauen, ſondern um den Beifall der gelehrten Welt zu gewinnen, machen wir gleich zum erſten Wort unſers Journals eine Note.
A. d. R.

aber in ihren Tugenden wie Hausenblasen, womit man den abgestandenen Wein der Wahrheit klärt. Das Stick- und Sauerstoffgas ihrer Umtriebe und falschen Eide ist ein nothwendiges Element der Lebensluft geworden. Sie leisten nichts, das eine Form hätte, sie sind mit jener mathematischen Linie zu vergleichen, welche unsichtbar und fingirt und doch der Durchmesser der Erde ist, um welchen sie sich dreht."

„Die Literatur war eine feste Insel, welche der sie umgebende Wassergürtel der Journalistik allmälig aufgeweicht hat. Was in der Natur nicht geschehen würde (denn dort nimmt das feste Land eher wie in Aegypten zu, als wie in Holland ab), das ist im Reich des Geistes geschehen. Literatur und Journalistik bilden zusammen eine breiartige Masse von Erde und Wasser, von Bestehendem und Auflösendem, und erst die Sonne einer schöneren, beruhigteren Zeit, als die jetzige, wird diese Mischung austrocknen und Dichtung und Gestaltung begünstigen. Vielleicht wird es aber unserm eigenen tüchtigen Streben schon möglich, eine Scheidung der Masse hervorzubringen, und viel wird dazu beigetragen sein, wenn Journalisten-Charaktere, wie diese, die ich jetzt schildern will, statt der Schreibfeder durch Verzauberung plötzlich nur noch einen Fuchsschwanz in der Hand tragen."

„Einen aufgeschwollenen Podagristen, beleibt wie ein Schwamm, mit gläsernen, erloschenen Augen, zeig' ich Dir. Sein Haar ist von einem Galgenstrick gestohlen, er trägt eine Flachsperrücke, die flach und enganschließend auf dem fettigen Hirnschädel, dem Deckel heimlich erschlagener Gebeine, liegt. Diese matte Menschenpflanze richtet sich nur des Mittags ein wenig auf, wenn der Speisedust und die Eiseskälte des Champagners sie erfrischt und die erschlafften Nerven kitzelt. Dann fängt die Nase an, einige frivole Modulationen zu versuchen, und wackelt den plumpen Scherzen voran, die das träge Rhinoceros seinen Nachbarn zum Besten geben wird. Er ist Junggesell, nie hat ihn ein liebendes Weib umschlungen, nie hat ihm ein Säugling, von dem er rühmen könnte: Er ist mein! Lächeln und Thränen zugleich entlockt. Die Gasthofreisenden des Mittags sind seine Familie, des Abends sind Spieler im Casino seine Verwandte. Man weiß, daß

er die Zeitungen lieſt und daß er ein Gewerbe davon macht, die Politik zu verſtehen. Frägt man ihn um eine Neuigkeit des Tages oder die Wendung, welche die Völkerſchickſale im Allgemeinen durch ſie erhalten würden, ſo antwortet der Gefragte nur durch ein Stück Trüffelpaſtete, in welches ſich ſeine kurzſichtigen Augen vertiefen; er erklärt: daß nicht nur Alles beim Alten bleibe, ſondern auch ewig das Unrecht Recht, Larifari Zeitgeiſt, Menſch Menſch und was man ſonſt an Sprüchen dieſer Art hat. Und doch hat dieſer Mann (der für lebend gilt, obſchon er erſtorben ſcheint in Allem, wie eine Auſter, deren Schale erbrochen iſt) einen höchſt wichtigen Einfluß auf die Geſchichte ſeiner Zeit ſich zu eigen gemacht. Er ſchreibt in die meiſten politiſchen Blätter Deutſchlands Correſpondenzen, aber ſelten von dem Orte, wo er lebt. Er erſinnt Berichte von der Grenze jener Staaten her, die ihn für ſeine aufgedrungenen Dienſte, denen er eine große Wichtigkeit anzudichten wußte, bezahlen. Er lebt am Rhein und weiß in die Zeitungen Nachrichten zu bringen, als kämen ſie aus Sibirien. Kämpft eine Nation für ihre Freiheit und ihren alten Ruhm, ein ſolcher Schmarotzer am Tiſche Gottes weiß ſie in Allem zu verdächtigen, aus Siegen macht er Niederlagen, aus dem Größten das Kleinſte. Niemand ahnt den Verſteck, aus welchem es einer Feder gelingen kann, die öffentliche Meinung zu verwirren. Das iſt ein Journaliſt, deſſen Nachruhm an einem Laternenpfahl verewigt zu werden verdient.“*)

„Ich zeig' Euch einen andern Journaliſten, welchem Hunger, Trägheit oder vielleicht Zufall jene Beſtimmung gegeben, für welche mehr, als vielleicht für die Abfaſſung von Büchern, Feſtigkeit der Grundſätze und Adel der Geſinnung erfordert wird. Er gehört jenem Stamme an, welchen die Entziehung politiſcher Rechte neuerdings vielfach veranlaßt hat, ſtatt Schreibfedern zu verkaufen, mit ihnen zu ſchreiben. Die Literatur iſt die duldſamſte Macht. Sie fügt ſich Jedem, der ihr mit einiger Entſchloſſenheit den Sattel aufzulegen weiß.

*) Sei in dieſem Neudruck geſtanden, daß dieſe Schilderung einem 1838 in Frankfurt a. M. lebenden Correſpondenten von Meſeritz galt.

Sie fragt den Geist und Witz nicht, ob er getauft oder beschnitten ist. Doch verdient der Journalist, von dem ich rede, am wenigsten die Toleranz. Grimassen giebt er für Witz aus, Lügen für geistreiche Erfindungen. Leider giebt es einen abgelegenen Winkel in der Journalistik, wo man Niemanden hindern kann, sein Bedürfniß zu vernichten, die Theaterkritik. Hier waltet der Journalist wie ein Berufener. Er hat in dem Blatte, das er herausgiebt, eine Macht. Die Schauspieler fürchten den Buchstaben, nicht deshalb, weil er Geist enthält, sondern weil er gedruckt ist. Sie können das Geschriebene nicht auslöschen und selbst der Unsinn (die Verleumdung ohnehin) findet Gläubige. Der Journalist trägt auf der Straße immer einen allgemein kenntlichen Rock. Er unterschreibt seine Kritiken, um sie desto furchtbarer zu machen, mit: „Die bekannte rothe Halsbinde!" Der Mann ist eitel und in seiner Flachheit strebt er nach äußerem Glanz. Er überhängt sich mit Uhrketten und mit Ringen, er will vergessen machen, daß er früher Bänder über den Arm hängen und zu verkaufen hatte. Er schwimmt in einer aromatischen Atmosphäre, die sich auch auf die Productionen des Journalisten übertragen und ihnen jene duftende, pomadige Schmierigkeit geben, die doch immer erkennen läßt, daß das Vehikel des Aroms gewöhnliches „Hirschtalg" ist. Wovon lebt dieser Journalist? Sein Talent ist viel zu oberflächlich, als daß es seiner Zeitung Zug verschaffen kann. So muß die Bestechung aushelfen. Auf Lob und Abwendung des Tadels steht ein Preiscourant. Der Journalist thut nichts aus innerem Ueberzeugungsdrang. Das ausgezeichnetste Talent hält er so lange über dem Wasser, bis es sich von dem naßkalten Bade seiner Kritiken durch eine Summe losgekauft hat. Wenn ein Künstler dies Sprudelbad der journalistischen Entrüstung nicht fürchtet, so wird der getäuschte Recensent nie Großmuth üben oder den Anstand wahren, sondern er dichtet Mängel an, wo keine sind oder weiß das ursprüngliche, warme und unmittelbare Colorit des Genies als für seinen Geschmack lächerlich hinzustellen. Kommt aber der Stümper, der in einer Fluth gemachten Lobes von Stadt zu Stadt schwimmt, ein Stümper, der in Blick und Geberde schon von Bestechung trieft, so hat

Garrick lange genug für den Ersten seines Faches gegolten. Selbst treffliche Künstler gerathen in Verlegenheit dem Gewissen dieses Mannes gegenüber. Sie kaufen sich von seinen Umtrieben zwar nicht durch Geld los, aber dadurch, daß sie ihm Gelegenheit geben, welches zu verdienen. Schickt ihm eine Sängerin einen silbernen Leuchter, so läßt sie die Adresse des Ladens, wo sie ihn erstand, unter'm Fuße desselben sitzen, damit er eilen kann, den Leuchter da wieder zu verkaufen, wo er eben erstanden ist. Oder der Journalist wird vom Künstler gefragt, ob er ihm nicht Autographen geben könnte, da er eine Sammlung davon hätte? O ja, sagt der Journalist und giebt ihm einige abgeschriebene Aphorismen, die er und seine Mitarbeiter auf goldgeränderes Papier geschrieben; der Künstler glaubt, wenigstens das Papier bezahlen zu müssen und schickt dem Journalisten für jedes Blatt einen Ducaten. Endlich hat ein Componist, dessen neue Oper von dem erbärmlichen Gewissen des Journalisten abhängig ist, oder ein Sänger, der sich selbst die Lieder setzt, die er als Couplets einlegt, den Einfall, einen Liedertext von diesem Journalisten zu verlangen. Auch das wird geleistet. Der Journalist schreibt den Text aus einer Leihbibliothek in Kürze ab. Der Künstler belohnt die Mühe weit über Verdienst und erreicht seinen Zweck. Wie jener erste Journalist die politische Meinung verwirrt, so verwirrt dieser die gesellschaftliche und artistische. Dort werden die Geschichte und die ewige Gerechtigkeit, hier der Geschmack und das gesunde Urtheil zweifelhaft."

„Einen dritten Journalisten zeitigte eine andere Verzettelung der Literatur. Er ist vorzugsweise der Notizenkrämer. Er stöbert mit einem Quersack und einem langen Zahnstocher in allen Büchern und Journalen umher, ein literarischer Chiffonier oder Plundermatz. Für diesen Journalisten ist nichts im Zusammenhange da. Alles vereinzelt er, von Allem sucht er eine Notiz loszubröckeln. Sein Feld ist der Steiß der Journale. Dort auf dem Anekdotenhügel, den Lückenbüßer-Plattheiten, kleinen Chroniken und Correspondenzen-Abhängen thront er. Um Alles und Jedes bekümmert er sich, aber nur deswegen, weil er davon ein Excerpt geben will. Was ist

Schiller für ihn mit der geschlossenen, gedrungenen Ganzheit seines Charakters! Er weiß nur, daß Schiller beinahe röthliche Haare hatte. Was ist ihm Goethe in dem steligen Fortschreiten seines Lebens, welches, wie ein Teich, immer unruhig war und doch immer auf derselben Stelle blieb? Er kennt nur die Art, wie Goethe sich mit der Vulpius über Hals und Kopf (und Herz) vermählte. Das Wissen dieses Journalisten ist eine Mosaik von Zufälligkeiten, die er zuweilen über das Publikum ausschüttelt und dann ruft: Kennt Ihr die hohe Bedeutung des Journalismus? Er wirft sich zum Ritter auf, wenn Jemand mit Recht drucken läßt, daß der Journalismus der Verderb der Literatur ist, ihr zersetztes Blut, ihr Krebsschaden; er hält sich für einen Sanct Georg des Jahrhunderts, spricht von den Journalisten als den Wächtern auf der Zinne. Und womit motivirt er seine außerordentliche Wichtigkeit? Durch Auszüge aus allen Blättern, Einregistrirung jedes literarischen Skandals. Was er schreibt, sieht wie ein mit Visitenkarten gespickter Spiegel aus oder wie ein Quodlibet von Etiketten, das die Kupferstecher vor ihre Fenster hängen. Haben sich unsere beiden ersten Journalisten durch die schlechte Gesinnung um den Verfall des Zeitungswesens verdient gemacht, so ist dieser letzte gerade dadurch so lächerlich und gefährlich, daß er der abstracte Journalist ist, nur dies und nichts Anderes; daß er glaubt, im Journalismus könnte ein Selbstzweck und eine Harmonie liegen, welche aufzufinden die zweite Quadratur des Cirkels wäre. Gefährlich, sag' ich, denn was hat dieser Mann mit seinen Notizen zu verlieren? Welchen Namen, welche Ehre setzt er auf's Spiel, wenn er die Feder ergreift und den Namen und die Ehre Anderer ausbeutet, um davon sein Brod zu essen? Selbst schrieb er nichts; auch weiß er nicht einmal Alles, was die Anderen geschrieben haben; nur das weiß er, was über Alles geschrieben ist. Bücher liest er nicht, er liest nur Kritiken. Er wird nie einen Schriftsteller bei seinen Werken citiren, sondern immer nur sagen: Dies ist Der, von welchem Jener sagte, u. s. w. Journalisten, die sich eine solche Echo-Aufgabe stellen, verstärken selten den Schall, den die Ehre eines Namens verdient; sie wiederholen lieber das,

was, da es das erste Mal gesagt wurde, schon unnütz war, und den Skandal, der Aufsehen macht. Journalismus, als etwas für sich Bestehendes, Organisches, und wer ihn so ansieht, ist gefährlich. Wir sollen Sorge tragen, daß die Zersplitterung der Geister hintertrieben wird. Fort mit Jenen, die den ohnehin breit genug in der Journalistik aufgerollten Teig der Literatur immer noch dünner rollen und ihn in langen Fadennudeln bis in alle Ewigkeit hinausziehen wollen!"*)

„So ist die Lage jener Literatur, die wir durch einen neuen Beitrag Anfangs nur zu verschlimmern scheinen. Doch wird der Erfolg das Publikum eines Besseren belehren. Wir versprechen wenig, damit wir mehr halten, als man von uns erwarten durfte."

Achtes Kapitel.

Erinnerungen an Justinian. Die journalistischen Flitterwochen und Polyhymniens Nase.

Bald war dies Programm gedruckt; die Propyläen der spanischen Schlösser, von denen die Brüder träumten; die Bajazzomütze, die erst auf's Theater fliegt, ehe der Lustigmacher selbst kommt; die Herculeskeule, die der Alcide vorauswirft, um dann in eigener Person mit desto größerem Effect auf die Bühne zu stürzen. Den Druck aber hatte Niemand so eifrig betrieben, als der Buchdrucker selbst, der auch für seine eigene Bezahlung sorgte und dem Schlachtenmaler das unangenehme Geschäft abnahm, seinen Bruder in die Löwengrube der Wiesecke'schen Rache zu werfen. Der Buchdrucker zeigte, auf seine Vorstellung, den relegirten Musen-

*) Diese Schilderung traf Karl Buchner in Darmstadt, und zog dem Verfasser eine vieljährige Verfolgung desselben zu. Erst nach Jahren fand eine Versöhnung in den gemeinschaftlichen Interessen der Schillerstiftung statt, für deren Zustandekommen Buchner redlich wirkte.

Lamoignon.

Was bedeutet das?

Madeleine.

Die Arbeiter haben den Mann geſehen, der vor acht Tagen das Soufflirbuch des Tartüffe geſtohlen hat — Er ſoll im Hauſe ſein — ſie ſuchen ihn überall — (drohender Lärm).

Lamoignon.

Auch das noch?

Madeleine.

Himmel, was geht mir für eine Ahnung auf — Jetzt begreif' ich, warum Sie den Tartüffe auswendig konnten — Unglücklicher!

Lamoignon (zitternd).

Bewunderung vor Molière — Achtung vor dem Genie — Quellenſtudium —

Madeleine.

Seien Sie ruhig. Ich werde Sie retten, da Sie der Freund meiner Eltern waren! (Nimmt ihm ſeine Perrücke ab.) Dieſe Perrücke kann Molière morgen für den Tartüffe brauchen! Hier der Mantel! Da der Turban! (Sie bekleidet Lamoignon mit beiden Gegenſtänden.) So glaubt man, Sie wären ein Schauſpieler. Ich führe Sie als Muſelmann mitten durch die Gefahr hindurch!

Lambignon (als Türke).

Ach! Es iſt weit gekommen in Frankreich! Das Chriſtenthum iſt ausgerottet und die Gerechten müſſen ihren Glauben abſchwören! (Beide ab.)

(Vorhang fällt.)

sohn Amandus als Thäter an und schrieb dem neuen Wochenblatte, welches das seinige nicht zu beeinträchtigen schien, die erhaltenen zwanzig Thaler zu Gute. Der Registrator schäumte (auch rasirte er sich eben) vor Rache, als er diese Bestätigung seiner Vermuthungen mit so vielem Gelde bezahlen mußte. Daß das Publikum gehört hatte, er wolle zahlen, darin hatte für ihn Genugthuung genug gelegen! Da er nun wirklich zahlen mußte (wie mancher Almanach setzte nicht einen Preis für die beste Erzählung aus und behielt ihn zurück, weil keine seinen gespannten Anforderungen, die aber wenigstens ein ihm vortheilhaftes Aufsehen erregt hatten, entsprach!), so wollte er den Thäter wenigstens am Kreuze sehen. Er bedauerte jetzt, selbst dazu beigetragen zu haben, daß der junge Mensch nicht mehr unter dem Birkenstock der renovirten Gymnasial-Ordnung, sondern unter dem gewöhnlichen und allgemeinen Pranger der Justiz stand. Hätte er Muth oder der Thäter nicht drei Brüder gehabt, er würde die Justiz selbst geübt haben. So sagte er wenigstens. So aber war er ein leidender Mann und trug Flanell auf bloßem Leibe und ging mit der scharfen Novemberluft nie aus der Stube auf die Hausflur, ohne einen Barometer mitzunehmen, damit er gleich wüßte, wie lange er in dem Abfall der Temperatur verweilen könnte und wie viel Grad sie betrüge. Ja, war er doch oft genug überzeugt, daß ihn die Schwindsucht, die er noch nicht hatte, im Sturmschritt als galoppirende überreiten könnte, und saß er nicht stundenlang mit seinem kleinen Barbierspiegel, um den geheimnißvollen hippokratischen Zug zu entdecken, den der Tod seinem Erscheinen voraussendet! Genug, er eilte zu seinem Vetter, dem Advocaten Sportelhahn, und wollte Arm in Arm mit ihm den Rechtsweg in dieser Sache betreten. Sportelhahn, ein kerzengerader Mann, neigte sich mehr zum theoretischen, als praktischen Rechte, obgleich ihm die Carolina schon manchen Carolin eingebracht hatte. Dieser Tribonian von Kaputh schlorrte den ganzen Tag im langen Camisol und der schmutzigsten Schlafmütze durch seine Wohnung, die nichts als Bibliothek war. Tabacksrauch und Staub gaben die Mischung der Atmosphäre ab, von welcher (er war Junggesell) seine Umgebung geschwängert wurde.

Er war übrigens geneigt zu jedem Proceſſe, und nur zu dieſem nicht, weil Wieſecke ſein Vetter war. „Guter Junge," ſagte Sportelhahn, indem er ſich eine neue Pfeife ſtopfte, da ihm die alte vor Schreck über die Leichenfarbe ſeines Vetters ausgegangen war, „was ich Dir rathen werde, kommt vom Herzen, nicht vom Geldbeutel. Wäreſt Du nicht mein eigen Blut, alter Kerl, ich würde Dir ſchon meine Schröpfköpfe anſetzen und in die eine Wagſchale der Gerechtigkeit Deine glänzende Rechtsausſicht und in die andere meine Sportelrechnung legen. Allein, ſetze Dich und höre!" Dabei ſchob er dem Regiſtrator, ſtatt einer Befriedigung ſeiner Rache, einen Stuhl hin und ſtützte ſeinen linken Ellenbogen auf den ungeheuren Quartanten des Johann Samuel von Böhmer, dem er, das Titelkupfer war aufgeſchlagen, den feinen Geheimraths-Spitzenkragen (man möchte die Brüſſeler Spitzen, mit denen J. S. Böhmer immer gezeichnet wird, für allegoriſche römiſche Rechtswendungen und das Labyrinth der von Juſtinian geſtatteten Einreden halten) zu zerknittern drohte. „Altes Herz," ſagte Sportelhahn, „der Bubenſtreich iſt zunächſt ein Falſum. Aber bei der Fälſchung ſpricht die lex Cornelia nicht ſchlechtweg vom dolus malus, und die deutſche Halseiſenordnung, unſer gemeines Criminalrecht, geſtattet ſogar, dem Kaiſer ſeine Brabanter Thaler nachzuſchlagen, wenn man's nur nicht „böslicher und gefährlicher Weiſe" thut. Nun iſt auch von jeher geſagt worden: Man ſolle nur immer das Gute annehmen, bis das Gegentheil erwieſen iſt (quisquis praesumitur u. ſ. w.); und nun müßte bei Deinem Falſum die böswillige Abſicht erſt erwieſen werden! Wie —"

Und hier hat der Menſchenkenner nebenbei Gelegenheit, eine feine Bemerkung zu machen. Sportelhahn war von ſeinem Rechte ſo in Anſpruch genommen, wenn er darüber ſprach, daß er die andere Perſon, als Perſon, immer vergaß und Bruder und Schweſter nicht mehr unterſchied. So fing er auch an, in der Ekſtaſe ſeiner Gelehrſamkeit, ſeinen eigenen Vetter mit dem höflicheren Sie zu apoſtrophiren — „Wie erweiſen Sie das?" fragte er den Regiſtrator, dem ſich bei dieſer Vergeßlichkeit die Perſon ſeines Verwandten in die Gerechtigkeit ſelbſt zu verwandeln ſchien. „Aber abgeſehen

davon," fuhr Sportelhahn fort, „sind auch alle Autoritäten gegen Sie." Nun griff er blindlings in die Zimmerwände hinein und zog einen alten Tröster nach dem andern hervor. „Hier sind die Abhandlungen von Krebs und Engelschall! Was läßt sich gegen solche Namen ausrichten! — Hier der Codextitel de mutatione nominis und der Kaiser Diocletian: Alles ist gegen Sie! Und was sagt Perez ad Codicem? At vero, si fraus et dolus malus *absit*, unicuique liberum est, quodcunque nomen assumere, nec eo, quod novum sumpserit, ulla actione tenetur. Außer diesen feuerfesten Beweisstellen kommen noch eine Menge anderer Umstände zur Frage. Lieber Vetter, Dein angeblicher Falsar ist minorenn: wie leicht würde es nicht seinem Rechtsbeistande werden, ihn noch als völlig unzurechnungsfähig darzustellen? Ferner: Du, als Denunciant, müßtest Caution, bedeutende Caution stellen, ja, bei einem nur irgend mangelhaften Ausgange des Processes gewärtigen, obenein von Deinem Gegner als Calumniant verklagt zu werden. Dies ist der eine Gesichtspunkt der Sache" — Und, obgleich dem Registrator schon aller Muth entfallen war, so hob der Vetter doch auch noch den andern hervor und fuhr fort: „Zu einer Injurienklage schritt' ich nun gar erst mit verzagtem Herzen. Deine moralische, Ihre bürgerliche Ehre ist weder in der Ankündigung, noch in der Unterstellung eines anonymen Briefes verletzt, ja, im Gegentheil würde Beklagter entgegnen können, er hätte ja zehn Thaler daran setzen wollen, um diese Ehre wieder herzustellen! Auch ist das bloße Briefempfängniß, mag es nun ein Brief nach allen möglichen Schemen des Briefstellers sein, wenn man davon spricht, keine Injurie; etwas ganz Anderes wäre es, wenn der vorlaute junge Freund Ihres Rufes den Inhalt jenes eingebildeten Briefes gebilligt und etwa gesagt hätte: Wer u. s. w. ... eines Briefes, dessen Inhalt ich übrigens billige u. s. w. ... Allein, im Gegentheil, er setzt eine Prämie darauf, wer den Verleumder entdeckt. Der Einwand, daß ja die Möglichkeit eines begründeten Angriffs in der Annonce vorausgesetzt werde, ist irrelevant oder, wie wir Juristen das nennen, impertinent. Endlich, lieber Vetter..."

Hier mußte Sportelhahn ſelber lächeln, weniger, weil der Regiſtrator wie ein armer Sünder ausſah, als, weil er ſich dem Arſenal näherte, wo die Juriſten ihre Hauptwaffen verſteckt haben und wo die ungeheuren endloſen Schiffstaue von ewigen Proceſſen gedreht werden. „Geſetzt," ſagte er, „der Schlingel muß Abbitte thun (ich nehme da den glücklichſten Erfolg unſerer Bemühungen an), ſo haſt Du vielleicht zehn Jahre darüber proceſſiren müſſen, biſt durch alle Inſtanzen die Spießruthen der Advocatenkünſte und Richterbedenklichkeiten gelaufen, haſt auf Dein väterliches Erbe Hypotheken annehmen müſſen, weil der Proceß viele hundert Thaler baar an Gebühren koſten würde, haſt keinen ruhigen Augenblick im Leben mehr und gehſt einſt mit dem ſchmerzlichen Bewußtſein in's Grab, daß Du nicht blos Deinen Proceß, ſondern auch Dein Leben verloren haſt. Denn, hat der Schlingel einen guten Advocaten, etwa einen jungen, der mit dem Proceß weniger Geld, als Ruhm verdienen und ſeine ganze Collegien-Weisheit hier plötzlich in ein Prakticum umſetzen will, ſo kommen erſt die Flankenangriffe, die bei unſeren Gerichten geſtatteten Einreden. Wiſſen Sie, daß man bei uns die Einrede des Spoliums der Injurienklage ſo in den Weg ſtellen kann, daß Sie mit dem beſten Rechte darüber ſtolpern? Der Gegner fingirt ein Spolium; er ſagt: Sie hätten von ihm aus Rache eine Uhr genommen und ſie noch nicht wiedergegeben! Dieſe Einrede bildet nun erſt einen Proceß im Proceſſe. Sie wird durch alle Inſtanzen durchgejagt. Man geht darauf ein, wenn das Spolium erwieſen iſt. Jetzt ſchiebt Ihnen ein pfiffiger Advocat den Eid zu. Ich excipire, daß dieſes kein deutliches Beweismittel wäre, und ſiehe, eine neue Schachtel in der Schachtel iſt da, und wir müſſen erſt wieder durch alle Inſtanzen hierüber die Meinung der Gerichte abwarten. Dieſer Aufenthalt macht ſchon einige Jahre. Man kann inzwiſchen geſtorben ſein oder ſich in dem Gegner gänzlich geirrt haben. Man ſöhnt ſich mit ihm aus. Die Welt hat die gekränkte Ehre des Regiſtrators vergeſſen. Mit einem Wort, Freund, ich rathe zur Beſinnung!"

Als der Regiſtrator auf dieſe Schilderung eines möglichen

Processes nur mit verbissenem Schmerz und einigen von seiner Versteinerung sich losbrechenden schleimigen Verwünschungs-Austerschalen dem jungen Verbrecher ordentlich ein Golgatha aufrichtete, schloß Sportelhahn endlich folgendermaßen: „Nun stehen wir vielleicht bei der Executions-Instanz. Nun soll der Schlingel Abbitte thun. Statt dessen schützt er wieder die Einrede der Compensation vor. Er erfindet eine Injurie, die Sie ihm angethan hätten. Der alte Walzer geht von vorn an und wir tanzen mit unseren gelehrten Juristen, die Alles beweisen, was wir bewiesen wünschen, in ewigen Kreisen herum, bis der Gegner am Ende noch replicirt, die Annonce hätte er aus Liebe zu Dir gemacht; er betrachtet Deine Ehre als sein Mantelkind und erklärt, er hätte als negotiorum gestor Deines guten Rufes gehandelt, und schickt Dir noch eine Rechnung in's Haus für gehabte Auslagen. Die Schmerzensgelder fielen von ihm auf Dich und Du würdest noch obenein vom Publikum ausgelacht werden."

Dies war zu viel für den Registrator. Er raffte sich auf und lief davon. In das nächste Wochenblatt ließ er mit Schwabacher Schrift und einer Hand, als gäb' es irgendwo Rosinen zu verkaufen, drucken: ☞ Der Verräther ist entlarvt! Dann folgte darunter: „Er ist zu jung für das Schwert der Gerechtigkeit; die Ruthe eines Zuchtmeisters sollte ihn für eine Schandthat strafen, welche meinen Ruf nicht beflecken kann. Hier nicht, aber vor Gottes Thron! Ich verachte ihn (nämlich den Verbrecher)!" Im Stillen dachte er nur noch: Besser, ein Backenstreich mit Großmuth hingenommen, als hundert Abbitten und Ehrenerklärungen auf dem Dache! Er zahlte die Prämie und verachtete den Empfänger.

Inzwischen flatterten die ersten flüggen Nummern der Zeitschrift in's Freie hinaus und Kaputh erstaunte über diese Zugvögelschwärme, während sich ein Exemplar nach dem andern an die verschiedenen Fenster der Stadt nistete, um das ganze, allerdings voraus zu bezahlende Quartal hindurch regelmäßig den Leuten etwas vorzwitschern zu können. Wo man in diesen Tagen bei zahlungsfähigen Leuten Besuche machte, hatte man Vorsicht nöthig, auf der Treppe nicht

über die neuen Nummern des Nichts zu stolpern, welche die Colporteure dorthin geworfen hatten, in der Hoffnung, daß das Meiste zwar auf den Weg fallen, Einiges aber doch hundertfältige Früchte tragen dürfte. Es war für die Krämer gut: sie brauchten nicht die alten vergilbten Regierungsacten zu kaufen (Wiesecken entging hier schon wieder durch die Brüder eine bedeutende Summe, da er sich nicht scheute, das Kriegsministerium unter der Hand ballenweise an die Victualienhändler zu verkaufen), um ihre Butter und schwarze Seife einzuwickeln. Die Friseure machten von den Probeblättern manche Papillote, und Celinde, die so wenig Lebenstakt hatte, daß sie den Schlachtenmaler durch ein Abonnement zu erfreuen nicht verstand (wie selten kaufen die besten Freunde der Schriftsteller deren Werke!), trug des Morgens in ihren Haaren die rührendsten Klagen ihres Freundes; seine Thränen lachten wie Frühlingsblüthen auf ihrem Haupte und sie ahnte nichts davon! Es ist eine der größten Künste, mit Künstlern umzugehen. Wie man mit den Damen und Ministern, mit Fürstinnen linker oder rechter Hand umzugehen habe, ja, nach Rumohr selbst mit Bettlern und Vagabunden, das lehrten die Knigge. Nur der Umgang mit Dichtern ist sich selbst überlassen und jenen großen Fehlern ausgesetzt, welche wir täglich gegen die Lieblinge Minervens begehen. Erscheinen neue Werke von ihnen, so will man sie von ihnen geliehen haben; und leiht man sie, so widmet man nicht einmal, um das Interesse zu verrathen, gleich die erste Nacht ihrer Lectüre; und tadelt man, statt endlich ein mattes Lob zu stammeln, so ist der Dichter unser guter Freund, von dem wir ja wissen, daß der Gott in ihm zuweilen ausgeht oder sich sieben Stunden ruht, wenn er sechs gearbeitet hat. Celinde hatte keine Ahnung davon, wie es Schlachtenmaler schmerzte, daß sie die Unterzeichnungsliste blos ansah, um die Freunde ihres Freundes kennen zu lernen, nicht, selbst zu unterschreiben. Celinde dachte: Der Vogen ist ja nicht sein Herz — Schlachtenmaler knirschte die Zähne und flüsterte: „Aber er ist mein Magen!"

Der Erfolg des Blattes war zweifelhaft. Der Abnehmer waren zu viel, um es eingehen, und zu wenig, um es fort-

bestehen zu lassen. Die gewöhnliche Aushülfe in solchen Fällen, Regierungsunterstützung, konnte von dem fürstlichen Gouvernement nicht erwartet werden, da man eben erst mit Herrn von Lipmann eine Anleihe geschlossen hatte, scheinbar, um die Chausseen zu verbessern, edeln Riesenkohl und die fürstlich Rohan'sche Kartoffel in die Landesökonomie einzuführen, in Wahrheit aber, weil bei der Cavallerie das Riem- und Sattelzeug durchgescheuert war und die Gensdarmerie neue lederne Stulpen bekommen mußte, wofür die Landstände nichts bewilligen wollten, der beruhigenden Criminalstatistik wegen. War doch, ungeachtet dieser Mißhelligkeiten, das Vertrauen zwischen Fürst und Ständen größer, als sie's Beide nöthig gehabt hätten; war doch die Demagogie, die auch nach dem bekannten Ausspruche nur die Reise um, nicht durch die Welt machen sollte, noch nicht bis hierher gedrungen. Höchstens würde sich Blaustrumpf beim Consistorium verwendet haben, wenn ihm nicht gleich die erste Nummer des Nichts einen Schrecken verursacht hätte, weil in ihm ein Märchen abgedruckt war, worin eine Hexe und zwei Kobolde spielten. Mörder bekam im Gegentheil eine Instruction, wonach er Alles streichen mußte, was unverständlich wäre: denn, wäre es auch nicht mystisch gemeint, so könnt' es doch mystisch wirken. Mörder schrieb einige Male an den Rand der Censur: Oden auf die Erfindung der Buchdruckerkunst wären wahrhaftig zeitgemäßer, als Balladen im Geschmack des Erlkönigs, wodurch nur der pietistische Unfug noch mehr befördert würde. Ja, bei einer Vergleichung zwischen Schiller und Goethe schrieb eine zweite Hand (gewiß Blaustrumpf's) an den Rand: „Großer Schiller, Dein „Taucher" eröffnet einen tiefen Blick in die Lehre von den Polypen! Deine „Glocke" wird ein unvergeßliches Denkmal für jeden redlichen Gelbgießer, und Dein „Gang nach dem Eisenhammer" ein ewig unschätzbarer Beitrag zur Berg- und Hüttenkunde bleiben." Also von dieser Seite hatte das Nichts eher Hindernisse als Begünstigung zu erwarten.

Der Muth stieg indessen den Brüdern, als sich auch in diesem Jahre die Ankunft der Schauspielertruppe bestätigte, die schon im vorigen so schlechte Geschäfte in Kaputh gemacht

haben ſollte. Die dramatiſchen Künſtler hatten es ja hauptſächlich dem Mangel einer dramaturgiſchen Publicität zugeſchrieben, daß ihre Leiſtungen weder bewundert, noch beſucht wurden; im Wochenblatt war man gewohnt, daß der Director der Truppe ſich ſelbſt lobte, aber mit Namensunterſchrift und mit dem Aufrufe: „Edle Menſchenfreunde, wenn Sie fortfahren, unſern Tempel nicht zu beſuchen, ſo verdiene ich weder das Oel, welches meine Lampen freſſen, noch gar das, mit welchem ich meine Menſchen-Marionetten ſchmieren muß, damit ſie in den Gelenken geſchmeidig bleiben. Drei Familienväter haben bei mir die Ihrigen und ich Alle zu ernähren. Die erſte Tänzerin iſt im Kindbett, und das Nothdürftigſte geht dem armen Wurm ab. Menſchenfreunde, u. ſ. w.“ In dieſem Tone war das Kaputher Publikum gewohnt, von den Couliſſen her angeredet zu werden, und da es immer dieſelbe Litanei war, ſo ließ ſie der Drucker des Wochenblatts ſtereotypiren. Noch einige andere Schmerzenslaute ſtanden bereits fertig geſetzt, z. B. „Dank den edlen Gönnern, welche uns in der Verlegenheit, den fabelhaften Kaiſer Altoum von China zu coſtümiren, einige noch ganz brauchbare Warſchauer Schlafröcke geſchickt haben!“ Zu anderen Annoncen verſtand ſich der Drucker des Wochenblatts nicht. Dieſe waren einmal von früher geſetzt, und da die Schauſpieler keine Mittel hatten, einen neuen Artikel zu bezahlen, ſo mußten ſie, ſelbſt wenn ſie Turandot nie mehr ſpielten oder auch ſonſt erträglichere Geſchäfte machten, doch immer jene ſtereotypirten Schmerzenslaute in dem Wochenblatt ausſtoßen, weil auch das Publikum von Kaputh ein für alle Mal gewohnt war, auf dieſe Art an die Wiederankunft der Künſtlergeſellſchaft erinnert zu werden.

Jetzt aber hatte die Truppe einen beſſern Stand. Sie war von der Tyrannei des Wochenblatts erlöſt. Die ſtolzen Theaterkönige hatten nicht mehr nöthig, den Armen Kapuths gleichſam jährlich die Füße zu waſchen. Der Maßſtab, der an ihre Leiſtungen gelegt wurde, war nicht mehr der, ob ſie im Wirthshauſe ihre Rechnungen bezahlten, hübſch anſtändig auf der Straße gingen und uneheliche Kinder erzeugten, ſondern der, ob ſie die Schlegel und Franz Horn geleſen

hatten. Es handelte ſich nicht mehr um den Aerger der in den Logen ſtrickenden Damen, daß die Schauſpielerin, welche die Ophelia ſpielte, ſchon wieder ſchwanger ſei, ſondern ob Tieck Recht hatte, Ophelien wirklich einen ſolchen Zuſtand zuzuſchreiben. Die junge Kritik hatte unter dieſen Umſtänden nur noch den einen Wunſch, ihre äußere Lage möchte anſtändiger ſein, um die Beſuche der Künſtler anzunehmen. Ja, Amandus, der recht eigentlich über die Oper berichten wollte, war eines Tages untröſtlich, als er hörte, die auf Gaſtrollen engagirte Primadonna könnte jede Stunde eintreffen und ihn beſuchen. „Wenn mich Madame Binder-Bürſten," — ſo hieß die berühmte Sängerin, obgleich, da das Bürſten auf ihren Mann geht (von dem ſie geſchieden war), ſie ſich eigentlich hätte nennen ſollen: Madame Bürſten-Binder — „wenn ſie mich nun beſucht," ſtöhnte Amandus, „und ſie tritt hier in den Reitſtall, wo unſere Betten, Kleiderriegel und in einer Ecke gar die Vorrichtungen zum ſelbſtgefälligen Stiefelputzen ſtehen — welche Schande für das dramaturgiſche Feuilleton und die wöchentliche muſikaliſche Revue!" — „Nun," ſagte Schlachtenmaler, „wir wollen hier vorne gleich an der Thür ein kleines Redactionszimmer improviſiren mit einer ſpaniſchen Wand von Papier, an die ſich aber Keiner anlehnen darf." Dieſer Vorſchlag gefiel, und man kochte Stärkemehl. Dicht am Eingang wurde ein Raum, einige Fuß breit, und die ganze Tiefe des Zimmers bis zum Fenſter abgemeſſen, mit Hülfe einer Leiter wurden einige Nägel in die obere Decke geklopft und dann Bindfäden hin- und hergezogen, damit das Papier einen Anhalt hatte. Man benutzte die unverkauft gebliebenen Nummern des Journals zu dieſer Scheidewand zwiſchen Kunſt und Kritik, klebte weißes Papier darüber, und Schlachtenmaler zeichnete einige Cartons, die der Wand ſogar einen verhältnißmäßigen Werth gaben. Grau in Grau führte er artig die Muſen im ſchaffenden Verein unter der Oberaufſicht Apollo's aus, und richtete es ſo ein, daß gerade in einen Tempel auch der Leinwandvorhang führte, der zu dem größeren Reſt des Zimmers die Thür abgab. Es war die höchſte Zeit, daß das Redactionszimmer fertig und mit einigen Stühlen möblirt

war: denn, horch, ſchon klopft Madame Binder-Bürſten an die Thür!

Amandus ſtand der Dame verlegen genug gegenüber. Es ängſtigte ihn am meiſten, daß ſeine drei Brüder hinter der Papierwand ſtanden und lauſchten. Man ſetzte ſich, und Amandus wurde bleich, als die Sängerin Miene machte, ſich an die künſtliche Mauer anzulehnen. Sie rückte den Stuhl immer dichter an die Wand und leichenblaß ſah er, wie ſie den ungewöhnlich breiten Rücken keck an einen Widerſtand anſtemmte, den ſich der junge Kritiker nicht erklären konnte. Der Sängerin mußte die Elaſticität der Wand ſelbſt ſonderbar vorkommen, ſie drehte ſich um, und Amandus merkte an den vollſtändig auf dem Papier ausgeprägten Conturen eines Menſchen, daß die Brüder ſeine Verlegenheit errathen und einen von ihnen ſich mit dem Rücken gerade gegen die Primadonna hatten anſtemmen laſſen, ſo daß ſie allerdings auf einen gewiſſermaßen feſten Widerſtand traf. Amandus zitterte über die Möglichkeit, daß die junge Kritik hinten nachließe und die Künſtlerin jetzt ſchon durchfiel. Die Dame ſah ihm auch ſeine Verwirrung an, ſchrieb ſie aber nur ſeiner Jugend und ihrer Schönheit zu. Als ſie einige Worte über die Coloraturen und den Geiſt des Kaputher Publikums gewechſelt hatten, erſchrak ſie über das Raſcheln hinter der Wand und knüpfte daran einige Bemerkungen über ihre Furcht vor Mäuſen. Auch erzählte ſie von einem Schauſpieldirector, der den Hamlet deshalb nicht aufführen ließ, weil er ſich des Polonius wegen die Couliſſen nicht wollte zerſtechen laſſen. Amandus, unbeholfen wie ein junger Mann, der zum erſten Mal eine Dame zum Tanz auffordert, lächelte und ging auf den Charakter Hamlet's über. Die Sängerin war eben im Begriff, eine boshafte Miene durch eine Seitenwendung zu verbergen, als ihre Blicke auf die grau façonnirte Muſe Polyhymnia fielen und ſie an deren Geſicht etwas bemerkte, was ſie erblaſſen machte. Todtenſtille herrſchte nebenan, Amandus drehte ſich um und ſah mit Entſetzen, daß Polyhymnia eine natürliche Naſe bekommen hatte. Die Sängerin konnte in ihren Scherzen nicht fortfahren. Amandus ſtotterte und wußte ſich nicht zu helfen.

Fünfter Aufzug.

Die Bühne ſtellt ein Vorgemach zur Theaterloge des Königs vor. Vorn ein Zimmer, feſt wie ein Corridor, erleuchtet mit einem Kronleuchter. Spiegel. Seſſel. Die Hinterwand bildet in der Mitte ein zugezogener Vorhang. Wenn man dieſen öffnet, erblickt man in verlängerter Perſpective die Brüſtung der Theaterloge des Königs und ſieht ganz in der Ferne in's Theater hinein. Der trennende Vorhang iſt Anfangs zu.

Erſter Auftritt.

Molière.

Molière

(ſchon für den Abend in täuſchender Aehnlichkeit mit Lamoignon als Tartüffe gekleidet, tritt auf und beſieht ſich im Spiegel).

Die Maske iſt gut! Ich habe nicht vermeiden wollen, dem Präſidenten ähnlich zu ſehen. Bin ich's? Ja, ich bin's! Wo mir Madeleine dieſe Perrücke entdeckt hat! Sie iſt für die Rolle

Beide sahen bald die fleischerne, keck aus der Wand hervorspringende Nase Polyhymniens an, bald mit der größten Verlegenheit sich. Madame Binder-Bürsten griff nach ihrem Shawl und floh mehr, als sie ging. Amandus stand wie vom Schlage getroffen da. Das Blut stürzte ihm in den Kopf und, da Schlachtenmaler doch nun einmal das Loch in die Wand gebohrt hatte und noch immer Polyhymniens Nase figurirte, da er ferner nicht wußte, daß die Sängerin ganz kleinmüthig davongegangen war, so schlug Amandus so gewaltsam auf die gespenstische Farce, daß dem Schlachtenmaler hinten Hören und Sehen verging und er von dem Transparent der Tapete mit blutendem Antlitz zurücktaumelte. Die Scene verwandelte sich in ein Handgemenge, worüber der Registrator zum Wirth lief und seine Wohnung unwiderruflich aufkündigte.

Neuntes Kapitel.

Moderne Literatur. Morgen- und Abendroth.

Als die Kämpfer ermattet vom Streite ruhten und sie in Gruppen, mehre Töpfe Wassers aber in Strömen hingegossen lagen, während ein unglücklicher Fall noch überdies Breche in die Tapete gelegt hatte und der Polyhymnia noch immer die fehlende Nase blutete: während die Brüder sich erst jetzt mit abgekühltem Humor und in Hemdärmeln den Zusammenhang der künstlichen Hinterwand und der gespenstischen Nase erzählten und nur die vor einer ersten Sängerin erlebte Demüthigung von dem „musikalischen Referenten" bedauert wurde, öffnete sich wieder die Thür des Redactionsbureaus und die mattangelaufenen Knöpfe eines blauen Fracks blinkten durch die künstlichen, aber zufälligen Schießscharten der Tapetenwand hindurch. Saßen sie doch wie Krieger in massiven Casematten, ruhigen Blicks den eintretenden jungen Herrn von Lipmann erwartend, den sie nicht einmal besonders

würden bewillkommt haben, selbst wenn sie ihn gekannt hätten. Guido von Lipmann war ein jüdisches Reis, das sich durch Erziehung, Glück und eigene Neigung auf das Christenthum hatte pfropfen lassen oder er war eigentlich ein Herz- und Judenkirschenbaum, der aber nichts als christliche Passionsblumen trieb. Er konnte über Raphael und den heiligen Christ zu Weihnachten sprechen, wie der fromme Novalis. Die Romantik und das Sanskrit hatte er trotz Schlegel und den indischen Elephanten los und mancher belletristischen Zeitschrift hatte er schon Sonnettenkränze gewunden, auch Minnelieder gesungen, was ihn auch bei allen Herausgebern solcher Blätter beliebt machte, da er kein Honorar nahm. Guido von Lipmann gehörte zu jenen jüngeren Juden, die mit dem orientalischen Feuer ihres Blutes schon die germanische Gefühlstiefe verbunden haben. Er hüpfte von Palmen auf deutsche Eichen hin- und herüber und warf dabei die Vorübergehenden bald mit den duftenden Blumen der Sentimentalität, bald auch wol einmal mit den faulen Mispeln der Satyre. Verstand und Phantasie berührten sich bei ihm in Punkten, wo alle Lehrbücher der Psychologie nur von der weitesten Entfernung wissen wollten. Guido von Lipmann war auch schon um so mehr über die Emancipation der Juden hinaus, als er erstens getauft, und wenn er wollte, Referendarius war, zweitens aber seinem Vater nicht Unrecht geben konnte, der in seiner kalten Manier immer schon sagte: „Wer nur Geld hat, braucht nicht zu werden emancipirt!" Guido war, wie gesagt, ein so leidenschaftlicher Christ, wie nur Felix Mendelsohn-Bartholdy, und es war längst seine Devise gewesen, daß es nur *eine* Emancipation gäbe, nämlich die, sich taufen zu lassen. Schlachtenmaler wird Noth mit ihm haben: denn hatte er nicht in Nr. 3 seines Blattes einrücken lassen: „Wer hätte geglaubt, daß die Juden noch einmal den Golgatha zu ihrem Parnaß machen und sich aus dem Kreuze Christi Pinselstöcke schneiden würden, wenn sie anfangen, Madonnen zu malen!"

Schlachtenmaler erhob sich gar nicht, weil ihn sein geschundenes Antlitz ärgerte. So wandte sich Guido von Lipmann an Amandus und fragte diesen: ob er sich seiner wol

noch erinnerte? Freilich war er mit seinem Vater, dem Hofagenten, öfters durch Klein-Bethlehem gekommen, wenn sie nach der Reige fuhren und dort Wechsel präsentiren wollten, wobei der Hofagent immer einen Zeugen brauchte: „Denn," sagte er, „der Graf ist der größten Verbrechen fähig; wer stellt mich sicher, daß er nicht meinen Wechsel nimmt, ihn in den Mund steckt und verschluckt?" — Amandus aber sagte: „Gott, wie haben Sie sich verändert!" — „Ich war auf Reisen," entgegnete Guido von Lipmann, „und finde es sehr angewandt, daß Sie Ihre Bestimmung zum Bildhauer mit dem Journalismus vertauscht haben. Glauben Sie mir, ich habe in Liverpool einer Sitzung der British Association beigewohnt, wo ein Gelehrter einen kleinen Napoleon zeigte, den kein Schüler Canova's, sondern eine einfache Drechselbank hervorgebracht hatte. Der Marmorblock kommt nach allen vorher zu bestimmenden Richtungen einem scharfen Messer in die Quere und, wenn der Mechanikus alle Walzen und Räder vorher passend eingefugt hat, so brauchen Sie nur einen Drehorgelmann, der Ihnen in kurzer Zeit so viel medicäische und belvederische Gottheiten zaubert, als nöthig sind, um damit einen Park vollkommen auszuschmücken."

Guido von Lipmann setzte sich nun und behauptete, daß von allen Künsten nur die Poesie unfähig sei, durch Mechanik hervorgebracht zu werden. Er wäre auf seinen Reisen vor dem immer mehr um sich greifenden Geist der äußerlichen mechanischen Zusammensetzungen geflohen, die Fabriken und die Sonntagsschulen hätten ihn angeekelt, und wenn schon alle Künste so gesunken wären, daß sie ihre Jungfräulichkeit an die Macht der Dämpfe verkauft hätten, so wäre doch die Poesie die einzige, die sich ihre Keuschheit in allen Ländern erhalten hätte. Und, wenn die Bildhauer, Maler und Ingenieure das Christenthum untergehen ließen, so würde die Poesie jener Joseph von Arimathia werden und das Kreuz des Herrn tragen u. s. w. u. s. w.

Amandus war nun froh, daß Guido von Lipmann Nr. 3 noch nicht gelesen hatte, und ängstigte sich erst (da der Gast wirklich abonnirt hatte), als Schlachtenmaler anfing ohne alle Ironie folgende Worte unter dem blutigen Schnupftuche

hervorfallen zu lassen: „Wenn es gegen den so mächtig hereinbrechenden Materialismus einen Widerstand gebe, so könne dieser nur vom combinirten Germanen- und Judenthum ausgehen. Was Moses und Tacitus von beiden Völkern geschrieben hätten, wäre diesen noch immer gegenwärtig: heilige Scheu vor dem Unsichtbaren, Verachtung des rohen Stoffes, Mißtrauen gegen das blos Natürliche. Es wäre eine eigene Ironie des Weltgeistes, daß sich hauptsächlich die Juden an die Spitze der neueren industriellen Unternehmungen stellten und dadurch das Geld gewännen, vermittelst dessen ihre Kinder Generalbaß studiren und Bach'sche Fugen und Orlando Lassi'sche Messen componiren lernten. Wäre nicht schon der Papierhandel ein Idealismus von übersliegenderer Art, als die Lehre des Duns Scotus, und hätte Plato's Timäus wol eine so imaginäre Stelle aufzuweisen, wie jeden Börsentag der Frankfurter Courszettel? Alle romanischen Völker, ja, selbst die Engländer, geschweige die Nordamerikaner, wechselten das Gold ihrer Naturanlagen in das leichte Courant der Abstraction aus; nur die Deutschen und die Juden schienen die Bestimmung zu haben, das Gemüth unter allen Umständen als die Pforte des Himmels nicht verschütten zu lassen; ja, wenn selbst nicht geleugnet werden könnte, daß auch die Deutschen nun mannigfach von den Eisenbahnen angesteckt wären und sich unsere Träume so selig in der Vorstellung möglichst bei uns zu entdeckender Steinkohlenlager wiegten, so möchten zuletzt wol gerade nur noch die zerstreuten Juden die Bestimmung haben, die Künste in der Welt aufrecht zu erhalten und die Priester aller übrigen Religionen und Literaturen zu werden."

Guido von Lipmann war in der That Dichter genug, um nicht an der Idee, daß die Juden der poetische Sauerteig Europas und die Garantie des Supranaturalismus sein dürften, nur das Süße, nicht des Schlachtenmalers Bitterkeit zu schmecken. Er arbeitete ja im Stillen — bis auf einige schon in Almanachen abgedruckte Fragmente — an einem Ahasver, und, da er Kunde hatte, daß sich zwei junge Dichter, Namens Schmeißer und Püsser, ebenfalls zur Bearbeitung desselben Stoffes vereinigt hätten, so freute es ihn sichtlich,

hier auf eine Idee zu ſtoßen, welche wahrſcheinlich von jenen noch nicht benutzt wurde. Er malte ſich die Möglichkeit aus, eine Scene zu ſchreiben, wo Chriſtus zum ewigen Juden käme und ſich bei dieſem für die Erhaltung ſeiner Lehre bedankte, wo denn die Genien einige Muſikſtücke von Felix Mendelſohn-Bartholdy ſpielen und Herr von Eckſtein in Paris, Auguſt Neander in Berlin, Frau von Schlegel und ihr Sohn, der Maler Ph. Veit in Frankfurt a. M. und Andere dabei die chriſtlichen Führer der getauften Judenpietiſtenchöre machen müßten. Guido von Lipmann war ganz in den Moment verſunken, wo Ahasver zum Cardinal ernannt und mit dem großen rothen Hute bekrönt werden würde. Ein ungeheures Gedicht, eine göttliche Farçe à la Dante war ihm ſoeben aufgegangen, er erſchien ſich wie Johannes, als dieſer auf den Gedanken kam, die Apokalypſe zu ſchreiben. Um aber das Gemälde von Domenichino vollſtändig zu machen, kroch Schlachtenmaler auch wie die Schlange aus dem Kelche und lockte Guido von Lipmann aus ſeinem Pathmos heraus, indem er ihn bat, ihnen als jungen Anfängern einige Geſichtspunkte aus der neueren Aeſthetik zu geben, da ſie ja nicht viel mehr als den Homer, Virgil und Horaz geleſen hätten und was deutſche Literatur beträfe, noch in Klopſtock und Hölty befangen wären. Theobald ſchämte ſich, indem er an den Schäfer Schumacher dachte und an ſeine Beſtimmung, Volksdichter zu werden und Alboin war eher ein Gegenſtand des Satyrikers, als ſelbſt einer.

Guido von Lipmann fuhr mächtig heraus und vergaß ſogar, mit ſeinem Siegelring zu ſpielen. „Ich habe," ſagte er, „mit Vergnügen bemerkt, daß ſich in Pathmos — wollt' ich ſagen, in Kaputh, allmälig auch ein literariſches Leben zu regen anfängt. Der Reichspoſtreiter wird künftig nicht mehr der einzige Buchhändler ſein, noch weniger wäre zu hoffen, daß wir Wörterbücher und größere Sachen, immer nur nach Heringen riechend, kaufen müſſen, wo die Thran- und Heringshändler ſich noch den ſchönſten Dank ausbitten, daß ſie uns den Gefallen thun und in Bremen und Hamburg für uns von ihren Commiſſionären Bücher aufkaufen laſſen. Und, da ſie zu gleicher Zeit für ihr Detailgeſchäft Maculatur

brauchen, wie oft ist es mir nicht passirt, daß ich statt meiner Bestellung das verwechselte Papier bekam und mit genauer Noth das Kostbarste aus der deutschen und fremden Literatur, wie manchen Schiller und Goethe, vor der Berührung mit frischen holländischen Heringen rettete! Bekommen wir doch die Literaturzeitungen aus Leipzig immer nur zu gleicher Zeit mit aufgespießten Leipziger Lerchen, wo man die Hunderte der armen Thierchen versucht wird für eine Satyre auf die Inhaltsverzeichnisse der in dem Monatsheft aufgespießten Bücher und Autoren zu halten. Meine Herren, Ihr Unternehmen wird hierin eine Aenderung bewirken. Es kann nicht fehlen, daß die Gemüther allmälig warm werden und eine andere Erquickung und Durststillung wünschen werden, als Blaustrumpf's Predigten, die Charaden des Wochenblatts und den jährlichen Mispelheimer Kalender. Meine Herren, ich wünsche nur Eines. Ich möchte Sie nicht in einer so großen Unbefangenheit über Ihr eigentliches Streben und Wollen angetroffen haben; ich wünschte, daß Sie auf den Stamm Ihrer Blätter etwas von einer knospenden Tendenz blühen hätten, eine innigere Beziehung zu dem bestimmt ausgesprochenen Charakter der modernen Literatur."

Schlachtenmalern war es bei diesen Worten, als würde irgendwo im Zimmer mit elektrischen Stäben gestrichen, so zuckten und hüpften ihm die Nerven. Gern hätte er etwas erwidert; nun konnte er wirklich nicht anders, als sich unmächtig krümmen, da er wenig von dem sogleich fort hatte, was Guido von Lipmann eigentlich meinte. Das sagte er aber denn doch: „Ich danke Gott, daß ich hierüber 'mal ein wahres Wort höre. Ich kann nicht der Meinung sein, daß hinter dem Horaz, Virgil, Sophokles mehr steckt, als die Ruthe der Philologie, die unsere schlechten Vorbereitungen darauf so nachdrücklich strafte!"

„Ein Hauptkennzeichen," bemerkte Guido von Lipmann, „für die neue Literatur ist Ihre Cultur der Prosa. Wir haben endlich die Poesie vom Schnürleib des Metrums befreit; ohnmächtig sank die seit Jahrtausenden gefesselte Muse in unsern Arm und erst im Dufte unserer neuen blumenreichen Prosa scheint sie allmälig wieder zum Leben zu er-

wachen. Unter dem Namen Zustände haben wir eine eigenthümliche Art erfunden, Massen von Lebenserfahrungen, wie sie der Tag und die Geschichte darbietet, in die anmuthigsten Gruppen zu vertheilen, Könige und Bettler, Hermelin und Lumpen, Frauen und Courtisanen, Zellen, Gazellen, Ghaselen, Giraffen, Caraffen, Caravanen, Girandolen, Mandolinen und Knackmandeln, Alles in Eins zu mischen, so daß Sie Ihren Augen nicht trauen, wenn Sie etwas von unseren musivischen, modernen Zuständen lesen. Nehmen Sie Heine! Wie laufen da die Schalen von früher in ihr metrisches Gehäuse abgeschlossen gewesenen Taschenkrebsen, Hummern, Meerspinnen, Ammonshörnern, welche Unzahl von Fleischabgängen, grünen Erbsen, Capern und Austern alle in eine, durch die Ironie stark gepfefferte Krebs- und Mockturtlesuppe zusammen! Diese neue Prosa vereinigt den Werth der abgezogenen Speculation mit den anmuthigen Abwechselungen einer sich zuweilen selbst überlassenen Phantasie. Die Schreibart der Zustände muß von Berg zu Thal wandern, hier steinig und chaussirt, wo eine Thatsache zu entwickeln ist, dort grün und kosend, wo es gilt, sie in ihren mannigfachen „Bezügen" zu schildern. Poesie und Prosa der Vergangenheit steht neben dieser Neuerung nackt und hülflos da."

„Mein Gott!" fiel Schlachtenmaler ein, „darum las ich doch neulich etwas, was mir wie Blumenbouquets vorkam, die man aus einem blühenden Garten gebrochen und auf eine schwere englische Tafel neben blaubrennenden Plumpudding gestellt hatte. Die Italiener, Herr von Lipmann, sollen es meisterhaft verstehen, so mit Würsten und Schinken Gruppen und Genrebilder auszumaleu; ja, sogar eine Kreuzigung Christi aus Würsten, Schinken, Käse und Butter, die dann ohne alle Blasphemie verzehrt wird. Umgekehrt scheint mir nun diese neue Prosa auch aus Blumenkränzen künstliche Würste nachmachen und dunkelrothe Georginen, hellere Centifolien, mattrothe Federnelken und weiße Schneeglöckchen so in einander schattiren zu können, daß man das Ensemble in der Ferne für einen Schinken ansehen möchte. Dem Gemeinsten scheint diese Prosa geschmackvolle Tournure geben

zu können." — „Sie übertreiben zusehends," bemerkte Guido von Lipmann, weniger um die neue Prosa als die Würste und Schinken empfindlich; „Sie vergessen, daß wir gerade durch diese außerordentliche Schönheit und Gewandtheit unserer jetzigen Prosa dahin gekommen sind, selbst unpoetische Gegenstände mit Interesse zu behandeln." Damit zog er ein Manuscript aus der Tasche und las ihnen folgende Passagen aus einer Abhandlung über den diesjährigen Getreide- und Wollhandel vor:

„Säen — oder nicht säen — das war im verflossenen Jahre bei allen Landwirthen die Frage. Der größte Reichthum kann unsere größte Armuth werden. Je üppiger sich draußen das Korn auf den Feldern wiegt, je weniger blaue Cyanen den grünen Ceresähren das Wachsthum beeinträchtigen, desto reicher die Ernte, desto wohlfeiler der Preis. Da fahren die Kornwagen, mit Blumen bekränzt, vom Felde in's Dorf; die Sense ist mit bunten Bändern geschmückt, die Schalmei ruft zur Feier des Erntefestes die schmucken Burschen und Mädchen; aber der redliche Landwirth steht einsam an eine Ecke der Scheune gelehnt, mitten unter seinem Segen, und hat die Arme ineinander verschränkt und lächelt bitter zu all' der Lust und seufzt in beklommener Brust. Ha! da kommen Rothschild's Boten und kündigen das Capital, das auf jenem eben abgemähten Hügel stand; Ahasver steht blinzelnd vor dem redlichen Landwirth und zieht seine Capitalien aus einem Zweige der Nationalwohlfahrt, der, wenn er tausendfältig trägt, nur zwei, trüge er zehnfach, sechs Procent Zinsen einbringen würde. Die Capitalien wandern aus den Armen der Ceres in die Schmiedeessen des Vulcan, oder ein geheimnißvoller Magier, der Zauberer Credit, berührt sie mit seinem Königsscepter, und die Metalle verwandeln sich in Metalliques, die Capitalien in Papier. Was hat jedoch die Geschichte von jeher bewiesen? Welches sind ihre ewigen Gesetze in Betreff des Kornhandels? Läßt nicht schon die alte Sage auf sieben fette sieben magere Jahre folgen? Ja, der Erdgeist steigt von den Alpen und bringt Lawinen, Erdstürze und ungeheuere Ueberschwemmungen, die Bäche treten aus, die Scheunen schwimmen mit rasenden Flüssen fort, Feuer

züngelt als Bundesgenosse der Zerstörung hier, dort, an allen Ecken auf, Hagel kommt im Cuirassier-Anlaufen geschmettert, die Fenster der Mistbeete klirren wie Kriegsbrommeten und die Beutel füllen sich, je leerer die Scheunen werden. Schon haben Preußen und Polen sparsamer geerntet, und wenn auch über das Land der Magyaren der Himmel noch seinen Segen goß, so wird ein Theil dieses Ueberflusses doch schon diesmal in die k. k. österreichischen Erbstaaten fließen müssen. Und wie sich hier die Negation als das eigentlich geltende Element im Getreidehandel bewies, so auch in den Oelsaaten, deren Anbau trotz der Gaserleuchtung zunimmt: denn wo könnte jetzt nicht Lessing seinen Wunsch, die Natur nicht ewig grün zu sehen, befriedigt finden? Wo sind jetzt nicht meilenweite Rapsfelder mit ihrer buttergelben Blüthe? In dem reißend stark um sich greifenden Anbau des Raps und Rübsen bekommt die Geschichte unseres Jahrhunderts einen neuen Einschnitt, und es früge sich, ob nicht diese Menge Oel, die man erzeugt, erfordert wird für den steigenden Mechanismus unserer europäischen Verhältnisse und all' die wichtigen eisernen Maschinen, die Menschen- und Pferdekraft jetzt ersetzen, in glatter Uebung erhalten soll? So ist die Geschichte groß in dem, was sie erfindet, die Natur aber oft noch größer in dem, womit sie das Erfundene compensirt und dem neuen Gedankenbesuch auf halbem Wege entgegenkommt. Endlich hat der Wollhandel —"

Hier unterbrach sich Guido von Lipmann selbst und fragte die erstaunten Brüder, ob sie Adam Smith kennten? Als sie ihre Unwissenheit bekannten, sagte er: „Nun, Sie werden die Rechnungen Ihrer Wäscherin kennen; aber Dante kennen Sie doch?" — „Ja!" log Alboin für alle Uebrigen. „Nun," schloß Guido von Lipmann, „auf diese Art etwa würde Dante den Adam Smith in Poesie verwandelt haben, wenn er die neue Literatur der „Charaktere und Zustände" hätte ahnen können."*)

*) Mit solchen und ähnlichen Auslassungen trennte sich zuweilen der Verfasser von den Richtungen der „jungen Literatur".

Als die Brüder vor Erſtaunen kein Wort redeten und Guido von Lipmann ſtolz durch's Zimmer ſchritt und immer ſtolzer und ſtolzer ſeinen blauen Frack enger und enger knöpfte, ermannte ſich wenigſtens Schlachtenmaler und geſtand mit kleinlautem Spotte: Wenn bei Goethe der Schüler ſagt, es werde ihm von dem Allen ſo dumm, als ging' ihm ein Mühlrad im Kopf herum, ſo müßte er das auch von ſich ſagen, nur mit dem Unterſchied, daß er auf die Mühle Korn ſchütten möchte. Es gäbe Gedichte, die kämen ihm wie geſammelte Collecten vor, andere wie Waſſerſuppen, ja dem Verfaſſer der Klagen eines Juden ſollte ja ſein eigener Vetter, dem er ſie vorgeleſen, aufgefordert, ſeine Meinung zu ſagen, geantwortet haben: dieſe Gedichte kämen ihm wie Bittſchriften an den Kronprinzen vor! Ebenſo möchte er, nämlich Schlachtenmaler, auf die ganze von Herrn von Lipmann ihm entwickelte Pracht nichts Beſſeres thun, als darauf Actien nehmen.

Guido von Lipmann entgegnete: „Sie ſind ein närriſcher Kauz.“ — „Nein, in vollem Ernſt,“ fuhr Schlachtenmaler fort, „ich wünſchte, Sie zögen ſich nicht zurück, wenn es ſich wirklich einmal darum handeln ſoll, aus unſerm Nichts Etwas zu machen. Laſſen Sie uns Actien bilden, tauſend Stück an der Zahl, jede im Werth von zehn holländiſchen Ducaten; Sie nehmen die Verbindungen Ihres Vaters zu Hülfe; das müßte doch nicht natürlich zugehen, wenn nicht, im Verein mit einigen jüdiſchen Freimaurerlogen, einigen Emancipations-Clubs, Courszetteln und evangeliſchen Kirchenzeitungen, die Möglichkeit da wäre, alle Actien anzubringen, die Koſten des Journals zu beſtreiten und den großen Gewinn, den es abwerfen wird, zum Beſten einer Literaturverjüngungstontine und eines größeren proſaiſchen Nationalſtyliſticums anzulegen.“

„Wie verſtehen Sie das?“ fragte Herr von Lipmann erſtaunt. „Nun,“ entgegnete Schlachtenmaler, „fünf Procent ſind den Capitaliſten ſicher; aber da wir weit mehr machen werden, ſo müßte gerade dieſer Ueberſchuß zu einer Akademie verwandt werden, welche —“ — „Nur nicht die Sprache firiren!“ fuhr Herr von Lipmann auf. „Um's Himmels

des Tartüffe wie gewachſen — So iſt denn der Augenblick da, den ich ſo heiß erſehnt habe, der Augenblick nicht der Rache, nein der Vergeltung! Seit drei Uhr ſchon drängt ſich das Publicum in den Straßen. An der Kaſſe haben die Commiſſäre Mühe, die Ordnung aufrecht zu erhalten. — Mir iſt ſo beklommen zu Muthe, wie dem Krieger, eh' er in die Schlacht geht. — Wenn Armande wirklich ein blaues Tuch trüge — nein, nein, ſie hilft mir meinen Sieg erobern in einem Feldzuge, den ich ja nur ihretwegen begonnen habe. Sie! Sie iſt die Tochter des Düpleſſis! Ihr verdank' ich dieſen Stoff. Dort iſt die Loge der Prinzen, hier die Loge des Königs — Wenig Minuten noch und die Günſtlinge verſammeln ſich in dieſem Vorſaal. (Lüftet den Vorhang.) Von dort ſieht der König heute auf Elmire Düpleſſis nieder, zittert wie ich — Ich will mich noch ein wenig ausruhen und ſammeln — Ja, wo wär' ich ungeſtörter, als hier! So mancher Fürſt hat ſchon die Rolle eines Schauſpielers übernommen; ruhe auch einmal der Schauſpieler aus auf dem Seſſel eines Königs! (Geht hinein in das Innere der Loge. Der Vorhang fällt hinter ihm wieder zuſammen.)

Zweiter Auftritt.

Dübois. Leſêvre. Dann Chapelle. Zuletzt Lionne und Delarive.

Dübois.

Man muß in die Corridore fliehen .... um Athem zu ſchöpfen ...

willen, nein!" beruhigte ihn Schlachtenmaler; „könnte aber nicht viel gewirkt und begossen werden, was kümmerlich am Boden schmachtet? Wie viel poetische Mücken und Fliegen zittern nicht dem Ruhme entgegen, in die blitzenden Krystallisationen der Jahrhundertsfragen mit ihrem winzigen Talente eingeschlossen zu werden? Wie viel literarische Kutscher und Bediente giebt es nicht, die sich geschmeichelt fühlen würden, daß sie, wenn in ihren Staatscarossen die großen fürstlichen Ideen und majestätischen Tendenzen an den Wachen vorüberfahren, den Trommellärm und die Ehrensalven des Geschützes auch auf sich beziehen dürfen? Wie manchen armen Zwerg, der bisher nur einen kleinen Fransenfaden an dem Riesenmantel der Zeit vorstellte, wäre nicht geholfen, wenn er wagen dürfte, sich an dem Mantel etwas Wesentliches zu dünken! Herr von Lipmann, es ist eine Verleumdung der jetzigen Literatur, daß die unbedeutenden Talente deshalb, weil sie Zeitgemäßes verarbeiten, die Achtung genießen wollen, die das Zeitgemäße verdient. — Wäre doch die Harfe der Zeit lieber von dem Isisschleier der ungelösten Räthsel bedeckt, blos, damit sich nicht die Fliegen und Spinnen, die zwischen den Riesensaiten hin- und herkrabbeln, einbilden, ihnen gebühre der Ruhm, dem Jahrhundert einen Ton entlockt zu haben! Sagen Sie mir, ist nicht so mancher Wald in Polen schon mit einem Dreierlicht angezündet worden, und brennen die großen Kaiserpaläste in Petersburg durch etwas Anderes ab, als durch die Nachlässigkeit der Ofenheizer? Nein, unsere Unternehmung sollte gerade dahin wirken, daß die Federposen vom Adler Jupiters schon zum ersten Schreibunterricht in den Schulen verwandt und daß die Napoleonshüte, welche sich unsere kleinen Dichter aus Papier machen, für echt erklärt würden, und daß Napoleon's erster Hutmacher eigens dafür wieder aufgesucht und bezahlt wird, um den bezüglichen falschen Eid zu schwören, Herr von Lipmann."

Dieser kniff die Augen zusammen und bemerkte piquirt: „Herr Blasedow, Sie machen unserer neuen Literatur den Vorwurf, daß sie große Ideen und nur kleine Talente zeitigte." ... „Vorwürfe?" fiel Schlachtenmaler ein; „im Gegentheil wünscht' ich, unser Extra-Fond könnte noch ganz andere

Dinge in die Reihe bringen. Wenn ich Ihre Literatur der Zustände, seinen Bezüge und bedeutenden Persönlichkeiten erwäge, diese seine Mischung von Diplomatie und Prosa, so wünscht' ich ja nichts sehnlicher, als daß die jungen Dichter, wie sie eben aus dem Weltei kriechen, gleich ihre Memoiren schreiben dürften, ohne lächerlich zu werden; wünschte nichts sehnlicher, als daß ihnen der Papst Ablaß und Indulgenz nicht blos für alle Persönlichkeiten gäbe, die noch vom Wiener und Aachener Congreß herrühren, sondern für alle Charakterzeichnungen, hergenommen aus dem unmittelbaren Moment, vom kaum verschlafenen Abendzirkel, von einer kaum zurückgelegten Reise. Herr von Lipmann, wie gern ließ' ich die jungen diplomatisirenden Demokraten auf Reisen gehen und improvisirte ihnen zwischen Halle und Leipzig ein paar Esel in der Löwenhaut, damit sie doch nicht zu sehr hinter dem in Afrika privatisirenden Fürsten Pückler zurückbleiben. Wie gern ließ ich sie beim Fürsten Metternich Schreibstunde nehmen und fertigte ihnen Nebelkappen an, daß sie ungesehen aus den Umarmungen der Freiheit manchmal in die Umarmungen der Diplomatie, aus dem Kriegslager der Entsagung in die k. k. Hofkriegskanzlei in Wien sich schleichen dürften — blos — des Styles wegen! Wie gern würd' ich von unserm Ueberschuß die Patente und Taufscheine bezahlen, wenn es sich z. B. nur irgendwo beweisen ließe, daß Heinrich Laube der natürliche Sohn Napoleon's und der Fürstin von Hatzfeldt wäre; und wie gern bezahlte sie nicht unsere Commission, selbst, wenn sie falsch wäre, und ließe wenigstens ein Wappen darnach stechen, einen Glacéhandschuh z. B. im blauen Feld, als Symbol des neuen Styles und irgend eines der wunderthätigen Prosa-Magier. Welche Fortschritte in den Naturwissenschaften ließen sich nicht befördern, wenn man einige neuere Bücher in ihre chemischen Bestandtheile auflöste, z. B. „das junge Europa" in eine Dosis aristokratischen Freiheitsalkohol, in eine zweite firer moderner Lebensluft, in eine dritte, bestehend aus etwas neunmonatlichem Gefängnißstickstoffgas à la Silvio Pellico. Oder wenn wir für unser beliebtes Reisenovellen-Genre folgende chemische Formel entdecken: Sieben Loth Zustände, sieben Loth

feine Bezüge und drei Loth heilige nicht ganz zu verwerfende *Pietätsſtoffe* — das Ganze in einen diplomatiſchen Brei gerührt, abgekühlt und im Zuſtande des *Beſtehenden* gelaſſen. Kurz, Herr von Lipmann, die Wirkſamkeit könnte unermeßlich und der Nutzen ohne Berechnung ſein: wollen wir Actien emittiren?"

Guido von Lipmann war aber nicht wenig ergrimmt und ſagte zu dem Spötter, der mehr von der neuen Proſa zu wiſſen ſchien, als man nach dem Stande des Kaputher Buchhandels hätte glauben ſollen: „Sie rechnen alſo der Idee die kleinen perſönlichen Thorheiten einiger ihrer Bekenner an? Sind Sie dem Schmerze des Jahrhunderts nicht verwandt?" Darauf erhob ſich Schlachtenmaler, ſchlank, faſt ein Rieſe, und ſeine Augen glänzten, wie Leuchtwürmer in der Nacht, ſo unheimlich und ſo magiſch in ſeinem Zorn und ſeiner Schwermuth. Ohne daß er ein Wort ſagte, war es, als lägen, wie am Pfingſtfeſte, tauſend Sprachen auf ſeiner Zunge, tauſend Reden in ſeinen Blicken, und wie er ſo groß und ſtolz und melancholiſch daſtand, ſiehe, da fielen die gluthrothen Strahlen der untergehenden Sonne in das Zimmer und umzüngelten mit einem hüpfenden Verklärungsſchimmer die ſchmerzhaft bewegten Züge des Jünglings, der mit übereinander gekreuzten Armen daſtand, wie ein Prieſter der Feuerreligion. Und es war, als zögen lange Reiterſchaaren auf feurigen Roſſen durch die untergehende Sonne und eilten, über dieſe Brücke fortzukommen, ſich in das zum Schlummer neigende Weltall zu vertheilen und während der Nacht die rings im Aufbau begriffenen Tempel zu ſchützen. Und als gäbe ihnen die Sonne die Befehle, ſo theilten ſie ſich links und rechts und eilten hierhin und dorthin, dem zum Troſt, dem zum Schutz, dem zur Hoffnung, dem zum Beiſtand. Und auf Schlachtenmalers Antlitz ſpiegelten ſich alle die wunderbaren Sonnen wieder, ſeine Augen riefen freudig: „Dies ſind die Boten Gottes, die Ideen auf feurigen Roſſen; nun kommen ſie und löſen die Menſchenheroen ab, die am Tage für das Jahrhundert geblutet haben, und bewachen das Schlachtfeld für den nächſten Morgen, tröſten die Verwundeten, begraben die Todten und halten wie Geſpenſter die

ſchleichenden Spione zurück. In ſcheinbar ungleichem Kampfe ſtehen ſich zwei Lager gegenüber, Jünglinge und Greiſe; aber die Greiſe erſetzen ihre mangelnde Kraft durch die Schreckbilder verweſter Vorurtheile, die ſie aus den Gräbern holten, und mancher bezauberte Knabe, Mancher, der das Verjährte als das Ewige anbeten lernte, ließ ſich bethören, zu ihnen zu halten. Und drüben das Lager der Jünglinge iſt nicht feſt genug. Sie prangen in Mannesſchönheit, aber Helena und der Würfel und der Becher gehen durch ihre Reihen und verführen ſie. Löſe, großer Geiſt, die Religion aus den Feſſeln des Aberglaubens, gieb dem Staate ein neues, ideales, griechiſches Leben, laß die Kronen nur Sinnbilder, keine Laſten ſein, zertrümmere den Reichthum da, wo er todt aufgehäuft iſt, oder laß den Armen wenigſtens ein Evangelium predigen, das aus ihnen Märtyrer, nicht Sklaven des Schickſals zieht! Die Pfeile des Gedankens knicke, wenn ſophiſtiſches Gift an ihrer Spitze lauert, und die Schwungkraft lähme denen, die ſie mit zu vielen bunten Federn der Koketterie ſchmücken! Vergieb uns, Herr, wenn wir dem Neuen nachjagen und nicht immer geradezu das Wild in Deinen Himmel hinein pirſchen; vergieb uns, wenn auch einmal ein dunkler Geiſt mit uns zu Tiſche ſitzt und wir auf unſeren Gedankenirrwegen einmal am Eingang der Hölle ſtehen und Dante's flammende Inſchrift mit Entſetzen leſen! Dem böſen Geiſt das Gute abgewinnen und Mephiſtopheles zu täuſchen, indem wir, ſtatt ſeiner falſchen Würfel, ihm einmal richtige hinſtellen und ihn auffordern, nun es mit uns zu wagen! — ſollte das nicht eine höhere Seligkeit werden, als die unmittelbare des Glaubens, die ſalzlos, dumm gewordene Seligkeit des bloßen Anſchauens und einer Tugend, die deshalb die Probe aushält, weil ſie — dieſelbe nicht wagt? Ja, Herr von Lipmann, Befreiung vom Hergebrachten, keine Feſſeln, die wir mit der Nabelſchnur, der Wiege, dem Fallhut, dem Gängelbande, der Schulruthe, dem Confirmandenunterricht und dem Copulationsſcheine mitbekommen — ſondern Alles nur durch uns und in Gott — und, ſchaffen wir nichts Neues, kommen wir auf das Alte zurück, gut, dann hat die Welt und die Geſellſchaft den Frieden und die

Literatur den Glanz davon — Ihre Zuſtände aber und ſeinen Bezüge locken weder Hunde, noch Philiſter vom Ofen!"

Schlachtenmaler ſagte nur das Letzte ſeiner Rede; alles Vorangegangene fühlte er blos. Herr von Lipmann bemerkte: ſie wären Beide ganz einverſtanden, und der Jokey der Primadonna, der die Herren Blaſebow ſoeben zum Thee eingeladen hatte, konnte es bezeugen, daß er Schlachtenmalern die Hand drückte und eine Rolle auf dem Tiſche zurückließ, wol nicht von Ducaten, aber doch von Gedichten, die in die nächſte Nummer der Zeitſchrift eingerückt werden ſollten. Den Jokey mußten die anderen Brüder abfertigen: denn Schlachtenmaler ſagte, er hätte roth und blaue Flecken — Amandus zitterte, weil er dachte: auf dem Geſichte; nein, ſein Bruder ſagte: vor den Augen, weil er zu lange in die Sonne geſehen. Weil er ſie aber in das Bett drückte, ſo konnte Niemand ſehen, wie feucht ſie von großen ſtolzen Thränen waren.

Zehntes Kapitel.

Die Anatomie und der Mumienzahn.

Es war ja vorauszuſehen, daß ſich die jungen Waghälſe in dem Verſtand und der Liberalität der Bewohner von Kaputh verrechnet hatten, ſelbſt wenn man nicht in den Umtrieben Blauſtrumpf's das Haupthinderniß ſehen will, woran das journaliſtiſche Unternehmen ſcheiterte. Es war ja auch weniger das Urtheil, welches den Kaputhern fehlte, als die Fertigkeit, Gedrucktes ſo ſchnell zu leſen, als nöthig war, wenn ein Exemplar acht Abnehmer hatte (denn einer eins? das geſchah nicht einmal bei Herrn von Lipmann, der das Journal mit ſeinem Sohne, und bei Celinden, die es gar nicht hielt!) und es ſeine Wochenrunde machen ſollte und jeder Bürger dann nur einen Tag daran buchſtabiren konnte. Der Hof hielt ein Exemplar, und der Finanzminiſter ſchrieb eigenhändig an die Redaction, als ſie darüber die

Rechnung eingesandt hatte, ob er für dieses Exemplar nicht auch den gewöhnlichen Buchhändlerrabatt in Anspruch nehmen dürfte? In Wirths- und Kaffeehäusern hätten die Brüder es gern eingeführt, wenn sie nur Geld genug gehabt hätten, dorthin zu gehen und sich ein Glas Zuckerwasser und „das neue Journal" zu bestellen und im Fall der Erklärung, daß man es nicht halte, auszurufen: Sie halten diese Zeitschrift nicht? und dem Wirthe so viel Angst zu machen, daß er fürchten mußte, seine Kundschaft zu verlieren.

Jetzt hätte eigentlich Guido von Lipmann zeigen müssen, wie werthvoll für ihn die neue prosaische Dichterschule war und was für Trümpfe er ausspielen konnte, wo es sich um etwas Schöngeistiges handelte. Aber, sei es nun, daß er den Ehrgeiz hatte, nur so viel auszugeben, als er sich selbst erwarb, oder, daß die ewige Zumuthung an reiche Leute, als wenn sie nie nöthig hätten, ihr Geld anzusehen, ihm den Ellenbogen steif gemacht hatte: genug, er fuhr nie in den Beutel, sondern immer in die blaue Luft und die großen Fragen der Zukunft, wenn ihm die Brüder ihre Noth klagten. Schlachtenmaler dachte bestimmt, daß er die Wochenschrift mit der Andeutung erhalten könnte, die inzwischen von Guido von Lipmann erschienenen Proben seines Ahasver im nächsten Quartale, für das aber keine Aussicht war, anzeigen und ihn mit Dante, wenn auch nur entfernt (denn Guido von Lipmann erröthete dabei), vergleichen zu wollen; allein selbst diese Aussicht bestach den weltumfassenden Dichter nicht; im Gegentheil fragte er, ob er nicht für seine Beiträge eine angemessene Entschädigung in Anspruch nehmen dürfte? Alle Brüder schrieen aus einem Tone auf, wie wenn auf dem Wasser ein Kahn umbiegt und alle Passagiere mit einem und demselben Rufe ihren Schrecken bezeigen. Nur Schlachtenmaler erholte sich bald und sagte, indem ihm das Blut bis an die Ohren drang: „Nein, Herr von Lipmann, wir glauben sogar, daß Ihnen der Drucker eine Rechnung für Insertionsgebühren, Zeile für Zeile, Buchstab für Buchstab schicken wird!" Des jungen Dichters Züge bewegten sich krampfhaft, er wollte etwas sagen, schlug mit dem goldenen Knopf seines spanischen Rohres einige Male auf den Tisch (sprüng' er ihm nur ab,

dachte Amandus, er ſollte ihn ſchwerlich wiederfinden!) und ſchwieg, indem er die kleine Räuberhöhle ſchleunigſt verließ. „Die Millionäre," ſagte Schlachtenmaler zur Beruhigung ſeiner höchſt gewaltthätig überlegenden Brüder, „ſind ärmer, als wir. Es hat einen Namen, hunderttauſend Thaler zu beſitzen, aber nur der Logarithmus davon iſt wahr, nur die Zinſen ſind reell. Wer einmal auf hohen Fuß eingerichtet iſt, hält ſich, wenn ihm das Geld fehlt, ein diplomatiſches Eſſen mit dem außerordentlichſten Feenzauber zu bekränzen, für einen größeren Bettler, als wir in dem Augenblicke, wo wir nicht wiſſen, wovon morgen leben, geſchweige die nun bis auf zwanzig Thaler angeſammelte Miethe zu zahlen!"

Und in allen dieſen Nöthen kam von Klein-Bethlehem nur Zufuhr von Schinken und Würſten, von Brot und Käſe, nie baares Geld. Wie oft ſchnitten die Brüder die Brote auf und hofften (wie Gefangene auf Feilen!), die Mutter würde ihnen einige Thaler hineingebacken haben, oder in den Briefen des Vaters würden außer Lebens- auch einmal Geldanweiſungen kommen; aber Blaſedow wünſchte ihnen ja immer Glück zu dem Erfolge ihrer Studien und bat ſie, ihre Diskuswerfer, ihre marathoniſchen Schlachten, ſatyriſchen Froſchmäuſler und Volkslieder nicht zu wohlfeil in Cours zu ſetzen; ja, ſie waren in ihren Lügen an den glücklichen Mann ſo folgerichtig geweſen, daß er ihnen einmal eine lange Epiſtel ſchrieb über die beſte Art, im Kaufe vorzuſchlagen, Gebote anzunehmen, mit Anſtand zu handeln und den Werth der Goldmünzen ohne Waage zu ſchätzen. Er rechnete ihnen nicht ſelten vor, wie viel ſie je an hundert Stück Friedrichsd'or, die ſie à neun Gulden ſechsundfünfzig Kreuzer annehmen, verdienten, wenn ſie dieſe wieder für zehn Gulden in Bauſch und Bogen ausgäben. Und in ſeinem Edelmuth hatte er nie etwas von *ihnen* verlangt, nie ein baares Agio zu all' der Dankbarkeit, welche ſie ihm für die glücklichen Folgen ſeiner Erziehungsmethode ſchuldig wären, nie ein Geſchenk, nie einen Abguß der claſſiſchen Arbeiten ſeines zweiten Sohnes, weil ſie dieſem doch nur Gyps und Geld koſten würden: Zeichnungen davon, die Schlachtenmaler verfertigte, genügten

ihm ja! Er rieth ihnen, unter allen Umſtänden nie an ihn, ſondern nur an Italien zu denken.

Celinde hatte den Schlachtenmaler oft genug einladen laſſen und Sophie ſchickte ihm immer die Briefe, die ſie von ihrem Vater bekam. Er ſollte ihre Unſchuld bewundern, ihren reinen Charakter, wie ſie vor ihrem Vater daſtehe. Aber Schlachtenmaler vermied das Haus und war einſt unglücklich genug, als ihm Celinde den Bedienten mit der Bitte ſchickte, ihr die bereits erſchienenen Nummern ſeiner Wochenſchrift zu leihen. „So ſoll mich Gott ſtrafen!“ rief er aus, als ſeine Augen über dieſe unzarte ariſtokratiſche Behandlung trocken waren; „ſie ſoll ſie haben!“ Damit packte er die Nummern zuſammen und ſchrieb über jede mit zuſammenrinnenden Tintenkleckſen: Freiexemplar für die Armen, und ließ mit ſeinem jüngſten Bruder ſagen: er bedauere, jetzt kein anderes zu Hauſe zu haben. Celinde war auch ſo gutmüthig, den Spott gar nicht zu verſtehen, und ſeufzte tief für ſich: „Wie gut er iſt: ſelbſt den Armen predigt er ſein goldenes, herziges Evangelium!“

Der Hauswirth, unſrer armen Ritter längſt überdrüſſig, hatte ſchon oft geſchworen, daß er ſie bis zu einem beſtimmten Termin, wo er bezahlt ſein wollte, vor die Thür ſetzen würde. Nur die mehrfach wiederholten Beſuche des jungen Herrn von Lipmann, die ihm einige Achtung vor ſeinen jungen Miethsleuten einflößten, hatten ihn bewogen, den Termin auf eine fernere Zeit hinauszuſchieben. Nun aber auch jene aufhörten, hatten ſie nur noch zwei Tage Zeit, über ein Rettungsmittel nachzudenken, und um die Leſer nicht zu ängſtigen, wollen wir nur gleich ſagen, daß auch Schlachtenmaler eins gefunden hatte. Wir dürfen nicht vergeſſen, daß Schlachtenmaler noch immer die Akademie beſuchte und an Profeſſor Silberſchlag, der leider zu arm war, Silber ſchlagen oder ſchenken zu können, einen edelmüthigen Freund beſaß. Der Galerie-Inſpector verfolgte ihn allerdings mit Ingrimm. Weckeneſel beſchuldigte ihn, daß er im Winter blos in die Akademie käme, um ſich zu wärmen, und im Sommer nur, um ſich abzukühlen. Er hatte ihn ſtark im Verdacht, daß er wol gar im Winter unter dem Mantel Holz mit-

nähme, um ſich's auch zu Hauſe warm zu machen, eine Vermuthung, die ihm bei jedem Akademiker mehr als gewiß ſchien und ihn längſt auf die Idee gebracht hatte, die Mäntel an der Thür abfordern und beim Herausgehen wieder ausliefern zu laſſen, was jedoch keinen Beifall fand, da die jungen Künſtler behaupteten, die großen Säle heizten ſich ſo ſchlecht, daß ſie die Mäntel nicht entbehren könnten. Damit die jungen Akademiker das Licht, das ſie bei langen Abenden bekamen, nicht zur Hälfte mitnähmen, pflegte Weckeneſel dieſe unten, wo ſie hätten abgeſchnitten werden können, bunt zu bemalen. Als nun ein fremder Herr eines Tages die Galerie beſuchte und Weckeneſel ihm ganz zuletzt ſchon den „vermuthlichen Raphael" gezeigt hatte, trat Schlachtenmaler mit einem jener bunten Lichter herein und zeigte dem Fremden zu allgemeinem Ergötzen (Silberſchlag's und der anderen in der Galerie beſchäftigten Eleven) die Fortſchritte in der Talgmalerei, „welche Kunſt die Welt dem Galerie-Inſpector verdankte". Durch ſolche und ähnliche Vorfälle hatte ſich Schlachtenmaler Weckeneſeln zum Feinde gemacht; aber die dritte Perſon der Akademie, der Anatom Sägenreißer, liebte ihn, und hier iſt es, wo Schlachtenmaler Hülfe fand, freilich auf eine Art, die ſchauderhaft iſt, da unſer junger Freund viel zu ſtolz war, etwas geſchenkt zu nehmen.

Bei einer allein auf das Praktiſche gerichteten Kunſtakademie konnte Sägenreißer's Wirkſamkeit nicht groß in der Lehre über Muskelbau und Knochenweſen beſtehen. Die jungen Akademiker benutzten ſeine Anſtellung weit mehr, um ſich unentgeltlich die Zähne ausreißen zu laſſen, als von ihm zu lernen, wodurch eigentlich Zähne hohl werden. Nur bei dem Zweige der Akademie, der der Tapetenmalerei und Muſterzeichnung (namentlich für Cattundrucker) gewidmet war, nützte ſein Vortrag in allen jenen Beziehungen, die man verſteht, wenn man Leonardo da Vinci's und Hogarth's Vorliebe für die menſchlichen Knochen kennt: beide Künſtler haben in ihren theoretiſchen Werken darauf aufmerkſam gemacht, daß die ſchönſten Arabesken zu Gemälderahmen und Commoden und Kaminen von den menſchlichen Steißbeinen und Backenknochen hergenommen würden; daß ſelbſt die Form der Peterſilie und

Raute, ſo beliebt zu Randverzierungen, übertroffen würde von den ſanften Biegungen und Verſchlingungen der Zwickelbeinchen, der Pflugſchar (Schädelknochen), des Hammers, des Ambos und des Steigbügels (im Ohr) und nun gar erſt, mit Reſpect zu ſagen, des weiblichen Beckens mit den Kuckucksbeinchen und Schamknöchelchen. Sägenreißer verband in der That die Aeſthetik mit der Anatomie. Er bekämpfte es, daß die Muſter zu Möbeln und Kleidercattunen, die Tiſchlerzeichnungen immer und immer nur von der Botanik hergenommen wurden, und brachte es in der That dahin, daß man ſeine Vorſchläge befolgte und ſeinen oſteologiſchen Arabesken künftig den Vorzug gab.

Dennoch war in Einem Punkte Sägenreißer ſehr unglücklich. Für ſeine Leidenſchaft zur Anatomie war das Land zu moraliſch, die Gefängniſſe zu leer, waren auch die Vorſtände der Armenhäuſer und der Spitäler zu religiös. Die Skelette, welche er beſaß, waren alle nicht echt. Sie waren nur aus hundert verſchiedenen Menſchen zuſammengeſetzt und manches werthvolle Stück, das man nicht hatte auftreiben können, war wol gar darin nur aus Wachs boſſirt. Er hätte ſo gern ein ganzes, frei in ſich ſelbſt zuſammenhängendes Individuum beſeſſen; aber, wenn er auch erſt hätte den Kopf darauf ſetzen ſollen, wer wurde denn in Sayn-Sayn hingerichtet? Wer konnte jenen Capitalverbrecher im anatomiſchen Kochkeſſel brauchen, der als das Paradepferd der göttlichen Gerechtigkeit, wie wir ſchon wiſſen, im Lande herumgeführt wurde, da ihm von den vielen mit Eiſen beſchirrten Muſtermärſchen die Füße krumm geworden waren? Alte Spittelweiber, verkümmerte Invaliden — was verlohnten dieſe die Mühe! Schmerzhaft pflegte Sägenreißer ſchöne menſchliche Geſtalten, z. B. den jungen Erbprinzen, den Finanzminiſter, den Präſidenten des Gerichtshofes und ähnliche adelige Figuren zu betrachten und dabei im Stillen zu denken: Könnteſt Du ſie doch ſcalpiren!

Das Vertrauen aber, das Schlachtenmaler in den Profeſſor ſetzte, rührte von einer Sage her, die den gelehrten Mann vielleicht nicht ohne Grund verfolgte. Sein Thurm (er wohnte in einem) war nicht allein deswegen verrufen,

Lefêvre.

Das Haus füllt ſich bis zum Giebel —

Dübois.

Es ſollen Quetſchungen und Verwundungen aller Art an der Kaſſe vorgekommen ſein —

Lefêvre.

Ein Beweis, daß die Aerzte nicht nöthig hatten, ſich über die Aufführung des Tartüffe zu beklagen —

Dübois.

Bei der Satyre auf die Advocaten werd' ich kein Auge von Ihnen verwenden —

Lefêvre.

Der König hat die Deputationen, die gegen den Tartüffe waren, alle in ſeine Loge nehmen wollen. Unſer Unglück trägt uns wenigſtens eine große Ehre ein! Aha! Sehen Sie unſern würdigen Freund Chapelle?

Dübois.

Er ſcheint in tiefe Berechnungen verſunken zu ſein —

Chapelle

(tiefſinnig wieder an den Fingern zählend tritt ein).

Lefêvre.

Berechneſt Du die Einnahme, würdiger Freund? —

Dübois.

Oder die Kopfzahl — ich rechne etwas über 2000 Menſchen —

Chapelle.

Ich berechne, wenn das ſo fortgeht, wie viel Jahre der franzöſiſche Geſchmack brauchen wird, um gänzlich unterzugehen —

weil man des Nachts dort mehre Male wollte ein Wimmern und Rufen gehört haben, sondern es war erwiesen, daß Sägenreißer jeden unheilbaren Arm, jedes Bein, ja jeden hohlen Zahn, wo er als Chirurg mit der Säge oder der Zange hatte auftreten müssen, in seiner Sammlung aufbewahrte. Gab dieses nun schon seiner Erscheinung etwas Unheimliches, indem man ihn für den Archivar aller amputirten Glieder der Stadt und des Fürstenthums (er war schnell mit dem Abnehmen zur Hand!) halten durfte, so wollte man auch für ganz gewiß ausgeben, daß Sägenreißern mancher Christ auf Leben und Tod verpfändet wäre. Man behauptete, da er ein reicher Mann war, daß verunglückte Spieler, bankerotte Familienväter, ja, selbst einige Offiziere von den Landestruppen ihm entweder ganz oder theilweise sich verschrieben hatten. Er hatte im Stillen eine Gothaische Lebensversicherung eingerichtet, wo man sich verpflichtete, gegen eine bestimmte Summe als Leibrente, ihm, falls er der überlebende Theil sei, ein Bein, einen Arm, eine Hand oder wol gar den ganzen Körper zu überlassen. Vom Grafen von der Reige erzählte man, daß dieser im Verlauf mehrer Jahre schon sein ganzes Knochensystem an Sägenreißern verkauft hatte: erst seinen rechten Arm, dann den linken, die Füße und endlich Haut und Haar. Die Sage fügte auch schon den linken Oberarm der Gräfin hinzu! Man denke sich die unheimliche Erscheinung eines so eigenthümlichen Speculanten, wenn er in Gesellschaft war oder sich auf der Straße sehen ließ und sein Lächeln verrieth, wer bei ihm auf Pfänder geborgt hatte, die sie selbst bis zu ihrem Tode aufbewahren mußten! Die närrischen Leute hatten Sägenreißern zwar nie bei einem Begräbnisse mit seinem Verfatzzettel auftreten und das verfallene Gut abschneiden sehen; aber darum hatten sie doch, um das Unheimliche seines Treibens zu bezeichnen, kein Hehl, daß Sägenreißer schon die Mittel wissen würde, sich vom Kirchhof kommen zu lassen, was ihm gebührt: denn umsonst, behauptete man, wäre des Nachts nicht so viel Rennens und Laufens an seinem Thurm. Schlachtenmaler war ein Narr, diesen Dingen Glauben zu schenken. Bedachte er nicht, daß er selbst, wenn sie wahr sein sollten,

viel zu jung war, um mit irgend einem Gliede seines Körpers dem in Jahren schon vorgerückten Professor eine Perspective zu eröffnen! Sollte er auch die Absicht haben, unter die Soldaten zu gehen: wie konnten in Friedenszeiten für Sägenreißern jemals Chancen entstehen! Die Verzweiflung jedoch, in der er und seine Brüder sich befanden, trieb ihn an, die Stufen des unheimlichen Thurmes zu besteigen, die hämischen Blicke einer alten Aufwärterin zu ertragen und mit gefaßtem Herzen bei dem seltsamen Pfandleiher einzutreten.

Sägenreißer winkte ihm, als einem ihm besonders lieben Schüler und Bekannten, er sollte sich setzen und einem Experimente zusehen, das nicht gestört sein wollte. Mittagszeit war gewesen. Die Reste der Mahlzeit standen noch auf dem mit Knochen und Schädeln besetzten Tische. Rings an den Wänden hingen, wie in katholischen Kapellen in Wachs, so hier in Natur, eine Menge schöner, weißgebleichter Arme und Beine. Es wurde Schlachtenmalern unheimlich, als müßte er im Mondschein über einen Kirchhof gehen. Sägenreißer hatte eine lebendige Taube in der Hand und in einer Schachtel mehre rothe Kügelchen, die er dem Thiere einzwängte. „Sie sollen hier ein rothes Wunder zu sehen bekommen," sagte der Professor und winkte Schlachtenmalern, näher zu treten. Die Taube mochte mehre rothe Kügelchen verschluckt haben, als sich eine wunderbare Veränderung in der Farbe beobachten ließ. „Diese Kugeln," sagte der Professor, „sind aus Krapp, und nun geben Sie Acht, je mehr das Thierchen sie verdaut, desto durchsichtiger wird es. Seine Knochen nehmen eine blutrothe Farbe an und schimmern durch die Federn hindurch." Das Letzte sah nun freilich Schlachtenmaler nicht, wol aber, daß der Schnabel, die Krallen blutroth wurden, ohne daß sich dabei das Wohlbefinden des Thierchens zu verändern schien. Die Haushälterin nahm es schnell fort und Sägenreißer lachte laut auf, weil sie ihm einen schnurrigen Blick dafür zuwarf. Doch fragte er Schlachtenmalern noch immer nicht, was er wollte. „Sie sollen meine Schätze kennen lernen, junger Freund," unterbrach er den sich zur betreffenden Anrede Räuspernden; „fassen Sie an!" Damit zog er eine Schublade aus dem Wandschranke und

trug sie mit Schlachtenmalern auf den inzwischen etwas aufgeräumten Tisch. Ein wirres Gemisch von osteologischen Gegenständen lag in diesem Kasten, und Sägenreißer schickte sich an, seinem jungen Freunde jede Einzelnheit derselben zu erklären. Wir müssen uns auf einen kurzen Auszug seines langen Vortrags beschränken und mit Bedauern die seinen wissenschaftlichen Bemerkungen unterdrücken, die z. B. Sägenreißer sogleich an das erste Stück seiner Sammlung anreihte, nämlich den Milchbackenzahn eines jungen Elephanten, ein Thema, über das Sägenreißer gemüthlich, ja kindlich wurde. Dann zeigte er dem Schlachtenmaler die beiden, leider nicht zum Durchbruch gekommenen Weisheitszähne des enthaupteten Königs Karl I. von England. Hierauf die verkleinerte Copie des berühmten Skeletts eines donischen Kosaken, dessen Sitzbeine vom vielen Reiten eine ganz auffallende Mißbildung bekommen hatten. Sägenreißer bemerkte übrigens, daß er auf diesen Kosaken weit weniger gäbe, als Blumenbach: denn er müßte sich sehr irren, wenn nicht jeder deutsche Postillon, auf Routen, wo es viel Extraposten gäbe, z. B. zwischen Frankfurt und Wiesbaden, hinten ebenso geformt wäre, wie jener Kosak. Dann zeigte er Schlachtenmalern einen Hirnschädel *ohne* Nähte, der um so auffallender war, als er einem Schneider angehörte. Auch der Schädel eines rhachitischen Kindskopfes war ohne Naht. Hierauf kam der berühmte natürliche Stelzfuß jenes unglücklichen Morand'schen Hasen, dem ein Bein in seiner Jugend verloren ging und die Natur aus einer wunderbaren Verknorpelung dafür ein neues gab; natürlich war dieser Stelzfuß nur eine Copie. Wie Sägenreißer an dem donischen Kosakenskelett etwas auszusetzen hatte, so mäkelte er (ein Beweis für seine Wahrheitsliebe) an Blumenbach's Schneidezahn eines jungen anthropophagischen Neuholländers und sagte: „Wer weiß, ob dies nicht ein ganz einfacher ungeschlachter deutscher Bauernzahn von einem Schlingel ist, der sich ihn, um keine Patronen beißen zu können und von der Conscription frei zu werden, mit einer Drahtzange selbst ausgerissen hat." Hierauf zeigte er Schlachtenmalern einen kleinen Erdglobus, gut ausgeführt, und fügte hinzu: „Das ist das Irdische an einem ehemaligen

Matrosen der englischen Marine!" Als Schlachtenmaler über diese sonderbare Verwandlung erstaunte, erklärte ihm Sägenreißer, wie man Knochen im Papinianischen Topf zu einem flüssigen Teig kochen könne und deshalb aus diesem Matrosen, aus Anerkennung seines geographischen Berufes, einen Erdglobus geformt hätte. Schlachtenmaler faßte den verwandelten Matrosen an; er war elastisch, wie ein Gummiball. Nun kamen einige von den hundert und sechsunddreißig Knorpeln an die Reihe, die der Veterinärarzt Havemann in Hannover in dem sogenannten Luftbeutel an der custachischen Röhre einer vierzehnjährigen königl. hannoverschen Stute entdeckt hatte. Dann einige Splitter aus dem Hirnschädel eines Troglodytenaffen, und in Ermangelung eines Kamschadalenkopfes, nach welchem Sägenreißer behauptete so besonders begierig gewesen zu sein, leider nur ein gewöhnlicher Filzhut von jenem Transport modischer Hüte, die ein Pariser Hutmacher angefertigt hatte und in den Norden schicken wollte. „Da diese Hüte jedoch alle nach Pariser Schädeln modellirt waren und keiner in Kamschatka und Spitzbergen passen wollte, so können Sie allerdings," sagte Sägenreißer, „von diesem Filzhut auf die Form der dortigen Schädel schließen, indem man ja nur anzunehmen braucht, daß dieser Hut einem Kamschadalen *nicht* paßt." Und er hatte Recht: wie oft muß sich die Wissenschaft damit begnügen, blos zu bestimmen, was eine Sache *nicht* ist, während das, was sie *ist*, sich nicht erweisen läßt. Auf eine Schädelguirlande, theils von Cretins, theils von Blödsinnigen, folgte eine Copie des berühmten Wagler'schen Wasserkopfes, dann ein merkwürdiges Original, die wunderbare Feuerassel (scolopendra electrica), dies auffallende Thierchen, das ein Frauenzimmer in den besten Jahren, die jedoch immer am Kopfe litt, zur glücklichen Stunde und zu ihrer Genesung ausschnäuzte. Hierauf lächelte Sägenreißer: denn er war im Begriff, einen Witz zu machen. Er zeigte Schlachtenmalern einen Schädel, dessen Fontanelle weit auseinander stand, und sagte dann: „Dies ist *gewiß ein offener Kopf* gewesen," worüber Schlachtenmaler, in Erwartung seines eigentlichen Handels, viel Munterkeit und Beifall bezeugte. Beim folgenden Schädel lachte Sägenreißer

schon wieder. „Sehen Sie," sagte er, „die Alten hatten nicht Unrecht, das Hinterhauptbein, diese muschelförmige Schale, — Teufel, bei Ihnen ist sie stark," unterbrach er sich, weil er Schlachtenmalern phrenologisch zu untersuchen anfing, — „ich sage, diesen Theil den Gedächtnißknochen zu nennen. Mein alter Schulmeister hatte immer die Gewohnheit, wenn ihm neue Kinder zugeführt wurden, sie hinten am Kopf zu betasten und ihnen gleich aus der Stärke dieses Knochens ein Prognostikon zu stellen, ob sie vergebens oder mit Erfolg studiren würden. Dieser Schädel ist von einem berühmten, mehrmals gesessenen und endlich gehängten Spitzbuben, bei welchem sich merkwürdigerweise ein kaum andeutungsweise ausgebildeter Gedächtnißknochen befindet. Man sieht hieraus, daß nie eine Strafe bei ihm fruchten konnte und daß der arme Schelm eigentlich für alle guten Lehren, Warnungen und Strafen unempfindlich sein mußte. Wäre der Schädel nicht zu interessant, ich trüge darauf an, den Hallunken von der Instanz zu absolviren und nachträglich ehrlich zu begraben." Hierauf zeigte Sägenreißer, jedoch mit etwas ungläubiger Miene, die Thränenfistel des unglücklichen Klostergeistlichen Siegwart; und mit noch größerm komischen Kopfschütteln einige Knorpel aus dem berühmten Buckel des Aesop. Einen Türkenschädel, klagte er, hätte er nie ergattern können, dafür nur diesen Pfeifenkopf aus Adrianopel, der wenigstens ein schönes, wie lebend aussehendes Türkenhaupt vorstelle. Bei einigen Wirbelbeinchen, deren nähere Bedeutung Schlachtenmaler überhörte, faltete Sägenreißer die Hände und sagte: „Wissen Sie, wer bei der Aufgabe, die höchste Zahl der menschlichen Lendenwirbel zu bestimmen, ohne Zweifel eines kläglichen Todes gestorben ist?" Als Schlachtenmaler darauf ein sehr natürliches Stillschweigen beobachtete, sagte Sägenreißer: „La Peyrouse! Den unglücklichen Mann schickte die Pariser Akademie nach Afrika, um zu sehen, ob Völkerschaften von großer Statur mehr als sechs Lendenwirbel haben; und noch immer fehlt La Peyrouse und eine Antwort auf eine Frage!"

Sägenreißer's Merkwürdigkeiten gingen zu Ende. Es kam nur noch das, wie Sägenreißer versicherte, auffallende Kuckucks-

bein einer abiponiſchen Dame, von welcher der Pater Dobritzhofer die Verſicherung gegeben hat, daß ſie, wie der obige boniſche Koſak, in ihrem Leben nur geritten hatte. Kleine Skelette von chineſiſchen Weiberfüßen machten den Schluß, ſo wie die Zehen jenes berühmten Schwaben, Namens Grieben, der ohne Arme geboren war und ſich mit den Zehen nicht nur muſikaliſch, ſondern auch ſchriftlich ausdrücken konnte. Die Zehe war in ein Stück Papier gewickelt, auf welchem etwas zu leſen ſtand. Es lautete: Ihr ſollt Gott fürchten und lieben! Dieſes hier iſt ohne Hand geſchrieben Von Johann Chriſtian Grieben. „Sie ſehen," ſchloß Sägenreißer den Kaſten mit gutmüthiger Ironie, „der Mann war auch ein Dichter mit den Zehen!"

Schlachtenmaler freute ſich ausnehmend, daß Johann Chriſtian Grieben ohne Arme geboren war: denn nun konnte er mit ſeinem Plane vorrücken und, um das Terrain zu ſondiren, Sägenreißern fragen: „Irgend einen merkwürdigen Arm hab' ich in der Sammlung nicht gefunden?" „Obſchon," entgegnete Sägenreißer harmlos, „auf Rembrandt's berühmtem Bilde der Anatom an einem Arm docirt, ſo bieten doch dieſe Extremitäten ſelten etwas Anomales dar: es müßten denn gerade Hände mit ſechs oder nur vier Fingern vorkommen, oder die abgeſchlagene Hand des Götz von Berlichingen, die dieſer aber ſelbſt nicht hatte, geſchweige ich. oder ich müßte denn einmal den Arm eines Schriftſtellers bekommen, um zu ſehen, ob der Processus styliformis, in dem ja bekanntlich (er griff nach Schlachtenmalers Arm) die Hand hängt, von dem guten Styl, den ein ſolcher Mann ſchreibt, eine andere Geſtalt bekommt, als er gewöhnlich bei Spitzbuben hat: denn ich muß ſagen, bei Gaunern und Taſchendieben ſind die Greifknochen des rechten Armes immer wunderbar ſchön und gelenkig geformt." — „Nun," ſagte Schlachtenmaler mit der größten Seelenruhe und wie im Scherz, „Herr Profeſſor, ich bin ja im beſten Zuge ein großer Schriftſteller zu werden, und Maler bin ich ohnehin ſchon, kaufen Sie mir meinen Arm ab!" Sägenreißer ſtreifte den dargebotenen rechten Arm Schlachtenmalers bis oben an die Oberarmröhre auf und ſagte gar nichts, ſondern lachte nur über den ſchalk-

haften jungen Mann. Er maß mit Wohlgefallen an den schönen Formen und Muskeln, und prüfte und wog und drückte und brummte dann: „Hätt' ich Sie nur unter dem Messer, Freundchen; die Haut so mit einem Schnitt herunter, und nun all' die zappelnden Muskeln, Nerven und Arterien — das sollte eine Freude sein! Aber gesetzt, ich wollte menschlicher sein und Sie nur als Leiche besitzen, Freund, so sind Sie doch zu jung und werden mich früher begraben, als ich Sie präpariren kann." Schlachtenmaler bemerkte hierauf, indem er den Arm bis an das Schulterblatt entblößte: „Es handelt sich nur um meinen Arm und ich verspreche Ihnen ja, Chancen zu geben. Ich will nicht allein nächstens unter die Soldaten gehen, sondern gebe Ihnen auch das Versprechen, daß, wenn ich hundert Thaler jetzt für meinen Arm bekomme, Sie sich in fünf Jahren entweder meines Armes bemächtigen dürfen, oder die hundert Thaler nebst den Zinsen zurück erhalten!" Alles dies wurde von Schlachtenmalern so nachdrücklich und fast krampfhaft bestimmt ausgesprochen, daß Sägenreißer ihn groß anblickte und in die Chatoulle griff mit den Worten: „Sind Sie toll, Blasebow, wie scheinen Geld zu brauchen ..." „Nein, nein," wehrte Schlachtenmaler des Mannes Herzensgüte ab; „nein, ich kann ne Verdienst nichts annehmen; ich opfere mich gern der Wissenschaft. Entweder ist der Processus styliformis in fünf Ihren in Ihrer Hand, oder das Geld. Ich bitte um Papier d Feder ..." Sägenreißer lachte, übrigens doch nicht so t, daß man nicht hätte ein leises Klopfen an der Thür en sollen. „Eine Dame, die mit mir Geheimnisse hat," flüsterte Sägenreißer, drückte Schlachtenmalern die Geldrollen, er haben wollte, in die Hand und ihn selbst hinter einen hang, der eine Art Alkoven bedeckte. Mechanisch nahm das Geld und die Weisung, und stand mit klopfendem zen hinter dem Vorhange in einem Kreise von Gerippen, n wissend, wie ihm geschah.

Das schwere Geld beschämte ihn so, daß er fühlte, er sse etwas dafür leisten, und zu seiner Freude fand er in m, durch ein kleines Fenster erhellten Versteck ein Pult allen Schreibbedürfnissen. Er setzte eine deutliche Er-

klärung, ganz als wenn sie Shylock gefordert hätte, darüber auf, daß er dem Professor Sägenreißer für hundert Thaler schulde und ihm binnen fünf Jahren entweder diese Summe mit Zinsen zurückzahlen oder seinen rechten Arm geben wolle. Sein Name beschloß dieses Instrument, und nun erst ward ihm wohl und heiter, obschon, was im Zimmer geschah, seine Aufmerksamkeit noch nicht fesselte. Endlich horchte er auch dorthin. Sägenreißer ließ eben erst die Dame ein und sagte: „Entschuldigen Sie, Kind, ich mußte hier erst die Beckenlehre, die für ein unverheirathetes Frauenzimmer unpassend zu sehen ist, bei Seite bringen und die nachgemachten Gebeine Abälard's und Heloisens einpacken, die bekanntlich in einem Sarge wild untereinander lagen und nur durch gewisse Kennzeichen von einander getrennt werden konnten. Die Aebtissin des Klosters zum Paraklet in Paris wollte nicht zugeben, daß dies anstößige Verhältniß, das fünfhundert Jahre lang im Sarge gedauert hatte, noch ferner in ihren heiligen Hallen fortgesetzt würde, und da die Aerzte nichts als Knochen in ganz wilder Ehe fanden, woran sollten sie Abälard, der doch gewissermaßen auch ein Frauenzimmer geworden war, woran Heloisen erkennen? Nun, sie verfuhren eben so vernünftig, wie galant. Alle zarten, feinen, rundlich schön gewölbten Knochen wurden Heloisen zugeschrieben: denn allerdings bei Frauen sind die Röhrenknochen schwächer, die Ecken und Fortsätze nicht so scharf ausgewürkt (Blumenbach), die Furchen sind nicht so tief, die Insertion der Sehnen ist nicht so rauh, die Articulationen sind flächer, wenn auch die Rippen dicker, und nun, setzen Sie sich, Sophiechen!"

Als Schlachtenmaler den Namen hörte, lauschte er durch die Spalte des Vorhangs und erstaunte, in der That seine Jugendfreundin leichenblaß anzutreffen; sie legte eben den Mantel ab und hatte ein Tuch um den Kopf. Zwar begierig, welche Operation hier vorgenommen werden sollte, zog er sich doch schnell zurück, weil Sägenreißer aufsprang und Sophien ein Buch von dem Stuhle wegnahm, worauf sie sich eben setzen wollte. „Nicht des Buches wegen," sagte Sägenreißer schelmisch; „aber es sind Haller's berühmte Beobachtungen des Fötus im Ei; das ist nichts für Sie:

auf dergleichen Bücher müssen junge Frauenzimmer nicht einmal sitzen!" Nun ging er zu ihr heran und that ihr den Mund auf. Da sie Miene machte, zu schreien, sagte er mit künstlichem Aerger: „Potz Velten! der Zahn ist gestern ausgezogen, und den neuen einzusetzen, das ist Kinderspiel. Sehen Sie, Sophiechen, da Sie doch die Lücke nicht haben wollen, welcher Zahnarzt würde Ihnen einen solchen Ersatz bieten können, wie ich? Die Anderen fertigen ihre Gebisse entweder von guillotinirten Köpfen oder von Elephanten-Zähnen oder aus gewöhnlichen Knochen. Sonst thu' ich es auch, will ich Ihnen nur gestehen, Sophiechen; aber, weil Sie es sind —" Hier brach er ab, trippelte an seine Schubladen und suchte etwas. Sophie, ganz Resignation, blickte in einen kleinen Handspiegel, den sie an der Klappe ihres Pompadours hatte, und betrachtete eine Zahnlücke, die ihr Sägenreißer ausfüllen sollte. In ihrer wilden Art stampfte sie mit dem Fuß auf und rief abgestoßen: „Abscheulich, schändlich!" — „Nun, nun," kam Sägenreißer jetzt an, „solche Zähne haben Sie in Ihrem Leben keine gehabt, wie Sie hier einen bekommen sollen!" Damit wickelte er vorsichtig ein kleines Papier auf, worin in Wolle gewickelt ein Zahn lag, den Sophie selbst nicht umhin konnte ungemein liebenswürdig zu finden. „Wie alt, glauben Sie wol," frug Sägenreißer, „daß dieser Zahn sein kann?" — „Lieber Gott," sagte Sophie, „der ist ja durchsichtig wie Elfenbein und scheint ganz natürlich." — „Wozu die Umschweife?" konnte sich Sägenreißer nicht länger halten; „dieser Zahn ist älter als dreitausend Jahre! Es ist der Augenzahn einer beispiellos schönen Mumie, die ich vor einigen Jahren in London auf einer Auction ägyptischer Gegenstände erstehen ließ. Wollen Sie, Sophiechen, die eigentliche Besitzerin des Zahnes sehen?" — „Um's Himmelswillen, nein," erklärte Sophie, sie könnte dann unmöglich den Zahn im Munde haben, es würde ihr immer vorkommen, als könnte sie sich in ein ähnliches Scheusal verwandeln. Sägenreißer neckte sie fortwährend, gab aber dem Zahn eine Golddrahtbefestigung und setzte ihn Sophien ein, die erst vollends glücklich wurde, als er noch hinzufügte: „Sie wissen, Kind, daß falsche Zähne den Nachtheil haben,

daß ſie einen Geruch im Munde verbreiten, den ich —“ — „Pfui!“ unterbrach Sophie und blickte mit gebrochenen Augen gen Himmel und ſeufzte, daß es einen Stein, vielmehr Schlachtenmalern hätte erweichen müſſen. „Allein,“ fuhr Sägenreißer fort, der ſich bald von der Vorſtellung des Geruchs falſcher Zähne erholt hatte, „hier iſt nichts zu fürchten. In dieſen Zahn iſt die Materie, durch welche die ägyptiſche Dame vor dreitauſend Jahren noch im Grabe ſich zu einer Mumie verſchönerte, ſo balſamiſch eingedrungen, daß er — riechen Sie — ordentlich eine wohlriechende Ausdünſtung hat.“ Sophie ließ nun Alles an ihrem Munde geſchehen, und der Mumienzahn, mußte ſie am Spiegel geſtehen, war weißer und glänzender als ihre übrigen. Sie ſagte, als ſie jetzt ihr Umſchlagetuch ergriff und ſich zu gehen anſchickte, leiſe: „Herr Profeſſor, Sie wiſſen, wem Sie dieſe Geſchichte in Rechnung ſtellen?“ Sägenreißer bückte ſich und antwortete ironiſch: „Dem Baron von Höllenſtein!“ Sophie aber, um den Spott ertragen zu können, erhob ſich ſtolz und empfahl ſich mit affectirter Würde.

Schlachtenmaler trat nun hervor und Sägenreißer bedauerte ihn, daß er den Mumienzahn nicht auch geſehen hätte. „Ei, ich ſeh' ihn wol noch,“ entgegnete dieſer; „der Mund dieſer Dame hängt gerade nicht ſehr hoch; aber laſſen Sie uns auf unſern Handel zurückkommen! ...“ — „Sie ſind ein Narr,“ entgegnete Sägenreißer, nahm Hut und Stock, drängte den Schlachtenmaler zur Thür hinaus und begleitete ihn die Treppe hinunter. „Ich habe Eile,“ erklärte er und flog unten hurtig davon. Schlachtenmaler aber war vergnügt: erſtens über die hundert Thaler; zweitens darüber, daß er ſie nur geliehen und etwas Bedeutendes dafür verpfändet hatte; drittens über den Zufall, der es fügte, daß ſich Sophie gerade in dem Augenblick (ſie ging ſchnell über den Platz, wo Sägenreißer wohnte) umſehen mußte, wo er mit dem Profeſſor aus dem Thurm trat. Erſchrocken blickte ſie wieder vorwärts und lief ſpornſtreichs quer durch die Straßen, als ſich Schlachtenmaler anſchickte, ſie zu verfolgen. Sie hatte ein neues Intereſſe für ihn gewonnen, ſeitdem ſie ein Stück der ägyptiſchen Alterthümer im Munde führte und gebrannte Mandeln und

Dübois.

So lange noch Akademiker dichten, wird wenigſtens Ausſicht ſein, daß es nicht immer ſo volle Häuſer giebt, wie heute.

Lefèvre (ironiſch).

Und denken Sie ſich, Dübois, der Stoff des Tartüffe gehört Chapelle, — er hat ihn ſelbſt erfunden, er war der Erſte, der auf den Gedanken kam, einen Scheinheiligen auf die Bühne zu bringen —

Chapelle.

Ja, es iſt wahr — Es war mein Original-Gedanke.

Dübois.

Der Miniſter und der Kammerherr! —

(Lionne und Delarive treten ein.)

Delarive.

Se. Majeſtät werden nicht mehr lange ausbleiben —

Lionne.

Er unterzeichnete noch ſo eben die Befreiung der Unruheſtifter, die in der Baſtille ihre Leidenſchaft für ein Stück büßten, über deſſen Zulaſſung ich mich noch jetzt nicht ſammeln kann.

Chapelle.

Der Gewürzkrämer Matthieu iſt glücklicherweiſe auf Befehl des Präſidenten Lamoignon davon ausgenommen. Dieſer Matthieu iſt einer der kunſtgefährlichſten Claqueurs!

Lefèvre.

Lamoignon? So iſt es keine Frage, daß er ſeit Molière's Anrede an das Publicum den Tartüffe allein auf ſich bezieht. In den Papieren Matthieu's befindet ſich ein Document,

Rosinen mit einem Zahn essen wollte, der vielleicht einem Kebsweibe des Königs Sesostris angehörte. Er beschloß, wieder Celindens Haus zu besuchen und sich für Sophiens Untreue, Flatterhaftigkeit, Eitelkeit und Intrigue dadurch an ihr zu rächen, daß er jetzt methodisch anfangen wollte, ihr fortwährend auf diesen eingesetzten Mumienzahn zu fühlen. Er kaufte sich auch gleich bei dem ersten Buchbinder Kapuths, der zugleich der beste Buchhändler des Orts war, Morizens Götterlehre, und schon auf der Straße fing er an, das Kapitel über den Vogel Ibis und den Gott Osiris zu lesen. Was werden seine Brüder für Freude haben, nicht an Morizens Götterlehre, sondern an Schlachtenmalers metallisirten Rock- und Westentaschen!

Elftes Kapitel.

Militairische Verhältnisse.

Wie ist aber doch der lederne Schmachtriemen der Armuth ein weit festeres Band für Freundesherzen, als die goldene Kette des Reichthums! Die Brüder nahmen Schlachtenmalers Eroberung mit Jubel auf; aber keiner von ihnen wollte ihm eine Triumphpforte bauen, keiner ihn auf seinem tapfern Schilde in die Höhe heben; sondern ihre Freiheit benutzten sie nur, wie so oft in der Staatengeschichte, gegen den, der sie ihnen verschafft hatte. Schon lange glühte unter der Asche, in der sie bis zu dieser Stunde ihre Kartoffeln hatten braten müssen, eine dunkle Zornesgluth gegen den Aeltesten, die jetzt als lodernde Flamme aufschlug. Schlachtenmaler hatte das Geld nur unter der Bedingung auf den Tisch geschüttet, daß sie das Wochenblatt eingehen ließen. Er machte ihnen Vorstellungen über den Geist des Kaputher Publikum's, über die mannigfachen Hindernisse, die ihnen Blaustrumpf, Wiesecke, Förder, die Schule, der Hof und die Censur legten, und, als diese nichts fruchteten, über ihre eigene Unreife, die Nutzlosig-

keit verſchwendeter Knabenkräfte, über die Druckfehler, die ſie ſtehen ließen, über ihren affectirten Witz — und als dieſe Steine, die Schlachtenmaler in ihre Gemüthsteiche warf, erſt Blaſen und, da ſie ſich häuften, eine Art Waſſerfall von Zank erregten, ſprang er, wie Mephiſtopheles in der Hexenküche, auf und ſchlug zwar nicht die wenigen Gläſer und Schüſſeln entzwei, die ſie hatten, wol aber fuhr er mit einem Rappier, das über ſeinem Bett hing, in die von ihm ſelbſt gezogene und bemalte Redactionstapete, durchlöcherte dieſe und riß allen Muſen die Fetzen vom Leib herunter. Seine Waffe ſchützte ihn gegen die mit mehr Zorn als Liſt ausgeführten Angriffe der Brüder. Er hielt ſich den Rücken und den Mund frei und konnte ihnen, indem er nach allen Seiten parirte, einige donnernde Philippiken halten. „Schande über Euch!“ rief er und wiederholte dieſe Worte mehre Male als Text ſeines Vortrags. Dann unterſchrieb er ſie: „Ihr habt,“ ſagte er, „alle Berechnungen unſeres armen Vaters Lügen geſtraft; bin ich auch kein Wouwermann geworden, ſo könnt' ich doch unſern Kampf hier eben ſo gut zeichnen, wie ich ihn führe; aber Euch hat weder das Lackiren, noch Schumacher, noch der künſtliche Aeſopbuckel zu etwas Ordentlichem gebracht. Müſſe könnt Ihr knacken und Charaden für Poeſie ausgeben*), gleichſam literariſche Lehmkügelchen kneten und in ſchönen Frühlingstagen in die warme Erde Eure poetiſchen Löcher graben, um damit zu ſpielen. Was ſeid Ihr? Drahtpuppen ohne meine lenkende Hand.“ In dieſer Art parirte er und griff an zu gleicher Zeit. Gedemüthigt, aber nicht gebeſſert, ließen die Empörer endlich von ihren mörderiſchen Plänen, zu deren Ausführung ſie keine Schüſſel, kein Glas, Alles, was Schlachtenmaler ſo beſonnen geſchont hatte, unbenutzt ließen. Amanduß aber, nichts ſo ſchmerzlich empfindend, als die Zerſtörung der Redactionstapete, entſchädigte ſich auf die keckſte Art und ſtrich die auf dem Tiſch noch aufgezählten Thaler ein. Man konnte Schlachtenmalern nicht verdenken,

*) Das ſchlechteſte Trauerſpiel, hatte Schlachtenmaler früher ſchon einmal nicht ohne Aufpietzung gelagt, bietet noch einen reizenden Anblick, ſo ſchön wie ein Feuerwerk — ſtuckt man es an den Ofen!

daß er jetzt das Rappier fortwarf: denn wie leicht hätt' er vor Zorn seinen Bruder niedergestoßen! Mit der Linken packte er Amandus' Genick, und mit der Rechten — diese sank ihm plötzlich wie abgestorben nieder; er trat einen Schritt zurück, der Gedanke, wie underbar jenes Geld und dieser rechte Arm zusammenhingen, hatte sein ohnehin zur Reflexion geneigtes Gemüth so heftig erschüttert, daß er jetzt als schlafend im Schooße Delilens angesehen werden konnte, wenn ihn die Philister oder seine Brüder binden wollten, als thatenschwacher Hamlet. Der Anblick, den er darbot, hatte Aehnlichkeit mit jenem Momente, als ihn Guido von Lipmann gefragt hatte: ob er den Schmerz des Jahrhunderts nicht verstände? Es wurde Abend, wie damals, nur schien die Sonne nicht. Die Brüder, innerlich furchtsam und ahnungsvoll, was ihm in den Sinn gekommen wäre, halfen sich durch unmächtige Renommistereien, pfiffen sich Muth, nahmen Hut und Stock und nur *einen* Thaler von der Summe, die sie in der That unangerührt ließen, und stürmten tobend und hohnlachend zur Thür hinaus. Schlachtenmaler rief ihnen nach. Sie standen, wie gebannt, doch verstohlene Blicke lügend. „Nehmt Alles," sagte Schlachtenmaler feierlich; „von heute an tret' ich aus Eurem Kreis, ihr trefft mich in diesem Zimmer *nicht* wieder!" Ein grelles Lachen nahm diese Erklärung auf. Sie stürzten fort.

Schlachtenmaler war zu Thränen reif; aber er vergoß sie nicht, weil er sich vorgenommen hatte, etwas Männliches und Entschlossenes auszuführen. Es wurde immer dunkler im Zimmer. Indem er seine Sachen zusammensuchte, um sie zu einem Bündel zu packen, vergriff er sich oft. Er war noch dabei beschäftigt, als sich die Thür öffnete und der jüngste Bruder Alboin noch einmal zurückkehrte, keck und frech, und das vergessen zu haben schien. Schlachtenmaler hörte nicht auf ihn. Alboin kam ihm beim Suchen in den Weg und fragte ihn barsch, was er suche. Als Schlachtenmaler kein Gehör gab, fragte Alboin sanfter, was ihm fehle. Und als nun der Aelteste aufrichtete und ihn mit seinen dunkeln, durchbohrenden, seelenvollen Augen, die in der Nacht des Zimmers wie Sterne funkelten, anblickte, fiel die geborgte

Maske des Uebermuths von dem kleinen Mann und er fing bitterlich an zu weinen. Schlachtenmaler blieb ruhig und weidete sich an dieser Selbsthülfe des Gemüths, die ein Zeichen noch unverdorbenen Gemüths ist, wie auch der Körper noch nicht verloren ist, der sich, etwa durch Hautreactionen, selbst helfen kann. Alboin drückte sein schluchzendes Antlitz an die Brust des Bruders und fragte ihn: ob er denn ziehen wolle? „Ja," sagte Schlachtenmaler mild und doch entschlossen: auch ihm wollte das Herz vergehen. Alboin fühlte das starke Klopfen seines Herzens und umschlang ihn mit all' jener Zärtlichkeit, die unter Geschwistern rührend ist, weil sie zwar im Hintergrunde, wie bei Liebenden, immer vorhanden ist, selten aber in äußeren Geberden sichtbar. Schlachtenmaler setzte und nahm sich den Bruder halb auf den Schooß, halb an die Brust, ohne daß Beide sprechen konnten. Und auch da, als sie, von einem Gedanken geleitet, seufzten: „Der arme Vater!" vermochten sie keine Worte zu finden für das, was sie fühlten. Sie ahnten, wie sie in dem Netz einer verfehlten Bestimmung gefangen waren, und hatten doch weit weniger Mitleid mit sich selbst, als mit Blasedow, dem trübsinnigen, schwermüthigen Fischer, der Wunder dachte, was er gefangen hatte! „Sein Netz," sagte Schlachtenmaler leise, „ist so falsch gestrickt, daß wir jungen Fische wol noch Maschen finden, aus denen wir herauskönnen; aber was hat dann er?" — „Die Mutter," dachten Beide, und es war ihnen, als spaltete sich die Erde und hier stände der Vater und dort weit, weit am jenseitigen Ufer des Abgrundes die Mutter, und eine Welt, ein großes verlorenes Leben läge zwischen Beiden! So saßen sie eine Weile und hielten still, daß die Engel durch ihre Herzen zogen und ihnen Weihwasser in die Augen sprengten und jene seligen Chöre anstimmten, von denen so oft des Jünglings Herz zerspringen möchte. Liegen nicht im Gemüth der Jugend mehr elegische Klaglaute, als im Herzen des Mannes, der schon gelernt hat, dem Himmel die Stirn zu bieten? Wird nicht oft das Knabenherz von so seligen Schmerzen beängstigt, wie wir sie später nie mehr empfinden? Es ist der ängstliche Traum eines Engels, der

ihnen schlummert; ein unnennbares Weh, das sich in so
e, überwältigende Gefühle auflösen kann.
Sanft lehnte jetzt Schlachtenmaler den Bruder zurück und
m sein Bündel von der Erde. Seine besten Kleider, um
nicht zu zerdrücken, zog er an; auf Alboin's besorgte
gen und Zureden antwortete er nichts, weil sein Entschluß
stand und er das Uebrige, was nun werden sollte, selbst
nicht wußte. So stiegen Beide die Treppe hinunter und
en beinahe Celindens Bedienten verfehlt, der sich mit
r Klage über die schlechte Beleuchtung in Kaputh bei ihnen
bete und dann erst sagte, daß er Herrn Oscar Blasedow
heut' Abend einladen solle. „Zu Celinden?" fragte
lachtenmaler erstaunt. „Nein, zum Baron; die Baronin
ch läßt hinzufügen: sogleich!" Schlachtenmaler sagte,
würde kommen, und sann, indem er mit Alboin in den
aßen schlenderte, über das Vorhaben des Barons nach.
hatte er den Baron Satan von Höllenstein, der, wie er
e, vom Kriegscollegium an die Spitze eines reitenden
arfschützenregiments versetzt war, anders als in zweideu-
Beleuchtung gesehen. Wie kam er heute, und so in aller
zu dieser Einladung! „Sieh'," bemerkte jetzt Alboin,
wegen waren wir Dir auch gram, daß Du immer Deine
en Wege gingst und uns nur zu den hellen Fenstern
licken ließest, wo Du zum Besuche warst." Schlachtenmaler,
r Erwartung, hörte kaum darauf und ließ sich bis an
Platz begleiten, wo die Wohnung des Barons lag. Alboin
e ihm hier sein Bündel abnehmen, weil er Psychologie
g verstand, um zu wissen, daß große Entschlüsse oft durch
kleinsten Querbegebenheiten gelähmt werden, und die,
e kurz zuvor etwas Außerordentliches leisten wollten,
durch eine glückliche Begegnung erfreut, Gott danken,
man vergißt, sie beim Wort zu nehmen. Doch Schlach-
ler umarmte ihn, ließ seine Rückkehr zweifelhaft und
schnell mit seinem Bündel in das Haus. Alboin be-
nicht, wo er es daselbst, ohne beschämt zu werden, ver-
würde.
chlachtenmaler fand aber unter der Treppe einen Versteck
ein Reisebündel und trat Celinden und Sophien, die

Beide ſchon auf ihn warteten, mit einem Lächeln gegenüber, in deſſen Falten und Furchen mehr Saatkörner von Vorwürfen und Spott lagen, als er hoffen durfte heute noch reifen zu ſehen. Ja, er hatte auch kaum Celinden gegenüber Platz genommen, als ſich ihm ihre ſanften, beſorgten, neugierigen Blicke in kleine Vögel verwandelten, welche all' die Saatkörner aus dem Antlitz und Herzen pickten, ſoweit ſie wenigſtens für Celinden in Rache und Spott (beſonders des Abonnements wegen) hatten aufgehen ſollen. Sie ſagte ihm, daß ſie an eine Art Seelenwanderung, ſelbſt unter den Lebenden ſchon, glaube, und meinte damit, daß ihr Schlachtenmaler zwar wie ein abgeſtorbener und begrabener Freund vorgekommen wäre, daß aber ſein Geiſt und ſein Herz ihr in hundert ſie umgebende Dinge gefahren geſchienen hätte und ſie nur den von der letzten Lection noch liegen gebliebenen Solger'ſchen Sophokles hätte anblicken dürfen, um das große wunderliche Buch ſeines Herzens gleich aufgeſchlagen zu finden. Schlachtenmaler dachte aber weder an Solger, noch an die Hieroglyphen ſeines Herzens, ſondern an die Seelenwanderung und an die Katze, welche Sophie ſoeben mit falſchen Blicken ſtreichelte. Er war ja nun durch die Seelenwanderung ſchon dicht bei Aegypten und fing raſch an, Sophien auf den eingeſetzten Mumienzahn zu fühlen. „Ja," ſagte er (nach einigen Betrachtungen über die Seelenwanderung, die Celinde ſo gern in ihr Tagebuch eingeſchrieben, wenn ſie nicht gefürchtet hätte, indem er ſprach, etwas von ſeinen Worten zu verlieren), „wie leicht wär' es möglich, Sophie, daß dieſe Katze die Seele eines Aegyptiers enthält, von dem Sie, als von einer zerſtoßenen Mumie, wenn Sie krank würden, alle Stunden zwei Eßlöffel voll nehmen müſſen!" Sophie, glücklich, daß er nicht an ihrem Zahn ſtocherte, bat um Aufklärung dieſes Witzes, wie ſie ſpöttiſch die Bemerkung nannte. Schlachtenmaler erklärte ihr, daß man Mumien in den Apotheken brauche, ſie zerſtoße und, nach der Meinung des Paracelſus, in dem ſich ergebenden Pulver die Quinteſſenz der menſchlichen Subſtantialität finden wolle. Celinde ſah hierin etwas ſo Wunderbares, daß ſie Sophiens Zorn gar nicht begriff, als Schlachtenmaler hinzu-

ſetzte: nur die Zähne der Mumien würden von der Chirurgie benutzt und es bleibe noch immer möglich, daß dieſe Katze die Seele eines Aegyptiers enthalte, von dem Sophie einen Zahn im Munde trüge. Schlachtenmaler überhörte alle Einreden der beleidigten Kammerzoſe und fuhr fort, alle Katzenbeziehungen der ägyptiſchen Mythen vor den beiden Frauen auszukramen; er ſchilderte, während Celinde vor Erſtaunen die Arbeit einſtellte und Sophie die ſeelenwanderiſche Katze vom Tiſche jagte, die reizenden Attribute der Göttin Bubaſtis, welche ſtatt eines menſchlichen einen Katzenkopf trug; er ſing, da Sophie alle dieſe Bemerkungen als Lügen in Abrede ſtellen wollte, von ihren, nämlich Sophiens, blendenden Zähnen zu ſprechen an und ſetzte lachend, gleichſam um ſie nur leiſe zu necken, hinzu: er wiſſe ja, wie falſch ſie wären, und der ägyptiſche Gott Knuphis, der das weiße blendende Ei im Munde trage, wäre ja auch bekannt genug dafür, daß er — der Schlangengott wäre! Und als Sophie keine andere Hülfe mehr wußte, als einen krampfhaften, ſtieren Blick, gefährlich wie die Spitze eines Dolches, legte er mit mitleidsloſer Bosheit den Finger an den Mund und ſagte ruhig: „Harpokrates, der ägyptiſche Gott des Stillſchweigens, wird ſo mit einem Finger am Munde gezeichnet, und ich möchte doch weit öfter glauben, daß dieſe Geberde eher von Zahnſchmerzen, als von einem — Geheimniß kommt.“ Sophie ſuchte jetzt die immer deutlicher werdenden Anſpielungen, die ihr ſeine Mitwiſſenſchaft um ihr Geheimniß verriethen, auf andere Art unſchädlich zu machen. Sie ließ die vornehme Maske einer dem Adel gleichſam zur linken Hand angetrauten Weltdame fallen und verſuchte es mit der Jungfer Tobianus und der jugendlichen Geſpenſterdecke, unter welcher ſie mit Schlachtenmaler einſt geſteckt hatte. Sie nannte ihn plötzlich wieder Du und griff ihm dabei ſo heftig in die ſchwarzen, krauſen Haare, daß Celinde erſchrocken auffuhr und ſich — wie ſie vorgab — des Anſtandes wegen dieſen Rückfall in die frühere Vertraulichkeit verbat. Doch that ſie dies mit ſo wenigen Worten und ſo vieldeutigen Blicken, daß man auch Eiferſucht oder Beſorgniß in ihrer Rüge finden konnte. Schlachtenmaler flüchtete um einige Zoll in ihre Nähe und

verbat sich bei Sophien mit komischer Entrüstung, ihn doch nicht in seinen wissenschaftlichen Untersuchungen zu stören. Es wäre wahrlich lehrreicher, wenn er mit ihr über Mumien spräche, als über ihre Toilette: was ihn denn ihre Zahnbürsten angingen! Er glaube auch nicht einmal, daß alle Mumien echt wären, daß die von hinten einbalsamirten Aegyptier besser ihre Zähne erhalten hätten, als die von vorne, und daß diejenigen Zähne sich gar nicht erhielten, welche von Pseudomumien kämen und statt in einer ägyptischen Pyramide allmälig im Bleikeller von Bremen vertrocknet wären. So könne Mancher glauben, er trüge den Zahn einer ägyptischen Mumie, und derselbe gehörte jenem gedörrten und von der Luft in Leder verwandelten Dachdecker an, der im Bremer Rathskeller so viel Epoche mache. Ein Zahn, von dem wir uns einbilden, daß er nur Datteln und Feigen im schönen Morgenlande gegessen hätte, könnte sich gerade vom Tabackskauen so weiß erhalten haben. Und in dieser Art hätte sich Schlachtenmalers Spott in eine Schraube ohne Ende ververwandelt und Sophiens Ehrgeiz bis zur Ohnmacht durchbohrt, wäre ihr nicht ein Mann zu Hülfe gekommen, den Schlachtenmaler bisher nur im Mantel gesehen hatte und auch heute nicht sogleich erkannte. Es war der Oberst Satan von Höllenstein.

Auch der Oberst saß in seinem Namen wie ein Kind in ein Paar Courierstiefeln. Der Name war viel zu weit für seine schmächtige Figur, viel zu dunkel für seine gutmüthigen, wasserblauen Augen, viel zu donnernd für eine wunderbar zirpende Stimme, von welcher Schlachtenmaler gleich dachte: Ist sein Regiment nicht akustisch aufgestellt, dann weiß ich nicht, wie es ihn hören wird. Jedoch hielt diese Widersprüche ein geheimer Draht zusammen, den man bald als militairisch-aristokratische Conduite erkennen konnte. Wie mancher berühmte Husarenobrist der preußischen Armee sitzt nicht in einem orthopädisch-elastischen Schnürgestell auf seinem Pferde, worunter ich hier etwas ganz Anderes verstehe, als eine Anspielung auf die künstlichen Taillen der Gardelieutenants. Nein, alte Spieler, alte Badbesucher von Aachen, rheumatische Jäger, wilde, tolle Husarenknaster sitzen nicht selten nur noch

) Stahlfedern auf dem Pferde fest, während sich freilich
n Satan von Höllenstein früher auf dem Kriegsministerium
daran gewöhnt hatte, mit Stahlfedern zu reiten, sondern
wol, damit zu schreiben. Nun war er aber einmal in
ctive Armee übergegangen und commandirte die berittene
rfschützengarde. Jetzt war Alles knapp und eng an ihn
gend, Sporen rasselten ihm an den Füßen, keine Stuben-
war mehr sicher vor ihm. Es währte auch lange, als
's Zimmer trat, daß er einen Knäul von den Stiefeln
vurde, in den er sich sogleich (er gehörte zu Sophiens
kstrumpf) auf der Schwelle verwickelt hatte. Mit jenen
bdeten Formen, die dem Adel so vielen Vorsprung vor
anaille geben, winkte er Schlachtenmalern, sich zu setzen,
fixirte ihn wiederum mit einem jener Blicke, die nicht
tärke der Seele, sondern die kecke Schule des Privi-
ns dem Auge des Vornehmen eingeübt hat. Ganz kurz
ßen, wie Einer, dem etwas gut schmeckt, schnalzte er
er Zunge: „Sind Herr Blasedow?“ Und als dieser sich
verneigte, nickte der Obrist drei-, viermal mit dem Kopf
ließ noch kürzer ab: „Freut mich; Vergnügen gehabt;
ngenehm; sehr angenehm; längst gewünscht; sehr an-
n!“

chlachtenmaler erklärte mit Würde, seine Befehle zu er-
n; doch der Obrist erwiderte lächelnd: „Findet sich, findet
und erstaunte, keine Zurüstungen zum Thee anzutreffen.
e erhob sich mißlaunig und klingelte; doch Celinde war
daß sich ein so behagliches, trauliches Band um sie alle
n sollte. Der Obrist erwähnte einige Unerheblichkeiten
andte sich dann wieder an den jungen Mann mit hold-
Protectormiene und denselben Lakonismen des Styls und
en Geschwätzigkeit des Vortrags (denn die kurzen Sätze
n alle dreimal wiederholt): „Sind Maler? — Weiß's;
Maler; guter Maler; Renommée, haben Renommée;
gute Pferde, Militairmaler, weiß's: — Silberschlag
gesagt, tüchtiger Mann, Director Silberschlag, tüchtiger
— sehr gelobt — gute Pferde malen, haben Pläne,
große Pläne ...“ Doch verschwieg er sie noch, und
tenmaler biß so lange in die Theetasse, als er nöthig

hatte, ſich an die Manieren des Obriſten zu gewöhnen. Dieſer rückte endlich in ſeiner kurzen, mehr im Infinitiv als im Indicativ redenden Sprechweiſe, die auf eine gründliche Lectüre des Tacitus hätte ſchließen laſſen ſollen, mit einem vollſtändigen Feldzugsplan heraus, den der Fürſt von Sayn-Sayn, jedoch nur in friedlichen Abſichten gegen ſeinen Nachbar, den Fürſten von Vierhuſen, entworfen hatte. Es war der beiderſeitige Wunſch dieſer Fürſten, ihre Truppen einmal wieder an die Strapazen des Feldlagers zu gewöhnen, wie auch einige neuere Fortſchritte der Kriegskunſt, ſtatt auf dem Exercierplatze, im offenen Felde zu verſuchen. Der Obriſt war zum Generaliſſimus der dieſſeitigen Truppen ernannt worden und wünſchte, um der Geſchichte von dieſen „vorhabenden" denkwürdigen Manövern eine deutlichere Erinnerung zu hinterlaſſen, einige Hauptcoups, mit denen er das Schickſal der künſtlichen Schlachten zu entſcheiden ſich kluglächelnd ſchmeichelte, in dem Moment, wo ſie gemacht wurden, von einem geſchickten Maler in Sepia oder Oelfarbe oder auch vorläufig nur in Kreide aufnehmen zu laſſen. Schlachtenmaler ſollte den Generaliſſimus in nächſter Nähe begleiten und jeden maleriſchen Moment benutzen, um die Gruppen und die Conflicte der Truppen aufzufaſſen und vorläufig wenigſtens in Umriſſen wiederzugeben. Er würde ſchon Sorge tragen, bemerkte der Obriſt, daß Schlachtenmaler immer einen ſichern Punkt träfe, wo er das Ganze am beſten treffen könnte, und ſelbſt, wenn es mit ſcharfen Patronen herginge (was jedoch gänzlich unterblieb), ſo wäre ſein Reiſewagen ſo gut als bombenfeſt. Celinde, die ſchon wußte, daß ſie mit Sophien beſtimmt war, das Manöver ihres Mannes mit anzuſehen, ſchwoll wie eine gepflückte Roſe im Waſſerglaſe auf, ein unnennbares Gefühl der ſüßeſten Vertraulichkeit überkam ſie, ſie hätte ihren Gemahl, um wieder ihres ſeligen Oranges nur auf eine paſſende Weiſe los zu werden, gern an ihr Herz drücken mögen, wenn er ſich gerade nicht im Momente ſo wunderlich geberdet hätte. Er zog nämlich Tranchéen und Verhaue um ſich und that, als koſtete es den Hals, bis zu ihm heranzukommen. Er ſignaliſirte ſeine Frau als das feindliche Hauptquartier, Sophien als einen Pulk künſtlicher

welches beweiſt, daß Madeleine urſprünglich den Namen Düpleſſis führt —

Lionne und Dübois.

Düpleſſis?

Lefèvre.

Der Name jener unglücklichen Familie, von welcher Molière ſo leidenſchaftlich geſprochen hat — auch hab' ich in alten Akten die überraſchende Entdeckung gemacht, daß Düpleſſis' Kinder vor zwölf bis vierzehn Jahren einen hartnäckigen Prozeß gegen Lamoignon führten —

Alle.

Lamoignon?

Delarive (an dem Vorhang).

Wie unruhig das Publicum! Wie lärmend! Sollte man nicht glauben —

Dritter Auftritt.

Molière (tritt heraus.) Die Vorigen.

Alle.

Der Präſident!

Lionne.

Er ſelbſt! Ich erſtaune — Sie im Theater zu ſehen —

Delarive.

Noch nie hatten die Schauſpieler des Königs die Ehre, ſelbſt den Herrn Präſidenten Lamoignon anzuziehen —

Rosaken, den sich der benachbarte Fürst aus Sympathie für Rußland hielt, Schlachtenmalern als das ästhetische Gewissen aller seiner Bewegungen, und commandirte mit so großer Geistesgegenwart, als wenn er schon im Feuer stände. Er suchte den jungen Künstler schon im Voraus mit den Glanzstellen seiner eingelernten Manöverrollen bekannt zu machen und griff in der That in die Tasche, wo er den Plan vorgezeichnet und nur nöthig hatte, ihn auswendig zu lernen. Schlachtenmaler bemerkte, er wisse allerdings, daß es bei Manövers nicht auf Improvisationsgabe ankäme, sondern auf die gewandte Ausführung einer mechanischen Vorschrift; doch könnte vielleicht der jenseitige Kriegsplan von dem diesseitigen sehr verschieden sein. „Gott bewahre!" fiel der Generalissimus ein, „Alles diplomatisch vermittelt, Alles schon vermittelt, keine Verwirrung, Alles bis auf Linie und Schritt berechnet, keine Tücke, keine Hinterlist, Alles reines Kunstmanöver!" — „Nun," bemerkte Schlachtenmaler, „dann seh' ich, ist für die beibehaltene Fassung und Geistesgegenwart des Commandirenden wol unter allen Umständen gesorgt; aber ob dabei die malerische Gruppe auch berücksichtigt ist, ob das logische Rechen-Exempel auf dem Papier sich auch bildlich gleich interessant machen wird!" Der Obrist sah ihn halb bös, halb verlegen an und fuhr ihn dann (nur die Contenance nicht verlieren! war sein Wahlspruch) barsch an: „Herr, Sie müssen Standpunkt haben; Massen sind immer schön ... Uebersicht; Perspective ... Die bunten Monturen, die Pferde, die geraden Linien, die Tornister hinten, Alle wie Einer, Alle wie Einer, ganz präcis, und die Kamaschen unten hundert wie eine, sehr malerisch, ausnehmend malerisch!" — „Ach," seufzte Schlachtenmaler, „ich denke immer noch, wenn doch die rechten Verschiebungen der Lichter nicht kommen wollen, so springen, mir zu Liebe, ein paar Pulverwagen in die Luft und die Scene bekommt plötzlich eine andere Beleuchtung!" — „Sind Sie des Teufels!" mischte der Generalissimus seinen Unwillen in das Geschrei der beiden Frauenzimmer; „darauf keine Rechnung machen, gar keine Rechnung; ist bestens gesorgt; kein Trainknecht die Pfeife rauchen, keiner, absolut keiner; wollen doch sehen, wer Generalissimus ist! Fünfzig Schritt von jedem Pulverwagen

darf Niemand mit etwas Feuerfangendem vorübergehen. Wer ſtählerne Schnallen an ſeinen Hoſenträgern hat, ſetzt ſich einer empfindlichen Unterſuchung aus; nichts Feuerfangendes — fünfzig Schritt von jedem Pulverwagen — unter keiner Bedingung. Niemand, der eine ſtählerne Brille trägt, darf in die Nähe kommen; bei wem ein Meſſer attrapirt wird, verfällt in Strafe; wer von den Zuſchauern in der Nähe eines Pulverwagens zu viel auf- und abgeht, muß ſeine Schuhe ausziehen: denn die Friction von Leder auf friſchem Graſe iſt gefährlich. Alſo dieſe Hoffnung laſſen Sie ſich vergehen! Kein Pulverwagen in die Luft ſpringen. Dem Fürſten meine Ehre verpfändet, daß kein Unglück geſchieht. Die Generalepaulettes ſtehen darauf. — Mich nicht unglücklich machen ..." Schlachtenmaler erwiderte ruhig, daß er dann ſeine Bleiſtifte nur mit beklommenem Herzen würde ſpitzen können, geſchweige, daß er nun gar Kohle zu den Hauptumriſſen würde entbehren müſſen. Der Baron zuckte die Achſeln und wiederholte, daß er ſeine Treſſen und ſeine Ehre verpfändet hätte; doch fügte er gnädig hinzu, daß er dennoch aus Schlachtenmalers Art, ſich in das Manöver hineinzudenken, zu ſeiner Phantaſie nun ſchon Zutrauen gefaßt hätte; nur bäte er ihn, in der Ausführung ſeiner Bilder weniger auf die Gruppirung, als auf die authentiſche Treue der einzelnen Montirungen zu ſehen. Der Fürſt hätte an der Uniformirung ſeiner Armee einen Narren gefreſſen, wären doch ſogar ſeine Teller bei Tafel alle mit den Monturen ſeiner Armee bemalt. Die Suppe ſchmeckte ihm nicht, wenn er, als Belohnung ſeiner Mühe, den Löffel zu führen, nicht unten immer auch ein Portrait von der fürſtlichen, gleichſam Löffelgarde erblickte. Der Baron (der alſo noch nicht einmal General, aber doch ſchon Generaliſſimus war) ſprach dies ſehr leiſe: denn er konnte, ein umgekehrter alter Deſſauer, die Infanterie nicht ſo gut leiden, wie die Cavalerie, und fügte, die Conduite ganz vergeſſend, etwas grimmig hinzu: „Fürſtliche Durchlaucht haben die Pferde nicht ſo gern, weil ſie etwas ſchwieriger auf Suppenteller zu malen ſind, oder wenigſtens die Cavalerie nicht in ſo angenehmer Größe das Gewehr präſentirt, wie auf den Präſentirtellern die Infanterie." Celinde bekam Herzklopfen, weil ſie wußte,

er ihr Mann etwas von seinen innersten Geheimnissen,
n fast den Charakter eines Staatsunzufriedenen gaben,
h. Doch besann sich der vorsichtige Weltmann bald
, wen er vor sich hatte, und lobte auch wol wieder den
l als eine musterhafte Ausnahme. Er rühmte das
desselben für die Oekonomieverwaltung der Armee,
umsichtigen Scharfblick für das Bekleidungsfach, das
und Proviantwesen. Er rühmte sein Talent und seinen
in durchgreifenden Veränderungen, die manchmal mit
nzen Armee angestellt wurden. Ein Wink und alle
en hatten im Nu einen Knopf mehr oder weniger auf
Montur. Der Obrist nannte das, was den Fürsten so
szeichnete, seinen „militairischen Geschmack", seinen Sinn
ppreté und Zweckgemäßes. Er erzählte, daß der Fürst
ang an einigen, mit Haaren beklebten Holzköpfen mit
leurscheere herumgeschnitten hätte, bis er die eigentliche
sche Tour der Haare erfunden, die noch jetzt die
ruppen trügen und die sogar in die preußische Armee
angen wäre. Wenn es einen bedeutenden Regenten
habe, der wol nur deshalb die Liebhaberei gehabt,
ck zu präpariren, weil unter seinen Auspicien die
atie und das Briefgeheimniß in so großer Blüthe
so könnte sich bei dem Landesfürsten Niemand wohler
, als wem es gelänge, neue Firnißmethoden und
ungen zu entdecken. Wollte Schlachtenmaler sein
achen, so müßten auf seinen Zeichnungen die feinsten
eidungen der verschiedenen Truppentheile angebracht
ißte jeder Hosenknopf getroffen, jeder Riemen, selbst
r Montur, in einer gewissen Spannung angedeutet
Schlachtenmaler antwortete darauf: o, er hätte davon
iches gehört: der Fürst hätte zwar nicht die Haare
Haupte jedes seiner Unterthanen gezählt, wol aber
e auf dem Haupte jedes seiner Soldaten: denn er
genau, wie viel Haare jeder Federbusch auf dem
rdonnanzmäßig enthalten müsse. Uebermorgen, sagte
r Obrist, würden die Truppen ausrücken, und Schlach-
sollte sich theils an das Hauptquartier, theils an die
ste Kutsche halten, welche die Damen führe, und als

Schlachtenmaler erklärte, aus gewiſſen Gründen, namentlich aber, um ſich an das Soldatenweſen zu gewöhnen, möchte er dieſe und die folgende Nacht in der Kaſerne der Scharfſchützen ſchlafen, gab ihm der Obriſt, erfreut über dieſen Beweis des engſten Anſchluſſes an ſeine Pläne, einige Bleiſtiftbemerkungen an ſeinen Adjutanten mit und verließ dann, ermüdet von den langen Auseinanderſetzungen, das Zimmer. Sophie folgte ihm, und gleich hinterher die Katze, die, was wir vergeſſen hatten zu bemerken, in andern Umſtänden war. Schlachtenmaler ſtand noch einige Minuten Celinden gegenüber und blickte der ſchönen Frau mit Schmerz in ihre himmliſchen Augen. Sie verſtand es nicht, daß dieſer Schmerz dem Generaliſſimus, ihrem Manne, galt, und daß eine verſtohlene Thräne, die aber nicht zum Vorſchein kam, ſie bemitleiden ſollte. Sie war ſelig über die Annäherung, die zwiſchen Schlachtenmalern und ihrem Manne ſoeben ſtattgefunden, und das Echo des Beifalls, den jener in der That bei dieſem gefunden, klang in ſeligen Blicken aus ihrem Auge nach. Nur, daß er ihre Freundin Sophie ſo ſchneidend behandelte, hatte ſie ſelbſt verwundet und im Tone des zärtlichſten Vorwurfs ſagte ſie nur noch: „Glänzt denn die Oberfläche ihres (Sophiens) Herzens nicht wie das blaue Meer, wenn zuckende, muthwillige Sonnenblicke darauf hinweggleiten? Iſt ſie nicht, wenn auch keine immer naturgemäße, aber darum doch immer wunderbare Erſcheinung, wie man deren im Naturleben ſo viele hat?“ — „Ja,“ ſagte Schlachtenmaler, „wie die Galläpfel, die auch etwas Wunderbares, aber eine Krankheit der Bäume ſind.“ Gewiß hätte ihm Celinde die Hand mit ihren beiden gedrückt, wenn er nicht dieſe feindſelige Vergleichung ausgeſtoßen hätte. Sie blickte ihn lang und ſtarr an und prüfte, wie es in der Tiefe ſeines Herzens wol rauſchte und wallte. Da er aber den Blick mit übereinandergebiſſenen Lippen erwiderte und ſeine feinen ſatyriſchen Mundwinkel- und Naſenfalten immer malitiöſer hervorzuckten, ſeufzte ſie wie eine Verzweifelnde auf und ging mit den Worten in ihr Zimmer: „Oscar, Sie ſinken immer tiefer; bald wird im Lucifer keine Spur mehr vom Engel ſein.“

Schlachtenmaler dachte aber blos an die Scharfſchützen-

ſerne und packte ſchnell, da er allein war und ſich ſchon als Narodeur fühlte, die übriggebliebenen Theezwiebacke in die Taſche und lief fort, da auch ſchon längſt Appell geſchlagen ar. Unten fiel ihm ſein Bündel ein. Er griff blindlings nter die Treppe und nahm ſeinen Sack, der ihm etwas hwerer geworden ſchien, unter den Arm. Unterwegs fing in dem Bündel an lebendig zu werden, und ein eigenes ewimmer drang aus demſelben bei der Stille des Abends n ſein Ohr. Eben wollte er über eine Brücke gehen, als m das Gewühl ſeines Bündels ſo ängſtlich wurde, daß er's, ie Einer, der ſich zu verbrennen fürchtet, fortwarf. Beim chein einer Laterne ſah er die Beſcheerung: Sophiens Katze tte ihm, aus Dankbarkeit für die Vermuthung, daß ihre eele demſelben Aegyptier angehören möchte, von welchem ophie einen Zahn im Munde trug, ihre Entbindung zum eſchenk gemacht. Das warme Päckchen unter der Treppe ar in den fünf Secunden, wo Schlachtenmaler und Gelinde h noch über ein Bild erzürnten*), ihr Wochenbett ge- orden und nun hatte der glückliche Vater nicht einmal den uth, die Thierchen anzufaſſen und in's Waſſer zu werfen. r ſah, als ihm die Nothwendigkeit, den ganzen Bündel zu fern, einleuchtete, in der Katze die Verbündete Sophiens d in den Jungen ihre beiderſeitige Rache. Schaudernd ßte er einen Zipfel ſeiner Wäſche und warf mit einer mpfhaften Anſtrengung das ganze Gewühl über das Ge- nder der Brücke hinunter und lief, als wenn ihm Geſpenſter lgten, nackt und arm, nichts als ein Manövermaler ge- orden, ſpornſtreichs und von allen abwechſelnden Eindrücken eſes Tages übermannt, in das einzig ihm übrig gebliebene yl der reitenden Scharfſchützenkaſerne. Der Namenszug des eneraliſſimus verſchaffte ihm Einlaß; er fand ein Zimmer d legte ſich auf eine leidliche Matratze.

---

*) Hätte ſie mit ihren Augen ihn doch früher ſchon einmal ver- bten mögen, als er, einem engliſchen Dichter nachſprechend, die rgenröthe mit einem geſottenen Hummer verglich!

Zwölftes Kapitel.

Die Revue, die aufgerissenen Nähte und ein Vorabend großer Ereignisse.

Wie gern hätte Schlachtenmaler zwei Tage darauf lieber auch ein Pferd besteigen mögen, als in die bombenfeste Kutsche kriechen, wenn auch zu Celinden! Der Generalissimus hatte mit ihm gleich einen Beschützer seiner Frauen gewinnen wollen und bemerkte, daß ihm die besten Pelzhandschuhe auf dem Pferde die Hände zum Zeichnen nicht so warm halten würden, als die geschlossenen Wagenfenster, und am Tage des Ausmarsches selbst war auch keine Unterhandlung mit dem Feldherrn möglich, da dieser kaum wußte, wo seine Armee, geschweige, wo ihm der Kopf stand. Ganz Kaputh war in Bewegung. Vom Lande strömten Neugierige herbei, um diesen Ausmarsch der Landesjugend, diese Entwicklung von Kerntruppen und gleich dabei den Fürsten zu beobachten, dessen vielfache Geschäfte in der Militair-Oekonomieverwaltung, dessen lebhafte Correspondenzen mit den Commisschneidern und Posamentirern ihm selten Zeit ließen, sich seinem Volke vorzustellen. Heute war der Balcon des Schlosses mit Teppichen behängt, und als sollte darauf gefrühstückt werden, eine Anzahl von Schüsseln und Tellern aufgestellt, von welchen jedoch Hoffähige wußten, daß sie nur die Modelle der verschiedenen Truppentheile enthielten und dem Fürsten zur Vergleichung der Wirklichkeit mit seinen Phantasieen gleich bei der Hand sein mußten. Die Truppen hatten Mühe, sich durch die Straßen Bahn zu machen: denn auch die Schuljugend kam unter dem Rector und die ganze männliche und weibliche Kinderlehre unter Blaustrumpf und Mörder angewallt und hatten die Landesfarben am Arm und auf einigen Wimpeln, welche vorangetragen wurden. Die Waisenkinder gingen Paar für Paar mit Gesangbüchern hinterher und rührten manches kinderlose Ehepaar, das sich das Gelübde gab, eins an Kindesstatt davon auszuwählen. Die Akademie der Porzellanmaler und der Töpfer feierte; Silberschlag suchte mit der Brille nach plastischen Gestalten; Sägenreißer kochte mit seinen Blicken

Menge aus und ſah nur die Skelette derſelben. Nur
Leneſel bewachte die Akademie und litt nicht, daß einer
ieſen tumultuariſchen Zeiten die Warnung vergaß: Dieſer
darf nicht verunreinigt werden! Selbſt gegen Hunde litt
nicht. Die Adjutanten des Generaliſſimus ſprengten
die Straßen, daß die Funken nur ſo ſtoben, und der
wurde immer größer, da ſich der Anführer öfters ver-
rn, und nachdem er kaum ſeine Galoppins entſendet hatte,
nachſprengen und ſeine Vorſchriften wieder abändern
te. Dazwiſchen läuteten die Glocken von allen Kirchen,
von denen nicht, wo es das Baucollegium ſchon ſeit
ren des morſchen Thurmſtuhls wegen, verboten hatte.
Currende ſang vor dem Schloſſe ſo ſchön und hoch, daß
Präfect der Currende heute nicht nöthig hatte, ſich den
ſo heftig aus dem Leibe zu preſſen, als wollte er die
e von ſich geben. Das dauerte aber Alles nur bis zu
Augenblick, wo der Fürſt gefrühſtückt hatte. Nun trat
ſich noch den Mund wiſchend, in Interimsuniform aus
großen Flügelthüren auf den Balcon und wurde vom
ah! der Armee und dem Parademarſch aller Orcheſter
ßt. Jetzt kam Geſchick in die Parade. Der Generaliſ-
s hatte bisher auf ſeinem Sattel wie auf Kohlen geſeſſen:
der Fürſt, das erfuhr er noch ganz in der Frühe, hatte
er Nacht einen Traum gehabt, daß die rothen Streifen
en Hoſen ſeiner Truppen zu ſchmal wären und ſich,
s vergrößert, ſchöner ausnehmen würden. Man hatte
n Generalſtab und von Seiten des Kriegsminiſteriums,
letzt durch einen Fußfall der Fürſtin und ihrer Kinder
gebracht, daß ſich der Fürſt beruhigte und den Feldzug
bis auf die Fertigung der neuen Muſterbeinkleider aus-
; ein Vergrößerungsglas, in Form eines Dolland, wurde
ſchnell auf den Balcon geſchoben und ein langes Sprach-
von hier aus bis hinunter zu der Stelle des Schloß-
s, wo der Generalſtab hielt, angebracht. Durch jenes
chtete der Fürſt die ſeine Revue paſſirenden Truppen,
wehe dem Unteroffizier, deſſen Mannſchaft irgend einen
f zu wenig zugeknöpft hatte! Das Sprachrohr dröhnte
ttelbar die allerhöchſte Entrüſtung an das Ohr des Ge-

neraliſſimus, der, ach! nicht blos an die Parade, ſondern noch weit mehr an den Operationsplan und Montecuculi dachte.

Das Zeichen zum Brechen der rings am Platz aufgeſtellten Linien war gegeben und ein zweckmäßiges Commando richtete es ein, daß ein Defilée nach dem andern artig langſam vor dem Schloſſe vorüberzog. Zuerſt kam die Cavalerie, welche ausſchließlich aus den berittenen Scharfſchützen beſtand. Wir haben uns früher des Ausdrucks Regiment bedient, was jedoch nur ſo zu verſtehen iſt, daß die active Truppenzahl, welche die Bezeichnung führte, den Stamm eines Regiments bildete, welches der Fürſt in Kriegszeiten ſich zu complettiren vorbehielt. Wäre dieſe Einrichtung nicht in der ganzen Armee durchgreifend geweſen, ſo würde man erſtens nicht begreifen können, wie ſie nur aus vierhundert Mann und doch aus einem Regiment Cavalerie, drei Regimentern Infanterie und zwei Batterieen Artillerie, nebſt einigen Sappeuren und Pioniers, beſtehen konnte; zweitens noch weniger, woher der Fürſt die Titel für ſeine ausgezeichneten Militärs hätte entnehmen ſollen, die Oberſten alle, die Majore, die Capitaine und die Lieutenants? So beſtand das Scharfſchützenregiment aus achtzig Mann und theilte ſich in vier Escadrons, jede von zwanzig. Sie machten ſich prächtig, die Scharfſchützen, auf ihren muthigen Pferden, mit ihrem geſchulten Weſen und den paar Brillen, die einige unter ihnen deshalb trugen, um nicht blos ſcharf zu ſchießen, ſondern auch zu treffen. Der Generaliſſimus wäre jetzt ſchon von dem Schall einer Kanone vom Pferde gefallen, ſo geängſtigt ſaß er auf dem Pferde, und ſein Adjutant mußte ihm erſt das Lob des Fürſten aus dem Sprachrohr überſetzen, ſo verworren wurde ihm zu Muth, als er aus dem Sprachrohr etwas brummen hörte. Nun kam die Infanterie. Zuerſt das Garderegiment, roth, mit gelben Krägen und Vorſtößen und weißen Kamaſchen, ganz wie eine bewaffnete Geſellſchaft Lakayen. Hier donnerte mit einem Mal das Sprachrohr: Halt! Der ganze Generalſtab rief dieſen Befehl im Uniſono nach, was den Generaliſſimus verdroß und dem ihn umgebenden Offizier ſpäter eine Disciplinarnote zuzog. Der Fürſt behauptete, daß im zweiten Gliede dem ſechſten Mann die Naht unter'm rechten Arme

(den er doch kaum ſehen konnte!) aufgeriſſen ſei. Der Adjutant ſprengte hin, der Gardiſt heraus, in der That, der Fürſt konnte, in Militairgarderobe-Angelegenheiten, durch Bretter ſehen. An der Verſchiebung der Uniform hatte er wahrgenommen, daß unter'm Arm die Naht zerriſſen ſein mußte. Der Gardiſt wurde in das Depot der Verwundeten abgeliefert und mußte dort von den Regimentsſchneidern wieder hergeſtellt werden. Aber er ſollte der Einzige nicht ſein. Der Fürſt war mit ſeinem Teleſkop jetzt in den Zug gekommen, und kaum war aus dem Sprachrohr hinten eine Verwünſchung heraus, ſo ſetzte er vorne ſchon wieder eine ein. Das zweite Regiment, das Regiment Miſpelheim (Halbgarde), zeiſiggrün, roth und gelb, hatte geſtern den Marſch von Miſpelheim nach Kaputh machen müſſen und ließ allerdings Manches zu wünſchen übrig. Drei Grenadiere mußten aus dem Glied treten, weil ſie ſich nicht gewaſchen hatten. Zwei hatten an der Patrontaſche, ſtatt Lederriemen, ſchwarzgefärbte Bindfäden genommen. Einer hatte ſogar Wolle im Ohr, weil er behauptete, an Rheumatismus zu leiden, was ihm der Fürſt unter keiner Bedingung geſtattete. Er wolle ihn lehren, ſagte das Sprachrohr, ihm den Totaleffect zu verderben: es müſſe Alles wie über den Kamm geſchoren ſein. Das dritte Infanterieregiment, Regiment Kronprinz, gelb, blau und ſchwarz, hatte weniger Fehler im Einzelnen; aber, meinte der Fürſt, ſeine Haltung mißfalle ihm, es wäre darin kein Schwung, keine Begeiſterung, keine Grazie. Denn, natürlich, dies Regiment cantonnirte immer in Dörfern und ſah ſich nur ſelten als Ganzes. Auffallend liederlich war die Artillerie! Die beiden Batterieen, die jede aus einer Kanone beſtand, zogen mit einer Plumpheit auf, die Se. Durchlaucht zu dem Ausruf trieb: ob dieſe Artilleriſten vielleicht verkleidete Poſtreiter wären? Ob es ihm ſo miſerabel ginge, wie der bewaffneten Macht von Frankfurt am Main und allen neumodiſchen Bürgergarden, die zu ihren Paraden und Manövers für die Artillerie-Beſpannung Extrapoſt nehmen und die Poſtillone in Artilleriſten umkleiden müßten? Wenn man bedenkt, daß der Fürſt das Militair weit mehr auf dem Papier oder in ſeinen Suppenſchüſſeln liebte, als in Wirklichkeit, daß die

Artillerie ferner diejenige militairiſche Waffe iſt, bei welcher ſich erſt am leidenſchaftlichſten der Sinn für feine Kriegsführung zu erkennen giebt, ſo kann man ſich erklären, daß ihm das Corps eigentlich verhaßt war. Wie die Spritzenreiter! ſchrie es hohnlachend aus dem Sprachrohr: denn alles Einzelne zu rügen wurde der Fürſt nachgerade überdrüſſig. Hätte er nicht immer in den Zeitungen geleſen, daß die Empörer in Spanien, Paris und Brüſſel gewonnen Spiel hatten, ſobald ihnen Kanonen zu Gebote ſtanden; hätte er nicht ſelbſt erfahren, daß Napoleon gerade durch Artillerie die Königreiche der Welt in die Luft ſprengte und ſeinen Vater auch, er würde das ganze Corps aufgelöſt und aus den Kanonen eine Statue für dieſen ſeinen höchſtſeligen Vater haben gießen laſſen. Der Generaliſſimus bekam, als er zum Abſchied noch einmal an den Balcon heranritt, eine abweiſende Handbewegung. Der Fürſt war mißgeſtimmt und fing von den rothen Streifen der Hoſen an, die ihm keine Ruhe ließen, und er wollte Gott danken, wenn das Poſſenſpiel mit dem künſtlichen Feldzuge erſt zu Ende wäre. Erſt ſein Obertuchſcheerer konnte ihn tröſten, nachdem dieſer athemlos mit einer Muſterkarte ſoeben aus Holland angekommener Doppelcaſimire in den Balconſaal getreten. Während unten die Muſikchöre den Abſchied ſpielten und ſich die Züge zum Thor in Bewegung ſetzten, fing der Fürſt zu meſſen an und ſann, einer Gliederpuppe gegenüber, über die neuen Methoden der Militair-Oekonomie-Verwaltung nach. Neue Säbel und Flintenſchlöſſer wurden unterſucht, ein neuer Firniß wurde am Ofen getrocknet, und der Fürſt nahm zuletzt einen behaarten Holzkopf vor, band ſich eine weiße Schürze um und erfand einen veränderten militäriſchen Haarſchnitt, den er nach der Rückkehr ſeiner Armee durchgängig einführen wollte.

Die bombenfeſte Kutſche fuhr in der Nähe des Generalſtabs, was Schlachtenmalern, der zürnenden Celinde und der mit der Armee kokettirenden Sophie aus vielen Gründen unbequem war. Beſonders hatte er ſich in der Kaſerne erkältet und mußte er demzufolge den Wagen öfters geheimnißvoll verlaſſen. Ueberdrüſſig dieſer Lage, griff er ſeine Papiere und Bleifedern zuſammen und wartete den Pulverwagen ab,

Lefèvre (bei Seite).

Ohne Zweifel — er iſt der Tartüffe!

Molière (verlegen).

Hab' ich den Präſidenten angezogen?

Dübois (bei Seite).

Er fühlt die Beziehung des Stückes auf ſich — er ſcheint ſchon in der Irre zu ſprechen —

Chapelle.

Herr Präſident, ſeien Sie verſichert, daß ich Alles aufbieten werde, dieſe Satyre des Molière in allen Zeitſchriften zu zergliedern, und Sie ſollen ſehen, daß es in Frankreich noch Federn giebt —

Molière.

Die von Gänſen herkommen —

Chapelle.

Von Gänſen?

Lionne (bei Seite).

Er ſcheint in der That ſeiner Sinne nicht mehr mächtig zu ſein — (Laut) Herr Präſident, liegen Ihnen die Schickſale der Familie Düpleſſis ſo nahe am Herzen?

Lefèvre.

Sie wiſſen doch ohne Zweifel, daß die heutige junge Debütantin, Madeleine, eine von den unglücklichen Töchtern des Düpleſſis iſt?

Molière (außer ſich).

Wie?

um ſich, weil dieſer den Beſchluß des ganzen Zuges machte, auf dieſen zu ſetzen. Man hatte der größeren Vorſicht wegen die Pferde nicht dicht an dieſen Wagen geſpannt, ließ ſie vielmehr einige dreißig Schritte vorausziehen, indem Stricke von dieſer Länge das vordere Geſpann mit dem Wagen verbanden. Der Generaliſſimus, der ſich oft nach dem Wagen umſah, erblickte Schlachtenmalern, wie ſich dieſer eben luſtig auf all' die Patronen und Cartouchen, die der Pulverwagen enthielt, ſetzte. Er ſprengte zurück und wies ihn von dieſem Poſten weg. „Ich muß mit meinen Arbeiten beginnen," erklärte Schlachtenmaler, und erſt dann geſtattete ihm Generaliſſimus ſeine Tollkühnheit, nachdem ihm Dreierlei eingefallen war: erſtens, Schlachtenmaler gehörte nicht zur Armee und der Fürſt verlangte ihn nicht von ihm zurück; zweitens konnte ſich durch einen längeren hitzigen Wortwechſel die Luft entzünden, und drittens hatte er ihm wohlweislich ſeine Zeichenpapiere, von denen er behauptete, ſie enthielten Schwefelſtoff, mit anderen milchblauen und unſchädlicheren Papieren vertauſcht. Schlachtenmaler dankte Gott, daß er jetz frei athmen und abſteigen konnte; ſeine Erkältung ſetzte ihm zu, und ſo unpaſſend es iſt, können wir doch nicht verſchweigen, daß er aus den Papieren, die ihm der Generaliſſimus gegeben hatte, die weichſten herausgriff und dabei ein merkwürdiges Actenſtück, wir wollen's ſofort (da wir nie auf „Spannung" ſchreiben) geſtehen, den diplomatiſch conſtatirten Operationsplan der beiderſeitigen Armeen unwiſſentlich zu einem unſagbaren Zwecke mißbrauchte. Schlachtenmaler bemerkte das Unglück erſt, als es zu ſpät war. Er ließ den Plan auf freiem Felde zurück. Ohnehin mußte er laufen, bis er die Armee und den Pulverwagen wieder einholte.

Je länger der Weg dauerte, deſto leichter wurde Schlachtenmalers Ganglienſyſtem und deſto ſchwerer ſein Herz. Sie näherten ſich den claſſiſchen Stellen ſeiner erſten Jugendzeit, und die Hoffnung, ſeinen Vater wiederzuſehen, verſetzte alle ſeine Gefühle in eine andere Tonart, als in ihm der Spott über die Revue und die Kunſtcampagne aufſpielte. Um ſich zu zerſtreuen, zeichnete er zuweilen eine im Zug entſtehende Unordnung, worüber ihm der Generaliſſimus, der zu Oefterem

an ihn heranritt, Vorwürfe, ſoweit der Pulverwagen geſtattete, heftig genug machte. „Um unſere Armee zum Beſten zu haben," — ließ der Baron ſich deutlich hören, „hätte man ihn nicht mitgenommen," und Schlachtenmaler hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß die Verſchiebung der Glieder der Kunſt willkommener wäre, als die gerade Linie. In der Nähe von Miſpelheim bezog die Armee ein Dorf, das bereits für den Empfang der Truppen gemiethet war, und das einen Anbau von Zelten und Hütten für diejenigen, die in den Bauerhäuſern und Scheunen nicht unterzubringen waren, bekommen hatte. Für den Generaliſſimus und ſeine Familie war eine Herberge eingerichtet worden; der Generalſtab wohnte dicht nebenan, und Schlachtenmaler zog in eine Dachkammer über dem Baron und deſſen Damen. Celindens Freude war unbeſchreiblich, als ſie ſich Schlachtenmalern wohlgemuth durch das Gewühl drängen ſah: denn, hatte ſie bisher die Rache gehabt, ſich nicht nach ſeiner Aufopferung des Wagenſitzes zu erkundigen und zu fragen, wo er hingekommen wäre, ſo konnte ſie ſich gegen Abend doch nicht bewältigen und fragte, wo er wäre? Von dem Augenblick an, wo ſie wußte, er ſäße auf dem Pulverwagen und zeichne, hatte ſie keine Ruhe mehr; das Blut gerann ihr zu Eis, ſie wäre krank geworden, wenn jetzt nicht das Ziel des Feldzuges erreicht geweſen wäre und ſie Schlachtenmalern vor dem ganzen Generalſtab hätte an beiden Händen ergreifen können und fragen: „Welchen Gefahren ſetzen Sie ſich aus!" Aber es war wie eine höhere Beſtimmung, daß ſie Beide immer durch ihre Herzen und Blicke zuſammengeführt wurden und aus ihren Worten und Wendungen doch nichts als Haß entnahmen. Kaum hatte Schlachtenmaler Folgendes geſagt: „Der Muthige ſchläft dicht am Keſſel einer Dampfmaſchine, ſo heiter lächelnd, wie das Kind an der Mutterbruſt. Iſt nicht jede Unternehmung, die von einem beherzten Manne kommt, ein geladenes Piſtol, das man ſorglos in den Mund ſteckt? In die Mündung einer Kanone, die geladen iſt, und wo die Lunte ſchon um das Zündloch tänzelt, muß Jeder hineinblicken können, der etwas einzuſetzen wagt in's Lotto des Lebens, um zu gewinnen. Sind wir nicht Alle blind und

wanken mit verbundenen Augen an Abgründen? Sind nicht überall Minen gelegt, wo wir mit unſeren Plänen und Hoffnungen durch Zufall in die Luft ſpringen können? Sind Sie ſicher, daß wir nicht morgen in den Trümmern dieſes ſchlechtgebauten Hauſes begraben liegen?" Ich ſage, kaum hatte Schlachtenmaler mit Reſignation kalt und achſelzuckend dieſe Worte geſagt, als auch alle feurigen Empfindungen, die ihm eben Celinde entgegengetragen hatte, wieder in Aſche verwandelt waren, und gerade in ſo viel, um zeigen zu können, wie ſie um ihn trauerte. Mit einem Blick des tiefſten Mitleids wankte ſie dem kleinen Hauſe zu; ja, als ſie ihn in der Dunkelheit nicht mehr ſah, floh ſie mehr, als ſie ging: denn er wurde ihr bis zum Entſetzen unheimlich, wenn ſie nicht ſehen konnte, wie ſeine dämoniſchen Worte durch die Sanftmuth ſeines Auges gemildert wurden.

Es währte lange, bis ſich die Armee in dem Dorfe und dem Zeltbau zurecht, und ihr Abendeſſen gefunden hatte. Die tapferen Krieger wurden warm geſpeiſt und mit einer Sorgfalt behandelt, die ſelbſt lauwarmes Mund-Spülwaſſer nach der Mahlzeit nicht vergeſſen hatte. Gegen Typhus, Scorbut, Krätze waren Vorrichtungen getroffen. Obſt durfte nur zum Nachtiſch gegeſſen werden: ſchon war es weit im Herbſte, und der Luft und Witterung wegen der Cholera nicht zu trauen. Einige tauſend Schritte weit, jenſeits der Grenze, verrieth eine ſich im Nebel wiegende Lichtmaſſe das Lager des Feindes. Eben ſchlug man drüben den Zapfenſtreich, und auch bei den Unſrigen wurde eine große Trommelmeſſe und hernach ein Hochaltar von Trommeln aufgeführt, hinter welchen die Fahnen in ihrer weißtafftnen Unſchuld, gleichſam als ſegnende Prieſter ſtanden. Viel Aufmerkſamkeit verrieth es auch vom Stabstrompeter der Scharfſchützen, daß er ſeine Leute erſt noch vor den Fenſtern des Generaliſſimus oder vielmehr ſeiner Frauen Variationen auf das Thema: „Schöne Minka, ich muß ſcheiden," und andere beliebte neue Stücke mit Baßpoſaunenbegleitung und brillanten Klappenhornſolis aufführen ließ. Schlachtenmaler lag oben im offenen Dachfenſter und trommelte mit den Fingern den Takt dazu. Hernach ward es ſtille ringsum und ein Licht verlöſchte nach dem andern.

Hie und da reckte ſich noch Einer im Hemde am Fenſter oder holte ſich friſches Waſſer vom Brunnen. Schlachtenmaler beobachtete Alles und legte ſich noch, von der Nacht und deren linder Wirkung übermannt, mit dem Haupt auf das Brett des offenen Fenſters. Wie genoß er einmal wieder den Reiz eines kühlen Herbſtabends mit ſeinen Nebeln und ſeinem aus den Gärten dringenden reifen Apfelgeruch! Wie verſchmolz der ländliche Eindruck mit ſeinen früheſten Jugenderinnerungen! Das ſtille, geiſterhafte Weben der Natur, die ſtummen, wachſamen Sterne, das ferne Bellen eines Hundes, und hier, um den Zauber zu vollenden, das abwechſelnde Wiehern und Schnauben der Roſſe, die vor Träumen (denn das Roß träumt) nicht ſogleich zur Ruhe kommen konnten. „Nein," geſtand ſich Schlachtenmaler, „das Pferd iſt ein ſo edles Thier, daß es über die Caricatur jedes Reiters erhaben iſt, ſelbſt wenn es hinfällig wäre und ausgedient, wie Rozinante!" So träumte auch Schlachtenmaler in ſeiner Art fort und ſchmiegte ſich wie ein frommes Kind unter die Decke ſeiner Mutter, der Natur, und ſchauerte ſüß zuſammen, wenn ſich die Schlummernde regte und ſich irgend ein Zauber der Herbſtnacht entfaltete. Die Fröſche fuhren im Sumpf zuweilen auf und ließen etwas von ihrer aufgeblähten Luft entfahren, mit einem Ton, den er ſo oft gehört; die Weidenbäume leuchteten im Phosphorſchimmer herüber. Der Hahn im Hühnerſtall irrte ſich alle Augenblick in der Zeit und wachte zu früh auf und krähte verſtohlen, wie Einer, der im Dunkeln ſeine Uhr repetiren läßt, weil er nicht das Zifferblatt ſehen kann. In den Kohlbeeten wird es von Haſen lebhaft; eine Katze ſchleicht durch den Garten, dicht unter der duftenden Spikeneinfaſſung der Beete fort und findet, ſtatt Feldmäuſe, einen Maulwurf, der ſchnell in ſeine Höhle flieht. Ach, auch wol ein Windelkind kräht in der Ferne, und deutlich hört man, wie ſich die Mutter müht, es zu beruhigen, und der Vater zuweilen mit einem Fluch dazwiſchen fährt, oder der Wächter auf der Straße unterredet ſich mit ſeinem Hunde oder hetzt ihn hinter die Katzen her. Dies Alles zog in bunten, phantaſtiſchen Bildern an Schlachtenmalern vorüber, und die Sterne glitzerten ſo prächtig über dieſem ſeligen

Frieden, daß er das Fenſter nicht verlaſſen konnte, ſondern, an das nahe Vaterhaus denkend, ſanft entſchlummerte.

Bedenkt man jedoch die feuchte Nachtluft, ſo war es ein Glück für Schlachtenmalers Kopf, daß eben der Generaliſſimus den ſeinigen verloren hatte. Kaum war jener vom Schlaf überwunden, als ſich im Hauſe ein Geräuſch erhob und eine Grabesſtimme alles Lebendige wach rief. Schlachtenmaler fuhr auf und vernahm nicht ohne Schrecken, wie Jemand die Treppe heraufſtolperte und eine lange Figur, wie aus dem Sarge kommend, todtenbleich und verſtört in ſein Zimmer ſtürzte. Es war der Generaliſſimus im Hemde, ſeinen dreieckigen Hut auf, ein großes Nachttuch um den Hals, Cavalerieſtiefel an den Füßen, blaß wie die Kalkwand. Er ſtürzte dem jungen Manne mit dem Verzweiflungsausrufe entgegen: „Um Gottes willen, ich kann den Operationsplan nicht finden. Ich habe ſchon das ganze Haus umgekehrt; war er nicht unter den Papieren, die ich Ihnen gegeben habe?“ Schlachtenmalern fiel ein dunkel Gewiſſes ein; doch half er dem unglücklichen Feldherrn unter ſeinen Papieren ſuchen. Wir finden ihn nicht! war das Reſultat, und der Baron fiel in dem Aufzuge, wie er war, während ſeine Ordonnanzen und Adjutanten in's Zimmer traten, halb ohnmächtig in einen Schemel, der ſich an das Bett lehnte. Schlachtenmaler meinte, man könnte ja doch den Plan ſchnell wieder zeichnen; aber mit heller, verzweifelter Lache ſchrie der Feldherr auf, daß er ſich ja auf das Teufelspapier verlaſſen und ſich den Plan um ſo weniger zur Gedächtnißſache gemacht hätte, als er die Frucht einer langen diplomatiſchen Erörterung wäre und in keiner Linie ohne empfindlichſte Störung der eher feindlichen, als neutralen Verhältniſſe zwiſchen den Fürſtenthümern Sayn-Sayn und Vierhuſen könnte übertreten werden. Die erſte unplanmäßige Demonſtration ſeinerſeits würde man für eine Verletzung des Völkerrechts erklären und als das Signal zum Rückzuge. Eine Reihe von Grenzſtreitigkeiten, deren Löſung vom guten Erfolge des Kunſtfeldzuges abhinge, ſtünde auf dem Spiele. Ja, würde durch irgend einen operationswidrigen Coup wol gar Derjenige totaler Sieger über den Feind, dem nur, wie beiden Theilen, vorher problema-

tiſche Siege zuerkannt wären, dann wär' er erſt ein vollkommen geſchlagener Mann. Alle ſeine Inſtructionen liefen eben darauf hinaus, das Feld zu räumen und die verabredete Scharte nur durch einen meiſterhaften Rückzug nach den Principien des Xenophon und Moreau auszuwetzen.

Noch einmal fing man an, die Papiere Schlachtenmalers Bogen für Bogen zu durchſuchen; ach! er hätte ihnen ja zuſchwören können, daß der Operationsplan auf ewig und zwar im freien Felde, nicht weit von der Landſtraße verloren gegangen. Der Generaliſſimus beruhigte ſich nicht, ſondern ließ die Lärmkanonen löſen und Appell blaſen. Es dauerte etwas lange, ehe die Soldaten aus dem erſten Schlaf in die Höhe und gar erſt in die Kleider fuhren. Fackeln wurden angezündet, der Generaliſſimus in einem langen Mantel, den ihm die aufgewachte Sophie noch ſchnell über das Hemd geworfen hatte, mit dem Degen an der Seite und eine Brille auf der Naſe, durchſuchte das Dorf, jede Stelle, wo er ſich beſann, einen Augenblick geſtanden zu haben. Alle Mitglieder des Generalſtabes, in tumultuariſcher Bekleidung, halfen mit ſuchen, und manches Papier, womit es nicht recht richtig war, wurde für das richtige angeſehen. Generaliſſimus, alle Hoffnung verlierend, kehrte fieberkrank in das Hauptquartier zurück, mußte aber erſt noch einen Spion examiniren, den die Vorpoſten, da ſie doch einmal nicht ſchlafen ſollten, eingebracht hatten. Der Mann ſaß zu Pferde und verbat ſich den Spion, und allerdings war es der Mispelheimer Poſtreiter, der das Briefpacket und viele andere Papiere, wie er ſagte, nach Kaputh brachte. Generaliſſimus konnte von Papieren nichts hören, ohne ſogleich eine Unterſuchung anzuſtellen. Der Poſtreiter mußte den Briefſack öffnen und Schlachtenmaler half dem Baron, indem er ihm das Licht hielt. Man fand nichts, ausgenommen, daß Schlachtenmaler that, als läge dort in einem Winkel etwas; aber indem fiel ihm das Licht vom Leuchter und ſchenkte Finſterniß genug, um ein Schreiben mit Taſchenſpielergewandtheit auf die Seite zu bringen. Schlachtenmaler, der den Operationsplan verdorben und mißbraucht hatte, wußte hier wieder nicht, was er that, als er den Brief einſteckte. Die Aufſchrift an

Sc. Hochwürden, den Conſiſtorialrath Blauſtrumpf, hatte ihn verführt. Sein Raub geſchah in Folge ſeiner genialen Erziehung ſo inſtinctmäßig, daß er wie mit dem reinſten Gewiſſen darüber ſchlafen konnte. Der Poſtreiter wurde entlaſſen, Generaliſſimus ſchlug ſich noch einmal vor den Kopf, der Generalſtab ließ dieſen vor Verdruß, die Armee vor Müdigkeit hängen, und einige Minuten darauf lag Alles in tieferem Schlaf, als die Preußen im ſiebenjährigen Kriege bei Hochkirch. Doch waren nächtliche Ueberfälle, obſchon von Seiten des Fürſten von Vierhufen beantragt, nicht für zweckmäßig gehalten worden.

Dreizehntes Kapitel.

Verleumdungen. Das offene Kriegstheater.

Am Morgen einer Schlacht — wer würde da noch ſo feine Rückſichten genommen haben! Konnte ihn doch Schlachtenmaler wieder ſchließen — er war freilich mit einer Abendmahlsoblate verſiegelt — und (den Brief) immer noch an Blauſtrumpf abgehen laſſen! Es war gewiſſenlos von dem großen Schlingel — wir können die Handlung nicht in Schutz nehmen; aber Schlachtenmaler that's, erſt an der Seite lauſchend, dann auf Namen ſtoßend, die ihm theuer waren, endlich feſt entſchloſſen und überzeugt, daß ihn das Schickſal in eine Intrigue wollte blicken laſſen, die ſeinem Herzen galt. — Der Brief war erbrochen, und da noch Alles ſchlief, noch kein Aufbruch der Armee, kein Generaliſſimus im Anzug war, wurde derſelbe wie ein Becher voll brauſenden Sodawaſſers, wo man das Zerplatzen der Perlen fürchtet, hinunter geſtürzt.

Er lautete: „Hochwürdiger Herr und Gönner! Die letzten Nachrichten, die ich aus Klein-Bethlehem bekommen habe, verſprechen dem dortigen pädagogiſchen Meſſias eine bald bevorſtehende moraliſche Auflöſung. Es iſt nur zu gewiß, daß ſich

Blasedow, von seinem Hochmuth und seinen fragmentarischen Kenntnissen fortgerissen, dem Bedlam näher befindet, als der gesunden Vernunft, und daß er längst den Rasenden zuzurechnen wäre, wenn ihn nicht noch die Nüchternheit seines Lebenswandels vor physischen und diätetischen Ausschweifungen schützte. Seiner Gemeinde wird er bei diesem trockenen, vorsätzlichen Irrsinn fast noch unheimlicher, als wenn er, wie wir leider an Collegen das Beispiel haben, nur in Folge momentaner Ueberladungen mit Speis' und Trank den Verstand verlöre. Wir haben genug solcher Collegen, die sich dann wenigstens im Zustande der Nüchternheit den Ruf guter Kanzelredner zu erhalten wissen, die sehr erbaulich predigen und auf das weibliche Geschlecht nicht ohne beseligenden Einfluß bleiben. Es giebt neologische Geistliche, die nichts glauben, aber vortreffliche Reden halten, andere, die Weltleute genug sind, zu erklären: Ich predige nicht, was ich glaube, sondern was die Schrift lehrt! Allein bei Blasedow mischen sich Neologie und Mysticismus ineinander, Sucht nach Originalität und wirkliche Abnahme der Geisteskräfte. Jedem er nur seine Ueberzeugungen vortragen will, macht er die Kanzel zu einem Spaziergange in einer Denkerallee und trägt in die einfachsten Episteltexte Philosopheme hinein, die ihn wol selbst ergreifen mögen, aber von seiner Gemeinde nicht verstanden werden. Das neuliche Erntefest, wo in allen Kirchen Gott für seinen Segen gepriesen wird, benutzte er zu einem Gebet um Mißwachs, Hungersnoth und alle sieben ägyptischen Plagen, weil er behauptete, Gott würde in Trübsal besser erkannt, als im Glück, und die echte Religion würde nur aus dem Schmerz geboren. Dem Orthodoxen gegenüber ist er Ketzer, dem Ketzer gegenüber Frömmler. Er sagte neulich zu mehren Collegen, es wäre ein Privilegium, Ketzer zu sein: der Atheismus dürfte deshalb nie eine Religion werden, weil die Massen nur flach, tief nur die Einzelnen sein könnten. Die geistlichen Verrichtungen werden von ihm so mechanisch vollzogen, daß bei den Kindtaufen Knaben und Mädchen von ihm verwechselt werden und er schon manchen Jungen Maria getauft hat, als wären wir katholisch. Bei Aufgeboten zerreißt er den Bräuten ihren Jungfernkranz,

indem er ſie ſchlichtweg Anna Maria nennt, als wenn ſie keine Jungfrauen mehr wären. Stellt man ihn zur Rede, ſo bekommt man nichts Anderes zur Antwort, als: Sprachgebrauch, Sprachgebrauch! Bei Leichen ſpricht er nie zum Herzen der Zurückbleibenden, nie von dem Unglück der elternloſen Waiſen; ſondern er lächelt dem Himmel zu, dankt dieſem für ſeine neue Liebesoffenbarung und fordert die Umſtehenden auf, ſich im Herrn zu freuen. Ueberhaupt benutzt er die Bibel zu einem eigenthümlichen Chriſtenthum, wie es nie gelehrt wurde. Er kehrt die Jahrtauſende lang beſtandene Bedeutung der Verſe um und legt einen Sinn in die Vorſchriften des Heilands, den dieſer mit ihnen niemals verknüpft hat. Wäre es nach mir und dem hieſigen Journalcirkelbeſitzer gegangen, er gehörte längſt nicht mehr zu den Intereſſenten deſſelben. Aber wie denn ein Narr immer hundert macht, ſo fanden ſich einige wunderliche Käuze im Vierhufen'ſchen, welche ſeine Randglоſſen nicht miſſen wollten und erklärten, ſie wären nicht auf die Journale, ſondern auf Blaſedow's Commentare dazu abonnirt. So müſſen wir ihm noch ordentlich zureden, daß er ſeine Bleiſtiftpolemik fortſetzt und jede Nummer der Röhr'ſchen, Bretſchneider'ſchen und anderer Zeitſchriften mit ſeinen Frage- und Ausrufungszeichen beſäet. So oft ein Autor ſchreibt: immer, z. B. „Es wird ſich immer wiederholen," unterſtreicht er immer und macht Fragezeichen dazu. Ebenſo bei nie, zuweilen, manchmal und ähnlichen Aſſertionen, die man einem Autor ruhig zugeſtehen könnte. Die pietiſtiſchen Blätter verfolgt er mit Rationalismen, die rationalen mit myſtiſchen Hieroglyphen. Sie wiſſen, hochwürdiger Gönner, was wir Beide vom Teufel halten; allein ſelbſt wir, die wir nicht an ihn glauben, müſſen doch erſchrecken, wenn Blaſedow neulich von einem Kupferſtiche Veranlaſſung nahm, wilde, titaniſch vermeſſene Sätze aufzuſtellen. Einem Journale lag die Copie einer Zeichnung bei, die mich ungemein gerührt, die Alle, die ſie ſahen, entzückt hat. Der Teufel ſpielt mit einem Jüngling um deſſen Seele Schach. Der Knabe ſpielt mit engliſchen Figuren, der Teufel mit geilen Fratzenbildern. Der Teufel hat ſchon die meiſten von den Unſchuldsfiguren genommen; nachſinnend

übersieht der Jüngling den kleinen Rest, der ihm noch geblieben*); Blasedow schrieb unter das Bild: Tugendprahlerei! und hinten auf die Rückseite wörtlich Folgendes: Das Ganze, guter Maler, ist eine Allegorie, und in die Allegorie muß keine andere, die kleiner, winziger ist, hineinspielen; ich meine Deine Schachfigürchen, Deine Engelchen, Deine Böckchen und indischen Phallusprieſterchen. Ferner, guter Maler, wenn Du den Teufel kennst, er spielt nie Schach, sondern immer nur Würfel, und was das Beste an seiner Bosheit ist, er spielt falsch. Es ist seine Natur, falsch zu spielen. Das ist aber nicht die Natur des Schachs. Im Schach, Du dummer Teufel, läßt sich nicht falsch spielen. Der junge Mensch sollte die trockene Moral des Malers nicht durchschauen und die Schachfigürchen, diese handgreiflichen Symbole, klar durchschauen? Dummer Teufel, wenn der Junge verliert, so verliert er freilich seine Unschuld, seine rothen Wangen, seinen Himmel; aber gewinnt er dafür gleich Deine Hölle? Deine Hölle bleibt Dir ja stehen, Teufel, sonst würdest Du nicht gewinnen! Man kann, Gott sei Lob und Dank, seine Unschuld verlieren, ohne darum des Teufels zu werden. Es giebt einen Zustand der negativen Tugend, der darum, das ist mein Abweichen von Christi Lehre, noch nicht das Laster ist. Man kann gegen den Teufel verspielen, ohne darum nöthig zu haben, gleich die Hölle zu gewinnen. Aber zurück auf den moralischen Maler! Wenn der Jüngling gewinnt, wenn er all' die Teufelsfratzen schlägt, eincassirt und nun Wunder denkt, was er hat — sieh', Satan, auch dann hat weder Blasedow, noch einer seiner Söhne nöthig, Dir ihre Seligkeit zu lassen: denn im Schach handelt sich's weit weniger um den Gewinn, als um's Spiel. Das Eigene des Schachs ist nicht, was man erspielt, sondern, daß man spielt. Hat der Junge die Fratzen gewonnen, dann hat er die Hölle auch überwunden, sie schadet ihm nicht. Wer nur denkt, und dächt' er selbst nicht an Gott, des Teufels wird er nicht sogleich. Darum ist Goethe's Faust, zweiter Theil, so häßlich, weil dort Faust durch die Gnade in den Himmel kommt. Faust hat diese

*) Ist ja eine Zeichnung von Retzsch, bemerkte Schlachtenmaler.

Lefèvre.

Die Papiere des Matthieu, den Sie verhaften ließen, beweisen, daß Sie im Hause der Eltern dieſes Mädchens —

Molière.

Der Eltern? Madeleine wäre die Schweſter Armandens? — Himmel, ich höre die Klingel des Souffleurs — Das erſte Zeichen — die Nachricht von Madeleinen — Ha! im dritten Akte, meine Herren, ſehen wir uns wieder (ab).

Alle (lachend).

Molière!

Chapelle.

Molière als Tartüffe!

Lionne.

Bewunderungswürdig. Er war der leibhafte Präſident!

Lefèvre.

Es iſt kein Zweifel, Lamoignon iſt Tartüffe, Lamoignon iſt — (bei Seite) der falſche Freund des Düpleſſis.

Delarive.

Das wird die größte Rolle, die Molière je geſpielt hat. Sehen Sie nur dies unermeßlich gefüllte Haus! Kommen Sie! Einen Augenblick nur! (Er lüftet den Vorhang.)

Alle

(treten vorſichtig allmälig in die Loge hinein, gehen nicht ganz an die Brüſtung, aber der Vorhang fällt hinter ihnen zu).

Gnade des Herrn von Goethe nicht nöthig; Fauſt kommt vielleicht nicht in den Himmel, aber auch nicht in die Hölle. Fauſt betrügt den Teufel *immer*, wenn er nur tüchtig philoſophirt und Schach ſpielt. Denken — denken — wer denkt, mit dem hat's gute Wege. Glaubſt Du, dummer Maler, daß der Teufel mit uns philoſophirt, wie man mit einander Schach ſpielt? Trunken macht er uns, würfeln thut er, und hier noch würfelt er falſch — anders, als durch die Sinnlichkeit, kommt er uns nicht bei, nie durch Gedanken, durch Schachſpielen. O, wie kindiſch iſt auf dem Bilde da die kleine Schachfigur, welche die Tugend vorſtellen ſoll und ſich die Augen mit der Schürze wiſcht! Nein, Malerchen, um den ſchmucken Jungen hab' ich keine Bange. Gewinnt — oder verliert er: der Teufel kriegt ihn nicht. Sela. Nun frag' ich Sie, hochwürdiger Gönner, welch' eine Sprache iſt dies, was für Ideen, was für ein Miſchmaſch! Finden Sie in einem ſolchen Labyrinth von Worten Logik, geſchweige Moral und Grundſätze? Es iſt kein Wunder, daß ...“ Hier ſtockte Schlachtenmaler. Häusliche Verhältniſſe, die er längſt geahnt hatte, wurden berührt. Das Papier zitterte ihm in der Hand. Das Herz pochte. Nachdem er einige Augenblicke die Hand vor die Augen gehalten, fuhr er fort: „... daß ſolche Maximen aus einem Hauſe kommen, welches vom Unfrieden umzäunt iſt und die gelbe Fahne des Haſſes aus dem Schornſtein ſtecken hat. Tobianus' beſchränkter Verſtand vermochte es, den überſpannten eines Blaſedow ſeit Jahren zu täuſchen. Die Frau des Don Quixote ſteht im Begriff, ihn zu verlaſſen und es mit dem Andern zu halten, wozu, wenn die Formen beobachtet werden, der Segen der Kirche nicht ausbleiben darf. Blaſedow, wie man ſagt, an Tobianus verſchuldet, wagt nicht, ſie zur Rede zu ſtellen; die Frau macht kein Hehl daraus, daß ſie geboren ſei, um einer häuslichen Wirthſchaft, die immerhin ihren Zank, aber auch ihre Sonntagsküche und ihre Weihnachtsfreuden hätte, vorzuſtehen. Sie findet dies bei Blaſedow um ſo weniger, als ihre vier Söhne in der Hauptſtadt leben und, wie ſich Blaſedow einbildet, von keinerlei häuslicher Zumuthung in ihren großen Anläufen zur Unſterblichkeit gehindert werden dürfen. Das Herz der Kinder

iſt der Mutter durch Blaſedow's Narrheit entfremdet; ſo ſteht ſie allein und ſucht, was ſie bei Tobianus finden kann. Ob nun alle dieſe Vorgänge geeignet ſind, dem religiöſen Leben in meiner nächſten Umgebung Vorſchub zu leiſten, ob es nicht höchſte Zeit iſt, Blaſedow einſtweilen ſeiner geiſtlichen Functionen zu entheben und mir, bis auf weiteren Entſcheid, ſeinen Sprengel als Filial zuzutheilen — das zu entſcheiden überlaſſe ich Ihrer Einſicht, hochwürdiger Gönner, und nenne mich, wie immer, Ihren in Leben und Tod dankbaren Verehrer und Schüler Geigenſpinner, Pfarrer in Mispelheim."

Dem heiligen Stephanus, der geſteinigt wurde, mochten die Läſterzungen der gegen ihn auftretenden falſchen Zeugen nicht ſo peinlich geweſen ſein, als Schlachtenmalern dieſe gleißneriſche Wolfshirtenpredigt eines Geiſtlichen. Daß er den Brief zerriß und, da er unfrankirt war, die Poſtverwaltung des Landes um einige Groſchen, ſich aber, wenn es entdeckt wurde, um einige Jahre Freiheit brachte, kümmerte ihn wenig. Der beginnende Lärm des Aufbruchs, die Trommeln und Querpfeifen, die Fanfaren des Stabstrompeters legten ſeinem Ingrimm die paſſenden Noten und Töne unter; er fühlte jetzt, wie grauſam man im Lärm kriegeriſcher Inſtrumente werden kann, und wie gewiſſe Trompetenmärſche nur erfunden ſind, um mit mehr als Muth, faſt mit Blutbegier in den Feind zu ſtürzen. Celindens Morgengruß, der ſich heute wie ein langer Klingelzug ausnahm, indem ſie um tauſend Hülfeleiſtungen in dem anbrechenden Gewühl ſchellte, kümmerte ihn ſo wenig, wie Sophiens zweideutiges Lächeln: er wußte recht gut, daß die Frauen nie charakterloſer ſind, als wenn ſie Männerſchutzes bedürfen, nie ſchmeichleriſcher, als wenn ſie Furcht haben. Sophiens lockendes Girren konnte er nur mit gleichem, aber höhniſchem Lächeln erwidern. Obgleich heute geſchoſſen wurde und die beiden Lunten zu den Kanonen ſchon luſtig im Dorfe brannten und einſtweilen noch, bis zum Beginn der Feindſeligkeiten, als Fidibus für holländiſche Thonpfeifen dienten, ſo dachte doch Schlachtenmaler nicht, ſich in die bombenfeſte Kutſche zurückzuziehen. Wäre der Feldzug nur ernſtlich gemeint geweſen, er hätte ſich als Freiwilliger gern einreihen laſſen, um ſich auf un-

ſchädliche Weiſe (unſchädlich für ſeine Umgebung) ſeines Ingrimms zu entledigen! Der Verluſt des Operationsplans ließ ihn hoffen, daß ſich vielleicht noch eine Colliſion entſpinnen dürfte, wo eine äußere Verwirrung die innere heilen könnte.

Indeß ſah man den Generaliſſimus nicht! Das jenſeitige Lager wurde lebendig, erſt wie ein Schlaftrunkener, der ſich noch einige Male im Bett dreht und wälzt, bis er aufſteht, dann wie ein Gähnender, der in aller Eile ſeine Toilette macht, endlich, wie wenn die Fenſter aufgeriſſen werden und man die Hand hinausſtreckt, um zu ſehen, was für Wetter iſt. Auf einige Raketen, die drüben aufflogen und trotz der feuchten und regneriſchen Luft (die uns ja immer ſtört, wenn wir etwas Ordentliches vorhaben) einen angenehmen Effect machten, antworteten die Unſrigen mit gleichem Gruße. Hätte es in den franzöſiſchen Revolutionskriegen nur gut gethan, ſo würden ſich auch hier zwei Luftbälle erhoben haben, um die feindlichen Stellungen zu recognosciren! Die Truppen ſtanden ſchon in Reih' und Glied im Dorfe aufgeſtellt, öfters genöthigt, dem auf die Weide getriebenen Vieh Platz zu machen: denn es war ausdrücklicher Befehl, daß die Armee weder Ackerbau, noch Viehzucht, die Quellen der Landeswohlfahrt, ſtören und trüben durfte. Da drüben hörte man die fürſtlich Vierhufen'ſche Kapelle, die heute in Uniform geſteckt war, Einiges aus dem Barbier von Sevilla ſpielen; vielleicht raſirt ſich der Feldherr noch, dachte man. Da ſich aber die Pferde vor Muth den Gaumen auf den Kandaren zerbiſſen und die Infanterie ſchon ſo lange ſtand, daß alle Augenblicke Einer aus dem Glied treten und ſeine Nothdurft verrichten mußte, ſo wurde jetzt beſchloſſen, einmal leiſe beim Hauptquartier anzupochen und dem Feldherrn ein: Wohlgeruht? zuzurufen. Einige Offiziere vom Stabe betraten den Vorplatz ſeines Zimmers — kein Laut — ſie traten ein und erſtaunten, den Generaliſſimus noch im Hemde zu treffen, bei heruntergebranntem Lichte und wie eine Verſteinerung in einem großen Quartanten leſend. „Herr Obriſt!" rief man leiſe, fürchtend, die Geſtalt möchte, wie einſt vor Gallieranruf der römiſche Senator, in Staub zerfallen ... Geſpenſtiſch wandte er ſich zurück, gläſern blickte er den Generalſtab

an, ſah zum Fenſter hin und erſtaunte, daß es ſchon ſo zeitig ſei. Wer das Leiden mit dem Manne ſah, hätte weinen mögen: der Verluſt des Operationsplans hatte ihm ſelbſt den Kopf benommen; doch lächelte er ironiſch, wie es die Art Geiſtesabweſender iſt, und winkte blinzelnd dem Quartanten zu, der auf dem Tiſche lag. „Glücklicher Fund," ſtieß er in ſeiner kurzen Manier ab — „angenehmes Zuſammentreffen, ſehr angenehmes — Höhere Fügung, reiner Zufall; Folard's, Ritter Folard's, Ritter Folard's Commentar zum Polybius, angenehmes Zuſammentreffen; die ganze Nacht — ſehr, ſehr willkommen geweſen!" Der Generalſtab zog nun dem Generaliſſimus die Stiefel, Hoſen und den Rock an. Er hätte, indem er ihm den Degen umſchnallte, wiederum weinen mögen: denn der große Feldherr hatte die Nacht über alle Schlachten der Macedonier gegen den achäiſchen Bund als Freiwilliger mitgemacht; er hatte den Kopf ſo voll ſchiefer und keilförmiger Schlachtordnungen, ſo voll von thebaniſcher und athenienſiſcher Finten, daß es einer Taſſe Kaffee bedurfte, um den Generaliſſimus aus den Umarmungen des Epaminondas zu reißen und wieder in die mittlere und neuere Geſchichte zurückzuführen. Mechaniſch wurde der Feldherr auf ſein Roß gehoben. Mit unheimlichem Lächeln ritt er an jedes Regiment und grüßte es. Endlich hieß es: Rechts ſchwenkt! Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, und allen denen, die da wußten, daß dem Generaliſſimus nach dem Verluſt des Operationsplans wenig zu trauen war, ſchlug in ängſtlicher Erwartung das Herz.

Nur Schlachtenmaler war guter Laune, aus Vergnügen ſowol, wie aus Aerger. Die erſten Aufzüge des ſich jetzt hier auf Stoppelfeldern und drüben auf der Gemeindetrift entwickelnden Kriegsſchauſpieles liefen trotz der Plan- und Kopfloſigkeit der dieſſeitigen Bewegungen zu allgemeiner Freude ab. Tauſende von Zuſchauern aus den umliegenden Dörfern und Städten hatten ſich eingefunden und bewunderten die graziöſe Art, wie ſich die beiden Armeen auswichen und begegneten. Es war ordentlich ein Menuett, das die beiden Partheien gegeneinander tanzten, und wer hätte nicht in ſeinem Leben einmal, ohne tanzen gelernt zu haben, doch

ne Française und Quadrille mitgetanzt! Bot der Fürst von Vierhusen, der seine Armee selbst befehligte, dem Generalissimus die Hand, so ergriff sie dieser aus natürlichem Instinct und rückte in die Stellung hinein, welche eben die Feinde verlassen hatten. Schlugen sie drüben Pirouetten, so machten sie diese hier nach. Verschränkten sich die Paare, hob der Fürst von Vierhusen gleichsam den Arm in die Höhe, so schlüpfte die Sayn-Sayn'sche Armee hurtig darunter weg, und jedes Corps tanzte mit Würde und Geschmack seinen Pas ab, die Trompete klatschte gleichsam, und — rechts um! die Tänzer standen sich wieder gegenüber und avancirten, glissirten, marschirten, chargirten. Der Fürst von Vierhusen war in der Kriegsquadrille gleichsam die Tänzerin, die ihren etwas schwerfälligen Galan mit einem energischen Druck auf den Posten stellte, wo er stehen mußte. Kam dann die Parthie, nun auch Solo zu tanzen, an den Generalissimus, so benahm sich dieser freilich dabei etwas linkisch und machte sein Debut weit mehr im Gehen, als im Springen ab. Mit einem Worte jedoch, die beiden ersten Aufzüge des Kriegsdramas entwickelten sich zu beiderseitiger Zufriedenheit. Der Fürst von Vierhusen schickte nach Beendigung desselben seine goldene Tabacksdose aus Höflichkeit zum Generalissimus hinüber und ließ diesem eine Prise anbieten. Es geschah dies mit einem Parlamentair, dem sie die Augen verbunden hatten, und einem Trompeter, der aber bei den Vorposten zurückbleiben mußte. Der dritte Aufzug begann, und dieser erforderte eine verstärkte Aufmerksamkeit, da dabei geschossen wurde. Indessen waren es dieselben Touren, die man hier nur wiederholte. „Umgehungen", die neue preußische Kunst, waren noch nicht Sitte. Es war eine Art Fackeltanz, zu dem vier Kanonen den Takt schossen. Schlachtenmaler saß auf einem Baume und zeichnete mit Leidenschaft. Das Pelotonfeuer zuerst, dann die Salven und die taktgemäßen Chargen gaben dem Menuett einen prächtigen Effect. Aus der bombenfesten Kutsche, die in der Nähe stand, lachte Sophie über das Schießen, wie ein Kobold, Celinde lächelte auch, aber aus Furcht, es möchte ein Unglück geschehen. Da Alles so bunt und keck einherging und ein Höllenlärm gemacht wurde,

grüßte sie auch Schlachtenmalern einige Male freundlichst, so daß er sich lachend gestehen mußte: „Sie denkt, nun geht die Welt unter!" Den Pulvergeruch schlürfte er wie ein Arom ein. Und da das Schießen einhielt, weidete er sich noch lange an den phantastischen Verschiebungen, in welche der Rauch gerieth, bis er sich verzogen hatte. Es war so viel geschossen worden, daß sich die Regenwolken vertheilten und ein heiterer Abend zu erwarten stand.

Die Pause vom dritten zum vierten Act dauerte, eines im Stehen eingenommenen Frühstücks wegen, etwas länger; aber zu dem Pfeffer, den der Generalissimus zu seinem Schinken nahm, kam die Prise des Fürsten von Vierhufen sehr zur Unzeit hinzu. Es war nämlich diesmal nicht die goldene Dose, die ihm der Feind schickte, sondern eine gefällige Bitte, in seine Bewegungen ein wenig mehr Präcision zu legen! Himmel, der Obrist ließ das Taschenmesser fallen, als ihm der Parlamentair diese Prise anbot und er hatte nicht eine Sylbe im Rücken, als der Parlamentair, dem glücklicherweise für den Verrath der blassen Wangen des Generalissimus die Augen verbunden waren, fortfuhr: Es könne zwar den fürstlich Vierhufen'schen Truppen nur zur Ehre gereichen, daß sie in ihren Manövern adretter wären, als die jenseitigen; doch fürchte Se. Durchlaucht, daß der Feind, durch zu große Schonung seiner selbst, etwas im vierten und fünften Act bezwecke, was gegen die diplomatisch vermittelten und durch einen förmlichen Rastadter Congreß festgesetzten Operationen verstieße. Bei dieser Wendung erholte sich der Feldherr: denn es machte ihn stolz, daß der Fürst sein Zögern und blindes Tasten für Fabius-Cunctator-Klugheit hielt und ihm jetzt den Parlamentair schickte, um zu bemänteln, daß sich der Feind in den ersten drei Acten gleichsam schon heiser gesungen hätte und nun erst recht an Präcision übertroffen zu werden fürchtete. Der Obrist gab, als officiell, eine ausweichende Antwort und nahm sich vor, den Operationsplan durch sein Genie zu ersetzen und, sollte er in Ungnade fallen, wie die Urheber der Schlacht von Navarin, sich damit zu trösten, daß er Polybius erst kürzlich und Montecuculi längst studirt hätte. Er vergaß dabei, daß der Feind,

auch schon ermüdet, immer den Vorsprung eines con-
nten Planes hatte und daß ein in stiller Muße ent-
nes Gedicht immer die interessanteste Improvisation
rifft.

Das kleine Mißverständniß schuf größere. Wir stehen am
bend großer Ereignisse und werden für das politische
hgewicht zweier, durch ihre Enclaven fast zur Eintracht
lichteten Staaten schwere Besorgnisse hegen müssen. Gegen
rsten Scenen des vierten Actes, der hauptsächlich der
von den Quarrés gewidmet war, ließ sich noch nichts
bliches sagen. Der pythagoräische Lehrsatz wurde an-
ig von den Truppen bewiesen: sie verwandelten sich in
eten und Hypotenusen, verlängerten sich mit Gewandt-
in Parallelogramme und verschoben sich mit Geläufigkeit
e auffallendsten Parallelepipeda. Die einfache Planimetrie
Stellungen und Bewegungen ließ dem Fürsten von Vier-
n nichts zu wünschen übrig, wenn er auch gestehen mußte,
äre ihm manchmal, als hätte der Feind seine Lection
essen und schlüge erst rasch im Euklid nach, wie viel
en das Quadrat habe. Nun kam aber die Reihe an
in einer zum Theil schiefen Ebene angebrachte Curven-
. Jetzt fingen jene prächtigen Schwenkungen und kreis-
igen Bewegungen an, und hier war es, wo der Feind
ath merkte. Die Sehnen und Tangenten wurden vom
eralissimus mit zitternder Hand gezogen. Das Gefühl
Mittelpunktes, des unverrückbaren, den alle seine Schwen-
gen hätten haben sollen, verließ ihn, und die plötzlichen
bungen der Flügel, die Flankenangriffe konnten schwerlich
twas Gutem führen. War ein Kreisausschnitt zu bilden,
übersah er die Sehnen und machte sie größer, als die
pherie duldete. Sollten zwei Kreise sich berühren, so
er den Durchmesser des Fürsten nicht ab und nahm den
igen bald zu weit, bald zu eng, und durchschnitt die
egungen desselben, statt sie nur leise zu berühren. Parall-
- und Parabelbewegungen, Ellipsen und spiralförmige
rsche in der Ebene wurden schon mit einer Verwirrung
geführt, bei welcher der Fürst allmälig nicht wußte, sollte
ie dem schlechten Exercitium des Feindes oder einem bös-

willigen Bruche der Verträge zuschreiben. Im Völkerrecht ungemein kitzlich, schüttelte er so oft den Kopf, daß sich seine Generale verwunderten, wie er die Geduld hätte, nicht auf der Stelle Rück[illegible]asen zu lassen. Die Truppen waren ermüdet, und durch die unaufhörlichen Fehler des Feindes gegen die Curvenlehre wurden sie es auch unnützerweise. Der Generalissimus seinerseits hing kaum noch an einem Seidenhärchen am Leben. Die Fehler, die er machte, einsehend, commandirte er mit derselben Verzweiflung, wie ein Schauspieler declamiren würde, dem der Souffleur ausbleibt. Er ahnte, daß es bei dem planlosen Verfahren, wie von ihm der Zirkel der Taktik ausgespannt wurde und er links und rechts Striche und Ovale ohne Zusammenhang zog, zu einem gefährlichen Zusammenstoß kommen mußte, und fiel, als dieser Moment eintrat, wirklich ohnmächtig vom Pferde. Nämlich die Cavalerie hatte einige Solo-Manöver auszuführen, auf welche sich der Fürst von Vierhusen schon seit einem Jahre gefreut hatte. Es handelte sich um geschickte Schwenkungen, zu denen bald der Radius, bald der ganze Durchmesser der zu beschreibenden Kreisangriffe und Kreisvertheidigungen genommen wurde. Es kam darauf an, daß die beiden Regimenter immer dicht an einander vorübersausten, ohne sich zu treffen. Hier geschah es nun, daß Generalissimus das ganze Kartenspiel zusammenschüttete und einen Fehler machte, bei welchem Blut floß, wenigstens aus dem Maul einiger hartgetroffenen Pferde und der Nase einiger Reiter dies- und jenseits. Er hatte soeben die Aufgabe zu lösen, eine Radiusbewegung durchzuführen, und nahm, darin lag das Unglück, statt dieser den ganzen Durchmesser. Die Halbcolonne würde die Flankenbewegung des Feindes nur leise gestreift haben; aber die ganze Fronte, die der Verlorene mit verhängtem Zügel ansprengen ließ, prallte so heftig gegen den linken Flügel des Feindes an, daß Mann gegen Mann fuhr, sich Pferd gegen Pferd bäumte, einige Reiter stürzten und die beiderseitigen Corps in eine Verwirrung geriethen, die dem Generalissimus das Bewußtsein benahm und dem Fürsten von Vierhusen die Ueberzeugung gab von einer abgekarteten Intrigue, treulosem Völkerrechtsbruch, Verhöhnung einer diplo-

matiſchen Convention. Während ſich noch die beiden demoraliſirten linken Flügel auseinander warfen, die Verwundeten ihre blutigen Naſen wiſchten, die aus dem Sattel Gehobenen nach den verlorenen Steigbügeln angelten, kopfüber geſtürzte Tſchakos mit genauer Noth wieder aufgeſtülpt wurden und einige Scharfſchützen, die da Brillen trugen, um den Feind deſto beſſer auf's Korn zu nehmen, in den thränenden Augen wiſchten, ob ihnen auch keine Splitter von den zerſchmetterten Gläſern hineingekommen: blies man ſchon drüben zum Rückzug. Alle Corps wurden ſchnell eingezogen, die künſtlichen Feindſeligkeiten mit wirklichen vertauſcht, die Verhandlungen über ein zufälliges Mißverſtändniß gänzlich zurückgewieſen. Der jenſeitige Fürſt ſchnob Rache, und gab ſich nicht eher zur Ruhe, bis man ihm ſagte, daß es noch ein Glück wäre, bei Zeiten das falſche Spiel entdeckt zu haben. Der beim Fürſten ſoupirende Juſtizminiſter ſchlug eine Stelle aus Hugo Grotius de jure belli et pacis auf, und das diplomatiſche Corps, welches ſich ebenfalls mit den Damen des Hofes in der Nähe des Lagers befand, bekam ſchnell einige Noten über das treulos verletzte Völkerrecht. Der Sayn-Sayn'ſche Geſandte wurde nicht mit zur Tafel gelaſſen, und da der Diplomat zu verhungern fürchtete, ſo mußte er in das Lager der Seinigen fahren, wo er den Generaliſſimus mit Vorwürfen überſchütten wollte, während dieſen ſchon der Generalſtab mit Waſſer beſchüttete, um ihn aus ſeiner Ohnmacht zu erwecken. Es war ein ſchmerzlicher Anblick, wie ſich der ſiegreiche Feldherr allmälig erholte und in der That die ihm tödtliche Nachricht beſtätigt kam, daß er das Schlachtfeld behauptet hätte. In dem Xenophontiſchen Rückzuge hatte er ſeine Stärke geſucht, und ſie da gefunden, wo ſie den Verträgen, der Etikette, dem geleiſteten Schwure widerſprach! Der Geſandte fertigte ſogleich einen Courier nach Kaputh ab und hätte wol noch damit warten können: denn einmal war es gar zu grauſam gegen den Generaliſſimus, ſeine Streiche gleich anzuzeigen, und ſodann kam eben noch ein außerordentlicher Bevollmächtigter von drüben, der den Auftrag hatte, alle die Vortheile und wenigſtens die Verhandlungen darüber aufzuzählen, die nun der Sayn-Sayner Hof

bei dem Vierhufener verwirkt hätte. Abgebrochen und einseitig entschieden war hiermit erstens die Agnaten-Frage. Der Fürst von Vierhufen erklärte, seine agnatische Zustimmung zu dem neuen Sayn-Sayn'schen Hausgesetz nun und nimmermehr geben zu wollen. Eine gewisse Ehe, die sich einer ihrer Ahnen im 16. Jahrhundert erlaubt hätte, könnte er nun keineswegs für legitim halten; das Inventarium des Familienschatzes, welches bei dem Tode des Urgroßvaters der jetzt regierenden Durchlaucht von Sayn-Sayn aufgenommen wäre, scheine ihm jetzt ganz mangelhaft: da fehlten zwanzig Schweizeruhren des verstorbenen Familienhauptes und eine besonders, die einen immerwährenden Kalender auf dem Zifferblatt gehabt hätte; da fehlten viele Dutzende von Servietten, sämmtliche Hüte des Seligen, sintemal es bekannt war, daß er immer zweiundfünfzig im Gange hatte, alle Wochen einen anderen; es fehlte ein berühmter Bettwärmer von massivem Silber, den ein Schüler Benvenuto Cellini's mit allerhand Künstlichkeiten ausgelegt hätte, eine große Wildschur von Eisbärenpelz, drei stark vergoldete Nachttöpfe, und die berühmten chinesischen Puppen, die der Selige so gern um sich gehabt hätte, wären alle ihrer diamantenen Augen bei seinem Tode beraubt gewesen! Das Inventarium werde nicht anerkannt, das Hausgesetz bleibe ohne agnatische Zustimmung. — Zweitens die Enclaven-Frage mit dem Zollanschlußprojecte. Der Souverain von Vierhufen wollte keinen Austausch der Enclaven. Die Zersplitterung seines Landes wäre ihm jetzt gerade lieb, weil er im Sayn-Sayn'schen festen Fuß damit fasse. Die kleine Felsengrotte im fürstlichen Park von Kaputh, die ihm gehöre, wolle er nun keineswegs austauschen, sondern im Gegentheil eine Caserne und Casematte daraus bauen lassen, um auf Schußweite dem Herrn Vetter immer nahe zu sein. Den bezweckenden Ausbau eines Flügels vom Schlosse werde er nicht zugeben, weil dadurch ein Gartenbeet verletzt würde, welches zwar nur sechs Fuß lang und drei breit wäre, aber seit Jahrhunderten ihm und seinen Ahnen gehörte und noch von der Zärtlichkeit einer Urgroßmutter herrührte. Die Zollvereinigung werde der Souverain eben so wenig bewilligen, wie sich das Recht

Vierter Auftritt.

Lamoignon (tritt vorsichtig herein). Später die Vorigen.

Lamoignon.

So ist es denn beschlossen und ohne Wunder geht dieser Abend nicht mehr zurück. Ganz Paris ist in Bewegung. Alles will die Frommen auf der Bühne sehen. Die Stichwörter der Satyre sind notirt und bei gewissen Stellen, die mit Händen zu greifen sind, wird ein unermeßlicher Jubel ausbrechen — Meine Freunde haben nach Rom geschrieben — Das Interdict gegen alles, was auf die Komödie geht, kann nicht ausbleiben. Aber für den heutigen Abend kommt es zu spät — und alles das — Verrathen hätt' ich dem Könige die Intrigue, wenn ich sie nicht an einem so gefährlichen Ort entdeckt hätte —. er muß hier vorüber — wenn ich es wagte — hier ist der einzige sichere Ort im Hause —

(Die Vorigen hinter dem Vorhang heraustretend.)

Lionne.

Ah, Molière! lassen Sie sich noch Zeit?

Delarive.

Der Anblick eines so vollen Hauses, Molière, hat etwa Bezauberndes.

Dübois.

Eine so erwartungsvolle Menge, Molière —

ziehen lassen, in seine Enclaven sowol eine freie Militair-, Handelsstraße zu haben. Auf jenem Beet im Park des ...sten von Kaputh solle das Pfund Zucker nach wie vor ... Kreuzer weniger kosten, als sechs Schritte davon. Endlich ...tens würden sie sich in keinerlei neuerdings verlangte Ad...inistrativ-Gegenseitigkeit einlassen. Die körperliche Züchtigung ... Verbrecher würden sie nicht abschaffen, würden sich nicht ... Verbrecher der Umgegend damit auf den Hals laden, die, ...n es zum Fangen käme, am liebsten sich da abfangen ...en, wo eine mißverstandene Humanität ihnen den Will...m und Abschied ersparte. Den neuen, durch allerhand ...ralitäten verwässerten Mispelheimer Kalender würden sie ... Vierhusen'schen nicht zulassen, sondern sich lieber den ...ankfurter hinkenden, aber nicht stolpernden Boten" ver...eiben, um den Unterthanen zu zeigen, wie hoch's an der ...t sei und wann der Mond aufgehe. Sayn-Sayner un...nkirte Briefe würden sie nicht durch ihr Gebiet lassen, son...n im Vierhusen'schen selbst erst bestimmen, was für einen ...n, der das diesseitige Gebiet passirt, nach dem Gewicht zu ...hlen. Wild, das sich auf diesseitiges Gebiet flüchte, ge...e dem Souverain von Vierhusen, und wenn sich die Par...ereiter erlaubten, einen Hasen, der sich zu ihnen flüchte, ...verfolgen, so würden sie die Herren, statt — wie sonst ...Völkerrecht üblich — nur mit Schrot, bei ihnen von jetzt ...mit Rehposten zurücktreiben. Man würde eine Grenzlinie ...schen beiden Gebieten bis tief in die Erde ziehen, damit ... der Bergbau unter der Erde nicht überschreite. Genug, ... Vierhusen'schen Wasser-, Forst-, Jagd-, Berg-, Salz-, ...ß-, Fähr- und Fischereiregalien, keins sollte sich ferner ...h einem freundnachbarlichen Verhältnisse anbequemen, ge...weige daß von Trauringen, fürstlichen Brautportraits und ...en Verschwägerungen die Rede sein könnte. Der Gesandte ...pfahl auch den Generalissimus, der, wie ein halbtodter ...berspruch, wie der geschlagene Varus auf seinen Arminius-...beeren lag, der Sorgfalt des Generalstabs und reiste schnell ...h Kaputh ab, um den traurigen Erfolg dieses inzwischen ...on berühmt gewordenen Kunstmanövers zu berichten. Bis ... Weiteres blieb die Armee in dem Dorfe und der Baron

von Höllenſtein behandelte ſich ſelbſt wie einen Staatsgefangenen. Den Degen hatte er ſchon immer in der Hand, um ihn gleich ausliefern zu können, wenn ein Courier ſeines Fürſten von Kaputh ankäme.

Schlachtenmaler hatte auf ſeinem Baume der Entwickelung dieſer merkwürdigen Kriegsfarce mit Theilnahme zugeſchaut, und erſt da am lebhafteſten gezeichnet, als die Verwirrung der Stellung anfing und ſich die Montecuculi'ſchen Parallelepipeda nicht recht ſchließen und öffnen wollten. Bald aber ſollte für ihn eine Scene eintreten, die ihn aus dieſem intereſſanten Zuſammenhang mit der Weltgeſchichte aufſchreckte. Nämlich Celinde, die das Unglück der zuſammenſtoßenden Cavalerie verpaßt hatte, blickte mit großer Theilnahme auf die zahlreichen Zuſchauer, die ſich am Rande des Schlachtfeldes aus umliegenden Städten und Dörfern verſammelt hatten. Beſonders fiel ihr ein kleiner Wagen auf, der von einem wahrſcheinlich geiſtlichen Herrn gefahren wurde, der eine ſchon ältliche Frau neben ſich ſitzen hatte. Die Frau, die in ihren Urtheilen zwar vielen Verſtand, aber wenig Gefühl und noch weniger Bildung verrieth, fing, als ſich die Truppen verſpielten, an, den im Baum ſitzenden Schlachtenmaler zu muſtern und von ſo verſchiedenen Seiten zu beſehen, als ſeine gebückte Haltung, indem er zeichnete, geſtattete. Sophie hatte nur Augen für die Soldaten; doch ſchreckte ſie plötzlich der Ruf des geiſtlichen Herrn auf, der in den bombenfeſten Kutſchenſchlag blickte und ſeine Tochter erkannte. Tobianus war zu corpulent und ſeinen Pferden nicht zu trauen, ſonſt hätte er ſchon in den Armen ſeiner Tochter gelegen. Celinde, die mit Recht das Wiederſehen der Eltern und Kinder für eine Feierſtunde der Engel hielt, drängte Sophien zum Wagen hinaus. Indem hatte aber die Frau neben Tobianus ihren Schlachtenmaler erkannt und rief, indem dieſer, da ja nun der Vorhang des Dramas gefallen war, vom Baume ſprang: „Oscar, mein Sohn!“ Jetzt war Celinde von ihren Gefühlen überwältigt, ſie lachte freudig auf und verließ hurtig den Wagen, um ſich von dieſen Himmelsſcenen nichts entgehen zu laſſen. Schlachtenmaler kam heran; Gertrud, ſeine Mutter, breitete die Arme aus und trug ſogar

einen Hut, was früher nicht ihre Mode war; sie schickte sich an, von Tobianus' bekannter Kalesche herunter zu klettern; doch Schlachtenmaler, den Mann in so engem Verhältniß mit seiner Mutter sehend, den Geigenspinner'schen Brief bedenkend und sich die zerrissene, einsame Lage seines unendlich geliebten Vaters vorstellend, fühlte in dem Momente einen Zorn in sich auflodern, daß er es für die redlichste Erfüllung seiner Kindespflicht hielt, die Beine in die Hand zu nehmen und davon zu laufen. Als ihn Gertrud querfeldein davonlaufen sah, fing sie zwar nicht nur zu weinen, sondern zu schluchzen an und machte, wahrscheinlich von echtem Gefühl über ihr Unglück gefoltert, einen Lärm, als sollte ihr einziger Sohn unter die Rekruten gesteckt werden. Celinde suchte sie mit der wunderlichen Natur ihres Sohnes zu trösten, war aber selbst von seiner Herzlosigkeit so empört, daß sie ihn von Stund' an verwünschte. So sanft ihr Sinnen war, jetzt hätte sie wünschen können, daß sich der Himmel an dem gefühllosen jungen Manne rächen möchte.

Vierzehntes Kapitel.

Sturmwind reißt die Pforte der Zukunft auf.

Schlachtenmaler hatte sich schon am nächsten Morgen in aller Frühe — es war ein Sonntag — aus der Nähe des halbstaatsgefangenen Feldherrn, dem er zu einigem Troste seine Zeichnungen zurückließ, entfernt. Klein-Bethlehem, das er wiedersehen wollte, war vom Schauplatz der Begebenheiten eine Meile entfernt, und noch hüllte Nebelduft den kalten Herbstmorgen ein. Von nah und fern läuteten die Sonntagsglocken, und selbst die Glocken von Mispelheim glaubte er in der Ferne zu hören. Doch klangen ihm diese wie das Geigenspinner'sche Sendschreiben, wie das Zischen und Locken einer Schlange. Rüstig schritt Schlachtenmaler vorwärts und beobachtete die Sonne, die sich endlich Bahn brach und den

Nebelschleier fallen ließ, was immer bessere Hoffnung für's Wetter giebt, als wenn sich die Sonne die Nebel in die Höhe zieht wie eine Capuze, und darunter wegschlüpfen will, wo es ohne Regen nie abgeht. Schlachtenmaler konnte jetzt die Gegend bald unterscheiden, und je weiter er schritt, desto vertrauter wurde sie ihm, desto banger sein Herz.

Der Himmel hat uns manche Freude gegeben, die man mit Worten nur in ihren äußersten Umrissen zeichnet. Nicht Alles ist namenlos, was die Dichter an Schmerz und Freude so nennen; aber namenlos ist wol die wonnevolle Wehmuth, nach langer Abwesenheit, die einer neuen sich entwickelnden und kräftigenden Menschwerdung gewidmet war, wieder in die heimathlichen Kreise seines ersten Jugendlebens zu treten und ihre Veränderung mit ihrem früheren Aussehen, ihr Gleichgebliebensein mit der Veränderung unserer eigenen Schicksale und Ideen zu vergleichen. Schlachtenmaler hätte an jedem Maulwurfshügel, auf den er jetzt trat, stehen bleiben mögen: denn jetzt wurde ihm Alles so vertraut, wie der Garten seines Hauses. Jeder Baum schien ihn zu grüßen, in jedem Gebüsch flüsterte es wie eine bewußte Erinnerung, die ihm freudig entgegengrüßte. Das falbe Gras eines Waldweges, den er eben ging, die Kienäpfel, die zur Seite lagen, die Tannennadeln, die, vertrocknet am Boden, dem Wege eine ihm so wohlbekannte Glätte gaben, die Laubblätter im Gehölze selbst, die ausgebrannten Stellen rechts und links, wo man starke Wurzelstämme in Kohlen verwandelt hatte — ach, das tönte Alles eine so wehmüthige, selige Musik für sein Herz aus, daß er öfter still stehen und die Masse der auf ihn einstürmenden Eindrücke lichten und ordnen mußte. Nicht nur, daß er die wohlbekannten Waldesplätze, die sich durchkreuzenden Wege, eine Sandfuhrt, einen kleinen Bach mit seiner weißen Erlenholzbrücke, einen grünen Rasenplatz und drüben einen rauchenden Schornstein wiedersah und selbst die gewohnten Fußboten und Landgänger, die ihm gerade an der Stelle begegneten, wo er sie so oft gesehen hatte — es knüpften sich auch an alle diese Einzelnheiten Geschichten und Erlebnisse an, die, so unbedeutend und kindisch sie waren, doch für ihn in ein Ganzes zusammenrannen und eine Leb-

haftigkeit der Erinnerung ſchufen, die ſich gleichſam als Fort-
ſetzung in einigen abgebrochenen Perioden unmittelbar verſetzen
konnte. Das Kleinſte tauchte mit einem grünen friſchen Kranze
aus den Lethewellen auf, und es beſtätigte ſich Schlachten-
malern auch, daß ihm von den Dingen, die er ſah, nicht blos
das bei ihnen Erlebte, ſondern ſelbſt das bei ihnen Gedachte
entgegenrief. Das Gedächtniß iſt eine wunderbare Geiſteskraft.
Es knüpft die Erinnerung eines Dinges oft an das Ungleich-
artigſte an, ſo daß ein grüner Rasenplatz oder das Bellen
eines Hundes in der Ferne immer dieſelbe eigenthümliche
und ſich gleichbleibende Gedankenreihe in uns erweckt. Beim
Hammerſchlag eines Schmiedes, beim Rauſchen einer Mühle,
bei einem See, deſſen Spiegel uns bei der Wendung um ein
die Ausſicht verhinderndes Haus entgegenlacht, bei zahlloſen
Zufälligkeiten, die ſich einem tiefern Gemüthe aus dem Natur-
leben einprägen, ſtrömen uns Vorſtellungen zu, die gleichſam
was Vergeſſenes ſind, was wir dort einſtens zurückließen
und nun immer und immer wiederfinden. So lag auf
Schlachtenmalers Antlitz, ob ihm gleich mehr bang, als freudig
über das Wiederſehen des Vaters ſein Herz ſchlug, ein Lächeln
der, ſeliger Friede, den das bunte poetiſche Ineinanderſpiel
der Natur und des Geiſtes von ſelbſt auf ſeine Mienen goß.
Was er fühlte, gehörte wahrlich zu jenen namenloſen Dingen,
für welche man in den Sprachen wol annähernde, aber keine
ſchöpfenden Worte hat.

Sowie jedoch Schlachtenmaler in die unmittelbare Nähe
eines Dorfes kam, hörte der ungeordnete Andrang der Er-
innerungen auf und der Gedanke, wie, wo er ſeinen Vater
finden würde, drängte alle anderen Stimmungen ſeiner Seele
zurück. Da ſtieß gleichſam jede Egge und Pflugſchar, jede
Wagenbeichſel, die in einem Winkel an einem Zaune lag,
einen grellen Schrei der Bewillkommnung aus; wohin Schlach-
tenmaler trat, es war ſein eigenes Herz, das er traf; er fiel
über ſeine eigenen Schritte; doch hing er keinem dieſer Ein-
drücke lange nach, ſondern ſammelte ſich für den Augenblick,
wo er einen Seitenweg im Dorfe einſchlagen und das Vater-
haus vor ſich liegen ſehen ſollte. Indem fing die wohlbe-
kannte Morgengottesdienſtglocke zu läuten an. Er mußte

einen Augenblick still stehen, um durch dieses kurze, hellstimmige Läuten nicht um alle Fassung zu kommen. Was ihn wieder schnell aufrichtete, war die schmerzliche Entdeckung, die er machte, daß er Niemanden in die Kirche gehen sah; keine weiße Haube, kein Gesangbuchsgoldschnitt, wie früher, ließ sich sehen, selbst keinem Kinde rief die Mutter nach, Acht zu haben und sich den Text zu merken — wie früher! Die Bauern standen in Hemdärmeln unter der Thür und rauchten ihre Pfeife, Andere waren ihm auf dem Wege in's Lager begegnet, er brauchte alle möglichen Wendungen, um nicht erkannt zu werden. Die Glocke hüpfte zum zweiten Mal im Kirchendachstuhl, es war bald sieben Uhr; Niemand durchschritt die Kirchhofsmauerpforte, die jetzt vor ihm lag. Unmöglich konnte er seinen Vater vor der Predigt stören; er mußte sich bis zum Schluß des Gottesdienstes gedulden und schritt mit wehmüthigen Gefühlen unter den Gräbern des Kirchhofs, wo es keine anderen Blumen, als gelbe Todtenblumen und kalte, wenn auch bunte Astern gab. Als es zum dritten Male läutete, ging Schlachtenmaler in die Kirche, die er so schlicht und einfach wiederfand, als er sie verlassen hatte. Die Thränen stürzten ihm in die Augen, als er Niemanden, auch nicht eine Bettlerin, nicht Kind oder Kegel darin sah. Er fühlte das Elend seines Vaters wie die heftigste Kränkung, die seinem eigenen Ehrgefühl angethan war; er weinte um den Schmerz, der in seines Vaters Innern wühlen mußte. Die Orgel begann nicht, ob er gleich den hallenden Tritt des Küsters hörte. Er drückte sich hinter einen hölzernen Pfeiler; der Küster war nicht mehr der alte, es war ein junger Mann, ein neumodischer Seminarküster, der gewiß das Lautiren eingeführt hatte und die Dorfjugend singen nach Zahlen lehrte. Der Küster trat auf Schlachtenmalern zu und sagte: „Mein Herr, ich möchte Sie bitten —“ Schlachtenmaler sah ihn stark an, um seinen verweinten Augen wieder einige Kraft zu geben. „Sie werden entschuldigen,“ fing der Küster mit komischem Lächeln an, „es ist Niemand in der Kirche außer Ihnen; es wird dem Pfarrer angenehmer sein, Sie gingen auch, weil er sonst vor Ihnen und mir predigen müßte.“ Es war nicht Lachen, was Schlachtenmalers

Miene auf diesen originellen Vorschlag zeigte, sondern ein Krampf, der aus seinem, sich wie von einem Stich krümmenden Herzen kam. Der Küster verstand es als ein Lachen und führte Schlachtenmalern auf den Kirchhof hinaus, indem er es, nach Art dieser jungen pestalozzisirenden Seminaristen, für angemessen hielt, den Fremden einen Blick in seinen höheren Beruf werfen zu lassen. Doch wollte Schlachtenmaler nichts von Peter Schmidt's Zeichenmethode, von Harnisch, Diesterweg und Türck wissen, bat, ihm die Neuzeller Singmethode und die Seidenwürmerzucht ein ander Mal zu erklären und wünschte nur zu wissen, wo er den Pfarrer Blasebow antreffen würde. Der Küster schloß die Kirche zu und lud Schlachtenmalern ein, ihm an die Sacristeithür zu folgen, die noch offen stände und nun ebenfalls verschlossen werden müßte. Schlachtenmaler war von dieser Erfahrung, die er über die durchaus untergrabene geistliche Wirksamkeit seines Vaters machte, so überwannt, daß er erschöpft auf eine Bank sank, die eine gute Mutter hatte zimmern lassen, um ihr Kind, das hier begraben lag, öfters besuchen zu können. Der Küster schloß die Sacristei zu, kam wieder zurück und sagte, indem er sich im Haar kratzte: er könne nicht sagen, wo man wol jetzt den Pfarrer träfe — Schlachtenmaler würd' ihn noch haben weiter reden lassen, wenn nicht der Seminarist weltweise genug gewesen wäre und sich mit Maß und Ziel ungefähr so über seinen geistlichen Vorstand ausgesprochen hätte. „Es würde bei den großen Geistesgaben des Pfarrers," sagte er, „ein anderes Gewächs aus ihm geworden sein, wenn er sich mehr an Pestalozzi gehalten und seine eigenen pädagogischen Träume unterdrückt hätte. Statt auf die Natur zurückzugehen und die Menschen zunächst als Menschen zu erziehen, hat er die Vorstellung, man müßte die Menschen für das erziehen, was man werden solle: denn das Menschliche entwickle sich von selbst. Ja, von selbst! Da würden wir schöne Seminarien haben, wenn alle Lehrer für verschiedene Unterrichtsfächer und nicht jeder für alle gebildet würde! Der Pfarrer will den Menschen behülflich sein, die Masse des Wissens schneller zu überwinden; aber dafür haben wir ja Aussicht, eine neue Gedächtnißtheorie zu erfinden, nach

welcher Namen und Jahreszahlen leichter eingeprägt ſind und die Logarithmen, die Cubikwurzeln und Gleichungen von den höchſten Graden ohne viel Mühe im Kopf haften bleiben. Haben wir nicht ſchon durch das Lautiren, durch das Singen nach Zahlen —" — „Nein, nein," unterbrach Schlachtenmaler den Küſter, „führen Sie mich zum Pfarrer!" Der Küſter meinte, ſie gingen erſt am Schulhauſe vorüber, wo er ihm die neuen Wandtafeln, einen Kummer'ſchen Globus und eine eigene Erfindung, die noch nicht fertig wäre, nämlich eine Maſchine zur Erleichterung des Kopfrechnens, zeigen wollte; doch wußte Schlachtenmaler den Weg zum Pfarrhauſe und zog ihn dorthin. „Die Pfarrerin," ſagte der Küſter mit einer herzdurchbohrenden Wirkung für Schlachtenmaler, „werden Sie nicht antreffen: ſie führt ſeit längerer Zeit einem Prediger in der Nähe die Wirthſchaft; überhaupt iſt das Haus kirchhofsſtille, und außer einer alten Magd wird es nur vom Pfarrer bewohnt." Indem ſtanden ſie ſchon dicht an der Thür, und Schlachtenmaler drückte zitternd auf das Schloß. Im Flur, dem Schauplatz ſeiner Geſpenſterrolle, war Alles leer; der einſt ſo geräuſchvolle, lärmende Sitz ſeiner erſten Jugend war verwaiſt. Sie öffneten einige Thüren. Niemand da; der Küſter rief — keine Antwort! So traten ſie in den Hof und waren dicht am Garten, als der Küſter Schlachtenmalern ergriff und ihm zuflüſterte: „Nein, ſehen Sie um Gottes willen die Tollheit!" und ihn an die Gartenmauer zog. Hier hatte Schlachtenmaler einen Anblick, als wenn er in den Garten eines Irrenhauſes ſähe. Blaſedow lief, indem er ſich die Rockſchöße zuſammenhielt, wie ein Windſpiel durch den Raum zwiſchen den Beeten, ſprang über Hecken und Sträucher fort, rannte im Zirkel mit Biegungen rechts und links, ſetzte hoch von Leitern, die er erkletterte, herab und geberdete ſich wie ein Seiltänzer, der ſeinen Gliedern durch dieſe gymnaſtiſchen Uebungen Gelenkigkeit zu geben wünſcht. Dann ſtand er vom Springen ab und lief durch den ganzen Umkreis des Gartens, wie ein Wieſel; man denke die lange Geſtalt, den Kopf voraus, die Rockſchöße oft der Hand entgleitend und hintenaus fliegend, wunderlich genug, um den Küſter zu entſchuldigen, wenn dieſer recht von Herzen

darüber lachte. Aber Schlachtenmaler faßte ihn vor die Bruſt: „Menſch —“ Der Seminariſt ſah ihn groß an und hielt den Angriff für Scherz; Schlachtenmaler ſchüttelte ihn aber und ſagte: „Es iſt mein Vater!“ Indem meinte der verwunderte Schullehrer: „Ach, es iſt auch nur ein Geſundheitsſpaß von Ihrem Herrn Vater; das ewige Sitzen und Grübeln fährt ihm öfters in den Unterleib, und dann ſucht er ſich durch dieſe gymnaſtiſchen Uebungen wieder die erſchlafften Ganglien aufzurütteln, und es gelingt immer eben durch den Schweiß!“ Nun dankte Schlachtenmaler für dieſe Aufklärung Gott und hielt ſich an ſeinen Begleiter, um in den Garten zu gehen. Blaſedow ſaß hinten in einer verfallenen Laube und keuchte von ſeinem ambulanten ruſſiſchen Bade, indem er ſich mit einem Tuche die Stirn trocknete. Der Garten war theils zerſtört, theils gar nicht mehr bebaut. Ueberall im Aeußern der Widerſchein des zerrütteten Innern dieſer Familie. Schlachtenmaler ſtand einige Male ſtill, um ſich zu faſſen und den Küſter ohnedies, der voreilig mit der Kunde durchgehen wollte. Da ſtand Blaſedow auf und kam den Beiden mit großer Ruhe entgegen. Schlachtenmaler konnte nicht weiter und hielt ſich, von Wehmuth durchzittert, an einen Baum. Blaſedow hatte ihn erkannt, und mit ſanfter, innerlich erbebender Stimme rief er ihm zu: „Ermanne Dich, mein Sohn! Wir gehören doch Beide zu den Leuten, die in rührenden Lagen erſt dann weinen, wenn die Anderen ſchon wieder getrockneten Auges Kaffee trinken und Butterſemmeln eſſen. Mein guter Sohn!“ Damit drückte er Schlachtenmalern an ſein Herz und ließ ſich die trocken ausgedörrte Wange ſo lange von ihm küſſen, bis ſie von deſſen Thränen ganz durchnäßt war. Nun erſt hielt er ihn gleichſam gegen die Sonne, ſchüttelte ihn wie einen alten, treuen Bekannten, und zog ihn mit ſich auf die morſche, von Wind und Wetter halb zerſtörte Bank der Laube. Der Küſter ging, um ſeine Kopfrechnungsmaſchine weiter auszuführen.

Blaſedow fing ſozuſagen erſt an, mit ſeinem Sohne Parole auszuwechſeln und gleichſam ſein Signalement zu prüfen. Er frug ihn: „Was denkſt Du denn vom Leben?“ Schlachtenmaler ſagte: „Es giebt uns nur das, was wir ihm opfern.

Was es uns ſchenkt, darum verkürzt es uns auch wieder. Je glücklicher wir ſind, deſto ärmer können wir werden."

„Was denkſt Du nun von Menſchen?" fragte Blaſedow. „Beſſeres," antwortete Schlachtenmaler, „als ſie ſelbſt. Jeder wäre des Höchſten fähig, aber der Trieb dazu wird nicht geweckt. Der größte Feind der Menſchen iſt die hergebrachte Ordnung. In der Harmonie derſelben aufzugehen, dahin drängt ſie die Erziehung und der Staat; die Moral nennt Tugend, ſich nicht hervorzuthun, ſondern im Ganzen zu verſchwimmen. Die Menſchen bedürfen einer neuen Erlöſung. Die Hebel der ſittlichen und geſellſchaftlichen Ordnung ſind ermattet, es müſſen elaſtiſche Springfedern kommen, um die Menſchen lebendiger in den bewußten Gebrauch ihrer Kräfte zu verſetzen."

„Was denkſt Du von Gott?" fuhr Blaſedow fort. „Daß er überall *gewiß* da vorhanden iſt," ſagte Schlachtenmaler, „wo ich einen Raum, eine Lücke nicht auszufüllen weiß." — „Und von der Bildung?" — „Daß Kenntniſſe nur ihr Einmaleins ſind; die höheren Rechenſpecies müſſen anderswoher entnommen, aber die Kenntniſſe doch die ſich von ſelbſt verſtehenden Vorausſetzungen ſein." — „Was denkſt Du von der zukünftigen Civiliſation?" — „Daß ſie damit beginnen wird, unſere gegenwärtigen tiefſten Begriffe eben ſo leicht zu nehmen, wie wir uns jetzt ſchon die Begriffe des Reformationszeitalters an den Kinderſchuhen abgelaufen haben. Das neue Stadium der Bildung beginnt, wenn das, was jetzt beſtritten wird, ſich von ſelbſt verſteht." — „Und was denkſt Du von den Fürſten und Monarchieen?" — „Daß ſie immer bereit ſein müſſen, die Throne zu verlaſſen, und nur deshalb *bleiben*, weil ſie beauftragt und gebeten ſind, die Repräſentantenrolle eines nothwendigen Begriffs zu ſpielen." — „Und von der Liebe?" — „Daß die Ehe zwar zu vermeiden, aber nicht zu umgehen iſt." — „Und was denkſt Du von der Literatur?" — „Daß Shakeſpeare todt iſt." — „Und von der Kunſt?" — „Daß ſie nach Brot geht."

Blaſedow lachte und ſagte: „Nun! Keine einzige Antwort iſt richtig; aber wenn Deine Gedanken Werth für *Dich ſelbſt* haben, ſo ſind ſie unwiderleglich." Damit zog er ihn

Lefèvre.

Sie ſchienen ſo betroffen davon, daß Madeleine Béjart eigentlich Madeleine Düpleſſis iſt —

Lamoignon (bei Seite).

Himmel! Sie halten mich für Molière!

Chapelle.

Freilich, Herr Molière, Sie haben ſich Ihren Stoff nicht erfunden. Ich höre, es iſt eine wahre Geſchichte, die Sie uns in Ihrem Tartüffe zum Beſten geben.

Lamoignon.

Für wen halten Sie mich?

Delarive.

Für den größten Dichter, den Frankreich in der Komödie beſitzt, für den treffendſten Sittenmaler Ihrer Zeit, für ein Muſter ſpäteſter Jahrhunderte.

Lionne.

Ja, Molière, wenn Sie die Polizei ſchonten —

Dübois.

Molière, wenn Sie die Aerzte ſchonten —

Lefèvre.

Molière, wenn Sie die Notare ſchonten —

Chapelle.

Molière, wenn Sie die Akademiker ſchonten —

Lamoignon.

Meine Herren, ich bin der Präſident Lamoignon! —

Lionne.

Von einer täuſchenden Aehnlichkeit —

in die Höhe, ergriff ſeinen Arm und verließ den Garten und das Haus. „Du wirſt Dich wundern," begann jetzt Blaſedow, indem ſie gingen, „daß ich Dich und Deine Brüder ſo lange Zeit Euch ſelbſt überließ. Da ich aber für Euer Wohl nicht ſorgen konnte, wollt' ich wenigſtens nicht, daß Eure Eltern für Eure Plage ſorgen. Es iſt das traurigſte Unrecht, das man in der Erziehung begeht, wenn man der Jugend ſeine eigenen Verwirrungen, Leiden, Leidenſchaften als eine Zwangsmitgift aufdrängt, wenn Eltern ihren Kindern zumuthen, die Reihenfolge ihrer eigenen unbefriedigten Wünſche und nicht ſelten verzweifelnden Hoffnungen mit durchkoſten zu ſollen, und überhaupt unter dem Ausdruck „Kindesliebe" mitverſtehen, daß die Ihrigen ſich an all' dem Jammer und Elend mitbetheiligen, das ſie ſich ſelbſt ſchufen und das ſie noch weniger mildern können dadurch, daß ſie Andere mit hineinziehen! Mein lieber Sohn, wie Du mich hier ſiehſt, jetzt erſt klar geworden über die Welt und was ich von ihr zu hoffen habe, bin ich einer Miſpel zu vergleichen, die erſt reif iſt, wenn ſie ſchon fault. Jetzt, wo ich ein recht morſcher, wurmzerfreſſener alter Weidenſtamm bin, jetzt leucht' ich erſt recht und bin mir in meiner Lebensnacht ſelbſt eine Laterne, die findet, was ſie ſucht. Mein Sohn, wenn man in der großen Welt lebt, vielen Menſchen begegnet und mit ihnen zu thun hat, wenn man Buckligen, Lahmen, Blinden, Tauben Rückſichten zu ſchenken, auf Stumme zu hören, auf Abweſende zu ſehen hat, wenn der Eine originell, der Andere empfindſam, der Dritte diplomatiſch ſein will, kann man es ſelbſt bei einem verwundeten und mißvergnügten Herzen aushalten, zu leben, wie die Anderen, und aus der Verworrenheit ſich einen Antrieb zu ſchaffen, für das eigene Mitfortkommen zu ſorgen; ſchlägt aber Alles in Dich hinein, haſt Du keine äußere Aufforderung, dem Unmuth an dieſem und jenem Luft zu machen, dann muß ſich Deiner allmälig eine ſanfte, ſtille, ſonntägliche Grabesruhe bemächtigen. Siehe, ſo hab' ich mit der Welt abgeſchloſſen und Euch nun, Euch, meine Kinder, wollt' ich eben nicht beläſtigen und ſtören."

Blaſedow war bei dieſer Erklärung ruhig und gefaßt; nur der heftige Druck ſeiner Hand, welchen Schlechtenmaler

in der Seinigen fühlte, verrieth tiefe Bewegung. So kamen sie an den Kirchhof und Blasedow machte seinen Sohn mit lächelnder Miene auf die Mauer desselben aufmerksam. „Ich hab' es noch immer zu verhindern gesucht," sagte er, „daß man Deine ersten Kohlencartons überkalkte, was die geistlichen Inspectionsreisenden längst gewollt." Schlachtenmalers Herz wurde beklommen, weil es nun nicht fehlen konnte, daß die künstlerischen und dichterischen Leistungen der Brüder zur Sprache kamen. Blasedow fuhr mit Ruhe fort, indem sie weiter gingen und das freie Feld suchten: „Ich hab' Euch um so weniger durch meine Zudringlichkeit stören wollen, als Ihr Alle Eure eigenen Bahnen zu messen und Euren Talenten zu leben hattet! Die jungen Keime müssen nun Knospen getrieben haben; bei den schönen Tagen, die jetzt überall für die Kunst anzubrechen scheinen, wird sich die weitere Entfaltung nicht verspäten. Eine Zeit, die sich so lange gemüht, ein philosophisches und gesellschaftliches Räthsel zu lösen und nur in der Revolution, welche doch Niemand will, die Lösung findet, kann nicht anders, als zuletzt das Gute und Wahre unter der Form der Schönheit auffassen. Der Meinung und der Leidenschaft muß sich eine edle Rücksicht, die Grazie der Verhältnisse, zugesellen, wo wir uns noch bekämpfen im Augenblick. Die, welche das Grelle, Nackte, rein Leidenschaftliche mit den Waffen in der Hand wollen, sind verhaßt, und die, welche die Ueberzeugung an gewisse unveränderliche Bedingungen des menschlichen Herzens oder der Grazie knüpfen, sind allein willkommen. Oder soll der sich immer mehr entfaltende Flor der Kunst vielleicht nur der Ueberwurf sein, den man auf Lampen und Kronleuchter hängt, so lange man sie nicht braucht? Freilich muß man gestehen, daß so Vieles im socialen und politischen Leben noch nicht gelöst ist, daß sich so manche usurpatorischen Begriffe wieder zu einer Herrschaft aufgeworfen haben, die ihnen die philosophische Vernunft und unsere jüngste Geschichte eigentlich schon aus den Händen gewunden hatte. Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Beschluß unseres Jahrhunderts die Fragen wieder aufnimmt, die am Beginn desselben jetzt so ängstlich abgebrochen und vertagt werden. Da möchte wol dem Edeln und

Jahren kein günſtigeres Intermezzo haben kommen können, als ein äſthetiſches, eine Feuerprobe der Schönheit, die die Leidenſchaft und die Ueberzeugung aushalten müſſen, ſo daß ſich den Gemüthern durch äußere Reize dasjenige einſchmeichelt, was ſie ſeiner inneren Gluth nach vielleicht weniger verſtanden hätten. Die Berechnung, mein Sohn, die ich mit Dir und Deinen Brüdern anſtellte, wird mich nicht täuſchen. Eure Jahre werden gerade ſo lange währen, bis vielleicht wieder eine Barbarei, ein bilderſtürmender Fanatismus ſeine Geißel über die Erde ſchwingt. Ihr habt eine Zeit, wo die Sonne der Wahrheit von manchen noch nicht zerriſſenen Ideen-Vorhängen eine Beleuchtung erhält, die wenigſtens für die Künſte die rechte iſt."

Schlachtenmaler ging ſtumm neben ſeinem Vater und wußte nicht, wie und wo er ging. Die Gegenſtände hatten ihre Umriſſe verloren; das Auge war in ſein Innerſtes gekehrt, er wußte und hörte nichts, als die Stimme Blaſedow's und die ſeines Gewiſſens, die ihm immer feſter, wie mit Riemen, die Glieder zuſammenſchnürte, ſo daß er alle Kraft und Haltung verlor. Blaſedow fuhr fort: „Eure Berichte über das, was Ihr geleiſtet, waren bald etwas monoton, bald zu ausſchweifend. Ich tröſtete mich, daß die Wahrheit wohl in der Mitte liegt. Ich machte noch kaum die Anſprüche, die Ihr ſchon zuweilen befriedigt haben wolltet: denn der Künſtler gedeiht nur im Maß einer fortſchreitenden Abrechnung mit der Welt. Die Phantaſie will Land gewonnen haben, ehe ſie darauf Paläſte zaubern kann. Kenntniſſe iſt ein triviales Wort; und doch iſt mir noch nie ein vollendeter Schauſpieler vorgekommen, der nicht mit dem Genie, das ihm durch die Geburt kommen mußte, auch eine anſtändige Sicherheit im Gebiet der Bildung beſaß. So erſt kann er das Blendende, das ihm für die Auffaſſung einer Rolle ſchnell in die Augen ſpringt, vergleichen mit anderen möglichen Auffaſſungen, die das Reſultat des nüchternen Verſtandes ſind, und es wird ihm oft genug widerfahren, daß er eine anfangs reizende Idee aufgeben muß, weil ſie eine längere Prüfung und Zergliederung nicht aushielt. Bildung iſt Sicherheit in den Bewegungen rechts und links; Bildung

heißt: Nichts anstaunen! Bildung ist nicht da, wo ein einziger genialer Funke, der in eine Vorstellung fällt, gleich einen lichterlohen Brand verursacht; sondern Bildung schreitet langsam vorwärts, hört das Neue wie etwas Altes und Bekanntes an und sucht sich still mit Maß und Ziel das anzueignen, was ihr bisher entgangen war. Nur die auf solche Bildung fußenden Dichter und Künstler wußten das wahrhaft Große zu schaffen; wie im Gegentheil alle Diejenigen nur etwas Unvollendetes geschaffen haben, die wol ihr griechisches Feuer, aber nur kleine Behälter dafür hatten, nur ihre electrischen Funken und keine Behikel. So solltet Ihr auch, Ihr lieben Jungen, namentlich darüber nachdenken, was es heißt: sich arrondiren! Erst, wer schon etwas Land und Eigenthum hat, kann Eroberungen machen, die sich unterstützen lassen; eine Rückwand muß der Künstler haben, wie mich denn keine Gemälde auf Ausstellungen kläglicher angesprochen haben, als die, wo in einem einzigen Bilde der Künstler seinen ganzen geistigen Fond untergebracht zu haben schien. Striche, Schatten, Lichter, Alles verräth, daß der oft geniale Kopf in dem Einen gleich Alles geben wollte und für ein neues Bild wahrscheinlich auch einer ganz neuen Vorbereitung bedurfte. Es wäre indessen bald Zeit für Euch, daß Ihr eine gewisse Sicherheit in Euren Arbeiten gewännet."

Blasedow sah Schlachtenmalern fragend an; dieser schlug die Augen zur Erde und fühlte, wie Alles um ihn her gleichsam von ihm abfiel und ihm die Welt als Anlehnungspunkt in solchem Grade entzogen wurde, daß er seiner nicht mehr mächtig war. Nicht die Entdeckung scheute er, daß sie noch nichts geleistet hätten, sondern das Geständniß, daß sie Leistungen gelogen hätten. Er sah mit Zittern dem Moment entgegen, wo die Katastrophe wie ein angezündetes Pulverfaß in die Luft springen mußte, und schon kam er mit seinen gereizten Nerven in jenen Heroismus hinein, der selbst die Schwächsten mitten in der Gefahr überfällt, in den Heroismus der Selbstaufopferung. Blasedow begann auf's Neue: „Ich bin wol neugierig, einmal eine der Satyren Alboin's zu lesen. Was er mir davon bis jetzt dem Thema nach genannt hat, ist wohl zunächst nur Moquerie und noch keine

Satyre. Diese muß einen großartigen Hintergrund haben und Welten ahnen lassen, die im Gemüth des Satyrikers auf- und niedergehen. Die Satyre ist eine natürliche Tochter der Nacht, während die Melancholie zunächst die legitime derselben ist. Auf Theobald's Gedichte gebe ich gar nichts; ich glaube, die Welt muß ihn erst wie Wirbelwind fassen, einige Male umdrehen und in die Höhe schleudern. Gedichte müssen einen Schwerpunkt haben und sich eine Macht sichern, die trotz scherzhafter Reime und kurzer Strophen Niemand zu bezweifeln wagt; welcher Dichter nicht etwas Souveraines und beinahe Aristokratisches in seiner Art aufzutreten hat, dem werden die Völker nicht zuströmen. Was hat Amandus in neuester Zeit gemacht?"

Hier standen die beiden Spaziergänger an einem Abhange. Oben eine mit Bäumen besetzte Erdschicht, die sich, in einer durchaus nicht gebirgigen Gegend eine Seltenheit, über dem thalwärts unten hinziehenden Wege fortragte. Die Tiefe bis unten war nicht gerade schwindlig, machte aber einen Sprung gewagt, und am wenigsten hätte man Jemanden dazu bereden dürfen. Schlachtenmaler, zermalmt von Schmerz um die Täuschung des Vaters, von Scham über seinen und der Brüder Leichtsinn, trat mit Entschlossenheit dicht an den Rand des Abhanges und sagte mit krampfhafter Verzweiflung: „Vater, denke Dir den Augenblick, wir ständen auf dem Straßburger Münster — und Du hörtest von mir — daß alle Deine Hoffnungen betrogen sind — daß Keiner von uns geworden ist, was Du dachtest, Keiner das, was zu sein wir Dich belogen haben, daß wir Alle noch in der Irre gehen und für Alles, vielleicht höchstens für die Schauspielkunst nicht, verdorben sind, und ich, um meine Scham und Reue zu verbergen, machte, beim allmächtigen Gott! Miene, mich nun hinunterzustürzen." — Schlachtenmalers junges Blut war in der That in einer Aufregung, daß er den Sprung auf das erste Wort des Betrogenen, wie eine Curtiusthat, vollzogen hätte. Blasedow starrte ihn mit halbtodtem, gebrochenem Blicke an, eine dunkle Zornesflamme über die Lüge zuckte über sein Antlitz; dann preßten sich massenhafte Gedankenreihen im Sturme durch seine Gehirnkammern,

er ſtand wie vernichtet, ſann und ſann und hauchte zuletzt, wie einen Sterbeſeufzer, die Worte aus: „Ich würde Dich zurückhalten!“

Schlachtenmaler konnte ſeine Augen nicht aufſchlagen, ſondern warf ſich in's Gras, um ſeine Beſchämung zu verbergen. Für Thränen war der Moment viel zu ernſt. Blaſedow's Lungen hörte man an, wie krampfhaft ihnen der gepreßte Athem entſtrömte. Er hielt ſich an einen Baum, nicht ſchwach und ohnmächtig, ſondern ſinnend, ernſt, grübelnd. Eine Welt von Hoffnungen lag verſchüttet vor ihm, in allen ſeinen Blumen hatte der Sturm gewüthet, die Fenſter ſeines pädagogiſchen Treibhauſes waren vom Hagel zerſchmettert. Gerade das aber, was ihn hätte recht vernichten ſollen, daß er die Schuld dieſer Scene trug, gab ihm wieder einigen Muth, weil er darin den Glauben an die ſich ſelbſt ergänzende und heilende Kraft der Natur und des menſchlichen Geiſtes gewann. Schlachtenmalers Reue traf auch ihn: denn er war gerecht genug, einzuſehen, daß der Erzieher ſelbſt die meiſte Schuld trug. Sein Zorn und ſein Entſetzen löſten ſich in Wellenſchläge auf, die erſt noch ſtürmten und das Gleichgewicht nicht finden konnten, dann aber immer ſanfter fluthcten, ſo daß er den herbeieilenden Küſter, der ihm einen großen, rothgeſiegelten Brief brachte, mit lächelnder Ruhe abfertigen konnte. Er erbrach das Schreiben, deſſen Siegel officiell war, und als wenn ſich die Schickſale und Erfahrungen homöopathiſch zu heilen ſuchten, dem einen Schmerz wurde hier ein anderer beigeſellt und einer durch den andern geheilt.

Er ging zu Schlachtenmaler, hob dieſen auf, küßte ihn und ſagte, indem er den Brief zeigte: „Ich bin meines Amtes entſetzt! Die Welt ſteht mir nun offen. Komm, wir haben ja ſo viel nachzuholen, ſo viel zu verbeſſern! Wir wollen Alle, und ich zum meiſten, noch einmal von vorne anfangen.“

Als ſie gingen, ergriff Schlachtenmaler den Brief und commentirte ihn mit Heftigkeit. Es iſt ein bewährtes Heilmittel für erzürnte und gekränkte Gemüther, daß man ihre Empfindungen auf Gegenſtände lenkt, wo ſie Fug und Recht

haben, ihren Groll auszusprechen. Wie manche Tochter versöhnte die über ihre Tanzluſt erbitterte Mutter dadurch, daß ſie zufällig das Geſpräch auf die Toilette einer Rivalin bringt und damit die Mutter in einen andern Harniſch jagt, wo die Tochter nicht anders, als immer Recht geben kann und die Mutter über neuen Invectiven die alten vergißt! Auch Blaſedow war bei allem Mißtrauen und bei aller Menſchenkenntniß im Grunde ein leicht behandeltes Gemüth. Seine Gedanken kamen in die Richtung des Conſiſtoriums, ſeine Zunge ſpitzte ſich gegen Blauſtrumpf, ja, die Ausſicht, ſo ſchnell in eine neue Lebensbahn geworfen zu werden, erheiterte ihn zuſehends. Alle Zurüſtungen zur Abreiſe wurden getroffen. Das Nothwendigſte kam ſchnell zuſammen und wurde auf einen Leiterwagen gepackt, den einzigen, den das Pfarrhaus noch beſaß. Schlachtenmaler griff thätig mit an, ob er gleich innerlich darüber beſorgt genug war, was ſich aus dem Allen mit der Zeit ergeben ſollte.

Am folgenden Morgen fuhren Beide der Reſidenz zu. Sie waren ſelbſt begierig, zu erfahren, was noch Alles auf dem Blatt ſtehen würde, das eben das Schickſal mit ſo großer Schnelle in ihrem Lebensbuch umgeſchlagen hatte.

Schluß des zweiten Theils.

Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Zweite, wohlfeile Ausgabe.

Erste Serie.

Sechster Band.

Blasedow und seine Söhne. II. — Maha Guru, Geschichte eines Gottes.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Blasedow und seine Söhne.

Satyrischer Roman

in

drei Büchern.

Zweiter Band.

(Drittes Buch.)

Maha Guru,

Geschichte eines Gottes.

Von

Karl Gutzkow.

Dritte Auflage.

Jena,

Hermann Costenoble.

Verlagsbuchhandlung.

KOEN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE

Delarive.

Unübertrefflich exzirt!

Dübois.

Sie werden mit einem Sturm von Beifall empfangen werden!

Lefèvre.

Die Angſt, die Verlegenheit des Böſewichts ſtehn ſo treffend auf Ihren Geſichtszügen gemalt: man glaubt, Sie ſtünden bei der kleinen Bäuerin und ſprächen von der Baumwollenindustrie von Limoges —

Lamoignon.

Wollen Sie mich toll machen?

Dübois.

Dieſer Ausbruch der Wuth wird Ihnen ſehr großartig ſtehen, wenn Ihre Schandthaten, die Sie im Hauſe des armen Düpleſſis begingen, zum Vorſchein kommen, wenn der Geiſt der betrogenen Adele, die Stimmen der hülfloſen Kinder, die durch Sie gezwungen wurden, auf der Bühne ſich einen Unterhalt zu ſuchen —

(Die Ouvertüre beginnt hinter der Scene.)

Delarive.

Die Ouvertüre beginnt —

Alle (bei Seite).

Der König!

Dritter Theil.

Erſtes Kapitel.

Wiederſehen und Berge ohne Echo.

„Das iſt freilich etwas Anderes," — ſagte der Amtmann betroffen, und Thespis, der Schauſpieldirector, wiederholte ſich mit erzürntem Nachdruck, blutroth vor Ingrimm und mit mehr natürlicher als Kunſtwärme: „Ja, auf Stempelpapier! Auf Landesſtempelpapier! Denn ich werde kein" — er brauchte hier eine thieriſche Metapher — „ſein und die Waffen aus den Händen geben! Kann ſich heutiges Tages eine Kunſtanſtalt erhalten, wenn die Directoren alle und die Schauſpieler keine Verbindlichkeiten haben? Herr, es gehen ja jetzt mehr Schauſpieler, als Pferde durch! Kaum ſticht die ſo ehrvergeſſenen Menſchen der Hafer, kaum haben ſie ſich nach Kummer und Elend bei einer achtbaren Direction wieder runde Backen gegeſſen, ſo ſchlagen ſie aus, reißen ſich los und laufen in die weite Welt. Man erblickt erſt einen ſolchen Findling am Wege, nimmt ihn in ſein Haus, füttert ihn, giebt ihm Rollen, läßt ihn Helden ſpielen, und eines Morgens iſt das Neſt leer und der Vogel ausgeflogen. Die Wache bleibt, Herr Amtmann, ſie bleibt; die Contracte ſind auf Stempelpapier."

Der Amtmann entgegnete, nicht ohne ſichtbare Zeichen einer großen Verwirrung: „Sie haben das Recht für ſich, Herr Thespis, aber nicht die Vernunft! Es giebt einen Aufruhr. Meine bewaffnete Macht reicht nicht hin, fünf tollkühnen Abenteurern, die nur gewohnt ſind, Räuber und Königs

mörder zu ſpielen, förmlich den Krieg zu erklären. Unſere Stadt iſt ein offenes Landſtädtchen, unſere Gerichtshalterei iſt auf Capitalverbrechen eben ſo wenig (denn wir haben ja nicht einmal einen Galgen), wie unſer Profoßamt auf eine complete Verſchwörung eingerichtet. Der Tumult in der Stadt währt mir zu lange, und blos deshalb mein' ich, Sie ſollten ſich lieber mit den Leuten vertragen und die Meuterer gegen eine billige Entſchädigung ihrer Wege gehen laſſen."

Hier ſchlug Thespis jene eigenthümliche Lache auf, die halb das Echo der Verzweiflung, halb diaboliſche Perſiflage ſein ſoll und in dieſem Fall auch wol Beides wirklich war. „Mich mit ihnen abfinden!" lachte er laut auf, daß ihm die Thränen aus den zornigen, blutgeſprenkelten Augen kamen. „Entſchädigung!" rief er nochmals, und wollte kein Ende finden, in dem Amtszimmer umherzulaufen, da er nichts weiter zu entgegnen wußte und durch ſein verzweifeltes ſatyriſches Lachen wahrſcheinlich doch nur die leicht mögliche Thatſache verdecken wollte, daß die Gagen ſeit einiger Zeit vielleicht noch rückſtändig waren. Der Amtmann blickte zum Fenſter hinaus und ſah, daß der Marktplatz voller Menſchen und alle Induſtrie des kleinen Ortes ſtill ſtand. „Kurz und gut," ſagte er zornig, und ſchlug die Acten zuſammen, „zwei Tage hab' ich an dem Spectakel genug, Herr Thespis, und wenn Sie mir jetzt nicht im Orte Frieden ſchaffen, ſo laſſe ich Sie mit Ihren wortbrüchigen Rebellen zuſammen zur Ruhe verweiſen."

Thespis, der den aufgeſprungenen Amtmann hindern wollte, ſich nach Hut und Stock umzuſehen, und eben eine donnernde Rede aus dem „Bürgermeiſter von Sardam" halten wollte, wurde von einem Amtsdiener und einem lauten, gellenden Pfeifen auf dem Marktplatz unterbrochen. Die rebelliſchen Schauſpieler, hieß es, hätten ſich der geſammten Garderobe — Thespis wartete jedoch dieſe Perioden nicht ab, ſondern ſtürzte leichenblaß zum Amtszimmer hinaus (der Amtmann beſonnen hinter ihm her), lief wie Diogenes baarhaupt über den Rathsplatz jenem alterthümlichen Gebäude zu, welches ſeiner Truppe zu ihren theatraliſchen Leiſtungen eingeräumt zu werden pflegte. „Platz, Platz dem General-

lieutenant!" ſchrie er aus „Wallenſtein's Tod" und bahnte ſich mit gewaltſamen Stößen durch die vor dem Gebäude verſammelte Menge. Die ganze Stadt freute ſich, ſeit zwei Tagen eine theatraliſche Vorſtellung im Freien und unentgeltlich zu ſehen: denn es ſah romantiſch aus, die alte Ruine, welche früher ein Kloſter geweſen und jetzt als Waarenmagazin diente, ein hoher Thurm, deſſen Fenſter zwar ſeit Jahrhunderten mit Brettern vernagelt waren, aber doch noch aus einigen Oeffnungen die Schadenfreude der fünf aufrühreriſchen Schauſpieler verrieth, die ſich in dieſen Thurm geworfen und ihn unten am Eingange verriegelt und verrammelt hatten. Ein Dutzend Stadtſoldaten hielt an der von Innen verſchloſſenen Thür Wache und blickte vergebens zu den Belagerten empor, die zuweilen oben den Kopf aus einer Luke ſteckten und eine Fledermaus oder todte Ratte, zum Jubel der verſammelten Menge, hinunterwarfen. Oefters auch ſangen ſie Lieder aus Schiller's Räubern und Wallenſtein's Lager, oder fingen mit den Belagerern ſcherzweiſe zu parlamentiren an. Die Unmöglichkeit, die Thür zu ſprengen, lag nicht ſo ſehr in dem feſten Schloſſe deſſelben, als in dem Umſtand, daß dieſer Thurm als Garderobe- und Decorationsbehälter benutzt wurde. Die Belagerten hatten ſich theils der Couliſſen, theils der Kleiderkiſten dazu bedient, die Thür zu verrammeln. Thespis konnte bei aller eigenen Erbitterung und bei allem Muthe der durch Trinkgelder und verſprochene Freibillets angefeuerten Stadtmiliz dennoch keinen Sturm wagen, weil ihm die geſprengte Thür unfehlbar auch die Hinterallee des Parkes von Petriguardo, einige alte Ahnenhallen und wol gar die Teufelsſchlucht aus dem Freiſchützen in Stücke zerriſſen haben würde. Wenn Thespis den Belagerten mit Hinterliſt den Weg der Güte zurief, ſo ließen dieſe in zweideutiger Anſpielung einen Strick herunter und meinten damit zunächſt wol nur, daß die Thür unerbrechlich wäre und der Director auf dieſem Wege zu ihnen hinaufklettern möchte. Dieſe Verhöhnung mit dem Wege der Güte, da der Director wirklich keinen andern zum Thurme finden konnte, hatte ihn ſo verdroſſen, daß er zum Amt-

mann lief und um ernſtliches Einſchreiten bat, mit einem Erfolge jedoch, den wir kennen.

Thespis kam athemlos an dem frei im Hofe des Magazins belegenen Thurme an und ſah ſchon in der Ferne, wie die im Thorwege, im Hofe und draußen vor dem Gebäude verſammelte Menge über das neue Schauſpiel lachte, das die Belagerten zum Beſten gaben. Dieſe mußten allerdings auf ein Mittel ſinnen, um aus ihrer drückend ängſtlichen Lage befreit zu werden. Eben im Begriff, ſich heimlich von der Geſellſchaft zu entfernen, hatte ſie Thespis wollen arretiren laſſen. Einer und der Andere wäre wol entſprungen; aber da ſie Alle für Einen ſtehen wollten, ſo blieb ihnen nichts übrig, als ſich in den Thurm zu werfen und von hier aus ihr Schickſal abzuwarten. Flucht war nicht möglich; Lebensmittel beſaßen ſie nur ausreichend für einen Tag. Seit vierundzwanzig Stunden peinigte ſie der fürchterlichſte Hunger, der durch vieles Reden unter ſich (eine bekannte Erfahrung, die es auch den Armen räthlich macht, lieber ſtill zu ſchweigen bei ihrem leeren Magen) nur noch heftiger wurde. Sie mußten alle Verſchlagenheit zu Hülfe nehmen, um nicht den Aelteſten unter ihnen in die Lage Ugolino's zu bringen, und ſo verfielen ſie auf den Ausweg, den Director durch die angedrohte Vernichtung ſeiner Garderobe zum Frieden und zu freiem Abzug zu zwingen. Sie ſchlugen die Kiſten auf und nahmen ſämmtliche Harniſche und Schlafröcke, Königskronen und Schlafmützen, Räuber- und Jagdröcke, Königinnenroben und durchſichtige Tricots mit hinauf in die höchſte Zinne des Thurmes, wo ſie ſich ankleideten und in den verſchiedenartigſten Coſtumes auf eine Art von Galerie hinaustraten, wo ſie mit jubelnder Begrüßung empfangen wurden. Siehe, da ſtand der fabelhafte chineſiſche Kaiſer Altoum, mit einer ungeheuren Deckelmütze und einer Kleiderſchleppe, die wie eine Schiffsflagge vom Winde gefaßt wurde und um den ganzen Thurm herumklatſchte! Aus zwei Roßſchweifen eines Theodor Körner'ſchen Zriny-Paſchas hatte ſich der chineſiſche Kaiſer einen ungeheuren Schnurrbart gemacht, und um das Volk noch mehr zu beluſtigen, ſetzte er die Papagenoflöte an den Mund und blies: „Ein Mädchen oder Weibchen —“

Hinter ihm ſtand die Königin der Nacht in dem weiten, ſternburchſäeten Spitzenſchleier, der dem Director Thespis nicht wenig Geld koſtete und um ſo theurer war, als ihn nur Madame Binder-Bürſten trug, nie eine Gaſtin, geſchweige jetzt ein Mann! Die Königin der Nacht hatte in der That die Abſicht, die Sonne zu verdunkeln, die ſo herrlich ſchien, und den gaffenden Leuten gerade in's Angeſicht. Sie ließ ſich den ungeheuren Sternenſchleier an zwei Eckvorſprüngen des Thurmes befeſtigen und breitete ſomit ihre Flügel wie eine rieſenhafte Fledermaus aus. Es wurde mit den Gewändern der Garderobe ein ſo großer Luxus getrieben, daß ſich der fabelhafte Kaiſer Altoum und die Königin der Nacht wie zwei Kaſchemir-Bajaderen ausnahmen, die den beliebten Shawltanz, wenn gleich diesmal ſitzend, aufführten. Um die Gruppe vollſtändig zu machen, blickten an verſchiedenen in der Draperie gelaſſenen Lücken drei andere Geſtalten hervor. Zuerſt Werther im blauen Frack und den gelben Beinkleidern, mit einer Piſtole in der Hand, die von der Stadtmiliz mißverſtanden wurde und ſie um ſo mehr anfeuerte, den Amtmann zur Aufhebung der Belagerung zu ermuntern. Sodann Graf Dunois, der Baſtard von Orleans, in einem neupolirten blechernen Harniſch, mit heruntergelaſſenem Viſir und einem beiſpielloſen Hünenſchwert, das er aus dem prächtigen Waffenſchranke jenes Scharfrichters entnahm, deſſen Freiknecht der berühmte Hinko der Frau Birchpfeiffer wurde. Thespis blickte dieſe Scene mit jenem, ſchon einige Male an ihm beobachteten Lächeln an, welches bei manchen Leuten, die man auf's Aeußerſte bringt, die Ouverture zum Wahnſinn zu ſein pflegt. Er mußte nicht nur ſehen, daß man ſeine koſtbaren Coſtumes auf dieſe Art mißbrauchte, ſondern ſie auch den Blicken eines Publikums preisgab, welches dazu kein Eintrittsgeld gezahlt hatte. Es war Zeit, daß er ſich an den Paukenſchläger ſeiner Kapelle lehnte: denn des Hohnes wurde immer mehr. Nun ſah man gar noch den fünften der contractbrüchigen Durchgänger als Richard III. auftreten, und zwar mit einem Buckel, der weit über eine natürliche Vorſtellung hinausging. Thespis konnte ſogleich wahrnehmen, daß zur Ausfüllung dieſes Schweizer

Rigis von einem Höcker nicht etwa die ausgezogenen Kleider des Possenreißers würden gedient haben, sondern er setzte nicht mit Unrecht voraus, daß sich in diesem Ungethüm mehr als zehn Wappenröcke, Räuberanzüge und Lazzaronimäntel zusammengeballt finden würden. Richard III. nahm sich zu seinem Rücken wie eine Beduine zu einem Kameel aus; er konnte recht eigentlich im Schatten seines Unglücks wandeln, und hatte nur nöthig, sich nach der Seite hinzuwenden, wo gerade der Wind herkam, um vor ihm geschützt zu sein. Wie ein Dolchstich war es dem Director, wenn Richard III. mitunter ausrief: „Mein Königreich für ein Pferd!" denn Thespis pflegte diesen Tyrannen ja selbst zu spielen und hatte etwas in seinem Organ, das ihm der Schelm so glücklich nachzumachen wußte, nämlich, bei jedem Satze das Räuspern, das sich Thespis früher aus Verlegenheit angewöhnt hatte und später zu einer Kunsteigenthümlichkeit erhob, die bei ihm das heisere Organ Ludwig Devrients ersetzen sollte. Richard III. auf dem Thurme courbettirte wie ein Affe auf Thespis berühmtem Paradepferd und schaltete das bedeutsame Räuspern selbst da ein, wo es unter keiner Bedingung hingehörte, z. B. in die im höchsten Affect gesprochenen Worte: Ein Pferd! Ein Pferd! wo der contractbrüchige Schauspieler hinter jedem Worte eine Pause machte und sie zum Räuspern benutzte. Thespis wagte nicht mehr zu widersprechen.

Nämlich dem Amtmann, der schon lange vor ihm stand und ihm ernstlich die Präliminarien eines unverzüglich zu schließenden Friedens vorhielt. Das Volk verlasse seine Arbeit und kein auf nächsten Sonntag bestellter Rock oder Stiefel würde fertig werden; die Stadtmiliz wäre so anstrengende Operationen nicht gewohnt und die Schauspieler selbst hätten im Thurm keine Lebensmittel, wol aber, wie es scheine, die tollkühne Idee, eher zu verhungern, als nachzugeben; wie er, als Amtmann, bestehen würde, wenn man die Waghälse todt im Thurme fände! Thespis sah die Vernichtung seiner Garderobe vor Augen. Die Contractbrüchigen zerrten an ihr erbarmungslos und schleppten jetzt sogar den Comthur (zu Pferde) aus Don Juan herauf und stellten das steinerne Monument, es war aus Pappdeckel, oben aus. Auch die

Marmorbraut (man sieht, Thespis hatte ein gutes Repertoire) wurde aufgestellt, gleichfalls eine Figur aus Pappe. Der Director wandte sich ab: vor seinem Blick gaukelten alle zertrümmerten Requisiten seines Musentempels, er sah im Fieberwahn oben den Bürgermeister Staar, er sah Posa, den Astrologen Seni, sah Johanna von Montfaucon, Karl Moor, die Jungfrau von Orleans, den Abbé de l'Epée, Othello, Jaromir, er winkte abweisend mit der Hand und entschloß sich, an den Paukenschläger und den Amtmann gelehnt, mit den Belagerten zu capituliren.

Nach langer Verhandlung entschloß sich endlich Thespis, den contractbrüchigen Flüchtlingen freien Abzug zu gestatten und sich anheischig zu machen, daß ein Wagen vor dem Thurm auffuhr, auf welchem die Besatzung sogleich das Weite suchen sollte. Der Amtmann und die Stadtsoldaten, die lieber die Klingen einsteckten, um zu zeigen, daß Keiner darüber zu springen hätte, garantirten diesen westphälischen Frieden, der einen länger als dreißigstündigen Krieg beschloß. Der Wagen fuhr vor. Die contractbrüchigen Schauspieler kleideten sich um, und bald hörte man sie die Stufen des Thurmes herunterkommen. Die wogende Menge drängte sich an die Thür, die mit den Coulissen so gesichert war, daß es lange währte, bis sie frei wurde und sich öffnete. Ein allgemeines Hurrah empfing die tapferen Krieger, die sich wohlgemuth auf den Leiterwagen setzten und unter Pfeifen und Jubeln der Menge davonfuhren. Der Lärm war so groß, daß Herrn Thespis Drohung, er würde ihr ehrloses Betragen in allen Blättern der Welt bekannt machen, unmächtig darin verhallte. Die Flüchtlinge kümmerte nichts, als die Untersuchung des mitstipulirten Eßwaarenkorbes. Sie hatten nöthig, daß sie bald in's Freie kamen, um ungestört für ihr nächstes Bedürfniß zu sorgen, den mit Verzweiflung ringenden Magen.

Hinter dem Weichbilde des Städtchens wurde die Gegend öde und melancholisch. Während noch der Wagen auf einem unebenen Steindamme hin- und hergeschleudert wurde und später in den tief ausgefahrenen Gleisen eines Sandweges dahinschlich, schien sich auch allmälig jede Vegetation zu verlieren. Nur dürres Haidekraut bedeckte die weite, durch eine

unermeßliche Fläche dargebotene Aussicht. „Und doch," sagte derjenige von den Reisenden, welcher der Aelteste war und den Kaiser Altoum mit würdiger, mehr passiver Ruhe, als drastisch auftragend gespielt hatte, „doch fehlt auch der Wüste ihr Reiz nicht. Nirgends blüht die poetische weißstämmige Birke so schön, als auf der Lüneburger Haide, und nirgends hab' ich die Lerche so empfunden, als da, wo man sie sich als unmöglich denkt, zwischen Lüneburg und Celle. Die bunten Blüthen des Haidekrautes kommen an Duft und Farbe oft den Alpenblumen gleich, und wie dichterisch ernst und fast babylonisch wehmüthig stehen da die dicken Weidenstämme, unförmlich zwar, wie Knollen und mit weniger Zweigen, als dem Ueberfluß an Holze zukäme, aber gerade geeignet, Harfen an ihnen aufzuhängen; denn nirgends wird man poetischer gestimmt, als da, wo die Poesie am entferntesten ist. Die Armuth der Natur fordert da das Menschenherz auf, ihre Blöße mit Liebe zu bedecken.

Aus diesen Worten kann man Alles entnehmen, nur nicht, daß der, der sie sprach, besonders redselig gewesen wäre. Es war nur unsere Pflicht, ihm das erste Wort zu gönnen, weil seines das erste vernünftige war. Man hatte genug um ihn her gelacht und das erlebte Abenteuer durchgesprochen, bis er sich mit sanfter Rede Bahn brach und die Gemüther zum Ernst stimmte. Das Ernsteste war die Zukunft, und diese erörternd, sagte der Eine: „Bis jetzt haben wir nach eingelernten Rollen gespielt, und der Unterschied scheint blos der werden zu wollen, daß wir beim Grafen aus dem Stegreif spielen und ohne Theater." Ein Anderer griff in die Tasche und faltete einen Brief auseinander, dessen Inhalt er noch einmals (denn er kannte ihn schon) ungläubig durchmusterte: „Große Versprechungen, auf Sand gebaut! Wieder eine Lotterie, aber nicht mit Gütern, sondern diesmal mit Menschen." — „Und wo ihm doch auch," fiel ein Dritter sehr ernst und ironisch ein, „die Nadel nicht fehlen wird. Uebrigens hat der Graf Talent und ist unter der Constellation des Zeitgeistes geboren. Die Ritter-Industrie seiner faustrechtlichen Vorfahren hat ihm nicht so viel hinterlassen, als er sich, seitdem er Industrie-Ritter geworden, durch einen glück-

Fünfter Auftritt.

Ludwig. Die Vorigen (die ſich alle tief verbeugen).

Ludwig

(geht armverſchränkt und ſehr aufgeregt auf und ab).

Guten Abend, meine Herren! Ah Lamoignon — guten Abend, Lamoignon — Wie kommen Sie hierher? Man hat Sie ſeit Menſchengedenken noch nicht auf der Bühne geſehen.

Lionne.

Sire, es iſt Molière, in der Rolle des Tartüffe —

Lamoignon (bei Seite).

Ich vergehe —

Dübois.

Wir fangen alle an, dem erhabenen Beiſpiel Ew. Majeſtät zu folgen, wir ſind alle verſöhnt mit dem Tartüffe, ſeitdem Molière eine ſo treffende Charaktermaske gewählt hat.

Lamoignon.

Sire —

Ludwig.

Es iſt auch wahr! Wie ſollte der Präſident in ein ſündhaftes Theater kommen. Die Täuſchung iſt wunderbar. (Bei Seite) Es iſt Molière, ich habe nicht den Muth, ihm in's Antlitz zu ſehen — (Laut) Meine Herren, kommen Sie in meine Loge!

Chapelle.

Sire, welche Ehre!

Ludwig.

Alle, alle, die früher die Gegner des Tartüffe waren!

lichen Wurf erwerben kann. Er hat praktiſches Talent und macht ſich nicht viel daraus, unter der Hungertuchfahne noch groß für die Rechte der Feudalität zu kämpfen."

Und der Redner hatte Recht, die Tugenden eines zweideutigen Mannes in's Große und Lockende auszumalen, da es ja, allem Anſcheine nach, der Wille der Flüchtlinge war, ihre bisherige theatraliſche Laufbahn zu verlaſſen und ſich dem Unternehmungsgeiſte eines Mannes anzuſchließen, als deſſen Princip uns ſchon längſt bekannt iſt, daß das Glück vom Einſatz abhängt. Der Aelteſte miſchte ſich nicht in die Unterhaltung, ſondern ließ nur höchſtens einmal eine kürzere oder längere Bemerkung fallen, wie etwa dieſe: „Kinder, wir ſcheinen nun einmal dazu beſtimmt zu ſein, unſer Leben alle Augenblicke von vorn anfangen zu müſſen. Hab' ich doch ſelbſt ein ganzes, mit trübſeliger Conſequenz durchgeführtes Leben über Bord geworfen und mich ganz von Friſchem wieder eingeſchifft, um es nun umgekehrt zu verſuchen. Es liegt eine eigene Ironie darin, daß Ihr, die ich erzog, um nur Eins zu werden, jetzt gerade genöthigt ſeid, Alles zu werden. Der Schauſpieler hatte die Beſtimmung der täglichen Umkleidung und mußte jeder Rolle gewärtig ſein. Wenn übrigens die Menſchen ſagen: Ihr ſeid nichts! ſo wollen ſie nach ihren Begriffen eigentlich ſagen: Ihr habt nichts! Dieſe beiden Hülfszeitwörter unſeres Daſeins werden von der Maſſe irrig verwechſelt und nur, wer darüber ſteht, ſieht ein, daß im Werden die Würde des Mannes liegt. Wol dem, der etwas hat; noch beſſer dem, der etwas iſt; aber wehe dem, der je aufhören wollte, etwas zu werden! Wenn wir etwa in anderen Planeten unſer hieſiges Daſein fortſetzen ſollten, ſo werden wir doch nie von dem ausgehen dürfen, was wir hienieden ſchon geworden ſind. Die Aufgaben jenſeits ſind ſo hoch geſtellt, daß die Blume unſerer irdiſchen Bildung dort nur zu gemeinem Dünger für eine andere und herrlichere Vegetation dienen kann."

In der Art etwa erging ſich eine Perſönlichkeit, welche leicht als leiblicher Vater der vier Uebrigen zu erkennen war. Am Abend kehrten ſie in einer einſam gelegenen Haideſchenke ein, und ſetzten am nächſten Morgen ihre Reiſe fort. Der Weg

bekam hier und da einige Erhöhungen, je mehr ſich der moraſtige Haideboden in Sandboden verwandelte, und der Alte ſagte: Nur Eines wär' ihm erträglich, die abſolute Sandfläche — und Sand- und Lehmgruben, die ſich für Thäler ausgaben und ordentlich Berge bildeten. Solche Gegenden könnten nur durch Mordthaten, die darauf begangen würden, berühmt werden, und es wär' ihm in manchen abſoluten Sandflächen immer zu Muth geweſen, als könnten darauf nur Schaffotte wachſen. In der That kündigte ſich ihnen auch, je näher ſie dem Orte ihrer Beſtimmung kamen, in dieſen kleinen Sandhügeln eine ſehr unheimliche Erſcheinung an. Sie hörten von Zeit zu Zeit verhallende Töne, die einen gewiſſen Zuſammenhang zu haben ſchienen und die doch immer nur mit Zwiſchenpauſen ausgeſtoßen wurden. Es war ihnen erſt wie der Hülferuf eines Unglücklichen, doch bald gab ſich eine Methode in den Tönen zu erkennen. Sie folgten ſich unermüdet auf einander und ließen entweder einen Scherz vorausſetzen, oder wären ſie in Indien geweſen, einen Fakir, der die heiligen Vedes auf dieſe Art Wort für Wort ſein Lebenlang in der Wüſte auszurufen ſich und den Göttern gelobt hätte. Allmälig ergab ſich, daß auch dieſe Annahme in Indien ſelbſt irrthümlich geweſen wäre: denn die Stimme kam immer näher und ihre Worte ließen eher auf die laut hergeſagte Lection eines Schulknaben, als auf die tiefen Philoſopheme der Gymnoſophiſten ſchließen. Die Reiſenden hielten innerhalb eines Zuſammenſtoßes verſchiedener Sandhohlwege inne und warteten den ſich immer mehr nähernden Schreier ab, der mit dem größten Aufwande ſeiner Lungen die Luft erſchütterte. Nun konnten ſie auch ſchon deutlich hören, welches der Inhalt der ſyllabirenden Gebirgswanderung war. Mit urmächtiger Stimme donnerte es ſchon dicht in ihrer Nähe aus dem brandenburgiſchen Kinderfreund: „Aus — dieſem — Leſebuche — kann — ich — viel — Nützliches — und — Gutes — lernen, — darum — will — ich — es — in — Acht — nehmen — und — nicht — zerreißen" u. ſ. w. Auf einem kleinen Sandhügel wurde ein Mann ſichtbar, der den brandenburgiſchen Kinderfreund in der Hand hielt und ihn mit ungeheurer Anſtrengung auf die bezeichnete

abgestoßene Weise austrieb. Als der Mann, der äußerlich eher einem Flur- als einem Fibelschützen glich, der Reisenden ansichtig wurde, schlug er den Kinderfreund zu, nahm eine Prise und die Mütze ab und grüßte. Befragt, was ihm wäre, daß er so grimmig in die Berge hinein buchstabirte, stieg er von der kleinen Anhöhe herunter und sagte: „Ach, es ist eine dumme Geschichte; aber ich bin verheirathet, und was thut man nicht um sein Brot? Uebrigens ist alle Mühe vergebens und der Graf kann gewiß sein, daß in keinem Winkel hier was zu hören ist."

Es währte etwas lange, bis der Fibelschütz eine verständliche Auskunft gab. Er durchstreifte nämlich schon seit acht Tagen diese flachen Sandhügel, um, im Auftrage des Grafen, der etwas Großartiges im Werke hatte, zu untersuchen, ob nicht etwa hier ein Echo verborgen läge. „Wär' ich nicht," sagte der umgekehrte, moderne Narcissus, „Musikus von Haus aus, so würd' ich mir schon was an der Lunge zersprengt haben" (eigentlich sagte er zersprungen); „seit acht Tagen lauf' ich herum und brülle wie ein Stier nach 'nem Echo und höre keines; die Berge bleiben stockdumm, ich mag schreien, was ich will. Da ich wenigstens eine Unterhaltung bei diesem lästigen Geschäft haben wollte und da mein Witz auch nicht groß genug ist, immer was Neues köpflings auszudenken, so hab' ich mir den brandenburgischen Kinderfreund mitgenommen und ihn einmal schon ganz durchgebrüllt; aber es hilft nichts, nirgends Echo."

Von den Reisenden meinte Einer, wenn der Graf denn doch einmal zu seinen Plänen eines Echos in den Bergen bedürfte, so könnte er ja Jemanden anstellen, der aus irgend einem „geheimen Plauderstäbchen" den Leuten das mit Geschicklichkeit nachriefe, was sie in die Gegend hinein schrieen. „Ja," meinte der Fibelschütz, sich hinter den Ohren krauend, „was Anderes seh' ich auch nicht kommen, wenn's doch 'mal Echo sein soll! Ueberhaupt glauben Sie nicht, was der Graf mit dieser ganzen Gegend hier vorhat. Er will, wie unser Herrgott, hier aus Nichts ein Paradies machen. Ich bin eigentlich für die Bademusiken — ja," unterbrach sich der Mann, „davon wissen Sie All' noch nichts?" Von den

Reiſenden bedeutete ihn Einer, daß ihnen die Pläne des Grafen wol bekannt wären, und lud den Echojäger ein, ſich nur mit auf den Leiterwagen zu ſetzen und ihnen eine andere Unterhaltung zu gönnen, als den Kinderfreund. „Nun," ſagte er wohlgefällig und ſtieg ein, „ich fahre bis zum Sandkruge mit, und kann ja recht laut ſprechen, wenn's doch vielleicht wo an den Bergwänden Anklang fände." Der gute Mann erzählte nun recht verſtändlich ſeine Lebensgeſchichte. „Sehen Sie," ſagte er, „ich heiße eigentlich Joſeph Andreas Meißner, und mein Vater war blos ein Töpfer. Die Leute ſagten immer: Wir eſſen doch von Meißner'ſchem Porzellan, was eine ſcherzhafte Zweideutigkeit war: denn ſie meinten nicht Meißen in Sachſen, ſondern meinen Vater. Es war gewiſſermaßen auch Meißner'ſches Porzellan, was er machte. Mein Geburtsort iſt aber in Bayern und nicht weit von den katholiſchen Fürſtenthümern, weshalb ich ſelbſt katholiſch bin und von Hauſe aus großes Genie für die Flöte, überhaupt für Alles, was Muſik iſt, gehabt habe. Ich lernte Clarinette, Violine, und blies auch Trompete, was eigentlich die Veranlaſſung war, daß ich Hoftrompeter wurde, das heißt Kloſterhoftrompeter oder Hofkloſtertrompeter im Bambergiſchen. Es war blos ein Spaß, daß ſie mich Hoftrompeter nannten. Uebrigens wurde die Anſtalt, woher der Name kam, ſpäter eingezogen und mein Gehalt auch, worüber ich denn nach Moskau ging, nämlich auf eine Anzeige hin, die im Blatt geſtanden hatte. Es war eine Stelle als Violiniſt vacant, die ich, wie jeder Andere, im Orcheſter ausfüllen konnte. Nun hören Sie, wie man öfters durch etwas ſein Glück machen kann! Ich hatte die Fertigkeit und habe ſie noch, ob die Finger gleich ſteif werden, die Violine mit einem Finger zu ſpielen. Mein Obergelenk hier am rechten Zeigefinger iſt ſo gewandt, daß ich etwas ganz feſt damit packen kann, und ſo halt' ich den Fidelbogen mit dem Dings ſo feſt, wie mit der geballten Fauſt. Das machte mein Glück. Ich kam nach Moskau, und, wie ſich Alles ſo ſchicken muß, war eben der Theaterintendant des Kaiſers in Ungnade gefallen und nach Sibirien geſchickt worden, und wie ich Ihnen ſage, ein General, der wirklich von der Muſik gar nichts verſtand, wurde

vom Kaiser an seine Stelle gesetzt. Er war ein guter General, der Mann; aber der Kaiser konnte ihn nicht mehr brauchen, weil er seit einiger Zeit das Gehör verloren hatte vom Kanonendonner oder Rheumatismus, genug, er war stocktaub. Wie nun so ein Mann an die Spitze eines Orchesters gestellt werden kann, begreife Gott! Der General sollte das Theater verwalten, die Schauspieler, Sänger und Instrumente auswählen und er konnte kaum was hören, selbst wenn man's ihm mit Gewalt in's Horn schrie: denn so weit ging es, daß er eins brauchen mußte. Nun verließ sich der Mann auf sein Auge. Wer gut declamirte auf dem Theater, der war sein Mann (manche Sängerin auch seine Frau). Ich muß gestehen, ich habe von dem Unglück des Mannes lange Zeit mein Glück gemacht. Er prüfte mich mit drei anderen Violinisten zu gleicher Zeit. Wir mußten Alle auf Einmal spielen: denn den Höllenlärm, den das gab, den hörte er nicht, und er sagte, er hätte nicht viel Zeit. Nur auf die Finger sah er uns und hier war es, wo ihn meine Fertigkeit, blos mit einem Finger zu spielen, so weit brachte, daß er mich engagirte und später sogar zum Capellmeister machte. Ich muß sagen, ich spielte weit schlechter, als die drei Anderen; aber ich wäre ja wol ein Narr gewesen, nach Moskau zu reisen, um dort in Großmuth zu machen. Ich habe die erste Violine und den Capellmeister gespielt, bis mein General in den kaiserlichen Senat kam, wo er nicht blos nichts zu hören brauchte, sondern auch allenfalls hätte stumm sein können. Sein Nachfolger war ein Kenner, und ich wurde entlassen. Mit einigem Vermögen ausgestattet, kehrt' ich mit Weib und Kind nach Deutschland zurück, und nun soll es mich wundern, was aus dem Grafen, der mich als Director einer zu errichtenden Badecapelle engagirt hat, werden wird. Bis jetzt seh' ich weder eine Capelle noch ein Bad, und zunächst soll ich, da ich doch ein musikalisches Ohr hätte, hier in der arabischen Wüste Echo suchen, glaube aber, ich finde keins."

Am Sandkruge hielten die Reisenden inne und erfrischten sich. Der Echojäger theilte ihnen noch Mancherlei über die Vorgänge auf der hier neuerdings erkauften Wirthschaft des Grafen von der Reige mit, was ihnen um so willkommener

sein mußte, als sie im Begriff standen, sich in seine Pläne verwickeln zu lassen, und das Wohnhaus des Grafen, wie sie hörten, ein verfallenes Schloß im Geschmack des 17. Jahrhunderts, ziemlich nahe lag. Als sie aufbrachen, nahm der Echojäger seinen brandenburgischen Kinderfreund und sagte zum Abschied: er woll' es noch einige Tage so treiben, vielleicht fände er doch noch Anklang. Als die Reisenden weiter fuhren, hörten sie, wie allmälig in der öden Gegend die kurz abgestoßenen, bedeutsamen Worte verhallten: „Die Kartoffeln — werden in einem hölzernen Maß, welches eine Metze heißt, gemessen."

Ganz in der Entfernung noch hörten die Reisenden: „Warum möchtest Du Deinen Rock nicht mit einem zerrissenen oder abgetragenen vertauschen? Nicht wahr, weil Du beide mit einander verglichen und bemerkt hast, daß Dein Rock nicht zerrissen und nicht abgetragen, also besser ist, als jener? Du sagst nun: Ich *will* meinen Rock behalten und nicht tauschen: denn mein Rock ist besser. Indem Du *vergleichst* und *urtheilst*, gebrauchst Du Deine Seele oder Deinen Verstand, und indem Du Dich entschließest, Deinen Rock zu behalten, gebrauchst Du Deinen freien Willen. Beide zusammen nennt man auch die *Vernunft*."

„O wie unvernünftig!" polemisirte der Aelteste der Reisenden. „Wie schlecht, den Kindern schon beim ersten articulirten Lallen einzuprägen, was ein besserer und schlechterer Rock ist! Wäre hier ein Echo, es würde schon deshalb auf diese Fragen nicht antworten, weil es Blasphemieen sind." Aber allmälig verrollte die rufende Stimme und nur ganz leise noch hörten sie: „Ich habe einen Garten gesehen, in welchem die Raupen fast alle Bäume und allen Kohl zerfressen hatten. Aber der Gärtner hatte auch nicht zur rechten Zeit die Bäume von den Raupennestern gereinigt. Welches ist die *rechte Zeit*?" Die Brüder lachten über den Unsinn, und nur der Alte hielt ihn für tiefere Allegorie und wischte seufzend die nassen Augen. „Welches ist die rechte Zeit!"

Zweites Kapitel.

Ueber den Ursprung der Mineralquellen.

Endlich bemerkten die Reisenden, daß sie sich ihrem Ziele näherten. Zwar wurde in der Gegend keine größere Fruchtbarkeit sichtbar, aber eine sorgfältigere Benutzung selbst spärlicher Möglichkeiten zu irgend einer Ernte. Die Natur hatte, wie sie dies, aufgeschreckt von der Kunst, wol immer zu thun pflegt, sich gleichsam zusammengerafft und aus Scham, nicht zurückbleiben zu wollen hinter der Kunst, auch ihrerseits mehr zu leisten versucht, als ihre ursprüngliche Absicht auf dieser ihrer Schlummerstätte war. Ferne Pappelalleen verkündeten die Nähe einer aristokratischen Ansiedelung. Zuweilen begegnete ihnen ein Landmann, der die trägen Kühe stachelte, um Dünger auf die Felder zu schaffen. Ein Hirt weidete auf einer sandigen, mit kleinen grünen Halmen dünne besetzten Ebene eine Heerde Schafe, denen kürzlich erst die Wolle geschoren war und die gar kümmerlich froren. Endlich kam ein ärmliches Dorf von Lehmhäusern, dem nur die bunten Polizei-Warnungs- und die Einregistrirpfähle, die bunten Brücken- und Pflastergeldtafeln etwas Colorit und freundliche Beleuchtung gaben. Nun bogen sie links und fuhren auf das Schloß zu, zu welchem eine stolze Pappelallee in gerader Linie führte. Hier wurde es lebhafter, sie mußten manchem Karren aus dem Wege fahren und man merkte, daß in der Nähe ein großes Bau- und Oekonomiewesen walten mußte. Ein Kutscher drohte ihnen sogar, behutsam an seinem Wagen vorüberzufahren: denn er hatte, wie das scharfe Auge der Reisenden schon in der Ferne entdeckte, griechische und römische Mythologie, nebst einem Anhange über ägyptische Sphinxe, aufgeladen. Ein Dutzend verstümmelter Gartengötter, Faune ohne Ziegenfüße, Pane ohne Hirtenflöten, Apollos ohne Leier und Amoretten sogar ohne Flügel und Nasen lagen in grotesker Verwirrung neben einander, und der Kutscher sagte ihnen, daß man diese Götter Griechenlands auf mehren Auctionen erstanden hätte und jetzt zur Verschönerung des

Parks verwenden wollte. „Das heißt," sagte er, „der Park ist eigentlich auch noch nicht da, aber doch schon der Graf, und der thut Wunder, wo er hinsieht und nur mit dem Finger zeigt! Das sollen Sie sehen, was bei uns gebaut, gezimmert und gesägt wird! Tempel, Wasserfälle, Berge, Alles wird mit einer Geschwindigkeit gebaut, als wollten hier Prinzen einziehen."

Unter Ausführung dieser Schilderung näherte man sich endlich dem Schlosse und konnte sich selbst überzeugen. Vor ihnen lag ein großes Gebäude, welches in jenem altfränkischen Zopfstil gebaut war, der die Bauten Ludwig's XIV. mehr von Hörensagen, als nach eigener Anschauung gekannt zu haben scheint. Die Fenster waren für die große und sogar kühne Anlage des Ganzen viel zu klein, wie es Naturen giebt, denen eine höhere Bestimmung Alles eingeräumt zu haben scheint und denen sie nur die Symmetrie ihrer Gaben versagt. Zwei hervorstehende Seitenflügel erweckten die Vorstellung eines abgesondert wohnenden Hofstaates und verliehen dem Schlosse den Schein einer früheren Wichtigkeit, auf welcher jetzt das Gras der Vergessenheit wuchs. Indessen sah man rechts und links Hände in Thätigkeit, die hier gebotenen, zerstreuten Materialien der Vergangenheit wieder zu einem neuen und verjüngten Eindrucke zu sammeln. Bauholz wurde gefahren, Zimmerleute sägten sich auf dem Schloßhofe Bretter zurecht und in der Mitte desselben wurde sogar ein Bassin gegraben, dessen Centrum ein Pelikan aus Sandstein zieren sollte, der den Schnabel weit geöffnet hielt und wahrscheinlich mit geheimen Wasserkünsten zusammenhing. Von der wunderbaren Kindesliebe dieses Vogels ließ sich zu den an den Arbeiten herumgaffenden Knaben und Mädchen, wol gar den Kindern des Grafen von der Reige, leicht ein symbolischer Uebergang finden. Die fünf Reisenden erregten Aufsehen und sprangen von ihrem schlechten Gefährt herab, nicht ohne Herzklopfen, da sich ihnen hier Vieles enthüllen und erfüllen sollte. Und der Tröster, der sich ihnen versprochen hatte, der große Magier und die Are ihrer Zukunft, blickte wirklich schon aus einem Kellerloch des Schlosses, aus welchem ein hoher Wall von Erde geworfen wurde, und rief sie aus dem

Dachsbau an, einen Moment zu warten, und siehe, der Graf stand vor ihnen, in Hemdärmeln, mitten in Industrie und Gewerbthätigkeit, in Mechanik und Experimentalphysik vergraben, an Händen und Füßen die Spuren seines bauenden, grabenden und schaffenden Geistes tragend. Er reinigte sich und warf einen leichten Sammtrock über, dem glücklicherweise die schon sehr tief gesallene Sonne fehlte, um seinen röthlichen Schimmer zu verrathen. Er hätte gewünscht, sagte er, vier Hände zu haben, um seine Gäste alle zugleich zu bewillkommnen und mit sich hinauf in die herrschaftlichen Gemächer zu ziehen — vier: denn der Aelteste, nicht unwahrscheinlich der abgesetzte Pfarrer Blasedow, war schon des längern Anblickes des Grafen nicht fähig und hatte dieser Scene zu entschlüpfen versucht. „Immer noch der Alte!“ lächelte der Graf herablassend und zog sich seine Gäste nach, unaufhörlich mit den abgestoßenen, kurzen und gedankenschweren Worten: „Wir haben viel, viel mit einander zu verhandeln!“ Es gewährte ihm dabei eine eigene, sich auf seinem Antlitz abspiegelnde Genugthuung, daß ihre Wanderung überall durch ein allgemeines Baumesen aufgehalten und es oft unmöglich wurde, durch die Balken und Bausteine hindurch zu kommen. Endlich befanden sie sich in dem Zimmer, von welchem der Graf sagte, daß es nur einstweilen das seinige wäre, und hörten nachstehende, noch ziemlich dunkel gehaltenen Eröffnungen:

„Meine Herren,“ sagte der Graf, „ich habe Ihnen viel, viel zu sagen —“ doch er stand gleich wieder auf und rief laut zum Fenster hinaus, das er öffnete: „Die Sachen der Herren abladen!“ Dann setzte er sich wieder und fuhr fort: „Meine Herren, Sie sehen, in welche großartige Schöpfung ich Sie einführen will; ich habe große Dinge vor!“ Dabei drückte ihn schon das Gefühl dessen, was er Alles vorhatte, und wie er denn unruhigen Blutes war, mußte er schon wieder aufstehen und im Zimmer auf- und abgehen. „Ich rechne,“ fuhr er nach einer Pause, in der er sich gesammelt hatte, „auf Ihren Geist, meine Herren, rechnen Sie auf meine Hülfsmittel! Ich habe die „Reige“ verkauft und mir eine neue, wichtige Aufgabe gestellt. Ich muß etwas zu thun,

zu lösen, zu schaffen haben. Der Mensch hat den Trieb, die Lücken, die Gott gelassen hat, auszufüllen —" Hier lächelte der Graf und sagte, gleichsam in Parenthese: „Nach den sechs Tagen hat Gott zu schnell Feiertag gemacht!" Die Brüder schienen zu lächeln und der Graf setzte seine ersten Perioden fort ... „Um wie viel mehr der Adel, der durch die Revolutionen aus seinem geschichtlich gegebenen Erbe geschleudert ist und nach neuen Einwurzelungen in den Boden der positiven und natürlichen Zustände suchen muß. Meine Herren, ich finde, daß die Aufgaben des Adels von denen am meisten mißverstanden werden, die ihm selbst angehören. Der Adel ist dazu da, sich an die Spitze jeder organischen Neuerung zu stellen und dem Allgemeinen als leitender Stern vorzuleuchten. Wir müssen so oft hören, daß der Adel nur das Ueberlieferte zu erhalten und der Neuerung den Widerpart zu halten hätte. Aber meine Herren, sehen wir nicht, daß das Ueberlieferte in die Hände des Bürgerthums kommt, daß unsere Privilegien Allgemeingut und unsere Güter parzellirt werden? Der Adel wird gewöhnlich für einen Genuß betrachtet, während ich glaube, daß mit ihm eine schwere Aufgabe gegeben ist und seine Pflichten weit größer, als seine Rechte sind. Das angeborene freie, kecke und unternehmende Wesen des Adeligen giebt ihm gerade die Bestimmung, auf Abenteuer auszugehen, und, meine Herren, die Abenteuer bieten sich jetzt bei Weitem mehr auf dem Felde des fortschreitenden Zeitgeistes, als in den Wäldern des zurückgezogenen, halsstarrigen Haltens am Alten dar. Um in das Neue Plan, Organisation, Anstand, historische Fähigkeit und Entwickelung zu bringen, dazu hat gerade der Adel sein altes Besitzthum verloren und wurde genöthigt, sich neue Positionen zu schaffen. Meine Herren, der Adel muß arm sein, weil er dadurch am ersten seinen Beruf, sich ein neues Terrain zu erobern, einsehen wird! Jetzt, wo die Juden und die Industriellen reich sind, jetzt ist gerade der Augenblick der Adelskrisis gekommen, der rechten Adelsprobe, die eben darin bestehen wird, den moralischen Gehalt und Beruf des Adels gleichsam aus der zusammengeschmolzenen Schuldenmasse desselben auszuschmelzen und das Princip zu retten, welches ich wenigstens, meine

Molière, gehen Sie jetzt an's Werk! Sie scheinen mir verstimmt? Hatten Sie vielleicht eine kleine Verdrießlichkeit hinter den Couliſſen? Kommen Sie, meine Herren! Ihre Feinde, Molière, ſollen von meinen Augen, von meinem eignen Beiſpiel gezwungen ſein zu applaudiren. (Er tritt nach hinten. So wie er an die Brüſtung kommt, bricht eine donnernde Beifallſalve aus. Die Ouvertüre löſt ſich in einen Tuſch auf und ſchweigt dann.)

Dübois.

Ha! Man applaudirt ihm, weil er das Verbot aufgehoben — (folgt).

Chapelle.

Schließen wir uns an, damit wir mit applaudirt werden! (Die Andern alle treten nach hinten näher. Der Vorhang bleibt offen.)

Lamoignon

(vorn allein, ſchlägt eine verzweiflungsvolle Lache auf).

Ha, ha, ha! Sie halten mich für Molière! Und Düpleſſis iſt mitten unter ihnen und die Schlöſſer meiner Truhen öffnen ſich und zeugen wider mich — die Scene hat begonnen — ſchon hör' ich dieſe mordenden Verſe — ha, jetzt wird Elmire auftreten — wie der König über die Brüſtung ſich lehnt — die Scene mit dem Tuche kommt — (Man applaudirt draußen.) Klatſcht nur! Sie koſten ſchon Blut — der Appetit ſteigert ſich — nur zu! Wir wollen ſehen, wer vielleicht beſſere Zähne hat. Noch eine Secunde und Elmire tritt ein — (Man applaudirt noch ſtärker.) Ha! Das iſt ſie! Der König beugt ſich über — Das Tuch —

Herren, in dem Gedanken finde, daß dem Adel die hiſtoriſche Initiative alles Werdenden gebühre, gerade im Gegenſatz mit der gewöhnlichen Junkertheorie des Conſervativſyſtems.“

Schlachtenmaler erlaubte ſich hier, eine kleine Bemerkung zu machen. Er ſagte nämlich: Vielleicht läge darum auch eine gewiſſe Nothwendigkeit und ein tiefer Sinn darin, daß man die größten Schwindler des Jahrhunderts Chevaliers d'induſtrie, Induſtrieritter nennt; der Zeitgeiſt ahne gleichſam die von dem Grafen aufgeſtellte neue Adelstheorie und bezeichne in jener Benennung etwas von dem höhern Berufe des Adels, wie er ihnen hier angedeutet würde.

Der Graf lächelte huldvoll, um gleichſam den guten Einfall zu belohnen, und fuhr dann, ernſter geſtimmt und mit ſchwankender Stimme, fort: „Ich habe mir dies Schloß und die dazu gehörigen Grundſtücke gekauft, ohne bis jetzt recht zu wiſſen, was ich damit anfangen ſoll. Eine bloße Beſitzung, ohne höheren Zweck, ſcheint mir thöricht; doch muß ich geſtehen, daß mir ein ſolcher noch nicht klar geworden iſt oder wenigſtens ausgebildet vor mir läge. Ich laſſe nun, nur von einem unbeſtimmten Gefühl geleitet, bauen, graben, pflanzen. Was davon das Ende ſein wird, weiß ich zur Zeit noch nicht.“

„O,“ meinte Schlachtenmaler, „wie leicht wär' es nicht, dieſer Gegend hier den Charakter einer merkwürdigen zu geben und gleichſam — freilich, es ſind keine Berge da und ein Echo wol auch nicht —“ Der Graf erröthete, ob er gleich ſichtlich erfreut war, daß ihm der Sport ſeiner Gäſte, die den Plan durchſchauten, unter allen Umſtänden das Verſtändniß erleichtern würde. „Nein,“ ſagte er, wie träumeriſch ſinnend und laut dazwiſchen auflachend, „das Ding wäre ſo übel nicht! Bleibt eine ſinnig ordnende und ſchaffende Menſchenhand doch immer etwas Merkwürdiges, zumal wenn man bedenkt, was dieſe Gegend iſt, in welchem traurigen Rufe ſie ſteht, und was ſie durch vereinte Anſtrengung und Erfindungsgabe einiger talentvollen Köpfe werden könnte!“ — „Allerdings,“ ſagte Schlachtenmaler mit erzwungenem Ernſt: „gelang es doch im bayeriſchen Erbfolgekrieg dem Grafen von Hoditz, Friedrich den Großen auf ſein chineſiſches Eldorado zu locken und — — ſo wenigſtens ſeinem Gärtner und

Verwalter königliche Trinkgelder auszuwirken." — „Nein," fuhr der Graf fort, „ich speculire nicht, sondern ich will nur Spuren einer gesegneten und kühnen Thätigkeit hinterlassen. Die Aufgabe, aus diesem Schlosse und seiner nächsten Umgegend so viel zu schaffen, daß Vorüberreisende den kleinen Umweg nicht scheuen, uns zu besuchen, ist eben so schwer, wie die Belohnung dafür wohlthuend." — „Und," meinte Schlachtenmaler, „ließe sich nicht, um wenigstens dem Geiste des Jahrhunderts entgegen zu kommen, der Versuch machen, hier irgend eine mineralische Quelle aufzufinden, oder im äußersten Falle ein Schlammbad zu stiften, um unserer dann um so merkwürdigern Gegend das Interesse eines Karlsbades, Wiesbadener Kochbrunnens oder Emser Krähnchens zu geben?"

Der Graf wurde blutroth und zerriß, von seiner inneren Bewegung gepeinigt, mehre Stücke Papiers in Fetzen, die immer kleiner wurden, unter der krampfhaft bewegten Hand. Er sagte: „Nun, es wäre wenigstens nichts so Seltenes, daß man künstliche Mineralbäder und Heiltrinkwasseranstalten in Gegenden errichtete, die weder eine vulcanische, noch salinische Anlage hätten. Wären die Bäder überhaupt mehr durch die Zerstreuung heilsam, welche sie den Kurgästen gewährten, würden Acten- und Berufsmenschen schon dadurch gesund, daß sie eine Zeitlang ihre Geschäfte verlassen und die Annehmlichkeiten einer heiteren und luftfreien Gegend genössen, so könnte selbst ein künstliches Bad nicht ohne Lockung für das Publikum sein."

„Es ist nur bedenklich," fiel Schlachtenmaler ein, „daß auch bei den Bädern die größte Wirksamkeit im Glauben besteht, wie bei Allem, dem die Aerzte einmal eine gewisse Kraft zuschreiben wollen. Ich glaube nicht, daß eine künstliche Mineralquelle nur ein einziges Mal zum Sitz eines Congresses dürfte gewählt werden. Wenn wir demnach nicht vielleicht vorziehen, eine Molkenanstalt zu errichten, welche denn freilich nur von einer hiesigen veredelten Schafzucht abhängen würde (indessen auch nicht besonders einträglich ist, da wir nur Schwindsüchtige und Frauenzimmer in unserer Kurliste würden verzeichnen können), so meine ich immer noch, wir machten Anstalt, die chemischen Bestandtheile der hiesigen

Brunnen zu unterſuchen und die möglichen Brom-, Jod- und Schwefelbeſtandtheile dem Publikum bekannt zu machen. Zuletzt iſt ja auch nichts heilſamer, als ein klares, ſchönes Brunnentrinkwaſſer, ein Gut, um das uns Hamburg, Mannheim und ſo mancher andere deutſche Ort beneiden würde und ein Kenner d'rum ſogar wol Reiſen macht."

Wäre der Graf ein Frauenzimmer geweſen, ſo hätte er dem Schlachtenmaler mit künſtlicher Entrüſtung einen Fächerſchlag (und damit doch eine Einwilligung in das erbetene Stellbichein) gegeben; ſo aber lachte er übermäßig und ging im Zimmer auf und ab und ließ Schlachtenmalern Zeit, Folgendes zu erzählen: „Ein Genie betrachtet die Intereſſen, Bedürfniſſe, Thorheiten und Reichthümer der Menſchen nur als Springſtock, um an ihnen ſchneller zu ſeinem Ziele zu gelangen. Alles iſt ihm todtes Material, das durch ſeinen Hauch erſt Leben und Form bekommt. So würd' ich mich, wenn ich z. B. ein Werk ſchreiben laſſen wollte, für welches kein Buchhändler die materiellen Koſten und den Ehrenſold wagen will, gar nicht beſinnen, folgendes Mittel zu meinem Zwecke zu wählen: Die Pflaſterung der Straßen mit Erdpech greift immer mehr um ſich; ich habe gewiſſermaßen ein Werk darüber geſchrieben; kein Buchhändler will ſich zu deſſen Verlag bequemen. Meine Kenntniß des deutſchen Buchhandels kommt meinem Intereſſe zu Hülfe. Ich ſchreibe an die Redaction des Leipziger Buchhändlerbörſenblatts im Namen irgend einer Buchhandlungsfirma, deren Handſchrift von jener nicht gekannt iſt. Ich laſſe in jenes Blatt einrücken: Schriften über die Pflaſterung der Straßen mit Erdpech erbitte mir in fünfzigfacher Anzahl! Zwei Andere rücken drei Tage ſpäter ein: Erdpechſchriften erbitte mir ſchleunigſt per Poſt in ſechzig — ſiebzig Exemplaren; nun rück' ich mit meinem Werke vor und trete damit einem Verleger unter die Augen. Der erſchrickt, ein Werk ſchon fertig zu finden, das er eben bei einem Gelehrten beſtellen wollte; die Nachfrage im Börſenblatt hat ihn ermuthigt, er bezahlt mein Werk und ich verſchwinde." Der Graf, von mehrfachen Empfindungen freudig bewegt, greift auf den Tiſch und ſagt: „Dies Werk iſt von Ihnen?" Die Brüder Schlachtenmalers beſtätigten es und ſingen von

einer Periode der größten Noth an, wo sie dies Experiment gerettet hätte. Schlachtenmaler schämte sich und meinte, ein Trost wäre nur der, daß das Buch in der That über jenen Gegenstand spräche: denn der Buchhändler hätte es nicht gelesen, sondern gleich in die Druckerei gegeben und wär' es auch statt über die Erdpflasterung eine Schrift über die Kantische Philosophie gewesen. Der Graf aber dachte erstens, wie erwünscht ihm ein Mann käme, der über Erdpech schreiben könnte und zugleich Maler und Schauspieler wäre; dann aber, daß man unter Dieben nie gehangen wird. Er sagte: „Meine Herren, ich bin überzeugt, daß wir uns bald verständigen werden, und Sie vielleicht sich selbst jene Fächer wählen, für die ich mir einen Jeden von Ihnen vorläufig zu bestimmen erlaubte. Doch darüber morgen! Nehmen Sie drüben Ihre Wohnung und Erfrischungen ein!" Damit empfahlen sich die Brüder und auch Schlachtenmaler; doch rief diesem der Graf nach: „Noch auf ein Wort!" Schlachtenmaler kehrte um und der Riegel der Thür fiel in's Schloß. Sie sprachen lange und leise, und die Muse weiß nur, was die Frucht der Unterredung war. Indessen schien es doch, als hätte sich rings um das Zimmer eine große Schlange gelagert und einen mechanischen Kreis gezogen und allerhand kleine Teufelchen kugelten aus den Wänden hervor und sprängen an das Schlüsselloch, wo sie lauschten und sich zu verdrängen suchten, um zu hören, was drinnen verhandelt wurde. Und man behauptete unten im Schloßhofe, einige Male wäre da das Fenster geöffnet worden, wo der Graf sein Zimmer hatte, und eine rothgekleidete, scheußliche Gestalt hätte hinausgeblickt, um Luft zu schöpfen, und hätte die Leute mit einer rothgefiederten Mütze begrüßt. Und, wer den Inhalt der dort oben abgeschlossenen Uebereinkunft gekannt hätte, der würde auch wol nicht an dem Erdbeben gezweifelt haben, welches die Leute zur selben Stunde spüren wollten. Der Hund im Seitenhofe des Schlosses wimmerte und die Männer, die im Hofe das Bett gruben, in dessen Mitte der Pelikan stehen sollte, warfen entsetzt die Spaten weg, weil sie auf ein großes Rattennest gestoßen waren, dessen Bewohner ohne Zahl zu sein schienen. Sie wimmelten aus dem Graben

heraus und stürzten alle dem Keller zu, wo der Graf den Brunnen graben ließ. Dann war es wieder (und dies schien in der That gewiß), als stände an der Kelleröffnung eine weiße, jugendliche Frauengestalt. Jeder Arzt würde in ihr die Schwester Hygieens erkannt haben, die Nymphe der Bäder, eine zarte, trauerumhüllte Gestalt, mit einem Kranz von Kräutern und krystallisirten Fischaugen umwunden, die wie Edelsteine aussahen. Als der Rothe oben wieder das Fenster öffnete und Luft schöpfte, floh sie davon, und bald traten heiter und vergnügt, Arm in Arm, der Graf und der Schlachtenmaler aus dem Hause und gingen mit ironischem Lächeln an dem sonderbaren Brunnen vorüber, den der Graf in dem mystischen Gewölbe graben ließ.

Drittes Kapitel.

Das Buch Hiob.

Man kann nicht immer sagen, daß die Unfähigkeit, Jemanden in die Augen zu blicken, das Zurückschrecken vor der Sonne der Wahrheit sei. Blasedow hatte, dem Grafen gegenüber, nichts auf dem Gewissen; doch war es ihm, als müßte er nichts als rothe und grüne Flecken sehen, wenn ihm die stechenden Augenstrahlen des Grafen gerade die seinigen blenden würden. Er wußte auch, daß der Graf die Kunst besaß, heiter und wolkenlos auf einem Vulcan zu stehen und scherzen zu können, selbst wenn Nemesis schon mit ihren Katastrophen an die Thür pochte. Blasedow konnte den Blick nicht aushalten, der ihn durchbohrend treffen würde, wie er schon faßte; und so dachte er: „Ich will mich in die Seele des Grafen hineinschämen und roth werden über das, was *sein* Gewissen drückt!“ Und wer wird unserm alten Freunde nicht zeugen, daß uns die Fühllosigkeit mancher Menschen und den Augenblicken, wo sie zerknirscht sein sollten, ihre halsarrige Ruhe geradezu vernichten und grausam quälen kann?

Wie mancher gefühlvolle Richter möchte dem Verbrecher um den Hals fallen und ihn beſchwören: Verſöhne doch wenigſtens das Gleichgewicht der Natur und der moraliſchen Ordnung durch eine Thräne über Deine Störung derſelben! Und von Blaſedow kann man berichten, daß ihn in ſeiner Jugend ein Bekannter beſtohlen hatte, worüber er alle Faſſung verlor und ſeine Anſprüche aufgab, als er den Dieb vor ſich ſah, und ihn der Richter ſeiner That überführt hatte, und ſich kein Tropfen Reue in ſeinem Auge ſpiegelte. Ja, wen hätte die Geliebte nicht um allen Frieden gebracht, die, ungeachtet ihrer Liebe, ſtarr und kalt bei der Ausſicht auf einen möglichen Bruch, den ſie oder Du verſchuldeten, blieb, und ſich mit ſtarrem Schmerze in die tödtliche Dialektik einſpann: Wer mich aufgeben kann, der mag es können; um zu lieben, will ich geliebt ſein!

Blaſedow flüchtete in die Verwirrung des Parks, der hinter dem Schloſſe theils verwüſtet, theils umgeſchaffen wurde. Er ſah bald, daß es ſich hier um die Erzeugung künſtlicher Ruinen handelte, und ſchwer fiel es ihm auf's Herz, daß er ſelbſt eine ſo natürliche war! Seitdem er ſich in dem Erfolge ſeiner Erziehungsträume getäuſcht hatte, glich er einem entwurzelten Baume, bei dem man zu lange gewartet hatte, um ihn wieder in ein anderes Erdreich zu verpflanzen. Der Augenblick, wo die Blätter und Blüthen ſeines Geiſtes die gewaltſame Veränderung nicht würden geſpürt haben, war verpaßt, und nun welkte er allmälig ab und war ſich ſelbſt eine Laſt. Moraliſche Vorſtellungen miſchten ſich wenig in dieſe Dumpfheit, die ſeinen Geiſt drückte, ob er gleich fühlte, daß alle ſeine Söhne durch ihn verpfuſcht waren und keinem die Kraft innewohnte, irgend eine ſelbſtgewählte Lebensrolle mit künſtleriſcher Freiheit durchzuſpielen; er nahm vielmehr dieſen Erfolg und ihrer Aller Unglück als ein organiſches Verhängniß, wo Niemanden ein Vorwurf träfe, als höchſtens den Zufall, der gerade in dem Jahre, wo ſeine Hoffnungen reifen ſollten, einen Mißwachs wollte. Ja, es fehlte ſogar an Momenten nicht, wo er ſich über das abendliche Ergebniß ſeines Lebens tröſtete und ſagte: „Muß es nicht Menſchen geben, die gleichſam einem Netze oder Korbe ähnlich ſind, in

welchem die Frauen alle überflüssigen Enden Band, Zwirn- und Seidenfäden, Taffetreſtchen und was vom beiten Werke übrig bleibt (und da es unnütz iſt, nur im Wege liegt), anſammeln? Wir haben die ſchönſten Stoffe in uns vereinigt; nur ſind ſie überflüſſig, weil ſie zu kurz ſind und nicht ausreichten, um noch an den Meiſterwerken ſelbſt verwandt zu werden. Es giebt große Menſchen, die gerade aus einem Stoffe aufgingen und ſich vollendet abrundeten; es giebt andere, die Alles in ſich beſitzen, nur nicht von jedem ſo viel, um daraus Eins machen zu können. Die Einen ſind Individuen, die Anderen ſind Collectivmenſchen; jene ſind die Herrſcher der Welt, und dieſe ſollten ihre Rathgeber ſein; jene ſchaffen, dieſe denken."

Als Blaſedow den Entſchluß ſeiner Söhne billigte, Schauſpieler zu werden, und ſich bereit erklärte, zwar nicht zu ſpielen, ihnen aber die Lampen zu putzen — ach, er that dies einige Jahre hindurch mit einer ſtill in ſich hinein lächelnden Entſagung — da waren ſeine Vorſtellungen dieſe: Wer den Stoff der Größe in ſich trägt, aber nicht das Modell dafür, ſie auszuformen, oder derjenige, dem der Stoff mit zu vielen heterogenen Beſtandtheilen verſetzt iſt, der ſollte immer Schauſpieler werden! Das gerathene Genie dichtet das Werk und das verdorbene Genie ſtellt es dar. Der Heros wirft aus einem Guſſe hin und zeichnet die großen Contouren, welche dann der Schauſpieler ausfüllt und ſo bewunderungswürdig belebt, daß der Heros ſelbſt vor ſeiner Schöpfung erſchrickt: denn, daß man ſo Lebendvolles daraus zaubern könne, hatte er nicht gedacht. Ein Schauſpieler war für Blaſedow (wie für Hamann in Königsberg jeder Jude) Gegenſtand einer tiefen religiöſen Verehrung, ein Wunder: „denn," ſagte er ſich, „wie Großes und weiche Bewunderung vor der Größe muß nicht in einem Menſchen leben, der die Helden noch faſt über ihren natürlichen Wuchs hinaus erhebt; und ſelbſt ſeine Uebertreibungen und Uebergriffe verrathen noch das ungeheure Maß von Genie, das dieſe Menſchen dem Genie zutrauen, verrathen die abgöttiſche Verehrung, die ſie vor der Erhabenheit und dem menſchlichen Heroismus haben. Wenn ſich die Geſinnungen und Empfindungen der Menſchen bei ſteigender

Cultur noch mehr und mehr ausflachen sollten und die Diplomatie der Umgangssprache und Umgangsgeberden jeden originellen Zug wegfeilt und wegfächelt, den der entschlossene Wille und die unerschrockene Ueberzeugung sonst anzunehmen gewohnt war: so werden es die Schauspieler sein, die uns die Tradition des menschlichen Gemüths und seines halb göttlichen, halb thierischen Ursprungs erhalten. Sie werden Tyrannen zeichnen, so daß wir im Stande sind, solche aus unseren constitutionellen und die Hände der Bürger drückenden Staatsoberhäuptern herauszukennen; sie werden den Geiz schildern, der sich längst hinter einer scheinbaren Lebensphilosophie verbirgt; den Haß, der sich längst wie Liebe geberdet; den Spott, der längst die Miene des Lobes angenommen hat; den Neid, der beinahe schon die Miene der Freigebigkeit macht; die Verfolgung und Verleumdung, die sich jetzt schon hinter Küssen verbergen. Wie ist schon so manches in den menschlichen Gefühlen, die das vorige Jahrhundert durchzitterten, eine Fabel geworden! Das Theater aber hat die lebendige Anschauung jener Empfindsamkeitsperiode und jenes Iffland'schen Familienjammers, in welchem wahrlich eine große Wahrheit trotz der Caricatur lag, erhalten, das Theater, wo diese uns schon wie im Herbarium aufgetrocknet bedünkenden Affecte frisch aufblühen und einen Duft verbreiten, der unsere starren und kälteren Empfindungen betäubt und überwindet. Um wie viel wichtiger wird die Kunst des Schauspielers werden, wenn erst die glatte Oberfläche der Convenienz alle Falten des Antlitzes, alle Falten der Gewänder, auch derer, in welchen Mörus einst noch einen Dolch tragen konnte, geebnet haben und die Natur nur noch auf dem Theater zu finden sein wird."

Doch hatte gewiß Blasedow selbst beim Lampenputzen eingesehen, daß so vieles Häßliche und Unbedeutende, wird es nur in eine glückliche Beleuchtung gestellt, einen Schein von Schönheit und Reiz annehmen kann. In so Vieles legt das Dichtergemüth tieferen Sinn. Blasedow hatte angefangen, das Theater recht für die höhere Weihe und Versöhnung seiner verfehlten Erziehungsmaximen zu halten. Dadurch hatte er sich gewöhnt, nun auch Alles und Jedes in seinem eigen-

thümlichen und aus ihm, dem Dinge und seinen Verhältnissen selbst, ausströmenden Aether zu lassen; etwas hinzuzuthun aus sich oder den Aether der Dinge zu destilliren in höhere Gedankenverbindungen, daran verzweifelte er, seitdem er wußte, daß sich das Meiste im Leben schön ausmalen und das Wenigste davon doch selbst ohne Qual durchleben läßt. Er sagte: „Nichts bleibt uns, als die Klage — wehmüthig genug — auch die stolzen und kühnen Heldensagen der Vergangenheit schlossen mit dem Geständniß, daß man nur Eins immer und ewig gewiß sein könne, des Schmerzes; der Schlußstein der Nibelungen ist der Leichenstein der Klage." Und ein andres Mal sagte er: „Ich bin der Chor der griechischen Tragödie!" Und als solchen duldet ihn und tragt ihn und zürnet ihm nicht, daß er dort ruhig und gelassen durch die Hecken schreitet, scheinbar empfindungslos an den Bäumen hinaufsieht und wie abwesend sich die künstlichen Felsen betrachtet, die der Graf zu hydraulischen Versuchspielen benutzen wollte! — In einem kleinen Bosquet, welches zur Zeit noch vom Baugeiste, der hier Alles in etwas Merkwürdiges verwandeln wollte, verschont war, bemerkte unser schwermüthiger Wanderer eine verhüllte Frauengestalt; wenigstens war ihr der an einem kleinen Sommerhute getragene Schleier etwas in's Antlitz gefallen, und gab ihr das Ansehen einer in sich verloren Nachdenkenden. Und saß sie nicht auch wirklich da, wie ein Bild der Melancholie, und würde diesen Eindruck auch ohne Schleierfall gemacht haben? Wie sich Blasedow näherte, blickte die Dame auf, und wie sie ihn erkannt hatte, wußte Gräfin Sidonie nicht, ob sie aus der Orgel ihrer Empfindungen dieses oder ein anderes Register anziehen sollte. Sollte sie die Gräfin sein, die huldvoll und herablassend den alten Bekannten grüßte und ihn ihrer Gnade versicherte, oder sollte sie der Landpartie nach Dreifelden und des rothen Ochsen gedenken oder des unterbrochenen Theeopferfestes, an welchem der Pfarrer ja Theil genommen, oder sollte die lichte, helle Wahrheit aus ihrem Auge klagen und selbst die Thräne nicht verleugnet werden, die sich eben darin spiegelte? Ach, so steht oft der Mensch wie eine Windharfe dem sanften und dem zeitig stürmischen Luftzuge gleich offen oder er weiß bei einer

schnellen Ueberraschung die nackte und ausgestorbene Brust mit keiner Hülle zu bedecken und muß sich gefangen geben! Oft knicken im Nu die frischesten und eiligsten Entschlüsse oben am Stengel ab; dem Helden sinkt die Waffe nieder, die er kaum erhoben: er fühlt den Tod im Arme oder erkennt durch eine Spalte des Visirs hindurch seinen eigenen Bruder, sein Wahlverwandtes. So entwaffnet stand Sidonie. Hundert Scherze und Vorstellungen erstarben ihr auf der zu den alten Lügen (die sie für eine schwere Standespflicht ansah) schon angeschlagenen Zunge; sie mußte den schon zu einem künstlich unbefangenen Willkomm erhobenen Fuß und sich selbst auf die Rasenbank sinken lassen und der Wehmuth ihres Gefühls, da den guten, und nicht minder wie sie, unglücklichen Mann wieder zu sehen, Raum geben. Blasedow aber, nur des Lügengeistes der Gesellschaft sich bewußt, verstand auch diesen Empfang sich nicht anders als im Sinne der Komödie zu deuten und sagte nicht ohne einige Ironie: „Wie unbequem muß es Ihnen sein, in dieser Zerstörung zu leben, wo sogar der Wiederaufbau, mit dem ich rings die Arbeiter beschäftigt sehe, nur einen künstlichen Verfall vorstellen soll? Haben Sie mich noch nicht vergessen, Frau Gräfin?"

„Ach, lieber Freund," sagte die Gräfin, „wir Menschen haben oft diejenigen als Leitsterne, die man an unserm Lebenshorizonte gerade am seltensten sieht. So Mancher weiß nicht, wie er in die Berechnungen eines Andern und oft geradezu in sein Gewissen verflochten ist. Man kann sich sehen und nie sprechen und doch für einander eine Beziehung haben, die man Niemanden und kaum sich selbst eingesteht."

Blasedow, der diese Wahrheit fühlte, sie aber in diesem Falle nicht auf sich zu beziehen wagte, wich deren Schlußfolgerung aus, und schrieb sich davon nur so viel zu Gute, daß er fortfuhr: „Wenn ich Ihr Gewissen bin, gnädige Frau, dann sind Sie sanft und gut gebettet!" Und nun setzte er sich an ihre Seite, betroffen über die Schwermuth, die den Stolz dieser Frau, er wußte noch nicht, ob verschleiert oder vernichtet hatte.

„Sie haben viel gelitten, lieber Freund," begann Sidonie, und Blasedow ergänzte, sie verbessernd: „Leiden wollen, meine

Ludwig

(erhebt ſich hinten plötzlich und kommt langſam vor. Die Uebrigen laſſen ihn durch und gruppiren ſich in beſcheidner Entfernung).

Lamoignon

(drückt ſich ganz an die Seite).

Das Tuch — war gelb!

(Große Pauſe.)

Lionne (bei Seite).

Hat den König eine Stelle verwundet?

Dübois (bei Seite).

Vielleicht eine perſönliche Beziehung —

Chapelle (bei Seite).

Oder ein ſchlechter Vers —

Lamoignon (für ſich).

Das Tuch war gelb!

Delarive.

Majeſtät geruhen zu befehlen — Sire, dürft' ich —

Lionne.

Die Sprache des Stückes ſcheint Ew. Majeſtät doch wohl zu frei?

Chapelle.

Ich habe bis jetzt ſchon ſechs falſche Reime gezählt —

Lionne.

Wünſchen Ew. Majeſtät einen Proteſt? —

Lefèvre.

Ein Mandat?

Beste! Und besser ist es immer, unglücklich durch sich selbst, als durch die Umstände sein. Wenn der Arzt eine versteckte und nicht recht ausgesprochene Krankheit sieht, so befördert er ihre Entwickelung und sucht ihr gerade jene normale Gestalt zu geben, die sich sichrer heilen läßt."

„So hoffen Sie also?" fragte Sidonie, und legte in den Ausdruck ihrer Stimme einen Ton, als hätte sie es an sich selbst erfahren, wie unmöglich dies sei.

„Ich würde hoffen," antwortete Blasedow, „wenn ich jünger als meine Söhne wäre. In ihnen liegt mein Unglück, wie in dem Unglück meiner Söhne wieder meine Schuld liegt. Ich würde glücklich und ruhig sein, wenn ich jedem meiner Kinder sein Grab zuwerfen und einen einfachen Denkstein darüber bauen könnte; ich würde gerade dann hoffen, auf Friede wenigstens, wenn ich nichts mehr zu hoffen habe. So steh' ich Mann jetzt so weit von meinen Söhnen ab die ich mir einst dem warmen Herzen so nahe gebracht hatte: sie können mir ein Recht, ihnen Vater zu sein, kaum gestatten, und doch trabe ich, als fünftes Rad, an ihrem Wagen einher, schleppe nur und drehe mich nicht mehr um meine eigene Are. Und wenn es einen Trost gäbe, wollen Sie ihn wissen? Brauchen Sie ihn?" — Sidonie schwieg. „Nun," fuhr Blasedow fort, „so ist es die Unbegreiflichkeit des menschlichen Daseins. Ach, meine liebe gnädige Frau, wüßten wir die Lebensaufgabe, die Gott den Menschen gestellt hat, dann wären wir übel d'ran: die Unglücklichen, die ihr Unglück selbst verschuldeten, diejenigen, denen alle ihre Pläne fehlschlugen, hätten dann keinen Trost mehr. Ich sehe so oft in stiller Nacht die Sterne an und denke bei mir: Was jagt nun wol und rennt die Welt, was kümmern sie die eingebildeten Aufgaben und selbstverschuldeten Leiden, was lügt sie vielleicht über unser Sollen und Müssen, unser Treffen und Verfehlen! Es ist so schön, sich mit sanfter Ergebung unter den Wettern zu beugen, die dicht über unserm Haupte vorüberziehen; es ist so schön, gehorsam zu sein und zu dulden. Und wenn denn doch einmal in der Welt und in unserm Verhältniß zu ihr nichts ohne Ehrgeiz sein kann, nichts ohne ein, wenn auch noch so leise ausgesprochenes Interesse, so

wäre es ja möglich, meine liebe Frau, daß gerade der Boden, den wir mit unſeren Thränen und mit dem Stroh unſeres Unglücks düngen, gerade die Thorheiten und Irrthümer, denen wir uns im guten Glauben hingaben, und die wir dann vor der Welt ſo ſichtbar, ſo an den Pranger geſtellt, zu bereuen haben, das rechte Ackerland bilden, auf welchem die Lebensaufgabe blüht und dereinſt ihre Früchte tragen wird. Verſuchen Sie es nur, meine Liebe, das Elend des Lebens als eine Aufgabe zu betrachten, ſo wird es Ihnen bald ſo werden, wie mir. Ich habe verſucht, es in der Löſung dieſer Aufgabe bis zur Virtuoſität zu bringen und ein ſtillvergnügter Märtyrer der Widerwärtigkeit zu werden: das giebt Heiterkeit und Troſt, und läßt ſogar wünſchen, das Maß möchte ſich immer mehr füllen und das Elend dicht über den Rand laufen." Sidoniens Lächeln über dieſe Worte machte nur, daß die dadurch entſtehenden kleinen Falten die mit Mühe verhaltenen Thränen leichter entgleiten ließen. Dann verſuchte ſie die erſtickte Stimme zu überwältigen, und mit einem Nachdruck, der nur die Rührung zurückdrängen ſollte (wer die Thränen kennt, weiß, was ich ſagen will), zu antworten: „Hätte nur der Schmerz nicht immer ein beſtimmtes Colorit und ginge lieber gleich, wie es leider ſchon bei Ihnen zu ſein ſcheint, auch bei mir von einem allgemeinen, grauen Dunſtkreis, der Ihren Horizont bildet, aus! Aber ſo niſtet ſich zwiſchen verbrannte Steppen immer wieder etwas friſches Grün, flicht ſich in den Todtenblumenkranz immer wieder durch Zufall eine Roſenknospe oder ein kleines Veilchen ein, daß man jener Reſignation, die Sie mir ſchildern, nicht völlig Herr werden kann. Die Täuſchung iſt der Anfang des Schmerzes und die Entſagung ſein Ende. Aber bei mir — ach — das iſt unmöglich zu ſagen, was man leidet, wenn das Leiden nicht anerkannt wird, wenn man die Miene des Glücks ſelbſt im Unglück tragen muß und das Widerwärtige meiſt nur als die Folge eines ärgerlichen Zufalls betrachten kann. Dann kommt wol ein Augenblick, wo man die Maske abwerfen möchte und ausrufen: Ich bin allein! ein Augenblick, wo man im Begriff iſt, alle Fenſter ſchwarz zu verhängen und mit dem Leben — ja, daß ich's nur ſage — auch mit der

Lüge abzubrechen; aber — ich fühl' es wol, es gehört dazu ein größerer Geiſt, als ich ihn beſitze, ein Heldenmuth, den ſelbſt die Frauen nicht hatten, die da Klöſter ſtifteten: denn wurden ſie dafür nicht als heilig verehrt?" — „Und wurden ſie nicht Aebtiſſinnen dieſer Klöſter?" ergänzte Blaſedow lächelnd.

„Ach," fuhr die Gräfin fort, „es iſt gerade die gegenwärtige Lage, in der ich mich befinde, die mir dieſe Reiſe zu einem völligen Abſchluſſe mit dem Leben giebt. Was mich ſo ſchmerzhaft bewegt, iſt der Contraſt meines geängſteten und nichts mehr hoffenden Gemüths und die tollkühne, frevelhafte, ich möchte faſt ſagen, gottesleugneriſche Art, wie mein Mann da gräbt und baut und ſich und Andere täuſcht. Da hat er den Kopf voll verwegener Projecte und ſchläft kaum, und iſt in einer Aufregung, die vollkommen verräth, wie viel davon abhängt und wovon er ſchon abhängt! Er lärmt und arbeitet und grübelt und legt ſelbſt Hand an in Hemdärmeln, mit Schweiß an der Stirn, und ſo ſehr ich's in ſeinem Zuſammenhange verachten muß, ſo viel Mitleid koſtet mich's wieder, und ſo viel Thränen. Die trügeriſche Vorſtellung, als könnte durch all' dies Toben und Hämmern und Zimmern etwas erreicht und möglich werden, iſt es, die mich ängſtigt: denn ich ſehe ja, daß es wie Schattenſpiel an der Wand und aller Weſenheit und Solidität baar und bloß iſt." — „Ich ſoll eine Rolle dabei ſpielen," fiel Blaſedow ein, „oder bin wenigſtens der Ballaſt Derjenigen, auf die der Graf hierbei rechnet, meiner Söhne. Ich denke, wenn die Gegend eine merkwürdige werden ſoll, ſo muß es dabei Menſchen von allerhand Charakteren geben."

„Kommen Sie," ſagte Sidonie, indem ſie ſich erhob und Blaſedowen den Arm reichte; „ich zeige Ihnen eine Stelle, wo ich mir den Hain von Montmorency und das Cenotaph Rouſſeau's mit ſeinen Trauerweiden nachkünſteln will." Sie ſchritten langſam vorwärts, oft gezwungen, über verſtümmelte Gartengötter, die im Wege lagen, den Fuß zu heben, über Baumſtämme, die ſich in bergige Erhöhungen verwandeln ſollten, wegzuſchreiten, bis ſie allmälig hinter den Bäumen verſchwanden.

Viertes Kapitel.

Die Reclame.

Nicht lange nach dieſen Vorgängen las man in mehren öffentlichen Blättern einen Bericht, den wir, da er nicht unwahrſcheinlich in den Zuſammenhang unſerer Geſchichte gehört, hier wieder abdrucken wollen:

Das Bad Amalienbad.

Schon zur Zeit, als Herr von Metzenthin noch Beſitzer jener freundlichen Herrſchaft und Gegend war, welche ſich jetzt unter dem Namen Amalienbad aus einem Sandmeere wie eine blühende Oaſe erhebt und in der Fürſtenkrone Vierhufens wie ein prangender Diamant erglänzt, bemerkte man oft, daß die herrſchaftliche Wäſche nicht jenen Grad von Weiße erreichen wollte, den man durch einen beiſpielloſen Aufwand von Mühe und Seife nothwendig und bei einem natürlichen Hergange der Dinge hätte erreichen müſſen. Die Tiſchtücher, Servietten, ja, die feine Leibwäſche des Herrn von Metzenthin ſelbſt und die Garderobe ſeiner Töchter (leider war Herr von Metzenthin ſeit Jahren Witwer) machten ſich nicht nur durch einen auffallenden hellbräunlichen Schimmer, der darauf lag, ſondern auch durch einen widernatürlichen Geruch ſo bemerkbar, daß vielleicht einer der Gründe, warum Herr von Metzenthin die jetzige Standesherrſchaft Amalienbad verkaufte, in dieſem Umſtande zu ſuchen iſt. Auch der jetzige Beſitzer, Graf von der Neige, bemerkte bald nach ſeiner Anſiedelung auf der Herrſchaft, daß ſeine Wäſche ſich durch einen Teint auszuzeichnen anfing, den er jedoch, ein feiner Kenner der Chemie und mehrer angewandten Zweige der Naturwiſſenſchaften, bald als verwaſchene, ſogenannte Eiſenflecke erkannte. Das Phänomen war auffallend und mußte die Neugier eines Mannes reizen, der nichts, was zur Bereicherung ſeiner Kenntniſſe dienen könnte, zu unterlaſſen gewohnt iſt. Er unterſuchte den Brunnen, welcher das Waſſer

in die herrſchaftliche Waſchküche leitete, und fand zu ſeinem Erſtaunen, daß derſelbe in einem außerordentlichen Grade mineralhaltig iſt. Den Herrn Grafen nahm dieſe ſpäte Entdeckung eines für unſere Monarchie und die angrenzenden Länder ſo äußerſt wichtigen Factums kein Wunder: denn der betreffende ſegensreiche Brunnen war im Untergeſchoß des Schloſſes ſelbſt gegraben und wurde lediglich, da man vielleicht längſt zu dem Waſſer kein Vertrauen hatte, zur Reinigung der herrſchaftlichen Wäſche benutzt, deren gelbliches Ausſehen allerdings längſt hätte Verdacht erregen ſollen. Der Herr Graf, im Entzücken über dieſen Fund, rief aus: „Hier ſollen künftig keine Hemden mehr, ſondern die Menſchen gewaſchen werden!“ Ein Ausruf, der ſich jedoch als zu ſanguiniſch ergab, da die Quelle nicht ſtark genug iſt, um von ihrem Abfluß baden zu können. Die herbeigerufenen Aerzte und Chemiker erklärten, Amalienbad würde eine der ſegensreichſten mineraliſchen Trinkanſtalten des Vaterlandes und der geſammten Umgegend werden, und ſchon ſollen mehre Werke darüber unter der Preſſe ſein.

Die genaueſten chemiſchen Unterſuchungen ergaben folgendes Reſultat: Die nach der geliebten Landesmutter ſogenannte Amalienquelle iſt eine überwiegend eiſenhaltige, doch von der Art, daß ihr durch eine ſanfte Miſchung von Laugenſalz jene ſtrenge und zuſammenziehende Eigenſchaft geraubt wird, die das urſprüngliche Weſen des Eiſens bildet. Saliniſche Theile kommen hinzu, um dieſe wohlthuende Miſchung noch zu befördern, und die mehr erhitzenden Eigenſchaften durch ſanft eröffnende und auflöſende zu vertauſchen. Die Amalienquelle enthält auf einen Grad Eiſen faſt zwei Grad Glauberſalz und einen halben Grad ſalzſaurer Magneſia. Die Beſtandtheile von Mineralalkali, ſalzſaurer Kalkerde, Kochſalz, Magneſiakalk und Alaunerde halten ſich in einem anmuthigen Gleichgewichte, ohne daß eins vor dem andern beſonders hervorſchmeckte. Der Extractioſtoff iſt außerordentlich gering, dagegen der Cubikzollinhalt des kohlenſauren Gaſes faſt ſo ſtark wie in Pyrmont, nämlich achtundzwanzig, was jedenfalls ſo viel iſt, als auch die Quelle in Driburg zählt, und

mehr, als ſich Schwalbach, Spaa, Brückenau und Lauchſtädt rühmen dürfen.

Wenn wir ſpäter die Verdienſte aufzählen werden, welche ſich der derzeitige Beſitzer der Amalienquelle, Herr Graf von der Reige, um dieſe „ein Kind ſeiner Laune“ gewordene Entdeckung und die Umwandlung derſelben in ein mit vielen berühmten Bädern rühmlichſt wetteiferndes Badeweſen erworben hat, ſo erwähnen wir jetzt diejenigen Krankheiten und menſchlichen Leiden, gegen welche, nach übereinſtimmender ärztlicher Prüfung, Amalienbad ſich allen Siechen und ſich Uebelbefindenden empfehlen läßt. In der kurzen Zeit, wo ſich die Heilkraft des Amalienbades in der nächſten Umgegend verbreitete, wurden ſchon mehre Privatkuren verſuchsweiſe und zu allgemeiner und beſonders zur Zufriedenheit der Leidenden ſelbſt in dieſem neuen Tempel Hygieens vollzogen. Mehre, durch Ausſchweifungen in der Blüthe ihrer Entwickelung ſtillgeſtandene und verkümmerte Leidende, die wir aus Discretion nicht anführen dürfen, haben die ganze Kraft dieſes, wie Hufeland von dem Driburger Brunnen ſagt, excitirenden, reizenden, erhitzenden, das Blut nicht allein bewegenden, ſondern in ſeinem rothen balſamiſchen Theile vermehrenden, erwärmenden, tonisch ſtärkenden und zuſammenziehenden Waſſers erlebt. Die Bleichſucht einer jungen, ſentimentalen Schwärmerin iſt bereits mit einem friſchen, erfreulichen Roſenabglanz übermalt. Ein gerade durchreiſender, faſt hyſteriſch-hypochondriſcher Engländer wurde durch mehre Gläſer dieſes ermuthigenden Zaubertrankes von dem ſchrecklichen Entſchluſſe abgehalten, ſich um's Leben zu bringen, welches er auch in dem Badgedenkbuch ſelbſt niedergeſchrieben hat, mit dem Charakter, den er ſich gab: Lord John Butterfly, geheilter Selbſtmörder!

Wäre unſere Gegend katholiſch, welche Votivtafeln würden nicht die Tauſende, denen hier Rettung und Geſundheit fließt, am Eingange des Amalienbades aufhängen dürfen! Hieher komme, wer an Krampfkoliken, Bruſtkrämpfen, nervöſem Schwindel und Epilepſie leidet, welches letztere Uebel ſelbſt in Pyrmont keine Heilung findet. Alle Krankheiten des Magens und Verdauungsſyſtems, die in Schwäche ihren Grund

haben, chronischer Appetitmangel, habituelles Erbrechen, Schwerverdaulichkeit, Blähsucht, Schleimsucht können, so gut wie chronische Diarrhöen, Lienterien, schleimichte Hämorrhoiden, oder wie Hufeland richtiger sagt, der weiße Mastdarmfluß, hier eine sichere und gründliche Heilung erwarten. Die chlorotische Dyscrasie, welche in dem Mangel an rechter Lebenswärme im Blute besteht und die nach einer Periode gewaltiger Aufregung, die Europa erlebt hat, die gegenwärtigen Zeitgenossen überfallen zu haben scheint, wird am Amalienbrunnen bald verschwinden. Auch Würmer gehen Einem hier ab, selbst wenn man deren bisher keine in sich verspürte. Alle widernatürlichen Hemmungen des für das menschliche Dasein so unerläßlichen Wasserlassens, als da sind Strangurie und Blasenkatarrh, schwinden nach dem Genusse dieses stark auf den Urin treibenden Wassers. Wir wollen einige Krankheiten nicht erwähnen, die der Anstand zu nennen verbietet, aber doch anführen, daß sich chronische Geschwüre eben so gut hier entwickeln und auflösen, wie das männliche Unvermögen bei einer geregelten Kur sicher schwinden wird. Frauen, die zum Abortus geneigt sind, kann hier die Hoffnung, auf ihrem Arme dereinst noch süße Kinder zu schaukeln, wiedergegeben werden, da die krampfhafte Reizbarkeit des Uterus bald vor dem Trunk aus dieser Amalienquelle weicht. Die weibliche Unfruchtbarkeit wird künftig nicht mehr nöthig haben, nach Ems zu reisen: denn auch dieses Bad heilt sie, und das um so sicherer, als wir schon von seinem Einflusse auf die entsprechende Unfähigkeit der Männer sprachen, für welche in Ems kein Kraut gewachsen ist. Ueberhaupt alle Krankheiten des Gebärmutterlystems, die schmerzhafte Menstruation mit ihren gleichzeitigen Koliken, Erbrechungen, Ohnmachten und ähnlichen hysterischen Zufällen müssen hier ebenso weichen, wie selbst, was bei anderen Bädern unmöglich ist, die übertriebene Vollsaftigkeit des Uterus, woraus so leicht Verhärtungen, Polypen und Metastasen von pforischen, arthritischen und anderen bedenklichen Stoffen an jenem empfindlichen Theile entstehen. Es ist dies nur eine kleine Skizze jener Krankheitsgruppen, die durch das Amalienbad überwunden werden; den Aerzten und dem späteren Erfolge muß es

überlassen bleiben, ob sich dies Register zum Wohle der leidenden Menschheit noch vermehren läßt.*)

Da aber bekanntlich der Erfolg aller Badekuren davon abhängig ist, ob sich mit ihnen auch der Genuß einer angenehmen Gegend und einer heiteren Geselligkeit verbindet, so hat der gegenwärtige Besitzer und Entdecker der Quelle, der Herr Graf von der Reige, sich angelegen sein lassen, seiner Herrschaft all' die Reize wieder zu geben, mit welcher die Natur und Kunst sie früher bedacht hatten und welche nur so lange in Verfall gerathen waren, als Herr von Metzenthin und dessen Töchter sich vergebens um den Teint ihrer Wäsche grämten. Der Herr Graf scheute keine Kosten, um das Schloß und die dazu gehörigen Besitzungen nicht nur in einen wohnlichen Zustand wieder zu versetzen, sondern sie selbst noch für höhere Anforderungen reif zu machen. Er legte passende Communicationswege an, auf welchen man von den verschiedensten Seiten her zum Amalienbade gelangen kann; er schuf einstweilen das außerordentlich große Schloß in eine äußerst fashionable Herberge für die Badegäste um, indem er nur einen kleinen Theil der fast zahllosen Gemächer für sich und die Dienerschaft zurückbehielt. Im Dorfe sind für minder vermögende Besucher alle nöthigen Vorkehrungen und Bequemlichkeiten getroffen worden. Der Bad-Inspector, Herr Schlachtenmaler, wird über Alles, was zum Comfort der Kurgäste dienen könnte, bereitwillige und gefällige Auskunft geben. Die Zierde des Amalienbades ist die reizende Parkanlage, die sich theils schon bei Herrn von Metzenthin's Zeiten vorfand, theils erst jetzt eine Wiedergeburt erfahren hat, die sie zu einer ganz neuen Schöpfung macht. Mit Vergnügen werden Diejenigen, welche wahrhaft Leidende sind,

*) Die Amalienquelle fließt zur Stunde noch nicht reichlich genug, um ihr auch einen äußerlichen Gebrauch abgewinnen zu können. Einstweilen sind unter diesen Umständen die Brunnengäste sicher, daß sie kein Wasser trinken, in welchem sich schon andere gebadet haben: wie es denn noch jetzt Leute giebt, die mit Recht keinen Rothwein trinken, weil sie leicht auf jenen Jahrgang fließen könnten, in dessen Ernte sich Jerôme, der König von Westphalen, seine Krankheiten abzuspülen pflegte.

hören, daß Amalienbad in einer nicht gebirgigen Gegend liegt. Denn jeder Arzt bestätigt, daß die Berge das zu verderben pflegen, was die Bäder gut gemacht haben. Sie sind zur Mittagszeit willkommen, aber des Morgens und Abends athmen sie Dünste und Nebel aus, welche einen gleichzeitigen Aufenthalt in der freien Natur dem Kranken unmöglich machen. Regengüsse und Gewitter treten in Gebirgen öfter ein, als die Natur zu ihrer Abkühlung deren bedarf, die Parthieen sind mühsam zu ersteigen und bringen beim Gebrauch von Stahlwasser Congestionen nach dem Kopf hervor. Darum kann sich Amalienbad seiner Lage in einer reizenden Ebene rühmen. Sanfte kleine Anhöhen geben dem Blick malerische Fernsichten; Bäche murmeln durch das frische Wiesengras, auf welchem sich idyllisch die Heerden der Herrschaft tummeln. Das Geläute dieser Thiere trägt nicht wenig dazu bei, dem Amalienbade, mit Abzug der Gebirge, einen fast schweizerischen Charakter zu geben. Wenn der Park für den täglichen Spaziergänger, der nicht zu weite Wege liebt, ein Ort der geistreichsten Erholung, wie wir dies besser unten erklären werden, sein wird, so liegen doch auch in der nächsten Umgegend des Amalienbades einige entferntere Punkte, denen theils die Kunst, theils die Natur ein reizendes Interesse gab. Parthieen und größeren Gesellschaften, die sich vereinigen wollen, werden wir schon vorläufig mehre liebliche Spazierfahrten bezeichnen können, welche einen größeren Aufwand von Wandermuth sicher belohnen. Der Hirschpark ist ein schattiges Tannen- und Birkengehölz, in welchem sich zur Zeit zwar nur ein gezähmter Hirsch aufhält, doch dagegen zahllose wilde, die oft rudelweise durch die Büsche springen. Leider sind sie in dem Grade scheu, daß sie nichts so sehr, als die Nähe der Menschen fürchten, und man oft Tage lang locken muß, bis man ihrer ansichtig wird. Der zahme Hirsch dagegen ist ein sanftes, freundliches Thier, mit welchem sich die Kurgäste um so lieber beschäftigen werden, als neben seiner Einfriedigung, durch die Fürsorge des Herrn Grafen, ein Wirthshaus angelegt ist, dessen gegenwärtiger Besitzer nicht ohne Fertigkeit auf der Geige ist. Sein Sohn bläst die Flöte und seine Frau schlägt die Harfe, so daß außer der

regelmäßigen Bademusik an der Amalienquelle auch hier ein musikalischer Genuß für einen dergleichen Liebhaber stündlich anzutreffen ist.

Ein ander Mal rathen wir den Kurgästen, die Fasanerie und das Vogelhaus zu besuchen. Auch diese Sehenswürdigkeiten liegen in einem schattigen Gehölz. Mehre ausgespannte Netze schließen eine Anzahl böhmischer Fasanen ein, von denen wir nicht wünschen wollen, daß sie bei Ankunft der späteren Badegäste von den früheren schon verzehrt sein möchten. Jedenfalls würde dann der Herr Graf Sorge tragen, aus Böhmen einen neuen Transport zu verschreiben. Das Vogelhaus enthält eine artige Sammlung der beliebtesten Singvögel. Canarienvögel, Zeisige, Finken leben hier im traulichen Verein, und räumen die Oberherrschaft über sie einer alten Eule ein, die aber, um die Damen nicht zu erschrecken, nicht natürlich, sondern ausgestopft ist. Auch hier ist für Erfrischungen durch eine sich mehr dem Russischen nähernde Herberge gesorgt.

Die Eremitage, auch die Grotte der Liebenden genannt, ist eine reizende Anlage auf der Südseite des Amalienbades. Vor vielen Jahren hat hier in einem nach gothischer Art gebauten Hause, das über und über mit Moos ausgelegt ist, ein frommer Einsiedler gelebt, von welchem aber die Sage ging, daß sein nur der Zurückgezogenheit vom Leben gewidmetes Dach oft auch für unglückliche Liebende der Umgegend ein freundliches und verschwiegenes Asyl wurde. Wenn es wahr ist, daß jetzt die Ehen nicht mehr im Himmel, sondern in den Bädern geschlossen werden, so wünschen wir, daß auch diese Grotte der Liebenden vielen Herzen ein Ankerplatz ihrer Hoffnungen werden möge.

Endlich erwähnen wir noch eine Sehenswürdigkeit des Amalienbades, welche in dieser Originalität vielleicht kein anderer europäischer Kurort aufweisen kann. Dies ist nämlich eine Gegend, die, nicht weit von dem Bade belegen, den auffallenden Anblick einer mehr als arabischen Wüstenei darbietet, und welche denn auch von dem Herrn Grafen, der überall das Charakteristische mit kurzen Worten zu bezeichnen versteht, mit dem Namen: die Wüste Sahara, getauft worden ist.

Ludwig
(ſetzt ſich und ſtützt den Kopf auf).

O abſcheulich — abſcheulich — wenn ſie mich betrogen hätte!

Lamoignon
(boshaft bei Seite).

Ha, ha! Das Coſtüme des Stückes iſt nicht gut gewählt — — Das gelbe Tuch —

(Man applaudirt draußen.)

Lionne.

Wünſchen Ew. Majeſtät, ſo erklär' ich augenblicklich, daß der Vorhang fällt —

Chapelle.

Ja, Ludwig XIV. iſt doch Ludwig XIV.

Ludwig.

Chapelle, das iſt der geiſtreichſte Gedanke, den Sie je ausgeſprochen haben! Was ſeh' ich dort? Noch immer Molière?

(Alle blicken auf Lamoignon.)

Lamoignon
(ſammelt ſich, entſchloſſen).

Sire, wenn ich wagen dürfte, Ihnen eine Mittheilung zu machen —

Ludwig.

Worüber?

Lamoignon.

Ueber einen Gegenſtand der Garderobe. Ueber das Tuch Elmirens!

Tiefes melancholisches Schweigen liegt auf einem unübersehbaren Sandmeere, dessen Wellen unergründlich sind. Kein Baum, kein Strauch wächst auf diesem traurigen Eilande, welches in seiner düstern Monotonie gegen die üppige grüne Fülle der Umgebungen einen beinahe erschütternden Abstich gewährt. Es würde die Strafe eines Verbrechers sein, durch dieses bewunderungswürdige Spiel der Natur, die oft mit der einen Hand Rosen sticht und mit der andern graue Asche streut, zu Roß, zu Wagen oder gar zu Fuß waten zu müssen. Einigen Hunden, die man früher hinüber zu hetzen so grausam war, soll dieser Versuch das Leben gekostet haben. Von diesem rührenden Schauspiel einer unbedingten Oede und Unfruchtbarkeit werden die Kurgäste nicht ohne Wehmuth und Erstaunen scheiden: denn, so schmerzlich es ist, ein Bild des Todes zu sehen, so merkwürdig bleibt doch dieses seiner Seltenheit, seiner hohen Vollkommenheit wegen. Der Herr Graf lassen übrigens gegenwärtig in Amsterdam ein Kameel ausstopfen, welches er trotz aller Schwierigkeiten und Kosten, die das Unternehmen darbieten wird, in der Mitte dieser Wüste aufstellen will, um sie der afrikanischen Aehnlichkeit immer noch näher zu bringen.

Einer ausführlichen Beschreibung des Parkes können wir uns um so mehr überheben fühlen, als es nicht nur Dinge giebt, die man durch Rühmen und Anpreisen nur verletzt, sondern auch einen sehr talentvollen Dichter, welcher auf Virgils georgischer Leier ein Lehrgedicht über Amalienbad und besonders den Park herauszugeben gedenkt. Gleich hinter dem Schlosse, an dem Brunnen, ist ein großes türkisches Zelt aufgerichtet, in einem Geschmack, der so echt orientalisch getroffen ist, daß das Zelt wie über Nacht von Feen hingebaut zu sein scheint. Hier ruht sich der Brunnengast aus, hier ertönt eine fröhliche belebende Musik, hier plätschert ein Springbrunnen, hier ist das Rendezvous der Leidenden, die gläubig zu Hygieens Tempel strömen. Blumenterrassen und Blumenbeete schmücken die nächste Umgebung des Zeltes, schattige Laubgänge schützen vor den Strahlen der Sonne. Höher hinauf sind zwei leichte, aber anmuthige Gebäude errichtet, links das Ballhaus, rechts der Spielsaal. Vielleicht bedarf

Letzterer einer Entſchuldigung. Die beiden Bade-Aerzte, die HH. Amandus Müller und Theobald Schmidt, waren durchaus abgeneigt, zur Errichtung einer Spielbank ihre Einwilligung zu geben. Indeſſen traten ihren moraliſch diätetiſchen Gründen andere entgegen, welche den Herrn Grafen bewogen, auch dieſes Uebel im Amalienbad heimiſch zu machen. Selbſt wenn man von denen abſtrahiren wollte, die ausdrücklich nur, um zu ſpielen, in die Bäder reiten, ſo würde doch auch denen, welche nicht ſpielen, hier eine Gelegenheit entzogen werden ſein, ſich in ihrem beſſeren Selbſt zu fühlen. Um die Menſchen tugendhaft zu machen, muß man ihnen die Gelegenheit geben, es nicht zu ſein. Mancher, der aus einem Bade heimkehrt, freut ſich, nicht nur ſeine Zufriedenheit, ſondern auch ſein moraliſches Gewiſſen gerettet zu haben. Aus dieſen Rückſichten auf die Vermehrung der öffentlichen und Privat-Moral glaubte der Herr Graf bei ſeiner hohen Landesregierung um die Gröſſnung einer Spielbank einkommen zu müſſen. Sie wurde ihm gegen eine Abgabe bewilligt, die nicht eben groß iſt: welchen Umſtand wir ausdrücklich hervorheben, weil das Publikum aus den allzu großen Spielſteuern Mißtrauen in die Chancen einer Bank faſſen muß. Die Amalienbader Bank wird von Herrn Alboin Biaſé d'Eau gehalten, einem geborenen Gascogner.

Die Saiſon beginnt mit dem 15. Juni. Anmeldungen auf Logis werden von dem Bad-Inſpector Schlachtenmaler befördert, und etwaige ſonſtige Anfragen gründlichſt beantwortet werden. Briefe und Gelder franco.

Anhang.

Geheime Depeſche des Dr Amandus Müller an den Grafen.

Bierhuſen, den 15. Mai 18..

Hochgeborener Herr Graf!

Mein erſter Blick im hieſigen Gaſthofe zum König von Hannover, der eine recht angenehme Lage hat, ob

man gleich dem allgemeinen Straf- und Zuchthause gerade gegenüber wohnt, fiel auf eine Nummer der Vierhufener Landeszeitung, in welcher mein Bruder die Geschichte und Lage und Vortrefflichkeit des Amalienbades gottsträflich erlogen und übertrieben hat. Das Geheimniß der Quelle kenn' ich nicht, und kann daher auch nicht bestimmen, ob das Amalienbad mehr in die Geschichte der Entdeckungen oder der Erfindungen gehört, zu welcher letzteren unfehlbar die Struve'schen künstlichen Mineralwasser zu rechnen sind, ohne daß ich mir erlaube, die Amalienquelle in ihre chemischen Bestandtheile zu zerlegen, was mir um so schwerer werden würde, da ich kein Arzt bin, sondern nur einen vorstelle. Wer wird aber zu Ihrem Wasser Vertrauen fassen, wenn er sich in fast allen Versprechungen des Prospectus getäuscht findet? Von all' der geschilderten Wohnlichkeit ist zur Zeit noch wenig vorhanden, von all' den Sehenswürdigkeiten und schönen Gegenden gar nichts. Wie kann Schlachtenmaler von Eremitagen, Hirschparken und Fasanerien sprechen? Ich bedaure ihn, wenn er glaubt, seine Phantasie werde den Kurgästen auch in Wirklichkeit das Alles vorspiegeln, was das geduldige Papier ertragen hat.*)

Mit wahrer Genugthuung jedoch kann ich Ew. Excellenz melden, daß meine Bemühungen für die Amalienquelle erfolgreicher sein werden, als Uebertreibungen, die aus dem Traum eines Fieberkranken zu kommen scheinen. Alle Zeichen treffen günstig zusammen und versprechen, wenn nicht schon in dieser, doch in der nächsten Saison alle meine Bemühungen zu krönen. Die allerdings nicht unbeträchtlichen Summen, welche ich von Ew. Excellenz zur Disposition bekommen habe, scheinen vorläufig freilich in den Wind zu gehen; doch nach diesem Winde gerade werden sich bald die Wetterfahnen der hofärztlichen Rathschläge richten und den Pfeil nach dem Amalienbad umwerfen. In Kaputh konnte ich nichts versuchen, da an Sägenreißer's Unbestechlichkeit jeder Louisd'or aus Scham in ein rothes werthloses Kupferstück sich ver-

*) Als der Graf diese Stelle las, erstaunte er über die Zwietracht und den Neid, der unter diesen Brüdern herrschte.

wandelt, und auch der Fürst von Sayn-Sayn Jahr aus Jahr ein dasselbe Bad besucht. Allein in Vaduz habe ich das feierliche Versprechen von dem Medicinalrath, Dr. Schuwl, bekommen, daß er uns wenigstens die Fürstin, und zwar im nächsten Jahre, zuschicken will. In diesem Jahre geht sie nach Ems, ihrer leidenden Brust wegen; wenn sie aber den Winter überlebt und die Schwindsucht nicht im Galopp kommt, so wird Medicinalrath Schuwl Sorge tragen, daß sie unsere Stahlquelle braucht. Freilich könnte es ihr Tod sein, sagte der Leibmedicus nachdenklich, als er mir eine Quittung über das Honorar für die Heilung eines Fingers schrieb: — denn Ew. Excellenz werden leicht errathen, daß ich einen so hochgestellten Mann nicht mit einer Summe Geldes so ohne Weiteres bestechen kann. Es ist immer meine Gewohnheit, mich absichtlich mit einem leichten Schaden zu behaften, z. B. in den Finger zu schneiden, einen Splitter einzureißen und dergleichen. Während der Heilung wird die Amalienbader Frage angeregt, und deutlich genug gezeigt, daß auf die Empfehlung ihres Eisenwerthes Gold steht. Der Leibmedicus nimmt für einen ausgezogenen Splitter recht gern dreißig Pistolen, wo ich noch den Vorzug habe, mir eine Quittung darüber auszuwirken, was zu bewilligen sonst jedem Bestochenen die Klugheit untersagt. — Ich sagte also: der Medicinalrath hätte sich mit einem Buche getröstet, worin ein berühmter Arzt erklärt haben soll, daß oft ein begangener Heilungsirrthum schneller die Wahrheit in einem krankhaften menschlichen Zustande an's Licht fördere und der Behandlung des Arztes Diversionen eröffne, wo sich die kämpfende Natur stärkt und sich in ihrer Kraft zu üben beginnt bis zum allmäligen Siege.

In Lausau erklärte mir der dortige Leibmedicus des Großherzogs, daß er an dem Leben eines Fürsten keine Experimente zu machen wage und daß dem Großherzoge Aachens Schwefelquellen einzig zuträglich wären, der schlechten Kuren wegen, welche die Aerzte in Rom und Neapel mit dem als Erbgroßherzog dort reisenden jungen Fürsten angestellt hätten, und wo nun all' das überflüssige Metall, das in ihm stäke, in Aachener Schwefelqualm ausdünsten müsse; indessen machte

er mir Hoffnungen auf einige Minister, namentlich auf einen, der dem Großherzoge längst zu constitutionell gesinnt wäre, und den er gern in einem Eisenbad so erhitzen wollte, daß er unfehlbar bei seiner Rückkehr sich zu falschen Schritten verleiten lassen und dadurch sich selbst stürzen würde.

In Kuhschnappel hatte ich die Beichtung nicht nöthig. Dort fand ich einen würdigen Leibmedicus, der mir mit thränenden Augen gestand, daß das Leben des Kronprinzen nur noch durch Stahlbäder gerettet werden könnte; er hätte dem Prinzen Campe's Sophrosyne zu lesen gegeben, er hätte ihn durch die Spitäler geführt, hätte ihn durch ritterliche Uebungen von seinem Treiben abbringen wollen, aber selbst Pyrmont, das doch nach Hufeland's Heilquellen, Seite 57, so ausgezeichnete Heilkräfte gegen diese allmäligen physischen und moralischen Selbstmörder entwickeln solle, selbst Pyrmont hätte wenig gefruchtet. Ich sagte, als wir schieden: Herr Medicinalrath, vielleicht weckt schon der weibliche Name der Amalienquelle natürlichere Vorstellungen in Sr. Hoheit! Will's Gott, seufzte der redliche Staatsdiener, und gab mir weinend das Geleite.

In Flachsenfingen schien der Leibarzt des ungemein stark bekinderten Fürsten ein versteckter Republikaner zu sein. Wenigstens sprach er nur von dem Budget und dessen sich täglich vermehrender Ausdehnung. Er war bereit, uns das jüngste Glied der fürstlichen Familie, welches an Scropheln leidet, zu opfern, und dachte vielleicht dabei an dessen Apanage. Es war ein zorniger Mann, der mir beim Abschied nachrief: er verlasse sich wenigstens darauf, daß man in Amalienbad künstliche Salzbäder werde bekommen können; das Kind in echte zu schicken, nach Kreuznach z. B. oder in's Meer nach Dobberan, darunter würde das Land nur noch immer mehr leiden.

Ich habe auch noch eine andere Entdeckung gemacht, die einen tiefen Blick in die Bademanie unserer Zeit und die von den Aerzten dabei gespielte Rolle werfen läßt. Es ereignet sich oft, daß kleine, unbedeutende Bäder dicht bei großen Städten in der Nähe liegen, z. B. Soden bei Frankfurt, Cannstadt bei Stuttgart u. s. w. Hätten nun diese Bäder eine große Kraft, so würden sie längst von der

Wiſſenſchaft allgemein empfohlen ſein. Dies hindert jedoch die Aerzte der benachbarten großen Städte nicht, alle Welt in dieſe kleinen Bäder zu ſchicken: denn welcher Patient trennte ſich gern von ſeinem Arzte, welcher Arzt gäbe gern einen Sommer hindurch die Behandlung eines Kranken auf? In Soden bei Frankfurt giebt es zum Glück vierzehn Quellen: man denke ſich, welche Auswahl hier die Frankfurter Aerzte haben! Mein Patient will nach Ems, ich ſchick' ihn aber nach Soden Nr. 4! Ihr Patient will nach Töplitz, ſchicken Sie ihn nach Soden Nr. 5! So bleibt dem Arzte die Kundſchaft und dem Kranken ſein Uebel; auch ſpart er die Reiſekoſten.

Auf dergleichen Erfahrungen bau' ich alſo meine Operationen. Was ſie hier in Bierhuſen erreichen werden, theilt vielleicht mein Nächſtes mit, bis wohin ich verbleibe, Hochgeborener Herr Graf, Ihr ergebener Diener, Amandus Blaſedow, genannt Dr. Amandus Müller.

Fünftes Kapitel.

Blaſedow's Standrede an eine Dame, die durchaus myſtiſch werden wollte.

Die Veranlaſſung ſpäter. Die Rede ſelbſt lautete: „Ich denke mir den Herrgott oft wie ein Elternpaar, das von vielen und mannigfach gearteten Kindern umgeben iſt. Die einen lieben ihn ohne davon viel Weſens zu machen, die anderen tragen ihre Liebe fortwährend zur Schau und machen ein Geſchäft daraus. Es giebt Kinder, die ſo gern die Rolle der Eltern übernehmen und in deren Namen ordnen, befehlen, unterdrücken, beſonders die unterdrücken, welche lieben, ohne es zu ſagen. Die älteren Geſchwiſter, wenn ſie wie die Blüthen eheloſer Pflanzen vertrocknen und nie die zarten Zwiebeln des Trautings fühlten, werden leicht geneigt, die Eltern an Wachſamkeit gegen die jüngeren zu übertreffen. Sie ſagen wol gar, daß ſie ihrer Liebe zu den Eltern wegen nie heirathen würden, und machen aus dem, was ihnen große

irdische Noth verursacht, eine himmlische Tugend. Die Welt geht wie ein lachender, blumengeschmückter Bräutigam an ihnen vorüber, den sie eben verschmähen, weil er ihnen nichts in den Schooß wirft."

„Der Herrgott ist aber kein alter und schwacher Mann, der so urtheilen würde, wie der kindische Lear urtheilte. Cordelia war nie pietistisch, und deshalb kann sie wol von dem überlebten thörichten Lear aus der Kirche ausgestoßen werden, aber nicht von einem himmlischen Vater, der die Nieren dem Fett, das rundherum liegt, vorzieht. Der Pietist schwört und betheuert, er weiß, wie hoch er sich in seiner Liebe vermessen kann; das wahre Gotteskind aber lebt immer und ewig in der sich ihm von selbst verstehenden Voraussetzung der Größe und Allmacht Gottes, es macht kein Wesens davon."

„Nach Luther giebt es dreierlei Christen, die sich zu einander verhalten, wie die drei Theile des Tabernakels, welches Gott Mosen zu bauen befahl. Erst kommt der äußere Kirchhof, dann das Schiff, endlich der Chor der Kirche. Diejenigen Gläubigen, welche ihre Gottseligkeit in äußeren Geberden, in der Bruderie gegen den Genuß des Lebens, im Essen, Trinken und Schlafen suchen, nennt er kirchhöfische Heilige, welche nur fünf Ellen hoch wären, das heißt, nach den fünf Sinnen; sie hätten, fährt er fort, ihre Heiligkeit im viehlichen Leben und wären Speiseheilige, Kleideiheilige, Zeitheilige. Die zweite Christengattung ist diejenige Gemeinde, welche zwar in die Kirche geht, aber rücklings; die ihr Angehörigen sind mit dem Hintern immer früher da, als mit dem Kopfe. Erst die Christen der Emporkirche wären die echten; sie bekämen durch den Geist, den ihnen Christus verheißen, ein rein, frei, lustig, fröhlich, lieblich Herz, wie es im Prediger Salomonis Kap. 9 heißt: So gehe hin und iß Dein Brot mit Freuden, trinke Deinen Wein mit gutem Muthe: denn Dein Werk gefällt Gott. Laß Deine Kleider immer weiß sein, und laß Deinem Haupt Salbe nicht mangeln. Gebrauche des Lebens mit Deinem Weibe, das Du lieb hast, so lange Du des eitelen Lebens hast, das Dir Gott unter der Sonne gegeben hat, so lange Dein eitel Leben währet."

„Ich ſage ja auch nur, daß Luther durch all' ſein theologiſches Wachen und Träumen (denn die Bibel und die Kirchenväter mußten ſchon des Streites wegen ſein Leben ausfüllen) das Lebensprincip der Freude und Hoffnung hindurch ahnte. Ich ſage nicht, daß ein ganz nach Luther's Vorſchriften eingerichtetes Leben vom Pietismus allzu weit abliegt. Luther bekämpfte die guten Werke zum Nutzen des ewigen Bibelaufſchlagens und Blätterns und Leſens darin, und zum Trotz des römiſchen Ablaßgeſchäftes; indeſſen, wer immer tiefer und tiefer in die Tiefe graben will, der ſehe ja zu, daß ihm der äußere Schacht nicht einſtürze und die Rückkehr verſchütte! Das menſchliche moraliſche Daſein iſt eine Pflanze, die ihren Hauptgrund in der Wurzel, aber ihr göttliches Leben und ihre Pflichterfüllung in den Blättern, der Blüthe und der Frucht hat. Auf den Duft der Menſchen kommt es an, auf die ätheriſche Wolke, die ihr Daſein umfließt, auf das Gefühl einer ſanften Erregung, wenn man in ihre Nähe tritt. So wie man Gott nicht in den Geſtirnen und ihrem Stoffe, ſondern in den Bahnen, welche ſie beſchreiben, ſuchen muß, ſo iſt auch das, was ſich im Menſchen als Geſetz und harmoniſche Ordnung geſtaltet, moraliſcher, als was an Thaten und Worten den Stoff zu dieſer Symmetrie hergiebt. Sieht man nicht Bäume, die ſich ihre Triebkraft erhalten haben, ſelbſt, wo der Stamm inwendig herausgebröckelt iſt, wenn nur die Rinde noch zuſammen hält? In den feinen Arterien der Baumſchale liegt die Kraft der Vegetation. Der Baum blüht auch ohne Stamm und trägt Früchte, wenn nur die Schale ohne Riſſe und Sprünge iſt."

„Die Pietiſten haben einen andern Glauben. Sie ſchälen ſich vom Herzen die Rinde ab und wollen aus dem nackten Stamme Blüthen treiben und greifen, da ſie zu erfrieren fürchten müſſen, wie erfahrene Pomologen auch thun, nach einer Miſchung von Kalk, der in Urin gelöſcht iſt, und von Kuhmiſt, und legen das Zeug um ihren abgeſchälten Lebensbaum: denn nur mit dieſer trüben und häßlichen Hülle kann er bei ihnen gedeihen. Das Frömmeln iſt nicht einmal ein Zwerggewächs, nicht einmal eine Mißgeburt, ſo wenig entſteht es aus einer organiſchen Function der natürlichen Geſchichte

des Geiſtes; ſo wie ſie heutiges Tages betrieben wird, miſcht ſich immer in dieſen widerlichen Bildungsproceß eine unreine Zuthat ein, ſo wie man in der Kunſtgärtnerei Mittel hat, dem natürlichen Verlauf der Pflanzenentwickelung eine künſtliche Richtung zu geben und Roſen ſogar von ſolchen Stöcken zu erzielen, bei welchen die Befruchtung nicht mit Piſtillen durch die Natur, ſondern mit feinen Malerpinſeln durch den Gärtner vollzogen wird."

„Wenn ſich die Extreme berühren, ſo ſteht der Pietiſt gerade in der Nähe des Atheiſten. Iſt der Atheismus conſequent, ſo macht er aus ſeiner Reſignation auf die Welt einen Cultus. Ein Glaube, der die Welt *umgeht*, kann die Welt nicht beſiegen; wo kein Kampf, iſt auch kein Sieg. Wir Menſchen ſollen mehr Aehnlichkeit mit jenen Thieren haben, denen der Inſtinct verſagt iſt, das ihnen Schädliche gleich ohne Weiteres zu erkennen, als mit den Ziegen, die jedes Kraut freſſen, nur den Schierling nicht. Die Pietiſten ſind gerade die verwöhnten und verzogenen Koſtverächter des Herrn, während die Größe des moraliſchen Menſchen darin beſteht, an Allem zu prüfen und den Grad zu beſtimmen, in wie weit ihm Göttliches oder Irdiſches beigemiſcht iſt. Eine Thräne der Reue und der getäuſchten Erwartung iſt mehr werth, als all' die trockene Hitze, die ewig im Auge des Pietismus brennt."

„Noch erträglicher wäre der Pietiſt, wenn er für ſich allein betete; aber gerade die Gemeinde verdirbt ihn, indem ſie ihm das Gute nimmt, was im Pietismus noch möglicherweiſe liegen könnte. Ein Einſiedler kann uns im Walde als ein ſchönes Bild der Reſignation begegnen; aber eine Colonie von Einſiedlern wird ein Widerſpruch an ſich ſelbſt. Ach, es mag eine große Seligkeit und ein unſchätzbarer Troſt darin liegen, vom Erfolg einer gewagten, ſtolzen Handlung wie von einem Roſſe abgeworfen zu werden und dann ſogleich auf Chriſtus, der dann ein Kiſſen, kein Eckſtein, ſein müßte, zu fallen; aber ſich nun für ſein ganzes Leben mit dieſem Kiſſen auszupolſtern, immer den Fallhut Chriſtus zu tragen und eine Secte in dieſem Stolze, daß ihnen die Welt nichts anhaben könne, zu erblicken? — nein: das wäre ſo gut, als

wenn die Weiber deshalb nicht mehr heirathen wollten, weil sie sich vor dem Niederkommen fürchten. Der Pietismus, würd' er allgemein, versetzte die Geschichte in Ruhestand. Sein himmlischer Friede, welchen er allerdings öfters geben kann, gleicht dem Elektrisirfische: man fängt ihn wol, aber er lähmt uns auch den Arm."

„Ich will einiges Gute an dem kopfhängerischen Wesen nicht bestreiten. Selbst Blumen, die in Paris von Fischbein gemacht sind, können uns einen wohlgefälligen Blick abgewinnen, und braucht man in einer Zeit, wo es so viel Nachtfröste giebt, nicht selbst, wenn's nicht anders ist, Frostableiter von Stroh bei den Bäumen? Aber einem wahrhaft philosophischen und dichterischen Blicke kann es nicht entgehen, daß dem Pietismus die Schönheit des zu einem Systeme krystallisirten Gemüthes abgeht, wie es Schiefer giebt, die zwar feinblätterig und zart gemischt sind, die jedoch immer an dem sie berührenden Finger eine gewisse Fettigkeit zurücklassen. Die Frage ist nur die, ob man das Gute am Mystischen nicht auch ohne Pietismus haben kann und ob ferner dies Gute am Mystischen durch den Pietismus nicht gerade verkümmert wird?"

„Ich selbst bedarf des Mystischen, weil ich nicht für Alles den erklärenden natürlichen Grund kenne. Oft mach' ich mir Vorwürfe, daß ich irgend einen Zeugungsproceß bei der Pflanze, irgend ein Gesetz der Natur, das eine poetische Ausnahme von der Regel zu sein scheint, für mystisch halte. Aber wenn ich dann denke, einem Linné, einem Humboldt ist das Dir räthselhaft Scheinende geläufig, wie dem höheren Mathematiker der verwickeltste Kettensatz, dann freue ich mich wieder, daß die Mystik nichts Absolutes, sondern etwas lediglich vom einzelnen Gemüthe und Verstande Abhängiges ist. Etwas schlechthin Mystisches für Alle giebt es nicht; wol aber für den Einzelnen ist es eine Ruhebank, auf der er weilt, wenn ihn das Steigen zu den Alpenhöhen des Gedankens ermüdet oder er einen Punkt sucht, von wo aus er übersehen möchte, was sich ihm schon Alles als Panorama und Lohn für seine Mühe des Steigens darbietet. Und Linné und Buffon und Oken — o, sie werden auch ermüden und ihrer Forschung

Ludwig.

Wie — Sie wiſſen? — Meine Herren, (zeigt auf die Loge) treten Sie näher! Laſſen Sie uns allein!

(Alle verbeugen ſich und gehen in den Hintergrund.)

Lamoignon.

Sire, erlöſen Sie mich von dieſem grauſamen Mißverſtändniſſe! Ich bin der Präſident Lamoignon!

Ludwig.

In der That! Ja, bei Gott, Sie ſind Lamoignon — was wiſſen Sie von Elmire —

Lamoignon.

Ludwigs hochherziger Sinn iſt getäuſcht von der Koketterie eines Weibes — nur um die Aufführung des Tartüffe möglich zu machen, hat man eine Liſt erfunden —

Ludwig.

Wie? Darum verlangte Armande —

Lamoignon.

Das Zeichen des blauen Tuches!

Ludwig.

Abſcheulich, empörend! Aber woher wiſſen Sie —

Lamoignon.

Der Zufall ließ mich die Bekanntſchaft jener kleinen Debütantin machen, welche heute zum erſten Male —

(Man applaudirt hinter der Scene.)

Ludwig.

Was applaudirt man ſchon wieder?

einmal den Rücken kehren müssen und sehen, wie ungeheuer hoch sie über der Meeresfläche stehen und wie tief und kaum sichtbar die Gegend unter ihnen liegt! Sie werden einen Fleck am Himmel entdecken, den sie mit ihrer Arithmetik und Algebra nicht auslöschen und erklären können, während sie für die Räthsel aller übrigen Gestirne schon manche Lösung und Beruhigung haben. Dem Mystischen kann man sich nicht entziehen oder man müßte schon Gott von Angesicht zu Angesicht schauen."

„Erleichterer und Beförderer der in den Pietismus sich verflachenden Mystik (der Pietismus ist ein nach den Gesetzen der Mystik geregelter und auf sie begründeter Cultus) sind jene poetischen Menschen, welche in ihrem Sinnen und Denken den Gang gewisser Insecten nachahmen, die auf einer ebenen Fläche einen starken Anlauf nach Süden nehmen, plötzlich, wie von etwas, das ihnen gleichsam im Wege steht, erschreckt, nach Ostsüdost sich wenden, wieder vor etwas, das nicht vorhanden ist, erschrecken und sich nach Norden wenden und so nach jedem Anlaufe wieder die Richtung ändern. Es sind dies oft die tiefsten und anregendsten Menschen; aber es gefällt ihrem Gemüthe, da ein Wunder zu sehen, wo eine natürliche Erklärung nicht unmöglich wäre, wie es Theologen giebt, die die heilige Geschichte als historisch nehmen und gerade das wirklich nur Chronikartige in ihr gern zum Wunderbaren schlagen möchten. Diese Menschen sind nicht dem Denken abgeneigt, aber sie denken nur, nicht, um auf das Klare, sondern um auf das Dunkle zu stoßen. Wie sich Andere freuen, wenn sie etwas durchschaut haben und ein Geheimniß vor ihnen enträthselt liegt, so freuen sie sich, wenn sie im Felde der Gedanken wandeln und plötzlich an einer Stelle stehen, wo der Weg zu Ende geht und ein Zaun gezogen ist, der sie zwingt, wieder den Rückweg anzutreten. Mit freudigen Blicken begrüßen sie uns, wenn sie schon wieder etwas Geheimnißvolles auf dem Herzen tragen, dem Kinde gleich, das eine Blume pflückt und seelenvergnügt sie der Mutter bringt. Will man das Räthsel lösen und für das unerklärlich Scheinende einen Grund angeben, so lächeln sie und sagen: Nein, nein, hier ist einmal

wieder die Welt zu Ende! Sie vernageln sie sich nämlich selbst mit Brettern."

„Ist diese Scheu vor dem Göttlichen schön und poetisch, warum kann man sie nicht hegen, ohne Pietist zu sein? Ich habe mir oft einen Mann gedacht, der gewohnt ist, schlicht und sinnig zu leben, nie laut zu sprechen und von der Bibel mit Hochachtung; einen Mann, der erröthet und erschrickt, wenn die Frivolität auf ihrer Paganinigeige die kecken schreienden Accorde streicht; der die Modegespräche nicht liebt, wenig Politik versteht und am liebsten Bücher liest, die jetzt zu den vergessenen gehören. Und bei dieser Sonderbarkeit scheint er sich selbst am wenigsten eine; ihm fällt nicht ein, daß jetzt in der Welt die Oberfläche sollte die Regel und er die Ausnahme sein; er spricht und handelt und lebt in seiner Weise ohne Kopfhängerei, ohne düstere Mienen, ohne auffallende äußere Geberde. Und siehe! plötzlich hörte er diejenigen nennen, welche man in der Stadt als Pietisten bezeichnet, und sein eigener Name käme selbst darin vor! Ein tragischer Moment! Der treffliche Mann wird wie vom Schlage getroffen sein und nicht wissen, was er denken, thun und erklären soll. Du ein Pietist — der Gedanke würde ihn quälen Tag und Nacht, er würde nicht zu bestätigen, nicht abzuleugnen wagen; er würde in jenem Falle gegen seine eigene, ihm so theure Geistesfreiheit zeugen und in diesem zeugen müssen gegen eine Secte von Menschen, die er mit Milde, und wenn man die Oberflächlichkeit des alltäglichen Lebens und jene Ankläger der Pietisten bedenkt, von denen man sagen muß, daß sie noch nicht einmal Pietisten sind, sogar mit Vorliebe beurtheilte. Er würde sehr unglücklich sein und zweien Möglichkeiten nicht entgehen können: entweder, er würde durch das ewige Grübeln über den Pietismus in ihn wirklich verfallen, wie es vielen geistreichen und sogar berühmten Namen gegangen ist, oder er würde seinen Handlungen eine weitere Begründung, seinen Anschauungen einen größeren Horizont, seinen Gedanken zahlreichere Factoren geben müssen, so wie ich es selbst gethan habe."

„Meine liebe Freundin, ich habe bis jetzt nur von den Männern und nicht einmal von diesen allen, sondern nur

von den Denkern unter ihnen gesprochen; mit dem Pietismus der weiblichen und empfangenden Seelen hat es einen anderen Grund. Noch sehe ich jene schöne und rührende Mischung von Scherz und Schmerz auf Ihrem Antlitz, als Sie mir sagten: „Denken Sie sich, Blasedow, nun läßt er sich alle Leiden der Welt hieherkommen, alle Aussätzige und Gichtbrüchige, alle Wunden, die nicht vernarben wollen, die fallende Sucht und tausendfaches Elend — Gott, als wären wir nicht selbst mühselig und beladen genug!" Ich habe so im Stillen meine Freude daran gehabt, wie Ihre Leiden die Kruste einer falschen und erlogenen Weltansicht allmälig durchbrachen, wie Sie in Verzweiflung rangen und des Haares und der äußeren Kleidung dabei vergaßen, ob auch darüber nichts verschoben wird oder sich abnestelt, ich habe so still in mich hineingelacht vor Seligkeit, daß Sie noch so viel höhere Lebenskraft in sich haben, ein so verklärtes Osterauferstehungsfest zu feiern; aber das hätten Sie schon nicht thun sollen und mir sagen: „Blasedow, ich kehre zur Bibel zurück!" Darauf schwieg ich damals: denn die Bibel ist ein herrliches Buch, ob es gleich verstanden und mit dem Leben vermittelt sein will; aber nun thun Sie mir ein Leids an, daß ich Sie gar, statt auf der Bibel, auf dem „wahren Christenthum von Arndt" betreffe. Sähen Sie dies Buch nicht in seinem neuen Einbande, in dem saubern Abdruck, den der neue Buchhandlungsspeculationsteufel aus der Trödelkammer des 17. Jahrhunderts wieder beschworen hat, Sie würden zu viel Geschmack haben, um eine solche Wahl zu treffen, und in allem Ernste, ich beschwöre Sie, verehrte Freundin, werden Sie nicht pietistisch! Welch ein Stolz lebte in Ihnen! Die Hälfte davon war vom Uebel; aber schütten Sie mit dieser Hälfte nicht auch die andere aus! Der Mensch darf stolz sein in einer Zeit, wo die wahre Freiheit des Geistes nicht die Blüthe der Erziehung, der Ueberlieferungen und der Sitte ist, sondern die Frucht der eigenen, mit ringender Mühe erworbenen Bildung. Die Griechen und die ersten Christen konnten nach Gesetzen leben, weil ihre Bildung auf gemeinschaftlichen Grundlagen ruhte; wir aber müssen bei unserm Chaos von Licht und Finsterniß, worin wir leben, unsere eigenen Gesetz-

geber werden. Wir müſſen jene Würde, die uns die anders geſinnte Welt und die weit, weit hinter unſerem Geiſte zurückgebliebenen geſellſchaftlichen Ordnungen nicht einräumen werden, uns ſelbſt herausnehmen. Aeußerlich kalt und ſpröde, ſollen wir Funken in uns bergen, wie der Feuerſtein."

„Der Weg, der zum Pietismus führt, iſt ein abſchüſſiger. Auch die Demuth hat eine Grenze: der Menſch ſoll nicht höher, als bis dahin zu den Alpen greifen, wo ihr Gürtel noch grün iſt. Die Reſignation, meine Theure, iſt eine echte, der Pietismus eine Stiefſchweſter der Religion. Laſſen Sie ſich durch einzelne, im Pietismus auftauchende ſchöne und beinahe poetiſche Erſcheinungen nicht täuſchen: es giebt eine Farbe, das Tyroler Berggrün, das der ſchlaue Chemiker täuſchend ähnlich nachmacht; ſo machen jene Pietiſten öfter das Berggrün der wahren und fröhlich entſagenden Lebensphiloſophie aus dem Grünſpan des Haſſes und dem Bleiweiß der blaſſen Schwärmerei nach. Man ſoll ſeinen Stolz ſchon deshalb nicht aufgeben, um nicht mit den Muckern verwechſelt zu werden. Aus blos ſchmachtender Liebe und blaſſer Empfindungszärte wird die Welt nicht überwunden, wie auch gerade die Blüthen der Aepfel, welche Taubenäpfel heißen, bei dem ſonſt ſo grellen Roth der Apfelblüthe die allermatteſten ſind."

„Ich ziehe dem Pietismus, als einer dauernden Lebensherabſtimmung, lieber eine Lebens-Epiſode der ſchwärzeſten Verzweiflung vor, wie ich ſie öfters hatte und dann mich wieder ermannte. Die Gärtner ſagen es, daß ſelbſt bei zarten Blumen ein ſtarkes Begießen auf Einmal dieſen zuträglicher ſei, als das öftere Betröpfeln. Das gefühlige und verzweifelnde Weſen kann in ſeinem natürlichen Zuſtande, wie das Naphthaöl, einen erquickenden, angenehmen Geruch ausſtrömen; erhitzt man es aber, übertreibt man die gebundene Wärme, die in ihm liegt, und bringt es zum Sieden, ſo riecht es, wie die pietiſtiſche Lebensanſicht ſelbſt, widerlich und vertreibt die Wanzen. Jung Stilling und ſeine Angehörigen ſind mir werthe Begegnungen: ich würde ſie, unberufenen Anklägern gegenüber, immer in Schutz nehmen; aber es fehlt ihnen jenes warme rothe Lebensblut, das ich ſelbſt noch

in Lavater und Hamann finde. Sie ſind lieb und gut, aber matt, wie das Nihilum album, das weiße Nichts im Laboratorium, das in der That nur der oxydirte Rauch des Zinkerzes iſt. Es ſtreift ſo Vieles im Pietismus an das, was ich zwar nicht aller Welt als Lebensprincip empfehlen möchte, was aber für Einzelne durch Schickſale und Nachdenken es werden ſollte; allein dort iſt es immer im verfälſchten Zuſtande, dort wirkt dasjenige auflöſend, was hier ſtärkt und heilt. Der ausgebrannte Granit der menſchlichen Freiheit wird pietiſtiſcher Bimsſtein, aus dem das Leben ſchneiden kann, was es will; aber mein Ideal eines durch Unglück geſtimmten Charakters iſt nicht ſo durchgebrannt, ſondern bleibt ſpröde, feſt, durchſichtig und ſchön, wie der Bernſtein. Reibt ihn die Welt, ſo wird er warm und elektriſch und zieht Herzen an."

„Die Gottheit verlangt von uns nicht mehr, als daß wir ihr nicht zürnen, wenn ſie uns mit Schmerzen heimſucht. Der Pietismus ſagt, ſie wolle uns damit prüfen. Wie kalt, wie mönchiſch erklärt iſt das! Nein, Gott will nur, daß wir ihm für Leiden nicht zürnen, die nicht in ſeinem ſpeciell gegen uns gerichteten Plane, ſondern im Lauf der Dinge überhaupt liegen. Weil einmal die Welt eine ſich umrollende Kugel iſt, wo heute fallen muß, was geſtern ſtand, ſo will Gott nur, daß wir ſeine Welt und ihre Kugelgeſtalt verſtehen, daß wir den Schmerz ſo gut als Lebenselement hinnehmen, wie die Freude. Wir ſollen lernen, auch im Moraliſchen Tag von Nacht unterſcheiden. Der Güter ſind einmal nicht mehr ausgetheilt, als für die Hälfte des Menſchengeſchlechts genügt; die andere muß entbehren und die Menſchen müſſen ſich darüber abzufinden wiſſen. Wer ſo denkt, dem ſind Leiden eine Laune der Natur, die ihn von Gott nicht trennt, ſondern vielmehr Gott, den Liebevollen, zum Mitleidenden macht, die Ideale wenigſtens, die er an Gott knüpft, ſeine moraliſchen Motive: denn, um Ihnen nur zu ſagen, was Gott iſt, ſo iſt, wie Luther mit mehr Philoſophie, als man ihm zutrauen möchte, geſagt hat, einem Jeden dasjenige Gott, welches der Grund iſt, warum er etwas thut. Mein Gott iſt darum auch nicht viel mehr, als mein

Vermögen, ihn begreifen zu können. Meine Bildung iſt mein Gott, und was können Leiden hier anders wirken, als den Sieg meiner Bildung und meines Gottes über ſie?“

„O, ſo thun Sie mir's zu Liebe und verzweifeln nicht! Wenn Sie Alles verloren und nur noch das Auge haben, das Sonnenlicht zu ſehen, was iſt da verloren? Wandeln Sie unter den Bäumen und freuen ſich, Blume und Grashalm belauſchen und beherrſchen zu können und den Blick über Alles hin ſo ſelig und mächtig ſtreifen zu laſſen, daß doch erſt von Ihnen die Einheit und Schönheit alles dieſes Daſeins ausgeht! Weinen Sie, wenn es Sünde wäre, über Leiden, die Ihnen begegnen, zu lachen; aber denken Sie dabei, daß man Ihnen gerade dieſe Thränen nicht rauben kann, die Manchem Goldes werth wären, hätte er nur noch ein Herz, weich genug, ſie weinen zu können. Ach, es iſt wol der unſchuldigſte Hochmuth, auf dem man ſich betreffen kann, daß man ſich freut, noch die Eiskruſte der Weltbildung von ſeinem Herzen wegthauen zu können und noch heimliche Wärme genug in ſeiner äußeren ſcheinbaren Erfrorenheit zu bergen! Dieſen Hochmuth wird uns Gott wol mit ſanftem Lächeln vergeben, daß wir ſtolz ſind, kein ſchlechter Menſch zu ſein und gerührt zu werden, wenn wir ein todtes Kind begraben oder Waiſen erblicken, die in langer Reihe durch die Straßen ziehen, und mit Blumen bekränzt, an einem feſtlichen Tage Almoſen ſammeln, oder von einem Freunde Abſchied nehmen, der, ſonſt ſo kalt, uns doch noch einen Kuß auf die zitternden und künſtlich nach Faſſung ringenden Lippen drückt! Dieſen Stolz wird Ihnen der Pietismus als verſteckte Sünde nicht verzeihen; aber Gott verzeiht ihn! Halten Sie es mit ihm und gehen Sie nicht unter die Myſtiker! So iſt es Recht — Sie geben mir Ihre Hand — — Segne Gott dieſe Stunde!“

Sechſtes Kapitel.

Die Saiſon.

Die eiſenhaltigen Mineralwäſſer liegen fortwährend mit den Laugenbädern in Streit. Der Zeitgeiſt, nicht blos die Mode, iſt Schuld, wenn dieſe über jene einen momentanen Sieg davon tragen. Ein Jahrhundert, wie das vorige, mit ſeinen nachgewirkten Julirevolutionen, Hambacher Feſten und deutſchen Ständeverſammlungen, mußte für das Menſchenblut von einer ſo entzündenden Kraft ſein, daß die Arzneimittel mehr auf Herabſtimmung, die Bäder auf Abführung und Auflöſung hinzielen mußten. Wie berühmt war dagegen Pyrmont in der Zeit des ſiebenjährigen Krieges, wo ſich dort keine anderen Leidenſchaften begegneten, als die der fürſtlichen Perſonen gegen einander, wo ſich dort die Herzöge von Celle für Prinzeſſinnen von Merſeburg oder Wolfenbüttel entſchieden? Das vorige Jahrhundert bis zur Revolution hatte dem weißen Blute rothes zuzuführen, und wir behaupten, die abführenden und auflöſenden Bäder werden bald wieder aus der Mode kommen, da unſer Jahrhundert die Jugendzeit ausgebrauſt zu haben ſcheint und in Politik, Leben, Literatur und Kunſt ein ruhigeres und langſameres Tempo im Anzuge iſt. Deshalb hätte ſich auch, bemerkte Schlachtenmaler öfters vor den Kurgäſten in Gegenwart des Grafen, dieſer für eine Eiſenquelle entſchieden. Wenn der Graf dann vor Zorn und Verlegenheit roth wurde, verbeſſerte Schlachtenmaler gewöhnlich: „Hätten Sie denn nicht im Würtembergiſchen ein Salzbad *kaufen* können?"

Wir wollen in die Bitterkeiten, die ſich Schlachtenmaler als Bad-Inſpector und mehr noch als Humoriſt und perſönlicher Gegner des Grafen gegen dieſen erlaubte, nicht einſtimmen: denn dem Grafen verdanken wir es, daß wir dies Kapitel der Göttin des Wiederſehens widmen können. Die Heilkraft, die Nähe und die angeprieſene Schönheit des Bades bewog viele uns werth gewordene Perſonen, noch einmal in dem letzten Acte unſeres Familiendramas aufzutreten. Es war

in der Mitte des Juli, die Sonne schoß ihre drückendsten Hundstagsstrahlen, und kaum hatte die schöne Welt an den frühesten Morgenstunden Schatten genug, um ihre Brunnenpromenade an der Quelle und in dem Parke zu beendigen. Schon um neun Uhr wurde es so heiß, daß sich die Kurgäste eilends in ihre Zimmer flüchteten, wo es denn bei der unfreiwilligen Siesta, die man bis gegen Abend halten mußte, an Langeweile, oder was dasselbe ist, an Aufforderung zur Intrigue nicht fehlte. Mancher praktische Geschäftsmann und Staatsbeamter wurde hier aus Müßiggang romantisch: denn entweder mußte er die Liebesgeschichten der vom Grafen improvisirten Bibliothek durchlesen oder er machte in Wirklichkeit selbst welche. Es wurden Parthieen beredet, Paare zusammen gethan, die sich an einander gewöhnten, man lernte Eigenschaften und Liebenswürdigkeiten entwickeln, die daheim hinter den Acten der Processe und Berufsgeschäfte im Staube erstickten. „Ist es ein Wunder," pflegte Schlachtenmaler zu sagen, „daß hier die Menschen gesund werden?" — womit er den Grafen, der es hörte, wieder empfindlich kränkte: denn es sollte ja die Heilkraft der Amalienquelle kein Wunder sein, sondern ganz natürlich in ihrer mineralischen Beschaffenheit liegen.

Des Morgens um sechs Uhr schon begann an der Quelle in einem eigens dazu in Form eines Regenschirms erbauten kleinen chinesischen Pavillon die Bademusik. Sie beschränkte sich, da es nur ihrer vier Mann waren, auf Quartette und wurde von dem unglücklichen Echofinder und moskowitischen Kapellmeister, der die erste Geige spielte, dirigirt. Die wirklich Leidenden unter den Gästen waren schnell zur Hand. Einige wurden in Rollwägen herbeigefahren, Andere stützten sich auf ihre Bediente. Ihnen zunächst kamen die eingebildeten Kranken, Staatsbeamte, die an Nichtanerkennung ihrer Verdienste litten. Mehre davon hatten ein scheues, misanthropisches Wesen, weil sie, wie Unterrichtete versicherten, bei mehren Ordensverleihungen übergangen waren. Es waren dies die am schwersten zu Heilenden; sie sahen in die Gläser, die sie tranken, mit schwermüthigen Blicken hinein: denn die Sonne machte, daß sich ihre Strahlen darin bunt färbten und all' jene Ordensbänder

prismatiſch gaukelten, die man gern im Knopfloch getragen hätte. Einige dieſer Mißvergnügten zeichneten ſich an der Table d'hôte durch eine mehr als loyale Freimüthigkeit aus; ſie ſtellten einige hier und dort fallende kecke Behauptungen, namentlich vor anweſenden ſüddeutſchen Ständemitgliedern, durchaus nicht in Abrede, weil ſie wenigſtens eine Behörde ihres Staates kannten, deren Verfahren ihnen willkürlich erſchien, die Ordenscommiſſion.

Es war überhaupt ein eigenthümliches Schauſpiel, an der Table d'hôte den Gegenſatz zwiſchen Süd- und Norddeutſchland zu beobachten. Da Amalienbad auf der Grenze beider lag, ſo befanden ſich hier beide Theile in gleichem Rechte. Darum verſuchte aber doch jede Hälfte, ihre Sitten und Geſinnungen zu den vorherrſchenden zu machen, oder um es richtiger zu bezeichnen, die Süddeutſchen traten meiſt factiſch und vorwegnehmend, die Norddeutſchen polemiſch und in Abrede ſtellend auf. Beſonders waren einige alte Majore und Oberſten aus preußiſchen Feſtungsgarniſonen da, die da behaupteten, man müßte alle Ständekammern in die Luft und jeden Hambacher über die Klinge ſpringen laſſen, was einige Frank- und Schweinfurter Bürger ſo ſehr verdroß, daß ſie ihnen den Zollverein gegenüberhielten und ſie fragten, was Preußens Fabriken ohne Abſatzgelegenheit wären? Worauf das Geſpräch auf die Landesproducte, die Lebensmittel, das Papiergeld, die Landwehr- und Rekrutenaushebung, ja ſogar, als der Streit immer hitziger wurde, auf die Silbergroſchen und Kreuzer kam, wo denn Niemand mit dem Andern tauſchen wollte. Dieſe Scenen wiederholten ſich bei Tiſche häufig, und wurden wol gar durch den Grafen herbeigeführt, weil die menſchliche Natur wunderlich iſt und ſich nach Streitigkeiten beſſere Weine geben läßt, auch überhaupt mehr trinkt, als im Frieden. Eines Tages wurden die anweſenden Frankfurter Bürger auf's Empfindlichſte verletzt, weil ein alter preußiſcher Haudegen auf den Tiſch ſchlug und ſagte: „Und es giebt eher keine Ruhe in Deutſchland, bis nicht Frankfurt Preußiſch geworden iſt!" Gleichſam, als hätte dieſer graubärtige Bayard ſchon ſeine Pferde auf dem Römer einquartirt und die Feier des 18. Octobers auf den 3. Auguſt ver-

legt, so fuhren die Frankfurter Bürger auf und erklärten, nur über ihre Leichen ginge für die Preußen der Weg durch's Friedberger- und Allerheiligen-Thor, und eher sollte vom Römer kein Stein auf dem andern bleiben, als daß sich dort ein Oberlandesgericht und eine Kreisregierung und eine Militair-Ersatzcommission und wie die Kunststücke weiter hießen, einnisten dürfte! Lieber wollten sie hessen-homburgisch werden, als preußisch, und auf alle Fälle würden Tausende nach Hamburg auswandern, nach Bremen oder Lübeck oder, wenn auch diese Städte ihre Selbstständigkeit verlören, nach der Schweiz. Der alte Major ließ sich nicht erschüttern, sondern fuhr in den Verwünschungen der Stadt fort, sagte auch, daß es dann gerade gelegen käme, wenn die Ruhestörer gingen, und so dauerte das Streiten bis zum Dessert fort, wo sich die Parthieen wieder vereinigten, da es der Reihe nach ging, wer den Champagner bezahlte. So kam in der Amalienbader Saison manche der in Deutschland herrschenden älteren und neueren Volksstimmungen zum Vorschein. Fast alle Stände und Tendenzen hatten ihre Stellvertreter hergeschickt; doch die merkwürdigsten und für den Sittenforscher werthvollsten blieben immer jene classischen geheimen Hofräthe, die Tieck, besonders seitdem er selbst einer geworden, lange noch nicht genug ausgebeutet hat; die neueste Zeit hat zu diesem Typus der bürgerlichen Komödie noch Züge von reizender Mannigfaltigkeit gefügt. Auch Amalienbad hatte seine Hofräthe. Sie traten gewöhnlich mit drei Töchtern und einer Gattin auf, lange, dürre, „zugeknöpfte" Gestalten, Ritter des rothen Adlerordens vierter Klasse, in der Rede kurz, bündig und hohl, naiv in ihren Beurtheilungen alles von heimathlicher Küche und Lebensgewohnheit Abweichenden, keck und inquisitorisch, ja selbst „patzig" in dem, was von den loyalen Ansichten eines Beamten abweicht.

Man kann nicht leugnen, daß der Graf in der Anordnung der Brunnenpromenade Geschmack verrathen hatte, wenigstens hatte er mit geringen Mitteln Erfolge erreicht. Daß die kleinen Zelte von Leinwand und Holz aufgerichtet waren, übersah man bei ihrer geschmackvollen und originellen Form, und besonders bei dem hübschen Ineinanderspiel von Farben,

Delarive
(von hinten her).

Das Auftreten der kleinen Béjart-Düpleſſis.

Lamoignon.

Deſſelben jungen Mädchens, das mir von Chapelle zur Protection empfohlen wurde —

Ludwig.

Von Chapelle? Protegiren Sie junge Debütantinnen? Und dieſe hat Ihnen Armandens Hinterliſt verrathen?

Lamoignon (bei Seite).

Sie ſpielt jetzt — ich bin ſicher! (Laut) Ew. Majeſtät —

Ludwig.

Abſcheulich! — Ich glaube, ſie ſpricht — oder iſt es die Andere? Dieſe Kleine ſcheint ein hübſches Organ zu haben —

Lamoignon.

Ew. Majeſtät wünſchen doch nun, daß ohne Weiteres die Vorſtellung geſchloſſen wird —

Ludwig.

Getäuſcht — verrathen! Sonderbar, daß mir dieſe kleine Madeleine nicht vorgeſtellt worden iſt — (Applaus.) Sie ſcheint zu gefallen —

Lamoignon.

Nicht wahr, daß Stück ſoll nicht weiter geſpielt werden —

Ludwig (bei Seite).

Schändlich, ſchändlich! (Laut) Delarive, hat die Kleine Talent?

Delarive.

Vortrefflich, hinreißend!

die er zweckmäßig zu ordnen und zu gruppiren verstand. Gäste, die aus einer völlig öden Gegend kamen, wurden schon durch einen zwei Fuß hohen Springbrunnen gefesselt, in dessen Bassin Goldfischchen schwammen und der von einem Kranz grünen Rasens und Vergißmeinnicht umschlossen war. Für Schatten war durch einen bedeckten Gang gesorgt, in welchem sich manche Gesichter begegneten, die sich kannten. Da war Herr von Lipmann hervorzuheben, der dies Bad aus vielen Gründen für seine diesjährigen Sommerferien gewählt hatte. Erstens kostete es ihm nichts: denn der Graf war ihm schuldig genug, und das Heilwasser und die Wohnung und die Beköstigung waren doch nur ein Tropfen in dem Meere von Verpflichtungen, in welchem der Graf bei Herrn von Lipmann schwamm. Zweitens hatte es dem Herrn von Lipmann sein Arzt allerdings streng untersagen wollen, ein solches Bad zu besuchen, das für Actionäre und Papierhändler von tödtlicher Wirkung sein könnte: denn gerade dem erhitzten vollblütigen Börsenhandel haben wir die große Aufnahme der abführenden und auflösenden Bäder zu verdanken, da es wenig Banquiers und Mäkler giebt, die nicht an Rheumatismen, Hämorrhoiden oder Nervenzufällen litten; indessen war Herr von Lipmann ein guter Chemiker und hinreichender Kenner des erfinderischen Grafen, um zu sagen: Das Eisen in seinem Wasser bringt mich nicht um! Endlich sprach man auch davon oft, daß das Geheimniß zwischen dem Grafen und Herrn von Lipmann im Schooße Sidoniens läge, wovon wenigstens so viel gewiß schien, als man auf Rechnung einer, dem Hofagenten angeborenen Verliebtheit bringen konnte. Es ließen sich hier nur Vermuthungen aufstellen, welche durch die Anherkunft des Herrn von Lipmann gar nicht und durch sein Benehmen gegen die Gräfin höchstens theilweise bestätigt wurden.

Die feinste Tournüre und den stärksten Geist entwickelte während der ganzen Saison sein Sohn, Guido von Lipmann. Doch auch er leste auf abschlägige Abrechnung mit dem Grafen: denn so kam für das laufende Jahr wenigstens ein Theil der fälligen Zinsen heraus. Guido trug sich meist à la jeune France. Er hatte zwei ungeheuer starke, hell-

glänzende und glatt gekämmte ſchwarze Haarbüſchel von den Schläfen auf die Oberhälfte der Wange niedergleiten; vorne waren die Haare à la Jesus-Christ geſcheitelt, hinten quollen über den Frackkragen ſehr künſtliche, aber wahrſcheinlich natürliche Locken hervor, die jedoch nicht lang genug waren, um mit altdeutſchen Locken verwechſelt zu werden. In der ganzen Miene und dem Ausdruck der Augen lag etwas Melancholiſches, jene moderne Miſchung von Romantik und Zerriſſenheit, die irrſinnige Schreckhaftigkeit eines werdenden Selbſtmörders. Er ſah wie einer jener ſchmachtenden Arabeskengrazien aus, wie ſie von den Franzoſen gewöhnlich gezeichnet werden, hingegoſſen, träge und eine Flaſche in der Hand zum Blumen begießen. Guido von Lipmann konnte hier füglich für eine Sehenswürdigkeit gelten, da man ſeine Gedichte ſogar ſchon componirt hatte und ſeine proſaiſche Schreibart Bewunderung erregte. Die beiden Zeitſchriftſteller, Schmeißer und Püſſer, waren in ſeinem Gefolge und arbeiteten mit ihm gemeinſchaftlich an einem neuen Almanach, der im nächſten Herbſt erſcheinen und nur Beiträge von ihnen Dreien enthalten ſollte. Die Stahlſtiche, welche ihre drei Bildniſſe wiedergaben, waren ſchon fertig; auch hatte ihnen Ritter, der ſich inzwiſchen in Jena als Privatdocent habilitirt hatte, geſchrieben, ſie möchten die Herausgabe beſchleunigen, da er in ſeiner Geſchichte der neueſten Literatur *ihre* Leiſtungen denen des „jungen Deutſchlands", welche er heftig zu bekämpfen gedächte, gegenüberſtellen und ihnen die Anwartſchaft auf die Zukunft der deutſchen Nationalliteratur verſchreiben wollte. Sie waren alle Drei zu jeder Zeit von eifrigen und faſt zärtlichen Geſprächen umſchlungen und nahmen ſich wie eine wandelnde Laokoonsgruppe aus.

Auch ein ſanfter, blauer Stern ging hier an Schlachtenmalers Nachthimmel auf (denn ihm wurde hier oft die Sonne ein Trauerflor, wenn er Alles im Zuſammenhang bedachte und ſeinen Haß gegen den Grafen erwog), Celinde, mit ihrem ſie umhüllenden Nebelſtreifen und Gatten, dem bis auf den Tod kranken und blödſinnigen Baron Satan von Höllenſtein. Dieſer hatte ſeit dem Kunſtmanöver die Beſinnung und ſein Commando verloren; er war kindiſch geworden und konnte

nicht ſelbſt den Löffel, geſchweige den Degen und Feldmarſchallſtab führen. Man mußte ihm das Fleiſch klein ſchneiden und es ihm mit dem Löffel zu eſſen geben. Stundenlang ſaß er in einer Ecke und verlor mit den Gedanken auch die Fähigkeit, ſie auszudrücken. Er fing an, die Dinge wieder kindiſch zu benennen, ein neuer Kaspar Hauſer von mehr als vierzig Jahren. Das ihm ſonſt ſo liebe Pferd nannte er Trara, und Hunde rief er mit kindiſcher Furcht Wauwau. Der Baron Satan von Höllenſtein ſchien nicht mehr Bewußtſein zu haben, als ein eben entwöhnter Säugling; ſchwerlich dürfte man in Morizens Magazin für Erfahrungsſeelenkunde ein ähnliches Beiſpiel geiſtigen Zurückkommens finden. Celinde ſtand an dieſem halboffenen Grabe wie die Trauerweide. In der Inſchrift ihrer Augen konnte man leſen, nicht, was ſie verlor, wol aber, was ſie litt. Und doch ſelbſt an dieſem trüben und morſchen Stamme noch blühte ſie, zur Bewunderung der Welt, wie eine dunkelblütige Cactusblume über einem verwelkten Blatte. Ihr Mann ſchien ſich in ihr wie das Präparat ſeines Namens in ſeine urſprünglichen Silberbeſtandtheile aufzulöſen.*) Sie wuchs wie die Pflanze Sonnenthau auf häßlichem Torfgrunde, hatte aber gerade wie ſie die geheimnißvolle Eigenſchaft, ſich nur bei heiterem, wolkenloſem Wetter zu erſchließen und nie länger als eine Stunde, von zwölf Uhr Mittags bis eins: denn um Eins mußte ſie dem Baron wieder ſeinen Milchbrei geben, den er nur von ihr nehmen wollte. Schlachtenmaler ſah ihr oft wehmüthig nach, wenn ſie ihren alten Säugling führte. Als ihm der Graf, dem bei ſeinem jetzt im Zenith ſtehenden Glücke zuweilen eine frivole Laune überkam, vorſchlug, da er doch zeichnen könne, möcht' er ein Seitenſtück zur heiligen Familie entwerfen: Celinde als Maria, den Generaliſſimus auf dem Schooß und ihm die Nahrung reichend — fuhr er auf und ſprach eine Beleidigung aus, von der der Graf mit verbiſſener Wuth ſagte, er wolle ſie einſtweilen zu den übrigen ſtecken, bis das Maß voll würde. Man behauptete auch, daß

*) Der Höllenſtein wird aus reinem Silber durch Miſchung mit Salpeterſäure gewonnen.

der Graf gegen Celinden dieſelben Gefühle hegte, die man Herrn von Lipmann gegen Sidonien zuſchrieb. Wirklich verſtanden ſich auch beide Damen nicht und ſuchten ſich zu meiden: Celinde freilich wie die Sinnpflanze, die vor Allem, was ſie zu nahe berührte, erſchrak, und Sidonie ſchon mehr wie die Eſelsſpringgurke, die die leiſeſte Berührung durch Ausſpritzen eines keineswegs heilſamen und oft verletzenden Saftes belohnte.

Von Geigenſpinner, der auch da war, und der Hofräthin Wieſecke (Sophie) und dem Hofrath ſelber (er war es geworden) der an hektiſchem Huſten litt und ſich nicht immer ſtark genug fühlte, in ſeinem chineſiſchen Schlafrocke, mit dem er auf der Promenade erſchien, auch eine chineſiſche Mauer zwiſchen Geigenſpinnern und Sophien (denn Sophie legte Feuer an, wo ſie irgend Schwamm und brennbare Stoffe entdeckte) aufzuführen — von dieſen Dreien iſt die Chronik weniger ergiebig und nur ſo viel bekannt, daß Schlachtenmaler an den verliebten Irrwegen des Mispelheimer Pfarrers öfters deſſen Tücke und ſeines Vaters Unglück zu rächen ſuchte.

Denn auch Blauſtrumpf und Mörder waren da und mit ihnen ein gutes officielles Saatfeld, auf welchem ſich Brennneſſeln und Schlingpflanzen für Geigenſpinner ſäen ließen. Mörder ſchien neben Blauſtrumpf eine entzauberte Alraunwurzel zu ſein, die dieſer als ewiges ſinnbildliches Denkmal ſeiner Ausjätungen des Aberglaubens mit ſich führte. Mörder blieb gewöhnlich auch, wie Baron Höllenſtein, da ſitzen, wo man ihn hinſtellte, und ſeine Bewegungen glichen theils nur den Capriolen einer kleinen Figur, welche die ſtark aufhämmernden Taſten und Predigten Blauſtrumpf's auf dem Clavier-Reſonanzboden der öffentlichen Meinung im Bade hervorbrachten, theils nur gar den Chladni'ſchen Klangfiguren, die in einem dummen Haufen Sandes entſtanden, jenachdem Blauſtrumpf auf der gläſernen Scheibe der Table d'hôte den Fidelbogen ſeines eindringlichen und immer an den Meiſter vom Stuhl erinnernden Vortrages ſtrich.

Da Celinde keine Neigung zu Juden hatte (wurde doch auch Bettina, das Kind, in Frankfurt zum Judenhaß erzogen!),

ſo vermied ſie Herrn von Lipmann, ohne jedoch darum zu billigen, was ſich der Bad-Inſpector Schlachtenmaler in ihrer und des Hofagenten Gegenwart, als dieſer ſich darüber beklagte, zu ſagen erlaubte: „Bei Frau von Höllenſtein haben ſich alle ihre Hoffnungen und Lebensfreuden in ein todtes Meer verwandelt, und bekanntlich ſchwimmt nur das Judenpech auf dem todten Meere am ergiebigſten!“ Auch Guido war zugegen und fing dieſen Wurfſpieß des ihm bekannten Ex-Redacteurs des Richts auf und ſagte: „Es könnte für das Judenthum kein ſchöneres Wortſpiel gefunden werden, als daß man ein flüſſiges Harz nach ſeinem Unglück benennt; denn wenn alle Formen des modernen Bewußtſeins überlebt ſein würden, würde noch das Judenthum ſeine bindende, zuſammenhaltende, zähe und, man möchte faſt ſagen, klebrige Kraft für den Monotheismus entfalten.“ Püſſer, der zugegen war, fiel mit der Bemerkung ein: „Erinnern Sie ſich wol noch, Schmeißer, daß Sie einſt zu mir ſagten: Auffallend, daß doch vom Berge Sinai nichts als Bindendes kommt, früher die Moſaiſchen Geſetze und jetzt bekanntlich das beſte arabiſche Gummi, das ſo bindend wie Leim iſt?“ — Schmeißer lächelte; Guido zog ſein Notiztäfelchen; aber Herr von Lipmann hatte Witz und ſtrafte den Schlachtenmaler (der an ſeinen Vater und die ihm mitgetheilte Fünfundzwanzigthalergeſchichte dachte) durch folgendes Gleichniß: „Wiſſen Sie 'was, Herr Bad-Inſpector? Ich habe geleſen in einer Reiſebeſchreibung, daß die Türken auf die Geſchirre von ihren Pferden ſtreichen Judenpech, blos damit ſie durch den ſtarken Geruch die Schmeißfliegen abhalten. Ich empfehle mich Ihnen.“ Und damit ging Herr von Lipmann triumphirend vorüber, und Schlachtenmaler hatte die Demüthigung und das Nachſehen. Aber wir erwähnen dieſe Antipathie Celindens nur, um zu erklären, warum der Graf ſagen konnte, ſie wäre das einzige ruhige Plätzchen, wo er ſich erholen könnte: denn überall anders verfolgte ihn Herr von Lipmann mit ſtechenden und beißenden Bemerkungen: Bald hieß es: „Sagen Sie mir, Graf, wo haben Sie die Idee mit dem Waſſer her? Wo iſt die Faſanerie, wo ſind die Hirſche im Park? Soll die alte Mooshütte die Grotte für Liebende ſein?“ Der Graf

hatte keine Ruhe vor ihm während der ganzen Saiſon, weshalb ihm ſo ein entrüſteter Ausruf, wie z. B.: „Herr, Sie quälen mich wie ein Floh!“ öfters entfuhr. Herr von Lipmann hatte aber auch hier Witz genug, ihm boshaft lächelnd zu erwidern: „Nun, wenn Einen ſticht ein Floh, ſo zieht man ſich aus und ſchlüpft in neue Hemden und Strümpfe und Unterbeinkleider und Vorhemdchen und Alles ſo fort.“ Und wenn Herr von Lipmann ſonſt nur von Gold und Papier ſprach, ſo hatte er ſich in Amalienbad zur Verzweiflung des Grafen angewöhnt, nur von Eiſen zu ſprechen. Bald hieß es: „Daß in dem Brunnen Eiſen iſt, ſieht man ſchon an der magnetiſchen Kraft, mit der es die Leute aus allen Gegenden anzieht;“ bald: „Auf dieſer Eiſenbahn werden Sie ſchnell zu Ihrem Ziele kommen;“ bald umarmte er den Grafen an der Table d'hôte und rief zu allgemeinem Gelächter: „Alte Liebe roſtet nicht!“ Sein Sohn Guido mußte ihm die Geſchichte des Eiſens vortragen, nur um ihm Gelegenheit zu Anſpielungen zu geben. War der Graf unmuthig, ſo ſchüttelte ſich der Hofagent und rief ihm ſo laut nach, daß es die verſammelte Kurliſte hörte: „Säure löſt das Eiſen auf und macht Salze daraus, die von den echten Salzlaugen ſich dadurch unterſcheiden, daß dieſe zuſammenziehen, Ihre aber auseinander jagen!“ Er wurde in ſeinen Bildern ſo gelehrt und in den Vergleichungspunkten ſo auffallend, daß Schlachtenmaler einmal einen Wortwitz nicht ſcheute und ihm ſeiner Grobheit wegen vorwarf, daß ihm ſeine ewigen lächerlichen Eiſengeſpräche nachgerade zu oxydiren ſchienen. Seitdem ſchwieg auch Herr von Lipmann über den Gegenſtand.

Von Amandus wiſſen wir, daß er reiſte, um die Hofärzte zu beſtechen. Theobald hatte den Namen Schmidt angenommen und wagte es, den Badearzt zu ſpielen. Weil eines Theils das Waſſer nur ſchwache Eiſentheile enthielt (worüber ſich bald alle Stimmen vereinigten), ſo brauchte er mit Fug und Recht und zum Beſtand der herrſchaftlichen Küche nicht allzu karg mit der Diät zu ſein. Er empfahl Küche und Keller, und die Patienten ſtanden ſich gut dabei, weil das Waſſer, ſelbſt wenn es gewöhnliches Brunnenwaſſer geweſen wäre, doch einen ſtarken Appetit erregte, und überhaupt die Heilkraft

der Bäder meiſtentheils aus der Luft, weil ſie ſo friſch und ungewohnt, gegriffen iſt. Wirkliche Leiden verwies Theobald auf den erſt ſpäter ſich ergebenden Erfolg, was denn namentlich von Frauen, denen es an Fruchtbarkeit fehlte, geglaubt werden mußte. Bei anderen Krankheiten kam es nur darauf an, geſchickt zu temporiſiren. Niemand konnte in ſechs Wochen eine vollſtändige Heilung vorausſetzen, Niemand kam auch ohne vorgängige mediciniſche Behandlung. die ſich bei einigem Scharfſinn ſehr leicht dem Patienten entlocken und zur Grundlage der Brunnenkur machen ließ. In plötzlichen An und Vorfällen wurde der Graf gerufen, ſcheinbar als theilnehmender Hauswirth, eigentlich aber, weil er ein großes encyklopädiſches Wiſſen und eine Hausapotheke beſaß, viele Jahre hindurch ſeine eigenen Pferde kurirt hatte und überhaupt ein Mann von Geiſt und ſchneller Faſſung war, der vor nichts erſchrak, am wenigſten vor Gefahr. Es lagen die ſchönſten Elemente in ihm; ſelbſt die Philoſophie, mit der er die Lüge, Betrug, Mord und Todtſchlag würde entſchuldigt haben, hatte etwas Geniales und entſprach ebenfalls den Vorſtellungen, die er vom ſpecifiſchen Werthe des Adels hatte.

Der Gascogner, Alboin de Blaſé d'Eau, leitete, von einigen auf das Spiel abgerichteten Dienern des Grafen unterſtützt, die Roulette. Der Graf hatte lange Anſtand genommen, ob er nicht einige ſeiner alten Jugendfreunde, zurückgekommene wilde Cavaliere, in Perſpective nehmen ſollte und ihnen, ausgelernten Croupiers, die grüne Tafel anvertrauen; doch hatte ihn Sidonie faſt fußfällig gebeten, dieſe Menſchen, die ſein Geſchick und ſeinen Charakter genug zerrüttet hätten, jetzt aus ſeiner Nähe zu laſſen: denn nur Unheil wachſe unter ihren Füßen. Der Graf meinte, zur würdigen Haltung eines Hazardſpieles gehöre eine felſenfeſte, ruhige Todesverachtung, ein nobles Air, das nicht einmal allen Adeligen gemein wäre; in Frankreich hielten meiſt alte Bonapartiſten die Bank, Männer, die an der Brücke von Arcole gekämpft und in Rußland ihre Geſundheit und den Glauben an Gott zurückgelaſſen hätten; in Deutſchland wäre es ſelten, einem hinlänglich terroriſtiſchen Spielergenie zu begegnen; am paſſendſten wären alte Landsmannſchaftſenioren aus Göttigen, und

das wären seine Freunde gewesen. Der Grund, warum sich der Graf entschloß, Alboin, einen Bürgerlichen, auf den grünen Tisch abzurichten, lag auch nicht in den fast zur Erde gebeugten Knieen Sidoniens, sondern theils in dem Gedanken, daß ihm hier die Genossen seiner Vergangenheit theuer zu stehen kommen würden, theils in der Nachricht, daß sie sich rüsteten, in's Carlistische Hauptquartier zu reisen: denn nächst seiner eigenen Lebensfrage war ihm die des Don Carlos die wichtigste. Alboin benahm sich mit Ruhe und Takt auf seinem Posten. Er erschrak vor Gewinn und Verlust nicht und verzog nie die Miene. Wenn die eigentliche Erziehung zum satyrischen Schriftsteller, die ihm sein Vater gegeben, zu etwas gefruchtet hatte, so war es dazu, ihm jene stolze Impassibilität zu geben, welche besonders von den Engländern, die auch die besten Humoristen haben, so hoch geschätzt wird.

Und Blasedow selbst? Ihm, da er nichts sprach und immer allein ging, hatte der Graf die Rolle eines *unglücklichen Spielers* übertragen. Als solcher war er ein nothwendiges Requisit eines vornehmen Badeortes. Blasedow, der ja so Vieles verloren hatte und noch dazu im Spiel, zeigte sich in dieser Rolle, ohne etwas von ihr zu wissen, wie der durchdachteste Meister. Wenn er im Park mit zurückgelegten Armen wandelte, ein Bild gänzlicher Apathie, zuweilen spukhaft lächelnd, zuweilen das Auge zum Himmel aufschlagend, so betrachtete ihn mancher Mitleidige und Gefühlvolle mit Bedauern, mancher Moralist mit Schadenfreude, und manche Mutter zeigte ihn ihren Kindern als lebendige Warnung vor einer unerhörten Spielwuth. Es umraschelten ihn Sagen und Legenden, die sich über seine enormen Einsätze und Verluste gebildet hatten, ohne daß er je davon hörte. Er wußte nicht, daß seine Seufzer den Menschen die Tausende bestätigen mußten, die er auf jene verführerische Tafel geschüttet haben sollte. Ein Witzbold sagte von ihm, er gliche dem Augustus, als er ausgerufen hätte: Faro, Faro, gieb mir meine Millionen wieder! Manche nannten ihn den „Märtyrer des Zufalls". Der Graf war entzückt, daß Blasedow unbewußt auf die Idee, die seinen eigenen Vorstellungen so nahe verwandt war, einging: denn er wußte,

wie wunderlich der Menſchenſinn erregt wird, wie gerade der Anblick von Hinrichtungen, Mörderſchaft und ein Piſtolenſchuß und eine verhüllt fortgetragene Bahre einem Spielhauſe mehr Zulauf verſchafft, als ein gelungenes Va banque! In der Freude darüber redete er einmal Blaſedow mit der Bezeichnung an: „Wie geht es Ihnen, Freund, unglücklicher Spieler?“ Blaſedow blickte ihn groß an und wandte ſich dann verächtlich ab, indem er ſagte: „Unglücklicher, ja, aber kein falſcher!“

Siebentes Kapitel.

Ein Congreß.

Seit einiger Zeit hatte das Regenwetter den Kurfreuden ſo vielen Abbruch gethan, daß mehrere von den minder Kranken beſchloſſen, ihre Abreiſe zu beſchleunigen. Dem Grafen kam dieſe Nachricht erwünſcht: denn ſeit acht Tagen war ihm der Raum in Haus und Hof, in Flur und Wald zu enge; er wurde, je finſterer das Wetter, deſto heiterer in ſeiner Stimmung. Die beiden Flügel des Schloſſes waren in einer ſo freudigen Bewegung vor Arbeiten und Zurichtungen, daß es ſchien, als ſollte das Bad einen noch höheren Aufſchwung nehmen, durch Beſuche nämlich, deren Wichtigkeit der Graf ſchon mit geheimnißvoller Miene ahnen ließ. Keinem aber wär' es eingefallen, das europäiſche Gleichgewicht und die Continentalpolitik mit dieſem ſtillen Jubel des Grafen und der Amalienquelle in Verbindung zu bringen; und doch war in jüngſter Nacht ein Courier angekommen und hatte den Grafen aus dem tiefſten Schlafe geweckt und ihm Mittheilungen gemacht, die wie hinter dem Vorhange eines ſich zur Vorſtellung rüſtenden Theaters wegliefen und nicht errathen wurden. Erſt mit Hülfe der Zeitungen wurde den Kurgäſten dies Geheimniß lichter: denn war es nicht möglich, daß ſich das Gerücht von einem demnächſt abzuhaltenden Con-

greſſe gerade in Amalienbad beſtätigen konnte? Der Graf wollte dieſe Vermuthung nicht Wort haben, meinte aber doch, daß ſich kein Badeort zu einiger Höhe aufſchwingen würde, wenn derſelbe nicht auch durch einen politiſchen Congreß in den Annalen der Geſchichte verzeichnet wäre. Der Karlsbadſprudel wäre erſt in Aufnahme gekommen, ſeitdem die dortigen „Beſchlüſſe" den jungen deutſchen Preßfreiheitsſprudel von 1819 in Abnahme gebracht hätten; wenigſtens müßte einmal eine fürſtliche Heirath an einer Quelle geſchloſſen ſein, ehe ſie faſhionable würde. Es kam dem Grafen ſchwer an, die Wahrheit zu verſchweigen, weil ſich ſo mancher Beſuch durch die Möglichkeit, einer wichtigen Staatsaction beiwohnen zu können, doch zum längeren Bleiben würde entſchloſſen haben. Indeſſen beklagte er die leer werdenden Zimmer nicht, da er deren für die Dinge, die da kommen ſollten, kaum genug zu haben ſchien.

Indeſſen iſt unſere Zeit in nichts ſo indiscret, als in der Politik. Da unſer politiſches Leben einem lecken Faſſe gleicht, ſo quillt das Geheimniß durch alle Ritzen und Fugen durch und bleibt kaum länger, als es Sache eines Einzelnen, verſchwiegen. Ein großer Diplomat, den wir bald die Ehre haben werden kennen zu lernen, ſagte oft: „In alten Zeiten mußte man ſich viel Mühe geben, um eine Neuigkeit unter die Leute zu bringen; jetzt iſt der politiſche Verſtand ſo weit gediehen, daß kein Diplomat mehr vor ſeinem Kammerdiener ſicher iſt. Die Menge der unbeſoldeten und eigenmächtigen Staatsmänner, d. h. der Zeitungsſchreiber, iſt zu groß, die Verrätherei der Ueberläufer und Zuträger, die es gern zu gleicher Zeit mit den Fürſten wie mit den Völkern halten wollen, zu eingeriſſen, als daß man ſich noch auf den geregelten Gang, wie bisher in der Diplomatie die Geheimniſſe mitgetheilt wurden, verlaſſen dürfte. Es käme faſt darauf an, in der Politik ganz unſinnige und gewaltſame Unternehmungen zu beginnen, um nur einmal das Geheimniß zu retten: denn gerade dadurch, daß wir Staatsmänner nur das Vernünftige und Wahrſcheinliche thun, wird es der Combination der Publiciſten und Kannengießer möglich, jedem Courier durch das Felleiſen ſeine Depeſchen zu leſen." Es iſt

Lamoignon.

Nicht wahr, Sire, das Stück iſt zu Ende —

Ludwig.

Mit dem Akte! Natürlich! Doch es thut mir leid — um Madeleine Béjart — wie kommt ſie zu dem doppelten Namen Düpleſſis —

Lamoignon.

Der Vorhang ſoll fallen?

Ludwig.

Noch nicht!

Lamoignon.

Nicht wahr — es wird morgen in den Journalen heißen: Das Stück wurde bis zu Ende des erſten Aktes geſpielt, aber Se. Majeſtät verließen ſchon nach der erſten Scene ihre Loge?

Ludwig.

Ohne Zweifel! Das iſt der rechte Ausweg!

(Applaus hinter der Scene.)

Lamoignon.

O dieſe teufliſchen Hände!

Ludwig.

Delarive, gefällt ſie?

Delarive.

Die Scene? Allgemein, allgemein, Sire —

Ludwig.

Iſt ſie gut coſtümirt?

Delarive.

Wer? die Scene?

dies derſelbe Staatsmann, der, um nur Herr ſeiner Geheimniſſe zu ſein, einen uns bereits bekannten Staat, das Fürſtenthum Vierhufen, an den Rand des Verderbens gebracht hatte. Graf Leibrock erhob die Diplomatie zu einer Wiſſenſchaft an ſich; er machte ſie zur Herrin der Politik. Er ließ eine Feſtung mitten im Frieden ſchleifen, nur um die Genugthuung zu haben, das Geheimniß davon drei Wochen in ſeinem Bureau bewahren zu können. Er verletzte die freundſchaftlichſten Beziehungen ſeines Hofes zu auswärtigen Höfen, rein, um die Freude zu haben, etwas gegen alles Erwarten unternehmen und eine Weile geheim halten zu können. Und dennoch brachten die Zeitungen die Nachricht, daß in dem neuen Amalienbad ein Congreß zwiſchen den bevollmächtigten Miniſtern Sayn Sayns und Vierhufens abgehalten werden würde zur Schlichtung gewiſſer Differenzen, die auf dem Punkte ſtanden, in Feindſeligkeiten auszuarten. Wohl dem Manne, der die Geſchichte kennt! Wir wiſſen es, woher der Hader kam; wir ſahen die dunkeln Gewitterwolken heraufſteigen, für welche auf dringendes Anſuchen der größeren Mächte, um den Weltfrieden zu erhalten, ein Congreß zum Blitzableiter werden ſollte. Da ſich beide Fürſtenthümer vertragen mußten, ſo kann man die Schwierigkeiten ermeſſen, welche es auf dieſem Congreſſe zu löſen gab. Gerade weil es ſich um etwas Nothwendiges und Unumgängliches handeln ſollte, ſuchten ihm die beiden Partheien den Schein einer Unmöglichkeit zu geben. Sie mußten den höheren Schutzpatronen gehorchen, wollten es aber auch dieſe dafür recht empfinden laſſen, welch ein Opfer ſie dem allgemeinen Weltfrieden brächten.

Es war eines Abends kurz vor Sonnenuntergang. Die Regenwolken hatten ſich verzogen und mit aufgeklärtem, heiterm Himmel wollte der Tag von der Erde Abſchied nehmen. Der grüne Tiſch wurde leerer, die Geſellſchaft verſammelte ſich, um die ſchönen Augenblicke zu genießen, im Park, und mit Erwartung ſprach man von den großen Ereigniſſen, die dem Bade ſo nahe bevorſtanden. Da ſtieg in einiger Entfernung vom Schloſſe eine Rakete auf und auf der andern Seite eine zweite. Der Graf, der ſchon den Tag über am

Fenſter geſtanden hatte und durch ein Perſpectiv die Gegend ausforſchte, war Augenblicks im Hofe; aber zu ſeinem Schrecken hatte ſich gleich vorn am Thore ein Knoten von ſo gordiſcher Verwirrung zuſammengeneſtelt, daß ſogar er ſelbſt, der ſonſt ſo Geiſtesgegenwärtige, nicht wußte, wie hier zu helfen ſei. Er ſchickte Schlachtenmalern ab. Die Schwierigkeit lag nicht in den fünf und ſechs Reiſewägen, die zu gleicher Zeit am Thore ſtanden, ſondern in dem wunderlichen Zufall, daß gerade die beiden paciscirenden Theile zu gleicher Zeit ankommen mußten und ſich nun eine Rangſtreitigkeit, der Einfahrt wegen, erhob, die gleich zu den empfindlichſten Reibungen und wol gar zu einem präliminariſchen Notenwechſel führen konnte. Wenn ein kleiner Vorſprung, den allerdings in ſeinem vierſpännigen Wagen der Freiherr von Hundt, Oberhofmeiſter und außerordentlicher Bevollmächtigter des Fürſten Sayn-Sayn, voraus hatte, dieſem das Recht zur früheren Einfahrt zu geſtatten ſchien, ſo war doch Freiherr von Hundt Diplomat genug, einzuſehen, wie wichtig oft eine zur rechten Zeit angebrachte Höflichkeit iſt und wie großartig Derjenige immer erſcheint, der bei gleichen Verhältniſſen und wol gar in glänzenderen gegen den Andern die Rolle der Höflichkeit übernimmt. Graf Leibrock wollte gerade deswegen nicht der Erſte ſein, weil er Kenner genug war, dieſe Hundt'ſche Fineſſe zu durchſchauen, unangeſehen, daß es ihn empfindlich würde verletzt haben, wenn er am Ende doch hätte der Zweite ſein müſſen. Nun würd' es allerdings gegen alle Courtoiſie verſtoßen haben, wenn ſich die beiden bevollmächtigten Botſchafter mit ihren Gefühlen verrathen hätten; ſie mußten vielmehr für ihre Zögerung, einzufahren, eine ſcheinbare äußere Veranlaſſung ſuchen. Der Freiherr von Hundt behauptete, um den Schein zu retten, er hätte einen Schein verloren, nämlich den Poſtſchein, da er mit eigenen Pferden fuhr. Graf Leibrock verwünſchte ſeinen Kutſcher, der die Pferde ſchlecht aufgezäumt hätte, und der Kutſcher war diplomatiſch eingefahren genug, abzuſteigen und ſich an den Pferden etwas zu ſchaffen zu machen. Schlachtenmaler, der die Lage der Dinge überſah, dachte an den gordiſchen Knoten, zog heimlich ſein Taſchenmeſſer und ſchnitt

den hierortigen durch, nämlich vorläufig den Schnallenriemen, an welchem eins der hinteren Pferde des Grafen befeſtigt war. Nun gerieth allerdings der Kutſcher in Verlegenheit und begann eine ſo weitläufige Anneſtelung, daß Graf Leibrock zornig aus dem Wagen ſtieg (er war ein Mann ſtarken Umfangs) und um ſo gegründetere Urſache zur Erbitterung hatte, als er jetzt nicht einmal dem Freiherrn von Hundt hätte vorfahren können, ſelbſt wenn dieſer gegen ihn, als den Aelteren, zurückgeſtanden wäre. Freiherr von Hundt fuhr alſo mit ſeinen ſchnaubenden Roſſen an ihm vorüber und nahm zuerſt vom Schloſſe Beſitz, zwei Wagen hinter ihm, die das Geſandtſchaftsperſonal und einige Damen enthielten. Graf Leibrock entſchloß ſich, zu Fuß zu gehen und ſeinen Wagen langſam nachfolgen zu laſſen. Zwei Geſandtſchaftsſecretäre mußten ihn führen, ſo ſchrecklich griff ihn eine hier vielleicht vorgefallene Verletzung des Völkerrechts an.

Zunächſt mußte das Aufſehen, das des Grafen Ankunft im Schloßhof erregte, dieſen für die vermeintliche Zurückſetzung entſchädigen. Graf von der Reige ſtürzte dem Erblandesmarſchall entgegen und bat wegen der am Schloßthore vorgefallenen Verwirrung um Entſchuldigung. „Was läßt ſich da machen?“ ſagte der außerordentliche Geſandte, ſich den Schweiß und den Zorn von der Stirne wiſchend; „Sie konnten doch unmöglich, ſelbſt wenn Sie das gleichzeitige Eintreffen geahnt hätten, zwei Thore in dem Vorgitter des Hofes ausbrechen laſſen!“ Darauf fuhr er fort, indem ihn der Graf in die für ihn bereiteten Zimmer die Treppe hinauf führte: „Es iſt ſchon dies ein Grund, warum die Hierarchie nie beſeitigt werden darf. Die Päpſte genießen ſeit undenklichen Zeiten bei allen diplomatiſchen Verhandlungen für ihre Nuntien den Vorrang; die päpſtlichen Nuntien eröffnen den Zug. Sie ſind um ſo eher dazu berechtigt, ſich in Rangſtreitigkeiten vermittelnd einzulegen, als ſie keine Frauen und demnach keine häusliche Aufhetzerinnen haben. Ein Congreß ohne päpſtlichen Nuntius iſt ein polniſcher Reichstag, wo Jeder der Erſte ſein will — ein Grund, warum ich nimmermehr wünſchen möchte, daß das Papſtthum

oder der Katholicismus einmal aufhöre. Ich muß sagen, daß mir der katholische Glaube ehr- und ewiger Dauer würdig erscheint, weil seine Stellvertreter auf den Congressen den Primat besitzen. Hätte Napoleon den Papst gestürzt, er würde die Diplomatie über den Haufen geworfen haben."

In den Zimmern mußte sich sogleich wieder etwas finden, das dem Erblandesmarschall mißfiel und ihm die ersten Augenblicke des Amalienbader Aufenthaltes verbitterte. Es ist dies nicht so sehr die Bosheit Schlachtenmalers, der wie zufällig hier auf einem Tische eine französische ultrarevolutionäre Zeitschrift hatte liegen lassen, die der Gesandte mit bedenklichem Kopfschütteln und mit einer strengen Miene des Vorwurfs gegen den Grafen im Vorübergehen in die Hand genommen hatte, sondern es war die Lage des Zimmers selbst. „Sie glauben Wunder, welchen Gefallen Sie mir thun, daß Sie fast alle meine Zimmer nach vorn verlegt haben," bemerkte mißgestimmt der Erblandesmarschall; „allein nennen Sie mir irgend ein auswärtiges Amt, ein Botschaftshotel, das nach vorn hin ein besonderes Leben verriethe! Die Arbeitszimmer einer Gesandtschaft sind alle nach hinten hinaus. Der Freiherr von Hundt wohnt mir gerade gegenüber. Sieht er des Nachts um zwölf Uhr Licht an meinem Fenster, so wird er ahnen, daß mir die Entwickelung unserer Angelegenheiten schwer wird, oder daß wir einen ihm unerwarteten Coup beabsichtigen, Depeschen bekommen haben oder mit einem Courier noch in der Nacht welche absenden wollen. Ich muß Sie bitten, mir alle diese Zimmer nach hinten zu verlegen." Der Graf gerieth über diese Zumuthung in sichtliche Verlegenheit, so daß Schlachtenmaler, der die französische Zeitung an sich genommen hatte, sich zu fragen erlaubte: „Könnten nicht Eure Excellenz des Nachts wie die Diebe mit Hülfe einer Blendlaterne arbeiten?" Dieser Vorschlag, da er den Reiz des Geheimnisses in der Diplomatie vermehrte, gefiel dem Grafen Leibrock; er musterte den Bad-Inspector von unten bis oben und fragte ihn, ohne jedoch, nach vornehmer Leute Art, eine Antwort abzuwarten: „Treiben Sie auch Politik?" Natürlich antwortete auch Schlachtenmaler nicht darauf.

Während ſich der Geſandte und der Graf in die hinteren Zimmer und in Auseinanderſetzungen und Gegenreden über Lage, Oertlichkeit und Bedienung des Bades verloren, ging Schlachtenmaler hinunter und hatte ſeine Freude an dem Auspacken der Wagen hüben und drüben. Zwei Gegenſtände waren es beſonders, die ihm diesſeits auffielen. Im Gefolge des Grafen Leibrock befand ſich zuvörderſt ein Pferd, das einen wahrhaft kümmerlichen Anblick darbot. Ob es gleich vom Kopf bis zum Schwanz geſattelt war, ſo ſaß doch kein Reiter darauf. Es mußte in dieſem Aufzuge während der ganzen Reiſe hinter einem der Wagen hergetrabt ſein. Als er ſich nach der Beſtimmung dieſer Aufzäumung erkundigte, ſagte ihm Einer von den Leuten des Grafen: „Der arme Klepper zählt jetzt dreizehn Jahr, und ſeit acht Jahren iſt er in dem Zuſtande, wie Sie ihn da ſehen. Niemals iſt ſeitdem der Sattel von ſeinem Rücken gekommen. Es iſt ein ewig geſatteltes Courierpferd, das nothwendig zur Beſtallung eines diplomatiſchen Pferdeſtalles gehört. Man kann ja nicht wiſſen, was plötzlich vorfällt. Da ſoll Einer in der Nacht aufſitzen und einen Brief fortbringen; Eile thut noth, nun erſt das Pferd ſatteln! Bei dem Aufenthalt könnte ſchon etwas verloren ſein, und ſo iſt ſeit acht Jahren von dem armen Thier der Sattel nicht herunter gekommen."

Schlachtenmaler wurde von Mitleid über dieſen traurigen Anblick ergriffen, mehr aber noch über den Mann, der ihm dies ſagte und an Ohren- oder Zahnſchmerzen zu leiden ſchien. „Warum tragen Sie denn das Tuch um den Kopf, guter Freund?" fragte Schlachtenmaler; der Andere aber lachte und ſagte: „Gott ſei Dank, daß ich mir wenigſtens meine Ohren verbinden darf und nicht nöthig habe, taub oder gar taubſtumm zu ſein. Ich bin Kammerdiener beim Erblandesmarſchall und ſoll nun einmal von ſeinen politiſchen und Staatsgeheimniſſen nichts abhören. Der Graf ſagte mir, als er mich vor acht Jahren, gerade ſo lange, als das Pferd geſattelt iſt, in ſeine Dienſte nahm: Lieber Freund, daß Sie hören können, iſt mir nicht lieb. Ich hätte es ſehr gern, daß Sie, wenn auch nicht ganz taub, doch etwas harthörig wären, der Ordnung wegen. Ich rechne darauf, daß

Sie verſchwiegen genug ſind und nichts, was in meinen Zirkeln und Abendgeſellſchaften geſprochen wird, unter die Leute bringen, auch keinen Verwandten haben, der etwa in auswärtige politiſche Zeitungen Berichte ſchreibt; aber ich bin es theils meinem Rufe als großer Diplomat, theils der Discretion gegen die mich Beſuchenden ſchuldig, daß Sie wenigſtens den Schein der Taubheit annehmen und ſich das Hören durch ein ſeidenes, um den Kopf gebundenes Halstuch vergehen laſſen. Ich rechne dieſe Betäubung Ihres Trommelfells zu der Livree meines Hauſes und werde Ihnen vierteljährlich dafür ein ſchwarzes Tuch, Lyoner Fabrikat, ſelbſt liefern! Seitdem, Herr Bad-Inſpector, bin ich dem Grafen ſehr nützlich geweſen. So manche Mittheilung, die man ihm in Gegenwart eines hörenden Kammerdieners beim Thee oder Whiſt nicht würde gemacht haben, hat er meiner Aufopferung zu danken. Die fremden Geſandten halten, wenn ſie mein Leiden mit dem Ohrenreißen ſehen, weit weniger zurück und laſſen ſich zur Freude des Grafen, der in ſeinem Fache der größte Schlaukopf von der Welt iſt, noch einmal ſo vertraulich gehen."

Da Schlachtenmaler merkte, daß dieſer Kammerdiener ſich für ſein beeinträchtigtes Gehör am Sprechen entſchädigte und weit mehr ein Schloß vor den Mund, als ein Tuch um das Ohr verdient hätte, ſo ging er auf die Vorzüge ſeines Herrn ein und vermochte den Mann, noch immer redſeliger zu werden. Als es daher ſpät Abends geworden war und der Graf mit ſeinem Secretär arbeitete und der Kammerdiener im Vorzimmer mit Schlachtenmalern, in Folge der gemachten Bekanntſchaft, zu Nacht aß, ſo fuhr dieſer mit einer Gewandtheit, die ſeiner Bildung Ehre machte, fort: „Unſer Fürſt hat dem Grafen Land und Leute zu danken. Als Napoleon bei den deutſchen Landesherren kein großes Aufhebens davon machte, daß er ſie aufhob, da gelang es blos der Geſchicklichkeit des Grafen, in Paris unſerm Fürſt einen Theil ſeiner Einkünfte, vorläufig ſeinen Titel, zu erhalten und den Urtheilsſpruch über die fernere Exiſtenz des Ländchens ſo lange aufzuſchieben, bis bei Napoleon's Abreiſe nach Sanct Helena alle von Gott eingeſetzten Fürſten ſich wieder

ſehen ließen und auch für uns wieder Hoffnung wurde. Der Erblandesmarſchall hat in Paris dem Talleyrand und in Wien dem Metternich viel zu ſchaffen gemacht. Der Pariſer Friede und der Wiener Congreß wären beide leicht ohne Erfolg geweſen, wenn man nicht die drohende Stellung des Grafen Leibrock gefürchtet und ihn in die verhandelten Intereſſen als Theilhaber mit hineingezogen hätte. Es iſt aber auch einzig, mit welcher Schlauheit dieſer Staatsmann verfährt. Kommt er an einen Ort, wo es Stimmungen auszuforſchen giebt, ſo ſollten Sie ſehen, wie er ſofort ſeine Maßregeln nimmt. Hier kann ich es ſagen, weil wir nur mit dem Freiherrn von Hundt zu thun haben und, im Vertrauen geſagt, uns mit ihm vertragen müſſen. Des Grafen erſtes Unternehmen an jedem fremden Orte, wo es etwas durchzuführen giebt, iſt, ſich erſt um alle einflußreiche Perſonen des Landes und der Stadt zu bekümmern. Der Secretär und ich ſelbſt, wir müſſen eine Liſte aufſetzen von allen Adeligen und hohen Beamten der Reſidenz und dürfen dabei weder die Titel, noch die Orden überſehen. Beſonders wichtig iſt die Rubrik über die Wappen, die Livreen und die Stammbäume der Adeligen. Dieſe Liſte übermalen wir an der Stelle, wo von den Livreen und Wappen die Rede iſt, mit bunten Farben, ſo daß der Graf ſchnell eine Ueberſicht der in der Stadt beliebten Heiducken-, Jäger- und Lönſer-Uniformen bekommt: denn das ſoll mir Einer ſagen, ob ein bevollmächtigter Geſandter ohne dergleichen Vorarbeiten auskommt! Ohne ſolche Liſten würden hundert Verſtöße gemacht werden, und der Graf, der, wenn man ihm etwas zu Danke macht, immer ſehr gnädig iſt, erklärte mir's auch deutlich genug. Denn, ſagte er, was ſind die Menſchen überraſcht, wenn man von ihnen Dinge weiß, die ſelbſt, wenn ſie auf Aeußerlichkeiten beruhen, doch eine gewiſſenhafte Nachforſchung und Bekanntſchaft mit ihren Intereſſen vorausſetzen! Was kennt denn mancher Adelige mehr, als ſeinen Stammbaum, und mancher Banquier Größeres, als ſeinen Rieſen von Portier und deſſen goldene Borduren? Die Wappenbilder benutzt der Graf oft zu ſehr ſinnreichen Zuſammenſtellungen, die ihm den Ruf eines der witzigſten Staatsmänner zuge-

zogen haben. All' die Katzen, Hunde, Hirsche, Ochsen- und Häringsköpfe, welche die deutschen Adeligen in ihren Wappen führen, weiß er lustig nebeneinander zu stellen, wobei ich meinen Spaß habe: denn meist weiß ich, was der Graf an einem Abend alles für Witze vortragen wird, und muß schon immer früher lachen, als bis er so weit ist, sie springen zu lassen. Er hat mir's freilich verboten, weil es zu auffallend ist und die Wirkung stört."

Indem klingelte es, und der Kammerdiener, der in der That eine Politur hatte, die Schlachtenmaler bewundern mußte, ging schnell zu seiner Herrschaft hinein. Als er wieder kam, sagte er geheimnißvoll zu dem Bad-Inspector: „Es ist 'was im Werke. Der Graf will dem Freiherrn von Hundt zeigen, wie wichtig ihm diese Verhandlungen wären, und schickt noch diese Nacht einen Courier ab." Damit ging der Kammerdiener hinunter, um dem Reitknecht anzumelden, daß er sich bereit halte. Als er zurückkam, fragte ihn Schlachtenmaler, was es denn so Wichtiges zu berichten geben würde? „O, wahrscheinlich nichts," antwortete der Kammerdiener; „es ist auch gleich damit verbunden, daß Graf Hans, der Sohn meiner Herrschaft, zum ordentlichen Staatsmann erzogen wird. Der Vater schickt ihm öfters des Nachts Couriere, um ihn theils überhaupt daran zu gewöhnen, theils auch, um ihn, der etwas Faullenzer ist, zum Dechiffriren zu zwingen. Auf die Chiffern hält der Graf 'was Erstaunliches; doch zieht er die Schablonen vor. Wir haben deren über hundert, eine confuser ausgeschnitten, als die andere. Legt man sie auf die übersandte Depesche, so werden die unnöthigen Worte verdeckt und nur die treten hervor, welche den gewünschten Sinn bilden. Es ist keine Kleinigkeit, einen Brief zu schreiben, der ganz harmlos von einem Handwerksburschen zu kommen scheint und der doch z. B. die wichtige Nachricht in seinen Zeilen enthalten muß: Kaiser Leopold ist vergiftet!"

Indem klingelte es wieder. Der Kammerdiener ging und kam zurück, um in einem Koffer zu wühlen, der eine Menge wunderlicher Papiere enthielt. „Die Schablone Nr. 78 soll heute benutzt werden," sagte der verschwiegene Mann und trug sie hinein. Als er wiederkam, erzählte er in seiner

Redſeligkeit weiter: „Graf Hans wird nie ſeinen Vater abgeben; ich habe auch den Erblandesmarſchall öfters weinen ſehen, daß ſein Sohn keine Miene macht, um ihm nachzufolgen. Da iſt nichts als Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit; kein Geheimniß iſt ſicher vor ihm. Der Vater bietet Alles auf, um ihn für ſein Fach zu erziehen, aber trichtr' es ihm 'mal Einer ein! Das Erſte, was ein Staatsmann lernen ſoll, iſt dies: ſchnell und unvermerkt ſich etwas zu notiren, was man in einem diplomatiſchen Zirkel aus Unvorſichtigkeit fallen läßt. Der Graf kann es ihm nicht beibringen, mit Gewandtheit ſich zu unterhalten oder am Spieltiſch zu ſitzen und zu gleicher Zeit ſich hinten in der Rocktaſche etwas zu notiren! Mein Alter kann das zum Verwundern ſchön: er unterhält ſich mit Ihnen und ſcheint etwas in der Bruſttaſche zu ſuchen, während gerade ſeine Hand dort beſchäftigt iſt, auf einem immer bereit gehaltenen Pergament mit einem Bleiſtift, der wie ein Zahnſtocher ausſieht und auch einer iſt, das Geſprochene zu notiren. War ja auch Herr von Hundt darüber einmal ſo boshaft und ſagte meinem Herrn, als ſich dieſer ſo lange die Zähne ſtocherte: Notiren Sie ſich etwas auf Ihren Zähnen? Die Bemerkung war um ſo bitterer, als der Erblandesmarſchall, ein alter Mann, deren nicht mehr viel hat." Es wurde wieder ſtark geklingelt. Der Kammerdiener lief und brachte geheimnißvoll eine Depeſche zurück, die er einſiegeln mußte. Schlachtenmaler war in der That neugierig. Er hätte gern gewünſcht, den Inhalt zu wiſſen, und geſtand es auch. Der Kammerdiener zögerte erſt künſtlich; dann meinte er, da ſie doch ſo ſchnell bekannt geworden wären, ſo wolle er ihm den Brief zu beſehen geben. Schlachtenmaler warf einen Blick hinein und fand, daß er eher Alles, nur nicht diplomatiſche Gegenſtände berührte. Es war ein Brief nicht ohne Sinn und Verſtand: die Reiſe, die Ankunft wurde beſchrieben; aber das eigentlich Geheimnißvolle wußte er nicht zu entdecken. Der Kammerdiener weidete ſich an der Verlegenheit und dem vergeblichen Bemühen des Bad-Inſpectors. Endlich nahm er lächelnd und mit hochwichtiger Miene, indem er ſich nach allen Seiten umſah und ganz leiſe flüſterte, die Schablone Nr. 78, legte ſie mit Behutſamkeit auf den Brief, ſah ſich

nochmals um, ob sie auch durch nichts gestört würden, und da Alles still war, so bückten sich Beide auf den Brief herab und fingen an zu buchstabiren. Folgendes brachten sie nun als den wesentlichen Inhalt der Depesche heraus: J-ch-b-i-t-t-e-u-m-s-e-ch-s-S-t-ü-k-w-o-l-l-e-n-e-R-a-ch-t-m-ü-h-e-n! Indem knarrte nebenan eine Thür; der Kammerdiener blies das Licht aus und drängte den Schlachtenmaler zur Thür hinaus. Dieser ging leise die Treppe hinunter und fand schon unten im Schloßhofe das ewig gesattelte Courierpferd, auf die wichtige Depesche harrend. Der Kammerdiener erschien, der Brief wurde am Sattelknopf in einer ledernen Tasche befestigt, der schleunigste Ritt wurde noch einmal anempfohlen, der Reitknecht stieg auf, und fort trabte der arme Gaul zur Verwunderung aller Badegäste, die die Fenster öffneten und sich neugierig frugen, was der Courier wol Wichtiges in so später Nacht noch zu überbringen hätte. Man sah hier sogleich des Grafen von Leibrock rastlose Thätigkeit und seinen gefährlichen politischen Verstand.

Achtes Kapitel.

Fragmente eines Seitenstücks zu den Memoiren des Freiherrn von S—a; herausgegeben vom Freiherrn von H.*)

— — Eine der heitersten Erinnerungen aus meiner diplomatischen Laufbahn ist der Amalienbader Congreß, wenn man Congreß eine Entrevue**) zweier Diplomaten nennen kann, die den Auftrag hatten, zwei kleine Staaten um jeden Preis zu versöhnen. Das Lächerliche dieser Erinnerung liegt vorzugsweise in dem Widerspruch dieses so einfachen Zweckes

*) Hundt.

**) Diese französirende und überhaupt mehr weltmännische Sprache, die auffallend genug gegen unsre bisherige Darstellung abstechen wird, muß man dem Freiherrn von Hundt zu Gute halten. Er hat sich in der Schule von Weltmann und Varnhagen gebildet.

Ludwig.

Nein, die neue Debütantin!

Delarive.

Sie trägt ein blaues Tuch —

Ludwig (ſteht auf).

Ein blaues Tuch? Sieh! ſieh! Dieſe Madeleine muß reizend ſein, ſie ſcheint mir ſo friſch, ſo neu, ſo noch nicht dageweſen —

Lamoignon.

Sire, nicht wahr, den Wagen?

Ludwig.

Präſident, — ich beobachte gern die Entwickelung junger Talente — (Man applaudirt.) Sie muß vortrefflich ſpielen — Es wäre grauſam, wenn ich ſie kränken wollte und jetzt ginge! Präſident, laſſen Sie doch noch den Artikel in den Journalen!

Lamoignon (außer ſich).

Sire, die Religion!

Ludwig.

Delarive, (Delarive kommt von hinten) ich denke, man iſt einmal hier, man weiß nicht, was man heute noch beginnen ſoll, man ſieht das Stück zu Ende — Was?

Delarive.

Alle Blicke richten ſich ſehnſuchtsvoll nach dieſem leeren Stuhle —

Ludwig.

In der That, nicht wegen des Stückes, nicht wegen der beshaften Armande, nicht wegen Molière's, ſondern nur um

mit den von den beiden Abgesandten aufgebotenen Mitteln. Man hätte, wenn man diese Schwierigkeiten sah, die sich die beiden Männer machten, glauben sollen, es handelte sich um die Wiedereinfügung höchst gefährlich ausgerenkter Glieder des europäischen Staatskörpers, während einige streitige Punkte über Erbschaftssachen, Enclaven und einige wenige administrative Berührungen, die allerdings für zwei dicht an einander grenzende Länder Lebensfragen sind, den Gegenstand der Verhandlungen abgaben. Wenn es einige Dornen an jenen Rosen gab, die wir auf höhere Anweisung ohne Widerrede pflücken mußten, so waren es die Verstimmungen, die zwischen beiden zu vermittelnden Höfen eingetreten waren seit einer gemeinschaftlichen Kriegsübung, wo eine Partei von der andern mit willkürlicher und gegen alle genommene Abrede verstoßender Rücksichtslosigkeit behandelt worden zu sein vorgab. Ich wenigstens hatte das Interesse jenes Hofes zu vertreten, dem man von der andern Seite das Meiste an diesem Verschulden aufgebürdet und aus Aerger darüber alle jene freundnachbarlichen Bezüge aufgekündigt hatte, welche durch die Amalienbader Unterredung wieder in das alte Geleis der Freundschaft zurückgeführt werden sollten.

Ich hatte dabei mit einem Gegner zu thun, der die wunderliche Grille besaß, aus der Diplomatie einen Selbstzweck machen zu wollen. Graf L.....*) war ein Original-Ueberbleibsel aus einem Jahrhundert, welches die Würde des Menschen in der peinlichsten Beobachtung von Förmlichkeiten erblickte. Jünger einer Politik, die keine Ahnung von den Veränderungen des Zeitgeistes hatte, sondern in der Geschichte nur die Namen und Personen, nicht die Begriffe und Voraussetzungen sich ändern sah, hatte Graf L. überdies eine so hohe Vorstellung von der Unfehlbarkeit seines Verstandes und der Feinheit seiner klügelnden Berechnungen, daß man die Berührungen mit ihm allerdings zunächst als eine Quelle vielen Aergers, aber zuletzt doch, wenn man sich beruhigt hatte, auch als die einer nicht oft gebotenen Unterhaltung betrachten mußte. In dem Augenblick, wo man ihm gegenüber-

*) Leibrock.

ſtand und die kleinen Fechterkünſte ſeiner eingebildeten Schlauheit pariren mußte, konnte man es nicht ohne das Gefühl einer unerträglichen Beläſtigung und einer alles Verſtändniß hindernden Verzögerung thun! Wer ſich aber durch ſeine Umtriebe nicht irre machen ließ, wird mir bezeugen müſſen, daß der Rückblick auf eine mit dem Grafen L. gepflogene Verhandlung ein koſtbares Cabinetſtück diplomatiſcher Erinnerungen iſt. Ich muß ſogar geſtehen, daß ich etwas vermiſſen würde, wenn meine Welterlebniſſe nicht auch auf einen Mann geſtoßen wären, der aus der am meiſten durch vorliegende Facten und durch die Umſtände beſtimmten Wiſſenſchaft eine Sache für ſich, eine abſolute Theorie machen wollte. Es ſchien in der That, als wollte Graf L. die Originalität zur Evidenz eines Rechenexempels erheben.

Nachdem ich ſchon ſo viel von dieſem Talleyrand leerer Formen gehört hatte, war meine Neugier nicht wenig geſpannt, als wir uns in einem eigens für unſere Beſprechungen beſtimmten Saale auf dem Schloſſe in Amalienbad zum erſten Mal begegneten. Es iſt immer ein eigenes Gefühl, deſſen ich geſtehen muß nie recht Meiſter geworden zu ſein, wenn ſich zwei Diplomaten, die beſtimmt ſind, gegen einander zu operiren, gegenüber treten. Man kann dieſen erſten, ſcheu prüfenden und kaum das Auge des Andern aushaltenden Blick einen Triumph, aber auch eine Demüthigung unſerer Civiliſation nennen. Ich muß ſagen, daß es mir immer ſchien, als würde in dieſer peinlichen Stellung die Menſchenwürde mit Füßen getreten. Hier bricht nirgends ein Strahl jener göttlichen Liebe, die der Himmel in unſere Seelen pflanzte, durch das ängſtlich und mit allen Kunſtmitteln eines eigentlich im Gemüth gar nicht vorhandenen Haſſes ausgerüſtete Benehmen hindurch. Ich wüßte keine andere Situation im Leben, die dieſer vergleichbar wäre, als die auf der akademiſchen Menſur. Wer ſich aus ſeinen Studentenjahren jener kaltblütigen Malice erinnert, mit welcher ſich die Duellanten gegenüber zu treten pflegen, dem wird dieſe liebloſe und ſcheinbar apathiſch ausſehende höchſte Nervenſpannung deutlich werden, wenn ſich, etwa in einer Geſellſchaft, wo über ganz gleichgültige Dinge ver-

handelt wird, die Thür öffnet und derjenige hereintritt, dem man beauftragt iſt auf den Dienſt zu paſſen und der ſeinerſeits ſelbſt die gleiche verrätheriſche Wachſamkeit üben muß. Dies zufällige Begegnen iſt mir noch peinlicher, als das Stirn gegen Stirn gerichtete Unterhandeln, wo wenigſtens ich immer die Sitte jener Diplomaten vermieden habe, welche auch hier nicht unterlaſſen können, Verſteck zu ſpielen und über ihr Auge zu wachen, da ich es meiſtens vorzog, dem Andern offen die Karte zu zeigen, die ich auswerfen konnte, und rund zu erklären, was ich fordern mußte, um bei meinen oft ſehr unredlichen Inſtructionen zwar ein gebundener, aber doch ehrlicher Mann zu erſcheinen. War ich diesmal befangener als Jener, ſo trug die Schuld davon des Grafen L. wunderlicher Ruf und der allerdings auch nicht abzuleugnende Umſtand, daß man, wie es Menſchen giebt, die erſt im Angeſicht des Feindes tapfer werden, auch in der diplomatiſchen Verhandlung erſt gereizt, angreifend, biſſig wird, wenn man einer entſchieden feindſeligen Herausforderung gegenüberſteht.

Ich war zunächſt derjenige, welcher die Unterhandlung zu eröffnen hatte, denn auf Veranlaſſung meines Hofes war ſie eingeleitet; wir waren diejenigen, die ſich von der Gegenpartei beeinträchtigt glaubten. Ich ſehe noch die Miene, welche der äußerſt ſorgfältig friſirte und gepuderte Graf L., eine beleibte und faſt behagliche Figur, annahm, als ich meinen Vortrag geendigt hatte. Während ich doch wußte, daß er keine Erlaubniß hatte, mir irgend einen der wichtigeren meiner Anträge abzuſchlagen, ſtellte er ſich, als thäten ihm die Ohren weh, eine Reihenfolge ſo unnützer vergeblicher Forderungen anzuhören, und es brachte mich wirklich in Verwirrung, als er mit künſtlich erſonnener Befremdung ſagte: Aber, Herr Oberſthofmeiſter, was wollen wir uns die ſchöne Zeit verderben, auf dieſe unzähligen, höchſt unmöglichen Punkte einzugehen? Darauf begann er vom Bade, von der diesjährigen Saiſon, von der faſhionablen Welt und bemerkte, als ich wieder auf den eigentlichen Gegenſtand einlenkte, indem er mit dem Stuhle rückte: Sie ſcherzen nur, Herr Oberſthofmeiſter, Ihr Memoire ſcheint mir mehr eine im rhetoriſchen Styl verfaßte, übertreibende Ausarbeitung eines kleinen

Stoffes, als die Grundlage unſrer Verhandlungen zu ſein. Dabei zog er ſeinerſeits eine Schrift hervor, die er mir vorlas, und worin die Redensarten, die immer daſſelbe ſagten, die geſchichtliche Entwicklung der politiſchen Relationen der beiden Fürſtenhäuſer ſeit hundert Jahren bis zu dem verunglückten Manoeuvre erzählt wurde. Als er geendet, brach ich den Eindruck, den er ſich aus dieſem Aufſatze verſprach, kurz mit den Worten ab: Was ſoll das? Der Bruch iſt da; aber wir ſollen ein Band dafür entdecken. Lieber wär' es mir, Sie zeigten mir an jeder einzelnen Forderung, die ich mache, die hiſtoriſch ſtatiſtiſchen Gründe, welche Sie zwingen, ſie mir abzuſchlagen! Und ſo ſtand ich auf, da mir das Sitzen im aufgeregten Zuſtande unmöglich iſt, und fing mit der Regulirung der Erbſchaftsanſprüche an, welche des Grafen Hof an den meinigen machte.

Ich muß es mit Erröthen geſtehen, daß all' das Lächerliche, das man vom Amalienbader Congreſſe erzählt hat, in der That begründet iſt. Es handelte ſich um einen Erbſchaftsunterſchleif, den der Fürſt von Vierhufen den Vorfahren meines Souverains vorwarf, um zwanzig an der Verlaſſenſchaft eines beiden Höfen angehörigen Verwandten fehlende Schweizeruhren, um zweiundfünfzig dreieckige Hüte, einen ſilbernen Bettwärmer von ausgelegter Arbeit, um drei vergoldete Nachttöpfe und eine Menge chineſiſcher Figuren, denen am Todestage des Urahns die diamantenen Augen ausgeſtochen geweſen wären. Der Graf verbat ſich den leichtfertigen Ton, wie ich über dieſe Gegenſtände ſprach, worauf ich ihm entgegnete: Ja, dann laſſen Sie uns abbrechen; dann müſſen wir an den Bundestag und ein austrägalgerichtliches Verfahren einleiten. Ich hätte, fuhr ich fort, die ſtrengſte Weiſung, daß, wenn dieſer Gegenſtand nicht in Güte fallen gelaſſen würde, ich ihn unverzüglich als nur durch gerichtliches Erkenntniß zu löſen anzeigen ſollte; worauf Graf L. ſehr unwillig erklärte, bis zu ſolchen extremen Maßregeln und Bundestagseinmiſchungen wär' er, dreier Nachttöpfe wegen, nicht geſonnen zu gehen, und damit war ich denn in dieſer Rückſicht im Reinen und am Ziele.

Es würde mich zu weit führen, den ganzen Verlauf die-

ſer erſten Sitzung hier wiederzugeben. Ich lernte in der That einen Staatsmann kennen, der beim weſtphäliſchen Frieden nur gefehlt hätte, um ihn noch mehr in die Länge zu ziehen. Kaum hatte er mir eine Forderung eingeräumt, ſo ſtellte er ſich im nächſten Augenblick ſo vergeßlich, daß ich ihn daran, als wär' es ihm wildfremd geworden, wieder erinnern mußte. Die einzige Urſache, warum ich nicht dieſem Gewirr gegenüber Alles verloren gab und an die Abreiſe dachte, war die Gewißheit, daß des Grafen Inſtructionen mit den meinigen gleich lauteten und demnach das Verſtändniß zuletzt gar nicht ausbleiben konnte. Dem Grafen gegenüber ſtehend, konnte ich hieran nur wie an etwas Unglaubliches denken: denn gerade das Zunächſtliegende rückte er in die weiteſte Ferne, das Deutlichſte gab er für unklar aus und das wirklich Schwierige umging er, wie etwas, das ſich des Aufwandes vieler Mühe nicht verlohne und ſich zuletzt ſchon als Zugabe von ſelbſt ergeben würde. Kam ich wirklich auf Punkte, wo ich begierig war, ſein Gebot oder Gegengebot zu hören, ſo verfiel er, wollte er durchaus nicht mit der Sprache herausrücken, auf Huſten, Räuſpern, Nieſen, Schnupftuchziehen, daß ich die Hoffnung aufgeben mußte, aus dieſen Manoeuvres eine ſichere Meinung herauszuhören. Er fing einen Satz an, nahm eine Priſe, wollte ihn fortſetzen und ſtand nun mit aufgerichteten offenen Naſenflügeln in der Erwartung da, zu nieſen. Endlich entlud er ſich mit heftigem Geräuſch, ſprach dazwiſchen Dinge, die ich nicht verſtehen konnte, fing an ſich zu ſchnauben und räuſpern, hatte ſcheinbar etwas in die unrechte Kehle bekommen und ſchloß dann, nachdem ſich der aufgeregte Sturm ſeiner Naſen-, Kehl- und Gurgelorgane beſchwichtigt hatte, mit der Erklärung: Das iſt meine Meinung!

Wenn man in dieſem Maße Jemanden, an deſſen geſunden Sinnen man zu zweifeln gerade keine ausdrückliche Veranlaſſung hat, Komödie ſpielen ſieht, ſo iſt es wol zu verzeihen, wenn man in der That nicht mehr weiß, ob man eine Täuſchung vor ſich ſieht oder am Ende doch etwas, das einen Schein von Wahrheit für ſich hat. Man geräth in eine Verwirrung, deren nächſte Folge die iſt, daß man ſich aus

ihr durch ein Aufnehmen der dargebotenen Fäden, ein Eingehen auf den vorgeſchlagenen künſtlichen Kampf zu retten ſucht. Ich will nicht verſchweigen, daß mich die Umtriebe des Grafen allmälig zwangen, auf ſie einzugehen. Wie wir mit einander auf- und abgingen in dem geräumigen Saale, bemerkte ich, daß er mit einem Zettelchen wie in der größten Zerſtreuung ſpielte. Ein Diplomat kann eine ſolche Entdeckung nie ohne eine Aufregung und den Wunſch der Bemächtigung machen. Ich hefte meine Blicke geiſtig feſt auf das Papier, es entfällt, wie zufällig, den Händen des Grafen, der plötzlich die Uhr zieht und für heute die Verhandlung abgebrochen wünſcht. Ich ſehe den Zettel auf der Erde liegen, laſſe, wie zufällig, mein Taſchentuch darauf fallen und ſteck' es unerſchrocken ein. Wir empfehlen uns Beide ſchnell, und kaum bin ich auf dem Wege zu meinen Zimmern, ſo entfalt' ich das Blättchen. Nachdem ich den Inhalt deſſelben geleſen hatte, geſtehe ich, daß ich mich ſchämen mußte. Es enthielt einige Notizen, die gerade alles das, was mir der Graf eingeſtanden hatte, am meiſten in Abrede ſtellten. Er hatte beabſichtigt, mir dieſen Zettel in die Hände zu ſpielen und dadurch meine Ungewißheit über den Stand der zu verhandelnden Fragen in völlige Verwirrung zu bringen. Ich durchſchaute die Abſicht und ließ mich nicht täuſchen. Ich wußte ja, daß die Diplomaten öfters Briefe, ohne Chiffern und leicht zu öffnen, expediren, *gerade* damit ſie aufgefangen, erbrochen und geleſen werden. Als die Ruſſen im Jahre 1811 erwarteten, Oeſterreich würde ſich ihnen zum Kriege gegen Napoleon zuwenden, wie mancher Brief iſt damals von den Franzoſen aufgefangen worden, dem Metternich gerade von Seiten mancher Hofdamen oder anderer ſcheinbar indifferenter Perſonen die größte erkünſtelte Sorgloſigkeit, die man nur im Angeſicht des Feindes haben kann, einfließen zu laſſen befohlen hatte. Man kann daher wol in der Diplomatie annehmen, daß, wenn man durch irgend eine Unterlaſſungsſünde des Gegners in den Beſitz wichtiger Nachrichten gekommen iſt, dieſe in hundert Fällen neunzig Male gerade die Beſtimmung haben, uns irre zu führen; wodurch ich denn auch hinreichend genöthigt war, mich

von meiner bisherigen Beurtheilung der zwischen mir und dem Grafen schwebenden Sachlage durch diese scheinbar gelungene Diversion desselben nicht abbringen zu lassen.

Am folgenden Morgen ertappte ich den Grafen wieder auf einer neuen Spiegelfechterei. Kaum hatte ich mich zur Fortsetzung der begonnenen Verhandlungen gerüstet, so hieß es, der Graf wäre — abgereist. Im ersten Augenblick setzte mich dies Verfahren in Erstaunen und flößte mir Besorgnisse ein. Aber gerade die Verlegenheit, in der ich mich befand, half mir, für die Veranlassung desselben Aufklärung zu finden. Eine kleine Kalesche war allerdings in aller Frühe fortgefahren; ob sie aber den Grafen wirklich enthielt, bezweifelte ich. Es fiel mir ein, daß es eine alte Lehre der verschmitzten Diplomatenpraktik ist, nicht immer auf demselben Platze zu bleiben und gleichsam vor den sichtlichen Augen seiner Gegner nicht alt und grau und wenigstens gewöhnlich und alltäglich zu werden. Ein Gesandter gewinnt viel, wenn er mitunter kleine Reisen und sich dadurch zum Gegenstand eines bei jeder Rückreise immer wieder frischen Interesses macht. Russische Gesandte in Paris und London sollten nie länger auf diesen Stationen sein, als ein halbes Jahr; österreichische, z. B. am Bundestage, sind es auch bekanntlich nicht. Herr von Münch-Bellinghausen versteht es, durch seine längere Abwesenheit vom Bundestage sich bei jeder Rückkunft von Wien wieder ein neues und imponirendes Interesse zu geben. Die Zeitungen berichten mit Sorgfalt den Tag der Abreise und der Wiederkunft, der Geschäftsgang am Bundestage richtet sich nach diesem Kommen und Gehen, und Oesterreich hat davon den Vortheil, Preußens bequem und behaglich in Frankfurt ausdauernde Repräsentation in den Hintergrund zu stellen. Nicht anders mochte Graf L. verfahren. Da es ihm im Großen nicht möglich war, die Launen einer mächtigen Diplomatie nachzuahmen, so versuchte er es im Kleinen. Im Verlauf des Congresses verschwand er nicht weniger als viermal vom Schauplatze der Begebenheiten. Die Kalesche fuhr ab, wohin, wußte Niemand. Sie blieb einen, mehrere Tage aus, und da sie Nachts zurückkam, so ließ sich nicht entscheiden, ob sie wirklich den Grafen zu-

rückbrachte, oder ob sich dieser inzwischen freiwilligen Stubenarrest auferlegt hatte. Später hört' ich einmal, daß er seinen Leuten die Bewahrung dieses Geheimnisses nicht mehr anzuvertrauen wagte, und daß man ihn, den alten Mann, im Keller seines Hauses versteckt betroffen habe, während in den Zeitungen stand, daß er auf einer Reise begriffen wäre. Und wenn sich diese Reisen nicht ausführen ließen, so suchte der Graf wenigstens dadurch sein Princip geltend zu machen, daß er sogar bei mündlichen Verhandlungen öfters um Entschuldigung bat und sich auf Augenblicke aus dem Zimmer entfernte. Den Ruf, daß er ein Mann wäre, der das Wasser nicht halten könnte, scheute er weit weniger, als den Verlust jener kleinen Vortheile, die er durch sein auffallendes und für den Gegenpart immer lästiges Benehmen davonzutragen glaubte.

Es wurden im Verlaufe der Unterhandlungen von dem Besitzer des Amalienbades und verschiedenen vornehmeren Mitgliedern der sehr gemischten Kurgesellschaft einige kleine Feste veranstaltet, denen die harmlose und nur im Allgemeinen ausgesprochene Absicht, die anwesenden Diplomaten zu ehren, zum Grunde lag. Hier spielte der Graf L. die wunderlichsten Rollen. In einem Zirkel beim Grafen von d. R.*) erdrückte er mich fast mit Höflichkeiten, die ich nicht erwidern konnte, da sie, zumal nach einer sehr heftigen Begegnung, die wir an demselben Vormittage gehabt hatten, kaum am passenden Orte zu sein schienen. Die glatten, fast zärtlichen Manieren des Grafen L. zwangen mich, auf meiner Hut zu sein und sie durch ein ähnliches Betragen weniger zu erwidern, als zurückzuweisen. Ich sah mich genöthigt, auf die Farce des Grafen einzugehen und vor der Gesellschaft ein Schauspiel durchzuführen, welches einige der Anwesenden wol gescheidt genug waren zu durchschauen. Wir behandelten uns mit einer Auszeichnung, als hätten wir eben unsere ersten Gegenvisiten gemacht. Der alte Komödiant schien nur auf den Wink meines Auges zu warten, um jedes kleine Bedürfniß, das ich etwa äußern dürfte, gleich wahrzunehmen und,

*) Von der Reige.

wo möglich, zu befriedigen. Diese Sorgfalt erstreckte sich so weit, daß er, als die Sonne so in's Fenster schien, daß ich von ihrem Schein getroffen wurde, heftig an das Rouleau lief und daran so lange zerrte, bis eben ein Nagel wich und es hinunterstürzte. Mich zwang nun wieder der gleiche Trieb, ihm gefällig zu sein, den zerbröckelten Kalk von seinen Kleidern wischen zu helfen und mich als die Ursache einer Verwirrung anzuklagen, die sich der ganzen Gesellschaft bemächtigte. Es kam ferner, der gemischten Gesellschaft wegen, zu Geistesspielen, in welchen er alle Spitzen seines nicht gewöhnlichen Verstandes auf mich richtete, sie aber durch Blumengewinde, die er darauf befestigte, zu eben so vielen Huldigungen machte. Es ist mir nie so viel Erfreuliches gesagt worden, und nie hab' ich mich in dem Grade bemüht, auf Jemanden wohlthätig zu wirken, als an jenem Tage.

Bei einer andern festlichen Gelegenheit schien Graf L. seine Rolle vergessen zu haben. Er hatte Ursache, mich weniger zu schonen, als neulich, wo wir auf dem Punkte standen, uns unverrichteter Sache zu trennen. Einige seiner Forderungen waren an meinem festen Willen, sie ihm zu verweigern, gescheitert, andere hatte er mir nach heftigen Debatten einräumen müssen. Weil er wol wußte, daß ich nach einem solchen Vorgange an ihm keine üble Laune wahrnehmen durfte, und er doch nicht heiter genug gestimmt war, mir in Gegenwart so vieler Zeugen den Hof zu machen, so zog er diesmal andere Saiten auf. Er spielte den Zerstreuten, den Abwesenden, den alten schwachen Mann, der jede Minute etwas vergaß und sich nicht einmal auf das kaum Dagewesene besinnen konnte. Die künstlichen und bewußten Irrthümer spielen bekanntlich eine Rolle in der diplomatischen Kunst. Man erzählt sich, daß Graf L. auf diese Art seinem Fürsten den Titel königliche Hoheit statt Durchlaucht verschafft hatte; er hatte sich in mehreren Depeschen an fremde Höfe dieses Titels bedient, gleichsam aus Versehen, und fast alle hatten blindlings, die Depeschen vor den Augen, den Titel in ihre Antwort rückübertragen, woraus eine formelle Anerkennung, die wenigstens ein factisches Recht hatte, hergeleitet wurde — eine Intrigue, die stark an jenen künst-

lichen Dechiffrirfehler erinnert, durch welchen die preußiſche Königswürde vom kaiſerlichen Hof in Wien anerkannt wurde. Und doch war Graf L. an jenem Abende, trotz ſeiner Zerſtreuung, geſammelt genug, mir einige Streiche zu ſpielen, die Diplomaten unbedingt nicht ertragen können. Er faßte nämlich zuweilen Jemanden von ſeinen oder meinen Attachés beim Knopfloche und ſtellte ſich mit ihnen, leiſe wiſpernd und mich ſtarr fixirend, in eine Fenſterniſche. So etwas kann man nicht ſehen, ohne von der Vorſtellung gepeinigt zu werden, man wäre ſelbſt der Gegenſtand jener geheimen Mittheilungen. Ich weiß ſicher, daß der Graf dieſe Umtriebe nur anlegte, um mich in Verlegenheit zu ſetzen und mich gleichſam mit unſichtbaren und nicht vorhandenen Netzen zu umſtricken. Bedauert hab' ich einen jungen Mann, der die Badeſaiſon mitmachte, einen jungen Literaten, Namens Schmeißer. Dieſer hatte einige überſchwängliche Worte, die viel Geiſt und noch mehr Arroganz verriethen, fallen laſſen. Der Graf, ſcheinbar geblendet von dem Glanz dieſer Behauptungen, ſtand auf, winkte dem jungen Manne, faßte ihn vertraulich in's Knopfloch und ſtellte ſich mit ihm an die Fenſterbrüſtung. Ich ſah es, daß der Literatus hochroth wurde; denn Graf L. fing von diplomatiſcher Carrière, claſſiſchem Styl, geiſtreichen Wendungen, Manifeſten, Depeſchen und officiellen Zeitungsartikeln an, und eröffnete dem jungen Manne Perſpectiven, für welche, ich erfuhr es ſpäter, der Graf am folgenden Tage, als ihm der Glückliche einen Beſuch machen wollte, kein Gedächtniß mehr hatte. Ein grauſamer Riegel wurde vor die Camera obſcura geſchoben, in die ihn der Graf nur meinetwegen hatte blicken laſſen: denn auf mir ruhte während des ganzen Geſprächs in der Fenſterbrüſtung ſein Auge; um *mich* in Schach zu halten, hatte er mit aller Welt zu flüſtern und Geheimniſſe zu verhandeln; und ich muß geſtehen, die Stellung zweier diplomatiſchen Contremineurs iſt ſo kitzlich, daß ich während ſolcher Umtriebe nie recht meiner ſelbſt Meiſter ſein konnte, ſondern immer in einer gereizten Spannung daſaß, die ich durch frühere Entfernung aus der Geſellſchaft abzubrechen ſuchen mußte. Der Literat that mir leid; die Ausſicht, eine Stelle,

eine Debütantin nicht zu kränken — Gehen wir? was meinen Sie?

Delarive.

O wie zart, wie seelenvoll! Madeleine wird Armande schlagen, scheint es, ich meine in ihrer Rolle —

Ludwig.

Ach, ich will ja das Glück der ganzen Welt, selbst auf meine eignen Kosten! Madeleine muß ein bedeutendes Talent sein! Ich entschließe mich von nun an, nur noch die Kunst, nicht mehr die Künstlerinnen zu protegiren. Meine Herren, kommen Sie, Ich will das Stück zu Ende sehen! (Ab in die Loge.)

(Alle folgen dem König. Der Vorhang geht zu.)

Letzter Auftritt.

Lamoignon. Später Molière. Dann Armande, Madeleine und Matthieu. Zuletzt Ludwig und die Uebrigen.

Lamoignon (allein).

Alles verloren! Alles hin! Ich bin verurtheilt, rücklings auf die Nachwelt zu kommen und noch das Zwerchfell der spätesten Jahrhunderte zu kitzeln — Flieh' ich? Bleib' ich? Soll ich mich selber sehen?

Molière

(als Tartüffe tritt schnell herein).

wie Herr von Gentz ſie bekleidete, zu bekommen, war ihm nur zu einem ihm ganz unbekannten, intriganten Zwecke eröffnet worden. Er wußte nicht, daß er, indem ſeine Geiſtesgaben einen großen Triumph zu feiern ſchienen, lediglich eine Statiſtenrolle ſpielte.

Ich erfuhr es ſchon von meinen Leuten, daß der Graf L. eifrig bemüht war, ſich nach meinen etwaigen kleinen Schwächen zu erkundigen. Ich mag deren ganz große haben; aber die kleinen Laſter mit ihrem Gefolge von Blößen, die man der Welt giebt, von Lächerlichkeiten und oft merklichen Nachtheilen hab' ich von jeher gehaßt. Mein Weſen iſt moraliſch und körperlich zu nüchtern, als daß ich für die Ueberrumpelungen des Grafen L. eine Breſche hätte darbieten können. Ich beſaß für den ferneren Verlauf unſerer Verhandlungen einige Geheimniſſe, von denen ich um ſo mehr wußte, daß der Graf um jeden Preis dahinter kommen wollte, als ich auch in der That einen Courier erhielt, der mir Nachrichten überbrachte, die meine Inſtruction zwar nicht weſentlich, aber doch in einigen Punkten änderten. Der Graf bot Alles auf, um hinter den Inhalt dieſer Depeſche zu kommen; da ſie aber mir nur bekannt war, ſo konnte ſie auch nur aus mir ſelbſt herausgelockt werden. Wenn die Diplomaten alle Wege vergebens verſucht haben, das wußt' ich wol, ſo ſteigen ſie zu den thieriſchen Leidenſchaften hinunter und ſuchen auf dieſe zu wirken. Ich hörte an den Geſtändniſſen meiner Leute, daß der Graf bis auf dieſe letzten Hülfstruppen gekommen war. Nun, dacht' ich, ſo erlaubſt Du Dir zur Abwechslung einen Scherz mit ihm! Ich gab meinen Leuten Anweiſung, bei nochmaliger Anfrage ungefähr ſo viel fallen zu laſſen, als wär' ich etwas ſchwach im Trinken und übernähme mich darin leicht, falls man Geſchick genug hätte, mich etwas in Zug zu bringen. Dieſe Notiz zündete, und noch auf denſelben Abend lud mich Graf L. zu einem vertrauten Abendeſſen bei ſich ein. Der Speiſen waren nicht viel, aber der Weine weit mehr; Graf L. ſagte, die Küche könne er nicht ſo mit ſich führen, wie den Keller. Er war ungemein heiter, ſprach über Dinge, für die ich ihm kaum eine Empfänglichkeit zugetraut hätte, und würde mich in der That

redselig und durstig gemacht haben, hätte ich mich nicht gerüstet gehabt. Aeußerlich jedoch that ich, als wär' ich einer jener militairischen Diplomaten, die jetzt so üblich sind, und denen man sich allerdings nicht besser nähern kann, als wenn man sich mit ihnen betrinkt. Da ich aber mein Trinken, das ich allerdings nicht ganz unterließ, an einen festen Vorsatz, nämlich an die Bedingung geknüpft hatte, daß es mir Graf L. darin, wenn nicht zuvor, doch gleich thun müsse, so stellte sich bald ein Erfolg heraus, der in der That ein Werk der Nemesis schien. Ich hatte einen festen, leitenden Gedanken, der mir Kraft gab, meine Besinnung zu beherrschen; Graf L. dagegen, stürmisch nur an das scheinbare Gelingen seiner List denkend, hatte sich nicht so siegreich in der Gewalt; die Wellen der durch den Wein erregten Heiterkeit glitten über seine Besonnenheit hinweg und beläubten bald die Vorsätze, die er, seines Einflusses auf mich gewiß, für sich selbst gar nicht gefaßt zu haben schien. Nun war das Verhältniß umgekehrt. Ich nüchtern, Graf L. trunken. Ich heiter und mittheilsam, Graf L. aber, um mich zum Aeußersten zu verlocken, schwatzhaft, rücksichtslos und zuletzt seiner selbst nicht mehr mächtig. Um ihn nicht mißtrauisch zu machen oder, was in diesem Zustande so leicht ist, zu erzürnen, befriedigte ich ihn mit ersonnenen und irrthümlichen Zugeständnissen und riß ihn damit zu einer Beichte hin, die er freiwillig, jetzt ohne Rückhalt, mit drolligem Jubel gab. Wollt' ich all' die Intriguen, die er mir damals von sich erzählte, hier wiedergeben, sie würden sich wie die Geschichte eines diplomatischen Gilblas ausnehmen. Erst in tiefer Nacht schieden wir.

Das Erwachen muß für Graf L. fürchterlich gewesen sein. Da die Anker seines Gedächtnisses mit dem Rausche fortgespült gewesen waren, so hatte er selbst von den Erfindungen, mit denen ich ihn bediente, nichts behalten können. Aus der Leere seines Gedächtnisses mußte ihm am folgenden Morgen sogleich erklärlich gewesen sein, wie er sich den Abend vorher verrechnet hatte. Was er selbst nicht wußte, bestätigten ihm die Bedienten. Der Gedanke, daß er selbst gewiß mehr geredet hätte, als sich mit seinem Systeme der Schweigsamkeit und Klugheit vertrug, peinigte ihn sicher ent-

sehlich.*) Er fühlte, daß er in dem gemeinschaftlich von uns angestellten Wettlaufe weit hinter mir zurückblieb, seitdem er sich in dem Grade vergessen und in eigenen Gruben fangen konnte, und mußte nun das Aeußerste aufbieten, um wieder mit mir in gleichen Schritt zu kommen. Ich gestehe, daß Graf L. sich hierbei wieder einer List bediente, die nicht klüger ersonnen sein konnte. Er fing an, da er doch einmal wußte, wie viel oder wenig mir im Moralischen beizukommen war, meinen Abscheu gegen Lügen und Verstellungen auf eine empfindliche Probe zu stellen. Um mich zu zwingen, die Verhältnisse einiger Fragen nach ihrer Wahrheit einzugestehen, kam er auf den glücklichen Einfall, sie mir durch Lügen zu entlocken. Er stellte die keckſten Behauptungen auf, auf welche er so entschiedene Schlußfolgerungen baute, daß ich in die peinlichste Ungewißheit gerieth, ob ich sie auf sich beruhen lassen oder widerlegen sollte. Er nahm z. B. irgend eine Verfahrungsweise meines Hofes als etwas an, was sich von selbst verstünde und allgemein bekannt wäre, baute nun hierauf Folgerungen über Folgerungen, die sich bald in solche Annahmen verloren, daß ich sie, da sie sich wie Anklagen und gefährliche Irrthümer anhörten, allerdings nicht ohne Widerlegung lassen konnte. Man denke sich hierin meine schwierige Aufgabe! Ich wußte, daß mir Graf L. auf diese Art einige allerdings nicht unwesentliche Geheimnisse entlocken wollte; und war doch wieder zu gewissenhaft und zu sehr Feind der Lüge, als daß ich ihm seine irrthümlichen Voraussetzungen hätte lassen können; ich gestehe, daß mich dieser Mann durch sein Spiel in eine schwierige Lage brachte. Mit dem Zugeständniß der Schlußfolgerungen aus seinen Lügen war eben so viel Gefahr verbunden, wie mit Einräumung der letzteren selbst. Hätte es sich hier um Dinge von größerem Werthe gehandelt, wer weiß, ob Graf L. hier nicht seinen Gegner zu dem traurigen Bewußtsein getrieben

*) Ohnehin wird das Gericht nach einem verschlafenen Rausche darum so bitter, weil man sich der vielen exaltirten Reden wegen, die man dabei geführt hat und von denen Einem noch immer ein wirres Echo im Ohre nachklingt, recht abgeschmackt und geradezu dumm vorkommt.

hätte, daß er aus dem Fuchseisen jenes Mannes nicht ohne einige Haare gelassen zu haben entkommen!

Von einigen kleineren Kunstgriffen will ich nicht weitläufig reden: z. B. von seiner Methode, manche Dinge, die er selbst nicht durchzuführen wagen durfte, einem Dritten in den Mund zu legen. Graf L. benutzte sie gerade zu den größten Grobheiten. Nichts war ihm geläufiger, als zu sagen: Ich erhielt einen Brief, in welchem man mir schreibt, daß Sie würden abberufen werden. Ein ander Mal behauptete er, in Zeitungen etwas Aehnliches gelesen zu haben; viele Keckheiten legte er Leuten aus der Gesellschaft in den Mund, die er mir, um Unheil zu ersparen, hartnäckig verschwieg. „Was würden Sie wol thun," sagte er am Vorabend unserer Schlußverhandlungen zu mir, „wenn wir uns ohne Resultat trennten und Sie an unsern Hof als Gesandter in dem Moment geschickt würden, wo alle Wahrzeichen auf einen Krieg deuten?" Noch heute bewundere ich die Aufrichtigkeit, mit der er mir damals (er konnte es ja, da kein Krieg in Aussicht war) einen förmlichen Cursus über die Maßregeln hielt, die er in einer solchen Lage ergreifen würde. Daß er mir hier einen Schatz von durchtriebenen Maximen mittheilte, schien gleichsam aus dem Aerger hervorzugehen, wie nun der Congreß ein Ende und ich vielleicht noch keine allzu vortheilhaften und ausreichenden Beweise seiner außerordentlichen Leistungen hätte. Drollig war unter anderen für den oben angegebenen Fall die Vorschrift, daß, wenn z. B. ein Gesandter Napoleon's in dem Augenblick nach Kaputh geschickt worden wäre, wo ein möglicher Bruch zwischen Frankreich und Sayn-Sayn vorauszusehen war, jener sich besonders dadurch auf seinem schwierigen Posten insinuirt haben würde, daß er über die geringfügigsten Dinge, die den Hof von Sayn-Sayn nur interessiren konnten, in den französischen Blättern ein Aufsehen hätte machen lassen. Man würde sich in Kaputh gratulirt haben, daß z. B. kleine Feste des Landes, unbedeutende Bauten, fürstliche Liebhabereien von solchem Werthe für Frankreich sein könnten, um sogar im Moniteur darüber Berichte zu lesen. Eine Entenpfütze vor Kaputh, als ein großer Labogo- oder

Garbaleer im Moniteur hingestellt, würde den Hof von Sayn-Sayn für alle Forderungen Frankreichs empfänglich gemacht haben, wie es auch bekannt ist, daß die Berliner schon deswegen vor der Schlacht bei Jena gut auf Frankreich zu sprechen waren, weil ihnen Napoleon durch Correspondenzen im Moniteur schmeichelte und mehrere Spalten dieses officiellen Organs zur Beschreibung des Stralower Fischzugs hergegeben hatte. Die Berliner hätten ihm für diese Spalten, wenn nur nicht die Schlacht bei Jena gekommen wäre, gern aus eigenem Antriebe die Länderstriche geschenkt, welche Jerôme für die Arrondirung seines Königreichs Westphalen bekam. Kaum glaublich scheint es, daß Graf L. mit mir so heitere Gespräche führen konnte in einem Augenblick, wo der Congreß beendet werden sollte und noch nicht ein einziges seiner Resultate sicher war. Graf L. hatte mich sträflich hingehalten, alle meine Forderungen, die bewilligt werden mußten, schwebten noch unerledigt in der Luft, kein Punkt, keine Linie stand fest, und am 1. August unbedingt mußte der Congreß zu Ende sein. Es war am 31. Juli, wo Graf L. mir das System der Umtriebe erzählte, die er an unserm Hofe, falls er dort Gesandter würde, spielen lassen würde; beim Scheiden lag mir auf der Zunge, ihn zu fragen, was morgen werden würde? Er sah mir's an und brach lächelnd und schnell ab. Unwillig ging ich auf meine Zimmer und setzte noch in der Nacht eine Note auf, die ihm am frühen Morgen überreicht wurde. Der 1. August war da, und noch keine einzige Frage erledigt. Ich bemerkte Unruhe im Schlosse; die Promenade am Brunnen war nicht sehr zahlreich besetzt. Es mußte etwas vorgefallen sein. Graf L. expedirte vor meinen Augen einen Courier. Nicht lange darauf erhielt ich seine Gegennote. Sie schlug mir Seitens seines Hofes rundweg alle gemachten Bedingungen ab und wünschte Wiedereinsetzung der Sachlage in den früheren mißlichen Stand. Wie ich schon am Schreibtische meinen heftigsten Ingrimm zu beherrschen suche, um einen Bericht an meinen Hof aufzusetzen, und Einem meiner Leute zu satteln befohlen hatte, vermehrt sich die Aufregung im Schlosse. Man läuft Trepp' auf, Trepp' ab, ich trete an's offene Fenster und sehe Graf

L. an dem ſeinigen. Freundlich winkt er mit der Hand, ſo daß ich vor Zorn über dieſen Menſchen das Fenſter zuſchlage und zurücktrete. Indem bringt mir der Kammerdiener nicht nur ein neues Schreiben von drüben, ſondern ich ſehe auch eben einen zweiten Courier, den er expedirt hatte, aus dem Schloßhofe reiten. Die erbrochene Note enthielt die Anzeige, daß in der Löſung unſerer Verhandlungen eine Kriſis eingetreten wäre, die den bevollmächtigten Geſandten Sr. Hoheit des Fürſten von Vierhufen allerdings beſtimmen müſſe, die vorletzte Note zu desavouiren und nun des beſſern Vernehmens wegen, da die Veranlaſſung des Streites nicht mehr vorhanden wäre — da ſoeben der ehemalige Generaliſſimus, Baron Satan von Höllenſtein, geſtorben — auf die jenſeitigen Forderungen ohne Weiteres einzugehen. Somit hatte Graf L. aus den Leiden eines Mannes, der allerdings die entfernte Urſache unſerer Verhandlungen war, Veranlaſſung genommen, ſeine Verfahrungsweiſe zu maskiren und Widerſtand zu leiſten bis auf den Augenblick, der für den armen Dulder, den ſeit dem unglücklichen Manoeuvre geiſteskranken Baron von Höllenſtein, der letzte war. Ob und wie dieſer Sterbende mit unſerer Frage zuſammenhängen durfte, kümmerte Grafen L. nicht. Vor ſeinem Hofe ſtand er als ein Ausbund der Klugheit da. Er hatte ſo lange temporiſirt, bis er ſagen konnte: Wir würden Euch nichts, gar nichts bewilligt haben; da jedoch der Mann da geſtorben iſt, ſo geſchehe Euch Alles, wie Ihr's gewollt! Man kann nicht leugnen, daß Graf L. durch dieſe Combination, wie die äußerſte Nothwendigkeit noch als gnädigſte Großmuth herauskam, ſich wirklich als des Sterns zum Civilverdienſt-Orden würdig bewieſen hat, den er von ſeinem Hofe für das Manoeuvre ſpäter bekommen hat.

Um dieſe Schilderung des Grafen L. vollſtändig abzurunden, muß ich noch hinzufügen, daß er geizig war. Einer ſeiner Bedienten geſtand, daß er das Ende des Congreſſes ſchon darum bis auf den Todestag des armen Barons verſchoben hätte, um nicht nöthig zu haben, die völlige Ausſöhnung mit dem benachbarten Hofe und den glücklichen Aus-

gang des Congresses durch ein kostspieliges diplomatisches Diner feiern zu müssen.

Neuntes Kapitel.

Uebergänge und Ausläufe.

Es ist möglich, daß die arme Celinde beim Tode ihres unglücklichen Mannes mehr vom Schauer vor dem Tode überhaupt, als vom Schmerz über den Verlust an sich geängstigt wurde. Wenn die weißen Tischtücher, mit welchen ein Sarg in die Grube gelassen wird, für Viele, die rundherum stehen, zu einem neuen fröhlichen „Tischlein deck' Dich" des Lebens gehören und aus einer verlorenen Hoffnung hundert neue blühen, einem erstickten Athemzuge tausend tiefere und schwellendere und belebtere nachfolgen, so hätte man auch bei Celinden nicht lange darüber forschen und prüfen sollen, ob ihr die Blumen, die sie auf des Gatten Grab pflanzte, recht vom Herzen kamen, oder ob sie in ihnen ihren wiedererwachten Sinn für das Leben und die Farbenspiele der Sonne verrieth. Wer kann hier entscheiden und richten! Celinde hatte mit am Grabe gestanden, als Blaustrumpf die Leichenrede hielt; sie fürchtete daheim ihre Einsamkeit mehr, als auf dem Kirchhofe das Gepolter des Sandes, den die Todtengräberspaten auf den dumpf widertönenden Sarg schütteten. Wie Blaustrumpf von dem Feldherrntalent des verabschiedeten Kriegers sprach und ihm, in Ermangelung einer in Amalienbad belegenen Garnison, redend einige donnernde Gewehrsalven von Verdiensten um den Staat, das Fürstenhaus und von Wiedersehen und Unsterblichkeit nachschickte und sogar ein dialektisches Kreuzfeuer über den höhern Werth eines Militairs, der sein Lebenlang für die Erhaltung des Friedens besorgt gewesen wäre, spielen ließ, blieben Celindens Augen trocken und irrten nur Hülfe suchend und obdachlos im Kreise der Leidtragenden umher. Als aber Blau-

ſtrumpf begann von des Abgeſchiedenen letzten Lebenskämpfen zu ſprechen, von dem ſtillen ſeligen Geiſtesdämmern ſeiner Krankheit und dem frommen Engel, der ihn trug, daß ſein Fuß an keinen Stein ſtieß, der ihr ſpeiſte, wie der Prophet in der Wüſte geſpeiſt wurde, und Alle mit feuchten Blicken zu ihr hinſahen, da mußte man ſie fortführen und ihr unter den ſtillen Gräbern mit dem Troſte des Lebens zuſprechen, nur um den Durchbruch ihrer Thränen, die alle Faſſung fortzuſchwemmen ſchienen, zu hemmen. Ach, ſo kann uns ſelbſt eine Laſt theuer und lieb werden, wenn wir ſie ſo lange getragen haben, und ein dem Tode längſt geweihtes krankes, verkrüppeltes Kind wird von Elternliebe nur mit bitterſtem Schmerz dahingegeben. So weiß man auch nicht, was in Gelindens Herzen ſchlummerte. Schon das Gefühl, daß ſie ſich durch ihres Gatten Tod erleichtert finden mußte, und das Geſtändniß dieſer Erleichterung mußten ſie wehmüthig geſtimmt haben, wie es ja Menſchen genug giebt, deren Thränen eine Anklage ihrer trockenen Augen und ein Vorwurf ſind, den ſie ſich ihrer Kälte wegen machen, Menſchen, die nicht die ſchlechteſten ſind.

Schlachtenmaler gehörte z. B. zu ihnen; bei ihm trat das Thauwetter des Gefühls gewöhnlich nur aus Schmerz über ſeine Eiſeskälte ein; er war ein zu umſichtiger, ſchöpferiſcher, trotziger Charakter, als daß er die von Außen kommenden Eindrücke nicht gleich gebändigt und ſeiner objectivirten Stellung (denn die war ihm immer gegenwärtig, wie einem Feldherrn) unterthänig gemacht hätte. Die Empfindung war bei ihm dann erſt ein Vorwurf, den er ſich machte; er wurde weich, weil es ihn ſchmerzte, ſo hart ſein zu können. Und Menſchen dieſer Art haben einen allwiſſenden, ſeelenkundigen Blick. Er wußte bald, daß Gelindens Schmerz noch weit mehr Furcht war; der Tod betrübte nicht, ſondern ängſtigte ſie. Ihr Zuſtand kam ihr ſelbſt ſchauerlich vor, und ſie würde Schlachtenmalern um Schutz gebeten haben, auch ohne daß ſie ihn liebte.

Ganz von ſelbſt hatten ſich die abgeriſſenen Fäden des früheren Verhältniſſes wieder zuſammen gefunden. Man ſtrich ſich ſcheinbar über die Stirn, als ſuchte man dort eine längſt

entschwundene Erinnerung wieder aufzufrischen, obgleich die Erkennungszeichen wie goldene Buchstaben an der Stirn prangten oder wie auf einem Palimpsest nur mit den Notizen und Zahlen der gewöhnlichen hauswirthschaftlichen Alltäglichkeit überzogen waren. Schlachtenmaler hatte als Bad-Inspector Celinden so Vieles leisten können, was er für seine Pflicht ausgeben, sie aber als einen Tribut der alten Freundschaft aufnehmen konnte. Bei des Barons Krankheit, seiner letzten Hülflosigkeit, wo man ihn legen und tragen mußte wie ein Wickelkind, bei seinem Sterben und nach dem Tode hatte sich Schlachtenmaler mit seiner umsichtigen und immer selbst handanlegenden Thätigkeit herrlichst bewährt und sich, Celindens zarten Sinn verstehend, wol gehütet, die peinliche Stellung der Armen noch durch ein zur Schau getragenes Bestreben und Beabsichtigen zu vermehren. Er that, was er that, wie eine schuldige Pflicht, und fiel erst da aus seiner Rolle, als von den traurigen Vorgängen der letzte Rest, Celinde selbst, einsam und bis auf den Tod erschrocken dastand und man ihr sich nicht anders mehr hülfreich beweisen konnte, als durch geistige Annäherung. Schlachtenmaler fühlte wol, was Alles auf ihm lag: denn hatte er nicht eigentlich dadurch, daß er den Plan zum Manoeuvre unterschlug und für unsägliche Zwecke benutzte, über den Baron alles Unglück verhängt, seinen Geist verwirrt und den frühen Tod des Vierzigers verschuldet?

Celinde wußte wol, daß sie nun Amalienbad verlassen sollte; doch überredete sie Schlachtenmaler, so lange zu warten, bis das Grab des Barons mit all' dem Schmuck würde versehen sein, welchen man aus Kaputh kommen lassen mußte, da nicht einmal an Blumen in dieser dürftigen Gegend eine hinreichende Auswahl möglich war. Schlachtenmaler zeichnete einen Würfel als Grabstein, auf welchen von Gußeisen Helm, Schild, Schwert und andere militairische Insignien kommen sollten. Als er mit diesem Plane Celinden gegenüberstand, wagte sie erst lange nicht, den alten Freund anzusehen, dann reichte sie ihm weinend die Hand, als wollte sie ihn jetzt erst zum ersten Male nach so langer Trennung begrüßen. Seine Zeichnungen, ihre Malereien, die musikalischen Abende und

der Solger'ſche Sophokles — Alles ſtand in dieſem Augenblick wie von den Todten auf und blickte ſich forſchend und fragend an und taſtete ſich in die Nägelmale und ſuchte ſich wiederzuerkennen; Schlachtenmaler, längſt durch dieſes Amalienbad in ſeinem Innern wankend gemacht, ja faſt zerrüttet, hielt das ſelige Wiederſehen nicht lange aus, ſondern ſank erſchöpft auf den Seſſel und ſagte nur mit einer Bitterkeit, die Celinden rührte: „Ach, was iſt das Leben!“ Es war gewiß nicht Viel und nichts Tiefes, was er da geſagt hatte, aber es lag ein ungeheurer Schmerz in dem Ausdruck, den ſeine Mienen annahmen. Die Seligkeit der Erinnerung, die ihn ergriff, war ein ſtechender und verwundender Uebereiz. Beide Hände mußte er an ſein Herz preſſen, um es zu beruhigen.

In Celinden aber tauchten die alten Zeiten nicht wie drohende, zürnende und verhüllte Göttinnen, ſondern wie lächelnde, gleich Schmetterlingen flatternde Nymphen mit bunten Flügeln auf, und ſie konnte nicht weinen, weil ſie Schlachtenmalern ſo unglücklich ſah, ſondern ſie freute ſich innerlich, weil ſie einen ſo ſchönen, tiefen und bezaubernden Blick in ſein gutes Theil hatte werfen können. Wie er da an dem Stuhl lehnte, die Hand das männlich ſchöne Haupt ſtützend und tief in Nachdenken verloren, da war er ihr wie eine ſelige, in Sonnenglanz ſich badende Sonntagslandſchaft, mit Glockengeläut und geſchmückten Spaziergängern, mit Lerchenjubel und Waldhornruf; nicht jener ſchäumende Bergſtrom, wie früher, der ſich wild von den höchſten Gebirgszacken ſtürzte, in ſeinem Silberſchaum allerdings manche losgeriſſene Alpenblume bergend, aber keck und grauſam mit ihr ſpielend. Sie näherte ſich ihm und nahm ſeine nachläſſig hingleitende Rechte auf und fragte nach ſeinem Schickſal, ſeitdem ſie ſich getrennt hatten. Schlachtenmaler berichtete lächelnd: „Ach, gnädige Frau, ich bin Vieles geweſen. Ich war eine Zeitlang, unter dem Namen Carl Moor, in den böhmiſchen Gebirgen ſehr thätig und opferte manchen Gutsbeſitzer und zuletzt mich ſelbſt dem Ideal einer veredelten Menſchenrace. Dann war ich eine Zeitlang unter dem Namen Poſa Hofmeiſter und Buſenfreund bei einem jungen ſpaniſchen Kronprinzen, deſſen

Lamoignon
(ſieht ſich in Molière ſelbſt).

Ha! Wer biſt Du, Menſch? Was willſt Du von mir? Hinweg, Geſpenſt! Laſſ' mich!

Molière.

Erkennſt Du mich? Fühlſt Du, wer ich bin? Dein Gewiſſen bin ich! Dich und den Schatten eines durch Dich geopferten Unglücklichen wollt' ich der Welt zeigen! Sieh hin, dort unten ſteht Düpleſſis als Orgon, Elmire iſt das Weib des Freundes, das Du zur ſchändlichſten Untreue verleiteteſt, die Frauenſtimmen, die an Dein Ohr dringen, ſind die beiden Kinder Deines Freundes, die durch Dich in die Nacht des Lebens hinausgeſchleudert wurden und ſich in dem Augenblick, wo Deine Miſſethaten an's Tageslicht kommen, erkennen und als Schweſtern wiederfinden mußten! Sieh, ſo wie ich hier ſtehe, Dein Schatte, Dein Ebenbild, werd' ich jetzt vor die Menge treten und Jubel wird nicht Molière, nicht Tartüffe, ſondern den Präſidenten Lamoignon empfangen —

Matthieu
(hat rechts und links Madelainen und Armanden am Arm. Armande trägt eine blonde Perrücke in der Hand und ſonſtige Kleidungsſtücke, die Molière ſpäter bedarf).

Matthieu.

Gott ſei Dank! Molière, ich komme noch zur rechten Zeit! Es hat mich 3000 Livres Caution gekoſtet!

Madeleine.

Alſo Ihnen verdanken wir dieſe Verbote, dieſe geſtohlenen Soufflirbücher, dieſe Baſtillen, dieſe mimiſchen Anleitungen?

Vater eine neue Welt erobert hatte, um damit die alte zu unterjochen. Mein Zögling war das Opfer des tyrannischen und eifersüchtigen Vaters, während ich selbst noch mit diesem über Gedankenfreiheit mich nicht ganz verständigt habe. Die größte Abwechselung ist der Charakter meiner erlebten Abenteuer. Ich war sogar einmal genöthigt, vor meinen Verfolgern in die Wohnung eines Scharfrichters zu fliehen, der mich unter dem Namen Hinko so lange in seinem Handwerk unterrichtete, bis ich mich dem Irrthum, als ein Königssohn am Rabenstein entdeckt und zu großen Ehren befördert zu werden, nicht anders, als durch schnelles Umkleiden entziehen konnte. Bei vielen tragischen und komischen Begebenheiten bin ich einer der vornehmsten Mitspielenden gewesen; Schiller und Goethe, Kotzebue und Raupach sind mir für wesentliche Dienste, die ich ihnen leistete, Verpflichtungen schuldig; so Vieles hab' ich erlebt, daß ich endlich, überdrüssig des ewigen Wechsels, vom Schauplatz abtrat und die Zurückgezogenheit dieses Bades aufsuchte." Celinde verstand den Freund nicht anders, als daß er ohne Bild von wirklich Erlebtem sprach; gerade das, was ihr vor der Bühne hergenommen schien, war für sie das Gleichniß. Sie staunte und freute sich, ihn nach so vielen Irrfahrten in einem ruhigen Hafen zu wissen.

Für schöne und gute Seelen ist die Liebe in ihrem Entstehen und Fortschreiten nichts specifisch für sich Bestehendes, keine ausschließliche und alleinige Aufgabe, sondern ein griechisches Feuer, das vollkommen in dem gewöhnlichen Stabe des alltäglichen Lebens, mit dem man geht und wandert, innerlich verschlossen und geborgen sein kann. Wie eine Rebe rankt sie sich an das Spalier der gegebenen Verhältnisse, still unter ihren breiten Blättern reifend, bis die Zeit erfüllet ist. Nie erwähnt, ist sie immer zugegen. Ohne Handdruck sind die Seelen vereint. Im Zufälligen liegt die Absicht, das Bedeutende im Gewöhnlichen. So war auch zwischen Schlachtenmalern und Celinden jetzt eine innige Liebe vorauszusetzen, aber sie wurde nicht ausgesprochen. Sie ketteten sich unauflöslich an einander, ohne sich Beide den Verlust ihrer Freiheit gegen einander einzugestehen. Sie fanden für den bedeutsamen Inhalt ihrer Gegenstimmungen gleichgültige Worte

und legten in ſcheinbar zufällige Formen Dasjenige thatſächlich nieder, was ſich Andere erſt in Kataſtrophen und künſtlichen Scenen, nach gewechſelten Briefen, gedrohten Selbſtmorden und in beſtellten Begegnungen weitläufig geſtehen und auseinanderſetzen müſſen. Spinoza liebte Olympien, indem er von ihr Latein lernte, Voltaire die Marquiſe du Chatelet, indem ſie zuſammen Mathematik und Phyſik trieben und über Newton Bücher herausgaben, an welchen Beide gleichen Theil haben. So auch zückte Schlachtenmaler das Schwert ſeiner Liebe niemals offen, ſondern trug es in der Scheide von Malerei, Lectüre und Muſik, durch welche er ſich mit Celinden verſtändigte. Er war, da er ihren zarten Sinn kannte, unermüdlich, ſolche Vehikel ſeiner Neigung aufzufinden und die Naturwiſſenſchaften, die alten Claſſiker und Schiller und Goethe für ſich ſprechen zu laſſen. Dieſe Beſchäftigungen ſteigerten die Sehnſucht mehr, als ſie ſie abfühlten; ſie war nicht Waſſer, ſondern Oel für die Flammen ihrer Liebe.

Celinde fand noch ein anderes Mittel, ihrer Liebe zu Schlachtenmalern unverfängliche Worte zu geben. Sie hauchte den ganzen Zauber ihrer Zärtlichkeit, den ſie gegen dieſen zurückhalten mußte, gegen ſeinen Vater aus. Gerade an der treuen Hege und Pflege der Beſitzthümer des Geliebten giebt die unſchuldige Neigung der Frauen zuerſt ihre Gefühle kund. Schlachtenmaler kannte Jemanden, deſſen Geliebte ſich ihm zuerſt durch die Sorgfalt verrieth, die ſie ſeinen Handſchuhen zuwandte. Sie duldete an ihnen keine aufgeriſſene Naht, ja, erſparte ihm ſogar den zu häufigen Ankauf von neuen dadurch, daß ſie ihm, nach „zarter Frauenſitte", die Flecken mit Brotkrume und Gummi elaſticum austrieb. Für Celinden war Blaſedow dieſer Handſchuh ihres Freundes. Sie beſuchte ihn in der kleinen abgelegenen Kammer, die er ſich zum Aufenthalt gewählt hatte, ſie ſteuerte der beiſpielloſen Unordnung, die in dieſen engen Mauern herrſchte, ſie ſuchte ihn für die Reize einer ſaubern Lebens- und Leibeseinrichtung dadurch empfänglich zu machen, daß ſie nicht erſt von deren Nothwendigkeit und Annehmlichkeit ſprach, ſondern ihm hinlegte, was er finden mußte, ihn zwang, zu

nehmen, was er, ohne aufzufallen, nicht abweisen durfte: reine Hemden und saubere Taschentücher. Sie hing sich wie eine Tochter an seinen Arm und hätte ihn wie Antigone nach Kolonos begleitet, wenn sich dieser Oedipus bewußt gewesen wäre, die Götter beleidigt zu haben. Die Sommerfäden manches zarten und sinnigen Gespräches, das sie mit einander führten, blieben in den Zweigen des Parkes hängen. Sie suchten sich die dunkelsten Schattengänge, welche die äußersten Ränder des Parkes darboten, um mit einander auszutauschen Liebe gegen weisheitsvolle Sprüche, Trost gegen die poetischen Ahnungen eines Sehers, Ermunterung und zärtlichen Zuspruch gegen mannigfache geistvolle Belehrung. Sidonie, die, eine weltkluge Frau, den eigentlichen Schnallenhaken dieses innigen Bandes, den Schlachtenmaler, wol kannte, nahm an den Spaziergängen mit jener vornehmen, scheinbar leidenschaftslosen Ruhe Theil, auf deren tiefstem Grund doch selbst bei so resignirten Wesen immer noch ein gewisses Gefühl von Haß oder etwas dem Aehnliches schlummerte. Auch gegen die Kälte, die ihr einmal angeboren war, konnte sie nicht. Blasedow gewann in diesem Verein eine Frische wieder, die wenigstens auf die Wangen seines Geistes einen heitern, ruhigen Abglanz zurückzauberten. Die Badegäste behaupteten, er hätte eine Prämie in der großherzoglich darmstädtischen Serienziehung gewonnen.

Schlachtenmaler indessen verfiel immer mehr in einen gegen seinen excentrischen Charakter so grell abstechenden Tiefsinn. Der Friede jenes schönen Vereins, in welchem Blasedow neues Leben gewonnen, schien ihn zu Empfindungen herabzustimmen, welchen eine ungewöhnliche Seelenqual zum Grund liegen mußte. Feurig, aber vor Zorn, flammten seine Augen nur auf, wenn ihm der Graf begegnete. Sonst schien er über etwas zu grübeln, das Celinde am wenigsten ahnte, da sie sich so glücklich fühlte. Es war um diese Zeit, daß in der Amalienbader Gesellschaft eine Erscheinung auftrat, welche zwar nicht selbst das Aufsehen, das sie machte, zu beabsichtigen und irgendwie nähren zu wollen schien, es aber auch nicht hindern konnte. Ein Türk in seiner Nationaltracht, mit zahlreicher Dienerschaft. Ein Bimbaschi schien er wenig-

ſtens zu ſein; ſeinem Gefolge und ſeinen Geldmitteln nach hätte er auch ein Paſcha, von wenigſtens zwei Roßſchweifen, ſein können. Vielleicht war es auch nur ein Privatmann, der zu ſeinem Vergnügen in Europa reiſte, oder ein umgekehrter Fürſt Pückler, der die Abſicht hatte, eine Reiſebeſchreibung über Europa herauszugeben. Viele Badegäſte, die im Begriff waren, abzureiſen, beſtellten die Poſtpferde wieder ab; auch war Schlachtenmaler lange zweifelhaft, ob nicht der Graf, um die Geſellſchaft zu feſſeln, hier wieder eine Verkleidung veranſtaltet und irgend einen Abenteurer in Türkenkleider geſteckt hätte. Indeſſen, ſo räthſelhaft allerdings der Bimbaſchi ſelbſt war, ſo konnte doch ſeiner Umgebung, die aus einem Haushofmeiſter, einem Koch, zwei Kammerdienern und vier Schwarzen beſtand, der echte türkiſche Charakter nicht abgeſprochen werden. Dieſe Leute verriethen in allen ihren Bewegungen und naiven Vorſtellungen, daß ſie von der europäiſchen Civiliſation höchſtens in den Fragen beleckt worden waren, die den Luxus betreffen; wenn es allerdings auch auffallend blieb, daß der Bimbaſchi ſelbſt ein artiges, wenn gleich ſehr gebrochenes Deutſch ſprach. Ohne ſich eines Dolmetſchers zu bedienen, leitete der Fremdling alle Verhandlungen, die mit der ökonomiſchen Verwaltung des Badeortes unvermeidlich waren. Zuweilen ſchlug er, wenn ihm ein Ausdruck nicht geläufig war, ein Wörterbuch nach, eine Sitte, die ihm dadurch wieder etwas Verdächtiges gab, daß er auch im Türkiſchen ſelbſt öfters ſtecken zu bleiben ſchien. Freilich war das Letztere mehr eine Vermuthung: denn die Diener des Bimbaſchi durften in ſeiner Gegenwart nur ſprechen, wenn kein geſitteter Europäer zugegen war. Aber man wollte doch gehört haben, daß es ihm in ſeinen belauſchten Geſprächen mit ihnen öfters an den bezeichnenden Wendungen fehlte, daß er wol gar ſtockte und Vieles von dem, was er ſprach, den echten Türken unverſtändlich war. Wenn man nun hieraus wieder ſchließen wollte, der Bimbaſchi dürfte ein Renegat geweſen ſein, ſo war dies theils voreilig, indem ſeine Gelehrſamkeit vielleicht die abgebrochenen Sätze liebte oder ihn dem gemeinen Muſelmann unverſtändlich machte, theils war es gleichgültig, da das Intereſſe an dem

Bimbaschi dadurch eher nur gehoben, als gemindert wurde. Und Niemandem war an alle dem weniger gelegen, als dem Grafen. Der räthselhafte Türke schien bei unerschöpflicher Casse zu sein. Er nahm alle die Zimmer ein, welche Graf Leibrock und Herr von Hundt eben verlassen hatten, und wenn er auch keinen Wein trank, so war er an andere theure Bequemlichkeiten gewöhnt und schien wenig Sinn für den Werth des Geldes zu haben. Das Letztere in dem Grade, daß Schlachtenmaler auch hier wieder ein Zeichen der Verstellung zu entdecken glaubte, ob er gleich an eine Intrigue des Grafen nun nicht mehr zu denken brauchte. Er gönnte dem Grafen die Wahrheit dieser Erscheinung nicht; er hätte gewünscht, Lug und Trug wäre sein Anfang und Ende gewesen; er ärgerte sich, daß dem Grafen eine falsche Saat in echten Früchten aufgehen sollte; doch ließ sich eine genauere Beobachtung nur in einiger Entfernung anstellen. Der Bimbaschi lebte zurückgezogen und beobachtete in fremder Gesellschaft ein hartnäckiges, dem Orientalen eigenthümliches Schweigen.

Eines Tages stand der Bimbaschi mit jener würdevollen Ruhe, die ihn beim Spiel immer auszeichnete, an der Roulette und warf, dem türkischen Fatum trauend, blindlings seine Goldmünzen in die Zahlen hinein. Da bemerkten die Umstehenden plötzlich, daß er erblaßte und sich an der Kante des grünen Tisches zu halten suchte. Der Gascogner Albein hatte ihm eben einen ansehnlichen Gewinn auszuzahlen; doch achtete der Bimbaschi nicht darauf, sondern stierte in eine Ecke des Saales, wo eine lange, hagere Gestalt an der Mauer lehnte und mit abwesenden Blicken in die Flammen des über der Roulette hängenden Kronleuchters schaute. Die Umstehenden sahen bald den Bimbaschi, bald den unglücklichen Spieler Blasedow an. Dieser blieb unbeweglich, da er die Aufmerksamkeit, die er erregte, nicht bemerkte; jener ließ seinen Gewinn unangerührt auf der Stelle liegen und schien beim Anblick seines gespenstischen Wesens mit Empfindungen zu kämpfen, welche die höchste innere Aufregung voraussetzten. Indem schlug das Glück dem Bimbaschi wieder zu; man erinnerte ihn daran, daß der Goldhaufen, der auf der

von ihm ſchon lange beſetzten Zahl lag, ihm gehöre; der Türke fuhr wie Einer, der ſich verrathen oder wie auf einem Gedanken ertappt glaubt, auf, beſann ſich, ſtrich ſeinen dunkeln Bart und ſagte halb in Pantomimen, halb in minder gebrochenem Deutſch, daß man den Gewinn jenem Mann an der Wand auszahlen ſollte. Damit ging er eilends vom Tiſch und aus dem Saale. Der Graf, der zugegen war, meinte, das Geld gehöre der Bank, weil der Türk ein Geſpenſt geſehen zu haben glaubte und ſich eingebildet hätte, daß er den Göttern, um dieſe nicht zu erzürnen, ſein Glück opfern müſſe; doch Schlachtenmaler ſtieß den Haken, mit welchem der Graf das Geld an ſich ziehen wollte, zurück, ſtrich es ruhig ein und trug es ſeinem Vater hin, der wie aus einem Traum erwachte und nicht wußte, was er (ohnehin bei ſeinem Stolz) zu dieſem Geſchenk ſagen ſollte.

Zehntes Kapitel.

Eine politiſche Scheherazade.

Als Blaſedow von der wunderlichen Grille des Türken gehört hatte, erwachte in ihm eine Vorſtellung, der er eine an ihm ganz ungewöhnliche Thätigkeit widmete. Er malte ſich den Eindruck aus, den auf die üppige Phantaſie dieſes Morgenländers Europa mit ſeiner blaſſen Cultur machen müßte; er empfand ihm ein Grauen nach, als wär' er ſelbſt im Banne von Damaskus geboren und trüge nun die enge und proſaiſche Tracht des Europäers, in deſſen gemüthloſen Verhältniſſen er ſich bewegen müßte. Er ſah in dem Bimbaſchi eine aus ihrem heimiſchen Boden geriſſene Tulpe, dieſe ſymboliſche Pflanze des Türkenthums, und entſchloß ſich, ihr wenigſtens im Treibhauſe der Phantaſie einen künſtlichen Grund und die Temperatur des Orients wiederzugeben, indem er nicht in unſerer gebildeten europäiſchen Vollkommenheit ihm die Dinge und Menſchen Europas erläutern wollte, ſon-

dern dabei von asiatischen Gesichtspunkten ausging. Der Bimbaschi konnte den Dank für das von ihm gemachte Geschenk nicht zurückweisen; er ließ den unglücklichen Spieler ungehindert vor sich kommen und hörte mit jenem an den Türken so bewundernswerthen Gleichmuthe, der keineswegs, wie dies in Europa der Fall sein würde, aus dem Egoismus fließt, das ihm von Blasedow gemachte Anerbieten eines politisch-socialen Cursus über Europa an. Hätte der Türk ahnen können, wie unglücklich sein Lehrer war und wie viel diese Vorträge ihm Lebensfrische, Zusammenhang und Selbstbewußtsein wiedergeben würden, er hätte den Antrag auch so schon nicht zurückgewiesen. Und um die Zufriedenheit Blasedow's noch zu erhöhen, so konnte er in vollster Bequemlichkeit zu seinem Schüler kommen und die Nachtmütze, die ihm Celinde gestrickt hatte, über den Ohren behalten, wie wunderlich auch der Contrast der in Blasedow wie von Opium aufgeregten Phantasie und seiner bilderreichen Anknüpfungen an den Orient mit seinem schlottrigen Auftreten war. Der Bimbaschi hörte mit unerschütterlicher Ruhe den Erzählungen seines Freundes zu. Er saß dabei mit untergeschlagenen Beinen auf einem mäßig erhöhten Polsterbette, rings umschlungen von einem ungeheuern Pfeifenrohr, das in einer zierlichen Urne, worin der Taback glimmte, endete. An verschiedenen Krümmungen des Rohres ging der Rauch durch Wasserkugeln, durch die er so abgekühlt wurde, daß der Bimbaschi von der Hitze, die ihm eine ganze brennende Urne Tabacks verursacht haben würde, an seinem Munde nichts spürte.

Als Blasedow seinem Zöglinge einen Ueberblick über die gegenwärtige Lage Europas geben wollte, sagte er zu ihm: „Und siehe, es wohnte in Damaskus ein Jüngling, Namens Hassan, dessen Vater beim Sultan in hohen Ehren stand und vieler Reichthümer Herr war. Es war aber Hassan's Vater gesetzt über die Zucht der Pferde des Landes um Damaskus und war dem Sultan verpflichtet, daß ihrer keine an die Franken verkauft wurden, es sei denn zu den höchsten Preisen. Hassan's Vater war ein milder und freundlicher Herr, der Jedem mehr als den Zins seiner Werke zurückgab: denn er

behandelte die Menschen nach größerem Verdienst, als sie besaßen. Hassan aber, sein Sohn, wurde unterwiesen in allen Wissenschaften und ritterlichen Künsten, wie denn ihm Niemand gleichkam in der Kunst, sein Pferd zu reiten oder selbst zu beschlagen, und dabei doch die entlegensten Stellen im Koran aufzufinden. Oft sah man ihn durch die Straßen von Damaskus reiten, einen arabischen Dichter vorn auf dem Sattelknopf und im Lesen vertieft, und wenn er dabei seines Rosses Lenkung vergaß, so stand dies nirgends anderswo still, als vor der Thür oder einem Fenster der Moscheen, woraus man schloß, daß die Thiere unter der Obhut weiser Menschen selbst an Verstand zunehmen und eine unwillkürliche Liebe zu Allah empfinden. So das Pferd. Hassan aber hatte einen Durst nach Weisheit, den die öftere Wiederholung des schon mit allen Büchern der arabischen Sprache angestellten Studiums nicht mehr löschen konnte. Seine Sehnsucht schweifte über die Palmenwälder um Damaskus hinaus und trug ihn in die Länder der Franken, von denen er gehört hatte, daß sie einen großen und umfassenden Geist mit Lastern und Unglauben verbänden. Da er den Koran inne hatte und die Reinigungen, Waschungen und Fasten alle nach dem Gebote des Propheten hielt, so sagte er: Was kann mich ihr Unglaube und ihr lasterhafter Lebenswandel anfechten! Ihre Werke und Künste zu betrachten, schien ihm um so gefahrloser, als sie ja Alles, wie er, dessen war er gewiß, doch nur von den Weisen des Morgenlandes gelernt hatten und nichts besaßen, was sie nicht von den Arabern in Spanien empfangen hatten, an Welt- und Sternenkunde, Künsten und Gewerben. Hassan war aber bestimmt, einst in den Rath des Sultans zu treten: denn Viele in Damaskus, und es waren dies nicht die Unheiligsten, hatten geträumt, wie sie ihn auf einem Pferde mit drei Schweifen hätten reiten sehen, weshalb auch leicht ein anderer Pascha, als der von Damaskus, ihm nachgestellt hätte: denn dieser war sein Oheim und ein ihm wohlgewogener Herr. Und Hassan kannte Alles, was die Geschichte seines Volks anging, und fühlte tief, daß der Schimmer des Halbmonds nicht mehr so leuchtend gelb war, wie damals, als

Soliman und Mohamet das Schwert des Propheten führten. Der Goldglanz flimmerte nur noch wie Silberglanz. So trug Hassan ein großes Verlangen, den Welttheil kennen zu lernen, den noch die Kinder des Propheten besiegen müssen, wollen sie nicht von ihm besiegt werden. Aber das Meer ist weit von Damaskus und hinter dem Meer erst liegt der Franken Land, und Hassan führte dem Vater die Bücher über die Pferdezucht um Damaskus und konnte nicht entbehrt werden ohne Nachtheil für sein eigenes Haus und die Stadt und das Reich."

„Da geschah es eines Abends, daß die untergehende Sonne dem von einem wichtigen Geschäft heimreitenden Hassan so zauberhafte Lichter auf die schönen Pfade um Damaskus streute, daß er sich nicht halten konnte, sondern abstieg und sich unter einem Feigenbaum, an dessen Nebenmann er sein Roß befestigte, niedersetzte. Es war der Anfang eines kleinen Hügels, auf welchem die Ruinen alter Zeiten mitten zwischen frischem grünen Gezweig verwitterten. Hassan nahm sich Zeit, da er die Thürme und Minarets von Damaskus schon vor sich sah und deutlich den Almodan auf der Moschee des Prophetea das Abendgebet blasen hören konnte. Wie aber Hassan so im Grase hingestreckt lag, überfiel ihn eine plötzliche Müdigkeit. Ob er gleich fühlte, daß es Zeit wurde, aufzustehen und heimzukehren, so vermochte er sich doch nicht aufzurichten. Seine Glieder waren wie von einem unsichtbaren Zauber beherrscht, und siehe, er war in wenig Augenblicken eingeschlafen. Kaum mochte er so eine Weile gelegen haben, als es ihm war, als erwachte er. Da war es rings um ihn Nacht und nur die Sterne funkelten; die Käfer, die in dem hohen Grase ihr wirrten, leuchteten, und von den Thürmen von Damaskus her sah man die Lichter der Feuerwachen, die auf ihnen unterhalten werden. Das treue Roß hatte sich im Grase zum Schlafen niedergelegt. Wie Hassan noch so um sich blickte und sich die Augen rieb, hörte er in dem alten Gemäuer auf dem kleinen Hügel, an dessen Fuß er geschlafen hatte, ein Geräusch und glaubte einen wilden Fuchs auf der Ruine zu sehen, der plötzlich aufgeschreckt in's Feld hinauslief. Bald aber trat eine hohe

menschliche Gestalt aus dem Gemäuer und schritt auf den aufgeschreckten Schläfer zu. Hassan, sagte er, ich kenne Deine geheimen Wünsche! Stehe auf, wir wollen die Länder der Franken durchfliegen und uns durch den Anblick ihres mit glänzendem Schein überzogenen Elends zum neuen Kampfe für den Propheten stärken. Ich war schon oft in jenen Ländern und kenne sie, als wäre ich dort geboren. Da Hassan zögerte und sich mit den Geschäften seines Vaters entschuldigte, ob ihm gleich das Verlangen, dem Derwisch zu folgen, aus den Augen brannte, so beruhigte ihn doch dieser, indem er sagte: Hassan, ich habe in Cypern einen glücklichen Fund gethan, den die Malteser und Venetianer auf jener Insel, als sie davonzogen, mitzunehmen vergaßen. Ein Edelmann, Namens Fortunat, besaß dort einen Hut, mit dessen Hülfe er im Flug überall, wohin er wollte, gelangen konnte, und einen Beutel, der obgleich leer und unscheinbar, doch unerschöpflich an Geld war. Diesen haben die Nachkommen des Edelmanns Fortunat mitgenommen und ihn, wie man sagt, an den reichen Hebräer Rothschild verkauft; der Wünschelhut aber ist zurückgeblieben. Hier ist er! Damit zeigte er ihm einen alten, fast verschimmelten Filz und ermahnte ihn dringend, sich um seinen Leib zu klammern. Hassan stand eine Weile unschlüssig; dann aber, der Freude und Neugier nicht mehr widerstehend, schlug er seinen Arm um den Derwisch und schmiegte sich wie ein Bräutigam an seine Braut an. Dem Derwisch that es wohl; er lächelte und setzte die alte Kappe auf. Indem erhoben sie sich und schwebten mit der Schnelligkeit eines Vogels über die Nacht hin. Damaskus, Syrien, Cypern schwanden unter ihren Füßen. Als es Morgen wurde und die Meereswellen von der aufgehenden Sonne glühten, hatten sie eine Menge kleiner und großer Inseln vor Augen, flogen dann noch eine Strecke und schwebten zuletzt über einem festen Lande, welches der Derwisch als das neuerstandene Hellas bezeichnete."

„In griechischen Kleidern besuchten die beiden Reisenden, in Athen angekommen, eine der vielen Kaffeebotteghen, wo sich schon am frühen Morgen Gäste zu versammeln pflegen.

Schlechter Menſch, wenn Sie mir nicht eine Schweſter geſchenkt hätten — (legt ihren Arm um Armande).

Molière.

Hier ſtehen die beiden Erbinnen jener Summen, die Du von dem Opfer deiner Heuchelei und Tücke geraubt haſt! Verſprichſt Du, Madeleinen ein Vermögen von 30,000 Livres auszuſetzen?

Lamoignon.

30 Tau — Was hilft mir das jetzt?

Molière.

Verſprichſt Du mir ferner, für den Antheil, der meiner Armande gehört, und auf den ſie verzichtet, weil ich, der Muſe ſei Dank! die Mittel habe, ſie zu ernähren, verſprichſt Du mir für dieſen Antheil, damit das Talent, das Laſter zu entlarven, in Frankreich nicht ausſterbe, 30,000 Livres zu dem Zweck zu beſtimmen, daß davon eine Theater-Schule, eine Akademie für den Unterricht in der Schauſpielkunſt geſtiftet wird?

Lamoignon.

Welche Blasphemie!

Molière.

In dieſem Falle, ſiehe, was ich thue! Dankbar für die Idee, die Du mir wider Deinen Willen zu einem Stück gegeben haſt, will ich doch nicht, daß man ſage, ſeht, das iſt der Präſident Lamoignon! Molière — beweiſe Dir, daß er ein edleres Herz hat als Du! Hier ein Tuch, das Du nicht zu tragen pflegſt! Hier ein Kopf, der nicht der Deine iſt! (Setzt ſich raſch die große blonde Perrücke auf und bindet ſich ein blaues Tuch als Leibbinde um.)

Kaum hatten sie sich in eine Ecke gesetzt, wo sie die Ankömmlinge mustern konnten, als ein dicker Wanst in fränkischer Kleidung schwerfällig zu ihnen herantrat und ihnen einen weißen Bogen Papier überreichte. Der Derwisch las und fragte Hassan: ob er Lust hätte, an einer bayerischen Actienbierbrauerei Theil zu nehmen? Dies wäre eine Einladung dazu! Hassan schüttelte den Kopf. Der dicke Bräu aus Regensburg suchte in einer Sprache, die der Derwisch, so wie Ihr selbst, verstand, ihm den Plan annehmlicher zu machen; er bewies, daß er seine Brauerei auf der Akropolis anlegen dürfe (dicht bei dem der Minerva geheiligt gewesenen Oelbaume, bemerkte ein sich in das Gespräch mischender Alterthumsforscher); er schilderte die Freuden dieses Getränks, welches er Bock nannte, auch wol Erlöserbier, wenngleich das Letztere leiser zu verstehen gebend, da einige Offiziere mit dem Erlöserorden in der Nähe standen. Als sich der Bräu unverrichteter Sache zurückzog, sagte der Derwisch zu Hassan: Sieh, dort drüben öffnet ein Türke und hier ein Grieche seinen Laden; es sind zwei Geldwechsler. Komm, wir wollen sehen, welcher ehrlicher ist. Sie gingen zum Griechen hinüber und ließen sich ein Goldstück in kleine Münze verwechseln. Seiner Ehrlichkeit vertrauend, zählten sie nicht; doch als sie draußen vor'm Laden waren, prüften sie und fanden, daß ihnen eine Drachme zu wenig gegeben war. Nun gingen sie zu dem Türken und gaben auch ihm ein Goldstück. Während der Grieche es zehnmal auf den Tisch geworfen hatte, um seinen Klang zu hören, prüfte der Türke es leicht, zählte das Silber auf, scharrte es zusammen und gab es stumm, wie der Türken Art ist, den beiden Fremden. Diese zählten draußen nach, es fehlte kein Heller. Ich will nicht sagen, begann der Derwisch, als sie wieder drüben bei dem Sorbetier und Kaffeewirth saßen und von den rings die Zeitungen lesenden Kaufleuten und Offizieren nicht gestört wurden, daß ich den Griechen ihre Freiheit mißgönne, wenn sie dieselbe nur in dem Umfange besäßen, als ihre Anstrengungen verdienten, oder als nöthig ist, um sich der Freiheit allmälig auch würdig zu beweisen. Die Griechen sind ein Volk der Lüge und Heuchelei. Kann es schon einen grö-

ßeren Betrug geben, als den, daß sie sich für die Söhne des alten Griechenlands auszugeben wagen, während sie doch allzumal aus dem barbarischen Norden und den Hintersteppen Asiens gekommen sind? Sie sprechen die Sprache der dünngesäeten Ureinwohner, welche sie hier vor Jahrtausenden unterdrückt haben; aber daß sie sich durch Denkmäler und Einrichtungen einen Nationalaufschwung geben wollen, dem etwas Erlogenes zum Grunde liegt, das ist eine jener Faschingsthorheiten, wie wir sie in Neapel und Livorno sehen werden. Diese griechische Nation wird die Beute ihrer Habsucht und ihrer Unredlichkeit werden: denn was ist ein Volk, das Wohlthaten nimmt von Jedermann und Niemandem dafür Treue halten zu müssen glaubt? Indem bemerkten die beiden Reisenden, daß sich eine Bewegung unter den Anwesenden erhob, deren Veranlassung ein eiligst hereingetretener Offizier war, der mehreren in die Zeitungen Vertieften etwas in's Ohr raunte. Die Bürgerlichen zeigten deutliche Spuren von Freude, die Offiziere dagegen erhoben sich schnell, befestigten ihre Säbel und verließen das Kaffeehaus. Die beiden Reisenden folgten ihnen und fanden, daß die Stadt in einer sichtbaren Aufregung war. Ich weiß jetzt, sagte der Derwisch, nachdem er an verschiedene Gruppen Zusammenstehender hingehorcht hatte, worum es sich handelt. Ein kaum aus fernem Lande hergekommener Vezier ist vom König entlassen worden; Du mußt aber wissen, daß in Europa Diejenigen, welche fallen, immer besser sind, als die, welche sich obenauf erhalten. Die Oberhäupter in diesem Welttheile sind so verderbt, daß die Tugenden nicht lange ihre Verbündeten sein können, weshalb sie auch tugendhafte Menschen nur darum an das Ruder des Staates rufen, um ihre Tugenden abzunutzen: denn der Sinn der Völker in diesen Ländern ist so mißtrauisch, daß sie Alles hassen, was über ihnen steht — ein Beweis, wie hart man ihnen in früheren Zeiten mitgespielt haben muß. Hier in Hellas wird noch ein ärgeres Spiel getrieben. Ein junger König wurde hier an die Spitze einer trägen, lügenhaften und hinterlistigen Nation gestellt. Da nun vorauszusehen war, daß sich die Undankbarkeit dieses Volkes seiner bald entledigen und, wenn auch nur

im Herzen, sich ihm entfremden würde, so verfiel eine schmähliche Politik auf folgenden Rath: Es wurde künstlich ein zwiefaches Interesse unterhalten, eines, das die Regierung, eines, das die Dynastie anging. Indem man den jungen König scheinbar von den Staatsgeschäften entfernt hielt und diese nur fremden Vezieren übertrug, so mußte aller Haß, den eine geregelte Verwaltung bei einem an Zügellosigkeit gewöhnten Volke hervorrief, nur auf die Veziere fallen, diese armen Schlachtopfer, welche doch nur thaten, was im Interesse der Dynastie war und was, hätten sie es unterlassen, ihr Leben gefährdet hätte. Und, siehe! so wurden, um den jungen König von aller Verantwortung frei zu erhalten, alle Veziere nach einander dem persönlichen Interesse der künstlich in der Volksliebe sich befestigenden Tyrannei zum Opfer gebracht. Den König sprach man aber absichtlich von alle dem frei, was doch die Veziere in seinem Namen thaten. So mußten die Diener die Ableiter der Blitze sein, die aus dem grollenden Volke auf das Haupt der jungen Dynastie selbst hätten fallen können. Der Derwisch schwieg, und Hassan sagte: Europa ist klug, aber auch unglücklich."

„Auf der höchsten Spitze der Burg von Athen klammerte sich Hassan wieder fest an den weisen Derwisch an. Dieser setzte den Zauberhut auf, und schnell erhoben sie sich in die Luft und schwebten über Länder und Meere dem Untergang der Sonne zu. Als sie trotz der angebrochenen Nacht wieder festes Land unter sich erblickten, sagte der Derwisch: Wir wollen an diesem Lande vorüber, ob es gleich das schönste auf der Erde ist! Der Sultan ist vor der Treulosigkeit der Paschas sicherer, als der Fürst von Neapolis und Trinacria vor seinem Volke oder seinem Verdacht. Alles schläft jetzt; doch der Fürst läßt die Trommel rühren und zieht an der Spitze seiner Miethsoldaten durch die Straßen von Neapel, um dessen unruhige Bevölkerung zu erschrecken und den Verräthern seine Wachsamkeit zu zeigen. Er geht zu Fuß, weil er auf einem Rosse Meuchelmördern die Brust zu offen darbietet. Komm, fliehen wir ein Land, wo sich der Stich der Taraniel auch den Verhältnissen mitgetheilt zu haben scheint: denn wo man hier hinblickt, begegnen uns Mißtrauen und

Verdacht. Mit dem ersten Morgenstrahl ließen sie sich herab auf eine unermeßliche Stadt, welche der Derwisch die Stadt der sieben Hügel nannte. Schon Vieles hatte Hassan von Rom gehört, der Hauptstadt der Christenheit. Es ist nicht fein, sagte der Derwisch lachend, als sie unten waren, daß wir diese fromme Stadt so früh überraschen: denn, sieh nur, wie viele Fenster dort leise geöffnet werden, hier, da, drüben, in allen Straßen! Sieh, wie die Priester aus den Kammern ihrer Schönen schleichen und wie, umgekehrt, aus den Palästen, wo man sagt, daß dort Cardinäle wohnen, verhüllte Frauengestalten aus den halb geöffneten Portalen entschlüpfen! Es wird bald Zeit sein, daß die Messe gelesen wird."

„Als sich Beide, in die Art deutscher Maler gekleidet, in einer Osteria ausruhten, sagte der Derwisch: Man sollte den Menschen nie zu arg verdenken, daß sie Menschen sind, selbst wenn sie die Verpflichtung haben, theilweise schon an den Himmel zu erinnern. Doch muß, um diese Schwäche zu verdecken, etwas Größeres da sein, als was gegenwärtig noch die Herrschaft des Papstes, des Obermufti der Christenheit, sagen will. Wo große Ideen da sind, da verschwinden in ihrem weiten Bausch und Bogen manche Schwächen, wie auch unser Prophet ein Mensch war und erst in dem Mantel seiner großen Idee groß dastand. Aber nun, wo dieser Mantel reißt, die Falten sich auskräuseln, die Ideen so klein werden, da treten die Schwächen derer, die ihnen einverleibt sind, klar und deutlich und fast schäbig hervor. Der Papst aber hat nur noch größere Ehre, keine Macht mehr. Er schleudert Bannstrahlen, die nicht mehr zünden. Wo noch die Milizen Roms, die Priester, in fremden Ländern gen Norden und Westen Gewalt haben, da müssen sie sich mit einer Wissenschaft vermählen, die Rom nicht versteht. Hassan, unser Glaube ist ein Glaube für heiße Regionen; aber außer der Kälte würde dort gegen Mitternacht hin dem Koran nur noch die Liebe zum Glauben, nicht der Glaube selbst mehr entgegentreten! Doch sieh den scheuen Gesellen dort in der Ecke! Hassan blickte auf und erschrak vor einer gelben häßlichen Figur, die in einem Winkel der Osteria kauerte und sich damit unterhielt, kleine Rüben mit einem

scharfen Messer und in einem Schwunge zu köpfen. Der Hut des gespenstischen Rübenscharfrichters stand neben ihm. Der Derwisch zog seinen jungen Freund von seinem Sitz auf, warf einige Münzen in den Hut und verließ schnell die Osteria. Dieser Mann, sagte er draußen, war einst König von Portugal, wo er seine Hände mit Henkerblut besudelte und von seinem Bruder, dem er die Krone gestohlen hatte, verjagt wurde. Er ist arm und halb wahnsinnig. Hassan schauderte und sagte: In Aleppo und Damaskus würde dieser Mensch gesteinigt werden. Ach, sagte der Derwisch nach einer Pause, doch auch nur, wenn er so gefallen wäre, wie hier. Käme er hoch zu Roß und umgeben von den Trabanten des Sultans, auch die Gläubigen würden vor ihm niederfallen. Die Schmach trifft nur die, welche ihn vor dem Zorn des Volkes schützen und ihm das Menschenblut auf seiner Hand vergelten, weil in seiner Hand Fürstenblut fließt."

„Indem sie noch so standen, näherte sich ihnen ein Knabe, der Hassan einen Brief in die Hand drückte. Der Derwisch eröffnete ihn und las eine an einen jungen deutschen Maler gerichtete Aufforderung, ja nicht die verabredete zehnte Stunde zu versäumen und im Palast des Cardinals Lambruschini zu erscheinen. Was wird es sein? sagte der Derwisch, ein Abenteuer mit der Nichte irgend eines Kirchenfürsten. Kommt, es werden die blonden Haare nicht allein sein, die sie liebt! So gingen Beide zu dem Palast. Unschlüssig standen sie noch eine Weile vor dem Portale, da Hassan's Schüchternheit nicht zugab, daß er sich so leicht von seinem Freunde trennte. Diese Unschlüssigkeit schien von oben bemerkt worden zu sein: denn derselbe Knabe, der den Brief gebracht hatte, kam, um beide Herren einzuladen, für den Fall, daß sie Landsleute wären. Hassan blickte den Derwisch betroffen an; doch dieser nahm lachend einen schnellen Entschluß und winkte dem Knaben voranzugehen. Wie sie über mehrere Treppen gestiegen und durch einige Säle gegangen waren, öffnete ihnen einer der vielen Geistlichen, die sie in dem Palaste sahen, die Thür eines Seitenzimmers. Sie traten mit einiger Beklemmung ein und fanden zu ihrem Erstaunen nicht sowol nicht das, sondern etwas weit Ueber-

raſchenderes. Zwei ältliche Herren, welche den Anſchein von Cardinälen in einfacher Hauskleidung hatten, erhoben ſich von zwei Gichtſtühlen mit freundlicher Zuvorkommenheit und winkten den beiden Türken, die ſie für deutſche Maler hielten, auf zwei bereit ſtehenden Seſſeln Platz zu nehmen. Es konnte nicht auffallen, daß nur der Derwiſch italieniſch ſprach. Wir haben Euch da, begann der Eine, etliche Fragen vorzulegen, für deren Beantwortung Ihr uns zu Dank verpflichten würdet. Ihr werdet von der verderblichen Neuerung gehört haben, die ſich in Eurem Vaterlande im Schooß der katholiſchen Kirche gebildet und viel Unheil und Verwirrung geſtiftet hat. Da ihr Beide, wie uns geſagt wurde, zu den getreuen Schafen der Kirche gehört und die Malerei auch nur Eurer Frömmigkeit wegen treibt, ſo konnten wir ſchon zu Euch unſere Zuflucht nehmen, um uns über den Sinn einiger Worte aufzuklären, welche ſelbſt Mezzofanti, den Ihr hier ſehet, bei ſeiner großen Kenntniß Eurer Sprache nicht zu enträthſeln vermag. Mezzofanti, der Kenner von fünfzig Sprachen, nickte dazu und murmelte fortwährend die wunderlichſten Worte vor ſich her: denn ſeine Kenntniſſe in Sprachen war ſo groß, daß er die Worte nicht alle in ſeinem Gedächtniſſe laſſen konnte, ſondern immer welche aus dem Munde mußte gleiten laſſen. Sein Kopf ſchien wie ein Bienenſchwarm zu ſummen, ſo vielen Lärm machten darin all' die Vocabeln und Wörterbücher, bei denen er Mühe hatte, ihre Grenzen aufrecht zu erhalten und unter ihnen keine babyloniſche Verwirrung eintreten zu laſſen."

„Haſſan, der von dem Allen nichts verſtand und ſich faſt vor dem immer murmelnden Mezzofanti fürchtete, ſah mit Erſtaunen, wie gewandt der Derwiſch auf die an ihn gerichteten Fragen Antwort gab. Die beiden Prieſter ſchlugen mehrere vor ihnen liegende Bücher auf und erkundigten ſich nach der Bedeutung von Worten, deren Bekanntſchaft, wie der Derwiſch ſpäter ſagte, man ſchon bei einer ganz oberflächlichen Kenntniß jener Ketzerſprache vorausſetzen müßte. Es handelte ſich um die Verdammung jener Lehren, und doch konnten ſie die geiſtlichen Herren nicht verſtehen. Den Zweifel verwechſelten ſie mit Zwiebel, Gott vertrauen nannten

sie eine Blasphemie, da Gott in seinem Verhältniß zur Maria niemals als Ehemann gedacht würde, also auch nicht einem vertraut, d. h. irrthümlicherweise getraut werden konnte; aus einem verletzten Gebote wurde ein verletztes, aus Gottes Undenkbarkeit machten sie Undankbarkeit, und für viele Ausdrücke, z. B. Ueberzeugungstreue, hatten sie nicht einmal einen zweideutigen Sinn, es sei denn, daß sich Mezzofanti wirklich einbildete, auf einen möglichen Sinn zu kommen, wenn er es von Ueberzeug und Streue herleitete, wo er sich es dann möglich dachte, daß hier eine Anspielung auf die Krippe Jesu stattfinden könnte. Als der Derwisch den beiden Prälaten hinlängliche Auskunft gegeben hatte, schlugen sie die Bücher zu und entließen die beiden Dolmetscher mit weiter nichts als ihrem Segen."

„Ob nun gleich die beiden Reisenden gut genug aufgenommen waren, um hier noch länger mit Bequemlichkeit weilen zu können, so sagte doch der Derwisch, daß diese Verdammung von Büchern, die so mühselig und irrthümlich in Rom entziffert würden, ihn der tiefsinnigen und edeln Nation wegen, die sie betreffe, viel zu sehr verwunde. Er schlang seinen Arm um Hassan's Schulter und drückte vor Unmuth den Wünschelhut ganz tief in's Gesicht. Als ihn, da die Nacht herankam, Hassan in den Wolken nach dem Verhältniß dieser neuen Lehre fragte, antwortete er: Strenge Deine Augen an und sprich, was erblickst Du? Hassan that, wie ihm geheißen, und sagte: Ich sehe eine wunderbare Erscheinung in der Luft. Dunkle und helle, einförmige und bunte Gestalten seh' ich in langen Gewändern über die Wolken fahren, die Einen lehnen sich friedlich an die aufgethürmten Schichten, die Anderen stehen sich mit drohender Geberde gegenüber. Etliche sind zwergig, Andere riesenhaft, Viele mißgestalt und Einige scheinen noch ungeboren. Das sind, sagte der Derwisch, die Ideen, welche sich in die Herrschaft über Europa theilen. Wir nahen uns jetzt den Ländern, wo sich die Menschen mit Gedanken umhüllen müssen, um die eigennützigen Absichten ihres Ehrgeizes oder ihrer Habsucht zu verbergen. Die Tugenden und Laster haben hier aufgehört, ausschließlich

das Wohl der Staaten zu entscheiden: denn Du wirst jetzt bald auf lasterhafte Seelen stoßen, die sich mit dem Schmuck großer Ideen verbrämen, bald auf tugendhafte, die in kleinen und beschränken Vorstellungen verkümmern. Diese kämpfende Ideenwelt nimmt den Einzelnen die persönliche moralische Zurechnung; sie würde sich, bei aller angeborenen Herzensgüte und Seelengröße, nicht scheuen, Böses zu thun, nur um ihren Ideen über Geschichte, Staat und gesellschaftliches Leben den Sieg zu verschaffen. Indem der Derwisch das sagte, zuckte ein Blitz unten auf der Erde, und in weiter, weiter Ferne hörten sie einen Knall wie von einem Feuergewehr. Soeben schoß, sagte er, ein ganz anständiger Mann, Namens Alibaud, auf den König der Franzosen. Er drückte den alten Filzhut tief in's Gesicht und flog unaufhaltsam weiter, bis sie am frühen Morgen auf dem höchsten Gipfel einer ungeheuren Gebirgskette standen. Dies ist Spanien, sagte er, ein Land, das einst unsere Väter überwunden und lange besessen haben."

Wir können nicht ganz die in orientalischer Breite gehaltenen Phantasieen Blasedow's hier wieder erzählen. In aller Kürze berichten wir, daß Hassan und der Derwisch in Spanien alle Gräuel eines Bruderkriegs erblickten. Jener erstaunte über die Erläuterungen, die ihm der Derwisch über die hier streitenden Interessen geben konnte, besonders über die Hebel der Gesinnungen, welche so verschieden in beiden Feldlagern waren. Dort beutete eine Parthei die Heiligthümer der Kirche aus, um Geld zu prägen; hier schmolz man das Silber der Kelche und Crucifixe, um Ordenskreuze daraus zu machen. Besonders in Frankreich konnte sich Hassan von diesen Gegensätzen der Liebe zur Freiheit und dem Ehrgeize nach Auszeichnungen unterrichten. Hier sah er, daß Niemand mehr in seiner gewohnten, von der Natur oder den Verhältnissen des Lebens ihm angewiesenen Stellung bleiben wollte, und sogar die Diener von ihren Herren nicht Milde und Güte, sondern Zuvorkommenheit verlangten. Die Kellner träumten von Königskronen, die Unteroffiziere von Marschallsstäben. Der Derwisch zeigte seinem jungen Freunde alle jähen Ueberstürzungen und Uebersättigungen dieser Pa-

riser Gesellschaft, so daß dieser über die Masse von Geist und von Elend, die hier in einander gemischt war, Thränen des Mitleids vergoß. Besonders betrübte ihn, daß er hier eine Flüchtigkeit der Zeit bemerkte, wie sie ihm in seinen syrischen Palmenwäldern unmöglich geschienen hatte. Alles, was hier nicht blos der Tag, sondern selbst das Jahrhundert erzeugte, war eine Eintagsblume, die noch am Abend ihrer kurzen Blüthezeit wieder verwelkt war. Jede bunte Erscheinung, die da auftauchte, stand eine kurze Weile so der Gunst der Sonne zugewendet, daß diese ihre prismatischen Lichter derselben lieh; dann aber war sie bald in Schatten und Nacht getreten. An nichts konnte sich hier lange der Blick erfreuen, an nichts konnte sich das Herz wärmen. Alle die Flammen des Lebens, welche doch anderswo mit elektrischer Kraft die Triebe und Neigungen der Gesellschaft zusammenhielten, waren hier erschlafft und wichen jedem leisen Druck von Außen. Der Sitte waren die Fangarme genommen und das Gesetz hatte deren hunderte und quälte, statt zu beschützen: denn selbst die Tugendhaften waren nicht sicher vor ihm. Alle dauernden, mit Beharrlichkeit durchgeführten Bestrebungen waren verhaßt, keine aber mehr, als die sich auf die Herrschaft bezogen. Neun Monate des Jahres brachte man hier dreien zum Opfer; man verschlief jene, um in diesen nie das Auge zuzumachen; man verlebte jene in einem abgelegenen Winkel der Provinz, hungernd, entbehrend, unbekannt, um diese in der Hauptstadt mit den aufgesparten Mitteln zu verbrausen. Man sah, daß sich die Menschen hier sechs Jahre an der Tugend stählten, um das siebente ganz im Arm des Lasters zu vergeuden. Die größten Gegensätze standen sich hier gegenüber, und was das Betrübendste war, oft in einem und demselben Menschen.

In England fanden sich dieselben gesellschaftlichen Gegensätze; doch waren sie nicht in dem Grade Werk des Zufalls, sondern Folge von Gesetzen und langjährigen Gewohnheiten. Hier erschrak Hassan besonders vor jener finstern und gehässigen Vereinzelung, mit welcher sich der Mensch auf seine eigene Weise zurückzog und die wildfremdeste Unbekanntschaft mit Allem, was seinen Nachbar berührte, verrieth. Er hörte

wol, daß dieser schroffe Egoismus zunächst einen schönen Ursprung in dem großen Privilegium persönlicher Freiheit hatte, welches hier jedem Säugling schon mit in die Wiege gelegt wurde. Dann aber mußte er doch zugestehen, daß hier etwas Gutes zu etwas Schlimmem führte: denn die Bewohner dieses Landes behandelten sich unter einander mit einer Kühle und Schroffheit, als trüge ihnen die Natur auf, Niemanden weiter, als ihre Familie zu lieben. Hassan konnte nicht begreifen, daß sich in diesem Lande schon seit Jahrhunderten Partheien befehdeten, ohne sich noch zur Stunde ausgesöhnt zu haben; ja, er schauderte, als er sogar die Lehrer der Religion an dem Hasse der Einen gegen die Anderen schüren sah und in den Händen der Priester nicht die Palme des Friedens, sondern das Schwert erblickte.

„Als endlich die beiden Reisenden," fuhr Blasedow fort, „nach Deutschland kamen, in das Land, wo Ihr jetzt selbst seid, da begann der Derwisch und sagte: Dieses Land ist das Herz Europas, aber das gebrochene: denn es ist sehr unglücklich. Ursprung und Stammsitz aller derjenigen Völker, welche in Europa die tüchtigsten sind, hat es sich doch nur den geringsten Einfluß auf die Wendung der Ereignisse zu erhalten gewußt; sein Leiden liegt in dem Mangel an Einheit, so daß es sich mit mehr durch seinen Geist, als durch seine Kraft auszeichnet. Deutschland ist ein ungeheurer Wald, wo man sich auf der einzelnen Stelle, wo man gerade steht, innig am Blättergrün, Wald und Waldhornklang erfreuen kann, der sich aber nicht ganz übersehen, beherrschen und begrenzen läßt. Die Sprache der Deutschen reicht weiter, als ihre Nationalität. Könnte um alle diese Elemente ein einziger Reif gezogen werden, und ließen sich die im Innern sich widerstrebenden Gegensätze und Widersprüche aufheben, diese Nation würde nicht sogleich, aber nach kurzer Gewöhnung an ihre Freiheit, natürlich mit Ausnahme der Türken, die erste der Welt werden. Es ist bei der Lage dieses Volkes kein Wunder, daß es seine aufgehäuften zahlreichen geistigen Reichthümer nutzlos auf die Gasse wirft und von seinem Geist eher Nachtheil als Gewinn hat."

„Indem kamen die Reisenden an einen Fluß, der mit

Lamoignon.

Wie? — was? — Man wird mich nicht erkennen?

Molière.

Deine Thaten, ja! Aber deine Perſon will ich ſchonen. (Draußen ſtürmiſcher Applaus.) Hörſt Du, wie ſie Dich ſchon erwarten? Schwöre zu erfüllen, was ich verlangt habe — und ich gehe hinaus, ſo wie ich jetzt hier ſtehe!

Lamoignon.

Ich ſchwöre beim Licht der Wahrheit!

Molière, Armande und Madeleine.

Bravo, Tartüffe!

Ludwig

(hat ſchon vorher den Vorhang etwas gelüftet und tritt mit den Herren aus der Loge).

Nein, nein, ſchwören Sie nicht, Lamoignon! Schwören Sie bei der Nacht der Lüge! Was hab' ich hören müſſen! Molière, Sie haben Großmuth gezeigt einem Manne, der ſie nicht verdiente!

Lamoignon (bei Seite).

Ach, das wird der letzte Tag meines Lebens!

Ludwig.

Nichts entging mir von dem, was hier geſprochen wurde, und was ich nicht verſtand, ergänzten dieſe Herren! Lamoignon, das ſind die Frommen, die nicht nur Frankreich, ſondern auch mich beherrſchen wollen? Sie, das Urbild des Tartüffe, ſuchen Sie nie wieder die Nähe eines Fürſten auf, der die Heuchler für immer vom Ruder des Staates verbannt! Ihre ferneren Dienſte werd' ich entbehren können —

buntbewimpelten Schiffen bedeckt war und an dessen Ufer eine unübersehbare Menschenmenge stand, die mit Tüchern wehte und laute Begrüßungen ausrief. Die Fremden folgten dem Zuge, der sich in die Straßen einer alterthümlichen Stadt drängte und endlich auf einem Platz innehielt, der mit Tausenden von Menschen bedeckt war. In der Mitte stand ein verhülltes Monument, dem die Feier zu gelten schien. Die Glocken läuteten, die Chöre der Musiker schmetterten, Kanonen wurden gelöst. Ein Redner stand an dem verhüllten Monument und donnerte Worte in die weite, unabsehbare Menschenmasse hinein, die Niemand der Entfernung wegen verstand, aber doch Jeder der Bedeutung des Tages wegen ahnte. Da wurde ein Zeichen gegeben, und ein hehres Standbild löste sich aus der herabfallenden Hülle, eine stolze, ernste Figur aus Erz. In diesem Augenblick dröhnte in der Luft ein tausendstimmiger Freudenruf, gemischt mit dem Wirbel der Trommeln und dem Krachen der Geschütze. Es ist dies, sagte der Derwisch, dem Erfinder jener Kunst zu Ehren, mit der die Menschen ihren Gedanken die schnellste Mittheilungsfähigkeit gaben und allmälig neben der wirklichen eine idealische Welt, dauernd und der Verfolgung trotzend, aufbauten. Und doch siehe jenen Jüngling, wie ihm die Thränen in den Augen stehen und wie wehmüthige Blicke er auf dies Ehrenbild des Erfinders einer Kunst wirft, deren ganze Kraftentfaltung Jene auf dem Balcon drüben (es sind Fürsten) hindern und verkümmern. Die Freude, dem großen Geburtshelfer des Geistes eine solche Huldigung, in die Jung und Alt, Hoch und Niedrig einstimmten, dargebracht zu sehen, preßt ihm das Herz ab, und doch ist sein Blick mit Traurigkeit umflort, da er an die Wolken denkt, welche zur Zeit noch auf der Sonne jener göttlichen Erfindung liegen!"

„Und ein ähnliches Fest sahen die beiden Reisenden dicht in der Nähe. Kleiner war der Fluß, trüber sein Bett, die Ufer niedriger, die Stadt, die an ihm liegt, kümmerlicher. Wieder flaggten die Segel von Schiffen, die über ihn hinfuhren, wieder standen Tausende am Ufer, um die Kommenden zu begrüßen. Wunderlich aber, daß all' die versammelten und auf den Schiffen kommenden Männer Papierstreifen

vor den Augen hielten und Gesänge anstimmten, von denen Hassan sagte, daß er sie freier Männer nicht für würdig hielt. Die Worte, die er nicht verstand, waren es nicht, die ihm mißfielen, sondern darin fand er ein Zeichen von Sklaverei und Entnervung, daß Männer aus dem Gesange nach Noten etwas Oeffentliches machen könnten. Der Derwisch lächelte und sagte: Dies Fest ist einem großen Meister der Musik geweiht. Hassan antwortete: So mögen ihn Bajaderen und Sklaven feiern oder Schauspieler, die ein Gewerbe von der Kunst machen! Der Derwisch aber entgegnete: Table diese Nation nicht, daß sie auf Kindisches und Unmännliches fällt; sie fühlt es nicht, wie unwürdig es freier Männer ist, in tausendfacher Anzahl mit geöffnetem Munde dazustehen und von einem Notenblatt herab Lieder zu singen, die allerdings anmuthig klingen. Sie finden in den Liedern einen Trost für ihr unglückliches Vaterland; sie haben Sehnsucht, sich zu einigen, ihre gebundene Volkskraft zu zeigen und sich einer an die Brust des Andern als Freunde und Begeisterte zu stürzen; da sie aber nicht reden dürfen, so singen sie; da sie nicht des Vaterlandes wegen sich versammeln können, so versammeln sie sich ihrer Dichter und Sänger wegen. Sie fühlen es nicht mehr, daß tausend Männer, die zusammenstehen, nur um von einem Notenblatt zu singen, den Anblick einer unmännlichen Verweichlichung der Nation darbieten. Dies Volk ist sehr unglücklich, weil es nach Thaten ringt, für die es keine Organe hat."

Blasedow fühlte es endlich, daß er ein Narr war, sich mit dem Bimbaschi in so feine und schwer nachzufühlende Betrachtungen einzulassen. Auch ärgerte er sich, daß ihm sein Märchen über den Kopf gewachsen war. Nach so großen Weltfahrten und Völkerspaziergängen seinen Hassan wieder unter den Palmenbaum in der Ebene von Damaskus zurückzuführen und den Derwisch in die alte Ruine schlüpfen zu lassen, schien ihm kleinlich; doch war gerade der Bimbaschi auf die äußere Umrahmung begieriger, als auf den Inhalt des aufgerollten Gemäldes. Es freute ihn sichtlich, als Blasedow Hassan erwachen und die Morgensonne schon hoch am Himmel stehen ließ. Blasedow fügte zur größeren

Beruhigung des Bimbaschi hinzu, daß Hassan jetzt geheimer Rath im Divan des Sultans wäre und sich um die Verbesserung der militairischen Kleidertracht in der Armee des Großherrn, besonders um die möglichst geringe Anzahl von Knöpfen an den Monturen der Soldaten große Verdienste erworben hätte. Der Bimbaschi war davon sehr erbaut und legte öfters die Hand vor die Augen, als besänn' er sich, Hassan schon gesehen zu haben. Schlachtenmaler aber, der einige Male bei der Erzählung ab- und zukam, meinte, es käme ihm eher vor, als wenn der Türke weine. Gewiß werden wir darüber noch Aufschluß bekommen, wer von Beiden richtiger gesehen hat.

Es war eine Thorheit von Blasedow, sich diesem Türken offener hinzugeben, als irgend Jemand in der Welt. Das magische Licht der erleuchteten Glaskugeln in dem zeltartig drapirten Zimmer des Fremdlings mochte ihn blenden; der bequeme Sitz auf den Polstern und der in stummer Aufmerksamkeit seine Pfeife rauchende Zuhörer mochten ihn unwillkürlich zu einem orientalischen Philosophen machen; er wurde hier redselig und sprach sich über alle Fragen der Zeit und des Lebens aus. Dies Verhältniß dauerte bis zu dem Unglück, das Schlachtenmalern betraf, und wovon wir jetzt einen genaueren Bericht erstatten müssen.

Elftes Kapitel.

Das Duell.

Die schönsten Sommertage waren vorüber, und mit ihnen flog einer der Gäste nach dem andern fort. Um so weniger hätte man ahnen können, daß noch ein so später Besuch eintreffen würde. Professor Sägenreißer aus Kaputh war es, der sich einmal von seinen Kranken und seinen ganzen und verstümmelten Todten trennte, um für den eigenen Körper etwas zu thun, der durch heranrückendes Alter hin-

fällig geworden. Sägenreißer hatte von dem Ruf dieser neuen Quelle gehört und beschloß, da ihre Bestandtheile ihm zusagen müßten, und da sie seinem Wohnorte so nahe lag, noch die letzten Spätsommerwochen dieser wohlthätigen Erholung zu widmen. Daß sich schon die Blätter der Bäume herbstlich färbten und hier und da erstorben von den Zweigen fielen, hielt ihn nicht zurück, wie auch Blasedow sagte, daß die Natur nie einen persönlicheren Charakter hat als im Herbste.

Der Graf erschrak, als ihm der Name des neuen Ankömmlings im Fremdenbuche gezeigt wurde. Er dachte dabei weniger an die Gefahr, seine Quelle der sachkundigen Untersuchung eines Arztes preisgegeben zu sehen, als an das Gerücht, welches seinen und seiner Frau Leichnam zum Einsatz einer bei Sägenreißer stehenden Schuld machte. So lustig diese Gerüchte über die bei dem Anatomen gemachten Einsätze waren (wir wissen es schon aus genauerer Quelle), so wird man sich doch schwerlich einer Beklommenheit erwehren können, wenn man genöthigt ist, mit Menschen und Verhältnissen zusammenzutreffen, zu welchen uns eine, wenn auch völlig irrthümliche Nachrede eine Beziehung giebt. Es war aber, wie wir sehen werden, ein desto größeres Unglück für den Grafen, daß er den neuen Gast absichtlich vermied: denn Niemand konnte mißtrauischer sein, als dieser.

Aber noch gewaltsamer lastete dieser neue Besuch auf Schlachtenmalern, der an die Summe Geldes dachte, die er dem Professor schuldig war, und an das Unterpfand, das er ihm verschrieben hatte. Die geringen Einkünfte, welche er von seiner Stelle bezog, hatten bis jetzt kaum hingereicht, die in einem mehr als sechsjährigen wilden und oft sehr unglücklichen Leben aufgehäuften Schulden abzutragen. Ueber den Zeitraum, wo er den so großmüthigen Darleiher hätte befriedigen sollen, waren längst noch einmal so viel Jahre verstrichen, und Schlachtenmaler hatte nicht einmal Gewißheit, was er von dem unheimlichen und so verrufenen Arzte selbst denken sollte. Der Eindruck, den dessen osteologische Apparate auf seine damals noch leichtgläubige und jugendliche Phantasie gemacht hatten, schien sich als dauernd und gewiß

in ihm erhalten zu haben. Er zweifelte keinen Augenblick, daß die plötzliche Ankunft Sägenreißer's eine Erinnerung an seine Schuld sein sollte; ja, es war ihm, als wenn er den Tod auf sich lauern sähe, die Rache eines Dämonen, dem er sich verschrieben hatte und der in der That auf seinen Spaziergängen, wo er ihm, dem Ungekannten, begegnete, öfters in seiner Brieftasche blätterte oder wol gar einen forschenden und durchbohrenden Blick aus seinen sonst so gutmüthigen, aber in dem Bade doch öfters feindseligen und mißtrauischen Augen auf ihn richtete.

Man muß hinzufügen, daß Schlachtenmaler seit längerer Zeit geistig und, soweit der Körper davon abhängig wird, auch physisch krank war. Celinde nahm diesen Zustand für ein gemildertes und durch Unglück erweichtes Gemüth, sah durch das Alles, wodurch Schlachtenmaler seiner Vergangenheit untreu wurde, ihn sich selbst näher gebracht. Sie ahnte nichts von dem tiefen moralischen Elend, in dessen Mitgefühle ihr Freund sich krümmte und sich mit der Zeit immer mehr und mehr aufrieb. Schlachtenmaler fühlte das Unglück, ein verfehltes Leben führen zu müssen, eben so tief, wie Blasedow, daß er die Schuld davon war. Er war sich der schönsten Fähigkeiten und der edelsten Empfindungen bewußt, ohne daß er davon in Wirklichkeit etwas bethätigte, als das Gegentheil. Seine Stellung war untergeordnet, sein Gewissen untergraben. Das seit mehr denn sechs Jahren geführte Leben lag als eine leichtsinnige Erinnerung hinter ihm, deren Schuld wol mehr den Vater traf; doch wie viel hatte er zu dem, was ihm Schicksal war, nicht aus seinen eigenen Mitteln muthwillig und nicht selten gewissenlos hinzugefügt! Solcher Streiche, wie der mit der Erdpechbrochure, war sein noch so junges Leben voll. Da war so manche ihm begegnende Treuherzigkeit, die er hintergangen, so manches Vertrauen, das er gemißbraucht hatte, ja, man möchte fast sagen, kein offenes Fenster, in das er nicht gestiegen wäre. Wenn er sich auch das Zeugniß geben konnte, nie dabei einem bösen Willen gefolgt zu sein, sondern mehr der Lust an Verwirrungen und Umtrieben und der Verführung, auch wol der Noth des Augenblicks, so sah er doch, daß einst im Register

seiner Thaten eine Menge zweideutiger Handlungen würden aufgezeichnet stehen, von denen er die übermüthigsten zwar gleich schon nach ihrer Ausführung bereut hatte, ohne daß sie ihn jedoch verhindert hätten, sie zu wiederholen, wo sich die Gelegenheit bot. Und welch eine Schuld hatte er nicht noch in diesen letzten Monaten aufgehäuft! Er konnte den Betrug mit der Amalienquelle allerdings einen humoristischen Streich nennen und würde ohne Gewissensbisse darüber haben sterben können; aber quälend wirkte doch auf sein besseres Bewußtsein die Schuld, sich bei diesem Streiche zum Verbündeten des Grafen gemacht zu haben. Was bei ihm ein Spiel mit der Leichtgläubigkeit der Masse war, wurde bei seinem Mitschuldigen ein mit böser Berechnung angelegter Plan. Unbefangen und wie zum Scherze hatte er dem Grafen zu seinem Vorhaben die Hand geboten und nicht geahnt, welchen Schreck es ihm machen würde, wenn ihm das auf seine Lüge gebaute Glück wie eine redlich verdiente Wahrheit gegenüberstehen würde. So muß es dem treulosen Baumeister sein, der zum Fundament eines Gebäudes schlechtes Material genommen, das bessere unterschlug, und nun darauf ein zum Wohnsitz von Menschen bestimmtes massives Gebäude sich erheben sieht, dessen Zusammensturz er in jedem Augenblick erwarten muß. Die Folge dieses unglücklichen Bewußtseins, das sich bei Schlachtenmalern oft bis zur Verzweiflung steigerte, war ein tödtlicher Haß, den er auf den Grafen warf, und den dieser so gut verstand, daß er sorglich genug einem gefährlichen Ausbruch desselben aus dem Wege ging.

Die Ankunft Sägenreißer's schien dem geängsteten und unglücklichen Gemüthe des Schuldbewußten kein gewöhnlicher Zufall. Er sah die Annäherung des Schicksals, das da käme, um ihn an die höheren Gesetze der Vergeltung zu erinnern. Jetzt schien sich ihm Alles mit Einemmale zu erfüllen, was seit einiger Zeit in ihm verworren rang; er bereitete sich in der Stille vor, dem Schicksal gegenüber die Waffen zu strecken, und wenn es mit seinem Leben wäre. Da nun seither seine Vorstellungen anfingen, immer auf der Grenze zwischen Leben und Tod zu wandeln, und seine Würfel, die er in banger Einsamkeit im Geiste warf, alle

nur die ſchwarze und weiße Farbe zeigten, ſo kamen ſeine grübelnden Gedanken allmälig auf eine Vorſtellung, die der letzten zuſammengerafften Kraft Simſon's glich, welche dem Tode des Helden voranging. Er wollte Sägenreißern den Arm geben: denn er dachte nicht, aus einem Duell mit dem piſtolenkundigen Grafen das Leben davon zu tragen. Dies Duell, fühlte er, mußte ihn von der Gewiſſensſchuld befreien, die er in Verbindung mit dem Grafen auf ſich gezogen hatte, er mußte die beleidigten edlen und beſſeren Geiſter ſeines Innern verſöhnen und ſie an einem Manne rächen, der mit kaltem Blut einen Scherz zu einem weitumfaſſenden, großen Truggewebe ausgefaſert hatte. Von dem Augenblick an, wo ſich dieſe quälenden Gedanken an Sägenreißer, ſeine Unbeſonnenheit und die Rache an dem Grafen ſo zutreffend mit einander vermählten, war er aufgeweckt und entſchloſſen und zeigte in allen ſeinen Vorbereitungen auf die Kataſtrophe jene krampfhafte Erregung des Willens, die ſich nur für ſo harmloſe Seelen, wie Celinde, hinter äußerer Ruhe und Zufriedenheit ſicher und unbemerkt verbergen kann.

Es war ſchwer, den Grafen durch einen gleichſam vorgehaltenen Stock ſo zum Fallen zu bringen, daß er nicht wieder aufſtehen konnte, ohne auch den am Boden liegenden Fehdehandſchuh zu einem Duell mit aufzuheben. Schlachtenmaler war ein Untergebener, ein Diener des Grafen. Dieſer konnte ihn für eine öffentliche Beleidigung beſtrafen laſſen, ob er es gleich der zwiſchen ihnen obwaltenden Geheimniſſe wegen niemals würde gewagt haben. Das berechnete Schlachtenmaler und baute darauf den Plan, ſeinen Gegner zu einer ſo ernſten und blutigen Genugthuung, wie er ſie wünſchte, zu zwingen. Der Graf, bei ſeiner großen Menſchenkenntniß und dem Gefühl ſeiner Schuld, ſah dem Benehmen ſeines jungen Freundes (denn in dieſem Verhältniſſe hatten ſie ſcheinbar geſtanden) bald eine böswillige, verſteckte Abſicht an. Er mußte meiden, vor anderen Leuten mit ihm zu reden, weil er ſich der rückſichtsloſeſten Antworten und ungeſcheut ausgeſprochener Beleidigungen gewärtigen konnte. Er wußte ſehr gut, daß hier mehr als ſeine Prärogative auf dem Spiele ſtand, und wich jeder näheren Berührung mit dem Gegner

aus, der ihm wahnsinnig geworden schien. Eines Tages jedoch erreichten die Unarten, die sich Schlachtenmaler gegen den Grafen erlaubte, den höchsten Grad. Dieser saß an dem zweiten grünen Tische des Spielsaales, wo zur Abwechselung mit dem Roulette öfters mit den Gästen auch Trente et quarante gespielt wurde. Der Graf spielte die Karten aus, während die Umstehenden ihre Einsätze auf den Glück oder Unglück bringenden Feldern bald hier-, bald dorthin rückten. Hätte der Graf gesehen, daß sich Schlachtenmaler leise unter die Spielenden mischte und spielte, er würde aufgestanden sein. So aber fuhr dieser plötzlich mit den Worten auf den Grafen zu: „Herr, Sie sind ein Betrüger; Ihre Karten sind falsch!" Die Mitspielenden fuhren zurück, der Graf sprang leichenblaß auf, während Schlachtenmaler die Karten ergriff und sie in's Zimmer warf, so daß sie in alle Ecken flogen und nicht mehr verglichen werden konnten. Waren sie wirklich falsch, so blieb diese Beschämung dem Grafen erspart; aber der nächste Zweck Schlachtenmaler's war erreicht. Er hatte dem Grafen die Nothwendigkeit in die Hand gegeben, irgend etwas für seine Ehre zu thun, und ging aus dem Saale. Der Beleidigte blickte ihm mit zornduchglühtem Antlitz nach und sagte, um nur die Stille zu unterbrechen: „Er ist verrückt!" Indessen konnte damit dem Erstaunen der zugegen gewesenen Gäste nicht Genüge gethan werden. Der Graf, der sich bald entfernte, fühlte, daß es einer entschiedeneren Rechtfertigung bedurfte, und konnte doch auch nicht geneigt sein, sich, wenn auch mit einem Bürgerlichen, doch mit seinem eigenen Diener zu schlagen. Ihn einer entehrenden Strafe zu unterwerfen und dann der Dienste zu entlassen, war noch unräthlicher, da er damit seinen Ruf in die Hand eines Mannes würde gegeben haben, der sich gerade an diesem rächen wollte und nichts verschwieg. Unentschlossen sein Zimmer mit großen Schritten durchmessend, empfing er ein Billet. Er erbrach es und las: „Die Stunde ist da, wo wir mit einander abrechnen müssen. Bei der Theilung unseres gemeinsamen Verdienstes bin ich zu kurz gekommen, so daß ich mich durch etwas Anderes schadlos halten muß. Das Vergnügen, Sie einen falschen Spieler genannt zu haben, ist

für meine Befriedigung noch nicht hinreichend: denn ich war mitleidig genug, die Karten in den Wind zu ſtreuen, um jeder Unterſuchung vorzubeugen. Mein eigentlicher Antheil an dem guten Erfolg unſerer gemeinſchaftlichen metallurgiſchen und balneologiſchen Bemühungen ſoll noch erſt kommen; ich denke, Sie werden ſich, da Sie ſich's zur Ehre rechneten, mit mir anzuknüpfen, auch wieder mit Ehren von mir abneſteln. Vor Gott und der Amalienquelle ſind wir Beide gleich. Ich denke, Sie werden mich auf den Entſchluß, den Sie faſſen müſſen, nicht allzu lange warten laſſen! Oscar Blaſebow, genannt Schlachtenmaler."

Der Graf, ritterlichen Wallungen nicht unzugänglich, zerknitterte das Papier und war um ſo mehr zum Aeußerſten entſchloſſen, als es leicht das Letzte ſein konnte, für den Gegner nämlich. Und für ihn ſelbſt? Was feſſelte ihn noch an dies Daſein, das ſich für ihn längſt in ein raſtloſes Elend verwandelt hatte? Der Einſatz, den er mit ſeinem eignen Leben machte, ſchien ihm klein gegen den Gewinn, der für ihn auf dem blutigen Spiele ſtand, den Tod des Mitſchuldigen. Mit jener kaltblütigen Entſagung, die nicht das Erbtheil niederer und gemeiner Seelen iſt, griff er in eine herausgezogene Schublade ſeines Schreibtiſches. Neben unzähligen papiernen, an ſeine Gläubiger verſchwendeten Gründen, von denen er Abſchriften behalten, lag hier auch in friedlicher Form die ultima ratio rerum. Er nahm zwei Piſtolen aus dem Kaſten und band die zu ihnen gehörige Munition in zwei lederne Beutelchen, legte Alles auf den Tiſch und bedeckte es mit ſeidenen Schnupftüchern. Dann ſchickte er zu einem ſeiner im Bade gerade anweſenden Freunde, einem guten Spieler und Schützen, eröffnete dieſem ſein Vorhaben, duldete keinen Widerſpruch und leitete den Verfolg ſeiner Abſichten ſo ſchnell ein, daß noch an demſelben Tage in der Nähe des ſogenannten Hirſchparks, wo ſich eine dem Publikum nicht zugängliche Umzäunung befand, der Ehrenhandel geſchlichtet werden ſollte.

Kurz vor der Kataſtrophe empfing Sägenreißer folgendes Billet: „Mein Herr! Es iſt gut, daß Sie meinem Gedächtniſſe zu Hülfe gekommen ſind. Im Strudel eines viel-

bewegten, nicht immer glücklichen Lebens war mir die Erinnerung an eine Ihnen ſchuldige Verbindlichkeit entfallen, welche Sie recht gethan haben mir durch Ihre perſönliche Erſcheinung an dieſem Orte wieder vorzuführen. Die Summe, die ich Ihnen ſeit länger als ſechs Jahren ſchulde, bin ich nicht im Stande, Ihnen wieder zu geben; meinen, Ihnen längſt verfallenen Arm jedoch, ſteht Ihnen frei, ſogleich nach meinem, in Kürze erfolgten Ableben ſich als das Ihnen gebührende Unterpfand zu nehmen. Sollte die Operation, die ich eben im Begriff bin, mit mir zu machen, mißlingen, ſo haben Sie ſich wenigſtens von meinem beſten Willen, Ihnen gerecht zu werden, überzeugt und ſind vielleicht nicht abgeneigt, den Termin der Rückzahlung dann noch auf einige Zeit zu verſchieben. Mit Hochachtung Oscar Blaſebow, genannt Schlachtenmaler."

Waren auch Sägenreißern Name und Sache in dieſem Briefe nicht beſonders ſchnell gegenwärtig, ſo fühlte er doch, daß hier etwas Gewaltthätiges im Werke war, das man durch ſchnelle Dazwiſchenkunft vielleicht noch hindern konnte; raſch griff er nach Hut und Stock und riß eben die Thür auf, als ſie ſchon von Außen im Begriff war geöffnet zu werden. Sägenreißer zog ſich zurück, um einem langen verdeckten Korbe Platz zu machen, den man eben in ſein Zimmer tragen wollte. Er riß die Decke ab und erblickte einen ohnmächtigen Verwundeten, dem das Blut in's Antlitz und nach allen Seiten hin geſpritzt war. Als Sägenreißer den Namen des Unglücklichen gehört hatte, war er ſo betroffen, daß er ſich ſammeln mußte, um mit ſchneller Hülfe beizuſpringen. Wie durch ein bitter ironiſches Schickſal war Schlachtenmalern der rechte Arm zerſchmettert, und zwar in dem Grade, daß an eine Heilung deſſelben nicht zu denken war. Die Oberarmröhre war auf das Gewaltſamſte, ganz in der Nähe des Schulterblatts, durch die Kugel zerbrochen worden. Sägenreißer wollte ſeinen Augen nicht trauen; und dennoch mußte er ſich geſtehen, daß Rettung hier nur durch Amputation des Armes möglich wurde. Entſchloſſen, wie er war, benutzte er die Ohnmacht des Verwundeten, ließ ihn auf ſein Bett legen und öffnete den Schrank, in welchem

Lamoignon.

Sire, Gnade —

Ludwig.

Nimmermehr! In diesem Augenblick legen Sie Ihre Würde nieder! (Zu den Andern) Also zwei Schwestern? (Geht zu Madeleinen, die er neugierig mustert.) Schöne Madeleine, ich wünsche, daß Sie eine ebenso große Künstlerin werden mögen, wie Armande, aber eine Künstlerin auf der Bühne, nicht (mit vorwurfsvollem Blick auf Armande) hinter den Coulissen!

Armande (bittend).

Sire —

Ludwig.

Schon gut, schon gut! Ich werde Madeleinen meine Protection zuwenden. Und Sie, Molière — meine Herren, ich mache mir ein Vergnügen daraus, jetzt gerade aus der großen Hauptloge Frankreich zu zeigen, daß ich in Molière die Kunst, in der Verbannung und Entlarvung seiner (auf Lamoignon) Feinde die Freiheit der Gedanken und der Gewissen ehre. Folgen Sie mir! (Ab zur Rechten vom Schauspieler.)

Chapelle.

In die große Hauptloge! (Folgt hastig.)

(Lionne, Dübois, Lefèvre, Delarive folgen dem König.)

Matthieu.

Ah, Herr Expräsident! Ich gehe jetzt unter den Kronleuchter und räche mich für die Bastille als Claqueur aller der Stellen, die auf Sie Bezug haben.

Molière.

Die Bedingungen! Oder morgen bei der ersten Wieder-

er ſeine zum Glück mitgenommenen Apparate liegen hatte. Schlachtenmalers Brüder, die dem Verwundeten ſecundirt zu haben ſchienen, waren ihm in Allem zur Hand und ſahen wol ein, daß der Arm vor dem Brande nicht ſicher war, ſondern abgenommen werden mußte. Sägenreißer legte ſeine Verbände an und begann eine Operation, die ihm ſonſt ſo geläufig war, diesmal aber unter den obwaltenden Umſtänden die heftigſte Gemüthsaufregung koſtete.

Von den fürchterlichen Schmerzen, die dem Verwundeten die Amputation verurſachen mußte, erwachte der Bedauernswerthe. Aber weit entfernt, ein verzagtes Herz zu zeigen, ſchien ihn dieſe Einlöſung ſeines gegebenen Wortes zu ermuthigen. Entſchloſſen biß er die Zähne zuſammen und hielt bis zum Schluß ſein Leiden aus, worauf er wieder in Ohnmacht verfiel, die endlich in einen leiſen Schlaf überging. Seine Brüder weinten, als ſie den losgetrennten Arm ſahen; Sägenreißer legte ihn in ein Gefäß mit Spiritus und ſtellte es an einen Ort, wo Beides unbemerkt blieb. Er verlor den Kranken keinen Moment aus dem Auge, brachte künſtliche, ſtark riechende Lebensgeiſter in die Nähe ſeiner faſt erſtorbenen äußeren Reſpirations-Organe, netzte ſeine Stirn und ordnete alles zur Bequemlichkeit des Kranken nur Erdenkliche an. Beſuch ließ er nicht zu, nur daß er den Brüdern erlaubte, mit ihm gemeinſchaftlich an dem Krankenlager zu wachen. Die Vorhänge des Bettes und der Fenſter wurden herabgelaſſen und die Dielen des Fußbodens mit Decken belegt.

Erſt nach drei Tagen erholte ſich Schlachtenmaler aus den Ohnmachten, in die er abwechſelnd fiel, und aus der allgemeinen Entkräftung und Fieberhaftigkeit ſeines Zuſtandes. Als ſeine Vorſtellungen klarer zu werden anfingen, war ſein erſtes Verlangen nach Celinden. Man hatte ihr den ſchrecklichen Zuſtand und die Gefahr, in der ihr Freund ſchwebte, verborgen gehalten, ob ſich auch nicht ganz verbergen ließ, daß er krank war. Ihre Liebe kämpfte mit der angeborenen Schamhaftigkeit: ſie wußte nicht, ob ſie wagen durfte, vor ſein Krankenlager zu treten; doch würde man ſie auch nicht zugelaſſen haben. Da ſich dann aber doch die Krankheit nicht

gab, so steigerte sich ihre Ungeduld zum unseligsten Mißtrauen; sie nahm für gewiß an, daß der geliebte Freund mit einer heftigen Krankheit zu ringen hätte, und gab sich erst zufrieden, als ihr Sägenreißer die Versicherung gab, daß sein Pflegebefohlener außer Gefahr war. Leidenschaftlich war auch der Antheil, den der Türk an dem Unglück Schlachtenmalers nahm: er ließ nicht drei Stunden des Tages verfließen, ohne sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Blasedow, der Vater, war vielleicht am ruhigsten.

Als es Sägenreißer wagen konnte, auf die Fragen des Kranken zu antworten und auf diese Art sein Gemüth in Erregung zu bringen, sagte der edle Mann: „Jetzt kann ich Ihnen, mein junger Freund, nicht einmal Ihre Verschreibung zurückstellen. Ich fand sie erst lange Zeit, nachdem Sie schon Kaputh verlassen hatten, und mußte sogleich darüber lachen, was mir wol nicht eingefallen wäre, wenn ich gewußt hätte, wie es enden sollte! Ich kannte den Ruf, in dem ich stand, und hütete mich wol, eine scheinbare Bestätigung desselben aufzubewahren; ich zerriß Ihre Verschreibung und somit auch das Document, daß ich Ihnen Geld geliehen. Sie hätten es unter allen Umständen ableugnen können, ich würde Ihnen meine Ansprüche durch nichts haben beweisen können."

Schlachtenmaler lächelte, als wollte er sagen: „Gute Ausrede — ich weiß doch, daß es Ihnen Freude macht, meinen Arm zu besitzen!"

Sägenreißer fürchtete, in Gefühlen solcher Art betroffen zu werden, und sagte: „Liegen Sie nur ruhig; ich schaff' Ihnen für Ihr Unglück noch eine andere Genugthuung. Ich erfuhr von Ihren Brüdern den Zusammenhang vieler Dinge und bin eben im Begriff, mit dem Wasser der Amalienquelle einen chemischen Versuch anzustellen."

Schlachtenmaler wollte ihm winken, doch diese Sache schlummern zu lassen; aber er hatte keinen Arm mehr. Sägenreißer trat zurück, die Vorhänge des Bettes zuziehend und still an dem, was er vorhatte, weiter arbeitend.

Letztes Kapitel.

Trennungen.

Wir müssen jenes im Sandwege mühsam fortschleichende Fuhrwerk schon einmal gesehen haben. Das Pferd ist älter geworden und die Kalesche nur frisch angestrichen. Der Kutscher scheint der Besitzer selbst zu sein, die Dame neben ihm auch wieder die Herrin über ihn. Ein vier- oder fünfjährig Mädchen ist uns ganz neu; doch wie sie so in ein großes Tuch gewickelt dasitzt und an den Fingern saugt, scheint sie nicht ohne einige Aehnlichkeit mit der nun verschollenen Sophie zu sein. Tobianus sind es und Gertrud. Wie sie Beide gealtert sind! Wie die Zeit und die Liebe sie verzehrt haben! Doch noch immer scheint sie Beide dasselbe Temperament zu beleben, Tobianus gelassen und besorgt, Gertrud auffahrend und nichts sich nehmen lassend. Wie sie die Hände zusammenschlägt und dem dritten Gatten nicht genug ihre Verwunderung bezeigen kann! „Ihn in Sünden und Gottlosigkeit wiedersehen zu müssen!“ rief sie schluchzend und barg ihr Haupt in ihrem Umschlagetuch. Tobianus, der mit dem Pferde genug zu thun hatte, meinte, daß Gottes Wege wunderbar wären, und die Kleine fiel mit Aeußerlichkeiten ein, was für einen Bart, für Kleider und Mütze er hätte! „Stille!“ fuhr Gertrud auf und verbot dem Kinde, von dieser Geschichte mit- oder gar etwas auszureden. „Das wäre ja eine Schande vor der ganzen Welt,“ fuhr sie fort, „sein Kind auf solchen Irrwegen zu ertappen, wie es seinen Heiland, Jesu Christo, abschwören muß.“ — Da sie hier auf's Neue in ein jämmerliches Schluchzen verfiel, so meinte Tobianus etwas zu ihrem Troste zu thun, wenn er sagte: „Das kann man gerade nicht sagen! Die Türken erkennen Christum wol an, wenn sie gleich ihren Muhamed über ihn setzen“. Peter hätte gerade, fuhr er fort, Christum nicht abgeschworen, wenn es ihm auch aufrichtig gesagt, etwas schauerlich wäre, einen Stiefsohn zu haben, der sich hätte be-

ſchneiden laſſen. Gertrud rief unaufhörlich: „Jeſus, Jeſus!“ und die Kleine bemerkte des Beſchneidens wegen, daß er ja kein Jude geworden ſei. Gertrud gab ihr dafür, mitten aus ihrem Schmerz herausfahrend, derb Eins auf den Mund und ſagte: „Ich werde Dich lehren mitreden, die Du noch nicht wiſſen ſollteſt, daß es zweierlei Geſchlechter in der Welt giebt!“ Tobianus, immer gewohnt, die raſchen Zornausbrüche ſeiner Frau durch ſanfte nachträgliche Erklärungen zu motiviren, tröſtete das nun auch weinende Kind, wie es denn auch ſo dumm ſein könnte und Petern für einen Juden halten! Peter wär' ein Türke geworden, was allerdings eine Neuigkeit wäre, in die es ihm ſchwer falle ſich zu finden.

Indem hatte Gertrud bemerkt, daß ihr an den Füßen ein unbequemes Käſtchen ſtand. Schon wollte ſie ihrem Ehemanne wegen ſeiner ſchlechten Art zu packen Vorwürfe machen, als ihr die Form des Käſtchens auffiel. Sie hob es auf und ſtieß Tobianus an, er ſollte helfen. Auf dem Käſtchen ſtanden wunderliche Charaktere; da aber der Schlüſſel daranhing, ſo öffnete ſie es. Wie groß war ihr Erſtaunen, in Sammt und Seide hier nichts als Koſtbarkeiten anzutreffen, Ringe, Schnallen, Vorſtecknadeln, Armbänder, alles von Gold und mit den edelſten Steinen beſetzt! Gertrud ließ dieſe herrliche Beſcherung, wie vom Schlag getroffen, in ihren Schooß gleiten und ſtarrte Tobianus an, der ſich auf dergleichen Sachen, er war ein wohlhabender Mann und trug Ohrringe, verſtand und jeden Stein beim Namen nennen konnte. Daß dies Geſchenk von dem abenteuerlichen Sohne kam, unterlag keinem Zweifel. Jetzt weinte Gertrud Freudenthränen und rang nur zuweilen verzweifelnd die Hände, wenn ihr einfiel, daß ſie für dies und vielleicht auch jenes Leben auf immer von ihrem Sohne Peter getrennt wäre. In Beziehung auf das ewige Leben tröſtete ſie indeſſen Tobianus und begann, ſich über das Chriſtenthum und den Himmel etwas freimüthig auszuſprechen. Sein Glaube war weltlich und natürlich. Er ſpornte nun den Gaul wieder an und fuhr ſchnell zu, weil er noch ſeine Tochter Sophie im nächſten Gaſthofe antreffen wollte: denn er hatte mit ihr zu reden, da ſie im Begriff war, ſich von Wieſecke zu trennen und mit

Geigenſpinnern zu verheirathen. Auch wegen der Eheſcheidungen dachte er ſo in ſeinem Sinn, wie gut iſt es, daß wir nicht katholiſch ſind!

Demnach ſchienen ſich in Amalienbad Wunder begeben zu haben. Der ſo lange in Ungarn und Siebenbürgen pilgernde und fechtende Peter hatte ſich in den Orient und den Islam verloren und kehrte jetzt als Renegat heimlich zu den Seinigen zurück, um ſie noch einmal zu ſehen — und wo möglich ſein Gewiſſen dadurch zu erleichtern, daß er ihnen Gutes thäte. Er hatte nicht gewagt, geradezu ſeine Mutter aufzuſuchen, auch Dinge gehört, die ihm den Muth benahmen, ſich offen zu erkennen zu geben. Er beſchloß, vom Amalienbad aus ſeine genauern Nachforſchungen zu leiten. Hier war es, wo er am Spieltiſch ſeinen ſonſt ſo harten und ihm feindſeligen, aber biedern Stiefvater erkannte. Er nahm die Beſuche und den Unterricht deſſelben mit Freuden an, glücklich, in ſeinem Bart und ſeiner Kleidertracht jede Erinnerung an ſich verborgen halten zu können. Später lernte er unter den Badegäſten ſeine Brüder unterſcheiden. Schlachtenmalers Unglück betraf ihn wie ein ſelbſt erlittenes. Nun konnte er ſich aber auch nicht länger zurückhalten, ſondern ſchrieb an ſeine Mutter, ſie möchte kommen, um ihren erſten, wenn auch bis in den Tod unglücklichen Sohn zu umarmen. Den Erfolg dieſes ſonderbarſten aller Wiederſehen kennen wir. Der Bimbaſchi war troſtlos, in ſeiner Mutter ſo viel Kälte und, wie der inzwiſchen merklich geneſene, einarmige Schlachtenmaler hinzufügte, ſo viel Bigotterie kennen zu lernen. Blaſedow hatte ſich während des Tobianusſchen Beſuches verborgen gehalten, nicht weil er fürchtete, Gertrud zu begegnen (denn er wußte, daß ſie ſich in Thränen baden würde, ſähe ſie ihn wieder), ſondern weil er Tobianus noch immer die verhängnißvollen 25 Thaler ſchuldig war und ihn hinlänglich kannte, um zu ſagen: Ein Philiſter iſt unerträglich, wenn man ihm ſchuldig iſt, aber vollends unausſtehlich wird er, wenn er großmüthig iſt und uns die Schuld erläßt! Im erſten Falle fürchten wir ihn doch nur, aber im zweiten ſollen wir ihn bewundern! Erſt als dieſer Beſuch fort war, kam er wieder an's Tageslicht

und gesellte sich mit fröhlicher Neugier in den kleinen verschwiegenen Kreis, wo der Bimbaschi sein in Wahrheit merkwürdiges Leben erzählte. Er bekleidete jetzt in der von Mehemet Ali geschaffenen ägyptischen Beamtenhierarchie eine nicht unansehnliche Stellung. Er hatte die Oberaufsicht über den Nilschlamm. Die Brüder lachten, als er ihnen nach einigem Zögern dies Geständniß machte; doch bemerkte Blasedow unwillig, was es da zu lachen gäbe? Der Nilschlamm sei eine Lebensfrage Aegyptens und es scheine ihm ehrenvoller, General-Director des Nilschlamms in Aegypten, als in Europa Oberceremonienmeister an einem Hofe zu sein. Der Bimbaschi (diese militairische Würde bezeichnete den Rang Mustapha Bei's, des Renegaten) forderte sie Alle dringend auf, ihm zu folgen und unter seinem Schutze ihr Glück in Aegypten zu versuchen — im Lande des Todes, wie Blasedow still und sinnend ergänzte. Schlachtenmaler meinte, mit einem Arme würde es ihm im Gewühl der europäischen Concurrenz ohnehin schwer werden, sich Bahn zu brechen; die Brüder waren nicht abgeneigt und Blasedow ergriff es geradezu als eine Lieblingsidee, in einer Pyramide begraben werden zu können oder sanft und unbewußt an der Pest zu entschlummern. Celinde meinte, daß diese Aussicht zwar nicht allzu lockend wäre; doch schmiegte sie sich mit Zärtlichkeit an ihren blassen Freund und drückte innig die einzige Hand, die er noch hatte, und sagte traulich: „Ueberall, wohin Du willst!"

Indem sie so innig saßen und über eine außerordentliche, gewiß poetische Zukunft rathschlagten, wurde Schlachtenmalern ein Brief überbracht. Da es ihm in seinem einzigen Arme noch an aller Gewandtheit gebrach, so öffnete Celinde und las. Die Zeilen kamen von Sägenreißer. Er forderte ihn und die Seinen auf, so schnell wie möglich einen Ort zu verlassen, der bald in allen öffentlichen Blättern als ein Sitz des Betruges würde bezeichnet werden; er wäre fest entschlossen, um die getäuschten Badegäste, die sich in Zukunft vielleicht wieder einfinden könnten, nicht noch unglücklich zu machen, alle Welt vor dem Besuche dieses Bades zu warnen. Er bäte ihn deshalb, um sich jeder Rache zu entziehen, auf's Schleunigste seine Abreise anzuordnen. Mustapha Bei duldete

nun noch um ſo weniger Bedenklichkeiten. Er zeigte ihnen einige mit Kremnitzer Ducaten gefüllte Beutel und erbot ſich, ſie Alle in ſeine neue ferne Heimath auf ſeine Koſten mitnehmen zu wollen. Celinde bedurfte dieſer Beruhigung nicht. Sie war vermögend genug und meinte, ſie gäbe wol Alles hin, um einmal da zu ſtehen, wo der Heiland geboren, und beſonders da, wo er geſtorben ſei. Man trieb alle nur in der Umgegend vorhandenen Fuhrwerke auf und bildete bei der Abreiſe eine mehr als fürſtliche Caravane. Von Blaſebow's und Sidoniens Abſchied wiſſen wir nicht viel zu ſagen, wie uns denn überhaupt das dunkle Verhältniß zwiſchen ihnen Beiden entgangen iſt; nur ſo viel iſt gewiß, daß Sidonie nach dieſer Trennung von ihrem Freunde in der That ſichtbar zum Pietismus überging. Sie neigte ſchon längſt abſchüſſig und hatte jetzt keinen Halt mehr, an den ſie ſich lehnen konnte.

Die Reiſe ging über Kaputh, wo Schlachtenmaler von Sägenreißer und Silberſchlag Abſchied nahm und Celinde ihren großen Haushalt ſo ordnete, daß ſie ihn nach Jahren, wo ſie vielleicht wieder zurückkehren durfte, in erfreulichem Zuſtande zu finden hoffen durfte. Unterwegs laſen ſie in allen Zeitungen, die ſie in den Wirthshäuſern antrafen, folgenden Artikel:

Warnung vor Betrug.

Wenn in unſerer Zeit der Gebrauch von Mineralbädern ohnehin ſchon auf eine die möglichen Heilungsausſichten weit übertreffende Weiſe um ſich gegriffen hat und die Aerzte ſchon vor dem zu weit getriebenen Gebrauch echter Mineralbäder warnen ſollten, wie viel mehr ſollten ſie es vor unechten! Unterzeichneter glaubt es ſeinem Gewiſſen und dem Wohle ſeines Vaterlandes ſchuldig zu ſein, auf eine, er will es unentſchieden laſſen, ob abſichtliche oder zufällige, Täuſchung aufmerkſam zu machen, die im laufenden Sommer einem neu entſtandenen Bade einen unglaublichen und darum höchſt gefährlichen Zulauf verſchafft hat.

Verführt durch eine in den Zeitungen gegebene lobpreiſende Darſtellung des neu eröffneten eiſenhaltigen Amalien-

badeß, entſchloß ich mich, an weißem Blute leidend, noch in den Spätſommermonaten jene Quelle zu beſuchen. Dort angekommen, hörte ich, daß eine große Anzahl von Gäſten während der Mittagshöhe der Saiſon dort geweſen, doch nur eine geringe Anzahl weſentliche Erleichterung von dieſer Quelle erfahren habe. Das erſte Glas jenes angeblich heilenden Waſſers, das ich an den Mund ſetzte, benahm mir ſogleich jedes Vertrauen. Der Geſchmack des Waſſers verrieth allerdings eine mineraliſche Berührung; doch war das Eiſen unmöglich in ſeinem organiſchen Bildungsproceſſe mit dem Urſprunge dieſer Quelle zuſammenhängend, im Gegentheil hatte das Waſſer alle Kennzeichen eines durch Eiſenbeſtandtheile mehr verderbten, als geſtählten Zuſtandes. Jetzt erſt ward ich auf den Charakter der Gegend aufmerkſam, in welcher dies Wunder einer Eiſenquelle ſich ereignet haben ſollte. Man braucht kein Geognoſt zu ſein, um einzuſehen, daß in einer durchgängig ſandigen Gegend die Natur kein Eiſen, alſo auch keine eiſenhaltigen Gewäſſer erzeugt. Nirgends findet ſich in dieſer Gegend auch nur die geringſte Spur einer gebirgigen Formation; weit eher iſt glaublich, daß ſie das Bett früherer urweltlicher Gewäſſer iſt, die nichts als Flugſandwellen zurückgelaſſen haben. Einige neue Verſuche mit dieſem lügneriſchen Waſſer belehrten mich, daß es ſich hier um ein durch verroſtendes Eiſen verſaultes, keineswegs durch mineraliſchen Contact in ſeinen Beſtandtheilen organiſch gehobenes Waſſer handelte. Offen und frei, unbekümmert um den Gegenſtand, der meine Anklage eines vielleicht abſichtlichen Betruges treffen könnte, erkläre ich, daß auch alle meine ſonſtigen, auf die Geſchichte und den Urſprung der Quelle gerichteten hiſtoriſchen und topographiſchen Nachforſchungen die feſte Ueberzeugung, die ſich in mir ausgebildet hatte, beſtätigten, daß das Waſſer dieſer ſogenannten Amalienquelle aus einem gewöhnlichen Süßwaſſerbrunnen kommt, aber ſo geleitet wird, daß es erſt eine Zeitlang in einem Gerümpel alten, verroſteten Eiſens ſtagnirt und dann an jenen Hahn der Röhre kommt, wo die Brunnengäſte, auf Linderung ihrer Leiden hoffend, in Treu' und Glauben ihre Gläſer füllen.

Unterzeichneter weiß nicht, wen seine Anklage auf Betrug hier persönlich trifft; er will nicht aussprechen, wer das von einem in dem Schlosse stattgehabten Bau gewonnene alte Eisen, als da sind Thürkrammen, Fensterbeschläge, alte schadhafte Schlösser, verrostete Schlüssel u. s. w., plötzlich an einen Ort untergebracht hat, der allen Bauleuten ein Geheimniß geblieben ist; aber seiner Pflicht als Gelehrter und Menschenfreund glaubte er schuldig zu sein, das Publikum vor dem Gebrauch einer Quelle des Betruges zu warnen und durch diese offene Erklärung Jedermann von dem Besuche jenes Giftbrunnens zurückzuschrecken. Wer es kann, der belehre mich eines Andern! Prof. Dr. Sägenreißer, Fürstl. Sayn-Sayn'scher Hof-Wundarzt. Kaputh, den 15. September 18**.

In Wien erfuhren die Reisenden, daß Graf von der Neige diesen Artikel unbeantwortet gelassen, sich aber mit einer neuen Speculation befaßt hatte. Er hatte eine Compagnie zur Erdpechpflasterung aller Straßen und Plätze Europas gebildet und sich zum Director des permanenten Ausschusses dieser neuen industriellen Unternehmung wählen lassen.

Von unseren vertrauteren Freunden aber nehmen wir vielleicht auf immer Abschied. In Wien haben sie soeben das Donau-Dampfschiff Nador bestiegen und blicken wehmüthig in die neue Zukunft hinaus, die ihnen der Orient erschließen wird. Es ist ein kalter Morgen. Blasedow lehnt sich fröstelnd an das Dach der Cajüte, den Arm in den Brustlatz gesteckt, und denkt über sein Grab in den Pyramiden nach. Die Brüder und die Türken lärmen mit den Arbeitsleuten, die ihre Effecten verpacken. Mustapha Bei sieht mit stumpfer Neugier dem geschäftigen Treiben zu und zählt die Thürme Wiens in der Ferne. Schlachtenmaler unterhält sich mit dem Capitain und besichtigt die Maschine. Celinde sitzt neben Blasedow und ordnet ihre Guides de Voyageur, ihre Landkarte, Albums und Zeichnenmaterialien, wie eine Engländerin. Die Glocke wird zum zweiten Male gezogen. Die letzten Verspäteten beeilen sich, auf das Schiff zu kommen. Die Glocke läutet zum dritten Male, der Schorn-

ſtein hört zu brauſen auf und im leichten Tanze ſchaukelt ſich das ſchwere Schiff allmälig in die Mitte des Stromes hinein.

Nimm Dein Tuch und wehe ihnen noch einmal Deinen Abſchied zu! Grüßet die Kuppeln der Minarets von Stambul, grüßet die Ruinen Trojas, grüßet den heiligen Nil und den Vater Enſantin! Eine neue Welt geht vor Euren Augen auf; vergeßt unter Palmen nicht die deutſche Buche, unter Dattelbäumen unſere Zwetſchen nicht, unter Rhododendren nicht das Veilchen und Vergißmeinnicht! Lebt wohl, Ihr Theuren, Guten! Noch einen Gruß mit Euren Tüchern; dann nehmt ſie, um etwaige Thränen zu trocknen!

* * *

Nach Berichten aus dem Orient iſt Schlachtenmaler mit Celinde vermählt und als Profeſſor am polytechniſchen Inſtitut in Kairo angeſtellt. Der Bildhauer, der doch nur zum Bäcker getaugt hatte, leitet die Kornmagazine des Vicekönigs. Der Volksdichter ſoll die Functionen eines Hofdolmetſchers bekleiden und der ſatyriſche Schriftſteller lobt die Regierung Mehemet Ali's in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Blaſedow aber wandert oft in die Wüſte und verſucht ſich unter den Pyramiden im Entziffern der Hieroglyphen.

holung ſtell' ich den Wolf in ſeinen wahren Kleidern dar. Meine Freundinnen, meine Schweſtern, jetzt an die Lampen!

Matthieu.

Und ich unter den Kronleuchter!

(Alle vier nach einer Seite hin zugleich ab.)

Lamoignon (allein):

Geht nur, geht! Auf der Bühne hab' ich halb und halb gewonnen — für's Leben hab' ich ganz verloren! Aber wartet, wartet! Verjagen kann man uns wie die Wölfe, aber wie die Füchſe kommen wir wieder. Rächt Euch, rächt Euch! Ich werde mich auch rächen. Morgen mach' ich eine Reiſe nach Rom und trete zu Euer Aller Verderben nunmehr ganz offen in den Orden der Jeſuiten! (ab.)

(Vorhang fällt.)

Druck von Fr. Nies in Leipzig.

Maha Guru.

Geschichte eines Gottes.

Roman.

(1833.)

Vorwort zur zweiten Ausgabe.

(Frankfurt a. M. 1845.)

Der nachfolgende Roman wurde zu München im Sommer 1833 geschrieben; eine Bemerkung, die ich deshalb mache, weil ich ihn dem schonenden Urtheile des Lesers als die erste objectiv gehaltene Dichtung eines jungen Mannes von zwei und zwanzig Jahren vorlegen muß.

Es hat diesem Roman bei seinem ersten Erscheinen geschadet, daß man in ihm eine Tendenz vermuthete, die nicht in ihm lag. Die Einen nannten ihn einen philosophischen Roman, der nach dem Vorgange Voltaire's irgend eine Wahrheit, eine moralische Thatsache zu allegorischer Anschauung bringen sollte. Die Anderen nahmen ihn für eine directe Satyre auf europäische Verhältnisse, unsere Religions- und Sittenbegriffe, besonders auf Christen- und Priesterthum und Theokratie.

Beide Auffassungen mußten sich durch das vorliegende Werk nur halb befriedigt fühlen. Dem Philosophen ist die Arbeit nicht philosophisch genug; dem Satyre Suchenden fehlten da und dort die Vergleichungspunkte; wo Scherz erwartet werden konnte, fand man Ernst; wenn hier eine Satyre war, so fehlten ihr dafür die Einzelnheiten nicht, aber eine Anwendung im Großen und Ganzen.

Einem einigermaßen belohnenden Genusse kamen Diejenigen näher, die den nachstehenden Roman als Sittenbilder aus einer andern Hemisphäre betrachteten. Zehn

Jahre früher waren die chinesischen Romane Mode. Geschmacksliebhabern gefiel das asiatische Rococo des Buches um so mehr, als im Anfang der dreißiger Jahre das poetische Genrebild wie eine neue Kunstgattung beliebt und in der Mode war. Diese Kritik hielt sich an einzelne Scenen und Charaktere und erklärte das Ganze nur für eine Verknüpfung von genrebildartigen, auf heitre Betrachtung berechneten fremdländischen Sittenmalereien.

Bei der letzten Auffassung möchte sich dieser Roman wol vor der Kritik am besten stehen, und doch, auf die Gefahr eigener Benachtheiligung, muß der Autor erklären, daß seine ursprüngliche Idee eine poetische Anschauung war. Lebhaft angeregt vom Zusammenhang der Welt mit Gott, verfolgt von einer oft quälenden Unruhe, sich in Gott und göttliche Dinge zu versenken, oft beglückt von einem milden Hauch der Gläubigkeit, viel öfter noch zerrissen von Zweifeln und ergrimmt über die irdischen Entstellungen des Ewigen, erfaßte er mit Liebe den Gedanken, in profaner Weise die Incarnation Gottes in einem Menschen zu schildern. Das ist dies sonderbare Institut des Dalai Lama in Asien, diese göttliche Anbetung eines Menschen, dieser verkörperte aufgelöste Widerspruch zwischen Diesseits und Jenseits! Wer kann sich in diese Möglichkeit hineindenken, hineinfühlen? Wer kann begreifen, daß sich ein Mensch göttliche Ehre erweisen läßt? Ist dieser Mensch ein Betrüger oder ein Wahnsinniger? Glaubt er ebenso an sich, wie eine Nation an ihn glaubt? Wie muß das überhaupt aussehen in jenem sonderbaren Lande, wo sogar das merkwürdige Institut der Vielmännerei, d. h. der Ehe eines Weibes mit einem Brüderstamme, herrscht? Aus solchen Träumereien entstand die Idee dieses Romans.

Wenn etwas polemisch und satyrisch in ihm ist, so sind es Zufälligkeiten. Der Verfasser hat keine Satyre, sondern ein metaphysisches Gedicht schreiben wollen. Er wollte das Göttliche im Menschen schildern und das Menschliche, das schöne Menschliche in unseren Begriffen von der Gottheit. Er ließ den Gott in Maha Guru sich entwickeln, wie wir

göttliche Begriffe in uns ſelbſt entwickeln, und führte die Unzulänglichkeit derſelben darauf hinaus, daß er dann erſt Maha Guru um Vieles göttlicher ſich zeigen läßt, als er wieder Menſch geworden, ſchwach, irrthumbefangen, hülflos und leidend. Die Grundidee ſeines Gedichtes iſt eine metaphyſiſche und die ſatyriſchen Streiflichter, die dabei auf Europa, Prieſterherrſchaft, Theokratie, Mönchthum, Jeſuitismus, auf unſere geſellſchaftlichen Inſtitutionen, ja ſogar auf unſere prüden Begriffe über die Geſchlechtsliebe fallen, ergeben ſich nur zufällig aus einer weiteren, einer umfaſſenderen Tendenz, die vielleicht nicht gelöſt wurde — was Verfaſſer nicht in Abrede ſtellen will.

So ergiebt ſich denn folgendes Reſultat: Für den, der hier nur einen Roman zu leſen gedenkt, iſt die Vorlage nicht unterhaltend genug. Für den, der nur eine ſublime Idee gelöſt zu haben wünſcht, iſt das romanenhafte Beiwerk ſtörend. Der, der nur lachen und eine ſchlagende Satyre leſen will, wird am allerwenigſten ſeine Rechnung finden. So möchte denn endlich nur der, der an Sittenbildern, Charakteriſtik und poetiſcher Genremalerei Gefallen findet, nach der Lectüre des Buches der Zufriedenſte geblieben ſein.

Zur dritten Ausgabe.

Es war ein ſtürmiſcher, regneriſchkalter Frühling, als ich im Jahre 1833 zum erſten Mal München ſah, um daſelbſt zu bleiben und juriſtiſche Studien, die ich in Heidelberg angefangen hatte, fortzuſetzen. Obſchon bereits zum Doctor graduirt, mußte ich mich doch noch, um die Vor-

leſungen beſuchen zu dürfen, als Student immatrikuliren laſſen. Ich wollte Puchta's Pandekten hören. Aber das Wetter, das im April und Mai requeriſch blieb, klärte ſich auf, ein wunderbar ſchöner Sommer währte von Mitte Mai bis September. Die herrliche Umgebung Münchens reizte zu Ausflügen in's Gebirge, hin an die erfriſchenden Seeen, auf die näher gelegenen, waldgrünen „Schwaigen". Der Beſuch der unendlich monotonen, höchſt langweiligen Puchta'ſchen Vorträge wurde immer ſeltener. Ohne mir die Pandekten „teſtiren" zu laſſen, arbeitete ich den nachfolgenden Roman aus.

Es ſollte keine eigentliche Satyre ſein, was ich ſchrieb, weder eine auf den Rabbi von Nazareth noch eine auf den Statthalter Chriſti in Rom. Wie war auch Satyre möglich in einer Zeit, wie die damalige, von deren Knechtſchaft man jetzt kaum eine Vorſtellung hat! Um damals in München am 8. oder 9. April immatrikulirt zu werden, mußte ich erſt der Polizei den Beweis liefern, wo ich am 3. und 4. April in der Welt geweſen war. Denn es erſchien auffällig, daß ein Student gerade am 4. April von Heidelberg abreiſte, gerade vierundzwanzig Stunden nach einer großen Staats-Begebenheit von damals. Am 3. April hatte in Frankfurt das Attentat von ſechzig verbündeten Polen und Studenten auf die beiden Hauptwachen der Stadt, eine Schilderhebung zunächſt zur Befreiung von Gefangenen, ſtattgefunden. Fünf Mann vom Linienmilitair waren gefallen. Die Bauern von Bonames, einem Dorfe zwiſchen Frankfurt und Homburg, hatten Zuzug gebracht. Bis zum 4. in der Nacht konnte ich als allenfallſiger Theilnehmer bis Heidelberg geflohen ſein. Es währte einige Zeit, bis die Alibis feſtgeſtellt wurden. Aber die Frohnveſte, die mürriſch patzigſte Schreiberei der Actuare, das brüske Commando der Gensdarmen war und blieb lange Zeit wie für alle Lebensverhältniſſe ſo auch gerade für die Literatur und für einen Theil der Kunſt ſtändig und feſt eingeführt. Heine und Börne ſchrieben „Satyren" vom ſicherſtellenden Paris aus.

Eine Unterſtufe der Satyre iſt die Ironie. Der Zug

der Ironie mag durchweg durch die nachfolgenden Blätter gehen, die ursprünglich ihren Stoff vollkommen ernst zu behandeln beabsichtigten. Die Beschäftigung mit der Fremde, mit Asien und Afrika, hat in unseren Tagen an Gründlichkeit zugenommen; doch war der Antheil, den man früher am „Ausland" nahm („Auslend" nannte Cotta seine damals blühendste Zeitschrift), ein allgemeinerer, sozusagen modischer. Man las des Engländers Morier arabische Romane, Cooper und Irving ohnehin. Jetzt ist ja die blasirte Lesesucht nur auf das Allernächste, das mit Händen zu Greifende, die sogenannte „Actualität" („Bismarck reichte Laskern eine Cigarre" u. s. w. —) versessen!

Auch die Darstellungsweise im Roman hat sich seit Jahren verändert. Wenn Goethe wirklich die „Erzählungskunst" besessen, die Auerbach in einem zu Berlin vor einigen Jahren gehaltenen Vortrage ihm zuerkennen wollte, so würde diese wenigstens vor dem Forum des jetzigen Geschmacks nicht mehr Stand halten. Es ist zum Lachen (oder vielleicht zum Weinen), wenn sich alte Schriftsteller, die sich nicht für ausgeschrieben erklären wollen, diesem veränderten Geschmack gegenüber anstrengen, im Styl der Colportageromane zu schreiben! Jede Mittheilung muß da in Handlung, jede Handlung in Dialog umgesetzt werden! „Hussa!" riefen die Stürmenden und schwangen ihre Fackeln, daß ringsum die Funken in Gegenstände flogen, die einer leichten Verbrennbarkeit ausgesetzt waren. „Halt!" donnerte ihnen eine Stimme entgegen, deren Besitzer noch nicht gesehen wurde; aber ihr Vorläufer, ein ungeheurer Hund mit ausgereckten Pranken wie zum Sprunge — u. s. w. In dieser Art hätte z. B. am Schluß unseres Buches die Erstürmung von Lassa geschildert sein müssen, um moderne Leser zu befriedigen. Und schon vorher mußte der Verlauf des Ganzen in nichts als Gesprächen, in nur mit Wortwechsel abgemachten Situationen bestehen. Die Ermüdung, die Europas Nerven befallen zu haben scheint, bedarf dieser Aufstachelung. Zusammenfassung einzelner Geschehnisse, Berichte über inzwischen Stattgefundenes und nun gar erst Reflexionen über solche Mo-

mente der Erzählung, wo die Geſchichte und der Autor gleichſam zwei getrennte Begriffe ſind, ſich der Autor auch einmal wie ein aus den Couliſſen herausſprechender, ſeine Acteurs mitunter ohrfeigender Puppenſpieler gerirt, das würde in unſern Tagen weder von Leſern noch von Kritikern ertragen werden. Und doch hat Goethe dieſe Puppenſpielerei, dieſe Trennung des Autors von der Sache, dies Schweben über dem Stoff, dies Zuſammenfaſſen langer Handlungsſituationen in einfachen Bericht, die Abkürzungen der Perſpective, die der Realismus unſerer Tage ganz verwirft, ſtets befolgt. Der Realismus will nur Action, dramatiſche, wie vom Leben abphotographirte Handlung, woraus aber auch die Abſpannung zu erklären iſt und die Nichtbefriedigung, in welche man bei der realiſtiſchen Nachgaukelei des wirklichen Geſchehens auf der letzten Seite der als claſſiſch gerühmten Erzählungen zu verfallen pflegt. Man erkennt dann an dem Beſtreben, immer nur die Wahrheit geben zu wollen, plötzlich etwas wie Lüge.

Kritikern, die nur überall das Unvollkommene oder Talentloſe an der nachfolgenden Arbeit eines Zweiundzwanzigjährigen beweiſen ſehen wollen, muß ich natürlich dieſelbe ohne Widerrede preisgeben. Denn keineswegs lieſt ſie ſich wie die „Mystères de Paris“. Sollte aber Jemand ſchon hier die Keime einiges Talentes, das ich ſpäter in meinen Büchern gezeigt habe, liebevoll ſuchen wollen und dabei nicht ohne Intereſſe an der Fabel ſein, ſo verweiſe ich auf zwei Bemerkungen, die der objectivſte Leſer, ich ſelbſt nach vierzig Jahren, in der Wiederlectüre und Verbeſſerung mancher Stylnachläſſigkeiten gemacht habe: Erſtens tritt zuweilen eine nicht zu verachtende dramatiſche Kraft ein, die ſich ſogar bis zum Charakter des beſſern tragiſchen Ausdrucks ſteigert, z. B. in dem Aufſtand der Kalmücken, in den Anreden an die Chineſen; für's Zweite iſt die Detaillirung, obſchon in der Regel zugeſtandenermaßen zu weitläufig, doch nicht ganz zu unterſchätzen. Die Redeweiſe iſt nicht die der Abſtraction, ſondern das Ergebniß nur concreter Anſchauung.

In der That, wie viel beſſer würde der Autor mit ſeinen Anfängen gefahren ſein, hätte er z. B. dieſe Manier, beim Schildern und Charakteriſiren ſtets die Phantaſie mitwirken zu laſſen — ſie iſt bekanntlich die poetiſche — auf die Geſchichte eines ſchleſiſchen Gutsbeſitzers angewendet, ſeine Gylluspa Valeska oder Wanda getauft und die Schickſale derſelben an einen Criminalproceß über vereitelte Erbſchaftshoffnungen geknüpft!

Wieblingen bei Heidelberg, Juli 1874.

Erſtes Kapitel.

Der Götzenfabrikant.

Om Mannie Pämi Hum!
Myſtiſche Sentenz des tibetaniſchen Cultus.

Das Panorama einer wilden, zerriſſenen Gegend liegt vor unſeren Augen ausgebreitet. Wir befinden uns auf der großen tibetaniſchen Gebirgskette, welche die endloſe, dem Reiſenden noch immer unerforſcht gebliebene aſiatiſche Hochebene an das Dach der Himmelswölbung gefeſſelt hat. Das wechſelnde Spiel der Wolken, welche die Häupter der ungeheuern Bergkoloſſe zuweilen umlagern, dann an ihnen vorüberſtreifen und den Blick auf die blauen Oeffnungen des beengten Horizontes ganz verlegen, gewähren dennoch dieſen einförmigen Gebirgsmaſſen den Reiz einer immer neuen Veränderung. So erblickt man neben den nackteſten Felſen, die in einen grauen Wolkenflor gehüllt ſind, die üppigſte Vegetation, die in demſelben Moment dem Auge wieder verloren iſt. Hier ein grüner Streifen, der ſich um die Bruſt eines Felſen gelegt hat, ein dunkler Kranz von Fichten und Tannen oder ein heller von Ahorn- und Weidenbäumen, und in demſelben Augenblick ein weites, graues Nebelmeer, Alles bedeckend und dem Blicke entziehend. Nur Eins bleibt ſich ewig gleich in dieſer todten Abwechſelung: das furchtbare Gebrüll erzürnter, reißender Waldſtröme. Wo ſind ſie? Das

Auge ſieht ſie nicht und nur das Ohr vernimmt dies ewige, gleichförmige, wiederhallende Rauſchen. Sie ſtürzen, von den dichteſten Urwäldern bedeckt, durch die tiefen Keſſel, an denen ſie Jahrtauſende lang gehämmert: ein grauenvoller Anblick, da ſich auf dieſer weiten Decke des Tannenwaldes nirgends ein Krater zeigt, der dies gährende, empörte Element dem Auge ſichtbar macht.

Dem Tibetaner verbietet ſeine Religion — dies ſeltſame Gebäude von Satzungen und Gebräuchen, mit denen wir noch genauer werden vertraut werden — die Thiere des Feldes zu tödten. So wenig auch dieſes Jagdverbot von einzelnen Vornehmeren, die mit den Prieſtern und Kaſtellanen des Himmels auf vertrauterem Fuße ſtehen, gehalten wird, ſo zieht die Ausnahme von der Regel doch immer weniger Folgen nach ſich, als eine gänzliche Freilaſſung der Sitte. Daher ſind die Gebirge und Wälder mit Gethier reich bevölkert. Die Adler niſten auf den höheren Felſenſpitzen; der Fuchs gräbt ſich ungeſtört ſeine Gruben; nur das Biſamthier und die wegen ihrer Seidenſchwänze berühmten tibetaniſchen Stiere ziehen aufgeſchreckt durch die Berge, weil ſie Gewinnſucht einer eifrigen Verfolgung ausſetzt. Wenn jene Seidenſchwänze nur dazu dienen, die weibiſche Eitelkeit der Chineſen zu befriedigen, ſo ſollt' es ſich Europa nicht zu Schulden kommen laſſen, daß es ein aſiatiſches Volk zu Geſetzesübertretungen verleitet; denn hat der Moſchus nicht einen abſcheulichen Geruch? Zur „Heilung" der europäiſchen Schwindſucht reichen Amerikas Biſamthiere gewiß hinlänglich aus.

Hat uns eine der vorüberziehenden Wolken bis jetzt nur bald einen nackten Felſen, dann eine wilde Pflanzung von blühenden Hambuttenſträuchern aufgedeckt, ſo tritt jetzt hinter ihrem Schleier eine neue Erſcheinung hervor. Ob wir gleich nirgends einen gebahnten Pfad entdecken, ſo weiß ſich doch eines Menſchen Vorſicht jede von der Natur geſchloſſene Pforte zu öffnen. Wie ſchwindelnd jene Höhe, von der ſich allmälig ein langer Reiſezug herunter bewegt! Wie trügeriſch öffnen dieſe weiten Abgründe ihren verderbenſchwangern Mund, um die Wanderer zu einem einzigen Fehltritt zu ver-

locken und ſie zerſchmettert in ihre rieſigen Arme zu ſchlie-
ßen! Die Karavane nähert ſich: ſie ſteigt den ſteilen Pfad
mit allem Bedacht herab: die Männer halten die Roſſe, die
von der Race der kleinen, muthigen Tangues ſind, dicht am
Zügel und berechnen jeden Schritt, den ſie ſelbſt auf dem
morſchen, zerſchieferten Stein wagen und ihre Thiere treten
laſſen. In der Mitte ſind die Pferde, welche das Gepäck
tragen, dicht eingeſchloſſen von den am Rande des Abhangs
Gehenden.

Wir können jetzt deutlicher die Beſtandtheile dieſes Zuges
unterſcheiden. Der Pfad wird ebener und breiter, man nimmt
ſeinen Platz auf den Roſſen wieder ein. Es kann nur eine
einzige Familie ſein, die ſich dieſen Beſchwerlichkeiten ausge-
ſetzt hat; man ſieht dies aus der Achtung, die mehreren Per-
ſonen von den Uebrigen erwieſen wird. Ein Diener geht zu
Fuß voran, mit einem Stabe, der ihm zum Unterſuchen des
Bodens dienen ſoll; eine verhüllte Geſtalt, in einem langen
Talar, folgt ihm zunächſt: es iſt der Prieſter, der für dieſe
Reiſe Segen und Heil erflehen ſoll und deshalb beſtändig
murmelnd an einem Roſenkranze kugelt. Der ganze Zug
ſcheint nach einer ſinnigen Symmetrie geordnet: denn die
nächſte Gruppe beſteht aus einem Kreisausſchnitte, deſſen
Sehne von einem grauhaarigen, aber noch rüſtigen Alten ge-
bildet wird. Der Bogen iſt aus drei männlichen Perſonen zu-
ſammengeſetzt, die mit dem vorderſten eine auffallende Aehn-
lichkeit haben. In der Mitte aber ſchließen ſie alle vier ein
Weib ein, das ſich auf ſeinem Pferde mit vieler Gewandt-
heit erhält und von allen mit der ängſtlichſten Sorgfalt be-
obachtet wird. Den Schluß der Karavane bildet ein langer
Troß von Dienern, die theils bewaffnet ſind, theils das Ge-
päck und den ſichern Schritt der Thiere, die es tragen, zu be-
ſorgen haben.

Die beiden Hauptperſonen ſind unſtreitig der Alte auf
der Sehne und das ihm zunächſt folgende Mädchen. Jener
trug einen langen, rothen und gelb geſtreiften Mantel, der
ihm bis auf die Knöchel herabhing und den Rücken des
Pferdes, das er mit vieler Unſicherheit ritt, zum Theil be-
deckte. Auf dem Kopfe hatte er einen hohen, ſpitzen Leder-

hut, der sehr glänzend lackirt und mit manchen Verzierungen bedeckt war. Das Mädchen hatte sich zu tief eingehüllt, als daß man ihrer Formen hätte gewisser werden können; die Kälte in diesen Bergen war empfindlich und für nichts so schädlich, als für die feine Haut der Schönheit. Der Wuchs der Dame, der sich durch das lange Seidengewand, das bis zum Haupte ging und oben von zwei Federn abgelöst wurde, nur noch mehr hob, war schlank und schien mit den herrlichsten Körperreizen gepaart zu sein. Sie war die Tochter ihres alten Vordermanns, der sich oft mit besorgten Blicken nach ihr umsah, ihre freundlichen und ihn beruhigenden Mienen aber nie durch ein Lächeln erwiderte, sondern die Lippen so tief hängen ließ, daß man zweifeln konnte, ob man ihn für dumm oder nur für sehr traurig halten sollte. Und die Uebrigen? Sie waren die Brüder dieses Alten. Was heißt das in Tibet? Sie waren nicht minder die Väter des jungen Mädchens, obschon nicht so legitim, wie ihr erstgeborener Bruder.

Sonderbare Sitten der Völker! An welchen Quellen nahmt Ihr Euren Anfang? Die Zeit giebt den Gewohnheiten ihre Heiligkeit; wer gab ihnen aber den ersten Anstoß? Sind wol die Formen des Staates, die Gebräuche der Religion, die Sitten des gesellschaftlichen Lebens verschieden je nach der Geschichte, dem Klima, dem Zufalle; wer würde sich überredet haben, daß auch die Bedürfnisse des Herzens sich so verschiedenartig befriedigen lassen, wo sie doch dieselben sind? Wir haben oft die Liebe das gleiche Band genannt, das alle Zonen umschlungen hält; die Weltweisen haben auf jeden Roman, der sich in unserm jungen Leben einmal entwickelte, ein tiefes Gesetz der Natur gegründet; die Dichter sangen von Beatricen, Laura, Lotten, wie von den Schlüsselträgerinnen des Himmels. Das waren Täuschungen des Traumes. Sitte und Glaube heiligen auch die Neigungen, die eine Frau gegen vier Männer zu gleicher Zeit haben kann. Ist das eine Widersinnigkeit? Ihr fordert den Husaren-Rittmeister, den Ihr in den Umarmungen Eures Weibes überraschtet, als einen Elenden, dessen Blut Euch allein Gerechtigkeit geben kann; wir erdolchen über die Zumuthung einer morgana-

tiſchen Ehe, die der regierende Fürſt unſerer Tochter mit einem unterſtützenden Präſidentenpatent für den Vater macht, lieber unſer Kind; oder laſſen uns, wenn wir für tragiſche Situationen nicht geeignet ſind, auf dem einfachen Wege des gemeinen deutſchen oder preußiſchen Landrechts von unſerer treuloſen Gattin ſcheiden. Glückliche Tibetaner, Eure Leidenſchaften machen Euch keine ſchlafloſen Nächte! Eure Dichter ſchleudern keine Tragödien-Jamben, die in der letzten Scene des Dramas zu einem ungeheueren Blutbade gerinnen! Ihr wechſelt nach den Kalendertagen in den Umarmungen Eurer Auserwählten ab und geht Euch dabei mit hingebender Entſagung hülfreich zur Hand! Bewohner der aſiatiſchen Bergrücken, ſeid Ihr nicht idylliſcher als die Deutſchen, die Geßner und Voß beſitzen? Im Schooße der Familien wollt Ihr die Freuden der Ehe genießen und ſchiebt daher ein Geſchlecht in das andere, ohne Euch durch vielfache Heirathen und Schwägerſchaften zu zerſplittern! Ein Bruder wird von den Augen einer tibetaniſchen Schönen tödtlich getroffen, die Flamme der Liebe lodert in ihm auf, aber er iſt genügſam und will ſein Glück mit Andern theilen. „Meine Brüder!“ ruft er entzückt aus, „der Name Dalai Lama's ſei gelobt! Ich bin ausgegangen, um einen Baum zu ſuchen, an den ſich tauſend rankige Pflanzen ſchmiegen, und hab' ihn gefunden.“ Und die Brüder verſtehen dies Symbol der Liebe und ſtellen ſich vier, fünf Mann hoch vor die ſittige Jungfrau, und ſie erröthet, leiſe das verſchämte „Ja“ flüſternd. Welche Hochzeiten! Welche Flitterwochen! Kommt dann einſt der Augenblick, wo ſich ein neues Leben in ihr regt, ſo liſpelt ſie dem älteſten unter den eiferſuchtloſen Brüdern das ſüße Geheimniß in's Ohr, und das zweite Mal dem nächſtfolgenden, dann ſofort bis zum jüngſten, bis ſie bei dem älteſten wieder anfängt. Schenkt aber Dalai Lama, der große Gott, nur Einmal dieſe Freude, ſo haben alle Brüder ein Recht an ihr, obſchon der ältere ein größeres, als die übrigen. Das ſind die Sitten von Tibet, wo nicht die Vielweiberei, ſondern die Vielmännerei herrſcht.

Gyllusopa, deren Mutter bereits auf den Berg Summu, den Sitz der Götter, hinübergegangen war, iſt ein Muſter

kindlicher Zärtlichkeit, ein Ruhm, der um so bedeutungsvoller iſt, da ſie vier Väter zu verehren hatte! Aber der älteſte von ihnen, Hali-Jong, war jetzt vor allen des liebevollſten Zuſpruches bedürftig; denn über ſeine gebräunte Stirn hatten ſich tiefe Furchen gezogen und aus ſeinen Mienen ſprach ein Gefühl der Trauer und des Schmerzes, dem er hätte unterliegen müſſen, wenn ihn die Liebe der Seinigen nicht noch aufrecht erhalten hätte. Man ſah es ihm an, daß er eine ſchwere Laſt zu tragen hatte und dazu die Kraft nicht beſaß. Was mochte ihm widerfahren ſein?

Bei alledem ſprach Hali-Jong ſehr viel, wie alle Furchtſamen, die ſich durch ihre eigenen Worte Muth einflößen wollen. „Beim ſiebenten Stockwerk des goldenen Tempels von Taſſiſſudon!“ ſagte er, und nahm bei dieſem Schwur ſeinen lackirten Hut ab; „welch ein gefährlicher Weg zu einer Gefahr, die noch größer ſein wird! Wir wandern wie durch ein Gehege von Löwenzähnen, um zuletzt im Zelt ſeines Rachens auszuruhen.“

„Nein, nein, mein Bruder,“ entgegnete Heli-Jong, Gylluspa's zweiter Vater, „die Schrecken dieſer Reiſe werden hinreichende Strafe für die Verbrechen ſein, die man Dir vorwirft. Der große Stellvertreter des größeren Lama (ach, möchte er den Erdkreis würdigen, bald wieder in ihm zu erſcheinen!) kann dieſe Pilgerfahrt nur für eine Läuterung Deines Wandels anſehen. Er wird Dir laſſen, Du frommer Waller, was Dir der Himmel ſchon gegeben hat.“

„Du läſterſt, mein Bruder,“ wies ihn Hali-Jong, auf welchen kein Troſt wirkte, zurück; „vergleiche mich nicht den heiligen Männern, die nackt durch das Gebirge laufen und ſich an Dornen blutig ritzen, Heiligen, die auf dem Schnee ſchlafen und mit keinem Waſſertropfen ihre Stirn netzen. Welcher Pilger hat noch auf einem Thiere gewallfahrtet? Welcher Sohn des Lama zittert nicht vor Freude, wenn er ſeinen Tempel von Angeſicht ſchauen kann, und wird nicht die gefährlichſten Wege, die zu ihm führen, für einen Roſenpfad halten? Nein, theurer Bruder, ich werde die Strafe leiden, die auf mein Verbrechen geſetzt iſt.“

Gylluspa weinte über die klagende Rede ihres erſten

Vaters, und ihre anderen Väter konnten die Thränen nicht zurückhalten, wenn ſie die ihres Kindes fließen ſahen. Hali-Jong aber waren ſie damit nicht willkommen; wie wenig er zu hoffen ſchien, ſo wollt' er doch nicht, daß die Anderen an ſeiner Zukunft verzweifelten. Er wandte ſich alſo raſch um, ſo daß ſein Pferd faſt geſtrauchelt wäre: „Habt Ihr Euch zu meinen Anklägern geſellt?“ rief er, die betende Avantgarde des Prieſters überſchreiend; „wer hat den Armen mehr Almoſen gegeben, als ich? Wer hat ſich ein Stück Fleiſch, wie ich, aus dem Rücken ſchneiden laſſen und es den Göttern geopfert? Schick' ich nicht Hunderte von Pilgern nach Jagarnaut und Alahabad, den heiligen Orten, waſche mich mit den Fluthen des Ganges, die ich mir in blechernen Büchſen kommen laſſe, und reibe meine Glieder mit Sand, welcher aus dem heiligen Fluſſe geſiſcht wurde? Wer ſeid Ihr, daß Ihr mich ſchon wie einen Todten beklagt?“

Hili-Jong, Gylluspa's dritter Vater, wiſchte ſich die Thränen aus den Augen und ſagte: „Theurer Bruder, wir vermögen Dich nicht betrübt zu ſehen. Sei fröhlich, und unſere Angeſichter werden glänzen! Du vergällſt uns die Freude unſeres Lebens, die nur Du biſt und Gylluspa. Wer ſagt, daß Du zu fürchten haſt? Deine Tugenden ſtehen im Buche des Himmels angeſchrieben, das ſie in Laſſa ohne Zweifel leſen werden; Deine Unſchuld wird Dich heimbegleiten, wie ein köſtliches Geſchmeide, das man Dir heimlich unter Deinen Sattel legt!“

Hali-Jong verſank in Nachdenken und ſchwieg.

Der Winterfroſt, der auf dieſen Gebirgen mit rieſiger Hand liegt, zerſtört den morſchen Stein und giebt ihm oft die wunderlichſten Geſtalten. Dieſe ſpitzen Zacken und pyramidalen Formen haben Aehnlichkeit mit Marterwerkzeugen, und ſie mußten daher auf den abergläubiſchen und beſorgten Hali-Jong all die Eindrücke hervorbringen, die ein furchtſames Gemüth von böſen Vorzeichen erhält. Zuweilen wechſelten die natürlichen Formationen mit künſtlichen ab. So wie ſich die Reiſenden einem in den Fels gehauenen Tempel oder einem Götzen näherten, ſenkten ſie ihre Häupter, hielten ihre Roſſe an und murmelten einige Gebete, die ſie,

wie die Christen das Vaterunser, bei jeder Gelegenheit anwenden.

Die Karavane hatte ihre Richtung durch einen langen Hohlweg genommen, dessen Schlußpforte ein großes Felsstück bildete, dem von der einen, jetzt den Reisenden sichtbaren Seite eine künstliche Form gegeben war. Hier haben wir die Anfänge der tibetanischen Plastik, die gegenwärtig auf einer ansehnlichen Höhe steht und die chinesische bei Weitem übertrifft. Der furchtbarste aller Götzen, Mahamuni, saß da, aus einem riesenhaften Steinkolosse gebildet, mit steifem Haupte, verschränkten Armen und untergeschlagenen Beinen. Dies Ungethüm würde Unsereinem Schrecken einflößen; diejenigen aber, die an dasselbe glaubten, empfanden heilige Scheu und neigten schon in der Ferne ihre Häupter. In der Nähe des Bildes angelangt, stiegen Alle vom Pferde und warfen sich neunmal vor ihm nieder. Hali-Jong erhob ein Klagegeschrei, setzte der kalten, todten Steinmasse seine Leiden und Besorgnisse auseinander und schied von ihr, nicht ohne Hoffnung, bei den Richtern, vor die er in Lassa, dem Sitze des Dalai Lama, treten sollte, ihre gnädige Fürsprache erwirkt zu haben.

Als sich der Zug so weit von dem Koloß entfernt hatte, daß man wieder ein Wort reden durfte, das nicht Gebet war, begann Hali-Jong mit einer sichtlich erheiterten Miene: „Der Anblick dieses großen Gottes hat mich gestärkt. In Butan und den fernsten Provinzen unseres göttlichen Reiches sehnen sich Millionen nach diesem Wunder, das wir genossen haben. Ich küßte den kleinen Zehen am linken Fuße Mahamuni's und durch meine Adern rollte ein wahrer Strom von Seligkeit und Beglückung."

Holi-Jong, Gylluspa's vierter Vater, erfreut über des Bruders getröstete Rede, ritt einige Schritte vorwärts, schlug ihm auf die Achsel und strich ihm die bartlosen Wangen. „Dein gutes Auge," sagte er, „hat an dem Bilde noch mehr bemerkt. Hast Du nicht die Entfernung der Nase vom Munde gemessen? Setze diesen Zwischenraum in die gehörige Verjüngung des Maßstabes und Deine verketzerten Bilder werden so alleinseligmachend sein, wie alle übrigen, die nur je als kanonisch gegolten haben. Nein, mein theurer Bruder, die

Götter ſelbſt werden die Zweige brechen, um Dir die Krone der Gerechtigkeit zu verleihen."

Die Uebrigen ſtimmten in die gewandte und tröſtende Bemerkung des jüngſten Bruders ein, und Hali-Jong konnte dieſen Ueberzeugungen nicht widerſtehen, um ſo mehr, da ſie auf einen Augenblick auch die ſeinen geweſen waren. „Dalai Lama bezeug' es mir!" rief er aus; „ich wollte nie etwas Anderes, als die Gebote unſeres Glaubens erfüllen. Ich bin unter Göttern auferzogen, habe ſelbſt mehr Götter gemacht, als nöthig geweſen wären, um unſer großes Volk in den Tugenden zu erhalten und auf jeden Herd einen Schutzherrn des Hauſes zu ſtellen, und man will mich beſchuldigen, nicht an ſie zu glauben? Ich kenne die weisheitsvollen Schriften nicht, die nur unſeren heiligen Golongs zugänglich ſind, und weiß nicht, was das große Legendenbuch, das aus dem Monde auf die Erde gefallen iſt, über Mahamuni's Naſenproportion enthält, aber ich habe die Heiligkeit der Tradition verehrt und mich an die Ueberlieferungen der Vorwelt gehalten. Das ſoll Atheismus, Neologie, Wahn- und Irrglauben ſein? Meine Brüder, ich habe nicht geahnt, als ich das erſte Mal die Metallſpeiſe in die Form brauſen ließ und meinen erſten Gott auf die Welt brachte, daß mich der letzte von ihr bringen wird. Großer Lama, Du biſt höher als Alle, warum muß der Erdkreis ſo unglücklich ſein, daß Du noch nicht wieder im Fleiſch erſchienen biſt?"

Jetzt werden wir erſt im Stande ſein, die Abſicht dieſer Reiſe nach der Hauptſtadt Tibets und den Zuſammenhang dieſer ewigen Klage zu verſtehen. In Paro, einem Flecken hinter Taſſiſſudon, nicht weit von dem feſten Schloſſe Dukka Jeung, blühte ſeit lange eine Götzenmanufactur, deren Vorſteher in letzter Zeit Hali-Jong geweſen war. Schon von ſeinem Vater hatte er dieſe tibetaniſche Thogonie geerbt und ebenſo die Kunſt, die in ihr betrieben wurde. Seine Brüder erhielten an der Fabrik den Antheil, der ihren Fähigkeiten gebührte. Der eine ciſelirte und ſchuf die Modelle in Wachs und Thon, der andere beſorgte die Miſchungen des Metalls oder der Erdarten, der dritte leitetete die Vergoldungen und die mannigfachen Zierrathen, die nicht nur die

Wunderkraft dieser Talismane, sondern auch ihren Preis erhöhten. Hali-Jong stand Allem vor; praktisch und gewandt, hatte er für Alles ein Auge; er besorgte die Ankäufe des Metalls, der Farben, der Erden; er prüfte die bossirten Modelle, untersuchte den Guß, verwarf die mißrathenen Stücke, zeigte die Stellen, die sich am geschmackvollsten vergolden ließen, lenkte den Verkauf und führte die Bücher über Einnahme und Ausgabe, worin ihm seine geliebte Tochter Gyllusopa, welche die trefflichste Erziehung genossen hatte, mit Eifer beistand. Man vermuthet vielleicht, daß sich Hali-Jong bei diesem ununterbrochenen Verkehr mit Göttern eine gewisse Geringschätzung für die Gegenstände seiner Fabrikation zur andern Natur gemacht hatte, und deshalb vielleicht von den Zionswächtern Tibets, den Mönchen, zur Verantwortung gezogen sei. So erwiesen die letzte Thatsache ist, so unwahrscheinlich ist die erste. Nein! Nur darin lag Hali-Jong's Unglück, daß er zu sehr praktischer Geschäftsmann und zu wenig Theolog war. Ich weiß nicht, ob man in Tibet die Religion mit der Zeit fortschreiten läßt, zweifle aber daran, und beklage den Vorsteher der Götzenmanufactur von Paro, daß er zu viel ästhetischen Sinn und Geschmack hatte. Denn diese für den Künstler unstreitig unschätzbare Tugend war ohne Zweifel die Schuld, warum er in der Bildung der Nasen bei seinen Göttern eine bedenkliche Neuerung eingeführt hatte. Hali-Jong suchte sich zwar zu überreden, daß er der Tradition treu geblieben sei und die Proportion zwischen der Nasenspitze und Oberlefze so gebildet hätte, wie die Götter diese seit ewigen Zeiten gehabt; aber was weiß ich? Die Ketzerrichter bemerkten seit einiger Zeit, daß namentlich an den Mahamunibildern eine dem Glauben der Völker gefährliche Veränderung vorgegangen sein sollte. Es wurde deshalb in Lassa ein Concil berufen, wo man einige der bedenklichen Bilder in Untersuchung zog und ihre Formation sowol mit den bestehenden kanonischen Bestimmungen, als mit der in anderen Werkstätten üblichen verglich. Es war keine Bagatelle, um die es sich handelte, sondern um etwas Wesentliches, Normales. Was bezeichnen die Nasen der Götter? Unstreitig, daß sie diese überall hineinstecken,

alſo ihre Allgegenwart. Iſt nun der Mund von jeher der Sitz der Allmacht geweſen, weil ein Gott nur zu ſprechen braucht, um etwas daſtehen zu laſſen, ſo folgt, daß die Zerſtörung der alten Proportion zwiſchen dieſen beiden Geſichtstheilen ein verſteckter Kampf gegen die Dogmatik war. Wird nicht die Wirkſamkeit der Götter in Zweifel gezogen, wenn man ihre Naſen in eine zu weite Entfernung vom Munde bringt? Das Concil von Laſſa war keinen Augenblick länger über dieſe Ketzerei unentſchieden. Es verdammte einſtimmig die Neuerung und rief den Vorſteher der neologiſchen Fabrik als Gottesverächter, Spötter und Schänder der heiligſten Religion vor ſeine Schranken. Dies war der Grund, warum der unglückliche Hali-Jong die beſchwerliche Reiſe unternommen hatte. Wer die Geiſtlichkeit von Tibet kannte, durfte über ſein Schickſal nicht in Zweifel ſein.

Wir ſind nur gewohnt, die Religion mit der Kunſt in der engſten Verbindung zu ſehen. Wir ſuchen die eine durch die andere zu vervollkommnen und haben oft die merkwürdige Erſcheinung erlebt, wie die eine zur andern eine Brücke zog, die uns bald frommer, bald geſchmackvoller machte. Hali-Jong ahnte dies Verhältniß, vermochte aber nicht, ihm nachzuhängen, weil er ſein Verbrechen nicht eingeſtehen wollte. Nur zuweilen dämmerte es vor ſeiner Seele; es blitzten einige Gedanken an dieſer vorüber, als hätte er den Göttern einen Dienſt erwieſen, wenn er ſie ſchöner, gefälliger, einſchmeichelnder, menſchlicher geformt. Menſchlicher? Vor letzterem Geſtändniſſe erſchrak er und vergaß auf einen Augenblick, daß ja auch der größte Gott, Dalai Lama, den menſchlichen Körper anzulegen nicht verſchmähte. Dieſe Vergeſſenheit überraſchte ihn nicht minder; es ward ihm dunkel vor den Augen; er war durch dieſe Reflexion auf den Weg gekommen, entweder ein ſcharfſinniger Theolog oder ein ungläubiger Atheiſt zu werden. Ihm ſchien nur das letzte möglich, und ſo verſank er in völlige Apathie.

Es war inzwiſchen dunkler geworden; die Gefahr des Weges verlangte, daß man ſich ihm nicht anvertraute, wenn man ihn nicht vollkommen kannte. Die kunſtvollen Kettenbrücken, die zwiſchen den ſpitzen Felſen befeſtigt waren, ließen

ſich nur am Tage betreten, da jeder Schritt auf ihnen ſorgfältig berechnet werden mußte. Die Geſellſchaft war ſtill und ſchweigſam; denn beim einbrechenden Zwielicht wagt kein Tibetaner auf dem Gebirge laut zu reden, weil um dieſe Zeit die Berggeiſter, die finſteren Dewta's, zu ſchwärmen beginnen und den Reiſenden durch Irrwege und ſchwarze Wolken necken und erſchrecken. Ein zu lautes Wort macht, daß ſich die ſchweren, hängenden Wolken ſogleich entladen und Regengüſſe auf die unvorſichtigen Schwätzer herabgießen.

Man war ſo glücklich, bald auf ein Dorf, wo man übernachten konnte, zu treffen. Es klebte dicht am Abhange einer rieſenhaften Felswand, hatte aber die Ausſicht auf ein geräumiges Thal, das nur durch zwei ſich gegenüberſtehende Pforten zugänglich war. Die Häuſer lagen in ziemlicher Entfernung von einander und waren nur dürftig aus Holzſtämmen aufgeführt. Die tibetaniſche Bauart, ſo verſchieden auch die Materialien und die innere Ausſtattung ſein mögen, iſt überall dieſelbe. Die Häuſer ſtehen auf einigen hölzernen, in den Boden eingerammten Pfählen, die noch hoch über das erſte Stockwerk hinausragen, ſo daß jene erſt im zweiten bewohnbar ſind. Der untere Raum dient zum Aufbewahren der Früchte, der Geräthſchaften, zur Stallung des Viehes, und in den oberen begiebt man ſich vermittelſt einer Leiter, die von Außen hinaufführt.

Die Gaſtfreundſchaft der Gebirgsbewohner ließ bald eine Herberge finden. Die ermüdeten Roſſe wurden von ihrer Laſt befreit, gefüttert und in das untere Stockwerk eines ſolchen, von uns beſchriebenen Hauſes geführt, wo man ſie ſorgfältig in Decken einhüllte, um ſie vor der empfindlichen Nachtkälte zu ſchützen. Die Diener verſchmähten nicht, dieſelbe Stelle einzunehmen, und die Brüder des Herrn hatten Luſt, im oberen Raume ihrem Beiſpiele zu folgen. Nur Hali-Jong, Speiſe und Trank zurückweiſend, zog vor, noch auf dem grünen Platze vor der Herberge ſich nieder zu laſſen. Schon ſeit vielen Nächten war ſeinem Auge der Schlaf geflohen, nur ſeiner Gylluspa gelang es zuweilen, ihm durch ihre Lieder und die Töne, welche ſie kunſtfertig der Guitarre, einem in Tibet eben ſo bekannten Inſtrumente wie das Fla-

geolet, zu entzaubern mußte, die Ruhe zu verſchaffen, deren er ſo ſehr bedürftig war. Sie ſetzte ſich neben ihn auf einen ausgebreiteten Teppich, und wie die übrigen Väter vernahmen, daß ſie die zarten Saiten ihres Inſtrumentes anſchlug, da banden ſie ihre ſchon im Sinken begriffenen Kleider wieder feſt und eilten auf den grünen, vom Mondſchein beleuchteten Plan in ihres Kindes holdſelige Nähe.

„Wie fühle ich die Allgegenwart Gottes,“ ſagte Hali-Jong, nachdem Gyllusþa den erſten Geſang beendet hatte; „iſt es nicht, als zeigten alle dieſe wilden, großen Felſen aus tauſend Ritzen unzählige Naſen, dies ſymboliſche Organ, woran ich mich ſo frevelhaft verſündigt haben ſoll? Meine Leiden machen mich zum Viſionär; und dennoch muß ich, was Andere als eine himmliſche Offenbarung ſchätzen würden, eine Pein nennen, die mich mit Schrecken verfolgt. Dem Unglücklichen, der das Rechte verfehlte, wird es jetzt in unzähligen Modellen geboten, ſo daß es mir den Schweiß der Angſt austreibt. Dieſer Baum, jene Wolke, dort der Stein, Du mein Bruder, und Du, und Du Gyllusþa, ja die Taſtatur Deiner Guitarre, Alles rinnt mir in jene Geſtalt zuſammen, gegen die ich ſo unſelig verſtieß. Alles iſt mir Naſe. Welcher Fakir würde dieſe Viſion nicht für einen gotterleuchteten Zuſtand, für ein Schauen in das Jenſeits halten und deshalb kanoniſirt werden? Ich, der ich nun auch die Geiſterwelt in die unſere hereinragen ſehe, darf nur darauf rechnen, deshalb verdammt zu werden! Ach, meine Brüder, das iſt der Zuſtand der Unſeligen im Jenſeits, daß ſie die Unſterblichkeit haben und nur Ekel an ihr empfinden werden.“

Die Brüder ehrten um ſo mehr den Schmerz Hali-Jong's durch Stillſchweigen, als er ſich wider ſeine Gewohnheit das Zugeſtändniß ſeiner Schuld hatte entſchlüpfen laſſen. Gyllusþa ſchlug wieder die Guitarre an und ſang ein Lied von Narrain, dem tibetaniſchen Kriſna und Apollo, und ſeiner Liebe zu den Huli's, den ſchönſten Mädchen des Paradieſes.

Eine Veränderung der Scene unterbrach dieſen Geſang, dem die Männer mit aufmerkſamer Wonne gelauſcht hatten. Aus dem Gebirgspaſſe, der dem von den Reiſenden betrete-

nen gegenüber lag, brachen plötzlich einzelne verworrene Laute, die allmälig immer stärker wurden. Es war ein Getöse wie von metallenen Instrumenten, die von Trommeln und rufenden Menschenstimmen begleitet waren. Lichtstrahlen fielen durch die dunkle Oeffnung des Thales und ein voransteigender dichter Rauch kündigte einen nächtlichen Fackelzug an. In tumultuarischem Anlauf brach eine dunkle Horde von Menschen in das Thal, in wildem Aufzuge einzelne verrückte Ausrufe ausstoßend und sie mit den lärmenden kupfernen Kesselpauken begleitend. Diese Menschen erschienen zum Theil nackt, zum Theil mit langen Röcken begleitet, um welche endlose Stricke gebunden waren. Mit den unbefestigten Enden dieser Stricke geißelten sie sich selbst und untereinander mit einer barbarischen Wuth, deren Grund man in den Vergehungen suchen muß, die sie auf diesem Wege büßen wollten. Je beispielloser und blutrünstiger diese Liebkosungen waren, desto tiefer, empfundener die Reue. Wenn man weiß, daß es für entnervte Körper eine Wollust ist, geschlagen zu werden, so wird man sich das Vergnügen erklären können, das die Gesellschaft über ihre schlagenden Unterhaltungen zu empfinden schien. Auf diese Weise durchstreifen die Sunnassers oder Fakirs die Gebirge, welche Indien und Tibet verbinden; die seltene Genügsamkeit, die sie sich auferlegen müssen, macht, daß ihre tumultuarischen Züge nicht denen der Heuschrecken gleichen, die ihre Richtungen nur mit Verwüstung bezeichnen. Im höheren Tibet werden diese Karavanen seltener, weil sie mit unüberwindlichen Schwierigkeiten des Orts verbunden sind und aus einer nur schwachen Bevölkerung sich nicht so vervollständigen können, wie im bevölkerten Süden. Sie stehen aber überall im Geruch der Heiligkeit und werden von den Gläubigen beneidet, denen das Geschick nicht vergönnte, die heiligsten Wallfahrtsorte zu besuchen. Welcher Sunnassier hätte sich auch nicht in den Fluthen des Ganges gebadet? Dies war eine Weihe, die einer Verjüngung zur Unsterblichkeit gleichkam.

Hali-Jong und seine Brüder waren bei der ersten Annäherung der wilden Heiligen aufgestanden und hatten sich, Gyl-lusspa in ihre Mitte schließend, in eine demüthige Stellung

begehen. Die Pilgrime schienen im Thale rasten zu wollen, würden aber ihr Gelübde frevelhaft überschritten haben, hätten sie sich zur Ruhe niedergelegt. Eine lange Gewöhnung gab ihnen die Fähigkeit, auch stehend zu schlafen, wozu sie sich jedoch, obschon der Mond im Zenith stand, noch nicht anschickten. Alle Bewohner des Dorfes hatte die Ankunft der heiligen Männer aufgeweckt, sie stiegen aus ihren Hütten herunter und warfen sich nieder, den Segen der Pilgrime erflehend. Diese selbst bildeten einen Kreis und begannen unter der magischen Fackelbeleuchtung, in ihrem abenteuerlichen Aufzuge, einen geheimnißvollen, wilden und für uns unerhörbaren Tanz, dessen Mystik die eleusinische noch zu übertreffen schien. Aber Hali-Jong verstand vortrefflich, daß sie nichts als die Menschwerdung Cali's vorstellten: eine Scene, die der Götzenbildner oft in Kupfer ausgeführt und sein Bruder Heli-Jong mit blauer und rother Farbe überstrichen hatte.

Jetzt öffnete sich der Kreis der Bäßer und eine Veränderung trat ein, die ohne Zweifel das Finale dieser asiatischen Moralität vorstellen sollte. Eine halbnackte, jugendliche, kräftige Gestalt stürzte aus dem Zirkel heraus, blieb plötzlich stehen, warf sich wieder zurück, drehte sich im Kreise, und in demselben Augenblick zog sie Bogenwindungen, als wäre sie Peripherie und Centrum zu gleicher Zeit. Dabei klirrten unzählige Schellen und Glöckchen, die auf langen ledernen Bändern befestigt waren und den Leib umgürteten. Eine Krone von Federn saß auf dem Haupte und schien die wanderbare Schnelligkeit dieser verzückten Bewegungen zu beflügeln. Die Augen leuchteten in einer Verklärung, die der Erde entrückt schien. Die kleinsten Theile am Körper, die Fingerspitzen, die Fußzehen waren wie von einer elektrischen Bewegung ergriffen. Alles regte sich an dem Tänzer, und die versammelten Tibetaner fühlten den Zauber nach, der in seinen phantastischen Wendungen waltete. Sie verstanden diese gestreckten Lagen, wo sich Arm, Rumpf und Fuß zu einer einzigen geraden Linie vereinigten — die plötzliche Verschränkung dieser Gliedmaßen, die so schnell vor sich ging, daß man sie auf einen Augenblick aus dem Gesichte verlor

— dieſe Umarmungen eines Gegenſtandes, die zuletzt Niemand war als der Tanzende ſelbſt — dieſe wunderbaren Touren, die im pfeilſchnellen Fluge nach allen Seiten und nach allen faſt zu gleicher Zeit hingezeichnet wurden. Und als dieſer erleuchtete Seher in den Kreis der Uebrigen wieder zurückflog und derſelbe unter lautem Geſchrei, Fackelſchwingen und Lärmen auf den großen Paukenkeſſeln geſchloſſen wurde, da warf ſich Alles neunmal auf die Erde und erhob eine Anbetung, daß vor Inbrunſt die Berge widerhallten.

Wie der Schall einer Glocke allmälig in äußere Luftſchwingungen verhallt, ſo nahm auch der ungeheure Ausdruck der religiöſen Begeiſterung in einem immer ſchwächeren Ton ab, bis nach und nach ein leiſes Murmeln eintrat und zuletzt eine feierliche Stille, die um ſo mehr gegen das Vorangegangene abſtach, als auch die Fackeln verlöſchten und die Mondſtrahlen ſich hinter einer Bergſpitze ſammelten. Die Dunkelheit verbirgt das merkwürdige Schauſpiel einer im Stehen ſchlafenden Menge. Die Dorfbewohner ſtiegen in ihre Häuſer, und Hali-Jong nebſt ſeinen Brüdern, heftig ergriffen von dieſen wunderbaren Scenen, folgte ihnen, voll Seligkeit, heute gleichſam in den Vorzimmern der Götterſäle zu ruhen.

Zweites Kapitel.

Der Schamane.

Wer nicht ſeine Gedanken in die Ferne trägt,
hat den Raum in der Nähe.
Chung-Tze. Chi.

Gyllnspa's Reize umſchloß ein kleines Zimmer, das durch mehrere Vorhänge vom Lager ihrer Väter geſchieden war. Wir können jetzt zum erſten Mal einem Weſen unſere ungetheilte Aufmerkſamkeit ſchenken, dem wir im Verlauf dieſer Erzählung noch oft und immer im Vordergrunde

begegnen werden. Könnten wir eine schönere Stunde als die der Nacht dazu wählen, um die Schönheit dieses Zöglings der asiatischen Alpen, ihre Gefühle, ihre Träume und ihre Hoffnungen zu belauschen?

Tibet ist das Land der Frauen-Emancipation. Hat der berühmte Orientalist St. Martin die Religion dieses Volkes als eine überraschende Annäherung an den Katholicismus empfohlen, so wundert es mich, daß die St. Simonisten diesen Staat noch nicht citirt haben, um einige ihrer, die Weiber betreffenden, Lehren zu erläutern. In Tibet hört die Bevormundung auf, welche die Männer fast überall über die Frauen ausüben. Die prüde Sittenrichterei über den Wandel einer Unverehelichten ist hier unbekannt; man gewährt sich unter einander Freiheiten, die man sich selbst nimmt, und verlangt vom Weibe erst dann Enthaltsamkeit und Beschränkung, wenn sie in eine Familie als Gattin eingeführt ist — eine Ceremonie, die übrigens in den einfachsten factischen Formalitäten, ohne alle Herbeiziehung priesterlicher Symbolik, besteht. Das abenteuerliche Institut der Vielmännerei kommt allen Verirrungen entgegen, macht sie nicht nur unschädlich, sondern benimmt auch den ehelichen Verbrechen jeden Reiz, der immer im Verbote liegen wird. Allerdings sinkt dadurch die Liebe auf die niedere Stufe der Alltäglichkeit herab; aber erwägt man auf der einen Seite, daß einem Priesterstaate nichts willkommener sein kann, als die Erstickung der Leidenschaften, die eine Uebertretung des gesetzlichen Cölibats herbeiführen, und auf der andern Seite, daß die Liebe an der Hand einer unerklärlichen Macht, der gegenseitigen Achtung und der Gewöhnung geht und niemals ausbleiben wird, wo noch zwei Herzen in einem Freundschaftsbunde ihren Himmel sehen: so läßt sich nicht zweifeln, daß auch in Tibet der süße Quälgeist der Herzen seine Wunden schlägt, seine Siege und Triumphe feiert. Sollten denn die Frauen aufhören, warm und zärtlich zu lieben, wenn ihnen die Wahl unter den Männern erleichtert wird? Sollten sie gegen die Treue gleichgültig werden, wenn sich an die Untreue keine Strafen, nicht einmal mehr die Verachtung knüpfen?

Gylluspa war in der ganzen Freiheit und Unabhängigkeit einer National-Tibetanerin erzogen worden. Der frühe Tod ihrer Mutter gab ihr die Zügel ihres eigenen Wollens und Wünschens in die Hand; und doch konnte sie zum Muster dienen, daß die Freiheit nicht immer mit dem Mißbrauch derselben verbunden ist. Die Liebe und Sorgfalt, womit sich während der ganzen Zeit ihres jungen Lebens vier Väter befleißigten sie zu überschütten, gewöhnte sie früh daran, alle Dinge mit einem eigenen Gefühl von Hingebung und Zärtlichkeit zu betrachten. Die Eindrücke, die sie selbst empfangen, war sie auch nur im Stande Anderen wiederzugeben. Sie gewöhnte sich bald an die Tugenden, die sonst nur im Gefolge einer berechnenden Ueberlegung oder einer ernsten Erfahrung einzutreten pflegen.

Zu diesen Vorzügen des Charakters gesellten sich die Vollkommenheiten einer ausgezeichneten Erziehung. Wer hätte in Klein-Tibet so kunstvolle Charaktere auf Seidenpapier zeichnen können, als des Götzenfabrikanten Hali-Jong geschmackvolle Tochter? In seine Baumrinde verstand Gylluspa mit einem silbernen Stifte die artigsten Gemälde von Vögeln, Blumen, Göttern zu ritzen; sie malte mit einem dreihärigen Pinsel auf geglättetes Holz und hatte viele Bilder, die in den fernsten Gegenden als vom Himmel gefallen angebetet wurden, mit ihrer seltenen Kunstfertigkeit geziert. Was soll ich von dem Scharfsinne ihres Geistes, von der Feinheit ihrer Rede sagen? Sie wußte die Sagen der Götter schon in ihrem zehnten Jahre zu erzählen, in ihrem zwölften zu besingen, in ihrem vierzehnten war sie Meister in der Fertigkeit, die alten Dichtungen eben so geläufig von hinten herzusagen, als sie es schon vor vier Jahren von vorne konnte. Auch die Gabe der Verse fehlte diesem seltenen Kranze von Tugenden nicht. Sie wußte mit dem Sloka, den die tibetanische Poesie aus Hindostan adoptirt hatte, so vortrefflich umzuspringen, als nur je Valmiki oder der bayerische Lieutenant Graf Platen. Ihre Bilder ließen an Präcision nichts zu wünschen übrig. Den Muth verglich sie mit einem großen wilden Hunde, die Nachgiebigkeit mit der biegsamen Pflanze Pia, den Anlauf des Kampfes mit der Angst der Geburts-

wehen und die Stärke mit dem Felsen Fatanfatau. Wenn das Laub von den Aesten fiel und das große Herbstfest Mullaum eintrat, dann ſang man in Paro nach den althergebrachten heiligen Weiheliedern ſtets die Dichtungen, die aus Gylluspa's kunſtreicher Rohrfeder gefloſſen waren. Nie iſt der Kampf des Durga mit Sumnu Sum, dem Haupte der Racuſſes, ſchöner beſchrieben worden, als von ihr.

Was iſt aber alles dies gegen den Zauber ihrer äußeren Erſcheinung, wenn die Jünglinge aus der Hauptſtadt Taſſiſſudon kamen und die Männer von Paro beneideten, daß ſie in dem ewigen Anſchauen einer ſolchen Schönheit leben konnten? Gylluspa beſaß die Körperreize, die für den Mittel-Aſiaten ſo unwiderſtehlich ſind. Das dunkle ſchwarze Haar in zwei mächtige Zöpfe geflochten, die tief herabhängend am unteren Ende mit Korallenſchmuck, Türkiſen, Seemuſcheln geziert ſind. Oben verband ſie ein ſcharlachrothes Tuch, das geſchmackvoll auf dem ſchönen Kopfe befeſtigt war. Für die Augen einer Tibetanerin fehlt es den Europäern vielleicht an Empfänglichkeit, aber die künſtliche Richtung, die ihnen früh nach dem Ohre zu gegeben wird, macht auf den Eingeborenen einen um ſo ſtärkeren Eindruck, je kürzer die Entfernung zwiſchen dem Augenwinkel und der Ohrtrommel iſt. Vielleicht liegt in dieſer Annäherung die ſymboliſche Lehre, daß namentlich die Frauen auf nichts hören und ſchwören ſollen, was ſie nicht auch zu gleicher Zeit mit ihren Augen wahrnehmen.

Im allem Uebrigen entſprach Gylluspa den Anforderungen, die der verwöhnteſte Europäer an eine Grazie machen darf. Regelmäßig gezeichnete ſtarke Augenbrauen, lange Wimpern über den Sternen, blendende Zähne, ein ſchlanker, unmerklich mit dem Nacken ſich verſchmelzender Hals, ein hoher Wuchs und ein Fuß, der ſich von der in Tibet einreißenden chineſiſchen Mode des mumienartigen Verkümmerns deſſelben frei erhalten hatte. Würde man das Bild der jetzt auf einem Löwenfelle hingeſtreckten Nymphe gezeichnet haben, ſo durfte der Künſtler hinter den Vorhängen die verſteckten Amoretten nicht vergeſſen, die ſich an dem Anblick dieſer For-

men, an dem leisen, schwellenden Athmen des hingegossenen Körpers wonnetrunken weideten.

Ungeachtet Gylluspa nach der beschwerlichen Reise und dem ungewohnten Ritte der Ruhe bedürftig war, so umschlangen sie doch die Arme des Traumgottes nicht so fest, daß sie schon hätte einschlafen können. Gaukelnde Bilder zogen an ihrer Seele vorüber und verscheuchten die Genien, die auf ihren Augenlidern ruhen wollten. Die Erscheinung der Sunneassers und der Tanz des jungen Schamanen hatten den lebhaftesten Eindruck auf sie gemacht und in ihr Erinnerungen geweckt, an die sich eine lange Kette von Klagen und Seufzern schloß. Sie richtete sich von ihrer Decke auf, und das Haupt in ihre Hand legend, sann sie den Zufällen nach, die ihr junges Leben betroffen und die schönsten Hoffnungen desselben zerstört hatten. Dieser Tänzer ließ sie wieder einen Augenblick in das Paradies blicken, das sie auf ewig für sich geschlossen glaubte; sein leidenschaftliches Auge, seine kräftige Gestalt, die finstere Stirn, das Meisterstück seiner bewunderten Kunst erinnerten sie lebhaft an frühere verschwundene Tage, wo sie eben diesen Schamanen in der Nähe eines ihr Theuern und nach seinem Verlust Unersetzlichen gesehen hatte. Und täuschte sie sich, so ließ sich die Geschichte der Vergangenheit, die in der stillen Einsamkeit der Nacht an ihr vorüberzog, nun nicht mehr dämmen, sondern eine Erinnerung erzeugte die andere; immer neue Hüllen sprangen ab und zeigten neue, die sich wieder zu anderen Betrachtungen lösten und zuletzt ein schwaches, verwundetes, gepeinigtes Herz zurückließen.

Endlich legte sich auf Gylluspa's brennende Augen ein dämmernder, halbwacher Traum, aus welchem sie zuweilen durch die tiefen Seufzer ihres Vaters, die aus dem dritten Zimmer bis zu ihr hinüber drangen, geweckt wurde. Sie träumte von den Tagen ihrer ersten Jugend, die sie mehr auf dem hohen Schlosse von Dukka Jeung verlebt hatte, als in den geräuschvollen Werkstätten Hali-Jong's. Sie träumte von den kindischen Spielen, die sie mit Maha Guru und seinen Brüdern getrieben, von den tausend Belustigungen, die sie als Kinder entzückten, und die erst dann aufhörten, als Maha

Dramatiſche Werke

von

Karl Gutzkow.

Guru nicht mehr in die Lieder einſtimmen konnte, weil ſeine Stimme männlicher wurde und in der Uebergangsperiode nur rauhe, unmelodiſche Töne von ſich gab. Ihr Herz pochte ſtärker, als ſie der einſamen Wanderungen in den Eichen- und Buchenwäldern um Dukka Jeung gedachte und der trauten Geſpräche, der Ahnungen einer künftigen heißen Lieben ſchaft; wie ſie oft Maha Guru's zweiter Bruder überraſchte, wenn ſich das zärtliche Paar an einen einſamen Ort begeben hatte, um ſich von den Göttern, von den Thieren, den Pflanzen, Steinen, von der Seele, den Gefühlen des Herzens zu unterhalten. Wohin war Maha Guru jetzt, der geliebte Lehrmeiſter, gerathen? Wohin ſeine Brüder? Sollte ſich Gylluspa nicht getäuſcht haben, wenn ſie in dem jungen Schamanen eine Aehnlichkeit mit dem älteren Bruder des Geliebten finden wollte?

Dieſe Fragen konnte ſie ſich nur wachend aufwerfen, denn Hali-Jong hatte einen ſo unruhigen Schlaf, daß er ſich wälzte und ſtreckte und zuweilen im Traume laut ſprach. Ihre Phantaſie führte ihr dann neue und doch immer wieder die alten Bilder vor. Sie träumte in der großen Götzenhalle von Dukka Jeung zu ſein, wo ſie mit Maha Guru vor das Bild des Dewta Tſchugtſchu die heilige Lotospflanze ſtellte, die jener im Teiche gebrochen; wie ſie ſich niederwarf; wie es ihr dann däuchte, als ſei Maha Guru an die Stelle des Dewta Tſchugtſchu getreten und werde von ihr an ſeinen glänzenden Füßen mit andächtigſter liebeſeligſter Hingebung geküßt. Es rauſchte der Vorhang, der vor dem Fenſter hing und der Halle ihr geheimnißvolles Dunkel gab, auf; ſie wandte ſich im Traume und erblickte den Schamanen, wie dieſer das Gewebe zurückbog und durch die Oeffnung ſtieg, um den Götzen umzuſtürzen; da rief Hali-Jong ſeufzend: „Um zwei Linien verfehlter Proportion den Feuertod!“ Sie erwachte. Sie hatte mit offenem Auge geträumt; denn bis auf Maha Guru, den Götzen Tſchugtſchu und die Lotospflanze hatte ihr die Phantaſie nur Wirkliches gezeigt. In der That, an dem Vorhange des Fenſters zeigte ſich das dunkle Antlitz des Schamanen.

Ein Mädchen, im Schlafe von einem Manne überraſcht,

wird immer zusammenschrecken, sie mag am Orinoko, an der Spree, an der Hudsonsbai oder auf den Voralpen des Himalaya geboren sein. Aber das Indecente eines solchen Besuchs kann man nur in Tibet so rasch vergessen. Der Fremde blieb dies nicht länger für Gylluspa. Als er ihr zugerufen hatte: „Fürchte Dich nicht, Taube von Paro!“ und der Mond seine Strahlen auf das blasse, ernste Antlitz des Besuchers fallen ließ, da erkannte sie die Wahrheit ihrer Vermuthungen, folgte ungesäumt der Aufforderung des Schamanen, in die Mondnacht hinauszusteigen, und sprang, freudig über dies unverhoffte Wiederfinden, von ihrem Löwenfelle auf. Einen langen persischen Shawl um ihre schönen Glieder werfend, stieg sie mit Hülfe ihres Begleiters die Leiter hinab.

Der Schaman hatte seine abenteuerliche Tracht abgelegt und sich in einen weiten dunkelrothen Mantel gehüllt. Wie ernst auch seine Züge blieben, so war doch die Freude des Wiedersehens in ihnen unverkennbar. Er schloß Gylluspa in seine Arme und hörte lange nicht, daß sie ihn schon mit tausend Fragen bestürmt hatte, die auf nichts zurückkamen, als auf seinen jüngeren Bruder Maha Guru. Der Bruder wich diesen Fragen aus, vertröstete sie auf baldigen Bescheid und sagte: „Soll ich von Hoffnungen früher sprechen, Gylluspa, als von dem Wesen, das Hoffnungen noch hegen kann? Was erwartest Du in Lassa? Was wird Dein Vater zu seiner Vertheidigung thun können?“

Gylluspa blickte den Schamanen betroffen an. „Du zweifelst an dem glücklichen Erfolge dieser Reise?“ sagte sie. „Du warst in Lassa, man kann das Verbrechen meines Vaters nicht größer machen, als es ist, und die Strafe nur im Verhältniß zur Geringfügigkeit seiner Schuld verhängen.“

„Du hältst Deine Wünsche für die gewissesten Erfolge,“ war die wenig beruhigende Antwort. „Die Feinde Deines Vaters werden mächtig sein, aber vielleicht nur dann, wenn ihn seine Freunde auf einen Moment aus dem Auge verlieren.“

„Was Feinde? Was Freunde?“ entgegnete ungläubig Gylluspa; „es ist der Vorwurf seines Verbrechens selbst, der ihn schützen muß. Die erleuchtete Weisheit der Hohen-

prieſter von Laſſa wird den Knaben nicht verdammen, wenn ihm ſein Ball in einer andern Richtung fliegt, als die er beabſichtigte."

„Dieſe Weisheit, meine kluge Freundin, iſt dem Knaben um ſo gefährlicher, je erleuchteter ſie iſt." Doch ſetzte der Zweifler hinzu: „Ich will Deine Beſorgniſſe nicht vermehren, weil in Einem Falle nichts zu fürchten iſt. Denn ſo lange noch der Regent, der die Stelle des Dalai Lama bis zu ſeinem Wiedererſcheinen im Fleiſche vertritt, unter den Lebenden iſt, läßt ſich nur eine billige Gerechtigkeit erwarten. Dieſen Fall wird das gütige Schickſal binnen einem Monate noch nicht aufheben. Und kommt er wieder, der Herr der Welten, und würdigt die Völker, ihre Geſtalt anzunehmen —"

Der Schaman beendigte dieſen Perioden nicht, ſondern beſchloß ihn mit einem leiſen, faſt ſpöttiſchen Lächeln. Gylluspa konnte in dieſer ſonderbaren Miene nur eine Beruhigung finden; denn mußte ſie nicht ſchließen, daß Niemand die böſen Gedanken von den unſchuldigen beſſer zu trennen wüßte, als der Gott, welcher den Schlüſſel zu allen Herzen hat? Sie ging einen Augenblick ſchweigend neben ihrem Begleiter, um die Frage nach dem Schickſal ſeines Bruders nicht zu raſch an das ihres Vaters zu reihen; aber der Schaman erleichterte ihr den Uebergang. Sie ſtanden hinter den Gärten des Dorfes, die von blühenden Himbeerhecken eingefriedigt waren und einen würzigen Duft in die ſtille, nächtliche Gegend, die in dieſem Thale und unter der Beleuchtung des Mondes den wilden, ſchroffen Charakter gänzlich verloren hatte, ausgoſſen.

Der Schaman zog Gylluspa an ſeine Bruſt, küßte die nicht Widerſtrebende — liebte ſie doch ſeinen Bruder — und begann ſein Loos zu beklagen, das ihn und die Brüder von Dukka Jeung entfernt und in eine von der alten Einſamkeit ſo verſchiedene Laufbahn geworfen hatte. „Dennoch, Gylluspa," fuhr er fort, „haben wir Dich nie aus den Augen verloren. Ich war oft in Deiner Nähe und belauſchte Dich in den Beſchäftigungen, die an die Stelle unſerer früheren Spiele getreten waren. Ich ſuchte die Orte auf, die durch Deine Fußtapfen geheiligt waren, und brachte Kräuter, Grä-

ser, Blumen zu den Brüdern zurück, die, wenn sie welk waren, von Maha Guru's Thränen wieder erfrischt wurden." — „Aber warum verbergt Ihr Euch? Warum verlieret Ihr plötzlich Dukka Jeung? Warum kehrte Maha Guru nicht wieder zurück?" fragte das reizende Mädchen. — „Mein Bruder? Er kann in den irdischen Wohnungen nicht mehr wechseln, weil er sie alle verlassen hat." — „Er ist todt?" schrie Gylluspa. — „Er lebt und ist doch gestorben! Erst dann wird er sterben, wenn er zu leben wieder anfangen wird." — „Du sprichst in Räthseln, die ich nicht lösen kann." — „Wer, meine Gylluspa, hat je die Windungen der Räthsel verfolgen können, die sich auf dem Simnu, dem Götterberge, angelegt haben? Maha Guru ist das Räthsel der Welt, Niemandem verständlich, als ihm. Du fragst, wo Du ihn findest? Ich hab' ihn in meine Arme geschlossen, ihn mit meinen Liebkosungen bedeckt; und lagen dann Hunderte von Felsenspitzen zwischen mir und seinem Nachtlager, da ich ihn in der Frühe gesehen, so hatt' ich ihn noch immer in meiner Nähe. Die duftige Staude an der Felswand, was ist sie? Ein süßer Hauch seines Mundes! Die sprudelnde Quelle, die sich durch die Steinritze drängt, was trink' ich an ihr? Das Athmen seines göttlichen, seligen Lebens! Der Vogel in der Luft, der Mond am Himmel, die Tag- und Nachtgleiche, und — ein Stück wollenes Zeug, was hab' ich daran? Alles, was da ist und sein wird, sagt: Ich bin Maha Guru! Und ich bin der Zwillingsbruder aller Dinge. Gylluspa, Deine Augen, Deine Wangen, Dein dunkles Haar — sie sind nicht Dein, sie sind Maha Guru's, Du selbst bist sein Ebenbild, das ich anbetete. Der Bruder sinkt vor dem Bruder in den Staub. O großer König, gieb mir Deine Liebe!"

Gylluspa erschrak von dieser wie wahnsinnigen Rede und wehrte den Schamanen ab, der vor ihr niedergefallen war und den äußersten Saum ihres Shawls berührte, als gält' es den Pantoffel des Papstes zu küssen. Sie flehte und beschwor ihn, sich zu sammeln und seines enthusiastischen Irrthums inne zu werden. Der Niedergesunkene erhob sich, seine Feierlichkeit war verschwunden und er sagte: „Freundin, das ist das Räthsel Maha Guru's, das Du selbst für un-

auflöslich erkennen wirst. Ziehe in Frieden mit Deinen Vätern gen Lassa! Sind Hali-Jong's Götzenbilder in der Form, die er ihnen eigenmächtig gegeben hat, göttlicher Kraft und Gewalt, so werden sie den Meister, der sie geschaffen hat, in ihren Schutz nehmen und sich damit selbst den Stempel ihres göttlichen, unantastbaren Rechtes aufdrücken. Sei unbekümmert um die Zukunft Deines Vaters und um die Deinige, selbst dann, wenn die Priesterschaft für ihren Wahnsinn ein Opfer haben will! Maha Guru? Du wirst ihn wieder finden. Die Strahlen einer großen Sonne werden in Lassa Dein Auge blenden."

Gylluspa weinte, denn sie war unfähig, aus allen diesen verworrenen Aeußerungen, hinter denen eine unleugbare Wahrheit verborgen liegen mußte, einen Schluß zu ziehen, der ihr verständlich gewesen wäre. Ihr Scharfblick, der sich in so vielen Fällen bewährt und ihr den Ruf einer Turandot verschafft hatte, scheiterte an der Rede und dem seltsamen Benehmen des Schamanen. Dieser geleitete sie wieder zur Leiter, die in ihre Kammer führte, zurück, brach eine Lilie, die am Wege stand, und vertieft sie mit den geheimnißvollen Worten: „Ich habe nur einen Staubfaden aus dem Kelche dieser Blume gerissen. Besenchte sie mit dem frischesten Thau, und dennoch wird sie morgen todt und welk in Deiner Hand liegen."

In dieser Art von Räthseln war Gylluspa erfahrener, sie beschloß darüber nachzudenken, während bald der festeste Schlaf ihrer Erschöpfung zu Hülfe kam. Der Schamane war unter die fest aufgepflanzte, schnarchende Horde der Sunneassers zurückgekehrt; er allein durfte sich zu Boden legen, weil er weder Geistlicher, noch Büßender war.

Endlich brach der Morgen an, von welchem Hali-Jong wol wußte, daß mit ihm der jüngste Tag seiner Freiheit gekommen war. Mit dem Abend dieses Tages zog man in Lassa ein, und über Nacht schon konnte das peinliche Verfahren der tibetanischen Inquisition seinen Anfang nehmen. Er ließ Alles um sich geschehen. Sonst gewohnt, nichts unbeachtet zu lassen, jeden Sattelgurt zu prüfen, an jeder Arbeitsverrichtung seiner Diener etwas zu tadeln, hier etwas höher,

dort etwas tiefer geſchnallt, hier etwas offen, dort etwas bedeckt zu wünſchen, ſah er heute in die Welt, die ihn verrathen hatte, mit gläſernen, matten Augen. Er bemerkte Alles und bemerkte Nichts. Er ließ minutenlang ſein Auge auf Gylluspa ruhen und hätte mit derſelben Zärtlichkeit den Schweif ſeines Pferdes anblicken können; denn er unterſchied nichts mehr. Die Dinge hatten ihre Umriſſe, die Umriſſe ihre Farbe verloren; er war von einem grauen Nebel umhüllt und ſank wie in ſeine eigene Ohnmacht dahin. Die Brüder mußten ihn auf den Sattel ſetzen, die Reitgerte in ſeine Hand legen und, um dem Pferde das Zeichen des Abmarſches zu geben, ihm ſogar ihren Mund leihen.

Die Polizei iſt nicht immer eine nothwendige Folge des Deſpotismus. Wo die Völker für Feſſeln, die ſie tragen, kein Gefühl, keinen Zorn haben, da bedarf es ja keiner Zwangsmittel, keiner Trabanten, die den Leib des Herrſchers und den Geiſt ſeiner Geſetze bewachen. In Europa lodert die Freiheitsluft am hellſten, und wir beſitzen die organiſirteſte Polizei; die türkiſche ſteht ſchon auf einer niedrern Stufe, weil ſie weniger zu thun hat; die tibetaniſche —? Dieſe exiſtirt nicht, obſchon der Deſpotismus der dortigen Hierarchie für europäiſches Freiheitsgefühl unerträglich wäre. Wir ſehen da einen Verbrecher in ruhiger Ergebung und Erwartung einer Leibes- und Lebens-Strafe nach dem Orte ſeiner Verurtheilung pilgern, ohne vorgeſchriebene Reiſeroute, ohne Ablieferung an die Behörden, ohne Commiſſäre, Gensdarmen und requirirte Bauerwagen. Der Gedanke einer Flucht kann in einem tibetaniſchen Verbrecherkopfe gar nicht entſtehen, weil die Hand Gottes, d. h. Prieſterſchaft, überall zugegen iſt, weil ſein Dalai Lama über dreißig Millionen Königreiche der Erde herrſcht und die Geographie hierzuland eine noch unbekannte Wiſſenſchaft iſt. Man hat geſagt: verbreitet die Aufklärung, und die Gerechtigkeit wird leichter verwaltet werden. Jetzt lernen wir, daß nichts ſo ſehr zur Vereinfachung der Polizeipflege dient, als die Beſchränkung des Unterrichts. Wer von Hamburg und den Dampfbooten nichts weiß, wird nicht Extrapoſt nehmen, um ſich dorthin mit unterſchlagenen Geldern aus dem Staube zu machen. Ich predige ſo loyale

Lehren, daß ich mit Vergnügen sehe, wie sich die Polizei-Präsidenten beeilen werden, auf meine künftigen Schriften zu pränumeriren.

Hali-Jong's Stumpfheit rächte sich. Die Tanguns-Pferde mit ihrem starken Halse, kleinen Füßen und kurzem Leibe sind zu kühn, als daß sie einer schläfrigen Hand gehorchten. Sein Roß bäumte sich, warf sich auf die Seite und lief dann mit einer Heftigkeit auf dem gefährlichen Pfade weiter, daß sich jeden Augenblick ein Sturz in die Tiefe besorgen ließ. Sein Reiter verlor den Zügel, seinen spitzen Hut, seine Stellung; er lag mit dem Rücken auf dem wilden Thiere, das die Zurufe und der Lärm der Nachfolgenden nur noch heftiger anspornten. An sich war es komisch, wie der arme ungeschickte Reiter die erste Widerspenstigkeit zu zügeln versuchte, dann sich verloren gab, die Beine in die Luft streckte, die kläglichsten Schreie ausstieß, sich mit den Händen rückwärts am Schweif des Thieres zu halten suchte und endlich, um seine Anstrengungen zu krönen, zur Erde fiel. Man lacht aber nicht so leicht in Ländern, wo man den Humor nicht kennt. Auch wurde die Sache gefährlich. Glücklicherweise geschah die Trennung von dem wilden Pferde früher, ehe es in die Tiefe stürzte und zerschmettert den Abgrund erreichte. Der bleiche, zitternde Hali-Jong blickte seine nachgeeilten Gefährten mit bewußtloser Miene an; auf der Grenze zwischen Tod und Leben befindlich, setzte ihn jede Gefahr in Zweifel, ob er dem einen noch angehöre oder dem andern schon verfallen sei. Nur die Bemühungen seiner Brüder, der Anblick des zerschmetterten Pferdes, die Zurichtung eines neuen, gaben ihm die verlorene Besinnung wieder. Er faßte diesmal die Zügel fester und begann einige Worte von sich hören zu lassen, womit er seine besorgte Familie über Alles erfreute. „Ja, ja! Die Schrecken, die Ereignisse dringen schon auf mich ein," sagte er, „ich kann mich allmälig daran gewöhnen, ihnen zu unterliegen." — „Die Gnade der Götter wird groß sein über Dir," entgegnete der erste Bruder. — „Dein Glück ist mächtiger als alle die Zufälle, die es bedrohen," der zweite. — „Man konnte nicht dem Verderben näher sein, wunderbarer nicht gerettet werden," der dritte.

Dieſen Bemerkungen ließ ſich nichts entgegen ſtellen; denn Hali-Jong fühlte ſich geſund und wohlbehalten in ſeiner Haut. Er fühlte auch die Beziehung, welche die Brüder ihrem Erſtaunen auf die bevorſtehende Kataſtrophe von Laſſa gaben; aber hier ſchien es ihm Vermeſſenheit, den Willen des Schickſals günſtig deuten zu wollen. „Nein, meine Brüder," ſagte er; „ich bin den Göttern als ein Opfer beſtimmt, das ſie jetzt nur gerettet haben, um ſpäter ſeiner deſto gewiſſer zu ſein. Ich trage mich nicht mehr mit ſchmeichelhaften Erwartungen. Mein Leben hat die göttliche Ordnung der Welt geſtört, gleichviel ob die verbrecheriſche Proportion ein Werk meiner Blindheit oder meiner Vermeſſenheit oder meiner Unvorſichtigkeit geweſen iſt; deshalb muß ich durch meinen Tod dafür büßen. Dies iſt ein alter Brauch, den wir nicht antaſten wollen, weder mit Werken, noch mit unſeren unheiligen Worten."

Die abergläubiſchen Brüder wagten gegen ſolche Schlußfolgerungen nichts einzuwenden; ſie vermochten ſich nicht in Hali-Jong's Seele zu verſetzen, der alle ſeine Beweisführungen nur deshalb machte, damit man ſie widerlegen ſollte. Und da Niemand dies konnte, vielmehr die Brüder dumm und verdutzt ſchwiegen, ſo fuhr der Arme fort: „Ich habe mein Haus beſtellt. In meinen letzwilligen Verfügungen iſt nichts enthalten, das eines frommen Lamaiten unwürdig wäre. Mein Vermögen iſt in zwölf Portionen getheilt, von denen ich für Euch, meine Brüder, und für Dich, Gylluspa, die Tochter eines unwürdigen Vaters, acht zurückgelegt. Mit dem letzten Drittel will ich mir die Gnade erkaufen, daß meine Seele nicht in die Luft verſchwindet, ſondern bei ihrer Wanderung erhalten bleibt. Ach! möchte mich der große Lama deſſen würdigen, daß ich einſt in einem fremden Leibe, und ſei es in dem eines Hundes oder einer Katze, Ruhe finde! Alle meine Lämmerheerden opfr' ich dem Kloſter in Taſſiſſudon. Ich denke, ſollt' es mir da nicht vergönnt werden, in die Wolle eines bis jetzt noch ungeborenen Schafes zu wandern? Die Früchte meines Obſtgartens beſtimme ich für den Zempi von Bukadewar, einen heiligen Mann, deſſen Bitten die Götter noch nie etwas verſagt haben. Meine

Kleider vererbe ich für zehn Pilgrime, die sich für mein Seelenheil im Ganges waschen sollen, und für zehn andere, die neun Jahre und einen Tag lang auf einem Beine stehen und kein Wort von ihren Lippen verlieren sollen. Endlich setze ich eine Anzahl Lämmerfelle, persische Shawls und chinesische Seidenzeuge zu dem Zwecke aus, daß ein neues Handbuch für die Ciseleure in den Götzenmanufacturen geschrieben wird, um sie über die Distanzen einer dogmatischen Nase und eines kanonischen Mundes aufzuklären. Für dies Alles verlange ich nichts, als daß die Götter, wenn sie auf dem Simnu über meine Seele Rath halten, diese nicht zur Verflüchtigung in den endlosen Aether verdammen; (ach, ich fühle die Pein einer solchen Strafe!) sondern ihr einen seligen Uebergang in ein neues Leben verleihen möchten, und sei es in den Körper einer Maus oder in das Gehäuse einer Schnecke." Auch den Brüdern lief es kalt über den Rücken, als Hali-Jong von der Verflüchtigung in den öden, leeren Raum gesprochen hatte, und selbst Gyllutspa legte stehend ihre Hände zusammen und murmelte ein Gebet, daß sie ein Vogel in der Luft sein möchte, um vor Maha Guru's Fenster zu singen, oder eine Schwalbe, um ihm die Fliegen wegzufangen. Dann aber richtete sie ihr schönes Haupt auf und sprach in Worten, die süß an das Ohr ihres Vaters klangen: „Vor allen Dingen, Du Guter, bittet Dich die, welche die Tochter ihrer Mutter ist, auf den Tritt Deines Rosses zu sehen und die Zügel, wenn die eine Hand müde ist und Du die andere brauchst, nicht immer zu lang zu fassen. Dann aber fordert sie Dich auf, die Wolken, die sich in den Furchen Deiner Stirn gelagert haben, durch einen heitern, vertrauenden Blick in die Zukunft zu verscheuchen. Hätte ich Dich zum Tode begleitet, so würdest Du auf meinen Thränen nach Lassa geschwommen sein. Aber ich folgte Dir, um Deinen Triumphzug zu genießen und der großen Rechtfertigung, welche Dir geschehen wird, beizuwohnen. Nein, mein Vater, Du stehst unter dem Schutze Deiner Unschuld und einer Gerechtigkeit, welche sie anerkennen wird. Nicht auf Deine Vertheidiger, sondern auf Deine Richter vertraue! Die Weisheit des Regenten ist allen Ländern auf den Flü-

geln des Rufes bekannt, Deine Sache hat, noch ehe Du vor Deinen Anklägern ſtehſt, eine ſeltene Berühmtheit erlangt und alle Welt ſieht hin auf die Entſcheidung, die eine weiſe Mäßigung geben wird. Du haſt die heiligen Schriften nicht geleſen, aber eine Ahnung ihrer Grundſätze hat mich durchdrungen. Glaubſt Du, daß ich es nur in meiner Demuth weiß, was ſie über den Gebrauch der Geſetze lehren? Kleingläubiger Thor, der Stellvertreter des Lama führt die Wage der Gerechtigkeit; und wenn Du in die eine Schale alle Beſchuldigungen, die Dich getroffen haben, und alle Vergehen, die ihnen einen Schein von Wahrheit geben, legſt, ſo wird ſie dennoch leichter ſein, als in der andern die Billigkeit und die Mäßigung, welche unſere alten Lehrer den Geſetzgebern zur Pflicht gemacht haben. Auf die Tugenden des Regenten baue Deine Hoffnungen!"

Hali-Jong war gewohnt, die Worte ſeiner Gylluspa wie die Weiſſagungen einer Seherin zu verehren. Die Erwähnung des Regenten öffnete ihm einen neuen Kreis für ſeine Combinationen. Um darin völlig ſicher zu ſein, ſuchte er noch den letzten Zweifel zu zerſtören. „Meine Tochter," entgegnete er, „was iſt die Mücke auf dem Ohre des Elephanten? Kann der, welcher das Auge des Weltalls vertritt, von einem Sonnenſtäubchen geblendet werden? Die Gylongs von Laſſa haben mich vor ihren Richterſtuhl gezogen, ſie werden meine Berufung auf den Regenten verwerfen." — „Aber der Regent iſt von Deinem Handel unterrichtet und es iſt ſeinem Amte und ſeiner Tugend gemäß, darüber zu wachen, daß er nicht zu Deinem Nachtheile geſchloſſen wird." Und Gylluspa's Beredtſamkeit konnte Hali-Jong unmöglich widerſtehen; denn die Brüder ſchlugen die Hände über ihren Häuptern zuſammen, ſich hoch verwundernd über die Worte, die aus des Mädchens Munde kamen. Der Neuerer und Ketzer wider Willen ſetzte ſich in aufrechte Poſitur und ſtachelte ſein Pferd mit ſichtlichem Wohlgefallen über dieſe neue Anſicht ſeines bedenklichen Verhältniſſes.

Die Weiterreiſe ging ohne Hinderniſſe von Statten. Laſſa liegt in der Ebene. Die Reiſenden würden dieſen heiligen Sitz des verkörperten Gottes ſchon in der Ferne geſehen ha-

ben, wenn ſie nicht die einbrechende Dunkelheit daran verhindert hätte. Unter Hali-Jong's Dienern befand ſich einer, der die Gegend von Laſſa kannte und vor Jahren ſchon einmal die Seligkeit empfunden hatte, dreitauſend Schritte vom Palaſte des Dalai Lama die Erde mit ſeiner Stirn zu berühren. Dieſer hatte ſeinem Herrn ſo viel von dem Anblick, den die heilige Reſidenz in der Ferne gewähre, erzählt, daß Hali-Jong eine wehmüthige Vorbedeutung darin ſah, es nicht ſo anzutreffen. Statt der goldenen, im Sonnenſcheine glänzenden Spitzen und Thürmchen, die in der Erzählung des Dieners die erſte Spannung erregten, erſchien unſeren Reiſenden nur eine finſtere Nacht, in der ſich nichts natürlicher zu verbergen ſchien, als das Verderben, der dunkle Tod. Hali-Jong war in ſolchen Auslegungen und Deutungen ein Meiſter. Aber Einer der Brüder ſagte: „Täuſchen mich meine Augen nicht, ſo flimmert weit über dieſe rabenſchwarze Finſterniß ein dämmernder, beweglicher Lichtſtreifen.“ — „Hili-Jong hat wahr geſprochen,“ bemerkte Holi-Jong. — „So will ich doch erblinden,“ rief aber Hali-Jong, der ein ſchwaches Auge hatte, und richtete ſich dabei von ſeinem Sattel ſo in die Höhe, daß er bald wieder übergeſtürzt wäre. „Ihr müßt durch weiße Gläſer ſehen oder Fries an Euren Augen haben. Sagt mir nur nicht, daß kein Schwarz iſt, was verderbenſchwanger vor uns liegt. Gylluspa, mein Kind, Falkenauge, was ſiehſt Du?“

Gylluspa, die ſich in ſüße Träume und in die nahen Ueberraſchungen von Laſſa gewiegt hatte, beſtätigte jetzt die Ausſage ihrer übrigen Väter, von deren Richtigkeit ſich auch zuletzt Hali-Jong überzeugen mußte. Ein Lichtmeer wogte in der Ferne über dem dunklen Raum. Der Widerſchein einer Flamme konnte dieſe Beleuchtung nicht ſein, weil ſie ungeachtet eines heftigen Zugwindes ſich nicht flackernd bewegte, ſondern in derſelben ruhigen, weder zu- noch abnehmenden Lage und Stärke verblieb. — „Wir haben vor Kurzem erſt das Frühlingsäquinoctium gefeiert,“ ſagte Hali-Jong, ſich nachdenklich über die Stirne fahrend; „der Sommer kann nicht aus dem Kalender geſtrichen ſein; aber es ſcheint faſt, als feierte man in dem heiligen Laſſa das Todtenfeſt

früher als in Taſſiſſudon. Wäre das nicht auch eine Neuerung?" — „Es müſſen andere Urſachen zu dieſer Beleuchtung ſein," ſagten die Brüder, und Gylluspa fügte hinzu: „Wir ſtoßen in Laſſa auf ein großes Unglück; die Stadt iſt in Trauer. Hört, welche Klagetöne durch die Luft dringen!"

Den Reiſenden wurde der Weg verſperrt. Heulende Banden zogen über die Straße, ſchlugen mit entſetzlichen Geberden auf ihre Rücken, zerrauften das Haar und ſtießen Töne aus, die mit dem ſchmetternden, zerreißenden Schalle ungeheurer Metallbecken in grauſenerregender Disharmonie ſtanden. Der Reiſezug mußte ſich dicht zuſammendrängen, um von den ſchwärmenden Haufen nicht auseinander getrieben zu werden. Hali-Jong, der es ſeiner Frömmigkeit für angemeſſen hielt, in den Ausdruck eines ſo grenzenloſen Schmerzes mit einzufallen, war in der peinlichſten Verlegenheit, weil er nicht wußte, über wen er dies tiefe Wehe anſtimmen ſollte. Er fragte nach links und rechts; aber entweder hatten die Angeredeten vor dem entſetzlichen Lärm das Gehör verloren oder ſie verſtanden den butaniſchen Dialekt nicht oder ſie hüteten ſich, einen Augenblick in ihrem Geſchrei inne zu halten. Hali-Jong ſah, daß es einer ungeheuern Klage galt, er beſann ſich nicht länger, ſammelte alle Kraft, die in ſeinem ausgetrockneten Körper zu finden war, füllte die Luftröhre mit allem Winde, der ſich nur in ſeiner Lunge auftreiben ließ, und ſtieß dieſe Maſſe mit einer ſo fürchterlichen Vehemenz von ſich, daß ſein Roß zuſammenſchreckte und mit ihm einige verdächtige Sprünge machte. Es war ein Inſtinct, der ihn trieb, in dieſe unbekannte Trauer mit einzufallen und nur die beſorglichen Bewegungen ſeines Pferdes hielten ihn ab, noch einmal auf dieſe Weiſe ſeinem tiefgefühlten Schmerze Luft zu machen.

Endlich hatte ſich der Haufe verzogen und die Reiſenden gingen ungehindert durch das Thor der beleuchteten Stadt. Ueberall brennende Kerzen, Pechfackeln, Lampen; eine Illumination, wie ſie an dem Geburtstage deutſcher Fürſten nicht glänzender beſtellt ſein kann. Aber in Tibet iſt die Illumination noch nie ein Ausdruck der Freude geweſen, ſondern immer

nur der Dolmetſcher eines Schmerzes, der ſich in Worten nicht hinlänglich wieder geben ließ. Das herbſtliche Todtenfeſt wird auf dieſe Weiſe gefeiert, daß ein Jeder zum Andenken ſeiner Geſchiedenen Kerzen anzündet und ſein Klagelied dazu anſtimmt. Was war in Laſſa geſchehen, das ſeine Bewohner in ſolche Trauer verſetzte?

Hali-Jong hatte ſchon längſt in dieſer Verwirrung die Beſinnung verloren. Seine Brüder mußten wieder an ſeiner Statt handeln. Der in Laſſa bekannte Diener führte die Reiſenden an einen zur Herberge ſchon vorher beſtimmten Ort; aber erſt in dem Augenblick, als die Thiere in den Stall gezogen wurden und Hali-Jong am Arme ſeiner Brüder, von ſeinem Gaſtfreunde längſt bewillkommnet, auf die Schwelle der neuen Wohnung getreten war, wußte er, was mit ihm geſchah. Mit den Händen um ſich ſchlagend, ſprang er auf die Straße zurück und rief wie wahnſinnig: „Ihr Elenden! wollt Ihr mich zu neuen Geſetzesübertretungen verführen? Iſt Euer Haus nicht unrein, wenn ich es mit dem Athem meiner verbrecheriſchen Seele verpeſte? Mein Nachtlager iſt in dem Kloſter der ſchwarzen Gylongs und zugleich mein Sterbelager, wozu ſich Laſſa ſchon mit einer Illumination vorbereitet."

Bis auf den Schluß war Vernunft in dieſer Rede, denn Hali-Jong hatte von ſeinen Anklägern den Beſcheid erhalten, ſich bei ſeiner Ankunft in Laſſa augenblicklich in das Kloſter der ſchwarzen Gylongs zu verfügen und bei Todesſtrafe keine andere Herberge zu wählen. Die Brüder erinnerten ſich dieſes Beſcheids, und Gyllnspa, die über Nacht in keinem Mönchskloſter bleiben durfte, weinte, daß ſie den Vater verlaſſen mußte. Sie ſchloſſen alle einen Kreis um ihn, begleiteten ihn an die Pforte des genannten Convents, durch welche er nach tauſend Umarmungen, tauſend Wünſchen und Verſprechungen endlich verſchwand. Die Uebrigen kehrten in die Wohnung des Gaſtfreundes zurück. Es war Hali-Jong's Commiſſionair, der auf ſeine Rechnung in Laſſa den Götzenhandel trieb und ihnen jetzt ſeine Ställe, ſeine Speiſekammer und ſeine oberen Stockwerke, die für Fremde leer ſtanden, mit innigſtem Vergnügen öffnete.

Drittes Kapitel.

Das Kloſter der ſchwarzen Gylenge.

Hali-Jong war in eine Vorhalle getreten, die er zwar prächtig erleuchtet, aber Niemanden darin fand. Da gab es keinen Vorübergehenden, keinen Pförtner, an den er ſich hätte wenden können, ſondern nur den Widerhall einer religiöſen Ceremonie, die, wie immer bei den Tibetanern, aus einem übermäßigen, von den lärmendſten Inſtrumenten begleiteten Geſchrei beſtand. Er warf ſich zur Erde, um in dieſer Stellung vielleicht einem Herantretenden aufzufallen und um die Dinge befragt zu werden, die er ſich ſcheute, ſelbſt zu offenbaren. Wie ſollte er ſich auch ankündigen? Als einen Verbrecher, deſſen That im ganzen Lande berüchtigt war? Oder ſollte er von ſeiner Jugend, ſeinem Vater anfangen, um zuletzt bis auf ſein jetziges Geſchäft zu kommen? Aber Niemand redete ihn an. Er ſtand wieder auf und maß ängſtlich die Schritte, die er nun über den Hof zu ſetzen wagte. Dieſer war rings mit Lampen erhellt und in ſeiner Mitte brannten mehrere hochlodernde Pechſchalen. Hali-Jong tauſchte an der Thür, die zu dem innern Heiligthume des Tempels führte. Der alte Mann war ſo erſchrocken von dieſer Art des Empfangs, den er ſich vorher nur über ihn herfallend, harpyenartig gedacht hatte, daß er ſich in dieſem Augenblick mit Mühe darauf beſann, ob der Lamaismus einem Laien den Eintritt in das Allerheiligſte eines Kloſters geſtatte. Er ſchlug ſich vor den Kopf, als ihm einfiel, zu wie viel hundert Malen er vor Mahamuni's Bilde im innerſten Tempel von Taſſiſſudon gekniet hätte, und daß ſelbſt den Frauen bei Tage erlaubt iſt, in einem Mönchskloſter zu verkehren. Er öffnete alſo unbedenklich die Pforte, bog den Vorhang, der das dunkle Veſtibüle von der Rotunde trennte, zurück und ſchwamm jetzt in einem Meere von Licht und aufgeſchreckten Tonwellen. Welches andächtige Geſchrei! Welches wehmuthsvolle Paukengelärm! Eine unabſehbare Menge von ſchwarzgekleideten Gy-

longs lag vor einem ungeheuren Götzenbilde, das blau und roth angestrichen, mit untergeschlagenen Beinen und die Fingerspitzen an die beiden Nasenlöcher gehalten, auf die Schreienden herabsah. Rings um dies heilige Holz brannten unzählige Opferschalen, und zwei erhöhte Estraden standen zur Seite für die Musiker. Aus sechsfüßigen Trompeten klangen Töne, die das Weltgericht hätten ankündigen können; die Kesselpauken und die Metallbecken, Gongs genannt, wurden dazu mit einer Präcision geschlagen, die auf ein feineres Studium dieser Instrumente schließen ließ.

Hali-Jong wagte es nicht, zu den Mönchen hinabzusteigen, sondern er hielt sich auf der hölzernen Balustrade, die sich rings an der Wand des Gebäudes entlang zog und einem christlichen Chor ähnlich sah. Er trat nur mit den Fußzehen auf, hätte aber den marmornen Schritt des Comthurs aus Don Juan haben können, und wäre doch in diesem Gewoge nicht gehört worden. Jetzt stand er dicht bei dem Kolosse, der die Gefühle der zahllosen Menge elektrisirte. Ein Blick, ein Kennerblick, und Hali-Jong sank zu Boden, überwältigt von dem Gefühl, ein Kunstwerk von seiner Hand hier, in dieser Umgebung, unter diesen Umständen wiederzufinden! Ach, dieses Götterbild hatte Er entworfen, Er hatte die Proportionen gemessen und den Thon zu dieser Gestalt geknetet! Welch ein Tag der Erwartung, welch ein festlicher Tag war es gewesen, als die siebenfach im Feuer geläuterte Mischung aus dem glühenden Ofen in die harrende, gebrannte Form zischte und, aus zwei Theilen geschaffen, das hehre Götterbild dastand, nichts mehr erwartend, als blau und roth angestrichen, verkauft und angebetet zu werden. Alle Bewohner von Paro waren damals in die Manufactur gekommen und vor dem noch ganz frischen, dampfenden Götzen niedergefallen, eine Huldigung, die zwar für den Meister sehr schmeichelhaft war, ihm aber damals nicht behagen wollte, weil die Leute nichts dafür bezahlten und er gewärtigte, daß die Anbetung den Gott abnutzte und er dadurch als ein schon gebrauchter im Preise sinken konnte! Dies Alles stand jetzt wieder vor seiner Seele, und er murmelte die stillen Worte vor sich hin: „Porungher, Du treuer Freund Deines

Freundes, was muß ich Dir danken für Deine Sorgfalt, die mein ſchönſtes Werk an dieſen heiligen Ort verhandelte! Ach, hinfort wirſt Du meine Waaren nicht mehr zu ſo billigen Preiſen — was ſag' ich? Du wirſt ſie gar nicht mehr verkaufen können, denn ich werde den Austritt aus dieſen geheimnißvollen Hallen nicht erleben. Wie würdeſt Du für mich geſorgt haben, wenn ich das freundſchaftliche Anerbieten Deiner Herberge hätte annehmen dürfen! Da liege ich nun hier, wie ein zertretener Wurm, getrennt von meinen Lieben, die meines Rathes, meines Anblickes bedürftig ſind. Wirſt Du redlich für ſie ſorgen? Wirſt Du ihnen nichts abgehen laſſen? Wirſt Du ihnen nicht altes Mehl zu ihrem Thee geben? Werden ſie Hammelfleiſch ſo viel haben, als ihres Herzens Begehr iſt? Meine Gylluspa, daß ich Deinen Troſt entbehren muß! Wo ſteckſt Du jetzt Deine weißen Glieder? Iſt Dein Zimmer von Ungeziefer rein? Haſt Du ein Kohlenbecken, um Dich zu erwärmen? Geliebtes Kind, weht kein Zugwind durch Deine Ruheſtätte und ſitzen keine Motten in Deinen wollenen Vorhängen?"

Eine plötzlich erneuerte furchtbare Exploſion der frommen Andacht ſtörte unſern Freund aus ſeinen grübelnden, quälenden Fragen; er richtete ſich auf, drückte ſich an die Wand und ſah, wie die Gylongs aufſtürmten und ſich eine Treppe zur Baluſtrade heraufdrängten. Dann wandten ſie ſich hinter dem Bilde weg und ſtürzten mit einem aufrühreriſchen Geſchrei auf eine andere Stiege, die ſie betraten, als gälte es, dieſe im Sturm zu erobern. Doch blieb eine große Zahl im Tempel zurück, die übrigen ſchienen eine neue Ceremonie beginnen zu wollen. Hali Jong war, wie die Natur des Alters es iſt, neugierig und ging mit Vorſicht den ſich Entfernenden nach. Die letzte Scene hatte ihm Muth eingeflößt; ein gewiſſer Stolz über die Ehrfurcht, die man ſeinem Werke erwies, war verzeihlich, und wir wünſchen ihm denſelben in einem ſolchen Grade, daß er endlich anfing, über ſein Schickſal etwas beruhigter zu werden. „Wie?" dachte er in der That, „kann ich mich nicht jetzt ohne Umſchweife zu erkennen geben? Ich bin der Schöpfer eines Allmächtigen, der noch vor Kurzem den Enthuſiasmus dieſer

Männer in eine ſolche Wuth verſetzte. Was habe ich noch zu fürchten?"

Unter ſolchen Betrachtungen, die ſein Herzklopfen zur Ruhe brachten, beſtieg Hali-Jong die zweite Treppe, die ihn wieder in ein Vorzimmer brachte, das durch einen Vorhang von einem großen Saal getrennt war. Hier bot ſich ihm ein neuer Anblick dar. Die Beleuchtung dieſes Saales ging von einer ſonderbaren Vorrichtung aus, die in der Mitte deſſelben angebracht war. Ein Herd von Backſteinen trug einen ungeheuren Keſſel, der aus einer Höhlung in der Unterlage geheizt werden konnte. Der Rauch des Feuers ging an die Decke des Gemaches und fand durch eine Oeffnung an derſelben, die den freien Himmel ſehen ließ, ſeinen Ausweg. Der dämmernde Lichtſchein, der ſich von dieſem einzigen Punkte aus über die Halle verbreitete, gab den verſammelten Mönchen in ihren langen ſchwarzen Kutten, mit den todtenbleichen, von Kaſteiungen zerſtörten Geſichtern, ein geſpenſtiges, grauſenhaftes Anſehen; dazu kamen die ſeltſamen Geberden, die ſie machten. Sie ſchloſſen einen großen Kreis, gaben ſich zu zweien die Hände und liefen, tauſend Verwünſchungen und heilige Flüche ausſtoßend, um den lodernden Herd herum. Endlich blieben ſie ſtehen, hoben ihre Hände empor und flehten alle Martern und Qualen auf einen Gegenſtand herab, den ſie mit euphemiſtiſchen Ausdrücken umſchrieben und verdeckten.

Hali-Jong, in dem Dunkel, das ſein Verſteck war, begriff von dem Allen nichts. Das Räthſelhafte dieſes Schauſpiels feſſelte ihn und er ließ keine der Bewegungen unbeachtet, deren Verſtändniß ihn über den Sinn dieſer tumultuariſchen Proceſſion hätte aufklären können. Ein Gylong brachte jetzt einen großen Korb herangeſchleppt, der mit unaufhörlichen Anklagen und Vorwürfen in die Mitte des Kreiſes an den Herd geſtellt wurde. Was enthielt er? Hali-Jong ſtrengte ſich an, darüber Gewißheit zu erhalten. Er wagte ſich einige Schritte aus der ſchützenden Finſterniß hervor, und wie ſchwach ſein altes, an der Feuereſſe ausgetrocknetes Auge war, ſo gab es doch gewiſſe Dinge, die er in der entlegenſten Ferne erkannte, ja die ihm ſchon durch ein gewiſſes Fernfühlen ver-

ſtändlich wurden. Es war kein Zweifel, daß dieſer Korb mit Götzenbildern angefüllt war. Eine feierliche Stille trat ein. Ein Gylong, an deſſen Mütze ſich die Zeichen eines höheren Ranges erkennen ließen, trat mit Würde hervor, hob einen Gott aus dem Korbe, hielt ihn in die Höhe, wurde von den verdammenden Kehlen acclamirt und warf ihn in den ſiedenden Keſſel.

Du unglücklicher Hali-Jong, wie grauſam verfolgen Dich die Wechſelſchläge des Schickſals! Noch von dem ſtolzen Bewußtſein getragen, der Beglücker einer ſeligen Menge geweſen zu ſein, ſiehſt Du in demſelben Augenblick ein Strafgericht über die Werke ergehen, die von derſelben kunſtfertigen Hand geſchaffen wurden! Recke nur den Hals; ja, ja, ſie ſind es, Deine unheilvollen Fabrikate, nach dem Willen der Prieſterſchaft auf dem ganzen Erdboden confiscirt und hier demſelben Feuer übergeben, das ihnen einſt das Leben einhauchte! Und Hali-Jong erkannte ſie alle, die Octav- und Duodez-Götter und die Götter im Taſchenformat; er ſah auf hundert Schritte den Stempel ſeiner Fabrik, der ihnen allen in einer hintern Gegend des Körpers eingedrückt war, und, ein Vater, der die eigenen Kinder vor ſeinen Augen ſchlachten ſieht, ſtieß er einen herzzerreißenden Schrei des Entſetzens aus. Die Mitglieder des heiligen Autodafes würden ihn nicht gehört haben, hätten ſie gerade einen in den Schmelztiegel fliegenden Gott mit ihren Flüchen begleitet. So aber entlud ſich Hali-Jong's beklommene Bruſt in demſelben Augenblicke, als der Ketzerrichter einen neuen Unangemeſſenen in die Höhe hielt und auf die Neuerung der Naſen- und Mund-Bildung zeigte. Die Verſammelten ſtoben auseinander, Hali-Jong wurde entdeckt, ergriffen und an den Herd geführt, um des Frevlers, der eine kirchliche Handlung zu ſtören wagte, anſichtig zu werden. Man zerrte ihn, man fragte ihn, was er wollte? wer er ſei? warum er ſich hier eingeſchlichen? warum er geſchrieen hätte? Und Hali-Jong, ſchon beſorgend, daß der Meiſter ſeinen Werken in den Feuerpfuhl nachfolgen würde, fürchtete ſich, auf alle dieſe Fragen zu antworten. Erſt als der Oberprieſter die unberufenen Schreier zurückgewieſen hatte, fielen aus Hali-Jong's Munde die Ge-

ſtändniſſe in einzelnen, zerbröckelten Bruchſtücken. Er ſagte mit erſtickter Stimme, daß er der unwürdige Vorſteher der Götzenmanufactur von Paro wäre.

Dies war genug, um die leidenſchaftliche fanatiſche Menge in die äußerſte Wuth zu verſetzen. Die Prieſter fielen wie die Henkersknechte über den unglücklichen Mann her, rauften an ſeinem grauen Haare, zerriſſen ſeine Kleider und ſchleppten ihn nach dem Befehle des Ketzerrichters im Triumphe davon. Das ganze Kloſter war in Aufruhr und begleitete den Gefangenen in ein finſteres Gefängniß unter dem tauſendfach wiederholten Ausrufe: „Er iſt gerichtet, der Ketzer, der die Autorität des Lama und der Concile verworfen hat! Er iſt gerichtet, der Verfertiger falſcher Propheten!“

Viertes Kapitel.

Die chineſiſche Geſandtſchaft.

Ki-Djä-Dſching ſagte: Es iſt genug, daß der Weiſe Reinheit des Herzens beſitze; was ſollen die Complimente? Djä-King antwortete: Wie beklag' ich Deine Aeußerung! Vier Pferde können ſie nicht von meiner Zunge bringen. Enthlöße das Fell eines Tigers oder Pardels von ſeinen Haaren, und es hat nicht mehr Werth, als das eines Hundes oder Schafes! Nein! Ohne Complimente auch keine Reinheit des Herzens.

Unſichtbar treffen der Leſer und der Autor wieder zuſammen in einer Halle, deren Anlage und Ausſchmückung ſo bezeichnend für den Charakter ihrer Bewohner iſt, daß wir uns einer genaueren Beſchreibung derſelben nicht überheben dürfen.

Dieſer Raum iſt weit, aber nicht zu hoch. Den Fußboden bedecken kunſtvoll gewirkte blumenreiche Teppiche, deren Muſter ſich an den Tapeten, welche die Wände bekleiden, wiederfinden. Wunderliche Arabesken bilden die Zeichnung derſelben: Drachen, von großen, rieſenhaften Blumen um-

ſchlungen; kleine, niedliche Federzeichnungen, die der Akademie von Peking Ehre machten, hingen in reicher Anzahl an den Tapeten. In der Mitte des Zimmers erhebt ſich zwei Stufen hoch eine Eſtrade, die von vier, einen Thronhimmel tragenden Säulen begrenzt wird. Die Vorhänge, welche die vergoldeten Pfeiler verbinden, ſind aus Seidenſtoffen und mit reichen ſchweren Franſen beſetzt. Die Eſtrade ſelbſt bildete ein Sopha, auf dem ſich nach orientaliſcher Weiſe bequem zwei Perſonen mit untergeſchlagenen Beinen niederſetzen konnten. Vor dieſem Gefäß ſtanden auf kleinen Erhöhungen kupferne Rauchpfannen, die einen wohlgefälligen Geruch im Zimmer verbreiteten. Endlich hingen rings an der Decke eine bei uns nicht ganz unbekannte Art von Laternen, ovalrunde Behälter von Seidenſtoffen, welche die Flamme umſchloſſen halten und durch die gefärbte Gaze ein ſanftes Licht fallen laſſen. Es war heller Tag und dennoch brannten im bunten Farbenſpiel dieſe Leuchter, die zwar bei der ſonderbaren Gattung von Fenſtern, welche wir, aus dünnen, durchſichtigen Muſcheln beſtehend, hier antreffen, nicht ohne allen Grund ſind, aber den Europäer immer an Diogenes erinnern werden, der am lichten Tage mit der Laterne Menſchen ſuchte und nur Darwin's erſte Zuchtwahl der Affen gefunden zu haben ſcheint.

Diener ſind beſchäftigt, dies Zimmer aufzuräumen, die Kohlen unter den Rauchbecken anzuſchüren, den Staub von den Gemälden zu wiſchen und kleine runde Tiſche aufzuſtellen, welche in einem Geſellſchaftsſaale nicht fehlen dürfen. Es iſt noch früher Morgen, die Diener räuſpern und recken ſich und wie zänkiſch ſie ſich auch untereinander begegnen, ſo unterließen ſie doch nicht, bei der erſten Begrüßung ſich zu fragen: „Haſt Du ſchon Reis genoſſen?“ und darauf zu antworten: „Ja, mein Bruder, und er hat mir wohl geſchmeckt.“ In Hinterafien dieſe ſpaßhafte Begrüßungsformel zu vergeſſen, würde bäueriſche Sitte verrathen und dieſelben Vorwürfe zuziehen, als wenn wir nicht unſern guten Morgen und guten Abend über die Zähne bringen könnten.

Ein Oberhofmeiſter brachte in alle dieſe Beſchäftigungen eine gewiſſe Ordnung. Die Erwartungen von hohen Be-

Karl Gutzkow's

Dramatiſche Werke.

Fünfter Band.

Der dreizehnte November.
Uriel Acoſta.

1931.

Leipzig,
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

ſuchen trafen auch bald ein. Ein Tatar im kriegeriſchen Aufzuge überbrachte ein demüthiges Compliment und den Namen ſeines Herrn in einem Billet von rothem, in Form eines Schirmes gefaltetem Papier, wo auf dem letzten Blatte ein kleines dreieckiges Stück Goldpapier befeſtigt war. Der Oberhofmeiſter verbeugte ſich mit Anſtand, nahm das Billet und eilte damit in ein nebenanſtoßendes Zimmer, um es von dem Herrn des Hauſes öffnen zu laſſen. Er kehrte bald wieder zurück, verbeugte ſich tief und ſagte: „Mein Herr entbietet dem Deinen ſeinen Gruß! Die Schwelle unſeres Hauſes wird frohlocken, wenn ſie von den Zehen am Fuße Deines Herrn nur die leiſeſte Berührung empfängt.“ Der Tatar verbeugte ſich mit Anſtand und eilte, ſeinem Herrn die Annahme des gemeldeten Beſuches zu hinterbringen.

Da gab es keine Zeit mehr zu verlieren. Der Beſuch war unmittelbar vor ſeinem Eintreffen angekündigt und konnte in ſeinem Palankin jeden Augenblick vor der Thür eintreffen. Der Herr des Hauſes folgte ſogleich ſeinem Oberhofmeiſter, dem er ſein Bewillkommnungsamt abnahm; denn die kleinſte Verletzung des höflichen, für vornehme Leute paſſenden Ceremoniells würde ihm eine ſchlafloſe Nacht gebracht haben. Dieſer Mann trug eine kleine Calotte von geſticktem, ſeidenem Zeug, die vorne mit einer weißen Perle verziert war und ein kahles, mit einem mühſam geſammelten Zöpfchen verſehenes Haupt bedeckte. Zwiſchen dieſer Mütze und dem langen violetten Kleide, das aus ſchwerem Seidenſtoffe zur Erde rauſchte, ſaß ein Antlitz, ſo beherrſcht und abgeſchliffen von der Welt, ihren Pflichten und ihren lebensklugen Lehren, daß ſich hinter dieſer todten Maske eben ſo gut die größte Weisheit wie die verſchlagenſte Ränkeſucht hätte verbergen können. Auf dem Rücken des großblumigen Atlasgewandes war ein Quadrat eingeſtickt, in deſſen Felde ſich das ſonderbare Symbol eines Storches befand. Kenner der chineſiſchen Kleiderordnung werden daran ſogleich bemerken, daß wir die Ehre haben, mit einem Mandarinen der ſechſten Klaſſe Bekanntſchaft zu machen. Dieſelben Kenner werden dann auch bezeugen, daß dieſer angeſehene Mann einen Gürtel trug, den vier runde Schildkrötenplatten zuſammenſetz'en und vorn

ein silberner Knopf zierte. Es folgte nicht nothwendig aus seinem Stand, daß schwarzseidene Stiefel seine Füße bekleideten, aber bezeichnend war es, daß er in ihnen (denn sie waren weit genug dazu) eine Anzahl Acten und ein vollständiges Schreibzeug versteckt hatte.

Schon seit einigen Minuten harrt in diesem Gala-Aufzuge der Herr des Hauses vor dem zweiten Portale seiner Wohnung, um abzuwarten, daß der angemeldete Gast endlich vor dem dritten erscheine. Da ist er! Unser Mandarin sechster Klasse stürzt hinzu, hilft ihm aus seinem Palankin, ergreift seine linke Hand mit der Linken und schüttelt sie mit einer Grazie, die man gesehen haben muß, um sie beschreiben zu können. Aber was ist diese erste Begrüßung gegen die Artigkeiten, womit sich jetzt die beiden Leutchen überschütten? Jedes Zimmer hat drei Eingänge, wer soll die Ehre erhalten, durch den mittleren zu gehen? Unstreitig der Gast; aber dieser ist viel zu höflich und bescheiden, eine solche Auszeichnung anzunehmen, er sucht vielmehr seinen Wirth hindurchzuschieben und die Gelegenheit zu benutzen, durch eine der beiden Seitenthüren den Eingang zu gewinnen. Das wollte der Wirth zulassen? Unmöglich, dies wäre eine Verletzung der Etikette, die seiner Natur ganz zuwider ist. Im Gegentheil bedarf es nur einer geschickten Seitenwendung, um durch eine Seitenthür zu schlüpfen und in demselben Augenblick schon die Hand des Gastes zu fassen, um ihn durch die mittlere Thür hineinzuführen, eine Ehre, die nun der Besucher unter unaufhörlichen Verbeugungen und einer gewissen gemachten Scham annimmt.

Diese Scene wiederholt sich mit immer erneutem Wetteifer dreimal, bis sich die Herren endlich in das Besuchszimmer hineinbecomplimentirt haben. Die Bedienten springen jetzt hinzu, um nichts zu thun, als einen einzigen Stuhl zu holen. Es ist chinesischer Ton, daß der Wirth diesen saubern, lackirten Sitz, auf welchem die Sorgfalt des Oberhofmeisters wol kein Sonnenstäubchen geduldet hätte, erst mit einem Tuche leicht abwischt. Jetzt eilt auch er zu einem Sessel, aber wer wird sich auf den seinigen zuerst niedergelassen haben? Um hier das Richtige und die feine Sitte zu treffen,

edarf es eines jahrelangen Studiums des ſich Niederlaſſens; man mußte ſo alt ſein, als die beiden hier zuſammentreffenden Herren, um dieſes Compliment in ſeiner gehörigen Präciſion auszuführen. Das Ganze kommt dabei darauf hinaus, daß der Eine die Kunſt verſteht, den Andern zu täuſchen und dabei doch den Schein anzunehmen, überliſtet zu ſein. Die wechſelſeitigen Bewegungen werden mit Geieraugen belauſcht, die Entfernungen des ſich ſetzenden Körpers von dem Stuhle gemeſſen, die Faltungen des Atlaskleides berechnet; der Eine giebt ſich den Schein ſchon zu ſitzen und ſteht doch noch, und der Andere, wenn er der Hauswirth iſt, würde gegen allen feinen Anſtand verſtoßen, wenn er ſich durch dieſen Schein in der That überliſten ließe und früher den Seſſel erreichte, als der Beſucher. In unſerm Falle iſt dies Verſehen durchaus nicht zu befürchten; denn hier ſtehen ſich alte, im Ceremoniell unverwundbare Perſonen gegenüber, denen auch dies ſchwierige Manoeuvre, dieſer glänzende Ausdruck gegenſeitiger Hochachtung nur gelingen konnte. Jetzt ſitzen ſie, ſie halten ſich gerade, die Hände nicht herumwendend, nicht damit an den Kleidern ordnend, nicht die Mütze rückend, ſondern feſt und unbeweglich auf den Knieen liegend und die Füße nicht übereinander geſchlagen, nicht auf dem Boden ſcharrend, nicht den einen hinter, den andern vor den Stuhl geſtreckt, ſondern beide in gleicher, abgemeſſener, unbeweglicher Entfernung vom Körper, die Mienen ruhig, ernſt, ſogodenhaft.

Das erſte Wort gebührte dem Wirth, denn an ihm war es, ſich über die Ehre dieſes Beſuchs glücklich zu preiſen. „In der Stunde der Mitternacht," ſagte er, „ſtieg der große Gott San-Pao-Fo hernieder und raunte mir in das entſtockte Ohr: „Siehe, Dir wird am heutigen Tage eine unermeßliche Freude widerfahren!" Und als ich Ihren Brief, der mit akademiſcher Zierlichkeit zuſammengelegt war, empfing, ſchlug mir das Herz vor Freude, denn die Weiſſagung des Traumes war in Erfüllung gegangen."

Alles das war Lüge; aber die Etikette verlangte, daß der Beſuchte dergleichen erfand und der Beſucher ſie durch Aehnliches erwiderte. Letzterer war ein Mandarin der fünf-

ten Klaſſe mit einem dunkelblauen Stern an der Mütze. Aus dem Schilde, den er auf dem Rücken trug, ſah man, daß er eine Militairperſon vorſtellte; denn dieſe Decoration war bei ihm in Geſtalt eines Tigers. „Sie erzählen nur die Hälfte des Wunders," antwortete er; „San-Pao-Fo iſt auch mir im Traume erſchienen und rief mir zu: „Reinige die Kanäle Deines Ohres und ſtelle die Jonke Deines Faſſungsvermögens in Bereitſchaft, denn Du wirſt ſie mit den reichſten Ballen der Lebensphiloſophie in dem durchbrochenen Korbgeflechte kunſtvoller, ſententiöſer Rede anfüllen können, weil Du die Schwelle meines Lieblings durch Deinen Fuß entheiligen willſt!" Und ſiehe da, ich ſitze auf dem Rohrſtuhle der Erwartung."

Dem Wirth ſtand es frei, dieſe Aeußerung für ein Compliment oder für mehr als dies zu halten. Wir müſſen geſtehen, daß ihn zuweilen die Eitelkeit anflog und er den Civilmandarinen der ſechſten Klaſſe doch immer noch höher ſtellte, als den Militairmandarinen der fünften, der einen Knopf von Bergkryſtall tragen durfte. Aber er war zu vorſichtig, ſolche Anſichten auszuſprechen. Er ſagte alſo: „Khung-Fu-Dſü, unſer großer Meiſter, lehrte: Halte nichts auf Deine Weisheit, denn ſie iſt oft nur der Widerſchein Deiner Umgebungen! Und wer ſind Sie, mein Freund? Ein Stern am himmlichen Reiche, deſſen Glanz meine Finſterniß erleuchtet. Die Nachricht, welche der geſtrige Abend in mein Haus brachte, verlangt vor Allem, daß ich von Ihnen über mein künftiges Betragen belehrt werde."

„Mit nichten, mein Freund," antwortete der Gaſt; „zwei Pfeile treffen ſicherer, zwei Augen ſehen weiter und auf zwanzig Zehen ſteht man feſter. Der Tod des Regenten giebt mir Gelegenheit, die Rathſchläge Ihrer Weisheit zu hören; daß ich ſie befolge, verlangt meine Freundſchaft und mein geringes Maß von Klugheit, wenn ich anders auf meinen Wegen nicht ſtraucheln will."

„China iſt die Blume des Weltalls," ſagte der Wirth mit demüthigen Blicken; „von ihrem Dufte erfriſchen ſich die Königreiche der Erde, ſie erquickt ſie alle und auch dieſem

Reiche, das heut' seinen neuen Beherrscher empfangen wird, fließt ihr Wohlgeruch zu."

„Ich fühle in meiner Hand nicht die Kraft," entgegnete der Gast, „Tibet unsern Schutz zu entziehen. Ich handle nur im Auftrage dessen, den uns der Himmel sandte, und habe schon einen Courier nach Peking beordert, um für diesen neuen Fall meine Instructionen zu holen."

Der Civilmandarin hatte längst dasselbe gethan, er bemerkte, daß der Gast damit sagen wollte, wie es keinem von beiden zukäme, eigenmächtig zu verfahren, und fuhr fort: „Aber wir können nicht warten, bis uns die Depeschen und die Hofzeitung zukommen; heut' ist der Regierungsantritt des neuen Lama und wir müssen Sorge tragen, bei den Feierlichkeiten in allem Glanz unserer Macht zu erscheinen."

Das waren nun die großen Rathschläge, die der Besucher, der Militairbevollmächtigte, von dem Wirth, dem Civilgesandten Chinas, verlangt hatte, Dinge, die sich von selbst verstanden und über welche sie beide nur der Formalität wegen zu conferiren schienen.

Es trat eine Pause ein, in welcher Thee servirt wurde. Jedem der Herren stellten die Bedienten einen lackirten Teller mit kleinen Biscuits vor. Der Besuchende warf die Frage hin: „Wer ist der neue Lama: wie ist er?" Der Civilmandarin zuckte die Achseln, er wollte nichts von ihm wissen. „Ich kenne ihn nicht," sagte er ausweichend; „auch unser Kaiser ehrt die Gottheit in ihm und wir müssen uns freuen, daß das geistliche Regiment endlich wieder an die Stelle des weltlichen tritt." Der Militairmandarin meinte zwar: „Ohne Zweifel!" fing aber doch wieder nach der Herkunft, der Erziehung, dem Charakter des neuen Herrschers zu fragen an, worüber sich der Wirth so unwissend stellte, als der Andere überzeugt schien, daß er unterrichtet war. Als jedoch der Gefragte eine lange Tirade über die Unerforschlichkeit der Götter, über die Dunkelheit ihrer Wege begann und sie endlich mit dem Ausrufe schloß: „Kann eines Sterblichen Auge in die geheime Werkstatt der Götterzeugung schauen! Wird es nicht erblinden an den Strahlen, die ihm entgegen leuchten!" da verzweifelte der Gast, aus dem verschlossenen Colle-

gen etwas herauszubringen, ſchlürfte ſeine Taſſe leer, ſteckte nach chineſiſcher Sitte den nicht von ihm verzehrten Reſt des Biscuits in ſein Kleid und erhob ſich von ſeinem Seſſel. Unter Wiederholung des langwierigen Ceremoniells begleitete der Wirth ſeinen Freund wieder zurück in ſeinen harrenden Palankin.

Wer waren dieſe Menſchen? Wir werden ihnen noch oft begegnen, und müſſen ſie alſo kennen lernen. Tibet liegt in der Mitte zwiſchen Indien und China, zweien Ländern, die in religiöſer und politiſcher Hinſicht mannigfache Einflüſſe auf daſſelbe ausüben. Während in den ſüdlichen Theilen des Landes die Religion den Annäherungen und Vermiſchungen mit hindoſtaniſchem Cultus ausgeſetzt iſt, ſteht der Norden in einer läſtigen Botmäßigkeit, die ſich im Laufe der Zeiten die Chineſen über ihn angeeignet haben. Die Chineſen beſitzen die ſchlaue Politik, die wir nur im Alterthum, in den Eroberungen der Römer wiederfinden: die religiöſen Heiligthümer eines unterworfenen Landes unangetaſtet zu laſſen, wodurch ſie ihre Abſicht, alle Fäden der bürgerlichen Einrichtungen in ihren leitenden Händen zu haben, deſto vollkommener erreichten. Der Dalai Lama, zu deſſen Verehrern ſich nicht ſelten die chineſiſchen Kaiſer ſelbſt zählen, muß an ſeinem Hof chineſiſche Geſandte aufnehmen, die nicht ſo ſehr die auswärtige Macht ihres Herrn repräſentiren, als geradezu befugt ſind, ſich in Tibets innere Verwaltung zu miſchen. Es giebt in einer ſolchen Abhängigkeit keine Grenzen. Das erſte Zugeſtändniß bahnt allen übrigen den Weg, und tauſend ſcheinbare Gefälligkeiten können dazu dienen, einen läſtigen Zwang vorzubereiten, deſſen man ſich nicht erwehren kann. Dann dürfen freilich die chineſiſchen Geſandten in einem fremden Lande auch nicht ohne Schutz gelaſſen werden, und es leuchtet ein, daß die Grundſätze des aſiatiſchen Völkerrechtes nicht hinreichen, um ihnen denſelben zu gewähren. Die Folge dieſer Nothwendigkeit iſt eine fremde Kriegsmacht auf einheimiſchem Boden. Neben dem tibetaniſchen Militair iſt fortwährend in Laſſa ein chineſiſches Armeecorps ſtationirt. Unter den Gründen, die für eine ſolche Erſcheinung angeführt werden konnten, war der einfachſte, aber

nicht der wahrſcheinlichſte: der perſönliche Schutz, der dem chineſiſchen Geſandten mitgegeben werden mußte.

Die zwei wichtigſten Perſonagen der Geſandtſchaft haben wir die Ehre gehabt kennen zu lernen. Der Beſuchende war der General der chineſiſchen, in Laſſa ſtehenden Truppen, Ming-Ta-Lao, Mandarin der fünften Claſſe, welcher bei dem chineſiſchen Civilgeſandten oder „Correſpondenten" Leang-Kao-Tſu, der zufällig in ſeinem Mandarinenauge eine Stufe tiefer ſtand, aber als Civilbeamter von dem General keine Befehle anzunehmen hatte, jenen nutzloſen ceremoniellen Beſuch abſtattete. In jeder Stellung, wo ſich Gleichberechtigte in demſelben Geſchäftsgange begegnen, werden Eiferſucht und Verſteckheit die nächſte Folge zuweilen unvermeidlicher Reibungen ſein; aber bis zu dem äußerſten Grade dieſer Leidenſchaft, die um ſo heftiger wird, je mehr ſie ſich unter der Maske der Höflichkeit und des Anſtandes verbirgt, kann es nur ein chineſiſches Gemüth bringen. Argwohn, Ehrgeiz, Betrug iſt die unheilige Dreizahl der chineſiſchen Untugenden. Von dem Kaufmann an, der ſeine Waaren anfeuchtet, um ſie ſchwerer zu machen, bis zu den Anfeindungen und Intriguen der Beamten wird die Mehrzahl des „himmliſchen" Volkes von ihnen beherrſcht. Was konnte alſo natürlicher ſein, als daß die beiden Repräſentanten des chineſiſchen Reiches am Hofe von Laſſa bei dem Beſtreben, ſich gegenſeitig den Rang abzulaufen, in den treuloſeſten Verhältniſſen zu einander ſtanden? Der General hatte von ſeinem Stande einige Sitten angenommen, welche die ſchlechte Richtung ſeines Charakters milderten. Obſchon er unter der Maske der Freundſchaft ſeinem Collegen alle erdenklichen Nachtheile wünſchte, ſo war er doch zu träge, dieſe ihm ſelbſt zuzufügen. Er beſchränkte ſich darauf, über die mißrathenen Pläne des Correſpondenten zu lachen, und würde ſich kein Gewiſſen daraus gemacht haben, wenn dieſer an einem unvermeidlichen Abhange der Gefahr ausgeſetzt geweſen wäre jeden Augenblick zu ſtürzen, ihm den letzten dazu nöthigen Stoß zu geben. Der Civilcorreſpondent andererſeits war nicht in der Lage, daß die Umſtände ſeine Tugenden hätten begünſtigen können. Ihm fehlte der Anhang einer Umgebung, die, Ab-

wechſelung gewährend, auch der Sucht zu herrſchen eine unſchädliche Richtung gab und die der General in ſeinen Truppen fand. Dem Correſpondenten blieb nichts übrig, als ſich am tibetaniſchen Hofe eine impoſante Stellung zu ſichern und ſich mit dem Hofe von Peking in lebhafter Verbindung zu erhalten. Da es in ſeinem Amte lag, über den Zuſtand, die Ereigniſſe, die Menſchen von Tibet fortwährend an den Sohn des Himmels zu berichten, ſo konnte es ihm nicht ſchwer fallen, zuweilen ſeiner Eiferſucht ein Opfer zu bringen und über die in Laſſa ſtationirten Truppen Bemerkungen anzufügen, die ein Unbefangener mit einfacherem Namen Verleumdungen genannt hätte. Der General ſagte, er fürchte ſie nicht, an ihm ließe ſich der Orden der Pfauenfeder nicht verdienen. So waren die beiden Collegen — die beſten Freunde; ſie hielten ein Exemplar der Pekinger Hofzeitung zuſammen, ſchickten ſich Thee- und Reisproben und gaben Viſiten und Gegenviſiten.

Wir haben Leang-Kao-Tſu, kaiſerlich-chineſiſchen Correſpondenten am Hofe von Laſſa, nur von einer Seite ſeiner Häuslichkeit kennen gelernt, ja, ihn ſelbſt ſchildern, heißt, ihn nur halb ſchildern. Seine Seele glich der Frucht, deren Schale zwei Kerne verſchloſſen hält. Das zweite Moment ſeines Lebens war Schü-King, ſeine geiſtreiche, ſchöne, leidenſchaftliche Schweſter. Soll ich Schü King's Reize ſchildern, wenn ich ſie an der Toilette beobachte? Oder ſoll ich ſie Dir vorführen in jener behaglichen Stellung, wenn ſie auf einem Sopha ſitzend nach chineſiſcher Sitte die Tabackspfeife zuweilen in den Mund führt, die weißgeſchminkten Backen mit Rauch anfüllt, und ihn dann in bläulichen Wolken aus dem Munde entwallen läßt? Oder endlich, wenn ſie geheimen Rath mit ihrem Bruder pflegt und ihm mit Planen, Intriguen und krummen Wegen an die Hand geht? Schü-King war ſtolz auf ihren ſchlanken, mittleren Wuchs, auf ihre kleinen, länglichen und gekrümmten Augen, auf ihren friſchen, glänzenden Teint, auf alle dieſe, für eine Chineſin ſo weſentlichen Schönheiten. Aber was waren dieſe natürlichen Reize gegen die Kunſt, mit der ſie dieſe zu beherrſchen wußte? Mit fertiger Hand zog ſie die ſchwarze Tuſche in zierlichen Bogenſtreifen

über ihre Augenbrauen. Dämmerndes Incarnat legte ſie auf ihre Wangen, Purpurröthe auf ihre Lippen, auf denen ſich nichts ſchöner ausnehmen konnte, als der blutrothe Farbenpunkt, der die Mitte der unteren zierte. Den Kopfputz erwähne ich nur; denn die chineſiſche Haartour, die in einer Art von Chignon aufgekämmten und mit goldenen Haarnadeln befeſtigten Locken, die geſchmackvollen Verzierungen durch künſtliche Blumen haben längſt vor dem Richterſtuhle der Mode in Paris eine glänzende Rechtfertigung erlebt, haben den Lauf um die Welt gemacht und tauſend europäiſchen „Engelköpfen" Triumphe verſchafft. Aber dies ſind nur Plagiate, ängſtliche Copieen, die weit hinter ihren Originalen zurückbleiben. Die Schönheit iſt erſt dann vollkommen, wenn ſie von der Harmonie des Enſembles unterſtützt wird. Schü-King war eine Chineſin, und ſie beſaß Alles, was ſie hierzu ſtempelte. Sie lehnte ſich nicht gegen die Sitte ihres Landes auf, ſondern kokettirte ſelbſt mit ſolchen Reizen, die wenigſtens wir abſcheulich finden. Man erräth, daß ich von ihren unbedeutenden, unanſehnlichen Füßen, von dieſen ſonderbarſten aller verjüngten Maßſtäbe, ſprechen will. Ihre Füße waren ſo klein, daß ihre Hände dagegen noch rieſenhaft erſchienen. Man rathe, wie lang und breit ihre Schuhe waren! Ich habe ihr nie dazu Maß genommen; aber eine Länge von einem Zoll und eine Breite von anderthalb iſt ſchon das Aeußerſte, was ſich vermuthen läßt. Und dennoch fehlt allen dieſen Vollkommenheiten ein Schmuck, den der Chineſe mit Bedauern an Schü-King vermiſſen wird. Wir würden ſogleich bereit ſein, dieſe Zierde eine garſtige Unart zu nennen, aber das ſind die Verſchiedenheiten des Geſchmacks. Wer ſo glücklich in China iſt, den Nagel am kleinen Finger der linken Hand zu der Länge von vier bis fünf Zoll zu hegen und zu pflegen, kann auf eine tief gefühlte Huldigung rechnen, die man ſeiner Schönheit darbringt. Wer dieſen Nagel gar zu einer Länge von ſechs, acht, zehn Zoll zu bringen im Stande iſt, der iſt auf dem Wege unter die Götter verſetzt zu werden; der Geruch der Heiligkeit iſt ihm ſchon hienieden gewiß. Schü-King beſaß dieſen Schmuck nicht und ſie beklagte oft einen Verluſt, der nicht gering war in ihren Augen. Sie bereitete ſich ſelbſt

dieſes Leid; denn ihr Charakter, ihre Leidenſchaftlichkeit, das Feuer in ihren Bewegungen, waren für jene Nagelverlängerung, was die Raupe für ein junges Blatt. Wie konnte ſie, die nicht gewohnt war, verſchleiert im Hinterhauſe zu ſitzen und ſich von Verſchnittenen und alten Weibern Märchen erzählen zu laſſen, fortwährend mit einem Bambusfutteral am linken Finger verſehen ſein, die Geſticulationen ihrer Hand ängſtlich beachten und ihre Seele an dieſen Nagel hängen? Hatte ſie ihn auch einmal zwei Monate lang gepflegt und aufgefüttert, ſo geſchah es bei einer etwas lebhaften Demonſtration, die ſie ihrem Bruder machte, daß der Nagel in eine falſche Lage kam und im Nu abknickte; dann weinte ſie mit ihrem Bruder, aber der Nagel war verloren. Ach! ſie war ſo ſchön, ſo reizend; mußte ihr ein tückiſches Schickſal dieſe Zierde mißgönnen?

Schü-King trat ſoeben aus einem Säulengange in das Geſellſchaftszimmer, als ihr Bruder von dem Geleit, das er dem General gegeben, zurückkehrte. Welche zärtliche Bewillkommnung unter den Geſchwiſtern! Wie ſüßlich Leang-Kao-Tſu, der Correſpondent, die Fingerſpitzen küßte, um die Freude an ſeiner Schweſter zu erkennen zu geben! Sie erkundigte ſich nach King-Ta-Lao's Beſuch und ſagte, ihre böswilligen Abſichten ſchlecht verbergend: „Mein Bruder, Du hätteſt Deine Brille ſtatt am Ohr zu tragen, auf die Naſe ſetzen ſollen. Wie war er gekleidet? Trug er die geſetzmäßigen Farben? Hat er Dich durch eine falſche Façonnirung, durch einen loſen Knopf in Deiner Eigenſchaft und Würde nicht geringſchätzig behandelt?“ — „Sei verſichert, meine Turteltaube,“ antwortete der zärtliche Bruder, „daß ich auch nicht eine Naht aus dem Auge verloren habe. Er iſt ſchlau dieſer Fuchs und trägt ſeinen Schwanz, wie dieſer nach der Kleiderordnung von Tſchin-Song, aus der Dynaſtie Song, nur zugeſtutzt ſein kann.“ — „Auch nichts von gelber Farbe, lieber Bruder? Nur einen Faden gelber Seide auf ſeinem Körper, und wir haben Genugthuung.“ — „Auf dieſe Hoffnungen wollen wir nicht bauen,“ entgegnete der Correſpondent; „der kluge Mann befolgt drei Regeln, ſagt ein weiſer Lehrer. Er läßt keine Eiſenſtäbe vor ſein Fenſter bauen: denn ſie locken die Diebe.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

a

Er verſchmäht die Süßigkeit des Weines: denn den Wein haben die Advocaten erfunden, um die Proceſſe zu vermehren. Er hütet ſich vor der gelben Farbe: denn dieſe iſt die Farbe des Kaiſers, und in die Vorrechte des Himmels eingreifen heißt, ſich um ſeinen Kopf bringen. Der General verſteht zwar nichts von dieſen Lehren, aber der Inſtinct leitet ihn, ihren Inhalt zu befolgen." — „Was denkt er über den neuen Lama? Kennt er ihn? Ich fürchte, Bruder, Du läſſeſt Dir eine Falle legen?" — „Du nennſt mich Deinen Bruder, Schü-King?" antwortete der Correſpondent mit lächelnder Miene, ſich ſeinen kleinen Stutzbart ſtreichelnd. „Was er denkt? Die Klötze denken nicht. Eine Falle? Die Füchſe beſitzen nur ihre Schlauheit bis zu dem Grade, daß ſie die Fallen vermeiden. Nein, meine Schweſter, in der Nacht iſt kein Schlaf über meine Augen gekommen. Dieſe Veränderung der Regierung bietet meinen Plänen die Hand. Ich umſtricke ſie alle und werde mir ohne Mühe meine Auszeichnungen verdienen. Kannſt Du zweifeln, daß ich in einem Monate die Pfauenfeder, in zwei den Rubinknopf an der Mütze und die Agatſteine am Gürtel und im dritten den goldenen Pelikan auf dem Rücken haben werde?" — „Deine Ausſichten auf die Zukunft ſollteſt Du," ſagte die vorſichtige Schü-King, „eher noch weiter hinausſchieben, als daß Du den nächſten Augenblick unbeachtet läſſeſt." — „Was will Deine Seele damit ſagen?" — Schü-King trat auf den Bruder zu und erklärte ſich: „Laſſa iſt in Bewegung, um ſich zu dem Schauſpiel vorzubereiten, das noch am heutigen Tage aufgeführt werden ſoll. In dem großen Pompzuge, der zu Ehren des neuen Lama gehalten wird, darf dem Abgeordneten des himmliſchen Reiches nächſt dem Heiligſten nur der ehrenvollſte Platz angewieſen werden; wie wirſt Du aber mit dem General rangiren? Mein Bruder, bedenke, wenn Dein Palankin auch nur einen Zoll hinter ſeinem Pferde zu ſtehen käme?"

Nur auf einen Augenblick überflog den ſtolzen Geſandten das Schreckliche, das für ihn in dieſer Möglichkeit liegen würde, dann ſann er darüber nach, ob eine Zurückſetzung ſeinem Anſehen und noch mehr ſeinen Plänen ſchaden könnte;

endlich aber ergriff er Schü-King's Hand, lachte und ſagte, das Mädchen am Ohrzipfel und an der Naſenſpitze küſſend: „Trag' um die Ehre Deines Bruders keine Sorge! Ich muß der heiligen Perſon am nächſten ſtehen, um ihre Bewegungen zu beobachten. Das verlangt meine Inſtruction, das verlangt die Hofzeitung, für die ich ja meine „tibetaniſchen Zuſtände" ſchreibe." Schü-King gab ſich zufrieden und bat den Bruder, ihr nicht von der Naſe die Schminke zu wiſchen.

Auf die uns ſchon bekannte Art wurde jetzt ein neuer Beſuch angekündigt, angenommen und bewillkommnet. Der Oberſt Tſchu-Kiang konnte für Schü-King's Verlobten gelten, obſchon es Augenblicke gab, wo ihn die ſpröde, eigenſinnige Dame nur auf ungewiſſe Hoffnungen verwies. Er war nur erſt Mandarin der neunten Claſſe, und trotz ſeiner ſchönen, einſchmeichelnden Geſtalt ſagte ſie doch zuweilen, daß er ihrer unwürdig ſei. Dann blieb ihm nichts übrig, als den Moment abzuwarten, wo ſie, erbittert und entmuthigt durch irgend einen fehlgeſchlagenen Plan, wieder eines Gegenſtandes bedurfte, der ſie zerſtreute und den ſie quälen konnte. Tſchu-Kiang's Zärtlichkeit ging noch weit über ſeine Eitelkeit. Es beglückte ihn, Schü-King's Kleiderſaum zu küſſen oder aus ihrem kleinen Schuh lauwarmes Waſſer zur Erquickung zu trinken. Dieſe Hingebung contraſtirte zu dem Werthe, den der Oberſt auf ſich ſelbſt legte. Wenn man ihn ſah, wie er ſein Bärtchen an der Oberlippe ſchwärzte, die Enden deſſelben beſchnitt und die Entfernungen auf beiden Seiten nach der Linie abmaß, wie er die auf ſeinem mongoliſchen Antlitz zuweilen wuchernden Härchen, um ſie mit Stumpf und Stiel auszureißen, mit Seidenfäden umwickelte, wie er ſeinen Zopf des Abends aus zwanzig Strähnen flechten ließ und ihn in ein Futteral ſteckte, um ihm über Nacht ſeine Condenſität nicht zu rauben; ſo ſchien es auffallend, wie ein Weib gegen dieſe Reize gleichgültig ſein konnte, und ihm ſelbſt ſchien es am meiſten.

Tſchu-Kiang trat ein und ſpielte ſeine Rolle als chineſiſcher Stutzer. Er behandelte das Ceremoniell nur mit einer gewiſſen Oberflächlichkeit, die auch in dem affectirten Styl ſeines Ganges wiederkehrte. Der Körper wiegt ſich, alle

Theile an ihm hängen mit einer ſchlotternden, aufgeknüpften Nachläſſigkeit zuſammen, der Unterleib muß mit der rechten Schulter in einer correſpondirenden, zuckenden Bewegung fortwährend abwechſeln und dem Gange ein Uebergewicht nach der rechten Seite hin geben. Die Kleidung entſpricht dieſem Benehmen, wenn man an die Stelle der graziöſen Nachläſſigkeit die übertriebene Sorgfalt und Zierlichkeit treten läßt. Welche prächtigen Koſtbarkeiten waren über dem Helm, über die glatte Stirn, über den Gürtel gezogen! Welche Reichthümer an Edelſteinen hingen an den weißgemalten Ohrzipfeln! Tſchu-Kiang glich einem Bräutigam, der zum erſten Male in die Kammer ſeiner Braut tritt.

Der Oberſt unterließ niemals durch ein Geſchenk oder ſonſt eine Gefälligkeit ſeine Beſuche willkommener zu machen. So griff er auch heute zuerſt nach ſeinen ſeidenen Stiefeln, aus denen er etwas Eingewickeltes hervorzog. „Was bringen Sie, mein junger Freund?“ fragte der Ambaſſadeur. „Nichts von Belang,“ antwortete der Oberſt; „aber als ich mich geſtern Abend, müde des Geläſms in den Straßen, zur Ruhe legte, klopfte es noch ſpät an die Thür der Caſerne. Ich höre Pferdegetrappel, einen Wortwechſel mit der Schildwache, die den Befehl hatte, ſpäte Beſuche nicht hereinzulaſſen, und dabei zuweilen meinen Namen nennen, an welchen appellirt zu werden ſchien. Ich ſchickte hinunter, verſchaffte dem Boten Einlaß, erhielt ein zärtliches Schreiben von meiner Tante und ein großes Stück geräuchertes Rindfleiſch, das von einem der berühmten Ochſen in Wampu geſchnitten iſt.“ — „Sie Glücklicher!“ konnte der neidiſche Geſandte, der einen guten Biſſen nicht verſchmähte, anzumerken nicht unterlaſſen. — „Mein väterlicher Freund! Sie beſchämen mich,“ fiel der zuvorkommende Oberſt ein und wickelte das ſaubere, in Seidenpapier geſchlagene Päckchen auseinander. „Kann ich mit einer Probe, der auf einen Wink von Ihrer Hand mehr folgen wird, aufwarten?“

Einem ſolchen Anerbieten und dem kräftigen, würzigen Geruche vermochte der „Correſpondent“ nicht zu widerſtehen; er griff haſtig zu und ſteckte die dargebotene Gabe, die in kleine Theile geſchnitten war, in den Mund. „Es iſt un-

übertrefflich, dies classische Vieh von Wampu," sagte er mit verstopfter Stimme, und fügte dann kauend hinzu: „Die heilige Sage hat den Ursprung der Kühe von Wampu erklärt. Sie erzählt von einem Gotte, der bei einem Mandarinen am grünen Flusse einkehrte. Der Mann lebte in frommer Gottseligkeit und mühte sich ab, seinem dürren Boden Ertrag abzugewinnen. Der Gott wollte ihm die Reinheit seines Herzens lohnen und sagte zu ihm: In aber drei Jahren werden Deine Kühe goldene Kälber werfen! Der Mandarin erstaunte, fuhr aber fort, sein Land zu bebauen, es mit Kanälen zu durchschneiden, die grüne Weide zu schonen, kurz dies Versprechen des Gottes ging herrlich in Erfüllung, denn seine Kälber wurden auf dem Markte mit Gold aufgewogen. Von diesem Mandarinen am grünen Fluß stammen alle Ochsen in Wampu. Ihre Tante wird Ihnen das erzählen können."

Schü-King hatte sich beim Eintritt des Obersten zurückgezogen und ein zweiter Narcissus ihre Unterhaltung in einem Spiegel gesucht. Sie vertiefte sich im Anschauen ihrer Schönheit, verfolgte die sanften Wellenlinien, womit die Natur nur in Feierstunden zeichnet, und ging in dem glänzenden, schwarzen Abgrund ihres Auges unter. Aber der alberne Oberst mit seinem Rindfleisch! Auch Schü-King hatte Geruchs- und Geschmacks-Nerven; der würzige Geruch stieg ihr in die Nase, und den Heißhunger ihres Bruders verwünschend, ließ sie den metallenen Spiegel aus der Hand fallen. „Herr Tschu-Kiang," sagte sie, um ihren Aerger zu unterdrücken, „sollte seinen Degen und Helm in das Depot abliefern, zu seiner Tante ziehen, die Landwirthschaft lernen und sich endlich als Markt- oder Speisemeister in Peking oder Kanton anstellen lassen."

Der Oberst, immer noch vor dem schmausenden Ambassadeur stehend und ihm mit beiden Händen das Papier hinhaltend, ließ es über diese Anrede fallen, wandte sich zur holden Sprecherin und sagte mit süßlicher Stimme: „O Schü-King, Widerschein eines höheren Lebens, ich werde täglich gewisser in meinen Hoffnungen, die Sie einst Vermessenheit nannten. Wie Sie liebevoll für meine Zukunft Sorge tra-

gen! Warum soll ich den Helm, der nächst dem Zopf die schönste Zierde meines Hauptes ist, warum soll ich den Degen von meinen Lenden legen, für die er wie geschaffen ist? Sie fürchten für mein Leben; denn die Gefahren des Kriegs sind unzählbar. Aber meinem Muth, meiner Tapferkeit, meinen bewiesenen Tollkühnheiten, werden Sie die Letzte sein, Ihre Bewunderung zu versagen! Hält sich doch kriegerischer Größe der zarte Sinn des Weibes am meisten verwandt."

„Von welchen Gefahren sprechen Sie, lieber Oberst?" fragte Schü-King lachend. „Die halbe chinesische Artillerie besteht aus papiernen Kanonen und die andere Hälfte ist von den Tataren vernagelt worden. In den Schlachten sind die Cavalleristen durch ihre Regenschirme gesichert. Ich muß lachen, wenn Sie von Gefahren sprechen."

„Schü-King, Traum meiner Seele," antwortete Tschu-Kiang, „könntet Ihr im Stande sein, einer grausamen Empfindung Euer fühlendes Herz zu öffnen? Nein, diese Regenschirme sind eine Erfindung der Humanität, und unser aufgeklärtes Zeitalter sollte die Ausgabe nicht scheuen, sie feuerfest zu machen. Das Wechseln der Kugeln ist im Kriege eine traurige Nothwendigkeit, die wir den tückischen und feigen Europäern verdanken; nur im Handgemenge zeigt sich die Kraft und die Gewandtheit eines Mannes." Der Oberst wollte von diesen Vorzügen, die ihn persönlich trafen, sogleich eine Probe ablegen und fuhr mit der rechten Hand hinter die linke Seite des Rückens, um seinen Säbel mit Blitzesschnelle aus der Scheide zu ziehen. Man weiß, daß die Chinesen ihre Säbel mit der Spitze nach vorn und dem Griff nach hinten tragen und demnach über den Rücken vom Leder ziehen. Aber der Oberst selbst hatte vergessen, daß außer dem Dienst die Klingen befestigt sein müssen. Die Probe seiner Tapferkeit, die in der Gewandtheit beim Herausziehen liegen sollte, konnte deshalb nur einen komischen Erfolg haben, worüber Schü-King in ein unmäßiges Lachen und Händeklatschen ausbrach. Tschu-Kiang ließ beschämt die vernagelte Scheide fallen und strich sich verlegen seinen gewichsten Knebelbart.

Endlich hatte sich Schü-King's Bruder von dem verführerischen Anblick der zerschnittenen Fleischstücke dadurch befreit,

daß er ſie aufgegeſſen hatte. Die chineſiſche Gefräßigkeit, die alle Grenzen überſchreitet, machte jetzt wieder ſeinen Speculationen Platz, und es fiel ihm zuerſt ein, daß ihm zur Verfolgung derſelben der Oberſt nicht günſtiger hätte erſcheinen können. „Vom Krieg redet Ihr, meine Lieben?“ begann er, der von dem lächerlichen Geſtus des Oberſten nichts bemerkt hatte, „und könnt über einen ſo ernſten Gegenſtand Euch in Lachen ausſchütten? Lao-Tſe äußert ſich darüber wie immer mit unübertrefflicher Wahrheit. Der Krieg, ſagt er, iſt ein Kaufmann, der ſeine Kunden betrügt. Er giebt ihnen Sand in goldenen Büchſen und Aſche in verſilbertem Seidenpapier. Der Krieg macht Dich mächtiger und reicher, aber er verwildert Deine Sitten und macht Dich unbeliebt bei den Göttern. Ich finde darin traurige Wahrheit, wobei nichts Lächerliches iſt.“

Schü-King gab dies zu, erklärte aber: „Das himmliſche Reich hat vor einigen Laſtern Ruhe, und der Krieg gehört dazu. Mit wem wollen wir Krieg führen? Wo ſoll ſich die Tapferkeit Tſchu-Kiang's bewähren? Warum iſt der Oberſt nicht in die Factorei nach Kanton gegangen, um unter den holländiſchen Fahnen zu ſterben?“

„Wir ſind täglich den Gefahren des Krieges ausgeſetzt,“ entgegnete der Verſpottete; „die innere Ordnung des Staates iſt nur die Folge kriegeriſcher Anſtrengungen. Chinas Polizei hat nichts von der Polizei in anderen Ländern, ſondern bei uns iſt ſie ein Krieg der Guten gegen die Böſen, der Wachſamkeit gegen die Verruchtheit. Es iſt wahr, die Hälfte unſerer Artillerie ſind papierne Kanonen, aber wir müſſen ſie bedienen, als ſeien ſie von Metall. Können Aufrührer, die nur zu oft die Ruhe des himmliſchen Reiches ſtören, in der Ferne unterſcheiden, ob die Lunte über einer fingirten oder echten Kanone ſchwebt? Sie werden vor jeder zurückſchrecken, und der Krieger muß alſo jede auf gleiche Weiſe behandeln. Nein, wir haben noch nicht aufgehört, auf dem Fuße des Krieges zu ſtehen.“

Es war jetzt an dem „Correſpondeten“, ſeine Entſcheidung zu geben. Dieſer zog aber ſein Antlitz in ſehr ernſte Falten, nickte einige Male nachdenklich und ließ ſich ſchweigend auf

den Divan neben Schü-King nieder, die ihren Spiegel nicht aus der Hand ließ. Die Diener ordneten die Mittagstafel an, und der Oberſt erhielt ſeinen Ehrenplatz. Der „Correſpondent", von ſeinem geräucherten Rindfleiſch halb geſättiget, fand Zeit, auch ſeinen Mund zum Sprechen in Bewegung zu ſetzen. Nach dem erſten Gericht, das aus marinirten jungen Bambusſtengeln, einer zarten Frühlingsſpeiſe, beſtand, ergriff er ein Kelchglas mit Wein, hob daſſelbe bis zur Stirn, ſetzte es an den Mund, trank in ſieben langſamen Zügen auf das Wohl ſeines Gaſtes und ſenkte es dann tief auf den Tiſch, wie es chineſiſche Sitte iſt, weil Jedermann ſehen mußte, daß das Glas auch in Wahrheit geleert war. Dann begann er, in ſeine Rede unzweifelhaft eine verſteckte Abſicht legend: „Wenn ich auf das Wohl eines Freundes trinke, ſo denk' ich dabei nicht nur an die Erhaltung ſeines Glückes, ſondern auch an die Beförderung deſſelben. Sie, mein Theurer, ſtehen auf einer Stufe, die für Ihre Jugend außerordentlich iſt. Ich erſtaune, welchen Weg Sie noch machen können mit Ihren Empfehlungen, Ihren Talenten."

Schü-King reichte dem ſich ſtolz aufrichtenden Tſchu-Kiang ein in China ſehr geſchätztes, koſtbares Gericht, gebratene Hirſchſchwänze, und fügte die ironiſchen Worte als Aufguß hinzu: „Zwar iſt der Hirſch ein ſchlechtes Symbol für einen Krieger, aber die Schönheit ſeines Geweihes übertrifft Alles. Der Hirſch iſt ein umgekehrter Mandarin; je mehr Enden er an ſeinem Geweih hat, deſto koſtbarer ſein Werth; der Mandarin, je weniger Grade er zählt, deſto vornehmer iſt ſein Stand. Auf welcher Stufe ſtehen Sie doch, Oberſt?"

„Auf der neunten, Schü-King," antwortete Tſchu-Kiang, empfindlich berührt durch die Erinnerung an ſeinen wunden Fleck; „aber die Liebe zu Ihnen wird meinen Talenten Flügel geben; ich zweifle nicht daran, daß der Sohn des Himmels beim nächſten Avancement mich die achte Stufe überſpringen läßt und mich ſogleich auf die ſiebente befördert."

„Dann kommen Sie mir ſehr nahe," ſagte faſt gereizt der Correſpondent, dem es ein bitteres Gefühl war, noch auf der ſechſten Stufe zu ſtehen. „Aber laſſen Sie die Erwar-

tungen, die ſie auf ungewiſſe Zufälle richten. Man muß weiter reichen als das Schickſal. Das iſt ein Grundſatz, der zwar irreligiös klingt, aber aus der tiefſten Lebensphiloſophie geſchöpft iſt."

„Mein Bruder hat Recht," fiel Schü-King ein, „das Terrain iſt Ihnen nicht günſtig, Tſchu-Kiang. Zwei gleich harte Steine mahlen nicht gut; zwei Sonnen dürfen am Himmel nicht ſtehen. Was ſchadet Ihnen die Nebenbuhlerſchaft des Generals? Verlaſſen Sie das kalte Laſſa!"

Der Oberſt wurde heute von dem Uebermuthe ſeiner Freundin grauſam verwundet. „Der Wille des Kaiſers bindet mich an dieſen Ort," ſagte er; „ich kenne nur ſeine Geſetze und die, welche mir das eigene Herz vorſchreibt. O, Schü-King, verläßt die Eidechſe den Ort, wo ſie ihren Rücken ſonnen darf? Pflanzt ſich die Blume auf Felſen, wo ſie nur in Steinen wurzeln würde? Wie kann ich Laſſa und Ihre Nähe verlaſſen?"

„Mein Freund!" unterbrach ihn der Geſandte, „Sie kennen die Geſinnungen meiner Schweſter, aber die meinen ſind Ihnen noch verborgen. Auch dieſe werden Ihnen offenbar werden, wenn ich Sie mit den Aufträgen bekannt mache, die ich von Peking erhalten habe. Ihr Name ſteht unter den vornehmſten Perſonen, die zur Ausführung derſelben beſtimmt ſind. Nach der heutigen feierlichen Proceſſion erwarten Sie darüber die näheren Aufklärungen."

Tſchu-Kiang war entzückt. So viel Vertrauen überraſchte ihn, obſchon er nicht daran zweifelte, deſſelben im höchſten Grade würdig zu ſein. Die Erwähnung der Proceſſion erinnerte ihn an die Erneuerung ſeiner Toilette, er nahm noch eine Taſſe Thee, ſagte Schü King einige Schmeicheleien über die liebenswürdige Art, wie ſie jetzt die Tabackspfeife in den Mund nahm, und empfahl ſich, von ihrem Bruder bis zum Ausgang begleitet. Sie winkten ſich einander zu, als wüßten ſie das ſchon, was ſie erſt erfahren ſollten. Nichts kann uns einen dümmeren Anſtrich geben, als die Affectation eines Einverſtändniſſes, das noch erſt kommen ſoll.

Schü-King begab ſich in den Harem ihres Bruders, der Correſpondent beeilte ſich, für die heutige Feſtlichkeit ſeinen

officiellen Schmuck anzulegen. Dieſe Feſtlichkeit folgte in unmittelbarem Wechſel auf die geſtrige Trauer-Ceremonie. Es iſt die Pflicht des Lebenden, das Recht der Todten anzuerkennen. Freude und Leid reichen ſich wechſelſeitig die Hände, um den Menſchen in der größten aller Tugenden, in der Mäßigung, zu erziehen. Der während der Minderjährigkeit des jungen Lama an der Spitze der Geſchäfte ſtehende Stellvertreter war kurz vor dem Ende ſeiner Regentſchaft geſtorben. Obgleich der Lama noch nicht völlig das geſetzmäßige Alter erreicht hatte, ſo war man doch in der Berechnung einiger Monate nicht peinlich und zog den Hochheiligen, dem Jahre wie Stunden ſind, aus ſeiner Verborgenheit hervor, um ihm die Zügel der Weltregierung in die Hand zu geben. Man vermied die neue Wahl einer Statthalterſchaft von zwei Monaten und ſah in dem Tode des Regenten den Willen der Gottheit, ſich nun wieder im Fleiſch zu offenbaren. Deshalb folgte auf das Trauerfeſt um einen weiſen, beſonnenen Mann, dem Tibet ſeine Erhaltung während zehn Jahren verdankte, ſogleich das große Freudenfeſt der endlichen Erſcheinung des Königs der ſechzehntauſend Welten, das Feſt der Wiederkunft des Himmels auf die Erde, des Regierungsantritts des Gott-Menſchen oder Menſch-Gottes, wie Ihr wollt.

Wir wollen die frohlockenden Bewohner von Laſſa nicht verfolgen, wie ſie ihre andächtigen Empfindungen in den Tempeln und Straßen zur Schau tragen, wie ſie die Luft mit ihren Jubeltönen erfüllen und mit ſechsfüßigen Trompeten den Herrn des Himmels in die Welt einblaſen. Wir begnügen uns den feſtlichen Zug zu beſchreiben, welcher den Dalai Lama aus ſeinem früheren Sitze in die Burg der Götter geleitete, und daran nichts zu ändern, als die pompöſe Langſamkeit durch einen mehr beſchleunigenden, raſchen, anapäſtiſchen Schritt.

So weit ſich in einem Tage die Nachricht von dem neuen, der Welt erſchienenen Heile hatte verbreiten können, waren die Einwohner an dem Ort des Wunders zuſammengelaufen. Neugier und Andacht hatte eine unabſehbare Menge von Zuſchauern verſammelt. Der Weg, den der menſchgewordene

Gott zu machen hatte, war in der Eile noch besonders zugerichtet worden. Zwei Spaliere, weiß angestrichen, bildeten eine Straße, durch welche sich der Zug bewegte. Auf beiden Seiten lagen in kleinen Entfernungen aufgethürmte Steinhaufen. An den Spalieren entlang stand eine doppelte Reihe von Priestern, die eine aromatische und musikalische Barrière bildeten; denn sie trugen angezündete Kerzen, die einen angenehmen Geruch verbreiteten, schwangen Rauchfässer und accompagnirten die gesungenen Hymnen mit Hoboen, Seemuscheln und den unerläßlichen Pauken.

Der Lärm wird schwächer, die Erwartung versagt der Kehle den Athem, der ängstlich zurückgehalten wird. Sie nahen, die Heiligen alle und der Heiligste in ihrer Mitte. Die Hohenpriester und Schriftgelehrten sind die Apostel eines Wunders. Diese zogen voran in beträchtlicher Anzahl, zwei und zwei, in der einen Hand eine Ruthe, in der andern ein Rauchfaß, das an drei metallenen Ketten am Ende eines langen Stabes hing und einen dichten Rauch verbreitete. Sie waren in lange Röcke von gelbem Tuche gekleidet und hatten auf dem Haupte von derselben Farbe eine kegelförmige Kappe, von welcher an den Seiten ein paar Läppchen zur Bedeckung der Ohren herabfielen. Es ziemt sich für die Verkünder eines neuen Cultus auf nichts zu hören, als auf die eigene Begeisterung.

Der Bund der Priester mit den Machthabern ist so alt wie die Religion. Die Schergen der Souveraine sind zunächst die Krieger. Sechs bis siebentausend Mann Cavalerie, die mit Köcher, Bogen und Gewehr bewaffnet waren, folgten unmittelbar auf die fromme Avantgarde. Sie wurden von einem Manne befehligt, dem der Haufe abgöttische Verehrung erwies. Er trug ein gelb atlassenes Kleid mit Zobel gefüttert und war um die Lenden gegürtet. Ein dunkel karmoisinrother scharlachartiger Mantel, der zum Theil sein Atlaskleid bedeckte, ging um den Leib, aber das Ende ruhte auf der linken Schulter, so daß der rechte Arm frei war. Er trug einen runden Hut, der mit einem gelben glänzenden Firniß bezogen war, und rothe Stiefeln von bulgarischem Leder. Dies war der General der tibetanischen Truppen, die aus

Der dreizehnte November.

Dramatiſches Seelengemälde

in

drei Aufzügen.

Kalmücken beſtanden. Er hieß der Bruder des Dalai Lama und war es in der That, nämlich dem Fleiſche nach.

Wer hinter der Vorhut die erſte Stelle hatte, konnte ihn für den Ehrenplatz halten. Es war billig, daß dieſen der chineſiſche Geſandte behauptete. Unſer Freund trat in einer angemeſſenen Umgebung auf, die ihrerſeits den Stolz ihres Führers theilte. Ich erwähne hier nichts von der Garderobe; denn wäre dies Häuflein ſelbſt in ſackleinenen Kleidern aufgetreten, es würde im Gefühl ſeiner Souverainetät das Haupt am kühnſten erhoben haben. Aus der Mitte des diplomatiſchen Corps ragte ein langer Bambusſtab hervor, der die Vollmacht des Correſpondenten als kaiſerlich chineſiſchen Umbas enthielt. Die Tibetaner ſahen mit betrübter Scheu auf dies Symbol ihrer politiſchen Abhängigkeit.

Der chineſiſche General hatte in Laſſa ſcheinbar nur die Miſſion des Schutzes für den Correſpondenten; es war alſo natürlich, daß er ihm nachging. Er befehligte ſeine Cavalerie, die nach ihrer Art mit Feuergewehr, Säbel, Helm und papiernen Harniſchen bewaffnet war. Der Oberſt Tſchu-Kiang ritt dicht hinter dem General, überall, wo er ein ſchönes auf ihn blickendes Auge vermuthete, ſein Pferd zum Courbettiren ſtachelnd. Seine Perſon kennen wir, aber die Verzierungen ſeines Roſſes verdienen geſchildert zu werden. Das Thier, das er ritt, war mit großen karmoiſinrothen Quaſten und anderem prächtigen Geſchirr geſchmückt und mit einer Menge Glöckchen an einem Halsbande behangen, die harmoniſch erklangen, ſo wie es ſich in langſamen Schritten bewegte. Uebrigens war der Körper des Pferdes vor den vielen ſeidenhaarigen Kuhſchwänzen, die auf beiden Seiten hingen, kaum zu ſehen. Ich kann den Sonnenſchirm nicht übergehen, der am Halſe des Pferdes befeſtigt war und den zarten Teint des Reiters gegen die bräunenden Sonnenſtrahlen ſchützte. Selbſt in der heißen Jahreszeit iſt die Hitze in Laſſa erträglich, aber der Oberſt wußte, wie ſchön ihm die Bewegungen ſeines Armes ſtanden, wenn er ſich mit einem Fächer Kühlung zuwehte, und hatte alſo dieſen Fächer nicht vergeſſen. In dieſer Koketterie ließ er ſich nur ſtören, wenn er zuweilen einen intereſſanten Gegenſtand, ein durch ein

Fenster blickendes Mädchenauge belauschen wollte. Er hielt sich dann mit vieler Grazie seine Brille vor die Augen, die er nach chinesischer Sitte an einem Bande im linken Ohrzipfel trug.

Jetzt folgten verschiedene Gruppen, welche mancherlei Staats-Insignien, Fahnen und Standarten führten; nach ihnen kamen kreischende Instrumente und zwei mit reichen Decken belegte Pferde, deren jedes zwei runde Wannen trug, die mit brennendem wohlriechenden Holze gefüllt waren. Ein Priester-Senior trug in einem Kästchen die Gebetbücher und einige der vorzüglichsten Götzenbilder. Hinter ihm wurden neun prächtige Pferde geführt, die mit einem Gegenstande beladen waren, der ein sonderbares Attribut der Gottheit ist. Aber auch unsere Künstler sind von der Nacktheit, mit welcher die Griechen ihre Götter bekleideten, zurückgekommen. Wir sind schon lange gewohnt, die bildlichen Darstellungen unserer Gottheiten nicht ohne Kleid zu lassen, und man wird es daher nicht auffallend finden, daß jene neun Rosse die Garderobe des Gottes der Tibetaner trugen. Wie wurden diese genähten und ungenähten Röcke aufgenommen! Die Pulse stockten, die Herzen bebten, die Kniee wankten und mit heißen Thränen sank, wer gläubig, nieder. Er hat kein Auge mehr für die vielen hundert Diener, die zur nächsten Umgebung des Herrn der Heerschaaren gehören, für die großen goldenen, mit sinnbildlichen Figuren geschmückten Gefäße, die zwei Männer auf ihren Schultern tragen und die das gewöhnliche Geschenk des Kaisers von China an den neuen Lama bilden; kein Auge mehr für jene Seligen, die an den Stufen seines Thrones stehen, um die Bittschriften zu empfangen und die Almosen auszutheilen. Denn in diesem Augenblicke theilen sich die Wolken-Vorhänge des Himmels, die Donner und Blitze rollen und zucken unter dem Fuße des Allmächtigen; die Heiligen mit goldenen Kronen stimmen den Lobgesang an, und die Schöpfung lauscht entzückt dem Preise seiner Herrlichkeit und Gewalt. Ja, Du stehst auf von dem Boden, der Deine leisen Seufzer und stillen Gebete gehört hat; eine wilde Menge drängt sich dem Zauber nach, den Du nun empfunden und mit Deinem geistigen Auge ge-

ſchaut haſt. Du weißt nichts von dem prächtigen Thronhimmel, der ſeinen Tragſeſſel beſchattete; nichts von den ſechzehn Chineſen, die zum Zeichen der Huldigung Deinen Heiland auf den Schultern trugen. War er jung? War er ein Greis? Floſſen Locken über ſeine Stirn? Strahlte freundlich ſein Auge? Oder wurde Trübſinn und Wehmuth von ſeinen Wimpern beſchattet? Hielt er die Hände gefaltet, oder hob er ſie auf zum Lichte der Sonne? Dein Auge war geblendet, und dennoch haſt Du ihn von Angeſicht geſchaut. Dein Auge ſah ihn, und dennoch legte ſich auf Deinen Mund ein geheimnißvolles Siegel, das weder die Neugier eines Andern, noch das Gelüſt Deiner eigenen Erinnerung je löſen wird.

Die Barrièren der Prieſter löſen ſich auf und drängen ſich hinter der Queue der Proceſſion. Erſt am ſpäten Abend gelangt der Zug an den Palaſt des Lama. Die Menge harrt mit Sehnſucht, daß auf den Thürmen deſſelben die Fahnen aufgeſteckt werden, welche den Moment bezeichnen, wo ſich der Herrſcher auf ſeinen Thron niederläßt. Ein donnerndes, weit in den Bergen nachhallendes Freudengeſchrei wirbelt in den Lüften und bringt einem Thale nach dem andern die freudige Kunde von dem erſchloſſenen Jenſeits.

Du aber, frommer, gläubiger Beter, ſchlägſt Dein Auge zu Boden und kehrſt in Frieden zu Deinen häuslichen Mauern zurück. Dein Mund zittert von inbrünſtigem Gebet. Du verſammelſt Deine Söhne und Töchter und lehrſt ſie die Tugenden, die den Menſchen zieren, die Weisheit, die der Anker ſeines Lebens iſt, und die Hoffnungen, die einſt am Ende unſerer Pilgerfahrt über das brechende Auge und über die erblaſſenden Lippen eine ſchmerzloſe, freudige Heiterkeit gießen werden!

Fünftes Kapitel.

Der junge Gott.

Schüler.

Wer iſt der, durch den der Geiſt thätig? Wer iſt der, durch deſſen Macht der urſprüngliche Lebenshauch wirkſam? Was iſt, durch deſſen Macht die menſchliche Rede ſich geſtaltet? Wer iſt der Gott, durch deſſen Macht Geſicht und Gehör ihr Amt verrichten?

Lehrer.

Das Ohr des Ohres, die Intelligenz der Intelligenz, das Wort der Worte, der Lebenshauch des Lebenshauches, das Auge des Auges.

Kena-Upaniſchad des Sama-Veda.

Es war an dem Morgen, der auf Tibets glücklichſten Tag folgte. Die Einwohner von Laſſa kehrten zu ihren gewohnten Geſchäften zurück. Die Straßen pflegten in der Frühe von ihrer theologiſchen Bevölkerung befreit zu ſein, denn die Prieſter waren des Morgens in ihren Klöſtern mit mannigfachen Hanthierungen beſchäftigt, und erſt wenn die Sonne höher ſtand, trafen gewöhnlich die geiſtlichen Herren auf den Spaziergängen und Plätzen ein, um ihre reichlichen und koſtbaren Mahlzeiten zu verdauen.

Aus den Werkſtätten tönte der Hammer und das feilende Eiſen; die Zimmerleute richteten Häuſer auf, die Maurer füllten die Fugen und die Steinmetzen arbeiteten an dem Ehrendenkmale, das dem verſtorbenen Regenten geſetzt werden ſollte; denn in Tibet, einem Lande ohne alle geſchichtliche Erinnerung und ohne die Materialien und Kenntniſſe, die eine ſolche nur erhalten können, konnte es nicht auffallen, daß man die Geſchichte in ſolchen koſtbaren Denkmälern, Stellvertretern der Buchſtaben und Declamationen, aufzeichnete. Es iſt erſtaunlich, daß das civiliſirte Europa mit ſeiner hiſtoriſchen Kunſt, ſeiner beſoldeten Hiſtoriographie, ſeinen tauſend Bibliotheken, den hiſtoriſchen Werken des In- und Auslandes, dennoch die Sitte der ſteinernen Denkmäler

von den barbariſchen Völkern fortwährend entlehnt. Thaten, die in den Annalen der Geſchichte verzeichnet ſind, bedürfen doch keines Marmors, um ſie zu verewigen! Nicht die Hälfte der Denkmäler, die Europa errichtet, iſt verdient.

Nur in der Gegend, wo am geſtrigen Tage die Proceſſion ihren Weg genommen hatte und über Nacht das weiße Spalier abgebrochen war, herrſchte eine ungewöhnliche Unruhe. Neugierige Müßiggänger, verſpätete Nachzügler trieben ſich auf dem geweihten Boden umher, um ihr Mißgeſchick zu beklagen oder die Mildthätigkeit der Betenden in Anſpruch zu nehmen. Tibet leidet, wie alle hierarchiſch regierten Länder, an einem Ueberfluß von Bettlern, der natürlichen Folge einer zahlreichen Prieſterſchaft. Wo man eine anſehnliche Anzahl von Menſchen beim Nichtsthun in den beſten Umſtänden leben ſieht, da gewöhnen ſich auch die Fleißigen an Trägheit und die Faulen vollends an Müßiggang.

Die größten, obſchon privilegirten Müßiggänger ſind bekanntlich in allen Staaten die Soldaten. Sie hatten ihre Kaſernen verlaſſen und einen Ort aufgeſucht, der ihnen die meiſte Abwechſelung gewährte. Doch einige Rotten waren in anderer Abſicht an dieſe heilige Stätte gekommen. An ihrer Kleidung und ihrer tartariſchen Geſichtsbildung erkannte man die kalmückiſchen Reiter, die von dem Bruder des Dalai Lama beſehligt wurden und den Kern der tibetaniſchen Truppen bildeten. Dieſe wilden Söhne der mittelaſiatiſchen Hochſteppen ſind die eifrigſten Anhänger des Lamaismus, und es ließ ſich daraus ihre Verzweiflung erklären, da ſie, die den geſtrigen Zug an der Spitze eröffnet hatten, durch Erfüllung ihres Dienſtes um die Seligkeit gekommen waren, den Anblick des jungen Lama. Sie warfen ſich jetzt, um doch wenigſtens etwas von ſeiner Nähe zu empfinden, auf den Stellen nieder, die ſie geſtern von ſeinem Baldachin beſchattet glaubten. Wie ungewiß mußten die Armen ſein, ob ſie die rechten gefunden hatten?

Unberufene Zuſchauer miſchten ſich in dieſe Handlungen, indem ſie den Kalmücken bei Auffindung der geweihten Fußſtapfen beiſtehen wollten. Hier wollte der Eine den rechten Ort bemerken, hier der Andere. Da ſollte das Pferd mit

den Pantalons des Dalai Lama geſtanden haben, dort vermaß ſich einer hoch und theuer, daß hier der erſte der Baldachin-Träger ſeinen Fuß eingedrückt hätte, und alſo zwei Schritte davon die Stelle ſein müſſe, über welcher der Angebetete einen Augenblick geſchwebt. Beſonders miſchten ſich die Chineſen, theils Soldaten, theils Diener von der Geſandtſchaft, in den Streit. Ihr Vorwitz war ausreichend, um ihnen den Beruf dazu zu geben, ihr Eigendünkel trat immer mit einer Autorität auf, die entſcheiden ſollte, und ihren hämiſchen, ſatyriſchen Charakter konnten ſie da am wenigſten verleugnen, wo ſie ihn ungeſtraft zeigen zu können glaubten. Die chineſiſchen Cavaleriſten, längſt mit den kalmückiſchen in geſpannten Verhältniſſen, trieben offenbar mit den letzteren, die ſich jetzt in einer ſo demüthigen Stellung im Staube wanden, ihren Spott. Sie riefen die Kalmücken bald hieher, bald dorthin, wollten hier einen kleinen Flecken in der Erde bemerken, dort, ſchrieen ſie, müſſe der Lama Athem geholt haben, ſo daß ſich der Fußboden davon aufgekräuſelt hätte, kurz, ſie trieben ihre Spöttereien ſo weit, daß die Kalmücken derſelben überdrüſſig wurden und ſie mit Schlägen erwiderten. Da wußten denn die feigen Chineſen dieſen Angriffen nichts entgegenzuſetzen als Schimpfreden, womit ſie ihr ganzes, von Herrn Klaproth herausgegebenes Wörterbuch erſchöpften; dazu kam, daß ſie im Handgemenge mit den kräftigen, nicht dickbeleibten Kalmücken wenig gewinnen und nur Alles verlieren konnten. Ein zerriſſener Aermel hätte ihnen von ihrem Befehlshaber Stockprügel, der Verluſt des Zopfes den Abſchied zugezogen. Ihr Rücken war daher am meiſten verwundbar, und ihr Zopf zwang ſie, dieſen nicht zu lehren und tapfer zu ſein. Die Kalmücken ſetzten den Religionsſpöttern hart zu. Die Einwohner nahmen ihre Parthei und die Chineſen ihre Zuflucht zu einem abſcheulichen Geſchrei. Obgleich ſie damit ihre Kameraden nicht herbeiziehen konnten, von denen vorauszuſehen war, daß ſie ſich von dem Schauplatz der Verwirrung fernhalten würden, um ihre Zöpfe in Sicherheit zu bringen, ſo erreichten ſie doch ſoviel, daß ſie ſich ſelbſt zum Widerſtande anfeuerten und ihn mit beſſerem Muthe leiſteten. Aber die Kalmücken ſchwangen nur um deſto kräftiger ihre

siebenſträhnigen Peitſchen, die ſie um den Leib trugen, und wurden darin von Laſſas Lazaronis unterſtützt. Der Tumult nahm zu, das Aufruhrgeſchrei verbreitete ſich durch die Stadt, Alles lief neugierig aus den Häuſern und der Auftritt würde die ernſtlichſten Folgen nach ſich gezogen haben, hätte eine neue Erſcheinung ihm nicht ein wirkſames Ende gemacht. Ein Mann in langem, fliegendem Haare, mit Thierfellen nur halb überkleidet, warf ſich unerſchrocken unter die kämpfenden Partheien. Seiner gewaltigen Körperkraft gelang es, die Erbittertſten in die Reihen der Ihrigen zurückzudrängen und jedem neuen Angriff in die Arme zu fallen. „Unverſchämte Fremdlinge,“ rief er, „wer hat Euch die Thore dieſer heiligen Stadt geöffnet, um ſie mit Euern Worten und Gewaltthätigkeiten beſudeln zu laſſen? Habt Ihr in Euern Salzwüſten die Sitten zurückgelaſſen, die Euern Eltern die Achtung ihrer Freunde erwarben? Und Ihr, Chineſen, ſeid Ihr deshalb hiehergekommen, um die Laſter, die den grünen und gelben Fluß verpeſten, in unſere Berge zu verpflanzen? Ihr zur Rechten, warum beſchlagt Ihr nicht Eure Pferde? Ihr zur Linken, warum nehmt Ihr nicht Eure Schreibfedern zur Hand, ſchickt Euern Tanten Grüße und den Pagodenvorſtehern und Mandarinen Eures Orts die Neuigkeiten, die Euch verdächtig ſcheinen und von Euch ausſpionirt ſind? Stört die Ruhe dieſer heiligen Gegend nicht, von welcher Ihr lieber eine Handvoll Erde nehmen ſolltet, um ſie einſt in Euer Grab legen zu laſſen!“

Die Menge wich ehrerbietig von dem kühnen Sprecher zurück. Die Kalmücken befolgten heulend den Rath, den er ihnen am Schluſſe gegeben hatte, und verzogen ſich; die unberufenen Zuſchauer gingen an ihre Arbeit, und die Chineſen, lächelnd nach ihren geretteten Zöpfen fühlend, kehrten in die Caſernen zurück, um ihre Cameraden mit Prahlereien und Lügen zu bedienen.

Die beſänftigende Dazwiſchenkunft war von einem Manne ausgegangen, den wir ſchon in einem nächtlichen Geſpräch mit Gylluspa kennen lernten und ihn von ſeinen wilden, phantaſtiſchen Tänzen, die er vor Hali-Jong und ſeinen Brüdern ausgeführt hatte, den Schamanen nannten. Wir wollen ihm

auch ferner dieſen Namen laſſen, obſchon ihm Einiges fehlte, um denſelben ganz zu verdienen. Er eilte, von den ſcheuen Blicken der Menge verfolgt, der Gegend der Stadt zu, in welcher die Burg des Lama lag.

Wir haben von Maha Guru, dem jüngeren Bruder des Schamanen, gehört und mußten die ſonderbare Ausdrucksweiſe bewundern, wie der ältere Bruder von ihm ſprach. War es nicht, als erwies er ihm eine göttliche Ehre? Dieſe Frage iſt jetzt nicht mehr zweifelhaft, denn niemand Anders als Maha Guru war der neue Dalai Lama.

Die Lehre von der Seelenwanderung iſt der einzige Erklärungsgrund für den merkwürdigen Cultus, der auf dem höchſten Gipfel der Erde herrſcht. Die Annahme, daß die Seele, die einen ſich auflöſenden Körper verläßt, wieder einen neuen Sitz zu ſuchen hat, um ihre Fortdauer zu ſichern, erlaubte die Anbetung eines Menſchen, auf den ſich die Fülle des göttlichen Geiſtes herabgelaſſen haben ſollte. Der Dalai Lama iſt kein Papſt, kein Stellvertreter der Gottheit, ſondern dieſe ſelbſt, der Schöpfer und Erhalter der Welt, der Lenker der Himmelsbahnen, der Spender unſerer Lebensloſe, der Richter über böſe und gerechte Handlungen. Die Tibetaner ſehen die Hülle ihrer Gottheit geboren werden und ſterben, aber von dem Augenblicke an, wo ein Menſchenkörper von demjenigen Geiſte bewohnt wird, der ihren der höchſte iſt, unterſcheiden ſie auch das Aeußere und Innere nicht mehr, ſondern halten die vergängliche Kleidung der Gottheit wie von ihr ſelbſt durchdrungen und untergetaucht in den Glanz ihrer unſterblichen Seele. Sie kennen die Eltern, Brüder und Verwandten ihres Gottes, aber wie zärtlicher Empfindungen ſie auch fähig ſein mögen, ſo ſchätzen ſie in dieſer Rückſicht die Bande des Blutes für das Geringſte. Die Prieſter lehren, daß die Geiſter alle nur Ausflüſſe einer und derſelben Seele ſeien, daß wir Alle unſere Großmutter in dem Princip des Guten und Großen finden. Wer iſt in dieſer Kindſchaft bevorzugt? Da giebt es keine Einſchränkung auf Raum, Volk, Religion; ſondern die Guten ſind alle untereinander Brüder und Väter. Dies iſt nach der Weisheit von Tibet die wahre Aehnlichkeit und Verwandtſchaft. Und wenn dann

Gott seines Körpers überdrüssig wird, diesen verläßt und menschlich stirbt, so vertritt eine erfahrene Persönlichkeit interimistisch seine Stelle und sorgt für die Auffindung eines neuen Körpers, der sich zur Aufnahme der Gottheit eignen dürfte. Ich drücke dies Geschäft nur von seiner praktischen Seite aus, während die metaphysische erhabener ist. Denn die Priester sollen ja nur lauschen, wo sich die entschwundene Gottheit hingeflüchtet hat; sie sollen die Geisteskräfte der Tausende von tibetanischen Kindern untersuchen und überzeugt sein, da die Weltseele wieder zu finden, wo sie die meiste Empfänglichkeit, Lebhaftigkeit, Geistesschärfe antreffen. Ein Kind, das in seinem ersten halben Jahre schon lauten konnte, mit einem Jahre alle Zähne hatte und den Namen des Vaters und der Mutter aussprechen konnte; ein Knabe, der im dritten Jahre die vier Species begriffen hatte und im vierten eine leserliche Hand schreibt, der im sechsten Antworten giebt und Urtheile äußert, die eines Erwachsenen würdig sind — da finden wir den Gott wieder, der, eines alten runzligen Körpers überdrüssig, sich in ein frisches, junges Leben flüchtete und von hier aus die Erkennungsscenen vorbereitete. Die Priester fallen vor einem solchen Kinde nieder, heben den Gott aus den Windeln, hüllen ihn in ihre weiten Kutten und bringen ihn in eine einsame Gegend, wo er der ihm gebührenden Ehre und eines sorgfältigen Unterrichtes genießt. Hier bleibt er so lange, bis es ihm gefällt, unter die Menschen als Gott zurückzukehren oder wo ihn das gesetzliche Alter zu seiner „Wiederkunft" verpflichtet. Denn daß sich der plötzlich außerweltlich gewordene Gott auch zuweilen den Rücksichten unterwirft, bewies sein Wiedererscheinen in Maha Guru. Wir wollen seine Legitimität nicht antasten, obschon damit in unserem Falle wenig Gefahr verbunden ist; aber wir sehen aus der Geschichte seiner Berufung, daß zuweilen eine Empfehlung auch in dieser schwierigen Aufgabe half. Tibet war lange in der betrübtesten Verzweiflung. Die Priester reisten vergeblich im Lande, um den heimlichen, verborgenen Gott zu entdecken. Sie legten den Kindern auf den Landstraßen verfängliche Fragen vor, die sie aus dem Stegreif beantworten sollten, erhielten aber zu ihrem Schrecken immer

nur Antworten, die entweder dumm herauskamen oder deren Salz mit vieler Erde versetzt war. Da sagte der General der kalmückischen Cavalerie zu den obersten geistlichen Behörden, als die Boten von ihren Examinationsreisen mit wiederholten schlechten Erfolgen zurückkehrten: „Warum haltet Ihr Euch nur in den Umgebungen von Lassa? Die Seele Gottes ist beflügelt; glaubt Ihr, daß sie von einem dreistündigen Fluge schon müde ist? Geht nach Tassissudon, steigt auf die Mauern von Dukka Jeung und lauscht dort nach dem, was Ihr nicht finden könnt!" Die Priester sandten an den bezeichneten Ort und trafen einen Knaben, der, schon zum Jüngling reifend, von den gewöhnlichen Offenbarungen, in denen sich Gott zeigte, dem Wuchs und Alter nach sehr verschieden, dem Geiste und Verstande nach aber gewiß Niemand war, als der Heilige, den sie als verschollen schon beklagt hatten. Von Stund' an wurde Maha Guru, dem jüngeren Bruder des Kalmückengenerals und des Schamanen, göttliche Ehre erwiesen, ihm der Sitz auf einem Schlosse bei Lassa eingeräumt und seiner reifen Bildung nichts mehr gegeben, als die ihm noch fehlende theologische Richtung. Man würde sich eines falschen Ausdrucks bedienen, wenn man Maha Guru's zunehmende Göttlichkeit ein unfreiwilliges sich Zurechtfinden in seiner neuen Würde nennen wollte. Nein, er war nicht der letzte, der an sich glaubte, überall trat er mit dem festen Bewußtsein seiner Allmacht auf, und wenn ihn ein Zweifel beschlich, so betete er zu sich selbst und sein inwohnender Geist schlug den widerspenstigen Leib zu Boden.

Maha Guru's Brüder waren seine eifrigsten Anbeter, obschon sie sich in ihren Wünschen trennten. Keiner von beiden zweifelte daran, einst mit dem Schöpfer Himmels und der Erden Versteck oder Blindekuh gespielt zu haben; aber während der General die verstorbenen Eltern und sich selbst am meisten über den Besitz eines solchen Sohnes und Bruders glücklich pries, beklagte der mittlere Bruder, der Schamane, daß ihm Maha Guru einen solchen Streich gespielt, und wünschte ihm, aus später zu erklärenden Gründen, die nackte, sterbliche Menschheit wieder zurück, die ihm einst so nahe gestanden und deren Schicksal er theilen durfte.

Er wußte, wie vergeblich dieſe Wünſche waren, und gerieth dadurch in einen Zwieſpalt mit ſich, der Welt, der Gottheit, den wir uns nicht erklären können, weil er auf Vorausſetzungen beruht, die für uns ſonderbar ſind. Er durchſtreifte die Gebirge ſeines Landes und ſuchte der Erinnerung an ſeinen vergötterten Bruder zu entfliehen, die ihm doch überall folgte, in den Geſteinen, den Quellen, den Sternen des Himmels, in den Werken deſſen, dem er nirgends aus dem Wege gehen konnte. Auf Alles, was er ſah und hörte, auf Alles, an das er ſeine Klagen richtete, hatte Maha Guru ſeinen Stempel gedrückt. Niemals können ſich die beiden Pole der Liebe und des Haſſes näher gelegen haben. Was er anbetete, das mußte er fürchten, und was er mit heißer Liebe umfing, das ſtieß er in demſelben Augenblick mit Unwillen von ſich. Dieſer Zuſtand grenzte an Verzweiflung. Er entzog ſich Monate lang dem Anblicke ſeines Bruders, der ihn zwar zur tiefſten Anbetung aufforderte, wie den General, ihn aber den leiblichen Bruder nicht vergeſſen machen konnte. Hier war Hingebung und Freundſchaft ein Verbrechen geworden. Er irrte nach den Auftritten, in denen er ſeinem beklommenen Herzen Luft machte, in den Wäldern und Bergen umher, warf ſich in fanatiſcher Entzückung unter die wilden Schwärme der wandernden Fakirs, in welcher Umgebung wir ihm zum erſten Male begegnet ſind.

Der Schaman ſah ſeinen Bruder früher nur als werdenden Gott, heute ſah er ihn als Dalai Lama. Er war unter den Dienern wohlbekannt und tief verehrt. Kein Hinderniß ſtand ſeiner Audienz entgegen. Vor dem Audienzzimmer trat er in einen großen, hohen, länglichen Saal, der von einer Colonnade umringt war und durch eine Oeffnung über dem Mittelpunkte erleuchtet wurde. Die Luft, das Licht und die Wärme der Sonne werden dadurch hereingelaſſen, daß man ein bewegliches, unmittelbar vor der Oeffnung befindliches Dach von ihr wegnimmt. Die Säulen der Colonnade ſind karmoiſinroth gemalt und reich mit Gold geziert, ſo wie auch die Spitzen der oberen, ſich ſchlängelnden Bogen mit verſchiedenen ſymboliſchen Wappen geſchmückt. Die Wände ſind blau gemalt und mit zwei breiten rothen Streifen eingefaßt, durch

welche ein gelber hinläuft. Der Fußboden besteht aus einer Composition von braunen und weißen Kieseln, die mit Erde vermischt ist und einen hellen, starken Glanz annimmt. Wir sind an den Stufen, die auf den Götterberg führen. Der Thron steht in einer Nische, einige Fuß über dem Boden erhaben, umringt mit Kissen von gelbem Atlas, die auf jeder Seite mit seidenen Fransen von verschiedenen Farben und reichem Brocat geziert sind. Am Fuße des Thrones stehen dünne Kerzen von der Mischung, wie sie in den Tempeln als Weihrauch zu brennen pflegten, und Vasen mit wohlriechendem Holze, das, langsam verbrennend, den Saal mit seinen Düften erfüllt.

Und Maha Guru? Wär' er allein gewesen, dann hätt' ich des Schamanen Eintritt in den Saal nur mit Farben schildern können, die aus dem Blau des Himmels, dem Weiß der Gestirne, dem Roth des Abends und Morgens gemischt sein mußten; aber er war nicht allein, der Gott saß in menschlicher Gestalt auf den gelbseidenen Kissen, seinen Bruder, den frommen General, dadurch beglückend, daß er seine Hand auf dessen Knie legte. Der Schaman stürzte nieder, küßte die Stufen des Thrones, die er mit heißen Thränen benetzte.

Maha Guru war ein schöner, mannhafter Jüngling, mit einer blendend weißen, durch seine eingeschlossene Lebensart zart erhaltenen Haut, dunkeln Augen und schwarzem, langgekämmtem Haare, das unter einer viereckigen Mütze in den Nacken floß. Er war in ein gelbseidenes, mit chinesischen Golddrachen durchwirktes Gewand gehüllt. In seinen Mienen wehte eine sanfte Milde, die Vertrauen erweckte, ja nach der Freude über das Wiedersehen seines lang vermißten Bruders machte sein Antlitz und sein Benehmen einer Schüchternheit, einer Schamhaftigkeit Platz, die dem hochgestellten Jünglinge zur Ehre gereichte, ihm aber nichts mit der Majestät des olympischen Jupiters Gemeinsames gab.

Der Schaman hatte die in Tibet gewöhnliche Begrüßungsformel, welche in einem Auswechseln seidener Schärpen besteht, an diesem Ort für nicht anwendbar gehalten; aber sein Bruder kam ihm zuvor, ergriff eine weißseidene Binde

und überreichte ſie dem Verlegenen, der dieſe Höflichkeit nicht erwidern konnte. Der General gab dem, was der Schaman darüber empfand, Worte: „Wie glücklich ſind wir, mein Bruder!“ ſagte er; „die Hand des Himmels reicht ſich uns durch die Wolken, daß wir den warmen Puls der Gottheit fühlen können.“ Der Schaman ſchwieg, aber Maha Guru entgegnete: „Du rühmſt Dich eines Vorzugs, Theurer, den der Himmel Jedem gewährt. Ihr ſeid nur lebhafter von ihm durchdrungen, weil Ihr mir näher ſteht. Aber gehet hinaus in die Welt und lauſcht auf ihre Werke, ihr Thun und Treiben, und ich weiß, Ihr werdet mich in Allem wieder erkennen. Dies iſt der ewige Verkehr, den ich mit meiner Schöpfung unterhalte. Ich bin zugegen, wenn die Mutter an der Wiege ihres Kindes Gebete in den Himmel ſendet; ich begleite den Jüngling in die Welt, wenn ſein Geiſt ſich Nahrung ſucht und ſein Herz von großen Entſchlüſſen anſchwillt; der Vater des Hauſes, zu den Göttern auf ſeinem Herde betend, weiß, daß ich ihm die Kraft dazu verleihe, und der ſterbende Greis ſtreckt die Hand nach mir aus, um ſeine Seele die Wege wandeln zu laſſen, die ich ihr zeige. Nein, meine Brüder, ich bin keiner von den vornehmen Göttern, die ſich durch den Umgang mit den Menſchen verunreinigt glauben, die nicht ſelbſt hinunterſteigen, um ihre Angelegenheiten in's Reine zu bringen, ſondern ihre Geſandten, ihre Propheten, ihre Söhne ſchicken, unter deren unerfahrenen Händen ſie immer ſchlechter gerathen müſſen. Ich bin ſelbſt gekommen,“ lautete der Schluß einer Rede, die uns ſtaunen machen muß, obſchon die Sprache Roms und ſeiner Biſchöfe nicht anders zu lauten pflegt.

„Du ſprichſt von dem Wunder Deiner Allgegenwart,“ ſagte der Schaman; „aber die Weiſen lehren noch etwas Anderes. Sie zeigen auf die Pflanze, den Stein, das Thier, und nennen ſie alle Deine Offenbarungen. Aber wie? dann wäreſt Du ja unterthan, nicht nur Deinen eigenen Geſetzen, ſondern auch denen, welche Menſchen über Dich verhängen. Wo iſt die Grenze, mein Bruder, wo ein Eichbaum noch ein todtes, blättertreibendes Holz iſt, das ich fälle und in den Ofen werfe,

und wenn Du ihm ſein Leben giebſt, ohne ſeinen Tod verhindern zu können?"

Maha Guru war auf die Widerlegung des Pantheismus geſchult und ſprach: „Ich bin der Herr der Schöpfung, ihr Meiſter, und kann nicht mein eigenes Werk ſein. Aber wie ſich der Künſtler ſeinen Schöpfungen hingiebt, ihnen Alles einprägt, was ſeine Seele erfüllt, wie ſich ein Kenner vor ſie hinſtellt und in ihnen den Geiſt des Schöpfers wieder findet, nicht anders der, welcher die Erde wie einen Thonball in ſeiner Hand hält. Doch nur der Gute wird den Stempel erkennen, den ich auf mein Werk gedrückt habe."

„Aber wie ſoll ich es verſtehen," fragte der ſpeculativ gebildete General, „daß die Schöpfung ein vollkommenes Werk iſt und ſich doch in ihr eine Abwechslung findet, die uns Neues und oft Beſſeres bringt? Welche Dinge führen uns nicht die Fremdlinge über die Gebirge zu? Daß ich nur von meinem Fache ſpreche, wie verſchiedenartig ſind die Bewegungen auf dem Pferde bei uns und bei ihnen, wie ſonderbar ſind die Handgriffe des Exercitiums! Sie haben ſogar die beſchwerlichen Lunten nicht mehr, womit wir unſere Gewehre abbrennen. Wenn ich dies bedenke, ſo ſcheint mir die Schöpfung noch unvollendet. Wirſt Du ſie vollenden?"

„Oeffne Dein Ohr," ſagte Maha Guru, der ſich vor Zeugen wußte, „ich werde Dich mit Wahrheit bedenken. Sage zuvörderſt nichts von den unglücklichen Fremden, die meine Gebote verlaſſen haben und falſche Götter anbeten. Ich verlieh ihnen einſt Schärfe des Geiſtes, Beweglichkeit der Phantaſie und ſchöne, grüne Thäler, die reizender ſind, als die mein treues Volk von Tibet bewohnt. Aber dieſe Gaben ſteigerten ihren Uebermuth und dem Uebermuth folgte das Schickſal auf den Fersen. Sie ſind eingegrenzt in enge Städte, aus denen ſich der Rauch nicht herausfinden kann; ſie haben ſchlechte Nahrung und das Bedürfniß der Kleidung können ſie nur mit großen Opfern befriedigen. Ihr Geiſt ſtrengt ſich an, während ihre Herzen verwildern. Wol machen ſie Erfindungen, welche die Vorwelt nicht kannte; ſie lernten die Elemente bezwingen und den Himmel erſteigen; aber ach, die Erfolge ihrer Entdeckungen haben der Freude nicht entſprochen,

die ſie empfanden, als ſie ihnen zum erſten Male gelangen! Denn welches iſt das Loos, das ihre Fortſchritte unaufhörlich begleitet? Sie ſind der Zahl nach geringer, als wir und unſere Nachbaren; aber ſie werden beherrſcht von Königen und von den Brüdern der Könige und von ihren Schwägerinnen. Dieſe vernichten morgen Alles, was ſie heute gewonnen haben; es iſt eine alte Feindſchaft gegen die Völker, die eine Schlange in die Herzen ihrer Könige geſäet hat. Das Elend in jenen Ländern iſt groß, aber Alles, ſelbſt die Erleichterungsmittel des Elends müſſen dazu dienen, es zu vermehren. Ihre Vorfahren kannten nichts von den Fortſchritten der Bildung, und die Laſter, die auf ihnen lagen, waren geringer, als ſie jetzt ſind. Denn wenn die Feinde dieſer Völker vernehmen, daß wieder ein großer Geiſt ein Element bezwungen hat, ſo bedrücken ſie ihn, daß er von Stund' an ſeines Fundes nicht froh werden kann; denn jede Erleichterung iſt für ſie nur ein Grund, die Zügel ſchärfer anzuziehen."

Der Schaman küßte die Füße ſeines Bruders; denn er ſah die Folgen eines Zweifels an dem einzigen wahren Gotte. Maha Guru aber fuhr fort: „Die Schöpfung iſt nicht mein Leben, ſondern nur eine Beſchäftigung meines Lebens. Die Welt iſt meine göttliche Thätigkeit. Nehmt das kunſtvolle Uhrwerk, das im Vorhofe dieſes Palaſtes hängt! Der Zeiger und das Zifferblatt ſind die Welt; wer wollte ſagen, daß die Räder und Wellen auch zur Welt gehören? Aber das Eine ſchreibt dem Andern Geſetze vor und Keins beſteht ohne das Andere. Die Welt wird auch niemals untergehen, wie Irrlehrer behaupten; denn kann ich jemals ſterben? Können unſere Weiber aufhören, Kinder zu zeugen, in deren Leibern ich meinen Sitz nehme? Ich ſage Euch aber, die Welt iſt vollkommen, weil ſie keines Menſchen Werk iſt, und ich ſage Euch wiederum, die Welt iſt unvollkommen, weil ich noch lebe und noch unzählige tauſend Jahre zu leben gedenke."

„Zu den größten Unvollkommenheiten dieſer Welt," bemerkte der General, „gehören unter anderen die kurzen Gewehrläufe meiner Cavalerie. Je länger ſie ſind, deſto weiter tragen ſie; Du ſollteſt ſie abſchaffen, mein Bruder!"

„Wenn es nicht zu viel koſtet," entgegnete der Herr des Himmels, ſetzte aber nach einer Pauſe hinzu: „dies iſt nicht die einzige Unvollkommenheit, es giebt deren in den ſechszehntauſend Königreichen der Welt noch unzählige; ja, in der Harmonie des Weltſyſtems iſt noch Vieles nachzubeſſern. Tretet hinaus in die geheimnißvolle Stille einer Mondnacht. Dies Flüſtern in den Zweigen, dies Säuſeln im Winde, dies Glühen der Käfer, dieſe wunderbaren Laute, die ich in den Tagen, da ich noch Menſch war, vernahm, ich hielt ſie damals noch für einen ſeligen Traum der Schöpfung, für einen leiſen Monolog der Gottheit, die ſich luſtwandelnd in die Bewunderung ihrer ſelbſt vertieft. Nein, daß ich Euch nichts verſchweige, dieſe Töne, dieſe Stimmen, die ſchallend durch die Luft erklingen, kommen von dem ſauſenden Webſtuhle der Zeit und von den Schlägen, die auf das eherne Firmament des Himmels fallen. Einer frommen und reinen Seele wird es nicht entgehen, daß Gott in dieſen Stunden an ſeinen Werken — feilt."

Die Brüder ſtaunten über dieſe Mittheilungen und das Herz des Schamanen jubelte; denn er fühlte, daß ihm die Göttlichkeit ſeines Bruders immer näher rückte. „Dann geſchieht es wol auch oft," fragte der General, ſcheu zu Maha Guru aufblickend, ‚daß ſich Gott von ſeinen Werken ausruht, da er ſie ja im Nu vollenden könnte?"

„Du ſprichſt die Wahrheit," antwortete der, der über ſich ſelbſt unſtreitig die beſte Auskunft geben konnte. „Es giebt Menſchen, die man die Ruhepunkte der ewigen Schöpfung nennen darf. Die Gottheit vergaß, ihnen die Gaben zu verleihen, die ſie allen Sterblichen ſchenkte; aber weil dennoch die Fülle der Allmacht auf ihnen ruhte, ſo erhielten ſie einige Vorzüge, die ſie im außerordentlichen Grade beſitzen. Manche erhielten ein Herz ohne Tugenden, aber Gaben des Geiſtes, die Erſtaunen erregen. Ebenſo ſcheint an der körperlichen Bildung Vieler vergeſſen zu ſein, daß ſie zu den Menſchen gehören ſollten, aber in dieſen mißgeſtalteten Formen wohnt oft eine unbeſchreibliche Güte des Herzens und noch öfter eine ſolche Fülle geiſtiger Vermögen, daß jedem Buckligen das Vorurtheil entgegenkommt, er ſei der ſcharf-

ſinnigſte Denker. An dieſen Menſchen ſieht man es, daß die Schöpfung ohne Plan angelegt iſt."

„Wie?" rief der General, „Gott wäre planlos zu Werke gegangen?"

Man mußte dies Wortſpiel in der tibetaniſchen Sprache hören, um darüber lachen zu können. Die Brüder thaten es mit Wohlbehagen. Aber ſo ſchnell die beiden Älteren ihre Lachmuskeln in Bewegung geſetzt hatten, ſo ſchnell blieben ſie ihnen wie im Krampfe ſtehen; denn das Außerordentlichſte, das ſie nur geahnt, das ſie als Läſterung von ſich gewieſen hätten, hatte ſich in dieſem Augenblick ereignet. War es möglich, daß Gott über den Witz eines Menſchen lachen, daß er überhaupt lachen konnte? Maha Guru ſah das verlegene Erſtaunen ſeiner Brüder. „Ihr ſeid betroffen, mich lachen zu ſehen?" ſagte er mit einem liebenswürdigen Ausdruck von Milde und Leutſeligkeit; „warum ſollten die Götter über Euch nicht lachen, da Ihr ihnen ſo oft Gelegenheit gebt, über Euch zu weinen? Ich habe gelacht, als auf mein erſtes Wort eine Welt entſtand; denn ich geſtehe, dieſe erſte Probe meiner Macht überraſchte mich. Ich habe gelacht, als mich die Philoſophen bald im Waſſer, bald in der Luft, bald im Feuer ſuchten. Ich weinte, als die Menſchen anfingen böſe zu werden und ſich von mir abwandten; aber lächerlich erſchien es mir, als ſie ein Weſen erfanden, das ſie ſeit dem Urbeginn der Tage mit mir in Kampf ſtellten und das böſe Princip nannten, um ihr ſchlechtes Herz damit zu entſchuldigen. Ach! wie lächerlich war es, als man mich mit dem Lichte verglich, das ohne Schatten gar nicht denkbar wäre, und daraus einen unweltlichen Gegner meiner Macht herleitete, von dem ich Euch verſichern kann, daß er nicht exiſtirt. Wie vieles Andere hat mich nicht ergötzt! So wie mich überhaupt die Thorheiten meiner Feinde betrüben, ſo haben mir doch immer die Albernheiten meiner Freunde den größten Spaß gemacht. In meinem Namen ſind Tauſende getäuſcht worden und eben ſo viele haben ſich ſelbſt betrogen; man hat die ſchlechte Poeſie in meinem Namen befördert, und in neueſter Zeit hat man ſogar eine Politik auf meinen Namen getauft. Aber am ſchallendſten ſchlug mein Gelächter an die

Wölbung des Himmels, wenn es einem Sterblichen einfiel, mein höchst eigenes, wohlversichertes Dasein zu leugnen. Dann rief ich alle meine Genien um mich her, versammelte die Wolken, die Winde, befreite die Nymphen aus ihren Bäumen und Quellen und alles lärmte und tobte mit Spott und Neckerei; die Sphären fuhren lachend zusammen, der Erdboden schüttelte sich, daß es eine Freude war, bis der unglückliche Verfolger entweder in den lachenden Chor mit einstimmte und von den Menschen in ein Tollhaus gesperrt wurde, oder sich verzweifelnd von einem Felsen in's Meer stürzte. Diese Seelen werden dann im Jenseits meine besten Freunde, sie schlagen sich über ihre Dummheit vor den Kopf, seitdem sie Nektar und Ambrosia von meiner Realität überzeugt haben; sie schämen sich, wenn sie einst geglaubt, mich durch ihr Leugnen zu reizen; ja die Atheisten bilden dort oben meine Leibgarde, die mich nie verläßt und für eine launige Unterhaltung sorgen muß."

Die Brüder sahen ein, daß man keinen bessern Umgang haben könnte, als mit Göttern. Allmälig fingen sie an, sich in diesem Himmel einheimisch zu fühlen, sprachen ohne Rückhalt, und nur den General überfiel einige Male der Zweifel, ob diese Seligkeit nicht ein höherer, jenseitiger Zustand sein könnte; ob sein Körper über dem vielen Sprechen nicht vielleicht unversehens gestorben und er hinübergegangen sei in die Ewigkeit, ohne von seinem Tod etwas zu spüren. Aber diese Besorgnisse verschwanden gänzlich, als ein Diener mit einer großen metallenen Theekanne hereintrat, sich dem Dalai Lama demüthig näherte, einigen Thee vorher in seine eigene hohle Hand goß und sie ausschlürfte, zum Zeichen, daß dem himmlischen Meister und seinen Gästen nichts Vergiftetes kredenzt werden sollte.

Die Tibetaner trinken ihren Thee unstreitig von besserer Güte als wir, aber in einer Mischung, der wir kaum unsern Beifall schenken würden. Was soll man von einem Thee sagen, der mit Mehl, Butter und Salz versetzt wird? Diese Mixtur wird Jedem in einer flachen lackirten Tasse präsentirt, die der Empfänger auf seinen Fingerspitzen ruhen läßt, um sie allmälig auszuschlürfen. Es versteht sich von selbst, daß

m Trinken vorangehende Libation, die von einem langen
elnden Gebete begleitet wird, nur von den beiden älteren
ern geopfert wurde. Maha Guru senkte während sie
n beteten, sein Haupt und spiegelte sich nachdenklich in
rüben Fläche des Thees.

ls diese Ceremonie beendigt war und die Tassen durch
geschickte Bewegung der Zunge gereinigt und mit seide-
täppchen umwickelt wurden, begann der wißbegierige, auf
sophie dilettirende General wieder aus der vor ihm
den Quelle alles Wissens zu schöpfen und seinen Bru-
am einige Erläuterungen seiner jüngsten Worte zu fra-
„Wie verstehe ich es, mein großer Meister," sagte er,
Du von den Werken der Lüge wie von einer Frucht
ist, deren Samen aus Niemands Hand gestreut wird?
bin gewohnt, in den Dingen die Erfolge von ihren An-
en herzuleiten. Wenn ich daran nicht unrecht thue, wer
rt uns die Handlungen der Bosheit ein?"

Maha Guru antwortete: „Es ist eine alte lügenhafte
l, daß die Welt aus Liebe und Haß entstanden sei.
rspruch ist niemals der Anfang der Dinge gewesen.
r' auf die Worte der Weisheit, die mein Mund Dir ver-
en will! Es giebt nichts Böses auf der Welt, sondern
Verwirrung im Guten. Wo sollte jener Gott seinen
rung hergenommen haben, der gegen mich mit feind-
en Ansprüchen und widerwärtigen Handlungen aufge-
n? Nein, es ist die Liebe selbst, die zuweilen den Schein
Hasses annimmt, um ihre Werke zu befördern. Ihr könnt
nie begreifen, wenn Eure Sinne an jener Liebe fest
n, die Ihr beschwört, um Euer sinnliches Treiben zu
en, diese Liebe, welche die Leidenschaften des Menschen
lt, ihm sein Bewußtsein raubt, ihm die Augen des Geistes
ticht. Ach, selbst die Gottheit liegt in diesen Banden!
selbe Begierde, welche die Götter auf die Erde getrieben,
sich mit den Töchtern derselben zu vermischen, währt noch
, obschon die Freude an dem Anblick der Schönheit, als
Schöpfung noch jung war, als die Götter von den ir-
gen Wesen noch überrascht wurden, gegen eine lange Ge-
nheit längst verschwunden ist. Aber Maja lebt! Maja,

die alte Kupplerin des Himmels, welche die lodernden Liebesbrände auch in die Herzen der Götter warf! Sie iſt die Göttin der Verwirrung, des Unverſtandes, des Truges; ſie nimmt dem Regierer der Welt die Zügel aus der Hand oder blendet ihm ſo die Augen, daß er dieſe auf Augenblicke fallen läßt. Giebt es eine Liebe, welche die Schöpfung belebte, ſo giebt es auch ihre Thorheit, ihre Kopfloſigkeit, ihre Schwärmerei, kurz die ſüße Verwirrung der Leidenſchaft, welche ein alter, von Propheten genährter Wahn Haß genannt hat. Nein, meine Brüder! Laßt den Glauben an ein böſes Princip und fürchtet nicht, daß ein uralter Erbfeind auf meine Schultern ſteigen könne; nur ein Gegner droht dem Herrn der Welten, er ſich ſelbſt."

Den Schamanen hatten dieſe Worte aus tiefem Nachdenken geweckt. „Lebt Gylluspa's Bild noch in ſeiner Seele?" fragte er ſich ſelbſt; „iſt ſie es, deren Macht er fürchtet?" Er ſchwankte, ob er dem Allmächtigen die aufgetragenen Grüße beſtellen durfte; ob er Erinnerungen wecken ſollte, die dieſer vielleicht ſchon verloren hatte oder welche ihn in Kreiſe zurückzögen, von welchen er ſich für immer getrennt haben mußte. Und ohne zu erwägen, daß ihm Niemand in dem Verlauf dieſer Gedanken hätte folgen können, rief er aus: „Ach, es wird niemals eine Vergangenheit für ihn geben, die kürzer wäre, als der Anfang ſeines göttlichen Lebens. Er hatte nie eine Jugend, deren Widerſchein ſonnenhell in ſeinem Gedächtniſſe leuchtete. Die Sphären-Harmonie iſt jetzt ſein Liebesgeflüſter, das Leuchten der Sterne ſein Liebäugeln, die Züge der Wolken ſind ſeine Umarmungen."

„Ja, Du mächtiger Löwe," ſagte der General zu Maha Guru, „wer könnte würdig ſein, Dich in ſeine Arme zu ſchließen? Du haſt Dir die Natur zu Deiner Braut gerichtet und die weiten Räume der Welt als die Kammer, in welche Du ſie führen willſt. Und wir, dem Leibe nach Deine Brüder, ſtehen an der Pforte lauſchend, wie Du die Glückliche umfängſt, mit ihr koſeſt und mit Deinen Allmachtsküſſen den Bund beſiegelſt. Die Sitte unſerer Väter verlangt es, daß des einen Bruders Gattin auch das Bett der anderen Brüder theile; Du wirſt es Deinen ſterblichen Freunden nicht wehren,

Perſonen.

Lord Arthur Douglas.
Sir Eduard Holiday, ſein Verwandter.
James Marſton.
Fennimor Stafford, eine junge Wittwe.
Doctor Scott.
Jenny, ſeine Frau.
Robert, Flora, } ihre Kinder.
Trilbie, Haushofmeiſter des Lord Douglas.
Toms, Bedienter bei Lord Douglas.
Kitty, Mädchen bei Doctor Scott.
Gärtner, Landleute.

Die Scene iſt theils beim Doctor Scott, theils auf Douglas-Caſtle, in den ſchottiſchen Hochlanden. Zeit: 1825.

daß ſie den Saum vom Kleide Deiner hohen Braut küſſen; daß ſie die Stellen erblicken, wo Du ſie an Deine Bruſt drückteſt; daß ſie wenigſtens an uns vorüberrauſche und einen Blick des Erbarmens auf die ſündigen Anbeter Deiner Herrlichkeit werfe. Dürfen wir dieſen Theil an Deiner großen, herrlichen Liebe nehmen?"

Maha Guru ſenkte das Haupt, legte die Arme unter die Bruſt und ſchwieg. Dann erhob er ſie wieder und ſtreckte ſie aus mit himmelwärts gerichteten Augen und rief begeiſtert: „Sie kommen, die Boten der Liebe, die Vögel und Bäche des Waldes, die Blumen und Quellen der Gebirge, mit ihren klingenden, duftenden Grüßen. Hörſt Du ihren leiſen Tritt über das ſchwellende Gras? Hörſt Du das Murmeln der Blätter im Walde, wie die Heilige an ihnen vorüberzieht? Siehſt Du das Leuchten dort weit in der Ferne, die goldenen Strahlen, den Wiederglanz ihres Stirnbandes, ihres Gürtels? Sie iſt es mit den dunkeln Locken, den funkelnden Rubinen, die auf ihr ſchwarzes Haar geſäet ſind. Beflügle Deine Schritte, geliebtes Mädchen; denn ermattet ſinken mir die Arme, da ſie ſich nach Dir ausſtrecken! Verwehre mir nicht den Saum Deines Kleides, die Spitzen Deiner Finger! Ziehe Deinen Fuß nicht zurück, daß ich ihn auf mein gebücktes Haupt ſetze! Du flieheſt mich, Geliebte? Du kennſt ihn nicht mehr, den Freund Deiner Jugend, ſeitdem er König der Welten geworden iſt? Bei meiner Allmacht, bleibe zurück! Gylluspa, gehorche Deinem Gotte!"

Maha Guru lag wie verzückt mit ausgeſtreckten Armen auf ſeinem Polſterthrone. Der Schaman, jeden Ausdruck ſeines Bruders nachempfindend, berührte mit ſeiner Stirn den Boden und ſtieß einzelne Worte aus, die ſeine zwiſchen Freude und Schmerz wechſelnden Gefühle bezeichneten. Der General der Kalmücken endlich war, erſtaunt über einen ſolchen Ausbruch viſionärer Begeiſterung, aufgeſprungen, um ſo mehr erſchrocken, als in dieſem Augenblicke ein Beſuch in den Saal getreten war.

Es war der chineſiſche Correſpondent, der mit ſeiner ſchönen Schweſter Schü-King vor den Thron des Lama getreten war und ihm das Opfer ſeiner Huldigung darbringen

wollte. Maha Guru kehrte sogleich wieder in die Lage zurück, die seiner Würde gebührte, und hörte, während noch der Schaman in leisem Murmeln dem Fußboden seine Gedanken anvertraute, die Anrede, die der Correspondent in den zierlichsten Ausdrücken an ihn richtete. Wir ersparen uns die Pein, sie wieder zu geben. Es war ein Gemisch von unverschämtesten Schmeicheleien, die gegen die beigefügten Erklärungen des chinesischen Kaisers, dem Lama seinen Schutz zu sichern, und gegen die Anerbietungen seines Gesandten auffallend abstachen. Und bei aller Lüge, die in dieser langwierigen Rede herrschte, war eine gewisse Scheu vor dem Glauben, der ein ganzes Volk an den Angeredeten kettete, nicht zu verkennen. Wie leicht konnte doch, das lag in den Mienen des Gesandten, hinter diesem Glauben eine Wahrheit stecken, die sich an dem Leugner derselben hätte rächen können?

Schü King spielte bei dieser Audienz eine Rolle, die ihrem Charakter entsprach. Sie drehte, auf einem seidenen Kissen sitzend, ihren bunt bemalten Fächer in tausend Wendungen und setzte den jungen Gott durch ihre Koketterie nicht wenig in Verlegenheit. Sie empfand ein sichtliches Wohlgefallen an Maha Guru's frischem Aussehen, an seinen bescheidenen Sitten, seinem sanften und milden Ausdruck in der Rede, und wenn sie gegen das Ende der Audienz aufhörte in ihren eiteln, gefallsüchtigen Bewegungen, so dürfen wir mit Recht schließen, daß der junge Gott einen Eindruck auf sie gemacht hatte.

Die Höflichkeiten des Gesandten waren nur die Präliminarien weiterer Verhandlungen gewesen, in denen er gleichsam hatte andeuten wollen, unter welchen Voraussetzungen ein Dalai Lama sich wohlbefinden und sich der Duldung des chinesischen Kaisers gewärtigen konnte. „Ich höre mit Bedauern," fuhr er fort, auf den Kalmückengeneral giftige Blicke schießend, „daß vor kurzer Zeit in den Straßen dieser Hauptstadt die Söhne des himmlischen Reiches einer Mißhandlung ausgesetzt gewesen sind. Es ist beklagenswerth, daß Tibet die Fremdlinge der Wüste in seine Thäler ruft, um von ihnen einen Thron vertheidigen zu lassen, dessen Schutz nur

dem Sohne des Himmels gebührt; aber es ist eine sträfliche Vermessenheit, die Diener des mächtigsten Kaisers angreifen zu lassen und ihn zu beleidigen, indem man seine Gnade mit Undank belohnt." — „Was ist geschehen, das die Grenze des Gesetzes überschritten hätte?" fragte bestürzt der General. Nun erzählte der Gesandte den am Morgen stattgehabten Auftritt, wurde aber darin vom Schamanen unterbrochen, der seine falschen Angaben berichtigte und seine Uebertreibungen milderte. Aber der Kläger behauptete, die Verletzung des Rechtes wäre so weit gegangen, daß es ihm schwer ankomme, darüber zu schweigen. „Wie," sagte er zum Schamanen, „Du willst das Uebertreibung nennen, was Du selbst für so wichtig gehalten hast, Dich einzumischen? So viel ich höre, ist bei der Rauferei ein Zopf verloren gegangen und ein anderer schwebt in Gefahr, abgenommen zu werden. Man muß einen solchen Verlust zu würdigen wissen, um darüber Worte zu verlieren. Ich werde den Ausgang des zweiten Zopfes abwarten und unfehlbar darüber an den chinesischen Thron berichten, wenn selbiger verloren geht."

Maha Guru, der die Tyrannei der Chinesen wol nachempfand, seufzte, und Schü-King war entzückt, wie schön dem Jünglinge sein schwermüthiger Blick stand.

Indessen konnte der Correspondent in seinen Beschwerden kein Ende finden. Er hatte sie auf einer Papierrolle verzeichnet, die er im linken Rockärmel versteckt hielt und immer noch weiter hervorzog, obwol sie schon lang auf der Erde lag. Sein ganzer Leib schien mit diesem Verzeichniß umwickelt, das bis auf das letzte Ende mit Erinnerungen, Klagen, Vorwürfen bedeckt war. Seine letzten Bemerkungen faßte der gefürchtete Mann in diese Worte: „Ich beklage den Herrscher dieser Lande, gleich bei seinem Regierungsantritt in einer Umgebung zu stehen, die sich seiner Autorität bedient, um eigenmächtige Handlungen zu beschönigen. Im Kloster der schwarzen Gylongs sind, wie ich höre, gesetzwidrige Unordnungen vorgefallen. Ein Gottesleugner, ein Religionsspötter wird aus den südlichen Gegenden dorthin citirt und bis zu seiner Verurtheilung in gefängliche Haft gebracht. Wie weitläufig ich dies dem Allwissenden erzählen

muß! Am Morgen nach der Ankunft jenes Elenden und vor seiner verdienten Hinrichtung erscheint jener Mann hier, der durch die Ehre, neben dem Dalai Lama zu sitzen, auch Verbrechen entschuldigen will, die er vorgiebt in Gottes Namen zu begehen. Ich frage Dich, kecker Knabe (er meinte den Schamanen), warum Du den schwarzen Gylongs ihr Opfer entzogen hast? Im Namen meiner Mission, wohin hast Du den grauen Sünder verborgen? Gieb ihn heraus, oder Du ladest den Rachezorn eines Mächtigen auf Dich!"

Diese Unverschämtheit ging zu weit. China's Diplomatie mischte sich in Dinge, die sie nicht berührten. Wie von einem heiligen Feuer ergriffen, loderte Maha Guru auf und donnerte mit mächtigen Worten auf den unberufenen Unterhändler, den geistliche Angelegenheiten nicht betrafen: „Wer sind die schwarzen Gylongs? Diener, die meinen Befehlen gehorchen! Wer bist Du, chinesischer Correspondent? Ein Narr, der mit seiner irdischen Weisheit den Himmel erklettert, um, vom Glanz der ewigen Sonne geblendet, in die Tiefe zu stürzen! Wer ist der Gottesleugner? Ich kenne sie nicht, die mich nicht kennen, und dürfte nicht nach dem Blute Derer, denen ich Verzeihung gewähre, auf daß sie mich an meiner Liebe verstehen lernen. Weiche zurück, Du lästiger Rabe, den ich nie mehr in diesen Mauern krächzen hören mag. Glaubst Du, Schwachkopf, den Himmel in Deinem Sacktuch zu fangen? Wehe, wehe über den Lästerer, der dem ewigen Gesetz Gesetze geben will!"

Und der Donner rollte in der That über dem bebenden Zimmer und Blitze zuckten schlängelnd vom Dache hernieder, das sich zu öffnen schien und den Himmel in rothen Feuerflammen leuchtend zeigte. Ein geisterhaftes Flüstern rauschte durch den Saal und die Wände fingen an, sich zu bewegen. Die Umstehenden fielen zitternd vor dem zornigen Gotte zu Boden, und als sie die Augen aufschlugen, hatte ihn eine Wolke umhüllt, so daß er ihrem Anblick entzogen war.

Sechſtes Kapitel.

Gyllusspa.

Einen Morgens rief ich mein Pferd vom Pflocke los und ſtieg in die Höhe. Ich lief ihm den ganzen Tag nach und als die Sonne verſchwunden war, hielt ich noch nicht auf, zu laufen, ſondern ich lief vier Tage und drei Nächte, und wie ich den Schwanz meines Pferdes in der Hand hielt, zog es mich in die Wohnung der Götter. Ich aß in meines Vaters Schüſſel im ewigen Theile des Himmels. Hei, was waren da für Pferde!

Erzählungen aus der Wüſte.

Hali-Jong, der ketzeriſche Bildformer, befand ſich in einem finſtern Kerker, der am Tage nur durch einige ſpärliche Oeffnungen an der oberen Wand erleuchtet wurde. Die erſte Nacht, die er hier auf einem Strohlager zubrachte, ſchwand ihm unter Vorſtellungen über ſeine Lage, welche jetzt gerechtfertigt zu werden anfingen. Erſt am frühen Morgen löſte ein erquickender Schlaf die Bruſt von ihren laſtenden Ketten. Am folgenden Tage wachte er über einen Wortwechſel auf, der in der Nähe ſeines Kerkers geführt wurde. Er unterſchied die in Streit begriffenen Stimmen und hoffte aus dem Näherkommen der ihm wohlbekannten, auf einen für ihn ſo wohlthätigen Beſuch ſeiner Brüder und Gyllusspa's ſchließen zu dürfen. Aber da es wieder ſtill wurde und er nur noch in der Ferne Klagen und Schluchzen vernahm, ſo wußte er, was ihm hernach ein eintretender Mönch, ſein Kerkermeiſter, beſtätigte. Seine Lieben hatten ihn begrüßen und ſich nicht eher wieder von ihm trennen wollen, bis der hereinbrechende Abend ſie aus den heiligen Mauern vertrieb; aber die grauſame Strenge der Vorſteher des Kloſters hatte ſie daran verhindert. Einige Speiſen mußten die Stelle der beſorgten Ueberbringer derſelben vertreten.

Das Feſt des neuen Lama verhinderte die ſchwarzen Gyalongs, noch an dieſem Tage ein ſolennes Ketzergericht zu veranſtalten. Hätte Hali Jong darum gewußt, ſo wärd' er nicht jene knarrende Thürangel für den Boten ſeines zur Ent-

ſcheidung gelangten Looſes gehalten haben. Gegen Abend hörte er haſtige Tritte ſeinem Aufenthalte nahen, der Riegel vor der Thür wurde zurückgeſchoben und eine Perſon trat ein, die zu erkennen die Dämmerung verhinderte. „Rüſte Dich eiligſt, dieſen Ort zu verlaſſen," ſagte der Fremde, und Hali-Jong, der dieſe Wände nur zu ſeinem Tode zu verlaſſen gewärtigte, zögerte, ſeinen Winken zu folgen. „So mögen mich die Götter behüten!" ſagte der Gefangene, als ihm der Andere deutlich von Flucht geſprochen hatte; „entweder iſt Dein Rath nur eine Falle, die mir die Väter legen, oder die Gefahr wird um ſo größer, wenn wir ihr entrinnen wollen und auf der Flucht ergriffen werden. Wer biſt Du auch, daß mein Schickſal Dich erbarmte?" — „Wir entweichen," entgegnete eilig der Fremde, „ohne deshalb zu fliehen, weil Deine Wächter Dich dieſen Ort verlaſſen ſehen werden. Säume nicht länger, damit wir die Rückkehr der Vorſteher vom heutigen Feſte vermeiden." Hali-Jong beſann ſich jetzt nicht länger, raffte ſeine Kleider zuſammen und folgte ſeinem Führer, in welchem er und wir den Schamanen erkennen. Der Weg ging durch dicht gedrängte Straßen, in denen ſich Hali-Jong ohne Begleiter verirrt hätte. Sie folgten dem Zuge, der über das Gebiet der Stadt hinausſtrömte und den Palaſt des Dalai Lama belagerte, um die endlich auf ſeinen Zinnen erſcheinenden Fahnen mit einem donnernden Geſchrei zu empfangen. Sie wandten ſich dann von der Fronte dieſes großartigen Gebäudes, das ſelbſt einer kleinen Stadt glich, ab und verfolgten eine Reihe von Seitengebäuden, an deren äußerſtem Ende ſie innehielten und durch eine kleine Thür in das Innere der großen Wohnung des Dalai Lama traten. Hier wies der Schaman ſeinem Schützling ein abgelegenes, bequemes Zimmer an, das er unter keiner Bedingung verlaſſen zu wollen verſprechen mußte.

Der Schaman hatte Alles an die Rettung Hali-Jong's, die er Gyllusha verſprochen, zu ſetzen, wenn er ſie gegen eine ſo mächtige Parthei, als die Prieſter waren, durchſetzen wollte. Obſchon ihm ſeine Würde, als Bruder des Höchſten, alle Wege öffnete, die er einſchlagen mußte, um Hali-Jong einſtweilen zu ſichern, ſo durften ihm doch überall die Fanatiker

folgen und zuletzt ihr Opfer wieder zurückfordern, wenn es der Spruch des Lama ihnen nicht entzogen hatte. So war die Rettung, die er dem Ketzer angedeihen lassen konnte, nichts mehr als ein Aufschub der Strafe, die nur durch höchsten Spruch abwendig gemacht werden durfte. Wie vieler Verantwortung er sich dabei aussetzte, bewies ihm der jüngste Vorfall mit dem chinesischen Bevollmächtigten. Sei es nun, daß das System der Spionage, welches dieser über ganz Lassa verbreitet hatte, ihn von den kleinsten Abweichungen der gewöhnlichen Ordnung der Dinge in Kenntniß setzte, oder daß ihm die Gylongs von den eigenmächtigen Eingriffen des Schamane nin diese Ordnung Nachricht gegeben hatten, es war unumgänglich, den Dalai Lama von diesen Verwickelungen zu benachrichtigen. Der Schaman hätte dies gern vermieden, weil er wol einsah, wie schwer es dem Bruder ankommen würde, gleich durch seine erste Regierungshandlung den Eifer der Zeloten gegen sich aufzuwiegeln. Aber was ließ sich Anderes thun?

Den Laien ist ein Dalai Lama nur zu gewissen Stunden des Tages zugänglich. Alle übrigen muß der Gott im Gebete und Regieren mit den höchsten geistlichen Würdenträgern zubringen. Dann war es selbst dem Bruder unmöglich, zu dem ängstlich Bewachten Zutritt zu finden. Dieser Umstand mußte seinen Plänen in's Licht treten. Was er befürchtete, traf auch zu. Die geistlichen Herren drangen auf Maha Guru mit Verwunderungen über die im Namen Gottes begangene Befreiung eines Gottesleugners ein. Der Lama erfuhr, daß sein Bruder die Befreiung vorgenommen hatte. Wie entrüstet er auch war, daß ihm dadurch die Geistlichkeit mit ihrem Argwohn und ihrer immer regen Verdächtigung auf den Hals kam, so war er doch begierig auf die Umstände, die seinen Bruder zu solchen Eingriffen in die Vorrechte der Inquisition bewogen haben mochten. Selbst wenn er von diesen mehr gewußt hätte, so würde er zwischen den Wünschen des Herzens und des Mitleids und den Forderungen der Kirchenlichter einer schwierigen Wahl nicht ausgewichen sein. Aber der Allwissende wußte nichts von dem Urheber des himmelschreienden Verbrechens, hatte sich nach seiner Person und

Herkunft nicht erkundigt, und ſo verſprach er, um die harte Zurückweiſung der chineſiſchen Anmaßungen wieder gut zu machen, noch an demſelben Abend den drängenden Prieſtern, dem Gange der Gerechtigkeit freien Lauf zu laſſen und von ſeinem Bruder die Auslieferung des entführten Verbrechers zu verlangen. Er hatte damit mehr verſprochen als er leiſten konnte. Denn wenn er die Perſon erfuhr, um deren Leben es ſich handelte, wie konnte er ſie denen ausliefern, unter deren Händen man nur zu bald ſein Leben aushauchte!

Schon die erſten Augenblicke, da es den Laien gegönnt war, den Lama zu ſprechen, hatte der Schaman benutzt. Jetzt verließ er Maha Guru und dieſer blieb mit einem zerriſſenen Herzen und mit unſicheren Entſchlüſſen auf dem Thron ſeiner Herrlichkeit zurück. Welche Dinge hatte er vom Bruder erfahren! Derſelbe Verbrecher, deſſen Schickſal er preisgab, wenn er ſein Verſprechen wegen der Auslieferung erfüllte, war der Vater eines Weſens, das ihm über Alles theuer und werth war! Gylluspa ſelbſt, ein Gedanke, der ſonſt nur ſchwache Fäden in ſeiner verwickelten wunderbaren Laufbahn zog, trat jetzt mit der ganzen Macht, die in der Erinnerung und in dem Ueberraſchtſein durch die Nähe eines theuern Weſens liegt, vor ſeine Seele. Er fürchtete das Wiederſehen und ſann darüber nach, wie er es für Hali-Jong zu einer Abwendung ſeiner Gefahren machen ſollte. Wie Gylluspa begegnen? Darüber fand er bei ſich nur dämmernde Beſchlüſſe und wir ſehen in ihm einen Gott, der etwas auf die lange Bank der Zukunft ſchiebt, um davon nicht in Augenblicken gedrängt zu werden, wo er vielleicht zu Mißgriffen empfänglich war.

Der Schaman kehrte von ſeinem Bruder ohne einen andern Erfolg zurück, als den, ihn durch ſeine Mittheilungen überraſcht zu haben. Weil er wol einſah, daß Maha Guru zu willenlos war, um in dieſer Sache einen feſten Entſchluß zu faſſen, ſo beſchloß er ſo auf ihn zu wirken, daß er ſich in einer Uebereilung dem Clerus gegenüber ſtellte und dieſe Uebereilung ſo zu machen, daß er ſie nicht widerrufen konnte. Er gab daher dem Wunſche Hali-Jong's nach einer Audienz beim Herrn der Heerſchaaren nach und führte ihn vor den

Lama, von dem sein Schutzbefohlener nicht wußte, daß er an ihm einen ehemaligen Bekannten wiederfinden würde.

Hali-Jong trat vor Maha Guru mit aller Zerknirschung seiner Lage, seines Verbrechens, seiner Anbetung vor dem Heiligsten. „Wehe mir!“ rief er aus, „ich hoffte noch einst in meinen alten Tagen vor den Löwen des Weltalls zu treten; aber ich ahnte nie, daß ich mich statt der erwarteten Belohnung meiner Tugenden im Staube meiner Verbrechen winden müßte. Ich liege wie ein Wurm vor Dir, der nichts zu erwarten hat, als von Dir zertreten zu werden.“

Maha Guru erkannte die Züge des alten Herrn wieder, dem er oft bei seinen wunderlichen Fabrikationen mit kindischer Neugier zugesehen hatte. Hali-Jong scherzte damals gern mit dem jungen Buben, gab ihm hundert sonderbare Namen und lief zuweilen, um ihn zu schrecken, mit einem glühenden Eisenstabe hinter dem Schreienden her. Wie oft hatte er die Streitigkeiten geschlichtet, welche zwischen Maha Guru, seinem älteren Bruder und den vielen Kindern der Fabrik oft mit blutigen Köpfen ausbrachen. Wie oft hatte er in der Art eines spaßhaften, gutmüthigen alten Vaters die früh keimende Neigung zwischen Gylluspa und Maha Guru zu einer Heirath ausgelegt und bedauert, daß der wilde Störenfried, der ältere Bruder, gegen sein Verdienst, durch die hergebrachte Sitte, dann an diesem glücklichen Bunde Theil nehmen durfte! Und dennoch hatte die Zeit und sein Schicksal Alles aus seinem Gedächtnisse, was des jungen Maha Guru Bild hätte zurückrufen sollen, verwischt. Seine Erinnerung reichte nicht weiter, als der Anfang seiner entdeckten Strafbarkeit. Am wenigsten konnte er seinen jungen Freund an diesem Orte, in dieser Umgebung wiederzufinden erwarten.

Nachdem sich der Lama über die näheren Umstände des in Frage stehenden Versehens unterrichtet hatte, fragte er Hali-Jong nach allen Dingen, von welchen dieser nie geahnt hätte, daß sie einem Fremden bekannt sein könnten. „Wie groß bist Du in Deiner Herrlichkeit!“ rief er erstaunt aus; „Dein Auge reicht über die Länder und Meere und nichts bleibt ihm verborgen. Du kennst meine Niederlassung (ach

daß ſie mich wieder hätte!), ohne ſie geſehen zu haben. Du weißt die Anzahl der Schornſteine, die den Rauch aus meinen Feueressen leiten. Sogar die Sproſſen auf den Leitern, die zu meinen Taubenſchlägen führen, haſt Du gezählt!" — Maha Guru lächelte über die Täuſchung, die den Alten blendete. „Wie leben Deine Brüder?" fragte er; „kann ſich Hili-Jong noch immer nicht an die Schaffelle gewöhnen? Wie iſt's mit Holi-Jong's linkem Auge, das er ſich einſt durch glühendes Metall verbrannt hat? Er verſchmähte es damals, ſich heilen zu laſſen." — „Großes, unendliches Weſen!" ſtammelte der Gefragte, den dieſe Kenntniß ſeiner häuslichen Angelegenheiten erſtaunen machte; „was darf ich dem Allwiſſenden ſagen, das er nicht ſchon weiß? Jetzt darf ich hoffen, daß Du meinem gerechten Wandel Glauben ſchenkſt. Du wirſt die Büchſe kennen, die ich, mit heiligem Gangesſande gefüllt, unter meinem Haupte des Nachts liegen habe. Du wirſt die frommen Amulette, die mir heilige Waller von Jagarnaut gebracht, in meiner Behauſung geſehen haben; ja, es kann Dir auch nicht unbekannt ſein, um wie viel leichter meine Geldtruhen geworden ſind, ſeitdem ich unermeßliche Summen darauf verwandt habe, daß ſich in Alahabad für meine Rechnung jährlich zehn Büßende kaſteien." Maha Guru unterbrach dieſe Anpreiſungen eines gottheiligen Wandels, den er zu würdigen wußte, und fragte: „Du ſprichſt aber nicht von Gylluspa. Wie viel Zoll braucht ſie noch, um ſo groß zu ſein, wie Du?" Hali-Jong riß die Augen auf. Er ſtand wie verſteinert über die Kenntniſſe, die ſein König und Meiſter von ſeinen Angelegenheiten hatte. Gylluspa's Name konnte für ihn nicht gelegener erwähnt werden. Er glaubte durch eine Schilderung ihrer Tugenden ſeine Verdienſte in ein beſſeres Licht zu ſtellen und ſchickte ſich zu einem endloſen Redeſchwall an. „Daß ich Euch ein Bild dieſes Weibes entwerfen könnte!" rief er aus. „Soll ich von ihrer Mutter und ihrer Wiege anfangen? Nein, man muß ihre Tugenden und Vollkommenheiten kennen, um die Verdienſte ihres Vaters zu würdigen. Die Erziehung iſt ein Werk des Beiſpiels und der Unterweiſung. Gebt Gylluspa eine Cither in die Hand, welche Lieder wird ſie ſingen?

Lieder, die, von ihr ſelbſt verfertigt, nur den Preis der Mäßigung, der Natur und der Götter beſingen. Daran erkennt man den Umgang, den ſie gepflogen. Ihre Stimme im Geſang hat nichts von der weltlichen Frechheit chineſiſcher Komödianten, die ſich ſchon über unſere Berge verbreitet, ſie iſt nach Grundſätzen modulirt und nur der Ausdruck einer für das Schöne in der Kunſt empfänglichen Seele. Allerdings iſt dies Alles nur durch Dein Zuthun, großer Meiſter, ſo herrlich ausgeſchlagen; aber ich habe verhindert, daß ſie Deine Wirkungen mißkannte; ich war es, der ſie lehrte, nur Deinen Preis zu erheben und in Liebesſehnſucht zu Dir zu vergehen. Kann die Tugend einer Tochter nicht die Schuld eines Vaters tilgen?“

Maha Guru empfand nichts von dem Lächerlichen, das in den Schlußfolgerungen und Beweisführungen des Alten lag. Es genügte ihm, daß ſie im Zuſammenhange mit Gulluspa, der unvergeßlichen Freundin ſeiner Jugend, ſtanden, und er hörte mit Entzücken auf die kleinlichen Ausführungen ihrer Vorzüge im Munde ihres Vaters. Er würde noch länger ſich der Wonne dieſer Erinnerungen hingegeben haben, hätte nicht ein neu angekündigter Beſuch die ſchnellſte Entfernung Hali-Jong's, der von keinem Prieſter geſehen werden durfte, bedingt. Er winkte mit der Hand, und der Ketzer verließ, nicht ohne einige Hoffnungen, den Saal.

Hinter dem Palaſte des Lama liegt ein umfangreicher Garten und hier ſehen wir Maha Guru einige Stunden ſpäter im Schatten der Bäume wandeln. Wie rauh und abwechſelnd auch das Klima dieſer hochgelegenen Gegend iſt, ſo trifft man hier doch auf Pfirſiche und Granatäpfel, ja ſelbſt auf Orangen und Limonen. In der Mitte des Gartens ſtand ein großer Mangobaum, deſſen Zweige von den reifenden Früchten herabgebogen waren. Ein in der Natur luſtwandelnder Gott! Eine Scene aus den erſten Tagen der Schöpfung! Freudig müſſen dem Herrn der Welten die Augen geglänzt haben, als ſein erſtes Meiſterſtück vollendet vor ihm lag. Damals, als ſein Bart über den vielen Kummer, den ihm die Erde verurſachte, noch nicht grau geworden, oder wie die Juden und Heiden lehren, als die Götter noch

Wohlgefallen hatten an den Töchtern der Erde, gingen ſie wol unter den Bäumen und labten ihr Auge an den Blüthen und Früchten, die an den Zweigen hingen. Die Weiber kamen zu ihren Männern und die Jungfrauen zu ihren Vätern, wonnetrunken, daß ſie hinter einem blühenden Geſträuch einen Gott erblickt hatten, oder daß er ihnen auf einem grünen Wieſenplan begegnet, ſie mit koſenden Worten verführt und in einer heimlichen Grotte unſterblicher Umarmungen gewürdigt hätte. Die Väter und Männer jauchzten über dieſe Botſchaften freudig auf, errichteten einen Altar und opferten Brandopfer des Dankes und der Anbetung. Die Söhne und Enkel wuchſen heran und ragten mächtig im Volke als unverwundbare Helden, beſchützten und vertheidigten Troja, ſtahlen das goldene Vließ, gründeten Städte und Königreiche und ſäuberten die Erde von giftigen Ungethümen. Das waren die alten Götter und ihre luſtwandelnden Spaziergänge. Die neuen ſind alt und mürriſch; ſie legen keine Sorgfalt mehr auf ihren Bart, ſeitdem er grau geworden, ſie leiden an Hypochondrie und ſcheuen das Tageslicht. Die Menſchen haben ſich auch längſt daran gewöhnt, ſie auf ihren Ausfahrten nicht mehr zu ſehen. Denn als damit ein Unglück, der Tod, verknüpft war, daß man einen Gott erblickt hatte, da hatte man auch das Auge für dieſe Erſcheinung verloren und ſeitdem ſind die Götter nicht mehr von Angeſicht geſchaut worden. Aber ſollten ſie nicht zuweilen doch noch auf die Erde herabſteigen und ſich in den Räumen, die ſie geſchaffen, ergehen? Es giebt Augenblicke im Leben des Alls, wo man an eine ſolche göttliche Erholung glauben möchte. Aber ach, daß ſie immer ſeltener werden! Die Räder der alten Maſchine roſten immer mehr ein; wir hören die ſchreienden Töne, wenn ſie einmal heftiger in Bewegung geſetzt werden. Die große Schlange, deren Ring die Welt umgürtet, häutet ſich nur noch mit den größten Anſtrengungen, oder ſagen wir, der Erdball hat auf dem Rücken der Schildkröte, die ihn trägt, tiefe Eindrücke gemacht. Schon ſeit Jahren ſehen wir Gott in der größten Arbeit, die Vorſehung hat alle Hände voll zu thun und das Amt der Gerechtigkeit iſt wegen überhäufter Geſchäfte gänzlich den Richtern der

Erde überlaſſen worden. Wie iſt das anders möglich? Die alten Götter wechſelten untereinander ab, und wer nicht die Wache hatte, ging auf die Erde zur Erheiterung, die ihm der langweilige Olymp nicht gewähren konnte. Wir haben alle Sorgen des Weltregiments auf einen einzigen Gott übertragen: wann kann er Zeit finden, fertig zu werden und ein Stündchen der Erholung zu widmen! Darum leben wir auch ein Leben ſo traurig, ſo umwölkt, während ſich unſere Vorfahren im Glanz ihrer Götter ſonnen konnten! Wann werden wir wieder die Geiſter der Natur in freudiger Aufregung ſehen, weil ihnen der Beſuch des Höchſten angekündigt iſt? Wann wird meine Seele wieder untertauchen in die ganze, volle, wonnige Luft einer dämmernden Mondnacht? Und wann wird an das entzückte Ohr der Wonneſchauer klingen, wie der Gott luſtwandelnd unter den Zweigen vorüberzieht? Seht, Maha Guru liegt unter dem duftenden Mangobaum und verfolgt die Ausſichten, die ſich ſeinem Auge darbieten! Der Garten liegt tiefer als ſeine Umgebung. Es führen terraſſenförmige Stufen, die in den Felſen ringsherum gehauen waren, von mehreren Seiten in ihn hinein, ſo daß er ohne Einfriedigung Jedem zugänglich iſt. Die oberhalb der Terraſſe führende Landſtraße iſt mit Fußgängern, Reitern, Fuhrwerken belebt. Welcher Reiſende hätte ſich ſo in der Nähe ſeines Gottes geahnt? Und dort, ſchaut auf, wagt Jemand, vom Wege in den Garten herabzuſteigen. Es iſt ein Weib, tief in weite Kleider gehüllt, doch nicht verſchleiert. Sie mißt beſorgt ihre Schritte, blickt zuweilen ängſtlich um ſich, ſteht dann wieder ſtill und muß Maha Guru's Neugierde auf das Lebhafteſte ſpannen. Er ſtand dann auch auf und ging der Kommenden, deren Abſicht er nicht begreifen konnte, entgegen.

Dieſer majeſtätiſche Wuchs, dieſe ſchönen, trotz der Verhüllung erkennbaren Glieder, dieſer vorſichtige, aber doch eigene Gang waren dem Gotte nicht unbekannt. Es bedurfte nicht einmal der Nachricht, daß Gylluspa ſich in Laſſa befände, er würde ſie in der Fremden erkannt haben. Gylluspa erſchrak, als ihr ein Mann den Weg vertrat. Sie war hieher gekommen, um den Aufenthalt ihres Vaters, der in dieſer

Gegend liegen ſollte, aufzuſuchen. Die Liebe hat ihre Erkennungszeichen, die auch nach vielen Jahren noch untrüglich ſind. Ein ſcharfer Blick, ein Erſtaunen, ein halber Zweifel und zuletzt die ſüßeſte Gewißheit! Die Liebenden lagen ſich in den Armen, ehe ſie noch ſicher ſein konnten, ſich nicht getäuſcht zu haben. Der erſten Umarmung folgte ein trunkener Kuß, bis ſich die Freude des Wiederſehens, die Wonne der Ueberraſchung, die Seligkeit der heiterſten Hoffnungen in eine langaushaltende Fermate auflöſten. Gylluspa ſah in Maha Guru nur den Freund ihrer erſten Jugend wieder, deſſen Nähe für ſie in dieſer Gegend nichts Auffallendes hatte, da ſie hier den Schamanen wußte. Maha Guru ſelbſt aber vergaß, was er ſich und dem Himmel ſchuldig war; die Erde hatte ihn wieder; nur der Menſch kann jauchzende Freude empfinden.

Jede Europäerin würde ihrem wiedergefundenen Liebhaber den Vorwurf gemacht haben, warum er wenigſtens bei ſeiner langen Abweſenheit nicht an ſie geſchrieben hätte? In einem poſtenloſen Lande geſchah das nicht und Gylluspa unterließ es, von der Vergangenheit zu reden, mit Entſchloſſenheit der Gegenwart in die Zügel fallend. Beide ſetzten ſich im Schatten des Mangobaumes nieder, mit verſchlungenen Händen, den Sehkreis nur in dem engen Raume des wechſelſeitigen Auges ſuchend. Gylluspa erhob ihre melodiſche Stimme und fragte Maha Guru, warum nur ſein Bruder in die Herberge gekommen ſei und nicht auch er, der ihr unzählige Male Willkommnere? Jetzt erſt fühlte Maha Guru, in welche Lage er gekommen. Wenn ihm auch die ſtumme Sprache des Blicks, der Umarmung, des Kuſſes nicht fremd war, weil ja der Menſch, wo er liebt, immer an das Gebiet des Himmels ſtreift, ſo überraſchten ihn doch dieſe naiven Fragen, die eine lauſchende Prieſterſchaft, an den Dalai Lama gerichtet, für blasphemiſche Ketzerei erklärt hätte. Was ſollte er antworten?

Zum Glück behandelt die Liebe das Geſpräch nur geringſchätzig. Oft wirft ſie drei Fragen mit Einem Male auf und wartet die Antwort darauf ſo wenig ab, daß ſie dieſelbe, wenn ſie wirklich erfolgt, für eine ihr vorgelegte neue

Frage hält. Darum konnte Gylluspa eine Frage auf die andere ſtellen, ohne daß es ihr auffiel, wie ungenügend die Antworten waren, die Maha Guru gab. Als ſie aber auf die Schickſale ihres Vaters und die Hoffnungen kam, die Maha Guru's Wiedererſcheinen für die Zukunft in ihr rege gemacht hatte, da war es ihr um unumwundene, leſerliche Ausdrücke zu thun, die ſich bis jetzt in ſeinen Reden noch nicht gefunden hatten. „Dein Bruder," ſagte ſie, „will meinen Vater durch den Schutz des größten aller Götter, den er für ſich in Anſpruch nehmen muß, retten. Er hat ihn auch deshalb in den Palaſt des Dalai Lama verborgen, wo ich ihn aufſuchen wollte. Du wirſt mich zu ihm führen, und wenn ich auch nur unter ſeinem Fenſter einige Worte ſprechen darf: ſie werden hinreichen, um ihm auf Augenblicke einen Troſt zu verſchaffen. Dein Bruder hat doch den Ort vor Dir nicht geheim gehalten?" — „Meine theure Gylluspa," antwortete Maha Guru, „mir iſt nichts verborgen. Mein Auge ſah Alles, meine Hand war bei Allem zugegen; Du wirſt den unglücklichen Mann wiederſehen, den Du Deinen Vater nennſt." So konnte noch immer ein Gott ſprechen, ohne ſich etwas zu vergeben. — „Dürfen wir hoffen," fragte Gylluspa, „daß ſich der Herr des Himmels ſeiner ſchlechtbeſtellten Sache annehmen wird? Dein Bruder ſagte, daß bei ihm Alles von Deiner Verwendung abhinge!" — „Nichts kann hierin gegen meinen Willen geſchehen," entgegnete der Gott. „So groß das Verbrechen iſt, deſſen Hali-Jong bezichtigt wird, ſo ſtreng der Gang der Gerechtigkeit, den er ohne Widerrede mitmachen muß: ſo wird doch die Einſicht ſeine Unſchuld erkennen oder die Gnade ihm ſeine Schuld vergeben. Gylluspa, habe Vertrauen zu Deinem Freunde und lege die Sache ganz in ſeine Hand!"

Die beſorgte Tochter konnte ſich mit dieſer Erklärung zufrieden geben. Alle Hinderniſſe auf der luſtigen Bahn der Träume und Erwartungen, die Maha Guru's Liebe in ihr weckte, waren damit aus dem Wege geräumt. „Noch ehe der Schnee die Thäler verſchüttet," ſagte ſie, ihre Arme um den Geliebten ſchlingend, „wird das dumpfe Gemurmel des Pa-Tſchieu wieder an unſer Ohr ſchlagen. Du kannſt an

diesem Ort nicht zurückbleiben wollen, da ich nichts von einer Würde höre, die Du hier bekleidest. Du bist weder Jumpun, noch Zempi, noch trägst Du Waffen, daß ich den Krieger in Dir vermuthen könnte. Warum wolltest Du nicht in die verödeten Hallen Deines väterlichen Wohnsitzes nach Tukta Jeung zurückkehren? Die rauhen Wintertage würden Dich nie abhalten, Deinen Weg nach Paro zu nehmen; von grauem, Alles verhüllendem Nebel umgeben, würden wir nur Muße finden, unsere Augen auf uns allein fallen zu lassen. So wahr ich diesen Kuß von Dir auf meine Stirn empfangen habe, Du kannst in Lassa nicht bleiben und wirst mit meinen Vätern zu den Gräbern der Deinigen zurückkehren."

„Ich bin überall," sagte Maha Guru, „wo Dein Athem die Luft belebt!" — „Wir suchen die Orte wieder auf, die Heiligthümer unserer Erinnerung." — „Sie sind meinem Gedächtnisse nicht entschwunden. Die Liebe ist die Ewigkeit und im Reich der Unsterblichen giebt es nur Frühling." — „Was werd' ich Dir Alles zu zeigen haben," fuhr Gylluspa mit kindischer Freude fort; „Vorhänge habe ich gewebt, welche die Thaten der Götter darstellen, und Du sollst mir das Zeugniß geben, daß ich die rechten Momente wählte und in den Gruppirungen mit Geschmack verfuhr. Auch in der Kunst der Verse habe ich Fortschritte gemacht, obschon sie den Deinigen nicht gleich kommen werden. Eine Reihe von Oden ist an den zukünftigen Dalai Lama gerichtet, die anderen an Dich, von dem ich sicher weiß, daß er die Mängel in der Form auf die Rechnung des Herzens setzen wird." — „Du solltest diese beiden Reihen," fiel Maha Guru ein, „in einen einzigen Band binden."

Sei es nun, daß Gylluspa dieser hingeworfenen Bemerkung nicht nachdenken wollte, oder daß sie davon ein Geräusch hinter den Blättern des Gebüsches abbrachte, sie fuhr in ihren Schwärmereien fort: ‚Auf einem großen Gemälde hab' ich Narrain, von seinen Freundinnen umgeben, gemalt, wie sie den Anfang des Frühlings feiern. Es stellt eine Scene des Himmels dar, aber die Personen sind dem Feste entnommen, wie wir es oft zusammen gefeiert haben. Du selbst bist der jugendliche Gott, der Meister der Musik und

des Tanzes, der Spender der Freude und der Schönheit, wie Du mit den aus der Blume Julba zusammengefugelten Blättern auf mich, als die Göttin Deiner Wahl, wirfst. Alle anderen Hulis zeigen lachend auf die scharlachrothen Flecken, welche die Kugeln auf mein Gesicht gemacht haben."

In demselben Augenblick wurden aber die traulich Kosenden und Plaudernden durch ein lautes Geschrei aufgeschreckt. Der älteste Bruder Maha Guru's, der Kalmückengeneral, sprang auf sie ein, trat schützend vor den Lama und drängte sie in's Gebüsch. Zu gleicher Zeit zog am oberen Rande des Gartens ein Detachement chinesischer Cavalerie vorüber, der Oberst Tschu-Kiang an der Spitze und der Correspondent in einem Palankin in der Mitte. Die zärtliche Gruppe unter dem Mangobaum war von dort oben vollkommen sichtbar und in der That streckte sich der Correspondent aus seinem Tragsessel mit langem Halse hervor, die Brille an die Augen drückend und eine im Garten des Dalai Lama so auffallende Erscheinung mit unbeschreiblicher Neugier fixirend. Hatte er Maha Guru in dieser Lage erkannt, so ließ sich von einer solchen Entdeckung leicht eine Anwendung erwarten, die selbst ein Gott zu fürchten Ursache hatte.

Der General war in Begleitung mehrerer hohen Beamten erschienen, die zwar nicht Zeugen der göttlichen Umarmungen, aber nicht wenig erstaunt waren, in diesem Bereiche auf ein Weib zu stoßen. Gyllusha begriff von diesen Auftritten nichts; sie erschrak vor dem geheimnißvollen Wesen, wie man Maha Guru begegnete; kein anderes Gefühl würde in dieser Lage ihre Scham über die plötzliche Dazwischenkunft zurückgedrängt haben; aber diese augenblickliche Umgebung, diese Zwei- und Dreideutigkeit der Mienen, der Bewegungen hatte für sie etwas so Auffallendes, daß sie regungslos die Blicke wiedergab, die von den verwunderten Männern auf sie geworfen wurden. Es ließ sich wol nicht umgehen, daß sie endlich durch die sie umgebenden, sich zuletzt in Andacht auflösenden Umstände auf eine Vermuthung kam, die zu tödtlichem Schrecken ihr bald bestätigt wurde. Mit einem Schrei des Entsetzens sank sie zu Boden; ihr Auge rollte, die Haare lösten sich flatternd im Winde, und ein phantastisches

Gemurmel legte sich wie Schaum vor den Mund einer Wahnsinnigen.

Die griechischen Heroinen, die in grauer, mythischer Vorzeit der Ehre göttlicher Liebe gewürdigt wurden, standen meist mit den Göttern schon auf dem Fuße einer weitläuftigen Schwägerschaft oder in sonstigen Beziehungen, die ihnen die Zärtlichkeiten des Himmels nicht so schreckenerregend machten. Die Götter erschienen auch nicht im glänzenden Gefolge ihrer Heerschaaren; sie zogen sich die Flügelschuhe von den Füßen, nahmen die Gestalt eines Dritten an oder huschten in allerhand Verwandlungen. Danaë sah ihren Gott als goldenen Regen, Leda als einen Schwan, Europa als Stier. Diese Incognitos waren selbst in jener, an göttliche Erscheinungen gewöhnten Zeit so nothwendig, daß Semele, als ihr Jupiter einmal nicht durch das Hinterpförtchen, sondern mit sechs Pferden in glänzender Carrosse, mit betreßten Mamelucken, seine Aufwartung machte, wie sie es wünschte, augenblicklich des Todes erblich. Was soll man daher von einer Lage sagen, wo ein Mädchen in ihrem Freunde nicht nur den Abgott ihrer Schwärmerei, sondern in der That den Gott ihrer Andacht wiederfindet! Ich brauche kaum zu bemerken, daß *eines Dalai Lama der Umgang mit dem weiblichen Geschlechte unwürdig und ihm verboten ist*. Gylluspa erwachte aus ihrer Bewußtlosigkeit in den Armen des Schamanen.

Siebentes Kapitel.

Der Pote von Teschulumbe.

> Der blaue Gott floh auf einen Kokosbaum; aber der rothe folgte ihm und legte Feuer darunter an.
> Ceylonesische Mythe.

An einem schönen milden Tage versammelten sich die Bewohner von Lassa zu den Vorbereitungen einer Abend-

unterhaltung. Die Eingänge eines befestigten Hauses waren von dichten Haufen belagert, die, so neugierig sie sich an die Thüren drängten, doch für den Augenblick, wo diese geöffnet wurden, auf dem Sprunge standen, sich zu flüchten. Endlich hörte man hinter den hohen Portalen ein dumpfes Brüllen, dann das Zurückschieben großer eiserner Riegel, und schleunigst wich die Menge. Ein langer Zug von wilden, die Erde stampfenden, brüllenden Stieren kam zum Vorschein. An dem kleinen Kopfe, den gekrümmten Hörnern, dem starken Halse, der tiefen Brust und den kurzen Vorderschenkeln erkannte man jene indische Race, die vom Staat für die öffentlichen Belustigungen unterhalten wurde. An den muthigen Sprüngen, den rollenden Augen, dem wedelnden Schweife sah man die Kampfbegier, wie sich diese Thiere einander zu durchbohren drohten. Nach vielen von den Führern überstandenen Fährlichkeiten kamen diese Gyalstiere an dem Orte an, wo sie Proben ihrer Wildheit, Gewandtheit und Körperstärke ablegen sollten. Im Bereich eines großen Zirkels wurden sie, an Pfählen befestigt, durch die Neckereien der Matadore zur Kampflust gereizt. Rings um diesen innern mit lockerer Erde belegten Raum erhoben sich Estraden, die von einer unabsehbaren Zuschauermenge besetzt waren.

Dies war keineswegs eine Belustigung für den Pöbel, sondern die vornehmsten Chargen von Lassa hatten sich in angemessener Umgebung zu dem bevorstehenden Schauspiel eingefunden. Auf einem hervorstehenden, mit Vorhängen bedeckten Erker finden wir auch den chinesischen Gesandten, seine Schwester Schü-King und ihren schmachtenden Anbeter, den Obersten Tschu-Kiang. Diese beherrschten die ganze Umgebung, die scheu und ehrfurchtsvoll zu den Gewalthabern hinaufblickte. Alle drei nahmen mit der vornehmsten Herablassung die Huldigungen an, die ihnen durch demüthige Verbeugungen und unzählige andere Complimente dargebracht wurden. Zu den Gründen, die den Obersten bestimmten, sich in die Brust zu werfen, kam insbesondere noch das Wohlgefallen, das er an sich selbst empfand. Er warf die Oberlippe weniger aus despotischer Laune, als in der Absicht, sich von der wohl erhaltenen Schwärze seiner gefärbten Barthärchen zu

überzeugen. Er ſaß unbeweglich mit dem unteren Körper, um die anmuthigen Falten ſeiner reichen Gewänder nicht zu zerdrücken; nur den Kopf ſetzte er in eine unaufhörliche Bewegung, damit ſein Zopf häufig an den Rücken ſchlug und die Aufmerkſamkeit der Kunſtkenner und Geſchmackverſtändigen erregte.

Der Geſandte ſtand in einem beſtändigen Verkehr mit ſeinen Stiefeln. Bald hatte er einen Bericht zu leſen, bald eine kleine Note niederzuſchreiben; dazu mußte als Bureau ſeine Fußbekleidung dienen. Als ihm die Tinte ausging, bat er den Oberſten, ihm aus ſeinem Stiefel vorzuſchießen. Dieſer freute ſich, ſeinem erſehnten Schwager gefällig ſein zu können, während Schü-King lachend zuſah und dann zu Tſchu-Kiang ſagte: „Ihr ſeid ein Gelehrter, Oberſt, wie würdet Ihr ſonſt Tinte im Stiefel tragen? Sagt mir doch gleich, wo das Vaterland dieſer abſcheulich wilden Stiere zu finden iſt!“ Dem ehrſüchtigen Chineſen fehlte nichts als Anerkennung. Er zupfte nicht verlegen an den Aermeln, ſtrich nicht mit der Hand über die Stirn, ſondern fuhr dreiſt heraus: „Sie wiſſen, Schü-King, daß ich in früheren Jahren Reiſen gemacht habe. Ich ſpreche nicht davon, daß ich in Su-Tſcheu war. Meine Sitten verrathen es, daß ich am Sitz der feinſten Moden, des beſten Geſchmackes, der zierlichſten Sprache und der geiſtreichſten Theater geweſen bin. Was ſoll man von Su-Tſcheu Anderes ſagen, als daß ein junger Mann von gutem Ton dort geweſen ſein muß, um ſich mit Anſtand in glänzenden Zirkeln zu bewegen?“ — „Aber die Stiere?“ drängte Schü-King. — „Ich werd' Ihnen Alles ſagen, was ich weiß,“ entgegnete der Oberſt, „und Sie werden finden, daß man mehr nicht wiſſen kann. Auf der Inſel Haian, im Fluſſe Tha, traf ich auf eine Sorte, die mit dem vorſtehenden Rindvieh einige Aehnlichkeit hat; aber die Milde des Klimas benimmt ihr jenen Muth, jene verwegene Tollkühnheit, die ſich allerdings hier findet und die mich immer —“ — „An Ihre eigenen Vorzüge erinnert. Aber Ihre Reiſen intereſſiren mich, Tſchu-Kiang.“ — Nun nahm der Oberſt den Mund voll. „Von Ngao-Men aus,“ fuhr er fort, „kam ich in ein Land, das zu meiner Verwunderung noch von keinem Bürger

des himmliſchen Reiches geſehen worden iſt. Welche Dinge traf ich dort! Die Ströme ſind ſo reißend, daß man vergebens über ſie Brücken ſchlägt. Man kann nur durch Schwimmen über ſie gelangen. Bedenkt, mit welchen Anſtrengungen ich Meilen weit geſchwommen bin, um ein jenſeitiges Ufer zu erreichen! Laßt mich von den Unthieren, von den Schildkröten und Seekrebſen, die dieſe Ufer ſo unſicher machen, ſchweigen, denn ich würde Euch nur das Geringſte ſagen von dem, was mir begegnet iſt.“ — „Sie ſpannen meine Neugier, Oberſt,“ bemerkte der Correſpondent, der ſeine Feder hinter's Ohr ſteckte und wie Schü-King aufmerkſam zuhörte. „Der Reiz der Neuheit,“ fuhr Tſchu-Kiang geſchmeichelt fort, „liegt nicht ſo ſehr in den Erlebniſſen, als in der Schilderung. Dergleichen muß man auch darzuſtellen wiſſen, um es anziehend zu machen. Kurz, das Land, wovon ich eben ſprach, wird von dem neuen, das ich darauf betrat, durch eine Mauer getrennt, die weder von Holz noch von Backſteinen, ſondern von glänzend polirtem Stahl und rieſenhoch iſt. Sie werden mich nach der Urſache dieſes ſonderbaren Materials fragen und ich bin im Stande, Ihnen darüber befriedigende Auskunft zu geben. Weil dieſes Land von den dichteſten Wäldern bedeckt iſt, ſo können es die Sonnenſtrahlen wenig erreichen. Es ließe ſich deshalb eine pechſchwarze Finſterniß und eine unausſtehliche Kälte vorausſetzen, wenn nicht durch jene, in ſchräger Richtung gebaute Stahlmauer die Sonnenſtrahlen aufgefangen und durch rieſenhafte Reflexe über das Land verbreitet würden. Ich bewunderte, daß die Menſchen in jenem Lande ſchon auf dieſen geſcheidten Einfall gekommen waren, da ich mir unfehlbar durch die Angabe einer ähnlichen Vorrichtung ein unſterbliches Verdienſt erworben haben würde. Dennoch fand ich vielfache Gelegenheit, die Einwohner durch meine Kenntniſſe, durch meine ſcharfſinnigen Bemerkungen und meine feinen Sitten in Erſtaunen zu ſetzen.“ — „Warum umgehen Sie aber nur die Weiber?“ fiel Schü-King ein, „auf die Sie doch gewiß unvergeßliche Eindrücke gemacht haben?“ — „Ich kann nicht ſagen,“ entgegnete der Oberſt lächelnd, daß ich in dieſer Rückſicht unglücklich geweſen bin. Die Frauen haben in jenem

Lande das auffallende Vorrecht, beim Anblick eines Mannes, der ihnen gefällt, sich augenblicklich von ihrem Manne loszusagen, und dem, der sie bezaubert hat, die Ehe anzutragen. Sie können sich leicht denken, was bei solchen Sitten durch mein plötzliches Erscheinen herbeigeführt wurde. Ich war vor Liebkosungen meines Lebens nicht mehr sicher. Summende Bienenschwärme von verliebten Weibern folgten mir über die Straßen, durch die Städte und Felder. Ich versichere Sie, daß ich nie in diesem Grade die Uebelstände, die mit Schönheit und Bildung verbunden sind, empfunden habe. Es war denn auch in Folge eines Aufruhrs, daß ich jenes Land verließ. Kein Mann war seiner Frau mehr sicher; die Weiber krachen mit Ungestüm aus den Häusern, sobald ich mich nur in den Straßen blicken ließ; alle Geschäfte und Handwerke blieben stehen, den König hatte sein Harem im Stiche gelassen und ich war nahe daran, als Opfer der Erbitterung und der Eifersucht zu fallen, als ich glücklicher Weise die Grenzen dieses Landes erreicht hatte. Auf der Grenze blieb die Weiblichkeit stehen, blickte mir händeringend nach und ich schwöre Ihnen, daß viele vor meinen Augen am gebrochenen Herzen starben, andere aber sich selbst den Tod gaben. Sie hatten Recht; was war ihnen das Leben ohne mich!" — „Wie verändern sich doch die Umstände!" meinte Schü-King spottend. „In jenem fabelhaften Lande liesen alle Weiber Ihnen und in Peking liesen Sie allen Weibern nach!" — Der Bruder bewunderte im Stillen die Fortschritte in den Forcen der chinesischen Rhetorik. — „Angebetete Schü-King," erwiderte der Oberst, „ich berichte nur, was ich erlebt habe. Als ich das Land der unglücklichen Liebe verlassen hatte, kam ich in das Gebiet der sogenannten Schwanzmenschen. Ja, sollte man glauben, daß es Leute giebt, die wie die Affen hinten Schwänze tragen! Es sind erstaunliche Dinge, die mir begegnet sind. Wenn Sie erwägen, daß sich bei jenen Menschen die Lebenskraft in ihren Schwänzen concentrirt, daß der Verlust derselben für einen Unglücklichen dieser Art tödtlich ist, so können Sie die Sorgfalt abmessen, womit sie ihre Heiligthümer behandelten. Sie trugen Futterale darüber und mußten, wenn sie sich setzen wollten, immer

erſt ein Loch in die Erde graben, um ihren Schwanz unterzubringen. Leſen Sie die Reiſebeſchreibungen der ausgezeichnetſten Mandarinen, Sie werden nie etwas von dieſen Menſchen bei ihnen antreffen. Ich kann aber ſagen, daß es ſonſt Leute waren von wiſſenſchaftlicher Bildung; ſie wußten die Talente nach Würden zu ſchätzen und ſie waren bald darüber einverſtanden, daß ich in meiner Heimath zu den Meiſtern gehörte. Ich denke noch mit Vergnügen an die Lobſprüche, welche ſie meinem Styl und meiner Handſchrift ertheilten." — „Wie?" rief der neidiſche Correſpondent, „dieſe Schwanzmenſchen redeten chineſiſch?" Er ſah den Oberſten ſchon in Peking an der Spitze der Hofzeitung des himmliſchen Reiches. — „Nein," antwortete vornehm der Oberſt; „ſie beſaßen keineswegs die Sprache des Himmels. Man hat keine Vorſtellung von dieſem wunderbaren Volke, wenn man es nicht geſehen hat." — „So reden dieſe Menſchen alſo gar nicht?" meinte echt chineſiſch Schü-King. Der Oberſt ſchwamm in Entzücken, daß er um Dinge befragt wurde, die ſo geſcheidten Leuten, wie er vor ſich hatte, unbekannt waren. Nachläſſig ſah er auf die Frager herab, maß ſie mit geringſchätzigen Blicken, brachte dann ſeine Kleider in Ordnung und begann mit wichtiger Miene die verlangte Aufklärung zu geben. „Man muß dies geſehen haben," ſagte er, „um darüber ſo zu ſprechen, wie ich es thun werde. Die Schwanzmenſchen haben dieſelben Redewerkzeuge, wie die Chineſen, ja ich muß ſogar zugeben, daß ſie ſich derſelben wie wir bedienen, obſchon die wenigen Worte, die in ihren Dictionairen ſtehen, nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit der Sprache des himmliſchen Reiches haben. Wo bekommen ſie nun die Worte her, die ihnen noch fehlen? Da haben ſie eine andere Sprache, die in ſtummen Geſten beſteht und in welcher man es zu einer ſeltenen Vollkommenheit bringen kann. Ich kann mich davon ſelbſt als Beiſpiel anführen. (Es iſt hier nicht davon die Rede, daß man die nothdürftigſten Wünſche und Gedanken in einigen unbeholfenen Fingerzeigen ausſpricht, daß man, um Brot zu haben, auf eine Aehre, um Fleiſch zu haben, auf einen Hammel zeigt. Nein, es giebt darin Stufen, die zu einer unbeſchreiblichen Präciſion führen. Sollte man es

Peking erkennt man ſchon an dem Ungeſchick, wie beide die Theetaſſe halten."

„Was kümmert's mich," antwortete der Rothrock, „daß Ihr in Eurem Lande erſt Reiſen machen müßt, um Verſtand zu bekommen? Ich ſeh' an dem Staube, der in der Blume der Mitte ſitzt, daß ein Körnchen dem andern gleicht. Eure Kleider ſind alle von Seide, Eure Kerzen von Wachs, Eure Löffel von Horn und Eure Reichthümer beſtehen aus Worten. Was kümmert das mich? Ich ſuche einen Mann, der ſich den Correſpondenten des Mittelpunktes der Erde nennt."

„An Euren gewaltthätigen, ungewogenen Worten," ſagte der Geſuchte, „hör' ich, daß Ihr niemals die Ehrieen Meng-Tſe-Tſchu-Hi's, des Königs der Wiſſenſchaften, geleſen habt; was wollt Ihr denn von mir?"

„Zieht einmal die Falten Eures Gedächtniſſes auseinander!" entgegnete der grauhaarige Schalk; „wo leben in der Welt Eure Freunde? Kann ich aus Wampu kommen? Nein, ich bring' Euch kein Rindfleiſch! Kann ich von Luk-Tſchen kommen? Nein, ich bring' Euch keine Zobelpelze! Kann ich vom Vorgebirge Leſſep kommen? Nein, ich habe für jene Dame, in der ich Eure Schweſter erkennen möchte, weil ſie, wie Ihr, auf der rechten Seite ſtärker iſt, keine Perlen zu Ohrringen mitgebracht, um damit die linke Seite zu beſchweren und die Gleichmäßigkeit der Schönheit herzuſtellen. Ihr würdet mir dies Alles und unter Anderm meine Grobheit verzeihen, wenn mich Euer beſter Freund, der Sohn des Himmels, ſchickte, um Euch eine Pfauenfeder zu überbringen."

Es konnte für den Correſpondenten keinen wohlgefälligeren Klang geben, als den Orden der Pfauenfeder. Alle ſeine Gedanken hingen an dieſem Symbol der höchſten Auszeichnung. Er hatte ſich ſchon tauſendmal auf den Moment vorbereitet, wo ein Abgeordneter des Kaiſers vor ihn treten und ſeine Mütze mit dem ſchönſten Schmucke zieren würde. Es war einleuchtend, daß in dem angekommenen Fremden dieſer Augenblick noch nicht erſchienen war; aber dennoch erhob ſich der Correſpondent unwillkürlich von ſeinem Sitze;

ein ſchamhaftes Roth fuhr über ſeine Wangen, er ſenkte beſcheiden das Haupt, als würd' ihm in der That die Pfauenfeder ſchon an die Mütze geſteckt.

„Nein, ſo würdig Ihr jetzt ſchon ſolcher Auszeichnung ſein möget," ſagte der Kleine, „ſo komm' ich doch jetzt in Angelegenheiten, die erſt zu Ende gebracht werden müßten, um Euch jene zu ſichern. Ich bringe Euch Grüße aus einer Gegend, die Ihr nie geſehen habt, und überbringe Euch Freundſchaftsverſicherungen von einem Manne, den Ihr noch beſſer werdet kennen lernen, als Ihr ihn bereits kennt. Ich bin Thü-Kummuz, und trage die Kleider, welche mein Herr, der Statthalter von Tſchulumbo, ablegt."

Dieſe Nachricht machte auf den Correſpondenten einen angenehmen Eindruck. Und während er ſich in einen Schwall von Höflichkeiten gegen den Abgeordneten eines ſo ehrenwerthen Mannes vergaß, fragte Schü-King den Oberſten, ob auch Tſchulumbo auf der Karte der von ihm beſuchten Länder läge? — Natürlich war Tſchu-Kiang überall geweſen. „Es dürfte ſchwer fallen," ſagte er, „ein Land zu entdecken, das von mir nicht beſucht wäre. Tſchulumbo! Was ſoll ich nicht Tſchulumbo kennen!" — „Wie ſind die Menſchen dort?" fragte die Angebetete, „haben ſie nur einen Kopf? Sitzen ihnen die Hände am Rücken? Tragen ſie Kleider mit zwei Nähten? Reden Sie, Oberſt, ich höre Sie gern von Ihren Erfahrungen ſprechen." — „Es liegt Alles in der Darſtellung," entgegnete der eitle Chineſe; „die Frauen beſitzen in jenem Lande eine koloſſale Leibesbeſchaffenheit, während die Männer ſich durch ihre unbedeutende, ſchwächliche Statur auszeichnen."

„Wahr geſprochen," fiel Thü-Kummuz ein, der mit dem Correſpondenten in vertraulichen Unterhandlungen begriffen war, aber doch zuweilen ſein Ohr für die neben ihm geführten Geſpräche hinzieht. „Daher rühren auch in unſerem Lande die unehelichen Mißverhältniſſe. Die ſtarken Weiber haben an ihren Männern noch lieber, daß ſie einige Schwächen beſitzen, als daß ſie ſchwach ſind."

„Nun, Schü-King, können Sie ſich denken," fuhr der Oberſt fort, „welche Triumphe ich in Tſchulumbo gefeiert habe."

Peking erkennt man ſchon an dem Ungeſchick, wie beide die Theetaſſe halten."

„Was kümmert's mich," antwortete der Rothrock, „daß Ihr in Eurem Lande erſt Reiſen machen müßt, um Verſtand zu bekommen? Ich ſeh' an dem Staube, der in der Blume der Mitte ſitzt, daß ein Körnchen dem andern gleicht. Eure Kleider ſind alle von Seide, Eure Kerzen von Wachs, Eure Löffel von Horn und Eure Reichthümer beſtehen aus Worten. Was kümmert das mich? Ich ſuche einen Mann, der ſich den Correſpondenten des Mittelpunktes der Erde nennt."

„An Euren gewaltthätigen, ungewogenen Worten," ſagte der Geſuchte, „hör' ich, daß Ihr niemals die Chroen Meng-Tſe-Tſchu-Hi's, des Königs der Wiſſenſchaften, geleſen habt; was wollt Ihr denn von mir?"

„Zieht einmal die Falten Eures Gedächtniſſes auseinander!" entgegnete der grauhaarige Schalk; „wo leben in der Welt Eure Freunde? Kann ich aus Wampu kommen? Nein, ich bring' Euch kein Rindfleiſch! Kann ich von Lut-Tſchen kommen? Nein, ich bring' Euch keine Zobelpelze! Kann ich vom Vorgebirge Leſſep kommen? Nein, ich habe für jene Dame, in der ich Eure Schweſter erkennen möchte, weil ſie, wie Ihr, auf der rechten Seite ſtärker iſt, keine Perlen zu Ohrringen mitgebracht, um damit die linke Seite zu beſchweren und die Gleichmäßigkeit der Schönheit herzuſtellen. Ihr würdet mir dies Alles und unter Anderm meine Grobheit verzeihen, wenn mich Euer beſter Freund, der Sohn des Himmels, ſchickte, um Euch eine Pfauenfeder zu überbringen."

Es konnte für den Correſpondenten keinen wohlgefälligeren Klang geben, als den Orden der Pfauenfeder. Alle ſeine Gedanken hingen an dieſem Symbol der höchſten Auszeichnung. Er hatte ſich ſchon tauſendmal auf den Moment vorbereitet, wo ein Abgeordneter des Kaiſers vor ihn treten und ſeine Bruſt mit dem ſchönſten Schmucke zieren würde. Es war [illegible]tend, daß in dem angekommenen Fremden dieſer Augenblick noch nicht erſchienen war; aber dennoch erhob ſich der Correſpondent unwillkürlich von ſeinem Sitze;

ein schamhaftes Roth fuhr über seine Wangen, er sen[illegible] bescheiden das Haupt, als würd' ihm in der That die Pfauenfeder schon an die Mütze gesteckt.

„Nein, so würdig Ihr jetzt schon solcher Auszeichnung sein möget," sagte der Kleine, „so komm' ich doch jetzt in Angelegenheiten, die erst zu Ende gebracht werden müßten, um Euch jene zu sichern. Ich bringe Euch Grüße aus einer Gegend, die Ihr nie gesehen habt, und überbringe Euch Freundschaftsversicherungen von einem Manne, den Ihr noch besser werdet kennen lernen, als Ihr ihn bereits kennt. Ich bin Thü-Kummuz, und trage die Kleider, welche mein Herr, der Statthalter von Teschulumbo, ablegt."

Diese Nachricht machte auf den Correspondenten einen angenehmen Eindruck. Und während er sich in einen Schwall von Höflichkeiten gegen den Abgeordneten eines so ehrenwerthen Mannes vergaß, fragte Schü-King den Obersten, ob auch Teschulumbo auf der Karte der von ihm besuchten Länder läge? — Natürlich war Tschu-Kiang überall gewesen. „Es dürfte schwer fallen," sagte er, „ein Land zu entdecken, das von mir nicht besucht wäre. Teschulumbo! Was soll ich nicht Teschulumbo kennen!" — „Wie sind die Menschen dort?" fragte die Angebetete, „haben sie nur einen Kopf? Sitzen ihnen die Hände am Rücken? Tragen sie Kleider mit zwei Nähten? Reden Sie, Oberst, ich höre Sie gern von Ihren Erfahrungen sprechen." — „Es liegt Alles in der Darstellung," entgegnete der eitle Chinese; „die Frauen besitzen in jenem Lande eine kolossale Leibesbeschaffenheit, während die Männer sich durch ihre unbedeutende, schwächliche Statur auszeichnen."

„Wahr gesprochen," fiel Thü-Kummuz ein, der mit dem Correspondenten in vertraulichen Unterhandlungen begriffen war, aber doch zuweilen sein Ohr für die neben ihm geführten Gespräche hinhielt. „Daher rühren auch in unserem Lande die unehelichen Mißverhältnisse. Die starken Weiber haben an ihren Männern noch lieber, daß sie einige Schwächen besitzen, als daß sie schwach sind."

„Nun, Schü-King, können Sie sich denken," fuhr der Oberst fort, „welche Triumphe ich in Teschulumbo gefeiert habe."

— „Ich hörte einmal von Ihrem Stallmeister," sagte Schü-King, „daß Sie einst eine Prinzessin vom Tode errettet und sich dann sterblich in sie verliebt haben. War das in jenem Lande?" — „Dies Ereigniß hat einen Schein von Wahrheit, doch sind die Verhältnisse anders," antwortete der vorsichtige Liebhaber, der nicht durch seine Rodomontaden Schü-King's Gunst verscherzen wollte. „Nein, ich betete alle an und daher im Grunde keine." — „Es giebt eine Leidenschaft mit untergeschlagenen Beinen," ergänzte Thü-Kummuz, der rothe Schalk von Teschulumbo. — „Was Ihr mir da für Dinge erzählt!" rief Schü-King unwillig. „Ich will von den Merkwürdigkeiten, die Euch aufgestoßen sind, hören; von Affen, die ihre Schwänze am Kopfe haben, und von Bäumen, die dreierlei Früchte tragen. Tschu-Kiang, Ihr seid ein starker, tapferer Held, aber wenn es in einem Lande Frauen giebt, so habt Ihr für Alles den Kopf verloren."

„Einem Löwen, der sich verliebt, hängt man leicht eine Schelle in's Maul," sagte Thü-Kummuz und unterbrach damit den Obersten, der sich eben anschickte, mit einigen extravaganten Unwahrscheinlichkeiten die Neugierde der Dame zu befriedigen. Die Verhandlungen des Correspondenten mit dem Boten des Statthalters waren zu wichtig, als daß sie sich hier unter freiem Himmel weiter hätten fortführen lassen können. Die Gesellschaft brach daher noch vor Beendigung des Stiergefechtes auf und Thü-Kummuz begleitete sie.

In der Wohnung des Correspondenten angekommen, übernahm es der Oberst, den Gegenstand seiner Anbetung durch improvisirte Länder- und Völker-Kunde zu unterhalten, während Leang-Kao-Tschu mit seinem wichtigen Gastfreunde in ein abgelegenes Zimmer sich begaben und ihre Unterhandlungen zu Ende pflogen.

„Ich wiederhole Dir," begann der Correspondent, „daß meine Absichten den Plänen Deines Herrn in die Hände arbeiten." — „Das Interesse schließt die Freundschaften," bemerkte Thü-Kummuz. — „Nein, mein Alter," fiel jener ein, „ich fühle Hochachtung vor dem Statthalter und schätze die Einsichten, die ihn meinen Werth erkennen ließen. Doch sagte schon mein großer Lehrer Yong-Tschu: Willst Du rasch fahren, so halte

Deinen Pferden ein Brot vor; willst Du noch schneller fahren, so halte ihnen zwei, und willst Du aus zehn Stunden eine machen, so gieb dem einen die Aussicht auf Heu, dem andern auf Hafer." Solche Redensarten fielen in Dhü-Kummuz Handwerk und er sagte deshalb: „Das sind Worte der Weisheit. Man erkennt in Euch den Lebensphilosophen." — „Ich versichere Dich, alter Kauz," fuhr der Lebensphilosoph fort, „daß meine Weisheit noch von meiner Vorsicht übertroffen wird. Ich habe ein feines Auge für falsch gewobene Rathschläge und sehe es schon am Rollen der Würfel, ob sie falsch sind." — „Der Statthalter besitzt sehr viel kluge Leute in seiner Umgebung," sagte der Abgeordnete; „was ich zuerst zu ihm sprach, ist ihm von diesen Allen bestätigt worden. Ich sagte: unser Freund und Gönner, der chinesische Correspondent in Lassa, kann durch unsere Aufrichtigkeit vielleicht gewinnen und sollt' es nur die Pfauenfeder sein; durch unsere Treulosigkeit wird er aber nichts verlieren. Darum rath' ich zur Ehrlichkeit. Und diesen Rath hat man befolgt. Das sind die schlauesten Füchse, die ihre Gruben mit zwei Eingängen versehen. Ihr gehört zu ihnen." — „Ich bin ein Sohn des Mittelpunktes der Erde," erwiderte der Correspondent; „ich kenne die feindseligen Absichten, welche die herumgezogenen Kreise gegen ihr himmlisches Centrum beseelen. Die Bosheit der Tibetaner gegen ihre großmüthigen Beschützer zeigt sich in Spuren, die nie versiegen, weil sie durch frische immer wieder ersetzt werden. Was wir Euch als Gnade schenken, das nehmt Ihr wie ein Joch, das Euch aufgedrungen wird. In meinen tibetanischen Zuständen, die einen fortlaufenden Artikel der Pekinger Allgemeinen Zeitung bilden, hab' ich alle diese Elemente auseinandergesetzt, die China bei Euch zu beobachten, damit ich nicht sage, zu fürchten hat. Leset jene Muster publicistischer Ausführungen und Ihr werdet sehen, daß Ihr in mir keinen Mann trefft, der sich in Dinge einließe, ohne zu wissen, wen sie alles interessiren. Auf wen darf der Statthalter rechnen? Wer leitet in Lassa die Gemüther, die ihm zugewendet sind?" — „Wo denkst Du hin, Weisester?" rief der schlaue Dhü-Kummuz; „welcher Kaufmann wird Dir einen Mantel verhandeln und

Dir die Löcher zeigen, die darin heimlich geflickt? Aber noch mehr, wird er Dem einen alten Rock für einen neuen verkaufen, von dem er weiß, daß er so gut wie er ein Schneider iſt? Nein, einem ſo alten Fuchs den Pelz abzugewinnen, dürfte den Hühnern ſchwer fallen. Laſſa iſt Laſſa und Teſchulumbo Teſchulumbo. Der Statthalter drückt hier Niemanden die Hand, als Dir und denen, die ihm von Dir empfohlen werden." — „Darin iſt kein Arg," ſagte befriedigt der Correſpondent. „Nun ich weiß, worauf ich mich verlaſſen darf, werd' auch ich mit dem nicht zurückhalten, was Dein Herr von mir zu erwarten hat. Aber ich ſehe es Dir grauköpfigem Schelm an, daß Du in den Schuhſohlen, unter Deinem Mützendeckel, auf dem Rücken oder ſonſt wo Briefſchaften verſteckt haſt, die an einen Mann gerichtet ſind, den einige unglückliche Menſchen für höher halten als mich, ohne zu wiſſen, daß ſie damit einen gelinden Grad des Hochverraths begehen und es wenigſtens durch zehnjährige Gefängnißſtrafe und Abbitte vor dem Bilde des Kaiſers büßen müßten; an einen Mann, der, wenn man ihm zehn Fragen aus Lao-Tſe vorlegt, nicht eine beantworten kann; an einen Mann, der ſeine Weisheit in ſeinen Sporen ſitzen hat und ſie Niemanden einprägen kann, als einem alten Gaul, den er obendrein noch ſchlecht reitet; an einen Mann, was ſag' ich? — iſt es denn ein Mann? Die Weiber ſind ihm aus ſeinem Harem entſprungen. Einen Mann? Was nennt er denn einen Mann? Ja, und wo blieb ich denn ſtehen? So oft ich an einen Eſel denke, fangen mir ſelbſt die Ohren an zu wachſen."

Wir wiſſen, daß der Geſandte von Ming Ta Lao, dem General und Mandarinen der fünften Claſſe, ſprach. Wie er ſelbſt ſagte, der Gedanke an dieſen Mann konnte ihn um ſeine eigenen bringen. Thü-Kummuz aber rief: „Von wem ſprichſt Du? Ming Ta-Lao? Nennt ſich ſo in Laſſa vielleicht eine Ameiſe? Soll dieſer Hund erſt geboren werden, oder fallen ihm ſchon die Haare aus? Oder heißt vielleicht ein Zwitter ſo, der des Nachts den alten Weibern die Betten wärmen muß?" — „Vortrefflich, mein Freund," rief die Hände zuſammenklatſchend der entzückte Geſandte. „Du ſchilderſt jenen Unwürdigen in lebensgroßen Zügen. Du kennſt ihn und

das von unserm Haushofmeister, im ganzen Schlosse die Spiegel zu vernageln! — Es muß einen Grund haben, einen geheimen, wahrscheinlich einen anonymen Grund! Bei Tisch wird nicht mehr von Silber, sondern von Porzellan gespeist — die neuen silbernen Eßlöffel, die ich früher nicht blank genug putzen konnte, sind mit alten massiveren, aber blinden und recht schmachtend matten vertauscht — Wie soll das werden, wenn man hier seine anmuthigen Gesichtszüge nicht mehr erblicken kann —? (steigt herunter und zieht eine Haarbürste, die hinten einen Spiegel zeigt, aus der Tasche.) Gott sei Dank, daß es portative Spiegel giebt! Die Cultur ist auch in die schottischen Hochlande gedrungen! (betrachtet sich kokett in dem kleinen Spiegel.) Wohl dem, der noch schamhaft erröthen kann, wenn er sich selber sieht! Netter Junge das! — (steckt die Bürste rasch ein und horcht.) Der Haushofmeister kommt — nebenan hab' ich noch drei Säle und zwei Cabinette in dem verwünschten alten Schlosse zu entspiegeln — Wenn nicht deine schönen Augen wären, Mary — oder vielmehr Betty, nein Kitty hat schönere — oder Liddy — Liddy hat braune — Fanny grüne — ein ganzer Spiegelsaal von verliebten Augen das in den Küchen und Ställen der Nachbarschaft! Es soll mich selbst wundern, welche von ihnen einst mein Bild am schönsten wiederstrahlen wird. Kitty? — oder Liddy? — oder Betty — oder Fanny? oder Sophy? oder Mary? (geht währenddem ab zur Linken vom Schauspieler, mit Hammer und Werkzeug.)

kannſt ihn doch nicht aufſuchen wollen; denn der Weiſe ſpricht: Die Dummen pflegen ſich zwar oft der Klugen zu bedienen, aber die Klugen können die Dummen nie zu etwas brauchen. Wiſche Dir aber jetzt Dein Ohr rein, damit Du meine Rathſchläge vernimmſt! Wenn auch das Ei ſelten klüger iſt als die Henne, ſo findet es ſich doch oft, daß es brauchbarer iſt, als die zähe Mutter, die es legt. Mein guter Freund, ich bin mit dem Henkel an einem Topfe zufrieden und nenne den Deckel eine Anmaßung. Jenes Unweſen, das ſich hier den General der chineſiſchen, für mich beſtellten Ehrengarde nennt, und zwar um ſo leichter, als er es in der That iſt, iſt auch für uns unweſentlich. Wir bedürfen dieſes Menſchen nicht. Aber ſein Regiment hat allerdings einen Ehrenplatz, wie vor meiner Thür, ſo jetzt in meinen Abſichten. Der Oberſt deſſelben wird für uns die Stelle des Generals vertreten. Ich werde von demſelben tapfern Degen, welchen Du vorhin —"

Ein Klopfen an der Thür unterbrach den Correſpondenten. „Der Herr Oberſt Tſchu Kiang," hieß es im Munde eines Dieners, der den Kopf halb zur Thür herein ſteckte, „ſind plötzlich von ſo heftigen Ohnmachten befallen worden, daß Fräulein Schü-King augenblicklich befohlen haben, ihn nach Hauſe zu bringen." — „So, ſo," brummte der zukünftige Schwager, der den geſchnürten Oberſten eben als einen löwenartigen Helden hatte ſchildern wollen und das ironiſche Lächeln des Thü-Kummuz wohl bemerkte. „Ich kann die Verſicherung geben, daß der Oberſt trotz ſeiner Ohnmachten ein Ehrenmann iſt. Die Truppen lieben ihn ſeiner Leutſeligkeit wegen und würden jedem Befehle Folge leiſten, den er mit Energie zu geben weiß. Kommt es auch nicht zum offenen Kampfe, ſo erlangen wir durch unſere Truppen doch, daß die kalmückiſchen Reiter in Schach gehalten werden. Das Ding mit der Ohnmacht iſt verdrießlich. Wir müſſen uns morgen weiter beſprechen. Du ſollſt in meinem Hauſe wohl aufgenommen ſein."

Dem Thü-Kummuz kam die Einladung nicht gelegen. „Wollt Ihr mir meinen Mantel bezahlen, wenn er mir in der Herberge geſtohlen wird?" fragte er. „Ich kann in Eurem

Hauſe nicht wohnen, weil Ihr mich zu großmüthig behandeln werdet. Ihr werdet mich auf ſeidene Kiſſen betten, und ich habe Vorliebe für einfaches Stroh. Außerdem iſt Euer Haus klein und den Harem hat man von allen Seiten in der Nähe. Einen Tibetaner, einen Gläubigen, der die herumſchweifende Liebe für die wahre Liebe hält, müßt Ihr von dem Ort der Verführung entfernen, ſelbſt wenn er ſchon auf dem Kopfe ſchimmelt. Ich gehe in die Herberge."

Das wollte der Correſpondent nicht zugeben und erklärte offen: „Ich laſſe Dich nicht aus meinen Augen, ſo lange Du in Laſſa biſt. Ich muß die Gewißheit Deiner Ehrlichkeit haben, die Du mir erſt dann giebſt, wenn Du hier Niemanden als mich kennſt." Thü-Kummuz mußte nachgeben, um jedem Verdachte auszuweichen. Als er dem Correſpondenten in das für ihn beſtimmte Gemach folgte, ſchnitt er hinter dem Zopfe ſeines Wirthes ein ſaures, böſes Geſicht. Wie geräumig und wohnlich das Zimmer war, in welches der Correſpondent ſeinen Gaſt führte, ſo wenig ſchien der Gaſt Luſt zu haben, die Anweiſung deſſelben anzunehmen. Als Thü-Kummuz mit dem grünen Schimmer, der durch eine Taftlaterne von gleicher Farbe im Gemach verbreitet wurde, allein war, bog er die aus Meermuſcheln beſtehenden Fenſter zurück, maß die Entfernung derſelben vom Fußboden, die nicht bedeutend war, und warf in den dunkeln Hof ſeine ſpähenden Blicke. Nur in einem abgelegenen Hinterhauſe brannten noch einige Lichter; es war der Harem des Correſpondenten. „Hm! Kann ein Bekenner des großen Lama," ſprach Thü-Kummuz zu ſich ſelbſt, „in dem Hauſe eines Mannes Wohnung machen, der die Rolle eines Weibes ſpielt? Welch läſterliches Volk, das chineſiſche! Dieſe Menſchen machen ihre Männer zur Jagd für ihre Frauen. Ich beſitze Anhänglichkeit an meine Berge und behaupte, daß meine Frau, die vier Männern neben ſich einen Platz einräumt, ſich ſelbſt und dieſe Vier beglückt, daß aber vier Frauen auf einen Mann nur des letzteren Untergang ſein können."

Durch eine Halle, die zum Hofe führte, ließen ſich Fußtritte vernehmen. Der Hof wurde hell. Der Chineſe ging in ſeinen Harem, von Bedienten begleitet, welche Fackeln vor

ihm hertrugen. Auch zu diesen Besuchen bedurfte er seines Pompes, auf welchen er, nach der Lehre der Weisen, allen Werth legte. Selbst wenn Thü-Kummuz ein weniger feines Ohr gehabt hätte, so würde er den Aufruhr gehört haben, der bei Ankunft des Weiberdespoten in dem Bereich seiner Sklavinnen ausbrach. Tausend Stimmen schienen lebendig zu werden. Die Jungen zwitscherten, die Alten belferten, die Aufseher fuhren mit Schimpfreden und dem Stocke darunter. Dann lachten die Einen, die Anderen heulten und riefen den Schutz ihres gemeinschaftlichen Ehemannes an oder bedeckten ihn mit Vorwürfen. Hier ruft man nach Limonen, dort quält man um einen neuen Shawl, die Eine will Rosinen, die Andere Stecknadeln; die letzte nennt den Hausbahn Herzväterchen, indem sie seine Taschen untersucht, und als sie diese leer findet, verwünscht sie ihn als einen alten Papa, dem man den Zopf abschneiden müsse. Und ihn selbst, den Vielgeliebten, wer konnte ihn verkennen, an den zärtlichen Verkleinerungswörtern: Mein Töchterchen, mein Schneckchen, mein Himmelchen! und an den moralischen Sentenzen, die er aus allen Philosophen citirte, um damit seine süßen Artigkeiten zu würzen. Endlich nahm der Lärm ab. Der Herr schien seine Wahl getroffen haben. Alles wurde still.

Thü-Kummuz hielt es jetzt für die angemessenste Zeit, sich aus dem Hause zu stehlen. Ein herzhafter Sprung aus dem Fenster brachte ihn in den Hof, den er mit leisen Tritten durchschritt. Am untern Ende führte ein Säulengang zu Nebengebäuden, die von einer hohen Mauer begrenzt wurden. Die daneben aufgestellten Pallisaden erleichterten es dem Boten von Teschulumbo, die Mauer zu überschreiten.

Wir sind in Lassa schon so orientirt, daß wir trotz der Dunkelheit die Richtung angeben können, die Thü-Kummuz einschlug. Er suchte den Palast des Lama und war darin, obschon Fremdling, so bewandert, daß er sich weder durch die Unsicherheit bei der Wahl der Scheidewege noch durch das Bellen der herumstreifenden großen Wachthunde, von dem richtigen Pfade abbringen ließ. Zuletzt war ein fernes Licht in den Hintergebäuden des Palastes der göttlichen Regent-

ſchaft ſein Führer. Er ſtand vor einem Fenſter, trat auf den Stein, der darunter lag, und ſah durch das ölgetränkte Papier, welches die Stelle unſerer Glasſcheiben vertritt, in das Innere einer matt erleuchteten Wohnung.

Es befanden ſich drei Perſonen in dem Zimmer und bildeten eine ſtumme Gruppe, wenn man die zuweilen anſchlagenden Töne einer Guitarre nicht hören wollte. Dies Inſtrument lag in dem Schooß eines Mädchens, deſſen Schönheit mit der Trauer, die aus ſeinen Mienen ſprach, einen wehmüthigen Contraſt bildete. Sie hielt das dunkellockige Haupt in dem weißen Lilienarm, den ſie auf einen ſteinernen Altar ſetzte. In einen ſolchen trüben Schleier kann ſich die Anmuth nur hüllen, wenn durch die geheimen Flügelthüren der Seele ein ſcharfer, eiſiger Zugwind weht.

Zu den Füßen des jungen Weibes ſaß auf dem glatten Fußboden ein Alter, um deſſen Scheitel, wie eines Trauernden, das Haar in langen Schneeſtrömen fluthete. Er verwandte kein Auge von ſeinen geſchäftigen Händen, die mit einem wahnſinnigen Eifer an kleinen Figuren arbeiteten, von denen ſchon ein großer Theil fertig vor ihm aufgepflanzt ſtand. Nur zuweilen hielt er den halbvollendeten Klotz, den er gerade unter dem Meſſer hatte, mit der linken Hand in die Höhe, betrachtete ihn von allen Seiten und ſchien das Ebenmaß durch die Perſpective der Fernſicht zu prüfen; dann verzog ſich ſeine Miene in ein freundliches Lächeln, das ihn jedoch nur unwillkürlich zu überfliegen ſchien, weil er, ſo wie er ſich darauf ertappte, wieder die jämmerlichſten Geſichter ſchnitt und in ſeiner Arbeit mit derſelben Angſt und Bedächtigkeit fortfuhr.

Im Hintergrunde des Gemachs lag auf einem Ruhebette eine männliche, in einen weiten Mantel gehüllte Geſtalt, welche ſtumm in die geheimnißvolle Scene ſah und abwechſelnd ihre Blicke auf dem Mädchen oder am Fenſter ruhen ließ, als erwartete ſie einen Beſuch. Dieſer war auch in Dhü-Kummuz unſtreitig eingetroffen; denn nach einem leiſen Klopfen ſprang der Dritte auf und begrüßte den Ankommenden durch das Fenſter. Dhü-Kummuz wünſchte vor der Thür eine Fortſetzung der Bewillkommnung, weil er die Um-

gebung dieſes abgelegenen Häuschens für verdächtig hielt. Der Schaman (denn dieſer war der Heraustretende) wunderte ſich über dieſe Aeußerung ſeines alten Freundes, konnte aber nicht leugnen, ein Flüſtern hinter den Wänden gehört zu haben, das er bei ſo tiefer Windſtille unmöglich für das Schrillen des Zugwindes hatte halten können. Die beiden Freunde gaben ſich bald darüber zufrieden, weil ihnen die Freude des Wiederſehens nicht Zeit zu Unterſuchungen ließ und den Boten aus Teſchulumbo ohnehin die Kürze der Nacht drängte, in den Mittheilungen, die er dem Schamanen zu machen hatte, kurz zu ſein.

„Dein Brief," ſagte Dhü-Kummuz, indem ſie ſich allmälig von der Wohnung des Schamanen entfernten, „hat mich in Erſtaunen verſetzt, aber auch zugleich ſo erfreut, daß ich den ehrgeizigen Plänen des Statthalters die Hand bot und gegen den Correſpondenten wenigſtens zur Hälfte ehrlich ſein werde. Ich habe daraus zwar wieder gelernt, daß die Freundſchaft uns beſſer macht, aber ich fürchte, man wird uns deſto ärger mitſpielen, je aufrichtiger wir ſind."

„Worauf Du Dich immer allein verlaſſen willſt," antwortete der Schamane, „Deine Afterphiloſophie des Trugs hat im Grunde nur Dich betrogen; denn biſt Du bei all' Deinen ſcharfſinnigen Plänen und verſchlagenen Gedanken mehr geworden als ein Narr? Du befindeſt Dich vielleicht bei dieſem Stande wohl, aber weil Du nun ſchon ſeit Jahren nichts mehr getragen haſt, als rothe Kleider, ſo haben Deine Sinne einen verkehrten Gang genommen. Du ſcheinſt zu verlangen, daß *wir* Narren ſind, aus dem Grunde, weil *Du* die Hoſen dazu trägſt! Was gefällt Dir an meinen Rathſchlägen nicht?"

„Wenn ich einen ſchwarzen Rock weiß nenne," entgegnete Dhü-Kummuz, „und es darauf wieder leugne, daß er weiß iſt, ſo kann er ſo viel Farben haben, als ein Chineſe deren am Leibe trägt, nur nicht ſchwarz. Nein, mein Freund, aus zwei Widerſprüchen wirſt Du nie etwas ſchaffen, am wenigſten das, worauf Du die Fäden ausſpannteſt. Vergiß jedoch nicht, daß ich nur prophezeien will. Meine Dienſte ſtehen für

Dich überall in Bereitſchaft und Deine Schuld iſt es, wenn ſie Dir nichts nützen."

Dhü-Kummuz ſchwieg, und nach einer Pauſe nahm der Schaman das Wort: „Ich kenne das Mißliche dieſer Angelegenheit," ſagte er; „aber weil wir auf ſo viele Nummern ſetzen, ſo iſt es über allen Zweifel gewiß, daß wenigſtens eine nicht fehl ſchlägt. Wir befördern einen ſchlechten Plan, um einem beſſern dadurch Vorſchub zu leiſten. Wir geben zu, daß der Eine auf das Unglück des Andern ſinnt und führen die unglücklichſte Kataſtrophe herbei, um ſie Alle zu beglücken."

„Du willſt Jedem Etwas nehmen," entgegnete Dhü-Kummuz, „und ſie Alle zufriedenſtellen. Gegen dieſe Maxime kann der nichts einwenden, der die Ereigniſſe beobachtet hat; aber Du mußt Deine Menſchen kennen, ob ſie die Geſchenke aus Deiner Hand nehmen und die ihrigen zum Dank dafür hineinlegen werden."

„Was glaubſt Du von Deinem Bruder, unſerm Hochheiligſten? Wann waren Deine Gedanken die ſeinigen? Wann hat die Schwäche eines Menſchen auf die Kraftloſigkeit eines Gottes ſpeculirt? — Du Guter, wie kannſt Du Deine Wünſche einem himmliſchen Weſen unterſchieben, weil Du glaubſt, der Gott ſei in ſeinem eigenen Willen nicht entſchloſſen! Du willſt die Sehnſucht eines Allmächtigen erfüllen und Wünſche befriedigen, die ſich dieſer gleichſam ſelbſt nicht zu geſtehen wagt. Man ſieht, daß Du der Tage nie vergeſſen kannſt, wo Du Maha Guru um Fleiſch betrogſt oder ihn mit Schlägen bewillkommneteſt, wenn er Deine Tauben zu füttern vergeſſen hatte."

Die Zumuthung ſolcher Frevel mußte für den frommen Schamanen entſetzlich ſein. Er hielt dem Sprecher die Hand vor den Mund und rief aus: „Sprich in meiner Nähe nicht ſolche Läſterung! Bleibt uns denn mehr übrig, als die Rathſchlüſſe des Himmels zu erforſchen? Ich will dem Höchſten einen Dienſt erweiſen, den er ſich ſelbſt leiſten könnte, wenn er an den Opfern der Liebe nicht Wohlgefallen hätte. Iſt die Frucht unſerer Anſtrengungen reif, ſo mag er ſie brechen oder ſie mit dem Stamm in den Pfuhl der ewigen Strafe werfen."

Darauf folgte eine genauere Beſprechung der im Werke befindlichen Umtriebe, die auf den ſonderbarſten Plan hinausliefen. In dem Leben des Dalai Lama ſtreift das Göttliche an das Menſchliche. Haben wir früher geſehen, wie die Wahl und die Erziehung des künftigen Herrn des Himmels mit Machinationen und Intriguen jeder Art verknüpft ſein kann, ſo kann es nicht auffallend erſcheinen, wenn namentlich die Prieſter von wahrhafter Göttlichkeit ihres Zöglings weit weniger durchdrungen ſind, als der gemeine Hauſe der Laien. Der Clerus ſah den Gott in den Windeln, mit dem Fallhut, er corrigirte die Sprachfehler, die er machte, rief den Schneider, der ihm Maß nehmen muß, und ſorgt auch noch ſpäter dafür, daß die Schuhe der Gottheit zu rechter Zeit beſohlt werden. In den Antichambres wurde von je die wahre Größe der Helden nicht geſehen. Da ſchrumpften ſie immer zu den ordinärſten Menſchen zuſammen, und ſelbſt von den chriſtlichen Prieſtern wiſſen wir ja, daß ſie von ihrem Gotte ganz andere Geheimniſſe erzählen können, als wir dummen Exoteriker im Urtext leſen. Um wie viel mehr iſt der Dalai Lama den Verwechſelungen ſeiner Würde ausgeſetzt; er, den ein Oberprieſter alle Tage aus- und ankleiden muß! So nur iſt es erklärlich, wenn in dem Kopfe eines ehrgeizigen Beamten der Kirche der Gedanke entſtehen konnte, den gegenwärtigen Schöpfer der Welt von ſeinem Throne zu ſtoßen, ſich für die wahrhafte Incarnation der Ewigkeit auszugeben und einen Plan zu offner Empörung einzuleiten. Es war dies der Statthalter von Teſchulumbo.

Der chineſiſche Geſandte ſetzte Alles an die Erwerbung der Pfauenfeder. Er kannte die Politik des Cabinets von St. Peking und verſtand auf das Vollkommenſte die Abſichten, die der Sohn des Himmels ſchon ſeit einem Jahrhundert mit dem Lande Tibet hegt. Nur die Gelegenheit fehlte, das über Tibet ausgelegte Netz anzuziehen und als eine willkommene Beute dem „Mittelpunkt der Erde" einzuverleiben. Dies war der Grund, warum ſich der Correſpondent auf die Pläne des Statthalters einließ; denn entweder gelang es, den Thron des Himmels in dem Augenblick, wo ſein Beſitzer dafür kämpfte, für China in Beſchlag zu nehmen,

oder ſich den ſiegreichen Uſurpator ſo ſehr zu verbinden, daß er die ihm gewordene Hülfe nur mit einer an völlige Unterwerfung grenzenden Erkenntlichkeit erwidern konnte. Solche geſchickte Machinationen mußten dem Geſandten von ſeinem Souverain belohnt werden.

Das Doppelſpiel des Chineſen mußte für den Statthalter von Teſchulumbo in ſo weit erwieſen ſein, als dieſer aus der Revolution einen Nutzen zog, der ſich gleich blieb, gleichviel, ob ſie fehlſchlug oder gelang. Dhü-Kummuz war ein ſchlauer Kopf, der im Durchſchauen von Betrügereien ein geübtes Auge hatte. Wie gern er auch ſeinem Herrn folgte, ſelbſt um eine verrätheriſche Handlung zu unterſtützen, ſo ſuchte er doch den Antheil, den der Chineſe an den künftigen Erfolgen haben wollte, ſo ungewiß als möglich zu machen; wie ſehr mußte er daher erſtaunen, als auch der Schaman, der leibliche Bruder des Dalai Lama, in die Reihe der Verſchwörer trat, an die Abſichten des Statthalters und den Sturz des Regenten Intereſſen knüpfend, die ſelbſt für das Land der Sonderbarkeiten, Tibet, auffallend waren! Er wollte Maha Guru den Donnerkeil und die Blitze ſeiner Allmacht entreißen, ihn auf ſeine Schulter nehmen und — der Menſchheit wieder zurückgeben! War dies die Handlung eines Atheiſten? Der Unglaube wurzelt in dem Egoismus und das perſönliche Intereſſe beſtimmte den Schamanen zu dem gewagten Schritt, den er vorbereitete. Denn Gylluspa war der Preis, um den ein Frevler hier den Himmel erſtürmen wollte. Den Beſitz dieſes Weibes ſchätzte der Schaman höher als die Verwandtſchaft mit dem Weltenſchöpfer. Er gab den Blick in alle Sterne des Firmamentes für das Auge der Angebeteten. Doch Gylluspa, die durch den Anblick ihres Gottes nur heftiger daran erinnert wurde, mit wie heißer, ſterblicher, menſchlicher Liebe ſie ihn umfing, würde nie den Wünſchen ſeines Bruders Gehör gegeben haben, ohne zugleich Maha Guru zu beſitzen. Sie war zwar nicht in der Lage, wie die Europäerin, den minder Bevorzugten als einen Vermeſſenen mit etwas gemachtem Pathos zurückzuweiſen; aber dieſe kleine tibetaniſche Prüderie wollen wir an ihr entſchuldigen, daß ſie dem Schamanen erſt dann einen Finger ihrer

Hand geben wollte, wenn ſie Maha Guru und dieſen ganz, ganz beſitzen konnte. Was blieb dem Schamanen übrig? Er mußte ſeinem Bruder das Scepter der Weltregierung entreißen, mußte ihn mit Gewalt in eine irdiſche Hütte führen, mußte den Glanz der Gottheit von ihm ſtreifen und ihn in menſchlicher Nacktheit zeigen. Erſt dann konnte er der Umarmungen Gylluspa's gewiß ſein, wenn ihm Maha Guru darin vorangegangen war. Wir berichten eine Geſchichte, die ſich weder an der Themſe, noch an der Newa, ſondern in Tibet zugetragen hat. Die Entſagung der Europäer würde in Tibet verlacht werden.

Während Dhü-Kummuz und der Schaman noch in vertrautem Geſpräch auf- und abgingen, wiederholten ſich jene verdächtigen Zeichen eines irgendwo geſtellten Hinterhaltes, deſſen Abſicht ſich wohl errathen ließ. Als jetzt in der Ferne Feuergewehre durch die Nacht blitzten, blieb ihnen kein Zweifel mehr, daß es auf einen Ueberfall der friedlichen Wohnung, welche Hali-Jong und ſeine Tochter beherbergte, abgeſehen war. Der Schaman ſtürzte auf den Eingang zurück, den er ſchon beſetzt fand. Wie er im Innern des Hauſes Gylluspa's Hülferuf hörte, ſuchte er ſich durch die Schergen der prieſterlichen Gewalt den Weg zu bahnen; die chineſiſchen Soldaten, welche ſich ſogleich an ihren Zöpfen erkennen ließen und von einigen Mönchen angefeuert wurden, fielen über ihn her und nahmen ihn feſt. Dhü-Kummuz traf daſſelbe Schickſal.

Dieſe Scene machte Lärm. Die Chineſen müſſen ſich ohnedies durch übermäßiges Geſchrei erſt zur Tapferkeit begeiſtern, und die Vorſchriften der anführenden Prieſter, die das geräuſchloſeſte Verfahren bezweckten, waren bald überſchritten. Die im Palaſt des Lama aufgeſtellten Wachen mußten aufmerkſam werden, und in demſelben Augenblick, wo Hali-Jong mit ſeiner weinenden Tochter gefeſſelt aus dem Hauſe geführt wurde, kam ein Piket kalmückiſcher Reiter geſprengt, um dieſe nächtlichen Ruheſtörungen zu unterſuchen und ſie beizulegen.

Der Schaman wandte ſich ſogleich an den Anführer dieſes Trupps: „Du treuer Sohn des Höchſten!“ rief er, „Dein

Muth muß ein Verbrechen Deines unwachsamen Auges wieder gut machen. Welche Dinge geschehen in dem Palaste der ewigen Gnade? Gieb mir Dein Schwert, daß der Bruder des Lama aus den Händen der unreinen Fremdlinge frei werde!"

Der Befehl des Anführers verschaffte dem Schamanen und Dhü-Kummuz augenblickliche Befreiung; als sie aber jene auch für Hali-Jong und seine Tochter verlangten, trat der Ketzerrichter der schwarzen Gylongs hervor und schrie mit kreischender Stimme: „Ihr unreinen Blattläuse auf dem Baume des Lebens, wage Niemand der ewigen Gerechtigkeit in den Arm zu fallen! Sind Eure Pallasche so weise, daß sie künftig das wahre Dogma von den sectirerischen Neuerungen unterscheiden sollen? Ich rathe Euch, Euren Degenscheiden die Klingen und der Kirche ihre Ketzer zu lassen!"

Die erneuerten Versuche des Schamanen, dem dumpfseufzenden, wahnsinnigen Hali-Jong die Freiheit zu verschaffen, fruchteten nichts; denn der geisterbleiche Großinquisitor hob seinen Knochenarm so hoch, wie seine Stimme, und begleitete mit den furchtbarsten Gesten diese Worte: „Gegen die Löwen wollen die Wassermäuse zu Felde ziehen? Ihr müßt noch nie gehört haben, welche Stufe in der Ordnung des Himmelreichs die schwarzen Gylongs einnehmen. Als die Welt geschaffen wurde und sich der große Werkmeister von seiner Arbeit eine Stunde ausruhen wollte, da übergab er Gya, seinem obersten Engel, das angefangene Werk zur Hut und Gya ist der Stammvater der schwarzen Gylongs. Unsere Arme können sich in Schlangen verwandeln, unsere Zunge gleicht dem Stachel einer Viper, und mit den Augen vermögen wir zu tödten wie der Basilisk; warum seid Ihr so lüstern, uns in flammenden Zorn zu versetzen? Ja, Ihr kalmückischen Cavalieristen! Unter den dreißigtausend Königreichen der Erde waren Eure unfruchtbaren Steppen von Gott die verfluchtesten. Kein Halm wehte in Eurem Lande, kein Vogel flog durch Eure verpestete Luft, kein Quell rieselte aus Euren Bergen, ehe Ihr Euch zu dem großen Gott wandtet, der mit seinem Haupte an die Sterne reicht und mit seinem Fuße einen Büchsenschuß weit von hier wurzelt. Seid Ihr auf dem Wege,

Zweiter Auftritt.

Trilbie. Doctor Scott (von rechts vom Schauspieler).

Trilbie.

Nun, Herr Doctor, wie haben Sie ihn gefunden?

Scott.

Ueber alle Beschreibung besser, als ich erwartet hatte. Schon die Ruhe, die über sein Wesen gekommen scheint, läßt mich eine durchgreifende und günstige Veränderung hoffen.

Trilbie.

Grade diese Ruhe — Herr Doctor — grade diese Ergebung kommt mir so bedenklich vor.

Scott.

Sein Puls geht langsam, sein Blut ist dick, schwer, Sie vermögen so viel über den Lord, Ueber Trilbie! Was hockt er in dem düstern, durch die grünen herabgelassenen Vorhänge melancholischen Zimmer? Ich überraschte ihn bei Lord Byrons Manfred. Welche menschenfeindliche Lectüre! — Solche Bücher sind Gift für einen Zustand wie der, in dem sich Lord Douglas befindet. Da (zieht aus Fenster), suchen Sie ihn zu überreden, auf die Berge zu steigen, die Büchse in der Hand, einen Freund, einen Diener, oder auch nur einen treuen Hund zur Seite — wir haben einen fast sommerlichen Herbst. Welche milde Luft! Man möchte glauben, ein Gewitter steht noch im November im Anzuge — Sie sollten den Lord bewegen, seine Hypochondrie dort hinaus in die Wälder zu tragen.

von ihm jetzt wieder abzufallen? Haben Eure Vettern daheim die Götzen zerschlagen? Habt Ihr den Ganges-Sand in Eure unheilige Fläche vergossen? Was seid Ihr in die Parthei eines Sectirers übergetreten, der die Heiligen an ihren Nasen beleidigte und ihren Oberlippen nach eigener Erfindung eine ketzerische Verlängerung anbildete? Weicht zurück, Cavaleristen, oder Eure Seelen werden einst vergeblich einen leeren Sitz suchen, in welchen sie zu ewigem Frieden hineinfahren könnten."

Schon bei den ersten Worten dieser imposanten Anrede waren die Kalmücken von ihren Pferden gesprungen und in ein so lautes Geheul ausgebrochen, daß die Zureden des Schamanen nichts mehr fruchteten und Hali-Jong ungehindert von den geistlichen Vätern und ihren Helfern abgeführt wurde. Gylluspa war nicht zu vermögen, sich von dem unglücklichen alten Manne zu trennen.

Dhü-Kummuz hatte sich längst entfernt. Es mußte ihm Alles daran gelegen sein, von den Chinesen nicht erkannt zu werden. Er kehrte ungehindert auf demselben Wege, wie er das chinesische Gesandtschaftshotel verlassen hatte, wieder in dasselbe zurück. Er hätte nur von Einem Wesen bemerkt werden können, von der Schwester seines Wirthes. Schü-King war ein Weib, das seinen Werth zu schätzen wußte, aber im Kampf mit männlicher Schönheit konnte sie auf Augenblicke unterliegen. Wir können es, ihrem Charakter vertrauend, auf das Bestimmteste voraussagen, daß die beim Anblick Maha Guru's in ihr auflodernde Leidenschaft einer baldigen Einsicht weichen wird, aber noch befand sie sich in dem süßen Traum der Erinnerung an jenen göttlichen Jüngling, den sie im Zorne noch reizender gefunden, als in dem ruhigen Genusse der ihm dargebrachten Huldigung. Sie war auf einen kurzen Zeitraum, der noch andauerte, ganz aus ihrem Charakter gefallen. Sie konnte die geheimen Unterhandlungen ihres Bruders nicht ertragen, ohne sich um deren Inhalt zu bekümmern. Sie konnte sich von Tschu-Kiang ethnographische Vorlesungen halten lassen, ohne zu bemerken, wie sie so abscheulich von ihm belogen wurde. Ja, sie konnte sogar drei Fliegen in ihrem Zimmer sehen, ohne für jede

dem Oberhofmeiſter eigenhändig ein Dutzend Bambusprügel aufzuzählen. Kurz, ſie war nachgiebig und duldſam geworden, ging früh zu Bette, ſchlief ſpät ein und ſtand auf, als die Sonne ſchon im Zenith ſtand. Sie hätte den an ihrem Fenſter vorüberſchleichenden Thü-Kummuz wol hören können, aber ſie hörte ihn nicht.

Achtes Kapitel.

Das Gericht

Kauft bei meinem Nachbar keine Sklavin; ihr Fleiſch iſt ſo ſchlecht gewebt, daß man Erbſen durchwerfen kann.

Scene auf dem Markte von Kaſchmir.

Um Hali-Jong's Seele hatte ſich der Schleier eines leidenden Trübſinns gelegt, den auch die neue Veränderung ſeiner Lage nicht von ihr fortzuziehen vermochte. Keine Hoffnung belebte ſein gedrücktes Gemüth, das auch keine Furcht mehr kannte. Das Ungewiſſe ſeines Verhältniſſes war ſo weit in den Hintergrund getreten, daß er auch von der plötzlichen Wendung deſſelben zu einem unglücklichen Ausgange keine Vorſtellung hatte. Die Schnitte, die er, ohne zu ermüden, in unzählige Holzblöcke machte, waren die Furchen, worein er ſeine matten Sinne verſenkte. Er lebte in jenen Geſtalten, die unter ſeiner kunſtreichen Hand geboren wurden, und empfand unausgeſetzt die Freude eines alten Meiſters, dem ſeine Werke noch immer gelingen wollen.

Die erſte Wohnung, die den Vorſteher der Götzenmanufactur von Paro aufgenommen hatte, daſſelbe alte Gefängniß, welchem Hali-Jong durch die fruchtloſen Bemühungen des Schamanen auf kurze Zeit entzogen worden, öffnete ſich jetzt wieder dem unglücklichen Opfer des Fanatismus. Gylluspa konnte durch nichts vermocht werden, eine beſſere Lage zu ſuchen; ja ſelbſt die Drohungen der Prieſter, deren Geſetz

dem Frauenzimmer im Kloſter den Aufenthalt über Nacht verbietet, hielten ſie nicht zurück, mit ihrem Vater das Gefängniß zu theilen. Sie ſah ein, wie wohlthätig der Trübſinn des Vaters auf dieſen wirkte, weil er durch ihn verhindert wurde, das Mißliche ſeiner Zukunft zu fürchten. Sie wußte aber auch, daß dieſer ſchlummernde Zuſtand des alten Mannes ihn ſogleich verlaſſen würde, wenn er außer dem Kreiſe einer kurzen Gewöhnung verſetzt werden ſollte, wenn ſie aufhörte, ſeine tägliche Umgebung auszumachen! Die Unglückliche! In welche Welt war ſie getreten! Sie war nicht nur in ihren Erwartungen, ſondern ſelbſt in ihren Ahnungen getäuſcht. Das Schickſal ihres Vaters hatte eine Wendung genommen, die ihr nie möglich geſchienen hätte. Die Aufopferung des Schamanen fruchtete nichts. Ihre Liebe zu Maha Guru ſtand auf der Grenze zwiſchen religiöſer Tugend und Verbrechen. Sie fühlte nur zu gut, daß die Wünſche ihres Herzens ſie auf die letztere Seite zogen.

Die hölzerne Götterwelt, die Hali-Jong um ſich her gezaubert hatte, belebte ſeine Phantaſie mit den ſeltſamſten Illuſionen. Dieſe Heiligen ſchienen ihm oft im Vollgenuß ihrer Göttlichkeit zu leben, ſie ſprachen mit ihm und dankten ihm für die Mühe, die er ſich gäbe, um ihnen anſtändige Kleider zu verſchaffen. Hali-Jong ſprang dann auf und verbeugte ſich, unaufhörlich die Dankſagungen zurückweiſend und ſich auf ſeine verdammte Pflicht und Schuldigkeit berufend. Zuweilen ſchien es ihm auch in Folge einer merkwürdigen Verwechſelung, daß das Schnitzmeſſer nicht in ſeiner Hand läge, ſondern daß der halbvollendete Gott im Gegentheil *ihn* ſelbſt zwiſchen den Beinen hielt und im Gegentheil *ihn* aus dem Groben herausſchieb. Dann pflegte er zu Gylluspa's Entſetzen zu rufen: „Jeder Schnitt eine Stufe höher auf den Berg des Himmels! Was fährt mir da unter die Arme? Coli legt den Finger in meine Seite und ſpricht den Zauberſegen über mein Gedeihen. Was hab' ich mir ein Pferd gekauft? Ein Thor, der dafür hundert Schafe ausgab und jetzt an den Füßen geſchnitten wird, daß er wie eine Wolke über alle Berge fliegen kann! Hinein, Ihr kunſtreichen Tewtas, mit

Euren lebenſchaffenden Meſſern, hinein in die Haut eines alten Eſels, die von Euch geritzt bald ihre Furchen ausglätten wird und jugendlich, götterkräftig, frühlinggeboren die alten Runzeln Lügen ſtraft! Die Oberſchenkel nicht zu dünn, großer Schöpfer, damit ich in Deinem Himmel meine Schritte länger nehmen kann! Die Haare auf dem Scheitel nicht zu ſtolz, damit ich nicht am Giebel der hohen Himmelspforte Schaden ſtifte! Ach, welch ein Glück, unter der warmen Hand eines Gottes von den Feſſeln der irdiſchen Materie erlöſt zu werden!" Konnte Hali-Jong bei dieſen großartigen Täuſchungen ſich nicht einmal mit ſich ſelbſt verwechſeln? Wer hemmte das Eiſen, wenn es ſtatt in die Faſern eines werdenden Götzen in ſeine eigene Bruſt fuhr? Ja, konnte er im Uebergenuß ſeines religiöſen Wahnſinns nicht aus ſeiner Haut herausfahren und todt in Gylluspa's Arme ſinken?

Eines Tages ſaß Hali-Jong wie gewöhnlich auf dem Fußboden, phantaſirend über ſeine Hölzer, die er mit zärtlichen Blicken betrachtete. Er hatte ſeinen Schöpfungen wieder eine ganz neue Seite abgewonnen. Er führte in Gedanken eine Schlacht auf, die den guten Göttern von den böſen geliefert wurde. Die Waffen, deren ſich die Geiſter bedienten, und die Wunden, die ſie damit ſchlugen, waren aus ſeiner Sphäre entnommen und erinnerten an die Dinge, die in ſeinem Gedächtniſſe nun ſchon ſo weit zurückgedrängt waren. Aus dem Kampfgeſchrei, das er ſelbſt ausführte, erſah man, was in ſeiner Seele vorging. „Wir haben das große Welt-Ei gelegt," rief er im Ton der guten Götter; „wir haben den zehntauſend Elephanten, welche die Erde tragen, ihre Rüſſel gegeben und laſſen das Mennigkraut wachſen, womit ſich die Tugendhaften bemalen. Nennt Eure Verdienſte, die Ihr Euch um die Sylbe Om erworben habt. Ha, Ihr ſchweigt? Die Gebirge ſind vor Euren Mund getreten, daß Niemand Eure Worte hört." Es wurde im Gemache geſprochen. Hali-Jong glaubte, die böſen Geiſter wollten nicht Ruhe geben, und er fing da wieder an: „Eure Läſterzungen, mit denen Ihr des Nachts auf den Bergen unſere Gläubigen beſchwatzt, ſind noch nicht verſtummt? Was

habt Ihr an uns auszusetzen? Kennt Ihr jene Bücher, worin die Lehre von der Symbolik des heiligen Antlitzes der wahren Tradition gemäß behandelt wird? Nimmermehr, denn in Euren Gesichtsbildungen liegt der Stempel der Neuerung und der Bosheit. Ihr werft die Oberlippe auf und versteckt Eure Unterlippe wie die Schlange ihren Stachel. Eure Nasenlöcher weiten sich auf, wie zwei Abgründe, aus denen Pest und Krieg und Unglaube sich heraufschlängeln. Eure Nasenspitze ist von ihren Winkeln so weit entfernt, daß man einer Reise bedarf, um von dem einen in den andern zu kommen. Was sagen wir guten Götter von den Augen der bösen? Liegen sie nicht so tief, als wollten sie sich in Euer Gehirn verkriechen? Hat man je solche Augen gesehen, die eher zum Hinterkopfe gehören! Naht Euch nicht denen, die approbirt sind! Schon Euer Hauch könnte die Regelmäßigkeit unserer Formen in Unordnung bringen!"

Es waren drei Personen in das Zimmer getreten, in denen die weinende Gylluspa ihre drei übrigen Väter begrüßte, Hali-Jong aber, der wahnsinnige, rechtgläubige Künstler, ein tibetanischer Nazarener, seine Brüder nicht erkannte. Seine Einbildungskraft war von dem Kampfe der guten und schlechten Formen so ergriffen, daß er in den theuern Ankömmlingen nur für die Vertheidiger der letzten einen Succurs sehen wollte. Er wehrte sie mit beiden Händen ab und überschüttete sie wegen ihrer verbrecherischen Absichten mit entrüsteten Vorwürfen. „Gelobt sei diese Stunde!" rief er, „denn jetzt hab' ich jene Riesen, die den Berg Simnu unterwühlen, vor mir! Seid Ihr gekommen, um die Verhältnisse der von mir entworfenen Gesichtsbildungen zu zerstören? Ich kenne Euch längst! Ihr seid mir Tag und Nacht erschienen und habt meine Sinne durch Gaukeleien blenden wollen, damit ich abweiche von meinen Thonknetungen und auf Eure neue ruchlose Proportionenlehre schwöre. Ihr waret es, die Ihr falsche Modelle in meine Manufactur brachtet und, auf der That ertappt, kaum mit heiler Haut davon kamt. Ich habe das Geheimniß erfunden, die Kunst in Einklang mit der Tradition zu bringen! Sehet her, hier stehen jene Gebilde, welche bestimmt sind, für den Erdkreis normal zu werden!"

Inzwiſchen hatte ſich kurz nach dem Eintritt der Brüder von Neuem die Thür geöffnet, einige Prieſter im ſchwarzen feſtlichen Aufzuge mit gelben viereckigen Mützen traten ein und näherten ſich dem irren Künſtler mit feierlichen Schritten. Durch die offene Thür ſah man lange Reihen von Mönchen, die ſich weit durch die Gänge zogen und ein Spalier bildeten, das von murmelnden Gebeten wiederhallte. Mit einem Schrei des Entſetzens gewahrte Gylluspa dieſen Anblick; die Brüder fielen zu Boden und ſelbſt Hali-Jong ſchien von der auffallenden Zurüſtung betroffen. Es ſchien, als ſei jetzt der Augenblick herangekommen, der über Hali-Jong's Schickſal entſcheiden ſollte.

Der erſte unter den hereingetretenen Mönchen wandte ſich an den ihn anſtierenden, auf dem Fußboden gekauerten Verbrecher. „Ich preiſe mich glücklich," ſagte er, „den Göttern zur Sühne jenen Elenden zuzuführen, der ſie ſo unverzeihlich beleidigt hat. Stehe auf und folge den Dienern der ewigen Gerechtigkeit." Der Angeredete, der von den ihm gemachten Vorwürfen der Inquiſition nichts begriff, erhob ſich mechaniſch und folgte den Prieſtern, von Gylluspa und ſeinen Brüdern unterſtützt. Er ſah befremdet auf die langen Reihen, die er paſſiren mußte, lachte über die Verwünſchungen, die zuweilen ausgeſtoßen wurden und die er für einen Andern als ſich beſtimmt hielt. Die Mönche ſchloſſen ſich der Gruppe an und begleiteten ſie über mehre Gemächer, Höfe und Stiegen, bis zu jenem großen, unterm Dache befindlichen Saale, in welchem Hali-Jong einſt dem grauſamen Gerichte, das über ſeine verfehlten Statuen gehalten worden war, beigewohnt hatte. Der eiſerne, uns wohlbekannte Keſſel bildete den concentriſchen Mittelpunkt für zahlreiche Peripherieen, die ſich rings bis zur Wand und dem Dache terraſſenförmig herumzogen. In der Mitte befanden ſich einige Erhöhungen, welche für die Ankläger, die Richter und den Angeklagten beſtimmt waren. Der Großinquiſitor nahm den höchſten Sitz ein, Hali-Jong den tiefſten; auf den erſten Stufen, die zum Keſſel führten, ließen ſich Gylluspa und ihre trübſeligen Nebenväter nieder. Die unabſehbare Anzahl der neugierigen und

fanatiſchen Mönche nahm hinter den Schranken des Gerichts auf den Sitzen der Eſtrade ihren Platz.

Dieſe Einnahme der Sitze geſchah mit dem lauteſten Schreien und Toben, wie es der Würde der Handlung angemeſſen war. Erſt als ſich der Sturm etwas gelegt und die Neugier der Mönche über ihre Schwatzhaftigkeit geſiegt hatte, ja nachdem mehrere der überlauten Geiſtlichen von ihren Vorſtehern mit ſcharfen Beweiſen notirt oder wol gar mit kleinen Disciplinarſtrafen belegt worden waren, konnte endlich die feierliche Sitzung ihren Anfang nehmen. Der Großinquiſitor hob die Hand in die Höhe und Niemand wagte noch einen Laut von ſich zu geben. Man hörte nur das unterdrückte Schluchzen Gyllusya's und das ängſtliche, beklommene Seufzen ihres Vaters, der von allen dieſen Zurüſtungen keinen Begriff hatte.

Die Vorleſung der Anklageacte beſtand in nichts Anderm, als dem Vorzeigen eines blauen Götterbildes. Die Prieſterſchaft machte den Schluß, daß man dies nur zu ſehen brauchte, um zu wiſſen, um welches Verbrechen es ſich handelte. Der Vorſitzer des Gerichts hob die Statue in die Höhe, hielt ſie dem Angeklagten entgegen und fragte ihn mit feierlicher Stimme, ob er dies ketzeriſche Weſen in ſeiner rechtgläubigen Hand hier wohl erkenne?

Hali-Jong bedurfte nur dieſes Anblicks, um aus ſeinen Träumen aufzuwachen. Obſchon ihm damit das Licht der Vernunft nicht wieder zurückkehrte, ſo erhielt er doch für die Dinge, die um ihn her geſchahen, ein nachhaltendes Bewußtſein; er konnte an ihnen Theil nehmen. Die blaue Statue in der Hand des Anklägers war ihm keinen Augenblick fremd; er entriß ſie ihm, drückte ſie an ſeine Lippen und umſchloß ſie mit beiden Armen. „In einer ſo glänzenden Verſammlung," rief er mit einem Complimente aus, „ſoll ich Dich, mein Pozio Cenreſi, wiederfinden? Als Du in die Welt kamſt und den Namen Geia-Thrir-Thengo annahmſt, lehrteſt Du Deinen Völkern die ſchönſte aller Künſte. Hab' ich Dich nicht ſo ciſelirt, daß Deine Kunſt ſich Dir zur Huldigung darbringt? Kann man Dich nur in der Geſtalt eines männlichen Affen darſtellen? Nein, ich gab in Dir den ſchönen

Knaben wieder, auf deſſen Ruf ſich die Erde mit Menſchen bevölkerte, der ihnen Geſetze verlieh und die Geheimniſſe der Kunſt erſchloß. Wo finde ich eine Pyramide von elf Schädeln, auf welcher Du nach Deinem alten Wunſche nur ſtehen wollteſt? Wo das Geſchmeide und den grünſeidenen Mantel, der nach derſelben Vorſchrift ſtets um Deine Schultern gehängt ſein ſoll? Du verdienſt dieſe Ehre; denn es iſt kein Fehl an Dir."

„Deine Zunge läſtert," fiel der Inquiſitor ein; „wer lehrte Dich, daß aus dem geſchwänzten Affen ein ſchöner Knabe zu bilden ſei? Die Tradition! Wer erlaubt Dir aber, von den Beſtimmungen des zehnten Kanons im ſiebenundachtzigſten allerheiligſten Concil abzuweichen und an der Naſe Pozio's die aufgeworfene Formation, den Stempel der alten Geſchichte ſeines Cultus, mit einer glatten, auslaufenden, ſchönen, doch unheiligen, untraditionellen, pſeudocanoniſchen Naſe zu vertauſchen?"

Hali-Jong hob ſein weißes Auge gen Himmel, blickte wieder auf die Umgebungen, die erwartungsvoll ſeinen Worten horchten, drückte den Gott, der den Stempel ſeiner Fabrik trug, an die Bruſt und ſagte feierlich: „Mein Pozio, aus dem Kopfe dieſes alten Mannes, der Dich mit ſeinen Küſſen bedeckt, biſt Du entſprungen! Ich höre, daß man an Deinem jugendlichen Körper die Naſe des Affen vermißt. Solche Worte ſind aus dem Munde eines begeiſterten Freundes der Götter nicht gekommen. Das iſt noch der alte Wahn jener Barbaren, welche die Kunſt zu einer Dienerin der Religion, nicht zu ihrer Freundin und Schweſter gemacht haben! Ha, die Zeit der Fratzen und des Götterſchreckens iſt vorüber. Wir leben durch die Wohlthat des Himmels; aber nicht um Furcht zu erregen, ſondern um Liebe zu gewinnen, ſpendet man ſeine Gaben. Wer für den Himmel, wie ich, geheime Leidenſchaft empfindet, wird ihn mit lang auslaufenden, von der Wurzel bis zur Spitze und dem Knorpel wohlgemeſſenen, nicht mit aufgeſtülpten Naſen bevölkern."

Hali-Jong hatte früher, wie wir wiſſen, im Zuſtande ausreichender Beſinnung nichts ſo ſehr zu ſeiner Rechtfertigung vermieden, als ſich auf die äſthetiſchen Intereſſen der Kunſt

zu berufen. Im Gegentheile hatte er entweder die Thatſache ſeiner plaſtiſchen Neuerungen geleugnet und dieſe auf die Rechnung des Zufalls geſchoben, oder er hatte jede böswillige Auslegung derſelben durch die Aufzählung ſeiner Verdienſte um die Religion, durch ſeine bezahlten Pilgrimsfahrten zu hintertreiben geſucht. Wie viel Ganges-Sand hatte er nicht ſonſt in die Augen ſeiner Ankläger geſtreut! Jetzt war darin die auffallendſte Veränderung eingetreten. Nicht nur ging er auf ſein Verbrechen ein, ſondern entſchuldigte es auch durch Gründe, die ihm jede Rechtfertigung vor ſeinen Richtern abſchnitten. Es ſchien, als wollte er untergehen, er wurde ein Märtyrer der Kunſt und des guten Geſchmacks!

Die Zeichen des allgemeinen Entſetzens hinderten den Götzenfabrikanten nicht, in ſeinen artiſtiſchen Rettungen fortzufahren. Er äußerte Grundſätze, die eines Leſſing würdig waren. „Ihr ſtaunt über den Inhalt meiner Reden?“ rief Hali-Jong; „nur Die können ſtaunen, die nicht vom Geiſte ergriffen ſind. Als die erſte Menſchengeneration auf die Erde gepflanzt war, gingen die böſen Geiſter daran, ſie den guten zu rauben und von ihren Früchten ihren nimmerſatten Leib zu nähren. So fuhren die Seelen aller erſten Menſchen in das verfluchte Leben der abtrünnigen Engel. Was hatten nun die guten von ihren Geſchöpfen? Es mußte ihnen Alles daran gelegen ſein, die ausgeflogenen Vögel wieder einzufangen. Sie mußten auf Mittel ſinnen, ſich bei der Menſchheit ihrer Zukunft zu verſichern. Sie mußten ſich in Donner und Blitz hüllen, mußten in Schlangengewinden mit peſtträufelnden Fingern unter die Empörer treten, um durch Schrecken diejenigen wieder zu gewinnen, die ſie durch ihre Güte und Milde verloren hatten. Von dieſem Augenblick an zeigten ſie ſich auch nicht mehr in den Lüften und den Wolken, ſondern ließen ſich in den roheſten Stoffen darſtellen, um als ungeheure Erzmaſſen, Holzblöcke, Steinkoloſſe auf den Gehorſam der Ihrigen zu wirken. Daher ſchreiben ſich die mißgeſtalten Formen, welche Jahrtauſende lang die Phantaſie der Völker mit Ungethümen, ihr Herz mit Schreckbildern, ihren Geiſt mit furchtſamen Gedanken befruchtet haben. Kahle Schädel ſollen jugendlichen Göttern ſtehen! Fürchterlich

rollende Augenräder glotzen auf den Untertheil des Antlitzes herab, der bald einen abscheulichen Vorsprung bildete, auf dem ein Priester bequem sitzen konnte, bald so tief eingebogen war, daß man im Zweifel stand wo das Kinn aufhörte und der Hals anfing. Was soll ich vom Fundament dieser mißgeborenen Köpfe sagen, von denen Jedermann weiß, daß sie einen Bauch, zwei verschränkte Arme und zwei übereinandergeschlagene Beine vorstellen sollen? Auf allen Kreuzwegen erblickten wir diese grauenhaften Bildungen, die wie zusammengeronnene Glieder aussahen und im letzten Falle noch den Anblick mehrerer, in einander verwickelter Schlangen darboten. Die Priester, immer gewohnt, das Wahre zu verfehlen, legten in diese Zufälligkeiten einen scheinbar tiefen Sinn und nahmen die Auswüchse der Natur für dasjenige, was sie am meisten bezeichnete. So ist eine Symbolik entstanden, die sich noch da erhalten hat, als schon lange die Götter von ihrer alten Maxime, durch Furcht auf die Liebe zu wirken, zurückgekommen waren. Ihr fragt, wie ich hinter diese Inconsequenz gekommen bin?"

„Wir fragen nichts, Elender," schrie die Versammlung, und von den hintersten Bänken sprangen die Eifrigsten herüber, um den Frevler in Stücke zu zerreißen. Aber der Großinquisitor hob seine Hand, und Hali-Jong, die entstandene Pause benutzend, fuhr mit unerhörtem Gleichmuth in seiner Vertheidigung fort, wobei merkwürdig erscheinen kann, daß die Tibetaner, wenn sie wahnwitzig werden, fast wie die Europäer sprechen. „Die Götter haben ihr Schicksal in unsere Hände gegeben," rief Hali-Jong. „Sie waren es, die unseren Seelen den feinen Sinn des Geschmacks und unseren Händen die künstlerische Fertigkeit verliehen. Was sprachen sie damit aus? Ihren Wunsch, sich würdiger Darstellungen zu erfreuen. Sie können nie gewollt haben, daß sich die Schönheitsformen nur auf den Wellen finden, die über die Flußbetten hingleiten. Sie haben die Schwäne nicht deshalb geschaffen, damit nur ihnen allein die Zauberlinien der Anmuth lebten. Sie bauten die Himmelsveste nicht, um nur die Sterne in der gelungensten Wölbung schweben zu lassen. Sie gaben Allem seine eigenthümliche Form, um dadurch

Trilbie.

Hypochondrie nennen Sie's? — Der Lord reiste vor fünf Jahren fröhlich und gesund nach dem Continent, plötzlich verlor man seine Spur, man hielt ihn für verschollen, für todt — da kehrt er zurück, nach fünfjähriger Abwesenheit, auf einem Schiffe, das ihn direct an die schottische Küste brachte. Er berührte nicht London, nicht Edinburgh, kommt hier vor vier Wochen an, beschenkt alle Armen der Umgegend und schließt sich dann in dem alten melancholischen Schlosse seiner Väter ein und erweckt Besorgnisse, die mir, dem alten, vieljährigen Diener des Hauses, ans Herz gehen.

Scott.

Medicinisch nenn' ich das Uebel des Lords Hypochondrie, moralisch nenn' ich es — haben Sie schon einmal von Leuten gehört, die man blasirt nennt?

Trilbie.

Blasirt? Nein, was ist das?

Scott.

Sehen Sie, lieber Alter, wie es Menschen giebt, die den Tisch voll Delicatessen stehen haben und davon nichts essen mögen; wie es Frauen giebt, die, kerngesund, immer klagen — ach und weh — weil sie recht gut wissen, daß ihnen das leidende Air einen Anflug von Interessantheit giebt; wie Uebersättigung überhaupt die Nerven des Genießens abstumpft — so giebt es auch geknickte und erschöpfte Gemüthszustände, die sich am Großen nicht mehr begeistern, am Schönen nicht mehr erfreuen können, kurz Menschen, die dem Schöpfer dafür,

ihre Größe zu feiern. Ja, würden ſie den Menſchen als ein Muſter der Schönheit hingeſtellt haben, wenn ſie nicht gewollt hätten, daß ihre eigene Herrlichkeit durch dieſe Formen widerſtrahle? Lag die Frömmigkeit, auf welche die Götter rechneten, nicht von je darin, daß man ſein Theuerſtes daran ſetzte, um ihnen zu gefallen? Wird der ein wohlgefälliges Opfer bringen, welcher vor den Altar ſeines Hausgottes ein Lattichblatt ſtellt und doch die Mittel beſitzt, ihm eine Lotusblume zu widmen? Wer eines Roſſes entbehren kann, wird keinen Hund verkaufen, um ſeinen Heiligen mit einem neuen Kleide zu beſchenken. Wer ſich auf die fünfzeilige Strophe verſteht, wird die Götter nicht mit dem eintönigen Versmaß der vier Glieder beſingen. Das iſt auch in der Kunſt die neue Lehre, für welche ich ſterben will. Soll ich darüber weitläuftig ſein? Ich kenne einen Allmächtigen, vor dem ſich Millionen im Staube beugen wollen. Dieſe Millionen beſchwören meinen Thon, meinen Boſſirgriffel, meine Steinkohle, daß ich ihnen das Bild dieſes Großen zaubere. Meine Seele erbebt vor der Wonne dieſer Schöpfung; ſie fühlt die Nähe des Darzuſtellenden, der nur noch geträumtes, geahntes Bild, ein flüchtiger Gedanke meiner Phantaſie iſt; ich verſchließe mich in tiefe Einſamkeit und trete erſt nach dem Kreislauf vieler Monde wieder hervor. Ich ziehe den Schleier von meiner Schöpfung und die Millionen halten die Hand vor ihre geblendeten Augen. Würd' ich meinem Gott den Schädel eines Affen gegeben haben, wenn ich ſein Haupt mit den Mähnen des Löwen bedecken konnte? Soll ich ihm die ſchwarzen Augen des Kalbes geben, wenn ich die Farbe dazu den lieblichſten Blumen entnehmen kann? Ruchloſes Beginnen! Von Deinen Gaben gieb ihm die reichſte, die theuerſte, die Du für Alles nicht verſchenken würdeſt! Das ſchönſte Kleinod aber iſt das, was wir an uns beſitzen; wer vermöchte ſich ſelbſt in einen Schrein zu verſchließen! Laſſet uns Götter ſchaffen nach der Menſchen Ebenbild! Wenn es keine Grenzen mehr zwiſchen dem Himmel und der Erde giebt, gerade dann erſt wird wahre Frömmigkeit ihre reinſten Opfer bringen!"

Hali-Jong ſtand mit emporgehobenen Armen, wie ein verklärter Seher. Der Gott Pozio Cenreſi war jenem entfallen und das Gericht mit ſeinen zahlloſen Beiſitzern blickte ihn einen Augenblick mit ſtummem Entſetzen an. Als er aber am Schluß ſeiner ekſtatiſchen Rede dem philoſophiſchen Atheismus das offenbarſte, unumwundenſte Wort geredet hatte, da brach der Sturm mit erneuerter Wuth los und nur die ſeltene Mäßigung des Großinquiſitors verhinderte es, daß jene Aeußerung für ein Geſtändniß ſeiner Schuld und deshalb für ſeine Verurtheilung gehalten wurde. Die Gewiſſenhaftigkeit verlangte, daß derſelben noch einige nähere Erörterungen vorangingen.

Der Großinquiſitor begann dieſe mit folgenden Worten: „Die Kirche iſt unveränderlich. Alles, was dieſe Eigenſchaft beeinträchtigen könnte, muß ſie unterdrücken. Aus den Reden dieſes Unglücklichen vernahmen wir, wie frevelhafte Folgerungen die Entwicklung der Kunſt nach ſich zieht. Was verſtehen dieſe Neuerer unter Verbindung der Religion mit der Kunſt? Sie wollen der einen ihre Würde entziehen, um damit die Blöße der andern zu bedecken. Sie ſetzen die Wahrheit der Ewigkeit in die Schönheit des Augenblicks und machen Gott zu einer Sache des zufälligen perſönlichen Geſchmacks.“ — „Den Menſchen wollen ſie als das Maß aller Dinge anbeten,“ fuhr der Oberrichter fort; „zwar iſt der Mittelpunkt der allein ſeligmachenden Lehre die ewige Menſchwerdung Gottes; der große Lama würdigt einen Leib ſeines unſterblichen Geiſtes. Aber wer hätte je die Sünde begangen, dieſe flüchtige Hülle ebenſo zu ſchätzen, als das ewig in Gott Wiederkehrende? Nein, das allein Anbetungswürdige liegt in Dingen, die wir nicht ſehen, alſo auch nicht nachbilden können.“ — „Wir ſind die ſpätgeborenen Enkel einer alten Zeit,“ ſagte ein zweiter Beiſitzer des Gerichts. „Wir ſchaffen die Götter ſelbſt nicht, ſondern die Vergangenheit überliefert ſie uns mit den Formen, welche ihnen einſt gefielen, mit der ganzen Geſchichte ihrer alten Verehrung, an welcher nur die Lüge etwas ändern kann. Die Tradition iſt das heiligſte Buch unſeres Glaubens, auf deſſen Blättern in unvergänglichen Zügen die Gebote der Frommen ſtehen. Wer könnte

von ihnen abweichen, ohne Schaden an Seele und Leib zu nehmen?" — „Die Kunſt," fiel ein Dritter ein, „iſt nur ein ſchwacher Nothbehelf der Religion; man kann ihr keinen ſchlechteren Rath geben, als ihrer Meiſterin Geſetze vorzuſchreiben. Das ewige Dogma ſteht unerreichbar. Die Rückſichten eines ſonderbaren Geſchmacks, den die Neuerer geltend machen wollen, verſchwinden vor den Beſtimmungen, die darüber die Religion ertheilt. Kann die Nachahmung der Natur mehr ſein, als das tiefſinnige Symbol, das der Künſtler nur nach der Angabe des Prieſters zu fertigen hat? Ja, der Prieſter iſt allein jener wahrhafte Künſtler, der den Göttern wohlgefällt." — Der Großinquiſitor nahm wieder das Wort: „Dieſen Aeußerungen meiner hochweiſen und bemüthigen Collegen geb' ich meinen ungetheilten Beifall. Sie halten die beiden Sphären, die erhabenſte und aufrühreriſche, mit entſchiedener Feſtigkeit auseinander. So muß es ſein, wenn ſich Tibet des Schutzes ſeiner Götter noch ferner erfreuen will. Unſere Wohnhäuſer werden ſchon ſeit langer Zeit bequemer und annehmlicher gebaut, als die Tempel, welchen wir ihre ehrwürdige alte Bauart laſſen, wenn man auch darin erfriert. Hierin Geſchmackloſigkeit oder gar Dummheit ſehen zu wollen, iſt Blasphemie, für die man Kirchenſtrafe erfinden muß. Warum bleiben wir bei den alten Stockwerken, bei den auslaufenden Rundbächern, den Kuppeln und vergoldeten Säulen? Weil wir den Wohnungen der Götter ihre ſchönſte Zierde, die Bedeutſamkeit der kleinſten Einzelheit, nicht entziehen wollen. Durch einen Vorhof drücken wir den erſten Grad der Wiedergeburt aus, durch einen Vorhang die verborgene Wunderkraft des Allmächtigen. Eine Galerie mit acht Niſchen ſind die acht Stufen der Läuterung. Die Seitenfenſter in dem Vorzimmer bedeuten die ſündhaften Rückblicke auf die irdiſche Vergangenheit; die Dachfenſter in den inneren Gemächern ſind die ſehnſüchtigen Hinneigungen nach Jenſeits. Dies iſt die tiefe Symbolik unſerer Tempel, und alle Baumeiſter des Erdkreiſes ſind, was auch die Aerzte dagegen ſagen mögen, gehalten, von derſelben nicht abzuweichen!" Und derjenige Richter, welcher dem Großinquiſitor zunächſt ſaß, führte dieſe Auseinanderſetzung alſo

fort: „Dieſelbe Bewandtniß hat es mit der heiligen Götterplaſtik. Hier iſt nichts ohne eine Erklärung, nichts ohne praktiſche und dogmatiſche Anwendung. Jedes Haar auf dem Haupte eines Gottes hat die Kirche gezählt; denn an ein jedes knüpft ſich eine Reihe der lehrreichſten Erfahrungen aus der Geſchichte des Dargeſtellten. Willſt Du, Abtrünniger, Deinem Durga zwei Ohren geben, wenn die Tradition Dich lehrt, daß ihm im Kampfe mit den Racuſſes das linke abgehauen wurde?“

Dies Beiſpiel war ſo ſchlagend, daß die für das verlorene Ohr Durga's begeiſterte Menge in Verwünſchungen ausbrach, welche Hali-Jong mit theilnahmloſen Blicken aufnahm. Der Oberrichter, den Eindruck ſeiner Beiſpiele verfolgend, fuhr fort, deren mehrere zu geben: „Wie willſt Du die Fußſohlen des mächtigen Tſchuptſchu bilden?“ — rief er; „Du wirſt ſie glatt und eben ciſeliren und unſere Nachkommen um die Erinnerung des glorwürdigen Factums betrügen, daß Tſchuptſchu's Fuß auf ſeiner Flucht aus Butan hinter Bukadewar eine tiefe Kluft hinterließ, weil er einer Schlange den Kopf zertreten wollte. Wäreſt Du nicht im Stande, den Biß der Schlange durch Deine künſtleriſchen Grundſätze ungeſehen zu machen?“ — „Er hat den Schlangenbiß von Bukadewar geleugnet!“ ſchrieen tauſend Stimmen durcheinander und Manche zerriſſen vor Entſetzen ihre Kleider. — „Ein Schwanz am Leibe eines Menſchen,“ fuhr der Oberrichter fort, „iſt freilich ein Ding, das man in Tibet vergeblich ſuchen möchte. Würde nach dieſem Grundſatz ein Atheiſt nicht immer bereit ſein, dem Gott Perampor ſeinen Schwanz zu nehmen, den er, wie die Tradition meldet, mit ſo wohlgefälliger Freude getragen hat? Unſere Nachkommen werden dann nichts mehr wiſſen von den zehntauſend frommen Affen, welche Perampor aus einem Walde zu Hülfe kamen, als ihn die Racuſſes in einem Hinterhalt angriffen. Sie werden es nicht mehr hören, daß ſich der Gott zum Andenken dieſer Rettung für beſtändig einen Schwanz zu tragen entſchloß.“ — „Wehe, wehe dem Mörder unſerer heiligen zehntauſend Affen!“ war das Klagegeſchrei dieſer frommen Darwinianer, das an Hali-Jong's Ohr, ihm unverſtändlich, drang. — „Der menſchlich ſchönſte

Gott iſt unſtreitig Narrain," begann auf's Neue der Oberrichter; „aber die heilige Legende weiß, daß er dicht unterm rechten Ohrzipfel ein Muttermal hatte, das in ſeiner Geſchichte eine große Rolle ſpielt. Nimmt man ihm aus falſchen Rückſichten dieſes Mal, woran ſoll ihn nach tauſendjähriger Abweſenheit ſeine Mutter Razzim wieder erkennen?" — „Wenn ſich die Götter untereinander ſelbſt zu erkennen aufhören," ſagte eine witzhaſchende Stimme, „wie ſollen die Menſchen mit ihnen bekannt werden?"

Die Menge gab Beifall und verlangte den Tod eines Menſchen, deſſen Leben nur eine Kette von groben Gottesleugnungen geweſen. Die Miene, die Hali-Jong zu dieſem böſen Spiele machte, konnte keine beſſere ſein. Er ſchien zuweilen zu lachen, als wäre das Ganze eine Farce, die ohne Zweck aufgeführt würde und ihn am wenigſten beträfe. Der Großinquiſitor beſaß Einſicht genug, dieſe Apathie zum Theil richtig zu erklären. Was hatten all' die Bemerkungen des geſchwätzigen Oberrichters mit Hali-Jong's Verbrechen zu thun? Sie hielten ſich nur auf der Oberfläche der Geſchichte und trafen kaum auf die begangenen Verſehen zu. Hatte denn Hali-Jong je die Attribute ſeiner Gottheiten, ihre Hörner, Warzen, Muttermale, Schwänze, Ziegenfüße außer Acht gelaſſen? Nein, nur gegen die Proportionen war er eigenmächtig verfahren. So übernahm es der Großinquiſitor, die Ausſchweifungen des Oberrichters wieder auf die fragliche Gegend, Naſe und Oberlippe, zurückzulenken. „Weil die Prieſterſchaft die heiligen Bücher bewahrt," ſagte er, „ſo dürfte es trotz der Vermeſſenheit ketzeriſcher Bemühungen dennoch möglich ſein, daß die alte Legende, der Mythus der Ueberlieferung, erhalten wird. Aber was durch dieſelben unendlich größeren Gefahren ausgeſetzt iſt, bleibt die Symbolik des überſinnlichen, unerträglichen Dogmas. Ich gehöre nicht zu jenem, auf dem hundert und neunzehnten Concil verdammten Schisma, welches die Irrlehre verbreitet hat, daß der Kopf allein ſchon hinreiche, von den Göttern einen würdigen Begriff zu geben, ſondern ich glaube im Grunde meines Herzens an den Rumpf, wie an die Weſentlichkeit des Kopfes. Dennoch iſt es über allen Zweifel gewiß, daß die

Extremitäten nur zur Versinnlichung der mystischen Zufälligkeiten bestimmt sind. Das Antlitz aber ist der Spiegel ihrer göttlichen Vollkommenheit. Hier knüpft sich an jeden Zug eine Reihenfolge der ernstesten Betrachtungen. Hier etwas ändern, heißt die Nägel ausziehen, die den Himmel über der Erde festhalten. Die Götter wissen Alles. Was heißt das? An ihren Augen darf sich nicht die entfernteste Beschränkung zeigen. Perampor macht den Weg durch die dreißigtausend Königreiche der Erde früher, als ich einmal „Hui" sage. Es ist also einleuchtend, daß hier Alles auf die Kürze der Nase ankommt. Eine verlängerte würde an Perampor ausdrücken, daß er in der That einige Zeit braucht, um diese Reise zu machen. Es ist eine alte Streitfrage, ob die Allgegenwart die Folge der Allmacht ist. Die heiligen Lehrer Tibets haben sie längst bejaht und deshalb verordnet, daß der Mund der Götter immer mit vollen Backen gebildet wurde, weil auf diesem Wege die Nasenflügel anschwellen und gleichsam einen leichten Schwung bekommen. Gegen dieses tief berechnete Gebot hast Du, unglücklicher Vorsteher der Götzenmanufactur von Paro, am meisten gefehlt! Siehe nur dort!" Eben trugen die Klosterdiener eine Reihe von Standbildern in den Saal, die wir für etruskische Ausgrabungen gehalten hätten. Sie machten dem Geschmack Hali-Jong's Ehre. Unter rauschendem Gelärm wurden sie vor ihren Verfasser hingestellt und der Großinquisitor fragte ihn, ob er sie als die seinigen anerkenne? Hali-Jong gerieth, wie immer beim Anblick seiner Schöpfungen, in überschwengliche Freude. Er umarmte sie, wischte den Staub aus den Fugen, hielt sie gegen das Licht, um sie in der Fernsicht zu prüfen, brachte sie dann in einen Kreis zusammen, und sich selbst in die Mitte stellend, antwortete er auf die wiederholte Frage des Großinquisitors mit folgender Erklärung: „Bin ich aus meiner eigenen Haut geboren? An diesen Bildern ist kein Fehl!" — „Zerschlagt sie, siedet sie, macht sie dem Erdboden gleich!" war die tausendstimmige Erwiderung auf dies freie Selbstlob. Aber Hali-Jong ließ sich nicht irre machen. „Die Bildung des Kopfes," sagte er, „ist die erste Folge der Zeugung, deshalb ist seine Gestalt die des Anfangs: eirund. Alle Dinge der

Anſchauung, alle Ereigniſſe des Lebens kommen auf die heilige Dreizahl zurück: Geburt, Leben, Tod; Anfang, Mittel, Ende. Deshalb wurde das menſchliche Antlitz in drei ſich gleiche Theile gelegt, während ein größerer oder kleinerer Theil ein Zeichen der Unſchönheit geweſen wäre. Vom Scheitel der Stirn bis zum Auge iſt das erſte Drittel. Die Stirn iſt die weite öde Fläche, auf welcher noch kein Gras der Erkenntniß wächſt, kein Berg der Erfahrung ſich erhebt, kein Thal der Erholung von gehabten Anſtrengungen liegt. Nur das Auge wölbt ſich in der Tiefe, der Spiegel einer menſchlichen Seele und das Symbol der erſten Lebensregungen, des Empfängniſſes fremder Eindrücke. Die Welt geht dem Bewußtſein auf. Die zweite Lebens-Anfangsſtufe drückt ſich durch das zweite Drittel des Geſichts aus. Zwiſchen den Augen erhebt ſich die Naſe und ſcheint unter der Oberfläche tief in der Seele zu wurzeln. Sie iſt es, die keck die Heimath verläßt und den erſten Ausflug in die Welt macht. Die liebenswürdige Unverſchämtheit, wie das Kind die Dinge der äußern Erſcheinung betrachtet und weit über ſeinen Verſtand in Alles die Naſe ſteckt, kehrt nie wieder; es ſei denn, daß bei einzelnen Perſonen das Kinn eben ſo weit hervorragt, ja wol noch weiter geht, als die Naſe. Dieſe Menſchen mit den ungeheuren Kinnbacken werden deshalb auch allgemein als liebloſe, dreiſte, hinterliſtige Geſellen gefürchtet. Sie erinnern an die Phyſiognomie der Affen. Wir ſind aber noch auf dem zweiten Drittel des Geſichts und kehren von unſerer Excurſion dahin zurück. Das Vordrängen der Naſe iſt nur Frühreife, nur die Anregung zum eigenen Denken und daher der beſtändige Sitz der Phantaſie. Das innere dieſes Knorpels iſt hohl, es iſt am äußerſten Ende nicht einmal mehr durch einen Knochen unterſtützt. Vielmehr wird durch das Naſenbein der Weg in die Thalgegend, welche ſich um den Backenknochen verbreitet, gebahnt und eine weite Fläche zieht ſich zu der wichtigſten Parthie in dem zweiten Drittelfelde. In der erſten Region lernten wir ſehen, in der zweiten hören. Die frühe, vorſchnelle Weisheit der Naſe wird durch die geſchärfte Thätigkeit des Ohres gut gemacht. Es iſt nicht ohne Grund, daß ſich von dieſem Gliede immer ein

Doppeleremplar findet; denn überhaupt ſind die auf die Beſcheidenheit, die Belehrung, das Walten der innern Thätigkeiten berechneten Gliedmaßen zwiefach vorhanden, wie das Auge und das Ohr, die beiden Hauptorgane der leidenden Zuſtände. Nach der vollendeten Ausbildung dieſer beiden erſten Geſichtsdrittel ſollen wir erſt wagen, in das letzte Drittel herabzuſteigen und uns dem Mund und unſerm Kinn anzuvertrauen. Der Mund wird von der Naſe beſchattet. Er ſieht an den Naſenlöchern die innere Hohlheit des rückſichtsloſen Hineintappens in die Welt; er hat zur Warnung dies beſtändige Beiſpiel vor ſich, wie weit die Vermeſſenheit gehen kann, wenn man durch wohlerwogene Worte den Ausſchweifungen nicht Einhalt thut! Das Kinn endlich iſt der Ausdruck der höchſten menſchlichen Vollendung. Um dieſen Hügel ſpielen alle Verhältniſſe, die im Leben nur zuſammentreffen, an ſeiner Wölbung unterſcheidet der Unterrichtete die Charaktere früher, als am Auge. Die Bedächtigkeit im Reden und Handeln, die Abgeſchliffenheit des Betragens, alle Tugenden des geſelligen Umganges laſſen ſich am Kinn abſehen. Man kann eine gewölbte Stirne für das Zeichen eines tiefen Denkers halten; man kann an dem kleinen Ohr die verſchmitzte Laune des Schalks erkennen; man kann endlich aus den Falten, die ſich um die Naſenwinkel bergen, auf gewiſſe Eigenthümlichkeiten im Umgange ſchließen; aber nichts iſt für den Menſchenkenner bezeichnender, als das Kinn. Hier lagern ſich alle Tugenden und Laſter im ſeltenſten Verein. Nichts iſt hier offen, frei, hingegeben, ſondern Alles zugerichtet für das gewöhnliche Bedürfniß des Lebens. Die Tugend hat hier ihre Anſpruchloſigkeit zwar nicht aufgegeben, aber ſie will nicht als ſolche gelten, ſondern ihre Werke nur um des ſchönen Scheins willen, der dadurch auf die Gewohnheit der Geſellſchaft fällt, üben. Am Kinn iſt die Tugend nicht mehr ihrer Güte wegen, wie am Auge da, ſondern um ihrer Schönheit willen, und das Laſter, das ſich an der Naſe offen giebt, iſt hier verbannt, weil es häßlich iſt. Beim Kinn beſchwört man das Mitleiden, eine Tugend, die auf den geſelligen Umgang einen ſo blendenden, wohlgefälligen Schein wirft. Die Folge der Convenienz iſt

die Protection, die Gefälligkeit, die Dienſtbereitwilligkeit, kurz die Grundlage aller geſellſchaftlichen Höflichkeit, und deshalb wird man beim Barte, welcher das Kinn bedeckt, ſeine Versprechungen geben. Weil man nur durch ein empfehlendes Kinn einen tüchtigen Ritt durch die Welt macht, ſo iſt es ganz natürlich, daß die Kinnbacken die Form eines Sporns haben. Was läßt ſich nach dieſen Erläuterungen noch von den Beſtandtheilen des Mundes ſagen? Die Ober- und Unterlippe gehören zweien Welten an, die wie Himmel und Erde auseinander liegen. Die Oberlippe liegt faſt noch in jenen Reichen der Unbefangenheit, wo das Auge nur zu ſehen, das Ohr nur zu hören hat, wo man ihre Weisheit der Naſe darum verzeiht, weil ſie der Sitz der Phantaſie iſt. In der Oberlippe iſt noch Jugend, ungefeſſelte Begierde, die ganze Anſteckung des Gliedes, welches über ihr liegt, und weil ſie noch ohne Geſetz und Regel verfährt und mit ſich ſelbſt nicht im Klaren iſt, ſo hat die Natur ihren Zwieſpalt auch dadurch bezeichnet, daß ſie aus zweien, durch ein verführeriſches Grübchen getrennten Theilen beſteht. Der eigentliche Reiz des Kuſſes liegt in der Berührung der Oberlippen. Alles das auch auf die Götter anzuwenden, was hinderte mich daran? Da iſt kein Unterſchied als der der Unſterblichkeit; denn auch die Götter wurden jung geboren und an den Brüſten einer Ziege oder einer Hirſchkuh oder einer Wölfin geſäugt. Auch ſie zogen auf Erfahrungen aus und ließen ſich in Abenteuer ein, zu denen ſie ihrer ganzen Götterkraft bedurften, um aus ihnen mit unverſehrter Haut herauszukommen. Auch zu ihnen traten die Leidenſchaften und die Liebe warf ſie zu Boden. Auch ihre Küſſe kamen ſchneller als ihre Ueberlegung. Der eine erfreute ſich nicht immer der Vorzüge des andern. Zorn und Milde wechſelten hier ſchneller ab; da verdrängten ſie ſich, dort blieb nur für eins derſelben Raum. Ich kenne die Geſchichte meiner Götter, und nach ihr hab' ich eines jeden Geſichtszüge modellirt. Konnt' ich anders? — Nein. Hier ſtehe ich; ich bin bereit, mit meinen Werken zu Grabe zu gehen."

Mit ſeiner Begeiſterung für die Lichtſeiten ſeiner Kunſt glaubte er die Anklagen des Fanatismus zurückweiſen zu

können. Seine Sache war verloren. Die Mönche begleiteten jede seiner Auslegungen mit einem Zetergeschrei, das immer mehr anwuchs und ihm zuletzt Schweigen auferlegte. Die Wahnsinnigen, die Ansteckung des Edeln und Wahren fürchtend, waren von ihren Sitzen aufgesprungen, stürmten die Schranken und fielen über den überwiesenen Verbrecher her, dem seine Götterwelt nur einen schwachen Schutz gewährte. Der Großinquisitor konnte der Erbitterung keinen Einhalt thun; Hali-Jong hatte sich durch seine Rede über die drei Drittel des Gesichts selbst verurtheilt und es war nur eine leere Förmlichkeit, daß noch über dem Ketzer der Stab der Verdammung gebrochen wurde.

Zu diesen Scenen mußten Gylluspa und ihre übrigen Väter stumme, regungslose Zuschauer abgeben. War doch auch die Vertheidigung, deren sich Hali-Jong bediente, für sie so unverständlich, daß die Zeichen des Erstaunens über seine seltsamen Reden die Hoffnung nährten, er möchte durch sie vielleicht seine Unschuld erweisen. Die entrüstete Art jedoch, wie man zuletzt seine Auseinandersetzungen aufnahm, konnte ihnen den Erfolg derselben nicht zweifelhaft machen.

Aber sie hatten Ursache, auf die Fruchtlosigkeit seiner Rettungsbemühungen zu schließen, nachdem selbst der Schutz des Dalai Lama ohne Erfolg beschworen war. Was blieb Gylluspa von dem Dalai Lama zu denken übrig? Sein sterblicher Theil war derselbe Freund, der Alles für sie gewagt hätte. Und selbst in der Fülle seiner Gottheit hatte er nicht verschmäht, sie mit der alten Liebe zu umfangen. Konnte ihre bedrängte Lage ihm verborgen sein, dem Allwissenden? Konnte dem Allmächtigen die Macht gebrechen, ein rathloses, unschuldiges Opfer, das doch nur ihm dargebracht wurde, vom Tode zu erretten?

Die Lage Gylluspa's war aber noch eigenthümlicher, als wir es beim ersten Anblick errathen können. Ihre Liebe zu Maha Guru blühte mit frischen, leidenschaftlichen Farben in ihrem Herzen. Sollte man glauben, daß diese Neigung mit den Wünschen, die ihre kindliche Hingebung für das Wohl Hali-Jong's hegte, im vollsten Widerspruche stand? Das Wiedersehen Maha Guru's hatte ihrer lange unbefriedigten

daß er ſie entſtehen ließ, täglich mit einem Injurienproceſſe drohen — und dieſe Menſchen, Alter, nennt man blaſirt.

Trilbie.

So, ſo, ſo, ſo! Den Namen hab' ich noch nicht gekannt. Nun, Herr Doctor, dann können Sie mir auch wohl ſagen, ob dieſe paſſirten, oder wie ſagten Sie, blaſirten Menſchen denn alle einen ſo ſonderbaren Abſcheu vor ihrer eignen Perſon haben —

Scott.

Ja wohl, ja wohl!

Trilbie.

Und ob es denn bei allen ſo iſt, daß ſie ſich ſelbſt nicht anblicken mögen und vor ſich ſelbſt ordentlich erſchrecken?

Scott.

Sie meinen wegen der Spiegel, die ſie überall verhängen laſſen? Ich kann es nicht ganz billigen, daß Sie ſeinem Trübſinn ſo entgegenkommen. Er ſtrebt nach Ruhe, nach Indifferenz gegen Alles, was ihn aus ſeiner Hypochondrie aufſtören könnte; es iſt eine immer ſich gleichbleibende Erfahrung, daß dieſe Kranken das, was ihren Zuſtand nur verſchlimmert, für eine Heilung deſſelben anſehen. Befolgen Sie meine Rathſchläge! Reißen Sie ihn aus dieſer Lethargie heraus! Wenn Sie ihn bewegen könnten, meine kleine Beſitzung zu beſuchen! Ich bin zwar immer unterwegs, im Gebirge bald hier, bald dort — aber meine Frau erhält Beſuch von einigen engliſchen Damen, man könnte ein heitres, ſchönes Zuſammenleben für den Winter ſtiften — Der Winter beginnt bei uns

Sehnsucht verständliche Worte gegeben, sie mußte sich in den Armen ihres Jugendfreundes gestehen, daß in ihm ihre Träume und Gedanken lebten. Aber die Umstände, unter denen sie ihn wieder sah, seine himmlische Beförderung mußten sie in Verzweiflung stürzen. Es war ein Verbrechen, daß Gylluspa ihren König und Meister mit Liebe umfing. Was stand ihr also mehr im Wege, als Maha Guru's Würde? Es war hier nicht von unwesentlichen Standes- und Rangesverhältnissen die Rede, nicht von dem sogenannten Urtheil der Welt, über welches sich Liebende bald hinwegsetzen, ja vielleicht nicht einmal von dem festen Gedanken an die Möglichkeit, Maha Guru zu besitzen; sondern Gylluspa, ihrer tibetanischen Bildung folgend, schien sich über die Sündhaftigkeit einer solchen Neigung Rechenschaft ablegen zu wollen. Sie schauderte vor einem Herzen, das sich dem Höchsten, Allerheiligsten mit sinnlicher Inbrunst nahte. Was mußte daraus folgen? Gylluspa's Seele wurde von Zweifeln zerrissen. War Maha Guru in der That jener Träger des Erballs, der allen Ursachen und Wirkungen seine Gesetze giebt? Warum vermochte der, der das Haar auf den Häuptern aller Menschen gezählt hat, nicht das Leben eines einzigen zu retten? Warum konnte es Anmaßungen geben, für die der Gott keine Blitze hatte, um sie zurückzuschmettern? Hier brachen sich die Interessen, welche für den Vater und den Geliebten nicht mehr dieselben waren. Die Rettung Hali-Jong's schien seiner Tochter die Götterprobe, von welcher die Unglückliche bald wünschte, daß sie Maha Guru bestünde, bald, daß sie gegen ihn zeugte. In jenem Falle war ihr Vater gerettet, in diesem ihre Hoffnung auf Maha Guru. Der Preis, um welchen ihr dann das Leben ihres Vaters erkauft schien, war die Entsagung einer glühenden Leidenschaft und die Verzweiflung des Schamanen; der zweite Preis, um welchen sie ihre Liebe rettete, war der Tod des Vaters. Blieb ihr in diesem fürchterlichen Dilemma etwas Anderes übrig, als aus dem Kampfe der schrecklichsten Momente zu entfliehen und ihre zitternde Seele in die dunkle Kammer der regungslosesten Apathie zu bergen?

Es war wie Nacht um Gylluspa. Dämmernde Gestalten

gaukelten an ihren gefangenen Sinnen vorüber. An ihr Ohr schlug es, wie das dumpfe Gemurmel eines fernen Stromes. Wenn sich ihr Auge öffnete, entluden sich die Strahlen als Blitze, welche durch die schwarze Finsterniß fuhren und im Vorüberflug eine theure Gegend erleuchteten. Gylluspa war in dem Thale von Paro, mit ihren Blicken die fernen Zinnen von Dukka Jeung verfolgend. Eine Fahne wird auf der höchsten Kuppel aufgesteckt, ihr Herz pocht in freudigeren Schlägen. Ein Nachen fährt über die blauen Wellen des Pa-Tschieu, er landet, eine Schaar von Jünglingen entsteigt ihm, der herrliche Maha Guru an ihrer Spitze. Die Mädchen von Paro versammeln sich und die Tänze des Hulifestes beginnen. Die rothen Kugeln verfolgen die jauchzenden Mädchen, aber Maha Guru's Blätter färben nur Gylluspa's Wangen. Wo blieben die Gespielen? Sie verschwinden lachend und die Liebenden wandeln einsam an dem Ufer des Pa-Tschieu. Weiße Lotosblumen schwimmen auf den stillen Wassern, Beide entwurzeln sie dem schlammigen Boden. Sie knien in der Götzenhalle von Dukka Jeung. Die schönste Lotosblüthe duftete vor dem ehernen Bilde Mahamuni's. Wer zählt die stillen Seufzer, die den jugendlichen Herzen entquillen, die frommen Gelübde, die sie mit ihren Lippen besiegeln! Die Thränen in Gylluspa's brennenden Augen brechen die Bilder und verrücken sie ineinander. Der Götze Mahamuni ist entschwunden, und in dem Kelche der Lotosblume schlummert ein göttergleicher Knabe. Soll sie den Traum der Pflanze stören? Ihr Auge ruht mit Entzücken auf den blendenden Gliedern des Knaben, sie spielt in seinen dunkeln Locken und Maha Guru erwacht aus dem betäubenden Blüthenduste. Warum löst aber das Entzücken des Wiedersehens die Fesseln der Zunge nur zu Schmerzenslauten? Hat sich je die Ueberraschung ringender Umarmungen bedient? Gylluspa träumte von einem Kampfe mit Maha Guru. Ihre Küsse waren nur Eroberungen, die sie bald machte, bald zurückschlug. Ihr Busen hob sich mit einer Heftigkeit, die für Wonneschauer der Liebe zu stürmisch, ja eine Anstrengung der Verzweiflung war. Sie sah ein Schwert zucken. Führte der Geliebte den Griff? Lag es in ihrer Hand? Wehe! ein blitzender Schein

der Vorbote eines purpurrothen Blutſtrahls, der aus
ha Guru's durchbohrtem Herzen fuhr.
Gylluspa lag in den Armen ihrer klagenden drei Väter.
einem Schrei des Entſetzens und dem gebrochenen Auge
ſie zurückgeſunken. Das ferne Rauſchen, das ſie im
nme gehört, war zu einem mächtigen Strome angewachſen,
ſich über ihre betäubten Sinne ergoß. Die ſechsfüßigen
mpeten ſtießen ihre zerſchmetternden Disharmonieen aus;
Paukenſchlägel wirbelten auf den Kalbsfellen und die
llenen Becken wurden zuſammengeſchlagen, ſo daß die
bungen des Saales zitterten. Die Prieſter aber erhoben
Stimmen zu einem unſäglichen Freudengeſchrei und rieſen
über die Schranken wechſelſeitige Grüße zu und beglück-
ſchten die Götter, daß ſie ihnen einen Tag des Wohl-
llens bereitet hätten. Ein blutiger Rumpf diente ihren
ückten Fingerſpitzen zur Zielſcheibe. Der Götterbildner,
helleniſche Ahnungen gekommen, war nicht mehr.

Neuntes Kapitel.

Eine geheime Reiſe.

Lauter rothe Füchſe ſehet,
Schwarze Raben ſehet ihr,
Böſe Zeichen, wo ihr gehet;
Freunde, wohin gehet ihr?
Laßt uns bleiben, laßt uns bleiben,
Weil zurück die Zeichen treiben!

Schi-King.

Wer einem Reiſenden, deſſen Wegen wir noch weiter
folgen gedenken, auf der Landſtraße begegnete und das
bte Auge eines Menſchenkenners beſeſſen hätte: welche
slegung würde wol dieſer dem gemeſſenen Ritte, dem
gſtlichen Blicke, der ſcheuen Rede deſſelben gegeben haben?
te, deren Beobachtungsgabe nicht weiter reicht, als wo ſie
e Abweichung von ihrer hergebrachten Sitte bemerken,

einen Löffel falſch gehandhabt, einen Gruß ſonderbar erwidert ſehen, waren in der That ſchon oft von dem eigenthümlichen Benehmen unſeres Reiſenden überraſcht worden. Wo derſelbe einen Ort verließ, ſahen ihm die Bewohner mit langen Geſichtern nach, ſteckten die Köpfe zuſammen und verwunderten ſich über die auffallenden Anomalieen von dem landesüblichen Herkommen, welche ſie an dem Fremden bemerkt hatten. Der Eine behauptete, jener Merkwürdige hätte Meſſer und Gabel ganz natürlich am Leibe gewachſen gehabt, und Alle, die ihn geſehen, gaben ihm darin Beifall; denn er hatte durchaus nach einem Beſteck nicht gefragt und ſich ohne Weiteres der langen Fingernägel zum Zerſchneiden und Halten der Speiſen bedient. Der Andere ſchwur bei allen Heiligen, dem Fremden hätten die Beine gefehlt, und alle Welt konnte dieſem Urtheil nur beiſtimmen; denn der abenteuerliche Mann hatte da, wo Jeder in Tibet ſeine Beinkleider trägt, einen großen, faltigen, ſeidenen Rock, der ſeine Mängel gleichſam verbergen ſollte, und war ſo ſchwach auf den Füßen, daß ihn ſein Diener auf's Pferd mehr tragen, als führen mußte. Wie kann er aber Füße beſitzen, wenn es ihm an Beinen fehlt? O traue man doch den Tibetanern nicht ſo ſcharfſinnige Schlußfolgerungen zu! Jedermann war damit einverſtanden, daß jene in der That vorhandenen Füße entweder nur falſche waren oder wegen ihrer übergroßen Kleinheit als wirkliche, eigenbeinige Füße nicht gerechnet werden konnten.

Bei ſolchen Beobachtungen ließ es ſich auch nicht anders vermuthen, als daß der Reiſende, wenn der Schwanz ſeines Pferdes über das Heck der Dörfer hinaus war, eine förmliche Mythologie in ſeinem Rücken zurückließ. Mit dem zufallenden Heck ſchloß ſich für die Landbewohner eine himmliſche Erſcheinung, die ſie ihres Beſuchs gewürdigt hatte, und an die wenigen Kupfermünzen, welche der Fremde in ſeiner Herberge für Nachtquartier, Nüſſe, Käſe, Streu und Futter für ſeinen Gaul hinterließ, knüpften ſich Erzählungen, welche bald in's Sagenhafte und Ungeheuerliche übergingen und die ihre werthloſen Urheber zu Midasſchätzen ausprägten. Wär' es ein gewöhnlicher Reiſender geweſen, ſo würde ihm bei dem

gänzlichen Mangel an Fremdenbüchern in Tibet zwar die Erinnerung und die Tradition ein unverloschenes Andenken gesichert haben, aber seine Kanonisation vielleicht erst um einige Monden später eingetroffen sein. Wir sagten jedoch schon, daß es kein gewöhnlicher Pilger war und werden es daher erklärlich finden, wenn ihn beim letzten Wiehern seines Rosses, das man im Thale noch hören konnte, die Tradition schon zum Gotte gestempelt hatte, und daß ihm von der ewig jungen Sage schon in den Fabeln und Mythen ein Platz zugewiesen war, als hätte er ihn vor tausend Jahren schon in Besitz genommen.

Die tibetanischen Törfler sind aber auch consequent in ihren Phantasieen. So rasch sie im Vergessen sind, so schwer kommt ihnen das Erinnern an. Wen sie, ehe noch die Tassen ausgewaschen sind, aus denen er seinen Morgenthee getrunken, schon zum Gott gemacht und um tausend Jahre zurück in die Vergangenheit geschoben haben, können sie den noch als jenen irdischen, übernachteten, zahlungsquitten Menschen ansehen, wenn die Tassen schon so weit gekommen sind, daß sie an der Luft abtrockneten? Wir müssen es ganz in der Ordnung finden, daß sie den Diener, der in das Dorf zurückgesprengt kam, um ein von seinem schon kanonisirten Herrn vergessenes Necessaire zu holen, mit verwunderten Augen ansahen und seinen Verstand eben so in Zweifel zogen, wie dieser mit lärmenden Worten ihre Ehrlichkeit. Sie hatten über den Herrn des treuen Dieners schon selbst den Moderduft einer tausendjährigen Vergangenheit verbreitet, wie konnte ihnen ein vermißtes Necessaire anders klingen, als für unser Ohr die Scheere der Atropos oder Thor's Hammer? Kurz, sie wollten eben so wenig etwas von einem eben aus dem Dorfe gerittenen Reisenden als von einem verlorenen Gegenstande wissen, den sie ohne Zweifel wieder herausgeben sollten.

Der Diener tobte und fluchte. Er durchsuchte die Herberge und beschrieb den Umstehenden, die ihn ruhig suchen ließen, was sie sich unter dem Necessaire seines Herrn zu denken hätten. Es handelte sich um einige Zahnstocher, Ohrlöffel, Bartbürsten, die, in ein Ganzes gebunden, der kaum

fünfhundert Schritt vom Dorfe harrende Besitzer noch gestern am Ohr getragen, über Nacht jedoch abgelegt hatte, um sich beim Schlafen keine Runzeln, deren er vielleicht schon genug besaß, in die Wangen zu drücken. Bei der Abreise mußte er nach der Auslage des Suchenden vergessen haben, diese Hülfsmittel zur seinen Lebensart wieder einzuhenken. Er schwur darauf, daß sie auf diesem Tische liegen geblieben, und der Wirth, der zugleich der Priester des Dorfes war, wie in Polen oft die Krüger auch die Rabbinen sind, setzte eben so hohe Betheuerungen für seine Behauptung dagegen, daß seit Jahren kein irdisches Wesen bei ihm eingekehrt sei, daß aber die Signalements, die der Diener von seinem Herrn gebe, sehr lebhaft die Erinnerung an eine uralte Sage und an einen Helden, der in ihr die Hauptrolle spiele, wecke. Die Umstehenden bestätigten die Geschichte von einem Gotte, der in den Localsagen dieses Orts lebe und durch ein angeborenes Besteck eben so merkwürdig war, als durch den gänzlichen Mangel von Beinen, der jedoch, wie der Wirth und Priester hinzufügte, den Besitz kleiner, unbedeutender Füße nicht ausschloß.

Der arme Diener war um so mehr zu beklagen, als er sich am Ziele seiner Mission befand, richtig das Necessaire in des Wirthes Händen erblickte, aber sein Verlangen darnach als Tempelraub abgewiesen sah. Der Gegenstand seiner Reclamation, hieß es, befinde sich an hiesigem Orte schon seit unvordenklichen Zeiten, werde als heilige, urweltliche Reliquie verehrt und hätte schon seit Jahrhunderten in der Umgegend so viel Segen verbreitet, daß man denselben ohne einen allgemeinen Aufruhr den Gläubigen nicht entziehen könnte. Diese weißen Stäbchen, die der unberufene Fremdling mit dem Namen eines Zahnstochers zu belegen wage, seien die Lanzen, mit welchen der in Frage stehende Gott von den Pygmäen verfolgt worden siebentausend Meilen weit; jene an dem oberen Ende ausgehöhlten Plättchen hätten nie mit einem menschlichen Ohr in Berührung gestanden, sondern seien heilige Ruder, die ein Pilger am Ganges gefunden. Die Pygmäen sollten damit über den heiligen Fluß geschifft sein, als sie vor dem nächtlich heraufziehenden Gotte die Flucht

ergriffen. Für den Diener nahm dieſe bothafte Scene eine Wendung, die mit ſeinem Verderben hätte enden können. Er ergriff ſeine Reitgerte, eilte zum Hauſe hinaus und ſchwang ſich ohne Verzug auf ſein Pferd. Die Tibetaner verfolgten den Diener eines Mannes, den ſie, um ihn berauben zu können, eben unter die Götter verſetzt hatten, mit Schimpfreden und fernhintreffenden Steinwürfen.

Der im Thal harrende Reiſende würde ſich unzweifelhaft nach ſeinem endlich herbeieilenden Diener umgeſehen haben, wenn ſein Pferd nicht mit dem Entblättern eines Ahornbaumes zu emſig beſchäftigt geweſen wäre. „Der Inſtinct der Thiere," ſprach der gelehrte Reiter vor ſich hin, „kann zur Leidenſchaft werden, wenn man ihm ſeine Richtungen abſchneidet. Ich bedarf zu meiner weiten Wanderung eines frommen Trägers; ein hartnäckiger wäre mir zuwider." Ja, als der Diener ſeinem Herrn die ſchlechten Erfolge ſeiner Nachfrage gemeldet hatte, hütete ſich dieſer wol auf das unwillige Zucken, das dieſe Nachricht über ſein Antlitz ſandte, eine in äußerliche Geberden übergehende Entrüſtung folgen zu laſſen. Seine Philoſophie und ſein grauender Klepper waren für ihn Grund genug, über dieſen Gegenſtand nur die Worte zu verlieren: „Unter allen Lehren, welche für Reiſen zu empfehlen ſind, iſt keine paſſender, als der Spruch Lao-Tſe's: Wenn Dein geſatteltes Pferd im Stalle wiehert und doch erſt über viele Meilen ſein Futter findet, ſo beſuche noch einmal Deine Nachbarn, die ein Handwerk treiben und laß Dich über das Nöthigſte ihrer Kunſt unterrichten! Hab' ich alſo an dem Neceſſaire etwas verloren? Nein, mein guter Ho-Po, die nächſte Eiche muß uns das Material liefern, es durch unſere Geſchicklichkeit zu erſetzen."

Der Sprecher war um ſo mehr beruhigt, da endlich ſein ſo hungrig geweſenes Roß vom Baume abließ und ſich zu einem ſanften Trabe geſtärkt hatte. Dieſer Trab kam dem Reiter wie gerufen; denn die Aeußerung Ho-Po's, daß er an dem Bartwichſer faſt für einen Fremden erkannt ſei, verſetzte ihn doch in mehrfache Beſorgniß. Er nahm ſeine Brille vom Ohr, wandte ſich mit vielem Bedacht auf dem Rücken ſeines Pferdes um und forſchte, ob er gar einer Verfolgung ausge-

ſetzt ſei. Die hinter ihm waltende, kaum von einem Vogel oder dem Rauſchen eines Blattes geſtörte Ruhe der Gegend mußte ihm die genügende Beruhigung geben. Ho-Po trug etwas auf dem Herzen. Er drehte und wandte ſich auf ſeinem Thiere, griff den Zügel bald kürzer, bald länger, öffnete zuweilen die Lippen und ließ dann wieder von der hemmenden Zunge die vorwitzige Oeffnung verlegen. Endlich faßte er ſich ein Herz und brachte die von keinem dreiſten Luftzuſchuß der Kehle unterſtützten Worte hervor: „Ja, aber — wenn ſonſt mein Herr durch Tibet reiſte, ſo gingen ſeinem Zuge Herolde voran, die ſilbergeſtickte Mäntel trugen und ein Schwert auf jeder Hüfte, Männer, die täglich einen Tacis Zulage bekamen und alle acht Tage einen Sei Reis und wenn ſie Frauen hatten, noch einen halben mehr, und jeder Träger ihres Palankins wurde in einen neuen Seidenrock mit eingenähten Drachen gekleidet, der ihnen zwar nicht geſchenkt wurde, aber mit einigen Tacis vergütet.“ Nachdem ſich der vornehme Herr durch einige ſpähende Blicke von der Abweſenheit jedes unberufenen Zuhörers überzeugt hatte, lächelte er herablaſſend und beglückte Ho-Po durch eine zwiefache Gnade. Einmal war er ſo zuvorkommend, das Ende jener Bemerkungen vorwegzunehmen, als ſchon der Diener beim Anfang ſtecken blieb, und ſodann ſo milde, ihm ſeine Verwunderung nicht zu verdenken. Er ſagte alſo in ſeiner dialektiſchen Manier: „Deine abgebrochenen Reden deuten mir zu Stufen, die mich an das nördliche Ende der Blume des Weltalls führen. Hier wohnt eine Secte, die den Eigennutz als das größte aller Laſter verdammt. Glänzende Thorheit! Sieht der Diener nicht ſeinen Schmutz im Glanze ſeines Herrn? Schon auf dem ganzen Wege, Ho-Po, ſehe ich Dir es an, wie ſich Deine Seele betrübt, daß ſie von dem geſchmackvollen Faltenwurf ſeidener Gewänder nicht wie ſonſt umwallt wird. Darin liegt eine Aufopferung; denn würdeſt Du Deinen Drachenrock umhaben, wenn nicht auch um meine Hüften die Schildkrötplatten lägen, in meinem Rücken der Panzer und auf meiner Mütze die weiße Perle läge? Ja, Ho-Po, Deine Seele athmet nur Hingebung für Deinen Herrn.“ — Ho-Po wußte weder, warum ihn ſein nachſichtsvoller

Herr mit ſolchen Zärtlichkeiten liebkoſte, noch welches in dieſer Erklärung die Antwort auf ſeine beſcheidene Frage ſein ſollte; doch fühlte er, wie verbindlich der Inhalt derſelben für ihn ſein ſollte, und küßte ſich mit der Schwärmerei eines Verliebten die Fingerſpitzen.

Auf einige Zeit durfte er nicht erwarten, daß ſein Herr wieder zu reden beginnen werde; denn dieſer hatte ſoeben aus einer blechernen Kapſel eine Art Betel in den Mund geſteckt, woran er vielleicht eine Stunde kauen wollte. Die Reiſe war ſo langwierig, daß ſich der Eine gegen den Andern nicht zu beeilen brauchte.

Endlich machte der ausgeſogene Betel weiteren Erklärungen Platz. „Ich will Dich hinter den Schleier dieſer Reiſe," hieß es in dem nunmehr angenehmer duftenden Munde des Herrn, „ſo weit blicken laſſen, als es ſich mit meinen heiligſten Verpflichtungen verträgt. Die Erklärungen, die ich darüber dem Sohne des Himmels ſchuldig bin, ſind nicht die zur Beruhigung eines Dieners gegebenen. Ich glaube zu meinen Freunden zu gehen und doch könnten die ſchmählichſten Mißhandlungen unſer Willkommen ſein. Wird man uns übel begegnen? Nein, Ho-Po, wir dürfen uns mit den beſten Erwartungen tragen; denn längſt heißt es in dem alten Spruche: Dein Freund drückt Dir die Hand, wenn Du ihm verſprichſt, ſeinen verlorenen Ring zu ſuchen."

Die Chineſen (denn ſieht nicht Jeder, daß wir zwei Söhne dieſer Nation vor uns haben?) ſind die langweiligſten Menſchen von der Welt. Abgemeſſen in ihren Bewegungen, weitläufig und doch nichtsſagend in ihren Reden, können ſie einen Tag verbrauchen, um ſich über die Schleife eines Zopfbandes zu verſtändigen. Sie fangen mit den Maulbeerbäumen an, kommen endlich auf die Seidenwürmer, umgehen keine Metamorphoſe derſelben und wenn ſchon die Sonne am Horizonte verſchwunden iſt, ſprechen ſie noch immer erſt von dem Webeſtuhl, der dem fraglichen Seidenbande das Daſein gab. Dieſe Kunſt der Weitläufigkeit macht einen Theil ihrer Jugendſtudien aus und tritt im männlichen Alter in den Dienſt einer Lüge zum Trug bereiten Verſchlagenheit. Man wird es daher mit Ho-Po natürlich finden

daß er erst dann über Zweck und Plan dieser geheimnißvollen Reise einige schattirtere Erläuterungen erhielt, als die Nacht einbrach, oder, um chinesisch zu reden, als die dreibeinige Kröte Hampha das himmlische Gestirn verschlungen hatte.

Das Ziel der heutigen Reise war das Ufer des Erechumbo, eines unter dem Namen des Burenputer uns bekannteren Flusses. Man konnte nach Teschalumbo keinen bessern Führer wählen, als den Lauf dieses Stromes, dessen Nebenfluß, Painom-Tschieu, den Fuß der Residenz des Teschu-Lama bespülte.

Es war keine geringe Verlegenheit für die Reisenden, daß sie die hereinbrechende Nacht mit dem nächst erwarteten Rasttorte in falsche Berechnung gebracht hatten. Die Unsicherheit des Weges gesellte sich zu seiner sich mehrenden Unbequemlichkeit. Kein Dorf, keine Hütte, keine Einsiedlerwohnung in der Nähe, um die eben so ermüdeten als ängstlichen Reiter aufzunehmen. Dazu machte es die rauhe Witterung, der steinige Boden, der auf unabsehbare Strecken von zerschieferten Felsstücken gebildet schien, unmöglich, unter dem Schutze des freien Himmels sein Nachtlager zu suchen. Ho-Po hatte noch weniger Ausdauer, als sein Herr. Der weichliche Chinese jammerte aber seine vor Frost erstarrten zarten Hände, die er nicht einmal durch den Hauch des Mundes erwärmen konnte, weil sie mit dem Lenken des ermatteten Pferdes hinlänglich beschäftigt waren. Ueberdies sah er sich zuweilen ängstlich um und machte endlich seinen Herrn auf ein anhaltendes Geräusch, das bald vor, bald hinter ihnen wäre, aufmerksam. „Ich hab' es längst bemerkt," antwortete dieser, „es sind Schichten zerbröckelter Steine, die wir durch unsere Bewegungen zum Herabstürzen bringen."

Ho-Po hatte Recht, wenn er deshalb anmerkte, daß man um so behutsamer auftreten müßte. Doch fügte er hinzu, daß er das Geräusch mehr vor, als hinter sich höre. „Man sollte fast glauben, daß Du die Wahrheit sprächest," sagte der Herr; „ich täusche mich vielleicht nicht, wenn ich annehme, daß wir dicht in der Nähe des ersehnten Flusses sind." Ho-Po rief erschrocken aus: „Und wenn wir gar in den Fluß,

ſpät —, welcher herrliche Anblick der Natur! Heute noch am 13. November —

Trilbie (erſchreckend).

Dreizehnten? —

Scott.

Ich irre mich — Sonntag, Montag — der eilfte! Der eilfte! Es iſt wahr — haben Sie etwas am dreizehnten November?

Trilbie.

Wir erwarten — die Ankunft — des Baronets Eduard Holiday.

Scott.

Holiday, den Vetter des Lords?

Trilbie.

Erbe und künftiger Lord Douglas, — wenn mein Herr ..... (blickt gen Himmel.)

Scott.

O Alter, nicht verzweifelt! Dieſe Erbſchaft wird Holiday ſo bald nicht antreten. Sieh, ſieh, dieſer Beſuch — kommt er dem Lord erwünſcht?

Trilbie.

Holiday war Mylords Jugendfreund, ſein Reiſegefährte, bis auf die letzten zwei Jahre, wo Holiday nach England zurückkehrte. Nur den Vetter wollte Douglas ſehen, keinen Andern, am 11. verſprach Holiday — (am Fenſter) ha, wenn ich nicht irre, ein Reiſewagen, der ſich langſam den Hügel herauf bewegt —

ohne es zu wissen, hineintritten!“ — „Fürchte nichts, mein Sohn,“ hieß es zur Beruhigung; „der Unerschrockene denkt im Augenblick der Gefahr nur an den Moment, wo sie überstanden sein wird. Das ist das Geheimniß des Muthes.“ In der That hatten die Reisenden längst die Oeffnung des Gebirges hinter sich und wateten durch ein Meer von Kieselsteinen, das der oft sehr hoch austretende Buremputer zurückzulassen pflegt. Bald blitzten auch wie von einem hin- und herbewegten Spiegel einzelne Strahlen des Flusses durch das Dunkel der Nacht; das Getöse einer durch tausend Hindernisse sich hindurchdrängenden Wogenmasse schlug immer vernehmbarer an das Ohr und erreichte endlich eine Kraft, daß man einen Begriff hatte von des Stromes Riesengewalt, noch ehe man ihn in unzähligen Krümmungen durch sein zerrissenes Bett stürzen sah.

Der Anblick dieser in ihrer ungebändigten Wildheit so großartigen Natur mußte die Hülflosigkeit der Verirrten vermehren. Das Geräusch des Stromes machte es ihnen unmöglich, sich über ihre Lage zu verständigen, und es blieben ihnen daher nur die kläglichen Mienen der Verlegenheit übrig. Weniger ihr Muth, als die Noth zwang sie zu den letzten Anstrengungen. Sie führten ihre Rosse am Zügel und verfolgten das Ufer, das sich in einer endlosen, wüsten Einförmigkeit ausdehnte. Das Bett lag mit dem Strome in einem hartnäckigen Kampfe; denn es vergönnte diesem nur ungern den Durchgang. Kleine, aus dem Flusse hervorragende Inseln waren die Siegestrophäen, die der Boden aufsteckte und deren Grundvesten die ungestümen Wogen vergebens niederzureißen suchten. Wie diese stillen, unbeweglichen, mit üppiger Vegetation bedeckten Inseln des Flusses spotteten, so auch unserer Wanderer, die unter ihnen Bäume, Hütten und Obdach genug vermutheten und bei dem Mangel jedes Ueberganges und jeder Verbindung von diesem Schutze keine andere Empfindung hatten, als daß sie ihn schmerzlich vermißten.

Es ist historisch erwiesen, daß unser chinesisches Reisepaar am Buremputer in jener Nacht weder erfroren ist, noch gezwungen wurde, den Morgen unter freiem Himmel abzu-

warten. Wie mißliche Folgen sich auch für Beide an den endlichen Schutz, den sie antrafen, anknüpften, so ist es doch gewiß, daß er ihnen auf einige Stunden von einer einzeln am Ufer stehenden Hütte gewährt wurde. Die rechte Freude über diesen Fund konnte nur Ho-Po's Herr empfinden, der sich noch wach genug durch tröstenden Zuspruch und Citate aus allen Kapiteln des Schi-King erhalten hatte. Ho-Po wußte nicht mehr recht, was er that, als er über die ermüdeten Thiere wollene Decken ausbreitete und sich wieder selbst auf diese Unterlage gebettet hätte, wenn ihn sein Herr nicht aufgefangen und seinem Fall die Richtung in einen Winkel der Hütte gegeben hätte. Dieser selbst wagte erst dann sein Auge zu schließen, als jedes Theilchen seines Körpers vor den Einflüssen der Nachtluft durch Umhüllungen geschützt war. Draußen sangen die Wogen des Burenputer Wiegenlieder, die selbst einem Riesen die Augenlider hätten schließen können.

Es währte jedoch nicht lange, so wurden die Schlafenden von einem heftigen Lärm geweckt. Die vom Tageslichte schon matt erhellte Zufluchtsstätte war mit Bewaffneten gefüllt. Die Pferde, welche den Eingang versetzten, waren aufgerissen und standen vor der Thür, von einigen anderen Männern gehalten. Fremde, den Beiden unverständliche Laute drangen auf sie ein und schienen sie ebenso um ihr Hiersein zu befragen, als sich über die Unverständlichkeit ihrer Rede zu verwundern. Die Mienen, von denen sie begleitet wurden, ließen keineswegs auf friedliche und freundliche Absichten schließen.

Ho-Po erwartete Alles von der Würde und dem Stande seines Herrn, dieser dagegen war zweifelhaft, ob er nicht vielleicht Alles verlöre, wenn beide bekannt würden. Schon auf der ganzen Reise hatte ihn die Verbindung des Urtheils und der Gefahr, welche den Burenputer zum besten Wegweiser und zugleich zum unsichersten machte, gepeinigt. Dieser Fluß war weiberüchtigt durch seine räuberischen Bewohner, die ein Gewerbe daraus machten, in niedrigen, langen, schmalen, oft mit dreißig bis sechzig Rudern versehenen Booten den vorüberfahrenden Schiffen aufzulauern und die auf ihren Streifzügen auch die in den Flußebenen entdeckten Krokodilen mit Lederhäuten nicht verschonten. Waren sie die-

ten bewaffneten Menschen als Opfer ihrer Tollkühnheit in die Hände gefallen? Wenigstens schien man draußen die Pferde schon als eine willkommene Beute zu betrachten.

Die Ueberfallenen waren nicht nur der Plünderung ausgesetzt, sondern sie wurden auch ihrer Freiheit beraubt und gefangen genommen. Ihre Besorgnisse mußten um so mehr zunehmen, als sie von den Bewaffneten eben so wenig in ihren Bitten und Versprechungen verstanden wurden, als die Drohungen und Verwünschungen dieser von ihnen. Sie mußten ihren Drängern in ein Boot folgen, das am Ufer des Buremputer angelegt war; die Thiere wurden von einigen Anderen das Ufer entlang geführt und sie selbst flogen pfeilschnell auf dem unsichern Spiegel des Flusses dahin.

Unter diesen Umständen mußte es den Gefangenen schon zur Beruhigung dienen, daß die Schifffahrt ihre Richtung nach jener Gegend hin nahm, die sie selbst gesucht hatten. Auch ließ die Bewaffnung ihrer Führer eher darauf schließen, daß sie sich unter Kriegern, als unter Räubern befänden. Dazu kam die zunehmende Belebung der Ufer des Flusses durch zahlreiche Gruppen, die aber immer nur dieselbe Scene vorstellten. Hier hatten sich mehrere Menschen um ein Feuer versammelt, an welchem sie ihre Nahrungsmittel zubereiteten; dort standen Feldhütten, welche in der Eile aufgebaut sein mußten. An seichten Uferstellen wurden Pferde in den Fluß geführt, deren Reiter neugierig dem vorbeieilenden Schiffe nachsahen. In anderen Gruppen beschäftigte man sich mit Bogenschießen und Steinschleudern, in weiteren Entfernungen mit dem Abbrennen schwerfälliger Lunten-Musketen. Und wenn man erwog, daß alle diese wiederkehrenden Scenen immer dichter und enger zusammentraten, daß die Zahl der Bewaffneten immer mehr zunahm, so blieb kein Zweifel mehr, daß sich unsere Reisenden unter einem Kriegerstamme befanden, der von dieser Seite in Tibet eingebrochen sein mußte oder sonst mit militairischen Bewegungen in Verbindung stand. Ho-Po, der am entgegengesetzten Ende des Bootes saß, warf seinem Herrn verstohlene Blicke zu, die sich dieser auslegte, je nachdem er selbst mehr Angst oder Hoffnung empfand.

Der Spiegel des Wassers wurde jetzt von zahllosen Käh-

nen durchschnitten, welche auf eine weite Strecke hin den Burremputer bedeckten. Sie sammelten sich alsbald um die neuen Ankömmlinge und begleiteten sie unter verwortenem Fragen und Forschen nach dem gemachten Fange in eine Bucht, die einen leidlichen Hafen zum Landen bildete.

Unsere Reisenden, deren Schwerfälligkeit im Gehen uns schon bekannt ist, wurden aus dem Fahrzeuge gehoben und von dem Anführer der Rotte, die sie zu Gefangenen gemacht hatte, zum Nachfolgen bedeutet. Alles, was sich in der Nähe befand, strömte zusammen und erschreckte durch seinen abenteuerlichen Aufzug, die tumultuarische Bewaffnung und den wilden, gebräunten Anblick der trotzigen Stirnen die zitternden Chinesen, die den Fremden eben so sonderbar erschienen, als sie diesen. Ho-Po war in Verzweiflung, seinen Herrn so wenig geachtet zu sehen; denn die Huldigungen, die dieser zu empfangen gewohnt und vielleicht auch berechtigt war, pflegten sonst auch auf ihn selbst übertragen zu werden.

Endlich langte der immer mehr anschwellende Zug vor einem Zelte an, welches unzweifelhaft von dem Befehlshaber dieser Kriegerschaaren bewohnt wurde. Ho-Pe's Herr hatte sich noch kurz zuvor alle Fälle überlegt, die durch die Vermuthungen über seine Person eintreten konnten. Er fand im Grunde unter ihnen nur den einen gefährlichen, daß er im Falle von Kriegsläuften für einen Kundschafter angesehen wurde, ein Verdacht, der in dem zweiten Falle bedenklich war, daß er sich nicht durch das Verständniß seiner Sprache davon reinigen konnte. Wie beruhigend war es daher für ihn, bei dem Befehlshaber, vor den er jetzt geretitet war, einen Dolmetscher anzutreffen, der, wenn auch nicht das Chinesische, doch das Tibetanische verstand!

Die Gefangenen standen vor einem kleinen Manne von wildem, kriegerischem Aussehen, der sich nachlässig auf seinem erhöhten Polster streckte, und bald mit einem großen Hunde, der ihm zur Linken saß, bald zur Rechten mit seinen glänzend polirten Waffen spielte. Dies struppige Haar, diese kleinen zusammengedrückten Augen, diese scharfgezeichneten Brauen, endlich die strengen Furchen, welche sich durch das dunkle Antlitz zogen, waren nicht gemacht, den Chinesen Ver-

trauen einzuflößen. Doch besaß Ho-Po's Herr eine gewisse Entschlossenheit und so viel Gewandtheit des Geistes, daß er augenblicklich die Freiheit seiner Person erhalten hätte, wenn ihm die Geläufigkeit der Rede zu Hülfe gekommen wäre. So aber blieb ihm nichts übrig, als durch das Gewicht seiner Erklärungen jeden weitern Widerstand niederzudrücken und er gab sich daher ohne Weiteres als den in Lassa residirenden Gesandten des Mittelpunktes der Erde zu erkennen.

Der Befehlshaber richtete sich betreten auf und war zweifelhaft, ob er die rothsafflanene Mütze vom Scheitel ziehen oder den Gefangenen für eine so vermessene Lüge züchtigen lassen sollte. Diese Ueberlegung gab dem Correspondenten Zeit, die Folgen, die sein Geständniß haben konnte, in Erwägung zu ziehen. Befand er sich unter Leuten, die gegen die Tibetaner freundliche Gesinnungen hegten und deshalb den Haß der Chinesen theilten? Oder konnte ihnen seine Gefangennehmung erwünscht erscheinen, auch wenn sie mit offener Gewalt die Grenzen ihrer Nachbarn belagert hielten? Konnte er in diesem Falle hoffen, von dem Statthalter in Teschulumbo, dem sein heimlich gewagter Incognito-Besuch galt, ausgelöst zu werden oder überhaupt mit ihm in Verbindung zu treten? Ho-Po wollt' es durchaus nicht zu Kopf, daß man den Namen und Stand seines Herrn erfuhr und nicht sogleich vor ihm die Stirn im Staube badete.

Schon war der Befehlshaber nahe daran, sich dafür zu entscheiden, daß er eine Lüge gehört hätte, und das Zeichen zum Wegführen des Gefangenen zu geben, als vor dem Zelte ein plötzlicher Tumult entstand und die Aufmerksamkeit des Richters in Anspruch nahm. Boten stürzten herein und überbrachten die Nachricht, daß sich bei den Vorposten eine Gesandtschaft eingefunden hätte, welche den General zu sprechen verlange. Diese Sache war von größerer Wichtigkeit, als die Bestrafung eines Lügners. Der Correspondent wurde mit seinem Diener in einen Winkel des Zeltes verwiesen, wo er sich heimlich flüsternd durch den Dolmetscher über die Lage, in welcher er sich befand, unterrichten konnte.

Die aus mehreren Personen bestehende Gesandtschaft trat in das Zelt. Es handelte sich um die Vermittlung eines

Friedens zwischen dem Lama von Teschulumbo und den nipalesischen Grenzvölkern, welche das Gebiet des ersten mit unausgesetzten Einfällen beunruhigten und in Folge ihrer Tapferkeit oft glänzende Siege errangen. Wenn der Statthalter seinem früheren Vorsatze, den Thron des Dalai Lama zu stürzen, noch treu war, so konnte ihm nichts unbequemer sein, als an der Ausführung desselben durch einen zweiten Kampf verhindert zu werden. Hingegen ließ sich aus dem Gange, welchen die Verhandlungen mit diesem ersten Haupte der Nipalesen nahmen, vermuthen, daß der Statthalter aus dem Frieden nicht nur den Vortheil der Ruhe und ferneren Nichtverhinderung ziehen würde, sondern auch den der Unterstützung und gewonnenen Theilnahme.

Wie wichtig waren alle diese Dinge für den Correspondenten! Er, der über diese Verhältnisse zuerst berechtigt war, seine Stimme abzugeben, und wenigstens verlangen konnte, über sie unterrichtet zu werden, mußte sie in einer Lage erfahren, die ihm unerträglich wurde. Unerschrocken trat er aus seinem Rückhalte hervor und hatte, ehe er drei Schritte machte, einen Schlag im Rücken. Er kam von Freundeshand, wenigstens von der Hand eines Bekannten. Thü-Kummuz, der geistliche Hofnarr und Diplomat von Teschulumbo, stand verwundert vor dem Correspondenten, den er eher in Pe-Tschi-Li, der nördlichsten Provinz von China, am Einflusse des Poinom-Tschieu in den Buremputer vermuthet hätte. „Seh' ich recht?" rief er erstaunt aus; „hab' ich einen verflogenen Falken oder den verirrten Jäger vor mir? Ein Chinese müßt Ihr sein, und ich schwöre, Ihr seid der Vornehmste, den es in Tibet giebt. Solltet Ihr nicht der Mann sein, bei dem ich eingewachte Bambusstengel mit gebackenen Hirschschwänzen gegessen habe?" [1]

Der Correspondent nickte freundlich. Er wünschte, daß Thü-Kummuz, auch ohne deshalb von ihm ersucht zu werden, in seinen Wiedererkennungen fortfuhr und den Glauben an die Identität seiner eigenen Aussage mit der Wahrheit in dem Befehlshaber, der sich durch seinen Dolmetscher von allen Worten den Sinn wiedergeben ließ, bestärkte. Als dieser aber hinter dem Erstaunen mit dem Verdachte herkam

und die einfache Frage: „Wie kann man den Freund im Lager seines Feindes antreffen?“ mannigfach variirt hatte, da trat er schnell mit seiner Erklärung hervor, daß er gefangen hieher aufgetrieben sei, und gab damit eine Thatsache an, die ihm von zehntausend Menschen bestätigt werden konnte.

„Wie konnt' ich an Euch zweifeln!“ sagte Thü-Kummuz. „Schon die Länge Eures Bartes mußte mich von Euren redlichen Gesinnungen überzeugen. Wo Ihr willkommen seid, wird es Euch auch nie an Bequemlichkeit fehlen. Euer struppiger Bart beweist mir, daß Ihr die Scheerbeutel der nipalesischen Barbiere nicht zu kommandiren hattet.“ — „Ich habe die Beschwerlichkeiten einer langen Reise nicht gescheut,“ entgegnete der Correspondent, „nur, um Deinen Herrn von Angesicht zu sehen.“ — „Du bist kurzsichtig,“ fiel der Diener des Statthalters ein, „und wolltest daher die Schrift im Auge des Lama in der Nähe lesen. Ich hoffe, daß Du unter dem glänzenden Style dieser Schrift auch aufrichtige Gedanken erkennen wirst.“ — „Nicht Mißtrauen trieb mich über Eure hohen Berge,“ berichtigte der Correspondent; „was kümmern mich die Augen Deines Herrn! Ich wollte seinen Entschluß beflügeln, ihm die Länge seiner Termine abschneiden und seinen Soldaten das Blei aus den Schuhsohlen nehmen. Doch wende jetzt Deinen Einfluß an, mich von diesem Orte zu befreien!“

Es war hohe Zeit, daß sich diese beiden endlich verständigten; denn dem Befehlshaber wurde die Episode zu weitläufig und er verlangte, daß man in den Friedenspräliminarien endlich fortfuhr. Thü-Kummuz nahm es auf sich, ihm und dem Correspondenten zu gleicher Zeit zu dienen. „Der streitige Punkt der wechselseitigen Auslieferungen,“ begann er mit schneller Rede, „kann jetzt vortrefflich ausgeglichen werden. Ihr sprecht einen Ersatz von acht Ochsen und neunzehn Schafen an, welche Euch von den Unsrigen gestohlen sein sollen. Wie sehr wir bereit sind, die Zahl der Schafe anzuerkennen, so ist es doch unmöglich, daß wir uns auf die der Ochsen verstehen. Sieben sollen Euch nach dem Spruche des Statthalters vergütet werden; ich erlaube mir,

in seinem Namen Euch auch den achten noch zu versprechen, wenn von Eurer Seite dieser achtungswürdige Mann dafür ausgeliefert wird. Ich denke, der Handel wird Euch nicht gereuen."

Dieser Vorschlag fand auf nipalesischer Seite ungetheilten Beifall, aber ein Offizier, der sich von Ho-Po eine Viertelstunde lang Schreibunterricht hatte geben lassen, brachte den Diener zur Sprache, und nun verlangten die Nipalesen wenigstens noch ein Schaf zum Ersatz für diesen Gefangenen. Thü-Kummuz wies diese Zumuthung zurück. „Ein Diener gehört zu seinem Herrn," sagte er, „wie der Aermel zum Rock, der Henkel zum Topf, das Rad zum Wagen, die Thür zum Haus, kurz wie der Schweif zur Kuh. Wir sind unseres Handels einig. Der Friede ist hergestellt, wir können des Nachts unsere Lichter löschen, die Bombardiere von den Kanonen und die Kanonen von den Wällen nehmen. Wir erlauben Euch, auf dem Spiegel des Puremputer zu singen und zu brennen, die Luft zu plündern und die Heerden zu stehlen, mit welchen wir Euch verköstigen wollten. Eure Bogen bleiben gespannt, Eure Musketen geladen und die Steine in Euren Schleudern. Die Ziele, welche es zu treffen giebt, werden Euch bekannt werden, noch ehe die Sonne dreimal über uns ihr friedliches Rad geschlagen hat. Bis dahin mögt Ihr an Eure Weiber denken oder für Eure Schwestern Liebesbriefe schreiben. Wir gehen." Der Correspondent erhielt seinen Diener und seine Pferde zurück und unter der Gesandtschaft einen Platz, der seinem Ansehen gebührte. Sein Incognito war aufgedeckt und es blieb unmöglich, es von Neuem anzunehmen. Er glaubte sicher zu sein, daß seine Ankunft in Teschulumbo nicht früher in Lassa bekannt würde, als bis er selbst die Nachricht davon überbrachte. Thü-Kummuz machte sich ein besonderes Geschäft daraus, aller Welt den überraschenden Fund mitzutheilen. Wie ein wohlriechendes Wasser sprengte er tausend Schmeicheleien auf der Landstraße, welche sie dahinzogen, aus; es duftete rings von solchen Parfüms, daß sich Ho-Po und sein Herr wie in einem Meere von Rosenblättern wälzten.

Schon den ersten tibetanischen Vorposten rief der Schall

zu: „Die Patrouillen haben Eure Wachſamkeit immer loben müſſen; denn wenn ſie Euch anriefen, ſo ſchlieſet Ihr doch immer nur auf einem Ohr. Jetzt bringen wir den Frieden und Ihr möget in Ruhe Euch auf beide legen. Habt Ihr aber noch etwas Friſche in Euren Augen, ſo reißt ſie auf, ſo weit wie Suppenteller; denn wir haben eine Merkwürdigkeit bei uns, die unbezahlbar iſt und uns im Grunde doch nicht mehr als einen fetten Ochſen koſtet.“ Die Vorpoſten und Tirailleurs verließen ihre Standorte, weil Frieden war, und folgten immer anwachſend dem Geſandtſchaftszuge, weil ſie auf die geprieſene Merkwürdigkeit neugierig wurden. Thä-Kummuz begann eine Schilderung, wie ſie die Ausrufer vor den Menagerieen von ihren Elephanten, Löwen und Eisbären entwerfen. „Verſteht Ihr, was ein Chineſe iſt?“ rief er. „Ein Chineſe bleibt nur ſieben Monate im Mutterleibe, weil in China die Weiber viel zu klug würden, wenn die Weisheit ihrer Kinder ihnen noch früher als die Milch in den Kopf ſtiege. Ein Chineſe macht ſich ſchon hörbar, ehe er noch auf die Welt kommt. Er macht ſeiner Mutter Vorwürfe, wenn ſie vor ihrer Entbindung zu viel tanzt. Ein noch ungeborenes chineſiſches Kind hat in ſeinem kleinen Finger mehr Verſtand, als zehn ausgewachſene Bürger von Teſchulumbo in ihren Köpfen zuſammen genommen. Wenn ſich die Muhmen und Vettern darüber ſtreiten, welchen Stempel des Geſchlechts der erwartete Ankömmling tragen könne, ſo ruft der Kleine oft vernehmlich, daß er unter die Männer gehen werde, oder auch, daß er es ſelbſt noch nicht wiſſe und ſie in acht Tagen deshalb wieder anfragen ſollten. Iſt es ein Mädchen, ſo ſträubt ſie ſich nicht ſelten ſo gewaltſam gegen die Verlobungen, die ſchon die Eltern mit ihr anſtellen, daß der Mutter angſt und wehe wird. Ja, die Knaben erklären zuweilen dreiſt, daß ſie aus der Schule laufen würden, wenn man ſie zu Gelehrten machen wolle. Jetzt wißt Ihr, was in China die Vernunft ſchon dann iſt, ehe ſie noch geboren wird. Und wie große Dummköpfe Ihr auch ſein möget, ſo drängt nicht ſo gewaltig auf mein Pferd und laßt mich etwas Athem holen.“ Die Unteroffiziere rangen mit den Gefreiten, in die Nähe des Sprechers zu kommen. Sie vermutheten, Thä-Kum-

muz trage vielleicht unter ſeinem Mantel einen neugeborenen Chineſen in einem Glaſe verſteckt. Thü-Kummuz fuhr auch mit der Hand an dieſen Ort hin, brachte aber nur eine lange Peitſche zum Vorſchein, womit er die ungeſtüme Neugier glücklich auf einige Schritte verſcheuchte. Als der nächſte Raum um ihn leer blieb, fuhr er fort, die wogende Menge mit ſeinen Uebertreibungen auf's Neue zu bedienen. „Chineſen muß man geſehen haben," ſagte er, „um von ihnen reden zu können. Als ich den erſten Bewohner der Blume des Weltalls kennen lernen ſollte, bereitete ich mich mit einer Erwartung auf ihn vor, die ich eher Schrecken als Andacht nennen möchte. Wer aber war dies auch? Ein Menſch, der von der Erde nur ſeinen Namen hat. Ich ſollt' ihn wol nach Würde beſchreiben, aber mein Mund iſt zu einer wahrhaften Schilderung zu ſchwach. Ich ſuchte dieſen Mann aus einer großen Menge von Menſchenköpfen, die nicht klüger und nicht dümmer waren, als die Eurigen, heraus; glaubt Ihr, daß ich Jemanden nach ihm zu fragen brauchte? Ich warf meinen Blick über die Häupter hin und war gewiß, den Geſuchten dort zu finden, wo ſich die meiſte Lichtmaſſe geſammelt hatte. Ein aufgeklärter Kopf ſprüht zuweilen Funken aus, die Alles um ihn her erleuchten."

Wer vermag die Wolluſt wiederzugeben, in der ſich der Correſpondent badete; denn er ſchloß darauf, daß der Erzähler nur ihn zu ſchildern beabſichtigte. Thü-Kummuz fuhr fort, ihn noch kenntlicher zu machen. Er ſagte: „Ich ſuche vergeblich nach einer Würde, die Euch bekannt iſt und Euch nur einige Aehnlichkeit mit dem Range eines Mandarinen darbieten könnte. Wenn Einer vom Volk an einem Mandarinen vorübergeht, ſo muß er ſich ſo tief neigen, daß er ihm nur bis an die Kniee reicht. Ihr müßt einſehen, daß dies nicht unbillig iſt; denn es iſt von einem ſeltenen Geiſte die Rede. Was wäre das Weltall ohne die Mandarinen! Es gäbe keine ſcharfſinnigen Antworten auf witzige Fragen mehr, keine Räthſel mehr, die bis in's Kleinſte geheimnißvoll ſind und von feinen Köpfen doch errathen werden; die nützlichſten Dinge, z. B. die Entſcheidungen über den guten Ton und die Complimente, würden mit den Mandarinen verloren gehen.

Scott.

Ei, ei! Da kann ich ja mit beruhigtem Herzen ſcheiden — Geſellſchaft, Umgang, vertraute Zwieſprach zwiſchen Freunden und Verwandten! Davon dürfen wir uns Beſſerung und mehr als das, die ſicherſte Geneſung verſprechen. In einigen Tagen bin ich wieder da, alter Freund! Mein Wirkungskreis geht die Runde herum, zehn Meilen, immer im Cirkel, wie das Leben, und immer zu Pferd, immer im Galopp, wie der Tod! Nein, nein, keine Furcht! Er wird leben! Aber (im Abgehen lächelnd und Trilbie auf die Schultern ſchlagend) blaſirt nennt man das! Eine Krankheit, Alter, vor der wir beide ſicher ſind! (Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Toms (kommt ohne Werkzeug von links heraus).

Kitty — Ich glaube, Kitty wird's werden. Kitty, beim Doctor Scott, — ſie iſt nicht blos ſchön, ſondern ſie hat auch regelmäßige Züge. (Man hört draußen ein Posthorn.) Beſuch! Himmel, Beſuch! Endlich einmal etwas Anderes, als eine Lordſchaft, die in einem alten Thurme wohnt, von der gebildeten Menſchheit ſich abſchließt, kein Oberhaus, kein Unterhaus, keine Zeitungen, keine Trinkgelder, — ach, das iſt vornehmer Beſuch! Zwei Herren, neueſte Londoner Mode, elegante Gentlemen das! Sie kommen — und nun keine Spiegel da! Die werden ſich umſehen.

Man kann wol ſagen, daß der Welt daraus ein großes Unglück entſtehen würde."

Der Correſpondent hätt' es bei Weitem lieber gehabt, Thü-Kummuz wäre bei ſeiner Perſönlichkeit ſtehen geblieben. Dieſer Wunſch ließ ſich errathen und der Sprecher genügte ihm auch ſogleich mit Folgendem: „Auch unter den beſten Dingen muß man einen gewiſſen Vorrang anerkennen, welchen eins vor dem andern hat. Ich geſtehe, daß ich wol mit einem der vorzüglichſten Mandarinen zuſammenzutreffen das Glück hatte. Der Kaiſer ſpricht von dieſem Manne immer nur mit einer leiſen Verneigung des Hauptes auf die linke Seite der Bruſt; eine Ehre, die er weniger ſeinem Range als ſeinem unermeßlichen Verſtande zollt. Das iſt aber auch etwas Einziges an dieſem Manne. Erzählt ihm eine Hiſtorie und nach fünf Minuten wird er ſie rückwärts wiedergeben und in derſelben Zeit mit dem Vortrage fertig werden, wie Ihr von vorne! Gebt ihm von einem Gedichte die Reime und er weiß den Text ſo vortrefflich auszufüllen, daß es ſich vom Original nur durch ſeine größere Vollkommenheit unterſcheidet. Dieſer Mann hat alle Länder der Erde geſehen. Er weiß von den Rieſenvögeln fremder Welttheile zu erzählen, wie von den Schwalben vor ſeiner Hausthür. Die auswärtigen Könige erklärten ſich oft den Krieg, wenn ein Fürſt den Mandarin vermochte, in ſein Gebiet früher zu kommen, als in das eines andern. Sie hätten es Alle gern gehabt, er wäre im Lande und zur Rechten des Königs geblieben. Ach, was hätten die fremden Völker nicht für einen ſolchen Miniſter gegeben? Er würde alle auswärtigen Feinde durch einen ſchöngeiſtigen Zweikampf beſiegt und ſomit viel Blut und Geld erſpart haben. Er hätte die Könige zeichnen und dichten und die Königin ſo vortrefflich tanzen gelehrt, daß ſie damit das Glück aller ihrer Unterthanen begründet hätte. Ich muß Euch aber ſagen, daß Ihr auch in meinen Augen ſchlechter Koth ſeid, ſeitdem mich jener Mann zweimal umarmt und zu öfterem ſeinen Freund genannt hat. Ihr werdet einſehen, daß dieſer Stolz gerecht iſt und ich Euch nicht ohne Grund verachte."

Inzwiſchen war das Gerücht verbreitet, daß ſich der mehrfach

geſchilderte Wundermann in eigener Perſon unter dieſem Zuge befände. Das Wogen und Drängen nahm zu, und Thü-Kummuz verſprach, der Neugier nachzugeben. „Seht her!“ rief er, indem er ſein Pferd anhielt und den Correſpondenten an ſich vorbeireiten ließ. „Wer auf dem ganzen Erdboden kann mit ſo viel Einbildungskraft im Sattel ſitzen? Wem iſt es möglich, mit dieſem Scharfſinne den Steigbügel von den Rippen des Pferdes entfernt zu halten? Ich ſchwöre, der Klepper ſelbſt empfindet, daß ihm das Licht der Vernunft auf dem Rücken brennt. Und zum zweiten Male ſchwör' ich, daß Euer Stumpfſinn ohne Grenzen iſt. Denn es bedarf nur etwas kurzer Ohren, um einzuſehen, daß ich das Glück habe, neben dem Correſpondenten des Mittelpunktes der Erde, neben dem in Laſſa reſidirenden Geſandten von China zu reiten.“

Jetzt brachen unzählige Stimmen in unzählige Huldigungen aus. Wie im Triumphe zog der Correſpondent in Teſchulumbo ein, nachdem die vielen vergoldeten Traghimmel und Thürmchen dieſer Stadt, ſchon aus der Ferne vom Sonnenlichte beſchienen, den Kommenden entgegengeglänzt hatten. Der Gefeierte rückte zuweilen ſtolz an ſeinem Hute und blickte Thü-Kummuz mit einem Ausdrucke an, der eben ſo ſehr ſeine Zufriedenheit bezeichnete, als er für eine Gefälligkeit, zu der den Schalk nichts verpflichtet hatte, an Dankbarkeit zu grenzen ſchien. Thü-Kummuz erwiderte dieſe zufriedenen Mienen mit beſcheidenem Lächeln.

Im Innern ſeines Palaſtes hatte der Teſchu-Lama ſeine vertrauteſten Freunde und die von ſeinen Plänen unterrichteten Beamten verſammelt. Es war ein Mann, in deſſen Mienen weiter nichts an den Prieſter erinnerte, als ein leichter Ausdruck von ſtrenger Vorſicht, der ſich zuweilen bis zu einem ſchlauen Blicke ſteigerte. Seine ganze Erſcheinung erinnerte eher an einen Krieger, als an den Mann des Friedens. Es ſchien, als hätte die Prieſtermütze, die ſein Haupt bedeckte, nur den kriegeriſchen Helm auf einen Augenblick verdrängt, und als müßte aus dem ſeidenen Atlasmantel, der ſeinen Leib umfloß, die Spitze eines Schwertes oder Dolches hervorblinken. In ſeinen Bewegungen war

nichts von der feierlichen Würde, die einem Prieſter und Untergotte ziemte, ſondern es beherrſchte ihn eine Lebhaftigkeit, die mit ſeinen Empfindungen und Gedanken in Wechſelwirkung ſtand.

Die Nachricht von dem gemachten Friedensſchluß war hier noch nicht angekommen. Die Ungewißheit darüber ſtörte jede Berechnung der Zukunft, die von den Einen unter den Verſammelten gemacht und von den Anderen geprüft wurde. Wir würden durch die Mittheilung des Protokolls dieſer Verhandlungen einen Verſtoß gegen die Kunſt der Anlage einer Erzählung begehen; denn da wir bereits von dem glücklichen Ausgange jener Friedensanträge unterrichtet ſind, ſo kann in den Chancen der Zukunft, wie ſie auch ohne dieſelben eintreten ſollten, für uns kein Intereſſe liegen. Es genügt anzumerken, daß aus allen vorangegangenen Entſchließungen ein unbedingtes Vertrauen auf die eigene Kraft und die Gunſt des Glückes ſprach.

Geraume Zeit vor Rückkunft der Geſandtſchaft trat ein Mann unter die Verſammelten, deſſen Theilnahme an den Plänen des Statthalters uns vor einiger Zeit noch überraſchte, an die wir uns aber gewöhnt haben dürften, ſeitdem wir ſie zu rechtfertigen geſucht. Der Schaman beugte vor dem Teſchu-Lama ſein Knie und überreichte ihm zum Zeichen ſeiner Huldigung eine weiße Schärpe, die der Statthalter ſeinerſeits mit einer grünen auswechſelte. Die Ceremonie wurde um Vieles verkürzt, weil Alles auf die Nachrichten des Schamanen begierig war und es dieſen eben ſo ſehr drängte, ſie mitzutheilen. Er kam auf geradem Wege aus Laſſa, einem Orte, deſſen kleinſte Verhältniſſe in Teſchulumbo intereſſirten und in weitläufige Anſchläge gebracht wurden. Seine Miene verrieth, daß er etwas von Bedeutung mitzutheilen hatte. „Beklagt nicht die Beſchwerlichkeiten, welche ich auf dieſer Reiſe zu überwinden hatte,“ begann er dankend gegen die zuvorkommenden Herren. „Ich hatte Euch eine Nachricht zu hinterbringen, die meine Schritte beflügelte. Ihr wißt, wie aufrichtig ich an Euren Entſchließungen Theil nehme, und daß ich noch nie unterließ, alles hierin Erwägenswerthe zu Eurer Wiſſenſchaft zu bringen. Es handelt ſich um nichts

Geringes. Unsere chinesischen Bundesgenossen standen während der ganzen Zeit, seit sie sich für uns erklärten, unter meiner Aufsicht, ich fürchte, daß sie mit Verrath umgehen." — „Diese Besorgnisse haben einen Schein der Wahrheit," hieß es allgemein; aber der Statthalter sagte, daß man sie rechtfertigen müßte. — „Habt Ihr des Nachts über Eure Thüren verschlossen?" fuhr der Schaman fort. „Laßt Ihr Eure Worte an Orten erschallen, wo das Echo nicht zum Verräther werden kann? Die Chinesen liegen unter Eurem Bett, wenn Ihr schlafen geht; sie stehen hinter Eurem Rücken, wenn Ihr zu Tische sitzt. Wißt, daß seit einigen Wochen der Correspondent aus Lassa verschwunden ist." Man sah den Sprecher fragend an; denn was bestimmte ihn, daraus zu vermuthen, daß der mächtige Bundesgenoß die unermeßlichen Berge überstiegen, und daß er sich in diesen Gegenden aufhalte? „Die Reisenden des Correspondenten selbst," fuhr der wohlunterrichtete Bruder Maha Guru's fort, „haben nichts Auffallendes, wol aber ihre Richtung. Es ist seine Gewohnheit, alle Jahre einige Reisen im Umkreise um Lassa zu machen und sich über die Verhältnisse zu unterrichten, die er tibetanische Zustände nennt. Er schreibt dann jeden Namen auf, wo er glaubt, nicht mit gebührender Achtung empfangen zu sein, und schickt endlose, mit Namen bedeckte Papierrollen nach Peking, wo sie in die Liste der Verdächtigen eingetragen werden. Er kostet die Suppen in den Bauernhäusern und beurtheilt, je nachdem sie mager oder fett sind, den Wohlstand Tibets, den er zuletzt als eine Wohlthat des chinesischen Schutzes zu schildern weiß. Aber diese Züge geschehen mit dem größten Aufwande, mit allem erdenklichen Gepränge und Wochen lang vorbereitet. Diesmal ist der Correspondent in Begleitung eines einzigen Dieners verschwunden. Obschon er nach einer entgegengesetzten Seite die Stadt verließ, so gelang es dennoch meinen Nachforschungen, seinen Wegen auf die Spur zu kommen. Er ist in der strengsten Verleugnung seiner Würde und seiner Geburt hierher gereist, und erst vor einigen Tagen verschwanden seine Fußstapfen, die ich von Dorf zu Dorf zählen konnte. Steckt das Licht Eurer Vernunft an, und die Absichten dieses Mannes werden hell wer-

den. Er befindet ſich längſt in Eurer Umgebung, um Euch zu belauſchen. Sein Mißtrauen iſt eben ſo gefährlich als ſeine böſe Abſicht und ich glaube, großer Lama, daß ihn die letzte bewog, ſich in Deine Nähe zu ſchleichen."

Der entrüſtete Statthalter erhob ſich von ſeinem Sitze und zerriß zum Zeichen eines feierlichen Schwures ſein Kleid. „Kein Winkel dieſes Landes," rief er, „ſoll undurchſucht bleiben. Wir wollen die Dienſte eines Bundesgenoſſen nicht mit der Gefahr erkaufen, von ihm betrogen zu werden. Es iſt leichter, ſich eines Wolfes zu erwehren, als eines Betrügers, der ſich unter der Maske der Freundſchaft in unſere Seele einſchleicht. Ich ſende nach allen Gegenden meine Boten aus; wenn die Schlange in unſerer Gewalt iſt, ſo wollen wir ihr die giftigen Zähne ausbrechen. Kann ſie uns dann nichts mehr gegen Andere nützen, ſo ſind wir doch ſicher, daß ſie auch uns nicht ſchadet."

Die Polizeibeamten, welche durch dieſe Erklärung ihres hohen Gebieters hinlänglich beauftragt waren, verließen augenblicklich den Saal, um ihre tauſendarmige Kraft in Bewegung zu ſetzen. Es galt, einem unterirdiſchen Mineur durch Gegenminen zu begegnen. Aber die Botſchaft des Neueſten, die in der Luft auf dem erſten friſchen Windhauche anlangte, machte alle weiteren Anordnungen unnütz. Unzählige Kehlen rieſen ſich die Nachricht von der Ankunft des mächtigen wunderbaren Chineſen zu und brachten ſie auch bald in das Innere des Saales, wo der Statthalter von ſeinen Vertrauten noch umgeben war und ſich von dem Schamanen Aufklärungen über deſſen Bruder geben ließ. Kurz darauf drängte ſich die Geſandtſchaft in den Saal und der Correſpondent ſtand vor dem Teſchu-Lama, noch ehe ſich dieſer in dies plötzliche Erſcheinen des Gefürchteten zu finden vermochte.

Der Chineſe, durch den triumphirenden Empfang der Bevölkerung von Teſchulumbo daran gewöhnt, ſeinen Rang und ſeinen Stolz zu behaupten, erwartete von dem Lama eine Bewillkommnung, welche ſowol ſeiner in Laſſa befindlichen Vollmachtskapitel entſprach, als auch dadurch beſtimmt wurde, daß der Statthalter ſeiner bedurfte. Dieſer ſelbſt dagegen

ſah in dem Correſpondenten nur einen auf Verrath ertappten falſchen Freund und würde ihn auch ſonſt im Bereiche ſeiner Statthalterſchaft nie mit den Ehren überhäuft haben, die ſeine eigene Würde hätten beeinträchtigen können. Dhü-Kummuz endlich war mit dem Wiederſehen ſeines Freundes, des Schamanen, ſo beſchäftigt, daß ſein küſſender und geküßter Mund keine Zeit fand, die ſteigenden Mißverſtändniſſe durch Angabe der ihm bekannten Thatſachen, wenn nicht zu heben, doch zu mildern.

„Ich habe Dich eines Morgens," begann der Chineſe zum Statthalter gewendet mit verdrießlicher Stimme, „bei Deiner erſten Taſſe Thee überraſchen wollen; der Zufall hat gewollt, daß ich in meinen Eigenſchaften früher erkannt worden bin, und ich erſtaune, daß Du mir zum Empfange nicht einmal einen Finger Deiner Hand reichſt."

„Ich preiſe das Geſchick," entgegnete der Statthalter, „daß es mir günſtiger iſt, als Deinen hinterliſtigen Anſchlägen. Ich habe lange gelebt und ſchon in tauſend Augen geblickt, um die Herzen zu prüfen, aber noch hab' ich keins gefunden, deſſen Wimpern ſo viel Falſchheit beſchatteten, als die Deinigen."

Jetzt fiel dem Correſpondenten das ganze Gewicht ſeines Wagniſſes auf's Herz. Er hatte ſeinen Rücken freigegeben und jede Zunge war ungefeſſelt, ihn mit Schmähungen zu bedecken. Er verſuchte es, ſeinen Zorn zurückzuhalten, weil er wußte, wie unmächtig er war; er berief ſich auf ſeine Redlichkeit, ſeine Aufopferung, die ihn hieher getrieben, und die Umſtände, welche ihm das verſteckte Auftreten zur Pflicht gemacht hätten. Aber der Statthalter wollte an den Umſtänden nur die Eigenſchaft bemerken, daß ſie ihn mit Gewalt zur Ehrlichkeit gezwungen hätten. „Ein Dieb," ſagte er, „der einen Mantel geſtohlen hat, wirft ihn gern der zitternden Armuth um, wenn ihm die Häſcher ſchon auf der Ferſe ſind. Ihr verhindert mich, daß ich Euch als einen Freund behandle."

„Haben die Dohlen je gegen das Stehlen geeifert?" fiel der Correſpondent mit Geberden ein, die von Wuth überſchäumten. „Seit wann ſtellen ſich die Mörder auf die

Dächer und predigen Menſchenliebe? Haben ſich die Feldhühner untereinander je Vorwürfe gemacht, daß ſie nicht beſſer ſingen? Wo ſind jene Tugenden, auf welche Du fußeſt, wenn Du mir ein Verbrechen vorwirfſt? Steht Dein Land nicht in Aufruhr? Dem Prieſter ziemt es, den Samen der Eintracht zu ſtreuen. Aber Du gürteſt Dich mit dem Schwerte und willſt die Spuren Deines Weges mit Blut bezeichnen. Deinem göttlichen Meiſter ſetzeſt Du das Meſſer an die Kehle und willſt die Getreuen morden, die ſich für ihren König und Herrn aufopfern! Bei meinem Haupte, was vermagſt Du, Elender, gegen mich, den Du betrogen haſt?"

Der Gott des Entſetzens flog durch den Saal und hielt Jedem die Kehle zu, daß er regungslos, ſtumm und erſtaunend auf die beiden Männer ſah, welche ſich drohend gegenüber ſtanden. Der Correſpondent war zu weit gegangen, als daß noch Dhü-Kummuz' Dazwiſchenkunft zur näheren Verſtändigung hätte einlenken können. Der Teſchu-Lama hatte ſich hoch von ſeinem Seſſel aufgerichtet und den Blicken, die ſeine Augen ſchleuderten, folgten dieſe niederſchmetternden Worte: „Ich hörte von einem Gecken, der ſein graues, verſchimmeltes Haar in Salben badete. Ich hörte von einem alten Narren, der ſich für ein violettes Band, einen milchweißen Knopf, für eine Feder aus dem Schweif eines Pfauen um ſeine Nächte betrügt. Ich hörte von einem Verleumder, der des Nachts unter den Fenſtern ſeiner Nachbarn lauſcht und in den Morgenviſiten aller Welt verfängliche Neuigkeiten bringt. Aber was waren dieſe Dinge gegen diejenigen, welche ich ſpäter erfuhr? Da ſah ich einen Dieb, der ſeine Freunde umarmt und ihnen indeſſen die Taſchen ausräumt; einen Lügner, der ſich in das Schlafzimmer ſeiner Bekannten ſchleicht, ihnen die Hausſchlüſſel unterm Kopfkiſſen wegnimmt und ſie den Räubern zum Fenſter hinauswirft; einen Schurken, der ſich vor die Thür eines Gartens, in welchem man ſeine Vettern und Schwäger ermordet, Wache ſtellt und den Vorübergehenden ſagt, er ſtehe hier, um ihre ſchönen Kleider zu bewundern und den Armen Almoſen zu geben. Dieſer heimtückiſche Geſell miſcht ſich in eine heilige Angelegenheit, an welche er nicht denken kann, ohne ſie zu verunglimpfen. Wir

wollen einen Thron stürzen, nicht weil uns sein Glanz blendet, sondern weil ihn die Schwäche gebaut hat. Wir wollen der Gottheit nicht Hohn sprechen, sondern ihr eigener Wille hat uns berufen, ein Trugbild ihrer Herrlichkeit zu vernichten. Unsere Schwerter sind Zornesflammen, welche der Himmel in unsere Hand gegeben. Wessen Sohn bist Du, daß der Stachel Deiner giftigen Zunge in mein heiliges Antlitz lökt? Kann man dem eine Blöße vorwerfen, der auf dem Wege ist, die Kleider des Dalai Lama anzuziehen? Wenn auch in den nächsten Monden erst die Blitze des Himmels in meine Hand gegeben sein werden, so ist sie doch jetzt schon stark genug, Dich zu zerschmettern. Diese Thäler bleiben Dein Gefängniß. Nenne Dich blind; denn Du wirst die Heimath niemals wiedersehen!"

Der Teschu-Lama verließ den Saal und alle Anwesenden folgten ihm bis auf den Correspondenten und Dhü-Kummuz. Dieser trat auf den verzweifelnden Chinesen zu und schlug ihm vertraulich auf die Schulter. „Verfluche meinen Herrn tausendmal," sagte er, „und Du wirst ihm dennoch danken müssen, daß er mich zum General-Polizeimeister gemacht hat. Die Vögel werden durch Lockvögel gefangen und die ganzen Spitzbuben durch halbe. Die Gefängnisse verdanken mir Vieles, eben so die Gefangenen, wie Du selbst sehen wirst. Du hast mir in Lassa Herberge gegeben und ich will Dir die Gastfreundschaft erwidern. Mein Haus ist geräumig, meine Gärten hab' ich noch nicht messen lassen, weil es mich zu viel kosten würde, meine Felder tragen so viel Korn, daß ich mit dem daraus gebackenen Brote alle bösen Mäuler in Teschulumbo stopfen kann. Du wirst die fröhlichsten Tage bei mir genießen und nichts zu thun haben, als rauchen, Betel kauen, die Nägel zierlich beschneiden und nichts zu lassen, als das Entlaufen."

Noch glühte der Correspondent vor Zorn; als er aber die Thränen seines Dieners Ho-Po rinnen sah, da lösten sich die krampfhaft gespannten Nerven, das heiße Blut hörte auf, ungestüm zu wallen, und er sank wie vernichtet über seine auf der Reise vergebens abgerissenen Schuhsohlen zusammen. Dhü-Kummuz ergriff seinen Arm und geleitete ihn

in ſeine Wohnung, die dem Chineſen, wie es ſchien, für den Reſt ſeines Lebens angewieſen war. Wenn auch der Statthalter ſeine Aufwallung bereute, wie wollte er ſie wieder gut machen? Konnte er hoffen, den Thron von Laſſa ſicher zu behaupten, wenn er ſich gegen den Repräſentanten der chineſiſchen Macht ſo übereilt vergangen hatte? Weil der Teſchu-Lama jetzt Alles zu fürchten hatte, blieb für den Correſpondenten wenig mehr zu hoffen übrig. Warum war er im Incognito gereiſt! Für den Thron von Peking war er ſpurlos verſchwunden.

Zehntes Kapitel.

Die Frauen.

Dieſer Weiber Augen leuchten,
Daß ſie mit wie Sonnen brechten
Oder Zwietracht hell in Brand.
Doch der Schöner dieſer Seide
Macht die Zier' an ihrem Kleide
Ungewiß und räthſelhaft.

Schi-King.

Nach ihres vorzugsweiſe geliebten Vaters ſchrecklichem Ende erwachte Gylluspa in ſechs Armen, die ſich ſorgfältig mit ihr beſchäftigten. Sie war nicht verwaiſt; ihre übrigen drei Väter traten jetzt mit denſelben Verpflichtungen auf, welche der todte Bruder vor allen gegen ſie übernommen hatte. Sie hatten ſie von den Stufen des ſteinernen Altars, wo Hali-Jong als Opfer gefallen war, in dieſe einſame Zelle getragen, welche ihnen die Prieſter anwieſen. Sie umſtanden das ſchönſte Kleinod ihrer ſchwindenden Schätze und betrachteten die ohnmächtige Gylluspa mit Blicken, aus welchen abwechſelnd das Entſetzen der erlebten blutigen Scene und die Beſorgniß für ihre Tochter ſprach. Auch von Gylluspa's Seele ſtiegen allmälig die verhüllenden Nebel, und die Erinnerung trat in ſo lebensgroßen Zügen vor ihr Bewußtſein,

daß ſie keiner Aufklärung über das Geſchehene bedurfte, ſondern ſich ganz dem Schmerz hingeben konnte. Die Klage, in welche dieſe Unglücklichen ausbrachen, war lang, ſtürmiſch, leidenſchaftlich; ein ſchluchzendes Schweigen löſte ſie ab, bis mit dem feſter auf die Zukunft gerichteten Blicke endlich eine aushaltende, ſtille Pauſe eintrat.

Die Zukunft brachte vor allen Dingen eine neue Ordnung der Familienverhältniſſe. Obſchon ſich nichts natürlicher ergeben konnte, ſo begann doch der älteſte unter den Brüdern, Heli-Jong: „Wir ſind im Ungewiſſen über die Wendung, welche unſere Angelegenheiten in den nächſten Augenblicken nehmen werden. Aber einige Verhältniſſe giebt es, welche ſich durchaus nicht anders beſtimmen laſſen. Ja, Gylluspa, unwiderruflich bin ich jetzt in die Rechte Hali-Jong's getreten und darf mich hinfort Deinen erſten und bevorzugten Vater nennen. Wenn ich früher nur hinter den Vorhängen Deines Schlafzimmers auf Deinen Athem lauſchte, ſo darf ich jetzt hineintreten und Dir die Decke auf die Bruſt ziehen, wenn Deine heftigen Träume ſie heruntergeſchoben. Des Morgens beim Ankleiden darf ich Dir die Kraft meiner Hände leihen, um Deinen Gürtel anzuziehen. Wenn Du aus Deiner Kammer heraustrittſt, ſo werden Deine erſten Grüße mich beglücken. An der Jahresfeier meiner Geburt mußt Du mich in der fünfzeiligen Strophe beſingen, da Du es ſonſt nur vierzeilig gethan. In Deinen Gebeten an die Götter nehme ich den Ehrenplatz ein; und wenn ich nach meinem Tode früher nur in den Leib einer Waldſchnepfe fahren ſollte, ſo werden Deine Wünſche darauf gerichtet ſein, mir die Wohnung eines Geiers oder eines Biſamthieres zu erflehen. Gylluspa, man kann nicht glücklicher ſein, als eines ſolchen Weſens, wie Du biſt, berechtigter Vater zu werden."

Die übrigen Brüder fühlten, daß auch ſie durch dieſe Promotion um eine Stufe höher gerückt waren, und ſie umarmten daher Gylluspa mit wahrhaft zärtlicher Inbrunſt. Heli-Jong fuhr in den Manifeſten beim Antritt ſeiner neuen Herrſchaft fort: „Ich war von je gewohnt, Euch Allen mit Liebe zu begegnen. Ich finde es nicht für angemeſſen, von dieſer Gewöhnung, die meinem Charakter entſpricht, zurückzu-

Vierter Auftritt.

Holiday (im Mantel). Trilbie. Toms. (Später) Marston (stutzerhaft).

Holiday.

Willkommen, willkommen, alter Trilbie! (Legt Reisegegenstände, unter andern einen schwarzen Kasten, auf den Tisch und wirft den Mantel ab.) Nun Sie kennen doch noch Ihren alten Wildfang Eduard — den übermüthigen Burschen, der Ihnen Plage genug gemacht hat?

Trilbie.

Gnädiger Herr!

Holiday.

Es war die höchste Zeit, daß wir eintrafen. Ein Gewitter ist im Anzuge. Um diese Jahreszeit!

Trilbie.

Seien Sie uns viel tausendmal willkommen!

Holiday.

Das war eine Reise wie auf Flügeln des Windes. Ich bringe einen Freund mit —

Marston (tritt ein).

Herrlich! Romantisch! Ganz eine alte Burg wie bei Walter Scott!

Holiday.

Das, lieber Marston, ist Trilbie, das Factotum meines Vetters, und dieser Herr, lieber Trilbie, ist Sir James Marston —

kommen. Wenn mir ſonſt beim Guß in unſerer Fabrik ſiedendes Metall an's Auge ſpritzte, ſo ſeid Ihr noch immer mit einem fürchterlichen Geſchrei mir zu Hülfe gelaufen, habt mir die Augen mit Salben bedeckt, die Vorhänge des Hauſes zuſammen getragen, um mir den Lichtreiz zu entziehen und Tage und Nächte an meinem Lager durchwacht. Ich kann an dieſe Ereigniſſe nicht denken, ohne von dem Andenken an meinen unglücklichen Bruder, an ſeine treue Hingebung und ſtete Aufopferung auf das ſchmerzlichſte bewegt zu werden. Ach, meine Lieben, welch' grenzenloſes Unglück iſt uns begegnet!"

Solche Erinnerungen riſſen alle Schleuſen der kaum gedämmten Thränenbäche wieder auf. Wieder warf ſich der ungeheuerſte Schmerz auf dieſe treuen Menſchen, zerraufte ihnen das Haar, zerrang ihnen die Hände, ſo daß ihr Leib regungslos nur dem Gewichte ihres ſchweren, öden Hauptes nachſank. Nach einer allmälig wieder eingetretenen Beruhigung nahm Heli-Jong von Neuem das Wort: „Noch umſchließen uns dieſe finſteren Räume, wo uns ſo Vieles verhängt wurde; meine Hoffnung ſteht aber darauf, daß ſie uns nicht Alles entriſſen. Die Thüren dieſes Kloſters werden für uns keine Riegel haben und an den Thoren von Laſſa werden uns keine Schergen erwarten, um den friedlichen, der Heimath zugewandten Leidträgern die Straße zu verlegen. Wir werden die Orte wiederſehen, welche wir mit den ſchönſten Hoffnungen betraten. In ſieben Tagen nähern wir uns den heimiſchen Thälern. Keine Rauchſäule, die von den Eſſen aufſteigt, keine zückende Flamme, die zuweilen aufſchießend die finſteren Wolken erhellt, wird uns am Horizonte erſcheinen, ſondern einſam ziehen wir in die einſamen Räume ein. Lange wird es währen, daß wir uns an dies ſchmerzliche Wiederſehen gewöhnen. Jeder Winkel des Hauſes wird uns an einen unerſetzlichen Verluſt erinnern. Aber der beſte Arzt iſt die Zeit. O, richtet Euch auf, meine Lieben! Tauſend Hände müſſen bald wieder geſchäftig um uns walten. In den Wäldern tönt die Art, in den Schachten der Gebirge der Hammer, auf dem Pa-Tſchieu kommen Floßhölzer herab, welche die Eſſen mit Holz und die Glühöfen mit

Metall versorgen. Die alten, verurtheilten Modelle werden bald durch neue ersetzt sein. Fleiß, Kunstfertigkeit und Achtung vor dem religiösen Gesetze werden sich in die Hände arbeiten. Kurz, wenn wir auch nicht vergessen lernen, so werden wir uns doch an die Erinnerung, wie an eine Beruhigung, gewöhnen."

Hoffnungsschwellendes Schiff! Ein Windstoß erhebt sich in widriger Richtung und Du bist genöthigt, Deine rauschenden Segel zu streichen! Noch hätte das Echo der letzten Worte Heli-Jong's kaum verklungen sein können, wenn in der kleinen Zelle ein Echo befindlich gewesen wäre, als sich die Thür öffnete und eine Anzahl Priester hereintrat. Sie hatten sich vielleicht noch nicht einmal von dem Blute des Armen gereinigt, der hier beweint wurde. Die Priester machen nur dann viel Umschweife, wenn sie sich über die Geheimnisse, als deren Wächter sie bestellt zu sein glauben (da sie doch ihre Ergründer sein sollten), aussprechen müssen; wo sie aber zu befehlen und anzuordnen haben, da sind sie rasch zur Hand und sparen die weitläufigen Vorbereitungen. Der Führer der Deputation trat vor und erklärte den Brüdern, daß es zwar den menschlichen und göttlichen Gesetzen angemessen wäre, einen Hochverräther am Dasein Gottes bis in's dritte und vierte Glied zu bestrafen, nicht nur seinen Namen auszurotten, sondern auch den Namen Derer, die denselben mit ihm führen, seine Brüder, Schwestern und Freunde zu züchtigen, weil sie alle insofern an seinem Verbrechen Theil haben, als sie es nicht verhinderten. „Aber dennoch," fuhr er fort, „weiß es alle Welt, daß die Kirche nicht nach Blut dürstet. Der Orden der schwarzen Gylongs hat immer geglaubt, daß die Strafe ebenso zur Belehrung als zur Sühne dienen müsse. Begangene Verbrechen lassen sich nicht ungeschehen machen; aber wenn sie noch im Werden sind, so kann man ihnen vorbeugen. Erkennet daraus, wie liebevoll die Absichten der Kirche mit Euch sind, die Ihr dem Verderben schon fast anheim gefallen seid! Ihr wollt zurückkehren zu Euren gewohnten Beschäftigungen? Wer stellt aber uns und Euch sicher, daß sich an die kaum abgebrochene Kette von Vergehen keine neuen knüpfen? Wir dürfen nicht zugeben,

daß Ihr diesen Ort verlaßt, ohne Belehrungen von uns empfangen zu haben. Ich selbst bin mit diesem Geschäfte beauftragt; ich eröffne für Euch eine Reihe von Vorlesungen über die traditionelle Götterbildung; bereitet Euch zu einer Prüfung vor, die Ihr im Angesichte des Klosters bestehen müßt, worauf erst Eure Rosse gesattelt und die Thore dieser heiligen Stätte Euch geöffnet sein dürfen. Da Eure Tochter gewohnt war, die Malereien an den Göttern auszuführen, so darf sie sich dieser Unterweisung nicht entziehen. Macht Euch auf und folgt mir in die neue Wohnung, die Euch künftig beherbergen soll!"

Die Brüder kannten nichts von Einwendungen gegen den Willen eines Priesters. Sie ergaben sich in den Aufschub ihrer Abreise und folgten ihrem Lehrmeister, bei welchem der ihm anvertraute Unterricht nicht wenig Kenntnisse und nicht wenig Stolz darauf voraussetzen ließ.

Gylluspa, in einen weiten Schleier gehüllt, schwankte ihnen nach. Der Schmerz machte sie stumm; ja selbst dem Gefühl versagte eine deutliche, verständliche Sprache. Sie wußte nicht, was sie verloren, aber auch, was ihr wiedergegeben war, blieb ihr unbekannt. Zuletzt schien es ihr eines festen, anhaltenden Gedankens werth, daß sie in Lassa blieb; sie hing an ihm einen Augenblick. Als er aber in ihr Herz schlug und wie ein Feuerstrahl sie erwärmte, da blickte sie auf; ihr Auge fiel in den Hof und auf ein Grab, in welches Priester eine blutige weiße Hülle senkten. Widerhallte vorher Maha Guru's Name noch in ihrer Seele, so stieß sie ihn jetzt zurück; denn selbst ein liebendes Herz mußte seine draußen prangende, kraftlose Allmacht mit Unwillen erfüllen. Wir überlassen Gylluspa auf einige Zeit ihrer Trauer, der Sorgfalt ihrer Väter, den klagenden Tönen ihrer Laute, der schwachen Trösterin ihres Schmerzes.

Schü-King war das Gegenbild Gylluspa's. Diese würde in Augenblicken der Gefahr niemals mit fester Entschlossenheit haben auftreten können, wenn sie auch wie Jene die Situationen und die Mittel dazu besessen hätte. Schü-King handelte energisch, wenn sie in den Fall kam, es thun zu müssen. Von ihren Typen war der Uebergang zum Arme

ſchnell. Wo die Frauen in den Lauf der Dinge eingreifen, handeln ſie oft mit mehr als männlicher Entſchloſſenheit, weil ſie keine Rückſichten kennen und ihnen die Schmeichelei den Begriff der Verantwortlichkeit zu einer ganz unbekannten Verpflichtung macht.

Es war billig, daß der Correſpondent während ſeiner Abweſenheit die Verwaltung ſeiner häuslichen Angelegenheiten dem wachſamen Auge ſeiner Schweſter anvertraut hatte. Aber er hatte ihr beim Abſchiede noch mehr empfohlen. Er hatte ihr ein Bild des Zuſtandes, in welchem er die Angelegenheiten Tibets und Laſſas zurückließ, entworfen und war oft von Schü-King darin unterbrochen worden, weil ſie bald eine ſeiner falſchen Angaben zu berichtigen, bald über Verhältniſſe, die ſelbſt dem Bruder noch zweifelhaft waren, die richtige Auskunft zu geben hatte. Sie kannte die Eiferſucht, mit welcher ein Kloſter das andere verfolgte, die üblen Nachreden, welche die verſchiedenen Orden der Geiſtlichkeit hinter ſich herſtreuten; ſie war vollkommen unterrichtet über den Zuſtand des Heeres, wo ihr ſelbſt die Statiſtik der Sattelgurte nicht unbekannt geblieben war, ja bis auf die kleinſten Erlebniſſe des Tages erſtreckte ſich ihre Kenntniß; ſie wußte, welche Frauen im Umkreiſe binnen drei Monaten niederkommen mußten, welche Eheverlöbniſſe eingegangen waren und auf wie lange Zeit der Nachbar im dritten Hauſe zur Linken ſich Brot gebacken hatte; kurz, der Correſpondent konnte mit der gerechteſten Beruhigung die Thore der Stadt verlaſſen. Er umarmte ſeine Schweſter mit aller Zärtlichkeit und gab ihr die Verſicherung, daß zwiſchen dieſem Abſchiede und der Accolade des Wiederſehens nur der kurze Zeitraum einiger Wochen liegen würde.

Daß dieſe Reiſe ihrem mächtigen Bruder gefährlich ſein könne, fiel Schü-King erſt da auf's Herz, als die Wochen immer von Neuem anfingen, ohne am Schluß die Reiſenden zurückzubringen. Tſchu-Kiang, der verliebte Oberſt, lief jeden Morgen in der Frühe, ſobald er nur mit ſeiner Toilette fertig geworden war, in das Haus ſeines gehofften Schwagers, weil er beſtimmt darauf gerechnet hatte, daß er dieſe Nacht, dann dieſe, dann wieder eine Nacht, endlich ein-

getroffen ſei. Aber die Thürſteher ſchüttelten ſchon in der Ferne den Kopf, ſo daß ihm bang wurde und ihn nur die Complimente der Dienerſchaft daran erinnern konnten, ſich zu faſſen und aufrecht zu halten. Und wenn er des Tages über zu den Füßen Schü-King's ſaß, ſo trieb ihn jedes Geräuſch auf der Gaſſe an's Fenſter oder eine plötzliche Ahnung und Caprice ſeiner Angebeteten zwang ihn, auf der Stelle bis in die fernſten Dörfer zu reiten, weil ſie den Bruder dort eben angekommen glaubte. Dem Oberſten mußte daher Alles daran gelegen ſein, daß der Correſpondent endlich wieder in ſeinen Wirkungskreis zurückkehrte.

Das Ausbleiben des Erſehnten wurde zuletzt ſo auffallend, daß die einzige Beruhigung nur noch darin lag, daß man ihn aufgab. Um jedes Aufſehen zu vermeiden, wurden die verſchwiegenſten Diener in's Vertrauen gezogen und über das Land nach allen Richtungen geſchickt, um die Spur des Verlorenen zu entdecken. Schü-King aber rief eines Morgens den Oberſten dicht in ihre Nähe, zerriß ihm die auf ſeiner Schulter mit Zierlichkeit gelegten Epaulettes von ſeidenen Atlasbändern und ſagte: „Ich legte mich geſtern mit ſchwankenden Entſchlüſſen nieder, über Nacht ſind ſie gereift und ich ſtand mit einem feſten, unwiderruflichen Vorhaben auf. Das Regiment von Tibet iſt eine Eroberung geworden, die Jeder machen kann. Ich kenne die Gedanken einiger übermüthigen Menſchen, welche wir zu fürchten haben, wenn wir die Zügel in Händen behalten wollen. Wer will mich hindern, im Auftrage meines Bruders zu handeln, wenn meine Thaten von Entſchloſſenheit und mein Wille von Muth zeugen? Ich mache mein Putzzimmer zum Mittelpunkt, um den ſich Alles in Tibet bewegen ſoll.“

Tſchu-Kiang war nur geſchaffen, fremde Gedanken anzuhören, nicht ſie zu prüfen. Am wenigſten würde Schü-King von ihm eine Billigung der ihrigen verlangt haben. Sie fuhr in ihrem Selbſtgeſpräche fort: „Die Klugheit,“ ſagte ſie, „kämpft nicht mit Pfeil und Bogen, ſondern mit Worten, die von Drohungen begleitet ſind, mit Handlungen, die den Schein der Gefälligkeit annehmen, und mit Lügen, die zur rechten Zeit und in paſſender Verbindung angebracht werden.

Die gewaltſamen Schläge ſchaden dem Hammer mehr, als dem Ambos. Durch weiſe und mäßige Berechnung ſind alle Ziele erreichbar. Warum ſollten dieſe Einſichten den Frauen verſagt ſein? Die Männer, welche ſo oft von ihren Weibern betrogen werden, dürfen ſich wol kaum rühmen, daß nur ihnen die Liſt und die Kunſt der Verſtellung beſchieden iſt.“ Darauf begann ſie mit einer ausführlichen Darſtellung der Verhältniſſe, wie ſie nach ihrer Meinung überall vorlägen, und welche Richtung ſie ihnen geben müßte, um den Abſichten ihres Bruders, auf den ſie keineswegs noch zu hoffen unterließ, entgegen zu kommen. Nachdem ſie dabei unzählige Male auf Ming-Ta-Lao, den General, zurückgekommen war, blieb ſie beim Dalai Lama ſtehen. „Dieſer junge Mann,“ ſagte ſie mit profanen Ausdrücken, „findet in ſeiner neuen Würde Alles, was ſich in ihr nur ſuchen läßt, Bequemlichkeit, Ruhe, Gleichgültigkeit. Er hat nichts zu thun, als ſeine gnädigen Herablaſſungen zu ſtudiren. Sein Leben iſt eine fortwährende Uebung im Lächeln und kein Wunder, wenn er es in dieſer Kunſt ſo weit bringt, daß ſein Anblick unwiderſtehlich wird. Er hat mich zu wiederholten Malen geſehen, ich habe ihm ſchlecht verhehlt, wie zärtlich ich für ihn empfinde; ich will aber niemals wieder vor ſein Antlitz treten.“ Tſchu-Kiang mußte Dinge hören, die ihn folterten; aber Schü-King fügte zu ſeiner Beruhigung hinzu: „Auszeichnungen, welche man für Jeden bereit hat, ſind es für Niemanden. Ich verwünſche dieſes Lächeln des Lama, mit welchem er jede Bauernfrau, die ihre Eier auf dem Markte verkauft hat und die Stadt nicht verlaſſen will, ohne ihn zu ſehen, von Weitem beglückt. Die Gleichgültigkeit dieſes jungen Menſchen würde jede Andere herausfordern, mir macht ſie ihn zuwider.“

Der Oberſt rückte ſelbſt mit einer Geſchichte heraus, die man ſich ſeit längerer Zeit in Laſſa erzählte und zum Theil auch Schü-King's Ohr ſchon erreicht hatte. Es waren Vermuthungen über die Verhältniſſe des Dalai Lama zu Gyluspa, der Tochter eines wegen Ketzerei hingerichteten Verbrechers. Sie kamen der Wahrheit ziemlich nahe und waren hinreichend, wie ſie den Verdacht der lauernden Prieſterſchaft ſchon erregt hatten, auch die Eiferſucht eines ehrgeizigen

Weibes zu steigern. Schü-King würde, wenn sie erfuhr, daß Maha Guru, in ihren Augen der menschlichste Gott, den Reizen einer Andern den Vorrang gegeben hätte, ihn zwar nicht mit heftigerer Leidenschaft verfolgt, sich aber an dem Gegenstande seiner Hingebung gerächt haben. Sie trug daher ihrem Anbeter auf, über diese Angelegenheiten weitere Erkundigungen einzuziehen.

Bei aller männlichen Energie mußte Schü-King doch dem Weibe unterliegen, wenn ihre Leidenschaften die Richtung auf Liebe und Besitz nahmen. Sie gerieth in einen Zustand der Erregung und schwankte zwischen den Umarmungen Tschu-Kiang's und der Theilnahme an einer Scene, für welche sie sich zuletzt entschied und der wir die nachfolgende Schilderung widmen. Der Oberst wurde entlassen, und Schü-King eilte, so schnell es der verjüngte Maßstab ihrer Füße erlaubte, in den hintern Hof, wo sie den Harem ihres Bruders betrat. Hier war eine von vergoldeten Säulen getragene Halle das Gesellschaftszimmer der Frauen des Correspondenten. Hier mußten sie sich in der Frühe versammeln und die längste Zeit des Tages zubringen; denn die Chinesen wissen, daß die Einsamkeit den Frauen schädlich ist, wenn man sie lebhaft, munter, gesellig erhalten will. Die Chinesen legen aber ihren Weibern auch noch andere Verbindlichkeiten auf. Sie wollen sie, wenn sie sie überraschen, nicht von den Armen des Müßiggangs umfangen antreffen, sondern entweder mit kunstvollen Handarbeiten beschäftigt oder unter Büchern begraben oder den Schreibpinsel in der Rechten und ein Stück Papier in der Linken. Auch für die Abwesenheit des Correspondenten blieb es das strengste Verbot, von dieser gewohnten Ordnung der Dinge abzuweichen.

Nichtsdestoweniger mußte die Verzögerung der endlichen Ankunft des Verreisten auf die Strenge, mit welcher man in der Beobachtung seiner Befehle verfuhr, zurückwirken. Die Augen der verschnittenen Aufseher wurden kurzsichtiger, ihre Erinnerungspeitsche wurde nicht mehr in Wasser getaucht, die Unterrichts- und Gebetstunden erlitten ansehnliche Verkürzungen, und Scherz und Lust zog ein, wo sonst nur Verleumdung, üble Nachrede, Mißgunst und Eifersucht die Gemü-

ther und Lungen in Bewegung ſetzte. Man rief ſich Sänger von der Straße herauf, man beſtellte ſich Tänzerinnen, die den Weibern vortanzten, da die Chineſinnen ſelbſt durch ihre kleinen Füße daran verhindert wurden, und wenn ſonſt nur ein einziger Palankin dafür beſtimmt war, die Frauen des Harems eine nach der andern abwechſelnd ſpazieren zu tragen, ſo brachte man jetzt deren ſechs und acht zuſammen und zog in Karavanen auf das Land, ohne ſich dabei durch den Schleier viel verhindern zu laſſen, zu ſehen und geſehen zu werden. Der Garderobe-Aufſeher mußte die Feſttagskleider herausgeben, und als er ſie zurückverlangte, wurde er von einem ſchon vorher verabredeten Gelächter empfangen. Man hätte ihm die Augen ausgekratzt, wenn er die Zurückgabe ernſtlich gewollt hätte. Er nahm aber ein Einſehen und befolgte die Maxime der übrigen Inſpectoren, die ſich dem weiblichen Deſpotismus unterwarfen, den Morgen um ſieben Uhr, den Abend um acht beginnen, die ſchriftlichen Penſa ſich verkürzen, die Gedächtnißaufgaben gänzlich fallen ließen und ſelbſt für das Einſchleichen männlicher Geſellſchafter kein Auge gehabt haben würden, wenn dies anders in unchriſtlichen Ländern möglich geweſen wäre.

Schü-King aber ſympathiſirte mit jeder Licenz, welche über gezogene Schranken und Befehle ſprang. So lange ſie in den Unordnungen des Harems nur das Lüften einer preſſenden läſtigen Kleidung ſah, ſo lange noch in ihr die erſte Gebieterin des weiblichen Heerlagers verehrt wurde, gab ſie den Ausbrüchen der Ungebundenheit und Freiheit nach. Sie warf den Mantel ihrer Nachſicht um die Ausſchweifungen des weiblichen Sansculottismus. Dies that ſie um ſo mehr, als ſie eine Befriedigung darin fand, an ihnen Theil zu nehmen. Zuweilen gab ſie ſich den äußerſten Anregungen hin, die nur auf die Phantaſie und die verſteckteſten Gefühle wirken können. So jetzt. Sie eilte über die mittleren Höfe, bis ſie ſchon aus der Ferne das Geräuſch vernahm, das aus den Räumen des Geſellſchaftsſaales ſchlug und in den Höfen widerhallte. Man ſang, lachte, klatſchte in die Hände, in demſelben Augenblick erhob eine Stimme ein Zetergeſchrei, mehrere andere fielen ein, Partheien bildeten ſich mit kreiſchenden Pa-

rolen; zu den Losungswörtern gesellten sich geschleuderte Nadelkissen, fliegende Fächer, zerschmetterte Stickrahmen, bis sich endlich die Aufseher dazwischen legen und vermitteln wollten. Dies war aber nur das Signal, um Alle zu vereinigen. Die Partheien bildeten einen Phalanx, wenn es die Inspectorenkette zu durchbrechen galt. Diese wich, suchte den Rücken zu gewinnen, die Zöpfe in Sicherheit zu bringen und Alles löste sich in schallendes Gelächter auf.

Schü-King's Eintritt in den Saal gab diesen Scenen eine neue Wendung. Alle Weiber drangen auf sie ein und überhäuften sie mit Liebkosungen und den zärtlichsten Grüßen. Die älteren Damen empfingen sie wie eine langjährige Freundin, und die jüngeren, frische, liebliche Kinder, die noch von der Sonne des vorigen Sommers die Wellen des gelben Flusses beschienen gesehen hatten, drängten sich mit zutraulicher Hingebung an sie und küßten zärtlich die Säume ihrer weiten Seidenärmel. Jede wußte ihrer Gebieterin etwas zu erzählen, das sie ihrer Kenntniß für würdig hielt. Yeg-Jeg hatte zwei Stecknadeln gefunden und überströmte vor Freude; Hong-Niang schlug die Hände zusammen, weil auf ihrem Zimmer die Blume Lan eine Knospe getrieben; Lo-Liang weinte, weil sich ihr Schoßhündchen einen Splitter in den Fuß geritzt und am Wundfieber krankte; Ye-King sagte mit schelmischen Augen, daß sie von einem Tempel der Pu-Kieu oder der allgemeinen Hülfe geträumt, und daß sie der Himmels-Königin Weihrauch geopfert hätte.

So flossen unendliche Redeströme von mehr als dreimal fünf Lippen und selbst der Schmerz wurde eine Seligkeit, seitdem er sich aussprechen ließ. Allmälig aber stockten die Zungen, man fing an, sich auf die Sprache der Augen zu beschränken, und betrachtete, in die verschiedensten Gruppen zertheilt, abwechselnd bald die Genossinnen, bald Schü King, die ihre stummen Blicke mit Schweigen erwiderte. Es schien, als würde allgemein etwas erwartet, das Eins gegen das Andere nicht auszusprechen wagte. Schü-King weidete sich nicht an den bittenden, sehnsüchtigen Mienen ihrer Umgebung, sondern sie schien dieselben Wünsche zu theilen, vor ihrer Erfüllung aber zu erschrecken. Diese Erfüllung lag jedoch in

ihrer Hand. Ein Kahlkopf ſtand ſchon lange an der Pforte, wie auf dem Sprunge, um augenblicklich die Befehle ſeiner Gebieterin in's Werk zu ſetzen. Alles blickte, während Schü-King niederſah und den wogenden Buſen hielt, auf den verſchmitzten Eunuchen, der mit verfänglichen Geberden die zitternden Winke erwiderte und nur auf Schü-King wies, als den Schlüſſel eines Himmels voller Seligkeiten. Endlich hob dieſe ihr Haupt, ſah nach der Thür, fixirte den lauſchenden Diener und warf ihm ſo verliebte Zeichen zu, daß er hinausflog und die Weiber in banger Erwartung zurückließ. Mußten ſie ſich doch alle über das Ausbleiben des Herrn und Gebieters zu tröſten ſuchen.

Nach einigen Augenblicken kehrte der Eunuch mit einer hölzernen Rundplatte zurück, die er auf den Händen trug. Es war ein Pfeifenbeſteck, das in ſechzehn rings herumlaufenden Löchern eben ſo viel Pfeifen von feinſtem chineſiſchen Porzellan und in der Mitte eine glühende Flamme enthielt, woran ſich der Taback anzünden ließ. Dieſer Moment war der erſehnte, von Schü-King erflehte; ihm ſollten noch größere Seligkeiten folgen. Die Weiber nahmen von dem Brett haſtig eine jede ihre Pfeife, ſahen mit einem lüſternen Blick auf den gelben angefeuchteten Inhalt des Kopfes, griffen nach einem Hölzchen und waren bald von balſamiſchen Rauchwolken umhüllt. Aber welche ſonderbaren Stellungen nehmen die Damen an! Sie haben Eine für die Andere das Auge und jede Rückſicht verloren. Hat man je in einer lang ausgeſtreckten Stellung Taback geraucht? Dieſe Frauen verſtehen das vielleicht nicht beſſer oder ſie haben eine andere Abſicht, die wir nicht ſogleich errathen können. Sie darüber zu fragen, möchte keinen Erfolg haben; denn mit dem erſten Zuge aus der dampfenden Pfeife ſcheint bei Allen die Theilnahme an der Außenwelt verſchwunden. In dem duftenden Wolkennebel herrſchte eine geheimnißvolle Stille. Alle Worte waren von der Zunge verbannt, und ſelbſt wenn die Rauchende auf einen Augenblick die Pfeife vom Munde nahm, blieb ſie lautlos und hatte für ihre Nachbarin weder eine Frage noch Antwort, wenn eine ſolche wäre verlangt worden. Doch bald zogen durch dieſes Schweigen

Marſton.

Das Factotum Sir Eduard Holiday's?

Holiday.

Wie Sie wollen, Marſton! Trilbie, Sie werden Sorge tragen, Sir James mit all der Gaſtfreundſchaft und Zuvorkommenheit zu bewirthen, die im Hauſe der Douglas erblich iſt.

Toms (bei Seite).

Aha! Er ſpielt ſchon auf die Erbſchaft an.

Marſton.

Ich ſage Ihnen, Holiday! Douglas Caſtle hat meine ganze Bewunderung! Grade wie das alte Schloß des Bradwardine im Waverley von Walter Scott.

Holiday.

Und nun unſer Vetter! Wo iſt Arthur, daß ich ihn in meine Arme ſchließe! Ich hörte ſchon auf der letzten Station, daß er leidet.

Marſton.

Der Ton des Poſthorns ſcheint bis zu dem romantiſchen Flügel, wo Lord Arthur wohnt, nicht gedrungen zu ſein.

Toms.

Der gnädige Herr wohnt in einem Thurm mit ſehr dicken Mauern.

Trilbie.

Vergebung, meine Herren! Wenn Sie bereits von dem leidenden Zuſtande des Lords erfuhren, ſo bin ich der unangenehmen Pflicht überhoben, Ihnen davon die erſte Anzeige machen zu müſſen. Der gnädige Herr wohnt in dem entfernteſten Flügel des Schloſſes und ich werde mir die Ehre geben, Sir Eduard Holiday dorthin zu begleiten.

einzelne Laute, die von allen Stimmen nach einander aufgefangen und wiedergegeben wurden. Es waren Seufzer der Erwartung, ein Ach der Ueberraſchung. Ein ſeliges, freies Athmen entrang ſich der tiefſten Bruſt; dieſer Hauch ſchien ſeine Wolkenarme auszubreiten und die Welt der Erinnerungen und Hoffnungen zu ſich heranzuziehen. Es war, als ſtürbe dieſer Athem an der Größe ſeiner Sehnſucht einen ſeligen Tod. Denn auf Augenblicke trat wieder das Schweigen ein, die Pfeifen dampften glühender, die Wolken ſtiegen undurchſichtiger.

Dieſe Abwechſelung kehrte zu öfteren Malen wieder; doch verkürzten ſich die Intervalle zwiſchen den Pauſen und der leiſen, athmenden Muſik dieſer in Seligkeiten aufgelöſten ſechzehn Weiber. Die Entzückungen wurden anhaltender, die innere Luſt machte ſich mit lauten Worten kund, der Taback in den Pfeifen verglomm, die Chineſinnen lagen mit ausgeſtreckten Armen und geſchloſſenen Augen auf ihren Polſterkiſſen. Die einzelnen Worte in dem Munde der Einzelnen gewinnen einen Zuſammenhang; die tollſten Phantaſieen ſchwirren durch den Saal; Nord und Süd, Feuer und Waſſer, Liebe und Entſagung verwirren ſich; es giebt keine Wünſche, keine Hoffnungen, keine Träume mehr; die Götter ſteigen von ihren Wohnungen herab und öffnen die Seligkeit aller Himmel.

Yeg-Jeg, dieſelbe, die ſich vor einer halben Stunde über zwei gefundene Stecknadeln die Hände vor Freude wund klatſchte, war vielleicht die ſchönſte unter den Weibern des Geſandten; die jüngſte war ſie unbezweifelt. Sie war die Erſte, deren Träume zu einem vollſtändigen Sinne zuſammenrannen. Ein Gott ſprach aus ihrem Innern, nur bediente ſich derſelbe ihrer hellen, zarten, kindiſchen Stimme, ſo daß die ungeheure Gewalt der Empfindung und Vorſtellung gegen den Ton, in den ſie ausbrach, lächerlich abſtach. „Ach, wie ſchnell," rief ſie, „tragen mich die Flügel durch die Tage und Nächte, welche ich brauchte, um in dieſe kalten Gegenden zu kommen! Ich fliege wie der Vogel Peng, hunderttauſend Li in einem Fluge. Ich ſehe Wogen, weiß wie der Schnee, bis zum Himmel hinauf blitzen ſie; die tauſend Blumenbeete von Lo-Yang ent-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.
3-598-51032-2
FN. 19209/101

falten, von diesem Schnee benetzt, ihre Kelche. Ach, diese gelben Fluthen sind das Bett meines heimathlichen Hoanghoflusses. Ich sehe Dich wieder, Tschang-Kong, die Leuchte meiner Seele! Ich zweifle nicht, daß Du jetzt Dein Examen bestanden und die Würde eines graduirten Doctors erlangt hast. Du warst in allen Königreichen, die der nasse Gürtel desselben Flusses umgiebt, der Fleißigste. Ja, mein Geliebter war so fleißig, daß er durch seinen Eifer ein eisernes Tintenfaß aufrieb. Er hat die classischen Schriftsteller studirt! Er war wie der Wurm, der mitten in Büchern lebt und es nie satt wird, sie zu verzehren. Auch die Nächte verwandte er auf seine Studien; wenn er kein Licht bezahlen konnte, so las er bei dem Dämmerscheine des Schnees, der durch's Fenster fiel, oder im Sommer bei dem funkelnden Lichte, das der Glühkäfer um sich verbreitet. O wie selig bin ich, daß ich meinen treuen Freund, den Doctor, in meine Arme schließe!"

Die Worte, welche ihre Nachbarin aussprach, kamen etwa auf folgende Phantasie zurück:

„Es müßte gar keinen neunten Himmel geben, wenn ich mich nicht jetzt in ihm befände. Das muß wahr sein: mein Gemahl ist der schönste Mann in Peking, und da Peking die Blume aller Städte ist, so ist er auch der schönste in allen Königreichen, deren Namen herzuzählen ich jetzt wahrhaftig keine Zeit habe. Er ist Vicepräsident am Ober-Ceremonien-Gerichtshofe und hat ein System der feinen Lebensart herausgegeben, nach welchem ich mich hauptsächlich gebildet habe. Ach, dieser Mann lebte nur in Complimenten; selbst wenn er des Abends in meine Kammer trat, löste er nie meinen Gürtel, ohne mir etwas Schmeichelhaftes zu sagen. Muß ich mich aber nicht überaus glücklich schätzen, daß der Vicepräsident jetzt hinter mir steht und die modische Art, meinen Zopf aufzustecken, mit dem Beifall eines Kenners beehrt! O, mein Tsoui, wie freue ich mich, daß ich Deinen Tod ohne alle Ursache beklagt habe! Wie konnte ich auch glauben, daß Du an einer Leberverhärtung gestorben sei'st! Ich hielt mich eine Zeit lang für verlassen und sang täglich nach der Arie des Chang-Hoa-Chi das schöne chinesische Lied: Mein

Gemahl ist gestorben und seine ansehnliche Pension als Vicepräsident ist ihm nachgefolgt! Ich sehe aber, daß dies ohne Grund war, denn sonst würdest Du mich nicht mit Deinen Küssen bedecken!"

Eine Dritte erging sich ungefähr in diese Träume:

„Gestern waren meine Thränen noch geröthet, wie die des Vogels Tu-Kiuen und wenn der Nord-Ostwind in meinen Ohren sauste, so verwünschte ich ihn. Ich war einst keine gewöhnliche Schauspielerin, wenn anders eine Anerkennung darin liegt, daß das Publikum sich nach der Vorstellung um meinen Palankin drängte, um mich in mein Quartier zu tragen. Die Schauspiel-Directoren hatten mich lieber als andere Liebhaberinnen, weil ich das Chinesische der Mandarinen sprach und nichts in meiner Stimme an den Dialekt von Fokien erinnerte. Aber mein Glück ruinirte mich. Ein Obertribunals-Rath hatte sich für meinen Anbeter erklärt und überhäufte mich mit Zärtlichkeiten, die ich nicht zurückweisen konnte. Ich liebte ihn auch mehr als meine Seele; denn ich schenkte ihm meine Seele. Dieser Freudenkelch wurde bald vom Schicksal vergiftet. An einem schönen Frühlingstage besuchte mich die Gemahlin des Obertribunals-Rathes, schlug mich mit einem Bambusstocke so jämmerlich, daß ich auf dem Rücken noch blaue Flecke davon trage, und machte ihrem Manne den Proceß. Ich mußte fliehen und habe meinen Liebhaber seit Jahren heute zum ersten Male wiedergesehen. Wie ich ihn anbete! Ich singe nach der Arie Ki-Sing-Tsao die Stelle, welche mir aus dem „westlichen Pavillon" noch einfällt. Das harmonische Geräusch der kostbaren Steine, welche an seinem Gürtel hangen, nähert sich immer mehr. Jetzt verbirgt das perlengeschmückte Gitterfenster die Pfirsichblüthe seines Antlitzes; jetzt läßt es mich ihn wiederschauen, den Helden aus dem Paradiese des Wau-Ling. Man könnte sagen: Dies ist der Obertribunals-Rath aus Peking, dessen Frau mich geschlagen hat; ich aber sage: nein, es ist die Sonne, die im östlichen Meere glänzt; es ist ein edles Roß, unter dessen Sattel ich mich sehnsüchtig schmiegen möchte. Ach! Kiun-Chui, ich bin die glücklichste Schauspielerin, die je einen Mann gefunden hat, der ihre Reize zu würdigen versteht!"

Dieſe Exaltationen wurden durch Opium hervorgerufen, mit welchem der verrauchte Taback angefeuchtet war. Die Betäubten brachen in die wahnwitzigſten Träume aus, in denen das Kühnſte in Erfüllung und das Entfernteſte in die Nähe trat. Es gab in ihren Phantaſieen nichts mehr, deſſen Beſitz über ihre Wünſchen hinausgelegen hätte; alle Scheidewände waren aufgehoben und die Seligkeit des Himmels war das Bett, auf welchem ſie ſchwelgten. Eine völlige Abſpannung folgte endlich dieſen Phantaſie-Ausſchweifungen. Es währte nicht lange, ſo lag der geſandtſchaftliche Harem in den tiefſten Schlaf verſunken.

Elftes Kapitel.

Die nahende Kataſtrophe.

Ahriman iſt der in Laſtern verſchlungene Gott mit langen Knien und langer Zunge, ein Nichts des Guten, der aus ſich ſelbſt lebt und ohnmächtig. Wenn ihn aber glühende Metallſtröme ausgebrannt, wird auch er heilig werden, Ormuzd loben und das himmliſche Wort reden: Aveſta!

Vendidad.

Schütteln wir den Staub von unſeren Füßen! Wir treten wieder dem Dalai Lama unter die Augen, die allwiſſenden, die uns auf keinen Augenblick verloren hatten. Allem, wovon die Erzählung berichtete, als ſei es in ſeiner Abweſenheit geſchehen, wohnte er nach der Fülle ſeiner Allgegenwart bei; und nur die Rückſicht auf ſeine irdiſche Erſcheinung verbot ihm, ſich mit den Ereigniſſen, von denen ſogar eins *gegen* ihn gerichtet war, in Zuſammenhang zu ſetzen. Menſchliche Leidenſchaften, welche Feinde gegen ihn werben wollten, mußten ihm ihrer Natur nach unverſtändlich bleiben. Iſt doch meiſt nur das eigene Gelüſt das Gewicht, das der Menſch auf die Wagſchale ſeiner Entſchließungen legt; der Himmel

legt das Schwert der Gerechtigkeit nur dann dagegen, wenn die Tugend von dem Verbrechen überwogen wird.

Maha Guru's Seele war zerriſſen. Den Einklang ſeiner Wünſche und Gefühle ſtörten die Hinderniſſe, die ſich jenen entgegenſtellten, und mannigfache Eindrücke, die dieſe verbitterten. So weit ſeine Hand auch reichte, ſo wußte er doch, daß ſie nicht immer Schutz gewähren konnte, wenn ſie darum angefleht wurde. Er ſah, wie man ſeinem allwiſſenden Auge die Dinge in Wolkennebeln entzog. Ach, er fühlte es nur zu gut, daß es allmächtigere Bande gab, womit ihn die Vermeſſenheit und die frevelhafteſte Herrſchſucht in willenloſe Unthätigkeit ſchlug!

Die knechtiſche Verehrung, welche die nicht gerechnete Menge mit dumpfer Gedankenloſigkeit dem erhabenen Jüngling opferte, konnte ihm noch auf Augenblicke den Glauben an ſich ſelbſt wieder geben; aber zuletzt blieb ſie doch ein zu ſchwaches Gegengewicht, um alle aufſchießenden Zweifel niederzuhalten. Dieſe finſtere Anbetung diente ihm ſchon dazu, den Contraſt zwiſchen einem Scheine von Wahrheit und der offenbaren Lüge in's Licht zu ſtellen und Maha Guru's Lage ihm unerträglicher zu machen. Jede Anrufung ſeiner Allmacht war die peinlichſte Erinnerung an ſeine Hülfloſigkeit. Jede Präſumtion einer göttlichen Eigenſchaft, die den frommen Leuten vor ſeiner Herrlichkeit das Knie beugte, erregte in ihm ein Gefühl, das zwiſchen Verlegenheit und Entrüſtung in unbeſtimmter Mitte ſchwankte. Maha Guru war zu lange dem Leben entzogen geweſen, die Gewöhnung an die geſellſchaftlichen Kreiſe des menſchlichen Zuſammenlebens füllte den engen Raum ſeiner Jugendjahre, ſein ganzes Daſein war zu ſehr von den Anſchauungen der Welt unter dem Geſichtspunkte des Himmels und ſeines Zuſammenhanges mit dem Regimente deſſelben gefärbt, daß er nicht anders konnte, als auch in dieſen feindſeligen Verhältniſſen, welche ihm ſeine Würde ſo ungenießbar und ungenoſſen machten, eine Phaſe der göttlichen Offenbarung ſehen. Gewöhnt an die Geſchichten der Götter und ihrer Kämpfe, hielt er dafür, daß die feindlichen Gewalten, welche jenſeits der ſieben Hügel oder der ſieben Meere des Righiel Lumbo

wohnen und den wunderbaren Baum Zampuh schon seit Jahrtausenden unterwühlen, auch gegen ihn mit allen Irrungen und Täuschungen, welche den Göttern des Lichts nur zu Gebote stehen, ausgezogen sein. Die Unbehaglichkeit, welche ihn so peinigte, hielt er für den Drang und die Hitze eines Kampfes, in welchem er sich nothwendig befände; er hoffte, bald die glänzendsten Siege über seine Feinde und seine eigene Unmacht davon zu tragen.

Bei diesem Glauben mußten dem Lama die Anmaßungen der Priesterschaft und die Zumuthungen der fremden Dränger in einem besondern Lichte erscheinen. Er ertrug alle Ausbrüche der Leidenschaften, die sich in seiner unmittelbarsten Nähe um ihn drängten und sich zuletzt meist nur ihn, ihn, zum Opfer brachten, als gält' es eine der herbsten Prüfungen auszuhalten, die er in seinen Vorbereitungsjahren mit Unrecht glaubte hinlänglich bestanden zu haben. Er ahnte, daß eine höhere Macht seinem Verhalten bei diesen Kämpfen lauschte, und in Augenblicken wiedergekehrter, seliger Wonne wußte er, daß diese höhere Macht nur seine eigene unleugbare, unsterbliche Lamaität war. Wär' es den Menschen angeboren und anerzogen, für Götter gehalten zu werden, könnten sie je bei gewissen Regungen, die man empfunden haben muß, um von ihnen zu reden, über diese Voraussetzung in Zweifel gerathen, um wie viel weniger konnte Maha Guru seinem Gefühle mißtrauen, da er, ein Jüngling von hoher und edler Seele, in den Mysterien des Geistes forschte und den Regungen der Liebe und des Wohlwollens zugänglich war? Dazu kam, daß ihn das Vorrecht der allgemeinen Anerkennung als des Einzigen in seiner Macht traf. Es störte ihn nie der Gedanke, daß aller Welt an dem Rechte, sich der Ewigkeit gleichzustellen, eine gleiche Theilnahme gebührte. Alle Erhebung der menschlichen Seele war nur für Ihn da, nur Ihm schlossen sich die Pforten des Himmels auf, er wußte nicht, daß die Offenbarung der Gottheit an alle menschlichen Wesen ergangen war. Darin liegt der Zauber, der den Wahn eines einzigen Menschen gefangen halten kann. Ueberall, wo eine gleiche Vertheilung der Gaben gelehrt wird, sind die Propheten selten. Die Gemein-

ſchaftlichkeit ſetzt den Genuß der Güter in ihrem Werthe herab, und ich höre nur von Einem Beſitz, welchem es noch nie geſchadet hat, daß wir ihn mit Anderen theilen müſſen. Es ſoll der Ruhm ſein.

Der Schaman war vor ſeinen Bruder getreten. Ein langer Zeitraum lag zwiſchen der letzten Begegnung und dieſem Wiederſehen, und in keiner Zeit hätte ſich für beide Beklagenswertheres ereignen können. Der Schaman hatte zwiefach den Glauben an ſeinen Bruder verloren. Er hielt ihn für Menſch genug, um ihm auch die letzten Lichtſtreifen ſeiner Würde zu nehmen und ſich mit ſeinen Feinden gegen ihn zu verbünden; und dennoch lag in ihm ein heftiger Groll, daß der Gott ein Weſen geopfert hatte, das zu retten nur die Folge eines Winks von ihm, nicht einmal eines Spruchs geweſen wäre. Maha Guru wußte, welche Anklage in dem finſtern Blicke des Bruders lag. Er wünſchte, daß er ſich gegen ſie vertheidigen könnte; aber ach! es gab für ihn ſchon ſo viele Wünſche, deren Echo niemals ihre Erfüllung ſein wollte.

„Was ſind die Verſprechungen der Mächtigen!“ klagte der Schaman. „Weil ſie Allen gefallen wollen, ſo ſind ſie Jedem zu dienen bereit. Sie opfern dem Einen dieſelben Menſchen auf, welche ſie dem Andern eben zu ſchützen verſprachen. Ich ziehe die Gerechtigkeit der Götter ihrer Güte und Liebe vor.“ Maha Guru ſeufzte; denn wie herrlich er auch antwortete, ſo ließ ſich die Kataſtrophe Hali-Jong's nicht ungeſchehen machen. Er antwortete lieber gar nichts. „Meine Tritte führen mich aus dem Gefängniſſe Gylluspa's,“ fuhr der Schaman fort; „die unverſiegbaren Thränen werden der Armen das Licht ihrer Augen rauben. Kann es für ſie einen Troſt geben, da ſie außer dem Tode ihres Vaters auch den ihrer Freunde zu beweinen hat? Jedes ihrer Worte iſt ein ſehnſüchtiger Seufzer um ihre Lieben, die für ſie geſchieden ſind; und weil ſie dennoch leben, eine Anklage, von welcher ſich weder ich noch Du reinigen können.“

Der Dalai Lama iſt Zeit ſeines Lebens im Geſpräch nur zum Sitzen angewieſen, weil es für ihn keine Affecte geben ſoll. Maha Guru war vielleicht der Erſte, welcher der Sitte Trotz bot. Der Schmerz jagte ihn vom Polſter auf,

er maß den Saal mit weiten Schritten und ſank erſchöpft in die Arme ſeines Bruders. „O Du theures Licht meiner Seele!“ rief dieſer, von einem ſolchen Anblick erſchüttert; „der Raum der Zukunft läßt ſich nicht nach den engen Schranken der Gegenwart bemeſſen. Mit tauſend Möglichkeiten läßt er ſich erfüllen; ein raſcher Entſchluß, und wir ſchreiben uns ſelbſt die Looſe unſerer Zukunft.“ — „Was können die Umſtände von mir fordern,“ fragte Maha Guru, „um ihrer Meiſter zu werden? Ich gebiete nicht über das Reich des Todes und kann für Gylluspa den todten Vater nicht wieder in's Leben zurückrufen.“ — „Aber Dich ſelbſt kannſt Du ihr zum Opfer bringen,“ antwortete der Schamane. „Alle Reichthümer, welche Dir zu Gebote ſtehen, magſt Du Denen ſchenken, welche ihrer bedürftig ſind. Gylluspa bedarf nur Deiner.“ — „Was ſoll ich thun?“ war des Gottes zweifelnde Frage. — „Zerbrich die Ketten, welche Dich an den Himmel geſchmiedet halten! Schleudere Deinen Scepter über alle Sphären, daß ſie zurückweichen und Dir eine Straße bilden. Breite Deinen Königsmantel über die Sonne, daß Du auf ihm zur Erde niederſteigſt! Der fürchterliche Augenblick der Weltſchöpfung aus dem Chaos wird wiederkehren. Cenreſi, der Gott des Schickſals, wird einen heftigen Sturm erregen und zahlloſe Wolken, die er herbeiruft, werden brauſende Waſſerſtröme entladen. Die vier großen Welten werden ſich von dem All losreißen, die Menſchenwelt wird auf die der Rieſen, die Welt der Kühe auf die der ſeelenloſen Menſchen fallen. Durch den Garten des Paradieſes wird ein ſo rauher Wind wehen, daß die Blätter der Tangbäume verwelken und ſich die Quellen der Unſterblichkeit trüben. Ich zittere vor dieſem Tage, und doch beſchwör' ich Dich, ihn herbei zu rufen!“

Das Gewölbe des Zimmers brach nicht zuſammen, die Wolken des Himmels entluden keine Blitze, keine Donner, die eine frevelnde Zunge gelähmt haben würden; Maha Guru blickte nur nachdenkend vor ſich hin und ſprach, wie in einen Traum verſunken: „Ich habe der Erde das Wort gegeben, und ſie hält mir nicht das ihrige! Kio, der Gott des Geſetzes, flog in den Leib der Lhamoghiuprul, trat dann durch die rechte

Seite dieser Königin in die Welt und wurde hinfort Laka genannt. Der Wanderungen, welche die Gottheit zu machen hat, sind unzählige."

Der Schaman nahm diese Aeußerungen von der menschlichen Seite und suchte den Gedankengang seines Bruders zu ebnen, indem er sprach: „Wenn in Dir ein Funke des göttlichen Lebens wohnt, so kann er Dich nicht verlassen, selbst wenn Du in die tiefsten Abgründe des Meeres stiegest. An diese Polster, welche dort aufgethürmt liegen und eher für einen Thron der Unmacht gelten könnten, ist die Majestät der Gottheit nicht gebunden. Sie waltet überall, wo im Grase Dein Fußtritt rauscht."

Der Augenblick war noch nicht erschienen, wo sich Maha Guru auf dem Wendepunkte des Entschlusses befand. Noch blieb seinem Bruder die süßeste Hoffnung unbenommen, noch hatte der Gott keine Schwäche blicken lassen. Zuletzt stieß die Unvorsichtigkeit des Rathgebers alle Erwartungen um. Es war die verfehlteste Maßregel, welche der Schaman nur einschlagen konnte, als er den preisgegebenen Zustand mit dem neuen, von ihm empfohlenen zu vergleichen anfing und den letzteren mit Farben ausmalte, welche den irdischen Anschauungen, glühenden Leidenschaften und ungöttlichen Begierden entnommen waren. Der Schaman glaubte, daß seinen Bruder nichts mehr bestimmen würde, als ein Gemälde des künftigen, im gemeinschaftlichen Besitze Gylluspa's genossenen häuslichen Glückes, und begann deshalb: „O Maha Guru, Endsylbe aller meiner Gedanken, wie male ich Dir die Seligkeit, wenn ich Dich, den Menschgewordenen, in Gylluspa's überraschte Arme zurückführe! Alle Vorwürfe, die sich seit diesen Tagen auf ihre rosigen Lippen gelagert haben, wird der sanfte Hauch Deines Athems in berauschte Küsse auflösen! Obschon ich früher als Du den Leib unserer Mutter verließ, so gestehe ich Dir doch alle Vorrechte zu, die mir bei den Umarmungen unseres gemeinschaftlichen Weibes gebühren. Gylluspa wird Dich ihren Augapfel nennen und in mir nur die Wimpern sehen, die ihn beschatten. Sie wird mich mit der Sorgfalt eines reichen Mannes behandeln, die dieser auf ein Schloß verwendet, das seinen Schatz gesichert hält.

Holiday.

Ich brenne vor Verlangen, ihn zu umarmen. Dorthin? Folgen Sie, Marſton! (Wendet ſich zum Abgehen nach rechts.)

Marſton (will folgen).

Trilbie (ſieht dies und zögert).

Holiday.

Nun, Sie meinen doch dieſe Thür?

Trilbie.

Ich bitte um Vergebung, wenn ich Anſtand nehme, zum gnädigen Herrn einen Fremden zuzulaſſen.

Holiday.

Sir James, meinen Freund? Der auch der Freund meines theuern Vetters werden wird? —

Trilbie.

Der Zuſtand des Lords iſt ſo bedenklich, daß das plötzliche Entgegentreten einer ihm unbekannten Perſon ſeine Nerven vielleicht in eine Spannung verſetzen dürfte, die —

Holiday.

So leidend? Himmel, das betrübt mich! Marſton, bleiben Sie ſo lange hier, bis ich den Lord auf Ihre Bekanntſchaft vorbereitet habe. Nehmen Sie's nicht übel! Die gütige Fürſorge des Miſter Trilbie (klopft ihm auf die Schulter) — ein braver, zartfühlender Diener des Hauſes Douglas das, unſer guter Trilbie! — (Holiday und Trilbie links ab.)

Tom (bei Seite).

Trilbie wird die beſten Trinkgelder bekommen. Ich will mich an den Andern halten. (Räuſpert ſich.)

Alles, was Euch Beide einen Tag über erfreute, werd' ich für die Nacht verwelkt, entknospet, zerriſſen, verwittert erhalten. Ich darf mich aber dabei wohl befinden; denn ich kenne zwiſchen der Liebe zu Gylluspa und der Anhänglichkeit an Dich keine Grenzen. Ich bin ſchon mit dem Schatten des Glücks zufrieden, ſobald das Glück ſelbſt auf dem Spiele ſteht."

Maha Guru war in dieſem Augenblicke plötzlich mit Leib und Seele Gott. Wenn ihm vielleicht zuvor die Rathſchläge ſeines Bruders annehmlich geſchienen hatten, ſo waren ſie dies ſo lange, als ſie ſich an die Unmacht, die Zweifel und die Freiheit des Gottes anknüpften. Als ſie aber für den Verluſt der Unſterblichkeit eine Art von Erſatz boten, als der Schaman die Hand öffnete und in dieſer nichts als der Vertrag einer idylliſchen Ehe lag, als die dem Lama während ſeiner ganzen Erziehung zur Natur gewordene Gleichgültigkeit gegen das Fleiſchliche und Sinnliche ihn in den gemachten Anerbietungen weder etwas Wünſchenswerthes noch etwas Würdiges ſehen ließ, da ſaß er wieder auf ſeinem Polſterthrone, das gelbſeidene, drachengeſtickte Gewand um ſeine Schulter wallend, die Hände und die Füße übereinander geſchlagen, die Mütze cylinderförmig über ſeinem Scheitel ſich erhebend, ſein Haar in ſteife, lange Zöpfe geflochten, um den verhüllten Hals ein Roſenkranz, von welchem einzelne Kugeln aus dem Kleide hervorlugten, in allen ſeinen Geberden und in ſeinem ernſten, tiefen Schweigen Dalai Lama, der ſichtbare Gott der Tibetaner. Der Schaman ſchwankte. Noch klang das abgebrochene Geſpräch in ſeinem Ohre wider, und doch war Alles ſtill und feierlich um ihn; die Wände ſchienen verwundert auf ihn herabzuſehen, der unbewegliche, ſtumme Lama ſaß wie ein Pagode vor einem reuigen Verbrecher, der ſeine Gnade anfleht. Betäubt von dieſer plötzlichen Veränderung warf er ſich neunmal zu Boden, benetzte die Stirn mit dem Staube dieſes heiligſten aller Heiligthümer und verließ erſchüttert den Palaſt, noch die Treppen auf den Knieen hinabrutſchend.

Du ſtandeſt einmal in dem Vorzimmer eines Miniſters. Die Thür öffnete ſich und der gnädige Wink des Kammer-

bieners rief Dich zu dem allmächtigen Manne. Du ließest es an Höflichkeiten nicht fehlen, Deine Verbeugungen waren eben so abgemessen, als der Zwischenraum, in welchem Du Dich von der rechten Hand des Fürsten hieltest. Aber in Deinen Worten lag etwas Aufrichtiges und Offenes, Deine Gedanken waren höher, als das landesübliche Rekrutenmaß; Du sprachst von den Resultaten, die Du Deinen Studien verdanktest, von einer gewissen Unabhängigkeit der Meinung, welche die einzige Fessel wäre, die Du Dir anlegen ließest und verlangtest zuletzt, daß Du in der Staatsmaschine eine Stelle erhieltest, die Deinen Talenten und Einsichten angemessen wäre. Man kennt unsere Minister nicht, wenn man glaubt, der Mann hätte Dich die Treppe hinunter werfen lassen. Er besaß Geduld genug, Dich anzuhören, ja er ging noch weiter, er wollte Deine Fähigkeiten für eine Sache gewinnen, die ihm besser erschien. Das System, welches Du in Deinem Avertissement versteckt angegriffen hattest, das gerade war seine Ueberzeugung. Du warst damals noch blutjung, voller Ehrfurcht vor ergrauten Erfahrungen, hörtest mit Andacht auf die Lehren, die dem beredtesten Munde entflossen, und schiedest mit gebrochenen Flügeln, gestutztem Kamme, jede einzelne Stufe der Treppe zählend. Der Portier zieht den Thürdrücker auf, Du stehst auf der offenen Straße und schöpfst endlich wieder freie Luft. Die Milchverkäufer riefen ihre Sahne aus, die Sandhändler streuten den Vorübergehenden mit gellender Stimme Sand in die Ohren, Carrossen flogen über das funkensprühende Steinpflaster, ein Tuchhändler reichte seinen Kunden mit freundlicher Miene eine Prise, ein Industrieritter suchte in seinen Rocktaschen und fand nur ein ungeheures Loch darin, ein freundliches Mädchen lachte hinter einem Fenstervorhange, eine weißbauchige Schwalbe schoß an den Häusern blitzschnell vorüber, die Straßenrinnen waren mit Gras bewachsen, die Häuser hatten jedes seine Nummer auf einem blauen Schilde, Du hattest einen Hut auf dem Kopfe, und am linken Zehen drückte Dich der Schuh und unterm rechten Arm war Dir die Naht am Rock etwas aufgerissen, kurz das Rauschen des Lebens, die liebe ge-

wohnte Alltäglichkeit gab Dich Dir ſelbſt zurück, Du hielteſt dem Miniſter nicht Wort!

Der Eindruck, den Maha Guru's majeſtätiſche Weigerung auf den Schamanen gemacht hatte, war bald verſchwunden. Wenn die jüngſte Unterredung irgend etwas in ſeinen Entſchlüſſen hätte wankend machen können, ſo ließ es die zurückgekehrte Gewöhnung eines Lebens, gegen welches der Lama eine Fabel aus dem Märchenbuche war, ſogleich wieder in den Hintergrund treten. „Wie beklage ich es," ſagte der von ſehnſüchtigſter Liebe zu Gylluspa Verzehrte zu ſich ſelbſt, „daß auf meinen Lippen der Zauber der Ueberredung nicht liegt! Ein friedlicher Act hätte der gewaltſamſten Kataſtrophe zuvorkommen können, die Erde würde nicht dies ſeltene Schauſpiel erlebt haben, daß ein Bruder die Macht des andern aus Liebe untergräbt, und eine ſichere Hoffnung hätte einige wenige Menſchen beglückt, die jetzt nur die ſchwächſten Lichtſtreifen der Zukunft ſehen. Der Augenblick der Verwirrung, wenn er über dieſe ſorgloſe Stadt hereinbricht, iſt nicht in meiner Gewalt; die zweideutige Rolle, die ich ſpiele, nimmt mir die Zeit, mich einem andern Geſchäft, als der Rettung meines Bruders, hinzugeben. Aber könnte dieſe nicht die Rettung Gylluspa's verzögern? Welche Wahl bleibt mir übrig?"

Der Schaman zog den Weg des Geſetzes ſeiner eigenen Willkür vor, weil er für die Folgen des erſtern nicht einzuſtehen brauchte. Er ging in die Wohnung des Mannes, der während der Abweſenheit des Correſpondenten mit dem größten Anſehen in Laſſa bekleidet war, zu Ming-Ta-Lao, dem General der chineſiſchen Cavalerie. Der General befand ſich nicht in ſeiner Wohnung. Die Diener meldeten, daß er auf dem Exercirplatze bei den chineſiſchen Kaſernen militairiſchen Uebungen beiwohnte. Ein Anderer würde ihn dort ſchwerlich aufgeſucht haben; aber der Schaman ſagte: „So wahr die Tibetaner von den Affen abſtammen wollen, ich fürchte mich vor den Zöpfen der Chineſen nicht!"

Im Hofe der Kaſerne war der General in der That beſchäftigt, mehrere Pikets vor ſeinem Kennerauge ein Evolutionsmanöver machen zu laſſen. Er ſchien nicht in jeder

Hinsicht befriedigt zu sein, sondern hatte bald hier, bald dort etwas auszusetzen. Besonders gab ihm Oberst Tschu-Kiang Gelegenheit zur Klage. Bald ritt ihm dieser zu schnell, bald zu langsam, dann schwenkte er ihm falsch, dann blieb er ihm zu weit hinter der Fronte, kurz des Generals Flügeladjutant war in beständigem Fluge, aus dem erbitterten Munde des Generals einen Vorwurf über den andern in des Obersten geärgertes Ohr zu tragen. Ja, der General war jetzt nahe daran, die freie Luft zum Ueberbringer seiner Erinnerungen zu gebrauchen und den Obersten im Angesichte des Armeecorps an den Pranger zu stellen.

Die Chinesen verlassen ihr Abschließungssystem auch im Auslande nicht. Das Erscheinen eines Fremden in dem Kasernenhofe wurde zugleich mit gezogenen Pallaschen empfangen. Einige reitende Wachtposten sprengten auf den Schamanen ein, um ihn aus dem Raume zu verjagen. Doch ließ er sich nicht zurückschrecken, verlangte den General zu sprechen und machte sich diesem in der Ferne so verständlich, daß er ohne Weiteres zu ihm gerufen wurde.

„Ich müßte den Himmel wenig kennen," empfing der General den Ankömmling, „wenn mir seine Verwandte fremd wären. Du bist der Bruder des Lama, und ich bin darum erstaunt gewesen, wie Du mit den Söhnen Chinas so vertraut sein kannst? Was erfährt man von Deinem Freunde, meinem ehrenwerthen Collegen? Ich lasse mich herab, den Gesandten meinen Collegen zu nennen, obschon ich ihm eben so an Verstand als an Rang überlegen bin." Das auffallende Verschwinden des Correspondenten war Stadtgespräch. Ehe sich noch zwei Bekannte, welche sich begegneten, von ihrer Verbeugung aufgerichtet hatten, bestürmten sie sich mit der wechselseitigen Frage, ob über den Verschollenen immer noch nichts Gewisses verlautete.

Der Schaman, in der demüthigsten Stellung vor dem General verharrend, sagte: „Es gehen über das Schicksal dieses Mannes Gerüchte, die alle auf ein großes Unglück herauskommen. Er müßte sechs Körper haben, wenn er alle die Todesfälle erlitten hätte, die man ihm nacherzählt. Gestern war er nach einer Aussage von einem Felsen gestürzt; nach

der andern ist er bei Nacht in den Fluß Dsangho hineingeritten; heute hat ihn die Sage aus allen diesen Fährlichkeiten gerettet, ihn dafür aber von einem wilden Stiere aufspießen lassen; sodann ist er unter einem Baum an seinem Zopfe hängen geblieben, als sein Pferd mit ihm durchging; auch behaupten Einige, die sich an dies letztere Gerücht haltan, daß er weniger am Hängen als am Verlust seines Zopfes, den ihm seine Schwere ausgerissen, gestorben sei. Ich schweige davon, daß die Phantasie sogar Löwen und Schlangen in unsere kalten Gegenden gedichtet hat, um jenen Mann unter außerordentlichen Umständen sterben zu lassen. Dies ist Alles, was ich Euch über die verschwundene Zierde des himmlischen Reichs mittheilen kann."

„Möge der Himmel ihm eine glückliche Verwesung schenken!" sagte der General andächtig; „ich will nicht sagen, daß ich in des Mannes Stelle trete, obschon ich ganz so geschickt dazu wäre, wie er ungeschickt, die meine zu übernehmen. Aber bis sein Nichts durch eine andere Leerheit ersetzt wird, hab' ich die Pflicht, den Sattel von meinen Pferden zu nehmen und ihn auf die Berge dieses Landes, das Rückgrat der Erde, zu legen. Alles wird gut stehen, wenn man dann nicht weiß, ob man das Pferd oder den Reiter mehr loben soll."

„O, Du warst schon lange," entgegnete der Schaman, „der einzig weise Gedanke in einem Kopfe voller Verwirrung und Unklarheit. Die Söhne dieses Landes, welche mich an Dich als ihre Zunge schicken, erwarten nicht nur vieles Gute von Dir, welches das frühere übertrifft, sondern noch mehr Verbesserung dessen, was als schlecht und mangelhaft in der Verwaltung des Landes zu beklagen ist. Ich fordere Dich auf, einige schreiende Mißbräuche durch Deine Weisheit wieder gut zu machen."

„Du lieseſt da nur die Worte ab, welche in meiner Seele geschrieben stehen," antwortete geschmeichelt der General; „gieb mir ein falsch gewebtes Stück Linnen, ich kann das verfehlte Gewebe nicht wieder herstellen, aber die Ursache des Fehlers wegschaffen, wenn sie am Webstuhle liegt."

Der Schaman benutzte die eben so großmüthige als eitle

Stimmung des Generals. Er entwarf in kurzen Zügen die Geſchichte Gylluspa's und ihrer Väter, ſchilderte mit ergreifenden Farben Hali-Jong's blutiges Ende, den Schmerz Gylluspa's, die neue Verwickelung, in welche ſie gebracht wäre, und unterließ nicht, als die Veranlaſſung aller dieſer Gewaltthätigkeiten die Grauſamkeit und die unbegrenzte Herrſchſucht des Correſpondenten hinzuſtellen. Der General erſchrak vor einem ſo entſetzlichen Bericht und ſagte: „Ich würde zehn Gebiſſe und alle meine Sattelriemen dafür hingeben, wenn ich dem unglücklichen Vater jenes Mädchens ſeinen unſchuldigen Kopf wiedergeben könnte; das iſt eine arge Erzählung! Sollte man glauben, daß um dieſelbe Zeit, wo meine Pferde Haſer freſſen und ich mir die Zähne ausſtochre, ſolche Geſchichten vorfallen, wie ſie nur Ngeou Jangſieou, unſer berühmteſter Poet, beſchrieben hat! Womit ſoll ich Dir dienen?"

Der Schaman bat um einen ſchriftlich erlaſſenen Befehl, Gylluspa und ihre Väter in Freiheit zu ſetzen, und um einen Geleitbrief für ſie, wenn ſie Laſſa mit einem andern Aufenthalte vertauſchen ſollten. Die Chineſen ſind zu nichts ſo ſchnell, als zum Schreiben. Ein Wink an die Adjutanten des Generals und ein Griff in den Stiefel, einige Momente für die Abfaſſung, einige Höflichkeiten von Seiten der Umſtehenden über den blühenden Styl des Generals, und die beiden verlangten Documente befanden ſich in den Händen des Schamanen. Der General hielt es für paſſend, dem Bruder des Lama und ſeines militairiſchen Rivals, des Kalmückenchefs, das Geleite zu geben. Unter den zuvorkommendſten Ehrenbezeugungen verließ dieſer den Hof und eilte freudig dem Kloſter der ſchwarzen Gylongs zu.

Gylluspa's Väter horchten ſoeben mit andächtiger Hingebung auf die Vorleſungen, welche ihnen ein Obergylong über das tibetaniſche Götterſyſtem hielt. Er ſprach von Urghien, dem vater- und mutterloſen Gotte, welcher aus einer Blume hervorgekommen, und von dem materiellen Princip aller Dinge, dem Cenreſi, welcher gleichfalls der Blume Pama entſproß und nach kanoniſchen Vorſchriften nie anders als mit zehn Häuptern abgebildet werden müßte. Er ſprach

von der Fortpflanzung des Menschengeschlechts, welches erst durch Blicke (Gylluspa achtete zuweilen auf diese tiefsinnigen Worte), dann durch Lächeln, Küsse, Umarmungen und zuletzt erst durch Vermischung der Geschlechter bewirkt worden sei. Durch eine Incarnation Cenresi's traten die Menschen zuerst als Affen auf. Mit ihnen kamen die großen Weltherrschaften, fünf an der Zahl. Zuerst der König des Goldes, Weltbeherrscher auf dem Righiel; dann der König des Silbers, Herrscher nur von drei Theilen; der König des Erzes, Herr von zwei Theilen; König des Eisens im zweiten Zeitalter, wo die Menschen noch achtzigtausend Jahre lebten; und endlich einen fünften König, den der Lehrer nicht nennen wollte.

Als der Gylong auf einige Abweichungen der mongolisch-kalmückischen Lehre übergehen wollte und schon die Blume Badma, die sechs Creaturreiche, den Luftelephanten und die sechs überirdischen Gebetsylben im Munde hatte, trat der Schaman mit eiligen Schritten ein. Es hieß ein großes Wagniß, dem Priester seinen heiligen Coder, den tangutischen Mani Gambo, zuzuschlagen. Aber die Verwunderung, welche der Erklärung des Schamanen, daß die Gefangenen in Freiheit gesetzt werden müßten, folgte, verhinderte den eifrigen Dogmatiker, den Voreiligen darüber zur Rede zu stellen. Er nahm von der Schrift des chinesischen Generals vorläufige Kenntniß und eilte, den Vorsteher des Klosters zur Entscheidung dieser auffallenden Forderung herbeizurufen.

Der Schaman hatte seit seiner Rückkehr von Teschulumbo Gylluspa und ihren Vätern schon viele Stunden gewidmet und sie auf einige Zeit das Oede und Einsame ihrer traurigen Lage vergessen lassen. Obschon seine Gespräche die Beruhigung nicht geben konnten, welche er selbst nicht empfand, so machten sich doch auch hier alle jene Folgen geltend, welche die Liebe, die Theilnahme, das Mitgefühl einer verwandten Seele tröstend begleiten. Hätte Gylluspa auf das Leben größere Hoffnungen gesetzt, so würden diese mit dem Wiedersehen ihres treuesten Freundes in ihre Seele wieder eingezogen sein und die neue mit ihnen, daß es in seiner Macht läge, einige ihrer Aussichten zu verwirklichen. Aber sie hatte

für ſeinen Zuſpruch kein Ohr, verſtand nichts von den Folgerungen, welche er aus der Verwickelung nahe vor der Thür ſtehender Ereigniſſe ziehen wollte, und konnte ſich am wenigſten in den Gedanken einer Entfernung von Laſſa finden. Denn wenn unter der Aſche aller zuſammengeſunkenen Berechnungen der Zukunft noch ein einziger Funke, der nicht Verzweiflung war, im Verborgenen glomm, ſo konnte er nur auf Maha Guru einen erhellenden Lichtſtreifen fallen laſſen, dieſen unbeweglichen Pagoden-Gott, der ſich von den Gipfeln des Berges Botala nur trennt, wenn er ihn für ewig verläßt. Daher die gleichgültige Aufnahme der Nachricht, welche der Schaman von ihrer Freilaſſung überbrachte. Das ſeltſame geliebte Weſen hätte gezögert, dieſe Erlaubniß zu benutzen, wenn nicht ihre Weigerung in Rückſicht auf ihre Väter eine Grauſamkeit geweſen wäre.

Es iſt ein alter Spruch, daß die Liebe grundloſer ſei, als das Meer. Ihr aber könnt dieſe Wahrheit nicht verſtehen, die Ihr in einer Mondnacht oder in einer Jasminlaube Erhörung gefunden habt; die Ihr ſchon in den erſten Tagen Eurer Begegnung Euch geſtehen konntet: ach ja, wir ſind wie für einander geſchaffen! Ihr, deren Eltern die Freiwerber ihrer Kinder waren, und die ſchon in den Flügelkleidern ſich verlobten und die Puppen zu ihren Kindern machten! Die glückliche Liebe hört da zu ſchwärmen auf; es iſt ihr nichts mehr unerreichbar und wer ſie ergründen wollte, würde überall nur dieſelbe Seligkeit, denſelben Himmel finden, ſelbſt wenn man noch tiefer ſtiege, als das Meer. Sondern von Euch gilt der Spruch, die Ihr der Spott Eurer Umgebung ſeid, mit denen Knigge umzugehen verboten hat, weil Ihr verliebt und unerträglich ſeid, die man immer auf den einſamſten Spaziergängen antrifft, die Ihr mit Euren Kleidern zu wechſeln vergeßt und den Bart um einige Tage zu lang ſtehen laßt; von Euch, gegen welche ſich alle Waffen des Spotts, alle Unbequemlichkeiten des unzeitigen Mitleids, alle Zumuthungen altkluger Rathſchläge kehren, wenn man von Euch ſagt, daß Ihr an unglücklicher Liebe leidet. Unglückliche Liebe! Ein belachtes Wort; ein Wort, das unter unſeren Zeitgenoſſen denſelben Klang hat, wie ein ſchlechtes

Gedicht, ein Wort, das alle Eure wohlmeinenden Freunde anspornt, Euch in Zerstreuungen zu stürzen, die Ideen Eures Kopfes zu bearbeiten, um Gegengewichte in ihm zu entdecken und das siedende Herzblut in unschädliche Gegenden zu zertheilen. Charlotte sagte Euch, daß Ihr ihr so zuwider seid, wie ein Gericht Kohlrabi, und ließ Euch, wie den verglichenen Gegenstand an jedem Dienstage, stehen. Sollt Ihr Euch todtschießen? Sollt Ihr den philosophischen Gleichmuth wie eine Eisrinde um Euer heißes, blutendes Herz legen? Sollt Ihr wol gar so stolz sein, jene Stolze zu verachten, die Euern inneren Werth nicht zu würdigen wußte? Ich weiß nicht, wer Euch das rathen kann. Und dennoch ist es alle Welt, die mit Fingern auf Euch zeigt, wenn Ihr des Tags zweimal noch an Lottens Fenster vorübergeht, wenn Ihr Euch beim Tanze dreimal einen Korb geben laßt, wenn Ihr Lottens jüngeren Bruder bei seinem Heimwege aus der Schule erwartet, seinen Tornister mit Rosinen füllt und ihm tausend Grüße an die Schwester auf die Seele und eben so viel Küsse auf den Mund bindet, und wenn Ihr zuletzt Lottens wasserholende Magd vom Brunnen bei Seite nehmt und sie fragt, wohin ihre Herrschaft morgen eine Parthie machen werde, nach Königstein, Hessellohe, Gohlis, Tegel oder sonst. Ja noch mehr, Lotte verlobt sich vor Euern Augen. Wie konnten Sie das thun, Charlotte? Aber warum sollt Ihr Euch die letzten vier Wochen nicht noch schwarz kleiden? Warum nicht ein Zimmer miethen, das dem ihrigen gegenüber liegt? Warum an dem letzten Abend nicht noch eine Serenade bringen, der Ihr, in einen dunkeln Mantel gehüllt, an die Wand des Hauses gedrückt, beiwohnt? Warum nicht alle diese Auswege versuchen, die Euch vor Verzweiflung retten sollen, ehe der letzte Augenblick der Hoffnung verschwunden ist und die ganze Fluth mühsam gedämmter Thränen und zurückgepreßter Wehmuth auf Euch herein bricht, Euch dem Todesengel auf einen Moment in die Arme giebt, so daß die Rechnungen für Arzt und Apotheker ein großes Loch in Euern Beutel fressen! Das ist nur Lotte und die Liebe, wie sie in den Mauern einer Residenz entstehen und vergehen kann. Aber übersetzt alle diese Züge, an deren Wahrheit

nichts zu ändern iſt, in erhabenere, ungewöhnlichere Umſtände, deren Conflict großartigere Folgen zuläßt, und Ihr werdet eingeſtehen, daß auch hier nichts verzeihlicher iſt, als die Launen der unglücklichen Liebe, daß Gylluspa's Weigerung, einen Ort zu verlaſſen, wo nicht nur die Unmöglichkeit, je einen ihrer Wünſche befriedigt zu ſehen, ſondern noch mehr die gleichgültige Abgeſchloſſenheit Maha Guru's die unglücklichſten Eindrücke in ihr hervorrief, einem unleugbaren Zuge des Herzens entſprach. Dennoch beſtimmte ſie ein Blick auf ihre hülfloſen, einem völligen Stumpfſinne ausgeſetzten Väter, dieſem Zuge — nicht zu folgen.

Der Lehrer der Mythologie kehrte mit dem Lama des Kloſters und mehreren anderen Obergeiſtlichen zurück, welche ſich von dem wiederholten Eingriffe des Schamanen in den Gang der Gerechtigkeit überzeugen und die Urkunde, auf welche er ſich ſtützte, in Augenſchein nehmen wollten. Es ließ ſich gegen einen Befehl von chineſiſcher Seite und wenn derſelbe noch von einer niedrigeren Charge, als der General beſaß, gekommen wäre, nichts einwenden; die Herren erſtickten ihren Zorn in einigen Ermahnungen, welche ſie den Brüdern mit auf den Weg gaben, und befahlen ihnen, von ihrer Freiheit augenblicklichen Gebrauch zu machen. Der Schaman hatte die nöthigen Anſtalten zur Abreiſe ſchon getroffen, ſo daß ſich die Befreiten ohne Weiteres auf die Reiſe begeben konnten.

Es lag keineswegs in der Abſicht des Schamanen, ſeine Freunde vom Schauplatz der nächſten Begebenheiten ganz entfernt zu halten. Er billigte die Rückkehr nach Taſſiſſudon nicht, ſondern ſchlug einen nicht zu weit entlegenen, aber vor Unbequemlichkeiten, feindlichen Ueberſchwemmungen ſichern Ort zum einſtweiligen Aufenthalte vor. Zur Provinz Dſang, deren Hauptſtadt das uns wohlbekannte Teſchulumbo iſt, gehört in der Nähe der Stadt Muſtun der See Palte, der eine Inſel trägt, die in einer Art Unabhängigkeit von der Verfaſſung Tibets lebt. Das mit Dörfern und Klöſtern beſäete Eiland wird von einem weiblichen Lama regiert, die ihren herrlichen, durch die reichſte Pracht berühmten Palaſt von ſo ſchutzloſen Weſen, wie Gylluspa und ihre Väter,

Marſton

(der ſeinen Mantel auch ausgezogen und mancherlei Gegenſtände auf den Tiſch gelegt und ſich's bequem gemacht hat).

Nicht wahr, das iſt Euch Allen unerwartet gekommen?

Toms.

Wie meinen Ew. Gnaden? Ew. Gnaden Beſuch unerwartet?

Marſton.

Das nicht! Ich meine die Rückkehr des jungen Lords von ſeiner abenteuerlichen Reiſe.

Toms.

Ja ſo! Die Rückkehr des gnädigen Herrn! Ja wohl, ſehr unerwartet! Ich hatte grade die Abſicht, eine Stelle in Glasgow als Dampfſchiffkellner anzunehmen, als man mir Eröffnungen auf dies hochländiſche Schloß machte.

Marſton.

Ah, ſo gehörſt Du nicht zu den Erbſtücken des Hauſes?

Toms.

Erbſtücken? (Bei Seite) Der ſpricht auch von der Erbſchaft. (Laut) Nein, gnädiger Herr, ſeit der Rückkehr des jungen Lords hatte Trilbie das dienende Perſonal des Hauſes auf einen Fuß von circa zwanzig Füßen vermehrt. Mylord entließen aber ſogleich die ſämmtlichen Kutſcher, Bedienten, Köche, Jäger, Pferde, Hunde und nur mich hat man beibehalten.

Marſton.

Er der einzige Diener im Schloſſe? Wieder ſehr romantiſch das, alterthümlich! Wo liegen die mir angewieſenen Zimmer? Meine Toilette befindet ſich in einer deſolaten Un-

gewiß gern betreten ließ. Der Schaman gab die Richtung nach dieſer Gegend an und verſprach, die Lamaine von den Ankömmlingen in Nachricht zu ſetzen und überall auf dem Wege ihren Empfang vorzubereiten. Ihn ſelbſt rief die Entſcheidung nach Teſchulumbo.

Schon wurden die fernen Schneerücken eines unabſehbaren Gebirgszuges von der untergehenden Sonne mit magiſchem, roſigem Schmelze übergoſſen, als die kleine Karavane, der ſich einige Diener und auf eine kurze Strecke der in wilder Aufregung befindliche Schaman ſelbſt angeſchloſſen hatten, durch das weſtliche der fünf großen Thore von Laſſa zog. Der trockene, kalte Hauch der Abendluft gab allen Geſichtern ein Colorit, das durch den Widerſchein des glühenden Schnees vollends gehoben wurde. Lagerte ſich ſo der Schein der Freude und Heiterkeit in den Mienen der Reiſenden, ſo konnte es nicht lange währen, daß ſich bald auch in Wahrheit dieſe Stimmung in den Gemüthern einſtellte. Die erwachende Theilnahme für das Gewöhnliche, Zufällige, außer uns Liegende iſt bei Leidenden das beſte Merkmal, daß ſie ihren Schmerz, wenn nicht überwunden haben, doch zu erſticken ſuchen. Man ſprach vom Winde, von den Bergen, von einem Vogel, der über den Weg flog, von dem Coſtüme eines Wanderers, von dem Schritte der Pferde, und wurde dabei ſo traulich, daß ſich die Zwiſchenräume unter den Reiſenden immer mehr verengerten.

Maha Guru's Bruder ſchied mit der hereinbrechenden Nacht, nachdem er ſeine Gefährten in eine bequeme Herberge gebracht und Gylluspa umarmt hatte. Er ſetzte ſeinen Weg fort, während ſich die Zurückgebliebenen dem Schlafe und dem Traume überließen.

Die Roſſe ſtehen ſchon ſeit uralten Zeiten mit der Sonne in Wahlverwandtſchaft. Mit den erſten in die Morgendämmerung hereinbrechenden Strahlen weckte das Wiehern und Stampfen in dem Untergeſchoſſe der Herberge ſeine flüchtigen Bewohner. In Kurzem war Alles zur Weiterreiſe bereit und es klommen die Reiſenden einen Gipfel hinan, den ſie hinter ſich liegen laſſen mußten. Der Schaman hatte ſchon als Fourier die Wege zu den Küchen, Kellern, Herzen

und Händen der Menſchen geebnet, ſo daß die Reiſe den Tag über mit der größten Bequemlichkeit zurückgelegt werden konnte. Seine Spur verſchwand auch gegen Abend noch nicht; doch ſchien ſie durchkreuzt von einer andern, die eine Truppenabtheilung gezogen haben mußte. Nach einigen Erkundigungen ergab ſich, daß ein Corps chineſiſcher Cavalerie des Weges gekommen war, überall die ſchärfſten Nachforſchungen gehalten und ſich nach einem Zuge Reiſender erkundigt hatte.

Wir wollen den Leſer nicht hinhalten. Kann dies Kapitel anders ſchließen, als mit der erneuten Gefangennahme Gylluspa's und ihrer Väter? Warum eine ſorgfältige Ausmalung aller ſcheuen Blicke der Reiſenden? Warum alle Klagen und Verwünſchungen aufzählen, welche ſie über die neue Täuſchung ihres Schickſals ausſtießen, noch ehe ſie eingetroffen war? Der Oberſt Tſchu-Kiang ſelbſt befand ſich an der Spitze des Piquets. Er war eine Nacht und einen Tag hindurch geritten, um die Entſchwundenen wieder aufzutreiben. Schü-King wollte dem General zeigen, welche Achtung ſeinen und ihren Befehlen gebührte! Der Oberſt freute ſich, zum erſten Male eine Waffenthat glücklich überſtanden zu haben, die ſeine angebetete Braut zur Anerkennung und unfehlbar auch zum Danke verpflichten würde. Er ſah ein, daß man ihn zu gewiſſen Dingen gebrauchen könnte, und vorzüglich zu denen, für welche, wie er zu ſeinem Feldwebel ſagte, der Muth eines Löwen und die Schnelligkeit eines Vogels erforderlich wären. Keiner meiner Leſer wird dies Kapitel verlaſſen, ohne es zu beklagen, daß uns bei dieſem Ausgange deſſelben die Bekanntſchaft des weiblichen Lama von Palte entzogen wird. Ob wir ſie vielleicht noch machen werden, kann in der That Niemanden mehr intereſſiren, als den Autor dieſer Geſchichte.

Zwölftes Kapitel.

Das Exil.

Am Thor der Gräber auf dem Baume Mai
Tschi-Hiao der Vogel ſitzt, und ſingt vom Sterben.
Chineſiſch.

Kann man den Gedanken der Revolution, deren Entwicklung wir immer näher rücken, eine Unwahrſcheinlichkeit nennen? Ich vermuthe, daß Einigen dies Ereigniß zu wenig motivirt erſcheinen wird. Sie werden die Pläne des Teſchu-Lama bezweifeln, weil ich in der Mittheilung ſeiner Beweggründe zu karg geweſen bin. Dazu kommt, daß Jeder bereit ſein wird, mir einen falſchen Gedanken unterzuſchieben. Er wird mich anklagen, daß ich die Revolution als das alleinige Werk des Schamanen hinſtelle, ja er wird es ſonderbar finden, um den Preis eines Weibes die beſtehende Ordnung mit einem unſichern Wechſel zu vertauſchen. Ich erinnere daher theils, daß die Entwürfe des Statthalters früher waren, als die Berechnungen des Schamanen, der ſie adoptirte, weil er Nutzen aus ihnen ziehen mochte, theils weiſ' ich auf Tibets eigenthümliche Lage hin, welche ich in dieſer Rückſicht zum Theil noch an's Licht zu ſtellen die Pflicht habe.

Ungeachtet der Heiligkeit und Unverletzlichkeit, welche dem Dalai-Lama, als dem verkörperten Herrn des Himmels und der Erde, zugeſchrieben wird, erheben ſich doch häufig gegen die irdiſche Hülle ſeines Fleiſches die feindſeligſten Bewegungen. Die Reibungen zwiſchen dem Lama von Laſſa und dem von Teſchulumbo ſind ſo alt, wie die Theokratie, welche den Hintergrund unſeres Gemäldes bildet. Bald beruft ſich der Eine auf ein Verſehen, das bei der Wahl des Andern begangen ſei; bald wird der letzte Wille eines ſterbenden Lama außer Acht gelaſſen und ein Anderer wirft ſich zum Vollſtrecker des umgangenen Teſtamentes auf; bald entſteht zwiſchen den einzelnen Herrſchern, ſelbſt nach Verjährung ihres Regiments, in Folge ſtreitiger Befugniſſe, eine Reihe von

Feindſeligkeiten, die oft mit dem völligen Sturze der ſchwächeren Parthei enden. Hiezu kommen von der einen Seite noch die Umtriebe der Fremden und von der andern gewiſſe Vorurtheile der Einheimiſchen. Die Intriguen des Cabinets von Peking haben ſchon oft dem rechtmäßigen Herrſcher einen ungeſetzmäßigen als Gegen-Lama entgegen geſtellt. Und den Teſchu-Lama wählten die Chineſen zu dieſem Zwecke deſto lieber, weil ſie ſelbſt vorgeben, daß dem letzteren eine größere Heiligkeit beiwohne, als dem Dalai-Lama. Einige Mongolenſtämme und die weißen Mandſchur ſind deſſelben Glaubens und finden damit bei den Tibetanern um ſo eher Eingang, als es unleugbar iſt, daß die Dynaſtie von Teſchulumbo weit mehr Jahrhunderte zählt, als der jüngere Thron von Laſſa. So wird auch in Aſien das Heilige in die kleinliche Berechnung des irdiſchen Maßſtabes gezogen. Die Kurzſichtigkeit unſeres Auges zieht das Firmament in einen ſo kleinen Raum zuſammen, daß man es mit einer Fingerſpanne ausmeſſen kann.

Es iſt bekannt, daß ſich in Tibet die Geiſtlichkeit in zwei Secten trennt, welche ſich nach ihren verſchiedenen Trachten Gelbmützen und Rothquäſte nennen. Es iſt gleichgültig, worin die Differenz ihrer Anſichten beſteht, aber die Trennung iſt eben ſo erwieſen, als daß die erſtere Parthei ein größeres Maß von Ehrfurcht vor dem Teſchu-Lama, die letzte vor dem Dalai Lama hegt. Wenn zwiſchen dieſen beiden Häuptern des Landes Unruhen ausbrechen, ſo nehmen jene Secten, je nach ihrer Verwandtſchaft, gegen den einen für den andern Parthei und ſchüren die Flammen des Zwiſtes noch mehr durch die Aufregung des Volkes, auf welches ihnen die Verfaſſung Tibets einen ſo mächtigen Einfluß erlaubt.

Unter dieſen Umſtänden werden wir Vieles erklärlich finden, das uns bei der großen Achtung vor dem Dalai-Lama ſonſt räthſelhaft hätte erſcheinen müſſen. Nichts war in Tibet mehr vorhanden, als der Zündſtoff zu den Mißhelligkeiten, deren Ausbruch wir entgegen ſehen. Kehren wir zu den Männern zurück, welche es übernommen hatten, in die brennbare Materie den erſten Funken zu werfen.

Unter dem Giebeldache eines freundlichen Hauſes, über welches ſich die Zweige eines hohen Ulmenbaumes ausſtreckten, ſaßen auf ausgebreiteten Teppichen zwei Männer, die in ihren Geſichtsbildungen, in dem ganzen Ausdruck ihres Weſens ſo verſchieden waren, daß man ſich wundern konnte, wie ihnen Beiden doch die Sitte des Tabackrauchens gleich geläufig war. Blaue Rauchwolken ſtiegen in die grünen Zweige der ſchattigen Ulme und vertrieben zwar das den Bäumen ſchädliche Ungeziefer, aber auch den Singvogel, der auf dem erſten Geäſt ſein Neſt gebaut hatte und ſeine Jungen der Gefahr des Erſtickens überlaſſen mußte. An dem komiſch ernſten Aeußern des einen der Dampfenden, an der ſorgfältigen Abgemeſſenheit ſeiner Bewegungen, dem abgewogenen Ausdruck ſeiner Rede, die er gern mit zierlichen Wendungen ſchmückte, erkennen wir den Geſandten wieder, den wir in der Gefangenſchaft des kühnen Teſchu-Lama verlaſſen hatten. Es iſt die kleine Wohnung ſeines Wirthes und Wärters, des Polizeipräſidenten und Hofnarren Dhü-Kummuz, vor welcher er ſeine Glieder ausgeſtreckt hat, die Blicke bald in die Ferne des Oſtens gerichtet, wo ſie eine bergige Scheidewand abſchnitt, bald ſie ruhen laſſend auf ſeinem Gegenüber.

Dieſe andere Perſon iſt für uns eine neue Erſcheinung und wol einiger Beachtung würdig. Ein barockes Kleidergemiſch, das theilweiſe dem aſiatiſchen Schnitte gemäß iſt, theilweiſe an Europa erinnert, umſchließt einen langen, wohlgenährten Körper, aus welchem zwei kleine graue Augen und eine fein gebildete, ſpitze Naſe hervorquollen. Jede Oeffnung des geſchloſſenen, lippenloſen Mundes ließ eine Reihe der weißeſten Zähne blicken, die gegen den dunkeln Teint des übrigen Antlitzes auffallend abſtachen. Der ſpärliche Bartwuchs ließ doch ſo viel Haar zurück, daß ſich auf der oberen Lippe ein kleiner grauer Bart angeſetzt hatte. Den kahlen Scheitel bedeckte eine weiß gepuderte Perrücke. Rechnen wir zu dieſen Einzelzügen noch einen mit Piſtolen beſteckten Gürtel, lange Stiefel aus ungegerbtem Leder und neben dem Manne zwei große Gefäße mit dem Gerſtentranke Tſchong und mit dem ſtärkeren, ſpirituoſen Arra

gefällt, ſo haben wir das vollſtändige Bild Sir James Dickſon's, eines Deſerteurs aus engliſch-oſtindiſchen Dienſten des jetzigen Oberbefehlshabers der Artillerie von Teſchulumbo.

„Ich ſuchte Menſchen auf, welche Verſtand haben," ſagte Dickſon, einen tiefen Zug aus dem Arrageſäße nehmend, „ich traue Euch davon nicht wenig zu und ſuchte deshalb Eure Geſellſchaft; warum fangt Ihr aber nichts als Grillen? Legt Euren ſchlechten Humor ab! Der Menſch iſt ein geſelliges Thier."

„Mein lieber Freund," antwortete der Chineſe mit einer Miene, die wenig auf eine ſtolze Ergebenheit in ſein Schickſal ſchließen ließ; „als ich noch Salzmandarin in Kang-Tong war, hatte ich mannigfache Gelegenheit, die Söhne Eures Volkes zu beobachten. Es gefiel mir Vieles an Euch. Eure Röcke ſind nicht ſo weit und koſten weniger Tuch; Eure Schuhe ſind mit Leder, nicht wie die unſrigen mit Papier beſohlt; Eure dreieckigen Hüte ſind in ihrer dachartigen Form ſo vortrefflich, daß ich bei jedem Regenwetter an die Europäer denke, in deren Hüten ſich bequem ein Fluß bildet und durch Rinnen abläuft, ohne den Kleidern zu ſchaden. Aber lächerlich ſchienen mir immer Eure Unterhaltungen, in den Geſprächen Eure Wendungen, kurz, ich finde es beluſtigend, wenn nur ein Europäer den Mund öffnet."

„Das wäre ja der Teufel!" pruſtete Dickſon; „im Gegentheil habe ich einen Vetter, der in Dienſte bei der engliſchen Theecompagnie trat, und als er die erſte Reiſe nach Kanton machte, vom Lachkrampfe ſo befallen wurde, daß ich ihn noch immer höre, obſchon ich beſtimmt weiß, daß er irgendwo in Devonſhire längſt begraben iſt."

„In Euern Geſprächen liegt eine Herabwürdigung des Organs, deſſen Ihr Euch dabei bedient," erklärte der Correſpondent; „die Europäer wiſſen nicht, wie die Weisheit über die einzelnen Theile der Sylbe Wort ſpricht. Der erſte dieſer vier Buchſtaben begreift die Erde in ſich und die Menſchenwelt und das gemeine Feuer und die Pflanzen und den Oſten, den Frühling, die Zunge und ihre Luſt, die Vergangenheit und den Rhythmus Kaitri und wenn Ihr ihn abzeichnet, muß er citronengelb gemalt werden."

„Das sind Dinge, die sich hören lassen, obschon sie spaßhaft sind," lachte Dickson laut auf und sprach dabei herzhaft seinen beiden Eimern zu; „weil Ihr aber die Citronen erwähnet, so denk' ich, Freund, Ihr sprecht von den vier Elementen, aus welchen ich in besseren Tagen Punsch gemacht habe. Fahrt in Eurer Philosophie des Punsches fort."

„Der zweite Buchstabe der Sylbe Wort," sprach der Correspondent, den heiligen Büchern nach, „ist die Atmosphäre mit dem Regen, die Lebenswärme, der Sommer, der Westen, der Athem, die Nase und ihre Lust, die Gegenwart, der Rhythmus Tarschetap, und wenn man ihn malen will, so ist er grün."

„Hahaha! Diese Schnurren versetzen mich nach Calcutta zurück," wälzte sich Dickson vor Lachen; „wenn mich damals einer meiner Oberoffiziere (ich war Sergeant und trug drei Silberborten über dem linken Arm) aus dem Fort William in die Stadt schickte, um vielleicht ein Briefchen an die reizende Frau eines Raja zu überbringen, so schlenderte ich gemüthlich durch die Pettah, wo die schwärzesten Häuser, aber unter den Mädchen auch die schwärzesten Augen sind. Himmel, was war das für ein Geschrei in den Moscheen und Pagoden! Und die Braminen sprachen eben so tolles Zeug, als mein bester Freund, an dem ich nur seine übergroße Nüchternheit tadeln mußte. Sagt mir jetzt etwas vom dritten Buchstaben, damit ich nachher den vierten noch erklären höre!"

Der Correspondent fuhr in dem Tone eines akademischen Lehrers fort: „Der dritte Buchstabe aller Buchstaben ist die Sonne und ihre Welt, das Paradies und Sonnenfeuer und der Blitz, der Nord, die zwei Regenmonate, das Licht, das Auge und seine Lust, die Zukunft und der Rhythmus Djakti, und wer ihn malen will, bedarf dazu der weißen Farbe. Der vierte ist endlich der Mond, die Sterne, Wasser, Süd, Winter, Herz, die Wissenschaft, die Mensur Anschetap, kann aber nicht gemalt werden."

„Ei, das ist ja merkwürdig!" verwunderte sich Dickson. „Gelb, grün und weiß sind die Farben der ersten Buchstaben, es bleiben also für den letzten mehr, als noch einmal so

viel, übrig. Warum ſoll man denn den nicht auch malen können? Hahaha!"

„Meiſter Dickſon," entgegnete der Correſpondent; „die Offenbarungen des Himmels haben darüber geſchwiegen. Aber ich mache folgende Vermuthung: Der vierte Buchſtabe iſt im Grunde die Unſichtbarkeit des Unſichtbaren, die Seele der drei anderen, ſeine Welt iſt die Welt des Weſens und ſeine Farbe die Allfarbe. Will man ihn abbilden, ſo geſchieht dies unter dem Bilde der Welt. Man zeichnet ihn wie eine Kuh."

Nun mußte Dickſon den Krug vom Munde ſetzen, weil er in ein zu heftiges Gelächter ausbrach. „Fremdling," rief er, ſich als Einheimiſchen fühlend, „es wollte Leute geben, die Dich für überaus vernünftig hielten. Daß hinter dieſen Bergen Menſchen wohnen, welche die Poſſen der Hindoſtaner nachahmen, wäre mir nie in den Sinn gekommen. Vergoldet man bei Euch auch den Kühen die Hörner? Wer hätt' es Eurem Zopfe angeſehen, daß Ihr auf ſolche Narrheiten etwas gebt! Nichtsdeſtoweniger geſtehe ich, daß Ihr mich vortrefflich unterhaltet, guter Freund!"

„Da ſind wir auf dem Punkte," fiel der Correſpondent heftig ein, „wo ich zweifelhaft bin, ob ich mehr die Bosheit oder die Albernheit der Europäer verachten ſoll. Warum führt Ihr Geſpräche? Etwa um Euch zu unterrichten? Um einander Eure Erfahrungen mitzutheilen? Um Euch in eleganten Wendungen zu üben, Begriffe zu ſpalten, die Redeformen der Rhetorik in Anwendung zu bringen? Keineswegs! Ihr wollt mit Euern Unterhaltungen nur die Zeit und Euch ſelbſt betrügen. Ihr wollt eine Leerheit in die andere ſtecken und ein Loch durch zwei andere Löcher ausfüllen. Ihr nehmt Parthei für jede beliebige Meinung, wenn ſie zufällig keinen andern Vertheidiger findet. Ihr thut Nichts für die Wahrheit und Alles für die Lüge, weil ſich von dieſer mehr Lärm machen läßt, als von jener; wenn Ihr ein Geſpräch beendet, ſo ſtürzt Ihr Alles über den Haufen, lacht diejenigen aus, die ſich erhitzt haben, um Euch zu bekämpfen, und dankt nicht im Namen Eurer erweiterten Kenntniſſe oder Eures ausgebildeten Redetalents, ſondern im Namen einer glücklich ver-

ſchwundenen Stunde, vor deren langer Weile Ihr vorher in Schrecken geriethet. Das ſind die Geſpräche Eurer Landsleute, Dickſon, und ich ziehe es vor, lieber Taback zu rauchen, als Dir durch meinen Geiſt die Fliegen der Langenweile von Deiner rothen Naſe wegzuſchnappen."

Dickſon ſchüttelte den Kopf über die mürriſche Laune des Chineſen und ſagte: „Den Sinn Deiner langwierigen Rede hab' ich zwar nicht verſtanden, aber ich fürchte, es ſteckt etwas Grobheit dahinter. Ich bin zwar kein Holländer, aber Euer leutſeliges Weſen zog mich an. Sackerlot, was geht Euch meine rothe Naſe an?"

Wie herzliche Freunde ſonſt dieſe beiden Männer geworden waren, die durch ihre Entfernung von zwei Heimathen genöthigt waren, ſich in der dritten einzubürgern, ſo brachten doch oft die unſauberen Späße des Einen und die Sonderbarkeiten des Andern Mißhelligkeiten in ihr gutes Einvernehmen. Einen ſolchen Streit zu ſchlichten, war dann Niemand geſchickter als Dhü-Kummuz. Dieſer erſchien auch jetzt zur rechten Stunde. „Von da oben weht ein froſtiger Wind!" rief er, einige Stufen zum Hauſe hinaufſteigend; je ſtärker man die Kanone ladet, deſto mehr Hitze glüht ſie aus. Das hat auf Euch keine Anwendung, Dickſon; denn Ihr ſprecht ja nichts. Doch kam mir das Gleichniß zur rechten Zeit. Wie iſt der Stand unſerer Artillerie, General? Ich ſoll mich bei Euch darnach erkundigen!"

Dickſon nahm eine wichtige Miene an und richtete ſich auf. „Wenn Ihr Sinn für die Wiſſenſchaft und das Genieweſen hättet," ſagte er, „ſo würde Eure Frage keinen Fehler enthalten und unſer chineſiſcher Freund würde ihn ſogleich verbeſſert haben. Wie oft habe ich Euch Beide nicht dazu einladen laſſen, an meinen Vorträgen über die einzelnen Zweige der Kriegswiſſenſchaften Theil zu nehmen. Ihr habt mich aber ausgelacht, gleichſam als hätte ich fortwährend im Fort William auf der Bärenhaut gelegen und wäre nicht auch in die Compagnieſchule gegangen."

„Ihr macht mich begierig auf die Fehler, die ich begangen haben ſoll, Meiſter Dickſon," ſagte Dhü-Kummuz, neben den beiden Anderen ſich niederlaſſend.

„Ich will so eigentlich nicht von einem Fehler sagen,“ entgegnete Dickson, sich wohlgefällig den Bart streichend; „doch habt Ihr das Wort Artillerie in einem Sinne genommen, ohne daß Ihr wißt, wie man es noch in einem andern nehmen kann.“

„Glaubt nur nicht, mir etwas Neues zu sagen!“ fiel der gelehrte Correspondent ein; „in keinem Reiche kann sich die Artillerie in besserem Zustande befinden als in dem Reiche der Mitte.“

Während Dickson über diese Bemerkung in lautes Gelächter ausbrach, fügte Dhü-Kummuz hinzu: „Und es ist längst erwiesen, daß die Chinesen das Pulver früher erfunden haben, als die Europäer.“

Als Dickson endlich Worte gefunden hatte, sagte er: „Die chinesische Artillerie! Großer Gott, warum führen wir keine Kriege mit bleiernen Soldaten! Warum schneiden wir die ausgemalten Bilderbogen nicht aus und ziehen die kleinen Papier-Soldaten auf steife Pappe und stellen sie vor die Fronte! Nein, mein Freund, ein Land, das seine Forts und Lünetten mit papiernen Kanonen bespickt, kann über Artillerie nur lernen, keineswegs aber eine Meinung abgeben.“

„Vergeßt nicht, wegen der zweifachen Artillerie Euer Wort zu halten,“ bemerkte Dhü-Kummuz; Dickson aber räusperte sich, stellte die beiden Krüge zur Unterstützung seiner Beredsamkeit zurecht und begann zuerst mit einem Verbot. „Unterbrecht mich nicht!“ sagte er; „ich kann Niemanden von Euch drei Stunden nachexerciren lassen und für zu viel Plaudern an die Thür der Artillerieschule stellen. Von gesetzten Leuten erwartet man, daß sie sich auch ohne Disciplin regieren lassen. Meine Herren, das Wort Artillerie soll türkischen Ursprungs sein, weil man sich der Kanonen zum ersten Male in den Kreuzzügen bediente, wo man die festen Burgen der Sarazenen mit ihnen in Aschenhaufen verwandelte. Es ist türkisch das Wort; ich zweifle nicht daran.“

Dhü-Kummuz konnte trotz der Warnung nicht umhin, zu bemerken, daß darauf wenig ankäme; und Dickson, der eben einen Zug aus dem Arrakrug gethan hatte, war damit zufrieden, denn er sagte: „Ihr habt Recht. Die Hauptsache

ordnung — Wenn mich der Lord rufen ſollte und ich ihm in dieſem Coſtüme als Lion von London entgegenträte —

Toms (zieht ſeine Bürſte).

Darf ich Ew. Lordſchaft meine Dienſte —

Marſton (nicht darauf achtend).

Ich werde mich kaum ſo ſehen laſſen können — (ſieht ſich um) habt Ihr denn keinen Spiegel hier?

Toms (bei Seite).

O weh, nun geht's an.

Marſton.

Sonderbar, in einem ſo eleganten Salon nicht einmal ein Spiegel? Wahrſcheinlich verlangt es ſo der Styl des hochſchottiſchen Mittelalters! Indeſſen doch unbequem! Wozu iſt denn dort der Vorhang?

Toms (bei Seite).

Was ſoll ich nur ſagen!

Marſton

(geht an den Vorhang, ſieht dahinter einen Spiegel und zerrt ihn ab). Iſt das aus Geiz, daß man hier die Spiegel verhängt? (Macht ſeine Toilette.)

Toms.

Der Staub der Jahrhunderte! Gnädiger Herr, — (bei Seite) Er hat den Vorhang abgeriſſen!

Marſton.

Trage die Sachen da in die mir beſtimmten Zimmer. Hörſt Du? Jack oder —

Toms.

Toms, gnädiger Herr!

bleibt: Artillerie iſt Alles; das heißt, ich meine nicht Jedes, aber unſtreitig gehört das Pulver dazu. Das Pulver kann man Artillerie nennen; auch das Schrot, auch das Korn des Viſirs — nein, ich miſche jetzt ſchon zweierlei Dinge untereinander. Man muß ſich deutlicher Ausdrücke bedienen, um dem Laien verſtändlich zu werden. Wenn ich z. B. den Protzkaſten nehme, wozu gehört er? Zur Kanone? Das wäre falſch; er gehört zum ganzen Geſchütz; aber davon ſoll hier nicht die Rede ſein; ſondern Ihr erinnert Euch, daß ich zweierlei Arten von Artillerie unterſcheiden will. Ich meine keineswegs die Fuß- und die reitende Artillerie, ſondern z. B. die Faſchinen. Zu welcher Artillerie gehören die Faſchinen? Zur Belagerungs-Artillerie? Das iſt richtig, und dennoch iſt es falſch; und warum iſt es falſch? Das will ich Euch ſagen. Seht, wenn ich z. B. mit Kartätſchen ſchießen will, ſo läßt ſich das leicht ausſprechen: Kartätſchen! Wo bekomme ich die Kartätſchen her? Aha, das iſt der Punkt, auf welchen es ankommt. Man könnte z. B. ſagen, der Artilleriſt bekommt ſie aus der Pulverfabrik dutzendweiſe. Im Grunde ſeh' ich daran auch nichts Unrechtes; denn, wie geſagt, es giebt zweierlei Arten von Artillerie; aber die Materie iſt ſehr ſchwierig. Kurz und gut — oder vielmehr, wo bekommt — ich bin auf dem Wege — wo bekommt der Artilleriſt die Pulvermühlen her? Die Pulvermühlen? Nein, umgekehrt: wo bekommen die Pulvermühlen die Artilleriſten her? Oder ſollt' ich nicht vielmehr? — Kurz — ja, nehmt z. B. die Laffetten —"

Dhü-Kummuz fiel dem europäiſchen Logiker, der den Aſiaten eben ſo barbariſch vorkommen mußte, wie ſie ihm, mit der Bemerkung in's Wort: „Im Grunde kommt's ja doch auch darauf nicht an!" und Dickſon, ſeinen Durſt löſchend, entgegnete mit dem Docententon des europäiſchen Beſſerwiſſens: „Ihr habt Recht. Und die Hauptſache bleibt immer Folgendes: Die eigentliche Artillerie beſteht aus Geſchützen, Mannſchaft, Pferden, aber keineswegs aus Pulver und Kugeln; denn die Artillerie beſteht zwar auch aus dieſen, aber nicht ſo, wie ich es meine. Das Ding iſt nämlich dies. Die eigentliche Artillerie wird in drei Theile getheilt: das heißt, ſie läßt ſich auch in fünf Theile theilen; aber was haben

wir davon? Verwirrung, und man muß in dieſen Sachen über alle Maßen deutlich ſein. Nämlich was iſt Feſtungs-Artillerie? Ein Achtundvierzigpfünder iſt Feſtungs-Artillerie, auch noch ein Zwölfpfünder; denn Zwölfpfünder ſind immer noch ſchweres Kaliber. Aber wie iſt's mit der Linien-Artillerie? Nein ich erinnere mich, dieſe kommt ſpäter. Wir haben erſt von der Feld-Artillerie zu ſprechen; obſchon dies ſo gut wäre, als hätt' ich den vorigen Fehler ſchon begangen; nämlich auch dies iſt ein Irrthum. Denn warum? Was iſt Linien-Artillerie? Wollt' ich ſagen: Feld-Artillerie? Jedoch hat es nichts auf ſich, warum nicht auch Linien-Artillerie? Iſt ein Sechspfünder Liniengeſchütz oder Feldgeſchütz? Das iſt die Frage und wer ſich darauf verſteht, wird ſie bejahen. Daraus folgt aber nicht Alles. Denn iſt darum auch Linien- und Feld-Artillerie dieſelbe? Wenn man's recht nimmt: o ja! Und wenn man's anders nimmt — das heißt, man kann es nicht anders nehmen, als es in der That iſt. Daraus folgt — oder vielmehr, was ließ ich doch vorangehen?"

Dhü-Kummuz entgegnete dem nach Hochaſien verſchlagenen Hegelianer: „Ach, und im Grunde kommt's ja auch darauf nicht an." Und Dickſon, der vorhin über den Correſpondenten gelacht hatte, ſtimmte darin ein und ſagte wieder: „Ihr habt Recht. Und die Hauptſache bleibt ja doch immer nur: Wir ſprachen von der Feſtungs-Artillerie und vergaßen die Artillerie der Belagerung. Was heißt belagern? Belagern heißt, um einen feſten Punkt ſo viel Kreiſe ziehen, bis der letzte Kreis mit dem Mittelpunkt zuſammenfällt. Das nenn' ich eine Erklärung; und ſo lernt man ſie auch nur in der Compagnieſchule des Forts William. Allein es handelt ſich um das Belagerungsgeſchütz. Von dieſem aber läßt ſich wiederum nicht ſprechen, wenn ich nicht erſt der Poſitionsartillerie meine Aufmerkſamkeit ſchenke. Poſitions-Artillerie; wie hängt es damit zuſammen? Hierüber läßt ſich nun durchaus nicht tractiren, wenn man nicht erſt über die ſogenannten Stütz- und Anhaltspunkte Einiges beigebracht. Was ſind Stützpunkte bei Belagerung, was im Felde? Im Felde? Aha,

da seh' ich, daß ich vorhin über die Feld-Artillerie wichtige Urtheile geäußert habe, und gehe daher sogleich —"

„O geht in des Teufels Namen mit diesem Wirrwarr von Unterscheidungen!" fiel Dhü-Kummuz ein; „läßt sich mit dieser Weisheit eine Taube vom Baume schießen? Gebt mir lieber Auskunft über den Zustand der Waffe, deren Schöpfer Ihr für unser Land gewesen sein wollt."

„Ich bedaure Dich, Dhü-Kummuz," entgegnete Dickson großmüthig; „Du hast keinen Sinn für die Wissenschaft, sonst würdest Du die Theorie nicht hinter die Praxis stellen. Doch bin ich bereit, über Alles Auskunft zu geben. Wir besitzen als Festungs-Artillerie nur einen etwas schadhaften Mörser, der noch dazu von Eisen ist; aber Schikadse wird vor Angriffen sicher sein und wir führen diese alte Reliquie mit in's Feld. Unsere Belagerungs-Artillerie besteht aus einer zehnpfündigen Haubitze, die ich als eine Merkwürdigkeit für Hochasien verehre und die uns von Nutzen sein kann, wenn sie nicht platzt. Es fehlt ihr zwar Korn und Visir, aber was soll's auch mit accuratem Zielen bei Belagerung? Etwas Anderes ist's im Feld; da gilt es, einen Obersten von der Fronte wegputzen oder ein Zelt beschießen, wo der Generalstab über Karten brütet; bei Belagerung weiß ich, daß jeder Schuß ein Stück Mauerwerk aufreißt, und mehr bedarf es nicht. Sollte es einen Pulverthurm oder einen Buben, der uns zum Hohn die Mauer mit Besen fegt, zu erlegen gelten, nun, so besitzen wir als zur Belagerungs-Artillerie gehörig noch einen Zwölfpfünder von schönem Kaliber; ja, warum soll ich es nicht sagen? Wir besitzen noch einen, den ich herzlich gern von der Feld-Artillerie ablassen will. Dann bleiben uns für die offene Schlacht noch sechs Kanonen, die ich eine Batterie nennen würde, wenn ich ihrer nicht an verschiedenen Orten bedürfte. Ich theile diese sechs Geschütze in drei zur Linien- und in drei zur Positions-Artillerie. Leider treten hier einige Uebelstände ein, die sich nicht leicht umgehen lassen. Im Grunde sind nämlich nur drei von diesen Geschossen tauglich; zwei sind vernagelt und können nur dazu dienen, dem Feinde Furcht einzuflößen oder das Gerassel der Schlacht zu vermehren oder im schnellen Fluge einige Arme

und Beine zu zerquetſchen. Von der dritten bedenklichen Kanone fürcht' ich noch Aergeres. Sie hat quer über das Rohr einen Sprung, der unleugbar iſt. Ich habe ſeine Tiefe nie ſondiren mögen, weil ich fürchtete, das möchte ſogleich des Teufels ſein. Aber ſo viel iſt richtig, den erſten Schuß hält es noch aus, den zweiten vielleicht ſchon weniger. Ich will unter meinen Kanonieren anfragen, wer eine reiche Erbſchaft zu bekommen hoffte und ſie nicht erhielt; wer von ſeinem Mädchen verlaſſen iſt oder ſich geſtehen muß, daß ein Anderer zu ſeiner Frau geſtiegen iſt; wer einen Zug von Melancholie hat oder zu wenig Löhnung bekommt, und doch niemals hoffen darf, Bombardier zu werden: kurz lebensſatte Kanoniere ſollen jenen gefährlichen Poſten einnehmen. Denn den erſten Schuß opfre ich nicht auf; was kann ich nicht Alles mit dieſem Schuß ausrichten? Der Lärm, den dieſer Schuß anrichtet, zerſprengt ſchon allein vielleicht ein Quarré. Die Kugel fährt durch ein zweites mit hundert abraſirten Köpfen, zerſchmettert einen General, der vielleicht eben ſeinem Adjutanten einen witzigen Einfall mittheilen wollte und auf dem Sprunge war, uns durch ein Manöver zu fangen, ſchlägt einem Eſel, der eben auf mich zielte, die Flinte aus der Hand und wühlt endlich noch ein ſo großes Loch in die Erde, daß wir nach dem Siege bequem darin abkochen können. Einen ſolchen Schuß ſollt' ich ungeſchoſſen laſſen? Nein, mag der Sechspfünder bei der zweiten Kugel in tauſend Stücke ſpringen; ich halte mich fern davon. Dann bleiben mir noch drei unübertreffliche Geſchütze übrig. Ich pflege nie etwas über meine Kräfte hinaus zu erheben, aber mit dieſen drei Weſen getrau' ich mich ganz Hinteraſien und meinetwegen noch einen ſechſten Welttheil zu erobern."

Eine gellende Fanfare von Tſchungs oder tibetaniſchen Muſchelhörnern ſetzte ſich dicht auf die Ferſen dieſer langen europäiſchen Rodomontade. Eine Staubwolke ſtieg von der linken Seite der im Schatten der Ulme Sitzenden auf und ließ nur zuweilen gegen die Sonne einige blitzende Waffen oder Verzierungen von Mützen durchblicken. Der Zug kam näher und bewegte ſich gerade auf das Haus des Dhü-Kummuz zu. Dieſer erhob ſich mit den Worten: „Steht auf,

General, der Lama geht auf die Jagd und wir müſſen ihn begleiten. Wäre unſer ſtummer Freund, unſer ſchwermüthiger Hausgenoſſe, ein beſſerer Reiter, er müßte ein Roß beſteigen und ſeine Grillen nach dem Walde tragen, um ſie nicht wieder zurück zu bringen."

Der chineſiſche Geſandte, der gegen die weitläufigen ſtrategiſchen Unterhandlungen der beiden Anderen eine auffallende Gleichgültigkeit gezeigt hatte, lächelte und ſagte mit einiger Bitterkeit: „Ich glaubte, Teſchulumbo ſei der Sitz eines geiſtlichen Fürſten. Ich finde aber, daß es vielmehr der Sitz der freien Sitten iſt. War es in Laſſa erhört, daß Gott auf die Jagd geht!"

Dickſon brachte ſeine Kleider in Ordnung und entgegnete auf dieſe Bemerkung: „Wer aus Europa gebürtig iſt, mein Herr, verſteht ſich auf ſcharfſinnige Unterſcheidungen. Ihr müßt das Geſetz von Denen unterſcheiden, welche unter ihm ſtehen. Es giebt in Europa eine Art Religion, die man Chriſtenthum nennt und aus den Katechismusjahren meiner Jugend habe ich ihre Lehren noch nicht vergeſſen. Der Lama iſt das Geſetz, wer hindert ihn, ſich in den Finger zu ſchneiden? Mit anderen Worten: dieſer geiſtliche Hof hier iſt ſo unterhaltend, wie es der von Rom nie geweſen iſt. Oder, um eine andere Wendung zu gebrauchen: Ich hoffe Dich wieder zu ſehen, mein Freund, denn ich liebe wie der Engländer einen Hongkaufmann, und wenn Du vielleicht Luſt tragen ſollteſt, meine Vorleſungen über die Geſchütze zu Papier zu bringen, ſo kannſt Du eines Dankes gewiß ſein, für den ich mich bei der Jagd auf Worte beſinnen will. Nützen muß es Dir auf jeden Fall."

Der Zug war jetzt bei dem Hauſe angekommen und zwei Pferde wurden vorgeführt, welche von Dhü-Kummuz und dem halbbetrunkenen Dickſon beſtiegen werden ſollten. Der Teſchu-Lama, der ſich in ſeinem kriegeriſchen Zeug ſtattlich ausnahm, war von einem Gefolge umgeben, deſſen Kleidung ein ſonderbares Gemiſch von geiſtlichem und weltlichem Aufzuge vorſtellte. Er richtete an die beiden Theilnehmer der Jagd, welche ſich in den Sattel ſchwangen, einige wohlwollende Worte, und Dickſon, der noch nicht ganz den europäiſchen Be-

dienten und den ſubalternen Soldaten abgelegt hatte, erwiderte ſie mit einem langen Redefluß, der ungefähr ſagen wollte: Ew. Gnaden ſind heut' gar zu gütig! Der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung, die Muſchelhörner hielten den Roſſen die Ohren ſteif, die Hunde drängten vor und wurden mühſam von den Reitern an langen Stricken zurückgehalten. Die Richtung ging einer ſanft ſich aufbachenden, von einem dunkeln Waldkranze bekränzten Ebene zu.

Wie der Chineſe den vorhergegangenen Geſprächen Dickſon's und ſeines Wirthes nur eine gleichgültige, theilnahmloſe Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, ſo gab er auch bei Ankunft des Lama einen ſtummen Zuſchauer ab. Er ſtand intereſſelos an den Ulmenbaum gelehnt, ohne vor dem Manne, in deſſen Gewalt er ſich befand, ein Zeichen äußerer Achtung blicken zu laſſen. Dies Benehmen ſtimmte mit ſeinem früheren nicht überein. Denn bis dahin war er immer nach dem richtigen Grundſatz verfahren, daß die Großmuth Den am mildeſten behandelt, der keinen Widerſtand leiſtet; ſeine Gefangenſchaft hatte in Folge dieſer Ergebenheit nichts Unerträgliches gehabt; die Grenzen, innerhalb deren er ſich bewegen durfte, waren weit auseinander geſteckt, und die Beſuche der angeſehenſten Männer, welche ſeinen Verſtand, ſeine mannigfachen Kenntniſſe und ſeine geſellſchaftlichen Gaben aufſuchten, mußten ſeiner Eigenliebe ſchmeicheln. Wenn der Correſpondent dabei nie unterließ, Jedermann mit Zuvorkommenheit zu begegnen, ſo mußte ihn heute ein fremdartiger Einfluß beherrſcht haben, dem er ſich hingab, ohne darauf zu achten. Was beſtimmte ihn, heute zum erſten Male offen zu zeigen, in wie hohem Grade ihm ſeine Lage zuwider war?

Ho-Po, der Diener des Correſpondenten, kam aus dem hintern Hofraume von der linken Seite der Terraſſe herangeſchlichen, zog ſeinen Herrn ſo nahe an ſeinen Mund, daß jedes ſeiner Worte nur in deſſen Ohr widerhallen konnte, und flüſterte ihm zu: „O mein theurer Vater, war ich bis jetzt ein Roß, das unter der Laſt des Grams, der ſeinen Herrn drückt, zuſammenſinkt, ſo fühl' ich jetzt einen neuen Lebensmuth in mir, da ich Euch bald wieder in die alten

Kreise Eurer Macht zurückversetzt weiß." — „Ist Dir Deine Nachforschung gelungen? Wer wird uns bei der Flucht zu Gebote stehen?" fragte der Correspondent mit besorgten Blicken die Umgebung ausspähend. — „Einem Mann, der uns führen soll," antwortete Ho-Po, „habe ich ein weitläufiges Märchen aufgebunden, das er gewiß wahrscheinlich finden wird. Warum sollte es Euch dieser Mann nicht zutrauen, daß Ihr noch auf verliebten Wegen geht? Es ist finstere Nacht. Die Menschen haben hier zu Lande in der That mehr Verstand, als man von ihnen glauben möchte. Unser guter Pferdeverleiher sieht ein, daß die Liebe nur des Nachts auf ihren Raub ausgeht, daß es hartnäckige Väter, spröde Bräute, eifersüchtige Liebhaber unzählige in der Welt giebt, und daß man ihren Wünschen und ihren Intriguen oft nicht anders zuvorkommen kann, als durch einen raschen, ohne Säumen ausgeführten Entschluß." — „Hm! Hm! Deine Geschichte mag recht artig erfunden sein," sagte der Correspondent lächelnd; „doch hätt' es sich besser geeignet, mich zu einem verliebten Mönche zu machen, den die Sehnsucht nach einem angebeteten Gegenstand auf nächtliche Abenteuer treibt. Der Eifer des Mannes, uns zu dienen, würde um so größer gewesen sein. Doch um welche Zeit werden wir seiner gewiß sein?" Die weitere Unterredung brachte all' die Umstände zur Sprache, welche bei dem nächtlichen Vorhaben beachtet werden mußten. Wir finden den Gedanken an Flucht erklärlich und wenig Hindernisse, die ihn hätten vereiteln können. Wenn es seither in den Absichten des Correspondenten lag, die Wachsamkeit seiner Aufseher unschädlich zu machen, so mußte er auf geraume Zeit das System befolgen, das ihm zu diesem Zwecke gelang. Es hinderte ihn nichts, in der Nacht sein Zimmer zu verlassen, die Hausthür zu öffnen, an der Pforte der Umzäunung seinen harrenden Diener mit sich zu nehmen und in einiger Entfernung ein Pferd zu besteigen, das ihn vielleicht sicher bis zu einem Orte trug, von wo aus es nicht unmöglich war, sein Fortkommen weiter zu bewerkstelligen. Mit dem zunehmenden Dunkel der Nacht lassen wir über diese Unternehmung einstweilen den Schleier fallen.

Die Jagd des Teschu-Lama sollte erst am folgenden Morgen beginnen; aber rings war bereits durch die gellenden Muschelhörner und das Hetzen der Jäger das ganze Thierreich in Bewegung. Die tangutischen Büffel liefen in zahlreichen Haufen über die Ebenen, mit den Hörnern die Erde aufwühlend, blieben dann zuweilen stehen, die gebückten Häupter erhebend, und beklagten vielleicht mit dem ihnen eigenthümlichen Grunzen des Schweins, daß ihnen bei dem vielen Laufen doch die gefährliche Bürde ihres seidenhaarigen Schweifes — dieser war es, der ihnen morgen das Leben kostete — nicht entfallen war. Die Moschusthiere verpesteten die Luft mit jenem Gestank, der den europäischen Tabackschnupfern so ambrosisch duftet und jeden Besitzer einer empfindlichen Nase aus einem Zimmer treibt, wo auch nur im tiefsten Verließe des Kleiderschranks ein Billiontheil dieses Ingrediens in Baumwolle verborgen liegt.

Der Herbst war schon so stark geworden, daß er das Laub von den Bäumen schüttelte. Aus den offenen Gebirgsreihen, die dem Zugwind einen freien Durchzug gestatteten, zog die Nachtluft mit schneidender Kälte. Einzelne Regenwolken, welche der Sturm vom Gipfel eines himmelhohen Felsen wegtrieb, sanken mit ihrer ganzen Schwere auf die Ebenen nieder und entluden sich in langwierigen Strömen. Mit bedauernder Klage, daß durch diese Regenschauer auf morgen die Wege schlüpfrig und schwierig gemacht sein würden, begaben sich die Jäger in einem einsamen Schlosse zur Ruhe. Diese kleine Wohnung war befestigt und konnte zugleich als eine Kapelle für Pilgrime dienen; denn sie war mit geistlichen und wunderthätigen Bildern besetzt. Für diese Nacht that sie dem Teschu-Lama und seinem Gefolge einen schon oft geleisteten Dienst als vorübergehende Herberge. Es war ein fürstlich-tibetanisches Jagdschloß.

Mit Tagesanbruch hatten sich alle Theilnehmer des kommenden Vergnügens schon vor dem Rastorte versammelt. Der Teschu-Lama, der sich etwas später einfand, beliebte über die Inconvenienz dieser Unterhaltung mit seinem Stande einige scherzende Worte zu äußern, die von dem Gefolge mit großem Beifall aufgenommen wurden. Dickson hatte sich schon früh

einen anhaltenden Humor getrunken und phantasirte über die Benutzung der Artillerie, die ihm selbst auf der Jagd nicht ohne Vortheil schien.

Als das Treiben der aufgescheuchten Thiere lebhafter wurde, näherte es sich mehr dem Gebirge. Das Verfolgen wurde auf den steilen Wegen beschwerlicher, der Zug trennte sich, je nachdem man auf dem einen Pfade ein bestimmtes Ziel früher zu erreichen hoffte, als auf dem andern. Es liegt nicht in unserer Absicht, den Verlauf dieser Unterhaltung zu berichten, sondern wir folgen nur dem Pfade, den Dhü-Kummuz mit einigen anderen Leuten einschlug, da er uns den Anblick einer weiteren Katastrophe dieser Geschichte zeigen wird.

Der Weg zog mit fast unersteiglicher Schroffheit in die Höhe. Die Reiter waren von ihren Thieren gestiegen, die sie mit kurzem Zügel führen mußten, wenn nicht Mann und Roß den Sturz in die Tiefe gewärtigen wollten. Einige unter den Begleitern Dhü-Kummuz's hatten schon vor ihm einen ansehnlichen Vorsprung gewonnen; jetzt blieben sie an einer Stelle, wo eine weitere Fortsetzung des Weges undenkbar war, stehen, wandten sich um und riefen den Nachkommenden zu, ihre Schritte zu beschleunigen. Wessen waren sie ansichtig geworden? Zwei Männer lagen mit ihren zerschmetterten Rossen in einer Schlucht, welche zwei Felsen von einander getrennt hielt. Der Fall war nicht tief, aber durch die zackigen Felsspitzen, welche die Gestürzten empfangen hatten, überaus gefährlich. Auch war es keinem Zweifel unterworfen, daß nur der Eine der Unglücklichen noch am Leben war und einige scharfe Blicke reichten hin, in dem Andern, dem es an's Leben gegangen war, den Correspondenten zu erkennen. Es war nicht ganz unmöglich, sich den beiden Chinesen (denn der noch Lebende war Ho-Po) zu nähern. Es bedurfte nur einiger Behutsamkeit und die Schwierigkeit der Lage war leicht überwunden. Mehrere Männer kletterten hinunter, schwangen sich mit Gewandtheit über einige Felsblöcke und trugen die beiden Opfer ihrer Freiheitslust zu den Uebrigen zurück. Die Scene wurde belebter; denn diese Störung ließ sich bald bemerken und von höher liegenden Gipfeln

auch in ſeiner Urſache erkennen. Bald war die Geſellſchaft um dieſen traurigen Anblick verſammelt. Ho-Po ließ noch einige Hoffnung zur Rettung übrig. Er war zwar an allen Theilen ſeines Körpers beſchädigt; doch nur eine Vernachläſſigung ſeines Zuſtandes hätte ihm können tödtlich werden. Am Correſpondenten blieb jeder Wiederbelebungsverſuch ohne Erfolg. Die zerſchmetterten Glieder hingen ſchlaff am Körper und ſchon die harten Verletzungen des Kopfes hätten ihm tödtlich ſein müſſen. Das bleiche, von Entſetzen und Angſt entſtellte Antlitz; der Mund, wie zum Hülferuf geöffnet; die Augen, aus ihren Höhlen gequollen, mit ſchwarzem, geronnenem Blute überzogen. Unter allen Aeußerungen, welche dieſer Anblick veranlaßte, war diejenige am grauſamſten, die aus dem Munde eines Europäers kam. Denn Dickſon ſagte nur die einzigen Worte: „Er hat uns entlaufen wollen;“ ſchien aber damit ausdrücken zu wollen, daß dem Armen recht geſchehen.

Den Stiefeln des todten Correſpondenten entfiel eine Papierrolle. Sie trug die Ueberſchrift: An die Redaction der Pekinger Hofzeitung und enthielt einen vollſtändigen Nekrolog, den der Verſchiedene, ſein Schickſal ahnend, für den vorkommenden Fall entworfen hatte. Es hieß darin: „Schon wieder erloſch am Horizonte des Reiches der Mitte ein Stern der erſten Größe. Leang-Kao-Tſu wurde geboren im dritten Jahre der Regierung Kieng-Long aus der glorreichen Dynaſtie Tai-Thſong. Seine erſte Jugendzeit war dem Studium der claſſiſchen Autoren gewidmet, worin er es ſo weit brachte, daß ſeine Kenntniß ſowol in Dichtern als Philoſophen die allgemeinſte Anerkennung fand. Man rief ſich oft zu: der junge Leang-Kao-Tſu wird bald graduirter Doctor ſein! Und dieſe Vermuthung wurde in Kurzem eine Wahrheit. Er wurde promovirt, ging einige Zeit noch in den Unterricht eines Bonzen, um ſeine Seelenreinheit zu erhöhen, beſuchte darauf Su-Tſheu, um den feinen Anſtand aus dem Grunde zu ſtudiren, und erhielt darauf die Stelle eines Salz-Mandarinen in Kang-Torg. Laſſen ſich die Verdienſte aufzählen, welche ſich an dieſem Orte Leang Kao-Tſu im Umgange mit den Holländern und den Europäern um das

Marſton
(immer noch am Spiegel ſich ordnend).

Toms, gut! Wenn Du Dich meiner mit Aufmerkſamkeit annimmſt und mir über Mancherlei, was ich Dich fragen werde, über die Reichthümer des Hauſes Douglas, über Schottland und die Hochlande und das ſchottiſche Erbrecht, hörſt Du, Auskunft verſchaffen willſt, Toms, ſo ſoll es Dein Vortheil ſein.

Toms.

O, gnädiger Herr, fragen Sie nur! Ich kann über Alles Antworten geben. Ich habe einen ſehr guten Schulunterricht genoſſen.

Marſton.

Dummer Kerl! (Geht an den Tiſch.) Da, trage den Mantel hinunter, dieſe Pelzhandſchuhe, die Mütze und da — Was hat denn Holiday in dem Kaſten?

Toms
(der den Mantel und die genannten Gegenſtände über den Arm gelegt hat).

Vielleicht die Geldchatoulle?

Marſton (hebt und wiegt den Kaſten).

Unſre Geldchatoulle? Nein, dafür iſt ſie zu ſchwer — zu leicht wollt' ich ſagen. Hab' ich doch im Wagen dieſen Kaſten nicht bemerkt —

Toms.

Vielleicht eine Handbibliothek oder — das Raſirzeug?

Marſton.

Ich entſinne mich, Holiday hatte den Kaſten zu ſeinen Füßen —

himmliſche Reich erwarb? Wer jede einzelne Wohlthat, die er ſeinen Landsleuten und dem Sohne des Himmels, ſeinem allergnädigſten Kaiſer, erwies, berechnen wollte, müßte auch angeben können, aus wie vielen Tropfen das Meer beſteht. Der Weiſe erhält immer ſeinen Lohn, wenn er ihn von dem Gerechten erwartet. Leang-Kao-Tſu wurde zum Mandarinen der vierten Claſſe erhoben und erhielt eine Stellung, die ſeinen Talenten nicht angemeſſener ſein konnte. Er wurde Correſpondent am Hofe des tibetaniſchen Dalai Lama von Laſſa. Zu welchem Dank verpflichtete er in dieſer Eigenſchaft die Blume des Weltalls? Auch unſere Zeitung kann nicht umhin, anzuerkennen, daß er ſchon ſeit Jahren zu ihren eifrigſten Mitarbeitern gehörte. Er lieferte ihr ſeine erſten Gedichte, ſpäter Aphorismen über verſchiedene Gegenſtände der Lebensphiloſophie; in reiferen Jahren mehrere publiciſtiſche Beiträge, die ſich über das Recht der Regenten und des Volkes mit eben ſo viel Klarheit als Loyalität verbreiteten. Das beſte Erzeugniß ſeines gewandten Pinſels war die Reihe von Aufſätzen, die wir ſeit geraumer Zeit unter dem Titel: Tibetaniſche Zuſtände, den Spalten dieſer Zeitung einverleibt haben. Niemand Anders war der Verfaſſer dieſer geiſtvollen Berichte, als der vollendete Leang-Kao-Tſu. Sein Tod hing aber mit folgenden Umſtänden zuſammen: —" Der Correſpondent ſchien erwartet zu haben, daß ein befreundeter Pinſel dieſe Lücke ausfüllen würde, aber in Teſchulumbo gab ſich dazu wol Niemand her. Herr Profeſſor Neumann in München wird mir bezeugen können, daß denn auch dieſer Nekrolog niemals in mehrerwähnter Zeitung geſtanden hat.

Ein Bote brachte dem Teſchu-Lama die Nachricht von der Rückkunft des Schamanen. Dies war das Zeichen zum Beginn der ſchon lange vorbereiteten Feindſeligkeiten. Zu Vergnügungen wurde jetzt die Zeit zu koſtbar; man rief mit den Muſchelhörnern, deren Töne das Echo unzählig durch die Berge trug, die Zerſtreuten zuſammen und kehrte mit einiger Beute und dem Leichnam des nun freilich unſchädlich gewordenen Chineſen in die Ebene zurück. Der verwundete Ho-Po war ſchon vorausgetragen worden.

Inzwiſchen hatte Schü-King mit Energie die Zügel des chineſiſchen Regiments in Laſſa ergriffen. Jede Einmiſchung, welche ſich der General in die Dinge, die ſie in den Kreis ihrer Aufſicht ziehen wollte, erlaubt hatte, wurde mit Feſtigkeit von ihr zurückgewieſen. Den erſten Act der Souverainetät, die ſich der Militairbevollmächtigte übertragen glaubte, die Befreiung Gylluspa's, hatte Schü-King weniger aus Eiferſucht auf die ihr näher bekannt gewordenen Verhältniſſe dieſes Mädchens, als nach dem feſten Vorſatz ihrer alleinigen Machtvollkommenheit rückgängig gemacht. Und ihre Entſchließungen gewannen um ſo mehr Gewicht, da ſie ſich auf die Nachricht ſtützte, die ihr von Teſchulumbo aus über ihren Bruder zugekommen war. Sie konnte noch auf ſeine Exiſtenz bauen und deshalb auf alle ihre Unternehmungen den officiellen Stempel drücken; ja ſie konnte annehmen, daß die endliche Rückkunft des Bruders Alles gut machen müßte, was ſie vielleicht in der Eile oder in Folge eines unweiſen Entſchluſſes oder mit mehr als verantwortlicher Gewaltanmaßung in's Werk geſetzt hatte.

Die Verbindung, in welche Schü-King mit ihrem Bruder trat, war keine unmittelbare, ſondern wurde durch Unterhändler unterhalten, die Einiges anders erzählten, Vieles gänzlich verſchwiegen. Von dieſer Seite beſtürmte man ſie in den Zurüſtungen fortzufahren, die der Correſpondent zu Gunſten der Unternehmung des Teſchu-Lama gemacht hatte. Schü-King war mit den desfallſigen Plänen ihres Bruders wohl vertraut. Sie wußte, daß er ſich ſo viel Einfluß auf die chineſiſchen Truppen verſchaffen wollte, als hinreichte, um ſie entweder zur Schilderhebung für den neuen Lama zu gebrauchen oder ſie in einer theilnahmloſen Neutralität zu erhalten. Sie wußte, daß ihr Freund Tſchu-Kiang zu dieſem Zwecke benutzt werden ſollte, daß dieſer ſeine Mitwirkung verſprochen hatte, und eilte daher, alle abgebrochenen Fäden dieſer Vorbereitungen wieder anzuknüpfen.

Tſchu-Kiang ſagte, daß man ſich in ſolchen Dingen gänzlich auf ihn verlaſſen könnte. Er könnte, obſchon ein weiſer Mann, Thorheit über Thorheit begehen, wenn Schü-King's Bruder dafür die Verantwortung übernehmen wollte. Es

ſei ihm nun einerlei, ob er eine Schwadron oder das ganze Regiment in's Complott ziehen ſolle. Warum ſollt' er nicht eines ſichern Erfolgs gewiß ſein? Wäre doch jeder Rekrut, der nur einmal das Glück gehabt hätte, vor ihm das Gewehr zu präſentiren, bereit, für ihn durch's Feuer zu gehen. Ja, er könne verſichern, das ganze Unteroffiziercorps ſei unter ſich eiferſüchtig gegeneinander, weil er Einigen von ihnen einmal die Verſicherung ſeiner Freundſchaft gegeben. Die Befehle des Generals zu hintertreiben? Welche leichtere Aufgabe ließe ſich ihm ſtellen! Kein Soldat, der je den Hahn eines Carabiners geſpannt, werde die mürriſchen Sitten eines alten Eiferers ſeinem leutſeligen, einnehmenden, bezaubernden Weſen vorziehen. Kurz, er ſei gewiß, daß ihm im Augenblick des Kampfes, den er übrigens ſehnſüchtig erwarte, mehr zu Gebote ſtehen würden, als bedürftig ſeien.

In dem Augenblicke, wo Tchu-Kiang dieſe meuteriſche Verſicherung gab, fand Schü-King ſeine Tournure, ſeinen Zopf, ſeinen Stutzbart, den Faltenwurf ſeiner Kleider, die Nachläſſigkeit ſeines Gürtels ſo liebenswürdig, daß ſie in ein begeiſtertes Lob dieſer Vorzüge ausbrach. Der Oberſt drückte dafür ihre Hand mit Zärtlichkeit an ſeine Lippen.

Dreizehntes Kapitel.

Der Angriff.

Der Feldherr Jang-Schu führt ſein Heer,
Dreitauſend Wagen reich an Ehre.
Sie treiben wol den Feind zu Paaren.
Der Feldherr Jang-Schu zieht voraus,
Er führt laut der Trommeln Braus,
Und wohlgeſchnarrt ziehn alle Schnarren.
Zum Angriffszeichen genüget ſchon
Den Muth'gen ein gelinder Ton.
Doch ſoll's den Rückzug Zeichen ſein,
Und ſoll'n wir ihm Gehör verleihn,
Da dürft ihr nicht die Trommel ſparen.

Schi-King.

Es war finſtere Nacht. Tauſend Fackeln leuchteten im Gebirge. Der rothe Schein, den jede einzelne warf, konnte

auch nur den Schritt eines Einzigen sichern. Für die übrigen Tausend, die mit ihren Rüstungen über das Gebirge kletterten, gesellten sich zu den natürlichen Hindernissen des gefahrvollen Weges noch die blendenden Schatten, welche die Fackelträger in die tiefen Abgründe warfen.

Bald stürzte ein Roß, bald ein Reiter, der jenes am Zügel führte. In dem verworrenen Zurufen, das von einer Bergspitze auf die andere schallte und das schlummernde Echo weckte, erstickten die Schmerzensschreie der Unglücklichen, die durch die falsche Berechnung des Weges und die Tollkühnheit der Anführer hier mit ihrem Leben zahlen mußten.

Am entlegensten Ende des Zuges und noch am tiefsten Fuße des Berges ertönte das Commando einer uns wohlbekannten Stimme. „Die Fackeln von den Pulverwägen!“ rief es mit siebenfachem Echo. „Wir haben so viel brennbares Material, daß wir mit Einem Funken den Erdball in die Luft sprengen könnten.“

Es war Dickson, der mit seiner schweren Artillerie weit zurückblieb und in der That nur mit den außerordentlichsten Anstrengungen des Weges Meister werden konnte. Außerdem wären seine wenigen Geschütze verloren gewesen, wenn er nicht jedes in Augenschein genommen und bald hier, bald da zugegen gewesen wäre. Die Stücke waren mit einem Dutzend Pferden bespannt, die von eben so viel Kanonieren wieder kurz am Zügel geführt werden mußten. Dickson rief dabei beständig oder in kurzen Zwischenräumen: „Fünfzig Stockprügel für Jeden, der elend genug ist, sich hinten aufzusetzen! Und die Hälfte für Jeden, der sich von seinem Thiere ziehen läßt!“ Dabei machte er seiner Galle an allen Gegenständen Luft; er war im Zuge, die anstößigsten Dinge zu sagen. „Das sind die Folgen der Vielherrschaft,“ rief er; „schätzte man meine Rathschläge so hoch, als sie werth sind, so würde man besser bedient sein. Was gab ich im Kriegsrath für eine Meinung ab? Ich stimmte für Zögerung, eine Rast, die vier Stunden vor dem Untergange der Sonne beginnt; einen Marsch, der Niemanden ermüdet und uns Zeit läßt zu den nöthigen Erfrischungen, zur Verdauung und zu einem erquicklichen Trunke. Aber ich drang nicht durch, weil in

dieser Armee zu Viele rathen wollen. Steckt nicht so die Köpfe zusammen! Himmel, da sitzt schon wieder Einer auf dem Protzkasten!" Dickson lief nach der bezeichneten Gegend, stolperte, stand mit einem derben Fluche wieder auf und überzeugte sich von seinem Irrthume. „Was giebt's da zu lachen?" rief er einen Trupp Kanoniere an, der hinten am schadhaften Mörser schob. „Ich wette, der Schuft hat meinen Fall benutzt und ist herunter gesprungen, während ich ihn nicht sehen konnte. Wie schlaff an der Haubitze dort die Stricke hängen! Treibt die Pferde an, Ihr Buben! Und rennt mich — zum Henker, die Steine tanzen mir unter den Füßen weg; wollt Ihr mich hinunterstoßen?" Der General war stehen geblieben und wurde von der vorüberfahrenden Positions-Artillerie so hart gestreift, daß er einige Schritte zurücktrat und erschrocken, nichts als Luft hinter sich zu fassen, jenen Schrei ausstieß. Doch, noch nicht gefallen, fand er den Muth, sich umzusehen, wo denn der Tod noch ganzer drei Schritte weit entfernt lag. Es gewährte ihm einige Beruhigung von seinem Schrecken, auf die Mitglieder des Kriegsraths zu schmähen und seine Mannschaft zu Vertrauten seines Grolls zu machen. „In der Compagnieschule zu Calcutta habe ich Blicke in die Strategik geworfen, daß mir ihre feinsten Grundsätze erklärlich wurden. Konnte ich daher ohne Lachen hören, wie einige Regimentschefs in einem vor vierzehn Tagen gehaltenen Rathe auf Bildung einer reitenden Artillerie drangen? Himmel, das wäre ein Commando gewesen! Rechtsum schwenkt! Sturmlauf! Die ganze Batterie in einer Viertelstunde 20,000 Fuß über dem Meeresspiegel. Gerechter Gott, was willst Du, Dschangho?" unterbrach sich Dickson. Es war nicht der ganze Feuerwerker Dschangho, der an Dickson vorüberflog, sondern nur sein Kopf und ein Stück seines Rumpfes. Diese Begegnung war von einer ungeheuern Explosion begleitet. Ein Pulverkasten hatte bei dem unvorsichtigen Handhaben der Fackeln Feuer gefangen und war in die Luft gesprungen mit Mann und Roß, die ihn bedienten.

„Das Ding ist nun einmal geschehen," sagte Dickson nach einer Weile; „lasse sich Niemand entmuthigen! Wer auch das

Bein seines Bruders finden sollte, zögere nicht, das seinige darauf zu stellen. Zur Klage haben wir keine Zeit. Wer heult da? Niemand soll den Mund verziehen!" Mehrere Stimmen fingen einen leisen Trauergesang zu murmeln an. Hätte Dickson ihn aufkommen lassen, so würden sich alle Zungen gelöst und Muthlosigkeit sich dem ganzen Heere mitgetheilt haben. Der General fuhr mit so heftigen Drohungen dazwischen, daß Jeder sein Gebet unhörbar zwischen den Zähnen murmelte und die Bedienung des Postens, auf dem er sich befand, nicht aus den Augen ließ.

Als der Artilleriepark in die Thal-Ebene hinabrasselte, lagen die übrigen Krieger schon an ihren Feuern zur Ruhe ausgestreckt. Die Geschütze wurden in Ordnung aufgestellt, die Pferde ausgespannt, an Pfähle befestigt, zur Noth gefüttert, und die Kanoniere waren noch früher eingeschlafen als jene. Dickson aber fühlte seine Befehlshaber-Pflichten zu sehr, als daß er sogleich dem Beispiele seiner Leute hätte folgen sollen. Er frug sich vielmehr nach dem Hauptquartiere hin, um an Berathungen Theil zu nehmen, wenn diese vielleicht gepflogen werden sollten. Es war aber still um das große Zelt, das die heiligen Glieder des Teschu-Lama umschloß, nur aus einem Theile desselben brannte noch eine schwache Flamme. Dem Eintreten des bekannten Generals stand nichts entgegen und Dickson fand seinen Freund, Dhü-Kummuz, noch in so später Nacht über einen großen Pergamentbogen beschäftigt, auf dem er zierliche Charaktere in großen Zügen mehr malte, als schrieb. „Wer Du auch sein mögst," rief der Hofnarr und erste Staatsweise dem Eintretenden, ohne von seiner Arbeit aufzuschauen, entgegen, „nach einigen Augenblicken bin ich bereit, alle Geschenke zu empfangen, welche man mir geben wird." — „Ich bringe nichts, als einen müden Fuß, eine trockene Zunge und ein begieriges Ohr," entgegnete Dickson und sein Freund, ihn sogleich erkennend, sagte kurz vor sich hin: „Dickson", ließ sich aber nicht stören, sondern arbeitete auf seinem Bogen weiter. Dickson brummte über die Unfreundlichkeit der Gelehrten und sah dem Schreiber über die Schultern zu. Endlich wusch dieser seinen Pinsel im Wasser von den Farben rein, hielt

das Geſchriebene mit zufriedenem Blicke gegen das matte Licht der Lampe und begrüßte ſeinen Freund mit herzlichem Willkommen. „Als ich geſtern die gebratenen Fiſche mit Dir aß," ſagte er, „und Dir die Kopfſtücke und mir die Schwänze ließ, hätt' ich da glauben mögen, daß wir Beide faſt unſer jüngſtes Gericht gehalten hätten! Ein verwünſchter Weg! Du rietheſt dagegen und ich fange an, Dein Ahnungsvermögen zu verehren."

Dickſon war aber für Lobeserhebungen nicht zugänglich, wenn etwas ſeiner Leibesnothdurft abging. Vor allen Dingen verlangte er ein bequemes Nachtmahl, ſodann eine Wiederholung der beifälligen Aeußerungen, welche ſein Wirth über ihn gemacht hatte, und, als er Beides erhalten, Aufklärung über die eben beendete Beſchäftigung des Dhü-Kummuz. „Ich bin aus dem Lande der Cultur gebürtig," ſagte er, „und kann auf der Straße nichts Geſchriebenes liegen ſehen, ohne es aufzuheben. Was bedeuten dieſe nächtlichen kalligraphiſchen Uebungen?"

„Ich kenne den Gebrauch Deines Vaterlandes nicht," entgegnete der Befragte; „aber bei uns herrſcht die Sitte, ſelbſt dem Feinde Rechenſchaft darüber abzulegen, was uns zu einem Kriege gegen ihn bewogen hat. Wir erlaſſen in dieſem Falle beim Anfang aller Feindſeligkeiten eine weitläufige Schrift, die wir Proclamation, auch wol Manifeſt nennen. Ueber dieſer Arbeit haſt Du mich angetroffen."

Dickſon, der für Definitionen eine unbeſchreibliche Ehrfurcht beſaß, hörte mit offenem Munde zu und vergaß ſogar über jener gründlichen Auseinanderſetzung, daß in Europa die Manifeſte nicht weniger heimiſch ſind. „Das iſt merkwürdig," ſagte er, „doch was haſt Du im Namen des Lama, unſeres Herrn, den Leuten aufgeheftet?" — „Nicht wahr, wir haben ſehr wichtige Urſachen zu dieſem Kampfe?" — „Ohne Grund ſind wir in der That nicht hier." — „Und dieſe Urſachen ſind höchſt gerecht?" — „Sie ſind durchaus nicht ungerecht." — „Wir kamen nicht von freien Stücken?" — „Nein, wir ſind durch Beleidigungen gereizt worden." — „Und dieſe Beleidigungen waren unerträglich?" — „Sie waren zahllos und ließen ſich nicht ertragen." — „Der Lama

hat die gerechteſten Anſprüche auf den Thron des Himmels?" — „Ich frage Dich, wer ſie ihm ſtreitig machen ſollte?" — „Der Dalai Lama kann nur ſchlecht beglaubigte Anſprüche nachweiſen?" — „Wenigſtens wir haben ſie nie beglaubigt." — „Es iſt der Wille des Himmels, daß in Tibet eine andere Ordnung der Dinge herrſche?" — „Wir ſind unſtreitig damit beauftragt, ſie einzuführen." — „Wollen wir die Lage der feindlichen Provinzen verſchlechtern?" — „Nimmermehr! Wir beabſichtigen ihr Beſtes mitzunehmen und kommen mit den reichſten Verſprechungen." — „Werden dieſe Verſprechungen gehalten werden?" — „Was Du frägſt! Doch, unter gewiſſen Bedingungen." — „Und dieſe ſind?" — „O ſo geh mir zum Henker! So examinirt man einen Narren. Commandir' ich denn eine feindliche Batterie? Bin ich als Parlamentair im Lager? Sage mir lieber, was auf jenem Pergament enthalten iſt!"

Dhü-Kummuz fand keine Zeit, dieſe Mittheilung zu machen; denn draußen war es unruhig geworden, mehrere Stimmen riefen durcheinander und ein anwachſender Lärm näherte ſich dem Hauptquartier, wo ſich die beiden nächtlichen Sprecher befanden. Einige Offiziere kamen aus den hinteren Räumen des Quartiers herbeigeilt, um ſich nach der Urſache dieſer Störung zu erkundigen. Man führte einen Menſchen herein, der ſich von Laſſa her durch die Spalten und Engpäſſe der Gebirgswand in das Thal geſchlichen haben und von den Wachtpoſten bemerkt ſein ſollte. Nach der Ausſage Derer, die ihn gefangen, warf er bei dem erſten Anruf der Schildwache ſtatt der Antwort ein Packet Papiere von ſich und ſchien darüber zweifelhaft zu ſein, ob er die Flucht ergreifen oder das Folgende abwarten ſollte.

Dhü-Kummuz unterſuchte die Papiere und verhörte den Ueberbringer derſelben. Es war allerdings ein Spion, aber ein ſolcher, der nur in Laſſa gewärtigen konnte, aufgehängt zu werden. Er war von jener Parthei abgeſchickt, die in Laſſa für den Teſchu-Lama gewonnen war, und er ſelbſt war ein Chineſe. Das Packet enthielt Briefe von Schü King an ihren Bruder, den ſie unter den Ankömmlingen vermuthete, von Tſchu-Kiang an den Teſchu-Lama über die von ihm

getroffenen Vorbereitungen, über die sichersten Operationen, welche sich gegen die schwache Besatzung machen ließen, endlich noch Pläne, Zeichnungen und einige Schreiben von den Vertrauten der Anführer, die sich in der unmittelbaren Nähe Maha Guru's befanden. Aus allen diesen Documenten ließ sich absehen, wie dunkel nur noch das Gerücht von dem Vorhaben des Statthalters war und wie wenige Vorkehrungen getroffen sein mußten, um den Erfolg eines unvermutheten Ueberfalls zu vereiteln. Dem Statthalter ließ sich zum kommenden Morgenthee außer seiner Pfeife keine angenehmere Unterhaltung geben.

Dem gewandten Chinesen gab man außer der verdienten Belohnung noch eine Rückfracht, die ihm gefährlich werden konnte, nämlich das Manifest, das Dhü-Kummuz verfaßt hatte. Er wurde in die Gegend wieder zurückgeführt, über welche er gekommen war, und vom Verfasser der Proclamation mit Erläuterungen über den Gebrauch derselben begleitet. Als Dhü-Kummuz in das Zelt zurückkehrte, fand er seinen Freund Dickson vom Schlafe überwältigt und ist ohne Zweifel mit dem ganzen, heimlich-stillen Lager seinem Beispiele gefolgt. Schriebe ich eine geheimnißvolle, magische, magnetische Modegeschichte, so würde ich diesen wunderbaren Mann jetzt in eine versteckte Thür gehen, etwas Unerkennbares aus der Tasche ziehen oder sonst einen ähnlichen Spuk treiben lassen, der die Phantasie des Lesers befruchtet und seine Neugier spannt. Aber ich schildere Ereignisse und Menschen, die dem Leben und der Wirklichkeit entnommen sind.

Auf dem Berge Botala, dem Sitze des Dalai Lama, wollten am Morgen des folgenden Tages die gewohnten frommen Uebungen unter lautem Gesang und Gebet ihren Anfang nehmen, als der Wächter auf der höchsten Zinne desselben, dem Gipfel Marbori, in der Ferne die sonderbarsten Bewegungen erblickte. Alle Alpenketten, die von der Westseite das Thal von Lassa begrenzen, schienen zu schwanken, und ein lang anhaltender, scharfer Blick entdeckte bald, daß unabsehbar Kriegerschaaren von den Bergen herabstiegen und die Gegend zwischen dem Fuße des Gebirgs und dem

linken Ufer des Fluſſes Tſang-Tſchu überſchwemmten. Noch ehe er aber, bleich vor Schrecken, zu den verſammelten Vätern hinabgeſtiegen war, hatte ſchon des Dalai Lama älteſter Bruder, der General der kalmückiſchen Cavalerie, die Stufen des Palaſtes zurückgelegt, den Saal mit ſeiner Botſchaft von einem feindlichen Ueberfall erfüllt und die Betenden auseinander geſprengt. Er ſuchte die Zimmer des Dalai Lama, ungeachtet des ſcharfen Verbots für Laien, ſich dieſem heiligen Orte in den Morgenſtunden zu nahen.

Maha Guru ſaß mit geſtütztem Haupte in einem kleinen Gemach, wo durch eine Oeffnung die erſten Strahlen der aufſteigenden Morgenſonne über den gelben Raum eines alten Buches geſammelt fielen, alten Geheimniſſen nachſinnend, als der General athemlos hereinſtürzte und den Frieden dieſer ſtillen Einſamkeit durch ſeine eiligen Berichte ſtörte. Maha Guru richtete ſich von ſeinem Buche auf, ſeufzte und ſprach: „Wie können doch Menſchen ſo frevelhaft ſein und das Glück ihres Lebens verſcherzen! Wer ſind die Verblendeten, die ſich meinem heiligen Throne mit böſer Abſicht nahen?“ Der General erklärte, daß er davon noch keine ſichere Kenntniß hätte, zweifelte aber nicht, daß die ſchon ſeit längerer Zeit verbreiteten Gerüchte über die feindſeligen Abſichten des Teſchu-Lama durch dieſen Einfall beſtätigt ſein könnten. Dann fügte er hinzu, daß er Sorge tragen würde, den Palaſt des Lama unüberwindlich zu machen. Wenn er, wie er hoffe, den Feind nicht im offenen Felde ſchlage, ſo könnte es bei einem Sturme auf die Stadt nur den unglaublichſten Anſtrengungen gelingen, eine ſolche Befeſtigung, wie er ſie der Reſidenz geben wolle, zu überwinden. Maha Guru erwiderte die ängſtliche, haſtige Sorgfalt ſeines Bruders mit einem freundlichen Lächeln, das auf dieſen wie ein überirdiſcher Zauber wirkte. „Auf Deiner Stirne iſt es hell und klar, mein göttlicher Meiſter,“ rief der Bruder mit begeiſterter Stimme; „welche Beſorgniß dürfte ich vor der Zukunft haben! Keine Kugel, die wir ſchießen, wird ihren Mann verfehlen, und unſere Pfeile brauchen wir nicht zu vergiften, weil ſie tödtlich treffen, wenn Du es befiehlſt. Du haſt gelächelt, und wie werden wir unſere Schwenkungen machen!

Toms.

Also ein Fußsack.

Marston.

Da ist ein Drücker! Er giebt nach! (Der Kasten springt auf und zeigt zwei Pistolen.)

Toms.

Brr! Zwei Pistolen! Wenn's erlaubt ist, ich werde erst diese Gegenstände hinuntertragen und hernach die andern! (Schnell ab.)

Marston

(das offen bleibende Kästchen betrachtend).

Pistolen? das wird immer romantischer! In drei Tagen sind wir von London hierher geflogen, um am 11. November anzukommen. Am eilften? Warum grade am eilften? Das war das Erste, was an dieser Reise mystisch ist. Die Gegend ist wundervoll, so düster, so schaurig — das einsame Schloß mit seinen alten Thürmen und knarrenden Wetterfahnen — Wenn nun noch vielleicht irgend etwas Geisterhaftes —

Holiday

(tritt aufgeregt schnell wieder ein).

Ah, da sind Sie noch!

Marston.

Was ist Ihnen? Sie erschrecken mich! Haben Sie schon Gespenster gesehen?

Holiday.

Erschütternd, erschütternd! Lassen Sie mir einen Augenblick Ruhe! Ich muß mich erholen. (Fällt in einen Sessel.)

Welches Manöver kann es geben, das uns nicht gelingen müßte? Kein Roß wird beim Sturmlauf ſein Eiſen am Hufe verlieren, keinem Sattel der Gurt reißen, wir dürfen des glänzendſten Sieges gewiß ſein. Lebe wohl, in Augenblicken dringender Gefahr bin ich in Deiner Nähe!" Mit dieſen Worten blieb Maha Guru allein. Der Gott warf einen langen, nachſinnenden Blick durch die Fenſteröffnung in den blauen Himmelsraum und kehrte zu den Geheimniſſen ſeines Buches wieder zurück.

Inzwiſchen wurden die Zurüſtungen zu dem bevorſtehenden Kampfe mit der größten Eile betrieben. Der Palaſt des Dalai Lama bedurfte nur einer zahlreichen Beſatzung, um einer vollkommenen Feſtung zu gleichen. Es waren Schanzen und Gräben hinlänglich vorhanden, die jetzt mit Bewaffneten gefüllt wurden. Vor die Thore legten ſich ungeheure Riegel, andere wurden durch eine Menge Hinderniſſe verrammelt, die zuvor überwunden ſein mußten, wenn der andringende Feind einen Fuß breit Terrain gewinnen wollte. Dazu kam, daß der Gedanke, für Gott und die Unſterblichkeit zu kämpfen, ſelbſt eine zagende Seele zum Muth entflammen kann.

In der Stadt, welche in einiger Entfernung am Fuße der hohen geiſtlichen Reſidenz liegt, war die Verwirrung auf einen ſchon höheren Grad geſtiegen. Die mit Pfeil und Bogen, Wurfſpießen und langen Flinten bewaffneten nipaleſiſchen Reiter hatten ſich ſchon in einzelnen Schwärmen den Stadtthoren genähert und die in der Eile zuſammengeraffte Beſatzung derſelben mit neckenden Plänkeleien gedrängt. Die aufgeſchreckte Bevölkerung ſelbſt legte der eiligen Rüſtung Hinderniſſe in den Weg. Die Prieſter ſtrömten aus ihren Klöſtern und regten durch ihre Lamentationen nur die Klage der Bewohner, nicht ihren Entſchluß, mit thätiger Hülfe beizuſpringen, auf. Doch der energiſche Eifer, den der General, des Gottes Bruder, in dem Anordnen der Vertheidigung entwickelte, half bald auch dieſen Unordnungen ab. Jedermann erhielt die ſcharfe Weiſung, in ſein Haus zurückzukehren und es nur zu verlaſſen, wenn er bewaffnet unter die Reihen der Krieger treten wollte. Bliebe er daheim, ſo müßte er ſein

Haus zu einer Feſtung umwandeln, alle Kräfte, die ihm zu Gebote ſtünden, aufbieten, die Diener bewaffnen und ſie an den Eingängen zur Verwahrung des Eintritts aufſtellen. Den weiblichen Händen wurde die Zubereitung ſolcher Materialien anempfohlen, welche bei Belagerungen eine wirkſame Rolle ſpielen. Siedendes Oel, Pech und Erdharz erwarteten ihre Opfer. Auf den Höfen wurde das Pflaſter aufgeriſſen, da ein alter Mauerwall zertrümmert, hier ein Brunnen, der kein Waſſer mehr geben wollte, abgetragen und die Steine in großen Haufen auf die Dächer gebracht. Selbſt die zahlloſen Prieſter thaten mehr als nur beten und nur die Sturmglocke ziehen. Sie verſchanzten ihre Klöſter, bewaffneten ſich und ſchloſſen ſich in ihren Rüſtungen den Vorbereitungen an, welche allgemein gegen das Wagniß eines Sturms gemacht wurden.

An einigen Punkten der Stadt hatte der Kampf ſchon ſeinen Anfang genommen. Mehrere kleine Mauerwälle, welche ſich auf der Fläche vor der Stadt befanden und nicht vertheidigt werden konnten, wenn man nicht die Streitkräfte zerſplittern wollte, waren vom Feinde ſchon in Beſitz genommen und zu Anhaltspunkten weiterer Operationen gemacht worden. Wir würden eine ſchlechte Meinung von Dickſon's ſtrategiſchen Kenntniſſen bekommen, wenn nicht bald einige ſeiner Kanonen von dieſem Hinterhalt aus zu ſpielen beginnen ſollten.

Durch dieſe Concentration konnten die Truppen des Dalai Lama nur an Energie gewinnen. Sie verſammelten mehr Kräfte an einem Ort und richteten durch einen lebhaften Widerſtand ſo viel aus, daß der Feind zu maskirten Bewegungen ſeine Zuflucht nehmen mußte. Einige Feldſtücke, die ihre mangelhafte Beſchaffenheit durch eine gute Poſition erſetzten, richteten unter den Angreifenden mehr Verwüſtung an, als dieſe mit den ihrigen gegen eine, aus Felsſtücken gebaute, uralte Mauer vermochten.

Nur der Verrätherei gelang es, das Gleichgewicht der ſtreitenden Kräfte zu ſtören und dem Feinde Vortheile zu verſchaffen, die er durch ſeine eigene Anſtrengung ſchwerlich errungen haben würde. Tſchu-Kiang's Vorhaben war in der That keine Chimäre,

womit er ſeine Eitelkeit betrog und die Gunſt Schü-King's auf immer an ſich feſſeln wollte. Die Verſprechungen, die er in der verfloſſenen Nacht durch einen Boten dem Correſpondenten mit der Verſicherung ſeiner übergroßen Freude, ihn nach ſo langer Trennung in ſeine Arme zu ſchließen, gemacht hatte, waren aufrichtig gemeint; er beſaß die Mittel, ſie in Erfüllung zu ſetzen. Den erſten und einflußreichſten Offizieren hatte er ſein Vertrauen geſchenkt, und dieſe ſagten ihren Beiſtand zu, gelockt durch die Ausſicht auf reiche Belohnung und beruhigt durch die dem Correſpondenten anheimfallende Verantwortlichkeit. Der größte Theil der chineſiſchen Mannſchaft ergab ſich blind den Anordnungen dieſer Befehlshaber.

Wie ungern man einem Gecken Lobſprüche ertheilt, ſo verdient er ſie doch, wenn uns in ſeinem Betragen plötzlich eine ſeltene Entſchloſſenheit, ja ſogar in Augenblicken der Gefahr Tapferkeit überraſcht. Der Oberſt entwickelte bei dem Ausbruche der heutigen Kataſtrophe einen ſo entſchiedenen, feſten Willen, daß ein Kenner ſeiner Perſon an ihm irre werden mochte. Zum erſten Male ſaß er mit feſter Haltung in ſeinem Sattel, das geckenhafte Wiegen und Ueberneigen beim Reiten war verſchwunden; er hatte ſein Auge überall, commandirte mit einer mannhaften Stimme, die alles Süße verbannt hatte, kurz, wer in ſeine Pläne eingeweiht war, mußte erwarten, daß ihm nichts fehlſchlagen würde. Noch ehe Ming-Ta-Lao, der General, von den bedenklichen Unfällen in Kenntniß geſetzt war und deshalb ſeine Befehle austheilen konnte, hatte der Oberſt die ſeinigen ſchon gegeben. Er rückte in geſchloſſenen Reihen dem Thore zu, das dem Hauptangriffe des Feindes in der entgegengeſetzten Richtung lag. Es war das von den Angegriffenen am ſchwächſten beſetzte. Hier wollte er ſich den Durchgang erzwingen und ihn damit zu gleicher Zeit den Feinden öffnen.

So gering aber die Beſatzung des bedrohten Thores war, ſo leiſtete ſie doch dem verrätheriſchen Unternehmen des Oberſten einen kräftigen Widerſtand. Tſchu-Kiang war darauf gefaßt, den Durchgang erſt bekämpfen zu müſſen. Er befahl ſeiner Mannſchaft, auf die Wache Feuer zu geben, dann abzuſitzen und im Sturmſchritt auf die Widerſtehenden einzu-

dringen. Dieſe Manöver gelangen nur zum Theil, weil ſie eine muthige Gegenwehr an der Tapferkeit der Gegner fanden. Der Lärm des Gefechts zog auch ſogleich für die Bedrängten Hülfe herbei und es gedieh zu einem ernſten, erbitterten Kampfe. Auch für die Chineſen erſchien Entſatz; denn zu gleicher Zeit begann der Feind aus der Ferne die Außenwerke des befeſtigten Thores anzugreifen und ſich, von der inneren Verwirrung geſchützt, demſelben auf weniger als Schußweite zu nahen.

Nichtsdeſtoweniger brachte den Oberſten die zuſtrömende Unterſtützung ſeiner Gegner bald in eine unvortheilhafte Stellung. Er mußte aufgeben, gegen das Thor zu operiren und ſich auf die Vertheidigung gegen eine erbitterte, wachſende Menge beſchränken. Er legte in dieſen Augenblicken Proben von Tapferkeit und Gewandtheit ab, ſelbſt von Einſicht in die Taktik. Bald machte er eine verdeckte Bewegung vorwärts, bald einen ſcheinbaren Rückzug. Er würde ohne Zweifel die auf ihn eindringende Uebermacht auch noch länger beſchäftigt und vielleicht gar die inzwiſchen zugenommenen Fortſchritte der äußeren Angriffe benutzt haben, wenn nicht endlich eine Scene eingetreten wäre, die dem ferneren Kampf ein Ende machen und jeden treuloſen Chineſen den Säbel in die Scheide ſtecken hieß.

Ming-Ta-Lao war erſt ſpät mit dem Ereigniſſe, das ganz Laſſa in Bewegung ſetzte, bekannt geworden. Als er auf den Poſten, den zu behaupten ſeine Pflicht war, treten wollte, ſah er, daß ihm der Oberſt zuvorgekommen war. Er hatte die wenige Mannſchaft, die im Hofe der chineſiſchen Cavalerie noch zurückgeblieben war, aufgeboten und kam jetzt nach langem Suchen an den Ort geſprengt, wo ſich für ihn der auffallendſte Kampf entwickelt hatte. Da bedurfte es keiner langen Nachfrage; er konnte dreiſt ſeinen Augen trauen und verlor über die Meutererrolle, die er hier den Oberſten und ſeine Leute ſpielen ſah, vor Entrüſtung und Schrecken zuerſt alle Faſſung. Aber ſchnell benutzte er die Pauſe, die ſein plötzliches Erſcheinen veranlaßte, und ritt mit Entſchloſſenheit unter die Empörer, ſie mit ſeinem Säbel und ſeinen eben ſo ſcharfen Vorwürfen auseinander ſpaltend.

„So mögen doch aus den Gräbern Eurer Mütter die Ohren der Esel hervorsehen, mit denen sie neun Monate vor Eurer Geburt Umgang gepflogen!“ rief er mit entrüsteter Stimme den eingeschüchterten Empörern zu. „Wo soll ich einsylbige Wörter genug hernehmen, um Eure nichtswürdigen Unternehmungen in das rechte Licht zu stellen! Seh' ich nicht, daß dieser Boden von dem rothen, hinterlistig vergossenen Blute Eurer Brüder raucht? Bei dem höchsten Drachen der kaiserlichen Hofburg in Peking! Wie durfte mir in alten Tagen eine solche Treulosigkeit geschehen! Sehe ich nicht dort einen Mann an Eurer Spitze, der sonst an meinem Busen seine Schmerzen ausweinte und sich heute nicht scheuen würde, seinen geschliffenen Säbel in mein Blut zu tauchen? Werden die Freundschaften jetzt so wohlfeil? Trägt man die Schwüre in Körben auf den Markt und verkauft sie nach dem Tagespreise? Steckt Eure Säbel in die Scheide, daß es einen Klang giebt, als wolltet Ihr die Arie Yang-Keu-Tsa oder die Arie von der Versöhnung anstimmen! Seit wann gehen die Söhne des himmlischen Sohnes in die Schlacht, ohne das Lied von den zwei feindlichen Brüdern zu singen? Wenn die Hoboen diesen Gesang begleiten, seit wann haben sie aufgehört, in der Begleitung das liebliche und zärtliche Girren der Turteltauben nachzuahmen? Habt Ihr die Stelle vergessen, wo es heißt, wenn zwei Brüder über die Schollen eines Ackers zanken, so geht der Herbst an ihnen vorüber, ohne ihnen Brotkorn für den Winter zu geben? Schämt Euch, schämt Euch, Entartete; schließt Eure Reihen, richtet Eure Augen nach meinem Commando und singt augenblicklich: Wo zwei Fürstenbrüder hadern!“

Was war zu machen? Der General war seinen Leuten mit philosophischer Mäßigung begegnet; er hatte die den Chinesen angeborene tumultuarische Gesinnung durch keine unzeitigen Drohungen gereizt und war ihnen von der empfindlichsten Seite beigekommen. Jetzt wandten sie sich mit lautem Geschrei ihrem Oberanführer zu und schwuren, in diesen schwierigen Zeitläuften keine Handbreit vom schuldigen Gehorsam zu weichen. Tschu-Kiang's Säbel fuhr zuletzt in die Scheide; er zog sich zurück und seine starken Entschlüsse wa-

ren im Nu verschwunden. Dieselbe Muthlosigkeit, die ihm immer eigen gewesen, stellte sich bei ihm wieder ein; er zog einen Spiegel hervor, um vor dem nicht unmöglichen Verlust seines Kopfes noch einmal seine schönen, mongolischen Züge zu betrachten.

Obgleich für die Belagerer der Plan fehlgeschlagen war, daß ihnen durch den Ausbruch der chinesischen Besatzung der Eintritt in die Stadt ohne weitere Anstrengungen eröffnet werden sollte, so hatte ihnen doch die Episode der inneren Verwirrung den besten Vorschub geleistet und die Fortschritte in der Occupation erleichtert. Sturmleitern waren an der äußeren Mauer, trotz aller Versuche der Belagerten, diese umzustürzen, glücklich angebracht, und verschiedenartige rohe Belagerungs-Werkzeuge verrichteten schon ihren zerstörenden Dienst. Nach ansehnlichem Verluste für die Stürmenden kam es endlich zum Handgemenge; mehrere Krieger faßten auf der oberen Mauer festen Fuß und nach einem kurzen Kampfe war das Thor erobert. Dieselben Erfolge traten bald an anderen Seiten der Stadt ein. Durch die Straßen währte jedoch Angriff und Vertheidigung immer noch fort und jeder Schritt, den die Sieger vorwärts thaten, mußte mit blutigen Opfern erkauft werden. Der Fanatismus der Priester feuerte sowohl die ermatteten Kräfte an, als er auch selbst an dem schwankenden Kampfe Theil nahm.

Nur Einen Kriegerhaufen unter den Angreifenden gab es, der unwiderstehliche Fortschritte machte. Es war derselbe, dessen Ueberlegenheit das erste Thor geöffnet hatte. Dieser Zug schien von einer genauen Kenntniß des Ortes geleitet, denn alle seine Richtungen trafen auf Auswege, die nur von Wenigen verlegt wurden oder selbst von einer Uebermacht nur mit Mühe vertheidigt werden konnten. Er bahnte sich mit augenblicklicher Schnelle den Weg zur Residenz des Dalai Lama. Seine Absicht war nicht schwer zu errathen, weshalb die Kriegerschaaren, welche zum Schutze des Palastes aufgestellt waren, Alles daran setzten, sie zu vereiteln. In kurzer Zeit und mit geringen Verlusten hatte man eine Seite des Berges Potala gewonnen, die zwar entlegenste von dem

Aufenthalte des Lama, aber die vielleicht am ſicherſten zu ihm führende und am wenigſten vertheidigte.

Wir werden uns die auffallend glücklichen Fortſchritte erklären können, wenn wir wiſſen, daß Maha Guru's Bruder, der Schaman, an der Spitze dieſes Haufens ſtand. Der von ihm lange vorbereitete Augenblick war erſchienen. Eine raſche That ſollte die Verwickelungen löſen, die niemals zu befriedigenden Reſultaten geführt hätten, wenn ein Jeder nur in ſeinem eigenen, ungeſtörten Kreiſe geblieben wäre. Es galt durch einen ſchnellen Entſchluß die Schranken zu heben, die des Einen Wünſche von den Pflichten des Andern trennten. Ein ſchwacher Sterblicher hatte hier die Macht, das Loos des Himmels zu werfen. Der Schaman war auf alle Fälle entſchloſſen, ſeinen Bruder von einem Throne zu entfernen, den er länger nicht behaupten konnte — und wegen Gylluspa auch nicht ſollte.

Die wohlgelungene Berechnung aller Oertlichkeiten in der weitläufigen Reſidenz des Dalai Lama gab den unerſchrockenen Beſtürmern derſelben einen ſiegreichen Vorſprung. Ueberall, wohin ſie ihr Anführer treten ließ, fanden ſie nur geringen Widerſtand, weil an die Vertheidigung verſteckter, ſcheinbar unangreifbarer Punkte Niemand gedacht hatte. Sie durchſchritten Höfe, wo ihnen einzelne Wachen begegneten, die bei ihrem Anblicke entflohen, und eilten durch lange Gemächer, wo nur ihre eigenen Fußtritte widerhallten. Erſt als der Schaman die Gewißheit hatte, daß man ſich endlich in der unmittelbarſten Nähe des Dalai Lama befände, trafen ſie auf entſchiedene Gegenwehr. Auf ihren kühnen Wegen waren ſie keineswegs unverfolgt geblieben; die Nachricht von dem unvermutheten Ueberfall hatte ſich mit Blitzesſchnelle durch die Burg verbreitet und jetzt ſahen ſich die Tollkühnen von allen Seiten umringt. Die einzige Hoffnung, welche ſie unter dieſen Umſtänden noch hegen durften, war der Entſatz der übrigen Belagerer, denen ihre Digreſſion einen freien Spielraum verſchaffte. Bis auf dieſen Moment fanden ſie noch immer ihre Hülfsmittel in dem eigenen Muthe und der aushaltenden Kraft, welche dieſe auserleſene Schaar vor Allen beſeelte.

Aber nicht blos auf Vertheidigung beſchränkten ſich die Begleiter des Schamanen, ſondern es lagen die ſiegreichſten Angriffe in den Bewegungen, welche ſie fortwährend unter dem Schutz der Localität machten. Sie deckten an verſchiedenen Stellen nur die Thür und kämpften, um ihren Rücken frei zu erhalten, bis der Durchgang in ein anderes Zimmer mit Gewalt erbrochen war. Ein ſolcher Rückzug war eine fortlaufende Eroberung.

In dieſem Augenblick krachten die Riegel und die Pfoſten der letzten zertrümmerten Thür. Wie ein Pfeil ſchoß eine Anzahl der Stürmenden in das geöffnete Zimmer, und die Waffen ſanken augenblicklich, wie auf höheren Befehl. Der Dalai Lama kniete auf dem Fußboden und fütterte ein Paar junger Tauben, das auf ſeinen Schultern ſaß. Die Leidenſchaft neben ſo viel ſchüchterner Unſchuld!

Dieſe Scene war nicht an der Zeit. Der Schaman verſcheuchte die Tauben, raffte ſeinen Bruder auf und verlangte, daß er ſich ihm zum Schutz ergebe. Aber ehe noch des Gottes fragender, ſeelenvoller Blick das Herz des Drängers entzündet hatte, erſchallte ſchon aus dem Hintergrunde die lärmend rufende Stimme des Generals der Kalmücken, keinen Augenblick zu weilen und die Empörer ſogleich wieder anzugreifen. Der Kampf begann auf's Neue, der dritte Bruder bahnte ſich in die vordere Reihe den Weg und ſuchte ſich Maha Guru's zu bemächtigen, der vom Schamanen in den Kreis ſeiner Begleiter gezogen wurde. Die Begegnung der Brüder ſtörte auf's Neue den Verlauf dieſer peinlichen Scene. Das gegen den Schamanen aufgehobene Schwert des Generals ſank, als er den leiblichen Bruder erkannte. Er konnte nicht annehmen, in ihm einen Feind zu finden und verlangte eine Erklärung über ſein Unternehmen. „Des Allerheiligſten eigener Wille ſoll entſcheiden!“ rief er, nachdem der Schaman ſein Verlangen mitgetheilt und die Uebergabe Maha Guru's in ſeine Hände zur Bedingung ſeines Weichens gemacht hatte. Alles ſchwieg voll geſpannter Erwartung.

Der Gott erhob ſeine entſagende, getröſtete, freudige Stimme und ſprach mit einem Ausdruck, der ſelbſt Diejeni-

gen ergriff, die er mit ſeinen Worten verdammte: „Gerecht iſt der Prieſter, der an ſeinem Altare ſtirbt. Gerecht ſind Die, welche als treue Wächter ihrer Pflicht untergehen. Gerecht iſt Der, welcher in den Schranken der Natur und des Geſetzes bleibt.“

Was bedurfte es weiter, um die Leute des Generals zum verzweifeltſten Muthe anzufeuern? Ihre Erbitterung ſtieg um ſo höher, als ihnen der Lama entzogen war; denn der Schaman hielt ihn im Hintergrunde unter ſeinen Mitkämpfern feſt. Die Scenen des erſten Kampfes kehrten mit geſteigerter Hitze wieder. Das Zimmer war mit Blutſpuren beſudelt, die ſich bald ſo häuften, daß es ſchwierig wurde, beim Gefecht auf feſtem Fuße zu ſtehen. Der General kämpfte mit einem Löwenmuthe, der ſelbſt den treuloſen Schamanen zerriſſen hätte, wenn ihm dieſer unter ſeine ſchonungsloſe, unnahbare Hand gekommen wäre. Doch wurden die Angriffe mit derſelben Hartnäckigkeit erwidert; denn es galt jetzt weniger einen eroberten Preis zu ſchützen, als das eigene Leben, das von einer wüthenden Uebermacht bedroht war. Die Kämpfer kamen immer dichter auf einander, die Leiber ſind feſt verſchlungen und ringen um einen Fußbreit Raum, den man erobern mußte, um ihn ſicher zu behaupten. Eine Scheidewand von Leichnamen trennt auf einige Momente, wie man ihrer anſichtig wurde, die Mordenden. Aber auch ſie wird erſtiegen und deſto unwirkſamer, je mehr ſie anwächſt. Konnte man glauben, daß eine ſolche Verwirrung noch höher ſteigen würde? Aber dieſer höchſte Grad trat ein und mit ihm eine plötzliche Veränderung der Scene. Der General war verſchwunden; wer ihn ſuchte, ſah auf den blutigen Leichenhügel, der ſich im Zimmer erhob; neue Mannſchaft war der ermatteten zu Hülfe gekommen. Die Reſidenz befand ſich in den Händen der ſiegreichen Eroberer.

Aber der Schaman hatte ſich dennoch ſeine koſtbare Beute zu erhalten gewußt. Er eilte, den Stellvertreter Gottes an der Hand führend, durch die von Kriegern durchſtürmten Gänge, bahnte ſich den Weg durch einen brennenden Theil der Burg und brachte die bedrohte Perſon des Entthronten in Sicherheit, ehe ſie von der Erbitterung der ſiegreichen, fa-

natiſchen Partheihäupter erreicht werden konnte. Er warf ſeinem Gefangenen den Mantel des nächſten todten Kriegers, der am Boden lag, über und zog ihn mit ſich durch das Gedränge den Berg Potala in die Ebene hinunter. Welch ein Bild lag vor ihnen ausgebreitet! Mord, Brand und alle Schrecken des wildeſten Krieges waren in dies ſonſt ſo friedliche, nur von den Gebeten der Prieſter und dem Läuten der Glocken widerhallende Thal gezogen. Verheerende Flammen zucken über die zertrümmerten Dächer der Häuſer, dunkle Rauchwolken ſteigen auf und lagern ſich an den höchſten Gipfeln der fernen Waldgebirge. Die Hitze, die zerſtörte Lage der Klöſter-Dachſtühle bringt die zahlloſen Glocken der Stadt in Bewegung; die Bewohner fliehen die Thore, die ihnen keinen Schutz mehr gewähren, und entziehen ſich den Greueln einer Verwüſtung, die ihnen Beſitz, das Leben geliebter Perſonen und jede Hoffnung auf Erſatz dieſes großen Verluſts entzog. Der Fluß Tſang-Tſchu war ſo roth gefärbt, daß man zweifeln konnte, ob ſeine Wellen das vergoſſene Blut mit ſich fortführten oder nur den Widerſchein der brennenden Stadt gaben.

Der unerkannte Maha Guru wandelte jetzt zum erſten Male wieder unter den Sterblichen als einer ihres Gleichen. Er, der die ganze Zeit ſeiner bewußten Jugend in der Abgelegenheit ſeines erſten vorbereitenden Aufenthalts und ſeither in den Gärten, auf dem Pamuri nur im Geſpräch mit der lebloſen Natur, mit ſich ſelbſt und langweiligen Prieſtern zugebracht hatte, mußte von dieſem heilloſen Anblick, den die Verwirrung der Stadt ihm darbot, mächtig ergriffen werden. Die Erſcheinungen eilten ſo ſtürmiſch an ihm vorüber, daß er ſich mit ängſtlicher Scheu an die Seite ſeines rüſtigen Bruders barg. Auch wenn alle dieſe neuen Umgebungen von einem friedlichen, heitern Glücke beſchattet geweſen wären, würde ſich doch in des Jünglings Bruſt dieſelbe beklommene, überraſchte, fremdartige Stimmung erzeugt haben. Er hätte mit kindiſcher Neugier jedem Arbeiter zugeſehen, der auf dem Laden ſeines Fenſters Röcke zugeſchnitten oder Hüte gerundet. Ihm wär' es auffallend geweſen, daß eine Magd auf der Handmühle Getreide zermalmte.

Marſton.

Vortrefflich! Haben Sie den großen Fergus Mac Ivor erblickt — oder den alten Bradwardine — oder den tapfern Vich-Jan-Vor, oder eine der bärtigen Hexen, welche —

Holiday.

Keinen Scherz! Sie ſehen mich in einer großen Beſtürzung —

Marſton.

Was haben Sie denn? Ihre Bläſſe entfärbt mich!

Holiday (in Unruhe).

Sie wiſſen, Marſton, ich bin mit meinem Vetter Arthur erzogen worden. Sein Vater, Lord Douglas, war eines plötzlichen Todes geſtorben, als wir noch unmündig, noch kleine Raufbolde waren. Hier das Schloß, dies iſt der erſte Tummelplatz unſerer Spiele; von hier traten wir beide zuſammen unſere Reiſe ins Leben an. Nach vollbrachten Univerſitätsſtudien bezweckte Arthur eine längere Reiſe auf den Continent. Er bereitete ſich in London einige Jahre darauf vor und trat endlich die Pilgerſchaft durch einen Theil der Welt in meiner Begleitung an.

Marſton.

Man hat Ihnen allgemein den Vorwurf gemacht, daß Sie aus dieſer Reiſe nicht mehr Vortheile für Ihre Finanzen gezogen haben.

Holiday.

Den Werth des Geldes hab' ich erſt ſchätzen lernen, als ich es entbehrte. Ich war gewohnt, die Vormünder Arthurs

Von der Zuſammenſetzung der Straßen würde er ſich ſchwerlich einen Begriff gemacht haben, nachdem er Zeit ſeines Lebens von Laſſa nur jenen heiligen Weg, der ihn zu ſeiner Herrlichkeit führte, kennen gelernt hatte. Und auch jetzt unter den Greueln der Zerſtörung traten einzelne Gegenſtände heraus, die ſeine Neugier rege machten. Er beſtürmte deshalb ſeinen Bruder mit Fragen und gab ſich nicht eher zufrieden, bis ihm dieſer Urſprung und Ziel aller dieſer Dinge mit kurzen Worten angegeben hatte.

Den Weg, den ſie Beide einſchlugen, mußten ſie ſich oft erſt über Leichen bahnen. Maha Guru, der noch vor einigen Augenblicken bei dem Kampf in ſeiner verlorenen Reſidenz dem Tode ſo nahe geweſen war, empfand vor dieſem Anblick Widerwillen. Er wandte ſich von den blaſſen, kalten Geſichtern ab. Die Liebe zum Leben, die ſeiner früheren reſignirenden Stimmung fremd geweſen, war mit dem Bewußtſein menſchlicher Empfindungen in ſeine Seele wieder eingezogen. Er wandte ſich ſeinem Bruder zu und flüſterte ihm leiſe in's Ohr: „Als dieſe Menſchen beim letzten Rufen des Hahns und dem erſten Strahle der Sonne heut' ihr Morgengebet an mich richteten, ahnten ſie wol nicht, welchem Verhängniß ſie ſo bald anheim fallen ſollten! Du hätteſt mich nicht dort droben in meiner Ruhe ſtören ſollen, vielleicht wär' es mir gelungen, das Aeußerſte von allen dieſen Opfern entfernt zu halten."

Der Schaman zog ſeinen noch immer von ſeiner Götterſchaft erfüllten Bruder mit ſich fort, zeigte ihm aber, wie in dem wirren Gewoge und Treiben, das um ſie her rauſchte, noch jeden Augenblick der Tod ſeine Hand über einen ihm Verfallenen ausſtreckte. Und Maha Guru ſah mit Schrecken, wie hier die rohen Plünderer mit Unbarmherzigkeit einem Hülfloſen begegneten, wie dort ein brennender Balken auf den Armen niederſtürzte, der ſich kaum aus dem Schutt ſeines Hauſes hervorgerettet hatte. Dieſe unaufhörlichen Schreckensſcenen in ſeiner nächſten Nähe brachten Maha Guru zur Verzweiflung. Er wollte ſich von ſeinem Bruder losreißen, um den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen, und der Eilende

konnte ihn nur mit Mühe von seinen menschenfreundlichen Wagnissen zurückhalten.

Sie näherten sich inzwischen dem Ende der Stadt. Das Kloster der schwarzen Gylongs stand in Flammen. Es schien von seinen geistlichen Bewohnern verlassen; denn Niemand ließ sich, als mit dem Brande im Kampfe begriffen, wahrnehmen. Den Schamanen faßte der Gedanke an Gylluspa. Er glaubte die Angebetete in Sicherheit, da ihn nichts von ihrer fehlgeschlagenen Reise bekannt war. Er dachte sie sich in den Armen der Päpstin von Palte, geschützt vor jedem Eingriffe in ihre Freiheit. Und doch rang sie in diesem Augenblick mit dem Tode. Sein Blick hätte sie wahrnehmen können, wie sie verzweiflungsvoll auf einem hohen Fenstervorsprung stand, mit den Armen kämpfend, als wollte sie die erstickenden Flammen abwehren. Der Sinn seines Ohrs war gefangen und vergebens schlug an ihn der Nothschrei des Entsetzens aus dem theuersten Munde. Wie hell auch die blutigrothen Fackeln ihren Widerschein verbreiteten, er sah nichts von dem weißen Gewande, das aufgelöst und von der Flamme verzehrt im Winde flatterte und kaum noch den zitternden Leib der Angebeteten verhüllte.

Gylluspa, die nach dem Ueberfall an den vorigen Ort ihres Unglücks zurückgebracht worden war, hatte von dem anbrechenden Kampfe nicht früher eine Vorstellung seiner Absicht und seiner Ursachen, als schon die Folgen desselben auf sie einbrachen. Die Bewohner des Klosters ergriffen die Flucht und die Verwirrung, wozu sich die Schrecken des Brandes gesellten, trennte sie bald von ihren Vätern. Sie durchirrte hülflos die unermeßlichen Räume der geistlichen Wohnung, überall verlegte ihr die um sich leckende Flamme den Weg. Die Unglückliche sank erschöpft von ihren vergeblichen Versuchen, einen Ausgang zu finden, und schrak wieder auf, wenn sie auf verbrannte und erstickte Körper gefallen war. Das Gebälk stürzte über ihr zusammen, einem Wunder verdankte sie ihre kurze, vorübergehende Rettung; sie bedurfte in demselben Momente eines zweiten Wunders, um einer neuen Gefahr zu entrinnen. Endlich schien sie einen Ausweg gefunden zu haben, eine Stiege war noch unversehrt,

sie betrat sie und kam immer höher. Da stand sie jetzt auf einem der höchsten Orte des Klosters, sie hatte geglaubt, überall sei Rettung, wo die Flamme den Weg nicht hin gefunden. Zu ihren Füßen lagen glühend und rauchend die Trümmer der niedrigeren Vorsprünge des unregelmäßigen Gebäudes. Sollte sie den schauderhaften Sprung wagen, der sie in die sengenden Arme eines Vulkans brachte? Jetzt schwand ihr jede Hoffnung, sie stieß mit der letzten Anstrengung einen verzweiflungsvollen Schrei um Rettung aus und sank bewußtlos zusammen.

Es ist eine alte Geschichte, die in Romanen hundertmal vorgekommen ist und die ich hier nur nacherzähle, weil ich in meinem Falle etwas Wahres berichte. Gylluspa wurde gerettet. Wir lächeln, wenn uns die Dichter einen Brand schildern, ein flatterndes Gewand, einen Schrei, einen Jüngling, ein blitzschnelles Stürmen durch brennende, fallende Balken, ein Ach der zuschauenden Menge, ein plötzliches Wiedererscheinen nach langem Verschwinden, die errungene Beute und mit einem fürchterlichen Krachen einen Augenblick nach vollbrachter That das Zusammenstürzen des Gebäudes. Aber wir haben Grund dazu. Wir leben in civilisirten Ländern und müssen unsere monatlichen Abgaben an die Commune zahlen, um Löscheimer, Wasserspritzen, Feuerleitern in gutem Zustande zu erhalten. Nur da darf die Poesie die Rettungsanstalten übersehen, wo sie nicht existiren. In Tibet ist man auf so entsetzliche Vorkommnisse mit nichts vorgesehen; dort können Hunderte in einem Brande ersticken und eben so viel auf eine poetische Weise davon gerettet werden. Dort kann eine löbliche Feuerpolizei mit der Dichtkunst in keinen Streit gerathen.

Gylluspa's Retter war weder der Schaman, noch ein Anderer als — Maha Guru. Er hatte sich unerschrocken durch das lodernde Feuer seinen Weg gebahnt. Die lange Gewöhnung an seine Herrschaft über die Elemente benahm ihm jede Rücksicht auf die zerstörende Gewalt. Feuer, Wasser, Luft und Erde schwammen ja bei ihm in Eins zusammen und schienen ihm Kräfte, die von einem Winke seiner Hand in Ohnmacht sanken. Ja, das ist das Göttliche im Men-

ſchen! Der Muth, der uns, wie Goethe ſagte, „die Arme der Götter verleiht“! Der Geretteten geſchwundene Lebensgeiſter kehrten wieder zurück. Welch ein Wiederſehen! Der Schaman wollte ſeinen Sinnen nicht trauen, weil er den Zuſammenhang dieſer Begebenheit nicht faſſen konnte. Maha Guru ſchloß Gyllusspa mit zärtlicher Inbrunſt in ſeine Arme und ſchüttelte mit den verſengten Fetzen ſeiner Kleider auch die Vergangenheit von ſich. Er hatte ſich mit dieſer That den Eintritt in die Reihen der Menſchen erkauft und ſtolz auf ſeinen Gewinn ſchritt er mit den beiden theuerſten Weſen, die er beſaß, durch die verworrenen Haufen den Bergen zu, die ihnen für den erſten Moment einige Raſt und vielleicht für die Zukunft ungeſtörte Sicherheit gewährten.

Vierzehntes Kapitel.

Menſchwerdung.

Das Welt-Ei blieb in ſeinem Beſtand ein Jahr und berſtete dann in zwei Hälften. Die eine Hälfte wurde der Himmel, die andere die Erde.
Chapnekhat.

In Laſſa herrſchte jetzt eine neue Ordnung der Dinge. Der Sieg des Teſchu-Lama war entſchieden. Unbequemlichkeiten, welche ſich noch für ihn ergeben konnten, hinderten ihn nicht, von ſeiner Eroberung vollſtändigen Beſitz zu ergreifen. Das plötzliche Verſchwinden des Dalai Lama bewies allem Volk, daß ein böſer, unmächtiger Geiſt bisher an dem Ruder der Welt geſeſſen, der, vor der Uebermacht eines Höheren entflohen, niemals wieder wagen würde, durch einen Angriff dieſen herauszufordern. Der neue Himmel umſchlang die alte Erde wie eine längſt verlobte und jetzt erſt heimgeführte Braut.

Man kennt die Maßregeln der Uſurpatoren nach dem Sturze legitimer Dynaſtieen. Sind die neuen Herrſcher

ohne Leidenschaft und verfahren sie nach den Eingebungen ihrer Klugheit, so adoptiren sie die früheren Einrichtungen, wenn sich die Völker dabei wohl befunden haben. Das ist eine Gerechtigkeit, die ihnen wohlfeil zu stehen kommt. Dhü-Kummuz zählte in seinen Proclamationen jene berechtigten Eigenthümlichkeiten auf, die ihnen durch die Wohlthat seines und ihres Herrn auch ferner verbleiben sollten. Dazu gehörte vor allen Dingen die Luft und das Wasser, die Scholle Landes, wo Jeder seine Wohnung erbaut hatte, die gesunden Gliedmaßen, die ihm die Natur geschenkt, Frau und Kind, der Brunnen und die Linde im Hofe, die Nachtigall, die nächtlich unter dieser singt; die Vergangenheit, die Erinnerung und all' die Sprüche, die sich Einer auswendig gelernt hatte. Diese Einrichtungen wurden mit keiner Hand angerührt. Eben so wenig die tägliche Einfuhr des Getreides und Gemüses in die Stadt; die Befugniß, das Gras zu mähen, wenn es einen Fuß hoch gewachsen; die Benutzung des Flusses Tsang-Tschu, um die Pferde in die Schwemme zu führen; ja selbst an der alten tibetanischen Sitte, das Schöpsenfleisch an der Luft zu trocknen, wurde nichts verändert. Alle Welt frohlockte über die neue Herrschaft, welche ihren Anfang mit so milden Thaten bezeichnete, und nannte in Gebeten, Briefen und öffentlichen Reden den Teschu-Lama jetzt ihren wahren und alleinigen Gott, Regierer, Erhalter und Dalai Lama.

Schwieriger mußte es der neuen Dynastie fallen, sich das Vertrauen der Priesterschaft zu erwerben. Nicht, als wäre nicht die Thatsache längst erwiesen, daß die Diener Gottes auch immer die bereitwilligsten Diener seiner Stellvertreter sind; sondern es handelt sich hier um die Anhänger zweier verschiedenen Lehr-Meinungen, von denen die bisher verketzerte den Sieg davon getragen hatte. Aber daß auch hierin sich nicht Mittel und Wege finden sollten, um allen Inconvenienzen vorzubeugen, beweist die Erfahrung der Geschichte und der glückliche Erfolg, den eine Clausel des Besitz-Ergreifungs-Patentes nach sich zog. Dhü-Kummuz hatte gesagt, daß, so wie die Freiheit der Person von der neuen Regierung garantirt wäre, ebenso auch die Religionsübung Jedes Will-

kär überlassen bliebe. Man wolle allerdings erwarten, daß Niemand seinen Bauch oder die Nase eines Andern vergöttere; daß man jedem ausländischen Religionswerber gebührlich antworten und sich namentlich sowol vor einer verderblichen Mischcultur als vor Aufklärerei, Deismus und Neologie hüten werde; sonst solle Jeder in der Meinung, die seit Jahrhunderten im Lande gesetzlich tolerirt werde, ungekränkt bleiben. Der neue Lama erschuf mit dieser Verfügung eine Gegenparthei in seiner eigenen Umgebung. Denn die Gelbmützen hatten bestimmt darauf gerechnet, mit dem Siege ihres Lama auch den Untergang der Rothquäste entschieden zu sehen. Aber Dhü-Kummuz sagte deshalb in einer vertraulichen Sitzung: „Der Staat besteht aus widerstrebenden Interessen und die Kunst des Regierens verstehen heißt, sie gegen einander ausgleichen. Ich sehe ein, daß unter den Gelbmützen seit dem ersten Tage unserer glorreichen Regierung die Gesichter immer bösere Mienen machen, aber warum sollten wir sie fürchten, da wir in den Rothquästen eine Macht gewonnen haben, die jenen das Widerspiel hält? Das Geheimniß unserer künftigen Existenz liegt darin, alle Mittel, die uns zu Gebote stehen, zur rechten Zeit zu benutzen."

Dickson, der bei der Belagerung mit seinen halben und vernagelt gewesenen Kanonen doch Wunder gewirkt hatte, erhielt zur Belohnung seiner Dienste die Stelle des Oberdeibuns oder des General Feldmarschalls sämmtlicher Truppen von Tibet. Die Artillerie, sowol in ihrer theoretischen Begründung als praktischen Anwendung, blieb dabei sein Steckenpferd. Er suchte sie auf jede Art zu vervollkommnen; und obschon ihm nicht mehr Geschütze zu Gebote standen als bisher (die Chinesen wollten ihm papierne verkaufen), so gab er doch diesen eine Vollendung, die jede Möglichkeit, übertroffen zu werden, hinter sich ließ. Ja der Anblick einer nicht unbeträchtlichen Ebene, wie sie Lassa umgiebt, verführte ihn zur Ausführung der längst aufgegebenen Lieblingsidee, reitende Artillerie herzustellen. Er entzog der Fuß-Artillerie die beiden vernagelten Zwölfpfünder und bemannte sie mit Cavalerie. Ohne Zweifel kamen auf diesem Wege jene Geschütze ihrer ursprünglichen Bestimmung näher. Denn statt daß sie

früher im Treffen nur den ruhigen, gefahrdrohenden Anblick in der Ferne gewährten und durch ihre Regungsloſigkeit, die ſich jeden Augenblick furchtbar hätte entladen können, den Feind mit Schrecken erfüllten, ſo ließen ſie ſich jetzt wie raſſelnde Eiſendrachen bewegen und müßten unter die Reihen der Feinde Furcht und Verwirrung bringen.

Auch die Verhältniſſe des Dalai Lama zu China wurden auf's Neue geregelt. Obſchon ſeine Verpflichtungen gegen den Sohn des Himmels dieſelben blieben, die Maha Guru hatte erfüllen müſſen, ſo wollte es doch der Zufall, daß gerade jetzt, zu gleicher Zeit mit den in Tibet vorgefallenen Veränderungen, die alten Repräſentanten der chineſiſchen Macht am Hofe von Laſſa abberufen wurden, um durch neue erſetzt zu werden. Den Correſpondenten gab das Grab nicht wieder heraus, aber den Uebrigen lag nichts Eiligeres ob, als dem Rufe ihres Herrn Folge zu leiſten. Vielleicht wurden ſie zu neuen und größeren Ehren berufen; warum ſollten ſie ihre Schritte nicht beflügeln?

Nur Oberſt Tſchu-Kiang war vielleicht der einzige Chineſe, der die Verlängerung des Aufenthalts zu Laſſa gewünſcht hätte. An welchem andern Orte hätte er bequemer auf ſeinen Lorbern ruhen können? Er hielt ſich nicht mit Unrecht für den Begründer der neuen Dynaſtie; er wußte, daß der Sieg des Teſchu-Lama nur die Folge ſeiner Tapferkeit geweſen und dieſer Fürſt war dankbar genug, den Dienſt, welchen ihm der Oberſt durch ſein zwar mißlungenes, aber doch nicht unnützes Unternehmen geleiſtet hatte, anzuerkennen. Von Stund an hatte ſein Stolz keine Grenzen mehr. Der Himmel hing ihm zu niedrig, weil er ſtets fürchtete, daran mit dem Kopf anzuſtoßen. Früher konnte man ihm ſeine Größe noch ſtreitig machen und er war dabei zänkiſch, ungenießbar, launenhaft; jetzt kam Alles darin überein, daß er niemals von ſich zu wenig geſagt hatte, und ſeitdem war ſeine Miene ein freundliches Lächeln, eine gefällige, nicht einmal beleidigende Wohlgewogenheit. Dieſe tröſtliche Umänderung fand nur für Laſſa ſtatt, wo Niemandem an ſeiner wahrhaften Größe Zweifel aufſtiegen; auswärts mußte er wieder ſeiner Thaten eigener Herold werden.

Eben so frühe wurde die Heldenlaufbahn unterbrochen, welche Schü-King in Leitung öffentlicher Angelegenheiten begonnen hatte. Während der Belagerung und des Sturmes hatte sie Sorge, sich mit ihrem Hause vor Angriffen sicher zu stellen. Tschu-Kiang verließ sie in der Verwirrung nicht, sondern theilte ebenso die Gefahren als die Trübsal der Nachricht, welche sie jetzt über das Ableben des Correspondenten erhielten. Die näheren Umstände dieses Ereignisses blieben ihnen verborgen. Jetzt erst gab Schü-King den dringenden Anträgen des Obersten Gehör. Sie äußerte zwar, man wüßte nicht, was ihrer im himmlischen Reiche wartete, der Oberst könnte seinen Gehalt verlieren; doch berief sich dieser auf seine Tante in Wampu, auf die einträglichen Geschäfte, die selbige in Ochsen machte, und ihre stete Bereitwilligkeit, ihm unter die Arme zu greifen. Schü-King gab sich zufrieden und von diesem Augenblick an haben niemals Liebende in friedlicherem und zärtlicherem Verhältnisse gelebt. Nur einmal vor der Abreise trübte sich noch der Himmel des Glücks. Es entstund die Frage, was mit den fünfzehn von ihrem Ehemahl, dem Correspondenten, verlassenen Weibern des Harems zu beginnen sei? Der Oberst, ohne den Eindruck seiner Worte zu berechnen, fuhr mit der kurzen Erklärung heraus, daß er schon lange daran gedacht hätte, diese Sippschaft an seine linke Seite zu nehmen und sie in einige kleine Bevorrechtungen einzusetzen. Es war der letzte Backenstreich, den er als Bräutigam von Schü-King für diese unüberlegten Worte empfing. Er hielt sich die brennende Wange und erwiderte kleinlaut, daß er so nachdrücklichen Wünschen augenblicklich Gehör geben wollte. Schü-King knüpfte an die strafende Bewegung ihrer Hand einen langen Discurs über die jetzt in China einreißende Sitte der Kebsweiber, über gewisse Dinge, die ihr künftiger Mann nie aus den Augen setzen dürfte, die sie streng ahnden würde, die er sich niemals sollte einfallen lassen, die sie nun und nimmermehr zugeben würde. Der Oberst suchte sie zu beruhigen, er versprach Alles, was in seinen Kräften stünde, und hatte so sehr den Muth verloren, daß er seine strenge Gebieterin nicht einmal zu fragen wagte, was sie denn mit den dreimal fünf

verlaſſenen Geſchöpfen zu beginnen gedächte? Schü-King gab ihm aus eigenem Antriebe die Erklärung, daß ſich in China Auswege genug finden würden, ſchöner, munterer und unterrichteter Mädchen ledig zu werden.

Es war an einem friſchen, kühlen Morgen des Spätherbſtes, als aus Laſſa eine lange, unabſehbare Reiſe-Karavane auszog. Sämmtliche Chineſen machten ihrer demnächſt eintreffenden Ablöſung Platz. Die einfache Ordnung des Zuges beſtand darin, daß das Militair rings den übrigen aus Weibern, Kindern und Civilbeamten beſtehenden Troß umgab. Schü-King mit ihren Weibern wurde getragen; ihre Begleiterinnen mußten ſich verſchleiern, weil Tſchu-Kiang häufig an den Palankin ſeiner Braut heranritt. Aber die meiſten dieſer Frauen hatten kein Auge für ihre Umgebung, ſie trugen ihre Gedanken weit in die heimathliche Ferne, träumten von Wiederſehen und ſchöneren Tagen. Yeg-Jeg ſprach leiſe mit ihrem graduirten Doctor, die Schauſpielerin mit ihrem Ober-Tribunalsrath, eine Jede mit Jedem, der ihrem Herzen nahe ſtand.

Der Rand der Gebirgskette, die das ſchöne Thal von Laſſa umſchließt, iſt erreicht. Noch einen Blick für die reißenden Wellen des wilden Tſang-Tſchu, für die vergoldeten Kuppeln der heiligen Gottesſtadt, für die hohen Obelisken auf dem Berge Botala, und nun lebet wohl! Mögen ſich die Berge vor Euern Tritten ebnen und die Wellen des gelben Fluſſes bald in Euern Augen ſpiegeln! Dürftet Ihr alle daheim in der Blume des Weltalls, ſo Ihr Männer ſeid, Sommerhüte von Blättern, in den Ohren Edelſteine und flatternde Enden an Eurem Gürtel tragen, und ſo Ihr Frauen, Euch ſchmücken könnten mit krauſen Scorpionen-Locken, mit ſchönen Namen, die für gute Symbole gelten, und mit grünen Obergewändern, die Frühlingsfeier und rechte Luſt des Herzens bedeuten! Wenn Ihr Euch dem Kaiſer naht, ſo wolle er ſeinen Ring vom Finger ziehen und ihn Euch anſtecken, wolle er Euch eine Pfauenfeder an den Hut heften und ſilberne Troddeln geben, um ſie an Eure Oberkleider zu hängen! Harrt Eurer daheim eine Braut, ſo mag ſie nicht gealtert haben, ſondern noch immer ihr Wuchs ſchwellen wie

ein Baum, den das Gewand seiner Blätter umrauscht; ihrer Wangen Haut sei ein geronnener Rahm, ihres Mundes Lächeln ein Frühlingstag, der sich mit Duft umzieht; ihre Augenbrauen seien dunkle Schmetterlinge und die Zähne feuchte Kürbiskerne und die Nägel an ihren Fingern Rosenblätter! Hattet Ihr Arbeiten zu einem Examen eingegeben, so mögen die Prüfungscommissionen diese inzwischen gebilligt und Eure Fähigkeiten den Oberbehörden empfohlen haben. Hinterließet Ihr Schulden, so wünscht die uneigennützige Muse, daß Eure Vettern sie unterdessen bezahlt haben mögen! Wer sein Weib zu einer Zeit verließ, als der vorjährige Weizen gesäet wurde, mag es mit keinem Säugling an der Brust wiederfinden und wer seinen Brüdern den Auftrag gab, die Zinsen eines Kapitals zu erheben, mag so viel Treue an ihnen finden, daß sie die Zinsen zum Kapital schlugen! Die Vögel Lu-See ziehen dem Mittelpunkte der Erde zu und lassen sich in der Ferne auf den Teichen nieder. Ein Zug von Gästen naht sich mit geschwungenen kaiserlichen Fahnen, welche hoch das Drachenbild emporhalten. Schmücket die Thore aller Städte zu ihrem Empfange, lasset bunte Wimpel von den Altanen wehen und spannt durchsichtige, kühle Flore aus, um den Strahlen der Sonne zu wehren! Und wenn sie Euch verlassen haben, so sendet ihnen nicht Haß und Widerwillen nach, sondern ein schmerzliches Bedauern, daß sie so früh von Euch geschieden sind!

Wir aber folgen den drei flüchtigen Wesen, deren ferneres Schicksal unsere Aufmerksamkeit noch allein in Anspruch nehmen kann. Maha Guru hatte Mühe, sich in eine Welt zu finden, die ihm seit Jahren verschlossen gewesen. Alles beschäftigte seine Aufmerksamkeit und selbst bei dem kleinsten Gegenstande kostete ihm das Wiedererkennen Anstrengung; die Erscheinungen der Natur und des Lebens waren nur durch die Vermittlung mündlicher oder schriftlicher Belehrung vor seine Seele getreten, sie hatten für ihn nie eine andere Wahrheit gehabt, als die, die sie der Sprache der Gleichnisse, Sentenzen und der Energie geben. Der Eindruck, den dieser Zustand auf des jungen Mannes Gefährten machte, mußte wunderbar, selbst unheimlich sein. Es war der Duft einer

auch für mich sorgen zu sehen. Als aber unsere Ausgaben in Florenz, in Rom, in Neapel —

Marston.

So ins Fabelhafte stiegen, daß die Hülfstruppen der schottischen Hochlande plötzlich abgeschnitten wurden —

Holiday.

Sie irren sich! Arthur war nahe daran, bald der eigene Herr seines Vermögens zu werden. Nein, nicht die Ausgaben waren es, die uns plötzlich den Einspruch der Vormünder gegen diese Reise zuzogen, sondern die Folgen derselben —

Marston.

Aha! Arthurs Gesundheit. Ganz recht, Sir Eduard! Man behauptete, Sie hätten Ihren Vetter deshalb in einen Strudel von Vergnügungen und wahnsinnigen Excessen gestürzt, um ihn — desto früher beerben zu können.

Holiday.

Londoner Geschwätz! Alberne Chronik Ihres Spielclubs!

Marston.

Wo ich das Vergnügen gehabt habe, 3000 Pfund von Ihnen zu gewinnen, um die ich in der Hoffnung, sie von der Güte Ihres Vetters einzucassiren, diese Reise gemacht habe.

Holiday.

Reden Sie doch nicht von dieser Bagatelle!

Marston.

Zweiter Zweck meiner Reise — der erste ist die Romantik! Doch fahren Sie fort!

fernen Welt, der den Entthronten umwob. Wenn er auf dem beſchleunigten Wege, den ſo kurz als möglich zu nehmen die Nothwendigkeit gebot, ermattet niederſank und ſein ſchwärmeriſcher, wehmüthiger Blick auf einen Stein oder eine Pflanze zu ſeiner Seite fiel und mit langer, traumartiger Bewußtloſigkeit auf dieſem Gegenſtande ruhen blieb; ſo beugten ſich unwillkürlich die Kniee des Schamanen und Gylluspa's und Beide betrachteten ſtumm den märchenhaften Knaben, deſſen Anblick mitleidige Europäerinnen zu Thränen gerührt hätte, ſie aber noch immer zu ſtillem Gebete begeiſterte. Dann richtete ſich der Ermattete wieder auf, umarmte die treuen Seelen, die ihn mit ſo viel Inbrunſt verehrten, und winkte, den beſchwerlichen Weg wieder fortzuſetzen.

Es giebt Menſchen, die nur wie Träume über den Erſcheinungen der Alltäglichkeit ſchweben. Ihr ſeid in einer Geſellſchaft, Euer Mund ſtrömt in zügelloſen Ergüſſen über, Eure Laune entzückt Jeden, der am Leben ſeine Luſt findet; und doch war ein Weſen unter Euern Zuhörern, in deſſen Seele jedes Eurer beklatſchten Worte Furchen zog, das vor den Ausbrüchen des jubelnden Beifalls zuſammenſchreckte und ſich ſehnte, einen Ausgang aus dieſen menſchlichen, noch ſo erlaubten und den Reiz des Lebens erhöhenden Genüſſen zu finden. Dieſe ſtillen Herzen weichen Euch auf der Straße aus, wenn Ihr einmal länger als eine halbe Secunde gelacht habt, und danken Euch in ihrer Angſt früher, ehe Ihr noch gegrüßt habt. Ihr verlangt einen Dienſt von ihnen? Seid gewiß, daß ſie Euch ſchon jede Bitte gewährt haben, ehe Ihr ſie noch vorbrachtet. Sollte ſie die Angſt zu dieſer Bereitwilligkeit treiben? Nein, ſie fürchten nur Eure Leidenſchaft, ſie wollen keinen Schmerz in Euch erregen, ſie wollen nicht, daß Ihr in die Menſchheit ungerechte Zweifel ſetzt. Kennt Ihr dieſe Treuen? Ihr trefft ſie in großen Städten, da, wo ſich die Straßen in Gärten verlieren, wohin der Bewohner der mittleren Stadt jährlich einmal pilgert, um die Königin der Nacht bei einem Gärtner blühen zu ſehen; nicht ſelten in der Nähe eines Dichters, eines Geiſtlichen, eines alten Sonderlings, der ſich mit ſeinen Renten und ſeiner Haushälterin gegen die Welt abgeſchloſſen hat. In Euern

Familien iſt es vielleicht der ältere Bruder Eurer Mutter, an dem Ihr in Eurer Jugend mit zärtlicher Hingebung hinget, deſſen Weisheit Euch mit edlen Vorſätzen erfüllte, an dem Ihr nie bemerktet, daß ſich auf ſeinem Rock die Fäden zählen ließen, daß ſeine Wäſche nicht rein war, wenn nicht die Mutter dafür ſorgte, daß ſich für ſeine morgende Zukunft erſt am heutigen Abend entſchied, wo er bei den Verwandten in der Runde eſſen ſollte; an dem Ihr alles das nicht bemerktet, weil Ihr ihn nie klagen, nie eine Thräne vergießen ſahet. Oder es iſt gar Eure jüngſte Schweſter, dieſe Unglückliche, die mit dem Tode ringend in die Welt trat, die im ſechſten Jahre erſt ſprechen, im achten laufen lernte, ein verwachſenes Mädchen, das jedoch ein ſeelenvolles, himmelblaues Auge und das ſchönſte hellblonde Seidenhaar hat. Jeden Eurer Wünſche lieſt ſie von Euren Augen, ſie liebt Alles, woran Eure Seele hängt, ſie umarmt den Freund, mit welchem Ihr für Eure Ideale ſchwärmt, und ließe das Leben für jenes Mädchen, dem Ihr einſt Euer Herz geſchenkt habt. Kennt Ihr jene Menſchen, die ich zeichnen wollte? Es ſind die Seelen, die nie auf der Erde heimiſch werden und die ſich aus dem Himmel nur in dieſe Räume verflogen zu haben ſcheinen.

Ich muß aber noch höher ſteigen; von den Stufen, wo die Engel ſtehen, zu jenen Thronen, auf welchen die Weltenſchöpfer ſitzen. Thürmen wir den Pelion auf den Oſſa, rufen wir die Titanen zum Streit, vielleicht gelingt es uns, unbemerkt hinter der Draperie des Weltenthrones heranzuſchleichen und einen Nagel aus dem Seſſel zu ziehen, auf welchem die Allmächtigen lagern! Triumph! Der Schöpfer der vier Elemente ſtürzt; in einem Nu hat er mitten im civiliſirten Europa Fuß gefaßt. Der Gott verliert den Muth nicht. Er weiß, daß er Feuer, Waſſer, Erde und Luft geſchaffen hat. Wird ihn nichts in Verlegenheit bringen? Ja, er wird ſeine eigenen Werke nicht wieder erkennen. Die Grenzen, die er zwiſchen die Elemente geſetzt, haha! der Menſch hat ſie aufgehoben. Chemismus, Gasentwicklung, Dampf! Was verſteht der Himmel von dieſen Dingen! Ein Feuer-

zeug wird der verirrte Gott mit kindischer Neugier betrachten, eine Compressionsflinte muß ihn in Erstaunen versetzen.

Ich lasse diesem Gott der Elemente die übrigen folgen. Die drei Naturreiche, die menschlichen Tugenden, die großen Entschlüsse, die ehrlichen Nahrungszweige, die Kunst, die Wissenschaft, den Handel — alle himmlischen Anwälte dieser Gegenstände werden von der Art, wie sie diese jetzt hienieden antreffen, überrascht sein. Die ausgestorbenen Thiergeschlechter mit der Veredlungskunde, mit dem Dünger und der Rhinoplastik; die Bestimmungen der Sitte über das Ehrbare und die Vermehrung der anständigen Gewohnheiten; die Berechnungen des Ehrgeizes und der Durst der Völker nach großen Ereignissen, den sie selbst auf Kosten ihrer Freiheit befriedigt wissen wollen; die mannigfachen Verzweigungen menschlicher Thätigkeit, welche der Luxus und das steigende Bedürfniß veranlaßt haben, mit der Kunst des Unthätigseins und der Verzweiflung der Proletarier; die Rouladen der Sontag, die altdeutschen Kopfsenkungen und die Ghaselen nebst der G-Saite, der Lithographie und der Kunst, Gedichte durch den Würfel zu machen; die Rotation der Erdachse und die griechischen Partikeln nebst der Göttinger Bibliothek und dem Meßkatalog; endlich im Handel die Giro-Banken, die Anleihen nebst dem Papiergelde, dem Credit und den Wechselreitern — Alles das sind die Erfindungen, welche dem Menschen eigenthümlich angehören und an denen die Götter erst dann Antheil haben, wenn sie sich darin unterrichten lassen. Wie unglücklich müßten sie sein, wenn sie sich durch einen Zufall unter die Menschen verliefen!

Maha Guru war insofern ein antiker Gott, als ihn die Liebe zu einer Irdischen zwar nicht von seinem Throne getrieben, diese Leidenschaft ihn aber unter die Menschen begleitete. Gylluspa lehrte ihn die Vergangenheit entbehren. Sie selbst hatte für die Vergangenheit das Gedächtniß verloren. Die Vorwürfe, welche sie in den finsteren Stunden ihrer langen Kerkernächte dem eher Ohnmächtigen als Treulosen machte, waren verstummt in ihrem Munde. Sie hätte sie Dem jetzt machen müssen, der ihr das Leben rettete, dessen Wiederfinden die Gluth ihrer alten Leidenschaft von

Neuem anfachte. Maha Guru's sanfte Rede, sein langer Blick auf die Reize Gylluspa's, sein Lauschen auf den Ausdruck ihrer Miene und die zärtliche Hingebung, wie er zuweilen seine treue Gefährtin umarmte, waren ihr hinlängliche Zeugnisse, daß die Versicherungen der Liebe, welche sie einst von Maha Guru unter dem Mangobaum empfangen hatte, in selige Erfüllung gehen würden.

Die Entfernung von Lassa war eine Flucht, die in jedem Augenblicke hätte mißlingen und mit dem Tode des entthronten Lama endigen können. Bei jedem andern Lama hätte der Usurpator darauf rechnen können, daß der Entflohene im Gebirge einen Anhang aufgewiegelt und mit starker Macht auf dem Schauplatze wieder erschienen wäre. Alle Maßregeln, die er ergriff, waren in der That auf Verhütung eines solchen Ereignisses gerichtet. Selbst wenn der Pseudo-Gott wußte, daß sich Maha Guru mit seinem Verluste begnügte und zu wenig Energie besaß, um sich mit eigener Hand den alten Besitz oder eine Rache zu verschaffen, so konnte er leicht von den Unzufriedenen als Vorwand benutzt werden und im Verein mit dem Fanatismus anders lehrender Priester, die in Religionsangelegenheiten leicht erregbare Masse des Volks in Bewegung bringen. Deshalb folgten dem Flüchtling auf allen Wegen die Diener des neuen Lama; ein hoher Preis wurde auf den Kopf des alten gesetzt und die Behörden in den umliegenden Orten aufgefordert, allen Fleiß auf die Entdeckung des verschwundenen „Lügengottes" zu wenden.

Die Flüchtigen hatten durch die Entweichung von Lassa, welche sie mitten in den verworrenen Scenen der Plünderung und Zerstörung bewerkstelligt hatten, einen guten Vorsprung gewonnen. Die Vorsicht des Schamanen führte sie über die schwierigsten, unwegsamsten, aber sichersten Pfade. Die Richtung blieb nach Süden hin, wo er im Lande Butan eine Freistatt für den Verfolgten, dessen Loos er zu dem seinigen machte, zu finden hoffte. Butan ist zwar eine Provinz von Tibet, aber von dem Schauplatze der vergangenen Begebenheiten hinreichend entfernt.

Was läßt sich von dem Seelenzustande, in welchem sich der Schaman befinden mußte, sagen? Wir haben uns wohl

gehütet, dieſen Mann als einen ſcharfen, entſchiedenen, Alles nur mit Plan und Abſicht beginnenden Charakter hinzuſtellen, weil uns ein ſolcher unter den hier obwaltenden Verhältniſſen unmöglich ſchien. Man zieht ſeine Vorurtheile nicht ſo ſchnell aus, wie ſeine Kleider, und wird in die Gewöhnung der Sitte zehnmal wieder zurückfallen, wenn man es einmal wagte, ſich von ihr zu entfernen. Zu Allem, was die Schickſale der drei Fliehenden zuſammen gewürfelt hatte, gab der Schaman aus eigenem Willen Einiges hinzu, aber er ſelbſt wäre nie im Stande geweſen, ſich auf die Höhe dieſer Erlebniſſe zu ſtellen und ſie nach ſeiner Einſicht zu lenken. Zu gleicher Zeit lag aber darin auch eine große Beruhigung für ſeine erſchütterte Seele. Er hatte nicht ſelbſt Hand an's Werk gelegt, als noch für ihn die entſchiedene Kataſtrophe keine Seite bot, die er zu Maha Guru's eigenem Beſten benutzen konnte. Erſt da, als ihm die Möglichkeit wurde, das Glück zweier Menſchen durch das kurze Unglück eines dritten zu begründen und durch jenes wieder dies zu entfernen, da begann er jene Pläne zu beſchleunigen, deren Erfolg jetzt der flüchtige Fuß dieſer drei Weſen war. Seine letzte Thätigkeit war zuletzt auch immer nur darauf gerichtet, dem Verderben ſeine böſen Ausgänge zu nehmen oder ihnen mit Klugheit vorzubeugen. War in der That ſein an dem Bruder begangenes Verbrechen mehr, als die unterlaſſene Mittheilung einer gemachten Entdeckung? Mit dieſer Verſchwiegenheit fiel oder ſtand ſein Plan, den er, wenn auch nicht für redlich, doch für gutersonnen hielt.

Wenn es aber bei Alledem keine Grenze giebt, wo das Unerlaubte durch die gute Abſicht gerechtfertigt wird, ſo trat jetzt die Liebe als die Vermittlerin der Reue mit dem Verbrechen auf. Lag in Maha Guru's zufriedener Hingebung an ſein Schickſal nicht die ſchönſte Beruhigung für jeden Vorwurf des Gewiſſens? Ja es trat zuletzt eine Stunde ein, wo Frohlocken und jubelnde Freude in die Kleeblattherzen der Liebenden einzog. Maha Guru feierte mit verklärtem Auge ſeine irdiſche Wiedergeburt; er fühlte das Glück, an Herzen zu ruhen, wo ſich ihm jeder Pulsſchlag zum Opfer brachte; er ſtimmte einen Triumphgeſang darüber an, daß die lebens-

frohen Wonnen des Menschen die todten Entbehrungen des Gottes in ihm besiegt hatten, und umarmte seinen Bruder, der ihn aus der Heimlichkeit eines unverständlichen, ihm dunkeln und ihn erschlaffenden Daseins in das volle, freie, das Herz erhebende Leben der Menschen gerettet hatte. Seit diesem Augenblick einer Vermählung unter drei Personen schwanden die trüben Wolken von des Schamanen Stirn.

Nach einer mühevollen Wanderung, die mehrere Tage nicht unterbrochen wurde, immer weiter entfernt von den Orten, wo die Verfolgung mit scharfen Augen und langen Armen ihre Opfer suchte, erreichten die Flüchtlinge endlich ein Asyl, das der Schaman mit Sorgfalt gewählt und schon lange vorher zur Herberge eingerichtet hatte. Es begrüßte sie ein mitten in den unersteiglichen Gebirgen abgeschieden, still und durch seine Freundlichkeit gegen die schroffen Umgebungen abstechendes Thal, von Niemanden bewohnt und nur in weiterer Entfernung von stillen, friedlichen Nachbarn umgeben. Zwar konnte hier keine üppige Vegetation gedeihen, aber doch war diese lebhaft genug, um zu einer Ansiedelung zu reizen. Eine geräumige Wohnung lehnte sich an die grüne Bergwand und war von einer Umzäunung umgeben, die noch einen wohlangebauten Pflanzengarten umschloß. Die klare Welle eines Baches, der sich aus dem Waldgestrüpp hervordrängte, wo ihm ein Fels vielleicht seinen Ursprung gab, floß mit erquickendem Rauschen durch die Einfriedigung und verlor sich am andern Ende des Thales hinter dem Gestein, das sich in dieser Umgebung nur schroff dem Auge darbot. Einer solchen Einsamkeit hätte jeder Verfolgte seine Zukunft mit Freuden anvertraut, wäre auch nicht die Liebe und Freundschaft seine Begleiterin gewesen.

Das Thal war nicht so unbewohnt, als es schien. Mancherlei Hausgethier bewegte sich in dem inneren Hofraum und einige Diener eilten den Ankommenden entgegen. Alles war hier zu wohnlicher Häuslichkeit eingerichtet. Gyllusþa und der Schaman flüsterten Gebete, als sie die Schwelle des Hauses betraten und Maha Guru, dem das Beten noch eine unbekannte Verrichtung war, sah ihrer Andacht mit Wohlgefallen zu.

Die nächſt eintretenden Scenen brauchen wir nur mit einigen Worten zu erwähnen. Wenn wir die Sitten Tibets nicht vergeſſen haben und die Bedürfniſſe liebender Herzen kennen, ſo wiſſen wir, welche ſonderbare Hochzeit in dieſem Hauſe gefeiert wurde.

Die Morgenſonne überraſchte den athmenden Schlaf — dreier in ſeliger Umarmung Verſchlungener. Aber erwachet zur Erfüllung der ſchönen Träume, die über Eurem Antlitz ſchweben!

Letztes Kapitel.

Der Heilige.

Alle Opfer ſind vergänglich.
Das Unvergängliche iſt die Spende Om.

Manu.

Seit dem Stunden, mit welchen der vorige Abſchnitt ſchloß, liegt eine lange Reihe von Jahren hinter uns. Die Kaſtanien, die damals von den vergelbenden Bäumen gefallen, ſind ſelbſt ſchon wieder zu fruchttragenden Stämmen erſtarkt. Der Winterfroſt hat manche Bergſpitze zu mürbem Schiefer zerrieben. Der Landmann kann ſich ſeither aus Hagelwettern, großen Ueberſchwemmungen, ſchweren Gewittern von Jahr zu Jahr ſeine Haltpunkte der Zeit gemacht haben. Wer ſich damals gegen ſeine Eltern verging, kann jetzt an ſeinen eigenen Kindern Vergeltung fühlen. Die Unſterblichkeit eines Weiſen, deſſen Prophezeiungen nicht zutrafen, iſt indeſſen vielleicht ſchon vernichtet, der Haß zweier alter Geſchlechter erſtorben, das Auge einer klagenden Witwe oder einer Braut, die am Tage vor der Hochzeit den Bräutigam verlor, von Thränen getrocknet.

Vor der Hütte im friedlichen Thale, wohin wir einſt drei treue Gefährten geleiteten, ſitzt nach vielen Jahren eine hohe männliche Geſtalt auf dem abgehauenen Stamm einer zwiegeſpaltenen Ulme. Das grüne Laubdach hält die Strahlen

der Sonne von einem Haupt zurück, auf welchem Furchen und bleichendes Haar die Vorboten des nahen Greisenalters sind. Wie hell das große Auge glänzt, so ist es doch nicht mehr das blitzende Feuer der Jugend, sondern die Sehnsucht, welche in dem blauen Raume des Himmels einen vermißten Gegenstand sucht. Dieser Sterbliche ist Maha Guru.

Zu des Mannes Rechten steht ein Sessel, aber er ist leer; zu seinen Füßen liegt ein bunter Teppich, aber Niemand ruht auf ihm. Er wendet sich und wirft einen fragenden Blick in die umrankten Fenster der einsamen Wohnung, aber keine Antwort kam von denen, an welche sich jahrlang sein Ohr und seine Seele gewöhnt hat. Die Zimmer im innern Hause stehen öde und verlassen. Der Luftzug weht die Vorhänge auf, welche die Kammern trennen, aber das Auge trifft nichts als stille wehmuthvolle Einsamkeit. An den Wänden hängen Bogen und Köcher, von Spinnen sind sie umwoben; auf bunten, schönen Feiertagskleidern hat sich fressender Staub gelagert.

Maha Guru war auf der Welt allein. Seine treuen Gesellen hatten ihre Wohnung im Schooße der Erde aufgeschlagen. Den Bruder ereilte das Geschick schon vor langen Jahren. Er genoß das Glück des idyllischen Zusammenlebens mit dem einsamen Schauer der Natur und den Liebesdiensten der Freundschaft nur eine kurze Zeit. Schon der erste Frühling, der das Thal begrüßte, rief ihn von der Seite der Liebe hinweg, der er nichts hinterließ, als das schmerzhaft brechende Auge eines ungern Scheidenden und auf immer eine wehmüthige, sehnsuchtswache Erinnerung.

Ein gütiger Gott waltete über dem Haupte Gyllusppa's. Ihre Entschlüsse waren stärker, als die Maha Guru's; sie besaß Kraft genug, gegen seine oft überhandnehmende Traurigkeit in stetem Kampf zu liegen. Sie wagte oft den Gedanken zu fassen, ob nicht die Rückkehr unter Menschen, die da eifriger, thätiger, lärmender wären, als die demüthigen Umwohner, die sie oft im Thale besuchten und sich von ihrer Weisheit Rathschläge erholten, auf Maha Guru lebens- und freudenerregender wirken sollte. Sie dachte dabei an ihre Väter, die, glücklich aus dem Brande von Lassa entkommen,

in die Heimath zurückgekehrt und an ihre alten Beschäftigungen gegangen waren. Aber Maha Guru verwarf diese Pläne, weniger, weil ihre Ausführung mit Gefahr verbunden war, als aus mangelnder Gewöhnung an das rauschende Treiben des täglichen Lebens. Die Richtung seines Schicksals mußte darauf hinauskommen, daß er das Höchste in einem beschaulichen Zustande seiner Seele fand. In diesen geistlichen Uebungen und Gesprächen mit sich selbst würde er gestört worden sein, hätte er die geräuschlose Einsamkeit dieser Gebirgsgegend, das glücklichste Nirwâna, verlassen.

Ehe Maha Guru das Auge zur ewigen Ruhe schloß, mußte er noch Gylluspa das ihrige zudrücken. Wie wir den greisen Mann auf dem Baumstamme vor seiner Wohnung erblicken, hatte er noch vor wenigen Tagen erst diesen schmerzlichen Abschied genommen. Noch lag der Raum seit jenem Augenblick, da er die todte Hülle in ein Grab trug und mit einem Felsenriegel verschloß, wie eine lange finstere Nacht um seine Sinne. Er fühlte, wie schwer die Träume waren, die über ihm walteten, aber er besaß die Kraft nicht, sich von ihnen aufzuraffen, das Nächste, Zeitliche, Lebendige zu ergreifen und sich über einen Verlust zu trösten, der unwiderruflich war. Wie wir ihn dort unter jener Ulme erblicken, so wird ihn noch manche junge Sonne grüßen, ihn zum Leben erwecken wollen und keinen Blick in seinem Auge finden, der ein Widerschein ihrer Frische und Klarheit gewesen wäre.

Allmälig rangen sich in seinem Innern aus der Nacht des Schmerzes einige Gedankenatome zum Lichte des Bewußtseins empor. Es ward heller in seiner Seele und die Vergangenheit und Zukunft schieden sich in schärferen Zügen voneinander. Die Hieroglyphen in dem Buche seines Lebens waren ihm kein Geheimniß mehr; er hatte den Schlüssel seines räthselhaften Daseins gefunden und ein Entschluß sprang in vollem jugendlichen Muthe aus den unklaren Wirren seines Hauptes hervor.

Jeder Gedanke hat sein Ziel und je reiner er ist, desto höher liegt es. Jede Sphäre, in welche sich die Seele aufschwingt, hat eine Hinterpforte, die zu einer noch erhabeneren

führt. An einen Kaufvertrag reiht sich die Gewissenhaftigkeit, an diese die Ehrlichkeit, an diese die innere Gerechtigkeit, an die Gerechtigkeit mittelbar oder unmittelbar alle Tugenden. So bilden sich die Uebergänge aus dem Gewöhnlichen in eine höhere Ordnung der Dinge. Die Luft wird, je mehr man steigt, reiner und durchsichtiger und die Seele fühlt sich dem Himmel verwandt. Dies ist der schwierigste Weg zur Tugend. Dem, der ihn wandelt, bleibt dabei Jedes überlassen, nur der richtige Takt und sein guter Wille bieten sich ihm zum Führer dar. Jeder Gang über die belebte Gasse, jede Visitenkarte, die an unserm Spiegel steckt, jedes kleinste Ereigniß des alltäglichen Lebens ist ein Hinderniß, das uns in einem Augenblick zahllose Stufen tiefer abwärts verlocken kann. Nichts bleibt so schwierig, als die Beziehung des Zufälligen auf das Wesentliche, die Ausgleichung der Regel mit ihren scheinbaren Ausnahmen. Und dennoch haben die civilisirten Völker diesen Weg zur Tugend einzuschlagen! Die Eindrücke, welche die Außenwelt auf sie macht, sind so mannigfach, so unabweisbar! Man kann nicht alle Dinge allein um der Tugend willen thun; wir müssen uns darauf beschränken, daß die Dinge nicht ohne die Tugend gethan werden. Es ist schwer, in Europa ein redliches Herz zu haben, aber wenn man es hat, so ist damit ein Verdienst und ein Glück verbunden. Soll der Tugendhafte dem Leben entsagen? Soll er die Freude an glücklichen Unternehmungen, siegreichen Anstrengungen wie Farbenstaub von seinem Dasein streifen? Nein, in Europa ist die Resignation nie eine echte Tugend gewesen.

Die geistlichen Völker im Aufgange der Sonne haben eine andere Lebensgewohnheit. Ihre Beschäftigung ist die angeborene Ueberlieferung, keine Verwickelung; ein Privilegium, das die Natur ausstellte und weder überschritten, noch von Anderen gefährdet werden darf. Ja, eine große Klasse von Menschen hat nicht nur das Recht der Arbeitslosigkeit, sondern auch eine fortwährende Anweisung auf den Ertrag der fremden Hände. Hier läßt sich aus der Tugend ein Geschäft machen. Man kann ein ganzes Leben auf die Fortschritte in der Sittenreinheit verwenden und jeden Aber-

Holiday.

Die Folgen unſres wilden und leichtſinnigen Lebens warfen den Lord in eine tödtliche Krankheit. Man bezweifelte ſeine Geneſung. Ich befand mich dabei in einer ſonderbaren Lage.

Marſton.

Am Sterbebett von 40,000 Pfund Renten ſtehen, die man zu beerben hat — Das war eine kitzliche Poſition für ſo gefühlvolle Seelen, wie Sir Eduard!

Holiday.

Arthur genas, aber kaum wagte er ſeine erſten Ausgänge, als ihn der fürchterliche Schlag einer mir noch jetzt dunkel gebliebenen Nachricht aus London traf.

Marſton.

Dunkel? Nur dunkel! Das iſt grade das, was ich hier geſucht habe.

Holiday.

Arthur verfiel nach dieſer Nachricht in einen Anfall von Wuth, es ſchien ſich um eine Treuloſigkeit zu handeln, die ihn dem Wahnſinn nahe brachte. Eines Abends auf einem Balle, wo ich eben mit einer reizenden Italienerin zum Tanze antrete, erhalt' ich eine verſchloſſene Karte von Arthur, mit den einfachen Worten: Arthur Douglas, pour prendre congé.

Marſton.

Pour prendre congé? Das kann Mancherlei bedeuten.

Holiday.

Ich eile in unſre Wohnung. Arthur iſt fort, — Niemand weiß wohin. Ich machte der Polizei Anzeige, keine

ſchlag zu einem unmittelbaren Gottesdienſt machen. Jeder gute Vorſatz reicht ſchon hin, den himmliſchen Lohn dafür zu empfangen, weil man ſich keinen Klippen ausſetzt, an denen er ſcheitern könnte. Der aſiatiſche Prieſter lehrt: Richte jeden Deiner Gedanken in gerader Linie auf die Gottheit und wache darüber, daß Dich nichts darin unterbreche! Hier ſcheint der Weg zum Himmel kurz; aber er wird unendlich, weil man jeden Zoll auf ihm mißt und zu jeder zurückgelegten Linie die Friſt eines Jahres bedarf.

Maha Guru's erſtes und zweites Leben trug alle Elemente zur Beſchaulichkeit in ſich. Die Einſamkeit nährte jenen Hang an den Geheimniſſen des Himmels, denen man ſich nur durch Intuition weihen kann, wenn Kraft und Gelegenheit mangeln, ihre Räthſel durch die Wechſel des Lebens zu löſen. Maha Guru ſtand jetzt als Menſch ſo allein, wie einſt als Gott. Der Kreislauf ſeines Lebens ſchien vollendet; von wo er ausgegangen, was hielt ihn, dahin wieder zurückzukehren? Das Leben iſt der Traum einer jenſeitigen Vergangenheit, dem uns die Geburt entriß und der Tod wiederzurückgiebt. Die Gottheit drückte einſt bei unſerm erſten Eintritt in dieſe Welt einen Kuß auf unſere Stirn und ihre Arme bleiben liebend ausgebreitet, bis wir, den Himmel wieder ahnend, in ſie zurückkehren.

Zum letzten Male rief Maha Guru ſeine Diener zuſammen. Er ſagte jedem ein Wort der Erbauung und denen, die da weinten, ein Wort des Troſtes. Er nahm Abſchied von allen theuern Gegenſtänden, welche ihm ſeine Wohnung zu dem liebſten Heiligthume gemacht hatten; ſelbſt die Thiere, die an ſeine freundliche Stimme gewöhnt waren, erhielten von ſeiner ſtreichelnden Hand die letzten Liebkoſungen. Er warf einen Mantel um ſeinen Leib, nahm einen Stab in ſeine ſchwache Hand und trat aus dem Raume, der lange Jahre hindurch der Tempel ſeines Glücks und die Kammer ſeiner Gebete und ſtillen Gedanken geweſen. Sein Fuß wandte ſich der höchſten Bergſpitze zu, die in der Umgebung des Thales lag.

Der Diener, der ſeinen Herrn bis auf den Gipfel des nächſten erſtiegenen Berges begleitet hatte, erhielt von dieſem

die letzten Befehle. Er sollte wöchentlich zweimal zu einem Menschen herauskommen, der nie wieder hinabsteigen würde; er sollte ihm Nahrung für die irdische Hülle bringen, die jetzt den letzten Kampf mit dem Geiste beginnen würde. Maha Guru fügte noch einige Grüße an die Zurückgebliebenen hinzu und sein Mund blieb auf ewig geschlossen.

Als der Diener von der Höhe des Berges verschwunden war, erstaunen wir über jede Bewegung, die Maha Guru den Gliedern seines Körpers giebt. Das Auge unverwandt nach jenem Punkte hin gerichtet, wo mit jedem erwachenden Morgen die ersten Sonnenstrahlen aufblitzen, bleibt er fest auf dem höchsten Scheitel der Bergspitze stehen. Er hebt den linken Fuß und schlingt ihn um den rechten. Er richtet den rechten Arm in die Höhe und läßt den linken in gerader Linie bis in die Hüfte herabsinken. Die Finger beider Hände ballt er fest zusammen. Alle Theile seines Körpers nehmen augenblicklich eine starre, krampfhafte Unbeweglichkeit an. Das Augenlid senkt sich halb über den Stern, der Blick richtet sich ab von Allem, was er bis jetzt noch gesehen und hat Sinn nur noch für das Wechselspiel, wie bald der linke, bald der rechte Nasenflügel von dem ermatteten Auge wahrgenommen wird.

Und so, mit abwechselndem Fuße, wenn der eine ermattet, steht der Andächtige vielleicht noch heute auf jenes Berges Gipfel! Jahre, Hitze, Frost, Sturm und Regen sind über ihm hinweggezogen, haben seinen Scheitel entblößt, die Haut seines Körpers zur Mumie gedörrt. Schlingpflanzen haben seinen Leib wie einen Baum umrankt. Waldbienen legen zu seinen Füßen ihren Stock an und der Vogel baut sein Nest in der traulichen Höhlung unter dem rechten Arm, der nie mehr schroff herabsinken wird, um nicht die junge Brut, die unter ihm zum Leben keimt, zu ersticken. Nur in dem Munde liegt noch eine schwache Bewegung, und das Auge verräth, daß das innere Leben noch nicht ausgehaucht ist. Jener nimmt die Nahrungsmittel auf, welche die andächtigen Verehrer des Bergheiligen in der Runde, die ihn wie eine schon im Himmel lebende Erscheinung anbeten, zuweilen zustecken. Das Auge aber labt sich noch immer an

dem monotonen Anblick des tiefſinnigſten Körpergliedes, der Naſe.

In der That bindet Maha Guru auch nur noch ein leiſes Athmen an die Erde. Die Seele ſchwebt ſchon längſt den Weg zur Unſterblichkeit bald hinauf, bald wieder zurück in ihren irdiſchen Sitz, der, ſo lange dieſer noch nicht zuſammengeſtürzt, ein ewiges Recht auf ſie hat. Die Götter ſitzen in dem Glanze ihrer Herrlichkeiten und winken lächelnd dem Greiſe, der ſie in ſeiner Jugend auf Erden vertreten ſollte. Ein Stuhl der Allmacht ſteht bereitet und wartet des endlich entfeſſelten Geiſtes. Alle Genien des Himmels ſind in ihren Feſtkleidern und tragen Palmen auf den Händen und ſtreuen Seligkeiten auf den Weg, den der Gefeierte wandeln ſoll. Nur Eines letzten Athemzuges bedarf es noch und der Himmel hat einen ſeiner auf dieſe wunderliche Erde geſandten Fürſten wieder.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Dd 1728
(6)

Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Zweite, wohlfeile Ausgabe.

Erste Serie.

Siebenter Band.

Paris und Frankreich in den Jahren 1834—1874.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Paris und Frankreich

in den Jahren

1834—1874.

Von

Karl Gutzkow.

Zweite Auflage.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

KOEN. BIBL.
UNIV. S.
HALLE

Vorwort.

Die in diesem Bande enthaltenen „Briefe aus Paris" erschienen zuerst im Jahre 1842, zu einer Zeit, wo Louis Philippe, König der Franzosen, noch an deutsche Schriftsteller, wie spätere Veröffentlichungen bewiesen haben, Jahrespensionen zahlte. Heinrich Heine bezog eine solche. Es konnte mich daher nicht wunder nehmen, daß ein Buch, das Pariser Zustände schilderte und worin weder über die Dauer der Julidynastie besonders Tröstliches, noch über Heinrich Heine überhaupt etwas berichtet war, in und von Paris aus auf's schmählichste, ja systematisch herabgesetzt wurde.

Besonders sollte ich einen Vertrauensbruch dadurch begangen haben, daß ich die Aeußerungen berühmter Personen, die ich entweder aus eignem Antriebe oder auf erhaltene Empfehlungsbriefe besuchte, wenn mir dieselben charakteristisch erschienen, wiedergegeben hatte. Den Franzosen selbst, die damals längst ein öffentliches Leben besaßen und den Umfang einer dem Publicisten gestatteten Freiheit kannten, wie solche wir unter dem Druck der Censur kaum zu fassen wußten, wäre diese Rüge nicht beigekommen, wenn nicht die Söldlinge der französischen Civilliste, sich darauf stützend, daß die Franzosen kaum befähigt waren, selbst zu vergleichen und den Text im Buche zu studiren, nach allen Seiten hin in die Zeitungen Berichte spielten, denen zufolge ich jedes Vertrauen getäuscht, mir jede Thür zum Wiederanklopfen verschlossen hätte.

Wie sich die Zeiten geändert haben! Nicht nur, daß jetzt die amerikanischen Journalisten einfach beim Fürsten Bismarck sich anmelden lassen, um die Vergünstigung

einer Unterredung zu haben, deren Resultate sie als Kabeltelegramm an den New-York-Herald schicken wollen, ja sogar erwünscht kommt dem Fürsten diese Gelegenheit, sich über die Bildung des Reiches, die dänische Grenze, den Papst und sonstige Punkte am politischen Horizont in anderm Ton als in der Kammer oder der Nordd. Allg. Zeitung auszusprechen. Kein Fürst, kein Staatsmann, kein großer Künstler oder Dichter wird heutiges Tages annehmen und hat schon zu Canning's und Goethe's Zeiten angenommen, daß ein literarischer Besuch nur ein verborgenes Stammbuchblatt im Privatgedächtniß des Besuchenden bleiben will.

Die Schilderung „Frankreich im Jahre 1834" stammt aus einer Fortsetzung des Wolfgang Menzel'schen Historischen Taschenbuchs, welches Gustav Kolb, Redacteur der Allgemeinen Zeitung, im Jahre 1836 in Verbindung mit mir fortzusetzen gewillt war. Die überhäuften Arbeiten eines Zeitungsredacteurs verhinderten die Fortführung.

Wie nun diese zu verschiedenen Zeiten verfaßten Berichte über Paris und Frankreich hier beisammen stehen, mögen sie auch noch den Beweis führen, wie viel Wahrheit an dem landläufigen Urtheil der Literaturgeschichten für höhere und mittlere Schulbildung, für Lehrende und Lernende ist, daß die mit dem Namen des „jungen Deutschland" zusammengefaßten Schriftsteller eine undeutsche, mit Frankreich buhlende Gesinnung kundgegeben hätten! Selbst der Herr Professor Dübois-Reymond hat sich als Rector der Berliner Universität gemüßigt gesehen, noch bei Beginn des Krieges von 1870 diese Anschuldigung vor den Berliner Studenten zu wiederholen. Sie mag auf Heinrich Heine, vielleicht selbst auf Ludwig Börne passen, in Betreff meiner ist sie, wie dies mein Buch Jedem beweisen wird, (ich citire nur Seite 61, 65, 88, 169 flgg.) eine Verleumdung.

Wieblingen bei Heidelberg, November 1874.

Gutzkow.

Inhaltsverzeichniß.

I. Frankreich im Jahre 1834. Ein Zeitgemälde 1
II. Briefe aus Paris. 1842 47
III. Pariſer Eindrücke 1846 345
IV. Nach dem zweiten December. 1852 413
V. Durch Frankreich im Jahre 1874 447

Spur war von ihm zu entdecken. Ich setzte Preise aus,. unmöglich! Arthur Douglas gehörte zwei Jahre zu den Verschollenen, noch vor vier Wochen zu den Todten!

Marston.

Ohne Todtenschein! Ich erinnere mich der komischen Miene, mit der Sie damals die Glückwünsche zu Ihrer möglichen Standeserhöhung und Erbschaft annahmen. Sie hatten zwei Jahre lang erstaunlichen Credit, sonst würden Sie schwerlich die Chance haben wagen können, mich mit 3000 Pfund zu sprengen. Armer Holiday! Der Vetter war im Orient, in Persien, in Indien, hat den Koran studirt, die Vedas, den Confucius, und ist nun plötzlich auf dem Wege der ägyptischen Seelenwanderung wieder in Schottland angekommen. Sie werden mir einräumen, daß ich verschwiegen bin. Hätte man in der Gesellschaft diese Wiederkunft sobald erfahren, wie ich sie erfuhr, Sie würden keine Zeit gehabt haben, Ihre verwickelten Angelegenheiten zu ordnen und abzureisen. Aufrichtig, was versprechen Sie sich nach dem Wiedersehen von der Zukunft?

Holiday.

Die Aussicht der glänzenden Erbschaft, die Aussicht des Lordtitels ist vernichtet. Mit Schulden bedeckt, im Begriff, mich um die Hand der schönen Lady Fennimor Stafford zu bewerben, bleibt mir nichts übrig, als mich der Großmuth meines Vetters in die Arme zu werfen. Aber — ich bin erschüttert von diesem Wiedersehn. Wie ich eintrete, liegt er träumerisch in einem Zimmer, dessen grüne Jalousieen herabgelassen sind, hingestreckt auf einem Sopha, eine bleiche, des

Frankreich im Jahre 1834.

Ein Zeitgemälde.

Nie wird es dahin kommen, daß in Frankreich an die Stelle des Leichtsinns und der Oberflächlichkeit, sowol bei Regierten wie bei Regierenden, Ernst und würdiger Eifer tritt.

Frankreich ist ein Land der Revolution. Aber seine Regierung scheint bei allen ihren Handlungen vorauszusetzen, daß es bereits dahin gelangt sei, nur noch ein Land der Constitution zu sein. Alles was in Frankreich Würde, Macht und selbst Geld besitzt, verdankt sein Glück der Revolution. In diesem Lande die Revolution festhalten, fortsetzen zu wollen, das sollte für jetzt nur ein halbes Verbrechen sein. Schonungslos dagegen verfuhr auch im Jahre 1834 wieder das Gouvernement gegen die Gedanken der Umwälzung. Werden wir auch zugestehen und im Allgemeinen billigen, daß die im Spätsommer des Jahres 1834 aufgeworfene Frage der Amnestie von der Regierung verworfen werden mußte; so liegt doch in der ewig bittern Art und Weise, wie in Frankreich die Principien der Revolution verfolgt werden, etwas, das im Vergleich mit dem Ursprung der Dynastie Orleans eine ungerechte Anomalie ist. Denn zur Zeit lassen sich noch nicht gewisse politische Verbrechen in Frankreich umgehen; sie liegen in der Erziehung, der vierzigjährigen Geschichte des Landes, liegen in denselben Dingen, woran die Regierenden Theil nehmen, wodurch sie geschaffen worden sind und wodurch allein sie sich erhalten können. Diesen kleinen politischen Verbrechen, die sich auf dem Collège, in der polytechnischen Schule, auf dem Fechtboden der Regimenter, den

Druckereien der Journale wiederholen, immer mit dem größten Anlaufe eine nicht weniger unermüdliche Verfolgung, und ihnen Männer von so verhaßtem Namen, wie die Gisquet und Perſil, entgegenzuſtellen, heißt eine Sache, die von ſelbſt abſterben würde, durch den Widerſtand am Leben erhalten; heißt, eine Wunde, die von ſelbſt vernarben würde, beſtändig reizen; heißt, den ruhigen, in der Ferne beobachtenden, aber immer Neues wollenden und geſchwätzigen Kleinbürger in fortwährend aufgeregter, hitziger, raiſonnirender Spannung erhalten.

Die Oppoſition iſt freilich nicht minder leichtſinnig. Nichts als kleines unerhebliches Detail bringt ſie zur Sprache; nie macht ein unerſchrockener Redner den Verſuch, in der Kammer wie ein zweiter O'Connell aufzutreten. Was ſie ſich bieten, die Partheien, was iſt es? Malitiöſe Repliken, vergiftete Declamationen; aber ſelten eine Idee von einem Kampf, der einen Charakter, ein Leben repräſentirt. Es iſt kleinlich, daß es in einem Lande ſo viel Unruhe und Blutvergießen geben kann, und daß dabei die Kammer keinen Vertreter des Volkes aufweiſt, der mit Donnerworten, ich will nicht ſagen ein Advocat der individuellen Meinung, ſondern nur ein Advocat der Thatſache ſelbſt wäre. Alles was die Oppoſition leiſtet, iſt Verwirrung der Miniſterialcompoſitionen, Verlegenheitsmacherei bei Zuſammenſetzungskreiſen; es ſind kleine Abzüge vom Budget, kleine Huldigungen, einer Taktik dargebracht, die, was ſie will, ſelbſt nicht zu wiſſen ſcheint. Es wurde in dieſem Jahre einmal wie zufällig die Idee einer Reform in Anregung gebracht; man ſtellte die Frage nach dem Beiſpiel Englands. Wie wichtig dieſe Frage! Sie iſt für die Oppoſition unerlaßlich, wenn ſie anders will, daß es ſich in den Debatten um durchgreifende Thatſachen und nicht um kleines ehrgeiziges Partheigezänk handelt. Und doch zerplatzte ſie wie eine Seifenblaſe. Man warf die Frage heute auf, und morgen war ſie vergeſſen. Man hatte dermaßen Kleinigkeiten zu erledigen und dabei ſo viel Uebereilungen zu begehen, daß man nicht die Ueberwindung faſſen konnte, ſich zuſammenzuſcharen und den unleugbar mißlichen und aufgeregten Zuſtand des Landes, das ſeine 1830 gehegten

Hoffnungen keineswegs erfüllt sieht, auf einen einzigen Punkt hinzulenken. Frankreich wird sich auf diese Art noch in die Hände des Despotismus hineinrevolutioniren; die Opposition der Kammer und der Straße wird sich mit erbärmlichen Emeuten aufreiben, ja die Freiheit wird dieses Land noch gänzlich verlassen, eben, weil man nicht im Stande ist, sie unter einige allgemeine Gesichtspunkte zu bringen.

* * *

Louis Philippe ist der leitende Denker, aber auch der einzige Gedanke des Staats. Die Kunst zu regieren hat der Mann des absoluten Selbstzwecks ohne Zweifel gelernt, als er im Stillen die Fehler beobachtete, die Napoleon und die Bourbonen machten. Er war Privatmann und besitzt die große Kunst, sich seiner selbst zu entäußern, sich mit unvergleichlicher Verstellung in zwei Hälften zu spalten, die eine, welche handelt, die andere, welche beurtheilt; die eine, welche repräsentirt, die andere, welche ihr den Spiegel vorhält; die eine, welche König ist, die andere, welche sich nicht von Vorurtheilen absolut gefangen nehmen läßt und vollkommen in jeder Lage das gesunde Urtheil der Unbefangenheit und das allgemein Menschliche erkennt. Man würde sich irren, wenn man Louis Philippe's vielbesprochene Präsidentschaft des Conseils in einer ersichtlich activen, entschiedenen Thätigkeit erblicken wollte; im Gegentheil, sie ist passiver Natur; sie besteht darin, daß man sich von der einen Parthei bedienen läßt und sich gegen die andere so stellt, als wenn man es lieber von ihr zu werden wünschte. Es ist dies die Zweideutigkeit eines Kunden, der alle Dinge gut findet und sich für sein Geld doch nur diejenigen kauft, die ihm am besten gefallen. Louis Philippe regiert passiv durch seine Geistesüberlegenheit, durch sein Stillschweigen, wo er viel reden, und seine Geschwätzigkeit da, wo er vorziehen sollte, zu schweigen; er wird jedes neue Ministerium mit Enthusiasmus aufnehmen, es aber so entlassen, als hätte er nie die Absicht gehabt, es lange zu behalten. Louis Philippe hat wahrscheinlich ein sogenanntes System. Aber das System ist Er selbst, seine

Familie, und von der Monarchie gerade ſo viel Unbeſchränktheit als nur irgend noch zu behaupten iſt. Doch wird er dies nie ausſprechen; er würde ſich gekränkt fühlen, wenn ihm Jemand ſeine perſönlichen Dienſte anbieten, ihm als Menſchen, nicht als Monarchen dienen wollte; er wird in jeder Lage von Allgemeinheiten ſprechen, wo es ihm doch nur auf eine Specialität ankommt. Gegen die Nationalgarde, die Soldaten, die Bürger iſt er ein wortreicher Redner; gegen die Miniſter ſtumm. Und dennoch wird er von jedem unter dieſen, der ihm mißfällt, ſagen: Der Mann verſteht mich nicht! Als wenn der Schlaue je zu ihm vertraulich geſprochen hätte!

* * *

Das Miniſterium iſt zum größten Theil immer in den Händen der Doctrinaire. Soult und der Herzog von Broglie geben die Spitzen ab; der Letztere ein ehrenwerther, aber mürriſcher Mann; Guizot und Thiers ſind die beiden Arme der Autorität; d'Argout, Barthe und ſpäter Perſil die Lakaien mit unermüdlichen Beinen. Die Doctrinaire ſprechen ein Syſtem an und verwechſeln den Urſprung ihrer Kaſte mit einem Syſtem. Ein Katheder, eine Profeſſur iſt wahrlich noch kein Syſtem. Die Doctrinaire führen ſich zurück auf einige hiſtoriſche Werke, die einen guten Styl haben und aus der Quelle geſchöpft ſein mögen, aber nur Beweiſe für die Vergangenheit ſind. Politiſche Philoſophie! Metapolitik! Gut, ſie hat eine gewiſſe ſpeculative Andacht für den Conſtitutionalismus, Theorieen, die mit den deutſchen und engliſchen Naturrechtsbegriffen allerdings verwandter ſind, als mit den encyklopädiſtiſchen der franzöſiſchen Schule; aber alle dieſe Geſchichtswerke, alle dieſe conſtitutionellen Phantaſieen und Germanismen hatten mit der ſeither von den Doctrinairs beobachteten Politik, mit der Gefangennehmung der Herzogin von Berry, mit den Ereigniſſen des Jahres 1834 ſo gut wie nichts zu thun. Ein einfacher Polizeipräfect hätte ebenſo regieren können. Doch will ich nicht in Abrede ſtellen, daß dieſe Profeſſorenpolitik eine gewiſſe excluſive und vornehme Manier hat. Leider beleidigt aber gerade dieſe die Kammer und

ſchuf die andere politiſche Fraction, den Tiersparti. Beide, die Doctrinairs und der „dritte Stand", nahmen ihre Ideen, ihre Ziele und Mittel vom Augenblick; ſie unterſcheiden ſich nur durch ihre Art, ſich zu geben. Frankreich hat nun das Unglück, zu einer ganz überflüſſigen Partheiſpaltung gekommen zu ſein, die ſich gegenſeitig mit der ehrgeizigſten Erbitterung verfolgt. Thiers war von Hauſe aus Advocat und Journaliſt, kein Profeſſor und Doctrinair; aber noch hielt er ſich zu Guizot, noch war er Miniſter. Die Zeit des Ueberganges zum Conſtitutionel und zur Führerſchaft der neuen Parthei ſollte erſt noch kommen.

* * *

Dem Miniſterium ſelbſt fehlte es an innerer Conſiſtenz. Staatsmänner, die außer einem beſtimmten Verwaltungsreſſort auch noch Ideen entwickeln, ſyſtematiſche Angriffe widerlegen und ein metapolitiſches Syſtem vertreten wollen, bringt man nicht immer unter einen Hut. D'Argout und Barthe waren die nachgiebigſten Mitglieder des Miniſterraths, gute Polizeichefs, die eine Ehre darein ſetzten, Emeuten zu entdecken, Patronen zu confiſciren und junge Tollköpfe arretiren zu laſſen. Sie machten nur auf den Titel eines treuen Dieners ihres Herrn Anſpruch und verlangten von ihren Collegen nur eine Unterſtützung mit dem Wort, die ihnen dieſe nicht verweigern konnten. Dennoch gab es auch hier ſchon Zwieſpalt. Die Herren Guizot und Thiers behandelten, ſagte man, ihre Collegen als untergeordnete Commis, die nie aus einem höheren metaphyſiſchen, oder nach Thiers, hiſtoriſchen Standpunkte zu argumentiren verſtünden, zwar Revolutionen entdeckten, ihnen aber nicht vorzubeugen wüßten, endlich durch ihren übertriebenen dynaſtiſchen Eifer zu ſehr das Miniſterium gegen die Oppoſition bloßſtellten. D'Argout und Barthe gehören zu den Männern, deren ſich der ſogenannte unveränderliche Gedanke in Frankreich immer als blinder und willenloſer Werkzeuge bedient hat und dieſe zuletzt dann doch desavouirt. Die Fürſten ſind ſo. Sie thun, als könnten ſie die Extreme in der Loyalität nicht leiden.

Zwiſchen Guizot und Thiers herrſchte weniger eine Mei-

nungsverſchiedenheit als perſönliche Rivalität. Guizot iſt ein alter, ein zwar trockener, aber ehrlicher, gewiſſenhafter Mann, den es jedesmal ſchmerzliche Ueberwindung gekoſtet haben muß, zu guten Zwecken ſchlechte Mittel zu wählen. Die Frivolität ſeines Collegen, der ſich zum politiſchen Jeſuitismus weniger ſcrupulös verhält, ſein Dilettantismus, der ſich zwar an das Porteſeuille aber nicht an die Religion eines Staatsdenkerberufs klammerte, kränkten oft den Mann von Genf und ſelbſt das Menſchliche in ihm, das „Allen Zugetheilte", mochte empfindlich verletzt werden durch Thiers' ſicheres Selbſtvertrauen, auch den Trotz deſſelben auf die Unentbehrlichkeit ſeiner Talente in der Kammer. Doch mäßigte ſich Thiers. Wohl wiſſend, daß wenn ein Roué, der ſich vom Journaliſten bis zum Miniſter erhoben hat, erſt zu ſinken beginnt, er ſobald nicht wieder aufſteht, hatte Thiers nur ein Syſtem, die Erhaltung ſeines Porteſeuilles um jeden Preis. Er combinirte und conſpirirte mit allen Partheien, die auf das Gouvernement Ausſicht hatten, mit den bonapartiſtiſchen Generalen (als Hiſtoriker), mit dem Hofe (als liebenswürdiger Blageur), mit dem Tiersparti (als alter Advocat) und wieder mit den Doctrinairs, ſo lange dieſe die Oberhand hatten. Allen lieh er ſein eminentes Talent, ſeine Beredſamkeit, ſeine Dialektik und eine ihn vorzugsweiſe charakteriſirende ſophiſtiſche Methode, die in altjournaliſtiſcher Manier aus kleinen Thatſachen große Schlußfolgerungen, aus Nachlätzen Vorderſätze zu machen verſteht.

Marſchall Soult war 1834 das Haupthinderniß der miniſteriellen Einheit. Dieſer alte ehrgeizige Haudegen, ſcheu und unterwürfig gegen Louis Philippe, ſchwang über ſeine Collegen den Marſchallſtab einer wenigſtens dieſen gegenüber mehr als nominellen Präſidentſchaft und benutzte dabei das Kriegsminiſterium wie ſeine Domaine; er machte ſich zum Lieferanten der Armee, ging mit ſich ſelbſt Contracte ein, ſtellte ſich ſelbſt Bedingungen, natürlich immer günſtige, replicirte, duplicirte, controlirte ſich auch ſelbſt und bereicherte ſich auf eine ſo altconſulariſche, an Verres auf Sicilien erinnernde Weiſe, die man unſerer Zeit nicht mehr hätte zutrauen mögen. Die Armee war ſein Spielzeug; er ver-

größerte sie, je friedlicher die Aussichten waren. Er affectirt aus Eitelkeit und Lieferanten-Interesse, als müßte sich Frankreich bis auf die Zähne bewaffnen, immer marschfertig sein und auf den ersten Kanonenschuß ausrücken können. Fortwährend scheint er aufzuhorchen und zu fragen: Wurde nicht wo geschossen? Wunderlich waren seine Berührungen mit Thiers. Es scheint, daß ihn dieser kleine Figaro zum Besten hatte. Denn Thiers war es immer, der ihm, als einem vollkommen unfähigen Redner, in der Kammer mit einem mehr als pflichtschuldigen, einem wirklich interessirten Beistande einhalf, und später reichte Marschall Soult doch bei Alledem, eben wegen Thiers, seine Entlassung ein. Thiers hatte bei ihm seine Leidenschaft für den Krieg bis zum Taktiker ausgebildet, und doch ist es nie gut, wenn sich zwei Freunde allzunahe kennen lernen.

Ehe es aber zu dieser Krisis kam, mehrten sich die Gründe, die auch den Herzog von Broglie*) zum Austritt bewogen. Dieser stolze, hochgebildete Herr fand sich nicht heimisch in seiner Lage als auswärtiger Minister. Er mußte die kleine Correspondenz dulden, die Louis Philippe mit den auswärtigen Gesandten auf Privatumwegen führte; er wurde durch des Königs fortwährende Abweichungen nach dem Nordpol hin in seiner englischen Politik gestört; und für London fehlte es ihm gänzlich an Sympathie für den alten Talleyrand als Gesandten an der Themse, der die englische Politik in Händen hatte und für ihn keine vertraulichen Anknüpfungspunkte bot. Es fehlte nur eine Gelegenheit, den Entschluß des Herzogs zur Reise zu bringen. Diese bot eine amerikanische Entschädigungsfrage. Nordamerika hatte noch von den Zeiten Napoleon's her eine Entschädigungssumme zu verlangen für eine Menge von widerrechtlich zerstörten Fahrzeugen. General Sebastiani hatte den Tractat geschlossen, der unter den Bourbonen lange hinausgezogen worden war, der aber jetzt durch die Gesandtschaft des Amerikaners Livingston immer dringender in Anregung gebracht werden mußte. Die Proposition

*) Schwiegersohn der Frau von Staël und Vater des jetzigen Broglie, der bekanntlich Thiers als Präsidenten der Republik gestürzt hat

Mitleids würdige Gestalt. Starr blickt mich Arthur an, er erkennt mich, springt auf und stürzt sich mit leidenschaftlicher Geberde und dem sonderbaren Ausrufe: Lebewohl! an meine ängstlich klopfende Brust. Die Worte erstarben mir im Munde, als ich seine kalte Hand mit der meinigen drückte. Trilbie, rief er, alter Trilbie, er kam zu rechter Zeit! Es ist der eilfte, erst der eilfte November, betonte er, und nun aufs Neue sich an mich wendend, faßte er mich mit Schmerz ins Auge, blickte mich mit herzdurchbohrender Wehmuth an und stürzte mit einer solchen Fluth entströmender Thränen an meine Brust, daß ich beinahe wankte und mich selber nicht mehr fassen konnte. Jetzt, in diesem peinigenden Augenblicke scheint Arthur plötzlich das Bewußtsein zu verlieren, sein Schluchzen nimmt die Art eines Krampfes an, er winkt heftig mit der Hand, als wenn ich ihn bemitleiden, ihn allein lassen sollte, und Trilbie, selbst in Verzweiflung über diesen Anfall einer räthselhaften Leidenschaftlichkeit, drängt mich hinaus. Fort, fort! flüstert er mir zu. Ich ging und noch weiß ich nicht, wie ich im Andrang der erschütterndsten Gefühle hier wieder zu mir selbst gekommen bin!

Marston (horcht auf).

Sonderbar! A propos, Sie erwähnten Jemmimer Stafford — sie hat London verlassen —

Holiday.

Sie befindet sich hier in den Hochlanden, um den Winter bei einer Freundin zuzubringen.

Marston.

Dies beweist, daß diese Dame mit mir auf gleicher Höhe

war Sache des Miniſteriums; ſie belief ſich auf fünfundzwanzig Millionen, von welchen in der Kammer die Einen unter den Deputirten nur zwölf Millionen, die Anderen — keinen Heller anerkennen wollten. Die Vorlage der Regierung wurde mit einer Majorität von acht Stimmen verworfen, worauf der Herzog von Broglie nicht glaubte, das Riſico eines Wortbruchs gegen das Ausland auf ſeinen berühmten Namen nehmen zu dürfen. Am 1. April wurde der Entwurf des amerikaniſchen Tractates abgelehnt, noch an demſelben Abend legte der Erbe des ſchönen Coppet am Genferſee ſeine Entlaſſung in die Hände des Königs nieder; in den folgenden Tagen herrſchte eine Kriſis, bei welcher alle Miniſterialſtellen ſchwankten; am 5. April war das neue Miniſterium gebildet. Barthe, d'Argout und der Herzog von Broglie traten aus und die neue Zuſammenſetzung machte zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten den Grafen von Rigny, zum Seeminiſter Rouſſin, zum Miniſter des Innern Thiers, zum Juſtizminiſter Perſil, zum Handelsminiſter Duchatel. An ihren Stellen verblieben Soult, Humann, Guizot. Den Erſteren beſchuldigte man, die Forderungen der Amerikaner an ſich gekauft zu haben. Das dritte Wort in den franzöſiſchen Blättern fing ſchon damals an Tripotage zu werden.

Die neue Combination hatte zwei verhaßte Namen aus dem Miniſterium entfernt, d'Argout und Barthe; aber ein noch verhaßterer, der Oberſtaatsanwalt Perſil, nahm die Stelle derſelben ein. Der Tiersparti hatte während der Kriſe ſeine Minen mit Vorſicht gelegt; doch erſt bei dem nächſten Zuſammenſtoß ließ er ſie ſpringen. Dieſer blieb nicht aus und wir werden ſehen, daß die Veranlaſſung dazu in den Klagen über Soult und den Klagen des Marſchalls ſelbſt lag. Einſtweilen berühren wir einige Verhältniſſe, in welchen ſich Frankreichs Politik mit dem Auslande befand.

* * *

Im Mai 1834 erſchien in Paris ein ruſſiſcher Fürſt Lubezky. Man ſprach davon, daß ſeine Reiſe mit zwei verſchiedenen Zwecken verbunden war. Der eine betraf den

Verſuch einer Annäherung an die ariſtokratiſchen Häupter der polniſchen Emigration; der andere eine Wiederanknüpfung der durch die letzten Revolutionen in Frankreich und Polen unterbrochen geweſenen Unterhandlungen über Bezahlung einer Schuld der älteren Regierung Frankreichs an die des Königreichs Polen. Die Schuld datirte noch aus den Zeiten des Kaiſerreichs und von deſſen Verhältniſſen zu dem Herzogthum Warſchau. Die franzöſiſchen Truppen hatten nach einem Vertrage mit dem Großherzogthum Warſchau von Polen verpflegt werden müſſen, und im Pariſer Frieden wurde dieſe ſich auf fünfzehn Millionen Francs belaufende Schuld Frankreichs gegen Rußland anerkannt. Fürſt Lubezky ſchien nicht beauftragt, die Forderung mit beſonderer Ungeduld zu betreiben. Im Gegentheil ſchien Rußland dieſe Erinnerung an eine Kleinigkeit nur zu dem Zweck zu ſtellen, um trotz des moraliſchen Abſcheus des Czaaren vor dem Urſprung der Herrſchaft Louis Philippe's doch wieder eine diplomatiſche Cauſerie mit Frankreich anzuknüpfen, die dann zu weiteren freundſchaftlichen oder das Cabinet der Tuilerieen über Dies und Das ſondirenden Berührungen führen ſollte. Wir werden noch im Verlauf dieſes Jahres zu bemerken Gelegenheit haben, wie ſich Louis Philippe ſeinem Leib-Phantom, ruſſiſche Allianz, um Vieles näherte. War doch auch der permanente ruſſiſche Geſandte in Paris, Pozzo di Borgo, ein geborener Corſikaner, ſo gut wie ein Franzoſe.

Inzwiſchen regten die Verhältniſſe der Schweiz die Intervention der franzöſiſchen Diplomatie auf. In der Schweiz hatten einige Abenteurer, aus Polen, Italienern und Deutſchen zuſammengeſetzt, einen Einfall in Savoyen verſucht. Das Unternehmen ſcheiterte und die zerſprengten Trümmer deſſelben ſuchten ihr Heil in den demokratiſchen Kanonen der Schweiz. Nachahmungen des Hambacher Feſtes, an welchen ſogar Handwerksburſche Theil nahmen, deren Päſſe nach Deutſchland zurück lauteten, forderten die umgrenzenden Staaten zu Einſchreitungen heraus, und der ſchweizeriſche Vorort hatte die Demüthigung zu erfahren, daß ihm von Baden, Würtemberg, Bayern, Oeſterreich in diplomatiſchen Noten unangenehme Dinge geſagt wurden. Der Vor-

ort replicirte; es kamen statt neuer Erklärungen entschiedenere, ja den Verkehr mit der Schweiz versperrende Maßregeln, und nun zeigte Adolf Thiers seinen liberalen Umschwung, wenn es dem Ausland galt. Frankreich, „immer bereit, bedrückten Völkern die Freiheit zu bringen", Frankreich ergriff die Gelegenheit, der bedrängten Eidgenossenschaft seine bons offices anzubieten. Der schweizerische Radicalismus wies diese zurück. Auch die aristokratische Reaction, die sich in der Schweiz immer geltender machte und die ihre Wiedereinsetzung in ihre alten Privilegien lieber von Oesterreich als von Frankreich erwartete, zeigte sich kühl. So fand die Lockung Frankreichs kein Gehör; die gedemüthigte Schweiz gab nach; eine Anzahl Flüchtlinge mußte das Feld räumen, die Zwangsmaßregeln hörten auf und Frankreich beschränkte sich, zuweilen nur noch in einem Artikel des Journal des Debats den Schweizern und den verbündeten Mächten Reden zu halten wunderlichster Composition. Diese Artikel tadelten die Savoyer Expedition, lobten aber die schweizerische Gastfreundschaft; sie tadelten den Radicalismus und die patrizische Reaction, tadelten aber auch die Demonstrationen der Mächte, womit nicht gesagt sein sollte, daß die Artikel wieder den Vorort lobten, weil dieser gehorsam gewesen war; kurz Frankreich wollte etwas sagen, aber nur die Diplomaten und die Polen verstanden, was es meinte, am wenigsten die Deutschen. Frankreich wollte etwas wie allmälig die Erlöserin der Völker erscheinen.

Bei Weitem einflußreicher war der Abschluß einer Quadrupelallianz zwischen Frankreich, England, Spanien und Portugal. Ueber den Ursprung dieses Bündnisses, das in seinem Zwecke ganz harmlos war, herrschen verschiedene Ansichten. Man wollte sogar behaupten, die Quadrupelallianz sei das Resultat eines Zufalls und einer Verlegenheit gewesen. Es handelte sich um die Rechtmäßigkeit einer Verfolgung des Don Carlos auf portugiesischem Gebiete, welche von dem bestehenden Völkerrecht mißbilligt werden konnte und somit durch einen exceptionellen Beschluß sanctionirt werden mußte. Indessen scheint diese spätere Angabe des zufälligen Ursprunges nur eine vorsichtige Veranstaltung Louis

Philippe's geweſen zu ſein, der ſich hütete und immer hüten wird, eine directe Tendenz gegen den europäiſchen Norden und Oſten auszudrücken. Es war dies das letzte Symptom der zwiſchen Frankreich und England beſtehenſollenden Allianz, die noch am Schluſſe dieſes Jahres ſowol durch die Verweigerung eines Handelstractates mit England, als durch die Wiedereinführung der Tories in die Verwaltung auf eine harte Probe geſtellt wurde.

Soult's endlicher Austritt aus dem Miniſterium kam unerwartet. Der große Krieger und Gemäldeentführer hatte doch alle Befriedigungen gefunden, er hatte noch nach den Lyoner Unruhen von der Neigung der Kammer zu Repreſſivmaßregeln Nutzen gezogen und ſich eine Erhöhung des Heeres um fünfunddreißtauſend Mann durch Thiers' Redekunſt erobert, und doch beklagte ſich der Marſchall und hauptſächlich über dieſen ſeinen jungen liebenswürdigen Collegen, ſeinen Schüler in der Kunſt, Schlachten, wenn nicht zu liefern, doch zu beſchreiben! Die Veranlaſſung des Zwiſtes kam von Algier her. Man wollte der Verwaltung Algiers einen Gouverneur geben, und war unſchlüſſig darüber, ob Algier ein Land zu nennen ſei, das man ſchon beſaß, oder ein Land, das man erſt erobern müßte. Diejenigen, welche es ſchon ein Beſitzthum nannten, wollten es „adminiſtrirt" haben und gaben ihm einen bürgerlichen Gouverneur in der Perſon des Herzogs von Decazes. Die Anderen aber ſprachen eine militairiſche Dictatur an und ſchlugen militairiſche Befehlshaber vor. Die Courſe des Herrn Decazes ſtiegen; der Hof intereſſirte ſich für eine Sache, die nach Ruhe und Frieden ausſah. Decazes ſollte ohnehin geehrt und gehoben werden; man konnte den in Algier Erzogenen noch für die Zukunft brauchen. Das zu hören reizte den Präſidenten. All' ſein verſteckter Ingrimm gegen die übrigen Miniſter kam zum Ausbruch und mit der größten Erbitterung warf er ſich beſonders auf Thiers, von dem er behauptete, daß er den Telegraphen als das Privilegium ſeines Geldbeutels benutzt hätte. Er verlangte, daß der Telegraph auch unter ſeine Verwaltung, die des Kriegsminiſters und Präſidenten, geſtellt würde? Wie? ſchrie der Handelsminiſter. Er will mir den

Telegraphen nehmen! und Soult erwiderte: Wie? Er will mir mein Algier nehmen! Die Köpfe erhitzten ſich, Einer nahm Parthei gegen den Andern; man lärmte von allen Seiten; Soult, hieß es, wäre unerträglich geworden, und der Marſchall, der keinen Entſatz fand, reichte ſeine Entlaſſung ein. Dies geſchah am 17. Juli.

Wenn wir nun ſchon vorhin bemerkt hatten, daß der Tiersparti bei der Kriſis wegen des Herzogs von Broglie einen Vorſprung gewonnen hatte, ſo errang er bei dieſer neuen Chance einen vollen Sieg. Dupin, der Vorkämpfer des Tiersparti, hielt ſich zwar zurück; er ſchob aber einen Mann vor, den er durch ſeine Empfehlung verpflichtete, einen phlegmatiſchen, aber ehrlichen Soldaten, den Marſchall Gérard. So kam in den Miniſterrath ein Element hinein, das dieſen zerſprengen mußte; denn wenn auch Marſchall Gérard nicht ſelbſt die Mittel beſaß, ſich ſolchen Capacitäten wie Guizot, Thiers, Duchatel und ſelbſt Rigny zu widerſetzen, ſo beſaß er doch etwas, das imponirte, den moraliſchen Schwerpunkt ſeiner Indolenz; dieſe Biedermannshaftigkeit, die immerfort ſchweigt und ſich würdevoll den Bart ſtreicht und immer nur Edles thut, weil ſie — nichts thut. Aber das Beſte an Gérard war der Rückhalt, der ihn pouſſirt hatte. Wäre der neue Miniſterpräſident nicht ein leidender und fortwährend kränklicher Mann geweſen, ſo würde ſich der Bruch bald entſchieden haben; ſo aber trat dieſer erſt in einem Augenblick ein, wo in der auswärtigen Politik Louis Philippe's einige ſo eigenthümliche Phänomene vorgekommen waren, daß wir es für nöthig erachten, zuvor dieſe hier einzuſchalten.

* * *

Die Spannung mit dem preußiſchen Cabinet wegen des Conſuls Bardewiſch in Bayonne, der Don Carlos unterſtützt und zur Strafe dafür vom Miniſterium ſein Exequatur verloren hatte, war vorübergehend. Louis Philipp ſcheint die preußiſche Politik nur unter dem Geſichtspunkt des Anneres der ruſſiſchen beobachtet zu haben, und mit dieſer war er ja auf dem Wege, immer vertraulicher zu werden. Rußland

wurde, wie ſchon geſagt, in Paris durch den geriebenen Corſen Pozzo di Borgo vertreten, einen Mann, der in die neuere Geſchichte ſeit der Revolution innigſt verwebt war und ohne Zweifel über Louis Philippe große Herrſchaft ausübte. Wir können nicht umhin einzugeſtehen, daß in dieſen Beziehungen Vieles auf Kleinigkeiten hinauskam, deren Aufmutzung und Verfolgung vom Cabinet zu St. Petersburg gewiß nicht immer gebilligt wurde. Pozzo di Borgo hatte ſich aber zu ſehr an die kleinen Pariſer Details der Politik, an die Manöver und Illuſionsgefechte der Partheien gewöhnt, während es vielleicht Rußland lieber ſah, wenn ſeine Repräſentation in einem ernſten, den kalten Norden verſinnlichenden drohenden Stillſchweigen beſtanden hätte. Pozzo di Borgo war jedoch für die kleinen Intriguen Louis Philippe's wie geſchaffen. Es war ein wechſelſeitiges Verſteckſpielen, das in ihren Beziehungen herrſchte, bald Freundlichkeit, bald Grollen, bis endlich vor den Augen von Paris, Frankreich und Europa eine Scene zur Schau geſtellt wurde, die eine tiefgreifende Bedeutung zu beanſpruchen ſchien. Im Herbſte entfaltete Louis Philippe auf den Schlöſſern von Fontainebleau plötzlich eine ſo impoſante Pracht, daß man an die Zeiten des Kaiſerreichs erinnert wurde. Kein Bürgerlicher, kein Oberſter der Nationalgarde wurde hinzugezogen; es war nur die feinſte ariſtokratiſche Hofwelt, die Louis Philipp bei den Feſten von Fontainebleau um ſich ſtellen wollte. Hier war es, wo man mit Pozzo di Borgo eine abgekartete Komödie ſpielte. Er aß mit dem Könige, er ſaß neben der Königin, fuhr mit Louis Philippe in einem und demſelben Staatswagen. Die Journale berichteten Alles und zogen Schlußfolgerungen daraus, deren eine Hälfte (innigſte Ausſöhnung mit der moraliſchen Indignation des Czaaren) übertrieben, die andere wenigſtens im Sinne Louis Philippe's wahr geweſen ſein mag. Gerade auch war das Whig-Miniſterium Grey geſtürzt. Talleyrand war von London gekommen; die engliſchen Sympathieen ſchienen ſich eine Zeitlang mit den ruſſiſchen vertauſcht zu haben. Es war als wenn Louis Philippe ſagen wollte: In Paris iſt Rußland mein Freund; in Conſtantinopel iſt Rußland nicht mehr Rußland,

ſondern ſchon nur noch die Türkei! Und die alte Abneigung gegen den Urſprung meiner Krone iſt wenigſtens an der Newa überwunden!

Kommen wir jedoch auf den überraſchend ſchnellen Ausgang des Gérard'ſchen Miniſteriums zurück, ſo handelt es ſich hier weniger um auswärtige als innere Politik. Der Tiersparti hatte eine Frage aufgeworfen, die nicht discutirt werden konnte, ohne die Miniſter in Verlegenheit zu bringen. Der Tiersparti hatte dabei wenig zu verlieren, wenn über alle verhafteten Theilnehmer der Aufſtände von Paris und Lyon die Amneſtie ausgeſprochen wurde; aber das Miniſterium behauptete, dabei — die Garantie ſeiner Conſequenz zu verlieren. Gérard war nicht der Rathgeber der erſten gegen den Aufſtand ergriffenen Maßregeln geweſen; er verlangte Amneſtie, und Louis Philippe — unterſtützte ihn darin ſcheinbar. Das Letztere, das Scheinbare, iſt wunderlich. Denn wäre Louis Philippe's Herrſchaft in der That ſchwach geweſen, ſo hätte er die Amneſtie bewilligen müſſen; er hätte dadurch ſeiner Herrſchaft den Schein gegeben, als wäre ſie ſtark. Aber da ſie ſchon in der That ſtark war, ſo konnte es durch die Amneſtie den Schein gewinnen, als wäre ſie ſchwach. Es iſt daher zu glauben, daß Louis Philippe eine radicale Veränderung ſeiner Umgebungen wünſchte, und ſich deshalb merken ließ, daß er mit Gérard nur ſcheinbar einverſtanden war. O Machiavelli!

Man redete dem Marſchall Gérard ein, daß er ohne die Ausführung ſeiner Idee der Amneſtie, einer Idee, die man dem ehrlichen braven Manne untergeſchoben hatte, nicht länger Präſident des Conſeils ſein dürfte. Da gab der Biedermann ſeine Entlaſſung, und es vergingen keine acht Tage, ſo trat eine völlige Desorganiſation des Miniſteriums ein; fünf Miniſter, Guizot, Thiers, Humann, Duchatel und Rigny traten zurück.

Jedenfalls hatte die Schwierigkeit in der Ernennung eines neuen Präſidenten und in den günſtigen Ausſichten gelegen, die ſich für die Rückberufung Soult's eröffneten, mit welchem ſich aber Guizot erklärte nicht mehr zurecht finden zu können. Thiers, in einer an ihm auffallenden enthuſiaſtiſchen Auf-

regung*), schwur dem Minister des Unterrichts, dem würdigen, ihm im Grunde so antipathischen Professor der Moral Treue bis in den Tod! Nachdem er vorher seine Maßregeln getroffen hatte, schloß er sich der allgemeinen Entlassung an. Die Maßregeln bestanden darin, daß er für die Bildung eines neuen Ministeriums dem Könige den Grafen Molé empfohlen hatte, natürlich deshalb, damit er wieder seinerseits dem Grafen Molé empfohlen blieb. Dieser ging zum Könige und darauf zu jedem Einzelnen der ehemaligen Minister. Zuvörderst suchte er sie alle zum Rücktritt zu bewegen, fand aber, daß diese Herrschaften, sie mochten noch so verschiedener Meinung sein, doch in der einen übereinstimmten, daß sie gern Minister geblieben wären. Nur das blickte aus ihnen deutlich heraus, daß sie sich die Präsidentschaften decrepiter, träger, ehrgeiziger Marschälle nicht mehr gefallen lassen wollten, sondern wünschten, einer von ihnen selbst möchte präsidiren. Louis Philippe war in der größten Verlegenheit. Er haßte die Doctrinairs, weil diese ihn schulmeisterten; aber er fürchtete ihre Talente zu verlieren, fürchtete die Nothwendigkeit, in welche der Tiersparti versetzt werden könnte, um sich gegen die Doctrinairs zu halten, sich mit der Nüance Odillon Barrot verbünden zu müssen. Odillon Barrot und Mauguin waren ihm schreckliche Namen. Doch es kam Alles auf eine Unterhandlung mit Dupin an, vielleicht auch eine mit den entlassenen Ministern selbst. Man kennt die Versprechungen nicht, die beide Partheien einander gegeben haben; aber das Resultat war einstweilen ein Ministerium des Tiersparti. Durch Ordonnanz vom 11. November wird Herzog von Bassano Präsident des Conseils, Bresson Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Bernard Kriegsminister, Karl Dupin Seeminister, Teste**) Handelsminister, Passy erhält die Finanzen; Persil bleibt in seiner Stellung als Siegelbewahrer und Justizminister.

*) „Unter Thränen" — wie sie ihm die spätere Geschichte Frankreichs noch öfter registriren mußte.

**) Dieser traf in späteren Jahren wegen erwiesener Bestechung bei Ertheilung von Eisenbahnconcessionen das Loos des Verlustes der bürgerlichen Rechte und mehrjähriger Gefängnißstrafe.

Dies aus reiner Verlegenheit improvisirte Ministerium dauerte drei Tage. Wir könnten die Geschichte desselben nicht besser darstellen, als wenn wir es nach Capefigue thäten, der eine Geschichte dieses dreitägigen Ministeriums geschrieben hat. Man lese sie in der Revue des deux Mondes. Um meinen Lesern einen Begriff von der den Franzosen jetzt gewährten Preßfreiheit zu geben, will ich hieher setzen, was Capefigue über den Sohn des Königs, den (später so unglücklichen) Herzog von Orleans sagt.

„Ein Jahr ist es," schreibt Capefigue, „seit der Herzog von Orleans vom Könige, seinem Vater, in die Bewegung des Staatslebens geworfen wurde; mehr als Einmal geworfen wurde — wenn es sich darum handelte, auf einen Minister einzuwirken, ihn zum Bleiben zu ermuntern oder in eine politische Capacität zu bringen, daß sie dem Ministerium ihren Beistand leihen möchte. Der Herzog von Orleans wurde vorgeschoben, weil bei ihm eine Compromittirung nicht so leicht als beim Könige zu befürchten war. Ich traf den jungen Prinzen schon mehr als einmal zu Roß oder im Cabriolet auf dem Wege zum Herzog von Dalmatien (Soult), zu Herrn von Molé, dem Marschall Gérard oder Herrn Humann. Seine Besuche waren Anfangs, wie unter Casimir Perier, bloße Höflichkeitsvisiten; später bekamen sie einen politischen Zweck; was der Vater nicht thun konnte, geschah leichter durch den Sohn. Der Herzog von Orleans ist ein Prinz von angenehmen Formen, von liebenswürdigen Manieren; er ist unterrichtet, doch bemerkt man in seinem Geplauder etwas Affectation mit Schulreminiscenzen. Im Grunde besitzt er keinen sehr hervorragenden Esprit, nicht einmal einen lebhaften und tief eindringenden Verstand; ja eine gewisse Einseitigkeit der Ansichten verbindet sich mit seinen an sich richtigen Ideen und seinem entschiedensten Wollen. Bei genauer Beobachtung des Charakters dieses Prinzen hätte das Ministerium Bassano einsehen müssen, daß er für dasselbe keine dauerhafte Stütze sein konnte. Würde überdies der Vater seinen Sohn nicht preisgegeben haben? War der Herzog von Orleans nicht ein schwaches Rohr, das die Nothwendigkeit zerbrechen mußte? Besser wäre es gewesen, sich

klar über die Principien und durch gereifte Männer zu verständigen, als die schwache Hand eines dreiundzwanzigjährigen Jünglings als Stütze und Vermittlung mit dem Thron zu brauchen. Von seinem ersten Auftreten an, und durch eine Scene hinter den Coulissen, konnte das Ministerium einsehen, einen wie schwachen Halt es an dem Kronprinzen finden würde. Der Prinz hatte in dem Sturz der Doctrinairs nur den Triumph der liberalen Ideen, denen er sich mehr als sein Vater zuneigt, erblickt, ohne mit der nöthigen Aufmerksamkeit das Ministerium Bassano zu beurtheilen. Er hatte in dieser parlamentarischen Bewegung ein Vorwärtsstreben zu liberaleren Principien zu erkennen geglaubt. Als er aber sah, wie man das neue Ministerium aufnahm, verwahrte er sich gegen jede Verbindung mit ihm! Einem Deputirten, der sich am Tage nach Erscheinen der königlichen Ordonnanz in das Schloß verfügte, rief der Prinz zu: „Nun, mein Herr! Von diesem Ministerium wird man hoffentlich nicht sagen: das Ministerium Orleans, sondern das Ministerium Dupin. Uebrigens hat der König nach dem im Conseil vorgefallenen Auftritte nicht anders handeln können." — „Glauben Sie, Monseigneur! an die Worte, die man Herrn Guizot in den Mund legt?" versetzte der Deputirte. — „Sehr wohl, aber da kommt ja Herr Guizot, ich will ihn doch selbst fragen." Damit drückte sich der Prinz und verbarg seine Verlegenheit."

Wie würden sich wohl Berliner Censoren zu solchen Auslassungen verhalten? Kann man es den Deutschen verdenken, wenn sie im Hinblick auf so viel Freiheit sich nicht mehr durch Schiller und Goethe allein befriedigt fühlen? Doch genug, der Sturz der Doctrinaire dauerte nur drei Tage. Auf Bassano folgte das Ministerium des Herzogs von Treviso (Mortier). Die ehevorigen Minister übernahmen wieder ihre Portefeuilles und lachten über einen Erfolg, den sie selbst vorausgesehen hatten, der aber auch allerdings wenig dazu beitragen konnte, ihnen die Neigung des bupirten Publikums zu gewinnen. Am 1. December traten die beiden Kammern zusammen, und die Minister warfen, um sich der neugewählten Repräsentation zu versichern, kurzweg die Frage

des Geschmacks steht. Aber ich höre Geräusch! Man kommt — so hastige Schritte!

Fünfter Auftritt.

Trilbie (tritt eilig ein). Die Vorigen.

Trilbie.

Sir Eduard! Der gnädige Herr, er kommt selbst — (auf Marston blickend) bitte — wenn Sie die Güte, die Schonung hätten —

Holiday.

Marston, gehen Sie! Ihr Anblick, so unvorbereitet, würde ihn befremden, würde ihn vielleicht erschrecken — gehen Sie!

Marston.

Mir durchaus nicht unerwünscht. Die Steigerung vermehrt sich, wenn ich mir die Haupteffecte zuletzt lasse. Ich gehe, um dies alte feudale Schloß ferner mit Bradwardine im Waverley zu vergleichen. Sie haben mich ganz angegriffen, Holiday, mit Ihrer nervösen Geschichte! (Bei Seite) Benutzen Sie übrigens diese poetischen Ekstasen Ihres Vetters zur Regulirung Ihres Finanzetats! (geht.)

Trilbie.

Der zweite Corridor links!

auf, ob die Kammer ihr System unterstützen würde? Sie hatten die Majorität und setzten ihre Art zu regieren so fort, wie sie dieselbe dem Herzog von Bassano übergeben hatten.

* * *

Diese Kammern! Die Pairs, Creaturen der Gewalt! Die Deputirten, gewählt nach einem Census, der nur die begüterten Classen und die Privilegirten zur Wahlhandlung hinzuläßt! Nur im Westen, Süden und Osten finden sich allenfalls egoistische Interessen, die durch ihre Vertretung etwas wie eine parlamentarische Opposition bilden können. Diese Elemente fügen sich aber schwer der Taktik einer Opposition, die auf Principien gegründet ist. Die Kammer besteht aus mehren Partheifractionen. Selbst der Tiersparti, der, obgleich ein versteckter Gegner des Ministeriums, doch in den meisten Fragen für die Minister stimmt, und deshalb für sie stimmt, weil es zuletzt doch nicht selten Louis Philippe selbst ist, der durch die Minister spricht, selbst der Tiersparti trägt drei oder vier verschiedene Nüancen. Odillon Barrot und Mauguin opponiren im Sinne der Julirevolution und des Stadthausprogramms; die äußerste Linke und Rechte im antidynastischen Sinne zu Gunsten entweder der Republik oder der gestürzten, im Auslande lebenden Legitimität.

Die noch im vorigen Jahre verlesene Thronrede trug wie immer keine Farbe, um so mehr war sie der Gegenstand der heftigsten Discussionen. Etienne entwarf die Antwort. Es war auffallend, daß diese in einem Sinne abgefaßt war, der von jeder Parthei zu ihren Gunsten in Anspruch genommen wurde. Gelegentlich sah man, daß der Tiersparti Lust hatte, endlich aus seiner Resignation heraus zu treten und dem sogenannten Ministerium vom 13. März, wenn auch nicht entscheidende Schlachten zu liefern, doch eine Physiognomie zu zeigen, die endlich die wahre Stellung der Principien errathen ließ; Dupin, die oberste Gerichtsperson Frankreichs und der Chef des Tiersparti, hielt eine Rede, die im Grunde mehr auf die Vergangenheit als auf die Zukunft blickte und von der ersteren nicht undeutlich zu verstehen gab, daß sie nur durch seine Hülfe von Statten gegangen wäre; von der

letzteren jedoch, daß er ihr dieſe Hülfe vielleicht entziehen könnte. Die ruſſiſch-türkiſche Frage hatte ſich der Kammer bemächtigt und veranlaßte ſie zu einer kriegeriſchen Miene, womit Soult äußerſt zufrieden war. Von Broglie, der mit einſtimmen wollte, wiſſen wir, daß er andere Rückſichten nehmen mußte, als Deputirte, die das Privilegium haben in den Wind zu reden.

Nichtsdeſtoweniger wandte ſich eine Menge von Rednern gegen die Regierung. Salverte, Sade, Garnier-Pagès, Mauguin erwiderten das Selbſtlob der Miniſter mit den heftigſten Angriffen; Niemand jedoch war ſiegreicher als der legitimiſtiſche Deputirte Berryer. In einer glänzenden Improviſation ſtellte er mit großem Scharfſinn die ſowol von der Oppoſition als dem Miniſterium dargelegten Meinungen zuſammen. Er befolgte dabei die neuerdings in Frankreich Sitte gewordene Taktik, daß die Legitimiſten ihre Ausdrücke und Ideen von den Republikanern borgen — ſoll man ſagen, um ſich eine impoſantere Minorität zu ſichern, oder um eine Meinung, die nur im Gefühle liegt, auch mit zeitgemäßeren Worten ausdrücken zu können? Berryer billigte vielleicht die Volksſouverainetät nicht im mindeſten, aber er ſagte, daß dieſe allein das Princip von 1830 wäre, und daß die Doctrinaire daſſelbe verlaſſen hätten. Er ſagte, daß die Gefahr Frankreichs nicht in denen läge, welche ihm zu drohen ſchienen, ſondern in denen, welche ſich anheiſchig gemacht hätten, die Gefahren abzuwenden. Berryer erinnerte an die Ereigniſſe, welche die Folgen der Ordonnanzen geweſen, und fragte, ob man durch ſo ſchmerzliche Erinnerungen ſo geringfügige Inſtitutionen erkauft haben ſolle, wie Frankreich ſie jetzt beſitze und bekomme? Er verlangte das Recht der Erörterung, welches vom Miniſterium unaufhörlich in Frage geſtellt würde, und in der That hatte Herr Barthe ſoeben erklärt, daß mit der Freiheit der Erörterung keine Regierung mehr möglich ſei. In ſeine meiſterhafte Rede miſchte Berryer, obgleich mit der größten Zurückhaltung, doch zuweilen einige perſönliche Beziehungen, die um ſo ſchlagender wirkten, als ſie die inneren Widerſprüche des Miniſteriums aufdeckten. Der Redner ging zur ſoeben erwähnten legitimiſtiſch-republikaniſchen Allianz

über, leugnete dieſe, wie ſich von ſelbſt verſteht, und rief: „Nein, es giebt keine Allianz, aber einen Collectivkampf! Frankreich iſt in zwei Principien geſpalten, das eine, das von ſeiner alten Regierung, das andere, das von der Revolution von 89 datirt! Frankreich iſt monarchiſch durch ſeine Sitten, durch ſeine Erinnerungen, und hauptſächlich durch ſeine Berührungen mit den europäiſchen Mächten. Frankreich iſt aber auch zugleich factiſch Republik! Frankreich iſt republikaniſch durch das Princip der Volksſouverainetät, das ſeit vierzig Jahren geſiegt hat; republikaniſch durch die Abſchaffung jedes geſellſchaftlichen Unterſchiedes, durch den Individualismus, auf welchen die Geſellſchaft geſtellt iſt; Frankreich iſt republikaniſch durch die überall auf ſeinem Gebiete bewaffnet auftretende Nationalgarde. Dieſe beiden Principien wirken auf einander. Die Anhänger der Republik ſagen, bei der Wirklichkeit der Ereigniſſe und der Thatſachen, die Frankreich darbietet, ſei die Monarchie nur noch eine koſtſpielige Fiction, und es ſei beſſer die Realität an ihrer Statt anzunehmen. Neben dieſen Ueberzeugten giebt es, wegen des monarchiſchen Geiſtes in Frankreich, wegen unſerer Lage und unſerer Berührungen mit den auswärtigen Mächten und wegen tauſend anderer Urſachen, die mir im Augenblick nicht beifallen, auch andere Leute, die da ſagen: die Realität der republikaniſchen Regierung würde ein gefährliches Ereigniß in unſerer alten franzöſiſchen Geſellſchaft ſein. Um dies zu verhüten, ſchlagen Ihnen die Miniſter Geſetze vor, welche die Staatsgewalt befeſtigen, die Mitwirkung, die Thätigkeit aller Agenten der Staatsgewalt befeſtigen. Aber wir ſollten doch jetzt über die Gewalt der Dinge und den Werth der Worte klar ſehen! Wir ſind inmitten von Ereigniſſen alt geworden, die unſere Erfahrung gereift haben; wir haben die zwei größten Staatsgewalten zuſammenbrechen ſehen, die an die Spitze einer Geſellſchaft geſtellt werden können: die Staatsgewalt des Genies, durch Ruhm und Beherrſchung von ganz Europa geweiht, und die Staatsgewalt durch die Tradition eines im Intereſſe eines ganzen Volks ſanctionirten Geſetzes, das durch Jahrhunderte geweiht! Beide Staatsgewalten ſind untergegangen. Inmitten der Gährung der verſchiedenen

Elemente, aus denen die Gesellschaft besteht! Und dieser Thatsache gegenüber will eine Staatsgewalt von gestern, die von einem Princip abstammt, das man als in beständiger Antipathie mit jeder Regierung betrachten kann, will eine solche Staatsgewalt hoffen, daß sie Alles gegen die Realitäten der Gesellschaft durchsetzt, die offen hervortreten? Sie verlangt Gewalt selbst gegen die Existenz der Thatsachen, aus denen diese Gesellschaft besteht?" Berryer's verschleierte Ausdrucksweise wurde immer antiorleanistischer, die Macht seiner Rede war eine solche, daß selbst die Centren, die entgegengesetzte Meinungen immer nur mit Geräusch und Unruhe zu erwidern pflegten, ein unbewegliches Stillschweigen beobachteten. Berryer richtete sich gegen die Misère des Pariser Beamtenwesens, das aus Commis und Hofsubalternen zusammengesetzt sei; er griff die Centralisation an, den Census; er nannte den Entwurf der Adresse das Product der Phrasenmacherei; es handelte sich nicht, sagte er, darum, daß über die Ordnung und Freiheit philosophirt werde, sondern daß man die Rechte schütze, den Bürgerkrieg vernichte, ihm seine Ursachen wegnähme; wie man denn überhaupt den Ministern ansehe, fuhr er fort, daß sie sich vor den Fortschritten der menschlichen Vernunft fürchteten. Er schloß mit den Worten: „Was wir im Lande haben, ist nicht die Gerechtigkeit, nicht die Weisheit, nicht die Redlichkeit, und vor allen Dingen ist es nicht — eine Regierung."

Wenn nun Guizot oder Thiers in der That die großen Redner sind, wofür sie gehalten sein wollen, wenn sie Begeisterung für ihr System oder auch nur den Stolz eines redlichen politischen Herzens besäßen, so hätten sie doch mit dem Donner auf solche Blitze antworten sollen! Was mußte dieser Berryer'schen Rede folgen? Eine Erklärung, daß diese schimmernden Worte aus einem Herzen kämen, das feindselig sei nicht blos dem König und den Ministern, denn das wäre vielleicht gleichgültig, sondern feindselig der Kammer und Frankreichs jüngster glorreichen Geschichte. Mit den schreiendsten Farben mußte die Unredlichkeit des Carlismus, wie man damals die Anhängerschaft des vertriebenen Karl X. nannte, geschildert werden, die Lüge, die von allen Enden und Orten

her Lappen suchte, um ihre moralische Blöße zu verdecken. Der Angriff mußte populär aus der Seele der Nation heraus und mit Beschwörung aller der Opfer, die dem verbrecherischen System der Restauration schon gefallen, von einem beredten Mund erfolgen. Statt dessen erhebt sich Guizot, hält eine Declamation und spricht lediglich von den Ministern und wieder von den Ministern, als wenn Berryer nicht etwas ganz Anderes angegriffen hätte, die Thatsachen der Julirevolution selbst. Es kommt mehrere Male in dieser Guizot'schen Rede, um sie vollkommen als Professorweisheit zu charakterisiren, das Wort Metaphysik vor.

Endlich wurde die Adresse angenommen und dem König übergeben. Die Kammer ging zu ihren ferneren Arbeiten über. Soult legte einen Gesetzentwurf über die Reserve der Landarmee vor und konnte sich auf einige entschiedene Rügen seines Systems gefaßt machen. Die Pairs begannen zu gleicher Zeit ihre Arbeiten, nachdem gleichfalls ihre unbedeutende von Molé verfaße Adresse dem König vorgelegt worden. Allmälig sah man die polizeiliche Tendenz der Kammern, die besonders auf Veranlassung der Herren Barthe und d'Argout schärfer hervortrat; ja es wandte sich die Verfolgung sogar auf einen Schriftsteller, der in der Kammer selbst als Deputirter zugegen war, den phantastischen Socialisten Cabet. Einstweilen wurden diese Debatten noch verschoben, weil sie von einer dringenden Petition gestört wurden. Das preußische Schiff Elisabeth hatte mehr als hundert begnadigte Polen von Elbing nach Nordamerika führen sollen. Die Jahreszeit zwang das Fahrzeug in Havre zu landen, und die Polen weigerten sich Frankreich zu verlassen. Dazu kam ein anderes Fahrzeug, das in Marseille landete, und ein drittes, das sich zuerst an England wandte, dann aber wünschte nach Frankreich versetzt zu werden. Alle baten um den Schutz und die Unterstützung der Kammern. Die deshalb ernannte Commission machte Vorschläge und d'Argout trat auf, um bei dieser Gelegenheit die Kammern über die in Frankreich bereits wohnende polnische Emigration aufzuklären. Es kam heraus, daß im Jahre 1832 die verschiedenen Flüchtlinge aus anderen Ländern mehr als vier Millionen Franken gekostet

hätten, und daß im Jahre 1834 nicht nur dieſelbe Summe nöthig ſein würde, ſondern auch durch die Aufnahme der in Havre und Marſeille gelandeten Polen um eine halbe Million würde erhöht werden müſſen. Die geizige Kammer erſchrak, verwarf die Petition und überließ es dem Miniſterium, für die Aufdringlinge aus eigenen Mitteln zu thun, was es thun konnte.

Ein trauriger Zwiſchenfall ſchrieb ſich von der Sitzung am 25. Januar her, wo bei einer Verhandlung über die des Republikanismus verdächtigen Artillerieoffiziere von Straßburg der durch die Verhaftung der Herzogin von Berry bekannte General Bugeaud den Redner Barabit mit den Worten unterbrochen hatte: „Vor Allem muß ein Militair gehorchen!“ und ein junger Deputirter der Oppoſition, Dulong, mit Hinweiſung auf die Herzogin von Berry erwiderte: „Ja, er muß bis zur Schmach gehorchen!“ Weniger vernehmlich hatte Dulong zu ſeinem Nachbar noch geſagt: „Er muß ſich ſogar zum Kerkermeiſter eines Staatsgefängniſſes machen laſſen!“ Kein einziges Journal hatte dieſen Ausdruck gehört, nur das Journal des Débats. Es kam zu heftigen Erklärungen, darauf zu einer verwickelten Intrigue, die durch den Adjutanten des Königs, Rumigny, ſelbſt dem Hofe nicht fremd blieb, endlich zu einem Duell, in welchem Dulong ſo verwundet wurde, daß er ſtarb. Er war der Schützling, vielleicht der natürliche Sohn eines der erſten Oppoſitionsmitglieder, Dupont's de l'Eure. Der Partheigeiſt ergriff dieſes Ereigniß und ſtellte es bald ſo hin, als wäre der junge Deputirte durch die Trabanten des Königs ermordet worden. Die Bevölkerung von Paris drückte beim Leichenbegängniß ihre Theilnahme aus; Dupont ſchied ganz aus der Deputirtenkammer, und Lafayette holte ſich, indem er dem Zuge folgte, durch eine Erkältung ſeinen baldigen Tod. Alles ſo tragiſche Dinge, wie ſie in Frankreich mit ſo viel Wirkung in Scene zu gehen pflegen!

Wir führen dieſe Ereigniſſe an, weil ſie im Zuſammenhange ſtehen mit dem ſich immer mehr offenbarenden Geiſte des Mißtrauens und jener Unbehaglichkeit, die im Stillen die furchtbare Exploſion von Lyon ſchon im Voraus ahnen ließ.

Die Polizeimänner des Miniſteriums gingen darauf aus, die Straßen von den fortwährenden Aufreizungen zur Revolution zu reinigen. So hatten namentlich die Colporteurs der Journale, indem ſie ſich auf Tribünen ſtellten und in auffallende Trachten gekleidet Deviſen an ihren Wachshüten aushingen, einen entſchiedenen Einfluß auf die Spaziergänger und die Kannengießerei der Bürgerclaſſe. Man discutirte die Handlungen der Regierung öffentlich, und die Aufregung der Gemüther wurde gewöhnlich ſo ſtark, daß zuletzt die Polizei einſchreiten mußte. Der deshalb an die Kammer geſtellte Antrag, das Inſtitut der Colporteurs zu unterdrücken, ging durch, und es fehlte nur noch der Sieg über eine andere freilich ſtärkere Macht, die Aſſociationen. Auch Cabet wurde aus dem Schooße der Kammer heraus in die Hände der Gerichtshöfe votirt und von dieſen zu einer dreijährigen Gefängnißſtrafe mit Verluſt ſeiner bürgerlichen Rechte auf drei fernere Jahre verurtheilt. Doch fand Cabet Gelegenheit, ſich nach Belgien und von da nach England zu flüchten.

Soult's Vorſchläge an die Kammer waren vielfacher Beſchneidung ausgeſetzt. Man verminderte die Zahl der Marſchälle, ſetzte die Cadres der Regimenter herab, worüber Soult in ſolche Mißſtimmung gerieth, daß ihm die Unruhen, die ſich ſchon in Lyon und Etienne anzukündigen begannen, gerade recht kamen, um auf den Grund derſelben Zuſchuß-Credite zu verlangen. Jetzt konnte er auf eine Erhöhung der Effectivbeſtände der Armee dringen und nebenbei verſichert ſein, daß der Wille der furchtſamen Kammer unter ſolchen Geſichtspunkten ſchwächer war als ſeine Forderung.

Inzwiſchen hatten die Miniſter Mancherlei durch die Uebertreibungen ihrer untergeordneten Faiſeurs zu erleiden. Am 23. Februar hatte auf dem Börſenplatze die Verfolgung der Colporteurs eine tumultuariſche Scene veranlaßt, bei welcher die Organe Gisquet's, des Polizeipräfecten, mit Säbeln und Stöcken unter Schuldigen und Unſchuldigen eine grobe Scene aufführten. Salverte interpellirte deshalb in der Kammer das Miniſterium und mußte mit ſeiner Entrüſtung über die ſtattgehabten Vorfälle um ſo wirkſamer auftreten, als er in

dem Rufe eines zwar systematischen, aber durchaus nicht leidenschaftlichen oder übertreibenden Opponenten stand. Ehe das Ministerium antwortete, erhob es erst eine Frage, die wieder für seinen Pedantismus zeugt. Es wollte das Interpellationsrecht bestreiten, ein Recht, das der parlamentarische Gebrauch in England nie in Abrede gestellt hat. Es ging ein Tag über Erörterung dieser Formalität hin. Am folgenden Tage (den 6. März) begann Salverte die eigenthümliche Verfahrungsart der Pariser Polizei zum allgemeinen Entsetzen genauer zu schildern. Zu einem desfallsigen Antrage kam es jedoch nicht; es war eine Frage im Anzuge von wichtigerem Interesse, bei welcher sich dann alle Partheien aussprechen konnten: das Gesetz über die Associationen.

Die geheimen Gesellschaften schreiben sich in Frankreich aus den Zeiten des Kaiserreiches her. Die Republik duldete nichts Heimliches; sie hatte sogar die Freimaurerei abgeschafft. Die Philadelphen unter der Kaiserherrschaft sind bekannt. Dies war ein Keim, der während der Herrschaft der Bourbonen noch festere Wurzeln gefaßt hatte. Es entstanden Geheimbünde, die auf zwei Tendenzen hinauskamen: einmal die carbonaro-propagandistische, welche die Republik im Auge behielt und ihre Höhe in der „Gesellschaft der Menschenrechte" erreichte; die zweite, die orleanistisch-constitutionelle, die zunächst die Wahlen im Auge hatte und in dem sogenannten Verein Hilf Dir gipfelte. Diese letztere Gesellschaft war kurz nach der Julirevolution scheinbar aufgelöst worden. Sie war die weniger gefährliche, konnte aber gefährlich werden, seitdem mit Louis Philippe's Erhebung ihr ostensibler Hauptzweck erreicht war, die Minister selbst austraten, aber ein Organismus zurückblieb, der für andere Zwecke ausgebeutet werden konnte. Die Gesellschaft der Menschenrechte, der Volksfreunde, die Union, waren eingetheilt in einzelne Logen und Ausschüsse, die besondere Namen von einigen gräßlichen Erinnerungen der Revolution trugen. Es gab eine Section der Tyrannenmörder, eine Section Marat, eine Section Robespierre — alles Bezeichnungen, die, selbst wenn das Schauderhafte nur im Namen lag, doch auf die Phantasie der erhitzten Jugend gefährlich wirken

mußten. Zu dieſen Vereinen geſellte ſich noch neuerdings eine andere Gattung, deren ſich die Geſellſchaft der Menſchenrechte als eines Hülfsmittels bediente: in den Fabrikſtädten die Aſſociationen der Arbeiter. Dieſe gingen zunächſt nur darauf aus, den Arbeitslohn gegen die Meiſter in einer von den Arbeitern willkürlich dictirten Höhe zu erhalten und ſich auf den Fall des Widerſtandes bei den Fabrikanten und der daraus entſpringenden Arbeitsloſigkeit nothdürftig gegenſeitig unterſtützen zu können. Es lag in der Natur dieſer Vereine, daß ſie eine demokratiſche Färbung bewahrten, und dieſe wurde von der republikaniſchen Parthei greller und greller aufgetragen. Wir werden noch im Laufe dieſes Jahres die blutigen Früchte dieſer Coalition zwiſchen den Arbeitern und den Halb- und Ganz-Republikanern kennen lernen. Einſtweilen war der von der Regierung entworfene Antrag auf Unterdrückung der Aſſociationen durch die Commiſſion der Kammer gegangen und hatte von ihr eher noch Verſchärfung als Milderungen erfahren. Am 11. März begann die Discuſſion dieſer das Publikum lebhafteſt beſchäftigenden Frage. Sprecher für das Recht der Aſſociation fanden ſich ſelbſt bei den Gemäßigten. Portalis nannte das Recht der Aſſociation ſo heilig, wie das des Denkens; man könnte den Bürgern die Befugniſſe, ſich in beſtimmter Anzahl zu verſammeln, verſagen, und das Strafgeſetzbuch Napoleon's verſage es auch; aber wie könnte man das Recht der Aſſociation überhaupt damit verwechſeln! Er wolle zugeben, daß man die Aſſociation mißbrauchen könnte, ſo gut wie die Preſſe; wolle man aber darum beide vernichten? Die engliſche Regierung ſei eine Regierung, die es mit dem Volke halte, die ſelbſt Theil nehme an den Aſſociationen, weil die Aſſociationen aus den Bedürfniſſen und Intereſſen des Volkes entſprängen. Wäre dies in Frankreich ebenſo der Fall, dann erſt könnte man wahre monarchiſche Grundſätze in allen Claſſen der Geſellſchaft ausſäen und der Thron der Dynaſtie würde tauſendmal mehr geſichert ſein, als mit jener Menge von koſtſpieligen Bayonnetten! Portalis ſagte ferner, daß der Entwurf im Widerſpruch mit der Verfaſſung ſtünde. Die Conſtitution laſſe dem Bürger als erſtes Recht die individuelle Freiheit,

und dieſe beſtünde in der Befugniß, mit ſeinen Mitbürgern zu ſprechen, zu ſchreiben, zu correſpondiren, ſich zu aſſociiren und ſich untereinander unter der Herrſchaft repreſſiver Geſetze zu verſammeln. Ein dem Hofe blind ergebener Oberſt der Nationalgarde, der vielgenannte Herr Jacqueminot, machte ſich dagegen anheiſchig, die Meinung der ganzen Nationalgarde zu vertreten und die Zuſtimmung derſelben zu dem Vorſchlage der Regierung zu verſichern. Der Erfinder des Geſetzes, er, der früher ſelbſt Carbonaro geweſen und einen Katechismus verfaßt hatte, wie man bei Preßproceſſen auf eine jeſuitiſche Weiſe ſeine Antworten auf die Fragen der Richter ſtellen ſollte, Miniſter Barthe, verwies ſogleich auf den Statusquo, den Herd des Jacobinismus, der von Paris aus nach allen Theilen des Landes ſeine „mörderiſchen Minen" legte. Barthe bemühte ſich beſonders, der Kammer dasjenige anzudeuten, was Frankreich von der Coalition der Arbeiter mit den Jacobinern zu erwarten haben würde. Der Widerſpruch wurde kleinlauter. Guizot faßte ſich Muth und geſtand, daß er früher ſelbſt ein Mitglied des Vereins „Hilf Dir" geweſen ſei, daß er ihn verlaſſen hätte, nachdem er ſeinen Zweck — den Thron der Bourbonen zu ſtürzen, ſagte Guizot nicht, — ſondern frei auf die Wahlen zu wirken — verfehlt hätte und in Principientendenz ausgeartet wäre. Er entwarf ein Bild vom Zuſtande des Landes, den feindlichen Partheien, Carliſten und Republikanern. Ohne eine Art Vorleſung ging es dabei nicht ab. Er griff einige neuere Aſſociationstheorieen des St. Simon und Fourier an, widerlegte die agrariſchen Phantaſieen derſelben und ſchloß mit einer Aufforderung an die Kammer, ihn in ſeinem ferneren Syſteme zu unterſtützen. So wurde dann das ganze Geſetz in ſeiner miniſteriellen Faſſung mit 246 weißen gegen 154 ſchwarze Kugeln angenommen. Wie aus Beſchämung über dies Reſultat ließ die Kammer unmittelbar darauf das Miniſterium in der ſchon erwähnten Nordamerikaniſchen Forderungsfrage fallen. Die Geſetzgebenden Körper ſind faſt alle ſo. Es bleibt ein peinliches Gefühl, Ausnahmen zur Regel zu machen. Die Wirkung des Aſſociationsgeſetzes auf die Nation ließ ſich nicht be-

Marſton.

Bitte, bitte! Ich kenne die Bauart dieſer alten Schlöſſer! (ab.)

Trilbie.

Er folgt mir auf dem Fuße — Da iſt er!

Sechſter Auftritt.

Arthur. Holiday. Trilbie.

Arthur

(mit leidender Miene und ſtarrem Geſichtsausdruck. Er trägt einen ſchwarzen Hausüberrock. Binde loſe umgeknüpft und mit etwas verwildertem Bart).

Vergebung! Mein guter, theurer Freund! (Schüttelt Holiday die Hand.) Ich freue mich, Dich noch einmal zu ſehen.

Holiday.

Was war es nur, Arthur, das Dich ſo plötzlich erſchütterte?

Arthur.

Die Erinnerung, Eduard! Es liegen gewaltige Geiſter in der Menſchenbruſt, ſie liegen angebunden! Kommt dann ſo eine Freundeshand, ſo ein Freundesblick, dann reißen ſie ſich los und bäumen ſich zu Rieſen, vor denen wir mit unſerm kalten Stolze uns beugen müſſen.

Trilbie (bei Seite).

Der Spiegel — iſt ja nicht verhängt!

rechnen; denn die Nation iſt oft undankbar; ſie läßt ſich zwar gern bedienen, empfindet es aber doch, daß ſie den Dienſt annehmen mußte. Da giebt es denn ſtatt der Dankbarkeit Repreſſalien, z. B. bei Wiederwahlen. Aus dieſem Gefühl mochte ſich vielleicht das auffallende Reſultat herſchreiben, das ſich über den miniſteriellen Antrag über die nordamerikaniſche Schuld ergab.

Wir nähern uns einer furchtbaren Kataſtrophe, dem Aufſtande von Lyon. Doch zuvor ein Wort über die Partheiſtellungen außerhalb der Kammern.

* * *

Die legitimiſtiſche Parthei ſchien ſo gut wie todt. Die weſtliche Chouanerie war niedergeſchmettert. Die Herzogin von Berry hatte ihre Frauenehre, die Legitimirung eines unehelichen Kindes, durch eine Vermählung, die ſie mit Frankreich außer aller Verbindung brachte, retten müſſen. Der Hof von Prag, wo Karl X. wohnte, verſuchte keine gewaltſamen Wiederherſtellungen mehr. Das Programm der Legitimiſten löſte ſich, wie wir bei Berryer geſehen haben, in faſt mephiſtopheliſche Betrachtung der Dinge auf, oder, wie bei Lamartine, in eine Philoſophie, die, den Menſchen an ihr Herz drückend, dieſen über die Erbärmlichkeit des Daſeins, natürlich auch der herrſchenden Politik hinweg, höher hinauf zu ätheriſiren ſucht. Der Legitimismus wird in Frankreich eine Gemüthsſtimmung werden und muß, wenn er in dieſem Lande noch Stoff haben will, ihn von einer Allianz mit den Ideen der Republik entnehmen.

Was die republikaniſche Parthei anbelangt, ſo beſteht ſie aus einigen alten Theoretikern, wie Cormenin, und aus jugendlichen Phantaſten mit mehr oder minder Rückſichtsloſigkeit. Was dieſe Parthei ſo ſtark macht, iſt namentlich das abgerundete und durch Thatſachen bewieſene Vorbild, das ſich für alle ihre Geſinnungen und Handlungen in der vergangenen Geſchichte Frankreichs vorfindet. Weil hier für die Erfindung kein Genie verlangt wird, ſondern nur das Talent der Nachahmung, ſo können die Republikaner ſich

ſchnell verſtändigen. Wäre die Republik etwas Neues in Frankreich, ſo würden ſich ihre Ideen erſt Bahn brechen müſſen; ſo aber ſind ſie die Tradition der Schulen. Man lernt dort das Große an der Republik, lernt, was bei ihrer Wiedereinführung zu vermeiden ſei. Bei alledem iſt in Frankreich beim gemeinen Mann die Republik doch verhaßt. Und es ſind nicht einmal die Boutiquiers, die ſich vor der Emeute fürchten, — gewiſſe Bürger lieben ſogar die Emeute, wenn ſie nur im Stande wäre, ihnen beſſere Miniſterien und neue Zollgeſetze zu verſchaffen. Aber was ſie am meiſten haſſen, das iſt die unbeſtimmte Tafel der Zukunft, ſind die Phantome der republikaniſchen Bankette und Toaſte, die rothmützigen Geckereien auf den Boulevards, der Terrorismus, der den Philiſter in Verlegenheit ſetzt, ſind ſogar die Stutzbärte, hinter welchen ſo oft noch etwas ſtecken kann, nicht etwa St. Juſt und Danton, ſondern — nun wird der Philiſter pfiffig — die verkappte Emigration. Als die Lyoner Bewegung in Paris nachgeahmt wurde, war der Dienſt der Nationalgarde ein leidenſchaftliches Anklammern an die ſogenannte patriotiſch-nationale Revolution, an die Julitage, die drei Farben in ihrer ungeſtörten Aufeinanderfolge, an alle einzelnen Embleme und Namen der Bewegung von 1830. Die Republik ſcheint im großen Publikum ſo gehaßt wie öſtlicher Despotismus, gleichſam als wäre ſie die rechte „abſolute Monarchie", mit welcher man in Frankreich den Kindern Furcht einjagt, wenn ſie nicht ſchlafen wollen. Man kämpft in Frankreich gegen alles „Rothe" in der feſten Ueberzeugung, daß es der Rettung ſeines eigenen Lebens, ſeiner Renten, ſeines Teſtamentes und ſeiner Kinder gilt. Man muß nicht glauben, daß die Republik in Frankreich populär ſei. Womit will die Republik das Gedächtniß der grauſamſten Jahre in der Geſchichte auslöſchen? Womit will ſie beweiſen, daß die Umſtände, unter denen ſie gegenwärtig in's Leben treten will, nicht dieſelbe Nothwendigkeit in ſich ſchlöſſen, die vor vierzig Jahren die eiſernſten Geſetze eines Despotismus der Meinung, einen abſolutiſtiſchen Zwang zur Freiheit ſchuf! Und wenn Frankreich vielleicht nicht gegen die Republik wäre, ſo würde es doch ſagen, es hätte keine Kraft, ſie noch ein-

mal zu ertragen. Hat es sich doch kaum erholt von seinen langjährigen Erschütterungen; es ist zufrieden mit seinem Ruhm, der einem ruhigen bürgerlichen Leben des Erwerbes und der Erholung gerade soviel Poesie giebt, als hinreichend ist, um ein patriotisches Lied zu empfinden und die Kinder, wenn sie die Thaten des Epaminondas lesen, nicht erröthen zu machen. Es will keine Republik, keinen neuen Impuls der Geschichte, der dem Lande vielleicht Ruhm, aber auch unendlich viel Unglück bringen könnte. Nur das allein ist schwer in Frankreich: die Idee der Republik zu besiegen! Man wird es mit Einkerkerungen und Kanonen nicht können, man muß ihr andere Ideen gegenüberstellen. Die Idee der Republik ist voller Hoffnungen; man nehme ihr diesen Zauber, und man wird sie besiegt haben; man kann sie nur durch Thatsachen besiegen, Wegräumung jener Anstöße, auf welche sich die Republik zu berufen pflegt. Bis jetzt kann es noch scheinen, als wenn die französische Republik nur ein Collectivname für die Unzufriedenheit im Lande ist. Wenn man die Quellen dieser Unzufriedenheit verstopft, so würde diese ihre Symbole, ihren republikanischen Traum willig jener kleinen Schaar überlassen, die in ihrem Jugendwahn in Formen noch etwas Wesentliches sieht. Republik ist in der That keine neue Staatsform mehr, sondern nur die Veränderung des Statusquo*), von welchem Jedermann, der Carlist wie der einfache politische Intriguant, Vortheile zu ziehen sucht. Die Minister sollten Frankreich nicht schützen wollen gegen die Partheien und es sichern wollen durch Kanonen auf der Straße und durch Phrasen auf der Tribüne; sondern sie sollten sich anheischig machen, Frankreich auf eine unbefangene Weise glücklich zu machen, so würde die Republik nicht mehr kommen und von ihrer Seite erklären können, daß sie es wäre, die dies Geschäft übernimmt.

Der Brand in Lyon war vorauszusehen. Die Arbeitervereine hatten längst eine drohende Stellung genommen und wurden dabei von den republikanischen Clubs unterstützt,

*) Wie sie 1874 nichts als die Neutralisirung der dynastischen Aufdringlichkeiten ist. Man spricht von einer „Vernunftehe" mit der Republik.

die dem Geſetz der Aſſociationen ſich nicht fügen wollten. Es gab unter den Arbeitern zwei Verbindungen: die Ferrandiniers und die Mutuelliſten. Die letzteren proteſtirten geradezu gegen das Geſetz und erklärten ihre Geſellſchaft für unauflöslich. Es folgten einige Reibungen mit dem königlichen Procurator; die Sache der Mutuelliſten ſollte im Gerichtshofe zur Sprache kommen. Alle Nachrichten kamen darin überein, daß das gerichtliche Verfahren gegen die „Gegenſeitigen" zum blutigen Zuſammenſtoß führen mußte. Das Haus der Gerechtigkeit, der Juſtizpalaſt, zufällig von Truppen entblößt, wurde von den Arbeitern belagert, durch einen Zufall erobert und in ſeinem Innern verwüſtet. Am 9. April gegen Mittag hatte der Kampf begonnen. Die Mitglieder der Vereine hatten ſich bewaffnet, ſich auf die Place des Pontoirs begeben, zuerſt, ohne anzugreifen, doch bereit, Gewalt zu gebrauchen, wenn man Gewalt ſähe. Sie wurden aufgefordert, auseinander zu gehen, worauf ſich ein ſchrecklicher Kampf entſpann. Die Truppen ſchoſſen mit Kartätſchen; die Aufrührer bemächtigten ſich der Häuſer, von wo aus ſie auf ihre Opfer zielten. Die Inſurgenten wurden größtentheils aus der Stadt hinaus in ihre Vorſtädte Guillotière, Brotteaux, Croix rouſſe und Cordeliers getrieben. Nur noch in den Kirchen von Bonaventura und Nizier waren in der Stadt ſelbſt die drohenden Maſſen zuſammengedrängt. Dieſe Punkte vorzüglich mußte der Befehlshaber der Truppen, General Aymar, nehmen laſſen; es gelang. Doch am Brückenkopfe der Guillotière wurde erbittert gekämpft; die Häuſer geriethen in Flammen, die Schiffe auf dem Rhone fangen Feuer, die Inſurgenten bemächtigen ſich dreier Kanonen und beſchießen das Hauptquartier der Truppen, die nur mit zwei Kanonen antworten konnten; mehrere Häuſer werden verwüſtet, eins niedergebrannt. Das waren die Ereigniſſe des zweiten Tages. Am dritten verſuchten ſchon um zwei Uhr Morgens die Inſurgenten ſich in dem Quartier des Cordeliers auf mehreren Punkten Luft zu machen. Kanonen und Flintenſchüſſe treiben ſie zurück. Mit Anbruch des Tages beginnt der Kampf auf allen Punkten; auch die Soldaten errichten Barrikaden. In allen Quartieren Lyons wird gekämpft, aber nicht mehr ſo

heftig wie zuvor; ſchon herrſcht in der Stadt allgemeiner Mangel. Gegen Abend bieten die von den Truppen beſetzten Poſten das Bild eines Lagers auf offenem Felde. Und am vierten ſind die Stellungen noch dieſelben wie zuvor; das Gewehrfeuer hatte die Nacht hindurch gedauert, am Morgen gewann es neue Kraft; die Soldaten wollen eine Barrikade nehmen, es mißlingt; doch erringen ſie an einigen anderen Orten Vortheile. Inzwiſchen bricht an einem andern Theile der Stadt ein neuer Kampf aus. Es hilft indeſſen nichts mehr. Die Inſurrection fängt an ſich zu verbluten; der Widerſtand wird ſchwächer. Am fünften und ſechſten Tage verwiſcht ſich allmälig das ganze düſtre Gemälde, der in Maſſen geführte Kampf hat ſich zerſtreut und nur noch auf Einzelne wird Jagd gemacht. Die Zahl der Todten und Verwundeten wurde verſchieden angegeben. Zuerſt ſprach man von Tauſenden, ſpäterhin entſchied man ſich dafür, daß von den Soldaten 55 Mann todt, 258 verwundet und unter dieſen ſpäter noch 36 geſtorben ſind; von den Inſurgenten war die Zahl der Gefallenen beträchtlicher. Im Ganzen mochte ſich die Zahl der Todten und Verwundeten auf 6—700 Menſchen belaufen.

Die Kataſtrophe entzündete den Brennſtoff noch an manchen andern Orten. Die um Lyon gelegenen Städte, ja ſelbſt Marſeille, folgten dem blutigen Beiſpiele, aber mit nicht minder unglücklichem Erfolg. Auch in Paris entſpann ſich ſeit dem 12. April eine Unruhe, die zuletzt in eine vollſtändige Emeute überging. Man wählte daſſelbe Schlachtfeld, wie vor zwei Jahren die Republikaner vom 5. und 6. Juni; Barrikaden wurden errichtet und Flintenſchüſſe gewechſelt; nicht Wenige wurden auf beiden Seiten verwundet und Einige getödtet. Die von der Regierung entwickelten Streitkräfte waren unverhältnißmäßig ſtark gegen den Widerſtand der Inſurgenten; man wollte die Sache mit einem Schlage beilegen und verfuhr vielleicht ungeſtümer, als es die Umſtände verlangten. Eine Familie in der Straße Transnonain wurde von den Soldaten niedergemetzelt; ein junger verwundeter Menſch ſprang in die Seine und wurde noch von der Brücke aus durch die Flintenſchüſſe der Soldaten verfolgt,

bis er im Waſſer verſchwand. Es ſollte wieder das 35. Regiment geweſen ſein, das ſich ſchon früher in Grenoble den Ruf der Grauſamkeit erworben hatte. Die Emeute war gedämpft, aber allgemein war das Entſetzen über die Verwilderung, deren ſich die Regierung zur Bemeiſterung ihrer Gegner zu bedienen anfing.

Nach dieſen Scenen, wo ſich Söhne des eigenen Landes im blutigen Bürgerkriege zerfleiſchten, mußte eine ſchmerzliche Stille eintreten, und, Wunder genug! diejenigen, die zuerſt das Haupt erhoben, waren die Republikaner ſelbſt. Man hatte ſich über ihren Sturz beglückwünſcht, und jetzt ſagten ſie: „Wir ſind ja gar nicht die, die ſich geſchlagen haben; es waren nur einige Verblendete, die nicht hören wollten; die Sectionen haben ſich nicht in Activität geſetzt!“ Ueberhaupt giebt es Republikaner in Frankreich, welche die Entſcheidung durch die Gewalt der Waffen entſchieden verſchmähen. Der „National“ hatte immer die Emeute gemißbilligt, und in der That, die Mäßigung dieſes Journals machte daſſelbe dem Miniſterium furchtbar. Weil man den National nicht auf der Straße hatte beſiegen können, ſo ſuchte man ihn vor den Aſſiſen und am Schluſſe des Jahres ſogar vor der Pairskammer zu vernichten. Sogar ein Freund Armand Carrel's, Namens Conſeil, der bei einer Hinfahrt zu den Aſſiſen in der Seine ertrank, wurde „in Abweſenheit“ zu einer einjährigen Strafe verurtheilt. Carrel hatte die Pairs die Mörder Ney's genannt. Er war in Perſon vor die Kammer getreten und ſagte ihr in Beziehung auf das Todesurtheil Ney's: „Es iſt nicht meine Aufgabe, zu unterſuchen, ob es leichter wäre, jenes Todesurtheil zu einem geſetzlichen zu machen, als eine Reviſion eines ungerechten Proceſſes anzuſtellen. Die Zeit hat ihr Urtheil geſprochen; heute bedürfen eher die Richter einer Reinigung als der Geopferte.“ Hier unterbrach der Präſident den Redner, doch Carrel erwiderte: „Wenn von den Mitgliedern, die für den Tod des Marſchalls Ney geſtimmt haben und in dieſem Umkreiſe ſitzen, einer iſt, der ſich verletzt fühlt, ſo klage er mich an dieſer Stelle an, ich werde erſcheinen. Ich würde ſtolz ſein, der erſte Mann der Generation von 1830 zu ſein, der aufträte, um hier im Na-

men des empörten Frankreich zu proteſtiren gegen jenen verabſcheuungswürdigen Mord!" Hier erſcholl Beifall, dort bei Ausbruch der Entrüſtung. Unter den Pairs ſelbſt aber erhob ſich General Excelmans und rief unter allgemeinem Bravo der Galerie: „Die Verurtheilung des General Ney war ein geſetzloſer Mord, ich ſage es!" Carrel erhielt noch einmal das Wort, aber ſo wie er an Ney erinnerte, mußte er ſich zurückziehen. Er hatte die Vertheidigung für den verantwortlichen Geranten des National übernommen, und dieſer wurde dann zu zweijährigem Gefängniß und zehntauſend Franken verurtheilt. Die Summe war ſofort aufgetrieben; alle Partheien ſubſcribirten, um ſie für den National zu bezahlen. Die imperialiſtiſche Erinnerung arbeitete für eine Zukunft, die Allen dunkel blieb.

Doch kehren wir zu den Begebenheiten des geſetzlichen Werdeproceſſes einer politiſch geordneten Nation zurück. Erörterungen über das Kriegsbudget beſchäftigten die Deputirten und die Annahme des Aſſociationsgeſetzes die Pairs ſo lange, bis der Aufſtand von Lyon alle Gemüther dermaßen heftig ergriff, daß die einſtweilige Tagesordnung auch in der Kammer geſtört war. Lamartine wollte alle Verhandlungen einſtweilen verſchoben wiſſen, was jedoch nicht angenommen wurde, weil man täglich die Miniſter ſehen und dieſe um die neueſten Depeſchen des Telegraphen befragen müßte. Als die Ruhe endlich wiederhergeſtellt war, wandten ſich die Miniſter mit neuen Repreſſivgeſetzen an die Kammer. Dies war vorauszuſehen. Jede Ausſchweifung ſchwächt die Kraft eines Landes und nimmt der Freiheit ſo viel, als das Gouvernement zu verlangen wagt. Die Pairskammer wurde in einen Gerichtshof verwandelt, der ſtatt der rechtmäßigen Jury die Gefangenen des April aburtheilen ſollte. Die Deputirtenkammer nahm das Budget des Kriegsminiſters auf, ſprach von der Zahl der Marſchälle, den Feſtungswerken von Hüningen, und beſchäftigte ſich endlich mit den in Lyon Verwundeten, den Witwen und den Waiſen, für welche 400,000 Franken bewilligt wurden. Als noch ſpäter darauf die Rede kam, auch für die Verluſte an Baulichkeiten und Eigenthum amtlich zu entſchädigen, verwarf man die geforderte Summe, worin eine

um so größere Ungerechtigkeit lag, als in Lyon schon seit längerer Zeit keine Nationalgarde existirte, durch welche sich die Bürger in ihrem Eigenthum hätten schützen können. Die noch vorhergegangene Erörterung über die Beibehaltung und die Colonisation von Algier zeigte endlich die Tendenz des Tiersparti, das Ministerium brechen zu wollen, immer deutlicher. Weitere Verhandlungen über das Budget sind ohne Interesse, wenn man davon nicht einige Episoden, die Oper und die historische Literatur betreffend, ausnehmen will. Höchst aufgeregt wurde die öffentliche Stimmung durch den Zollentwurf des jungen Handelsministers Duchatel. Dieser hatte einen großen Theil der Zölle herabgesetzt und damit in der Meinung der Fabrikanten und Privilegirten die Interessen der Nation angegriffen. Duchatel ging von den Theorieen der neuen freisinnigen Nationalökonomie aus; die Handelskammern dagegen, auf welche er Berufung eingelegt hatte, von ihrem isolirten Interesse. Alle Organe der öffentlichen Meinung sprachen sich gegen den egoistischen Partikularismus aus, der sich in den Gutachten der Handelskammern mit Sophismen und Berufungen auf die Nationalwohlfahrt, und besonders mit Erinnerungen an die Unruhen der Fabrikstädte geltend machen wollte. Die extremsten Journale, selbst der „National", unterstützten diesmal die liberalen Ansichten des Handelsministers. Dennoch war die Opposition des Egoismus so stark, daß der Minister seinen Entwurf zurücknahm. War es doch gerade die Kammer, deren Mehrzahl die Interessen des Egoismus vertrat.

An dieser Stelle sei der Tod der berühmtesten Tradition der französischen Revolutionsgeschichte eingeschaltet. General Lafayette war schon eigentlich mit der Julirevolution gestorben, da er, um mit Horaz zu reden, ein schönes Weib in einen Fisch sich endigen sah, ja in dem Augenblick, als er selbst es gewesen, der die Monarchie mit der Republik vermählen wollte. Lafayette hatte sich aus seinen Privilegien der Geburt, aus seiner adligen Erziehung, die ihn an den Hof gebracht hatte, bis zu einer seltenen Gedankenfreiheit erhoben; aber es bleibt charakteristisch, wenn auch der menschlichen Natur angemessen, daß Männer, die den Muth haben, ihre eigene Sphäre zu

überſchreiten, doch vor irgend einer Barrière ſtutzig werden, die dann auch eine unverrückbare bleibt. Ich ſpreche hier nicht von der Conſequenz, ſondern davon, daß man in einen Strom, der doch entweder nur enden kann an ſeiner Quelle oder an ſeiner Mündung, mit Gewalt feſte, eiſerne, unaufhaltſame Einſchnitte machen will, daß man im Negativen plötzlich Poſitives verlangt. Wie aber ſoll das Poſitive gerade hieher kommen? Welche innere Nothwendigkeit, daß es gerade da ſtehen muß und nicht anderswo? Lafayette ergab ſich dieſen Reflexionen und hielt mitten im Strome der Revolution inne. Er glaubte, daß man aus einem gewiſſen Quantum von Negationen ſchon ein Poſitives ſchaffen könnte, und war ſomit durch ſich ſelbſt dafür beſtimmt, daß er zwar immer ein Mann des ſchwungvollen Anfangs war, aber immer auch dem Ende unterliegen mußte. Lafayette hatte die Revolution ergriffen und unterlag ihr; er ergriff die Bewegung nach dem Sturze Napoleon's und verſchwand; er erregte die Julirevolution und wurde von ihr zurückgeſetzt. Dies lag nicht in Verhältniſſen, nicht einmal in dem halben Willen Lafayette's, ſondern in jener wunderlichen Unzulänglichkeit, die manchen ſonſt trefflichen Charakteren eigen iſt, Charakteren, die über eine gewiſſe Grenze, die Grenze ihrer Perſon und ihres Blicks, nicht hinaus können. Lafayette war ein milder Charakter, der ſich in die Revolution geſchleudert hatte; er, der vorzugsweiſe die Männer exaltirte, hatte ein weibliches Gemüth, und nicht blos die Schwäche einer jungen, ſondern die Schwäche einer alten Frau. Lafayette war in den letzten Tagen ſeines Lebens veranlaßt zum Aerger und Ueberdruß an den Dingen. Seinen Unmuth dämpfte er durch jeweilige Schwatzhaftigkeit; man könnte ſie eine in der feinſten, edelſten Form vorgetragene Klatſcherei nennen. Da wurden Revolutionen ausgeſonnen, kleine Gepolter als große Ungewitter betrachtet; da ſammelten ſich die Polen, die Deutſchen, die Italiener, Spanier um ihn und dupirten ſich und ihn durch ihre Nachrichten aus der Heimath, ihre Hunderttauſende, die ſie in ihrer Phantaſie marſchiren ließen, Maſſen, die ſich der Zeughäuſer bemächtigten, Lärm ſchlugen und Republiken ausriefen mit allen Farben des Regenbogens. Lafayette, der

dieſen kosmopolitiſchen Hof um ſich her hatte, beſaß nie einen gründlichen, perſönlichen Haß der Tyrannei; er mußte ſich durch Principien und eine gewiſſe Entfernung von der Thatſache halb widerſtrebend dazu bringen, daß er mit dieſen ſeinen Allarmiſten die Monarchie verwarf. Er war, ich will nicht ſagen eitel, ſondern gutmüthig genug, bei alledem gern und oft zu Hofe zu gehen und ſich da von den Königen ſelbſt Auskunft zu erbitten, ob ſie nicht bald ſelbſt den Antrag an die Kammer bringen würden, in Kürze ihren Rücktritt und die Verwandlung der Monarchie in Republik, wenn auch nicht dem Namen, doch dem Weſen nach, zu beſchließen. Louis Philipp kannte dieſe Schwäche und benahm ſich milde und herzlich gegen den, der ihm in einer Aufwallung von Zärtlichkeit geſagt hatte: „Sire, Sie ſind die beſte Republik!“

Lafayette ſtarb hochbetagt und wurde unter allgemeinem Zuſtrom des Volks begraben. Die Stadt war ruhig; die Republikaner haßten ſchon lange den alten Freiheitshelden. Gefangene, die in Vincennes ſaßen, hatten ſogar bei ſeinem Tode illuminirt. Die Kammer drückte dem Sohne Lafayette's durch ihren Präſidenten ihre Theilnahme aus. Am 24. Mai wurde die Deputirtenkammer geſchloſſen und ganz aufgelöſt; die Wahlcollegien wurden auf den Junius zuſammenberufen; am 20. Auguſt ſollten ſich die neuen Deputirten in Paris wieder einfinden. Es war vorauszuſehen, daß die Wahlumtriebe ein großes Feld haben würden. Die Regierung ſchärfte den Behörden die ſtrengſte Wachſamkeit ein; d. h. ſie ſollten Sorge tragen, daß nur die Candidaten der miniſteriellen Parthei gewählt wurden. Es war vorauszuſehen, daß die Zahl der Opponenten der neuen Kammer viel ſchwächer werden würde; doch ſchienen den Legitimiſten Mittel zu Gebote zu ſtehen, ihre alten Führer wieder durchzuſetzen. Da den Republikanern einleuchtend ſein mußte, daß ihnen dies weniger gelang, ſo entſchloſſen ſich beide Partheien, ſich wechſelſeitig zu unterſtützen und nicht nur gegenſeitig für ſich zu ſtimmen, ſondern auch ihre Stimmenzahl dadurch zu verſtärken, daß ſie dieſe, unbeſchadet des politiſchen Glaubensbekenntniſſes, auf einen ihrer Candidaten, gleichviel ob Carliſt oder Republikaner, vereinigten. Dieſer Compromiß zwi-

Arthur.

Nein! Nein! Es ist nicht wahr, daß das Haus der Douglas sich vor dem November zu fürchten hat. In diesem düstern Monde, mitten unter dem Blätterfall, kommt der alte Freund, der Gefährte meiner Leiden und Freuden!

Trilbie

(auf den Spiegel blickend, bei Seite).

Der Spiegel! Ich hatte doch Toms —

Holiday.

Das Haus der Douglas hätte sich vor dem November zu fürchten? Kenn' ich doch die Geschichte unserer Ahnen gut genug, um zu wissen, daß sie in jedem Monat des Bösen und des Guten genug erfuhren.

Arthur

(setzt sich, auf Trilbie zeigend, ohne daß er den Spiegel sieht).

Das da ist ein alter Maulwurf! Er hat mich Zeitlebens vor dem November gewarnt.

Trilbie.

Gnädiger Herr!

Arthur.

Hier oben in Schottland, Bruder, da haben sie merkwürdige Schnurren. Das doppelte Gesicht läßt sie Nahes und Fernes zu gleicher Zeit sehen und so stehen auch in den Familien geheimnißvolle Dinge fest, für deren Begriff es schwer ist, mit gewöhnlichem Verstande auszureichen. Geh, alter Trilbie, sorge für die Bequemlichkeit unsrer Gäste!

ſchen Lilie und rother Mütze wurde von den miniſteriellen Blättern heftig angegriffen, vom „National" nur belächelt, von der „Gazette de France" auf's dringendſte empfohlen. In Paris ſelbſt fielen die Wahlen für die Regierung aus. Thiers beſiegte Salverte, Laſitte verlor zwar ſein altes Pariſer Mandat, wurde aber dafür in der Provinz viermal gewählt. Das Reſultat war entſchieden zu Gunſten der Regierung. Keine ihrer Hauptſtützen fehlte, eine Menge von Neulingen, die in die Kammer gekommen waren, konnte ſie vielleicht erobern, wie man auch den ausgezeichneten Redner Sauzet von Lyon noch vor Beginn der Verhandlungen dadurch feſſeln wollte, daß man ihm das Miniſterium des Unterrichts anbot. Die Oppoſition beſtand, wie immer, aus den Fractionen Odillon Barrot und Mauguin, aus einigen Republikanern und einer ziemlich ſtarken Colonne von Legitimiſten, die zu den Ihrigen große Talente zählte und von Berryer und Lamartine angeführt wurde.

Die Art der Zuſammenberufung fand lebhaften Widerſpruch. Man beſtritt, daß man die Kammer ſo früh hätte einberufen und dann doch erſt ſo ſpät zur Erörterung kommen laſſen dürfen. Thiers hätte gern die Kammer ſofort prorogirt; man ſagte, er dürfe dies nicht, weil noch keine Kammer exiſtirte. Faſt alle Journale der Oppoſition und des Tiersparti griffen die Prorogation als eine Verletzung der Charte an; man ſagte, daß es eine der härteſten Anklagen gegen die Miniſter Karl's des Zehnten geweſen ſei, die Deputirtenkammer aufgelöſt zu haben, bevor ſie noch durch regelmäßige Conſtituirung da war. „Der König kann die Deputirtenkammer auflöſen; dazu muß ſie aber conſtituirt ſein; vor der Verſammlung und Conſtituirung giebt es nur gemachte Wahlen. Die Charte ſagt nicht, daß der König gemachte Wahlen caſſiren könnte." Dieſe Angriffe waren zu entſchieden; man mußte ſich entſchließen, die Kammer im Sommer zu berufen, ſich völlig conſtituiren zu laſſen und ſie dann bis auf den Winter zu vertagen. Sie trat am 1. December zuſammen unter ſtürmiſchen Umſtänden und in dem Augenblick, wo die Schwankungen des Miniſteriums eingetreten waren und die Doctrinairs ſich durch das Löſchpapier des Baſſano'ſchen Mi-

niſteriums wieder hatten hindurchfiltriren laſſen. Die lebhafteſten Erörterungen ergaben ſich, als die Miniſter eine „Billigung ihres Syſtems" verlangten, eine Art Vertrauensvotum, wie Mendizabal es ſpäter von den Procuradoren in Madrid verlangte. Sogleich kam es zu den lebhafteſten Kämpfen, ſelbſt der Tiersparti erklärte ſich gegen das Miniſterium, man hätte ja vor vier Monaten in der Adreſſe deutlich ſeinen Willen zu erkennen gegeben. Wenn ſich Guizot immer auf ſeine Majorität berieſe, ſo müßte man erklären, daß ſyſtematiſche Majoritäten entweder künſtliche oder beſtochene ſeien. Endlich am 6. November kam es zu einer Schlacht, in welcher Sauzet, noch nicht ganz gewonnen, eine Rede voll ſchlagender Momente hielt. Sauzet ſagte: „Ihr wollt die Zuſtimmung zu einem Syſteme; was hat denn Frankreich von einem Syſtem? Befolgt die Charte, dann werdet Ihr immer unſere Zuſtimmung haben!" Dupin ſprach ſich nicht weniger energiſch aus, und es kamen Geſtändniſſe und Angriffe zum Vorſchein, die nahe an Perſönlichkeiten ſtreiften. Am ſchlagendſten wirkte aber doch Thiers. Dieſer, noch nicht auf Alleinherrſchaft, ſei's in der Kammer als Partheiführer, ſei es im Miniſterium, bedacht, wandte ſich links und rechts, theilte hierhin und dorthin ſeine Schläge aus, wo dann freilich zuweilen Behauptungen unterliefen, die ihm zu ſeinem Nachtheile entfielen, unter anderen die Erklärung, daß das jetzige Miniſterium ein „Miniſterium des Widerſtandes" wäre. Himmel! Dieſe Behauptung wurde ſofort von den Journalen aufgegriffen, es war ein Stichwort da, ebenſo wie eine andere Stelle ſeiner Rede urgirt wurde, wo dem Vorſchnellen über die Zunge gelaufen, daß nur „die Wähler des Landes die wahren Bürger wären".

Die Pairskammer hatte ſich, wie wir ſchon wiſſen, in einen Gerichtshof umgewandelt. Sie hatte mehrere Tage hindurch der Vorleſung eines voluminöſen Manuſcriptes über die Lyoner und Pariſer Unruhen beigewohnt, ſie zog ſich oft in ihre Bureaux zurück zu Geheimſitzungen und compromittirte ſich am Schluſſe des Jahres, indem ſie den „National" wegen einer unüberlegten Aeußerung vor ihre Schranken rief, ſich dann unter Zuſtimmung einiger ihrer freiſinnigen Mit-

glieder Dinge ſagen laſſen mußte, die ungefähr auf das Wort eines Journaliſten hinauskamen: „Ihr ſeid alle alte Plaudertaſchen, Podagriſten, bedeckt mit Mitleid, Lüge und Mord!“

* * *

Noch ein Wort über Frankreichs Anner, das verhängnißvolle, ſo ſchwer zu behauptende Algier.

In der über Algier ernannten Commiſſion der Kammer ſtritten ſich drei Meinungen. Die eine wollte Afrika räumen. Die zweite wollte nur die feſten Plätze behaupten, ohne die Herrſchaft über die Ebene weit auszudehnen. Die dritte wollte das Land um jeden Preis unterwerfen, ſo weit es nur zu erreichen war.

Alle drei Anſichten hatten wol ihr Mißliches. Giebt man Algier ganz auf, ſo überläßt man die inzwiſchen befreundet gewordene Bevölkerung einer ungewiſſen Zukunft, opfert auch die Handelsintereſſen Südfrankreichs. Die Beibehaltung der feſten Plätze iſt nur eine halbe Maßregel; denn ſie entmuthigt den Handel und die Induſtrie, die von da ab nichts mehr wagen würden. Die Beibehaltung Algiers überhaupt verſchlingt die materiellen Kräfte und die Soldaten Frankreichs, ohne einen Vortheil zuwege zu bringen, wenn die Sache nicht gänzlich anders mit dem Lande angefangen wird. Schon die Unentſchloſſenheit der franzöſiſchen Regierung hinſichtlich der Behauptung Algiers erſchwert die Lage der Bewohner. Der Bey von Conſtantine hatte ſich mit Abd-el-Kader verbunden und gab entweder aus Politik oder Ueberzeugung den Oberhäuptern der Stämme zu verſtehen, daß die Franzoſen die Regentſchaft nächſtens räumen würden. Der entſchiedenſte Gegner der Franzoſen war Hadſchi Achmed, der ſich durch ein Schreckensſyſtem leicht in den Beſitz einer impoſanten Heeresmacht hatte verſetzen können. Abd-el-Kader ſuchte ſich den Franzoſen zu nähern; er hatte von ſeinen unruhigen Chefs, die ihm die Unfälle ſeiner Waffen zuſchrieben, viele Bedrängniſſe zu erfahren, und verſuchte es deshalb, um ſich vorerſt von dieſer Seite zu ſichern, in Friedensunterhandlungen zu treten. Der Friede kam zu Stande und die Ara-

ber ſollten ungehindert nicht nur die franzöſiſchen Märkte beſuchen, ſondern ſich auch dabei, was ihnen ſonſt nicht erlaubt war, des franzöſiſchen Geldes bedienen dürfen. Gefangene wurden ausgewechſelt und man hoffte durch dieſes Beiſpiel noch mehrere rebelliſche Stämme, vorzüglich den Bey von Conſtantine, zur Unterwerfung zu bringen.

Vom 9. April an kam die Algier'ſche Frage in der Kammer zur Sprache. Die Commiſſion trug auf gänzliche Räumung Algiers an. Die Verſchiedenheit der Sitten, der Sprache und der Religion, hieß es, verhinderten die Coloniſation und der urſprüngliche Zweck der Expedition wäre ja erreicht, inſofern ſie der Schifffahrt im mittelländiſchen Meere hinreichende Sicherheit verſchafft hätte. Der Tiersparti erhob ſich ſchon bei der „vorläufigen Frage" und ſagte, daß Algier ſeit drei Jahren dem franzöſiſchen Volke bereits 52 Millionen koſtete. Am entſchiedenſten ſprach ſich gegen die Coloniſation der Deputirte Sade aus. Dieſer ſetzte die Summe künftig auf 40 Millionen für jedes Jahr an und bewies, daß ſich der Ertrag der Colonie auf kaum 1½ Millionen jährlich belief. Das Land wäre zu unfruchtbar, europäiſche Erzeugniſſe kämen daſelbſt nicht an den Mann, die eingewanderten Arbeiter erlägen dem Klima und auf die Eingeborenen ſei am allerwenigſten zu rechnen. Wäre das eine Colonie, wo man ſich täglich zu ſchlagen hätte? Man wollte Civiliſation nach Algier bringen und brächte nur von dort die Lehren der Barbarei zurück! Aegypten ſei im vorigen Jahrhundert eine Extravaganz der Republik geweſen, Algier wäre es nicht minder. Dieſe und ähnliche Behauptungen ſuchten Andere zu widerlegen; aber Larocheſoucauld unterſtützte die Meinung Sade's: Algier wäre ein Land, wo die Soldaten Barbarei lernten; wollte man Algier regieren, ſo dürfte man weder die Sitten noch die Gewohnheiten der Einwohner verletzen, man müßte vor Allem das Eigenthum achten. Delaborde behauptete, daß man ſiegen müßte, wenn man die Pläne des Marſchalls Clauzel befolgte. Bei der Coloniſation müßten die Franzoſen nur das Ding richtig anfangen; Aegypten hätte unter ihnen 3 Millionen eingetragen, unter Mehemed Ali trüge es 80 ein. Darauf Dupin: „Was war der Zweck der Expe-

dition? Die Seeräuberei zu vertilgen! Dieſer Zweck wurde erreicht!" Was wolle man noch weiter? Der Franzoſe fände dort überall Abneigung, und ſein Betragen müßte dies nur noch verſtärken; durch Blut könnte man nicht coloniſiren, und jede Scholle Landes hätte man nicht ein-, ſondern mehrere Male zu erkaufen! Das Budget würde durch die Coloniſation eine förmliche Privatſpeculation; nicht einmal für den Krieg wäre Algier nützlich; man könnte von dieſem Punkte aus keine Diverſion, nicht einmal nach Italien machen. Was Dupin verlangte, war die Einſetzung einer einheimiſchen Regierung. Nach mehrfachem Meinungswechſel erklärte Marſchall Clauzel, der zu einem Urtheil berufen war, daß man ſich in den Vorwürfen mäßigen müßte; er erklärte, je mehr Coloniſten, deſto weniger Truppen; die Anzahl der Feinde ſei ſchwächer, als ſie Sade geſchildert hätte; man würde ſiegen, wenn man ſich nur ein wenig entſchiedener benähme. Am folgenden Tage verſuchten einige Redner die Frage nach engliſchem Standpunkte, andere nach dem mercantiliſchen zu ſtellen; es behauptete ſogar ein ehemaliger Polizeipräfect aus Paris, daß man nach Algier die Emeute von Paris verſetzen könnte, wo dieſe gegen die Araber beſſere Dienſte leiſten würde als gegen Louis Philippe. Da war denn der Uebergang zu dem, was die Miniſter wollten, gegeben. Soult nahm alle Handlungen der Regierung in Schutz und erklärte, daß dieſe nie daran denken würde, Algier aufzugeben; nur die Art und Weiſe der Verwaltung ſei zweifelhaft. Die allgemeine Stimme Frankreichs verlangte die Beibehaltung Algiers, ſie wollte nur, daß man ſich anders benähme und weder den Glauben noch das Eigenthum der Bewohner antaſtete. Die Miniſter ſagten, die Idee, daß nach dem Ausſpruch Napoleon's das mittelländiſche Meer nur ein franzöſiſcher See ſei, hätte ſich zu tief in dem Urtheil der Nation eingeniſtet.

In Afrika ſelbſt mußte natürlich Abd-el-Kader in Folge ſeines Tractates mit General Desmichels dem größten Theil der ihm gehorchenden Stämme verdächtig werden. Er wurde überfallen, verlor Alles und floh in die Stadt Mascara, wo er ſich einſchloß. Von Oran aus erwartete er entſetzt

zu werden; aber die Beſatzung von Oran war ſelbſt zu ſchwach und Frankreich ſomit der Demüthigung ausgeſetzt, einen Verbündeten nicht unterſtützen zu können! Darüber konnte eine böſe Wendung eintreten. Denn Abd-el-Kader ſchlug plötzlich ſeine Gegner, worauf eine große Anzahl von Greiſen, Weibern und Kindern nach Oran floh. Jetzt verlangte der Sieger, auf den Tractat ſich ſtützend, daß ihm die Franzoſen dieſe Unglücklichen auslieferten. Er verlangte allen Abbruch von Berührung mit ſeinen Feinden und hatte das Recht, das Verlangen zu ſtellen. Aber die Franzoſen gingen auf ſeine Forderungen nicht ein und ſetzten ſich einer Rache von Seiten Abd-el-Kader's aus, die um ſo wahrſcheinlicher wurde, als ſich gegen den Sultan von Marocco eine franzöſiſch-neapolitaniſche Expedition rüſtete, an welcher möglicherweiſe Abd-el-Kader Anſtoß nahm. Doch beherrſchte ſich der verſchlagene Emir. In dieſem Jahre blieb Abd-el-Kader noch ſeinem Vertrage mit Frankreich treu. Seine Maske ſollte erſt ſpäter fallen.

Briefe aus Paris.

(1842.)

Erſter Brief.

Hannover, den 4. März 1842.

Noch ſteht mir Hamburgs ſchönes buntes Bild vor Augen! Die bewimpelten Schiffe, die kühnen Himmels-Fragezeichen der Thürme*), hoch in die Wolken ragend, die bunte Beleuchtung des Ufers voll rother Dächer, weißer Giebel, ſchwarzberauchter Schornſteine; die blaue Woge, eben erſt aus dem geſchmolzenen Eiſe neu geboren; rings auf dem Dampfſchiffe die Paſſagiere, dumpf und freudig, ſtumpf und leidig, der drüben ein neues Glück hoffend, der eilend, ein altes ſich zu ſichern; ſtampfende Roſſe aus Holſtein für die Ställe des Königs von Sardinien, die Reiſewagen blonder, hektiſcher Skandinavier, die in den Bädern von Nizza ſanftere Auflöſung ihrer Lungen erhoffen und ſanftern Tod finden werden, wenn es ſanft heißen darf einſam ſterben, verlaſſen, entfernt von den Seinigen!

Ja, majeſtätiſch iſt der Anblick dieſer vereinigten Städte: Hamburg und Altona! Was mich ſchmerzt: von dieſem ſaugt Dänemark die Kraft, von jenem England und die neue Welt! Dieſe ungeheure Maſſe von Fleiß und Thätigkeit, dieſe Häuſerreihen, dieſe Docks, dieſe rieſigen Winden, mit denen ſie die Waaren in die Magazine hebeln, dieſe Wachtſchiffe mit der

*) Zwei Monate ſpäter ſollten ſie in Feuer aufgehen!

Trilbie (zögernd, für ſich).

Die verwünſchte Nachläſſigkeit dieſes Burſchen — ich ſagte doch — die Spiegel ſollten —

Arthur.

Hurtig, hurtig, altes Legendenbuch!

Trilbie (für ſich).

Till Eulenſpiegel hätt' ich bald geſagt, wenn nicht ein Spiegel in dem Namen ſteckte! (Geht zögernd.)

Holiday.

Arthur, wie ſoll ich Dir ſchildern, welchen Schrecken mir Deine plötzliche Entfernung aus Rom verurſachte! (Setzt ſich zu ihm.) Es war die Zeit des Carnevals. Du kamſt aus dem ſüdlichen Italien in einem leidenden Zuſtande.

Arthur.

O ſage mehr, Eduard! Wir hatten der Jugendkraft etwas zu viel zugemuthet: der Becher ſchwoll über, das war nicht mehr Genuß, das war Rauſch, und gerade über dieſe Erinnerungen, über den Ekel an dieſer Unerſättlichkeit bin ich mir ſelbſt verhaßt geworden.

Holiday.

Verhaßt? Arthur! Welch' ein Ausdruck!

Arthur.

Der kluge Doctor ſagte zu Trilbie: blaſirt! Er weiß vielleicht nicht, daß blaſirten Menſchen nur die Welt nicht gefällt, ihr eigenes Ich aber immer im Roſenlichte erſcheint; bei mir iſt es umgekehrt: ich habe keine Liebe zu mir.

Holiday.

Das iſt räthſelhaft! Früher war mir Dein tieferer

ewig brennenden Lunte, dieſe kleinen rothen Segler, die durch die großen Dreidecker behend hindurchſchlüpfen und das regſte Küſtenleben vermitteln: es iſt, als bildete das eine Welt für ſich, eine Welt, deren tiefer eingreifende Vortheile ganz zu genießen dem deutſchen Vaterlande noch vorbehalten bleiben ſoll. Sonderbar, hinter den ſchlanken Thürmen der ſtolzen Hammonia war es mir, als ſäh' ich im Geiſte ſchon herüberſchimmern ein mächtiges Gebäude, die künftige Kathedrale des Grasbrooks, mit der für das jetzige Hamburg infernaliſch klingenden Inſchrift: „Haupt-Zoll-Amt."

Ich will keine Profeſſur am Hamburger Johanneum haben und brauche deshalb nicht gegen den Zollverein zu ſchreiben. Ich liebe dieſen Stolz Hamburgs, dem die Ehre der Freiheit und Selbſtſtändigkeit über Alles geht, ich ſchätze die Gründe, die man gegen die Erſprießlichkeit des Anſchluſſes vom lokalen Standpunkte aus anführt. Ob aber der Stolz und der lokale Standpunkt nicht zu weit gehen? Ob nicht eines Morgens im Hamburger Correſpondenten in rieſenhafter Keilſchrift zu leſen ſein wird das eiſerne Wort: „Ἀνάγκη", „Nothwendigkeit!" Das Terrain, auf welchem der Handel der Hanſeſtädte wirken kann, wird immer enger. Immer näher rückt die Zollvereins-Barrière, die man längſt keine preußiſche mehr, ſondern die deutſche nennen ſollte. Lübecker Handel iſt Menſchentransport nach Rußland, Bremer Handel Menſchentransport nach Amerika; auch Hamburg wird bald mit Menſchen nach Auſtralien handeln.*) In die Mitte genommen, zwiſchen den deutſchen Zollverein und die mögliche Erfüllung des zu Lord Aberdeen von Friedrich Wilhelm IV. beim Abſchied von England geſprochenen Worts: je vous recommande l'Allemagne, werden dieſe Uferſtaaten, von denen Hannoverland und Mecklenburg bald ausſcheiden dürften, zuletzt nicht anders können, als ſich gewöhnen an das Unvermeidliche.

Da ich von Talleyrand's Maximen nur die über den Kaffee angenommen habe und dieſen gern ſchwarz wie die Hölle, heiß wie den Teufel und ſüß wie die Liebe trinke, ſo werde

*) Herrn Syndikus Sievekings Ueberſiedelungsplan nach Warrakauri, auf welchen hier angeſpielt wurde, hat ſich ſpäter zerſchlagen.

ich vom Zollverein des Kaffee's wegen persönliche Nachtheile haben. Dann aber hätte ich die Freude, zu sagen: Dies bunte Gewühl von Leben, Schaffen und Genuß, diese majestätische Hansakönigin legt ihre Krone zu den Stufen des Altars der deutschen Freiheit nieder! Sie hat einen ihrer kostbaren, Millionen werthen Ringe in die Fluthen geworfen und sich mit dem deutschen Vaterlande vermählt! Jetzt — wie locker ist noch das Band! Wie fern, wie fern liegt Hamburg, diese wahrhafte Hauptstadt des rein deutschen, nicht *wendisch* deutschen Nordens, wie fern vom Kerne und Centralpunkt des Vaterlandes! Jetzt, welcher Egoismus in den Auffassungen! Welche an sich ehrbare, tüchtige und doch wieder so schroffe Lebenssitte, die in Hamburg herrscht! Welche Reichthümer ohne die Kunst, sie ergiebiger für Alle zu machen! Der Vortheil des Anschlusses wird ein doppelter sein: Bringen uns Eisenbahnen schneller nach Hamburg, hört die Lüneburger Haide auf, eine so abschreckende Wahrheit zu sein, wird auch die Entfernung Berlins, Leipzigs und Frankfurts von Hamburg zur Illusion, so gewinnen *beide* Theile. Hamburg muß opfern von seinem „vaterstädtischen" Egoismus, von seinen tausendfach verzweigten geselligen, literarischen und artistischen Isolirungen, und Deutschland gewinnt einen Zuwachs an Kraft, Reichthum, Thätigkeit, häuslichen Tugenden, Biederkeit des Charakters, kostbaren Gütern für Körper und Seele, die in diesem stolzen Hamburg, ohne eigentlich rechte Wirkung nach Außenhin, aufgespeichert liegen.

Gleich das jenseitige Harburg! Ein schlagender Beweis für meine Behauptung, daß Hamburg bis jetzt noch seine moralische Kraft hermetisch verschließt. Alle andern großen Städte haben die belebendsten Ausströmungen auf Meilen, ja Tagereisen in der Runde. Und hier sogleich dieses traurige Harburg! Ein Bettler neben einem Fürsten! Ebenso armselig, wie die Zwischenstationen zwischen Hamburg und Berlin. Mit einem enttäuschenden Zauberschlage fühlt man sich plötzlich in die Provinz versetzt. Wirthshäuser, Betten, Speisen, Landescultur — es ist als läge Hamburg am Nordpol und Harburg am Südpol. Ich glaube, Hamburg muß Einiges verlieren, damit die Lüneburger Haide Einiges gewinnt.

Traurige, öde Poſtreiſe von Hamburg nach Hannover! Der Sturmwind pfeift aus Weſten herüber. Wehe den Schiffen, die heute dem Canal zuſteuern! Das Blau des Himmels iſt matt und wäſſerig, wie manche jener Augen, die in der Poeſie die blauen Augen in Mißcredit gebracht haben. Die braune Erde fröſtelt und will die dünnen Hälmchen zurückhalten, die ſich ſchon in ihrem Schooße von der Winterſaat regen. Die weißen Birken harren fröſtelnd der Ankunft ihres zitternden Laubes. Bald wird ſich der Vogel der Haide einſtellen, die Krähe mit ihrem hungernden Liede. Der Winterſchnee und der Februarregen ließen in der Haide große Teiche zurück, in denen noch die Fröſche ſchlafen. Aber, gütige Natur, auch hier wirſt Du erſtehen, auch hier Deinen Sonntagsſchmuck anlegen, freilich keine maleriſche Südlandstracht, aber einen Sonntagsſtaat von friſchen Linnen, einfachem Putz, in weißer Schürze, arm, doch mit geſundem Auge Deinen Schöpfer preiſend! Und die armen ſchwarzen und weißen Thierchen, „le peuple sauvage qu'on appelle Haidſchnucken" nicht zu vergeſſen! Schon in die kalte Märzluft führen ſie die zarten Dinger, damit die Hirten und Bauern im Winter wollene Strümpfe haben. Zitternd ſteht das kleine Haidenvolk, dicht geſchaart, Eines legt dem Andern den Kopf auf den noch dünnwolligen Rücken, um ſich ſelbſt zu erwärmen. Der Hirt ſieht ſich ängſtlich nach den Regenhoſen am Himmel um; denn ein einziger ſtarker Regenguß macht die armen Thiere zu Hunderten ſterben. Man kann die Haidſchnucken die Paria's der Schafwelt nennen.

Von Meile zu Meile in der Lüneburger Haide ein kleines Gehöft, umgeben an einer Seite von ſchützenden Moräſten, an der andern von einem kleinen Hain aus einigen wenigen zählbaren Birken. In der Mitte einige große Rüſter oder Linden. So in Welle, in Bergen. Von Celle nach Schillerslage. Ein wunderlicher Stationsname! Schillerslage, die Lage Schillers, die Lage eines Dichters, recht mitten in der Haide, mitten im Sturm; große Steine auf der Landſtraße, die den Wagen zertrümmern können, Sturmwind, düſterer Regen: wohl die Lage eines Dichters! Die Frankfurter Hauderer nennen dieſe Dichterſtation durch Mißverſtand:

Silberschlag und dachten dabei wohl mehr an des glücklichen Goethe, als an Schiller's Lage.

Es giebt Städte (Hannover gehört zu ihnen), mit denen man als Reisender nie über seinen Gasthof hinaus vertraut wird. Diese Plätze, diese Straßen, diese Häuser sprechen so wenig an. Nur wenn man müßte, würde man sich entschließen können, sie zu bewohnen. Und doch sind die Frauen anmuthig und zart, die Männer höflich und gebildet. Das Theater soll verfallen sein*), erfreut sich aber großer Theilnahme. Das Militair fällt gut in's Auge, wenn es auch zu stutzer- und junkerhaft auftritt und Manieren nachahmt, die man in Potsdam und Berlin nicht mehr kennt. Dem schweigenden Ernst der Wachtposten sieht man an, daß ihre Parole gemessen und verwickelt sein muß. Die armen, langen Marschbauernbursche sehen in ihren rothen Röcken wie Denker aus: so viel haben sie über die ihnen gegebenen Instructionen zu grübeln. Nichts von jenem heitern Lungern des Wachtdienstes, den man in glücklicheren Ländern antrifft.

Als Vorbereitung auf Paris studire ich französische Geschichte. Aus meiner Reisekasse. Mein kleiner metallener Calvarienberg (die Ehrensolde der Schriftsteller sollte man Schmerzensgelder nennen) ersetzt mir eine Bibliothek. Diese Zwanzigfrankenstücke sind Geschichtsmedaillen. Erst erblicke ich auf ihnen Napoleon vom Jahre 1801, vom Jahre 12 der Republik. Kaiser der Republik ist doch in der That ein lächerlicher Widerspruch. Das Antlitz Napoleon's ist auf diesem Goldstück auffallend unschön, ähnlich den Zügen des Hieronymus, dem Herr von Scheele gedient hat. Ein krampfhafter Zug von Herrschbegierde liegt um die zusammengekniffenen Lippen. Ein Goldstück von 1810. Der häßliche Zug ist fort. Das Antlitz blickt marmorn ernst, die Ehrsucht ist befriedigter und nur die unbefriedigte Ehrsucht macht häßlich. Kein von unten auf gestiegener Mensch, der allmälig etwas Großes geworden ist, kann schön sein. Doch oft haben Frauen das Talent, die Schönheit des Ehrgeizes, die Schönheit der Nachtwachen, die Schönheit großer Seelen-

*) Seitdem hat es einen Prachttempel erhalten.

leiden heraus zu erkennen. Freilich nur ungewöhnliche Frauen! Die meisten jagen der geistlosen Schönheit des Modekupfers nach. 1810. Noch einmal Napoleon. Ein Lorbeerkranz schlingt sich um die antike Schläfe des Empereur des Empire français. Ruhige, klare Kälte des Antlitzes. Befriedigung. 1812. Der Lorbeer voller, fester gedrückt über die Stirne, aber das Auge kleiner, lauernder, Mißtrauen in dem geschärfteren Blick. 1813. Das Antlitz vorgestreckter, der Hals um die Ahnung einer Linie zurückgebogen, wie im Zustand eines großen Erstaunens, einer Erwartung. 1814. Wohlgenährtes, wohlwollendes Bildniß Ludwig des Achtzehnten. Die Bourbonen sind zurückgekehrt. Haarbeutel und Jabot; nichts gelernt und nichts vergessen. 1818. (Meine Goldstücke springen, traurige Ahnung für Paris.) Der Haarbeutel bleibt; aber der seidene Rock und das Jabot sind fort. Entweder die Mode oder Beranger haben sie vertrieben. Domine salvum fac regem. Früher hieß es am Rande: Dieu portége la France. 1825. Karl X. Ein unerfreuliches Profil. Der Mund weit geöffnet, gerade so, wie man's Kindern verbietet. 1830. Der Mund Karl's X. noch mehr geöffnet. Man sieht, er will etwas aussprechen, was ungefähr wie die Ordonnanzen klingen kann. 1831. Sie sind ausgesprochen. Louis Philippe, roi des Français. Wieder Dieu protége la France. Schade, daß der so gescheute Kopf so mürrisch aussieht. Man hat mich gezwungen, die Krone anzunehmen, soll diese Miene sagen, und der Kopf gefällt uns so wenig, daß wir der Miene gar nicht trauen. Die Karlisten sagen: der Kopf gliche einem italienischen Tabuletkrämer. Die Republikaner: er gliche einem reichgewordenen Börsenmakler. Er ähnelt meinem alten Berliner Professor der Mathematik. Er ist todt und hieß Benkendorf. Benkendorf war freundlicher. Er rechnete immer nur mit der Kreide an der Schultafel, nicht in seinem Ausgabe- und Einnahmebuch und starb aus Gram über zerrüttete Finanzen. Einst war Louis Philippe ebenfalls Lehrer der Mathematik in der Schweiz; doch ich glaube, er wird aus Frankreich die Cubikwurzel eines hübschen Privatvermögens ziehen. 1841. Er hat sie schon gezogen, die Rechnung ist gelungen. Ein dicker

Bart auf den welken Wangen, Kummer und Freude im Gesicht mit sonderbarer Mischung, ein Eichenlaubkranz um die Haare, die keine echten sind. Das Eichenlaub ist echt. Es ist der Friede „um jeden Preis!“

Zweiter Brief.

Köln, den 7. März.

Gleich hinter Hannover schlägt die Natur ihre ersten Vergeswellen, der Boden kräuselt sich, allmälig begrenzen den Horizont kleine violette Streifen, das Auge findet einen Ruhepunkt, und das schweifende Herz blickt gläubig, vertrauend zu den immer höher steigenden umwölkten Himmelsleitern auf.

Berge! Berge! In lyrischer Stimmung schreibe ich:

Ist an Raum und Ort gebunden
Lebenslust und Lebensqual,
Dank' ich meine schönsten Stunden
Dir allein, Gebirg' und Thal!

Wie den alten nord'schen Hünen
Nur nach Süden stand der Sinn,
Zieht's aus Flächen mich und Dünen
Immer nach den Bergen hin.

Seid gegrüßt, im Glanz der Sonnen,
Thäler ihr und Bergeshöh'n!
Himmlischer schließt ihr die Wonnen,
Tröstender die Schmerzen ein!

Wir sind bald auf hannöverschem, bald kurhessischem, bald bückeburg-lippeschem und endlich preußischem Gebiet. Diese armen kleinen Dörfer und Städte wissen kaum, nach welcher Richtung hin sie frei athmen können. Sie sind überwiegend hannöverisch gesinnt. Sonderbare Landessitten! Im größten

Schmutz und Regen müssen diese Landleute weiße Kittel tragen. Die Frauen sind in Roth und Weiß verliebt. Ueber ein grellrothes Mieder und Unterkleid werfen sie weiße Mäntel, wie in Gestalt der afrikanischen Burnus. Wenn mehrere in dieser kleidsamen und malerischen Tracht zusammenstehen, glaubt man eine Gruppe Beduinen zu sehen. Mit diesen weißen Ueberwürfen wird, wie man versichert, auf dem Lande Luxus getrieben, so ernst und so komisch, wie in unseren Residenzen mit den Shawls.

Das kleine Schwefelbad Nenndorf ist kurhessisch. Man bohrt seit Jahren hier einen neuen Brunnen, um Eisen zu finden, das wahrscheinlich zeitgemäßer ist, als Schwefel, aber man findet nichts. Nenndorf war einst besucht und Eilsen war es und das weltberühmte Pyrmont! Unter Friedrich Wilhelm II., der vorzugsweise Pyrmont in Aufnahme gebracht hatte, war es vor Zusammenfluß der Großen nicht möglich, hier Platz zu finden. Jetzt strömt die Bädersucht nach anderen Quellen, bis auch diese wieder aus der Mode sein werden. Wer weiß, welches kleine fränkische oder schwäbische Wildbad sich schon im Stillen rüstet, nach zwanzig Jahren die grünen Spieltische aufzunehmen! Nenndorf zeigt alle herkömmlichen Apparate auf, die unsere Bäder zu Tempeln der Langenweile machen. Etwas schöne Natur, wenig Schatten, Pappelalleen, Promenaden. Badeleben heißt die gewöhnliche bürgerliche Langeweile von alle Tage erhoben in den Adelstand von sechs Wochen. Wir Menschen sind sonderbar. Ein Exil, das uns, wenn wir es gezwungen ertragen müßten, wahnsinnig machen würde, ertragen wir mit Humor, wenn wir es uns freiwillig auferlegen und obenein noch Geld dafür ausgeben.

Diese kleinen Bäder, die den Harpyen in Nassau, Böhmen, Franken und im Schwarzwald weichen mußten, haben noch eine stille Poesie für sich. Sie sind das Rendezvous der Umgegend, die Gelegenheit der Liebenden. Amor schlägt hier Wunden, Hymen verbindet sie. Diese blonden, etwas sonnenverbrannten Töchter der Provinz, diese schwärmerischen, etwas verblühten Töchter der Landpfarrer, diese derberen Wirthschaftsgrazien der Amtleute, Wegemeisters Hannchen,

Amthauptmanns Lottchen — hier finden sie noch Tänzer, Schwärmer, Ehemänner: junge Assessoren, Referendare, Candidaten, beurlaubte Offiziere, welchen letzteren nur gestattet ist, bei 10,000 Thalern ausweisbarem Vermögen zu heirathen. Aber auch diese letzte Bedeutung der kleinen Bäder wird Nenndorf verloren gehen. Die rauhe Hand der Politik legt sich zwischen diese kleinen Umtriebe der Liebesgötter. Zollverein heißt auch hier der finstere Dämon des Verderbens. Die Familien sind gewohnt, sich ihren Kaffee, Thee, Zucker selbst mitzubringen. Man denke, eine Großtante, zwei entfernte ältere Cousinen, die Mutter mit vier, ihre Schwägerin mit sechs hoffnungsvollen jungen Töchtern; wie viel Kaffee, Thee, Zucker braucht nicht eine solche Familie, um all' ihren Vorrath — von Medisance zu erschöpfen? Und jetzt hat sie das Alles grausamlich zu versteuern; keine Zollfreiheit, keine Schmuggelei mehr! Der Zollverein, dem Kurhessen angehört, schlägt alle diese Artikel nach den Angaben des Luxustarifes an, Nenndorf wird noch mehr veröden, und viele Ehen, die vielleicht im Himmel beschlossen sind, werden hienieden keinen Priester finden, der sie segnet.

Von vernagelten Priestern wird man gehört haben: ich erstaunte, in Nenndorf eine vernagelte Kirche zu sehen. Ein Geistlicher hatte darin kürzlich mit einem solchen Eifer gepredigt, daß seine drohende Rechte, die heftig das Kanzelpult erschütterte, einen ihm zunächst stehenden morschen Pfeiler wankend machte und die Gemeinde mit panischem Schrecken erfüllte. „Die Kirche bricht!" riefen die Männer und Weiber und sprangen zu den Fenstern hinaus, wo und wie sich Jeder zu retten hoffte. Seitdem wagt Niemand mehr, das wankende Gebäude zu betreten. Es giebt noch einige Kirchen, die recht baufällig sind, und ich glaube, wir werden wieder damit anfangen müssen, das Christenthum unter dem Blätterdach der Wälder zu predigen.

Bückeburg hat eine stattliche Kirche im Jesuitergeschmack. Jesuitergeist wird nicht darin wohnen, denn Herder war es, der einst in ihr lehrte, ehe er nach Weimar ging. Bückeburg ist die kleine Residenz eines kleinen Fürsten. Wenn all' diese Tetrarchen ihre Herrschaft an größere Kronen abgä-

ben (z. B. an Preußen) und ſich mit einer Apanage begnügten, es würde ihnen und ihren Unterthanen beſſer ſein. Wie ſticht gegen all' dies knappe, ſchildbürgerliche Weſen die imponirende Kraft der Preußen gleich in Minden ab! Minden iſt der Schlüſſel zu Weſtphalen. Hier rauſcht und fluthet die Weſer nach Bremen hinunter. Man ſieht den Wellen an, daß ſie friſch aus dem Schnee der Gebirge gekommen. Ein trotziger, ſicherer Wanderer, dieſer ſtrudelreiche Strom!

In raſchem Fluge entführt uns die Poſt in das fleißige, geſegnete, ſtellenweis ſchöne Weſtphalen. In Minden bedauerte ich, einen Bekannten nicht beſuchen zu können, einen Baumeiſter, der mit Mühl- und Grabſteinen handelt. Steine, auf denen man uns das Brot des Lebens mahlt, Steine, auf die man uns das Salz des Todes, unſern Leumund, ſtreut! Es giebt arme Erdenringer, arbeitende, mühevolle Seelen, denen man nur jenen Mühlſtein auf das Grab legen ſollte, mit dem ſie ſich das Brot ihres Lebens mahlten. Und wer den größten Mühlſtein in ſeinem Leben zu tragen hatte, bekommt meiſt den kleinſten Grabſtein! Und wem ſein Mühl- und Sorgenſtein ſo klein wie ein Brillant am Fingerringe war, dem ſetzen ſie die größten Grabesſteine. Das iſt ſo unſere Welt!

Herford, Bielefeld, Soeſt ſind Blüthen des deutſchen Gewerbfleißes. Hier erzeugen ſie Salz, hier weben und bleichen ſie die ſauberſten Linnen, hier iſt das Product des Gewerbfleißes noch dem nächſten Bedürfniß gewidmet. Hier hat auch der dumpfe Fabrikengeiſt des Wupperthals noch nicht ſein pietiſtiſches Gas ausgeſtrömt. Auf den Landſtraßen Regen und Weben. Die unzähligen Karren und Wagen bringen Korn und nehmen die Steinkohle mit. Die Steinkohle iſt jetzt wie das tägliche Brot geworden. Es glitzert und blinkt hier von Steinkohlen über die grünen Wieſen hin. Man fährt unbewußt über ausgehöhlte Schachten und wünſcht tauſend Mal dem hinunterſteigenden Grubenmann Gottes Schutz vor „böſen Wettern".

Sonntag — meine liebſte Reiſezeit am Tage, wie Vollmond bei Nacht. Wenn die Glocken läuten und die Sterne ſchimmern, iſt der Menſch anders, die Natur eine andere.

Sauber sind Sonntags die Straßen, gereinigt die Dielen; zur Kirche schlendern die geschmückten Landleute, von weit über Land kommen sie in die von Orgelklang belebten Gotteshäuser. Herumziehende Gaukler ergötzen den Sonntag-Nachmittag die gaffende Menge, ein Jongleur, der Messer verschluckt und Teller auf der Nasenspitze balancirt, ein Bänkelsänger, der auf der grünen Leinwand Kühnapfel's Mordthat und Hinrichtung im warnenden Singsang erzählt. Des Abends belagert die Dorfjugend die Straßen und jauchzt dem Postwagen nach. Musik erschallt in den Wirthshäusern und noch in später Nacht klingt das Horn des Wächters anders als an Wochentagen. An der Gartenpforte steht ein liebendes Paar, Umarmung, Kuß, und noch fernher über die Hecken hört man eine gute Nacht! ein Auf Wiedersehen!

In Soest habe ich mich nach der richtigen Aussprache dieses Städtchens erkundigt. Der Name wird ausgesprochen, wie Itzehoe, ohne alle Rücksicht auf das umlautende e. In der Volksprache aber heißt Soest: Sauft. In diesem Sinne laß ich mir's gefallen, daß Freiligrath in der Nähe geboren, hier zum Kaufmann gebildet und zum Dichter umgewandelt wurde. Dies wilde Sauft muß ihn früh in die Wüste versetzt haben. An die benachbarten Orte Suhl und Solingen erinnern seine Damascenerklingen; ja, als er noch am Soester Comptoirtisch den ledernen Bock, nicht Kameele ritt, wie oft muß sich ihm bei einer Versendung von Kaffee, Indigo, Cayennepfeffer und Muskatenblüthe jene südliche Tropenwelt aufgedrängt haben, die später von ihm in so schöne Verse gekleidet wurde! In Hagen, Schwelm, Lennep, überall Wohlstand und Wohlbehagen. Nur der kleine Abzweig des Sauerlandes bis Mühlheim ist steinicht und dürftig. Bei Mühlheim lacht uns ein blitzender Wasserspiegel an. Es ist der Rhein.

Sei mir gegrüßt, heiliger, deutscher Strom! Nicht aus eines Königs silbernem Pokale, aus einem grünen Römerglase trinke ich auf Deine Freiheit! Berge trennen, Ströme binden. Du bist der jungfräuliche Gürtel Deutschlands, den sie nicht lösen sollen mit frevelnder Hand! Nicht die Leier des Dichters allein, auch das Schwert des Helden wird Dich

Geiſt geheimnißvoll, jetzt iſt es mir Dein Gemüth. Hältſt Du noch immer das Siegel auf jener Nachricht, die Du vor zwei Jahren aus London empfingſt und die Dich damals ſo furchtbar zu erſchüttern ſchien?

Arthur.

Ach, lieber Freund, wo kommt aller Schmerz, der an uns nagt, anders her, als aus dem großen Muskel da in der Bruſt — aus dem Herzen! Du wirſt es vielleicht für unmöglich halten, daß ich in dieſem Muskel bei unſerm Aufenthalt in Neapel eine reine, ätherreine Liebe trug.

Holiday.

Ich ahnte es.

Arthur.

Ein Mädchen, das ich in ſtiller Verſchwiegenheit vor der Welt geliebt hatte, ein Mädchen, das in mir einſt Reichthum, Ehre und mehr als das, ewige Liebe zu beſitzen gewiß war, ein Weſen, über deſſen Abſchied ich von London bis Paris, wie Du weißt, die Sprache, die Beſinnung verloren zu haben ſchien —

Holiday.

Ich vermuthete eine Neigung, wagte aber nicht, Dich über den Namen und die Verhältniſſe auszuforſchen —

Arthur.

Ich kann ſie nennen. Ganz London war über die plötzliche Heirath des blühenden jungen Mädchens mit einem rohen, altersſchwachen Seemanne erſtaunt. — Ich hatte den Bund der innigſten Liebe mit ihr geſchloſſen. Erſt entzückten mich ihre Briefe, die ich auf dem Continente empfing; nach den wilden

vertheidigen! Wir werden Dich verlieren können an der Maas und der Mosel, aber wiedergewinnen werden wir Dich an der Weser und Elbe, an der Donau und der Weichsel. Folge nicht der Lurlei-Nixe, Victor Hugo!*) Sie führt Dich in Frankreich vielleicht in die Pairskammer, vielleicht auf die Ministerbank, sie führt aber Dein Volk nur in Strudel und Brandungen, in die sie alle hinabzieht, die unsre Nixe des Rheins gewinnen wollen!

Dem stolzen Gefühl folgt aber ein wehmüthiges. Da ragt der unvollendete Dom in die Sternennacht. Mit geisterhaftem Dunkel heben sich die abgestumpften Spitzen vom bläulichen Flimmer des Hintergrundes ab, zwei Arme, die unschön wären, wenn nicht auch das großartig Gewollte, auch ohne vollendet zu sein, schön sein könnte. Bei einem Riesen hören die Maßstäbe der Zwerge auf. Bewundernd steht der Kenner vor der Rückenwölbung, vor dem Oberarm, dem Torso eines capitolinischen Jupiters. Wird die neue, moderne Zuthat die Erhabenheit der Antike vermehren?

Es war mir im Geist, als säße oben auf den Thurmstumpfen des Kölner Doms die gespenstische, schlotternde Gestalt des Virtuosen Liszt und hämmerte und tastete, um den Bau zu vollenden. Es war mir, als wenn eine Spinne ein Netz weben wollte, in dem man Löwen fängt! Welches Gewühl auf den Zinnen der Ruine! Worthelden, Menschen, angesteckt von einem modernen Laster, das noch seines Aristophanes harrt, von der Comitésucht, Hähne, die den Stolz ihres Lebens darin finden, bei jeder Gelegenheit einen Toast zu krähen, windige Vögel, flatternd, zwitschernd, Popularitätsvogelscheuchen, die bei jedem Anlaß, und wär' es der gedankenloseste, in den Zeitungen als Anreger, Beförderer, Planmacher sich gedruckt sehen müssen! Wie sie auf Leitern an den Pfeilern hinaufklettern, wie sie sich leere Eimer reichen, Phrasen, Redensarten, Stichwörter des Tages, mit dem vorgeschobenen Zweck in lächerlichem Widerspruche stehend. Die Alten schufen aus Bedürfniß; es ist nur zu wahr, wir Neuern schaffen aus Ostentation.

---

*) Der seine Briefe über den Rhein eben herausgegeben hatte.

Baut ihn denn aus, den Dom, immerhin! Aber wie ich den ehrwürdigen Bau wiederſah, kam er mir vor wie ein müder Greis, der der Welt ſagen will: Seht, was ich werden konnte, habe ich ja verſäumt, und nun laßt mich mein Haupt zur Ruhe legen! Wir haben Burgruinen, warum ſollten wir nicht Kirchenruinen haben? Schützt den Dom von Köln vor gänzlichem Verfall, reißt das kleinliche Gemäuer rings herum fort und gebt dem Vermächtniß der alten Zeit mit heiliger Scheu und Zurückhaltung eine Dauer in dem Sinne, wie die Zeit es uns überliefert hat! Nur der praktiſche Fabrikenſinn unſerer Zeit konnte auf die Idee kommen, dies Gebäude *ganz* haben zu wollen, *auszubauen* — ohne Glauben! Fauſt als Fragment iſt uns Allen ja viel werther, als der vollendete.

Da indeſſen Alles geſchieht, um die Ruine (denn das iſt ſie auf den erſten Blick) zu vollenden zu einem Ganzen, das halb dem Glauben des Mittelalters, halb der Monumentenſucht des neunzehnten Jahrhunderts angehört, ſo erfreue uns denn wenigſtens das gemeinſame Wirken, die Anregung einer einigen, für das geſammte Deutſchland wichtig ſeinſollenden Unternehmung, erfreue uns wenigſtens dieſe neue Offenbarung jener geiſtigen Einheit, die uns für die mangelnde politiſche tröſten muß! Ich will mit einigem Stolz nach Frankreich gehen und Victor Hugo ſagen: Wir Deutſche können *wollen* und wir *thun*, was wir wollen. Wir ſind mehr, als ein Land, wir ſind ein Volk!

Glückliche Heimath, wirſt Du auch einſt ſagen: Wir ſind ein Staat?

Dritter Brief.

Aachen, den 9. März.

Der Kölner Carneval, die „Floreſſei", war vorüber. Die Faſten beginnen und nur am letzten Sonntage iſt noch das

Lätare-Essen erlaubt gewesen, wo der maskirte Kölnische „Drikkes" ohne Kappe noch einmal die letzten Kräfte seines Magens und Witzes zusammen nimmt, um das diesjährige Fastnachtsspiel würdig zu beschließen. Der Kölner Carneval ist in zwei Partheien zerfallen, die nun jede für sich ausgelassen sein will. Wird dieser Zwiespalt nicht ausgeglichen, so ist es möglich, daß der „Gürzenich" in künftigen Jahren öde steht und auch diese gesellige Freiheit, dieser gaukelnde Rest des Mittelalters in sich selbst zerfällt.

Das exclusive Wesen greift in unserer Gesellschaft immer mehr um sich. Nehmen wir mit der englischen Sprache auch die englischen Unsitten an oder kommen sie wieder diese schon durch die Bühne auf immer verbannt geschienenen Standesvorurtheile? Es tritt wieder ein Wählen ein, ein Sichten, Ballotiren, das uns mit Besorgnissen für die Zukunft erfüllen muß. Am kühnsten aber sind die Wagnisse der westphälisch-rheinischen Ritterschaft, die man hier die Autonomen nennt. Bekanntlich sind dreißig dieser Standesherrn ihren König angegangen, daß er ihnen gestatten solle, einen Bund zu schließen, in welchen jeder Ritter von 16 Ahnen und jährlichen 5000 Thalern Einkünften aufgenommen werden könne. Das Privilegium dieser Herrn sollte die Autonomie der Erbfolge sein, d. h. die Freiheit, nach Belieben, abweichend von den gesetzlichen Bestimmungen, über ihre Erblassenschaft zu verfügen, Söhne zu enterben, Töchter auf Pflichttheile zu setzen, Majorate zu stiften u. s. w. Der König hat diese Autonomie in der That bewilligt, ohne jedoch den Bund der Autonomen als einen Bund anerkennen zu wollen. Aber die Autonomen constituirten sich de facto. Sie üben eine förmliche, für sich abgeschlossene Gerichtsbarkeit aus, haben eine Art Vehme, eine Art Bann, den sie über die Mitglieder ihrer stillschweigend geschlossenen Corporation aussprechen, haben Strafen, Läuterungen, Verzeihungen und Wiederaufnahmen gebesserter Mitglieder. Die Fehler, für die sich diese Herren strafen, sind nicht etwa Thier- und Menschenquälerei, nicht etwa Spiel und andere „noble Passionen", sondern die abweichenden Ansichten über die schwebenden Kirchenfragen, die allzugroßen Annäherungen an das

herrschende Regierungssystem, an akatholische Principien u. s. w. Der Chef dieses Bundes ist ein Herr von Mirbach, dessen Visitenkarte, die ich irgendwo gesehen, also lautet: „Freiherr von Mirbach, Standeshauptmann der rheinischen ritterbürtigen Ritterschaft.“

Mit der Eisenbahn fährt man in drei Stunden nach Aachen, der alten Kaiserstadt. Victor Hugo hat durch seine Briefe am Rhein Alles aufgeregt. Die Städte, die Kathedralen fühlen sich verletzt. Er hat die Sehenswürdigkeiten nicht gläubig anerkennen wollen, hat die Küster und die Fremdenführer für ihre Trinkgelder zittern lassen. Victor Hugo klagt auch über die Theorieen unserer Politik und über die Saucen unserer Küche. Dort suchen ihn die Publicisten, hier die Gastwirthe zu widerlegen. Man schlägt in den Fremdenbüchern nach. „War je ein Victor Hugo hier logirt?“ „Vor sechs Jahren ein Vicomte Hugo!“ „Hat er Hammelfleisch gegessen, wie er behauptet?“ „Nein, es war Boeuf à la mode.“ Ich lernte deutsche Wirthe kennen, die vor Zorn schäumten und ihm diese Ungenauigkeiten im Journal des Debats vorhalten wollen.

Der Aachener Dom ist ein erhabener Bau, dessen tausendjähriger Ursprung aus allen Zuthaten der Zeit und selbst den geschmacklosesten, den Rococo-Stuccaturen der innern Kuppel, unverkennbar hervorleuchtet! Von Karl dem Großen begründet, zweimal durch Feuersbrunst beinahe völlig zerstört, ausgebaut, überbaut, hier schöpferisch ergänzt, dort handlangermäßig geflickt, hat das erhabene Gebäude seinen ursprünglichen byzantinischen Charakter nicht ganz verloren, sondern macht einen großen Eindruck und einen mehr maurischen als gothischen. Wären die Springquellen und die Oleander da, man würde sich an die Alhambra erinnert fühlen. Mondschein dazu und Nachtigallen hätten wir ja auch in Deutschland.

Sonderbar, daß der Teufel mit allen deutschen Domen sein Spiel getrieben hat. Alle unsere großen Münster, vom Magdeburger bis zum Aachener, sind, der Legende zufolge, der Hölle zum Trotz erbaut. An alle diese ehrwürdigen Gebäude knüpft sich die Sage von den Drohungen des Teufels, von

Wetten, die der Höllengeist mit den Baumeistern eingegangen wäre, von seinen Anerbietungen, an den großen Werken mitzuarbeiten. Sonderbar aber auch, daß man jedes Mal, wenn man einen deutschen Dom sieht, mit dem Teufel Mitleiden hat. Die Priester und Bauleute haben ihn überall mitarbeiten lassen, haben ihm die erste in den Dom gehende Seele versprochen und ihn dann, wenn das Werk fertig war, regelmäßig betrogen. Steine half Satan tragen, Berge half er versetzen, er fügte Quadern auf Quadern, und wenn dem „armen Teufel" beim Bau unserer Gotteshäuser heißer geworden war, als in der Hölle, so schenkte man ihm für seine treuen Dienste statt der ersten Menschenseele die Seele eines Hundes, die Unsterblichkeit eines Wolfes, den man zuerst in die Kirche schickte. Wer wollte dem Teufel verdenken, daß er sich seitdem an den frommen Betrügern zu rächen sucht, daß er Steine vom Brocken auf den Magdeburger Dom wirft, daß er sich an die Eisenringe der Thür am Aachener Dom klammert und diese ausreißen will; wer wollte ihm verdenken, daß er noch heute um die Dome schleicht, nirgends es heftiger stürmen und windiger pfeifen läßt, als um die Kirchen, und daß er sich freut, wenn die Philosophen beweisen, wie die Idee des Christenthums, so rein, so göttlichen Ursprungs sie war, doch nicht ohne Lug und Trug in's Leben treten konnte.

Uebrigens hätten die Aachener Baumeister dem Teufel auch immerhin die erste, in die Kirche gehende Menschenseele schenken können, wenn nämlich der links an der Pforte befindliche Tannenzapfen die geschenkte Seele gewesen ist. Der Tannenzapfen, von Eisen geformt, soll die Seele des rechts stehenden, kläglich blickenden Wolfes gewesen sein. Giebt es doch Menschen genug, deren Seele eher einem hölzernen, ungenießbaren Tannenapfel als dem Odem Gottes ähnelt. Einer der Herren Vorsteher des Kaatzer'schen Leseinstituts, dem ich für seine freundliche und zuvorkommende Begleitung dankbar verpflichtet bin, äußerte mit vielem Grund, daß Tannenzapfen und Wölfin wahrscheinlich zu römischen Wasserkünsten gedient hätten. Die Wölfin ist die Amme des Romulus und der Pinienapfel ein Attribut des Bacchusdienstes,

dem die Römer am rebenreichen Rheine überall die Symbole ihrer Götterlehre widmeten.

Im Dome ſelbſt, der durch ſeine unregelmäßige Bauart, ſeine ſpaniſchen, ungriſchen, walloniſchen Nebenkapellen zwar ein winkliges Anſehen bekommt, ſich aber dadurch in einen Complex von Begebenheiten, ein Stück Geſchichte verwandelt, ſah ich den berühmten Evangelienſtuhl in ſeiner unförmlichen überladenen Koſtbarkeit, und dachte beim Grabmale Otto's III. an J. Moſen's Trauerſpiel. Wenn die Facta, auf welche der Dichter ſein Werk begründete, wahr ſind, welch ein erſchütternder Abſtand zwiſchen jenen Scenen ſüdlicher Leidenſchaft und dieſem ſtillen nordiſchen, kalten Marmorgrabe, das des vergifteten Kaiſers Reſte birgt! Der Schweizer des Doms iſt nur Suisse par profession, wie V. Hugo von ihm ſagte, aber ich ſehe es, er könnte es auch par naissance ſein. „Ich ſchicke mich in Alles," war ſein kosmopolitiſches Geſtändniß. Am wenigſten aber ſcheint er, wie V. Hugo behauptet, den Franzoſen geneigt. Denn indem wir jenen bronzenen Adler betrachteten, das Geſchenk eines alten deutſchen Kaiſers, das den Chorknaben zum Notenpult beim Meſſeſingen dient, und wir den franzöſiſchen Donnerkeil in ſeinen Klauen etwas wacklig fanden, hörte ich von ihm die Aeußerung: „Die Franzoſen haben aus dieſem Adler ihren gewöhnlichen Kuckuk gemacht. Ueberall Kuckuks, ſehen Sie da, meine Herren, auch da oben am Chor drei franzöſiſche Kuckuks!" Es waren drei vergoldete Napoleonsadler am Chor der Kapelle.

Wie kann man hier auch franzöſiſch geſinnt ſein, in Aachen, wo Alles an deutſche Größe erinnert, im Aachener Dom, wo man überall die Spuren jenes Vandalismus erblickt, der die Siege der Franzoſen begleitete! Frankreichs Avantgarde ſollen Ideen ſein, die eines jeden freien Mannes Seele erheben; das gros d'armée aber ſind ſoldatiſcher Uebermuth, die Nachzügler vollends ſind Beuteſucht und Vandalismus. Im Conventgange liegen zerſtückt die Granitſäulen, welche die Franzoſen im Revolutionskriege aus dem Dome fortnahmen und mit hölzernen erſetzten. 1815 wurde der Raub wieder zurückgebracht. Der marmorne römiſche Sar-

kophag, der dem Kaiſer Auguſtus gehört haben ſoll, kehrte mit Verſtümmelungen gemeinſter Art wieder. An dem Hautrelief, das den Raub der Proſerpina darſtellt, waren dem Pluto und der ſchönen Tochter Demeter's, allen Dienern der Unterwelt und der Erde, die Naſen abgeſchlagen, nur ein einziger kleiner Amor hatte ſeine Naſe — vor den Franzoſen gerettet. Daß ſie Kaiſer Karl's marmornen Königsſtuhl nicht zertrümmerten, geſchah wohl nur, weil ſie gewohnt ſind, Charlemagne ausſchließlich ihrer Nationalität zu vindiciren und aus der Geſchichte der Franken nur die Geſchichte der Franzoſen zu machen.

Zweifelnd und andächtig ſteht man vor dieſem einfachen Seſſel, auf welchem Karl der Große im Grabe geruht haben ſoll und der der Sorgenſtuhl aller deutſchen Kaiſer wurde, die nicht ſpäter in Frankfurt am Main gekrönt wurden. Seit man anfing, unſere wichtigſten politiſchen Feſthandlungen mehr in das Innere Deutſchlands zu verlegen, von Aachen nach Frankfurt, von Frankfurt nach Regensburg, von Regensburg gar nach Wien, iſt auch Deutſchland äußerlich immer kleiner, innerlich ſchwächer geworden. Um den Franzoſen ihre Rheinträume zu benehmen, ſollten die Könige von Preußen ihre Reſidenz zuweilen gerade von Berlin nach Köln verlegen. Der Stuhl Karl's des Großen! Wie oft habe ich ihn nennen hören. Da iſt er nun! Die größten deutſchen Kaiſer, Otto, Friedrich, Heinrich, haben auf ihm geſeſſen, gewählt von den Fürſten des Reichs, zum erſten Mal betraut mit dem Apfel und dem Schwerte des Reiches! Dieſe Stufen, wie glatt, dieſer Stuhl, wie marmorn, dieſe Lehne, wie kalt! Napoleon wagte es nicht, ſich auf den Stuhl Karl's niederzulaſſen und ſchalt Joſephinen, die ſo eitel war, es doch zu thun. Man hatte der Creolin zuvor ein rothſammtnes Kiſſen untergelegt. Man blickt hinüber nach Süden, nach Italien, nach Rom. O wäre der erſte Gedanke dieſer neugekrönten Herrſcher, wenn ſie auf dieſem Stuhle ſaßen, nicht immer das unglückſelige Rom geweſen! Hatten ſie doch das Schwert, den Apfel, den Adler; mußten ſie alle dem Duft des römiſchen Salböls erliegen und hin, hin nach Rom ziehen, wo die deutſche Kraft und

nicht selten das eigene Leben ihr Grab fanden? Otto III. saß auch auf diesem Stuhl, blickte nach Rom und so, wie er drüben liegt in der Kapelle, vergiftet, kehrte er zurück. Der bronzene Adler drüben, von welchem die Schüler jetzt die Messe singen, hat seine Füße kümmerlich zusammengeklemmt. Er steht so unsicher, daß sie wol auf den Gedanken kommen konnten, ihm zwischen die Krallen den französischen Donnerkeil zu stecken. Aber groß und gewaltig hat er seine Flügel ausgebreitet. Fliegen, fliegen, hin nach Rom, der äußeren, leeren, phantastischen Würde wegen! Das Reich verfällt daheim, der Kern des besten Volkes, das den Kaiser begleitet, entnervt, der Römerzug wird die einzige Kaiserthat. Ironischer Künstler, der Du auf den Rücken des Adlers eine Fledermaus befestigtest! Es war vielleicht nichts, als der Künstlerhumor des Mittelalters, der auf die weitgebreiteten Adlerfittige eine teuflisch grinsende Fledermaus von gleichem Metall ausspannte; aber deuten dürfen wir das Symbol. Die Hierarchie ist es, die spöttisch grinsend auf dem deutschen Adler liegt, der dunkle häßliche Vogel der Nacht auf dem Rücken des sonnenanstrebenden Königs! Armes Vaterland, Deine Adler flogen und nicht Du, nur die Fledermäuse stiegen auf ihnen empor!

Was sollte ich nun noch mit den „kleinen" und den „großen" Reliquien, die man im Dome zeigt? Den Betenden dort am Fußboden lasse ich das Haar Mariens, die Gebeine der Apostel, die Nägel vom Kreuze Christi. Eine zweifelnde Seele sieht diese Knochen nur mit Wehmuth, mit Wehmuth, daß der Himmel ihr den Gedanken gegeben, und daß es keine anderen Reliquien der Ideenwelt, keine Heiligthümer der Gedanken giebt, als die Schicksale der Gedanken selbst! Ihr küßt diese Knochen, Ihr frommen Kranken, und Ihr seid genesen, Ihr weint in diese heiligen Tücher, Ihr Leidtragenden, und Ihr seid getröstet; wir, die wir nichts glauben als den Zweifel, wir, die wir unsichtbar den Gott suchen, den Ihr sichtbar an Eure Lippen drückt, wir Schmerzzerrissenen und Ungetrösteten haben keine Linnen, Gebeine und Kreuze; unsere Reliquie ist Gott selbst, unsere Religion ist der Schmerz, unser Gottesdienst ist zuweilen die Thräne.

Auch den Schädel Karl's des Großen lasse ich dem Sakristan. Ich mag es nicht sehen, daß ein Lohnbedienter mit dem Finger auf den Schädel Karl's des Großen klopft, um zu zeigen, daß er so hohl und leer klingt, wie der Schädel jedes gewöhnlichen Fürsten unserer Tage. Ich besteige den Lousberg. Ueberall Teufelssagen, überall der Teufel drohend, überall geprellt von den Priestern. Aachen steckt voller Teufel, wie es 1817 voller Diplomaten steckte. Diese brauten und kochten laulichte Protokolle, jene brauen und sieden die heißen Quellen, durch deren Fassung Aachen Spaa verdrängt hat. Das ganze Land, das sich vom Lousberg in die Ebene vor uns ausbreitet, ist vulkanisch. Nachts muß es leuchten von blauen Flämmchen. Im alten Thurm am Fuße hausen die Wichtelmännchen, das kleine Volk der Zwerge, das auf seinen ledernen Höschen überall den Minen und Metalladern nachrutscht. Dort Holland, drüben Belgien —! Riesenschornsteine dampfen über die schon grünende Ebene. Tief im Thale das sonnenbeschienene Aachen, etwas zerflossen in seiner Lage, nicht begrenzt genug für uns und eingefriedigt, um sich ganz darin heimisch zu fühlen. Eine Stadt, gleichsam ohne Mauern und Thore, geschaffen nur als Uebergang in neue Regionen, in Länder fremder Zunge, die ich morgen begrüßen soll.

Vierter Brief.

Brüssel, den 12. März.

Ein furchtbares Unwetter tobte uns aus dem Lande der Wallonen entgegen. Bäume wurden entwurzelt, Dächer abgedeckt, wie man aus Brügge schreibt, Schiffe entmastet; ein Orkan wüthete mit Regen und Schloßen. Die Bergströme rasten in wilden Sprüngen über das Gestein, Brücken wurden fortgerissen, die Wege waren in Gefahr, von mächtig

anschwellenden Bächen überschwemmt zu werden. Die Gewalt des Windes drückte die Scheiben des Coupés ein, so daß ich bis auf die Haut durchnäßt in Lüttich ankam.

Was ist aber all' dies Körperliche, wenn die Neuheit der Eindrücke den Geist beschäftigt! Ich verließ Deutschland, hörte den letzten Mann, der noch in deutscher Zunge redete, und sah, daß dieser plötzliche Uebergang in ein fremdes Idiom keine Erfindung war. Kein Uebergang, keine Vermittelung, plötzlich ein anderes Volk in diesen Bergen, eine andere Sprache in diesen Thälern. Die Landessprache ist wallonisch, ein entartetes oder noch eher ein anomal entwickeltes Französisch. Die Sprache der Douanen, der Gasthöfe, der Postbureaur ist französisch. Alles bekommt einen andern Anstrich. Die Menschen blicken nicht mehr wie bei uns nach Osten, Alles neigt sich nach Westen. Paris ist die Sonne, die das geistige Wachsthum dieser Gegenden zeitigt. In den Wirthsstuben nichts als Erinnerungen an Napoleon, französische Landkarten, Pläne von Brüssel und Paris. Keine Beschwerdenbücher mehr in den Passagierzimmern, keine Kalender mehr mit den Bildnissen der königlichen Familie aus Berlin, keine Lithographieen mehr, die des preußischen Staates Magna Charta „Meine Zeit in Unruhe" und „Auf Dich, meinen lieben Fritz" in Schönschrift verewigen. Ich muß alle Schleusen meiner Sprachkenntnisse öffnen, um mich oben zu erhalten, und doch werd' ich die Besinnung verlieren. Meidinger, Mozin, Thibaut, ihr Geister des Dictionnairs und der Grammatik, verlaßt mich nicht! Mir ist zu Muthe, wie damals, als ich schwimmen lernen sollte. Der „Hallore" warf mich ohne Weiteres in die Spree. Aide toi, le ciel t'aidera!

Und der Himmel hilft, aber Geld ist Gottes Sache nicht. Diese Franken, diese Sous, diese Centimen! Noch eben hatte ich meine schönen Preußenthaler, meine lieben vaterländischen Silbergroschen, und nun eine ganze Faust voll Kupfer! Dreißig, fünfzig, fünfundsiebzig Centimen — die kleinste Zahlung zwingt mich zum Rechnen. Ich werde all' meinen Hegel, Goethe und Schiller vergessen und mich nur mit Meyer Hirsch beschäftigen müssen. Nur um das Kupfer los zu werden, zahle ich Trinkgelder wie ein grand Seigneur. Ein Frank

Tagen in Florenz, Rom und Neapel wurden ſie ſeltner, und als ich kaum von einer tödtlichen Krankheit geneſen war, da erhielt ich eines Tages die Kunde, daß dieſe Königin meines Herzens, dieſer Engel an Güte und Hingebung im Stande geweſen war, ſich einem Andern, dem Commodore William Stafford zu vermählen.

Holiday (beſtürzt).

Wie? Fennimor Leslie?

Arthur.

Fennimor Leslie einſt! Ich hatte gehofft: Fennimor Douglas! Und jetzt Fennimor Stafford!

Holiday (bei Seite).

Welche Entdeckung!

Arthur.

Gefoltert, zerriſſen von Schmerz wollt' ich erſt nach England, aber da ich die Beſchreibungen las, die man in den Londoner Blättern über unſern Aufenthalt in Italien machte, da ich nicht wußte, wie ich mit der ganzen Kraft meiner moraliſchen Würde der Treuloſen gegenüber treten ſollte, floh ich in den Orient, reiſte wie ein Muſelman, pilgerte nach Mekka, drang bis Indien durch, vergebens! Schon ſeit meiner früheſten Jugend liegt etwas in mir, dem ich nicht Namen geben kann, ein Zug zum Schmerz, ein Zug zur Trauer, ein Zug zum Tode! Nichts war im Stande, mich aus dieſem geknickten Bewußtſein, aus dieſer Ohnmacht meines innern, mit Zweifeln kämpfenden Menſchen aufzuraffen. So verſtrichen dem von Fennimor Verrathenen und Lebensſatten zwei freudloſe Jahre. Oft ſchon wollt' — ich — mich — Ach! —

hat zwanzig Sous, ein Sou hat fünf Centimes, hundert Centimes ſind ein Frank. Ich werde ſehen, ob ich das behalte.

Von Verviers bis Lüttich iſt der Weg von maleriſcher Schönheit. Zu beiden Seiten Felſen, Steinbrüche, abwechſelnd mit anmuthigen Wieſen und auf den Abhängen und Bergvorſprüngen dichtgeſchaart Fruchtbäume. Allerdings hüllte das furchtbare Unwetter Alles in Grau, verwuſch alle Farben des Bodens und der Ströme in Gelb. Bald wird einer der kühnſten Schienenwege durch dieſe Straßen, dieſe Berge ſich ſchlängeln. Keine Schwierigkeit wird da umgangen ſein, jede durchbrochen. Wo man hinblickt, ein kühn in die längſten Berge gehauener Weg, eine dunkle Pforte, durch welche bald die glühende Locomotive donnern wird. Lüttich, das maleriſch zu beiden Seiten der Meuſe gelegene Liège, verſetzt uns zu gleicher Zeit in die Poeſie des Mittelalters und in die Induſtrie der Gegenwart. Hier werden die berühmten Lütticher Waffen geſchmiedet. Die ganze Stadt hat etwas Maſſives, Stählernes. Von der Brücke aus in der Abenddämmerung ſieht man die Oefen dampfen, die Eſſen glühen; Feuerſäulen ſteigen über die Dächer auf, die Straßen ſind erhellt vom rothen Flammenſchein. Alles hämmert, Alles ſchmiedet. Ein tapferer Anblick, dieſe Waffenſchmiede und Schwertfeger, klopfend, das Feuer ſchürend, am Amboß den Hammer ſchwingend, dort Meſſer, hier Degenklingen, Schuß-, Stoß- und Hiebwaffen, Piſtolen, Bayonette, Gewehrläufe, ein werdendes Arſenal, die Initiative eines Schlachtfeldes. Sprecht einen guten Zauberſegen in Eure Metalle, Ihr wackern Wielande! Wenn Ihr die heiligen Bannformeln über das gehämmerte Erz murmelt, weiht Eure Schwerter einer guten Sache! Betet, daß Eure Klingen nie gezogen werden für Tyrannei und Völkerdruck, daß ſie zerſpringen in der Hand der Meineidigen, ſiegen in der Hand der Gerechten!

Ein reiches, üppiges Land dieſes Belgien! Die Ebenen fruchtbar, die Ströme durchfurcht von belaſteten Nachen, die Städte blühend vom Verkehr, da und dort die ſtolzeſten Erinnerungen des Mittelalters. Noch immer iſt Belgien berühmt durch den Flor des Handels, den Fleiß des Gewerbes.

Die Kirchen bieten überall Gewähr behaglichen Bürgerſinnes, der ſeine Städte mit ſeinem Reichthum ſchmücken wollte, die Rathhäuſer ſtolz wie Aſyle der Bürgerfreiheit errichtete. Belgien iſt auf der Stufe, die Frankreich nie, Deutſchland ſehr ſpät erreichen wird. Belgien hat die abſtracte Freiheit und die Freiheit der deutſchen mittelalterlichen Städtebildung. Es iſt frei im Allgemeinen und frei im Beſondern.

An Tirlemont, Löwen, Mecheln führt uns die Eiſenbahn vorüber nach Brüſſel. Es iſt Nacht. Der Sturm hat ſich gelegt. Brauſend jagt das wilde Heer eines uns begegnenden Convois vorüber. In den Bahnhöfen dampfen und ſchnauben die geheizten Eiſenmaſchinen. Funken kniſtern hoch in die Luft. Bei der Ankunft in Brüſſel fühlt man ſich betäubt in dieſem Gewühl von glühenden Maſchinen, von Fackeln, die unſerm taſtenden Fuß über hundert ſich durchkreuzende Schienenwege fortleuchten. Das dampft, ſchnaubt, ziſcht, huſtet aus den Locomotiven um uns her; wir wiſſen kaum, wie wir uns in einen Omnibus, der uns in die Stadt führt, hineinfinden. Endlich Ruhe im Hôtel de Flandres.

Ich kann Brüſſel nicht in allen ſeinen Merkwürdigkeiten ſtudiren. Für Brüſſels größte Merkwürdigkeit gilt Antwerpen. In meinen Wanderungen durch die hügelige Hauptſtadt des jungen Königreichs ſuchte ich mir das alte Brüſſel aus dem neuen heraus. Man muß ſich nicht blenden laſſen von den Pariſer Affectationen Brüſſels, den glitzernden Schaufenſtern, den Manieren und Redeweiſen; der Kern dieſer polirten Schale iſt germaniſch, flamändiſch, in Antwerpen und Gent noch unverkennbar deutſch. Unter Karl V. war Gent größer als Paris. Je mettrai Paris dans mon gant, war der Calembourg des großen Kaiſers, der hier auf dieſem majeſtätiſchen Stadthauſe ſeiner unermeßlichen Herrſchaft entſagte, um in Spanien zu beten und Uhren zu bauen. Auf dieſem Marktplatz vor dem Stadthauſe ſind Egmont und Horn enthauptet worden. Drüben in dem Brothauſe, wo jetzt die hellen Fenſter eines Caſinos leuchten, ſtand Alba und blickte dem blutigen Schauſpiel zu. Man kann auf dieſem Platz nur an Egmont und Goethe denken. In jenem Eſtaminet, wo man das etwas herbe Pharo Bier trinkt, mitten

unter jenen Blouſen könnten Soeſt, Jetter und Buyk ſitzen, könnten Gevatter Schneider und Handſchuhmacher ſtreiten über ihre Privilegien, ſtreiten, bis ſich Vanſen in den Hader miſcht, das Prototyp der de Potters, der Kats, der Bartels. Ein junger Literat aus Antwerpen hatte den Fauſt in's Flamändiſche überſetzt. Ich rieth ihm, es auch einmal mit Egmont zu verſuchen.

In Brüſſel hat das walloniſch-franzöſiſche Element äußerlich das deutſch-flamändiſche beſiegt. Aber mehr als zwei Drittel des Volks ſind Flamänder. Ihre Umgangsſprache iſt holländiſch; doch geſtehen ſie es nicht gern ein. Die Pariſer Cultur, die Abhängigkeit von der franzöſiſchen Politik und den franzöſiſchen leidenden Ideen hat über Belgien eine Haut gezogen, die keine natürliche iſt. Es iſt eine Kruſte. Sie hat keine organiſchen Functionen, ſie iſt nur der Nachdruck der Pariſer Erfindungen, das Echo der franzöſiſchen Tonangabe. Man beobachte dieſe armſeligen Zeitungen Belgiens! So groß ihre Zahl, ſo gering ihr Inhalt. Hätte nicht jedes Journal eine gewiſſe Anknüpfung an irgend eine Partheimeinung des Landes, die katholiſche und orangiſtiſche oder freimaureriſche Parthei, die Parthei der Bank oder die Parthei der Induſtriellen Geſellſchaft, man würde nicht wiſſen, wozu dieſe Unmaſſe Papiers bedruckt wird. Alle geben ſie nur Frankreich wieder: Frankreichs Wahrheiten, Halbwahrheiten und Lügen, die Premiers Paris, die Entremets, die Faits und Accidences ſiniſtres und die Feuilletons. Ganz Belgien iſt in ſeiner Außenſeite ein franzöſiſcher Nachdruck.

Gegen dieſe Richtung iſt eine Reaction eingetreten. Vorläufig muß man freilich noch die flamändiſchen Beſtrebungen eine Literatur nennen, die gleichſam erſt einen Verleger ſucht. Aber von allen Seiten regt ſich doch der Drang, frei und ſelbſtſtändig zu werden. Man wird mit der Zeit die Literatur dieſes Landes von der place de la bourse in den Platz des Hôtel de ville verſetzen, aus den Cafés in die Eſtaminets, aus dem Frack in die Blouſe. Man wird das Siegel wieder von dieſen hohen Domen löſen, die Sprache dieſer wunderbaren Bauten volksthümlich enträthſeln. Man wird die claſſiſchen Gemälde der flamändiſchen Schule nicht

vom Pinſel allein in Antwerpen fortſetzen laſſen, ſondern auch die Feder wieder in die alte germaniſche Erinnerung tauchen. Erwägt man, welche Blüthen die däniſche Literatur auf einem Stamm von ſo wenigen Millionen, die dieſe Sprache reden, treibt, erwägt man Schweden, Ungarn, Böhmen, warum ſollten die Flamänder ſich nicht zu einer eigenen Literatur emancipiren können, ein Volk von mehr als drei Millionen in Belgien ſelbſt, ohne das wenn auch feindſelige, doch ſtammverwandte Holland? Die holländiſche Literatur, ohnedem veraltet, zurückgeblieben, in Vorurtheilen verroſtet, kann von dieſem regen Treiben in Belgien nur erfriſcht und Holland zuletzt ſogar noch eine geiſtige Eroberung des feindlichen Schweſterſtaates werden. Jede Literatur, die ſich nicht in einem mythiſchen Zeitalter durch ſich ſelbſt begründet hat oder durch eine bedeutende naive Kraft, ein Talent erſter Größe, ein Genie, getragen wird, muß ſich an die Entwicklungen verwandter Völker anſchließen. Die flamändiſche junge Bewegung wird, von Frankreich zurückgewieſen, nur wählen können zwiſchen England und Deutſchland. Coremans, Kuranda, Wolf haben einem Anſchluß an Deutſchland vorgearbeitet, die Gunſt, die plötzlich Conſcience bei uns gefunden hat, wird die Bande hoffentlich noch enger ziehen.

Endlich klärt ſich auch draußen der Himmel wieder auf. Ein ſchöner Tag. Im Park ſehnen ſich die gegen den Winterfroſt eingehüllten Statüen aus ihren Strohmänteln heraus. Auch die Bäume, ſtolze hohe Rüſter und Platanen, möchten die häßlichen Hüllen, in die man ſie kleidete, abwerfen, jene blechernen Schilde, mit denen man ihre Wunden verbunden hat, die Wunden der Septembertage. In dieſem Park wurde Belgiens Unabhängigkeit erkämpft. Hier in dieſem tiefen Grunde unter den Büſchen modern die Gebeine von Hunderten der gefallenen treuen Holländer. Die Bäume ſind zerfetzt von Kugeln, und wo die Rinde von ihnen zu ſehr gelitten hat, das Wachsthum von den grauſamen Wunden zu ſehr bedroht ſchien, hat man die Narben verdeckt, damit ſie langſam heilen. Ein furchtbarer Anblick muß dieſer Kampf geweſen ſein. Die Holländer hier in dieſem Park zuſammengeſchaart, von allen Seiten den Kugeln des Volks preisgegeben. Drüben und

draußen von Dächern, aus Fenſtern herab das Feuer der Inſurgenten. Waffen, ſchnell zuſammengerafft, alte Helme, alte Panzer aus ſpaniſchen Zeiten, hoch zu Roß die Führer des Aufſtandes, Knaben die Trommel rührend, die Frauen dazwiſchen, anfeuernd, Kugeln bringend, die Verwundeten verbindend, die Sterbenden beweinend. Im Eingang der Deputirtenkammer zeigt ein großes Gemälde von Wappens, wie dieſe Freiheit, eine Treppe höher in dieſem Hauſe frei zu reden und frei abzuſtimmen für die Intereſſen des Volkes, draußen unter den Herbſtbäumen, drüben im Park, erkauft wurde. Das Gemälde iſt etwas verworren gruppirt und die Einheit zu ſehr in eine Sterbeſcene concentrirt, die uns die ſiegende Revolution nicht vergegenwärtigen kann. Das Rieſengemälde de Kayſer's, das links die Schlacht bei Worringen darſtellt, ſteht künſtleriſch auf einem höheren Standpunkt.

Sainte Gudule iſt wie die Peterskirche Roms von innen erhabener als von außen. Die Kanzel dieſes Münſters aus Holz geſchnitzt, iſt ein Meiſterſtück der Erfindung und Ausführung, ein Gedicht. Das herrliche Werk ſtellt die Geſchichte des Sündenfalls und der Erlöſung vor. Unter Adam und Eva, vom Engel aus dem Paradieſe vertrieben, die Schlange rieſenhaft ſich um den Baum der Erkenntniß ringelnd, oben das Evangelium in katholiſcher Auffaſſung durch die Sternenkönigin Maria dargeſtellt. Das Paradies ausgeſchmückt mit allen ſeinen Bewohnern, ſelbſt die Affen ſind nicht vergeſſen. Wenn der Geiſtliche die Kanzel beſteigt, droht ihm ein tapiſcher Maki gerade auf die Schulter zu ſpringen. Jetzt ſollte ein Künſtler Kanzeln bauen, an denen er Affen anbrächte! Man würde es für geſchmacklos, irrelegiös halten, und doch haben wir das humoriſtiſche Mittelalter weder in ſeiner Schnitzkunſt, noch in ſeiner Andacht erreicht. Am Arme Eva's hing an einem dünnen Zwirnsfaden ein Hirtenbrief des Erzbiſchofs von Mecheln, ein Ablaßbrief für alle liebenden Töchter Eva's, die unten vor der Welt das Paradies verlieren und oben bei Gott oder dem Pfaffen für ſo und ſoviel an den Küſter zu bezahlen die Gnade finden.

An der Place de la bourse arbeitete ein Privattelegraph.

Daß ſich hier Privatleute Telegraphen halten können, iſt ein Horreur für die deutſche Politik. Doch war dies wahrſcheinlich jener lügenhafte Berichterſtatter, der die Antwerpener Börſengerüchte ſo unſicher macht und dem man in Hamburg ſo viel verkehrte Nachrichten über Spanien und Frankreich verdankt.

Nichts von einer kläglichen Theatervorſtellung im Park, nichts von den trois Suisses und den mille Colonnes, nichts von dem neuen Journal „die Naſenſtüber" und dem alten Journal „Mephiſtopheles", in dem ich mehr Rohheit als Witz gefunden habe, nichts von der Gewiſſenloſigkeit des ſchändlichſten Nachdruckſyſtems gegen ein Land, dem Belgien ſeine Freiheit verdankt, nichts von Herrn Haumann, der ſich durch ſeinen Nachdruck Häuſer baut; ich rüſte mich auf Frankreich, wohin ich morgen abreiſe. Schon führt eine Eiſenbahn nach Mons in's Hennegau oder in den Ainaut, wie es hier heißt, in Gegenden, die hiſtoriſch berühmt ſind aus den Zeiten der Grafen von der Mark, der wilden Ardenneneber. Bald wird dieſe Eiſenbahn Brüſſel unmittelbar mit Paris verbinden. So hat Belgien zwei ausgeſtreckte Eiſenbahnarme, einen nach Frankreich, einen nach Deutſchland. Belgien wählt, welche Hand es mit dieſen Armen drücken ſoll. Eine wird es wählen, doch nur die Hand eines Mannes.

Fünfter Brief.

Paris, 17. März.

Das Meiſte, was wir ſchön, erhaben, groß finden, haben wir in der Regel in unſerer Vorſtellung uns doch noch ſchöner, erhabener und größer gedacht. Die erſten Berge, die wir ſahen, ſchienen uns kleiner, als ſie uns hätten erſcheinen müſſen, um uns vollkommen zu befriedigen. Die gerühmteſten Wunder der Welt, wenn wir ſie ſahen, blieben hinter

Kupferſtichen zurück. Auch die Liebe! Nahm ſie nicht anders ſich aus, als wir noch kein Herz gefunden hatten, das wir unſer nennen durften? Wem gab ſie, als wir wirklich liebten, nicht Größeres, als wir hofften, und wem — wie oft! — nicht viel Kleineres?

Je älter man wird, deſto beſcheidener, deſto anſpruchloſer ſollte man werden. Man ſollte ſich die Grenze ziehen können für Alles, was dieſe Welt gewähren kann. Sie hat Alles und giebt ſo wenig. Wie viel Glück, wie viel Freude — nur Dir iſt nichts davon beſchieden! So haſt Du entbehren gelernt, biſt einfacher in Deinen Wünſchen, reiner in Deinen Genüſſen, glücklicher geworden in Deinen kleinen Befriedigungen! Nur ein abſtracter Menſch, ein Menſch, der in Büchern heimiſcher iſt, als unter Seinesgleichen, konnte nach Italien reiſen und ſich ſtören laſſen durch Alles, was die Natur dieſem wunderbaren Lande als Zugabe ſeiner Wunder gegeben hat. Da die Wunder der Erde natürliche ſein müſſen, ſo wirft auch Alles, was himmliſcher Abglanz ſcheint, ſeinen irdiſchen Schatten. Wie klein jene Fremden, die unſer Vaterland beſuchten und alles Das zum Maßſtab ihres Urtheils über das Ganze nahmen, was ſie im Einzelnen befremdete, was von ihren Gewohnheiten abwich oder auch wirklichen Tadel verdiente!

Auch ich kam nach Frankreich voll Indignation über hundert widerliche Eindrücke. Ein jämmerlicher Poſtwagen, erbärmliche Plätze, ein grober Conducteur, nicht die Spur von Aufmerkſamkeit auf das Befinden der Reiſenden. Schlechte Koſt, Prellerei, für den kleinſten Dienſt geöffnete Hände, die gemeinſte Plusmacherei in Allem, was uns begegnet. In jeder Feſtung, die wir paſſirten, wurden die Päſſe abgefordert, nur damit die Unterbedienten Geld fordern konnten. Und doch! Ich will nicht klagen. Ich will Frankreich nicht, wie es Manche gethan haben, nach ſeinem Milchkaffee und ſeinen Trinkgeldern beurtheilen. Jeder Sou, auf dem ich leſe: République française, jedes Bildniß des unglücklichen Ludwig auf der groben Kupfermünze ergreift mich hinlänglich, um nur noch den welthiſtoriſchen Boden unter mir zu fühlen. Getroſt fahre ich durch die Barrière St. Denis bei ſchönſtem

Frühlingswetter in das große Babel ein. Ich bin in Frankreich, in Paris. Ich muß mich beſinnen, um zu wiſſen, was mir einſt dieſer Gedanke geweſen. Als Knabe habe ich Frankreich gehaßt und Paris geliebt. Meine Gedanken klammerten ſich an Deutſchlands Fall und Deutſchlands Größe; aber meine Gefühle, meine Phantaſieen ſchweiften durch Paris, das ich früh kennen lernte aus den Erzählungen meines Vaters, der zweimal als preußiſcher Krieger und Sieger in Paris geweſen. Nach der Julirevolution hat ſich auch in der Auffaſſung Frankreichs bei uns Alles geändert. Man empfand nicht gerade für, ſondern mit Frankreich. Dieſelbe Lage, die Frankreich bei ſich verändert hatte, fand ſich bei den meiſten Völkern Europas vor. Selbſt England, ſo feſt gewurzelt in ſeinen hiſtoriſchen Bedingungen, machte die Reformbill und die Entwicklung des Chartismus zum Nachhall der Pariſer Bewegung. Deutſchland vollends, in ſeiner politiſchen Lage ſogar noch hinter den geringen Verſprechungen der Wiener Congreß-Acte zurückgeblieben, mußte freudig den Sieg des Conſtitutionalismus begrüßen, einer politiſchen Form, die, nur halb bei uns eingeführt, auch in ſich ſelbſt ſchon zuſammenfiel. Die Hingebung an Frankreich lag vorausgeſetzt in einer beſchämenden Selbſterkenntniß. Frankreich wurde der Mittelpunkt und der Leitfaden unſerer Reformen.

Das ſind Gedankenreihen, die uns viel beſchäftigen werden. Vorläufig habe ich Mühe, meine Geſichtspunkte nicht zu verlieren. Ich muß mich zuweilen beſinnen auf das Frankreich, das ich mitgebracht habe, weil das Frankreich, das ich finde, mich zu irren anfängt. Louis Philippe, Guizot, Thiers, der, „bewaffnete Friede", der „Friede um jeden Preis," die Pairskammer, die Königsmörder, die Deputirten, die Epiciers, die großen Männer und die kleinen Intriguen, die Kunſt und Wiſſenſchaft, Véry, Véfour, Muſard — ich habe Mühe, von Alledem, was ich früher wußte, nichts zu vergeſſen. Ein Fiacrepferd, das auf dem Boulevard für todt liegt, beſchäftigt mich mehr, als drüben das Hôtel des Capucines, wo Guizot ſeine Diners giebt. Eine Holzpflaſterung am Ende der Rue Richelieu weckt mehr Betrachtungen in mir, als das heutige Bulletin der Débats. Sie pflaſtern

Paris mit Holz, um der Revolution den Bauſtoff zu entziehen. Aus Holzblöcken laſſen ſich keine Barrikaden mehr erbauen. Lieber mögen Die, die nicht hören können, überfahren werden, wenn ſie auf dem Holzpflaſter das Rollen der Wagen nicht vernehmen, als daß Die, die nicht ſehen wollen, ewig in Gefahr ſind, ihre Würden zu verlieren. Das Zufällige, das Nächſte ſtört den Gedanken an das Allgemeine in Paris.

Schade, daß die diesjährige Frauenfrühlingsmode ſchwarze Trauerkleider ſind, es fehlt ſonſt nichts, um Alles frühlingsſchön zu haben. Blauer Himmel, Sonnenſchein, die Bäume ſchon grünend, die Fontainen am Obelisken diamantenglänzend — und zum Ueberfluß iſt der Salon der neuen Gemälde eröffnet. Wo ſoll ich hingehen? Draußen Veilchenduft und drinnen die Blüthen der ewig jungen Kunſt? In Paris kommt die Kunſtausſtellung mit den Veilchen, in Berlin mit den Aſtern. Ich ziehe den gemalten Berliner Nachſommer dem gemalten Pariſer Vorfrühling vor. Auch innerlich, was die Kunſt betrifft! ſagte ich nach einem flüchtigen Beſuch des „Salons". Unſere deutſchen Ausſtellungen bringen mehr Poeſie. Bei uns iſt die Malerei lyriſch, hier will Alles dramatiſch ſein. Jedes Bild drängt ſich hervor, jedes ſchreit um Beifall. Ich ſehe ungeheure Effecte, aber wenig Gefühle. Die Religion iſt in einigen rieſenhohen Altarblättern bedacht. Es ſind Votivtafeln einer Andacht, die nur deshalb für die Heiligen ſorgte, weil einige neue Kirchen neue Gemälde haben müſſen. Bei neuen Kirchen kommen in Anſchlag: Steine, Holz, Gold, Silbergeräth, eine Orgel, ein Gemälde für den Altar. Dieſe Heiligenbilder gehören zum Baudepartement; man ſieht ihnen an, daß ſie auf Beſtellung gearbeitet ſind. Sonſt wimmelt es in dem Salon von orientaliſchen Scenen, von Familiengemälden und Portraits. Die erſten ſollen für Algier begeiſtern, die anderen das Glück der Ehe veranſchaulichen, die letzten ſind gemalte Heirathsgeſuche. Auf den Familiengemälden ſind Kinder und kleine Hunde die Hauptſache, auf den männlichen Portraits die Bärte. Ich mag hier keinen Mann mehr anſehen, weil ich nichts als Haare ſehe. Alles trägt mittelalterliche Bärte, die Flaneurs, die Kutſcher,

die Marquis, die Ouvriers. Man iſt von allen Seiten umgeben von Van-Dyks-, Rubensköpfen, poetiſchen Bärten, zu denen proſaiſche Augen, von Haaren, zu denen fahle Lippen und die geſchmackloſeſten Trachten des Jahrhunderts gehören. Dieſe Männer laſſen ſich ihre Bärte wachſen, ohne daß ſie ſelbſt ihren Bärten gewachſen ſind.

Die Gemälde des Salons ſind im Grunde nichts mehr als gemalte Kupferſtiche, colorirte Lithographieen. Sie gehen mit wenig Ausnahmen über den Geiſt des Kupferſtiches und der Lithographie nicht hinaus. Die Mode, die geſellſchaftliche Beſtimmung ſcheint die Muſe zu ſein, die dieſe Künſtler begeiſtert, und der ſie ihre oft ſchönen und kühnen Talente opfern. An großen Kunſtſchöpfungen muß eine Periode immer ärmer werden, wo man die Bedeutung der Epoche angefangen hat ſo zu verſtehen, daß die Menſchen dieſer Epoche bedeutend wären. Seither wollen ſich denn auch all' die Philiſter, die ſich einbilden, die Haupthebel der Epoche zu ſein, in der Kunſt abgeſpiegelt wieder finden. Auf den Gemälden, wie in der Poeſie, und nirgends mit größerer Tyrannei für die Dichter, als im Drama.

Der Weihrauch der Feuilletons, die den Salon umdampfen, muß erſt den friſchen Oelgeruch der Kunſtausſtellung vertreiben. Hinaus in die ſonnigen Champs élysées! Hunderte von eleganten Equipagen, mit vorreitenden Jokeys, begleitenden Cavalieren, untermiſcht mit reitenden Amazonen, machen Queue zu beiden Seiten der Promenade, um bis zum Arc de l'Étoile die Renten zu zeigen, welche die weißen Handſchuhe und die Stulpſtiefeln der Jokeys, dieſe engliſchen Wagen, dieſe Spiegelfenſter, dieſe geſtutzten Roſſe und die Augen der ſchönen Damen im Wagen bezahlen. O, dieſe ſchönen, dieſe ſtolzen Frauen-Augen! Dieſe Fülle von Glanz, dieſer Hintergrund von Glück und Unglück, Liebe, Leidenſchaft und den dunkelſten Schlaglichtern der Poeſie! Hingelehnt auf ſammtne Polſter, den Arm auf einen Vorſprung der ſeidenen Kiſſen geſtützt, blicken dieſe Pariſer Schönen mit ihren heißen und doch ſo blaſirt ruhigen und herzloſen Augen hinaus durch die niedergelaſſenen Jalouſieen des Schlages in die noch kahlen Bäume, die für ſie kein Frühling zu belauben

Da besann' ich mich eines Tages, daß Trilbie, unser alter Diener, mich vor einem Tage des Novembers gewarnt hatte, der den Douglas gefährlich wäre. Diese Warnung verwandelte sich für mich in eine glückverheißende Prophezeiung. Ich sah eine dunkle Wolke vor mir, die mich zog und zog, die mir den Weg zurück wies nach Europa, in die Heimath, in das Land der Untreue, in diese düstern Berge, in diese finstern Hallen, die den rückkehrenden Wandrer schon aus der Ferne grüßten, als hingen Todtenkränze an ihren Mauern, als winkten schwarze Fahnen von ihren Zinnen und Thürmen — Ich wanderte gedankenlos, blickte endlich auf, pochte in Schottland wieder an das Thor meiner Väter, sah die Wappen unseres Hauses verwittert, zerbröckelt an den Wänden des alten schweigsam düstern Schloßhofes und bin nun hier, erwartend, was eine höhere Macht über mich beschließen wird!

Holiday.

Arthur, man erwartet Dich im Parlament, in der Gesellschaft Londons — Dein entflohener Lebensmuth wird dort zurückkehren.

Arthur.

Sprich mir von diesen Thorheiten nicht! (steht auf) Sieh, wie unrecht war es schon von mir, zurückzukehren und Dich um Deinen Ehrgeiz, Deine Talente, Deinen Lebensmuth, Deine sichere Aussicht zu betrügen, meine Titel und mein Vermögen zu erben.

Holiday (sich abwendend).

Woran erinnerst Du — mich?

braucht. Oder bedürft auch Ihr, Ihr so leidenschaftlos Scheinenden, des grünen Schleiers der Natur, um ihn auf Euer brennendes Auge zu legen? Brennen auch Eure Blicke von Schmerzen, können diese Augen fiebern, diese Finger unter den glacirten Hüllen zittern? Habt auch Ihr in Euren Freuden Eure Schmerzen, in Eurem Reichthum Eure Armuth, in Eurem Uebermaß Eure ungestillte Sehnsucht? Seht, dort bringt der aufgerührte Staub ein Beispiel unseres Erdenglücks! Louis Philippe, König der Franzosen, umringt von einer halben Schwadron seiner Leibgarde, ein kaum sichtbares, kleines Fenster in dem tiefen sechsspännigen Wagen, ein König, vorüberfliegend, nicht rastend, nicht zum Schlage hinausblickend, sich verbergend in der Rücklehne, bei gegenwärtiger schon drückender Hitze schwer athmend unter dem stählernen Ringelpanzer, den er nach dem Glauben des Volks unter seinen Kleidern trägt! Er ist vorüber. Niemand hat heute auf ihn geschossen.

Wie ich gestern durch Zufall am Palais royal vorüberstreifte, finde ich le Cid angekündigt. Dem. Rachel spielt die Chimène. Und um nun gleich mitten in die Pariser Eindrücke hineinzugreifen, so bekenne ich mit Leidwesen, daß diese berühmte Schauspielerin mich nicht befriedigt hat. Das Leidwesen geht nicht auf Rachel Félix, sondern auf die Möglichkeit, wie man in unserm Zeitalter berühmt sein kann, ohne es zu verdienen. Ungleich sind die Gaben des Geschicks ausgetheilt, vollends ungleich die Belohnungen des Genies. Dem Einen wächst der Lorbeer so hoch, daß seine Stirne ihn nie erreichen wird, dem Andern wuchert er unter den Füßen, wie Brennnesseln. Dieser niedrig wachsende Lorbeer erstickt aber auch oft in den Brennnesseln. Der Ruhm der Rachel ist nicht so hoch, daß er über Jüles Janin's Kritik erhaben wäre.

Man rühmt am Corneille'schen Cid, daß er natürlicher sei, als die französische Tragödie natürlich zu sein erlaube. Man versteht vielleicht einige Verwandlungen darunter, die gegen die Einheit des Ortes verstoßen. Ich finde das Natürliche des Cid in seinen Fehlern, und seine Fehler in seinen Vorzügen. Das Stück ist planlos, und, obschon es von einem starken Geiste ausging, naiv. Das Naive des Cid ist sein schönster Vorzug, und wer diese Tragödie ganz ehren

will, muß in ihr mehr Empfindung entwickeln, als ſonſt auf dem franzöſiſchen Kothurn üblich iſt. Und dieſe Ehre hat Dem. Rachel dem Cid des Corneille nicht angethan. Sie war eine eben ſo froſtige, mürriſche, gelangweilte Chimène, als die echte Chimène ein warmes, liebendes, lebensfrohes, gutes Mädchen ſein ſoll. Der Kampf zwiſchen Liebe und Pflicht würde nicht von Corneille auf die Schultern Chimènens gelegt worden ſein, nicht in ihre Wangen, in ihre Augen, in die Biegungen ihrer Stimme hineingedichtet, wenn er ſich in Chimènen ein Weſen gedacht hätte, wie es Dem. Rachel wiedergiebt. Dieſe Schauſpielerin ſcheint von ihrer Pflicht, den Mörder des Vaters zu haſſen, ſo erfüllt, daß man nicht weiß, wieſo die Pflicht mit ihrer Liebe in Kampf geräth. Sie hat gar keine Liebe; ſie hat ſie in ihren Worten, aber nicht in ihren Mienen. Corneille wußte, was Chimène will: Dem. Rachel wußte nicht, was Corneille will.

Die Rachel iſt eine lange hagre Geſtalt, mit Zügen, die gerade nicht unſchön ſind, mit Augen, die nicht immer blitzen, doch ſchimmern, wohlbegabt, angewieſen vielleicht auf den Beruf, den ſie wählte. Doch zuvörderſt gebricht es ihr an Organ. Dieſe noch ſo junge Schauſpielerin hat in ihrer Stimme nur noch Kraft, wenn ſie ſich anſtrengt. Für den gewöhnlichen Lauf des Dialogs fehlt ihrem Organ Lieblichkeit, Fülle, Metall. Sollte man glauben, daß Dem. Rachel eine Schauſpielerin iſt, die Anſtrengung verlangt, um in Stellen, die nicht leidenſchaftlich ſind, vernommen zu werden?

Chimène, von einer deutſchen jungen Tragödin geſpielt, würde zunächſt die liebende Geliebte des Mannes ſein, den ſie die Umſtände zu haſſen zwingen. Dem. Rachel liebt nicht. Sie hat wol die Scala der Liebestöne, ſie weiß, wo mit der Stimme zu zittern iſt, wo die Augen niedergeſchlagen werden müſſen, ſie weiß, welche Sätze man fallen laſſen, welche Worte hervorheben, welche Abhänge man in einander ſchleifen und zuſammengurgeln muß, um das Publikum klatſchen zu machen — das iſt Alles. Ein Gemüth zu verſchenken, ein Herz uns zu weihen, das ſcheint ſie mir nicht zu haben. Sie declamirt vortrefflich. Sie hat alle Regeln des dramatiſchen Vortrags inne, ſie weiß, wo die Gleichgültigkeit, wo die Ironie, wo

langſames, wo ſchnelles Sprechen wirkt, ihr Spiel iſt aus Druckern zuſammengeſetzt, aber ſie producirt, was ſie ſpricht, aus ſich ſelbſt nicht wieder. Nichts erſchöpft ſie, nichts bewegt ſie. Sie liebt nicht, nicht einmal lächeln kann ſie. Chimène, und nicht ein einziges Lächeln! Nicht einmal ein Anlauf, das Lächeln hätte werden und ſich meinetwegen nur in einen Schmerzenszug verwandeln können!

Ihre einzige, ſich dem Gefühl nähernde Stelle war, wo ſie Act 5, Scene 1 zu ſchließen hat, indem ſie Rodrigue anredet:

Sors vainqueur d'un combat dont Chimène est le prix.
Adieu: ce mot lâché me fait rougir de honte.

Das Gefühl, das ſie hier zeigte, beſtand in Folgendem: Sie zerlegte das Wort Chimène in ſeine drei Sylbentheile und ſetzte auf jede ein muſikaliſches Trillerzeichen. Sie trillerte erſt Chi-, dann meckerte ſie mè- und ließ rallentando die ganze muſikaliſche Figur auslaufen in die letzte Sylbe -ne, die ſie wiederum nur trillernd ausſprach. Dann bückte ſie ſich, als ſuchte ſie etwas auf dem Boden, ſprach leiſe ihr rougir de honte aus und lief zuletzt in die Couliſſe fort, wie eine über eine Schmeichelei rothwerdende hübſche junge Magd raſch die Schürze zwiſchen die Beine klemmt und, um ihre Verlegenheit zu verbergen, auf und davon läuft. Und dies kleinliche und gemeine Spiel fand man bewunderungswürdig.

Gerechtfertigt werden kann die Kälte der Rachel durch den Charakter der Franzöſinnen überhaupt. Ich werde mich durch Proben nicht überzeugen können, aber ich glaube die franzöſiſchen Frauen zu verſtehen, wenn ich ahne, daß ſie ſich in der Liebe eine größere Selbſtſtändigkeit zu erhalten wiſſen, als die Deutſchen. Ich glaube, daß die Hingebung einer Franzöſin die einer Deutſchen nicht erreicht. Es iſt mir immer vorgekommen, als wenn in Frankreich die Liebe ein Vertrag iſt, dem ein gewiſſes Bewußtſein von gegenſeitigen Rechten und Pflichten zum Grunde liegt. Ohne Zweifel iſt in der franzöſiſchen Liebe noch bei Weitem mehr der Charakter der Chevalerie vorherrſchend, als bei uns, die wir uns durch

Höflichkeit nie ausgezeichnet haben. Die Französinnen lieben, ohne auf die égards zu verzichten, die man ihnen schenken mußte, ehe sie erhörten. Die deutsche Liebe wird ihren sinnlichen Fond schneller erschöpfen, als die französische, die ein Talent besitzt, auch hier zu geizen. Eine französische Liebe wird den Mann mehr beschäftigen, als eine deutsche; sie wird ihm minder schnell geschenkt werden, als bei uns, aber auch länger dafür ausdauern. So kommt in den Charakter der französischen Sexualverhältnisse etwas Bewußtes, Gedankenmäßiges, das wir in dieser Sphäre nicht kennen. Die sinnliche Flamme lodert bei den Franzosen in einem Behälter, aus welchem sie, auch in der Kunst, nur spielend hervorzüngeln darf, nicht aufsteigen in voller heiliger Lohe.

Auch die Liebeskälte der Männer hat mich im Cid angefröstelt. So abgeschmackt und kindisch sich die Helden des Vaudevilles stellen, wenn sie verliebt sind, so kalt war die tragische Liebe Rodrigue's. Oder lag die Schuld dieses völlig ungenügenden Eindrucks an Ligier? Dieser Schauspieler hat eine gewisse ungeschlachte Rohheit, die für seine Rolle vollkommen passen möchte, aber sie schien ihm angeboren zu sein, noch mehr, sie schien dem Publikum männliche Größe zu bedeuten. Ligier ist nicht mit einem unserer berühmten deutschen „ersten Liebhaber", unsern Tasso- und Posaspielern zu vergleichen. Was Ligier an Kraft und Natürlichkeit vor ihnen voraushaben mag, das fehlt ihm an Grazie, Anmuth und Würde. Ein unschöner Kopf, eine plumpe Gestalt. Allerdings ein großes Redetalent und die feinste Nüancirung aller nur möglichen declamatorischen Effecte. Der Vortrag der Scene, wo Rodrigue die Schlacht am Meere schildert, war ein Meisterstück.*)

Ein durchaus tüchtiger und mir sofort werth gewordener Schauspieler ist Guyon, der den Don Diego spielt. Hier wehte mich etwas von unserer guten deutschen „alten Schule"

*) Ligier ist mir 1846 noch unbedeutender erschienen. Er hatte gealtert. Oder kam seine Bequemlichkeit daher, daß er eben ein Hofschauspieler war? Seine lebenslängliche Anstellung am Théâtre Français war Gegenstand vieler Debatten.

an, nicht von der alten Schule, die ihren Stolz nur darin findet, daß sie schlecht auswendig lernt, sondern nur jener, die durch biedere Treuherzigkeit des Tons, Natürlichkeit des Benehmens und einen Humor sich auszeichnet, den die echte Mimenkunst auch beim Erhabensten, ja selbst noch beim Schmerze zu entfalten weiß.

Das Ensemble war gut, das Arrangement ohne alle Bedeutung. Die Weise des Spiels der untergeordneten Rollen entsprach wol nicht der Vorstellung, die man von der Tradition des Theatre français hat. Wenn Ligier den Unterleib vorstreckt, die Rachel gegen alle Gesetze der dramatischen Action ganze Tiraden mit vorgestrecktem Zeigefinger declamirt, dann kann es nicht Wunder nehmen, daß eine Confidente beim Reden die Hände so familiär zusammenlegt, wie eine Ladendame, die ihren handelnden Käufern erklärt: Es thut mir leid, prix fixes, wir schlagen nichts vor! Die Bärte waren auch hier, wie jetzt fast überall, auch in Deutschland, die Hauptsache. Schöne Bärte, schlechte Schauspieler.

Die Stimmung des Publikums schien merkwürdig. Jede politische Anspielung, jede schöne Stelle wurde mit Enthusiasmus aufgenommen. Gewisse Force-Phrasen erregten allgemeine Theilnahme. Vieles, Vieles davon hat mich verwundet. Ich liebe dieses französische Pathos nicht, ich liebe Lakonismen nicht, die meist erhaben klingen sollen und im Grunde nur gemein sind. Als Rodrigue den Grafen auffordert, sich mit ihm zu schlagen, und dieser ausweicht, sagt Ligier: As-tu peur de mourir? Er sprach diese Worte mit einer Kälte, mit einem Hohn, als wenn man Fouquier Tinville sähe, der einem Girondisten die Süßigkeit der Guillotine vormalen will. Die Franzosen waren außer sich über dieses as-tu peur de mourir? Vielleicht in ihrem Sinn mit Recht, mit Recht in der Erinnerung an ihre Geschichte, die Erinnerung der blutigen, furchtbaren Dinge, die sie nicht würden ertragen haben ohne einen finstern, ruhigen Todesmuth.

Bei drei Stellen war der Applaus von specieller Bedeutung. Man klatschte in hergebrachter Weise bei der schönen Phrase:

Je suis jeune, il est vrai, mais aux âmes bien nées
La valeur n'attend pas le nombre des années.

Noch größer war die Aufregung bei den Verſen, wo ſich der König weigert, Krieg zu führen mit den Worten: Sortir d'une bataille et combattre à l'instant, und Diego mit Beziehung auf die obenerwähnte Schilderung der Schlacht mit ruhiger Ironie ſagt:

Rodrigue a pris haleine en vous la racontant.

„Der Friede um jeden Preis" hätte hier bei dem donnernden Jubel der Menge beſchämt zu Boden blicken müſſen. Endlich wurde der Verſuch einer kleinen Parthei, bei den Worten:

Et quand un roi commande, on lui doit obéir

zu klatſchen, mit lautem Lachen und ziſchend zurückgewieſen. Als der Vorhang fiel, rief man die Rachel, Ligier und Guyon hervor. Sie kamen und verbeugten ſich. Ich fixirte die Rachel. Wieder kein Lächeln! Stummer, ſtarrer Ernſt in ihren Mienen. Die gemalte Kälte oder — Blaſirtheit!*)

Sechster Brief.

Paris, den 19 März 1842.

Guizot hat wegen eines häuslichen Krankheitsfalles mehrere Tage nicht empfangen. Geſtern war im Hotel des Capucines zum erſten Mal wieder jener Salon geöffnet, den hier jede politiſche Renommée unterhält, um an deſſen Beſuch den Grad zu zeigen, auf welchem ihr politiſcher Ther-

*) Das Urtheil über Dem. Rachel hat ſich mir nach vier Jahren und durch andere Rollen weſentlich geändert. Ich troſ es nicht gut, ſie als Chimène in ihrer ſchwächſten Parthie zu ſehen.

mometer steht. Guizot's Salon war — nicht gefüllt; theils Militairs, theils Gesandte, einige Deputirte und Gelehrte hatten sich eingefunden. Aber die Charwoche hat begonnen. Da machen sich die in der Nähe von Paris auf dem Lande wohnenden Staatsmänner Ferien.

Für einen Ketzer eigenthümlich genug, wurde ich Guizot nach dem Gesandten des Papstes vorgestellt. Guizot ist klein, von Figur gedrungen, ein angehender Sechsziger. Auge und Haltung sind lebhaft, der Vortrag ist sehr bestimmt; die Lebhaftigkeit schien sich fast der Reizbarkeit zu nähern; es lag eine gewisse Spannung, eine gezwungene Elasticität in seinem Wesen. Wenn ich seine gegenwärtige Stellung bedenke, nichts vergleiche, als nur die polemischen Artikel der Oppositionsblätter von heute früh, die Drohung, daß sich in allen Seehäfen der Kaufmannsstand eines nicht gegebenen Gesetzes wegen gegen ihn erheben würde, die triumphirende Hinweisung auf das Resultat der bevorstehenden Wahlen, so ist es nicht zu verwundern, daß Guizot's Innerstes über sein Aeußeres hinauszulangen scheint. Sein ganzes Wesen schien mir wie galvanisirt.

Frankreichs Allianz, sei's nun unter Guizot mit England oder unter Molé mit Rußland, wird schwerlich etwas Aufrichtiges und Dauerndes sein. So hat Frankreich denn allerdings das größte Interesse, sich mit Deutschland zu verständigen. Unglücklicherweise ist Deutschland ein Land, das einer bestimmten politischen Sympathie nicht fähig ist. Man kann von den Sympathieen des Rheins sprechen und hat nicht die Sympathieen der Donau. Die Stimmung des Volks bei uns ist nicht die der Gelehrten. Die Regierungen haben wieder ihr System für sich und hängen von Preußen und Oesterreich ab, zwei Staaten, deren Politik sich noch immer nicht hat entschließen können, ausschließlich deutsch zu sein. So ist es schwer, irgendwie für eine Stimmung Deutschlands gut zu sagen. Noch vor zehn Jahren, unter Casimir Perier, der zuerst die Julimonarchie ihres revolutionairen Ursprungs zu entkleiden versucht hatte, war die französische Politik darauf bedacht, in den westlichen und südlichen kleineren Staaten Deutschlands die alten Rheinbunds-

ideen zu nähren. Die Stimmung des deutschen Volkes war in der That geneigt, sich von einem Regierungssystem loszusagen, das die Protokolle von 1832 gegeben und in jenen unglücklichen Verhaftnahmen und Verfolgungen das einzige Mittel erblickt hatte, Deutschland zu beruhigen. Später haben sich diese Dinge geändert; Vieles, was Andere ihrer Weisheit zuschreiben werden, muß man der Erschöpfung zuschreiben. In Frankreich geschieht Alles durch die Personen, in Deutschland durch die Umstände. Frankreich hätte, wenn es sein Interesse ist, (von Richelieu bis Thiers bewiesen es allerdings alle seine Staatsmänner), Deutschland uneinig zu wissen, den Moment der kölnischen Wirren benutzen können, um die drohende und damals wirklich eingetretene Spaltung weiter aufzureißen. Das heutige Frankreich ist jedoch solchen tiefgreifenden Unternehmungen nicht mehr gewachsen. Den inneren Parteiungen, die das Land zerfleischen, preisgegeben, geleitet von einer Politik, die nur die Befestigung der Dynastie Orleans im Auge hat, konnte es am wenigsten die moralische und religiöse Weihe besitzen, um sich der katholischen Sache in dem Sinne anzunehmen, wie Montalembert und die ihm ähnlich gesinnte Parthei vielleicht die Grundzüge dieses Schutzes würde entworfen haben. Frankreich wird nur noch von administrativen Ideen regiert. Es ist die Regierung der absoluten Polizei. Frankreich hätte den legitimistischen Principien des Romanismus gegenüber eine andere Weltanschauung, die rein liberale, durch die Julirevolution fest begründen können. Seitdem es sich aber vor dieser Weltanschauung fürchtet, sind ihm die Zügel der Weltregierung entfallen. Frankreichs Regierung ist kein Organismus mehr, sondern nur noch Administration. Von Ministerium zu Ministerium, Kammersitzung zu Kammersitzung befestigt man nichts, als die Centralisation. Hatte es doch auch selbst eine Fehde mit dem Erzbischof von Paris, wie konnte es den Erzbischof von Köln in Schutz nehmen!

Daß die deutsche Politik mehr administrativ und polizeilich ist, als organisirend, wissen wir nur zu gut. Es liegt dies in der Furcht vor der Revolution. Als man sah, daß sich die liberale Parthei mit ihren constitutionellen Wünschen in

die kirchliche Fehde miſchte und der Zwieſpalt zwiſchen deutſchem Norden und deutſchem Süden immer bedenklicher wurde, beeilte man ſich, das kirchliche Gebiet zu verlaſſen, die ſchwebende religiöſe Frage wie nur irgend möglich zuzudecken und das locker werdende Band des Zuſammenhanges am Bundestage enger anzuziehen. Die Feſtungen ſind ihrem Ausbau näher gebracht, die eben ausbrechende Kriſis der orientaliſchen Frage erlaubte, unter einem guten Vorwande, den Kriegszuſtand aller deutſchen Territorien zu prüfen, die Rheinfrage mit ihren poetiſchen und muſikaliſchen Accidenzien kam hinzu, und ſo hat ſich Deutſchland im Augenblick eines Zuſammenhanges, einer Einigkeit zu erfreuen, die ihm eine ſeit lange nicht behauptete Stellung gegeben hat. Die franzöſiſche Politik iſt in dieſem Augenblick Deutſchland nicht gewachſen.

Die Thatſache dieſes unſeres Aufſchwunges kann für jeden Deutſchen nur erhebend ſein. Wenn die Regierungen ſo verſtändig ſind und dadurch dem revolutionairen Princip zuvorkommen, daß ſie die Verſprechungen deſſelben zu ihren eigenen Leiſtungen machen, ſo wird Deutſchland zunehmen an Kraft des Widerſtandes, an Kraft, dulden zu können, an Kraft der Neutralität. Eine handelnde Kraft kann aus Deutſchland nicht werden, ſo lange ſein Zuſammenhang ein Mechanismus iſt. Mechaniſch laſſen ſich ſechszig Hände zu zwei Händen vereinigen, aber nicht dreißig Willensmeinungen zu einem Willen. Doch hindert das nichts. Schon als europäiſcher Schwerpunkt iſt Deutſchland groß, und wenn ſich unſere Regierungen nicht zu ſchroff dem Volksleben entziehen, wenn nicht ſo unzeitige Erbitterungen, wie die von Seiten der miniſteriellen Parthei in Baden und der dynaſtiſchen in Hannover, das zunehmende Vertrauen ſtören, ſo könnte wohl eine Zeit kommen, wo die Frage: Monsieur est Allemand? in einem politiſchen Pariſer Salon an uns gerichtet, uns nicht in Verlegenheit ſetzt, ſondern mit ſtolzer Bejahung beantwortet werden kann.

Es iſt eine Lieblingswendung der Franzoſen, Deutſchland müßte mit Frankreich Hand in Hand gehen. Früher klang dieſe Phraſe etwas nach der Klugheit des Löwen, der den Eſel einladet, an der gemeinſchaftlichen Beute Theil zu neh-

men; jetzt liegt etwas Aufrichtiges darin. Die Franzosen räumen uns so Vieles ein, daß man mehr als mißtrauisch wäre, ihren Versicherungen keinen Glauben zu schenken. Ich hörte Viele bedauern, daß die Rheinfrage von einigen Hitzköpfen aufgeworfen wurde. Die Franzosen sagen: Nehmt uns nicht übel, daß wir zuweilen an unsere Eroberungen denken; seid ihr doch zweimal in unserm Lande gewesen, im Revolutionskriege und am Ende der großen Tragödie Napoleon! Man sagte mir: „Nur die sinkenden Größen in Frankreich, Größen, die keine populaire Idee mehr zu verarbeiten haben, greifen nach dem letzten Rettungsbrett, nach der Rheinfrage." Es wären dies die Geister, die Frankreich selbst schon aufgegeben hätte. Man verstand darunter Thiers.

Ich rathe allen Deutschen, die nach Frankreich reisen, dort im Vollgefühl ihrer Nationalität aufzutreten. Die Franzosen kennen an sich selbst keine andere Methode sich einzuführen und achten nur diese. Freilich muß sich da ein unabhängiges, tief verstimmtes Gefühl über Manches erst hinwegsetzen. Aber wer wird mit dem Vaterlande grollen in einem Augenblick, wo man in Frankreich anfängt, bei der Frage: Monsieur est Allemand? den Hut abzuziehen. Aber dem deutschen Namen giebt in Paris dies Feierliche und Bedeutsame nicht der Bundestag, nicht Fürst Metternich, sondern der Geist unseres Volks; unsere einst große Geschichte, unser Tiefsinn, unsere Poesie! Guizot stellte mir frei, deutsch zu reden; er behielt sich nur die französische Antwort vor. Ich wollte ihn nicht auf die Probe stellen, aber daß er es wagt, deutsch verstehen zu wollen, ist schon ehrenvoll für uns. Man schätzt in Frankreich mehr an uns, als nur den deutschen Sammlerfleiß. Man kauft mehr von unserer Literatur, als nur unsere medicinischen, historischen, philologischen Werke. Man ist von unserm Fleiß auf unser Genie übergegangen. Man wird uns in Allem die Form absprechen und mit großem Rechte, wird uns aber in dem Meisten, vielleicht mit Ausnahme der socialen Philosophie, nur das Tiefste und Gründlichste zuerkennen. Es gilt in Frankreich für ein Mittel, sich einen Weg zu bahnen, wenn man specialité alle-

Arthur.

Eduard! Ich ließ die Welt glauben, daß ich nicht mehr am Leben wäre, und kehre nun plötzlich wie ein Feiger zurück. Iſt das ehrlich gehandelt gegen die, denen ich Anrechte gegeben hatte, mich zu betrachten als einen nicht mehr Lebenden? (Wendet ſich allmählig ab nach dem Spiegel zu.)

(Es wird dunkler auf der Bühne.)

Arthur.

Hörſt Du — laß Dich — in keiner — Deiner Unternehmungen, in keiner Deiner Hoffnungen auf meinen Tod ſtören! Gewöhne Dich, ſtatt meiner, Arthur Douglas zu ſein, ein glücklicherer als der, der bald — (erblickt ſich im Spiegel) ha! ſiehſt Du — mein Schatten das! Nicht ich mehr! Wie kann ein Menſch, der zu leben gedenkt, ſolche Schleier über ſeinem Antlitz tragen, ſolche Furchen, ſolche Gräber — das ſind die Gedankenſtriche der Natur, deren Sinn die Welt nicht verſteht, Merkzeichen, die wir uns ſelber an der Stelle legten, wo wir im Buche des Lebens zu blättern aufhörten —! So, ſo biſt Du einſt nicht aus Fennimors Armen geſchieden — Du freudloſer Zweifler am Werthe des Lebens! Biſt Du's noch? (Ein leiſes Donnerrollen in der Ferne.) Schwindeſt Du, wie eine Nebelgeſtalt auf den gewitternden Höhen, — wo in den Wolken Oſſians Harfe klingt? Haucht Dich ein unſterblicher Sonnenſtrahl hinweg, ein Morgengewölk ſchöneren Daſeins, Du Phantom eines Menſchen, Geſpenſt — (ballt die Fauſt)

mande iſt. Unſere Muſik iſt uns zugeſtanden. Die Muſik iſt unſere Domaine. Auch die Malerei wird es werden, wenn ſich der hieſige „Salon" von Jahr zu Jahr, wie es den Anſchein hat, verſchlechtert und aus der deutſchen Kunſt die unglückſelige Heiligenjagd und Myſticiſterei verbannt wird. Am weiteſten zurück ſind die Franzoſen allerdings in der Anerkennung unſerer neuen Poeſie. Und mit Recht. Denn unſere neuere deutſche Poeſie iſt zu ſehr die Frucht der franzöſiſchen geweſen. Es lag darin ein nothwendiges Geſetz, das wir befolgen mußten wider Willen. Die Zeit wird kommen, wo wir auch hier die Franzoſen, die in der ſchönen Literatur weiter als wir waren, aber es jetzt nicht mehr ſind, wieder einholen, vielleicht übertreffen.

Ich komme auf Guizot noch einmal zurück. Je vous reserve encore une heure du matin, ou nous causerons à notre aise. Wir werden wahrſcheinlich über deutſche Philoſophie ſprechen. Es iſt die gewöhnliche Koſt, die von den Franzoſen den deutſchen Beſuchern vorgeſetzt wird. Guizot iſt Philoſoph. Das hindert aber nicht, daß ihn heute die Kammer über den Runkelrübenzucker interpellirt und er wahrſcheinlich wie ein gelernter Oekonom darauf antwortet.

Siebenter Brief.

Paris, den 22. März.

Das Frühlingswetter will doch noch nicht Beſtand haben. Ein regneriſcher Tag, grau der Himmel, trüber die Seine; alle Steine auf den Straßen zum Ausgleiten ſchmutzig. Man flüchtet ſich in die Paſſagen, in's Palais-Royal. Die Paſſagen, die Leſecabinette ſind Orte, wo man ſich Rendezvous giebt. Man ißt im Boeuf à la Mode, im grand Vatel, im Reſtaurant anglais. Very, Veſour, den Rocher de Cancale ſpart man ſich noch auf, wenn ein ſchöner Tag, eine heitere Stimmung kommt.

Meine ersten Studien sind der Oertlichkeit gewidmet. Ich habe mir den Plan von Paris gekauft, abgedruckt auf einem Taschentuch. So unregelmäßig Paris gebaut ist, so hat es doch gewisse topographische Punkte, von denen aus man sich wenigstens über die Arrondissements, über die Brücken, die bedeutenden Gebäude und Hauptplätze zurecht findet. Großartig ist der Anblick der Stadt vom Pont-Neuf. An beiden Seiten der Seine dehnt sich die ungeheure Stadt mit ihren Quais aus, ihren Palästen, ihren Kirchen. Im Gewühl der engen Straßen wird man fortgedrängt. Die Lastträger, die Ausrufer, Alles umschwirrt uns. Mit Mühe erreichen wir die Punkte, die wir suchen. Neugierig bleiben wir an den Läden stehen, an den Straßenecken, an die sie die ungeheuern bunten Plakate heften, an hundert Erscheinungen, die von unseren deutschen Gewohnheiten abweichen.

Auf den Boulevards streifen die Flaneurs. Tausende von Fremden zeigen sich zum ersten Mal, wie sie sich in einem neuen Costume ausnehmen. Frauen, die uns verwirren würden, wenn sie so hübsch wie elegant wären, treten auf uns zu: „Pardon, vous êtes Monsieur Albert?“ Der künstliche Irrthum zerrinnt in eine ironische Verlegenheit, die nur uns, nicht die sich doppelt irrende Dame irre macht. Dort rechts von Notre-Dame de Lorette, links hier von den Bains chinois erzählt man uns mehr, als sich beim Nachforschen bestätigen möchte. Die Phantasie erfindet über Paris Dinge, welche die Stadt in Wirklichkeit nicht bietet. Ermüdet von den Wanderungen, ermüdet von diesem Prüfen, Aufnehmen, Beobachten, fühlt man, wie überspät doch in Paris gegessen wird, und tritt drüben in's Café Foy ein, um den Charivari zu lesen und eine Tasse Chocolade à la crême zu nehmen. Die Dame du comptoir zeichnet mit wichtiger Miene den gezahlten Frank in ihr Hauptbuch ein.

Ich sah an meinem zweiten Theaterabend die Dejazet. Sie spielte in einem Schubladenstück, la fille de Dominique. Sie ist hier die Tochter eines verstorbenen königlichen Schauspielers zur Zeit Molière's. Sie kommt nach Paris, um sich unter die Truppe aufnehmen zu lassen, der ihr Vater angehörte. Sie soll Proben ihres Talentes ablegen, und hat es

ſchon gethan, ehe man es vermuthete. Sie war beim Schauſpieler Baron geweſen und hatte ſich als Bäuerin, als phantaſtiſche Dame, als junger Tambour von der königlichen Garde präſentirt. In allen dieſen Rollen ſehen wir ſie. Das erſte Wort, das ſie ſpricht, ihr erſter Schritt ließ mich die große Wahrheit ihres Spieles erkennen. Es iſt keine Königin, keine Fee, keine Dame eines Scribe'ſchen Luſtſpiels, es iſt die junge Bäuerin, die angehende Griſette, die Heldin des Vaudevilles. Alles an ihr iſt neckiſch, lieblich, wahr. Dabei die ſicherſten Bewegungen, und trotz ihres Organs, in welchem viel wilde Nächte, viel Champagnerräuſche zu ſchlummern ſcheinen, doch ein Vortrag der Couplets, der rein in der Intonation, geſchmackvoll in der Behandlung des Geſanges und nicht ſelten erſchütternd in ſeiner Wirkung iſt. Ich kann die Entfaltung dieſes eigenthümlichen Spiels hier nicht entwickeln. Alles, was ſie gab, war Variation des lieblichſten: Je danse, je chante, je danse!

Und dieſe Erſcheinung nahmen, fand ich, die Franzoſen ſchon ziemlich leicht hin. Sie ſtießen ſich, man ſah es wohl, ſchon an den 45 Jahren dieſer Schauſpielerin. Arme Dejazet! 45 Jahre! Ein Glück, daß ſie wenigſtens noch lieben kann. Noch hat ſie Leidenſchaft, und die Leidenſchaft wird ſie jung erhalten. Die Dejazet iſt nicht ſchön und war es nie. Sie würde vielleicht weniger genial ſein, wenn ſie ſchöner wäre. Auch weil ſie geiſtreich iſt, kann ſie nicht ſchön ſein. Man behauptet, ſie wäre reich an guten Einfällen. Man hat eine Sammlung ihrer Calembourgs unter dem Titel: Perroquet de Mademoiselle Dejazet. Wenn man ſie in dem Deſſert des geſtrigen Theaterabends ſah, möchte man glauben, daß dieſe Autorſchaft keine erfundene iſt. Das Stück: un scandale wurde faſt ganz aus dem Stegreif geſpielt. Die Dejazet erſchien darin auf der Galerie des erſten Logenranges, als Madame Fromageac, plauderte vertraut mit ihrem Begleiter, machte ſich über das Publikum luſtig, ſprach in's Parterre hinein und erzählte ihre Lebensgeſchichte als Madame Fromageac. Es fehlte hier natürlich nicht an den ärgſten Zweideutigkeiten, die ſie indeſſen mit einem ſich immer gleichbleibenden Anſtand vortrug. Mes

pères et mères étaient, fing ſie an, unterbrach ſich aber und fragte einen der Schauſpieler auf der Bühne, ob es franzöſiſch wäre zu ſagen: mes pères? Sie bekam die Antwort, daß „mes pères“ leider nur zu franzöſiſch wäre. Mitten im luſtigſten Zuge ihrer Lebensgeſchichte erſcheint im dritten Range ihr Mann und ſtellt ſie von dort aus zur Rede, wie ſie mit einem Liebhaber in's Theater gehen könnte. Das drolligſte Intermezzo beginnt. Mann und Frau zanken ſich und werfen ſich einander die Nichterfüllung ihrer ehelichen Verbindlichkeiten vor. Um dem Publikum einen Beweis von der Dummheit ihres Mannes zu geben, erzählte ſie, ſie eſſe gerne junge Hühner und wäre mit dem Herrn Fromageac, ihrem Gatten, gegangen, um ſich welche zu kaufen. Der Geflügelhändler hätte für das Stück 1½ Frcs. gefordert: für alle ſechs aber, die er hatte, 6 Franken. Was thut mein Geizhals von Gatte? Er handelt und handelt, nimmt erſt eins und dann noch eins und ſchließt endlich den Kauf ſo ab, daß er vier nimmt, das Stück zu 1½ Frcs., macht 6 Franken, ſtatt daß er dafür gleich Anfangs hätte alle ſechs haben können!

Von den übrigen Mitſpielenden läßt ſich nicht viel Bedeutendes ſagen. Ravel hat eine gute, paſſive Komik. Im Allgemeinen mache ich vielerlei Entdeckungen über die Bildung der franzöſiſchen Schauſpieler. Zum Beſten der deutſchen theile ich ſie ſpäter mit. Wenn man in den Leſecabinetten die Unzahl von Zeitungen ſieht, die man in Deutſchland kaum dem Namen nach kennt, Zeitungen, die nicht aus der Nothwendigkeit eines politiſchen Dranges, ſondern nur aus Geldſpeculation entſtehen, wenn man dieſe Gleichgültigkeit der Maſſe, die Intereſſeloſigkeit der Verhandlungen in den geſetzgebenden Körpern zuſammennimmt, ſo möchte man die geſammte politiſche Debatte Frankreichs, die ſociale Polemik, die uns im Auslande ſo beſchäftigt, für eine Erfindung der Journale halten. Und doch, unter dem Einerlei der Alltäglichkeit ſind all' dieſe Partheien, all' dieſe Gährungen und Leidenſchaften wirklich vorhanden. Viertauſend Arbeiter, die mitten in dieſem ſo geregelt ſcheinenden Leben und Treiben täglich frühe auf dem Grève-Platze ſtehen und noch nicht

wiſſen wovon ſie den Tag leben ſollen, wenn ſie keine Beſchäftigung finden, zehntauſend, die unſicher über den morgenden Tag, zwanzigtauſend, die unſicher ſind über die nächſte Woche — das iſt der Krankheitsſtoff, der ſich täglich von der äußerſten Haut dieſer Stadt, den Barrièren und den Faubourgs, auf die inneren Theile des geſellſchaftlichen Körpers werfen kann, auf den Bund der Macht mit dem Reichthum, die Würden und das Beſitzthum. Es iſt wahr, immer ſchwächer wird jene politiſche Oppoſition, die nur aus Leidenſchaft, wie bei den Legitimiſten, nur aus Princip und Ehrgeiz, wie bei dem größten Theil der parlamentariſchen Oppoſition, gegen die nun ſeit zwölf Jahren beſtehende Ordnung der Dinge geführt wird: immer ſtärker aber auch wird dafür die Oppoſition des Bedürfniſſes und der Widerſpruch der arbeitenden Klaſſen gegen die genießenden. Hier in Frankreich, wo noch kein Steffens gewagt hat zu ſagen, daß den Armen ihre Arbeit Genuß und den Reichen ihr Genuß Arbeit wäre, hier fängt durch die grellſte Hervorſtellung dieſes Geſichtspunktes die politiſche Polemik an, ſich immer mehr zu vereinfachen. Der Communismus wurde nicht blos das Glaubensbekenntniß einiger verworrenen Handwerker, ſondern die wiſſenſchaftliche Theorie einiger Denker, die in der Mitte zwiſchen den Debats und dem National einen neuen methodiſchen Widerſpruch gegen die Geſellſchaft begründen, welcher erſtaunlichen Zulauf findet. Es iſt die Parthei, der zu Liebe George Sand ihren Frack mit der Blouſe, die revue des deux mondes mit der revue indépendante vertauſcht hat, dieſelbe Parthei, die ſchon die Gedichte gewiſſer Handwerker über die Gedichte Lamartine's und Victor Hugo's ſetzt und kürzlich erklärt hat, ein Gaſſenkehrer in Paris, der ſeine Gedichte ſoeben herausgegeben, wäre der größte jetzt lebende Poet in Frankreich.

Die Noth der Zeiten drängt allerdings. Die Bedürfniſſe des Volkes müſſen uns heilig ſein. Ehre den Geiſtern, die ihre Gedanken einer ſo edlen Sache, der Wohlfahrt des Volkes, widmen und für ihre Betrachtungen, Vertheidigungen, Vorſchläge den üblichen Undank der Maſſe dem Golde, den Belohnungen und Beſtechungen der Reichen vorziehen! Aber der Weg, den die neue communiſtiſche Philoſophie Frankreichs,

einschlägt, ist nicht der richtige. Er führt vom Ziele ab, er verdirbt die Wissenschaft und bessert die Glückseligkeit nicht. Er schleudert uns in den Materialismus des vorigen Jahrhunderts zurück und überliefert uns entweder der Revolution oder dem Aberglauben. Denn von diesem Materialismus zum Aberglauben ist nur ein Schritt. Wie Lamennais vom Katholicismus ausging und zum Communismus kam, so wird Pierre Lerour vom Communismus ausgehen und zum Katholicismus zurückkehren.

Frankreich hat jetzt die Sucht, neue Philosophieen und neue Gesellschaften auszuhecken. Die ersten sind geistlos, wie können die zweiten richtig sein? Geistlos — was soll dies Schematisiren der Stände, der Beschäftigungen, der Arbeiten und des Lohnes? Die Communisten haben diese Eintheilungen von St. Simon und Fourier geerbt. Man soll die Gesellschaft nicht deshalb so hinnehmen, wie sie ist, weil die Geschichte sie so gebildet hat, sondern weil man nicht die Fähigkeit hat, auf dem Papier abstracte Gesellschaftsbildungen aus dem Nichts hervorzurufen. Alle unsere factischen Verhältnisse, unsere Wünsche und Bedürfnisse drängen über Eure Paragraphen hinaus. Ihr zeichnet die Arbeit hin, wo die Menge schon Genuß will, Ihr macht Unterscheidungen, die sich von selbst aufheben, Ihr theilt und ordnet und wißt nicht, daß die Masse immer nach Einheit, alle Unterschiede nach Aufhebung streben! Ihr reißt die ganze gegenwärtige Gesellschaft ein, um diese zertrümmerte Gesellschaft glücklich zu machen! Ihr wollt der Geschichte eine schöne Zukunft geben, ohne daß Ihr doch in irgend etwas die nachwirkende Kraft der Vergangenheit ersticken könnt!

Ich ziehe die Opposition im alten Sinne vor. Ich ziehe es vor, den Staat, wie er jetzt ist, nicht für einen Rechnungsfehler zu halten, den man nicht tilgen kann, wenn man nicht ganz auf den ersten Ansatz, auf das Einmaleins und die vier Species der Gesellschaft zurückgeht, sondern ich halte ihn für einen erkrankten Organismus, der sich heilen läßt, ohne ihn darum zu zerstören. Die moderne Gesellschaft in ihrer ungleichen Vertheilung der Güter, in ihren auf die Arbeitenden drückenden Laster, in allen den Ungerechtigkeiten,

die eine oft künstliche Zusammensetzung unserer Verhältnisse mit sich bringt, ist bei Alledem ein vegetativer Organismus, dessen Wurzeln zwar hie und da von der schützenden Erde entblößt sind, die aber noch tief genug in den Schooß der Geschichte greifen, um ihm noch auf lange Zeit Wachsthum und kräftige Entfaltung zu sichern. Die wahre Philosophie und die politische Opposition, die soeben bei uns in Deutschland einen Bund mit der Philosophie geschlossen hat, beide sind berufen, diesen Organismus zu überwachen. Wuchernde Auswüchse — fort mit ihnen! Erstorbene Aeste — weggesägt! Grünes junges Laub, das an den Zweigen ansetzt — geschont, gepflegt! Aber die sociale Philosophie unserer Tage darf nicht den historischen Boden verlieren, nie unsere objectiven Bedürfnisse, unsere factischen Nothwendigkeiten absichtlich vergessen wollen. Man überwache die Entwicklung des modernen Staates, sorge aus reinem, edlem, rechtem Herzen für das Reine, Edle und Rechte, man verbessere die Gesellschaft, indem man sie ermuthigt, an ihren göttlichen, den ihr innewohnenden Geist zu glauben, nicht aber indem man sie lehrt, sich für verworfen zu halten und sich neu zu begründen — aus dem Nichts!

Ich gehe noch einen Schritt weiter. Ich habe diese moderne, socialistische Philosophie Frankreichs einen veredelten Materialismus genannt. Ich nenne sie einen Materialismus, der sich auf Genußsucht begründet, und leite diese aus dem französischen Charakter her. Alles jammert jetzt in Frankreich über die Last der Arbeit. Niemand will arbeiten, weil es Menschen giebt, die genießen. Ja, sie wollen arbeiten, aber nur zehn Jahre, sie wollen in zehn Jahren so viel erwerben, daß sie dreißig Jahre lang von ihren Renten leben können. Arbeit, Renten! Um diese Begriffe dreht sich in Frankreich Alles. Man ist so erfaßt von der Genußsucht, so ergriffen vom Verlangen nach sinnlichen Anregungen, daß man das Proletariat in Renten umzaubern und die Mittelstraße, die einzig das Proletariat zu Renten bringen kann, die Arbeit, überspringen möchte. Alles träumt hier von plötzlichem Glück, Alles will mit einem Zauberschlage haben, woran man in friedlichen und fleißigen Zeiten die ganze

Kraft seines Lebens setzte. Die Erfindungen der Dichter sind voll von plötzlicher Umgestaltung häuslicher Existenzen, Alles schwärmt von Marquisinnen, Prinzessinnen, von den Wundern der Tausend und einen Nacht. Es ist ein Opiumrausch, der das Volk ergriffen hat. Die Industrie hat hierin noch mehr verdorben, als die Poesie. Die Industrie hat den Actienschwindel erzeugt, die Ausbeutung aller möglichen Dinge, die man zu künstlichen Bedürfnissen machen wollte, und die Manie für Dividenden. Alle diese Neuerungen entsprechen dem Charakter der Franzosen. Wer weiß nicht, daß ein Franzose glücklich ist, es dahin zu bringen, endlich mit einer wenn auch nur kleinen Rente sich zur Ruhe zu setzen? Und wären es nur jährlich 1000 Franks: er hungert, darbt sich die Bedürfnisse vom Munde, er ist mit 1000 Franks vorm Hungertode gesichert, braucht nicht zu arbeiten, zieht auf's Land — und flanirt.

Als Europa noch nicht gesittet war, machten es, um zu Renten zu kommen, die Franzosen anders. Sie gingen in den Krieg. Sie plünderten und beraubten als Normannen die Küsten bis nach Sicilien, sie schlossen sich allen kriegerischen Expeditionen an. Die Kreuzzüge führten sie zu Hunderttausenden aus dem Lande; als Armagnacs dienten sie, wo sie Geld fanden. Napoleon verstand es vortrefflich, diesem alten französischen Räuber- und Erpressungssinn seine Befriedigung zu verschaffen. Millionen schleppten die Friedensschlüsse und Brandschatzungen nach Frankreich für das Ganze, Millionen schleppten mit ihnen die Einzelnen zurück. Die nobelsten Charaktere des Schlachtfeldes wurden Wucherer in der Einquartierung. Die größte Last der gegenwärtigen französischen Politik, die Eroberung Algiers, würde längst nicht mehr so drückend auf den Schultern des Landes liegen, wenn nicht die Offiziere und Beamte ihre Mission nach Afrika nur als eine Gelegenheit ansähen, sich dort in der Weise römischer Proconsuln ein Vermögen zu machen. Vor einigen Jahren wurde ein schwieriger Proceß verhandelt, bei welchem offen zum Vorschein kam, daß Louis Philippe selbst, der große Handelsmann, der sich auf Renten versteht, einem General

in Algier ein Commando mit der Weisung gegeben hatte, dort seine zerrütteten Vermögensumstände wieder herzustellen.

Ehrsucht beseelt in Frankreich die Gebildeten, Geldsucht die Massen. Darum bei so Vielen der Wunsch nach Krieg; nur Krieg, es sei für welche Sache es sei! Da man England und Spanien nicht erobern kann, Italien zu arm, Rußland zu kalt ist, so kann nur Deutschland die Beute werden, das passive, sparsame, dumme Deutschland. Doch ich will noch nicht urtheilen, ich will beobachten. Die Außenseite kann täuschen und in das Innere habe ich erst noch einzudringen.

Achter Brief.

Paris, 22. März 184?

Ehe meine Empfehlungen wirken, muß ich mich in den Theatern zerstreuen. Ich werde sie künftig vergessen und beeile mich, die Aufgabe, sie zu studiren, je früher je lieber abzuthun. Ich fange sie übrigens von rückwärts an. Das Bedeutendste, wenigstens Das, was Fremde zuerst aufsuchen, behalte ich mir für zuletzt vor. So war ich noch nicht bei den Italienern, noch nicht in der großen Oper, ging aber gestern in die komische. Die komische Oper in Paris, aufgenommen in das geschmackvolle, etwas zu hell erleuchtete ehemalige italienische Theater, ist ein Absenker der großen Oper, ein Absenker, der jetzt seine eigenen Wurzeln schlägt. Die glücklichen Würfe Auber's und Adam's haben diesem Theater eine Selbstständigkeit erhalten, die wol nicht ganz natürlich ist. Früher kannte man die absolute Trennung des Tragischen und Komischen in der Oper nicht. Man führte sie später ein, zum großen Nachtheil für das Operwesen selbst. Bedenkt man, daß Paris den Ton für alle Theater Europas, mit Ausnahme der italienischen, angiebt, so wird man diese dauernde Trennung beider Operngattungen um so gefährlicher finden, als wir gerade ihr den Verfall der reinen musikalischen Rhetorik vorzuwerfen haben. Die tragische Oper, um immer

tragisch zu sein, hat das Repertoir der classischen und romantischen Tragödie geplündert. Die komische Oper, um immer komisch zu sein, ist zum größten Theil dem Vaudeville verschuldet. Drüben in der Rue Lepelletier hat die musikalische Malerei der Leidenschaften, die Ausmalung der decorativen Staffagen, das Aufgebot großer Effecte und massenhafter Anhäufungen so überhand genommen, wie in der komischen Oper die Musik zum Spiel, der kräftige Ton zur schaumartbackenen Spielerei herabgesunken ist. So geht die eigentliche Bedeutung der Musik verloren. Der tragische oder komische Zweck des Librettos überwiegt den Werth der Töne, die hier nur noch zur grelleren Belebung des Sujets verwendet werden.

Aber nicht blos, daß durch diese Trennung der komischen und heroischen Opernmusik der Zweck der dramatischen Tonmalerei leidet, auch die Kunst des Gesanges geht verloren. Drüben in der Rue Lepelletier singen die Sänger fast nur noch Dialog und Recitative, hier in der komischen Oper sprechen sie mehr, als sie singen. Wenn auch bei einer Einigung beider Operngattungen die Hauptstimmen verwendet werden müßten je nach ihrem Talent, für das Ernste oder Komische, so giebt es doch eine Menge untergeordneter Partieen, deren Besetzung keine Specialitäten verlangt. Ein großer Theil des Personals der komischen Oper, fand ich, singt und spielt sehr tragisch.

Um mich von dem Verhältniß der deutschen Bühne zur französischen genau zu unterrichten, wollte ich mir bekannte Sachen sehen. Man gab an einem Abend zusammen: Johann von Paris und Richard Löwenherz! Der Darsteller des Johann von Paris heißt Puig, ein Tenor, lang und hager, d. h. nicht gebaut, wie Tenore gebaut sein sollen. Unschön die Stimme. Einige kräftige Brusttöne, das Uebrige ist Fistel. Mit widerlicher Geschmacklosigkeit schweifte sie zuweilen bis in die höchsten Regionen. Der Gesang wurde so brodirt und colorirt, daß man die ursprüngliche Grundlage des Tons kaum wieder erkannte. Puig kann sich weder im Gesang, noch im naiven Spiel mit Mantius vergleichen. Doch, was sage ich, naiv? Puig spielte seinen Johann von Paris mit einem dicken modernen Backenbart, ohne die Spur chevalerieskn Humors, ganz in der Tournüre

Holiday
(faßt ihn und reißt ihn zurück).

Freund! Douglas! Wende Dich ab! Erschreckt es Dich, Dich selbst zu sehen? — Du bist krank —

Arthur.

Nein, nein! Die Vorboten des Todes bringen Gesundheit!

Holiday.

Melancholischer Träumer! Verlaß dies düstre Schloß, diese spukhaften Berge, diese nebligen Thäler! —

(Wieder ein leises Donnern.)

Holiday (sich umsehend).

In so später Jahreszeit ein Gewitter? Die schwüle Luft dieser Hochlande ist allein die Mutter aller der Wunder, die hier die Gemüther seit Jahrhunderten ängstigen — Komm zu Dir! Arthur!

Arthur
(sieht sich um. Pause. Er erblickt das offene Pistolenkästchen).

Was hast Du da? (Er geht an den Tisch, ergreift die Pistolen und betrachtet sie mit starrer Neugier, spricht aber scheinbar gleichgültig und seine Aufregung unterdrückend) Sieh! Gute Arbeit! (Große Pause.) Wo gekauft?

Holiday (nach einer Pause).

In Lüttich.

Arthur (nach einer Pause).

Man macht — gute Waffen in Lüttich.

des modernen Dandysmus, d. h. schön frisirt, im Uebrigen phlegmatisch, eitel und geistlos.

Die Prinzessin von Navarra war Mad. Rossi, eine große Schönheit, auch eine Stimme von reinsten Metall. Sie wagte ihre Stimme auf eine schwindelnde Höhe zu bringen, trillerte rein und machte ihren Gesang zu den feinsten Brüsseler Spitzen. Bei aller frischen Schönheit war sie todtenkalt, eckig und steif in jeder ihrer Bewegungen. Sie schien aus dem Chor genommen und zum ersten Mal auf eine Stelle befördert zu sein, in der sie, was Spiel betrifft, von der gewöhnlichsten deutschen Provinzsängerin, wie vielmehr von Sophie Löwe würde übertroffen worden sein.

Der Seneschall war mittelmäßig, Pedrillo schlecht, Olivier, der Page, wurde durch eine hübsche Dem. Revilly erträglich wiedergegeben. Das Chorpersonal müßte für die Pariser komische Oper anmuthigere Gestalten aufweisen. Im Arrangement bemerkte ich einige Abweichungen von unserer Art, diese einfache Oper darzustellen.

Richard Löwenherz, die zweite Oper, die ich hörte, verfolgt mich schon von Lüttich aus, wo Grétry, der Erfinder dieser rührenden Töne, mitten unter den Fabriken und Schmiedehämmern geboren wurde. In Brüssel wie in Lüttich sang den Blondel Chollet, einst gefeierter Spieltenor der Pariser komischen Oper, jetzt ausgeschieden. Hier sang ihn Masset, der frühere Dirigent des Orchesters dieser Bühne und vom Kapellmeisterstuhl auf die Bretter gestiegen. Stimme und Spiel erschienen mir frisch, ohne gerade bedeutend zu sein. Anziehend war, daß er seine Geige selbst spielen konnte. Richard war wieder der lange Puig, dem ich auch jetzt, ohnehin war er schon heiser geworden, keinen Geschmack abgewinnen konnte. Anna Thilon, eine geborne Engländerin, die „Freundin" Auber's, eine Lionne der Gesangswelt, sang Laurette mit zarter Stimme, spielte graziös und wirkte durch ihre zarte Figur und ihr sprechendes Auge. Daß sie das Französisch englisch aussprach, schien sie dem Publikum pikanter zu machen. In der Anordnung gefiel mir das Schlußtableau. In Deutschland wird Richard meist mit einigem Blechgerassel, einigen pappenen Harnischen, einigem Kolophonium und mehren Todten und Verwundeten befreit.

Hier ſieht man nur den eroberten Dürrenſtein, maleriſch ſtaffirt mit Flaggen und Sturmleitern, Alles unbeweglich, ein lebendes Bild. Dagegen ſchien mir das Wiederfinden Blondel's und Richard's nicht ſo gut arrangirt, wie in Hamburg, wo ich die liebliche Oper zuletzt ſah. Wurda, obſchon nicht mehr im Beſitz einer Stimme, wie Maſſet, riß doch mehr hin. Maſſet ſteigt auf einen Baumſtamm, um ſeinen König zu ſehen. Der Baumſtamm iſt zu ſchwächlich für die ergreifende Situation. Auch intereſſirt man ſich mehr für die Gefühle des Freundes, der den König entdeckt, als für die Gefühle des Königs, der den Freund findet. Deshalb muß Blondel, mit dem wir mehr empfinden, auch mehr in der Mitte des Bildes ſtehen und die Scene beherrſchen.

Dieſe Oper hat Manchem in der Revolution das Leben gekoſtet. Die Worte: Richard, ô mon Roi, l'univers t'abandonne, harmlos hingeſungen, konnten auf die Guillotine bringen. Es iſt noch jetzt die Oper der Henriquinquiſter. In dem bekannten Lied vor Sultan Soliman vermißte ich den Refrain: „Was gehen uns die Türken an!“ eine Anſpielung, die in Berlin ſo vielen Anklang gefunden hat, als es ſich darum handelte, Deutſchland um die Intereſſen Rußlands, Frankreichs und Englands in einen Krieg zu verwickeln. „Was gehen uns die Türken an!“ Die Franzoſen würden dieſen Refrain nicht ſo aufgenommen haben, wie die Berliner; denn ſie halten ſich, trotz Victor Hugo, für die einzig legitimen Erben der Türkei!

Die Beziehungen Frankreichs zu Rußland werden hier noch lebhafter beſprochen, als die mit Deutſchland. So auffallend es klingt, ſo ſind die Franzoſen doch mit Rußland vertrauter, als mit Deutſchland. Der Grund iſt der, weil die Bildung, die Rußland an den europäiſchen Angelegenheiten Theil nehmen läßt, nur eine franzöſiſche iſt. Ein ruſſiſcher Geſandter wurde einſt franzöſiſcher Miniſter, Herzog von Richelieu, und ein franzöſiſcher Miniſter wurde ruſſiſcher Geſandter, Graf Pozzo di Borgo.

Die deutſche Sprache macht ſich in Petersburg nur durch die deutſchen Anſiedler und Einwohner geltend. Die franzöſiſche iſt die, durch welche ſich der Ruſſe zur Bildung eman-

civirt. Seit Katharina der Großen, die Voltaire's Bibliothek an ſich kaufte und in derſelben wahrſcheinlich die Entwürfe jener Dramen fand, für deren Verfaſſerin ſie gilt, iſt Rußland in geiſtiger Hinſicht eine Commandite Frankreichs. Rußland iſt für Frankreich, was für England ſeine Colonieen ſind. Mit keiner europäiſchen Nation kann ſich der Franzoſe leichter verſtändigen, als mit der ruſſiſchen, denn dieſe legt von allen Nationen am meiſten von ihrer Urſprünglichkeit ab, um den Franzoſen zu ähneln. Der Kaiſer Nicolaus bekämpft zwar dieſes Syſtem, aber da er ſein Land bilden will, ſo kann er das einzige geeignete Mittel, die leichten, mundgerechten franzöſiſchen Elemente, nicht unterdrücken. In Petersburg iſt ein franzöſiſches Theater, das in unmittelbarem Verkehr mit Paris ſteht. Petersburg iſt noch immer die Zuflucht der Tanzmeiſter, Friſeurs, Sprachlehrer, Gouvernanten, Fechtlehrer und Schauſpieler von Paris. Der jüngſte Ukas des Kaiſers hebt die Penſionirung nach zehn Jahren für alle fremden Künſtler auf. Die hieſigen Journale machen darüber großen Lärm. Und bei Alledem muß man ſagen: Wer den Franzoſen ſeine Bildung verdankt, der behandelt ſie am wenigſten wie einen der Ihrigen. Niemand wird hier mehr verſpottet, als Katharina und Friedrich der Große. Wenn den kleinen Blättern der Witz ausgeht, ſo polemiſiren ſie gegen Preußen und Rußland. Sie drohen jetzt Petersburg, daß ſich Paris entſchloſſen hätte, es zur Strafe für jenen Ukas verwildern zu laſſen. Und doch warten Schaaren auf das nächſte Dampfboot, das von Havre nach Petersburg geht: Tanzmeiſter mit ſteifen Füßen, Maler, die hier von den Daguerreotypiſten verdrängt werden, Gelehrte, die bei aller ihrer Unwiſſenheit immer den Vortheil vorausbaben, daß ſie Franzöſiſch können, Schauſpieler, die kaum noch bei den Folies dramatiques unterkommen könnten, ein jeune premier, der einen Bauch anſetzt, eine première amoureuse, die über das „Alter Balzac's" hinaus iſt. Die Taglioni haben die Ruſſen ſchon. Bald werden ſie auch die Rachel haben können. Zwar iſt ſie mündig geworden und Societaire der „Schauſpieler des Königs", dennoch ſehnt ſie ſich von Paris fort. Seit einigen Wochen ſchließt ſie ſich von aller Welt ab und erſcheint nur noch, wenn ſie auf der

Bühne zu knirschen oder die Augen zu rollen und ihre Alexandriner zu singen hat. Die Arme! Sie ist das Opfer der Männer, das Opfer unserer Bosheit geworden! Die Rachel würde jetzt nach London gehen können und gewiß sein dürfen, daß sie Königin Victoria nicht mehr in ihre Cirkel zöge; D'Arlincourt kann sie nicht mehr als die neue Jungfrau von Orleans besingen. Man hielt früher so viel auf ihre Tugend, sie machte Aufsehen damit, daß sie sich im Leben für eben so kalt gab, wie sie in ihren Rollen spielt. Nun ist sie überführt, daß sie auch lieben kann. Lieben? Paris ist nicht so kalt, um einem jungen Mädchen die Gluth ihres Herzens zum Vorwurf zu machen. Paris würde immer noch die Rachel ehren, auch wenn sie ihrer Leidenschaft erlegen wäre. Aber sie hat — Véron erhört, sie hat jenen bekannten Véron, der, ohne Schriftsteller zu sein, die Revue de Paris begründete, der, ohne von Musik etwas zu verstehen, die Pariser große Oper zur Direction, d. h. wie man es hier nennt, zum Exploitiren erhielt, sie hat den Allerweltsschwindler, den Erfinder der Pâte pectorale, den Doctor Véron erhört. Véron soll um den Besitz der Rachel an der Table d'hôte des Hotel des Princes gewettet haben, wie Richelieu in dem bekannten Lustspiele von Dumas über den Besitz der Demoiselle de Belle-Isle wettet und wie vor einigen Jahren ein Cavalier in Berlin um die Tänzerin Wandt wettete. Man würde die Rachel bemitleiden, wenn Véron jung wäre. Véron ist jedoch alt, sehr dick und sehr häßlich. Diese Liebe ist nichts als eine Maklergeschichte des Papa Felix; denn Véron hat Geld, enorm viel Geld. Man darf in Paris lieben, lieben bis zum Skandal, aber man muß kein Geld annehmen, wenn man den poetischen Reiz behalten will.*)

Das ewige Schaukelsystem der hiesigen Politik ist Anschluß entweder an England oder an Rußland. Man begreift aber nicht, was eine Allianz mit Rußland sagen soll, während die Antipathie des russischen Reichs gegen den gegenwärtigen Zustand der Dinge in Frankreich eher zu- als abnimmt.

*) Diese Anschauungsweise existirte nicht mehr unter dem Kaiserreich.

Vielleicht will Louis Philippe nur vermeiden, daß sich das kaiserliche Haus nicht zu sehr mit den Prätendenten seines Thrones verschwägert und nach einem Leuchtenberg noch am Ende auch einen Bourbon in seinen Familienkreis aufnimmt. Die Politik Louis Philippe's ist mehr dynastisch, als national, mehr seiner eigenen Befestigung, als den Interessen Frankreichs gewidmet.

In der orientalischen Frage, da diese nun doch einmal durch Richard Löwenherz angeregt ist, wird sich Rußland immer nur durch Isolirung behaupten. Rußland legt die eiserne Faust auf die Erbschaft des Türkenreiches, es hat den Vorsprung der Oertlichkeit, es braucht seine beiden Arme nur vom schwarzen Meer und von Persien her zusammenzudrücken, um zu haben, was es wahrscheinlich will. Es liegt etwas Stolzes, Großes in dieser ruhigen Kälte, die Rußland Frankreich gegenüber stellt, es liegt etwas Kleines in diesem Buhlen Louis Philippe's um Eintracht mit dem Cabinet von St. Petersburg. In der orientalischen Frage wird sich Frankreich eben so wenig geltend machen können, wie in der Rheinfrage, obgleich es den Rhein einen französischen Fluß und das mittelländische Meer einen französischen See nennt. Es fehlen dem Frankreich von heute Muth und Entschlossenheit. Louis Philippe, sich selbst für den unveränderlichen Gedanken Frankreichs haltend, überläßt es vielleicht seinen Söhnen, einst die Demüthigungen ihres Vaters zu rächen. Er selbst ist Bürger, seine Söhne erzieht er in der That zu Kriegern.

Die Anrede des diplomatischen Corps an den König, die hier immer noch zu Neujahr üblich ist und die der König nicht missen will, weil sie ihn in jener Eintracht mit den Fürsten sehen läßt, die er so sehr wünscht, würde in diesem Jahre bekanntlich auf den russischen Gesandter gefallen sein und dieser — hat sich entfernt. Dafür ist der französische Ambassadeur am Petersburger Hofe gleichfalls nicht auf seiner Mission. Ich hatte das Vergnügen, diesen Herrn kennen zu lernen. Herr von Barante ist ein feiner, zuvorkommender Staatsmann, der sich auch in der gelehrten Welt als Historiker eines bedeutenden Rufs erfreut. Seine Geschichte der Herzoge von Burgund in sechs Bänden ist eins der gedie-

zensten Werke, das die neue historische Literatur aufzuweisen hat. Herr von Barante sagte, er wäre der einzige französische Schriftsteller, der sich über die belgischen Nachdrucker nicht zu beklagen hätte. Sie hätten ihm zwar das Eigenthum seines Buchs geraubt, dafür aber aus belgischen Hülfsquellen, den Archiven der ehemaligen Theile Burgunds, die an Belgien gekommen sind, sein Werk so vermehrt, vervollständigt und berichtigt, daß es ein neues und viel besseres geworden wäre.*) Wenn Herr von Barante unter Anderm bemerkte: „Sie werden Frankreich still finden!“ so durfte ich erwidern: Dann läßt es sich desto besser studiren! Doch im Gegentheil, hier ist nichts still. Der Lärm ist nur zuweilen entfernter, zuweilen näher. Die Leidenschaften schlummern nur und träumen. Aus diesen Träumen muß man wahrsagen und die Geheimnisse deuten. Frankreich ist jenem geblendeten Simson zu vergleichen, der nur im Stillen abwartet, bis ihm wieder die Locken wachsen. Er wird sie noch einmal schütteln, entweder siegen oder sich dann vielleicht auf immer unter Trümmern begraben müssen.

Neunter Brief.

Paris, 21. März 1842.

Man klagt hier über Mangel an Nachrichten. Die Franzosen langweilen sich, die deutschen Berichterstatter sind in Verlegenheit, Neues nach Augsburg und Berlin zu melden, und doch geschieht so Vieles, drängt sich so Vieles, Leben und Tod, Sieg und Niederlage. Hier wird etwas geboren, dort etwas begraben. Leichen und Wiegen, wo man hinblickt, und die Morgue wird von den Opfern der Seine nicht leer. Es ist ein eigenes Leben in Paris. In jeder Stunde geschieht

*) Herr von Barante gilt für einen Uebersetzer Schiller's; doch kann er kein Wort Deutsch und hat daher nur für die Arbeit eines Andern seinen berühmten Namen hergeliehen.

etwas im Stillen, das uns auswärts, wenn wir davon hören, tagelang beschäftigt. Hier kündigt sich Unzähliges pomphaft an und endet unbedeutend und Manches scheint Anfangs geringfügig und wird bedeutend.

Das unglückselige Wetter! Der Schmutz von Paris! Ich hätte nicht ausbleiben sollen, den Obsequien Cherubini's in der Kirche St. Roch beizuwohnen. Mit Cherubini ist die letzte Stütze des classischen Contrapunkts in Frankreich gestorben. Wenn man Auber zum Nachfolger in seinem Directorat des Conservatoires erwählen würde*), so bewiese dies, wie verlegen man ist, einen würdigeren zu finden. Halévy, den man als gründlichen Theoretiker schätzt, würde, wenn er nicht zu jung wäre, Cherubini gefolgt sein, denn was zum Akademiker gehört, besitzt er, Kenntnisse und wenig Genie. So wird man nun, glaube ich, Auber wählen, der nicht kenntnißreich ist, aber ein großes Talent. Wird er jetzt die große Trommel auch in die Kirchenmusik einführen?

An demselben Tage, wo man den Componisten des Wasserträger zur Ruhe bestattete, wurde auch Balzac begraben. Er lebt aber noch, nur seine Dramen sind todt! Dem Vautrin sind die „Hülfsquellen Quinola's" auf dem Fuß gefolgt. Seit acht Tagen redete man von dem bevorstehenden Quinola. Man lockte das Publikum mit sulschen Affichen in's zweite französische Theater, das Theater de l'Odéon, jenseits der Seine, man wies es ab, lockte wieder und machte Die, die Lust hatten, das Stück ohne Proceß zu verurtheilen, irre. Und doch ist es durchgefallen. Ich erstaunte, das Pariser Publikum gegen Balzac so gereizt zu finden. Alles haßt ihn, Alles verfolgt ihn. Kein Bedauern über seinen Fall, allgemeine Schadenfreude. Es ist, als wenn die geistvollen Erfindungen dieses Erzählers nicht vorhanden wären, als wenn Frankreich nicht Ursache hätte, auf dies seltene Talent stolz zu sein!

Balzac scheint durch seine Persönlichkeit viel von dem Vorsprunge seines Talents zu verlieren. Man wirft ihm Arroganz und Geldgier vor. Beides sind Fehler, die den Ruhm eines Dichters untergraben können. Daß Balzac anmaßend

*) Er wurde gewählt.

ist, bestätigt die Manier seiner Erzählungen, seine Art, sie einzuleiten, seine Selbstbespiegelung, Selbstkritik. Er geht von dem Grundsatz aus, daß ein Schriftsteller, der etwas gelten wolle, zuvörderst selbst etwas auf sich halten müsse. Daher kommt er jedes Mal, wenn ihm der Stoff ausgeht, auf sich selbst zu sprechen. Man hält dies, was vielleicht nur Verlegenheit und Nothhülfe ist, für Eitelkeit. Balzac's Geldgier findet man in vielen flüchtigen, seinem Namen keine Ehre machenden Productionen bestätigt. Man vergiebt einem guten Autor nichts schwerer, als ein schlechtes Buch. Balzac hat unter viel vorzüglichen mehre Werke geschrieben, die seiner unwürdig sind. Man nennt dies nicht Erschöpfung, man bemitleidet es nicht als die nothwendige Folge dieser ewigen Anstrengung, dieses ewigen Schaffenmüssens, nein, man haßt es, als Geiz.

Vollends war Balzac verloren, als man erfuhr, er hätte sich die drei ersten Vorstellungen des Quinola als Entschädigung für die Tantième einer gewissen Anzahl folgender Vorstellungen bedungen. Es ist hier Sitte, daß die Autoren, um sich schnell in Besitz einer großen Summe zu setzen und den Weitläufigkeiten der Verrechnungen auszuweichen, mit der Gesammteinnahme der ersten Vorstellungen dem Impresario das Recht verkaufen, solgende Einnahmen ungeschmälert für sich zu behalten. So Scribe im Theater francais. Wenn nun der Autor die Plätze so verkauft, wie sie kassenüblich sind, so ist diese Finanzoperation in der Ordnung; wenn aber, wie von Balzac geschehen, eine Agiotage eröffnet wird, wenn man für die Stalles statt 5 Franken 15 fordert, für Logen 100 Franken, so kann sich der Verfasser des Quinola nicht wundern, wenn man Eugenie Grandet und den Père Goriot vergißt und seine Werke zu Fall bringt. Heute sind wohl nahe an hundert Kritiken über Quinola erschienen. Ich glaube, Balzac liest nicht eine einzige und zählt seine Fünfrankenthaler.

Um auf den rechten Weg zu kommen, der uns zur Liebenswürdigkeit der Franzosen führt, muß man öfters Bouffé sehen. Ich sah ihn im Gymnase und Oncle Baptiste. Es ist dies wieder eins jener Stücke, in denen Souvestre die Poesie

des Handwerkerſtandes ſchildert. G. Sand emanicipirt die Handwerker als Dichter, Souveſtre als Gedichte. Wer in Frankreich Glück machen will, muß ſich zu einer Specialität bekennen. Wie es hier wiſſenſchaftliche Specialitäten giebt, die ſich, wie z. B. Michel Chevalier ausſchließlich die Eiſenbahnen vorbehalten, ſo giebt es dichteriſche, die Alles, was ſie ſchreiben, in einem beſtimmten Genre halten. Das Genre Souveſtre's iſt eine ſolche Sphäre, die Sphäre der Handwerker. Er hat poetiſches Leben entdeckt in Gegenden, über welche früher nur die Pflugſchar der Proſa ging. Sein Streben, neue Poeſie zu ſchaffen, iſt lobenswerth, inſofern er die alte nicht zerſtört. Es iſt ſchade, daß Souveſtre nicht gerecht gegen die Einen ſein kann, ohne zuweilen ungerecht gegen die Andern zu werden. Schon im Hamelin (bei uns „der Fabrikant") begann er, das Comptoir der Kaufleute, der Strumpfwirkereien, der Webſtühle, die Rechnungsabſchlüſſe, die Wochenlöhne an die Arbeiter zu poetiſchen Staffagen zu machen: er entdeckte hier eine neue Poeſie, aber er wurde ungerecht gegen die alte. Sein Cantal ſpricht gegen die ewig dauernde und von Gott eingeſetzte Ariſtokratie des Geiſtes mehr Dinge, als ein Strumpfwirker verantworten kann. Im Oncle Baptiste, der keinen eigentlichen Erfindungswerth hat und nur von Bouſſé getragen wird, iſt die Polemik gegen Das, was bisher für poetiſch gegolten hat, weniger beleidigend. Das kleine Stück würde auch in Deutſchland Glück machen (und hat es als: „Viehhändler aus Oberöſterreich"), wenn es ſich nicht zu ſehr um die in Deutſchland theatraliſch abgenutzten Falliſſements drehte und mit einer eigenthümlichen muſikaliſchen Begleitung vorgetragen würde, endlich wenn man bei uns Bouſſé hätte, d. h. dreißig Bouſſés; denn das iſt das Unglück in Deutſchland, daß bei uns ein Stück nur dann ſeine Probe beſtanden hat, wenn es an dreißig Theatern *gut* gegeben iſt!

Bouſſé iſt einer der wahrſten, liebenswürdigſten Schauſpieler, die man nur ſehen kann. Er überraſchte mich um ſo mehr, als ich mir von ihm eine andere Vorſtellung gemacht hatte. Bouſſé hat nichts von einem Buffon. Er iſt eine hagere, kleine, ſchmächtige Figur, mit ſcharf ausgeprägten

Zügen, etwa wie Döring in Deutschland. Bouffé hat die Physiognomie eines Mephistopheles und das Auge eines Engels. So glänzend sein Blick, so feurig die Blitze, die sein Auge entsendet, so seelenvoll ist es doch wieder umblaut, so gemüthlich umflort. Wenn er lacht, so legen sich die Falten satyrisch, wie bei allen bedeutenden Menschen, die, wenn sie lachen, bitter aussehen. Man sieht erst die Schlangen um den Mund, dann glänzen die schönen weißen Zähne, und es wird das ein seelenvolles, liebes Lächeln, was Anfangs beinahe ein dämonisches zu werden schien. Es ist leicht sagen, daß Bouffé, der gute, lustige Onkel Baptiste, etwas Deutsches habe. Onkel Baptiste ist ein echter Franzose, der nur seinem Beruf und seinem Vergnügen lebt, keine andere Leidenschaft kennt, als die für seine Frau und seine Ehre. Onkel Baptiste ist galant, witzig, gemüthlich: er ist die Freude seiner Nichten und Neffen; vergißt keinen Geburtstag: hat immer die Taschen voll kleiner Geschenke; Alles drängt sich um ihn und will ihn herzen, liebkosen. Er hat nur eine Freude, Andere glücklich zu machen, und nur einen Schmerz, ohne Kinder zu sein.

Neunter Brief.

Paris, 28. März 1842.

Eine der schwierigsten Finanzfragen Frankreichs ist die Ausgleichung der einheimischen Rübenfabrikation mit dem Interesse der Colonieen. Frankreich kann seine Colonieen nicht aufgeben. Es ist in einer argen Klemme, ob es die Fabrikanten des Landes oder die Schwarzen opfern soll. Opfert es die Schwarzen in den Colonieen, so opfert es die Plantagenbesitzer und entzieht den Colonieen ihren Kern, ihre Bedeutung, die auf Frankreich rückströmende Wohlhabenheit der dortigen Einwohner, die Garantieen und Anknüpfungen seiner Flotte. Opfert es die Fabrikanten, so nimmt der Hader, die Anfeindung im Lande, der Haß der Partheien kein Ende. Das jetzige Frankreich ist in seiner Politik auf die materiellen

Holiday

(nach einer Pauſe, ihn aus der Ferne fixirend, bei Seite). Dieſer Blick in den Spiegel! Dieſes gebannte Betrachten der Waffen! —

Arthur (mit gepreßter Ruhe).

Trilbie — hat die Piſtolen — meines ſeligen Vaters in Verſchluß — und meine eignen — Ich will ſie mit den Deinigen vergleichen. Willſt Du den Abend bei mir zubringen? Beim Schein einer düſtern Lampe — wie wir's einſt auf der Schule liebten, wenn wir **Seneca de consolatione** laſen — Damals hatten wir Troſt und noch keine Leiden — jetzt haben wir Leiden, und der Troſt? Schick' doch das Käſtchen hinüber zu mir, hörſt Du? Ich erwarte Dich in meinem kleinen Zimmer, wo wir unſere Waffen vergleichen wollen. Alſo bis dahin, edles Herz — Guten Abend! Guten Abend! (Geht ab nach rechts.)

Holiday

(begleitet ihn in einiger Ferne bis an die Thür und kehrt dann aufgeregt zurück).

Was hab' ich entdeckt? — Fennimor Stafford einſt Arthurs Geliebte? Und dieſe Rückkehr ins Leben, die mich erſt um Alles zu bringen ſchien — jetzt, ha, die Wolken meines Schickſals öffnen ſich — dieſe Mienen — dieſer Blick auf die tödtlichen Waffen — Furchtbare Entdeckung — Er brütet — über Selbſtmord! —

(Ein etwas ſtärkerer Donnerſchlag.)

Interessen begründet, wie kann es wagen, eins dieser materiellen Interessen zu verletzen! Das Ministerium hatte sich früher anheischig gemacht, in den ersten drei Monaten der diesjährigen Kammersitzung über diese schwierige Frage ein Gesetz einzubringen. Man vermuthet, daß es die Colonieen begünstigen und den einheimischen Zuckerfabrikanten ihre Vorräthe abkaufen würde. Jetzt bittet das Ministerium um Aufschub. Die Frage wäre zu schwierig, die Arbeit der Untersuchung des Thatbestandes noch nicht vollendet. Guizot wünscht Vertagung der Frage bis auf die nächste, neu zu wählende Kammer. Da witterte die Opposition sogleich eine Falle. Sie griff am Mittwoch die Minister mit materiellen und theoretischen Gegengründen an, unverschleiert aussprechend, daß das Ministerium mit dieser Vertagung nur beabsichtige, die neuen Wahlen wieder unter den Gesichtspunkt der materiellen Interessen zu stellen und von der Kammer wieder die unabhängige, freie Intelligenz auszuschließen.

Jedenfalls ist diese Voraussetzung eine Gewissensfrage, über die sich nichts entscheiden läßt. In der Verhandlung schienen mir zwei Dinge besonders bemerkenswerth. Die Opposition verbrüderte sich mit den sogenannten Generalconseils der Hafenstädte, Corporationen von einer entschieden illiberalen Tendenz, wie die vor mehren Jahren an sie gerichteten und von ihnen so auffallend egoistisch beantworteten commerziellen Fragen beweisen. Damals empörte sich die liberale Presse, der National an der Spitze, gegen die Generalconseils. Jetzt fraternisiren sie miteinander. Es ist in Frankreich, wie bei allen haltlosen, nicht ganz despotischen und nicht ganz freisinnigen Zwischenzuständen immer so, daß Partheien und Interessen zusammenkommen, sie wissen nicht wie. Das Zweite ist noch auffallender. In Baden sagt das Ministerium zur Kammer, die materiellen Fragen litten unter theoretischen Doctrinen und Formstreitigkeiten. Hier in Paris wirft die Opposition dasselbe den Ministern vor. Hier sind die Minister die Unpraktischen, die Unzeitgemäßen, die Männer der Phrase. Keine Eisenbahnen, keine Canäle, keine Zuckergesetze! ruft hier die Opposition, die sich mit dem materiellen Eigennutz der Masse zu vereinigen sucht. Guizot sollte dies

Umkehr der Debatte nicht aufkommen lassen. In unserer Zeit ist nichts siegreicher als der Widerspruch der Materie. Die Herrschaft des Geistes scheint anderen Jahrhunderten aufbehalten zu sein.

Die stille Woche ist kalt. Ein frostiges Longchamps mit rothen Nasen, eine Corsofahrt im Muff und Pelzmantel. Die Feiertage kommen diesmal zu früh. Die Erde hat sich noch nicht schmücken können, sie würdig zu empfangen. Der Schmuck der Menschen sah eben so kahl aus, wie die elyseischen Felder. Man weiß, daß Longchamps die Mode erfindet. Ich habe keine neue gesehen, aber morgen werden alle Follets, alle petits couriers des dames, alle Psyches in ihren Bulletins von neuen Trachten erzählen, die schon fertig und erfunden waren, ehe Longchamps kam. Manche der Carossen habe ich in Verdacht, daß ihr Besitzer statt einer Dame, die darin zu sitzen schien, nur eine Modefigur schickte, die tragen mußte, was seinem Interesse an Shawls, seidenen und sammetnen Stoffen entsprechend ist. Vier junge Elegants trugen Hüte von geripptem Zeuge, die häßlich aussehen, nun aber sicher Mode werden. Man kann hier bei einem Modehändler Kleider wohlfeiler erstehen, wenn man sich erbietet, sie auf Longchamps in die Mode zu bringen. Gäbe man nur diese häßliche, schwarze Trauertracht auf! Alle Frauen auf den Boulevards trauern und viele doch nur um den Verlust ihrer Schönheit. Man muß schon sehr schön sein, um sich über die schmeichelnden Farben des Regenbogens hinwegsetzen zu dürfen.

In den elyseischen Feldern drängten und wogten Tausende. Rechts und links bilden die Zuschauer Spalier. In der Mitte befinden sich zwei Wagenreihen, eine gehende, eine kommende. In der Mitte passiren die entschieden Vornehmen. Ich bemerke, daß der Franzose im Grunde servil ist. Titel und Rang machen bei ihm Alles. Wen all' der Ruhm von „Freiheit und Gleichheit" nur Einbildung wäre! Die Demokratie kann zwar die Vornehmheit nicht aufheben, aber sie sollte machen, daß der Vornehme sich fürchtet, vornehm zu erscheinen. Wo man hier hinblickt, sieht man gesellschaftliche Anomalieen, die für ein Land, das zwei Revolutionen erlebt

hat, nicht passen. Es ist beklemmend, wenn man denkt, daß hier noch einmal eine dritte Ausgleichung kommen könnte.

Unter den zahllosen Wagen des Longchamps sind die meisten gemiethet. Vielen Kleidern sieht man an, daß sie morgen auf den mont de piété wandern werden. Die reichsten und schwersten Stoffe tragen meist ältere Damen, die wenigstens heute träumen können, den nächsten Sommer wieder in die Mode zu kommen. Sonderbar, daß jede dieser nachlässig hingelehnten Personen sich einbildet, das Longchamps drehe sich um sie. Armer Tropfen im Meere! Hinter den glänzenden Carossen, wenn diese nicht das Privilegium haben, in der Mitte zu fahren, sieht man ambulante Annoncen, Wagen mit gemalten Anpreisungen neuer Erfindungen: ein Reiter mit bunter Fahne und dem Volk das Wunder predigend: „In der Straße Poissonniere Stiefel für zehn Franken!" Dahinter Wagen, die englische Wichse empfehlen, ein ambulanter großer Ofen, Alles schreit und bittet um Zuspruch, auch einige schmachtende Augen, die in ihrem Wagen nicht wissen, daß hinter ihrer poetischen Erscheinung sich sogleich die größte Prosa, Stiefelwichse, ankündigt. So wallen und wogen die Massen hinauf bis zum Triumphbogen de l'étoile.

Rechts und links zur Seite das gaffende Volk. Keins ist so neugierig als das Pariser. Es fehlt Musik, es fehlt Freude und Lust; freilich, es fehlt auch noch der Frühling. Nur die Kinder sind glücklich. Sie fahren in langen Omnibus, von drei stattlich gehörnten Ziegenböcken gezogen, mit Schellen und bunten Bändern. Policinell treibt seine Späße. Eigen, daß auch hier die Spitze des Volkshumors immer Prügel sind. Napoleon winkt in allen möglichen Stellungen zum Besuch kleiner naturhistorischer Museen, optischer Cabinette, zum Besuch von Flohkünsteleien, Carousels u. s. w. Auch wiegen kann man sich lassen, was ich thun würde, wenn ich die Kilogramme in meine deutschen Pfunde zu übersetzen wüßte. Drüben sind Krokodile, Athleten, Mißgeburten zu sehen. Eine Taschenspielergilde lockt durch eine klägliche Musik die kleinen französischen Voltigeurs, junge Rekruten, meist unansehnliches Volk zu seinen Künsten. Die Kinder des Taschenspielers sind geschminkt, stehen mit bloßem

Halſe in der Kälte, fröſteln und blaſen hier auf Waldhörnern luſtige Lieder, deren Töne ihnen wie Lügen in der kalten Luft erfrieren. All' das bunte Elend zieht ſich hinauf bis an den Arc de l'étoile, der den Siegen Napoleon's gewidmet iſt. Es iſt ein ſchönes Felſengebäude, aber kalt, wie der Wind, der hier um die Höhe pfeift. In Hautreliefs wird Napoleon gekrönt für Siege über ächzende, verwundete und ſterbende Barbaren, in denen wir zum Theil unſere deutſchen Brüder erkennen. Im Innern nennt eine Reihenfolge von Namen die Orte, wo Napoleon ſiegte. Erſt folgen ſie ſich geſchwätzig aufeinander, dann rücken Jahre und Meilen dazwiſchen, Moskau, „Wurſchen" ſind die letzten — von den übrigen Schlachten ſchweigt die Geſchichte, die franzöſiſche.

Am Charfreitage hoffte ich in Notre Dame zu jeder Stunde Geſänge, Orgelklänge, ſingende Prieſter und betende Gläubige zu finden. Ich täuſchte mich. Nur ein kleiner Troß von Bettlern und Armen kniete in einem dunkeln Winkel, in welchem einige Lichter brannten. Es ſollte dies das Grab des Heilands ſein. „Und den Armen wird das Evangelium gepredigt." Nur eine einzige vornehme Dame befand ſich vor dem Grabe, mitten unter den Bettlern und Armen. Draußen vor der hohen Eingangspforte des uralten Doms zeigte ihr haltender Wagen ein gräfliches Wappen. An einem Pfeiler ſaß ein Chorknabe mit einem bronzenen Chriſtus, deſſen Wunden und Nägelmale die Herantretenden küßten. Wer es that, zahlte einen Sou. Wer dieſen nicht zahlte, da wiſchte der Chorknabe den Kuß ab. In einer kleinen Kapelle ſtand auf der einen Seite ein Altarbild des Erlöſers, auf der andern war die Wand übertüncht, weil ſie zu viel der weltlichen Inſchriften trug. Und doch las ich neuerdings: „Ich liebe Dich: wann werd' ich Dich wiederſehen?" Mit Bleiſtift ſtand darunter: „Demain."

Das Innere der Notre-Dame hat nicht ganz das Ergreifende, das man in anderen alten Kathedralen findet. Das innere Schiff iſt zu klein gegen die nebenher laufenden Gänge. Die Kapellen folgen zu regelmäßig aufeinander. Der Eindruck hat etwas vom Weltlichen, beinahe Theatraliſchen des Berliner Doms. Nach außen iſt die Front minder erhaben,

als der Seitenanblick, doch macht sich das Ganze im Verlauf der Betrachtung ergreifender, als bei erster Begrüßung. Neben dem Trost der Armen ist drüben das Hôtel de Dieu, der Trost der Kranken. Und wem kein Arzt mehr helfen konnte, wem nicht die Arznei der Religion und der Balsam der Kunst den Schmerz des Lebens linderte, der findet dort unten Trost in den Armen der Verzweiflung. Auf hundert Schritt liegt unter Fischen und Gemüsekräutern, die dort verkauft werden, neben Notre-Dame und dem Hôtel de Dieu die Morgue.

Elfter Brief.

Paris, den 27. März 1842.

Dichter in Paris zu sein und zu bleiben, ist schwerer als in der Provinz dasselbe zu sein und zu bleiben. Dichter in Frankreich zu sein, ist schwerer als in Deutschland. Mitten unter diesen politischen Debatten, dieser Witzjagd der Journale, dieser haarscharfen Verstandesbildung, mitten unter diesen Leidenschaften, dieser Sucht nach Effect, mitten in diesem unruhigen Paris, diesen kalten, poesie- und glaubenlosen Kirchen, mitten in dem Krämergeist mit seinen Boutiken, seinen Schaustellungen, seinen gesellschaftlichen Ansprüchen — die elysäischen Felder und der Bois de Boulogne reichen nicht aus, um da der Ermüdung Schatten, der Melancholie Trost zu gewähren.

Es gehört in Paris zum wahren, anspruchslosen Dichter Genie und große Entsagung. Sich all' diesen Schimmer und all' diesen Schmutz vom Auge bannen und es nur heften auf die Springbrunnen, die Blumen und die Sterne, die auch hier am dunkeln Nachthimmel stehen, das vermag man nur durch eine große Einbildungskraft oder ein moralisches Selbstbewußtsein, welches starken Geistern große Ueberwindung kostet, genügsamen freilich von der Natur gegeben ist. Ich sehe zuweilen im Gewühl der Massen, die sich durch die Straßen drängen, Jünglinge abbiegen in die engeren, ein-

ſameren Gaſſen. Ich ſehe ſchweigſam ernſte Luſtwandler am Quai des Auguſtins, Quai du Louvre, Quai Voltaire. Sie blicken in die immer bewegte, dunkle Seine, verfolgen die gelben Lichter, womit die ſcheidende Sonne die letzten Spitzen der Thürme vergoldet; ſie ſtellen ſich an einen der unzähligen Bücherkröbel hin, die zu beiden Seiten der Seine aufgeſchichtet ſind. Sie handeln um ein altes vergeſſenes Buch. Es iſt ihnen zu theuer. Sie ſchreiten weiter, blaſſe Mienen, ein tiefliegendes Auge, das Haar lang und ſchwarz, eine trübe, finſtere Erſcheinung, die mich feſſelt, ſeitdem die Paſſagen und die Boulevards mit ihrem Einerlei mir ſchon langweilig ſind. Dieſe einſamen Träumer ſind vielleicht die Dichter, die Denker Frankreichs, die eine Zukunft haben werden, weil ſie ſich vorbereiten durch Entſagung. Es giebt in Frankreich Talente, die es verſchmähen, der Mode des Tages zu huldigen, und ſich für eine neue Epoche aufſparen. Ja, nicht einmal alle die Namen, die wir am Fuß der Feuilletons treffen, ſchwelgen in jener behaglichen Exiſtenz, die wir uns in Frankreich mit der Führung der Feder verbunden denken. Die bedeutenderen Kräfte der franzöſiſchen Literatur, die Träumer, die Dichter ſind arm, wie in Deutſchland.

— — Gérard, der Ueberſetzer des Fauſt, der Verfaſſer jenes wunderlichen Studentendramas Leo Burckart, das vor zwei Jahren an der Porte St. Martin ſo viel Glück machte, Gérard wurde von der Direction des zweiten Theatre Français, dem Odéon, aufgefordert, in der deutſchen Literatur Stoff für die franzöſiſche Bühne zu ſuchen. Es iſt eine unglückliche Sache mit dieſem Odéontheater! Es liegt drüben jenſeits der Seine, nahe dem Quartier Latin, und iſt deshalb der Tummelplatz der muthwilligen Studenten. Faſt alle ſeine Stücke fallen durch. Nun will man, um nicht immer die franzöſiſchen Autoren zum Fall zu bringen, die deutſchen vorſchieben. Man will Schiller, Goethe, Leſſing, beſonders aber die neueſten Dichter des deutſchen Theaters, Raupach, Blum, Devrient, Frau Birch Pfeiffer, vor den franzöſiſchen Studenten durchfallen laſſen. Da die Miſſion des Odéon das Fiasco iſt, ſo iſt es Nationalſache Frankreichs geworden, das Odéon der Literatur des Auslandes zu widmen.

Gérard fragte mich nach deutſchen Schlachtopfern. Ich hielt mit meinen eigenen Stücken zurück. „Zuvörderſt Emilia Galotti von Leſſing.“ — „Iſt ſchon gegeben.“ — „Goethe.“ — „Iſt ſchon überſetzt.“ — „Schiller.“ — „Iſt ſchon gedruckt. Maria Stuart iſt auf dem Theater Français. Kabale und Liebe iſt bekannt als la fille du musicien. Auch die brigands ſind ſchon gegeben.“ — „Kotzebue.“ — „Hat das Meiſte aus dem Franzöſiſchen genommen, und Das, was ihm eigen iſt, wurde ſchon überſetzt. Manches, was urſprünglich franzöſiſch, wurde deutſch und kam deutſch-franzöſiſch wieder nach Frankreich zurück.“ — „Iffland.“ — „Seine Welt wird in Frankreich nicht verſtanden.“ — „Raupach.“ — Iſidor und Olga wurde im Süjet erzählt. Gérard kannte es ſchon als les deux frères polonais. — „Die Geſchwiſter.“ — Iſt dem Franzöſiſchen entlehnt: l'incendiaire. — „Vormund und Mündel.“ — „Der engliſche Roman, aus dem Raupach ſchöpfte, iſt auch im Franzöſiſchen benutzt. Die Luſtſpiele Raupach's ſind zu deutſch.“ — „Die Verirrungen, von Devrient.“ Ich erzählte den Inhalt. — „Müßten auf drei Acte gekürzt werden.“

Vieles wurde noch aufgezählt, aber das Meiſte war in dieſer oder jener Form ſchon einmal dageweſen. Auch Friedrich den Großen, in allen möglichen Logen, hat man ſchon nachgehuſtet, nachgehinkt, nachgeſchnupft, ganz ſo, wie ihn Töpfer und Seydelmann bei uns ſpielten. Ich empfahl Daniel, den Wändekratzer, im „Erbvertrag“. Das Wort, „nach Hoffmann“ elektriſirt jeden Franzoſen. Aber auch hier wollte man ſchon Aehnliches beſitzen. Alle unſere Hofräthe, Hausarrestmeiſter, unſere treuen und treuloſen Gatten und Gattinnen, alle unſere Thränen und Rührungen ſind in Frankreich ſchon einmal ausgelacht worden. Um mich von den unglücklichen Folgen der Germaniſirung des Odéons nicht ganz auszuſchließen, entwickelte ich Gérard den Inhalt meines „Werner“. Dieſer und Robert's „Macht der Verhältniſſe“ ſchienen anzuſprechen. Aber eine neue Schwierigkeit! Beide Stücke ſind auf den Unterſchied der Stände begründet. Werner tritt aus dem Adel in den Bürgerſtand zurück, Eduard Weiß erſchießt einen Adeligen, weil dieſer ihm

Satisfaction verweigert. „In Frankreich," ſagte Gérard, „hat man keinen Adel." „In Frankreich," fügte er hinzu, „verweigert kein adeliger Offizier einem bürgerlicher Schriftſteller Satisfaction." Das Letzte gebe ich zu, das Erſte nicht. Frankreich hat den Unterſchied des Adels von der Bürgerklaſſe bis zur höchſten Spitze der Anomalie, aber das geb' ich zu, man will dieſen Unterſchied nicht auf der Bühne ſehen, man darf ihn dort nicht zur Vorausſetzung einer ernſten Intrigue machen, man würde das Factum des Unterſchiedes verſpotten, noch ehe es ſich entwickelt hat. So ſind wir in allen Vorausſetzungen der geſelligen Grundlagen des Dramas gegen die Franzoſen zurück und werden wol auf die Ehre, ſie mit unſerer Bühne bekannt zu machen, verzichten müſſen. Bei dem unglücklichen Privilegium des Odéon jedenfalls ein Erfolg, zu dem wir uns Glück wünſchen können.*)

Odillon Barrot war im Salon des Arztes La Corbière, den zuweilen auch Lamennais und Thibeaudeau beſuchen. Odillon Barrot iſt ein Fünfziger; ſtark, behaglich in ſeinem Aeußern, viel älter und minder ſanguiniſch, als ich ihn mir vorgeſtellt hatte. Man kann Odillon Barrot's Augen nicht ſehen, da ſie hinter einer Brille verſteckt liegen. Sein Weſen verräth den pathetiſchen Advocaten, der hinter ſeinem Barreau die Angelegenheiten Anderer vertheidigt, ohne ſich ſelbſt an ihnen zu betheiligen. Es muß ein wohliges Gefühl ſein, einen Verbrecher zu vertheidigen, ohne ſelbſt hingerichtet zu werden. Aber Odillon Barrot hat nichts Intriguantes in ſeiner Art: man gewöhnt ſich in Paris, Das, was uns Vertrauen einflößt und nach Gutmüthigkeit ausſieht, deutſch zu nennen. Odillon Barrot's Stellung zur Gegenwart Frankreichs iſt nicht mehr ſo bedeutend, wie vor zehn Jahren. Er hat ſich den Miniſterien zu oft genähert und zu viel Phraſen geſprochen, um noch in der Kammer von großem Gewicht zu ſein. Zuweilen war er daran, Miniſter zu werden. Wäre er es geworden, er hätte das volle, lange Haar nicht mehr,

*) Gérard de Nerval hat ſich bekanntlich vor einigen Jahren das Leben genommen.

das noch seine Schläfe beschattet. Es wäre grau wie das Haar Guizot's, oder wol gar weiß wie das Haar des noch so jugendlichen Thiers.

Zwölfter Brief.

Paris, den 29. März.

Auch in St. Eustache fand ich ein trübes, düsteres Heidenthum, und so feierte ich meine Ostern mit Musik und Poesie, einem reineren Cultus, als es diese monotonen, gedankenlosen, von aus- und eingehenden Neugierigen gestörten Offizien thun. Im Conservatoire Beethoven. Der Saal der Sociétés des concerts liegt in der rue Bergère, das Orchester nimmt auf einem Theater Platz. Die Sängerchöre stehen in der ersten Reihe des Parquets und entfernen sich nach jeder Nummer, die sie gesungen haben. Der Dirigent im weißen Haar ist der Kapellmeister der großen Oper, Habeneck, kein Deutscher. Im ganzen Orchester befindet sich nur ein einziger Deutscher.

Dafür ist aber die Musik deutsch. Nicht eine italienische, nicht eine französische Pièce. Das ganze Programm deutsche Musik. Nach der Ouvertüre zur Fingalshöhle von Mendelssohn Bartholdy, die mit der den Franzosen eigenen Frische ausgeführt wurde, folgte Mozart's Ave verum corpus. Die Sänger und (meist recht häßlichen) Sängerinnen sprachen verum corpus, doch hinderte das nicht, daß der heilige Morgengruß an den erstandenen Christ in frommer Weihe ertönte. Dann entnahm man aus Beethoven's großem Septuor einzelne Sätze, um ein Experiment zu machen, das zwar nicht die Schönheiten des Componisten, wol aber das Talent dieser Musiker in ein helles Licht stellte. Man hatte die für sieben Instrumente berechnete Composition auf das ganze Orchester vertheilt. Zwanzig Violinen führten die schwierigsten Passagen, die ursprünglich nur einer einzigen übertragen sind, mit einer bewunderungswürdigen Präcision aus. Eine Cadenz,

die einem Einzelnen zu ſchaffen macht, wurde von ſämmtlichen Violinen mit unglaublicher Reinheit und Uebereinſtimmung vorgetragen. Nächſtdem kamen Chöre aus dem Meſſias, in denen die Soloſtimmen Einiges zu wünſchen übrig ließen. Den Beſchluß machte Beethoven's fünfte Symphonie, dieſelbe, die überall mißverſtanden, zuerſt in Paris dem Genie des Tondichters Bahn brach. Nach dieſer Symphonie wurde Beethoven die Loſung der hieſigen Muſiker. Er iſt der Schutzheilige des hieſigen Conſervatoriums. Und auch welch' eine Schöpfung! Beethoven's Genius in allen ſeinen Zaubern, ſeinen Höhen und Tiefen. Gemüth, Phantaſie, Zweifel, Glaube, Himmel und Erde, und zwiſchen inne, im dritten Satz, der Tartarus mit ſeinen Klüften, mit der ſchwindelnden Teufelsbrücke der langen, langen Trommelfermate und endlich Sieg, Triumph, der vierte Satz in den dritten verſchlungen, Jubel und Ueberwindung.

Dieſer Tag war mir bedeutungsvoll. Ich war nach Paris gekommen, um Frankreichs große Männer zu ſehen, dem Brennpunkt dieſes ewig grollenden Vulkans mich zu nähern, mich zu ergötzen an der Luſt des Volkes, das Zeitalter zu prüfen auch an ſeinem Schmerz. Ich fuhr durch die Barrière St. Denis, auf die Boulevards, ſah dieſe berühmten Straßen und Plätze, hiſtoriſche Schauer umwehten mich. Anknüpfungen der bunteſten Art feſſelten mich an Vieles, was Anderen vielleicht leer erſcheint. Ich komme, dürſtend nach Allem, was nur den Durſt des Intereſſes ſtillen kann. Bald iſt die kalte Prüfung, bald die pochende, bange Erwartung, bald nur die laue Neugier mein Führer. Ich ſah ſchon Manches, werde noch Vieles ſehen, aber ich geſtehe, daß mich vom erſten Schritt, den ich auf dieſe Straßen ſetzte, die Sehnſucht verfolgt, George Sand zu beſuchen.

Es iſt nicht nöthig, daß man mir einräumt, George Sand ſei Frankreichs größter, jetzt lebender Schriftſteller. Es iſt nicht nöthig, daß man bewundert, was Allen intereſſant erſcheinen wird. Reizen muß Jeden, auch den Gegner, der Anblick einer Frau, die durch die Tiefe ihrer Ideen, die Poeſie ihrer Anſchauungen, den Glanz ihrer Darſtellung Alles übertrifft, was mit ihr in Frankreich wetteifert. Sie hat Werke

Siebenter Auftritt.

Marston. Holiday.

Marston.

Sir Eduard! Eine überaus myſtiſche Entdeckung!

Holiday.

Was haben Sie?

Marston.

Das Gewitter bringt Geiſtererſcheinungen: ich fange an mich zu fürchten.

Holiday.

Legen Sie Ihre Narrheiten ab!

Marston.

Wenn Sie den Winter über bei Ihrem kranken Vetter bleiben wollen, ſo haben Sie für Unterhaltung geſorgt.

Holiday.

Ich verſtehe Sie nicht.

Marston.

Oder wußten Sie vielleicht nicht, daß die Jugendfreundin, die Fennimor Stafford zu beſuchen gedachte, die Frau eines Doctor Scott iſt, der nur zwei Stunden von Douglas-Caſtle entfernt wohnt?

Holiday.

Wie?

Marston.

In einer glänzenden Carroſſe nach dem neueſten Pariſer Geſchmack, mit Bedienten, Kammerjungfern fuhr ſie ſo eben

geschrieben, die nur Erholungen von bedeutenderen Werken sind, aber nicht die Vollendung ihrer Schöpfungen ist es allein, die uns an sie fesselt. Es ist die freie Hingebung an den Gedanken, die Aufopferung des Egoismus, ja selbst des Vorurtheils und der Sitte an die edelsten Wallungen des Gefühls.

Die berühmte Frau zieht sich in ihrer Lebensweise sehr zurück. Sie lebt der Pflege des seit Jahren leidenden Musikers Chopin und fürchtet die Zudringlichkeit einer Neugier, die in ihr nicht die Regel der schöneren Natur, sondern nur die Ausnahme beachten will. Und vollends ist sie mißtrauisch gegen Touristen. Man hat sie in grotesken Umrissen an die Wand gemalt. Man hat ihre Geheimnisse, ihr Vertrauen nicht heilig gehalten. Man hat sie um Audienzen gebeten und dann herabgezogen in die Sphären, wo alle Menschen menschlich sind; man hat sie an die Medisance der Reiseliteratur verrathen. Und doch zieht es mich in ihre Nähe. Nur den Kreis möchte ich sehen, wo sie waltet, wissen, wohin ihr Auge fällt, wenn sie, von der Arbeit ihres Geistes erschöpft, das Fenster öffnet, um die Brust an der Luft zu kühlen. Es trieb mich, wenigstens G. Sand's Wohnung zu sehen. Rue Pigalle 16 dicht in meiner Nähe. Nicht weit von Notre-Dame de Lorette. Ich wandre. Paris bekommt in der Nähe der Rue Pigalle ein neues Ansehen. Hier sah ich, daß man Landhäuser mit Gärten in Paris selbst haben kann. An der Rue des Martyrs vorüber, durch die Rue Fontaine, wo ein anmuthiger kleiner Platz im schönsten italienischen Geschmack von Landhäusern gebildet wird und Thiere wohnt, links die Rue Pigalle 20, 18, 16. Mir klopfte das Herz. Ein großes steinernes, neues Haus. Hinten ein Garten, das sah ich wohl. Aber das Haus verschlossen. Ein Riegel vor dem Geheimniß, ein Wall, der mich auch nicht einmal die Jalousieen ihres Zimmers sehen läßt. Da lese' ich an der Thür des kalten steinernen Hauses: petit appartement à louer pour un garçon. Ich werde klingeln. Ich werde eine kleine Komödie aufführen. „Hier ist ein Zimmer zu vermiethen?" — „Für 200 Franken," sagte die Concierge. — „Wo liegt es?" — „Im Entresol." — „Nach hinten?" — „Nach vorn, mein Herr." — Das war schon unglücklich getroffen. Ich sah durch den offenen Thor-

weg einen kleinen Garten und im Hintergrunde einen Pavillon, den G. Sand bewohnt. — „Wollen Sie das Zimmer sehen?“ — „Zeigen Sie mir's.“ — So konnt' ich noch länger bleiben und den Ort überblicken, wo Spiridion, die Reise durch Frankreich, wo vielleicht schon Mauprat geschrieben ist. Die Concierge stieg voran. „Dies Zimmer ist es, mein Herr!“ Es war geräumig, neu gebaut, ohne Möbel, niedrig, für zweihundert Franken wohlfeil genug, aber es ging nach vorne: in die sonnige Straße, nicht in die Schatten des Gartens! Wenn gutmüthige Seelen wiethen und sie armen Leuten, die harren, bis sie finden, was sie suchen, das kalte Nein in trostreicherer Form aussprechen wollen, so sagen sie: „Ich werde wiederkommen“. — „Ich werde wiederkommen, Madame.“ — Zur Thür mich wendend, fragte ich noch: „Wohnt hier nicht Mad. Georges Sand?“ — „Im Pavillon, mein Herr!“ — „Es ist wol zweihundert Franken werth, in der Nähe G. Sand's zu wohnen. Lassen Sie mich den Garten sehen.“ Ich stieg hinunter und blickte in den kleinen Garten. Einige Rüster, einige Linden, drei oder vier Anlagen zu Blumenbeeten, wenn der Frühling kommt. Der Raum, der sich hier bald schmücken wird, ist klein, aber drüben sind dieser kleinen Räume mehre, sie bilden eine freie, offene Aussicht. Die Vögel von drüben kommen auf die Bäume von hier. Die Hollunderdüfte von hier würzen die Luft dort. Was im dritten Garten Raupe ist, kann sich im zweiten verpuppen und hier im ersten, im Gärtchen G. Sand's, Schmetterling werden. So setzt sich mustisch ein gewisses Naturleben zusammen, eine fourieristische schöne Gegend, ein Natur-Phalanstère. So sehe ich, daß es in Paris noch immer Orte giebt, wo man vielleicht nicht gerade Dichter werden, aber, wenn man es schon ist, bleiben kann.

Die Concierge verstand das Interesse, das ich an diesem Orte nahm, und hinderte mich nicht, länger in dem kleinen Garten zu verweilen. Die Jalousieen waren niedergelassen. Mitten im wirren Paris ein so stiller, kleiner Fleck, wo man lieben, dichten, die Welt verachten kann. Ja es ist etwas Großes um die moralische Kraft des Menschen, wenn sie durch die Gunst der Natur unterstützt wird! Im Angesicht der Berge, des Meeres, ja nur im säuselnden Schatten einiger

alten Lärchenbäume, durch welche der Mond mit tröſtendem Glanze ſchimmert — wird man mehr wagen, größer ſein als im Salon, wo die Mediſance, die Rückſicht herrſcht. Ich rief mir die Nacht mit ihren Sternen, den Frühling mit ſeinen Blüthen auf dieſe idylliſche Abgeſchiedenheit herab und begriff den Geiſt, der in den Schriften dieſer merkwürdigen Frau lebt, den Muth, es mit dem Urtheil der Welt zu wagen. Ich begriff, daß es eine Gottheitsnähe giebt, die uns die Entfernung der Menſchen vergeſſen lehrt.

Dreizehnter Brief.

Paris, den 30. März 1842.

Das Palais Luxemburg iſt den Kindern gewidmet. Vorn in dem ſchwerfällig verwickelten Gebäude verſammeln ſich die Pairs; hinten im Garten ſpielen die Bonnen mit ihren Zöglingen; dicht gegenüber wohnt Jules Janin.

Doch wollte ich zunächſt das Pantheon ſehen, das die Franzoſen der Unſterblichkeit gewidmet haben. Aux grands hommes la patrie reconnaissante. Man muß bergauf ſteigen, um in die Nähe der Unſterblichen zu kommen. Und ſonderbar, auch hier noch Schuppen um den vor achtzig Jahren begonnenen Bau, auch hier noch nicht Alles fertig! Wie beim Arc de l'étoile, noch Staub von den letzten Steinmetzen, die hier meißelten. Die Franzoſen fingen an, ihrer Unſterblichkeit Tempel zu bauen, wo ſie noch Gelegenheit hatten, unſterblich zu werden. Jetzt in ihrer Pygmäenepoche werden die Tempel erſt fertig, jetzt, wo es leichter iſt, berühmt, aber ſchwer, unſterblich zu werden.

Das Pantheon war urſprünglich die erſte Kirche von Paris. Auf der Stelle, wo daſſelbe ſpäter erbaut wurde, ſtand eine uralte Kapelle. Das Chriſtenthum iſt hier dem Cultus des Genius erlegen. Das große, in der That impoſante Gebäude, mit ſeiner Rieſenkuppel, ſeinen großartigen, freien, inneren Räumen, wurde von Souffiot auf Befehl des

fünfzehnten Ludwig erbaut. Es ſollte eine Kirche der Pariſer Schutzheiligen, der heiligen Geneviève, werden. Aber die Jacobiner wollten ihre Unſterblichen in dieſe Räume bringen. Die Altäre wurden weggenommen, die Reliquien der Heiligen wurden mit denen Marat's vertauſcht. Als die Bourbonen zurückkamen, gaben ſie dieſe Räume wieder der heiligen Geneviève; als Louis Philipp kam, fielen ſie wieder den großen Männern zu. So ſtreitet der Cultus des Glaubens mit dem Cultus des Genius! Wer weiß, ob nicht die Heiligen einſt wieder hieher zurückkehren! Wenn in einer Zeit, wo Alles nach Größe ſtrebt, die großen Männer zu ſehr überhand nehmen, wird man anfangen, wieder den guten Menſchen zu opfern.

Wir ſtiegen in die Gewölbe hinab. Wie feucht, wie kalt iſt es in der Nähe der Unſterblichkeit! Warum liegen ſie da unten in den trüben, dunkeln Räumen! Ihr habt Rouſſeau und Voltaire, wenigſtens ihr Andenken, dort hingelegt. Voltaire würde nie dieſe dunkeln Gewölbe für ſeine Gebeine als Ruheort gewählt haben. Voltaire wollte Licht im Leben, er würde auch Licht im Tode gewollt haben. Rouſſeau hätte allerdings das Dunkel geſucht, aber das Dunkel eines verſchwiegenen Parks, einen ſtillen, ſchattigen Blätterhain. Fröſtelnder Gedanke, hier unſterblich zu liegen! Lieber ſeiner Zeit, der Mitwelt genügen, und dann gebettet, wie Uhland ſingt, in Gras und Blumen oder vergeſſen.

Rouſſeau, der arme, gute, ſchwache Rouſſeau, liegt im tiefſten, feuchteſten Dunkel. Aus ſeinem Sarkophag langt eine Hand heraus, die eine Fackel trägt. Es ſoll dies bedeuten, daß er im Grabe leuchtet. Man findet dieſe Idee ſinnig. Mir war ſie ſchauerlich. Denn es fiel mir ein: „Wer Vater und Mutter nicht ehrt, dem wächſt die Hand aus dem Grabe.“ Auch an Rouſſeau hat ſich die alte Sage bewährt. Rouſſeau ehrte wol ſeine Eltern, aber als Vater ehrte er nicht ſeine Kinder. Im Pantheon wächſt ihm die Hand aus dem Grabe.

Auf der entgegengeſetzten Seite liegt Voltaire. Als hätte der eitle Mann es beſtellt: ſein Sarkophag iſt vergoldet und aufgeputzt. Seine Statue blickt ſarkaſtiſch auf ſeine irdiſchen

Ueberreſte herab. Dieſer ganze Winkel iſt eine Ironie. Voltaire, der war, bezweifelt den Voltaire, der einſt ſein wird. Dieſer Winkel, der Voltaire gewidmet, iſt keine Apotheoſe, ſondern ein Epigramm.

Auch das Modell des Pantheon haben die Franzoſen in's Pantheon geſetzt. Es mag der Sarkophag ſeines Erbauers ſein. In den übrigen Räumen, dunkeln, unheimlichen Kammern, ſind ſteinerne Särge in beträchtlicher Zahl aufeinander geſchichtet. Sie enthalten die Gebeine vieler Unſterblichen, von denen man in den Jahrbüchern der Geſchichte und Wiſſenſchaft einſt vergebens nach bedeutenderen Spuren ſuchen würde. In Ermangelung großer Männer, hat Talleyrand geſagt, ſetzt man Beamte in's Pantheon. Und in der That, dieſe Bureaucheſs, dieſe Akademiker, dieſe Diviſionsgenerale haben ihre Unſterblichkeit wohlfeil erkauft. Nicht daß Frankreich arm an Ruhm wäre, aber ſelten, daß die Mitwelt den Ruhm der Zeitgenoſſen zu ſchätzen weiß und die Nachwelt Zeit findet, an die Vergangenheit zu denken. Die wahren Größen Frankreichs wird man im Pantheon vergebens ſuchen.

Ich ſtieg dann mit einer gemiſchten Truppe von Studenten, Rekruten, Griſetten in die Kuppel hinauf. Eine Höhe von 500 Fuß über dem Spiegel der Seine. Ich ſah das friſche und in der That anziehende Kuppelgemälde von Gros, das in bunter Gruppirung alle bedeutenden Perſonen, die ſich an die Idee des Pantheons in kirchlicher Hinſicht knüpfen, darſtellt. Die heilige Genovefa gilt für ein Meiſterſtück und hat dem Maler von Karl X. den Adel eingebracht. Sie iſt hübſch hingehaucht, luftig und ſchwebend, verklärt und heilig. Noch höher hinauf ſteht man in der Kuppel. Drinnen an den Wänden eine Unmaſſe von Namen, die, mit Bleiſtift gezeichnet, ſo auf ihre Weiſe auch in's Pantheon zu kommen ſuchen! Präfecten dort unten, Maires, Bureaucheſs — warum hier oben nicht Epiciers und Champagnerreiſende? Draußen das ungeheure Paris aus der Vogelperſpective, das Paris des vierten Heinrich, des vierzehnten Ludwig, das Paris der Jacobiner, Napoleon's, das Paris der Julirevolution. Notre-Dame, die Nächſte dem Thron des Pantheon, der erſte Pair

dieſes majeſtätiſchen Reichs. Welche Fülle berühmter Gebäude, dieſe Säulen, dieſe Triumphbogen, und dazwiſchen die gelbe Seine. Dort der Kirchhof Montmartre, drüben der Père Lachaiſe, auch ein Pantheon, und romantiſcher noch, als dieſes claſſiſche ſteinerne.

Ich mochte nicht länger oben bleiben. Der wollte wiſſen, wo Boulogne, der, wo Orleans liegt. Die wollte unten in der Stadt einen Winkel ſehen, wo ihr vielleicht in dieſem Augenblick ihr Freund untreu iſt. Jeder langte ſich ſeine Neigungen, ſeine heiligen Stätten aus dem Panorama heraus. Ich eilte die Stufen hinunter, wählte auf's Gerathewohl von zwei Treppen, die ſich kreuzten, die nächſte, ſpringe über Drahtgitter hinweg, die ich für blinde Warnungen halte, hüpfe wohlgemuth auf den Vorſprung der Kirche, der etwa 200 Fuß tiefer iſt, als die Kuppel, und will fort. Da fällt die Kuppelthür hinter mir zu. Ich ſuche eine neue und finde keine. Ich finde die alte wieder; die iſt verſchloſſen. Ich warte auf den Führer. Der verſchwindet mit ſeinem Zuge oben in den Lüften auf der Galerie; ich zähle die Stufen, der Führer kommt nicht. Er iſt die andere Treppe gegangen und ich bin allein hier. Vor- und rückwärts kein Weg. Rings nichts als Quaderſteine, Galericen, vor mir das noch immer vogelluftige Panorama, die Entfernung in die Tiefe viel zu weit, um meine Stimme hörbar zu machen. Dreihundert Fuß hoch klettere ich auf dieſer Gallerie herum. Ich winke und ſchwenke mein Taſchentuch in die Luft mit großer Selbſtüberwindung, denn von der ſchlechten Pariſer Wäſche hatte es ein großes Loch, das ich mich ſogar genirte, dreihundert Fuß hoch dem mediſanten Paris zu zeigen. Eine halbe Stunde reſignirte ich mich, hier oben auf dem Pantheon zu leben, wie einſt Quaſimodo drüben auf Notre-Dame. Ich ſah mich, da es regnen wollte, nach einer Glocke um, um mich unter ihr zu bergen. Endlich aber erblickte ich auf einem andern Flügel des großen Baues eine kleine Figur. Es war dunkel geworden. Ich hielt ſie für einen Gnomen, einen Miteſſer der Unſterblichkeit, der ſich ärgert, daß Jemand, der mit ihm einſt in einem Zimmer wohnte, unſterblich geworden und nicht er. Ich winkte dem ſchwarzen beweglichen

Punkt. Er ſtreckte ein Fragezeichen aus, einen ſchwarzen rußigen Beſen. Es war ein Pantheonfeger, ein Decrotteur des Staubes der Unſterblichkeit. Dieſer lachte, wie nur Voltaire unter uns in den Katakomben lacht. Er winkte Freiheit und Erlöſung. Nach einer Viertelſtunde öffnete ſich die Thür. Für einen Franken entging ich der Gefahr, lebendig im Pantheon der Franzoſen beigeſetzt zu werden. Wenn ich den Eifer bedenke, mit dem ich nach dieſem Abenteuer im Hauſe des Ruhms auf die erſte beſte Carte du jour eines Reſtaurant im Palais Royal ſtürzte, ſo bin ich vollkommen der Meinung, daß der Hunger und der Ruhm Geſchwiſterkind ſind. Ich dachte nicht mehr darüber nach, wie übel mir diesmal meine alte Neigung, ſelbſtſtändig handeln zu wollen, hätte bekommen können.

Vierzehnter Brief.

Paris, 31. März 1842.

Nun weiß ich, wie es eigentlich gekommen iſt, daß wir die Schlacht bei Leipzig gewonnen haben. Die Franzoſen ſind an die Preußen verrathen worden und den Verräther habe ich geſtern kennen gelernt. Es iſt ein Mann, nahe an den Sechzigen, ein Mann, der ſich vermittelſt ſeiner Halsbinde noch ein Anſehen von Vierzigen zu ſchnüren weiß. Er trägt feine Wäſche, einen gefärbten Backenbart und hat die Manieren mehr eines Maklers, als eines Soldaten. Er iſt Spanier von Geburt, dann in Frankreich naturaliſirt, zu verſchiedenen diplomatiſchen Aufträgen verwendet, ſehr reich und bewirbt ſich jetzt um den Geſandtſchaftspoſten an einem der erſten Höfe Europas. Dieſer Mann heißt im gewöhnlichen Leben Herr Fontenay; ſeit einigen Wochen nennt man ihn Marquis de Lormias. Er giebt täglich offene Audienz am Börſenplatz, in dem eleganten Theater Vaudeville.

Indeſſen iſt Herr Fontenay an der Bedeutung, die er für die Geſchichte des Jahres 1813 gewonnen hat, doch un

schuldig. Arago und Vermond, die das kleine Drama „Die Memoiren des Teufels" geschrieben haben, sind es, die ihn mit einem so bedeutenden Gewicht in Scene setzten. Der Moment, wo die Geschichte herauskommt, wie eigentlich die Schlacht bei Leipzig verloren gegangen, macht täglich im Vaudeville außerordentliches Glück. Die Franzosen nehmen ihn für eine authentische historische Aufklärung und schmettern diesen Verräther, Marquis von Lormias, mit einem Beifallssturm nieder, für den sich der Teufel, der ihn entlarvt, zu bedanken hat.

Man kann in Paris nicht von Antecedentien sprechen, ohne an die Politik zu denken. Antecedentien war hier noch vor einigen Jahren ein furchtbares Wort. Jetzt hat man sich daran gewöhnt, weil Jeder seine aparten hat. Antecedentien! Man las sie aus dem „Dictionnaire der Windfahnen" heraus, in welchem die Staatsmänner Frankreichs aufgezählt sind und geschildert nach ihren Eiden. Talleyrand ist der Oberceremonienmeister der Antecedentien. Er hatte mehr als dreizehn Eide geschworen und alle gebrochen. Die Anderen folgten der Reihe nach. Es war eine schreckliche Polemik, damals, als man sich die oft drückenden Nothwendigkeiten der Vergangenheit zu Vorwürfen für die Gegenwart machte. Die, die nichts erlebt hatten, wühlten nach den Inconsequenzen der Greise. Man vergaß den gewaltigen Umschwung der Begebenheiten und die menschliche Schwäche.

Und doch waren wohl auch Viele zu, zu schwach! Es ist ein tröstender Gedanke, zurückzublicken auf die Vergangenheit, ihren Glauben, und auf Die, die den Glanz anbeteten und ihn doch verriethen. Zu schnell flohen sie von dem Besiegten zum Sieger über, zu schnell bückten sie sich unter das Joch der Nothwendigkeit. Wenige sind da, die mit der sterbenden Sache gestorben wären, Wenige, die sich in die Fahne hüllten, die sie einst trugen, einst vertheidigten und sie nur etwa dadurch besudelten, daß sie sich darin verbluteten! Wie lockten die neuen Sterne und Ehrenbänder, wie lockten die goldenen Schlüssel und Grafenkronen! Es ist traurig, daß in Frankreich die Greise nicht das Ehrwürdigste sind. Im Palais Luxemburg sitzen sie. Es sind die Pairs. Das Local ist neu, noch

neuer als die Erfindung dieser Würde. Eine Rotunde. An den Seiten die Tribünen der Zuhörer, die sich nicht zahlreich einfinden. Gegenüber in einem Einbau der Präsidentenstuhl, die Sitze der Secretaire. Unten die Lehnstühle der Pairs, rothe und grüne Polster, davor Tische, auf ihnen Schreibmaterialien. Die Einrichtung ist bequem. Die Lehnsessel gestatten die gefälligste Erholung, für die allzubetagten Gesetzgeber sogar den stärkenden süßen Schlaf. Der ganze Raum ist mit Malereien, Draperieen, Vergoldungen überladen. Die Sonne scheint freundlich auf die überwiegend grünen Farben. Es liegt Behaglichkeit, Vornehmheit in dem Gesammteindruck, und so gedenkt man unwillkürlich der unglücklichen Verirrten, die vor diesen Richtern schon so oft gestanden haben, um heute gerichtet, morgen guillotinirt zu werden. Es ist so grausam, die Königsmörder von kostbaren Teppichen auf die Bretter des Blutgerüsts zu schicken.

Der Herzog von Broglie präsidirte. Der eigentliche Kanzler, Herr Pasquier, studirte wahrscheinlich an einer akademischen Antrittsrede. Eine nüchterne Sitzung. Ein Gesetzentwurf, der verlesen wurde und schon angenommen war, ehe man noch über ihn abstimmte. Man brachte die Kugeln, man zählte sie, schüttete sie aus einem Korbe in den andern, es hatte etwas von Taschenspielerei, Escamotage. Dabei stutzten sich die alten Herren Visiten ab und unterhielten sich von Dingen, die ihnen lieber waren, als die langweilige Tagesordnung. Die Pairs tragen eine gestickte Uniform, die mit ihren meist greisen Häuptern nicht harmonirt. Viel bedeutende Namen auf den grünen Sesseln. Viel Ruhm unter diesen Perrücken, manche Unsterblichkeit! Gelehrte, Staatsmänner, Krieger von großer Auszeichnung. Die, die nichts waren, als treu ergebene Beamte, schienen mir die vornehmsten zu sein.

Die französische Pairskammer ist ein durchaus verfehltes Institut. Als man die Pairswürde für nicht erblich erklärte, hob man auch den Begriff der Pairie in sich selbst auf. Noch entsinne ich mich jener Kämpfe um die Erblichkeit der Pairie. Es war ein Streit, wo sich, wie oft, Liberalismus und Despotismus in ihrer äußersten Einseitigkeit begegneten. Die

Liberalen wollten die Pairie nicht erblich, weil ihnen die Privilegien und zumal solche, die sich vererben, ein Greuel sind. Die Regierung wollte die Pairie nicht erblich, weil sie vorzog, sich die Macht, die sie controliren sollte, alle zehn Jahre selbst zu schaffen. So ist die französische Pairie als Körper dem Ganzen eine Last und für die Einzelnen, die ihm angehören, ein Privilegium der Unpopularität, eine Sinecure des Volkshasses.

Wenn es doch einmal zwei Kammern geben soll, so muß die eine das Princip der Bewegung, die andere das Gesetz der Trägheit vorstellen. Aber es heißt das Gesetz der Trägheit mißverstehen, will man es durch Greise wiedergeben. Es muß zwei Principien im Staate geben, das Interesse des Neuen und das des Alten, die Veränderung und die Beharrlichkeit, Fluß und Stillstand. Aber das Alte muß nicht greis, das Beharrliche nicht eigensinnig, der Stillstand nicht sogleich der Tod sein. Die Pairie, erblich oder nicht erblich, scheint uns, da die Regierung schon selbst genug das Princip des Widerstandes und der Trägheit ist, ein Uebel. Soll man aber von zwei Uebeln wählen, so nimmt man das geringere. Eine erbliche Pairie kann allenfalls Das vorstellen, was sie bedeuten soll. Eine erbliche Pairie stellt der Regierung gesunde, kräftige Elemente gegenüber. Sie wird nie zäh werden, ja sie kann zu Zeiten freisinniger sein, als die Kammer der Gemeinen. Was sind diese Schatten der französischen Pairie! Abhängige Würdenträger der Krone, die nichts repräsentiren, als die Zahl ihrer Dienstjahre. Kein Besitz, worauf sie fußen, keine Erinnerung an alte Größe, die sie aufrecht erhielten. Die französischen Pairs sind eine der hohlsten Institutionen, die unsere in Staatsformen so erfinderische Zeit nur hat ersinnen können. Inzwischen sind sie dem allgemeinen Spott geweiht. Ein Pair machte neulich in einem Anfall von Freimüthigkeit, den diese alten Herren zuweilen, wenn das Podagra zu arg ist, bekommen, den Antrag, ob die Regierung bei ihnen nicht die Opiumfrage vorbringen würde? Sie hätte ihm antworten können, daß die schläfrigen Verhandlungen der Pairskammer genug bewiesen, wie diese Frage schon lange von ihr verhandelt wird.

vorüber. Das Gewitter ſchien ſie zu beſtimmen, hier eine Zuflucht zu ſuchen. Von einem großen gothiſchen Fenſter erblick' ich, wie ſie ſich aus dem Wagenſchlag lehnt, wahrſcheinlich nach dem Namen des Schloſſes fragt —

Holiday.

Himmel!

Marſton.

Aber ſonderbar, im Nu winkt ſie mit dem Taſchentuch, die Pferde ziehen an und ſetzen ſich in wilden ſtürmiſchen Galopp. Es wird die Herrſchaft ſein, ſagte der Bediente, die beim Doctor Scott erwartet wird.

Holiday.

Nicht einen Laut über Fennimor Stafford!

Marſton.

Was iſt denn? Wie ſo denn? Sie kommen mir auch ganz ſpukhaft vor!

Holiday.

Ihr Zuſammentreffen — nein, nein — nur einige Tage Zeit! Nur einige — bis zum nahe bevorſtehenden (nimmt den Piſtolenkaſten) Ausbruch der Kataſtrophe! (leiſer Donner.)

Marſton.

Was iſt denn? Haben Sie Viſionen? Sie müſſen mir Aufklärungen geben. — Wie fanden Sie Ihren Vetter? — Befindet er ſich wirklich ſo krank?

Holiday.

(kämpft nach Gleichgültigkeit).

Er befindet ſich wohl, er iſt auf dem Wege der Beſſerung —

Der Ausspruch Schiller's vom Werth des Einzelnen beim Unwerth des Ganzen bewährte sich mir wohl, als ich in Baron De Gerando einen Pair kennen lernte, der an sich der größten Achtung würdig ist. Herr De Gerando ist ein Greis, der sich mitten in den flüchtigen und oft frivolen Bestrebungen der Pariser Tagesordnung einen edlen, menschenfreundlichen, rein humanen Zweck erhalten hat. Ehemals Militair, dann den Degen mit der Feder vertauschend, lebt er der Idee des Friedens, dem Wohl der Gesellschaft, der Erleichterung von ihren drückendsten Uebeln. Ich begrüßte ihn als „eine lebendige Anwendung der Ideen unseres Herder" und er gestand mir sogleich, daß er den Schriften Herder's seine besten Anregungen verdankt hätte. Er war es, der Edgar Quinet veranlaßte, Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit in's Französische zu übersetzen. De Gerando verhält sich zur Philosophie, wie der Mönch zum Theologen. Er bewegt sich nur im praktischen Gebiete der Wissenschaft, in ihren Anwendungen auf das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft. Die Flüge der deutschen Philosophie sind ihm zu überschwenglich, er verlangt von der Metaphysik einen schnelleren Uebergang zur Moral, von der Moral einen schnelleren Uebergang auf die Sittenpolizei, auf die Straf- und Besserungsanstalten, die Volkswirthschaftslehre, die Anlegung von Gesundheits- und Krankheitshäusern, die Warte- und Kleinkinderbewahranstalten. Einer großen Zahl kleiner Gesellschaften, die diesen Zwecken gewidmet sind, präsidirt Herr De Gerando mit demselben Eifer, den er den Verhandlungen der moralischen Section des Instituts de France widmet.*)

Fünfzehnter Brief.

Paris, den 1. April 1842.

Wieder um einen Glauben ärmer, um eine Täuschung reicher. Die Italiener schließen heute den Saal Ventadour, um nach

*) Der alte Herr starb bald nachher.

London zu gehen. Gestern war ihre letzte Vorstellung. Ich eilte die vorletzte zu sehen. Aber ich hörte — alten Ruhm, gestützt auf das Herkommen. Verblichene Größe, verjährte Classicität! Die Italiener verdienen ihren Ruf nicht. Sie werden noch einmal nach London gehen, noch einmal dort mit der deutschen Oper wetteifern und nach Paris ohne Erfolg zurückkehren, wenn sie nicht frische, neue Elemente in ihr verstocktes Blut aufnehmen. Was die Italiener noch in Paris ehrt, ist, daß sie sich selbst ehren. Man zahlt nicht gern zehn Franken Eintrittsgeld zu einem Genuß, den man sich hernach zergliedert.

Alle Welt tröstete mich: Sie müssen den Barbier von Sevilla sehen. Seit zwanzig Jahren kommen die Fremden nach Paris, um bei den Italienern den Barbier von Sevilla zu sehen. Es erben sich Gesetze und Rechte, aber nicht Jugend und Schönheit fort. Ich sah eine heroische Oper, eine Oper, die ich oft von Italienern selbst schon gehört habe, Lucrezia Borgia. Es ist wahr, es waltet ein Unstern über dieser Vorstellung. Die Grisi ist seit einigen Monaten im Begriff, Mutter zu werden. Man muß einräumen, daß ein solcher Zustand keine Entfaltung großer Künstlerschaft gestattet; aber eine so oft gesungene Oper, eine so oft gespielte Rolle — sollten da nicht mehr Spuren von der üblichen Leistung übrig bleiben, wenigstens so viel mechanische Kunstgriffe, daß man aus diesen den gewöhnlichen Grad ihrer Kunst hätte entnehmen können? Zuvörderst kann die Stimme zwar etwas von ihrem Timbre, aber nichts von ihrem Adel verlieren und die Grisi hat eine unedle Stimme. Schlacke, kein Erz: ausgesungene, stumpfe, zuweilen gemeine Töne, nicht zu vergleichen dem Metall einer Hasselt-Barth. Eben so geringfügig schien mir die Kunst des Gesanges. Ich hörte von einer Signora — Oni — Ini — oder Etti, einer allerdings häßlichen und darum nicht in vogue gekommenen Italienerin in Berlin, die Lucrezia singen, mit einer Virtuosität der Kehle, mit einem Feuerwerk von Kunstfiguren, daß mir die Grisi wie eine Schülerin dagegen erschien. Die Passagen der letztern waren ausgetreten, ohne Fluß. Die ganze Erscheinung dieser Sängerin hatte etwas Bedeutungsloses.

Am wenigsten macht sich ihr Spiel geltend. Es war schlaff, ohne Reiz, ohne Anregung. Man sah die hundertmal abgeleierte Anekdote des Stückes, erzählt wie im Schlaf. Die Leidenschaften lagen in den Worten, nicht in den Blicken; ich mußte lachen, wenn ich diese Komödie mit dem Spiel einer Fischer-Achten verglich. Wie doch diese Deutschen ihre Seele preisgeben, wie sie mit Feuer und Poesie den Geist ihrer Rolle erschöpfen, ohne anders geschätzt, besungen zu werden, als in unseren Localblättchen, während eine Grisi in Ueppigkeit und Ruhm schwelgt! Sie wird niederkommen, in London Tausende verdienen, in Paris wieder auftreten und bewundert werden, bis auch einmal ihre Stunde schlägt.

Mario hat Rubini verjagt. Mario ist ein hübscher Mann, der den Primadonnen besser gefiel, als der häßliche Rubini. Mario hat einen heisern Tenor, dessen Beherrschung ihm um so mehr Ehre macht, als man jeden Augenblick fürchtet, er würde überschlagen. Diese Angst der Zuhörer muß man bei Schätzung seines Werthes mit anschlagen. Italien hat vielleicht keine Schenkel, die sich ausgestopft so schön ausnehmen, wie die Mario's, aber bessere Kehlen hat es gewiß. Tamburini sang den Herzog. Das ist ein Name, der seine Geltung verdient. Unsere Zeit ist reich an herrlichen Baritonen, und Tamburini ist einer der vorzüglicheren. Gewundert hat mich, daß Tamburini Das Figurenmachen nennt, was wir im gewöhnlichen Leben husten nennen. Er hustet seine Coloraturen, wie es Sängerinnen giebt, die sich einbilden, trillern zu können, wenn sie mit dem Kehlkopf lachen. Eine häßliche Signora Detti sang den Orsino. Jede Soubrette an einem deutschen Mitteltheater ist besser. Lablache, eine Falstaff-Figur, wirkte im Chor der Nobili mit. Füge ich nun noch hinzu, daß die Chöre vollendet schlecht, die Arrangements der Tafelscene im dritten Act italienisch hungrig waren, so wird man nicht begreifen können, wie sich diese Bühne in ihrer Geltung behaupten kann. Sie steht nicht nur hinter den ersten Bühnen Italiens zurück, sondern kann sich mit Ausnahme der Persiani, die gut sein soll, Tamburini's und Lablache's kaum höher anschlagen, als jene italienischen wandernden Truppen, von denen einige neuerdings auch nach Deutschland gekommen.

Zur Erklärung dieſes falſchen Ruhms tragen beſonders drei Dinge bei. Zuvörderſt der Reiz alles Fremden, dann der Mangel einer guten Kritik. In Paris wird viel getadelt, aber, man ſieht es, nur zu oft aus Partheilichkeit. Die großen politiſchen Blätter kümmern ſich nicht im Zuſammenhang um die fortlaufende Chronik der Bühnen, und die kleinen belletriſtiſchen ſind nicht im Stande, ihre Mitarbeiter gegen die Folgen ihrer Wahrheitsliebe ſicher zu ſtellen. Meiſtentheils kritiſiren Dilettanten, die ſich durch ihre Feder den Eingang in die Boudoirs der hübſchen Schauſpielerinnen zu verſchaffen ſuchen. Die Theaterkritik iſt ein petit maître, die Analyſen des Spiels ſind Liebeserklärungen. Der dritte Grund iſt der Mangel eines ſtationären Publikums. Das Publikum in Paris iſt immer nur ein zufälliges. Die zwanzig Bühnen, die täglich ſpielen, rekrutiren ihr Auditorium aus einer Maſſe, die jeden Morgen den Theaterzettel des Corſaire wie eine Speiſekarte durchläuft, um zu wählen, was eſſen wir heute? Daher iſt das Pariſer Publikum, wenn nicht gerade erſte Vorſtellungen die Elite der Tonangeber oder die Kabalenmacher in Bewegung ſetzen, im Allgemeinen harmloſer und empfänglicher, als die Herren Abonnenten, die in den deutſchen Theatern das Urtheil ſprechen. Man kennt hier trotz der ewigen Komödie innerhalb und außerhalb der Theater jene Ueberſättigung, jene Erſchlaffung nicht, die den Deutſchen in ſeinem Beifall oft ſo ſpröde, in ſeiner Hingebung ſo kühl macht. Das Publikum der Italiener ſind zum größten Theil Fremde, die kein Urtheil wagen, Damen, die hieher gehen, um ihre Toiletten zu zeigen und lernen wollen, wie man ſtatt pourquoi ſagen kann perche, elegante Herren, die mit ihrer Lorgnette mehr in die Logen, als auf die Bühne blicken, Leute endlich aus der Maſſe, die alle Jahre nur zweimal zu den Italienern gehen können, weil es ihnen öfter zu theuer käme. Und an ſolche Feſttage kann man dann nicht den Maßſtab der Kritik legen.

Der Regen treibt des Abends in die Theater. Ich behalte mir Politik und Wiſſenſchaft vor und verfolge Eindrücke, die ſo viel zur Kenntniß Frankreichs und des Pariſer Lebens beitragen. Geſtern habe ich mir das Grab des deutſchen

Repertoirs angesehen. Ich war im Odéon. Diese Bühne kann sich nicht aufschwingen, weil sie zu entlegen ist. Es ist eine Anmaßung, wenn sie sich zweites Théatre Français nennt. Die Studenten geben hier den Ton an. Das Odéon liegt dicht am Quartier latin. Man pfeift und tobt während und zwischen den Acten. Dabei keine Ordnung in der Zeit, keine fleißige Musik, Gasgestank von zerspringenden Beleuchtungsgläsern, arme Toilette der Schauspielerinnen und wenig Talent. Das sind die Elemente, von denen hier Raupach, Blum, Eduard Devrient und Bauernfeld erwartet werden. Ein Abend im Odéon ist meist immer ein rasender See: der See will seine Opfer haben.

Ich sah nun „Quinola's Hülfsquellen" von Balzac. Seit vierzehn Tagen ist Balzac das tägliche Brot der Journale. Wo man hinblickt, eine Demüthigung; was man liest, ein Witz auf Balzac. Balzac's Idee war, berühmt zu werden in Frankreich, malgré la presse. Dazu gehört mehr als Philosophie. Dazu gehört die Unempfindlichkeit jenes Bambusrohrs, der canne de Mr. de Balzac, die man hier zuweilen mit ihm selbst verwechselt. Balzac sollte vom Staat eine Pension beziehen, denn er giebt den hiesigen Ministern das erhabenste Beispiel, wie man Impopularität mit Gleichmuth ertragen kann. Balzac's Haut — ob sie auch eine peau de chagrin ist?

Gestern wurde Quinola vielleicht zum siebenten Male ausgepfiffen. Immer Unterbrechungen, dauernde Tumulte, Zwischenreden des Parterre, kurz alle Manöver einer ersten Vorstellung. Ich bewunderte die Geduld dieser Schauspieler. Vielleicht hätte ich die Klugheit des Directors bewundern sollen. Die Schauspieler des Odéon sind arme Teufel, die in Paris leben wollen, ohne auf den Boulevards ein Engagement finden zu können. Sie haben etwas von dem Wesen der reisenden Gesellschaften in Deutschland. Man sieht ihnen an, daß sie heute spielen, um morgen leben zu können. Sie spielen nicht, wie unsere Hoftheaterkünstler, auf Lebenszeit, sondern auf Wochengage, wie damals in Deutschland, als wir noch weniger „Künstler" und bessere Schauspieler hatten. Diese armen Teufel des Odéon müssen aushalten, wenn man

auch mit Aepfeln nach ihnen wirft. Sie sind engagirt, nicht für die französische Bühne der Gegenwart, sondern für die französische Bühne der Zukunft. Unsere deutschen Hofschauspieler bekommen manchmal Rollen auf den Leib zugeschnitten; diese Schauspieler des Odéon müssen sich zuschneiden lassen auf den Leib der Rollen. Sie sind nicht engagirt für das Drama schlechthin, sondern für Experimentaldrama.

Ich hatte Mitleid mit diesen armen Mittelmäßigkeiten. Sie sind gewohnt, Rollen zu spielen, die ihnen, wie ihre wurmstichige Garderobe, vom Leibe fallen. Sie denken, sie haben eine Tirade, die rauschend applaudirt wird, sie sprechen sie mit Pathos, mit Würde und — werden ausgelacht. Sie treten wie Löwen aus den Coulissen und schleichen wie Katzen davon. Dabei dürfen sie nie Partei für's Publikum nehmen. Sie müssen ihren Autor vertheidigen bis auf's Blut. Sie müssen ihre Rollen wissen, sie müssen ihren Dichter durch alle Schrecknisse des empörten Parterre tragen. Ein deutscher Schauspieler, beim ersten Murren des Parterre, verräth er den Dichter! Ein deutscher Schauspieler, ich kenne Ausnahmen, zieht es vor, lieber mit seinem Parterre befreundet zu bleiben, als mit dem Autor. Er giebt das neue Repertoir im Nu auf, da ihm ja noch das alte bleibt! Zertrümmert man ihm heute eine Rolle von Raupach, er wird morgen noch Ferdinand in Kabale und Liebe spielen können, er hat noch Posa, Hamlet. Ein deutscher Schauspieler liebäugelt mit dem Publikum, tritt an die Lampen, zuckt mit den Achseln und bettelt um Nachsicht für die Künstler, „die an dem mißfallenden Gedichte keine Schuld trügen!" In Paris dagegen weicht der Darsteller nicht, der Dichter nicht. Es war nicht französisch, daß Georges Sand ihre unglückliche Cosima aus dem Pfeifen und Zischen der Darstellung fortnahm. Es war menschlich, es war deutsch. Aber Balzac läßt seinen Quinola dem Odéon unverkürzt. Keine Scene, kein Act ist verändert. Die siebente Vorstellung wie die erste. All' die Phrasen, die Jules Janin als lächerlich hervorgehoben hat, sind geblieben, obgleich jedesmal, wenn sie gesprochen werden, das Haus in Gelächter ausbricht. Nach einer langen Pause sagt Fontanarès mit feierlicher Stimme: cette femme est perfide,

comme le soleil en hiver. Dies deutsche, Jeanpaul'sche Bild wird regelmäßig mit einem Sturm von Hohn und Spott aufgenommen. Bliebe es fort, ich glaube, die Direction müßte etwas vom Eintrittsgeld herausgeben.

Soll ich nun sagen, ob Quinola ein gutes Stück ist, so muß ich sagen: Nein. Wenn ein Mann von Geist geistreich ist, so ist das seine Schuldigkeit, man verehrt ihn als geistreich. Ein Mann von Geist darf aber nicht albern sein. Es giebt bei geistreichen Männern Albernheiten, die aus verirrter Phantasie, einem trüben Tage, einem erbitterten Herzen entstehen. Aber Quinola ist keine Schwärmerei Balzac's, sondern eine nüchterne Erfindung, eine Berechnung, die sich weder durch eine Verirrung der Phantasie, noch durch eine Verirrung des Herzens entschuldigen läßt. Die gesunde Vernunft, der gewöhnliche Menschenverstand hat nicht nöthig, geistreich zu sein. Aber der Geist hat nöthig, daß er vernünftig ist.

Balzac hat ein Stück geschrieben, das weder ein Drama, noch ein dialogisirter Roman ist. Es ist ein Drama, ein Roman, aber der Fehler liegt darin, daß es in seiner ganzen Ausdehnung Episode ist. Das Stück ist Arabeske. Es ist einer Oper zu vergleichen, die nur aus Septuors, aus Finalen und Ensembles besteht. Balzac belebt die Scene durch Menschen, die nichts thun, als momentan die Scene beleben. Man kann in dieser Art Romane, aber keine Dramen schreiben. Quinola ist ein Drama ohne Stoff, ohne Handlung. Ein Spanier hat die Dampfschiffe erfunden. Schon unter Philipp II. Natürlich nur eine Erfindung Balzac's. Arago wird darüber gelächelt haben, wir auch; wir glauben nicht an die Realität des Süjets. Fontanarès hat die Macht des Dampfes entdeckt, hat sie, ein anticipirter Fulton, sogleich auf Schiffe angewendet, er wird ein zweiter Columbus werden und die Welt behandelt ihn nun wie Columbus. Man verfolgt ihn, man verleumdet ihn, giebt die Ehre seiner Erfindung einem Andern. Es ist die alte Geschichte von der Stellung des Genies zur kalten Verstandesauffassung, der Stellung der Poesie zum Materialismus. Die Geschichte ist für Den, den sie trifft, oft schmerzlich, aber um sie zündend zu machen für Alle, muß man tiefer in das Menschengemüth greifen, als

es mit den Balzac'ſchen Phraſen möglich iſt, muß man ſtarken Schatten zeichnen, um ſtärkeres Licht zu gewinnen. Bei Balzac verdirbt der komiſche Theil den tragiſchen. Das Ganze ſinkt zur Pasquinade herab. Die Idee des Stücks iſt tragiſch, die Ausführung komiſch. Shakespeare verſtand dieſen Widerſpruch zu löſen, aber Shakespeare, im Vergleich mit den Feuilletonromantikern unſerer Zeit, wenn er auch dichtete, um zu leben, lebte, um zu dichten, und verglich ſein Dichten mit Dem, was im Leben möglich iſt.

Quinola iſt der Bediente des Erfinders. Dieſe Figur iſt im Geſchmack des Gil Blas. Das ganze Stück iſt in ſeinen Hauptfiguren aus dem Bettler-, Abenteuer- und Spitzbubenkreiſe dieſes überſchätzten ſpaniſchen Vagabundenromans entnommen. Quinola macht einige gute Späße. Seine à parts, die den Lauf der Handlung wie eine ironiſche Selbſtkritik des Autors begleiten, ſind oft witzig und wurden belacht. Der jüngere Monroſe, der einzige wahre Künſtler unter dieſer zuſammengelaufenen Truppe, ſpielt den mehr als zweideutigen Charakter mit Humor. Er faßt die Rolle leicht, macht nichts mit Prätenſion geltend, und ſchlüpft unter Gutem und Schlechtem gleich heiter hinweg. Das iſt ein Fehler deutſcher Schauſpieler, ſie können ihre Rollen nie genug erſchöpfen, faſſen ſie meiſt mit grotesker Wichtigkeit auf und werfen uns die Effecte, die wir eben deshalb nicht mögen, förmlich in's Geſicht. Hier in Paris zieht man erſt allmälig den Zuhörer an, läßt ihn ſelbſt kommen und reizt ihn durch ein ruhiges und einfaches Spiel dazu, ſelbſt am Ganzen Theil zu nehmen. Quinola, in deutſcher Art geſpielt, würde nicht zu Hülfsquellen, ſondern zu Saug- und Pumpwerken der Verſchlagenheit werden. Das Publikum würde durch die Prätenſionen der Schauſpieler ſchon im zweiten Act mit dem Stücke zerfallen ſein. Hier dauert es doch wenigſtens bis zum vierten Act. Quinola hat aber deren ſieben. Nichtsdeſtoweniger imponirt den Franzoſen Balzac's Gleichgültigkeit. Sein Genre, ſo decousu es iſt, wie ſie es nennen, iſt immerhin neu, und wir können erleben, daß der geiſtvolle Novelliſt mit ſeinem dritten Stücke doch vielleicht noch Glück macht.

Sechszehnter Brief.

Paris, den 2. April 1842.

Dicht an das Hôtel der auswärtigen Angelegenheiten stößt ein altes Gebäude, das Archiv. In den Höfen dieses Instituts, mitten unter den kostbaren hier aufgeschichteten alten Denkwürdigkeiten, unter zahllosen ungedruckten, ja manchwohl noch ungelesenen archivalischen Schätzen wohnt Mignet.

Mignet gehört zu den wenigen jüngern Gelehrten Frankreichs, die nicht die Wissenschaft benutzt haben, um durch sie zur Politik zu gelangen. Mignet war zuweilen im Begriff, auf die politische Arena zu treten. Doch obschon ein Freund und Genosse Thiers', hat er den Freund und Genossen steigen, fliegen lassen von Bahn zu Bahn: Mignet ist nicht geflogen, Mignet ist aber auch nicht gestürzt. Mitten in den Wechselfällen der Politik hat sich der berühmte Historiker auf seinem Posten behauptet. Er ist Vorsteher sämmtlicher königlicher Archive. Er bewacht sie nicht nur, er benutzt sie auch. Er erschließt sie auch Andern. Man behauptet, Fremde bekämen die Materialien noch leichter, als die Einheimischen. Alle deutschen Historiker, die in Paris Studien machten, sind Mignet für seine Zuvorkommenheit verpflichtet.

Ich traf einen noch jungen Gelehrten mit einnehmenden Gesichtszügen und gefälligstem Benehmen. Mignet hat auch im Aeußern die saubere Grazie seines Styles. Wer hat nicht diesen Mignet'schen Styl bewundert? Ich sagte dem Verfasser der Revolutionsgeschichte mit voller Ueberzeugung: „Ihr Buch ist in einem Styl geschrieben, der nur mit dem des Tacitus vergleichbar ist. Was Johannes von Müller bei uns erstrebte, haben Sie erreicht. Müller ahmte Tacitus nach und sah in Tacitus nur das Rauhe, Spröde und Abstruse. Sie haben gezeigt, daß Tacitus auch Wohllaut besitzt. Ihr Werk ist bei uns sehr verbreitet und hat in dem verstorbenen Johannes Weitzel einen Uebersetzer gefunden, der des Originalautors würdig ist!" Mit Bescheidenheit lehnte Mignet das Lob seines Buches ab, fand dann aber die

Theilnahme, die ihm geworden, in seiner Denkungsweise begründet.

Mignet arbeitet gegenwärtig an einem Werk über Frankreich im Zeitalter der Reformation. Es ist derselbe Gegenstand, den Ranke bei uns in Beziehung auf Deutschland behandelt hat. Mignet bedauerte, daß Ranke nicht Zeit genug fand, sämmtliche Pariser Materialien zu studiren. „Bei Ihnen ist die Hauptbewegung der Geister jetzt eine historische," sagte er und wunderte sich, als ich dies verneinte. „Vor fünf Jahren," antwortete ich, „hatten Sie Recht. Seitdem hat die Philosophie wieder den Vorsprung vor der Geschichte. Unsere Historiker in allen Zweigen, in den Begebenheiten, in der Natur, im Rechtsfache, in der Theologie, sind in den Hintergrund getreten. Alles spricht wieder von Philosophie und will auf die Principien zurückgehen." Staunend über diesen schnellen Umschwung des öffentlichen Geistes, fand er ihn durch das große Aufsehen, das Schelling neuerdings noch hätte machen können, bewiesen. Er stimmte bei, daß es traurig wäre, wenn sich die historische Wissenschaft in die Polemik des Tages mischt. Leo's historische Schriften, in denen die Vergangenheit zur Kritik der Gegenwart gemacht wird, verfehlen nicht nur ihren polemischen Zweck, sondern müssen auch ihren wissenschaftlichen verfehlen. Dann sprach Mignet über Savigny's Ernennung zum Minister und fand die Bevorzugung des Gelehrtenstandes vor bloßer Beamtenroutine ehrenvoll für Preußen. Es war ihm nicht unbekannt, daß Savigny in dem Widerspruch war, unserer Zeit den Beruf zur Gesetzgebung abgesprochen zu haben und nun in der Nothwendigkeit zu sein, selbst Gesetze zu machen. „Es ist traurig," sagte er, „daß man so viel Furcht vor den Consequenzen der französischen Revolution hat. Sie ist nun einmal da gewesen, wie die Reformation da war. Ihre Nachwirkung aufhalten heißt auch das Gute, das sie gewirkt hat, aufhalten. Keine Zeit ist so berufen zur Gesetzgebung, wie die unsrige, denn keine Zeit wußte die Geschichte so richtig zu würdigen, wie unsere Zeit."

Ich bringe in die innern Beziehungen der hiesigen Verhältnisse tiefer ein. Der Zugang zu den bedeutenderen Fac-

Marſton.

Und unſere kleine Spieldifferenz?

Holiday.

Sir James! Es ſteht hier mehr auf dem Spiele, als wir bei unſrer letzten Karte uns träumen ließen. Kommen Sie! (ab.)

(Der Vorhang fällt während eines leiſen Donners.)

toren der Ereigniſſe erleichtert ſich. Nicht eine Begegnung, die nicht zu den mannigfachſten Betrachtungen anregte. In Paris ſind ſelbſt geringere Talente von Einfluß, falls ſie der Zufall auf einen guten Platz geſtellt hat. Was ſich hier das Genie nicht zutrauen darf, ſetzt der Faiſeur durch. Die Journale werden wie Eroberungen betrachtet. Wer ſie inne hat, behauptet ſie mit einer Hartnäckigkeit, die ſich oft auf nichts gründet, als die Gunſt des Zufalls. Als ich neulich in einem Salon Dem. Maxime, eine Nebenbuhlerin der Rachel, declamiren hörte, dachte ich, daß es dem anweſenden einflußreichen Odillon Barrot unmöglich ſein würde, über ſie einen Artikel in die Journale zu bringen. Ueberall würde man ihm geſagt haben: Wenden Sie ſie ſich an den Redacteur des artiſtiſchen Theiles, und der Redacteur des artiſtiſchen Theiles würde hartnäckig über die Unabhängigkeit ſeiner Domaine wachen! Er kennt Niemand für einflußreicher an, als ſich, höchſtens daß man ſich mit ihm verſtändigt, d. h. man muß ihm einen Artikel geben und, wenn er bezahlt wird, ihm das Honorar überlaſſen. Victor Hugo kann hier nichts beſchützen, nichts empfehlen, durchſetzen, er müßte ſich denn an die Journale wenden, die ihn zu Beiträgen aufgefordert haben; und auch dieſe werden nur ſolche Sachen von ihm nehmen, die ſie von dem Dichter der Orientalen vorausſetzen können. Um Einfluß auf die Kritik zu haben, müßte er ein eigenes Journal ſtiften. Daher kommt es, daß hier unliterariſche Köpfe, ſolche z. B., welche die beiden Revüen de Paris und des deux Mondes herausgeben, einen ſo ſeltſamen Einfluß haben. Um dieſen Potenzen die Spitze zu bieten, muß ſich jede Kraft, die ſich in Paris unabhängig von einer Partei geltend machen will, ihr eigenes Organ ſchaffen. Die bedeutenderen Deputirten haben ihre Journale. Auch Pagès de l'Arriége hat ſich jetzt eine Zeitung gemacht: la Patrie. Odillon Barrot hat den Siècle und den Courrier Français. Doch ſagte mir Leon Faucher, Redacteur des Courrier Français: „Odillon Barrot braucht uns, wir nicht ihn. Wir werden nicht von ihm inſpirirt, wir inſpiriren ihn.“

Außerordentlich ſchwer iſt der Zugang in das innere Familienleben. Manche Reiſende, die nie darin eindrangen,

behaupten deshalb auch, daß die Franzoſen kein Familienleben beſäßen. Welche Thorheit! Es iſt nur Schein, wenn Alles über die häuslichen vier Pfähle hinausdrängt. Aber das iſt wahr, man geizt mit dem Einblickenlaſſen in den inneren Frieden des Hauſes. Man giebt dann und wann eine Geſellſchaft, aber der Blick in's Innere der Familien, vollends die Aufnahme in den häuslichen Cirkel, iſt meiſt eine Sache der Discretion, wo man ſich durch allerlei Verhinderungen zu entſchuldigen weiß. Der Fremde beklagt nichts ſo ſehr, als daß ſeine Empfehlungsbriefe wenig über das Empfangszimmer hinausdringen. Er vermißt nichts ſo ſehr, als eine Gelegenheit, ſeine Abende im traulichen Kreiſe bei einer Familie zubringen zu können, die ihm Vertrauen ſchenkt. Wer ſich nicht ſelbſt eine Häuslichkeit begründet, wird in Paris nicht dazu kommen, eine zu haben. Das iſt denn auch das Geheimniß der Griſetten, der ſogenannten petites femmes.

Man würde in Paris des Abends verzweifeln, wenn man nicht die Theater hätte. Ich komme nun ſchon in meiner dramaturgiſchen Rundreiſe immer den Boulevards näher und war zuletzt in den Variétés. Dieſe Bühne dient nur der komiſchen Muſe. Sie hat gute oder, was oft nur daſſelbe iſt, beliebte Komiker, ſie hatte früher Odry und jetzt Levaſſor. Ich traf es mit Odry glücklich. Obgleich zurückgezogen, altersſchwach, der Bühne entfremdet, kommt er doch noch zuweilen vom Lande herein, um einen alten Freund bei ſeinem Benefiz zu unterſtützen. Odry ſpielte den Bilboquet in einer Farce, les Saltimbanques, die Seiltänzer. Es iſt dies eins jener Sonntagsſtücke, das vielleicht vor zehn Jahren belacht wurde, aber in ſeiner Wirkung für heute ſich überlebt hat. Auch Odry hat ſich überlebt. Ein alter Mann mit erloſchenem Glanz der Augen, ein geſchminkter Greis, dem ſeine Luſt nicht mehr natürlich entquillt. Es iſt mehr Mitleid als Theilnahme, was man für die Wiederbelebung einer Leiche empfindet. Man ſieht, was Odry in ſeiner guten Zeit war: einer jener paſſiven Komiker, die über die Sphäre der Parodie nicht hinauskommen. In Deutſchland nennt man dieſe Art Schauſpieler Poſſenreißer, und die Franzoſen werden wol auch keinen beſſeren Namen dafür haben. Odry's Komik be-

ſteht beſonders in Wortwitzen, caricirten Verkleidungen, Selbſtperſiflagen und allen jenen Hülfsmitteln, wodurch man auch in Deutſchland Localkomiker werden kann. Da fehlen hundert Einlagen nicht, ſelbſt nicht die Cachucha, ſelbſt nicht die bunteſten Harlekinaden, die dieſen Lieblingen der Volksgunſt geſtattet werden. Auch die Pauke ſchlägt Odry in den Seiltänzern ganz à la père de la debutante.

Befriedigter dagegen war ich von Levaſſor. Man ſpielt hier eine kleine Piece, die unſere Ueberſetzer wahrſcheinlich bei Seite liegen laſſen werden*), die Ohrfeigennacht. Wenn die Franzoſen recht lachen wollen, ſo müſſen ihnen die Theaterdichter die Albernheiten kleiner, beſchränkter Großherzöge ſchildern. Die Grand Ducs haben in Paris das Privilegium, nur lächerlich zu ſein. Diesmal iſt es ein Großherzog in Italien, der Ludwig XIV. nachzuahmen ſucht und in der That nicht mehr Verſtand als ein Affe hat. Levaſſor ſpielt dieſen langen Großherzog Herkules mit köſtlichem Humor. Im rothen ſilbergeſtickten Kleide, mit blonder Perrücke, lang und hager, ſchleicht die Durchlaucht im Schatten des Parks, über die Blumen-Teppiche ihres Schloſſes und ſehnt ſich nach Liebesabenteuern. Der Zufall will, daß er beim Mondenſchein am Fußgeſtell der keuſchen Diana in ſeinem Garten von derber Fauſt eine Ohrfeige bekommt. Wir wiſſen ſchon, daß er eine bekommen wird. Er ſchleicht auf den Zehen heran, girrt mit ſüßer Stimme: il m'arrivera quelque chose, ah, il m'arrivera quelque chose, und mitten in ſeiner Sehnſucht nach einem zarten Begegniß der Liebe trifft ihn ein ſolches in Geſtalt einer allerunterthänigſten Ohrfeige, die ſich, das iſt die Pointe des Sujets, bald von dieſer, bald von jener Hand wiederholt.

Siebenzehnter Brief.

Paris, den 5. April 1842.

Endlich war ich in der Deputirtenkammer. Das iſt denn doch ein anderer Eindruck, als der bei den Pairs. Der Saal

*) Doch nicht! Auch überſetzt.

ist nicht so reich an Vergoldungen, Stuckaturarbeiten, an Sammet und Seide, als der im Luxemburg, aber freier, geräumiger und günstiger für die Zuhörer. Durch ein Defilé von Nationalgarden gelangt man auf die Tribünen.

Man war auf eine stürmische Sitzung gefaßt und es war auch eine. Ich sah die Nullität und die Größe dieses Staatskörpers, ich sah etwas Erhabenes und etwas Gemeines, die Vorhalle des Pantheon und eine Bedientenstube.

Von Jahr zu Jahr entfernt sich die Deputirtenkammer vom Herzen des Volks. Es ist der Magen Frankreichs, auch Frankreichs Gehirn, was auf diesen grünen Bänken repräsentirt wird, nicht aber Frankreichs Herz und Seele. Auch vom Gehirn vielleicht nur eine Kammer. Immer tiefer wurzelt in diesem Staatskörper das Verderben einer allzu langen Verjährung. Die Kammer wird zu Zeiten erneuert, wird in Kurzem wieder neu gewählt werden, aber mit wenigen Ausnahmen kehren die alten Elemente zurück. Die Fruchtlosigkeit der Debatten, der immer enger und begrenzter werdende Horizont des politischen Lebens der Franzosen macht, daß selbst die Besseren ermüden und von Bank zu Bank dem Centrum näher rücken, um in der rechten Seite desselben an Agonie zu sterben. Der Wahlcensus muß herabgesetzt, die Unzahl der Regierungs- und Municipalbeamten gesäubert und vereinfacht werden, wenn diese Kammer aufhören will, Das zu sein, was sie jetzt ist, der Tummelplatz ministerieller Intriguen, Salon der Medisance, Arena der Persönlichkeiten.

Der Rednerbühne gegenüber steht die Ministerbank in drei Abtheilungen, jede zu drei Personen. Allmälig steigen hinter diesen Sesseln die Bänke für die Deputirten hinauf. Der Saal ist etwas zu groß, um mittelmäßigen Rednern günstig zu sein. Es ist nicht gut, daß man in dieser Kammer nur oratorisches Talent haben muß, um sie beherrschen zu können. Die wohlmeinende Intelligenz, die zufällig eine nur schwache Stimme hat, geht hier in der Größe des Raums und der beispiellosen Plauderhaftigkeit der Mitglieder unter. Wären nicht die schwarzen und weißen Abstimmungskugeln da, das Rednertalent würde hier die gesunde Vernunft und den redlichen Willen unterdrücken.

Die rechte Seite, auf deren äußerster Ecke Lamartine sitzt, war die am wenigsten zahlreiche. Ich wunderte mich, auch Maugvin auf der rechten Seite sitzen zu sehen. Die Dislocirung der Partheien wird nicht mehr so streng eingehalten wie früher. Das rechte Centrum schien mir phlegmatisch. Wenig Redner erhoben sich aus diesem Kreise. Meist wohlgenährte Gestalten, Provinzrenommées, die das Interesse ihrer heimischen Districte vertreten, aber eben dadurch die Hauptkraft aller Ministerien sind, der Ballast, den eine Parthei, die geht, der andern, die kommt, zuschiebt. Diese Deputirten lasen Briefe, empfingen Einladungen, schrieben Antworten und begannen erst dann sich vernehmlich zu machen, wenn ein Deputirter der Opposition auf die Tribüne stieg. Dann waren sie am stärksten da mit ihren Ohs und Ahs! mit ihrem Räuspern und Plaudern, mit all' den kleinen Niedrigkeiten, die sich hier in eine so wichtige Handlung, in ein Schauspiel für die Welt mischen. Das linke Centrum ist die eigentliche Kraft der Kammer. Wenn das rechte Centrum die Erhalterin der Ministerien ist, so ist das linke Centrum die Schöpferin derselben. Aus ihrem Schooße erstehen die Combinationen, die geschlossenen Phalangen, die Intriguen. Es ist hier weniger Charakter, aber mehr Talent zu finden. Die Charaktere sitzen von hier ab, nach links zu. Die linke Seite hat durch den Tod, durch den Widerspruch der Wähler, durch die Verhältnisse viel von ihrer früheren Kraft verloren. Es sind hier überlebte und einige noch unentwickelte Elemente. Lafitte, Arago und Odillon Barrot sitzen unten ganz vorn in einer Reihe. Lafitte hat etwas Leidendes in seinem Wesen. Wenn man ihn vier Stunden unverwandt mit demselben Ausdruck in seinem Antlitz betrachtet und keine, auch nicht die leiseste Aenderung der Gesichtszüge bemerkt, möchte man auch ihn zu den überlebten Elementen zählen. Ledru Rollin hat den Sessel Garnier Pagès' eingenommen.

Schon eine Stunde vor Anfang der Sitzung war Sauzet, der Präsident, auf seinem Stuhl und blickte gedankenlos in die noch leeren Räume. Die Journale sagen, Herrn Sauzet's Gedanken wären nur auf sein nächstes großes Kammerdiner gerichtet. Er beschäftige sich damit, es so glänzend

und doch so wohlfeil als möglich zu machen. Es ist noch nicht sechs Jahre her, daß Sauzet zum ersten Mal genannt wurde. Er kam als Advocat aus Lyon, ein großer Ruf als Redner ging ihm voran, er sprach etwas salbungsvoll, aber taktfest, und dies Talent hat ihn vor einigen Jahren sogar zum Minister gemacht. Als er heute Minister war und morgen Gefahr lief, es nicht mehr zu sein, soll er geweint haben. Er beweinte seine verlorne Advocatenpraxis in Lyon. Die Kammer entschädigte ihn, daß sie ihn zu ihrem Präsidenten machte, ein Amt, womit eine bedeutende Einnahme verbunden ist. Ich sah mir auf diese Thränen Herrn Sauzet an. Ich liebe starke Männer, die weinen können. Aber Herr Sauzet schien mir nicht zu den starken zu gehören, und die Thränen schwacher Männer sind lächerlich.

An der Tagesordnung waren Supplementarcredite. Die Regierung verlangte Zuschüsse zum bewilligten Budget für außerordentliche Ausgaben. Allmälig füllte sich der Saal und der Präsident bemühte sich, die Deputirten aus den Couloirs auf ihre Sitze zu treiben. Für unser deutsches Gefühl ging das viel zu langsam. Ich fühlte, daß ein Gegner der Repräsentativverfassung sagen konnte: „Benehmen sich die Leute nicht wie Schulknaben, müßte nicht Herr Sauzet sagen: „Wer noch länger plaudert, bleibt eine Stunde nach?" Genug, es währte bis zwei Uhr, ehe die auf ein Uhr angesetzte Sitzung zu Stande kam.

Etienne bestritt die Forderung der Regierung ihrem Principe nach. Etienne gehört zum Tiers-parti, den man jetzt auch Thiers-parti nennen könnte, er ist Mitredacteur des Constitutionnel. Früher, als noch Dupin Kammerpräsident war, entwarf er die Antwortsadressen auf die Thronreden. Besserer Stylist, als Redner, sagte er gute Dinge, aber Niemand verstand sie. Er sprach leise, aber wie es schien, Niemand wollte ihn hören, wenn man ihn auch hätte hören können. Er sagte, die Ministerien würden nicht so viel Geld brauchen, wenn sie sich durch ihre Handlungen uneigennützige Freunde erwerben könnten. Da die Ministerien keine andere Hingebung fänden, als die erkaufte, so hätte das Land davon die Ausgaben. Seine Bemerkungen fielen aber wie ein

Tropfen auf einen heißen Stein. Still ſtieg er von der Tribüne herab. Die Kammer ging zur Discuſſion der einzelnen Anſätze ſelbſt über. Der Zuſchuß-Credit für das verfloſſene Jahr 1841 betrug 26,514,263 Franken.

Ein Mitglied der Linken erhob ſich, Portalis. Man ſah die Sicherheit des Advocaten. Er verließ ſich nicht auf das Entgegenkommen der Kammer; er erzwang ſich Aufmerkſamkeit durch eine Stentorſtimme. Lungen muß man haben, ungeheure, um in Frankreich über das Beſte des Landes zu wachen. Portalis brachte ein Thema zur Sprache, das plötzlich alle Privatgeſpräche unterbrach: er ſprach vom Pairshofe. Alles lauſchte, Alles blickte ſich ſchadenfroh oder bedenklich an. Man war geſpannt auf irgend ein pikantes Stichwort, das dem dreiſten Redner entfallen würde, ein Stichwort, das die Oppoſition bewillkommnen würde, das der miniſteriellen Parthei das Signal zum Tumult gäbe. Portalis ſagte: „Man will für die Pairskammer einen Zuſchuß von 916,000 Franken. Es iſt dies nicht für die Pairskammer, ſondern für den Pairshof. Was iſt das überhaupt mit dem Pairshof? Er richtet die Attentate, macht aber dem Staat von Jahr zu Jahr mehr Koſten. Wir müſſen ein Geſetz über dieſen Pairshof haben. Das Land muß wiſſen, wie es mit dieſem ſouverainen erſten Gerichtshof des Landes daran iſt. Ohne ein ſolches Geſetz könnte man dies ganze Inſtitut des Pairshofes zweideutig, ſehr äquivoque finden, ſehr —“ Hier konnte der Redner nicht mehr weiter, das erwartete Stichwort war gefallen. Er hatte die Pairskammer äquivoque genannt. Die Miniſter fuhren auf ihren Bänken hin und her. Guizot ſoll, den Journalen zufolge, dagegen proteſtirt haben. Ich hörte nichts von den Worten, die ihm heute in allen miniſteriellen Blättern zugeſchrieben werden, und bemerkte daran eine Eigenſchaft der berichterſtattenden Journale. Sie bringen von ihrer Parthei nicht ſelten Worte, Unterbrechungen, Reden, die nicht ſtattgefunden haben. Das Land malt ſich darnach die Sitzungen nach Gefallen aus.

Der Präſident hatte Herrn Portalis erinnert, mit Reſpect von einem Staatskörper zu reden, den die Charte garantirt. Herr Portalis fuhr mit großer Ruhe und maliciöſer

Ironie fort: „Die Pairskammer iſt nicht der Pairshof. Allen Reſpect vor der Pairskammer: ſie ſteht nicht über, nicht unter uns. Der Pairshof aber, wenn es eine noch ſo hohe richterliche Behörde iſt, ſteht unter uns. Wie kommt die Jurisdiction an die Pairs? Aus bloßer Ueberlieferung. Wo ſteht dieſe Jurisdiction geſchrieben? Es muß ein Geſetz darüber geben. Um ſo mehr, als ſie viel Geld koſtet. Alles, was äquivoque iſt, koſtet viel Geld.“ Das boshafte Wort war zum zweiten Male ausgeſprochen. Der Sturm brach noch heftiger los. Odillon Barrot rief: „C'est évident.“ und Guizot ließ ſich jetzt deutlich genug vernehmen: „Il n'y a pas d'équivoque dans cette jurisdiction.“ Der Präſident klingelte und erklärte: „Der Redner iſt in ſeinem Recht —“ Furchtbare Unterbrechung. „So laſſen ſie mich doch ausreden,“ ſagte Sauzet. „Der Redner iſt in ſeinem Recht, wenn er den Wunſch nach einem Geſetz über den Pairshof ausſpricht, aber er würde ganz außer ſeinem Rechte ſein, wenn er annähme, die Pairskammer wollte ſich in ihren richterlichen, ihr von der Charte garantirten Functionen über die Kritik und Controle des Staates hinwegſetzen.“ Im Schutz einer ſo milden Rüge fuhr Herr Portalis mit gemüthlicher Ruhe fort: „Ich wollte nur die Kammer ermuntern, über dieſe Jurisdiction der Herren Pairs ein Geſetz zu machen.“ Odillon Barrot mit Pathos: „Vous avez usé de votre droit.“ General Jamin: „Deswegen war es aber nicht nöthig, den Pairshof äquivoque zu nennen.“ Portalis ſchloß mit Ironie: „Genug, ich wollte die Herren Pairs nicht kritiſiren; im Grunde ſind ſie vielleicht immer noch beſſer, als die von Polizeiwegen ernannten Geſchwornen: (que les jurés probes et libres de M. le ministre de l'intérieur.)“

Dieſe Anſpielung auf die jetzige Miniſterialität der Geſchwornengerichte erregte allgemeines Gelächter. Die miniſteriellen Journale ſagen: Rires et murmures. Von den murmures habe ich nichts gehört. Der Franzoſe murrt über keinen Witz, ſelbſt wenn dieſer gegen ihn gerichtet iſt. Uebrigens wurde die geforderte Summe bewilligt.

Das Kapitel kam jetzt auf das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. Es wollte für außerordentliche Sen-

dungen einen Zuſchuß von 250,000 Franken haben. Glais-Bizoin, ein Mitglied der Linken, erhob ſich und ſprach von ſeinem Seſſel aus. Glais-Bizoin iſt der ſpecielle Antagoniſt Guizot's. Glais-Bizoin, eine lange, hektiſche Geſtalt mit ſchwacher Stimme, ſagte: „Daß Frankreichs Diplomatie überall unterliegt, hat das Miniſterium ſelbſt zugeſtanden. Wozu noch Geld hergeben, um dies Reſultat immer noch mehr herauszuſtellen?" Guizot antwortete von ſeinem Sitze aus: „Ich wünſchte, daß man mir beſtimmte Fälle nennt, um beſtimmt darauf zu antworten. Nie habe ich zugeſtanden, daß Frankreichs Diplomatie unterliegt. Nur eingeſtanden habe ich, daß unſre Conſuln zu ſchlecht beſoldet ſind und uns die Mittel fehlen, auf außerordentlichem Wege von fremden Völkern Kenntniß zu haben. Eine benachbarte Nation (die engliſche) iſt glücklicher daran. Sie hat überall Reiſende, Agenten, welche die Regierung über fremde Völker, oft ohne Entgelt, au fait ſetzen. In Frankreich müſſen wir außerordentliche Miſſionen ſchicken. Will die Kammer Auskunft haben, was wir mit ihnen ausgerichtet, ſo bin ich bereit, eine ſolche zu geben." Der Verlauf der Sitzung wird zeigen, daß Guizot für dieſe Auskunft vorbereitet war. Es konnte ihm nichts erwünſchter, faſt möchte man ſagen verabredeter kommen, als daß Glais-Bizoin fragte: „Wie iſt es mit Buenos-Ayres? Wie iſt es mit der außerordentlichen Sendung nach Griechenland, wo wir doch einen bevollmächtigten Miniſter haben?" Guizot hatte, was er wollte. Er beſtieg nun die Tribüne.

Guizot iſt keiner von den Rednern, die Pauſen machen und Zuckerwaſſer trinken. Er redet nicht, um zu reden, er redet, um etwas zu ſagen. Er hat die natürliche Beredtſamkeit eines Mannes, der ſeine Ueberzeugung ausſpricht und zugleich Kenntniſſe genug beſitzt, vollends als Miniſter, Thatſachen genug, um ſeine Ueberzeugung zu erhärten. Da der Boden, auf dem er ſich bewegt, ein factiſcher iſt, ſo hat er vor der Oppoſition den Vortheil voraus, daß er über Das, was er will, nie in Verlegenheit kommen kann. Er wird ſich entweder über einen Vorwurf vertheidigen oder er entwickelt Verhältniſſe, bei denen er aus dem vollſten Material ſchöpfen kann, oder er trägt auf Dinge, Geſetze, Entſchließungen an,

die er ſchon dadurch empfiehlt und einſchmeichelnd macht, daß er ſie als nothwendig darſtellt. Ein Redner der Oppoſition zu ſein, iſt dankbarer, aber auch ſchwerer. Schwerer, weil man ſich nur auf dem luſtigen Gebiet des Möglichen bewegt, dankbarer, weil das Mögliche ſich in reizenderen Farben ſchildern läßt, als das Wirkliche oder das Nothwendige. „Ich beneide die Oppoſition," ſagte mir ſpäter Guizot nach einem ſchönen Vortrage eines Mitglieds der Oppoſition, „ich beneide ſie zuweilen und ihre Redner. Sie können ſicher auf die Tribüne kommen und frei alle ihre Empfindungen, ihre Verſtimmungen ausſprechen. Wer dagegen das Land regiert, iſt übler daran. Wir dürfen es nicht aufregen, dürfen nichts von Empfindungen ausſprechen, die unſre Aufgabe compromittiren würden. Wir müſſen unſer Gemüth beherrſchen, während Andere es können frei ausſtrömen laſſen."

In der That würde Guizot nicht ganz das Harte und Strenge haben, das man ihm in Frankreich vorwirft, wenn er nicht immer in der Lage wäre, vertheidigen, beſchränken, ſtrafen zu müſſen. Möglich, daß ihm etwas Gouvernementales angeboren iſt, aber das Schickſal hat dieſer Beſtimmung nachgegeben und ihn zu wiederholten Malen an die Spitze eines Landes geſtellt, deſſen Kriſen er zu beobachten, deſſen Stürme er zu beſchwichtigen hatte. Guizot's Talent, in eine andere Stellung gebracht, könnte in ſeinen Wirkungen vielleicht gefälliger ſein. Es fehlt ſeinem Gemüth nicht an höherer Weihe, ſein Herz iſt des Enthuſiasmus fähig, auch ſeine Rede könnte hinreißen, wenn ſie nicht in der Lage wäre, immer widerlegen und zanken zu müſſen.

Guizot's Organ iſt nicht ſtark. Er würde die Akuſtik dieſer Kammer nicht beherrſchen, wenn ihm nicht die Würde des Miniſters zu Hülfe käme. Der Huiſſier, der ihm Ruhe gebietet, iſt ſein Portefeuille. Wenn bei Anderen die Klingel des Präſidenten lärmt, um Ruhe zu ſchaffen, ſo öffnet Guizot die Mappe, nimmt eine Depeſche heraus und es wird ſtill. Guizot's Action iſt einfach, ohne Leidenſchaft, von einer tiefen, wie es ſcheint, immer in ihm lodernden Gluth geſchürt. In dieſer Ruhe, in dieſer Sicherheit liegt eine entwaffnende Kraft. Man haßt dieſe ſicheren, taktfeſten Zurückweiſungen

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Zimmer in der ländlichen Wohnung des Doctor Scott. Links vom Schauſpieler ein Fenſter. Rechts Tiſch, Sopha, Stühle nebſt den Reſten eines Frühſtücks à l'anglaise. Ueber dem Sopha ein Spiegel. Thür rechts und Mittelthür.

Erſter Auftritt.

Fennimor (ſchwarz gekleidet in Sammet, ſitzt auf dem Sopha; ihr ſich anſchmiegend) Flora und Robert. Jenny (macht ſich mit dem Serviren des Thees zu ſchaffen). Kitty (bedient).

Jenny.

Fennimor, Du trinkſt nicht? Noch eine Taſſe!

Fennimor (winkt verneinend).

Jenny.

Die Landluft ſoll bald ihre Wirkung thun. Ihr Londoner Damen könnt Euch keine Vorſtellung machen, was wir

Guizot's, und es reizt ihn selbst, der diesen Haß wohl empfindet, bitterer zu sein, als es das Interesse seiner Stellung erfordert. Guizot's Bitterkeit ist ohne Leidenschaft. Darin liegt ein gefährlicher Stoff zur Steigerung der Erbitterung. Die Gegner haben die Empfindung, daß sie von Guizot nicht blos besiegt, sondern verachtet werden. Ja zuweilen hat es den Anschein, als ignorirte er sie ganz. Er spricht von den Anwesenden, als wären sie nicht zugegen. Er spielt mit kaltem Sarkasmus nicht selten die Debatten ganz aus dem Halbrund der Kammer heraus und verweist sie in die Journale, in die Coterieen, in die Clubs. Er sagt nicht, daß sie dorthin gehörten, aber seiner Art, die Verhandlung zu objectiviren, sieht man diese Andeutung an. Es ist nicht zu leugnen, daß bei allem Adel seines Willens, aller Kraft seines Gedankens, aller Tiefe seines Talentes Guizot auf die Tribüne zu viel vom Katheder mit hinübergenommen hat.

Ich kann hier den Erörterungen Guizot's über Buenos-Ayres und Griechenland nicht folgen, nicht alle Unterbrechungen, die er fand und widerlegte, wiedergeben. Ich bemerke nur, daß es in Frankreich eine Freude ist, zu sehen, wie selbst Köpfe, deren unveränderlicher Gedanke die Stabilität und Ordnung ist, vom liberalen Princip auf's Innigste durchdrungen und beherrscht werden. Guizot nannte ohne Weiteres die bayrisch griechische Regierung schwach, ja schlecht. Er that es, ich weiß es, aus Rücksicht auf England, das Griechenland völlig dem französischen Einfluß entzogen hat, aber das hinderte den Hörer nicht, in seiner Schilderung unverkennbare Züge von Wahrheit zu finden. Bedenkt man, daß diese Züge bald in Hunderten von Zeitungen wiedergegeben und an allen Enden der Welt verbreitet werden, so vergrößert sich der Maßstab, den man an diesen gesetzgebenden Körper legen muß. Man erschrickt, daß Das, was hier in zehn Minuten nur so hingesprochen wird, zehn Wochen lang die Nationen beschäftigen kann: man erschrickt und bewundert es.

Auf den Einwand, daß ein Gesandter in Griechenland hinreiche, um dies Land zu beobachten, und die Reisekosten für die außerordentliche Mission des Herrn Piscatory unnütz gewesen wären, bemerkte Guizot, daß Griechenland noch nicht

zu jenen civiliſirten Ländern gehörte, die man auf diplomatiſchem Wege kennen lernen könnte. Auch wäre dies Land in einem Zuſtand von Naturwüchſigkeit, der ſeine eigentliche Kraft jeder adminiſtrativen Controle entzöge. Die Leidenſchaften der Häuptlinge regierten das flache Land, die Gebirge, die Thäler. Um den Geiſt des Volkes zu ſtudiren, hätte man Herrn Piscatory abgeſandt. Guizot machte eine Pauſe und Herr Piscatory ſelbſt erhob ſich von ſeinem Seſſel. Es war dies verabredet. Herr Piscatory hatte ſein Stichwort gehört und erhob ſich. Dieſe kleine Komödie hinderte nicht, daß dies Nennen und Beweiſenkönnen, dies Rufen und ſchnelle Erſcheinen großartig erſcheint. Man ſieht denn da doch, daß in dieſem Saale nicht Menſchen, ſondern Thatſachen nebeneinander ſitzen, daß man hier Worte, aber auch Geſchichte macht.

Piscatory, ein noch jugendlicher Deputirter aus dem rechten Centrum, ſprach von ſeinem Sitze aus mit einem ſonoren, kräftigen Organ. Es lag ſeinen Worten eine natürliche Anſchauung zu Grunde, und ſo theilte ſich ihnen eine große Friſche und Lebendigkeit mit. Er ſprach ſich nicht über ſeine Reſultate aus, wohl aber über die Methode, wie er zu ihnen gelangte. Er ſchrieb Alles, was er erwirkte, den Verdienſten des regelmäßigen Botſchafters in Athen zu und erntete für dieſe in ihrem Zweck eben ſo höfliche, wie in ihrem Vortrag anziehende Erklärung ein allgemeines: Très bien, très bien!

Guizot wollte auf der Tribüne fortfahren. Aber eine kräftige, kecke Stimme erhob ſich, um die eingetretene Pauſe zu benutzen. Es war die Stimme Mauguin's. Von der diplomatiſchen Tribüne aus, in der ich dies Schauſpiel beobachten durfte, war es nicht möglich, Mauguin's Antlitz zu ſehen. Ich ſah nur die kahle Glatze, die breiten Schultern, hörte nur eine dreiſte, breite und auseinanderſetzende Rede. Es iſt bekannt, daß ſich Mauguin auf eigene Hand zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich gemacht hat. Die anderen Miniſterien kommen und gehen; Mauguin bleibt. Die anderen Miniſterien ſchwanken, Mauguin iſt nicht zu erſchüttern. Thiers, Guizot, Molé haben ihre auswärtige Politik, Mauguin hat die ſeinige. Mauguin weiß, was in allen Ländern vorgeht. Er kennt Polen, er kennt Rußland, Per-

sien. Er weiß, wie viel Kinder jährlich in Polen von den Russen geschlachtet werden; er weiß, wann in Karlsruhe oder Kassel oder Braunschweig die Revolution ausbrechen wird. Er hat seine Gesandten, seine Agenten, seine Emissaire für sich selbst. Sie kosten ihn keine Reisegelder; sie leben alle in Paris. Sie schreiben ihre Depeschen aus ihren Stationen, die er ihnen nicht zu bezahlen braucht, die er im Gegentheil sich bezahlt macht. Er giebt sie dem Journal du Commerce. Die politischen Flüchtlinge aller Nationen geben ihm Materialien zu seinen Interpellationen. Er ist es, der jährlich den Polen in der Dankadresse auf die Thronrede ihre Nationalität sichert. Ohne Zweifel bleibt er dadurch ein gutes Ferment der Kammer, wenn es ihm auch an gewissenhafter Ueberzeugung, Consequenz und in seiner Domaine des Auslandes an gründlichen, auf Facta gestützten Kenntnissen fehlt.

Mauguin fing denn nun auch richtig von Persien an. Statt im Schatten des Bois de Boulogne zu spazieren, lustwandelte er unter den Datteln von Teheran. „Ehe ich auf Persien komme, benutze ich die Gegenwart des Ministers auf der Tribüne (Mauguin sprach von seinem Sitze aus), ihm zu sagen, daß unsere diplomatische Inferiorität nicht aus der geringen Zahl unserer Agenten entsteht, sondern aus unserm diplomatischen Geschäftsgange." Allgemeine Spannung. Mauguin ist noch nicht in Teheran, er ist noch nicht einmal bei der Messagerie Lafitte und Caillard, er ist im Hôtel des Capucines. Guizot sieht lächelnd von der Tribüne auf den energischen Redner herab, der jetzt von Courieren, Depeschen und Briefselleisen reden wird. Mauguin enthüllt nach langer Vorbereitung folgendes Geheimniß: „Die französischen Gesandten haben seit elf Jahren keine Instruction bekommen, seit elf Jahren sind sie um nichts gefragt worden. Als Mehemet Ali durch die Schlacht bei Koniah beinahe dicht vor Konstantinopel stand, wußte unser Gesandter nicht, was er thun sollte. Er hatte keine Instruction. In Portugal haben unsere Agenten nie eine Instruction gehabt. Keiner unserer Agenten hat eine Instruction. Sie reisen ab ohne Instruction, sie bleiben ohne Instruction. Sie lachen, meine Herren? Warum lachen Sie, es ist die reine Wahrheit. Zwei Minister

haben seit 1830 Instructionen gegeben. Alle anderen nicht, und so kommt es, daß wir in Paris nichts erfahren und nichts wissen." Die ministeriellen Deputirten fanden diese genaue Bekanntschaft des Herrn Mauguin mit Dem, was in den Cabinetten vorgeht, komisch und lachten. Soult saß auf seiner Bank, immer dieselbe mürrische, abgespannte, ermüdete, eigensinnige Miene. Guizot, der noch auf der Tribüne stand, nahm das Wort, setzte die neuesten Beziehungen Frankreichs zu Persien auseinander und ging mit trockner Ironie auf den von Mauguin angeregten diplomatischen Geschäftsgang über. „Möglich," sagte Guizot, „daß Herr Mauguin in den fremden Kanzleien heimischer ist, als ich. In Betreff Frankreichs kann ich ihn versichern, daß er sich irrt. Unsere Botschafter wissen sehr wohl, was sie zu beobachten haben. Die Acten des auswärtigen Departements könnten ihn darüber eines Bessern belehren." Der Paragraph wurde angenommen und Guizot verließ die Tribüne. Das Wahre an Mauguin's Einwurf mag sein, daß die häufige Aenderung der auswärtigen Politik Frankreichs, die Aenderung der Ministerien und die Einmischung des Königs viel dazu beitragen, daß die auswärtigen Agenten Frankreichs über die Absichten ihrer Regierung im Unklaren sind. Leicht möglich, daß in den ewigen Verwirrungen der französischen Politik manche Stationen, die außerhalb der bedeutenderen Brennpunkte liegen, lange ohne Instruction bleiben und in Augenblicken, wo auch an sie einmal die Reihe kommt, in die Debatte gezogen zu werden, nicht wissen, woran sie sind. So viel mir bekannt, ist nur die österreichische Diplomatie, selbst in ihren entlegensten Stationen, immer au fait der Thatsachen. Man schickt von Wien in bestimmten Zwischenräumen lithographirte Berichte, die allen Agenten der Regierung den Stand der Dinge, wie derselbe in Metternich's Kanzlei angesehen wird, mittheilen. Eine solche Maßregel ist nur bei einem System möglich, das vom Grundsatz der Stabilität ausgeht. Frankreich, das täglich schaffen muß, täglich sich neuen Boden zu erobern hat, Frankreich, das überall in Frage gestellt ist, kann sich kaum für heute, geschweige für morgen verbürgen. Wenn Mauguin eine diplomatische Frage anregen will, so

könnte man ihm die Regulirung der Gesandtschaftsgehalte anempfehlen. Ich kenne französische Diplomaten, die jährlich von ihrem Staate 50,000 Franken erhalten, um ihn in der Fremde würdig zu vertreten. Während die russischen und englischen Agenten Feste geben und sich zum Mittelpunkt der Gesellschaft machen, sitzt der französische Envoyé daheim und geizt und spart für seine Rückkehr nach Paris und für seine Zukunft. Beim englischen Gesandten sieht man Abends die Kronleuchter schimmern, beim französischen eine einzige ärmliche Sparlampe.

Die Debatte kam auf Algier. Wer kennt nicht die Verhandlungen über diese unglückliche Eroberung? Ihr ewiges Einerlei verändert sich nur durch die dabei genannten Zahlen, die Zahlen der Truppen nehmen zu, wie die Zahlen der Credite. Von Jahr zu Jahr mehr Tausende an Menschen und mehr Millionen an Geld. Als die Bourbonen von Frankreich schieden, ließen sie die eroberten Trophäen Algiers zurück. Die Julidynastie zögerte, ob sie diese annehmen sollte, sie zögerte Jahre lang, goß Tropfen auf Tropfen in das große, durch Afrika aufgeregte Meer von Leidenschaft diesseits und wildem Naturhaß jenseits des Meeres. Es zischte und Alles war wieder vorbei. Mit jedem Frühjahr begann dasselbe Experiment, in jedem Herbste endete es mit denselben Gräbern. Einige kleine Siege gaben Stoff zu großen Gemälden, Franconi's Circus in Paris führte kriegerische Scenen aus der Wüste auf, nichts wollte helfen, diese Eroberung in Frankreich populair zu machen. Die Bourbonen hatten den Krieg mit einem religiösen Nebengedanken begonnen. Es schimmerte ihnen etwas von der Glorie eines Kreuzzuges gegen die Ungläubigen vor. War der Schimmer echt oder nicht, er blendete. Er blendete das Volk, das mit dem Christenthum noch nicht so gebrochen hat, wie der Constitutionnel. Man hätte in der Vendée, der Bretagne, in der Guienne, im Lyonnais noch Gemüther genug gefunden, die sich für einen christlichen Kampf gegen die Barbaresken begeistern ließen, aber jetzt, wo durch die Julidynastie Alles auf die materiellen Interessen geworfen ist, jetzt, wo man den Grundsatz: „Was hab' ich davon?" an die Spitze Frankreichs

geſtellt hat; jetzt, wo man Alles in Actien, Dividenden und Renten verwandelt, jetzt verlangt man von Algier ergiebigen Nutzen. Es iſt kein Stapelplatz für den Handel, kein Ort der Ausfuhr, keiner der Einfuhr geworden: es trägt höchſtens einzelnen Entrepreneurs, die für die Bedürfniſſe der Armee ſorgen, Vortheile. Es iſt auch kein Abzugskanal für die revolutionairen Elemente; denn die Offiziere kommen trotziger aus der Wüſte zurück, als ſie dorthin gegangen. Die Generale erwerben ſich Ruhm, verfallen mit der Regierung und werden Nothwendigkeiten, eine Kategorie von Menſchen, die Louis Philippe haßt, ſeitdem er ſelbſt das für Frankreich einzig Nothwendige geworden ſein will.

Man hätte längſt Algier aufgegeben, wenn nicht drei Dinge für die Beibehaltung ſprächen. Erſtens fürchtet man, damit den Engländern einen Gefallen zu thun, zweitens will man bei einer Theilung des türkiſchen Reiches durch den Beſitz Algiers auf den Beſitz der ganzen nordafrikaniſchen Küſte Anſpruch machen, drittens fürchtet man die bekannte Thatſache, daß in Frankreich alles Das unpopulär iſt, was die Regierung verfolgt, und alles Das populär wird, was ſie aufgiebt.

Es giebt in der Deputirtenkammer einige algieriſche Catone, die, ſo oft der Name Algier genannt wird, ihr ceterum censeo ausſprechen müſſen. Die Einen ſind für, die Anderen gegen die Beibehaltung dieſer von Allen als läſtig eingeſtandenen Colonie. Herr Desjobert kam mit einem Sack von Broſchüren, Flugblättern, Zeitſchriften auf die Tribüne, breitete zum Schrecken der Deputirten dieſen Apparat behaglich vor ſich aus und begann mit Tauſenden und Millionen zu rechnen. Er zählte Todte, Verwundete, die Fortſchritte auf, die keine wären, die Eroberungen, die nur auf dem Papiere ſtänden, er rieth, Algier aufzugeben oder ein anderes Syſtem zu beginnen. Herr Desjobert verwickelte ſich ſo in ſeine Citate, daß er aus Adam Smith vorlas, was Parnell geſagt hatte, Say für Sismondi anführte, Broſchüren und Zeitſchriften ineinander mengte und zum großen Troſt für die Kammer endlich mit einem flauen Abgange ſchloß. Nach ihm kam Herr de Corcelles. Dieſer Deputirte mit geſcheitel-

tem Haar hatte die Miene eines Leichenbitters. Es durchfuhr die Kammer ein Fröſteln, als ſie Herrn de Corcelles mit einer großen geſchriebenen Rede auftreten ſah. Ein Seufzer hallte mit ſeltener Einſtimmigkeit durch das ganze Palais Bourbon. Feierliche Stille war die nächſte Wirkung dieſes verzweifelten Blickes in die Zukunft einer langen tödtlichen und getödteten Stunde. Herr von Corcelles begriff nicht, wie ihn und ſeine geſchriebene Rede heute eine ſo großartige Erwartung begrüßen konnte. Was oft den größten Rednern Frankreichs nicht gelingt, ſich Ruhe zu erzwingen, das ſchenkte man ihm freiwillig, ohne Huiſſier, ohne Klingel. Herr von Corcelles lächelte. Er war angenehm überraſcht von dieſer Liebenswürdigkeit der Kammer. Er ſah nicht, daß dieſe Stille nur jener feierliche Moment war, der den verzweifelten Entſchlüſſen voranzugehen pflegt. Er war eine Secunde lang ein großer Redner geworden. Er hatte eine Pauſe gewonnen, wie ſie Guizot, wie ſie Thiers, wie ſie Berryer oft nicht erzwingen können. Er benutzte auch dieſe Pauſe und zog ſein Taſchentuch, breitete ſein Heft vor ſich aus und trank ein Glas Zuckerwaſſer. Man hörte deutlich einen kaum halb unterdrückten Schmerzenslaut, als Herr von Corcelles endlich anfing und mit tragiſchem Pathos begann: „Le gouvernement, Messieurs —“ Herr von Corcelles las eine Stunde. Aber die Kammer ſchlief nicht. Sie hatte ſich zum Schlafen zurechtgelegt, aber ſie bekam zu lebhafte Träume und wachte wieder auf. Sie wachte, als wenn Herr von Corcelles nicht da wäre. Sie erzählte ſich hundert kleine Geſchichten, lachte, ſcherzte, debattirte. Herr von Corcelles iſt in Algier, die Deputirten ſind in Paris. Herr von Corcelles jagt ſich mit den Beduinen herum, parlamentirt mit Abdel Kader, baut Feſtungen, coloniſirt die urbaren Gegenden der Wüſte Sahara. Herr von Corcelles ſchifft über die Tafna, beſichtigt Conſtantine, liefert in den Ebenen von Metidje mehrere glückliche Treffen gegen die vereinigten arabiſchen Häuptlinge, die Kammer ſtört ihn in ſeinen Siegen, in ſeinen Triumphen nicht. Herr von Corcelles verlangt von der Kammer ein dreifach erhöhtes algieriſches Budget, die Kammer votirt ihm in Gedanken Alles, was er will, ſie hört ihn nicht.

Sie hat an dem Ball des Präſidenten, am Miniſterium, an der nächſten Wahl der Akademie, an den Niederlagen der Engländer in China Stoff genug, ſich gemüthlich zu unterhalten, der Präſident berechnet ſeine Couverts, ſeine Dienerſchaft, ſeine Weine, die Miniſter haben endlich einen freien Augenblick, ſich zu erholen, ſie werden in demſelben Moment in Anklageſtand verſetzt von Herrn von Corcelles, dem Redner vor ihnen, dieſem unglückſeligen hohlen Grabesredner: und doch ſind ſie zum erſten Male im ſicherſten Beſitz ihrer Portefeuilles. Herr von Corcelles will es ihnen nehmen! Die Zuſchauertribünen entleeren ſich, die Stenographen ſpritzen die Feder aus und begnügen ſich, in ihre Zeitungen zu ſetzen: „Herr von Corcelles nahm das Wort, konnte aber wegen undeutlichen Organs und im Geräuſch der Kammer nicht gehört werden.“ Dies Alles hinderte den Redner nicht, fortzufahren. Er las, declamirte, lächelte, nahm Zuckerwaſſer, wie ein anderer großer Redner. Er beſchwor die Kammer, die Miniſter, den König. Man ſah einen geſticulirenden ſchwarzen Schatten am Geſtade des donnernden Meeres. Aus dem Toſen und Brauſen ſah man einzelne Schiffstrümmer hervorſpringen, ein Bret, ein Gefäß, ein Tuch. Man hörte dann und wann Abdel-Kader — Méditerranée — Angleterre vaisseaux — avantages — utilités — présomption — ministère — bis endlich nach mehr als einer Stunde die Kammer von ihren Leiden erlöſt war. Herr von Corcelles war mit ſeinem Manuſcript zu Ende und verließ die Tribüne mit einem Lächeln, das für mich rührend war, weil ſein Lächeln doch wol ſchwerlich ernſt geweſen ſein konnte. Ich ſah erſt jetzt, daß Herr von Corcelles ſich auf die äußerſte Linke ſetzte. Wenn die Oppoſition keine beſſeren Talente in's Feld zu ſchicken hat, iſt ſie wenigſtens in der Kammer verloren.

Wer erinnert ſich nicht eines herbſtlichen Abends, wo man luſtwandelnd durch Weingärten hinunterblickt auf einen nebelnden See? Immer dunkler werden die Schatten, immer grauer die Umriſſe des Waſſerſpiegels, der zuletzt vor unſeren Augen verſchwindet. Da ſteigt plötzlich am jenſeitigen Ufer aus einem Garten, wo ſie das Feſt der Weinleſe feiern, ein feuriger Streifen in die Luft. Eine Leuchtkugel zerſtiebt in

hundert ſchimmernde Funken, die mit ſanftem, aber magiſch hellem Leuchten die Gegend erhellen. Man ſieht die Bäume, die Berge, man ſieht den Spiegel des Sees wieder. Es iſt ein zauberhafter Moment, dieſe Nacht und dieſe plötzliche Helle! So war die Stimmung der Verſammlung, als ein Redner die Tribüne betrat, den ich während der Dauer der Sitzung unverwandt beobachtet hatte. Niemand hatte mir ihn gezeigt, und doch hatte ich ihn aus den Hunderten herausgefunden. Im linken Centrum, drei Bänke hinter den Miniſtern, dicht neben dem Oberſten Pairhans, ſaß eine kleine Geſtalt mit auffallend an Napoleon erinnernden Geſichtszügen. Dieſe Geſichtszüge ſchienen jugendlich, aber das Haar war grau. Ewig lächelnd rutſchte dieſer Deputirte ſeit drei Stunden auf ſeinem Seſſel hin und her, die kurzen Füße faſt in der Luft ſchlenkernd. Zuweilen fiel ein ſarkaſtiſcher Blick zum Oberſten Pairhans hinüber, ein leiſes Wort, ſonſt blieb der kleine Mann gemeſſen, zurückhaltend, nicht ſo unſelig plauderhaft und würdelos, wie die übrigen Deputirten; zuweilen notirte er ſich etwas, ſchien dann innerlich aufgeregt, formend, bildend, geſtaltend, eine kleine Welt für ſich. Mancher Deputirte ging vorüber und drückte dem Kleinen die Hand. Dieſer erwiderte jede Freundſchaft mit Herzlichkeit, rückte an der Brille hin und her, lächelte zu dem Murmeln, dem Ziſchen, den Bravis, und ſtellte eine für ſich abgeſchloſſene Neutralität vor, eine Uhr gleichſam, die zu ſchlagen gewohnt iſt, heute aber, da man ſie aufzuziehen vergeſſen hatte, ſtill ſtand. Plötzlich aber bekam die Uhr Leben. Ein Schnurren, ein Knarren, Herr von Corcelles iſt auf der letzten Seite ſeines Manuſcriptes, der kleine Redner erhebt ſich, durchſchreitet zur Erde blickend das Couloir und ſteht auf der Tribüne, über deren Brüſtung er kaum hinausreicht. Es war Thiers.

Es gehört zu den erſten Geſetzen der parlamentariſchen Redekunſt, daß man das Messieurs nicht zu früh ausſpricht. Messieurs, ſchon hineingeworfen in die Unruhe einer Verſammlung, die voller Erwartung iſt auf etwas Bedeutendes, kann eine Rede umwerfen. Messieurs wiederholen, heißt die Erwartung abſpannen. So bleibt nichts übrig, als es zu machen, wie Thiers. Thiers ließ der Kammer Zeit, ſich auf

ihn vorzubereiten. Er ließ jedem Schwätzer Zeit, seine Vermuthungen über Das, was er reden würde, beim Nachbar anzubringen. Es währte drei volle Minuten, bis Alles still wurde, so still, daß man in Guizot's Brust es hätte können klopfen hören. Messieurs! Große Pause. Wer sprach Messieurs? Thiers. Ist das Thiers? Er beginnt: „Je ne crois pas;" — Wieder Pause. Ich habe Gelegenheit, mich in Thiers' Organ zu finden. „Je ne crois pas, que le moment soit bien choisi, pour traiter l'ensemble de la question d'Afrique. Dans ce moment on fait la guerre, on la fait avec activité, avec habilité. J'espère qu'elle aura les résultats heureux, que nous devons en attendre." Ironisches J'espère! Alles lächelt, Thiers lächelt. „Je viens uniquement signaler à la Chambre un point important, et d'après l'opinion unanime de tous ceux, qui se sont occupés de la question africaine, du point le plus important peut-être, le port d'Alger." Großes Aufsehen. Allgemeine Bewegung. Thiers wendet sich zur Seite, läßt der Kammer Zeit, sich zu ärgern oder sich zu freuen, und trinkt ein Glas Zuckerwasser. Thiers wendet sich wieder an die linke Seite, die er anredet, und beginnt: „Toutes les opinions —" doch ich kann nicht Schritt vor Schritt folgen, sondern muß mich begnügen, über den Gesammteindruck zu berichten. Es versteht sich bei des berühmten Redners Figur von selbst, daß sein Organ hoch liegt. Thiers hat eine auf den ersten Augenblick unangenehm klingende Fistelstimme. Ein Kindersopran ist Alt gegen Thiers' Stimme. Die bedeutendsten Schauspieler und Redner hatten von je mit ihren Naturmitteln zu kämpfen. Thiers hat ein Organ, das nicht nur unangenehm hoch, sondern zugleich unrein und belegt ist. Seine Respiration ist asthmatisch. Seine Stimmwerkzeuge sind eng und geben den Ton nur gewaltsam von sich. Hier sind keine Modulationen von Höhe und Tiefe möglich. Hier fließt kein frischer Bergquell aus dem Felsen der Brust. Hier ist keine Malerei der Leidenschaften, kein Auf- und Niedersteigen möglich, sondern mit Mühe dreht sich ein einziger dürrer und rauher Faden zusammen, ein einziger Ton, der sich zuweilen in völlige Heiserkeit und katarrhalische Affection verliert. Jeden Augen-

hier oben prosaisch werden! Wir essen hier den ganzen Tag und wirklich essen wir mit unsern Zähnen von Elfenbein und unsern Korallenlippen solche massive Gegenstände wie Rauchfleisch und gedörrte Fische! Kinder, was seid Ihr der Tante so zur Last!

Fennimor.

Laß sie doch, liebe Jenny. (Streichelt ihnen die Locken.) Wie sie Deinem guten Scott so ähnlich sehen! Hätt' ich je geahnt, daß Du es einmal sein würdest, die mir das Asyl einer so trauten Häuslichkeit öffnen würde.

Jenny.

Du mußt nur so — Kitty, räume ab! —

Kitty

(räumt ab, indem sie durch die Thür rechts ab- und zugeht).

Jenny.

Du mußt nur so vorlieb nehmen! Du hast Dein Trauerjahr nicht in London verleben mögen, hast Dich Deiner alten Jugendgespielin Jenny, die in den Hochlanden eine Frau Doctorin geworden ist, in Liebe erinnert und mußt Dich mit dem stillen Leben, das wir Dir bieten können, so begnügen. Im Sommer genießt man hier frohe Tage; freilich im Winter —

Robert.

Da giebt es Weihnachten!

Fennimor.

Ja wohl, Robert! Und ich freue mich — auf Eure Freude! Flora, welcher schöne Name! Blumenkönigin!

Jenny.

Schöne Blumenkönigin das! Da hätten die Wäscherinnen

blick fürchtet man, daß dies mitgenommene Organ erschöpft sein wird. Das stereotype Lächeln dieser Mienen bekommt einen Anhauch von Schmerz. Der Gedanke, die Leidenschaft, das Talent kann sich nicht jeden Weg durch die Organe bahnen, wie es möchte. Und doch dauert dies schartige Instrument aus. Schon im ersten Worte heiser, kann Thiers stundenlang reden, ohne erst heiser zu werden. Man gewöhnt sich allmälig an diese fistulirende Monotonie, ja noch mehr, man findet sie zuletzt melodisch. Der geistvolle Gedanke giebt diesen heiseren Tönen eine höhere Art von Wohllaut, das bewunderungswürdige Talent des freien Wortes verwandelt zuletzt Gekrächz in Gesang.

Das Geheimniß dieser reizenden Wirkung der Thiers'schen Rede ist die Improvisation. Die Worte strömen bei ihm frei dem Gedanken zu. Nichts ist gesucht. Alles ergiebt sich von selbst. Er wurde oftmals unterbrochen, aber jede Unterbrechung lieh seinem Vortrage eine neue Schönheit; denn er verflocht unerschrocken die Antwort in den Zusammenhang seines Ganzen. Auf Alles schnell gefaßt, wußte er Alles schnell zu lösen. Ohne Pedanterie erklärte er Manches für unerheblich. Auf Zahlen kommt es ihm wenig an. Er läßt sich nichts irren, nichts anfechten, und verräth, was noch wichtiger ist, keine Empfindlichkeit. Es giebt gewisse pomphafte Redner, die durch Widerspruch gereizt werden, die mit glühendem Kopfe die Karten wegwerfen oder sich diese und jene Einreden anders stylisirt erbitten. Thiers behält eine immer gleiche Bonhommie. Er verliert sein Gleichgewicht auch dann nicht, wenn sich Alles gegen ihn erhebt. Mit Ruhe schlägt er die Hände übereinander, geht rechts, geht links, trinkt Wasser, lächelt und wartet, bis man die Gnade hat, ihn wieder hören zu wollen. Selbst besiegt verläßt er nicht die Tribüne ohne schlagenden Eindruck, und sein Eindruck ist um so sicherer, als er sich natürlicher Hülfsmittel bedient. Ist die Idee, die Frage zu Ende, so schließt Thiers. Hat er nichts mehr zu sagen, so schweigt er. Er macht keine Coda, keine Doxologie, kein Amen, sondern setzt sich frisch und kurz auf seinen Sessel, den er dann wieder unverwandten, unveränderten Antlitzes, nur mit etwas gerötheter Wange behauptet.

Thiers ſprach über den Hafen von Algier. Es verſchlägt nichts, wenn der Fremde dieſen Gegenſtand an ſich unintereſſant findet. Thiers bewies die Nothwendigkeit, daß man die Befeſtigung der afrikaniſchen Niederlaſſung mit dem Hafen von Algier beginnen ſollte. Man ſah, es ſtanden ihm, als ehemaligem Miniſter, die Acten der Vorbereitungen, die man früher für dies Werk getroffen, noch zu Gebote. Seine Rede, mit allen ihren hydrauliſchen, militairiſchen und mechaniſchen Excurſen, iſt ſpäter von den Organen der Regierung verſpottet worden, aber ſie machte für den Moment großen Eindruck. Er verließ die Tribüne mit dem Nachhall eines großen moraliſchen Sieges über ſeine Gegner. Dieſe erſchienen als die Zögernden, er in voller Glorie als der Mann der That.

Die Anklagen gegen die Trägheit der Miniſter durften nicht ohne Antwort bleiben. Stillſchweigen auf einen ſolchen Phalanx von Thatſachen, Namen und Zahlen wäre eine Niederlage geweſen. Und es erhob ſich in voller Mannes-länge der Herzog von Dalmatien! Soult ſchritt in gemeſſener Würde auf die Tribüne und begann in ſchlichten, aber energiſchen und höchſt leidenſchaftlichen Worten eine kurze Vertheidigung. Man ſah ihm an, dem alten Krieger, wie läſtig ihm dieſe Abhängigkeit von den Zungen der Advocaten war. Gewohnt an militairiſchen Gehorſam, hätte er lieber die Bänke ſeiner Gegner mit dem Bajonnet ſäubern laſſen, als hier mit Worten gegen Worte Rede ſtehen mögen. Die mürriſche Stimmung der Altersſchwäche gab ihm etwas Menſchenfeindliches. Mit ärgerlichem Humor ſtreckte er ſeit den vier Stunden, daß die ſtürmiſche Sitzung dauerte, ſeine langen Glieder von ſich, ſtrich ſich zuweilen den weißen Knebelbart, hörte ſcheinbar kalt und gleichgültig auf das, was ihm Humann, Villemain und Guizot zuflüſterten. Thiers, ſeine Antipathie, Thiers, mit dem er früher Miniſter geweſen, erregte ihm die Galle. Er ſprach mit Nachdruck, jedes Wort betonend, jeden Accent ſeiner Gründe grell hervorhebend: „Ich kann Herrn Thiers verſichern, daß alle ſeine Anklagen grundlos ſind. Von zwei Projecten hab' ich das frühere beibehalten. Der Hafen wird rüſtig vollendet, je nach dem Credit,

den mir die Kammer bewilligt. 900,000 Franken werd' ich auch im nächsten Jahre fordern. Wenn die Kammer mehr geben will, nehm' ich es mit Vergnügen an." Diese Ironie des alten Säbelknopfes, mit trockner Miene vorgetragen, erregte Heiterkeit. „Ich will nur 900,000 Franken haben, will mir die Kammer 20 bis 30 Millionen geben, so bitt' ich um Entschuldigung, daß ich sie noch nicht verlangt habe."

Unter großem Lärm verließ Soult die Tribüne. Thiers erhob sich von seinem Sitze und wies mit Leidenschaft die Berichtigung einiger seiner Behauptungen zurück. „Man hat in Algier," sagte er, „schöne Straßenquais gebaut, aber keinen Hafen. Die Hafenarbeit geht langsam. Sagt das Ministerium, sie ginge rasch, gut, so will ich's glauben." Der Lärm nahm über diese Ironie zu. Thiers fuhr fort: „Die Kammer und das Land sind von mir über den Hafen von Algier in Kenntniß gesetzt. In der nächsten Kammersitzung (nach den neuen Wahlen) wollen wir sehen, ob das Ministerium seinen Versicherungen auf dieser Tribüne nachgekommen sein wird, seinen Worten —" — „Seinen Worten?" rief Soult mit Stentorstimme. Die lange Gestalt schoß wie ein getroffenes Wild empor. „Seinen Worten? Was ich sage, ist so wahr, wie nur irgend etwas, was aus — Ihrem Munde kommt!" Die Debatte wurde persönlich. Es lag der ungezähmteste Haß in dieser Erklärung, die Enthüllung von zahllosen Geheimnissen, die Enträthselung tausendfach verzweigter Intriguen. Thiers repliciirte. Soult antwortete noch einmal heftig, persönlich gereizt, mit aller Empfindlichkeit des Alters. Er schloß mit einer Erklärung gegen England; denn gegen England waren ohne Zweifel die mit Enthusiasmus aufgenommenen Worte gerichtet: „Nous sommes maitres chez nous et n'avons pas besoin du consentement des autres, pour faire ce que nous voulons."

Die Culmination der Sitzung war erreicht. Was noch kam, war Wortgefecht, Berryer verlangte die Vorlegung von Documenten über den Bau des Hafens. Teste, Minister der öffentlichen Arbeiten, kam noch einmal auf die beiden Projecte zurück. Ich kann nicht sagen, daß ich in Herrn Teste's

Redeweiſe die Würde gefunden hätte, die man von den Erklärungen eines Miniſters vorausſetzt. In heftiger Declamation, in leidenſchaftlichem Erguß verlor er ſich bis zu Perſönlichkeiten. „Herr Thiers rühmt ſich, uns 100 Metren vom Hafen zu Algier hinterlaſſen zu haben; er hat uns noch mehr hinterlaſſen, er hat uns die Befeſtigungen von Paris hinterlaſſen.“ Hier konnte man kein Wort mehr verſtehen. Alles war in Aufruhr. Statt des Très bien, das man als Antwort der Kammer in allen miniſteriellen Journalen leſen kann, antwortete ein allgemeiner Unwille. Es war indiscret von Herrn Teſte, an dieſes unpopulaire Vermächtniß der Thiers'ſchen Verwaltung zu erinnern. Das Unzarte dieſer Worte lag in dem Ton, in der Manier, wie ſie Teſte ſprach. Dieſe Manier ſchien mir übertrieben empfindlich, zuweilen völlig würdelos. Es war, als wollte er die Karten hinwerfen und ſagen: Mit Euch iſt kein Spiel. So ſehr auch dies Gefühl die Miniſter dieſes ſonderbaren Landes nicht ſelten überkommen muß, ſo unpaſſend iſt es doch, es äußerlich zu zeigen. Unter Lärmen und Toben ging Herr Teſte von der Tribüne. Es war nicht mehr möglich, ihn zu verſtehen. Der Präſident hob die Sitzung auf. Es war nach ſechs Uhr.

Man wünſchte mir Glück, daß ich unter den vielen flauen Sitzungen der letzten Zeit gerade dieſer charakteriſtiſchen, inhaltreichen und bewegten beigewohnt hatte. Ich glaube nicht, daß dieſer Kammer Frankreich ein großes Glück verdankt, aber ich glaube, daß ſie Frankreich vor Unglück bewahrt. Ich glaube, daß Staatsmänner in Frankreich dieſe Verſammlung umgehen können, aber nur für etwas Gutes, das ſie thun wollen, nicht für etwas Schlechtes. Die Kammer iſt ſchwach als Initiative, aber ſtark als Controle. Sie iſt nicht Frankreichs größter Reichthum, und doch würde das Land ohne ſie arm ſein. Es iſt gut an dieſer großartigen Inſtitution, daß man, will man ſie auf fremdem Boden nachbilden, alles Das, was ſie klein macht, vermeiden kann. Ihre Vorzüge liegen in ihrem Weſen, ihre Mängel in zufälligen Formen. Das Repräſentativſyſtem leidet in Paris an der Nationalität der Franzoſen und der nachwirkenden Kraft einer Geſchichte,

die sich aus der Anarchie der Leidenschaften zum Bewußtsein der Freiheit und des Gesetzes allmälig erst entwickelt hat.

Achtzehnter Brief.

Paris, 6. April 1842

Das Wetter ist ganz so, wie Balzac neulich gesagt hat, „perfide". Man hat die Sonne, aber die Sonne ist ohne Wärme. Es sind wahre Mainertustage. Die Bäume und Sträucher in dem schützenden Viereck des Palais Royal grünen schon, aber die Nächte können noch durch Frost dem Frühling sein Spiel verderben. Ich wollte nach Versailles, aber es ist zu kalt. So irrt man in den Straßen von Paris, berechnet die Entfernungen, die Stunden, wo man Jemand hoffen darf, zu Hause zu finden. Es ist dies eine der schwersten Rechnungen, die wir oft zehnmal ansetzen, ehe sie einmal aufgeht. Auf meine Bemerkung: „In Paris muß man Tage säen, um Stunden zu ernten," antwortete mir eine Dame: „Und doch können wir Die, die wir gern hätten, niemals haben, haben aber Die immer bei uns, die uns langweilen."

Es ist nicht Sommer, nicht Winter. Diese unglückliche Zwischenzeit macht, daß sich keine Physiognomie der Tagesordnung dauernd ausprägen kann. Heute stellt man den Schirm vor den Kamin, um ihn auf immer zu schließen. Morgen muß man ihn wieder fortnehmen, weil wir sonst erfrieren würden. Für das Vergnügen der Promenaden ist Paris bei schlechtem Wetter zu groß, bei gutem zu klein. In der That, wenn die Sonne scheint, ist Paris zu klein. Der fashionable Theil der Boulevards, der Rue Vivienne, der Rue Richelieu, das Palais Royal, in diesem Bereich ist man bald so heimisch, daß man jedem Boutiquier bekannt sein wird. Immer dieselben Eindrücke. Am Tage oft nüchtern, erfreulicher am Abend, wenn die Gasflammen glänzen. Die Kunst des blendenden Scheins ist hier zu großer Voll-

kommenheit gediehen. Die gewöhnlichste Schenke ist auf Täuschung des Auges angelegt. Durch Spiegelwände, welche die rechts und links aufgestellten Waaren rückstrahlen, erhalten diese Oertlichkeiten eine künstliche Ausdehnung, bei Lampenschein phantastische Größe. Sähe man sich selbst nicht an den Händen vervielfältigt, man würde diese Schinken, Würste, Backwaaren angreifen und sich verwundern, daß es nur Reflexe eines kleinen Krames sind. Noch immer wählt man unter den Restaurants, ist bald hier, bald dort, und lernt die Geheimnisse der Speisekarte ergründen. Alle complicirten Speisen fängt man an preiszugeben. Man hält sich an die Devise au naturel, wobei wir wenigstens sicher sind, kein Katzen- für Kalbfleisch zu bekommen. Im Palais Royal ist Alles, was man kaufen möchte, unerhört theuer, nur die Diners im ersten Stock sind wohlfeil und die Langeweile hat man dabei umsonst. Seitdem durch die Straßen die glänzenden Passagen gebrochen sind, hat das Palais Royal verloren. Manche sagen, seitdem es tugendhaft geworden ist. Die einst so übel berufenen kleinen cabinets particuliers sind jetzt die Rauchzimmer der Kaffeehäuser. Die Galerie Orleans ist noch der besuchteste Theil des Palais Royal. Man zieht hier alle fünf Minuten seine Uhr; man erwartet einen Freund oder zählt die Minuten zum Diner. Unsere Eitelkeit läßt uns dicht an den Läden hinstreifen, um an den verschiedenen Spiegeln, wenn diese gerade gereinigt sind, unsre heutige Toilette, die Verschönerungskunst der Pariser Modisten, zu bewundern.

Des Abends verläßt man kaum die Boulevards. Man geht auf und ab und verwundert sich, daß Landsleute, die nach uns angekommen sind, Paris so großartig finden. Im Gegentheil. Es fehlt hier überall am wahren Reiz des Volkslebens. Keine Heiterkeit, keine Lust am freien, offnen Ergehen. Wie ist dagegen in Italien Alles so froh und erquickend! In Venedig giebt es dieselben Passagen und Quais, dieselben engen Straßen, dieselben tausend Lichter und Glaskronen und Spiegel, alle Zauber der Insel Murano sind an den Wänden ausgebreitet. Eine wogende Volksmenge. Bunte Trachten, Moden und Costumes. Türken, Armenier, Griechen

und moderne Elegants. Die Frauen in Toilette, schöne, häßliche, zahme, wilde, Alles bunt durcheinander. Dazwischen Musik, wandernde Sänger, Sängerinnen, die von Café zu Café mit einer Stimme ziehen, die noch immer an einem deutschen Hoftheater dritten Ranges lebenslänglich angestellt werden würde. Spielbanden, Straußische Walzer geigend; mitten auf dem Markusplatz zwischen den Procuratien jeden Abend großes Concert des Militairs. So auch in Verona, so in Mailand. Von der bunten und froh hinströmenden Menge wird man fortgerissen und erheitert. Hier dagegen in Paris kehrt man ermüdet, durch das tägliche Einerlei gelangweilt, in sein Hotel zurück.

Meist flieh' ich daher das kleine Paris in diesem großen und suche mir die dunkeln Gegenden auf. Ich irre von Gasse zu Gasse, ohne fesselnden Eindrücken zu begegnen. Je weiter man kommt, desto weiter werden die Zwischenräume der Laternen, desto länger die Schatten.

So durchwanderte ich neulich am Tage die Boulevards von der Madeleine bis zur Julisäule, eine Strecke, wozu man fast zwei Stunden braucht. Wenn die wenigen Bäume, die noch auf diesen Boulevards stehen, grün werden, bekommen sie ein noch freundlicheres Ansehen. In einer Wanderung von der Madeleine bis zur Julisäule liegt die Gegenwart von Paris, die Geschichte der Vergangenheit. Von den Prachtgebäuden oben, den Theatern, den glänzenden Hotels der Börsenregenten bis hinunter zu jenen mit so vielem Blut getränkten Stellen, wo dieser Glanz, dieser Friede erkauft wurde, welch ein Absturz! Von der Porte St. Denis und Porte St. Martin, an den zwei Triumphbogen aus Ludwig's XIV. Zeit und drüber hinaus, verliert sich das Großstädtische der Boulevards. Sie werden gemüthlicher, länblicher. Die Pracht der Boutiquen und Cafés schwindet. Der Luxus weicht dem Nützlichen, der Comfort dem Nothwendigen. An der Wasserkunst, dem Knie der Boulevards, wo ihre Verlängerung einen rechten Winkel bildet, stehen vier, fünf Theater beisammen; man ist hier mitten in einer neuen Bevölkerung. Hier ist der Weg zum Père Lachaise. Hier fielen die Opfer der Fieschi'schen Höllenmaschine. Aus einem die-

ser kleinen Häuser entlud sich der mörderische Hinterhalt. Aus welchem? Ich will nicht fragen. Es wüßte es vielleicht Keiner. Paris hat seine Revolutionen schnell vergessen.

Weiter hinab leuchtet die Freiheitsgöttin auf der Julisäule. Warum dieser schwebende Tänzerpas? Das in der Luft schwebende Bein der Freiheit scheint mir ein großes Kunststück des Bildners zu sein, aber es ist würdelos und fordert zugleich den Sturmwind heraus, der schon einmal vom Pantheon eine Freiheitsgöttin weggeweht hat. Auf der Säule sind die Namen der Julihelden eingegraben.

Aber was stand einst an dieser Stelle? Ich lese drüben an einer kleinen Baracke: Weinschenke zur Bastille, zur Geburtsstätte der französischen Freiheit, Freiheit der Welt. Auf diesem jetzt kahlen Platze stand die Zwingburg, die durch Jahrhunderte in ihren düsteren Mauern die Verbrechen der Tyrannen, die Gewaltthaten des Despotismus erzählte, ohne daß die Welt mehr davon als dunkle Sagen erfuhr. Am 14. Juli 1789 wurde es lichter Tag. Die Bastille wurde zerstört, kein Stein blieb auf dem andern. Es ist ein schauerlicher Anblick, diesen Platz zu sehen, der jetzt so kahl und einst so dunkel beschattet war, einst so grauenhaft wirklich! Die Julisäule verschwindet in der Vorstellung Dessen, was hier einst gewesen. Noch immer hat der Platz keine Abrundung, noch immer sieht man, daß diese kleinen Hütten und Baracken sich einst unter den schwarzen Wällen, Thürmen und Brücken dieses Staatsverließes ducken mußten. Hier beginnt die Vorstadt der Arbeiter, die Vorstadt St. Antoine, die helfende Hand der Jacobiner. Alles scheint hier barscher, kräftiger aufzutreten. Es ist eine Art Frankfurter Sachsenhausen. Durch die Straße St. Antoine kommt man wieder in das Innere der Stadt zurück, in ihre gewerbsfleißigen, handelsthätigen Theile. Ich liebe diese Wanderungen durch die wochentägige Luft der Städte. Ich ziehe sie den sonntäglichen Spaziergängen, den Promenaden auf den Trottoirs des Luxus vor. Es ist wahr, jede dieser verwickelten schmutzigen Gassen hat einen besondern, oft garstigen Geruch. Da wohnen die Seifensieder, dort ist ein Schlachthaus, hier in der Rue des Lombards duftet es von Gewürzen und Droguericen.

In den Unterbauten der Häuser stehen mit aufgekrämpten Armen die Stößer vor großen eisernen Mörsern und stampfen Schwefel und Pfeffer und hundert Gewürze, ein Lärm, ein Geruch, wie bei den Theriakstößlern auf dem Rialto in Venedig. Und auch hier mitten in diesen Engpässen und Schluchten treten uns historische Erinnerungen entgegen. Dort die zerschossene Kapelle St. Méry, wo vor acht Jahren vierhundert Republikaner gegen die bewaffnete Macht von Paris kämpften, sich in die Klöster verschanzten und erst durch Geschütz zur Uebergabe gezwungen werden mußten.

Die heutige Opposition in Frankreich macht es sich bequemer. Sie dinirt und opponirt mit Toasten, wie in Deutschland. Das Knallen der Champagnerkorke kostet kein Blut. Geschriebene Reden, ein Journalartikel, sogar ein Toast auf die Ordnung, ein Toast gegen tentatives insensées — es wird lange dauern, bis eine solche Opposition ihren Zweck erreicht. Das soll nicht gerade gegen das große Diner der Fourieristen gesagt sein, das jährlich am 7. April zum Gedächtniß ihres Meisters wiederkehrt. In der Straße St. Honoré, im Saale Valentino, in denselben Räumen, wo sonst nur der Göttin des Tanzes geopfert wird, opfert man heute den Manen eines Weisen, der in einem Zeitalter, wo sich Alles abstößt, die Lehre von der Anziehung (Attraction) verkündigt hat. Man opferte mit einem Diner, Toasten, einer längeren Rede Victor Considerant's, des gegenwärtigen Hauptes dieser Schule.

Ich trat in einen großen Saal, wo ich festliche Ausschmückung, ja, ich bekenne meine Schwäche, wiederum die Musik vermißte. Das Schönste selbst hat seine Pausen und die Musik ist dazu erfunden, diese Pausen auszufüllen. Freilich weiß ich nicht, welche Stelle überhaupt die Musik in Fourier's System hat. Die Blumen haben eine Stellung in ihm. Fourier liebte die Blumen, auf jedem Tische sah man seine Lieblingsblume, die Kaiserkrone. Kaiserkrone zu lieben, ist etwas monarchisch empfunden, und Fourier hatte eine Tendenz zum Monarchischen, wenigstens zum Aristokratischen. Das System Fourier's ist aristokratischer als das des Socialismus. Die Socialisten wollen keine Revolution, sie wollen

die Gesellschaft gleich machen, so aber, daß sie den Besitzenden „ihr Besitzthum abkaufen". Die Fourieristen lehren dieselbe friedliche Ausgleichung mit dem Eigenthum. Fourier's Schwäche ist die, daß er an die Gebrechen der Gesellschaft anknüpft, daß er die Privilegien nicht blos schont, sondern sicher stellt, daß er Jedem Das läßt, was er hat, auch wenn er es gegen das Wohl des Ganzen hätte. Wollen wir denn doch einmal auf dem Papiere neue Gesellschaften erfinden, so ziehe ich den Socialismus vor, der sich in seinen Principien reiner erhält und nicht die faule Rente, das faule Erbe und die Börse, wie Fourier, unter den unmittelbaren Schutz der Philosophie stellt.

Es waren wohl über vierhundert Theilnehmer des Banquets. Die Hälfte kam sicher nur aus Neugier. Viele kamen halb zweifelnd und gingen auch nur halb gewonnen. Ich kam zweifelnd und blieb zweifelnd, aber einige Rührung nahm ich mit heim. Die edelsten Gesinnungen gaben sich in den hier gehaltenen Reden kund; huldigte man allerdings manchen Allgemeinheiten, leeren Worten, Worten, die schon in der Epoche der französischen Revolution ausgesprochen wurden, damals, als sie neu waren und durch Thaten noch unterstützt wurden, so fühlte man hier doch lebhaft, daß für Frankreich Selbstbeherrschung, Zähmung seines Egoismus ein unermeßlicher Fortschritt ist. Hier war in der That jener trostlose Partheienkampf vergessen, vergessen dieses Streiten um Nichts; es war ein allgemeineres Feld gewonnen, ein Feld für die Entwicklung der Humanität. Man ließ die Kinder leben, die durch Fourier leichter buchstabiren lernten, man ließ die Frauen leben, die durch Fourier von der Nothwendigkeit, sich prostituiren zu müssen, befreit werden sollten. Das war vielleicht Alles lächerlich. Aber man rief auch die schönsten Wahrheiten des vorigen Jahrhunderts zu Vorbildern für das unsre auf, das war immerhin erhaben. Fast alle Toaste waren allgemein und nur einer galt einem besondern Verhältnisse, dem Bunde Deutschlands und Frankreichs. Venedey, ein edler, biederer Charakter, hatte den neunzehnten Toast! Er brachte ihn aus im Namen der petite phalange allemande, die sich an dieser Tafel befände. Schon dieser

im Olymp viel zu thun, wenn die Königin der Blumen ſo oft umgezogen werden müßte, wie die da!

Flora.

Wir haben noch immer Blumen im Garten.

Fennimor.

Siehſt Du! Sie beſchämt Dich, Jenny. Sie will zeigen, daß ſie ihres Namens wohl würdig iſt. (Küßt die Kinder.) Geht, wer holt uns welche?

Flora (läuft fort).

Ich —

Robert (folgt).

Nein, ich —

Kitty

(folgt den Kleinen, die durch die Mittelthür hinaushüpfen).

Jenny.

Theuerſte Freundin, man ſieht, daß Deine Ehe nur ein Jahr gedauert hat. Du ſiehſt noch Alles von der roſigen Seite an, ſo vom Penſions-Standpunkte!

Fennimor.

Macht Dein Gatte Dich nicht glücklich?

Jenny.

Nicht glücklich? Welche Frage! Es rieſelt Einem dabei ja ganz kalt über den Rücken. Nein! Ich habe den edelſten, trefflichſten Mann — unter der Sonne kann ich nicht ſagen; denn ſo lange die Sonne ſcheint, reitet und fährt er in der Gegend umher und beſucht ſeine Kundſchaft, die im Gebirge zerſtreut iſt. Erſt gegen Abend kehrt er heim, dann kann

Eingang wurde mit Jubel begrüßt. „Fourier," fuhr Benedey fort, „ist im Vaterlande Kant's und Hegel's noch nicht gewürdigt. Die Basis seiner Wirksamkeit würde bei uns eine andere sein, als in Frankreich. Wir Deutsche sind nicht gekommen, um uns für Fourier's System verantwortlich zu machen, wohl aber für eine der schönsten Anwendungen desselben. Fourier hat den Egoismus der Massen bekämpft, Fourier hat den Haß der Völker aufgehoben. Wir Deutsche sind zu diesem Fest gekommen, weil Fourier's Schüler die Einzigen sind, die nicht den Ruf um Besitz des linken Rheinufers ausgestoßen, die einzigen, die ihn bekämpft haben. Auf Deutschlands Bruderbund mit Frankreich, auf Frankreichs Bund mit Deutschland!" Kein Toast wurde mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen, Alles verließ die Sessel und drängte zu den Deutschen hinüber, um uns zu umarmen. Der Gang des Festes war unterbrochen. Die Beweise von Freundschaft und Hingebung wurden Scenen, die rings die Augen edler Männer von Thränen glänzen machten. „Das ist das Frankreich," sagte ein geistvoller Landsmann, „das unsre Blätter seit einigen Jahren täglich herabsetzen, dasselbe Frankreich, an dessen Demüthigungen sie sich mit ohnmächtiger Schadenfreude ergötzen!" Wahr! Und doch konnte das Ganze vielleicht nur die Frucht eines elektrischen Momentes sein. Dies Fourieristische Frankreich ist nicht das Frankreich der Journale und der Kammern, es ist eine kleine Zahl von Philosophen, die gelernt haben sich selbst bekämpfen.

Nach dem Toaste Benedey's wollte nichts mehr ziehen, bis endlich angezeigt wurde, Victor Considerant würde sprechen. Dies führte Aller Blicke auf das Festcomité. Ich sah dort hinter den Kaiserkronen eine Reihe von scharf ausgeprägten Physiognomieen. Es war der engere Ausschuß der Apostel, die Mitarbeiterschaft des Blattes La Phalange. Sie hatten den Apostelzug, jene Mischung von Schwärmerei, etwas sinnlicher Phantasie, Herzensgüte und viel Selbstgefühl. Es waren Denkerstirnen darunter und einige Augen, denen man das Weinenkönnen zutrauen durfte. Victor Considerant verlas mit Gefühl, in jenem rührend elegischen Tone, in dem die französische Sprache sich so vortheilhaft ausnimmt, eine geschrie-

bene Rede. Sie verrieth Talent. Mit poetischen Schönheiten ausgestattet, erhob sie sich zuweilen zur Inspiration. Der Vorleser begann mit der Erbsünde und dem Sündenfall, mit der Voraussetzung, daß der Mensch zum Unglück geboren sei, mit den Erzählungen der Bibel und den Lehren des Dogmas. Aus den Schönheiten der Natur und den Reizen der Kunst, aus den Fortschritten der Erfindungen und dem philosophischen Bewußtsein der Denker leitete er die Ueberzeugung her, daß wir nicht zum Unglück geboren sind. „Die Humanität widerspricht," sagte der Redner, „sie widerspricht im Herzen und durch ihre Handlungen. Die Industrie erweitert sich, die Wissenschaft machte Wunder möglich. Die Kunst sang das Leben: der Geist der Dichter und Künstler zauberte die Schöpfungen der Schönheit: es giebt eine Zauberwelt, die im Menschen stets das Bedürfniß des Glückes nährt. Christus kam und lehrte die Erlösung der Welt von dem Uebel, die Erlösung durch die Liebe." Die ascetische, nazarenische Lebensansicht widerlegend, ging der Redner zu den Leiden der Gesellschaft über. Er verglich mit Fourier's Worten den redlichen, aber unglücklichen Fleiß der Arbeitsamkeit mit dem eigenthümlichen Blüthenleben der Kaiserkrone, er ging zu Fourier und seiner dornenvollen Lebensbahn selbst über. Thränen erstickten seine Worte, bis er sich männlich emporraffte und den Sieg seiner Lehre in prophetischer Ahnung aussprach. Die augenblickliche Wirkung war hinreißend. Ich widerstand ihr am wenigsten und mußte mit den Anderen die Hand des begeisterten Redners drücken.

Die meisten Anhänger Fourier's, ihre Zahl ist nicht groß, sind geblendet von den Resultaten seiner Lehre. Kann man eine glänzendere Aussicht in die Zukunft geben, als die, welche verwirklichen zu können dies System sich anheischig macht? Fragt man den Fourierismus, was er geben will, so antwortet er: Friede der Welt, Bruderbund allen Völkern! Liebe und Huld für Alle, vom Armen, der nur arbeiten kann, bis zum Reichen, dessen Schätze die Industrie beleben, bis zum Gelehrten und Künstler, dessen Geist denkt und erfindet! Einträchtige Ernte vom Boden der Erde! Luxus selbst, harmonisches Familienleben, Liebe und Freundschaft! Allen

den Anreiz einer würdigen Ehrbegierde: ein Leben voll Schönheit, ein Leben voll Abwechselung und Begeisterung! Eine freie, eine glückliche Vorbereitung zum höheren Glück des Himmels! — Welche Verheißungen! wird man sagen. Auch die Glücklichen werden davon überrascht werden, und wie viel Unglückliche giebt es nicht! Ueberall bietet das Leben gescheiterte Hoffnungen, überall Trümmer, Schmerzen. Wer zählt die Tausende, die nicht der Mißgunst des Geschickes fluchen, sondern den gehässigen Formen der Erde, dem Egoismus der Gesellschaft! Ein Platz, den ich nehmen wollte, da nimmt ihn sich ein Anderer! Ein Besitz frei, er gehört nicht Dem, der ihn würdig zu genießen versteht, er gehört dem Zufall, einem Erben, Allen, er gehört nicht mir! Bedürfniß der Familie und kein Herd! Bedürfniß des Ehrgeizes und keine Stellung! Wo man hinblickt, verfehlter Beruf; kein Wille frei, kein Entschluß fest; Alles Ketten, Alles Sklaverei, und die größte Sklaverei ist die sogenannte Freiheit unserer Gesellschaft, unserer Civilisation! Gewiß, es zieht sich eine tiefe Verstimmung durch unser Leben, es nagt ein tiefer Schmerz an unserer Gesellschaft. Die wachsende Bildung erhebt unsere Gedanken, und der Gedanke steigert unsere Gefühle. Der Kenntniß des Schönen folgt die Begierde nach dem Schönen. Was die Phantasie sich ausmalt, will die Leidenschaft besitzen. Die arbeitende Hand träumt von der genießenden und die Träume verdüstern die Wirklichkeit. Die kleinen Freuden des Lebens reichen nicht mehr aus, um die großen Entbehrungen zu heilen. Die Last dieses Daseins erdrückt die Freude an ihm. Hat man sich endlich ein Leben geschaffen, so stirbt man. Und der Tod? Und das Jenseits? Trübe Nebel warf auch darauf unser Jahrhundert!

Philosophen sind aufgestanden, um diesen Schmerz zu lindern. Nicht in Deutschland; nicht der egoistische Hegel, nicht der prahlerische Schelling. Diese suchen den Urgrund der Dinge, diese denken an Gedanken, diese fühlten nichts für die Menschheit als fühlenden Organismus. Owen dagegen lehrte eine gesellschaftliche Philosophie in England; Fourier in Frankreich. Fourier war ein armer Kaufmann, der einem Stand leben mußte, den er haßte; er schrieb

Werke, die man verlachte, oder, was in Frankreich noch gefährlicher ist, ignorirte, umfangreiche, stylloſe, verworrene Bände; er ſtarb in gedrückter Lage, verzweifelnd, hoffnungslos, umſtanden von wenigen Schülern, den 10. October 1837. Ich glaube nicht an Fourier's That, aber ich glaube an ſeinen edlen Willen. Ich glaube nicht an ſeine Mittel, aber an ſeinen Zweck. Ich glaube nicht einmal an die Vorausſetzung ſeines Syſtems, an die Beſtimmung des Menſchen glücklich zu ſein. Mich erſchreckt ſein Hedonismus, ſein Entgegenkommen an das Bedürfniß der Bequemlichkeit. Unſere irdiſche Beſtimmung iſt, gut, nicht glücklich zu ſein. Ich würde das Gefühl, das mich in ein Jenſeits ruft, nicht verſtehen, wenn ich ſchon hienieden glücklich wäre. Ich bin unglücklich und freue mich, daß ich, dem Geſchick zum Trotz, gut ſein, gut bleiben kann. Wir ſind Geſchöpfe der Natur und haben die Beſtimmung, vom Geiſt — der Natur gleichſam abgewonnen zu werden. Wir ſind von Natur ſchlecht, die Erfahrung, die Erziehung, das innerſte böſe Gelüſt beweiſen es. Daß wir gut werden, iſt das Werk einer zweiten Schöpfung, einer Schöpfung aus dem Geiſte, aus der Offenbarung Gottes in die Welt, aus der Geſchichte. Fühlen wir dieſe Beſtimmung in unſerm Menſchen nach, ſo werden wir vor dem Unglück, dem Wirrſal dieſer Welt, werden wir vor der ungleichen Vertheilung der Güter nicht erſchrecken. Alles, und nichts mehr als das Unglück, wird uns zum Beſten dienen. Dieſe trübe Anſicht des Lebens iſt die der Stoiker und die des Chriſtenthums. Wenn es ſich um eine moraliſche Erziehung des Menſchengeſchlechts handelt, ich weiß keine beſſere.

Fourier baut ſeine neue Geſellſchaft auf die Vorausſetzung von zwölf menſchlichen Leidenſchaften, die er nach drei Seiten hin gruppirt. Er nimmt dieſe Leidenſchaften, wie ſie ſind. Er ſagt Niemand, daß er die gefährlichen vor dem Eintritt in ſeine neue Geſellſchaft ablegen müſſe, Niemand, daß eine dieſer Leidenſchaften unwürdig ſei. Nein, er nimmt den Menſchen, wie er iſt, und ihm iſt er gut. Die Schmetterlingsleidenſchaft, wie Fourier dies Drängen nach Veränderung im menſchlichen Gemüthe ſinnig nennt, dieſen Trieb des Unbeſtandes, nimmt er für eben ſo vollgültig an, wie

den Familismus, den Trieb, Familie zu bilden. Fourier, der nur edle und gute Menschen statuirt, bleibt uns schuldig zu beweisen, wie sich zwischen Liebe und Schmetterlingstrieb die Ehe erhalten kann, das Band der Familie, die häusliche Erziehung, Lebensgüter und Lebensbedürfnisse, die seine Philosophie durchaus nicht leugnen, Ueberlieferungen, die sie nicht zerstören will. Fourier will, daß sich die Menschheit in Familiengruppen je von 1800 Menschen theilen soll. Er nimmt in diese Gruppen, Phalanstère genannt, den Menschen auf, wie er ist, den Bürger, wie er ist, die Menschheit mit allen ihren Vorurtheilen. Er verspricht dem Fürsten seinen Comfort, wie dem Bauer sein Schwarzbrot, er will einer Anomalie des Lebens, die man nur ertragen kann, wenn man sie nicht mit offnen Augen sieht, dicht nebeneinander betten, in der Front des Phalanstère den Reichen, im Hinterhof den Armen. Kann es eine in ihrer Idee naivere und in ihrer Wirkung grausamere Chimäre geben? Demselben Princip untergeordnet sein und doch keine Ausgleichung, einer Secte angehören und doch, nur etwas wohlfeiler, dasselbe bleiben, was man außerhalb der Secte gewesen?

Fourier überblickte die Schöpfung und entdeckte auf ihr nichts als den Menschen. Er schälte sich den nackten Begriff des Individuums aus dem Gegebenen heraus und isolirte diesen Begriff vor Allem, womit ihn Natur und Geschichte umhüllt haben. Es giebt eine Bildung, die sich von der Natur, und Charaktere, die sich von der Geschichte emancipiren, aber zahllos sind jene Massen, die, zum Trost ihrer selbst, unbewußt und harmlos in der Schale des Gegebenen liegen. Man kann Volksaufklärung, Freiheitsdrang unter den Massen fördern, kann die Masse zum Bewußtsein ihrer Menschenrechte bringen, und doch ist noch ein ungeheurer Schritt übrig, sie von ihrer Heimath, ihrer Gegend, ihrer Familie, ihrer Ueberlieferung und tausenderlei Trostreichem, was uns der Schöpfer zur Linderung unserer Leiden gegeben hat, abzulösen. Noch ist nicht Alles Fabrikarbeiter, nicht Alles Pariser Proletarier. Noch freut sich der Handwerker, wenn sich sein ihm persönlich zugehöriger Laden öffnet und ihm eine Bestellung kommt, noch freut er sich eines guten Kunden, freut

ſich des Zahlungstages, des Werktages, wo ihm die Arbeit gut von Händen geht, des Sonntags, wenn er mit den Seinen über Land zieht und den unſchuldigen Freuden der Natur leben kann — warum ihn mit utopiſtiſchen Träumen reizen? Warum ihm mit der Vorſpiegelung einiger Erſparniſſe die Wurzeln ſeines Lebens und ſeiner Zufriedenheit untergraben? Ich glaube nicht, daß wir nöthig haben, eine neue künſtliche Geſellſchaft zu erfinden, wenn wir nur nicht ermüden, für die Befreiung der alten zu ſtreiten. Das bisherige Feld der geſellſchaftlichen Debatte, der bisherige kirchliche und politiſche Geſichtspunkt unſerer reformatoriſchen Beſtrebungen reicht vollkommen aus, um die Arbeit von ihrem Druck, den Lohn von ſeiner Uebervortheilung, das Erträgniß der Natur von ihren künſtlichen Laſten zu erleichtern. Ich komme, wenn ich von den Communiſten ſpreche, auf dieſen meinen unerſchütterlichen Glauben zurück.

Die Fourieriſten (auch l'école humanitaire genannt) geben eine gutgeſchriebene Zeitſchrift, La Phalange, heraus, die jedoch in Paris nicht beachtet wird. Sie hat etwas über tauſend Abnehmer. Es ſind 400,000 Franken von den verſchiedenen Anhängern der Lehre zuſammengebracht worden, von denen jährlich 40,000 Franken verausgabt werden. Victor Conſiderant und ſeine nächſten Freunde leben von der Phalange und dieſem Capital. Man iſt in Paris begierig, ob ſich die Schule erhalten wird, wenn ſie mit ihrem Capital zu Ende iſt. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Phalange die einzige Pariſer Zeitſchrift iſt, die den Beurtheilern deutſcher Verhältniſſe auch das Anlegen des deutſchen Maßſtabes erlaubt.

Neunzehnter Brief.

Paris, den 8 April 184[illegible].

Frankreich ſchöpft ſeine Kraft aus ſeiner Einheit. Bei allen Schwankungen ſeiner Dynaſtieen, aller Kurzlebigkeit ſeiner Miniſterien bleibt eine gewiſſe Grundlage der Verwal-

tung ſich gleich, die noch von Napoleon's adminiſtrativem Talente herrührt. Paris iſt das Herz eines Körpers, der in allen ſeinen Functionen gehorſam den Eingebungen des Herzens folgt. Alle Geſetze ſind zum Vortheil dieſer Einheit gegeben. Der Inſtinct des Franzoſen, Parthei, Maſſe, ein großes Ganzes zu bilden, ein gewiſſer Inſtinct der Ordnung bei aller Beweglichkeit des Charakters kommt jenen Inſtitutionen entgegen, die aus Frankreich ein leicht, ſchnell und im Allgemeinen gut regiertes Land gemacht haben. Alle Springfedern des öffentlichen Lebens in Frankreich ſchaffen jene moraliſche Kraft, welche die Folge der Einheit eines Staates iſt. Der Unterricht, die Religion, die Sprache, die Preſſe, das Heer, die Nationalgarde, der einzige Orden der Ehrenlegion, die Steuern, die Schuld, die gleiche Vertheilung der Repräſentation nach Kopfzahl und Steuerlaſt, die Eintheilung in Departemente, die Departementalräthe, die Unterpräfecten, die Oberpräfecten, die Telegraphen und jetzt ſogar die Eiſenbahnen, alle dieſe Inſtitutionen ſind erfunden im Sinne der Einheit, eingeführt im Sinne der Centraliſation. In ganz Frankreich herrſcht nur Ein Geſetz. Ueberall dieſelbe Regierung, dieſelbe Controle, dieſelbe Freiheit, dieſelbe Abhängigkeit. Leben und Tod werden nach den gleichen Geſetzen vor dem Maire geregelt, überall waltet dieſelbe Verpflichtung zum Kriegsdienſt und dieſelbe Art der Aushebung, dieſelbe Exemtion, dieſelbe Beſteuerung, die gleiche Vertheilung der Laſten nach dem Einkommen, dieſelbe Wahlmethode bei allen politiſchen Acten, dieſelbe Gerichtsverfaſſung, daſſelbe Geſetzbuch. Man kann in Frankreich viel zerſtören, ohne ſchon auf jene Grundlagen zu kommen, die es den Franzoſen ſo leicht gemacht haben, ſich nach den heftigſten Schlägen des Geſchicks immer wieder zu erholen.

Könnte man von irgend einem erhabenen Punkte in Paris aus das ganze Leben Frankreichs mit einem Male überſehen, ſo würde man über die geſchäftige, ſummende Gleichförmigkeit erſtaunen, die an die Thätigkeit eines Bienenkorbs erinnert. In 36,000 Gemeinden, heißt es in einem hübſchen Gemälde dieſer Einheit, 36,000 Glocken, die mit Sonnenaufgang die Landleute zur Arbeit und zum Gebet rufen. Die

einen klingen in den ſtrahlenden Pyrenäenhimmel, die anderen in die Nebel des Oceans! Mit ihren kleinen Taſchen ſieht man auf Holzſchuhen oder barfuß die braunen ſüdlichen Kinder und die blonden des Nordens in die Schule gehen. 432,000 Gemeinderäthe wandern, ihre Einberufungsſchreiben in der Hand, durch Wald und Feld, über Berg und Thal nach dem Gemeindehaus, um unter 36,000 Maires das Beſte ihrer Gemeinde zu berathen. Dort wandert der Alpenbewohner, die Flinte auf der Schulter, nach Havre zu, um ſich einzuſchiffen in eine Garniſon von Martinique oder Guadeloupe, während der Normann die Seeklippen von Ingouville verläßt und Briançon gegen Savoyen vertheidigt. Dies Geld, das der Einnehmer in dem Haidediſtrict der Landes als Steuer vom Betrieb der Harzbäume gewinnt, dies ſelbe Geld baut eine Militairſtraße im Elſaß, trocknet die Sümpfe von Rochefort aus, erweitert die Seinequais in Paris. Die Bankbillets, die der reiche Eigenthümer vom Boulevard des Italiens in Paris dem Steuereinnehmer des zweiten Arrondiſſements an Zahlungsſtatt übergiebt, werden jene Mauthbeamte beſolden, die der Schutz der Tuchmacher in Sedan, der Spitzenfabrikanten von Lille und der Branntweinbrenner von Montpellier und Pezenas ſind. Da iſt ein baskiſcher Hirt, deſſen Hütte hundert Fuß über den Bergwaſſern der Pyrenäen liegt, und ein Fiſcher aus Boulogne, deſſen Hütte von der Fluth des Meeres beſpült wird. Beide haben ſich über ihre Dorfſchulzen zu beklagen. Ihre Eingaben kommen an demſelben Tage in Paris an, man entſiegelt ſie zuſammen, und zuſammen geht an Beide die Antwort ab, an einem Tage nach Norden und Süden Prüfung und Entſcheid von Seiten der Oberbehörde.

Von Dem, was Frankreich durch ſeine mathematiſche Einheit beſitzt, hat Deutſchland ſo gut wie Nichts. Sogar unſer einziges Bindemittel, die Sprache, iſt bei uns ſo verſchiedenartig, daß den norddeutſchen Marſch-Bauer der Anwohner des Bodenſees nicht verſteht. Frankreich hatte einſt ſeine Picardie, ſein Burgund, ſeine Tourraine, Bretagne, ſein Anjou, wie wir unſer Schwaben, Franken, Sachſen, unſre Pfalz und unſer Sauerland haben. Provinz gegen Provinz, Stamm

gegen Stamm ist bei uns selbst in der Sprache verschieden und verfolgt sich mit Bitterkeit und Spott. Verhöhnend spricht der Süddeutsche von der Sprache des Berliners, der Berliner macht den Sachsen lächerlich, Provinz ist gegen Provinz eifersüchtig. Auch in Frankreich herrschte einst ein solcher Cantongeist. Aber schon Richelieu legte die Grundlage zur jetzigen Einheit. Richelieu hob die Macht der Vasallen, Ludwig XIV. die Macht der Parlamente auf. Durch den Despotismus kam Frankreich zu Einheit und Freiheit, durch die Revolution zu Gleichheit. Die Revolution zerstörte das Mittelalter, hob alle Localrechte, alle Provinzialgesetzgebungen auf, die Revolution schuf jene glatte Tafel, auf welche das jetzige Frankreich die Kraft seines politischen Daseins begründen konnte, die Centralisation.

Man kann Erhebliches gegen diese Centralisation einwenden, aber man wird ihre Vortheile nicht verschweigen dürfen. Sie sichert Frankreich eine übersichtliche und kräftige Regierung, sie sichert dem Lande bei allen Schwankungen der Systeme jenes materielle Gedeihen, das bei dem sparsamen Sinne der Franzosen schon jetzt wieder große Reichthümer in allen Theilen des Landes aufgespeichert hat. Der Centralisation verdankt Frankreich die Möglichkeit, sich in sich selbst zu sammeln. Es bildet sich der Stoff für künftige Erschöpfungen, der Ersatz für die möglichen großen Verluste. Die Centralisation ist das einzige Mittel gegen jenen Localegoismus, an welchem in Deutschland Alles kränkelt, ja, an dem auch in England Alles kränkeln würde, wenn nicht England gegen den Egoismus der Gemeinden den gewaltigen Gegendruck des Egoismus der Nation hätte, das wuchernde Schlinggewächs der Privilegien dort nicht vom Baume der Freiheit überragt würde. Es mag lächerlich erscheinen, über jeden Stein, der aus einer Kirchhofmauer fällt, erst an die Centralstelle des Departements zu berichten, über jeden Brückenbau erst an das Ministerium der öffentlichen Arbeiten zu Paris, aber wer sichert der Ordnung des Ganzen, daß die Gemeinde die Lücke der Kirchhofmauer wieder ausfüllt, daß die Provinz aus eigenem Entschluß dort eine Brücke baut, wo Jahrhunderte lang ein Weg aus Steinen und Brettern oder ein langer Umweg

genügte? Ja, gesetzt man baute in Marseille mit ungeheuern Kosten einen Quai, die Ausgaben brächten das Budget der Stadt in Unordnung, man schlüge die Accise des Brotes, die Taxe des Fleisches auf, man ließe um einen glänzenden Quai die Masse der ärmeren Bevölkerung darben, würde man nicht in diesem Falle die ausgleichende Controle einer Centralbehörde der Autonomie der Gemeinden vorziehen?

Allerdings trifft man in Frankreich nicht jene kräftige Selbstständigkeit oder sagen wir das poetische Colorit des Provinzlebens, das uns an Deutschland so werth, an Belgien so überraschend ist. Paris absorbirt alle höheren Lebensfunctionen Frankreichs. Paris ist die Blume im Reiche der Mitte, der duftende, betäubende Auszug aller Kräfte der Nation. Nichts macht sich ohne Paris, keine Unternehmung, kein Streben, kein Ruhm, keine Belohnung, nicht einmal ein Erfolg. Die Provinz ist der Docht, nur Paris die Flamme. Die Provinz fragt an und Paris giebt die Antwort. Paris macht Könige und setzt sie ab. Die Provinz ist ein Dorf, nur Paris eine Stadt. Von Paris entspringt Alles, und von Paris kehrt es wieder zurück. Es giebt Alles und es nimmt Alles. Die Provinz ist nur Werkzeug, nur Organ, nur Proceß. In der Provinz kann man eine Wahrheit erfinden, sie bleibt ein Traum, bis sie Paris anerkennt. In der Provinz giebt es Künstler, nur in Paris ist die Kunst. Was man in der Provinz schreibt, wird nur in Paris ein Buch. Man darf geboren werden und sterben in der Provinz, leben kann man nur in Paris.

Ja, es ist wahr, Alles, was in Frankreich nicht Paris ist, ist ohne Leben, ohne Farbe, ohne Blüthe. Es giebt reizende Gegenden, aber es fehlt die Gesellschaft, die sie belebt. Kein Thal, keine Gebirgskette, kein Wildbad wird in Frankreich bedeutend werden, da nichts mit Paris wetteifern kann. Glückliche Pyrenäenquelle, glückliches Provencethal, wenn du gewürdigt wirst, gemalt im Pariser Salon zu hängen! Die Berge haben auch hier Burgen, die Städte alte Thürme, um die sich Epheu schlingt, aber man besucht sie nicht, man pflegt sie nicht: kein Schloßtrümmer, keine tausendjährige Eiche, kein altes Verließ ragt in Frankreich so frisch, so jung noch

es aber auch in ganz England keine fröhlicheren Menschen geben, als uns.

Fennimor.

Doch ein schwerer Beruf für ihn, einen so weitläuftigen Wirkungskreis ausfüllen zu müssen.

Jenny.

Freilich wohl! Städte haben wir hier oben keine, nur kleine Weiler, und unsere meisten Patienten sind in der Gegend zerstreut. Da ein altes Schloß und da ein Pachthof, und da eine Hütte am Strande, vornehm und gering, der Tod meldet sich überall und überall erklären wir ihm den Krieg.

Fennimor (am Fenster).

Nicht weit von hier liegt auch das alte Douglas-Castle?

Jenny.

Ja wohl, nicht zwei Stunden von hier! Das ist freilich ein großes herrschaftliches Wesen, ein altes Schloß mit Zinnen und Laufgräben, das schon in den alten Schottenzeiten, als noch Madame Macbeth lebte und die Kokette Maria Stuart ihre Männer umbringen ließ, eine große Rolle gespielt hat. Wir haben der Merkwürdigkeiten hier so viele, daß ich hoffe, Dein Trauerjahr wird Dir unter mehr Abwechselungen vergehen, als Du erwartet hast, und wenn wir Alles gesehen, alles Merkwürdige satt haben, dann fängst Du auch an zu erzählen und giebst mir eine Geschichte Deines Lebens von dem Augenblick an, wo wir uns in der Pension trennten, eine Geschichte Deiner vornehmen Ehe mit dem — was war er doch, Großadmiral?

in die Zeit herein, wie unſre Burgen am Rhein, unſre Warten, Rathhäuſer, Münſter und Dome. Es giebt herrliche Bauten in Frankreichs Provinz, aber es fehlt ihnen die Pariſer Beleuchtung; die Städte haben Alleen, haben blumenbepflanzte Wälle, haben Theater, Plätze, herrliche Statuen, aber Allem fehlt die Seele, das Relief, der überzeugende Glaube, die Anerkennung, die einſchmeichelnde Sicherheit und ſelbſtgetragene Würde. Ich war in Lyon. Eine Stadt, die ſchon an Italien mahnen könnte, und die ſich quält, an Paris zu erinnern. Die Damen könnten ſchon den weißen italieniſchen Schleier tragen, aber ſie tragen die Pariſer Moden. Man ſpricht in Lyon franzöſiſch, ohne es gleichſam zu wiſſen. Das Franzöſiſch der Provinz iſt nicht mehr die Sprache, in der Racine und Molière geſchrieben haben, ſondern eine Sprache des Bedürfniſſes, eine Sprache, die auch die Pferde verſtehen, eine Sprache, die, wie jede andere, nicht der Geiſt, man möchte ſagen, der Magen erfunden hat.

Die Nachtheile der Centraliſation ſind aber noch größer. Die Zurückführung aller Quellen, die das politiſche Leben Frankreichs erhalten, auf einen einzigen Pariſer Urſprung läßt von der Beſchaffenheit dieſes Urſprungs das Leben des ganzen Landes abhängig werden. Hier iſt in der That möglich, was jener Ungar in Donaueſchingen für möglich hielt, durch Zuhalten der Donauquelle den Wienern die Donau abzuſperren. Trübt man hier die Quelle, ſo trübt man alle Ströme. Die Adminiſtration wird abhängig von der Tagespolitik. Die Miniſter benutzen die Centraliſation zur Erreichung ihrer Wahlzwecke. Die Miniſterien entſcheiden über das Wohl des kleinſten Fleckens in der Normandie, und dieſer Flecken wählt dann für die Miniſter. Die Centraliſation iſt das weite Tummelfeld der Beſtechungen. Eine Reiſe nach Paris, Beſuch bei eitlen Beamten, Beſtechung der höheren Inſtanzen, die Franzoſen ſagen es ſelbſt, daß dies die täglichen Vorkommniſſe in der Staatsmaſchine ſind; warum es ihnen nicht nachſprechen? Man beſticht nicht gut den nächſten Beamten, der in unſerm Orte wohnt, täglich mit uns verkehrt, leicht aber den, der in weiter Ferne keine Entdeckung zu befürchten hat. Man beſticht auch nicht mit Geld, man beſticht durch Ein-

ladungen an industriellen Unternehmungen, durch Verwendung für die Interessen Dessen, der sich für uns verwendet, man besticht durch seinen Einfluß in der Provinz, seine Wahlstimme, Huldigungen, ja nicht selten durch ein angenehmes Aeußere, und Odry würde sagen, zuweilen auch durch eine hübsche junge Frau.

Und doch überwiegen die Vortheile der Centralisation unendlich. Was hat Deutschland von seiner bunten Mannigfaltigkeit? Pittoreske Reisen, größere Bildung, aber auch den Fluch der Uneinigkeit. Hätten wir Spaniens Verhältnisse, auch bei uns würde sich Saragossa gegen Bilbao, Bilbao gegen Madrid empören. Wir haben kein gemeinschaftliches Recht, keine gemeinschaftliche Verfassung, keine gleiche Religion, Frankreich ist trotz aller seiner neuesten Demüthigungen doch so wunderbar elastisch nur durch seine Centralisation. Es ist wahr, diese dient zu gleicher Zeit dem Despotismus und der Freiheit, sie macht Alles möglich. Aber in Paris ist nicht Alles möglich, Paris wacht, Paris ist ein Land für sich, seine Faubourgs, seine Arrondissements, seine Gesellschaftsklassen, seine Staatsgewalten kämpfen gegeneinander, halten sich in Schach, und was die Mehrzahl in Paris giebt, kann das Land getrost hinnehmen. Es ist vielleicht ein Unglück, wenn eine Million über dreißig Nationalitäten entscheidet, aber das Unglück wäre noch größer, wenn die Vendée, das südliche Frankreich, irgend ein Flecken Frankreichs sich dem Ganzen widersetzen dürfte.

Die Centralisation mildern, das ist leicht gesagt. Wie soll es damit angefaßt werden? Gegen die Einführung von regierenden Oberpräsidenten der Provinzen sprechen alle Erfahrungen. Selbst Preußen erlebte, daß ein freisinniger Oberpräsident sich gegen Berlin anstemmen konnte. Dem Franzosen muß man so wenig wie möglich Macht in die Hände geben. Er wird diese immer mißbrauchen. Den Städten Frankreichs ist ihre historische Bedeutung entfallen, alles Eigenthümliche ist an ihnen erloschen. Ihre Geltung erhalten sie nur noch durch ihre Besatzung, ihre Regierungscollegien, ihre Gerichtshöfe und durch ihre Industrie. Die Industrie aber wird ihnen durch das Pariser Finanzsystem gesichert.

Den Städten eine Art Selbstregierung lassen, wozu? In Deutschland hat man diesen Weg eingeschlagen, weil diese Autonomie seit Jahrhunderten bestand und viele unsrer Städte reichsunmittelbar waren. Man hat sie sich selbst regieren lassen, weil sie größtentheils so verschuldet sind, daß der Staat wünschen muß, mit ihren inneren Angelegenheiten verschont zu bleiben. Auch vergißt der Deutsche, wenn er eine Art Freiheit für sich hat, für die Freiheit der Anderen zu sorgen. Gesetzgeber für die Straßenlaternen seines kleinen Ortes, kümmert ihn das Licht seines Vaterlandes weniger. Der Deutsche ist concret, der Franzose abstract. Seine Gedanken genügen ihm nicht als Begriffe, sondern er muß sie auf dem Papier in Figuren wiedergeben können. Die Centralisation ist ein großes, kunstvoll gearbeitetes Netz, wo jede Masche, jeder kleine Zirkel in den andern greift.

Im Widerspruch mit der Hochachtung, die ich vor Frankreichs Centralisation deshalb ausspreche, weil wir in Deutschland keine haben, hat mir doch die kleine so eben erschienene Schrift von Cormenin: „De la Centralisation. Par Timon" nicht gefallen. Man ist bei Timon's, des neuen P. L. Courier, Veröffentlichungen gewohnt, daß sie irgend eine schwebende Tagesfrage beleuchten. Weshalb aber diese enthusiastische Vertheidigung der Centralisation gerade jetzt erscheint, begreift Niemand. Man hat allen Grund zu besorgen, daß Cormenin durch solche lustige, auf Nichts bezügliche Büchelchen seinen immer in der höchsten Reife der politischen Fragen entscheidenden Vortheil verliert. Was an dieser kleinen Broschüre sich als Niederschlag und bleibender Bodensatz des Zweckes ergiebt, kann niemanden anders, als grade der Regierung zu Gute kommen. Die Muse der Volksschriftsteller heißt die Gelegenheit.

Cormenin schreibt über die Centralisation, als wenn diese in Gefahr wäre. Er empfiehlt sie den Franzosen, als sollte sie dem Lande genommen werden. Wer denkt daran? Cormenin hat gehört, daß sich das Ausland in die französische Centralisation nicht finden kann. Er warnt die Franzosen vor den Rathschlägen der Fremden, die Frankreich nur deshalb decentralisiren wollen, um es zu schwächen. Der Ge-

winn des Büchleins ist kein anderer, als eine Anschürung der Nationaleitelkeit. Lange hat man keine so prahlerischen Schmeicheleien gelesen, wie sie hier ein Schriftsteller über seine Landsleute häuft. Nach Cormenin sind die Franzosen durch ihre Centralisation nicht nur das freieste, sondern auch das erste Volk der Erde. Statt ihre Einheit als eine Frucht ihrer Vergangenheit und eine Bedingung ihrer Zukunft darzustellen, macht er aus der französischen Regierungsmethode ein Arcanum, ein Lebenselixir, das er mit den größten Uebertreibungen auf dem Markte ausruft. Zu einer Zeit, wo die Gebildeten in ihren Vorurtheilen leidenschaftlicher sind, als selbst das Volk in den seinen, erschrickt man, wenn man das Volk zu solchen Vorurtheilen aufreizen sieht. Wozu ein solcher Fremdenhaß? Cormenin's Broschüre könnte die Jahreszahl 1815 an der Stirn tragen.

Nachdem Cormenin bewiesen zu haben glaubt, warum und wodurch die Franzosen das erste Volk der Erde seien, fährt er fort: „Kaum haben wir die Grenze überschritten und den ersten Fuß auf den eroberten Boden gesetzt, so verändern wir am nächsten Morgen sogleich seine innere Verfassung, seine Politik, seine Verwaltung, seinen Kriegszustand, sein Gemeindewesen, seine Rechtsverfassung, seine Schulen, seine Feste, seine Theater, seine Moden bis in die kleinsten Züge seiner häuslichen und Privatsitten. Wir mischen uns in Alles, wir übernehmen Alles, wir machen Brüderschaft mit den Fremden, leben von und mit ihnen, wie sie von und mit uns, wir machen sie uns in Allem ähnlich, so gut und vollständig, als gehörten sie mit zum alten Frankreich." Cormenin setzt nicht hinzu, daß gerade diesem abscheulichen Nivellirungssystem Frankreich auch den schnellen Verlust seiner Eroberungen zu verdanken hat. Statt seinem Volke eine Unsitte als Tugend anzurechnen, sollte ihm der wahrhaft aufgeklärte Schriftsteller das Unrecht oder wenigstens die Gefahren derselben vorhalten.

Cormenin und Lamennais, welch ein Widerspruch! In Lamennais ist Alles aufrichtig, wahr und menschlich. In Cormenin Alles versteckt, berechnet, parteiisch. Cormenin wendet die Thatsachen je nach dem Gebrauche, den er von ihnen

machen will. Er ſtempelt ſich offen zum Jeſuiten, wenn er ſagt (S. 89): „Es iſt nicht immer nöthig, das Recht für ſich zu haben, wenn man davon nur den Schein hat.“ Um ſeinen Zweck zu erreichen, verſchmäht er ſelbſt den Unſinn nicht. Er ſcheint vorauszuſetzen, man müßte die Volkslogik nehmen, wie ſie iſt, als die Vermittelung des Ungereimten, den Aberglauben in ſeiner weltlichen Geſtalt. Hat es Sinn, wenn er ſagt: „Als einſt der Engländer in Paris thronte, die Normandie beherrſchte, die Guienne überſchwemmte und Karl VII. von Stadt zu Stadt verjagte, weckte die Centraliſation die Jungfrau von Orleans.“ Warum nicht gar? Wenn der Engländer ſchon in Paris war, war es mit der Centraliſation aus, und die Jungfrau von Orleans konnte wohl durch den eigenen Heldenmuth, die Liebe zum Vaterlande und zu ihrem König geweckt werden, aber nicht durch eine Idee, die nicht Richelieu erfunden hätte, wenn ſie Frankreich ſchon unter Karl VII. gehabt hätte. Ferner: „Als Louis XIV., von der europäiſchen Coalition bedroht, heroiſch erklärte, er würde von Verſailles nach Paris zu Pferde kommen und Villars eine Armee von 100,000 Mann bringen, beſeelte ihn die Idee der Centraliſation.“ Man ſollte meinen, die Idee, ſein Land zu behalten, hätte hingereicht, ihn zu jenem Entſchluſſe zu beſeelen. Aber nach Cormenin iſt die Centraliſation ein Wunderbalſam, der für Alles gut iſt.

Ich glaube, daß Cormenin durch das große Glück, welches ſeine Broſchüren machen, verleitet wird, deren mehr zu ſchreiben, als die Umſtände verlangen. Je kleiner und wohlfeiler die Bücher ſind, deſto ſchneller werden ſie geleſen, deſto ſtärker verkauft. Die kleine Schrift über die Ausſteuer hat ſiebzehn Auflagen erlebt, das Buch über die Redner zwölf. Cormenin wird, wenn ihn dieſer Gewinn reizt, ſich in ſeinen Gedanken erſchöpfen und in ſeinem Styl verflachen. Der Populärſchriftſteller von Geiſt ſoll allgemein verſtändlich ſchreiben, darf aber auch dem Gebildeten nicht gewöhnlich erſcheinen. Jenes zu erreichen und dies zu vermeiden, iſt nur möglich bei angeborner Naivetät des Ausdrucks, einem Bilderreichthum, der ſelbſt bekannten Wahrheiten eine neue Einrahmung giebt, bei natürlichem Witz und großer Kürze des

Ausdrucks. Man muß aber geſtehen, daß Cormenin in einem ſo geſchmackloſen Satze, wie dem nachfolgenden, den Volkston nicht getroffen hat. Er ſagt S. 102. „Paris ißt und trinkt, ſpielt Komödie und amüſirt ſich für Nantes, Straßburg, Lille, Rouen, Amiens, Orleans, Bordeaux, Lyon und Marſeille. Paris adminiſtrirt, reglementirt und gouvernirt für Nantes, Straßburg, Lille, Rouen, Lyon, Marſeille und Bordeaux. Paris giebt Geſetze für Nantes, Straßburg, Lille, Rouen, Toulouſe, Bordeaux, Lyon und Marſeille. Paris denkt, ſchreibt, druckt, ſingt, malt, verlegt, kannegießert, philoſophirt, ſchwärmt für Marſeille, Nantes, Lyon, Bordeaux, Rouen, Lille“ u. ſ. w. Wer ſo ſchreibt, klärt ſeinen Stoff nicht auf, er verwäſſert ihn. Daß Cormenin um Geld ſchreibt, ſah ich aus der Vorrede, die er zu Börne's geſammelten franzöſiſchen Artikeln geliefert hat. Er hatte nicht drei dieſer Artikel gründlich durchgeleſen.

Ich beſuchte ihn. Timon-Cormenin wohnt hinter der noch immer nicht vollendeten Madeleine. Ich traf einen Fünfziger mit wohlwollenden Zügen, freundlichem Entgegenkommen, mit einem Kopfe, der etwas Wolfs- oder Hofhundartiges hat. Das Auge iſt gut und doch wieder zu ſchlau. Treu wie ein Hund gegen Freunde, ſchlau wie ein Fuchs gegen Feinde, ſo ſei es erlaubt! Cormenin ſaß mitten unter Büchern am Kamine und beſchäftigte ſich, während er ſprach, das Feuer zu ſchüren, das nach Pariſer Art mehr rauchte, als brannte. Er ſpricht gewählt, bedächtig, in Bildern, die meiſt von einfachen Begegniſſen des Lebens hergenommen ſind, zutraulich, mit freundlicher Miene und hell glänzenden Augen. „Ich ſehe an Ihrem Wohlwollen,“ ſagte ich, „daß der Menſchenhaß des Timon nicht Ihr wahrer Ernſt iſt.“ — „Um die Franzoſen zu amüſiren,“ antwortete Cormenin, „muß man nicht immer derſelbe ſein. Beſſer Namen wechſeln, als Grundſätze. Ich nenne mich heute ſo, morgen ſo, weil das Publikum denſelben Schriftſteller nicht zu oft haben will. War Börne in Deutſchland ſehr geſchätzt?“ — „Von ſeiner Parthei, ſo lange er lebte, von ſeinen Gegnern auch nach ſeinem Tode. Kannten Sie ihn perſönlich?“ — „Nein,“ antwortete Cormenin. „Ich wurde aufgefordert, eine Vorrede zu einigen ſeiner

franzöſiſchen Artikel zu ſchreiben. Die Biographie, die man mir gab, ließ ich unverändert abdrucken. Die Anſichten aber, die mir auch für meine Vorrede zugemuthet wurden, mußte ich zurückweiſen. Ich kenne nur, was er franzöſiſch geſchrieben hat. Börne hat etwas von Voltaire. Nie wird er ſo nebelhaft und abſtract, wie ſonſt wohl die deutſchen Schriftſteller. Ehe man auf die Geiſter wirkt, muß man auf die Herzen wirken. Börne verſtand es, die Phantaſie anzuregen. Seine Manier iſt eine Miſchung von Ode, Elegie und Satyre, wie ich auch geſagt habe. Man vermißt zuweilen den Publiciſten und ſieht zu ſehr den Poeten." — „Auch die beiden erſten Bände ſeiner Briefe ſind in's Franzöſiſche überſetzt." — „Bei dieſen," bemerkte Cormenin, „vermißt man zu ſehr den Publiciſten. Wenn man von Politik ſpricht, ſoll man nicht Dichter ſein. Dies Buch konnte in Frankreich kein Glück machen, weil es nicht franzöſiſch gedacht iſt. Es wimmelt von Anſpielungen, die nur ein Deutſcher kennen kann. Es iſt ſo deſultoriſch abgefaßt, daß man des Verfaſſers eben ſo wenig wie des Gegenſtandes habhaft wird. Durch eine ſolche Art von Literatur werden die Deutſchen in der politiſchen Aufklärung keine Fortſchritte machen. Was erwarten Sie von Deutſchland?" — Dieſe Frage, die ich in Paris hundertmal beantworten mußte, hatte ich mir angewöhnt, mit einer Art von Wichtigkeit zu beantworten. Ich verſprach für Deutſchland Dinge, an die ich in Deutſchland ſelbſt nicht glauben darf. Ich verſprach überall, wo ich gefragt wurde où marche l'Allemagne? weit mehr, als Frankreich beſitzt. Ich verſprach Preußen eine Verfaſſung, ſagte für alle Könige und Großherzoge der lieben Heimath gut, fingirte eine große militairiſche Kraftentwicklung, garantirte ſogar für den guten Willen Oeſterreichs und decretirte die Preßfreiheit. Man machte mir regelmäßig dieſelben Gegeneinwände, mais les quatre questions, Bruno Bauer, les Hallischen Jahrbouck etc. etc., aber ich meinte, dieſe Unterdrückungen wären kleine bedenkliche Blaſen, die bald wieder zerplatzen würden. Der Erfolg ſolcher Rodomontaden — des Schmerzes ſind lohnend. Nimmt man die Miene an,

als ginge Deutſchland einer großen und glänzenden Zukunft entgegen, ſo wird man beſſer behandelt.

Cormenin ſagte freilich: „Wir glauben nicht daran, wir glauben nicht an die Einheit von dreißig Terrains, wo ſich die Sitten des Volks und die Anſprüche der Fürſten fortwährend widerſprechen. Indeſſen wäre uns dieſe Einheit erwünſcht. Sie würde aus Deutſchland einen ſtarken Wall gegen Rußland machen: das Unglück iſt nur, die Deutſchen werden von ihren Schriftſtellern nicht gut berathen. Sie haben Dichter und Philoſophen, aber keine Publiciſten und keine Logiker. Sie laſſen ſich Balladen vorſingen, ſtatt ſich aufklären zu laſſen über Das, was dem Ganzen und dem Einzelnen noth iſt. Sehen Sie da, wie man in Deutſchland und in Frankreich Politik treibt.“ Cormenin ergriff ein großes Buch und ein ganz kleines. Das erſte war von Lamennais, das zweite von ihm ſelbſt. „Sehen Sie,“ ſagte er, „ein ſolches Buch iſt viel zu groß. Das Buch iſt gewiß vortrefflich, aber wer lieſt es? Wer kauft es? Wer hat Zeit und Geld dazu? Man muß auf's Volk wirken. Hier dies kleine ſchlanke Büchlein! Es iſt wohlfeil und lieſt ſich ſchnell. Viele Tauſende von Exemplaren überſchwemmen Frankreich. Heute erſcheint das kleine Ding in Paris. Morgen iſt es in der Provinz. Man muß Broſchüren ſchreiben, die der Akademiker und der Weinbauer verſteht, Bücher, die man auf einen Boudoirtiſch und auf den Rand eines ärmlichen Kamins legt, Bücher, die man in der Taſche trägt, auf einem Spaziergang im Walde durchleſen kann, Bücher, die uns nicht zu viel zu behalten und darum nicht zu viel zu vergeſſen geben. Fordern Sie doch alle deutſchen Schriftſteller auf, in dieſer Art für's Volk zu wirken. C'est la propagande la plus sûre, la plus sincère.“

Ich will es hiermit gethan haben!

Eins hatte aber der gute Cormenin vergeſſen. In Frankreich muß man die Bücher ſchon deshalb ſo dünn wie möglich einrichten, weil es den unteren Volksklaſſen ſo ſchwer wird, ſie zu leſen. Das kleine Büchlein von der Centraliſation zu leſen, koſtet dem Weinbauer der Bourgogne einen Monat Zeit. In einem Dorfe können vielleicht drei Leute

leſen, und dieſe verſtehen unter leſen eigentlich nur buchſtabiren! Welche Anſtrengung, ein ſolches Rieſenwerk, wie eine Broſchüre von ſechs Bogen, zu dechiffriren! Wie viel Winterabende gehören dazu, wie viel Lampen brennen nieder, bis ein ſolches Geiſteswerk in den Kopf eines vierſchrötigen Bretagners eingedrungen iſt. Ein communiſtiſcher Schneider, der mir keine Beinkleider machen wollte, weil er mich für fähig hielt, über Philoſophen und große Geſellſchaftsreformer, die nicht leſen und ſchreiben können, zu lachen, ein Monſieur Blondin, hält ſich in ſeiner Werkſtatt eine Nätherin, die ihm und ſeinen eben ſo gründlich gebildeten Geſellen jeden Morgen die Zeitung vorleſen muß. In Deutſchland, wo jeder Bauer wenigſtens ſchon dreimal die Familienbibel und viermal die alte Sonntagspoſtille durchgeleſen hat, kann man den Broſchüren ſchon ein wenig Bogenzahl mehr geben. Auch nähern wir uns bekanntlich erſt mit zwanzig Druckbogen per Band derjenigen Preßfreiheit, bei welcher wir uns wenigſtens ſo lange einbilden können, ohne Cenſur geſchrieben zu haben, bis das Buch confiscirt iſt.

Zwanzigſter Brief.

Paris, 9. April 1842.

Seitwärts hinter der Deputirten-Kammer liegt das Hotel der Invaliden. Ludwig XIV. hat es begonnen, Ludwig XV. ausgeführt, Napoleon vollendet. Es iſt indeſſen mehr Napoleon als Ludwig XIV. gewidmet. Auf dem grünen Raſen zwiſchen den ſchönen Alleen, die zu dem „Aſyl des Mars", wie Napoleon die Zuflucht ſeiner ausgedienten Krieger nannte, führen, ſtand früher der venetianiſche San Marco-Löwe, der jetzt wieder auf ſeine heimiſche Piazetta zurückgekehrt iſt. Hinter dem Invaliden-Dome erſtreckt ſich das Marsfeld, auf welchem der arme Ludwig XVI. mit den Jacobinern das Feſt aller Völker feierte und dieſelbe Conſtitution beſchwor, die ihn ſpäter hinrichten ließ. Jetzt halten auf dem Champ de

Mars die Mitglieder des Jokeyclubs, narrige Engländer und die jungen Vergeuder väterlicher Reichthümer, ihre albernen Wettrennen.

Ich hatte heute einen unglücklichen Tag, an dem mir nichts behagen wollte. Es kam nicht von den eroberten preußischen Kanonen her, die rechter Hand an dem Eingang des Hotels der Invaliden liegen. Am Zeughause in Berlin liegen ja auch eben solche französische Kanonen. Vielleicht beängstigte mich die Idee dieses Gebäudes. Es ist grauenhaft, so unter Leichen zu sein. All' diese Krüppel sind unbegrabene Todte. Es war ihre Bestimmung, entweder an der Beresina zu bleichen, oder sich unter die lebende Masse, die fortwachsende Nachwelt zu mischen. Diese Krüppel sind sich den Schlachtfeldern Italiens, Deutschlands und Rußlands schuldig geblieben. Sie sind in dieser ihrer massenhaften Vereinigung ein Anachronismus im Vergleich zu den Ideen der Neuzeit, die selbst in Frankreich nicht mehr die Napoleonische Legende feiert. Dazu kommt, daß sie eine so abschreckende Tracht haben, eine Uniform, wie ehemals in Berlin die Bettelvoigte, dunkelblaue, schlotternde Röcke, den trostlosen Dreimaster auf dem eingeschrumpften Antlitz, alle klein, alle unter den Kugeln von Jena und Austerlitz hinweggeschlüpft. Das Schönste an ihnen ist noch ihr Häßlichstes, die Verstümmelung. Vollends betrübend schien mir die mürrische Stimmung aller dieser alten Leute. Ist es die Folge der jahrelangen Unthätigkeit, ist es Mißmuth, an einer glänzenden Laufbahn durch eine Kugel, eine Krankheit, und die ihnen die schmerzlichste war, durch den Magenkrebs Napoleon's verhindert worden zu sein; ist es Geiz, der die alten Leute so leicht beschleicht, oder war es gerade nur die Unzufriedenheit mit dem heutigen Speisezettel, ich sah nichts als grämliche, unfreundliche, zusammengeschrumpfte, häßliche Gesichter, keine einzige Miene jener gutmüthigen Freundlichkeit, die sonst dem Alter so wohl steht. Kein Gruß, kein Scherz, kein gutmüthig blickendes Auge. Quält man vielleicht diese alten Leute noch mit militairischer Subordination, oder woran liegt es, daß uns im Hotel der Invaliden Alles hohl, mißtrauisch,

Fennimor.

Warum nicht gar? Commodore — Befehlshaber einer kleinen Flotte.

Jenny.

Aha! Zu Waſſer war es doch etwas! Nun, Du wirſt mir das Alles ſchon ausführlicher erzählen! Vergieb jetzt, daß ich ſchon wieder tief in die Proſa ſinke und nach eben beendigtem Frühſtück für das Mittagseſſen ſorge! Ja, das iſt der tägliche Lebenslauf einer Frau, die vor fünf Jahren auch einmal von Flotten und Armeen geträumt hat und dann plötzlich ſo inconſequent war, einen Kreisphyſicus liebenswürdig zu finden. Wir Frauen haben keinen Charakter, keinen Charakter, Fennimor, und zur Strafe dafür muß ich täglich mit meinen Mägden berathen, welches — Gemüſe mir die Liebe meines Gatten erhalten wird. In einer halben Stunde bin ich wieder da. (Ab nach rechts vom Schauſpieler.)

Fennimor (allein).

Keinen Charakter? — (ſeufzt) — Dorthin, zeigte ſie, läge Douglas-Caſtle! Es war mir, als ſtürbe mir die Frage auf den Lippen und ihre Antwort preßte mir das Herz ab. So nahe der Ort ſeiner Geburt! Und Holiday — plötzlich dorthin abgereiſt — ſollte es wahr ſein, daß Arthur nicht mehr lebte, oder wäre Holiday mir nachgefolgt? Nein, nein, das will ich nicht denken! Ich wollte Ruhe, ich mag ihm hier nicht begegnen — (bleibt am Fenſter ſinnend ſtehen.)

lebensſatt anblickt, ſo grau, verwittert, wie die Sandſteine, aus denen dieſe Gänge, dieſe Höfe gebaut ſind?

Mein Mitleiden mit dieſen armen Trümmern einer großen Vergangenheit wuchs, als ich durch das Gebäude ſelbſt ſchritt. Das iſt wahrlich kein Aufenthalt für arme kränkliche Greiſe. Dieſe ſteinernen Corridore ſtehen nach allen Seiten dem Winde frei. Fröſtelnd ſchleichen die kleinen Männchen an den feuchten Wänden entlang, hüſtelnd ſuchen ſie Schutz vor dem aufzehrenden Nordoſt, der unbarmherzig durch die Gänge pfeift. Kaſernen für junge Rekruten habe ich wärmer, geſchloſſener, behaglicher geſehen, als dieſes kalte ſteinerne Grab des Alters. Wie ſuchen die Leutchen einen Streifen der Frühlingsſonne zu erhaſchen, wie ſchleichen ſie, hüpfen ſie auf ihren Stelzfüßen auf die Treppe unter Napoleon's großem Standbild und ſuchen heute den kalten Schatten ihres Idols zu vermeiden! Ob ſie Freuden haben, dieſe alten Veteranen? Man hat eine große Leihbibliothek für ſie angelegt, aber ſie können nicht leſen. Sie haben Verwandte in allen Gegenden Frankreichs, aber ſie können nicht ſchreiben. Einen Invaliden ſah ich an den Wänden des Corridors auf und ab laufen. Er war irrſinnig.

Ohne würdevollen Eingang lehnt ſich dicht an das Hotel der Dom der Invaliden. Es iſt das militairiſche Pantheon und ſeit einem Jahre bekanntlich eine Fortſetzung von St. Helena geworden. Die ſterblichen Ueberreſte Napoleon's, gewöhnlich hier ſeine Aſche genannt, ſind in dieſem Dome beigeſetzt. Als Napoleon in ſeinem Teſtament verfügte: „Ich wünſche an den Ufern der Seine beigeſetzt zu werden, in der Mitte des franzöſiſchen Volkes, das ich ſo ſehr liebte" — hatte er eine Regung, die ſeinem Gefühl angemeſſen war. Als man von ſeinem Teſtamente gerade dieſen Paragraphen durch die Julirevolution vollziehen wollte, hatte man eine Pietät, die vom franzöſiſchen Standpunkt ohne Zweifel wahr empfunden iſt. Und doch hatte der Weltgeiſt es ſchöner mit Napoleon im Sinne, als Herr Thiers. Er machte Napoleon zur Mythe, Thiers hat ihn wieder zur Geſchichte gemacht. Napoleon iſt wieder in Frankreich, er kann nicht mehr, wie das Volk glaubte, in Indien, in Perſien ſein. Napoleon iſt

jetzt Das, was Frankreich beſitzt, nicht mehr Das, was Frankreich wünſcht. Wenn Thiers in allen Punkten mit der ehemaligen heiligen Allianz zerfallen iſt, dieſer Gedanke, die „Aſche“ Napoleon's heimzuführen, ſollte ihn mit ihr ausſöhnen.

So ruht denn nun das, was einſt Napoleon hieß, mitten unter uns! Mitten unter dieſen Krüppeln, die für dieſen apokalyptiſchen Mann ihre Arme und Beine verloren, mitten in dieſen zugigen Corridoren, dieſem Geklapper der Blechlöffel bei den Mittagsmahlzeiten, unter den pikanten Düften dieſer militairiſchen Dejeuners! Man konnte in Paris keinen Platz auffinden, um Napoleon's ſterbliche Unſterblichkeit zu bergen, als ein der Vergangenheit gewidmetes Mauſoleum! Warum nicht, da Napoleon als geborner Italiener die Triumphbögen und Säulen ſo liebte, unter ſeinem arc de l'étoile, warum nicht am Fuße der Vendômeſäule, warum nicht in einer Pyramide, die auf dem Platze ſtehen könnte, wo jetzt der Obelisk von Luxor, rein zum Luxus, ſteht? Warum nicht in den Tuilerien, im Louvre? Warum zu den Invaliden, an deren kümmerlichem Anblick ſich kein Rekrut, kein muthiger Remplaçant mehr begeiſtern kann.

Noch geſchmackloſer iſt die Ausführung. Stellt ihn wenigſtens bei den Invaliden würdig hin. Stellt ihn als etwas Dauerndes hin, gebt ihm Ruhe, ewige, ewigen Frieden! Aber nichts von Ruhe, Dauer, Frieden. Man giebt ihm ſtatt eines Marmorgrabes eine Theaterdecoration, ſtatt eines Begräbniſſes eine ewige Ausſtellung, man brennt eine ewige Lampe bei ihm, wie bei einem Heiligen der Kirche. Das ganze Schiff der Invalidenkirche beſteht aus etwa vier benutzbaren Kapellen. Davon gehören die beiden größten dem einfachen, aber würdigen Andenken Türenne's und Vauban's. Eine Winkelkapelle iſt für Napoleon eingerichtet. Für Napoleon weniger als für Türenne und Vauban? Türenne und Vauban haben allerdings nicht mehr, als nur zwei marmorne Sarkophage, Napoleon hat wollene Decken, Sammet, Seide, Broderieen, Gold und Silber, eine Glaskapſel über ſeinem Hut, Immortellenkränze und eine ewige Gaslampe, er hat eine Schildwache von zwei Invaliden, die dafür ſorgen, daß man reſpectvoll

den Hut abnimmt. Man blickt durch ein vergoldetes Gitter in die Kapelle. Allerdings liegt dort Napoleon. Große Gedanken brechen menſchliche Feſſeln. Alles iſt an dieſem Grabe ungereimt und ſtörend; dieſen einen Theatereffect konnte man nicht von der großen Oper borgen: Napoleon ſelbſt. So wollen wir denn auch ſchweigen und über der Wahrheit der Giganten die Poſſen der Pygmäen vergeſſen.

Ein Sprung von Napoleon auf Thiers iſt nicht ſo ſchwer. Schreibt der Präſident des 1. März doch ſeine Geſchichte. Ich habe auch Thiers kennen lernen. Es lagen bittere verhaltene Stimmungen in mir, ehe ich ihn ſah. Seit ich einmal in ſeiner Soirée und geſtern an ſeinem Tiſche war, ſind dieſe Stimmungen zwar nicht ganz gewichen, nicht überwunden, aber die Achtung vor ſeiner perſönlichen Begabung iſt ſich gleich geblieben, wenn auch nicht gerade geſtiegen. Ich habe in Thiers gefunden, was ich erwartete. Es iſt dies ein Reſultat, das man nicht aus jeder Bekanntſchaft eines großen Mannes zieht.

Thiers iſt unſtreitig eine der denkwürdigſten Erſcheinungen unſrer Zeit. Ein Journaliſt, der in die Strudel einer Revolution geräth und von ihnen emporgetragen wird, um zweimal Premierminiſter einer der erſten Nationen der Welt zu werden. Man ſtaunt über die Umſtände, die eine ſolche Ausnahme geſtatten konnten, man ſtaunt noch mehr über das Talent des Mannes, der die Umſtände ſo glücklich zu benutzen wußte. Ob Thiers noch eine Zukunft hat? Es iſt eine Frage, die hier täglich hundert Federn in Bewegung ſetzt, täglich den Journalen Stoff zu Angriffen oder Vertheidigungen giebt. Man behauptet, Thiers habe das Wort des Kronprinzen, daß er mit ſeinem Regierungsantritt wieder an's Ruder käme. Ich glaube nicht, daß ein Prinz, der ſich vor Allem die Politik ſeines Vaters zum Vorbild nehmen ſollte, ſich durch ſolche Verſprechungen binden wird. Wenn Thiers dem Prinzen beiſtehen wollte, ruhig in den Beſitz ſeiner Nachfolge zu kommen, ſo iſt dieſer Beiſtand überflüſſig, denn der Herzog von Orleans wird, ſagte mir Thiers ſelbſt, „ſo leicht zur Regierung kommen, wie nur irgend jetzt in Frankreich ein Sohn das Erbe ſeines Vaters antritt". Daß darum Thiers

ohne weitere Zukunft wäre, will ich nicht ſagen. Für die auswärtigen Angelegenheiten werden ihn ohne Zweifel die Höfe Europas ablehnen; er kann ſie indeſſen doch führen, wenn er auch ſcheinbar nur im Beſitz eines Portefeuilles für das Innere, für die öffentlichen Arbeiten, die Finanzen wäre. Thiers' Schwerpunkt iſt die Kammer, ſein Talent die Zunge und ſeine Parze die Verlegenheit, die Verwickelung, der Hader Frankreichs.

Für unſer Gefühl liegt etwas Ueberraſchendes in der Wahrnehmung, daß Thiers ſein Glück im Grunde nicht einem Glücksſtern allein verdankt, nicht einmal einem umfaſſenden großen Genie, ſondern nur einem vereinzelten perſönlichen Talente, dem Talent der Rede. Ich geſtehe, ich bin über dieſe Entdeckung frappirt. Ich habe die Kammer geſehen, mich überzeugt, daß ſie au fond Ernſt und guten Willen hat und ihre Stimmen, ihre weißen und ſchwarzen Kugeln, nicht leichtſinnig vergiebt, aber ihre äußere Phyſiognomie iſt leichtſinnig. Nicht der Gedanke, nicht die Begeiſterung für ihre hohe Aufgabe beherrſcht ſie, ſondern das Talent, und wäre dies das windigſte. Thiers ſagte mir: „Unſere Kammer will unterhalten ſein; es ſind nur ſolche Leute darin, die ſich nicht entſchließen können, ſich zum allgemeinen Beſten zu langweilen. Wer ihrer gewiß ſein will, muß ſie amüſiren.“ — Und in der That, Thiers beherrſcht die Kammer dadurch, daß er ſie amüſirt. Die Kammer weiß es und geſteht ihre Schwäche ein. Sie weiß, daß Thiers eine zu lebhafte Einbildungskraft hat, um ein völlig beſonnener Staatsmann zu ſein. Aber was die Kammer dieſem feurigen, ſcharfſinnigen, witzigen Redner nicht mehr iſt, war ſie ihm früher, die Staffel ſeines Ruhms. Es iſt nicht das Genie dieſes Staatsmannes, das ihn von der Höhe des fünften Stockes in ſein glänzendes Hotel am Platze St. Georges brachte, ſondern ſein Talent. Das Talent iſt in Frankreich immer glücklicher, als das Genie; und vielleicht überall.

So lange die Könige in Frankreich von ihren Miniſtern abhängen, ſo lange dieſe Miniſter von der Kammer abhängen, kann ſich die Laufbahn eines Thiers in jeder Jahres-Sitzung wiederholen. Ein junger Deputirter tritt zum erſten

Male auf; er wartet fünf Minuten, bis ſich der Lärm der ſchwatzhaften Volksvertreter verzogen hat, er thut einige Male ſo, als wollte er aus dem neben ihm ſtehenden Glaſe Zuckerwaſſer trinken, er beginnt: „Meine Herren!“ Erſt kritiſirt man das Organ, dann ſeinen Dialekt, ob derſelbe aus dem Norden oder Süden ſei, dann folgt man ſeiner Action, dann ſeinen Pauſen, ſeinem Tonfall, endlich ungefähr ſeinem Syſtem, zuletzt der Anſicht, die er über den vorliegenden Fall hat. Iſt die letzte, wenn nicht richtig, doch ſcharfſinnig, hat er witzige Wendungen, merkt man nicht die eingelernten Phraſen des Gerichtshofes, des Katheders, den hohlen Schwulſt eines Odillon Barrot, merkt man nicht die trockne Nüchternheit eines Republikaners, gefällt das Organ, die Ausſprache, die Manier, replicirt er ſogar mit Verſtand und Geiſtesgegenwart auf Zwiſcheneinwürfe, ſo iſt das Glück eines ſolchen Anfängers in Paris gemacht. Noch ehe die Rede endet, hat der König ſchon Bericht von dem neuen Genie. Des Abends ſprechen von ihm die Journale. Die Miniſter wären glücklich, einen ſolchen Redner zum Vertheidiger ihrer Handlungen zu haben. Bei einer nächſten Miniſterialcombination hat man einen Miniſter, der vor einem Jahre noch von der Gnade eines Buchhändlers lebte.

Thiers wohnt in einem kleinen villaartig gebauten Hotel an jenem lieblichen Platze, der mir ſchon kürzlich auffiel, als ich die Wohnung G. Sand's ſuchte. Sind es nun die Erſparniſſe des Miniſters oder die Früchte jener telegraphiſchen Depeſchen, über welche ſich Thiers mit ſeinem jetzigen Todfeinde Soult erzürnte, ſind es die Honorare für die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution oder die Anweiſungen auf die längſt verſprochene Geſchichte Napoleon's oder die Zuſchüſſe der reichen Schwiegereltern: Thiers iſt nicht wieder in den fünften Stock zurückgezogen, ſondern macht nach wie vor ein großes Haus. Faſt jeden Abend empfängt er ſeine Freunde. Mignet iſt täglich bei ihm. Madame Dosne und ihre Tochter machen die Honneurs. Wer ſich nicht in die oft ſehr lebhaften Geſpräche miſchen will, findet einen Tiſch mit engliſchen Almanachen oder einen andern mit den bedeutendſten Journalen des Tages. Man findet hier alle Journale, die Thiers

vertheidigen, und auch die, die ihn angreifen. Nur an den Debats, die seit einigen Tagen eine unerhört heftige Polemik gegen den Erminister eröffnen, fiel es mir auf, sie so zusammengelegt zu finden, wie sie direct aus der Druckerei gekommen schienen. Thiers wollte damit seinen Freunden zeigen, daß er angefangen hätte, die Debats nicht mehr zu lesen.

Wenn sich Thiers bei seinen Studien über Napoleon allmälig so in seinen Helden verliebte, daß er diesen nachzuahmen begann und fast im Stande gewesen wäre, beim Ausbruch eines Krieges zur Armee zu gehen und selbst den Commandostab zu ergreifen, so hat ihm die Natur auch schon eine gewisse äußerlich Verwandtschaft mit dem Corsen zugedacht. Er sieht Napoleon ähnlich. Die Form des Kopfes und die Rundung des Kinnes gleichen vollkommen dem bronzenen Napoleon. Den scharfen, falkenartigen Blick verbirgt eine Brille. Schon ist das Haar des sonst rüstigen und jugendlichen Vierzigers ergraut. Thiers ist so klein von Figur, daß er, wenn er mit Jemand redet, aufblicken muß. Er setzt sich am liebsten auf die Lehne eines Fauteuils und sammelt Zuhörer, deren Einreden er mit großer Gelassenheit und gutem Humor anhört. Thiers hat nichts vom Ministerton beibehalten. Er hat noch immer die südliche Beweglichkeit seines Wesens, die Bonhommie „eines guten Jungen", die Cordialität eines Roturiers. Man gewinnt ihn lieb, weil er natürlich ist.

„Das Thema Ihrer gestrigen Rede über den Hafen von Algier," sagt' ich, „interessirte mich an sich zwar wenig, aber ich bewunderte Ihre Methode der Behandlung, Ihre Rednergabe. Freilich machen es Ihnen die Collegen leicht. Ich habe nie schlechter sprechen hören, als Ihr Vorgänger sprach, Herr von Corcelles. Ich begreife nicht, wie ein Mann von Ehr- und Zartgefühl die Tribüne besteigen kann, um eine Rede zu halten, die mit allgemeiner Gleichgültigkeit, eine Rede, die ohne eine Spur von Interesse aufgenommen wird." — „Diese Leute halten ihre Reden," antwortete Thiers, „nicht für die Kammer, sondern für die Wähler. Die Wähler lesen sie in den Journalen, denken sich die Action und die gute Stimme hinzu und sind glücklich, nach Paris einen so talentvollen

Deputirten geschickt zu haben." — „Was ist das Geheimniß der Redekunst?" fuhr ich fort. „Ich glaube die Natur. Man soll reden, als wenn man handelte. Man soll einen innerlich klar ausgesprochenen Gedanken haben und nie mehr sagen wollen, als nöthig ist. Wenn man anfängt, gewählt sprechen zu wollen, so hört man auf, sein Talent vollkommen zu beherrschen. Die gestrige Sitzung war sehr stürmisch." — „Stürmisch? — Ich fand sie sehr ruhig, beinahe schläfrig. Nein, nein, wir haben schon stürmischere Sitzungen gehabt." — „Ich bewundere die Ruhe, mit der Sie sich opponiren lassen." — „Man lernt das als Minister," antwortete Thiers. „Man muß sich auch parlamentarisch daran gewöhnen. Dies Toben und Schreien ist nichts als Windbeutelei. Wer ruhig bleibt und lächelt, der imponirt. Die Kammer ist wie jede Masse. Die Kammer ist so kindisch, wie ein Theaterpublikum. Die schönsten Dinge, schlecht gespielt, werden auch bei uns ausgezischt. Die Herren sind alle weise Gesetzgeber, aber sie haben sämmtliche Unarten eines Parterres an sich." — „Das bestätigt mir," fuhr ich fort, „wie viel ein guter Deputirter noch von einem schlechten Komödianten lernen kann. Ich fand in der gestrigen Sitzung, daß diese Herren nicht die einfachsten Elemente der Verhandlung mit der Masse inne haben. Sie wußten sich nicht Ruhe zu erzwingen. Der schlechteste Schauspieler weiß das. Ist er mitten in einer Phrase und man plaudert in den Logen, klappt mit den Thüren, ennüyirt sich zu sehr an seinem schlechten Vortrage, so schweigt er. Dies sieht dann Jeder, hört Jeder. Wie? Der Schauspieler schweigt. Warum schweigt er? Alles blickt hin, es tritt eine feierliche Stille ein und der kluge Komödiant fährt ungehindert fort." — „Sehr wahr," stimmte Thiers bei. „Ich brauche gewöhnlich, um mir Ruhe zu erzwingen, das Mittel, ein krasses Paradoxon auszusprechen. Dann steigt der Lärm auf's Aeußerste. Dann toben sich die Schreier aus, ich erhole mich in aller Ruhe und plötzlich wird es, da Jeder hören will, wie ich meinen Satz beweise, stiller, als je zuvor." — „Die deutsche Sprache," spann ich in einer Ecke des Salons das Gespräch weiter, „ist leider für die Beredtsamkeit wenig geeignet. Die englische ist so natürlich, wie nur je die Leiden-

ſchaft natürlich ſein kann. Die franzöſiſche Sprache iſt die Sprache der Unterhaltung, der Verſtändigung, der einſchmeichelnden Ueberredung. Die deutſche Sprache, ſo frei und ſchön ſie den Dichtern zuſtrömt, iſt für den gewöhnlichen Gebrauch zu abſtract, ſie ſagt die Sachen nicht gerade heraus, ſie umſchreibt ſo Vieles, ſie iſt viel zu ſehr Curialſprache, um ganz die Sprache des Redners zu ſein. Es iſt wie mit unſerm hiſtoriſchen Styl." — „Sie würden," antwortete Thiers, „ſo gut einen hiſtoriſchen Styl haben, wie eine Sprache der Beredtſamkeit, wenn ſich Deutſchland vollkommen freier Inſtitutionen zu erfreuen hätte. Gut reden kann man nur da, wo man frei reden kann. Hiſtoriſch ſchreiben kann man nur da, wo man Hiſtorie machen kann. Der Gelehrte allein kann das hiſtoriſche Material vortrefflich ſammeln; es prüfen, ſichten, darſtellen kann nur der Gelehrte, der zugleich Staatsmann iſt. Machiavell, du Thou waren Staatsmänner, deshalb hatten ſie einen hiſtoriſchen Styl." — „Zum Beweiſe Ihrer Behauptung," bemerkt' ich, „führe ich einen deutſchen Hiſtoriker an, der ſich der Idee eines hiſtoriſchen Styls von allen unſeren Geſchichtſchreibern am meiſten genähert hat, Juſtus Möſer. Dieſer war in der That, ſo local auch ſeine Wirkſamkeit, doch auf ſeinem heimiſchen Gebiete, in dem ehemals reichsfreien Gebiet Osnabrück, ein Staatsmann. Wir werden die freien Staatsformen bekommen, wenn wir erſt über die rein-nationale Frage des Augenblicks hinaus ſind." Thiers ſchwieg. Wir kamen an die Wunde, die für ihn empfindlich war, die Achillesferſe, an welcher er getroffen wurde, als die Folgen des Julitractates alle Völker unter die Waffen riefen und er, der Wagende, hinter ſeinen Drohungen, ſeinen Verſprechungen zurückbleiben mußte.

„Sie waren zu kurz in Deutſchland," begann ich wieder. — „Ich wollte nur die Schlachtfelder ſehen."

Eine Pauſe von Bedeutung trat ein. Ich ſtand dem Manne gegenüber, der noch vor zwei Jahren alle Völker in Bewegung gebracht hatte, der es gewagt hatte, zum erſten Mal die in den Franzoſen ſchlummernden Plane, die tiefſten Rückhaltgedanken der Rache auszuſprechen, der Rache für 1815, für Moskau, Leipzig und Waterloo. Es iſt Napoleon, der

in Thiers' tiefstem Innern schlummert. Ich sah's an seinen Mienen, daß die Asche von St. Helena nicht im Hotel der Invaliden, sondern in seinem Herzen beigesetzt ist, und so sprach ich's ohne Rückhalt aus: „Was wir Deutsche uns selbst nicht geben konnten, was unseren Fürsten, unseren Kammern unmöglich war, eine größere politische Einheit hervorzubringen, das haben Sie uns gegeben. Es war die Folge Ihrer europäischen Politik."

Ich würde mich täuschen, wenn ich den Blick, den Thiers nach dieser Bemerkung auf mich richtete, anders deutete, als zur Ehre seines Herzens. Wie leicht das Blut dieses talentvollen Mannes fließen mag, wie wahr es sein mag, daß er an Ernst des Gedankens hinter Guizot, an Weichheit der Empfindung hinter Lamartine zurücksteht, er sah mich mit einer fast leidenden, schmerzlichen Miene an. Es lag in dieser Miene der Gedanke ausgesprochen: Leider sind so die Schicksale der Welten, die Nothwendigkeiten einer Existenz, die wie die menschliche an Gesetze gebunden ist, von denen unsere bessere Ueberzeugung, unser Herz sich nur zu gern befreien möchte!

Wir wurden gestört. Ich ging in das hintere dunklere Zimmer und blätterte in den englischen Keepsakes. Der Salon füllte sich mehr und mehr. Da bei Thiers Niemand angekündigt wird, so konnte ich in der Nähe berühmter Namen sein, ohne es zu wissen.*) Die angenehme Sitte, sich ohne Abschied zu empfehlen, benutzend, wollt' ich entschlüpfen. Thiers hielt mich fest: „Sie werden bei mir speisen? —" Ich ging, nachdem wir den Tag verabredet hatten.

Bei dieser Gelegenheit habe ich ihn dann wiedergesehen. Die Tagesordnung der Kammer ist für jeden seiner Mittage die nothwendige Anknüpfung. Kommen die Mitglieder der Kammer von einer belebten Sitzung, so wird diese noch lange in ihren Nerven nachwirken, bis sie sich für etwas Anderes

*) Das Nichtankündigen hat auch sein Gutes. Herr von Rumpf, der hanseatische Geschäftsträger, ein Diplomat von wohlwollender Zuvorkommenheit, erzählte mir, er hätte sich oft zu beklagen, daß ihn die Bedienten statt zum Geschäftsträger des villes anséatiques zum Geschäftsträger des îles asiatiques machen.

sammeln können. Noch war Thiers nicht da. Man fragte seine jugendliche, liebenswürdige Frau: „Wie war's in der Kammer?" Sie lachte und sagte: „Wie alle Tage!" Endlich kam der Wirth und warf sich erschöpft auf ein Sopha. Die Stimme heiserer als je, alle Organe schienen erschlafft. Es war ohne Zweifel die Absicht seiner Parthei gewesen, bei Discussion der Supplementarcredite, die zu einer förmlichen Adreßdebatte geworden war, noch dem Ministerium auf dem Terrain administrativer Fragen eine Schlacht zu liefern, die ihr zwar keinen Sieg bringen, aber den Erfolg der bevorstehenden Wahlen für das Ministerium schwächen konnte. Soeben war die Schlußabstimmung über die Supplementarcredite erfolgt. Die Opposition hatte beinahe achtzig Stimmen weniger gehabt als das Ministerium.

Wie ich den geistvollen Mann so die Kugeln berechnen, die Zahlen von früher und jetzt vergleichen sah, empfand ich Mitleid. Es war mir, als hätte ich ihm sagen müssen: Thiers, einst ein Mann des Volkes, werde wieder, was Du warst! Begriffest Du Deine Stellung, so würdest du Mirabeau folgen, den Du genauer kennst als ich, um zu wissen, was Mirabeau that. Mirabeau gab Die auf, die *ihn* aufgaben, und suchte sich Kraft und Rückhalt bei Denen, die sich glücklich schätzten, einen Mann von seinem Genie an der Spitze zu haben. Ich zweifle, ob Du erreichst, was Du wünschest. Du kannst, da Du leicht wie Kork bist, in einer Verlegenheit beim Portefeuilleverlosen wieder auftauchen und auf kurze Zeit wieder werden, was Du zweimal warst! Die Kammer mißtraut Deinem Talente, das Volk mißtraut Deinem Willen. Welches sind die Geschwader, die Du anführst? Der unvermeidliche Staatsmann wirst Du in Frankreich vielleicht noch lange bleiben, auch wenn Du nicht regierst. Vielleicht? Um *gewiß* wieder zu regieren, gieb Dir drei Jahre den Schein, als verachtetest Du die gegebenen Verhältnisse, die Menschen, die Debatten, nähre und stärke Dich mit den mannigfachen oppositiven Elementen Frankreichs, die tiefer greifen, als die Intriguen des Constitutionnel und Courrier Français! Reiß Dich von Deinen Schmeichlern los, sammle Volkskraft beim Volke, bereue, was Du als Mann bereuen

Zweiter Auftritt.

Kitty. (Dann) Toms. Fennimor.

Kitty.

Gnädige Frau — hier wünscht Sie Jemand zu sprechen.

Toms.

Kitty, (bei Seite zu ihr) ich werde mich für Dich entscheiden.

Kitty.

Gnädige Frau — ein Bedienter —

Toms.

Kammerdiener! Kitty, das könnte mich bestimmen, mich mehr für Sophy zu erklären.

Kitty.

Ein Brief an Ew. Gnaden aus Douglas-Castle. (Ab.)

Fennimor (nimmt den Brief).

Wie? Douglas — Von Holiday? — Mein Himmel, schon verrathen! (erbricht und lieſt unruhig) „Mylady! Ich wußte, daß Sie in die Hochlande reiſten, aber mit freudiger Ueberraſchung hab' ich gehört, daß Sie in der Nähe von Douglas-Caſtle bei einer Jugendfreundin verweilen. Seit geſtern häuslicher Angelegenheiten wegen mit meinem Freunde Marſton hier angekommen, werd' ich nicht verfehlen, unverzüglich dieſem Rufe des Schickſals zu folgen und einer Dame — die —" (lieſt leiſe)

darfst, verlaß diesen hohlen parlamentarischen Boden, auf dem Du wirkst und der nachgerade die Franzosen ennüyirt, folge diesem Rath und Du wirst in drei Jahren nicht nur wieder eine Möglichkeit, sondern eine Nothwendigkeit sein!

Freilich würd' ich mich gehütet haben, dem gereizten Mann, den schon die etwas zu heiße Suppe finstre Blicke auf Madame Dosne hinübersenden ließ, heute mit diesem mal apropos zu kommen. Er nannte die Fourieristen Narren, und hätte als Philosoph Recht gehabt; als die politische Zukunft Frankreichs hatte er nicht völlig Recht. „Man spricht nicht von ihnen." Was will das sagen? Sie sind ein Symptom, keine Arzenei. „Glauben Sie nicht," erdreistete ich mich zu fragen, „glauben Sie nicht, daß Frankreich dieser parlamentarischen Debatten um Nichts, dieser Debatten um ein paar Notabilitäten bald überdrüssig sein wird?" Thiers scheint eine Art lauten Nachdenkens zu haben. Dann schweigt er und alle seine Mienen reden doch. Man sieht ihn denken. Das Uhrwerk seines Verstandes ist aufgezogen: die spitzen Ecken seines kaustischen Gesichts kneifen sich zu einem sardonischen Lächeln zusammen; es schwebt ihm etwas auf der Zunge, das er im Begriff ist, zu sagen, und das er noch verschweigt, weil der Gedanke noch nicht fertig ist. Diese schweigenden Momente sind zuweilen beredtsamer als seine lauten. Vielleicht hatte ich mir aus seinem Schweigen zu entnehmen: „Welche Unart!" Doch blieb er freundlich.

Thiers' Art zu erörtern ist naiv, witzig, phantasiereich. Er spricht nicht fertige Gedanken aus, sondern gehört zu jenen Dialektikern, die ihre Gedanken laut bilden. Die blühende, lebhafte Darstellung kommt von seiner Anschauung. Er spricht intuitiv. Er verköpert sich seine Begriffe und ist so stark im Concreten, wie Guizot im Abstracten. Zum Beleg seiner lebhaften Darstellungsweise folgende Aeußerungen von ihm: „Im Hotel der Invaliden will man Napoleon eine Statüe setzen, zu Pferde, eine Reiterstatüe, Napoleon mit dem großen Mantel, dem Bienenmantel, Napoleon, wie er nie war, nie im Volk gelebt hat, nie leben wird. Immer sind mir diese Abbildungen der Könige im großen Ornat lächerlich gewesen. Kartenkönige mit Krone, Scepter und

Mantel. Paßt das für Napoleon? Napoleon braucht keine Idealisirung; Idealisirung ist ein Begriff, den unsere Maler erfunden haben. Jede Zeit hat ihr eigenes Costüm und das ist immer hübsch, weil's wahr ist. Was soll Napoleon mit dem großen Mantel? Ludwig XIV. ist idealisirt worden. Lächerlich. Ich denke immer an diese schäferhaften Könige unsrer Tragödie und drum herum die wilden Weiber Racine's, Corneille's — wie heißen sie? ich habe sie vergessen, die Meropen, die Medeen, und... Bah! Napoleon unter seinen Invaliden muß stehen, wie er sie commandirt hat. Was will man? Ist das Costüm nicht malerisch, nicht plastisch? Der Hut, das Collet, der Ueberrock, die Weste mit Rabatten über dem Leib, die hohen Steifstiefel. Macht sich das nicht malerisch, plastisch? He? Was soll der lange Kaisermantel mit der Schleppe, über die man stolpert? Was geht uns die Aesthetik mit ihrer Lehre vom Faltenwurf an? Napoleon war wirklich, und was wirklich war, braucht nicht Ideal zu sein, und Napoleon hat nicht nöthig, erst von den Künstlern idealisirt zu werden."

Nach vielerlei Anregungen dieser und ähnlicher Art kam das Gespräch wieder auf Deutschland. Ich fand, daß Thiers es lediglich nach französischen Voraussetzungen kannte. Er sprach über Deutschland, wie etwa das Journal du Commerce, das Journal des Herrn Mauguin. Auf seiner Reise wollte er über Preußen folgendes Resultat gewonnen haben. „Ich fand in Oesterreich viel gute provinziale Administration. Die Wiener sind froh und heiter, sie reden über Politik, ohne ein Bedürfniß dazu zu haben. In Dresden ist man mit dem Gouvernement sehr zufrieden. In Preußen fand ich Alles anders, als im übrigen Deutschland. In Berlin herrscht eine politische Bildung, die man in Paris nicht antrifft. Mir ist unbegreiflich, wie man so klar denken und so unsicher handeln kann. Welche freie Ansichten sind mir in Berlin mitgetheilt worden! Die Börse, der Adel, die Gelehrten, Alles hat einen bestimmten Zweck im Auge, dessen Verwirklichung in Preußen allerdings außerordentlich schwierig sein mag, die aber da nicht ausbleiben kann, wo man das Bedürfniß so lebhaft fühlt. Der König scheint ein Anhänger

der Lehren Bonald's zu sein. Es ist ein geistreicher, sehr unterrichteter Mann, von dem ich nicht glauben kann, daß es ihm Ernst ist, sich heute zum Hochzeitsgaste der Russen und morgen zum Taufpathen der Engländer zu machen. Preußen ist ein Staat auf höchster Stufe. Eine lebendige Nation, eine gute Verwaltung, die Rechtspflege, wie man sagt, ich weiß es nicht, sehr, sehr gerecht, ich weiß es nicht, das Ganze freilich sehr verschiedenartig zusammengesetzt, aber von Memel bis nach Trier außerordentlich ehrgeizig, sehr, sehr ehrgeizig, ja ehrgeiziger, als je die Franzosen waren. Das ist ein Stoff, der noch sehr bedeutend werden kann, ein Stoff, der gefährlich ist, gefährlich für Alle, ein Stoff, der auch nicht mehr lange wird auf politische Freiheit warten dürfen."

Thiers sprach sich in eine Anerkennung der Deutschen und namentlich Preußens so hinein, die Schilderungen der jetzigen Bestrebungen in Deutschland schienen ihm so viel Achtung abzunöthigen, daß er endlich das Stillschweigen über sein Verhältniß zur neuesten auswärtigen Politik Frankreichs brach und sich nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit in folgender Weise mit den Empfindungen unserer verletzten Nationalehre vermittelte. „Ich bin ein großer Verehrer der politischen Bedeutung Deutschlands, ich ehre, ja ich setze die Selbstständigkeit dieses Staatenbundes voraus. Frankreich hat keine Vergrößerungspläne mehr. Napoleon's Kriege entstanden zum Theil aus inneren und äußeren Nothwendigkeiten. Frankreich denkt nicht daran, sich auf Kosten anderer Staaten zu vergrößern. Der Drang ist weder innerlich, noch die Nothwendigkeit äußerlich da. Allein die Selbstbeherrschung, die Frankreich besitzt, besitzen zwei andere Staaten nicht. Rußland ist eine Nation, die sich entwickeln, England eine Nation, die sich behaupten will. Rußland sucht die Macht, die es im Innern gewinnt, nach Außen hin zu zeigen. England zeigt gern nach Außen eine Macht, die es im Innern nicht mehr besitzt. So lange diese Bestrebungen über diplomatische Reibungen, Notenwechsel, Protokolle nicht hinausgehen, kann sich Frankreich beruhigen. Ein Anderes ist es, wenn eine Frage, wie die orientalische, in Gefahr ist, einseitig, egoistisch,

nur von zwei Betheiligten erledigt zu werden. Das türkische Reich liegt im Sterben. Es ist schon todt, moralisch, es wird erst noch physisch zu sterben haben, übermorgen, morgen, vielleicht stirbt's in dem Augenblick, wo wir mit einander sprechen. Rußland und England wollen dieses Testament des Geschicks für sich allein antreten: wir gönnen ihnen den Besitz, aber wir fürchten die Schwankungen des europäischen Gleichgewichts. Und da wir diese fürchten, so müssen wir sie verhindern. Deutschland ist der Schwerpunkt des europäischen Gleichgewichts: es ist die Zunge an der Wagschale der europäischen Politik. Sei Deutschland nicht für uns, dann sei es auch nicht für Andere. Ist es mit Oesterreich nur für England, mit Preußen nur für Rußland, so ist Frankreich gegen Deutschland. Wir wollen nicht mehr sein als die anderen Nationen, aber auch nicht weniger. Schlägt sich Deutschland zu unseren Feinden, so sind wir Deutschlands Feinde. Beobachtet man das Gleichgewicht Europas, so sind wir ruhig; stört man es, so sagen wir: nous bouleverserons le monde."

Thiers hat diese Auffassungen schon öfter ausgesprochen, Louis Philippe hat sie nicht unterschrieben. Vielleicht unterschreibt sie der Herzog von Orleans, vielleicht der Graf von Paris, der schon hübsch lesen, schreiben und rechnen gelernt haben soll. Besser ist es, wir Deutsche nähmen aus Thiers' offener Erklärung, die im Grunde die Erklärung aller Franzosen ist, für Deutschland die Ueberzeugung, daß wir eine große, eine welthistorische Verpflichtung zu verantworten haben. Wenn das Vaterland wendet, was gerade wir lieben, gerade wir hassen, so wollen wir kein Volk bevorzugen, keines hassen, nicht vor Frankreich warnen, uns vor Rußland nicht fürchten, sondern an unserer eigenen Festigkeit, an der Möglichkeit arbeiten, auch ohne Bundesgenossen im Rath der Völker Sitz und Stimme zu haben. Und in diesem Sinne sprach ich zu dem merkwürdigen Manne: „Deutschlands gegenwärtige Bewegung ist mehr national, als liberal. Lassen Sie diese nationale Bewegung, sie wird dahin führen, daß Ihnen und den Franzosen Deutschland liberal erscheint. Lassen Sie uns an unserer Einheit arbeiten, sie ist nicht gegen Frankreich gerichtet, nicht

gegen England und Rußland, sie soll kein Geschenk für unsere Bundesgenossen werden, sondern nur bewirken, daß wir der Bundesgenossen überhaupt nicht mehr bedürfen. Preußen und Oesterreich müssen wieder gut machen, was der dreißigjährige Krieg, der siebenjährige an dieser großen Nation, der deutschen, verbrochen haben. Preußen und Oesterreich haben sich getrennt in Regensburg und müssen sich in Frankfurt wiederfinden. Stützten sich beide Staaten auf die Idee eines einigen Deutschlands, dann bedürfte es der Anschließungen an England und Rußland nicht, das Gleichgewicht Europas käme nicht in Gefahr und Napoleon könnte getrost in seiner Statüe lieber einen langen Mantel tragen, als den Reitüberrock; denn sein Schatten, seine Erinnerung hätte dann nicht mehr nöthig zu Pferd zu steigen, nicht mehr nöthig den Franzosen zuzurufen, wie Sie sagen: Allons, bouleverserons le monde."

Einundzwanzigster Brief.

Paris, 10. April 1842.

Der Frühling ist nun da. Die Mandelbäume blühen, die Alleen des Tuilerien-Gartens und der elysäischen Felder schließen sich zu grünen Fernsichten, Paris bekommt eine andere Gestalt. Die marmornen Statüen, die schlanken weichen Formen der Götterbilder des Tuilerien-Gartens fangen an, unter dem blauen Himmel sich wieder heimisch zu fühlen. Die Schwäne plätschern in den Bassins, die Springbrunnen kühlen schon den lechzenden Staub auf der Place de la Concorde. Ich begrüße Paris wie zum zweiten Male. Es wird mir heimischer, neu und neuer, es legt sich wie italienischer Duft auf das reizende Gemälde.

Freude den Menschen, Freude den Thieren, auch den wilden im jardin des plantes! In der Mittagsstunde, wenn die Strahlen der Sonne schon am belebendsten wirken, öffnen sich die eisernen Käfige der gefangenen Wüstenkönige, und

die Tiger, die Löwen, die Leoparden blicken befremdet die verjüngten, wieder grün gewordenen Baumgänge an. Die Giraffe sieht steif und stolz, wie ihr Landsmann, der Obelisk von Luxor, auf Frankreich herab, dasselbe Frankreich, das dann doch den Beherrscher ihrer Heimath, Mehemet Ali, hat fallen lassen. Die Giraffe und der Obelisk sind Geschenke des türkischen Vasallen. In den Gehägen der Vögel schwirren die indischen Pfauen mit ihren bunten Federn, im Affenhause schneiden die Makis ihre Capriolen, in der Bärengrube wälzen sich die grausamen Waldestölpel und denken: Was muß in Paris das Brod so theuer sein, denn nirgends bekommen wir so sparsame Brocken zugeworfen, als hier in dem hungrigen Frankreich! Die Bären auf der Pfaueninsel bei Berlin tauschen nicht mit diesen ihren Brüdern im jardin des plantes. Rechts und links schattige Gänge, Alleen, die sich auf grüne Hügel hinaufschlängeln, oben die erhabene patriarchalische Riesenceder vom Libanon mit ihren langen dunkeln Aesten, ihren wagerechten Zweigen, die sich strecken, wie segnende Priesterhände. Oben eine reizende Aussicht, geschaffen für den ruhigen, befriedigten Blick, den man auf die Natur wirft, wenn man seinen Arm um Freundschaft, um Liebe geschlungen hält. Der Pflanzengarten hat in seinen Schattengängen Etwas, das nicht an die Botanik, sondern an das Herz des Menschen erinnert.

Hier sieht man auch Kinder, die in Paris ein seltener Anblick sind. Die Gewohnheit der Franzosen, ihre Kinder auf's Land zu geben, ist nicht erfunden, wie so Manches erfunden ist, was man uns über die Pariser Sitten erzählt hat. Man erblickt, die Gamins ausgenommen, wenig Nachwuchs in den Straßen. Paris gehört den erwachsenen Leuten, nicht wie manche deutsche Städte, durch die man mit dem Postwagen fliegt, ganz allein den Kindern. Ohne Widerrede gewinnt Paris dadurch an Bequemlichkeit.

Man hat übrigens auch in Paris Gelegenheit, Kinder ohne alles Aufsehen erziehen zu lassen. Ich bemerkte an vielen Häusern Gemälde, die uns Scenen der zartesten Aufmerksamkeit auf die unmündige Jugend schildern. Ein schöner bärtiger Mann reicht einem Engelskopfe von Säugling ein

Gefäß mit Milch und ſieht in dem Bilde mit liebender Sorgfalt auf das kleine Raphaeliſche Weſen herab. Wie aber mag die Wirklichkeit zurückbleiben! Indem ich das Bild betrachte, wende ich mich und erblicke einen ſchmutzigen Arbeiter, der ein kläglich zuſammengekauertes kleines Wurm mit halberfrorner Naſe in die noch kühle Nachtluft trägt. Der Widerſpruch dieſer gemalten und der wirklichen Kinderpflege war ſchmerzlich genug.

Ja, die Abende ſind doch noch kühl, die Nächte gehören immer noch dem Winter, wie die Vergnügungen. Die „Chaumière“ wird erſt geöffnet, wenn man wagen kann, von einem erhitzenden Tanze hinaus in die verſchwiegene Nacht zu ſchlüpfen. Noch tanzen die Studenten und Griſetten im Prado, die Schneider und die Dienſtmädchen auf dem Balle Monteſquieou, die Elegants und die Loretten auf dem bal paré im Saale St. Georges. Man tanzt in ſchmutzigen Localen, in wüſtem Durcheinander deutſche Walzer, die man nicht zu tanzen verſteht, und doch kunſtvoll zu wirbeln glaubt, wenn die Tänzer nicht vorwärts, ſondern rückwärts gehen und ſtatt regelmäßiger Kreiſe die wunderlichſten trigonometriſchen Figuren beſchreiben. Man tanzt die gewöhnliche franzöſiſche Contredanſe, die, trotz des Anſchlags, trotz des Verbots und der wachthabenden Municipalgarde, regelmäßig in den Cancan ausartet, den ich denn alſo geſehen habe. Ich muß zuerſt von ihm ſagen, daß der Cancan eine freie Variation auf das alte bekannte Thema der Françaiſe iſt. Cotillon und Ronde ſind aus Mangel an Raum abgeſchafft. Es iſt erſtaunlich zu ſehen, auf welch' kleinem Terrain die Cancankünſtler ihre Talente zeigen. Es iſt ein Raum, nur halb ſo groß, wie ein zweiſchläfriges Bett. Und zwiſchendurch muß noch Platz ſein für die durchſchlüpfende Neugier der Flaneurs und die blinde Controle des Municipalgardiſten, blind, weil derſelbe nichts ſehen will und nur zuweilen einem der allzu orgiaſtiſch werdenden Thyrſusſchwinger zuruft: „Mein Herr, bleiben Sie moraliſch!“

Um über den Cancan die Wahrheit zu ſagen, ſo iſt dieſer Tanz weniger freie Erfindung, als traurige Nothwendigkeit. Ich glaube nämlich, daß Derjenige, der ihn zuerſt getanzt

hat, am Rückenmark litt. Ich glaube, daß der Cancan aus Uebersättigung und Unvermögen entstanden ist. Es ist schwer, über den Cancan schreiben und in den Grenzen der Moral bleiben. Man wird mir aber das freie Wort um so eher gestatten, als ich von vornherein erkläre, daß mir der Cancan unschön, häßlich, widerlich erschienen ist. Der Cancan ist die Aufforderung zur Liebe durch Tanz, aber nicht, wie die Tarantella, durch wilde, feurige Leidenschaft, nicht, wie die Cachucha, durch neckischen Trotz und herausfordernde Schalkhaftigkeit, sondern die Aufforderung zu Pariser Straßenliebe. Der Cancan ist nicht Bedürfniß der Liebe, sondern Selbstaufstachelung dazu, Uebersättigung, der possenhafte Witz des Unvermögens. Es ist ein Tanz nicht vor der Liebe, sondern nach ihr. Auch nicht eine einzige Figur des Cancans ist die Folge der herausfordernden Kraft; jede ist die Folge der entnervten Abspannung. Der beste Cancantänzer ist satt, satt bis zum Ekel. Er ironisirt die Liebe, er persiflirt sie. Dies Zappeln der Arme, dies Zucken des Oberkörpers, dies Schlenkern der Glieder, diese Nachahmung aller jener Bewegungen, welche die Folge der Rückenmarksdarre sind, hat als Caricatur etwas Lächerliches, aber als Volkstanz, als Ausdruck der Liebe ist ein solcher Tanz gemein und unpoetisch. Je blasirter Jemand ist, desto schöner wird er Cancan tanzen. Sein Tanz verwandelt sich dann in freie Phantasie, er kann durch seine telegraphischen Zuckungen Alles ausdrücken, kann lange Geschichten erzählen von ohnmächtigen Nächten, verzweifelten Wünschen, erstorbenen Hoffnungen, er kann mit seinem Gliederreißen den Rheumatismus seiner Zukunft malen, er kann mit seinen Convulsionen eine Darstellung jener Versuche geben, die man in Paris angestellt hat, um die Preisaufgabe jenes Kalifen zu lösen, der an alle Weise des Morgen- und Abendlandes die Frage ergehen ließ, ob sich nicht noch eine neue Methode der Liebe erfinden ließe? Der Cancan ist häßlich. Er ist der Tanz der Jugend mit weißem Haar.

In meinen Theaterstudien bin ich zu leichtsinnig. Noch war ich nicht in der großen Oper und schon schwärme ich Abends nach dem Chateau d'eau hinauf, mache Queue mit Handwerkern, Grisetten, Kutschern und Gamins, um Hunde-

theater, Affenkomödien, Seiltänzereien zu ſehen. Mit dem vornehmſten dieſer Theater vom Boulevard du Temple fange ich an, mit der Gaité, wo jedoch regelmäßiges Schauſpiel ſtattfindet.

In Paris kehrt ſich Alles um. In der Porte St. Martin, wo früher die großen Leidenſchaften wütheten, lacht man jetzt, in der Gaité weint man. Die großen Effectdramen ſind beinahe abgekommen. Man will keine Söhne von Henkern mehr, keine Schaffotte mehr, keine Fallthüren, man will nur noch weinen. Weinen um Hunde, weinen um Menſchen. Man will Familienunglück, liebende Schweſtern, zärtliche Brüder, treue Gatten, würdige Mütter. Man will Unglück, recht viel Unglück, viel Schickſal, viel Schmerz und viel Thränen. Dazu etwas Muſik, um ſich wieder ſammeln zu können, und eine komiſche Rolle, um bei allem Jammer auch ein wenig zu lachen. Das iſt der Geſchmack, der jetzt in Paris, wenn nicht die Kritik, wenn nicht die „ſtarken Weiber", wenn nicht „die Lions" der Boulevards, ſo doch die Maſſe, die Queue, das Geld oder, wie die Blätter hier ſagen, la foule für ſich hat.

Daß die Franzoſen jetzt ſo viel weinen, kann ſchlimme Folgen haben für die Zukunft Europas. Wenn die Franzoſen Thränen vergießen, pflegen ſie dieſe mit einer Revolution zu trocknen. In das Theater Gaité wird ſich der Schwamm ſetzen, ſagte Jemand, weil es drin feucht von den Thränen werden muß. Hier werden unrevolutionaire, larmoyante Stücke auf eine pikante Weiſe dargeſtellt. Von hier ging das an alle deutſche Theater gekommene muſikaliſche Drama: Mutterſegen oder die neue Fanchon aus, in Paris la Grace de Dieu genannt. Ich war begierig, die beiden Schauſpielerinnen kennen zu lernen, für welche die Rollen der Marie und der Chonchon geſchrieben ſind. Die erſte überraſchte, die zweite befremdete mich. Ich habe nie bei einer Franzöſin ſo viel deutſche Sentimentalität geſehen, als bei Dem. Clariſſe. Dies junge Mädchen hat blondes Haar, ſeelenvolle blaue Augen, einen Teint von durchſichtiger Zartheit, ſchwellende, volle Lippen und ein Timbre von edler Paſſivität, ſchmachtender Zerfloſſenheit, der für ſie zu dichten begeiſtern kann. Herr Lemoine erfindet

Rollen für ihr Spiel, Dem. Puget, Lemoine's „Freundin", Arien für ihre liebliche Stimme. Man wird nicht ſagen, daß man hier etwas Vollendetes ſieht, im Gegentheil, das dunkle Theater, der ſchlechte Eingang, die matte Beleuchtung, die meiſt aus dem Volke beſtehenden Zuhörer, die Blouſe ſchon in den Logen des zweiten Ranges, das Alles drückt die Leiſtungen dieſer Bühne mit herab und benimmt dem Ganzen etwas vom Großſtädtiſchen, Pariſeriſchen. Dennoch bleibt Dem. Clariſſe eine Erſcheinung, die ich öfters betrachten müßte, wenn man hier nicht leider gezwungen wäre, eine Schauſpielerin ſechs Wochen hindurch in einer und derſelben Rolle auftreten zu ſehen.

Noch neugieriger war ich auf das Urbild Chonchon's. Unſtreitig iſt Dem. Leontine in ihrer Art ein Talent, aber eins jener Talente, die man ſo hinnehmen muß, wie ſie ſind. Sie iſt die Dejazet, ausgeartet in die dame de la halle, eine Copie der Dejazet auf grauem Löſchpapier. Sie iſt unſchön, ja ſogar häßlich, mit gemeinen Geſichtszügen, einem ſinnlich lüſternen Kinn, einer Oberlippe, auf der ein Anflug von Schnurrbart weggeſchminkt iſt. Die Hauptleidenſchaft dieſer echten, erſten Originalausgabe der Chonchon iſt Eſſen, die zweite Schwatzen, erſt die dritte die Liebe. Dem. Leontine iſt die echte Huſarenbraut, die Poiſſarde, wenn ſie jung iſt und ſich verliebt hat. Sie kann hübſch lächeln. Man vergißt ſogar ihre Gemeinheit, wenn ſie lächelt. In der Miſchung ihrer Gemeinheit mit ihrem Lächeln liegt beinahe Grazie. Sie iſt durch ihr Lächeln die bewunderte Leidenſchaft aller Köche, Hausknechte, Kutſcher geworden, die in ihren Freiabenden das Theater der Gaité beſuchen. Wenn Dem. Clariſſe dieſe guten Leute zu Thränen gerührt hat, macht Dem. Leontine ſie wieder lachen. Hier wird auch nicht getadelt, hier werden keine deutſchen Abonnentenurtheile ausgeboten, hier giebt ſich Jeder, der ſeinen Eintritt bezahlt hat, dem abſoluten Vorſatz hin, ſich amüſiren zu wollen, und ſo amüſirt man ſich. Wie iſt das ſo anders gegen das deutſche Theater!

Das Kapitel Theaterkritik brachte mich darauf, Jüles Janin's Bekanntſchaft zu machen. Jüles Janin's Feuilleton in den Débats beſitzt nicht mehr jene liebenswürdige Natür-

Toms.

Ha, welche Wohlthat, ein Spiegel!

Fennimor (bei Seite).

Ob ich ihm antworte?

Toms (zum Spiegel rückend).

Man verliert ganz das Bewußtſein ſeiner ſelbſt!

Fennimor (bei Seite).

Nenn' ich es Freundſchaft oder Zudringlichkeit?

Toms.

Fanny" in der Pfarrers-Küche ſagte: „Toms! Der erhitzte Teint ſteht Deiner Livrée ſehr intereſſant!" —

Fennimor (lieſt erſchrocken).

Wie? „Ich folge dem Boten auf dem Fuße."

Toms (bei Seite).

Liddy auf dem Pachthofe meinte: Die Cravatte könnte etwas unternehmender gebunden ſein — Liddy liebt das Muthige —

Fennimor.

Ihm hier begegnen? (erſchrickt) Ha, da iſt er ſchon.

lichkeit, jenen harmlosen Freimuth, die gutmüthige Schalkhaftigkeit, welche die ersten Leistungen dieses im Auslande mehr, als in Frankreich geschätzten Schriftstellers auszeichnete. J. Janin ist nicht mehr jener muthwillige, frohe Plauderer, der er im Beginn seiner Laufbahn war. Er würde nicht mehr so drollig und naiv schreiben können, wie einst über seine alte Mutter, seine ersten Schulferien, seine ersten Federversuche, und wie er über Debureau und die Pariser Hunde geschrieben hat. Die fabrikmäßige Production hat ihn erschöpft, die Anfeindung erbittert. Sein Frohsinn ist nicht mehr der alte, seine Urtheile, die ehemals nur aus seinem Naturell flossen, fließen zum großen Theil schon aus der Galle. Er hat in Paris wenig Freunde. Die, die er tadelte, hassen ihn, Die, die ihn nicht hassen, beneiden ihn. Er hat den Fehler begangen, von den bedeutenden Talenten, die Frankreich gegenwärtig besitzt, mit Gleichgültigkeit zu reden. Er hat die schlechte Maxime angenommen, sich dadurch in seiner Stellung behaupten zu wollen, daß er in kühner Vermessenheit Alles sich unterordnet. Er lobt nur die Jahrhunderte, die vorüber sind, er bewundert nur die Schriftsteller, die man vergessen hat. Er hat nacheinander Victor Hugo, Alexander Dümas, Alfred de Vigny, George Sand, Scribe, Balzac angegriffen, es ist ihm kein Name zu hoch, kein Ruf zu begründet, dem er nicht in seinem mächtigen Organ, in dem bedeutendsten politischen Blatte Frankreichs, dem Journal des Débats, die Spitze böte. Um bedeutend zu bleiben, isolirt er sich. Er zieht die Feinde, die ihm Relief geben, den Freunden vor, in deren Schatten er sich verlieren würde. Dazu kommt, daß er, wenn ihm sein Talent ausgeht, beim Glaubensbekenntnisse der Débats Anleihen macht. Ich will dies nicht so deuten, als wollte ich sagen, daß er, wie alle Welt behauptet, von der Regierung bezahlt wird, aber er opfert seine Ueberzeugung dem System der Débats, schließt sich wenigstens an Richtungen an, die seinem natürlichen Sinne fremd sein sollten. Er tadelt ästhetische Principien, für deren Beweiskraft man seine eignen meist verfehlten, wenigstens Fragment gebliebenen Schriften selbst anführen könnte. Janin schreibt sein Feuilleton für die höheren Stände, für den Adel, für die Banquiers,

denen er die Schmerzen und Wehen der Dichter opfert. Er macht sich zum Vertheidiger der Tugend, der guten Sitten, des classischen Geschmacks, ohne für seine Tugend etwas Anderes als eine junge Frau, für seine guten Sitten etwas Anderes aufweisen zu können, als seine Renten, für einen classischen Geschmack etwas Anderes als einige Prospecte zu Panckoucke's Uebersetzungen der alten Römer. Was ihn bei den Débats erhält, ist theilweise sein Talent, noch mehr aber seine Schmeichelei gegen jene Grundsätze, die durch die Familie Bertin und ihr einflußreiches Organ vertreten werden.

Janin sagte mir: „Ich bin nichts als Journalist. Ich kann nichts, ich will nichts Anderes sein." Man muß gerecht sein. Nach diesem freien Bekenntnisse hat man einen großen Theil der ihm zu machenden Vorwürfe von seiner Person auf seinen Beruf zu wälzen. Es ist kaum möglich, nur Journalist sein zu wollen und immer gerecht zu bleiben. Der wahre Beurtheiler ist wohl nur Der, der selbst schaffen kann. Es ist nicht nöthig, daß der Kritiker, um Meister im Urtheilen zu sein, auch gerade Meister im Schaffen gewesen sein müsse. Nur muß er sich irgendwie in jenen Leistungen, die er zu beurtheilen wagt, selbst versucht haben. Hätte sich J. Janin je selbst in einem Drama versucht, hätte er je nach seiner eigenen Kraft die Schwierigkeiten dieser Kunstform geprüft, er würde keinen so vermessenen und unsinnigen Ausspruch gegen mich gethan haben, wie der: „Seit fünfzehn Jahren, daß ich kritisire, ist auf der französischen Bühne nichts dagewesen, was bleiben wird."

J. Janin unterscheidet sich allerdings von vielen Seinesgleichen durch eine große Gabe der Darstellung und selbst der Auffassung. Er ist kein Kritiker nach Grundsätzen, er ist nicht einmal ein Kritiker, der, wenn auch vom Standpunkt des Geschmacks und der Natur, vom Standpunkt der bloßen Unmittelbarkeit, ein Kunstwerk in seine Theile zerlegen könnte; er kommt über das Urtheil: Dies spricht mich an oder läßt mich kalt! nicht hinaus. Aber er bewegt sich in diesem seinem engen Gebiete mit Grazie, er trifft durch seinen immer noch frischen Instinct die Wahrheit oft so nahe am Ziel, daß es dem besten Schützen Ehre machen würde. Daß Janin zuerst nach der

Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Natur der Dramen frägt, hat gewiß seine Vorzüge. Nicht immer ist sein Freimuth einseitig. Auf dem Gebiet der Moral ist er nicht immer Heuchler. Seine angeborne Naivetät, sein Provinzialgenie im Gegensatz zum Pariser Faiseur, machen sich noch oft genug geltend, um eine persönliche Begrüßung des talentvollen Schriftstellers als angenehme Erinnerung von Paris mit hinwegzunehmen.

Janin wohnt seit mehren Jahren dicht am Palais Luxemburg, im vierten Stock. Er hat die keineswegs glänzende, aber bequem eingerichtete Wohnung auch in seinem so viel besprochenen Ehestand nicht verlassen wollen. Le critique marié, wie man ihn hier nennt, wohnt in der rue Vaugirard, himmelhoch, aber mit einer reizenden Aussicht auf den Garten, die Bassins, die Statüen, die Schwäne, die Bonnen, die spielenden Kinder des Luxemburg. „Ich habe meiner Frau ein Schloß gekauft," sagte er, von einer Treppe herabsteigend, die aus seinem Wohnzimmer in sein Arbeitszimmer führt. „Ich bin verheirathet, seit sechs Monaten verheirathet, glücklich, überglücklich; Pst Adele, Adele!"

Adele, eine schöne junge Pariserin, kam die Treppe herunter und setzte sich zu uns, um zu frühstücken. Wenn Adele nicht Janin's Frau gewesen wäre, sie hätte seine Geliebte vorstellen können. Sie fand sich für eine Ehefrau überraschend in die bekannte, nonchalante Weise ihres Mannes, in seinen Schlafrock, seine Pantoffeln, seine Capriolen, seine Liebkosungen. Janin ist hübscher als seine Caricatur bei Aubert. Wohlgenährt, behend, hat er nur wenige Augenblicke auf demselben Fleck Ruhe. Bald seinen à la jeune France gezogenen Bart streichend, bald Adele liebkosend, bald an's Fenster laufend, hält er am Tische nur aus, um zu schreiben oder um zu essen. Er zeigte mir seine Zimmer, seine Einrichtung, seine Bücher, seine „Hochzeitsbetten". „Ich wohne jetzt noch in meinem alten Nest, aber ich werde meinem Engel, wir sind sechs Monate verheirathet und sehr glücklich, ich werde meinem Engel ein kleines Schloß kaufen. Ich verdiene viel Geld mit lauter schlechten Sachen. Wollt' ich gute Sachen schreiben, so hätt' ich kein Geld!"

Man kann Plaudereien nicht niederſchreiben. Für Janin iſt, wie für viele Schriftſteller, der Umgang mit Menſchen eine Erholung vom Umgang mit Büchern. Die geiſtreichſten Leute führen gern dumme Geſpräche, und Janin ſprach im Gegentheil viel Geſcheidtes, nur bunt durcheinander, hin und her, bald ſich mit Adelen herumjagend, bald drohend, ſie in die Dachrinne zu werfen, bald mit einem kleinen Baumſtamm durch das Zimmer pilgernd. „Sehen Sie," ſagte er („ich liebe übrigens die Deutſchen, weil ſie mich lieben), ſehen Sie, dieſe Frau hab' ich mir erzogen, ſie hat nichts geleſen, als meine Schriften, ſie iſt groß geworden, während ich dick wurde. Ich beklage, daß ich dieſe ſechs Monate nicht vor zehn Jahren genoß, als ich noch ſchlank war. Sie iſt ein ſeelengutes Weib, ohne Prätenſionen, zuweilen kokett, ein Weib zum Küſſen. Es iſt nicht meine erſte Liebe, aber meine erſte Ehe." — Man brachte einen Brief. „Hübſch mit Manier überreicht!" ſagte er zum Dienſtmädchen. „Hier iſt ein Teller, ſo! — auf dem Teller werden Briefe präſentirt." Das Mädchen lachte und ſagte, ſie wollte ſich's merken. — „Sie waren bei George Sand? Wir rauchen nicht, ich nicht und meine Frau auch nicht, folglich haben wir auch kein Genie: nicht wahr, Adele?" — Adele ſpielte die Eheſtandsidylle vortrefflich mit. „Sie liebt nicht meinen Ruhm," ſagte der zärtliche Gatte, „ſondern mein Herz. Ich bin ein ſchlechter Schriftſteller, aber ein guter Junge. Sprechen wir vom Theater." — Wir ſprachen davon. Wir ſprachen von der Rachel, von ſeiner Oppoſition gegen eine Schauſpielerin, die er früher gehoben, „gemacht" hatte. „Es iſt aus mit ihr," ſagte er. „Sie lernt nichts mehr, ſie ſchwärmt die Nächte hindurch. Sie trinkt Grog, raucht Taback, liebt im Großen. Sie hat jetzt einen Salon eröffnet, wo man in Hemdärmeln erſcheint. Seitdem ſie mündig iſt, iſt Alles vorbei. Sie iſt ausſchweifend geworden, das iſt ſchrecklich, nicht wahr, Adele?" — „Man hat auch umgekehrt Fälle, daß mit der Wildheit das Genie kommt." — „Und wenn ſie ſich auf den Kopf ſtellt, ſo wird nichts mehr aus ihr," fiel Janin ein. „Zum Glück ſteht das Theater français auf feſteren Füßen, als auf den taumelnden der Mamſell Rachel. Kennen Sie Lewald? Hat er mich

gut übersetzt?" — „Man übersetzt Sie weniger, als man Sie nachahmt." — „Kann man in der deutschen Sprache meinen Styl nachahmen?" — „Warum nicht! Ich will Ihnen gelegentlich ein Beispiel geben." Ein Besuch rief Janin für einen Augenblick ab, der Besuch dauerte lange, fast zu lange, es galt einer Besprechung, einem Contracte. Ich sollte durchaus warten. Da nahm ich meine Schreibtafel, trank meine Tasse Thee und schrieb in Janin's Manier folgende Kritik über eine Vorstellung im Circustheater, die jetzt großen Zulauf hat. „Beitrag zur Cyno-Dramaturgie. Seit einigen Tagen bemerkt man unter den Hunden von Paris eine ungewöhnliche Bewegung. Sie apportiren nicht mehr, sie bellen nicht mehr, sie springen nicht mehr in das Bassin des Palais Royal, sie verschmähen die schönsten Knochen von Very und Vefour, sie sind ernster, ich vermuthe stolzer geworden. Die Hunde von Paris haben von einem Hunde der Pyrenäen gehört, von einem Mitgliede ihrer Race, das mehr als à la Fido savant rechnen, mehr als schreiben und lesen kann, von einem Mitgliede, das edle Thaten vollbringt. Der Hund der Pyrenäen ist der Stolz der Hunde von Paris geworden. Der edle, treue, aufopfernde Hund der Pyrenäen, ein Hund, der in der nächsten Concurrenz den Monthyon'schen Tugendpreis davontragen wird, ist die Ursache dieses Stolzes. Die Hunde fangen an, edler zu fühlen, menschlicher zu denken, redlicher zu handeln, als die Menschen von heute fühlen, die Menschen von heute denken, die Menschen von heute handeln."

„Ein Hund ist erstanden, ein Hund, der aus dem Wörterbuche der Menschensprache alle hündischen Beleidigungen verjagen wird. Seid nicht zu stolz, ihr Hunde von Paris! Es ist kein Hund aus Paris, es ist ein Hund aus den Pyrenäen! Emil, (der Hund des Cirque Olympique heißt Emil) Emil ist kein gemeiner Kläffer wie ihr, kein Straßenbeller, kein nichtsnutziger Schooßhund, der die intimen Besuche seiner Herrin beneidet, Emil ist keine von euch gemeinen Halsbandseelen, denen man im Monat Juli aus dem Wege gehen muß, keiner jener faulen Flaneurs, die an einen Knochen ihre Ehre, die Ehre ihrer Herrschaft, die Ehre ihres Halsbandes,

ihr Wappen, ihre Wohnung, ihre Nummer verrathen! Emil rettet ein Kind. Würdest Du ein Kind retten, Hektor, würdest Du es thun, Caramouche, Du Sultan, Du Azur, Du Belline... o geht, ihr Hunde von Paris, geht gemeine Seelen gegen den Hund der Pyrenäen!"

„Der neue menschenfreundliche Hund vom Boulevard du Temple, jener edle Hund, der täglich dicht neben dem Hause, wo Fieschi, ein Mensch, die Höllenmaschine losdrückte, um Menschen zu morden, ein Menschenleben rettet, der Hund, der es wagen konnte, nach Napoleon, nach Murat, Franconi's Bretter zu betreten, heißt Emil. O Rousseau, edler J. Jacques! Die Erziehung der Menschen ist Dir mislungen, aber ein Hund hat sich nach Dir gebildet: Dein Musterzögling, Deine erhabenste Anwendung, Dein Ideal ist ein Hund geworden, Emil, der Hund der Pyrenäen, Emil der Menschenretter bei Franconi. Emil hat ein Herz, eine Seele, ein Herz voll Güte, eine Seele voll Empfindung, Emil haßt wie Rousseau die Wissenschaften, er hat nichts gemein mit jenem dicken gemästeten Mopse Fido savant, er rechnet nicht, er schreibt nicht, er concurrirt nicht mit Victor Hugo, mit St. Beuve, mit Alexander Dumas, um in die Akademie zu kommen. Emil liebt nur die Tugend, er ist das Volk, das Volk in seiner Unschuld, das Volk in seinem Adel, er ist als Hund Das, was wir Menschen als Menschen sein sollten."

„Aber welche Kränkung, welche Verleumdung! Es giebt Leute, die behaupten wollen, Emil wäre auf die Tugend abgerichtet, Emil hielte das Kind, das er rettet, für ein Stück Fleisch, das er nicht anrühren zu dürfen so lange geprügelt worden ist, bis er den Lappen, das Fleisch, das Huhn, zuletzt das Kind nicht mehrt anrührt. Noch größere Verleumdung, man behauptet, Emil wäre ein Schauspieler. Emil, der Hund, ein verkleideter Schauspieler! Hat dies treue Thier je eine Rolle verweigert, je eine Verschwörung gegen die Direction gemacht, braucht es einen Souffleur, weigert sich Emil jeden Tag dieselbe anstrengende Rolle zu spielen? Emil ein Schauspieler! Eine Beleidigung, nicht für die Schauspieler, sondern für die Hunde! Wird dieser Hund je eine Vorstellung stören, läßt er sich je heiser anmelden, geht dieser Hund über sei-

nen Gagenetat hinaus, macht er Schulden, besticht Emil die Kritik, trinkt er mit dem Feuilleton Champagner? Bricht Emil je Contracte und entschuldigt sich dann vor den Gerichten mit seiner Minorennität? Ist Emil je —"

Bis hieher hatt' ich meinen Scherz geschrieben, Janin kam endlich zurück, um zu bleiben. Aber er hatte kürzlich seiner Frau einen kostbaren Shwal gekauft, das Wetter war zu schön, sie wollte ihn gern auf der Promenade zeigen. Der häusliche Friede ist eine heilige Sache. Ich behielt meinen Artikel für mich, scherzte noch Mancherlei mit dem wunderlichen Janin und ging. Ich habe einen Theaterartikel geschrieben, wie ihn Janin nicht kindischer schreiben kann. Wo ist die deutsche Zeitung, die mir für Artikel dieser Art jährlich 20,000 Franken giebt?

Zweiundzwanzigster Brief.

Paris, 12. April 1842.

Das französische Studienjahr an der Sorbonne und dem mit ihr verbundenen Collége de France dauert neun Monate hintereinander. Drei Monate der schönen Jahreszeit sind den Ferien gewidmet. Eine Einrichtung, die unstreitig besser als die unsrige ist. Unsere Sommersemester an den Universitäten sind meist verloren. Die Hitze, die Reiselust, die sommerlichen Vergnügungen lassen es mit dem Sommercursus bei uns zu keinem Ernst kommen. In Frankreich werden nur die Osterfeiertage eingehalten und dann sogleich die kurz vorher eingestellten Vorlesungen wieder aufgenommen. Vor einigen Tagen haben an der Sorbonne und dem Collége de France alle Course wieder begonnen. Die Sorbonne besteht aus einer Kirche, die im Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts gebaut ist, und einem großen, nicht eben freundlichen Hofe, dessen Wände im untern Stockwerk die Hörsäle enthalten, im obern einige Wohnungen der Professoren. Das Collège, ähnlich eingerichtet, nur moderner, liegt nicht weit

von der Sorbonne ab. Die naturhiſtoriſchen Vorleſungen finden im jardin des plantes, die ärztlichen in den Krankenhäuſern ſtatt. Ueber neuere und ältere Sprachen wird in der königlichen Bibliothek geleſen, wo man ſogleich die kunſtgeſchichtlichen und ſprachwiſſenſchaftlichen Sammelwerke zur Hand hat.

Im Katalog der Vorleſungen findet man berühmte Namen, auch ſolche, die in die Politik des Tages verwickelt ſind. Man findet die Namen der Miniſter, die dieſen Hörſälen die Anfänge ihres Ruſs verdanken. Villemain, Guizot ſind immer noch als Lehrer angekündigt, ohne daß ſie leſen. Sie haben Stellvertreter, junge Privatdocenten, wie wir ſie nennen würden, die das dem Profeſſor zugewieſene Fach an der Stelle des verhinderten Inhabers ausfüllen. Man macht hier ſein Glück, wenn man eine Zeitlang der Stellvertreter eines Andern war. Die eigentliche Bedeutung von Paris als Univerſität liegt nur in den Experimentalſtudien, in der Naturwiſſenſchaft und der Arzneikunde. Faſt alle übrigen Branchen werden ohne eigentliche Hingebung behandelt. Die Profeſſoren bekleiden eine Menge anderer Aemter und betrachten ihre Profeſſorate als Sinecuren, Retraiten von ihren politiſchen Ausflügen, Mittel, ſich im Vortrage auszubilden. Die Studenten lernen wenig, wenn nicht durch ſich. Die Profeſſoren ſind Redner, die einzelne Fragen hervorheben, dieſen eine für den Augenblick blendende Seite abgewinnen und die Vorleſungen mit einem effectreichen Schluſſe, der applaudirt wird, beſchließen. Hier giebt es keine nachgeſchriebenen Hefte, keine „Schwänze", die man „nachreiten" muß, keine Dintenſtecher, keine zerſchnittenen Pulte, wenigſtens in den Auditorien, in die ich hineinblickte, entdeckte ich nur Bänke zum Sitzen, keine Pulte zum Schreiben. Der Student zieht ſeine Brieftaſche und notirt ſich einzelne Gedanken, einzelne Thatſachen, die ihn intereſſiren. Man kommt und geht. Damen ſitzen, wenigſtens im Collége de France, mitten unter den jungen Studenten, die in ihrer Tracht, ihrem Weſen nichts Auffallendes haben.

Philaréte Chasles ſetzt ſeinen Curſus über nördliche Literatur fort. Ich wohnte ſeiner erſten Vorleſung im Collége

de France bei. Es mochten sich nahe an hundert Zuhörer eingefunden haben, unter ihnen Damen. Der junge Professor, der vor Kurzem nur Feuilletonist war und in seinem Fache für eine „Specialität" gilt, erschien durch eine Nebenthür, in hellem Rock, nach neuester Mode, schönem Schnurrbart und weißen Glacéhandschuhen. Aeußerlich war er so angethan, daß ihn der Curator einer deutschen Universität augenblicklich schwarz notirt haben würde. Philarète Chasles hat jedoch unter seinem modischen Aeußern Etwas, was den Gelehrten verräth. Sieht man auch, daß ihn die Form der Schriftsteller, die er zu behandeln hat, mehr interessirt als der Inhalt, sieht man wol die flüchtige Virtuosität eines Kritikers nach der Mode, so schien mir der Bart, die Frisur, schienen mir die glacirten Handschuhe im Ganzen doch nur affectirt. Ich sah unter diesem Costüme einen Gelehrten im Schlafrock, unter staubigen Büchern, in einer dunkeln Mansarde, einen jungen Mann, der es sich einst sauer werden ließ, bis ihm seine Mühe vergolten wurde, ich sah Bettfedern in diesen künstlichen Locken, einen niedergetretenen Pantoffel statt des gefirnißten Stiefels, und daß ich dies sahe, sehen konnte, machte Philarète Chasles Ehre, es beweist, daß ich ihm in seiner Häuslichkeit mehr Fleiß, mehr Ernst zutraute, als heute in seiner äußern Erscheinung als Professor lag. Ohne gerade beredt zu sein, trug er klar und einschmeichelnd vor. Man sah, daß die Vorlesung so eingeprägt, so auswendig gelernt, so fertig war, wie sie morgen hätte im Journal des Débats erscheinen können. Ich hörte Dinge, die mir nicht neu waren, aber den jungen Franzosen waren sie neu, und ich kann wol sagen, daß es für einen Deutschen schmeichelhaft sein mußte, einen französischen Professor über Sebastian Brandt's geschmackloses, langweilig moralisirendes Narrenschiff, vor jungen Franzosen, die den Mund aufsperrten, wie über ein Werk von seltenem Werthe, eine Stunde lang mit Geist und Geschmack reden zu hören.

Armand Bertin, den jetzigen Besitzer der Debats, sah ich in einer Gesellschaft, wo mir auch Hektor Berlioz, Alfred de Vigny, ein gereisteter Diplomat und Romanschreiber für den Faubourg St. Germain, Graf Viel-Castel und Herr von

Eckſtein bekannt wurden. A. Bertin, ein Vierziger von imponirendem Embonpoint, ſetzt die Vertheidigung der Doctrin ſo lange fort, bis wol auch er, wie ſein Vater und Oheim, in die Pariskammer „verſammelt" werden wird. Herr Bertin iſt ſelbſt kein Schriftſteller. Die Artikel ſeines einflußreichen und unſtreitig erſten franzöſiſchen Blattes ſchreiben de Sacy, St. Marc Girardin, Michel Chevalier, Jules Maurel, Xavier Raymond, Adolph Gueroult, Antoine de la Tour, Theodor Benazet, Cüvillier Fleury, der Pole Tinsky, ohne die artiſtiſchen und unterhaltenden Mitarbeiter. Herr Bertin leitet das Ganze. Er holt ſich die Parole von den Miniſtern, vom Könige, von den einflußreichſten Deputirten. Graf Molé macht bei ihm Viſiten und bittet ihn, ſeiner bei der nächſten Combination zu gedenken. Herr Bertin regiert Frankreich; denn Die, die Frankreich zu regieren das Recht haben, geizen nach ſeinem Beiſtande, ſeiner Uebereinſtimmung. Ob Herr Bertin dieſe bedeutende Unterſtützung, die das „Syſtem" ihm verdankt, rein aus ſeiner Ueberzeugung und ſeiner perſönlichen Hingebung fließen läßt, oder ob ihm das „Syſtem" ſeinerſeits dafür erkenntlich iſt, weiß ich nicht.

Herr von Eckſtein gehört uns Deutſchen an, ob er gleich ſeit den vielen Jahren ſeines Pariſer Aufenthaltes Franzoſe geworden iſt und es vorzieht, in Paris für einen gebornen Dänen zu gelten. Herr von Eckſtein iſt ein Mann von Geiſt, trotz ſeiner Artikel in der Allgemeinen Zeitung. Ein Publiciſt, der der Leidenſchaft und dem Vorurtheil erliegt, kann im Grunde kein geiſtvoller genannt werden; doch ſpricht Herr von Eckſtein über ſeine Briefe in der Allgemeinen Zeitung ſo, als wenn ſie ihm nur halb gehörten. Herr von Eckſtein treibt in ſeinen Mußeſtunden orientaliſche Literatur. „Ich ſchreibe die Briefe in der Allgemeinen Zeitung nur," ſagte er, „um mir indiſche Bücher zu kaufen." Herr von Eckſtein gehört zu jenen conſervativen Schriftſtellern, denen man oft mit Unrecht vorzuwerfen pflegt, ihre Anſichten wären ihnen nicht Ernſt, ſie glaubten ſelbſt am wenigſten, was ſie ſchrieben. Herr von Eckſtein hat ein lebhaftes, blitzendes Auge, eine ſcharf ausgeprägte Phyſiognomie, die auf mehr Phantaſie, als Charakter deutet, eine Univerſalität des Wiſ-

Dritter Auftritt.

Holiday. Fennimor. Toms.

Holiday.

Mylady, mit Windeseile flog ich dem Ort entgegen, der so glücklich ist, Ihnen ein gastliches Dach anbieten zu dürfen. Seien Sie gegrüßt von ganzer Seele!

(Küßt Fennimor die ihm zögernd überlassene Hand.)

Fennimor.

Diese schnelle Erfüllung Ihres so eben mir eingehändigten Briefes —

Toms.

Nicht wahr, Mylady — Vor zwei Stunden bin ich angekommen?

Holiday.

Führe so lange, bis ich wiederkehre, das Pferd in den Stall.

Toms.

Nicht wahr, Mylady? Seit ungefähr siebenviertel Stunden haben Sie diesen Brief? (im Abgehen) Ein Unglück, wenn man so viel zerstreuende Bekanntschaften hat! (ab.)

Fennimor

(zeigt Holiday einen Stuhl und setzt sich selbst auf das Sopha).

Holiday.

Ich glaubte nicht, Mylady, daß Sie Ihren Entschluß, eine Weile der Welt zu entsagen, sobald ausführen würden.

ſens, die ſeinen geſchmackvollen, oft witzigen Dialog überall heimiſch macht. Mich betrübte die Gleichgültigkeit, mit welcher Herr von Eckſtein über ſeine publiciſtiſche Wirkſamkeit ſprach. Wenn man in einer der erſten Zeitungen Europas, in einer Zeitung, die Frankreich mit Preußen, Oeſterreich und Rußland vermittelt, faſt täglich eine Nation, wie die franzöſiſche, ſeit ſo vielen Jahren herabſetzt, alle franzöſiſchen Staatsmänner verwirft, alle Partheien in Bauſch und Bogen beurtheilt und von dem ganzen Geiſtesreichthum dieſer Nation nichts den Deutſchen zu empfehlen pflegt, als die Abgeſchmacktheiten der Gazette de France und die Hohlheiten der Quotidienne, ſo ſollte man von einer ſo gewagten Aufgabe mit weniger Leichtmuth ſprechen, als es Herr von Eckſtein that. Alle franzöſiſchen Staatsmänner klagen über Eckſtein's Verunglimpfungen Frankreichs. St. Marc Girardin ſagte mir: „Es iſt abſcheulich, wie man Frankreich in dieſen Correſpondenzen der Allgemeinen Zeitung hinſtellt. Während Frankreich täglich glücklicher, täglich ruhiger wird, ſtellt man unſer Land vor Oeſterreich, Preußen und Rußland hin, als müßte es täglich an innerer Fäulniß verweſen, täglich wie ein verfaultes Tuch auseinander gehen. Wie Voltaire in ſeiner Correſpondenz vierzig Jahre hindurch ſchreibt: „Ich bin krank — Ich ſterbe — Ich bin ſchon todt" und doch über achtzig Jahre alt wurde, ſo ſchreiben dieſe Correſpondenzen: Frankreich iſt krank, Frankreich ſtirbt, Frankreich wird ſterben, Frankreich iſt ſchon todt, und Frankreich lebt, trotz dieſer Bülletins, glücklicher und geſunder als je. Herr von Eckſtein gehört zu jenen Conſervativen, die revolutionairer ſind, als die Revolutionaire." Ich muß bei dieſer Gelegenheit eine Bemerkung machen: Herr von Eckſtein, der ſeit zehn Jahren Frankreich herabſetzt und alle Lebensäußerungen, alle Anſtrengungen dieſes Landes, um zu Frieden und Ruhe zu gelangen, einſeitig, unhaltbar, wenn nicht gar verbrecheriſch findet, Herr von Eckſtein, der ſeit Jahren Frankreich benutzt, um Deutſchland und Rußland die Schrecken der Volksſouverainetait zu beweiſen, der in ſieben oder acht Kategorieen, als da ſind, Napoleoniſten, Legitimiſten, Ralliirte, Advocaten, Kabalenſchmiede, Phraſenſchmiede u. ſ. w., das ganze geiſtige

und politiſche Leben Frankreichs wie in die Schemata eines Paßſignalements zwängt, Herr von Eckſtein lebt in Paris unangefochten, lebt geduldet, hier und dort gut aufgenommen, ſicher geſtellt durch eine Gaſtfreundſchaft, die wir in Deutſchland nicht kennen würden. Wie lange dürfte wohl ein Franzoſe in Berlin und Wien ſich aufhalten, der dem Journal des Débats ſolche Schilderungen der gouvernementalen Gewalten in Preußen und Oeſterreich ſchickte, wie ſie Herr von Eckſtein über die Julidynaſtie ſeit Jahren faſt täglich nach Augsburg ſchickt? Ich bemerke nochmals, daß ich, abgeſehen von dieſer Herzensmeinung, vor Herrn von Eckſtein's Geiſt die größte Hochachtung habe.

Unter Hektor Berlioz hatte ich mir nicht den gedrungenen, unterſetzten Mann vorgeſtellt, den ich fand. Es liegt in ſeinen Feuilletons mehr Phantaſie, in ſeiner Geſtalt mehr Kritik. Berlioz hat einen ausdrucksvollen Kopf, eine ſtrenge Phyſiognomie, in der ſich die tiefſte Erkenntniß des Wahren in der Muſik, aber theilweiſe auch das Unvermögen, ſeinen Idealen ſelbſt nachzukommen, ausſpricht. Es fehlt der Stirne das Gepräge des freien Wagniſſes, die Glätte des heitern Entſchluſſes, während ſie edel genug den denkenden Ernſt und eine gewiſſe brütende Melancholie des Verſtandes ausdrückt. Berlioz vertritt vor Frankreich die claſſiſche Muſik, er iſt der Feind der großen Trommel, der Pickelflöte, des Baſſethornes und der Ventiltrompete; er baſirt die Muſik auf Harmonie und Melodie, verlangt Genie in der Auffaſſung und Fleiß in der Durchführung. Hektor Berlioz iſt nicht frei in ſeinen kritiſchen Urtheilen von den Einflüſſen dieſer oder jener perſönlichen Beziehung. Es iſt unmöglich, ſich in Paris ganz zu iſoliren, oder, was daſſelbe ſagt, immer wahr zu ſein. Sonſt ſteht ſein keuſcher, kritiſcher Sinn in einem betrübenden Widerſpruch mit dem eigenen Vermögen. Ich kann nicht glauben, daß es nur eine Verſchwörung iſt, wenn man die Muſik, die Berlioz ſelbſt ſchreibt, nicht hören und gegenwärtig ſogar nicht mehr ausführen will. Für die Harmonieen, die in ſeiner Seele tönen, hat er nicht die Logarithmen der irdiſchen Technik, die verrechenbaren Zahlen und hörbaren Noten finden können. Da, wo er in ſeinen Sym-

phonieen bis in die Sphären beſſerer Welten ſchwebt, findet die Menge nur ein wüſtes Chaos von Tönen, in welchem einige klare Gedanken vergebens ringen, das Dunkel zu beſiegen und mit triumphirendem Wohlklang alle Gefühle in dem einen des ergriffenſten Behagens aufzulöſen. Berlioz will lachen, weinen, ſterben, wie Beethoven, aber ſein Lachen iſt ſogleich ein Grinſen, ſein Weinen ſogleich ein Greinen, ſein Leben Uebermuth, ſein Sterben Ermüdung. Berlioz malt die Empfindungen, die er haben, die er wecken ſollte. Er malt ſie mit einem Aufgebot von Kraft, das gerade das Gefühl der innern Schwäche verräth. Ich hörte von ihm eine Ouvertüre um die Sinne ſchwindeln zu machen. Blechinſtrumente, Pauken, Contrabäſſe, Alles raſt in wildem, orgiaſtiſchem Taumel. Eins will das Andere niederſchmettern, eine Kraft die andere überbieten. So ſchön das Ganze als Kunſtwerk gearbeitet war, ſo lieblich das Cantabile eines Zwiſchenſatzes eintrat, man erliegt dieſer maſſenhaften Anhäufung und flieht ſie, weil ſie den Nerven wehthut. Die Abſichtlichkeit des Kritikers überwuchert den freien Schaffenstrieb des Genius, und ſo beſtätigt ſich auf's Neue jener ohne Zweifel weiſe überlegte, grauſame Plan der Schöpfung, dem Einen das zu geben, was er oft ſelbſt nicht verſteht, und dem Andern zu verſagen, wornach er mit allen Poren ſeines Herzens durſtet, worauf er mit Tantalusqual die ſchmachtenden Blicke wendet.

Ganz beſonders wohlthuend war mir die Nähe Alfred de Vigny's. Graf de Vigny war früher Militair und verließ nach ſechsjährigem, thatenloſem Garniſonsdienſte die Linie als Hauptmann einer Compagnie. Die Liebe zur Dichtkunſt hatte den jungen Offizier mitten in der Langenweile eines Dienſtes ergriffen, dem er ſich mit Hoffnung auf Thaten und Ruhm gewidmet hatte. Alfred de Vigny erinnerte mich an unſern verſtorbenen Gaudy, nur daß de Vigny's Kraft größer, ſein Wille ernſter, ſein Gemüth harmoniſcher iſt. Der Dichter der „Eloah", des „Cinq Mars", des „Stello" und „Chatterton" iſt 43 Jahre. Sein Aeußeres verräth den Edelmann, ſeine Haltung den Offizier. Alles Uebrige an ihm iſt Dichter. In ſeinem Auge ſtreiten

edler Ehrgeiz und Schwärmerei mit ihren blendendſten Lichtern, ſeine Rede iſt melodiſch, ſein Styl gewählt, ſeine Gedanken rudern ſtets der Tiefe zu, fliehend die Seichtigkeit, ſelbſt wenn dieſe nur die allein verſtandene iſt. Alfred de Vigny iſt keins jener Genies, die ſich blindlings in die Strömung des Lebens und der Dichtung werfen. Man ſieht und hört und lieſt ihm an, daß ſeine Dichtkunſt nur geweckt wurde durch den Zufall, und daß ſie hätte ſchlummern können, ohne der Welt zu fehlen, ja daß ſie zuweilen mehr eine Frucht der Begeiſterung, als des Naturells iſt. Aber dafür ſind ihm auch die nie ausbleibenden Schlacken des urſprünglichen Genies fremd. Er iſt niemals flüchtig, er überlegt, er wagt ſich in keine Gebiete, für welche er ſeine Kraft nicht gemeſſen hat. Er faßt ſeine Pläne mit mächtigem Angriff auf, dann bezweifelt er ſie und läßt ſie liegen. Nun locken ſie ihn wieder: er arbeitet den Plan weiter aus, verwirft ihn wieder, beginnt ihn auf's Neue. Sind alle ſeine Materialien zurecht gelegt, dann geht er an die Ausführung ſelbſt und bewährt hier eines der ſinnigſten Talente unſerer Zeit. Ein ſicherer Genius führt ihm die Feder, die nie über das vorgeſteckte Ziel hinausgleitet. Es iſt eine Muſikarbeit im feinſten Sinne, was er geben wird, eine harmoniſche Schöpfung, in der nichts ſorglos vorausgeſetzt, nichts nachläſſig verſchwiegen bleibt, ſondern wo Alles in feſten, ſicheren Umriſſen vollſtändig und mehr als einmal überarbeitet an's Tageslicht tritt. Alfred de Vigny beſitzt vielleicht nicht die urſprüngliche Kraft Victor Hugo's, jedenfalls nicht das lyriſche Selbſtvertrauen des uns Deutſchen als Dichter entſchieden gleichgültigen Lamartine, aber er übertrifft Beide an Sauberkeit des Details und Meiſterſchaft in der Behandlung der Einzelnheiten.

Vor dem Diner, das dieſen Kranz von bedeutenden Namen vereinte, ſprach A. de Vigny über — Thränen. Die Taſchentücher der Boulevardstheater hatten uns auf Thränen gebracht. „Man will jetzt nur," ſagte der Verfaſſer des vielbeweinten Chatterton, „man will nur Kunſtwerke gelten laſſen, in denen ſich das Rührende nicht höher verſteigen darf, als bis zu einem Gefühl erhabenen Staunens. Man will nicht

Thränen, ſondern nur die Andeutung, hier wäre eine Stelle, wo man allenfalls weinen könnte." Alfred de Vigny hat ein Recht, über Thränen zu reden. Seine Eloah iſt bekanntlich „geboren aus einer Chriſtuszähre". — „Ihre Werke erſchienen in langen Zwiſchenräumen?" — „Ich bin," antwortete de Vigny, „in Sorge, mit unreifen Dingen vor das Publikum zu treten. Ich arbeite jeden Tag. Ich habe immer einen Roman, ein Drama, ein Gedicht unter der Feder, aber ich kann mich nicht entſchließen, etwas herauszugeben. Mein letztes Werk: Freuden und Leiden des Kriegerſtandes (servitude et grandeur de la vie militaire), erſchien vor ſechs Jahren." — Ich konnte nicht umhin zu bemerken: „So preiſen Sie Ihr Geſchick, das Ihnen erlaubt, ſo zurückhaltend zu ſein. Wären die anderen Dichter nicht arm, ihre Werke würden beſſer ſein. Sie ſind reich, wiſſen aber, was Armuth iſt. Sie haben es in Ihrem Chatterton gezeigt". — „Iſt Chatterton in Deutſchland aufgeführt?" — „Ich entſinne mich nicht." — „Frau von M. in Berlin ſagte mir, es wäre in Lübeck gegeben." — Ich war ſo grauſam zu lächeln. In Lübeck! In Lübeck — beim Grafen Hahn! Mir fiel der Unterſchied zwiſchen dem Theater français und einer ſogenannten deutſchen conceſſionirten Theaterentrepriſe ſo auf, daß ich durch meine Ironie einen Fehler beging, den ich gut machen mußte. „Ich habe Ihren Chatterton gegen J. Janin vertheidigt. Ich hatte ein perſönliches Intereſſe, da ich einen Helden in Richard Savage wählte, der mit Chatterton Aehnlichkeit hat. Es iſt ſehr leicht, für nichtsnutzige Schreibereien jährlich 20,000 Franken verdienen und einem wahren Dichter vorwerfen, wenn ſeine Gedichte ihm nichts einträgen, lieber ein Holzſäger zu werden." — „Mein Chatterton," bemerkte de Vigny, „iſt nicht der hiſtoriſche, das räume ich ein. Ich habe ihn mir aus der Maſſe der leidenden Dichter herausgenommen, um zu zeigen, daß die Vorſehung etwas hart mit ihren Lieblingen umgeht. Man glaubte in Paris, ich wollte, weil Chatterton Gift nimmt, den Selbſtmord lehren, den Selbſtmord beſchönigen. Trotz dieſer Verfolgungen hat die große Maſſe Antheil an meinem Werk genommen und mich beſſer verſtanden, als die Kritik, die nun

einmal das Privilegium des Mißverstehens hat.“ Wir kamen auf die Stellung der anderen Künste der Gesellschaft. Alfred de Vigny bemerkte: „Meine Ueberzeugung ist die, daß die Regierungen die Dichter schützen, ihnen Mittel geben müssen, um ihren Ideen zu leben. Soll ich Ihnen sagen, warum man die Musik und die Tanzkunst beschützt? Die Könige geben den Sängern, den Tänzerinnen, nichts aber den Dichtern. Warum? Die Dichter singen die Hoffnungen des Volkes, sie singen die Freiheit. Die herumreisenden Virtuosen, die Klavierspieler, die Geiger können kein Volk aufklären, keine Sklaven befreien. Darum werden diese mit offenen Armen aufgenommen, diese mit Orden belohnt. Einer Taglioni hängt die russische Kaiserin selbst ihre Diamanten um.“

Im Journal des Debats war an demselben Tage ein Artikel über Strauß und sein Leben Jesu erschienen. Ich beklagte mich über den absprechenden Ton dieser seinsollenden Kritik. De Vigny lächelte: „Ich will Ihnen sagen, wie es damit steht. Strauß' Buch ist in's Französische übersetzt, ich habe es mir selbst gekauft und mit großem Interesse studirt. Das Buch hat auch bei uns in Frankreich Aufsehen gemacht. Warum das Journal des Debats dies leugnet, das ist ein Geheimniß, das ich Ihnen hier nicht erklären kann.“ Sein Blick auf den König der Debats, Herrn Bertin, erklärte mir hinlänglich das Geheimniß. In Allem, was Alfred de Vigny sprach, erkannte ich den Denker, den Dichter, den edlen Menschen. Alfred de Vigny ist reich und spricht für die Armuth; er ist Graf und spricht für die Freiheit. Am 21. wird er bei der Akademie durchfallen. Er bewirbt sich mit St. Beuve und Patout um einen Sitz neben Victor Hugo und Scribe. Er wird ihn nicht bekommen, er wird ihn aber später bekommen.*) Mit der Akademie ist es, wie mit dem Senat der Stadt Frankfurt, der jedes Gesuch erst zweimal abschlägt, ehe er es beim dritten Male mit einigen Bedingungen bewilligt. Man sagt, es geschähe dies des dreimal zu bezahlenden Stempels wegen.

Diesen für mich merkwürdigen Abend verdanke ich der

*) A. de Vigny wurde bald darauf Akademiker.

Gräfin d'Agoult, die unter dem Namen Daniel Stern ſchreibt. Ein Weſen, dem es möglich iſt, Dichter um ſich zu verſammeln, muß ſelbſt ein Gegenſtand für Dichter ſein. Ich kann an dieſe Frau nicht denken, ohne die Macht der Kunſt zu bewundern. Welch ein Zauber muß doch in dem Umgang mit den Muſen liegen! Höre ich die Gräfin d'Agoult im franzöſiſchen Geſpräch mit Geiſt, im vollendetſten deutſchen Dialog mit Gemüth reden, ſehe ich ſie am Klavier, durcheilt ſie mit prüfendem Kennerblick die Galerieen der Gemälde, deren Schönheiten und Fehler ihr auf den erſten Blick entgegenſpringen, führt ſie ſelbſt mit jenem ſchönen intuitiven Styl, der den Frauen eigen iſt, die Feder, und denke ich mir dann unter dieſem glänzenden Spiegel doch einen dunkeln Grund von Leidenſchaften und Schmerzen, eine Vergangenheit und eine Gegenwart, gehüllt vielleicht in dieſe düſtern Schatten der Melancholie, beweint von einem Engel, der ſein Haupt ſtützt, zur Erde blickt und die umgekehrte Fackel auf dem Boden langſam verlöſchen ſieht, denke ich mir dieſen Schmerz und dieſen Troſt, dieſe Klage und dieſe Linderung, ſo begreife ich, warum die Alten die Muſen ſo oft die Töchter der Nacht genannt haben. Die Gräfin d'Agoult iſt jene Arabella, welche in der der Verherrlichung G. Sand's gewidmeten Voyage à Chamouny mitten aus den Wirren eines geiſtreich wilden Künſtlerkreiſes ſtets wie ein Marmorbild aus dunkelgrüner Myrten- und Pinienwaldung leuchtet, ſchweigend, hingegeben, anmuthig und doch voll Hoheit, ein Bild des verklärten Schmerzes, ein Bild jener Liebe, welche die Zahl der Opfer, deren ſie fähig iſt, nicht nach den Stunden ihres Glückes berechnet.

Und hier muß ich erwähnen, daß ich nun doch noch bei George Sand geweſen bin. Sie hatte mir geſchrieben: „Sie finden mich jeden Abend zu Hauſe. Sollten Sie mich aber in Verhandlung mit einem Advocaten treffen oder gezwungen, ſchnell auszugehen, ſo müſſen Sie mir dies nicht als Unhöflichkeit auslegen. Ich bin jeden Moment den Folgen eines Proceſſes ausgeſetzt, den ich in dieſem Augenblicke mit meinem Verleger führe. Sehen Sie darin einen Zug unſerer franzöſiſchen Sitten, über den mein Patriotismus erröthen

muß. Ich klage gegen meinen Verleger, der mich körperlich zwingen will, ihm einen Roman zu ſchreiben nach ſeinem Gefallen, d. h. nach ſeinen Grundſätzen. Unſer Leben vergeht in den trübſten Nothwendigkeiten und erhält ſich nur durch Kümmerniſſe und Opfer. Uebrigens werden Sie die Züge einer Frau von vierzig Jahren finden, die ihr ganzes Leben darauf verwandt hat, nicht durch Anmuth zu gefallen, ſondern durch ihre Offenheit zu mißfallen. Mißfalle ich Ihren Augen, ſo werde ich doch in Ihrem Herzen die Stelle behalten, die Sie mir eingeräumt haben. Ich verdanke ſie der Wahrheitsliebe, einer Leidenſchaft, die Sie auch aus meinen literariſchen Verſuchen herausempfunden haben."

So ging ich denn eines Abends zu ihr. In einem Zimmer (wir würden es eine Kammer nennen, der Franzoſe nennt es: „la petite chapelle"), in einem Raum von kaum zehn Quadratfuß ſaß die berühmte Frau beim Kamin und ſtickte an einer Handarbeit. Ihr gegenüber ſaß ihre Tochter. Der kleine Raum war durch eine Lampe mit düſterm Schirm ſpärlich erhellt. Sie gewährte nicht mehr Licht als nöthig war, um die Zeugſtoffe zu erhellen, an denen Mutter und Tochter arbeiteten. Auf einem Eckdivan ſaßen im tiefſten Schatten zwei Männer, die nach franzöſiſcher Sitte nicht vorgeſtellt wurden. Sie verhielten ſich ſchweigend, was die feierliche, ängſtliche Spannung des Augenblicks vermehrte. Es war rings ein leiſes Athmen, eine drückende Schwüle, eine wahre Beängſtigung des Herzens. Die Flamme in der matten Leuchte zitterte, ſtill bewegt; im Kamin verglühten die Kohlen zu weiß ſchimmernder Aſche, nur das geiſterhafte Klopfen einer Uhr ſchien das einzige Leben zu verrathen.

„Verzeihen Sie mein mangelhaftes Franzöſiſch," begann ich. „Ich las zu oft Ihre Werke und zu ſelten die Komödien Scribe's. Bei Ihnen lernt man die Sprache der Poeſie, bei Scribe die Converſation." — „Wie gefällt Ihnen Paris?" — „Ich finde es, wie ich's erwartet habe. Neu iſt allerdings ein Proceß wie der Ihrige. Wie ſteht es damit?" — Ein bitteres Lächeln ſtatt der Antwort. — „Was heißt in Frankreich körperlich zwingen?" — „Gefängniß." — „Man wird eine Frau nicht in ein Gefängniß ſperren, um einen

Roman zu ſchreiben, und was nennt ein Buchhändler ſeine Grundſätze?" — „Die, die ihm mehr Geld einbringen. Ich bin ihm zu demokratiſch geworden." — Und die Handwerker kaufen keine Romane! dacht' ich. „Hat die revue indépendante guten Fortgang?" — „Für ein junges Blatt bedeutenden. Eben Buloz von der revue des deux mondes will mich zwingen, ihm einen Roman zu ſchreiben." — Hier hätte ich viel gegen die neue Tendenz der Romane George Sand's einwenden mögen, doch würde es nicht am Orte geweſen ſein. — „Sie ſind Dramatiker?" — „Ich habe für die moderne Literatur den Uebergang oder, ſoll ich ſagen, den Rückzug auf die Bühne geſucht. Es iſt ein gutes Mittel, das Maß zu prüfen, bis zu welchem die Literatur gehen darf. Der Roman geht weiter, als die Maſſe folgen kann. Um den Roman da wieder einzuholen, wo er gefallen kann, bedarf es des Dramas. Der Maſſe unmittelbar gegenüber, lernt man ſchätzen, was man geben muß, um der Maſſe begreiflich zu bleiben!" — Eine prüfende Pauſe. — „Haben Sie gute Schauſpieler in Deutſchland?" — „Eben ſo große Talente wie in Frankreich, nur nicht ſo ausgebildete Specialitäten. Unſere Oper, wenn ſie hier, ehe ſie nach London geht, ſingen ſollte, könnte den Italienern zu ſchaffen machen." — „Die Malibran und die Paſta ſind geweſen. Waren Sie im Theater français?" — „Um es nicht wieder zu beſuchen, wenigſtens nicht für die Tragödie." — „Unſere Tragödie iſt veraltet," ſagte George Sand. „Es ſind ſo übertriebene Leidenſchaften, ſo verzerrte Gefühle. Der Anflug von chevalereſker Höflichkeit und Courtoiſie erſcheint uns jetzt ſo lächerlich, wie er früher bewundert wurde. Das franzöſiſche Theater iſt in Verfall. Nur die mittelmäßigen Geiſter ſind es, die ſich noch mit ihm beſchäftigen. Unter den zahlloſen Stücken nicht eine Erſcheinung, die dauern wird. Scribe iſt ein großes Talent. Seine Combinationen ſind vortrefflich, aber ſie ſind auf eine momentane Wirkung baſirt. Tiefere Bedeutung geht ihm ganz ab. Von allen dieſen Dramatikern verſucht Niemand, ſeinen Werken einen tieferen Sinn unterzulegen." — „Souveſtre vielleicht, doch iſt er trocken und dürr." — „Souveſtre. Sie haben Recht."

Gegen meinen Wunſch geriethen wir tiefer in die In-

teressen der dramatischen Literatur, als mir für die Verfasserin der unglücklichen, durchaus verfehlten Cosima lieb sein konnte. George Sand hat in diesem Drama unser gewöhnliches Theaterpublikum für eine tiefere Gefühlsdialektik gewinnen wollen, war aber in der abstracten Absicht stehen geblieben, ohne vorzubringen zur Gestaltung, zu jener freien, rein anekdotischen Beherrschung des Stoffes, die im Drama jede Tendenz, sie mag sein, welche sie wolle, scheinbar zur Nebensache machen muß. Ihre Cosima fiel auseinander, da ihr diese Klammern und Angeln fehlten. Ich hätte dies mißliche Thema gern aufgegeben, aber wir geriethen immer wieder hinein. Von Schiller und Shakespeare wurde gesprochen, vom Decorationswechsel, von der altenglischen Bühne, von Balzac. Sie capricirte sich, Balzac zu loben. — „Er wird in Deutschland viel übersetzt? So! Er verdient es. Balzac ist ein Mann von Geist, er hat außerordentlich viel erlebt und viel beobachtet."

Die ängstliche Spannung des Gespräches hatte nachgelassen. George Sand ließ ihre Handarbeit liegen, schürte das Kaminfeuer und zündete eine jener unschuldigen Cigarren an, die mehr Papier, als Tabak, mehr Koketterie, als Emancipation enthalten. „Sie sind jünger, als ich dachte," sagte sie und erlaubte mir jetzt zum zweiten Mal, am Schein der Lampe einige Streiflichter zu verfolgen, die mir einen volleren Anblick ihrer Züge gestatteten. Das bekannte Bild ist ähnlich, doch ist das Urbild bei Weitem nicht so stark, nicht so rundlich, wie dort. Aurora Dudevant ist eine kleine, behende Figur, mehr schmächtig und gazellenartig, als man nach jenem, einer Büste nachgebildeten Stahlstiche vermuthen sollte.*) Sie ähnelt Bettinen.

„Wer übersetzt mich in Deutschland?" fragte sie. — „Fanny Tarnow, die ihre Uebersetzungen aber Bearbeitungen nennt." — „Wahrscheinlich läßt sie die sogenannten unmoralischen Stellen fort." — Sie sprach dies mit großer Ironie. Ich antwortete nicht, sondern blickte zu ihrer Tochter hinüber, die ihre Augen niederschlug. Die Pause, die hier

*) Seither ist sie stark geworden.

Fennimor.

Kommt es ſo ſelten vor, daß Frauen ein feierlich gegebenes Wort halten?

Holiday (lächelnd mit Beziehung).

Auch bei den feſteſten Charakteren finden ſich zuweilen kleine Inconſequenzen!

Fennimor (bei Seite).

Wohl wahr! Wohl wahr!

Holiday (bei Seite).

Sie fühlt die Beziehung. (Laut) Sie befinden ſich hier im Hauſe eines trefflichen, ſehr gerühmten Arztes?

Fennimor.

Jenny Scott iſt eine Freundin von mir aus der Penſion. Werden Sie in Douglas-Caſtle dauernd Ihren Aufenthalt nehmen?

Holiday.

Dies hängt von Ereigniſſen ab, die vielleicht ſehr bald eintreffen.

Fennimor.

Die Friſt, bis zu welcher Sie Ihre glänzende Erbſchaft antreten dürfen, ſcheint abgekürzt zu werden?

Holiday.

Abgekürzt, Mylady?

Fennimor.

Ich las in einer Zeitung, daß man aus Perſien für ganz beſtimmt den Tod — (ſie ſtockt)

Holiday (bei Seite).

Wie, Douglas' Rückkehr iſt ihr noch unbekannt? (Laut)

folgte, war eine Secunde, ſie drückte das Gefühl einer ganzen Epoche aus.

George Sand weiß nichts von Deutſchland. Darum kann ſie es doch, wenn man ihr davon ſpricht, beſſer verſtehen, als Die, welche hier Profeſſion davon machen, Deutſchland zu verſtehen. Die franzöſiſchen Gelehrten, die deutſche Zuſtände ſtudirten, kennen uns meiſt nur einſeitig. Beſſer man ignorirt uns, als daß man uns falſch beurtheilt und meiſtert. Wer, wie G. Sand, nichts Genaueres von Deutſchland weiß, kann darum doch Hochachtung vor dem deutſchen Geiſte hegen. Wer unſere Sprache nicht verſteht, lernt uns durch unſere Muſik kennen. George Sand würde Deutſchland beſuchen, wenn ſie ihre Reiſen nicht dem Zwecke widmete, allein zu ſein. Sie hatte von Bettina gehört und fragte mich auch nach Frau von Chézy. Von allen unſeren Dichtern, Philoſophen und Gelehrten war ihr nur ein Name der geläufigſte: Frau von Chézy! Sie erſtaunte, daß Frau von Chézy jetzt nur noch eine Stellung in der Memoirenliteratur hat. Sie hatte ſie für eine große Dichterin gehalten.

„Ich war kürzlich in der Deputirtenkammer," fuhr ich fort. „Ich ſah dieſen Kampf kleiner Leidenſchaften. Morgen werden über eine Scene, die mehr in die Schulſtube als in das Aſyl der Volksfreiheiten gehört, hundert große Journale berichten. Alle Spalten werden darüber mit Raiſonnements bedeckt ſein. Wie kann eine geiſtreiche Nation ſich einbilden, daß man ſie noch länger für geiſtreich hält, wenn ſie täglich ſich dieſelbe nüchterne Speiſe vorſetzen läßt, dieſe ewigen Fragen: Guizot oder Thiers, Thiers oder Guizot? Sind dies Debatten, würdig unſerer Zeit? Wahrlich, die täglich hier verſchwendeten Hunderte von Folioſpalten in den Zeitungen würden beſſer angewendet werden, wenn Frankreich ſich um die geiſtigen und moraliſchen Leiſtungen anderer Völker kümmerte und ſich in ihnen über ein benachbartes Volk belehren ließe, von dem es mehr lernen kann, als aus dem troſtloſen Partheigetriebe, das in Frankreich die Tagesordnung iſt."

Hier blitzten zum erſten Mal George Sand's Augen auf. Jetzt erſt wurde ich von dem vollen Glanze derſelben getroffen. Es war die Region, wo ihre neueſte Richtung ſich entwickelt

hatte. Sie ſagte: „Ja, das iſt es, das iſt es!“ Ich war auf dem Punkte des tieferen Bezuges zwiſchen uns, auf dem elektriſchen Punkte der Uebereinſtimmung. Aber ich glaubte nicht ſo lange verweilen zu dürfen und benutzte nicht die wärmere Stimmung des Augenblicks. Ein unheimliches, drückendes Gefühl lähmte mir die freiere Entwicklung.

Als ich von G. Sand geſchieden war und hinunterſtieg in das Dunkel der Nacht, war mir's wie ein Traum. Das kleine Zimmer, die matte Beleuchtung, die ſchweigende Tochter, die beiden männlichen Schatten an den Wänden, von denen der Eine der kranke Chopin war, dieſe Stille, dieſe Pauſen, dieſe aphoriſtiſche Unterhaltung! Es ſchien, als wenn der Zufall das Zufälligſte, die Abſicht das Abſichtlichſte, die Zurückhaltung das Zurückhaltendſte geben wollte, und doch war das Ganze ein Gedicht geworden. Ich hatte mehr, als die wunderliche Frau hatte geben wollen. Sie wollte nichts geben. Sie wollte eine Pflicht der Höflichkeit erfüllen und mir unmöglich machen, dieſe Höflichkeit zu mißbrauchen. Sie gab ſich kalt, mißtrauiſch, ſogar gereizt. Sie zeigte Angſt, verrathen zu werden. Sie fürchtete einen indiscreten Touriſter. Wie gern hätt' ich ihr geſagt: „Fürchten Sie ſich doch nicht! Man kann ſich fürchten vor Denen, die uns haſſen, zuweilen ſogar vor Denen, die uns lieben. Nie aber ſoll man ſich fürchten vor Denen, die uns verehren.“

Die Erwartung unter meinen Freunden, wie ich G. Sand gefunden hätte, war groß. „Sind Sie auch enttäuſcht, wie alle Andern, die ſie perſönlich ſahen, enttäuſcht ſind?“ fragte man mich von allen Seiten.

„Ich bin nicht enttäuſcht,“ antwortete ich. „Ich habe ſie anders gefunden, als ich dachte. Aber auch ſo hat ſie mich um einen Blick in die Menſchenſeele reicher gemacht.“

Dreiundzwanzigſter Brief.

Paris, 14. April 1842.

Heut' will ich meine letztempfangenen Theatereindrücke niederſchreiben. Ich thue es, um auf's Theater nicht wieder

zurückzukommen. Die häufigen Wiederholungen der Stücke, ſo erſprießlich ſie für die Kaſſe ſind, ſo langweilig ſind ſie dem Fremden. Der Theaterzettel, der uns, wenn wir ankommen, ſo ſehr den Appetit reizt, erſcheint uns nach vier Wochen ſchon abgeſtanden. Verwöhnt von den guten Biſſen ſehen wir, daß die guten Biſſen immer wieder kommen, und mehr als einmal rufen wir aus: „Toujours perdrix!“

Man ſpricht ſo viel von dem größern Talent der Franzoſen für die Bühne, man rühmt den Reichthum ihres Repertoirs, erkennt ihnen das Theater als ihren eigentlichen Beruf zu. Es iſt auch wahr, daß die Franzoſen beſſer beobachten, als wir. Es iſt noch mehr wahr, daß ihre Sitten gleichförmiger ſind, als die unſrigen, und ſich deshalb leichter beobachten laſſen. Aber dennoch kommen hier in Paris unzählige Nebenumſtände zuſammen, um dem Franzoſen die Ausbildung ſeines dramatiſchen Berufes zu erleichtern. Es iſt das hieſige Theater auf Vorausſetzungen gebaut, die man in Deutſchland nicht kennt, geſchweige beſitzt.

Schon oft habe ich es geſagt und wiederhole es, das Pariſer Publikum iſt das mildeſte von der Welt. Es iſt mild, weil es billig iſt. Es legt an die Beurtheilung eines neuen dramatiſchen Werkes nur den Maßſtab, den dieſes ſelbſt vorausſetzt. Es muthet dem Drama nicht zu, daß es Vaudeville, dem Vaudeville nicht, daß es höheres Luſtſpiel, dem Luſtſpiel nicht, daß es Schauſpiel ſei, es nimmt, was man giebt, und freut ſich der Gabe, die man bezahlt hat. Der Franzoſe hat Hochachtung vor Allem, was geſchrieben iſt, noch größere vor Allem, was gedruckt iſt, die größte vor Allem, was geſprochen wird. Bei uns iſt es gerade umgekehrt. Uns imponirt nur der Buchſtabe. That und Wort reizen uns zum Widerſpruch. Wir laſſen uns nicht erſchüttern, wir laſſen uns nicht fortreißen. Wir wittern in Allem, was uns zu billigen zugemuthet wird, Hinterhalt. Wir zergliedern jeden Genuß, jeden Eindruck. Wir erwehren uns noch der Thränen, während der Franzoſe ſchon weint, wir erwehren uns des Komiſchen, während der Franzoſe ſchon lacht. Es liegt zum Theil in unſerer Sprache. Unſere Sprache hat etwas Haltloſes, Schlotterndes. Es fehlt ihr

das scharfe Gepräge, die geschlossene Gliederung. Wir mißtrauen jedem Aufgebot klingender Worte, nennen das sofort schwülstig, was den Franzosen erhaben dünkt. Was bei uns den Gebildeten erobern soll, das muß poetisch-naiv auftreten; was der Masse imponirt, wird den Gebildeten mißfallen. Wir haben Erhabenheit in manchen naiven Gedichten, die der Masse albern erscheinen, und umgekehrt.

Ich habe in Paris die dümmsten und langweiligsten Stücke gesehen. Es fiel dem Publikum nicht ein, sie geistreich und unterhaltend zu finden, aber es ertrug sie. Die Zuschauer werden nicht wiederkommen, sie sehen auch nach dem frostigen Trauerspiel noch eine drollige Farce, sie können im äußersten Falle sagen: ich war da, kenne das neue Stück, lebe mit der Mode, folge den Ereignissen! Keinem fiel ein, das Stück auszuzischen oder die Schauspieler zu insultiren. Es giebt in Paris eine Art, die Stücke durchfallen zu lassen, die schlagend ist. Man geht nicht mehr hin. Die leere Kasse ist das Fiasko, die verzweifelte Miene des Directors ist das Ungewitter, gegen das sich ein junger Dichter zu rüsten hat. Er wird es noch einmal versuchen, er wird etwas Besseres liefern, liefert es, da er sich Zeit nehmen kann, da man ihn das erste Mal nicht für immer entmuthigt hat.

Die Kritik, so wesentlich zur Vermittelung des Talentes mit dem Publikum, ist hier zuweilen heftig, widersetzlich, aber im Durchschnitt milder, als in Deutschland. Ich sah die mittelmäßigsten Stücke und fand sie überall gelobt. Man kennt hier den in Deutschland üblichen Maßstab nicht, von jeder dramatischen Novität den Umschwung der Welt zu erwarten. Wenn bei uns ein Trauerspiel nicht sogleich eine neue Epoche in der Literatur bezeichnet, wenn es nicht verspricht, wie wir es nennen, „in's Volk zu dringen", wenn nicht Shakespeare und Schiller darüber vergessen werden, so setzt man es herab. Hier in Paris kennt man eine solche utopische Kritik nicht. Hier folgt die Jugend der Jugend, die Zeit der Zeit. Nicht richten hier die siebziger Jahre die neunziger, das achtzehnte Jahrhundert das neunzehnte, die Schule von Iffland und Schröder die Schule Raupach's und die Schule Raupach's die Talente der Gegenwart. Wir ha-

den Zeitschriften, bei denen die Dramaturgie in Händen von Leuten ist, die sich seit dreißig Jahren der Zeit entgegenstemmen. Einen solchen veralteten Rhadamantismus kennt man hier nicht. Jeder wird von Seinesgleichen beurtheilt, wie in den Geschwornengerichten. Will das Publikum dem Lob und Tadel nicht glauben, so kann es sich selbst unterrichten. Das Publikum ist hier keine Macht, keine Größe, kein Souverain, dem man wie in Deutschland schmeichelt. Gutes Publikum, man will Dich täuschen, liebes Publikum, man will Dir etwas aufbürden, diese Phrasen der deutschen Dramaturgie würden in Frankreich für albern erklärt werden. Man appellirt wohl in Frankreich an die Ehrlichkeit der Masse, aber niemals an die Intelligenz der Masse. Es herrscht unter der französischen Literatur ein Einverständniß, das uns im Angesicht unserer kritischen Niedrigkeiten, täglichen Denunciationen, Verdächtigungen, scheelsüchtigen gegenseitigen Werthherabsetzungen, im Angesicht des durch und durch pasquillantischen Charakters unserer literarischen Debatten melancholisch stimmen kann.

Wenn sich hier ein Stück nicht durch eigenen Werth und die Kritik halten kann, so hält es sich durch den Unternehmer und die Reclame. Der Unternehmer führt kein Stück auf, von welchem er nicht seine Existenz zu fristen gedenkt. So muß es denn gefallen, es muß sich einige Zeit lang halten. Alle Feuilletons können es verdammen, in den Reclamen, die am Schluß jeder Zeitung stehen, wird es gelobt. Es wird gelobt im Entracte, im Vert-Vert, in der Avant-Scene, tausend Blättern und Blättchen, die man beim Eintritt in's Theater für zwei oder drei Sous kauft. Ich sage nicht, daß es gut ist, wenn die Wahrheit dem Interesse geopfert wird. Ich sage nur, daß der dramatische Autor hier Zeit hat, sich mit seinem Talent zu entwickeln. Es hängt nicht, wie in Deutschland, von einem übersättigten Abonnementspublikum ab, das alle Tage Opern, alle Tage Possen sehen will. In den Folies dramatiques giebt es keine Opern, keine Krönungszüge. Man kann sie hier gar nicht erwarten. Gähnend streckt sich in Deutschland unser Parquet auf seinen Bänken und ennuyirt sich über die Experimente der Direction. Ge-

fällt das neue Stück, Himmel, dann wird es wiederholt! Dann hören wir Abonnirten, wir „zahlenden" Theatergänger keine Puritaner, keine Krone von Cypern, keine Jüdin, dann hören wir alle Tage das neue Stück, bis daß es abgespielt ist. Lieber tödtet man es gleich beim ersten Male nach dem fünften Act und zischt, nachdem man das Ganze genossen hat. Ein französischer Theaterdichter schlug die Hände zusammen über diese Manöver. „Das ist noch nicht genug," fuhr ich fort. „Sie sind am Ziel, wenn Ihr Stück in Paris gefallen hat. Bei uns wird es von Stadt zu Stadt herumgepeitscht: von überall kommen Correspondenzen, Klatschberichte in den Zeitungen. Hier hat es nicht recht gefallen, da hat es trotz der „vortrefflichen" Darstellung nicht recht gefallen, hier soll's erst noch gegeben werden, hier verspricht man sich nicht viel davon, und Weimar, Cassel, Frankfurt, Nürnberg, Pesth, Prag, Magdeburg, Breslau, alle diese Städte wetteifern mit einander, keine ordnet ihr Urtheil dem Urtheil der andern unter, jede richtet, jede ist Instanz, jede hat ihre witzhaschenden Berichterstatter. Ermüdet von dieser Hetzjagd legt der dramatische Autor die Feder nieder und verläßt eine Laufbahn, die ihm nicht ein Zehntheil der Vortheile einbringt, die Sie von Ihrem Talente ziehen. Wie oft muß man unseren Directoren in Deutschland antworten: die Schreiberei, die ich von Ihrem Nest, wenn Sie mein Stück geben, auszustehen habe, ist mir das Honorar, das Sie zahlen, nicht werth. Ein solcher Director zahlt zehn Thaler für eine Arbeit, die, wenn er sie von seiner schlechten Truppe darstellen läßt, mir für tausend Thaler Kummer und Aerger macht."

Zu diesem äußern Sonnenschein, der das französische Theater so gut gedeihen läßt, kommen die günstigsten innern Bedingungen. Ich rechne zu diesen ganz besonders die häufige Musik. Die eingestreuten Couplets des Vaudeville mögen für die Schauspieler eine große Unbequemlichkeit sein, für den Dichter sind sie eine Erleichterung. Die Musik ergänzt, die Musik zerstreut. Wo die Gedanken ausgehen, mögen Töne kommen. Wo sich eine Situation so zu sagen verknotet hat, mag sie die Musik auflösen. Der gesungene Vers erhöht die Illusion und erleichtert die Enttäuschung. Der

Geſang verwandelt Das, was ſoeben Ernſt ſchien, in Scherz, in Spiel, der Geſang ſpannt die Erwartung herab, mildert die Falten der Wirklichkeit und erlaubt eine tändelnde Digreſſion, eine leichtere Löſung, ein unbefriedigenderes Ende. Die Muſik beſänftigt das Urtheil und kürzt die Langweile. Die Monologe werden erträglich durch Muſikbegleitung. Die Finales der Scenen und Akte bekommen durch die Muſik Friſche und Abrundung. Im Drama der Porte St. Martin und des Ambigu wird die ſecundäre Hülfe der Muſik beſonders bedeutungsvoll. Wenn auch hier das Melodrama im früheren Sinne als geſprochenes Tongemälde aufgehört hat, ſo iſt doch für die hier üblichen großen Stücke die Muſik als weſentliche Ergänzung noch immer geblieben. Jede lyriſche Stelle wird durch Muſik gehoben, jeder Monolog durch Violinbegleitung mit einer Art Glorie umrahmt. Jedes Anſchwellen der Handlung wird beſchleunigt durch kurze, energiſche Geigenſtriche. Jede endlich gelingende That, jeder entſcheidende Moment verwandelt ſich durch eine plötzliche Cadenz der Inſtrumente in einen zuckenden Blitz, der uns trotz all' unſeres Verſtandes, unſerer Kritik, unſerer Bedenklichkeiten elektriſch durchzuckt. Man kennt aus der Theaterſprache die ſogenannten Abgänge. Ein Abgang, ohne Effect, ohne Herausforderung zum Applaus, kann einen Act umwerfen. Eine nüchtern endende Scene, auf welche nun gar eine Verwandlung folgt, tödtet ein Drama. In den genannten Theatern wird dieſer Gefahr durch die Muſik vorgebaut. Die Muſik füllt jede Leere aus, einige kräftige Geigenſtriche heben jeden noch ſo matten Abgang. Findet eine Verwandlung ſtatt, ſo ſorgt ein vollſtändiges Tonſtück, ein Solo dafür, den Zuſchauer in der Illuſion zu erhalten. Alle dieſe kraſſen Dramen, die man bei uns überſetzt hat, der Glöckner von St. Paul, die Galeerenſklaven, der Hungervertrag, Diana von Chivry, Richard Darlington u. ſ. w., werden mit Muſik aufgeführt. Wollte man ſie in Deutſchland vollſtändig überſetzen, ſo müßte man ihnen dieſen bindenden Kitt, dieſes Hülfsmittel zur Wahrſcheinlichkeit nicht nehmen. Füge ich nun noch hinzu, daß bei der claſſiſchen Tragödie im Theater Français niemals der Vorhang fällt, ſondern

die fünf Acte hintereinander gegeben werden, füge ich endlich noch hinzu, daß hinter jedem Trauerspiel noch ein Lustspiel folgt und der Jammer wegfällt, den man in Deutschland, wenn Trauerspiele angekündigt sind, täglich hören kann: Ich gehe in's Theater, um mich zu amüsiren! so wird man begreifen, daß der größte Theil des Vorsprungs, den das Theater in Frankreich vor uns voraus hat, nicht im Talent, sondern mindestens zu gleichen Theilen auch in den Umständen liegt.

Ich war in den Folies dramatiques. Wenn sich nebenan in der Gaité die Blouse erst im zweiten Range zeigt, so sitzt sie schon hier im ersten. Man befindet sich hier schon auf den besten Plätzen mitten unter Handwerkern, Studenten, Grisetten und Kindern; Allen gefällt das aufgeführte Stück, und die Kritik, das sah ich, beurtheilte Amour et Amourette nach diesem Gefallen. Es fragt Niemand, fängt mit Amour et Amourette eine neue Epoche der Literatur an? Man ließ das lustige Studentenspiel für Das gelten, für was es sich gab. Amour et Amourette schildert Scenen aus dem Quartier Latin, aus der Chaumière, aus den Nachwehen des Philisterlebens. Die Thränen, die nebenan in der Gaité Dem. Clarisse vergießen macht, läßt hier Dem. Judith (eine Jüdin) fließen. Dem. Judith wurde viel applaudirt und sie schien mir die Aufmunterung zu verdienen. Für einen kleinen, unausgebildeten, fast kindlichen Körper leistete sie Unglaubliches. Sie liebt, entsagt, verzweifelt, erklärt sich schuldig, wird gerechtfertigt, wird glücklich: alle diese angreifenden Leidenschaften und kraftraubenden Schicksale malte und ertrug sie mit großer Ausdauer, wenn auch ohne besondere Grazie. Die komischen Parthieen waren an vier junge hübsche Mädchen vertheilt. Die Grisetten wohnen bei den Studenten und führen ihnen die Menage. Sie kochen ihnen Rühreier, backen ihnen Pfannkuchen, stopfen ihnen die Strümpfe, flicken ihnen die Hemden, frisiren ihnen das Haar und verlangen für alles Das nichts, als Liebe, aber unüberschwänglich viel Liebe und alle vierzehn Tage eine seidne Schürze. Wenn mir alle diese häuslichen und ländlichen Zerstreuungen den Studenten eben nicht nützlich erschienen, um ihr Recht und ihre Anatomie zu studiren, so erstaunte ich, als ich sah, daß Dem. Judith

einem Studenten als tugendhafte Grisette nicht nur selbst sich ergiebt, sondern vom eigenen Vater des jungen Mannes ihm als Schutzengel gegen die Sünde officiell beigegeben wird. Dem. Judith wohnt bei ihrem Freunde, um zu verhindern, daß Andre bei ihm wohnen. Sie ist förmlich bei ihm als Ableiter seiner Leidenschaften angestellt. Sie näht ihm auch, stopft ihm auch, bäckt ihm auch Eierkuchen, frisirt ihn auch. Sie liebt ihn wie ein deutsches Mädchen, keusch, sittsam, sentimental, mit Citaten aus Tiedge und Matthisson, nur mit dem Unterschied, daß sie auch in seinem Zimmer schläft. Und für all' diese Tugend, diese hingebende Unschuld will sie der Vater des jungen Mannes doch zuletzt nur mit einer Summe Geldes belohnen? Ha! Dumpfes Gemurmel der Bässe, zuckender Blitzeinschlag der Violinen, das Schicksal naht sich und die Thräne rinnt. Das Stück schien mir nach Verlauf von fünf Acten etwas unbefriedigt zu enden, was jedoch nicht hinderte, daß Alles vergnügt und wohlgemuth das Theater verließ.

Für die Porte St. Martin hatte ich mir einen Genuß eigener Art aufgespart, den einer ersten Vorstellung. Ein solcher Genuß kommt in Paris etwas theuer. Für das Vergnügen, noch eine Stunde vor Beginn ohne Billet zu sein, für eine noch schwankende und unsichere Vorstellung, für eine Vorstellung voller Längen, ein Spiel, das noch an Gedächtnißlücken leidet, kurz für die hundert Mängel einer ersten Vorstellung zahlt man hier drei- bis viermal mehr, als die gewöhnlichen Eintrittspreise betragen. Um das neue Drama von Bouchardy Paris le Bohemien, zu sehen, zahlte ich 15 Franken.

Da der Zudrang zu ersten Vorstellungen von Stücken, denen man ein Interesse zutraut, groß ist, so läge der Direction viel daran, sich die Billette theurer bezahlen zu lassen. Eine Erhöhung der Cassenpreise darf aber nur gegen ausdrückliche, von der Regierung eingeholte Genehmigung stattfinden. Da die Regierung diese Erhöhung in der Regel verweigert, so nimmt man seine Zuflucht zu einem andern Mittel. Man verlegt die Casse vom Corridor des Theaters auf die freie Straße und erklärt Jedem, der ein Billet haben will,

es wäre keins mehr zu haben, überläßt ihn also jenen Zwischenhändlern, die auf der Straße agiotiren. Der Entrepreneur dieser Agiotage ist die Direction selbst. Sie verkauft vierzehn Tage vor der ersten Vorstellung die Billette an sich selbst, d. h. an eine Anzahl fingirter Namen, die auf den Coupons der Billette als Käufer genannt sind und die nun durch ihre Agenten auf der Straße, vor dem Theater, die einzig möglichen Entréen für das Doppelte und Dreifache wiederverkaufen. Der Gewinn gehört der Direction. Eine erste Vorstellung in dem umfangreichen Theater der Porte St. Martin kann auf diese Art mehr als 10,000 Franken eintragen. Auch die Autoren machen es so mit den ihnen zustehenden billets d'auteurs.

Die Porte St. Martin ist in der Geschichte des modernen Theaters von nicht geringer Bedeutung. Sie diente dem schlechten Geschmack und nützte auch dem guten. Sie zwang das gute Drama, sich gegen den Wetteifer des schlechten zu rüsten. Die Porte St. Martin hat von allen europäischen Theatern die faule Lyrik vertrieben und wieder die Handlung für sie eingesetzt. Die Porte St. Martin gab das Schlechte in seinem ganzen Reize, in seinem ganzen äußern Flitter und Schimmer und zwang das gute Drama, erlaubte Künste der Verführung ihr abzulauschen.

Der dramatische Apparat dieser Bühne ist aus hundert Uebersetzungen und Nachbildungen auch bei uns bekannt. Man wußte, daß das Drama erschüttern soll, und begann vorläufig damit, daß man uns erschrecken ließ. Der classische Schrecken war der Tod, der moderne Schrecken wurde die Hinrichtung. Die schauerlichen Figuren der classisch-romantischen Tragödie waren die Todtengräber, die schauerlichen der modernen wurden die Scharfrichter. Um die Menschen in Schrecken zu setzen, fing man mit dem Schreckhaftesten an, mit der Guillotine. Man bedeckte das Schaffot mit Blumen. Man verhing es mit einem bunten Teppich, steckte Wachskerzen an und spielte scheinbar nur zu Tanz und Liebe auf. Die wilde Phantasie der Dichter vereinte zwei Liebende in schwellenden Brautbetten, sie träumen, sie kosen, die Uhr schlägt zwölf, sie blicken um sich — das Schaffot! Mütter lieben ihre Söhne,

Die Zeit, Mylady, bis zu welcher eine Person, von der es an Nachrichten fehlt, für verschollen erklärt wird, ist von dem Gebrauch auf eine lange Reihe von Jahren angesetzt. Jene Nachricht beruhte nur auf einem Gerüchte. Ich habe inzwischen merkwürdige Entdeckungen gemacht —

Fennimor.

Entdeckungen? In der Kunst, bei Wettrennen immer zu gewinnen?

Holiday.

Scherzen Sie nicht, Mylady! Ich erinnere Sie daran, was mich zum ersten Male in den beneidenswerthen Besitz Ihrer Bekanntschaft brachte! Ihr verstorbener Gemahl, Sir William Stafford, führte mich in Ihr Haus ein, er sprach mir von Ihrer Leidenschaft für italienische Kunst und Literatur, und da ich drei Jahre in Italien verlebt hatte, so mußt' ich wohl im Stande sein, einer so geistreichen Dilettantin zuweilen Antworten auf ihre Fragen zu geben. Inzwischen glaub' ich der wahren Ursache des allerdings flüchtigen Interesses, welches Sie mir zu schenken so gütig waren, jetzt näher gekommen zu sein.

Fennimor.

Wahren Ursache, Sir Eduard? Ich hörte Sie gern von Ihren Reisen erzählen. Sie wissen, wie traurig es mich stimmte, Italien nicht durch den Augenschein zu kennen.

Holiday.

Alle Achtung vor Mylady's Liebe zur Kunst und schönen Natur — der Schleier Ihrer Melancholie ist mir durch eine andere Thatsache gelüftet worden. Ich hätte nie geglaubt,

Söhne ihre Mütter, alle Leidenschaften durchkreuzen sich in bacchantischer Vergessenheit, Wollust, Verbrechen, Tod und im Hintergrund beim Aufgehen einer dunkeln Gardine in greller Beleuchtung mit rothem Mantel, auf das blanke Richtschwert gestützt, felsenfest wie das Schicksal: le bourreau! So fing das moderne Drama an, das Drama der Effecte. Später wurden diese Stücke langweilig, jetzt sind sie lächerlich. Es wollte Jemand den Hinko der Birch-Pfeiffer übersetzen. Der Director sagte: „Nous sommes fatigués des bourreaux.“ Von den Henkern ging man auf die mannssüchtigen Weiber über im Tour de Nesle, auf die Schlaftränke, Gifte und Gegengifte, wie in Catharina Howard, dann auf die Rettungen, wie im Reisewagen, dann auf Banditen und Spitzbuben wie Robert Macaire und Vautrin, dann auf untergeschobene Söhne, verfälschte Testamente, gestohlene Urkunden, wie in dem Drama, das jetzt seinen Zulauf hat, Paris le Bohemien.

Dieser Paris ist kein gewöhnlicher Zigeuner, wie wir in Deutschland die Zigeuner aus Preziosa kennen. Er beschmiert sich sein Hemd nicht etwa mit Talg und trägt es so lange, bis es ihm vom Leibe fällt, wie die ungarischen Zigeuner. Nein, Paris ist ein Pariser Zigeuner, ein civilisirter, der die Laute spielt, den Degen führt, Liebe wecken und Liebe geben kann, ein Zigeuner, der am Hofe von Mailand eine große Rolle gespielt haben soll, wie alle Franzosen, die zu Hause Komödianten sind und sich in der Fremde einbilden, Minister sein zu können. Und in der That, Paris ist ein Staatsmann und ein Schauspieler. Da er in Mailand nicht mehr als Staatsmann geduldet wird, wird er Schauspieler, und da er nicht mehr nöthig hat, Schauspieler zu sein, wird er wieder Staatsmann. Dies Marionettenspiel begiebt sich unter Galeazzo Viconti von Mailand, unter schwierigen Verhältnissen, rechts Gift, links Schaffot. Ein Testament ist verfälscht, ein Document ist abhanden gekommen, ja sogar ein Lebendiger ist eingemauert, ganz wie der alte Maximilian in Schiller's Räubern. Von Angst zu Schrecken, von Furcht zu Entsetzen hin- und hergeschleudert, bestürmt von dem leidenschaftlichen Spiel und den ergänzenden Schauern der Musik, giebt man sich in

der That dieſer Miſchung von Talent und Unſinn für die Dauer des Abends gefangen.

Den gewaltigen Zwecken der Porte St. Martin ſind auch die Mittel dieſer Bühne angemeſſen. Der Blitz iſt hier mehr als das Aufleuchten einer Handvoll geſtoßenen Kolophoniums, der Donner mehr, als das hohle Stöhnen einer großen Trommel, bei der man bei uns zuweilen mehr den Nachdruck der aufſchlagenden Hand als den Nachhall des Inſtrumentes vernimmt. Der Sturm pfeift ſchrill wie durch die knarrende Wetterfahne einer alten Felſenburg, das Geſchrei des Aufruhrs, das Murmeln der Verſchwornen, das Lachen luſtiger Cumpane, die nicht wiſſen, daß ſie Gift aus ihren klirrenden Bechern trinken, das Alles wird mit Geſchmack und Umſicht ausgeführt. Und welche Schauſpieler! Sie ſind keine Genies: ich bewunderte nicht ihre Kunſt, ich bewunderte ihre Natur. Welche Lungen, welche donnernden Organe! Dieſe Bravaden, dieſe Abgänge! Der Kronleuchter zitterte, wenn Galeazzo wüthete. Man kennt in Deutſchland Wilhelm Kunſt, wenn dieſer berühmte Naturaliſt als Otto von Wittelsbach den Kaiſer Philipp ermordet, aber dies Organ, dieſer Wortſchall iſt Elfenſäuſeln gegen Herrn Jemma's Stimme, wenn er ſchwört, alle Menſchen lebendig braten zu laſſen.

Päris, der Zigeuner, tritt in ein halb Dutzend Verkleidungen, als Gaukler, Kreuzfahrer, Jude, Wahnſinniger u. ſ. w. auf. Ich hatte dadurch den Vortheil, Frédéric Lemaitre, der ihn ſpielt, in ſeinem Schauſpielerwerthe kennen zu lernen. Man hatte Frédéric Lemaitre in ein halb Dutzend Stücken. Für jede Verkleidung bekam er einen Blumenkranz, eine Ausnahme von der Regel, denn ich habe in Paris nie jenen kindiſchen Enthuſiasmus geſehen, den die Deutſchen an Schauſpieler und Virtuoſen verſchwenden, ich habe nur einmal und nur einen einzigen Hervorruf gehört. Ueber die Berliner Liszt-Komödie, das öſterreichiſche Hervorruffieber hat man gelacht. Nur der einzige Lemaitre durfte ſich einer Hingebung rühmen, die an die deutſchen Triumphe erinnerte. Er allein trug dies verworrene neue Trama. Er wird alle Stücke tragen, in denen er eine große Rolle hat. Man überſchüttete ihn mit

Beifall, als wollte man ihn entschädigen, daß er nicht im Theater Français spielt.

Frédéric Lemaitre hatte ich mir als einen jungen feurigen Liebhaber mit outrirten Manieren vorgestellt, denn ich konnte nie an ihn denken, ohne mir Ruy Blas vorzustellen, den Bedienten, der Herzog wird, der durch eine geheime Tapetenthür schreitend, die versammelten Granden Spaniens überrascht und ihnen eine Rede voll Weisheit und Geschichtskenntniß hält, eine Rede, die nur den einen Fehler hat, daß man nicht weiß, wie ein Bedienter zu ihr kommt. Ich fand aber Lemaitre anders. Ich fand einen bejahrten Mann, der die Hoheit seines Ganges und den Glanz seines Auges nur noch von der Begeisterung für seine Rollen empfängt. Der Gang war gebrochen, der Glanz der Augen erloschen, das Organ der Stimme heiser und metallos, aber Gang, Auge, Stimme, Alles kommt wieder, wenn nicht im ersten, doch im zweiten, wenn nicht im zweiten, doch im dritten Act. Ich fand eine große Aehnlichkeit mit Seydelmann, nur mit dem Unterschiede, daß man Seydelmann gestatten müßte, außer Philipp, Alba, Shylok auch Posa, Hamlet und Ferdinand in Kabale und Liebe zu spielen. Man sah wohl den folgenden Verkleidungen Lemaitre's an, daß ihm jugendliche Charakterrollen geläufiger sind, als Greise und Juden, aber für Frankreich, wo Alles Specialität ist, waren seine Metamorphosen überraschend. Er hatte sogar einzelne Charakterzüge, die ihm deutsche Schauspieler nicht so leicht nachspielen würden. Bei uns folgt man der Tradition und entnimmt wenig der Beobachtung. Lemaitre gab seinen Possenreißer à la Odry, seinen alten Kreuzfahrer, seinen Juden ganz nach der Natur, aber doch bis zur Unschönheit. Der fingirte Kreuzfahrer kommt aus dem heiligen Kriege, hochbetagt, mit fluthendem weißen Barte, geharnischt, mürrisch, zornig, wie das Alter, das noch jung sein will, nicht anders sein kann, taub, ohne eine Antwort schuldig zu bleiben, redselig, ohne die Sprachwerkzeuge noch beherrschen zu können, spaßend, ohne Spaß zu verstehen, zusammenknickend und sich doch das Ansehen jugendlicher Rüstigkeit gebend. Der Herzog Galeazzo bietet dem verkappten Ritter den Arm, um ihn auf sein Zimmer zu führen. Be-

leidigt wirft Lemaitre diesen Dienst ab und sagt: „Seht, wie ich ausschreiten kann.“ Damit geht er, wie alte neunzigjährige Haudegen zu gehen pflegen, die geharnischten Füße weit ausspreizend, kräftig und affectirt die zitternden Beine aufstemmend und so den Weg weisend, wie Einer, der zeigen will, daß er trinken und doch den Kreidestrich noch halten kann. Es war ein genialer Moment. Minder werthvoll war der Jude Mazares. Lemaitre gab einen rothhaarigen Schacherjuden wie aus Angély's Abenteuer in der Judenschenke. Ich wunderte mich, daß er seinen Juden im schlechtesten Elsässer Französisch jüdeln ließ, ich wunderte mich um so mehr, als die Juden den Christen in Deutschland so bittere Vorwürfe zu machen pflegen, wenn sie jüdisch sprechende Juden auf die Bühne bringen, und dabei auf Frankreich verweisen, wo der Jude nur Franzose wäre und unter der Menge verschwände. Im Gegentheil. Ueber den Mazares Frédéric Lemaitre's würde sich ein deutscher Jude entrüstet haben. Auch im letzten Act war Lemaitre outrirt. Er brachte auch hier Beobachtungen an, die er der Natur wie einem anatomischen Secirtische entnommen hatte. Er hatte einen Vergifteten zu fingiren. Galeazzo weidet sich an einer ihm gelungen scheinenden Rache, an den Krümmungen und Todesqualen des geopferten Feindes; Lemaitre stöhnt und ahmt die Manieren eines Sterbenden, eines an Vergiftung Sterbenden nach. Er brachte Züge zum Vorschein, die nach der Morgue schmeckten, röchelte, kugelte sich, richtete sich auf und begann wieder niederfallend einen sonderbaren Veitstanz auf der Erde, der ihm jedoch statt Bewunderung seiner chirurgischen Studien allgemeines Gelächter einbrachte. Die Thurmuhr schlägt. Galeazzo glaubt am Ziel seiner Wünsche zu sein. „Bist Du todt? Hat das Gift gewirkt?“ raunt er dem Päris in's Ohr mit einer Bosheit, die man auf der deutschen Bühne nicht auszumalen wagen dürfte. Da erhebt Päris den Kopf, erst leise, dann dreister, klammert sich an die Stufen eines Sessels, richtet sich höher, immer höher, und ruft endlich, fest und triumphirend vor dem erschrockenen Galeazzo stehend, zum rasenden Jubel des ganzen Hauses, aus: „Und wenn ich das Gift nun nicht getrunken hätte?“ Erst diese Ver-

ſtellung, dieſe Krümmungen, dieſe Todesqualen, und dann dieſe ſchadenfrohe höhniſche Frage, dieſer Uebermuth der gelungenen Hinterliſt — ich weiß nicht, für mein Gefühl lag doch etwas Gemeines, ich muß es mit dem ſtärkſten Ausdruck bezeichnen, Niederträchtiges in dieſem bejubelten Momente. Ich ſchauderte vor der Maſſe, die oft das Zarteſte herausfühlen kann und nicht minder oft das Schlechteſte mit dem Erhabenſten verwechſelt. Ich war froh, daß das Stück zu Ende war. Ich habe wirklich vor dieſem furchtbar höhniſchen: Und wenn ich das Gift nun nicht getrunken hätte? die Nacht nicht ſchlafen können. Ich war der Guillotine von 1793 zu nahe gekommen.

In der Porte St. Martin ſind die Stalles und erſten Galerieen anſtändig. Dafür ſieht man ſchon im dritten Rang ſtatt der blauſen Hemdärmel. Eine kleine Pièce, die dem Pâris vorherging, durfte nicht ausgeſpielt werden. Sie wurde in jedem Worte unterbrochen, nicht weil ſie ſchlecht oder langweilig war, ſondern weil man das neue Stück ſehen wollte. Ich hörte bei den Effectſtellen des Bouchardy'ſchen Stückes großen Applaus, ohne die Claque zu bemerken. Iſt in Paris die Claque da, ſo muß man ſagen, daß ſie ſehr verſtändig wirkt. Sie beklatſchte im Pâris nie etwas Unweſentliches, compromittirte nicht den Autor, wie dies meiſt die Art der Claque in Deutſchland iſt. War eine Claque zugegen, ſo war ſie im Geiſt des Autors geregelt. Die Claque in Deutſchland iſt nie für den Autor, ſondern nur für die Schauſpieler. Die Schauſpieler beſtellen ſich an beſtimmten Stellen und Abgängen Applaus, die mittelmäßigen Schauſpieler. Daher kommt es, daß die Claque in Deutſchland die Stücke ſtürzt, ſtatt hebt. Der Dichter und nur derjenige Schauſpieler, der die Hauptrolle ſpielt, haben ein und daſſelbe Intereſſe. Alle neidiſchen Rivale, die nur Nebenrollen haben, beſtellen ſich Applauſe für ihre Epiſoden, für ihre halbe Scene, während der Darſteller der Titelrolle leer ausgeht. Das erzeugt im Publikum Widerſpruch, Schwankungen im Gleichgewicht der fortſchreitenden Handlung, und zieht, im glücklichſten Falle, daß man die Abſicht nicht merkt, die Aufmerkſamkeit ſo von der Hauptidee des Stückes ab, daß der Dichter ſicher ſein

kann, den Vorwurf zu hören, ſein Stück litte in der Hauptſache, ſein Held wäre paſſiv, ſein Süjet ohne Handlung. Erlebt ein ſolches Drama Wiederholungen, ſo tritt oft erſt bei der vierten oder fünften Vorſtellung, wo die Herren Collegen ihren Egoismus befriedigt haben, das natürliche Gleichgewicht ſeiner Conſtruction und das Gleichgewicht der Rollen ein. In Paris erſtaunte ich, Alles anders zu finden. Die hübſcheſten Epiſoden bleiben ohne Applaus. Die Mitſpieler Lemaitre's hatten artige Scenen, wirkſame Abgänge: keine Hand rührte ſich. Man applaudirte überhaupt wenig, aber immer mit Nachdruck. Als ſich bei einem flauen Actſchluſſe eine ziſchende Stimme vernehmen ließ, ſchwang ein Blouſenmann im dritten Rang den Knotenſtock und rief: „A la porte les sifflleurs!“ Im Zwiſchenact amüſirte man ſich, auf Pfeifen und Hausſchlüſſeln ſchrillende Töne hervorzubringen, man pfiff, daß Einem die Ohren gellten; aber während der Vorſtellung, trotz der erſichtlichen Mängel des Ganzen, trotz zahlloſer Schwächen, beobachtete man feierliches Schweigen. Als ich das Haus verließ, drängten ſich Hunderte von Gamins aus der oberen Gallerie hinunter. Es waren Feuilletons in Blouſe und Sammtkappe. Sie urtheilten, ohne leſen zu können. Ich bemerke, daß alle Pariſer Gamins erſtens Sammtkappen tragen und zweitens nicht leſen können. Es macht einen eigenen Eindruck, auf dem Boulevard du Temple von Gamins höflich angeredet zu werden: „Mein Herr, haben Sie die Güte und leſen Sie mir den Theaterzettel vor!“ Ich wiederhole, daß ſie darum über Lemaitre und Paris le Bohemien geiſtreiche Urtheile fällten, ja ich ſchäme mich, die deutſche Philiſterei einzugeſtehen, die mich beſtimmte, im Gedränge von Kunſtrichtern, die nicht ſchreiben und leſen können, die Hände an meine Taſchen zu halten. In der großen Oper hätte ich dies weit eher nöthig gehabt.

Ich muß auch von der großen Oper reden. Man ſieht es dem Saal und den Leiſtungen der Rue Lepelletier ſogleich an, daß hier die Muſik ein Privilegium iſt. In Paris hat das Drama in allen Stadtvierteln Concurrenz, die Oper nicht. Die Italiener ſingen italieniſche Muſik, die große Oper ſingt franzöſiſche. Und nur ſie allein. Wär' es möglich, in

Paris die Jüdin, Robert den Teufel, Wilhelm Tell, die Hugenotten u. ſ. w. noch von einer zweiten Truppe dargeſtellt zu ſehen, ſo würde es um den Nimbus der großen Oper geſchehen ſein. Jetzt findet man Alles unübertrefflich, was ſie giebt. Ihre Tenore, ihre Bäſſe, ihre Chöre ſind die beſten in der Welt. Man beklatſcht, was uns mittelmäßig erſcheint. Man applaudirt Diſſonanzen, falſche Töne, falſche Triller, applaudirt die confuſeſten Melodieen. Der Franzoſe iſt unmuſikaliſch. Seine Rede erſetzt ihm die Muſik. Daß der Franzoſe Lieder trällert, muß wohl im vorigen Jahrhundert, im Zeitalter der Maitreſſen und Abbés, geweſen ſein, man ſpricht und lieſt ſoviel davon. Jetzt ſind ſie ſtumm. Ich bin durch die Bourgogne, durch Lyonnais gereiſt, ich hörte nicht einen Ton, Alles iſt in Paris und Frankreich ſtumm, ſelbſt die Hunde bellen nicht, ganz wie in Amerika. In Paris hab' ich nie einen Hund bellen hören. Im Vaudeville trällert man Lieder, aber man ſingt ſie draußen nicht nach. Beranger wird geleſen, geſprochen, nicht geſungen, und wenn ich irgend eine Strophe ſingen höre, ſo wird es eine unmelodiſche ſein. Oft war mir's, als wenn der franzöſiſche muſikaliſche Genius mit dem Kopf gegen die Melodie angehen wollte. Wo wir mit der Stimmlage herabſteigen, ſteigen die Franzoſen hinauf. Entweder hat Halévy für dieſes eigene muſikaliſche Ohr gedichtet, oder er hat dies Ohr ſelbſt auf ſeinem Gewiſſen. Genug, man findet die Geſänge aus der „Jüdin", der „Peſt in Florenz", der „Reine de Chypre" wohltönend und müht ſich zuweilen in den Zwiſchenacten ab, die halsbrechenden Capriolen der Halévy'ſchen Arien und Geſänge mit ſcheinbar großer Befriedigung nachzuſummen.

Tanz und Mise en Scène ſind dagegen vorzüglich. Sonſt habe ich geglaubt, wenn ich die ewig gleichen Sprünge und Entrechats, Wirbel und Gruppen des Ballets ſah, daß ſich dieſe Kunſt bald erſchöpft hätte. Hier fand ich immer wieder neue Variationen, neue Motive für die Fußſpitzen, neue Figuren und Combinationen. Das Berliner Ballet iſt jedoch friſcher, üppiger, in ſeinen Koryphäen ſinnlicher. Die Franzöſin läßt ſich nicht gern in die Maſſe ſtellen, und zum Solotanz ſich zu erheben iſt ſchwer. Schöne Solotänzerinnen zu

haben, hängt von einer seltenen Gunst des Zufalls ab. Es giebt dürre Perioden, wo die großen Fußkünstlerinnen nicht gedeihen wollen. Eine Carlota Grisi, die ich nicht sah, mehre Fitzjames, eine Dumilâtre und andre Namen nennt man. Ich glaube nicht, daß eine von ihnen der Taglioni und den Elslers gleichkommt.

Vortrefflich war die Ausstattung der „Judin". Decorationen, Anordnung der Scenen, die Comparserie, die Costümes ersetzten reichlich die musikalischen Mängel. Ich will von den Pferden nicht reden, die man aus goldgestickter Seide kaum herauserkennen konnte, ich will die Massen nicht zählen, den Werth der Stoffe nicht prüfen. Schon die Gruppirung, der Geschmack in der Anordnung verdienen allein Bewunderung. Die Decorationen sind Gemälde. Sie drücken weit mehr aus, als sie zunächst bedeuten sollen. Es sind nur Häuser, nur Plätze, nur Straßen, aber sie sind mit so viel anregendem Beiwerk, mit einer so eigenthümlichen Perspective ausgestattet, daß sich ihre nächste Bestimmung in einem reizenden Ensemble von Staffagen verliert. Die Comparserie ist verschwenderisch. Aus dem großen Zuge des ersten Actes hätte man für deutsche Theater zehn Krönungszüge zusammensetzen können. Wenigstens sechs Truppen von Bogenschützen, jede von dreißig Mann, folgten sich unmittelbar aufeinander. Nur an Frauen schien es zu mangeln. Die Frauen wissen in Paris bessere Geschäfte zu machen, als Figurantin bei der großen Oper. Malerisch war die Gruppirung der Massen. Weiber, Kinder, Greise waren sinnig vertheilt. Nichts stockte, nichts stand leblos. Die Bilder waren flüssig, ohne die Haupthandlung zu stören. Die Kinder liefen auf und ab, die kleinen Mädchen trieben Possen, Alles war individuell belebt, nichts steif, nichts hölzern, wie die Comparserie in Deutschland, die der Regisseur an dicken Schiffstauen regieren kann und die doch nicht weiß, wo sie den Arm heben, wohin sie den Fuß setzen soll. Die Fahnenwimpel, die Wappen, die Costümes beruhten auf gründlichen antiquarischen Studien, guten Gemälden, alten Holzschnitten. Nur mit den weißen, rothen und blauen Farben war zu viel Verschwendung getrieben. Auch artete die Costümirung zuweilen in's Fabel-

haste aus. Die Hofdamen trugen buntscheckige seidene Kleider, aus vier Stücken, grün, gelb, weiß und roth zusammengesetzt. Quer über den Leib waren Wappenthiere eingenäht. Leoparden schwänzelten von der Brust bis auf die spitzen Schnabelschuhe herab. Die Costümes hatten etwas von der Heraldik und dem Colorit der Spielkarten.

Gediegenere Gesangstalente entfalten sich in der „Königin von Cypern". Madame Stolz ist keine jener Sängerinnen, die Epoche machen: aber sie kann den Uebergang zu einer Epoche würdig vertreten. Ihre Stimme hat jene Schärfe, die dem Metall eine längere Dauer sichert und mit Metall zu ihrem Vortheil verwechselt wird. In Duprez hatte ich mir einen hohen Tenor vorgestellt. Der häßliche Duprez hat aber keine Höhe, auch kein gutes Falsett, nur eine körnige, geschulte Bruststimme, die etwas aushält und sich durch gute Behandlung geltend macht. Varoilhet, der Bassist, eine wunderliche Figur, der Oberkörper einem Riesen, der Unterkörper einem Zwerge angehörend, schien der Beste von Allen. Es liegt in seiner Stimme eine erschütternde Resonanz, wahrhaft männliche Kraft.

Vierundzwanzigster Brief.

Paris, 16. April 1812.

Am verwichenen Sonntag fuhr ich mit der Eisenbahn nach Versailles. Die mildeste Frühlingsluft, der schönste Sonnenschein begünstigte die Fahrt. Von dem geschmackvoll eingerichteten Bahnhofe des rechten Ufers kommt man in etwas mehr als einer Stunde nach der weltberühmten erinnerungsreichen Residenz des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig. Die Fahrt geht langsam. In St. Cloud stiegen diejenigen aus, die hier schon ihre Sommerwohnungen bezogen hatten. Das Thal von St. Cloud ist ein lieblicher, ländlicher Aufenthalt.

Ich verehre andächtig Alles, was geſchichtlich verwitterte. Ich ehre den Sturm und Regen der Jahrhunderte, der über Hütten und Paläſte den grauen Schleier der Veraltung legt. Verſailles hat geſündigt und gebüßt; warum es anklagen? Die Hand der Revolution ging ſchonend über dieſe Grotten und Tempel hinweg; warum an dieſen Steinen nur den Schweiß der Völker ſehen, der ſie gekittet hat, warum ſich erzürnen über eine Periode, die gerichtet iſt!

Drei große Alleen führen auf die Höhe des Verſailler Schloſſes. Die alten Gebäude links und rechts waren Marſtälle und Remiſen, Gaſtwohnungen für die Dienerſchaft fremder Herren, die nach Verſailles kamen, um anzubeten und zu ſtaunen. Hier wurden Schönheiten untergebracht, ehe der Weg gebahnt war, ſie auf's Schloß zu bringen. Hieher wurde verbannt, was ſich oben vor dem eiferſüchtigen Blicke der Favoritinnen verbergen mußte. Welche Erinnerungen! Welche Poeſie hier ſelbſt im Kleinſten und Unſcheinbarſten! Vergebens bannt man vom Auge die gaukelnden Geſtalten jener vergangenen Zeiten. Immer rollt vor ihnen ein Gewühl von goldenen Staatswagen, mit bunten Läufern und Heiducken, rauſchen die ſeidenen Gewänder über die marmornen Treppen, widerhallend von den Stelzſchuhen dieſer bewunderten, mächtigen Weiber. All' dieſe Einſamkeit, dieſe Oede belebt ſich! Zu den Statüen ſieht man die Urbilder, zu den Heiden die Gelehrten, die ihre Thaten feierten, zu den Frauen die Dichter, die ihrer Schönheit ſchmeichelten. Man muß lachen, wie nun von allen Seiten Schriften und Bilder an Louis Philippe erinnern ſollten, an den guten Hausvater, der auch aus Verſailles ein Gemäldemuſeum gemacht hat.

Man blickt noch einmal rückwärts, um vom Eingangshofe des Schloſſes die großartige Ausſicht zu genießen. Man ſchreitet durch zwei marmorne Bilderreihen alter franzöſiſcher Krieger, an der Kapelle rechts durch einen Corridor und betritt den Garten, den berühmten Garten von Verſailles. Die tiefblaue Luft über uns, links die begrenzende Hügelkette, der Blick hinunter in den Frühlingsſchimmer der Alleen, fern am Rande das ſaftige Wieſengrün, man glaubt das Alles ſchon

daß jene zierlichen Briefe, die Lord Douglas auf unsrer Reise so häufig empfing, von einer Hand geschrieben waren, auf deren Züge ich mich jetzt nicht mehr vergebens besinne — von der Ihrigen!

Fennimor.

Wie?

Holiday.

Arthur Douglas, mein Freund, war verschwiegen wie das Grab und dennoch weiß ich jetzt, daß er während der Zeit, wo Ihr Vater bei der Marine in Indien diente, in dem Hause, wo Sie nach dem Austritt aus der Pension in Obhut und Pflege gehalten wurden, Ihre Bekanntschaft machte, Ihnen Liebe schwur, von Ihnen die Versicherung gleicher Gefühle empfing, den Continent bereiste, glückselig schwelgte in der Wonne, einst mit diesem geheimen Seelenbunde vor die Welt treten zu dürfen, und nach drei Jahren der innigst wiederholten Schwüre ewiger Liebe und Treue — (rückt mit dem Sessel rückwärts)

Fennimor

(steht auf und geht an ihm vorbei).

Halten Sie ein! Was — berechtigt Sie — ah! — (Sie hält sich einen Augenblick aufrecht und droht zu sinken.)

Holiday (fängt sie schnell auf).

Mylady! Vergebung, daß ich gewagt habe, Sie zu erschüttern. Ich hätte nicht geglaubt, daß die Erinnerung an diese Dinge Sie so überwältigen würde.

Fennimor.

Was giebt Ihnen ein Recht, mein Herr, so grausam in die Tiefen einer unglücklichen Seele zu greifen?

einmal gesehen zu haben. Man erinnert sich der hundert Nachahmungen von Versailles in den deutschen Markgrafschaften und alten geistlichen Bisthümern, man denkt an Schwetzingen, an die vielen Monrepos und Monmirails, an die Solitüden und Sanssoucis. Versailles aber steigt als das kühn entworfene, groß gedachte Musterbild aller vor unseren Augen auf. Diese Dimensionen, diese Fronten, diese Wasserbecken mit den lieblichsten Erfindungen der Bildhauer, diese Riesentreppe, diese blendenden Marmorstatüen und endlosen Fernsichten! Die Großartigkeit der Maßstäbe überwältigt uns, die Frühlingsluft erweitert die Brust, überwunden und geblendet folgt man träumerisch dem lockenden Sonnenstrahl.

Wie sinnig die in Bronze ausgeführten Ideen zu den großen Wasserstrahlen, die am ersten Mai springen werden! Die Bronze im glänzendsten grünen Lüstre, wie ein schweizerischer Bergsee. Die Gruppen sinnig vertheilt, schalkhaft erfunden und meisterhaft ausgeführt. Wie lieblich am Springbrunnen der Terrasse die beiden Knaben, die nach einem Vogel greifen! Man übersieht die geschmacklos verschnittenen Bäumchen, die rechts und links den Weg von der Terrasse herab besetzt halten. Man betrachtet die putzigen kleinen Laubkegel als Staffage zu den übrigen Reizen der Kunst und Natur, betrachtet sie wie jene drolligen Metamorphosen sybischer Bauern in maulaufsperrende häßliche Frösche, die, wenn die Wasser springen, die in der Mitte thronende Diana mit dem Erguß ihres Zornes bespritzen. Man betritt die große Allee mit ihrem, in der Mitte ausgebreiteten grünen Wiesenteppich. Rechts und links die schlanke griechische Götterwelt. Alle süßen Geheimnisse der Mythologie sind hier durch den Meißel der Bildner verrathen, die tausend und einen Liebschaften der großen Götter, die Umtriebe, Abenteuer und Mädchenraube der kleinen. Wie die Faunen durch die Büsche lauschen, wie die Satyrn hüpfen, um die badenden Nymphen zu überraschen! Mancher dieser zottigen Waldgötter hat eine frappante Physiognomie. Es sind keine arkadischen Griechen, es sind Petitmaitres von Versailles, die Züge der gesuchtesten Roués der Höfe von

Ludwig XIV. und XV., sowie man unverkennbar an vielen der geraubten Proserpinen und überraschten Dianen die Züge der Maintenon und Montespan erkennen wird.

Leichte, üppige, frivole Welt! Sie endete mit einem Schaffot; warum soll man so streng sein und sie verdammen? Warum nicht über jenes wandernde Fräuleinstift lächeln, das zu zwei und zwei geschaart, angeführt von einer grün bebrillten alten Gouvernante, durch die Alleen schreitet, sich niederläßt zwischen einer reizenden Venus und einem adlergetragenen lieblichen Ganymed, um in Thomas a Kempis, Fenelon oder einem Bildungsbuche der Madame Guizot zu lesen? Warum soll man sich in diesem Marmorglanz und Blüthenschimmer, unter diesem blauen Himmelsdach, diesen spielenden Sonnenatomen, im Abglanz der blitzenden Strahlendecke des Bassins nicht eingestehen, daß es schön sei um eine Welt der Dichtung, schön um den ionischen Himmel der Idealität, um die Auffassung des Lebens von der Sonnenseite der Kunst und Natur!

Durch eine Pforte, an einem Häuschen vorüber mit der lächerlichstörenden Inschrift: Secours aux noyers (wer will sich denn hier ertränken!) tritt man in die wilden Parthieen des Parkes ein. Hatte im Garten, den wir eben verließen, die Natur unter der Scheere des Laubbildners geseufzt und war sie ihr durch manche freie Anomalie doch zuweilen neckisch entschlüpft, so war sie hier losgebunden und dem eigenen Triebe überlassen. Man kommt zum großen und kleinen Trianon, den Privatzaubergärten jener Armiden, die einst die Könige von Frankreich zu Sklaven einer nicht gut geschlafenen Nacht, eines Anfalls der Migraine machten. Es sind unscheinbare kleine Häuser, bedeutend nur durch die Erinnerung. Hier ertheilte die Maintenon Audienzen, hier hörte sie die Vorlesungen der Dichter und moralisirte, als sie nicht mehr lieben konnte, hier badete sich in den dunkeln Rococogemächern die Dübarry und salbte mit duftendem Oel jene schönen Haare, die ihr erst der Henker wegschnitt, als sie den üppigen, weichen Körper auf das Brett der Guillotine legen sollte. Es flüstert hier in den Bäumen noch dem Kosen

der Liebe, es raschelt in dem noch vom Herbst gebliebenen Laube nach Intrigue.

Die Revolution hat sich an den alten fränkischen Königen vergriffen, hat ihre Gebeine aus den Särgen von St. Denis gerissen, hat Statüen zerstört, hat die Bildwerke der Kunst verstümmelt, ihnen die Arme und Nasen abgeschlagen, nur an Versailles ist sie vorübergegangen. Sie hatte Versailles vergessen. An dem Tage, wo die Pariser Nationalgarde gewaltsam die königliche Familie von Versailles nach den Tuilerien abholte, war diese verloren und Versailles gerettet. Man dachte nicht mehr an die Schale, seitdem man den Kern hatte. Wie man kostbare Möbel gegen Staub bedeckt, so lag Versailles dreißig Jahre verhüllt. Napoleon haßte Versailles, weil er die Unsittlichkeit zu hassen scheinen wollte, die Bourbonen lüfteten die Decke ein wenig, Louis Philipp wagte es, sie ganz zu heben, indem er aus Versailles ein Gemäldemuseum machte. Die Dynastie Orleans kann wieder von Versailles sprechen. Der junge Herzog von Orleans spricht von Horace Vernet, Scheffer und David und denkt dabei an das kleine Trianon.*) Als er sich mit der Prinzessin von Mecklenburg vermählte, feierte man ein großes Fest in jenem berühmten Ballsaale, wo sich die ersten Symptome der Revolution gezeigt hatten. Man räumte den Saal für das Fest des jungen Brautpaares auf und fand ihn nach so vielen Jahren noch so, wie ihn die Revolution verlassen hatte. Noch sah man auf der Erde die Spuren des militairischen Banketts, sah Lichtstumpfe, zerbrochene Gläser, Champagnerkorke, sah die zertretenen Cocarden der Gardes du Corps und die festlichen Bänder der Offiziere des Regiments von Flandern. Die Dynastie Orleans hat erst Alles wieder scheuern, putzen und sauber anstreichen lassen müssen. Noch wohnt sie nicht hier, aber es wäre ein welthistorischer Moment, wenn eines Morgens der Herzog von Joinville zu seinem Vater käme und sich das kleine Trianon zum Sommeraufenthalt für — Dem. Rachel ausbäte! Diese Miene von Louis Philippe!

*) Es wurde später zuweilen von seiner Witwe bewohnt und zeigte dann eine außerordentlich einfache, deutschgemüthliche Einrichtung.

Dieſer Fluch, den er auf das Gelüſt des jungen Seefahrers ſchleudern würde! Der alte vielgewanderte Ulyſſes würde das Fenſter aufreißen und ſagen: „Siehe, dort auf jenem Platz wurde Philippe Egalité, mein Vater, guillotinirt! Willſt Du noch das kleine Trianon haben?“ Der Prinz von Joinville würde ſich ſeine Halsbinde lüften, in aller Stille das Fenſter zumachen, ſeinem Neufoundländer Hunde pfeifen und ohne alles Geräuſch im Walde von Vincennes auf die Entenjagd gehen.

Das Muſeum von Verſailles erläutert in Bildern die Geſchichte von Frankreich. Die Säle muß man ſchockweiſe, die Bilder nach der Elle meſſen. Viele dieſer Darſtellungen haben nur Tapetenwerth. Es ſind einige Meiſterwerke darunter, aber die Mehrzahl gehört zu dem Genre von Gemälden, das man alte Schildereien nennt. Nur mit Mühe erwehrt man ſich der Vorſtellung von einer fabrikartigen Anfertigung dieſer Bilder. Und doch ſind es nur geſammelte, allmälig, in langen Zeitzwiſchenräumen aufgeſpeicherte Beiträge zu einem und demſelben Zweck. Mit Clovis und Dagobert fangen dieſe Erinnerungen an. Die Schlacht bei Zülpich, die Thaten Karl's des Großen, die Kreuzzüge, die Jungfrau von Orleans, die Ligue und Fronde, die Schlachten am Rhein, bis zur Revolution, bis auf Napoleon, bis auf die Einnahme von Antwerpen und Conſtantine; kein Gefecht, kein Scharmützel iſt vergeſſen. Es macht einen Eindruck wie ein Orbis pictus für Kinder. Man kann dieſe Galerie als Schlachtenfibel für den Unterricht in der Geſchichte benutzen und ſollte die Gymnaſien von Paris hierherführen, um ſie auf eine amüſante Weiſe Geſchichte zu lehren. Für die Geſchichte Napoleon's wimmelt es an Verherrlichungen. Da iſt kein Fort, keine Brücke, keine Schanze vergeſſen, die ſeine Armeen genommen haben. Napoleon's Einzug in Berlin, Napoleon in Potsdam, Napoleon im Berliner Schloß, Napoleon und die Fürſtin Hatzfeld, Napoleon und die Königin Louiſe in Tilſit, alle ruſſiſchen Siege bis zum Brande von Moskau. Von da an wird die Geſchwätzigkeit der Malerpinſel etwas einſilbiger und es könnten gegen die Vernet, Groß, Gerards, Scheffers, Langlois, Beaumes unſere Wachs, Schadows,

Vegas, Cornelius ſich einſtellen, wenn bei uns dieſe Herren nicht Madonnen, Heilige, Niren und alte Hünen zu malen vorzögen. Die Schlachten von Lützen und Bautzen im Anfang der Befreiungskriege ſind noch dem Ruhm des napoleoniſchen Adlers vorbehalten. Bei Lützen ſind die Preußen noch im Coſtüme von Jena gekleidet. Ich entdeckte nichts von den jungen preußiſchen Freiwilligen, die hier zu Hunderten gefallen ſind, nichts von den jungen Berliner Turnern, die hier ihre erſte Waffenprobe ablegten. Auf Lützen folgt in ſchnellem Sprunge die Schlacht von Hanau, einige kleinere Gefechte in Frankreich und mit No. 949 des Katalogs: Les adieux de Fontainebleau.

Die Dichter ſind doch nur Schmeichler, aber die Künſtler ſind feile Miethlinge. No. 950. Louis XVIII. in Calais. No. 951. Louis XVIII. in den Tuilerien. Dieſelbe Leinwand, dieſelben Farben, dieſelben Lichter und Schatten, ob Napoleon oder die Bourbonen, wenn nur die Perſpective richtig iſt! Unglücklicherweiſe war die Reſtauration höchſt unmaleriſch. Dieſer behäbige Lateiner, Louis XVIII., der ſich in ſeiner Bibliothek abmalen läßt. Er ſinnt über Etwas, das er niederſchreiben will. Nicht etwa einen freiſinnigen Ergänzungsartikel der Charte, nicht etwa das großartige Protokoll einer Entſagung auf Entſchädigungen, ſondern den Entwurf einer lateiniſchen Inſchrift im Lapidarſtyl. Der einzige pittoreske Moment der Bourbonen iſt ihre Abreiſe. Ludwig XVIII. flieht vor dem rückkehrenden Napoleon bei Nacht nach Gent. Der Schein einer Laterne erhellt das düſtere Gemälde, erhellt die Mienen der ihn Umſtehenden. Beſtürzung auf allen Geſichtern und die verdammte Portraitähnlichkeit! Man ſieht lauter bekannte noch lebende Phyſiognomieen, die hier täglich vor dem neugierigen Pariſer Volk als „Männer von Gent" dem Martyrium der Unpopularität preisgegeben ſind. Endlich kommt der weißröckige Karl X. mit ſeinem ewig geöffneten Munde, die Oelfläſchchen- und Oriflammenkomödie von Rheims, wo all' dieſe legitimiſtiſchen Häupter im mittelalterlichen Feſtesornat ſich wie Kartenkönige und Kartenbuben ausnehmen, dann ſogar Erinnerungen an jenen kläglichen ſpaniſchen Interventionskrieg, wo man Bi-

vouaks- und Vorpostengefechte als Schlachten verewigt dargestellt sieht, Navarin, die Einnahme von Algier, Triumphzüge und Fanfaronaden aller Art, bis zur Julirevolution. Diese ist in ihren wichtigsten Momenten und Folgen von den bedeutendsten Malern wiedergegeben, leider aber dabei mehr das Ceremonielle und Decorative der Ereignisse vor dem eigentlich Poetischen und Charakteristischen bevorzugt. Die Acte zur Herstellung der Freiheit sind gegen die zur Herstellung der Ordnung hintangesetzt. Ueberall Louis Philippe, nie das Volk. Ueberall die Gewalt, schwörend, versprechend, beeidigend, und die Masse nur in Uniform, nur als Nationalgarde, nur Munizipalität, Deputirten- und Pairskammer. Dann der kleine Ruhm von Antwerpen. Verewigt sind jene denkwürdigen Momente eines Ausmarsches, einer abgehaltenen Revue, eines prinzlichen Ritles durch die Tranchéen, die Momente einer Kugel, die beinahe hätte tödtlich werden können, ganz schon wieder in dem prahlerischen und servilen Geiste der Restauration. Nur ein Zimmer hat mich hier noch wahrhaft interessirt. Es ist dem Grabe, dem wirklich ernst gemeinten Grabe des jungen Frankreich gewidmet, Algier.

Sicher ohne es zu wollen, hat Louis Philippe in der Eröffnung des Algier-Saales eine neue Epoche angedeutet. Es ist das junge Frankreich, das sich hier für eine unnütze Eroberung verblutet. Freundliche Helle beleuchtet den Saal. Das von oben hereinfallende Licht hebt die frischen Tinten der Bilder noch höher. Die Figuren, die Bäume, die nackten Felsen auf diesen Gemälden werfen keinen Schatten und verrathen dadurch, wie hoch hier die Sonne stehen muß, wie glühend sie ihre Strahlen wirft. Und trotz dieser nackten Steine, dieser brennenden Hitze klettern die jungen französischen Regimenter muthig zu den Wällen der wilden Felsennester hinan, richten ihr Geschütz, legen Breiche und pflanzen die dreifarbige Fahne auf die mit dem Säbel in der Hand eroberten Schanzen. Die jungen Tirailleurs und Scharfschützen in ihren blaugrauen Röcken, mit den rothen Pantalons, kleines, aber gedrungenes und an Ausdauer und Entbehrung gewöhntes Volk, scheinen noch die Nummern der jüngsten

Conſcriptionslotterie an den ſpitzlaufenden Caskets zu tragen, die jungen Unteroffiziere ſchielen nach den Epauletten der Offiziere, die Offiziere nach den Cordons der Generale. Mit gezogenem Säbel ſchreiten die gebräunten jungen Helden ihren Colonnen voran; gebräunt, obſchon ſie eben erſt aus der Artillerieſchule von Nancy, Metz, aus dem polytechniſchen Inſtitut von Paris gekommen ſcheinen. Dieſe junge Soldateska Frankreichs, die ſich hier aus Hinterhalten ſo oft meuchlings von Beduinen ſchlachten laſſen muß, hat etwas Studentikoſes: man ſieht, ſie gehört zur Parthei des „National". Sie ſchreibt Berichte an Armand Marraſt über den Gang der afrikaniſchen Angelegenheiten, über die Indolenz der Oberoffiziere, die Grauſamkeit Negrier's. Sie würden caſſirt, käme es heraus. Aber auch die Oberoffiziere werden durch Algier liberal. Bugeaud, der im Duell einen freiſinnigen Deputirten erſchoß, der „Schlächter der Rue Transnonain", wie man ihn zu nennen pflegt, Bugeaud, der ſich aus Gefälligkeit für den Hof, der ihm ſchmeichelte, den brutalſten Exceſſen militairiſcher Gewaltthätigkeit hingab, bereut jetzt, was er that, und ſchließt ſich dem militairiſchen Liberalismus des „National" an. Man erſieht an dieſen bildlichen Darſtellungen aus dem jungen Kriegerleben Frankreichs, daß die eigentliche Kraft der franzöſiſchen Armeen doch von je in ihrer Beweglichkeit, Marſchfertigkeit, Ausdauer, Mäßigkeit, ihrem heitern Sinne, demokratiſchen nationalen Bande zwiſchen Befehlenden und Gehorchenden, ihrer Elaſticität, in ihrem von oben bis unten herab ſich verzweigenden esprit de corps gelegen hat.

Meine letzten Verſailler Stunden gehörten dem Profeſſor St. Marc Girardin. Im traulichen Schooß ſeiner Familie, an dem abendlich noch immer nicht zu entbehrenden Kaminfeuer, unter lieben Kindern, die um acht Uhr artig das Händchen geben und gute Nacht ſagen, ſah ich, daß man bei den Seinen auch in Frankreich glücklich ſein kann. St. Marc Girardin, Profeſſor der franzöſiſchen Literatur an der Sorbonne, Staatsrath im Miniſterium des Unterrichts, gründlicher Kenner der pädagogiſchen Literatur Deutſchlands, lebt ſeiner Geſundheit wegen einige Sommermonate in Verſailles.

Durch die Eisenbahn gehört Versailles zur Banlieue von Paris. Schnell führte sie mich in die belebte Welthauptstadt zurück. Es war ein sternenklarer, mondheller Abend. In flimmerndem Zauberglanze verschwand Versailles vor meinen Augen. Es blieb zurück mit seinen Erinnerungen, schweigsam, stumm und todt, umwoben vom Mondenlicht, beschattet von der Nacht.

Stummes Grab der Zeiten, Du führtest mich zu den beredteren Gräbern der Menschen! Auch auf dem Père la Chaise war ich, dem Calvarienberge der Unsterblichen. Beschattet von Fichtenbäumen und Trauerweiden, zieht sich in schlängelnden Windungen der steinige Pfad hinauf, den Tausende erklommen, um hier auf immer auszuruhen. In Versailles verbirgt sich schüchtern und ängstlich die Erinnerung, hier ruft sie frei und offen den Wanderer mit Immortellenkränzen und goldenen Inschriften an. Der Père la Chaise, fast nur berühmten und verdienten Männern gewidmet, hat nichts Geschwätziges, Ruhmrednerisches. Man sieht die Thaten und vergißt doch die Schmerzen nicht, die mit der Größe verbunden sind. Wahrhaft große Männer sind nie glücklich gewesen. Wie viele dieser Palmen sind mit Thränen benetzt, wie viele dieser Lorbern drückten sich auf Stirnen, die der Gram furchte, Scheitel, die die Sorge bleichte! Der Ruhm, den man oft hassen muß in den Annalen der Geschichte, wo nur die großen Männer schimmern, die guten im Schatten stehen, man gewinnt ihn wieder lieb auf dem Père la Chaise, diesem Gottesacker, der, wie einer andern Welt angehörend, mit seinen blühenden Terrassen, seinem ätherischen Blumenduft auf den wüsten Lärm von Paris herniederblickt!

Der Friedhof des Père la Chaise erhebt sich hinter der Vorstadt St. Antoine am östlichen Ende von Paris. Es kostet viel Geld, um auf diesem geweihten Boden auszuruhen. Wem dies seine eigenen Mittel unmöglich machen, der hat Freunde, Anhänger, Bewunderer. Wie viel berühmte Männer starben nicht und ernteten erst im Tode die Anerkennung, die man ihnen im Leben versagte! Nähert man sich der entlegenen Ruhestätte, so wird man unwillkürlich Alles, was uns hier begegnet, auf den Tod beziehen. Eine lange öde Straße führt von der Julisäule zu den Gräbern des Père

la Chaise hinauf. Le Capitole las ich in einem Winkel mit Riesenlettern hingemalt. Auch ein Todter! Ein Journal, das die Polizei im napoleonischen Sinne stiftete, um zu ersehen, wer diese Tendenz unterstützen würde. Der Redacteur, Herr Durand vom Journal de Francfort, war für diese Recherche der Spion, ohne es zu wissen. Als dem Capitole eines Tages vom Kaiser von Rußland 40,000 Franken geschickt wurden, da wußte Louis Philippe, was er wissen wollte, und hob das Journal auf. Die Gräberstraße ist lang genug, um sich über diese Art von Politik seine eigenen Gedanken auszuspinnen. Weiter hinauf, mitten unter dem Staub der hier gemeißelten Grabeskreuze und Denksteine, liest man in großen Lettern an einem Hause: Deutsch, den Namen eines Handwerkers. Man erschrickt, dem vaterländischen Namen gerade hier unter den Todten zu begegnen. Endlich sieht man noch zwei große Häuser, die für die Aufnahme sittlich verwahrloster Kinder bestimmt sind. Es sind Leichenhäuser für Lebendige.

Man betritt den Friedhof. Ein Führer wird uns geleiten und die besuchtesten Stellen zeigen. Es ist nicht Alles Ruhm, was wir hier begraben finden. Dort in dem ersten kleinen Tempel liegen die Gebeine des Herrn Moses von Eichthal! Auch das Geld scheint es, das Amt, das sich hier begraben läßt. Störender Gedanke, bei jedem Immortellenkranz erst zu fragen: Verdient du ihn auch, der du hier begraben liegst? Man wendet sich rechts. Ein gothisches Monument fesselt unsere Aufmerksamkeit. Vierzehn kleine Säulen tragen zehn Bogen, über welchen sich Karnieße mit Blumen verziert befinden. Hier liegen die Reste von Abälard und Heloise. Zum ersten Mal vereinigt nach der an dem Geliebten begangenen Greuelthat; aber nur ihre Knochen küssen sich, ihre Asche ist in Eins geflossen. Für die Leiden des Genies, für die auf dem Père la Chaise schlummernden großen Gedanken und großen Schmerzen konnte es keine symbolischeren Heiligen geben, als Abälard und Heloise.

Auf dem ersten Hügelvorsprunge befindet sich das Denkmal Casimir Perier's. Für einen Mann, der weder zerstörte noch schuf, eine Kraft, die nur bändigte, zähmte, aufhielt,

den Ausdruck einer Epoche, welche so viel zähe Kraft nur zum Organ ihres Bedürfnisses nach Ruhe und Sammlung machte, ist dies weitschweifige Denkmal zu prahlerisch.

Um Perier's Standbild her stehen einfache, aber bedeutendere Grabmäler. Einfache Büsten bezeichnen die Stätte, wo die Schädel Fourier's und Gall's, des Schädellehrers, ruhen. Das Grab des Hieroglyphenentzifferers Champollion bezeichnet ein Obelisk. Eine Trauerweide lehnt sich über einen Denkstein, unter dem die Duchesnois ruht. Diese berühmte Actrice war bedeutender im Lust- als Trauerspiel; da es aber schwer ist, die komische Muse auf einen Kirchhof zu bringen, so hat man auf dem Basrelief Melpomene um sie trauern lassen, worin einige Zweideutigkeit liegen kann. Ein anderes Basrelief zur Rechten schildert jene kühne Befreiung Lavalette's durch seine Gattin. Er selbst, der Gerettete, liegt unter diesem Würfel. Nebenan ist Platz für seine noch lebende Retterin gelassen.

Zahllos sind die Denkmäler für die militairischen und administrativen Berühmtheiten des Kaiserreiches. Ein Sarkophag von weißem Marmor mit zwei Figuren des Ruhmes, die des Marschalls Lefebre Büste bekränzen. Ein hoher Obelisk, gewidmet dem Marschall Massena. Ein Altar, gewidmet dem Marschall Süchet. Düster und dunkel liegt abseits vom Wege in einem eingezäunten Raume Marschall Tavoust. Unter Rasen und Fichten schläft der erschossene Ney. Von den Zweigen des düstern Nadelholzes brechen unzählige Fremde Stäbchen zur Erinnerung ab. Molière's und Lafontaine's Denkmäler liegen dicht nebeneinander. Der Fuchs, der auf dem Cenotaph des Fabeldichters steht, hätte seinen Schweif auch noch auf Molière's Grab ausstrecken können. Zwischen dicht gesäeten Grabmälern, hier einer wahren Todesernte, saß eine verschleierte Dame und zeichnete die Büste des Malers Gros, der sich in der Seine ertränkt hat. Man kennt die Ursache dieses Selbstmordes nicht; wer weiß, ob der Griffel der trauernden Dame diese nicht niederschreiben könnte? Die von Fieschi's Höllenmaschine zerschmetterten Gebeine des Marschalls Mortier (Duc de Treviso) birgt, gleichsam um sie noch im Tode zu schützen, ein düsterer verschlossener Tempel.

Holiday.

War die Thatsache unrichtig, von der ich sprach?

Fennimor.

Um Alles in der Welt! Schweigen Sie von Dingen, die alle Geister meines Innern in Aufruhr bringen!

Holiday.

Sie gaben Douglas auf, weil ihn ein böser Leumund verfolgte, weil die Welt von ihm erzählte, daß er mit seinem Freunde Eduard Holiday in den Wonnen des südlichen Himmels schwelgte, weil er eine Fennimor Leslie zu besitzen sich unwürdig gemacht hatte!

Fennimor.

Wie? Wer sagt das? Holiday, wie hätte ein solcher Gedanke je meine Seele beflecken können! Douglas meiner unwürdig? Douglas, der irren, der straucheln konnte, aber dessen Gemüth ewig kindlich, ewig rein geblieben ist, so wie er vielleicht jetzt droben in besseren Welten schwebt!

Holiday (bei Seite).

Sie hält ihn für todt. Furchtbare Aufgabe, wie werd' ich dich lösen! (Laut) Aber dann, Mylady, welches könnte der Grund gewesen sein, daß eine Fennimor Leslie dem Manne, den sie liebte, die Treue brach?

Fennimor (gefaßt).

Dieser Grund liegt in meinem Innern begraben und bleibt es vielleicht mit mir!

Holiday.

Fennimor's Vater kehrt aus Indien zurück, er ist krank, hinfällig, aber unendlich reich, er bedarf keines Schwieger-

In Lebensgröße steht General Foy und redet die Kammer an. Eine Nationalsubscription hat ihn in einer etwas theatralischen Stellung hierherverpflanzt. Das reizendste Denkmal des ganzen Kirchhofs, ein kleiner griechischer Tempel aus reinstem Marmor, gehört einer Russin. Daß Frau von Demidoff, geborne von Stroganoff, auf den Gedanken kommen konnte, sich unter der Fülle von Ruhm und Verdienst um die Menschheit hierher so glänzend betten zu lassen, wollen wir ihr verzeihen, wenn sie zu Denen gehörte, die den Ruhm zu würdigen wissen. Auch mit Geschmack zum Publikum zu gehören, ist ein Talent, das Beachtung verdient. Der reiche Porzellanfabrikant Schölcher, ein Elsässer, hat seine Stelle hier schon durch die sinnige Idee seines Denkmals verdient. In Hautrelief ließ er sich links als Arbeiter mit aufgekrämpten Hemdärmeln, rechts als Fabrikbesitzer und Rentier abbilden. Es liegt in diesem Symbol des belohnenden Fleißes eine tröstende Ermunterung für die arbeitenden Klassen. Ein reicher Kupferschmied aus Paris hat sich durch keine so hübsche Idee in die Gräberreihen der großen Männer eingekauft. Wenn es die Art berühmter Männer ist, viel Lärm in der Welt zu machen, dann kommen ihnen allerdings die Kupferschmiede am nächsten.

An einem Abhange, von welchem aus man die lachendste Aussicht auf Vincennes, die Vorstädte und Paris genießt, an einem Hügelvorsprunge, wo sich oben von dem zerbröckelten Lehmboden hinunter eine grüne Wiesenfläche in das Thal zieht, stand ich mit besonderer Ergriffenheit. Zu meinen Füßen las ich auf einem einfachen horizontalliegenden Denkstein: „Ludwig Boerne." Es ist die schönste Aussicht des Père la Chaise und — das ärmste Grab.*)

Fünfundzwanzigster Brief.

Paris, den 18. April 1842.

Der Zufall spielte mir vor einigen Tagen ein Packet Broschüren in die Hände, unter dem Titel: „Der Hülfe-

*) Damals. Jetzt ist das Grabmal vollendet.

ruf der deutschen Jugend. Herausgegeben und redigirt von einigen deutschen Arbeitern," und eine Fortsetzung dieser periodischen Schrift, unter dem Titel: „Die junge Generation." Beides sind Monatschriften, die von dem Schneider Weitling, einem gebornen Magdeburger, jetzt in Vevey am Genfersee, früher in Genf selbst, herausgegeben werden. Ein deutscher Schuhmacher in Paris, Namens Bauer, verkauft diese kleinen Broschüren an die zahlreichen deutschen Arbeiter in Paris; in London werden sie bei Karl Moll verlegt, wahrscheinlich ebenfalls einem Handwerker.

Man hat, glaube ich, diese Schriftchen in Deutschland verboten. Das Nachtheilige solcher Verbote liegt besonders darin, daß man die Schriften, die dadurch außer Cours kommen, nicht widerlegen kann. Weitling und seine Mitarbeiter würden durch eine Discussion zu Schriftstellern werden, durch das Verbot sind sie sogleich Märtyrer und Propheten. Es ist weit leichter, behaupten, als sich vertheidigen. Weitling borgt die Ideen von den französischen communistischen Schriftstellern, belebt die Theorieen der Communauté, der „Gemeinschaftlichkeit", durch die allerdings oft trübe deutsche Handwerkererfahrung, und hat sich im Verlauf seiner schriftstellerischen Thätigkeit eine solche Gewandtheit im Darstellen erworben, daß ich nicht begreife, warum er sich nicht längst Journalist, sondern immer noch Schneider nennt.

Weitling beginnt das Programm seines Hülferufs unter andern mit diesen Worten: „Auch wir deutschen Arbeiter wollen eine Stimme erheben für unser und der Menschheit Wohl: damit man sich überzeuge, daß wir recht gut Kenntniß von unseren Interessen haben und, ohne von lateinischen, griechischen und kunstgemäßen Ausdrücken aufgeschwollen zu sein, recht gut und zwar auf gut deutsch zu sagen wissen, wo uns der Schuh drückt und wo Bartel Most holt." In einem Aufsatz: „Bitten, Betteln, Fechten," erkennt man den ehemaligen reisenden Handwerksburschen. Weitling schildert hier in ergreifenden Farben das Elend des auf der Landstraße pilgernden, arbeitslosen, von Gensdarmen wie ein Spitzbube verfolgten Handwerksgesellen. Er schildert

die Impertinenz deutſcher Paßbureaux, wo dieſe armen Wanderer von den Beamten mißhandelt werden, wie der bayriſche Polizeivogt den würtembergiſchen Handwerker, der würtembergiſche Actuar den heſſiſchen, der heſſiſche den hannöverſchen Wanderer andonnert, zu allen Teufeln wünſcht und ihm mit Gensdarmen und dem Loche droht. Das einfache „Halt's Maul!" iſt gegen Handwerksburſche Höflichkeit; ein kurzes, vornehm abſchneidendes: „Schon gut!" liebevolle Zuvorkommenheit. Da, wo Weitling das Elend und die Entwürdigung der arbeitenden Klaſſen ſchildert, iſt ſeine Darſtellung, wenn auch zuweilen unlogiſch und überleidenſchaftlich, doch der Beachtung werth. Wenn er ſich aber in den Communismus verliert, wenn er den Franzoſen ihre oft ſo hohle „ſociale" Weisheit nachlallt, wenn er auf die Bibel den Katechismus der Menſchenrechte pfropft und die Communion, die Einſetzung des Abendmahls, mit dem Communismus und der Einſetzung gemeinſchaftlicher Mittagsmahlzeiten in Verbindung bringt, dann kann man ihm nicht mehr folgen. Die gelungenſte Darſtellung dieſer Blätter iſt unſtreitig „Paris im Jahr 2000." Ich zweifle faſt, ob dieſe mitunter witzige und geiſtvolle und jedenfalls durchgängig brav ſtyliſirte längere Abhandlung aus Weitling's Feder gefloſſen iſt. Doch möglich. Pectus est, quod disertum facit; ohne Zweifel ſchreibt dieſer Mann aus ſeiner eigenen Bruſt. Aber die Hypotheſe, Paris und die Welt in einigen Jahrhunderten ſo umwälzen zu wollen, daß man nicht mehr weiß, was Geld, was Soldaten, was Nationen ſind, die vielen unwahren, wenn auch noch ſo grellen Lichter, die in dieſem anticipirten Gemälde auf die Geſellſchaft der Gegenwart fallen, die blendenden Gaukelbilder einer radikalen Umwälzung der Lage des Arbeitsſtandes und einer methodiſch durchgeführten Gütergemeinſchaft ſind ſo vermeſſen, daß man dieſe unter den in Paris und der Schweiz arbeitenden deutſchen Handwerkern um ſich greifenden Ideen nicht verbieten, ſondern ernſtlich widerlegen ſollte.

Die Fourieriſten ſprechen von einer Anziehung der Leidenſchaften, d. h. einer Neutraliſation aller geſellſchaftlichen Inſtincte zu einer Harmonie des geſellſchaftlichen Behagens.

Die Communiſten nehmen nicht, wie die Fourieriſten, die Geſellſchaft, wie ſie iſt. Sie gehen von dem gleichen Anrecht des Menſchen auf alle Güter der Erde aus und wollen Jedem die Möglichkeit verſchaffen, die Erde ſo zu exploitiren, wie nur irgend ein Anderer. Daß die Natur, auf die ſie ſich ewig berufen, dieſer Anſicht nicht geweſen iſt, kümmert ſie nicht. Die Natur ſchuf wüſte und fruchtbare Gegenden und warf auf die wüſten oft mehr Bewohner, als auf die fruchtbaren. Sie ſchuf weiße, ſchwarze und gelbe Menſchen und begabte dieſe mit den verſchiedenartigſten Leidenſchaften, mit den abweichendſten Bildungsfähigkeiten. Die Natur ließ die Menſchen in hundert verſchiedenen Sprachen reden und hat dadurch die Unterſchiede der Nationen gewollt. Die Natur hat nach Himmelsſtrichen und der Beſchaffenheit des Bodens auch die Bedürfniſſe verſchieden geſtaltet. Der Jäger in den Bergen bedarf eines andern Trunks, als der Fiſcher am nebligen Meer. Den Einen ſchließen die Berge ein und die Freuden ſeines kleinen Thales machen ihn glücklich, während Die, welche die Natur in der Ebene geboren werden ließ, mit unbefriedigtem Blick in die Ferne ſchauen. Das Alles hat nicht die verdorbene Geſellſchaft ſo geordnet, ſondern die Natur, die doch die angebetete Reglerin, Ordnerin und Erhalterin des Communismus iſt.

Freilich bietet unſre Geſellſchaft die entſetzlichſten Unregelmäßigkeiten. In einem und demſelben Volke, einem und demſelben zum Wohle Aller geordneten Gemeinweſen, in einer und derſelben Stadt, in einem und demſelben Hauſe die erſchütterndſten Gegenſätze von Armuth und Reichthum, Ueberfluß und Mangel am Nothwendigſten! Aber ſeit Jahrtauſenden haben ſich die Unterſchiede der Stände und dieſe ungleichen Vertheilungen der Lebensgüter gebildet, und eben ſo lange beſchäftigen ſich Menſchenfreunde, Geſetzgeber, Religionsſtifter, Weltweiſe mit einer der allerdings freundlicheren Natur ſich nähernden Ausgleichung. Bisher hat man die einzige Möglichkeit, das menſchliche Elend zu lindern, in einer Verbeſſerung der Staatsformen gefunden. Zu allen Zeiten, wenn die materielle Noth um Hülfe ſchrie, hat man in dieſer oder jener Form verknöcherte Einrichtungen geändert, die Sklaven

und Leibeignen frei gemacht, die Steuern herabgesetzt, dem Adel seine Immunitäten genommen, den Zehnten der Geistlichkeit beschränkt, die Güter der Krone zum Eigenthum der Nation geschlagen, den Herrscher auf bestimmte Pflichttheile gesetzt, kurz sich, soweit es irgend durch Verständigung oder im äußersten Falle durch Gewalt möglich wurde, allmälig aus den allzu verkünstelt und drückend werdenden Ueberlieferungen der Geschichte einem Ur- oder Natur- oder Vernunftstaate genähert, einem Staate, der indeß nie war, vielleicht nie sein wird, der nur als Ideal mit reizender Symmetrie in der Vorstellung jedes freigewordenen Bewußtseins lebt. Die politische Opposition, wie sie an allen Enden Europas noch gährt und hier zu Verfassungen, dort zu ehrlichen Verwirklichungen der schon vorhandenen Verfassungen zu kommen sucht, hat nirgends ein bloßes Wohlbehagen an leeren Förmlichkeiten und leeren Rangstufen der Gesellschaft ausgesprochen, sondern überall ihre Ueberzeugung, daß nur auf diesem Wege der verbesserten Staatsformen auch die gleichen Ansprüche jedes Bürgers auf die Güter des Lebens, auf das Licht der Freiheit und auf seine Wärme, die Gleichheit, geregelt, nur so die klaffenden Wunden unseres gesellschaftlichen Körpers geheilt werden können.

Die Communisten haben aber diese politische Debatte ganz aufgehoben. Sei es nun, daß sie in ihr nur die Befriedigungen des persönlichen Ehrgeizes entdeckten, oder daß ihnen die Ergebnisse derselben nicht vollständig genug erschienen, sie überspringen alle geschichtlichen Voraussetzungen, innerhalb deren sich noch die politische Opposition bewegte, heben jede Verhandlung über Recht und Pflicht, über Mehr oder Minder auf und nivellirten das Hohe mit dem Niedrigen, Reichthum mit der Armuth. So hoffen sie eine Durchschnittsexistenz zu finden, welche die Fourieristen die „allgemeine Mittelmäßigkeit" nennen. Der Haß des Communismus gegen den Republikanismus kommt dem Haß des letzteren gegen die Monarchie gleich. Der Communismus versöhnt sich lieber mit der absoluten Monarchie, wenn sie die äußere Form seiner breiten Existenzbasis sichert, als mit einer Republik, wo sich nur das Talent allein auszeichnen könnte. Die in Paris er-

scheinenden Handwerkerjournale: l'Atelier, le Populaire, la Fraternité, stehen zum National in einem schrofferen Gegensatze, als dieser zum Journal des Débats. Auch im Communismus selbst herrschen verschiedene Schattirungen. Die Einen wollen mit Gewalt, die Andern friedlich verfahren, so daß die vom Communismus bedrohte Gesellschaft vorläufig wenigstens den Vortheil hat, daß die neue Lehre über ihre praktische Einführung noch unschlüssig ist.

Die ersten Grundzüge des Communismus entwickelten sich in einer der fieberhaften Phasen der französischen Revolution. Damals, als man zur neuen Erde einen neuen Himmel, zum neuen Menschen einen neuen Gott erfand, in jener wilden, siedenden Epoche von 1793—94 wurde auch dem Convent die allgemeine Gütergemeinschaft als das einzige Heilungsmittel der verdorbenen Gesellschaft empfohlen. Die siegenden Ansichten ließen die Vertreter der unterliegenden guillotiniren. Baboeuf, ein Fälscher, ein entsprungener Gefangener, aber voll Geist und Unternehmungsmuth, schrieb damals im communistischen Sinne Pamphlete und Zeitschriften. Er wurde hingerichtet. Die theils flüchtigen, theils verbannten Anhänger seiner Lehre, besonders ein Italiener Buonarotti, wirkten für die Verbreitung der communistischen Ideen. Der unreine Ursprung des Communismus verlor sich erst im Schmelzfeuer der englischen Philanthropie. Robert Owen gab der Gütergemeinschaft eine dauernde Grundlage, führte sie auf die Grundsätze des Christenthums zurück und gab ihnen sogar schon bei den Handwerkern und Fabrikarbeitern seines Landes eine praktische Anwendung. In Frankreich ist man erst durch den Umweg der St. Simonisten und Fourier's zum reinen Communismus gekommen. Jetzt greift die Lehre bei allen arbeitenden Klassen so gewaltig um sich, daß sie die Aufmerksamkeit sogar der Denker erregt hat. Die Katechismen und symbolischen Bücher dieser Lehre werden nicht mehr von dem beschränkten, unausgebildeten Talent der Handwerker verfaßt, sondern geübte Federn leihen ihr den Schimmer wissenschaftlicher Begründung und die einschmeichelnden Farben rhetorischer Ueberredung. Mit Widerwillen wirft man den communistischen Katechismus eines Richard Lahautière

aus der Hand, mit Spannung schlägt man die Voyage en Icarie des ehemaligen Deputirten Cabet auf.

In Form eines Romans theilt der Verfasser dieses Buches alle Principien des Communismus mit. Ikarien ist ein fabelhaftes Land, wie die Atlantis des Thomas Morus. Der englische Lord Carisdall ist unglücklich über die Welt im Allgemeinen und England insbesondere, er hört von einem Musterstaat in einem neu entdeckten Meere und schifft sich nach Ikarien ein, ein Land ohne Douanen, Gensdarmen, Gefängnisse. Lord Carisdall lernt hier eine lebendige Verwirklichung des Communismus kennen. Wir folgen ihm auf seinen Wanderungen, durch die Felder und Triften Ikariens, die Kaufläden, die Schulen, die Gerichtshäuser, die Waarenlager, die Boudoirs der Frauen, die Journalistik, die Bälle, die Hochzeitsfestlichkeiten, die Gottesverehrungen u. s. w. In einer, wie man sich denken kann, etwas langweiligen und breiten Auseinandersetzung aller möglichen Lebensbeziehungen des Musterstaats lernen wir die reinen und die angewandten Principien der Lehre von der Gemeinschaftlichkeit kennen. Diese lauten: Die Rechte des Menschen wären natürliche und gesellschaftliche, das natürlichste aber wäre das, naturgemäß zu existiren und alle seine physischen und geistigen Kräfte auszubilden. Jeder darf Das thun, was ihm selbst nützt, vorausgesetzt, daß es dem Andern nicht schadet. Jeder darf heirathen, Jeder hat Anrecht auf die Familie, Jeder hat das Recht, so gelehrt wie Baco, so weise wie Sokrates zu werden. Keiner ist in diesen Rechten bevorzugt, der Stoff, woraus der Mensch geschaffen, ist doch bei jedem derselbe. Die Natur hat den Begriff des Eigenthums nicht erfunden, sie wächst, blüht Allen; ihre Blüthen locken Jeden und wollen Jeden erquicken. Die Natur lehrt nichts als die Gemeinschaftlichkeit. Die Gleichheit ist allerdings eine relative; wer zu seiner Existenz mehr bedarf als der Andere, muß dies Mehr haben. Doch sagt uns Lord Carisdall nicht, daß, wenn Einer zwei Portionen braucht, ein Anderer sich doch schon mit einer halben begnügen müßte. Allerdings geht der Communismus von der Idee aus, daß die Erde mehr giebt, als wir brauchen; er beginnt eigentlich erst mit der Regelung

und gleichen Eintheilung Dessen, was auf der Erde überflüssig ist. Es giebt für Niemand in der Gesellschaft etwas Ueberflüssiges, sagt er, sobald einem Andern das Nothwendige fehlt. Den natürlichen Rechten des Menschen entsprechen die natürlichen Pflichten. Gesellschaft nennt man eine Vereinigung von Menschen, die sich die wechselseitige Bewahrung ihrer Rechte zu ihrer wechselseitigen Pflicht gemacht hat. Eine solche Gesellschaft muß eine freie sein. Die Nationalität ist nicht die Grundlage einer solchen Gesellschaft, eben so wenig der gegenwärtige Staat. Bei uns leben die Einen im Ueberfluß, ohne zu arbeiten, und die Andern, die nur arbeiten, haben nicht einmal das Nothwendige. Bei uns ist nicht nur der Reichthum erblich, sondern auch die Armuth ist es. Die Kinder der Armen werden um ihre Menschenrechte betrogen; sie kommen aus dem Schooß der Natur, ohne die Natur genießen zu können. Glücklicher aber sind auch die Reichen nicht; sie fürchten immerfort für ihre Besitzthümer, sind den Lastern des üppigen Lebens und den Folgen des Lasters unterworfen. Das einzige Mittel gegen dieses Uebel ist die Einführung des Princips der Gemeinschaftlichkeit. Es muß dahin gearbeitet werden, zwei Dinge abzuschaffen: das Eigenthum und jenes Symbol, das das Eigenthum bezeichnet: das Geld. Die Gesellschaft verwandelt sich in eine Familie, die Einzelgüter werden Gesammtbesitz, Grund und Boden gehört dem Ganzen. Der Gewerbfleiß schafft und Alle genießen, was er schafft. Je nach den Stunden der Arbeit wird Jeder belohnt. Talent und Genie würde einen Vorzug genießen, wenn in einer Gesellschaft, wo Jeder die gleiche Erziehung bekommt, von Talent und Genie die Rede sein könnte. Arbeit und das von Einem oder dem Andern bekleidete Amt sind gleichsam Steuern, die man für das Ganze zahlt. Wo Menschenhände nicht ausreichen, helfen die Maschinen; die Maschinen sind die Sklaven des communistischen Staats. Sie dürfen nur insoweit vermehrt werden, als Menschenhände fehlen. Hat die Gesellschaft das Nöthige für Nahrung, Bekleidung, Wohnung und Hausrath und es bleibt ein Ueberschuß für das Vergnügen und den Luxus, so soll er zu diesem Zweck verwendet werden. Handel

ist hinfort nur richtige Ablieferung des Producirten; keine Familie darf Dienstboten haben. Was sie an Dienstleistungen bedarf, bekommt sie vom Ganzen, so daß Das, was wir jetzt Lakaien nennen, in Zukunft Staatsbeamte sein werden. Jeder darf sich verheirathen, denn Jeder kann leben. Jeder erhält das Brot für seine Kinder, jedes Kind bekommt die Ausbildung, die es geschickt macht, wenn dazu die Gelegenheit geboten würde, an der Spitze des Ganzen zu stehen. Die Staatsform selbst hat kein anderes Princip, als durch Ordnung diese Existenz möglich zu machen. Das Volk ist souverain, das Gesetz ordnet und regelt Alles. Die Strafen sind milde; sind sie zu streng, so nützen sie nichts. Lord Carisball weicht hier von Solon ab, der die strengsten Strafen gerade für die Verbrechen festsetzte, von denen er hoffte, daß sie nie begangen werden würden. Die Einführung dieses Systems, lehrt der Communismus, sei schwer, aber nicht unmöglich; man kann die Gemeinschaftlichkeit nicht plötzlich, sondern nur nach und nach einführen. Der allmälige Weg werde machen, daß man das Eigenthum so viel als möglich friedlich in sich selbst untergräbt. Man fange mit der Erziehung und dem Principe an, in mindestens hundert Jahren kann man, wenn man ernstlich will, ein Volk allmälig in diese neue Gesellschaftsform umschmelzen. Diese Umschmelzung darf nie mit den Waffen in der Hand erfolgen, ein Bürgerkrieg mit allen seinen unberechenbaren Chancen, mit Allem, was er an neuen Tyranneien anfachen kann, würde nur noch weiter vom Ziele abführen, als die gegenwärtige, in sich selbst verwesende und sich dadurch vielleicht von selbst dem Bessern nähernde Gesellschaft. Nie noch hat eine Revolution erreicht, was sie wollte, immer brachte sie etwas Anderes, als wofür sie unternommen wurde. Einzelne Talente können dann steigen, aber das Volk in Masse wird immer mehr darnieder liegen. Ja, selbst für den Fall, daß nur noch die Einstimmung der Reichen fehlte; soll man diese dann zwingen? Nein! Man lasse sie und hindere sie nur, die Andern zu unterdrücken. Man dulde sie, bis sie von selbst kommen. Zieht der Kleinhandel auch vor, dem wahrscheinlichen Beispiele der Rothschilde zu folgen, so sei man mit diesen

Schwachſinnigen am meiſten nachſichtig. Es bleibt nichts übrig, als es mit der Gemeinſchaftlichkeit zu machen, wie Chriſtus mit dem Evangelium, es zu lehren, es zu predigen, es an ſich ſelbſt im nächſten Kreiſe zu bethätigen und das Uebrige Gott zu überlaſſen.

So friedlich, wie Lord Carisdall, denken aber nicht alle Ikarioten. Ikarus war jener Sohn des Dädalus, der ſich mit Flügeln von Wachs zur Sonne aufſchwang und wahrſcheinlich an derſelben Stelle, wo er mit ſeinen geſchmolzenen Schwingen zur Erde fiel, jenen von Cabet mit manchen romaniſchen Schattengängen und geheimnißvollen Lauben, in welchen die Julien und St. Preux nach wie vor koſen dürfen, geſchilderten Staat gründete. Hundert Jahre iſt für unſer egoiſtiſches Zeitalter eine Ewigkeit. Die einſt ſo verbreitete Sitte, Bäume in dem ſchönen Glauben zu pflanzen, daß ſie nach tauſend Jahren den Ermüdeten ferner Jahrhunderte Schatten gewähren möchten, findet ſich nicht mehr. Die communiſtiſche Polemik ſelbſt iſt dringlicher, als Lord Carisdall. Lord Carisdall hat deshalb auch einen Uebergangscommunismus erfunden, der den Reichen ihr Eigenthum abkauft, ihnen die Zinſen in lebenslängliche Renten verwandelt und dann auf eine beträchtliche Reihe von Jahren mit dem Fourierismus Hand in Hand geht. Später werden ſie ſich trennen, der Communismus will keine Caſerne, Phalange genannt, ſondern jene allgemeine Ausgleichung, wo der Bauer aus ſeiner irdenen Schüſſel Faſanen und der Reiche aus ſeiner goldenen Schüſſel geſunde Erdäpfel ißt.

Ueber ein ſo beſcheidenes Syſtem die ätzende Analyſe des Verſtandes gießen, wäre liebloſ. Wollen die Communiſten nur lehren, ſo iſt es nicht einmal nöthig, daß ihre Predigt von Gelehrten geſchieht. Wollen die Zungen, die das Evangelium von der Gemeinſchaftlichkeit predigen, nur feurige ſein, ſo dürfen ſie auch aus dem Munde der Handwerker kommen. Ob der Communismus des Lord Carisdall Glacehandſchuhe und der des Schneiders Weitling gemslederne oder vielleicht gar keine trägt, iſt Nebenſache. Nur kommt es darauf an, wie man gegen die heutige Geſellſchaft ſtreitet, zu wem man ſpricht, welchen Einfluß der Prophet in ſeiner nächſten Um-

ſohns, der ihn in eine beſſere Lage verſetzte. Er nimmt ſeinen Abſchied und eines Morgens, zur Verwunderung der Welt, heißt es, Fennimor Leslie hat den Commodore Stafford, einen Greis, geheirathet, den Commodore Stafford, einen Charakter von ſo zweideutigem —

Fennimor.

Schweigen Sie — — (Mit Würde) Der Commodore iſt todt!

Holiday.

Mylady, in dem Hauſe des Commodore Stafford ward ich mit Wohlwollen aufgenommen. Ich ſah Sie Ihr Haupt neigen, wie eine Blume, der des Lebens erquickender Thau genommen iſt: ich liebte Sie! Ich geſtand Ihnen meine Gefühle: Sie hatten kein Ohr dafür. Der Commodore ſtarb: ich betete Sie an, Sie flohen. Jetzt, Mylady, jetzt würd' ich Ihnen zu Füßen ſinken —

Fennimor.

Nein, Holiday! Ich habe meine Rechnung mit der Welt abgeſchloſſen. Wer einſt einen Douglas liebte —!

Holiday.

Einſt Douglas? Wiſſen Sie, Mylady, daß Douglas lebt, daß er auf Englands Boden ſeit einem Monat zurückgekehrt iſt, daß er in Ihrer Nähe weilt, daß dieſe Hand, die ich krampfhaft auf meine erſtickende Bruſt drücke, noch eben die ſeinige berührt hat?

Fennimor

(folgte Holiday's Rede mit ſteigendem Entzücken).

Wie — Douglas — Douglas lebt? Dieſe Hand

geburg hat. Weitling haßt die Monarchie und die Republik, den Johannisberg und Hambach, ja, die Politik Preußens iſt ihm lieber, als die des Dr. Wirth. Er ruft in ſeiner oft originellen Art den Handwerkern zu: „Laßt die liberale Parthei in Deutſchland nach Herrmannſtadt ziehen, wir gehen nach Gleichenſtein.“ Aber auch nicht das materielle Elend ſeiner Mitbrüder allein iſt es, was ihn zum Communiſten macht, ſondern ein gewiſſer Trieb nach einem ariſtokratiſchen Etwas, einem Nivellement der Bildung, ein Haß gegen den Vorzug der Wiſſenſchaft, den er dadurch zu befriedigen ſucht, daß er ſich gegen die Bildung und die Wiſſenſchaft ſelbſt erhebt. Ich weiß wohl, wie ſehr Hegel und Schelling herabzuſteigen haben, um der Welt auch nur einigermaßen nützlich zu ſein, aber darum iſt es noch nicht nöthig, daß ſie ſich der Faſſungskraft eines gebildeten Handwerkers anbequemen. Iſt es Weitling gelungen, ſich von ſeiner Nadel zu emancipiren, ſeine Feder kann nicht jeden Schmied von ſeinem Hammer, jeden Schloſſer von ſeiner Feile, jeden Maurer von ſeiner Kelle emancipiren. Und dennoch wiegelt er durch die gewagteſten Forderungen die ruhig ſchlummernden Gefühle dieſer Leute auf, ſetzt ihnen mit Leſen, Schreiben, etwas Pfennigmagazin und Mathematik ſo viel Stolz in den Kopf, daß ſie ihre Exiſtenz am Schneidertiſch für unäſthetiſch, ihre Stellung hinterm Blaſebalg für geſellſchaftlichen Fluch, ihre Aufgabe, andern Leuten Schuhe auf die Füße machen zu müſſen, für die mißgünſtigſte Tyrannei des Himmels halten. Alles will ſeinen Beruf verfehlt haben! Eine Krankheit unſerer Zeit. Und die, Die noch nicht an dieſer Krankheit leiden, mit ihr anſtecken, iſt im Grunde ein unverantwortliches Verbrechen.

Ich erlebte kürzlich folgenden Fall: Ein Schneider, der hier in einer der Sectionen des aſſociirten Communismus eine Rolle ſpielt, verſprach mir für einen beſtimmten Tag ein Paar Beinkleider zu liefern. Ein Freund hatte ihn mir empfohlen und zu mir geführt. Er nimmt Maß. Ich bewundere die Genauigkeit eines Pariſer Schneiders und freue mich auf die Erfolge, die meine Beinkleider in Deutſchland haben werden. Er notirt ſich jede Diſtanz, jede Kürze und

jede Länge, verspricht die pünktlichste Ablieferung und geht. Kaum bin ich mit dem Freund eine Minute allein und beginne, mit ihm am Fenster stehend, lachend ein Gespräch, so kommt der Schneider zurück und nimmt sein Notizbuch vom Tisch, das er vergessen hatte. Ich schwelge drei Tage in der Aussicht auf meine schönen Pariser Beinkleider. Am dritten wollte ich sie verpacken, sie kommen nicht. Statt ihrer ein Brief von dem Schneider: „Mein Herr, als ich neulich zurückkam, um mein vergessenes Notizenbuch zu holen, fand ich, daß Sie mit Ihrem Freunde lachten. Sie lachten über mich, über meine Notizen, einen Handwerker, der nicht lesen und schreiben kann. Für zwei demokratische Schriftsteller hätte ich es nicht für möglich gehalten, über Leute zu lachen, die nicht lesen und schreiben können. Entschuldigen Sie daher, wenn ich Ihnen erkläre, für Leute, die über Leute, die nicht lesen und schreiben können, lachen, nicht arbeiten zu können." Unterzeichnet war der von einer andern Hand als der des Schneiders geschriebene Brief mit einigen Hieroglyphen, die seinen Namen bedeuten sollten.

Welch ein Mißtrauen, welcher Dünkel, welcher falsche Ehrgeiz! Wir, mein Freund und ich, hatten so wenig über das Buch des Schneiders gelacht, daß wir erst im Augenblick, als er es holte, sahen, daß er dasselbe vergessen hatte. Hätten wir es gesehen, so würden wir die Notizen, mit denen er Länge und Kürze meiner Schenkel maß, für technische Merkzeichen der edlen Schneiderkunst gehalten haben, aber wir hatten es nicht gesehen, hatten über Deutschland, Frankreich, über Alles in der Welt gelacht, und nicht über den Schneider, der nicht schreiben konnte. Wenn der Arme stolz ist auf seine Armuth, sollte der Ignorant nicht stolz sein auf seine Ignoranz. Dieser Schneider sprach mit einem solchen Hochmuth über seine Unwissenheit, wie ihn der Gebildete nicht über seine Bildung hat. Ist es denn so schwer, einen vernachlässigten Schulunterricht in späteren Jahren nachzuholen? Der Besuch einer Sonntagsschule würde Herrn Blondin, so hieß der Wackere, mehr genützt haben, als der Besuch communistischer Sectionen. Unwissenheit machte sonst blöde und verlegen, jetzt macht sie hochmüthig. Herr Blondin hätte

seine Eltern anklagen sollen, er klagte die menschliche Gesellschaft an. Um alle Welt lesen und schreiben zu lehren, reicht die bisherige Gesellschaft aus. Man nehme dies schnelle ungerechte Urtheilen, die innere Wuth und Verbissenheit über eine halb und halb selbst verschuldete Demüthigung, nehme diesen Zorn und Neid auf die Bildung, auf die Leute, die lesen und schreiben können, und wird sich eingestehen müssen, daß der Stoff, den der Communismus ausbilden will, nicht so rein, edel und unglücklich ist, als wofür ihn die Vertheidiger desselben ausgeben.

Abgesehen von einer Betrachtung des Communismus aus dem Standpunkte der Wissenschaft oder der Stockbörse, so liegt ihm in Rücksicht auf die Handwerker allerdings viel Gutes zum Grunde. Vortrefflich sind jene Handwerkervereine, die, eine endlose Verzettelung in kleine hülfsbedürftige Wirthschaften aufgebend, zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse sich um den Herd einer gemeinschaftlichen Oekonomie versammeln. Namentlich können die in der Fremde lebenden deutschen Arbeiter keinen glücklicheren Gedanken verfolgen als den, sich durch ein gemeinschaftliches Kost- und Erholungshaus die Bestreitung ihrer Lebensbedürfnisse zu erleichtern. Weitling's Grundzüge des in Genf errichteten deutschen Handwerkervereins sind in jeder Art tüchtig. Hier redet der Handwerker mit dem Handwerker; die Bedürfnisse sind erkannt und ein praktischer Instinct leitet an, den Mängeln abzuhelfen. Soll sich zu diesem geselligen Verein noch ein Bildungszweck fügen, so wird die Aufgabe schon deßhalb schwieriger, weil ein Grobschmied auf einer andern Stufe steht, als ein Goldarbeiter, der Schuhmacher auf einer andern, als der Bronzearbeiter. Indessen wird es an gemeinsamen Bildungsmitteln nicht fehlen. Auch das Vaterland, auch die Politik mag diese durch das Leben oft klar und mündig gewordenen Männer beschäftigen, aber vermessen ist es, ihnen diese Freuden und Vortheile der Geselligkeit nur zu geben, um ihre Sehnsucht nach verschönerter Lebensexistenz immer höher zu spannen. Herr Blondin beweist, daß die Unwissenheit bleibt und der Hochmuth noch hinzukommt.

Dann mag das Gute an dieser Bewegung des Hand-

werkerstandes die wirklich sich verbreitende Kenntniß sein der großen Leiden und Ungerechtigkeiten, die diese Klassen der Gesellschaft drücken. Es sind herzzerreißende, aber wahre Schilderungen, die Weitling vom Zustand der Arbeiter entwirft. Ihr Lohn ist gering, die Mühe groß, die unsinnige Vermehrung der Fabriken und Maschinen, die schrankenlose Gewerbefreiheit, die ungeregelte Einfuhr der fremden Waaren, in allen diesen Punkten hört der Staat wol das Interesse einzelner großer Handelskammern, einzelner Seehäfen, einzelner Körperschaften, nie aber das Interesse der daran von unten auf Betheiligten. Man entschädigt die Posten für die Eisenbahnen, man exproprirt für baares Geld, man läßt keinen Beamten ein öffentliches Unglück entgelten, aber der arme Handwerker wird in den Ansätzen des Finanztarifes wie ein Wurm zertreten. Die Staatsraison, hier zum ersten Male sich auf die Natur berufend, sagt: Es findet schon eine Ausgleichung statt! Ja, sie findet statt, auf dem Siechbette, dem Stroh der Armuth, der Todtenbahre. Nicht Jeder kann Meister werden. Wo findet der Gesell Arbeit? Er will wandern. Nur bis in sein dreißigstes Jahr giebt man ihm ein Wanderbuch. Er wandert, er hat eine glückliche Beschäftigung gefunden, da jagt ihn die Militairpflicht nach Hause, zurück nach einem Staate, der nichts für ihn thut, der ihn durch die Grobheit der Gensdarmen, die Rohheit der Polizeibeamten nur im innersten Gefühle seiner Menschenwürde kränkt. Christus lehrte uns dulden und die Schmerzen dieser Welt verwinden. Wie viele arme Handwerksburschen sah ich schon Thränen vergießen! Sie wollen durch ein Land reisen, durch das sie vor der Polizei zehn Gulden als Reisegeld aufweisen mußten. Sie hatten diese nicht! Sie wurden mit Gewalt zurückgeschickt, von wo sie gekommen waren. Ich sage, Christus lehrte sich finden in die Welt. Aber er und seine Apostel lehrten es seinen Anhängern als Klugheitsregel für die heidnische Welt, eine Welt, in der die Christen nur eine kaum geduldete, oft nur heimliche Secte bildeten. Jetzt ist die Welt christlich und unsere Institutionen sind heidnisch geblieben, wie unsere Gesetzgebung. Der arme Handwerker in der Fremde wird krank. Ungern nimmt man ihn in die Spitäler auf, man

nimmt ihn auf, die jungen Aerzte machen an ihm ihre Experimente. Ein berühmter Königsberger Professor, ich will ihn nicht nennen, ging durch das Krankenhaus einer berühmten großen Handelsstadt, ich will sie nicht nennen; man zeigte ihm die Säle, die aufgeschichteten Kranken; er sah, wie die Aermen in Bausch und Bogen befragt und besichtigt wurden, er konnte, betroffen über diese der Menschenfreundlichkeit gewidmete Anstalt, nicht umhin, mit Bitterkeit den Vorstand zu fragen: „Sagen Sie mir, Herr Obermedicinalrath, findet sich hier denn nicht auch der Fall, daß dann und wann einmal ein Kranker behandelt wird?" Diese und ähnliche Thatsachen aufzudecken, muß man Weitling im Interesse der Menschheit ermuntern.

Schon vor einigen Jahren habe ich gelegentlich gerathen, daß der moderne Staat, um diesen Uebelständen zu begegnen, um die Gründe des Mißbehagens der Gesellschaft aufzuheben und die Phantastereien der neueren Socialistik durch Thatsachen zu widerlegen, neben seinen Ministerien des Krieges, der Finanzen, des Handels und der Gewerbe auch ein Ministerium der Nationalwohlfahrt begründen müßte. Man erntet die Gesellschaft ab, aber man bebaut sie nicht. Die Finanzen sollen die Früchte einer Vegetation sein, für deren Bewässerung, Dünger, Cultur man nicht sorgt. Der Staat, wie er jetzt ist, beutet nur die Gesellschaft aus und sorgt nicht für den Ersatz der Ausbeute. Der Nachwuchs, die neuen Pflanzungen, die Heilung zufälliger unverschuldeter Wunden, die Ausgleichung zwischen Müssen und Können, der Staat als eine Garantie des Glückes und der Zufriedenheit der Menschen ist sich selbst überlassen. Eine Hauptaufgabe dieses Ministeriums der öffentlichen Wohlfahrt müßte die sein, das Verhältniß des Arbeiters zum Unternehmer, des Unternehmers zum Capitalisten zu regeln. Der Producent ist zu arm, um dem Unternehmer Widerstand leisten zu können. Er muß sich, um nur Geld zu haben, auf Gnade und Ungnade, zum niedrigsten, kaum sein Elend fristenden Preise Dem ergeben, der ihm Geld bietet. Der Capitalist gewinnt dadurch, daß er schon im Voraus hat. Der Producent verliert immer noch mehr dadurch, daß er nichts im Voraus hat. Es müssen

Hülfsmittel gefunden werden, den Arbeiter vom Kaufmann zu befreien, ihm den vollen Ertrag des Fleißes seiner Hände zu sichern, ihn gegen den Wucher der Vorschüsse und des Schlauderpreises zu bewahren. Auch brach liegendes, todtes Capital darf nicht existiren. Geld ist keine Waare, Adam Smith hat es bewiesen. Geld ist der Ausdruck einer Waare, Anschlag eines Werthes. Eine Waare, die sich nicht bewährt, ein Werth, der sich nicht verwerthet, gehört nicht in die Gesellschaft. Der Geizige ist ein Räuber am Ganzen. Sein Geld, seine Millionen sollen nicht im communistischen Sinne an die Darbenden vertheilt werden, aber seine Millionen sollen arbeiten, arbeiten für das Ganze. Unsinniger Luxus soll verboten, großes Vermögen groß versteuert sein. Auch Verschwendung ist kein Mittel, todtes Capital lebendig zu machen. Die französischen Finanzmänner des vorigen Jahrhunderts glaubten, daß Geld, zum Fenster hinausgeworfen, die Wohlfahrt des Volkes erhöhte, weil es eben doch „unter's Volk käme". Auch von diesem Wahn hat uns Adam Smith befreit. Armuth und Reichthum sollen nicht mit Aufopferung aller individuellen Rechte, mit Aufopferung des Principes der Familie gegeneinander ausgeglichen, wol aber soll der Reichthum so geregelt werden, daß sein Ertrag allmälig die Armuth aufhebt. Sparkassen und Creditvereine reichen zu diesen durchgreifenden Maßregeln nicht hin. Es muß in den Staat ein belebendes, schaffendes, ergänzendes Element kommen. Er muß sich aus dem Actenstaub des Administrationsgeistes in die Sonnenhöhe organischer Gedanken heben. Sieht man dies ewige Wiederkäuen des alten Stoffes, dies ewige kleinmeisterliche Hantieren der verjährten Praxis, dies Beschneiden, Unterdrücken, diese kleinlichen Palliativschöpfungen, die sie Regieren nennen, so kann sich das Menschenherz mit einer solchen Bitterkeit erfüllen, daß uns jeder Zusammenhang mit einer so schlechten Zeit und so verdorbenen Gesellschaft widerwärtig wird. Guizot sagte einmal: „Es liegt im Geist unserer Zeit die ewige Klage über das Loos des Volkes; aber die Klage ist gerecht: nur mit dem tiefsten Mitleiden kann man das unglückliche Loos so vieler Menschen sehen. Es ist schmerzlich, sehr schmerzlich, es zu sehen, sehr schmerzlich,

darüber nachzudenken. Und doch muß man darüber nachdenken, viel, viel darüber nachdenken. Furchtbar ist das Unrecht und furchtbar die Gefahr, wenn man es vergessen sollte." Wo ist das Volk, wo ist der Fürst, der zuerst das oben geschilderte Portefeuille eines Ministeriums der öffentlichen Wohlfahrt in die Hand eines Weisen legt?

Die Politik des Tages, statt sich wie z. B. in Deutschland in leeren, sich von selbst verstehenden Phrasen über die Nationalgröße und Nationalunabhängigkeit zu ergehen, sollte sich mehr dieser Grundlage des menschlichen Bedürfnisses nähern. Auf der andern Seite ist es am Communismus gefahrvoll, daß er die politische Debatte ignorirt und in seinen Kreisen Gleichgültigkeit an Dingen verbreitet, die nicht nur in die theuersten Interessen unserer Bildung verwachsen, sondern auch das einzige Hülfsmittel sind, um Das, was am Communismus gut und wahr ist, zu verwirklichen. So soll denn auch dem Verein deutscher Handwerker zu Genf, den neuesten Briefen zufolge, das communistische Element dem liberal-politischen unterlegen sein.

Unter den Mitarbeitern Weitling's glaubte ich einen Maurer, Namens German, zu finden. Das Komma in der Unterschrift „F. German, Mäurer" ist aber von Uebel. Dr. Mäurer, früher Oberlehrer in Berlin, hat den communistischen Ideen sein poetisches Talent gewidmet. Das Schurzfell statt des Doctorhutes verdankt er dem Setzer, der zwischen seinem Vornamen German und seinem Eigennamen ein Komma einschob.

Ueber die in Paris lebenden Deutschen ist viel geschrieben worden. Es sind Flüchtlinge, Handwerker, Gelehrte, Banquiers. Man rechnet ihre Zahl auf 80,000. Es mögen auch Elsässer dazu gehören. Ein Zusammenhang wie zwischen den Engländern und theilweise den Spaniern und Italienern findet nicht statt. Kein Seymour, keine Veljiogoso, kein Aguado steht an der Spitze der Deutschen oder übernimmt die deutsche Würde zu repräsentiren. Die reichen Banquiers sehen fast nur Fremde. Ich war in einem Salon, dessen Besitzer sein Glück einer deutschen Heirath verdankt. Die

Deutschen wurden vom Wirth und der deutschen Hausfrau vernachlässigt. Der deutsche Künstler und Gelehrte darf, um in die Pariser Gesellschaft eingeführt zu werden, hier auf keinen Schickler, keinen Rothschild rechnen. Diese reichen Banquiers sind stammverwandt mit jenen deutschen Kellnern, die in der Schweiz und dem Elsaß, auch wenn Deutsche bedient werden, sich anstellen, als verstünden sie nur französisch.

Die Musik macht eine Ausnahme. Die Musik ist die Sprache der Welt, die Sprache der Gesellschaft geworden. Die Musik verständigt die Herzen, ersetzt den Verstand, sie plaudert, sie unterhält, sie wird von Allen begriffen. Der Deutsche führt sich in die Pariser Gesellschaft durch seine Musik ein. Man kann ein großes Genie in den Wissenschaften sein und wird in die berühmten Soiréen der Gräfin Merlin nicht zugelassen. Erbietet man sich aber, in den Chören, die sie aufführen läßt, den Baß oder Tenor zu verstärken, so ist man willkommen, ohne Namen, ohne Ruf, selbst ohne gefirnißte Stiefel.

Sich als Musiker in Paris geltend zu machen, ist nicht so schwer, als man glaubt. Nur muß man es nicht zu eilig damit haben. Man wird in Paris schnell vergessen, aber immerhin leicht bekannt. Für jedes Ziel sind die Wege bestimmt vorgezeichnet. Concert, Oper, komische Oper, heroische Oper, Symphonie, Alles hat seine sichern Geleise. Das Journal des courses et des haras, das Journal für Eisenbahnen entscheidet nicht über Oper und Melodrama, wie in Deutschland, wo die Farben über die Töne, die Töne über die Bausteine urtheilen. Der junge Musiker kommt an, abonnirt sich auf Schlesinger's musikalische Zeitung, miethet einen Herz'schen Flügel und sucht Eintritt in Kalkbrenner's Salon, der zu den glänzendsten von Paris gehört. Man spielt, wo man eine Einladung bekommt. Man spielt, auf welchem Flügel man verlangt. Man spielt auf dem schlechtesten Spinett, ohne zu murren. Gewisse deutsche Michel, die sich bei uns in kleinen Städten schon Liszt und Thalberg schelten lassen, kommen nach Paris und glauben sich im Preise zu steigern, wenn sie die Launen großer Künstler affectiren. Sie

wollen als Menschen, nicht als Musiker eingeladen sein, spielen nicht zum Dessert, erklären die Instrumente für verstimmt, ja einen jungen Laffen sah ich, der mit süßlicher Suffisance erklärte, er spielte nur auf einem Erard. Diese Leute wissen nicht, daß man über solche Dinge in Frankreich ausgelacht wird. Man wird ausgelacht, wenn man es auch nicht sieht. Paris kennt nicht den deutschen kindischen Enthusiasmus für die Künstler. Es bewundert, was schön ist, aber in der Bewunderung entwürdigt es sich nicht.

Hat man sich ein Jahr mit Anstand, Bescheidenheit und Talent in der Pariser höhern Gesellschaft bewegt, so kann man wagen, ein Concert zu geben. Der Ertrag wird keine Renten abwerfen, aber er deckt gewiß die Kosten. Man giebt Concerte, um den Preis der Stunden zu erhöhen, wenn man Unterricht ertheilt. Ein Concertgeber, der besprochen wird, kann mehr fordern, als ein bloßer Zimmervirtuose. Man vervollkommnet sich. Paris ist so groß, daß es das Talent von heute vergißt und dasselbe Talent, wenn es in drei Jahren wieder auftritt, für ein anderes hält. Man kann in Paris nicht etwa wie in Deutschland ein großer Künstler sein und nur deshalb nicht anerkannt werden, weil man ein einheimisches Talent ist. Paris ist die Welt. In Paris ist man immer auf Reisen. Einheimisch ist in Paris nichts. Was ihm gehört, gehört der Welt. So sind Liszt, Ole Bull, Ernst und die bedeutendsten neueren Virtuosen in Paris allmälig berühmt geworden.

Hat man in Paris Ruhm gewonnen, so kann man zuletzt auch Geld gewinnen. Thalberg gab im Saale Ventadour zwei Concerte, die ihm 40,000 Franken eintrugen. Spielt er drei neue Compositionen, so giebt ihm der Verleger noch eben so viel, wenn er sie ihm zur Herausgabe überläßt. Auch der Operncomponist gewinnt allmälig Bahn, wenn er sich Zeit nimmt. Meyerbeer ist in Paris so berühmt geworden, daß er sich von einer Art Schrecken darüber noch jetzt nicht hat erholen können. Halévy beherrscht die große Oper. Rosenhain wird nächstens ein Textbuch bekommen und seinen Weg gehen, wie die Uebrigen. Den Text giebt die Direction der Oper selbst. Wer die Probe bestanden hat, einige musika-

lische Scenen zu erfinden, hat Ansprüche, ein Textbuch zu bekommen. Wie das Alles geregelt ist!

Von deutschen Theoretikern nenne ich A. Gathy, einen gediegenen Kenner und geschmackvollen Darsteller musikalischer Zustände, auch den Biographen Beethoven's A. Schindler, der vor den Franzosen für einen Adepten aller Beethoven'schen Tempo- und Figurengeheimnisse gilt.

Der großen Oper gegenüber, nicht weit vom Boulevard des Italiens, liegt hinter einem kleinen vergitterten Vorgarten das Café Lepelletier, eins der wenigen Cafés, die schon zu ebner Erde sogenannter „Divan", d. h. Rauchcabinet sind. Für „Estaminet" ist es zu elegant. Im grünen Vorhofe steht eine Bronzestatue der Flora, umplätschert von kleinen Springbrunnen. Hier begegnen sich deutsche und französische Schriftsteller. Das eine Sopha gehört den Deutschen, das andere den Franzosen. In den Tabackswolken, die hier beide Literaturen umhüllen, erstickt man fast. Im Dominospiel tändelt man das innere Mißbehagen des ungestillten Ehrgeizes weg, scherzt über seine Kümmernisse, vergißt sie über die unbefriedigten Wünsche der Andern. Man hat gearbeitet, dinirt, der Tag der Mühe ist vorüber. Man spricht jetzt nicht mehr über Staat, nicht mehr über Literatur, man bröckelt die Asche von der glimmenden Cigarre, schlürft den schwarzen Moccatrank, lehnt sich an die schwellenden sammtenen Rücken und flanirt, sitzend, flanirt mit seinen Gedanken. Die Maschine der Production ist abgelaufen — Production ist in Paris Mechanismus — man zieht sie nicht einmal für morgen auf; man lacht, genießt, die Gedanken fahren, behaglich rückgelehnt, sechsspännig im Schritt durch ein buntes Eldorado erträumter Glückseligkeiten! Selten, daß man sich noch über eine Dummheit der auf dem Tische liegenden Zeitungen erhitzt. Man ist so gewöhnt daran, man hat so viel aufgegeben, so viel Hoffnungen verloren, so vielen Täuschungen entsagt, daß man sich nur noch über wenig erzürnt und über nichts mehr verwundert.

Ich spreche von den deutschen Flüchtlingen. Man hat die Professoren von 1819 wiederhergestellt. Man wird auch vom schwarzen Brett die Studenten von 1831 wieder ausstreichen.

(ergreift Holliday's Hand und hält sie einen Augenblick in äußerster Ekstase) — berührte Arthur?! Ah — für mich ist er todt! (Stößt seine Hand zurück und stürzt vernichtet auf einen Sessel hin. Pause.)

Holiday.

Nein, Mylady, ich seh's — ich — ich bin todt für Sie!

Fennimor.

Sir Eduard, glauben Sie wirklich, daß Ihren Bewerbungen nur Arthurs Leben im Wege steht? Aber was red' ich? (sie steht auf) Unnütze Worte in die erstickende Luft! Fliehen muß ich, wo Arthur weilt, — ihn wiederzusehen ist unmöglich! — Sir Eduard, vergeben Sie diesen Sturm meiner Gefühle! Es jagt mich mit tödtlicher Angst von der Stelle, wo sein edles Leben athmet — ich bin unwürdig, die Luft zu theilen, die ihn umgiebt, — leben Sie wohl!

Holiday.

Mylady! Die Gründe Ihrer Vermählung mit dem Commodore müssen so heilig, so gebieterisch nothwendig gewesen sein, daß selbst Arthur diese Gründe ehren wird. Sie sind frei, Ihre Liebe zu ihm ist dieselbe geblieben, auch Douglas —

Fennimor.

Keine Täuschung! Keine schmeichelnde Hoffnung! Der Schmelz der Liebe erblindet mit dem ersten unreinen Hauche — ein Wesen, das Treue nicht halten konnte, hat im Garten des Lebens seinen Duft verloren!

Die Zeiten integriren sich. Die Epochen bedürfen einander, die Zukunft nimmt ihre Kraft vom Vergangenen. Venedey z. B. wäre jetzt schon reif für einen bayrischen Ehrenbecher, oder wofür erhielt Nicias Becker in Köln die Auszeichnung eines Königs! Venedey hängt mit Sehnsucht an seinem Vaterlande, hegt eine Liebe zu Deutschland, wie zu seiner Braut, liebt die deutsche Sprache, die deutsche Geschichte, wie man ein blondes Mädchen liebt, an der man selbst ihre Sommersprossen schön findet. Venedey lebt nur äußerlich in Paris. Seine eigentliche Wohnung ist in dem Lande, das er nicht betreten darf. Er lustwandelt in den Ruinen des Heidelberger Schlosses, er erklimmt den Brocken, er ruht, in Hemdärmeln wie ein Jenenser Student, im Schatten einer Wartburgeiche. Ich habe Venedey nicht gefragt, warum er Deutschland verlassen mußte, aber ich begreife nicht, warum er nicht längst zurückkehren darf. So tapfer haben doch Wenige für das linke Rheinufer gestritten, wie Venedey, so großmüthig und uneigennützig haben doch Wenige, im Interesse Deutschlands, den ehrenvollsten Verbindungen mit der französischen Presse entsagt. Venedey gehört zu Denen, die in Deutschland die nationale Frage über die liberale stellen. Er will Deutschland erst einig machen und ihm dann die Unterpfänder der Freiheit geben. Er hat ein Buch gegen Preußen geschrieben, aber nur, weil ihm das Preußen des vorigen Königs kein deutsches erschien. Venedey, in seinen Bestrebungen verkannt, von der Diplomatie verfolgt, verbarg sich in der Normandie. Er bereiste diese französische Provinz, um wieder in ihr Deutschland zu entdecken. Aus der französischen Sprache leitet er die deutschen Wurzeln, aus den Sprichwörtern Frankreichs und Deutschlands die Unterschiede in den Sitten beider Nationen her, er hat sein ganzes, mühevolles, an Entbehrungen gewöhntes und der betrübendsten Zufälligkeit preisgegebenes Leben der Verherrlichung des deutschen Namens gewidmet, ohne etwas Anderes dafür zu ernten, als Mißtrauen, Undank, Verfolgung. Venedey wäre vielleicht schon in Deutschland wieder zugelassen, wenn ihn sein Stolz nicht zurückhielte. Daß man diesen Stolz der Armuth, diesen Stolz der Bescheidenheit nicht versteht! Daß man Gnaden

und Belohnungen für das Genie hat, nur wenn das Genie einkommt und um Gnaden und Belohnungen bittet! Tat man Amnestieen giebt, jedoch unter der Bedingung, man müßte mit der Erklärung einkommen, von der Amnestie Gebrauch machen zu wollen! Wer giebt Bettlern Almosen und wirft ihnen ihre Armuth vor? Wer demüthigt noch obenein den Unglücklichen, den wir leiden sehen? Kann man ein Glück annehmen, das man durch eine Entwürdigung erkaufen muß? Seid weniger „gnädig", ihr Fürsten, aber seid liebevoller! Viel geschieht in unsrer Zeit für die Gottähnlichkeit, wenig für die Menschenwürde.

Herr von Rochau nahm am Frankfurter Aprilaufstande Theil, saß vier Jahre im sogenannten Rententhurm am Main und entfloh mit seinem Wächter nach Paris. Herr von Rochau mag in seinen Handlungen irren, aber in seinen Worten ist er ein Mann von Ehre. „Wir hatten", sagte er, „in Frankfurt keinen andern Zweck, als den, zu fallen und Deutschlands politisches Urtheil anzuregen. Es war von einer Eroberung, von der Möglichkeit eines durch diese Episode herbeigeführten Umsturzes nicht die Rede. Man wollte gegen die Junibeschlüsse von 1832, gegen die Lethargie der Masse protestiren, wollte der conservativen Parthei zeigen, wessen die liberale fähig wäre in ihrem Muth, ihrer Ueberzeugung." Man wollte also enden, wie Egmont endet, „ein Beispiel gebend". Ich weiß nicht, ob sich diese Auffassung des unglücklichen Ereignisses in den Acten der Frankfurter Untersuchungscommission findet, aber wahr scheint sie schon deshalb, weil sie so chimärisch, studentisch, deutsch klingt. Ein Blitz aus heiterm Himmel, der sich selbst verzehren wollte, eine Idee, die wol nie einer französischen Emeute zum Grunde lag. Ob sich Rochau wol nach Wolfenbüttel, seiner Heimathstadt, zurücksehnt? Ich weiß nur, daß auch er diese Rückkehr durch keinen Widerruf erkaufen würde. Rochau ist ein Charakter von eben so viel Kraft, wie, ich möchte sagen, Grazie. Dem aufrichtigen Republikaner sind hier die anziehenden Eigenschaften des deutschen Adligen treu geblieben. Ich halte den Adel nicht für gut, aber ich liebe, was an ihm schön ist.

Man kann sich vorstellen, wie schwer es ist, sich in Paris eine dauernde Existenz zu gründen. Der Gedanke, die Feder zu ergreifen, lag den Flüchtlingen in erster Verlegenheit nahe. Aber nicht Jedem hat es glücken wollen, Verbindungen anzuknüpfen oder sein Talent dauernd auszubeuten. Einige gingen zu praktischen Berufswissenschaften über. Dr. Schuster aus Göttingen konnte seine Thibaut'schen Pandekten und Mittermaier'schen Civilistika im Lande der Geschwornengerichte nicht brauchen und griff nach dem Stabe des Aesculap. Kolloff, aus mecklenburgisch Friedland gebürtig, durchwanderte die Pariser Gemäldesammlungen, suchte seine Münchner kunstgeschichtlichen Hefte wieder vor und warf sich auf die Kunstkritik, worin er Ausgezeichnetes leistet. Savoye hält Vorlesungen über deutsche Sprache; Spazier, den ich nicht sah, soll in der Kanzlei des englischen Botschafters beschäftigt sein. All' diese Landsleute haben auf dem spröden Pariser Boden, um sich diesen ergiebig zu machen, einen so harten Stand, daß man es für wahrhaft lieblos erklären muß, wenn deutsche Schriftsteller, die mit vollen Börsen auf einige Wochen nach Paris kommen, über sie gespöttelt haben. Ihr Mißtrauen, ja sogar ihre hie und da sichtbaren Anflüge von Egoismus, Eitelkeit und Selbstüberschätzung muß man den Flüchtlingen zu gute halten. Das Unglück isolirt und — schmeichelt.

Unter den Nichtflüchtlingen macht seit einigen Jahren ein geborner Elsässer, A. Weill, durch seine Correspondenzen aus Paris Aufsehen. Ich glaube, daß man diesem originellen Kopf noch mehr einräumen muß, als nur Geist. Weill ist Franzose und Deutscher, je nachdem er geschlafen hat. Steht er mit gutem Humor auf, so geht er zu Alphonse Karr, Pierre Lerour, Gerard, Altaroche, rechnet sich zur französischen Literatur und schreibt das geläufigste Französisch für den Charivari. Hat er Kopfschmerzen, so nennt er sich einen Deutschen und richtet an die Phalange antifranzösisch stylisirte Briefe über Schelling, Ruge und Feuerbach. A. Weill ist ein vortrefflicher Tenorist; in der Oper seines Freundes Mainzer hat er auf der Academie Royale die Chöre gehalten. A. Weill ist ein gesuchter Tänzer, auf der Chaumière beweist es sein Cancan, in den er deutsches Gemüth zu legen weiß.

A. Weill iſt Communiſt aus Ueberzeugung. Er würde vor Sokrates und Plato nicht den Mund halten, verſtummt aber, wenn ein „Arbeiter" über die Pflichten und Rechte der Menſchheit ſpricht. A. Weill würde ſich getrauen, es mit dem Witze Swift's aufzunehmen; vor einer witzigen Griſette aber verliert er ſo ſehr den Verſtand, daß er ſich nur dadurch noch ſammeln kann, daß er ſich in ſie verliebt. Die größten Philoſophen pflegt Weill in ſeinen Correſpondenzen „Dummköpfe" zu nennen und in jeder Bügersfrau entdeckt er das Genie einer Sevigné. Weill wollte mich mit einer Hebamme bekannt machen, die er für die geiſtreichſte Frau Frankreichs erklärt. Dieſer Schriftſteller iſt einer der wenigen, die das Lob verachten. Würde er einmal gründlich und mit Witz getadelt, ſo würde er nichts antworten, als: Ich beneide meinem Gegner ſeinen Artikel. A. Weill iſt ein wahrer Heck- und Brütkopf geiſtreicher Ideen. Leider fliegen ſie halbreif ſchon aus und erdrücken eine die andere.

Auch eine unſrer deutſchen Liedernachtigallen fand ich nach Paris verflogen. In einen kleinen dunkeln Käfig der Rue du Croiſſant hat ſich Franz Dingelſtedt eingeniſtet. Eine den Wolken angehörende Geſtalt, die ſich, wie aus Mitleiden mit der Erde, zu ihr niederſenkt. Feucht glänzen die Augen, die ſehnſüchtig über das Glück der Welt hinwegſtreifen, ohne ſelbſt es zu finden. Frei und ſelbſtſtändig jetzt von einem Schulamt, aber Sklave ſeines Talents. Sein Talent hat ſein Herz in die Miethe genommen, ſein Talent beobachtet, erfindet, ſchreibt Artikel im Leſecabinet Montpenſier, ſiegelt dieſe zu und wirft ſie auf die Poſt nach Augsburg, kurz das Talent eilt dem Dichter voran, er ſelbſt kann es nicht mehr einholen und ſieht wol wehmüthig Werken nach, die von der Kunſtfähigkeit ſeiner Hand, nicht aber von den wahren Wünſchen ſeines Herzens zeugen. Im Salon ſeht Ihr eine lange Geſtalt, hingeworfen in einen ſammtenen Fauteuil, die Kerzen ſtrahlen, die Brillanten blitzen, die Töne der Muſik rauſchen, und der Träumer im ſchwarzen Frack ſtreicht ſich das Haar zurück und träumt in Paris an der Seine von Fulda an der Fulda, im Angeſicht der ſchönſten Weiber des Salons von heſſiſchen Stiftsdamen, die über deutſche Lyrik noch weinen

können, träumt von den sieben Hügeln des Rhöngebirges, kurhessischer Provinzialpoesie und dem Kasseler Beobachter, träumt, mit Lamartine im Gespräch, von Deutschland, wo die Unsterblichkeiten durch kleine Wochenblätter auf grauem Löschpapier gemacht werden. Tingelstedt hat sich in Paris überall, wo er auftrat, zu behaupten verstanden. Und doch wird er wol bald nach der Heimath zurückkehren, der sein Herz mit allen Fasern angehört.

Sechsundzwanzigster Brief.

Paris, den 12 April 1842.

Ein größeres Auditorium als Philarète Chasles hat ein anderer vielgenannter Literarhistoriker, Edgar Quinet. Der Saal, in welchem dieser erst kürzlich von Lyon hierher versetzte junge Professor liest, mochte über 150 Zuhörer zählen, ohne die, die ab- und zulaufen. Auch hier fehlte es an Damen nicht.

Edgar Quinet gehört zu jener jüngern französischen Doctrinairen, die aus schlechten Dichtern nicht selten gute Kritiker werden. Quinet's Poesie war todtgeboren. Seine dramatisirten Allegorieen, die Faust und Byron nachahmten, waren kalt, ersonnen, dialektisch wie Systeme. Sein Heldengedicht über Napoleon ist vergessen. Aber als Kritiker hat dieser noch junge Gelehrte Erfolg gehabt. Man räumt ihm eine Kenntniß der deutschen Literatur, besonders auch unsrer Philosophie ein. Mehre Jahre soll er in Heidelberg gewohnt haben, von wo er gute Kenntnisse der deutschen Sprache mitnahm und für den Fall, daß diese nicht ausreichten, eine deutsche Frau.

Edgar Quinet ist für die südlichen Literaturen angestellt, wie Ph. Chasles für die nordischen. Die deutsche gehört zur nordischen, die französische, die doch da, wo sie productiv ist, mit uns auf gleichem Breitengrade liegt, wahrscheinlich zur südlichen. Quinet sprach über die Einflüsse der Politik

auf die Poesie des Mittelalters. Man sah, daß er Raumer's Hohenstaufen kennt. Er wußte über die Idee der Hierarchie und des Kaiserthums zu reden, wie nur irgend ein deutscher Historiker. Er sagte nichts Neues, aber das Alte in artiger Verknüpfung. Alles natürlich auf Effect. Der Redner bereitete seine Applause wie ein Schauspieler vor, und wenn sie, wie der deutsche Schauspieler sagt, „gefallen" waren, trank er sein Zuckerwasser, wie ein Deputirter. Alle diese jungen Gelehrten werden auch in fünf Jahren Deputirte und in zehn Minister.

Ph. Chasles gefällt mir als Redner besser. Beide, Chasles und Quinet, hatten ihre Reden auswendig gelernt: aber Chasles sprach mit Ruhe, Würde, Eleganz. Chasles verrieth auch in seinem Vortrage, daß die Hände, die seine Action begleiteten, Glacéhandschuhe trugen. Ein französischer Professor rechnet zu seinen Jahresausgaben nicht blos neue Bücher, sondern auch einige Dutzend Glacéhandschuhe. Quinet trug indessen keine. Er hatte im Gegentheil etwas Deutschprofessorisches. Man sah ihm an, daß er in Heidelberg gelebt hat, wo die Professoren zuweilen im Schlafrock und Pantoffeln in ihr häusliches Auditorium kommen. Quinet hat kein so einnehmendes Aeußere, wie Ph. Chasles. Doch wurzelt er fester in seinem Auditorium als Jener. Ist dies nicht die Folge seiner Gelehrsamkeit, so ist es die Folge seines Gegenstandes. Der arme Chasles muß von dem hölzernen Brandt'schen Narrenschiff reden, während Quinet über Dante und Ariost reden darf: Jener vertritt in Paris die kalten Nebelsagen Ossian's, die frostigen Wintermärchen der scandinavischen Edda, während Dieser in die vollen, duftenden und blühenden Zaubergärten der südlichen Kunst und Poesie einführen darf.

An Quinet's Vortrag ist das falsche Pathos störend. Er redet nicht, er predigt. Quinet hat gehört, wie einst Foy redete; jetzt redet er, wie Foy redete, ohne dazu Veranlassung zu haben. Die großen oratorischen Manieren beim jedesmaligen verlegenen Räuspern und Steckenbleiben im Fluß der Worte bildeten einen komischen Contrast. Zuweilen hob der Sprecher seine Hand in die Luft, holte mit einem ungeheuren

Redegestus aus und konnte das Wort nicht finden, das dieser Gestus erhöhen sollte. Die Haupteffectfigur, die übrigens die französischen Redner auf dem Katheder und der Tribüne sämmtlich anwenden, ist z. B. diese: „Es gab im Mittelalter ein Buch, welches den Geist seiner Zeit wie ein Spiegel die Brennstrahlen der Sonne in sich aufgenommen hat, ein Buch, welches wie ein Urwald in majestätischer Glorie in den Himmel ragte, ein Buch, an welches — ein Buch, für welches — endlich ein Buch, das — an das — durch das (folgen die weitschweifigsten Bezeichnungen) ein Buch — ein Buch — dieses Buch war „la divina comoedia". Applaus. Oder auch in dieser Form: „Eines Tages sah man einen Greis in rothem Pantalon und weißem Haar, einen Greis, der — einen Greis, dessen — einen Greis, dem — einen Greis, den — einen Greis, von dem — dieser Greis war — Boccaccio." Enthusiasmus.

Sehr erfreulich war mir die Bekanntschaft Michel Chevalier's. Erfreulich und betrübend. Betrübend, wenn man vergleicht, wie man die Talente in Deutschland und wie man sie in Frankreich behandelt. Michel Chevalier, dieser geistvolle Schriftsteller, der die trockensten Materien der Nationalökonomie, des Eisenbahn- und öffentlichen Bauwesens mit Anmuth zu behandeln weiß, war noch vor zehn Jahren St. Simonist. In dem von der Regierung dem Bunde vom Menilmontant angehängten Processe wurde Michel Chevalier zu einjährigem Gefängniß verurtheilt. Die Regierung verfolgte seine Principien, schätzte aber die Talente des Verurtheilten. Statt Michel Chevalier, wie dies in Deutschland geschehen wäre, seine Strafe absitzen zu lassen, gab sie ihm Reisegeld und schickte ihn nach Nordamerika, um dort in ihrem Auftrage das öffentliche Leben der Nation zu beobachten. Chevalier schrieb seine geistvollen Briefe über Nordamerika in's Journal des Debats, kehrte zurück, wurde Professor an der Universität und ist seit einem Jahr, zehn Jahre nachdem er zum „jungen Frankreich" gehört hatte, Staatsrath im außerordentlichen Dienst. Der deutsche Weg, ein Minister zu werden, ist in der Regel dieser: Der junge Adlige besucht das Gymnasium. Abgang aus Prima mit Nro. III.

Ankunft in Göttingen und Bonn mit zwei großen Hunden. Examen, Durchfall. Uebergang vom Recht zur Verwaltung. Landrathsstelle. Landrath, immer noch Landrath, aber Ritter vieler Orden. Chef einer Regierung. Vicepräsident einer Provinz. Präsident einer Provinz. Minister.

Michel Chevalier gehört zu jenen Geistern, die der Aristokratie stets zu freisinnig, den Jakobinern stets zu aristokratisch erscheinen werden. Mit der rothen Mütze auf dem Kopf würde er so conservativ schreiben, als trüge er einen Stern auf der Brust; mit dem Stern auf der Brust würden ihn seine Umgebungen für einen Jacobiner halten. Es giebt Genien, die nie mit der Masse gehen können, ob es nun die in der Blouse oder die in seidenen Strümpfen ist. Michel Chevalier ist destructiv, aber gerade nur so weit, als nöthig, um vernünftiger wieder aufbauen zu können. Der Instinct der Organisation ist der vorherrschende, die Harmonie seine leitende Idee. Steht doch auch nur Derjenige wahrhaft über den Partheien, der das Gute der Partheien in sich aufgenommen hat. Michel Chevalier schließt sich der bestehenden Ordnung an, ohne dem liberalen Glaubensbekenntnisse einen einzigen seiner feststehenden Sätze zu entziehen. Er ist unterthan, zunächst der Idee, und deshalb der Ordnung, weil die Idee nur durch die Ordnung herrschen kann. Warum nicht die Blüthenaugen der neuen Zeit auf den Stamm der alten pfropfen? Man kann, als Beamter, in einem nicht gänzlich asiatisch organisirten Staate nie so sehr dem Fürsten dienen, daß man nicht auch dem Wohle Aller, dem Glück des Staatskörpers, der Ehre seiner Nation diente. Nur die Einseitigkeit des „National" kann in Michel Chevalier einen Apostaten sehen.

Das System Chevalier's ist vielleicht nicht richtig, aber es ist freisinnig. Er nimmt die Interessen der Existenz als die Garantieen der Freiheit an. Er anerkennt keine andere Basis der politischen Ansprüche, als die des Verkehrs, der Arbeit, der nützlichen Thätigkeit. Prärogative und historische Ueberlieferungen von seinem Staate ausschließend, läßt er nur die Capitalien, die Industrie, den Handel und die wie die Luft Alles umschließende Intelligenz zu. Seine Politik ist die

der biblischen Weissagung, wonach Lanzen und Schwerter in Pflugscharen verwandelt werden sollen. Ackerbau, Handwerk, Handel, alle Production ist ihm Industrie. Alles, was man nach Chevalier für die Industrie thut, thut man für die Freiheit. Er führt Deutschland an, das aus seinem Zollverbande einen politischen Vortheil gezogen hätte. Die Industrie ist nicht der Sieg der Materie über den Geist, sondern der Sieg des Geistes über die Materie, sie ist nicht selbst die Freiheit, aber sie wird diese gründen. Alles, was man für die Industrie thut, thut man für die Freiheit. Man muß noch viel für die Freiheit, viel für die Industrie thun. Die Interessen, die bisher rivalisirten, muß man an einander fesseln. Organisation der Arbeit ist die Frage der Industrie und der Politik. „Krieg oder Frieden!" schreibt Michel Chevalier. „Wir leben in einer Zeit, wo sich die Völker Europas achten und lieben. Schon überall herrschen dieselben Sitten, dieselben Arbeiten, dieselben Gedanken. Der Handel hat überall solidarische Interessen geschaffen. Europa bietet den Anblick einer einzigen Familie. Und doch scheint der Politik zufolge täglich ein Krieg so möglich, so wahrscheinlich. Die Mächte fassen sich in's Auge, wie Ringkämpfer, die in die Bahn schreiten wollen. Dies Kriegssystem widerspricht den aufgeklärten Köpfen aller Länder. Denn das Wohl der Völker leidet darunter. Was kosten diese bewaffneten Drohungen, das Geld nicht gerechnet, wie entzieht man der Arbeit so viel Tausende von kräftigen Händen! Nur im Frieden ist Freiheit. Wozu der Krieg, seitdem es keine Aristokratie mehr giebt, die nur vom Kriege lebte?" Michel Chevalier geht von denselben Voraussetzungen aus, auf welche die schon erwähnten socialistischen Neuerer ihre Systeme bauen. Seine gesunde Weisheit, gelehrt auf dem Katheder J. B. Say's, ist das beste Heilmittel gegen fieberhafte Träumereien.

Michel Chevalier wohnt im Quartier Grec, dem Malerquartier, wo man von Damen angeredet werden kann: „Monsieur, avez vous besoin d'un modèle?" Ich fand den geistvollen Schriftsteller leidend. Er hatte wegen gestörter Gesundheit einige Zeit seine Vorlesungen aussetzen müssen. Mit Theil-

nahme ſprach er von Hamburg, das er vor einigen Jahren geſehen, von Sieveking. Das Geſpräch kam auf Algier. „Man wird," bemerkte ich, „Algier ſchwerlich anders behaupten können, als durch Militaircolonieen, wie Oeſterreich und Rußland ſolche gegen die Türkei haben. Aber die Franzoſen beſitzen überhaupt nicht den Coloniſationstrieb." — „Doch, doch," bemerkte Michel Chevalier. „Wir haben früher viel Colonieen ausgeführt. Guyana iſt theilweiſe franzöſiſch und zählt noch 14,000 Einwohner. Nur muß bei uns Alles von der Regierung ausgehen. Giebt dieſe den Ton an, ſo vertraut das Publikum. Algier iſt für uns eine große Laſt, die bis jetzt nur die glücklichen Generale erleichtert haben. Deren ſind aber wenige. Bugeaud, der jetzt den Befehl hat, iſt ein Mann von großer Tapferkeit." — Ich wagte es, gegen das von Chevalier gelehrte Syſtem der materiellen Intereſſen einigen Zweifel auszuſprechen. „Ich erſchrecke vor dem Worte materiell," ſagte ich; „es iſt mir, als tauſchten mir unſere bisherigen Herren nur mit den Epiciers, den Börſenmäklern, den Geldariſtokraten." — „Nein," ſagte Chevalier, „die Ideen werden nie dem Geld unterliegen. So lange die Geſchichte geht, hat die Geſellſchaft immer die Wahl zwiſchen zwei Syſtemen gehabt, dem bürgerlichen und dem militairiſchen. Ich rede nie von Königen, Adel, von Conſervativ, Ariſtokratie u. ſ. w., ſondern vom Soldatengeiſt. Der Soldatengeiſt iſt es, der die Staaten unglücklich macht. Die Könige ſpielen mit den Soldaten, die Adeligen mit den Uniformen. Wo die Könige in Soldatenuniformen auftreten, wird nie die wahre Freiheit erblühen, eine Freiheit, die nur auf den Bürgergeiſt zu bauen iſt, auf den Esprit bourgeois, der der Geiſt der neuern Geſchichte iſt." — „Ich denke mir," fuhr ich fort, „die Bewegung des Staates gleich der Bewegung der Erde. Wenigſtens ſollte ſie dieſer gleichen. Doppelt iſt die Schwingung der großen Kugel. Einmal um ſich ſelbſt, einmal vorwärts in die Weite. Stoß und Gravitation, Intelligenz und Materie." — Chevalier erwiderte: „Nein, auch die Intelligenz iſt beim Bürgergeiſt. Der Bürgergeiſt iſt der Friede und nur im Frieden gedeiht die Wiſſenſchaft.

Holiday.

Sie wollen keine Verſtändigung abwarten?

Fennimor.

Nichts, nichts! Wenn Arthur in ſpäten fernen Jahren, wo ich ſie erlebe, meine Rechtfertigung begehrt, ſo werd' ich ſie ihm vielleicht noch früher geben, als vor Gottes Throne. Jetzt iſt es unmöglich. Es darf nicht ſein! Oder wie? Kamen Sie in ſeinem Auftrage?

Holiday.

Mylady, er hat keine Ahnung von Ihrer Nähe —

Fennimor.

So werden Sie ſie ihm verſchweigen! Ihm hier mit dem vollen ſchweren Bewußtſein meiner Schuld zu begegnen, nein, das iſt zu fürchterlich. Sir Eduard, ich reiſe —

Holiday.

Reiſen? (kämpft mit ſeiner freudigen Unruhe.) Und wo ſehe ich Sie wieder, Mylady?

Fennimor.

Geben Sie jede Hoffnung auf! Wer wie ich gezwungen war, einem Manne, an dem die ganze Seele hing, die Treue zu brechen, der hat ſich Vorſätze für die Ewigkeit genommen. Sir Eduard, leben Sie wohl! (Ab.)

Holiday

(folgt mit Theilnahme und kehrt dann zurück; allein).

Räthſel, die ich nicht löſen kann! Aber ſie geht, — ſie verläßt dieſen Ort. Das iſt mehr, als ich von der Gunſt des Augenblicks erwarten konnte! Der Grund, warum ſie Arthur aufgab, muß von einer Nothwendigkeit geweſen ſein,

Das ist die große gemeinschaftliche Arbeit, an der wir Schriftsteller theilhaben, Alles für den Bürger, Nichts mehr für die Elemente, die sich im Staate nur befinden, um ihn zu stören und zu beunruhigen! Dahin strebt auch Frankreich und gelangt dorthin, wie sehr sich auch noch Ehrgeiz und Habsucht drängen, an das Ruder der Regierung zu gelangen."

Michel Chevalier war kürzlich in Deutschland und hat uns vorurtheilsfrei beobachtet. An guten Fragen erkennt man den praktischen Verstand besser, als an guten Antworten. Chevalier fragte nicht wie Thiers, wird es in Deutschland eine Revolution geben? sondern: Ist das Bedürfniß einer Verfassung in Preußen ein so großes, daß es auch im Volke wurzelt? Würden die Rheinprovinzen geneigt sein, mit den östlichen Provinzen nivellirt zu werden? Es ist interessant, was dieser Celebrité in seinen von der Revue des deux Mondes mitgetheilten deutschen Reisebriefen über die österreichische Regierung unter dem Gesichtspunkt des Fortschrittes sagt. Man sieht da, daß mit Geistern dieser Art eine leichtere Verständigung möglich ist, als mit einseitig gebildeten Pariser Advocaten, die sich in der Kammer und besonders in der politischen Presse zu Wortführern der Nation aufwerfen. Die vagesten juristischen Kenntnisse werden an nationale Vorurtheile geknüpft, werden mit einem Styl, der in der Schule der Leidenschaft gebildet ist, in Umlauf gesetzt und zu Richtern gemacht über Verhältnisse von Ländern und Völkern, von denen man nicht einmal die geographischen Bedingungen kennt, geschweige die sittlichen.

Die geschickte Auswahl mehrer erst neuerdings angestellten Professoren der Universität ist ein Verdienst des Cultusministers Villemain. Villemain, ein Fünfziger, von gutmüthigem Ausdruck in den Mienen, stets freundlich und zum Scherze aufgelegt, nimmt unter jenen Zierden des französischen Katheders, die während der Restauration gegen die damals herrschenden Thatsachen den moralischen Stachel ihrer Studien richteten, eine der ersten Stellen ein. Die Sorbonne wußte damals in die Geschichte und Philosophie eine Beziehlichkeit zu legen, die eine unmittelbare Anwendung auf jene

Menſchen und Dinge erlitt, welche ſpäter durch die Julirevolution geſtürzt wurden. Von Villemain hat man ein Buch über Cromwell, das mehr ſchön geſchrieben, als gründlich ausgearbeitet iſt; dennoch machte es ſeines geſunden politiſchen Urtheils und ſeiner pikanten Parallelen wegen großes Aufſehen.

Das Miniſterium des Unterrichts liegt am linken Ufer der Seine in der Rue de Grenelle und iſt, wie alle Regierungsgebäude, durch eine über dem Hotel ausgehängte dreifarbige Fahne kenntlich. Zu ebener Erde in einem Hofe links finden die Verſammlungen der Räthe ſtatt. In demſelben Gebäude liegt auch die Wohnung des Miniſters. Villemain zeigte ſich in wohlgemuther, behaglicher Weiſe. Frei und heiter blickt ſein Auge. Mein Begleiter, St. Marc Girardin, einer der vortragenden Räthe, früher Villemain's Schüler, ſagte nach dem Verlauf der erſten Begrüßungen: „Die Zeiten kommen nicht zurück, wo wir Jüngeren zu Ihren Füßen ſaßen und Ihrem Worte lauſchten! Die Reſtauration war traurig, aber das damalige wiſſenſchaftliche Leben werden wir ſo bald nicht wieder haben.“ — „Glauben Sie doch das nicht,“ antwortete Villemain lachend. „Als ich jung war, klagten alle alten Leute, die das Theater nicht mehr ſehen mochten, die Zeiten der Orthé wären vorüber. Wir, die wir jetzt alt ſind, gehen nicht in's Theater, weil die Duchesnois nicht mehr lebt, und ſo werden in dreißig Jahren unſere Kinder nicht mehr hingehen wollen, weil es keine Rachel und keine Dejazet mehr giebt.“

Ein nahe liegender Stoff der Unterhaltung war der Streit der Biſchöfe gegen die Sorbonne. Der Biſchof von Chartres veröffentlicht ſeit einiger Zeit Hirtenbriefe und Rundſchreiben, in denen er, wie weiland in Deutſchland der Erzbiſchof von Köln vor der Hermes'ſchen Lehre, ſo vor den Profeſſoren der Pariſer Univerſität warnt. Die legitimiſtiſchen Blätter nehmen dieſe Angriffe in ihre Spalten auf. Der Abbé de Genoude unterſtützt ſie mit ſeiner jeſuitiſchen Dialektik. Man wirft den Profeſſoren vor, daß ſie durch ihre Lehren die Jugend verderbten, zieht aus ihren Lehrbüchern freigeiſterisch klingende Stellen aus und denuncirt an die katholiſche

Chriſtenheit beſonders das Journal des Débats, als den hauptſächlichſten Anhalt der neuphiloſophiſchen Irrlehren.

„Dieſe Angriffe," bemerkte Villemain, „gelten im Grunde nicht den Profeſſoren, ſondern den Miniſtern, die dieſe angeſtellt haben. Es iſt ein Streit nicht gegen die Wiſſenſchaft, ſondern gegen die Regierung. Die Geiſtlichkeit kann es noch immer nicht verſchmerzen, daß ihr der Unterricht aus den Händen gewunden iſt. Ich bin überzeugt, daß Jeder, dem der Fortſchritt und die Aufklärung theure Namen ſind, in dieſer Frage auf Seiten der Miniſter ſteht."

Es war ein Uhr. Eben hatte ich im Café Cardinal die neueſten Blätter geleſen, hatte geleſen, daß die Bonner Univerſität einem jungen Docenten der Theologie die Erlaubniß, Vorleſungen zu halten, entzogen hatte. Das Miniſterium in Berlin, weit entfernt, dem biſchöflichen Geiſte der Herren Sack und Conſorten entgegenzutreten, beſtätigte dieſe Entfernung. Wie gewaltig dieſer Gegenſatz zwiſchen Frankreich und Deutſchland! Ich ſah auf dem Fauteuil vor mir einen jener kühnen Streiter für die Freiheit der wiſſenſchaftlichen Forſchung, einen Vertreter jener ernſten, gediegenen Richtung, welcher Frankreich bei allen Schwankungen und Leiden ſeiner neueren Politik doch die einzige Feſtigkeit und Sicherheit ſeines Syſtems verdankt. Man nennt dieſe Richtung die doctrinaire. Was an derſelben auszuſetzen, das iſt oft geſagt worden; was aber an ihr zu rühmen wäre, iſt die Entſagung, der Muth, die tiefſte Verſchmelzung ihrer Wiſſenſchaft mit dem Princip ihres Lebens. Dieſe Männer waren geſtern Gelehrte, heute ſind ſie Miniſter. Die lange Zwiſchenzeit einer den Geiſt erſchöpfenden, die Grundſätze untergrabenden und den feſten Willen aushöhlenden Bureau-Carrière fiel bei ihnen weg. Sie vertauſchten den Leitfaden, nach dem ſie eben laſen, mit dem Portefeuille: und wenn ſie noch ſo lange in der Hofluft verweilen, ſo paßt auf ſie der lateiniſche Spruch: „Was man zum erſten Male in ein neues Gefäß thut, davon wird es den Geruch behalten". Es werden in Frankreich nicht ſo viel Jugendträume, nicht ſo viel Jugendwahrheiten verkauft und verrathen, wie in Deutſchland.

„Ging' es nach den Gegnern unſerer Univerſität," ſagte

Villemain, „so müßten wir auch die Cenſur wieder einführen. Jamais! Jamais!“

Dieſe ernſte Verſicherung aus dem Munde eines Miniſters war mir in dem Augenblick bedeutſam, wo es hie und da verlautete, Guizot und ſeine Freunde wollten die Cenſur wieder einführen. Eine ſoeben erſchienene Broſchüre: „Vorſchlag, die Cenſur auf conſtitutionellem Wege wieder herzuſtellen, von einem Offizier der Nationalgarde;“ wurde ſchon ihres Titels wegen von den Meiſten mit Lachen, von einigen weiter Blickenden mit Beſorgniſſen aufgenommen. Seitdem man die Drucker für den Inhalt von Werken, die ſie oft kaum verſtehen, verantwortlich gemacht hat, ſeitdem man anfängt, die meiſtentheils ſehr ſchadhaften Punkte des Cautionnements der Journale, ihrer Fonds, ihrer Eigenthumsrechte criminell zu unterſuchen, hält man auch die Cenſur für möglich. Villemain aber und St. Marc Girardin wiederholten feierlich ihr: Jamais! Jamais!

„Was machen denn nun,“ fragte der Miniſter, „die deutſchen Schriftſteller mit ihrem Geiſt, wenn ſie ihn unter ein ſo ſchreckliches Joch, wie die Cenſur, beugen müſſen?“

„Wir befleißigen uns,“ erwiderte ich, „in einem möglichſt originellen Styl zu ſchreiben.“

„Es iſt wahr,“ ſagte Villemain. „Wir haben daſſelbe mit Benjamin Conſtant erlebt. So lange dieſer unter der Cenſur ſchrieb, war er ein großer Styliſt. So lange er die Wahrheit umgehen mußte, machte ſeine Feder die kunſtvollſten Schlangenwindungen, die anmuthigſten Schönheitslinien. Später, als er ſchreiben durfte, was er wollte wurde er einfach grob. Man las ihn nicht mehr. Seien Sie aber überzeugt, daß wir um den Preis der Preßfreiheit doch vorziehen, ſchlechte Styliſten, als mit der Cenſur gute zu haben.“

Die Zeit drängte. Villemain fuhr in die Pairskammer.

Siebenundzwanzigster Brief.

Paris, den 24. April 1842.

Je mehr man eine Kraft vertheilt, desto weniger wird sie wirken. Bestreitet diesen Satz die Homöopathie, so beweist ihn die französische Presse. Die Presse, an Blättern zunehmend, wird schwächer in ihrer Wirkung. Die Presse wächst in ihrer Kraft durch die Auflage, sie verliert sich durch die Concurrenz. Die Concurrenz hat schon jetzt einen großen Theil der Kraft des französischen Journalismus gebrochen.

Das Journal ist wirksam auf dem Ladentisch, dem Arbeitspulte, vor, während und nach dem Frühstück. Es ist wirksam, wenn man es für seine baaren drei Sous im Theater, oder beim Nachhausegehen Abends an irgend einer Ecke der Boulevards kauft. Wirkungsloser schon ist die Presse auf den Tischen der Cafés, völlig schwach im Lesecabinet. Im Lesecabinet liest man die Journale, um ihre Meinungen zu wissen, nicht um sie zu theilen.

Nirgends gelten die französischen Journale weniger als in Paris. Im Auslande erfindet man sich zu jedem Journal einen Anhang, den man in Paris nirgends sieht. Was in der Ferne eine Parthei scheint, schmilzt in Paris zu einem Actienverbande, einem Redactionsbureau zusammen. In der Ferne hält man sich nur die besseren Journale, in Paris wuchert das Unkraut neben diesen her. Aus zwölf großen Zeitungen, die uns der Garçon zu unserer Morgenchocolade hinlegt, sich eine Meinung zu bilden, erfordert mehr Geist, als man in einem Kaffeehause bei Jedem voraussetzen darf.

Man hat die Statistik des Absatzes der Journale dann und wann mitgetheilt. Man kann diese Zahlen ziemlich genau liefern, da die Stempelabgabe eine genaue Controle der Auflage voraussetzt. Doch würde man Unrecht thun, nach diesen Zahlen die Stärke der von dem Journal vertretenen Ansichten entnehmen zu wollen. Diese hängt nicht von der Zahl der Käufer, sondern vom Stande und Beruf derselben ab. Sind die Käufer Gesellschaften, Kaffeehäuser, Zeitungs-

bureaux, oder sind es Privatleute? Vertheilen sich diese 6 oder 7000 Abonnenten auf das Land oder die Stadt, auf Paris oder die Provinz, auf den Adel oder den Bürger, die Geistlichkeit oder die gezwungenen Abonnements der Regierungsbureaux? Welches ist das Morgenjournal des Handwerkers, des Epiciers, des reichen Börsenspeculanten? Man wird erstaunen: Nicht das freisinnigste, nicht das geistreichste, sondern das wohlfeilste ist das französische Morgenjournal.

Commerce, Courier, Constitutionnel sind Blätter, die man bei Spazierfahrten nach St. Cloud und Versailles vom Pariser Mittelstande nennen hört. Dieser Mittelstand hat eine halbliberale Tendenz. Er liebt das Bestehende, besonders den guten Fortgang seines Geschäfts, aber es befördert seine Verdauung, zu sehen, wie man Anderen die ihrige erschwert, besonders den Ministern und dem guten Louis Philippe, den die Franzosen achten, aber nicht lieben. Der kundenreiche Friseur, der reiche Metzgermeister, der gebildete Sattler, Riemer, der Posamentier, selbst wenn dieser für die Armee Schnüre zu liefern hat, lacht gern über die Verlegenheiten der großen und gelehrten Herren, die man mit seinen directen und indirecten Steuern ernährt. Eine stürmische Deputirtensitzung ist ihm so viel werth, wie ein neues Vaudeville auf einem Boulevardtheater. So sehr er die Straßenemeuten, bei denen seine theuern Laden-Spiegel und Schaufenster zertrümmert werden könnten, verabscheut, so sehr liebt er Emeuten bei Hofe, im Ministerrath, in der Deputirtenkammer, kurz jede Emeute, die sich seinem Ausdruck zufolge innerhalb der parlamentarischen Formen erhält. Für den Pariser Mittelstand ist die Charte nicht da, um gehalten zu werden, sondern man hat sie erfunden, um sie dann und wann zu verletzen, überhaupt um Frankreich zu amüsiren. Er räumt den Ministerien ihre Nothwendigkeit ein, doch dürfen sie nicht zu lange dauern. Zwei Jahre ist die höchste Zeit, die er ihnen gestattet; nach zwei Jahren müssen es andere Namen sein, die er in den Zeitungen liest, die alten ennuyiren ihn.

Die ärmeren Handwerker und Arbeitsleute hängen von der Lectüre ab, die sie in ihrem Commerce de vin finden. Die Regierung giebt sich Mühe, in diesen Versammlungsörtern

der unteren Volksklaſſen, ſelbſt in ihren Wohnungen die Zeitſchriften zu verbreiten, die für die beſtehende Ordnung geſchrieben werden; aber da es theils an den Gegenoperationen der Partheien nicht fehlt, theils den Arbeitern ſelbſt nicht an politiſchem Urtheil gebricht, ſo hält der Weinſchenk die Zeitung, die ſeine Gäſte wünſchen. Seitdem die Vierzigfrankenpreſſe „erfunden" iſt, iſt dies der Siècle, ein unter Odillon Barrot's Einfluß ſtehendes liberales Journal, das hauptſächlich deshalb geſtiftet wurde, um der „Preſſe" von E. de Girardin die Stange zu halten. Der Siècle iſt unſtreitig das verbreitetſte franzöſiſche Blatt. Es zählt über 20,000 Abnehmer.

Daß die politiſche Journaliſtik in demſelben Grade, wie dieſe in Deutſchland an Macht gewonnen hat, in Frankreich an Macht verlor, iſt Thatſache. Die Schuld liegt an der eingeſtandenen Unfruchtbarkeit der Debatten, an den allzu häufigen Schwankungen der hervorragendſten politiſchen Charaktere und dem dadurch veranlaßten geringeren Vertrauen auf die Redlichkeit der gedruckten Verſicherungen, endlich allerdings an der Vierzigfrankenpreſſe, die den Journalismus in die Sphäre der Induſtrie herabgezogen, die Geheimniſſe der innern Mechanik eines Journals aufgedeckt und die niedrigſten materiellen Leidenſchaften bei Gemüthern offenbart hat, die man ſich früher nur vom Glorienſchein der Uneigennützigkeit umgeben vorſtellte. Aus dem Principienkampfe wurde Brotneid. Mit dem geſchwundenen Vorurtheil verringerte ſich die moraliſche Kraft.

Dennoch iſt es noch immer der Mühe werth, einen Blick in dies Chaos der franzöſiſchen Preſſe zu werfen. Wenn ein Journal auch keine Staatsmänner mehr ſtürzt, ſo kann es doch noch welche machen. Auch werden ſie immer die Quelle bleiben, woraus ſich der Fremde über Frankreich unterrichten muß. Melden ſie nicht, was man weiß, ſo melden ſie, was man glaubt. Der Irrthum iſt längſt wichtiger geworden, als die Wahrheit: ja der Irrthum iſt in unſrer heutigen Politik die ſich gerade zuletzt herausſtellende Wahrheit.

Wir theilen die franzöſiſche politiſche Journaliſtik ein in miniſterielle, gouvernementale und Oppoſitionspreſſe.

Der Moniteur wird vom Staat bezahlt und erhält ſeinen

Werth, wenn er veraltet. Man schlägt ihn nach, um frühere Reden in der Kammer, um Gesetze und Verordnungen zu vergleichen. Der Moniteur bringt deshalb den authentischen Inhalt der Kammerdebatten, weil jeder Redner das Recht hat, Das, was er gesprochen haben soll, selbst durchzusehen. Sauvo, der den Moniteur seit seiner Gründung redigirte, ist pensionirt; seitdem leiten ihn die Herren Panckoucke, Grün und Sauvage. Eine Stelle am Moniteur ist eine Sinecure. Das ministerielle Abendblatt, früher das Journal de Paris, dann la Charte de 1830, ist eingegangen und dafür der Messager angekauft worden. Hier findet man die Ankündigungen der Regierung, die telegraphischen Depeschen, die Berichtigungen, die „Dementis" werden hier gegeben über das Gerücht einer Ministerialauflösung, einer Streitigkeit unter den Collegen, über den auswärts als bedenklich geschilderten Gesundheitszustand des Königs u. s. w. Es finden sich bei diesem größtentheils nur aus Notizen bestehenden Blatte wenig Namen von Bedeutung. Da seine Finanzen geregelt sind, so kann es dann und wann ein gutes Feuilleton bringen. Der kleine Trabant des Messager ist der Moniteur parisien. Dieser ist nicht ganz so officiell, wie der Messager; da er aber das Privilegium des Ausgerufenwerdens in den Theatern hat, so hüpfen ihm schon zu gleicher Zeit mit dem Messager die meisten der officiellen Canards zu. Canard (Ente) nennt man jene kleinen Novitätenartikel, die aus einem Journal in das andere springen. Die ganze deutsche politische Journalistik z. B. ist aus Canards zusammengesetzt. Die Bezeichnung für eine falsche Nachricht ist erst allmälig entstanden. Ueber Nacht verwandelt sich der Moniteur parisien in die Gazette de Paris. Dann hat er die hauptsächlichsten Artikel vom Abend zusammengerückt, läßt die unbedeutenderen aus und gewinnt dadurch Raum für das vollständige Theaterrepertoir, das man auch am Rande des Corsaire abgedruckt findet. Man muß gestehen, daß die journalistischen Hülfstruppen der Regierung unbedeutend sind. Le Globe, ein ministerielles Blatt, redigirt von Granier de Cassagnac, will keinen Fortgang nehmen.*)

*) Dafür wurde später mit Marktschreierei die Epoque gestiftet, die sich jedoch ebenfalls nicht hielt.

Die gouvernementale Presse vertheidigt allerdings den Hof und die Regierung als solche, aber nicht immer die Ministerien. Käme Thiers je wieder in's Ministerium, so würde es doch vom Journal des Débats zu sonderbar sein, ihn nach seinen neuesten Angriffen wieder vertheidigen zu wollen. Doch würde es sich einen Uebergang bilden. Es würde sagen: Wir achten Dich in diesem Augenblick, Deiner Würde wegen, wir wollen Dich nicht hindern, das Land glücklich zu machen, wenn Du es kannst; wir wollen deshalb nicht mit der Opposition Hand in Hand gehen, weil uns der König dauert, der den Fehler begangen hat, Dich zum Minister zu machen! Ganz so steht jetzt die Presse des Herrn von Girardin mit Guizot. Die Presse, ein in der That durch ihre Appellation an die materiellen Interessen einflußreiches Blatt, unterstützt Guizot in Allem, dessen das Ministerium gegen die Partheien bedarf, verschweigt aber nicht, daß sie einem Ministerium Molé*) geneigter wäre. Sie weicht in der Eisenbahnfrage und über das Untersuchungsrecht von Guizot ab. Für diese Unsicherheit wird das Ministerium durch die meist ministeriellen Provinzialblätter, besonders aber durch die politischen Uebersichten in den beiden großen Revuen schadlos gehalten. In der Revue de Paris**) schreibt Professor Lherminier, in der Revue des deux Mondes Staatsrath Rossi den Bericht über die laufende Tagesgeschichte.

Die Oppositionspresse ist theils parlamentarisch, theils dynastisch, theils reformistisch, immer aber im Widerspruche mit der Regierung. Die parlamentarische Opposition ist die der Advocaten und der Deputirten, der Constitutionnel, unter Thiers' Einfluß, an der Spitze. Im Constitutionnel wurde die Hauptmine gegraben, die allmälig die Bourbons in die Luft gesprengt hat. Sein Kampf gegen die Jesuiten, gegen den Klerus, gegen die Restauration in allen ihren Verzweigungen, selbst in den romantischen des Dramas, war einst eben so glorreich, wie gewinnbringend. Was unter der Restauration nur irgend unzufrieden war, fand das Echo seiner Kla-

*) Später auch einem Ministerium Lamartine.
**) Ist eingegangen.

gen im Constitutionnel. Militairische Reminiscenzen der alten abgedankten Generale der Kaiserzeit mischten sich mit dem Ehrgeiz der jungen Generation, und die Kaufleute waren es, die dadurch für die Opposition gewonnen wurden, daß man sein Geld nicht besser anlegen konnte, als in einer Actie des Constitutionnel. Wer bei der Gründung desselben 5000 Franks gezahlt hatte, konnte nach fünf Jahren sein Anrecht für 50,000, ja nach zehn Jahren für 250,000 Franks verkaufen. Da der Constitutionnel unter der Restauration zur Opposition gehört hatte, mußte er nach der Julirevolution ministeriell werden. Dies war ein Unglück für ihn. Die kleinen Blätter bewitzelten den alten Herrn, fanden, daß er sich am Ministertisch lächerlich ausnähme, und setzten ihm eine Schlafmütze auf's Haupt und einen grünen Schirm vor die Augen. Die Folge war jenes sprichwörtlich gewordene Desabonnement des Constitutionnel. Von 23,000 Abnehmern sind nur noch 6000 übrig geblieben. Die Actien sanken im Werth, Thiers kaufte sie auf und hält sich durch diesen Verbündeten, der nicht mehr sein Freund, sondern sein Sklave geworden ist.*) Der Courrier français hat nur 3000 Abonnenten, und ist unbedeutend geworden. Das Siècle ist nächst den Débats und mit der Presse das einflußreichste Blatt in Frankreich. Es kostet nur vierzig Franken und bringt, was die anderen Blätter für achtzig geben. Am beliebtesten ist es durch sein Feuilleton, an das es ungeheure Summen verwendet. Die Politik in dem hohlen Geiste Odillon Barrot's ist die Knochenzugabe zum Fleisch. Das Siècle orakelt gern, wie sein Beschützer. Ein neues Vierzigfrankenblatt, la Patrie, steht unter dem liberalen Deputirten Pagès de l'Arriège. Es ist erstaunlich, wie es in Frankreich eine Zeitung, ohne innere Nothwendigkeit und äußeren Werth, doch durch seine erste Ankündigung schon auf 1500 Abnehmer bringen kann. Zu viel, um zu sterben, zu wenig, um zu leben. Der Commerce, früher Journal du Commerce, gehörte lange Zeit, materiell

*) Das Feuilleton hat eine große Veränderung hervorgebracht. Der Constitutionnel zählte nach Eugen Sue's Romanen wieder über 20,000 Abnehmer.

daß sie ihn, wenn der Zufall beide zusammenführte, unfehlbar von ihrer Unschuld überzeugen und seinen Lebensmuth zu neuen Flammen anschüren würde! — Lebensmuth? — Wie mich dieser dämonische Gedanke seines nahen Todes nicht verläßt — meinen Geist umgaukeln die Schatten betrügerischer Hoffnungen! Glück, Ehre, Reichthum, vielleicht selbst durch Verarrlichkeit die Hand dieses himmlischen Weibes — Alles in bunter Möglichkeit vor mir! Aber — wird sich der Blitzstrahl in der dunkeln Wolke, die sich mit dumpfer Schwüle um eines Lebenssatten Haupt zusammenzieht, wird er sich entzünden? — Ist es Mord, daß ich mich nicht zwischen seine Melancholie und eine zum Selbstmorde ausgestreckte Hand stürze? Ich seh' ihn vor mir wie mit verbundenen Augen an einem Abgrunde wandeln, noch ein Schritt, noch eine Linie, ich kann ihn retten, ihn fassen, — ich kann ihn halten — Nein, ich will ihn nicht fassen, ich will ihn nicht halten! Er stürze hinunter in die ewige Tiefe! (horcht) Marstons Stimme!

Vierter Auftritt.

Marston (mit Sporen). Holiday. (Später) Toms.

Marston.

Teufel, da sind Sie ja! Ich erblicke auf einem Spazierritte an der Pforte eines niedlichen Maierhofes Toms und das kleine altmodische Cabriolet, dessen Sie sich heut früh erklärten bedienen zu wollen, und höre mit Vergnügen, daß Sie sich

und geistig, dem Deputirten Mauguin. Diese Zeitung hat Anstrengungen gemacht, um Terrain zu gewinnen. Da es einen Handelszweck affichirt, so gehen viele Leute auf dem Laube in die Falle und kaufen statt einer Vertheidigung der materiellen Interessen in ihm eine verworrene auswärtige Politik, sibirische Kindermorde, polnische Revolutionen, Petersburger Emeuten, Tscherkessensiege und ähnliche Neuigkeiten aus Mauguin's Privatministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Dies Journal hatte der Abenteurer Louis Bonaparte angekauft und würde allerdings damit erfolgreicher im Herzen Frankreichs haben landen können, als zu Boulogne. Aber es fehlte das Talent, das ihn vertheidigt, Aufrichtigkeit, die ihm gedient hätte. Der Commerce kam an seinen alten Eigenthümer zurück. Thiers, der seit dem 1. März 1840 fast die ganze Journalistik in sein Interesse zu ziehen suchte, konnte sich nicht mit Mauguin verständigen, und so blieb der Commerce bei jener alten Linken, deren Vertreter in der Kammer neben Mauguin Lherbette ist.

Zu den Blättern derjenigen Opposition, die eine Aenderung der Dinge weniger in den Ministern, als in der Dynastie wünschen, gehören von liberaler Seite der National, von legitimistischer die Gazette de France, die Quotidienne, die France, die Mode. Der National war unter A. Carrel republikanisch. Seit den Septembergesetzen ist er bonapartistisch. Die Redacteure werden diese Definition schwerlich zugestehen, aber sie reicht aus. Der National hat so lange für die Freiheit gestritten, bis er es müde wurde, die Franzosen zu überzeugen, und zum Ruhme griff. Die Fasces einer Consularregierung hat er vertauscht mit dem Commandostabe des Kaiserreiches. Napoleon von 1815, der eine Charte votirt, würde dem National seit Carrel's Tode genügen. Der National ist das Organ der Armee geworden, das Organ der jungen Unteroffiziere, die gern die Epaulettes verdienen wollen. Seit den Debatten über die Rheingrenze wird uns in dieser Zeitung nichts mehr ansprechen. Der Deutsche muß in ihr ein Streben erblicken, vor dessen Siege er sich zu bewahren hat. Immermehr von diesem Siege sich entfernend, ist der National mürrisch, hypochondrisch geworden. Thomas,

ein ehemaliger Holzhändler, liegt als Gérant wie ein Cerberus vor dem Eingang in die Höhle des National. Jules Vaſtide und Armand Marraſt, beides Schriftſteller von Talent, ſind die beiden Herzkammern dieſes kleinen Staatskörpers.*)

Auch die Gazette de France iſt herabgekommen und wird es immer mehr, wenn Herr von Genoude fortfährt, ſie zu nichts, als dem Bülletin ſeines täglichen Befindens zu machen. Herr von Genoude haben wohl geruht, Herr von Genoude haben eine Reiſe gemacht, Herr von Genoude ſind von der ganzen Bevölkerung des Südens mit Triumphpforten und Ehrenbogen eingeholt worden, — man würde dieſe Bülletins für eine Satyre auf den König halten, wenn Herr von Genoude dieſe genauen Berichte über ſich ſelbſt nicht der chriſtkatholiſchen und legitimiſtiſchen Sache, welche die Gazette vertheidigt, ſchuldig zu ſein glaubte. Nichtsdeſtoweniger iſt die Gazette vom Papſt verboten worden. Der Papſt will keine Freunde, die den katholiſchen Fürſten Verlegenheiten bereiten. Er will keine Prieſter, die das allgemeine Stimmrecht lehren und ſich nur deshalb noch für eine vertriebene Dynaſtie verwenden, weil keine Ausſicht da iſt, daß ſie je zurückkehrt. Herr von Genoude iſt ſchon ſo gut Republikaner, wie Lamennais. Dieſe Zeitung, die der Regierung viele Sorgen macht, die, ſeitdem ſie ſich in ein Abendblatt verwandelte, wenn nicht an Abnehmern, doch an Leſern gewann, wird von Genoude wie eine Provinz geleitet. Die Unterpräfecten ſind Lourdoueix, Bauregard und Boſſange. Boſſange ſchrieb früher die Briefe der Nachbarin, die in der Gazette ſo vieles Aufſehen erregten.

Die Quotidienne iſt nicht ſo radikal, wie die Gazette.

---

*) Die Wirkung des National hat ſpäter inſofern zugenommen, als er die einzige Pariſer Zeitſchrift iſt, die ſich von allen Hantierungen der Gewinnſucht ferngehalten und immer Charakterfeſtigkeit behauptet hat. Hier haben keine Feuilletonoperationen, keine Schmeicheleien und Verſprechungen an das „kaufende" Publikum ſtattgefunden. Der National bringt zuweilen noch Aufſätze und Urtheile über ſchwebende Tagesfragen, die, ſo klein er geblieben iſt, doch alle Blätter von großem Format hinter ihm zurücklaſſen.

Sie würde ſich mit Louis Philippe verſöhnen, wenn z. B. nachgewieſen werden könnte, daß das alte Privilegium der franzöſiſchen Könige, durch das Auflegen ihrer Hände Kröpfe zu heilen, auch auf ihn übergegangen wäre. Der Herzog von Montmorency bringt dem Beſtehen dieſes Journals Opfer. Herr Laurentin leitet die Redaction. Muret, Poujoulat und Merle ſind ſeine Mitarbeiter. Ausgeſprochener iſt die Farbe der France, eines nur dürftig vegetirenden Blattes, an welchem der fahrende Ritter Vicomte d'Arlincourt arbeitet, jener Minſtrel, der durch Europa nach Doſen, Ringen, Anekdoten und Diners pilgert, wie die alten Pilger nach den Cedern Libanons. Eines der gefährlichſten legitimiſtiſchen Blätter iſt die Mode des Vicomte Walſh. Dieſe elegante Revue erſcheint jede Woche nur einmal, findet ſich aber auf allen Toilettentiſchen des Faubourg St. Germain. Die Wespen dieſer kleinen Revue ſtechen nicht die Miniſter, ſondern den König, die Prinzen, die Prinzeſſinnen, den Hofſtaat. Die Mode kritiſirt die täglichen Ausgaben Louis Philippe's, ſeine Jahresrechnungen, ſeine Weine, ſeine Diners. Iſt einer der jungen Prinzen im Theater, ſo ſchreibt die Mode, er hätte ſchmutzige Handſchuhe angehabt. Seit einigen Tagen zögert eine der Schwiegertöchter des Königs mit ihrer Niederkunft. Die Mode ſchreibt, ſie thät. dies aus Sparſamkeit, weil der König wünſchte, ſie käme an ſeinem Namenstage, dem erſten Mai, nieder, damit die Koſten dann in Einem hingingen. Die Mode macht die Familienabende des Königs lächerlich, ſchildert die Glieder der Familie, wie ſie alle um einen runden Tiſch ſitzen, einen Tiſch mit Schubladen, wo Jede ihr Strickzeug hervorholt. Mad. Adelaide, die Schweſter des Königs, ſetzt die Brille auf. General Athalin, des Königs Adjutant und Schwager, hält das Garn, das die Königin abwickelt. Die Civilliſte giebt einen Ball. Die Journale erzählen, daß einige eingeladene Nationalgarden-Majore ſich betrunken hätten. Die Mode widerlegt dies Gerücht, da kein Major der Pariſer Nationalgarde im Stande wäre, die Weine zu trinken, welche die Civilliſte in ihrem Keller führt. Die Mode wird oft mit Beſchlag belegt, oft vernrtheilt, aber es ſcheint, als wenn von Kirchberg und Görz die Mittel kom-

men, ihre Verlegenheiten zu decken und den talentvollen Redacteur Vicomte Walsh für die Gefahren, denen er sich aussetzt, zu entschädigen.

Die radikale politische Oppositionspresse besteht aus der fourieristischen Phalange und dem communistischen Journal du Peuple.*) Die erste ist ohne Einfluß, wenn auch nicht ohne Bedeutung. In Paris ist kein gedruckter Buchstabe ohne Bedeutung. Das Journal du Peuple schwang sich durch Dupoty's unerklärliche Verurtheilung so auf, daß es, statt dreimal wöchentlich, täglich erschien. Man findet im Journal du Peuple vortreffliche Aufsätze. Der Standpunkt, von welchem aus die laufende Tagesgeschichte hier beurtheilt wird, ist neu und nicht selten überraschend. Kersausie, Louis Blanc, Felix Pyat sind Mitarbeiter. Da man keine Revolutionen mehr in den Straßen machen kann, so hat sie dies Blatt in das Feuilleton verlegt. Jede Nummer bringt im Feuilleton Geschichten, Novellen, Anekdoten aus den verschiedenen Revolutionen aller Jahrhunderte. Dabei ist es Bedingung, daß jede Revolution aus den edelsten Triebfedern entstehen und von den tugendhaftesten Menschen geleitet werden muß. Ein deutscher Schriftsteller lieferte dem Journal du Peuple einige neuere deutsche Revolutionsbilder. Man würde sie genommen haben, wenn der Vf. nicht mit zu viel Ironie vom Hambacher Feste gesprochen hätte. Bei aller Gediegenheit dieses Blattes in seiner Redaction und seinen politischen leitenden Artikeln wird es sich nicht halten können. Die radikale Partei kann in Frankreich nur herrschen, wenn sie gefürchtet wird. Man kann in Frankreich das ganze Volk auf den Standpunkt des reinen Jakobinismus schrauben, aber nicht jenen Bruchtheil, den man Publikum nennt. Die Leute, welche Geld haben, kaufen das Journal du Peuple nicht. Die, welche vielleicht lesen können, haben kein Geld, und Die, für welche diese Zeitung eigentlich berechnet ist, haben weder Geld noch können sie lesen.

*) Die Réforme und Alliance traten später hinzu. Die erste war social, die zweite interessant als demokratisches und reformirendes Priesterorgan, etwa unserer deutschkatholischen Bewegung gleichkommend.

Nimmt man zu dieſem Chaos der täglich erſcheinenden Journaliſtik noch die in Paris ſelbſt ſehr abbleichenden und minder wirkungsvollen Witzeleien des Charivari und die plumperen Satyren des Corſaire*), ſo wird man es nicht unerklärlich finden, wie ſich zuweilen die ſelbſtſtändigen, freieren Geiſter über dieſen Wirrwarr hinauszukommen ſehnen. Wäre ich Franzoſe, ich würde vielleicht mit irgend einer Meinungsſchattirung dieſer Blätter übereinſtimmen; übertrage ich aber mein deutſches Gefühl auf dieſes toſende Marktgedränge, ſo würde ich mir einen Standpunkt außerhalb deſſelben ſuchen müſſen, ich hielte dieſe Monotonie eines und deſſelben Mühlengeklappers nicht aus. Wer ſich in Frankreich vom Journal befreit, kann es nur, wenn er über allen Journalismus erhaben iſt. Den Gelehrten, den Philoſophen, den Dichter kümmert dieſes Dreſchen leeren Strohes nicht: er leidet zu ſehr darunter, als daß er für irgend einen dieſer trügeriſchen Factoren der öffentlichen Meinung Parthei nehmen ſollte. Staatsmänner aber, die ſich über dieſe Debatten erheben könnten, die heute legitimiſtiſch, morgen demokratiſch urtheilen, ſind noch ſeltene Ausnahmen: eine der erſten iſt Lamartine. Journaliſten, die ſich in Frankreich eine ſelbſtſtändige Bahn brechen, kommen alle zehn Jahre nur einmal. Man macht ſich als Tagesſchriftſteller in Paris noch immer nicht anders geltend, als durch ein Journal: man macht ein Journal nicht anders geltend, als durch die Parthei.

Zwei Journaliſten, die ſich in dem Gewühl der franzöſiſchen Preſſe einen eigenen Standpunkt zu ſchaffen verſtanden haben, ſind Henri Fonfrède und Emile de Girardin. Der erſte iſt todt. Er kam von Bordeaux, wo ſich derſelbe durch eine Provinzialzeitung einen Namen gemacht hatte, und zeichnete ſich in dem damals noch beſtehenden miniſteriellen Jour-

*) Dieſer Corſaire hat ſich ſeit ſeiner Verbindung mit dem „Satan" als Corſaire-Satan verändert. Er iſt ein Oppoſitionsblatt mit einer nicht wegzuleugnenden legitimiſtiſchen Färbung, wird geiſtreich geſchrieben und iſt nur etwas ſtark dem Skandal ergeben. Seine Nouvelles de la main gauche ergötzen ſo lange die Klatſchſucht des Faubourg St. Germain, der Adligen und der Banquiers, bis einer von den Lachern ſelbſt getroffen wird und dann das geſährliche Blatt zum Henker wünſcht.

nal de Paris aus. Fonfrède wich von der üblichen Politik des Tages ab; er desavouirte nicht allein die Politik des Partheigeistes, sondern selbst die der Regierung. Er war anticonstitutionell, ein Monarchist. Fonfrède sprach über den Staat, als hätte er dessen Natur in Göttingen studirt. Die Lehre von den drei Gewalten im Staate, von der Nothwendigkeit ihrer Trennung, von einem Vertrage zwischen Fürst und Volk, alle diese Grundsätze des neuen constitutionellen Staatsrechtes verwarf er; er hatte sich seine eigene Doctrin, seine eigene politische Sprache geschaffen. Sein Hauptsatz war: frei sein heißt: gut regiert werden. Fonfrède, fanatisch in seinen Angriffen, indiscret in seinen Vertheidigungen, schuf der Regierung, die an seinem polemischen Talente große Freude hatte, zuviel Verlegenheiten. Sie mußte ihn wieder nach Bordeaux zurückschicken.

Nach Fonfrède bildete sich Emile de Girardin, nur mit dem Unterschiede, daß wenn jenen die Ueberzeugung bildete, bei diesem immer die Umstände mitspielen. Girardin gilt für einen der einflußreichsten Männer in Frankreich. Er hat die Presse im Privilegium ihrer Alleinherrschaft untergraben, indem er seine Zeitung für vierzig Franken verkaufte und dadurch die Finanzen aller übrigen Blätter verwirrte. Wo nichts ist, hat in Frankreich, wie überall, der Kaiser sein Recht verloren, und auch das Volk das seinige. Girardin machte mit seiner Unternehmung Glück. Er zahlte, zog die bedeutendsten Talente in seinen Kreis, brach die Macht des Journals des Débats, ohne darum zur Opposition überzugehen, war gouvernemental, zuweilen antiministeriell, immer aber der Schutzherr des Königs, der königlichen Familie, der französischen Vorurtheile gegen England, der materiellen Interessen gegen die Ideologie des Tages. Es ist aus vielen Gründen unmöglich, daß E. de Girardin je Minister wird, aber er hat dem Hause Bertin einen Theil seiner Macht entrungen, man fürchtet ihn, macht ihm den Hof, bewundert sein Talent, giebt sich in den Tuilerien die Miene, als müßte die Dynastie sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben. Er wird bald die Minister machen, wie er jetzt schon bei den Wahlen

durch seine unter'm Volk verbreitete Zeitung die Deputirten macht.*)

Trotz dieses Einflusses glaube ich nicht, daß Jemand in Frankreich in Emile Girardin's Haut stecken möchte. Es giebt Namen in Paris, die vielleicht unpopulärer sind, als der seinige, aber keinen, der in größeren Skandal verwickelt ist. Begegnete diesem Schriftsteller ein plötzliches Unglück, es würde nur Wenige geben, die ihn bemitleideten. Ein warnendes Beispiel, wie weit man mit seiner Person in die Oeffentlichkeit treten darf. Als Deputirter von Bourganeuf hat dieser ohne Zweifel talentvolle Mann eine schonungslose Prüfung seiner Geburts- und Lebensumstände ertragen müssen. Seitdem ich höre, er wollte sich ihr bei den nächsten Wahlen zum zweiten Male aussetzen, ist mir die traurige Thatsache bewiesen, daß Zweifel an unserm moralischen Werth diesen selbst untergraben können. Auf seine Gebrechen trotzt man dann.

Emile de Girardin ist von mittlerer Figur und blassem, fahlem Gesichtsteint. Seinen Augen ist ein prüfendes Stechen, eine Mischung von abwechselnder Unruhe und plötzlicher scharfer Fixirung eigen. Man sieht ihnen die gewaltig im Hirn umrollenden Gedanken, die Erregung der Leidenschaft, die Lebhaftigkeit einer überreizten Phantasie an. Sein etwas frühreif aussehendes Wesen scheint wie auf dem Qui vive! zu stehen. Man kann von ihm sagen, Erschöpfung und Abspannung durchzittern sich so in ihm, daß man nicht weiß, ob er am Vorabend eines Entschlusses oder am „Lendemain" einer Täuschung steht. Beim Anblick der zarten Hand, die den charaktervesten und geistvollen Redacteur des National,

*) Durch die Epoque wurde der „Presse" später der Widerpart gehalten, und so fühlbar, daß es darüber wieder zum Duell kam. Die Geschichte des Processes Beaurallen, so interessant für die Enthüllung der wahren Geheimnisse von Paris, läßt sich scheinbar in eine Nebenbuhlerschaft um Frauen, in Wahrheit aber in eine von zwei Zeitungen auf. Tragisch ist, daß Girardin für seine Presse Armand Carrel erschoß und ein Redacteur der Presse wieder von einem neuen Rivalen, dem Redacteur des Globe oder der Epoque, erschossen wurde. Fall möchte man an des Dichters Spruch: Das ist der Fluch der bösen That! denken.

Armand Carrel, tödtete, überkam mich eine Rührung, die auszusprechen wohl etwas zu deutsch gewesen wäre. Girardin selbst rührte mich: sein täglicher Kampf, seine täglichen Processe, seine täglichen Briefe an den National, sein beunruhigender, unbefriedigter Ehrgeiz, seine Unpopularität. Man kann Jemand im Duell getödtet haben, aber um uns darüber ganz zu beruhigen, muß der Andere uns gefordert haben. Man kann in der großen Oper eine Ohrfeige bekommen, man hat nicht nöthig, wenn man schon einmal Jemanden erschoß, sich deshalb noch einmal zu schießen, aber es ist drückend, wenn der Insultirende dafür drei Jahre in's Gefängniß muß. Einen Deutschen würden solche Erfahrungen zum Einsiedler machen, den Franzosen treiben sie, sich immer noch mehr vorzudrängen. Bitterkeit, Melancholie und nervös gereizte krankhafte Leidenschaften sind in Girardin's Gesichtszügen unverkennbar.

Der Redacteur der Presse spricht mit Geist und nicht ohne Kenntnisse. Er ist viel gereist, hat mit französischen Augen viel gesehen, mit französischen Ohren viel gehört, Girardin kennt Deutschland, unsere Politik, unsere Eisenbahnen, unsere Theater. Er sprach über die Verwaltung, die Gesetzgebung, die Journalistik Frankreichs, Europas und Amerikas mit Gewandtheit, nicht nur notizenweise, sondern nach Gesichtspunkten. In Betreff Frankreichs bezweifelte er die längere Dauer des Ministeriums Guizot, stellte Guizot's politische Talente in Abrede und deutete auf Molé. Aus seinen anregenden Gesprächen entnahm ich, was mir haltbar erschien, fand aber, als er von Deutschland redete, auf's Neue bestätigt, daß man in Frankreich der verhaßteste Absolutist sein und in Deutschland noch als eingefleischter Jakobiner erscheinen kann. Die Franzosen sprechen über Emil de Girardin, wie wir etwa über das Berliner politische Wochenblatt sprechen würden, und doch steht er auf der Höhe der Zeit, ist constitutionell, Freund der Preßfreiheit. Herr von Girardin erzählte von seinen Begegnungen mit dem Fürsten Metternich und Herrn von Rochow. Beide Staatsmänner werden sich überzeugt haben, daß ein deutscher Liberaler, gegen einen französischen Hofpublizisten gehalten, doch noch in

seinen Ansprüchen ein wahres Muster von Bescheidenheit und für seine Grundsätze eines Ordens würdig ist.

Achtundzwanzigster Brief.

Paris, 26. April 1842.

Das ehemalige Kloster der Kapuzinerinnen schenkte Napoleon dem Marschall Berthier, Fürsten von Wagram. Im Jahre 1821 kaufte die Regierung das Hotel Wagram wieder an, um das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hinein zu verlegen, das sich früher im Hotel Galifet, Rue du Bac, befand.

Mitten zwischen dem glänzenden Gewühl der Boulevards und den vornehmen Umgebungen der Madeleine und des Vendômeplatzes liegt die Wohnung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Eine friedliche, der übrigen Welt entrückte Einsiedelei. Lindenbäume und Pappeln ragen hinter einer hohen Mauer, die das Hotel des Capucines umringt, hervor. Im Innern selbst laufen die Empfangszimmer des Ministers mit ihren hohen, als Thüren zu öffnenden Fenstern in freie und gefällige, wenn auch nur kleine, grüne Gartenräume. Es ist nicht zu verwundern, daß Jeder, der einmal dies Hotel bewohnte, sich dahin zurücksehnt, auch wenn er einige seiner Grundsätze auf der Straße zurücklassen müßte.

Guizot sprach mit Barante. Es galt den Vorbereitungen einer halboertraulichen Sendung nach England, deren Zweck ohne Zweifel der sein wird, England darauf aufmerksam zu machen, daß eine so einseitige, hartnäckige und selbstsüchtige Politik, wie die bisher z. B. im Durchsuchungsrecht von England befolgte, die französischen Staatsmänner, bei aller Neigung zum Frieden, doch noch, um dem französischen Volkswillen zu genügen, zu äußersten Schritten treiben müßte. Man kann sich in Frankreich als Minister erhalten, auch wenn man die Gesetze, nicht aber, wenn man die Nationaleitelkeit verletzt.

An der runden Familientafel, unter Kindern und Hausfreunden, hat Guizot etwas Gemüthliches, ja Patriarchalisches. Ich war hier nicht in dem politischen Paris, sondern in dem pädagogischen Genf. Es fehlte nichts als ein Gebet, das eines der mehreren Guizot verwandten Kinder vorgesagt und die anderen mit gefalteten Händen nachgesprochen hätten. Es herrschte jene stille, feierliche Stimmung, deren man in Genf so dringend zu bedürfen scheint, um vor dem Rauschen der Rhone den gleichmäßigen Schlag der Genfer Uhren, das Picken dieser Tausende von kleinen Taschenzeitmessern, die Genf hervorbringt, zu unterscheiden. Familien, die viel Unglück erlebten, bekommen etwas Düsteres, Feierliches. Guizot's Vater starb in der Revolution unter dem Beil der Guillotine. Man kann sich aus einer solchen schmerzlichen Erinnerung, die durch den täglichen Anblick seiner bei ihm lebenden Mutter wach gehalten wird, nicht nur Manches in Guizot's Häuslichkeit, sondern auch in seiner Politik erklären.

„Ist die deutsche Schaubühne national?" fragte mich Guizot. — „Sie war es zur Zeit Schiller's, zur Zeit Iffland's, Schröder's und Kotzebue's. Seither gehört sie Frankreich, von dem wir uns jedoch allmälig zu befreien suchen." — „Ich war früher dem Theater recht befreundet," fuhr Guizot fort. „Seitdem ich dem Spiel der Welt angehöre, habe ich für das Spiel der Bretter den Sinn verloren. Damit eine Bühne auf das Volk wirke, müssen die Eingangspreise so niedrig als möglich sein. In Paris sind die guten Theater zu theuer. Im Allgemeinen nimmt der Sinn für die Bühne ab. Als ich vor Jahren in England war, fand ich in einer einzigen Straße von Edinburgh allein sieben Theater. Später erhielt sich davon nur noch eins." — „Es mag an der Zeit, aber auch am Verfall der Kunst liegen; der Staat sollte die Theater mit derselben Aufmerksamkeit behandeln, wie er für das Interesse der Kirche sorgt. Auf dem Standpunkte unsrer Tage kann diese Zusammenstellung keine Profanation mehr sein." — „Im Gegentheil," antwortete Guizot. „Man hat in Paris die statistisch erwiesene Bemerkung gemacht, daß sich mit der Abnahme des Theaterbesuches die Verbrechen mehren. Geht der Handwerker nicht in's Theater, so geht er auf einen

unter dieſem freundlichen Dache befinden. Ohne Zweifel iſt dies die Wohnung, wo Sie Lady Fennimor zu finden hofften. Stellen Sie mich ihr vor!

Holiday.

Zu ſpät! Lady Fennimor wird dieſe Gegend noch heute verlaſſen.

Marſton.

Verlaſſen? Ohne daß ich ihr vorgeſtellt bin?

Holiday.

Marſton, ich wiederhole meine Bitte! Miſchen Sie ſich in nichts, was Ihnen auf dieſem Ausflug in die Hochlande ſonderbar und befremdlich vorkommen wird.

Marſton.

Selbſt der Mangel an gutem Ton? Das iſt nun ſchon das zweite Mal, Holiday, daß Sie dagegen verſtoßen! Indeſſen halt' ich mich an das Pittoreske unſrer Reiſe. Wiſſen Sie, Sir Eduard, ich habe ſchon das große Felſenloch aus dem Waverley entdeckt.

Holiday.

Sie werden Gelegenheit finden, noch mehr Entdeckungen zu machen; denn ich fürchte, Marſton, unſer Aufenthalt wird ſich in die Länge ziehen.

Marſton.

Das iſt gut für mein Album, aber unangenehm für meinen Wechſel.

Holiday (ärgerlich).

Sie haben einen kleinen Geiſt.

Ball. Die Einsamkeit oder die schlechte Gesellschaft langer Abende führt zu verbrecherischen Handlungen. Zu geschweigen, daß ein gutes Volksschauspiel die Sitten veredelt."

Das Dejeuner ging unter ähnlichen Erörterungen über die Schaubühne vorüber. Guizot führte mich darauf in sein Cabinet. „Ich habe," sagte er, „Deutschland stets geliebt und bewundert. Meine Studien führten mich früh auf die Geschichte, Literatur, die Gelehrsamkeit der Deutschen. Ich hatte eine Periode von vier Jahren, wo ich nur deutsche Schriften las und dann und wann mit englischen abwechselte. Der deutsche Nationalcharakter ist mir stets theuer gewesen. Es liegt etwas Ernstes, Edles, Biederes und Frommes im Wesen der Deutschen. Soviel ich mich über den politischen Charakter Ihres Volkes klar machen konnte, schien mir dieser aus zwei Triebfedern zusammengesetzt. Die eine ist die des Fortschrittes. Sie haben ein ungestümes Verlangen der Neuerung, einen schnellen Reiz für neue Ideen, sie haben den Trieb de marcher en avant, de marcher, comme vous l'appellez, vorwaerts. Das andere Element ist ein Stabiles, etwas Träumerisches, Unentschlossenes, ja Unpraktisches. Dies verhindert Sie, von Ihren Ideen eine dem allgemeinen Wohl ersprießliche Anwendung zu machen. Ich gestehe Ihnen indessen doch, daß mir an dem gegenwärtigen Gange der Angelegenheiten in Deutschland Vieles unverständlich und sogar befremdlich ist."

Ich würde die Stellung eines Mannes wie Guizot und sein Vertrauen nicht zu schätzen wissen, wollte ich hier die lange Erörterung, die sich über dies Thema anspann, wiedergeben. Daß seine Richtung eine friedliche ist, weiß man. „Nur im Frieden," sagte er, „kann das Glück der Völker blühen." Doch als Franzose, als Vertreter einer ihm anvertrauten Stellung, Minister einer Dynastie, die sich befestigen will, mag er doch im Allgemeinen über Deutschland mit Thiers übereinstimmen. Er charakterisirte übrigens Thiers treffend mit folgenden Worten: „Herr Thiers, mein unermüdlicher Rival, hat das Unglück, bei allem Talent doch nur ein Nachahmer zu sein. Bald ahmt er Ludwig XIV., bald die Jakobiner, bald das Directorium, bald Napoleon nach. Es scheint,

als wenn er sich bei seiner Kenntniß der neueren Geschichte Frankreichs nicht anders aus seinen Verlegenheiten helfen kann, als daß er sich immer fragt, wie würde es nun wol der Königthum, die Republik, wie würde es das Kaiserreich in seiner Lage gemacht haben."

Processe führen ist unangenehm, krank sein noch widerwärtiger. Louis Philippe verliert nicht gern Geld, aber natürlich noch weniger gern sein Leben. Wenn er Thiers in's Ministerium ruft, so ist es ihm, als riefe er einen Advocaten, er ihm einen Proceß führen soll. Ruft er Guizot, so kommt es ihm vor, als riefe er einen Arzt, der ihm den Puls fühlen soll.

Guizot hat alle würdevollen, aber auch die etwas beängstigenden Eigenschaften eines Arztes. Er ist kein Damenarzt, der, statt aus dem Befinden seiner Patientin sich zu erkundigen, nach ihrer neuesten Lectüre fragt, Anekdoten erzählt und nicht eher geht, bis er für seine nächste Visite etwas Neues weiß. Guizot's Auge zeigt Wohlwollen und doch Strenge. Die Haltung des nur kleinen Wuchses ist sicher und entschlossen, die Bewegung, die eine Hand in der Brust- und die andere in der Pantalontasche zu halten, bleibt sich fast immer gleich. Die Sprache ist deutlich und bestimmt. Er hört mit Ruhe zu ergänzt, wie ein Lehrer, die Aeußerung des Andern, wenn dieser sie selbst nicht ganz klar aussprechen kann, und tritt dann erst mit seiner Antwort hervor, die allerdings etwas von einer Unwiderruflichkeit eines Richterspruchs, etwas Apodiktisches hat.

Guizot wurde in Genf erzogen. Er ist Protestant und hat etwas von der herben Strenge des Calvinismus. Die Genfer Erziehung bringt mehr Erzieher, als Erzogene hervor. Sie erzeugt eine große Regelmäßigkeit im täglichen Lebensverkehr, viel Selbstvertrauen in die erhaltene Bildung. Man bringt in Genf Alles auf Grundsätze zurück. Die überzahlreiche Geistlichkeit könnte man protestantische Jesuiten nennen; sie erziehen und leiten die Familien, sie leiten den Staat, sie haben es verstanden, in Genf alle Erscheinungen des dortigen Lebens unmittelbar mit sich in Verbindung zu bringen. Durch diese etwas düstere Atmosphäre zucken zuweilen die

flammen einer augenblicklichen ekstatischen Begeisterung. Die Genfer Predigten erheben sich oft von trocknen Begriffsspaltungen zu unmittelbaren Visionen, die Stimme der Redner zittert dann, das Auge starrt, die Gemeinde zerfließt in Thränen. Genf bildet in Wissenschaft, Kunst und Leben eine so eigenthümliche Welt für sich, daß Guizot, der elf Jahre lang von der Hinrichtung seines Vaters an, 1794 bis 1805, auf dem freien Schweizerboden lebte, in seiner Bildung nach jenen Elementen beurtheilt werden kann.

Im Jahre 1805 kam Guizot nach Paris. Er schilderte seinen Tischgenossen diese Ankunft, die Entfernungen der Straßen, die Uebermüdung und das ewige Einerlei in der großen Abwechselung mit Gemüthlichkeit. Der jetzige Minister der auswärtigen Angelegenheiten war im Jahre 1805 so arm, daß er, um seine Rechtsstudien zu verfolgen Hauslehrer werden und für Buchhändler Compilationen und Uebersetzungen machen mußte. Seine Kenntniß der deutschen Sprache bewies er damals durch eine Bearbeitung des von unserm geistvollen Rehfues herausgegebenen Gemäldes von Spanien im Jahre 1808. Sein Ziel wurde eine Professur. Er erhielt diese durch Royer Collard, dem er auch im Jahre 1814 nach der Restauration eine Anstellung im Ministerium des Unterrichts verdankte. Von diesem Augenblicke an trat Guizot in die politische Laufbahn, gab aber sein Stelle auf, als die Bourbonen ihre Intriguen gegen die Sache des Volkes einleiteten, und erörterte in Flugschriften die Fragen der Zeit in jenem Sinne, den man damals spottweise den doctrinairen nannte. Wie bei den Gezen in den Niederlanden erhielt sich der Name im Ernst. Einige Male seines Katheders entsetzt, kam Guizot kurz vor dem Ministerium Polignac in die Kammer. Er stand unter den 221 Deputirten, die dem König die Gefahren des States an's Herz legten. Der König hörte nicht, bis die Revolution redete.

Die Julirevolution wurde, gleich Anfangs zwiefach beurtheilt. Den Einen brachte sie etwas völlig Neues, den Anderen nur Das, was diese den bisherigen Alten als Spiegel, als Warnung vorgehalten hatten. Zu den Letzteren gehörte Guizot. Während die Eine die Julirevolution zu einer un-

mittelbaren Fortsetzung des Jahres 1789 machen wollten, sah Guizot in ihr nur die vollkommene Ausführung und die endliche Bewahrheitung des Jahres 1815.

Guizot war nie ein Freund der Jahre 1789 bis 1815, doch als Kenner der Geschichte mußte er, daß sich Epochen aus dem Volksleben nicht ausstreichen lassen. Er wußte, daß große Epochen die Nation erschöpfen. Frankreich hatte keine Kraft mehr, das Jahr 1830 an das Jahr 1789 anzuknüpfen: fünfzehn unbehagliche Friedensjahre hatten das Blut, die innern Zerrüttungen, den Ruin des Familienglücks nicht ersetzt, die Opfer, soviel deren die Jahre 1789—1815 Frankreich gekostet hatten. Fünfzehn Jahre reichten nicht hin, um sich von dreißig blutriesenden zu erholen. Das Frankreich von 1830 war in der That gerade nur stark genug, das Frankreich von 1815 wahr zu machen. Guizot wußte, daß es mehr nicht ertragen würde, und wurde einer der ersten Taufzeugen des 9. August, des Geburtstages der Orleanischen Dynastie.

Das erste Ministerium der Julirevolution bildete sich in den Redactionsbureaux der Zeitungen, unter den Barrikaden der Boulevards, sozusagen unter freiem Himmel. Guizot nahm an ihm Theil. Es dauerte nicht volle drei Monate und zerfiel in sich selbst. Jener Kampf der Partheien sollte beginnen, der noch bis zur Stunde in Frankreich fortdauert und dem die Julirevolution eine so große Einbuße an moralischem Vertrauen und physischer Kraft zu verdanken hat. Seit dem 11. August 1830 hat Frankreich siebzehn Ministerien gesehen. Man kennt diese Absorption von Namen, die heute auftauchten und morgen wieder verschwanden. Fast alle Ansprüche des Ehrgeizes sind wenigstens für ein Mal befriedigt worden. Fast Alle, die sich die Erben der Julirevolution dünkten, saßen einmal am Ruder und versuchten es, das Schiff des Staates von Ungewitter zu Ungewitter zu lenken. Vierundfünfzig Namen haben seither in den ministeriellen Combinationen, wie die Gebilde eines Kaleidoskops, gewechselt. Immer neue Gestaltungen, neue Abwechslungen und keine, die es zu einer mehr als zweijährigen Dauer gebracht hätte. Wird dies System andauern? Ist es eine Be-

dingung jener Staatsform, die das Fundament der französischen Charte ist? Oder fällt alles das der Unbeständigkeit und der Politik Louis Philippe's zur Last?

Es muß den Freunden der constitutionellen Monarchie daran gelegen sein, daß die 17 Ministerien der Julirevolution richtig erklärt werden. Die Umwälzung des Jahres 1830 hatte Alles in Gährung gebracht, die grollenden Zurücksetzungen der Vergangenheit, die ehrgeizigen Ansprüche auf die Zukunft. Um der Beruhigung dieses Sturmes der Leidenschaften ihren friedlichen Charakter zu lassen, war es kaum anders möglich, als Jedem die freie Bahn zu eröffnen, die er sich des Weitern durch sein Talent ebnen konnte. So drängte sich Alles an die Portefeuilles. Versetzt man sich in die Entwicklung dieser 17 Ministerien, so sind sie doch mehr als ein Würfelspiel. Sie waren nothwendig in ihrer Entstehung, organisch in ihrer Fortbildung. Wiederholen sie sich in denselben Namen, in denselben Schattirungen, so wird man sogar in ihnen ein stetiges Gesetz erblicken müssen. Alle nächsten Erben der Julirevolution haben sich nacheinander an der Geschäftsführung versucht. Die Kammer, ein kochender Vulkan, schleuderte aus ihrem Schooße hervor, was sich in ihr vorfand an Intelligenz, Ehrgeiz, gebildetem oder wirklichem Organisationstalente, und das Nothwendige hat sich da endlich vom Zufälligen ausgeschieden. Aber nur wenige Namen sind zurückgeblieben, die man als unumgängliche bezeichnen muß.

Die Ministerialkrisen werden in Frankreich noch aus anderen Gründen seltener werden. Die Kammer ist der Ausdruck der materiellen Interessen geworden: der Advocatengeist in ihr schwindet immer mehr. Kein fähiger Kopf, der etwas auf sich giebt, kann sich in Paris noch darnach sehnen, Minister zu werden. Ein gefallener Minister bietet einen klägliches Anblick. In seiner geistigen Bedeutung herabgesetzt, hat ein solcher Staatsmann keinen materiellen Ersatz. Ein ausscheidender Minister erhält keinen Gehalt, keine Gesandtenstelle, keine Sinecure als Ersatz. Und zum Ueberfluß des Schadens, kann ein ancien ministre nicht gut wieder vor das Barreau treten und Processe führen, wie früher, er kann nicht

wieder Präfect werden, was er früher geweſen. Es iſt jetzt mit dem franzöſiſchen Miniſterium wie mit der Hand und dem Räthſel der Turandot. Wer das Räthſel nicht löſt, verfällt dem moraliſchen Tode. Daher werden die Freier um eine ſo gefährliche Hand ſchon ſeltner.

Man irrt ſich, glaubt man ferner, daß die Miniſterialkriſen mit dem Kampf der Partheien zuſammenhängen. Es ſind Partheien da, die ſich vordrängen wollen, Partheien, auf die ſich einzelne politiſche Köpfe ſtützen, um in der Kammer Majoritäten und auf der Miniſterbank Collegen zu haben. Ob aber Doctrinaire und Tiersparti gegeneinander kämpfen, iſt ſo gleichgültig geworden, daß man von dieſen Unterſchieden wenig mehr reden hört. Die Geſchichte dieſer 17 Miniſterien beweiſt, daß die Verlegenheiten, an welchen ſie gewöhnlich ſcheiterten, außerhalb ihres politiſchen Glaubensbekenntniſſes liegen. Für Thiers war es ein Unglück, daß die Franzoſen dieſe Ueberzeugung erſt ſeit dem Julitractat gewonnen haben.

Die veränderten Bedingungen des franzöſiſchen politiſchen Lebens liegen auf der Hand. Bis zum Jahre 1836 mag ſich Europa vor den Gährungen Frankreichs gefürchtet haben, ſeitdem iſt dieſe Furcht gewichen. Man macht in den Cabinetten Europas dem Cabinet der Tuilerien nicht mehr das Compliment, daß von ſeiner Erhaltung die Ruhe der Welt abhinge. Alle dieſe Zugeſtändniſſe, die man der franzöſiſchen Politik ſeit 1830 im Intereſſe der Ordnung und der inneren Staatenruhe gemacht hatte, ſind ſeit der Frage des Orients weggefallen. Der Principienſtreit iſt beigelegt und Thiers mit ſeinen Schläuchen des Aeolus, „in denen die Propaganda ſteckte", wurde ausgelacht. Frankreich, im Intereſſe der Dynaſtie Orleans innerlich beruhigt und auf die Forderungen der Bourgeoiſie nivellirt, tritt jetzt wieder mit den anderen Staaten Europas in eine Reihe, gleichberechtigt, aber auch gleichverpflichtet. Was es bisher ſeine Politik genannt hat, war eine Art europäiſcher Polizei: die eigentliche Politik beginnt erſt jetzt. Während Thiers vom 1. März 1840 bis zum 29. October in jenem Geiſte regieren wollte, den noch Caſimir Perier dem geängſtigten Europa

gegenüber im Jahre 1831 zeigen durfte, beobachtete Guizot in London auf seinem Botschafterposten ruhig den Umschwung der Dinge und hatte das Glück, an die Leitung in einem Augenblick zu kommen, wo das Regieren auch in Frankreich keine freie Kunst mehr, sondern eine sich von selbst lösende Rechnungsaufgabe geworden ist.

Fast alle Ministerien hatten sich durch irgend eine Frage gelöst, die nicht in einem System, sondern in den Umständen lag. Bald ga- Spanien, bald England, bald der Orient die Ursache. Auch die Rentenumwandlung und das Recencement sind vom Augenblick gebotene Fragen, die von der Doctrin und dem Tiersparti unabhängig sind. Thiers, der freier sein will, als Guizot, hat strengere Gesetze gegeben, als dieser. Die Septembergesetze, die Befestigungen von Paris gehören Thiers an. Nur daß Guizot das Unglück gehabt hat, die Gesetze, die Andere gegeben hatten, in Ansehen erhalten und anwenden zu müssen.

Ich habe nie zu den Freunden der Doctrinaire weder in Frankreich noch in Deutschland gehört. Aber im Drang der Umstände, im Gewühl der französischen Partheiwirthe, im Angesicht gewisser für das Glück Frankreichs unumgänglicher Nothwendigkeiten scheint mir Guizot der für den Augenblick berufenste Staatsmann Frankreichs zu sein. Guizot ist den Franzosen unbequem, selbst denen, die mit ihm in seinen Maßregeln übereinstimmen, aber Frankreich ist in der Lage, einen Arzt, keinen Schmeichler zu bedürfen. Der gemeine Bürger hat Vertrauen zu Guizot. Es giebt einen moralischen Ernst, eine gediegene sittliche Würde, eine Einfachheit des Lebens, die zum Volke eben so überzeugend spricht, wie im Gegentheil brillante Vergnügtheit, Schmeichelei und glänzende Redefülle mißtrauisch machen. Frankreich bedarf nicht so sehr der Ordnung, als des Ernstes. Die Frivolität sollte nicht bis in die höchsten Instanzen des Daseins einer Nation dringen, und wenige Namen ausgenommen, finde ich, daß neben Guizot und seinen besten Freunden selbst die Politik in Frankreich frivol ist. Man hat dort den Staat zur Börsencoulisse gemacht, kauft und verkauft nach dem Winde, lebt von der Lüge, hat seine Zwischenhändler, benutzt den künstlichen

Schrecken und ſchlägt die Wahrheit nicht nach ihrem ewigen Grundſtock, ſondern nach der Rente an, die ſie für den Augenblick abwirft.

Ich weiß nicht, ob Frankreich mehr eines Politikers oder eines rechtſchaffenen Mannes bedarf. Der König, wenn er ein rechtſchaffener Mann iſt, exiſtirt nicht für Frankreich. Le roi règne et ne gouverne pas. Aber das weiß ich, daß in Frankreich Politik jetzt einen andern Begriff haben ſollte, als den, den ſie bei Talleyrand hatte. Guizot iſt nach Talleyrand's Begriffen kein Politiker. Ein Politiker ſein iſt eine leichte Sache, wenn man eine große, gefürchtete Nation zur Seite hat, die unſer Lächeln zu einer Drohung, unſere Drohung zu einem Kriegsſturm macht. Talleyrand hatte leicht Politiker ſein mit einem Stoffe, der nie ruhte, ewig gährte, ewig gefürchtet wurde, mit einer Nation, die Alles wahr machen konnte, was ſeine Diplomaten in Abrede ſtellten, und Alles Lügen ſtrafen, was ſie verſicherten. Man ſpricht von Talleyrand und ſollte von jenem Frankreich ſprechen, das er zu vertreten hatte.

Das Guizot'ſche Frankreich iſt jetzt ein ſchlummerndes, gähnendes, erſchöpftes Frankreich. Dies Frankreich will keinen Krieg, weil es dieſen nicht aushalten würde. Es würde den Krieg nur aushalten, wenn die Republik es wäre, welche die Flamme ſchürte und aus der Flamme zuletzt ein Napoleon erſtünde. Alle dieſe mathematiſchen Wiederholungen ſind vielleicht nicht möglich, doch werden ſie gefürchtet. Frankreich iſt kein junger Stoff mehr, woraus der politiſche Künſtler etwas formen könnte. Es iſt nichts als eine Hinterlaſſenſchaft der Zeit an die Zeit, ein anvertrautes Gut, zu deſſen Verwaltung es zunächſt der Rechtſchaffenheit bedarf.

Wird ſich das jetzige Miniſterium halten? Dieſe Frage hört man in Frankreich ſeltener aufwerfen als im Auslande. In Frankreich weiß man, daß die Miniſterien anfangen müſſen, ſich zu erhalten. Nach ſiebzehn Combinationen ſind die Möglichkeiten erſchöpft. Die Namen der fünfzig Miniſtercandidaten bleiben ſo ziemlich dieſelben: neue kommen aus dem obengenannten Grunde nicht hinzu. Thiers bildet ſich eine Schule für ſich aus, eine Pflanzſchule künftiger Miniſter,

z. B. den jungen Redner Billaut, aber ganz Frankreich weiß, daß Thiers der Mann nicht iſt, deſſen Frankreich gerade gegenwärtig bedarf. Das jetzige Miniſterium beſteht ſeit dem 29. October des vorigen Jahres. Die neue Kammer fällt im Sinne der Regierung aus. Wird Lamartine ihr Präſident, ſo verſtärkt ſich Thiers durch Sauzet, der unter ſeiner Präſidentſchaft ſchon am 22. Febr. 1836 Miniſter war, aber die Miniſterchance Lamartine's fällt dann weg und es bliebe außer Thiers nur noch Molé als Guizot's Rival übrig.

Ein Molé'ſches Miniſterium würde liberaler ſein, als das jetzige. Nicht, daß Guizot illiberal wäre, aber da ihm vom Staat ein beſtimmtes Schema vorſchwebt und er ſchon ſeit lange für das gegenwärtige Frankreich eine beſtimmte Richtung der Politik für nothwendig gehalten hat, wird er immer ſchroffer auftreten, als Molé. Molé, ein Mann des Augenblicks, ein politiſcher Dilettant, Vermittler, Verſöhner, nimmt von der Stunde ſeine Regel. Die Doctrinairs, fühlend, wie groß der Vorſprung iſt, den ein ſolches Syſtem in den Gemüthern findet, würden ſich keiner Politik ſo widerſetzen, als gerade dieſer Molé'ſchen, die ſie eine principienloſe, ſybaritiſche, frivole nennen. Es herrſcht zwiſchen Guizot und Molé ein Gegenſatz, wie zwiſchen einem conſervativen Robespierre und einem conſervativen Danton.

Molé, aus einer alten adeligen Familie, die in den Parlamenten geglänzt hat, verlor, wie Guizot, ſeinen Vater auf dem Schaffot. Unter Bonaparte zurückkehrend, trieb ihn ſein Ehrgeiz, ſich an das geltende Syſtem mit aller Kraft ſeines Talentes anzuſchließen. Principienlos vertheidigte er die abſolute Regierungsform, erregte dadurch Napoleon's Aufmerkſamkeit und zeigte ſich dieſem ſo ſchmiegſam, daß er von Stufe zu Stufe klomm und im Jahre 1813 Miniſter wurde. Napoleon liebte es, ſich mit den bedeutenden Namen des alten Frankreich zu umgeben. Und dennoch ſöhnte ſich dieſer Staatsmann ſchneller mit der Reſtauration aus, als ihm Ehre macht. Molé ſtimmte für Ney's Hinrichtung, wurde Pair, Miniſter und trennte ſich erſt 1820 von den Royaliſten, als der ſogenannte Pavillon Marſan, die Parthei Karl's X.,

in seinen Reactionen jedes Maß überschritt. Da opponirte Molé gegen Villèle und Polignac. Die Dynastie Orleans nahm ihn in ihr erstes Ministerium, das sich schnell wieder auflöste. Erst am 6. September 1836 trat Molé wieder auf die Bühne. Er hat als Minister für sich, daß er unter den siebzehn Ministern am längsten am Ruder gewesen. Sein Ministerium vom 6. September erhielt sich 221 Tage, und als dann Guizot austrat, noch ganzer 715 Tage. In diese Epoche fiel manches Gute, die Amnestie, der Tractat an der Tafna, die Eroberung Constantines, die Einnahme St. Jean d'Illoas, die Anerkennung des Principes der Rentenumwandlung. Molé mußte fallen, weil er sich zuletzt in der Kammer dem vereinigten Widerstande Guizot's und Thiers gegenüber nicht mehr halten konnte. Die hermetische Blokade der Schweiz und die Spionengeschichte des Conseil in Bern hatte zugleich dazu beigetragen, das Molé'sche Ministerium in der europäischen öffentlichen Meinung bloßzustellen.

Vor einigen Tagen hat Molé in der Akademie eine Rede abgelesen. Sie beantwortete den Einführungsvortrag des Herrn von Tocqueville, eines jüngeren Gelehrten, der sich durch seine amerikanischen Reisen einen Namen gemacht hat. Tocqueville hatte in seinen Empfehlungen der amerikanischen Demokratie ein Wort gegen Napoleon und das Empire fallen lassen. Molé griff dasselbe auf und vertheidigte das Empire. Man fand die Molé'sche Rede außerordentlich. In allen Salons nahmen die Damen für den galanten Hofmann Parthei, und die Expectanten auf das nächste Ministerium liefen von Zirkel zu Zirkel, um Molé's Ruhm zu verkündigen. Diese einfache, in ihren historischen Voraussetzungen ganz unrichtige und nur durch die Höflichkeit in der Form gefällige Rede wurde zu einer Niederlage Guizot's. In Frankreich hat immer Der Recht, von dem gerade die Rede ist oder der zuletzt das Wort gehabt hat.

Molé kann nicht durch die Kammer zum Ministerium kommen; denn er sitzt unter den Pairs. Aber leicht möglich, daß ihn dies Entferntsein von den Debatten unterstützt. Durch nichts macht sich Thiers unmöglicher, als durch seine Anwesenheit, seine Theilnahme an allem Streit, den unver-

Marſton.

Das iſt das Motto, lieber Freund, welches Sie auf alle Ihre Antworten an Ihre Gläubiger ſetzen. Sie hatten mich durch Ihr früheres enormes Spielglück bis auf mein Coſtüme ausgezogen. Jetzt, wo Ihnen die Karten fehlſchlagen, lacht mir Fortuna und Sie gaben mir Ihr Ehrenwort, philiſterhaft zu ſein und nicht Bankrott zu machen. Wenn ich jetzt nach London zurückkehre mit 3000 Nullen, die Sie mir ſchuldig ſind und nicht bezahlen können, dann werd' ich höchſt wahrſcheinlich beweiſen müſſen, daß ich ein großer Geiſt bin. Denn es kann nichts poetiſcher ſein, als in den Schuldthurm wandern.

Holiday.

Sie werden befriedigt werden! Geduld!

Marſton.

Apropos, von Thürmen zu reden —

Holiday

(drängt zum Gehen).

Kommen Sie!

Marſton.

Nein, nein, Sir Eduard! Wirklich von Thürmen! — Sie haben einige Male etwas vom 13. November fallen laſſen. Auch darüber hab' ich eine Entdeckung gemacht.

Holiday.

Sie? Vom dreizehnten — Was wäre das?

Marſton.

Das iſt ſehr weitläufig, ich erzähle es Ihnen unterwegs —

kennbaren Mißmuth seiner Gesichtszüge. Fällt Guizot diesmal, so wird auch bei ihm der Ehrgeiz schärfer hervortreten, als er sollte. Gegen Molé würde ein Principenstreit ohne Interesse für die Nation sein. An den Doctrinairen nimmt Frankreich keinen Theil; es nimmt nur insofern an ihnen Theil, als sie ihre Philosophie in die Herrschaft der Ordnung und des Gesetzes auslaufen lassen. In diesem Punkte trifft Molé's praktischer Dilettantismus mit der Doctrin vollkommen überein, und Guizot dürfte sich verrechnen, wenn er sich einbildet, die Franzosen von der Nothwendigkeit eines philosophischen Regierungssystems überzeugen zu können. Die Umstände regieren Frankreich, nicht die Principien. Den Umständen sich mit Enthaltsamkeit und einiger Würde unterzuordnen, ist die Weisheit, die Frankreich im jetzigen Augenblick erhält. Guizot schilderte mit folgenden Worten die Politik Molé's: „Eine Politik ohne Princip, ohne Fahne; nichts als Palliative und leerer Schein. Stets schwankend, stützt sie sich nach allen Seiten hin und schreitet keinem Ziele zu. Eine Politik, die noch mehr ausbeutet, noch mehr nährt und erschwert diese allgemeine Unsicherheit der Gemüther, diese Erschlaffung der Herzen, diesen Mangel an Glauben, Beharrlichkeit, Ausdauer, Kraft, einen Mangel, dem wir das Unglück des Landes und die Schwäche der Regierung verdanken." Daß sich aber dennoch Guizot nicht täuscht! Was ihn seit dem 29. October an die Regierung gebracht hat, ist nicht seine Princip, seine Fahne, nicht sein System des Widerstandes, sein Fanatismus für Ordnung, seine Andacht vor dem Gesetze, nichts von alle Dem, was er an Molé vermißt, sondern eben dieselben Palliative, eben derselbe falsche Schein, eben die Nothwendigkeit, die nicht in den Principien, sondern in den Umständen liegt. Für den bewaffneten Frieden vertritt er den entwaffneten. Das ist vorläufig Alles. Die Zeiten der Organisation, die Zeiten der Schöpfungen, Neugestaltungen, die Zeiten einer moralischen Umwälzung der Gemüther sind für Frankreich noch nicht da. Ja, ich glaube sogar, daß es mit zu den wunderlichen Eigenheiten des neunzehnten Jahrhunderts gehört, mit sich von oben aus keine Experimente machen zu lassen. Nichts scheint uns lästiger, als die Herr-

ſchaft der Syſteme. Sie verwandelt das Leben im Staat in die Abhängigkeit einer Schule. Ich fürchte ſehr, daß es den Franzoſen gleichgültig iſt, ob der Friede, den ſie halten müſſen, bei Molé eine Kunſt oder bei Guizot eine Wiſſenſchaft iſt.

Molé hätte eine andere Schwierigkeit, nämlich die, Collegen zu finden. Von ſeinen früheren ſind Perſil und Barthe der Politik entrückt, Bernard, ſein früherer Kriegsminiſter, iſt todt, ſein erſter Miniſter des Innern, Gasparin, iſt abgenutzt, ſein zweiter, Montalivet, iſt als eine Creatur des Hofes zu unbeliebt, Martin du Nord gehört zum gegenwärtigen Miniſterium, Salvandy iſt als Politiker abgenutzt, auch Duchatel und Lacave-Laplagne ſtehen ſchon in der Verwaltung. Kein franzöſiſches Miniſterium kann ſich ohne Rednertalente halten, und an dieſen mangelt es. Soll ich meine Meinung ſagen? Ich glaube, daß ſich dieſe Unſicherheit hinziehen wird, bis Louis Philippe, der ſeit einiger Zeit kränkelt, den Schauplatz verläßt. Das Miniſterium, das ſich der Herzog von Orleans im erſten Augenblick bildet, hält ſich natürlich keine drei Monate; es muß und wird der anſchwellenden Fluth erliegen, den Folgen eines ſolchen Wechſels auf die Maſſen, in den Journalen, in den Kammern. Aber möglich, daß dann Lamartine mit einer Politik reif geworden iſt, die Frankreich von dieſem ewigen Einerlei des Partheiengeſchwätzes, dem Ehrgeiz der Profeſſoren und der Eitelkeit der Advocaten, von der Ruhmſucht der Generale und der Servilität der Beamten befreit. Lamartine hat Redetalent, politiſchen Einfluß, Alles für ſich, dereinſt die Worte, die er ſchrieb, wahr zu machen: „Welch ein ſchöner Blick in Frankreichs nächſte Zukunft! Eine Generation, die, Dank ihrer Jugend, nichts mehr wiſſen wird von dem Gezänk und den Gehäſſigkeiten der letzten 40 Jahre! Gleichgültig wird es ihr ſein, ob man zu dieſer oder jener Parthei gehörte; ihr gelten alle dieſe Zwiſte nichts, ſie hat keine Vorurtheile, keine Rache im Buſen, rein und kräftig tritt ſie in die Laufbahn, mit Begeiſterung für den Gedanken! O, wie glücklich wär' ich, daran Theil zu haben! Die Stunde wäre gekommen, den Leuchtthurm der Vernunft anzuzünden, den Leuchtthurm der

Moral unſeren politiſchen Stürmen, und dem neuen geſellſchaftlichen Bande, das die Welt zu ahnen und zu begreifen beginnt, einen Ausdruck in Wirklichkeit zu geben. Liebe und Huld unter den Menſchen, eine evangeliſche Politik! Wecke doch der Himmel die Menſchen! Unſere jetzige Politik läßt die Menſchen erröthen und die Engel weinen. In jedem Jahrhundert bekommt die Menſchheit eine Stunde, um ſich von Grund zu erneuern: Dieſe Stunde iſt immer eine Revolution: und die Menſchen verlieren dieſe Stunde, indem ſie ſich zerreißen. Dieſe Revolutionen gab Gott zur Wiedergeburt und zum Fortſchritt, und die Menſchen widmen ſie der Rache."

Es ſchmerzt, daß im Angeſicht dieſes Neuen Teſtaments Guizot noch am Alten ſteht. Thiers, ein ſo großes Talent, iſt untergegangen in den Machinationen der Börſe, den Begriffen über Gleichgewicht, Telegraphen, Einmiſchung, untergegangen in dem Lärm der Welt und der Eitelkeit, ihn einmal beherrſcht zu haben. Guizot, ein ſo großes Genie, droht zu ſcheitern an dem finſtern Mißtrauen gegen ſeine Zeit, am Phantom einer drohenden Revolution, an der Idee von Ordnung und Gehorſam, die wie ein Alp auf ſeinem Herzen liegt. Wozu dieſe finſtern Theorieen: „Nur diejenige Gewalt iſt da, die reſpectirt wird;" oder: „Frankreich bedarf nichts, als eine Regierung!" Sind dieſe Sätze falſch? Sie ſind richtig, aber nicht gut geſtellt. Sie athmen Haß ſtatt Liebe. Sie ſchrecken die Schuldigen, aber ſie beängſtigen auch die Unſchuldigen. Sie ſind des Alten, nicht des Neuen Teſtaments.

Louis Philippe, Molé, Guizot — allen dreien iſt ihr Vater auf der Guillotine geſtorben. Louis Philippe fürchtet die Franzoſen, Molé ſchmeichelt ihnen, Guizot verachtet ſie. Keiner zeigt ihnen Vergeſſenheit, Verſöhnung, Liebe.

Guizot hat große Zeiten geſehen, aber wahrlich keine tugendhaftern. Warum alſo die unſeren haſſen? Dies ſchöne Gemüth, das mit feſter Stimme ſeiner ſterbenden Gattin aus Boſſuet vorleſen konnte, dieſes männliche Gefühl, das die Thräne verbergend die erſte Handvoll Erde auf den Sarg ſeines Sohnes warf, warum der Zeit, warum einem

ganzen Volke gegenüber nur beseelt von Mißtrauen? Schwindet der Glaube an die Menschheit mit der Jugend? Sind nur Die weise, die der Hingebung würdig, deren Haupt der Schnee der Jahre deckt? Könnte man Guizot und Lamartine zusammenschmelzen, es gäbe vielleicht keine Majorität in der Kammer, aber eine Majorität in den Herzen Aller, die in der Politik jenen Proceß sehen, den der Mensch seit Jahrtausenden mit der Natur führt und immer noch nicht gewinnen will.

Neunundzwanzigster Brief.

Paris, den 2. Mai 1842.

Man hat im Allgemeinen über Louis Philippe keine richtige Ansicht. Man hält ihn für einen schweigsamen, zurückhaltenden, mit großer Klugheit seinen persönlichen Zweck verfolgenden Charakter. Man schreibt ihm etwas von Ludwig XI., von Cromwell zu und findet in dem wechselseitig die Partheien aufreibenden Zwiespalt der Ministerien das Werk seines großen politischen Verstandes.

Dem ist nicht so. Louis Philippe ist der redseligste, unruhigste, unsicherste Mann in Frankreich. Mit natürlicher Leutseligkeit begabt, hängt er sich an jede Persönlichkeit, um sich auszusprechen. Sich unbehaglich fühlend in der Einsamkeit, bedarf er empfänglicher Umgebungen, denen er sich mittheilen kann. Louis Philippe ist gutmüthig, unterrichtet, scharfsehend, jedoch ohne alle Kraft, ohne allen festen Willen. Der ewig gährende Drang des Herzens beruhigt sich nur in Worten. Reden, sich mittheilen, sich rechtfertigen, ist Louis Philippe's einzige Erholung. Louis Philippe ist in diesem Sinne wahlverwandt mit Thiers.

Frankreich wurde oft von Königen regiert, die keinen Verstand hatten. Darum gereicht es Louis Philippe allerdings zur Ehre, daß man ihm nachsagen muß, er ist ein Mann von großen Kenntnissen, von Belesenheit, guter Be-

obachtungsgabe, ohne ehrgeizige Ansprüche, ein König, der sich glücklich fühlt, mit aller Welt auf vertrautem Fuß zu leben. Louis Philippe bezaubert Jeden, der ihm vorgestellt wird. Er redet deutsch mit dem Deutschen, englisch mit dem Engländer, er kennt die Fremde in allen ihren Beziehungen, er ist der unterrichtetste Beobachter alles Dessen, was auf dem Erdball geschieht. Namen, Bücher, Gedanken, die in Frankreich bei dem Gelehrtesten vergeblich gesucht würden, Louis Philippe kennt sie. Er liest die Zeitungen, vergleicht die gegenüberstehenden Ansichten, er ist ein guter Statistiker, er liest die gelehrten Zeitschriften, er merkt sich junge aufstrebende Talente, an welche die Minister nicht gedacht hatten. Schnell findet er das Terrain, auf dem Jeder, der ihn besucht, heimisch ist. Er ist glücklich, sich aussprechen zu dürfen, bescheidenen Widerspruch zu hören, seine innersten Gedanken zu verrathen. Er giebt, was er hat, und behält nichts zurück.

Louis Philippe gehört nicht zu Denen, von denen Talleyrand sagte, die Sprache sei erfunden, um die Gedanken zu verbergen. Louis Philippe würde weit eher sagen, die Sprache sei erfunden, um keine Gedanken zu haben. Louis Philippe denkt vielleicht, aber zu laut, er hat Gedanken, aber er verbindet sie nicht, er hat kein System. Louis Philippe lebt ewig außer sich. Mit sich allein zu sein, ängstigt ihn. Er fällt aus seinem Mittelpunkt in die Peripherie, sucht Echo, Anklang, Geräusch, lehrt gern, theilt gern mit, plaudert gern aus. Bildung, Gutmüthigkeit, Indiscretion sind bei ihm so ineinander gemischt, daß man nicht weiß, welcher Bestandtheil vorwaltet. So viel sieht man, daß ihm nicht ein einziges der ihm gewöhnlich zuerkannten Merkmale gebührt. Statt verschlossen, ist er offen, statt schweigsam, redselig, statt selbstständig, nach allen Seiten hin bedürftig der Anlehnung.

Geht man einen Schritt weiter, so muß man bekennen, daß die Dynastie Orleans für Frankreich ein Unglück geworden ist. Es ist wahr, daß die Bourbons vielleicht noch ein größeres gewesen wären, es ist wahr, daß diese unkönigliche Orleans Frankreich in den ersten Jahren vor der Anarchie gerettet haben mögen, aber dies ihr Verdienst war ein negati-

ves, und was noch ſchlimmer iſt, ihr einziges. Als die Pariſer Journaliſten und Volksführer im Juli 1830 dem Herzog von Orleans den Thron Frankreichs anboten, gaben ſie Frankreich einen monarchiſchen Begriff, aber keinen Monarchen. Das Haus Orleans war eine fürſtliche Familie, die ſchon eine dauernde Verſchmelzung mit dem Bürgerſtande begonnen hatte. Louis Philippe war ehedem Lehrer der Mathematik in der Schweiz. Die Reſtauration führte auch dieſe Familie, auch dieſen jungen Profeſſor nach Paris zurück. Das Palais Royal wird der Sitz einer moraliſchen Verſchwörung gegen die Tuilerien, ein Sitz der Muſen, ein Vereinigungspunkt öffentlicher Beſtrebungen. Das Palais Royal empfängt Künſtler, Redner, Geſchichtsſchreiber, Naturhiſtoriker, kurz das artiſtiſche und wiſſenſchaftliche Paris, ohne Rückſicht auf das politiſche Glaubensbekenntniß. Louis Philippe hat in der Armuth das Geld liebgewonnen. Er ſpeculirt gern, häuft Summe auf Summe, macht kleine, größere, große Geldgeſchäfte; neben den Gelehrten kommen die Wechſelagenten, neben den Künſtlern die Banquiers. Alle dieſe Namen hätten ſich auch gern im Einführungsbuch der Tuilerien einſchreiben laſſen; aber die Tuilerien zogen die alten Wappenträger, die Kronen und Wappen vor; die Tuilerien gehörten unter Ludwig XVIII. höchſtens, außer den Adligen, den Linguiſten (da Ludwig XVIII. eitel auf ſein Latein war), unter Karl X. ausſchließlich den Emigranten. Die Zurückgeſetzten, die Unzufriedenen, die Elemente der Zukunft ſahen ſich im Palais Royal vereinigt, und es war eine Erkenntlichkeit gegen den gutmüthigen, harmloſen Wirth, daß man ihm dafür am 7. Auguſt 1830 die Krone anbot.

Zuerſt ſollte der Julithron eine Monarchie ſein, umgeben mit republikaniſchen Inſtitutionen. Es war eine große Komödie. Die republikaniſchen Inſtitutionen fielen allmälig weg und der Thron iſt allein übrig geblieben. Der Haß und der Wahnſinn des Partheigeiſtes hat den König ein Jahr um's andere zu tödten verſucht. Man empfindet Abſcheu vor den Mördern, Mitleid mit ihrem Opfer. Nichtsdeſtoweniger kann man doch das *Glück*, immer unverwundet zu bleiben, dem Hauſe Orleans nicht als *Verdienſt* anrechnen.

Diese Dynastie ſteht in Frankreich auf fremdem Boden. Ich habe geſagt, Louis Philippe fürchte die Franzoſen. Hohe Staatsbeamte haben mich verſichert, er verachte ſie. Er iſt ſeinem franzöſiſchen Vaterlande völlig entwachſen, er hat ſich ewig in dieſem Gewühl von Leidenſchaft und Ehrgeiz unwohl gefühlt, er iſt mit ſeiner Familie aus dem moraliſchen Verbande mit Frankreich heraus. Louis Philippe, redlich, ehrlich, iſt nie zum Herrſcher vorbereitet worden. Er wirft ſich mit ſeiner Würde weg, drückt, wie ein ängſtlicher Theaterdichter, der für das Schickſal ſeines Stückes fürchtet, dem erſten Helden wie dem Lampenputzer die Hand, er möchte ſich das franzöſiſche Volk wie die Dienſtboten eines vornehmen Hauſes durch Trinkgelder geneigt machen, er kommt zu keinem Entſchluß, keinem Syſtem, er bleibt dabei, ſich für einen Begriff, ſein Leben für eine moraliſche Nothwendigkeit zu halten, und begnügt ſich damit, daß er da iſt, vegetirt und ſo lange wie möglich ſich erhält. Iſt das Regierung? Politik?

Die Bourbonen hatten doch etwas Königliches. Sie waren vom Thron geſtürzt, aus Frankreich vertrieben, aber ſie ſpielten die ihnen angeborne Rolle auch in dem Elend des Exils mit Würde, ſelbſt mit lächerlicher Würde fort. Sie kehrten nach Frankreich zurück, nahmen den Thron mit Stolz und Sicherheit wieder ein, regierten, regierten ſchlecht, aber mit einer gewiſſen Energie, einem gewiſſen Selbſtvertrauen, das dem Hauſe Orleans fehlt. Nie hatten die Bourbonen aufgehört, Franzoſen zu ſein: ſie hatten das alte Frankreich mit ſich genommen und brachten es wieder zurück, allerdings mit ſeinen Puderquaſten, ſeinen Schönpflaſterchen, ſeinen Laſtern, Vorurtheilen und veralteten Ariſtokratenlaunen, aber auch mit dem Stolz der Nationalität, mit der alten ritterlichen Grazie, mit dem unzerſtörbaren Vertrauen auf die Dauerbarkeit der „allerchriſtlichſten" Königswürde, mit dem Stolze auf Frankreichs erprobte Kraft, auf Frankreichs nie verſiegende Hülfsquellen. Von alle Dem hat die Dynaſtie Orleans nichts. Unſicher ſind ihre Bewegungen, kraftlos ihre Schritte, haltungslos iſt ihre Ruhe. Ihr Fuß ſchlägt keine jahrtauſendjährigen Wurzeln im franzöſiſchen Boden, ſie gleiten furchtſam über den Staub dieſes Bodens hinweg, trauen

dem Volke nichts zu, trauen ſich nichts zu, haben keine Vergangenheit, keine Zukunft, wohnen in den Tuilerien nicht wie in ihrem Eigenthum, ſondern wie zur Miethe.

Um dieſe unköniglichſte Frankreich von Tag zu Tag immer mehr ſchwächende Haltung zu verbergen, hat man das Schreckbild der Anarchie erfunden. Die Anarchie iſt eine Erfindung. Sie exiſtirt nur in den Köpfen Derer, die dem Volke Furcht einflößen, weil ſie ihm keine Liebe einzuflößen verſtehen. Mit dieſem Popanz Anarchie entſchuldigt man den Mangel an Einigkeit, Kraft, welcher Frankreich ſeit zwölf Jahren zur kläglichen Augenweide Europas gemacht hat. Wo iſt dieſe Anarchie noch ſo gefährlich? In Frankreich iſt nichts gefährlich, was nicht die öffentliche Meinung für ſich hat. Die Dynaſtie Orleans weiß das ſo gut, wie jeder Andere: ſie kann ruhig ſchlafen, wenn die Municipalgarde wacht. Eine Emeute iſt keine Revolution, ein Piſtolenſchuß iſt keine Guillotine, ein hirnverrückter Arbeiter noch kein Convent. Was iſt die Folge dieſer Fahrläſſigkeit, dieſer Wahl eines guten, aber willensſchwachen, rath- und thatloſen Mannes zum König? Daß Frankreich aus allen ſeinen Fugen iſt, daß es zum Spott für Europa geworden, daß ſeine Miniſter vor einem Ja oder Nein Robert Peel's zittern, daß es in keine Frage der Zeit mehr das Gewicht, geſchweige das Schwert ſeiner Entſcheidung legt, daß der plumpſte Materialismus die Herrſchaft des Innern und die Ausbeutung des Nationalvermögens an ſich geriſſen hat, daß alle Gemüther erſchlaffen, alle Herzen matt werden, alle Entſchlüſſe ſiechen, alle Charaktere ſchwanken und ſich ein furchtbarer und das Aeußerſte ſtill vorbereitender Dämon in die Herzen der Franzoſen ſchleicht, die Langeweile, eine Hydra, die weit mehr Köpfe hat, als die Anarchie.

Sehr wohl weiß ich, daß das Staatsleben nicht dazu da iſt, um die Nationen zu amüſiren, aber dazu ſoll es dienen, die Gemüther anzuſpannen, die Herzen zu ſtärken, die Ideen zu erweitern, das ſittliche und nationale Selbſtvertrauen zu erheben. Wenn die wahre Regierungskunſt darin beſteht, daß man dem in einem Volke oder in einer Epoche liegenden Triebe nach Veränderung, nach Neuerung und ge-

ſteigerter Wohlfahrt eine geſetzliche Form giebt, einen geſetzlichen Weg bahnt, dann iſt in Frankreich nichts für dieſe wahre Politik geſchehen. Die Uebel, ſtatt ſie mit einem ſcharfen Mittel aufzuziehen, hat man nur durch Vähungen zertheilt. Ausgeglichen, ja verſöhnt, abgenutzt und abgeſtumpft hat man vieles Unebene, Feindliche und gefährlich Spitze, aber der Staatskörper iſt darüber erſchlafft. Die wahre Politik unſrer Zeit ſoll dem Neuen durch etwas Neueſtes vorangehen, dem Kühnen durch Kühneres ſeine Gefahr nehmen, am Theile das Ganze, am Ganzen den Theil treffen und die Anarchie dadurch beſiegen, daß man die Vorwände, worauf ſie ſich ſtützen könnte, wegnimmt, die Mängel beſeitigt, deren Abhülfe ſie herbeizuführen ſich anheiſchig macht. Ein gläubiges Vertrauen zur großen Sache der Menſchheit muß die Fahne dieſer Politik ſein. Wo hat die Dynaſtie Orleans je dieſes Vertrauen bewieſen, wo hat ſie dieſe Fahne aufgeſteckt?

Nicht eine einzige große That, die unmittelbar vom Könige ausgegangen wäre. Alle die Impulſe, die Louis Philippe unmittelbar gegeben, ſind negativ, keiner derſelben war ſchaffend, belebend. Die Bourbonen wählten die Jeſuiten und die Ultraroyaliſten zu ihren Rathgebern: man wußte, woran man mit dieſen war. Der Kampf gegen ſie in der Kammer, auf dem Katheder, in der Preſſe war ein offener, freier, freudiger: ein Kampf, der der Wiſſenſchaft, der edlen Charakterbildung, nicht wie jetzt nur der Intrigue zu gute kam. Der damalige Kampf hob die Nation, die Erziehung, die Moralität; er machte eine Revolution möglich, die wie die vom Jahre 1830 ſich ſo anerkennenswerth in den Schranken der Großmuth und Selbſtüberwindung zu halten wußte. Jetzt flüchtet ſich der Hof von einer Parthei zur andern: die jungen Prinzen jammern, daß man ſie in Rußland nicht anerkennen wolle, die Frauen weinen über die Malicen des Faubourg St. Germain, der König ſelbſt empfängt heute die Doctrinairs, morgen den Tiersparti, drückte auch gern Odillon Barrot die Hand und verſtändigte ſich, wenn er nur dürfte, mit Mauguin, Cormenin, mit dem Charivari. Keiner von ſämmtlichen franzöſiſchen Staatsmännern weiß, wie er mit dem Souverain daran iſt. Nicht etwa die Klugheit des Königs

iſt daran ſchuld, ſondern ſeine Unbeſtändigkeit. Der Eine geht, der Andere kommt. Dem Wohle der Monarchie, der Prärogative der Krone wollen ſie ja Alle dienen.

Man würde ungerecht ſein, wollte man nicht die Schwierigkeiten des Terrains, auf welches der 9. Auguſt 1830 gepflanzt wurde, anerkennen. Es gehört Selbſtentäußerung und Takt dazu, mit allen Zumuthungen, die den König umringen, als König fertig zu werden. Aber wenn man nach dem Mittel fragt, durch welches Louis Philippe bisher die Partheien neutraliſirt hat, welches iſt es? Ein unbeſchreiblicher Egoismus, der ſich von oben allen Theilen des Staatskörpers ſo mitgetheilt hat, daß jede Function dieſer Theile ſich nur noch auf ſich ſelbſt bezieht und der Körper in ſtarrer Regungsloſigkeit darnieberliegt.

Alle Eindrücke, die ich in Paris ſammelte, haben mir dieſe Erfahrung unwiderleglich beſtätigt. In der Abhängigkeit von der auswärtigen Politik bis hinunter zur Hingabe an den erſten beſten fremden Virtuoſen, in allen Welt- und Geſellſchaftskreiſen ſieht man in Paris die Folgen einer Politik, die ein ganzes Nationalleben an ſich ſelbſt irre gemacht hat. Alles ſchwankt, nichts ſteht feſt, als eine gewiſſe politiſche Ordnung, die ſtatt zu beruhigen beängſtigt. Dem Hofe fehlt ſeine natürliche Umgebung. Die Banquiers gelten für die Vertreter der wahren Wohlfahrt des Landes. Frankreich leidet nicht an der Erſchöpfung ſeiner Hülfsquellen, nicht an den Umtrieben ſeiner politiſchen Partheien, nicht an den Intriguen ſeiner ehrgeizigen Staatsmänner, ſondern an dem von oben herab kommenden Geiſt der Furcht, des Mißtrauens, der Verſtellung, demzufolge an einer von oben kommenden Miethlingsgeſinnung, Unſelbſtſtändigkeit und Unterwürfigkeit. Und das Alles bei einem Volke, das ſo dringend beſchäftigt, wenigſtens unterhalten ſein will, das ſo unterwürfig zu gehorchen verſteht, wenn nur energiſch befohlen wird, bei dem durch ſeine Einheit gouvernabelſten Staate der Erde, wenn man vielleicht China ausnimmt. Frankreich gleicht dem Palais Royal. Es iſt ausgeſtorben. Bunte Läden, in denen man nichts kauft, an denen man nur vorüberflanirt. Man

Toms (tritt ein).

Mylords und Gentlemen!

Marſton.

Ich fahre mit Sir Eduard zurück. Meinen Braunen kannſt Du nach Hauſe reiten.

Holiday.

Einſpannen! Einſpannen! (Toms ab.) Was hat es mit dem dreizehnten? Reden Sie!

Marſton.

Uebereilen Sie nichts! Ich habe ein gewiſſes Darſtellungstalent, wenn ich etwas erzähle! Die Hauptrolle in meiner Epiſode ſpielt auf Douglas-Caſtle der Park, ein förmlicher Wald, in dem ich mich beinahe verirrt habe, ſodann ein ſonderbares Gebäude, ſo zu ſagen ein chineſiſcher Pavillon — alle Fenſter zugenagelt — die Thüre halb verbaut — Spinngewebe, Vogel- und Eulennester an allen Winkeln des düſtern runden Gebäudes, und jetzt kommt die Hauptſache: Ueber der Thür dieſes Pavillons ſteht eine alte verwitterte Inſchrift in Stein, die folgendermaßen lautet: „Tempel des Friedens. Den 13. November 1798.“

Holiday.

Sonderbar!

Marſton.

Nicht wahr? (mit Beziehung) Kleine Geiſter entdecken manchmal auch etwas? „Tempel des Friedens. Den 13. November 1798.“

Holiday (ſinnend).

Das war das Todesjahr ſeines Vaters!

dinirt im zweiten Stock, trinkt Kaffee im erſten und lieſt Journale.

Ein natürliches Gefühl wird den Fremden zwingen, im Angeſicht dieſes Syſtems zu ſagen: „Deſto beſſer für uns! Dieſes entmuthigte, willenloſe Frankreich wird den Frieden Europas ungeſtört laſſen. Hier brüſten ſich keine Rohans, keine Blacas, Montmorencys mehr mit dem alten Ruhme ihrer Geſchlechter. Hier ſind die ehrgeizigen Generale auf den Dienſt der Garniſon, den Feldzug gegen die Emeute angewieſen. Das Fremde macht ſich in Paris mit beiſpielloſer Sicherheit geltend. Man kann es wagen, den wiſſenſchaftlichen Vorurtheilen der Franzoſen, ja ihren äſthetiſchen Principien die Spitze zu bieten. Cette France ne recule plus. Stellt ſich dem Hof der Tuilerien ein fremder Geſandter vor, ſo laßt getroſt den Julikönig ſich bücken bis zur Erde, während ein Herr von Appony, ein Herr von Butenieff ſich nur ſo eben verneigen! Laßt ihn ſich grämen, den Chef dieſer Dynaſtie, um die Anerkennung Rußlands, um die froſtigen Geſinnungen des Czaaren. Immerhin! Wir ſehen dadurch ein unruhiges Volk in Europa beſchwichtigt, große Gefahren von anderen Staaten abgewendet, und uns Deutſchen wurde möglich, im Schatten dieſes ohnmächtigen Nachbarn ſeit einigen Jahren unſere politiſche Kraft zu ſteigern, unſern nationalen Verband ſtärker anzuziehen.“ Gut! Und weit entfernt, die deutſche Preſſe zu einer Polemik gegen Ludwig Philippe aufzufordern, wollen wir im Gegentheil dem Vaterlande Glück wünſchen, daß es durch das Syſtem dieſes Fürſten Raum und Muße gewonnen hat, ſich zu ſammeln. Dennoch bemerke ich Eins: Die Geſchichte beweiſt, daß ſich jede Anomalie ihres natürlichen Laufes ſpäter deſto bedrohender wiederherſtellt. Die jetzige Erſchlaffung der Franzoſen wird ſich rächen. Ja, ich glaube ſogar, daß ſich die Völker gegeneinander beſſer ſtehen würden, wenn ſich jedes des vollen Gebrauches ſeiner natürlichen Kräfte erfreuen darf. Unter einem ſtolzen und kräftigen Frankreich iſt kein kriegeriſches zu verſtehen. Man kann eine Nation mit Thatkraft beflügeln, auch ohne ihr das Schwert in die Hand zu drücken. Die Fülle der Ideen des neunzehnten Jahrhunderts iſt ja ſo groß, das Feld für eine

im Licht unſrer Zeit wandelnde Politik ſo weit geſteckt, daß man die Schwungkraft des Nationalgeiſtes auch ohne Trommellärm heben kann. Das krämerhafte Abwiegen der Intereſſen, von welchem Frankreich ſeit zwölf Jahren regiert wird, hat dieſe Möglichkeit nicht begriffen. Frankreich iſt dadurch für den Augenblick beruhigt; aber früher oder ſpäter wird irgend ein Ruf dieſe Lethargie wecken, ein Funke dieſe ſich in der Stille ſammelnden Brennſtoffe entzünden.

Das iſt mein Glaubensbekenntniß über das jetzige und künftige Frankreich: Kann es Louis Philippe verantworten, Frankreich durch Demüthigungen zu beruhigen, ſo ſollten die europäiſchen Mächte, ſtatt ihre Freude daran zu haben, eher dieſer Politik entgegenzuwirken ſuchen. Frankreich iſt Paris, aber Paris ſind noch nicht die Journale, die Miniſter, Frankreich iſt weder Thiers noch Guizot, weder das Haus Orleans noch das Haus Bourbon, ſondern Frankreich iſt ein Land von 33 Millionen Einwohnern, von den Pyrenäen und den Alpen bis zum Ocean ein, wo nicht überall fruchtbares, doch überall ergiebiges Land, ergiebig an Menſchen, geſchichtlichen Erinnerungen und an einer beiſpielloſen Hingebung für einen einigen, ſchnell befohlenen, rührigen Staatszweck. Zur phyſiſchen Kraft geſellt ſich hier die intellectuelle. Andere Nationen mögen tiefſinniger denken, Frankreich hat für den Gedanken Formen, die den Gedanken zum Gemeingut der Welt machen. Was ſtreiten wir uns mit unſerm Schelling und Hegel? Um aus Hegel's ſchwerem Gewächs etwas praktiſch und politiſch Genießbares zu machen, haben ihn ſeine jüngſten Schüler doch erſt mit Montesquieu, Rouſſeau, Voltaire und Mirabeau verſetzen müſſen. Ueberſetzt ruſſiſche Volksmärchen, ſchwediſche Familiengeſchichten und engliſche Gaunerromane, wir werden in Dem, was für die Maſſe den Ton angiebt, immer wieder auf Frankreich zurückkommen, nicht, weil darin immer die Wahrheit liegt, ſondern weil es immer die Mode ſein wird.

Nun, dieſes innerlich ſo reiche, dieſes unvertilgbare Frankreich iſt es, das man mit Gewalt aus dem europäiſchen Verbande vertreiben will, das man auf einen Iſolirſtuhl ſetzt und dem man ſeine Erkräftigung ſo außerordentlich erſchwert.

Warum dieſe Kühle, dieſe Schadenfreude; warum eine Politik, deren Folgen wir jetzt kaum abſehen können? Als im Jahre 1814 die Bourbonen wieder eingeſetzt wurden, hatte Kaiſer Alexander wenig Vertrauen zu ihnen. Er ahnte, was 1830 eingetroffen iſt. Kaiſer Alexander fühlte die Nothwendigkeit eines ſtarken Frankreichs, eines Frankreichs, mit dem England, um die anderen Staaten unbehelligt zu laſſen, vollauf zu thun haben müßte. Kaiſer Alexander würde noch lieber den Marſchall Bernadotte auf den franzöſiſchen Thron geſetzt haben, als Ludwig XVIII. Die Bourbonen verdanken es nur der Beweglichkeit Talleyrand's, daß die Zweifel Kaiſer Alexander's beſiegt wurden.

Kurz, die Cabinette Europas ſollten nicht den franzöſiſchen Miniſtern die Regierung eines Landes erſchweren, in deſſen Politik die Ruhe der Welt liegt. Es heißt leichtſinnig handeln, die Franzoſen jetzt, wo ſie ſchwach ſcheinen, zu demüthigen. Die ganze Zukunft Europas iſt dabei gefährdet. Nur ein innerlich erſtarkendes Frankreich kann die Garantie künftigen Friedens ſein.

Schlimm genug für die Welt, daß es noch keine Politik der Liebe giebt. Vortheile von der Schwäche der Andern zu ziehen, iſt noch immer politiſche Weisheit. Thorheit würde es unſern Staatsmännern erſcheinen, wollte man Frankreich die Erholung von ſeinen Leiden erleichtern und die allerdings ſehr unglücklich gewählte Dynaſtie Orleans in ihrer ſchwierigen Aufgabe unterſtützen. Dies iſt denn wahrlich würdig jener atomiſtiſchen Politik, die nur Staaten und keine Völker, nur Völker und keine Menſchen ſieht. Doch verabſcheut unſer Jahrhundert dieſe Politik ebenſo, wie unſer Jahrhundert ſich des Nationalhaſſes ſchämen ſollte. Staatsmänner und Demagogen nach dieſer Richtung hin ſind gleich verwerflich. Sie ſetzen den Frieden der Welt auf's Spiel, das Wohl der Völker, den Flor der Künſte und Gewerbe, den Segen des Ackerbaues, die Veredlung der Sitten und die geſetzliche Verbeſſerung unſerer Geſellſchaft.

Ich könnte dieſe Gedankenreihe weiter fortſetzen, könnte dem materiellen Zuſtande Frankreichs England gegenüberhalten in ſeiner ſichtbaren innern und äußern Zerrüttung,

Deutſchland in ſeinem neueſten Eigendünkel, den unſere Zeitungsſchreiber Nationalkraft getauft haben, Rußland in ſeiner Finanznoth — ich thue es nicht, um nicht in dem Lichte zu erſcheinen, als hätte ich für Frankreich eine Vorliebe, die ich nicht habe. Vor dem Menſchenfreunde liegen die Reiche und Staaten auf der bunten Karte der Welt gleichberechtigt: einer Farbe kann unſer Herz gehören, aber darum iſt dieſe eine noch nicht der Regenbogen, darum werden die grünen, rothen und gelben Felder noch nicht grau, nicht farblos. Erſt der Menſch und dann der Bürger, und durch den Bürger für den Menſchen wirken: das iſt die Philoſophie und die Politik unſerer Zeit in einem Satze, in einem Bunde.

Ich verlaſſe Frankreich. Einem Franzoſen ſchrieb ich: „Je quitte la France, dans la conviction, que j'ai trouvé un pays sain, une nation un peu indisposée, un état complétement malade.“ Man ſieht, daß, wo ein Land geſund, ein Volk nur etwas unpäßlich iſt, die Krankheit des Staates nicht aus dem Lande und Volke kommen kann. Sie kommt aus dem Phlegma der Dynaſtie und aus dem überreizten Gegendruck des Auslandes. Europa hat nichts mehr von der Revolution, aber es kann dahin kommen, daß es Alles von der franzöſiſchen Nationalität zu fürchten hat.

* * *

Endlich! Ich verlaſſe Paris. Waren Sie mit Ihrem Aufenthalt zufrieden? fragen mich die Abſchied Nehmenden. Hat es Ihnen in Paris gefallen? werden mich Die fragen, die mich in der Heimath begrüßen. Lieben und ſchwärmen in Paris, leben aber und ſterben in der Heimath! Die Liebe ſucht die Einſamkeit, und doch gleicht ſie der Mauerſchwalbe, die nur an bewohnten Häuſern niſtet. Einſamkeit im Gewühle der Welt, das iſt das höchſte Glück. Die rauſchende Woge des Weltmeeres ſich brechend an der Schwelle einer einſamen Strandhütte. Die wahre Liebe verſchwiegen und doch ſich gern zeigend. Ein Brief, ausgeſtellt am Gitter der Poſt. Wer kennt den Inhalt? Es wimmelt in Paris von falſcher Liebe, aber die wahre kann nirgends verborgener, nirgends

glücklicher ſein. Sie duftet und man ſieht ſie nicht. Sie entbehrt nichts, da Paris Alles bietet. Die Schönheit wird beneidet, aber nicht beſtürmt. Paris ſo weit und erſchöpfend, ſo anſtrengend und beſchäftigend. Paris, ein Ort des Ruhms, der Täuſchungen, der Gefahren. Paris die bitterſte Illuſion oft für den edelſten Willen, für die kühnſten Thaten. Was bleibt den Männern darin übrig? Die unſichtbare, ſtille Tröſterin der Liebe.

Auch ſchwärmen kann man in Paris. Schwärmen für Alles; denn Alles iſt möglich in Paris. Schwärmen für den Glauben: dort ſind die Kirchen! Schwärmen für die Wiſſenſchaft, die Kunſt: dort ſind die Hörſäle, die Tempel der Muſen! Schwärmen für die Menſchheit: dort ſind hundert Secten, die ſchon beſtehen, eben ſo viel, die mit dem Tage entſtehen können. Nicht Alles geſchieht, aber Alles kann man hoffen. Man ſucht und man findet. Man findet vielleicht nicht, was man ſuchte, aber was man findet, iſt vielleicht noch überraſchender, als was man geſucht. Keine Leidenſchaft braucht in ſich zu erſticken; ſie kann ſich veredeln, indem ſie ſich austobt. Man hat es frei, gut oder böſe zu ſein. Man ſchreibt ſich ſeine eigenen Geſetze vor. In der Heimath, wie iſt dort Alles ſo klein! In der Heimath Alles verboten und nur Einiges erlaubt. In Paris iſt Alles erlaubt und nur Einiges verboten. Paris iſt ein Ort zum Schwärmen.

Leben aber, wahrhaft leben — doch nur in der Heimath! Wirken in einem beſtimmten Kreiſe und den Lohn ſeiner Mühen ſehen, ſelbſt dem Franzoſen iſt es in Paris nicht möglich. Das rauſcht! Das fluthet! Das *ſpendet* Ungeheures, das *verbraucht* Ungeheures! Der Einzelne gleitet mit der Welle mit. Wohl ihm, wenn ſie ihn ſanft über die Klippen hinüberträgt, wenn ihn die Felſen nicht zerſchellen! Man kann hier in ſeiner Lebensbahn ſteigen, fliegen, aber nicht Schritt vor Schrit mit männlichem Ernſt ein würdiges Ziel verfolgen. Man lebt, wenn man vom Rieſen der Oeffentlichkeit *verbraucht* werden leben nennen kann. Man wird verbaut, zermalmt, hat Willen zum Lieben, Freiheit zum Schwärmen, aber keinen Willen und keine Freiheit für eine

lebendige That, den Genuß ſeines Rechtes, die Erfüllung ſeiner Pflicht. Leben heißt, in die Pariſer Sprache überſetzt, Geld verdienen! Es iſt bekannt, wie leicht es in Paris iſt, Geld auszugeben; aber ich glaube, daß es ſchwer iſt, welches zu verdienen.

Sterben in Paris muß ſchrecklich ſein. Da wird um uns her nichts grau, da ſenkt kein Baum ſeine Zweige, da fällt kein Laub; wir ſterben, nichts ſtirbt mit uns. Schon krank zu ſein, iſt in Paris kränkend für das Allgemeine, eine Unpäßlichkeit iſt unpaſſend. Nun gar der Tod! Draußen bei uns altert mit dem Alter eine ganze Generation. Die Alten bilden bei uns einen Bund gegen die Jungen. Die Alten rühmen bei uns ihre Jugend, ihre Vergangenheit, ihre Zeit, ihre entſchwundene Herrlichkeit. Sie preiſen ſogar ihre alten Irrthümer, behängen ſich allein mit Würden und Ehrenzeichen; bei uns gehört die Welt mit allen ihren Freuden und Auszeichnungen dem Alter. Mit ihnen ſtirbt, was die Greiſe liebten: drücken dieſe die Augen zu, ſo wird es Winter, weiß auf den Fluren, weiß in den Herzen. Sie laſſen nichts zurück, was noch nach ihnen von Werth wäre; die neue Politik, der neue Glaube, die neue Dichtung, alles Das haben ſie ja längſt als verwerflich geſchildert: ſo gehen ſie zu ihren Vätern und ſterben würdevoller, als man in Frankreich ſtirbt, wo nur die Tagesordnung herrſcht.

Doch nun lebe wohl, Paris! Ich habe nicht in dir geliebt, nicht in dir geſchwärmt, ich habe in dir mich ſelbſt wiedergefunden. Mit zweifelnder Kälte kam ich, mit Wehmuth ſcheide ich. Es war mir früher oft komiſch, dich weinen, jetzt iſt es mir rührend, dich lachen zu ſehen! Welche Schwüle am Himmel; ein Gewitter zieht heute herauf. Noch fühle ich in der Hand den warmen Abſchiedsdruck der Freunde. Der Poſtwagen ſprengt am Seinequai hinauf. Ein Blitzſtrahl zuckt über den Pont d'Auſterlitz. Der Bleiſtift ruhe! Ich ſtecke ihn in das überfüllte, treue, erinnerungsreiche Portefeuille und drücke mich, erſchöpft vom Sehen, ermüdet vom Hören, unbekümmert um Blitz und Donner, in die Ecke des Wagens. Im ſtrömenden Mairegen erleichtere ſich das übervolle Herz!

Der Tod des Herzogs von Orleans.

„Und Unternehmungen voll Muth und Nachdruck verstehen sie der Handlung Namen."

Es kommen noch Erscheinungen in der Geschichte vor, die uns bei allen wunderbaren Fortschritten der menschlichen Kraft, allen Ueberhebungen der menschlichen Vernunft zuweilen fühlen lassen, wie ohnmächtig wir sind. Ist es die ewige Weisheit Gottes selbst, oder hat jener Dämon, der nach dem Glauben der Gnostiker das höchste Wesen der Mühe überhob, die Welt in eigener Person zu schaffen, hat dieser Erdendämon noch einen Antheil an den Wirrnissen der Menschenschicksale? Die menschliche Weisheit muß in den Staub blicken und mit Jesaias ausrufen: „Finsterniß deckt das Erdreich und Dunkel die Völker."

Ein durchgehendes Pferd hat über Frankreich plötzlich alle Berechnungen verwirrt — — Der Witz der Schadenfreude ja der Witz des Schmerzes scheinen sich im Ausgrübeln der epigrammatischen Pointen dieses entsetzlichen Unglücks endlich erschöpft zu haben. Der Herzog ist feierlich bestattet. Die einzige Frage ist nur noch die: Was wird aus Frankreichs Zukunft werden?

Louis Philippe hatte so eifrig für die Befestigung seiner Dynastie gesorgt. Für seine blühenden Söhne waren Gattinnen gefunden, die man sorglam aus kleinen Fürstenhäusern wählte, wo man nicht nöthig hatte, sich zugleich für die Interessen fremder Dynastieen zu engagiren und dennoch einen mittelbaren Einfluß auf die Sympathieen verwandter bedeutender Nebenzweige und Regentenstämme gewann. Die Enkel waren alle männlich. Während der Herzog von Bordeaux an Krücken geht, hat Louis Philippe eine kräftige, theilweis kriegerische Nachkommenschaft. Und das Alles ist zusammengebrochen. Der Kronprinz stirbt und die Legitimität, die bei allen Süßigkeiten auch ihr Bitteres hat, die Legitimität verlangt, daß die Lücke zwischen einem Greise und einem Kinde offen bleibe, verlangt einen für Frankreich immer-

hin bedenklichen provisorischen, einen Uebergangszustand, die Regentschaft.

Eine constitutionelle Regentschaft! Für Frankreich ein neues Thema. Unter den Merowingern gab es über diesen Punkt noch keine geschriebene Regel. Gewöhnlich fiel die Regentschaft der Mutter zu. Oft war ein Beamter mächtig genug, das Scepter für den unmündigen Herrscher zu führen. Erst Ludwig der Fromme bestimmte, daß die Regentschaft dem nächsten männlichen Agnaten zukomme. Dies Gesetz hinderte nicht, daß spätere Könige für die Stellvertreter ihrer unmündigen Nachfolger testamentarisch sorgten, wobei sie die Vorsicht gebrauchten, durch die Großen des Reichs sich diese Anordnungen bestätigen zu lassen. Unter Karl VI. wurde festgesetzt, daß die minderjährigen Könige unmittelbare Nachfolge hätten und mit dem Rathe ihrer Mütter und der nächsten Prinzen von Geblüt regieren sollten. Dies Statut erhielt sich nicht im Ansehen. Ludwig XI. verordnete, daß seine Tochter die Regentschaft bekäme. Diese Verordnung erregte den Widerspruch der Generalstaaten und veranlaßte einen Streit, der nur durch die Abkürzung der Minderjährigkeit des nachfolgenden Königs erledigt wurde. Nach dem Tode Franz II. fiel die Regentschaft an die Königin Mutter, Katharina von Medicis. Der zufällige Umstand, daß sich damals vorzugsweise die Weiber durch ihre Klugheit in weltlichen und politischen Dingen auszeichneten, trug wol am meisten dazu bei, daß sich die Gewohnheit für das Anrecht der Königinnen Mütter entschied. So wie es das Parlament feierlich zum Gesetz erhoben hatte, wurde es auch nach dem Tode Heinrich's IV. gehalten. Später kam man auf Beiordnung deliberirender Regentschaftsräthe, die jedoch nie zur Wirksamkeit gelangten. Die spätere Zeit, dem Einfluß der Frauen in Regierungssachen abhold, schloß Frauen von den Regentschaften aus. Die Constitution von 1791 läßt den König mit seinem achtzehnten Jahre majorenn werden und überträgt das Recht der Regentschaft an den nächsten volljährigen männlichen Agnaten. Auch Napoleon schloß im Jahr 1804 Frauen von der Regentschaft aus. Als er darin später eine Aenderung machte, verrieth er, daß ihn die Rücksicht

auf Oesterreich, die Galanterie für Marie Louise bestimmte. Aus allen diesen historischen Beispielen geht hervor, daß die Umstände zur Erledigung der Regentschaftsfrage am meisten beitrugen. Man machte Die zu Regenten, die der Erhaltung des Staates die beste Garantie gaben.

Schon über den Beginn der neuen Ordnung der Dinge herrschte die größte Verschiedenheit der Meinungen. Der König hatte die Kammern berufen, jedenfalls zur Erörterung der Regentschaftsfrage. Die Einen bestritten der Kammer das Recht, über diese Angelegenheit ein Gesetz zu geben, und verlangten die Berufung einer Urversammlung, die Andern räumten wohl der Kammer ein Recht ein, aber nur für den vorliegenden Fall, nicht für ein organisches Gesetz. Man sah, die letztere Ansicht ist diejenige, die gern schnell und behend über die Schwierigkeiten hinwegschlüpfen mochte. Die zweite praktische Frage ist die: Der Herzog von Nemours oder die Herzogin von Orleans, ein Mann oder eine Frau?

Die Conservativen stimmten für die Uebertragung der Regentschaft an den Herzog von Nemours. Thiers, der erst Miene machte, der Herzogin von Orleans zu huldigen, besann sich, daß er sich den Unwillen des Königs zuziehen würde, und schloß sich den Conservativen mit dem linken Centrum an. Die eigentliche Linke aber, mit Odillon Barrot an der Spitze, will die Genehmigung des Herzogs nur von einer Entlassung des Ministeriums Guizot abhängen lassen. Verstand und gesunde Vernunft in dieser Bedingung zu finden, möchte schwer sein. Weit verständiger wäre jedenfalls das offene Eingeständniß, daß man im Grunde die Herzogin von Orleans vorzieht. Man schämt sich nur, es zu sagen; würde es doch gleichbedeutend mit dem Eingeständniß sein, daß sich unter einer Frau besser mitregieren ließe. Es ist das Unlautere auch wieder an dieser Frage gewesen, daß sie ein jeder der Parteiführer nur nach seinem persönlichen Vortheil zu entscheiden suchte.

Und doch kann es Louis Philippe keine Freude machen, wenn man seine Dynastie befreit hat von der Chance, in das Strickknäuel einer Frau zu gerathen. Sein zweiter Sohn, Nemours, gilt für unpopulär. In den Gesichtszügen

dieſes jungen Prinzen findet man eine zu große Familien-ähnlichkeit mit den Bourbons. Es ſoll ihm an Leutſeligkeit mangeln, an jenem Talent der verbindlichen Rede, das in Frankreich die Grundlage der Umgangstugenden bildet, ja dieſe ſelbſt erſetzen kann. Hat der Herzog von Nemours Geiſt, ſo genießen die Charaktere, die bei offenbarem Geiſte wenig reden, das Vorurtheil der Energie. Und welche Energie kann man in Frankreich von oben herab anders entwickeln, als die der Einſchränkung, der Zurückhaltung, der Verneinung? Die Armee behauptet, der Herzog von Nemours ſei kein Soldat. Er hätte in Algier die Bequemlichkeit den Entbehrungen vorgezogen. Die Bourgeoiſie ihrerſeits will wiſſen, der Herzog von Nemours richte ſeinen Witz gegen die Nationalgarde, die bei Hofe auf dem Parquet ausgleitenden Epiciers, die Bürgerlichkeit des Julithrones. Seine Gemahlin iſt eine Coburg.

Und ſo hat ſich allerdings ſeit dem 13. Juli der Blick auf Frankreichs Zukunft noch mehr verſchleiert. Eine Regentſchaft iſt Das, was man von allen politiſchen Inſtitutionen ſich in Frankreich als das Vagueſte, Ohnmächtigſte, Unzuverläſſigſte denken muß. Iſt die Erfahrung aller Zeiten einem ſolchen proviſoriſchen Zuſtande nie günſtig geweſen, ſo haben auch die franzöſiſchen Regentſchaften nicht eben den beſten Namen für ſich. Unwillkürlich denkt man an jene des Herzogs von Orleans, wo Frankreich die Elemente der künftigen Revolution zu nähren begann, wo Sitte und Ueberlieferung in Fäulniß geriethen und Tugend und Laſter im frivolen Spiele durcheinander gewürfelt wurden. Die Mutter wird als Vormünderin dem Regenten gegenüberſtehen: neben dieſer und ihr vielleicht gegenüber die vormundſchaftlichen Beiſtände. Da es unter dieſen Verhältniſſen überall ſcheinen wird, als fehlte die höchſte Inſtanz, ſo kann es nicht ausbleiben, daß ſich die Partheien für berechtigter als je halten. Die Kammern werden über die Befugniſſe ihrer Controle, über ihre Initiative eiferſüchtiger denn je wachen. Man iſt im Stande, einen Nationalrath vorzuſchlagen, ſetzt den Wahlcenſus herab, um Repräſentationen aus andern, als den bisherigen Elementen zu gewinnen. Wer kann es den Cabinetten verdenken,

Marſton.

Weſſen? Arthurs? Bezweifle ich faſt, denn als ich von dem alten Brummbär Trilbie einen Commentar zu dieſer Inſchrift verlangte, erhielt ich eine ſehr impertinente Abfertigung.

Holiday (bei Seite).

Vor dem dreizehnten warnte ihn Trilbie! Wenn hier der Weg zur Entſcheidung vorüberführte! Nur Trilbie kann Rede ſtehen!

Marſton.

Nicht wahr? Sagen Sie, wenn Walter Scott dieſen Pavillon gekannt hätte — à propos was meinen Sie, Holiday, wenn wir beide zuſammen einmal verſuchten, einen Roman zu ſchreiben —

Holiday.

Sie ſpielen vielleicht ſchon in einem, ohne es zu wiſſen.

Marſton (erſchrocken).

Ohne es zu wiſſen? In einem Roman? Sir Edward, wenn das eine Anſpielung auf meine Schuldforderung iſt —

Holiday.

Sie ſind unerträglich! (ab.)

Marſton (folgend).

Ich geſtehe Ihnen, wenn Sie mich auch für einen kleinen Geiſt halten, in Fragen des Wechſelrechts hört das Romantiſche auf. (Beide ab.)

(Verwandlung.)

daß ſie ſich durch dieſe Calamität mit der Dynaſtie Orleans wieder auf einen bedenklichen Fuß geſetzt fühlen? Wer kann für Frankreichs nächſte Zukunft gutſagen?

Ein Freund, der meine Briefe aus Paris entſtehen ſah, drückte mir beim Tode des Herzogs von Orleans ſein Bedauern aus, daß ſich nun wahrſcheinlich der größte Theil der Vorausſetzungen meines Buches verändert haben würde. Nichts hat ſich verändert. Ich ſage, Frankreich iſt über die geſtörte Thronfolge des Hauſes Orleans hinaus. Ich ſage, Frankreich hat die Kraft, ſich ſelbſt zu regieren. Es wird keinen Convent, kein Directorium proclamiren, es wird weder die Bourbons, noch die Bonapartes rufen; es würde, wenn das Haus Orleans nicht beſtünde, ſich einen Herrſcher unter den Fürſtenſtämmen Europas ſuchen. Die Regentſchaft kann die Veranlaſſung bitterer Streitigkeiten werden, der Herzog von Nemours wird ſorgſam achten müſſen, welcher Parthei, welchem von den ehrgeizigen Staatsmännern er ſich in die Arme wirft. Aber daß irgend einer dieſer Staatsmänner den Willen, irgend eine dieſer Partheien die Kraft haben wird, über die Regentſchaft hinaus die Krone ſelbſt anzutaſten, ſcheint mir eine chimäriſche Annahme zu ſein.

Allerdings iſt den Miniſterialcombinationen ein neues Feld geöffnet. Guizot's Stellung ſcheint mir unter den jetzigen Umſtänden bedenklich zu werden. Guizot iſt der Mann einer friedlichen Epoche; er wird ſich immer auszuzeichnen wiſſen bei der Geſtaltung eines gegebenen Stoffes der Bildung und Befeſtigung gegebener Verhältniſſe. Hingeſtellt an die Spitze einer charakterloſen Epoche, wird er dieſer Epoche einen Charakter zu geben wiſſen. Er wird aus einer gegebenen Zeit leicht die guten und ſchlechten Beſtandtheile ſondern, aber die Zeit muß ihm ſicher vorliegen, beſtimmt ausgeſprochen ſein. Das iſt der gegenwärtige Augenblick nicht. Wenn auch unſrer Ueberzeugung nach Nichts in Frage geſtellt iſt, ſo ſcheint es doch, als könnte Alles in Frage geſtellt werden.

Unter dieſen Verhältniſſen ſind die Ausſichten für Thiers wieder günſtiger geworden. Thiers war bei dem Tode des Herzogs abweſend in der Provinz. Auf die erſte Nachricht kam er herbei und verſtand, ſich in der erſten Verwirrung

schon wieder nothwendiger zu machen, denn je. Thiers hatte zwar an dem Kronprinzen eine Zukunft, wenigstens den Glauben, den Credit einer solchen, verloren, aber eine Frage wie die Regentschaft konnte nicht ohne Vortheile für ihn sein. Wir sehen ihn zuvörderst als den Vertheidiger der weiblichen Regentschaft. Es war eine Sache der Courtoisie, daß er sich für die Wittwe seines Protectors, eine Sache der Politik, daß er sich für eine Frau entschied. Später hat ihn Louis Philippe für die Regentschaft des Herzogs von Nemours gewonnen. Der König mußte sich ihm für den Beistand, den seine Parthei in der Kammer zu leisten versprach, verpflichteter denn je fühlen.

Thiers hat vor Guizot das Vorurtheil voraus, daß er mit dem Regieren behender umspringen kann. Thiers ist mit einem Gesetze bald fertig. Er administrirt in Bausch und Bogen und faßt die Gelegenheit kurz beim Kragen. In Augenblicken, wo die Franzosen auf etwas Neues gespannt sind, werden sie Thiers für einen größeren Erfinder halten. Bei allem Jungen, Neuen, Nochnichtdagewesenen hat Thiers den Vortheil, daß man an die Jugend und die Repräsentanten der Neuerung denkt. Die neue Lage hat ihre unausbleiblichen Schwierigkeiten; diese sind nicht gewaltig genug, um irgend etwas Wesentliches in Frankreich zu ändern, aber ein Cabinet dürfte wohl eines ihrer unwesentlichsten Opfer werden.

Der europäische Friede kann sogar von der Regentschaft Vortheil ziehen. Es begiebt sich gegenwärtig in Europa Etwas, das man seiner tiefern Bedeutung nach, so auffallend die Erscheinung ist, noch nicht gewürdigt hat. In England herrscht eine Königin, in Portugal eine Königin, in Spanien unter Regentschaft ein Kind, in Griechenland ein naturalisirter Fremdling, in Belgien ein Fremdling. Wie kommt es, daß Europa, trotz dieser schwachen Hände, in welche einige seiner Zügel gegeben sind, sich doch immer mehr in sich selbst befriedigt? Statt über diese schwache Vertretung der monarchischen Ordnung Besorgnisse zu hegen, muß man im Gegentheil erstaunen, wie tief in unserm modernen Staatsleben das Bedürfniß geregelter Einheit und die Achtung vor der

hiſtoriſchen Ueberlieferung eingewurzelt iſt. Es ſind in der That nicht mehr die Perſonen, die Staaten regieren, ſondern die Begriffe. Es iſt die Scheu vor dem factiſch Gegebenen ſowohl, wie die Abhängigkeit von einer ſchon in's innerſte Völkerleben übergegangenen theoretiſchen Nothwendigkeit, daß ſich Throne erhalten, die nicht naturwüchſig, Scepter, die ſich in den Händen von Kindern und Frauen befinden.

Von allen Seiten muß man jetzt hören, daß die materiellen Intereſſen die Welt regieren. Wo man hinblickt, ſchaaren ſich die Völker um die Fragen des Handels und der Induſtrie. Von unten herauf, wo der Communismus über eine gleiche Vertheilung der Lebensgüter grübelt, bis hinauf zum Finanzier, der über Zollſyſteme und Anleihe-Operationen nachdenkt, findet man unſer Zeitalter beherrſcht nur von dem einen Gedanken der materiellen Exiſtenz. Auch in Frankreich ſteht dieſe Richtung gegen alle übrigen Tendenzen bei Weitem im Vordergrunde. Iſt dieſelbe eine gefährliche für die Moral, iſt ſie eine vortheilhafte für die bürgerliche Freiheit, die Entſcheidung mag dahinſtehen. Sie beherrſcht die Gemüther, ſie hat die politiſchen Geſichtspunkte verrückt, die alten Schlagworte der Politik entwerthet, ſie hat die Leidenſchaft des Ehrgeizes und die Sucht nach politiſchen Theorieen in das Bett des induſtriellen Egoismus gelenkt. Die Richtung iſt da und ſie wird auch für Frankreich maßgebend ſein.

Seitdem die Völker Europas angefangen haben, ſich mit geſchriebenen Verfaſſungen zu beruhigen, haben die Gefahren für den Beſtand der Staaten abgenommen. Die beſte Politik hat ſich in den conſtitutionellen Staaten nachgerade als die herausgeſtellt, treu dem gegebenen Worte zu handeln die Heiligkeit des Vertrags zu ehren und unverkümmert jedem den Vollgenuß jener Rechte zu laſſen, die ihm in den Paragraphen des Staatsgrundgeſetzes zugeſichert ſind. Die Kammern Ausdruck des Volkswillens. Die Miniſter die Beamten der Kammern. Die Krone ſchwebend über dem Ganzen als moraliſche Garantie des Geſetzes, der Ordnung, der Gnade. Mit dieſen Principien hat ſich England erhalten unter Königen, die wahnſinnig waren; mit dieſen Principien erhält es ſich unter Frauen und würde es ſich erhalten auch unter

Kindern. Frankreich iſt allerdings ein ſtüſſigerer Stoff als England. Aber Frankreich hat wie England, wie alle Völker, ſeine Revolutionen auch deshalb gehabt, um künftig derſelben überhoben zu ſein. Es hat ſeit 1815 in der Ausbildung des conſtitutionellen Lebens Fortſchritte gemacht und hat auch ſeit 1830 gelernt, ſogar die Repriſtinationen der Umwälzung zu überwinden. Wenn es jetzt ſeine hohe Aufgabe, auch unter einer Regentſchaft ſich als ein geordneter Staatskörper zu erhalten, durchführt, dann hat es dem conſtitutionellen Princip einen Sieg erfochten, für welchen ihm Europa verpflichtet iſt.

Freunde jener intriguanten Publizistik, die nur aus den Trübſalen, Wirrniſſen und Unglücksfällen der Völker ihre Rechnung ziehen, werden nicht begreifen, welches Intereſſe ein Menſchenfreund haben kann, ſo vertrauensvoll auf Frankreichs nächſte Zukunft zu blicken. Es iſt dies ein Intereſſe, das von jener Gattung von Publizisten nie verſtanden werden wird, das Intereſſe der Humanität. Jedem hingegebenen, an die große Aufgabe der Menſchheit glaubenden Gemüth iſt es Bedürfniß, ſich beim Blick in die Zukunft Friedliches zu verſprechen. Es war der Zweck meines Buches über Paris, nicht etwa eine Anhänglichkeit an Frankreich zu verbreiten oder irgend einem unſrer Nationalgefühle etwas zu vergeben; nein, ich wollte jenen unglückſeligen Irrthümern und den darauf gebauten gefährlichen Maßregeln entgegenarbeiten, durch welche man Frankreich durch eine Regentſchaft wieder an den Krater einer Revolution gerückt iſt, ſo ſetzt man auf's Neue die Reaction in Rechte ein, die auch für uns, die Nichtbetheiligten, von den drückendſten Folgen ſein würden. Stimmt man in jene maßloſe Uebertreibung der Gefahren, die uns noch von Frankreich drohen ſollen, mit ein, ſo arbeiten wir nur jener mißtrauiſchen, verfolgungsſüchtigen Politik in die Hände, die ſeit 1817 allzu nachtheilig auf die Entwickelung des europäiſchen Völkerwohles und den Beſtand der Völkerfreiheit eingewirkt hat.

Eine Regentſchaft wird allerdings dem politiſchen Leben Frankreichs einen veränderten Charakter geben. Aber auch

an dies neue Schauſpiel werden ſich die Cabinette bald gewöhnen. Wer Frankreich unbefangen beurtheilt, muß ſich geſtehen, daß der Stoff, aus welchem es ſeine gegenwärtige Geſchichte bildet, kein zufälliger iſt. Und dieſer Stoff, dies politiſche Material Frankreichs iſt ſich vor und nach dem Tode des Herzogs von Orleans gleich geblieben. Was in Frankreich ſchwankt, wird unter dem Regenten ſo gut ſchwanken, wie es unter dem Herzog von Orleans geſchwankt haben würde. Was ſteht, wird ſtehen unter Jenem, wie es geſtanden hätte unter Dieſem. Es liegt darin ein großer Troſt und eine Beruhigung für die Menſchheit. Wer möchte nicht für ſolche Zeiten ſprechen, wo man die wahren Helden der Geſchichte nicht mit Lorbern ehren wird, ſondern mit Palmen!

Pariſer Eindrücke.

1846.

Den Verſuch eines vollſtändigen Gemäldes von Paris, wie vor vier Jahren, wollte der Verfaſſer nicht wiederholen. Denn auch zu wenig hat ſich ſeitdem verändert. Er giebt hier nur Randbemerkungen, die ihm bei einer Reviſion des früheren Textes ſeiner Briefe geboten erſchienen. Sie berichtigen, ſie erläutern, ſie bringen hie und da Neues zur Beſtätigung einer alten Behauptung, die Manchem vielleicht bedenklich erſchienen war. Mögen ſie dazu beitragen, vor Paris die allzu große Anbetung, noch mehr aber die allzu große Furcht zu mildern!

Den 4. März 1846 kam ich in Paris zum zweiten Mal an. Es war bei Nacht. Der Weg hatte durch Rheinbayern, Lothringen und die Champagne geführt, bei düſterem Wetter, drückender Sonnenſchwüle, unzeitigen Gewittern und warmem, der Jahreszeit vorangeeiltem Mairegen. Paris um drei Uhr in der Nacht macht einen geheimnißvollen, an die Myſtères Eugène Süe's erinnernden Eindruck. Man glaubt, daß um dieſe Zeit nur Diebe wachen können, und doch ſieht man in den öden, ausgeſtorbenen Straßen mit den himmelhohen Häuſern und ihren telegraphenartigen Schornſteinen, in dieſen Räumen, die am Tage ein ſo grelles, tobendes Leben erfüllt, manches lebendige Athmen in der Nacht an uns vorüberhuſchen. Paris am Morgen, Mittag, Abend und bei Nacht iſt oft geſchildert worden; aber Paris um drei Uhr Morgens, wo ſelbſt die Autoren, die dieſe Schilderungen gaben, endlich eingeſchlafen ſind, dies Paris böte Stoff zu einem eigenen Bilde. Den Tortillard, jenen Hinkefuß aus den Champs elysées, glaubte

ich mit einer Laterne durch die finstern Straßen tappen zu sehen. Auch eine sage femme huschte mit ihrem Menschheitsvermehrungserleichterungsapparat über die Place des Victoires und rief einen der schlummernden Fiaker an, die in Paris zu jeder Stunde der Nacht anzutreffen sind und sich deshalb ablösen. Der erste Schlummer in der Rue des filles St. Thomas war für mich erquickend.

Wie nach den sonnenhellen Frühlingstagen, die schon im Palais Royal das zarte Laub hervortrieben, ein plötzlicher Orkan die Staubwirbel in den Straßen aufjagte und den schnell Orientirten wieder an das lodernde Feuer des Kamins bannte, draußen eine heisere verstimmte Orgel: „Noch ist Polen nicht verloren" als Nachhall der heisern verstimmten Krakauer Nachrichten spielte, kamen mir in einsamer melancholischer Muße, die immer die erste Folge eines dreitägigen hastigen Sturzes in das Fluthenbad so großer Eindrücke sein soll, zwei Betrachtungen, die ich hieher setzen will. Erstens: Bei diesem Wirbelwind, diesem Staube, diesem Regen, diesem Blitz und Donner und dem plötzlich verstummenden Polenliede denken vielleicht — dachte ich — manche meiner Nachbarn in der stillen Cité Bergère an eine naßgewordene Sammtecharpe oder an den Kaiser Nikolaus oder an den Polizeirath Duncker oder an die deutschen Zeitungen oder an den Fürsten Metternich und das polnische Kopfgeld oder auch nur an einen verdorbenen Firnißstiefel — meine Wirthin aber und ein paar bei einem Blitz, der in der Nähe wirklich einschlug, aufkreischende weibliche Gemüther dachten ohne Zweifel an — Gott. Gott in Paris, Gott in Frankreich, spann ich dann weiter und überlegte, wie sonderbar das ist, eben aus Deutschland kommen, wo gerade jetzt über den lieben Gott und seine Offenbarungen und seine Symbole und seine Stellvertreter Alles in Aufregung ist, und hier nun wieder in anderer Sprache, in andern Regungen des Herzens, in andern Auffassungen der Vernunft dasselbe große, allwaltende, allumfassende Wesen angerufen! Oder wie deute ich mir die Bleistiftstriche in meinem Tagebuch, die da lauten: „Ein furchtbares Naturphänomen ruft dieselben Empfindungen hervor, da, wo man römisch, deutschkatholisch, lutherisch oder

lichtfreundlich betet. Sind ſolche Empfindungen nun nicht die echte Religion und alles Uebrige reiner Un —". Was ich weiter geſchrieben hatte, iſt unleſerlich, aber das weiß ich, daß ich dachte: die Damen, die da eben ſchrieen: Mon Dieu! Mon Dieu! ahnen nicht, daß nach der Art, wie in Deutſchland über Gott geſtritten wird, keine Parthei ihnen einräumen würde, daß dies derſelbe liebe Gott ſein könnte, der dieſſeits des Zollvereins ſo viel gemodelt und ſynodelt wird. Zweitens: Das Unwetter hatte ſich verzogen, mein Satz ſtand feſt, daß es keine andere Religion zu geben brauchte als die: Bei einem Schmerz, bei einem Unglück, bei innerer Verzweiflung, bei einem Gewitter der Natur oder der Seele ſeelentief auszurufen: Gott! Gott! Oder: Mon Dieu! Mon Dieu! Oder: Allah Ill Allah! Es wurde wieder blau am Himmel, das Fenſter wurde gelüftet, die reine Atmoſphäre geathmet, vermiſcht mit der dumpfen Kaminwärme — da ſammelte ich die erſten Theater-, Journal, Bücher- und politiſchen Eindrücke und ſchrieb folgende Hieroglyphen: „Geiſt — conſumirt — Zuſammenſtrom — Vergleich mit Berlin — mehr Stoff — keine Anwendung." Dieſes aus dem Aegyptiſchen in cenſurgemäßes Deutſch überſetzt, ſollte wahrſcheinlich ſo viel ſagen, als: Welches ſummende Gewühl! Welches Regen und Weben der Talente! Wie müſſen ſie ſchaffen, arbeiten, um dieſe große Stadt und mit ihr ganz Frankreich und vielleicht die Welt zu unterhalten! Ich ſehe im Theater ein leichtes, vergängliches Stückchen. Rötſcher würde es für ein verwerfliches Hinderniß der Anerkennung Shakeſpeare's halten, und doch iſt das Ding allerliebſt „gemacht" und ich kenne hundert Profeſſoren, die das Dinglein nicht „machen" könnten. In den Journalen — wie viel Geiſt wird conſumirt! Wie graziös, wie witzig ſind die unſcheinbarſten Stoffe behandelt! Wie ſchalkhaft dieſe kleinen Artikel in dem vergänglichſten aller Pariſer Journale, dem Entreacte! Kurz, es gehören gewaltige geiſtige Anſtrengungen dazu, nur die gewöhnlichſte Pariſer Tagesordnung herzuſtellen. In Deutſchland ſind wir tiefer. Man halte dieſe Bemerkung nicht für Ironie. Nein, nein, wir ſind in allem Ernſt gründlicher, ideenreicher, poetiſcher ſogar. Aber was kommt zum Vorſchein? Berlins Elemente

Zweite Scene.

Auf Douglas-Caſtle.

Arthurs Zimmer. Bücherſchränke. Gyps-Büſten darauf. Ruhebett. Tiſch mit Schreibzeug. Stühle. Die Fenſtervorhänge ſind herabgelaſſen. Wo möglich ſind alle Möbeln und die Fenſtervorhänge grün. Es iſt dunkel. Kein Spiegel im Zimmer. Statt der Thüre rechts vom Schauſpieler ein Vorhang.

Fünfter Auftritt.

Trilbie (trägt eine Studirlampe, über welcher ein Schirm. Später) Arthur. (Bei Trilbie's Eintreten muß es etwas heller werden, aber nicht zu hell. Man muß nur annehmen, daß der ſtärkliche Abglanz der Studirlampe das Zimmer erleuchtet.)

Trilbie.

Alle Vorhänge zu? Draußen noch heller Tag und hier ein künſtlicher Abend! Holiday bleibt lange aus — er wollte den Doctor ſprechen — noch ſcheint die Ankunft der Fremden auf Arthur von keiner Wirkung zu ſein — Wenn wir nur erſt über dieſe düſtre Jahreszeit hinaus ſind! Alle Berge ſind in Nebel gehüllt. Ich höre den Lord —

ſind unſtreitig reich, kraftvoll. Aber wo iſt ihre Anwendung, ihre Einigung, ihre Benutzung? Wo kann dort ein Talent ſeine Entfaltung, ſeine reifende Vollendung finden? Wo hat der König, wo hat die Regierung, wo hat der unternehmende Sinn einzelner Perſonen dort etwas geſchaffen, das der vorhandenen Kräfte ſich bemächtigte und wirklich Berlin zur Metropole des deutſchen Geſchmacks, der deutſchen Bildung machte? Der König hat es eine Weile gewollt, hat die Maxime ſeines Vaters und des Miniſters von Rochow, die da lautete: Wir wünſchen nicht, daß von Berlin etwas ausgeht, zu ſeiner und ſeines Landes Ehre verlaſſen; aber noch ſieht man dort nur zerſetzende, hemmende, iſolirende Thatſachen, keine bindenden und wenig organiſch geſtaltende. Wäre der Sinn für eine Benutzung der vorhandenen Elemente da, würde dann z. B. die Voſſiſche Zeitung, bei aller Achtung vor ihrem guten Willen, ſo bleiben können, wie ſie iſt? Würde nicht Berlin die Freiheit haben müſſen, eine Zeitung, wie die Augsburger Allgemeine, aus Privatmitteln erſtehen zu ſehen? Was erblickt man? Ueberall Regierungszügel, die verhindern. Iſt eine literariſche Zeitſchrift in Berlin entſtanden, die das wiſſenſchaftliche und äſthetiſche Bewußtſein der dort vorhandenen geiſtigen Elemente zur Anſchauung brächte? Im Gegentheil. Der Miniſter Eichhorn verbietet den Profeſſoren, die Aehnliches bezweckten, jeden derartigen Verſuch. Das iſt kleinlich, erſchlaffend. Man verſtehe dieſe Anklage recht! Ich will den Miniſtern und dem Könige das Recht nicht ſtreitig machen, die Anſichten, die ihnen mißfallen, zu verfolgen: mögen ſie ihre Ueberzeugungen haben, wie ſie die engliſchen Miniſter haben, wie ſie Louis Philippe hat. Edgar Quinet und Michelet finden keinen Vorſchub bei der gegenwärtigen Regierung, ſie ſetzen ſich der Gefahr aus, ihre Lehrſtühle zu verlieren; aber wollten ſie in Zeitſchriften ihre Anſichten ausſprechen oder einen Sammelplatz für all' die Talente gründen, die nicht das Glück haben, als Oberregierungsräthe mit 3000 Thalern Gehalt angeſtellt zu ſein, welche Macht der Welt könnte ſie in Frankreich daran hindern? Paris conſumirt viel Geiſt und hat Verdauungswerkzeuge dafür. Auch wir haben Geiſt, aber keine Verdauungsmög-

lichkeit, und daher leiden wir an fortwährender Congeſtion nach dem Kopf, einem Uebermaß der geiſtigen Production gegen die geringe in Lebensſtoff übergehende Conſumtion, an einer im geſellſchaftlichen Körper herumfahrenden Maſſe unverdauter Geiſtesſtoffe, die ſtatt uns zu nähren nur verderben und mehr Unheil als Segen ſtiften. Es will Einer in Berlin eine neue Zeitſchrift begründen. Abgeſchlagen. Er will eine politiſche Zeitung ſtiften. Abgeſchlagen. Ein neues Theater, ſo dringend nothwendig für Berlins Sittlichkeit und den in Deutſchland erwachten größeren Aufſchwung der dramatiſchen Literatur, in Antrag gebracht. Abgeſchlagen. Iſt das das Weſen des monarchiſchen Staates überhaupt oder die weiſe Fürſorge einer Patrimonialpolitik, die uns wie Kindern giebt und verſagt, was ihr gut erſcheint, oder was iſt es? Paris hat 22 Theater. Sie ſind täglich gefüllt, beſchäftigen auf harmloſe Art das Volk, das durch die Bühne vom Beſuch ſchlechterer Zerſtreuungsörter, von ſittenverderbendem Umgang abgelenkt wird. Hundertfünfzig Autoren arbeiten für dieſe Bühnen und haben ein „Bett für ihren Strom". Alexander Dümas wünſcht endlich noch ein dreiundzwanzigſtes zu errichten. Man bewilligt es ihm herzlich gern. Ein Sohn des Königs, der Herzog von Montpenſier, giebt ſogar ſeinen Namen zur Deviſe deſſelben her. Demſelben Alexander Dümas wird das bewilligt, der in ſeinen Briefen an den königlichen Intendanten der Schauſpiele vor zwei Jahren öffentlich gerügt hat, daß die Bühne und moderne Literatur überhaupt unter der Gleichgültigkeit des Königs für alle geiſtigen Aufgaben litte. Man bewilligte dennoch. Und bei uns? Daß wir in Berlin ein drittes Theater, ein Theater des freien productiven Wetteifers nöthig haben, ein Theater, wie das Odéon in Paris, ſteht feſt, mag es hundertmal von Herrn Tieck oder den Generalſuperintendenten oder Conſiſtorialräthen, die in Deutſchland mehr Regierungseinfluß haben, als der einfache ruhige Blick des Beobachters, in Abrede geſtellt werden. Was geſchähe, wenn einer unſerer jüngeren dramatiſchen Autoren, der ſeinen Beruf für die deutſche Bühne ſo gut zu haben glaubt, wie Alexander Dümas für die franzöſiſche, und dieſen Beruf bewieſen hätte, in Berlin um die Bewilligung eines

neuen Theaters einkäme? Abgeschlagen! Möglich, daß der Weltgeist bei diesem vaterländischen Systeme seine Hand im Spiel hat. Möglich, daß es der Wille der Götter ist, Deutschlands geistige und productive Kräfte nur zu den Journaldebatten zu benutzen. Möglich, daß die Aufregung der Gemüther dadurch lebhafter unterhalten wird, wenn der Autor, der in Berlin seine Anlehnung nicht findet, seine Feder den in Hamburg, Mannheim und Zürich erscheinenden Zeitungen widmet; möglich, daß es besser für die politische Frage Deutschlands ist, wenn die Autoren, ermüdet von den Schwierigkeiten, ein Drama den Hoftheater-Rücksichten bequem zu machen, lieber über Politik schreiben. Möglich, das mir die freisinnige Parthei den Vorwurf macht, ich gäbe den Regierungen ein machiavellistisches Mittel an die Hand, Deutschlands Aufregung zu beschwichtigen; aber beruhigt Euch! Lieber geben unsre Fürsten mittelalterliche Verfassungen mit Reichsständen in Sammtröcken und gülbenen Kettlein, als daß sie das große Resultat der französischen Revolution aussprächen: Individuelle Freiheit und Garantie der Menschenrechte für Jedermann!

Zunächst einige Theatereindrücke. Am Theatre Français erschien mir diesmal bedeutender als Guyon Joanny, ein früherer Rival von Talma, der in den Horaziern von Eid zum letzten Male auftrat, um sich dann in's Privatleben zurückzuziehen. Dieser greise Schauspieler trug den alten Horace mit einer Frische und Natürlichkeit vor, wie diese höchstwahrscheinlich auch das Kennzeichen unsrer alten Schauspieler Eckhof, Brockmann u. s. w. gewesen ist. Rührend war der einfache Abschied des alten Mimen. Wo in Deutschland ein Festspiel, eine Bekränzung, eine Anrede der Collegen, zwölfmaliger Hervorruf stattgefunden haben würde, genügte hier nach mehr als zwanzigjährigem Wirken ein einziger Hervorruf, ein mäßig starkes Bravo der Claque und eine stumme, aber ausdrucksvolle schmerzliche Verbeugung des alten Mannes. Die deutschen Schauspieler haben unstreitig ein viel glücklicheres, ein beneidenswertheres Loos gegen die französischen.

Da ich bekennen muß, daß ich von meinem früheren ungünstigen Urtheil über Dem. Rachel zurückgekommen bin, so

gebe ich hier wieder, was ich nach ihrer Darſtellung der Jeanne d'Arc niederſchreiben mußte:

Alle unſere erſten Heldinnen und Liebhaberinnen, wie ſie nur im Wolff'ſchen Theater Almanach verzeichnet ſtehen, würden mir geſtern mit Vergnügen in einen Weinſchank der Rue du Rempart gefolgt ſein, wo unter mephitiſchen Ausdünſtungen auf einem klebrigen zinnernen Ladentiſche, bei düſterm Sparlicht noch einige wenige Einlaßkarten zum Theatre Français von Billetmaklern ausgeboten wurden. Die Rachel zum erſten Male als Jungfrau von Orleans! In einer Rolle, die ſo ausſchließlich ein Privilegium der deutſchen Schauſpielerinnen geworden iſt! Mit Jeanne d'Arc betreten unſere jungen Heldinnen zum erſten Male die Bretter. „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften!" Wie ſüß klingt das im Ohr aller der jungen Muſenprieſterinnen, welche die erſte Lampenweihe empfangen wollen! „Mein iſt der Helm, und mir gehört er zu!" rufen ſie zwanzig Jahre ihrem kleinen Hoftheaterpublikum entgegen; und endlich, wenn denn doch der gelbe Bruſtharniſch mit dem Embonpoint nicht mitwachſen will und die Intendanz für Schiller keinen neuen Ringelpanzer auf den Etat bringen darf, treten ſie zum letzten Male als Jungfrau von Orleans auf und verſtehen ſich zu der Erklärung, welche eine nach dieſer Rolle einmal hervorgerufene Schauſpielerin mit einem verſchämten Knix und mit dieſen Worten abgab: „Hochverehrtes Publikum! Jungfrau — geweſen!"

Wie hat die Rachel die Jungfrau von Orleans geſpielt? wird man fragen vom Burgtheater bis zum Reiſewitzer Volkstheater bei Dresden. War ſie größer als die Bethmann, die Crelinger, die Hagn in dieſer Rolle? Wie ſaß ſie unterm Drudenbaum, wie ſprach ſie die Rede vor Karl dem Siebenten, wie klingt das „bei Vaucouleurs zwei Fähnlein aufgebracht" und das majeſtätiſche: „dann ſoll kein engelländiſch Roß mehr aus den Fluthen der prächtigſtrömenden Loire trinken!" im Munde einer Schauſpielerin, die weder unſern Rötſcher geleſen, noch auf die Leipziger „Theater-Chronik" abonnirt iſt? Mich ſelbſt überkam auf meinem glücklich eroberten Sperrſitz ein banger Schauer. Die Jungfrau von

haben-bequeme und gründlich ausgeführte Motivirung gewohnt, man würde ſich über die ſo ſkizzenhafte Haltung des Königs, der Agnes Sorel, des Herzogs von Burgund und beſonders über die Königin Iſabeau nicht beklagen dürfen, dieſe Dame, die denn doch mit ihrem Dolch im Gürtel und ihren grimmigen Drohungen und Augenverdrehungen ein wenig burlesk über die Bühne fährt. Allein dieſes franzöſiſche Product iſt dagegen eine Schularbeit. Seine Jeanne d'Arc iſt gefangen, man will ſie verbrennen, ſie reflectirt über ihre vergangene Heldenlaufbahn, findet einen Geiſtlichen, Adhemar, der ihr Tröſtungen für dieſſeits und jenſeits ſagt, der engliſche Richter zeigt ſich brutal wie Hudſon Lowe, Bedford zankt ſich mit ſeinem Bundesgenoſſen Burgund, Johannens Vater erſcheint mit ſeinen beiden anderen Töchtern, weint und jammert, die Schweſtern weinen und jammern, der Vater hat ein Zeugniß wider Johannen ausgeſagt, will dies zurücknehmen, ein Zeugniß, das, völlig unklar und räthſelhaft, durch nichts deutlich gemacht wird, Johanna bewegt Burgund, ſich wieder mit Karl zu verſöhnen, ſie iſt glücklich und beſteigt in Gegenwart ihres in Verzweiflung jammernden Vaters, ihrer ſchreienden Schweſtern vor unſeren Augen den Scheiterhaufen. Die romantiſche Thatenlaufbahn der Jungfrau mußte von der Drei-Einheiten-Tragödie ausgeſchloſſen bleiben. Ein Zweifel des Verſtandes oder ein Irrthum des Herzens beſchleicht dieſe Johanna nicht *einmal*. Das Myſtiſche, Prophetiſche iſt nirgends mit der am deutſchen Gedichte ſo feſſelnden Weihe angedeutet. Der Vater iſt ein jammernder alter Narr, dem „Lüge und Wahrheit, wenn ſie nur hilft" (wie in dem „ſocialen" Boulevards-Drama), einerlei iſt. Keine Andeutung von ſeinem tiefen Mißtrauen gegen Johanna, nichts von jenem tragiſchen Geſchick bei Schiller, wo die Seherin, nachdem die übrige Welt ſie verläßt, ſogar auch von den Ihrigen verlaſſen wird und an ſich ſelbſt verzweifelt. Mit einem Worte, die Tragödie Soumet's iſt ein Skelett von Phraſen, eine dramatiſirte Aſſiſenverhandlung, welcher man bei der Lectüre kaum anſehen wird, wie ſie bei Alledem auf der Bühne zu einigem Leben, zu einiger Wirkung gelangen kann.

Dieſe Möglichkeit liegt in der Tendenz dieſes Dramas. Der Verfaſſer benutzte die Geſchichte der Jungfrau von Orleans zu einem Gelegenheitsdrama, um den gedrückten Empfindungen Frankreichs während der Reſtaurations-Periode Luft zu machen. Ich will nicht ſagen, daß der Verfaſſer nöthig gehabt hätte, durch dieſe beſtimmte, faſt epigrammatiſche Abſicht ſeinem Stoffe beſondern Zwang anzuthun. Frankreich, von den Alliirten erobert, war den alten Geſchichten von Karl VII. ziemlich analog. Bedford muß man unbedingt für eine Miſchung von Blücher und Wellington nehmen. Burgund iſt die Emigration, die ſich mit den Feinden des Vaterlandes verbündet. Wenn Burgund von dem Morde ſeines Vaters ſpricht und ſeine Bruſt öffnet, um ein auf dem Herzen von ihm bewahrtes und in das Blut ſeines Vaters getauchtes Tuch zu zeigen, wird Jedermann an Ludwig XVI. denken. Jeanne d'Arc iſt die Hoffnung Frankreichs, repräſentirt weniger durch eine That, wie die des Marſchalls Ney, als durch die in's Innere der Nation übergegangenen Napoleoniſchen Erinnerungen und Errungenſchaften, denen der letztliche Sieg vorausverkündigt wird. In dieſem Helldunkel zwiſchen den Zeiten der Chronik und der Reſtauration, in dieſer Doppelſinnigkeit der hiſtoriſchen Anſpielungen liegt der Erſatz für die der Handlung bare Fabel der Tragödie und machte, nachdem vor 21 Jahren die Georges auf dem Odeon die Jeanne d'Arc „creirt" hatte, eine glänzende Wiederaufnahme derſelben durch das der Georges bei Weitem überlegene Talent der Rachel um ſo eher möglich, als die Impopularität der Entente cordiale mit England den auf die Treuloſigkeit und den Uebermuth der Engländer bezüglichen Stellen jetzt wieder einen pikanten und enthuſiaſtiſch aufgenommenen Tagesreiz verſchaffen mußte.

Erwartet nun alſo auch von der Rachel keine deutſche Johanna! Nein, Ihr könnt Euch alle wieder ſehen laſſen, Ihr Johannen von Tilſit bis Saarlouis, von Oedenburg bis Oldenburg! Dieſe franzöſiſche Johanna ſaß nie unter'm Drudenbaume. Viſionen hat ſie gehabt, aber keine magnetiſch-myſtiſchen. Es kann ihr Beichtvater geweſen ſein, der dasjenige zu ihr ſprach, was Soumet einen Engel zu ihr ſpre-

chen läßt, oder ſie darf auch, wie die rationaliſtiſche und ungläubige Rachel Felix durchweg andeutete, unter dem, was ſie une voix supérieure nennt, ihr eigenes Innere meinen. Sie iſt eine emancipirte Johanna, eine Jeanne d'Arc, wie etwa Mad. Girardin oder ſonſt eine politiſche Löwin von Paris Jeanne d'arciſirt hätte, wenn die Umſtände es ſo gewollt hätten. Die Jeanne d'Arc der Rachel iſt eine Femme incomprise, oder, da das „ſociale" Genre Mode iſt, ein „Mädchen aus dem Volke", das über das „Elend der Epoche" Thränen vergießt und auf das Journal „L'Atelier" abonnirt iſt. Dieſe Jeanne d'Arc hat mehr Geiſt, als Gemüth, mehr Leidenſchaft, als Wärme der Ueberzeugung. Als „demüthige Magd" würde ſie einem franzöſiſchen Parterre, das ſich denn doch immer ſagen wird, daß die Jeanne d'Arc eine Art Regimentstochter des Mittelalters war, komiſch erſchienen ſein. Guido Görres, der über die Jungfrau von Orleans ein Buch geſchrieben hat, würde die Rachel in dieſer Rolle atheiſtiſch, jungfranzöſiſch finden. Sie würde ihm eher wie eine George Sand im Cuiraß, eine Bettina mit der Pickelhaube vorgekommen ſein. Den Namen Gottes hätte ſie oft im Munde, aber à la Feuerbach, ſo, als wenn ſie ſich ſelbſt darunter meinte. Wenn ſie von Gott ſprach, lächelte ſie ſo ſicher, unverzagt, beruhigt, als wüßte ſie ſchon mit dem „alten Herrn", wie Goethe ſagt, fertig zu werden. Dieu, was ſie Dieu nannte, ſtand jedenfalls unter ihr. Mit einem Worte, mit dem „heiligen Fläſchchen von Rheims" war dieſe Jeanne d'Arc nicht in Verbindung zu bringen. Bei Alledem darf man geſtehen, daß ſie durch dieſen Mangel an Romantik gerade etwas außerordentlich Keckes und Geniales aufſtellte, und wer weiß, ob ſie nicht dadurch die echte, als vom Teufel beſeſſen verſchrieene Pucelle von Orleans wurde! Sie war eine durchtriebene Verſtandeshexe.

Doch will ich meine deutſchen „erſten Heldinnen und Liebhaberinnen" nicht aus den Augen verlieren und deshalb auf die Leiſtung ihrer franzöſiſchen Collegin näher eingehen. Die erſte Frage, wenn eine Schauſpielerin eine neue Rolle bekommt, iſt die: Was zieh' ich an? Damit iſt oft das

ganze Studium, die Charakteriſtik erſchöpft. Der bekannte „Künſtler" in einem Schwank von Schröder ſagt: Der Geiſt meiner Rolle iſt die Perrücke! Die Künſtlerin würde ſagen: Der Geiſt meiner Rolle iſt der Anzug!

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Dem. Rachel die zarte Rückſicht für den Hof der Tuilerien äußern mußte, ſich ganz ſo zu kleiden, wie die verſtorbene Prinzeſſin Marie die Jeanne d'Arc modellirt hat. Der Bruſtharniſch dieſer kleinen Statuette weicht von den üblichen deutſchen Jungfrau-von-Orleans-Panzerhemden ab. Sie trug kein flimmerndes Ringelkettenkleid, ſondern über einer blauen Tunika einen wirklichen, im Kerker doppelt beſchwerlichen Harniſch, der die ſchöngewachſene Figur mit dem edlen Haupte reizend kleidete, zugleich aber ihre berühmten ſanften Armbewegungen hinderte. Da die Arme in Gelenkſchilden hingen und ſich dieſe beim Declamiren auf dem Bruſtbleche immer öffneten, ſo ſah die Bewegung dieſer Parthie wie das Oeffnen der Kiemen eines Fiſches aus und erinnerte lebhaft an einen nach Luft ſchnappenden Hummer.

Die geiſtige Bedeutung ihrer Leiſtung ſcheint mir vom franzöſiſchen Standpunkte aus vollendet zu ſein. Wenn mir vor vier Jahren ihre Ximène im Cid nicht behagte und ich den Schluß auf ihre ganze Erſcheinung aus dieſer weichen Rolle, die ſie hart, aus dieſer ſanften Gluth, die ſie froſtig wiedergab, vielleicht zu raſch zog, ſo mußte ſie einer nur verſtandesmäßig gedichteten Jungfrau von Orleans vollkommen gewachſen ſein. Hier erhob ſie ſich zu einer Kunſthöhe, in welche ihr keine deutſche Schauſpielerin nachklimmen würde. Denn was ſie gab, war eben das rein national Franzöſiſche, ein Brillantfeuerwerk der geiſtreichſten Antitheſen und Repliken, ein beißendes Epigramm nach dem andern. Dieſe leidenſchaftliche und doch kalte Spielweiſe, dies Auf- und Abtrotzen der Entgegnungen, dies Haſchen nach maliciöſen Lakonismen, die eine große unbekümmerte Seele ausdrücken ſollen, alles das gehört der romaniſchen Race an und insonders einem Volke, das die blutigſten Kataſtrophen erlebt hat und ſich in den Schrecken der Revolution keinen andern Troſt geben konnte, als den, wenigſtens Cha-

rakter gezeigt zu haben. Die Leiden von 1793, die Zerrüttungen der Familien, die Zuckungen der Angst und des Entsetzens sind in die Gefühls- und Urtheilsweise der Franzosen übergegangen und haben es in der Kunst möglich gemacht, daß sie da entzückt sind, wo uns — schaudert. Was uns Impertinenz ist, das bewundern sie als Stolz und moralische Größe. Was uns wie rhetorische Backenstreiche vorkommt, die sich die redenden Personen androhen oder wirklich appliciren, das sind ihnen erhebende Thaten, die sie mit stürmendem Beifall aufnehmen. Wir entsetzen uns über diese Kothurngestalten, die ihre Mienen in die Falten des tödtlichsten Hasses legen und sich mit einer unbeschreiblichen Kälte Malicen sagen können; dem Franzosen aber, der im Vaudeville so gutmüthig lachen und für Jeden sich interessiren kann, ist für die Tragödie diese schnöde Art unerlaßlich. So ist es denn auch die Nationalität, die dem Künstler hier zu Hülfe kommt, eine Nationalität, die leider bei uns als Gegenstück nur die patriotische Phrase hat. In Paris kann und muß sich der Darsteller durch den Geist seines Publikums bilden. Diesen sich dann selber aneignend, wird er bedeutender, als oft seine ursprüngliche Kraft möglich gemacht haben würde; er wächst über sein Maß hinaus und bildet sich aus seinen Rollen Charaktere, von denen ein Bericht kaum die deutliche Anschauung geben kann.

Lehrreich würde für den deutschen Künstler, so sonderbar und befremdlich all' dies Wesen ihm vorkommen müßte, dennoch von ihm immer noch Vieles bleiben. Schon die totale Unfähigkeit der meisten deutschen Künstler (natürlich sind Ausnahmen zu gestatten) richtig auf Effect zu sprechen, würde hier etwas lernen können. Der Effect liegt bei uns im Hervorheben der Worte, und beim Franzosen liegt er im Fallenlassen. Freilich gehört zur Anwendung dieses rhetorischen, oft elektrisch wirkenden Mittels der geläufigste Vortrag, eine Lebendigkeit der Rede, die nur die Folge einer großen Unabhängigkeit vom Soufflirkasten sein kann. Nur da, wo feurig und wie von Natur gesprochen wird, kann das plötzliche Stocken der Rede und Abdämpfen des Vortrags in die tiefere Octave von dieser gewaltigen

Arthur

(tritt durch den Vorhang ein, mit einem Buch in der Hand, und wirft sich auf's Ruhebett, um zu lesen).

Trilbie.

Sir Eduard wird von einer kleinen Spazierfahrt bald zurück sein.

Arthur

(blickt auf, schweigt und liest weiter).

Trilbie.

Der Herr Vetter ist in Begleitung eines Mister Marston angekommen, der schon längst wünschte, Ihnen vorgestellt zu werden.

Arthur

(schüttelt den Kopf und liest weiter).

Trilbie.

Beim Doctor Scott, hör' ich, sind Damen aus London angekommen. Es würde Sie vielleicht zerstreuen, Mylord, wenn Sie des Doctors nähere Bekanntschaft suchten.

Arthur

(schüttelt den Kopf und liest weiter).

Trilbie (bei Seite).

Wenn ich nur wüßte, was er liest. (Laut) Mylord, der Doctor meint, er hätte neulich kein gutes Buch vor Ihnen aufgeschlagen gesehen. Es giebt so viel verkehrte Bücher, wo die Poeten sich geberden, als sollte um ihretwillen die Welt untergehen.

Wirkung sein. Der deutsche Schauspieler, der zu vielerlei spielen muß, um jede Rolle bis auf's Jota zu können, schlendert meist dem Souffleur nach, stoppelt die Worte aus dem Gedächtnisse zusammen, und wenn der Effect kommt, den er sicher präparirt hat, so kommt dieser so grell und mit verdoppelter Absicht hervor, daß er, wie es in der Theatersprache heißt, meist, vor dem Kenner wenigstens, „abblitzt". Hätte die Rachel ein umfangreiches, weniger monotones Organ, besäße sie eine größere Scala der Stimme und hätte sie Kraft für die tiefen Töne, sie würde für diesen Effekt des Fallenlassens noch lebhafter wirken.

Als der Vorhang herabgelassen war, wurde die Rachel gerufen. In Wien wäre dies an dem einen Abende das zwölfte oder zwanzigste Mal gewesen, in Paris geschah es nur Einmal, und diese Belohnung war edler, würdiger, voller und reicher, als jene abscheuliche und in's Kindische ausartende Weise, wie wir in Deutschland die Schauspieler und Sänger zu belohnen pflegen.

Die übrigen Mitspielenden waren von geringer Bedeutung. Beauvallet schrie und geberdete sich wie ein Tobsüchtiger. Die beiden Schwestern der Johanna waren ebenfalls zwei Jüdinnen, Dem. Rebekka und Dem. Worms. Die Jüdinnen sind hier an allen Theatern en vogue. Seitdem die Rachel ihr Glück gemacht hat, wollen es ihr alle Rebekken und Täubchen nachmachen; ja, um dem Zauber entgegen zu kommen, sollen einige Christinnen vorgezogen haben, sich für Jüdinnen auszugeben — ein Muth, den man in Deutschland, dem Lande der Taufscheine, nicht begreifen wird.

Nach dieser Vorstellung noch ein Lustspiel und selbst ein Molière'sches anzusehen, war mir nicht möglich. Das Gefühl, drei Stunden in einer durch und durch dem deutschen Bewußtsein fremden und doch so felsenfest auf sich selbst trotzenden Welt gelebt zu haben, drückte die Nerven. Nach Hause wandelnd, mußte ich Deutschlands gedenken, wo selbst die Begriffe vom Schönen und Großen zusammenhanglos in den Lüften schweben und bei dem größten Reichthum der Formen, der Gedanken, der poetischen Ahnungen, die wir vor Frankreich voraus haben, doch eine Armuth in Allem

herrſcht, was den Dichter in den lebhafteſten, ſeine Kraft bald zügelnden, bald ſtählenden Zuſammenhang mit ſeinem Volke und ſeinem Zeitalter verſetzen kann.

Den Enthuſiasmus für die Dejazet habe ich gemildert. Sie iſt mir denn doch jetzt ſo ſehr als Matrone erſchienen, daß ich kaum begreife, wie ich mich im Palais Royal vor vier Jahren noch ſo begeiſtert fühlen konnte. Möglich, daß ein fünfactiges Stück, wie Gentil Bernard, nicht mehr der Rahmen iſt, den ſie in ihren Jahren und mit ihrem Hoſen-Genre ausfüllen kann. Wie blaß, matt, ſchlaff jetzt ihr Spiel! Wie gezogen und eintönig dieſer Vortrag! Wie erloſchen die Augen! Wie unſicher das Organ durch die wahrſcheinlich nicht mehr natürlichen Zähne! Wenn ein Leichnam ſich ſchminkt und in der Grenze ſeines irdiſchen Wirkens der Mann Mann, das Weib Weib bleibt, ſo mag man ſich von dem galvaniſirten Leben täuſchen laſſen; wenn aber eine ſolche Abgeſtorbenheit frivol wird, in Beinkleidern herumläuft, die Eigenheiten ſeines Geſchlechts verleugnet, ſo wird der Eindruck, ohnehin bei einem ſchläfrigen Spiele, widerwärtig. Die Dejazet ſcheint an den Variétés mehr zur Curioſität für die Fremden, als für das Pariſer Publikum engagirt zu ſein.

Die Musketiere der Königin waren 1846 im Frühling die Zugoper, ohne daß ſich ihr Zauber begreifen läßt. Möglich, daß er in der Musquetaires-Mode liegt und daß man glaubte, die Anekdote des unterhaltenden Dramas: Les Mousquetaires, das auf dem Ambigü Comique nahe an 150 Vorſtellungen erlebt, hier in Muſik wiederzufinden. Halevy iſt der Componiſt nicht, der meinem Ohr wohl thun kann. Anſätze zu Melodieen, die keine werden. Harmoniſche Süßigkeiten, die wie Schaum zerrinnen. Der Ton ſchlängelt ſich und ſchlängelt und es wird keine Figur, keine That daraus. Aber Roger, der neue junge Tenoriſt der Opera Comique, iſt ein lieblicher, hinreißender Sänger. Ihm hört man mit Entzücken zu, wie vor zehn Jahren Mantius in Berlin. Bäſſe giebt's nicht in Paris. Herr Herrmann Leon quälte ſeinem Kehlkopf Töne ab, die in Deutſchland Gelächter erregt hätten, in Paris aber beklatſcht wurden.

Die Mousquetaires, die im Ambigü Comique gespielt werden, sind nach dem zweiten Theil dieses abenteuerlichen Romans von Alexander Dümas und seinem dramatischen ersten Commis, Herrn Maquet, selbst bearbeitet. Den ganzen Winter über war täglich das Theater bei dieser Vorstellung gefüllt. Auch das würde unseren Schauspielern kein beneidenswerthes Loos erscheinen, hundertundfünfzigmal hintereinander täglich dieselbe Rolle spielen zu müssen. Auch dem Franzosen ist dies eine Sklavenarbeit; aber was thut er nicht für das Glück, in Paris leben zu dürfen! Diese Musketiere sind vier schwatzhafte, ruhmredige Franzmänner, die in die Wirren der englischen Revolution gerathen und bei einem Haare bald dies, bald das gethan hätten und endlich von England abreisen, ohne irgend etwas gethan zu haben. Indessen ist diese Idee keineswegs komisch durchgeführt, sondern mit allem erdenklichen Pathos, allem Aufwande ruhmrediger und rührender Hülfsmittel. Karl I. wird hier fast vor unseren Augen hingerichtet. Wir sehen ihn dem nicht übel gezeichneten Cromwell erliegen, sehen ihn Abschied nehmen von Weib und Kind, sehen ihn das Schaffot besteigen. Das Publikum ist berechtigt, sich unter Karl I. Ludwig den Sechzehnten vorzustellen; der Dichter hat es so gewollt und wenn man jedes Auge bei diesen jammervollen Scenen sich feuchten sieht, wenn das Haus diesen Leiden mit Rührung folgt, dann bekommt man eigene Gedanken über die blutigen Vorgänge der französischen Revolution und jene philosophischen Anwälte der Schreckensmänner, die in ihren Büchern das als nothwendig hinstellen, was zuletzt denn doch, bei einfachem nicht Lampen- sondern Sonnenlicht beleuchtet, nur schaudervolle Brutalität war.

Die Darstellung mußte durch diese häufigen Wiederholungen eine feine Rundung erhalten haben, und doch fühlte man, daß man sich unter Schauspielern befand, die hier nur zur Folie der Decorationen und des Süjets dienen. Ausgezeichnet erschien mir nur Melingue als d'Artagnan und Chilly als Mordaunt. Von diesem hätten unsere Darsteller böser Charaktere etwas lernen können. Wie unausstehlich sind meistentheils unsere Bösewichter, die immer ihre Verruchtheit

in Miene, Gang, Wort zur Schau tragen! Chilly gab seinen Mordaunt mit einer vornehmen Ruhe, einer eisig zurückhaltenden Kälte, mit dem Sangfroid etwa eines glatten und in seinem sichern Benehmen imponirenden Spielers. Er lächelte; aber auch nicht gleich zuckersüß, wie unsere Bösewichter, wenn sie liebenswürdig sein wollen. Er blieb Menschenverächter, kalter, herzloser Teufel, zuckte nicht mit dem Auge, nicht mit den Lippen, er war das, was er sein sollte, ohne irgend eine heuchlerische Maske. Während sich Alles um ihn her erhitzte und im Lauf der Handlung seinen Ton steigerte, blieb er kalt, immer sich gleich und endete im letzten Moment der Gefahr mit demselben unerschütterlichen Ton des Gleichmuths, wie er das Stück begonnen hatte. Diesen Schauspieler wird auch Alexander Dumas in sein neues Theater Montpensier mit hinüber nehmen.

Oncle Baptiste, den ich 1842 sah, ist seitdem übersetzt und bearbeitet worden, und zwar als „Stadt und Land oder der Viehhändler aus Oberösterreich." Man vergleiche beide Stücke und stelle Betrachtungen über den Unterschied der Nationen an! Das französische Werk, doch auch für's Volk berechnet, aber durchweg graziös gehalten, das deutsche, in die plumpsten Bauernspäße übersetzt! Wir sprechen von einer Volkspoesie, Volksliteratur, Volksdramen. Wie kann sich so etwas bilden, wie kann es von gewiegten, feinen Geistern ausgehen, wenn man glaubt nur im Ton jenes Viehhändlers dem deutschen Volk verständlich werden zu können! Als ich den groben Viehhändler im Theater an der Wien sah und ihn mit seinem Original, dem Oncle Baptiste, im Gymnase zu Paris verglich, den Komiker Grois gegen Bouffé hielt, wurde mir ach und weh zu Muth in dem Gedanken, daß man so tief hinuntersteigen müsse, um sich in Allem, was wir für die Poesie und das Leben, für den gedruckten Buchstaben und die lebendige That, für Sitte und Institutionen erstreben, dem Verständnisse des „Volkes" zu nähern. Das ewige Berufen auf die Masse, das Volksthümlichmachen und Popularisiren ist eine Krankheit bei uns, an der andere Völker nicht leiden. Man stelle einen Durchschnittsmaßstab für das geistige Leben auf, den Maßstab der Bildung, und lasse die Menge, ob nun vom Lande als Bauer oder aus den Werk-

ſtätten als Handwerker, an die allgemeine Quelle herankommen. So aber, wie wir's treiben, wo wir dem Schwaben ſchwäbeln, dem Niederſachſen plattdeutſch reden, dem Bauer bäuriſch, dem „Volk" überhaupt in einem „Volkston" reden ſollen, kommen wir zu keinem vernehmlichen, Alles bindenden, Alles bildenden und umfaſſenden Ton, dem Ton, der uns auch von geiſtiger zu politiſcher Einheit führen müßte.

Theater und die Frauen! Es ſind die Haupthebel des Pariſer Lebens! E. M. Arndt hat in ſeiner Zugabe zu Diderot's Grundgeſetz der Natur ſo in ſeiner körnigen Weiſe gegen alles Buhlen und Schranzen um „weiberiſche Dinge" geſchrieben und des alten Frankreichs Untergang ſo ſcheinbar folgerichtig von den Weibern abgeleitet, daß es bedenklich wird, über dieſe „Mannesmuth lähmenden" Pariſerinnen zu ſprechen. Zwar ſagt der alte Cato am Rhein, der als ewiger Sittenrüger wirklich aus ſeinem Lande Rügen ſtammen mußte, daß ihm die jetzigen behoſeten Pariſerinnen mit der Cigarre im Munde noch beſſer gefielen, als die empfindſamen Courtiſanen des vorigen Jahrhunderts, die eher umgekehrt gemacht hätten, daß die Männer im Reifrock gingen. Allein ich denke doch, die Frauen werden von ihm zu ſtark gefuchtelt. Gegen ſeine Theorie vom „weiberiſchen wälſchen" Weſen, das die Männer entnervt hätte, läßt ſich eine Gegentheorie aufſtellen, welche beſagt, daß wir gerade dem Seheriſchen und Velledenhaften der Weiber wenigſtens jetzt einen höhern Aufſchwung der in proſaiſche Weltklugheit und Muthloſigkeit verſunkenen Männerwelt verdanken. Wer hätte nicht die Hahnhahn-Tyrannei in ſich, die aus E. M. Arndt's Buche gegen die Weiber kräht; aber Gerechtigkeit über Alles! Die von ihm wegen ihrer Hoſen, die ſie nie getragen hat, beſpöttelte George Sand iſt denn doch in der ganzen gegenwärtigen franzöſiſchen Literatur das einzige, einſam daſtehende Beiſpiel einer reinen und edlen poetiſchen Inſpiration. Zu widerlegen iſt da Nichts. Es iſt Thatſache. Dichter, wie Victor Hugo, ſieht man im Pairsrock aus den Kleidern einer Frau ſich herauswickeln und faſt mit einer Haube in's Palais Luxembourg vor der Polizei davon laufen. Lamartine ſchwankt mit Dichtereitelkeit von einer politiſchen Inconſequenz in die andre

und klammert ſich an die nächſtens zu erwartende Frauenherrſchaft, die „Chancen" der Herzogin von Orleans; die Dichter und Publiciſten feiern, wie der Proceß Beauvallon enthüllt hat, wie in den Zeiten der Regentſchaft und Ludwig's XV. mit den Actricen Champagnerorgien; die Staatsmänner, die Kaufleute, die Mittelſtände vollends wollen keine Ideen, keine Wahrheiten, ſondern nur Glück, Geld, Vergnügen, Landhäuſer, Gigs, ſchöne Weiber — und gerade die Weiber ſind es oft, die ihnen das Bild männlicher Tugend entgegen halten und ſie durch ihre Begeiſterung, ihre Entſchloſſenheit über das Gewöhnliche und Nichtswürdige emporheben. Daß ſie dafür viel Liebe verlangen und zuweilen eine Liebe, die nicht mit Moſis zehn Geboten im Einklang ſteht, iſt allerdings wahr. Arndt kennt dieſe heroiſchen modernen Weiber nicht. Er weiß kaum, daß die gegenwärtige polniſche Revolution mehr von den Frauen, als den Männern eingeleitet worden iſt, daß Nikolaus ſelbſt die vornehmſten ruſſiſchen Weiber in die Provinz verbannt, weil ſie aus Deutſchland, Paris und Italien Ideen mitbringen, die ſie vor dem Autokraten zu vertheidigen mehr Muth haben, als die Männer. Lebte Arndt nicht in Bonn bei dem heiligen Köln, ſo würde er ſich auch überzeugt haben, daß die deutſchkatholiſche Sache weit mehr durch die Frauen als durch die Männer befördert worden iſt. Wenn Arndt S. 203 ſagt, die Frau pflege alle Verantwortlichkeit der begangenen Schuld auf die Männer zu werfen und zu ſagen: „Das geht mich nichts an, Lieber! da ſieh Du zu!" — ſo mögen die pommerſchen Bauernmägde ſo denken, wenn es ſich um das handelt, was Arndt hier im Auge gehabt zu haben ſcheint, unerlaubte Vaterſchaft. In dieſem ſittenloſen, abſcheulichen Paris aber, auch in Deutſchlands raffinirten Geſellſchaftsſchichten, findet man im Gegentheil die häufigſten Beiſpiele, daß der weibliche Theil in ſolchen Fällen ſagt: „Lieber Freund, die Folgen unſerer Schuld werden Dich in Deiner geſellſchaftlichen Stellung in Verlegenheit ſetzen, ich will ſie auf mich nehmen und Dich nicht nennen." Mit einem Worte, man kann die ganze Beweisführung Arndt's umkehren und ihm nachweiſen, daß wir ſeit 1750 die Erſtarkung der verweichlichten Männer und ihren Aufſchwung

vom nüchternen Perrückengeiſt gerade nur den Weibern, nur der ſich fühlenden, edleren Kraft des andern Geſchlechtes verdanken — und das bis auf dieſe Stunde! Es iſt zwar nicht angenehm für unſern „Mannesſtolz", ſo etwas zu ſagen oder zu leſen; aber was ſoll man thun? Die Weiber in die Küche ſchicken und die Geſchichte beim Qualm der Tabackspfeife für uns allein ſchreiben? Die Zeiten ſind vorüber.

Die Zahl der ſtillen einſamen Wanderer, die ſich für Frankreichs Zukunft aufſparen, ſoll leider immer kleiner werden. Es ſind zu viel Hoffnungen abgeblüht, zu viel faule Blüthen ſind zu Boden gefallen! Die Emeuten ſind bis auf ihre letzten Zuckungen geſtorben, die Staatsämter blieben in denſelben Händen, die Oppoſition hat zu ſehr verrathen, daß ſie aus zweideutigen Elementen beſteht: was iſt Thiers, was wäre ſelbſt Odillon Barrot für Frankreichs Zukunft? Frankreich iſt in tiefen Schlaf gefallen, in dem es nur von Glück und irdiſchem Wohle träumt. Es ſpielt an der Börſe! Die Börſe iſt um das Dreifache gegen früher beſetzt, die Eiſenbahnen, dieſe langen Metallſchlangen, bewachen den Baum des Erkenntniſſes und die Aepfel, die man bricht, ſind innerlich wurmſtichig genug, aber nach außen lieblich und man verzehrt ſie mit paradieſiſchem Appetit. Kommt mir nicht, Ihr Socialiſten und Communiſten, und redet von Eueren neuen Lehrgebäuden und von Euerm „Elend der Epoche!" Ihr liebäugelt auch mit dem Vergnügen, ſo gut, wie dieſe Banquiers, die jetzt den Hauptmakler Louis Philippe an der Spitze, Frankreich beherrſchen! Alles, Alles jagt an der Seine nach den Reizen des Lebens. Eine Theorie der Entſagung erſcheint jetzt hier eine Lächerlichkeit, ja ein Verbrechen jener ſocialen Philoſophie gegenüber, die das Palais Royal in ein Phalanſtère verwandeln möchte, wo jeder Handwerker freies Tanzvergnügen und freie Oper bei wenig Arbeit haben ſoll. Wo iſt hier ein Philoſoph aufgeſtanden, der den Tanz und die Oper aus der Liſte der wünſchenswerthen Vergnügungen ganz ausgeſtrichen hätte? Nein, ein Freund hatte Recht, der gerade vom Bureau einer Zeitſchrift kam, wo ſich junge Dichter und Denker zu verſammeln pflegen und ſich bitter beklagte, daß

das nicht mehr jene jungen strebenden Kräfte von vor zehn Jahren wären, die damals aus dem Quartier Latin kamen und sich für Frankreichs Zukunft aufsparten. Der Materialismus hat Alles erschlafft. Wer sich hier für die polnischen Vorgänge interessirt, das sind die älteren Leute von sechs- unddreißig Jahren an. Die jüngeren sprechen mehr von der Polka als von Polen.

Die Literatur trägt an dieser allgemeinen Erschlaffung der Geister große Schuld. Auch sie stellt keine Beispiele der Entsagung auf. Was sie schildert, sind beneidenswerthe Existenzen auf Sammtpolstern und seidnen Ruhekissen. Felix Pyat, so hoffte ich, würde wie Louis Blanc und einige andere Schriftsteller früherer Entwicklungen, eine Ausnahme machen, weil die ersten Acte seines Diogenes dem Paris von heute den Fehdehandschuh hinwerfen. Aber in den letzten Acten verfällt auch er dem allgemeinen Loose, auch sein stolzer, muthig beginnender Diogenes wird zuletzt ein Opfer der Genußsucht. Wir sind in Athen, nein, in Paris. Wir sehen Soldaten aus der Schlacht von Salamis, nein von Austerlitz, an uns vorüber gehen. Sykophanten, nein Mouchards, Archonten, nein Deputirte aus dem Palais Bourbon erkennen wir. Diogène verachtet gründlich dieses eitle, sophistische und genußsüchtige Paris: er kriecht in eine Hundehütte auf den — Boulevards und schleudert von seinem Strohlager bittere Epigramme auf die, die ihn besuchen und ihm nur „die Sonne rauben." Was er gegen Alcibiades, Klinias, Nicias, Plato, Euripides, Demosthenes, sagt, ist das Treffendste, was man gegen die Staatsmänner, Feldherren, Redner, Dichter und Philosophen des heutigen Frankreich sagen kann. Aber hier hätte E. M. Arndt Recht. Dieser weise Cyniker wird weichlich der Aspasia gegenüber. Er verachtet erst ihren Ruf, sagt ihr erst gute Dinge gegen die modernen Nachfolgerinnen der Dübessant und l'Espinasse des vorigen Jahrhunderts, aber Aspasia lüftet den Schleier, nun findet er Madame Fitz-James wunderbar schön, übersieht ihre weiße und rothe Schminke, übersieht die jetzt auf den Theatern übliche purpurrothe Lippenschminke (Rouge des lèvres Adresse: M. Legrand Parfumeur du Roi et de la Cour Rue

St. Honoré 319) ſieht nicht den Geiſt, den Heroismus dieſer Courtiſane, ſieht nur ihre Schönheit, ſchmachtet darnach und aus iſt es mit der Anlage des Werkes. Diogène iſt, was ſie in Paris Alle werden wollen: der Geliebte einer Düchesſe, die vortrefflich ſingt, einer Comteſſe, die vortrefflich malt, einer Baroneſſe, die geſuchte Feuilletonartikel ſchreibt. Diogène wird die Hundehütte verlaſſen, gerade ſein Cynismus an ihm wird für die blaſirte Pariſerin neu, überraſchend, pikant werden, man wird ihm wie dem K. K. öſterreichiſchen Sohn der Wildniß in Wien die Haare kämmen, einen neuen Frack anziehen und zum Löwen der Geſellſchaft machen. Diogène iſt für Frankreichs Zukunft verloren.

Einige deutſche Correſpondenten, die dafür angeſtellt und halb mit deutſchem, halb franzöſiſchem Gelde bezahlt ſind, um in Frankreich Alles friſch, lebendig und unendlich ſtoffreich zu finden, werfen mir zur Widerlegung meiner Anklage des franzöſiſchen jungen Nachwuchſes ein: Geh' in die Univerſität und höre den Tumult bei Quinet's und Michelet's Vorleſungen! Nun gut! Dort hört ſich's an, wie bei uns im Theater, wenn ſie Dr. Lubarſch's: Keine Jeſuiten mehr! aufführen. Aber Abends ſehe ich dieſelben jeſuitiſchen Studenten bei Valentino zum Tanze gehen, Polka hopſen, Cancan zappeln, Walzer taumeln — oder ſind es nicht dieſelben? Sind ſie daheim in ihrer Dachſtube, ihrem Entreſol und leſen geſchichtliche und philoſophiſche Werke? Ich glaube, dieſe ſtillen Träumer werden ſich zählen laſſen.

Oder die anderen Correſpondenten ſagen: Siehſt Du nicht jene Schriftſteller in der Blouſe? Jene Handwerker, die am Tage den Hammer, Abends die Feder führen? Aber auch hier finde ich inconſequente Diogeneſſe. Da ſteht vor einiger Zeit ein Schneider auf, Namens Hilbey, und wirft ſeiner Poeſieen wegen, die er gemacht und empfohlen haben wollte, allen Zeitungen Beſtechlichkeit vor. So etwas einmal geſagt, kann nützlich und für ihn ehrenvoll ſein. Gleich aber verwandelt ſich die gute in eine fixe Idee. An allen Straßenecken prangt jetzt der Schneider Hilbey mit ſeinen erneuerten Anklagen, ſeinen wiederholten Nadelſtichen. Was Anfangs Naivetät war und anzog, wird nun Abſicht und verſtimmt.

Der Dilettant geberdet sich in diesen Anschlagzetteln literatenhaft und zudringlich. Man sieht, die Eitelkeit auf seine Verse treibt ihn mehr, als der Gott im Busen.

Die großen Muster der Entsagung, Beranger, Lammenais, leuchten noch immer voran, Chateaubriand, ehrwürdig geworden durch sein Alter und weise scheinend, seitdem er schweigt, gesellt sich ihnen als Dritter zu. Aber an neuen Beispielen einer stolzen und entsagenden Gesinnung sind wenige zu nennen. Der Strudel hat sie alle erfaßt, der Strudel jenes Materialismus, der die Gesinnungen untergräbt und von dem gefeierten Friedensnapoleon, dem gepriesenen Helden der Banquiers und Börsenmakler, Louis Philippe, zur Achse des politischen Lebens in Frankreich gewählt worden ist.

Das steht fest und ist mir selbst von keinem Franzosen in Abrede gestellt worden: Deutschland befindet sich in diesem Augenblick in einer lebendigeren geistigen Anregung als Frankreich.

[11. Brief.] Durch seine Verbindung mit Thiers hat Odillon Barrot seine rein liberale Stellung von ehedem verloren. Thiers ist im Innern seines Wesens weniger liberal, als Guizot. Er hat die Septembergesetze gegen die Presse gegeben und überhaupt von seiner Redaction des National mehr die napoleonischen als republikanischen Grundsätze geerbt. Odillon Barrot trägt die Schleppe des berühmten Redners, der vor einigen Tagen in der Kammer über die Hofbeamten als Deputirte eine wunderbare Rede gehalten und eines „deutschen Dichters" Worte wiederholt hat. „Er wollte," sagte Thiers, „sein Fahrzeug so lange an eine hohe Stelle des Ufers binden, bis die Fluth käme und es flott mache." Im Wallenstein kann Thiers auch für sich finden:

> Da steh' ich, ein entlaubter Stamm, doch innen
> Im Marke lebt die schaffende Gewalt,
> Die sprossend eine Welt aus sich geboren.
> Schon einmal galt ich Euch statt eines Heeres,
> Ich Einzelner . . . .

Ob die Fluth nach Louis Philippe's Hintritt hoch genug für Thiers steigen wird? Alle haben sie ihre kleinen Net-

Arthur

(zeigt ſtumm Trilbie das Buch, in dem er lieſt, indem er den Titel aufſchlägt).

Trilbie

(ſieht es an und erſchrickt).

Verzeihung, Mylord — (ehrfurchtsvoll bei Seite) Es iſt — das Neue Teſtament! (Wendet ſich zum Gehen und geht bis an die Thür.)

Arthur

(ruft, als Trilbie an der Thür iſt, ihn zurück).

Trilbie!

Trilbie (umkehrend).

Gnädiger Herr!

Arthur.

Mein Vater war ein großer Liebhaber der Jagd — ich weiß doch, er hat Waffen hinterlaſſen?

Trilbie.

Sie ſind verroſtet, Herr!

Arthur.

Ich entſinne mich aus meiner Jugend eines Piſtolenpaars von meinem Vater, das Du ſehr heilig hielteſt.

Trilbie.

Sie ſind — aus der Mode — gnädiger Herr! Wollen Sie ſich mit Ihrem Beſuch vielleicht ein Vergnügen an der Scheibe machen? Warum geben Sie nicht lieber auf die Jagd? Wie kommt es, Mylord, daß Sie ſelbſt keine Waffen haben? Ein Gentleman, der ſchon ſo manches Duell beſtand!

Arthur.

Idioſynkraſie! (Beſinnt ſich eine Weile.) Doch das

tungs-Fahrzeuge angebunden und hoffen auf dieſe Fluth — zehn Zoll Molé's Kahn, fünfzehn Zoll Lamartine's Gondel, zwanzig Zoll Thiers' Kutter — Bis zu den blutigen Strichen der Fluth von 1789 aber, wo es an die großen Kriegsfregatten käme, ſteigen doch wol im Inland die Wellen nicht mehr.

An muſikaliſchen Ereigniſſen war dies Frühjahr nicht reich. Felicien David ließ „Moſes auf Sinai" in der großen Oper aufführen und beſtätigte die alte Erfahrung, die auch Ponſard mit ſeiner Agnès de Meranie machen dürfte, daß man nicht zweimal hintereinander gleich bedeutende Erfolge hat. Entweder bedarf der ſchaffende Geiſt oder die anerkennende Huld des Publikums einer längeren Pauſe, um ſich wieder zu ſammeln. Die Wüſte, le Désert, die der Komiker Levaſſor als le Dessert verſpottet hat, iſt noch immer an der Tagesordnung. Manche, die entweder die charakteriſtiſchen Schönheiten dieſes Tongemäldes nicht anerkennen wollen oder, was eher glaublich iſt, ſie nicht verſtehen können, finden die Urſachen des gewaltigen Erfolgs dieſes muſikaliſchen Freiligrath-Gedichtes in allerhand Zufälligkeiten: David wäre St. Simoniſt geweſen und dieſe Propheten unterſtützten ſich einander noch jetzt, beſonders in den Feuilletons; oder bei der Aufführung wären auf den erſten Parterrebänken acht Beduinen geweſen, die über die Schilderung ihrer heimathlichen Zuſtände in Ekſtaſe gerathen und denen zu Liebe das gaſtfreundliche Pariſer Publikum mit in Begeiſterung ausgebrochen wäre. Später hätte ſich ergeben, daß dieſe Beduinen die gewöhnliche Claque war, diesmal in einem entſprechenderen Coſtüme. Genug, Moſes auf Sinai iſt den Pariſern zu kirchlich ernſt, zu deutſch langweilig vorgekommen, und der Componiſt wird ſich wahrſcheinlich an die edlen und frommen Germanen wenden, um ſein Werk zu voller Anerkennung zu bringen.

Die große Oper ſcheint in den letzten Zügen zu liegen und wird vom Ballet erhalten. Zu dem üppig ausgeſtatteten Ballet Paquita gab man Auber's Liebestrank mit Sängern, die einer kleinen deutſchen Mittelſtadt nicht genügen würden. Mad. Stolz, die Regentin dieſer Bühne, war auf Gaſtrollen in der Provinz. Noch immer ſchmachtet Leon Pillet, der In-

tendant, unter ihrer Herrſchaft, und der Friede der großen Oper mit Meyerbeer iſt auch noch nicht hergeſtellt. Dieſer Kriegszuſtand dauert ſchon mehre Jahre und man iſt geſpannt, wer zum erſten nachgeben wird, die Stimme der Mad. Stolz oder die Partitur des „Propheten". Die Zeit iſt für die Stimme einer Sängerin keine Bundesgenoſſin. Zu bewundern iſt an Meyerbeer die ruhige Zurückhaltung, die volle Befriedigung durch ſeine immergrünen alten Lorbern. So weit ſich die Pariſer beurtheilen laſſen, möchte ihm zu rathen ſein, daß er nicht mit kleineren, zerſplitterten Arbeiten, mit einer Afrikanerin, dem Feldlager in (was wird Scribe für Schleſien ſetzen?) und ähnlichen Sachen vor die Schranken tritt, ſondern mit ganzer Kraft, dem Aufgebot der Mittel, die er für ſich in's Gefecht zu führen pflegt.

Bei den Italiänern hörte ich den Barbier von Sevilla mit Lablache, Ronconi, Mario, Tagliafiko und der Perſiani. Bekanntlich iſt dies die berühmteſte Vorſtellung dieſer Geſellſchaft und ich bekenne mein Vorurtheil, ich bin nicht fähig, mich von dem Sammt und der Pracht dieſes Theaters, den theuern Eintrittspreiſen, dem O! und Ach! der Engländerinnen in den erſten Logenreihen, die erſt friſch von London kommen und nie gute Muſik gehört haben, blenden zu laſſen. Ich halte dieſes ganze italiäniſche Operninſtitut in Paris für eine Myſtifikation im großen Styl, eine echt italiäniſche Prellerei. Daß eine deutſche Geſellſchaft, in welcher natürlich unſere beſten Operntalente mitwirken müßten, Vorzüglicheres leiſten würden, ſcheint mir feſtzuſtehen; aber ſelbſt eine gewöhnlichere Beſetzung in Deutſchland oder Italien giebt, vielleicht mit Ausnahme Lablache's als Bartolo, daſſelbe, und ſelbſt Lablache iſt mit ſeinen eingelernten, ſeit zwanzig Jahren in gleicher Quaſi-Natürlichkeit wiederholten und aller urſprünglichen Friſche ermangelnden Späßen froſtig und ſcheint immer zu ſagen: Da, dummes Volk, nimm das hin für Deine 12 Franken den Platz! Man wird die Charlatanerie dieſes Theaters um ſo mehr verſtehen, wenn man überlegt, daß in Paris nirgends anders Gelegenheit iſt, einen Ton italiäniſcher Opernmuſik zu hören, als bei dieſen Italiänern; denn ſie haben ein Privilegium. Die komiſche und große

Oper bringt nur franzöſiſche Muſik. So iſt die Unterhaltung, die der kleinſten deutſchen Stadt, die ein Theaterchen unterhält, möglich wird, Norma, Nachtwandlerin u. dgl. zu hören, in Paris nirgend anderswo zu finden, als bei dieſem Halbdutzend theurer, wie Kletten zuſammenhockender Italiäner. Der Franzoſe hat Ohr genug, zu fühlen, daß die Belliniſchen und Donizettiſchen Klänge wohlthun, und muß die Gelegenheit, in Paris überhaupt ſolche Muſik hören zu können, bei Taration des Genuſſes, den die italiäniſche Truppe gewährt, mit in Anſchlag bringen. Kommt nun noch hinzu, daß die Räumlichkeiten dieſer Bühne am faſhionabelſten unterhalten ſind, ſo muß man von dem Rufe dieſer Italiäner eine Menge vergrößernder Umſtände abziehen.

Schon einige Male ſind deutſche Operngeſellſchaften nach Paris gegangen, haben gut angefangen und ſchlecht aufgehört. Und wenn wir mit unſeren glänzendſten Talenten kämen, ſo würden ſie unterliegen, weil man von ihnen nichts hören will, als nur deutſche Muſik. Die deutſchen Opern ſind aber in Paris bei Alledem nicht zum Anhören. Drei, vier davon, und der Vorrath iſt erſchöpft. Der Reſt iſt Gähnen. Wäre es möglich, mit einer nur halbwegs guten deutſchen Geſellſchaft Norma, Nachtwandlerin, Barbier, Robert den Teufel, Hugenotten und Mozart's Opern (mit weggelaſſenem Dialog) zu geben, ſo würde eine ſolche Geſellſchaft, unterſtützt von einem guten Orcheſter und einer anſtändigen Localität, Alles erobern und ruhm- und goldbeladen nach Deutſchland zurückkehren. Aber das iſt's! In Frankreich iſt Alles Specialität. Vom Deutſchen will man deutſche Muſik, und die Aufführung anderer Opern würde ihm geradezu verboten werden.

[15. Brief.] Das Odéontheater hat ſich durch die Erfolge der Lucrezia von Ponſard gehoben und wird von der Regierung unterſtützt. Daß ein Schauſpieler, Monroſe, der trotz ſeiner hektiſchen Bruſt ſelbſt Helden und Liebhaber ſpielt, zugleich Director dieſer Anſtalt iſt, ſchadet. Ein ausübender Schauſpieler, der nicht wie Iffland und Schröder einer großen Stadt oder einem Hofe gegenüber Verantwortlichkeit hat, wird ſich als Director immer nur mit Künſtlern umgeben, die unter ihm

ſtehen. Dadurch ſind einige deutſche Theater, die von ſogenannten Oberregiſſeuren verwaltet wurden, auf Null herabgeſunken.

Ponſard iſt eine gefällige, anſprechende Perſönlichkeit von einiger Aehnlichkeit mit Dingelſtedt, ohne ganz ſo pinienhaft ſchlank zu ſein, wie dieſer. In Ponſard's Knopfloch befindet ſich das rothe Band der Ehrenlegion, das ihm noch zu ſeiner ſchnellen Berühmtheit und zum glücklichen Erfolg ſeiner Lucrezia mit hinzugegeben wurde. Er las bei Gräfin d'Agoult (Daniel Stern) ſeine neue Tragödie Agnès de Meranie mit Einfachheit und ohne rhetoriſche Abſicht vor. Das Stück war für das Debüt der Madame Dorval beſtimmt, die von der Porte St. Martin an das Odéon übergehen ſollte, ſich aber mit der hundertmaligen Aufführung der „Marie Anne oder die Mutter aus dem Volke" ſo angeſtrengt hat, daß ſie hoffnungslos krank darnieder liegt. Paris iſt auf Agnes von Meran geſpannt. Ob ſie mir gefallen hat, darf ich nicht verrathen. Es kommen Prachtſtellen gegen Rom und den Papſt darin vor.

Wenn ſich all' die Bollwerke, die man gegen die Sturmfluthen einer möglichen Rückkehr der Revolution in Frankreich aufgebaut hat, ſo ſchnell ſenken und abnutzen, wie die Deputirtenkammer, ſo möchte ſich das Zeughaus der Gegengründe gegen das conſtitutionelle Weſen an Mitteln zu vermehren ſcheinen. Nach vier Jahren hat die Mißachtung dieſes unorganiſchen geſetzgebenden Körpers unglaublich zugenommen. Die Banquiers, Börſenmakler, Rentenbeſitzer, die ſich überall einbilden, ihr eigenes Wohl ſei das Wohl des Allgemeinen, nehme ich aus, ſonſt aber hat auch nicht ein Theil der ſtimmfähigen öffentlichen Meinung noch ein Herz oder nur eine aufmerkſame Empfindung für dieſe ohnmächtige Deputirtenkammer. Ihre Kraft iſt gebrochen. Einige ihrer feſteſten Säulen hat der Tod genommen, Andere das Alter mürbe gemacht. Diejenigen, welche wie Berryer und Lamartine, nach der Unmöglichkeit, als Redner zu wirken, wenigſtens durch ihren Charakter glänzen ſollten, haben unglaubliche Schwächen und Charakterloſigkeiten zur Schau geſtellt. Das einzige kräftige, unterrichtete, leidenſchaftliche

Ferment der Kammer iſt Thiers, aber alle Welt weiß, daß ihm ſeine Perſon die Sache iſt, für die er zuweilen in dieſem kleinen ſtehenden Teiche eine Art Sturm aufwühlt. In Guizot und Thiers ſtehen ſich nicht zwei Principien der Regierung gegenüber, nur zwei verſchiedene Methoden derſelben. Der Eine will langſam und bedächtig, der Andere etwas raſcher gehen. Beide geben dem Könige keine anderen Anerbietungen, als die, wer ihn am beſten bediene. In Thiers lebt der Franzoſe feuriger, als in Guizot, der etwas Calviniſtiſches, Genferiſches hat. Dieſe ſchwache Schattirung ihres Unterſchiedes ausgenommen, würden ſich die Dinge, wenigſtens ſo lange Louis Philippe lebt, mit oder ohne Dieſen oder Jenen kaum verändern.

Die übrigen Elemente einer auf Steuerabgabe begründeten Kammer, einer Kammer, die zu mehr als einem Drittel aus Beamten, Offizieren und ſonſtigen Untergebenen der Regierungsgewalt beſteht, können eben keine lebhaften Neigungen für die in ſeiner Reinheit und Würde ſo unantaſtbare Volksvertretungsform erwecken. Eine Stelle in der Deputirtenkammer iſt in Frankreich eine Anſtellung geworden. Nicht, daß der Makel der Corruption, der dieſem Staatskörper ankleben ſoll, im groben, wörtlichen Sinne zu nehmen iſt, die Beſtechung iſt feiner. Der Gewählte muß in der Reſidenz für ſeine Provinz, ſeine Wähler ſorgen. Er ſitzt der Gewalt ſo nahe. Die Gewalt braucht ſeine Stimme, und dieſe verkauft er für eine Anſtellung ſeiner Verwandten, für eine Begünſtigung ſeiner Freunde, für die Zulaſſung zu den erſten Unterſchriften bei einer neuen Eiſenbahn, für eine, zwei, drei der tauſend Gelegenheiten, die ein Miniſterium hat, mit der Wünſchelruthe ſeiner Macht auf dem Boden der materiellen Lebensbedingungen Metall zu entdecken. Guizot, ein rechtliebender ſtrenger Mann, iſt es nicht, der dieſe Beſtechungen erfunden hat. Die Käuflichen drängen ſich ſelbſt herzu, führen die Feder der willenloſen Machthaber, die nur zu unterſchreiben braucht, und nennen die Gelegenheiten, wo man ihnen, ihren Wählern, ihren Verwandten, ihren Freunden nützen könne. Der Philoſoph, lächelnd erſt über die menſchlichen Schwächen, lernt dieſe verachten, indem er ihnen will-

fährt. Und läge dies System nicht im Charakter Guizot's, so liegt es in dem seines Herrn, der gelernt hat, die menschlichen Leidenschaften zu durchschauen und die irdische Zuthat an den Ebenbildern Gottes zu seinem Vortheil zu benutzen.

Mit dem Tode des Königs wird sich die gegenwärtige Deputirtenkammer, die sein Privatspielzeug geworden ist und mit welcher sich, scheinbar rechtlich, Frankreich doch nach völliger Willkür regieren läßt, nicht halten können. Ob nun dann Thiers oder Lamartine an das Ruder träten, Beide würden sich irren, glaubten sie in der Kammer dieselben Elemente vorzufinden, mit deren Natur sie sich jetzt seit sechzehn Jahren so vertraut gemacht haben. Durch einen veränderten Wahlcensus würde ihnen eine andere Generation gegenübersitzen, die sich neue Anschauungen gebildet hat. Der Antrag zur Veränderung dieses Wahlcensus wird vielleicht von der Regentschaft ausgehen und ist vielleicht ein Paragraph jenes Testamentes, das der König seinen Söhnen und Enkeln hinterläßt. Der erste „König der Franzosen" hat Geschichte studirt und lange im Stillen beobachtet, wie die Dinge entstehen oder vergehen. Die gewöhnliche Praxis der neuen Regierungsantritte, dem natürlichen Wunsch nach Veränderungen entgegenzukommen, wird er den alten Dynastieen abgelernt und seinen Sohn darnach angeleitet haben. Unschuldige innere Reformen lenken die Spannung der Aufmerksamkeit nach dem gefährlichen Ausland ab, und was läßt sich leichter ändern, als die Deputirtenkammer, die keine ehrwürdige alte geschichtliche Ueberlieferung ist! Wer in den fremden Cabinetten des Königs Tod als den Moment fürchtet, wo einem Menagerielöwen sein Gitter einen Augenblick offen steht, der rathe dem Herzog von Nemours, sogleich die Initiative einer Wahlreform zu ergreifen: sie wird dem unruhigen und gefährlichen Verlangen nach irgend etwas Neuem entgegenkommen, alle innern Partheien in Bewegung setzen, den Franzosen die größere Freiheit geben, die sie verdienen, und das Ausland vor Anmaßung schützen, Einbildung und dem Gelüste, das etwa dem plötzlich herrenlos gewordenen Frankreich wieder beikommen könnte. Denn es fällt mir nicht ein, von dem, was Frankreich seinen Ruhm, seine National-

ehre, ſeine Freiheit nennt, irgend etwas Heilſames für Deutſchland zu erwarten.

[Zum 18. Briefe.] Es geſchieht in Paris ſo wenig für unſchuldige Vergnügungen. Ich verſtehe darunter jene harmloſen Erholungen, wozu man weder die Nacht, noch einen Liebesroman, noch Geld nöthig hat. Wären die Theater nicht, Paris ſtürbe an Blaſirtheit. Die Miniſter ſollten zu Louis Philippe ſagen: „Sire, es iſt nur zu bekannt, daß die Thorheiten von Paris die von ganz Frankreich ſind. Man ſpricht jetzt von einem Uebelbefinden der Welt, ſeit in Paris einige Leute ſich bis zur Verzweiflung langweilen. Man muß verſuchen, aus Paris dieſe Langeweile zu verjagen. Woher entſteht ſie? Was iſt ſie? Sie iſt der böſe gähnende Dämon, der eine Menge junger und alter Menſchen von der Madelaine bis zum Chateau d'eau begleitet, ihnen koſtbare Wagen mit muthigen Pferden zeigt, in denen ſie ſelbſt gern ſitzen möchten, raſch vorübergleitende Schönheiten, die auch ſie umfangen möchten, der Dämon, der ſie träumen, begehren, ſich ſehnen läßt und ihnen nichts anbieten kann, als unausgefüllte, leere, nüchterne Zeit. Der Epicier hat nur die Mittel, jährlich zweimal eine Landparthie nach Enghien, einmal nach Verſailles zu machen, wie theuer das für ihn, ſeine Familie, ſein Geſchäft! Der Student, der Künſtler, der Offizier — wie ſie alle dahinſchlendern! Das Theater zieht ſie nicht an, die große Oper giebt keine Bälle, die Tanzſalons ſind zu allgemein, eine Ehe iſt theuer und vielleicht noch langweiliger, eine Geliebte iſt nicht minder koſtſpielig; was thun? Im Café ſitzen und Domino ſpielen? Cigarren rauchen und um elf Uhr gähnend ſeinem Bette zuwanken? Sire, das ſogenannte Elend der Epoche iſt nichts als die Langeweile von Paris. Verbannen Sie dieſe matronenhafteſte aller Feen, dieſe letzte von den Zeiten der alten Heiden übrig gebliebene Zauberin, die uns alle Freuden vor die Phantaſie führt und nicht eine einzige gewähren kann; retten Sie die junge und alte Welt von Paris, die noch Sinn für unſchuldige Freuden hat, retten Sie den Glauben an die alten Einrichtungen Gottes, geben Sie etwas, was weniger pikant iſt als die Bälle der großen Oper, und etwas, was weniger langweilig iſt als ein Spazier-

gang durch die Champs elysées oder die Kinderwelt Ihres schönen Tuileriengartens! Mit einem Worte, Berlin, Wien und London haben eine Menge von leidlich anständigen Zerstreuungsörtern, wo der Mittelstand unter Blumen und schönen Frauen und musikalischen Symphonieen seine Zeit hinbringen kann. Warum nun in Paris, außer dem eben erst angelegten, Alles zu wünschen übrig lassenden Wintergarten in den elyseischen Feldern, auch durchaus nichts der Art, was in unschuldiger Weise der Menschheit über die Langeweile hinweghülfe? Man sollte in Paris diese Isolirungswuth bekämpfen, dieses gedankenlose, selbstquälerische Flaniren, das wie Opium auf die Phantasie wirkt und orientalische Träume weckt. Sire, machen Sie etwas mehr Lärm in Paris, beschäftigen Sie die Neugier, lassen Sie mehr von dem bekannten Kolophonium der Monarchieen prasseln, unterhalten Sie diese am Gähnkrampf sterbende Stadt mit etwas Anderm, als mit Ihrer Deputirtenkammer-Komödie, lassen Sie etwas von jenem Gelde springen, das Sie in Amerikas Banken anlegen, und schießen Sie davon alten Kammerdienern, die sich in Ruhe setzen wollen, vor, um mitten in Paris in die Rue Vivienne, in die Rue Richelieu, auf die Boulevards Abzugskanäle für die Langeweile zu bauen, Vaurhalls, Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Wintergärten, lassen Sie Musik ertönen, rufen Sie Prager Musikanten, rufen Sie Zigeuner aus Ungarn, machen Sie aus diesem langweiligen Paris wieder die alte Capitale joyeuse du monde, und Sie werden die Generation von ihren Mucken und Grillen heilen, werden die jungen Leute aus dem Cigarrendampf ihrer Utopismen verjagen, den alten Leuten ihre mürrische Kopfhängerei und das feige Flottiren mit den Wogen der Umstände nehmen, kurz sorgen Sie dafür, Sire, daß am Pariser Horizont wirklich die Farbe der Tricolore, weiß, blau und roth, nicht das verwaschene Aschgrau von jetzt sichtbar werde."

Thiers könnte allenfalls so sprechen. Er hat das von seinem Napoleon gelernt, der in dieser Art auch die Menschheit im Großen und Ganzen und aus dem Vollen faßte. Guizot aber gehört zu jener unglücklichen Secte von geistreich muckerischen Staatsmännern, die auch in Preußen jetzt am

Nuder ſitzt und die Krankheit des politiſchen Weltſchmerzes durch die Kirche heilen will, Zucht und Gebet und ähnliche Culturhebel einer entſchwundenen Zeit. Ihr armen, leidigen Puritaner! Wie wird ſich der große Gott der Natur und der Geſchichte an Euerm Symbolzwangsgott rächen, wie wird der gewaltige, durch die Saiten der Weltharfe brauſende Sturmwind über Eure Kartenhäuſer und Papierkapellen hinfahren!

Der in demſelben Briefe beſprochene Fourierismus, der aus dem Drange nach Lebensfreuden vorzugsweiſe entſtanden ſcheint, iſt wie Alles, was ſich in unſerm Jahrhundert ſectireriſch ankündigt, im Verfall begriffen. Die Phalange, in die täglich erſcheinende Democratie pacifique verwandelt, hat noch eine kurze Glanzepoche erlebt und ſich durch die Einführung neuer Geſichtspunkte in die veraltete Methode der Pariſer Journaldebatten die Achtung aller Partheien erworben, aber ſelbſt bei 3000 Abonnenten, was uns unerklärlich erſcheint, behauptete ſie kürzlich, nicht beſtehen zu können, und wandte ſich an die Freunde und Anhänger Fourier's, wahrſcheinlich zum letzten Male, um eine außerordentliche Unterſtützung. Dieſe iſt auch auf dem Papier unterſchrieben worden und ſo der Tag des Endes vielleicht noch auf ein Jahr hinausgeſchoben worden.

An dem wieder zum 7. April ausgeſchriebenen Fourieriſtenbankett mochte ich diesmal nicht Theil nehmen. Ewig dieſe gleichen Toaſte auf dieſelbe Sache, die Schullehrer, die Ammen, die Kinderwärterinnen u. ſ. w., und zuletzt nach den Verbrüderungen, den Umarmungen, den Thränen nur der gleiche Refrain: Schlechte Bedienung, ſchlechtes Eſſen! Das kann einmal kommen; aber jedes Jahr mit ſtereotyper Form wiederholt, wird es ſo tragikomiſch, wie in Berlin die „Feſte der Freiwilligen", wo Kamerad A. und Kamerad B., Kamerad C. und D. alle Jahre die gleichen vaterländiſchen Anſtrengungen machen, ſich in den Zeitungen mit Eichenlaub gedruckt zu ſehen.

Als Muhamed ſeine erſte Offenbarung gab, war dieſe weisheitsvoll und ſtrenge; aber er hatte drei Jahre lang nur vierzehn Bekenner. Da miſchte er weltliche Zwecke in ſeine

Lehre und unterhandelte mit den menſchlichen Leidenſchaften; ſiehe, da ging's; ſeine Religion verbreitete ſich mit dem Hufſchlag der arabiſchen Horden. Solche Anknüpfungen und Bewegungs-Triebräder ſind bei den Fourieriſten, die im Grunde die Geſellſchaft in ihrer ungleichen Zuſammenſetzung laſſen, wie ſie iſt, und nur eine lebendigere, wärmere „Attraction" lehren, nicht gegeben, und ſo ſind ſie immer in dem Zirkel einer Secte ſtehen geblieben. Sie haben etwas Bündleriſches, Conventikelartiges und Muckerhaftes, dieſe Fourieriſten mit ihrem Mutterhaus in der Rue de Tournon, ihrem Hohenprieſter, dem geiſt- und gemüthvollen, ſanften Victor Conſidérant, mit ihren übrigen Adepten dieſes Großkophtha, ihrer frommen Anbetung vor dem unter die Götter verſetzten tiefſinnigen Fourier, mit ihrer gemeinſchaftlichen Caſſe, in welche gläubige Schwärmer, beſonders Myſtik liebende Frauen beträchtliche Capitalien gezahlt haben, mit ihren religiöſen Bällen, wo man mit verklärtem Himmelsblick und allgemein umfaſſender Bruder- und Schweſterliebe Polka tanzt. Aber unſer Jahrhundert iſt zu kalt für ſolche Myſterien der Humanität! Die arge Welt klagt die Bewohner des Mutterhauſes in der Rue de Tournon an, daß ſie ſich von einer Idee ſpeiſen, tränken und kleiden laſſen, und daß es unverantwortlich ſei, für eine Chimäre, eine theoretiſche Grille, die doch rein in der Luft ſchwebe, ſo viel baares, klingendes Geld von den Leuten zuſammenzutreiben. Freilich hat Conſidérant, wie man hört, ſein Vermögen auf dem Altar des Fourierismus geopfert; aber berechtigt ihn das, ſich bei der Ausbeutung der fourieriſtiſchen Chimäre anſtellen zu laſſen? Nein, dieſer Aufruf an die Abonnenten der Democratie pacifique, ſie mit Geldzuſchüſſen zu unterſtützen, iſt mir einer großen Idee unwürdig erſchienen. Was ſich nicht durch eigene Kraft halten kann, gehe unter!

Man kann den tiefſinnigen, oft verworrenen, aber immer menſchenfreundlichen Ideen Fourier's keinen beſſern Dienſt erweiſen, als ihnen das ausſchließende, ſectireriſche Gepräge nehmen. Eingeführt in den allgemeinen Ideenkampf, in den täglichen Sprachgebrauch der Anſichten über Staatsökonomie und Geſellſchaftsreform, würden ſich dieſe Lehren wie eine

verſiehſt Du nicht — Siehſt Du gern — daß die Hausleute mit Licht in die Scheunen gehen?

Trilbie.

Nein, das wahrhaftig nicht — aber (bei Seite) was will er damit ſagen?

Arthur

(nimmt einen Streifen Papier und ſchreibt etwas, ſtreut Sand darauf und giebt den Zettel an Trilbie).

Wenn mein Vetter nach Hauſe kommt, gieb ihm dieſen Brief.

Trilbie.

Brief? Er iſt nicht verſchloſſen, Herr.

Arthur.

Lies ihn nur!

Trilbie (buchſtabirt).

Caro amico — das verſteh' ich nicht —

Arthur.

Der Brief iſt alſo doch verſchloſſen.

Trilbie

(den Zettel anſehend und im Abgehen pfiffig).

Caro — hm, hm — Er war lange in Spanien — caro amico — das iſt ganz gewiß ſpaniſch! (Ab.)

Arthur

(allein. Erſt Pauſe. Dann ſchlägt eine Wanduhr fünf).

Wie langſam die Zeit vorwärts ſchleicht! — Ich hab' ein Gefühl, als hätt' ich ein halbes Jahrhundert gelebt! — (Zum Buch, in dem er geleſen) Tiefſinniges Buch, auch aus Dir lernt man am Leben keine Freude! Märtyrer haben Dich geſchrieben, Märtyrer, die da lebten, immer nur mit ent-

vortreffliche zersetzende Schärfe und Säure bewährt haben, während bis jetzt diese Gedanken noch Eigenthum einer Schule, einer Secte sind, auf welche der Stempel der Wunderlichkeit gedrückt ist. St. Simon's Apostel haben besser ihren Beruf erfüllt. Diese sind hinausgegangen in die Welt und lehren die Heiden, besonders die heidnischen Geldmänner, die Capitalisten und Makler. Enfantin, der wieder von Aegypten zurück ist und seine Heiligenscheinperrücke vom Berge Menilmontant abgelegt hat, ist ein Hauptbeförderer des Eisenbahnwesens und hat sich, als geschickter Ingenieur, um die richtige Anlage der Nord-Bahn Verdienste erworben, die ihn reich gemacht haben. Ebenso Olinde Rodriguez, Felicien David, Eichthal, die für ihre praktische Betriebsamkeit voraus hatten, daß sie Israeliten sind.

[Zum 19. Briefe.] Meine Ansichten über Cormenin sind mir vor vier Jahren von einigen Deutschen in Paris verdacht worden, und doch hat die seitherige Entwicklung dieses Chamäleons bewiesen, daß ich ihn richtig beurtheilte. Durch seine Vertheidigung der Jesuiten ist Timon allmälig wieder jener Vicomte de Cormenin geworden, der der Gazette de France näher steht, als dem National.

Das Gouvernable im Franzosen, sein Gehorsam, seine Unterordnung springt in die Augen. Man sehe, wie ruhig und gesetzt die Pariser am Theater Queue machen! Würde in Deutschland das Publikum so lange an der Casse ausharren, wenn es nicht hoffen könnte, sich mit Arm und Faust den Weg zu bahnen und rechts und links die Nachbarn wegzudrängen? Der Franzose gehorcht jedem energischen Willen, jedem begeisterten Worte. Er tritt unter die Fahne jedes Helden, der die Fahne mit Entschlossenheit aufzupflanzen versteht. Wer nicht lesen kann, gehorcht dem, der lesen kann. Wer sich nicht fähig zum Offizier dünkt, ist unter einem tüchtigen Offizier mit Lust und Liebe Gemeiner. Das ist bei uns anders. Der Franzose ist geborner Monarchist, wir sind geborne Republikaner. Da wir keine Republiken haben, so kommt von dieser Anlage nur das minder Gute bei uns zum Vorschein. Was sich bei uns der Einzelne dünkt, dünkt sich in Frankreich die Masse. Eine solche Selbstständigkeit,

wie ſie bei uns der Bürger dem Staatszweck, das Publikum (als Wulſt von Einzelnen gedacht) dem Autor gegenüberſtellt, kennt man in Frankreich nicht. Man opfert ſich gern dem Ganzen.

Charakteriſtiſch für den deutſchen Egoismus und die franzöſiſche Aufopferung iſt folgender kleine und noch nicht beobachtete Umſtand: Man betrachte die Aushängeſchilder in Deutſchland und Frankreich! Hier lieſt man, immerhin mit Rieſenlettern, aber doch beſcheiden: Lacombe, Coiffeur — Morel, Restaurant — Petitjean, Menuisier. In Deutſchland klänge das dem Einzelnen zu rekrutenmäßig, zu wenig ehrfurchtsvoll für ſeine hohe Perſon. Schon gleich hinter Metz, im deutſchen Forbach und ganz beſtimmt von Kaiſerslautern an ſchreibt Jeder über ſein Haus: Johann Caspar Stemmeiſen, Tiſchlermeiſter — oder Waarenhandlung von Friedrich Auguſt Krämer. Kurz man durchwandre unſere Städte vom Rhein bis an den Pregel, überall die wohledelgeborne Perſönlichkeit. Wegen etwaiger Verwechslungen iſt dies wahrlich nicht (auch in Paris giebt es gewiſſe Namen, die ſich wie bei uns Müller, Schmidt u. ſ. w. unzähligemal wiederholen), es iſt das trotzige Selbſtgefühl, das ſich bei uns armverſchränkt in die Hausthür ſtellt und in ſeinem werthen Vor- und Zunamen von A — Z gleich ſeine Lebensgeſchichte zur Schau und Anerkennung ſtellt. Die Franzoſen ſind ſtolz, die Deutſchen eitel. Das iſt ſchlimm für unſre großen Zwecke.

Noch ein Beförderungsmittel der that- und willenskräftigen Centraliſation liegt in der Literatur. Ich ſah Corneille's Horace. Dieſe ſchwungreiche Tragödie iſt mehr als zweihundert Jahre alt, und auch bis zu dieſer Stunde, behaupte ich, hat die deutſche Literatur kein Werk von einer ſolchen unmittelbar auf die Nation wirkenden markigen Tendenz. Ein Volk, das ſchon vor zweihundert Jahren Dichter fand, die, wie hier Corneille in den Perſonen des Horaz und des Curiace, die Begeiſterung für große, allgewaltige und Tod und Leben in Anſpruch nehmende Nationalzwecke ausſprachen, es mußte ſich früh zu ſeiner künftigen politiſchen Größe ausbilden, während Deutſchland vor zweihundert Jahren in Barbarei lebte, eine ideale patriotiſche Poeſie erſt durch Leſſing

ahnte, und auch dann wieder in irrlichtelirende, romantiſche, oft kindiſche Einzelzwecke auseinanderfuhr. Ich bitte jeden unpartheiiſchen Leſer, ſeine Schulanſicht von der franzöſiſchen Tragödie fallen zu laſſen und unbekümmert um das, was wir ſonſt Kluges und Weiſes über Corneille wiſſen, dieſen Horace zu leſen. Man muß ſagen, daß ſelbſt Shakeſpeare gegen den Patriotismus dieſes Trauerſpiels zerfahren und weichlich erſcheint. Daß unſere Opitz und Gryphius bei ihrem lyriſchen Schwung und ſogar ihrem Talent fürs Trauerſpiel — annäherungsweiſe — keine Corneilles für uns werden konnten, liegt an unſern Fürſten, die ſich von je lieber mit Junkern oder Hoftheologen, als mit Dichtern und Philoſophen umgaben.

[20. Brief.] Man hat es dem Verfaſſer übel gedeutet, daß er in dieſem Briefe die ihm von Thiers im allgemeinen Geſpräch, nicht unter vier Augen gemachten Aeußerungen wiedererzählt hätte. Wollte ich die Namen dieſer verleumderiſchen Menſchen nennen, die mich deshalb in einigen Zeitungen als „indiscret" hinſtellten, ſo würde die unlautere Quelle des Neides bald erkannt ſein. Thiers ſprach mit einem Publiziſten, der ſein Vaterland vertrat. Thiers iſt keine ſchriftſtellernde alte Dame, die ſich nicht von Touriſten ſprechen läßt, weil ſie fürchtet, man möchte von ihren Runzeln ſprechen. Thiers iſt kein deutſcher Lyriker, der ſich in einem thüringiſchen Dorfe einſchließt und ängſtigt, man würde der Welt etwas von ſeiner Perſon erzählen, was im Widerſpruch mit der Vorſtellung ſtände, die man ſich von ſeinem blondgelockten Sängerthum machen ſoll. Thiers iſt in ſeiner weltberühmten Perſönlichkeit ſo oft von engliſchen Reiſenden geſchildert worden, daß nur eine Intrigue dazu gehörte, wie ſie von gewiſſen Perſonen in Paris gegen meine Briefe angezettelt wurde, um Das, was anfangs unterhielt, ſpäter als unerlaubt in Verruf zu bringen.

[21. Brief.] Philarète Chasles iſt zu gleicher Zeit Vorſteher der Bibliotheque Mazarine. Man weiß vielleicht nicht, daß dieſer geſchmackvolle Kritiker, der ſich leider in neuerer Zeit mehr mit England als mit Deutſchland beſchäftigt, vor zwanzig Jahren Schriftſetzer war. Es macht ihm Ehre, ſich

so aufgeschwungen zu haben. Von seinem Autodidaktenstande her hat er sich eine Abneigung gegen gelehrthuendes, pedantisches Wesen erhalten und schreibt Bücher und Aufsätze, die der gründlichen Vorbereitung nicht ermangeln, aus der Masse des Materialismus aber nur die Lichtpunkte und wirklich anziehenden Thatsachen hervorheben.

Die Zahl der Kenner deutscher Literatur nimmt immer mehr zu; doch scheint die neuesten St. René Taillandier, Professor in Montpellier, noch überflügeln zu wollen. Wenigstens ist er bis auf die letzten Erscheinungen der Tagesliteratur vorgedrungen und scheint sich in neuerer Zeit auch von den Einflüsterern befreit zu haben, die ihm von Paris aus vorschreiben wollten, was er in Deutschland für bedeutend halten sollte oder nicht. Wenn Taillandier jetzt in der Revue des deux mondes über Karl Beck, Franz Dingelstedt, Robert Prutz Aufsätze bringt, so wird man im Bureau dieser Zeitschrift regelmäßig eine Menge anonymer Briefe mit dem Pariser Stadtpoststempel vorfinden, lautend: „Herr Redacteur, Sie schaden der Achtung Ihres Blattes, wenn Sie Frankreich mit Schriftstellern bekannt machen, die in Deutschland nie genannt werden, u. s. w." Man würde staunen, wenn ich die Namen jener Schriftsteller nennen wollte, die hier gegen die Anerkennung ihrer Landsleute Kabalen schmieden.

Von Henri Blaze ist soeben eine Sammlung seiner zerstreuten Aufsätze über deutsche Literatur unter dem Titel: Poëtes et écrivains de l'Allemagne erschienen. Henri Blaze de Bury war früher Legationssecretär in Weimar und ist jetzt im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Seine Frau, eine junge, liebenswürdige Engländerin und vielseitig gebildet, spricht vortrefflich deutsch und führt selbst, unter dem Namen Arthur Dudley, englisch und französisch die Feder. Blaze ist von dem Vorwurf nicht freizusprechen und er gesteht dies mit bescheidener Rückhaltung selbst ein, daß seine Kenntniß deutscher Poesie, so gründlich sie hie und da erscheint, auf Vollständigkeit keine Ansprüche machen könne. In eigner Person lyrischer Dichter, hat er sich vorzugsweise mit Goethe und den Schwaben beschäftigt, den

Fauſt überſetzt und die etwas monotone Weſenheit unſerer Frühlingsdichter am tiefſten in ſich aufgenommen. Sind ihm dadurch manche Erſcheinungen entgangen, ſo hat er unbedeutende Namen und das Mittelgut einiger nachahmenden Talente überſchätzt. Seine Hingebung aber an Das, was mit ihm alle Franzoſen für das eigenthümlich Deutſche halten, iſt nicht die Folge eines kalten Studiums, ſondern einer dichteriſchen Begeiſterung, die ſich dem Gegenſtande, den ſie liebt, verwandt fühlt.

Die Franzoſen wollen an den Deutſchen nur Das anerkennen, was ſie ſelbſt nicht beſitzen. Die deutſche Literatur ſoll ihnen durchaus eine geſpenſtiſche Ruine im Mondſchein mit Geiſterſpuk und Elfengeflüſter ſein. Sie, welche Voltaire, Rouſſeau, Racine haben, dieſe Dichter des Herzens und der geſunden Vernunft, weiſen Alles zurück, was ſich jenſeits des Rheins als Roman, Drama, ſocialer Gedanke ebenfalls herzlich und vernünftig ankündigt. Von den Deutſchen wollen ſie nur Geſpenſter, Hexen, Burgruinen, Ritter-Legenden und blaue Teufelsmärchen. Alles Uebrige erſcheint ihnen an den Deutſchen überflüſſig und franzöſiſche Nachahmung.

Und haben wir doch auch in Deutſchland den Geſchmack, der nur das für poetiſch erklärt, was romantiſch iſt, d. h. unwahr, unbeſtimmt, flimmernd. Glücklicherweiſe hat ein Goethe gelebt und drückt unbeſtrittenermaßen die majeſtätiſche Fülle des den Deutſchen möglichen Dichtens und Denkens aus. Wer in Frankreich eine tiefere und gerechtere Analyſe der deutſchen Literatur vertreten wollte, müßte an Goethe anknüpfen und aus dieſes auch in Frankreich bewunderten Heros Wirken und Schaffen heraus die verſchiedenen Geiſtſtrömungen und Lichtſtrahlungen angeben, nach welchen hin ſich die deutſche Literatur entwickelt hat. Denn in Goethe zeigt ſich nichts nach einſeitiger Abſchüſſigkeit. Er war Phantaſt, wo das Phantaſtiſche hingehörte, und vernünftiger Denker, wo die Geſetze des Denkens galten. In der Hexenküche des Fauſt iſt er nicht ſtehen geblieben, wie ſich die Franzoſen einbilden, die unter einem deutſchen Dichter einen halben Viſionair verſtehen und nicht begreifen, wie Callot-Hoffmann ſo ſchnell bei uns vergeſſen ſein konnte. Durch Goethe müßten ſie

das Grundſchema, den urſprünglichen Grenzbezirk kennen lernen, innerhalb deſſen ſich bei uns die ſchaffenden Geiſter entwickeln. Nach der Seite des Liedes hin, nach der Seite des Romans, des Dramas, der Kunſtkritik und der Weltbetrachtung bezeichnet Goethe vollſtändig die Bedingungen des deutſchen Schriftenthums. Aber der Franzoſe hat ſeit Voltaire und Rouſſeau nur dichteriſche Specialitäten gehabt, d. h. Dichter, die nur in einer Form, z. B. als Dramatiker oder Odenſänger, ſich auszeichneten. Es fehlt dem Franzoſen der Sinn für umfaſſende dichteriſche Individualitäten, die ſich nach allen Richtungen hin aus ihrer Schale löſen, wie Goethe und Schiller thaten. Der Geiſt eines vorzugsweiſe in einer abgezogenen Welt lebenden Volkes iſt eben univerſell, und das ſollte den Franzoſen geſagt werden.

Man ſollte die Franzoſen belehren, daß es in Deutſchland auch eine Sonne giebt und nicht immer der Mond ſcheint. Man ſollte ihnen einige Legionen unſerer Dorfteufel und Grubengeiſter gebunden ausliefern und ihnen klar machen, daß der Schwarzwald, die myſtiſche foret noire, die ſie ſich voll mittelalterlicher Teufelstraditionen denken, mit nichts Teufelsmäßigerem anfängt, als mit den Spieltiſchen des Pariſer Croupiers Benazet in Baden-Baden. Aber es iſt ein Unglück mit uns — jetzt reiſt ein Herr Martin und will wieder über Deutſchland Neues bringen, ich wette, auch Herr Martin ſieht nur Hexen und Teufel und läßt die geſunde Vernunft, weil man dieſe in Frankreich geſünder hätte, am Wege liegen.*)

Giebt es in Paris eine unpartheiiſche, glaubwürdige Kunſtkritik? Vielleicht überall, nur nicht auf dem Gebiete der Bühne. Selbſt der wärmſte Lobredner hieſiger Zuſtände muß eingeſtehen, daß die Bühnenerfolge nur bei großen und bedeutenden Namen, wie Victor Hugo, Alexander Dümas u. ſ. w. auf eine Würdigung zu rechnen haben, die mit der Wahrheit übereinſtimmt. Daß une fille du regent von dem

*) Ueber dieſen Gegenſtand ſchrieb L. Schücking in der Köln. Zeitung vom 29. Juni 1846 einen trefflichen Aufſatz: „Das träumeriſche Deutſchland".

Letztern nicht angesprochen hatte, war allerdings überall ersichtlich, und doch auch hier wurde die nackte Wahrheit mit wunderlich bunten Kleidern verdeckt.

Dies geschieht nicht den Verfassern zu Liebe, sondern im Interesse der Directionen. Die letzteren wenden jedes Mittel an, um die neuen Stücke, von deren Erfolgen sie bestehen und mit denen sie die Concurrenz der anderen Bühnen aushalten müssen, in Gunst und Aufnahme zu bringen. Die wöchentlichen Berichterstatter über die Theater, und wären es J. Janin, Theophile Gautier und Andere, werden an hundert, ihnen oft unsichtbaren Fäden gelenkt. Der Berichterstatter selbst ist vielleicht ein wahrheitsliebender Mann. Er würde gern offen und frei seine Meinung äußern, aber er darf nicht; denn entweder sind die Hauptredacteure der Zeitung mit den Bühnenlenkern in unmittelbarer Beziehung, oder die Eigenthümer der Zeitungen, die oft zum Bestehen derselben noch zuzahlen müssen, machen wenigstens auf die Benutzung der freien Theaterentréen Anspruch. Die Redaction muß da ihren Brotherren willfahren. Wünschen diese eine Loge im Vaudeville, in den Variétés, eine Loge für sich und ihre Frau oder ihre Geliebte, so müssen die Redacteure die Loge anschaffen und können unmöglich die Directoren um diese Gefälligkeit angehen, wenn sie deren neue Stücke eben getadelt haben. Von dem Einfluß der Schauspielerinnen, die sich für jede neue Rolle allen Zeitungsbureaux und Bühnen-Referenten persönlich empfehlen, will ich nicht reden. Nur so viel ist ersichtlich, daß die Pariser Theaterkritik unzuverlässig ist und im Ganzen mit der des Wiener Burgtheaters Aehnlichkeit hat, wo man auch die Berichterstatter mit verbundenen Augen Eiertänze halten sieht.*)

Unseren deutschen Bühnenverhältnissen kommen die des Theatre Français am nächsten. Man hat auch hier ein wandelbares Repertoir, das nicht täglich dieselbe Vorstellung wiederholen darf, auch hier Abonnenten, die Ansprüche auf Abwechselung machen, auch hier lebenslängliche Anstellungen. Deshalb finden sich aber auch andere, minder schmeichelhafte

*) 1846!

Aehnlichkeiten mit unsern Hoftheatern. Neben großen Künstlern unbedeutende Anfänger, die allmächtige Herrschaft der lebenslänglichen und pensionsfähigen Mitglieder (Sociétaires) über die Annahme der Stücke und die Anstellung neuer Mitglieder, sprödes Zurückweisen jedes Talentes, das den im Genuß Befindlichen gefährlich werden könnte, alte Mitglieder, die nicht mehr gut zu verstehen sind und an schwachem Gedächtniß leiden. Auf keinem Pariser Theater ist der Souffleur so vernehmbar als auf dieser Musterbühne. Nirgends drängen sich die alten Herren so an den Kasten der Mitte, diesen unterirdischen Tempel der Muse des Gedächtnisses, als im Theatre Francais. Samion, Prévost u. s. w. sind tyrannische Greise, die sich in ihrer Stellung sicher fühlen und der jungen spielenden oder dichtenden oder kritisirenden Generation, ganz wie unsere noch lebenden Schröders und Eckhoffs, eine unerschütterliche Verachtung entgegenstellen.

Viel gewandter und frischer wird auf den kleinen Theatern gespielt, von denen ich das Odéon mit seinen langweiligen dramatischen Exercitien und dem Mittelgut seines Personals ausnehme. Im Theater Palais Royal, Vaudeville, in den Variétés und dem Gymnase wird man immer die frischesten Kräfte und meisterhaft abgerundete Vorstellungen finden. Wer lachen will, gehe in's Theater des Palais Royal! Hier herrscht die Ausgelassenheit. Eine reiche Auswahl von kleinen Stücken und nicht eben großen, aber angenehmen Schauspielern lockt die Menge. Levassor tritt hier bald als Student, bald als Bauer auf, als Charlatan, Taschenspieler, Bänkelsänger, alte Frau, in hundert Verkleidungen und meistentheils von bester Laune. Ich sage meistentheils; denn Levassor ist eben so leicht zerstreut und kann in einer Parthie, worin er nicht anspricht, eben so flau werden, wie er uns an einem günstigen Tage vor Lachen nicht zu Athem kommen läßt. Sainville ist einer jener Komiker, die sich mehr den Deutschen nähern, z. B. Räder in Dresden. Ein unerschöpflicher Gleichmuth und eine rapide, dabei immer monoton ruhige Vortragsweise wirken unwiderstehlich. Grossot und Touzez eignen sich mehr für jene burlesken Späße, die auf dieser Bühne besonders zur Carnevalszeit in

den ſogenannten Revueen, wo alle Thorheiten des vergangenen Jahres am Publikum vorübergeführt werden, mit tollſter Ausgelaſſenheit auftreten. In den kranken Kartoffeln wurden der ewige Jude, Dſchalma, Fräulein Cardoville, beſonders aber Marie Anne, die Volksmutter, ariſtophaniſch verſpottet. So oft Marie Anne erſcheint, fängt das auf der Bühne verſammelte Perſonal zu ſchluchzen an. Marie Anne hört man ſchon hinter den Couliſſen gleichſam auf Thränenbächen heranſchwimmen. Pauvre mère! heult Alles. Pauvre enfant! Oh la misère du peuple! Oh pauvre mère! Pauvre Famille! Sie ſelbſt jammert: Oh que je suis pauvre femme! Que je suis pauvre épouse! Alles zieht ſeine Taſchentücher hervor. Sie werden feucht, zuletzt windelnaß, man drückt die Taſchentücher auf der Bühne aus. Ein Strom von Thränen rieſelt über die Bretter. Marie Anne, die Mutter aus dem Volke, geht, getröſtet nur durch den Gedanken an die Caſſeneinnahmen in der Porte St. Martin, vor dem weinenden König Kartoffel I. und ſeinem kranken Hofſtaat vorüber.

Aehnliche Späße, deren Wiedererzählung zu weit führen würde, finden auf dem Theater Vaudeville ſtatt, wo mir Bardou in ſeiner Vielſeitigkeit am meiſten gefällt. Derſelbe Künſtler, der vor vier Jahren den ſtumpfſinnigen Maurer Gauthier in den „Memoiren des Teufels" ſpielte, ſtellte in einer luſtigen Farce, die ſich für Wien eignen würde, un mari perdu, einen allerliebſten alten Suitier aus der Provinz hin, der nach Paris geſchickt wird, ſeiner Frau Bruſtkuchen zu holen und dabei in den Strudel der Pariſer Vergnügungen geräth. Tetard ſtrebt, ein zweiter Ravel zu werden. Auch Leclère und Mad. Guillemin ſind komiſch. Ein reizendes Frauenperſonal bewunderte ich in den ariſtophaniſch gedachten „Göttern des Olymp". Zwölf jugendliche, von Humor überſprudelnde und kaum vor Luſt, ſich zu zeigen und ſich hervorzudrängen, zu bändigende weibliche Weſen. Sechs deutſche Theater fänden hier Frauenvorrath an einem einzigen; denn an den Varietés iſt die Zahl der talentvollen weiblichen Mitglieder eben ſo groß.

Nur an dem berühmten Arnal habe ich keinen Geſchmack

finden können. Auch Arnal ſpielt in ſeinen kleinen einactigen Stücken am Vaudeville. Arnal iſt ein Mann von Bildung und zugleich Schriftſteller, in ſeinem Spiel ſieht man ihm dieſe Eigenſchaften nicht an. Arnal's Stücke ſind jene bekannten einactigen Scenen: Um Mitternacht, Ein Herr und eine Dame u. ſ. w., die bei uns, „weil ſie ja ganz unwahrſcheinlich ſind", immer in Gefahr ſtehen, ausgepfiffen zu werden. Dieſe ſeinen kleinen Scherze, oft dem Leben mit holländiſcher Genrebildtreue abgelauſcht, würde unſer Beckmann, wenn ihn das Publikum unterſtützte und ſich ſein Humor vor dem Parterre gehen laſſen dürfte, komiſcher geben, als Arnal. Arnal iſt trocken, ohne Mienenſpiel, ohne Steigerung, ohne Leidenſchaft, er endet ſeine Poſſe, wie er ſie anfängt. Wenn er in der Mansarde du crime ſeine Frau für eine Mörderin hält, ſo ſpricht er das mit derſelben Gleichgültigkeit, mit demſelben Unterlaſſen alles äußern Spiels, alles Haarſträubens, alles tragiſchen und deshalb komiſchen Entſetzens, als wenn es ſich um jede andere unbedeutende Entdeckung handelte. Deutſche Komiker würden hier nicht ſo flau ſein, wie Arnal. Freilich iſt unſer Publikum eigen! Es lacht auch bei uns über einen ſolchen Scherz, ſo lange er geſpielt wird, und ziſcht, wenn der Vorhang fällt. Der Schauſpieler bei uns giebt dieſe Poſſen, allenfalls zu ſeinem Benefiz, ſchon mit dem Gedanken, daß ſie durchfallen, und verwendet nicht die Hälfte ſeines Talentes darauf. Dürfte z. B. Beckmann darauf rechnen, daß eine von ihm mit all' ſeinem Situationswitz ausgearbeitete Arnal'ſche Spielſcene ſo harmlos und theilnehmend aufgenommen wird, wie man dergleichen hier in Paris aufnimmt, er würde Arnal bei Weitem übertreffen.

Mit Bouſſé traf ich es diesmal unglücklich, weil ſeine neue Rolle im Mouſſe, der Schiffsjunge, wenig Anderes bietet, als die Vorſtellung, wie dieſer gemüthvolle, naturwahre Künſtler etwa den Pariſer Taugenichts ſpielt. Den Mouſſe, den Schiffsjungen, hat man in Hamburg gleich wieder an ein Frauenzimmer ausgetheilt und dadurch das allerdings nicht ſehr ſpannende Stück vollends läppiſch gemacht. Glücklicher traf ich es mit den Enfants de troupe, wo Bouſſé einen jun-

zücktem Auge ins Jenseits blickend! — (steht auf) Und doch — Sollt' ich denn des finstern Geistes nicht mächtig werden, der mich umkreist? Sollt' es unmöglich sein, frei zu werden von diesem magnetischen Zuge, der mich wie mit Riesenarmen hinunterzieht in das Reich der ewigen Nacht? Was ist es denn, was schon seit meiner Knabenzeit an mir nagt und mich mit Angst vor dem Tode erfüllte, den ich dennoch *suchte*, den ich auf tausend Proben stellte und der nicht *von* mir ließ, wie ein angebornes Gelüst des Diebstahls, wie eine im Blute uns beherrschende unbesiegbare Leidenschaft! Selbstzerstörung — räthselhafter Trieb unglücklicher Menschennaturen! Wie im Fieberwahn schwanken im Leeren, tasten nach Hülfe, nach Rettung und sie nicht finden — nicht in der eigenen Brust, nicht in fremder Liebe! Einsam wandeln — keinem Menschen zur Freude, keinem zum Gewinn, furchtbare Macht der Gedanken, wenn sie einmal gebannt sind auf *diese* einzige Straße — nichts bringt sie von dem dunkeln Wege wieder ab; Alles, was das Leben uns bietet, wird in die Strömung dieser Empfindungen hinuntergerissen, und so vertraut wird man mit dem Grabe, daß es uns Feigheit erscheint, wenn man ihm aus dem Wege geht! — Italien! Fennimor! — Ah! — (Pause.) Ist der Mensch Herr seines irdischen Daseins? Hat er ein Recht, diesen schönen Garten der Natur, dies bunte Gewühl des Lebens, diesen Tempel so vieler großen und edeln Pflichten *vor* der Stunde zu verlassen, die der Glockenschlag des Schicksals angiebt? — O, wenn ich eine Hand wüßte, die mich mit tyrannischer Gewalt ins Leben zurückführte, eine Hand, deren kraftvoller Druck mir in die erstarrten Adern Muth und Wärme

gen Rekruten ſpielt mit der ganzen wunderbaren, vom Souffleur völlig freien Geläufigkeit ſeiner Zunge und allem Aufwand jener Mittel, die uns zugleich lachen und weinen machen. Das eigenthümliche Weſen der Bouffé'ſchen Rollen iſt uneigennützige Aufopferung, bald für einen Bruder, bald für eine Schweſter, hier in dem kleinen Militairdrama für ſeinen Offizier. Nicht zu beſchreiben ſind die Miſchungen und Uebergänge ſeines Weſens, ſein Wiegen und Schlenkern des Körpers, halb aus Verlegenheit, halb aus einem dem Volk eigenthümlichen Haſchen nach Tournüre, geſchwätziges Nichtredenwollen, plauderhafte Zurückhaltung, Durchgehen des Herzens in geſtrecktem Galopp möcht' ich ſagen, wenn bei Alledem der Verſtand die Zügel anzieht, um es zurückzuhalten, — kurz es geht Jedem ſo, daß er von allen Pariſer Darſtellern Bouffé am liebſten gewinnt.

Außerdem wirken an den Variétés, die unter Neſtor Roqueplans Leitung ſtehen, noch ein gewiſſer Hoffmann, der eine hübſche Stimme und im Spiel etwas Friſches und Natürliches, ja ſelbſt Rohes und Ungeſchultes und dadurch eben Anziehendes hat, die beiden Lepeintres, von denen der ſogenannte jüngere ein dicker, alter, drolliger Spaßmacher iſt, der wie ein Abbé aus den ſchönen Tagen der Bernis und Pompadour ausſieht und wol manchmal im Ausmalen von Lüſternheiten mit dem Schnalzen ſeiner Zunge im zahnloſen Munde etwas zu weit geht, beſonders aber Hyacinthe, der trotz ſeiner langen, abſchreckend gebogenen, Wahl'ſchen Naſe einer der komiſchſten Schauſpieler iſt, die man ſich denken kann. Wer begreifen will, warum ſo viele franzöſiſche einactige Stückchen bei uns nicht anſprechen, ſehe Hyacinthe! Wenn Hyacinthe ängſtliche Handlungsreiſende, Apotheker oder Leute aus der Provinz ſpielt, die nach Paris kommen, um ihr Glück zu machen, und dann dieſe Figuren in's Deutſche übertragen werden, ſo machen wir ſogleich hüpfende, ſpringende, trippelnde Fratzenſchneider daraus, die ſich echauffiren, ſchreien, den Effect um jeden Preis durchſetzen wollen und am Schluſſe dieſer Poſſe ſie wirklich als eine ungeheure Albernheit erſcheinen laſſen. Da ſehe man Hyacinthe! Dieſe bewegte Ruhe! Dieſe pfiffige Dummheit! Dieſe lächelnde Weinerlichkeit! Dies

ſeine Mienenſpiel von beinahe fünf Minuten, wo er bald Dieſen furchtſam, bald Jenen dreiſt, den Einen bittend, den Andern trotzig anſieht, nicht begreifen kann, ſich endlich orientirt und, nachdem er die ganze Situation erſchöpft hat, in aller Ruhe zum Gelächter des Hauſes ſagt: „Bitte um Entſchuldigung, meine Herren! Meinen Sie mich?“ Dies ſind die Stellen, wo ſich unſre Komiker und Bonvivants ſo entſetzlich echauffiren, daß ihnen die Augen aus dem Kopf quillen und eine Steigerung ihrer durch die Situation bedingten Verlegenheit oder Angſt oder ihres Unwillens gar nicht mehr möglich wird.

Auf dem Gymnase dramatique wirkt die unſtreitig liebenswürdigſte aller jetzt vorhandenen Pariſer Schauſpielerinnen Roſe Chéri. Geiſt, Gemüth und Schönheit befinden ſich hier im ſeltenſten Verein. Wir haben in Deutſchland vielleicht eine Darſtellerin, die eben ſo ſchön iſt, dann iſt ſie ohne das gleiche Talent, oder ſie hat das gleiche Talent, dann iſt ſie wieder nicht anziehend. Fräulein von Hagn mit der Schönheit, die ſie vor fünfzehn Jahren, mit dem Geiſt, den ſie jetzt, mit der Seele, mit dem gläubigen, guten, nochmals guten und zum dritten Male guten Auge, das ſie niemals hatte, das wäre etwa Roſe Chéri. Dieſe Künſtlerin iſt kokett, aber dabei unendlich weiblich, ſie weiß ihrem Auge Thränen zu entlocken, die wirklich aus der Quelle des Herzens kommen. Ja, ja, Ihr deutſchen Schauſpielerinnen, ſtudirtet Ihr mehr, läſet, läſet, bildetet Euch, vertändeltet Eure Zeit nicht mit Putz, Beſuchen, Koketterien, zögt Ihr den Umgang mit Dichtern und Denkern dem Umgang mit adligen und militairiſchen Claqueurs vor, bildetet Ihr Euch aus Euch ſelbſt heraus, verjagtet jeden Eigendünkel, forſchtet in Eurem Herzen, verachtetet das Gemeine, Flatterhafte, Irdiſche, jagtet nicht nach flüchtigem, erbärmlichem Zeitungslob, verbötet Euch unbedingt ein jämmerliches kleinſtädtiſches Gaſtiren auf den troſtloſen Provinzialbrettern, wo Ihr in der ſtümperhaften Umgebung Euch ſelbſt verliert, verachtetet Geld und Geldeswerth, bildetet Ihr Euch einen hohen, heiligen Begriff von der Kunſt und forſchtet, wohin Ihr blickt, nach dem Tiefſten in der Menſchenbruſt, — dann käme ſo etwas heraus von der Weihe, die Roſe Chéri umgiebt.

Schließlich bemerke ich noch, daß Frédéric Lemaitre alt und gebrochen iſt und von ſeiner frühern Heldengröße nur das funkelnde Auge behalten hat, und daß Debüreau, der von J. Janin gefeierte und neuerdings von George Sand beſchützte Harlekin des Seiltänzertheaters, kaum noch an einem Faden am Leben hängend, immer noch ſeine ſtummen Pantomimen ſpielt. Einen halbtodten, ſchwindſüchtigen Mann, der mit Mehl bemalt iſt, ausgelaſſene Späße machen zu ſehen, um ſich und die Seinen zu ernähren, iſt ein Anblick, der in die Freuden und Leiden des Bühnenlebens eine wehmüthige Fernſicht gewährt.

Am 3. Mai, zur Nachfeier des Philippstages, ſprangen in Verſailles die großen und kleinen Waſſer. Fünfzigtauſend Menſchen, wie vor vier Jahren, als ſich das große Eiſenbahnunglück ereignete, hatte wieder der reizendſte Frühlingstag in dieſe zaubervollen Gärten gelockt, unter andern Ibrahim Paſcha, der mit einem Gefolge von einem Dutzend Türken in ihrem nüchternen, modernſirten Coſtüme durch das Menſchengewühl in königlichen Wagen fuhr. Die Franzoſen ſchütteln den Kopf, was ſich ihr König für ſonderbare Gäſte kommen läßt! Und der Beſuch iſt nicht etwa eine künſtliche Geſandtſchaft, wie die perſiſche, wie einſt die Umgebungen Ludwig's XIV. den ſterbenden Monarchen täuſchten, ſondern der wirkliche Ibrahim Paſcha, der Schlächter von Morea, der auf ſeinen griechiſchen Feldzug wie auf eine erſte unſchuldige Jugendverirrung zurückzublicken ſcheint. Ibrahim Paſcha zeigte ganz jene türkiſche, gelangweilte Ruhe und geſättigte philoſophiſche Ernſthaftigkeit, die man im jardin des plantes an den Panthern, Tigern und Löwen ſtudiren kann. Ein ſolcher Wüſtenbewohner hinter dem eiſernen Käfig blickt uns faſt idylliſch, tiefſinnig ernſt an! Wer erkennt an dem Thier die unartigen Späße, die es ſich erlauben würde, wenn man ihm unter den Säulen von Memphis begegnete? Ibrahim Paſcha ſaß in Louis Philippe's elegantem Landau mit der ganzen menſchenverachtenden Ruhe eines ſolchen Wüſtenkönigs, der gegen ſein Naturell und die groben Krallen nichts kann. Man ſieht ihm an, daß er ruhig ſeinen Kaffee oder ſeinen Sorbet ſchlürfen würde, wenn auch einige Dutzend

Griechenkinder vor ihm am Spieß ſtäken; denn ihm thut fremder Schmerz nicht weh, ihm macht das Schreien ſeiner Opfer kein Gliederreißen, er iſt vor Allem Türke, geborner Herr der Welt. Louis Philippe wird nichts von dieſen phyſiognomiſchen Studien anerkennen. Er treibt Politik wie ein Börſengeſchäft und kümmert ſich wenig um die Anfänge der Menſchen, die er braucht. Er giebt dieſem Ibrahim Paſcha das Großkreuz der Ehrenlegion. Wäre ich der Dichter Ponſard, ich hätte an demſelben Tage mein rothes Bändchen einem Könige zurückgeſchickt, der ſo wenig von jenem edlen, chevaleresken Takte hat, der ſelbſt in Deutſchland unſre kleinen Purpurgebornen auszeichnet. Heinrich von Bordeaux, der mit Chateaubriand's Jordanwaſſer getauft worden iſt, würde dem „Beruhiger Moreas" keinen franzöſiſchen Orden gegeben haben, und wenn er hundertmal die Höfe von St. James, Petersburg, Berlin, Wien mit dieſem Zeichen einer moraliſchen Eroberung hätte ärgern können.

Doch der Türke trübe uns die Waſſer von Verſailles nicht! Sie ſprangen im funkelnden Sonnenſchein. Nicht gerade gewaltig hoch, wenigſtens verdirbt der unermeßliche blaue Horizont die Wirkung des Steigens, aber doch ſo maſſenhaft, ſo hübſch gruppirt, ſo laubſchig ſchwatzhaft und plaudernd im grünen Laube und die verwitterten, alten, ſchwarz und grau gewordenen Marmorgruppen und Grotten belebend, daß es eine Feenpracht geweſen wäre, wäre man allein geweſen. Verſailles iſt viel poetiſcher, wenn man durch ſeine grünen Bogengänge allein wandelt und den Zeiten und Menſchen und dem Himmel und der Erde nachdenken kann. Und dabei iſt hier nicht Alles rococo, putzig, wunderlich. Nein, wir glauben oft in Belriguardo zu ſein, ſtehen an Weihern mit ſtolzen Schwänen, grünen Boskетten mit weißſchimmernden Statüen, hören rings dieſe Waſſerwelt brauſen und rauſchen, und es iſt uns, als müßte Taſſo kommen und es finge die ſüße Melodie jener Verſe an, wenn die beiden Leonoren beginnen:

Du ſiehſt mich lächelnd an, Eleonore,
Und ſiehſt Dich ſelber an und lächelſt wieder —

Du ſiehſt dich ſelber an? Dieſer Witz der Sanvitale

beruht auf einer pſychologiſchen Bemerkung. Hier in Verſailles lernt man dies Dämmern und Träumen, das Sich-gleichſam-nur-ſelbſt-anſehen.

Vor vier Jahren hatte ich nur einen vierten Theil des innern Schloſſes durchwandert und war bereits ermüdet. Man muß auf Verſailles mehre Tage verwenden und ſich im Gaſthof des Reservoirs einmiethen. Es iſt werth, in den Sälen zu verweilen und da Schritt vor Schritt zu wandeln, wo einſt ſo viel gewaltige Menſchen ſtanden und ſo viel Erinnerungen an bedenklichen Ruhm und nicht immer beneidenswerthe Größe aufgehäuft ſind. Die Zimmer Ludwig's XIV. werden gezeigt, die Zimmer der Maintenon, das kleine Privatkapellchen, wo nur etwa zwei Menſchen ſtehen können und wo der König in ſeinen alten Tagen kniete und durch akuſtiſche Vorrichtungen der lauſchenden Maintenon, dem Beichtvater und allenfalls einem wachestehenden Offizier dabei vernehmbar wurde. Ueberall bei dieſen Erinnerungen auf der einen Seite ein ſündhaftes, frevelndes Ueberheben des eigenen Menſchenwerths als Monarch, auf der andern ein im tiefſten Staube kriechendes Winſeln vor Gott, wie wir leider noch jetzt in autokratiſchen Königskäpfen eine ſolche beklagenswerthe Verwirrung der Begriffe, eine Ueberſchätzung der eigenen Würde, verbunden mit einer ſolchen eingebildeten, ſich Alles erlaubenden Privatvertraulichkeit mit Gott antreffen. Die Zimmer der Königin waren ſo angelegt und verbaut, daß ſie wenig von dem erfuhr, was ſonſt im Schloſſe aus- und einging und was nach den Trianons hinüberſchlüpfte. Man zeigt die kleine Thür, wo ſich Marie Antoinette vor der Wuth des Volkes flüchtete, eine Thür, die unter einem Gemälde nur von halber Mannslänge angebracht iſt und durch die man ſich tief zur Erde bücken muß. Die Demüthigung einer ſolchen Selbſtüberſchätzung, wie ſie hier gethront hat, kann uns nicht tröſten; denn ſie traf die minder ſchuldloſen Häupter. Der kecke, hochmüthige Aufwurf des Kopfes in der kleinen Statue Marie Antoinettens ſoll uns nicht gegen die unglückliche Frau einnehmen; denn was macht nicht zuweilen aus unſeren Phyſiognomieen die Grille oder das Ungeſchick der Künſtler?

Ueberreich, faſt erdrückend iſt die nicht endende Fülle von hiſtoriſchen Bildern, die hier geſammelt wurden. Und doch ſind ſie ihrer Stoffe, ihrer Treue wegen der gründlichſten Betrachtung werth. Der Deutſche wird ſich hier ſeines zerſplitterten Vaterlandes erinnern; er wird den Franzoſen glücklich preiſen, der durch dieſe Galerieen wandelnd ſogleich ſeine vaterländiſche Geſchichte und geordnet nach Zeitperioden und Himmelsſtrichen beiſammen hat. Da iſt jeder einzelne Atom von Ruhm und Bedeutung in das Ganze aufgenommen. Da ſtehen ſich mol Ligue und Fronde, Burgund und Lothringen, Navarra und Frankreich gegenüber, aber jetzt kommt das Ganze einem einigen Begriff zu Gute. Aber was iſt dem Bayern, der in Berlin hiſtoriſche Erinnerungen ſieht, die Zeit des großen Kurfürſten, dem Märker in München Max Emanuel! Was ſind uns Allen die Hohenſtaufen, unſre vereinzelten großen oder auch nur charakteriſtiſchen Thatſachen? Solchen trüben Betrachtungen wird man doch anders nie nachhängen können, als daß man mit einer Anklage unſrer Fürſten endet. Man wird ſich immer ſagen müſſen, dieſen hohen Herren fehlte es zu allen Zeiten an der rechten Beſcheidenheit, Bildung, Vaterlandsliebe. Sie haben ſich auch jetzt in Frankfurt am Main die Hand gegeben, nicht um unſer Volk größer, ſtolzer, reicher zu machen, ſondern nur um ſich ſelbſt, jeder in ſeiner Vereinzelung, kräftiger zu fühlen. Daß auch nur Einem einſiele, von ſeiner Macht etwas abzugeben, um dadurch das Ganze zu ſtärken! Jeder ſpielt noch jetzt auf ſeinen Quadratmeilen Ludwig XIV. und dehnt ſich im behaglichen Vollgenuſſe ſeiner Würde. Derjenige Fürſt, von welchem man der alten abgelebten Diplomatie zum Trotz eine Verjüngung Deutſchlands und unſeres politiſchen Organismus erwartete und der gewiß in Ludwig's von Bayern und Wilhelm's von Württemberg idealem Sinne (bei dieſem mehr geſund, bei jenem mehr krankhaft) Unterſtützung gefunden hätte*), dieſer Fürſt iſt für politiſche Dinge mürriſch und empfindlich geworden und will es nunmehr mit der Religion

*) Wie ſehr iſt dieſe Vorausſetzung getäuſcht worden! Oder man müßte ſich durch die Bamberger Punktationen befriedigt gefühlt haben

zwingen, die trotz aller Papierverdruckerei und Flugſchriften-überſchwemmung nicht mehr die eigentliche Frage der Zeit iſt. Dieſe liegt höher, näher den Geſtirnen jenes wahren Himmels, der von keinem Symbolzwang weiß. Statt einer kirchlichen „Reichsſynode", wo die Conſiſtorialräthe über die Geheimniſſe unſeres Herzens abſtimmen ſollen, gebe er uns einen deutſchen Fürſtentag zur Durchſicht und Verbeſſerung jener nur proviſoriſch geweſenen Verfaſſung, die Deutſchland durch den Wiener Congreß erhielt — einen Fürſtentag, wo Deutſchland eine organiſche Einheit und wieder eine Reichsverfaſſung im neuen conſtitutionellen Sinne bekäme... das brächte den wahren Ruhm bei künftigen Geſchichtſchreibern. Nur die Könige werden hinfort die Großen heißen, die erhabenen und volksbeglückenden Ideen zu Liebe Edelſteine aus ihrer Krone nehmen und hochherzig entſagend ausrufen konnten: Dieſe Perle werfe ich in den Pokal, den ich dem Weltgeiſt zutrinke!

In dieſem grünen Verſailles unter dem blauen Frühlingshimmel, im Rauſchen dieſer kühlenden Brunnen, hingeſtreckt auf grünem Wieſenteppich und das Haupt an weiße Marmorbilder lehnend — ſchwärmt man.

[24. Brief.] L. Börne hatte die Gewohnheit, nie in franzöſiſcher Sprache, vor den Franzoſen etwas auszuſprechen, was die Deutſchen demüthigte. Man gewinnt nicht als Einzelner, wenn man für das Ganze verliert. Dieſe Handlungsreiſenden, deutſchen Stutzer vom Café Frascati, die in Paris große Freiheitshelden werden und den Franzoſen zu Liebe alles Heimiſche lächerlich finden, werden ihnen darum nicht größer und bedeutender.

Die Angelegenheiten Polens gaben Stoff zu fortwährenden Reibungen. Eine klare Empfindung konnte ſelbſt dem unbefangenſten Gemüthe hier nicht aufgehen. Die Sache der polniſchen Nationalität wird überall Theilnahme finden, und doch iſt dies dieſelbe Nationalität, die ſich durch panſlaviſtiſchen Deutſchenhaß ankündigt. Vollends hat die neue ſociale Lehre, die Lehre vom Volk, vom Arbeiter, der ſeines Lohnes werth iſt, vom Bauer, als Unhörigen des Adels, doch ſo tief in uns Wurzel geſchlagen, daß wir nicht wiſſen, wie

wir uns die Contrerevolution der Bauern deuten sollen. Endlich sieht man trotz öffentlicher Actenstücke einen geheimen violetten Faden von Krakau nach Rom sich ziehen. Priesterfanatismus macht uns immer mißtrauisch.

Man kann nicht sagen, daß sich in Paris eine besondere Aufregung für die Polen zeigte. Brüdern und Schwestern der Emigration, die daheim in Gefahr waren, die Ihrigen eines schmählichen Todes sterben zu sehen, erweckten natürlich Mitgefühl. Die katholische, legitimistische Aristokratie drückte dem Fürsten Czartorysti ihre Theilnahme aus. Man eröffnete eine Unterzeichnung für die Polen. Victor Hugo hielt eine kalte, gezirkelte Rede mit historischen Paralleken und frostigen Antithesen. Sonst wollte es in keiner Weise zum rechten Aufschwung kommen. Nur die Erzählung von den aus dem Wiener Cabinet versprochenen Kopfgeldern an die Bauern erbitterte. Deutschland, das immer so unglücklich ist, vor Europa durch die Politik des Fürsten Metternich vertreten zu werden, mußte wieder einmal beschämt die Augen niederschlagen.

Preußens Haltung milderte eine Zeitlang die Entrüstung. Man glaubte in Preußens Politik gegen die Polen mehr Mäßigung und Milde zu entdecken, und es war sogar bei der Emigration im Werke, dem König eine Adresse zu votiren. Noch mehr. Wäre die Idee, Polen wieder herzustellen und ihm in einen preußischen Prinzen (Karl?) oder österreichischen Erzherzoge (Stephan?) einen Herrscher zu geben, durchaus so chimärisch? Die Communisten, gleichgültig für alles Volksthum, jubelten. Sie sagten: Seht Ihr nicht, daß Eure politische Methode veraltet ist? Seht Ihr nicht, daß Nationalität ein leerer Schall ist? Der Bauer will individuelles Glück, selbstständige Freiheit, er will sich nicht für die Krone eines Czartorysti todtschlagen lassen, er schlägt lieber den Czartorysti und seine Sendlinge selbst todt. Erwiderend muß man fragen, warum aber in Posen bei den adligen Revolutionairen selbst Communismus? Oder war das nur ein polizeiliches Aushängeschild, um die Begüterten zu schrecken?

Das Kopfgeld (10 Gulden per Leichnam) mußte die Communisten über ihre Bauernphilosophie aufklären. Guizot stellte diese künstliche, nach dem schlauesten Macchiavellismus

ersonnene Gegenrevolution in Abrede. Herr von Zedlitz, der Sänger der Todtenkränze, der sich darauf verstehen muß, lobte dafür Guizot in der Augsburger Zeitung, und jene durch „Geldversprechungen hervorgerufene Gegenrevolution" soll eine Erfindung müßiger Köpfe gewesen sein. Uebergroßer Eifer der Unterbeamten wurde zugestanden. Szela wird vielleicht bestraft. Genug, Fürst Metternich hat die Preußische Staatszeitung so entschieden zurechtgewiesen, daß es fast aussah, als kämen die drei Mächte um ihre gemeinschaftliche Sache in Hader.

Man entdeckte endlich auch so viel Pfaffenthum in diesem kurzen blutigen Trauerspiel, so viel Haß gegen Deutschland, nicht allein gegen das diplomatische Deutschland, für das wir nicht können, sondern gegen jedes deutschredende Deutschland — und zu unserem Glück auch gegen die Juden. Ich sage zu unserm Glück. Denn da die öffentliche Meinung in Deutschland besonders lebhaft von israelitischen Publizisten bestimmt wird, so war die Erhebung gegen die Juden ein Glück für uns. Die Presse wurde entschieden deutsch gesinnt.*) Die Haltung der liberalen deutschen Zeitungspresse machte in Paris Aufsehen. Sie verband Achtung vor der nationalen Sache der Polen mit der Wahrung des selbstständigen deutschen Bewußtseins, wenigstens so lange, bis die Auslieferungen stattfanden und dann freilich ein schmerzliches Schweigen an die Stelle des Wortes treten mußte.

Versailler Frühlingsträume waren vor diesen Auslieferungen z. B. folgende: Die Politik des neunzehnten Jahrhunderts ist so sehr auf Humanität gebaut, die Bildung des Staatsmannes ist eine zu öffentliche und geschichtliche, als daß Polen je Ursache zu haben brauchte, seine Hoffnungen aufzugeben. Der Tag seiner Freiheit müsse kommen, das steht eingeschrieben in unser Herz, mag es auch sonst für die Polen nicht eben stark empfinden. Wir wissen, daß man

*) Emancipirten wir doch endlich die Juden! Es gehört zu den Mysterien der deutschen Presse, wenn ich behaupte, daß von diesem Augenblick an alle Interessen Deutschlands kräftiger und einiger in Schrift und Wort vertreten sein würden.

Nationen nicht vom Papier wegſtreichen kann. Polens Theilung iſt keine alte Mythe von den Zeiten der Völkerwanderung her. Polens Theilung iſt von Urſachen ausgegangen, die uns ſeither unſere Geſchichtskenntniß gründlich hat verachten lehren, von Männern, über welche unſere jetzigen Fürſten ſelbſt, bei ihren ſtarken religiöſen Vorurtheilen wenigſtens, den Stab brechen. Wie urtheilt wol Friedrich Wilhelm IV. über ſeinen Großohm, den alten Fritz, über Katharina, Potemkin, Kaunitz? Gewiß, dieſe Erbſchaft des achtzehnten Jahrhunderts entbehrt aller Ehrwürdigkeit. An ihr klebt kein „verſchönender Roſt der Jahrhunderte“, ſie iſt beſchämend und überredet zur Gerechtigkeit, zur beſſeren Entgeltung, Wiederherſtellung.

Ein Congreß, um Polens Theilung aufzuheben. Wenn nicht ein Staat, vorläufig ein Volk gerettet. Polens Adel werde radikal zerſtört! Der Bürgerſtand gehoben! Die polniſche Anarchie werde in ihren Urſachen erkannt und vermieden durch Inſtitutionen! Bürgſchaften gebe man für die Nachbarn, begründe eine Erbmonarchie. Ein polniſcher Staat hätte ſoviel für Wiederbelebung des Volkes, für die Heilung ſiebzigjähriger Wunden zu thun, ſoviel für Hebung der materiellen Intereſſen, Handel, Gewerbe, Ackerbau, daß an Unruhe nach Außen oder gefährliche Außenwirkung innerer Unruhe nicht zu denken wäre.

Polen — ich träume fort — iſt wieder hergeſtellt; die Schuld der Väter geſühnt. Ein edles Gefühl ſchwellt die Bruſt derjenigen Fürſten und Staatsmänner, die einen ſolchen Triumph über ſich ſelbſt vermocht haben. Ein Bollwerk gegen Rußland iſt aufgeworfen. Oeſterreich hat verloren, was es nicht bedurfte, um groß zu bleiben. Für Preußen wäre der Verluſt empfindlicher; aber Preußen habe doch nie einen Weltberuf, ſondern nur einen für Deutſchland. In der Wiedergeburt Deutſchlands und Preußens Hegemonie läge Schadenerſatz genug für den Verluſt eines läſtigen, ewig prickelnden und bei ſlaviſcher Liſt und Falſchheit widerwärtigen Beſitzes.

Rußland iſt dann entfernt! Polen drängt es nach der Türkei hin. Dort im Pontus Eurinus mögen ihm die

göſſe, nein, nein, ich folgte Euch dann nicht, ihr winkenden Dämonen! Ich klammerte mich ans Leben, wie an meine Mutter, ich riſſe mich los von dieſem nagenden Gelüſt, den Schleier des Jenſeits zu heben, und gehörte noch einmal mir ſelbſt wieder, noch einmal der Hoffnung, dem Glauben und der roſig lächelnden Schönheit des Daſeins! O, kann ich nicht bleiben, kann ich nicht leben? (Sinkt auf einen Seſſel.)

Sechſter Auftritt.

Holiday. Arthur. (Zuletzt) Toms.

Holiday

(hat den ſchwarzen Piſtolenkaſten in der Hand, den er auf einen Tiſch links ſtellt. Er tritt langſam vorwärts).

Guten Abend, Arthur!

Arthur.

Ah, Du biſt es, Eduard!

Holiday.

Du verlangteſt — meine Piſtolen!

Arthur.

Trilbie gab Dir einen Zettel —

Holiday

(weiſt auf das Käſtchen; nach einer Pauſe, in der er ſich ſelbſt ermuthigt, und dann mit ſchwankender ſcheinbar gleichgültiger Stimme).

Hier ſind ſie!

Flotten Englands und Frankreichs begegnen. Polen ist kein Freund der Deutschen. Gewiß nicht. Der Panslavismus wird eine utopistische Narrheit bleiben auch nach Polens Wiederherstellung. Ob die freisinnigen (!) Czechen und Slaven aller Orten auch dann vor Rußland kriechen und dem Czaaren als Hohenpriester des Panslavismus schmeicheln werden, weiß ich nicht, aber uns Deutschen wird man nicht vertrauen, uns nimmer schmeicheln. Die Slaven träumen von Weltreichen und glauben Alles besser zu können, als wir Deutsche. Was wäre da zu thun? Das germanische Urelement müßte in höchster Entfaltung aufblühen. Zwischen Ost und West, Slavismus und Romanismus kann der Germane nicht ferner so eingekeilt bleiben, wie gegenwärtig. Vierzig Millionen deutscher Zunge müßten ihr blondes Haupt wie Hünen schütteln und Friedrich der Rothbart müßte aus dem Kyffhäuser ziehen und die Krone einem neuen Kaiser deutschen Reiches und Wesens auf's Haupt setzen. Wie sich das machen ließe, wie sich unsere Herzoge und Großherzoge unbeschadet ihrer Titel und Hoheiten einem großen Ganzen, einem Reichskörper mit einem erblichen Fürstensenat und einer wandelbaren Volkskammer einzuverleiben hätten, das ist Sache der großen und muthvollen Eingebungen und Offenbarungen von Heroen, wie sie noch zuweilen den Nationen geschenkt werden. Nach der alten Kaiserkrone in neuem Glanze sehnt sich unser Volk. Das ist der Herzenszug, der Alles ausspricht, was in uns gährt und siedet. Gebt Polen frei und macht Euch selbst größer!

—— Doch ich muß fort aus Versailles, aus diesem gleichfalls nur durch einen großen Willen hervorgezauberten Alles in einem frühern öden und leeren Nichts. Aus der Poesie wieder in die Wirklichkeit, in die Welt der dreiprocentigen Rente, in die Politik der Auslieferungen!

[25. Brief.] Die Communisten sagen, daß diese Art, über Politik und Volksleben zu träumen, nichts als romantisches Rococo wäre und daß die Fragen der Zeit nur darin bestünden, jedem Menschen Sonntags ein Huhn in den Topf zu schaffen. Die Communisten haben, was man vielleicht noch nicht weiß, viele hohe Gönner von Karlsruhe bis

Berlin. Denn einmal ſind dieſe Leute der loyalen Meinung, daß eine (bei den obigen Träumen ohnehin wegfallende) Einzelverfaſſung für Preußen überhaupt überflüſſig und nur zum Vergnügen der Advocaten und Zungendrescher gegeben werden würde (Siehe die Schriften von Karl Grün, Marx u. ſ. w.), und zweitens freut es manches chriſttrunkene Herz, daß die Communiſten, mit Ausnahme der Brüſſeler und Züricher Atheiſten, ſo viel mit ſchönen Bibelſprüchen um ſich werfen und von Apoſtelliebe, Bruderkuß, vom Armen und Reichen im Evangelium und vom Kameel und Nadelöhr reden (Siehe die Weitlingiana), und Bunſen bekehrt den Weitling noch letztlich in London. Es iſt authentiſch, daß die Bibelſprüche im Communismus unſeren apoſtoliſchen Staatsmännern ebenſo gefallen haben, wie deſſen Polemik gegen den „Liberalismus vulgaris“.

Ordentlich aufathmen muß man, daß E. M. Arndt dem herzhaften Widerſpruch gegen die Eigenthumsfeinde das Zungenband gelöſt hat. Wenn ein ſo redlicher, im Volksleben bewanderter und von aller Geringſchätzung der nach ihm gebornen Entwickelungen und Perſönlichkeiten freier Beobachter das Wort gegen abſoluten Communismus ergreift, ſo iſt das ſchon ein Wall, hinter dem man campiren kann. Wer Diderot's Grundgeſetz der Natur, den Embryo des Communismus, herausgiebt und hier im Phantaſtiſchen und Unmöglichen doch Rechtſchaffenes und Lobenswerthes entdecken kann, der hat auch ein Recht des Widerſpruchs gegen Uebertreibung. Man fühlt ſich wie erlöſt, daß man, von ſolchem Beiſpiel geſchützt, Unſinn wieder Unſinn, Taugenichts wieder Taugenichts nennen darf.

Der Communismus iſt bei den Franzoſen im Abnehmen begriffen. Die Ausſicht, die derſelbe auf künftige Eldorados eröffnete, dauerte der Ungeduld eines raſchlebenden Geſchlechtes zu lange. Proudhon ſchreibt wieder ein neues Werk über die Eigenthumsfrage, und ſicher wird der Ertrag deſſelben für die Geſellſchaftswiſſenſchaft kein geringer ſein. Unſere Staatsweiſen mögen daraus lernen! Unſere Katheder-männer mögen ihre alten vergilbten ſtaatsökonomiſchen Papierhefte zerreißen und ſich neue Principien ſchaffen! Aber nach

unten hin wird die „sociale Bewegung" in keinen lebhafteren Schritt kommen.

Daß in Paris einige tausend Arbeitsgesellen sich befinden, die bei natürlichem Verstand ein Streben nach Bildung und bei diesem Streben wenig wahre Freude an ihrem wider Willen gewählten Berufe haben, das ist die einzige thatsächliche Grundlage, auf welche hin hier der Communismus getrieben wird. Einige hundert deutsche Arbeiter, die ohnehin unterrichteter als die Franzosen und durch den Aufenthalt in der Fremde elastischer gespannt und aufgeregt sind, schließen sich jenem französischen Grundstamm an. Daß sich diese Handwerker auf die Bauern berufen, daß sich deutsche Gelehrte in Paris einbilden, der deutsche Landmann hätte irgend eine Neigung zum „Drauflosschlagen" und zum Gütervertheilen, ist eine lächerliche Verblendung, die Arndt mit Recht gerade aus der aristokratischen, besitzgierigen, processüchtigen und eigenthumsnärrischen Natur der deutschen Landleute widerlegt. Wer wird leugnen, daß zur Hebung des menschlichen Elends und zur Erleichterung des Fortkommens der „arbeitenden" Volksclassen unendlich mehr geschehen müßte, als jetzt geschieht? Aber wenn dazu auch von unserer Seite gehören sollte, daß wir keinen Bissen Fleisch in den Mund zu nehmen wagen dürften, aus Angst, daß in Birmingham mancher Unglückliche kein Brot hat, wenn dazu gehören sollte, daß wir von keinem Mitglied der untern Volksclassen mehr sagen dürften, der Eine wäre oft unverbesserlich dumm und der Andere ein unverbesserlicher Faullenzer, dann bekommt die Empfindlichkeit der communistischen Schriftsteller eine Höhe, die unerträglich ist.

Die einzige Bildungs- und Glückseligkeitsquelle der Menschen ist das Sondereigenthum. Es ist damit nicht gesagt, daß wir die Rothschild'schen und Louis Philippe'schen Reichthümer billigen; allein die bisherige Opposition gegen die Gebrechen der Gesellschaft reicht vollkommen aus, solche Ungleichheiten zu bekämpfen. Es ist nicht nöthig, darum Alles in Fluß zu bringen und die „arbeitenden" Classen mit dem Utopien eines Gesammteigenthums in grausame Tantalusqualen zu versetzen. Nehmt sämmtliche Fabrikkinder von

Elberfeld und gebt ihnen eine gemeinschaftliche Erziehung! Das Princip der Kaserne wäre überall da zu billigen, wo eben die einzelnen Unterlassungssünden gefährlich sind. Es giebt leider Waisen, denen Vater und Mutter noch leben. Erzieht durch das Allgemeine, wo es durch den Einzelnen unterlassen wird! Sporadisch, in dieser verlornen Gruppe der Gesellschaft, in jenem wüsten Eilande und ungesunden Sumpfe eines verkommenen Zustandes ist die Form der Gemeinschaftlichkeit nicht genug zu empfehlen, aber die hochmüthige Polemik, die von einigen, besonders den deutschen Communisten, gegen das übrige gesellschaftliche Leben der gebildeten Welt geführt wird, wird Renommisterei. Mit unserer bisherigen Methode des Kampfes gegen Willkür und Unterdrückung kommen wir, bei Freimuth der Seele und Uneigennützigkeit des Herzens, vollkommen aus.

Die Denker nehme ich aus. Aber die gewöhnliche praktische Communisterei tritt uns in Paris wie träges Lungern nach Glück, als weinerliche Genußsucht entgegen. Wollt Ihr Männer oder Weiber, Spartaner oder Korinther erziehen? Lehrt Verachtung der irdischen Güter, lehrt Trotz gegen das Mischgeschick der Erde, schwellt die Brust der Menschen durch Ideen zur Entsagung! Das ist da ein winselndes Schmachten nach Erdenwonnen, eine feige Diesseitigkeit des Lebens, kein Aufblick gen Oben, nur ein ewiges Seitwärtsschielen nach dem dampfenden Schornstein, der duftenden Schüssel, dem oder jenem Besitz des Nachbarn. Wenn die Sucht nach materiellen Gütern der Fluch der Epoche ist, so ist der Communismus die eigentliche philosophirende Entschuldigung dieses weichlichen, um Gott, die Welt, die Geschichte, die Fragen der Moral, der Politik, der Kunst und Literatur radikal gleichgültigen Materialismus, und deshalb ist er gerade von uns, den Anhängern des „Liberalismus vulgaris", nicht genug zu bekämpfen.

[29. Brief.] Diese Schlußpartie des Buches wurde vor vier Jahren auf's lebhafteste angegriffen. Und doch haben sich seither die Dinge zum Vortheil der damals gewagten Prophezeiungen gewendet, und über Louis Philippe, den König der Franzosen, hat der Verf. vielleicht noch zu be-

fangen geurtheilt. Guizot iſt, wie vorausgeſagt wurde, Miniſter geblieben. Seit dem 29. October 1811 ein und daſſelbe, nur durch Zufälle einige Male geänderte Miniſterium. Alle vier Jahre glänzende Reden von Thiers, die den Credit ſeines Gegners nicht erſchüttern konnten. Man fängt ſchon an, Guizot mit dem Cardinal Fleury, mit Dubois, Choiſeul zu vergleichen. Nicht mit Richelieu und Mazarin. Seinen Ruhm wirft der Franzoſe ſo leicht nicht weg.

Noch mehr aber hat ſich ſeit dem Tode des Herzogs von Orleans herausgeſtellt, daß Louis Philippe Frankreichs dirigirender Miniſter iſt. Il règne et gouverne. Die Bürgerkomödie von 1830 iſt ausgeſpielt, die Charaktere der Julirevolution ſind abgenutzt, die Kammer iſt in ihrer Schwungkraft gelähmt und ein kalter Sand geworden, in welchem ſich keine Straußeneier bedeutender Talente mehr ausbrüten; die Journale ſind im Feuilleton zu Grunde gegangen und erſcheinen nur noch zur Unterhaltung; die Börſe regiert Frankreich und der erſte Courtier derſelben trägt eine Krone und heißt Louis Philippe.

Man will Guizot als den ergebenen Diener ſeines Herrn hinſtellen. Man will ſeine Ehre als Denker und Staatsmann dadurch beeinträchtigen, daß man ihn den Lakaien des königlichen Willens nennt. Man irrt ſich. Es iſt nur ein zufälliges Zuſammentreffen, daß Guizot und ſein königlicher Herr Daſſelbe wollen. Jeder gehört einer andern Schule, einem andern Principe an. Nur zufällig iſt es, daß das, was bei Guizot ungefähr einem Philoſophem gleichkommt, beim Könige eine perſönliche Klugheitsmaßregel iſt. Louis Philippe ſieht mit Vergnügen, daß die Philoſophie, die er noch vor zehn Jahren an den Doctrinairs nicht leiden mochte, eine ſo beſcheidene, untergeordnete Rolle durchführen kann; er ſieht mit Vergnügen, daß Das, was bisher nur ſein kluger, berechnender Menſchenverſtand geweſen, ſogar von Schülern des Plato und Ariſtoteles für Weisheit ausgegeben werden konnte. Das hat denn die beiden Herrſcher, von denen Guizot ein redlicher Mann iſt, ſo befreundet, wie etwa bei uns Schiller und Goethe, die ſich erſt mißachtet und beneidet hatten, zuletzt die wärmſten Freunde wurden, weil ſie ſich ſagen

mußten, daß außer ihnen Beiden nichts Sonderliches in der literariſchen Welt Deutſchlands vorhanden war.

Um Louis Philippe zu verſtehen, muß man in Paris nicht die Dichter, die Weiſen, die Redner, die Gelehrten, nicht die Soldaten, nicht die Handwerker fragen. Dieſe ewig unzufriedenen Menſchen werden immer an ihm zu mäkeln haben. Aber einen vornehmen Banquier, meinetwegen einen jüdiſchen, der auch zugleich Deputirter ſein und Miniſter werden könnte, einen der Grundpfeiler der Börſe muß man beſuchen. Da wird man hören, daß Frankreich glücklich iſt, daß alle Staatsmänner außer den gegenwärtigen Miniſtern Schurken, alle Zeitungsſchreiber Dummköpfe ſeien, daß in Frankreich der größte Arbeitslohn und die geringſte Steuer gezahlt werde, daß ſich Alles, beſonders die Nationalgarde, die jetzt preußiſche Waffenröcke bekommt, überſchwänglich glücklich fühle, daß die Eiſenbahnen unglaubliche Capitalien in Umſchwung brächten, daß Tauſende von Menſchen, beſonders junge Commis, am Börſenſpiel ſich bereicherten, daß die nächſten Wahlen wieder die alte Kammer bringen würden, und daß alles Uebrige, was nicht ſonſt in Frankreich in dieſen allgemeinen Jubel der Zufriedenheit einſtimmen wolle, mit Kartätſchen niedergeſchoſſen oder in's Irrenhaus eingeſperrt zu werden verdiente.

Die glücklichſten Börſengeſchäfte ſoll Louis Philippe ſelbſt machen. Nächſt ihm Rothſchild. Beide, behauptet man, regieren Frankreich. Die Coursſchwankungen ſind das Einzige noch, was dieſe Politik fürchtet. Eine herabgehende Rente macht in Paris zehntauſend lange Geſichter, und nur dieſe Geſichter ſcheinen den Machthabern bedenklich. Sonſt glaubt der Julithron auf granitenen Füßen zu ſtehen.

Bei Hofe ſah man früher nur die vornehmen Geſchlechter und den höchſten Adel. Das war unbeſonnen in einem Lande, deſſen berühmte Revolution damit anfing, die Unerträglichkeit jener Menſchen zu erklären, die ſich beſſern Blutes dünken, als ihre Mitmenſchen. Louis Philippe handelt demokratiſcher. Er läßt das Volk in ſeine Säle kommen, die Offiziere der Nationalgarde und das „Volk" der Banquiers. Die Wechſelmakler vertreten in den Tuilerien die Wohlfahrt Frankreichs. Von alten legitimiſtiſchen Vorur-

theilen iſt Louis Philippe frei. Chriſt, Jude, Muſelman, gilt dieſem aufgeklärten Denker eins. Sein philoſophiſches Beiſpiel ſteckt an. Fräulein Fuld heirathete einen Herzog und Meyer Achilles Fuld heirathet den weiblichen Sproß einer alten Familie, deren Wappen ein Hotel im Faubourg St. Germain ziert. Ihr ſonderbaren Communiſten, was Ihr Euch um Eure Idee der allgemeinen Gleichheit müht! Fließt hier nicht Alles ſchon wie korinthiſches Metall zuſammen und gewährt einen Anblick, der an die Träume der „beſten Welten" erinnert?

Freilich hat der König zuweilen grämliche Gedanken. Nicht die Republik, nicht das Phalanſtère, nicht die Deputirtenkammer machen ihm Sorge. Das iſt beſeitigt und theilweiſe durch Maßregeln, welche Beiträge zu den Mystères de Paris werden könnten. Aber dieſe Bourbons, die da in der Welt heimathlos umirren! Dieſe Tuilerien, dieſe Schlöſſer, in welche künſtlich durch Statüen und Bilder die Geſchichte des Hauſes Orleans eingeführt wird und die doch ſo viel ſchreiende, vorwurfsvolle Erinnerungen an die im erſten hitzigen Fieber vertriebene Dynaſtie enthalten! Dieſe vielen alten Geſchlechter, die ſich unter den glückwünſchenden Kaufleuten niemals an einem Feſttage bei Hofe ſehen laſſen wollen? Hat der Stifter der neuen Dynaſtie böſe Träume, da kann ihm wohl Guizot ſagen: „Sire, beruhigen Sie ſich, Frankreichs Ruhe iſt Ihr Gewiſſen!" Aber bei Alledem ängſtigen den Schlummernden trübe Vorſtellungen, und die Umgebungen verrathen dann das auch ſo raſch! Kaum geſchieht etwas, was der Dynaſtie Orleans unangenehm iſt, gleich müſſen die Legitimiſten dahinter ſtecken. Ob wohl Abd-el-Kader Verbindungen mit Görz und Kirchberg unterhält? Ob der Poſtillon, dem am 13. Juli 1842 die Pferde des Herzogs von Orleans durchgingen, im geheimen Solde der Legitimiſten ſtand? Der König iſt ein Held der Selbſtbekämpfung. Aber ſeine Umgebungen, ſeine Gattin, Mad. Adelaide, General Athalin, Graf Montalivet verrathen ſich gleich bei jedem Unglück. Als Lecomte auf den König geſchoſſen hatte, mußten die Vertrauten des Pavillon de l'Horloge ſogleich ſo unbeſonnen ſein und wieder andeuten, ob dieſer Mörder wol ein Werkzeug

der Legitimisten wäre. Das Journal des Débats verrieth diese stille Sorge an alle Welt.

Louis Philippe hat etwas, was vertheidigend für ihn eintritt, sein Unglück. Andere sagen, sein Glück. Ich finde darin ein viel bedeutsameres Unglück, daß man so oft versucht wird, diesen Fürsten zu ermorden, als es bedeutsames Glück erscheinen mag, daß diese Mordpläne mißlingen. Dieser Fürst hat viel häusliches rührendes Leiden. Sein hoffnungsvoller Sohn, den er mit Stolz allen Prätendenten der französischen Krone gegenüber stellen durfte, muß ihm auf eine so entsetzliche Weise genommen werden. Man kann nicht ohne Rührung die Kapelle betreten, die auf der Stelle gebaut worden ist, wo der junge Prinz sein Leben verlor. Ein Bild in der Sakristei vergegenwärtigt den Moment des Todes. Der König sitzt vor seinem sterbenden Sohne und blickt mit Niobeschmerz auf seine gescheiterten Hoffnungen. Es liegt in dem Blick, den der König dem Maler nicht zu erkünsteln brauchte, mehr, als nur das vernichtete, wehmüthige Vatergefühl. Fern sei es, in diesen Schmerz Deutungen zu legen; eins ist unverkennbar in ihm: das Gefühl eines tiefen, überwältigenden und weit über diesen momentanen Verlust hinausgehenden allgemeinen Leidens, eines innern Schmerzes des ganzen Bewußtseins.

Glück sind diese Mordanfälle, die immer fehlschlagen, aber größeres Unglück, daß sie überhaupt stattfinden. Sie verrathen mehr als nur die Verworfenheit eines einzelnen Verbrechers. Gleich sollte Lecomte ein Abgesandter der Legitimisten sein! Welche Thorheit, wenn politische Partheien einem Greise nach dem Leben streben wollten! Ich war in Paris, als Lecomte auf den König schoß. Ich beobachtete die gleichgültige Stimmung des Publikums. Und doch schon der siebente Mörder! Wieder ein Mörder anderer Art, als die früheren! Eine Art Tschech oder Kohlhaas, bei welchem wirkliche oder eingebildete Rechtsverweigerung eine fire Idee erzeugte, einen wahnsinnigen Haß auf die Person des Königs selbst! Tschech's Verbrechen, um hier diese Anmerkung zu machen, würde in einem constitutionellen Staate unmöglich gewesen sein. Leider hat man über die That dieses Mannes

nichts mehr, als eine kurze „Warnungsanzeige" im nüchternsten Polizeistyl erhalten, statt daß gerade ein solches Verbrechen so einzig in der deutschen Geschichte dasteht, daß wol auch uns eine Darlegung der Acten, wie dies in Frankreich und England geschieht, hätte gewährt werden können. So viel ist ersichtlich, daß Tschech in einem constitutionellen Staate unmöglich gewesen wäre. Nur in einer Bureaukratie kann es geschehen, daß Wünsche, Bitten, Klagen, die unerhört bleiben und sich einbilden, auch ungeprüft zu sein, sich bis zum Wahnsinn steigern. In einem constitutionellen Lande hätte Tschech's hochfahrende, vielleicht schon in Stockow bureaukratisch verwöhnte Gesinnung sich in Petitionen an eine Kammer, in etwas Journallärm, in ein paar Schutzworten eines Deputirten ausloben können. In einer Monarchie richtete sich seine, wie es die Juristen nennen, Querulantenmanie direct gegen die moralische Verretung aller Freuden und Leiden eines Staatskörpers, den Lenker des Patrimonialstaates selbst und verübte ein in Deutschland unerhörtes, seiner Natur nach fast dem Mittelalter angehörendes Verbrechen.

Lecomte widerlegt den obigen Satz nicht. Lecomte hatte nicht mit der Bureaukratie und einem Könige als deren oberstem Chef zu thun. Es ist die Privatverwaltung des Königs der Franzosen, von welcher sich dieser ingrimmige Mensch verletzt glaubte. Charakteristisch ist, daß in Paris die Hinrichtung Lecomte's von Jedermann aus folgenden Gründen vorausgesagt wurde: „Er ist ein persönlicher Feind des Königs, wie es eben eine Menge giebt unter allen Denen, die mit der Civilliste zu thun haben. Der König ist Oekonom in einem Grade, daß alle Die, welche für die Tuilerien arbeiten, nur davon die Ehre, keine Vortheile haben. Die heimliche Feindschaft gegen den König als Civilliste ist so groß, daß Lecomte's Verbrechen gefährlich ist. Es steht in keinem Zusammenhang mit irgend einem der früheren Attentate und könnte wieder andere, bisher unbekannt gebliebene Feindseligkeiten wecken."

Es ist nicht gut, wenn ein Fürst seinem Volke zu sehr verräth, daß er das Geld liebt. Es erhebt den Materialismus zur Ordnung des Tages. Der König der Franzosen

hat zwei Verwaltungen: die eine, die sein unermeßliches Privatvermögen, die andere, die seine Civilliste betrifft. Wohl dem, der mit der ersten Verwaltung, wehe dem, der mit der zweiten zu thun hat! Dort Ueberfluß, hier Mangel! Die beiden, durch Local sogar getrennten Verwaltungen kennen sich nicht. Die Ersparnisse der einen wandern in die Banken Amerikas und Englands, die Schulden der andern bleiben unbezahlt. Kennt Ihr den unschönen, abscheulich verwüsteten großen Platz vor der Tuilerien, das Schlachtfeld der ersten und zweiten Revolution? Dieser „Carousselplatz" ist in seiner Verwahrlosung eine Schmach für Paris. Der König hat die Verpflichtung übernommen, daraus einen Platz mit Rasen, Statüen, Springbrunnen, Säulen zu schaffen; da er aber behauptet, daß seine Civilliste ihm diese Ausgabe unmöglich mache, so bleibt diese Brandstätte, wie sie war, und die jetzigen Bewohner der Tuilerien kehren ihr den Rücken, indem sie ihre Wohnzimmer nach dem Garten zu verlegen. Ist das königlich?

Man sagt, der König wäre in Paris beliebt. Ich will es nicht bestreiten. Ich will die Meinung seiner politischen Gegner, die ihn einen Verräther an den Maximen und Menschen nennen, die ihn auf den Thron brachten, nicht in Anschlag bringen; ich will auch sagen, daß von einem Mann in diesem Alter und von diesem Bildungsgange nicht zu erwarten war, daß er die poetische, großartige, geniale Physiognomie trage, die wir an den Fürsten unsrer Tage leider fast überall vermissen und deren wir doch so sehr benöthigt sind. Ich wiederhole, daß alle Pariser, die sich vor Emeuten, Zertrümmerung ihrer Ladenfenster, Herabsetzung des Zinsfußes fürchten, im Könige ihren kräftigsten Schutz erblicken. Also an Hingebung für ihn fehlt es nicht. Nur das kann ich beweisen, daß der Ausdruck dieser Hingebung ein kühler und der mattherzigste von der Welt ist.

Es war am ersten Mai, dem königlichen Namensfeste. Ein wundervoller, himmelblauer Tag. Im Tuileriengarten dufteten die Hollunderbüsche. Ein starker Regen hatte alles noch zurückgebliebene Frühlingsleben zu raschem, üppigem

Arthur.

Wo? — — Ich danke Dir!

Holiday.

Du ſcheinſt Dich heute beſſer zu befinden?

Arthur.

Es geht wohl! Leidlich!

Holiday

(ſcheinbar gleichgültig, aber in der Abſicht, Arthurs Todesgedanken zu nähren).

Ich machte einen kleinen Ausflug, um die Gegend kennen zu lernen. Ein melancholiſcher Anblick, dieſe herbſtliche Natur! Die Berge ſind wie bekränzt von Nebelguirlanden! Düſter ſchauen oben die Tannen hernieder. Krähen und wildes Gevögel ſchießt träge und langſam mit ſchlaffen Fittichen über das düſtre Gemälde; hülflos zittern die entlaubten Geſträuche am Wege, bittend ſcheinen die letzten röthlichen Blätter uns anzublicken, ehe ſie fallen. Es hat mich erſchüttert, dies ſtille Sterben der Natur.

Arthur (bei Seite).

Ach, er weiß nicht, daß das mordende Worte ſind!

Holiday (bei Seite).

Habe Muth, Du geſchliffener Dolch im Munde! (Laut, wieder ſcheinbar gleichgültig) Ich begegnete auf meiner Rückfahrt dem Arzte. Es iſt entſetzlich, wie ein ſolcher Mann ſich an die Nachtſeiten des Lebens gewöhnt. Dieſer ewige Anblick hülfloſer Zuſtände, dieſe Vertrautheit mit dem Fluch unſers Daſeins, der Hinfälligkeit und den Myſterien des ſchlei-

Keim hervorgetrieben. Der Abend ſenkte ſich mit mildem Mondlicht nieder. Der König wollte am Balcon ſeines Schloſſes erſcheinen, und mehr als 10,000 Menſchen waren gewürdigt, in den kleineren Gärten durch beſondere Einlaßkarten zugelaſſen zu werden.

Die Muſik der Regimenter ſpielte unter dem Balcon. Endlich erſchien der eben wieder wunderbar aus Mörderhand gerettete Fürſt, umgeben von ſeinen beiden Enkeln, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, denen ſich zuweilen ab- und zugehend die Herzogin von Orleans geſellte. In den miniſteriellen Blättern ſteht: „Unermeßliches Rufen erfüllte die Luft. Nie iſt die königliche Familie ſo empfangen worden. Nie hat man ſo anhaltende, ſtürmiſche Lebehochs gerufen. Alles war auf dem höchſten Gipfel des Enthuſiasmus.“ Von Alledem iſt nicht ein Wort wahr. Die unermeßliche Menſchenmenge war eine Stunde hindurch lautlos. Der König erſchien in militairiſcher Tracht, den dreieckigen Hut in die Quere geſetzt, eine lange, hagere Geſtalt, völlig von ſeinen üblichen vollen und rundlichen Bildniſſen abweichend, der Bart weiß, die Haltung die eines Greiſes, der uns dieſer kalten, ſtumpfen Menge gegenüber Mitleid einflößt. Niemand griff an den Hut, während er unabläſſig das Haupt entblößte und grüßte. Drei oder vier dazu angeſtellte Menſchen brüllten: Vive le Roi! Niemand fiel ein. Der König ſetzte ſich, rings auf allen Dächern und Galerieen wandelten Schildwachen mit geladenem Gewehr, es war eine kühne That, ſich ſo preiszugeben. Die kleinen Enkel, vom offiziellen Zeitungsſtyle „Frankreichs Zukunft“ genannt, ſchlugen zur Muſik den Takt. Der König ermunterte ſie dazu: es gab ihnen ein muthwilliges, fröhliches, vielleicht kriegeriſches Anſehen. Aber es dauerte für eine natürliche Eingebung viel zu lange, dies Taktſchlagen; Kinder ſind ſolcher Scherze bald müde, aber der Graf von Paris durfte nicht aufhören, immer und immer mußte er mit ſeinem gedruckten Muſik-Programm taktiren. Die Herzogin von Orleans, die ſchon gelernt hat, was es in Frankreich heißt, ſich abnutzen, blieb nicht lange auf dem Balcon und entſchlüpfte der Gruppe ſo raſch

als möglich. Aber der „unveränderliche Gedanke" harrte aus. Die Claqueurs der Polizei riefen wieder: Vive le Roi! Er stand wieder auf, zog den Hut und verbeugte sich lächelnd. Wieder todtes Schweigen, keine Entgegnung. Als eine der brüllenden Stimmen rief: Vive la Reine! wieder Schweigen, und als es endlich hieß: Vive le Comte de Paris! löste sich die Farce in Gelächter auf. Und das nannte das Journal des Débats: „Unermeßliches Rufen erfüllte die Luft. Nie ist die königliche Familie so empfangen worden —" u. s. w.

Das nicht anwesende Paris, die Provinz, die Wähler, das Ausland, die fremden Höfe glauben diesen Worten. Als ich einem Banquier, ich wiederhole, einem Banquier, diese Scene erzählte, erwiderte er ruhig: „Man ruft in Frankreich nicht. Wenn man nicht zischt, ist das so gut, als hätte Jeder gerufen."

Damit war ich freilich geschlagen. Unser warmes, stark pulsirendes deutsches Herz! Unser Enthusiasmus für Alles, was wir lieben und verehren! Der blasirte Franzose läßt die Claque rufen und stimmt dadurch mit ein, daß er diese nicht niederzischt!

Ob Louis Philippe auch so denkt, wie seine Banquiers? Ob ihm nicht nach einem erneuten Anfall auf sein Leben ein wenig mehr Liebe und Hingebung willkommen gewesen wäre? Oder ob wir Deutsche all' dergleichen zu sentimental auffassen? Möglich! Denn mitten in diesen Betrachtungen war einem Mitgliede unsrer Gesellschaft die Börse gestohlen worden. Die Gedanken bekamen dadurch eine andere Richtung.

Immer scheidet man von Paris mit dem Gefühl einer gewaltigen Befruchtung. Man senkt den Kopf wie eine reife Aehre. Man hat in zwei Pariser Monaten zwölf deutsche erlebt. Wahrheit und Lüge lernt man nirgends mehr unterscheiden, als in Paris. Aber auch nirgends sieht man mehr, wie so nahe beide beieinander stehen und wie der Schatten der Dinge oft mehr ihre Wesenheit vor der Welt ausdrückt, als die Dinge selbst. Der Deutsche darf sich gestehen, daß wir

bei uns jetzt mehr geistigen Stoff verarbeiten, als die Franzosen, die jetzt in der That eher vegetiren, als leben. Ob aber unser gegenwärtiger Kampf uns so weit führen wird, als wo sich der Franzose schon in seiner Ruhe und Abspannung befindet, das steht in Frage. Ist man wieder mittenin den wohlbekannten, ehrwürdigen deutschen Lebensbedingungen und eingefangen im Netz unsrer fünfzehnhundertjährigen Widersprüche, so möchte man's fast bezweifeln. Doch hoffen wir! Der bei uns seither gesteigerte Muth, Ueberzeugungen zu haben, ist schon etwas werth.

Nach dem zweiten December.

1852.

I.

Die Ankunft.

Viel strenger als sonst ist die Controle an der Eisenbahn. Große, weite Räume empfangen uns, ein bequeme Einrichtung für die Untersuchung der Effecten; aber Umständlichkeit aller Art. Wo der Franzose etwas zu befehlen hat, wirft er sich nicht wenig in die Brust.

Der Omnibus ist erreicht. Gleichviel welcher. Von der Eisenbahn aus führen sie alle zum Ziele.

Mitternacht, die Straßen sind leer, in der Vorstadt ist Alles düster. Die Omnibus rollen dröhnend über das ungleiche Pflaster. In der Gegend der Boulevards entleeren sich eben erst die Theater. Gigs, Cabs, Citadinen, Phaethons, je nachdem, wild an einander vorüber. Die Kaffeehäuser und Restaurants sind geschlossen oder eben werden sie es. Sie werden langsam geschlossen, um einen im Theater halb verhungerten Fremden noch einzulassen. Da schon reiner Tisch gemacht und nichts mehr zu haben sei, so setzt man ihm, ich kenne das aus alter Zeit, ein verschimmeltes kaltes Huhn, ein vertalgtes Fricandeau zu doppelten Preisen vor. Die Erfahrung der Vorstellung, Nachts um zwölf Uhr mitten in Paris zu verhungern, macht der Fremde oft genug.

Endlich Ankunft an der Ecke der Rue Richelieu. Ich hatte einen Sardanapal-Anflug und wählte auf die erste Nacht, die man in Paris doch nur in einem Hotel zubringen kann, das erste, altberühmteste, classische Hotel, Hotel des Princes. Ein Napoleon mehr oder weniger darf für ein Pariser Budget nicht angesehen werden.

Aber um zwölf Uhr iſt ſelbſt ſchon im Hotel des Princes die Nacht angebrochen. Ein verſchlafener dicker Haushofmeiſter mit der Nachtmütze über den Ohren, mit verſilberten Doppelleuchtern in der Hand, lieſt aus einer Reihe von Zimmern ſcheinbar ein einziges noch freies heraus, blinzelt dabei mehr auf die herabgenommenen Effecten und die Phyſiognomie des Reiſenden, forſchend, was man ihm bieten könnte. Ich gedachte jenes „Haushofmeiſters" im Hotel d'Angleterre zu Nizza, der zu einer Sommerzeit, wo auch nicht Ein Gaſt in ſeinen Zimmern war, mit der Hand über die Stirn fuhr, um ſich lange zu beſinnen, welche Nummer frei wäre, durch die Ritzen der Hand hindurch aber nur ſchielte und blinzelte, um zu ſehen, welcher Zimmerkategorie der Paſſagier zuzurechnen wäre.

Endlich hat auch der minder verſchmitzte Pariſer Haushofmeiſter Befehl gegeben. Es geht, wie natürlich in Paris immer, in den Hof, dann über zwei Stiegen; an der Garnitur der beiden Zimmer, die aufgeſchloſſen werden, ſieht man, man gilt für keinen Prinzen — die Hutſchachtel war etwas defect — aber auch der deutſche Scribent war nicht ſogleich herausgefunden. Man wird auf eine Mittelexiſtenz angewieſen. Eine näſelnde alte Beſchließerin überzieht die Betten. Vier Wachskerzen werden auf den Kamin geſtellt. Bon soir, Monsieur, und man iſt allein.

Der dramatiſche Autor findet ſich in dieſen beiden Zimmern bald zurecht. Act I. Scene I. Apartement Regence. Ameublement riche, doré u. ſ. w. So beginnen die Scenen bei Alexander Dumas dem Alten. Niedrig freilich iſt die Decke, Alles eng, alt, durch und durch, wie der Berliner ſagen würde, multrig. Mäuſe- und Wurmfraß in allen Thüren und Seitenwänden. Aber die Zeit Ludwig's XIV. oder der Regentſchaft wird überzogen und verdeckt von neuen Tapeten aus Orleans, dunkelblau mit Gold, neuen Teppichen aus Challiot, grün und roth, Nußbaummöbeln, gepolſterten Stühlen, zwei modernen Uhren, künſtlichen Blumenvaſen auf Marmorplatten des Kamins, goldgerahmten Spiegeln, von welchen letzteren freilich wieder zweifelhaft wird, ob ſich in ihnen ſchon unter Ludwig XV. eine Marquiſe, oder unter

Ludwig XVIII. eine jetzt ſchon penſionirte Schauſpielerin ſpiegelte. Ein unendliches Etwas von geflicktem Elend umhaucht und umflüſtert uns. So ſchauerlich ſtill iſt's in den Zimmern, modrig antik im Himmelbett trotz ſeiner grünſeidenen Ueberzüge, ſo brenzlich und räuchrig im Kamin trotz der vorgeſtellten zerriſſenen Tapetenſchirme. Modern comfortabel iſt nur der Waſchapparat aus engliſchem blauweißem Steingut. Alles Uebrige iſt Plunder und Prellerei.

Die Nacht geht in erquickendem Schlafe vorüber. Ob die Mäuſe auf meinem Terrain Komödie ſpielen und „Die Fräulein von St. Cyr" oder „Ein Duell unter Richelieu" aufführen, die ſchnarchenden Sinne hören nichts. Der Morgen kommt belebend und anmuthend. Hoch ſchon ſteht die Sonne und erleuchtet die Höfe, in denen Alles in vollſtem Leben und Regen iſt. Schon werden auf „ſilbernen" Plateaux die Frühſtücke ausgetragen aus der unten überſichtlichen Küche, ſchon ſonnen ſich ſieben lungernde Köche und Küchenjungen unter einigen Oleander- und Orangenbäumen, ſchon wird geſchellt, gerufen und die dunkeln, muffigen Zimmer des Hotel des Princes machen ſich traulicher. Zwar beſtehen ſie auch ferner die Probe eines guten Hotels nicht, die ich von einem Freunde gelernt habe, und die darin beſteht, beim Aufſchließen des Schreibſecretärs die Haltung der Klappe zu beobachten. Fällt uns dieſe faſt bis zu den Füßen hinunter und dringt dabei ein gewiſſer unbeſchreiblicher Stickduft aus dem Schreibbureau, ſo hat man Betten, Bedienung, Rechnung, Alles ſchon weg. Indeſſen iſt man denn doch trotz der Unſauberkeit in Paris! Man hört das Rauſchen des großen moraliſchen Weltmeers, das draußen an die Ufer ſchlägt; man erfreut ſich des vor uns ſtehenden Frühſtücks, des concentrirten Mokkas, des weißeſten Gebäcks, und den ganzen Menſchen durchſtrömt ein unendliches Behagen.

Das glückliche Gefühl, endlich im Hafen zu ſein, darf uns aber nicht zu ſehr übermannen. Sonſt findet man ſich in dem Hotel des Princes eingebürgert und man vergißt, daß jede Minute hier circa zwei bis fünf Centimen koſtet, d. h. jeder Tag zwölf bis zwanzig Franken. Ein ſtärkender Schlummer war zwölf Franken werth; der Prinz im Menſchen, die

Phantaſie, iſt befriedigt; der Bürger in ihm, die Vernunft, denkt an einen Rückzug aus dem Hotel des Princes und fängt ſeine Operationen an, ein Privatlogis zu finden. Man forſcht. Man horcht. Man citirt Commiſſionaire. Beſſer man kleidet ſich an und ſieht ſelbſt. Nie macht man eine Toilette mit mehr Humor. Man iſt in Paris, man will nur ſehen, hören, genießen. Heitere Bilder des Glücks umgaukeln uns. Man will nur die roſige Freude, nur Heiteres und Schönes vor ſeinem Auge haben; man hört dieſen blitzſchnell redenden elektriſchen Leiter, der durch unſere Seele angelegt iſt; fühlt, wie ſo im Nu die Vergangenheit und Gegenwart ſich aufthun und nur das Angenehme, Wohlige, Glückliche uns erinnerlich bleiben. In ſolchen Augenblicken z. B. bei der Ankunft in einem ſchönen, belebten, ſonnigen Badeorte wird der Kranke ſchon geſund nur durch die Vorſtellung. Es laufen an ſeinen Geiſtesdrähten nur die glücklichſten Erinnerungen und ſicherſten Hoffnungen vorüber. Die Welt iſt ihm plötzlich wieder ſchön, wir ſelbſt ſind wieder jung, wir haben nie eine Thorheit begangen, haben keinen einzigen Fehler zu bereuen, unſere Unglücksfälle ſind verſchmerzt, ſind nie dageweſen, ſtören uns nicht mehr, denn über die ſchwierigſten Vorſtellungen von unſerer Lage, unſeren Verhältniſſen, unſerer Zukunft führt uns ein goldenes Flügelpaar hinweg, das ſich uns auch beim erſten Gruß des Meeres, beim erſten Abend in Venedig, bei einer Fahrt auf dem Genferſee wie durch Zauberhand an die Seele ſetzt.

Das Hotel des Princes war denn doch beſetzter als das Hotel d'Angleterre damals in Nizza. Ein Theil der Wüſte Afrikas hatte ſich hier ausgebreitet. Beduinen von der algierſchen Armee, arabiſche Häuptlinge erſten Ranges hatte der Präſident der Republik, Ludwig Napoleon, in die beſten Stockwerke einquartiert. Polizeiſergeanten hüteten die Hausflur und hielten den Andrang der Neugierigen zurück. Im weißen Burnus, mit geſticktem Fez, koſtbarem krummen Damascener, in Schuhen und ſauberſten weißen Strümpfen, die Bruſt mit allen Graden der Ehrenlegion bedeckt, ſtolzirten dieſe bärtigen Ibrahims, Juſſufs, Achmeds, Oberſten der Spahis und freie Häuptlinge der Metidſcha innerhalb des

Thorwegs und auf den Hösen einher. Einige darunter waren so dick, daß sie eher auf den Sklavenmarkt von Aleppo zu passen schienen, als in die Schlacht; eher Einkäufer für den Harem eines Emir, grelle Russianogesichter ohne Adel, Würde, Zuverlässigkeit. Keiner sah hager wie Cassius aus, den der Cäsar zu fürchten gehabt hätte. Diesen dicken, sinnlichen Söhnen Afrikas sah man das Künstliche ihrer Hingebung, ein politisches Renegatenthum an, dem nur so lange zu trauen war, als die Umstände sie in Schach hielten. Es waren dieselben Gesichter, die mich schon sonst in Paris in der Rue Bergère oder Lafitte oder wo irgendwo die großen Banquiers wohnen, zurückgestoßen hatten. Man nehme so ein paar stolze, verächtlich die Lippen auswerfende, die Menschheit ziemlich en canaille betrachtende jüdische Börsenkönige, stecke sie in die Kappen dieser Beduinen, werfe ihnen den Burnus über, setze ihnen den Fez auf mit der goldenen Troddel, ziehe ihnen rothe Hosen, gestickten Kaftan, Schuhe und Strümpfe an und man hat aus solchen Amschels oder Levis, in Paris Achilles oder Lionel, jene gewonnenen Scheikhs und Marabouts damals aus der Rue Richelieu, die so ganz von jener Poesie entfernt waren, die wir uns mit den Söhnen der Wüste verbunden denken, wenn wir die Makamen des Hariri oder die Thaten Harun al Raschids lesen. Abdelkader soll mager sein.

Wer in Paris ruhig wohnen will, muß sich in eine sogenannte Cité einmiethen. Dies sind lange Höfe mit neuen Häusern, die von den Straßen abliegen und oft noch auf die Reste eines nicht ganz verbauten alten Parks aus den Zeiten der Petites Maisons eine freundliche Aussicht bieten. Freilich muß man auch hier erst den Sein- oder Nichtsein-Monolog anstellen: ob's besser ist, das donnernde Rollen der Omnibus zu ertragen, oder sich wappnen gegen das unaufhörliche Geschrei der Verkäufer und jene schrecklichen Harmonieen, welche die wandernde Pariser Straßenmusik hervorbringt. Eins ist unvermeidlich. Entweder in den Straßen die Wagen oder in den Cités die Fische, Gemüse, alten Kleider, Lampen, Blechwaaren, Marseillaisen und Polkas auf allen möglichen Instrumenten der Welt, vom Leierkasten mit Janitscharenmusik

chenden Todes — Ich hätte kein Geſchick gehabt zu einem ſolchen Berufe.

Arthur.

Und doch willſt Du Geſetzgeber werden und im Oberhaus meine Stelle einnehmen?

Holiday.

Arthur! Was ſprichſt Du! Aber iſt es nicht wahr, ſind dieſe politiſchen Aerzte beſſer als die andern? Gewöhnen ſie ſich nicht mit derſelben ſtumpfen Gleichgültigkeit an dieſe Uebel der menſchlichen Geſellſchaft, an dieſe, wie ſie ſagen, nicht zu ändernden Leiden des Volkes? Wenn man dieſe Kämpfe der Parteien beobachtet, denen man bei uns das Intereſſe der Menſchheit zum Opfer bringt, muß uns nicht ein Grauen überkommen, zu ſehen, wie Jahrhunderte lang der wahre Zweck des Lebens — — verfehlt wird?

Arthur (bitter lächelnd).

Der Doctor würde ſolche Anſichten blaſirt nennen.

Holiday.

Bah! Empörender Ausdruck! Als wenn die menſchlichen Gedanken nur von einem ungeſtörten Organismus abhingen! Warum ſoll man die Nerven eines Landmannes zum Richter über die Nerven des Weiſen machen? Iſt denn dieſe Maſchine (auf ſich deutend) eine Lüge? Wenn Ihr einräumt, daß nicht Jedes Zunge geſchaffen iſt, ſalzig und bitter zu unterſcheiden, wenn Ihr nimmermehr verlangen könnt, daß derjenige, dem etwas ſauer ſchmeckt, es für ſüß ausgeben ſoll, wie kann man aus ſeiner heilen Haut heraus ſo kalt die blaſirte Richtung unſerer Zeit verdammen, eine Richtung, die vielleicht

an bis zu einem einzelnen Horn, einem einzelnen Fagott, einer einzelnen Posaune. Denn Paris, so communistisch es in andern Dingen sein will, in der Musik hält es auf Isolirung. Eine wandernde Musikbande, wie wir sie auf den Jahrmärkten und Messen zu hören bekommen, ist in Paris nicht zu Stande zu bringen. Wer hier einen Ton auf der Flöte für sich allein herausbringen kann, bläst alle Märsche und Volkshymnen für sich allein. Der Gewinn ist reeller, unmittelbarer, sicherer. Die Theilung der Arbeit, auf ein Orchester übertragen, dividirt jedes herabgewürdigte Zweisousstück. In der Cité Bergère, wo ich schon zweimal einmiethete, blies jeden Morgen ein Baßposaunist für sich allein alle musikalischen Sentimentalitäten des Tages so weltgerichtsmäßig einsam und bocktrillernd lächerlich, daß man hätte verzweifeln mögen.

Wer noch nie in Paris gewesen, braucht allein drei Tage, um über den äußern Lärm zur Besinnung zu kommen, vier Tage, um sich die Zahlungsweise und die beste Art, sich zu ernähren, zu merken, fünf Tage, um mit seinem Bett, mit seinem Schlaf (der ihn plötzlich zu fliehen beginnt), mit allerlei kleinen Bedürfnissen sich abzufinden, und mehr als eine Woche, um sich in die Ordnung der Omnibus, die Abkürzungen der Wege, die Eintheilung der Touren zu finden. Wer jedoch schon öfter da war, findet sich früher zurecht. Der Lärm wird ihm nicht mehr imponiren, die Außenseite der Restaurants ihn nicht mehr verführen, die Ueberfülle der Speisekarte nicht mehr necken. Er wird im Gegentheil bald unter der Oberfläche des Pariser Lebens ein geregeltes, beinahe langweiliges Einerlei erkennen, und wer länger bleibt und auf guten Rath hört, wird anfangen sich sogleich eine solide Basis für sein Dasein aus dem pyramidalen Schwindel herauszugewinnen, ein Treibendes in der Flucht der Erscheinungen. Schon herauszubekommen, wie man sich am sichersten, da man um sechs Uhr essen soll, vor einem zehrenden Hunger rettet, ohne in das Gegentheil der Ueberladung zu verfallen, schon herauszubekommen, wie man sich für die rechte Eßzeit durch Palliative den Appetit nicht verdirbt, erfordert mancherlei Studien und diätetische Uebergänge. Ein gut aufgezogenes deutsches Magenwerk bekommt um elf Uhr noch

keinen Hunger, wenn es um sieben oder acht gefrühstückt hat, aber um ein Uhr melden sich alle germanischen Organe der Verdauung mit Wolfsnatur, heulen und toben grimmig wie in unseren alten Wäldern und verlangen eine Befriedigung, die dann aber um sechs Uhr nicht so spurlos wieder vorüber ist, daß man schon wieder auf's Neue essen könnte. Ein Freund, aus Schwaben, wollte die Entdeckung gemacht haben: Die Sach' ist einfach. Was die Franzose dejeunire nenne, nenne wir z'Mittag speise, und was sie dinire nenne, nenne wir z'Nacht speise! Mein guter Heilbronner irrte sich. Die Pariser Lebensweise erträgt nicht zwei große Mahlzeiten. Der Tag schneidet sich hier nicht in zwei Hälften. Schon die Entdeckung, daß man zu Nacht für dasselbe Geld doppelt so viel bekommt wie zu Mittag, macht die Oekonomie rebellisch, und so gewöhnt sich denn endlich Logik, Budget und der thierische Organismus an das Pariser Geheimniß der Selbsterhaltung, das eben darin besteht, den innern Menschen auf künstliche Art hinzufristen bis zum Abend, ihm nur seine nothdürftigste Atzung zu bieten und die Sinne gleichsam auf Wartegeld zu setzen. Dazu gehört gegen acht Uhr Morgens ein mäßiges erstes Frühstück, dann um zwölf ein reichliches Anregen, aber nur mit flüssiger Kost, als da ist Thee oder Suppe und einer leichten Zuthat von Brot und zwei Eiern, und erst um sechs oder sieben Uhr wird dann das volle Schleusenwerk der verhaltenen Organe aufgezogen, die Maschine der Ernährung in ihrem completteſten Umfang in Thätigkeit gesetzt. In dieser hieravf allerdings außerordentlich behaglichen Stimmung dann in's Theater gegangen, und die dümmſte Posse erscheint uns geistreich, jeder Schmerz, der uns rühren soll, rührt uns wirklich, jede Absicht der Dichter oder Schauspieler wird vom gesättigten Menschen gemüthlich anerkannt. Kein Mensch mit gut verdauendem Magen spricht dann von einem Kunstwerk der Zukunft; kein Kritiker sieht dann in Allem, was der Tag bringt, nur Epigonenarbeit; keiner sangbaren Note wirft man vor, sie wäre Mozart und Haydn gestohlen! Das französische Theater ist das, was es ist, durch seine weichen, bequemen Polsterstühle, durch die um acht, neun, zehn Uhr unendlich gesättigte Menschenstim-

mung und das behaglichste Gähnen nach einem kräftigen Filet de Boeuf aux champignons. Wir Deutsche treiben es leider anders. Wir rennen um sechs Uhr hungrig in's Theater, zerreißen mit einer unbewußten Verwechselung der Gegenstände statt Rindfleisch die Dichter, zerfleischen die Schauspieler, und wenn wir niemals zu einer Nationalbühne kommen werden, so ist es auch mit deshalb, weil wir gegen halb neun Uhr Abends, wo sich eben die Peripetieen der Dramen zu entwickeln anfangen, wo die Katastrophen sich vorbereiten, die Situationen sich in poetischen Schweben erhalten wollen, plötzlich den schrecklichsten Hunger bekommen und die ungeduldigsten Menschen werden, die unbewußt nur an ihr Nachtessen denken und, ohne sich es einzugestehen, eine stille Vergleichung anstellen, was in dem Augenblicke besser wäre, ein Monolog händeringenden Unglücks mit Mondscheinbeleuchtung vor uns auf der Bühne, oder zu Hause der wartende kalte Braten nebst Kartoffelsalat. Shakespeare, der seinen Menenius sagen läßt: „Der Mensch, der eben zu Mittag gespeist hat, ist milde", hatte es zu seiner Zeit besser. Seine Theatervorstellungen fingen um vier Uhr an.

Es ist ein natürliches Gefühl des in Paris ankommenden Deutschen, sich den deutschen Landsleuten anzuschließen. Will man aufrichtig sein, so muß man davor warnen. Sind diejenigen, auf die man stößt, gutgeartet, so ziehen sie uns in ihre deutschen Auffassungen, in jenes pays allemand hinein, das sich mitten in Paris zu etabliren pflegt, ob nun in einem Lesezimmer unter irgend einer Passage oder in einem Café Divan, und wenn es der Grand Balcon auf dem Boulevard des Italiens wäre. Da hat man denn die edlen deutschen Zeitungen, die Dominosteine, die Cigarren, jetzt schon das bayrische Bier und eine so verlockende Heimathlichkeit, daß man — vom fremden Leben, von den fremden Sitten und Auffassungen nicht viel abbekommt! Man glaubt in Paris gewesen zu sein und war dann nur im Café Milani auf dem Frankfurter Roßmarkt oder in Auerbach's Keller in Leipzig.

Trifft man es noch übler, so läßt man sich von deutscher Auslandsnarrheit in der Irre führen. Ansässige Deutsche

in Paris geben uns oft den kleinen Horizont, den sie sich allmälig gewinnen konnten, für den allgemeinen aus. Man geräth in Empfehlungen und Coterieen, die uns Zeit kosten, ohne Nutzen zu bringen. Man muß schon ein ganz besonderer Krösus an Ruhm oder Geld sein, wenn Handlungs-Firmen, denen man sich empfohlen glaubt, mit einer freundlichen Miene, die sie wol Anfangs zeigen, eine ernstliche Erfüllung verbinden. Im Allgemeinen sind die Landsleute, die wir in Paris wiederfinden, apathisch, blasirt, egoistisch, wie es ohnehin noch der Charakter der Zeit mit sich bringt. Die Eisenbahnen haben die Entfernungen aufgehoben. Man tritt mit einer Empfehlung, auf welche man sich etwas zu Gute thut, zu einem Manne, den man einflußreich glaubt, und dieser nimmt die Miene an, als verhielte sich Berlin zu Paris wie die Charlottenstraße zur Friedrichsstraße. Eine Entfernung von 150 Meilen ist dem großartigen Gentleman so weit wie von Meinhard's Hotel zu Kranzler. Da steht man denn mit seinem angesammelten Enthusiasmus, mit einem trotz des schnellen Hinflugs wunderbar gespannten Herzen und wird aufgenommen wie der täglich vorsprechende Milchmann. Armer deutscher Idealist! Laß in der Fremde Deine Landsleute! Bahne Dir, so weit Deine Kräfte reichen, selbst den Weg, und Du wirst Dich besser zurechtfinden als mit den Führern aus der Heimath.

Aber auch von den Franzosen ist nicht viel zu erobern. Es ist eine wunderliche Nation. Mein Schwab nannte sie Fierkuchen, die nur auf einer Seite ausgebacken sind. Anfangs kommt man ihnen ziemlich nah, näher als dem Engländer, und doch ist's plötzlich gerade, als wenn ihnen die ganze hintere Seite der Existenz fehlt, wie bei den plastischen Reliefs.

Der Franzose hütet über sein apartes Dasein so geizig, wie über seine Börse. Ihm selbst liegt die große Strecke seiner Wünsche bis zum Ziele stets so vor Augen, daß er die Behaglichkeit nicht besitzt, sich auf dem Platz, auf dem er sich schon befindet, ausruhen zu wollen und diesen von Jemand anders mit betreten zu lassen. Ohnehin ist man in Paris immer unterwegs. Man wohnt gar nicht in Paris, man

campirt dort nur. Man hat sein Zelt aufgeschlagen auf dem großen Feldzug der Carriere oder der Speculation. Die Männer sind in ewiger Bewegung, die Frauen nicht minder. Sich daheimzuhalten ist so wenig Sitte, daß man die Receptionstage erfunden hat, nur um endlich einmal von seinen Freunden statt ihrer Visitenkarte sie selbst zu sehen. An einem Dienstag oder Donnerstag weiß man, findet man endlich die junge Frau von M. zu Hause, an allen übrigen Tagen ist sie im Galopp bald durch die Magazine, bald die Kirchen, die Museen, auf Besuchen, Promenaden, in der Pensionsanstalt bei ihren Kindern, überall. Der Mann lebt ähnlich. Die Moral der Lustspielmuse Scribe's und Bayard's, die jeder Frau und jedem Manne eine Nebenexistenz zuschreibt, die heimlich ist, ist gewiß falsch; aber der Pariser hat eine Häuslichkeit, die aussieht wie eine interimistische und nur halbe. Er hat keine Hauspantoffeln und keinen Schlafrock.

In das Innere einer Pariser Familie zu dringen, ist schwer. Der Franzose spart. Er unterwirft sich und die Seinen Entbehrungen, die man nach anderer Seite hin nicht ahnen lassen will. Man führt eine Salonexistenz, die selbst den nächsten Bekannten nur geläufig ist, neben einer Privatexistenz, die vielleicht nur Eine einzige, treue, weibliche Seele, die Besorgerin der täglichen Küche, kennt. Man spricht von der Verschlossenheit des englischen Familienlebens. Das französische ist noch viel verschlossener. Der theatralische Sinn des Volks, seine Abneigung gegen die Natürlichkeit, die Vorliebe für Repräsentation und gefällige Außenseite und bei aller Wärme und Lebhaftigkeit der Empfindung doch eine gewisse formelle Kälte wirken hier entscheidend mit. Eine geistreiche Pariserin sagte mir: Die eigentliche französische Familie ist das englische Bed-Room. Also die Laren und Penaten des französischen Herds stehen da, wo bei den Engländern schon die Betten stehen. Dahin ist denn freilich nicht zu bringen, und wie der Charakter der Franzosen ist, ist auch nichts daran verloren. Das Aeußere ist ja bei ihnen eigentlich das Innere.

Hat man sich eine Reihe von Receptionstagen erworben, so ergänzen diese auf förderliche Art die Gänge, die man machen muß, um die öffentlichen Dinge kennen zu lernen;

denn aus Geſprächen mit eingebürgerten Pariſern wird man immer eine Menge anregender Thatſachen und aufklärender Urtheile heimbringen können. Im Uebrigen iſt in Paris, wie überall in der Welt, das Beſte, ſich auf ſich ſelbſt zu verlaſſen.

II.

Die Kamelien-Dame.

Am erſten Tage ſchon ſah ich ein Stück, das in einer einzigen Reihenfolge des verfloſſenen Winters mehr als hundert Vorſtellungen erlebt hat. Man gab es an jedem Abend mit jener ſich immer gleichbleibenden Hingebung an die Sache, die den franzöſiſchen Schauſpielern eigen iſt. Jeden Abend war das Theater „Vaudeville" am Börſenplatz überfüllt. Jung und Alt, Vornehm und Gering, Männer und Frauen, Alles war ergriffen, hingeriſſen, weinte. Es war die „Kamelien-Dame" vom jungen Dümas, dem Sohn des Alexander, der damals in Brüſſel lebte und mit Louis Napoleon zu ſchmollen vorgab.

Kein Ueberſetzer hat es drei Jahre lang gewagt, dies fünfactige Schauſpiel einer deutſchen Bühne darzubieten. Man glaubte, daß die deutſchen Sittengeſetze ein ſolches Stück von unſern Brettern verbannen. Jetzt hat man aber auch dieſe Gattung von Stücken bei uns eingeführt.

Eine zweideutige Frau, in der ſich Madame Doche mit großer Naturwahrheit, wie man ſagt, in eigener Perſon ſpielt, fordert in der Kamelien-Dame Theilnahme für ihr Geſchick bis zu Thränen heraus. Jung, ſchön, geiſtreich — und da, wo ſie in der Welt erſcheint, immer an einem ſie begleitenden Strauße von Kamelien erkennbar, — kündigt ſie ſich als eine jener verlorenen Exiſtenzen an, die ſich einmal bei den Sitten unſers Jahrhunderts von ſelbſt verſtünden. Alles, was ſie ſpricht, kommt elegiſch heraus. Sie verräth Sehnſucht nach wahrem Glück, reiner Liebe. Ein junger Mann feſſelt ſie endlich

durch ſein Herz, während Andere ſie nur durch ihr Geld feſſelten. Sie zieht mit ihm auf's Land und lebt mit ihm in einem Arkadien von Glück, das indeſſen weder ein Prieſter geſegnet, noch der Maire irgend einer Commune in die Civilſtandsregiſter eingetragen hat. Die eigene bürgerliche Wohlfahrt des Mannes zwingt ſie endlich, dieſem Glück zu entſagen. Sie nimmt einen Abſchied vom Freunde, ohne daß er dieſen merkt, vom Publikum, das ihn allerdings merkt; einen Abſchied, der uns glauben läßt, ſie würde ſich mindeſtens mit Kohlendampf erſticken. Der Tod, den ſie ſich dem Freunde zu Liebe giebt, iſt aber kein anderer, als daß ſie wieder in die Pariſer Welt zurückkehrt und am Arme von Männern erſcheint, die mit Gold zahlen. Dieſe „ſociale Stellung" iſt ja ihr „Verhängniß". Der Verfaſſer muthet uns zu, dieſe Rückkehr zu dem Beſitz einer Equipage, zweier Bedienten und einer eleganten Wohnung in der Straße du Helder müßte als ein Act des erhabenſten Heroismus genommen werden, wobei der Heldin, obſchon ſie ſich preisgiebt, doch das Herz bräche. Sie ſtirbt moraliſch, aber nur einige Wochen lang, ihr Freund verſöhnt ſich mit ihr, ſie wird wieder arm, Arkadien kann auf's Neue beginnen; doch iſt's zu ſpät, ſie ſtirbt phyſiſch. Sie hat die Schwindſucht und verſcheidet den ganzen fünften Act hindurch.

Seit Adrienne Lecouvreur ſtirbt man in Paris auf der Bühne nach pathologiſchen, am Krankenbett im Lazareth gemachten Studien. Es iſt das eine Folter, dieſe Zuckungen, dieſe Delirien und dann dieſen wahnſinnigen Jubel zu ſehen, wenn im Augenblick des Verſchwindens aller ihrer Kräfte der frühere Geliebte erſcheint und die Sterbende in ſeinen Armen lachend, weinend unter ſeinen Küſſen den endlich ruhefindenden und ſchreckhaft nur mit der Erde beſchäftigten Geiſt aufgiebt. Gott vollzieht vor unſeren Augen eine förmliche Hinrichtung.

Die aufgebotenen Mittel, um dieſe bis zur äußerſten Sentimentalität gehende Verſchönerung von Dingen, die ſich in Wirklichkeit anders machen, zur Wirkung zu bringen, ſind an ſich erſchütternd. Man wird dieſer aufgeputzten Lüge nicht raſenden Beifall ſpenden wie die Pariſer, wird nicht

Thränen vergießen, wie solche ringsum vergossen wurden, aber Entsetzen ergreift den deutschen Zuschauer über die Wahrheit des Spiels, über die bis zum Blick auf die Uhr und die Etikette am Medicinglase gehende Anatomie eines Sterbeacts, und zuletzt über die Möglichkeit, daß solche in der Luft schwebenden moralischen Voraussetzungen auf eine ganze Bevölkerung in solchem Grade wirken können.

Dieser junge Dümas zeigt sich hier in jeder Beziehung als der Sohn seines Vaters. Er ist aufgewachsen in der Welt des neuen Romans, und der neue Roman hat schon für ihn die Wahrheit des Evangeliums. Er ist der Zögling einer Schule der Willkür und Phantasie, die sich Alles erlaubt, was darstellbar ist und erlaubte Darstellbarkeit für die wirkliche Welt nimmt. Darin liegt etwas Erschreckendes. Der junge Autor hat diese tolle, willkürliche Welt der Ausnahme mit einer Art Andacht, ja mit einer einschmeichelnden Naivetät gleichsam wie die sittliche Regel erfaßt. Es liegt eine Einfachheit in seinem Stücke, die keine Talentlosigkeit ist und sich fast wie ein Erguß der unmittelbarsten Natur und Empfindung giebt. Ja etwas Kindliches liegt in seinem Stück. Kindlichkeit in diesem Leben der regellosesten Gesellschaft! Kindlichkeit in der Voraussetzung, daß ein solches illegitimes Arkadien, ein Concubinat mit einer Prostituirten (mag es Jeden auf seine Privatverantwortlichkeit glücklich machen) seine vollste, allgemein gültige Berechtigung hat! Kindlichkeit in der Schilderung des Todes der Kamelien-Dame und dem Schlußworte des Stücks: „Denen, die viel geliebt haben, soll viel vergeben werden!“

Es ist charakteristisch. Paris nimmt die Naivetät, wie sie geboten wird. Es läßt die Berechtigung gelten, daß zur Schilderung des von der Sitte Verbotenen all' die Motive genommen werden, die sonst nur der Schilderung des Erlaubten gehören. Die Ausnahme ist durch ihre Consequenzen wieder Regel, die Unmoral durch die Leidenschaften und die besseren Gefühle, die auch auf diesem Wege erregt werden können, Moral geworden. Die Kamelien-Dame rührt die Pariser, als wenn man ihnen „Paul und Virginie“ vorgespielt hätte.

Charakteriſtiſch für die gegenwärtigen Zuſtände Frankreichs hat Graf Morny, der Vertraute des Präſidenten, dies Stück von einem Verbote gerettet und vor Frankreich die Widmung des Drucks angenommen. Kann man ſich wundern, wenn man in Paris die Aeußerung hört: „Wir leben unter der Herrſchaft der Kamelien-Damen?“

III.

Ein Abend in der Großen Oper.

Man gab den „Ewigen Juden“ von Halevy.

Die Franzoſen ſind, mindeſtens geſagt, mit ihrem Ewigen Juden nicht recht geſcheidt. Die Manie für Alles, was ſie vom Ewigen Juden in Erfahrung bringen können, will nicht mehr aufhören. Klänge es nicht zu zweideutig, ſo gäbe es bei ihnen ſchon Kaffeehäuſer, Verkaufsmagazine, Läden „Zum ewigen Juden“, wie in der That eine große Kleiderhandlung auf den Boulevards zum „Propheten“ heißt, und wahrſcheinlich nicht einmal deshalb, weil Bockolt, der Wiedertäufer, ein Schneider war.

Wie wir Deutſche, ebenfalls vielleicht zu oft, den „Fauſt“ im Munde führen, ſo die Franzoſen den Ewigen Juden. Dieſe Geſtalt der Verfluchung drückt ihnen die Philoſophie der Geſchichte aus. Ahasver iſt ihnen die leidende Menſchheit, die achtzehnhundert Jahre unter dem Druck der großen Thatſachen, durch die Kriege und Eroberungen, die Blutbäder und Verheerungen zwar unverſehrt, aber auch nicht beſonders glücklich hindurchgekommen iſt. An die Juden ſelbſt, etwa an Herrn Fould oder James von Rothſchild, denken ſie dabei nicht; um ſo weniger, als bei den Franzoſen die Juden bereits den übrigen Menſchen gleichgeſtellt ſind.

Den Halevy'ſchen Ahasver wollen wir den Franzoſen laſſen. Weder die Fabel des Textes, noch die Ausſchmückung

deſſelben mit Muſik kann die Mühe belohnen, die es koſten würde, ein ſo auf maſſenhafte Hülfsmittel, Glanz und Seltſamkeit der Decorationen berechnetes Werk über unſere Bretter zu bringen. Auch würde für unſere Theatercenſur der Schluß der Oper, der Uebergang in die jenſeitige Welt, die ſeraphiſche Ruhe, die der ruheloſe arme Jude endlich unter den Heerſchaaren des Himmels findet, als Blasphemie der vierten Abtheilung des Criminalgerichts in Berlin oder ſonſt einem Tribunal unſerer Preßgeſetzgebung anheimfallen.

Idee und Muſik verlohnen die Mühe des Einſtudirens und den Schutz einer rettenden Cabinetsordre nicht. Idee und Muſik gehören dem Decorationsmaler. Herr Déplechin ſchlug die Proſpecte vor, die man malen konnte, die Verſatzſtücke, die ſich aufſchlagen ließen, die Verwandlungen, die in ihrer Aufeinanderfolge am meiſten überraſchen würden, und die Herren Scribe und Halevy gaben dazu die Illuſtration, jener von Worten und Scenen, dieſer von einem unbeſtimmten Nebel und Flimmer haltloſer, unabgerundeter Muſik.

Die kleine anmuthige, zum Herzen ſingende Dresdnerin, Emmy La Grua, gab die Tochter Ahasver's. Sie wurde ausgezeichnet, konnte jedoch nicht gegen die Dame, die ihre Mutter ſang, aufkommen. Keine Oper mehr ohne Mutter. Seit Fides muß jedes Opernſujet eine Mutter haben. Ein Glück für unſere lebenslänglich engagirten deutſchen Hofopernſängerinnen. Es wird von jetzt an immer Opern geben, wo neben jungen, noch nicht der Scene kundigen Anfängerinnen — der große Mangel an Stimmen hat die Pariſer mit der talentvollen Emmy La Grua trotz aller Spuren der Anfängerſchaft ſchnell befreundet — ſich auch bewährte, gediente, geprüfte Damen halten können, Sängerinnen, die man nach der Höhe ihrer Tonlage, nicht ihrer Jahre ſchätzen muß.

Die Fides des „Ewigen Juden" iſt eine Flamländerin, mit welcher Ahasver im vierzehnten Jahrhundert in einer Ehe verbunden war, die er verlaſſen mußte, weil ihm, dem Verfluchten, Familienglück nicht beſchieden — ganz im Gegenſatz zum Judenthum, das achtzehnhundert Jahre lang im Familienglück für ſeine Leiden Troſt gefunden hat und nie anders auswanderte, als mit Weib

eine Krankheit der Geiſter, aber doch nimmermehr — eine — leere Einbildung iſt!

Arthur.

Nein! Nein! — Aber Du wirſt nicht läugnen können — ich habe Menſchen gekannt, die die Maske des Weltſchmerzes vornahmen, nur um intereſſanter zu erſcheinen.

Holiday.

Manche, manche, aber es bleibt dennoch ein eigenes Ding mit unſerem Leben! Die Einen klammern ſich mit kindiſcher Beſchränktheit an Alles an, was ſich den äußern Sinnen als erfaßlich darbietet, ſie geizen mit dem Augenblick, wuchern mit den Jahren, man möchte glauben, daß ſie vom Jenſeits eine beſchränkte Vorſtellung haben. Die Andern freilich ſchreiben dem armſeligen Leben einen zu geringen Werth bei — Doch genug davon! Wohin verirr' ich mich — ich verlor mich in alte Zeiten, wo wir ſo ſtritten, unſere Ideen auszutauſchen liebten und auf den Kirchhöfen Todtenſchädel ſammelten — Dieſe Jugendſchwärmerei iſt — vorüber! Arthur, geſtatte mir, Dir eine perſönliche Angelegenheit vorzutragen.

Arthur

(grübelnd und nicht gleich darauf achtend).

Ah! Wünſcheſt Du noch etwas von mir?

Holiday.

Noch? — Bin ich Dir unwillkommen?

Arthur.

Nein, nein! Was iſt's?

und Kind. Daß jene Gattin des „Ewigen Juden" gerade eine Flamländerin sein mußte, beweist, wie in Paris die Dichter sich an die gerade vorgeschriebenen Bedingungen anzupassen verstehen. Madame Tedesco, die Rivalin der Emmy La Grua, ist groß und stark, ja man könnte bei ihr von Embonpoint sprechen, wie bei einer deutschen lebenslänglichen Hofopernsängerin. Diesem Embonpoint zu Liebe ist Theodora, die Gemahlin Ahasver's, eine Dame flämischer Abkunft. Kennt man doch die Kühe de Potter's.

Daß alle diese Bedingungen zusammenstimmen, Embonpoint, Sujet, Musik u. s. w., wird in Paris vorgesehn. Die Poeten, Componisten, Regisseure, Decorationsmaler, Costümiers, Balletmeister sitzen am grünen Tisch eines Conferenzzimmers und Melpomene oder Euterpe führen dabei nur das Protokoll. Den Parisern gefielen die „kolossalen Gliedermassen" und die schwarzen Augen der Tedesco mehr als die zarteren Formen und braunen Augen der La Grua. Doch gab es auch Hände genug, die sich für die mildere und sanfte Leistung der Debütantin in Bewegung setzten. Das gewaltigere Aussichherausgehen, das der Pariser verlangt, wird die junge Dame noch lernen, wenn sie bei der Aufgabe, ein ganzes Jahr lang wöchentlich zweimal immer nur eine und dieselbe Rolle zu singen, nicht zu Grunde geht.

Man gab also den „Ewigen Juden". Man gab ihn in den Solis vortrefflich, schlaffer in den Chören und im Beleben der Scene lange nicht mit dem sonst auf dieser Bühne herrschenden Eifer. Bei dem besten Willen, von den republikanischen Formen Gutes zu berichten — Polonius sagt: Wahr ist's, es ist schade und schade, daß es wahr ist: — von der Bühne muß man eingestehen, daß die Monarchie ihr nützlicher ist. In der Monarchie spielt, singt, arrangirt man fleißiger als in der Republik. Die Republik hat die Volkssouverainetät an Orte gebracht, wo diese nicht hingehört. Sie hat sie unter Anderm auch in die Restaurants gebracht. Kein Kellner hebt jetzt einem Gast die Serviette auf, wenn ihm diese von den Knieen fallen sollte, selbst wenn er gerade eine neue Schüssel bringt. Sie hat sie zweitens in die Kaffeehäuser gebracht; kein Journal wird Dir mit der Be-

reitwilligkeit entgegengebracht, wie dies unter Louis Philippe dem Ersten und Einzigen geschah. Sie hat sie auf die Straße gebracht; kein Fiaker, falls nicht ein freundliches Naturell bei ihm unabhängig von allen Staatsformen, Sitte und Manier schon angebahnt haben, geht, wenn man von ihm gefahren sein will, aus phlegmatischer Gleichgültigkeit heraus. Die Republik hat die Volkssouverainetät auch unter die Frauen gebracht, wo sie am wenigsten hingehört — davon ein andermal. Aber auf den Brettern taugt die Volkssouverainetät durchaus nichts. Das schlaffe Spiel der Massen, die Zerstreutheit der Statisten, die Gleichgültigkeit der Comparsen, die Verachtung des Publikums und jedenfalls des Regisseurs, der hoffentlich seine Aufträge mit demselben Eifer ertheilte, wie vor fünf Jahren unter den Königen, alles das ist überraschend. Man führt auf der Scene nichts so aus, wie man Dergleichen sonst ausgezeichnet in „Robert", den „Hugenotten", der „Jüdin" und der „Stummen von Portici" ausgeführt sah.

Ob Louis Napoleon auch der Bühne helfen wird, wie er allen Leiden der Gesellschaft helfen zu können vorgiebt? Wir lauschten darauf, als er endlich erschien ... Ein Platz in der Großen Oper ist eine Art umgekehrter Lotterie-Einsatz. Man weiß, wie man herauskommt, aber nicht wie hinein. Es giebt Plätze aller Art, fast so viele wie Gerichte auf einem Speisezettel. Und in demselben Range wieder fünferlei Schattirungen. Die allerschlechteste Schattirung ist unfehlbar die, in des Hufeisens äußerste Spitze zu gerathen und vom „Ewigen Juden" nur Das zu sehen, was nach Osten liegt. Glücklicherweise war das die Tendenz des Ahasver.

Aber die Klage um den Platz verwandelte sich plötzlich in eitel Lobgesang, als die Menschen im Corridor sich häuften und sich an die kleinen Fenster unserer Loge drängten. Gerade mir gegenüber saß der Präsident. Eben war er mit zwei Begleitern gekommen. Die Damen neben ihm, die mit vielem Aufwande von Edelsteinen und Blumen, aber wenig Aufwand von wenigstens germanischer Würde in ihrer Loge hin- und herrannten und oft dem Publikum den Rücken kehrten, gehörten gleichfalls dem Elysee an. Im Hintergrunde

erblickte man den General Magnan. Man hatte somit den zweiten December beisammen.

Ein scharfes Glas mit mehrfacher Lichtbrechung brachte das Bild des Mannes, der vor einigen Tagen die napoleonischen Adler an die Truppen vertheilt hatte, mir ziemlich nahe. Von allen Portraits sind die früheren im „Charivari" die gelungensten, nur die Locken an den Schläfen sind nicht so kühn gedreht wie vom Griffel des Satyrikers; sonst aber stehen Nase und Bart zu den übrigen Gesichtsflächen ganz in jenem Verhältniß, das ein groteskes Ansehen giebt und an italienische Bühnenmasken erinnert. Weiße Halsbinde, schwarzer Frack, ein rothes Ordensband über der weißen Weste, gelbe Handschuhe. Ein an die von der Bühne entfernetere Logenseite gelehnter Eckfessel verbirgt den Gegenstand der allgemeinen Neugier vor einem Publikum, das zum großen Theil aus Fremden besteht, die noch von den Maifesten zurückgeblieben sind. Nur von der Bühne und von jenen Logen aus, die man nur nimmt, wenn alle Plätze vergriffen sind, konnte man den durch die Umstände interessant gewordenen Anblick vollständig genießen.

Ein Phrenolog hätte an der Stirn die Zeichensprache der Natur lesen können, aber der Physiognomiker mußte ihm zu Hülfe kommen. Was drückte diese Persönlichkeit aus? Etwas Unbedeutendes? Doch wol nicht. Die Distanz, worin sich die beiden Begleiter hielten, war vielleicht eine künstliche. Man konnte glauben, diese drei Männer spielten Komödie. Man konnte glauben, sie hätten sich gesagt: Lieber Persigny, Du sitzest dort, Edgar Ney, Du sitzest da, ich Euer guter Freund sitze hier, wir haben keine Geheimnisse unter uns! Wir haben unsere Schwärmereien so oft zusammen in die Feuerfluthen einer großen Arrac-Bowle getaucht! Die Damen nebenan kennen ebenfalls unsere sämmtlichen Schwächen und Eigenheiten, es ist nur eine Verabredung, die wir hier aufführen! Das denkt man eine Zeit lang. Aber dies Bild verschwand, wenn es auch wiederkehrte. Es ging und kam. Die unruhigen Damen nebenan, die steife Haltung der beiden anderen weißen Halsbinden, ein seltsames Lächeln, das zuweilen über die Gesichtszüge des Prinzen streifte und von den Gesellschaf-

tern erwidert wurde, das jeweilige Aufstehen, behaglichere Ausruhen in einem Vorzimmer der Loge, alles Das konnte auf die Vermuthung führen, der Präsident gebe nur den Namen her zu einem Vereintwirken, das man die „Gesellschaft des Elysée" nennt. Und doch würde man, glaube ich, Unrecht thun, diese Meinung festzuhalten. Jener düstere Mann, der nicht gut geschlafen zu haben scheint oder an schwerer Verdauung leidet, weil er unaufhörlich gähnt, gehört sich, scheint es, in den wichtigsten Dingen allein an. Er hat Rückhaltsgedanken, die er nicht Jedem ausspricht.

Beim ersten Anblick glaubt man einem jener jungen modernen Hidalgos zu begegnen, wie wir deren in neuester Zeit, wo sich der Adel auf so manche alte Ritterkünste verlegte, seit der Schilderhebung des Don Carlos Viele gesehen. Man denkt eine Weile an Lichnowsky und seine Genossenschaft, die in Homburg und Baden-Baden Diplomatie und Romantik trieb, sich später in den Zeiten der Paulskirche einen Schwung von geschichtsbefruchtender Thatkraft gab und in kritischen Augenblicken eben so kühn ein Va banque! in der Politik gerufen haben würde, wie am grünen Tisch der Herren Blanc und Benazet. Die Umgebungen des Präsidenten gehören noch jetzt dem Anschein nach dieser modernen Cavalierperspective an. Er selbst hat sich vielleicht aus ihr herausgearbeitet. Man sieht ihm Ernst und brütenden Eifer an; Frankreich zu regieren ist keine Kleinigkeit. Der Stoff des Denkens adelt ja das Denken. Es sind die Interessen eines Volks, der Ruhm einer Nation, die Fragen der Kirche und der Sittlichkeit, die man nicht wie Billardqueues bewegen oder wie Rouge et Noir pointiren kann: es bleibt von der Würde der Aufgabe immer Etwas haften.

Ich kannte einen König Philipp aus Schiller's „Don Carlos". Kam dieser nach Hause, so setzte ihm seine Gattin den immer bereiten Lorberkranz auf's Haupt, und in demselben Tone, womit er noch eben gesprochen: „Madame, dafür geb' ich Ihnen Zeit, zehn Jahre entfernt von Madrid darüber nachzudenken", sagte er jetzt in vollem Ernst: „Madame, Ihre Coteliettes erfreuen sich heute Abend nicht meines allerhöchsten Beifalls!"

Wer tausend Menschen in die Verbannung schickte und in dem Augenblick, wo er da eben die Locke an seinen Schläfen kräuselt, an die von den heutigen Morgenblättern veröffentlichten Briefe Changarnier's und Lamoricière's denken muß, kann sein Leben nicht mehr oberflächlich fassen. Die Situation muß ihn heben. Trügen nicht alle Zeichen, so liegt hinter diesen ausdruckslosen Augen, die nur deshalb ausdruckslos scheinen, weil sie die Gedanken nicht verrathen und nur Schildwacht vor dem innern Palast des Geistes stehen, ein fatalistischer Glaube an sich selbst. Man sieht ein Va banque! ein Aeußerstes, das ihm nicht etwa die Befestigung einer Dynastie, die ihm persönlich gleichgültig ist, sondern ein Va banque! der Geschichte ist. Er wird nicht ruhen, bis er nicht gewagt hat, sich den Namen Alexander's, Cäsar's, Cromwell's und seines Oheims anzureihen. Tief in seinen Augen knistern die Funken eines Weltbrandes, aus dem ihm wenn nichts, doch Klio's unverbrennliche Tafeln sicher erhalten scheinen. Warum sollte er sich nicht durch die Benutzung seiner Stellung einen Namen in der Geschichte erwerben? Jener Mann da träumt eine Zukunft Europas, gegen welche der Zweite December, die Deportationen nach Cayenne und die Debatten des Augenblicks nur Bagatellen sind.

Man wird jenes sonderbare Händeklatschen kennen, das vom Klatschen nur die Gesticulation macht. Man schont dabei seine Handschuhe. Nicht mitzuklatschen, wenn Alles klatscht, sieht wie eine Kritik aus. Den Schein dieser Kritik vermied der Prinz. Fürstliche Personen pflegen in solchen Fällen zwei- oder dreimal in Wirklichkeit die Hände anzuschlagen und den übrigen Lärm dem Enthusiasmus zu überlassen. Auch die Dramatiker und Schauspieler applaudiren auf diese Art, wenn von ihren Rivalen etwas gefällt.

Unser vis-à-vis that weder das Eine noch das Andere. Er klatschte unausgesetzt, so lange das Publikum klatschte, aber er klatschte nur scheinbar. Er schlug den Tintamarre, wie der Franzose sagt, vollständig mit, aber nur mit aneinander gelegten Händen, die still waren. Er klatschte: Es lebe die Republik! Es lebe Napoleon! Es lebe der Frieden! er machte Alles mit, was die öffentliche Meinung eben

an der flamländiſchen Madame Tedesco oder der zarten ſächſiſchen Italienerin La Grua beklatſchenswerth fand; aber er ſelbſt that es nur ſcheinbar, verfiel ſogleich wieder in ſeine brütende Geiſtesabweſenheit, ſah und hörte nichts, ſo voll der handgreiflichſten Schmeicheleien auch das Textbuch der Oper für ihn war und eine Kaiſerkrönung dicht vor ſeinen Augen aufgeführt wurde. Nur als zuletzt Roger zu außerordentlich ſchön ſang, machte er einigemal Miene, ernſtlich in den Beifall einzuſtimmen. Es ſchien, als hätte er den Beweis geben wollen, daß er das Talent dieſes Sängers ſeine bekannten Geſinnungen nicht entgelten ließe. Louis Bonaparte hat den Cultus der Namen zerſtört, er hat die großen Männer und ihren Ehrgeiz als die Urſache aller Leiden der Völker darzuſtellen gewußt und ihnen das Piedeſtal ihres Ruhms, die Rednerbühne, genommen. Aber er berechnet doch, daß für ſeine Zukunft einſt Talent und beſonders die Feder der Geſchichtſchreiber und die Leier der Dichter werde da ſein müſſen. Er würde Victor Hugo ſein Buch über ihn vergeben, wenn ſich der Sänger der Orientalen entſchließen könnte, die Saiten ſeiner Leier für die Thaten zu ſtimmen, die er verſuchen wird auszuführen, trotz aller Verſicherungen vom Frieden. Denn wer in der Artillerie eine Entdeckung gemacht hat, ruht nicht eher, bis ſie angewendet iſt.

Einige Deutſche wollten aus der Phyſiognomie unſers Gegenübers alles Mögliche herausleſen. Der Eine ſprach von Grauſamkeit, der Andere von Verſtellung; Der ſah Alba, Jener Heliogabal. Was läßt ſich aus ſtummen Mienen Sichres entnehmen? Nicht viel mehr als aus den telegraphiſchen Depeſchen des „Moniteur.“ Ein Jeder übertrug auf jene Mienen nur den Eindruck des Erlebten. Drei Dinge fand man für gewiß beſtätigt: Zerſtreutheit, Schweigen, große Ermüdung.

Die Ermüdung des Körpers bürgt oft für die deſto friſchere Kraft der Seele; der Menſch gleicht in ſich gern aus; Beweis dafür die Bekehrungen früherer Lebemenſchen. Eine friſche Körperkraft denkt nicht daran, über eine Compenſation zu grübeln; ſie lebt im Augenblick, verſchönert dieſen

ſich und Anderen, genießt ihn und ſchafft Genuß; der Erſchöpfte aber raffinirt. Und das iſt es! Der ganze Menſch da gegenüber raffinirt und iſt raffinirt. Auch ſein Schweigen iſt Raffinement oder — vielleicht Erſchöpfung? Denn warum Schweigen? Ein Mann, der Straßburg und Boulogne erlebte, kann nicht ſchweigen. Der muß das Bedürfniß haben, ſich zu rechtfertigen, muß ſprechen, ſchreiben, wenn er nicht ſprechen kann; und wer ſchreibt, liebt die Mittheilung. Daß unſer Gegenüber ſchweigt, iſt die Folge einer zweiten Eigenſchaft, die ſich zur Erſchöpfung geſellt: der Furcht. Auch der dritten Eigenſchaft, der Zerſtreutheit. Dieſe liegt der Furcht zum Grunde. Nicht etwa der gemeinen Furcht. Charaktere wie Ludwig Napoleon drücken ſich in eine Logenecke nicht aus Furcht vor einem Piſtolenſchuß. Ueberhaupt mitten in einer hiſtoriſchen Laufbahn fallen iſt Heldenthum und das iſt es ja allein, was der Mann anzuſtreben ſcheint. Die Furcht dieſes wühlenden, grübleriſchen, ſichtlich erſchöpften Geiſtes iſt die Furcht vor dem Erfolg. Alle Geiſter dieſer producirenden Gattung fürchten ſich vor dem Ausbleiben der Erfolge. Sie unternehmen etwas, das in drei Tagen erſt fertig werden kann, und in dieſen drei Tagen werden ſie nicht eſſen, nicht trinken, nicht ſchlafen, nicht reden. Erſt am dritten Tage athmen ſie auf. Dann kommt eine telegraphiſche Depeſche und ſagt hoffentlich: Die Sache iſt ſo ausgefallen, wie Du gewollt haſt! Dann werden ſie redſelig, trinken Champagner und ſtrafen alle Phyſiognomiker Lügen, die ſie in den drei Tagen beurtheilen wollten.

Nun denke man ſich ein Leben, zuſammengeſetzt aus lauter ſolchen dreitägigen Terminen. Immer von drei zu drei Tagen, von drei zu drei Monaten, von drei zu drei Jahren etwas Neues. Da hört man auf, ſich ſelbſt anzugehören, man redet nichts, man lacht nicht, man lebt im Wirklichen, man iſt verſtimmt, immer geſpannt, immer furchtſam. Das leiſe Schleichen zu einem Ziele hin (in unſerm Fall die Eroberung Europas vermittels franzöſiſcher Nationalthorheit und jener verbeſſerten Entdeckung in der Artillerie) nimmt den ganzen Menſchen in Beſchlag und modelt ihn in ſeinem Charakter.

Wer von jenem grüblerischen Antlitz sagen wollte, es gehörte einem Manne, der mit der Geschichte experimentirt hat, um Clichy, d. h. den Schuldthurm, zu vermeiden, würde sich erstens irren und zweitens eine große Thorheit begehen; denn nichts kann diesen Herren dort in der Loge willkommener sein, als dem übrigen Europa für's Erste unbedeutend zu erscheinen. Im Gegentheil, zu dem Macchiavellismus in den Zügen des Prinzen gesellt sich etwas Contemplatives, Mystisches. Man ist vollkommen berechtigt, ihn einen Ideologen zu nennen. Er besitzt einen anerkennenswerthen Respect vor Allem, was die Zeit an „Blasen" aufwirft. Wenn man den Ehrgeiz eines Schriftstellers hat, so lacht man nicht, wie vielleicht Herr Persigny und Edgar Ney thun würden, wenn von Creditcassen, Volkswohl, Capitalienherrschaft gesprochen wird. Herr Persigny und Herr Ney haben sich auch schon daran gewöhnt, diese Grillen ihres Freundes gewähren zu lassen; sie schriftstellerten nicht. Sie achten sein Lucubrationstalent.

Und jener Mann da ist ein Mann der Feder. Er wird Schlachten schlagen mit der Feder hinterm Ohr. Wenn man jetzt, wo endlich das „Jüngste Gericht" von den Posaunen Halevy's eingeleitet ist, für eine Zeitung von ihm verlangen würde: Herr, schreiben Sie mir eine Kritik über diese Vorstellung! so würde die Hauptperson dieser beiden Logen wie elektrisirt auffahren und vielleicht eine gute Abhandlung über eine Vorstellung schreiben, die er nicht gehört hat. Es ist eine merkwürdige Mischung von Bedeutung und Nichtbedeutung in diesen Gesichtszügen. Wachen und Schlaf, Geist und Beschränkung, Anspannung und Erschöpfung. Denkt Euch einen Recensenten, der, wie Ludwig Rellstab in Berlin, seit dreißig Jahren dieselben Vorstellungen, in demselben Theater, mit denselben Kriterien beurtheilen muß und von Langeweile, Abspannung, Verachtung aller lächerlichen Kunstillusionen gemartert, nur noch mit Einem Ohr zuhört und nur über zwei Dinge grübelt: erstens über seinen eigenen Ruhm als zweiter Lessing (in unserm Fall Napoleon der Große, im Allgemeinen), und zweitens über sein Nachtessen zu Hause

und ſein Bett. So erſchien uns der Präſident in der Groſſen Oper.

Dem Ewigen Juden hatte endlich der Erzengel Michael die Augen zugedrückt zum ewigen Schlummer. Es war weit über zwölf Uhr. Draußen in der Straße Lepelletier wimmelte es von Gendarmen, Lanzenreitern, Poliziſten. Ein Rufen, Säbelklappern, Pferdetrappeln durcheinander. Man hätte kaum geglaubt, daß es eines ſolchen kriegeriſchen Aufwandes bedurfte, um drinnen im Lichtmeer der Großen Oper dieſe ſtillen Träume über Muſik und Weltgeſchichte möglich zu machen. Es iſt eine abſcheuliche Eigenſchaft der Menſchen, die uns dienen, daß ſie thun, als ſchützten ſie uns vor Gefahren, die nicht vorhanden ſind oder die ſie übertreiben. Dieſer Waffenlärm vor der Großen Oper war eine Schmeicheleі. Drückte Ludwig Napoleon nicht in Frankreich etwas aus, was eine Zeit lang ſowol jenſeits des Rheins wie in der Geſchichte überhaupt nothwendig geworden ſcheint, er würde ſich ja nicht halten können. Doch iſt dies ein Thema, über deſſen Erörterung wir abbrechen. Wir wollten zu unſern Pariſer Erinnerungen nur den nothwendigen äußern Rahmen geben.

IV.

Die Frauenwelt.

Es iſt ein alter Satz von uns Männern, die wir bisher die Geſchichte, die Philoſophie und in der Hauptſache auch die Poeſie allein verantwortet haben, daß ſich die Natur des Weibes auf einige Thatſachen der Erfahrung zurückführen läßt, die in Jahrhunderten und bei allen Nationen dieſelben ſeien. Gewöhnlich pflegen wir zu ſagen: Die Frauen wollen nichts als geliebt ſein.

Indeſſen haben die Frauen in älterer und neuerer Zeit gegen dieſe einſeitige und, wie ſie behaupten, falſche Meinung Einſpruch gethan. Ihr eigentliches Geheimniß wäre, ſagen

ſie, noch nicht entdeckt und noch hätte ſie kein Mann verſtanden, noch keiner ganz ergründet.

Und leicht möglich das; denn vor einigen Jahren begann Georg Jung in Köln eine „Geſchichte der Frauen"; ein erſter Band iſt von dieſem Werke, wo man die wahren Aufſchlüſſe über die eigentlichen Anſprüche der Frauen an uns Männer zu finden hoffen durfte, bis jetzt erſchienen. Es ging dem Verfaſſer beſtimmt, wie es uns immer geht, wenn wir uns mit den Frauen zu weit einlaſſen: man verliert die Parthie, der Gegenſtand wuchs uns über den Kopf.

Ich glaube, die Geſchichte der Frauen, aufgefaßt als ein Theil der Weltgeſchichte, genügt nicht einmal den Frauen. Sie ſind nicht befriedigt, wenn dieſe Geſchichte nur die Geſchichte ihrer Leiden iſt, nur von Sklavinnen, Dulderinnen, den abgeſchloſſenen Gynäceen, der griechiſchen Nichtachtung und erſt der chriſtlichen allmäligen Verklärung ihres Weſens ſpricht. Die wahren Wünſche der Frauen, behaupten ſie, würden wir nie begreifen, und die Geſchichte der Frauen wird alſo nach ihnen die Geſchichte des Weibes ſein, das man nicht hat zu Wort kommen laſſen.

Das ewig wenn nicht Unausſprechliche, doch Unausgeſprochene des Weibes, das iſt das Thema, das ſich Georg Jung hätte ſtellen ſollen. Auch er blieb in dem alten Vorurtheil von der Liebe ſtecken. Auch er wollte nur Dulderinnen ſchildern. Wir bilden uns Wunder ein, wie zart wir die Frauen auffaſſen, und ſie bleiben unzufrieden. Hoffentlich wird die zunehmende Frauenſchriftſtellerei ein Mittel endlicher Verſtändigung werden.

Welcher Wandelungen die Frauennatur z. B. ſchon durch Staatsformen fähig iſt, beweiſt das gegenwärtige Paris. Die Republik hat im Charakter der Pariſerinnen Veränderungen hervorgerufen. Wenn man ſagen wollte, die verzogenſten aller Evatöchter wären durch die vierjährige Republik beſonders liebenswürdig geworden, ſo wäre dies ein ſehr relatives Wort und es käme auf den Geſchmack an. Die Franzöſin iſt ſchon an ſich eine andere Natur als die Teutſche. Unſere gewöhnliche Vorſtellung von heißem Blute, Liebesſehnſucht, geſteiger-

Holiday.

Du wirſt nicht läugnen können, Arthur, daß Du in Rom unter Anzeichen verſchwandeſt, die mich glauben machen konnten — (ſtockt)

Arthur.

Daß ich mich nicht mehr unter den Lebenden befände.

Holiday.

Du ſagſt, wovon ich mich damals vergeblich ſelbſt überreden mochte. Aber Du weißt es, der Menſch iſt das Geſchöpf der Umſtände. Was ich ſelbſt nicht glauben mochte, glaubte die Welt. Ordnung in meinen Ausgaben hab' ich leider nie gehalten — die Vorausſetzung, daß ich einſt —

Arthur.

Ich verſtehe — Dich um Hoffnungen zu betrügen, die ich Dir durch mein damaliges Betragen als ſo gewiß einflößen mußte: es war unedel von mir!

Holiday.

Arthur!

Arthur.

Nein, nein, Holiday! Du biſt ein Mann von Thatkraft, von Lebensmuth, Du biſt ehrgeizig, ich ſchätze das an Dir! Dich von der Höhe einer für Deine Lage glänzenden Hoffnung, von der Ausſicht, meinen Sitz im Oberhauſe einzunehmen, — von allen dieſen Gipfeln einer erträumten, mir ſchaal erſcheinenden Lebensſtellung herabzuſtürzen — Laß, — — laß, Freund, das war eine Ungerechtigkeit gegen Dein Schickſal — und ich verſpreche Dir, bald ſollſt Du Dich nicht mehr über mich zu beklagen haben.

ter Lebenswärme der Französinnen ist — rathe, liebe Leserin, wahr oder falsch?

Ich behandle einen geheimnißvollen Gegenstand. Vergebt, wenn ich Anstand nehme, über diesen Gegenstand Alles zu sagen, was ich denke. Ich will einige kleine Umwege machen. Vielleicht verräth sich meine wahre Meinung durch den Schleier der Discretion.

Wenn die Frauen bescheiden sein sollen, so müssen sie große Männer sehen. Die Gegenwart bietet ihnen leider diesen Anblick selten. Viel kluge, aber wenig große Männer. Der Zufall schafft zuweilen noch manchen überraschenden Charakter, zuweilen stampft er sogar eine große That aus der Erde; auch begiebt sich ohne Zweifel Tragisches und viel Schmerzliches. Manches davon wird mit antiker Würde ertragen, aber im Ganzen genommen geht Keiner mehr so recht auf große Thaten aus. Wer wollte das auch! Man hat ja den Massengeist, das Jahrhundert, die öffentliche Meinung; arbeiten, kämpfen die nicht für uns? Der Kummer und die Sorge der immer schwieriger gewordenen Existenz nimmt ohnehin schon alle Mühe und Thatkraft des Mannes in Anspruch. Wozu da noch in die Spalten des Curtius springen oder vor's Thor gehen und an einsamen, unheimlichen Felsen die Räthsel der Sphinx lösen?

Genug — wie verhalten sich zu unserm Mangel an großen Männern die Frauen? Wenn sie sehen, daß sich Männer gefallen lassen, was diese kränken, aufreizen, zu einer That spornen sollte, so werden sie unfehlbar die Gründe der Selbstbeherrschung, falls sie die Männer, auch um ihrer Kinder willen, lieben, billigen; sie werden, in die geheime Berathung des Mannes aufgenommen, ihm ohne Zweifel im Plauderstübchen sagen: „Alterchen, Du hast Recht, Dich nicht zu exponiren, wo Gefahr ist!" Aber — diese Zugeständnisse sind nicht ohne Folgen für die Frauennatur. Eine Frau, die einen Arnold von Winkelried zum Manne hat, und eine Frau, die beim Lärm der Nationalgardentrommel ihren Mann in's Bett steckt, können ohne Zweifel dieselben holden Wesen sein, die aus Adam's Rippe hervorgingen, aber ihre Stellung zum Männerleben überhaupt wird eine verschiedenartige werden.

Ein männliches Heldengeschlecht hat bescheidene Frauen, ein männliches Pygmäengeschlecht anspruchsvolle. Frauen, die nicht mehr nöthig haben zu bitten, daß sie der Mann auf den goldenen Triumphwagen seiner Thaten mitnehme, werden vergessen zu schmeicheln, sich keine Mühe geben zu gefallen, werden, wie es in Paris geschieht, die Huldgöttinnen, die Grazien in die Fabelwelt, in die Reime der Dichter verweisen.

Und so sei es denn verrathen! Die Französinnen waren erstens niemals so biegsamschmiegsam-hold-süß-sirenenhafte Geschöpfe, wie sie den Ruf haben; fünf Jahrhunderte haben ihnen dafür viel zu sehr geschmeichelt. Ihr Selbstgefühl machte sie schon längst kalt, bitter; aber jetzt — haben sie vollends einen Trotz, eine Sprödigkeit, die sie dem Amazonengeschlechte einreiht. Ich sage noch mehr, sie sind nicht nur kälter, sondern tugendhafter geworden. In Paris haben sich die Laster verringert, die sittlichen Begriffe haben sich gehoben, durch Stolz haben sie sich gesteigert, nicht gerade aus Liebe zur Tugend. Selbstschätzung und die Verachtung der Männer haben zugenommen.

Die Französin von heute ist ernst, reflectiv, apathisch. Neben jeder Blume ihrer Liebenswürdigkeit liegt die Drohung des Dolches. Auf diesem Dolche steht eingegraben ein furchtbares Entweder-Oder. Es ist eine Tradition, mein Herr, daß unsere Bestimmung die Liebe ist; wir fügen uns dieser Bedingung, wir fügen uns kalt und leidenschaftlos; aber wehe Dem, der ein Frauenherz wie ein paar Handschuhe behandelt oder wie ein armes Insekt unter der Luftpumpe zum Experimentiren oder wie eine Genoveva des Mittelalters, eine Griseldis oder sonst eine fabelhafte Person, die sich alle möglichen Chicanen gefallen ließ, mochten diese Chicanen auch Romantik heißen oder Poesie! Wehe Dem, der sich über die Rechnungen beklagt, die ich für meine Toilette brauche!

So wenig Mademoiselle Rachel in der Tragödie romantisch sein kann, eben so wenig kann es eine Pariserin von heute. Seht sie nur an! Das rollt die Augen, knirscht, lacht Dolchstiche, runzelt Gewitter, wirft die Lippen auf und

weiß ſeine Roſen ſogleich wieder durch ſibiriſches Eis zu verbergen. Ihr lieben Frauen und ſinnigen Mägdelein Deutſchlands! Ihr minniglichen Amaranthenleſerinnen! Wenn Euer Gatte oder Euer Vater oder Euer Bruder mit ſchlechtem Humor Abends von ſeiner Spielparthie oder vom Kaffeehauſe heim kommt, wenn er in Aſchaffenburg, Bockenheim, Fritzlar, Schöppenſtädt, Landsberg an der Warthe alle Kaiſer und Miniſter der Welt bei einem Schoppen Wein oder einem Seidel Bier mit Händen und Füßen maſſacrirt und dabei Flüche ausſtößt, als wenn unter Umſtänden jeder Actuar (wenigſtens hat er außerhalb Darmſtadts dazu den Schnurrbart) ein Wallenſtein und Tilly werden könnte, ſo zittert und bebt Ihr vor dieſen Tyrannen, dieſen Giganten, Titanen, und übt Euch in allen Pflichten edler Weiblichkeit! Ihr wißt, daß hinter dieſen Actuarſchnurrbärten und den Schoppenflüchen ſanfte Gemüther verborgen liegen, die um eine Naſe von ihrem Vorgeſetzten wochenlang in Wehmuth verſinken können, aber dulden, wißt Ihr, iſt nun einmal Euer Erbtheil und die Dichter haben Recht, wenn ſie ſich Eure blonden Locken, Eure engelgleichen ſanften Züge zu den Idealen ihrer Lieder wählen.

Aber in Paris gehört dieſe Romantik zu den verklungenſten aller verklungenen Dinge.*) In Paris iſt Alles Contract. Contract social auch in der Liebe. Biſt Du ſo, dann bin ich ſo. Si, si; no, no. Mitten in der excentriſchen Liebe unſerer vorhin geſchilderten Kamelien-Dame zu jenem jungen Manne, deſſen Schulden ſie bezahlt, ſagt ſie ihm plötzlich einmal die ganze romantiſche Geſchichte auf. Der junge Mann hatte nichts verbrochen, als etwas Mißtrauen gezeigt. Mißtrauen! ruft ſie. O mein Freund, Du biſt mißtrauiſch? Ja ſo! Nun denn! Da iſt die Thür, geh! Ich bin Ich! Ich liebe, wen ich liebe! Ich liebe auch nicht, wenn ich nicht liebe! Adieu, entferne Dich! Mißtrauen, weißt Du, iſt der Tod der Liebe! Nur dann, wenn Arthur bittet, weint, ſich auf die Kniee wirft, das Publikum

*) Dieſelbe Stimmung hat jetzt auch infolge der eingeforderten „Frauenrechte" in Deutſchland um ſich gegriffen

auch noch zu klatſchen anfängt, nimmt ihn die Tragödin des „Frauenlooſes" wieder zu Gnaden an, aber nur auf Discretion, auf Probe, auf Contract mit viertelſtündiger Kündigung.

Das iſt auf der Bühne und innerhalb der unerlaubten Welt; aber dieſe unerlaubte Welt hat hunderttauſend Pariſer zu Thränen gerührt. Auch innerhalb der erlaubten herrſcht in Paris das Contractverhältniß. Die Männer ordnen ſich unter. Sie haben in der Republik ein größeres Verlangen, die Form der Sitte zu wahren, als in der Monarchie. Die Republik droht die Familie zu zerſtören. Deſto mehr nimmt ſich die Familie zuſammen. Sie ſtemmt ſich mit Verzweiflung gegen die gefährlichen Lehren. Von dem Tage an, wo in Frankreich das Kaiſerthum herrſchen wird, werden dieſe vielleicht ſehr nützlichen Hebel der Sitte aufhören, werden die Pariſerinnen vielleicht wieder mehr durch Grazie und Liebenswürdigkeit die Gunſt ihrer Männer erwerben. Was ſoll man da nun vorziehen? Die Republik mit ängſtlichen, um die Sitte verzweifelnden, gehorſamen Männern und kalten, bequemen und ſtrengen Frauen, oder — das Kaiſerthum mit Männern, die für die Erhaltung der Sitte die Polizei und die Armee ſorgen laſſen, und dabei Frauen, die nicht mehr die Stirn runzeln, nicht mehr nach den Dolchen der Rachel greifen, wieder beſcheidene, leichte, fröhliche Kinder der Natur, Libellen, ſchaukelnd wie auf Blumenbeeten, werden? Traurig, daß jedes Gute in der Welt eine Unvollkommenheit im Gefolge hat.

Man kann nach mancherlei Gründen forſchen, warum die gegenwärtigen Pariſerinnen gar ſo eingebildet, kalt und mürriſch ausſehen. Nicht nur das allgemeine Rette ſich, wer kann! das gerufen wird, wenn Sitte und Halt der Geſellſchaft in Gefahr kommen, nicht nur die Angſt der Ehemänner, die Furcht vor den Ereigniſſen und die gerade bei republikaniſchen Regierungsformen ſich immer kundgebende größere Strenge und conſervative Zähigkeit innerhalb des Familienlebens mögen Veranlaſſung jener auffallenden Erſcheinung ſein, vielleicht iſt auch der Mangel einer poetiſchen Lebensrichtung, einer idealen Kunſt und Literatur kein unweſentliches

Moment, um die blasirte Kälte der Pariserinnen zu erklären. Wo ist in Frankreich in diesem Augenblick ein einziger schwärmerischer Poet, der das Frauenherz in seiner milden Verklärung darstellte? Die großen Sänger von einst, Victor Hugo, Lamartine, sind alt geworden, verstimmt, in ihren Tönen rauh und verdrießlich. Balzac's romantische und chevalereske Muse folgte ihm selbst in's Grab. Wie blaustrümpfig, berechnet, industriell ist Georges Sand geworden! Wer zu seinem Zeitalter durch die Bühne sprechen will, die Anforderungen der Schauspielerinnen und derjenigen Censur, welche nicht nur der Staat, sondern die „Masse in corpore" übt (das Schiller'sche Wort), der hat die Möglichkeit, durch einen freien Genius auf seine Zeit zu wirken, verloren. Der Schwung der freien Phantasie ist dahin, die Bedingungen der Scene spitzen die Moral der vorgeführten kleinen Anekdoten auf das Bedürfniß der Alltäglichkeit und machen das Talent zum Sklaven von Rücksichten, die dann ohnehin noch auf der Bühne die eigene Wirkung haben, uns zuletzt nothwendig und berechtigt zu erscheinen. Eine phrasenhafte Concession an die herrschenden Vorurtheile, einmal beklatscht, ist der gefährlichste Erfolg, der Anfang einer Umwandlung freier und senkender Selbstständigkeit. Georges Sand ist so philisterhaft geworden, als hätte sie nie eine Indiana oder Valentine geschrieben. Die Herren Augier und Ponsard dienen den Zwecken ihrer Eitelkeit oder den Damen, für die sie Rollen schreiben. Nirgendwo sieht man jetzt in Paris ein rosiges Erblühen von Idealität, ein Leuchten und Prangen im reinen Licht der Schönheit. Ueberall nur Berechnung, Anknüpfung an den Augenblick, Schmeichelei, Altklugheit, Furcht selbst schon bei der Jugend.

Wo kann da noch etwas schalkhaft, graziös, witzig bleiben? Eine düstere, aschgraue, farblose Welt, diese Welt der Furcht und der Lüge. Alles will predigen; Alles will Weisheit und Behutsamkeit lehren. Man giebt seine Ideale preis und zwingt sich, die Dinge, wie sie sind, nicht nur für nothwendig, sondern für vortrefflich zu nehmen. Jede poetische Illusion wird vom Zorne der geängstigten Menschheit für Tollhäuslerei erklärt. Man drängt sich, stößt sich, liefert Alles, was

eine Meinung hat oder von einer Meinung spricht, an den nächsten Wachtposten als Störer der öffentlichen Ordnung aus, man hat den Fanatismus der Ruhe um jeden Preis — und so bedeutsam diese Erscheinung ist, so beweisführend für die „Disciplin des Massengeistes", so ist doch so viel erwiesen, daß eine solche dem Staatsleben vielleicht ersprießliche Gesinnung doch weder für die Musen noch die Grazien ein besonderes Resultat abwerfen kann.

In der That haben die Franzosen in diesem Augenblick keinen beredten lyrischen Dichter (Alfred de Musset wurde gerade im Monat Mai in die Akademie, d. h. in die Gesellschaft der Männer aufgenommen, die berühmt sind und schweigen), kein einziges erhebliches Bruchstück, keinen einzigen in die Tiefe gehenden Roman. Unter solchen Umständen kann es dann natürlich auch nur Frauen geben, die ewig gelangweilt oder ewig verstimmt scheinen, die erbittert oder gleichgültig sind, gleichgültig für Alles, ausgenommen für die Mode, für den Sammet, die Seide und die Juwelen. Denn der Luxus in Paris übertrifft in diesem Augenblick jede Vorstellung.

Durch Frankreich im Jahre 1874.

I.

Ein trüber Winter lag hinter mir zum größten Theil überstanden. Dauerndes Krankheitsgefühl hatte mich nach Italien getrieben. Die Hoffnung, auf Hesperiens Gefilden warme Luft und nachhaltigeren Sonnenschein anzutreffen, schlug fehl. Aerzte sollten doch Kranken schon um deswillen den Besuch Italiens im Winter widerrathen, weil sich nirgends in den Hotels und Pensionen die ehrlich und aufrichtig gemeinte, über einen leeren Schein hinausgehende Fürsorge und Vorrichtung für einen Winteraufenthalt wenigstens norddeutscher Constitutionen befindet. In unserer sonst nirgends den Geiz oder die knappe Lebensweise der Italiener verrathenden Pension zu Pegli bei Genua brachte es selbst der allabendlich in's Zimmer getragene Ofen mit etwas Coaksfüllung in dem nach Sonnenuntergang gänzlich erkälteten Raume nie über dreizehn Grad.

Die Wochenrechnung des Hotels Méditerranée in Pegli war mit der Zeit für zwei Personen, Vater und Tochter, zu solcher Höhe gestiegen, daß der Versuch gemacht werden mußte, unter der Masse von Villen, die den Anfang der Riviera di Ponente, die hohen Ausläufer der ligurischen Alpen, dichtgesäet bedecken, eine bescheidene auszusuchen, wo sich das Experiment machen ließ, zu wohnen und sogar mit Hülfe einer italienischen Magd sich selbst zu verköstigen. Doch alle diese Villen sind für den Hochsommer berechnet, für den Herbst, wo die Sonne über die ringsum reifenden Trauben noch die letzte Siedehitze verbreitet. Da erquickt der Bewohner Genuas die vom ewigen Steigenmüssen in seiner amphitheatralisch gebauten Stadt

Holiday.

Arthur, es handelt ſich nur um die Anerkennung einiger nicht unbedeutenden Ausſtände —

Arthur (bei Seite).

Arme Schöpfung! Aus deinem eigenen Staub nur kannſt du Leben ſchaffen; auf die Gräber derer, die da gehen, bauſt du denen die Wiege, die da kommen! — (Laut) Was ich habe, iſt Dein, Dein (ſchüttelt ihm die Hand mit abgewandtem Geſicht) — Dein! —

Holiday.

Theurer Bruder! Dein trüber Blick, Dein entſtelltes Angeſicht bekümmern mich. Was iſt Dir? Ich ſehe Dich leiden, tiefer leiden, als mir die Vorfälle Deines Lebens erklären können. Wirf Dich an meine Bruſt und laß den Strömen Deines Gefühles freien Lauf!

Arthur.

Beweine mich!

Holiday.

Vergebens ſinn' ich über eine geheimere Urſache Deines Kummers, als ſie in Fennimors Treuloſigkeit liegen kann. Du biſt Menſchenhaſſer und in dem ſchrecklichſten Grade, den es giebt, in dem, wo man ſich ſelber haßt. Du fliehſt Deinen eigenen Anblick, Du biſt Deiner ſelber überdrüſſig.

Arthur (wendet ſich ab).

Holiday.

Ja, noch mehr! Du haſt die krankhafte Ahnung, daß ein Tag des Novembers Dir Unglück bringen wird. Ich weiß wohl, es iſt ein Aberglaube unſeres Volkes, dem November

ermüdeten Glieder im Meeresschaum, der sich mit feierlichen Intervallen auf Pegli's Düne kräuselt; die Gattinnen, die Kinder ziehen in diese Steingewölbe, wo die an feuchtmorsche Felsenwände gelehnten Zimmer, je dunkler und kälter, desto willkommener sind. Der steinerne Fußboden, meist eine musivische Nachahmung des Marmors, bedarf dann keiner wollenen Teppiche mehr. Alles erlabt sich an einer Frische, die zwar der im Garten offen rinnende Brunnen nicht mehr bewahrt, aber noch der Wein im Keller. Ist diese Saison jedoch vorüber, so wird, nach dem ersten Scheite Holz, das die Padrona auf die Eisenblöcke des einzigen im Hause befindlichen Kamins zu legen gezwungen ist, die Villa geschlossen, in allen Ritzen versperrt und der Obhut eines jedem dieser Häuser anwohnenden „Contadino" überlassen.

Die dumpfe Luft einer in unserm Falle drei Jahre lang verschlossen gewesenen Villa empfing uns, als wir, achthundert Fuß über dem Spiegel des Meeres, oberhalb des so malerisch gelegenen einsamen Capucinerklosters zwischen Pegli und Prà, ein Häuschen bezogen, in dessen unmittelbarem Anbau die Kuh aus dem Stalle brüllte und der Maulesel mit ständiger Heiserkeit seine bekannten grimmigen Solfeggien ausstieß. Nur auf unwegsam steilen Pfaden, die, zuweilen kaum zwei Fuß breit, immer an Abgründen vorübergingen, konnte diese Schöpfung eines Maurermeisters erreicht werden, welcher Pegli und Umgegend mit Häusern versorgt und sich auch nur „Herr Impresario" tituliren ließ, ob er gleich nicht lesen und schreiben kann. Signor Causa ist der Bramante von Pegli. Auch diese Villa hatte er nach den schönsten Mustern gebaut, halb griechisch, halb gothisch und in einigen musivischen Ausschmückungen sogar maurisch. Aber nur einmal war es ihm seit vier Jahren gelungen, sie zu vermiethen. Die Umgebung war zu rauh, das Gebirge zu kahl, das Hierwohnen nur lohnend durch den steten Anblick des Meeres. Dicht über uns lag nach jedem trüben Regen- oder Sturmtag auf den Höhen der Schnee. Die freiwillige Vegetation bestand nur aus einigen Oelbäumen und im Uebrigen aus Unkraut. Blumenkohl zog der Contadino mit unbeschreiblicher Mühsal, und verkaufte denselben an Zwischenhändler, die von

Mailand und Turin kamen. Der Verkehr den wir hier oben mit dem Volke pflogen, mit wandernden Hausirern, Jägern, Bettelmönchen, mit den Bauern und Bäuerinnen ringsum, war an sich anziehend und lehrreich. Aber das kalte Haus, die mangelnde Gelegenheit zur Erwärmung des Körpers am Tag und bei Nacht untergruben meine leidende Gesundheit vollends in solchem Grade, daß es Zeit werden mußte, entweder wärmere Plätze unten am Meeresstrand aufzusuchen oder zu Deutschlands behaglichen Oefen zurückzukehren.

Im Februar und Anfangs März wollten die Stürme, die Regengüsse mit Gewitter, Schloßen und das vom wogenden Meer heraufschallende gleichmäßige Donnern der Brandung kein Ende nehmen. Der Wind tobte aus Nordwest und zwang uns, als wir endlich, die vorausbezahlte Miethe darangebend, die Anhöhe niederstiegen, fest die Reisekappen über die Ohren zu ziehen. Unserer „Brigida", einer (hört' hört!) schriftkundigen italienischen Magd (sie schrieb ihrem Mann nach dem südamerikanischen Lima ihre Briefe selbst), unserer „Contadina" Teresina, die jedoch im Volkston nur „Dejenin" gerufen wurde, und ihrem Gatten, einem alten Soldaten von Solferino, sagten wir Valet, und nahmen einen Vetturin, der auf der Landstraße, die sich am Meere hinschlängelt, trotz des Regens, der die Fensterscheiben im Wagen erblinden machte, von einer Versammlung Abschiednehmender umgeben war. Es galt nicht die Trinkgelder. Kränze, Orangeblüthensträuße, ein Korb mit jenen kleinen Orangen, die hier Mandarinen heißen, wurden uns nachgereicht, Bestelltes und noch mehr Unbestelltes. Es zeigte sich, daß wir den Bewohnern Peglis und den Bauern im Gebirge eine kleine Begebenheit geworden waren, die man mit Bedauern sich endigen sah, und wäre ich Goethe, so würde ich in dessen späterer Manier, die bekanntlich von einer gewissen Art, das Unbedeutende als bedeutend hinzustellen, nicht frei war, sagen: „Da sah man wieder einmal, wie der Mensch auch durch eine kurze Dauer der Berührung mit anderen bei seinem Scheiden im Leben derselben eine Lücke zurücklassen kann."

Der Weg zur Heimath zurück sollte über Frankreich ge-

nommen werden. Die Pässe waren seit einigen Tagen an Frankreichs Grenzen abgeschafft. Jene Steuer des Fünffranken-Visa, von jedem französischen Consul genommen, in dessen Bereich man gedrungen, bildet gewiß eine unangenehme Erinnerung für noch viele meiner Leser. Die Nachrichten über die den reisenden Deutschen zugefügten Unfreundlichkeiten konnten abschrecken, den Weg über Nizza, Marseille und Lyon zu nehmen; doch hatten wir uns jede Herausforderung des Nationalgefühls untersagt, und uns sogar für unsere Coupé-Conversation, wo wir die Eisenbahn benutzten, kein überlautes Schwelgen in unserm „geliebten Deutsch" zum Vorsatz genommen. Doch wählten wir Anfangs den bessern Theil und machten die Reise bis Nizza auf der alten, an pittoresken Reizen so berühmten Fahrstraße mit dem Vetturin. Das Wetter klärte sich auf, blieb zwar kalt und stürmisch, aber der Sonnenschein verklärte die Winterlandschaft zum Sommerbilde. Da standen dichtgedrängt die immergrünen Oelbäume; über die Gartenmauern herüber glänzten die erst jetzt in der Aberndte begriffenen Citronen- und Orange-Gärten; die märchenhaft säuselnden Palmen kamen um Bordighera herauf fast zu baumschulartig gepflanzt und gepflegt ad usum der vielen jetzt eröffneten Palmen- und Flora-Gärten des nördlichen Europa. Hier zog sich an den Bergen eine lange, nur der Alpenheerde entbehrende Wiesenmatte dahin, besonders da, wo ein Felsspalt einem befruchtenden Bache den Niedersturz mit Silberwellen freigelassen hatte, wie in dem reizenden Spotorno; dort trotzten alte Castelle an den schroffen Wänden; Klöster lagen versteckt in Olivenwäldern; in den Dörfern, die dicht am Meere liegen, hörte man die Axt und die Säge der Schiffbauer. In der That, bedenkt man, daß der Italiener so bedürfnißlos ist, und daß er, in dem Fall, wo er sicher ist zu verdienen und etwas zurückzulegen, entschieden arbeitsamer als der Deutsche, dann auch noch nicht zu sehr berührt ist von den Phantasmen des Socialismus, so möchte man Herrn Sloman in Hamburg und anderen Rhedern rathen, ihre Schiffe in den Städtchen dieser Küste bauen zu lassen. Um die Hälfte billiger würde man

ſie haben, und gewiß eben ſo ſolid wie auf der Werfte von Blankeneſe.

Seitdem Garibaldi, der geborene Nizzarde, ausgerufen haben ſoll: „Dieſer undankbare Victor Emanuel! Ich erobere ihm Sicilien und Neapel, und indeſſen verkauft er mich an Frankreich!“ darf man beklagen, daß uns der Begriff eines civiliſirten Italien (und das iſt der Charakter dieſes von uns in drei Tagen zurückgelegten Theils des Stiefels von Europa nach dem Erwerbsfleiß und der Gutmüthigkeit ſeiner Bewohner) ſchon wenige Stunden hinter Vintimiglia, der kleinen maleriſch gelegenen Bergfeſtung, verloren geht. Die Franzoſen haben es auch bei dieſer Annexion anders verſtanden, ſich in den Vordergrund zu ſtellen, als wir Deutſche im Elſaß. Den Straßburgern würden die Franzoſen (hier paßt der Ausdruck) es anſtreichen, ob dieſe noch länger berechtigt wären, ihre Gewerbe- und Ladenſchilder zur Aeſthetik, zur Irreführung des deutſchen kleinen Beamten und Soldaten nur in franzöſiſcher Sprache auszuhängen. Ein großer Malerpinſel des Gouvernements käme mit einem Detachement Soldaten und überſetzte ſtraßenweiſe dieſe Ferblantiers in Klempner, dieſe Menuiſiers in Tiſchler, dieſe Cordonniers in Schuſter. Daß der Deutſche ſolche kurze Proceſſe, derartige factiſche Entſchloſſenheiten nicht ſofort in Scene zu ſetzen vermag (vielmehr hörte ich in Straßburg deutſche Beamte franzöſiſch reden, „um die Gelegenheit zur Uebung zu benutzen!“) macht eben den Widerſtand, den man uns zeigt, ſo ſicher und übermüthig. In Nizza giebt es kein officielles Nizza mehr, ſondern nur noch ein Nice. Alle Straßennamen, alle Schilder ſind franzöſiſch. Die erſte Rückſicht einer Occupation gilt, nach dem Gotte der Franzoſen, den Beamten und Soldaten. Dieſe wollen ſich zurechtfinden. Boulevards, Quais, Promenades, Rues wollen ſie finden, keine Strade, Calle oder Piazze. Die Sprache Nizzas war nicht italieniſch, ſondern provençaliſch, ſtand alſo dem Italieniſchen näher als dem Franzöſiſchen. Die Küſte entlang bis Genua ſchattirt ſich die Sprache der Ligurier allmählich zum reinen Italieniſch von Florenz und Rom ab. Die Milch hieß noch in Pegli latte, allerdings noch nicht latte, wurde aber auch nicht lait. Die-

lieniſch, nicht franzöſiſch, werden zu wollen, hat das Provençaliſche von je die Tendenz gehabt. Aber was kümmert das die Annexionsprincipien der Franzoſen, über welche ſich 1842 der damals gefeierte Timon-Cormenin in einer Broſchüre: „De la centralisation“, mit offener Naivetät alſo ausdrückt: „Kaum haben wir,“ ſchrieb Cormenin nicht etwa mit Ironie, ſondern mit dem triumphirenden Gefühl, ſeinen Landsleuten den wahren Urſprung ihrer Größe und ihres Weltrufes zu erklären, „kaum haben wir die Grenze überſchritten und den erſten Fuß auf einen eroberten Boden geſetzt, ſo verändern wir am nächſten Morgen ſofort ſeine innere Verfaſſung, ſeine Politik, ſeine Verwaltung, ſeinen Kriegszuſtand, ſein Gemeindeweſen, ſeine Rechtsverfaſſung, ſeine Schulen, ſeine Feſte, ſeine Theater, ſeine Moden, bis in die kleinſten ſeiner häuslichen und Privat-Sitten. Wir miſchen uns in Alles und übernehmen Alles, wir machen Brüderſchaft mit den Fremden, leben von und mit ihnen, wie ſie von und mit uns; wir machen ſie uns in Allem ähnlich, ſo gut und vollſtändig, als gehörten ſie mit zum alten Frankreich.“*)

Die rothen Militairpantalons und die privilegirten Tabakstrafics zeigen ſich erſt kurz vor dem Aſyl der Tuberkelkranken, Mentone, nachdem man einen mächtigen, dem Fürſten von Monaco gehörenden Wald und eine beträchtliche, immer die ſchönſten Ausſichten auf den Meeresſpiegel bietende Höhe zurückgelegt hat. Steine werden hier mit furchtbarem Gekrach dicht an der Landſtraße geſprengt. Der letzte Eindruck des nun verlaſſenen Italien war im dichten Walde, an einem Jagdſchloß des Fürſten, ein Trupp uniform gekleideter Knaben, die unter Führung eines älteren, ehrwürdig blickenden Herrn eine kurze Waldraſt zu halten ſchienen. Es waren Zöglinge eines nahe gelegenen proteſtantiſch italieniſchen Inſtituts, demnach ein Ergebniß der Toleranz und der Wiedererweckung und Ausbreitung des waldenſiſchen Geiſtes, das auf franzöſiſchem Boden weder unter Louis Napoleon noch jetzt möglich geweſen wäre.

Die Gepäckviſion ging in jener leichten franzöſiſchen

*) Revue Suisse 1851.

Manier hin, die einmal Alphonse Karr oder irgend ein anderes Mitglied der „Littérature facile“ in einer komischen Skizze geschildert hat. Bei Bestellung eines Leichenwagens auf dem Bureau der Pompes funèbres nimmt der junge Stutzer von Secretär, seine Cigarre rauchend, die Bestellung der in tiefster Trauer, nicht selten noch mit verweinten Augen kommenden Witwe oder Mutter oder eines Vaters an, schreibt „mittleres Begräbniß,“ zieht dann seine Haarbürste, um sich im Spiegel die Frisur zu ordnen, schreibt wieder „sechs schwarze Kutschen,“ trällert hierauf eine Arie aus der „Weißen Dame“, fragt: „seidene oder gewöhnliche Bänder?“ — „Mein Herr, wozu?“ — „Zum Sarghinunterlassen!“ Und „Gnade, Gnade für die arme Seele! —“ pfeift der junge Commis aus Robert dem Teufel, bis ihm die Cigarre ausgeht, und er sein „Wünschen Sie Palmen oder Blumen geliefert oder — Nein? Sie werden selbst dafür sorgen? Gut!“ in den Intervallen hervorbringt, die ihm das Wiederanzünden des Glimmstengels übrig läßt. In ähnlicher zerstreuter, kokettirender Manier wird in Mentone von einem jungen Employé die Durchsicht der Effecten überwacht, während von den Untergebenen, die sich diesem Geschäft in der unvermeidlichen Blouse unterziehen, zu rühmen ist, daß sie hartnäckig ein Trinkgeld zu nehmen ablehnten. Freilich waren wir Deutsche, und ein gewisser Ton, eine gewisse Manier schien sagen zu wollen: Wir sprechen uns ein andermal!

Mentone, in das wir einrollten, scheint mir von seinem Rivalen auf italienischem Boden, dem Städtchen San Remo, als Winteraufenthalt für Leidende oder Reiseerzgnüglinge überhaupt ausgestochen zu sein. Letzteres war noch vor dreißig Jahren ein so urwüchsiges Städtchen, daß ich mich damals unter der ersten besten Palme am Meer auskleidete und in's Meer warf, ohne an Zuschauerschaft zu denken. Jetzt ist San Remo ein Baden-Baden geworden, von einer Eleganz, die sogleich die unheimlichsten Gedanken über Wohnungspreise, laufende Hotelrechnungen und die sonstigen Bedürfnisse touristischer Existenz weckt. Es giebt aber so viele Menschen, die solcher Rücksichten nicht zu gedenken brauchen! Noch wunderbarer war mir der Anblick des Behagens, wie man hier durch ver-

gitterte Blumengärten hin- und herschlendern und ohne Zweifel aus der unvermeidlichen Langenweile, die über solchen „klimatischen Curorten" ausgebreitet liegt, die meiste Erkräftigung schöpfen konnte. Kranke Menschen, glaube ich, gähnen auch gar nicht. Erst dann gähnt man wieder, wenn man aufhört, sich nicht mehr mit sich selbst zu beschäftigen. Namentlich ist dem Hypochonder sein eigenes Ich zum Gähnen viel zu interessant. Doch es ist wahr, die Brustkranken kommen ja nicht allein. Sie haben Pfleger und Pflegerinnen, Mütter, Gatten und Gattinnen, sorglose, heitere Kinder bei sich. Da zeigt sich denn auch, wie viel Talent manche Naturen haben, überall Geselligkeit um sich zu verbreiten. Die Engländer kommen gleich in förmlichen Familiencolonnen. In Pegli befanden sich vier verwandtschaftlich verbundene Geistliche beisammen mit ihren Gattinnen, sämmtlichen Kindern und Schwägerinnen, ein wahres Modell der englischen Hochkirche mit ihren fetten Sinecuren und hungernden, stellvertretenden Vicaren. Die Russinnen sind berühmt für das Aufpflanzen und Arrangiren eines gemüthlichen Thetisches mit lebhafter französischer Conversation. Die Zahl reicher deutscher Familien, wo die Gattin nicht mehr das Klima von Leipzig vertragen zu können behauptet, der älteste Sohn, die Hoffnung des Hauses, wie eine Treibhauspflanze geschont werden muß, ist leider nicht klein. Und bei Alledem erstaunt man, wie sich z. B. in Nizza mit den dort vorauszusetzenden kranken Lungen und mit den Rosen an unrechter Stelle auf den Wangen, die sich durch Reismehl höchstens für die Corsofahrt entfernen lassen, so viel Lebens- und Lustlust in den elegantesten Carrossen, in seidenen Polsterkissen strecken und dehnen und mit den nebenher galoppirenden Reitern, recht Cavalieren à la Jockeyclub, so coket Conversation machen können! Uebertünchte Grabgestalten; elegant wie hölzerne Modekupfermodelle und doch vielleicht bald dem Tode geweiht! An die Bestimmung dieses so schönen Theils der Erde, der Riviera di Ponente, für Consumtive erinnerte mich in Mentone ein mir soeben dort verstorbener Freund, Jean Christ von Hanau, ein unvergeßlicher Name in allen Kreisen, die seine von Amerikanismus allerdings

stark imprägnirte ideale deutsche Grundnatur auf je einige Zeit belebt hat. Ob nun Bismarck als Frankfurter Bundestagsgesandter bei dem reichen Manne zu Kesselstadt bei Hanau zu Tisch saß, oder der Reichsverweser, Erzherzog Johann — diesem ehemaligen Hanauer Handlungsdiener und Commis Voyageur in Tuchstoffen, Jean Christ, der in New-York ein reicher Mann geworden war, verschlug es nichts, sich an Alles zu machen, was sein Selbstgefühl irgend nähren konnte. Der Frankfurter Aristokratie verband er sich kameradschaftlich; er würde sich vor unserm Kaiser keinen Zwang angelegt haben, diesen zu einem Frühstück einzuladen, und wäre, was das Beste ist dabei harmlos und natürlich geblieben. Ein gewisses Wort, das Bismarck auf der Terrasse seiner Villa bei Hanau beim Kaffee gesprochen haben soll, könnte ich unter Büchmann's „Geflügelte" versetzen, wenn ich es ausplaudern wollte. Vom Reichsverweser nahm sich dieser kecke Jean Christ frischweg eine Nichte zur Gattin. Nie ist mir das Geheimniß einer überall erfolgreichen Lebenskunst, die darin besteht, jeden Menschen, ob Kaiser, ob Rothschild oder Bettler, menschlich und natürlich und ganz nach unseren gemeinsamen Naturbedingungen, den Bedingungen des gemüthlichen Anschlußbedürfnisses, zu fassen, in solcher Virtuosität vorgekommen wie bei Jean Christ, dem ich einen in Chamagnerlaune geschriebenen ausführlichen Nekrolog oder die naturtreue Einrahmung seiner originellen Persönlichkeit in eine gut erfundene Novelle wünschen möchte.

In dem am Fuße der Corniche, eines gewaltigen Bergrückens, welcher Mentone von Nizza trennt, malerisch gelegenen Monaco haben die aus Deutschland vertriebenen Spieler das Contingent vermehrt, das daselbst schon seit lange den grünen Tisch umlagert. Die ganze Gegend, so wunderbar schön und grotesk, hat verschiedene Flüche, auch den der Lächerlichkeit, auf sich ruhen. Denn von je hat die Spottlust der Franzosen, die ohnehin nicht gern weit zu reisen lieben, ihre im Vaudeville zu verbrauchenden Herzoge und Großherzoge, wenn sie nicht gerade nach Deutschland griffen, von Monaco und dem dort hoch oben thronenden Roccabruna hergenommen. Und auch in Deutschland sind sie nicht etwa

bis Reuß-Schleiz-Lobenstein gedrungen, sondern haben sich ihre Großherzogin von Gerolstein gleich an der Grenze von einem Orte bei Trier hergenommen. Die „Ohrfeigennacht" heißt eine jener Possen, in welcher ein solcher Grand duc de Monaco — ich sah ihn noch von Levassor spielen — nächtlicher Weile in die Schatten seiner reizenden Orangenhaine (sie liegen dort vor uns) auf Abenteuer ausgeht, und am Schluß jedes Actes in Folge von Mißverständnissen einen Denkzettel auf seiner erlauchten Wange davon trägt. Wir besuchten Monaco, das nicht am Wege liegt; aber die Spielergesellschaft merkte man sogleich an den Carrossenbegegnungen in dem dunkeln Olivenwalde hinter Mentone. Der Anner von Demi-Monde war unverkennbar. Die erhabene Natur ringsum wurde jetzt zum Foyer der großen Oper in Paris. Ja, ich lernte verstehen, warum jetzt Bilder à la Watteau so beliebt sind. Das Modejournal entfaltet sich im Busch, der Salon liegt auf dem Bowlingreen des Parks. Frankreich hat bekanntlich schon lange die Spielbanken unterdrückt. Daß sie darum im Curhause von Monaco noch bestehen dürfen, ist eine Folge der „Reservatrechte" des italienischen Großherzogs von Gerolstein bei seiner Aufnahme in den französischen Staatsverband.

Und trotz des Spiels, trotz des Jockeyclubgeistes, der uns hier auf diesen alten Römerstraßen, diesen mit Cyklopenhand in einer uns geradezu erschreckenden Regelmäßigkeit aufgeschichteten Bergwänden begegnen darf, hat das französische „Système Eugénie" auch hier jene wunderliche Orientation durchgesetzt mit religiösen Symbolen und Merkzeichen, wovon man in Italien selbst, ausgenommen etwa Rom und die Campagna, nur das dem Katholicismus Allernothwendigste antrifft. Ueberall hier ein Auffordern, sich zu verbeugen, zu knieen, wie nur etwa im bayerischen Hochgebirge. Neue Kreuze, neue Crucifixe, neue gothische Capellen. Wer die Süßlichkeit des französischen Katholicismus aus Erfahrung kennen gelernt hat, diese mit förmlicher Galanterie herauskommende fade Courtoisie für die Madonna, stets das sentimentale Gebäck und Gebäu mit Mönchen und Nonnen, der wird auch hier bei diesen ständigen Aufforderungen zur

Muckerei, dieser aufdringlichen Constatirung einer doch nur vereinzelten Voraussetzung unseres historischen Lebens, einen wahren Ekel empfinden. Wozu denn dieses riesige weiße Kreuz dort auf jener Höhe? Wozu da unten wieder eines in der Schlucht? Wozu so oft bei den Anfängen eines Tunnels? Bei schroffen Niedergängen der Landstraße, wo der natürliche Mensch nur an einen guten Hemmschuh denkt? Ueberallhin setzte Eugenie ein weißes Kreuz. Man merkt die Absicht und ist verstimmt. Nicht die Gemeinden waren es, nicht der ehrliche Hans Peter Straubinger in Tirol, dem sein Knecht vor zwanzig Jahren hier an dieser Stelle im „Gebürg" mit seinen beiden Gäulen in den Grund gefahren, und dem dann das Votivtäfelchen von Blech eine selige „Urstädt" bei den Heiligen erfleht, ist es, der diese Merks, lieber Christ! aufstellte; nein, es ist auch hier die Centralisation Frankreichs, diese berühmte oder berüchtigte Zaubrerin, die von Paris aus, aus einem Comité für „religiöse Zwecke" im Faubourg St. Germain, aus der Jesuitengasse Jean Jacques solche Verschönerungen der Landstraßen und der Dörfer methodisch arrangirt. Fromme Bildschnitzfabriken und Marmorblockhändler und dergleichen gute Collegenschaft der höheren Kerzelweiberzunft sind an dieser Verdüsterung der schönen Erde mit ihrem Geldbeutel nicht wenig interessirt. Auch zu Künstlern, die doch gar so fromm, liegt in den Bestellungen dieser mit reichen Mitteln versehenen Bureaux der erklärende Schlüssel ihres — „kindlichen Gemüthes".

Auf der Höhe von Turbia umschlang uns, die wir im offenen Wagen fuhren, die eisige Windsbraut, die von den schneebedeckten, in der Sonne leuchtenden Alpen herniederfuhr. Kaum behielten wir in der Sorge für Mantel und Hut Gelegenheit, die herrlichen Fernsichten auf dieses so weltgeschichtlich verklärte Binnenmeer, auf den inhaltreichsten Historiker unter den Meeren der Erde, zu genießen. Dort der violette Punkt ist die Insel Marguerite! Schon wieder ein historischer Moment; sie erzählt von dem dort gefangen gehaltenen (jetzt entronnenen) Bazaine! Das mittelländische Meer hat wunderbare, aber auch grauenhafte Dinge erlebt, so viel Mord und Krieg und Gewaltthaten aller Art und so viel Menschen

zu mißtrauen. Und ſonderbar! Aufmerkſam gemacht von einem Bekannten, der mich hierher begleitete, hab' ich im entfernteſten Theile des Parkes einen Pavillon entdeckt, dicht verhüllt von alten Trauerweiden, die ihm ein düſteres Anſehen geben. Die Jalouſieen an den Fenſtern des Pavillons ſind niedergelaſſen, die Thür iſt verſchloſſen und über dem Eingang las ich deutlich die Worte: „Tempel des Friedens. Den 13. November 1798.“

Arthur.

Siebzehn Hundert —

Holiday.

Acht und neunzig —

Arthur.

Das war das Todesjahr meines Vaters!

Holiday.

Es muß auf dem Pavillon irgend ein Schleier ruhen.

Arthur.

Wo iſt Trilbie? Starb mein Vater am 13. November? Trilbie muß das wiſſen — (will klingeln)

Holiday.

Nur um Dich von einer quälenden Vorſtellung zu befreien! Aber, Freund, Nichts übereilen! Der Alte wäre fähig, grade Dir gegenüber ſein Geheimniß zu verſchweigen.

Arthur.

Er muß es ſagen, er muß es!

Holiday.

Wenn hier ein Geheimniß iſt, ſchweigt er. Laß uns etwas Anderes verſuchen — halt, das geht — ich werd' ihn

sind schon in seine Fluthen hinuntergesunken und hinuntergeworfen worden (Tiberius Gracchus rühmte sich, 80,000 Sardinier theils getödtet, theils gefangen genommen zu haben), daß ich mich gewöhnt habe, als Erklärungsgrund für die — überaus weißen, süßweichlichen, unangenehm fastigen Fische des Mittelmeeres den Umstand anzuführen, daß sie von Ahnen stammten, die sich von Menschenfleisch nährten. Aber darum sieht man doch überall Hannibal, Cäsar, Alarich, Napoleon.

Niederrollend in das Thal des Paglione, vom kahlen Felsgestein allmälig wieder in die südliche Vegetation und milde Luft, sah ich denn nach Jahren Nizza, nein Nice, wieder. Dem Oberpräsidenten von Elsaß-Lothringen, Herrn von Möller, hätte ich zu zeigen gewünscht, wie man Straßburg germanisiren sollte. Die beiden Deputirten, die von Nizza auf den Intriguencongreß von Versailles geschickt worden sind, haben neulich, der eine sogar in tragischer Weise, ihre wahre Gesinnung über die Annectirung ihres Vaterlandes an Frankreich kundgegeben. Aber die äußere Tünche beleidigt hier keines Franzosen Auge mehr. Der geborne Weltbeherrscher erzeigte den Unterworfenen „am andern Morgen" all' die Wohlthaten, die Timon-Cormenin als eine so große Auszeichnung und wahre Beglückung für dieselben geschildert hat. Und so nahmen wir denn, der Dinge gewärtig, die kommen würden, nach längerem Suchen Quartier in der Nähe eines „confiseur et pâtissier", der zufällig den echt romanischen Namen führte: „Rumpelmaier", ehemals Piazza Stefano, nach der Annexion „Place Etienne".

II.

Noch als Prinz-Regent von Preußen soll Kaiser Wilhelm bei einem Besuche Dresdens, als dem hohen Gaste der sächsische Kriegsminister von Rabenhorst vorgestellt wurde, zu diesem gesagt haben: „Ah, Sie sind der General, der die Armee abgeschafft hat!" Unter Brust's Régime hatte die sächsische Armee die Trommeln verloren. Die von Raben-

horſt, in ſeiner Art einem zweiten Roon, wohlorganiſirte Armee zog 1866 unter den Gebeten ihres Kriegsherrn, Königs Johann, alſo wol ohnehin ſtill und ſchweigſam, über die öſterreichiſche Grenze, wurde dann aber zu ihren anerkennenswerthen Leiſtungen, ihrem Halten des linken Flügels bei Königgrätz, von Hornmuſik angefeuert. Denn auch die Janitſcharenmuſik iſt, wenn ich nicht irre, in der ſächſiſchen Armee ſchon ſeit lange in Wegfall gekommen.

In Nizza bei der erſten Ausfahrt mitten in eine franzöſiſche Trommelſchule gerathen, geſtatte ich mir dieſe gelegentliche Anmerkung. Noch dröhnt mir das Ohr von dieſer wilden Aufforderung zum En avant! Man konnte glauben, es ginge ſchon zum Sturm auf die Vorwerke von Metz! Allerdings verräth es einen Mangel an militairiſcher Phantaſie, ſich einen Feldzug, einen Schlachtangriff ohne Trommeln zu denken. Leider hat aber auch Friedrich Wilhelm IV., der, wie immer, auf halbem Wege den in Pillnitz ausgeheckten Gedanken entgegenkam, die bisherige alte Trommel, die noch bei Weitem nicht die mächtig-lange der Landsknechte war, durchgeſchnitten und ein tragbares Tambourin daraus gemacht. Die Trommel, die nicht blos in Aſiens Hochſteppen die Schamanen zu wilden Tänzen anfeuert, ſondern auch den europäiſchen Krieger beim Commando: „Sturm!“ vor einer plötzlichen Paraplegie der Bewegungsorgane, zu bewahren hat, iſt leider auch bei den Preußen ein Inſtrument geworden, deſſen Klang ſich die Bosheit der franzöſiſchen Hiſtoriker unſerer Siege hat gefallen laſſen müſſen, mit dem „Bellen eines aſthmatiſchen Mopſes“ verglichen zu werden.

Wirbelt und raſſelt nur fort, Ihr zwanzig Tambourlehrlinge, auf dem Château de Nice, zu Euren erhofften Revanche-Schlachten! Ich halte mir die Ohren zu und poltere inzwiſchen noch etwas beim langſamen Hinauffahren auf die Höhe gegen die neuere Militairmuſik. Was waren das in meiner Jugend für friſche und freudige Klänge, wenn die Ulanen die Berliner Univerſitätsſtraße heraufritten aus ihren Ställen am „Katzenſteige“, und vollends Cuiraſſiere aus einem Stall in der Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften von Berlin ſelbſt! Sie ritten dahin, den Linden und dem Schloſſe zu.

Ihre Trompeten ſchienen die Boten der Lüfte zu ſein. Klar und hell wie Lerchenwirbel ſchmetterten die hochgeſtimmten Inſtrumente ihre Märſche, Walzer, Ländler. Dieſe einfachen Dreiklangſtücke konnten anregen, ermuthigen, beflügeln. Jetzt höre aber Einer ein Cavalerieregiment zum Manöver ausreiten! In eine dumpfe, heulende Tiefe hinunter zieht das ſeither erfundene Baſſethorn, das den übrigen Chor vollſtändig dominirt, die Klangwirkung der übrigen Inſtrumente. Die Virtuoſität, die mit dem Baſſethorn und der Ventiltrompete alle möglichen Wirkungen der gewöhnlichen Orcheſtermuſik nachzuahmen ſucht, hat die Cavaleriemuſik ihres alten Charakters entkleidet. Sie iſt eine dumpfe Hornmuſik geworden, wie die Muſik der Jäger und der ſächſiſchen Linie, ein ungleich vertheilter, ſich dahin wälzender Tonhaufe, wo dem Baß drei Viertel der Bedeutung des Muſikſtückes und den die Melodie führenden übrigen Stimmen kaum ein Viertel der Tonwellenvertheilung und Schallwirkung zu gute kommt.

Doch zurück zu unſeren noch nicht halbirten Nizza-Trommeln, die mit einer Energie geſchlagen wurden, als ſollte es Metz gelten oder morgen bei Belfort auszubrechen. Zwanzig junge Trommelſchläger rührten die Schlägel auf den mächtig tönenden Kalbsfellen, bald allein, bald zugleich. Wir ſuchten die maleriſchen Fernſichten, die man oberhalb des Nizzaer Sturmwind-Quais, genannt: „Halte Deinen Hut feſt!“ (Rauba Capeo, Hutraub), auf Meer und Stadt und Land genießt. Ehe wir auf der Höhe waren, kamen wir nach den Trommlern unter exercirende Rekruten. Die Offiziere beſchäftigten ſich perſönlich mit dem Drillen, was ich in ältern Zeiten bei franzöſiſchen Exercierübungen nur als die Aufgabe der Unteroffiziere beobachtet hatte, z. B. am Coliſeum in Rom, wo ſich während der Uebungen der Soldaten und Corporale die Herren Offiziere wahrſcheinlich über Alterthumsgegenſtände oder über die Schönheiten der letzten Corſofahrt unterhielten. Den oft auch in Paris und Straßburg beobachteten Eindruck der ſo nonchalanten franzöſiſchen Militairexercitien fand ich in Nizza nicht wieder. Alles ging ſtramm und mit Ernſt und Eifer vor ſich. Wie muß uns doch dieſe Nation haſſen, mußte ich bei mir denken, dieſes

ſorgloſe Gallievolk, dem nun der Sieg nicht mehr ſein ſelbſtverſtändliches Privilegium, nicht mehr der Kranz erſcheint, den es im Spiel erobert, nein, ein Erfolg, der errungen ſein will durch Fleiß, Aufmerkſamkeit und gewiſſenhaftes Studium! Sogar Geographie ſollen die Offiziere jetzt lernen, eine Wiſſenſchaft, deren Pflege ohne eine gewiſſe gemüthliche Vertiefung in die fraglichen Objecte, d. h. nicht ohne Achtung und Reſpect vor fremden Nationalexiſtenzen denkbar iſt. Bei Alledem bleiben die Franzoſen Schauſpieler. Der Lieutenant, an deſſen Truppe wir auf dem Wege vorbei mußten, machte ſo lange Pauſe, bis ihm der Fremde mit ſeiner jungen Begleiterin außer Sicht war. Glücklicherweiſe vernahm er nicht eine mir auf der Spitze des Berges vor Zeugen entſchlüpfte — Bosheit wider Willen. Ein Mißverſtändniß, ein einfaches Sichverſprechen läßt uns zuweilen Dinge ſagen, an deren mephiſtopheliſche Deutung wir am wenigſten dachten. „Fahren Sie uns doch jetzt nach dem Café de la Retraite!“ rief ich, als die Rundſchau des herrlichen Panoramas vorüber war. „Wohin? de la Retraite?“ antwortete der Kutſcher ſtutzend, und ein Aufſeher, der mit Beſchreibungen des Schloßberges und Photographieen der Ausſichten handelte, wiederholte befremdet: „Retraite?“ „Retraite?“ ſchloß ſich ſchon im Chor ein Fremder an, der zu Fuß den Berg erſtiegen hatte. „Retraite?“ ſagte die Dame, ſeine Begleiterin, ohne Zweifel eine Franzöſin. Sollte das von dieſen offenbaren Allemands Hohn ſein? Café zum — Rückzug? Zum Glück kam bald heraus, daß ein Café de la Reſerve gemeint war, eine Firma, die mit ungenießbaren weichlichen Auſtern zuſammenhing, deren „Reſerve“ ſich unten am Meere befand, bei einem maleriſch gelegenen, aber eiſig kalten, von allen Seiten dem Wind ausgeſetzten Frühſtückspavillon.

Nizza und Veilchen, Nizza und Crocus und Primeln, Nizza und die erſten Boten des Frühlings, und dieſe ſchon im Februar, in weichen, milden, ſonnendurchblitzten Meernebeltagen, das ſchienen ehemals unzertrennliche Begriffe. Gewiß giebt es auch noch jetzt hier kleine Gärten mit ſchattigen Hollunderhecken und Pavillons, verſteckt unter hochgezogenen Myrten und Taxus, Localitäten, aus welchen man ſelbſt ſchon

im März wagt seinen Frühstückstisch in's Freie tragen zu lassen und mit Hausschuhen kurze Promenaden zu machen auf den im Süden leider durchgängig nur aus Kieseln bestehenden Gartenwegen. Aber diese alte idyllische Nizzawelt, wo noch nicht mit dem Raum gegeizt wurde, wo der lange sogenannte „Engländerweg" noch eine Reihe schöner Gärten mit kleinen Häusern war, sie existirt nicht mehr. Sie hatte schon vor der Annexion aufgehört. Das Streben nach Vergrößerung und reicherer Bebauung Nizzas ist älter als die Umtaufe aller dieser Straßen und Plätze auf den Kaiser, die Kaiserin, den kaiserlichen Prinzen, die Siege der Franzosen in der Krim und Italien. Jene Gärten, von wo allabendlich frische, junge, leichtgeschürzte Fabrikarbeiterinnen bis über den Rand gefüllte Körbe voll frischgebrochener Orangenblüthen in die Werkstätten der Parfümeurs trugen, wo dann die Blüthen auf große, mit dem Grundstoff der Pomaden und Oele bestrichene Bretter eingedrückt wurden, sind auch überflüssig geworden, seitdem Pinaud in Paris die Welt mit Wohlgeruch erfüllt. Weder das anmuthige, nach Orangenblüthe und Gebirgskräutern duftende Eau des Alpes, noch selbst ein Eau de Nice, durch welches ich vor dreißig Jahren mein Taschentuch zu einem ständigen Leiter der Rückerinnerung an den Aufenthalt in Nizza (zumal an eine Fahrt auf die sogenannten Cimiés) machen konnte, existiren noch. Wenigstens nicht in dem Geschäft, wo danach gefragt werden konnte. Auch hier herrschte nur noch Pinaud von Paris.

Diese Cimiés, eine halbe Stunde von Nizza entfernt, sind Grabstätten, alte und neue, deren Besuch sich mir nicht mehr so wie vor Jahren lohnen wollte. Gewiß sind die Grabstätten prachtvoller geworden. Eine förmliche kleine Marmorgräberstadt fand ich, Denkmal an Denkmal gereiht, Sarkophag an Sarkophag. Vor schimmerndweißen oder vergoldeten Marmorkreuzen, vor mit Inschriften bedeckten Tafeln, riesigen Urnen, Statuen der Trauer, der Hoffnung, glaubt man eher, sich in einer Bildhauerwerkstatt oder einem Museum zu befinden, als auf einem Friedhof. Laßt uns lesen, wer hier ruhet! Senatoren, Kaufleute, ehrenwerthe Männer und Frauen von Nizza — die ältere Zeit auf Obelisken, Pyramiden und

Urnen bedacht, die neuere und neueste ganz à la Mode Eugénie: Kreuze, Madonnen, Engel mit und ohne Flügel! Nirgends entdeckte ich eine neue Bildhauer-Idee, Alles fromme Fabrikarbeit. Selbst ein an seinen Wunden verstorbener Krieger hätte hier den Künstler nur zu einem Denkmal begeistern dürfen, das eben so gut auch einem Municipalrath von Nizza gesetzt werden konnte.

Wie der Aufgang auf die hochgelegenen Cimiés, so wurde auch jetzt die Nachbarschaft eines altrömischen Amphitheaters durch die modernisirende Verschönerungssucht verdorben. Stammten auch meine Erinnerungen aus einem rosenprangenden Juli, und war es jetzt kalter März, so wird doch auch, in den Tagen, wo diese Bäume und Sträucher wieder belaubt sein werden, sicher hier die Fülle der Vegetation vermißt, die ehedem auf den Cimiés wucherte. Sie ist den Baumeistern gewichen. Diese haben hier rasirt, Terrains abgestochen für Villen, Chausseen. Das Amphitheater lag sonst eben so isolirt wie jenes oberhalb Cicero's Tusculanum im Albanergebirge, und malerischer noch in Busch und Baum versteckt. Jetzt durchschneidet diesen alten Circus die Landstraße, und sogleich in solcher Breitspurigkeit, daß ihm sein ehemaliger Charakter genommen ist. Da mochte ich denn auch den am Kloster Wache haltenden Franciscaner nicht fragen, ob die Mönche noch das Krokodil besitzen und es zeigen, das hier beim ersten Ausgraben des Amphitheaters versteinert gefunden und im Kloster aufbewahrt wurde.

Daß statt Baden-Badens von den Franzosen jetzt Nizza proclamirt ist, hat die diesjährige wenig von ihnen besuchte Saison des erstern, dagegen die Ueberfülle an Eleganz und Weltlust bewiesen, die in diesem Winter und Frühjahr in Nizza zur Schau getragen wurden. Die elegante Welt von Paris ließ Versailles und das Septennat auf sich beruhen und amüsirte sich in Nice. Die Zahl der Equipagen, die wir um den Jardin Public und die dort aufspielende Militairmusik versammelt fanden, übertraf jede Erwartung. Hier hätte die Romantik unserer beliebten Feuilleton-Novellisten Gelegenheit gefunden, aus den Nachahmungen der Pariser Modevorschriften, aus Seide und Sammt, Gold und Beil-

lanten, nachlässig umgeworfenen Pelzen und Mantillen Persönlichkeiten herauszuwickeln, bei welchen sich der moderne Styl: „Ihre Haut war glatt wie eine Visitenkarte“ oder: „In ihren Augen lagen Tragödien, wenn auch noch ohne Abschluß“ — in Thätigkeit setzen ließ. Uniformen bemerkte man wenig. Bekanntlich hat der französische Offizier, ganz entgegengesetzt dem deutschen, die Ansicht von seinem Beruf, daß er denselben dem Gesellschaftsüblichen nicht aufdrängt. Selbst Marengo und Austerlitz haben die glänzendste Eroberung, die der Geist der Franzosen im achtzehnten Jahrhundert gemacht hat, das Princip des Salons, nicht verdrängen können. Der Krieger ordnet sich dem Frack unter und entfernt, wo er nur kann, die Kaserne — ein System, das gefährlich sein mag für die moralische Erziehung zum militärischen Corpsgeist. Vom Civil trug fast Alles hohe Glanzstiefel. Selbst da, wo die Träger nicht zu Pferde saßen.

Es giebt Städte, in denen man die Sehenswürdigkeiten, die Alterthümer, die Kirchen, die Gemäldesammlungen auf sich beruhen läßt. Ihr Reiz liegt in ihrer Lage, in ihrer Natur. Schon vor Jahren besuchte ich in Nizza lieber in aller Frühe den Fischmarkt als die nicht unbeträchtliche Bibliothek. Diesmal war ich leider zumeist auf mein Zimmer gebannt und konnte mehr, als nöthig, Hotel-Studien machen. Die Kellner hierzulande, schon seit San Remo, sind fast allzumal Deutsche. Die französische Kruste, die sie bedeckt, wenn wir ankommen und an den dargebotenen Zimmern mäkeln, springt schon nach dem ersten Handhaben der atmosphärischen Klingel, manchmal mit dem Knopfe der letzteren selbst ab. Man erfährt dann, daß der Hauseigenthümer ein Italiener oder Franzose ist, der Buchhalter aber schon ein Schweizer und die Kellner sämmtlich Deutsche. Auch die Camariera entpuppt sich, nach ihrer ersten Frage, ob das Bett richtig gemacht sei, als eine Bernerin, die als solche „beidlebig“ ist, französisch und deutsch. Franzosen und Italiener, so heißt es auf ein Wie so? Warum? ließen sich als Kellner nicht verwenden; sie parirten nicht Ordre, tränken unablässig und hätten alle Tage Mord und Todtschlag bereit. Nur der einzige Koch kann und darf Franzose sein. Ein

Koch beſchränkt ſich auf ſeine Küche. Dort freilich iſt er ſouverain, abſoluter König. Der Franzoſe als Hotelkoch duldet keinen Widerſpruch; ſelbſt der Maitre d'Hotel muß ſich ſeinen Launen fügen. Dagegen iſt dieſe deutſche Kellner-Diaſpora im Ausland eine wunderliche Völkerſchaft, eine zahme Internationale. Meiſt hat ſie ſchon in aller Herren Ländern gedient und hängt nur noch mit loſen Fäden mit Bismarck und der deutſchen Reichsidee zuſammen. Unſere Kellner in Nizza hatten 1870 alle Schrecken der Ausweiſung aus Frankreich durchgemacht, waren aber in die Schweiz, nach Italien gegangen. Reine Landsknechte und Reisläufer der Serviette, die von ihrem Geburtslande nur noch dunkle Kunde haben, und unter unſeren Siegen weit mehr ſeufzen, als daß ſie ſich darüber gefreut hätten. Sie ſchienen ſich gewöhnt zu haben, auf Grund energiſcher Demonſtrationen, zuzugeben, daß wir alle Schlachten nur durch Verrath gewannen. Sie thaten mir leid, dieſe armen Unterdrückten (manchmal waren ſie aus Berne (Pirna) bei Dresden, manchmal aus Peene (Peine) bei Hannover), die ſich in der Regel einen unbefangenen Standpunkt, wie über viele Dinge in der Welt, ſo über das Hotel ſelbſt, wo ſie ſervirten, erhalten hatten. Mit dem Gaſt gegen den Wirth, gegen den Koch, die Buchhalter fraterniſirend, machen ſie gern ihrer gedrückten Seele, und nicht ganz des Trinkgeldes wegen, Luft. Gerechtigkeitsſinn und Maß für alles Billige und Sichgeziemende ſind ja dem Deutſchen angeboren. Ein aus Oeſterreich gebürtiger Kellner erhob ſich ſogar bis zum modiſchen Peſſimismus, als hätte er Schopenhauer geleſen. „Wie?“ äußerte er, „Sie haben noch Vertrauen zu den Aerzten? Das nimmt mich doch wunder. Die Aerzte verſtehen nichts, das iſt jetzt erwieſen, und hier zumal in Nizza kommen ſie mir alle wie die Geldſchneider vor. Wenn einer gerufen wird, ſieht man ihm gleich an, daß er nur an die Bezahlung denkt.“ Leider wurden wir in eine andere Etage verſetzt und verloren den anregenden Denker, der ſich jedoch in Betreff eines von mir conſultirten, höchſt gütigen und wohlwollenden Dr. Zürcher vollſtändig geirrt hatte, aus den Augen. Schon hatte er Miene gemacht, uns über andere zeit- und ortsgemäße Fragen aufzuklären. Bekanntlich hat auch Rouſſeau

in Italien erſt eine Zeit lang die Serviette über dem Arm getragen.

Bei Einkäufen, beſonders beim Geldwechſeln, findet man, daß dem franzöſiſchen Revanche-Gedanken gegen die Deutſchen beſonders die Juden und die Jüdinnen nachhängen. Spielt doch die Rache bei allen Semiten, ſogar in der Theologie, eine Rolle. Im Elſaß iſt es ebenſo. Doch muß man ſich, um darüber nicht zu ſehr verſtimmt zu ſein, von dieſen franzöſiſchen oder franzöſelnden Jüdinnen eine richtige Vorſtellung machen. Dieſe Mesdames Sarah oder Lea haben wenig gemein mit jenen deutſchen Töchtern Israels, die wir Poeten von je ſo geliebt, deren Geiſt und Schönheit wir in Wien, Prag und Berlin ſo viel lyriſche Gedichte und Novellen gewidmet haben. Sarah und Lea haben ſich ganz nach dem Kothurn der Rachel gebildet. Großartig im Runzeln ihrer eben nicht ſchönen Stirnen, koloſſal im Ausdruck ihrer Augen, haſſen ſie uns Deutſche ſchon allein darum, weil wir keinen Achilles Fould aufzuweiſen haben, der Miniſter geweſen, keinen Crémieux, der ſogar mit Gambetta Dictator war und wol noch gegenwärtig Großmeiſter der franzöſiſchen Freimaurerei iſt. Ich hätte bei Daxac, die uns Bankbillets in Napoleons umgetauſcht und, als das Geſchäft gemacht war, unverkennbare Eruptionen der Nationalempfindlichkeit in die Lüfte und auf den Fußboden von ſich gab, ſagen mögen: „Aber Beſte, beruhigen Sie ſich doch! Jüdiſchen Urſprungs iſt ja beinahe unſer ganzes neues deutſches Reich. Alles, was bei uns Geſetze giebt, was in den Finanzen, in der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Preſſe das Wort führt, hat in ſeinen Adern ſemitiſches Blut! Was wollen Sie nur gegen Deutſchland? Sind es denn wirklich die Sagen von den geſtohlenen Pendulen, die Sie ſo aufregen? Fühlen Sie wirklich ſo perſönlich den erblichenen Nimbus der Unüberwindlichkeit Frankreichs mit, die empfangene Demüthigung für ein ewiges Sichſelbſtbeſchmeicheln, das die Franzoſen ſeit Béranger und den von den Orleans unvorſichtigerweiſe zugelaſſenen Napoleon-Erinnerungen getrieben haben? Tragen Sie doch nicht ſo viel Pathos, ſo viel Deborah-Grimm in dieſe Frage! Ein Volk, das ſich ſeine Niederlagen ſo zu Herzen nimmt, mit

Ihr jetzt in Frankreich, das muß ja, wenn sich die Demüthigung wiederholen sollte, moralisch zu Grunde gehen! Denn sollte unser Deutschland noch einmal zu einer solchen Anstrengung, wie 1870 nöthig gewesen, gezwungen werden, was bliebe uns denn anders übrig, als diesem Lande seinen Willen zu thun und es in einige hundert Communitäten aufzulösen? Paris sei dann eine Republik für sich! Lyon ebenfalls! Bordeaux und Versailles mögen sich verwalten wie sie wollen! Auch Nizza! Und nun, Madame, was wollen Sie mit Ihrem Stolz auf die Gleichstellung der Juden mit den Franzosen? Der Glaube, die Franzosen verspotteten nicht auch die Juden, ist ja ein Wahn! Ich habe Ihren großen Frédéric Lemaitre einen Juden auf der Bühne darstellen sehen, von einer so rothhaarigen Scheußlichkeit, wie dergleichen in Ihrem verhaßten Berlin gar nicht mehr möglich ist! Das Pariser Publikum zischte nicht etwa, sondern jubelte über jeden Satz, den Lemaitre sprach, wobei er gerade den französischen Jargon seiner elsäßischen jüdischen Landsleute lächerlich machte!" — Aber meine Rede kam am Quai Saint Jean Baptiste zu Nizza nicht an die Adresse, und ich spare sie mir deshalb für Straßburg auf, wenn ich dem Hotel de Paris gegenüber Handschuhe kaufen werde. Ich bin sicher, auch da eine Sarah oder Lea mit rollenden Augen anzutreffen, die so thun wird, als stünde sie mit ihrem Erckmann-Chätrian und Edmond About auf der Höhe des Jahrhunderts.

Die düstern Bilder entwichen, als wir auf der Eisenbahn saßen, zusammengedrängt wie die Häringe, Knie an Knie, links und rechts Handgepäck, Handgepäck über, Handgepäck unter uns. In jedem Augenblick konnte ein Lawinensturz von Plaids oder Handkoffern erwartet werden. Drei Blumensträuße, Imperialformat, wie die Photographen sagen, gehörten drei Engländerinnen, eine Pépinière in Stroh eingewickelter zarter Pflanzensetzlinge, ein mit Orangen gefüllter Korb einigen Französinnen. Russen und Russinnen verlangen nicht minder Raum für den seit einiger Zeit so mächtig gewordenen Flügelschlag ihrer freien Seelen (siehe Zürich und Brüssel), besonders aber für die portativen Buffets, die

rufen. Verweile hinter jenem Vorhang in dem anſtoßenden Salon.

Arthur.

Warum ſollt' er mir, dem Herrn, ein Geheimniß meines Vaters verſchweigen?

Holiday.

Wohl wahr! Aber Du kennſt ſeine ausweichende Art. Ueber den 13. November hat er ſtets nur in ſo dunkeln Andeutungen geſprochen, als müßten die Douglas dieſen Tag fürchten —

Arthur.

Gut denn! Verſchweig' ihm meine Anweſenheit! Ich will endlich Klarheit ſehen!

Holiday.

Wir haben heute den zwölften — vielleicht feiern wir morgen irgend ein Erinnerungsfeſt unſers Hauſes — (Klingelt.) Es wird ſich in eine harmloſe Anekdote auflöſen.

Toms (kommt).

Holiday.

Rufe Trilbie und ſage: ich, verſtehſt Du, ich, nur ich wollt' ihn ſprechen.

Toms (ab).

Arthur.

Das Todesjahr meines Vaters! 1798! Was hat es mit dieſem Tempel des Friedens? Mit dem dreizehnten November? — Ich entferne mich. Trilbie muß glauben, mit Dir allein zu ſein. Beſchwör' ihn bei ſeinen ſilbernen Greiſeslocken — ich hör' ihn kommen. Sei ein Zauberer, ein Geiſterbanner!

ſich bei irgend einem „fünf Minuten Aufenthalt" mit Flaſchen, Meſſern, Gabeln, Proviſionen von gebratenen Hühnern auf einer improviſirten Knietafel ausbreiten laſſen können und dann die Düfte ſolider Hülfsmittel zum Kampf um's Daſein zuweilen bis zum Unerträglichen ſteigern. Der Deutſche reiſt einfacher. Immer bleibt er ſich ſeines Nos numerus sumus bewußt, der Stammrolle, durch welche ihn der Militairſtaat aus dem Stande Menſch in den Stand Bürger erhoben hat. Mich nahm wunder, daß in der That in dem Train ein eigenes Hundeloch exiſtirte. Bei jeder Station vernahm man die Seufzer der eingeſperrten Bibis und Lolos und die näheren ihrer verlaſſenen Herrinnen. Es herrſcht im Süden ein natürlicheres, ſich perſönlicher gebendes Reiſeleben. Zuletzt zerſtreute uns eine pikante junge Franzöſin, Begleiterin eines jungen blaſirten Mannes, eine prächtige Unterlage jener oben citirten Novelliſtik des Tages. Die junge Schöne eine Pantherkatze zu nennen, mindeſtens eine Meluſine oder Sphinx — Sacher Maſoch oder Emil Mario Vacano würden ſich bald entſchieden haben. Mir ſchien ſich hier weiter nichts zu ereignen, als daß ein leidender Bruder mit ſeiner Schweſter reiſte, die nur zufällig mit Liebe über ſein Befinden wachte und nichts dafür konnte, daß ſie wunderbare, immerfort auf Annectirung ausgehende Augen im Kopfe hatte. Aber dieſe harmloſe Deutung fand keine Unterſtützung. Alle Andern ſahen nur zwei Revenants vom Spieltiſch zu Monaco.

Frankreichs alte italieniſche Grenze, links das allmälig monoton werdende Meer, rechts die zuweilen bis zum abſolut Kahlen ſteinige und unintereſſante Aufdachung zu den Seealpen hin, ein Terrain, das nun immer ſeltener und ſeltener von den gewohnten Reizen italieniſcher Landſchaft unterbrochen wird, genießt die Strahlen der Sonne faſt noch ſenkrechter als die Riviera. Cannes, Graſſe, Fréjus, Toulon ſcheinen geeigneter Nordeuropäern über den Winter hinwegzuhelfen als Nizza und San Remo. Leider fuhren wir zu ſchnell dahin durch dieſe geſchichtserinnerungsreiche Gegend. Jeder Mauerreſt, jeder alte Thurm iſt hier feſſelnd. Die Römer haben hier ihr großes Herrſchertalent bewieſen. Sie ließen beſtehen, was ſie von der alten Cultur, von Phocäa und Maſſalia her,

vorfanden, und verwandten Alles, wie auch das ganze südliche Frankreich in den freieſten Formen, ad majorem Romae gloriam. Bei Cannes trafen wir Badeſaiſonswohnungen, die an erſte Anſiedelungen in Amerika erinnerten, einſtöckige Häuſer in einer Reihe neben einander, je ein Haus mit zwei Zimmern. Im Sonnenlichte winkte auf der Höhe Graſſe. Es iſt die Stadt, die jener ſpleenbehaftete Franzoſe aus Goethe's „Dichtung und Wahrheit", Graf Thorane, als ſeine Heimath und den Ort bezeichnet, wo derſelbe eine Beſitzung gehabt haben wollte, für welche bei den Frankfurter Malern Seekatz, Treutmann, Hirt und Schütz von ihm jene wunderlichen Bilder beſtellt wurden, an welchen alle zugleich arbeiten ſollten. Bekanntlich hat Frankfurts Archivar, Profeſſor Kriegk, ſeither über die Exiſtenz dieſer miſogynen Einquartierung im Goethe'ſchen Hauſe, welche Referent auf die Bühne gebracht hat, in den Acten nichts finden können. Erſt neulich danken wir der „Allg. Ztg." das endliche Heureka! An eine Goethe'ſche Dichtung war in dieſem Falle wahrlich nicht zu denken, ja eher mußte es wahrſcheinlich ſein, daß die Rathſchreiber Frankfurts weder 1762 noch 1866 Gelegenheit gehabt haben, ſei's über den Herzog von Broglie oder den General von Manteuffel, beſondere Aufzeichnungen zu machen. Die Befehle an die Herren Bürgermeiſter wurden kurz und bündig durch Ordonnanzen gegeben. Die Quartierzettel wurden mit Kreide an die Hausthüren geſchrieben. Hätte mir Hygiea wohlgewollt, ſo würde ich mir den mit einer Eiſenbahn bequem zurückzulegenden Ausflug nach Graſſe gegönnt haben, einer Stadt, die im weſentlichen nur mit Pomade und Seife beſchäftigt iſt, ihrer Hauptfabrikation. Doch hätte ſich gewiß daſelbſt ein Buchhändler gefunden, bei welchem man einen Freund von geſchichtlichen Localſtudien, irgend einen alten wunderlichen Advocaten oder gelehrten geiſtlichen Herrn, hätte auskundſchaften und dieſen zu näherer Forſchung mit den Worten begrüßen können: Hat es hier in der Umgegend ein Geſchlecht der Thorane gegeben und beſaß daſſelbe ein Schloß in der Umgegend und exiſtirt es noch?

Von culturhiſtoriſchem und linguiſtiſchem Standpunkte be-

man oft geſagt, daß das ſüdliche Frankreich nur zwangsweiſe in die ſpecifiſch franzöſiſche, von Paris aus beherrſchte Welt eingetreten ſei. Es ſei hier ein ganz anderes Volk, man ſpreche hier eine andere Sprache. Das Petrarca-Feſt in Avignon hat allerdings den Schleier gelüftet, der ein nicht zu leugnendes, oppoſitionelles geiſtiges Provinzleben ſelbſt für den Staat der abſoluten Centraliſation bedeckt. Hätte ſich der Gedanke der Commüne verwirklichen können, der Zerfall Frankreichs in republikaniſch und ſocialiſtiſch regierte Einzelgemeinden, da würde man unter der Herrſchaft des Meſſers oder der Guillotine nach und nach wunderliche Ueberraſchungen erlebt haben. Frankreichs Literatur, die claſſiſche, die allein bildende, iſt nicht, wie die unſrige, jung, wurzelt nicht faſt in der Gegenwart, ſondern iſt ein Reliquie, heilig nur noch der Bildung. Leſen und ſchreiben hätten dieſe Majeſtäten der Maſſe ohnehin nicht gekonnt. Alles hätte erſt gelernt werden müſſen. Und wer weiß, ob man es dann nicht wie die Vlamingen gemacht hätte, die ſich dem franzöſiſchen Culturkamm ſchon mit ſo manchem glücklichen Erfolg entzogen haben. Und noch heute wären ja unſere Plattdeutſch-Enthuſiaſten ſogleich bereit, neben Schiller Fritz Reuter in den norddeutſchen Schulen leſen zu laſſen.

Aus ſolchen oder ähnlichen Waggon-Träumereien erwacht man durch die Symbole der abſoluten Gleichheit der Inſtitutionen innerhalb ganz Frankreichs: in Toulon durch die an den Feſtungsmauern arbeitenden Galeerenſträflinge; in Marſeille durch die ausgezeichnete Ordnung bei Ankunft der Züge und beim Abgang; ohnedies durch die ſtete Erinnerung an Napoleon's Flucht von Elba, die nun ihr Seitenſtück gefunden hat durch Bazaine's Flucht von jener kleinen dunkeln Inſel dort am nebeligen Horizont, wo „der Mann mit der eiſernen Maske", das nie verſchlagende Hülfsmittel, um leſemüde Journaldurchblätterer zum Leſen zu zwingen, zwölf Jahre lang beſſer bewacht war, als der „Verräther von Metz".

Wir ſind in Marſeille. Will man die Schönheit dieſer erſten Seeſtadt Frankreichs genießen, ſo eilt man ſofort auf Notre Dame de la Garde. Freilich muß man ſich die Hunderte von Kindern, die von Geiſtlichen und

Schullehrern auf dieſe nächſte unter den Höhen, die Marſeille beherrſchen, geführt werden, nicht verdrießen laſſen. Laßt aber getroſt dieſe Kleinen lachend und plaudernd ihren Roſenkranz abbeten oder eine Litanei plärren, laßt die alten Duennen, die ſie führen, uns mit ſcheelem Blicke muſtern, den Schulmeiſter ſtutzen, wenn wir aus unſerm Wagen nicht vor jeder der Puppen, die ein Bild der Mutter Gottes vorſtellen ſollen, uns verbeugen, laß die Verkäufer von Votivherzchen aus Wachs oder Zinn oder gar Silber uns zum Ankauf winken; achtet nur, wenn Ihr ausſteigt, Eures Hutes, denn der Miſtral weht hier wie ein Orkan und wie der Wind (nach der Sage der verkörperte Teufel) um alle Münſter weht. Ein maleriſcher Blick von dieſer bigotten Akropolis aus! Ringsum gelagert Tauſende von Häuſern; Straßenzeilen, die, wie man ſieht, hie und da mit alten Bäumen bepflanzt ſind! Der Hafen zeigt ſeine Erweiterung durch ummauerte Baſſins! Der alte Hafen, zurückgedrängt in die innere Stadt, iſt ein Maſtenwald, und ringsum ſtrecken ſich die Matroſenherbergen, die an eben dies Hamburg erinnern, an das wir ſchon beim Hinauffahren durch einige eigenthümlich ſtille, vornehm ſchweigſame Straßen erinnert wurden. Ringsum erſtreckt ſich der blaue Kranz des Meeres, aus welchem ſchon in nächſter Nähe jene hiſtoriſch berühmten Felſenkanten aufragen, das Schloß If, ſo bekannt durch die Dienſte, die es dem Abſolutismus (Mirabeau's Gefangenſchaft) und der Romantik (Monte Chriſto) geleiſtet hat! Von Sonnenſchimmer, durchſichtigem Waſſernebel durchwoben, iſt das ganze Panorama von herrlicher Wirkung. Schade, daß dieſe durch die nächſte Umgebung, die Spuren des Neubaues der Kathedrale und des Niederreißens eines alten Caſtells, auf deſſen Grund jene gebaut wurde, beeinträchtigt wird.

Im Hafen, ſahen wir dann, ſpielte Getreide die Hauptrolle, ein Ausfuhrartikel nach Algier oder ſonſt einer kornarmen Station der franzöſiſchen Kriegsmacht. Denn das Wägen und Signiren der Säcke umſtanden in der Regel Soldaten. Sonſt iſt die Verbindung mit Afrika nicht gerade beſonders erſichtlich. Man hat faſt in Genua mehr von Afrika. Hie und da am alten Hafen taucht ein Burnus, ein Fez

auf, ein ſchwarzer oder gebräunter mauriſcher Kopf. Im alten Hafen lag Schenke an Schenke, eine Herausforderung amerikaniſcher Temperenzvereine. Das häufige Vorkommen des Wechslerſchildes unter dieſen Schenken fiel mir auf. In Hamburg und Bremerhafen würden ſich die Wechsler ſo unmittelbar unter die Wirthshäuſer und Läden mit Matroſenbedürfniſſen nicht wagen.

Auf einem von Bäumen umſchatteten Platze ſpielte die Militairmuſik. Jeden Nachmittag bietet der Belagerungszuſtand dem erzürnten Volksgeiſte die Hand zur Verſöhnung. Es hatte ſich ein amphitheatraliſch gruppirtes Blouſenpublikum eingefunden. Die Mehrzahl bildeten die Kindermädchen. Ich ſah nur Blumen über einen Abgrund geſtreut. Die Lage Marſeilles iſt ſo überſpannt, wie die Lage Lyons. Die Dictatur des Militairs iſt auf's äußerſte verhaßt. Dem Militair fehlt der Nimbus des Sieges, und das Militair weiß dies, und hat daher auf die Blouſe oder den Bürgerrock einen um ſo grimmigeren Haß. Die Beſitzenden ſind zaghaft: ſie wiſſen nicht, was der morgende Tag bringen kann. Ganz Frankreich lebt auf dem Qui vive. Die Angſt eines Rekruten vom Lande, der einſam auf Poſten ſteht und bald den Schlag auf Mitternacht erwartet, das iſt ſo ungefähr die Stimmung aller Ruhigen und Beſonnenen, aller Geſchäftsleute in Frankreich. In Marſeille fand ich Sonntagsſtille in allen Stadtvierteln; überall ſah man verſchloſſene Marquiſen, verhängte Fenſter an den Häuſern, bei den Flaneurs auf der Cannebière einen ſtereotyp mürriſchen, gelangweilten Blick. Ein anderer Blick jedoch, womit ſich uns, den unverkennbaren Deutſchen, im Kaffeehauſe ein junger Menſch, den Kopf aufſtemmend, gerade gegenüberſetzte, ging wol weniger gegen Mac-Mahon's Septennat, als auf die Revanche für Wörth und Sedan. Wir leerten unſere Taſſen und ließen die Flegelei auf ſich beruhen.

Eine jener vertraulichen Mittheilungen der landsmannſchaftlichen Kellner hatte uns in eine myſteriöſe Geſchichte unſeres Hotels eingeweiht. Daſſelbe war glänzend und auf den Fuß eingerichtet, wie nur jetzt die Hotels an der Spitze der Civiliſation ſtehen. Nichtsdeſtoweniger hatte es nicht die

Concurrenz eines andern, ebenfalls auf die Höhe des Jahrhunderts getriebenen Hotels aushalten können. Der Besitzer desselben, glücklicherweise Millionär, hat den Wettkampf bis jetzt durchgeführt. Freilich nur dadurch, daß er aus seiner Tasche jährlich 200,000 Fr. zum Bestande seines glorreichen Wappenschildes („Zum Herzog von Noailles") hinzuschießt. Indessen bei allem Glauben an ein solches Noblesse oblige fürchteten wir doch, durch längeren Aufenthalt zu viel zu den Ergänzungen des Budgets beitragen zu müssen. Eingedenk, daß es diesen hochherzigen Hotelbesitzer mehr kostete, einen Gast überhaupt zu empfangen, als ihm der Gast einbringt, nahmen wir Anstand, ihm länger Sorgen zu bereiten, und reisten ab.

Ganz Frankreich muß auf diese Art jetzt zusetzen, um seinen Duc de Noailles zu erhalten, seinen Ehrgeiz, sein Prestige. Im Lyoner Bahnhof verkaufte man Zeitungen, die ich seit lange nicht gesehen hatte. Ein ganzer Winter war verflossen und Frankreich war immer noch nicht so weit, sich auch nur über die Form der Fragstellung, worauf es hinfort im Lande ankommen soll, am wenigsten über die Frage selbst zu vereinigen. Darüber konnte mir wol der Bursche, der die Zeitungen ausrief, ein unvergeßlicher bleiben; denn er kündigte seine Blätter in einem zum Herzen dringenden, rührenden, wahrhaft elegischen Tone an. Wäre ich Herr Guibert gewesen, der Erzbischof von Paris, der gerade von Rom zurückkehrte, so hätte ich den Mangel an Geistlichen bedacht, der sich, wie schon lange in Deutschland, so vielleicht auch in Frankreich empfindlich macht, und hätte diesen Knaben für das Seminar von Montrouge eingefangen. Denn er rief „Le Sémaphore de Marseille — Le Précurseur de Lyon — Le Petit Journal" in einem solchen Meßcelebrirungston aus, daß hier entweder eine neue Veranstaltung des Systems Eugénie, der frommen Vereine, ein gleichgestimmter Accord gleichsam zu den zahlreichen Pilgerfahrten, wozu auch Marseille sein Contingent giebt oder die über Marseille gehen müssen, zum Grunde lag, oder der Gamin war einer der vielen Menschen, die blos ihren Beruf verfehlt haben, und drückte mit seinem so zum Herzen dringenden Tone lediglich

ſeine Betrübniß aus über die ſo wenig beliebten und wenig gekauften Zeitungen, die der Belagerungszuſtand auf den Eiſenbahnen auszurufen geſtattet.

III.

Aber wie, die Strecke von Marſeille bis Lyon nur mit dem Dampfroß durchflogen? Das ſüdliche Frankreich, die Sehnſucht, die Wonne aller Reiſenden der ſentimentalen Epoche des vorigen Jahrhunderts und noch eines anſehnlichen Theils des unſrigen? Ein aufgeſchlagenes Buch, von deſſen Studium der Forſcher ſich nicht trennen kann, nur durchblättert? Ein Muſeum von Alterthümern ehrwürdigſter Art, Trümmerſtätten herrlichſter, noch jetzt in ihrer ehemaligen Größe und Pracht erkennbarer Bauten, nur mit dem rothleingebundenen Guide, wie ein engliſcher Perrückenmacher, den man — und nicht blos in den Hotels — in Deutſchland als Lord empfängt, durchrannt? Verzeiht einem Kranken, der — wie gern — in Arles, Avignon, Nimes, in Vienne Raſttag gehalten hätte! Allerdings könnte der landſchaftliche Reiz an ſich nicht feſſelnd geweſen ſein, oder es müßte denn die Eiſenbahn, um ihre Schienen anzubringen, gerade die unerquicklichſten Gegenden gewählt haben. Hinter Marſeille giebt es nur noch ausgetrocknete Flußbetten aus Urweltszeiten, moraſtige Niederungen, lange, mit Schilf bedeckte Uferränder düſterer Seen ohne jede gebirgige Umrahmung. Die Olive bleibt zwar noch lange als Erinnerung an Italien, aber bald geſellt ſich ihr die Tanne, die ſich nicht mehr als Pinie deuten läßt. Ja nicht einmal den Weinſtock hat man zur Seite. Dieſer bedeckt nur das linke Ufer der Rhone, das allein pittoreske. Die Bahn zieht ſich auf dem rechten hin.

Träumeriſch aber ruht das Auge auf all' dieſen Flächen, dieſen Seen, dieſen in die Rhone mündenden Strömen. Hinter den blauen, ſich immer weiter und weiter zurückziehenden Bergen dort oben tobt der ſpaniſche Bruderkrieg, dieſe ſchlaffe, energie- und begeiſterungsloſe Zurückweiſung eines zum

Fanatismus aufgestachelten Angriffs! Was wissen diese blauen Höhen nicht Alles zu erzählen! Vom Hannibal, dessen Mauritanier und Elephanten hier die Gallier, „rerum novarum cupidissimi“ „auf neue Dinge so versessen“, anstaunten! Julius Cäsar suchte die Unterfeldherren des Pompejus in Spanien auf und erprobte, an denselben Stellen, wo jetzt die Torregarav und Saballs hausen, die Schwierigkeiten eines Gebirgskampfes, überwand sie aber durch die kühnste Taktik und Einfälle des militairischen Improvisationstalentes (lederne Brücken), die den Truppen Serrano's als Muster dienen sollten, auch ihr Glaubensbekenntniß besser zu behaupten. Das heut' in der Frühe verlassene Marseille, das uralte Massalia, hatte damals, wie die „bundestreuen“ deutschen Mächte 1866, in dem Entweder-Oder: Pompejus oder Cäsar, sich für jenen erklärt und mußte es hart büßen. Es verlor die Selbstständigkeit, die Rom der alten Griechenstadt, der Culturbeherrscherin des südlichen Galliens, zugestanden hatte.

Aber hier verdrängt ein Jahrhundert das andere. Dort Aquae Sextiae — Air en Provence! Die Eisenbahn läßt es zur Seite liegen. Marius schlug hier die Teutonen und — Piloty empfehle ich für seinen universalhistorischen Pinsel: König Teutobod steht düster und trauernd mit seinen Hauptleuten als Gefangener der Römer unter den deutschen Frauen, die sich theils selbst schon getödtet haben, theils noch eben tödten lassen, um nicht die vorauszusehenden Entehrungen der Gefangenschaft zu ertragen. Schade nur, daß diese Piloty'schen Bilder, von denen ich die gefangene Thusnelda am wenigsten ausnehme, aufrichtig gesagt, den Eindruck einer nur für einen Moment des Beschauens berechneten Begeisterung und in der Durchführung des Beiwerks einer dem Theater abgelauschten Wahrheit machen. Warum malten Raphael und Rubens, wenn sie Geschichtsthatsachen zu schildern hatten, noch Engel oder antike Gottheiten in die Scene? Weil das historische Bild einen ästhetischen Sinn entweder nur als einfache documentarisch verbürgte Staatsaction, als Zimmerzierde für Thronsäle, Deputirtenkammern u. s. w. hat, oder als historisches Genrebild, wo sich in einem

erfaßten Einzelmoment eine apartere Vertiefung des Künstler-
gewüths zeigen kann, als von den Reminiscenzen der Schul-
bank her. Wer verbürgt denn diese theatralische Parade-
stellung der Ziegler-Thusnelda? Wer verbürgt diesen hohn-
lachenden Krieger da zur Seite, wo doch die Römer so
eigenthümlich steife, ernsthafte, ja sogar in Gefühlssachen
(trotz des grausamen Circus) seingeschulte, taktvolle Menschen
waren? Wer verbürgt uns die Anwesenheit des ganzen
Apparats, der in der That zu sehr nach der Studirstube
schmeckt? Viele dieser neuen Geschichtsbilder kommen mir nur
vor wie Illustrationen zu Becker's Weltgeschichte für die Jugend.

Von Avignon sieht man aus dem Coupé nur schimmernde
Dächer, Kirchenkuppeln und einen mäßigen Bergrücken, der
ohne Zweifel Petrarca's „frische Quellen" umschlossen hält.
Noch hatten unsere Zeitungen nicht die Parole des Petrarca-
Jubiläums ausgegeben; da trat mir denn auch der Sänger
von Vaucluse zurück gegen die Erinnerung an die hundert
Jahre des päpstlichen Exils an dieser Stelle, deren Erneue-
rung uns ganz nahe liegen kann. Arnold von Brescia, Cola
Rienzi, die Vorbilder unseres hoffentlich glücklicheren Kampfes
gegen die Verwirklichung des römischen Pontificats, herrschte
damals in Rom, während Frankreich des Papstes bedurfte
zur Schwächung der deutschen Kaisermacht, die leider in einem
Dogma der Pietät, der Krönung und Salbung auf dem
Capitol, gipfelte. Und siehe da! Cola Rienzi bedurfte, ju-
wie Victor Emanuel, wieder des Papstes zur Sanctionirung
seines Vorgehens gegen die Patricier! Fleischlich beschwo-
er Clemens VI., den Franzosen, nach Rom zurückzukehren un-
ihm und dem „Volke" gegen den Adel beizustehen! D
Rollen sind nur vertauscht. Die Colonnas des jetzig
Italien sind für Victor Emanuel die Socialisten und R
publikaner, welch' letztere in einem Lande ohne jede Anhäng
lichkeit für Dynastieen, in einem Lande, dessen Steuersyste
eine für Italiener unerträgliche Ueberspannung erreicht h
festeren Boden gewinnen werden, als die Gleichgesinnten
Frankreich und Spanien. Victor Emanuel taumelt sch
lange um den Schooß der Kirche her und möchte gern in
zurückfallen. Es ist die alte Halbheit des Hofes von Tur

dieſer Carlo Felice, Carlo Alberto und wie ſie hießen. Bald waren die Sardenkönige Carbonari, bald Jeſuiten, je nach ihrem Vortheil. Clemens VI. aber folgte nicht der Lockung des jungen Advocaten Rienzi, der ſeine Bahn durchſchreiten ſollte vom ehrlichen Volksfreunde bis zum phantaſtiſchen Narren. Erſt das Concil von Conſtanz legte von den Ueberreſten der Holzſtöße, auf denen dort die Verſammlung der Kirchenhäupter und der Fürſten die Ketzer verbrannt hatte, eine Schwelle zur Rückkehr des Papſtes in Sanct Peter's Patrimonium.

Das alte Allobrogerland, das ſüdöſtliche Frankreich, wurde ſelbſt eine Pflanzſtätte des nach Freiheit ringenden Geiſtes. Wo Poeſie in's wirkliche Leben gedrungen iſt, da kann nicht Aberglaube beſtehen. Das Land der Troubadoure, der Minnehöfe von Toulouſe, der geiſtvollen, den Dichtern Kränze ſpendenden Frauen, wurde auch das Land der früheſten Verſuche der Kirchenverbeſſerung. Hier konnten Waldenſer und Albigenſer nur durch die äußerſte Aufſtachelung des Fanatismus unterdrückt werden. Die Hugenotten ſtellten Armeen in's Feld. Man gedenkt hier dieſer Kämpfe bei jedem Blick auf ein hochragendes Felſenſchloß, auf den melancholiſchen, weil faſt ganz der Schifffahrt entbehrenden, Rhoneſtrom. Man ſieht auf dieſem Richelieu mit dem Henker und ſeinen beiden Opfern, Cinq-Mars und de Thou, dahingeleiten. Delaroche hat in dieſem ſeinem Meiſterwerk gezeigt, was ein wahrhaft ergreifendes hiſtoriſches Bild ſein ſoll — ein Bild, das mehr als nur die Wiedergabe, ſo zu ſagen, einer in ihrem Detail unverbürgten hiſtoriſchen Tradition iſt. Vor dem Bilde Delaroche's ſteht man mit vollem Glauben .... Aber der Conducteur ruft die Station „Orange" aus! Es iſt das Orange der Oranier, das Orange des Opfers von Delft, des Schweigers, den die tückiſche Kugel des Jeſuitenzöglings traf. Man ſtaunt, hier mitten in Frankreich ein Ländchen ſuchen zu müſſen, das einſt den Naſſauern gehörte, wie den Hohenzollern Neuchâtel und Valengin. Es war durch Erbſchaft an ein deutſches Fürſtenhaus gekommen, das ſich deſſen erſt begab, als die Oranier den engliſchen Thron

Wecke gute Geiſter! Geiſter des Friedens! (Er geht rechts hinter den Vorhang, wo er nicht ſichtbar iſt, ab.)

Holiday.

Trilbie kommt. Ich ahne eine entſcheidende Wendung.

Siebenter Auftritt.

Trilbie. Holiday. (Zuletzt) Arthur.

Trilbie.

Sie wünſchen mich zu ſprechen? Wo iſt Mylord?

Holiday.

Drüben in der Bibliothek. Trilbie, ich habe ſo eben über meinen Freund und Vetter einen Vortheil gewonnen, der auch Deine gute und treue Seele erfreuen wird. Mylord gedenkt ſich mit mancherlei Zerſtreuungen zu beſchäftigen: er will den Park verſchönern, noch mehr, er will bauen.

Trilbie.

Sie überraſchen mich! Das wäre ja ein erfreuliches Zeichen der Geneſung.

Holiday.

Mit Geſchmack hat er mir den Plan einer Umgeſtaltung des Parks entworfen; aber ich erſchrak, als er dabei die Abſicht verrieth, jenen Pavillon — am äußerſten Ende — den da mit den dunkeln Trauerweiden — niederzureißen.

Trilbie.

Den Pavillon?

bestiegen. Aber Orangen blühen nicht um Orange! Die Gegend mag fruchtbar sein, dem Auge thut sie nicht wohl.

Doch die Traube von St. Péray reift dort drüben über der Rhone! Es ist die Gegend, wo ein seltsames Castell, das Vauban gebaut hat, diesmal keine Festung, sondern nur ein Weinkeller ist. Champagner ohne Süße, das ist der St. Péray, roth und weiß. Wer die Einnahmen darnach hat, läßt bei seinen Diners nach der Suppe Sherry, zu den Austern St. Péray geben. Die Wahlverwandtschaft zwischen Austern und Schaumwein reiht sich jenen Stoffverbindungen an, welche Moleschott bestimmt hat, den wunderbaren Instinct der Menschen anzuerkennen, als derselbe Erbsen und Speck, weiße Rüben und Hammelfleisch, Butter und Käse schon seit Jahrtausenden amalgamirte. Die chemische Analyse würde diese Stoffverbindungen angerathen haben, hätte sie nicht schon die Erfahrung eingeführt. Als Hegel sagte: „Alles, was ist, ist vernünftig," hatte er eine Ahnung dieser natürlichen Instincte der Menschen, die auch den St. Péray, der auf Kalkstein wächst, mit Austern, dem Schalenthiere, verbinden; nur daß der Philosoph von Berlin seinen Satz zu einem allzubequemen Ruhepolster für die preußischen Staatsmänner machte.

Lyon, das wir endlich in später Abendstunde erreichten, Frankreichs zweite Hauptstadt, bot im wesentlichen den dreifachen Eindruck der Abspannung nach den gewaltigen Aufregungen der jüngsten Zeit (Geschäftslosigkeit), des im Vordergrunde vorzugsweise ersichtlichen Militarismus (Belagerungszustand), der bigotten Speculation auf Pfafferei und Jesuitenthum (Kirchenbauten, Processionen, allerlei Bilderkram). Lyon hat von je gedroht, die Ideen unserer Bebel und Liebknecht in's Leben zu rufen. Bei dem blutigen Aufstande von 1834 zeigte sich zum ersten Mal, daß die Träumereien des damaligen Deputirten Cabet (er flüchtete sich nach England) keineswegs nur für „Ikarien", ein Land der Fabel, eine „Utopia" des Thomas Morus oder Plato's Republik, bestimmt gewesen waren, sondern daß sie den Arbeiterstand in bedenklicher Weise berechtigen sollten, die Einnahmebücher der Fabrikanten mit einzusehen und Theilung des Gewinnes zu

verlangen. Die „Mutuelliſten" ſchlugen ſich damals drei Tage lang gegen die Truppen des Generals Aymar und erlagen nur durch ihre allmälige Erſchöpfung. Das rothe Banner der „Republik" hatten ſie nur deshalb als Wahrzeichen aufgezogen, weil ſich unter der phrygiſchen Mütze leichter eine neue Geſellſchaft organiſiren läßt, als unter einer Krone. Die „Republik" iſt nur eine Nebenbedingung der „Internationale". Lyon und das Militair ſind ſeit 1834 wie Oel und Waſſer geſchieden. Seit dreißig Jahren dauert dieſer Antagonismus zwiſchen den Arbeiter-Vorſtädten Croix rouſſe, Guillotière und — zwölf Caſernen! Rings um die Stadt her erheben ſich jene detachirten Forts, deren eigentliche Bedeutung urſprünglich gegen die Städte, welche damit bedacht wurden, gerichtet war. Der Verkehr, den wir fanden, war in der That mäßig; freilich flanirt eine Stadt nicht, die arbeitet. Man glaubte an einem ſo intereſſanten Punkte, wie der Zuſammenfluß der Rhone mit der Saone iſt, wie auf dem Lande zu ſein. Ab und zu kamen ein paar Laſtwagen, hie und da einige Arbeiter, überwiegend Soldaten, auf beiden Flüſſen ſah man wenig Leben und Bewegung. Nur auf der Höhe Fourvières war es belebt, dieſer alten Gräberſtadt, wo Nonnen und Mönche durch die engen Gäßlein ſchlüpften und in dunkle Pforten hier, dort in Capellen verſchwanden. Auch hier thront, vergoldet wie die Athene des Phidias auf der Akropolis ſtand, ſo eine rieſige Madonna, wie ſolche die katholiſche Schwärmerei der Franzoſen jetzt auf jeden ihrer nur irgend über die Lande hinausragenden Berge ſtellen möchte. Den Genuß der Ausſicht ſtört die ringsum etablirte fromme Induſtrie, die theils die Verſchönerung der hier liegenden Kirchhöfe bezweckt, theils die Erweckung und Schulung des neureligiöſen Geſchmacks überhaupt. Was nur an elegantem frommen Zimmerſchmuck, Madonnengeſtalten, bronzenen Heiligen, Wandcrucifiren, Betpulten mit Schnitzerei und rother Plüſchpolſterung, ambraduftenden Roſenkränzen u. ſ. w. denkbar iſt, findet man in einem Verkaufslocal aufgeſtellt, das man der Ausſicht wegen zu beſuchen gezwungen iſt. Unter den hier ausliegenden Photographieen ſtellten einige die Franctireur-Thaten dar. Die Pickelhaube bedeckte regelmäßig ent-

weder nur Mörder oder Gemordete. Preußiſche Soldaten erſchießen eine an die Mauer geſtellte Frau. Ich hätte die Bemerkung machen ſollen: „Das Weib da war ohne Zweifel eine Petroleuſe! Haben denn Ihre Soldaten nicht ebenfalls die Mordbrennerinnen an die Mauern der Häuſer von Paris geſtellt und ſolche Furien erſchoſſen?“ Doch ekelte mich's an, allzu lange zu verweilen in einer ſolchen Betriebsanſtalt zur Beförderung der Dummheit und des Wahns. Unter den Büchern, die zum Verkauf hier ausgeſtellt ſtanden, glaubte ich Lamartine's „Harmonieen“ zu entdecken und gedachte der ſchönen Worte des Dichters: „In jedem Jahrhundert bekommt die Menſchheit eine Stunde, um ſich von Grund aus zu erneuern. Dieſe Stunde wird immer eine große Erſchütterung ſein. Aber die Menſcher verlieren dieſe Stunde, indem ſie einander zerreißen. Dieſe Augenblicke gab Gott zur Wiedergeburt, zum Fortſchritt, und die Menſchen widmen ſie der Rache.“ Statt der „Menſchen“ wäre hier nur ein „Volk“ und das des Dichters ſelbſt unterzulegen.

Wie wenig aber die Franzoſen daran denken, das furchtbare Unglück, das ſie betroffen hat, als eine Mahnung zu betrachten, welche ſie beſtimmen ſollte, lediglich an ihre Selbſterziehung zu denken, erſah ich am Tage der Abreiſe von Lyon recht aus den um uns her ſtarrenden hundert Flinten von Sonntagsjägern. Es war eine kokette Miſchung von Elementen der Nationalgarde und der Franctireurs; kleine Fabrikanten, Chauviniſten, Germanophagen durch und durch; nicht die Reſte eines früher beabſichtigten Empfanges der Deutſchen im Süden von Frankreich, ſondern die Vorbereitung gegen eine neue Invaſion. In Lyon dauert der Strike der Comptoire gegen deutſche Handlungscommis fort. Ehedem war in Lyon Niemand geſuchter, als die jungen Rheinländer, die Söhne wohlhabender Eltern aus Frankfurt a. M.; da brach der Krieg aus; viele Principale entließen ihre zuverläſſigſten Gehülfen mit dem Verſprechen, ihnen die Stellen offen zu erhalten bis zum Frieden. Aber es wurde anders. Die Demüthigung ward für die eitle Nation zu groß. Noch würde ich keinem Deutſchen rathen, in die Comptoire dieſer Sonntagsjäger einzutreten. Ich will die wohlequipirten

Herren nicht beleidigen, aber doch die Aeußerung eines in unſern Waggon eingeſtiegenen jungen Lieutenants der Garniſon anführen: daß ſich dieſe Nimrods nicht einmal das Wildpret kaufen könnten, das ſie ihren Frauen als erlegt nach Hauſe mitzubringen pflegten; denn auf alle ihre Hunde käme auf zehn Meilen in der Runde nur ein einziger Haſe. Die martialiſche Geſellſchaft ſtieg jedoch unter dem Gebell ihrer Rüden auf einer Station nach der andern aus, erwartungsvoll und der größten Ergebniſſe gewiß.

Unſer Weg nahm nun die Richtung zu jenen Gegenden hin, die in den Annalen der Geſchichte fortan von den glänzendſten Thaten der Unſrigen Zeugniß ablegen. Um ſo größer iſt der Glanz des Ruhms, den ſich die vereinigte Tapferkeit der Deutſchen in dieſer alten Freigrafſchaft mit der Hauptſtadt Beſançon (ehedem gehörte ſie zum Deutſchen Reich) erwarb, als ſo viel bedenkliche Anzeichen vorausgegangen waren, die gerade hier in dieſem breiten Thal zwiſchen der Schweiz und der „Goldküſte", der Heimath des feurigſten franzöſiſchen Weines, dem Krieg unerwartete neue Wendungen zu geben drohten. Das Gambetta'ſche Frankreich hat uns doch mehr zu ſchaffen gemacht, als das Napoleoniſche! Kein Wunder, daß jetzt die Berliner Politik einer Wiederherſtellung der Dame auf dem Arcuenberg und ihres Sohnes günſtiger geſtimmt zu ſein ſcheint*), als der endlichen Feſtſtellung des Satzes: das Septennat ſei eine Modalität der Republik. Die große Armee war beſchäftigt mit Paris, mit den Kämpfen an der Loire, mit Faidherbe's überraſchenden Operationen im Norden — unſere Zwiſchenſtationen bis Straßburg und Belfort blieben Truppen überlaſſen, die untereinander die Fühlung verloren hatten, ſich dehnten und dehnten und plötzlich daſtanden wie Verirrte in der Wüſte. Aber doch nur ein beſonders düſterer Tag bei Châtillon ſur Seine ſtand allein. Sonſt wurde, ſelbſt da, wo das Kampffeld nicht behauptet werden konnte, dem Gegner Stillſtand, zuletzt Mäßigung im Verfolgen des beſonnenen Werder'ſchen Rückzugs geboten. Dort hinüber liegen die blauen Berge, wo ſich Gari

* Graf Arnim hatte das drucken laſſen

baldi seinen Ruhm als Politiker und Stratege, ja als Mann von Einsicht und Bildung, vielleicht für immer entblättert sehen mußte! Oder es konnte nur Deutschlands geringe Geltung auf der celtoromanischen modischen Heerstraße von London über Paris nach Rom und Neapel verschuldet haben, daß dem Alten in der rothen Blouse entgangen war, wie sehr ihn gerade Deutschland geschätzt hatte und was unser Kampf gegen Frankreich bedeutete. Einer der loyalsten Namen, ein Weltmann aus Goethe's Schule, Rathgeber des sächsischen Hofes, der bekannte Arzt und Philosoph Carus in Dresden, sagte mir einst mit vollstem Ernste: „Gestehen wir es uns doch aufrichtig, der größte Mann unserer Zeit ist unstreitig Garibaldi!" Und nun — dieser verblendete Italiener beginnt mit uns den italienischen Katzenkrieg, den nächtig schleichenden, den Krieg der Ueberfälle, der Hinterhalte, ganz so, wie italienische Truppen überhaupt nur im Kriege zu verwenden sind. Eine Fahne eroberte Ricciotti vom Feinde, indem er gleichsam mit der Laterne im tiefsten Morgengrauen an einen Vogelherd schlich und nachsah, was sich die Nacht gefangen hatte. Er schämte sich doch, die Fahne, die von eines todten Kriegers Hand noch wie krampfhaft umklammert gehalten wurde, den Trophäen Frankreichs einzuverleiben, und schickte sie den Deutschen zurück.

Um so gehobener wird die Stimmung, wenn wir den Blick nicht mehr nach den bedenklichen Gegenden Dijon, Langres, selbst Gray hinüber, sondern zur Rechten auf die Höhen des Jura werfen. Vor uns liegen die bekannten Orte, wo Manteuffel den Trümmern der geschlagenen Bourbaki'schen Armee den Weg versperrte und diese zum Uebertritt in die Schweiz unter Umständen nöthigte, die Alles erneuerten, was nur die französische Geschichtschreibung vom Elend der großen Armee nach dem Brande von Moskau, Ségur's Meistergriffel obenan, zu erzählen gehabt hat. Das Terrain ist ein Hochplateau, meist von bewaldeten, mäßigen Höhen umgeben. Fruchtbar kann der Boden nicht sein, nur Hafer und Gerste scheinen fortzukommen; die Viehzucht und der Wald geben dem Lande den Schweizercharakter. Auch die Menschen haben etwas Steifes, Calvinistisches. Hie und da ragt ein altes

Schloß auf, gewöhnlich auf einem vereinzelt liegenden Felskegel. Endlich gelangt man an den Doubs, diesen kleinen Strom, der so viel Muth, Ausdauer, Standhaftigkeit in der schwierigsten Lage gesehen hat beim vorsichtigen Rückzuge der Deutschen, als diese, ohne Unterstützung vom Versailler Hauptquartier und nicht einmal vollständig über die Heeressäule von 140,000 Mann, die zum Einfall in Deutschland heranrückte, unterrichtet waren und ihre Stellung, wie die Schaar des Leonidas, vor den Belagerungsparallelen Belforts nahmen.

Besançon, weiland freie deutsche Reichsstadt und dann in den Berichten der Augsburger Reichstage als „Visenz" verzeichnet, liegt malerisch an einem Vorsprung der nun immer enger und enger zusammenrückenden Berge. Hier beginnt das Ausfallthor nach Deutschland, die „burgundische Pforte". Eng ist die Straße, auf Tunnels angewiesen die Bahn. Besançon, Festung, Militairakademie und militairisches Depot, sah ich vor Jahren im Innern. Es trug die stereotypen Merkmale der französischen Casernen-Architektur, eines Styls von einer gewissen Erhabenheit, wie die Tragödien Corneille's. Mit Trophäen ist jedes Thor geschmückt, Vauban ist in Statüen und Inschriften verherrlicht; nicht minder läßt Ludwig XIV. von sich reden. Im größten Style hat man das Alles jetzt in Metz. Deutschen Forschern sollte die ehemalige Beziehung Besançons zu Deutschland und die überaus zahlreiche städtische Büchersammlung der uralten Stadt, die schon in der tragischen Geschichte unseres herrlichen Arioviſt erwähnt wird, empfohlen bleiben. Immer höher steigen nun die Felsen des Lamont, die Grenzwächter gegen Neuchâtel, welches unmittelbar auf der entgegengesetzten Wand dieser schroffen Bergrücken liegt mit seinen saubergehaltenen, wie mit Stubensand bestreuten, unter Nußbäumen versteckten Uhrmacherdörfern. Endlich öffnet sich der Gebirgspaß, und am Rhein-Rhône-Canal entlang hat man eine Fahrt, die sogar an Holland erinnern könnte. Es war ein Sonntag, und das stille, traurige schnurgerade Gewässer mit seinen Brückchen und Schleusen völlig unbelebt. Dafür fingen aber die Bahnhöfe an, immer geräuschvoller zu werden. Das ab- oder einsteigende Militair vermehrte sich von Station zu Station. Immer mehr Säbel

raſſelten in die Waggons herein. Trunkene Artilleriſten in höchſt kleidſamer, die Luſt am Kokettiren junger Leute mehr als bei uns befriedigender Uniform kümmerten ſich wenig um ihre Offiziere, die ihrerſeits durch die nun ſo nahe gerückte deutſche Grenze ebenfalls auf's lebhafteſte erregt, ja überreizt erſchienen. Ich mußte die Nationalcharaktere vergleichen. Uns Deutſchen hätte man ein Stück Rheinpfalz nehmen können, wir würden uns an der verengten Grenze eben ſo ruhig verhalten haben, wie früher an der erweiterten. Das kann der lebhafte, von ſeiner Phantaſie beherrſchte Franzoſe nicht. Je näher Belfort kam, deſto aufgeregter das Leben und die Bewegung der Menſchen. In Belfort ſelbſt, wo jetzt mehre tauſend Mann theils mit dem Feſtungsbau, theils mit Waffenübungen beſchäftigt ſtehen, war es im Bahnhof, als käme man in ein Kriegslager. Da ſprachen feingekleidete Paſſagiere, die uns Tags darauf hinter Belfort auf deutſchem Gebiete ſtumm und ſchweigſam gegenüber ſaßen und in Mülhauſen verdrießlich ausſtiegen, noch mit lauter friſcher Stimme franzöſiſche Grüße aus, riefen Freunde um Nachrichten an, bewillkommneten Offiziere, von denen viele des Feſtungsbaues wegen zum Geniecorps gehörten, und die Damen (natürlich größtentheils ſchwarz gekleidet) ſchnatterten mit Conducteuren, Packträgern, Kellnern über Hotels, Weiterfahrt, Gepäckaufbewahrung. Madame! hier, Madame! dort. Wo kommt dieſe galante Art der Erwiderung allerdings in dem Lande mit der „plump Sprack" vor! Ein Sohn Israels, der ſich mit einer Anzahl Offiziere in unſern Omnibus geworfen hatte, genoß in vollen Zügen das Glück, ein republikaniſcher Franzoſe, gleichgeſtellt, zu allem berechtigt zu ſein; die Suada ſeiner Converſation floß ihm nur ſo vom Munde. Wir ſtiegen mitten unter Trümmerhaufen, an neu erſt im Aufbau begriffener Straßen, in einem Gewühl von theilweiſe berauſchten Soldaten, in einem Hotel ab, das ganz gut „zum blauen Ochſen" oder zum „gelben Hirſch" hätte heißen können. Kellner, Hausknecht, Wirth, Bauart, alles war deutſch, aber man that nicht desgleichen. Das Gebahren blieb franzöſiſch und ſogar à l'outrance.

Der nächſte Morgen ſtieg neblig herauf und geſtattete nur

einen mäßigen Rundblick. Aber doch ließen sich die Höhen erkennen, die sich dies- und jenseits der Lisaine erheben, und so mancher der denkwürdigen, damals unter einem Frost von 14 Graden knirschenden landschaftlichen Punkte, die Ruhmesstätten Héricourt, Frahier, Bussurel, all' die Schanzen und Wälle, die mit altgermanischer Tapferkeit gehalten wurden. Die Heldenthaten des Werder'schen Corps sind um so höher anzuschlagen, als denselben eine Verehrung des sieggekrönten Generals gefolgt ist, die in Süddeutschland, namentlich im Lande Baden ein stärkeres Unterpfand der einheitlichen deutschen Gesinnung geworden zu sein scheint, als selbst der Reichstag mit seinem ermüdenden Einerlei. General Werder kann mit Wallenstein bei Schiller sprechen: Ich bin ein Heer, ich Einzelner! Sollte uns vom Schicksal verhängt sein (und der Eindruck des durchreisten Frankreich spricht dafür), daß wir für unsere Leistungen von 1870 noch einmal die Gegenprobe zu machen haben, so wäre nur zu wünschen, die Aufforderung dazu käme bald, so lange die mit der besten aller Dotationen, der Popularität im deutschen Volke, belohnten Namen noch in der Frische ihrer Kraft stehen.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
BOTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 19210/102

Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Erste vollständige Gesammt-Ausgabe.

Erste Serie.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Achter Band.

Säkularbilder.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Holiday.

Ja, Trilbie. Ich machte Einwendungen dagegen; doch Mylord ging in die Bibliothek, um nachzuſchlagen, welche geſchichtlichen, dem Hauſe Douglas ehrwürdigen Anſprüche jener ziemlich neue Pavillon auf ſein Beſtehen machen kann.

Trilbie.

In Büchern wird er darüber nichts finden.

Holiday.

Ueber dem Gebäude ſteht die Inſchrift: „Tempel des Friedens, den 13. November 1798.“ Dies war das Todesjahr von Mylords Vater? (Pauſe.)

Trilbie.

Das Todesjahr.

Holiday.

Auch der Todestag des Lords Donald Douglas?

Trilbie (zögernd).

Auch — auch der Todestag.

Holiday.

Hm! Der Pavillon wird den Bauplänen des Sohnes geopfert werden müſſen.

Trilbie.

Nimmermehr.

Holiday.

Warum nicht? Ein kleiner Gartenpavillon?

Trilbie.

Der ſelige Herr ließ den Pavillon mit der Inſchrift: „Tempel des Friedens“ kurz vor ſeinem Tode bauen. Das Datum fügte ich hinzu.

Säkularbilder.

Anfänge und Ziele

des

Jahrhunderts.

Von

Karl Gutzkow.

1895/96. /333

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

KOEN. BIBL.
UNIVERS.
HALLE

Vorwort.

Unter dem preußischen Ministerium von Rochow hatte vom Jahre 1836 an der Geheimerath Tzschoppe die Lenkseile der Censurmaßregeln so straff angezogen, daß einigen Schriftstellern die Fortsetzung ihrer bisherigen Wirksamkeit, die Uebung ihres Lebensberufes, beinahe unmöglich wurde. Eine Anzahl Autoren wurde so gestellt, daß keine ihrer im preußischen Ausland gedruckten Schriften ohne Recensur auf einem Gebiet zugelassen wurde, das zu umfassend ist, als daß dasselbe von ihnen umgangen werden konnte. Wie diese Recensur beschaffen war, kann man sich nach dem Geiste, der in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's III. allein in Preußen verlautbaren durfte, vorstellen. Jeder neue Begriff war verpönt. Das Wort „Zeitgeist" eben so unzulässig und verdächtig, wie die Vorstellung davon. „Man will

das hier nicht!" „Man mag das hier nicht!" So lauteten die Bescheide einer Bureaukratie, die mit wahrhaft übermüthiger Selbstgenüge jedes Symptom neuzeitiger Entwicklung von sich abwies und verfolgte. Wenn jene verpönten Schriftsteller ein auswärts gedrucktes Werk zur Recensur einreichten, so wurde schon für unangemessen gehalten, daß man überhaupt in Stuttgart, Leipzig, Frankfurt oder Hamburg drucken ließ, auf Gebieten, die ein für allemal als verdächtig und gefährlich angesehen wurden. Fand sich auch nur eine Stelle, die dem Geheimerath Tzschoppe und seinem Unterpersonal mißfiel, so wurde dafür ein ganzes Werk in drei Bänden für unzulässig erklärt und als verboten in den Index der Amtsblätter zur Nachachtung gesetzt.

Der Verfasser trug sich mehre Jahre mit der Idee eines Werkes, das den Versuch machen sollte, ein Gesammtbild unsres Jahrhunderts nach seinen vorzüglichsten Lebensäußerungen und Gedankenrichtungen zu geben. Anfangs 1837 hielt er sich für befähigt, an diese schwere Aufgabe zu gehen. Doch mit seinem Namen begleitet würde eine solche, gerade mit der Zeit und ihren Tendenzen sich beschäftigende Schrift und ohnehin bei seiner ihm zur andern Natur gewordenen liberalen Auffassung in ganz Preußen verboten worden sein, und diejenigen deutschen Regierungen, welche gewohnt waren, alles Preußische nachzuahmen, würden dies Verbot auch für die Kreise der ihnen gehörenden Botmäßigkeit ausgedehnt haben. Unter diesen

Umständen entschloß sich der Verfasser, dem es um die Grundsätze seines Buches mehr zu thun war, als um seine Person, auf den Titel desselben den Namen Bulwer's zu setzen. Nachstehendes Buch erschien unter der Firma: Bulwer's Zeitgenossen.

Die schützende Devise eines ausländischen Schriftstellers durfte freilich kein bloßes Aushängeschild sein. Die Verfolger würden ein Titelblatt leicht durchschaut haben. Ich mußte daher bedacht sein, dem Buche, das in zwölf Heften erschien, auch eine englische Färbung zu geben, wobei ich mir Bulwer's „England und die Engländer" zum Muster nahm. Von dem Vorwurf, daß ich das Publikum hätte täuschen wollen, glaube ich dadurch losgesprochen zu sein, daß die Pseudo-Autorschaft sofort erkannt und von mir nirgends in Abrede gestellt wurde.

In einer neuen Ausgabe, die 1846 von diesem Buche, das ich dann „Säkularbilder" nannte, erschien, habe ich schon das englische Gewand abzustreifen gesucht. Die Aufgabe war nicht leicht. Ich hatte versucht, für die beispielsweise gegebenen englischen Charaktere, die ich zur Belebung des Raisonnements erfand, deutsche aufzustellen. Doch ließ sich die bevorzugte Anknüpfung der Erörterungen an England nicht durchaus unterdrücken; wodurch ich mich indessen weniger beunruhigt fühle; denn Englands gesellschaftliche und politische Zustände sind der Art, daß Deutschland gut thut, seine eigenen Bestrebungen vorzugsweise mit jener Form, wie sich Aehnliches in England

ausnimmt, zu vergleichen. Mein Standpunkt, den ich gleichsam von London aus nahm, wurde ein universaler.

Vom Jahre 1848 an waren die Umgestaltungen der Zeit zu groß, um jeder derselben in diesem letzten Neudruck Rechnung zu tragen. Hier und da weisen Anmerkungen unter dem Text auf die Gegenwart hin. Ich habe das ganze Werk eines Sechsundzwanzigjährigen noch einmal durchgearbeitet und muß mit aller Offenheit gestehen, daß nur die politischen Verfolgungen und — die gleichzeitigen überwiegend abgeschmackten lyrischen Tendenzen unserer damaligen Literatur Schuld daran waren, daß ein so vielseitiges, theils in heitrer Laune, theils, wo die Sache es mit sich brachte, mit schwungvollem Ernst geschriebenes Buch nicht mehr beachtet wurde. Als sich späterhin der Sinn für philosophische und weniger flüchtige Literatur wieder einfand, mußte man leider, um gefördert zu werden, wieder der philosophischen Schule des Tages huldigen. Ich arbeitete mich aber gerade aus Hegel heraus, als man uns die Zumuthung machte, uns erst recht wieder in ihn hineinzuarbeiten.

Wieblingen bei Heidelberg, Mai 1875.

Gutzkow.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

ıfschrift an einen Staatsmann . . . . . 1—11

Ermüdung von poetiſchen Anſchauungen. Trachten nach Realität. Die Literatur verlor ihre Macht, als ſie den Thatſachen zu ſchmeicheln anfing. Voltaire. Engliſche Literatur. Poetiſche Polemik. Kenntniſſe des Terrains. Der Jargon. Studium der Zeit und Zeitgenoſſen. Abſicht des Werkes.

1. **Der Menſch des neunzehnten Jahrhunderts** . 12—47

Unſer Jahrhundert gehört den Maſſen, das achtzehnte gehörte dem Individuum. Reſte des vorigen Jahrhunderts. Adelphy. Ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts. Ein neuer Emil. Seine Geburt. Erſte Pflege. Schule. Die Großeltern. Die Eltern. Spiel. Schulempörungen. Lehrmethode. Emil's Selbſterziehung. Emil als Stutzer. Frage des Bartes. Der Dandy. Die Frage der Heirath. Die Prüderie der Männer. Hageſtolziat. Baron Kottenkamm. Ein Mädchen unſerer Tage. Pſychologie der Liebe. Die Ehe. Die geiſtige Untreue der Männer. Unſere phyſiſchen Zuſtände. Zwei Siechthümer: Eines der Armen und eines der Reichen. Materieller Eudämonismus Erheben über ſeine Sphäre. Die Leidenſchaft. Der Enthuſiasmus der Ueberzeugung. Jacobi's ſchönes Wort von der moraliſchen Immoralität.

II. **Das Jahrhundert** . . . . . 47—82

Gehört die französische Revolution dem achtzehnten oder neunzehnten Jahrhundert an? Sie war der Schlußstein des achtzehnten. Trotz Rousseau's Prophezeiung. Die Tendenz unseres Jahrhunderts. Eine mögliche Revolution wäre eine moralische. Unser Dualismus. Der Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis. Streben nach gesellschaftlicher Idealität. Massengeist, sichtbar in allen Bestrebungen, auch die Denkmalsucht. Napoleon's welthistorische Bedeutung. Allgemeine Weltlage im Beginn unseres Jahrhunderts. Man bewunderte Napoleon, als er Einzelne beleidigte, man haßte ihn, als er die Massen verachtete. Nationalität ist nicht der ausschließliche Gedanke des Jahrhunderts. Poetische Versöhnung mit Napoleon auf St. Helena. Die Restauration, eine Zeit der Ohnmacht und der Gährung. Der Liberalismus. Der Herzog von Utopien. Der Liberalismus ist die gesteigerte Philanthropie des vorigen Jahrhunderts unter politischem Gesichtspunkt. Dr. Thomasius, der an sich selbst Zweifelnde. Zweifelsucht des Zeitalters. Die Unangestelligkeit der Zeitgenossen, eine Folge des mangelnden öffentlichen Lebens. Das Volk muß in den Regierungen nur sich selbst wiederfinden. Die politischen Irrthümer und Utopismen. Das Jahrhundert rettete sich davor durch die Hülfe des Materialismus. Die Cholera. Die Runkelrübe tritt an die Stelle der Quadratur des Zirkels. Der Dampf. Verschiedene Stimmungen in einer und derselben Familie, Großvater, Vater, Sohn. Der Erwerb. Concurrenz. Die Krisen. Schwindelgeist. Schnitter, der Wechselreiter. Rückkehr zur politischen Betrachtung. Die Julirevolution, eine Warnung für die, welche den Kampf gegen Napoleon falsch verstanden haben.

III. **Die neue Welt** . . . . . 82—103

Der Commerzienrath Punktum. Sein Talent zum Nordamerikaner. Amerika. Wie verhalten sich Europa und Amerika zum Weltplan der Geschichte? Nordamerika hat seinen Beruf in Amerika zu suchen. Es hat seine Cultur dem übrigen Amerika mitzutheilen. Nordamerikas religiöse Toleranz befördert das Ziel. Amerika für Europa eine Lehre, kein Beispiel. Gegensätze zwischen beiden Welten. Das Verhältniß

Amerikas zum Ehrgeiz. Parallele zwischen John Bull und Jonathan. Der Feudalismus in Europa und die Sklaven in Amerika.

IV. **Die Mode und das Moderne** . . . . . 103—115

Ursprung der Mode. Tendenz zur Schönheit. Rococo. Renaissance. Schwierigkeit einer Definition des Modernen. Das Moderne gegen die Antike — das Moderne gegen das Mittelalter. Moderne Baukunst. Moderne Dichtkunst. Auch eine moderne Moral? Das Moderne in der Politik. Raffinement auf veraltete Zustände. Anacharsis, ein moderner Charakter. Sein Aeußeres, seine Existenz, seine Grundsätze. Das Exclusive. Was heute die Meinung Aller ist, war vor zehn Jahren die Philosophie einiger Wenigen.

V. **Die Existenz** . . . . . 115—157

Der Edle von Caliban ganz Körper. Herr von Duft ganz Seele. Hofrath Stofflich ganz Geist. Die Frage der physischen Existenz, die wichtigste des Zeitalters. Die Uebervölkerung. Malthus. Frühere Vorschläge über Beförderung oder Hemmniß der Generation. Römische Gesetzgebung. Die Natur, eine Ausgleicherin, aber eine grausame. Der Ertrag des Bodens. Der feudale Fluch, der auf ihm ruht. Die Auswanderung. Die Ehe. Hindernisse derselben eben so schädlich, wie der Zwang zu ihr. Mannigfaltigkeit der Erwerbszweige. Die Arbeiter in den Quecksilbergruben und die Industrieritter. Die Commissionäre. Stiftung eines Journals. Stiftung einer Actiengesellschaft für die Industrie. Der Associationsgeist. Common-Houses. Arbeiterverbindungen. Urtheile eines Franzosen über die Mängel unserer Industrieverfassung. Die Lehre St. Simon's. Was für sie spricht. Was dagegen. Nachtheile einer Philosophie des Industrialismus. Die Natur. Die Aufgabe der Staatskunst. Verschlag einer national-ökonomischen Commission. Die Communisten. Ihre glänzende Polemik gegen die gegenwärtige Gesellschaftsverfassung. Ihr System. Der Phantasiestaat. Rousseau. Der Communismus hat eine theoretische Bedeutung.

VI. **Der Stein der Weisen** . . . . . 157—182

Der Drang nach dem Geheimnißvollen. Im Alterthum. Die Alchymie des Mittelalters. Entdeckungen und Erfindungen. Columbus II. Geographische Reisen. Das Innere Afrikas. Caillé. Die Brüder Lander. Die Wüste. Das südliche Afrika. Die ägyptischen Pyramiden. Lepsius. Entdeckungen in Asien. Religionsinteresse. Entdeckungen in Amerika. Die nordwestliche Durchfahrt. Die Entdeckungen in Europa sind moralischer Natur. Die Mysterien-Literatur. Der Makler Kugelhugel. Die Erfindungen. Das achtzehnte Jahrhundert daran reicher als das unserige. Die Erfindungsmanie. Herr von D. Elektromagnetismus. Chemismus. Mikroskop. Maschinenwesen. Schnellpresse. Die Eisenbahnen. Einwendungen gegen sie. Nicht Alles kann Maschine werden. Garantieen der Poesie.

VII. **Das Leben im Staate** . . . . . 182—233

Geselligkeitstrieb. Unmöglichkeit sich vom Staat zu entbinden. Bedeutung der Politik in unserer Zeit. Innere Staatsbeziehungen. Alterthum. Begriff des Bürgers. Die Wähler. Ein Wähler in der Hauptstadt. England. Frankreich. Ein Wähler in der Provinz. Die Beamten. Bureaukratie. Der militairische Beamtengeist von 1815—1830, Ursache des politischen Malaise. Das Repräsentativ-System. Seine Berechtigung, sein Mißbrauch. La charte une verité. Der Deputirte. Der Deputirte in England, Frankreich, Deutschland. Die Fürsten. Montaigne. Machiavell. Aeußere Staatsbeziehungen. Der Nationalhaß. England und Spanien. England und Frankreich. Frankreich und Deutschland. Die Diplomatie. Die englischen Consulate. Talleyrand. „Das Alphabet der Politik." Ein französischer Gesandter in London. Ein englischer in Wien. Die russische Diplomatie. Drei Stadien derselben. Pozzo di Borgo. Oesterreichische Diplomatie. Oesterreich und die Revolution. Das Cölibat in der Diplomatie. Ein Legationssecretär. Der Staat und die Ideen.

VIII. **Die Erziehung** . . . . . 233—274

Die Gemeinplätze über Erziehung. Lehrercharakter. Magister Schlebsack. Der Schneider als Dorflehrer. Der Seminarist. Dr. Titus Pomponius Sylbenstecher. Gymnasialpedanten. Er-

Holiday.

Thut mir leid! Er ließ drüben den halben Flügel bauen und doch wurde er ſpäter von einem geſchmackvolleren Baumeiſter eingeriſſen. Die Gründe, warum Sie den Pavillon erhalten wollen, werden Sie dem Lord mittheilen müſſen.

Trilbie.

Unmöglich!

Holiday.

Vergeſſen Sie nicht, Trilbie, mit wem Sie zu thun bekommen werden, mit Ihrem Herrn! Er wird Aufklärungen verlangen — Sie werden ihm ſagen müſſen, warum Sie den dreizehnten November ſchon ſo oft als einen Unglückstag der Familie bezeichneten.

Trilbie.

Ich bereue längſt dieſe Uebereilung.

Holiday.

Das hilft Ihnen nichts: die Furcht vor dieſem Tage hat ſich zu tief in Arthurs Seele eingegraben. Es iſt ein Charakter von Poeſie und Schwärmerei.

Trilbie.

Leider.

Holiday.

Trilbie, wir laſſen den Pavillon abbrechen.

Trilbie.

Sir!

Holiday.

Können Sie uns das verbieten? Ich billige das Project des Lords, ich unterſtütze es: morgen am dreizehnten

zieherinnen. Sylvia und Livia. Erziehung und Unterricht. Tugendlehre. Moraliſche Bildung. Die Tugenden der Alten. Oeffentliche Erziehung. Das Chriſtenthum in ſeiner pädagogiſchen Wirkung. Anſicht eines Pietiſten hierüber. Erwiderung des Verfaſſers. Stolz und Demuth. Erziehung für die Bücherwelt. Erziehung für das praktiſche Leben. Angeborne Halsſtarrigkeit kann gemildert werden durch den Unterricht. Unterricht in Frankreich. Pädagogiſche Theorieen in Deutſchland. Die Univerſitäten. Relativer Werth der auf ſie gerichteten Angriffe und Vertheidigungen. Geringer Einfluß der Univerſitäten auf die entſcheidenden Culturmomente. Schelling. Die akademiſche „göttliche Grobheit". Göttingen. Widerſpruchsgeiſt und Abſonderung der Univerſitäten. Reform derſelben. Oeffentlichkeit der Erziehung in Deutſchland. Turnkunſt.

IX. **Sitte und Sitten** . . . . . 274—368

1. Die Reiſe nach Berlin. Tante Rebekka an den Pfarrer L. im Mecklenburgiſchen. Der Kanarienvogel. Der Gaſthof. Die Pariſer Galanteriehändlerin. Die Schriftſtellerin. Ihre Leidenſchaft für Mechanik. Unglück durch die Rettungsmaſchine. Das reiſende Automat. Ankunft in Berlin. Die Schweſter und ihre drei Töchter. Das Pamphlet. Hilarius. Der Vervielfältigungsſpuk. Frau von Windbeutel. Der Ball. Beſuch beim Bruder. Hydropathie. Die Spree. Texaswanderung. Lectüre. Drei mecklenburgiſche Schriftſtellerinnen. Emancipationspläne. Unterricht in Mimeplaſtik. Entdeckungen. Entführungen. Verwechſelungen.

2. Umwandlung der Sittenbegriffe. Das Sittenprincip der Alten. Die Römer. Beiſpiele antiker Sitten. Die Geſetze im Verhältniß zu den Sitten. Montesquieu. Peter der Große. Der kategoriſche Imperativ des modernen Sittengeſetzes iſt die Polizei. Die Moral. Moralprincip. Die Tracht. Guter Ton. Höflichkeit. Die Geſellſchaft. Salons. Muſik. Spiel. Tanz. Galanterie. Liebe. Ehe. Angriffe auf dies Inſtitut. Die Proſtitution. Parent-Duchatelet. Der heil. Auguſtinus. Reſtif de la Bretenne. Magdalenenſtifte. Recht und Unrecht. Mein und Dein. Die Strafttheorieen. Widervergeltung. Das doctrinaire Strafrecht. Granier de Caſſagnac über die Zärtlichkeit für die

Verbrecher. Widerlegung ſeiner Sophismen. Was nennt man frivol? Die Philanthropie. Verbeſſerung der Gefängniſſe. Verbrechercolonieen. Englands drakoniſche Geſetzgebung. Lord Brougham. Code Napoleon. Dilpin. Patrimonialgerichtsbarkeit. Geſchwornengerichte. Die Todesſtrafe. Im Alterthum. Abſchreckung. Wiedervergeltung. Gründe gegen die Todesſtrafe. Das Henkeramt. Beccaria. Criminalſtatiſtik. Bedeutung des Trunkes in den Zahlenangaben. Die Gefängnißſyſteme. Die Sittenloſigkeit ohne Verbrechen.

X. **Religion und Chriſtenthum** . . . . . 368—413

Die Religion und die Prieſter. Biſchof Knox und Vicar Job in England. Die Prieſter auf dem Continent. Die Schöngeiſtigen, die Orthodoxen. Die Univerſitäten und die theologiſche Facultät. Charakterſkizzen: Hengſtenberg, Neander. Das Chriſtenthum des achtzehnten Jahrhunderts. Neologie und Deismus. Zinzendorf. Das Maß der Geltung des Chriſtenthums. Reactionen gegen deſſen Befeindung in der Zeitſtimmung. Napoleon. Völkerkampf. Philoſophie und Kunſt. Theologie. Die Bibel und die Dogmen. Offenbarungsglaube und Vernunftreligion. Engliſche Theologie. Die deutſche kritiſche Schule. Zwei dogmatiſche Syſteme, das ſpeculative und das moraliſche. Hegel und Schleiermacher. Der Katholicismus. Der Deutſch-Katholicismus. Die Religion in ihrem Verhältniß zum Staat. Freiheit der Kirche. Zweideutigkeit dieſes Schiboleths. Das religiöſe Leben. Gottesdienſt. Pietismus. Conventikel. Miſſionsreiſen. Bibelgeſellſchaften. Judenbekehrung. Emancipation der Juden. Die Gegner derſelben. Widerlegung derſelben.

XI. **Kunſt und Literatur** . . . . . 413—438

Religion und Kunſt. Wie entwickelt ſich bei uns der künſtleriſche Genius? Was thun für ihn die Umſtände? Die Kunſt in ihrer dienenden Beſtimmung. Künſtleriſche Empfänglichkeit der Zeitgenoſſen. Die Kunſt in unſerer Zeit etwas Vermitteltes. Einflüſſe dieſer Vorausſetzungen auf die productive künſtleriſche Kraft ſelbſt. Zweckbeſtimmung der Kunſt. Der neu-altdeutſche Maler. Die Muſiker. Die Dichter. Martin oder Dichters Erdenwallen. Fünf Entwicklungsſtufen. Die Architektur. Die

Bildhauerkunst. Die Malerei. Oelbilddruck. Daguerreotypie. Die Musik. Oper. Dichtkunst. Die poetische Opposition gegen das Bestehende. Die Bedeutung des Romans. Dreierlei Gattungen desselben. Historischer, Sitten- und Tendenzroman. Die Ironie. Die gläubige Poesie.

XII. **Die Wissenschaften** . . . . . 438—479

Die Wissenschaften. Sie sind die Schooßkinder unseres Jahrhunderts. Gunst der Umstände. Die Presse vom materiellen Standpunkte. Schrifteigenthum. Nachdruck. Widerlegung der Vertheidiger des Nachdrucks. Preßfreiheit und Censur. Aufsichtsrecht des Staates über die Presse. Censur die Norm, Preßfreiheit die Modalität. Inhalt der Presse. Empirie und Speculation. Die Naturwissenschaften. Die Geologie. Ansichten der Urwelt. Medicin. Geographische Bedingungen der Heilkunde. Die Homöopathie. Historie. Kampf zwischen Empirie und Speculation. Rechtsgeschichte. Die Geschichtsschreibung. Memoiren. Die Philosophie. Englische und schottische Philosophie. Die Philosophie in Frankreich; in Deutschland. Der Idealismus. Apologie desselben. Pantheismus. Geschichte der Philosophie. Stellung der Philosophie zu den positiven Thatsachen. Sie ist mehr abhängig von ihnen, als früher. Reaction der gesunden Vernunft gegen die schwärmerische. Ruge. Die Zukunft. Die entfernte, die nächste. Die Haupterfahrungsthatsachen unseres Jahrhunderts in politischer, kirchlicher und sittlicher Hinsicht. Die einstige Grabschrift unseres Jahrhunderts.

Säkularbilder.

Zuschrift an einen Staatsmann.

Wenn ich, ohne den Namen Ew. Excellenz zu nennen, doch Ihre Person an die Spitze dieses Werkes stelle (von welchem ich selbst noch nicht weiß, ob es ein abgeschlossenes Buch oder ein Journal werden wird), so veranlaßt mich dazu außer ... *) vorzugsweise die gleiche Richtung, worin sich unsere Wünsche zu begegnen pflegen.

Ihr Genius geht gern von der Politik auf die Poesie über, ich verlasse gern meine poetischen Beschäftigungen und politisire.

Sie sind ermüdet von dem unaufhörlichen Zählen der Pulsschläge, welche das Leben des Staates verrathen und deren schnellere oder langsamere Bewegung auf politische Erkältungen, Entzündungen, Quartanfieber schließen läßt; Sie ermatten, jenen Chimborassos von Aktenstößen gegenüber, die wegen einer wichtigen Frage des Tages verglichen sein wollen, und sehnen sich, Sie haben mir es oft gestanden, wenn ich Ihre Verse bewunderte, nach den glückseligen Gestaden der Poesie, wo es Ihnen bei dem übergroßen Verlangen manchmal sogar gleichgültig war, ob Sie den steifen und bebänderten Allegorieen der mythologischen Periode in der Literatur begegneten oder den Verwilderungen unserer

*) Ein Privatverhältniß bleibe unerwähnt.

modernen Waldpoesie oder einer Tragödie mit drei Einheiten oder einer Tragödie, die deren so viel zählt, daß sie keine mehr hat — kurz, Sie waren zu allen Zeiten der mildeste Beurtheiler Ihrer Collegenschaft auf dem Parnaß.

Mir geht es umgekehrt. Mit der Poesie stehe ich ja des Morgens auf. Gleich an meine ersten Verrichtungen knüpft sich die Verworrenheit poetischer Bilder. Meine türkische Morgenmütze — ich verwechsle sie zuweilen mit dem Helm des Achilles. Mein blumiger Schlafrock ist bald der Frühling mit dem Füllhorn seiner Florapracht, bald giebt mir sein langes Rauschen und Wallen eine so deutliche Vorstellung vom Meere, die Wolken meines Tschibuk lassen mich den Ida sehen, den Sitz der Götter. Dann ergreife ich die Feder und treibe mein Handwerk. Ich klage, weine mit Menschen, die ich nie gekannt, klage das Schicksal für Verhängisse an, die ich doch nur selbst erfunden habe, lasse Frauen die Hände ringen über einen Jammer, dem es mir doch nur eine Kleinigkeit wäre, abzuhelfen. Und die Kritik tadelt an mir, daß ich zu gutmüthig bin, daß ich alles Mögliche aufbiete, meinen Helden die Hand eines Wesens zu verschaffen, das sie lieben. Ich spende Reichthümer, lasse ostindische Onkel sterben, kurz, ich pfusche dem lieben Gott unaufhörlich in seine Schöpfung, schiebe ihm Menschen und Schicksale unter, die derselbe nie contrasigniren wird, und sinke zuletzt, von meinen Träumereien erschöpft, auf ein Sopha zurück, wo ich — die Zeitungen finde, und hui! bin ich auf Ihrem Felde und treibe bis Mitternacht, beim Thee, beim Wein, unter meinen Freunden, wenn diese fehlen, mit der Familie — Politik à l'outrance. Meine Frau ist, wenn sie zu Bett geht, regelmäßig überzeugt, daß ihr zwei Kammerdiener mit flammenden Kerzen vorangehen müßten und sie eine Frau Ministerin sein könnte.

Halten Sie es für ein Glück, Dichter zu sein? Ich wenigstens, Excellenz, nur dann, wenn ich von irgend einem verrufenen Kritiker, aus dessen Munde der böswilligste Tadel zum beschämendsten Lobe wird, in allen Gelenken gerädert werde. Diese Art von Feindseligkeit ermuntert mich, weil ich weiß, daß solche Feinde Enthusiasmus erregen werden. Nein, was ich meine, ist etwas Anderes. Dichterischer Lorber hat doch sein

Génantes. Es ist unmöglich, immer so bekränzt wie Dante zu sitzen (ich meine in der Einbildung), und sich dann einen wassergeprüften fashionablen Hut aufzusetzen. Glauben Sie mir, daß in mir das ewige Idealisiren einen Heißhunger nach Wirklichkeit erzeugt. Meinen precären Erfindungen gegenüber haben für mich die Thatsachen unendlichen Reiz. Ich gestehe Ihnen, daß ich die meisten Dinge manchmal richtiger zu beurtheilen glaube, als die, die dafür besoldet werden. Ich bilde mir sogar ein, Kriegskunst zu verstehen. Ich habe, wenn ich des Abends nicht einschlafen konnte, schon manche Schlacht zwischen Nationen im Bette aufgeführt, von welchen diejenige freilich unterlag, die — ich commandirte; denn ich schlief ein. In allem Ernst, Excellenz, ich habe die Neigung zur Politik mit den meisten älteren Dichtern gemein, wie sehr ich auch sonst hinter ihnen zurückstehe. Dante und Milton ergriffen Partei, die Anderen lieferten nicht ungern Strophen und Scenen, denen sich eine Bezüglichkeit auf die große Welt abgewinnen ließ. Ueberhaupt war auch die Stellung der Literatur in vergangenen Zeiten eine andere, als jetzt. Die Literatur stand über den historischen Thatsachen, sie wurde um Rath gefragt, sie hatte noch Gewalt, um etwas entscheiden zu können. Die Literatur verlor dies Uebergewicht erst, als sie sich der historischen Autorität unterordnete und ihr zu schmeicheln anfing. Die französische Literatur hat diesen Versuch an der Selbstgesetzgebung des Geistes zu verantworten. Sie machte sich anheischig, die Thaten der Könige beurtheilen zu wollen, und endete damit, daß sie diese nur erklärte, aufschrieb, pries. Friedrich II. und Katharina geizten nach dem Beifall Voltaire's; aber indem sie die Literatur zu erheben schienen, setzten sie diese nur herab. Denn Literatur blieb nicht mehr die geschlossene Kette einer bestimmten, streng vorgezeichneten Freiheit, sie hielt ihre einzelnen Glieder nicht mehr zusammen, sondern sie wurde, statt sich in den Objecten zu consolidiren, individualisirt, Eigenthum eines Einzelnen, der etwa Witz und Kenntnisse genug besaß, um sie zu beherrschen, mit einem Worte, die Literatur war nicht mehr Masse, sondern Person. Durch eine solche von den Franzosen verschuldete Umkehr ihrer

Bestimmung hat auch die Literatur ihre Kraft verloren und kann nur noch als individuelle Meinung wirken, eine Meinung, die wenig ausrichtet, wenn sie nicht durch Namen, Rang, großen Ruf unterstützt wird.

Bei den Engländern findet noch so ziemlich zwischen Leben und Literatur ein Gleichgewicht statt. Das kommt aber weniger von diesem, als von jenem her. Englands Geschichte hat sich früher, als die anderer Nationen, bestimmte Formen erobert, innerhalb welcher sich das Urtheil der Publicisten bewegen konnte. Eine frühe Spaltung der dortigen politischen Begriffe theilte sich der Nation mit, es kam darauf an, man erwartete es, daß hier Etwas angegriffen, dort Etwas vertheidigt wurde. Die Formen der politischen Existenz mußten in England erklärt werden und, da sie zunächst nur Kreise ohne Inhalt sind, auch ausgefüllt. Da war denn die Feder an die Stelle des Schwertes getreten, sie half die Kämpfe ausfechten, die an die Stelle der Kämpfe der rothen und weißen Rose getreten waren. Weniger bedeutsam wurde das gedruckte Wort auf dem Continent. Mit Napoleon hörte in Frankreich die Furcht vor der Literatur auf. Paul Louis Courier fiel nur noch als eine Ausnahme. Jetzt, werden Sie gestehen, ist in Frankreich der gedruckte politische Buchstabe, schon ehe er trocknete, Makulatur geworden.

Aus diesen Thatsachen ist zwar ersichtlich, wie undankbar es ist, wenn man sich, ohne Minister oder wenigstens Deputirter zu sein, mit der Kritik der öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt; aber immer wieder wird man versucht, Wasser zu schöpfen in das Faß der Danaiden. Die Literatur beschwört alle Mittel, die ihr zu Gebote stehen, um die Tyrannei kalter, spröder und vornehmer Thatsachen zu stürzen. Die Philosophen kommen mit ihren ersten und letzten Gründen der Dinge, strecken ihre knöchernen Hände aus und weissagen; gut, sie sollen unsere Bundesgenossen sein; aber wir Dichter, wir runden unsere lachenden Gleichnisse ab, spitzen unsere Spöttereien und umziehen den Gegner mit so viel Blumenguirlanden, bis wir ihn eines sanften Todes ersticken sehen. Geben wir ein Bild unsrer Epoche, unsrer Epoche vom dritten Zehend des Jahrhunderts, der Epoche,

November ſteht von dem Pavillon kein Stein mehr auf dem andern.

Trilbie.

Sir — ich beſchwöre Sie — geben Sie dieſen Gedanken auf — laſſen Sie — das unglückliche Gebäude — bedenken Sie: Ein Tempel des Friedens!

Holiday.

Ich verachte den Aberglauben dieſer Gegenden. Ich werde dem Lord nicht ein Wort von Ihren Bedenklichkeiten verſchweigen: ich werde ihm ſagen, daß dieſer Pavillon ein Geheimniß verbirgt.

Trilbie.

Er verbirgt kein Geheimniß, Sir! Das Häuschen hat in ſeinem Innern nur leere Wände; aber ich kann nicht zugeben, daß das Gebäude zerſtört wird — nein, der Sohn wird —

Holiday.

Der Sohn achtet die Schöpfungen ſeines Vaters, aber dieſe armſelige Hütte wird niedergeriſſen. Sie thun, als wäre der Lord dort begraben! Er ruht wie alle ſeine Ahnen in der Familiengruft.

Trilbie.

Und dennoch! Sir! Verſprechen Sie mir — Verſprechen Sie mir, Sir, daß Sie die Aufmerkſamkeit des Lords von dieſem Pavillon ablenken wollen — —

Holiday (ſchneidend kalt).

Unmöglich! Der Pavillon wird demolirt. Ich ſehe keinen Grund der Erhaltung.

das Volk der Denker, die Deutſchen, noch die Cenſur
n! Die Literatur iſt in einer gährenden und gefährlichen
egung, die immer gerüſtet an den Thoren der offiziellen
els ſteht und dieſe entweder mit ſtürmenden Balliſten be-
t oder ſich erſt bei der Frau des Concierge, dann bei dieſem
ſt einſchmeichelt, ſich in die Freundſchaft des Kammerdieners
inwitzelt, zuletzt in der Antichambre der Autorität ſteht
aus einem muntern Scherze ſich in den Schlangenſtachel
vandelt, der aus dem Blumenſtrauße der Cleopatra
gelt. Ich verſichere Sie, daß wir jetzt in Deutſchland
riftſteller haben, die über die Hesperidenäpfel ſchreiben und
unter die Reichsäpfel der Könige verſtehen.

Es ſcheint mir aber, daß ſich dieſe Polemik einige Fehler
Schulden kommen läßt, die ihre Wirkungen aufheben.
n läßt ſich in Kämpfe ein, deren Terrain man nicht genug
erſucht hat. Auch ſpricht man in einer Sprache, die Dem,
ſich belehren laſſen ſoll, unverſtändlich iſt. Leider bietet
lich unſere Zeit das merkwürdige Phänomen, daß ſich
die Menſchen verſtehen, die ſich verſtehen wollen. Die
ummen ſind am beſten mit einander einverſtanden. Da
en mir zwei komiſche Britten ein, die ſich, ohne zu ſprechen,
kten und verhöhnten. Beide noch junge Gentlemen
en ſchon manche Erfahrungen durchzumachen gehabt, ſie ken-
auch Einer des Andern Begegniſſe und ſchwierige Lagen,
dennoch wird man nie finden, daß ſie ein Wort mit
ander reden. Sie ſitzen zuſammen, gähnen, ſeufzen, beob-
en ein pythagoräiſches Stillſchweigen und wiſſen Alles,
s ihnen paſſirt. Waren Sie bei Gräfin Fink? fragt
Eine, wenn ſie ſich ſehen. Der Andere ſtößt einen Ton
, der zwar das Anhören eines Seufzers hat, aber doch ſo
hinaufgezogen iſt, daß er weit mehr Vergnügen als
hmerz auszudrücken ſcheint. Jetzt ſchweigen ſie eine Viertel-
nde, während welcher ſie ſich nur mit ihrem Mienenſpiel
ſtändlich ſind. Sie lachen, ſie beißen die Lippen über
ander, ſie ſpitzen die Zunge und drücken ihre Backen in
Höhe, kurz, ſie betrachten ſich wechſelsweiſe wie Telegra-
n und erreichen durch allerhand pantomimiſche Merk-
rdigkeiten ein Reſultat, das auf einen Roman hinaus-

kommt und einen Bogen von 24 Seiten brauchen würde, wenn man ihn mit all den witzigen Nüancen wiedergeben wollte, mit denen sie sich denselben erzählt haben. In einem schweizer Pensionat beobachtete ich sie täglich auf einer Terrasse, und die Schwester des Einen war es, die mir den Commentar zu diesem bedeutungsvollen Schweigen gab.

Unser Jahrhundert! Bilder des Säkulums! Welches ist das Resultat einer Wanderung durch diese Galerie? Man kann nichts Neues gründen, man kann immer nur das Alte verbessern, einen Acker, der brach gelegen, umpflügen, ihn düngen, man kann Früchte erzielen, aber Grund und Boden müssen gegeben sein. Was sind nicht für Theorieen aufgestellt worden, um unserm Jahrhundert zu Hülfe zu kommen! Es sind Abstractionen, Schaumgebilde. Venus ist aus Schaum geboren. Das ist lange her. Jetzt gilt die Realität. Wer will nicht leben? Was will nicht leben! Sogar der Perrückenmacher, der dort unten über die Straße läuft, sein Rock trägt noch Puder wie festgefornen Reif. Er gehört dem vorigen Jahrhundert an, aber er machte schon mehr als dreißig des neuen mit. Darf ihn der Verfasser von Säkularbildern umgehen? Er lebt! So das ganze Rufen und Lärmen auf der Gasse, die neuen Erfindungen, die Plakate, die Stiefelwichspatente; kann man etwas vergessen, wenn man sein Jahrhundert schildern will? Dort steht ein junger idealistischer Revolutionär aus Paris, ein Eingebürgerter von St. Pelagie! Sein Haar wallt lockig über die Schultern, es ist schwarz und hat vor Frühreife, gegen das Licht gehalten, ein graues Lüstre; er runzelt die Stirn, liest in den Werken St. Jüst's, ist adelig und läßt die Bezeichnung davon aus, er ist reich, hungert, um die Empfindungen der Proletarier zu studiren — soll ich den jungen Franzosen, den ich in Paris kennen lernte, nennen? Und darf ich ihn übergehen? Hier führe ich Euch in ein Haus, das mit Tulpen umpflanzt ist, ein lackirtes Haus in Holland, in welchem man nur Milch und Kupfer sieht. Ich führe euch in die Nähe Derer, die es bewohnen, zweier Eheleute, die ohne Kinder alt geworden sind. Sie stehen spät auf, frühstücken eine Stunde, lesen sich wechselseitig die Zeitung vor, von dem lei-

tenden Artikel an bis zu dem Hunde, der verloren iſt und auf den Namen einer Sängerin hört, mit welchem ihn ſein Herr getauft hatte; ſie leſen Alles, frühſtücken dann zum zweiten Male, laſſen ſich hierauf von vier Ziegenböcken durch ihren Tulpengarten fahren, eſſen eine lange Zeit hindurch zu Mittag und beginnen das Komiſchſte, was ich mir von zwei alten kinderloſen Eheleuten denken kann. Er im Schlafrock, mit der Nachtmütze, ſie noch immer in der Morgencontuſche, einem Jäckchen, das ihr kaum bis über die Taille geht und dann weiter unten einem flanellenen Unterrock Raum giebt. So ſetzen ſich die beiden Leute, die eine Million beſitzen, einander gegenüber, Beide rauchen Cigarren, eine Flaſche Portwein ſteht zwiſchen ihnen, rings iſt Alles feſt verwahrt, ſie ſpielen eine Kartenpartie, ſprechen dabei kein Wort, ſondern gehen, vom Spiel, Dampf und dem Portwein allmälig übermannt, ſtumm und ſteif um acht Uhr zu Bette. Das Haus dieſer Alten habe ich in Holland geſehen, nicht weit von Harlem. Nun wohl, iſt das nicht auch eine Scene des Jahrhunderts? Darf ſie der Reformator überſehen? Darf ſie, wenn man vom Jahrhundert ſpricht, vergeſſen werden? Ihr Theoretiker! Mit Euern großen Redensarten, wenn Ihr von unſerm Jahrhundert ſprecht!

Ich ſagte ſchon, daß es Schriften giebt, wo alles charakteriſtiſche Detail unſerer Zeit überſehen wird. Die Verfaſſer derſelben thaten die unzähligen Charaktere und Individualitäten unter den Zeitgenoſſen zuſammen in einen großen Trog, wie man Kartoffeln zuſammenſtampft, bis ihre Quinteſſenz, aus welcher man Mehl, Zucker, Aquavit gemacht hat und vielleicht noch Fleiſch machen wird, was ſehr nöthig wäre, herausgedrückt iſt. Für dieſen Durchſchnittscharakter der Zeit ſtellen ſie dann ihre guten Lehren auf, die ſie mit Stellen aus antiker und mittelalterlicher Weisheit zu erhärten ſuchen. Dies Verfahren billige ich nicht. Ich mag meine lieben guten Nachbarn, die ſo wenig Lärm machen und wenn nicht durch das Parlament, doch durch die Kirche mit der Zeit zuſammenhängen, ich mag meinen Comte-prolétaire, meine beiden Holländer bei Harlem nicht um ihr Stimmrecht in den Ange-

legenheiten des Jahrhunderts bringen. Sie gehören mit dazu, wenn sie sich auch nur durch ihre Ruhe, ihre Thorheit oder die Steuern, die sie zahlen, auszeichnen.

Es ist ein Fehler, daß die reformirenden Schriftsteller fast immer nur die Intelligenz, selten die Materie im Auge behalten. Es ist sogar ein Nachtheil für Diejenigen, die durch eine Einseitigkeit dieser Art am meisten geehrt werden sollen. Die Reformatoren wollen immer nur die Ideen gegen einander ausgleichen, statt daß sie die Ideen mit der Materie, mit meinen beiden Holländern ausgleichen sollten. Ob ich dem System der Bewegung, meine Kritiker dem des Widerstandes angehören, das sollte weit weniger entscheiden. Es handelt sich einzig und allein um Aufklärung, um Aufklärung über uns selbst. Und wenn ich diesen Empfindungen nachhing, bildete sich in mir die Idee aus, von welcher ich durch dieses Werk, das ich Ew. Excellenz widmen wollte, nur eine unvollkommene Vorstellung geben kann. Ich sann über eine Schrift, die Alles umfassen sollte, was den Geist unseres Jahrhunderts begreift, und dabei vom Individuum, nicht von den Tendenzen anfängt. Ich hätte gern zuerst ein Kind unserer Zeit geschildert, wie dasselbe geboren und erzogen wird, dann die Begriffe, die es einsaugt, dann jene andern auseinandergesetzt, welche ihm später zur Auswahl angeboten werden. Ein Gemälde des Jahrhunderts vom 5. Mai 1789 bis auf die Tripel- und Quadrupelallianzen unserer Tage würde sich an diese Prämissen angereiht haben. Jetzt folgen Religion und Staat, Kunst und Literatur in ihrer schwebenden, vom Moment tyrannisirten Lage, mit all' den lächerlichen Neuerungseinfällen, die mit so vielem Ernste von unseren Zeitgenossen behandelt zu werden pflegen. Kurz — das „ich hätte gern" — ist in diesem Werke versucht worden und Excellenz müssen mir verzeihen, wenn ich Sie in den Strudel von „Absichten" mit hineinziehe. Ich kenne Ihren Abscheu vor Ideal-Politik, ich kenne aber auch die Grundsätze, welche Sie aufstellen, wenn Sie zuweilen gezwungen sind, sich mit ihr zu beschäftigen. Sie sind der erste Leser dieses Buches: wie werde ich mich also anstrengen müssen, daß Sie der letzte bleiben! Ich werde

nicht anders erreichen können, als indem ich suche, in der
litik so viel wie möglich Dichter, Charakterisiker — Phan-
zu sein. Für den Stoff kann ich es nicht versprechen.
die Form aber, das hoffe ich, wird mich meine Art, die
ge anzuschauen, nicht im Stich lassen.

I.

Der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts.

Adolphy (es ist ein Name, der erfunden ist, und auf welchen sich keine Erben melden dürfen, überhaupt niemals, niemals, mein Freund!) Adolphy wurde in Wien geboren, in Wien erzogen, er verließ es nicht, er kennt nur Wien, aber er kennt es von einer so gründlichen Seite, wie Andere nur ihre kleine Meierei auf dem Lande kennen, ihren Wiesengrund, ihren Erlenbach. Adolphy's Vater war ein reicher Posamentierer, der damals, als noch die Soldaten in Schnüren, wie in Strickleitern und Takelwerk hingen, Etwas, wie die Leute sagen, geschafft hatte. Mein Freund hat es mir nie gesagt, aber ich habe es erfahren, daß seine Eltern gemein und ausschweifend waren. Sie wurden durch ihr Glück übermüthig, sie übernahmen sich und stürzten sich in Verlegenheiten, die mit einem Bankrott endeten.

Mein Freund war damals ein artiger Bursche von sechzehn Jahren, der bis in sein vierzehntes Jahr gehofft hatte, Arzt, Advocat, Hofrath zu werden, und kaum darauf geachtet hatte, daß zu diesem Zwecke die Eltern an seine Erziehung Etwas hätten wenden müssen. Dies war nicht nur nicht geschehen, sondern der junge Mann mußte sich auch bequemen, an die Passementé zu gehen und Schnüre zu winden. Er sagte mir einmal beiläufig, er hätte sich damals in seinem Schmerz damit getröstet, daß er sich nun selbst den Strick drehen

konnte, mit welchem er seinem Leben ein Ende machen wollte. Der Schmerz war groß. Er hatte sich selbst unterrichtet, er hatte Freunde, mit denen er schwärmte, er kannte Wien nicht, er kannte nur die Einsamkeiten, die sich hinter dem Gewühl dieser Stadt so gut finden, wie versteckte Vogelnester. Aber mein Freund fügte sich, er sah das Unglück seiner Eltern und saß von früh bis spät im Webstuhle seines Vaters, der nur diesen einen übrig behalten hatte, aus Gewöhnung an's Wohlleben selbst nicht mehr arbeiten konnte und sich den ganzen Tag mit Zeitungen und Politik beschäftigte. Die Mutter war eine hochfahrende Frau, die überdies nicht wirthschaften konnte. Mein Freund Adolphy lernte damals die Welt kennen durch zwei Menschen, die seine Eltern waren, die er aber duldete und ernährte. Die einzige Erholung, die ihm wurde, bot ihm die Nacht. Er wußte nicht ein Wort von der Zeitgeschichte, er sah nichts mehr, was hienieden einen Werth anspricht, sondern des Nachts stieg er mit einem Freunde, der ihm treu geblieben, auf die Dächer und studirte die Sterne. Noch lag in der Zeit ein schwärmerischer Ansteckungsstoff, der aus der Periode der Empfindsamkeit herrührte, in Richardson eine Vermischung Sterne's und Rousseau's hervorbrachte und sich jetzt erst den von der großen Welt, ihren Debatten und Empfindungen ferner Stehenden mittheilte. Mein Freund spricht von jener Periode, wo er die Sterne zählte, wo er Bürger und Hölty las, seine Begriffe von Gott regelte, immer mit einer Andacht, die mich erröthen macht, wenn ich bedenke, wie all' unsere moderne Tendenz darauf hinausgeht, sich und sein Herz zu tödten und hinzugeben auf die glühende Hand des Molochs: Allgemeinheit. Adolphy war noch als Mann mit seinen Sternen beschäftigt, er lief mit Kleist's Frühling hinaus in die schöne Natur, die bekanntlich erst da anfängt, wo man die Schornsteine unserer Städte nicht mehr rauchen sieht. Des Sonntags lief er den Strand der Donau entlang, Arm in Arm mit seinem Freunde, sie philosophirten, sie stritten sich, sie umarmten sich.

Das war die Begeisterung des achtzehnten Jahrhunderts, ehe die französische Revolution begann. Und auch diese hob

noch nicht ganz die Schwärmerei auf. Ja noch nicht einmal unter dem Beil der Guillotine.

Die Schwärmerei und der Enthusiasmus des neunzehnten Jahrhunderts ist ein Anderes. Auf Ideen gerichtet, erregen sie die Leidenschaft, treiben das Blut in's Haupt und finden Wonne darin, Genossen, Anklang zu haben, Freunde, die sich zu denselben Ideen bekennen. Im achtzehnten Jahrhundert galt die Verbrüderung zu Zweien, im neunzehnten zu Massen. Man tritt näher, drückt sich die Hand, blinkt mit den Augen und sagt mit erstickter Stimme: Die Zeit wird kommen! Der Enthusiasmus des achtzehnten Jahrhunderts war egoistischer, vielleicht darum seliger. Er lag darin, die Welt zu vergessen und den Himmel offen zu sehen, Gott in sich zu fühlen oder bei mystischen Naturen sich in Gott. Die Freundschaften hatten einen gedankenvollen Untergrund: sie waren melancholischer, nicht wie jetzt vom cholerischen Temperament herbeigeführt, sie waren auf keine Zwecke gerichtet, sondern ihr Zweck war, sich zu kennen, sich zu fühlen wie Brüder vor Gott oder der Natur, und dasselbe zu fühlen und eben so zu sein der Eine wie der Andere. Adolphy spricht nie davon, aber ich sehe es an seinen leuchtenden Augen, wenn er von Freundschaft spricht, daß es so unter seinen Sternen muß gewesen sein. Den Freund nennt er nur mit Thränen; denn dieser erschoß sich, aus Liebe zu einem Mädchen, das ihn verschmähte, weil der Arme häßlich war, von Blattern zerfetzt. Will der Häßliche bei Frauen Glück machen, so muß er so häßlich sein wie Mirabeau, wild zugleich, unternehmend, ein Himmelsstürmer, vor dessen Zorn das Weib erzittert, durch dessen Kühnheit gegen Andere es sich geschmeichelt fühlt.

Auch mein Adolphy war unglücklich, als er mit einem weiblichen Wesen anknüpfte. Sein Freund war der Sohn reicher, kalter, vornehmer Eltern, Fabrikanten, die mit der Aristokratie der Geburt und des Ranges wetteiferten. Das Wesen, das von Adolphy angebetet wurde, war die Schwester seines Freundes. Er sagte mir, sie hätten sich vier Jahre geliebt und sich das mit den Augen, zuweilen mit der Hand gestanden, aber niemals sei zwischen ihnen eine weitere Annäherung vorgekommen. Ihr Verhältniß hielt sich in den Schran-

ken einer conventionellen Begegnung. Adolphy war — ein niederer Handwerker geworden. Eines Tages reichte sie ihm schluchzend die Hand, er wandte sich ab, verstand sie, einige Wochen darauf war sie verheirathet. Ein Jahr später starb sie im Kindbett... Alles das kommt täglich bei Menschen auch des neunzehnten Jahrhunderts vor, wird mit Schmerz empfunden, aber immer seltner werden die stillen Tempel des Privat-Cultus, die Seitenwege, die mit Trauerweiden bepflanzt sind, die frommen Opfer der Melancholie, der Entsagung. Melancholie und Verzweiflung haben zugenommen, aber nicht der Heroismus, sie zu ertragen.

Adolphy ist jetzt seit dreißig Jahren verheirathet. Es war Pflicht der Dankbarkeit, die ihn bestimmte, einem Frauenzimmer die Hand zu reichen, das ihn anbetete (er war schön), und das — ihn dennoch verschmähte. Gewiß, ein eigenes Verhältniß! Sophiens Eltern waren einfach genug, aber sie bezogen eine ansehnliche Pension, die sie durch irgend einen Zufall mit der von Adolphy nur mühsam ernährten Posamentierfamilie theilten. Dies edle Verhältniß währte lange Zeit hindurch. Adolphy bekam freie Hand. Er warf sich auf die Kaufmannschaft und trat, durch seine Kenntnisse und seine imponirende Gestalt empfohlen, sogleich in eine große Handlung ein. Für seine Eltern war gesorgt. Sophie wurde dreißig Jahre alt: es verstand sich von selbst, daß Adolphy die stillschweigende Verpflichtung hatte, sie zu heirathen. Sie sträubte sich gegen diese Ueberzeugung von einer sich von selbst verstehenden Verpflichtung. Sie hatte einen starken, fast männlichen Geist. Sie verbanden sich ohne vorausgegangene Rücksprache, ohne vor dem Altar einander angesehen zu haben, stumm und kalt. Es war eine Tragödie.

Adolphy hat nur mit seinem Herzen zu thun gehabt. Er hat alle Dinge der Welt übersehen. Er hörte von Napoleon und wurde sein Vertheidiger, weil er ihn nur aus dem poetischen Gesichtspunkte betrachtete. Für die Reactionen der Bourbonen, der Metternichs und der Castlereaghs fehlte ihm jeder combinirende Sinn. Auch ist er gegen ein Uebermaß von Freiheit, ohne daß er diese Ueberzeugung besonders lebhaft ausspricht. Er scheint sagen zu wollen, daß ihm eine

große politische Freiheit nur denkbar erscheine, wenn ihr eine Selbstemancipation der Individuen vorangegangen sei. Er würde sich zu einer Republik bereit finden, nur müßte diese durchweg aus Philosophen bestehen, wie er selbst einer ist. Cuvier's Geschichte der Erdrevolutionen machte, wie auf Goethe, mehr Eindruck auf ihn, als die Julirevolution. Gewiß, wir haben in ihm den Träumer des achtzehnten Jahrhunderts, den Schwärmer. Doch verbindet Adolphy mit seinem Idealismus Thätigkeit. Er ist den ganzen Tag beschäftigt; aber er benutzt jede Pause, die er erübrigen kann, um irgend eine werthvolle neuere Erscheinung, zu denen er meine Schriften nicht rechnet, zu studiren. Bietet sich seiner Lectüre nichts Neues dar, so kehrt er auf das Alte zurück. Heine und alle Neuern mißfallen ihm: er vermißt in ihnen zwar nicht die Berücksichtigung der Natur, aber die Seelenruhe, die ihm ein Product der Liebe zur Natur ist. „Sie zerpflücken," sagte er über die modernen Dichter zu mir, „sie zerpflücken Alles, was ihnen unter die Hände kommt. Auch die Natur, die einfache, so stille, raffiniren sie; sie kommen auf sie nur aus Genußsucht zurück, verbrauchen einen Sturm, verbrauchen eine Landschaft, eine Aussicht; ist der Effect vorüber, so sind sie wieder Menschen der Gewöhnlichkeit. Ein Dichter darf von der Natur nichts entlehnen. Er muß sie entweder fliehen oder ganz in ihr untergehen."

Adolphy's Theologie ist einfach und natürlicher, als das Christenthum. Wenn in ihm etwas Revolutionäres steckt, so ist es, (darin war das achtzehnte Jahrhundert gewissenhaft,) sein religiöser Freisinn. Er ist stolz auf seine Tugenden. Dies ist unchristlich und führte ihn sogleich von dem kirchlichen Gott ab. Man wird ihn nie gesehen haben, daß er in einen Tempel gegangen. Er war evangelisch und hat nur Einmal das Abendmahl genommen. Die Freigeisterei des vorigen Jahrhunderts könnte sein Bild entstellen, wenn er nicht so schöne, edle Sitten besäße. Adolphy strebte darnach, sich von allen Leidenschaften zu befreien. Er trinkt nur Wasser, er trägt nur einen Ueberrock, nie einen Frack; sein Gemüth beherrscht dieselbe Einfachheit. Er könnte den Tod seiner Kinder hören und würde nur still erwiedern: Hm! Hm! So? So? Nicht

Trilbie.

Sie werden ihn ſehen — Ha! Sie ſollen ihn ſehen — Schwören Sie mir, nie zu verrathen, was ich Ihnen geſtehe, auf Ihr Gewiſſen Ihnen geſtehe, ſchwören Sie mir —

Holiday.

Mein Manneswort iſt Schwurs genug — ich begreife Ihre Aufregung nicht —

Trilbie

(mit zitternder Erregung).

Durch die Familie der Douglas zieht ſich ſeit Jahrhunderten von Vater auf Sohn, von Sohn auf Enkel ein düſtrer, melancholiſcher Zug. Genährt von alten Sagen und finſtern Geſchichten, genährt von der aufgeregten Schwärmerei dieſer Hochlande hat ſich in der Familie ein Hang zu düſtrer Schwermuth, zu gefährlichem Trübſinne vererbt! Die Geſchichte dieſes Hauſes iſt ſeit den Zeiten der alten Schottenkönige ſo reich an Unglücksfällen, daß es ein Uebereinkommen der Familie wurde, die wahre Geſchichte des Hauſes nur durch mündliche Ueberlieferung fortzupflanzen, um durch die Leiden der Väter die Hoffnungen der Enkel nicht zu verdüſtern. Das Alles aber hinderte nicht, daß den Einen der Tod dort, den Andern da früher ereilte, als die Jahre der Sterbenden zu verlangen ſchienen. Manche — grauenvolles Gedächtniß! Manche — fielen durch eigne Hand!

Holiday (teufliſch bei Seite).

Blutige Saat in ſein lauſchendes Ohr!

Trilbie (ſich ſteigernd).

Seit wenigen Jahrhunderten hat der Hängemonat unſeres

ein Blutstropfe der neuen Zeit wohnt in Adolphy, und doch ist er so achtungswerth. Wer würde nicht das stille Glück dieses Mannes theilen mögen, der nur den Sonntag sein nennt, dann schon früh hinauswandert in die wilden Verschlingungen des Praters, einen Band von Jean Paul in der Tasche! Wenn er Menschen kommen hört, flieht er; der Sonntag ist sein Luxus, am Sonntag ist er sich selbst sein Eigenthum. Dann stört ihn Alles, höchstens nicht ein Waldhorn, das durch die Gebüsche schallt. Adolphy ist hinter seiner Zeit zurückgeblieben. Dem neunzehnten Jahrhundert ist er durch nichts verwandt.

Nun aber ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts! Es liegt vor mir in der Wiege. Diese Wiege steht nicht mehr auf runden Füßen, die getreten werden, das ist schon durch Rousseau beseitigt; aber das Kind ist in Federn gehüllt, nicht in Pferdshaare. Das ist doch schon wieder alte Praxis, Empirie ohne Rousseau, das haben die Aerzte so gewollt; denn die Wissenschaft belehrte die phantastische Schwärmerei, ein Kind solle Wärme haben, Alles, was wächst, muß Wärme haben. Das neunzehnte Jahrhundert verbindet den Idealismus schon mit der Gesundheit, die Phantasie mit einem unverstopften Magen, die Schwärmerei mit einem warmen Umschlagetuch, das vor Erkältung schützt. Wir härten unsere Kinder nicht mehr in so spartanischem Grade ab, wie die Anhänger Rousseau's. Wir combiniren bereits wieder die erste und zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, den Comfort mit dem Spiritualismus; wir sind nicht ganz so bequem, daß wir nicht über die Nachtigall, die am Wege im Gebüsche singt, eine Minute still ständen, um sie zu belauschen; aber auch nicht ganz so idealisch, daß wir nicht schnell nach Hause gingen, wenn wir merkten, daß wir den Schnupfen bekommen würden von der feuchten Abendluft. Unsere wunderbare Industrie, unsere Eisenbahnen und Dampfmaschinen entstanden aus diesem Triebe, das Märchenhafte mit dem Handgreiflichen zu verbinden. Sollte ich einem Künstler die Vorstellung des achtzehnten Jahrhunderts in einem Bilde geben, so würde ich ihm sagen: Malen Sie, mein junger Mann, die Schneekuppe der schweizerischen Jungfrau, rosig

angeglüht von der aus der Tiefe aufgehenden Sonne, und oben auf der Spitze, recht in der Mitte des Glorienscheines (wie man von Napoleon dergleichen Apotheosen hat), einen dünnen, zerbrechlichen Gentleman im bis an den Hals zugeknöpften Frack, zitternd vor Frost in Raukingbeinkleidern! Das neunzehnte Jahrhundert hat ihm dagegen ein Bärenfell umgethan, ja ihm sogar einen transportabeln Ofen mitgegeben.

Meinem Normalmenschen des neunzehnten Jahrhunderts, der bereits laufen kann, wird alle mögliche Freiheit gelassen, und wo sie gestört wird, geschieht dies nicht wegen eines Systems, sondern in Folge des Temperaments der Erzieher. Schon über die Säuglinge machte sich das achtzehnte Jahrhundert schlaflose Nächte. Gatte und Gattin konnten sich über das Erziehungssystem, das sie befolgen wollten bei einem Kinde, das erst geboren werden sollte, erzürnen. Unsere Zeit, die den Bürger zum Zweck hat, nicht mehr den abstracten Menschen, läßt ihm sogar das Märchen wieder. Nur um die Kinder zu erfreuen! Denn wie bald beginnt das Pflichtenleben! Der Emil des neunzehnten Jahrhunderts wird für den Staat erzogen, für die Parthei. Emil hat nicht die Bestimmung, nur für die Familie, nur für das Haus, er muß hinaus in's wogende Leben, muß eine Zahl werden, die mit angeschlagen werden kann, ein Name, der einmal eine Adresse unterschreiben kann. Er entwickelt sich, ohne manchmal ein anderes pädagogisches Moment, als das der Leidenschaftlichkeit. Jetzt kommt Emil dem Vater gerade recht, er will ihn auf den Schooß nehmen, jetzt hat Papa zu thun, er stößt ihn zurück, er schlägt ihn. Emil lernt früh, daß alle Wissenschaft und Kunst, alle Civilisation und Ueberfirnissung der Menschheit an sich selbst nichts sei; daß der alte, finstere, zornige und despotische Adam unausrottbar bleibt; er lernt früh, sich selbst zu helfen und bekommt immer mehr ein trotziges, rauhes, amerikanisches Wesen. Es ist trotz unseres so hoch gesteigerten Schulwesens eine so große pädagogische Unachtsamkeit eingerissen, daß es wahrlich ein Glück ist, wenn sich das durchaus vernachlässigte, kein sociales Vertrauen erweckende Individuum des neunzehnten Jahrhunderts leidlich dem Allgemeinen fügt und sich unter der drängenden und

stoßenden Masse auf dem Markte des Lebens die Kanten abschleift.

Wollen wir Emils weitere Entwickelungen verfolgen, so müssen wir das Haus verlassen und eine Pension oder die Schule besuchen. Emil wird hierhin nicht der Erziehung, sondern des Unterrichts wegen gebracht; denn die Anforderungen an den Einzelnen, welcher später vorgeben will, Bildung zu besitzen, sind so gewaltig geworden, daß man in seinem fünften Jahre schon lesen können muß, um im achtzehnten Jahre so weit zu sein, daß man wenigstens eine alte und zwei neuere Sprachen versteht, alle complicirten Fragen der Fachwissenschaften als Vorkenntnisse besitzt, um dann erst wieder etwas Neues zu lernen, was sich als solches noch gar nicht beschreiben läßt, da es alle Tage durch neue Erfindung verändert wird. Glücklicherweise haben die Pädagogen, die man nicht mehr über die Seele der Kinder um Rath frägt, ihre Muße dazu benutzt, allerhand Kunststücke zu ersinnen, die das Lernen erleichtern. Man hat es möglich gemacht, daß Kinder, die noch nicht sprechen können, schon anfangen, lesen zu lernen, durch eine verzwickte Kunst, wo die Kinder nur zu mauzen, prauzen, pusten, husten, zischen brauchen, um nicht nur die Buchstaben, sondern sogar buchstabiren zu lernen. Oder, was sage ich? Sie buchstabiren nicht mehr, sie syllabiren sogleich und lesen sogar, wenn ich auch besorge, daß diese Methode das Stottern befördert.

Ich glaube ferner, es war ein Unglück, daß sich unsere Großeltern so sonderbar trugen. Oder wären wir weniger angeleitet, über die guten Leute spotten zu sollen, wir würden weit mehr von ihnen entlehnen, wir würden zumal ihre pädagogische Gewissenhaftigkeit nicht für Pedantismus ausgeben. Betrachten wir nur unsere Väter, diese ernsten, brummenden, mürrischen Männer, die stundenlang schweigen können; unsere Mütter, von denen die jüngeren so zärtlich sind und unter den Vätern so viel leiden, die älteren aber alle Indifferentismen der Väter theilen. Wir glauben, daß eine Erziehung, die diese Brummtöpfe hervorgebracht hat, das Werk der schlechtesten Pedanterie gewesen sein müßte? Keineswegs! Die tiefen Baßtöne kamen in unsere Eltern nur durch

die Wendung, welche die junge gegen die alte Zeit nahm. Unsere Großeltern sind so drollig und liebenswürdig, unsere Eltern so streng und barsch. Dies liegt in dem Widerspruche der Erziehung, welche die Eltern empfangen sollten, mit der Lebensbestimmung, welcher sie plötzlich durch das Jahrhundert folgen mußten. Sie waren erzogen für das Haus und wurden für die Welt in Anspruch genommen. Sie sollten sich als Menschen fühlen und durften sich plötzlich nur innerhalb der Begriffe des Bürgers bewegen. Das hat ihnen den übeln Humor gebracht. Das bestimmt sie, da sie nie gerecht genug sind, die Magensäure, an der sie zu leiden behaupten, auf die Zeit und den Weinkeller, den sie führen, sondern auf die Erziehung zu schieben, ihren Kindern gerade eine entgegengesetzte Erziehung zu geben, als sie selbst empfangen haben. Wo die Alten streng waren, sind sie nachsichtig. Wo jene lachten, da erzürnen sie sich. Unsere Kinder werden par dépit, aus Tort erzogen.

Ich behaupte immer, man kann zwar einen guten Gebrauch von seiner Freiheit machen, ist man für dieselbe erzogen; allein man kann seine Freiheit nicht so fühlen, wenn man sie nicht vorher hat entbehren müssen. Die Strenggezogenen pflegen, freigelassen, nicht selten zügellos zu werden. Mäßigt aber die Strenge eine edle Bildung, ist sie der Schulranzen, der schon jung recht schwer ihre Schultern drückt, dann werden sie ihre Schritte schon einhalten und sich zum G[illegible] Zeit nehmen lernen. Ich finde, daß unsere so frei erzogenen Kinder oberflächlich werden, weil sie die Freiheit mit den Kenntnissen zu gleicher Zeit erhalten, statt daß die Freiheit erst eintreten sollte, wenn sie sich Kenntnisse angeeignet haben.

Es giebt viele scheinbar strenge Erziehungen unter uns. Es wird aber dabei nur auf den äußern Anstand gesehen. Die Kinder dürfen nicht auf das Sopha kommen. Sie müssen nach einer kurzen Mahlzeit den Tisch verlassen; das Wenigste des zu ihrer Bequemlichkeit Dienenden dürfen sie vom Gesinde verlangen. Das läßt sich Alles hören. Es ist eine strenge puritanische Erziehung. Aber diese Form wird unvernünftig, wenn die Knaben sich nicht zwei Schritte von den Eltern entfernen dürfen, wenn sie noch in ihrem sechszehnten

Jahre kurze Jäckchen und eine breite Tellermütze mit einer Troddel tragen müssen, wenn die Mädchen nichts ansehen dürfen, das nicht vorher von der Mutter mit einem moralischen Gesundheitsschein ausgestattet wurde. Hier ist die englische Erziehung die beschränkteste unter allen möglichen. Sie macht die Generation so langweilig, wie es die englischen Sonntage und Romane sind. Strenge, ja! Aber für das Innere, nicht für das Aeußere.

Wenn man die Furcht kennte, welche das Kind vor der Wissenschaft hat, man würde nicht so eilen, es in sie einzuweihen. In seinen Spielen erkennt man zuerst seinen Charakter, seine Auffassung der Außenwelt. So lange noch auf den Straßen die Pamphlets gegen Napoleon ausgerufen wurden, waren alle Jugendspiele kriegerisch. Man hatte die Wahl, sich entweder den Freiwilligen anzuschließen, die unter Blücher fechten wollten, oder der kaiserlichen Garde, später den Griechen oder den Türken. Diese Spiele scheinen sich dann verloren zu haben mit den Congressen von Verona und Aachen und werden schwerlich durch die Quadrupelallianz und die Entêtes cordiales wieder neu belebt werden. Im Gegentheil werden die Stimmungen unserer Jugend immer friedlicher, so daß man glauben möchte, sie wollten einmal Staatspapierhandel spielen. Dennoch ist dies keine Rückkehr und Einkehr bei sich selbst, sondern der Nachahmungstrieb hat sich erhalten. Ich habe Kinder beobachtet, die Cholera zu spielen behaupteten. Jetzt spielen sie Eisenbahnen und Dampfmaschinen. Die Theatermanie früherer Zeiten, die Goethe so plauderselig beschrieben hat, findet man nicht mehr so viel bei den Kindern.

Dagegen brechen in den Schulen Empörungen aus. Die Souverainetät der Masse ist schon bis hierher gedrungen. Der Lehrer kann noch so streng sein, die Klasse wird doch lauschen, bis sie ihn überrumpelt. Es ist schon in manchen Collegien vorgekommen, daß Pulververschwörungen entdeckt worden sind, die zwar nicht beabsichtigten, die Lehrer in die Luft zu sprengen, aber sie durch eine heftige Detonation zu erschrecken. Ein Agitator unter den Schülern steht an der Spitze. Der Jugendenthusiasmus traut ihm jede Großtha-

zu. Was Niemand kann, wird der junge Matador können. Schon knechtet er seine Anhänger; zum Lohn dafür, daß er diese vertheidigt. Er erhebt sich täglich seinen Tribut, der entweder darin besteht, daß er den Schwachen ihre Arbeiten entreißt und sie für die seinigen ausgiebt, oder daß er sich an die Thür der Klasse stellt, die Scholaren abwartet und jedem einen Obst- oder Brodzehnten aus der Rocktasche stiehlt. Dafür ist er der Nationalheld! Er wagt sein Leben für sein Volk, er ist der, der mit den Gegnern parlamentirt, der den Tirailleur spielt, er ist der Commandeur und Trompeter zu gleicher Zeit. Ruft er mit starker Stimme sein Hurrah, so stürzen sich ihm die Seinigen mit blinder Wuth nach, und wenn's um den Kopf ginge. Der junge Gymnasial-O'Connell ist auch die Personification der Ehre; alles in diesem Punkte Zweifelhafte (der irische kümmerte sich nicht viel darum) wird von ihm entschieden; ja ich erinnere mich einer recht eigenthümlichen Servilität unter meinen Kameraden im Colleg. Sie drängten sich in die Nähe des Matadors und trumpften nur deshalb auf, damit dieser sie hörte und würdigte. Wie lächeln da solche Matadore, wie fühlen sie sich geschmeichelt, wie suchen sie sich ihre Günstlinge aus!

Wenn die Menschen unseres Jahrhunderts von ihren Kenntnissen nur Kopfweh haben, so liegt dies weniger, wo man es immer sucht, in der Methode, als in der Unentschlossenheit, den alten Unterrichtsstoff mit dem neuen auszugleichen. Die alte und die neue Welt streiten mit einander; wir werden erst für Asien, dann für Amerika erzogen, ganz zuletzt für Europa. Wenn wir wissen, wo die Griechen sich ihre Orakel holten, dann erfahren wir, woher wir den Zucker holen. Ich halte das Erstere für ganz so wichtig, wie das Zweite. Nur sollte man beides verbinden. Man sollte nicht erst Gelehrte machen und sie dann in Kaufleute verwandeln. Mühe, Zeit und Lust gehen dabei verloren. Braucht man doch den Gelehrten vom Kaufmann nicht so entschieden zu trennen. Doch es kommt Alles darauf an, die Periode des Unterrichts abzukürzen, ihre Ausdehnung zusammenzudrängen und in dem Augenblick, wo der Funke der Erleuchtung in den menschlichen Geist fällt, ihn einen Unterrichteten sein zu lassen. Erst in

dem Momente Stoff erhalten, wo man glaubt, Stoff beherrschen zu können, heißt, um die entscheidendsten Momente seines Lebens betrogen oder ein Autodidakt werden, eine Anomalie von Menschen, die nicht immer geräth.

Ich greife die alte Physiognomie unserer Erziehung ungern an, weil ich fürchte, die weißgetünchte Flachheit unseres modernen Maschinen- und Dampfgeistes möchte ihre Stelle vertreten. Hier ist ein Entschluß schwierig. Die Gelehrsamkeit der lateinischen Schule scheint mir übertrieben zu werden, wenn man griechische Trauerspiele aufführt. Früher traktirte man den Horaz, das neue Testament und einige Dialoge des Plato; die Lehrer waren Theologen, die, ehe sie eine Pfarre hatten, auf der Schule zurückließen, so viel sie wußten. Jetzt sind es eigens zugerichtete, sogenannte Philologen, die eine Menge von Subtilitäten in die Köpfe der Jugend einschmuggeln und ihnen statt von Pompejis Untergang zu erzählen, die Geschichte der Pompejanischen Ausgrabungen hersagen und noch eine neue Mikrologie erfunden haben, die germanistischen Studien. Wortklaubereien beschäftigen diese Herren mehr, als die classische Literatur und deren Schönheiten.

Ein durchtriebener Bursch, mit dem ich in die Schule ging (er ist Pietist geworden), ließ in die Zeitung einrücken: „Ergebenste Anfrage an die Herren Philologen! Ein junger Gentleman, der von seinen Eltern und Hofmeistern eine dringende Vermahnung zum Anstand mit auf die Lebensbahn bekommen hat, wünscht sich dem Alterthum zu widmen und fordert Lehrer desselben auf, sich unter der Bedingung bei ihm zu melden, daß sie ihm authentische Versicherungen sowohl über die Speinäpfe, wie über die Schnupftücher der Alten geben können. Sollte derselbe Gentleman in Erfahrung bringen, daß die Alten ohne Weiteres in's Zimmer gespuckt und in die Hand geschneuzt haben, so brächte denselben kein Ministerialrescript dahin, ihnen irgendwie Berücksichtigung zu schenken." Er wurde wegen dieses Inserats auf ein halbes Jahr excludirt, eine Zeit, die er gut zu benutzen verstand. Er lernte für sich selbst mehr als in der Schule

Ich kehre zu Emil zurück. Emil soll kein Gelehrter werden, sondern in das Geschäft seines Vaters treten. Emil ist

ein wunderliches Wesen geworden. Auf der Schule hat er ganz gut seine Rede gemacht, er ist nicht dumm, aber auch nicht besonders gescheidt, er behauptet sich eben. Das Beste aber und zugleich das Eigenthümliche ist, daß Emil plötzlich selbst an sich die Erziehung beginnt, welche die Eltern an ihm vernachlässigt haben. Sein Kopf wird von einem neuen Enthusiasmus der Abhärtung, der Gleichgültigkeit, des männlichen Sinnes beherrscht. Er steht sogar um fünf Uhr auf. Er kauft sich eine Weckeruhr, um die Zeit nicht zu verschlafen. Er liest Uhland, Rückert, Platen, es wird licht in seinem Haupte; wenn man nachsieht, wird man an der Stirn etwas wie die Flamme der Inspiration brennen sehen. Emil lernt schwimmen, ficht sogar und schießt auf dem Schützenhofe alle Samstag sechs Pistolen ab (der Schuß vier Groschen). Ueber seinem Bett wird man auch bald ein paar eigene Pistolen, kreuzweis gelegt, erblicken. Darüber noch zwei Stoßdegen und eine Studentenmütze. Die Nacht hindurch liest der fürchterliche Emil Romane, er lernt Geschichte aus Walter Scott, Geographie aus Cooper. Dieser Enthusiasmus des Frühaufstehens, des Schwimmens, der Abhärtung dauert ein Jahr. Es ist die Zeit, wo sich Emil von der Schule den Weg in das Comptoir bahnen soll. Er wirft einen Blick in die große Welt, sieht zugleich, daß die Romantik mit der doppelten italienischen Buchhaltung zwar ein und dasselbe Vaterland, aber keine weitere Verwandtschaft hat, er wird das, was wir mehr oder weniger Alle sind, Commis. Einige Jahre vergehen in Zurückgezogenheit und Bescheidenheit. Der junge Mann bekommt in Folge bedeutender Rechnungsfehler, die er gemacht hat, ein schüchternes Wesen; man sieht ihm nicht mehr an, daß er früher für jede Pistole, die er abschießen konnte, vier Groschen zahlte. Emil macht die erste Reise zu einem Geschäftsfreunde seines Vaters. Seitdem wird er ein Mann seiner Kraft und ein Mann seiner eigenen Kasse.

Das Stutzern war im achtzehnten Jahrhundert nur das Privilegium entweder des Standes oder der Narrheit. In unserer Zeit ist es eine Bahn, die von Jedem einmal eingeschlagen werden muß. Es liegt in der Luft unseres Jahr-

hunderts, daß die jungen Leute insgesammt in einem gewissen Alter den Verstand verlieren und sich wie Narren geberden. Der Begriff des Genteelen ist über die ganze Erde verbreitet, ruinirt eben so viel Gemüther, wie es deren einige auch kräftigt. Es ist eine Passage, die der Engländer macht, der den Stein der Weisen in seiner Weste sucht, der Franzose, der ihn im Hut und der Cravatte findet, der Spanier, dem Alles auf die weiten Pantalons ankommt, der Deutsche, Russe und Italiener, die es dem Engländer, Franzosen und Spanier nachmachen. Dies Stadium der modernen Bildung ist so eigenthümlich, daß es ein längeres Verweilen an dieser Stelle verdient.

Man hat jedoch das Leben der englischen Stutzer zu oft geschildert, die französischen Incroyables sind bekannt. In Deutschland geben Wien und Berlin den Ton an. In diesen beiden Hauptstädten kann jetzt schon von einem System in diesen Dingen die Rede sein. Ihr sprecht von Schopenhauer, vom deutschen Reiche, die Jugend spricht schon mit, aber in Wahrheit beginnt ein junger Mann seinen Culturkampf mit sich selbst. Die Frage, wie er seinen Hals bedecken soll, erfordert Studien und Reflexionen. Eines Tages war Emil mit einer ungeheuern Cravatte erschienen, so daß Alles über ihn lachte. Das hinderte ihn nicht, sich auch jene kleinen gestreiften Lappen zuzulegen, die durch ihre gefährlichen Spitzen sich den Namen der Parriciden zugezogen haben. Nun geben Sprungriemen den Beinkleidern einen gesteigerten Effect der aufgeschossenen Gestalt, die Länge ihrer Röcke wird beschnitten, um recht kurze, Jagdröcken ähnliche Taschenflügel über die Lenden schwirren zu haben, kurz der Spiegel würde die vollste Befriedigung gewähren, wenn ein Blick auf diesen nicht eine Veranlassung zur Melancholie böte. Denn mit dem Barte will es noch nicht gehen! Erst einige wenige Haare schattiren sich in der Sonne und sind vielleicht nur die Frucht eines Leberfleckes! Armer Junge, Du wirst noch zehn Jahre brauchen, um einen vollen Rothbart auf den Lippen zu haben! Allein der junge Mann, dem täglich das Blut höher in den Kopf steigt, glaubt das nicht und blickt stundenlang, wie ein indischer Fakir, auf seine aufgeworfene Oberlippe, auf welcher ein

Flaum, wie ihn auch Mädchen haben, nicht fehlt. In der Sonne sitzend, richtet er seinen Kopf so auf die Seite, daß er immer im Schatten, wo sich die kleinen Federn vergrößern, einen Dragonerunteroffizier zu sehen glaubt. Engländer, die früher keine Bärte trugen, hatten vor Jahren noch keinen Begriff von dieser stillen Tollheit, welcher sich in Frankreich, Deutschland, Spanien, Italien, Rußland, kurz auf dem Continent die jungen Leute hinzugeben pflegen. Sie lassen sich rasiren, um das Wachsthum zu befördern, sie lassen Buchsbaumholz abkochen, um sich mit der daraus erzeugten Lauge täglich Oberlippe und beide Wangen zu bestreichen.

Endlich aber ermüden entweder die fruchtlosen Anstrengungen oder die ersehnte Zierde stellt sich wirklich ohne Geheimmittel ein. Das Nächste, dem sich der werdende Dandy dann auf dem Continente hingiebt, sind die Kaffeehäuser und die Cigarre. Ich unterlasse eine Schilderung der Schwierigkeiten, die beim Tabackrauchen überwunden werden müssen, ich erinnere nur, daß jene ruhige Apathie, mit der man sich in einen selbstverfertigten Dampf einhüllt, viel dazu beiträgt, früh zu lernen, seine wohlgeborne, wenn auch noch unzielsetzliche Meinung abzugeben. Jetzt beginnt jene Bildung, welche mitsprechen kann, die Bildung des Theaters, der Concerte, der literarischen Hahnenkämpfe. Zuerst wird das Alles noch mit einer Art frommer Neugier betrachtet, dann ist man schon im Zusammenhange, man weiß, heute muß diese Kritik, morgen jene Antwort auf einen belustigenden Angriff kommen; jetzt wird man bald in die Colonnen jener tiefsinnigen Geschmackskenner treten, die im Parterre das Glück oder Unglück der Stücke wörtlich in ihren Händen haben. Der Cursus ist beinahe fertig. Der Emil des neunzehnten Jahrhunderts kann in die große Welt eintreten.

Und wie tritt er ein! Der Idealismus seiner früheren Garderobe ist verwischt. Er ist das Machwerk seines Schneiders, der in Dresden Trigonometrie in der Bekleidungskunst studirt hat. Nur für seine Handschuhe und die Westenzeuge, die er wählt, sorgt er noch mit eigenem Geschmack. Es ist noch nicht das zweite Stadium eingetreten, wo sich mein Heros in einen einzelnen Herrn verwandelt, er sorgt noch nicht

Volkes, der finſtre November, drei, vier Opfer aus dem Hauſe der Douglas gefordert. Der Großvater Arthurs fiel im Zweikampfe an jener Stelle, wo Lord Donald Douglas den Tempel des Friedens bauen ließ, und Lord Donald ſelbſt, der Vater Arthurs, ein Mann voll Güte und Liebe gegen alle Welt, ein Engel ſchon unter den Lebenden, Lord Donald, mein Herr, drei Jahre nach dem Tode ſeines angebeteten Weibes, in äußerer Fülle des Glückes, geliebt vom engliſchen Volke, geſchätzt bei Hofe, geachtet als Redner des Parlaments, aber gefoltert von ererbter Melancholie und unzerſtörbarem Hang zur Schwermuth, hat dort — in dem von ihm erbauten Häuschen — in einer rauhen ſtürmiſchen Novembernacht, am dreizehnten — 1798 — ſich erſchoſſen.

Arthur

(nebenan, ſtößt einen Weheſchrei aus).

Trilbie (außer ſich).

Ha! Was war das? Sir Eduard? Was war das? Das war die Stimme — (will an den Vorhang)

Holiday (hält ihn).

Bleiben Sie!

Trilbie

(faßt wie wahnſinnig Holiday).

Herr — Wie — Sir — Sie haben — Sie haben mir mein Geheimniß entlockt! Sir, Sir — Sie haben ſich — Ha, ha, ha! von mir ein Mährchen — Ha, ha, ha — ein Mährchen aufbinden laſſen — von dem alten Plauderer Tril-

für eine comfortable Wohnung, Wachslichter und einen Apparat zum eigenen Kaffeesieden. Er hat keine ernstlichen Liebschaften, wo er etwa erwarten müßte, daß ihm eines Morgens ein Vater auf's Zimmer rückte, um ernstliche Rücksprache zu nehmen; sondern er richtet, mehr auf der Straße, als bei sich verkehrend, bis jetzt noch alle seine Aufmerksamkeit auf den ersten Eindruck, das Exterieur eines angenehmen in die Augen Fallens. Ich sehe mit Schrecken, daß Emil, der große Geschmackskenner, der mit zwei Feuilletonisten umgeht, ob sich diese gleich heftig befehden, Emil, der Freund des ersten Helden, der Anbeter der Primadonna am Theater, sich seit einiger Zeit abgeschmackte Manieren angewöhnt. Ist es nicht, als näselte ein wenig seine Stimme? Hat noch ein Satz Zusammenhang mit dem andern? In der That, Emil hat etwas von den Snobs der Engländer und den Söhnen der Mitglieder des Pariser Jokeyclubs angenommen. Jetzt macht sich Master Fop geltend. Jetzt werden die wahrscheinlich mit Stecknadeln befestigten Handmanschetten über den Rockärmel zurückgeschlagen, so daß Emil aussieht, als wollte er jeden Augenblick einen Kapaunen tranchiren. Die Hände ruhen sich wechselseitig in dem rechten oder dem linken Westenschlitze aus. Der Gang bekommt etwas Unsicheres, etwas um Hülfe Rufendes; eine Nelke im Knopfloche scheint in der That die Stelle eines Riechfläschchens zu vertreten. Woher diese Geberden? Es ist das jämmerliche Leibschneiden der Langenweile, einer Zeit, die verloren ist bis zu jener Stunde, wo sich Adelaide, die Sängerin, Fanny, die Tänzerin, sprechen läßt. Emil reitet täglich eine Stunde; aber er sitzt auf dem Hintertheile des Gaules, zusammengeknickt, er läßt vorn die Zügel so tief schießen, daß man einen Don Quirote zu sehen glaubt. Und das Alles ist Kunst, diese Vernachlässigung will studirt sein! Mein junger Blasé steigt ab. Wie gemäßigt seine Aeußerungen, wie gezügelt seine Leidenschaften! Unter ihm brennt ein Vesuv. Aber er giebt sich wie die Apathie selbst. Das gehört zum Effect eines richtigen jungen Gentlemans.

Mein armer Emil! Die Mode wird Dir alle Kraft aus den Sehnen saugen. Du kennst Sophokles, Horaz, Shake-

ſpeare, Goethe, und welche Bücher finde ich plötzlich auf Deinem Tiſche? Paul de Kock, um zu wiſſen, welche Wirkungen Du auf die Phantaſie der kleinen Griſette, der Du nachſtellſt und einſtweilen nur Bücher leihſt, hervorbringen wirſt und bei welcher Schwäche Du ſie wirſt erobern können! Hackländer! Der ſoll Dich beim Militair und bei Hofe einführen! N. N. Der unterrichtet Dich im Jargon der Kaſerne! Emil ſpürt plötzlich ſo viel Geiſt in ſeinem ſchon mehrmals phrenologiſch unterſuchten Denkapparat, daß er ſich ſagt: Du biſt Abonnent auf mehre Morgenblätter, welche von Deinen Freunden redigirt werden, warum greifſt Du nicht einige Fragen des Tages auf und betheiligſt Dich an einigen gelehrten oder ungelehrten Streitigkeiten, welche gerade an der Tagesordnung ſind, machſt Gedichte oder ſchreibſt zuweilen an die Zeitungen Briefe, die unterzeichnet ſind: Ein Abonnent, ein Mann ohne Vorurtheile, Quidam, Utis, Nemo, Alethophilos? Bezeichnungen, die er geleſen und ſich hat erklären laſſen.

Endlich aber rückt die Zeit heran, wo entſchieden werden muß, ob Emil unter den Hageſtolzen oder den Ehemännern dienen wird. In dieſe beiden Lager, welche beinahe eine gleiche Anzahl enthalten möchten, theilen ſich die Männer unſerer Zeit. Der freiwillige Cölibat ſcheint den gezwungenen zu verdrängen. Die römiſchen Geiſtlichen haben Ausſicht, bald jene Frauen heirathen zu dürfen, welche die Cölibataire verſchmähen. Dieſe Herren heirathen nicht mehr, wie ein großer Theil der Männer ſchon aufgehört hat, zu tanzen. Auf den Bällen bilden die Heirathsfähigen eine Chaine rings um den Saal und beobachten die Mädchen, die durch die Prüderie der Männer verurtheilt ſind, nur noch mit jungen Menſchen von neunzehn Jahren zu tanzen, die gewöhnlich die Brüder ihrer Freundinnen ſind, jungen Menſchen, die in zehn Jahren erſt an das Heirathen denken dürfen, wenn ſie überhaupt je daran denken. Ich tanze nicht, ich bin zu alt; ein kindiſches Vergnügen! So urtheilen die, die rings die Chaine bilden und ihren Witz erſchöpfen, um diejenigen, die noch unbefangen genug ſind, um ſich an der alten Tradition der Françaiſen,

Cotillons und der neuen Erfindung der Polkas zu ergötzen, zu mustern und zu kritisiren. Es ist unausstehlich! flüstern die Tänzerinnen und reißen die noch unreifen Jünglinge, die erst kürzlich die Lectionen des Tanzmeisters verlassen haben, wie die Mänaden hin und her.

Ja, es geht durch die Sitten unseres Jahrhunderts ein eigenthümlich prüder Zug, der von den Frauen auf die Männer übergegangen ist. Die Männer nur sind Schuld daran, daß die Frauen auf die tollen Emancipationsgedanken gekommen sind. Es ist die Täuschung des Fahrenden, daß er glaubt, die Bäume der Landstraße flögen an ihm vorüber. Die Prüderie der Männer scheint ein Erbübel unserer Tage werden zu wollen. Ist es der Ernst unserer Zeit, der sich den Männern, die für die Zeit berufen sind, mittheilt? Ist es der faule Friede, der von 1815—1830 eine Menge Interessen, die den Geist und den Leib berühren, unaufhörlich in Frage und hitzige Abrede stellte. Im Kriege, in den finstersten Zeiten, wo die Guillotine herrschte, wo Napoleon siegte, konnte man durch die Ereignisse nicht so mißgestimmt werden, wie es die Männer durch die Windstille wurden. Denn damals war es das Schicksal, an dessen mächtiges Walten man sich gewöhnen mußte, man sahe Begebenheiten aufrauschen, die mit den Sturmfluthen des Zufalls kamen oder wie von dem sichtbaren Dreizack des Neptun, der individuellen Energie, herrührten, während man jetzt nur die Personen als die Factoren der Dinge betrachten kann, nur particuläre Interessen und verblendete Ansichten. Die Hand an einen Säbel zu halten, der fest genietet ist, läßt uns kindisch erscheinen. Diese Friedensepoche (1837) hat all' die Nachwirkungen, die Richard III. bei Shakespeare von ihr aufgezählt. So werden die Männer auf kleine Gesichtspunkte gedrängt. Diese nehmen sie aber wichtig. Was bei ihnen nur eine Folge der Umstände ist, das nimmt die primitive Farbe der Ueberzeugung an. Aus der Erschöpfung wird Leidenschaft, negative Leidenschaft, Indolenz. Es bilden sich Begriffe unter den Männern aus, welche man wol bis in ihren natürlichen Ursprung verfolgen kann, die aber das Unnatürlichste sind, was sich voraussetzen läßt. Das Mittelalter zeigte uns physische Pö-

nitenzen, wo das Blut über den Rücken der Gegeißelten floß, ohne daß sie etwas Anderes als wohlige Gefühle davon hatten. Aehnliches trägt sich in der modernen moralischen Welt zu. Denn daß es so viel Männer giebt, die den moralischen Umgang des Weibes verschmähen, ist nicht überall die Folge mönchischer Ascese, sondern nur zu oft die Folge einer Indolenz, die Blasés erzeugte, die nicht einmal die Dinge satt hatten, sondern Blasés, die sie noch gar nicht kosteten. Wo diese Umstände nun schon vorangingen, da wird zuletzt das ökonomische Verhältniß das entscheidende. Die Existenz ist eine schwere Aufgabe geworden. Wohin früher zehn Arme langten, darnach langen jetzt tausend. Die Concurrenz hat alle Gewinnste in ihren Procenten verringert: man muß mit dem Nachbar theilen, ohne es zu wollen. Ein agrarisches Gesetz ist da, ohne daß es Einer gegeben hat. Die Reichthümer sind weit ungewisser geworden, als sie es früher waren. Der kleine Zinsfuß, die Verführungen des Staatspapierhandels lockten das Geld aus den verschlossenen Truhen und setzten es in Umlauf, wo es seinen Ertrag auch Denen abwerfen muß, die für den Umlauf nichts thun. Bei diesem allgemeinen Aechzen und Keuchen nach Besitzthum theilte sich die Besorgniß selbst Denen mit, welche reich sind. Ein Reicher ist nicht mehr so sicher, wie er es ehemals war, er hat die alte Ruhe nicht mehr; ihn scheucht das laute Toben auf, so daß er glaubt, mit Hand anlegen zu müssen und dasjenige erst zu erwerben, was er schon besitzt. Aber siehe, sein Reichthum mehrt sich. Denn es ist eine nicht minder erwiesene aber nicht minder betrübende Thatsache, daß nur diejenigen bekommen, welche haben, und denen genommen wird, die nichts haben. Man gewinnt nichts mehr ohne Einsatz. Ein Geschäft muß „hineinstecken" können, wenn Etwas „herauskommen" soll. Was ist der Credit? Credit, der nur auf den ehrlichen Namen ausgestellt wird? Die ehrlichsten Leute haben fallirt. Credit muß der Abglanz des bereits Vorhandenen sein, der Schatten einer Sonne, die baar und blank versilbert nachgewiesen werden kann. Reichen nicht die baaren Mittel, nun, so setze Dein Leben ein! Verkaufe Deine Seele, setze Dich selbst zum Pfande! Darbe, entziehe Dir Deine

Lieblingsvergnügungen, beſchränke Dich auf eine kleine, elegante, niedlich eingerichtete — doch wovon ſpreche ich? Ich komme ſchon in das Gebiet der Haute finance, der Börſe, und vergeſſe ganz, daß ich bei den Hageſtolzen ſtehe.

Ich will von Baron Kottenkamm erzählen.

Mein alter Freund beſitzt nur geringes Vermögen; doch würde daſſelbe, wenn er noch eine Stelle annähme, hinreichend ſein, ſeine Frau, vielleicht auch zwei Kinder zu ernähren. Zuweilen glaubt er das und zuweilen zweifelt er daran. Sie werden heirathen, Baron? fragte ich ihn. Nie; antwortete er entſchieden. Auch Adèle nicht? Wer iſt Adèle? Hier mußte man ihn ſehen. Die kahle Platte des Kopfes überzog ſich plötzlich mit einem üppigen Haarwuchs. Die zuſammengeſchrumpfte Geſtalt glättete ſich auf. Ein ſanftes Roth flog über die trockenen Wangen. Er zog in lebhafter Unruhe ſeine Handſchuhe bald aus bald an und zupfte ſo lange an ſeinen Manſchetten, bis ich erinnern mußte, daß ſein Hemde zum Vorſchein kommen würde. Er kannte Adèle gar nicht. Aber es konnte doch eine jener ſchönen jungen Damen ſein, die auf dem Ball neulich, den er mitgemacht hatte, ſo dicht beiſammen ſtanden und ſo lebhaft kicherten. Ich ſprach Vielerlei von Adèle; er hörte ſchon gar nicht mehr darauf, ſondern ſchien nur in ein tiefes, mit Zahlen beſchäftigtes Nachdenken verſunken. Er rechnete an den Fingern und hielt, um ſich die einzelnen Poſten zu merken, einen Rockknopf nach dem andern, um die Hunderte nicht zu verwechſeln. Endlich warf er ſeinen Kopf auf und rief mit einem Lächeln, das an Verklärtheit grenzte: Yes. Sir! Er hatte ſich überzeugt, daß er es wagen durfte. Er ſchlüpfte unter meinen Arm und zog mich fort, ihn mit Adèle bekannt zu machen. Ich that es, weil ich die Wünſche dieſer Dame hinlänglich kannte. Sie ſahen ſich öfters, Adèle hatte ein kleines Vermögen, Kottenkamm rechnete, rechnete, rechnete... die Seifenblaſe zerplatzte, er trat zurück wie früher.

Als ich ihn ſah, war ich erzürnt und machte ihm Vorwürfe. Er ſah elend aus. Ich mußte für ihn Theilnahme empfinden. Ich glaubte ſogar, er weinte, als er mir die Berechnung machte, daß Adèle ein Vermögen von 12,000 Gul-

den besaß. Desto besser, sagte ich. Nein, fiel der ewig Bedenkliche ein; wer 12,000 Gulden mitbringt, verlangt einen Aufwand für eine Summe, wovon diese 12,000 Gulden nur die Zinsen sind. Ich übertreibe, verbesserte er sich, als ich die Augen aufriß; allein das werden Sie mir nicht streitig machen, daß eine Frau ihre Mitgift immer um die Hälfte höher anschlägt und von ihrem Eingebrachten 10% Nadelgeld ziehen will. Adèle ist ein himmlisches Geschöpf; aber sie hat eine Mutter, eine Tante, eine Großtante, eine Schwägerin ihres verstorbenen Bruders, der wieder von Seiten seiner verstorbenen Frau eine Nichte mütterlicher Seits in die Familie gebracht hat, die in Paris und London war und wie ein Buch spricht, kurz, was Adèle nicht weiß, wissen die Andern und — es geht nicht, ich kann nicht, ich darf nicht, ich habe mich übrigens auch mit meiner eigenen Kasse verrechnet. Er zuckte die Achsel und schlich davon.

Baron Kottenkamm ist der ewige Bräutigam. Wen er sieht, den will er heirathen. Denn er schwärmt für die Frauen. Das „Weibliche" zieht ihn fortwährend „himmelan". Er hat seine Emissäre, seine weiblichen Spione, Kuppler sogar, um manche Ehevermittelungsschwärmer mit rechtem Namen zu nennen; diese jagen ihn des Morgens aus den Federn und erregen seine Phantasie, die nie ermüdet. Mit dem Pupillencollegium giebt es fortwährende Relationen: in den Magistratsbüchern wird nachgeschlagen, wie viel diese oder jene Partie besitzt, in den Kirchenbüchern, wie alt sie sei. Er ist in allen Winkeln zu sehen, wo sich mehr Damen als Herren befinden und dem Gespräche das Uebergewicht auf die weibliche Seite geben, indem die Unterhaltung dann die Damen zu Registern der Stadtchronik macht, aus denen er sich notirt, was er wissen will. Bei den Damenkaffees, diesen eleusinischen Mysterien der Frauen, die sonst den Männern verschlossen sind, erscheint er oft als ganz zufälliger und unverhoffter Besuch, aber die Paare, die sich hier treffen, treffen sich mit Voraussetzung. Es gilt eine Bekanntschaft, eine wechselseitige Musterung, es wird Zartes und Empfindsames zur Schau getragen. Kottenkamm spielt Klavier, singt selbst mit einem herzzerreißenden Tenor seinen Lieblingscomponisten Mendelssohn, es fehlt nur bei Fräulein

Auguſta oder Fräulein Martha der Händedruck beim Abſchiednehmen, aber wenn er nach Hauſe kommt, ſchlägt er ſich vor den Kopf und wälzt ſich im Bette, ſtöhnend: Es iſt nicht möglich, es geht nicht, ich kann es nicht ausführlich machen. Ich habe es nicht, Gott verdamm mich!

Kottenkamm hat alle Tage eine unglückliche Liebe und alle Tage eine neue, die ihn tröſtet. Es iſt eigen, einen Mann zu beobachten, der in einer ewigen Ungewißheit, zwiſchen Schmerz und Freude lebt, der in dem Moment eine Thräne zerdrücken möchte, wo ſchon wieder ein Hoffnungsſtrahl aus ſeinen Augen lacht. Er verbindet, in einer fortwährenden Entſagung begriffen und doch überall herumkoſtend, Abälard und Lovelace. Er gleicht einem Pfarrer, den ich kenne, der für das elegante Sonntagspublikum predigt, ſeine Augen mit allem Schmelz der Verklärung gen Himmel werfen kann und der doch dabei, während er predigt, die richtige Zahl ſeiner Zuhörer zuſammenrechnet. Man weiß nicht, ſoll man ſagen: da kommt ein ſehr unglücklicher Mann, oder: da iſt eben ein recht frivoler um die Ecke gegangen!

Kottenkamm's Liebſchaften näher zu betrachten, erregt Mitleiden für den Gegenſtand, den er ſich ausgewählt hat. Der Leichtſinnige, wider Willen Gewiſſenloſe! Das iſt zuerſt ein Flüſtern und Wiſpern, ein Handdrücken und Einrichtungentreffen; die Mutter beſchleunigte das wechſelſeitige Geſtändniß, ſie hat ein Intereſſe, auch die Verbindung zu beeilen. Es wird gekauft, gemiethet, es fehlen nur noch die Anſätze für den Verlobungs- und Hochzeitstag. Man berathet ſich darüber, Kottenkamm wird bleich, rückt mit dem Stuhl, empfiehlt ſich mit Zerſtreuung, kommt den folgenden Tag wieder und ſagt, er hätte ſich nur ſeine vergeſſenen Handſchuhe holen wollen. Die neue Unglückliche erſchrickt, Kottenkamm hält nicht mehr Wort, endlich kommt ein Brief und die Seifenblaſe iſt zerplatzt. Stürben dieſe gewöhnlich ſchon neunundzwanzigjährigen Damen ſo auf der Stelle, wie ſie es zuerſt nicht anders thun zu können vermeinen, ſo wäre durch den zahmſten aller Don Juans ſchon ein Kirchhof bevölkert und man müßte dem raffinirten Mörder ſo vieler Frauen-

herzen einen Proceß und womöglich einen Strick an den Hals werfen.

Der bei alledem liebenswürdige Unentſchloſſene iſt jetzt in die Vierzig getreten. Er wird ſo lange wählen, bis ſich ihm keine Auswahl mehr bieten wird. Kehren wir zu den Männern zurück, welche den Einſatz wagen und durch ihre Verſuche, etwas für die Vermehrung der Bevölkerung zu thun, dem Zwecke der Geſchichte ſich zu nähern ſuchen. Darüber fällt uns Ungalanten aber ein, daß die Damen den Vortritt haben! Die Frauen des neunzehnten Jahrhunderts! Oder ſollten ſie ſich nicht wieder dem achtzehnten nähern? Die weiße Schminke, der Puder, der Pompadour- und chineſiſche Geſchmack —! Noch iſt es zweifelhaft, ob wir auf die Schönpfläſterchen wieder zurückkommen, aber vermuthen möchte man es, wenn man ſieht, wie die Kleider der Frauen, wenn auch noch nicht ganz den altfränkiſchen Zuſchnitt, doch allmälig ſchon wieder die altfränkiſchen Deſſeins bekommen. Jene großen Blumen im weißen Felde, welche die Kleidermuſter des achtzehnten Jahrhunderts waren und die ſich nur auf Bettüberzügen erhalten hatten, kehren wieder zurück. Die langen Taillen ſind Annäherungen an die alte Zeit, die Aermel ebenfalls, kurz es iſt hier dieſelbe Erſcheinung erſichtlich, die ſich auch in den Formen der zur Bequemlichkeit dienenden Gegenſtände wahrnehmen läßt. Das Ameublement bekommt jenen breiten, koloſſalen Charakter wieder, den die Stühle und Schränke alter Zeiten hatten. Das Tafelſervice wird durchweg wieder altfränkiſch; denn nachdem es die Oekonomie lange mit Wedgewood, Geſundheitsfayence und ähnlichen Surrogaten in einfachſter Form verſucht hat, iſt man wieder darauf zurückgekommen, tiefe, bemalte Teller mit breiten Rändern, Suppenterrinen mit Henkeln, Compottbehälter in viereckter Form, und Alles aus feinſtem Porzellan, chineſiſch und japaniſch bemalt, für das Geſchmackvollſte und Modernſte zu erklären.

Doch was ſprechen wir von Tellern und Suppenterrinen, wenn man von den Frauen des neunzehnten Jahrhunderts reden will! Ein Mädchen unſerer Tage bekommt ohne Zweifel mehr Wiſſensſtoff zum Eintritt in die Welt, als ehe-

dem. Im vorigen Jahrhundert erſetzte die Kenntniß der franzöſiſchen Sprache alles Uebrige; die Frauen hatten ein Mittel, ſich immer für geiſtreich und gelehrt genug hinzuſtellen; eine abſolute Uebung in dieſer Sprache, eine Uebung, die in der Illuſion leben konnte, als wäre das Franzöſiſche die Mutterſprache ſelbſt, wurde zuweilen erreicht. Das Parliren iſt und bleibt eine Gedächtnißſache, bei welcher die unleugbare, wenn auch noch ſo hinreichende Anſtrengung in Betreff der Form das erſetzt, was man in der Mutterſprache aus ſeinem eigenen Kopf an Inhalt würde hinzuſetzen müſſen. Dieſe Kenntniß verſiegte. Man ſah, daß nicht viel da lag auf dem Grunde und man andere Gegenſtände brauchte, um ſo viel Zeit mit Sprechen auszufüllen, als man früher ausfüllte, nur indem man franzöſiſch, d. h. ohne Inhalt ſprach. Man beſann ſich nicht lange, ſondern ließ für ein und daſſelbe Geld die Mädchen am Unterricht der Knaben Theil nehmen; denn ſo und nicht anders drücken wir die ſtarkgeiſtige Reform der weiblichen Erziehung aus. Heloiſe war ſo gelehrt wie Abälard. Nicht unmöglich, daß uns die Frauen überflügeln. Stehen in einem Jahre jetzt nicht mehr Schriftſtellerinnen auf, als deren das ganze Alterthum und nur bei den Griechen zählte? Denn auffallend, bei den Römern gab es keine weiblichen Schriftſteller. Wir aber haben Schriftſtellerinnen, wie Sappho und Erinna, die den Mond beſingen, und ſolche, die über Nationalökonomie und den Pauperismus ſchreiben. Die Manie der Autorſchaft iſt unter den Frauen ſo verbreitet, daß man, wo man eine etwas laut ſprechende Dame hört, immer bereit iſt, ſie für eine Schriftſtellerin zu halten.

Es iſt auffallend, daß die Frauen im ledigen Stande eine Sucht haben, ſich zu vereinigen, um geſchloſſene Ketten zu bilden, dann aber als verheirathete Frauen dieſe wieder auflöſen und lange Zeit mehre Kindbetten erſt abwarten, ehe ſie wieder auf den alten Trieb zurückkommen. Das Gefühl der Liebe entſpringt bei den meiſten weiblichen Naturen nicht aus dem ſtillen Nachdenken über die Geheimniſſe derſelben, ſondern aus einer magnetiſchen Gewöhnung an andere Individuen, die ſie für beſſer als ſich ſelbſt halten. Gewöhnlich geht der Liebe zum Manne eine oft grenzenloſe

Liebe zum Weibe voraus. Junge Mädchen verlieben ſich in ältere, eine Erſcheinung, die ſich auch bei den Knaben findet. Ich erinnere mich, einſt als Knabe zu einem meiner Kameraden die heftigſte Leidenſchaft empfunden zu haben.

Wir haben ſo zahlloſe Darſtellungen der Pſychologie, aber keine noch wird über die mannigfachen Geſtaltungen der Liebe Auskunft geben. Wir haben Anwendungen der Phyſik auf die Moral, Verſuche, aus der Phyſik moraliſche Lichtblicke und Ordnungen feſtzuſtellen; allein vergebens, daß wir von einem Philoſophen erfahren könnten, unter welchen Umſtänden ſich die Menſchen zu verlieben pflegen. Man ſagt, daß dieſe doch ſo wichtige Frage in den Roman gehört. Im Gegentheil, Cultur- und Naturgeſchichte dürften ſelbſt von einer Unterſuchung dieſer Frage Vortheil ziehen.

Alle Liebe läßt ſich unter zwei Rubriken bringen. Entweder entſpringt ſie aus einer unmittelbaren Fortſetzung des obigen Gefühls, das damit anfängt, ſich erſt in ſein eigenes Geſchlecht zu verlieben, oder aus einem Calcül. Es iſt auffallend, daß jene erſten Verhältniſſe dem Senſualismus näher ſtehen, als die aus Berechnung entſtandenen, und daß ſie doch für moraliſcher gehalten werden, als dieſe. Es findet bei den erſteren wenig Wahl Statt; der einzelne Mann vertritt das ganze Geſchlecht; die Verbindung iſt geſchloſſen, noch ehe vielleicht das Geſtändniß gegeben iſt. Eine vague Tradition über Liebe liegt natürlich den Empfindungen des Mädchens zu Grunde, dieſe verwandelt ſich aber nicht in ein Urtheil, in eine Vergleichung, ſondern nur in das Gefühl, eine Verpflichtung haben zu müſſen. Die Tradition der Liebe ſpricht ſich hier in dem Bewußtſein aus, daß man Dieſen oder Jenen gern hat, ein Ausdruck, der unter Mädchen euphemiſtiſch die raſendſte Leidenſchaft ausdrückt, der aber ſelten eine Prüfung, Berechnung vorausſetzen läßt, ſondern weit öfter einem Zufall, einem Geſpräch, irgend etwas, was für die Gründe, eine Neigung anzuknüpfen, völlig unweſentlich zu ſein ſcheint, beruht. Man begreift oft nicht, wie es dieſer oder jener männlichen Perſönlichkeit hat gelingen können, ein Weib zu feſſeln, der Grund lag darin, daß dieſe männliche Erſcheinung ſo glücklich war, einem Mädchen gerade in dieſem

bie — — aus Ammenſtuben — Ha, ha, ha! ein Wintermährchen — (Pauſe.)

Arthur
(tritt gefaßt heraus).
Was haſt Du, Trilbie? Wozu dies Lachen?

Trilbie
(halb ohnmächtig ſich zur Heiterkeit zwingend).
Ein Wintermährchen! Ha, ha, ha!

Arthur.
Trilbie, trag mir den Kaſten dort in mein Schlafcabinet!

Holiday
(macht eine ängſtliche Bewegung, als wollte er den Kaſten fortnehmen).
Nein!

Arthur.
Trilbie! Den Kaſten!

Trilbie
(nimmt ihn; ſieht abwechſelnd Holiday und Arthur an und zwingt ſich mit furchtbarem Aufwand ſeiner letzten Kräfte zur Heiterkeit).
Sir Eduard, ein Mährchen! Gelt — wir ſind luſtige Leute — die ſich die langen Winterabende zu verkürzen verſtehen mit Mährchen, mit Kindermährchen! Ha, ha, ha! Sir Eduard Holiday! Ha, ha, ha — Die Wette gewonnen! Gewonnen! Ha, ha! Gewonnen! (Er wankt, ſich kaum aufrecht haltend und immer rückwärts gekehrt, dabei die Andern fixirend, durch den Vorhang rechts ab.)

Holiday.
Arthur, Vergebung! Wie konnt' ich ahnen —

Momente, da sie zum ersten Male einen Mann näher betrachtete, zu begegnen. Schont man dann die Verlegenheit des armen Kindes, so hat man sein Herz gewonnen. Welch' ein Unterschied von der Liebe des Calculs, die zuweilen gerade dadurch angefacht wird, daß man sie verletzt!

Die besten Hausfrauen werden durch die erste Liebesgattung erzogen, welche man statt der moralischen eigentlich die physische Liebe nennen sollte. Aber ebenso auch ergeben sich die unglücklichsten Ehen aus ihr. Ein Wesen, das gleichgültig von ihrer Puppe zur Freundin, von dieser zum Geliebten übergeht und dabei die Wärme auszustrahlen glaubt, welche die Ahnung des Rechten und die Seligkeit des Besitzes erzeugt, wird leicht die Liebe als etwas Natürliches betrachten, da man sich doch nur auf übernatürliche, mehr himmlische als irdische Weise lieben kann, wenn die Liebe dauern soll! So einfach der Ursprung des Verhältnisses war, so einfach wird auch der Maßstab, den das Weib an sich zu legen duldet, da doch alle Welt bezeugen wird, daß nichts so complicirt ist, ja in der That nichts so schwer, als sich ohne Wankelmuth ausdauernd zu lieben. Den Mann beglückt der Gedanke, daß er in den Gegenständen seiner Liebe eine Revolution anstiftet, daß für sein Weib ein neues Leben beginnt, daß es sich oft besinnen wird: Ist es ein Traum oder Wirklichkeit? Dies Gefühl kommt schwerlich in den Gemüthern auf, bei denen das, was sie Liebe nennen, nur eine angenehme Fortsetzung ihrer Kindheit ist, die sich trotz ihrer Jugend höchst gewandt in ihr neues Haus installiren lassen und sogar darauf hartnäckig und trotzig sein können, daß sie diesen Mann wählten, und dann gern mit der Redensart zur Hand sind: Wenn Dir meine einfache Liebe nicht genügt, so —! Diese Ehen enden entweder damit, daß sie zwei unglückliche Menschen machen, falls im Mann ein eigener Sinn und vielleicht selbst Eigensinn wohnt, oder zwei Eheleute, die sich erträglich dulden und erträglich gut sind, ob sie gleich den ganzen Tag im Hause herumschlorren und immer zu brummen und zu zanken haben.

Das zweite Bindemittel der Herzen haben wir also, prosaisch genug, Calcul oder Berechnung genannt, hätten es aber auch eben so gut die freie Wahl, die Vernunft in der

Leidenschaft nennen können. Der Unterschied ist nur der, daß man eine Zeit lang gewartet hat, daß man älter geworden ist, als die, die sich unter der ersten Rubrik bereits verheirathet haben. Es ist ein großes Unglück für die Frau, auf einen Mann warten zu müssen, aber ein ansehnlicher Gewinn für den Mann, den sie endlich wählt. Wenn man nur das vollkommen genießt, wonach man Sehnsucht empfunden hat, so kann auch die Liebe erst den beseligen, der sich auf sie vorbereitete und der ihr schon entsagen wollte, als er eben plötzlich doch am Ziele angekommen. Die zweite Liebe ist sogar der ersten vorzuziehen; schon deshalb, weil man mit ihr die Fehler vermeiden kann, welche die erste aufgelöst haben. Es wird mir immer willkommener sein, wenn mir meine Geliebte sagt, daß sie mich gewählt habe, als wenn sie sagte, daß ich ihr vom Himmel beschieden sei! Bin ich das letztere, so stehen wir unter den Gesetzen der Nothwendigkeit. Nothwendigkeit aber, die sich gelegentlich einmal zur Freiheit erheben möchte, endet gewöhnlich mit einem Zank. Bin ich das erstere, so verband uns ein freier Act, der, zur Nothwendigkeit erhoben, eine Quelle der reinsten Beseligungen ist. Wir verschweigen nicht, daß die Ausartungen dieser Kategorie allerdings die Prüden, die Sentimentalen, die Magnetischen, die Gefallsüchtigen und zuletzt die alten Jungfern sein können.

Die Ehen unseres Jahrhunderts werden weit öfter compromittirt, als die des vergangenen. Ehemals waren die Verhältnisse, welche die Grundlage der Ehen bilden, viel geordneter, als jetzt. Das ganze Leben klang noch harmonischer zusammen. Bei uns sind durch die Zeiten tiefe Risse in die Familien gekommen, die Familien bilden keinen einigen Gesammtkörper mehr, sondern stehen sich mit ihren Interessen und oft sehr schwierigen Aufgaben kalt gegenüber. Das politische Leben hat eine Menge Laufgräben durch die bürgerliche Existenz gezogen, weniger um diese zu vertheidigen und zu befestigen, als sie anzugreifen. Die Geschichte macht jetzt an die Männer beinahe dieselben Ansprüche, wie die Familie. Es ist dadurch ein nicht unwesentlicher Hebel des neuern Romans jener Zwiespalt geworden, wie sich die Interessen der Welt und des Herzens gegenüber stehen. Bürgerlich-patriotisch

oder richtiger gesogt, nur philisterhaft gefaßt ist dies neue Princip das Princip der Nationalgarde oder — des Casinos. So kann man meistens dies Halbpart! bezeichnen, welches bei ihrem Manne das Leben dem Weibe zuruft. Unsere Messiasse sagen: „Weib, was hab' ich mit Dir zu schaffen? Ich gehöre dem Jahrhundert an! Ich bin Nationalgardist." Andere betonen die Nothwendigkeit, auf dem Casino einem neuen Ballotement beizuwohnen. Dieser Zwiespalt eines Nationalgardisten, der aus seinem Bette springen muß, um in baumwollener Nachtmütze das Feuer einer Revolution zu löschen, dieses heroische, tragikomische Malheur, auf dem Casino nicht in den Vorstand gewählt zu werden, ist das des Jahrhunderts und greift tief in unsere modernen Sitten und Anschauungen, selbst in Betreff des Familienlebens ein.

Ach! die Frauen unserer Zeit befinden sich in einem zweideutigen Zustande. Sie scheinen einer transitorischen Krisis unterworfen, einem Zustande, der nur auf einstweilen halten wird. Die Frauen, isolirt, von den Männern vernachlässigt, haben sich zuvörderst entschlossen, es den Männern nachzuthun. Sie erlernten die Wissenschaft, sie eignen sich auch die physische Kraft der Männer an. Sie baden sich im offenen Strome, sie schwimmen; ja man sieht sie sogar schon mit Schlittschuhen über gefrorene Teiche fliegen. Was werfen sie den Männern vor? Die geistige Untreue, die mit dem öffentlichen Leben, der Kunst, der Wissenschaft täglich Hochzeit hält und das Weib daheim in Einsamkeit läßt. Aus dieser Einsamkeit heraus entwickelt sich jene eigenthümliche Anschauungsweise, welche die Frauen unserer Tage charakterisirt. Im Durchschnitt werden sie alle gegen das Uebermaß der Gefühle protestiren, sie haben über ihre Empfindungen kalte Umschläge gemacht, woraus eine gewisse Stumpfheit der Nerven hervorgegangen ist. Unsere Frauen haben dadurch, daß man durch unsere pädagogische Literatur immer nur auf ihre Bestimmung hinarbeitete, auf die Tochter, auf die Confirmandin, auf die Braut, auf die Gattin, auf die Mutter, vergessen, jenes rein Weibliche, das sich durch alle diese Zustände hindurchziehen müßte, an sich selbst zu pflegen. Indem sie immer nur an die Zielpunkte denken lernen, vergessen sie

was zwiſchen ihnen in der Mitte liegt. Man kann bei ihnen ſogar eine gewiſſe Furcht wahrnehmen, dem unmittelbaren Drange der Natur, wie dieſe in uns wirkt und gewirkt wird, ſich hinzugeben, wie ich denn eine Frau kenne, die um keinen Preis es über ſich gewinnen kann, den Moment zu ertragen. Man denke ſich eine Ueberraſchung, eine Freude ſogar. Die junge Frau windet ſich unter dem, was ihr Schmerz und Freude verurſachen könnte, und ſucht, wie irgend möglich, beiden zu entfliehen. Als ſie einen Freund wiederſah, nach welchem ſie ſich Jahre lang geſehnt hatte, lief ſie in einen verſteckten Winkel des Hauſes und zitterte, weil ſie nicht die Kraft hatte, den Moment durchzuempfinden. Im Schmerze iſt ſie eben ſo ſchwach. Sie jammert nicht: das will ich nicht ſagen: aber ſie ſucht das Ernſte zu verleugnen, ſie klammert ſich an Etwas an, wovon ſie hofft, daß es zerſtreuende Kraft ausüben könnte. Sie iſt nicht mitten in dem, was ſie fühlt: und doch iſt ſie ein ganz herrliches Geſchöpf. Die Erziehung iſt hier an Allem Schuld.

Die Frauen unſerer Zeit ſcheinen es zu ahnen, daß ſo viele Begriffe und heilige Thatſachen von ihren Männern angetaſtet werden und haben zu der herrſchenden, etwas frivolen ſocialen Philoſophie der Zeit ein eigenthümliches ängſtlich-beklommenes Verhältniß. Sie wandeln am Rande eines Abgrundes, ihr weißer Saum flattert im Winde, ſie wandeln mit Angſt, weil ſie den Abgrund ahnen und ihn nicht ſehen. Es bemächtigt ſich unſerer Frauen oft ein eigenes ſinniges Nachdenken, das ſie in Strudel hineinreißt, von wo ſie nur durch die Liebe oder ihr Temperament wieder herauskommen. Unſere Frauen lieben, wenn ſie begabter Natur ſind, ſich mit den Männern in Zweifeln zu ergehen, die ihren moraliſchen Fond aufzehren könnten, wenn nicht die Frauen viel kälter wären, als wir uns einbilden. Ob ſich dieſe Erſcheinung, die Frau, die ſich dem Manne gleichſtellt, ſchon in den Sitten nachweiſen läßt, möchte ich nach einigen Beiſpielen noch nicht behaupten. Es ſind auch dieſe Beiſpiele mehr aus dem franzöſiſchen neuen Roman, als aus der Erfahrung hergenommen. Wenn Madame Dübevant in ihren Poeſieen Recht haben

ſollte, ſo iſt es nur inſoweit, als Madame Lelia Georg Sand ſelbſt iſt.

Machen wir, indem wir zu den Männern zurückkehren, den Schluß dieſes Kapitels damit, daß wir noch einige Fragen der Natur, der Moral und der Politik mit Rückſicht auf den Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts zu beantworten ſuchen.

Erſtens: Wie ſehen wir aus? Der jetzige Sultan wird beſonders deshalb von den Türken gehaßt, weil er den Ruf ihrer männlichen Schönheit vernichtet hat. Indem er den europäiſchen Kleiderzuſchnitt bei der Armee einführte und die weiten Gewänder und Beinkleider abſchaffte, ſtellte er plötzlich aller Welt die krummen aus- und einwärts gebogenen Beine dar, welche ſich bei den Türken durch ihre ſitzende Lebensart traditionell gemacht hatten, die aber Niemand geſehen hatte. Daſſelbe erlebte Europa, als es die Kleidertracht des achtzehnten Jahrhunderts abſchaffte. In den weiten, bauſchigen Gewändern der alten Mode hatte ſich Alles das verbergen können, was jetzt knapp, eng, jeder Kritik unterworfen daſteht. Die zuſammengeſchrumpften Gliedmaßen mußten ſich ſtrecken, dem Körper mußte eine vorzügliche Pflege zugewendet werden. Nicht blos Patriotismus, auch die Eitelkeit zwang uns, Turner zu werden. Vielleicht, daß das Ringen und Barlaufen doch den kleinen Mann in die Höhe bringt! dachte die Mutter, die ihr Söhnchen zu den Schülern Vater Jahn's ſchickte. Im Ganzen wurde auch der Wuchs ſchlank und ſtolz; doch fehlt es an Uebeln nicht, die in der alten Zeit weniger allgemein waren.

Es giebt zwei Siechthümer: eines der Armen und eines der Reichen. Das letztere fand zu allen Zeiten Statt und ſteigerte ſich nur in einer gewiſſen Beziehung, für welche ich keinen Namen, ſondern nur ein Beiſpiel habe. Geht in große Städte! Beſonders ſolche, die eine Separatverfaſſung haben. Merkwürdig, dort findet ſich eine eigenthümliche Verkrüppelung; nicht die Folge des Wohllebens, ſondern eine phyſiologiſche Folge, die ſich aus einer engherzigen Moral ergiebt. Wie bei den Juden dieſe Sitte ſtattfindet, ſo werden auch dort in den vermögenden Kreiſen die Heirathen aus einer und derſelben Familie geſchloſſen. Und ſelten das mit

heißer Liebe, faſt immer nach längſt vorangegangener Bekanntſchaft der ſchon gleichſam in der Wiege Verlobten. Da verliert die Frucht der Ehe die Zauberwirkung momentaner erſter Begegnung. Die Heirathen innerhalb der Verwandtſchaften vernichten die freie Ausbildung der Individualität; die Natur hat da nicht ihre volle Freiheit mehr und den Raum, ſich ſchöpferiſch und originell zu bewähren. So kommt es, daß z. B. in der reichen Stadt Hamburg ſo wenig körperliche Schönheit unter den Gebildeten zu finden iſt und daß man Schönheit dort unter den Elementen ſuchen muß, die vom Lande in die Stadt kommen. Die Ariſtokratie der Geburt iſt zuletzt diejenige, die ohne die Mesalliancen und den enormen Umfang des Gothaiſchen Kalenders nur Krüppel erzeugen würde. Dies ahnte die engliſche Gentry und hat ſich von je nach Heinrich's VIII. verwünſchtem aber originellem Beiſpiele aus den unteren Volksklaſſen in ihrem ſtockigen Blut wieder auffriſchen laſſen.

Allein auch die niederen Stände ſind von der Gefahr bedroht, die Conſiſtenz ihres Geſundheitszuſtandes immer mehr zu verlieren. Es iſt traurig zu ſehen, wie in Fabrikſtädten die meiſten Arbeiter ſchlank und ſchön gewachſen ſind, und wie ſie allmälig ein ſieches und mattes Anſehen bekommen. Die Kartoffel hat ſich zu dieſem Verderben hinzugeſellt. Denn, indem ſie das einzige iſt, was dieſe Menſchen erhält, iſt ſie auch dasjenige, was ſie tödtet. Man weiß, wie viel Blauſäure verhältnißmäßig die Kartoffel enthält und daß ſie Kräfte beſitzt, die auf das Malthus'ſche Schreckbild, die Uebervölkerung, einwirken. Mit der ſteigenden Zahl der Kinder vermindert ſich die Pflege derſelben. Durch die Kartoffel wurden ſie geboren, durch die Kartoffel werden ſie ſterben. Aus den Scropheln winſeln ſie ſich heraus, in hundert Uebel, welche die Folge derſelben ſind, hinein. Man vergeſſe dieſe Thatſache des Siechthums nicht, und wenn man die ſublimſten Ideen unſerer Zeit zergliedert! Sie folgt überall dem Geiſte des Jahrhunderts nach, ja ſie giebt ihm ein beſonderes Gepräge, ſteigert ihn ſogar. Je unzuverläſſiger der Leib iſt, deſto gieriger ſtrebt die Seele nach Entſchädigung. Das phyſiſche und materielle Elend iſt ein Uebel unſerer materiellen Zuſtände ge-

worden. Die Revolution und der Pietismus, beides ſind die extremen Folgen der im Volke verbreiteten materiellen Unzulänglichkeiten. Irgendwo muß es der Menſchheit wohl ſein, und ſo trachtet Alles nach bequemem Frieden, wenigſtens im Reich des Geiſtes, wenigſtens nach der Geſundheit der Vernunft.

Die Moral erbaut ſich über Dem, was der Körper anräth, zuläßt, verbietet. In dieſer Abhängigkeit oder Nichtabhängigkeit kann man bis zu einem Spiritualismus ſteigen, wo das Gefühl des Körpers beinahe verſchwindet. Die Moral der modernen Zeit, die ſich von der Religion getrennt hat, wird mehr oder weniger immer von Principien, welche egoiſtiſch ſcheinen, ausgehen. Denn Selbſtbeſtimmung, Selbſterziehung, Entwicklung des Ichs, darin gerade liegt jene moderne Bildung, welche die Menſchen unſerer Zeiten über ihre angeborenen Exiſtenzen emporhebt, zugleich aber auch das Heft ihrer Zukunft ihnen in die Hand giebt. Das Mittelalter hatte eine Durchſchnittsmoral. Sie beſtand mehr in leidendem Gehorſam, als in activer Freiheit. Dieſe Moral war daſſelbe, was die Religion war; ſie lehrte, wenn man ihr ein Princip ſubſtituiren will, die Entſagung als das nächſte Pflichtgebot. Man hätte dieſe Tugend noch nicht ſo ſchnell auf den Trödelmarkt ſchicken ſollen. Oder beſitzen wir ſie noch? Dann entſagte die alte Welt, weil ſie beſaß; die neue, weil ſie nicht erreichen kann. Jene wollte ſich des Stolzes entledigen, dieſe der Leidenſchaft. Jene brauchte, um ihr Ziel zu erreichen, ebenſo ſehr die Leidenſchaft als Mittel, wie dieſe wenigſtens das Eine, den Stolz, als Frucht ihrer Tugend ſich zu ſichern ſucht, wo dieſe noch beſteht. Die Heimath der Entſagung hat ſehr enge Grenzen bekommen.

Das egoiſtiſche Princip des vorigen Jahrhunderts hat ſich reiner bewährt, als ſich das ähnliche des unſrigen bewähren wird. Früher ſtrebte man nach einem philoſophiſchen, jetzt nach einem materiellen Eudämonismus. Man kann dagegen nicht ungerecht ſein, wenn man bedenkt, daß der alten Zeit die Exiſtenz weniger ſchwierig gemacht war, als der unſrigen, die ſich ſo viel mit den allgemeinen Intereſſen zu beſchäftigen hat. Unſer Egoismus von heute iſt in der That

die Folge eines Zwanges, eine Nothwehr, die uns ſchützen muß, unterzugehen in dem Meer der Maſſen und der tauſend Intereſſen, die ſich ſtoßen und drängen, und wo leider ſo oft nur derjenige ſiegt, der die meiſten Rippenſtöße austheilen kann. Wir würden uns höher erheben, wenn wir nicht von ſo tief unten anfangen müßten. Ich vertheidige den Egoismus der Zeit nicht; ich ſuche ihm nur eine günſtigere Beurtheilung zuzuwenden.

In Epiktet's Moral finden ſich zwei Gedankenreihen, die im Syſtem der ſtoiſchen Schule nur eine ſein ſollten. Die Ruhe des Weiſen iſt unleugbar eine Miſchung aus Stolz und Gleichgültigkeit. Wir ſind eben ſo unleugbar, trotz aller philoſophiſchen Moralſyſteme, die in unſerer Zeit aufgeſtellt worden ſind, im Allgemeinen, in der großen Praxis der Maſſe und der vorzüglicheren Individuen, die dieſe beſtimmen, weit mehr dem Stoicismus, als ſelbſt dem verwandten Chriſtenthum hingegeben. Das Chriſtenthum erleidet keine ſchlagende Anwendung auf die Geſchichte. Es belohnt den Menſchen wenig für ſeine Reſignation; denn iſt Demuth, die das Ende all' unſeres Strebens ſein ſoll, nicht eine neue Aufopferung? Der Stoicismus belohnt aber; denn der Stolz, auf welchen er hinſtrebt, iſt Erſatz für die Gleichgültigkeit gegen alle Dinge, deren ſich der Weiſe gleichfalls nur mit Preisgebung angenehmer Eindrücke berühmen kann. Individuen, die ſich ſelbſt bilden, die ſich iſoliren, werden immer auf den Stoicismus hinauskommen. Das achtzehnte Jahrhundert kannte dieſe Moral mit all' dem Stolz, der die Seele derſelben iſt. Und in der That, wir ſind ihr noch immer ergeben, wenn wir auch mehr ihr egoiſtiſches Princip gepflegt und ſtatt dem Stolze der Gleichgültigkeit gehuldigt haben.

Wenn es eine Folge der immer mehr um ſich greifenden Bildung iſt, daß man über ſeine Sphäre ſich zu erheben ſucht, ſo wird dabei die Moral immer mehr in die Enge kommen. Die geſteigerte Bildung ſteigert wiederum die Bedürfniſſe, und ſie auf dieſe oder jene Weiſe zu befriedigen wird man ſchon durch das „Ammenmährchen" des Gewiſſens wenig gehindert. Die Verbrechen nehmen, wie die

Criminalstatistik ausweist, mit steigender Bildung nicht ab. Im Gegentheil. Alles drängt sich nach oben und tritt schonungslos nieder, was ihm im Wege steht. Unsere heutigen Philosophen scheinen zu fühlen, daß die Verbrechen jetzt mehr durch einen Zug, der *in der Zeit* liegt, verübt werden, als durch individuelle Verdorbenheit. Aber das Mittel, das sie gegen dieses Uebel anwenden wollen, die *Milde* der Strafen, ist wahrlich wenig geeignet, dem Uebel Einhalt zu thun. Man sollte auf die Zeit selbst zu wirken suchen und ihr die gedankenlose materielle Tendenz zu nehmen suchen, eine Gier, die sich bedeutend mildern würde, wenn unsere Erziehung mehr für die wirkliche Welt leistete und wir schon in der Schule lernten, vom Leben nicht allzu große Hoffnungen zu hegen. Es giebt eine dunkle Parthie im menschlichen Gemüth, die sich, vielleicht durch den vorwitzigen Magnetismus beschworen, an's Tageslicht zu drängen sucht. Es giebt Manieen, die ganze Völker, ganze Stände ergreifen. Die Revolutionssucht, die sich bis zum Königsmorde in unseren Tagen gesteigert hat, ist eine Erscheinung, wo der Geist der Zeit nicht mehr zu wissen scheint, wo die Größe aufhört und das Verbrechen anfängt. Hier sehen wir, wie dringend eine Verbesserung unserer gesellschaftlichen Zustände Noth thut, da wir sonst in die Verlegenheit kommen werden, Thatsachen unserer bisherigen Moral über Bord werfen und Gefahr laufen zu sollen, von unseren Kindern ausgelacht zu werden, wenn wir ihnen sagen: Das ist weiß und das schwarz!

Man beobachte unsere Zeitgenossen und man wird finden, daß sie in einem Punkte Riesen und im andern Pygmäen sind. Klein sind unsere häuslichen Tugenden, klein ist alles Verdienst, das wir auf die Bildung und Veredlung unseres Herzens verwenden. Die Religion werden wir eben so wenig noch vertheidigen, wie wir nicht den Muth haben, sie zu verwerfen. Die aufgestachelten Partheileidenschaften nehme ich aus. Ich spreche nur von unserm Indifferentismus. Wir lesen sogar mit Vergnügen ein Buch und billigen es, wenn der Verfasser dafür bestraft wird. Das muß so kommen, wenn die Philosophen lehren: „Es giebt einen Gott, aber man kann sein Dasein nicht beweisen."

Die ſtille, ſanfte Wärme des Gemüthes iſt unſerer Zeit fremd. Dichter, die nur auf dieſe allein zu wirken ſuchen wollten, würden ziemlich einſam daſtehen. Wer aber die lodernde Flamme der Leidenſchaft zu ſchüren weiß, wer ſein Licht in jenen Zugwind ſtellt, wo man Fackeln haben muß, um ſie nicht vom Winde auslöſchen zu laſſen, dem folgt die jubelnde, ſchnell erregte Menge. Denn man muß eingeſtehen, daß Alles, was von energiſcher und origineller Moral in unſerer Zeit vorhanden iſt, von der Beziehung des Individuums zum Allgemeinen ausgeht. Haben wir Tugenden, ſo ſind es politiſche, oder, was daſſelbe ſagen will, polemiſche. Weiche Charaktere wurden ſtark, wenn ſie mit den Ereigniſſen in Berührung traten. Pépin, der Mitſchuldige Fieschi's, weinte Anfangs, als er vor'm Pairshofe ſtand, und rauchte hinausfahrend auf's Schaffot ſeine Pfeife. Die Situationen ſind ſchwieriger geworden in unſerer Zeit und da Selbſterhaltung unſer Princip iſt, ſo wachſen uns in ſchwierigen Momenten Schwingen, ſo daß aus Hänflingen Geier werden. Es iſt zuletzt der Enthuſiasmus der Ueberzeugung, der unſerer Zeit mit den Anfängen des Chriſtenthums und der Reformation eine Aehnlichkeit giebt. Wäre der Glaube, der unſere Zeit bewegt, ein gen Himmel gerichteter, wir würden bei unſeren Zeitgenoſſen ein noch weit größeres Entzücken, den Scheiterhaufen zu beſteigen, wahrnehmen, als wir ſchon jetzt knirſchende Ergebung und ſtille Freudigkeit bei denen antreffen, welche in den Gefängniſſen zurückgehalten werden ihrer Meinung wegen. Die Regierungen werden in Deutſchland nicht den Muth haben, religiöſe Reformbewegungen mit einem Machtgebot zu unterdrücken. Sie wiſſen, daß zwar nicht Religion, aber bedrohte Gewiſſensfreiheit uns zu Märtyrern machen kann.

Die heroiſchen Tugenden unſerer Zeit fangen in der Regel erſt dann an, wenn ſie gegen das Hergebrachte anſtoßen. Da wird, um mit Jacobi's berühmtem Worte im „Woldemar" zu reden, gelogen und betrogen, aber nach dem ſchönen Beiſpiel, wie Pylades log, als ſich dieſer für Oreſtes ausgab. Da wird gemordet, aber wie Timoleon mordete, als er die Tyrannen vertrieb. Da werden Eide gebrochen, aber wie

Arthur
(mit hervorbrechendem Schmerz).

Mein Vater! Armer Geiſt, der Du vor Dir ſelber fliehen mußteſt! Fliehen aus einer Welt, wo Du keine Stätte fandeſt! Der Erdgeiſt verjagte Dich, der Fluch unſers Blutes!

Holiday.

Daß ich die Urſache dieſer entſetzlichen Entdeckung wurde!

Arthur.

Nein, Eduard! Was Du thateſt, war mein Wille. Deinen Schwur, mir nichts zu verrathen, (ſchmerzlich lächelnd) brauchſt Du ja nicht zu brechen —

Holiday.

Ich bleibe bei Dir dieſen Abend — nur dieſen vor dem Tage des unglücklichen Gedächtniſſes!

Arthur.

Nein, nein — laß mir das Andenken an die finſtern Douglas, laß mir Sammlung über dieſe Räthſel der Natur! Mein Vater! Wenn ich einſt ſterbe, Eduard, und Alles hier Dein iſt, Du kluger Geheimnißergründer, ſage mir: wirſt Du den Pavillon zerſtören, Eduard? Wirſt Du?

Holiday.

Welche beſchämende Frage! Einen Tempel ſo ſchmerzlicher Erinnerungen!

Arthur.

O, dann iſt's gut! Künftiger Erbe der Douglas! Laß mir den Pavillon ſtehen: laß mir den Pavillon meines Vaters

Epaminondas seinen Eid brach, als er wider Pflicht und Befehl den Sieg bei Leuktra gewann. Da werden Dolche in die Brust gesenkt, aber wie Cato that und Otho, von denen der eine nicht die Schmach der Republik, der andere seine eigene überleben wollte. Bei solchen Gedankenverbindungen — nun wohl, auch in unseren Zeiten werden wir da unsere Väter, Brüder und Kinder geschäftig sehen, thätig, glühenden Auges; hier ist das Centralfeuer, von welchem aus unser Leben seine Wärme erhält. Hier hat das Jahrhundert keine Scropheln mehr, keine krummen Beine, ißt keine Kartoffeln, hungert nicht, siecht nicht; sondern da scheint Alles die Genüge und Fülle an himmlischer Kost zu haben und glaubt zu glänzen wie die Auserwählten des Herrn, die auf weißen Streitrossen in goldener Rüstung zum Kampf mit den Mächten der Finsterniß ziehen!

Dies sind die Menschen, wie wir sie brauchen werden, um das Gemälde unserer Zeit vollkommen zu entwerfen. Mit diesen Charakteren schuf sich Napoleon seine Welt, mit diesen wurde sie wieder zertrümmert. Mit diesen Charakteren kämpft die Positivität, die Diplomatie, die Wissenschaft. Kurz, man vergesse nie, daß die Menschen, die unser Jahrhundert beleben, zwar verschiedenen Ursprungs zu sein scheinen, daß sie sich aber, auch wenn sie eben noch in der Nachtmütze vor einem Glase Actienbier saßen, plötzlich in St. George verändert haben können, die uns wie Besessene zusammenreiten und mit denen kein Auskommens ist.

II.

Das Jahrhundert.

Wo beginnt unser Jahrhundert? Doch nicht etwa mit dem 31. December 1800? Oder wol gar schon bei der französischen Revolution oder mit Napoleon oder erst mit dem Wiener Congreß? Mit der Demokratie, mit dem Militair

despotismus, mit der Diplomatie? Welches war der Lenz und das damals gelegte Saatkorn unseres Jahrhunderts und welches werden seine Früchte sein?

Ich hasse die Sophistik, mit welcher Burke das große Ereigniß der französischen Revolution statt den Umständen den Menschen zurechnete; allein ich glaube, daß diese Revolution nur die Blüthe des achtzehnten Jahrhunderts war, die höchste Mittagshöhe, die ein schwüles Gewitter entlud und den Horizont so lange in graue Wolken hüllte, bis sich der Abend unmerklich in die Nacht verlor. Die französische Revolution gehört dem achtzehnten Jahrhundert an. Sie war die Erfüllung alles Dessen, worauf das achtzehnte Jahrhundert verwies. Sie war der Schluß eines labyrinthischen Periodens, der die verworrenen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts ausdrückte. Unsere Zeit emancipirt nicht zur Revolution, sondern aus der Revolution. Wir denken nicht mehr, um zu zerstören, sondern selbst unsere zerstörenden Gedanken sind nur dazu da, um aufzubauen.

Man muß sich nicht täuschen lassen von dem gräßlichen Contrast, wie die Geschichte Europas im achtzehnten Jahrhundert begann und wie sie endigte. Sie begann mit dem Pedantismus und der Steifheit, mit der Naivetät und dem Lächerlichen und endigte mit dem Pathos der entfesselten Leidenschaft, mit dem blutigen Schrecken der Guillotine. Dies ist ein Widerspruch, den wir nicht erklären könnten, wenn wir nicht wüßten, was zwischen dem Anfang und dem Ende gelegen hat. Die Unruhe des Geistes sowol wie die des Gemüthes lag dazwischen; der tiefe zweifelnde Verstand der philosophischen Spekulation eben so wol wie die frivolen Zweifel der Satire und des Witzes; eine Welt von gedankenloser Zerstreuung eben so wol wie eine Umwälzung in den bestimmten Absichten einiger dreisten Köpfe. Und dennoch ahnte Niemand von allen Denen, die das Holz herbeigetragen haben, um die Guillotine zu bauen, daß die Schrecken der Zukunft so blutige sein würden. Herr von Malesherbes ahnte unter seinen Rosen nicht, daß dereinst aus seinem Blut die Rosen der Freiheit sprießen würden. Ja selbst Rousseau, der so viel dazu beigetragen hatte, die Meinungen seiner Zeit, ich will nicht

ſagen, zu verwirren, ſondern ſie auf ein Fundament zu gründen, das mit den beſtehenden Verhältniſſen allerdings im Widerſpruche lag, ſelbſt Rouſſeau war ſo weit entfernt vom Gedanken an eine Revolution, daß er in ſeiner vortrefflichen Auseinanderſetzung der Ideen St. Pierres über den ewigen Frieden ſagen konnte: „Es wird ein großer Irrthum ſein, zu glauben, daß ſich der gewaltthätige Zuſtand unſerer geſellſchaftlichen Verhältniſſe einzig und allein nur durch Gewalt verändern könne und nicht auch im Gegentheil durch friedliche Hülfe. Auf welcher Stufe es ſtehen mag, ſo hat das europäiſche Staatenſyſtem doch ſo viel Solidität, daß es eine fortwährende Bewegung auch ohne völligen Umſturz aushalten kann.“ „Und,“ fügt Rouſſeau hinzu, „wenn unſere Uebel auch nicht aufhören ſollten, ſondern ſich vermehrten, ſo iſt doch jede große Revolution in Zukunft unmöglich.“ Dies ſchrieb Rouſſeau einige dreißig Jahre vor den Gräueln der Jakobiner. Die Dichter ſind nur rückwärts blickende Propheten. Sie entſiegeln was geſchehen iſt, nicht was geſchehen wird.

Wenn man nun bedenkt, daß im achtzehnten Jahrhundert Alles unwillkürlich und unbewußt darauf hinzielte, die Revolution zu erzeugen, ſo iſt es thöricht, anzunehmen, daß das neunzehnte Jahrhundert beſtimmt ſein ſollte, noch einmal eine ſolche Revolution zu reproduciren. Das achtzehnte Jahrhundert kam zur Revolution, ohne es zu wollen und zu fühlen; und wir, die wir mitten in der Agitation der politiſchen Leidenſchaften leben, die wir weit mehr in ein Syſtem der Unordnung als der Ordnung eingeführt ſind, die wir vergleichen können, welches die Extreme planloſer Verirrungen zu ſein pflegen, wir, die Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts, ſollten wiederum in Revolutionen endigen zu müſſen glauben? Das iſt eine unphiloſophiſche Anſicht unſerer Zeit. Es iſt nicht wahr, daß eine Tendenz zur Revolution in unſerm Jahrhundert liegt; im Gegentheil, was wir von revolutionären Beſtrebungen antreffen, iſt nur die ricochettirende Kraft der ehemals geworfenen Kugel, die zugleich nicht ſofort verglühen will. Die erſtaunlichen Ereigniſſe, die unſere Eltern erlebten, verhallen nach und nach, und dasjenige, was man für die

Abſicht einer Wiederholung derſelben zu halten pflegt oder was ſich ſelbſt dafür ausgiebt, kann man nur mit dem Echo eines vorübergegangenen Gewitters vergleichen. All' die Bewegungen, welche in Frankreich, Deutſchland, Spanien und Italien eine Wiederholung der alten Revolution zu beabſichtigen ſcheinen, ſind ſie etwas Anderes als natürliche Aeußerungen bei Völkern, die mehr als zwanzig Jahre hindurch vom Sturm der Zeit im Kreiſe gewirbelt wurden und (eine Nation gegen die andere) beinahe eben ſo lange die Waffen getragen hatten? Beweiſt die römiſche Geſchichte nicht auf jeder Seite, wie ſich die Armeen, wenn ſie geſchlagen oder als Sieger aus den Feldzügen heimkehrten, erſt allmälig zu beruhigen pflegten? Iſt denn ſelbſt die Julirevolution etwas Anderes geweſen, als der letzte Schlag eines Gewitters, die in der Natur oft vorkommende Erſcheinung, daß ſich ein zurückgebliebener Reſt elektriſcher Materie erſt in dem Augenblicke entzündet, wo der Himmel ſchon wieder zu blauen anfängt?

Nein, wir haben die Revolution überwunden; ſie iſt nur noch ein Schreckbild, eine Warnung, ein Hülfsmittel geworden, daß wir ſie citiren können, um zu zeigen, was wir *nicht* wollen. Ja, auch wir ſtreben darnach, die Kirchthürme den Privatdächern gleich zu machen, aber wir überſehen nicht, wenn wir dabei gegen die Geſetze der Proportion verſtoßen. Auch wir haben es mit den Hütten und Paläſten zu thun; aber wir machen dieſe einander nicht gleich, ſondern wir bemühen uns nur, eine anmuthige und ſchattige Allee zwiſchen beiden anzulegen. Mit einem Worte, wir nivelliren, aber nicht, um Alles gleich zu machen, ſondern um eine richtige, mathematiſche, die von Gott und der Natur gebotene Proportion zwiſchen Menſchen und Dingen herzuſtellen. Unſere Revolution beſteht darin, die Unordnung zu zerſtören, Harmonie und Ebenmaß in die geſellſchaftlichen Beziehungen zu bringen, Jedem gerade ſo viel zu geben, als er entweder tragen muß oder tragen will, wenn er es, darüber ſtellen wir gewiſſenhafte Forſchungen an, tragen kann. Wir werden uns leider oft der Form der Revolution bedienen müſſen, uns aber nie bereden, daß in ihr der eigentliche Inhalt derſelben liege.

Alles das werde ich weit klarer machen können, wenn

ich, so weit es geht, versuche, das Ziel zu bezeichnen, von welchem aus unsere Zeit dem schönen Traumbild „Zukunft" Raum geben wird. Man hat schon angefangen, sich von dem Jahrhundert, das auf das unsrige folgen wird, eine Vorstellung zu machen. Fast alle diese Vorstellungen kamen darauf hinaus, daß das zwanzigste Jahrhundert wahrscheinlich eine Zeit der Hyper-Culmination, der Hyper-Industrie, eine Zeit des absoluten Mechanismus sein dürfte. Zieht man das Märchenhafte ab von den Bildern, welche diese Vorstellung begleiten, so wird das Resultat darauf hinauskommen, daß das zwanzigste Jahrhundert so ziemlich nur eine Periode des Verstandes und keine des Herzens ist. Ich glaube sogar, daß sich der beklagenswerthe Dualismus unserer modernen Bildung wahrscheinlich in jener Zeit an unserm Wissen und Glauben, an unserm Leben und Sterben empfindlich rächen wird. Sehet Euch vor! Wenn noch eine Revolution kommen kann, so wird es nicht mehr ausschließlich die der Staaten sein, sondern all' Euer Denken und Trachten, all' Euer Meinen und Fühlen, all' Eure Existenz, all' Eure Kunst und Wissenschaft würde in sie hineingerissen werden. Und dies Alles möchte sich nicht einmal durch eine Vorbereitung oder irgend wie veranstaltete Propaganda ereignen, sondern der Zwiespalt wird das Unbehagen erzeugen, das Unbehagen wird aus Eurem eigenen Herzen kommen, und Euer Herz wird nur noch an sich allein denken. Ich sprach vom Dualismus. Welchen konnte ich meinen? Ich meinte den Dualismus unserer Bildung und unseres Lebens; den Zwiespalt dessen, was wir sind, und dessen, was wir wissen; die Entgegensetzung unseres künstlichen, höchst gesteigerten Idealismus und der Materie, deren Wegleugnung sie zum Trotz und zur Rache entflammen wird. Wissen und Leben sind nicht ausgeglichen. Selbst die Moral und die Religion verlieren ihre unmittelbare Berührung mit dem, was wir eigentlich sind, mit der Art, wie wir gehen und stehen. Denn wo ist wol jene Pforte, wo all' unser Wissen hinausströmen könnte im freien Zuge, über das Feld des Lebens, der Geschichte, wie es vom Augenblick bepflügt und besäet wird? Unsere Erziehung und unsere Wissenschaft gleicht noch immer einem chinesischen Ge-

bäude, wo sich ein Stockwerk über das andere erhebt, unten die Bauern, etwas höher die Handwerker, im dritten die Kaufleute, im vierten die Gelehrten, im fünften die Staatsmänner, im sechsten die Könige wohnen; statt daß sie ein freier luftiger Tempel sein sollte, zugänglich von allen Seiten, Jedem offen, der auf dem Altare opfern will. Ich lerne Herrliches und Treffliches aus dem Alterthum, aber ich brauch' es nicht auf der Stufe, welche ich in der bürgerlichen Gesellschaft einmal einnehmen werde. Ich höre, daß der Tod des Cato eine große That gewesen sein soll, und erfahre bald, daß man ihm bei uns das ehrliche Begräbniß würde versagt haben. Was der Stolz meines Herzens ist, das demüthigt wieder die Religion. Ich bin Mensch? Ich soll suchen Engel zu werden? Ich bin nichts von beiden und in meinem Himmel so unselig, wie der Verdammten einer. Ein Handwerker wird in seinem dreiundzwanzigsten Jahre von einem verschmitzten Volksverführer in Beschlag genommen. Sein Enthusiasmus wird von einer Seite erregt, wo seine geringe Bildung gegen Thorheiten nur eine schwache Schutzmauer entgegenstellen kann. Der Enthusiasmus ist das Gute an ihm. Warum ist der Mann in seinem dreiundzwanzigsten Jahre noch ein Kind, warum ist sein Genius nie angeregt worden, warum war er erst ein gedankenloser Knabe, warum erhielt er nichts, als den gedankenlosen Elementarunterricht, warum gab ihm der Priester nur die Traditionen des Glaubens, wie sie in einer knochernen Dogmatik festgesetzt sind, warum dämmerte das, was an ihm der innere Mensch ist, so lange in einem alltäglichen Zustande fort, bis sein guter, göttlicher Theil, der in seinem Herzen tief vergraben gewesene Enthusiasmus, erst von einem Intriguanten in Beschlag genommen wird, der ihn zu einem Kinde, zu einem Thoren und unglücklich macht? Hier, die Macht der socialistischen Phrase zeigt es täglich, ist eine Lücke in unserer modernen Bildung, die ausgefüllt werden muß, und wie wird man sie anders ausfüllen können, als durch eine radikale Verbesserung unseres Erziehungs-, Religions-, Unterrichts- und Staatensystems? Wenn sich eine Revolution denken läßt, so ist es eine unter diesem Gesichtspunkte der Erneuerung. Wenn

noch einmal ein Christus, ein Luther aufstehen sollte, so kann es nur der sein, der jene chinesischen Stockwerke der Gesellschaft einreißt und der Harmonie der Bildung und des Lebens eine Form giebt, die man nur mit den schönen, sanft in einander laufenden Linien einer antiken Säule vergleichen kann. Die Bildung muß mit dem allgemein Menschlichen beginnen, die Moral hinfort mit dem Enthusiasmus, die Religion hinfort mit dem sittlichen Stolz. Die Gelehrsamkeit muß mit allen unseren Existenzen ausgeglichen werden und nur insofern, als sie Philologie ist, das Separateigenthum einer Kaste bleiben. Es muß eine Fundamentunterlage für die Cultur einer Nation geben, die alle Menschen in dem, was sie für wahr, gut, schön, nützlich halten, ganz einander gleichstellt, so daß die Voraussetzungen und die später darauf gepflanzten beliebigen Ideen und Projecte bei allen stimmfähigen Individuen der Nation dieselben sind. Dann wird es nicht mehr möglich sein, daß die Menge vom Schwindel ergriffen wird, daß einzelne Charlatane auftreten und Anhang bei der blinden, ununterrichteten Masse finden. Separatismus und Conspiration sind unerhört, wo sich die Menschen in einer ebenbürtigen Reciprocität ihrer Ansichten und Bedürfnisse bewegen.

Gewaltthätigkeit ist jedoch auch hier nicht die Form, unter welcher meine Prophezeiung auftreten dürfte. Was ich vorhersehe, ist das Product einer unzufriedenen Mißstimmung, die jedoch, wenn sie sich mit dem Wunsche der Verbesserung äußern sollte, dann von Allen wird gefühlt werden. Was Alle dann wollen, das macht sich von selbst. Ich sehe voraus, daß die Sublimation unserer künstlichen Lebensformen nicht immer so fortsteigen wird. Nein, dieser Wettlauf des Geistes, den alle Nationen gegen einander anstellen, kann nur damit enden, daß sie den Athem verlieren und es wol fühlen, wie sie für den Körper auch etwas thun müssen, d. h. das Leben, die Allgemeinheit, die Nationalität. Mit dem Dualismus, der die Bildung des neunzehnten Jahrhunderts ist, werden wir gewiß kommen, daß wir den Zwiespalt endlich einsehen und nicht mehr ertragen können. Wir werden entweder das Leben nach unserer Bildung modeln oder die Bildung nach unserm Leben; wir werden entweder unsere Anstandsmeinungen, Sit-

ten, geſetzlichen Gewohnheiten gerade ſo einrichten, daß ſie die bloße Praxis unſerer theoretiſchen Bildung ſind, oder wir werden unſere theoretiſche Bildung trennen in Laien- und Tempelweisheit, in Weisheit für Einige und in Volksweisheit. Dasjenige, was zunächſt geſchehen müßte, wäre eine neue Begründung des erſten Unterrichtes der Jugend, des Unterrichtes in den Wiſſenſchaften, in der Moral und der ſehr zu verallgemeinernden poſitiven Religion.

Ich kehre auf unſer Jahrhundert zurück. Dort liegt das achtzehnte Jahrhundert, wir kennen es; dort das zwanzigſte, wir ahnen es. Jetzt, was liegt dazwiſchen? Dazwiſchen liegt eine Reaction und eine Beſtimmung. Die Erſtere iſt die, daß in ihr die Individuen wie allzu ſchnelle Roſſe am Zügel ergriffen und wieder zurückgeführt wurden in die lange Kette der Allgemeinheit, wo die Perſon in der Maſſe untergeht. Die Beſtimmung iſt die, daß im Univerſalismus ſelbſt das Individuum dadurch wieder anerkannt wird, daß es eine iſolirte Stellung erhält, dasjenige, was man die Specialität unſerer Zeit nennen könnte. Alle unſere Politik ſtrebt dahin, die Individuen in die Maſſe zurückzuſchleudern; aber die Bildung nimmt ſie wieder heraus und giebt ihnen eigenthümliche Signaturen. Die Intereſſen der Induſtrie, des Handels, der Wiſſenſchaft, verlangen ausdrücklich Specialität. Da nicht nur die Maſſe des Wiſſens nicht zu überwältigen iſt, ſondern auch nur das Ausgezeichnete durch eine auf das Einzelne ausdrücklich gerichtete Beſtrebung geſchaffen wird, ſo ſcheint die Specialität allmälig das Princip der modernen Cultur zu werden. Weil die Menſchen dieſer Zeit ſich in der Allgemeinheit mit dem Bewußtſein fühlen ſollen, ſo greift beſonders die conſtitutionelle Staatsform um ſich, deren vorzügliches Merkmal eben die innig verflochtene Ineinanderwirkung der Emancipation und doch wieder der geſetzmäßigen Unterordnung iſt. Faſt Alles wird durch Geſellſchaften, Aſſociationen, Abſtimmungen erreicht; ſtatt der mittelalterlichen Corporationen trete neue ein und verdeutlichen durch ihren Gegenſatz auf's klarſte den Charakter, den wir als den unſerer Zeit bezeichnen müſſen. Die Corporationen des Mittelalters fußten auch auf dem Princip der Aſſociation, hingen aber immer

von der Tradition, einer ſtarren, unverrückbaren Ueberlieferung ab. Die modernen Corporationen ſind zufällige, vom Staat unabhängige Verbindungen, die ihre Specialität gerade im Gegenſatze gegen den Staat zu behaupten ſuchen. Das Beſtreben unſerer Zeit, allgemein zu ſein und ſich doch zu zerſplittern, iſt ſo durchgreifend, daß wir für wunderliche Zwecke tagtäglich neue Verbindungen entſtehen ſehen. Ich leugne nicht, daß ich auch die Errichtung von Denkmälern zu dieſen manchmal fieberkranken Zwecken rechne. Manchmal ſcheint der Zweck nicht das Denkmal, ſondern die Vereinigung zu ſein, an deren Spitze zwei Krämer aus der Provinz ſtehen, ein Apotheker, der das Protokoll führt, und ein Zolleinnehmer, der ſich den Kaſſirer und Rendanten des großen Vereins nennt. Die Sucht nach Oeffentlichkeit hat ſich aller Klaſſen bemächtigt. Jeder will im Vordergrund der Tageschronik ſtehen. Der Luſtſpieldichter wird zum Culturhiſtoriker, wenn er zeigt, wie viel Eitelkeiten erſt befriedigt werden müſſen, um eine Hingebung an einen großen Zweck zu Tage zu fördern.

Der Trieb unſerer Zeit nach Conſtitutionalismus, der in jeder Beziehung das Jahrhundert charakteriſirt, entſpringt keineswegs ausſchließlich aus der Eiferſucht auf politiſche Macht und Berechtigung, ſondern noch mehr aus der Vorſicht, ſich über die Allgemeinheiten und Grundbedingungen unſerer Exiſtenz beruhigen zu wollen. Das Nivellement reißt zu gewaltſam und unwiderſtehlich um ſich, das einzelne Individuum rafft ſo viel Kraft zuſammen, als es braucht, um ſich in dem Strome der Verallgemeinerung ſein iſolirtes Intereſſe zu erhalten und irgend einen Standpunkt, den es ſelbſt gern einnehmen möchte, als dauernd zu fixiren; da muß es eine Regel, da muß es Dämme und Schutzwehren gegen den Individualismus geben.

Die erſte große Erſcheinung unſeres Jahrhunderts beweiſt die Richtigkeit dieſer Bemerkung. Die Revolution gebar aus ihrem Schooße einen Tyrannen, der dieſe bändigte. Napoleon ebnete dies zackige, hundertfach eingeriſſene Ufer der Revolution, wo eine lüſterne Begier des Individuums, ſein Ich an die Spitze der Ereigniſſe zu ſtellen, eine Reihenfolge der un-

glückseligsten Schiffbrüche hervorgebracht hatte. Napoleon stieg aus den Alpenklüften über die Straße des Simplon hinunter in die italienische Ebene, wo zum ersten Male der Krieg der Massen begann, die Partheien zu Armeen, die Armeen zu Völkern wurden. Es ist nicht schwer, von dem Auf- und Niedergang dieses historischen Meteors bis auf den heutigen Moment die allmälige Tendenz der Ereignisse zu verfolgen; wie sie alle darnach streben, zuvörderst Klarheit und Rechtmäßigkeit in den Völkerexistenzen zu begründen, ihnen sodann constitutionelle Hebel und Beruhigungen zu geben und dadurch den Rücken zu sichern, um jene Specialitäten der Industrie, des Handels, des Localgeistes und des erlaubten Egoismus eröffnen zu können. Den Massengeist, der unsere Tage charakterisirt, haben Napoleon's Kriege erzeugt.

Napoleon hat die Massen in Bewegung gesetzt und noch immer wird gestritten, zu welchen Zwecken? Seine Umgebungen, die ungeheuren Mittel, über die er gebieten konnte, die großartigen Schicksale, die von seiner Willkür und seinem Genie abhingen, die historische Atmosphäre, in der er lebte, erschweren es, dem Kern seiner kometarischen Erscheinung nahe zu treten oder mit der Sonde zu prüfen, wo des Mannes gesunde oder kranke Individualität begann. Es ist möglich, das Wunderbare im Leben Napoleon's zu erklären. Es ist aber nur Dem möglich, der über seine Phantasie mit einer so großen Kraft gebieten kann, daß er sich mitten in die Anschauung der Zeit versetzt, in welcher Napoleon aufleuchtet. Man kann nicht sagen, daß sich Napoleon Alles selbst geschaffen hat. Er verdankt dem 18. Brumaire, den von Anderen eingeleiteten Sturz des Directoriums, seine Zukunft; aber die Usurpation und der Muth dieses Tages wurde ihm erleichtert durch die allgemeine Stimmung. Hatte er diese geschaffen? Nein, nur benutzt. Man wird nie behaupten dürfen, daß sich Napoleon ein Kaiserreich aus dem Nichts schuf. Man kann die Mittelglieder an Personen und Begebenheiten verfolgen, die zwischen seinem Beginnen und dem Risiko desselben inne lagen; ja, man muß sogar sagen, daß er im Grunde nur den Muth hatte, eine Stelle wegzunehmen, die, wenn es nicht dieser von den Frauen gehätschelte und vorgeschobene Corse gethan hätte,

stehen — hörst Du — laß ihn stehen — nur den — nur den! Alles Andere sei Dein! Gute Nacht! (Ab nach rechts.)

Holiday (allein).

Die Würfel fallen! Am vierzehnten November bin ich Lord Douglas! (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

die Andern sich würden genommen haben. Mit einem Wort, das Piedestal seiner Größe hat Napoleon nicht gemacht. In Anschlag kann nur die Fähigkeit kommen, wie er seine Größe behauptete.

Die allgemeine Weltlage mit Beginn unseres Jahrhunderts war denkwürdig genug. Ein Staat im Vordergrunde, der sich über die blutigen Leichen seines Adels und Königs hinweg zur Republik umgestaltet, der mit seinen Siegestrophäen die mörderische Erinnerung seines Ursprungs ausgelöscht und bereits in Luxus und Mode wieder den europäischen geselligen Ton anzugeben begonnen hatte. Die Furcht, Paris zu besuchen, hatte sich gemildert. Die Zeit des Directoriums und Consulats war vielleicht üppiger, als die Ludwig's XV. Wenigstens verhüllte sie sich nicht, hatte weniger Vorurtheile und genoß mehr die Freiheit der Straße. Bei diesem ungehinderten Besuche der Hauptstadt Europas mußte sich im übrigen Europa eine stillschweigende Nachgiebigkeit gegen die gefährliche Neuerung ergeben, die ansteckend hätte werden können, wenn man nicht den Eifer gesehen hätte, wie die Republik wieder nach dem Glanze des Königthums zurückverlangte. Man konnte anfangen, sich mit dieser Republik in Güte abzufinden, und that es auch. Die diplomatischen Verbindungen der übrigen Staaten mit Frankreich hatten einen Anstrich von Zuneigung, der nicht völlig erheuchelt war; die dynastischen Interessen der Throne fingen an, sich über Frankreich zu beruhigen. Unter diesen Umständen entwickelte sich die Erscheinung Napoleon's, eines Mannes, dem darin, wie er geliebt wurde, als er stieg, und wie gehaßt, da er fiel, Wenige verglichen werden können. Napoleon wurde um so mehr der Zeitungsgott, da er seine Waffen nach Aegypten übertrug und dort für unsere Neugier, für unsere immer mehr sich entwickelnde Thaumatomanie oder Schaulust, Sensationsgier, Wunder verrichtete, die uns nichts kosteten. Als er später Oesterreich angriff, waren auch noch diese Kriege populär, da man wol wußte, daß Oesterreichs Enthusiasmus von England bezahlt wurde. Man übersehe nicht, daß diese Hingebung an den Modehelden nicht günstig für die Dynastieen wirken konnte, wenn auch Napoleon bald

aufhörte, politiſche Begriffe der franzöſiſchen Heimath, Freiheitsideen, an ſeine Fortſchritte zu knüpfen. Aber ſolange Napoleon's Individualität in den Vordergrund trat, ſolange er der Schwerpunkt ſeiner Verſuchungen des Glücks wurde, da war die Anziehungskraft, die er auf die Gemüther hatte, mächtig. Napoleon überwand nicht nur Völker, die ihn bewunderten, ſondern ſogar Armeen und Feldherren, die ſich's zur Ehre anrechneten, von ihm geſchlagen zu werden. Dieſer Enthuſiasmus hörte auf und erholte ſich erſt wieder, als Napoleon gefallen war. Man muß dieſe beiden Wendepunkte ſeines Geſchicks wohl beachten, weil wir uns auf dieſem Wege über die Ideen der Zeit am klarſten werden können.

Man achte darauf, daß es zunächſt nicht Patriotismus war, der ſich gegen ſeinen ſchwindenden Glücksſtern wandte, ſondern das Gefühl einer Täuſchung. Man hatte ſonſt durch ihn ſo viel Ideen gehabt, die für eine Niederlage tröſten konnten. Man freute ſich der Niederlagen, weil ſie dem alten verroſteten Syſteme des Staates daheim oder der Einbildung der Armeen gegönnt wurden. Erſt da begann die Empörung gegen den Sieger, als er ſeine Siege befeſtigen wollte. Napoleon, als Held angebetet, wurde verflucht, da er Eroberer wurde. Man hatte ihm verziehen, daß er Einzelne beleidigte, und empörte ſich, als er die Maſſen verachtete. Was die Ferne ſo zauberhaft hatte erſcheinen laſſen, das ſchrumpfte in der Nähe zu einer kalten, läſtigen Perſönlichkeit zuſammen. Napoleon's Vorſpann waren nicht mehr die Ideen. Er wollte nur den Zug des Dionyſius und Alexander nachahmen. Seine Siege hatten keinen Zweck mehr, als den, die Zahl derſelben zu vermehren. Napoleon brachte den Völkern keine Anknüpfungspunkte mehr. Er hatte ſeine Feldzüge ſchon bis zu den Feldzügen herabgewürdigt, die wegen Erbfolgen, Theilungen und Gleichgewichtsintereſſen geführt wurden. Das förderte einen Gegenſatz ähnlicher Art hervor. Und bei Alledem muß man geſtehen, daß derſelbe nicht aus dem Gefühl der nationalen Selbſtſtändigkeit hervorging, ſondern daß der Patriotismus erſt die Form für ein anderes Unbehagen wurde, das die Völker zum Kampfe gegen Napoleon entzündete. Selbſt bei den racheſprühenden Spaniern muß man ſagen,

daß der Gedanke, sich getäuscht zu sehen, erst den andern Gedanken, daß sich die Nation erheben müsse, erzeugte. Schweden, das sich einen französischen General zum Herrscher nahm, trat gewiß nicht aus internationaler Idiosynkrasie gegen Napoleon auf. Nur Deutschland schien den Namen des Vaterlandes rächen zu wollen. Deutschland steckte am begeistertsten diese Devise auf und es mußte auch die innerste Thatkraft der Nationalität beschwören, weil es seiner Zersplitterung wegen sonst wenig vermocht hätte, weil die Vaterlandsliebe seine einzige Waffe war, und weil es zuletzt sein Alles in die Schanze schlagen mußte, um nicht die Schande zu erleben, daß es von der russischen Hülfe wäre überflügelt worden.

Wenn ich beweise, daß die Nationalität keineswegs der ausschließliche Gedanke unserer Zeit ist, so will ich nicht in Abrede stellen, daß man glänzend und bis zur Begeisterung über diesen Gedanken reflectiren kann. Die Idee aber, welche die Völker mit Freiheit, Humanität, mit Fragen des Jahrhunderts, ja leider sogar mit den egoistischen Interessen der Existenz verbinden, haben sich die Nationalität unterwürfig gemacht. Die Corporationen der alten Zeit leisteten mehr als unsere Specialitäten. Jene ließen auch bei den untergeordneten Ständen unmittelbare Bezüge auf den Staat und die Nation zu, ihre Existenz war mit der des Staates unmittelbar zusammenhängend. Gegenwärtig ist das Staatsgebäude so sehr Vernunftsabstraction geworden, daß die sogenannten Constitutionen kaum noch aus historischen Anfängen entwickelt, sondern von allgemeinen Principien der Doctrin hergenommen werden. Das Gefühl der Nationalität schwindet und macht einem Universalismus Platz, der, wie derselbe schon in unsere Bildung eingedrungen ist, auch unsere bürgerlichen Verhältnisse umgestaltet. Unser Jahrhundert ist hiedurch zwar um ein Vorurtheil ärmer, aber es ist auch schwächer und in einem gewissen Betracht unpoetischer geworden.*)

*) Spätere Anmerkung. Die Erfahrungen, die wir auf der Höhe des Jahrhunderts mit dem Nationalitätsprincip gemacht haben, widerlegen die obigen Behauptungen. Doch warte man das Ende des Jahrhunderts ab.

Merkwürdige Umkehr! Napoleon stürzt, der Bellerophon trägt ihn über die schwankende See, ein weit entlegenes Eiland trennt ihn vom Schauplatze seines Ruhmes; Napoleon auf St. Helena wird eine Ursache der allgemeinen Verwünschung Englands, ja England selbst stimmt in den Ausbruch einer Theilnahme mit ein, die mit dem früheren Haß seltsam contrastirte. Der Tyrann wird der Held der Dichtkunst, gepriesen wie der größte Wohlthäter der Menschheit, er, der Gefährlichste unter den Menschen, wird ihr Größter genannt! Man kann nicht sagen, daß hier allein die Großmuth obwaltete und daß man einem kranken Löwen vergeben konnte; das wäre ein Gefühl gewesen, das den Fürsten und ihren Rathgebern gut gestanden hätte; das Volk übte eine andere Gerechtigkeit, die poetische. Es sah nicht einmal mehr den Gefangenen in Napoleon, sondern den Todten. Die Täuschungen, welche die Folge der gegen Frankreich gerichtet gewesenen Kämpfe waren, die Täuschungen, welche Frankreich sich selbst gestehen mußte, ließen das Unrecht Napoleon's vergessen, man legte seiner Erscheinung eine weltgeschichtliche Bedeutung bei, ja trug sich noch lange Jahre, wie beim Tod Christi, mit seiner Wiederkunft. Bei Varna und Adrianopel im Russenkriege wollte man einen untersetzten Mann erblickt haben, im grauen Rock und dreieckigen Hut, der die Kanonen der Türken richtete. Auf mancherlei Weise sollte er wiedererscheinen. Man hielt ihn nur noch für einen Helden der Freiheit oder hoffte doch, daß er die Dinge wenigstens besser machen würde, als sie wieder nach der Restauration gemacht wurden. Als dann die Julirevolution ausbrach, sprach man keine besondere Sehnsucht mehr nach ihm aus.

Es ist bemerkenswerth für unsere Zeit, daß sich die Thatsachen so bald nach den Gesichtspunkten modeln, nach welchen wir sie gern beurtheilt sehen möchten. Im Alterthum war der Tod des Cäsar der Tod des Cäsar, es gab nur eine und dieselbe Beleuchtung des Factums. Welche Masse von Gesichtspunkten, Schlußfolgerungen, Voraussagungen entstand aus dem Selbstmord Canning's! Das Politikastern hat Napoleon auch aufgebracht. Denn als es hieß, er wollte England in Hinterindien angreifen, so verwirrte er alle geographi-

schen Begriffe im Kopf des gemeinen Mannes. Ich kenne einen vernünftigen Mann, der sich nicht ausreden läßt, Louis Philippe sei der größte Republikaner. Er suche nur deshalb Algier zu colonisiren, um seinen Kindern ein neues Königthum zu hinterlassen, wenn Frankreich eine Republik werden sollte. Ein Whigreformer hat von den Hustings in Betreff der Sclavenemancipation folgende Deduction aufgestellt: „Die Sclaven frei machen, heißt, Euch zwanzig Millionen aus der Tasche nehmen; aber ich sage Euch, Ihr zahlt sie nicht, Jonathan (Nordamerika) zahlt sie. Die Sclaven frei machen, heißt, in die Vereinigten Staaten den Brand der Empörung werfen. Dort wird kein Sclave mehr arbeiten wollen, weil man auf unseren Colonieen nicht mehr arbeitet. Was ist Jonathan ohne die Hetzpeitsche? Sein Handel geht zurück. Ihr legt hier zwanzig Millionen zu fünfzig Procent an. Also seht, man muß eben so klug, als menschlich sein." Das ist die Metapolitik, die das Volk fesselt. Die Socialisten verstehen es, dem wahren Zusammenhang der Dinge beizukommen.

Die beiden Hauptspaltungen, in welche unsere öffentlichen Begriffe getreten sind, kommen daher, daß man sich über die Kräfte nicht verständigt hat, durch welche Napoleon gestürzt wurde. Welches Europa triumphirte bei Leipzig, bei Waterloo? Das Europa vor oder das nach der französischen Revolution? War Napoleon nur eine Person, d. h. der Ehrgeiz? War er eine Nation, d. h. der Uebermuth? War er ein Begriff, d. h. war er die Revolution? Von hier aus gehen die Mißverständnisse, welche bis zur Julirevolution die Geschichte des ersten Drittheils unseres Jahrhunderts bezeichnen. Ueber die Theilung der Beute erzürnte man sich. Rußland und Oesterreich vertraten das Europa vor der Revolution gegen die Revolution, Spanien und Deutschland die Revolution gegen den, der sie gebändigt, aber auch entstellt und tyrannisirt hatte. Der Aufschwung Deutschlands war der einer historischen Wiedergeburt, die aus dem Ohnmachtsleben seiner Reichsverfassung thatkräftiger und wahrhaftiger erlöst sein wollte, als dies durch Napoleon's Rheinbund geschehen war. Das Spanien, das gegen Napoleon kämpfte,

war daſſelbe, das ſich die Conſtitution von 1812 geben wollte. Dieſe Elemente waren gleich der Revolution und wollten dieſe an Napoleon rächen; ſie waren noch höher als die Revolution, weil ſie ſich von der Anarchie befreiten und nach Geſetzen ſtrebten. Beide Nationen hätten ihren Fürſten die Bedingung ihres Mitkampfes gegen Napoleon aufſetzen ſollen. Sie waren zu gutmüthig, es ſchriftlich zu verlangen.

Das Mißtrauen, das ſeit dem Jahre 1815 bis 1830 die europäiſche Geſellſchaft erfüllte, gab dieſer Periode einen melancholiſchen und zum Rückblick wenig reizenden Anſtrich. Man wird wenig Zeiten in der Geſchichte finden, welche mit der ſogenannten „Reſtaurationsperiode" verglichen werden könnten. Die edelſten Abſichten wurden damals verkannt, die edelſten Kräfte unnütz verſchwendet. Was benutzt werden konnte, blieb unangerührt liegen. Es gebrach ſowol an Einheit der Beſtrebungen, wie an dem Sonnenſchein einer heitern und unbefangenen Stimmung. Es iſt eine eben ſo kahle Epoche, wie die gleichzeitige des vorigen Jahrhunderts, wo ſich Europa im Süden durch den Erbfolgekrieg und im Norden durch Peter und Karl erſchöpft hatte und bis zum Regierungsantritt Friedrich's II. von Preußen eine allgemeine Apathie auf den Gemüthern laſtete, eine Apathie, wo weder in der politiſchen Welt, noch in der literariſchen und wiſſenſchaftlichen irgend Außerordentliches geſchaffen wurde. Man wird zugeſtehen, daß auch in unſerm Jahrhundert, ſeit dem Sturze Napoleon's, wenig Glänzendes das Auge geblendet hat, weder auf dem Schlachtfelde, noch in Kunſt und Literatur.

Auf die Reſtauration laſſen ſich zwei Bezeichnungen anwenden, die ſich nur ſcheinbar einander aufheben. Sie war eben ſo eine Zeit der Gährung, wie eine der Stagnation. Sie war ein Uebergang und drückt zugleich etwas völlig Abgeſchloſſenes aus. Dieſe fünfzehn Jahre ſind der Sauerteig unſeres Jahrhunderts. Sie bilden ein wirres Chaos von Licht und Finſterniß, von Freiheit und Gewaltthätigkeit, von Ohnmacht und Kraft. Da ſie aber Alles enthielten, ſo enthielten ſie Nichts und ſanken machtlos in ſich ſelbſt zuſammen. Eine europäiſche Geſchichte der Reſtauration würde eine eben ſo unerquickliche, wie lehrreiche Aufgabe ſein. Ein Franzoſe

kann, ein Deutscher darf sie noch nicht schreiben, und vom Engländer fürchte ich, daß er weder alle Materialien beisammen hat, noch die Tiefe des Gegenstandes zu erschöpfen weiß.

Ein Begriff, mit welchem man heute nicht mehr alle Beziehungen des öffentlichen Freimuths erschöpfen würde, der aber der zweite Factor und der gefürchtete Feind der Restaurationsperiode war, ist der Liberalismus, unter dem man mehr als Freisinnigkeit und weniger als Neuerungssucht verstehen muß. Der Liberalismus war auf Grundsätze gebaut und konnte einer Religion gleich geachtet werden. Er enthielt Anknüpfungspunkte an die Herrschaft der Fürsten, ob er gleich dieselbe, wie sie war, verwarf. Der Liberalismus nahm Vernunft an und ließ mit sich unterhandeln. Allmälig verlor sich seine politische Farbe. Da er zu viel gesellschaftliche Theorie in sich aufnahm und mehr eine Stimmung des Gemüths, als ein Princip der Handlung wurde, so konnte es nicht fehlen, daß seine Ausbreitung in dem Grade zunahm, als sich seine Thatkraft verringerte. Wer macht nicht jetzt auf den Liberalismus Anspruch? Man frage die Doctrinäre, ob sich diese nicht für eben so liberal halten, wie der Tiersparti? Und die Parthei der Republikaner, was sie wieder vom Tiersparti urtheilen? Sogar einige Fürsten haben angefangen in Liberalismus zu machen, wie ich nur auf einen deutschen Standesherrn, den Herzog von Utopien, zu verweisen brauche. Er liest nur radicale Journale, er hat keinen Bedienten, sondern nur Freunde, die ihn bedienen. Sie besuchen ihn des Morgens im Frack, unterhalten sich ein wenig mit Ihrer Hoheit und werden dann höflich ersucht, ob sie ihm nicht vielleicht das Frühstück aus der Küche holen wollten. Der Herzog hat dabei stets eine Entschuldigung als Motiv seiner Bitte. „Ich bin noch nicht angekleidet, Herr Neumann," heißt es. „Sie sind ja gerade auf den Beinen, Herr Walter! Machen Sie mich zu Ihrem Schuldner, lieber Jonas, u. s. f." Wenn der Herzog ausfährt, so sind Kutscher und Bediente sozusagen seine jüngeren Brüder, die neben ihm sitzen, die Peitsche führen und den Schlag nur deshalb aufmachen, weil sie gerade den Vorsprung haben.

Der Herzog hat, weil es ihn beunruhigt, vorn einen Kutscher auf dem Bock sitzen zu sehen, sich deshalb auch für den Winter zu offenen Wagen bequemen müssen, weil anders sein Freund nicht neben ihm sitzen kann. Man hat schon oft gefürchtet, daß Se. Durchlaucht bei strenger Jahreszeit lediglich aus Demokratie erfrieren würde. Die Herzogin ist nicht von besonders hohem Stande, aber sie hätte doch darauf Anspruch, da sie die herzogliche Würde durch ein enormes Vermögen, das sie dem Herzog zubrachte, erkaufte. Allein ihr Gemahl ladet ihr Theevisiten ein, wo die Weiber erscheinen, von welchem das Geschirr, das auf dem Tische steht, gekauft wurde. Seine Kinder, die nachgerade zu wachsen anfangen, sind nicht ohne Unterricht; aber sie erhalten ihn nur, weil sie „einst ihr Brod selbst verdienen" sollen. Der älteste, der junge Graf Hans, wurde bei einem Tischler in die Lehre gegeben. Doch soll er alle Jahre ein anderes Handwerk erlernen, damit er den Sultan, der nur eins versteht, zu übertreffen vermag. Man ist noch immer nicht darüber beruhigt, ob nicht der Vater doch noch einen seiner oft ausgesprochenen Lieblingswünsche in Erfüllung bringen wird; nämlich der herzoglichen Würde zu entsagen und Fabrikarbeiter zu werden. Seine Gattin wird kein anderes Mittel wissen, als eine Adresse an ihn mit Unterschriften bedecken zu lassen, worin ihm die Arbeiter für seinen Entschluß danken, ihm aber ernstlich anrathen, ihrem Verdienste lieber zuweilen eine Zulage zu geben, als diesen zu verringern durch seine gewiß unentgeltliche Concurrenz. Den Herzog in ein Narrenhaus zu sperren, wird sich nicht machen, weil in diesem Falle ein Aufstand des Volkes zu befürchten steht. Nur die Schauspieler sind nicht gut auf den Herzog von Utopien zu sprechen. Der liberale Mann spielt selbst vortrefflich Komödie. Die Schauspieler mögen nicht leiden, daß man zeigt, bei ihrer Kunst käme es zunächst nur auf den Muth dazu an.

Märtyrer des Liberalismus waren nicht etwa in England Thistlewood oder die Verschwörer, welche die Bourbonen hinrichten ließen, oder die unglücklichen Tugendbündler und „Demagogen" in Deutschland. Alle diese Opfer der Politik und ihres eigenen Willens handelten im Auftrage anderer, von

verschiedenen Zeitabschnitten abstrahirter Theorieen und haben dem eigentlichen Ziel des Liberalismus mehr geschadet als genützt. Der Liberalismus schließt nie das gesetzmäßige Verfahren aus. Er ist nur eine Methode, eine Anschauungsweise, eine Emanicipation des Herzens und Verstandes. Bestimmte Zielpunkte, die in diesen oder jenen fertigen Einrichtungen bestehen, hat er noch wenige. Vorläufig haßt er allen Geistesdruck, allen Egoismus in Sachen der Religion, Politik und Moral. Er spricht für die Befreiung der Industrie von den sie drückenden Lasten, er befördert den Volksunterricht, schwärmt über die Theorieen der Armuthsverminderung; er emanicipirt die Juden, die Katholiken, die Sklaven. Der Liberalismus ist mit einem Wort die Philanthropie des vorigen Jahrhunderts, nur mit dem Firniß unserer Zeit, mit der Bestimmung für die uns wohlbekannte Jetztwelt. Die Philanthropie tröstete, der Liberalismus befreit. Jene machte die Armuth erträglich, dieser will sie ganz abstellen. Der Liberalismus ist freudiger, schneller zur Hand, als die Philanthropie des vorigen Jahrhunderts, die sich zu lange bei den Thränen aufhielt. Diese beschäftigt sich mehr mit dem Menschen, jener mehr mit dem Bürger. Diese entschuldigt, jener klagt an. Es ist zwischen beiden eine Proportion, die sich mit der Ungeduld der zunehmenden Zeit selbst steigerte. Was früher nicht befriedigte, muß jetzt erzürnen, nachdem so viel Zeit vorübergestrichen ist, ohne daß es abgeändert wurde. Der Liberalismus ist der Schmuck unseres Jahrhunderts, das Kleinod, das im Herzen zahlloser gewesener und kommender Individuen gelegen hat und liegen wird. Natürliche vernunftgemäße Freiheit des Menschen! Großes Wort, das mit Flammenschrift über dem geheimnißvollen Tempel aller zukünftigen Zeiten leuchten wird. Von diesem Worte wird die Zeit nicht einen Buchstaben lassen. Es ist die moralische Luft, die man athmen muß, um sich in Zukunft noch als Mensch zu fühlen. Wo ist die Philosophie, die hier verdunkeln, wo die Tyrannei, die hier tödten kann? Das Dunkel wird hier immer nur Dämmerung sein und dem Tage weichen müssen; der Tod ist hier nur Verwundung: das kann nicht sterben, was die Heilkraft, die Genesung selbst ist. Ob auch die Sonne, sagte ein

sterbender Patriarch des Orients zu seinen Söhnen, den trüben Glanz des Mondes annehmen möge und die Erde wie das Laub des Waldes zittere: eine Wahrheit wird nicht untergehen, die, daß zweimal zwei gleich vier ist!

Der gute Greis! Er hat Recht; aber wenn er in unsern Tagen lebte, wer weiß, ob er seines Glaubens noch so felsengewiß wäre. Er kennt den Doctor Thomasius nicht, einen Nachbar, den ich nur mit seinen Taufnamen nennen sollte, weil er selbst daran zweifelt, ob sein Vatername der rechte sei. Dieser Gentleman hält Nichts für gewiß, aber Alles für wahrscheinlich. Er ist auf diese wunderliche Vorstellung erst seitdem gekommen, daß er sich mit der Physik zu beschäftigen angefangen hat. Die Metamorphose des chemischen Processes verwirrte seine Begriffe. Besonders erhielt seine gesunde Vernunft in dem Augenblick einen empfindlichen Stoß, wo er hörte, daß der menschliche Körper in jedem Moment ebenso sehr nicht da sei, als er da sei, daß er fortwährend sich verzehre und sich wieder ersetze, kurz, daß er ein Conglomerat von zahllosen kleinen Atomenkügelchen wäre, die nur den Schein des Zusammenhanges hätten. Nun kommt er sich stündlich als noch nicht fertig geworden vor, hat seine Person von gestern manchmal verlegt und kann sie heute nicht finden; alle seine Begriffe sind in eine solche Unbestimmtheit übergegangen, daß er in einer überheißen Stube vor Frost zittert und mit seiner ständigen Devise „Nichts Gewisses weiß man nicht," die ausgemachtesten Dinge in Abrede stellt. Weil er alle Dinge für möglich hält, so streitet er allen ihre natürlichen Eigenschaften ab. Er würde es auffallend finden, wenn Jemand daran zweifelte, daß in Zukunft die Jahreszeiten mit einander umkehren. Er beweist uns in seiner Art die Möglichkeit, zwischen den Frühling und den Sommer den Winter einzuschieben, und kommt dann gewöhnlich nach solchen Behauptungen auf die Phrase zurück, daß doch bei Gott nichts unmöglich sei. Wer verbürge uns denn, daß die Kalender richtig wären? Unsere großen Erfindungen gaben dem Doctor Thomasius nur das Recht, im Geist noch weit größere zu machen. Ein Zeitalter, das die Dampfschiffe und Eisenbahnen, die Taubenposten und die Schnellpressen erfunden hat, kann bei ihm Alles

Dritter Aufzug.

Im Hauſe des Doctor Scott.
Das Zimmer aus dem zweiten Akt.

Erſter Auftritt.

Scott. Jenny (eintretend rechts vom Schauſpieler).

Scott.

Nein, nein, es darf nicht ſein — wir müſſen es zu verhindern ſuchen.

Jenny.

Geſtern nach dem Beſuche der Londoner Herren war ſie in einer grenzenloſen Verwirrung. Heut früh machte ſie mir ihren Entſchluß abzureiſen bekannt und nun den ganzen lieben Tag haben ihre Mädchen und Bedienten wieder zu ordnen und zu packen. Morgen in der Frühe will ſie uns verlaſſen.

zu Stande bringen. Sagt man ihm: Wollen Sie heute bei mir diniren? so antwortet er: Ich komme zum Abendessen! Er glaubt, meine eigentliche Absicht errathen zu haben. Er hat die Gewohnheit, nichts einfach zu verstehen, sondern hinter Allem etwas Verstecktes anzunehmen, das zu errathen er sich für gescheidt genug hält. Sagt man zu ihm: Guten Tag, Herr Doctor, so denkt er, man will ihm eine Falle legen, und fragt: Wie verstehen Sie das?

Das Zeitalter gleicht diesem unausstehlichen Alles-Anzweifler auf ein Haar. Daß zweimal zwei vier giebt, ist keine unumstößliche Wahrheit mehr in unsern Tagen. Wir werden uns hüten, denken wir, alles den frühern Jahrhunderten zu glauben. Jedes Ding muß zwei Seiten haben, die wahre, die einflußreiche ist die verborgene. Diese Spitzfindigkeit ist von unsern Meinungen auf unsere Sitten und von diesen sogar auf die Künste und Wissenschaften übergegangen. Hat die neuere Gelehrsamkeit nicht die einfachsten Thatsachen umgestoßen? Welche Conjecturen haben nicht die alte Geschichtsforschung verdrängt? Die Götter und Heroen, deren Thaten sich unserem Gedächtnisse einprägten, haben sich in Collectivnamen für ganze Zeiträume verwandelt! Lykurgus ist nicht einmal mehr jener große Gesetzgeber, dessen Weisheit man den modernen Constitutionsverfassern vorhalten konnte, sondern eine Zusammenfassung von Gesetzen, die Personification einer Zeitperiode. Die Philologie, die Naturwissenschaft, „ach! und leider auch Theologie", haben sich einer Zweifelsucht hingegeben, die selbst für unsere mißtrauische und ungläubige Zeit noch über das schon Gewohnte hinausging. Daß Homer nicht gelebt haben soll, nun ja, damit fing ja unser Jahrhundert an. Aber Homer's Iliade ist für eine Allegorie erklärt worden, ein physikalisches Lehrgedicht, wo die Griechen das Eisenoxyd und die Trojaner das Wasserstoffgas repräsentiren sollen. Andere haben den Inhalt der Odyssee aus der Bibel beweisen wollen; Andere wieder die Bibel aus den Religionssystemen, die unsere Missionarien aus Calcutta zurückgebracht haben. Die Geschichte der römischen Könige hat der große Niebuhr in eine Fabel verwandelt. Wenn das so fortgeht, werden wir in Milton's verlorenem und wieder gewonnenem Paradies

bald nur noch die allegoriſche Darſtellung eines Handelsfalliſſements ſehen, in Pope's „Menſchen" eine Theorie der Algebra; in Goethe's Egmont ein poetiſches Handbuch der Technologie. Warum letzteres? Weil ſo viel Schneider und Handſchuhmacher darin vorkommen.

Die abenteuerlichen und wunderlichen Vorſtellungen, die in den Köpfen der Zeitgenoſſen wohnen, entſpringen aus der geringen Antheilnahme derſelben an den Ereigniſſen, die mehr oder weniger immer noch zu ſehr in den Händen der Machthaber liegen. Oder, um gerechter zu ſein, es war die Reſtaurationsperiode, wo die Gemüther, dem öffentlichen Leben abgewendet, ſich an die Annahme der widerſinnigſten Behauptungen gewöhnten. Wenn die Bürger nicht mehr die Volksverſammlung beſuchen, ſo werden ſie auf den Gemüſemarkt gehen, in die Ringſchule, auf die öffentlichen Spaziergänge und werden den Sophiſten in die Hände fallen. Alle reactionären Maßregeln rächen ſich. Sie wollen die politiſche Beweglichkeit zügeln, aber die Spannkraft iſt bald hin, die nicht in Thätigkeit geſetzte Maſchine roſtet. Wo zwiſchen Regierenden und Regierten kein vertrauensvoller und ſich wechſelsweiſe bedürfender Verkehr ſtattfindet, laſſen die Springfedern bald nach, die das öffentliche Intereſſe allein ſtraff und elaſtiſch zuſammenzuhalten vermögen. Der politiſche Indifferentismus iſt noch gefährlicher, als der religiöſe. Der letztere kann wenigſtens mit einer Moral verknüpft ſein, die, weil ſie Niemanden betrügt und Niemanden beſtiehlt und überhaupt noch keinen Mord begangen hat, ſich immer noch für hinreichend himmelswerth halten kann. Allein der politiſche Indifferentismus, ſelbſt wenn ſich dieſer in den Schranken des polizeilichen Gehorſams hält, frißt und nagt wurmartig am Staatsgebäude und macht den Unterbau deſſelben ſo morſch, daß es Wind und Wetter nicht mehr ertragen kann. Warum ſank Spanien von einem ſo hohen Gipfel des Ruhmes und der Macht herab? Weil der Begriff der Oeffentlichkeit in dieſem Lande erſchlafft war, weil eine Wechſelſeitigkeit des Thrones mit dem Volke weder im Guten, noch im Böſen (ſelbſt Kampf gegen das Volk belebt das letztere mehr als Indifferentismus) verſucht wurde. Italien und Deutſchland würden die-

ſelbe Blöße geben, wie jetzt die pyrenäiſche Halbinſel, wenn dieſe Länder nicht den Vortheil gehabt hätten, daß ſie in ſich zerſplittert waren und auf dieſem Wege nicht ſo durchgreifend und maſſenhaft verfallen und verfaulen konnten. Und doch — die ſüddeutſchen Fürſtenthümer waren die ohnmächtigſten bis auf die franzöſiſche Revolution, und in ihnen offenbarte ſich der Indifferentismus am beklagenswertheſten, in ihnen traf Napoleon weder National- noch Territorialgefühl an.

Die reactionären Maßregeln rächen ſich ſogar in dem Guten, was ſie zu bewirken ſcheinen. Wenn künftig in der Politik ſtatt Perſönlichkeiten nur noch Ideen gelten ſollen, wenn den unſichern parlamentariſchen und mehr oder weniger auf Individualität zurückkommenden Gang der Staatsmaſchine eine, wenn auch noch ſo geregelte Büreaukratie erſetzen ſoll; ſo wird ſich das thatkräftige, energiſche, an der Oeffentlichkeit, wie am eigenen Körper betheiligte Intereſſe der Bürger bald verlieren. Der Staat wird eine Domäne, die Bürger werden Kronbauern. Pachter oder Herr, Dieſer oder Jener, das wird dem Dienenden gleichgültig. Ein Augenblick der Gefahr ſteht dann vor dem Thor, die Hülfsmittel der Büreaukratie, das ſklaviſch geſchulte Militär ſind erſchöpft, geſchlagen: wo dann anpochen? Wo neue Kraft hernehmen? Wo Opfer, Heroismus, Begeiſterung aus der Erde ſtampfen? Nein, in der Politik wird die Hauptſache immer bleiben, ſie auf die Freiheit, wenigſtens auf die Nationalität zu baſiren. Das Volk muß die Regierung oft ſprechen hören, ſie muß ſich mit ihm oft verſtändigen, ſie muß fortwährend eine Bekanntſchaft mit ihm unterhalten, die im Augenblick der Gefahr nicht nachträglich gemacht werden kann. Wenn ſich die Reaction vor der Sprache des Volkes, die allerdings etwas platt, etwas breitzüngig, etwas regellos iſt, immerfort entſetzt, dann wird ſich auch das Volk gewöhnen, die Sprache der Regierung nicht mehr zu verſtehen, mag dieſe auch noch ſo fein, gewandt und ſtellenweiſe ſogar blumenreich ſein.

Kehren wir auf die Geſchichte der Zeit zurück, ſo hat der bisherige unpraktiſche und doch ſo unruhige Sinn der Zeitgenoſſen der Entwickelung des Jahrhunderts geſchadet. Der Trieb der Neuerung vermählte ſich mit dem Mangel an

Routine und, offen geſagt, auch mit dem Mangel an Urtheil in öffentlichen Angelegenheiten. Vague Theorieen, von der rechten und linken Seite kommend, durchkreuzten ſich und ſchnitten ſich dabei den geringen Verſtand ab, den ſie allenfalls beſitzen mochten. Die Reſtauration erfand ein Axiom nach dem andern. Die Freiheit wurde ſo utopiſtiſch wie der Despotismus. Ein Chaos wirrte ſich ineinander, das durch hinzuſtrömende wiſſenſchaftliche, religiöſe und geſellſchaftliche Neuerungen eher noch mehr verfinſtert, als erhellt wurde. Wie ſollte das enden? Wie ſollte der ſociale Gedanke des Jahrhunderts aus einem ſolchen Gedränge gerettet werden? Geſtehen wir's, die Zeit hat ſich ſelbſt zu helfen gewußt. Wir ſind der Reſtaurationsperiode weit entrückt, wenn wir auch Sorge tragen müſſen, uns aus einem Zuſtande des Uebergangs, aus einer nur zur Hülfe erheiſchten Tendenz des Zeitgeiſtes zu befreien. Dieſe Hülfe war der Materialismus.

Man mag die Behauptung lächerlich finden, ich ſcheue mich nicht zu geſtehen, daß mir die Reaction gegen den Idealismus durch das plötzliche Erſcheinen der Cholera ausgedrückt wird. Die Ideenanarchie bedurfte eines Reagens. Der große aſiatiſche Uterus der Geſchichte, der Europa ſchon ſo viel Anſtöße gegeben hat, that ſich auf und ſpie die Peſt über uns aus. Im Mittelalter ſandte uns Aſien den ſchwarzen Tod. Der ſchwarze Tod ſchuf damals den religiöſen Pietismus, den Flagellantismus. Der Pietismus ſchuf die Reformation. Die Cholera hat eine ähnliche Beſtimmung. Die Cholera erinnerte uns an die Macht der Materie.

Der Materialismus! Ich habe einen Bekannten, einen Engländer, der ſich bisher mit der Quadratur des Zirkels beſchäftigte, der mir aber kürzlich erklärte, er halte es für das größte Philoſophem unſeres Jahrhunderts, aus dem Süßſtoff der Runkelrübe Zucker zu machen. Seine früheren Verſuche, jenes Quadrat zu entdecken, hatte er dem Parlamente vorgelegt und von dieſem etwas wie eine Anweiſung auf das Narrenhaus erhalten. Jetzt will er ſich durch die ſiegreich durchgedrungene Runkelrübe rächen. Er geht auf den Continent, legt eine Fabrik an und wird Englands Handel um ſo viel Procent beeinträchtigen, als die Runkelrübe wohlfeiler

iſt, als das Zuckerrohr. Ein Anderer ſchrieb bis jetzt Romane, von denen ſogar die erſten Theile vergriffen ſind, wenn auch noch nicht die letzten. Jetzt arbeitet er unter Lord Brougham's Auſpicien an der Cabinetsencyklopädie und wird dieſe nützliche Unternehmung durch ein vollſtändiges Syſtem bereichern, wie man Kindern im Spiel die verwickeltſten Sätze der Mechanik deutlich machen kann. Sehen wir nicht, daß Gegenſtände des abſtrakteſten Wiſſens, z. B. die Nationalökonomie, jetzt ſchon poetiſch behandelt werden, ja ſogar, daß es eine Dame iſt, die dieſen Zweig der Poeſie, das modernſte Lehrgedicht, mit vorzüglichem Glücke behandelt, Miß Martineau? So nehmen alle unſere Vorſtellungen einen auf die Erleichterung der bürgerlichen Exiſtenz, auf die Vermehrung praktiſcher und ſolider Kenntniſſe, auf die Populariſirung deſſen, was zu wiſſen allen nützlich ſein kann, gerichtete Tendenz an. Die Menſchen unſerer Zeit, ſomnambüle Träumer über Theorieen des Staates und der Kirche, halbe Philoſophen, deren Ideen nicht zum Durchbruch kommen konnten — erhalten jetzt plötzlich Anregungen, ſich mit den Bedingungen des Daſeins zu beſchäftigen. Alles ſchließt Friede. Man durchkreuzt ſich nicht mehr, um ſeine eigenen Intereſſen zu verfolgen, Einer bedarf des Andern, man theilt die Arbeit, Jeder, wenn er vom Ganzen Vortheile haben will, darf nur Leiſtungen für das Ganze einſetzen. Dieſe Erſcheinung iſt eine Reaction des Verſtandes gegen die Phantaſie, eine Reaction der Natur und der Wirklichkeit gegen den Idealismus. Die Maſſen, die ſich zerſetzen wollen, werden geregelt.

Ich glaube, man wird ſo lange fortfahren, die materiellen Tendenzen zu verfolgen, bis man mit Schrecken wahrnimmt, daß darüber die moraliſchen nicht vernachläſſigt werden dürfen. Wenn die Proſa uns die Poeſie erſtickt, iſt das noch nicht nicht ſo viel, als wenn auch das Herz erſtickt wird. Man beruhigt ſich zwar damit, daß man ſagt: die Moral wird nicht zurück, ſondern nur bei Seite geſetzt; man wolle ſie nicht läugnen, ſondern nur einſtweilen auf ſich beruhen laſſen. Allein es giebt keine Tugend, wo es keine Uebung derſelben giebt. Die Ideen, welche auf ſich beruhen, ſind todt. Sie bedürfen, um zu leben, gleichviel des Fürs oder des Wider's,

der Vertheidigung oder des Angriffs, wenn sie nur in Bewegung sind, wenn sie nur anregen oder angeregt werden. Das Salz kann auch dumm werden, sagte der große Begründer einer idealischen Weltordnung. Aber auch all' unser Wissen, unser Glauben, unser Gott, unsere Freiheit, unsere Unsterblichkeit können dumm werden, wenn man sie außerhalb der Discussion läßt. Spinnenweben werden sich darüber ziehen, Schimmel und Fäulniß werden die Zinsen eines Kapitals sein, wenn man dasselbe nicht an einen soliden Platz, an das Herz, an das Gemüth anlegen will.

Zur Schilderung der verschiedenen Gemüthsstimmungen in unserer Gesellschaft diene ein Beispiel. Ich gebe das Bild einer jüdischen Familie, die berühmt genug in der Handelswelt ist, als daß ich nicht gestehen sollte, sie mehr als oberflächlich zu kennen. Hier wird ein scharfer Beobachter drei Abstufungen der Bildung wahrnehmen können, drei Abstufungen, die zu gleicher Zeit die verschiedenen Phasen unserer Zeit veranschaulichen. Im Hintergrunde steht ein Patriach, der Großvater des Hauses, ein schlichter, rein an jüdische Sitte haltender Greis. Sein Anblick erregt Ehrfurcht. Sein weißes Haar, sein kurzer Bart, von welchem er sich nicht trennen kann, sein dreieckiger Hut, sein Gang, sein röthlicher Rock, Alles das ruft eine entschwundene Zeit zurück, eine Zeit, die nirgends weniger noch zu ahnen wäre, als in dem Hause, wo der Patriarch noch immer die erste Person ist, wo alle Extravaganzen der Mode ihren Tempel finden, Teppiche und Tapeten als Unterlagen einer Pracht dienen, die selbst von den Häusern der reichsten Würdenträger unserer Kronen nicht wiedergegeben werden kann. Im Vordergrunde dagegen steht der Sohn des Hauses, ein schöner junger Mann, der dem charakteristischen Ausdruck eines Italieners mehr gleicht, als einem Juden. Der Großvater heißt Moses, der Enkel Moritz. Moritz spricht die meisten neueren Sprachen, zeichnet, malt, ist Virtuose auf dem Piano, componirt, dichtet, ist beinahe ein Genie. Und dies noch nicht genug! Moritz ist sogar Schwärmer, Enthusiast mit der Reverbère der Melancholie. Er fühlt sich unglücklich, verachtet seinen Reichthum, die Handlanger, die ihn zusammenscharren. Er steht, kaum wissend,

wie er Jude iſt, an der Spitze eines Comités zur Emancipation der Iſraeliten.

Wer ſteht in der Mitte zwiſchen dieſen beiden Extremen? Der Sohn von Moſes, der Vater von Moritz. Der Herr des Hauſes, der Beſitzer der Firma, ein Pair der Börſe, ein Mann von mittlerer Größe, im königsblauen Frack, eine goldene Kette wedelt ihm auf dem ſchwellenden Embonpoint, das Geſicht leuchtet von der Vortrefflichkeit ſeines Mittagstiſches. Man vergeſſe nicht; dieſer Banquier hat Geiſt, haarſcharfen Verſtand, Adlerblick, Combination, er hat vielleicht ein Herz, er braucht es nicht zu oft; er ſetzt es ſelten in Bewegung. Die Nationen, die Könige, die Intereſſen derſelben ſind da, aber ihn kümmern nur die Anleihen der Könige. Seine Ideen erſtrecken ſich auf jede Lebensrichtung, aber ſie erregen ſein Gemüth nicht, ſondern beſchäftigen nur ſeine arithmetiſche Combination. Mildthätigen Zwecken wird er ſich nicht entziehen. Er unterſchreibt Subſcriptionsliſten, aber weniger aus Barmherzigkeit, ſondern weil er damit den Talisman ſeines Glückes beſchwören will; er fürchtet, an der moraliſchen Ordnung der Dinge etwas zu beirren, das ſich rächen könnte, wenn er nicht manchmal dem entſpräche, was man an ihm vorausſetzt. Sonſt iſt ſein Inneres kalt. Aktien, Dividenden, Coupons, Eiſenbahnen, Kanäle beleben ſeine rationelle Phantaſie, Tunnelideen untergraben ſein Inneres. Er intereſſirt ſich für Alles, falls es Intereſſen trägt. Kohlengruben ſind ſeine Venen, Metallgänge ſeine Arterien. Und doch qualmt ſein Weſen nicht, er hat eine friſche zugängliche Atmoſphäre, trägt die feinſte Wäſche und verwendet ſogar die Künſte der Toilette auf einen Backenbart, den er ſich à la Louis Philippe zieht. Dies iſt der Mittler zwiſchen jenen beiden äußerſten Grenzen. Er iſt der Held des Moments, der Repräſentant einer Weisheit, die in der That für unſere Zeit die allgemeine Weltweisheit werden wird. Er bewundert die Wiſſenſchaften, die ſich rentiren.

Allein es wird nicht allen ſo leicht, die Moral zu vergeſſen, wie dem Sohne des Moſes und dem Vater des Moritz. Dieſer jüdiſche Gentleman hat gut ſeine Cravatte binden und ſich den Backenbart ſtutzen. Gewinnen iſt dem ein Leichtes,

der ſchon beſitzt. Aber die, welche erſt erwerben wollen, was können die einſetzen? Trauriges Bild, das ſich vor unſern Augen entfalten würde, könnten wir aus der Vogelperſpektive einen Augenblick das gleichzeitig ſich erſchöpfende Treiben und Laufen der Maſſen beobachten, wie ſie ſtöhnen und ächzen, arbeiten mit zwei Händen, als hätten ſie die Arme des Briareus, wie ſie ermattet hinſinken und immer neue Schaaren, unbarmherzig entweder oder nur im Eifer blind, über ſie hinweg ſtürmen! Großer Gott, jetzt in Deine Welt zu ſchauen, iſt's nicht, wie in einen Topf voll Mehlwürmer, oder wie's in einem Glaſe Waſſer unterm Mikroſkop ſein ſoll, das Wüthen und Gebärden der infuſoriſchen Ungeheuer, die nach einer ſichtbaren und auf vier Füßen kriechenden Exiſtenz ringen? Wir trinken jenes fürchterliche Glas Waſſer ungeſcheut. Wir trinken es, weil — uns dürſtet. Weil wir leben. Aber wie ſchwer wird es werden, in Zukunft zu leben! Eine ungeheure Concurrenz iſt für Eure materiellen Intereſſen jetzt ſchon da: welche Mittel müßt Ihr ſchon brauchen, um ſie auszuhalten! In Euern Fabriken ſiecht und modert das Menſchenthum; Kinder, die mit geraden Gliedern auf die Welt kamen, verlaſſen ſie, noch lange nicht am Schluſſe des gereiften Mannes, mit gekrümmten Gliedern! Eure dampfenden Maſchinen ſind die Molochsgötzen, auf welchen Jung und Alt geopfert werden! Ihr überbietet Euch gegen einander, bis Ihr ermattet hinſinkt und nicht mehr weiter könnt! Friſche Wahnſinnige kommen und ſetzen da das Beginnen fort, wo Ihr es ſtehen ließet; es gedeiht auf's Aeußerſte: über das Siechthum der Generation, über den Untergang der Sitte und der Moral, über die edelſten Blüthen und Reſultate der Jahrhunderte ſteigt die verwegene Induſtrie hinweg, um nicht bloß zu exiſtiren, ſondern mit einer kleinen Nüance zu exiſtiren, um einem Weibe einigen Comfort zu geben, um Kinder doch wenigſtens ſo lange von der Arbeit zu befreien, bis ſie ein gewiſſes Alter erreicht haben. Alſo nicht einmal um der Exiſtenz allein, ſondern des Luxus wegen ſo außerordentliche Anſtrengungen! Die Hyperculmination der Induſtrie und des Mercantilismus wird von ihrer ſchwindelnden Höhe ſtürzen und Noth, Oede wird eintreten, wo man

dann möglicherweise zu nichts Anderem zurückkehren kann, als zum Troſt der Moral, zu Gefühlen der Reſignation, zur Beſcheidung und Beſcheidenheit. Die Geſetzgeber und Fürſten werden einſt ächzen und ſtöhnen, wie man es machen ſoll, daß wieder warmes, pulſirendes Leben in die Geſellſchaft zurückkehre. Man wird die moraliſchen Intereſſen mit Gewalt zu befördern ſuchen, weil dieſe allein das Dulden und Entbehren lehren; aber das wird ſchwer werden. Sehen wir nicht täglich ſchon, wie ſchwer! Die Fürſten und Miniſter ſchreiben uns beſtimmte Religionen, beſtimmte Symbole vor: der Glaube daran hat ſich verloren. Die Menſchheit nachtwandelt fort auf neuen unberechenbaren Pfaden.

Um dieſen Erfolg, der trotz aller Warnungen nicht ausbleiben wird, weil er in einer Naturnothwendigkeit begründet iſt, noch anſchaulicher zu machen, hat man nur nöthig, unſere jüngſten Erlebniſſe genauer anzuſehen. Wir ſind mitten in einer bedenklichen Kataſtrophe des kalten egoiſtiſchen und nur auf die Materie gerichteten Zeitgeiſtes begriffen, wir haben in dem Momente, wo dies geſchrieben wird, ſie noch nicht völlig überwunden, können auch nur wünſchen, nicht beweiſen, daß ſie bald vorübergegangen ſein wird. Man muß wiſſen, daß die Baſis des neueren Handels nicht mehr das Geld iſt, ſondern der Kredit, daß man durch die Wechſel- und Bankerfindung zwar die Handelswelt einander näher gebracht hat, es ihr aber darum doch möglich machte, ſich mit ihrem wahren Vermögen geheimer als bisher zu halten. Das Papier war zunächſt für das ſchwere Geld, nur ein Flügel, eine Erleichterung ſeiner Circulation. Papier ſollte die geſteigerte Beweglichkeit des Geldes ausdrücken. Ja es war ſogar billig und in der Ordnung, daß das Papier dem Gelde einen höhern Werth gab, weil die Erleichterung des Umſatzes eine ſchnellere Wiederbenutzung und Dispoſition der Zahlungs- und Unternehmungsmittel zuließ. Leider iſt dieſer Satz ſogleich mißverſtanden worden. Statt von dem Werth des Geldes, der nunmehr ein höherer geworden, zu ſprechen, ſprach man von dem höhern Werthe des Papiers. Man emancipirte das Papier zu einem unabhängigen Körper, da es doch nur der Schatten war, den das Geld in der Creditſonne warf, ein

Schatten, je nach der Conſtellation der Umſtände, länger oder kürzer als ſein feſter Körper.

Man kann das Verhältniß des Credits zum Vermögen des Papiers und zum Gelde mit jener optiſchen Täuſchung vergleichen, welche aus kleinen angezündeten Hölzchen durch die umrollende Bewegung feurige Sonnen und Räder macht. Dann darf aber die Bewegung, um die Täuſchung zu unterhalten, nicht in einem Nu ausbleiben. Allein ſo geregelt auch oft die Handelscirculation in günſtigen Perioden war, ſo treten doch aus entfernteren Urſachen manchmal Stockungen ein, wo das Idealiſche am Handel auf das reelle Maß wieder zurückgeführt werden muß. Ja oft liegen auch die Urſachen nahe bei den Wirkungen und beinahe in den letztern ſelbſt. Es giebt auch einen Umſatz, der krampfhaft iſt, den theils der Schwindelgeiſt des Einzelnen in Bewegung ſetzt, theils das Syſtem der Privatbanken, und wo der fliegenden Hitze bald Zähneklappen folgt.

Was ich Idealismus am Handel und Wandel nenne, beruht bei der Börſe auf anderen Grundlagen als bei'm Waarenhandel. An der Börſe fingirt man Ausgaben, für welche man mit einem gewiſſen Riſiko reelle Zinſen bezieht. Die Börſe hat einige baare Zahlungen unumgänglich nothwendig. Dies machte, daß ſie den übrigen Handel vollends abſorbirte. Die Sucht, hohe Zinſen zu haben, verführte den Speculationsgeiſt zu einer Menge von Unternehmungen, die auf den Geldmarkt und den ſpeciellen Mercantilismus eine nachtheilige Wirkung äußerten. Ein Enthuſiaſt tritt auf und entwirft den Plan einer neuen Kanalverbindung, einer Eiſenbahn, eines Tunnels, vielleicht noch einmal eines Tunnels unter dem Ocean hinweg. Er ſteht nicht lange allein, die Speculanten, um nicht zu ſagen die Kapitaliſten folgen ihm. Die erſte Einſchreibung iſt allgemein, bei der zweiten fehlen ſchon einige, die dritte hält man der Ehre wegen aus, der vierten muß man ſchon des Credits wegen ſtandhalten. Alle nur möglichen Summen werden aufgetrieben, um die lachende Dividende zu beſchleunigen; dem Handel fängt an das baare Geld auszugehen; er rechnet, macht ſeine Plus und Minus auf dem Papiere, die Werthe ſind da und das

Scott.

Das geht nicht — nach dieſem Geſtändniß geht es nicht — ſeitdem ich heute Mittag auf Douglas-Caſtle war und von dem alten Trilbie die erſchütterndſten Eröffnungen bekommen habe, darf ſie ſich der Löſung des Knotens nicht entziehen.

Jenny.

Ich bitte Dich um Gotteswillen, verrathe nicht, daß Du weißt, was ſie mir geſtanden hat.

Scott.

Ach was! Wenn eine Frau einer andern Geſtändniſſe unter dem Siegel der Verſchwiegenheit macht, ſo weiß ſie, daß der Ehemann davon ausgenommen iſt.

Jenny.

Verdirb mir nichts mit Deiner raſchen Art! Jennimor iſt ein Weſen, das mit zarter Schonung behandelt ſein will.

Scott.

So? iſt das ſo gegen meine Natur? Du biſt mir recht! Zarte Schonung! Als wenn ich — Uebrigens eine Treuloſe! Eine Ungetreue! Wenn etwas dem Gemüth des Lords Douglas den erſten Stoß gegeben hat, ſo iſt es dieſe in der Ferne doppelt kränkende Erfahrung geweſen, daß ſie ihm, dem Jüngling, einen Greis wie Stafford vorziehen konnte.

Jenny.

Du ſprichſt, wie Du's verſtehſt!

Scott.

Verſtehſt Du es denn anders? Heraus damit, wenn noch Geheimniſſe im Rückhalt ſind!

baare Geld fehlt, um sie einlösen zu können. Ginge das nur eine Zeit lang so fort, ohne eine entschlossene Maßregel, wie sie in unsern Tagen der englischen Bank so verdacht worden ist, so würde man bald da angekommen sein, wo im vorigen Jahrhundert Frankreich stand, als die Missisippiactien in's große Weltmeer, in's Nichts zerflossen.

Ich will das Beispiel eines Schwindelhändlers geben. Schnitter gilt an der Börse, wenn auch nicht gerade für einen Christen, doch für einen respektabeln Mann. Er besitzt gerade so viel Ehrlichkeit, als er braucht, um den Pranger zu vermeiden. Ich halte es für meine Pflicht, die Welt über dies Originalgenie aufzuklären, das zwischen Scylla und Charybdis jede Linie kennt, die vor dem Scheitern sichert.

Schnitter erbte ein baares Vermögen von 1000 Thalern. Da er dies ohne Schulden erbte, so glaubte die Welt, er hätte deren 10,000 geerbt. Er konnte sagen, daß er einen Credit von 9000 Thalern hatte. Man bot ihm diesen Credit an, und er war muthig genug, ihn anzunehmen. Der Mann ist das Musterbild eines Schwindelhändlers, wie es deren wenige geben mag. Sein Geschäft besteht erstens im Papierhandel, zweitens in Actiengeschäften, drittens im Indigohandel. Im ersten ist er nur Spieler: er bezahlt nur die Differenzen. Im zweiten hält er bei der zweiten Einzahlung nicht mehr aus, und thut dies, wie viele ehrliche Leute, von denen man bei einem solchen Verfahren nicht sogleich sagt, daß „etwas faul sei im Staate Dänemark", sondern nur, daß sie kluge und gewandte Geschäftsleute, keine Schwindelhändler, im Gegentheil Männer seien, die für ihre Familie Sorge trügen. Das dritte Geschäft braucht das meiste Geld; denn bei den Versteigerungen muß baar bezahlt werden. Was er hat, reicht gerade für den Indigo hin. Für die Staatspapiere und Actien kann er sich das Geld nur durch Wechselreiterei und andere Künste zusammentreiben. Er stellt dem, welcher an ihn zu fordern hat, Herrn A., einen Wechsel zu auf Herrn B. Der Wechsel ist in vier Wochen fällig. A. frägt B., ob er den Wechsel honoriren werde? B. antwortet: Gewiß, wenn Herr Schnitter mich bis dahin in Zahlungsstand versetzt haben wird. Es vergehen drei Wochen, da erhält B. einen Wechsel

auf C., zahlbar in vier Wochen. B. frägt C.: Wirst Du zahlen? Warum nicht, antwortet C., Schnitter ist ein ehrlicher Mann, ich werde bis dahin noch Summen für ihn beziehen können. B. besinnt sich demnach durchaus nicht, A. zu bezahlen. Wenn man nun sagt, daß dies Verfahren die Art eines baldigen Bankeruttirers ist, so hängt dies nur von Vorurtheilen ab. Denn leider schlagen auch ehrliche Leute zuweilen einen solchen Weg ein. Wer kann Schnitter in die Karten sehen? Er stellt jährlich auf obige Weise zwölf Wechsel aus, jeden im Werth von 10,000 Thalern, einer bezieht sich auf den andern. Es ist elfmal eine Fiction, das zwölfte Mal wieder eine Fiction für den, der zahlt, aber für ihn nicht, der nimmt. Einige Jahre kann das noch so fortgehen. Dann hat sich Schnitter in den Firmen erschöpft und wird falliren, wenn er in die Lage kommt, auf eine Firma anzuweisen, wo sein Name nur im Minusangedenken steht. Aber das ist erwiesen, das Reich, wo solche Dinge möglich sind, muß luftig, ideell, ja beinahe poetisch sein. Denn bei Alledem — das permanent fortlaufende Börsenspiel reißt ihn vielleicht heraus. Vielleicht sieht man ihn doch noch in eigener Equipage fahren.

Kehren wir auf den Zusammenhang unserer Darstellung zurück — welch' ein Abstand zwischen den ungeheuern Entwickelungen, welche dem Menschengeschlechte noch bevorstehen und den kleinen Friedensstörungen, die in unsern Tagen schon eine so weit verzweigte Macht haben ausüben können! Denn was ist selbst die Julirevolution mit ihren möglichen und erstickten Folgen gegen jene Umwälzungen, die unvermeidlich scheinen, wenn man die physischen, moralischen und intellectuellen Interessen der Nationen erwägt, wenn man die europäische Gesellschaft auf einem Punkt der Einstweiligkeit antrifft, welcher nothwendig einmal kopfüber schlagen muß und der Natur, dieser großen Gleichmacherin der Dinge, weichen wird! Vom sublimsten Gedanken herab bis zum täglichen Brode, Alles ist Hebel für die Zukunft geworden, Alles deutet auf eine neue Schöpfung „des Himmels und der Erde", eine Schöpfung, die uns vielleicht das Alte wiederbringt, aber in einem neuen Gewande, in Kleidern, wo die

Thatsachen den Ideen angemessen sind, überhaupt in einer Umgestaltung, wo sich die vorigen Widersprüche, in welchen jetzt die Ideen- und die Sinnenwelt stehen, werden aufgehoben, mindestens abgeschliffen haben. Was die europäische Staats- und gesellschaftliche Gemeinschaft noch in ihrer jetzigen Schwebe erhält und vielleicht noch fünfzig Jahre hin so forttragen wird, ist die Differenz der beiden Pole, das geistige und leibliche Interesse; aber selbst aus dem Schooße der Mittelmäßigkeit, aus dem Gleichgewichte der beiden Wagschaalen unseres Geschicks wird sich die Bewegung erzeugen müssen, da einmal Ruhe, das Gesetz der Trägheit für unser Jahrhundert, und mag man es noch so versinnlichen wollen, als etwas Absolutes und auf sich selbst Begründetes unmöglich ist. Und sollte Europa jedes Lüftchen von sich abhalten, damit keine seiner Institutionen, die verkohlt und als Aschengestalten dasitzen, auseinanderstiebe; sollte es möglich sein, daß sich die moralische und physische Revolution unseres Erdtheils verständigt und alle Leidenschaften von sich wirft, so muß es im Plane der Weltregierung liegen, auch die übrigen Erdtheile *mit* der Zeit *an* der Zeit Theil nehmen zu lassen und sie an die Grenzen Europas zu führen, gewiß mit stampfenden Rossen, drohenden Geberden, mit Rache oder Neugier, wie wir es verdienen werden. Welch' ein leichtes Athmen der Seele, wenn die Sklaverei unserer Existenz, der Vorurtheile und Privilegien einst mit einer Opposition enden sollte, die nichts von dem achtet, was ich jetzt als Schlechtes achten *muß*, und die mich immerhin! dann auch selbst auf die Schlachtbank führen möge! Mißverstanden zu werden, ist weit weniger unerträglich, als verstanden und *doch* nicht erhört!

Wir stehen in der Erörterung kleinerer Revolutionen. Die Julirevolution war die Frucht eines Irrthums, den die Autoritäten nicht hegen durften, ohne sich selbst wehe zu thun. Sie entsprang aus dem Hader, den die Vertheilung der Erbschaft Napoleon's erregte. Napoleon hatte sich der Revolution bemächtigt. Er wurde gestürzt von einer Reaction, die den Fürsten, Zeuge dessen die Juliordonnanzen, nicht klar geworden. Die Bourbonen nahmen wieder von den Tuilerien Besitz, von den alten Vorurtheilen und Privilegien, von ihren

früheren Leidenſchaften; ſie hatten nichts vergeſſen und nichts gelernt. Die Reſtauration wurde als ein Sühnopfer Ludwig's XVI. angeſehen. Die außerordentlichſte Periode der franzöſiſchen Geſchichte wurde aus den Annalen derſelben ausgeſtrichen. Die Reaction gegen Napoleon war falſch verſtanden worden. Ja, der Corſe war unpopulär, ſein Ehrgeiz durchbrannte die Ruhe ſeines Antlitzes, alle Welt ſah es, die Völker geriethen in Ekſtaſe, als es ſchon unmöglich geworden ſchien, dieſen Koloß zu zertrümmern. Aber was wollten ſie retten? Ihre Dynaſtieen. Gewiß ihre Dynaſtieen, doch unter dem Siegel eines Vertrages, unter dem Verſprechen einer gleichgetheilten Beute: Euch die Macht, uns die Freiheit!

Ich will nicht von Treuloſigkeit ſprechen, ich ſpreche nur von einem Irrthum. Die Julirevolution ſoll in meinen Augen keine gehäſſige Rache, keine Strafe ſein; denn wie kann das Volk, das noch immer ſo ſchwache und trotz alles Predigens von Volksſouveränetät ſo ohnmächtige und nichtige Volk, von Rache und Strafe ſprechen! Die Julirevolution war eine Berichtigung. Sie war ein Act des Zorns, aber die Mäßigung zügelte ihre Ausſchweifungen. Sie ſuchte ſich alsbald ein Bett, um ihre Fluth zu dämmen und als ein wahrhaft nützlicher und ſchiffbarer Strom ſo viel Terrain zu gewinnen, als gleichſam verdurſtendes und von der Sonne verbranntes Land da war. Und dies luſtige Dehnen und Schlängeln des Stromes iſt es, was immer meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen hat. Man bedenke die nächtliche Stille der Reſtaurationszeit. Der galliſche Hahn kräht: plötzlich welch' ein Regen und Bewegen, welches Feuer in Augen, die verſchlafen waren, welcher Accent in Redensarten, die eben noch ſo monoton geſprochen wurden! Die Julirevolution drang in die Kaſernen, in die Schulen, auf die Kanzeln, Niemand, auch nicht Einer, weder Metternich noch Wellington, (den Herzog von Modena nehme ich aus) Niemand entzog ſich dem Factum. Wenigſtens mußte das Factum beſchäftigt werden. Mit ſeinen Folgen mußte parlamentirt werden. Ich möchte hier keine Wunde aufreißen — ich kann nur Eines nicht umgehen, mein unerklärtes Erſtaunen, wie wir uns kaum noch ſo ſicher und behaglich fühlen können und im

nächsten Momente trotz aller unserer officiellen Redensarten aufspringen vor den Naphtaflammen, die aus der Erde schlagen. Was hat nicht die Julirevolution Alles verrathen! Wie lehrte sie die Stummen reden und die Lahmen gehen! Und jetzt —? Alle treiben wir schon wieder unser solides Geschäft und wiegen unsere Gewürze — dennoch ist es mir oft, als vernähme ich schon wieder ein dumpfes Gähren und Brausen, ein Sieden und Rollen, das sich uns unterirdisch naht. Ich male mir die Zukunft mit den lebhaftesten Farben aus und muß an mein überwältigtes, zu ersticken drohendes Herz greifen und mir zurufen: Wär' es möglich oder nicht?

Ich gehöre weder zu den Fatalisten noch zu den rücksichtslos Radikalen. Ich werde immer annehmen, daß die europäische Gesellschaft einem Körper gleicht, für dessen Zustand die Sydenhamms und Boerhaves der Staatskunst noch Mittel, und sogar specifische, übrig haben. Ich glaube, daß den Völkern die Revolution einen solchen Kampf gegen ihr Herz und Gewissen kostet, daß sie Jeden für einen großen Staatsmann halten würden, der den Kelch an ihnen vorübergehen läßt. Ich glaube auch, daß dies Gefühl so durchgreifend in Europa die Oberhand hat, daß mir aller Streit in der Politik nur daher zu kommen scheint, ob die Staatskunst positive oder negative Gesichtspunkte haben soll; ob es besser sei zu constituiren oder nur vorzubeugen, mit einem Worte, ob man die Thatsache der Revolution anerkennt oder nicht. Niemand scheint sie besonders zu wollen. Die Frage scheint nur, wie vermeidet man sie? Da ist es, wo die Meinungen divergiren. Die Einen wollen die Revolution ignoriren, die Anderen wollen ihr zuvorkommen. Jene wollen ihr die Macht nehmen, daß sie überhaupt nicht ausbrechen könne; diese wollen ihr den Grund, das Recht der Berufung nehmen, so daß sie nicht ausbrechen dürfe. Dies ist der eigentliche Dualismus der beiden Principien, welche in England und auf dem Continent sich bekämpfen. Die Revolution ist ein Schreckbild für Alle: nur wollen die Einen den Minotaurus bedrohen, die Anderen ihn zähmen. Das ist der Unterschied. Die Mittel sind individuell. Die Legitimisten, die deutsche Adelskette, die Tories bilden sich etwas auf die Kraft ihres

Adlerblickes ein. Sie glauben das Ungethüm erschrecken zu können. Die Liberalen, die Constitutionellen, die Whigs stopfen es voll und geben ihm so viel Zuckerbrod, als sie nur auftreiben können. Sie hoffen, das Thier wird sich an dieser Speise überessen und sich dann nicht mehr bewegen können.

Vergleicht man die Windstille des gegenwärtigen Momentes mit den Stürmen, die 1830 zu wehen anfingen, so muß sich das Herz jedes edeln Menschenfreundes erwärmt fühlen von der Hoffnung, es gäbe Mittel, große und kleine, heroische und Hausmittel, um das Jahrhundert aus seinen Widersprüchen mit heiler Haut zu retten. Namentlich wir, die wir uns die Aufgabe gestellt haben, den Puls der Zeitgenossen zu fühlen und diese harmlos von ihrem Sinnen und Trachten erzählen zu hören, wollen uns den Horizont unseres kaum begonnenen Werkes nicht trüben, sondern versuchen, so viel leichten Sinn aufzutreiben als nöthig ist, um eine Gefahr, die vorhanden ist, leicht zu nehmen und eine, die erst kommen soll, gänzlich zu vergessen.

III.

Die neue Welt.

Ich hatte für das vorige Kapitel noch einen Passagier, der mitsegeln sollte. Allein der Wind blies so günstig, daß ich die Anker lichtete und den nun am Strand sitzen Gebliebenen für das neue Packetboot bestimme.

Ein Commerzienrath hatte mir's erlaubt, daß ich ihn, ob er gleich mein Freund ist und mich des Jahres zwölfmal bei sich diniren läßt, in meinen Zeitgenossen aufführen darf, und zwar nicht hinter dem Titel derselben, als Dedication der Vorrede, sondern mitten unter den großen und kleinen Charakteren, welche ich mir in diesen Unterhaltungen zu zeichnen vorgenommen habe.

Wodurch ist mein Freund so bemerklich? Durch sein un-

geheures Rechnungstalent. Was Pünktlich sieht und hört, multiplicirt er. Und wenn er nur zum Fenster hinaussieht, so weiß er schon, wie viel Menschen auf der Straße sind. Ich ging nach einem seiner Diners mit ihm in's Theater und sagte: Freund, geben Sie mir das Viquadrat dieser hier versammelten Menschenmasse an! Er sah sich ein wenig um und erwiderte: Sie sind kein Kaufmann. Als solcher sage ich Ihnen, daß, wenn Jeder hier unten im Parterre nur 8 Groschen in der Tasche hat, die Summe gerade 280 Thaler 18 Groschen betragen wird. Möglich, daß, wenn ich nachgerechnet hätte, sich eine kleine Differenz ergeben haben würde. Aber was Pünktlich sieht, gestaltet sich ihm in eine Combination, die immer einer Größe gleich ist, die er entweder dividirt oder addirt. Er geht auf der Straße und rechnet die Menschen zusammen, als wären es Ziffern, benannte und unbenannte. Er soll der Napoleon der Buchführung in der ganzen Handelswelt sein.

Allein dies große Talent ist weit weniger dasjenige, das mich veranlaßt hat, Commerzienrath Pünktlich als Säkularportrait aufzuführen. Was mir weit bemerkenswerther geschienen, ist die mathematische Zeitrechnung seiner Familie. Ja, ich muß es gestehen, mein Gönner ist in solchem Grade Rechner, daß er alle Bande des Blutes, alle zarten und süßen Pflichten der Eltern- und Kindesliebe in ein arithmetisches System gebracht hat und über jede seiner Zärtlichkeiten und Vatersorgen einen Contocorrent führt. Besitzer eines ansehnlichen Vermögens ist er durch fünf Kinder gezwungen, einst zu dividiren. Er ist zu sehr Mathematiker, als daß er sich durch Rücksichten auf Primogenitur bestimmen lassen sollte. Jedes Kind hat ein Buch, in welchem die Kosten, die es verursacht hat, eingetragen werden. Es ist dies eine finanzielle Biographie von Kindesbeinen an. So wie ein neues auf die Welt kommt, erhält es sein Folio in der Bank des Vaters. Die Hebamme kostet soviel Thaler, der Kindtaufschmaus soviel; ist das Kind größer geworden, so heißt es: Soviel Teller zerschlagen, soviel Schaden im Garten angerichtet, so oft gefallen durch eigene Schuld, Heilungskosten; kurz, der Commerzienrath ist seit zwanzig Jahren keinen Abend in's

Welt gegangen, daß er nicht mit seiner Frau, die auf seine Ideen vollständig eingeht, vorher die Tagesberechnung macht. Der kleine Robert ist ein Näscher. Statt ihm dieses Laster abzugewöhnen, kann er Alles, was er nur wünscht, erlangen; doch sagt ihm der Vater jeden Tag: Es wird Dir angeschrieben! Der kleine Robert hat vor dieser ewigen Mahnung Respekt bekommen und wird nicht nur ein guter Rechner, sondern gewöhnt sich auch das Naschen ab. Freilich mag dabei die Poesie abhanden kommen. Wenn ich bei Pünktlich dinire, fehlen die Kinder nicht. Sie sind durch das ewige Vorrechnen, was der Eine mehr kostet, als der Andere, so bedächtig und pedantisch geworden, daß es mir war, als hungerten sie absichtlich bei den schönsten Speisen, weil sie gehört hatten und täglich hörten, daß sie, je mehr sie jetzt äßen, künftig desto weniger zu essen haben würden. Der Vater beobachtet ganz genau, wie viel ein Jeder auf seinem Teller liegen läßt, und obgleich von verschiedenen Gegenständen die Unterhaltung immer recht gut belebt ist, so weiß ich doch, warum Pünktlich seine Blicke zuweilen umherschweifen läßt bei Tische. Dies Princip einer allzu gewissenhaften Gerechtigkeit gegen die künftigen Erben scheint mir nicht dem Charakter der europäischen Gesellschaft angemessen zu sein. Nur ein Bewohner der Vereinigten Staaten dürfte im Stande sein, bis in diesem Grade die Mathematik zu einer Hülfswissenschaft der Moral zu machen.

Weil ich in diesem Kapitel von Nordamerika sprechen will, sparte ich mir den Commerzienrath als Uebergang aus der alten in die neue Welt auf. Wenn irgend etwas den Charakter der letztern trägt, so ist es die Tarifirung aller Dinge im Himmel und auf Erden. Dem Amerikaner hat Alles Werth und zwar einen solchen, der verhältnißmäßig ist und durch Zahlen ausgedrückt werden kann. Die Leichtigkeit, wie der Amerikaner die subtilsten Begriffe auf Geld anschlagen kann, ist unglaublich. Selbst die Imponderabilien, als da sind, Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, die Metaphysik hat für ihn ein Gewicht. Sein Sinnen und Trachten ist Reductionsrechnung. Was nicht unmittelbar mit dem Gelde Verbindung hat, wird von ihm auf etwas Verwandtes übertragen. Der

Amerikaner ſucht eine Analogie dafür, läßt dieſe die Metallprobe beſtehen und findet auf die Art, daß ſich alles Dasjenige, was zwiſchen dem Alles und Nichts in der Mitte liegt, auch mit einfachen arabiſchen Ziffern ausdrücken läßt.

Eine Erörterung hierüber ſchien mir an dieſer Stelle nicht unpaſſend. Doch läßt ſich der einzelnen ſchroff hingeſtellten Thatſache wenig Beleuchtung geben, und es möchte daher angemeſſener ſein, hier ſogleich einen Verſuch einzuſchalten über jene politiſche, geiſtige und materielle Volksexiſtenz, welche jenſeits des Oceans aus einem wilden und rauhen Boden aufſchoß und ſich zu einer Blüthe erhoben hat, die Europa zu beneiden anfängt, und von welcher wir verſuchen werden, immer mehr Ableger auf unſern eigenen Boden zu verpflanzen. Ueberhaupt wird in Zukunft weder Geſchichtsphiloſophie noch Geſchichtsdarſtellung den Charakter der Vollſtändigkeit anſprechen können, wenn man nicht anfängt den Amerikanern ihr Theil zu geben. Sie als ein Corollar, einen Anhang zu betrachten, darf nur noch der Nationaleitelkeit oder denjenigen Philoſophen geſtattet bleiben, die gewohnt ſind, wie dies in Deutſchland der Fall iſt, aus einer Formel, z. B. Ich gleich Ich! das Daſein der Welt zu ermitteln.

Wie verhalten ſich Europa und Amerika im Weltplane der Geſchichte? Iſt das greiſe Europa beſtimmt vom jugendlichen Amerika überwunden, mindeſtens geſagt, neu erfriſcht zu werden? Wer von beiden Welttheilen darf Lehren geben, wer muß Lehren annehmen? Dieſe Fragen beſchäftigen Jeden, der die Politik von tieferen Gründen als aus denen der Intrigue ſchöpft. Ja, es giebt eine Politik der Staaten und eine Politik der Völker. Jene hilft ſich mit Manipulationen, Hand- und Kunſtgriffen, mit Maximen höchſtens, die aus der Geſchichte und der ſpeciellen Lebenserfahrung gelernt ſind. Dieſe forſcht im Rathſchluſſe der Gottheit und verknüpft die Gegenſätze der Erfahrung durch das liebende Band der Aufklärung, glättet die Widerſprüche aus, ſucht Geſammtzwecke aufzuſtellen, an welchen die Menſchheit gemeinſam arbeiten ſolle, und was wir in dieſem Kapitel geben wollen, iſt eine Unterſuchung nach den Grundſätzen der letztern Politik.

Es giebt zwei Anſichten in Betreff der vereinigten Freiſtaaten. Die eine, anhänglich an Europa, nennt ſie Nachzügler der Geſchichte, macht ihnen die Originalität ſtreitig und geſteht ihnen nichts als einen Formalismus zu, den ſie auf einſeitige und hohle Weiſe durchführen. Die andere, demokratiſchen Urſprunges, opfert ihnen die Zuſtände Europas als überlebt, verbraucht, wirft dem transatlantiſchen Lande den Kranz der Vollendung zu und fordert Europa auf, ſich denſelben ſo zu verdienen, wie Nordamerika. Daſſelbe Land, welches Jenen eine Trivialität iſt, iſt Dieſen ein Sitz der Freiheit und der Gleichheit der Menſchenrechte. Jene ſehen aus Nordamerika mit der Zeit eine Monarchie, Dieſe aus Europa, durch Amerika, eine Republik werden.

Man kann dem Gegenſatze beider Meinungen noch einen andern Ausdruck geben. Iſt Nordamerika ein Muſterſtaat, der uns in Allem voranleuchtet, oder cultivirt er nur eine einzelne Frage, die Europa über Bord warf? Hat Amerika ein eigenes originelles, nur ihm angehöriges Penſum zu löſen, oder entwickelt es eine allgemeine Idee, die einmal normal werden könnte für die Weltgeſchichte?

Dieſe zweite Art, die Frage zu ſtellen, ſagt mir mehr zu. Ich werde mich immer dahin erklären, daß Nordamerika ein einzelnes Penſum zu löſen hat, eine Specialität. So ineinandergefugt alle ſeine Exiſtenzäußerungen ſein mögen, gegen die Vorſtellung einer allgemeinen Aufgabe, die der Weltgeiſt den Amerikanern geſtellt hätte, ſträubt ſich Alles; es kann dieſem Agglomerat von eingewanderten Völkerexiſtenzen nur die Ehre geſtattet werden, eine einzelne Strahlenbrechung dieſer Aufgabe, wenn auch glänzend genug, aber nur dieſe einzelne wiederzugeben. Nordamerika hat eine große Miſſion; gerichtet auf eine Idee, iſt es der Begriff der Demokratie, den es in ſeiner Größe und ſeiner Einſeitigkeit ausbildet; gerichtet auf ein Land, iſt es Amerika ſelbſt, welches durch die Vereinigten Staaten befreit und der Civiliſation entgegen geführt werden ſoll. Englands Parlament wird vielleicht eine Flotte ausrüſten, wenn es ſich immer deutlicher ergeben ſollte, daß die Union ihre Aufgabe verſteht und nach der Eroberung oder Bundesgemeinſchaft, wie man dieſe Erweiterung der Cultur

Jenny.

Miſch' Dich in dieſe Dinge nicht weiter, als nöthig iſt!

Scott.

Als nöthig iſt? Dieſe Angelegenheit greift in meine Praxis ein und da ſoll mich nichts — aha, die Thüre geht, ſie kommt —

Jenny.

Scott, nur nicht ſo überrumpeln und ſo grauſam, wie Eure Art iſt.

Scott
(komiſch empfindlich).

Frauenzimmer! Du thuſt, als wär' ich ein Zahnarzt!

Zweiter Auftritt.

Fennimor. Jenny. Scott. (Später) Kitty.

Fennimor (eilig).

Liebe Freundin, die Poſtpferde werden doch — Ah, Miſter Scott.

Scott.

Ja wohl, die Poſtpferde werden abbeſtellt.

Fennimor (befremdet).

Jenny —

Scott.

Mylady, Aerzte ſind Beichtväter. Ohne mich im Entfernteſten in die Geheimniſſe eines ſo erfreulichen liebenswürdigen Beſuches, der uns den langen lieben Winter hindurch unſre

nennen mag, mit dem übrigen Amerika trachtet; allein ohne Sorge. John Bull versteht von der Frage der Civiliſation nicht mehr, als daß er leſen und ſeinen Namen nothdürftig ſchreiben kann. Das Parlament iſt der potenzirte John Bull. Amerika möge ſich durch nichts hindern laſſen, ſeinem Ziele zuzuſteuern. Die Augen des denkenden und aufgeklärten Europa werden mit Bewunderung auf die Fortſchritte Amerikas gerichtet ſein.

Ich behaupte, daß der Verfall der Vereinigten Staaten mit dem Tage beginnen würde, wo ſie anfangen würden, ſich um Amerika weniger zu kümmern, als um Europa. Für unſern Welttheil ſehe ich nicht eine Brücke, die ſie mit uns verbinden könnte. Sie würden überall eine zurückgeſetzte Rolle ſpielen. Man hat ſchon angefangen, ſie zu fürchten, aber nur in Sachen, die Amerika betreffen. Sie haben die größte Anerkennung in der Diplomatie Europas. Aber ſchwerlich kommt es je dazu, daß ſich eine amerikaniſche Flotte an einem europäiſchen Kriege betheiligt. Aber in Amerika ſtehen den Vereinigten Staaten alle Wege offen. Sie ſind berufen, noch einſt die Landenge von Panama durchzuſtechen, ſie werden auf dem Rio de la Plata, wie auf dem Amazonenſtrome mit ihren Dampfſchiffen durch unentdeckte Wildniſſe die Civiliſation bringen. Nicht der Congreß von Waſhington wird dies über die Principien der Bundesregierung anordnen. Es kann Feindſchaft beſtehen zwiſchen dem Congreß und jenen Gegenden, deren Berührung mit ihm ich ahne; allein die Theorie, der politiſche Verſtand, die Weisheit, die Mäßigung, welche die Vereinigten Staaten in ihrer politiſchen Exiſtenz auszeichnen, werden von ſelbſt eine Ausſtrömung haben auf die Inſeln und das ſüdliche Feſtland. Teras und Meriko dienen als Schrittſtein für das Gebäude, das ſich der Weltgeiſt in Amerika für die Zukunft aufzubauen ſcheint.

Ich gebe mich gern der Vorſtellung hin, welch' ein herrliches Amalgam von Eigenſchaften es werden müßte, wenn ſich ſpaniſche, nordamerikaniſche und indiſch-autochthoniſche Elemente zuſammen vereinigen könnten und dem nobeln Ernſte des Spaniers ſich die heftige und ſinnliche Leidenſchaftlichkeit des Eingebornen zugeſellte, und die Miſchung beider Anlagen

würde dann durch die praktiſche Betriebſamkeit und die Verſtandesrichtung des Nordamerikaners geregelt. Wäre es nicht ein Meiſterſtück, nicht der Natur, ſondern des ſchöpferiſchen Geiſtes der Geſchichte, wenn ein Südamerikaner in ſich das ſchöne Gleichgewicht dieſer drei Elemente darſtellen könnte, ſich der feurigen raſchen Hand, der moraliſchen, ehrgeizigen Anlage des Spaniers, ſeinem dunkelrollenden Auge und ſeinem ſchwarzen Haar das Herz, das Gemüth des Wilden anſchlöſſe, die tiefſinnige Myſtik der Empfindung, die reizende Naivetät ſeiner Anſchauungen, die bekanntlich den amerikaniſchen Eingebornen auszeichnen, und dann zu dieſer Anſchauung noch die dritte Macht hinzutreten könnte, die Enthaltſamkeit, Selbſtbeherrſchung, Aufklärung und der Induſtrialismus nebſt der polizeilichen Geſittung des Yankee, der, wenn er freilich nicht mehr beſitzt als dies, einſeitig und kahl genug iſt! Die Ordnung, welche Südamerika über lang oder kurz erhalten muß, wird es nirgend woher als von Nordamerika entlehnen können.*)

Wenn man gegen dieſen Traum einwendet, daß der Nordamerikaner keineswegs hinreichenden propagandiſtiſchen Fanatismus beſitzt, um denſelben möglich zu machen, ſo liegt gerade die Garantie der Erfüllung in eben dieſem Umſtande, ob er gleich das Gegentheil beweiſen ſoll. Ausbreitungseifer iſt gewiß genug vorhanden in Nordamerika, ja in einem Maße bis zur Grauſamkeit. Die Bürger der Vereinigten Staaten verfahren gegen die Eingebornen mit einer Herz- und Gemüthloſigkeit, die unſere Empfindungen empören macht. Sogar die Moral wird von Jonathan, der doch ſonſt ſo religiös iſt, nicht ſelten aus den Augen geſetzt, um Völker zu erſticken, die von Tauſenden, die früher den Stamm bildeten, allmälig zu Hunderten zuſammengeſchmolzen ſind. Man kennt die Hülfsmittel, welche man brauchte, um die Creekindianer und die Seminolen um ihre Wälder, Weiden und Flüſſe zu bringen. Indem die Indianer von einer Niederlaſſung zur andern wandern müſſen, werden ſie entweder zurückbleiben, ſich um-

*) Leider hat ſich ſeither der ſittliche und polizeiliche Charakter der Union bedenklich umgeworfen.

zingeln und civiliſiren laſſen müſſen, oder ſie kommen an der Südſee in einem Zuſtande an, der einer Reduktion auf Nichts gleich iſt. Dies iſt freilich die grauſamſte Art, Geſittung zu verbreiten. Unſer Gemüth muß ſich dagegen auflehnen.

Ein ferneres Element, das die Nordamerikaner für die Verbreitung der Cultur untauglich zu machen ſcheint, iſt die Religion. So hoch dieſelbe von den Bürgern der transatlantiſchen Republik gehalten wird, ſcheint ſie ihnen doch mehr ein Privilegium für Einzelne zu ſein, als eine Idee, die erſt dann beruhigt, wenn ihrer Alle theilhaftig ſind. Die Toleranz, welche mit den erſten Einwanderern in die neuen Colonien einzog, iſt ihnen etwas, das ihnen mit der Ausübung jeder Religion und jedes einzelnen Sectenglaubens verknüpft werden zu müſſen ſcheint, im völligen Gegenſatze zum Katholicismus, der in Südamerika keine Raſt und Ruhe, kein Mitleid und Erbarmen kannte, um ſich zur allgemeinen Confeſſion zu machen. Die Religion treibt die Nordamerikaner nicht, Cultur zu verbreiten. Auffallend! Es iſt, als hätte die feſte Ueberzeugung, welche die Proteſtanten von ihrem Glauben zu beſeelen pflegt, weit mehr Genüge an ſich ſelbſt und Zufriedenheit, als der Katholicismus, der, je unhaltbarer er ſich in ſich ſelbſt fühlt, deſto weitere Verbreitung ſucht und durch die Anzahl ſeiner Bekenner gleichſam ſein Gewiſſen zu übertäuben ſucht. Der Nordamerikaner hat überdies ſeine Religion nur für den Cultus, nicht für die Discuſſion. Sie iſt ihm etwas Angebornes, das er anderen ohne das Chriſtenthum auf die Welt Gekommenen mitzutheilen durchaus läſſig iſt. Darum wird man ſelten davon hören, daß der Bekehrungseifer bei den Unternehmungen gegen die Indianerſtämme eine Rolle ſpielt. Dies um ſo weniger, da der Sectengeiſt gemeinſame, dieſen Zweck verfolgende Maßregeln zerſplittert und es noch ſchwerer iſt, einen Wilden erſt für das Thema, und dann ſogleich für eine ſpecielle Auslegung deſſelben zu gewinnen.

Wenn demnach die religiöſe Propaganda die politiſche in Nordamerika zu verhindern oder wenigſtens nicht zu unterſtützen ſcheint, ſo iſt doch, wenn wir von der Zukunft des neuen Welttheils die oben angedeutete Vorſtellung hegen,

gerade in diesem Mißverhältnisse der Grund zu suchen, daß, wie ich glaube, die Regeneration Südamerikas durch Nordamerika reißende Fortschritte machen wird. Die religiöse Propaganda würde im Gegentheil die politische nur aufhalten oder bei dem Fanatismus, der den Südamerikanern in Sachen der Religion eingeimpft, man kann wohl sagen, durch Scheiterhaufen eingebrannt ist, sie völlig verhindern. Auf diese Religion keinen ausschließlichen Werth legen, heißt die Individualität, die angeborne Cultur, die Sitten und Gewohnheiten, heißt das Familienleben, kurz Alles in Schutz nehmen, was die Menschen nicht gern aufopfern, wenn man ihnen dafür auch noch soviel Aufklärung und politische Freiheit anbietet. Also gerade die Toleranz in Sachen der Religion garantirt den Nordamerikanern, daß sie jenen großen Einfluß auf Südamerika, den sie nach dem Rathschlusse Gottes ausüben zu müssen scheinen, bald gewinnen oder, wenn der Gewinn schwierig sein sollte, doch später dauernd befestigen können.

Ja das scheint mir die große Mission der Vereinigten Staaten zu sein, Ausbreitung klarer politischer Begriffe über Südamerika, Ostasien, Australien. Mit Texas hat diese Culturbewegung begonnen. Mexiko wird folgen. Die Vereinigten Staaten dagegen mit Europa in Verbindung bringen, heißt Europa nicht kennen. Wir können auf Nordamerika nicht hinauskommen, weil wir in Europa andere Factoren zu summiren, andere Stoffe zu verbrauchen haben, als die Söhne Franklins und Washingtons. Die Stoffe, aus welchen unsere Zustände zusammengesetzt sind, sind unübersehbar, und wenn wir noch so lange daran arbeiten und revolutioniren, um selbige einfacher zu machen, so werden sie sich doch nicht auf die Einfachheit Nordamerikas zurückführen lassen. Die Hindernisse der Freiheit, welche Amerika nicht hat, bekämpfen wir zwar; allein die Hindernisse ganz zu beseitigen, wird uns die Macht fehlen. Wir werden immer nur darauf hinauskommen können, (die Ebbe und Fluth der neueren Geschichte beweist es) uns mit unseren Gegnern abzufinden und Verträge mit ihnen zu schließen. Das Ideal nordamerikanischer Freiheit kennen wir. Stellen wir uns ein gleiches von europäischer

vor, ſo wird ſie weit länger als jene kämpfen müſſen, ehe ſie zum Siege kommt, aber ihr Inhalt wird dafür voller ſein, ſie wird nicht wie die amerikaniſche nur einen Umfang für ihre Nachbarn, ſondern für die Welt haben; denn, mag auch ihr Symbol nur das einfache Bürgerthum ſein, ſo wird ſie doch weit mehr Menſchliches, der veredelnden Humanität Angehörendes gerettet haben, als in dem Begriffe eines Bürgers der nordamerikaniſchen Demokratie ſteckt.

Die Wechſelwirkung beider Welttheile auf einander liegt in den nicht ſelten gemeinſamen Strebepunkten und zwar in deren Gleichheit ſowohl wie in ihrer Verſchiedenheit. Es wird immer darauf hinauskommen, daß Amerika für Europa eine Warnung und eine Lehre ſein kann, in Wenigem aber ein Beiſpiel. Sind auch die Tendenzen nicht ſelten gleichmäßig, ſo haben ſie doch andere Vorausſetzungen. Was der eine Welttheil hat, hat der andere nicht und wird es auch nie erlangen, weil ſich das Naturgegebene durch die Geſchichte nicht ſchaffen läßt. Die Vereinigten Staaten haben eine primitive Gründung gehabt, wie ſich auf dieſe Art zwar oft Gemeinweſen durch Coloniſation bildeten, allein ſelten in einem ſo ausgedehnten und von einem großen Terrain unterſtützten Grade, wie in Nordamerika. Die transatlantiſche Republik, nicht hervorgewachſen aus dem Boden der Natur, war das Product rationeller Ueberlegung, in der That Contrat social, eine Erklärung unſerer politiſchen Rechte, wie wir dieſelbe den Anfängen der Geſchichte nur durch eine Fiction zu ſupponiren pflegen. Fertige, abgeſchloſſene Grundſätze ſchifften ſich in England ein, nahmen eine durch die ſektireriſche Iſolirung weit über das Jahrhundert hinaus gereifte politiſche und allgemeine Erfahrung mit ſich über's Meer, und konnten die Urwälder durch eine Aufklärung lichten, die bereits da war. Die neuen Coloniſten konnten Schwierigkeiten höchtens im Stoff ihrer Exiſtenz finden, nicht mehr in der Form. Dieſe brachten ſie fertig aus der Heimath mit. Die Erfahrung und Bildung gründete ihr Gemeinweſen, ihre Geſetze hatten nicht nöthig, Unrecht zu verdrängen, ſondern ſie brauchten das Unrecht nur zu verhüten. Sie konnten auf bequeme Art

Theorieen über den Staat aufstellen, da keine Privilegien von ihnen verletzt wurden.

Der zweite Vorsprung Nordamerikas vor Europa liegt in dem beiderseitigen Verhältniß zur Revolution. Wenn in Europa keine historische Entwicklung gewisser Fragen möglich sein kann, ohne daß dieselbe entweder eine alte darüber festgestellte Autorität bereits umgestoßen hat oder noch umstoßen wird, wenn die Revolution für Europa ein Engpaß ist, durch welchen einige Thatsachen, einige Völker bereits durchgegangen und andere noch an der Pforte stehen und nicht den Muth haben einzutreten, so hat Amerika diese Nothwendigkeit schon überstanden. Seine gegebene Situation ist eben so sehr die Frucht einer nüchternen, gesetzmäßigen Verfassung, wie die Frucht einer milden und hinlänglich begeistert gewesenen Revolution, die außerdem das Gute hatte, daß sie nicht gegen einen innern Theil des Staatskörpers gerichtet war, sondern gegen ein auswärtiges, längst überflüssig gewordenes Gewand desselben. So hat Amerika längst etwas hinter sich, das Europa noch bedroht und hat es auf eine Weise überwunden, wie dies Europa so friedlich, so wenig gewaltthätig nie erreichen wird.

Hiezu kommt drittens, daß Nordamerika strenggenommen keine auswärtige Politik hat. In allen seinen Verhältnissen zu Europa nur die strengste Neutralität beobachtend, schloß es sich bald an freie, bald an despotische Regierungen an. Es kümmerte sich nicht um die inneren Zustände der verschiedenen Länder, sondern knüpft seine Verbindungen da an, wo gerade der Pfahl der Macht steht, sei dies nun ein Freiheitsbaum oder eine Geßlerstange. Wenn die Staaten Europas keine auswärtige Politik hätten, um wieviel leichter würde es ihnen werden, die Feststellung ihrer innern Verhältnisse zur Reife zu bringen! Wie oft erzeugen die Abneigungen der Regierungen z. B. gegen Staaten, welche im Rufe stehen, volksthümlichen Ideen Vorschub zu leisten, Abneigungen auch im Innern! Was muß nicht Deutschlands Freiheit um seiner Einheit willen leiden! Welche Opfer an freisinnigen Lebensbedingungen, welche Fülle an politischer Einbuße erlitten schon die Deutschen, weil sie die Franzosen zu fürchten

haben: Von diesem Zwiespalt und allen Verlegenheiten auswärtiger Politik sind die Vereinigten Staaten befreit. Als weiland Jackson auf die Schadloshaltung Nordamerikas für ehemalige Nachtheile gegen Frankreich so fest bestand und den schmutzigen Geiz der „großen Nation" mit Feindseligkeiten zu strafen drohte, waren es nur die französischen Blätter, welche sich einbildeten, daß diese entschiedene Sprache von den Nordamerikanern nicht gebilligt worden wäre, daß diese großen Kaufleute sich eine Ehre daraus machen würden, um einen Saldo von zwölf Millionen von den Franzosen betrogen zu werden. Wo es Geld betrifft, sind alle Nordamerikaner Commis eines einzigen großen Banquierhauses.

Viertens haben die Vereinigten Staaten für jede ihrer Bestrebungen, für physische und moralische Zwecke, eine Ausdehnung, die mit dem engen abgezirkelten Terrain Europas gar nicht zu vergleichen ist. Die Steppen und Wälder dehnen sich nicht nur weit nach Westen hin und locken zum Anbau, sondern viele unter den einzelnen Bundesstaaten selbst haben nur ihren Grenzbezirken Anbau gewidmet und können tiefer in's Land hinein noch unzählige Stätten bieten, wo die Betriebsamkeit und Gewinnsucht nach Abenteuern ausgeht und damit endet, die Wildniß lieb zu gewinnen, sich anzusiedeln und Licht zu schaffen mit der Art und mit dem Verstande. Es ist demnach dem europäischen Schreckbilde, der Uebervölkerung, dort ein Damm gebaut, ein Kanal, der von der angehäuften Masse immer wieder Theile fortschwemmt und die Unregelmäßigkeiten der Volksvermehrung mit weiser Fügung der Umstände ausglättet und ebnet. Desgleichen haben auch die moralischen Triebe der Menschen einen Abzugsweg, der in Europa nicht existirt, Amerika ist in der Lage, alles bessere Neue wollen zu können, ohne doch dem guten Alten zu schaden. Gesetzt, militairischer Ehrgeiz könnte sich des Nordamerikaners bemächtigen; ein General, der vortrefflich hinter den Comtoirtisch passen würde, berauschte sich an den Thaten Napoleon's und träumte von Marengos und Jenas: so könnte er seinen Thatendurst mit dem Blute der Wilden löschen, mit dem der Merikaner. Er würde, ich glaube recht gern, der zweite Napoleon werden, dabei aber der Civilisation und vor

allen Dingen der Freiheit nicht einen ſolchen Abbruch thun können, wie es ſein Vorbild that.

Um endlich faſt alle Aehnlichkeiten unſerer Lage und der der Vereinigten Staaten zu untergraben, hat Amerika Grundſätze und Principien, welche ſich die Europäer nicht einimpfen laſſen. Der Charakter des Europäers gleicht einem zackigen Waldbaume, der kraus und confus wächſt, der des Amerikaners einer ſchlanken Pappel. Wie viel Selbſtbeſtimmung bleibt nicht den Europäern überlaſſen! Während in Nordamerika die Sicherheit der öffentlichen Thatſachen eine harmloſe Hingebung an den einfachſten Bildungsweg erlaubt, ſtellt ſich der Europäer gegen Alles, was auf ihn einwirken könnte, in Oppoſition und kann ſelten zu jener gleichmüthigen Verfolgung eines einſeitigen Lebenszweckes gelangen, der dem Amerikaner ſchon in ſeiner Jugend ſo viel ſichere Praxis giebt. Man nehme dann die Religion! Sie iſt dem Amerikaner nächſt der Freiheit das Wichtigſte, allein ſie beſchäftigt ihn weniger, regt ihn weniger auf als den Europäer. Der Atheismus der europäiſchen Geſellſchaft iſt eine Religion, die uns mehr zu ſchaffen macht, als dem Amerikaner ſeine ſeparatiſtiſche Ueberzeugung und ſein vierteljährliches Abendmahl. Auch werden wir nie erreichen, alle Ideen, die nach höheren Regionen ſtreben, ſo eng verſchwiſtern zu können, wie ſie ſich im Kopf und Herzen des Amerikaners vertragen. So beſchäftigt zwar unſere Philoſophen vielfach die Verbindung der Politik mit der Religion; allein wir werden, wenn wir auf das ſehen, was iſt, auf die Menſchen, was ſie ſind, immer vor dem ungeheuern Riß ſchaudern, der Himmel und Erde, Ewiges und Zeitliches in unſeren Ueberlieferungen ſowohl wie in ſchon gewohnten eigenen Anſchauungen geſpalten hat. In Nordamerika ſind die Begriffe an ſich gehaltloſer, aber ſie hängen organiſcher zuſammen. Die Freiheit wird nicht blos von der Religion unterſtützt, ſondern ſie entwickelt ſich auch aus ihr. Ein Reiſender erzählte kürzlich, er hätte einer Verſammlung in Nordamerika beigewohnt, welche dem Schickſal der unglücklichen Polen gewidmet war. Ein Geiſtlicher führte darin das Wort; er begann mit einem Gebet, ſchilderte Rußland, wie David die Heiden und Philiſter geſchildert hat,

und machte eine politische und menschliche Frage zu einem Texte, der sich durch die Bibel beweisen ließ.

Den Ursprung der Freiheit aus der Religion erkennt man aus gewissen älteren Statuten der nordamerikanischen Strafgesetzgebung. Wir meinen hier jene individuelle Freiheit, die oft weit mehr die Physiognomie der Beschränkung hat, diejenige Freiheit, die sich an das Gesetz bindet. Es ist eine Unterabtheilung des nordamerikanischen Freiheitssystems, daß dort z. B. Niemand um Geld spielt. Natürlich, wenn erst der glückliche Zufall über den Besitz von Vermögen entscheidet, dann stellt sich bald eine Aristokratie ein, die mit der des Blutes eben die Eigenschaft gemein hat, daß sie nicht die des Verdienstes ist. Reichthümer besitzen, stört schon an sich das Gleichheitsinteresse; um wie viel mehr, wenn die Reichthümer aus dem Zufall entspringen dürfen, wo in jedem Augenblick im Kleinen eine Revolution gemacht wird, die das öffentliche Wohl gefährden kann. So wird auch in den Criminalgesetzen das Spiel bei Geldstrafen untersagt und dieses Verbot durch Motive gerechtfertigt, die nicht aus der Politik, sondern aus der Religion hergenommen sind. Dies Alles widerspricht dem Charakter der europäischen Gesellschaft und macht eine gleiche Tendenz mit Nordamerika für uns zur Unmöglichkeit.

Diese Unmöglichkeit tritt noch schärfer hervor, wenn wir im Gegensatz zum Vorangehenden auch in Kürze dasjenige aufführen wollen, was Europa wieder vor Amerika voraus zuhaben sich theils zu rühmen, theils einfach zu gestehen hat.

Zuvörderst hat Europa eine unermeßliche Vergangenheit. Die Geschichte ist mit lebendigen Farben in unser Gedächtniß geschrieben und wirkt mächtig auf unsere Meinungen und unsere Entschlüsse ein. Wir haben sie durch Perioden und Charaktere ererbt, die wir ihrer Größe nach nie wieder erreichen werden. Die Geschichte lähmt auf der einen Seite, wenn sie auch auf der andern zur Nacheiferung spornt. Wir fühlen uns nur als Glieder einer großen durch die Jahrhunderte gehenden Kette der Gesellschaft, wir werden uns immer im Zustande jener höchsten Freiheit befinden, welche die Philosophie für die höchste Nothwendigkeit zu erklären pflegt. Die Geschichte ist ein Vermächtniß, das wir verwalten müssen,

ſelbſt mit der Schuldenlaſt, die darauf drückt. Sie iſt eine alte Großmutter-Erinnerung für uns, ſo daß wir uns ſelbſt an Thorheiten und Wunderlichkeiten derſelben leicht gewöhnen und von einer angebornen Pietät für ſie beſeelt ſind. Europa hatte ſeine Catone, ſeine Sokrates, Europa iſt nicht nur mit der Lehre Chriſti, ſondern auch mit dem Blute Tauſender, die dieſe als Märtyrer beſiegelten, eng verbunden. Wir ſind gewohnt, den Finger Gottes in der Geſchichte walten zu ſehen, wozu wir in der That öfter Gelegenheit hatten, als das junge Amerika. Weil wir älter ſind, darum haben wir mehr Vorurtheile, ſind zäher, ſpröder und halten feſter an Inſtitutionen, bei welchen wir den Faden bis auf ihren Urſprung meiſt ſchon verloren haben und ſie nur noch gleichſam als organiſche Naturproducte betrachten, gegen welche keine Einrede ſtattfindet und die wir tragen müſſen, weil ſie eben da ſind.

Auch laſſen ſich, wie wir ſchon oben ſagten, viele dieſer Inſtitutionen nicht ſo leicht bei Seite ſchaffen. Sie ſind unvertilgbar, weil ſie in mehr beſtehen als nur in Perſonen. Die Idee des Königthums hat in Frankreich mit dem Tode Ludwig's XVI. nicht ſterben können, ſondern es würden, ſelbſt wenn es an fürſtlichem Blute gefehlt hätte, immer neue Repräſentanten jener Idee gekommen ſein, wie denn auch Napoleon gekommen iſt. Gegen dieſe Geſinnung kämpfen iſt erlaubt, ſie aber nivelliren auf eine ſolche Einfachheit, wie in Amerika, dazu müßte die jetzige europäiſche Generation ausſterben und durch Einwanderer aus einem fremden Welttheile erſetzt werden.

Wie ſehr z. B. Europa und Amerika, das nördliche wenigſtens, verſchieden ſind, zeigt das Verhältniß beider Welttheile zum Ehrgeiz. Die Liebe zur Macht iſt, trotz dem, daß in neuerer Zeit mit der Macht auch die Verantwortlichkeit geſtiegen iſt, bei uns unausrottbar. Bei uns haben noch alle Revolutionen zuletzt eine monarchiſche Tendenz angenommen und zwar die Garantieen der Freiheit verbeſſert, aber auch den Gegenſatz gegen ſie, verſtärkten Widerſtand gegen den Mißbrauch, als etwas Natürliches beibehalten. Dies iſt in Nordamerika von Hauſe aus verſchieden. Die einfache, freie, un-

häusliche Abgeschiedenheit zu verschönern, unsre langweilige Ehe zu verzaubern gedachte — (zu Jenny) Nun, kann man zarter zu Werke gehen?

Jenny.

So, auf meine Kosten? Langweilige Ehe? Vergebung, theure Freundin! Mein guter Scott liebt die gewaltsamen Curen —

Scott.

Glauben Sie das nicht! Ein Arzt, der nur alle vier, fünf Tage an das Bett seiner Patienten treten kann, verschreibt kein Brunnenwasser. Ich war in Douglas-Castle —

Jenny.

Er wünscht seine Ueberredungskunst anzuwenden, Dich noch eine Weile, noch lange, lange hier zu behalten. Gieb ihm Gehör, willst Du? Ich gehe! Widerlege wenigstens seine Gründe, wenn Du darfst und kannst, hörst Du? — (Bei Seite zu Scott) Zu viel Galanterie brauchst Du auch nicht anzuwenden. Sieh, sieh, wie er sich freut auf das Tête à tête mit der schönen Frau! (Hüpft nach rechts ab.)

Scott.

Mylady, jetzt ein kurzes, aber ernstliches Wort! Sie fliehen vor Lord Douglas —

Fennimor (erstaunt).

Doctor!

Scott.

Vergeben Sie die Indiscretion meiner Frau: es handelt sich um mehr, als Dinge, die nur in der Vergangenheit liegen.

gebundene Stellung des Bürgers scheint dort wünschenswerther, als eine Bekleidung mit einem Amte, das dem Privatmanne nur Zeit raubt, ihm Gelegenheit nimmt, sein Geschäft fleißig zu betreiben und mehr Procente zu machen, als die Richter- oder selbst die Präsidentenstelle ihm je eintragen würden. Daß Nordamerika im Grunde noch etwas Anderes als eine Republik ist, beweist die Bereitwilligkeit, welche in Europa herrscht, Aemter zu übernehmen, selbst wenn sie mehr kosten als einbringen, wenn sie nur Ehre einbringen, und im Gegensatze die allgemeine Abneigung jenseits des Oceans für den öffentlichen Dienst. Der Nordamerikaner erhält Alles bezahlt, was er für den Staat thut. Jede Minute, die seinem Geschäfte verloren geht, wird ihm in Geld angeschlagen und vergütet, eine Sitte, die allen republikanischen Gewohnheiten wenigstens des Alterthums entschieden widerspricht.

Um aber zuletzt den wichtigsten Entscheidungsgrund anzugeben, warum sich Europa nie gewarnt fühlen dürfte, mit Amerika zu wetteifern oder sehnsüchtig wie nach dem gelobten Lande hinüberzublicken, so ist dies die geistige und moralische Verschiedenheit beider Welttheile. Wir sehnen uns in Europa nach einer bessern Zukunft; aber diese Zukunft ist an Erwartungen geknüpft, für welche Nordamerika keine Voraussetzungen hat. Wir sehnen uns nach der Auflösung zahlloser Fragen, welche jenseits des Oceans kaum verstanden sind. Was ist nicht Alles von scharfsinnigen und leidenschaftlichen Köpfen, Philosophen und Dichtern, unter uns angeregt worden! Welche Ideen durchkreuzen sich in dem Denkvermögen unserer Jugend, welche die Erhabenheit des Alterthums, die Poesie des Mittelalters, die Empirie der neuen Zeit in sich vereinigen und durcharbeiten muß! Sind das Alles Berührungspunkte für das Land der Comptoire und der Sklaven? Weder die Religion, welche bei uns schwerlich ihre leidenschaftliche Färbung verlieren wird, noch irgend eine Frage der Wissenschaft und Kunst scheint in Nordamerika enträthselt werden zu können. Amerika hat weder Kunst noch Philosophie, es hat nur eine Literatur, die aus ein paar nach Schiffstheer riechenden Romanen und einigen Liedern besteht, für welche die Originale in England leben.

Was die Zukunft getrennt hat, das liegt in der Gegenwart noch weiter auseinander. England und Nordamerika sind sich so verwandt, und doch giebt es keinen Contrast, der entschiedener wäre, als John Bull und Jonathan. John Bull ist eine kleine untersetzte Figur, wohlgenährt, mit verquollenen und stechenden Augen, heiter ohne viel Falten; John Bull schwimmt in einem Meere, wenn nicht von Gesundheit, doch von guter Laune. Jonathan, der echte, alte, ist lang aufgeschossen, mit überhängender Haltung, mager, gedörrt im faltenreichen Antlitze, mit einem felsenharten Stirnknochen und einem mehr eckigen als runden Schädel. John Bull ist beschränkter als Jonathan, was gewisse Kenntnisse anbelangt. Jener wird nicht wissen, wo Charlestown liegt, dieser aber gewiß, wo Perth. Doch hat John Bull eine größere Geläufigkeit im Denken. Er ist subjectiver, launiger, hat bessere Einfälle, als Jonathan, der eben gar keine hat. Jonathan spielt eine beklagenswerthe Figur neben ihm. Jonathan hat das Wesen eines Mannes, der lange mit sich necken und zerren läßt, dann aber die Zähne knirscht und in eine Wuth geräth, wo man ihn anbinden muß, damit er kein Unglück anrichtet. Der freie Amerikaner scheint weit mehr Kopfhänger zu sein, als der feudale John Bull, der so große Steuern zahlen muß. Seine Schadloshaltung dafür besteht in der Anwendung seines Mutterwitzes, dem er eine Essigschärfe von ätzender Kraft zu geben weiß. John Bull tadelt Alles, was nicht von ihm ausgeht, er tadelt, was er nicht selbst ist, und wird so lange mit der Opposition stimmen, bis er selbst auf die Ministerbank rückt. Das Raisonniren, das Besserwissen, die Unverschämtheit John Bull's ist nicht seine beste Seite, er ist darin ein weit größerer „Philister" als Jonathan. Jonathan hat freilich keinen Witz, er denkt nicht schnell, noch weniger, daß er, was der Witzige thun muß, zwei Dinge zu gleicher Zeit im Auge haben könnte, um von beiden die Aehnlichkeit oder den Unterschied anzugeben; auch er tadelt die Regierung, aber nicht deshalb, weil sie von ihm nicht ausgeht, sondern im Gegentheil, weil sie ihn viel zu viel in Anspruch nimmt. John Bull kann die Regierung nicht oft genug sehen, Jonathan fühlt sich von ihr incommodirt, er ist in dieser Rücksicht ein

freier Mann, er kennt weder die knechtische Furcht vor der Polizei, noch den kleinen Spott, den die Polizei bei uns sogar von den ehrlichen Leuten ertragen muß. Sich moquiren, das ist das Laster John Bull's, das Jonathan nicht kennt. Die Frivolität eines Spottes, der blos spottet, um seinen Verstand zu üben und seinen Uebermuth zu kühlen, würde ihm ein Verstoß gegen die Religion scheinen. Es ist seltsam, welche Inconsequenz! Jonathan sollte der größte Menschenliebhaber sein aus demselben Grunde, warum er die Frivolität verachtet; beides wären die Folgen der Religion, keine dürfte im Grunde ohne die andere sein; und dennoch haßt Jonathan die Frivolität, kümmert sich aber im Uebrigen wenig um das Individuum, das am Wege liegt, und das wieder niemand Anderes erquicken würde, als der sonst so ungläubig und samaritanisch gesinnte John Bull.

John Bull handelt in der Regel leichtsinnig und ohne Consequenz. Der Instinct und die Leidenschaft reißen ihn zu jeder Unternehmung fort. Grundsätze, dauernde Maximen hat er wenig. Auch Jonathan hat nur Erfahrungsgrundsätze, z. B. Ruat coelum, fiat justitia! Er bleibt sich in seiner Art immer gleich; man weiß, was man an ihm hat, man kennt ihn, man wird ihm nicht in's Haus laufen und sagen: Borgen Sie mir tausend Pfund, Sir! Jonathan hat an sein Haus geschrieben: Hier gelten die einfachen Grundsätze des Einmaleins! John Bull beneidet diesem Manne die Ruhe, das leichte Blut, den gesunden Schlaf. John Bull ist immer eraltirt und ärgert sich über Alles. Gingen Beide, John Bull und Jonathan, durch die Regentstreet in London, so wird jener alle hundert Schritte still stehen und etwas zu bemerken haben. Dieses Haus scheint ihm geschmacklos, jenes steht mit dem Charakter des Bewohners in keinem Zusammenhange, da sind die Fenster gespart, „aus Furcht vor der Fenstertaxe!" ruft er aus, „aus dem miserabeln Grunde, der reiche Mann!" Jonathan hört ihm ruhig zu. Jonathan denkt nur an seine eigene Einrichtung und überläßt Jedem die Verantwortlichkeit der seinigen. In der That, diese Privatzüge muß man in Anschlag bringen, wenn man begreifen

will, warum John Bull nie für die Republik so reif sein wird, wie Jonathan es in der That zu sein scheint.

Gesetzt, John Bull und Jonathan würden auf eine wüste Insel verschlagen. Hier würde sich die Verschiedenheit des Charakters herausstellen. John Bull wird mit einer herzzerreißenden Melancholie am Gestade des Meeres auf- und abgehen, würde jeden Vogel in der Ferne für ein Segel halten und, hundertmal getäuscht, doch nicht die Einsicht haben, daß vom Außerordentlichen und in einer außerordentlichen Lage nichts mehr zu erwarten ist, sondern daß es gilt, sich hineinzufinden und das Ungewöhnliche für das Gewöhnliche zu nehmen. John Bull würde von den Meertrebien gefressen werden, ehe er selbst Anstalten machte, sie zu fangen und durch irgend ein gescheidtes Nachdenken sich Feuer und Material zu verschaffen, um sie zu sieden. John Bull sieht deutlich, daß auf der Insel keine Menschen leben, aber er kann die Hoffnung nicht aufgeben, dennoch welche zu finden. Er bedarf eines anregenden Umganges, guter Freunde, die mit ihm schwatzen und mit denen er sich erzürnen kann. Jonathan benimmt sich dagegen respectabler. Er hat sich längst eine Hütte gebaut und sich in die Umstände gefunden. Er rechnet sogar darauf, Besitzer der Insel zu werden, und muß seine Mäßigung aufbieten, John Bull von tollen Streichen abzuhalten. Mit einem Worte, Jonathan übertrifft ihn an Hoffnung, Charakter und praktischer Lebensphilosophie.

Dagegen hat Jonathan einige andere politische Fehler für sich voraus. Er ist prahlerisch, effecthaschend, schneidet gern auf; er vergrößert sein Glück und verkleinert sein Unglück, das heißt, er versteht gut lügen und heucheln. John Bull — warum sollte der es nicht auch können! Allein Jonathan übertrifft ihn. Jonathan übertrifft ihn sogar darin, daß er nicht blos Heuchler gegen Andere, sondern auch gegen sich selbst sein kann. Das kann John Bull nicht. Gegen sich selbst ist er aufrichtig, sich selbst gesteht er, wie's mit ihm beschaffen ist, er faltet keine andächtigen Mienen und hängt den Kopf nicht wie Jonathan, der sich selbst einen Sünder nennt, aber nur deshalb, weil er durch eine kleine Aufrichtigkeit gegen

den Himmel gegen die Erde desto versteckter sein zu dürfen glaubt.

Jonathan hält sich für den ersten Staatsmann in der Welt. Er sagt und wiederholt es beständig: Wir leben in einem freien Lande! Krieg, Marine, Verfassung, Wissenschaft, Alles ist bei ihm gleich unübertrefflich. Er verachtet andere Nationen mehr, als der Patriotismus entschuldigen dürfte. Dabei spricht er weniger von seinem Lande, als von sich, seinem Vater und seinem ältesten Sohne, von seinem Geschäft und von seinem Folio in der Bank von New-York. Ich begreife nicht, wie man zu gleicher Zeit ein so großer Christ und ein so großer Prahler sein kann. John Bull lügt auch, aber nicht aus Interesse, sondern weil es ihm Spaß macht, Jemand etwas aufzuhängen.

Nun gut, wir haben gefunden, daß Amerika den Namen der neuen Welt recht gern verdient, aber nicht den der besten. Wir sind weit entfernt geblieben, die Zukunft Europas an die seiner Nebenbuhlerin zu knüpfen. Und dennoch drängt sich mir am Schlusse dieser Betrachtung der Gedanke auf, ob das innere Wesen beider Welttheile nicht einen Coincidenzpunkt habe, der sie einander näher bringen müßte? Das ist die Gewaltthätigkeit hier wie dort in den Fragen, welche die Existenz entscheiden; in Amerika die Sklaverei, in Europa der Feudalismus. Die Farbigen sind der Feudalismus jenseits des Oceans. Der Egoismus, ja sogar eine gewisse Nothwendigkeit, die natürlich zu sein scheint, spielen in beide Verhältnisse hinein. Die Ablösung der Feudallasten ist mit eben so großen Opfern verknüpft gewesen, als es die Emancipation der Sklaven sein wird. Die südlichen Staaten können, wie man ihnen fast glauben möchte, ohne Neger nicht mehr Baumwolle, am wenigsten Zuckerrohr bauen. Und in Europa ist der Feudalismus, obgleich in seinen hauptsächlichsten Erscheinungen überall zerstört, wo nur Bildung und Freiheitssinn um sich gegriffen hat, dennoch ein in hundert Vorurtheilen, Sitten und gesellschaftlichen Beziehungen immer noch versteckt gebliebenes Uebel.

Wie nun, wenn die Emancipation der Sklaven, welche die großen Freiheitshelden und Christen in Nordamerika ver-

weigern, allmälig dieſelben Erſcheinungen hervorriefe, wie bei uns in Europa der Kampf um die bürgerliche Freiheit? Wenn, ich will nicht ſagen, der Sklavengeiſt eine drohende Aehnlichkeit mit dem europäiſchen Liberalismus annähme, ſondern nur wenn er die Gegner zwingen würde, andere Combinationen in ihr Urtheil einzulaſſen und eine politiſche Dialektik ſich anzueignen, wie wir eine ſolche in Europa haben müſſen, wo es ſoviel Sinn für Freiheit und leider beim Cultus derſelben ſoviel Rückſichten giebt? Eine Tyrannei, die lange ausgeübt wird, wirkt auf die Herrſcher ſelbſt zurück, ſo wie man in Rom dem Monarchismus immer näher rückte, ſeitdem ſich die Kräfte des Staates vereinigen mußten, um die Empörungen der Sklaven niederzuhalten. Wir wollen nicht einmal ſagen, daß die Neger furchtbar ſind oder daß ſie eine zuſammenhängende Oppoſition bilden können; allein wer einmal Blut gekoſtet hat (und ſo kann man die Tyrannei der Pflanzer wohl bezeichnen), der hat immer Geſchmack und Luſt daran, der trägt ſeinen Sinn auf Anderes über, wo ſonſt weichere oder wenigſtens indifferente Grundſätze gelten. Welche außerordentliche Rohheit haben die Nordamerikaner bereits in den Sklavenangelegenheiten beurkundet! Journaliſten, welche die Emancipation vertheidigt hatten, wurden von den angeſehenſten Perſonen im Lande, von einem General, wie kürzlich ein Reiſender erzählt hat, meuchlings erſchoſſen, und, was das Unglaubliche iſt, der Mörder wurde nicht einmal anders als mit einer kleinen Geldbuße dafür beſtraft. Ich gebe wenig auf einen Republikanismus, in deſſen Conſequenzen ſolche Entmenſchungen liegen. Amerika wird, wenn dieſer zügelloſe und tyranniſche Geiſt um ſich greift, bald von dem hohen Standpunkte herabſteigen müſſen, auf welchen es ſich durch äußerlich glänzende Thatſachen einer nicht beſonders ſchwer geweſenen Revolution und ſeine ſpätere Volkswohlfahrt, am meiſten aber durch eine etwas ſtarke Ruhmredigkeit aufgeſchwungen hat.

Aber das gebe ich gern zu: Schreitet die Union in dieſer Theorie der Sklaverei fort, ſo möchte ſie bald den Intereſſen Europas näher gerückt ſein. Ich ſage dies nicht, um Europa zu demüthigen. Es iſt nur zu erweiſen, daß es unſere Schuld nicht iſt, wenn die Begriffe, die wir mit Freiheit, Licht und

Recht verbinden, mit tausend Winkelzügen und hypothetischen Bedingungen verklausulirt sind und daß wir nicht vor die Thür gehen können, ohne über Verhältnisse zu stolpern, die uns der Thatbestand in den Weg legt und welche immer wieder aus dem Boden wachsen, selbst wenn man nicht ermüdete, sie zehnmal auszurotten. Ich meine, Nordamerika wird seine einfachen und etwas schalen Begriffe über Freiheit auflösen müssen, wenn es fortfährt, diese so unredlich im Kampfe gegen die farbige Bevölkerung anzuwenden. Oder diese Bevölkerung selbst zwingt die Union, ihr Rede zu stehen und mit ihr zu parlamentiren. Genug, dies sind Ahnungen einer trüben Zukunft, die, so oder so, friedlich oder feindlich, Amerika und Europa näher bringen werden, im Bösen freilich, in den Principien der Tyrannei, vielleicht aber auch bald im Guten, den Principien einer vernünftigen Freiheit.

IV.

Die Mode und das Moderne.

Die Mode, ihr Wechsel, ihre Herrschaft entspricht den massenhafter Bestrebungen unserer Zeit. Die Mode giebt dem Einzelnen eine Auszeichnung und drängt ihn doch wieder in das Niveau der Allgemeinheit zurück. Die Mode bindet und löset, ist eben so sehr Freiheit wie Gesetz und entspricht vollkommen dem constitutionellen Charakter unserer Zeit.

Den Quellen der Mode nachzuforschen, ist eine schwierige Aufgabe. Wie dieser Proteus unmöglich von einem Einzelnen gebändigt wird, so scheint sein Verwandlungsspiel auch aus keiner Verabredung zu entstehen. Es ist, als müßte es in der Luft liegen, daß es plötzlich allgemein heißt: Rosahut mit schwarzem Krepp, Sammtröcke mit seidenem Zubehör, Brillen in Façon einer Schlange, die eine arabische Acht bildet, Schuhe mit abgestumpften Spitzen und dergleichen Bestimmungen der Mode mehr. Möglich, daß eine einzige Originalität vorangeht, ein erfinderischer Modist oder ein Gentleman, der seine

eigenen Launen hat; allein, daß ihm die Anderen blindlings folgen, daß sie, indem sie doch selbst Geschmack besitzen, sich dem seinigen unbedingt unterordnen, das ist auffallend genug in einer Zeit, wo Keiner auf den Andern Werth legt und Alle einander zu hassen scheinen.

Noch auffallender ist es bei den Erfindungen der Mode, daß sie eine unleugbare Tendenz nach dem Schönen hin hat. Man wird meinen Geschmack dieser Behauptung wegen für verdächtig erklären; allein ich habe noch immer gefunden, daß, wenn mich der Anblick, z. B. eines Damenhutes, der eine Zeitlang in der Mode war, ermüdete und die Mode eine neue Form entdeckt hatte, ich mir immer gestehen mußte, daß das Jüngste mich befriedigte, soweit die Thorheiten der Mode befriedigen können. Es giebt eine Kleiderästhetik, die schwerlich von den Philosophen so tief ergründet worden ist, als von einigen Modehändlerinnen in Paris.

Die Mode verwirft das sogenannte Altfränkische nicht: sie kommt, wie wir in neuerer Zeit gesehen haben, auffallend genug auf die meisten Geschmacksbestimmungen des vorigen Jahrhunderts zurück. Das ist ein Merkmal der Mode, welches den Weg bahnt zur Begriffsbestimmung des Modernen. Das Moderne verwirft das Alte nicht, sondern modelt es entweder nach eigenem Geschmack oder treibt es in's Extrem, wo es dann komisch wirkt, oder es raffinirt sonst daran auf irgend eine Weise. Ein gothisches Zimmer mit bunten Fensterscheiben, plumpen altfränkischen Möbeln und der ganzen Illusion des Mittelalters ist das Allermodernste, was man haben kann. Das Moderne besteht also nur in einem gewissen Beigeschmack, in einem, fast möchte man sagen, Hautgout der Dinge, in ihrer Culmination, welche sie pikant macht. Man kann für die Antike und für die Romantik eingenommen sein und sich dabei immer mitten im Modernen befinden.

Im Allgemeinen will ich gern meine Schwäche eingestehen, doch das sogenannte Moderne recht definiren zu können. Vorzugsweise das Neue ist es nicht. Es ist, wie wir schon sagten, oft genug das Alte, wenn auch im neuen Sinne genommen. Es ist ein so flatterhafter, leichtsinniger Begriff, daß man ihn kaum bis zu einer erschöpfenden Definition zügeln kann. Mo-

dern iſt meine Weſte, modern aber auch eine Anſchauung, die ich hier oder da geäußert habe. Ich habe mich dabei ſo ziemlich auf „die Höhe unſerer Zeit" geſtellt und eine Sache ſo beurtheilt, wie man es von einem „Bürger des neunzehnten Jahrhunderts" erwarten konnte. Gut, dann möchte doch wol das Moderne Alles zuſammenfaſſen, was die neue Zeit erſtrebt, ſogar die Toleranz und die gerechte Würdigung des Alten. Beiſpiele werden den Begriff klarer machen, als Definitionen.

Das Moderne gegen die Antike genommen, ſchließt zunächſt etwas Negatives ein. Wir brauchen nur das Alterthum zu ſchildern und werden dann leicht auf das Moderne ſchließen können. Eine Tragödie zu ſchreiben, in welcher ein Chor die Stelle der Zuſchauer übernimmt, eine Tragödie, die mit Klagelauten angefüllt iſt und ſtatt Handlung überhaupt nur Verhängniß bringt, wäre *nicht* modern. Näher ſteht ſchon das Shakeſpeariſche Drama, das romantiſche. Das moderne Zeitalter hat den Ruhm, die Romantik erſt begriffen zu haben. Dies macht denn wohl, daß eine moderne Tragödie mehr von Shakeſpeare, als von Sophokles entlehnen würde. Dennoch giebt es eine moderne Tragödie, in der Form, wie im Inhalt. Schiller, Goethe, Byron haben Tragödien geſchrieben, wenn auch noch in philologiſchen und äſthetiſchen Vorurtheilen befangen. Sie bahnten den Weg zu einer Betrachtung der menſchlichen Schickſale vom Grunde der individuellen Charakteriſtik aus und in einer Form, die den Verwickelungen und plötzlichen Schlägen unſeres jetzigen Lebens durch eben ſo ſchroffe und überraſchende Eigenſchaften entgegenkommt, in einer Form, die im Allgemeinen in den Dramen der Pariſer Schauſpiele noch carikirt auftritt, allmälig aber zu einer ſchönen und heitern Rundung ſich ausbilden könnte. Poetiſche Combinationen neuerer Zuſtände in natürlicher und origineller Sprache nennen wir moderne Poeſie. Das iſt ein Begriff, der ſich allmälig aller europäiſchen Literaturen bemächtigt hat und ſich hoffentlich zu einer unſerer Zeit beſchiedenen und ſehr nöthigen größeren Kunſtentfaltung ausbilden wird.

Neben antike und mittelalterliche Baukunſt eine moderne zu ſtellen, iſt ſchwer; denn hier giebt ſich das Moderne zu-

nächſt als Eklektik, von Allem Etwas. Ja, in neuerer Zeit ſind wir aus Verzweiflung, einen modernen Styl in der Baukunſt zu erfinden, zur vollen Antike und zum vollen Mittelalter zurückgekehrt und haben damit entweder eine außerordentliche Armuth an Geiſt und Erfindungsgabe zugeſtanden, oder die bare Proſa und Nützlichkeitsbeſtimmung, die einigen vorzugsweiſe modernen Bauten, z. B. Getreidehallen, Invalidenhäuſern u. ſ. w. zum Grunde lag. Wo wir hinblicken iſt der Wegweiſer zum Styl der Modernen abgelehnt. Auch der Riß des neuen engliſchen Parlamentsgebäudes erinnert entſchieden an das Mittelalter und die unvertilgbaren „faulen Flecken". Man kann von England nicht behaupten, es beſäße vor dem Continente, der ſich z. B. in Deutſchland, wie bei Klenze, dem nachahmenden Dilettantismus und, wie bei Schinkel, einer Miſchung aller Geſchmäcke hingegeben hat, einen Vorſprung. Ein Parlamentsgebäude in dem lichten, klaren, modernen Sinne der Reformbill: das war eine Aufgabe, die ich durch den von dem Parlamente gebilligten Grundriß nicht gelöſt ſehe. Leider hat ſich das Moderne und was man als Ahnung darunter verſtehen könnte, bis jetzt immer nur noch an Brücken, Kanälen, Eiſenbahnen und Tunnels bewähren können; eine moderne Kirche giebt es nicht, wie es auch noch kein modernes Chriſtenthum giebt, es müßte denn ein platter Würfel mit bürgerlichen Fenſtern, ein heizbares Gebäude in Geſtalt eines Caſinos für eine richtige Kirche ausgegeben werden dürfen.

In ihrer Verzweiflung bauen die Künſtler im Renaiſſancegeſchmack. Muſeen, Odeen, Theater, Kirchen und Kapellen nach alten Muſtern, in bloßer Nachahmung. Dasjenige Bauwerk, das unſeren Genies allein anzugehören ſcheint, ſind glatte, kahle, innerlich mit vortrefflichſtem Comfort eingerichtete Häuſer zu gemeinnützigem und Privatzweck, damit zuſammenhängend alles Nebenwerk der Baukunſt, Kloakenreinigungen, Waſſerleitungen, Sumpfaustrocknungen u. dgl. mehr. Ein herrliches Phänomen der modernen Kraftloſigkeit! wird man ausrufen. Doch beruhe das auf ſich. Gerechter würde man thun, den Charakter des Modernen aus dieſer Thatſache zu entwickeln und den Maßſtab der vergangenen Zeiten nicht an

Fennimor.

Sie wüßten —

Scott.

Daß Sie vor Lord Douglas fliehen, dem Sie einſt vor Ihrer Vermählung mit dem Commodore Staffort Anſprüche auf Ihre Liebe gegeben hatten.

Fennimor.

Auf meine Treue, Doctor!

Scott.

Schlimmer das! Doch es ziemt nicht mir, nicht meiner Gattin, in Geheimniſſe zu dringen, die in Ihrem eignen Gewiſſen Ruhe finden mögen. Ihre Anweſenheit verſprach auf unſer Haus eine ſo wohlthätige Wirkung, meiner Frau iſt durch Sie die erſte Zeit ihrer Jugend wieder lebendig vorgeführt worden, Ihnen ſelbſt dürfte das ländliche ſtille Leben von einigem Werthe ſein. Wegen Lord Douglas können Sie bleiben; denn Ihr ehemaliger Freund iſt bedenklich krank.

Fennimor.

Wie!

Scott.

Vor vier Wochen ward ich zum erſten Male nach Douglas-Caſtle gerufen. Direct von einem Schiffe, das den Lord an die ſchottiſche Küſte geſetzt hatte, war er leidend und hinfällig nach fünfjähriger Abweſenheit im Schloſſe ſeiner Väter zurückgekehrt. Ich trat an ſein Ruhebett und fand einen jungen Mann, der ſich, verführt von Andern, die ihn früh zerſtören wollten, die Freuden des Daſeins allzuraſch vorweggenommen zu haben ſchien, einen edlen, intereſſanten, poetiſchen jungen

das Neue anzulegen. Denn das Meiste von dem, was wir haben durch uns selbst, hatten die Alten denn doch noch nicht. Die einzige Thorheit, die man uns vorwerfen kann, ist nur die, daß wir unsere Blöße mit so viel Nachahmung zu bedecken suchen.

Daß sich die moderne Zeit vielleicht noch einen eigenen Baustyl erfindet, scheint mir nicht unwahrscheinlich. Doch müßte dieser Erfindung der Sieg aller der Ideen vorangehen, welche unsere Zeit alpartig bedrücken. Wir müßten erst im Klaren sein über den Staat, über die Religion, klarer als Nordamerika, dem es zwar an Licht nicht gebricht, aber an Wärme. Diese Wärme des Gemüths, die Europa nie verlassen wird, dieser große Fonds von Thatsachen, der uns, selbst wenn wir, vollkommen emancipirt, nur der Sonne noch als der Herrscherin des Jahrhunderts gegenüber stehen würden, doch immer noch anhaften würde, das ist der Mörtel, der dann auch vielleicht der Baukunst einen sinnigen und originellen Charakter giebt. Wenigstens scheint es mir nicht allzuschwierig zu sein, einen Tempel zu erfinden, der den Deismus und den Geschmack zu gleicher Zeit befriedigt, es sei denn, daß die Religion, die in Zukunft herrschen wird, keiner andern Tempel mehr bedürfen sollte, als der menschlichen Herzen, wie Christus selbst gesagt hat.

Kehren wir auf die Antike und das Romantische zurück, so lagen nicht nur den alten Bestrebungen, das Dasein zu verschönern, sondern dem Dasein selbst andere Principien zum Grunde, als solche, die wir für moderne anerkennen würden. Alle drei Zeitepochen stehen in starker Beziehung zur Gesammtheit, allein jede in ihrer Art. Die Alten lebten dem Staate ohne die Familie, die Mittleren der Familie und durch sie erst dem Staate, die Neueren würden gern beide Principien verschmelzen: daß der Mensch jetzt bei uns nur als Bürger d. h. Soldat Werth haben solle, ist die Folge einer momentanen Ueberspannung Europas, die nicht allzulange währen kann. Die antike Philosophie erklärte den Ursprung der Dinge, die romantische ihre Wesenheit, die moderne erklärt ihre Bestimmung. Wie und wodurch sind wir? fragten die Alten; was sind wir? die Mittleren; wozu

ſind wir? die Modernen. So waren dann auch die Erſten mehr Dialektiker, die Zweiten Metaphyſiker, die Dritten ſind Teleologen. Modern iſt es, zwar die Welt anzuerkennen, wie ſie geworden iſt, aber auch das Recht zu bezweifeln, ob ſie ſo bleiben darf, wie ſie iſt. Modern iſt es, durch und durch modern, das Kapital der Wahrheit, mit welchem ſich Platon und Ariſtoteles, Occam und Albertus Magnus abmühten, auf ſich beruhen zu laſſen, wenn nur die Zinſen gerettet ſind. Wunderbarer Zuſammenhang zwiſchen unſerm Gott, unſerer Unſterblichkeit, unſerm Wucher und unſerer Staatsſchuldentilgungstheorie! Der Sinking fund iſt längſt eine Chimäre. Das Kapital, hätten wir's, würde uns nur in Verlegenheit bringen; hätten wir die Wahrheit, wir wüßten nicht, wo wir ſie unterbringen ſollten. Darum lebe die Logik mit Ausſchluß der Metaphyſik, die nur gelegentliche Anwendung eines Gedankens, der Eklekticismus und damit der Zinsfuß, der halbjährige Coupon und die dreiprocentige ewige Rente!

Es iſt eigen; wenn man von ſeinen Zeitgenoſſen ſpricht, wird man, ſelbſt wenn man nur Gutes von ihnen reden wollte und allen Grund hat, ſie gegen falſche Anklagen zu vertheidigen, doch von einem herben Gefühl ſo ſchnell übermannt, daß man ein Lob niederſchreiben will, welches ſich unter der Feder in Tadel verwandelt. Ich will nicht den Sittenprediger machen, weil man ſich ſonſt die Möglichkeit nimmt, auf ſeine Zeitgenoſſen zu wirken. Sie ſchildern, iſt mehr, als ſie belehren wollen, denn das Erſtere läßt ihr Urtheil frei, während das Zweite es gefangen nimmt. Ich will keine Anklage ſtellen, ſondern nur die Thatbeſtände ermitteln. Jeder prüfe ſich ſelbſt und richte ſich.

Kann etwas die Unbeſtimmtheit unſerer heutigen Zuſtände beſſer charakteriſiren, als die Schwierigkeit dieſes Kapitels, die ich unverhohlen eingeſtehe? Die neue Zeit ſchildern, die Entwicklungsgeſchichte des Liberalismus erzählen, das ſind leichte Aufgaben für den, der nur merkt und hört; aber alle unſere momentanen und doch wieder an das Jahrhundert geknüpften Ideenverbindungen zuſammenfaſſen und im Gegenſatz gegen die Antike und das romantiſche Zeitalter den innern Kern der modernen Welt ausſprechen, das iſt ein Räthſel, das wir nur halb löſen

werden. Wir werden vielleicht sagen: Der Horizont z. B. ist der Sinn des Räthsels! und nach Jahrhunderten wird es sich herausstellen, daß wir hätten sagen müssen: Das Auge ist die Lösung!

Moderne Moral! Kann es eine solche geben? Muß nicht die Moral eine ewige sein? Und doch gab es eine ausschließlich antike, eine romantische Moral; beide waren einseitig, aber gerecht vor dem Richterstuhle ihrer selbst. Wir sprechen unaufhörlich von Gewissensbissen. Dies würde der allgemeinen Moral angehören. Aber die Alten haben keine „Gewissensbisse" gehabt, nie die Reue im Sinne moralischer Umkehr gelehrt. Zwar kennen sie die Furien, die racheforderuden Eumeniden, aber was rächen sie? Das gestörte moralische Gleichgewicht der menschlichen Natur in einem seelischen Entwicklungsproceß? Oder das Factum eines qualificirten Mordes, das Factum irgend eines Verbrechens, das Verwandte betrifft und nur Blutsühne erheischt? Man braucht nicht tiefer vom Geist des Alterthums berührt zu sein, um sich für das Letztere zu entscheiden. Oder sprechen wir vom Mittelalter. Die religiöse Intoleranz desselben, wer möchte diese, selbst wenn sie Scheiterhaufen anzündete und das Schwert der Verfolgung schwang, durchaus nur als ein allgemein menschliches, ein moralisches Verbrechen a priori bezeichnen? Der Geist der Zeit trägt eine größere Schuld an den Frevelthaten des Fanatismus, als die Zurechnungsfähigkeit, die nur sein Werkzeug war. Nun fragen wir: Hat auch die moderne Welt nichts, das dem Individuum einen Theil seiner moralischen Zurechnung tragen hilft; kann sie zwischen eine nach allgemeinen Moralgesetzen unzulässige Handlung und den, der diese beging, eintreten und einen Theil der Schuld auf sich nehmen? Oder ist Alles individuell geworden, Alles abstracte Sittenlehre, Alles persönliches Risico und eigene Verantwortung vor Gott? Ich glaube fast das Letztere. Ich glaube, daß wir immer mehr für uns einstehen müssen und nur in uns selbst einen Anhaltspunkt finden dürfen. Dies ist freilich eine große Umkehr der Zeiten und Verhältnisse! Warum sind die Institutionen, welche uns die alten Tage überlieferten, so schwankend und hinfällig? Aus keinem an-

dern Grunde, als weil sie nichts mehr für uns thun, weil sie nicht mit Entschuldigung für unsere Leidenschaften eintreten, weil sie keinen liebenden und schützenden Mantel über unsere Blößen decken. Sie überlassen Alles uns selbst, sodaß wir anfangen müssen, sie für gleichgültig und nutzlos zu halten.

Der Moral unserer Zeit tiefer auf den Grund zu gehen, spar' ich auf einen der folgenden Abschnitte auf. Hier ist mein Zweck erfüllt, wenn ich in den verschiedenen Offenbarungen des Geistes und Herzens den Unterschied von antik und modern nachweise. Ich sagte soeben: die Moral *unserer Zeit*, und will nicht behaupten, daß das Moderne auch vorzugsweise das Neuzeitige oder das *Zeitgemäße* sei. Gegen unsere Zeit selbst genommen, ist das Moderne in dem gebräuchlichen Sinne weit mehr die *Grazie*, das *ästhetische* Gesetz der neueren Bestrebungen. Die Polemik unserer Zeit, selbst die im Sinne des aufgeklärten Jahrhunderts, kann doch oft eine Physiognomie tragen, die durchaus nicht modern zu nennen ist. Es giebt z. B. unter den politischen Partheien in Frankreich eine Fraction, die dem chevaleresken Feudalismus des Mittelalters zustrebt und doch in Manieren und Haltung den Modeton zu beobachten sucht, ja diesen sogar angiebt. Die jungen Cavaliere Heinrich's V. aus dem Faubourg St. Germain, die sogenannten Henricinquisten drücken die exclusive Thorheit der Modernität aus; denn daß sie eben gescheidt genug sind, ihre Thorheit zu verachten, daß sie die Haltlosigkeit des Legitimismus durchschauen und doch die grüne Farbe desselben tragen, ist die Grille, die Geckerei des *Modernen*. Einem Steckenpferd seinen eigenen Verstand als Sattel auflegen und sich selbst reiten, drückt den Formalismus der Zeit aus. Mit einem Worte, das Moderne ist eben so sehr auf der rechten wie auf der linken Seite der Ständekammern zu Hause. Es drückt die Meinung des Centrums und die der Flügel aus. Modern ist in einem gewissen Sinne der Classiker und Romantiker; Beide können sich keine verschollenen Jahrhunderte aus Schutt und Nebel wieder aufwühlen, sondern müssen mit ihrer Illusion *raffiniren*, und eben dies Raffinement z. B. in Deutschland auf

Mittelalter oder Sophokles ist das Moderne. So wäre denn das Moderne recht eigentlich das Objective im schwebenden Moment, die Thatsache der Zeit, an und für sich ohne Streit und Gegensatz, ohne Beziehung betrachtet. Das Moderne liegt nur in der Culmination der neuen Dinge, selbst wenn diese wieder nach dem Alten zielen.

Einer der großen Männer, die, ohne sich je zu vereinigen, doch die Bestimmungen der Fashion wöchentlich zu entwerfen pflegen, die einander hassen, soweit es dem tonangebenden Gentleman ziemt Leidenschaften zu äußern, wurde mir durch Zufall in seinen jüngeren Jahren bekannt. Es war ein steinreicher Baron und einer der sogenannten Pflastertreter und Bummler von „Unter den Linden". Ich fand ihn in einem Kreise von Männern, über die man Märchen in Umlauf setzte. Sie sollten den Club der Satansgenossen bilden. Ob Fürst Pückler ihr Ideal war? Ich weiß es nicht. Gerade wie es von Lord Byron hieß, daß er den Satanismus in die Poesie eingeführt hätte, so sollte Baron Anacharsis (er hatte auch Reisen gemacht, nennen wir ihn darum so) das Satanische in die Gesellschaft einführen. Ich kann die Versicherung geben, daß man dem allerdings bizarren Manne Unrecht that. Man muß ihn sehen! Sein Antlitz ist leidend, sein Auge abwechselnd bald sanft, bald durchbohrend, das Haar und der starke Bart haben sich eine glänzende natürliche Schwärze erhalten können, die Lippe brennt heiß, die Haltung ist stolz, sein Benehmen wegwerfend. Wohin er tritt, scheint ihm eine magische Kraft zu folgen, die seine Atmosphäre eben so gefährlich, wie sicher für ihn selbst macht. Er würde ein Duell annehmen, wenn es einer Idee gilt. Seine Person ist ihm gleichgültig. Da sieht man den Unterschied vom bloßen Dandy, der sich nur schießt, wenn es seiner Person gilt, und der sonst in seiner Nähe Meinungen äußern hören kann, die ihn gleichgültig lassen. „Ich halte es für eine persönliche Beleidigung," sagte mir Anacharsis, als ich ihn besuchte, „wenn man in meiner Gegenwart dummes Zeug spricht. Die Dummheit ist die größte Unanständigkeit. Die Dummheit schlecht vorgetragen, ist vollends eine Insulte." — „Ich danke Ihnen," mußte ich erwidern! „Daß Sie mich in Ihrer Nähe dulden,

iſt demnach ein Compliment für meinen Verſtand.“ Angenehm überraſcht war ich von dem Eindruck, den Anacharſis' häusliche Einrichtung auf mich machte. Seine Umgebung war comfortabel, modiſch. Alles hatte noch einen Beigeſchmack, eine naive Sinnigkeit, die in der gedankenloſen und albernen Mode nie liegen wird, die aber in dem Charakter ſeiner Exiſtenz unverkennbar war. Der Reiz des Modernen umgab ihn. Er führte mich in ein Zimmer, das von einem magiſchen Licht erhellt war. Die Glasſcheiben der gewölbten Fenſter waren bemalt, das Ganze ſtellte eine Halbrunde vor, fünf oder ſechs Niſchen waren mit den herrlichſten Antiken geſchmückt. Eine ſchlafende Nymphe aus Alabaſter, der Phantaſie eines außerordentlichen Künſtlers entſprungen, ruhte neben ihm an einer Ottomane. „Sie werden mich für abergläubiſch halten,“ ſagte er, „wenn ich dieſen Heiligthümern, welche Sie hier ſehen, eine Einwirkung auf mein Gemüth zugeſtehe. Ich nehme in der Religion wenig Dogmen an, und ſelbſt an die, die mir wahrſcheinlich vorkommen könnten, fühle ich mich nicht attachirt; allein eines gewiſſen Schauers werde ich immer bedürfen, einer Erregung, die mich in den myſtiſchen Zuſammenhang der Jahrhunderte verſetzt, die mir das Bedeutungsvolle der abſoluten Stille vergegenwärtigt und mich unterſtützt, an mich ſelbſt zu denken.“ — „Sie widerlegen,“ ſagte ich lachend, „die Religion durch Aberglauben.“ — „Möglich!“ antwortete er. „Wenigſtens ſcheint mir faſt, daß der Skepticismus ein Beweis von Religion iſt. Wie würde man ſich ſonſt ſo viel mit ihr beſchäftigen! Aber nein,“ fuhr er fort, „das Fürchterlichſte iſt mir die Vernachläſſigung der Schönheits- und Anſtandsgeſetze, die mit den Ideen dann, wenn ſie den Menſchen recht zu packen anfangen, verbunden zu ſein pflegt. Die Griechen hatten ihre Schönheit darin, daß ſie ſich nackt gaben; das Mittelalter darin, daß es ſich bunt und phantaſtiſch gab; die Neueren ſollen ihren Charakter darin finden, daß ſie ſich geordnet geben. Die Symmetrie iſt eine der wenigen Schönheitstugenden, deren Ausübung unter den jetzigen Umſtänden noch geſtattet iſt.“ — „Wie, Veſter,“ fragte ich, „Sie, ein ſo aufrichtiger Freund der Wahrheit, Sie könnten ſich entſchließen, ſie zuweilen dem Scheine zu opfern?“ — „Sie verſtanden

mich nicht," entgegnete er; „ich nehme nicht den schönen Irrthum in Schutz, sondern suche nur die häßliche Wahrheit zu mildern. Auch die Wahrheit mag von Natur schön sein. Aber die Art, wie die Menschen an ihr zerren, wie sie um jeden Preis das Wahre treffen wollen und es selten anders können, als indem sie nur einen Theil davon erreichen oder die Wahrheit gänzlich entstellen, diese macht sie oft schreckhaft genug. Ich glaube, daß das Moderne diese Stellung zur Wahrheit verwirft. Modern ist es nicht, dem Partheigeiste lärmend zu huldigen, mit ihm sich auf offener Straße zu boren, die Hemdärmel dabei aufzuschlagen und überhaupt in seinem Thun die möglichste Rücksichtslosigkeit auf sich und Andere zu offenbaren. Das Moderne steht über dem Partheigeiste, über den Tagesfragen, die man freilich nicht erörtern kann, ohne die Hand anzulegen. Es ist gerade so wie in alten Zeiten. Das wahrhaft Antike und Romantische konnten nur die Bevorzugten fühlen, und gegenwärtig das Moderne die, welche den Vorzug haben, wenigstens die alten Zeiten vergleichen zu können." Anacharsis wollte mir einige freundliche Worte über meinen Styl sagen und nannte diesen modern. „Ich muß gestehen," gab ich zu, „daß ich meine Schreibart schwerlich anders als mit dem Namen des Modernen zu bezeichnen wüßte; wie ich gerade zu einer besondern Haltung meiner Schreibweise, wie ich zu meinem eigenthümlichen Tone komme, ist mir selbst ein Räthsel. Bald scheint es mir, als triebe mich der Geist der Unruhe, der überhaupt unsere Zeit quält, und ermuthigte mich, mit Hand anzulegen und eine neue Welt bauen zu helfen; bald aber schmiege ich mich wieder mit lieben dem Interesse an die veralteten Sitten, an die bestehenden Gesetze und Einrichtungen, so daß ich mich fast schäme, mich auf einen bloßen Maler und Copisten dieser Zustände reducirt zu sehen. Allein möglich auch und vielleicht ganz gewiß, es liegt in der Pflicht, die der Literat unserer Zeit zu befolgen hat, eben so reformistisch wie conservativ gesinnt zu sein, wenn wir nämlich von der Alltagsbedeutung dieser letzten beiden Begriffe abstrahiren und sie in Rücksicht auf die menschliche Existenz im Ganzen und Großen brauchen wollen. Moderne Literatur heißt: Abspiegelung der Zeitgenossen in

den Lagen, worin ſich dieſe befinden, Einmiſchung in ihre Debatten, Frage und Antwort in Sachen des allgemeinen Nachdenkens und der praktiſchen Philoſophie. Der Literatur gegenüber iſt das moderne Genre in der Form leicht, im Inhalt zufällig, in Manier und Haltung ſubjectiv, witzig und melancholiſch zugleich, launig in jeder Beziehung, begabt mit kritiſchem Talente und für die eigene Production entweder in manchen Fällen geradezu impotent oder zu wenig ehrgeizig, um es den großen Claſſikern der Vergangenheit nachzuthun. Roman, Novelle, die kleine Abhandlung, Briefe, empfindſame Reiſen, das ſind ſo die einfachſten Formen, wie der moderne Autor ſeine Empfindungen, Träume und Charaktere einfängt. Das moderne Genre entſteht ſchnell, verbreitet ſich ſchnell, wird ſchnell verſtanden und ſtirbt — ſchneller noch, als es oft eine Kritik erlebt hat. Lob und Tadel der Kritik nützen oder ſchaden nichts mehr: der Roman iſt ein Jahr alt, wer lieſt ihn noch!" Anacharſis ſtimmte bei und fügte noch hinzu: „Der Hauptcharakter des Modernen, der auf alle Aeußerungen deſſelben, literariſche, künſtleriſche, ſittliche, religiöſe, ſeine Anwendung hat, iſt der, ſich nicht genirt zu fühlen. Das Moderne geht von allem in jetziger Zeit fraglich und ſtreitig Gewordenen aus, läßt ſich aber in einem gewiſſen Comfort der Betrachtung darüber nicht ſtören. Man muß bei der Unruhe der Zeit ſeine Ruhe als Individuum behaupten können und ſoll keinem Verhältniſſe ſoviel Aufopferung widmen, daß man ſich dadurch genirt fühlt. Sie haben ein wahres Wort geſprochen, wenn Sie irgendwo ſagen: Was heute eine Meinung iſt, war vor zehn Jahren Philoſophie! Und ſehen Sie, in der Mitte dieſes Abſtandes, fünf Jahre nach der Philoſophie und fünf Jahre vor der Meinung ſteckt das Moderne mitten inne. Es iſt nicht tief und praktiſch genug, um ſich für das Ganze zu entſcheiden, und hält ſich demnach an die Hälfte."

So und ähnlich ſpreche ich mit Anacharſis. Denn auch dies iſt eben ein Zeichen des Modernen und ein Beweis dieſes ſich erſt bildenden, noch nicht abgeſchloſſenen Begriffs, daß das Moderne viel über ſich ſelbſt reflectirt, hundert Fragen miteinander beſpricht und ſich einbildet, aus formeller Dialektik

Resultate erlangen zu können. Das eigentliche Moderne scheint mir eine Mischung von angebornem Verstande und raffinirtem Gemüth zu sein. Daraus ergeben sich die Leiden, die Vorzüge, die Widersprüche dieses Genres im Leben wie in der Literatur. Es beweisen aber auch diese Widersprüche, daß das Moderne durchaus dem Antiken und Romantischen nicht sollte als drittes Congruum an die Seite gesetzt werden, sondern daß diese Anschauung der Dinge und der Menschen ein Uebergang zu einer weitern Entwickelungsstufe ist, die unsere Zeit erst noch erklimmen muß. Das Moderne ist, schon durch die große Schwierigkeit der sichern Definition, kein bleibendes, wenn auch sonst charakteristisches Merkmal unseres Zeitalters. Größere Ereignisse werden diese vorübergehende Mischung von Ernst und Leichtsinn ablösen. In den Widersprüchen des Moments eine schwebende Lösung, in den feindlichen Elementen des Partheigeistes eine wohlmeinende Tröstung, das kann füglich moderne Art genannt werden. Vielleicht ist es ein Begriff unseres Jahrhunderts, vielleicht dauert er nur noch ein Decennium, jedenfalls, dabei bleibe ich, ist das „Moderne" kein dauernder Typus des gegenwärtigen Zeitalters.

V.

Die Existenz.

Nach gewöhnlicher Lehre besteht der Mensch aus drei Theilen, Leib, Seele und Geist. Es giebt aber Menschen genug, die nur einen einzigen dieser Bestandtheile zu besitzen scheinen.

Wen kann ich wol unter dem Edlen von Caliban meinen? Nennt ihn den Edlen von Rostbeef, nennt ihn den Edlen von Pudding; er ist und bleibt dieselbe unbewegliche Masse, die weder vom Herzen noch von einem etwas höheren Gedanken je Befehle angenommen hat. Der Edle von Caliban ist unter den Menschen, was die unausgebildete Molluske

unter den Thieren. Ja, er gehört noch weit mehr der Vegetation des Pflanzengeſchlechts an, er iſt weit mehr Vegetabil, mit dem Unterſchied freilich, daß der Beſagte Fleiſch-, Mehl-, Fiſchkoſt allen Gemüſen Südfrankreichs und Algiers vorzieht. Der Edle von Caliban wuchs in ſeiner Jugend wie eine nur zufällig zum Menſchenbilde ſich geſtaltende Fleiſchmaſſe auf. Er iſt der Sohn eines reichen Brauherrn und der Erbe ſeines väterlichen Geſchäftes, das er von Andern verwalten läßt; wie ſollte er den Verſtand gehabt haben, ſich ſelbſt eine Exiſtenz zu begründen? Sein Leben iſt thieriſches Brüten und Liegen auf den Rindsvierteln, die ſein Rieſenmagen aufnehmen kann. Sein Herz iſt ſo ſehr von Fett umwickelt, daß er ein Narr geworden wäre, wenn nicht zufällig ſein behagliches Daſein ihn von eitler Caſuiſtik der Umſtände, von jeder Nothwendigkeit, hier oder da einmal einen Rockknopf zu zählen, befreit hätte. Und dieſer Mann geht in die Kirche! Wie kann er dies, da ſein Herz keiner einzigen Regung fähig iſt? Nur aus Gewohnheit, weil er ſchon von ſeinem Vater, der ein rühriges Temperament hatte und ſich nicht nur den Commerzienrath, ſondern ſogar den Adel kaufte, ſonntäglich ſeine reinen Handſchuhe und ſeinen Stock mit einem ſilbernen Knopfe auf den Tiſch ſeines Wohnzimmers hingelegt bekam und aus Inſtinkt und durch jahrelange Gewohnheit bemerkte, daß dies das Zeichen zum Kirchgehen iſt. Er iſt verheirathet (der Lebenswandel ſeiner Frau iſt bekannt), er hat Kinder (glücklicher Weiſe ähneln ſie ihm nicht), er lieſt ſogar Theaterzeitungen, aber nur ähnlich jenem Hogarth'ſchen Zeitungsleſer, der ſich am Lichte ſeinen Hut verbrennt. Ueber dem Gemiſch von kaleidoſkopiſchem Allerlei über Theater, Muſik, Unglücksfälle, Naturwunder, Feuerwerke, Wohlthätigkeitsſchauſtellungen ſchläft er ein. Alles zuſammengenommen, ſtellt der Edle von Caliban nichts Anderes in der Welt vor, als den rohen Urſtoff, aus welchem das erſte Geſtell der übrigen Menſchen gebildet wurde. Er iſt die abſolute Materie und natürlich als Wähler und Stimmberechtigter ultraconſervativ. Er ſitzt ſogar in einem gewiſſen Landtage und entſcheidet zuweilen das Schickſal der Geſetze.

Herr von Tuft und Hofrath Stoffli würden es

Mann, aber so geknickt in seiner äußern Erscheinung, daß ich anfangs bei ihm an ein schleichendes Uebel dachte und ihn einer regelrechten Behandlung unterwerfen [illegible]. Aber vergebens! Medicinische Hülfe wies er zurück und er hatte Recht: sein Zustand leitet sich aus dem Gemüth her, seine Seele scheint mir zerrüttet.

Fennimor.

Himmel!

Scott.

Der Antheil, den Sie an ihm nehmen, verräth mir, daß Ihr Herz ihm noch nicht ganz entfremdet ist.

Fennimor.

Arthur — entfremdet? (Bezwingt sich.) Bitte, fahren Sie fort!

Scott.

Im Scherz nannt' ich ihn gegen einen alten treuen Diener blasirt. Ich bereue diesen Ausdruck. Ich müßte ein oberflächlicher Menschenkenner sein, wenn ich mir einbildete, Seelenzustände durch ein Wort so abthun zu können. Es liegt einmal zu allen Zeiten in den Geistern ein krankhafter Modezug. Im vorigen Jahrhundert nannte man, besonders bei unserm Volke, diese Melancholie Spleen, in neuerer Zeit hat man andere Ausdrücke dafür. Aber die Ausdrücke erschöpfen den Begriff nicht. Wer fest und gesund in seinen Nerven sitzt, dem fehlt von solchen krankhaften Zuständen eine klare Vorstellung, und doch erlebt man täglich, daß diese Zustände sich bis zur Monomanie steigern können, ja sogar leider — bis zum Selbstmord.

mir sehr übel nehmen, wenn sie wüßten — und sie werden es erfahren aus den bösen Kritiken meiner Gegner, — daß ich sie mit dem Edlen von Caliban in Verbindung gebracht habe. Und doch sind Beide in ihrer Art eben so einseitig, wie Jener. Herr von Duft scheint nur Seele zu sein. Ohne Körper, ist er leider auch ohne Geist. Sein Herz schlägt so laut, daß man glauben möchte, er hätte unter seiner Brusttasche ein Kaninchen versteckt. Herr von Duft ist der Abgott der Damen. Diese würden ihn heilig sprechen, wenn nicht mulier in ecclesia schweigen müßte. Er seufzt, er stöhnt, er weint; er kommt oft mit thränenden Augen in die Gesellschaft und zieht einen neuerschienenen Band Gedichte aus der Tasche, singt auch wol Balladen und ist durchweg ein Mann ohne maßgebendes Urtheil. Doch könnte er den, der etwa die Gegenstände seines Enthusiasmus kritisiren wollte, einer gelinden Steinigung empfehlen. Hofrath Stofflich ist groß in Trigonometrie. Er ist der größte Mathematiker, der noch nach Newton kommen konnte, nur steckt dieser latent in ihm und zeigt sich im Schachspiel. Newton rühmte sich, nie ein Weib berührt zu haben, aber er hatte vielleicht Herz, kannte Mitleiden und Gefühl; allein Hofrath Stofflich ist ohne Leib und Seele, nur Gedanke, Reflexion, ein Mensch, der sich in steter Abwesenheit befindet. Fragt man ihn nach der Uhr, so antwortet er: 37, er hatte an einen geographischen Breitegrad gedacht. Man darf ihn in keine Gesellschaft führen, weil er im Stande ist, durch seine Zerstreuung die beste Einigkeit zu stören. Der Mann ist Philosoph und bewundert Herbart. Er hat in seine Theorie nur Dreiecke und Quadrate aufgenommen. Wo Andere von dem höchsten Gut und dem vorzüglichsten Princip der Moral sprechen, sieht er nur Katheten und Hypotenusen. Ich fragte ihn einmal: Hofrath, glauben Sie an die Unsterblichkeit der Seele? Kalt und ernst sah er mich an und antwortete nach einigen Secunden mit Pathos: Die gerade Linie ist der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten! Was er sich dabei gedacht hat, weiß ich nicht. Vielleicht ist es tiefsinnig. Hegel würde es vielleicht verstanden haben.

Trotz dieser Ausnahmen beweist die Geschichte, daß zwar Leib, Seele und Geist selten in gleicher Harmonie gefunden

werden, daß aber aus ihrem mehr oder weniger entschiedenen Zusammenhange das Leben der Einzelnen und der Völker gebildet wird. Bald blühten Epochen, wo der Leib die Oberhand hatte, wie im Alterthum, in jener Zeit der schönen, plastischgerundeten Formen, der Vermenschlichung und der Versinnlichung der höchsten Dinge; bald waren die Menschen mehr von ihren Seelenaffecten, den Eingebungen des Gemüths beherrscht, wie im Mittelalter, wo aus dem Menschenherzen die seltsamsten Phantasieblumen des Gemüths und nicht blos im Bereich der Dichtkunst und der bildenden Kunst sproßten, sondern das ganze Leben von einem allzuüppigen Drange der unmittelbaren, aus dem Blut entspringenden Neigung und Leidenschaft gestaltet wurde. Jetzt wieder überwiegt die Reflexion, die Herrschaft über Sinnlichkeit und Leidenschaft, der Begriff, oft lachend und lebendig, oft todt und kalt. Es lassen sich die Uebergänge der Zeiten, viele und entscheidende Kämpfe der Geschichte aus dem Streite dieser drei entgegengesetzten Principien herleiten. In Völkern und Individuen überwog eines das andere und störte das Gleichgewicht, das nur durch Waffengewalt wiederhergestellt werden konnte. Aus dem eigenthümlichen Mehr oder Minder, das die verschiedenen Epochen an dieser oder jener Fähigkeit aufzuweisen hatten, entsprang ihr besonderer Charakter. Namentlich muß man hier mehr auf das Minus sehen, als auf das Plus. Man würde — Forschern sei das gesagt — man würde das Alterthum besser kennen, wenn man weniger von seinen Besitzthümern als von seinen Mängeln spräche; die positive Charakteristik des antiken Lebens macht die alte Welt lange nicht so anschaulich, als wenn man untersucht, was empfanden die Alten, welche Fähigkeiten und Voraussetzungen hatten sie, um Begriffe zu bilden? Welche hatten sie nicht? Ebenso macht uns die incorrecte Zeichnung der mittelalterlichen Gemälde und die Betrachtung des ungeheuern Nichtwissens, das die Periode des sinnigen Gemüths und der Affecte verdunkelte, diese Zeit anschaulicher, als die Rittergedichte, die wir zartfühlend genug sein sollen, noch immer so mitzuempfinden, als wären sie für uns bestimmt! Ebenso charakterisirt unsere Zeit weit weniger der ungeheuere Umfang unseres geistigen Stre-

ens, als die Bedrängniß, in welche dabei unser Gemüth, und die Vernachlässigung, in welche unsere physische Beschaffenheit gerathen muß. Unser Reichthum macht uns weniger kenntlich, als unsere Armuth. Dies auch der Grund, warum wir über diese mehr sprechen müssen, als über jenen.

Die Frage der Existenz ist die wichtigste unseres Zeitalters. Sie berührt unsere nächsten Interessen; sie ist einem Strome zu vergleichen, der aus seinen Ufern getreten ist, sich immer weiter ausdehnt, Bäume, Wehre, Menschen fortreißt, die Saaten verdirbt und bald auch unserer eigenen Hütte nahe sein wird. Die Existenzfrage ist keine aus einem System gerissene Unterhaltungs- und zufällige Belehrungsveranlassung, sondern die Noth des Augenblicks gebietet sie. Wir wollen erst den Thatbestand angeben und die Mittel prüfen, die in diesem Betracht vorgeschlagen sind, und mit einer Berechnung der Resultate schließen, die sich aus unserer Betrachtung ergeben dürften.

Wir haben zuerst von der Bevölkerung zu sprechen. Wie harmlos und dem jetzigen Bestande der Dinge entsprechend beginnt die Geschichte dieser Frage! Wie einfach ist sie bis auf den Augenblick, wo Malthus die Gestalt des immer mehr anwachsenden Riesen in allen ihren Contouren zum ersten Male wahrnahm und durch die Entdeckung seines berühmten Satzes, daß die Bevölkerung geometrisch und die Nahrungsmittel arithmetisch zunehmen, Alles, was in Europa nicht nur lebte, sondern auch Leben schaffen wollte, mit Schrecken erfüllte!

Von je haben die Gesetzgeber sich damit beschäftigt, die Fortpflanzung des Menschengeschlechts zu regeln; doch war ihr Gesichtspunkt immer der, daß ihnen entweder die Zahl zu gering oder nur in dem Falle zu hoch war, daß aristokratische kleine Gemeinwesen von einer allzujäh zunehmenden Bevölkerung in ihren Privilegien verkürzt zu werden fürchteten. China, an Uebervölkerung leidend, gestattet den Verkauf und die Aussetzung der Kinder, einen Gebrauch, von welchem man nicht weiß, ob er weniger grausam ist, als der von Montesquieu angeführte auf der Insel Formosa, wo die Weiber vor'm fünfunddreißigsten Jahre nicht gebären dürfen und sich mit

einer Prieſterin im Geſchmack des Doctors Polidori aus den Pariſer Myſterien abzufinden haben, wenn ſie vor dieſem Alter ihre Leibesfrüchte los werden wollen. Plato und Ariſtoteles, die großen Weltweiſen, nehmen wenig Rückſicht auf das noch nicht zum Bewußtſein gekommene Menſchenleben. Ariſtoteles räth, wenn für eine Stadt Uebervölkerung drohe, ihren Bürgerinnen, es ſo zu machen, wie die Frauen auf Formoſa, wenn ſie noch nicht fünfunddreißig Jahre alt ſind. Bald aber änderten ſich dieſe Rathſchläge und gingen auf das Gegentheil über. Die kleinen Staaten wurden von den großen verſchlungen, dieſe wieder vom Weltreich der Römer. Die Bevölkerung wurde überall, der Kriege und der Noth wegen, dünn, wie auch Plutarch ſo erſchütternd ſagt, die Orakel hätten in Griechenland zu reden aufgehört, weil es keine Menſchen mehr im Lande gab. Rom mit der Ahnung, daß es die Welt erobern und dazu Menſchen brauchen würde, munterte von ſeiner erſten Stiftung an ſeine Bürger auf, ſich zu vermehren und zu heirathen. Hageſtolze wurden von den Cenſoren beſtraft. Die Anſicht der Römer drückt Metellus Numidicus bei Aulus Gellius aus: „Wenn es möglich wäre, ſich kein Weibsbild auf den Hals zu laden, ſo würden wir Römer uns bald von dieſem Uebel befreien. Aber da einmal die Natur feſtgeſetzt hat, daß man mit ihnen nicht glücklich leben, aber ohne ſie auch nicht fortdauern kann, ſo müſſen wir allerdings mehr auf unſere Erhaltung als auf unſere Zufriedenheit ſehen.“ Trotz dieſer Lehre, die allerdings wenig zur Heirath Aufmunterndes hat, vermehrte ſich die Zahl der Hageſtolze und verminderte ſich die Nachkommenſchaft. Die Bürger- und Eroberungskriege rafften die blühenden Geſchlechter des Adels und die unteren Volksklaſſen, die ſich dem Ehrgeiz derſelben opferten, hinweg. Da fing Cäſar (der nicht genug Menſchen haben konnte, um unter Allen der Erſte zu ſein) an, auf die eheliche Fruchtbarkeit Prämien zu ſetzen. Frauen, die im vierundfünfzigſten Lebensjahre noch keinen Mann oder wenigſtens ein Kind hatten, durften weder Edelſteine noch ſonſtige Befriedigungen weiblicher Eitelkeit tragen. Auguſtus gab nach dieſer Richtung hin noch ſchärfere Geſetze. Er erhöhte die Strafen und Belohnungen in Betreff der

Nachkommenſchaft und übertrieb dabei ſeinen Widerſtand gegen Umſtände, die beinahe ſchon in der Natur zu liegen anfingen. Die Adeligen murrten. Auguſtus berief ſie, ſtellte hierher die Verheiratheten, dorthin die bei Weitem größere Anzahl der Hageſtolzen und ſprach: „Während uns Krieg und Peſt eine ſo große Anzahl von Bürgern raubt, was ſoll aus dem Staate werden, wenn man ſich nicht mehr verheirathet? Unſer Staat beſteht nicht aus Häuſern, Säulengängen und öffentlichen Plätzen, ſondern die Menſchen machen die Stadt. Ihr werdet es nicht mehr erleben, daß, wie in alten Zeiten, die Menſchen aus der Erde kommen und Eure Geſchäfte übernehmen. Und der Einſamkeit wegen ſeid Ihr nicht einmal ehelos. Jeder von Euch hat ſeine Bett- und Tiſchgenoſſin, und Ihr ſucht die Ordnung eben in Eurer Unordnung. Ihr wollt Euch wohl auf das Beiſpiel der vom Staate geduldeten veſtaliſchen Jungfrauen berufen?" Nach ähnlichen ſpottenden und erzürnenden Bemerkungen kam das berühmte Geſetz Papia Poppaea zu Stande, welches nicht nur die Strenge der früheren Bekämpfung des Cölibats wiederholte, ſondern noch eine viel härtere hinzufügte. Aus allen dieſen hiſtoriſchen und juriſtiſchen Elementen ſetzte ſich die römiſche Geſetzgebung über das Hageſtolziat zuſammen, wie wir ſie in den Quellen derſelben noch antreffen. Diejenigen, welche ſich nicht verheiratheten, konnten von Fremden nichts erben, und diejenigen, welche zwar beweibt waren, aber keine Kinder hatten, konnten nur auf die Hälfte der Erbſchaft Anſpruch machen. Plutarch ſagt witzig: Die Römer heirathen um Erben zu ſein, nicht, um ſelbſt Erben zu haben. Wenn ſich ein Mann von ſeiner Frau entfernte und die Veranlaſſung dazu nicht in Staatsgeſchäften lag, ſo konnte ſie ihn enterben. Wer ſeinen Kindern keine Mitgift zur Heirath gab, durfte durch die Behörden dazu gezwungen werden. Heirathen im höchſten Mannesalter kamen vor, aber die Männer mußten dem Marino Falieri gleichen und ſich mit ſechszehnjährigen Angiolinen verheirathen. Ein ſechszigjähriger Mann durfte keine ſechszigjährige Frau heirathen. Andere kehrten es um und verboten gerade den Alten junge Frauen, weil dieſe in der Regel unfruchtbar blieben.

Das Chriſtenthum ſtürzte durch ſein Princip, daß es gut ſei, zu heirathen, aber beſſer, nicht, dieſe Geſetzgebung zum größten Theil um. Der Monachismus, das Mönchthum, machte vollends aus dem unbeweibten Stande ein Sacrament. Wie aber die Vorſehung alle Gegenſätze der Natur ausgleicht (die Gegenſätze des Geiſtes ſind auf ſich ſelbſt angewieſen), ſo ſchien dieſe Kaſteiung in gutem Einklang mit den ungeheuern Völkermaſſen zu ſtehen, welche Aſien über Europa ausſtrömte. Zwar wütheten Krieg und Peſt unter dieſen Horden, aber trotz derſelben, trotz der ſpätern Kreuzzüge behaupten franzöſiſche Schriftſteller, daß Frankreich unter Karl IX. beinahe eben ſo viel Bewohner gehabt hat, als gegenwärtig. Allmälig aber verminderte ſich dieſes günſtige Verhältniß. Der Grund des plötzlichen Zuſammenſchmelzens der europäiſchen Bevölkerunge. mag zum größten Theile wohl im Untergang des Feudalismus und des Localgeiſtes zu Gunſten der Centraliſation und der Staatsmaſchine gelegen haben. Früher hatten die kleinen Reichsſtädte und Baronieen in ſich ſelbſt einen ſtolzen, unabhängigen Mittelpunkt; ſie dehnten ſich in warmer, behaglicher Exiſtenz und ließen demnach mehr Menſchen entſtehen, als ſpäter, wo das Syſtem der Controlirung und die Rekrutenaushebung es den Eltern zum Schmerze machte, Kinder zu haben. Was nahm nicht der neu entdeckte Welttheil im Weſten an Menſchen hinweg! Wie große Menſchenopfer mußten die Holländer ihren ungeſunden Colonieen bringen! So kam der abſolute Monarchismus, welcher Menſchen brauchte, um Kriege zu führen, und Geld dazu, das jene verdienen mußten, faſt überall wieder auf die Geſetzgebung des Auguſtus zurück, wenn auch nur ſo, daß weniger die Hageſtolzen, als die Ehemänner ermuntert und auf's Neue Prämien für eine gewiſſe Anzahl Kinder ausgeſetzt wurden. Wer zehn Kinder hatte, bekam unter Ludwig XIV. eine Penſion. Dennoch iſt die Thatſache, daß die Bevölkerung Europas trotz der Kriege des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts reißende Fortſchritte gemacht hat, weit weniger die Folge dieſer in manchen Militairſtaaten, z. B. Preußen, noch vor einigen Jahren beſtehenden Prämien, als die der ſteigenden individuellen und induſtriellen Freiheit. Seitdem

die Macht des Clerus und der Aristokratie beschränkt ist, seitdem die ehedem nutzlos gelegenen und selbst bei ehrlichem Anbau nicht hinreichend ausgebeuteten Domänen der Fürsten an den meisten Orten der Nation überlassen sind, seitdem die Monopole und Privilegien erloschen, hat sich überall eine kecke, fröhliche Lust an der „süßen Gewohnheit des Daseins", wie Goethe sagt, gezeigt und Menschen die Hülle und Fülle in's Leben gerufen. Die Bevölkerung nahm mit so gewaltiger Schnelligkeit zu, daß sich der Phantasie das Schreckbild der Uebervölkerung bemächtigte und in Malthus einen finstern, unglücksschwangern Propheten fand. Ich habe einen Bekannten, der über die Lectüre des Malthus'schen Buches in Trübsinn verfallen ist. Ueberall wo der Gute hinblickt, sieht er die Plage der Uebervölkerung. Ueberall sind ihm der Menschen zu viele. Die Gier, welche diese Millionen beseelen muß, um sich zu ernähren, hat ihn so feige gemacht, die Concurrenz auszuhalten und mit im Athem zu bleiben bei dem allgemeinen Wettlaufe, daß sein Geschäft zurückblieb.

Die Malthus'sche Theorie und die Debatten, welche sie veranlaßte, ist hier nicht der Ort wiederzugeben. Malthus hat gesagt: Die Menschen vermehren sich in dem Verhältnisse von 1, 2, 4, 8, 16, die Nahrungsmittel aber nur wie 1, 2, 3, 4, 5 u. s. w. Seine Gegner haben den ersten und den zweiten Satz angegriffen. Jener ist beschränkt, dieser erweitert worden. Dort hat man die außerordentlichen Fälle mit in Anschlag gebracht, hier sich auf die Meinung gestemmt, man könnte die Natur potenziren. Eine dritte Meinung war die, daß die Vorsehung schon der Natur selbst den Trieb eingepflanzt hätte, Mißverhältnisse auszugleichen und nur Mögliches an Mögliches zu reihen. Diese letztere Ansicht, so richtig sie mir an sich scheint, hat nur übersehen, daß die Mittel, welche die Natur braucht, um ein solches Gleichgewicht des Bodens und der Menschen herzustellen, immer grausame sind. Eben diese rücksichtslose Reaction der Natur zu vermeiden, darum handelt es sich in dieser wichtigen Menschheitsfrage.

Das Maß der Bevölkerung ist die Möglichkeit, sich zu ernähren. Das Maß der Ernährung ist wieder die Natur in dem, was ihre Mittel vermögen. Die ungeheure Com

plication der neueren Existenzmittel, die künstlichen Nothwendigkeiten, welche durch Luxus, Industrie, Handel, Wissenschaft und den weitverzweigtesten Formalismus in Staat, Kirche und Gesellschaft geschaffen sind, machen den Calcul über die Bevölkerung ungemein schwierig. Wovon existiren die Menschen nicht! Und was läßt sich nicht noch ersinnen, um eine Beschäftigung zu haben, die ihren Mann nährt! Wir werden auf dies Thema, weil es die Zeitgenossen sprechend charakterisirt, wieder zurückkommen. Hier gilt es den Satz festzuhalten, daß zuletzt auch bei den künstlichen Beschäftigungen ein Maßstab vorhanden sein muß, der ihren Werth und die Grenze ihrer Ausdehnung ausdrückt. Dies ist der Ertrag des Bodens und der Natur überhaupt. Es muß ein Ultimatum von Bevölkerung geben, wie wir partiell hie und da schon gesehen haben, daß das Gefäß überläuft und die Auswanderung dem ängstlichen Zustand zu Hülfe kommen muß. Freilich wird die Nation verhindert, ihre ehrliche Meinung über die Menge, die sie ernähren kann, auszusprechen; durch die Lasten wird sie verhindert, welche auf dem Boden und seinen Erzeugnissen liegen. Europa, in der Fiction eines Weltreiches, das ohne Gesetz und Gesetzvollstrecker friedlich beharren könnte, Europa ohne Staaten und Aristokratie in ihnen, Europa als ein freiherrliches Land, das keiner Kriege und Fürsten bedürfe, würde noch einmal soviel Menschen tragen und ernähren können, als jetzt: eine Wahrheit, die auf jeden Menschenfreund erschütternd wirken muß. Denn entweder muß das tyrannische Interesse unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Verfassung das Wachsthum der sich in's Leben drängenden Menschheit gewaltsam ersticken, oder kann man dies nicht und glaubt man es nicht zu dürfen, glaubt man, es werde die künstliche Existenz, welche jetzt Millionen ernährt, noch Einmal soviel vor Hunger und Elend decken können, so wird die Folge eine andere sein. Die Menschheit wird vom Boden mit Gewalt die Hindernisse seines größern Reichthums entfernen. In der Uebervölkerung liegt der Untergang der Verhältnisse, welche jetzt dem europäischen Körper seine Gestalt geben. Sind die Menschen erst da, bricht, wie früher oder später geschehen muß, die künstliche Maschine eingebilde-

ter Bedürfnisse und darauf gebauter Nahrungszweige zusammen, so wird die hungernde Menschheit nichts hindern, den Priester- und Königszehnten für sich in Beschlag zu nehmen und aus einer Potenzirung all' die arithmetischen Wurzeln zu ziehen, die nur in ihr stecken.

Die Staatsmänner, welche bedacht sind, Europa in seiner gegenwärtigen Form zu lassen oder doch nichts Wesentliches an ihr zu ändern, Staatsmänner sogar, welche Philanthropen sind und zuviel Mitleid mit der Menschheit haben, als daß sie wünschten, je die Nachkommen in Verlegenheit über ihre Existenz zu wissen, haben Vorschläge aller Art gemacht, um der reißend um sich greifenden Zunahme der europäischen Bevölkerung Einhalt zu thun. Die Auswanderung nach unbebauten Regionen, deren viele ebenso noch in Europa, wie in den übrigen Welttheilen liegen, war das natürlichste Hülfsmittel. Allein wie unfolgerichtig, die Auswanderung wird doch von obenher nicht gern gesehen! Diese Leute nehmen mit über's Meer, was ihnen gehört, besonders aber sich selbst, ausgewachsene, kräftige Arbeiter, Soldaten, „Futter für Pulver". Der Vater wandert mit vier rüstigen Söhnen. So war es nicht gemeint, guter Freund, bleib im Lande, nur vermehre Dich nicht über die Zahl! Du konntest wohl mit drei Söhnen zufrieden sein, jetzt, wo Du den vierten hast, halte wenigstens für die Zukunft inne. Daß nun eben der gute Mann dies nicht thut, sondern zufrieden auf sein Weib blickend ausruft: Das ist Gottesgabe! diese Rücksichtslosigkeit auf die Grundsätze der Finanz könnte es dann freilich zum Schluß wünschenswerth machen, daß er auswandert.

Es sind, sagte ich, mancherlei Vorschläge gemacht worden, der allzugroßen Vermehrung, besonders der niedern Volksklassen, Einhalt zu thun. Man hat närrischer Weise und doch ganz ernsthaft von Prohibitiv-Vorrichtungen gesprochen, wie sie ein Doge, der gegen die Türken auszog, bei seinem Weibe veranstaltete, und sie noch zu dieser Stunde im Arsenal zu Venedig zu sehen sind. Allein das Uebel des schnellen Eintritts in den Ehestand ist weit größer. Ein Tagelöhner vergißt sich; die Magd, die noch für sich fortdienen könnte, will ein legitimirtes Kind haben. Man heirathet sich und hat ein Nest von Kindern,

die man nicht zu ernähren weiß. Ein Uebelstand in England, wo man durch die Moral die größte Immoralität zu befördern pflegt, ist die Armentaxe, eine Aufmunterung für den Bettler, es dem Reichen nachzuthun, zu heirathen, Kinder zu zeugen und ihnen eine Erbschaft zu hinterlassen, die wahrlich nicht schlecht ist, wenn man bedenkt, daß auf sie die Unterstützung des Vaters nicht nur übergeht, sondern durch Zuschüsse sogar vermehrt wird. Die Masse der gesellschaftlichen Drohnen steigt überall; die Einen arbeiten, die Andern zeugen Kinder. Dies wäre eine vortreffliche Einrichtung, wenn das letzte Geschäft von den Ersten nicht ebenfalls betrieben würde.

Eine Abhandlung über diesen Gegenstand liegt vor mir. Sie will, nachdem sie mehrere andere Mittel gegen die Uebervölkerung verworfen, ihrerseits welche angeben und sagt: „Es ist nur die Ergreifung zweier Maßregeln möglich. Einmal das Verbot der Eingehung einer Ehe vor zurückgelegtem dreißigsten Lebensjahre beim Manne, damit hierdurch die Generationen weiter auseinander gerückt werden und also weniger Menschen zu gleicher Zeit leben, zweitens aber das Verbot jeder Ehe bei Personen, welche einen sichern Nahrungsstand nachzuweisen nicht vermögen, wobei ein allzukleiner Antheil an Grundeigenthum und Fähigkeit zu Tagelöhnerarbeit und einem Handwerk, wenn das örtliche Bedürfniß nach der Ansicht der Gemeinden schon völlig befriedigt ist, nicht als hinreichend zu betrachten wären." Dies Mittel liegt allerdings auf der Hand und wäre auch einfach genug. Allein der Verfasser dieser Abhandlung fühlt selbst, daß die unehelichen Geburten dann ausnehmend um sich greifen würden, von denen er jedoch hofft, daß sie bald sterben, da die Sterblichkeit unter unehelichen Kindern größer sei, als unter gesetzmäßig Erzeugten. Sollte man aber diese etwas grausame Hoffnung nicht aus dem Spiele lassen? Sollte man nicht beiderlei Geburten, den ehelichen und den unehelichen, gleiches Gedeihen wünschen und dabei doch eine Verminderung des Zeugungstriebes erzielen? Ich gestehe, daß selbst in den obigen Bestimmungen über Heirathen in dem und dem Alter, unter den und den Umständen etwas Chimärisches liegt, und daß ihre Durchführung unübersteigliche Hindernisse bietet. Ich halte über-

Jennimer.

Allmächtiger Gott!

Scott.

Lord Douglas liebt die Einſamkeit, lieſt den unglückſeligen welt- und menſchenverachtenden Byron und ſcheint mir mehr an der Idee einer zerrütteten Geſundheit, als wirklich an ihr zu leiden. Hypochonder ſtehen oft ſtundenlang vor dem Spiegel, um in den Zügen ihres blaſſen Antlitzes die Spuren der hippokratiſchen Linien zu ſuchen, von welchen man behauptet, daß ſie dem Tode vorangingen. Lord Douglas that das ſtundenlang und im Anblick ſeiner eigenen Perſon erwuchs ihm ein ſolcher Mißmuth, daß ich ſeinem Diener Trilbie nicht Unrecht geben kann, wenn er ihm lieber alle Gelegenheit, ſolche düſteren Betrachtungen anzuſtellen, entzog und die Spiegel, wo ſich deren in den Sälen und Zimmern fanden, verhängen ließ. Ich hoffte auf dieſe Art eine ſich entwickelnde Geneſung. Aber heute Mittag hat mir leider der alte ehrwürdige Diener Entdeckungen gemacht ſo bedenklicher Art —

Jennimer.

Welche wären dies? Mein Himmel!

Scott.

Erlaſſen Sie ſie mir! —

Jennimer.

Nein, nein, ſagen Sie Alles! Alles!

Scott.

Mylady, ich brauche mich nur mit den einfachen Worten zu begnügen, daß ich fürchte, Lord Arthur beabſichtigt, freiwillig aus dem Leben zu gehen.

haupt das Erschweren der Heirath für etwas so Unnatürliches, daß ich über die Künstlichkeit unserer gegenwärtigen Einrichtungen erschrecken würde, wenn je dergleichen nothwendig werden sollte. Im Gegentheil finde ich, daß die Menschen viel zu sehr gezwungen werden, sich zu verheirathen, eben durch die großen Schwierigkeiten, welche sich der unehelichen Geburt entgegenstellen. Ein Findelhaus, das jährlich dreihundert Kinder aufnimmt, erspart der Zukunft des Volkes eine Generation, die das Dreifache beträgt. Denn sind die meisten Heirathen in unsern Ständen nicht die Folge eines Verhältnisses, das sich mit einem einzigen Kinde befriedigt haben würde und das nun enger zusammengeknüpft fünf Kinder erzeugt? Gewiß, es muß hier bei aller Achtung vor dem, was moralisch heißt, möglich sein, erleichternd einzuschreiten. Wenn wir hier und dort das ruchlose Gesetz haben, daß eine jede Dirne von der Straße, die schwangern Leibes ist, ihr Kind einem beliebigen Vater auf den Hals schwören darf, wer möchte, wenn es z. B. einen Hagestolz treffen kann, der sein kleines Geschäft im Städtchen führt und sich verging mit einer Magd, dann nicht lieber, um dem Processe zuvorzukommen, sich mit dem edlen Wesen verbinden, sie als angetraute Haushälterin ansehen und sich selbst zwingen, nun noch ein halb Dutzend Kinder dazu mit ihr in die Welt zu setzen? Mit einem Worte: Es herrscht zu viel moralischer und juristischer Zwang zur Ehe. Unser Autor von vorhin fürchtet sich gerade vor unehelichen Verhältnissen nicht; allein er hätte noch weiter gehen sollen. Ein Arbeiter heirathet. Er schlägt sich jeden Tag mit seiner Frau und zeugt doch, wie dies gewöhnlich ist, ein Kindernest mit ihr. Nur die Ehe, zu der ihn das erste uneheliche Kind gezwungen, moralisch und juristisch gezwungen, nur die Ehe zwingt dieses Paar, sich ohne Liebe zu vermehren. Wären sie, wie man im Volke sagt, nur zusammengelaufen, so hätten sie sich auch leicht wieder trennen können. Die gerichtliche Scheidung verursacht soviel Weitläufigkeit, daß die Leute lieber zusammenbleiben, sich schlagen und des Nachts, vielleicht in der Trunkenheit, die Befürchtungen, die Malthus hegte, begründen helfen.

So lange die Menschheit noch dem sophistischen Gorgias

nachlebte, der es für die höchste Aufgabe der Weisheit hielt, sich Alles selbst zu verfertigen und keiner fremden Hülfe zu bedürfen, war die Theorie der Erwerbsmittel die einfachste von der Welt. Man erwarb, was die Natur bot. Man lebte von den Bäumen, die Niemanden gehörten, von den Thieren des Waldes, kurz, Nahrungsmittel waren das Unmittelbare, das man antraf, man war noch nicht genöthigt, Güter gegen Güter zu tauschen. Erst mit der Nothwendigkeit, daß der Eine nur Vieh und der Andere nur Frucht besaß, begann das Erwerben der Nahrungsmittel ein stationäres Geschäft zu werden. Die Einseitigkeit des Besitzes trieb die Verhältnisse der Existenz auf eine Höhe, die immer künstlicher wurde.

Der Eine erzeugte die Rohstoffe, der Andere verarbeitete diese, der Dritte vertrieb sie im Handel. Das Geld, eine Werthbestimmung, wurde einziges Ziel des Erwerbes, weil man bald durch dasselbe im Stande war, Alles zu erlangen. Der Tausch war durch das Hülfsmittel des Geldes vereinfacht. Mit zunehmender Bevölkerung und steigender Cultur verlor sich auch die Leichtigkeit des Erwerbs. Die Concurrenz nahm dem Einzelnen sein natürliches kleines Monopol. Verdienst wurde bald nur noch die Frucht einer Anstrengung, die selbst bei dem redlichsten Willen, nie eine von Schweiß trockene Stirn zu haben, doch vergebens arbeitete, weil die gleiche Thätigkeit überhäuft und allgemein besetzt war. So mußten die Erwerbungszweige immer verschlungener und zu erreichen schwieriger werden. Man benutzte die Natur, man benutzte sich selbst. Die Arbeit selbst wurde ein Product. Um das größtmögliche Quantum davon zu erzeugen, beschleunigte und vereinfachte man sie. Man erfand Maschinen, welche die Menschenhand entbehrlich machten. Je mehr man erzeugen konnte, desto größer das Bedürfniß darnach, eine in der Geschichte der Industrie merkwürdige Erfahrung. Weil der Bedarf stieg, so konnte man auch jene Arbeiter beschäftigen, die durch die Einführung der Maschinen brotlos zu werden schienen. Aber nicht alle Fortschritte, die in diesem Bereich der menschliche Geist machte, ließen eine so angenehme und die Menschheit nicht gefährdende Ausgleichung zu. Der schöne Grundsatz von der Theilung der Arbeit hat den Industrialismus

leider nur noch mehr potenzirt, so daß, wenn Einer fällt, Alle fallen müssen. Früher machte Einer ein Ganzes, jetzt machen Hunderte ein Ganzes, wenn auch fünfhundertmal schneller, als jener Eine; allein Jeder, nur mit einem Theile der Arbeit beschäftigt, kennt das Ganze derselben nicht. Eine ungünstige Conjunctur tritt ein und die Folge ist, daß Tausende darben, wo sonst nur Zehn gedarbt hätten.

Die Existenz sichern unsere Zeitgenossen auf die verschiedenste Weise. Hier sieht man bleiche Gesichter, die ein Aussehen wie vergiftet haben; sie begruben sich schon in ihrer Jugend in den Gebirgen, wo sie die verheerendste Arbeit verrichten, in den Quecksilbergruben. Ihr Auge ist matt, ihr Gang ist taumelnd. Sie kennen nur *eine* Lust, die Befriedigung ihres thierischen Triebes nach Nahrung und Geschlechtssinnlichkeit. Das Gewinnen des Quecksilbers übt auf die Gesundheit den nachtheiligsten Einfluß. Man kennt Almaden, die berühmten Merkurialgruben Spaniens, man kennt es aus dem neuesten spanischen Successionskriege, den kühnen Märschen des Carlistenchefs Gomez und Rothschild's Ansprüchen auf ihren Ertrag. Dort ist der Sitz des größten physischen Elends, das sich denken läßt. Selten, daß ein Mann sein natürliches Alter erreicht. Er stirbt immer frühzeitig. Peru hat berühmte Quecksilberbergwerke in Huanca-Velika. Die Arbeiter haben dort die fallende Sucht oder leiden an Zuckungen und Convulsionen. Und doch sind immer Menschen da, die dem unvermeidlichen Tode in die Arme gehen, die ihr Geschäft mit derselben Resignation verrichten, wie Lord Stanley im Unterhause die Beine auf den Tisch legt und so den Engländern Gesetze machen hilft. Es fällt jenen Menschen nicht einmal ein, etwas Anderes zu sein, weil sie etwas Anderes zu sein nicht ahnen können und ihnen die Gewöhnung an die tägliche Fristung ihrer Existenz den Gedanken nicht kommen läßt, als könnte es ihnen besser ergehen. Denn das ist der Fluch dieser unglücklichen Sphäre: man muß etwas können, wenn man leben will; Jeder hat sogar einen Stolz auf sein trauriges Können, wie sich z. B. Gürtler und ähnliche Arbeiter, die früh ihre Augen verlieren und pestartige Ausdün-

ſtungen einnehmen müſſen, doch nicht von ihrem Geſchäft abbringen laſſen, einem Geſchäft, das ſie nicht haben, ſondern das, ſozuſagen, ſie hat.

Andere Stände ernähren ſich von den Proportionen zwiſchen der rohen Arbeit, welche im Handel vorkommen, und wieder vom Bankweſen, das die Proportionen des Handels ausdrückt. Beamte ſchreiben den ſauern Schweiß des Einen auf den ſauern Schweiß des Andern über. Sie faſſen die Menſchen in runden Summen zuſammen, controliren ihr Gehen und Stehen, ihr Alter, ihre Kinder, ihr Vermögen, ihr Sterben ſogar, ihre Pflichten, ihre Tugenden und Verbrechen, und ſchreiben alles das in kurzen Nennwerthen in rothliniirten Büchern auf und machen Latus und Transport für das nächſte Folioblatt. Erleichterungen für Charon's Nachen, um die Obolus zu controliren, die ihm ſeine Paſſagiere zahlen müſſen.

Andere endlich, Chevaliers d'Induſtrie ohne den Einſpruch der Polizei, leben von Bedürfniſſen, die ſie erſt in dem Augenblicke ſchaffen, wo ſie dieſe ſchon, natürlich gegen Bezahlung, zu befriedigen ſich eilen. Der Savoyarde ſtürzt in Paris auf Dich zu: Mein Herr, Ihre Stiefel! Man hat kaum hingeſehen, ob die Stiefel, die man vor einer Minute, wo man eben aus ſeinem Hauſe trat, glänzend anzog, wirklich ſchon verunreinigt ſein ſollten, und kann ſchon nicht mehr vergleichen: denn der Burſche verdeckt die Ausſicht und putzt etwas, das ſpiegelblank war. Unſer Luxus bringt Erwerbe von nichts als Nichtigkeiten. Den harmloſen „Bauernfänger", um auch die unerlaubte Induſtrie zu erwähnen, hat Balzac beſchrieben. Er geht in ein Spielhaus und räth unglücklichen Spielern zu gewiſſen Nummern. Mein Herr, jene Nummer! flüſtert er ihnen zu. Das Glück will dem ſo überraſchend Berathenen wohl. Die Nummer gewinnt. Der junge Mann hat aber weiſe Lehren im Kopfe. Er weiß, daß, wenn man 100 Ducaten gewonnen hat und weiter ſpielt, man dieſe und noch 100 dazu verlieren kann. Er geht. Der Chevalier begleitet ihn an die Thür, ſinkt plötzlich von ſeinem cordialen Ton in einen demüthigen und ſeufzt: Monsieur, ayez la bonté.... un des braves des colonnes invincibles! Er reißt den Bruſtlatz auf: er hat das Kreuz der Ehren-

legion. Das junge Glückskind giebt ihm von 100 Ducaten den Zehnten des Mitleids.

So haben z. B. die Londoner Börse und der Journalismus einen Erwerbszweig veranlaßt, der an Unglaublichkeit grenzt. Mehrere fallirte Börsenspieler ernähren sich davon, den Journalen, die fortwährend im Druck sind, Mittheilungen über den Stand der Papiere zu machen. Gewöhnlich pflegt ein Makler drei, vier Abendzeitungen mit dem Coursbericht zu versehen. Um überall die Richtigkeit derselben zu vergleichen, muß er sich vervielfältigen. Ein solcher Mann braucht Helfershelfer, um in einem und demselben Momente an vier Orten zu erscheinen. Jetzt läuft er von der Börse spornstreichs in die entfernteste Druckerei, findet aber schon an drei Straßenecken seine Untercommis, denen er im Stehen, vor aller Welt diese Course dictirt. Diese laufen dann in drei andere Druckereien, geben die Zettel ab und machen die Revision des Druckes. Von solchen und ähnlichen Geschäften — wer denkt nicht an die Reporters, die Penny-a-liners — existiren Menschen in London. Den Tag über gehen viele Einwohner dieser Riesenstadt spazieren am Strande, im Regentpark, nur einige Stunden Nachmittags werfen ihnen einen Gewinnst ab, der hinreicht, ihre Existenz zu fristen.

Die Legion der Commissionäre in Paris und London gehört in diese Kategorie eingebildeter Bedürfnisse. Besonders die in Paris, die recht eigentlich ein Verderben für die Menschheit sind, da sie den luftigsten, unbedeutendsten Plänen Gehör geben und ihnen zur Ausführung mit bewunderungswürdiger Volubilität behülflich sind. In Paris würde nicht alle Augenblicke eine neue Luftschifffahrtsgesellschaft, eine neue literarische Unternehmung in Heften, Panthéon littéraire mit Riesenlettern, ein neues Journal etablirt sein und freilich eben so schnell wieder verschwinden, wenn es nicht auf jenem unruhigen Pflaster Menschen gäbe, die mit der Eilfertigkeit eines Solliciteanten durch die Straßen rennen, alle Portiers kennen, überall eingelassen werden, 100, 500, 1000 Abonnenten im Nu und verhältnißmäßig Actionäre zusammentrommeln. Ich komme nach Paris, ich nehme mir vor, ein Journal herauszugeben: De tout un peu, Journal quotidien, littéraire, politique, in-

dustriel. Ich ſpreche mit einem Freunde: er ſchickt mir einen Commiſſionär. Mein Herr, erſt einen glänzenden Proſpectus! Jüles Janin muß ihn ſchreiben. — Ich habe kein Geld! — Das iſt ſchlimm. Sie wollen erſt Geld verdienen. Nun denn, verſuchen wir's ſelbſt! — Feder, Tinte und Papier! Erſt der Titel. Lapidarſchrift! Jetzt Fond de la Société: 600,000 Frcs. Artikel I. Emission des Actions: Jede Actie zu 500 Frcs.: 1200 Actien. Betrag zahlbar in fünf Terminen: erſte Einzahlung acht Tage nach der Subſcription 100 Frcs. Dazu ein Banquier, der Namen hat: M. Rougemont, Mr. Foulb. Advocat der Geſellſchaft: Mr. de Haber. Jetzt, mein Herr, die Grundſätze: 1) Liberté civile, religieuse et commerciale pour tout le monde. 2) Impartialité générale. In ähnlicher Weiſe entwickelt der gewandte Commiſſionär die Verſprechungen des neuen Journals immer weiter. — Ich frage: Ja, wie nun das Alles realiſiren? — Der Mann ſeiner Zeit ſpringt auf, ruft: Haben Sie keine Sorge, und eilt davon. Der Proſpect wird mitgenommen. Ich höre acht Tage nichts mehr und gebe die Probe, den Pariſer Leichtſinn zu erforſchen, ſchon auf, da erhalte ich ein Billet: Morgen früh in der und der Straße das Nähere. Ich gehe hin und bin erſtaunt zu finden: 1) meinen Commiſſionär mit einer Liſte von Kapitaliſten, die auf das Journal bereits Actien genommen haben; 2) einen andern Commiſſionär, der mir die Unterſchriften von fünfzig Buchhändlern, Marchands de Mode, Aerzten, Sprachlehrern u. ſ. w. bringt, die ſich entſchließen werden, ihre Werke, ihre Modeſachen, ihre Méthodes dépuratifs et végétales gegen Dartres und Maladies secrètes, endlich ihre Hamilton'ſchen Sprachcourſe in meinem fertig etablirten Journal anzuzeigen und ſich die Koſten dafür berechnen zu laſſen; 3) endlich ein Stück der lebenden franzöſiſchen Literatur: einen Exoffizier der Municipalgarde als Gérant responsable, der ſich für das Journal in vorkommenden Fällen einſtecken oder prügeln läßt, oder ſich duellirt, einen ehemaligen St. Simoniſten, ſpätern Präſidenten einer Section der Menſchenrechte und unter polizeilicher Aufſicht ſtehenden Aprilgefangenen, guten Styliſten ſonſt und Fechthahn mit der Feder, als Hauptredacteur, drei An-

dere als Hülfsarbeiter, junge Studenten der Rechtsschule, die kein Geld haben, um zehn Jahre Advocat ohne Processe zu sein, einen deutschen Flüchtling, der die Allgemeine Zeitung excerpirt, einen ditto polnischen, der mit einer gewissen Gewandtheit von sibirischem Kindermord und tscherkessischen Ueberfällen zu phantasiren weiß, endlich einen Feuilletonisten, in welchem ich das Vergnügen habe Herrn Alphonse Karr kennen zu lernen. Das Journal ist fertig; 110,000 Francs sind baar vorhanden, davon sind 100,000 Cautionnement, 10,000 für den Anfang, für ein großes Gründungsdiner, Annoncen, Ermunterung eines Druckers und Douceur des Commissionärs. Die übrig gebliebenen Actien gehören mir. Ich bin der überwiegende Eigenthümer des Journals. Ein solches Glück, wenn es anders so zu nennen ist und man nicht zuletzt einen schmählichen Bankrott machen muß, kann man in Paris täglich haben, und Emil de Girardin hat es gehabt.

Wie ich hier ein Beispiel in Betreff der Literatur gegeben habe, so würde ein anderes aus dem Bereich der Industrie noch zutreffender sein. Denn in der Literatur hat sich der Schwindelgeist schon erschöpft, allein auf die Industrie ist jetzt Alles gerichtet. Es ist lächerlich genug, daß sich hier die Schwindler einbilden, sie seien reell geworden, sie hätten sich auf Nützliches und Menschenbeförderndes geworfen. Alle Welt glaubt es, wenn es Dividenden giebt. Allein bald wird man einsehen, daß sich hier dieselbe Windbeutelei in Scene setzt, die schon die imposante Macht der Journalistik vernichtet hat. Gesetzt, jener Commissionär, der mir mein Journal De tout un peu geschaffen hat, hätte allmälig gefühlt, daß mit der Literatur nichts mehr zu verdienen ist, und hätte sich auf den Materialismus der Industrie geworfen, so würde es seine Pflicht sein, statt der frühern lustigen und frivolen, jetzt eine ernste und bürgerliche Miene anzunehmen. Jetzt gilt es den Interessen der Nationalwohlfahrt, dem Progrès social sans phrase, z. B. Morastausschlämmungen an der Loire, Bergwerken im Jura, die Reinigung der Seine und der möglichst wohlriechenden Verbreitung der Gasbeleuchtung für das Universum. Ein solcher Prospectus darf nur bei den Kapitalisten vorfahren. Die Zimmerthüren fliegen auf, der ge-

niale Erfinder tritt ein zu dem podagriſtiſchen Rentenbeſitzer, der die Reduction der Dreiprocents fürchtet und nach einem höhern Zinsfuß ſchmachtet, er wirft nur die einzige Phraſe hin: Encouragement industriel, und der Kapitaliſt nimmt hundert Actien, wenn nur Eiſen, nur Dampf bei der Sache vorkommt. Von dieſer einzigen Phraſe, angebracht zur rechten Zeit und an den rechten Mann, konnte ſonſt in Paris ein Schlaukopf ſeine Exiſtenz friſten, er läuft nie Riſico, er hat ſeine Procente immer ſchon vor dem Wagniß, vor dem Scheitern. Eh' das Schiff ausläuft, verſichert er ſich. Encouragement industriel! Société générale pour favoriser les enquêtes utiles! Association anonyme pour le mercantilisme! Zauberworte! Freilich nur auf einige Zeit. Doch ſind es nur Intervallen. Die Miſſiſſippi-Actien kommen immer wieder.

Eine Form der Aſſociation muß man rühmen. Es haben ſich in England und der Schweiz Familien und Perſonen zuſammengethan und mit ihren verſchiedenen, ſonſt ſehr einfachen Einkünften einen Geſammtfond gebildet, der auf jeden Theil eine Exiſtenz kommen läßt, welche anſtändiger iſt, als wenn ſie Alles für ſich allein beſtritten hätten, was ſie brauchten. Vier Familien miethen ein Haus auf gemeinſchaftliche Rechnung: einzeln hätte jede 100 Thaler zahlen müſſen, alle vier brauchen ſie nur 300 zu zahlen. Ebenſo iſt das Verhältniß in allen übrigen Bedürfniſſen. Sie eſſen aus einer Küche, die ſie von einer Haushälterin verwalten laſſen, ihre Vergnügungen ſi[illegible]emeinſchaftlich; kurz, ſie ſtellen, wenn jeder einzeln früher jährlich 500 Thaler zu verzehren hatte, jetzt eine allerdings ſehr ſtarke und umfangreiche Familie vor, die ſich auf eine Exiſtenz von 2000 Thaler angewieſen fühlt. Gewonnen hat jeder der Theilhaber mehre hundert Thaler; denn jeder kann leben, als hätte er 750 Thaler im Vermögen. Warum verbreiten ſich dieſe Common-Houſes nicht weiter? Warum ahmt ſie der Continent nur in der Schweiz bei den deutſchen Handwerkern, und auch da nur als Conſum-Verein, nach? Der Bettelſtolz iſt der am ſchwierigſten ausrottbare; denn bekommt dieſer, ſo ſteigt er ohnehin und wird ſogar begründet, verliert er, ſo iſt es ſeine Natur, deſto prä-

tentiöser zu werden. Niemand läßt sich, seitdem man das Geheimniß des Credits erfunden hat, in seine Karten sehen. Auch mangelt es zur Zeit noch an Frieden, Freundschaft und Ehrlichkeit unter den Menschen. Es würden wol immer nur erprobte Freunde und Verwandte sein, die eine Verbindung dieser Art einzugehen sich entschließen und dazu passen könnten.

Die Verbindungen der Handwerker, um die Arbeitspreise auf der Höhe eines von ihnen selbst angesetzten Tarifs zu erhalten, haben schon mehr Verbreitung gefunden. Sie sind meist immer veranlaßt worden durch einige philanthropische oder auch demagogische Theoretiker, in England durch die Owen'sche Nützlichkeitsphilosophie, in Frankreich durch die Clubbs, die, von politischen Ideen ausgehend, sich Material schaffen mußten im Volke, um ihre Ideen durchzuführen. Die Associationen der französischen Handwerker verbluteten sich vorläufig in Lyon. Die erste bedeutende Demonstration der englischen war jene große Procession, die vom Copenhagenfeld zum Minister Lord Melbourne wallfahrte, um ihm eine Adresse an den König zur Abstellung oder Milderung einer allzuschweren Strafe einiger ihrer Brüder vorzulegen. Vielleicht löst die Scham diese Verbindung auf: denn beschämend war es, eine Anzahl von nahe an 100,000 zu bilden, und sich so gebückt, so demüthig durch die Straßen zu schleichen, wie es jene Arbeiter thaten. Die Vorstellung eines großen Handwerksbundes war drohender, als dieser Anblick. Statt Furcht fing man an Mitleiden mit diesen Armen zu empfinden. Als mehre Sectionen von ihnen, die immer eine Zunft vorstellten, sich weigerten, zu einem von den Meistern bestimmten Preise zu arbeiten, engagirten die Meister weibliche Kräfte. Das Risico war hier für die Gesellen gleich groß, wie die Beschämung. Sie mußten eilen, um jeden Preis zu ihren Arbeiten zurückzukehren, weil sie diese sonst entweder besetzt gefunden oder die Anzüglichkeit hätten ertragen müssen, das zu leisten, was Frauenzimmer vermögen. Erst die Kohlengrubenarbeiter haben das Thema von der Tyrannei des Kapitals wieder angeregt, und seitdem wird es in so mannigfacher Weise variirt, daß man den Grundton der gesunden

Vernunft und der redlichen Absicht schon längst vermißt und vorläufig gegen die Prätensionen der Arbeiter nur mit angeschlagenem Gewehr antworten kann.

In Frankreich und Belgien sind die äußern, unorganischen Associationen von den Gesellen auf die Meister und von diesen auf die Kapitalisten übergegangen, welche sich vor dem schwankenden Cours der Staatspapiere fürchten und die Miene annehmen, die Gewerbe begünstigen zu wollen. Soll man hier von einem Vorwand für den Speculationsgeist sprechen oder liegt eine populäre Idee den Vorschlägen zum Grunde, die man in dieser Rücksicht kürzlich gemacht und theils schon durchgeführt hat? Die Franzosen, immer erhitzt von den Centralisationsideen, haben die Geldkrisen benutzt, auch für die Industrie eine Einheit vorzuschlagen, von welcher man im Augenblick nur so viel wahrnimmt, daß dabei Actien emittirt und Dividenden vertheilt werden sollen.

„Finanzielle Zerrüttungen," sagte kürzlich ein Schriftsteller, „ziehen so viel Uebel nach sich, daß man sie nicht nahe genug betrachten kann. Der Unglücksstern, welcher bei diesem Phänomen zu walten pflegt, drückt von Tag zu Tag mehr auf die Industrie und den Handel Europas. Wir glauben zwar nicht, daß uns schon wieder eine neue Krisis bevorsteht. Wenn auch einzelne Erwerbszweige sehr in die Enge getrieben sind und auch mehre Fallissements auf's Neue sich ankündigen sollten, so giebt es doch nichts Allgemeines, was den Handel in Unruhe versetzen könnte. Wenn wir deshalb doch auf die Frage zurückkommen, so geschieht es, um die Mittel zu entdecken, sich für die Zukunft sicher zu stellen, und besonders deshalb, weil die öffentlichen Blätter, welche die gegenwärtige Frage behandelten, doch nur die Auswüchse des Stammes betrachteten, welcher kürzlich so bittere Früchte getragen hat. Sie hätten, um wahr zu sein und auf den Grund des Uebels zu kommen, vor der Gesellschaft selbst ihre Sitten, ihre Vorurtheile und ihre materielle Existenz anklagen sollen. Die Verallgemeinerung des laissez faire, die Erleichterung der allgemeinen Concurrenz, der wenig vorwärtsgerückte Zustand unserer Binnenbeziehungen, die zufällige und auf den Versuch gewagte Production, das allgemeine Verlangen nach Wohlhaben-

Fennimor
(ſtößt einen Schmerzensſchrei aus).
Ha! Furchtbar!

Scott.
Wollen Sie uns — jetzt noch — verlaſſen?

Fennimor
(in höchſter Aufregung).
Die Bruſt — will mir zerſpringen — was ſoll ich thun?

Scott.
Die Hand reichen zu Mylords Geneſung!

Fennimor.
Wie kann ich — ich, die ich einen Theil der Schuld an ſeinen Leiden trage!

Scott.
Ja, Mylady, den tragen Sie! Und nicht den geringſten! Aufrichtigkeit gegen Aufrichtigkeit! Wenn etwas den edlen jungen Mann dem Leben wieder gewinnen kann, wär' es nicht Freundſchaft, wär' es nicht Liebe? Ein Freund ſteht an ſeiner Seite, gegen den mir Trilbie ein ſonderbares Mißtrauen eingeflößt hat —

Fennimor.
Holiday? Nein, nein! Er drang darauf, daß ich mich aus dieſer Gegend entferne!

Scott.
Entferne? Dann iſt er des Lords Freund nicht! Sie heiratheten einen Greis, der Himmel ließ Sie nach einem Jahre Wittwe werden, Sie ſtehen in Ihrer ſchönſten, reinſten, jung-

heit, und im Gefolge desſelben der Beginn unſinniger Unternehmungen und die verſchwenderiſche Emiſſion von eingebildeten Werthbeſtimmungen, die nichts ausdrücken, was vorhanden iſt — braucht man mehr, um Kriſen hervorzubringen und ſie dauernd zu machen? Und wenn man ferner noch hinzunimmt die revolutionären Regungen der Völker, welche ſich faſt immer unvorſichtig und vor der Reife der Freiheit bemächtigen wollen, die unzeitigen Wünſche der Einen und den hartnäckigen Widerſtand der Andern — braucht man mehr, um die allgemeinen Kriſen zu unterſtützen?" „Wenn Alles in Frage geſtellt iſt," fährt derſelbe Schriftſteller fort, „wenn man auf der einen Seite das Volk mit Radikalismus und Epikuräismus ätzt und man es antreibt, Alles unter dem Vorwande eines beſſern Aufbaues niederzureißen; wenn man auf der andern Seite nur Gefühle für ſich und ſeine Kinder hat und ſich ſyſtematiſch abſtumpft; wenn endlich überall Jeder nur darauf ausgeht, ſich mit einziger Beobachtung des Criminalcoder Vermögen zu erwerben: kann man da erſtaunen, daß das Meer fortwährend bewegt und der geringſte Sturm die Urſache einer Menge induſtrieller Schiffbrüche iſt? Man hat, um die letzte Londoner Kriſe zu erklären, theils darauf hingewieſen, wie Amerika aus jener Welthauptſtadt neuerdings viel Gold und Silber ausgeführt, theils, wie die engliſchen Speculanten die Bankgeſellſchaften mißbraucht haben, theils, wie das Mißverhältniß des Papiers zum Gelde außerordentlich war; theils endlich, mit welcher Geſchicklichkeit ſich die Londoner Börſe benommen und mit welchem Takt ſie ihren Vortheil gewahrt hat. Auf einen Punkt kam Jeder hinaus, daß man nämlich über die Kriſis nur deshalb ſprach, *weil ſie da war*, wie man eine Krankheit erwarten würde, ohne ſich um das Heilmittel zu bekümmern. Weil z. B. in Frankreich die Kriſis keine bedeutenden Wirkungen hinterließ und im Allgemeinen Handel und Induſtrie ihren gewöhnlichen Gang fortgingen, ſo haben daraus die öffentlichen Organe nur auf die Gegenwart geſchloſſen und die Gründe dafür in äußeren Urſachen geſucht, in der allgemeinen Politik, ja ſogar einzig und allein im Miniſterium — ein Theil dieſes Schluſſes iſt richtig. Eine Kriſis ſcheint nicht nahe zu ſein, was die

Industrie betrifft, allein dafür braucht es keine eigenen Gründe zu geben; die schon bekannten erklären die Sache hinlänglich, auch sind es weniger politische als industrielle. Es ist bekannt genug, daß die Schulden der europäischen Staaten furchtbar groß sind, daß Industrie und Handel sich in einer Lage befinden, die Krise unterstützen zu müssen. Es ist bekannt, daß nur 4 Milliarden baares Geld in Europa*) die Circulation eines Papierhandels aufrecht halten müssen, der in etwa 30—40 Milliarden Staatsschuld und mehr als 20 Milliarden Bankbillets, Eisenbahnactien u. s. w. besteht. Dies ist heute so wie gestern. Aber es ist gefährlich in jedem Falle. Was kostet heute der Industrie das magische Wort Credit? Unter welchen Bedingungen hat man, unter welchen verliert man ihn? Hier liegt das eigentliche Uebel der commerziellen Maschine. Von hier aus kommt das meiste Unheil. Der Credit für den Handwerker besteht darin, daß er die Instrumente seiner Arbeit, den Boden, die Kapitalien von denen erhält, welche diese feilbieten für einen Zins, für eine Dividende. Soll der Credit etwas taugen, so muß er eine gewisse Dauer haben. Man kann ihn heute nicht geben und morgen wieder nehmen; ist das letztere der Fall, so ist er ein successiver Mißcredit. Er giebt der Industrie eine verderbliche Sicherheit, weil er ihre Berechnungen und Operationen auf Quellen begründet, welche der Einfall des Gläubigers sogleich kann versiegen lassen. Ganz ebenso ist es mit dem, was die Kapitalisten Credit nennen. Der höchste Ausdruck des Credits bei Handelnden und Arbeitern ist ein Wechsel auf drei Monate de Dato; es könnte scheinen, als wäre dies das außerordentlichste Vertrauen und eine Combination, die nichts mehr zu wünschen übrig läßt; aber in Wahrheit, diese Uebereinkunft, welche der Industrie zu Hülfe kommen soll, verursacht ihr eine Menge von Verlegenheiten und Benachtheiligungen. Die Dinge stehen heute so, daß kein Handwerker und Fabrikant mehr auf seine Berechnung etwas geben kann, und dennoch muß er es thun. Auf seine Berechnung

*) Der Gegensatz dieser Zahlen zu den Voraussetzungen des Frankfurter Friedens von 1871 ist auffallend genug.

stellt er einen Wechsel aus. Er berechnet einen Gewinn
diese Zeit, einen andern für jene; er verspricht neue Zah-
ngen auf drei Monate. Nun kommt aber ein Fallissement,
Aufstand, eine Wolke, die den politischen Horizont bedeckt,
zufälliger Nachlaß des Absatzes und Verbrauches. Wenn
diesem Falle der Handwerker oder Fabrikant temporisiren
nte, wenn sein Reservekapital oder sein gestriger Credit
n noch übrig bliebe, um schwierigen Vorfällen eine entschlos-
e Miene zu zeigen, wenn mit einem Worte die Kapitalisten,
lche oft gar keinen ernsten Grund haben, an der Güte
ner Berechnungen zu zweifeln, und bis dahin noch immer
f seine Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit vertraut hatten,
n dies Vertrauen auch nur noch einige Tage bewahren
llten, so würde er ruhig seinen Gang weiter gehen können.
er weit davon entfernt, nehmen alle Einbildungen einen
chwung an, alle Interessen kommen außer Achtung, ein
oßer Theil der Kapitalisten kommt und verlangt sein Geld
rück, ein anderer verschließt seine Kassen und verweigert die
wöhnlichsten Gefälligkeiten. Nun verbreitet sich in alle
erkstätten und auf alle kleinen Handelsplätze eine Verwir-
ng, eine traurige Verschwendung von Zeit und Kraft; denn
nn ein Kapitalist nur einem einzigen bedrängten Fabrikan-
n seinen Credit entzieht, so verhängt er Unglück über eine
enge Anderer; ja sogar über solche, die nicht einmal in
ssen Branche arbeiten. Ferner: Sehr oft ist der Industrie-
er Handelstreibende in folgendem Falle: Er hat 50 oder
,000 Franken, die ihm eigen sind, die eine Grundlage seines
eschäfts bilden, er operirt aber mit Wechseln so, als wenn
100—200,000 besäße! Diese Fiction ist vom Uebel. Ein
echsel auf sich selbst ist heutiges Tags nur ein schlechtes
ülfsmittel. Es ist ein Uebel für den, der den Wechsel aus-
llt, wie für den Kapitalisten. Der Banquier operirt für
nen, er hält ihn für äußerst solid, für um so solider, je
her die zu escomptirenden Summen steigen. Gerade das
egentheil sollte er annehmen. Leider ist dies der Fall der
eisten industriellen Geschäftsleute! Heute haben wir Credit
Ueberfluß. Morgen macht ein kleiner Umstand, daß ihn
n seid. Ein Haus darf nur 50,000 Francs verlieren, der

Credit wird ihm entzogen, und 200,000 folgen dem kleinen Verluſt. Es iſt eine Preisaufgabe, hier einen Weg zur Reform zu entdecken.*) Es handelt ſich nicht allein darum, das Mißgeſchick ſeltener zu machen, ſondern es auch, wenn es unvermeidlich iſt, auf eine möglichſt große Anzahl von Intereſſen zu verbreiten. Wir gehen hier davon aus, daß man einmal den Weg der Actien auch für die Induſtrie und den Handel verſuchen möge. Dann würden die Gewerbe nicht ſogleich ohne Hülfe durch einen Bankrott geopfert werden; ſie würden nur den Verluſt als die erſten Actionäre einer Entrepriſe erleiden."

Ich kann mich nicht enthalten, dem kundigen Sprecher noch weiter das Wort zu laſſen. „Wie die Geſchäftsführer einer ſolchen Actienverbindung in Zukunft blos allein die Richter der Gefahr ſein würden, ſo würde auch der große, blinde Zufluß von Individuen, die für commerzielle Speculationen keinen Sinn haben, der Vorſicht einer geringen Anzahl von kenntnißreichen Männern Platz machen. Der jetzt ſo complicirte und verworrene Mechanismus würde zum großen Vortheil Aller vereinfacht werden. Man würde nicht bei jeder Gelegenheit ein allgemeines „Rette ſich wer kann" unter der Schaar der Producenten und Handeltreibenden vernehmen. Was können hier noch Aufſtände und politiſche Verwirrungen ausrichten, wenn das Intereſſe des Einzelnen das Intereſſe der Geſammtheit iſt, wenn, mit einem Worte, die kleine, vereinzelte Induſtrie unſerer Tage durch großartige Actienunternehmungen, welche oft einen ganzen Handelszweig an ſich reißen müßten, erſetzt wird. Es ſcheint dies der einzige Weg, der die Erwerbs- und Handelsthätigkeit unſerer Zeit in einen neuen Schwung bringen könnte. Actiengeſellſchaften haben die Beſtimmung, in kurzer Zeit, wenn ſie von den Kapitaliſten richtig verſtanden werden, die Phyſiognomie und die Gewohn-

*) Die großen Creditbanken haben es ſeither verſucht. Eine Geſchichte des eigentlichen ſegensreichen Wirkens derſelben fehlt. Man weiß nicht, ob der glückliche Beſtand derſelben von einer wirklichen Unterſtützung des Handels und der Induſtrie herrührt oder von einer maſſenhaften Betheiligung an den immer wieder neuentſtehenden Inſtituten gleicher Art, d. h. am bloßen Geldhandel- und Börſengeſchäft.

heiten der Industrie und des Handels zu verändern, weit mehr als die Discontobanken oder jedes andere von den Oekonomisten vorgeschlagene Banksystem. Sie müssen sich aber dann nicht mehr auf die Unternehmungen der höheren Industrie beschränken, auf Eisenbahnen und Canäle; sondern die Industrie des zweiten Rangs, die jetzt so sehr zerstückelt ist, soll zu den Vortheilen derselben gleichmäßig berufen sein. So erst würde man industrielle Mittelpunkte besitzen, welche eine nothwendige Function in dem allgemeinen Mechanismus der Erzeugung und Vertheilung der Reichthümer ausfüllen. So erst würde es eine Gelegenheit geben, neue Verfahrungsweisen auf die Industrie im Großen anzuwenden. Ja sogar der Ackerbau kann durch unser System einen neuen Anstoß erhalten, wie wir denn schon mehre glückliche Beispiele haben, daß ausgedehnte Besitzungen in Frankreich durch Actionäre verwaltet werden. Man erschrecke nicht, wenn wir hier den Buchhandel als Beweis anführen, einen Erwerbszweig, dem der übrige Handelsstand nicht das größte Vertrauen zu schenken pflegt, und doch haben sich schon die ersten Buchdrucker von Paris das Actiensystem angeeignet; mehre Buchdruckereien haben sich in eine einzelne verwandelt, verringern dadurch die Concurrenz und erhöhen ihren eigenen Ertrag. Wie geht es jetzt in der industriellen und Handelswelt zu? Die Concurrenz macht, daß sich alle Interessen entgegengesetzt sind; sie stellt die Industrie unter verachtete Bedingungen und überhäuft sie mit schlechten Projecten. Finanzkrisen werden aufhören, wenn die Interessen näher zusammenrücken und sich wechselweise unterstützen. Wir wissen wohl, daß sich, um eine solche Umänderung mit Regelmäßigkeit und Nutzen auszuführen, eine einige Absicht an die Spitze stellen muß; doch braucht dies nicht die Regierung zu sein, wenn sie sich nur beschränkt, diesem Zwecke kein Hinderniß in den Weg zu legen."

So weit die Ansicht eines französischen Schriftstellers. Man beurtheile seine Vorschläge wie man will, man wird nicht verkennen, daß das Beste daran von den Principien des St. Simonismus und dem später erst in überraschender Systematik ausgebildeten Communismus entlehnt ist, und daß

das Originelle und Eigene nur die Zuthat einiger Erfahrungen aus der Schule des französisch-belgischen Industrialismus ist.

Hier verdient die Lehre St. Simon's eine Erwähnung, insoweit sie politisch-industriell war. Denn selbst auf die Gefahr, von Demagogenriechern für staatsgefährlich erklärt zu werden, wage ich es, dieser Lehre trotz ihrer großen Unvollkommenheit Wichtigkeit beizulegen. Das Lächerliche und Unverschämte am St. Simonismus kommt zum großen Theil auf Rechnung Enfantin's, eines verschmitzten Cagliostro, der nur durch Zufall nicht die Wahl gehabt zu haben scheint, lieber als katholischer oder als ketzerischer Heiliger selig gesprochen werden zu wollen. Enfantin hat durch seine Thorheit und Uebereilung das Gebäude der Lehre St. Simon's untergraben. Enfantin wollte Papst sein, ehe noch eine Kirche da war. Er allein erfand die Simonistische Tracht, das Dogma vom freien Weibe, von der Intervention des Priesterthums bei der Ehe, die zweideutige Lehre von der Wiedereinsetzung des Fleisches, Behauptungen, die weder von St. Simon aufgestellt waren, noch von allen Genossen Enfantin's gebilligt wurden, und die mit dazu beigetragen haben, die neue Religion in einen Straßenspectakel, in einen Concursproceß zu verwandeln. Das Richtige und Tüchtige am St. Simonismus hatte nicht nöthig, an die Landenge von Suez zu flüchten, sondern blieb in Europa und wird wirken, wenn auch unter veränderten und den bedenklichen Ursprung unkenntlich machenden Gestalten. Brauchen wir hier mehr, als an die gediegenen Leistungen ehemaliger St. Simonisten, Lerminier's und Michel Chevalier's, zu erinnern?

Theologen und Haarspalter von Orford, Gnadau und Rom, irdische Pfründeninhaber und Wegweiser zum Himmel, wollt Ihr denn leugnen, daß in der Feindschaft, die Euch der St. Simonismus schwur, doch ein großer Theil der Freundschaft lag, die zu befördern Ihr berufen zu sein vorgebt, der Freundschaft für höhere und geistliche Dinge? Ich bezweifle nicht, was Gott wohlgefälliger ist, die Satzungen einer positiven Religion hinnehmen als tägliches Brot, eingelernten Morgen- und Abendsegen als Gemeinplatz, oder jener Muth, sich verfolgen und verspotten zu lassen, das Positive umzu-

ſtoßen und zu verſuchen, etwas Neues, aus dem Bedürfniß Gebornes an ſeine Stelle zu ſetzen? Der St. Simonismus, wenn ich mir ihn von ſeinen Anhängern aufrichtig bekannt und innerlich aufgenommen denke, überragt jede chriſtliche Scheintugend. Die Religion leugnen und doch auf die Religion wieder zurückkommen, das hat Chriſtus ſelbſt ſchon als das dem Himmel Wohlgefälligſte bezeichnet, indem er ſagte: Ein reuiger Sünder iſt Gott wohlgefälliger, als hundert Gerechte. Die St. Simoniſten weichen nur darin vom Chriſtenthum ab, daß ſie auch die Erde gegen den allzubevorzugten Himmel in ihre Rechte einſetzen wollten. Thaten ſie das urſprünglich auf frivole Weiſe? Nein. Sie glichen nicht dem Redner Demades in Athen, der, als die Athenienſer ſich über Demetrius beklagten, der von ſeiner Perſon mehr Statuen an öffentliche Orte ſetzen ließ, als Götterbilder da waren, ihnen frech genug andeutete: Athenienſer, hütet Euch, daß, indem Ihr den Himmel vertheidigt, Ihr nicht um die Erde gebracht werdet! Die St. Simoniſten bezweckten eine Harmonie der geiſtigen und leiblichen Intereſſen. Ob ſie dieſe zu Stande gebracht haben, läßt ſich bezweifeln. Daß aber eine Ausgleichung der phyſiſchen und moraliſchen Anſprüche an die menſchliche Exiſtenz zu den großen Problemen unſerer Zeit gehört, das werden diejenigen am wenigſten zu leugnen haben, welche ſich auf ihren Kanzeln der Wendung bedienen, daß der Gerechte hienieden leiden müſſe, um dereinſt in größerer Herrlichkeit entſchädigt zu werden.

Ich werde mich nie der Verſuchung ausſetzen, als wäre ich ein geweihter Anhänger der Väter vom Menilmontant, einer Religion, die vielleicht in dieſem Augenblick nur noch aus fünf oder ſechs Bekennern beſteht; allein ich glaube, der St. Simonismus hat eine Aufgabe, freilich nicht gelöſt, aber feſtgeſtellt und als berechtigt bewieſen, die, daß den arbeitenden Claſſen eine geiſtigere und moraliſchere Stellung gebühre. Der St. Simonismus hat ſogar das Mittel angegeben, das hier einzig und allein helfen kann: Befreiung der untern Volksclaſſen von der Noth um ihre Exiſtenz. Um dieſe Befreiung zu bewirken, kam er auf die agrariſchen Ideen des Alterthums zurück, auf die apoſtoliſche Gemeinſchaft der Güter,

vortreffliche Vorschläge für den Fall, daß man Europa in kleine Gemeinwesen auflöse und vom Grund friedlich gesicherter idyllischer Duodezterritorien aus das neue Evangelium praktisch zu verbreiten versuchte. Die spartanische Verfassung war einst auf den St. Simonismus gebaut. Der platonischen Republik lagen ähnliche Annahmen zum Grunde. Die öffentlichen Mahlzeiten, die große allgemeine Suppen-Terrine der Nation, aus welcher jedes Individuum seinen Teller gefüllt bekam, ja sogar die den antiken Völkern nicht widerwärtige, uns abstoßende Gemeinschaft der Weiber, Alles das ist von Lykurg und Plato ebenso entwickelt und auf ein kleines Terrain angewendet, wie St. Simon sein Gebäude nur immer aufstellen und Enfantin es corrumpiren konnte. Warum versuchten diese Begründer einer neuen Societätsphilosophie nicht mit einem kleinen Schweizerkanton oder der Republik von San Marino ihre Reformation zu beginnen? Leider waren sie vom Geiste der Hierarchie beseelt. Sie wollten alle herrschen, ohne ein Volk zu haben.

Das erste Princip dieser neuen gescheiterten industriellen Religion war die individuelle Freiheit. Der Mensch sei eine Person, keine Sache. Diese Umwandlung des Menschen in sächlichen Werth ziehe sich als Erbursache aller unserer socialen Leiden durch die Geschichte von der ersten Tyrannei des Jägers über den Ackerbauer bis zu unsern großen Landesherren, die eben auch nur Fuchsjäger sind, während ihnen die Pächter und Arbeiter und Unterthanen als Sache dienen müssen. Die Sklaverei, die Leibeigenschaft, die Lohnarbeit, das sind die drei Stufen, welche die individuelle Freiheit allmälig erklettert hat und welche doch nur zu einer gewissen glätteren Außenseite der Menschennutzung, aber noch nicht zur Aufhebung des sklavischen Principes derselben selbst geführt haben. Der St. Simonismus will den Lohn nicht aufheben, noch weniger die Arbeit, die ihres Lohnes werth sei, sondern die Methode der Bezahlung soll eine andere werden und das Maß. Nicht das eine Individuum bezahlt das andere, sondern die Gesammtheit ist dem Einzelnen verpflichtet. Was ich arbeite, arbeite ich nicht Dir, Graf von Fürstenberg, nicht Dir, Meister Martin Schurzfell, ich, der Pächter Hans Kornwurm,

ich, der Geselle Jakob Knieriem, sondern ich arbeite es mir selbst, meinem moralischen Menschen, meiner socialen Stellung, meinen Ansprüchen auf die universelle Bundescasse, auf welche ich meine Wechsel ausstelle. Diese Stiefel bezahlen Sie nicht mir; ich mag kein Geld, das in Ihrer Tasche warm geworden ist, woran der Rost Ihrer Herrschsucht das Bild des Gepräges angenagt hat, zahlen Sie's in die Bundescasse, dort habe ich mein Soll und Haben, dort erhält ein Jeder nach seinen Fähigkeiten und jede Fähigkeit nach ihren Werken!

Dieser letzte Satz ist die Grundlage des St. Simonismus und zu gleicher Zeit der revolutionäre Keim, der in der neuen Lehre lag und sich im Communismus gegliedert ausbildete. Denn dieser Satz zerstört den Begriff des Privateigenthums. Niemand hat dann noch das Recht zu sagen: Ich besitze! Das Besitzthum schuf die Tyrannei, die Menschenausnutzung und die Ungleichheit der Existenzmittel. Es darf künftig weder etwas erworben, noch etwas vererbt werden. Ein Jeder hat das, was er braucht, und vielleicht noch etwas mehr, wenn die ungeheuern hie und da aufgehäuften Schätze zerschlagen sind und Jeder davon ein Stück erhält. Der Superdividend der menschlichen Gesellschaft wird dazu gebraucht, durch Musik, Tanz und Anschauung schöner Formen die Menschen auf idealischere Höhen zu bringen. Durch die Geburt bekommt jedes Kind nur das Recht, bis zu einem gewissen Alter von der Gesammtheit ernährt zu werden. Ererbte Güter empfängt es keine mehr. Die Stellung des Vaters ist für das Kind verloren. Das Kind muß suchen es so weit zu bringen, wie es der Vater gebracht hat. Erbrecht ist die Grundlage alles Nationalunglücks. Es wird aufgehoben. Ein Jeder erhält nach seinen Fähigkeiten und jede Fähigkeit nach ihren Werken.

Bis hieher hat die Theorie der St. Simonisten eine Färbung, die zwar phantastisch, aber nicht gerade unreell ist. Erst mit dem Bau verschiedener Erwerbsclassen, mit der großen Bevorzugung der Priester, die zugleich die Civilbeamten der neuen bürgerlichen Gesellschaft sind, beginnt eine Schwebelei, hinter welcher sich der Eigennutz zu verstecken wußte,

ein Eigennutz, der die St. Simoniſten ſtürzte und an ihre Stelle die Fourieriſten und Communiſten treten ließ. Denn während die Gelehrten und Künſtler gerade nicht vorzugsweiſe bedacht waren, erhielten doch die Prieſter eine ſo große Autorität, daß ſchon ihr Wille für Geſetz gelten ſollte. Es ſind dies St. Simoniſtiſche Beichtväter, die den Tag über müßig gehen, predigen und lehren und die Harmonie des Ganzen aufrecht erhalten ſollen. Die Prieſter ſind ebenſowohl mit der Erziehung der Kinder, als mit der Geſetzgebung für die Männer beauftragt. Wollen dies aber dieſelben Perſonen ſein, ſo möchten die idylliſch-naiven Sitten eines St. Simoniſtiſchen Gemeinweſens einen ſo beträchtlichen Rückſchritt in der Cultur der Geſchichte bezeichnen, daß man Bedenken tragen müßte, ſich dieſen geſetzgebenden Ammen und Kinderwärtern anzuvertrauen. Man kann die Natur der Kinder richtig verſtehen, und greift fehl, will man Männer belehren.

Um es von vornherein zu ſagen, der St. Simonismus bleibt durch ſeine bis an die Unmöglichkeit grenzende Schwierigkeit der praktiſchen Ausführung und durch den in ihm verſteckten katholiſch hierarchiſchen Geiſt eben ſo verdächtig wie durch ſeinen letztlichen Entſchluß, nach dem Orient auszuwandern. Wäre er nach Nordamerika gegangen, wohin ſich Alles begiebt, was tief von ſeiner Ueberzeugung ergriffen iſt, ergriffen von dem Streben, mit ihr zu leben und zu ſterben, nach Amerika, wo man, um exiſtiren zu können, Hand anlegen muß, thätig ſein, graben, dämmen, bauen, handeln, hobeln, zimmern, ſägen muß — dann würde der St. Simonismus gezeigt haben, daß es ihm ernſt iſt um ſeine Theorie. So aber, nach dem trägen und ſinnlichen Orient auswandernd, hat er gezeigt, daß nur ſchlaffe, blaſirte Empfindungen ihm ſeine geſellſchaftliche Theorie eingegeben haben, und daß er, gerade wie der Jeſuitismus, das Product einer entzündlichen, faſt wollüſtigen, jedenfalls faulen Phantaſie iſt. Hierüber herrſcht kein Zweifel mehr.

Allein weit mehr beunruhigt mich etwas Anderes, was man gewöhnlich den ſocialiſtiſchen Reformen vorwirft. Man fürchtet die Verwandlung der Menſchen in Maſchinen, man fürchtet den Untergang der Wiſſenſchaft, der Kunſt und des

fräulichſten Blüthe da, und ich kann mir nicht denken, daß ein edles Weſen wie Sie die Treue an einem Manne, dem Sie Rechte auf ſich gegeben hatten, um einer Kleinigkeit willen gebrochen hat.

Fennimor.

Nein, bei Gott! Nicht um eine Kleinigkeit!

Scott.

Nun denn, Mylady! Oeffnen Sie Ihre Bruſt einem redlichen Manne! Sie lieben Arthur noch jetzt wie einſt. Sie ſind frei; was könnte Sie vor dem armen Kranken rechtfertigen? Giebt es nichts, was aus Ihrem Munde ihm den Glauben an die Menſchen wiedergeben könnte? Geſtehen Sie mir den Grund, warum Sie den Commedore Stafford heiratheten: öffnen Sie Ihr Herz der Bruſt eines redlichen Mannes!

Fennimor

(kämpft mit ſich. Nach einer Weile).

Wollen Sie mir ſchwören, das Geheimniß, das ich Ihnen mittheile, zu bewahren?

Scott.

Ich ſchwöre — es nur mit Mylord Arthur zu theilen.

Fennimor (erſchrickt).

Mit Arthur? (Faßt ſich dann.) Nun denn, ihr abgeſchiedenen Geiſter, vergebt mir, wenn ich rede!

Scott

(ſieht an die Thüren, die er verſchließt, kehrt zurück, nimmt einen Stuhl neben Fennimor, die auch ſitzt).

Alſo ſprechen Sie, Mylady!

Gefühls. Die gewöhnlichen Einwendungen gegen den St. Simonismus, gestehe ich, lassen mich kalt, weil sie immer darauf hinauskommen, die Gelehrten würden nicht mehr geachtet werden, und weil es doch nur die Gelehrten selbst sind, die solche Besorgnisse des Egoismus aussprechen. Allein nicht nur im St. Simonismus ist hinlänglich für die Identificirung der Wissenschaft mit den Gelehrten, der Humanität mit den Künstlern, der Religion mit den Priestern gesorgt; sondern es dürfte noch die Frage sein, ob man z. B. die „Poesie der Geschichte" nicht zu theuer erkauft, wenn man der physischen Existenz der Menschheit deshalb nicht aufhilft, weil man für das Auge weit angenehmere bunte Abwechselungen da hat, wo der Stärkere mit dem Schwächeren im Kriege liegt und Recht und Unrecht große heroische Schauspiele aufführen. Würde uns allerdings der St. Simonistische Staat so fein individualisirte und originelle Charaktere hervorbringen, wie Chatham war, Fox, Canning? Vielleicht nicht; aber wenn man das Wohl von tausend Michel Meerrettigen dadurch erkaufen könnte, daß man sagen muß: Fox hat nicht gelebt! Was würden Sie vorziehen: Chateaubriand, Lamartine, selbst Sie, und Arndt, und Dahlmann? Würden Sie nicht alle menschlich genug empfinden, zu sagen: Besser, es war niemals ein Shakespeare da, als daß seinetwegen die Harmonie der sorglosen Existenz in der Welt gehindert wäre, besser, wir alle sind unbekannt und müssen hinterm Pfluge ackern, als daß unsertwegen eine Aristokratie der Geister etablirt werde, die auf hundert Menschen immer neunzig Darbende brächte?

Beantwortet Ihr diese Frage zum Nachtheil der glücklichen Hundert und zum Vortheil des geistreichen Einen, so würde es mir leid thun um Euer Herz! Ihr würdet nicht Weise, sondern Sophisten sein. Aber ich unterbreche mich. Diese Fragen sind die müßigsten von der Welt. Welche Thorheit, Fragen aufzuwerfen, die nicht anders klingen, als wenn man Jemanden früge: Würden Sie wohl von einem Thurme hinunterspringen, wenn das Leben Ihrer Schwester davon abhinge? Aus Theorieen wird nichts Ewiges geboren, und in der Geschichte ist keine Theorie wahr, wenn sie sich nicht sogleich

beeilt, von der Praxis nicht überholt zu werden. Auch Fourier's Phalanstères, die großen Gemeindehäuser, wo jeder zur Philosophie der Attraction passionée sich Bekennende finden solle Wohnung und Erholung, Rath, Unterhalt und Opern, auch diese Mustercolonieen einer nach dem Engländer Owen zugeschnittenen Volksbeglückung haben sich nicht erhalten können. Doch auch in ihnen liegt die Andeutung eines Bedürfnisses und an alle Gesetzgeber und Staatsmänner die Mahnung, ernstlich über eine Abhülfe desselben nachzudenken.

Im Allgemeinen ist die Natur die große Macht, die hier allein wirken und ordnen kann. Aber freilich — die Natur ist grausam, sie baut nur wieder auf nach Zerstörungen; wo sie Gleichgewicht schafft, da thut sie es mit geringer Rücksicht auf den Ballast, den sie, um ein Schiff oben zu erhalten, aus dem Kiel wirft. Wer ihren Riesenschritten im Wege steht, der wird zertreten; wer ihr in die Arme fällt, den erdrückt sie oder schleudert ihn weit zurück. So wird es leider auch in allen Verhältnissen gehen, welche die Schwierigkeit der menschlichen Existenz, die Uebervölkerung und Ueberfüllung aller Geschäftsbranchen vermehren. Was in der Natur liegt, was der gesunde, kalte, nüchterne Verstand dieser halb göttlichen, halb dämonischen Gewalt ist, was bei ihr sozusagen auf der Hand liegt, das setzt sie auch durch, ohne Verantwortung; denn die Menschen hält sie für ihr eigenes Product und schaltet und waltet nach Belieben mit den Seelen, den fleischlichen Hüllen derselben. All' die Handarbeiten, welche durch die neuen Erfindungen von Maschinen ersetzt werden, alle Stuhlarbeiter, Mousselinweber und Garnspinner tritt der natürliche Verlauf der Dinge nieder. Gäbe es nicht noch einige Bücher, die man sauber gedruckt zu haben wünscht, so würde auch die Mehrzahl der Drucker, abgelöst von den Schnellpressen, darben, betteln, verderben können. Und so bei allen Fortschritten der Industrie.

Hier sollte das menschliche Herz, die Staatskunst und die gesellschaftliche Philosophie der Natur in den Weg treten und die Grausamkeit unserer „liebenden" Mutter bekämpfen. Doch muß dabei der erste Satz lauten: Wollet allerdings das, was die Natur will, aber wollet es nur auf andere Weise, als

die Natur! Das Einfache und Natürliche wird immer den Sieg haben, nur muß es dabei Waffen führen, die ihm unſer Gefühl, unſere Beſorgniß, unſer Herz in die Hand geben. Laßt dieſe oder jene Thätigkeitszweige ausſterben, aber ſorgt für die, welche darauf ſitzen und zerſchmettert daliegen durch einen Eurer allzuſchnellen Handgriffe. Gebt keine Einfuhrſteuer eher frei, ehe nicht an die gedacht iſt, welche, durch übertriebenen Liberalismus an der Grenze, im Innern die größten Sklaven werden, die es giebt, die Sklaven der Armuth! Der Staat hat die Verpflichtung, nicht blos, wie es in England geſchieht, die Armuth zu ernähren, ſondern vielmehr die, ſie zu beſchäftigen und das Armwerden, iſt es nicht durch phyſiſche und moraliſche Umſtände bedingt, politiſch unmöglich zu machen. Oeffentliche Bauten z. B. und Communalzwecke, ſelbſt im äußerſten Falle nur erfundene Zwecke haben immer dazu gedient, die Armuth zu hintertreiben, mindeſtens aufzuhalten. Ich verachte dieſe rauhe Philoſophie, die ſich ſeit einiger Zeit unſerer Staatsmänner und unſeres Egoismus bemächtigt hat, daß Jeder ſelbſt ſehen möge, wie er fortkomme! Wer von Euch Manchestermännern kann ſagen, daß er etwas iſt, ohne es durch Andere geworden zu ſein? Auch denen, welche unter mir ſtehen, habe ich Verpflichtungen. Alle die, welche nicht ſtreben, wonach ich ſtrebe, dienen und nützen mir! Ich muß dankbar ſein denen, welche mir Gelegenheit geben, mich vor ihnen auszuzeichnen, allen denen, die nicht meine Bildung, meine Anſchauungen beſitzen, die aber meine Folie ſind, der Gegenſtand meiner Betrachtungen, die mit Beſcheidenheit und Entſagung ſich freiwillig darbietende Aufgabe meiner Studien. Gräßlich iſt die Grauſamkeit, welche Hundert in ſich allein zu concentriren ſucht, um dann auch für Einen den Gewinn von Hunderten zu haben. Die Zünfte ſollen aufgehoben, aber es ſollte auch eine Grenze der Gewerbefreiheit gezogen werden. Man ſoll die Maſchinen einführen, ſoll aber erſt daran denken, den dadurch brotlos werdenden Handwerkern andere Nahrungszweige zuzuwenden. Denn nichts iſt ſo betrübend, als einen rüſtigen, braven und in ſeiner Art gewandten Arbeiter zu ſehen, der thätig ſein will und es nicht ſein kann, der, indem man ihm ſeine Nah-

rung nimmt, auch um seinen Stolz und seinen innern moralischen Haltpunkt gebracht ist; nichts ist wieder auf der andern Seite so thöricht, als durch die Armengesetze in England und durch Wohlthätigkeit und Almosengeben diejenigen Menschen müßig gehen zu lassen, welche man durch Industriegesetze zu ihrem eigenen und dem allgemeinen Besten ordentlich beschäftigen könnte.

Jeder Staatsmann und Gesetzgeber soll sich über das Arbeitsquantum der Nation, für deren Wohl er zu sorgen hat, einen sichern Ansatz machen. Er soll berechnen: 1) So viel sind zu ernähren, 2) So viel besitzen das Nöthige, 3) So viel müssen verdienen. Er muß von seinen Ansätzen, wenn er diese im Durchschnitt macht, den Reichthum abziehen; denn Reichthum wirkt nur zurück als Luxus. Er muß abziehen den Müßiggang privilegirter Aristokraticen, die davon leben, daß sie so oder so heißen, daß sie dies oder jenes vorstellen. Er muß sich eine klare Vorstellung machen sowohl über das, was gebraucht wird, als über das, was vorhanden ist. Der Staatsmann muß einsehen, daß alle diese Berechnungen nicht Stich halten, wenn nicht ein Reservefond von Arbeiten, die noch nicht begonnen, von gleichsam Kapitalien, die noch nicht angegriffen sind, vorhanden ist. Diesem Reservefond, einem unbebauten und zum Theil noch unentdeckten Lande, widme er eine specielle Aufsicht, veranlasse Künstler, Gelehrte und praktische Geschäftsmänner zu forschen, wie und wo noch neue unbekannte Goldadern nationaler Thätigkeit zu entdecken sind. Bricht nun der Aufklärung und dem Zeitgeist zu Gefallen hie und da eine Arbeitsbranche ab, so möge eine der reservirten Minen aufgethan und den Betheiligten zur Bearbeitung angewiesen werden. Und wie viel Möglichkeiten giebt es wahrlich nicht noch in dem, was sich die Menschheit aneignen könnte, was noch unbekannt ist und solche Früchte tragen dürfte, deren einmaliger Genuß ihnen bald ein dauerndes Publikum schaffen würde! Es kommt nur darauf an, hier dem Schwindelgeist und der Projectenmacherei, überhaupt der individuellen Glücksritterschaft und industriellen Abenteuerlust den Weg zu versperren und die noch möglichen Supplemente für ersterbende und verdorrende Geschäftszweige unter eine

sichere, ihrer Forschungen sich bewußte und unausgesetzt dem Nachdenken gewidmete Commission im Staate zu stellen. Möchte dieser Vorschlag geprüft werden, zumal wo in größeren Staaten die Besorgniß gehegt werden muß, die Nahrungsquellen möchten mit steigender Bevölkerung, mit steigendem Egoismus, steigender, die Weitschweifigkeit der bisherigen Arbeitsmanieren vereinfachender Aufklärung sich nicht mehr auf die wünschenswerthe Weise ausgleichen, es möchte jeder Fortschritt in der Industrie zu viel Rückschritte in der Moral nach sich ziehen, geprüft werden überall, wo man befürchten muß, daß die in ihrem Erwerb gestörte Masse wohl gar zu ungesetzlichen Mitteln greift und der bestehenden Ordnung der Dinge gegenüber eine drohende und an allgemeines Nivellement denkende Stellung einnehmen könnte. Man sollte in allen Staaten die Errichtung einer national-ökonomischen Commission (im Gegensatz zu den nur ausbeutenden Finanzministerien) in Antrag bringen, einen Verein von Gelehrten und Geschäftsmännern, die sich mit der Beaufsichtigung der materiellen Existenz des Volkes und der Ausgleichung des alten und neuen Zeitgeistes, unabhängig von der Regierung, aber berechtigt, derselben Vorschläge zu machen, beschäftigen müßte.

Wir kommen zu den Communisten. Wie ist es möglich, daß die Gesellschaftslehre der Communisten seit einer Reihe von Jahren immer mehr das Nachdenken selbst derer hat beschäftigen können, die doch nicht gewohnt sind, sich immer auf den hintersten Schweif des Zeitgeistes zu hocken? Das lebendigste Fürwort für den Communismus aber sind die Thatsachen, sind die unwiderleglichen Uebelstände, denen er abzuhelfen verspricht. Der polemische Theil des Communismus ist seine glänzendste Seite. Kein gefühlvolles Herz wird sich der beschämenden Wirkung desselben entziehen können. Der Communist sagt: Die Welt ist voll Elend und sie könnte voll Glück sein! Er schildert die Noth der arbeitenden Classen, tritt, während Ihr auf einem seidenen Sopha behaglich vom köstlichen Mahle ausruht, zu Euch heran und zerstört Euch die üppigen Träume und Ausgeburten Eurer Phantasie durch eine nackte Wirklichkeit voll Hunger und

Elend! Lange schon seht Ihr mit düsterm Schmerz auf Eure Teppiche, Eure Gemälde, Eure Vasen, Eure Kronleuchter! Ihr erschreckt vor den Summen, die Ihr bedürft, um das Dasein fortzusetzen, das Euch schon zur andern Natur geworden ist! Es tritt wohl ein Tröster an Euch heran, der Euch sagen will: Was kümmerst Du Dich um ein Elend, das die Natur, die Geschichte verschuldet haben? Ein Geistlicher sogar weist auf die ausgleichende Macht des Jenseits. Ein Philosoph rühmt die Armuth als Schule der Entsagung. Ein Politiker spricht von Uebertreibungen und verbrecherischer Aufwiegelung der arbeitenden Volksclasse, die sich nicht im mindesten so unglücklich fühle, wie sie der sentimentale Zeitgeist geschildert wissen wolle. Aber was hilft alles das? Es mischt sich doch ein Wermuthstropfen in unsern Freudenwein. Wir vergleichen den üppigen Glanz, in welchem dort hinter den erleuchteten Fenstern bei einem Großen der Erde ein Ball gefeiert wird, mit dem Abend eines armen Fabrikarbeiters in Birmingham, mit dem Morgenerwachen eines Webers in Schlesien, und es schaudert uns, falls wir noch ein Herz haben. Zunächst ist das Herz der beredte Fürsprecher des Communismus.

Die Thatsachen, auf welche der Communismus seine Polemik baut, sind unwiderleglich. Unwiderleglich sind die furchtbar schroffen Abstände der verschiedenen Lebensexistenzen. Unwiderleglich sind die schreienden Dissonanzen von Arm und Reich, Proletariat und Besitzthum in einer Welt, die uns, wie das Universum, auf die Hervorbringung einer majestätischen Harmonie angelegt gewesen zu sein scheint. Unwiderleglich ist das vom Communismus entworfene Gemälde einer herzlosen Gesellschaft, die sich civilisirt nennt und auf einen grausamen Egoismus begründet ist. Die Consequenz des Privateigenthums und der freien Concurrenz ist der Krieg Aller gegen Alle. Jenes, hervorgegangen aus dem Begriff der freien Persönlichkeit, kann den Vorwurf nicht zurückweisen, daß es allmälig alle Merkmale der Willkür in sich aufgenommen hat. Dieser zeigt uns das gesellschaftliche Leben in Gestalt eines Wettlaufes, in welchem der Stürzende vom Huf des über ihn Hinwegsetzenden zertreten wird. Unwiderleglich

iſt der tiefe Widerwille, den wir gegen überlieferte oder angeborne geſellſchaftliche Vorzüge, Privilegien und Kaſtenvorrechte empfinden. Unwiderleglich iſt die Darſtellung jener Scheinwerthe, welche die Dinge nur dadurch im Handel und Wandel bekommen, weil Einer der Feind des Andern iſt und Einige Nutzen ziehen von der Verlegenheit Vieler. Unwiderleglich iſt das ſchreiende Unrecht jenes Vorſprunges, welchen bei allem Fleiß, aller Bildung, allem Talent des Nichtbeſitzenden der Kapitaliſt bei jeder Unternehmung vor dem Kapitallosen voraus hat. Unwiderleglich iſt die Berechnung, daß ein Land wie Deutſchland für die Aufrechthaltung des monarchiſchen Principes an mehr als 500 Fürſten, Prinzen und Prinzeſſinnen Millionen zu zahlen hat, nicht zu rechnen die übrigen Würdenträger der Kronen und die Beſitzer geiſtlicher Pfründen, Summen, die im jähſten Contraſte zur Armuth in Schleſien, Oſt- und Weſtpreußen, Böhmen und überall ſtehen, wo ſich uns die Hände der Darbenden entgegenſtrecken. Unwiderleglich iſt es, daß England nur deshalb an einer Hyper-Production der Induſtrie leidet mit allem Gefolge des Fabrikenelends, damit eine reiche Ariſtokratie, die der Grundrente wegen das Brot im hohen Preiſe erhält, in glänzenden Karawanen durch Italien reiſen und in Paris ihre Zinſen vergeuden kann.

Wir haben geſehen, daß die St. Simoniſten eine Löſung dieſer Widerſprüche anboten. Die Communiſten folgten ihnen. Die Communiſten haben eine Theorie wieder aufgenommen, welche zur Zeit der franzöſiſchen Revolution ſchon nahe daran war, in die Praxis eingeführt zu werden. Freilich war 1797 Frankreich der ſocialen Experimente müde und guillotinirte Baboeuf, einen ohnehin zweideutigen Charakter, den die Communiſten nicht gern als ihren Propheten genannt ſehen können. Die Unmöglichkeit, ohne eine Armee der Geſellſchaft, wie ſie iſt, den Krieg zu erklären, hat den Communismus ſeither beſtimmt, zu gütlicher Uebereinkunft die Hand zu bieten. In allen Geſtalten aber, die er auch annehmen möge, hat er der Geſellſchaft geſagt: Du ſiehſt, Deine Grundlage iſt morſch! Es muß, gleichviel ob plötzlich oder durch Uebergänge, ob jetzt oder in hundert Jahren, ein neuer Bau unſerer geſell-

ſchaftlichen Verfaſſung aufgeführt werden! Wir können die Menſchen nur anerkennen mit gleicher Berechtigung Aller auf alle Freuden und Glücksgüter des Lebens! Wir erkennen eine Errungenſchaft, ein Eigenthum an; aber nur ein allgemeines, an welches Jeder Anſprüche machen darf, ein Eigenthum, das ſich nicht auf Einzelne, ſondern auf Generationen vererbt! Die Beſitzthümer der Einzelnen, die vorhanden ſind, ſollen nicht plötzlich geraubt, nicht ſofort vertheilt, ſondern umgeſchmolzen werden, hinübergeleitet in die Strömung der allgemeinen Nutzung! Es ſoll Niemand darben, Niemand in Sorge ſein wegen Ehe und Kindererziehung. Der Staat, das Allgemeine bürgt für den Einzelnen, ſo lange der Einzelne nach ſeinen Fähigkeiten Arbeit zum Ganzen zuſteuert! Nach dieſen vorausgeſchickten Verſicherungen iſt dann der Communismus weiter gegangen und hat ſeinen neuen Staat anſchaulicher gemacht. Dieſer Staat iſt kein Staat mehr, ſondern die Geſellſchaft ſelbſt, die conſtituirte Geſellſchaft. Die Bedürfniſſe würden bald geregelt ſein; man würde wiſſen, wie viel Bekleidung, wie viel Nahrung dieſes Volk, dieſe Provinz, dieſer Diſtrict oder communiſtiſche Gau von ſo und ſo viel Quadratmeilen braucht. Keine Ueberproduction würde den dann abgeſchafften Handelsſtand zwingen, ſich in dem, was er verkauft, auch das bezahlen zu laſſen, was er nicht verkauft. Kein Nachbar mehr würde nach dem Princip der freien Concurrenz unſern beſcheidenen Fleiß zu überflügeln trachten. Eine Geſammtadminiſtration würde unſere Bedürfniſſe und die wohlfeilſte Befriedigung derſelben regeln. Das Geld wird abgeſchafft und dadurch eine Anhäufung unrealiſirter Nennwerthe verhindert, denn alles das, was früher nur um Geld zu haben war, bekommt man im communiſtiſchen Gemeinweſen als ein, weil Allen, ſo auch mir zuſtehendes Eigenthum geliefert. Regierungskoſten würden hinfort nur noch eine großartige Buchführung über unſere Arbeit und unſere dafür empfangenen Exiſtenzmittel ſein. Verbrecher würden ſeltener werden, wenn Diebſtahl nur dann eintritt, wenn man ſich Exiſtenzmittel nimmt, ohne die entſprechende Arbeit nachgewieſen zu haben.

An Widerlegungen der Möglichkeit eines ſolchen Phantaſieſtaates iſt gerade kein Mangel. Man hat verwieſen auf die klimatiſchen Einflüſſe, die uns von den Erzeugniſſen der Fremde abhängig machen, auf die nationalen Unterſchiede, auf die leidenſchaftliche und thieriſch-gewaltthätige Natur des Menſchen. Wenn ſchon Republiken nur allein auf den Grund einer vollkommenen Gleichheit der politiſchen Rechte die größten Schwierigkeiten des Beſtandes haben, wie ſollten ſich Gemeinweſen in harmoniſcher Ordnung erhalten können, die auf die unmögliche Hypotheſe einer allgemeinen Bildungsgleichheit und eines vollſtändigen Intelligenz-Nivellements begründet ſind! Der von Natur Dumme wird ewig hinter dem begabten Kopf zurückbleiben. Die rohe ſinnliche Natur würde unausrottbar im Menſchen feſtſitzen und ihn fortwährend zu Exceſſen treiben, die im Geſellſchaftsgebäude nicht für den Augenblick Schwankungen erzielten, ſondern dauernde Aenderungen und bald Inſtitutionen, die ſich auf jene Schwankungen begründeten, hervorriefen.“ Man will Dich, um das Glück Anderer und Dein eigenes zu befördern, in eine große Humanitäts-Kaſerne einpferchen. Wie aber, wenn Du keineswegs nach Reichthümern ſtrebſt, vielmehr mit Wenigem Dich begnügſt und darin Dein Glück findeſt, einſam, Dir ſelbſt, dem Nachdenken über Gott und die Welt und die Zukunft zu leben? Wer kann Dir denn beweiſen, daß es gegen die Natur und gegen die Geſchichte ſei, in einem Häuschen, fern vom Gewühl der Welt, zu leben? Nicht die Ausſicht auf einen Antheil an der Theilung aller Reichthümer der Erde brächte mich in eine communiſtiſche Kaſerne.

So wahr am Communismus kann ſeine Polemik nicht ſein, wenn nicht auch in ihm eine Ahnung des Richtigen läge. Dieſe iſt da, wird aber auf verkehrte Art ausgeſprochen. Ich billige den Grundgedanken dieſer Lehre, von welchem manche, um dieſelbe zu empfehlen, geſagt haben, ſie wäre chriſtlich, und ſie deshalb mit Bibelſprüchen verbrämen. Ich bewundere den ſchönen harmoniſchen Ausbau einer communiſtiſchen Geſellſchaftswechſelſeitigkeit, wie ſie uns von einigen communiſtiſchen Schriftſtellern entworfen worden iſt. Aber ach! geſtehet ein, daß dieſe Communauté wie der Contrat social bei Rouſſeau

oder der Urſtaat mancher Rechtsphiloſophen nur das Gedankenſchema einer Welt iſt, wie ſie ſein ſollte! Begeht doch die Thorheit nicht und zerſtört eine Phantasmagorie der Seele mit täppiſch dreinfaſſenden Händen! Die Communauté iſt längſt da; ja, aber ſie iſt eine Fata morgana des Gedankens, eine Vorſtellung der Vernunft und des Herzens, die wir in unſere Politik, unſere Nationalökonomie ſo aufnehmen ſollen, wie dem Heilkünſtler ein möglich unſterblicher Leib vorſchweben muß, die Idee einer ewigen Geſundheit. Nur ein Kind greift nach dem Regenbogen und glaubt, er berühre an ſeinen Enden die Erde. Es iſt verbrecheriſch, den arbeitenden Claſſen den Traum vorzuſpiegeln, als wenn ein ſolcher communiſtiſcher Urſtaat mehr ſein könnte, als ein theoretiſches Ideal.

Als Rouſſeau den Contrat social lehrte, hat er da verlangt, daß die Menſchen wieder in die Wälder lieſen? Seine Gegner beſpöttelten ihn und ſagten: Ja! Der Bürger von Gent verlangt, daß wir auf allen Vieren kriechen. Das war Rouſſeau's Abſicht nicht. Der ſchwärmende Philoſoph wollte, daß die Politik, die Jurisprudenz, die Moral ſich nach dem Schema ſeines beſten Staates verbeſſerten, daß ſie aus Unrecht zum ewigen Rechte ſtrebten, aber eine ſo plumpe Anwendung ſeines Principes wie den Communiſten iſt ihm, der nur mit der Erziehung anfing, nicht eingefallen.

Der communiſtiſche Staat iſt nichts als eine Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Ideale, die ſeit Plato's Republik aufgeſtellt wurden. Es iſt der Staat, in welchem nicht nur für unſere politiſchen Rechte, ſondern auch für unſer materielles Wohlergehen geſorgt iſt. Die Univerſitäten, die Cabinette, die Gewiſſen der Könige ſollen dieſen Idealſtaat in ſich aufnehmen und nach ſeiner als möglich vorgeſtellten Verwirklichung hin ihre Lehren, ihre Regierungsmarimen, ihre Anſprüche einrichten. Wir ſollen aus dem Chaos unſerer jetzigen Welt den communiſtiſchen Urſtaat zu erzeugen ſuchen, gerade wie wir aus unſerer ſittlichen Schwäche heraus einem Ideale von Tugend nachzutrachten haben, das jedoch nie exiſtirt oder nach dem Glauben der Chriſten nur einmal in Jeſus exiſtirte. „Das Himmelreich iſt nahe herbeigekommen!“ Das glaubten einſt die Apoſtel und hielten das Erſcheinen deſſelben binnen Kurzem

Fennimor.

Mein Geheimniß ist kurz, und einige Fragen, die ich an Sie richten werde, sollen es Ihnen selber verrathen. Was erzählt die Welt vom Commodore Stafford?

Scott (betroffen).

Mylady!

Fennimor.

Ohne Rückhalt, sagen Sie offen, was von meinem Munde nur mit Beschämung würde gestanden werden.

Scott.

Der Commodore Stafford? Ein alter Seemann war das, nicht ohne Bravour im Kriege, aber, wie nur leider oft bei diesen Helden, im Frieden ohne Eigenschaften, die ihm hätten die Achtung der Welt erwerben können. (Pause.)

Fennimor.

Fahren Sie fort!

Scott.

Ich bin zu Ende, wenn ich sage, daß er auf seiner Station in Indien allgemein verhaßt, verachtet war, daß er nach England zurückkehrte, ein Verschwender, ein Spieler, ein — vergeben Sie mir, Mylady, daß ich von seiner in so hohem Alter verächtlichen Leidenschaft für die Frauen schweige.

Fennimor
(gefaßt und ernst).

Genug, Sie überheben mich einer weiteren Schilderung. Und nun — mein Vater — was weiß die Welt von meinem Vater?

für unmöglich. Eben ſolche Chiliaſten ſind unſere jetzigen Communiſten, die ihre Communauté als etwas Materielles lehren und die arbeitenden Volksclaſſen aus ihrer Dumpfheit mit Illuſionen erwecken, deren Erfüllung unmöglich iſt.

Das reine communiſtiſche Princip wird ſich trotz ſeiner verkehrten Anwaltſchaften Bahn brechen und eine Umwälzung in unſern Lehrbüchern, wie in unſerm Leben hervorbringen, bis vielleicht auch die ſchönen Reſultate, die dadurch in einem längern europäiſchen Frieden gezeitigt werden dürften, umſtürzen vor einem irgendwoher losgelaſſenen Schlauche des Aeolus, von einer irgendwoher wieder losbrechenden rohen Kraft der Natur, der Leidenſchaft, der Geſchichte. Denn die Wahrheit iſt neben dem communiſtiſchen Urſtaate unwiderleglich in unſere Bruſt geſchrieben: Das Räthſel des Daſeins wird niemals von uns gelöſt werden.

VI.

Der Stein der Weiſen.

Alle Völker, alle Zeiten träumten von einer Erfüllung der Unmöglichkeit, einem großen Geheimniß, deſſen Entdeckung ſie zu Herrſchern der Natur machen würde. Eine dunkle Scheidewand des Sichtbaren und Unſichtbaren, des Bekannten und Geahnten ſtand von je, im Alterthum, im Mittelalter, und ſteht noch jetzt vor dem Individuum und reizt es, dieſe chineſiſche Mauer entweder mit ſeiner Phantaſie zu erklettern, oder mit myſtiſchem Auge zu durchſchauen (Myſtiker ſehen ja durch „eichene Bretter"), oder mit heimlich berechnetem, gut und beſonnen angelegtem Verſtande, wie heute, zu untergraben. Der Stein der Weisheit des Alterthums war das äußerſte Thule, die Abdachung des Homeriſchen Länderhorizontes, hinter welchem man ſich die ſchwarzen Aethiopier und hinter dieſen noch die Pygmäen dachte, dieſe kleinen Geſchöpfe, welche mit Kranichen kämpften

und von den Alterthumsforſchern dahin beſtimmt worden ſind, daß Homer hier Affen für Menſchen genommen hat. Die Geographen jener Urzeit, die das Meer nur an den Küſten zu beſchiffen wagten und auf der Höhe deſſelben ſich nur Grauenwunder vorſtellen konnten, waren die Phönizier. Dieſe ſchifften über die Säulen des Hercules hinaus, entdeckten ein Land nach dem andern, die Zinninſeln, die Bernſteinufer, und mögen vielleicht England — für den Stein der Weiſen gehalten haben. Der antike Stein der Weiſen lag in der Geographie.

Wie man in der ſpätern Entwicklung der alten Geſchichte den Erdkreis hyperboliſch das zu nennen anfing, was an Ländern Rom gehörte, da verlor ſich endlich die kindliche, naive Anſchauung der damaligen Geographie. Nicht in Ausdehnung mehr, ſondern in Mittelpunkten ſucht man den Stein der Weiſen. Auch das Alterthum hatte ſeine Myſtik. Aſſyrer und Griechen wandten ſich ab von dem todten Marmor und wenn dieſen die Kunſt auch noch ſo täuſchend dem Leben nachgeformt hatte, man verlor den Sinn für den blauen, wolkenloſen Himmel, unter welchem Homer ſeine Geſänge für die Ewigkeit improviſirte, und wandte ſich der Nacht und den Sternen zu, flüchtete mit unbefriedigtem Gemüth in dunkle Grotten und lauſchte auf Urofſenbarungen, die Umkehr natürlicher Ordnungen, die Sprache des Steines, das Klingen der Memnonsſäule, prophetiſche Zauberwirkungen in den gebundenen unfreien Naturmaſſen. Die Eleuſiniſchen Geheimniſſe ſuchten den Stein der Weiſen in ihrer Art oder waren ſelbſt dieſer letzte Grund der Dinge, welchen die antiken Freimaurer, wie die modernen, zu beſitzen durch ihr Geheimthun ſich den Anſtrich geben.

Dennoch erſt der neuern Welt konnte es vorbehalten ſein, in dem höchſten Gut den Urgrund des Geldes und zu gleicher Zeit den der Medicin zu träumen. Dieſer Stein der Weiſen mit ſeiner Goldhaltigkeit ſowol wie mit ſeiner abſoluten, ſogar den Tod vertreibenden Heilkraft iſt ſo recht das Bild unſerer Zeit in ihrer gierigen egoiſtiſchen und ſiechen Tendenz zugleich! Das Geld heilt unſere Armuth und das Specificum das Siechthum, welches unmittelbar der flotten Anwendung

des Geldes folgen würde. Es ist dies die Schlaraffenphantasie eines Zeitalters, wo man sich allmälig so überaß und den Magen verdarb, daß Michel von seinem Bruder Caspar wünschen konnte: Ach, hätte ich doch noch Deinen Magen! Der Stein der Weisen ist die Vorstellung einer möglich gewordenen höchsten Potenz irdischer Glückseligkeit; er ist das Princip der satanischen Weisheit, der Weisheit des Steinreich- und Steinaltwerdens. Die Teufelsbrut der Zwerge und Kobolde bewahrt den wunderthätigen Schatz, der vielleicht nur so groß ist, als eine Linse, und, bei einem Mikroskope gut angebracht, vielleicht gar noch die Eigenschaft hat, allsehend und allwissend zu machen.

Der Stein der Weisen, an dessen Auffindung mancher deutsche Fürst mit seinem Alchymisten (den er, wenn die Ducaten nicht endlich hecken wollten, aufhängen ließ) die Zuthat der Ducaten verschwendete, dieser Stein der Weisen, den der brave Landmann am besten kennt, wenn er seinen Acker reinigt und singend und wohlgemuth sein Tagwerk fördert, wurde allmälig ein Erfahrungsbegriff und verlor seine Wunderbarkeit. Wie Adam Smith mit der Zeit das große, leider vom Börsenspiel beanstandete Geheimniß entdeckte, daß das Geld nur Tauschmittel und keine Waare sei und daß sein Werth nur in der Circulation läge, so fing man an, vom Steine der Weisen den materiellen Begriff aufzugeben und ihn nicht mehr in der Mineralogie und Alchymie zu suchen, sondern in Entdeckungen, Erfindungen, in der Mechanik, der rationellen Landwirthschaft, den zahllosen Aufklärungen, welche dem rastlosen Erfindungsgeiste der neuern Zeit so glücklich über alle Gebiete der Natur und des Menschenlebens gelungen sind. Der Stein der Weisen unserer Zeit ist die Vereinfachung und die Ausbeutung der Natur. Die Alchymisten der neuen Zeit sind die Watt, Fulton, Lavoisier, Wollaston, Liebig! Das mineralische Reagens, wodurch man sonst den Wunderstein zu erzeugen suchte, ist in unserm Jahrhunderte der Dampf.

Der Phantasiemensch wandert aus und will neue Welttheile entdecken. Der Verstandesmensch bleibt daheim und erfindet. Das Neue, das Außerordentliche bricht sich allein

Bahn in der Literatur, wie in der Technologie. Sollte man nicht noch einen neuen Welttheil entdecken können? fragt man sich. Sollte man nicht Steine in Brot verwandeln können, Meersand in Schiffszwieback? Am Ural bäckt man Brot aus Gypserde. Sollte man aus der Kartoffel, außer Zucker und Mehl, das schon daraus gewonnen ist, nicht noch einen neuen Stoff extrahiren? Was läßt nicht noch alles die Steinkohle erwarten? Kurz, unsere Zeitgenossen hören nicht auf, vom Stein der Weisen zu träumen, wenn sie ihn auch zunächst nicht mehr für Gold halten, sondern für eine Waare, die sie gegen Gold umzusetzen im Stande sein würden.

Ich weiß nicht, kanntet Ihr jenen public character, den halb Berlin unter dem Namen des Neuen Columbus kennt? Dieser Columbus II. that von Jugend auf Verkehrtes, in der eingebildeten Meinung, immer etwas Außerordentliches zu thun. In fortwährender Thätigkeit begriffen, schuf er doch nichts. In ewiger Bewegung, blieb er doch auf seinem Platze. Er verschwendete Witz und Verstand und richtete damit nichts aus. Entweder kam er mit seiner Genialität zu früh oder zu spät. Er kennt nur die Marine der Spree und der Havel, und doch hängt er an den Wagnissen des Meeres. Er möchte Schiffe commandiren, neue Welttheile auffinden. Ein Kaufmann in Stettin, der ein Schiff auf der See hat und es regelmäßig des Jahres eine Fahrt nach dem persischen Meerbusen machen läßt, verlor seinen alten bewährten Capitain, und für diesen meldete sich Columbus. Nehmen Sie sich in Acht, warnten vorsichtige Freunde den Kaufmann; Sie sind an einen Abenteurer gekommen. Sie können mit Ihrem Dreimaster das Glück haben, für den preußischen Staat eine Insel der Südsee zu entdecken, werden aber darüber bankrott werden, weil dieser Mann nicht darnach aussieht, als könnte er vollständig die Linie halten bis nach Ihren Gewürzconnerionen. Es kam bald heraus, daß Columbus nie auf See gewesen. Das war die kühnste seiner Unternehmungen. Jetzt ist er Mitglied einer geographischen Gesellschaft und sucht auf den Landkarten nach verloren gegangenen Afrikareisenden.

Wichtiger, als die sechsten und siebenten Erdtheile, die

unſer Columbus entdecken wollte, ſind die Erweiterungen und Ausdehnungen der Kenntniſſe, welche man ſchon von den alten beſitzt. Man eroberte neue Welttheile nicht über das Land hinaus, ſondern in das Land hinein. Das fabelhafte Dunkel der Wälder, die Undurchdringlichkeit ſchroffer Gebirgszüge lichtete ſich. Man verfolgte jene ungeheuren Flüſſe, deren Lauf man erſt da kannte, wo ſie ſich in's Weltmeer ergießen. Ermüdet von den gleichmäßigen Windungen dieſer Ströme hatte man in alten Zeiten die Orientirung über ihre Quelle aufgegeben; jetzt fuhr man unerſchrocken in die Wildniſſe hinein, aus welchen man heraus den gewaltigen Strom daherrauſchen hörte. Man bahnte ſich an den Ufern den Weg durch mannshohe Schilfwälder, unerſchrocken vor dem ſchuppigen Krokodil und dem ſchwerfälligen Tapir, welche flohen, weil ſie Menſchen noch nicht geſehen hatten. Doch fand man auf dieſen kühnen Zügen auch Striche, wo ſchon eine gewiſſe Cultur vereinzelter Indianerſtämme ſichtbar wurde. In älterer Zeit hatten gerade die Expeditionen, welche ſich auf Entdeckung der Flußquellen eingeſchifft hatten, die abenteuerlichſten Sagen über die Vielfältigkeit und Wunderlichkeit der Menſchenraſſe verbreitet. Aus einer Frau, die ihrem Manne Waffen zutrug und nur allein am Ufer erblickt wurde, geſtaltete ſich ein Amazonenvolk. Aus einem Kranich, der mit verwundertem Auge und neugierigem Schnabel den Vorübergehenden nachſah, bildeten ſich Pygmäen, Vögelſtaaten, die geographiſchen Anſchauungen Homer's. Der Menſch, ſich ſelbſt noch räthſelhafter vorkommend als die Natur, erblickte in Allem, was ihn erſchreckte oder was ſein Verſtand nicht ſogleich begreifen konnte, die Wunder einer dämoniſchen Welt. Weil man ſonſt die Seefahrten nur unternahm, um Abenteuerliches zu finden, ſo fand man auch ſolches. Jetzt iſt der der Märchen entwöhnte nüchterne Verſtand die Buſſole des Entdeckers. Der Verſtand reißt vom Unbekannten das Gewand der Phantaſie, Dichtung und Furcht hinweg; er verflacht ſogar das Außerordentliche und bringt das Neue mit dem Alten nach dem Satze, daß es unter der Sonne nichts gebe, was nicht ſchon dageweſen, in eine Harmonie, wo manche

Merkwürdigkeit, manches eigenthümliche Phänomen unberücksichtigt bleibt. Wir sind Alle einer wie der andere, heißt es. O nein, Meilen und Jahrtausende liegen zwischen uns und schufen sich jene bunte Mannigfaltigkeit der Völkerunterschiede vom Feuerländer bis zum Europäer, welche in neuerer Zeit Gegenstand zahlloser Entdeckungsreisen geworden ist.

Dieser innere Entdeckungsgeist wurde vorzüglich von der noch immer fabelhaften Geographie Afrikas angelockt. Das Innere von Afrika ist in der Geographie von Herodot bis sogar in die neuesten Zeiten, in die Zeiten der Lander und Clapperton, der geographische Stein der Weisen gewesen. Homer und Herodot sahen in Afrika nur eine unbestimmte Ausdehnung, die von schwarzen Aethiopen bewohnte Grenze des in ihrer geographischen Vorstellung lebenden Erdtellers. Die Neger waren ihnen die Söhne jener Nacht, welche rings den Erdkreis umgiebt. Spätere Geographen, freilich noch dem Kindheitsleben der Wissenschaft angehörend, wollten wenigstens ein Ende dieser Nacht sehen und umrandeten Afrika mit einer großen Mauer, um welche Sonne und Mond ihren Kreislauf hielten. Erst später ahnte man, daß Afrika die Form des pythagoräischen Lehrsatzes hat: das Quadrat der Katheten ist gleich dem Quadrat der Hypotenuse. Allmälig lernte man die Küste des Landes kennen; aber Alles, was man vom Innern des Landes spricht, ist noch unentdeckt, ist nur Ahnung und so gut wie fabelhafte Ueberlieferung. Doch soll es Seen dort geben, Flüsse, in welchen sich Wälder spiegeln, Sprachen und Religionen der wunderbarsten Zusammensetzung. Schon arabische Schriftsteller nannten, um ihre Achtung vor dem Innern Afrikas auszusprechen, dasselbe die Wiese der Vergoldung, die Grube der Edelsteine. Die Jesuiten und Portugiesen, welche späterhin das Innere Afrikas untersuchten, haben bei aller Entschlossenheit, welche sie in ihren Entdeckungszügen an den Tag legten, doch immer den Eindruck hinterlassen, daß ihre Entdeckungen erst von dem nüchternen Verstande der Neuern revidirt werden mußten, bis man ihnen vollen Glauben schenken durfte. Alle Entdeckungen, die man in neuerer Zeit in dieser Hinsicht mit so großer Aufopferung gemacht hat, lehnten sich noch an die östliche Küste

Afrikas an. Die Bekanntwerdung Timbuktus und der Nigermündung gelang dem Franzosen Caillé und dem Märtyrer-Brüderpaar Lander. Vor diesen hatte schon der Engländer Laing sein Leben dem afrikanischen Stein der Weisen geopfert. Caillé wurde durch einen von der Pariser geographischen Gesellschaft ausgestellten Preis zu seiner Entdeckungsreise angespornt. Araber von Geburt, von den Franzosen nach der egyptischen Expedition mit nach Europa genommen, zog er in das Dunkel einer unbekannten Welt. Er gebrauchte die Vorsicht, sich für einen Kaufmann auszugeben, verkaufte in Timbuktu seine Waaren, verzehrte aber das dafür eingelöste Geld und sah sich genöthigt zu betteln. In so trauriger Lage pflegte er sich an Karawanen als bescheidener, armer Hülfsbedürftiger anzuschließen. Auf diese Weise durchzog er durch glühende Sandwüsten das mittlere Afrika so weit, bis er endlich in den marokkanischen Raubstaaten herauskam. Caillé's Abenteuer sind um so interessanter, als es ihm an allen Vorkenntnissen, die zu einer Entdeckungsreise gehören würden, fehlte. Ein Wollaston würde wesentlichere Resultate aus Timbuktu zurückgebracht haben, aber auch Gefahr gelaufen sein, von den mißtrauischen Einheimischen beim ersten Experiment, das er gemacht hätte, für einen Zauberer angesehen und darnach behandelt worden zu sein. Im Allgemeinen ist das Bild, das wir durch Caillé vom innern Afrika erhalten haben, ein wüstes und ödes. Die Städte sind in den tiefen Sand nur wie eingesenkt. Die Hitze des Aequators treibt den Keim jeder nach Leben ringenden Vegetation in die allgemeine Asche des Erdreichs zurück. Selten, daß eine Pflanze sich einige Fuß hoch über die mütterliche Erde hinauswagt. Nirgends der Gesang eines Vogels, Todtenstille auf den Straßen, die Grabesgedanken der egyptischen Welt sind förmlich zu Verwesungsbegriffen gesteigert. Verläßt man die Stätte, so kann man wohl kennen lernen, wodurch im Menschen das religiöse Gefühl geweckt wird. Es ist die Dankbarkeit, mit welcher der Bewohner des Aequators dicht an dem einzigen Palmenbaum, den er nach meilenlangem Suchen findet, sogleich einen Tempel, ein Minaret baut, so daß Hospitalität, Erquickung, Schlaf Schatten, ein Trunk Wassers und die Religion hier ein und

daſſelbe ſind. Felicien David hat in ſeinem bekannten Tongemälde dies Wüſtenleben mit Poeſie veranſchaulicht.

Die Entdeckungen im ſüdlichen Afrika tragen einen andern Charakter; ſie ſind weniger moraliſch, wie die erſtern, mehr phyſikaliſch. Das Kafferland, die Inſel Madagaskar haben den Syſtemen der Botanik und der Zoologie Bereicherungen verſchafft. Die Intereſſen der verſchiedenen europäiſchen Niederlaſſungen an den ſüdafrikaniſchen Küſten machten eine geographiſch genaue Beſtimmung derſelben nothwendig. Ueberdies iſt die Sternwarte am Cap für die Betrachtung des Himmels, der nirgends ſo durchſichtig und klar iſt, am günſtigſten gelegen. Noch vor Kurzem lebte Herſchel dort. Der große Aſtronom wird Neues bringen, aber ſchwerlich die Mondwunder beſtätigen, die man in England und auf dem Continent von ſeinem Rieſenfernrohr erwartet hat.

Ein dritter Geſichtspunkt der afrikaniſchen Entdeckungen ſind die egyptiſchen Pyramiden. Hier gab es ehedem größere Sphinxräthſel zu löſen, als jetzt. Wenn der Stein der Weiſen eine mineraliſche Beſchaffenheit hat, ſo müßte ſie derjenigen gleichkommen, welche das Material der Memnonsſäule bildete. Doch das ſind Märchen. Belzoni iſt es, der von den Rieſengräbern der alten Pharaonen und Pſammetiche das Siegel des Geheimniſſes nahm. Er öffnete das Grab des Pſamniuthes und ließ von der ſchon früher beſuchten Pyramide von Dſchiſcheh den Sand der Wüſte wegfegen, der den Eingang verſchüttet hatte. Freilich war der Lohn der Anſtrengungen kein anderer, als der, daß man ſie überwunden hatte. Man hatte geglaubt, in den Pyramiden das Archiv der Urgeſchichte zu entdecken, und fand nur Staub, Verweſung, nur die vermoderten Grabſchriften vermoderter Königsmumien. Welche Räthſel hatte man geglaubt, würden hinter der Keilſchrift verborgen liegen! Sie enthielten nicht mehr, als die Inſchriften, welche unſere Philologen aus dem claſſiſchen Alterthum gerettet haben: Küchenzettel des atheniſchen Staatshaushalts, Aus- und Einnahme-Budgets der eleuſiniſchen Tempelverwaltung. Gerade das, was man durch eine Inſchrift auf Stein für das Ewige in der claſſiſchen Literatur hätte halten ſollen, war das Vergänglichſte in ihr, die Maculatur des Alter-

thums. Lepsius wird seine anstrengende Reise nur gemacht haben, um dieselbe Entdeckung zu bestätigen.

Die Entdeckungen in Asien waren weniger geographisch als physikalisch. Asien hat zu lange im Wechselverkehr mit Europa gestanden; wir selbst sind ja die Enkel asiatischer Väter; die ganze Kraft Europas hat sich auf Asien geworfen und hat von allen Seiten diesem Welttheil scharf zugesetzt. Wir kennen ihn genauer als Afrika. Schon Alexander's Zug nach Indien mußte aufgeklärtere Geographie im Gefolge haben. Arrhian ist eben so sehr Quelle für die Geschichte wie für die Erdbeschreibung. Andererseits trug Asien aus seinem Schooße selbst heraus die oft schrecklich genug ausgefallene Bekanntschaft seiner selbst. Die asiatische Ethnographie fluthete in wilden Horden über das zertretene und verwüstete Europa. Asien hat weit weniger materielle als moralische Geheimnisse. In Afrika kann uns das Wunderland Maravi locken; in Asien locken uns die Sitten und Einrichtungen, die Sprachen und Ideen. Gerade weil man fühlte, daß das Christenthum eine Blüthe war, deren Stamm und Keim tief in die asiatische Religionsphilosophie seine Wurzel schlug, ruhte das Christenthum nicht, diesen Ursprung — zu tilgen, zu vertuschen, zu bekehren, die Wurzel mit der Frucht zu versöhnen. Die Neger, die Hottentotten genirten das Gewissen der christlichen Hierarchie weniger, als diese uns so verwandten naseweisen Hindus, diese ganz papistisch hierarchischen Tibetaner. Man bekehrte lieber die Völker, welche das Christenthum verachteten, als die, welche gar nichts davon wußten. Der Asiate, dieser hatte eine positive Religion, dieser konnte opponiren, konnte Dogma durch Dogma widerlegen. Das war dann ein Reiz für die christliche Kirche, ließ ihr keine Ruhe und veranlaßte sie zu asiatischen Missionen, welche, wenn auch wenig für die Kenntniß des Himmels, doch desto mehr für die Kenntniß der Erde nützten. Anfangs waren es Minoriten und Dominikaner, welche aus Asien geographische Bereicherungen brachten, später die Jesuiten, die namentlich China und Japan beschrieben haben. Ihnen folgte eine Reihe ausgezeichneterer Entdecker, welche theils aus Absicht, theils durch Geschäfte, die sie aus England oder Rußs-

land nach Asien führten, Entdecker oder Bereicherer der Wissenschaft wurden.

Und Amerika! Wie hat sich dieser Welttheil aus den Nebeln der Geschichte die im Beginn so blutige Morgenrothbahn, dann eine immer goldensonnigere hindurchgerungen! Nachdem man versucht hatte, aus der Mischung von Alkalien jene Kraft zu finden, welche alle Schmerzen des Geldbeutels und des Körpers zugleich heilte, warf man den Tiegel fort und schiffte sich nach Amerika ein, wo die Natur selbst die Hochöfen des höchsten Metalles aufgepflanzt zu haben schien. Die Amerikaner waren keine Goldhüter im Sinne der alten Mythologie. Schüchtern und weiblich in ihrem Wesen, ließen sie sich der Goldsucht der Europäer zum Opfer bringen. So ungeheuer gestiegen war schon der Luxus und das Verderben Europas, daß man bei der Entdeckung Amerikas nicht im entferntesten von jenem wissenschaftlichen Enthusiasmus etwas verspürte, der die Entdeckungen liebt, ohne an Gewinn zu denken. Nur das Interesse schürte hier Bestrebungen, die später erst der Wissenschaft, der Menschenkenntniß, der Geschichte und Moral zu Gute kamen. Wie verschieden von unserer Zeit, wo wir Reisende durch die unwirthbarsten Gegenden haben ziehen sehen, nur getrieben von dem Wunsch, zu wissen wie viel Seen, wie viel Flüsse, wie viel Stein- und Pflanzenarten ihnen neu begegnen würden. Sie bringen ausgestopfte Vögel, skelettirte Fische, sie bringen sie in Kästchen, die mit Baumwolle gefüttert sind, seltene Mineralien zurück; ja, was würden Ferdinand und Isabella Columbus geantwortet haben, wenn dieser auf solche Weise nur versprochen hätte, das naturhistorische Museum von Salamanka und nicht die leeren Geldtruhen des Eskurial bereichern zu wollen?

Amerika lichtete sich vor den lüsternen Augen der goldgierigen Europäer in allen seinen Theilen. Es wurde eine Anlockung für die Abenteuerlichkeit aller Nationen. Spanien, England, Portugal und Frankreich gewannen allmälig Besitzungen in dem neuen Welttheil, welche da, wo sie Gewinn versprachen, bald auch mit ordnender Hand cultivirt wurden. Die Indianer, die karaibische Verwilderung ausgenommen, sind ein weicher, eindrucksfähiger Menschenschlag; sie haben

Scott.

John Leslie? Beamter am Gouvernement in Indien? Er hatte Sie die Mühseligkeiten eines fremden Klima's nicht wollen theilen lassen. Sie wurden während seiner Abwesenheit in England erzogen, bis eines Tages Ihr Vater zurückkehrte —

Fennimor.

Er hatte den Abschied von der Verwaltung genommen —

Scott.

Bekommen, Mylady, bekommen!

Fennimor.

Nein, Sir! Genommen, selbst genommen.

Scott.

Möglich, möglich! Indessen — Er war sehr reich: er hatte für die Oekonomie der Marine zu sorgen — er schien an sich ein sanfter, milder Mann, liebte das Geld —

Fennimor.

Sagen Sie Alles, was zu sagen mich selber schmerzen würde.

Scott.

Mylady, Sie sind Leslie's Kind, aber nicht von ihm erzogen. Er kehrte aus Indien zurück und schien mit seiner Liebe für das Geld nur noch eine Leidenschaft zu theilen, die für sein einziges Kind, für Sie, die er anbetete —

Fennimor.

Sie vergessen noch eine andere Leidenschaft — Sie vergessen die Ehre!

ganz die Natur ihres Lieblingshausthieres, des Lama, tragen willig, obgleich mit ſchwachen Schultern, murren nicht und gewöhnen ſich nur nicht an den, der ſie unterdrückt oder dem ſie mißtrauen. Wäre dies nicht der Fall, ſo würde man nicht begreifen können, wie das europäiſche Element ſo ſchnell über das einheimiſche in Amerika das Uebergewicht hätte erlangen können. Nirgends trifft man eine belangreiche Reaction des Urgeiſtes gegen die ſpätere Einwanderung an. Selbſt die Indianerſtämme Nordamerikas würden, wenn dieſe nicht von entſchieden grauſamer Abſicht verfolgt geweſen wären und noch wären, nie die Waffen von der Jagd auf den Krieg übertragen haben. Während wir im ſüdlichen Aſien, in Afrika immer annehmen müſſen, daß ſich die Eingebornen gegen die fremden Unterdrücker jede Gelegenheit der Rache herausnehmen und ſogar mit Entſchiedenheit auf eine das europäiſche Element zuletzt doch noch überwältigende Revolution rechnen dürfen, iſt in Amerika alles urſprüngliche und eingeborne Colorit verwiſcht. Nirgends behauptet ſich das Blut und die Farbe, als etwa in den bereits mit europäiſchem verſetzten Miſchungen der Mulatten, Meſtizen und Quateronen. In dieſen Miſchungen iſt es nur der europäiſche Uebermuth und der klügelnde Verſtand, welcher die thieriſchen, ungezügelten Leidenſchaften des Negers und Indianers aufwiegelt. Der Indianer ſelbſt folgt mit nachgiebiger Entſagung dem kräftigen Willen des Europäers, der auch leider Scheiterhaufen genug angezündet hat, um dem armen Mitbruder das Maal ſeiner Tyrannei einzubrennen.

Die Entdeckungen in Südamerika treffen nur noch das Innere deſſelben. Jene beiden Flächen, welche ſich vom Gürtel der Andes nach Oſten und Weſten abplatten, ſind in neuerer Zeit von naturkundigen Reiſenden unterſucht worden. Ein großer Theil derſelben kam in derſelben Abſicht, wie Ferdinand Cortez und Pizarro, um die Bergwerke zu unterſuchen. Ein Dutzend Actiengeſellſchaften waren in Europa zuſammengetreten, um die Goldminen von Potoſi noch einmal anzuſtechen und aus den Flüſſen den Goldſand auszuſchöpfen. Ihre Abgeſandten überzeugten ſich bald, daß der Mythus von Peru und Chili größer war, als die kleine Baſis von Wirk-

lichkeit, worauf er gebaut. Ja, sie mußten eingestehen, daß sie erst jetzt die Grausamkeit der Spanier begreifen lernten, diese Grausamkeit, die durch das Gefühl der über die Schätze der Indianer getäuschten Erwartungen gegen die vermeintlichen Besitzer derselben gesteigert wurde. Weil man weniger fand, als man erwartet hatte, so rächte man sich an denen, von welchen man doch hätte einsehen können, daß sie eines Betrugs nicht fähig waren. Die neueren Reisenden brachten wenig Eldorado zurück, aber dafür desto mehr Naturgeschichte. Besonders ist Brasilien in der außerordentlichen Ueppigkeit seiner Vegetation und der Mannigfaltigkeit jener Thierwelt, welche in der blühenden Botanik jenes Landes schwelgt, gründlich ausgekundschaftet worden. Welch' eine Welt dort! Alles lacht der Sonne mit den schönsten Irisfarben entgegen! Auf den mit den buntesten Blüthen geschmückten Bäumen wiegen sich Affen und Papageien; unter Palmen und Cactus, umschwirrt von wunderbar gemalten Schmetterlingen, glaubt man in den Gärten eines Sardanapals zu sein. Ein Land bedarf solcher Schönheitswunder, um einigermaßen für die in diesen Wonnen schwelgende, sinnlich wuchernde, üppige und gefährliche Thierwelt entschädigt zu werden.

Bei Nordamerika ist es weniger das Innere, als die Grenze, die man sucht. Man kennt noch nicht die Conturen des Nordpols; man hat die nordwestliche Durchfahrt noch nicht mit Gewißheit auf die Karte bringen können. Eisgebirge und eine Kälte, die alle Vegetation, selbst die animalische Existenz des Menschen aufhören macht, werfen den Unternehmungsgeist immer wieder von der nördlichen Abplattung der Erde zurück; man wird so leicht nicht eine größere Aufopferung finden, als sie Parry und Roß gezeigt haben, doch haben auch diese kaum etwas Größeres durchgesetzt, als daß sie sich einer den andern in dem Grade, der Kälte trotzen zu können, übertrafen.

Europa liegt klar vor unsern Augen. Hier wissen wir Alles, was wir besitzen; hier ist kein Wald, kein Fluß, kein Gebirg, dessen Inhalt nicht ausgemessen, gewogen und beschrieben ist. Ueberall hin ist die Civilisation gedrungen. An Europa kann man kein Cook mehr werden. Die Ent-

deckungen, welche es bei uns nur noch geben kann, sind moraliſche, phyſikaliſche, mechaniſche. Bei uns ſind an die Stelle der Entdeckungen die Erfindungen getreten. Die Schiffe, die man ausrüſtet, gehen vor Anker in der Luft. Man rüſtet Expeditionen aus, um die Elemente zu befahren, in die Stoffe zieht eine Karawane witziger und ſcharfſinniger Combinationen, manche verſandet, manche entdeckt wunderbare Erſcheinungen. Die moraliſchen Entdeckungen mögen vielleicht noch den meiſten geographiſchen Beigeſchmack haben; o ja, man kann mitten in Paris, mitten im Gewühl an der Themſe in dem, was Alle kennen, noch immer etwas Neues entdecken. Die vorzugsweiſe moderne Geſtaltung der Literatur hat dieſe Seefahrten in das Innere der Menſchenbruſt übernommen. Die Exiſtenz unſeres Geſchlechts, ſelbſt auf der Höhe der Hypercultur, mit welcher ſie wider Willen geſäugt und genährt iſt, hat dunkle Schattenpartieen, ſodaß in den Werken eines gediegenen, gefühlvollen und mit ſcharfen Augen begabten Sittenmalers immer wieder neue Regionen unſerer Geſellſchaft dem Leſepublikum aufgehen. Wir haben die Literatur der Myſterien erhalten, die es ſich zur Aufgabe machte, der Armuth und dem Reichthum in den verſchiedenen Geſellſchaftsſchichten tiefer nachzugraben, als beide Gegenſätze bisher bei Marmontel geſchildert waren. Dieſe Myſterienliteratur lehrte uns Lebensverhältniſſe kennen, die wir bisher kaum dem Namen nach kannten. Für Deutſchland wäre auf dieſem Felde viel zu thun. Man hat Myſterien von Berlin gegeben, die nichts als eine verwickelte Gauner- und Criminalgeſchichte wurden. Man hat Myſterien vom Lande unter dem Titel von Dorfnovellen gegeben, die nichts weniger als zutreffend ſind.

Wovon lebt z. B. der angebliche Makler Kugelhügel in Hamburg? Man ſieht ihn voll und genährt und ſieht nicht, daß er arbeitet. Man weiß, daß er mit dem Bankrott ſeines Vaters auf die Welt gekommen, ja, daß ſeine Mutter im Schuldgefängniſſe geſtorben wäre, hätte ſie ſich nicht zu den Pietiſten bekehrt und von den Almoſen einer kleinen ekſtatiſchen Gemeinde ernähren laſſen. Wovon lebt Kugelhügel, der die ſchlechteſte Garderobe trägt, die man tragen kann, ohne für einen Bettler angeſehen zu werden, der nichts hat, alle

Welt weiß es; er würde längst den Armengesetzen verfallen sein, wenn ihn der Familienadel seines Namens nicht zurückhielte, um Unterstützung einzukommen. Aber sein rundes Aussehen, seine genährten, blühenden Wangen, diese lächelnde Physiognomie eines Mannes, der das Bewußtsein hat, gut zu verdauen? Ja, das ist das Räthsel, hier ist der Hafen, hier schiffe man sich ein und entdecke auf der Erd- und Glückskugel unserer moralischen Existenz ein neues Amerika!

Obschon es heute nicht in meinen Gegenstand gehört, so habe ich mir doch den Vorwurf zu machen, daß ich die Neugier meiner Leser weckte. Kugelhügel lebt, wie ich versichern kann, nur von Näschereien, in dem Sinne, daß er von hundert Victualien des Tages ein kleines Stück, und zwar nur zur Probe, ißt. Man gehe nur an die „Vorsetzen" und sehe, welche Rolle unser Industrieritter am Hafen spielt. Er will ein Waarenmakler sein, hat Aufträge zu besorgen für hundert Firmen, welche in Caviar, Austern, Butter, Käse, Portwein, kurz in den nährendsten und kräftigendsten Gegenständen des Groß- und Kleinhandels Geschäfte machen. Kugelhügel giebt sich für einen Agenten dieser Häuser aus. Sein ärmliches Aeußere, in Verbindung mit der strotzenden Wohlgenährtheit, giebt ihm das Ansehen einer gewissen Bürgerlichkeit, die auf's Aeußere nicht viel hält, aber die Rippen gut zu kräftigen weiß. So geht er von einem Faß zum andern und probirt. Wenn es ihm am herrlichsten schmeckt, verzieht er den Mund, als sei an dem Caviar ein Fehler; hat er den Rücken eines Härings abgegessen, so erklärt er mit bedenklichem Kopfschütteln, „er empfinde einen thranigen Geschmack"; nie winkt er mit dem Auge zu und läßt sein inneres Wohlbehagen über die frischen Leckerbissen laut werden, weil er sonst in die Verlegenheit käme, einen Preis accordiren zu müssen. Wenn eine Auction angekündigt ist mit der Bemerkung, Proben werden gratis verabreicht, so wird man ihn immer mit affectirt mürrischem Gesicht dorthin wandeln sehen. Er kommt soeben vom Strande, wo er sich an einer Mosaik der herrlichsten Einzelgenüsse im Ganzen sattgegessen hat; er wischt sich den Schweiß von der Stirne, klagt über die Beschwerlichkeit seiner Verrichtungen und spült sich mit dem herr-

lichsten Weine den Nachgeschmack seiner Gratismahlzeiten hinunter. So lebt Kugelhügel, so kann er leben, ohne Furcht entdeckt zu werden, bei der ungeheuren Menge von aufgestapelten, zum Verkauf und zur Auction kommenden Waaren, bei der entsprechenden großen Anzahl von respectabeln Maklern, unter denen er aus Mitleid geduldet wird.

Höher aber als diese Erfindungen einer überfeinerten Industrieritterschaft stehen jene Entdeckungen, welche die Künste und Wissenschaften bereichert haben; mag man es auch lächerlich finden, wie ich Kugelhügel mit Männern wie Davy und Dollond in Verbindung bringen kann. Im Allgemeinen ist die gegenwärtige Zeit nicht so reich an Erfindungen, wie die des vorigen und beginnenden laufenden Jahrhunderts. Es ist dies gerade wie mit der Kunst und Wissenschaft selbst, wo man gestehen muß, daß unsere Zeit nur die Früchte jener Saaten erntet, welche im achtzehnten Jahrhundert gesäet wurden. Das achtzehnte Jahrhundert war groß in der Anspannung seiner geistigen Kräfte. Das achtzehnte Jahrhundert hat alle jene Theorieen erfunden, mit deren praktischer Anwendung und Ausgleichung mit dem Leben und nochmaliger Prüfung wir uns gegenwärtig bereichern. Wir sind die kräftigen Söhne einer Mutter, deren Geist und Schönheit von Allen gerühmt wird, die sie in ihrer Jugend und höchsten Blüthe gekannt haben. Alles, was wir besitzen und gegenwärtig sind, verdanken wir dem Aufschwunge, welchen die Ideen zur Zeit unserer Väter genommen hatten. Das achtzehnte Jahrhundert hatte weniger solide Haltung als das unsrige, aber es war tiefer, gründlicher. So haben wir zwar in gegenwärtiger Zeit Alles, was sich von physikalischen, chemischen und mechanischen Entdeckungen auffinden läßt, praktischer verarbeitet und für die Benutzung im gemeinen Leben eingerichtet; das achtzehnte Jahrhundert aber hat jene Factoren erfunden, aus denen wir jetzt erst den Schluß ziehen. Die Resultate sind die unsrigen, der Ruhm der Prämissen gebührt dem Genie und der Denkkraft vergangener Zeiten.

Im achtzehnten Jahrhundert waren schon längst die Dampfmaschinen, Dampfschiffe, Telegraphen und Eisenbahnen erfunden; nur dachte man nicht daran, diese Erfindungen so in

die benutzende Wirklichkeit einzuführen, wie es gegenwärtig geschehen ist. Die Blitzableiter, Chronometer, Luftballons und Spinnmaschinen gehören dem achtzehnten Jahrhundert an, wie außerdem eine Menge von Nebenentdeckungen, welche die Industrie erleichterten und ihre Handgriffe vereinfachten, neue Heizmethoden, die Cylindergebläse, die Maschinen für schnellere Zeugbereitung, der Gußstahl, das Gußeisen, Bohrmaschinen, die Rettungsboote und eine Menge von Apparaten, womit man neue Gesetze in dem mehr theoretischen Bereich der Wissenschaft entdeckte und noch andere zu entdecken erleichterte. Die darauf folgenden Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts haben alle einen mehr praktischen Charakter. Mit dem Sinn für die Kunst steigerte sich das Bedürfniß einer mehr wohlfeilen Vervielfältigung ihrer Leistungen; man erfand zunächst die Lithographie. Mit dem politischen Umschwung der Zeitgenossen, den großen welterschütternden Begebenheiten und dem verworrenen Antheil, welchen alle Welt an der Politik des Tages nahm, erfand man die Schnellpresse für die Buchdruckerei; man erfand zu demselben Zweck das endlose Papier; in Folge der kriegerischen Stimmung der Zeit die Dampfkanonen, die Percussionsschlösser an den Feuergewehren; der menschliche Geist arbeitete und rang in allen Gebieten nach Ueberwältigung der sich wie Proteus sträubenden und in ihren Gesetzen ungemessenen und gestaltenreichen Natur. Man dachte nicht mehr einseitig nur an den Reichthum und die Gesundheit oder an ein langes Leben, sondern wurde von einem bis zur Andacht gesteigerten Drange getrieben, der Natur Alles zuzutrauen, jede Wirkung, jede Verbindung, die der menschliche Geist ihr nur zu geben im Stande wäre. Bei einzelnen Köpfen, die sich vorzüglich auf das Erfinden gelegt hatten und denen einmal ein glücklicher Wurf gelungen war, steigerte sich der Scharfsinn zur Spitzfindigkeit und die Originalität zu einer an Narrheit grenzenden Monomanie. In Mannheim hatte ein Herr von Drais das Glück gehabt, mit Hülfe eines ihm von der Natur gestatteten erfinderischen Geistes ein Fuhrwerk zusammenzusetzen, welches, auf zwei Rädern ruhend, fast die Gestalt einer Spinnmaschine hat. Die ganze Einrichtung desselben ist so getroffen, daß man mit

einigen geschickt angebrachten Bewegungen sich selbst auf diesen zwei Rädern fortspinnen kann. Die Maschine giebt einen schnurrenden Ton von sich und erlaubt Jedem, der sie gut zu führen im Stande ist, sich mit einer Schnelligkeit fortzubewegen, die etwa an einen kleinen Pferde- oder besser gesagt Hundetrab erinnert. Die ganze Maschine, die später vervollkommnet wurde, ist auf Lächerlichkeit angelegt, denn nur Kinder können sich derselben, der komischen Gesticulationen wegen, die man dabei machen muß, bedienen. Es sieht fast aus, als wollte man auf dem Straßenpflaster Schlittschuh laufen. Seit Erfindung dieses zwecklosen Kinderspielzeugs hatte Herr von Drais, sozusagen, seinen Verstand verloren. Die Zwecklosigkeit seines Fuhrwerks fühlend, strebte er nach höherer Anwendung der Gesetze, auf deren Grund es construirt war; aber es gelang ihm nicht ein einziges Project. Bald hat er eine neue Flugmaschine fertig, bei deren Benutzung man sich unfehlbar den Hals brechen würde, bald will er die Kunst entdeckt haben, beim Luftballon ein Steuerruder anzubringen. Er hat ein Project durch die Zeitungen bekannt machen lassen, nach welchem man künftig, um bei Fuhrwerken eine größere Schnelligkeit zu erzielen, besser thäte, die Pferde hinter den Wagen anzuspannen. Ja, er hatte sich sogar anheischig gemacht, Todte durch Einblasen seines Odems, vorausgesetzt nach frisch ausgehauchter Seele, wieder in's Leben zurückzurufen. Er hatte den Moment abgepaßt, wo einer armen Frau in der Vorstadt eben ihr krankes Kind gestorben war. Herr von Drais stürzt in das Haus, über die kalte Leiche und beginnt aus Leibeskräften ihrem krampfhaft offenstehenden Munde seinen Athem einzublasen; die Mutter schreit, die Bewohner und Nachbarn des Hauses kommen zusammen; Herr von Drais läßt sich nicht stören, sondern schreit, während man ihn von hinten wegziehen will, einmal über das andere: „Es lebt schon, es lebt schon." Als ihn endlich die Polizei ergriff und von der Leiche fortriß, bewegte sich jene in der That; es war das allmälige Einfallen des wie ein Schlauch aufgeblähten Leibes; der neue Messias mußte sein blasphemisches Blasen eine Zeitlang mit dem Gefängnisse büßen.

Dies ist ein Extrem; aber es finden sich in vielen Städten Seitenstücke zu diesem Opfer der Erfindungswuth, einer Krankheit, die ganz eigentlich unserer Zeit angehört und über welche Henrik Steffens in seinen Denkwürdigkeiten geschrieben hat. Als ich diese Schilderung las, welche Steffens von der stillen Schwermuth macht, in welche der erfinderische Kopf verfallen kann, der dem letzten Stadium seiner Entdeckung sich nähert, ohne doch das volle, befriedigende εὕρηκα ausrufen zu dürfen, so dachte ich immer mit Rührung an den Mechaniker Wagner in Frankfurt, dem der Bundestag 100,000 Gulden in Aussicht stellte, wenn er die Benutzung des Elektromagnetismus für die Bewegung auf Eisenbahnen möglich machte, und der sich mühte und mühte, und doch nicht das ihm in so unmittelbarer Nähe zauberisch vorschwebende Ziel erreichen konnte. Das sind eigenthümlich tragische Stimmungen unserer Zeit, die vergangene Jahrhunderte nicht kannten.

Die Entdeckungen, welche in das Gebiet der Physik und Chemie gehören, haben in neuerer Zeit beiden Wissenschaften eine veränderte Gestalt gegeben. Es ist besonders die Lehre vom Elektromagnetismus, die in der bisherigen Physik und Chemie allen früheren Gesetzen neue Nüancen gab. Die elektrischen Strömungen riefen den Magnetismus hervor; jetzt hat man auch umgekehrt versucht, durch Magnete elektrische Strömungen hervorzurufen. Die von dem Franzosen Ampère darüber gemachten Andeutungen hat Faraday bis zur Evidenz erhoben. Man wird hier eine Darstellung der hier einschlagenden Versuche mit ausgehöhlten Holzcylindern und spiralförmigen, mit Seide ausgesponnenen Metalldrähten nicht verlangen; allein das neueste Resultat des Elektromagnetismus habe ich oben angedeutet, nämlich die Aussicht, durch diese Entdeckung eine Kraft zu gewinnen, welche die des Dampfes noch bei Weitem übertrifft und in ihrer Anwendung auf die Mechanik wohlfeiler werden dürfte, als die Hülfsapparate von Eisenbahnen, welche man braucht, um dem Dampf die freie Entwicklung seiner Kraft zu geben. Wie man hört, soll es, um die elektromagnetische Friction auf die beschleunigte Fortschaffung von Lasten anzuwenden, nur noch an

äußern Geſtell, einem paſſenden mechaniſchen Träger
raft fehlen. Erfindet man dieſen, ſo werden unſere
hnen überflügelt und haben die Actionäre derſelben
teigerung ihrer Dividenden zu erwarten.

Phyſiker und Chemiker haben in neuerer Zeit durch
g von Sauerſtoff und Waſſerſtoff der Natur in's
rk fallen können. Sie haben Glimmer, Hyacinth,
nde durch jene Miſchungen niederſchlagen können
urch auf die Theorie der Erdbildung ein aufklärendes
worfen. Freilich ſind dieſe Reſultate nur theoretiſcher
und gehören in die Vorhallen der Syſteme. Doch
andere Fortſchritt, z. B. der erſt neuerdings erfundene
lk, laſſen ſich ſchon mit Erfolg auf manche Fabri-
weige anwenden. Die Laien ſind mit dem Chlor
annt genug geworden, als die Cholera heranrückte
an ihre Natur für eben ſo anſteckend hielt wie die
e Peſt. Der Chemismus in jener großartigen An
g, wie wir denſelben unſerm Juſtus Liebig ver-
hat faſt alle Naturwiſſenſchaften einer neuen Kritik
orfen. Auch die Arzneikunde erhielt durch Anwendung
emie auf die Heilſtoffe einen neuen Aufſchwung. End-
en im Bereiche der Optik die Naturforſcher dieſer und
aum vergangenen Zeit Fortſchritte gemacht. Brewſter's
ollaſton's Entdeckungen ſind in die Werkſtätten der
er übergegangen. Die Kunſt, das Glas achromatiſch
eifen, ſtieg in England und Deutſchland bis zur
menheit. Ja, iſt die Blüthe der Naturlehre nicht die
, des Regenbogens bunte Mannigfaltigkeit? Wie ſchön
ihr, daß ein deutſcher Dichter, der ſeine Beobachtungen
mpfindungen gern an das Maß gegebener Zuſtände
ſte, in den Tempel der praktiſchen und techniſchen Na-
rch jene kryſtalliniſche Prismapforte trat, durch welche
nne ihre Farben bricht? Ueber die Farbe und das
nn der am chemiſchen Laboratorium gebräunte Prak-
cht urtheilen; wie es in jeder Wiſſenſchaft einen Seiten-
bt, auch in der Theologie, in der Rechtsgelehrſamkeit, ja
n der Medicin, wo Theorie und Erperiment nicht mehr
hen, ſondern oft der Laie und Dilettant tiefer und

wahrer blickt, als der Mann von Fach. Zuletzt ist hier zu erwähnen, daß das Mikroskop in fast allen Bereichen der Naturwissenschaft eine großartige Anwendung gefunden hat.

Noch bei Weitem mehr entfaltete sich der Erfindungsgeist der neuern Zeit in Zusammensetzung mechanischer Hülfsmittel für die Industrie. Die Kraft des Dampfes kam hinzu und konnte über die neuen Schöpfungen des Scharfsinnes als Herr und Meister gestellt werden. Das Maschinenwesen hat, weil es eine Menge von Handarbeitern außer Brot setzte, Widerspruch gefunden. Allen diesen Gegnern stellte Lord Brougham in seinen „Resultaten des Maschinenwesens" eine lichtvolle, jedermann verständliche Vertheidigung entgegen. Es ist in dieser Schrift von der Stecknadel an bis zur complicirtesten Production der höhern Industrie der Beweis geführt, daß durch den Satz von der Theilung der Arbeit die Arbeit selbst leichter, wohlfeiler, besser geliefert werden könne. Die roheste Widerlegung einer solchen Schrift ist die der Tumultuanten von Spitalfield. Die Maschinen zertrümmern, heißt allerdings ihre Unbrauchbarkeit beweisen. Doch legt sich allmälig diese Feindschaft gegen das Maschinenwesen. Daß die Frage einen moralischen Gesichtspunkt hat, berührten wir schon im vorigen Kapitel, wo wir die Staatsmänner aufforderten, auf eine weitere Ausgleichung der Interessen des forschenden Verstandes und der zurückbleibenden, auf größere Verwerthung der menschlichen Hand abgelernten Technik bedacht zu sein.

Eine Erfindung in der Maschinenkunde, an der man recht sehen kann, daß auch die Natur oder der menschliche Verstand, wo einmal ein Bedürfniß vorhanden ist, die Mittel aufzufinden weiß, es zu befriedigen, ist die Schnellpresse der Buchdrucker. Welch ein Contrast zwischen der alten Guttenbergschen Holzpresse und dem durch die politischen Begebenheiten bis in das unterste Volk geweckten Sinn für Oeffentlichkeit! Schon ein Werk, wie die Bibel, in jener alten, die Bogen Papier wie in Windeln einwickelnden Methode zu drucken, welch' eine Weitläufigkeit! Und nun diese tägliche Volkschronik, die durch das Bedürfniß, sich belehren zu wollen, durch die Neugier nach Staats- und Gelehrtensachen, durch die Nothwendigkeit, von seinem Geschäfte und dessen Leistungen

Scott.

Die Ehre? — die Ehre? Mylady, ohne Sie kränken zu wollen — bemitleidenswerthe Eltern hatten oft die edelsten Kinder, edle Eltern verderbene — Sie sind nicht verantwortlich für den entsetzlichen Ruf, den Ihr Vater aus Indien brachte —

Fennimor.

Bei Gott, — Sie schonen ihn nicht!

Scott.

Nein! Ihr Vater ist todt — Seine Tochter ist eine Zierde der Gesellschaft — Den Vater eines Engels — nein, nein, man kann ihn keinen Teufel nennen!

Fennimor.

Sir! Wie — Das ist zu hart!

Scott.

Ja! Ja! Vielleicht zu hart. Aber, Mylady, ich bin Britte, ich liebe mein Vaterland, ich kann nicht verschweigen, daß Ihrem Vater aus Indien der Fluch der mit Füßen getretenen Eingebornen folgte, daß das Gerücht Ihrem Vater Handlungen zuschrieb —

Fennimor.

Halten Sie inne! (Pause, in der sie sich bekämpft, ihre Augen füllen sich mit Thränen.) Nein, nein — Sie müssen fortfahren.

Scott.

Man drohte Ihrem Vater mit einem Proceß — man vermied ihn in der Gesellschaft — es zogen drohende Wolken gegen seine Freiheit zusammen — Alles war bereit, ihn zu

die Bekanntſchaft zu verbreiten, ſich zuſammenſetzt; nicht nur dieſe Fluth von Zeitungen, ſondern noch mehr die ungeheure Zahl von Abnehmern, die ſich für den Werth einer einzigen unter ihnen entſcheidet; hier konnte die alte Methode nicht ausreichen; die neue war ſo thatſächlich nothwendig, daß ſie ſich gleichſam ſelbſt erſchuf. Ehe man die Schnellpreſſe erfand und dieſe ſpäter durch die Dampfheizung vervollkommnete, war man genöthigt, eine Zeitung, die unter Napoleon zwanzig- bis dreißigtauſend Abonnenten hatte, zwei-, dreimal zu ſetzen, weil man ſonſt den Tag und die Minute, wo der Abonnent ſeine Zeitung haben will und die Concurrenz ſie auszugeben gebietet, nicht einhalten konnte. Warum hat die Gelehrſamkeit noch nie anerkannt, daß der wahre Stein der Weiſen ein Metall, das Blei iſt? Die beweglichen Lettern gaben der Wiſſenſchaft erſt die Garantie ihrer Dauer und das Dunkel eines neuen Mittelalters könnte erſt dann wieder über Europa hereinbrechen, wenn ſich vielleicht die Maſſe des gedruckten Papiers, was zu befürchten ſteht, zu einer ſolchen Ueberfluthung ſteigern ſollte, daß das menſchliche Auge, überall nichts als Bücher und Papier erblickend, ſich bis zur Unempfindlichkeit dagegen abgeſtumpft hätte. Ich fürchte immer, daß die Zeit, wo man am meiſten druckt, immer auch die iſt, wo man das Wenigſte leſen wird. Iſt erſt die Wiſſenſchaft und die Aufklärung, iſt erſt die Literatur, ſelbſt in ihren ſchönen und graziöſen Bewegungen, etwas, was den Reiz der Neuheit und des Außerordentlichen verloren hat, dann ſind wir auf jenem Punkte, der mir die traurigſte Periode von allen ſcheint, in der Barbarei der Ueberkultur. Ich höre demnach mit Freuden von Buchhändlern und Buchdruckern, daß es noch immer Werke giebt, welche ihre Beſtimmung nicht verfehlen und dennoch nicht nöthig haben, mit Dampf gedruckt zu werden.

Im Alterthum war die Wirkung des Dampfes die der Begeiſterung. Pythia, umnebelt von den aus einem unſichtbaren Ofen heraufſtrömenden Weihrauchwolken, ſprach über Griechenland hin ihre räthſelhaften Diſtichen, wo dann hölzerne Mauern Schiffe bedeuteten und die Ungewißheit des Schickſals in der Stellung einer negativen Partikel lag. Im Mittelalter wüßte ich nicht, daß man vom Dampfe Nutzen

oder Aufklärung gezogen hätte. Erſt die neue Zeit brachte es heraus, daß Dämpfe die Aetheriſirung der Flüſſigkeiten ſind und eben ſo viel Expanſivkraft, wie dieſe ſelbſt, beſitzen. Der Gedanke, Laſten durch die concentrirte Kraft des Dampfes fortzutreiben, gehört, wie andere großartige, wieder der Mitte des vorigen Jahrhunderts an. Bis zur Vollkommenheit wurden jedoch Dampfwagen erſt in neuerer Zeit gebracht, Dampfpferde ſind jetzt Maſchinen, die kein Heu oder Haſer freſſen, ſondern Steinkohlen, und denen man ſogar die Kraft genommen hat, in ihrer Art auszuſchlagen oder durchzugehen, durch die Erfindung der Sicherheitsventile. Mit den Dampfwagen verbanden ſich die Eiſenbahnen, welche gleichfalls, ihrer Idee nach, ſchon älter als ein Jahrhundert ſind. Man wußte längſt, daß, je ebener die Bahn, deſto größer die Zugkraft der Pferde iſt. Die Kunſtſtraßen aus Quaderſteinen gingen den Eiſenbahnen voran. England baute zuerſt gußeiſerne Schienenwege und hat dadurch nicht nur der Induſtrie und dem Handel der Heimath einen außerordentlichen Schwung gegeben, ſondern auch auf dem Continent Nachahmungen, Prüfungen, ja ſogar Chimären über die neue Idee veranlaßt. Die Franzoſen ſind in der Prüfung ſtecken geblieben, die Deutſchen in der Chimäre. Der Eiſenbahnſchwindel hat bei uns die Stelle der ſo vielfach von der Regierung befürchteten Revolution eingenommen. Die Deutſchen, von je gewohnt, Alles, auch das Ungeſetzliche, auf eine geſetzmäßige Weiſe zu betreiben, haben die Eiſenbahnen wie Emeuten betrieben; es war für ſie eine Revolution, die kein Blut koſtete. Seltſam, der Franzoſe hat in der Eiſenbahnfrage gefühlt, wie außerordentlich groß deren Wichtigkeit für das Zeitalter iſt, hat ſich ſogar nicht verſchweigen dürfen, daß, wenn irgend etwas, die Eiſenbahnen ſein Centraliſationsſyſtem begünſtigen, und dennoch hat er ſich lange gegen die Einführung derſelben geſträubt und dabei, meines Erachtens, einen beſondern Zug ſeines Nationalcharakters verrathen. Man kann nicht ſagen, daß der Franzoſe beſonders geſchickt iſt, er hat Eſprit, aber kein techniſches Talent. Er erfindet, begreift auch, aber nur in dem Falle, wo ſein eigenes Verſtändniß und ſeine flackernde Combination der Darſtellung eines Erperiments, das man

ihm vormacht, entgegenkommt. Der Gedanke, eine Civiliſationsfrage nicht blos nachahmend anzugreifen, ſondern ſie vielleicht zu verfehlen, hat die Franzoſen, die gern in Allem vorangehen wollen, zweideutig gegen die Eiſenbahnen geſtimmt und dadurch Veranlaſſung gegeben, daß man den Lichtſeiten des Eiſenbahnſyſtems Schattenſeiten gegenüberſtellte. Frankreich gab vor, durch die Eiſenbahnen der finanziellen Controle beraubt zu werden! Eine Eiſenbahn zwiſchen Brüſſel und Paris würde ohne Aufhebung des höchſt einſeitigen, auf den Vortheil einiger privilegirten Kaſten berechneten Prohibitivſyſtems gar nicht denkbar ſein. Ein franzöſiſcher Schriftſteller, der ſonſt nur für einen entſchiedenen Anhänger der akademiſchen Einſeitigkeit Frankreichs bekannt iſt, Riſard, hat mit witziger Laune die Verlegenheiten dargeſtellt, in welche der franzöſiſche Handelsegoismus durch die Brüſſeler Eiſenbahn gerathen müßte. Controle auf der Grenze wäre nicht mehr möglich, da durch einen ſolchen Aufenthalt der Zweck der Eiſenbahn, die Schnelligkeit, verfehlt wäre. Eine Controle kurz vor Paris würde eben ſo ſchwierig und unfruchtbar ſein, da es eine Karawane von Wagen, einige hundert Koffer und Mantelſäcke und eben ſo viel Paſſagiere zu unterſuchen geben würde. Könnte man hier den Einwand nicht umkehren? Könnte man nicht ſagen, die Eiſenbahnen werden die Völker zwingen, ſich neue Zollverfaſſungen zu geben und ſich weniger feindſelig von einander abzuſchließen und überhaupt, wie denn auch zuletzt geſchehen iſt, einige Ellen alten Zopfbandes abzulegen?

Eine andere Beſorgniß gegen Einführung der Eiſenbahnen iſt noch thörichter, die nämlich, daß ſich der Zeitgeiſt mit allzugroßer Schnelligkeit würde zu verbreiten anfangen können. Man hat dagegen geltend gemacht, daß dann ja auch wieder die Regierungen den Vortheil haben würden, Reactionsmaßregeln mit deſto größerem Nachdruck zu ergreifen. Vermittelſt einer Eiſenbahn kann leicht ein Armeecorps im Fluge von Ungarn nach Italien und von Rußland an die Grenzen der Schweiz verſetzt werden. Rechnet man hinzu, daß dasjenige, was ſich für die Revolution durch die Eiſenbahnen beſchleunigen würde, immer nur das Gerücht einer irgendwo

ausgebrochenen Explosion sein kann, so stehen die Regierungen, über ihre materiellen Kräfte gebietend, auch hier wieder im Vorsprunge und man kann eher annehmen, daß wir den Völkern zu dieser Verstärkung des monarchischen Princips kein Glück zu wünschen haben.

Melancholischer sind die Besorgnisse derjenigen poetischen Gemüther, welche sich vor der Verbreitung des Dampfes und der industriellen Aufklärung fürchten. Diese phantastischen Seelen werden bei Einführung der Eisenbahnen jenes dämmernde Helldunkel vermissen, das auf dem Begriff der lokalen Entfernung liegt. Es geht ihnen wider die Fassungsgabe, hier zu frühstücken und zwanzig Meilen weiter schon zu Abend essen zu können. Die Schönheit der Gegend verschwinde; poetische Wanderschaften durch Gebirgsgegenden mit Hemmschuhen und allenfalls zerbrochener Achse würden unbenkbarer. Gräfin Hahn bekennt von sich, außer sich vor Schmerz zu sein, daß sie in drei Stunden von Dresden nach Leipzig fahren könnte, ohne in einem der ihr so liebgewordenen Meißener Gasthöfe absteigen zu können. Diese poetischen Gemüther haben demnach die Vorstellung, die ganze Welt werde sich hinfort nur auf Eisenbahnen bewegen und kaum noch einen schattenreichen Platz im nah gelegenen Wäldchen suchen oder des Sonntags über Land gehen. Sträubt Euch doch nicht so sehr, ihr romantischen Herzen! England hat der Eisenbahnen bereits so viele, daß Handel und Industrie dadurch in den blühendsten Aufschwung versetzt sind, und doch werdet Ihr Gentlemen und Ladies in Italien und der Schweiz sehen, die des Morgens um zwei Uhr aufstehen und mit erfrorner Nase unter dem Schutz einer Laterne die Berge ersteigen, um die Sonne aufgehen zu sehen. Blickt umher auf dem Continente! Die Engländer sind vom Dampfe so überwältigt, daß dieser ihre Städte und Wohnungen mit dichten Wolken bedeckt, und doch werdet ihr selten einen Palast in Italien, einen Thurm in Deutschland, eine Kuh in der Schweiz finden, wo sich nicht in einiger Entfernung eine englische Dame mit ihrem Crayon aufgepflanzt hat, um den poetischen Moment in ihr Album zu zeichnen. Wer, der nicht Kenner ist, weiß es zuletzt, ob der Zucker, der in unserm Thee schmilzt, von indischem Rohr

oder von der Runkelrübe kommt? So lange die moderne Aufklärung uns nicht gebratene Nachtigallen auf den Tisch setzt, wollen wir ihre Fortschritte nicht verdächtigen.

Nein, nicht Alles kann Maschine werden! Aus Genfer Taschenuhren lassen sich keine menschlichen Herzen machen; Automaten werden, wenn wir sie auch auf den Markt schicken können, um Gemüse einzukaufen, nie an unsern Versammlungen und Bestrebungen Theil nehmen. Man lasse dem erfindenden Menschengeist den freisten Spielraum. Giebt es eine größere Aufgabe, als der Natur ihre versteckten Handgriffe abzulauschen und sie, die launische, gedankenlose und bald ermüdete, durch menschlichen Eifer, Rath und die Ausdauer des Geistes, die der schwachen Hände Unzulänglichkeit stärkt, noch in ihren Gebilden zu übertreffen? Die Natur besitzt so außerordentliche Reichthümer, so große Gesetze und Erfahrungsthatsachen und achtet sie infolge der ihr angebornen Trägheit und Unbeholfenheit wegen so wenig. Mutter Natur ist einer Trödlerin zu vergleichen, die unter ihren alten Schildereien Gemälde von Tizian besitzt, ohne sie zu kennen. Die Natur verschleudert Alles: sie giebt Alles um denselben Preis, ja das Kleine schlägt sie oft höher an, als das Große. Die Menschheit, diese geht auf das, was größere Anstrengung kostet; diese arbeitet aus Ehrgeiz Zwecken nach, an welche die Natur viel Gefahr geknüpft hat und die doch von weit geringerem Werthe sind, als andere, die offen auf der Hand liegen und bei denen man nur zugreifen sollte, um bei jedem Griffe Gold zu entdecken. Glaubt ihr denn, daß all' jene scharfsinnigen Gesetze und Combinationen, welche der moderne Erfindungsgeist der Natur zu entlocken weiß, die Menschheit von der sinnigen Betrachtung göttlicher Fügungen entfernen müsse? Freilich, wenn man sich gewöhnt hat, seine Begriffe über Gott und den Weltzweck durchaus an die Natur anzuknüpfen, dann muß allerdings die Furcht vor dem Ewigen schwinden, wenn man die Natur in ihren Geheimnissen überrascht und sie zwingt, der kecken Neugier des Menschen Rede zu stehen. Aber die Natur ist nicht das Ewige, sie ist das Abbild göttlicher Begriffe, aber nicht die äußere, das Innere gleichsam mitenthaltende Form derselben. Alle Fortschritte

der neuen Erfindungskunst sollten dahin benutzt werden, in den mathematischen, harmonischen Kräften der Natur, in ihren jetzt erst aufgelösten Entwicklungen der Materie diese Anknüpfungspunkte nachzuweisen, die es möglich machen, gleichsam durch die geöffneten Fenster der Natur hindurch in den göttlichen Ursitz ihrer Schöpfung blicken zu können. Alles, was in der Natur Gesetz und Regel ist, ist der Nachklang, das Echo der Gottesnähe. Und so kann die Natur, weit entfernt in ihrer Ausbeutung zur Verbreitung eines gottfeindlichen Materialismus zu dienen, weit mehr die Begründung einer innigern und darum um so stärkern Religion werden, als sie mit den Fortschritten unseres rastlos strebenden Verstandes einen und denselben Schritt hält. Jetzt triumphirt man noch über die Natur, indem man sie durch unsere großen Entdeckungen und Erfindungen zu demüthigen glaubt; sind wir aber erst auf den Punkt gekommen, nach welchem sich alle philosophischen Betrachter unserer Zeit sehnen, daß das Christenthum, unsere positive Religion und Kirche, sich mit den Bedürfnissen des Augenblicks und dem im Schwange gehenden Geiste der Zeit verständigen, dann wird gerade die Natur, unser sogenannter Materialismus, unser aufklärerischer Verstand die Pforte sein, durch welche wir in das wahre innere Heiligthum der Gottheit bringen können.

VII.

Das Leben im Staate.

So wie man zugiebt, daß der Mensch zur Geselligkeit geboren ist, so muß man auch zugeben, daß das Leben im Staate seine natürliche Bestimmung sei. Denn man braucht nur das Princip der Geselligkeit festzuhalten, es auszudehnen, durch die Wiederkehr ihrer Bestimmungen zur Gewohnheit zu machen, so sind auch alle Anfänge des Staates gegeben, der Mensch vertauscht seine allgemeine Bestimmung mit der

des Bürgers. Noch weniger kann man sich dem Staate entziehen, wenn man mitten in seinen Vorschriften und Wohlthaten geboren ist, wie es denn nichts Vergeblicheres gab, als die Bemühung eines meiner Bekannten, der den Staat gleichsam umgehen wollte. „Sehen Sie," sagte dieser, als er sich von seinen Bestrebungen den besten Erfolg versprach, „ich halte es für die größte Thorheit, den Staat zu bekämpfen. Wenn wir schon im gemeinen Leben unsere Verachtung und unsern Haß grell und empfindlich ausdrücken wollen, so pflegen wir den Gegenstand unserer Leidenschaft am besten zu ignoriren. Der Zurückgesetzte und Verachtete fühlt sich tiefer gekränkt, als der, welchen man bei aller feindlichen Stellung doch immer noch der Mühe für werth hält zu bekämpfen. Sich um den Gegner gar nicht kümmern, das verbittert ihm das Leben weit mehr, als wenn man es ihm durch fortwährenden Kampf noch so sauer macht." Bitter oder sauer, entgegnete ich, wie kommen Sie darauf, eine so entschiedene Feindschaft gegen den Staat zu äußern? „Das gehört nicht zur Sache," erwiderte er, „ich bin ein Anhänger jener Tendenzen, bei deren Vertheidigung Molesworth im Unterhause leider nur über so wenig Stimmen zu gebieten hat. Allein ich halte es für falsch, sich mit einem Staate, dessen Einrichtungen man verachtet, noch weitläufig abzuquälen; ich umgehe den Staat! Ich kümmere mich zwar um seine Verbote, damit ich seiner Jurisdiction nicht verfalle; aber Alles, was er anempfiehlt, wozu er eine moralische Bereitwilligkeit bei seinen Gliedern voraussetzt, läßt mich kalt und kümmert mich nicht. Weil mir der Zustand der Dinge, wie er jetzt ist, mißfällt, so brauche ich nicht gleich Hand anzulegen, ihn zu verbessern. Zuletzt, mein Freund, Demokratie oder Aristokratie, es bleiben dieselben lästigen Zwangsvorschriften, durch welche man uns zu den Rädern einer Maschine oder zu den willenlosen Pflanzen eines Organismus machen will, in welchem ich durchaus nichts Natürliches sehe."

Damals hätte der Widerspruch diesen Mann nicht einmal erbittert; hätte er Feuer gefangen, er würde geglaubt haben, dem Staat einen Dienst zu leisten. Er schwieg, ich schwieg und dachte, daß, wenn man freilich die Menschen zu einer

Uebereinkunft in dieſem entſagenden Sinne vereinigen könnte, den öffentlichen Angelegenheiten dadurch ein Nachtheil zugefügt werden könnte, den ſie bald empfinden müßten. Inzwiſchen war das, was jener Mann wollte, unmöglich. Man kann den Staat nicht vermeiden, er begegnet uns überall.

Hören wir jedoch, wie es jener im eignen Lande exilirte Patriot einige Jahre über trieb. Er ſah wohl ein, daß er ſich gewiſſen Anſprüchen, z. B. den Geldſteuern nicht würde entziehen können. Deshalb machte er mit einem ſeiner Pächter den Vertrag, daß er ihm eine beſtimmte Summe Geldes überlaſſen wollte, womit er ſtillſchweigend ſeine Exiſtenz- und Steuerpflichtigkeit beſtreiten könnte. Dies ließ ſich machen. Er entſagte einigen Lieblingsgewohnheiten, deren Erſparniß ſich gerade ſo hoch belief, als die Contribution, die er jährlich an den Staat zu entrichten hatte. So konnte er ſich überreden, daß er dem Staate nichts leiſtete, als Entſagung, eine Münze, die auf ihrer andern Seite das Gepräge der Verachtung trug. Er gab ſeine politiſchen Rechte auf; ob Whig oder Tory in den Gemeinderath kam, es kümmerte ihn nicht. Wenn ſeine Wahlbezirke die Abſtimmung eröffneten, ſo belächelte er das Gewühl der ſich ſtreitenden Parteien, ſteckte die Hand in den Bruſtlatz und behielt ſeine Stimme, ſelbſt wenn er damit für die Wahl eines Reformers den Ausſchlag hätte geben können. Er ging in keine Kirche, weil er überzeugt war, daß die Religion nur um des Staates willen erfunden ſei. Er wies jede Beziehung zu öffentlichen Dingen zurück, las keine Zeitungen, keine Broſchüren und wußte entweder in der That nicht mehr, welcher Meinung dieſer oder jener Staatsmann angehörte, oder er affektirte, es nicht zu wiſſen. Er behauptete in Wahrheit nicht mehr zu wiſſen, ob Wellington für die königliche Prärogative oder für das Volk ſtimmte. Es machte ihm Vergnügen, von dem preußiſchen Miniſter Eichhorn ſo zu ſprechen, als wäre der Mann ein oſtindiſcher Miſſionär. In einer Geſellſchaft behauptete er den Unterſchied zwiſchen Ober- und Unterhauſe vergeſſen zu haben. Es ſei ihm ſo wenig daran gelegen, dieſen Unterſchied zu kennen, daß er weit eher intereſſirt ſei, zu wiſſen, wie die Fürſtin Metternich ihre Katze nenne.

Sei es nun aber, daß ihn die lange Weile oder die Nothwendigkeit, seine Zeit zu zerstreuen, trieb, er wurde ein großer Fußgänger und Sportsman; glücklicherweise bekam er kein Milzstechen. Man machte ihn darauf aufmerksam, daß ihn doch gerade die Natur darauf hinführen müßte, den Staat und die Gemeinde anzuerkennen, wenigstens die deutsche und englische Natur, die nicht Gott, sondern diesem oder jenem Herzog, diesem oder jenem Grafen, Freiherrn, gehöre. Wie viel Gänge oder Gehäge sind nicht dem Fußgänger verboten; wie viele Inschriften an den Tafeln und Strafandrohungen müssen nicht gelesen werden, wenn man sich nicht einer Pfändung aussetzen will! „Ich lese diese Tafeln nicht," war die Antwort. „Dann werden Sie schon einmal irre gehen." Er schwieg und einige Wochen darauf erfuhr man, daß ihn der Richter einer kleinen Gemeinde hatte einstecken lassen, weil er nach vielfachen, die Ruralgesetze beleidigenden Uebertretungen immer wieder über Wege ritt, die schon für Menschen zu eng waren, oder er sonst den Frieden und die Ordnung des Waldes und des Feldes störte. Der allgemeine Spott über diese Berührung mit dem Staate ärgerte ihn; er verließ England und bereiste Europa, nachdem er erklärt hat: wenn ihm die Institutionen verböten, ein abstracter Mensch, und sein Patriotismus, ein Kosmopolit zu sein, so glaube er wenigstens als Tourist der Unabhängigkeit von politischen Satzungen am nächsten zu kommen. Man wird schon deshalb nicht glauben dürfen, daß dieser Sonderling erfunden ist, weil er der Repräsentant eines großen Theils der sogenannten Gebildeten ist. Man vergleiche nur, wenn die Zeitungen schreiben: Von 3000 Wahlberechtigten stellten sich 800 an der Wahlurne ein.

Der Mensch wird in den Windeln des Staates geboren und sein Sarg wird mit den Tüchern des Staates wieder in die Erde gesenkt. Der Staat schlägt zu jeder Stunde seine liebenden Arme um ihn, seine vorsorgenden, seine schützenden, seine tyrannischen; er giebt ihm und nimmt ihm; er liebkost und demüthigt ihn. Der Staat bietet Dir Alles an und versagt Dir Alles; der Staat beherrscht nicht blos unsere physischen Kräfte, unsern Arm und unsere Geldmittel, sondern dringt in die feinsten Poren unseres Geistes ein und läßt uns keinen

Begriff bilden, der nicht erſt durch ſeine Atmoſphäre Dauer und praktiſche Conſiſtenz erhalten hätte. Wir können uns mit Gott allein fühlen, allein mit unſerer Liebe; wollen wir aber Genoſſen für unſere Freuden finden, ſo nimmt jede unſerer Bewegungen durch dieſe Gemeinſchaft eine eigenthümliche Beugung an. Alle unſere Vorſtellungen ſind durch den Staat, der uns gefeſſelt hält, relativ geworden; ja ſelbſt in Nordamerika, wo man ſo wenig auf den Staat zu geben ſcheint und ihn nur als das Letzte anerkennt, hat ſich doch dieſe ſcheinbare Gleichgültigkeit aller ſonſtigen Gemüths- und Geiſtesvorſtellungen bemächtigt und ihnen ein Gepräge gegeben, das, wie verſchieden es auch von den öffentlichen Thatſachen zu ſein ſcheint, doch mit ihnen denſelben Urſprung und Charakter trägt.

All unſer Stolz, all die großen Ideen, von denen ſich unſere Zeitgenoſſen getragen fühlen, all unſere Debatten ſind politiſcher Natur. Eine merkwürdige Erſcheinung! Wenn man im Alterthum vom Fortſchritt der Zeiten ſprach, ſo dachte man an die Ausbildung der Philoſophie; wenn das Mittelalter eine neue Zukunft predigte, war es bei den Myſtikern die bevorſtehende Herrlichkeit Gottes, bei den Rationaliſten die Wiederbelebung des Alterthums; alles Große, das die Reformatoren träumten, war auf die Enthüllung himmliſcher Geheimniſſe gerichtet, den Sieg der Bibel und die Reinigung des Glaubens, kurz, alle vergangenen Zeiten knüpften ihre Beſtrebungen an die Eroberung des Himmels an und drangen nach der Enthüllung Gottes und ſeiner Geheimniſſe. Ganz anders iſt das Ideal unſerer Zeit. Dieſe giebt die Ewigkeit preis als etwas, das von ſelbſt kommt oder auf ſich beruhen möge, und ſucht ſich auf die Löſung jener Aufgaben zu beſchränken, welche rein irdiſcher Natur ſind. Der Staat, das Bürgerthum, die Gemeinde, um all' dieſe Gleichmeſſer der politiſchen Begriffe drehen ſich die Meridiane unſerer Wünſche und Hoffnungen. Während die Vergangenheit alle Dinge zu erfaſſen ſuchte, haben wir uns jetzt nur eine einzige Aufgabe geſtellt, freilich eine ſolche, zu deren Löſung wir alle Spitzfindigkeiten unſeres Verſtandes und alle Leidenſchaften unſeres Herzens aufbieten. Das ſind die zwei großen

vernichten; eine Anklage ſelbſt auf ſein Haupt war vorauszuſehen — aber es fehlte — nach den Geſetzen — ein offner, ein entſchloſſener, ein muthiger Ankläger!

Fennimor
(mit krampfhaftem Schmerz).

Ein Ankläger!

Scott.

Die Bedrückung der Beamten gegen die Eingebornen war leider hergebracht, obgleich die härteſten Strafen darauf ſtehen. Aber von John Leslie verlautete, daß er das Königsgut der Marine beſtohlen — Vergebung! Vergebung! Es entſchlüpfte mir das fürchterliche Wort, Mylady, Vergebung. Sie ſind ein Engel, aber von Ihrem Vater glaubte ganz England das Gegentheil. Dies Gegentheil zu beweiſen, daran fehlte es nur, ich wiederhole es, an dem Muthe eines entſchloſſenen Anklägers.

Fennimor
(erhebt ſich und ſieht ſich wild um).

Nein, Doctor, es fehlte nicht! Der Ankläger war da! Kein Bote des Himmels, ſondern ein Abgeſandter der Hölle. Verſetzen Sie ſich im Geiſt in die prachtvolle Wohnung, die mein Vater bezogen hatte. Denken Sie ſich einen von Natur guten, altersſchwachen Mann, den die Liebe zum Gelde, vielleicht aus Liebe zu mir, zum Verbrecher gemacht hatte. Denken Sie ſich einen Vater, mit Silberlocken — mit Thränen, die über die eingefurchten Wangen rollen — Denken Sie ſich, daß ein Vater vor ſeiner Tochter weint und die Verzweiflung eines geängſtigten Gewiſſens ausſtöhnt vor einem jungen

Fragen, welche gegenwärtig im Streit mit einander liegen: Soll der politiſche Gedanke unſerer Zeit in eine allgemeine, die ganze Menſchheit umfaſſende Vollſtändigkeit erweitert werden; oder ſoll dieſer Gedanke beſchränkt werden auf ein einfaches Axiom der Rechtsgelehrſamkeit? Nicht Revolution, nicht Reaction, Whiggismus oder Torysmus, linke oder rechte Seite, oder was man ſonſt für Ausdrücke hat, um die Richtung der Gemüther und Tendenzen unſerer Zeit zu bezeichnen, entſcheiden die Beſtimmung dieſer Zeit, ſondern nur die beiden Geſichtspunkte: Soll die politiſche Frage auf eine rein juriſtiſche beſchränkt oder auf eine allgemein menſchliche ausgedehnt werden? Freiheit und Tyrannei, Stoß und Gegenſtoß, Vor- und Rückwärts kommen hier nicht mehr in Betracht. Denn was will man ſagen? Die Ideen von Wahrheit und Recht ſtehen zu licht am Firmament des Himmels, zu deutlich in jedes Menſchen Bruſt, als daß Männer wie Ferdinand der VII., Polignac, Wellington, Metternich, die ganze Reihe der Liberticiden unſerer Zeit als etwas Anderes betrachtet werden können, denn als Spreu, die der Wind verweht. Um jene beiden Fragen, welche wir ſoeben als den Süd- und Nordpol unſerer Zeit betrachtet haben, richtig an ſich und tüchtig durch uns zu löſen, bedarf es gleich redlicher Kräfte, bedarf es gleich freier Geſinnungen, gleich unbefleckter und beſtechungsloſer Hände. Sollen wir den jetzt ſo ſehr in Frage geſtellten freien Bürger emancipiren, ſollen wir ihm alle jene juriſtiſche und ſtaatsrechtliche Freiheit geben, wonach er ſich ſehnt? Oder ſollen wir die politiſche Debatte in dieſer engen Abzirkelung für unwürdig erklären, die Ideen eines ganzen Zeitalters auszufüllen, und ihnen eine Erweiterung geben über alle Intereſſen der Menſchheit, eine Löſung nur in harmoniſcher Uebereinſtimmung mit allen übrigen Pflichten und Rechten, welche uns nicht nur als Bürger dieſer, ſondern auch als die Erben jener Welt bezeichnen? Iſt der Staat nur die allgemeine Wehrpflicht oder zugleich die Bürgſchaft unſerer höchſten Hoffnungen auf dem Gebiete des Geiſtes?

Fragen dieſer Art kann man nicht erörtern; man kann ſie nicht mit Für und Wider dialektiſch hin und her werfen, ſie laſſen ſich nur fühlen wie die fliegenden Momente räthſel-

haſter Gemüthsſtimmungen. Das Unterpfand aller ewigen Ideen liegt in der ihnen eignen Unfähigkeit, mechaniſch vordemonſtrirt zu werden ſo und ſo, mit Vorder- und Nachſatz, mit Anfang, Mittel und Ende. Wir wollen hier nur bei der erſten Wendung des von uns angeregten Gedankens ſtehen bleiben und das Leben im Staate größtentheils als eine Einzelfunktion des menſchlichen Daſeins im Auge behalten. Wir betrachten den Staat zuerſt in ſeinen innerlichen und dann in ſeinen äußeren Beziehungen.

Ein Bürger des Alterthums zahlte Steuern, verſah aber auch Kriegsdienſte. Die Alten trieben kein Gewerbe und bedienten ſich auch für den Ackerbau nur der Sklaven. Sie waren Grundbeſitzer, Eigenthümer, Unternehmer, ſie widmeten nur den geringſten Theil ihrer Muße der Sicherung ihrer Exiſtenz und den bei Weitem größern den Angelegenheiten des Gemeinweſens. Bald gab es Prieſter, bald Präfecten, bald Feldherrn zu wählen. Sie kannten den Namen eines Bürgers nicht ohne die ausſchließliche Beziehung deſſelben auf den Staat. Selbſt die Religion war ihnen politiſche Pflicht, ſo daß Sokrates, des Atheismus beſchuldigt, für einen ſchlechten Bürger angeſehen wurde und in wahrhaft trauriger Weiſe, ohne die mindeſte Aufregung ſeiner Mitbürger, endete.

Der Bürger unſerer Zeit iſt vielleicht ebenſo vom Staat in Anſpruch genommen, wie der des Alterthums. Allein er kommt dem Staat weit weniger entgegen, er fühlt ſich weit weniger im Zuſammenhange mit ihm. Es ſteht ſelbſt bei allen conſtitutionellen Fortſchritten neuerer Zeit in ihm feſt, daß der Staat nur zum Vortheil einiger Weniger da ſei. Er ſucht dem Staate nicht ſelten zu entſchlüpfen und hält ihn weit öfter für das Hinderniß ſeiner Freiheit, als für das natürliche Organ derſelben. In Monarchieen, die nach unumſchränkten Geſetzen regiert werden, iſt der Horizont eines Bürgers kaum über die Localität, welche er bewohnt, ausgedehnt. Er iſt Unterthan in Beziehung auf den Staat und iſt Bürger in Beziehung auf die Gemeinde. Wenn in ſolchen Staaten ein Viehmäſter ausruft: Herr, ich bin Bürger! ſo ſoll das ſo viel heißen, als: Ich zahle meine Steuern, die Schlachtſteuer, die Trankſteuer, die Acciſe,

das Patent, kurz, der Mann findet seinen Stolz darin, andern Leuten zu — gehorchen und Niemanden etwas schuldig zu sein. Ist der absolute Staat einmal so glücklich, eine etwas freiere Municipalverfassung zu besitzen, so giebt er mit dem Bürgerrechte, das man wohlverstanden nicht durch die Geburt, sondern nur durch ein Patent erhält, zugleich damit die Erlaubniß, für sich selbst zu sorgen, die Beleuchtung der Stadt aus eigenem Beutel zu bezahlen, die schlechten Straßen pflastern zu lassen, auch wohl eine Kirche, wenn solche zu eng ist, auszubauen. Kurz, dieses Municipalbürgerthum in den absoluten Staaten soll kostspielig sein. Dafür ist es mit einem gewissen Schein von Freiheit verbunden, von Freiheit über jene Wiesen und Gärten, die rings das Weichbild der Stadt ausfüllen, Freiheit über die Meilenzeiger auf den Kreuzwegen, wonach sich die Reisenden in der Landschaft zurecht finden können, Freiheit, die Armen des Ortes zu kleiden und zu speisen, kurz, alles das aus eigenem Antriebe zu thun und aus eigenen Mitteln, was, wenn es der Staat thun sollte, ihm eine Menge Geld und eine Unzahl Beamte kosten würde.

Der Engländer findet die Garantie seiner Freiheit weit mehr in dem Ruhm seiner Geschichte und in dem glorreichen Gedanken, einem Stamme und einer gewissen Menschenrace anzugehören, als der Nordamerikaner. Dieser führt seinen Ursprung auf ein Findelhaus zurück. Er hat kein Mittelalter, keine Stammbäume. Der Nordamerikaner ist stolz auf die geschriebene Urkunde seiner Freiheit; der Engländer weniger auf den Buchstaben, als auf die freie lebendige Tradition seiner Rechte, denen zum größten Theil auch in der That keine geschriebene Quelle zum Grunde liegt. Uebrigens ist die Gewöhnung an den schwierigen Kampf, mit welchem sich der Europäer seine politischen Rechte hat erobern müssen, doch bei ihm so überwiegend, daß man wohl sagen kann: Der Engländer ist stolz auf das, was ihm erlaubt ist; der Amerikaner auf das, was ihm nicht verboten ist; jener ist stolz auf alles, was er darf, dieser auf alles, was er kann. Jener pocht auf die vielen Rechte, die er besitzt, dieser auf die wenigen Pflichten, die man von ihm verlangen darf.

In allen Staaten, welche sich einer geschlossenen Nationa-

lität, eines gewiſſen Grundſtocks von Freiheit, deſſen Schlüſſel ſolche Fürſten haben, welche ſich des Fortſchreitens im Lichte des Jahrhunderts bewußt ſind, ſind mit dem Bürgerthum einige Begriffe verbunden, welche unverjährliche Rechte ausdrücken. Wenn ein Deutſcher ausruft, und es mag in dem freiſten ſeiner Bundesſtaaten ſein: „ich bin ein Deutſcher!“ ſo drückt er damit immer nur eine hiſtoriſche Erinnerung, ein moraliſches Moment aus, keineswegs Civil-Ideen, die bei dem Ausrufe: ich bin ein Engländer, ein Franzoſe! ſich von ſelbſt verſtehen. Hier ergiebt ſich nämlich immer die Nebenvorſtellung: ich habe ein mit mir geborenes Anrecht auf jeden Vorzug, den die Oeffentlichkeit im Schooße unſerer Nation dem Einzelnen gewähren kann; ich habe das Recht, Theil zu nehmen an den gemeinſamen Angelegenheiten, unter freilich mehr oder minder läſtigen Bedingungen, ich gehöre aber einem Lande an, wo ſich die Folgen jedes Ereigniſſes, das ihm durch Gunſt oder Ungunſt zuſtößt, auch auf mich erſtrecken; ich bin meinem Lande Aufopferung ſchuldig, kurz, ich beſitze Rechte und Pflichten, welche ſich wechſelſeitig die Wage halten. Dieſer Ausruf: ich bin ein Engländer, ein Spanier, ein Norweger, ein Schweizer, ein Ungar! iſt an die Stelle des antiken Bürgerſtolzes getreten. Nationale Empfindungen, hiſtoriſche Erinnerungen können auf dieſe Art noch jetzt die freien Glieder einer freien Staatsgemeinſchaft heben und tragen.

Ein Begriff, der ſich dem antiken Bürger nähert, iſt der des modernen Wählers. Ein Wähler will die Freiheit, aber beinahe nur für ſich ſelbſt, jedenfalls für ſein Land, ſeine Provinz, ſeine Stadt, kaum für den, dem man ſeine Stimme giebt. Das, was Befreiung ſein ſoll, wird oft durch ihn Sklaverei. Iſt z. B. nicht ſchon wieder die Freiheit in der Hand des franzöſiſchen Wahlcenſus, der kaum dreimalhunderttauſend Menſchen zu den Conſtituenten des höchſten geſetzgebenden Körpers der Nation macht, ein Despotismus geworden, der, weil er der Despotismus der Leidenſchaftsloſigkeit, der Apathie, des geängſteten Reichthums iſt, weit unerträglicher werden kann, als die friſche, vollblütige, geſunde Tyrannei meinetwegen eines Alleinherrſchers, der doch in allem, was er thut, Willen und Entſchloſſenheit verräth? Wenn

man recht fühlen kann, wie die Alten, trotz ihrer faſt ſchrankenloſen Freiheit, doch recht oft die Sklaven der Begriffe waren, welche ſie mit geregelter Freiheit verbanden, ſo wird man auch fühlen können, wie ſehr ſich unſere neuen Wähler jenen athenienſiſchen Bürgern nähern, welche die Tugend des Ariſtides mit ihren Schiefertäfelchen zur Stadt hinausjagten.

Ein Wähler in der Hauptſtadt — ein Wähler in der Provinz — das iſt die Aufgabe für einen Sittenmaler. Der erſtere kann unmöglich ſo ſtolz werden, wie der letztere, weil die Hauptſtadt immerhin Verhältniſſe bieten wird, gegen welche ſich der ſtolze Wähler nicht aufblähen kann. Die Ariſtokratie der Geburt, der Verwaltung, der Börſe drängt jenen Bierbrauer zurück, der dem Staate eine außerordentliche Steuer contribuirt und auf der einen Seite abhängig iſt vom gemeinen Volk, das ſeine Kundſchaft bildet, und auf der andern Seite gern ſeine Frau, ſeine Kinder und beſonders ſeine Tochter, die franzöſiſch ſpricht, Gedichte macht und ſogar Gemälde copirt, und ſein Geſinde, ſeine Pferde mit dem des Staatsmannes oder Bankiers möchte wetteifern laſſen. Dieſe Leute haben ſelten einen feſten politiſchen Willen oder erhalten einen ſolchen erſt in Folge einer Zurückſetzung, wenn ſie ſich gekränkt glauben und ſich durch den Gebrauch ihrer Stimme für die erlittene Unbill, z. B. einer von obenher verweigerten Würde, rächen. Sie haben das Gute, daß ſie der Beſtechung ſchwer zugänglich ſind, wenigſtens jener gemeinen, die einen Boten mit baarem Gelde in das Haus des Wählers ſchickt und eine Quittung darüber verlangt. Nein, es giebt feinere Arten, auch die Unpartheilichkeit dieſer Männer zu untergraben. Man kennt deren Schwäche, ihren Wetteifer mit der Ariſtokratie, man grüßt ſie im Theater, man läßt ſeine Kinder mit den übrigen ſchön thun. Kein Staatsmann iſt ſo auf ſeine Würde verſeſſen, daß er nicht ſeinem Ehrgeiz zu Liebe zuweilen eine Ausnahme machen ſollte und einen kleinen Abend geben, wo man die Familie eines beſcheidenen, aber ehrlichen Gentleman zu ſich einladen kann ohne in Verruf zu kommen. Läßt es ſich mit den Frauen und Kindern nicht machen, ſo verſucht es Mylord vermittelſt der Pferde zu Anknüpfungen zu kommen. Man beſucht die Ställe

Master Porters, man ermuntert ihn dieſen oder jenen Apfelſchimmel nach dem nächſten Rennen in Haymarket zu bringen; man verſpricht ſogar auf ſeinen Haſſan oder ſeine geſtreifte Stute Tulipane zu wetten und ſie dadurch in die Combinationen der pferdeliebhabenden Ariſtokratie einzuführen. Oder Master Porter hat ſich einen neuen Wagen angeſchafft oder auf ſeinen Landgütern eine neue Düngmethode eingeführt; kurz, es giebt ſo viele Anknüpfungspunkte für den, welcher populär ſein will, und den, welcher dumm genug iſt, ſich anführen zu laſſen, daß der erſtere nicht einmal zu ſtudieren braucht, wie er dem letztern auf eine paſſende Weiſe beikommen ſoll. Louis Philippe hat auf dieſe Weiſe die ganze Rue Lafitte betrogen und König Ludwig I. machte ſich zum Gaſte aller reichen bayriſchen Gebirgsbauern.

In London freilich ſind dieſe Annäherungen durch Gewohnheit und Vorurtheil ſelten; London ſchickt in das Parlament die freiſinnigſten Mitglieder. Dagegen waren von je die großen Boutiquiers in Paris, die Bankiers und Rentenbeſitzer leichter erobert. Dieſe ſchicken nur Männer, die dem Miniſterium ergeben ſind, ja ſogar Deputirte, die noch miniſterieller ſind, als die Miniſter. Man kauft in ihren Läden, man ſchmeichelt ihnen; man ladet ſie bei Hofe ein und befördert ſie durch Beſtechungen zu hohen Graden in der Nationalgarde. In andern conſtitutionellen Staaten mag die Beſtechung der Wähler in den Hauptſtädten nicht minder glückliche Fortſchritte machen; wenn dieſelbe auch in den kleinen Reſidenzen Deutſchlands ſchwieriger ſein dürfte, weil dort die Komödie leichter durchſchaut wird.

Der Wähler in der Provinz iſt je nach dem höhern oder geringern Cenſus des Staates entweder ein Fabrikbeſitzer oder ein freier Eigenthümer oder ein Gewürzkrämer, der zu gleicher Zeit auch den Apotheker des Ortes macht. In letzterem Falle beſitzt er eine außerordentliche Rührigkeit. Er hält mit mehrern ſeines Gleichen in der Stadt zuſammen eine Zeitung, die des Morgens in der Stadt circulirt und des Abends im Clubb beſprochen wird. Nicht ſelten, daß dieſe politiſchen Köpfe freiſinnig ſind. Die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes muß Nahrung und einen gewiſſen Schwung haben. Wo ſoll dieſe anders

herkommen, als aus Begriffen, die da auflöſen, niederreißen und überhaupt einer dialektiſchen Behandlung fähig ſind! Es bedarf ſchon einer beſondern Wendung der Dinge, wenn unſer Gewürzkrämer die Sache der beſtehenden Ordnung vertheidigen ſoll. Dann muß er ein kleines Gut haben, das er von einem Pair des Königreichs, einem uckermärkiſchen Granden, der zugleich Landrath iſt, in Pacht hat; er muß an eine nahegelegene Gutsherrſchaft Waarenlieferungen haben oder einen Sohn, der auf dem Colleg mit einem Seitenverwandten Robert Peel's Freundſchaft geſchloſſen hat und durch dieſen dereinſt eine Pfründe oder ein einträgliches Richteramt erwartet. In dieſem Falle wird unſer Gewürzkrämer eben ſo conſervativ, wie im entgegengeſetzten reformiſtiſch geſinnt ſein. Auch in letztrem Falle hat er ſeine Clubs, die ihm blind ergeben ſind, und dann noch weit mehr, wenn er ſie mit geheimnißvoller Miene grüßen kann und erzählen, er hätte einen Brief aus dem Colleg bekommen und ſein Sohn hätte darin etwas fallen laſſen, was ein geſchickter Wähler aufheben müßte. Kurz, hier geben perſönliche Verhältniſſe die Entſcheidung und können die Geſinnung ſo lange aufrecht erhalten, bis dann einige Tage vor der entſcheidenden Wahl ein mit Wappen geſchmückter Wagen vor das Haus gefahren kommt, der einen Händedruck, Stimmzettel, vielleicht ſogar Geld bringt. Man kann es nicht verſchweigen, die Allgemeinheit des Stimmrechts in England hat große Vorzüge vor dem privilegirten Wahlcenſus in Frankreich; allein die Beſtechung entſtellt in England das conſtitutionelle Syſtem. In Frankreich, wo nur Begüterte wählen, iſt die Beſtechung auf plumpe und materielle Weiſe nicht möglich. Freilich hat auch die franzöſiſche Regierung in der Provinz Mittel und Wege genug, ſich dem Ehrgeiz und Intereſſe der Wähler auf eine ihren Willen gefangennehmende Weiſe zu nähern. Der Präfect ſchlägt dieſem oder jenem eine Militairlieferung zu, weiß hier zu begünſtigen, dort zurückzuſetzen; es iſt dies eine Gewalt, welche die franzöſiſche Regierung noch ſo lange wird ausüben können, bis einmal dieſem Lande ein gediegenes Municipalgeſetz gegeben iſt, das ihm erlaubt, ſeine Freiheit von unten herauf, vom Geiſte der Localität aus, ſo-

zusagen aus eigenen Mitteln, ungestört von aristokratischer Einmischung, nach oben hinauf zu gründen und zu bilden.

Wir haben die Bürger und Unterthanen nicht schildern können, ohne auch schon auf die Regierungen hie und da ein erläuterndes Licht fallen zu lassen. Wer sind die Beamten? Nicht mehr die Aeltesten der Gemeinde. Auch kein einzelner levitischer Priesterstamm sind sie mehr, wo man vielleicht nur genöthigt wäre, wenn man sie schildern wollte, von angestammten Vorurtheilen und hierarchischen kleinen Tyranneien zu sprechen. Der Beamte bildet sich jetzt aus dem Schooße der Nation heraus und eignet sich, ehe er in die praktische Laufbahn tritt, erst die theoretischen Begründungen derselben an. Angewiesen, eine einzelne Branche ausschließlich zu betreiben, verliert er oft den Zusammenhang mit der Maschine der Verwaltung im Ganzen und Großen, und nimmt nicht selten, wo der Volksgeist oder die Volksstärke einen solchen Muth unterstützt, gegen das System der höhern Chefs, die ihn besolden, wissentlich oder unwissentlich Partei. Wenn wir in diesem Augenblick sehen, daß Beamten-Freimuth immer mehr zu verschwinden droht, so liegt das in den Veranstaltungen der Regierungen selbst, die den Tadel zu augenfällig herausfordern, theils aber auch in dem allmäligen Vergessensein jenes demokratischen Ursprunges, welchem neuerdings ein großer Theil der europäischen Regierungen seine Einsetzung zu verdanken hat.

Die Regierungen hatten in frühern Zeiten nur die Aufgabe, das, was der Staat besitzt, zusammenzuhalten; so lange noch der Staat die bloße Person des Königs war, dienten sie dazu, die königlichen Interessen zu stützen und zu mehren; sie standen in unmittelbarer Abhängigkeit von den Rathgebern, welche zunächst den König bedienten. Je mehr sich aber in den Begriff des Staates demokratische Elemente drängten, je mehr in den Begriff Staat die Abstraction einer durch gegenseitige Rechte und Pflichten gebundenen Gesammtheit kam, desto populärer wurden die bisher nur im einseitigen Haus- und Cameralinteresse der Monarchie verfahrenden Regierungen. Zur Mehrung und Erhaltung des Staates gesellte sich noch die Vorstellung, daß der Staat als

ein ihnen anvertrautes Gut und ein Unterpfand angesehen wurde. Die despotische Einheit der bureaukratischen Methode mußte sich in dem Grade verlieren, als sich der einzelne Beamte als zunächst vom Volke selbst berufen denken konnte. Die großen Unglücksfälle, welche die Regierungen im Zeitalter Napoleon's erlitten, lösten alles einheitliche Bewußtsein derselben auf. Sie wurden die Trümmer gescheiterter Schiffe, hin und hergeworfen auf den Fluthen der mit Glück und Unglück abwechselnden politischen Ereignisse. Heute dem angestammten Herrscher schwören, morgen dem fremden Usurpator — wie sollte sich da die Bureaukratie die Achtung des Volkes erhalten? Kaum hatte sich noch das vorlaute Beamtenwesen, als der Feind zwanzig Meilen vor der Stadt war, mit theils natürlichem, theils bezahltem Enthusiasmus für die alte Ordnung der Dinge ausgesprochen, da folgt die Entscheidung einer Schlacht, der Feind nähert sich den Thoren und was geschieht? Er wird von den Huldigungen der in Procession mit den Schlüsseln der Gewalt herankommenden Regierungscollegien, Tribunale und Municipalitäten empfangen. Diese in der That von den Umständen gebotenen Verleugnungen und Eidbrüche haben dem Nimbus der Bureaukratie, die überhaupt der Continent nur kennt, wesentliche Verdunkelung eingetragen. Es war dringend nöthig, daß die Beamten, auf welchen der Makel des nach dem Winde gehängten Mantels lag, allmälig aus der Verwaltung ausschieden und Namen Platz machten, welche in die jüngste Vergangenheit untadelhaft verwickelt waren. Die Beamtenernennungen wurden in allen Staaten des Continents, selbst in England, Huldigungen, die man dem nach Napoleon's Sturz so exaltirten Volke schenken zu müssen glaubte. Die alten Notariers wurden pensionirt und mußten dem frischen Nachwuchs Platz machen, den man in Deutschland, Oesterreich, im Norden, in Rußland in der Armee gefunden zu haben glaubte, in Frankreich und in Spanien in den Anhängern der Bourbonen, in England unter den Schutzgenossen Wellington's und seiner politischen Freunde. Diese Erneuerung war verhängnißvoll und hat über Europa viel Unglück gebracht.

In Frankreich hatte der kriegerische Geist das Uebergewicht,

und plötzlich kam die Gewalt an eine Gesellschaftsclasse, die in einem behaglichen Exile erschlafft war. Im übrigen Europa sehnte man sich nach Frieden und endlicher Begünstigung bürgerlicher Freiheit, und erhielt eine Verwaltung, die durch und durch eine militairische war. Nur einige wenige glänzende Ausnahmen kommen in der Geschichte der Restauration vor, wo sich friedliche Beobachter der Geschichte, Gelehrte, die mit Ludwig XVIII. in Mitau und Gent gewesen, doch den beredten Stimmführern eines Volkes anschlossen, welches eine so glorreiche Vergangenheit nicht deshalb gehabt haben wollte, um unter die Kutte der Jesuiten zu kriechen. Ebenso fanden sich auch im übrigen Europa nicht wenige Beispiele, wo die, welche so eben den Regierungen ihren Glanz hatten erkämpfen helfen, doch von der Ansicht beseelt waren, daß derselbe vom Volke selbst ausgehen, nicht blos zurückstrahlen solle auf das Volk. Allein im Ganzen und Großen behauptete sich leider diese Richtung, daß in Frankreich der feige, bigotte, höfische Servilismus überall das Beamtennetz spann zur Umstrickung des Volkes und daß sich im übrigen Europa der schroffe, bramarbasirende, schnurrbärtige Militairservilismus, der geradezu in einen Fluß hineinmarschirt, wenn der General nicht Halt! ruft, mit den Regierungen, die bürgerlich werden sollten, innig verschwisterte. In Frankreich wurden wieder Priester Staatsmänner, im übrigen Europa Generale Diplomaten. Dort schritt die Beamtenhierarchie mit andächtigen Blicken in Form einer Procession einher, wobei ein Marschall Soult die Kerze trug; hier in der Form einer Parade, wo die verschiedenen Chargen immer tyrannischer werden, je mehr sie von oben nach unten abwärtssteigen. Gewiß war der Sieg über Napoleon ein denkwürdiges Ereigniß, das mit Flammenschrift in der Geschichte fortbrennen wird; aber der Triumph, der diesem Siege folgte, ist es, der Europa allmälig mit einer so durchgreifenden Unbehaglichkeit erfüllte, daß ein solches Ereigniß, wie die Julirevolution, ich will nicht sagen ausbrechen, sondern die Folgen haben konnte, die es hatte und die dasselbe noch nährt. Glückliche Zeiten der Vergangenheit, wo es der Beamten nur halb so viele als jetzt gab, wo ihre Gehalte keine Verschwendung und keinen

Mädchen, das seinen Vater liebt — Doctor — seinen Vater! — und dann denken Sie sich, daß dieser Unglückliche nur noch den letzten Trost hat auszurufen: Man kann mich nicht vernichten, ich habe keinen Ankläger! Und in diesem Augenblick öffnet sich die Thür, was sag' ich, die Unterwelt, und hereintritt ein Wesen, ich nenn' es nicht, mit bleicher todesverachtender Miene, schlotternd, hinfällig, dämonisch lachend, und auf seinen Lippen, auf seinen verworfenen Lippen liegt das nicht ausgesprochene und doch furchtbar entgegengedonnerte: Dein Ankläger — bin ich!

Scott.

Entsetzlich!

Fennimor.

Fünf lange Wochen dauerten diese fürchterlichen Qualen, diese Drohungen, diese Gelderpressungen. Mein Vater verzweifelte. Einer konnte ihn verderben, Einer konnte ihn zu schimpflicher Deportation, vielleicht — ha, ich will das Bild nicht ausmalen, Einer nur konnte ihn vernichten! Es war sein Mitschuldiger, ein Mensch, dem es gleichgültig war, wie er aus dem Leben schied. Aber, hören Sie, die Scene verändert sich. Der lüsterne Bösewicht begehrt für sein Schweigen, für das Schweigen seines verrätherischen Mundes, nicht mehr Geld, nicht mehr Theile unsres Vermögens, er will Alles, er will den höchsten Preis, den mein Vater ihm geben konnte, mich, sein Kind! Denken Sie sich diese fürchterliche Eröffnung eines liebenden Vaters an eine Tochter, die ihm die Liebe zu einem edlen Jüngling eingestanden hatte, denken Sie sich den Kampf zwischen dem Schwure hier und dem Leben eines

Uebermuth zuließen, wo sie sich für die Diener des Publikums hielten und von Sporteln, meinetwegen auch von Bestechungen lebten! Diese Mißbräuche hat man auf der einen Seite abgeschafft und auf der andern eine desto größere Anzahl dafür wieder aufgebracht. Nun die Beamten des Publikums nicht mehr bedürfen, geizen sie auch nicht mehr nach dessen Gunst. Was habe ich von einem Beamten, der eingesetzt ist, mir zu dienen, und der inzwischen die Miene gewonnen hat, mich beherschen zu wollen? Ehemals kam der Rathsschreiber zu mir auf's Zimmer, jetzt werde ich zu ihm citirt und ersticke in dem Qualm eines Saales, wo man Pässe ausstellt, Lebens- und Sterbegebühren bezahlt, Gewerbscheine lösen muß. Man glaubt Wunder, was man gethan hat, daß man allen Beamten eine vollkommene Existenz sicherte und ihnen ein gewisses Air anzunehmen erlaubte. Man hat hierdurch aus Staatsdienern Staatsherren gemacht und fängt an sich durch die Maschinerie der Beamten nachgerade mehr als erträglich belästigt zu fühlen.

Glücklicherweise hat hier nicht allein der neuere Aufschwung für politische Freiheit, sondern auch die Natur insofern geholfen, als es nur auf das Aussterben dieser soldatischen Generation ankam. Die bigotten Geistlichen in Frankreich hat „Figaro" mit der grünen Gerte, die das so witzig geschriebene Journal vom Baume der Freiheit brach, vertrieben, und die schwarzen Schnurbärte der Civilbeamten sind allmälig weiß geworden und die Inhaber wurden pensionirt. Die Beamten, welche wir jetzt in England und auf dem Continent sehen, haben doch wenigstens akademische Studien gemacht und sind etwas mehr, als bloße Registratoren. Es sind zugleich comptoristische Elemente in die Staatsverwaltung übergegangen, seitdem sich die Finanzverwaltung Europas außerordentlich complicirte. Ich will nicht sagen (das allgemeine Rennen nach Anstellungen würde mich widerlegen), daß die Regierungen in ihren Angestellten jetzt weniger entschiedene Freunde hätten, als ehemals in den Jesuiten und den Husaren; allein, wenn auch das zugeknöpfte, trockene, puritanische Benehmen der heutigen Büreaukratie durchaus nicht liebenswürdig ist, so sind wir doch schon ein wenig mehr gesichert vor Verketzerung, Intoleranz, militairischem

Fanatismus, Sporenklirren. Seit zehn Jahren hat sich die Schlange des Beamtengeistes in Europa in der That gehäutet und es giebt keinen größeren Contrast, als z. B. einen Beamten zu zeichnen, der Offizier gewesen und dann Titular- oder wirklicher Rath wurde, und einen Juristen, der eine Anzahl Jahre als Advocat fungirte, das Für und Wider der politischen und civilen Dialektik durchmachte und, ermüdet vom Vertheidigen, als Generalprocurator die Rolle eines Anklägers übernimmt.

Die Beamten sind in England zu dünn gesäet, als daß sie eine eigene zusammenhängende Kaste bilden dürften. Wenn sie Unterhaltung, Umgang, Schwiegersöhne und Töchter haben wollen, sind sie genöthigt, sich mit dem größern Publikum zu vermischen. Anders ist dies Verhältniß in Frankreich, in Deutschland. Hier bilden die Beamten ihre eigenen Cirkel und geben da, wo ihnen von begüterten Privaten nicht das Gleichgewicht gehalten wird, den Ton an. Entgegengesetzt ist diese Stellung derjenigen der Beamten in Nordamerika. Dort sind sie wirklich die Diener des Publikums und werden selbst in den höhern Chargen gleichsam als die Commis im großen Staatscomptoir angesehen. Während man oft in Europa findet, daß Geschäftsmänner in die Verwaltung treten, geschieht es in Nordamerika nur bei denen, die schlecht speculirt haben und sich vor dem Bankrott retten wollen. Diejenigen, welche eine Zeitlang Beamte gewesen, sieht man sofort ihre öffentlichen Functionen verlassen, so bald sie Aussicht haben, ihre Zeit in einem andern Wirkungskreise besser bezahlt zu bekommen. Ja, sogar das Militair in Amerika scheut sich nicht, nach Vollendung einer gewissen Dienstzeit sich umzusehen, ob nicht irgend ein Privatverhältniß ihm ein besseres Fortkommen gestatte. In Europa dagegen duckt sich Alles, was sich versorgt sehen will, unter die Flügel des Staates; in Amerika glaubt man gerade am verlassensten zu sein, wenn man nach dem Tarif leben muß, nach welchem der Staat öffentliche Dienstleistungen vergütet. Auch herrscht in Nordamerika die weise Einrichtung, daß verhältnißmäßig die Unterbehörden besser und die obern schlechter bezahlt sind, als bei uns. Dies ist im republikanischen Sinne gedacht und

ſoll allem ehrgeizigen Streben nach Gewalt vorbeugen. Auch haben die untern Behörden bei einer guten Beſoldung nicht nöthig, ſich den obern mit allzugroßer Hingebung anzuſchließen. Zuletzt kann der Beamte ſeine Unabhängigkeit gegen das Publikum behaupten, da man ſelten Jemand beſticht, den man unbedürftig ſieht.

Treten wir in einen andern Kreis des innern politiſchen Lebens, ſo fragen wir: Was kann der Unterthan, der Bürger der Regierung entgegenſetzen? Das Repräſentativſyſtem iſt keine neuere Erfindung, ſondern zieht ſich in uralte Zeiten der germaniſchen Freiheit zurück, ja, es liegt auch den griechiſchen Staatsverfaſſungen und ſelbſt der römiſchen zum Grunde. In allen antiken Staaten finden wir, daß nicht nur alle Behörden gewählt wurden, ſondern daß auch die kürzere Zeitdauer gegen die längere als Garantie gegen einreißende Mißbräuche dienen mußte. Die Behörden, welche zehn Jahre in der Gewalt waren, bildeten einen feſten Wall gegen diejenigen, welche als einjährige Bevollmächtigte Breſche zu legten ſuchten. Das Princip des Alten und Neuen, das Intereſſe der Dauer und das der Wiedergeburt hielten ſich immer das Gleichgewicht. Rom führte in ſeine Geſetzgebung und Staatsverwaltung bald ein vollſtändiges Repräſentativſyſtem ein. Die Patrizier waren die Pairs, die Tribunen die Volksdeputirten. Es gab Behörden, beſonders ſolche, die von Prieſtercollegien gewählt wurden, die eine dauernde Gewalt vorſtellten. Die Ariſtokratie erhielt ſich ohnehin in ihrem feſten Beſtand und verwandelte das, was zuweilen die Woge der Volksgunſt an ihr Geſtade ſchwemmte, bald in ihren eigenen Lebensſtoff. Ja, als ſogar ſpäter alle Bollwerke der Volksfreiheit eingeriſſen ſchienen und auch die Ariſtokratie von der Alleinherrſchaft der Cäſaren vernichtet wurde, blieb immer noch eine gewiſſe, wenn nicht Geſetzgebung, doch öffentliche Meinung übrig, durch welche der Despotismus gezügelt wurde. Die ſchmähliche Exiſtenz des römiſchen Staates unter den erſten und letzten Kaiſern lag weit weniger in dem objectiven Verluſt der politiſchen Freiheit als in dem wilden Toben der leidenſchaftlichen Charaktere, von welchen jene Zeiten berichten konnten. Es war weit mehr Uebermuth und ſchlechte

Gesinnung, Furcht vor der Rache des Volkes, Geiz und Habsucht, es waren persönliche Laster, die das Bewußtsein des Gleichgewichts der politischen Gewalten untergruben. Man konnte bei den fürchterlichen Ausschweifungen der Kaiserherrschaft zuletzt nur noch daran denken, sein persönliches Eigenthum zu sichern, und trug demnach allen so fein gewesenen politischen Combinations- und Unterscheidungssinn auf die Ausbildung der Civilgesetze über. Leider artete die römische Jurisprudenz in eitel Haarspalterei aus und ließ, obwohl im Grunde ihres Ursprungs gegen den Despotismus feindselig gestimmt, ihm dennoch zuletzt den Schein des Rechtes, gleichsam die Vorhand in jeder rechtlichen Frage, ein Zugeständniß, welches durch das gehorsame und der Fürsten so höchst benöthigte Christenthum ein wahrhaftes öffentliches historisches Unglück wurde.

Diesen zur Sklaverei führenden Impuls der Geschichte hielt das germanische Staatsleben auf, das allmälig in Deutschland, Skandinavien, England und durch Deutschland und England auch in Frankreich sich bis zu klaren Vorstellungen über die Berechtigungen auf politische Gewalt ausbildete. Die Könige, aus der Mitte gleichberechtigter Pairs gewählt und oft weit geringfügigern Ursprungs, als die, welche ihre Vasallen wurden, mußten sich durch Verträge in den Stand setzen, ihre Würde behaupten zu können, mußten die Mittel, die sie zur Herrschaft brauchten, durch Zugeständniß ständischer Rechte erkaufen, und hatten, um nicht von den ihnen zunächst stehenden Würdeträgern erdrückt zu werden, immer nöthig, die Macht der Einen gegen die der Andern zu stärken. Dieser freien Gesellschaftsverfassung stellte sich feindselig gegenüber die um sich greifende Verbreitung römischer Bildung, die Wissenschaft vom Alterthum, die Kunde des justinianeischen Rechtes. Es entspann sich ein Kampf zwischen dem alten Geiste und dem neuen Geiste. Der Fiscus wurde eine Macht, die als absolutes Staatsprincip ein eisernes Scepter führte. Eine Gewalt nur sollte im Staate vorherrschen, die des Fürsten. Als im Zeitalter der Richelieu und Mazarin die souveräne Gewalt der Fürsten den Feudalismus bändigte, da verwandelte sich die frühere Politik, welche die Einen gegen die An-

dern zu ſtärken ſuchte, in die entgegengeſetzte, welche die Einen gegen die Andern ſchwächte. Die Parlamente verloren, ſeitdem Ludwig XIV. mit der Reitgerte in ſie einzutreten gewagt hatte, ihre Wirkſamkeit, und das Weſen der conſtitutionellen Staatsverfaſſung konnte (überdies bei der iſolirten Stellung Englands) ſo ſehr in Vergeſſenheit gerathen, daß man die Grundſätze, die einer uralten Praxis angehörten, erſt wieder neu aus der Theorie entnahm. Dieſer alte und neue Duft, der auf dem ſogenannten Repräſentativſyſtem liegt, hat daſſelbe wohl für die Zukunft am dauerndſten geſichert; denn wenn die Einen alles Neue anbeten und die Andern nur das Veraltete für erprobt halten, ſo konnten ſie ſich hier in ihren Sympathieen begegnen.

Es iſt hier nicht der Ort, den Werth der verſchiedenen Wahltheorieen gegen einander zu vergleichen. Der Hauptgrundſatz iſt immer der: Was ſoll eingeſchränkt, gemäßigt werden? Theils die angeborne Gewalt der Fürſten und der Ariſtokratie, theils die übertragene Gewalt der Beamten und der Regierung überhaupt. In den meiſten jetzt üblichen Wahlmethoden iſt weit mehr das letztere als das erſtere Gegengewicht berückſichtigt. Es hat weit mehr den Anſchein bei den neuen, auf dem Continent eingeführten Verfaſſungen, daß die Regierung die Verantwortlichkeit von ſich abwälzen wollte, als ſich ihr unterwerfen. Man ruft eine Deputirtenkammer zuſammen, weil, wenn die Verantwortlichkeit auf Viele vertheilt wird, ſich die Gefahr mindert. Geſetzt, eine neue Anleihe iſt zu machen; ſtatt ſich ſelbſt als Miniſter oder Herrſcher mit dem Riſiko derſelben zu beladen, wirft man daſſelbe auf die Vertreter des Volkes, auf das ganze Land. Dieſe bequeme Anſchauung vom ſtändiſchen Weſen ſcheint dazu beigetragen zu haben, daß die deutſchen Fürſten, größtentheils Ultra-Ariſtokraten und von urſprünglichen Menſchenrechten nicht überzeugt, ſich mit dem Repräſentativſyſtem befreundeten. Aber wo die Kammern nur dazu dienen ſollten, das was am Regierungsweſen vorzugsweiſe unpopulär iſt, auf ſich zu übernehmen, werden ſie nicht im Volke Anklang finden. Fügt man noch hinzu, wie vor einigen Jahren von deutſchen Regierungen der Satz aufgeſtellt wurde, daß die Stände nicht

einmal das Recht hätten, die Steuern zu verweigern, so wird das Repräsentativsystem eine Illusion und kann dem Despotismus kein Härchen krümmen. Allein, wenn man, wie in Frankreich geschieht, auch die Repräsentation des Volkes ein wenig mehr ausdehnt und ihr eine größere Wahrheit zugesteht, so ist das Princip derselben doch immer nur noch halb, wenn es blos das sein soll: de tempérer le pouvoir. Hier wird immer der Gesichtspunkt der Maschine beibehalten und in der Repräsentation nichts gesehen, als das Gegengewicht gegen die Minister, gegen die Beamten und so fort. Nein, man sollte den Gegensatz kräftiger aussprechen. Man sollte das ständische Wesen mehr den angebornen, als den übertragenen Rechten entgegenstellen. Man sollte es zu einer Ausgleichung der Natur durch die Vernunft, des Zufalls durch einen Plan, der Willkür durch das Gesetz machen. Das ständische Wesen soll die Anarchie des Ueberlieferten regeln, es soll nicht blos die Beamten zügeln, sondern die Privilegien, die Adelsansprüche, die Fürsten auf ihren Thronen. Man nehme das gegenwärtige Frankreich! Die Pairskammer ist allerdings nicht auf Geburtsrechte begründet; ja die Dynastie ist nicht einmal großgezogen in der Tradition angestammter, aus unmittelbarer „Gotteshuld" erhaltener Urrechte. Besäße aber die Pairskammer Macht, wäre Louis Philippe legitim, so würden beide im Bewußtsein dessen, was sie haben und was man ihnen, da es angeboren ist, doch in der Hauptsache nicht nehmen dürfte, eher eine Concession machen, als jetzt, wo sie wissen, daß sie nicht mehr haben, als was sie sich (im förmlichen Kriegszustande!) anzueignen den Muth besitzen. Man hat den Grundsatz der Unverletzbarkeit des Königs in Frankreich so oft wiederholt, daß man die Ohnmacht eines Landes beklagen muß, welches eine Verfassung hat, schattenähnliche Minister und einen Premierminister in der Person des Königs, der Alles nach eigenem Gutdünken leitet und sich dann in jenen Nimbus der Unverletzbarkeit hüllt, den nicht nur die Schmeichler, sondern auch Theoretiker um seine Person ziehen. Die Deputirtenkammer dient nur dazu pour tempérer le pouvoir. le pouvoir des ministres, und doch ist der leitende und Alles nach eigenem Gefallen ordnende Ge-

danke der französischen Politik kein anderer, als die Willkür Louis Philippe's. Die englische Verfassung hat große Fehler; allein sie hat ein volksthümliches Element in sich; das Haus der Gemeinen temperirt nicht blos die Gewalt der Minister, sondern auch die Uebergewalt des Privilegiums. Kein englischer König würde glauben, so ungestraft seine Finger in die Maschine des Staates stecken zu dürfen, wie dies Louis Philippe thut. Er würde immer fürchten, nicht etwa vom Volk dafür heimgesucht zu werden oder etwa eine Revolution zu veranlassen, sondern nur ganz einfach sich der Beschämung auszusetzen, keine Minister mehr zu bekommen. Welcher englische Staatsmann besäße einen solchen cynischen und gewissenlosen Ehrgeiz, daß er ein Portefeuille übernähme, in welchem sich keine Gewalt befindet? Welcher englische Staatsmann dürfte es wagen, sich so bloß zu stellen, wie es die Doctrinärs mit der Freilassung des Prinzen Louis Bonaparte und der Spionage des Conseil in der Schweiz 1837 thaten? Wellington, Grey, Peel, wer von Euch würde den Schimpf ertragen, daß ihr einen Brief aus der Tasche zöget, welchen der Präfect des königlichen Palastes geschrieben, Herr von Montalivet, und öffentlich den Repräsentanten der Nation vorlesen müßtet: „Ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß die Affaire des Conseil mit der persönlichen Sicherheit des Königs zusammenhängt." Die Kammer weiß nichts, die Minister wissen nichts. Die Kammer schweigt, die Minister schweigen und Frankreich kehrt zur Tagesordnung zurück. In Deutschland finden diese Anomalieen des ständischen Wesens alle Tage statt. Von jenen schattenartigen Provinzialständen rede ich nicht; selbst in den wirklich constitutionellen Staaten hat noch keine Kammer, kein Ministerium einem Fürsten das politische System, das er einzuhalten hat, dictiren können.

Die Wahlsysteme und die Lokalitäten, wo der constitutionelle Gedanke verwirklicht werden soll, sind zu verschiedenartig, als daß man wagen dürfte, einen allgemeinen Deputirtencharakter aufzustellen. Hier ist es ein Geschäftsmann, dort ein Gelehrter, der entweder ganz den Voraussetzungen des Wählers entspricht, oder wenn er die Wahl überstanden hat, diesen täuscht und seinen eigenen Weg einschlägt. Die nord-

amerikaniſchen Deputirten ſind Kaufleute, die den Staat in jedem Augenblicke fühlen laſſen, welch großes Opfer ſie ihm bringen, indem ſie ihren Comptoirtiſch mit der Bank des Geſetzgebers vertauſchen. Dazu gehören ſie nicht einmal der vornehmen und gebildeten Claſſe der Vereinigten Staaten an, werden von der Würde des Senats an Haltung übertroffen, beſitzen weder Fähigkeit für die Rede noch Mäßigung für die Debatte, wiſſen über Vieles nichts zu ſagen und hören über Manches einem Vortrage zu, der zwei Tage dauert, ja ſie erlauben ſich ſogar Thätlichkeiten gegen ihre Gegner, wozu es nicht kommen würde, wenn die beſchämende Hamilton'ſche Warnung, ſich während der Sitzung keiner geiſtigen Getränke zu bedienen, beſſer befolgt würde. In England ſind die Deputirten meiſtentheils Kenner des Geſetzes oder doch ſonſt einer Bildung theilhaftig, die auf claſſiſchen Grundlagen gebaut iſt und ſich in den Zuſammenhang engliſcher Staatsverfaſſung und Geſchichte finden kann. Engliſche Deputirte beginnen damit, auf der Schule lateiniſche Verſe zu machen und ſich beſonders durch die Lectüre des Cicero die Vortheile der öffentlichen Rhetorik aneignen zu wollen. Nach Vollendung des juriſtiſchen Curſus und einer Advocaten-Praxis, die wenigſtens ſo lange gedauert hat, daß man vor einer größern Verſammlung ſprechen lernt, pflegen die Wege, um zuletzt in das Gleis der Staatscarriere zu kommen, von der Anwendung der Regeln des Quinctilian weitab zu liegen. Man präſentirt ſich bei einer Wahl und kann von außerordentlichem Glück ſagen, wenn man auch nur einige Stimmen für ſich hat. Man wiederholt es öfter und ſchießt endlich wirklich durch Gönnerſchaft, Beſtechung oder Rednertalent den Vogel von der Stange; oder man muß ſich entſchließen, ſeiner Bewerbung um die Volksgunſt eine neue Unterſtützung zu geben. Man wird Journaliſt, unterſchreibt ſeine Namensſchiffre (denn ſich nennen, heißt die Autorität verlieren) in verſchiedenen geſtempelten oder ungeſtempelten Blättern, bei leitenden oder je nach Ueberzeugung oder Abſicht geleiteten Artikeln. Man läßt von ſich reden; greift eine Handlung der Regierung an oder eine Handlung der Oppoſition. Man ſchreibt nicht für England, für die Welt, ſondern für jenen kleinen Flecken auf

dem Lande, wo man seine Stimmenzahl vermehren will. Man braucht Provinzialismen, die nur dort üblich sind, nimmt die Naturbilder aus der Umgegend des kleinen Ortes her, spricht von Volksinteressen und zählt dabei nur die Chancen jener Produkte auf, die zufällig in der dortigen Gegend erzeugt werden. Ein paar Freunde wird man doch haben, welche an jenen Orten den Debit von einigen hundert Freiexemplaren solcher Zeitungen übernehmen. Der junge Politiker schmeichelt sich dem Ehrgeiz des „Wahlfleckens" so ein, daß man ihn an irgend einem rothen Kalendertage zu einem öffentlichen Diner einladet, er kommt, spricht, alle Zeitungen erstatten Bericht über das, was er gesprochen, über die Gesundheiten, die er ausgebracht hat, seine Wahl fängt an entschieden zu werden, selbst wenn er sich einem andern Ort vorstellte, als dem, der ihn bisher für die Stütze aller seiner Hoffnungen hielt. Denn die Ortschaften beneiden einander. Will aber auch das nicht verschlagen, nun, dann muß man mit Entschiedenheit eine Parthei wählen und den Stimmführern derselben den Hof machen. Ist die Parthei am Ruder, so läßt sie den Candidaten einen Bericht aufsetzen über ein Eisenbahnproject, über einen verwickelten Posten des Budgets, man braucht ihn zu einer auswärtigen Mission, er soll nach Berlin reisen, um den Zollverein zu studiren, er soll nach Lissabon, um die Gegner der englischen Monopole zu sondiren, er begleitet seine Depeschen an das Ministerium oder die Häupter der Opposition, wenn er in die Dienste der Hoffenden tritt, mit Correspondenzartikeln für die Journale der Parthei; er ist noch Journalist und Diplomat eins in's andere, man kann ihm noch keine officiellen Creditive mitgeben. Endlich kommt er nach England wieder zurück, bringt die wichtigsten Thatsachen mit, ist für die Verwaltung oder die, welche sich darum bewerben, unentbehrlich, und sein Sitz im Unterhause wird eine Kleinigkeit. Die gemeinsamen Anstrengungen der Parthei treten statt der seinigen ein.

In Frankreich hat die Vorbereitung, um in die Deputirtenkammer zu kommen, mancherlei Aehnlichkeit mit dem englischen Verfahren, nur ist die dabei obwaltende Oeffentlichkeit mehr beschränkt. Die Sitte öffentlicher Reden in der Provinz

findet noch nicht statt (Lamartine's Beispiel ist ohne bedeutende Nachahmung geblieben), die Provinz weiß überhaupt in Frankreich nicht jene Selbstständigkeit zu behaupten, die in England das platte Land der Hauptstadt gegenüberstellt. Der größte Theil der französischen Deputirten wußte diesen gänzlichen Mangel aller zur politischen Freiheit vorbereitenden Sitten und Institutionen zu benutzen. Es sind die Beamten und die Wähler selbst, die sich untereinander befördern und in die Kammer schicken, wo sie entweder für das Ministerium stimmen, oder, sollten sie unabhängig sein, wieder nicht reden können. Die Partheien legen deshalb überall, wo sie sich günstiges Terrain versprechen, ihre Minen an; es bilden sich Wahlcomités, die den Wählern Listen achtbarer Namen übersenden, aus welchen diese zum Wohle der Menschheit die beliebige Auswahl treffen mögen. Selten, daß ein Deputirter, der in irgend einem Arrondissement gewählt wird, bei der Wahl selbst zugegen ist; ich erinnere mich bis jetzt nur weniger Fälle, wo der Wahlact nach englischer Weise vorfiel. Thiers und Salverte standen sich in Paris gegenüber und entwickelten einer nach dem andern vor den versammelten Wählern ihre Grundsätze. Die Centralisation ist in Frankreich so groß, die Provinzen verfahren der Hauptstadt gegenüber so unsicher, daß sich nicht selten der Fall ereignet, man wird zu gleicher Zeit vier oder fünfmal an verschiedenen Orten gewählt. Man muß gestehen, es liegt hierin eine große Anhänglichkeit an das Talent, aber auch ein ohnmächtiger Gebrauch seiner politischen Gerechtsame.*)

Wenn die Hälfte der französischen Deputirten aus gewählten Wählern und Beamten besteht, so kann man die andere Hälfte wol wirkliche Politiker nennen. Diese müssen eine gewisse Berühmtheit besitzen oder sich diese auf irgend eine Weise zu erwerben suchen. Man wurde entweder ein Name durch die Unbill der Zeiten, man ist Legitimist oder Republikaner und wird verfolgt; man weiß auf seinen Charakter zu fußen, hat Beharrlichkeit, Consequenz, Tugenden genug, die vom Instinct der Franzosen ausgewittert und gepriesen sind. Oder

*) Die mehrfache Wahl sichert den Ersatz durch einen Gesinnungsverwandten.

Vaters dort, den Kampf zwiſchen einer reinen, edlen, unauslöſchlichen Jugendliebe für einen fernen Gegenſtand und der kalten, gebietenden, grauſam tyranniſchen Pflicht, durch Selbſtaufopferung die Ruhe, die Ehre, das kurze Leben eines Greiſes, der mein Vater war, zu retten, und Sie werden begreifen, wie ich die Liebe eines Douglas opfern und werden konnte, was ich wurde, des Commodore Stafford unglückliches Weib! (Sie ſinkt in den Seſſel.)

Scott
(überlegt eine Weile).

Mylady, wenn noch ein Funke Lebensmuth in Ihnen iſt, ich ſchüre ihn zu Flammen an! Mylady, Sie werden glücklich ſein, Arthur wird geneſen: Mylady, Sie haben den Kampf beſtanden wie ein Engel, nein, wie ein Menſch! Denn mehr zu thun, als was Sie gethan, iſt in den Schranken dieſer Erde nicht möglich. — Mylady, Sie werden bleiben. Ich vertrete Sie vor Douglas. Erholen Sie ſich! Jenny! Jenny! (Es klopft.) Ich höre Geräuſch. Wer ſtört uns in dieſem Augenblick? (Es klopft.) Wer iſt da? (Oeffnet.)

Kitty
(reicht einen Brief herein).

Ein Brief aus Douglas-Caſtle — Ein Bote brachte ihn eilends —

Scott
(nimmt den Brief).

Von Trilbie! (Lieſt.) Mit der Aufſchrift: „Eilt“? Der Bote warte draußen, bis ich nähern Beſcheid gebe.

Kitty (ab).

man ist Gelehrter, man besitzt diese gute Eigenschaft der französischen Gelehrten, zu gleicher Zeit Beförderer der Wissenschaften zu sein und Politik zu treiben, wie Raspail, der jakobinische Chemiker, Arago, der republikanische Physiker. Auch in diesem Falle wird man unter der Masse leicht bekannt oder kann sich durch einige bedeutungsvolle Winke für die Wahl kenntlich machen. Der letzte Wink ist der, als Journalist anzufangen. Frankreich hat Beispiele, wie man in diesem Falle als Premierminister aufhören kann. Die Thiers'sche Laufbahn ist eine Genugthuung, die eine Nation dem Talent gegeben hat. Thiers war nicht einmal Advocat, nur das, was man in Frankreich homme de lettres nennt, ein Magister der freien Künste, der die Geschichte, Poesie, Beredsamkeit studirt hatte. Um sich bekannt zu machen, wählte er einen Stoff, wo es keine staubigen Archive zu untersuchen gab, wo man weder Sprachen noch Wissenschaften brauchte, sondern mit consequenter Gesinnung, scharfer Verstandescombination und vor Allem mit einem guten Styl gerade das Erwünschte errreichen konnte. On ne reussit que par le succès, sagt ein französischer Schriftsteller, und der Erfolg war für Thiers glänzend genug. Er wurde anfangs homme d'état du journalisme, grand diplomate des vierten Stocks, bis ihn die Julirevolution auf das Niveau seines Ruhmes hob und ihm in kurzer Zeit das Hotel eines Ministers zur Behausung gab. Diese gleiche „Streberschaft" liegt allen jenen Federn zu Grunde, die sich so viel Kenntnisse gesammelt haben, um einen hübschen Artikel redigiren zu können. Hat Guizot einen andern Ursprung als Thiers? Er war Professor. Sein Geizen hat nur länger gedauert, bis es von Erfolg gekrönt war. Er kennt die Schwächen aller dieser an den Journalen sich hinaufrankenden Staatsmänner in spe, wirft ihnen Pensionen, Beamtenstellen, akademische Sitze zu; denen, welche er zunächst brauchen kann, Portefeuilles, Unter-Staatssecretariate und ähnliche Gunstbezeugungen, die keine Lockspeisen mehr sind, sondern Sättigungen des Ehrgeizes, der sich zum Besten der Macht bewährte. Warum soll man diese Laufbahnen nicht billigen? Sie ehren die Literatur und erfrischen das Staatsleben.

Spanische Deputirte sind bis jetzt zum größten Theil noch Kaufleute und Capitalisten, zum kleineren ehemalige Exilirte und Politiker; die portugiesischen sind sogar Monopolisten wie Pinto Bastos, der im Lande die Tabaksregie führt. Wie wird da die Aufgabe der Stände, gegen Privilegien für den allgemeinen Vortheil dem Widerpart zu halten, erreicht! Die Schweizer Tagsatzungsgesandten sind meist die Beamten der kleinen Kantone und vertreten die Ereignisse, durch welche sie selbst an's Staatsruder gekommen sind, oder die Mittel, wodurch sie sich trotz stürmischer Begebenheiten auf ihren alten Stellen behaupten konnten. Deutsche Deputirte gehören größtentheils dem Beamten- und Gelehrtenstande an, Advocaten und Professoren und zuweilen Kaufleute bilden die Opposition. Doch was ist eine ständische Verfassung, wo man über die Befugnisse der Deputirten nicht in's Reine kommen kann und es noch immer nicht bestimmt ist, wie die einzelnen Staaten souverain sein können und doch die Majorität in der Frankfurter Bundesversammlung anerkennen müssen! Dänemark hat in den alten Zeiten seine ständischen Rechte freiwillig aufgegeben. Jetzt jammert es, daß sie ihm wieder gegeben werden mögen. Einstweilen muß es sich mit kleinen Provinzialversammlungen begnügen. Schweden und Norwegen sind in einem Gährungsprocesse begriffen, dessen erste Stadien auf den Charakter der letzten noch nicht schließen lassen.

Das Capitel von den Fürsten ist eines der am häufigsten erläuterten und doch immer wieder in Frage gestellten. Wir halten hier nur den moralischen Gesichtspunkt fest und vermeiden es, von den Rechten der Monarchie zu sprechen. Welches sind die Pflichten der Fürsten? Hören wir, was die Vorfahren von ihren Herrschern verlangten.

Montaigne sagte: „Das härteste und schwierigste Geschäft von der Welt ist, meiner Ueberzeugung nach, die würdig durchgeführte Rolle eines Königs. Ich entschuldige an den Königen sogar weit mehr Fehler, als man sich gewöhnlich zu Schulden kommen lassen darf, in Betracht des furchtbaren Gewichtes ihrer Aufgabe, die mich erschreckt. Es ist schwer, bei einer so ungemessenen Macht Maß zu halten." Montaigne fügte hinzu, die größte Schwierigkeit bei Tugenden und

Lastern der Fürsten läge in dem Gerichtshof der Menge, die sie beurtheilt. Montaigne meinte es vielleicht zunächst nur von der Tugend, die auf dem Throne nur kenntlich, wenn sie ganz besonders ausgezeichnet ist. Aber um so verderblicher ist auch das Gegentheil. Die Laster der Fürsten, fließen sie aus dem Irrthume und bösen Willen (also nicht aus der Schwäche), werden immer unmäßig sein, weil den Fürsten die Vorstellung angeboren ist, als wenn sie mit ihrem Daumen und Zeigefinger Millionen Menschen umspannen könnten.

Die Weisheit der alten und neuern Zeit ist reich an Maximen über Fürstenerziehung und Fürstenpflichten. Ja bei römischen Schriftstellern hat man oft nur nöthig, an die Stelle der dem souverainen Gemeindewesen gegebenen Rathschläge eine Personification zu setzen. So enthält Virgil's Aeneide einen für Fürsten leicht anwendbaren Spruch: Mag der ein Erzgießer, der ein Bildhauer sein, der ein Advocat, der ein Astronom: Du, o Römer, sei nur zu herrschen geboren! Die Alten hielten Regierungskunst für ein besonderes Studium. Ihre Weisen stritten gegen den dem natürlichen Menschen innewohnenden Glauben, als sei Herrschenkönnen das Leichteste. Auch glaubten sie, daß einem Könige nicht zieme, zu wetteifern mit Frauen, als ob derselbe schön sein sollte, mit Advocaten, daß er gut zu reden nöthig hätte. Als Philipp von seinem Sohne Alexander hörte, dieser hätte bei einem Festmahle trotz der besten Musiker gesungen, machte er ihm Vorwürfe und sagte: O der Schande, so gut zu singen!

Wir wollen die moralischen Vorschriften, die man Fürsten gegeben hat, hier nicht wiederholen. Sie sind langweilig. Ohnehin sehen wir, daß Priester, Beichtväter, Erzieher die Thatsachen selten gekannt haben, auf welche ihre Lehren angewendet werden sollten. Kann z. B. der Unterricht, der in den Abenteuern des Telemach versteckt liegen soll, für ein anderes Prinzenalter passen, als das erste kindliche? Die wahre Königsweisheit liegt tiefer, als auf der Oberfläche moralisirender Rhetorik. Machiavell hat die praktische Tendenz dieser Weisheit übertrieben, aber der Satz seines Fürsten bleibt unumstößlich: Ein Fürst, der nur Herzensgüte besitzt, kann

einen Staat sehr unglücklich machen. Machiavell hat das Gegentheil beschrieben, daß ein verschlagener Fürst den Staat glücklich mache. Seine Anschauungen waren durch sein Zeitalter vergiftet.*) Die wahre politische Weisheit datirt von jenem persischen Axiom: Eine schnelle Ungerechtigkeit ist oft besser, als eine langsame Gerechtigkeit. Aber wie soll man jungen Fürsten dergleichen Principien einflößen, ohne fürchten zu müssen, mißverstanden zu werden? Wie soll man ihnen Weisheit predigen, ohne sich der Schlauheit zu verdächtigen? Das ist eine schwierige Aufgabe, weshalb auch gute Fürsten leichter geschildert als gezogen sind. Man wird immer am besten thun, junge Fürsten auf die Geschichte anzuweisen und ihnen aus einiger Entfernung die Mittel an die Hand zu geben, daß sie sich selbst die Grundsätze abstrahiren, auf welche sich etwas Tüchtiges bauen läßt.

Wenn gegenwärtig die königliche Autorität schon wieder auf Grundsätze der Legitimität oder wenigstens der Quasilegitimität gegründet ist, so war man im vorigen Jahrhundert weiter vorgeschritten. Die Macht der Könige war damals eine Autorität, die ihnen der Anstand verließ und die sie durch persönliche Ausbildung zu verdienen sich befleißigten. Auch jetzt lernen die Prinzen, suchen sich populär zu machen und sehen es gern, wenn man einen Zug ihres Herzens oder ein Wort ihres Mundes verbreitet. Aber die Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts hatten die Entsagung, sich selbst unter das Volk zu mischen, gleichsam verkleidet wie Harun al Raschid, sie dachten bürgerlich, mißachteten sogar den anspruchsvollen Adel. Sie wallfahrteten nach den damaligen Mekkas der Literatur, Ferney, Montmorency, Pempelfort, Weimar. Sie waren nicht so sehr Beschützer der Wissenschaft, als deren Diener. In unserm Jahrhundert dringen Fürsten auf Verfassungen, nicht um die Nation zu emancipiren, sondern um ihre Rechte Schwarz auf Weiß zu haben. Ihr Benehmen wurde schroff, ausschließlich; die Tendenzen des Liberalismus, welche sie fürchteten, machten sie unmuthig und mißtrauisch.

*) Wie es gegenwärtig die der Strafftheoretiker und Katheder-Socialisten sind.

ie zogen sich wieder auf den Umgang nur mit denen zurück,
lche mit ihnen zu gleicher Zeit auf der Hut sein müssen,
Aristokratie. Die Fürsten vernachlässigten allmälig, weil
sich doch durch die Verfassung in einen bloßen Begriff ver-
ndelt hatten, hier und da sogar ihre persönliche Ausbildung,
ßst ihre Würde.

Ein König, der nicht mehr unumschränkt in seinem Ga-
ette verfährt, darf schon wagen, jenen großen Umfang von
nntnissen, welche Friedrich II., Joseph II., Gustav III. aus-
hneten, für einen unnützen Ballast zu halten. Der wahre
obirstein der Könige unseres Jahrhunderts ist der: Fällt
s bei Nennung ihres Namens nur ihre politische Stellung
oder knüpft sich sonst an sie eine Bestrebung an? Hier
b man immer finden, daß sich die Fürsten unserer Tage
in die innern Gemächer ihrer Paläste zurückgezogen haben,
sie nur Namen sind und daß sie recht gewöhnlich sein können.
Es ist mißlich, den Versuch zu machen und irgend einen
nur ganz allgemeinen Fürstentypus der Gegenwart zu
nen. Man würde immer sagen, ich hätte selbst bei
achster Schilderung auf diese oder jene Majestät eine Sa
schreiben wollen. Unsere Zeit ist ja auch so seltsam to-
nt gegen die Fürsten! Sie will nur die fürstliche Ge-
t abgegrenzt sehen; dann mag diese getragen werden von
rpatoren, Frömmlern, Spielern, es kümmert sie wenig.
England sieht man den König, jetzt die Königin nicht
al am Ruder des Staatsschiffes, sie ist nur der Schutz-
on desselben. Wäre das letztere nicht der Fall, wären die
ischen Begriffe über die Befugnisse des Staates nicht so
ausgebildet, welche Liebe zur Monarchie hätten die zügel-
Ausschweifungen, die Rohheiten des Gemüthes, durch
he Georg IV. bekannt ist, einflößen sollen? Das größte
lück an einem leichtsinnigen Fürsten ist nur dies, daß sein
ild auf die ihm zunächst stehende Aristokratie und Beamten
verderblich wirkt; der persönliche Charakter des Fürsten
eutiges Tages keine Garantie mehr für die Freiheit, aber
Garantie für die Moral des Landes.

Wir sind auf ein persönliches Gebiet gerathen und nicht
in der heitern und erhebenden Perspective, jener das

ganze Leben unserer Zeitgenossen umfassenden Anschauung; enteilen wir einem Bereiche, wo der Tadel für Aufwiegelung und das Lob für Schmeichelei angesehen wird. Kehren wir in den Schooß der Nationen zurück, verlassen wir die Einseitigkeit, wie sich diese untereinander abschließen, und gestehen wir uns aufrichtig, ob bei den Fortschritten unserer Humanität, bei der Gemeinschaftlichkeit aller der Schicksale, welche die Völker seit fünfzig Jahren erlebt haben, noch immer jene öffentliche Empfindung in den Herzen der Völker herrscht, welche man Nationalhaß nennt?

Der größte Haß, der zwischen Nationen stattgefunden haben kann, war einst der zwischen Spanien und England. England strebte nach jener Seemacht, welche an Spanien, wie zufällig, durch die Entdeckung von Amerika kam. England reformirte seine Kirche und bekam eine Herrschaft, die katholisch geblieben, es mußte mit Schmerz sehen, wie diese sich an die spanische Macht anlehnte. Seither wurde ein Spanier in England förmlich ein Wild, das man verfolgte; konnte man es nicht durch die Waffe erlegen, so machte man es lächerlich, als Hasenfuß, Charlatan, Don Quirote. Die Spanier wurden im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert auf die Bühne gebracht, John Bull, der gemeine und der vornehme, freuten sich, wenn zuletzt der Spanier dem Teufel anheim fiel oder mit einer tüchtigen Tracht Prügel „die poetische Gerechtigkeit" befriedigte.

Was ist nun aber von diesem Hasse übrig geblieben? Nichts, als die Notiz davon. Der Engländer behandelt den Spanier nicht exclusiver, als den Holländer und Franzosen. Weil ihm der alte Iberier nicht mehr gefährlich ist, ist er ihm auch gleichgültig geworden. Wenn Moreno, der Verräther und Henker des Torrijo, in London seines Lebens nicht mehr sicher war und aus Furcht, vom Pöbel zerrissen zu werden, sich heimlich davon machte, so dachte kein Mensch mehr an den Papisten und Spanier, sondern nur an den feigen Mörder und Henker, der unter Andern auch einen Engländer hatte hinrichten lassen.

Engländer und Franzosen sind zwar gegenwärtig zu einer Allianz zusammengekoppelt, die das Merkwürdige hat, daß sie

ſtatt den Einen durch den Andern zu ſtärken, nur Einen durch den Andern ſchwächt; doch gelten ſie im Uebrigen für die ſchlechteſten Nachbarn, die neben einander wohnen können. Als der engliſche Nationalhaß gegen Spanien erkaltete, entzündete er ſich gegen Frankreich. Man hätte glauben ſollen, Frankreich, mit England früher weit öfter im Kriege als ſpäter, wäre ſchon ſeit früheſten Zeiten ein Gegenſtand des engliſchen Spottes geweſen; aber dem widerſpricht die Geſchichte. Vielmehr war die Anwartſchaft auf das nördliche Frankreich und die Verwandtſchaft mit dem Blute der Normannen für die Engländer in ſo lebhaftem Andenken, daß für ſie der Pas de Calais nicht exiſtirte, jene Meerenge in ihrer Idee nicht größer war, als der Bach, der England von Schottland trennt. Erſt im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts finden ſich Spuren eines grimmigen Haſſes zwiſchen England und Frankreich. Allein, wie wir oben bei Spanien geſehen hatten, es waren Intereſſen da, die dieſen Haß ſchürten. Frankreichs unkluge Politik nahm die vertriebenen Stuarts in Schutz, unterſtützte die Beſtrebungen des Prätendenten, in deren Gefolge der Katholicismus hätte zurückkehren können. Seither freilich verſpotteten und haßten ſich beide Nationen. Die Revolution und Napoleon hintertrieben jede Annäherung. Aber was folgt hieraus? Daß es immer nur die Intereſſen und Umſtände ſind, keineswegs die angebornen Antipathieen, welche die Nationen gegeneinander in Harniſch bringen. Die Deutſchen haben zur Zeit ihrer Befreiung vom franzöſiſchen Joche ihren Haß gegen Frankreich faſt zur Caricatur gemacht, dieſelben Deutſchen, welche fünfzig und noch dreißig Jahre früher die größten Affen der franzöſiſchen Bildung und Sitte waren.

Nach den Eingebungen des Nationalhaſſes wird es wenigſtens in unſerer Zeit unmöglich ſein, noch die auswärtige Politik irgend eines Staates zu beſtimmen. Oeſterreich und Rußland haben Jahrhunderte lang mit der Türkei im Kampf gelegen, und jetzt nimmt Rußland die Miene des intimſten Freundes der Pforte an; Oeſterreich, das die Entſtehung Griechenlands verhindern wollte, hat es, wie es ſcheint, mit dieſer Freundſchaft wirklich ernſt. Metternich liebt die Türkei.

Gelingt es Preußen und Rußland, ihre auswärtige Politik noch länger auf den Haß gegen Frankreich zu begründen? Haben sich nicht schon in Deutschland die Spuren des übertriebenen Franzosenhasses in dem Grade verwischt, als sich auch in Frankreich, selbst auf der äußersten Linken, die Ansprüche auf das linke Rheinufer milderten! Eine solche Wahrheit, daß Nationen durch Flüsse nicht getrennt, sondern nur verbunden werden, daß also auch der Rhein keine Grenze zwischen Frankreich und Deutschland sein könne, ist stärker und siegreicher, als Vorurtheile, wenn diese auch noch so tief in den Gemüthern stecken.

Vorurtheile und Leidenschaften sterben langsam aus. Wir wollen nicht sagen, daß die Völker unfähig geworden, sich gegen einander zu erbittern; aber der geistigen Wortführer ist es würdig, diese Erbitterung als ein Unglück für die Entwickelung der Freiheit und Aufklärung darzustellen. Auf den Nationalhaß haben servile Publicisten und egoistische Regierungen so viel unwürdige Anmuthungen an den Zeitgeist begründen wollen, daß wir auf der Hut sein müssen, in unsern völkerrechtlichen Beziehungen weniger der Ueberzeugung, als der unbegründeten Leidenschaft des Blutes zu folgen.

Ja, was die auswärtige Politik anbetrifft, so befinden wir uns sogar schon in diesem Augenblick auf einem Uebergange, welchen man sich für die Principien derselben vor zehn Jahren nicht möglich dachte. Die politischen Systeme sind in zwei Feldlager getheilt; hier ist Fortschritt, dort Stillstand das Loosungswort. Jeder geht mit seiner Parthei. Man sollte glauben, auch die Staaten, die ein und dasselbe System haben, müßten Hand in Hand gehen, müßten sich durch Bündnisse stärker machen, um den gemeinschaftlichen Feind zu werfen, müßten überall nach einer vorher getroffenen freundschaftlichen Verabredung einschreiten. Finden wir diese Politik befolgt? Vor der Julirevolution hatte es den Anschein. Jetzt sehen wir wieder, daß sich die Sympathieen ganz anders bestimmen und die Interessen sogar da begegnen, wo man im Uebrigen nicht zum Besten aufeinander zu sprechen ist. So ist zum Beispiel die heilige Allianz durchaus nicht mehr so eng verschwistert, wie damals, als sie zum ersten mal geschlossen wurde

und England, der einzige freie Staat, sich weigerte, ihr beizutreten. Oesterreich ist durch die Napoleonische Zeit so sehr gewöhnt, sich an die Politik der englischen Staatsmänner anzuschließen, daß wir für gewiß annehmen können, es wird jeden einzelnen Titel seiner Interessen allen Paragraphen der heiligen Allianz vorziehen. Eben so gut, wie wir Frankreich mit Rußland conspiriren sehen, um neuerdings die Bestimmungen des Quadrupelvertrags zu hintergehen, ebenso könnte Oesterreich vorziehen, sich mit constitutionellen Staaten zu verbinden, wenn es sich darum handelte, Rußlands Macht im Osten oder im Westen durch Armeen oder durch das Erscheinenlassen von Blaubüchern (Portfolios) zu bekämpfen. Freilich ist dabei unredlich und betrübend, daß sich oft die Staaten nach Außen an Principien anschließen, die sie nach Innen verdammen und verfolgen.

Einer der kostspieligsten Ansätze in den Budgets ist noch immer die Repräsentation der Staaten im Auslande. Die Diplomatie kostet den Völkern ein Heidengeld. Daher finden es auch die großen Reiche für passend, vermögende Staatsmänner für diesen Zweck zu wählen, welche aus eigenen Mitteln hinzuthun, was ihnen der Staat nicht geben kann. Wie könnte Oesterreich dem Fürsten Esterhazy die Mittel geben, um von Tattersall ein Pferd zu kaufen, das einen enormen Preis kostet, die Wette nicht gewinnt und dann von ihm erschossen wird! England scheint bei seinen auswärtigen Gesandtschaften und den Consulaten zum Heil seiner Bewohner von der Voraussetzung auszugehen, daß ihm an einer Repräsentation der englischen Wettrenner und Fuchsjäger nichts gelegen ist. Es besoldet die Consulate und verlangt nur nach dem Maße der von ihm gegebenen Summe die Einrichtung eines passenden Haushalts. England ist der einzige Staat, welcher die Würde der Nation nicht blos in Petersburg und Wien aufrecht erhält, sondern auch in Algier, Tunis, Alexandria und Damascus. Will einmal eine Nation imponiren, so muß sie es den Reisenden als Zufluchtsort, den Handelnden als Beschützerin, allen Fremden als kosmopolitische Gastfreundin. Was würde damit gewonnen sein, wenn englische Gesandte in Wien Wetten machten, die der österreichi-

schen Aristokratie Ehrfurcht vor ihm einflößten? Der englischen Nation kann die Billigung der ungarischen Magnaten gleichgültig sein; in die Neigung des Volkes, in die Stimmung der öffentlichen Meinung soll ein Staat sein Netz auswerfen und sich da eine seinen Interessen gemäße Würdigung zu erobern suchen. Dies geschieht weit besser, wenn England einem Gesandten statt 10,000 Pfund nur 5000 giebt und die andere Hälfte an zehn, die englischen Interessen in entlegenen Gegenden wahrende Consuln vertheilt.

Die gegenwärtige europäische Diplomatie ist theils aus Gentlemen, theils aus Polizeispionen zusammengesetzt. Wenn man nicht gerade ausgezeichnete Staatsmänner zu Gesandten macht, wie Talleyrand und Pozzo di Borgo, so müssen die bessern Elemente und die Spione dazu dienen, mit der Aristokratie des Landes, wo sie ihren Sitz aufschlagen, zu wetteifern, bei den Thorheiten des Auslandes die Thorheiten des Inlandes zu vertreten, Wettrennen mitzumachen, glänzende Diners zu geben und wo möglich sich den Principat in der fashionablen Welt anzueignen. Die Ostentation muß sich von der Toilette des bevollmächtigten Botschafters bis zur Livree seiner Dienerschaft erstrecken. Seine Pferde müssen die theuersten, seine Hunde die gewandtesten sein. Er braucht sich weit weniger mit dem politischen System der fremden Staatsmänner zu beschäftigen, als mit deren Frauen, Diners, Livreen. Leichtsinn, den etwa ein Envoyé in Wien oder Berlin entwickelt, setzt seine Constituenten nicht in Besorgniß. Bedenklich wird nur, wenn sie hören, daß der Gesandte ein großer Spieler ist. In diesem Falle kann die edelste und genteelste Figur nicht mehr für sich einstehen; denn hat einmal das Spiel die Form der Leidenschaft angenommen, so zieht es den ganzen Menschen in seine Sphäre herunter, lenkt alle Triebfedern seines Handelns auf die Hoffnung des Gewinnes oder wenigstens den auf Aerger, daß man verliert; man greift, um das Glück zu betrügen, pour corriger la Fortune, wie der Spieler sagt, nicht selten nach verzweifelten Mitteln und kann überhaupt nicht für sich selbst, noch weniger für die Würde seines Staates gutsagen. Wenn ein Cabinet hört, daß sein Botschafter ein Spieler geworden, so sollte es

Fennimor.

Aus Douglas-Caſtle?

Scott

(erbricht den Brief und lieſt in Aufregung).

„Mein verehrter Herr Doctor, ich beſchwöre Sie, und ſollte die Nacht hereinbrechen, einem theuern Menſchenleben zu Liebe noch heute zu uns herüber zu kommen! Vergeben Sie die ſchlichte Ausdrucksweiſe einem des Schreibens ungewohnten Manne! Holiday, ich zittere, es dem Papiere anzuvertrauen, Holiday erſcheint mir immer mehr in dem Lichte, das Ihr Scharfſinn auf ihn geworfen hat. Bedenken Sie: Er iſt der Einzige, der durch des Lords Tod gewönne!“

Fennimor

(begleitet das Vorleſen des Briefes mit den entſprechenden Ausdrücken ihres Gefühls).

Entſetzlich!

Scott (fährt fort).

„Ich glaube nicht, daß er dem Lord die mir abgedrungene Entdeckung vom gewaltſamen Tode des Vaters verrathen hat —“

Fennimor.

Wie?

Scott.

„Aber er hat Befehl gegeben, den Pavillon zu öffnen, hat ihn dann, als ich mich weigerte, mit Gewalt ſelbſt öffnen laſſen. Das Aufſehen, das dieſe Handlung machte, kann nicht verfehlen, auch die Aufmerkſamkeit des Lords zu wecken. Was aber mehr, als Alles, mich beunruhigt, iſt eine Aeußerung, die

ihn von einer Stelle abberufen, die derselbe auf würdige Weise nicht mehr ausfüllen kann.*)

Nun, wenn die Diplomatie etwas anderes wäre, als das Treiben eines Roué innerhalb einer Gesellschaft, die sich amüsiren will, was würde sie zu beobachten haben? Wir wollen annehmen, daß nicht alle Gesandte nur deshalb in's Ausland gehen, um ihr Vermögen durchzubringen. Sie sollen eine Politik verfolgen, die über die nichtigen Dinge, die neuen Moden in Paris, hinausgeht, sie sollen Instructionen haben. Talleyrand hat von einem Diplomaten, den Napoleon nach Konstantinopel schicken wollte und der ihm mißfiel, gesagt: „Er versteht nicht einmal das Alphabet der Politik." Was hat der verschlagene Ulysses der Diplomatie unter dem Alphabet der Politik verstanden? Jedenfalls die Principien Macchiavell's, die Politik, die von dem Satze ausgeht: es ist nicht alles Tugend, nicht alles Verbrechen, was man dafür zu halten geneigt ist; ein ehrlicher Mann muß unter Schelmen entweder selbst ein Schelm werden oder zu Grunde gehen u. s. w. Man sollte eine neue Anleitung zur Politik unseres Jahrhunderts mit specieller Anwendung auf die Verhältnisse der Gegenwart schreiben und diesem Buche den Titel Till Talleyrand geben. Es könnte sich darin Menschenbeobachtung und Satyre aussprechen. Ein solcher Codex der geheimen Umtriebe unserer Zeit, der aristokratischen und demokratischen, der monarchischen und republikanischen, der Priester- und Laienschliche könnte denen, welche das Meer der Oeffentlichkeit beschiffen wollen, ein warnender Pharus sein, so daß die Betrügenden durch diese Offenbarung ihrer Kunstgriffe manchmal die Betrogenen würden.

Wie würde ein Schüler Talleyrand's in London auftreten? Gesetzt, er ist Franzose, gewandt, fashionable, vermögend, mehr oder weniger noch nicht abgenutzt, ein Diplomat, der nicht blos die Stutzer seines Vaterlandes, sondern auch die Stützen desselben repräsentiren will. Daß er Bälle giebt, daß er sich im Um-

*) Diese Stelle wurde unter den Augen des aus mehr als dreißig Diplomaten bestehenden Bundestages geschrieben. Veranlassung dazu fand sich genug.

gange, wie man zu ſagen pflegt, als bon garçon offenbart, von den Frauen bevorzugt wird und wenigſtens die weibliche Seite aller Partheien für ſich hat, das mögen die unerläßlichen Vorausbedingungen ſein. Fuchsjagden, Wettrennen, zerſchmetterte Cabriolets, todtgeſchoſſene Pferde, Hahnenkämpfe, davon braucht bei Talleyrand nicht die Rede zu ſein. Talleyrand wird immer nöthig haben, zuerſt das politiſche Leben Englands zu ſtudiren, ſich zu vergewiſſern, auf weſſen Seite ſich die Wage der Partheien neigt. In Frankreich wechſeln die Miniſterien oft, ohne daß die Syſteme verändert werden; in England wechſeln nicht nur die Syſteme, ſondern eine neue Parthei mit neuen Principien und Sympathieen erſetzt die geſtürzte alte. Muß nun Frankreich nicht Intereſſen haben, welche ſich gegen England unter allen Partheiumſtänden gleich bleiben; oder richtiger ausgedrückt: giebt es in Frankreich ein Intereſſe, das ſo gut den Whigs wie den Tories gegenüber aufrecht erhalten werden müßte? Allerdings! Das iſt die Selbſtſtändigkeit beider Nationen, das Handelsintereſſe, das ſich nie den Wünſchen der Engländer anſchließen wird, Beziehungen zur Schweiz, Deutſchland und Italien, Protectorat über Belgien, die Grenze Spaniens, Algier, die Türkei. Müſſen nun dieſe Intereſſen ſchroff gegen die engliſche Politik hingeſtellt und immer vom einſeitigen franzöſiſchen Lichte beſchienen werden? Um's Himmels willen nicht! Die Kunſt muß darin beſtehen, alle dieſe Fragen ſo zu wenden, daß England ſich an ihnen mitintereſſirt glauben muß. Man muß England zwingen können, gegen ſeinen eigenen Vortheil auf der einen Seite in eine falſche Stellung zu gerathen und ſich auf der andern durch die Bundesgenoſſenſchaft Frankreichs gefördert zu glauben. Suchen Sie Alles aufzubieten, heißt die Talleyrand'ſche Inſtruction, daß England nie außer Athem kommt; immer muß es im Feuer ſein, da ſich nur der Unthätige zu beſinnen Zeit hat und ſich, ehe er handelt, an Anfang, Mittel und Ende zu denken Zeit nimmt, hingegen der Thätige nur den Augenblick zu gewinnen ſucht und wenigſtens die nächſten Schritte um ſich her klar und deutlich macht. Haben Sie England erſt ſo weit in Athem gebracht, daß es zwiſchen zwei

Uebeln das kleinere wählen muß, so wird es sich, so lautet die Instruction, zwar immer gegen unsere Interessen zu verwahren suchen, aber sich doch in einer Tretmühle befinden, die lediglich dazu dient, jene Maschine in Bewegung zu setzen, auf welche wir unser Korn aufgeschüttet haben! Das erste und Hauptmittel, die französischen Interessen in England zu wahren, ist dies, sie mit den zunächst nicht gegen Frankreich gerichteten englischen zu verbinden. England hat der Zielpunkte seiner Bestrebungen vielleicht weniger als Frankreich, weil es durch seine Lage so unendlich begünstigt ist; allein auf jene Passagen, die es schützen muß, darf es nicht blos mit dem Finger zeigen, sondern muß die ganze Faust darauf legen. Jetzt ist die französische Politik die, all' den Stützpunkten, die England bedarf, um fest auftreten zu können, in aller Stille französische Interessen unterzuschieben, so daß, wenn Englands stolzestes Linienschiff mit vollen Segeln auf die Höhe einer noch ziemlich entlegenen Zukunft hinausfährt, Frankreichs kleine Schaluppe von ihm in's Schlepptau mitgenommen wird, um seine Zwecke, z. B. Schutz der lateinisch-römischen Sache, mit zu verfolgen. England ist mit seiner französischen Allianz auf die Zukunft bedacht, Frankreich weiß davon einen Vortheil für die Gegenwart zu ziehen. So war es in der orientalischen, so in der spanischen Frage. Die Talleyrandistische Politik geht stets darauf hinaus, die Bundesgenossen in's Feuer zu schicken, um die Kastanien zu holen und dem Andern das Verbrennen der Finger zu ersparen. Frankreich mische nur recht viel Bewunderung der englischen Politik und Staatsmänner in seine eigenen Umtriebe, so werden diese letztern thöricht und eitel genug sein, sich von ihm düpiren zu lassen. Der Bewunderung seiner Institutionen, seiner Manieren widersteht kein Engländer. Je mehr der Gesandte geizt, in die Classe der Exclusiven aufgenommen zu werden, desto enger zieht sich das Band der Freundschaft. Spielt er gar noch mit Lord Grey Schach oder trägt er eine Cravatte, von welcher man glauben könnte, daß sie Lord Palmerston eben abgelegt hat, weiß er seinen Russenhaß weniger nach dem brandigen Moskau, als nach dem englischen Moschus, der sich vor dem Geruch der Russen schützen will,

duften zu machen, so hat er das Vorurtheil der englischen Aristokratie erobert und kann jenen, geschichtlich genommen lächerlichen Satz, daß England und Frankreich natürliche Verbündete seien, wie kleine Münze fortwährend aus der Tasche werfen. Die Whigs überdies kirrt man mit der Deputirtenkammer, die Tories mit jenen Pairs, die in Paris vornehmeres Blut besitzen wollen, ohne — es vererben zu können. Um den Pöbel mit seinem radikalen Franzosenhasse nicht durch das französische Handelssystem noch mehr aufzureizen, schickt man zuweilen einen Dupin oder sonst einen französischen Bowring über den Canal, läßt ihn mit offnem Munde durch Englands Fabrikstädte laufen, die Maschinen und Eisenbahnen anstaunen und mit einer lauten Lobrede der englischen Volksgröße sich in Dover wieder einschiffen. Ist ein solcher Charlatan in Calais angekommen, so lacht er John Bull aus und hebt auch nicht einen einzigen der prohibitiven Ansätze seines Tarifes auf. Man schmeichle den Engländern, man verwirre sie in ihren eigenen Interessen, und sie verstehen sich zu einer Quadrupelallianz, die von Louis Philippe längst an Rußland verrathen ist und von den französischen Ministern auf der Tribüne selbst ironisirt wird. So war das Verhältniß Frankreichs zu England damals, als Talleyrand durchaus nicht mehr von London wegzuescamotiren schien

Weit zusammengesetzter ist die Diplomatie Rußlands. Rußland und überhaupt die nordischen Staaten wollen eben so wohl die Integrität ihrer abgesonderten Interessen erhalten, als jene conservativen Grundsätze, über welche ihre eigenen Staatsgebäude aufgeführt sind. Wenn wir oben sagten, daß die Diplomatie nach unten hin sich mit der Polizei verbindet, so ist es hauptsächlich Rußland und sein conservativer Anhang, der sich nicht blos mit der Regierung des Landes, wo die Herren beglaubigt sind, sondern mit der Stimmung des Volkes beschäftigen soll. Die Instruction eines russischen Gesandten in Paris ist ganz besonders verwickelt. Da soll der Unglückliche nicht nur jenes Gleichgewicht der allgemeinen europäischen Politik im Auge haben, das den Katechismus der politischen Weisheit bildet; er soll nicht nur den Frieden als erwünscht und den Krieg als keineswegs gefürchtet darstellen, nicht nur

über den innern Partheigeiſt und die Fortſchritte der Demokratie ſeine ſchwarzen Regiſter führen, ſondern auch Rußlands moraliſche Stellung, den Grad ſeiner Cultur, die ſittliche Bildung der Moskowiter, die Aufklärungsbeſtrebungen der Regierung gegen die Entſtellung der polniſchen Flüchtlinge und gegen das Gerücht überhaupt, das Rußland durchaus außer dem Bereich der Civiliſation ſetzen will, vertreten. Kann es eine ſubtilere Rolle geben, als die, welche Pozzo di Borgo in Paris ſpielte? Selbſt ein Franzoſe, ſelbſt ein Republikaner, opferte er ſeine Geburt und Ueberzeugung einem Ehrgeize, der mit der Größe Napoleon's wetteifern wollte. Er tritt in ruſſiſche Dienſte und ſchwingt ſich allmälig während des Krieges zum Diplomaten des Feldlagers auf. Er wird Günſtling und Hauptbeförderer jener politiſchen Vielſeitigkeit, die ſich der Staatsmänner Rußlands bemächtigt zu haben ſcheint.

Rußland hat drei Schulen der auswärtigen Politik gehabt. Die erſte iſt die einſeitige der alten Bojarenpolitik, die Politik Paul's und ſeiner Gemahlin, welche hohe Dame als Kaiſerin-Mutter noch unter Alexander einen Wirkungskreis behauptete und die ruſſiſche Nationalität durch Abſonderung, nicht durch Vermiſchung mit dem übrigen Europa zu heben ſuchte. Dieſer Parthei hielten die Sympathieen des aufgeklärten und menſchenfreundlichen Alexander das Gegengewicht. Alexander ſuchte ſeinen Stolz darin, Rußland auf das Niveau jener Bildung zu bringen, welche die übrigen europäiſchen Staaten auszeichnet; Alexander gehörte jener Schule der politiſchen Aufklärung an, die im vorigen Jahrhundert in Schweden, Oeſterreich, Rußland, Portugal, Spanien und Savoyen das Licht gegen die Finſterniß der Ariſtokratie und Geiſtlichkeit zu ſchützen ſuchte. Er war ſo von modernen Anſchauungen beherrſcht, daß er die Verkettung der Umſtände beklagte, die ihn zwang, gegen einen Helden Krieg zu führen, den er hochſchätzte. Die Freundſchaft, mit welcher Napoleon in Erfurt von Alexander begrüßt wurde, war keine erheuchelte. Sie beruhte, wenn nicht auf Achtung vor dem militairiſchen Talent des Kaiſers, doch auf jenem richtigen Blicke, mit welchem Alexander den Lauf der Ereigniſſe von der Re-

volution an zu beurtheilen wußte, auf jenem warnenden Kassandrablick, der es später für ein Unglück hielt, Frankreich wieder an die Schwäche der Bourbonen zu überliefern und der den ersten besten General, einen Bernadotte, einen Moreau lieber an der Spitze der Franzosen gesehen hätte, als den verhätschelten Enkel des heiligen Ludwig. In Alexander lagen zwei Seelen, die eine wollte die Freiheit, die andere wollte bei dem Siege derselben doch Niemanden verkürzen. Eine bekannte religiöse Stimmung verknüpfte später beide Richtungen, so daß man sich den Widerspruch erklären kann, wie zur Ehre Gottes Rußland im Süden die Flammen des griechischen Aufstandes schürte und im Westen zur Ehre Gottes dieselbe Revolution bekämpfte.

Zu der alten Bojarenpolitik gesellte sich eine zweite Tendenz, die vor Nesselrode repräsentirte verschlagene Unterhandlung. Dennoch brachte die diplomatische Schachspielerei die an den Namen Capo d'Istria sich anschließende Politik der Befreiung des Orients und der europäischen Türkei. Als sich diese Richtungen zum ersten Male in Bewegung setzten, gab ihnen nicht blos der Egoismus den Stoß, sondern im Anfang in der That eine Idee von Menschenwürde und von Rechten der Nationen und der Geschichte. Später erlosch doch wol diese jugendliche Röthe auf den Wangen der russischen Diplomatie und es blieben nur zurück die Handgriffe einer Routine, die ungemein vielen Esprit verbraucht, aber leider nur zu retardirenden Zwecken. Graf Nesselrode, der gegenwärtige Kanzler des russischen Reiches, ist der Schöpfer jener russischen Diplomatie, welche durch Contrast in Erstaunen setzt. Das Juchtenthum und die „nordische Barbarei" sind hier verschwunden. Aus dem Cabinet von St. Petersburg geht eine Menge kluger Wendungen von Routine und Talleyrandistischer Nachahmung hervor. Nesselrode schuf diese Diplomatie, indem er die von uns oben berührten halb bojarischen, halb jacobinischen Extreme, in welche die russische Politik hätte ausarten können, überflügelte und namentlich durch seine Berührungen mit Metternich jenes Gleichgewichts Herr zu werden suchte, welches die Diplomatie zu einer wechselseitigen Abwägung von mehr oder minder Klugheit gegen mehr oder

minder Aufrichtigkeit macht. Die Schule Neſſelrode's zeichnet ſich durch ein Talent der Unterhandlung aus, zu welcher ſich der leidenſchaftliche Particularismus der Bojarenpolitik nie würde haben herbeilaſſen können. Pozzo di Borgo kannte das Terrain, die Menſchen und die Verhältniſſe, und hatte mit viel Begabung Rußlands Intereſſen gegen die Undankbarkeit der Reſtauration, gegen die Feindſeligkeit der Partheien, gegen die Julirevolution und die „Umtriebe" der polniſchen Flüchtlinge zu vertreten gewußt.

Das Band zwiſchen St. Petersburg und Paris, immer über das nichtsſagende Deutſchland hinweg, wurde faſt zu eng. Pozzo di Borgo, der ruſſiſche Botſchafter, fiel, weil er ſich ſo weit in die Pariſer Tagesdebatte eingelaſſen und dadurch Rußland in ſo nahe Berührung mit dem Gewirr der Partheien gebracht hatte, daß ſich Petersburg nach Paris verſetzt glauben mußte und man beinahe hätte annehmen ſollen, in Paris exiſtirte eine vollkommen organiſirte ruſſiſche Politik und Journaliſtik. Rußland war immer im Vordergrunde. Rußland war eben ſo erhitzt, jähzornig, eilfertig, eben ſo paſſionirt für die kleine Intrigue, wie Thiers und die Tuilerien. Rußland beſticht, Rußland beſoldet, Rußland ſchreibt ſogar in Pariſer Blättern; glauben mußte man das wenigſtens, wenn man auch nur die Schatten des Gerüchts und nicht die dabei handelnden Figuren ſah. Herr Löwe-Weimars, der plötzlich aus den kleinen Streitigkeiten der Journaliſtik nach Petersburg ging, um von dort eine beſſere Meinung über Rußland zu verbreiten, wurde dieſer von ſeinem eigenem Ehrgeiz dorthin getrieben oder wurde er von Thiers geſchickt oder wurde er von Neſſelrode verſchrieben? Dieſe franzöſiſchen Reiſen nach Rußland fingen ehrenvoll für das bewußte Land an, fielen aber durch Cüſtine plötzlich im Preiſe.

Seit Pozzo di Borgo's Quieſcirung haben ſich in der ruſſiſchen Politik einige Veränderungen ergeben, die deutlich zu Tage liegen. Die Politik dieſer großen Macht hat ſich, mit einem Worte zu ſagen, vereinfacht. Pozzo di Borgo's Vorliebe war es, zu trennen, zu vervielfachen und ſich zu weit hinaus zu wagen, hinaus ſelbſt in ein Feld, das man nicht betreten ſollte, wenn man nichts zu repräſentiren hat, als

einen energiſchen, drohenden Willen, eine ſogenannte Velleität. Pozzo di Borgo erfaßte Rußland mehr als Idee, denn als Wirklichkeit, die er ſelbſt, der Paris nicht verließ, nur aus der Vorſtellung kannte. Dieſer Diplomat war vollkommen geeignet, die ſtumme Größe Rußlands in einer Zeit zu repräſentiren, wo die Macht, welche in Frankreich herrſchen und ſich befeſtigen ſollte, ſo zahlloſen Intriguen, einer ſo zerſplitterten Anfechtung unterworfen war. Später mochten dieſe verſchlagenen Andeutungen, daß Rußland heute dies wolle, morgen jenes zurückweiſe, hier drohe, dort warne, dieſe eigenthümlichen kleinen Intriguen Pozzo di Borgo's mehr Beziehungen zwiſchen Frankreich und Rußland erzeugt haben, als dem Cabinet von St. Petersburg erwünſcht war. Es iſt in der Politik, wie im Gebrauch der phyſiſchen Kraft; je mehr Concentration, deſto mehr Energie. Ein Fechter, der tänzelt, ermüdet und muß dann alle ſeine Vortheile an den, der ſtill ſtand, wieder abtreten. So lange Pozzo di Borgo in Paris am Ruder war, konnte die franzöſiſche Preſſe mit Recht die Meinung verbreiten, daß ſich Rußland fortwährend damit beſchäftige, auf jeden ihrer kleinen Umtriebe, auf jede ihrer Verdächtigungen in allen Formaten zu achten.

Des Fürſten Metternich Syſtem, übertragen auf die Berührung mit fremden Staaten, läßt vermuthen, daß es von Mißtrauen gegen Alles geleitet wird, was vom Volke kommt; daß es alſo nicht blos gegen den Partheigeiſt, welcher die Einheit mancher Staaten zerſplittert, ſondern auch gegen dieſe Staaten ſelbſt, wenn ſie auf das Princip der Volksſouverainetät gegründet ſind und ſogar gegen die königliche Prärogative, wenn dieſe vom Volke eingeſetzt, gerichtet iſt. Dennoch ſchließt dieſe unwandelbare Theorie der öſterreichiſchen Politik die Anerkennung der Geſchichte und gewiſſer unabänderlicher Thatſachen nicht aus. Oeſterreichs auswärtige Stellung iſt negativ, ſie negirt aber die Revolution nicht, wo ſie einmal fait accompli iſt. Das iſt der Unterſchied der öſterreichiſchen Diplomatie von derjenigen, welche wir von andern autokratiſchen Staaten befolgt ſehen, daß Oeſterreich Thatſachen, die ſich in Europa *geltend* zu machen wußten, immer anerkannte, daß Oeſterreich zwar die Fortſchritte der

Revolution bekämpft, überall wo es kann, aber ſich darum nicht abmüht, die Revolution ſelbſt zu bekämpfen, ihr Princip, ihren Urſprung. Was will Fürſt Metternich? Die Revolution iſt da, ſie hat Terrain in unſern Gemüthern gewonnen, all' unſere Begriffe ſind von ihr getragen; durch Napoleon hat ſie den meiſten autokratiſchen Staaten als Dünger zu neuer Umackerung dienen müſſen. Man verliert nur Zeit und Mühe, wenn man die Scherben des zertrümmerten Rieſenbildes wieder aufſuchen und vergraben will. Was einmal da geweſen iſt, bleibt, die Geſchichte thut nichts umſonſt; ſie wird ſich hüten, irgend eine ihrer großen Thaten, ja ſelbſt irgend eines ihrer großen Verbrechen preis zu geben und zu verleugnen. So dachte auch Oeſterreich damals, als es des Kampfes mit Napoleon müde wurde und ſich Kaiſer Franz entſchloß, dem corſiſchen Advocatenſohn ſeine Tochter zur Frau zu geben.

Der Zufall hat mich gelegentlich mit jener öſterreichiſchen Diplomatie in Berührung gebracht, welche zwiſchen der höheren und der polizeilichen Beſtimmung derſelben in der Mitte liegt. Ich werde ſagen, was ich darüber gehört habe und was ich glaubte, darauf antworten zu müſſen. „Wir denken um keinen Preis daran," hieß es, „die Richtungen, welche das Ausland nehmen will, nach unſerm Compaß zu lenken. Wir betrachten das engliſche Parlament als die organiſche Nothwendigkeit einer auf hiſtoriſchem Boden gewachſenen politiſchen Aufklärung. Wir ſehen die Deputirtenkammer in Frankreich, die Journale, die Nationalgarde zum größten Theil als ein Spielzeug an, das den Leichtſinn der Franzoſen beſchäftigen muß, das auch im Nothfall ſtark genug iſt, um nicht ſogleich durch bloßen Uebermuth zerbrochen zu werden, als Inſtitutionen, welche Vollkommenheit genug beſitzen, um nicht durchaus der Tadelſucht zu verfallen, und auf der andern Seite Fehler genug, um dem unruhigen Neuerungstriebe jener Nation als ableitender Stoff entgegenzukommen. Was läßt ſich gegen Spanien thun? Es vertheidigt mit unbeſiegbarer Hartnäckigkeit alles dasjenige, wofür ſich der Eigenſinn dieſes Landes einmal erklärt hat, und Europa kann froh ſein, wenn

auf der pyrenäischen Halbinsel wenigstens Ordnung und Humanität herrschen, mag sie nun von Don Carlos oder der Königin gehandhabt werden. Wir unterstützen den ersten, wendet man ein, wir schicken ihm über Triest bedeutende Summen; wir verweisen Dom Miguel nicht aus Italien, wir nehmen die von der Volksrache gestürzten Könige in unsere Grenzen auf und lassen sie großmüthig bei uns sterben und mit Pomp in der Gruft unserer Fürsten beisetzen. Das sind Dienstleistungen, denen wir uns nicht entziehen können, die einmal von den Anhängern der Reaction eben so bestimmt in Anspruch genommen werden, wie sich etwa politische Flüchtlinge an geheime Comitees zu wenden brauchen, um existiren oder irgendwo einen verzweifelten Schlag ausführen zu können. Wir retardiren, das ist wahr, aber weder im Interesse der Vergangenheit noch der Zukunft, sondern einzig dem status quo zu Liebe. Wir verstehen unter Status quo nicht die gegenwärtige Weltlage, sondern nur den bei der Flucht der Erscheinungen unbeweglich ruhenden Pol, die Einheit, die Sicherheit des Momentes, die Portion Luft, die man der Menschheit lassen muß, um zu athmen, der Gesellschaft, um fröhlich und guter Dinge zu sein, den Staaten, um ein gutes Beispiel zu geben und sich für das Bessere oder Schlechtere zu entscheiden, den Politikern endlich, um sich nach der Constellation der Umstände einzurichten und die Stellung einzunehmen, welche sie mitten in der Verwirrung glauben behaupten zu müssen. Wir wahren die Interessen der Conservativpartei nur deshalb, um die Geschichte von einem sich überstürzenden Fortschreiten abzuhalten. Ohne ein Gleichgewicht des Für und Wider, ohne die Elasticität der Discussion und des Kampfes wird es niemals Wahrheit, nie einen Sieg derselben geben. Warum hat sich von je unsere Politik an England gehalten? Weil in keinem Lande dem natürlichen Fortschritte der Aufklärung so viel organische Hemmnisse gegenüberstehen, als dort, weil kein Volk seine Gedanken durch so viel Siebe hindurchtreiben muß, als das englische."

Der Eingeweihte, von dem ich spreche, fuhr fort: „Oesterreich ist weit mehr dazu aufgelegt, zu unterhandeln, als zu streiten, weit eher zu vermitteln, als zu entzweien. Oester-

er gegen ſeinen Reiſegefährten wagte: In einigen Tagen wäre Lord Douglas nicht mehr unter den Lebenden!"

Fennimer.

Wehe!

Scott.

„Marſten, ein geckenhafter, aber gutmüthiger Menſch, plauderte mir befremdet Holiday's Aeußerungen aus, und nun beſchwör' ich Sie, edler Mann, eilen Sie zu uns herüber, bedenken Sie: es iſt heute der dreizehnte November. Ihr gehorſamer und ergebener Trilbie."

Fennimer.

Was werden Sie thun? Was iſt mit dem dreizehnten November?

Scott.

Mylady, Sie werden mir folgen!

Fennimer.

Nach Douglas-Caſtle?

Scott.

Sie kennen Holiday. Iſt er Arthurs Freund?

Fennimer (ſinnend).

Um Arthurs Bild — in mir zu verwiſchen, hat er ihm — die entſetzlichſten Dinge nachgeredet —

Scott.

O, die größten Mordthaten ſind die, die ohne Blut am Geiſt, die Verbrechen, die ſcheinbar nur in Worten begangen werden!

reich will die Revolution nicht unterdrücken, sondern aufhalten, aufhalten um jeden Preis. Es ergreift zu diesem Zweck alle nur möglichen Mittel, die ihm eigener und fremder Witz an die Hand geben. Oesterreich kann, weil es das geistige Princip im Lande sich nicht wie einen stolzen Baum ausbreiten und sich im majestätischen Bewußtsein seiner fruchtreichen Aeste wiegen lassen kann, nur über wenige Talente gebieten. Oesterreich nimmt eine gewandte Feder in Sold, doch unterscheidet sich Oesterreich in der Art, wie es eine solche Feder gewinnt, z. B. von Rußland. Rußland läßt sich aus Paris einen Journalisten kommen; dieser tritt in Petersburg mit allen Extravaganzen seines romantischen Glaubensbekenntnisses auf, kann nur französisch, verleugnet nicht eine einzige seiner Pariser Gewohnheiten, heirathet eine reiche Erbin und kehrt nach Paris zurück, um ein Buch über Petersburg und Moskau zu schreiben, das drei Monate besprochen wird und dann der Vergessenheit anheim fällt. Rußland hat besoldete Schriftsteller in Paris, London, Frankfurt, in Athen. Sie waren niemals in Rußland, sie bekennen sich nicht öffentlich für Rußland, sie abstrahiren nur ungefähr das russische Interesse bei den auftauchenden politischen Fragen, stehen ohne Controle und cassiren alle Quartale ihre Wechsel ein. Mit solchen Diensten giebt sich Oesterreich nicht zufrieden. Oesterreich verlangt entschiedene Hingebung; es will nicht blos die Feder, sondern den ganzen Menschen, es will nicht blos seine Meinungen, sondern sein ganzes Leben gewinnen. Rußland weiß zu gut, daß wenn ein griechisch-getaufter Bojar seine Interessen im civilisirten Europa vertreten wollte, er von niemand würde angehört werden. Oesterreich verlangt den Eid auf die Fahne des habsburgischen Hauses. Die Officiösen müssen nicht den Anschein haben, als wollten sie vermitteln, sondern sie müssen den Gegensatz mit derjenigen enthusiastischen Schroffheit ausdrücken, die sogar manche ihrer Anhänger bewog, das protestantische mit dem katholischen Glaubensbekenntniß zu wechseln. Förmlich auf den Kopf muß sich der Schriftsteller stellen, der öffentlich für Metternich schreiben will. Gentz, Schlegel, Adam Müller, Jarke, Hurter sind die Beispiele, die man befolgen soll. Oesterreich ist eifersüchtig auf die

richtige Beurtheilung seiner politischen Stellung. Es liebt vom gewöhnlichen Duft absolutistischer Tendenzen befreit zu werden und erfreut sich auch größtentheils durch ein klug angelegtes Im-Schach-Halten vorstrebender literarischer Köpfe und Partheimänner einer weit nachsichtigeren Beurtheilung als mancher andere Staat, der, freier Verfassungsformeln ermangelnd, doch in Kunst und Wissenschaft vor Oesterreich voraus ist. Glauben Sie, daß Oesterreich rachsüchtig ist, daß es die Revolution im Auslande mit bureaukratischer Beamtenstrenge bestraft wissen will? Ich könnte Ihnen Beispiele von Toleranz mittheilen, wenn dieselben nicht dem Horizont der Politik, an welchen Sie gewöhnt sind, zu fern lägen und durch ihre Veranlassungen zu kleinlich wären."

Ich erwiderte: „Ihre Enthüllungen sind für mich so neu, daß Sie mich schon darum entschuldigen müssen, wenn ich dagegen nach meiner Erfahrung einige Bedenken äußere. Ich glaube, daß der Staat, welchen Sie soeben beredt vertheidigt haben, es weit mehr vorzieht, die Revolution zu verwirren, ihre Glieder sich untereinander selbst bekämpfen zu lassen und dann der öffentlichen Meinung eine Moral vorzuhalten, die noch etwas weiter zurückgeht, als bis zum Status quo. Es ist ein verführerisches Wort: „Wir sind im Grunde so liberal wie ihr auch, wir wollen nicht Vernichtung, sondern nur Hinhaltung!" Welches ist zuletzt der Sinn dieser Erklärung? Daß wir nach wie vor Diejenigen bleiben, die wir waren. Ich glaube nicht an Ihre Mäßigung und Toleranz, die Sie für Ihren Staatsmann reclamiren. Man muß sich auf Werke, nicht auf Worte verlassen!"

Noch ein charakteristisches Kennzeichen der österreichischen Diplomatie will ich nennen. Die habsburgische Politik hatte von jeher etwas Katholisches, sie war ein weltlicher Katholicismus, eine weltliche Hierarchie. Die Diplomaten sind die Mönche dieser Hierarchie. Dieser Vergleich, den wir auszuführen dem Leser selbst überlassen, ist so zutreffend, daß selbst das Cölibat bei einem österreichischen Diplomaten lieber gesehen wird, als seine Verheirathung. Dieselben Gründe, die den Papst bewogen, im Interesse der einigen Kirche dem Priester die Ehe zu verbieten, haben auch bei der österreichi-

ſchen Diplomatie entſchieden, daß eine über Europa verbreitete Kette von Garçons jene Abſonderung, ſchnelle Vereinbarkeit und Gleichgültigkeit gegen feſſelnde Lebensbedingungen befördert, die dem Weſen der öſterreichiſchen Diplomatie am vollkommenſten zu entſprechen ſcheint.

Genug hievon! Steigen wir aus der Sphäre der bevollmächtigten Miniſter, außerordentlichen Geſandten, Botſchafter, Chargés d'affaires u. ſ. w. zu einem Legationsſecretär des neunzehnten Jahrhunderts herab.

Es war vor zehn Jahren, daß mich eine verwickelte Angelegenheit zwang, die Behörden einer deutſchen Legation anzugehen. Es war in einer kleinen Reſidenz. Der Geſandte wohnte in einem neu angebauten Ende der Stadt. Aber er war verreiſt. Man wies mich an den in der Nähe wohnenden Secretär. Der Name deſſelben war ſo ſchwer und ſtolz, wie der jenes irländiſchen Pairs, welcher ſich rühmte, „mein Geſchlecht ſtammt in gerader Linie von Adam her.“ Ich erwartete die Bekanntſchaft eines jungen, geiſtreichen Cavaliers, dem man noch einſt bei fortgeſetzter Carriere auf den höhern Staatsſtellen begegnen könnte. Obſchon das letztere nicht unwahrſcheinlich iſt, ſo bin ich doch von der erſten Annahme auf horrible Weiſe enttäuſcht worden. Ich betrat das Haus des jungen Diplomaten; ein wandernder Krämer mit Herren-Toilettenartikeln begegnete mir ſchon auf der Treppe, darauf eine alte Wäſcherin, die ein ſauber gelegtes Briefchen trug. Auf dem Vorplatz balgten ſich Hunde; ein Bedienter, der ſich ſchnell ſeine Livree überwarf, um ein herrſchaftliches Ausſehen zu bekommen, erwiderte mir, daß ſein Herr unwohl ſei, doch wolle er ihn fragen, ob ich ihn ſprechen könnte. Nach einer Weile erſchien er und erklärte, daß es dem Herrn Grafen eine Ehre ſein würde. Dieſen traf ich denn auch in einem der entlegeneren Zimmer. Ein blutjunger Mann, über und über blond, mit einer leiſen und fliegenden Röthe über dem zart geſchnittenen Antlitz. Ein Schatten auf der Oberlippe deutete an, daß ſich dort etwas wie ein Bart befinden ſollte. Was mir zunächſt auffiel, war die poſſierliche Tracht des jungen Mannes; er trug einen dünn und enganliegenden weißen kurzen Rock, der kaum die Hälfte des

obern Beines bedeckte; rings um die Taille herum war derselbe in die saubersten Falten gelegt, die Beinkleider waren roth und so weitbauschig, wie bei einem Kosaken. Dazu trug der junge Palmerston gelbe Stiefel und um den Hals einen Shawl von blauer Farbe. Ich hätte glauben können, mit einem Kunstreiter zu verkehren. Von diplomatischen Verhältnissen hatte er, glaube ich, weniger Kenntnisse als vom Reiten. Er konnte mir nicht den unbedeutendsten Aufschluß über die Angelegenheiten geben, über welche ich ihn sprechen wollte. Großer Gott! dachte ich, dieser junge Mann nistet sich in den Combinationen der Staatsmänner als eine disponible Größe fest, gelangt zu einer höhern Stelle, lernt gewisse Routinen, hört täglich gewisse Gemeinplätze und kann am Ende noch einst dazu kommen, daß er für die Interessen eines ganzen Volkes sorgen muß, derselbe junge Mann, der bis jetzt nur noch die Kunst versteht, Hunde zu dressiren und sich ein Costüm zu erfinden, das an Kunstreiterei erinnert.

Wenn die gegenwärtigen Staaten einzig und allein auf solche Stützen gegründet wären, wie eben gezeichnet, dann, möchte man glauben, müßten sie bald zusammensinken. Aber so zäh ist die menschliche Natur, so vorhaltend das Gleichgewicht bei jenen alten Gebäuden, die sogar hier und da schon nachgeben und sich gesenkt haben, daß man den Staat immer noch durch Hülfsmomente zusammenzuhalten hofft, wenn man auch die Maschinerie vom obersten Premierminister bis zum untersten Sheriff und Huissier durchschaut. Und dennoch vertheidigen Denker, die man nicht oberflächlich nennen darf, diese überlieferten Formen des Gemeinlebens. Warum? Weil sich der Begriff festgesetzt hat, daß der Staat das nothwendige Organ unseres Lebens, unserer gesellschaftlichen Beziehungen, sogar unserer Wünsche und Hoffnungen ist. Diese Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer geregelten constituirten Geselligkeit schützt noch unsere Staaten vor der allzu schnellen Annäherung ihres jüngsten Tages und sichert denen, welche bei den Formalitäten des Staates betheiligt sind, die Muße, um sich für die nöthigen Fälle einzurichten und ihr Haus zu bestellen. Die Staaten werden bleiben, die Fürsten werden mit Pietät behandelt werden, allein die Maschine selbst wird man-

cher Reparaturen bedürftig sein. Vor allen Dingen muß die Intelligenz in die Regierungen aufgenommen werden. Die Regierungen müssen versuchen, sich von der blos juristischen und staatsrechtlichen Einseitigkeit zu befreien, nach welcher sie sich gegenwärtig in der Geschichte geltend machen; sie müssen sich von den unglücklichen Folgen jenes Satzes lossagen: daß alle Fragen der Humanität besser gedeihen, je weniger sie von den Regierungen abhängen. Denn wohin führt dieser liberal scheinende Satz, diese Unbeholfenheit, wie jeder sich selbst überlassene einzelne Zweig der Humanität sich entwickeln will? Zu nichts Anderm als dazu, daß man eingestehen muß: die Regierungen haben die Intelligenz nicht für sich, sie sind nicht nothwendig für unsere Religion, Moral, Kunst und Wissenschaft.

Es ist eitel Selbsttäuschung, wenn die Regierungen glauben, daß sie jeder freien Thätigkeit in wissenschaftlichen und künstlerischen Gebieten nur Sonnenschein und Schutz zu geben brauchten, ja es würde diese Thätigkeit in dem Grade gefördert, als sich der Staat von ihr entferne. Dieser Satz hat viel Anhänger. Er schließt auch eine Wahrheit ein, die, daß der Staat keine Systeme begünstigen, keine schwankenden Meinungen zum Gesetze machen soll. Allein um dies Ziel zu erreichen, darum darf der Staat noch nicht das Skelett einer nur polizeilichen und juristischen Administration werden.

Unsere Zeit wird als revolutionär geschildert. Ich glaube weit mehr, die Tendenz unserer Zeit liegt in jener Ideenverbindung, die eben angeregt wurde. Warum conspirirt man gegen den Staat? Nicht um diesen zu verändern, nicht um die alten Eigennamen in den Staatsämtern mit neuen zu vertauschen, sondern weil man durch Nachdenken große, erhabene Ideen gefunden hat, die man nicht mehr durch die laufende Staatsform und Verwaltung realisiren zu können glaubt. Es ist hier nicht die absolute Position oder die absolute Negation, sondern etwas Drittes, das beachtet werden will, gemeint. Um dieses Dritte seid besorgt, Staatsmänner, nicht um Revolution, Reaction, nicht um Torysmus oder Whiggismus, nicht um Euch oder um die Andern, sondern seid es um jene von

der Geschichte, vom Nachdenken über Zeit, Verhältnisse und Menschen so leicht abstrahirten Thatsachen, welche endlich denn doch die Befruchtung der Geschichte sein werden! Da sind Fragen der Moral, da sind glühende Ideale im Haupte der Dichter und Künstler; da ist eine kleine philosophische Schule, die so gefährlich wirken kann, weil sie sich nicht entfaltet, weil nur einzelne ihrer Sätze mißverstanden und entstellt unter das Volk gelangen; da grollt in der Stille eine wichtige Entdeckung in der Wissenschaft, die selbst wieder von einem scharfen Auge entdeckt werden muß; da gährt der Kampf alter Vorurtheile mit neuen Schwärmereien — ja, wenn die Staaten sich erhalten wollen, dann haben sie nöthig, allen diesen Beziehungen eine Seite zuzuwenden, sie aufzunehmen in das innere Staatsleben, sie mit dem Blut der Administration und der Oeffentlichkeit zu vermischen. Man glaubt Wunder, welches Zugeständniß man dem Zeitgeiste giebt, daß nur dem Verdienste im Staate der Vorzug gebühren solle. Ach! diesen Satz hat man schon im achtzehnten Jahrhundert geprebigt; er umfaßt vielleicht so viel, als man gebraucht hätte, um die französische Revolution zu vermeiden, aber bei Weitem nicht genug, um jene Auflösung aller von der Tradition überlieferten Beziehungen, die, wenn wir in begonnener Weise fortfahren, eintreten muß, zu hintertreiben. Daß nur das Verdienst bekränzt werde, genügt nicht; auch die Auszeichnungen des Verdienstes bilden eine Aristokratie. Darin liegt es, daß man einem Jeden Mittel an die Hand und den Raum gebe, sich so verdient zu machen, als sein Ehrgeiz darnach glüht und dafür die Kraft da ist. Enthusiasmus muß geboren werden, Freude am Dasein, jugendlicher Anflug in Allem, was unternommen wird. Der Staat soll den Menschen erfüllen. Er soll nicht blos einen Theil von ihm schützen und die übrigen Theile sich selbst überlassen. Der Staat soll ganz das organische Leben der Nationen und gleichsam die Crême aller unserer moralischen Gährungen werden. Denkt Euch ein Volk, das eine reizende Natur, alle Güter des Herzens und der Philosophie genösse; könnt Ihr Euch noch einen Augenblick diese Nation denken, wie sie von einer alten, unschönen, staubigen, gepuderten Bureaukratie könnte regiert

werden? Das scheint mir das Streben unserer und der kommenden Jahrhunderte, daß wir das rosige Morgenlicht besserer Jahrhunderte in Sitte, Moral, Glauben schon auf unsere Stirn leuchten sehen und darnach nur schmachten, auch Euch, Repräsentanten des Krämergeistes, erbgesessene Pairs, perrückenumwallte Oberrichter, scharlachrothe Huissiers, verdrießliche Fürsten und mißtrauische Staatsmänner aller Staaten, in den frohlockenden Fluß der großen mit uns vorgehendem Metamorphose zu ziehen. Wir denken nicht daran, uns Euch gleich zu machen, sondern bieten Euch im Gegentheil nur an, daß Ihr Euch gleich machet — uns.

VIII.

Die Erziehung.

Wir sind allmälig, was den Faden unserer Betrachtungen anlangt, aus der materiellen Sphäre in die moralische gestiegen. Unserm früher entworfenen Plane gemäß sollen jetzt die Beziehungen, welche sich an die menschliche Seele anknüpfen, die zweite Reihe unserer Unterhaltungen bilden. Erziehung, Sitte und Moral werden uns in den folgenden Kapiteln beschäftigen, eine Reihe von Gedankenvariationen, welche zwischen der Materie und der Reflexion die Mitte halten und das menschliche Gemüth zum Grundthema haben.

Die meisten Gemeinplätze finden sich in den Erziehungstheorieen. Die unbeholfensten Geister nehmen einen Schein von praktischem Talent an, wenn sie über Erziehung sprechen. Wären wir über diesen Gegenstand nur erst in die Nähe jenes Zieles gekommen, das deutlich genug schon das achtzehnte Jahrhundert vorgezeichnet hat! Der Humanitätsenthusiasmus jener Zeit war hauptsächlich auf ein verbessertes und veredeltes System der Erziehung begründet; was jene Geister, welche die Strahlenkrone des vorigen Jahrhunderts bilden

und die ihm seinen eigenthümlichen Glanz gaben, über Menschenerziehung gesagt haben, hat so viel guten Grund, daß wir schwerlich früher über den Gegenstand etwas Neues aufstellen dürfen, ehe wir nicht die damals gegebenen Vorschriften vollständig erfüllt zu haben uns rühmen können. Wie wir überhaupt nur für die Ideen des vorigen Jahrhunderts in unserer Zeit die Anwendung, für die alten Ideenklingen die neuen praktischen Stiele und Griffe suchen, so haben wir auch die Erziehungstheorieen jener Zeit jetzt durch bessere Schuleinrichtungen zu verwirklichen gesucht. Allein neue Wahrheiten über das Verhältniß des Kindes zu seinen Eltern und zu seiner eigenen Zukunft können nicht entdeckt werden. Wie sollte dies auch, da die öffentlichen Thatsachen wahrlich nicht von der Art sind, daß sie die einfache schöne Lehre von Menschenwürde, welche der Philosophie des vorigen Jahrhunderts zum Grunde liegt, hätte ersetzen können. Welche neuen geschichtlichen Ergebnisse haben wir denn, um daran die Schößlinge der Erziehung aufzuranken? Wir hörten Begebenheiten über unsern Häuptern hinwegrauschen, wir sahen Charaktere, welche die Fahne ergriffen und, die Brust den Kugeln der Feinde zugewendet, in die Bresche stiegen; wir folgten selbst nach, begeistert für irgend ein Symbol, für eine Farbe, ein Losungswort. Allein noch ist unsere Philosophie nicht zu solcher Grausamkeit gesteigert, daß wir nunmehr von der Jugend nur noch verlangten, sie müsse erzogen werden, um Sklaven der Begebenheiten, Zielpunkte der feindlichen Kugeln, bloße Echos der Partheimeinungen zu werden.*) Nein, was wir Würdiges und Hohes über die Menschen glauben, das ist noch immer nicht verschieden von jenem Begriff der Humanität, der das Ideal der klaren und hochherzigen Denkart des vorigen Jahrhunderts war. Menschen zu bilden, das ist noch immer das Losungswort, nur daß die alte Zeit gestattete, sich menschlich zu bewähren im Frieden, die neue Zeit aber verlangt, den Menschen zu entfalten selbst in dem Sturm unserer, durch so mannigfache Umstände hervorgerufe-

*) Jetzt (1875) ist in Berlin die Philosophie wirklich auf diesem Standpunkt angekommen.

nen und in Nahrung erhaltenen Kämpfe. Möge es daher dem Misch- und Detailcharakter unserer Zeit nicht unangemessen erscheinen, wenn ich mein Kapitel über die Erziehung statt mit Maximen, mit Portraits beginne. Ich will aus meiner Bekanntschaft Individuen hervorgreifen, die uns besser als Raisonnements die gegenwärtige Lage unseres Erziehungswesens werden vergegenwärtigen können. Ich beginne mit Magister Schlehsack.

Magister Schlehsack ist der Sohn eines Webers und lernte das Handwerk seines Vaters. Er selbst pflegte zwar zu sagen, er hätte es lernen müssen. Allein sein Vater hatte Recht, wenn er sagte, er hätte auch etwas Anderes kaum lernen können. Peter Schlehsack's Vater hielt es mit einer Methodistengemeinde. Er besuchte die Abendcirkel derselben und sang dabei einen unreinen, aber in Gott freudigen Tenor. Peter Schlehsack, der Sohn, erbte die Neigung des Vaters und bekam bald jene den Pietisten eigene fixe Idee, daß sie sich zu irgend einem großen Zwecke vom heiligen Geiste getrieben glauben. Peter hatte nächtlich Visionen, er sah sich auf der Kanzel predigen und lehren, im schwarzen Leibrock mit der Perrücke; er behauptete, daß ihn der Herr triebe, sein Kreuz zu predigen. Als Weber schlug Peter nicht ein; der Einschlag mißglückte, er verwirrte die Garnfäden seiner Stuhlmaschine, er war zu nichts nütze und verdiente die Ohrfeigen seines Vaters. Endlich offenbarte sich Peter einem Geistlichen und erklärte, er müsse studiren. Der Gewissensrath zog einen frommen Kapitalisten zu Rathe und es ergab sich eine Summe, um Peter studiren zu lassen. Er beginnt mit Latein. Der alte Bursche setzt sich unter die kleinen Rangen, die ihn an Klarheit der Auffassung und Gedächtnißkraft übertreffen. Mit Mühe steigt er aus der untersten Classe einige Stufen höher. Es ist die Bewegung eines Faulthiers. Fleißig ist er, aber die Zeit hat er längst verpaßt, wo man etwas lernen kann. Ich sehe Peter vor mir, wie der alte Backenbart, eine Eule unter den Sperlingen, sitzt und verspottet und geneckt wird. Sie binden seinen Fuß an eine Bank an, so daß der Fromme, wenn er aufsteht, fallen muß. Sie nehmen ihm seine Ausarbeitungen, um ihn den

Bestrafungen der Lehrer auszusetzen und sich an den Betheurungen seiner Unschuld zu weiden. Wenn der Lehrer der Classe eine schwierige Frage vorlegt, die niemand zu beantworten weiß, am wenigsten Schlehsack, so erhebt sich eine Stimme und ruft: „Schlehsack weiß es," oder es heißt: „Schlehsack will etwas sagen," wobei die zornige Art, wie der arme Peter darüber seine Entrüstung ausspricht, es sogar noch dahin bringt, daß er bestraft wird für den Andern. Eines Tages soll Schlehsack eine Rede halten; der Lehrer schmeichelt sich, einen künftigen Kanzelredner zu entdecken, und giebt zur Uebung ein Thema über den Aberglauben auf. Wer sollte mehr Beruf haben, sich hören zu lassen, als der Alte, der, um einst Pfarrer zu werden, sich hier mit Griechisch und Latein quälte? Er betritt den Katheder und beginnt mit lispelnder Stimme und gen Himmel gerichteten Augen: „Als — Gott — dem — Menschen — seinen lebendigen Odem in die Nase blies — " Dieser Anfang erregte allgemeines Gelächter; der Lehrer, um seine eigene Reizung der Lachmuskeln zu verbergen, verlangte das Manuscript der Rede und ersah aus diesem, daß Peter Schlehsack, um über den Aberglauben zu reden, die Schöpfungsgeschichte des Menschen erzählt hatte. Schlehsack mußte abtreten und kam sich in diesem Augenblick wie Luther vor, dem ein Concilium den Vortrag seiner Lehrmeinungen untersagte. Seit dieser verunglückten maidspeach machte Schlehsack so auffallende Rückschritte, daß es seine Gönner für gerathen fanden, ihre Hand von ihm abzuziehen. Nun erklärte er, wenn auch nicht Prediger, doch wenigstens Lehrer werden zu wollen. Nach jahrelangem Bemühen hat er es endlich dahin gebracht, daß er die Leitung einer Landschule erhielt, deren Ertrag kaum hinreicht, ihn vor dem Hunger zu schützen. Ist es gut, daß es so oft verfehlte Lebenswege sind, die am Ziel der Jugenderziehung ankommen?

Eine andere Figur unter den Volkslehrern spielt jener junge Mann, der eines Morgens zu Fuß in das kleine Städtchen tritt, das der Sitz eines Schullehrercollegiums ist. Auch er hat, wie der Sultan außer dem Schulregiment, das er erst erlernen will, schon ein Handwerk gelernt. Er ist

Fennimor.

Großer Gott!

Scott.

Wenn er ihm verriethe, daß am dreizehnten November — ich kenne die Wirkung unheimlicher Vorbilder — die geheimnißvolle Macht von Ahnungen — Mylady, Sie werden mir folgen.

Fennimor.

Wenn ich sicher bin, nur — Holiday zu sprechen.

Scott.

Und Arthur dann, wenn es Noth thut! Einen Fürsprecher haben Sie an mir, der Ihnen den Weg bahnen wird zum Herzen, zur Wiedergeburt, zum neuen Leben des Freundes. Sie, Sie müssen ihm als ein Engel vom Himmel erscheinen, der trostreich, voll Versöhnung und Milde ihn zurückführt aus dem Labyrinth des Zweifels zum Glauben und zur Liebe! (Faßt Fennimor, um mit ihr abzugehen. An der Thür begegnet ihnen Jenny, die sie verwundert ansieht.) Eine Entführung, Jenny, ja, ja! Wir gehen beide durch! Halt' uns nicht auf! (An der Thür) Der Bote soll nicht warten, wir kämen selbst!

Fennimor

(umarmt mit stürmischem Gefühle Jenny und folgt Scott).

Schneider, wie sein Vater, will aber das werden, was sein Vater nebenbei auch ist, Schulmeister. Die Löcher, welche sich die Kinder auf den Bänken der Schule in ihre Kleider reißen, können in der Schule wieder zugenäht werden und die Einkleidung des Geistes und des Körpers geht von einer und derselben Kunstfertigkeit aus. Der Sohn wird einst vom Vater die Elle, die auch den Schulbakel bildet, erben. Eine Einrichtung, die Se. Gräfliche Gnaden der Gutsherr so getroffen hat. Auch muß er Bienenzüchter sein, die Orgel spielen und im Kirchendienst helfen. Kurz, wenn diese Leute später ein gewisses närrisches und überspanntes Wesen bekommen, so liegt die Schuld in der Fülle von Gegenständen, womit man ihre geringe Fassungskraft überladen hat. Ich habe noch immer gefunden, daß Männer, welche mehr lernten, als wozu sie die Weihe, den Beruf, die Kraft zu tragen hatten, ein abgeschmacktes Wesen bekommen. Man wird dies immer bestätigt finden bei dem sogenannten Commis voyageur, bei Kellnern, die sich mit Anstrengung die Kenntniß einer fremden Sprache angeeignet haben. Sie sind wie in einem ekstatischen Zustande, verlernen ihre Muttersprache und fangen an, gebrochen zu sprechen; sie übersetzen gleichsam, was sie in ihrer Muttersprache sagen wollen, erst aus der angelernten fremden Sprache. Es wird Narrheit. Der menschliche Geist hat seine Gesetze und Stufen, er ist so organisirt, daß er die Mittelglieder seiner Erkenntniß nicht überspringen darf. Schnell und krampfhaft zusammengeraffte Kenntnisse, den man keine Unterlage hat geben können, sondern die man gleichsam nur mit den Sporen der fürchterlichsten Anstrengung in sein Gedächtniß einhackt, werfen das Gleichgewicht des Reiters um und machen, daß solche in dieser Art gebildete Leute oft wirklichen Narren ähnlich sehen.

Die Pedanten stehen in unserer Zeit einsamer als früher, wo es noch an öffentlichen Thatsachen fehlte und die Philosophie noch mehr in altertümlichen und scholastischen Formen befangen war. Um so mehr fällt jetzt eine Erscheinung wie die des Titus Pomponius Sylbenstecher auf. In Deutschlands Schulen spricht man weit mehr von der alten Grammatik, als von der Philosophie, Moral und Staatsweisheit

des Alterthums. Man entläßt die Zöglinge auf die Universität mit der Phrase: wir haben in Euch den Grund der Humanität gepflanzt, d. h. man hat ihnen ellenlange Reihen von Zeitwörtern, die ihre zukünftige Zeit in der handelnden Form passivisch bilden, oder ähnliche große Wahrheiten über die Partikelwelt mitgegeben. Titus Pomponius Sylbenstecher ist der Sohn armer Eltern und fand durch Protection die Mittel, um studiren zu können, wenigstens theilweise, denn diese Hülfsmittel würden nicht hinreichend gewesen sein, wenn nicht der vieloersprechende junge Mann durch Lectionen, die er gab, die, welche er selbst noch brauchte, gedeckt hätte. Aber nie war der Blick frei, mit welchem Titus in die geöffneten Pforten des Alterthums trat. Die großen mit Epheu und Lorber umwundenen Pforten desselben waren ihm zu vornehm, zu stolz, er schlich sich wie ein Bettler herum um die Mauer, kletterte über die antiken Trümmer und Schutthaufen, stahl sich in jene große Welt, die dahingegangen, und machte sich selbst an dem Göttermahle der classischen Vorwelt zu einem ungebetenen Gast, der unter den Tisch gehört und den man bei römischen Schmäusen Schatten nannte. So ist bei Titus Pomponius in Haltung und Geberde nicht ein Schimmer von jenem Sternenlichte der griechischen und römischen Schriftsteller, die uns aus der Nacht der Vergangenheit zuleuchten, sichtbar; seine Gestalt ist gebückt, sein Auge matt, sein Gesicht voll Runzeln, sein Athem kurz und jene Eigenschaft besitzend, von welcher Casca in Shakspeare's Julius Cäsar eine Ohnmacht befürchtete; er ist ein Bettler auf den Trümmern, wo man nur König sein sollte, und er begiebt sich auch selbst aller Ansprüche auf ältere und erwachsene Leute. Nur der Jugend gegenüber verwandelt er seine Krücke in einen Scepter und bläut ihr mit jenen Knochen, die vom Göttermahle erhascht, nicht das ein, was Jupiter ist, sondern den Dialekt, in welchem Zeus zu den Griechen gesprochen hat. Die liebe Jugend! Ihr gegenüber wird jeder unterste Tempeldiener zum Propheten, wenn er den Talar darnach anhat. Sie begreift am wenigsten, daß dasjenige, was ihr Titus Pomponius mit der hektischsten Strenge einzuprägen sucht, sein ganzer Reichthum ist, sein erstes und zweites Glied, seine

Avant- und Arrieregarde. Den eigentlichen Pedanten charakterisirt der unerschütterliche Ernst, womit derselbe unter seinen Zöglingen waltet und sich gleichsam mit der Unreife derselben identificirt hat. Wenn ich mit dem gefürchteten Schulmann spreche, so duckt er die Augen, kriecht und ist verlegen; sowie er aber in die Schule tritt, schnellen sich alle Glieder seines Wesens auf; da trägt er den Kopf hoch, er hört nur sich selbst, hat fünfzig lernbegierige Bewunderer; er schwelgt in dieser, eigentlich staatsgefährlichen Wollust, seine Thorheiten von allen diesen Kindern als Vernunft anerkannt zu sehen, nachgeahmt, gebilligt, angestaunt. Die Jugend ist wie Wachs, das Alles vorstellt, was man daraus formen will. Die größten Weisen und größten Narren haben sich an die Jugend gewendet, weil diese weder prüft noch widerspricht. Wenn dies Sokrates, Rousseau thaten, so ist der Eindruck rührend; man sieht', daß nur die Verdorbenheit der Erwachsenen sie den Kindern zuführte. Allein nun denke man sich Titus Pomponius mit seiner Vorliebe für schweinslederne Einbände, mit den Fettflecken auf seiner Weste und der Zettelweisheit seines Gedächtnisses. Um diese obsolete Natur reiht sich die Jugend als ein Muster, einen wilden Tyrannen, ja sogar als einen Gegenstand liebevoller Verehrung. Was können die Knaben von einem solchen Lehrer überkommen, als dürre, blutlose Begriffe? Wenn sie Fortschritte machen sollen, müssen sie erst in eine neue Welt versetzt werden.

Daß man das Alterthum als Bildungsmittel so vielfach angegriffen hat, rührt hauptsächlich von dem Pedantismus derjenigen her, welche die Kenner und Lehrer desselben sind. Es ist verzeihlich, aber nicht zu billigen, daß man das Alterthum als Inhalt mit der Form verwechselte, in welcher uns dasselbe geboten wird. Ich habe auf der Schule Plato, Demosthenes und Tacitus gelesen; allein nur den letzteren verstand ich, den ersteren zum Theil, den mittleren gar nicht. An wem lag die Schuld? Nicht an der Auswahl des Schriftstellers, nicht an meiner Fassungskraft, sondern an dem Unterricht jenes Lehrers, der die erstgenannten Schriftsteller so schlecht zu erklären wußte. „Fast alle Lehrer", erzählte mir mein Freund, „durch deren Hand ich ging (und Jedermann

ſollte ohne Rückſicht ſolche Selbſtgeſtändniſſe machen, damit die Verſtändigung über claſſiſche Erziehungsmethode beſchleunigt wird), waren eingefleiſchte Philologen, nur der erſte von ihnen, der Rector des Collegs, beſaß eine gewiſſe univerſelle Bildung, kannte die Dichter der Nation und ſchrieb in ſeiner Mutterſprache ſelbſt einen Styl, der, wenn auch nicht ſchön und melodiſch, doch nach guten Muſtern gebildet war. Dieſer las die Reden gegen den Verres mit uns und meiſt ziemlich kurſoriſch. Er hatte dabei nicht die Antiquitäten als Hauptgeſichtspunkt, allerdings auch nicht blos die formelle Grammatik, ſondern nur den Styl. Wäre Cicero in ſeinen langen Perioden weniger klar, als er es iſt, ſo würden uns, was ſelbſt dieſen Lehrer anbetrifft, die Verriniſchen Reden ihrem wahren Inhalte nach ein verſchloſſenes Buch geblieben ſein. Ein Anderer las den Horaz und in einer andern Stunde den Sophokles. Dieſer glaubte, die alten Dichter hätten nur gelebt und geſungen ihrer Metra wegen. Eine Horaziſche Ode uns in ihrem Verfolg zu analyſiren oder den Chor einer Tragödie auf einfache, ſich ſichtlich vor den Augen ſchematiſirende Grundgedanken zurückzuführen, verſtand er nicht; den Reſt von Muße, den uns die Metrik ließ, verbrauchte die Grammatik und die Mythologie. Es war immer ein wüſtes Chaos, das uns vor Augen ſchwebte und das uns dunkel blieb, ſelbſt wenn wir die Texte leidlich überſetzen konnten. Recapitulationen des Inhalts und des Zuſammenhangs kamen nie vor; beim ſechsten und ſiebenten Verſe hatten wir ſchon vergeſſen, was im zweiten und dritten geſagt war. Den Plato erklärte uns ein junger Mann, der kränklich war, aber, was unter Philologen ſelten iſt, den Faſhionable ſpielte. Er ritt ſeiner ſchwachen Bruſt wegen und kam faſt immer mit den Sporen in die Claſſe. Dieſer bei Alledem etwas frauenzimmerliche Gentleman beſaß gediegene Kenntniſſe, aber nur formelle. Er hatte ſich ein gewiſſes Feld von Bemerkungen abgeſteckt und jagte nach Anakoluthieen, rhetoriſchen Figuren, regulären Ausnahmen von den irregulären Regeln und dergleichen. Ja er beſaß ſogar die Eitelkeit oder vielmehr Entſagung, da er die Stunde doch beſſer hätte benutzen können, uns aus ſeinen Studienbüchern Parallel-

ſtellen zu dictiren, die zu vergleichen mir und keinem meiner Mitſchüler je eingefallen iſt. Vom kunſtvollen Bau eines platoniſchen Dialogs bekamen wir keine Einſicht; er erklärte das Einzelne, aber nicht das Ganze; unſer Gedächtniß nahm er nur in Anſpruch für die Anknüpfungen, die er an Plato machte, für Plato ſelbſt am wenigſten. Nur ein Lehrer ſchien von der hohen Bedeutung ſeines Berufes ergriffen zu ſein. Dieſer war nur eine kurze Zeit an dem Colleg beſchäftigt und hatte, wie man ſagte, mancherlei Schickſale erlebt. Er hatte ſich lange Zeit mit der Bildung junger Männer für den Elementarunterricht beſchäftigt, verlor dieſe Stellung durch ungerechte Beſchuldigungen und erklärte nun interimiſtiſch auf unſerm Colleg den Tacitus. Seine Haltung war ſtreng und ernſt; Alles, was er ſprach, hatte die gewählteſte Form. Der Treffliche ſtrebte ſo ſehr nach rhetoriſcher Abrundung, daß wir Schüler ſein Pathos in muthwilligen Stunden perſiflirten. Dies hinderte nicht, daß uns ſeine Erklärung des Tacitus anzog. Man ſah, daß er die verhaltene Leidenſchaft des großen Römers zu ergründen wußte. Zwar war ſeine Erklärung kritiſch und philologiſch; aber ſie hatte immer nur den Zweck, das dem Sinn Angemeſſene und mit dem Charakter des Tacitus Uebereinſtimmende hervorzuheben. Vieles verſtand man nicht, weil der jugendliche Sinn noch nicht reif genug war, um die Schliche der Tyrannei und die Irrſale der menſchlichen Natur zu durchſchauen; allein man erhielt von dem, was noch dunkel blieb, ſchon die Ahnung bedeutungsvoller Aufklärung. Dieſer Unterricht hat gemacht, daß, wenn ich mich gegenwärtig noch mit dem Alterthum beſchäftige, ich am liebſten auf Tacitus zurückkomme. Ich beklage dabei, daß mir beſonders Demoſthenes verleidet wurde. Dieſen Redner erklärte uns eine zerſtreute Perſönlichkeit, die gewöhnlich erſt mit den Scholaren über Politik verhandelte, ehe der Unterricht begann. Der Mann trug vielleicht ſein Lehrerjoch mit Verzweiflung, er hätte ſich weit mehr zum Journaliſten gepaßt. Wir ſprachen mit ihm über den Riß in der erſten Olynthiſchen Rede, ob dieſe nicht vielleicht aus zwei heterogenen Theilen beſtünde; allein mir iſt nie ein

Verhältniß klar geworden, das Demosthenes betraf, kaum die Disposition seiner Reden, viel weniger die Absicht derselben.“ So weit die Geständnisse meines Freundes. *)

Es war meine Absicht, ehe ich mir in diesem Kapitel die Feststellung einiger Grundsätze erlauben wollte, den größten Theil des pädagogischen Details zu erschöpfen, der sich mir im Persönlichen darbietet. Ich kann Sie hier nicht übergehen, theure Sylvia! Sie müssen sich gefallen lassen, daß ich Sie im Schooße der kleinen Frauenzimmer aufsuche, welchen Sie wohl noch ein wenig mehr, als nur Rechnen und Schreiben zu lehren verstehen! Ja, lieber Leser, Fräulein Sylvia würde, wenn ihre Kenntnisse, wie diese jetzt aus Realien bestehen, aus Humanioren bestanden hätten, im Mittelalter gewiß so gut haben unterweisen können, als jene italienische Dame, deren Standbild im Hofe der Universität von Padua rechter Hand aufgestellt ist, die so vielen Zulauf in ihren Vorlesungen hatte und den Andrang, gewiß auch noch aus Rücksichten der Galanterie, durch Schranken zurückhalten mußte, so daß sie nur hinter einem Sprachgitter ihre Vorträge hielt. Wenn Sie, meine gute Sylvia, nun so stehen müßten vor den Studenten der Londoner Actienuniversität und entweder lateinisch sprächen, wie Madame Dacier oder wie Miß Elisabeth Wright Macauley, die nun plötzlich gestorben ist und mehr als eine Schauspielerin, eine Methodistenpredigerin war, die ebenfalls über Botanik, Volkswirthschaft und Schädellehre häufige, nicht unbesucht gebliebene Vorträge hielt! Wenn Sie in Jena lehren sollten oder gar in Berlin in dem neuen Universitätscostüme, das Ihre zarten Schultern erdrücken würde? Doch Verzeihung, theure Sylvia! Sie erziehen nur Frauen, geben nur Unterricht in der Naturgeschichte bis zu einem gewissen Grade, kämpfen für die Emancipation des Weibes auf die edelste Art; denn was emancipirt das schöne Geschlecht besser und schneller, als die Kenntniß der Wissenschaften! Miß Sylvia hat mit Vielen ihres Amtes gemein, daß sie durch körperliches Unbehagen frühzeitig daran gemahnt wurde, die große Welt würde sich ihr nie erschließen, vielleicht auch kaum

*) Gesammelte Werke Bd. I. SS. 197—220.

ein männliches Herz. Sie litt an vielen Uebeln. Ich kenne dieſe nicht. Ich werde nicht darnach fragen. Es genügt, daß ſie blaß ausſah in ihrer Jugend und daß ſie nie hoffen konnte, Erbin eines reichen Vaters oder Oheims zu werden. Es ging ihr wie einem meiner Bekannten, der mir neulich unter heftigen Schmerzen klagte, er hätte von ſeinem Vater nichts als die Gicht geerbt. Verzeihung, edle Miß, wenn ich den Anſtand verletze! Ich denke mit Rührung an jene Zeit, als Sie auf dem Streckbett liegen mußten! Großer Gott, von ſechzig Jahren, die man lebt, von fünfundvierzig, wo man das Bewußtſein ſeines moraliſchen Daſeins hat, fünf Jahre in einer eiſernen Maſchine liegen, unbeweglich, ohne aufzuſtehen, als nur um ein verborgenes elaſtiſches Schnürleib mit einem friſchen zu vertauſchen, und dann nach fünf Jahren der friedfertigſten Ergebenheit doch um nichts gebeſſert, höchſtens daran gewöhnt, durch eine gute Haltung ſeinen Schaden zu verdecken! Sylvia hält jene fünfjährige Folter für ihr Glück; ſie hat während derſelben Alles gelernt, Geſchichte, Sprachen, Naturkunde, nur nicht Muſik, was auch nicht nöthig war, da ihre Seele Muſik iſt. Sie hat ſich einen Schatz von Kenntniſſen erworben und bewahrt denſelben in einem Gefäße der lauterſten Herzensgüte, der rührendſten Beſcheidenheit. Denn man denke nur: dieſe Fülle von Wiſſen iſt mit keinem körperlichen Liebreiz, ſondern nur mit einer ſanften zitternden Stimme verbunden, von welcher ſie ſelbſt nicht ahnt, wie bezaubernd ſie damit wirkt. Sie weiß ſo viel und iſt ſo beſcheiden darauf! Sylvia hatte ihr ganzes Vermögen auf dem Streckbett verlegen; als ſie nach fünf Jahren, in ihrem achtzehnten Jahre, zum erſten Mal vom Bett des Prokruſtes befreit war, wußte ſie nicht, wie ſie auf ihren Füßen ſtehen ſollte, auf welchen Fuß ſie zuerſt treten ſollte. Auch im Bilde; ſie hatte keine Eltern, keine Verwandte, nur ſich ſelbſt, ihre Kenntniſſe, ihre Geduld. Eines Tages ſtand in den Blättern: Eine junge Dame, welche u. ſ. w. Sie will Unterricht geben, bietet ſich erſt den Franzöſinnen an, die Engliſch, dann den Engländerinnen, die Franzöſiſch lernen wollen. Sie iſt ſo billig und ſo gründlich! Es klopft. Herein! Ein junger Stutzer, der mit verlegenem Lächeln eintritt. Er hatte ſich eingebildet, jene An-

nonce ſei nur der Wink einer Gelegenheitsmacherin geweſen. Sylvia erſchrickt über ſeine forſchenden Mienen. Sie iſt nicht durch die Welt, aber durch Bücher klug geworden, um die Abſicht des jungen Mannes zu errathen. Dennoch mochte ſie nicht entfliehen. Sie ergriff das Mittel, das ich Frauen für Fälle dieſer Art anempfehle. Sie ſchrie nicht, ſie drohte nicht, ſie ſpielte keine Komödie. Sie bat den jungen Mann, ſich niederzulaſſen, und führte ihn durch die Gegenwart ihres Geiſtes von ſeinem irrthümlichen Gedanken ab, verwickelte ihn in ein ſo feines und gedankenreiches Geſpräch, daß ſich dieſer zuſammennehmen mußte, um ihr zu antworten. Immer befangener geworden, verließ er die Dame, ſtaunend über die Kenntniſſe und Würde Sylviens. Eine Stunde darauf meldeten ſich drei Damen, um bei Sylvien Unterricht zu nehmen. Sie waren die Schweſtern jenes jungen Gentleman und von ihm veranlaßt, ſeine eigene Thorheit wieder gut zu machen. Dies iſt der einzige Angriff, den Sylvia in ihrem Leben von Männern gehabt hatte; doch war die Wendung, welche ſie nahm, ſo zart und rührend, daß Sylvia ihr Leben hindurch gut von den Männern dachte und nicht ſelten mit einer aus den Augen leuchtenden Zärtlichkeit vom Bruder ihrer erſten Schülerinnen ſprach.

Es iſt nothwendig, daß weibliche Erzieher gute und tugendhafte Männer ſind, oder ſind es Frauen, daß ſie von den Männern eine gute Meinung hegen. Nichts entſtellt Erzieherinnen mehr und ſchadet den Fortſchritten ihrer Zöglinge, als ein geheimer Groll gegen das männliche Geſchlecht. Schon die Sprödigkeit iſt eine unglücklich gewählte Emballage der Bildung, die man Frauen mitgiebt. Zwiſchen kalter Zurückhaltung und verliebter Neigung giebt es eine Mittelſtraße, welche Erzieherinnen immer errathen müßten. Nichts iſt dem weiblichen Charakter ſo gefährlich, als der Glaube, die Wiſſenſchaften müßten den Frauen als Waffe gegen die Männer dienen! Sylvia erzieht vortreffliche Gattinnen und Mütter. Sie hat ein Erziehungsinſtitut eröffnet, das den glücklichſten Fortgang nimmt.

Nicht alle Erzieherinnen erfüllen ſo gediegen ihre Beſtimmung. Ich kenne von Sylviens Charakter viele Ausnahmen.

Die gefährlichsten Erzieherinnen dieser Art sind solche, die das anständige Kleid einer Lehrerin nur als Deckmantel ihrer großen und kleinen Leidenschaften benutzen. Die Frauen befehlen gern. Haben sie keine Hoffnung, daß sie es über eigene Kinder können, so knechten sie andere. Der rauhe, kurze Ton der Lehrerinnen ist dasjenige, was ihnen Genuß gewährt. Sie scheinen manchmal aus Liebe zum Despotismus Unterricht zu geben. Bedenklicher schon ist es, wenn eine Lehrerin nach gesellschaftlicher Auszeichnung strebt. Aus diesem Triebe entstehen meist in Familien untern Standes die pädagogischen Gelüste. Meine Tochter wird Lehrerin! Diese stolze Proclamation einer ungelehrten Mutter entzündet das junge Mädchen, das sich quält, Fortschritte in der Musik und im Französischen zu machen. Das junge Kind ist eitel und will, ehe sie eine Gattin wird, dem Loose entgehen, eine Aätherin zu werden. Fräulein Livia mag eine Parallele zu Sylvia sein. Nennen darf ich sie nicht; sie würde mir einen Proceß an den Hals hängen. Niemals habe ich ein Mädchen gesehen, das männlichere Gesinnungen hegte, als Livia. Ich gebe ihr einen aus der Geschichte zur Genüge bekannten Namen, weil ich nicht zweifle, daß sie Gift mischen würde, wenn sie Gelegenheit dazu und nicht zu große Furcht vor dem Schaffot hätte. Die Beschuldigung ist stark, aber sie ist verdient. Livia empört meine Kritik ihres Charakters, empört mein Inneres um so mehr, als das Mädchen Erzieherin ist. Doch nein! Gott sei Dank! Sie ist nur Lehrerin. Sie giebt nur Unterricht in weiblichen Schulen. Sie kommt nur wöchentlich in acht bis zehn Stunden mit ihren Zöglingen zusammen; leider giebt sie an drei Anstalten zu gleicher Zeit Lectionen. Ihr Vater ist Musikus, ein halber Schauspieler, wenigstens spielt er im Orchester des Theaters. Ihre Mutter spielt das Instrument des Ehrgeizes und der Koketterie, der letzteren, wenn nicht mit sich selbst, doch mit ihren Töchtern. Sie hat noch mehre auf dem Lager und alle sind Lehrerinnen geworden. Sie haben sich glücklicher verheirathet, als sie es verdienten, nur Livia ist noch übrig und intriguirt noch, um zu einer Parthie zu kommen. Nur weil ihre Schwestern schon das pädagogische Handwerk trieben, ergriff sie es auch; ohne

Weihe, ohne ernsten Entschluß. Die Lehrerin war für sie eine Tradition, eine Familienprofession, ein ausgetretener Schuh, in welchen sie nur ihre eigenen Füße hineinzustecken brauchte. Sie war viel zu jung, als sie das Handwerk begann. Sie begann es mit Kindern, denen sie die ersten Rechnungs- und Buchstabenbegriffe beibrachte. Während sie dann schon lehrte, lernte sie erst. Sie tyrannisirte Andere, als sie selbst noch tyrannisirt wurde. So blieb sie unfertig und intriguant in allen ihren Manieren und trieb von Jugend auf die Erziehung als ein Hülfsmittel, um sich für ihre eigene Abhängigkeit an der Unabhängigkeit Anderer zu rächen. Livia war nicht häßlich. Sie hatte dunkle, leidenschaftliche Augen, schwarzes Haar, weißen Teint, ohne einen Rosenanhauch der Wangen; die Jagd auf Männer gab ihr Welterfahrung. Alles, was sie jetzt von praktischer Philosophie lernte, stand in Berührung mit dem stärkeren Geschlecht. Sie bekam eine allgemeine Anschauung der Menschen und Dinge, die auf Pessimismus herauskam. Träumend und wachend nur an die Männer denkend, kleidete sie ihre Liebe zu ihnen in das Gewand des Hasses, denn sie war Lehrerin, sie wurde beobachtet, sie hatte Rücksichten zu nehmen. Livia ging so geradezu auf ihre Ziele, daß es ihr gelang, durch consequente Intrigue gegen ihre weiblichen Collegen es bis zur Lehrerin in den ersten Classen zu bringen, doch nur für einige Objecte, die leichtesten. Selbst noch so jung, war ihr Verhältniß zu den jungen Mädchen, die sie zu unterrichten hatte, beinahe das einer Conspiration. Die Arbeiten, die sie leitete, ließen vertrauliche Gespräche zu. Die Zungen lösten sich, die Herzen quollen auf, es zeigte sich, daß schon alle diese jungen Knospen Geheimnisse in sich verschlossen von Kinderbällen, von Tänzern, von Tänzern ihrer Schwestern. Livia, Geburtshelferin dieser Geständnisse, wurde die Rivalin derselben. In alle von ihren Zöglingen und deren Angehörigen arrangirte Gesellschaften gezogen, Mitglied von mehr als zwanzig Familien, deren Interessen sie bald durchschaute und gegeneinander spielen ließ, nahm sie immer gereiztere Bewegungen an, ihr Auge rollt, ihre Sprache hat etwas Schonungsloses, ihre Gesichtsmienen zittern, wenn sie etwas erwartet, das gesagt oder gethan wer-

Dritter Auftritt.

Jenny. (Dann) Toms.

Jenny
(ſieht Beiden verwundert nach).

Das ſind mir ja ſchöne Sachen! Jetzt glaub' ich, fang' ich an, wirklich eiferſüchtig zu werden.

Toms (ſieht herein).

Es wird finſter! Bekomm' ich die Antwort?

Jenny.

Was will er? Komm' er 'mal herein!

Toms (kommt).

Mylady —

Jenny.

Er kommt mir grade recht! Warum beunruhigt er mir meinen ganzen Hausſtand?

Toms.

Ich? Hausſtand?

Jenny.

Ja, Er! Ich werd' ihn lehren, meinen Mägden Narrheiten in den Kopf ſetzen. Der Kitty hat er die Ehe verſprochen und der Liddy und der Betty und der Mary und der Sophy — er ſoll ſich in Acht nehmen und hier wieder Briefe herbringen. Das iſt die Antwort! Mach' er ſich jetzt fort! Verſteht er mich? (folgt den beiden Andern.)

Toms (zornig).

Doch curios das! Einen Mann zu beleidigen, der reelle

en soll. Denn ihr Treiben ist nicht ohne Gefahr. Hundert Reclamationen erfolgen in Einer Woche. Hier ist eine üble Nachrede gehört worden, dort vermuthet man die Quelle, man wälzt Verdächtigungen von sich auf Andere, man hat etwas gesagt, etwas wiederholt, es giebt Untersuchungen, Confrontationen, anonyme Billets, tausend Verwirrungen, denen nur noch fehlte, daß sich die Polizei einmischte. Livia ist unter dieser ewigen leidenschaftlichen Aufgeregtheit allmälig verblüht. Sie muß Toilettenmittel brauchen, um ihre Reize frisch zu erhalten, Frauen werden unter diesen Verhältnissen nur noch reizbarer. Wie oft ruft sie nicht aus: So soll mich Gott um die ewige Seligkeit bringen, wenn ich das gesagt habe! Denn man kann gewiß sein, wenn von einer Verleumdung die Rede ist, daß sie von ihr kommt. Natürlich handelt sich zumeist Alles um die Männer. Sie macht schnelle Eroberungen. Aber nur zu bald sehen die in die Falle gegangenen Liebhaber ein, daß sie weit mehr von ihrer geistigen Unruhe als von der Liebe zu ihnen verzehrt wird. Sie sollen ihr dazu dienen, sie in Schutz zu nehmen, in ihnen Bundesgenossen zu haben; sie liebt jetzt nur noch deshalb, um ihre Parthei zu verstärken. Selbst die sinnliche Neigung ist schon verzehrt von der Fieberhitze des intriguanten Herzens. Und unter allen diesen Verhältnissen hört Livia nicht auf, ihre ernste Rolle als Lehrerin durchzuführen. Sie findet immer wieder faules Holz genug, womit sie sich in der unheimlichen Nacht ihres Rufes eine Glorie macht. Sie weiß Pfarrer und Schulpatrone in ihr Interesse zu ziehen und hat schon manche Schulvorsteherin gezwungen, sie in ihrer Stellung zu dulden, während jene ihr schon ein Dutzendmal kündigte.

Im Alterthum war der Unterricht die Nebensache, die Erziehung die Hauptsache. Man lernte bald, was man bedurfte, jene encyklischen Wissenschaften, von welchen Plutarch spricht. Alles übrige Wissenswerthe erlernte der griechische und römische Jüngling durch Anschauung und frühe Uebung. Es galt bei ihm nur die Nothwendigkeit, ihn zu einem freien Manne zu erziehen; während bei uns der freie Mann all' die Künste in sich aufnehmen muß, die früher dem Sklaven gehörten. Die Bestimmung und der Erwerb entscheiden bei uns. Bei den

Alten verstand sich jene von selbst, dieser fiel den Sklaven anheim. Die Alten hatten über Erziehung nur moralische Vorstellungen. Man wird in Plutarch's Abhandlung über die Erziehung weder die Andeutung irgend einer pädagogischen Theorie, noch sonst einen praktischen Fingerzeig finden. Der wohlmeinende Polyhistor beschäftigt sich nur damit, den Eltern die Einpflanzung allgemeiner Humanitätsbegriffe in die Seele ihrer Kinder zur dringenden Pflicht zu machen; Begriffe, die für uns Gemeinplätze sind. Weise, nüchtern, keusch, fromm sein, wer machte daraus heute den Hauptvorwurf der Unterweisung? Unser Gedächtniß und unser Verstand wird in Anspruch genommen; unser Gemüth bleibt uns selbst überlassen.

Weil nun diese Veranstaltung ein beklagenswerthes Unglück der neuern Zeit ist, so haben sich die Lehrer zu helfen gesucht. Sie behaupten, daß die Wissenschaften nicht blos den Kopf stärken, sondern auch das menschliche Herz verbessern. Dasjenige, was die Wissenschaften nicht thun werden, fügen sie hinzu, wird die Religion und die Gesittung unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens thun. Will man die Wahrheit sagen, so denken sie, daß wir die sittliche Weisheit lernen werden, weil diese die Polizei gebietet. Unsere moralische Ausbildung ist der Furcht oder der Klugheit überlassen. Wenn wir nicht ganz verwildern bei dem einseitigen Erziehungssystem unserer Zeit, wenn wir wirklich den größten Theil unserer Sittlichkeit dem Christenthum verdanken, so besteht die welthistorische Bedeutung desselben vielleicht am meisten in der erziehenden Kraft desselben oder in einer ideellen Aushülfe, die seine Lehre der überbeschäftigten und materiell bedrängten Menschheit leistet. Hat wohl Rousseau, auf den ich mich sonst so gern berufe, irgend einen Hauptpunkt der Moral in seiner beabsichtigten Reform der Erziehungsmethode getroffen? Seine Schriften sind im Grunde alle mehr politischer als moralischer Natur. Daß die Frauen ihre Kinder selbst säugen, darum brauchte kein Prophet aufzustehen. Den innern Menschen hat man sich selbst überlassen.

Die Alten glaubten, die Tugend könne gelehrt werden. Viele Dialogen des Plato behandeln dies Thema; beim Plu-

tarch findet sich eine nicht vollendete Abhandlung unter dieser Ueberschrift. Sokrates, der den jungen Athenern Stöcke zwischen die Beine warf, um sie davon zu überzeugen, daß sie *straucheln könnten*, *machte sich zu weiter keinem Unterrichte* anheischig, als zu dem in der Tugend. Bei uns hat man dies so verstanden, wie die alte Medicin ihre Pharmakologie verstand. Ein Kranker leidet am Magen. Er hat zu gleicher Zeit Fieber und Verstopfung. Jetzt raisonnirte die Arzneikunde: Ich geb' ihm ein Decoct, worin saure Ingredienzien das Fieber stillen und salzige eine Abführung bewirken. Daß aber Sauer und Salzig in ihrer Mischung weder sauer noch salzig sind, gaben wenigstens früher die Aerzte nicht zu und vertheidigten ihre Mixturen gegen die Homöopathie, das System der einfachen Arzneimittel, mit einer Hartnäckigkeit, deren „guten Grund" ich nicht antasten will. Aber alle medicinischen Facultäten mögen mir wenigstens erlauben, ihr Princip eben so sonderbar zu nennen, wie das, wovon unsere neue Geistesheilkunde, die Pädagogik, geleitet wird. Die jetzigen Erzieher rechnen auf die moralische Kraft der Wissenschaften, die diesen von *selbst* innewohne. Sie lehren die Tugend zu gleicher Zeit mit dem Schönschreiben. Ihre Vorschriften sind ebenso für die Verbesserung der Handschrift als für die des Herzens berechnet. Oder man nimmt die Einleitung zu den Naturwissenschaften aus dem ersten Buche Mosis. Das Eine soll das Fieber, das Andere die Verstopfung heilen. Ich glaube, es ist wie bei allen Kranken. Die schlechte Arznei macht, daß der noch gesunde Theil des Menschen sich in ihm empört und die eigene innere Heilkraft wieder die Oberhand gewinnt. So werden wir nicht deshalb gut, *weil* wir, sondern *trotz dem*, daß wir so viel lernen mußten.

Ich bin davon überzeugt, daß unsere Zeit weit mehr Verbrechen erzeugt, als das Alterthum und die Zeiten der Barbarei. Wir haben mehr Ordnung, als in der Völkerwanderung, das wird Niemand leugnen; aber unsere Tugenden sind nicht nur, was schon an sich lasterhaft ist, passiver Natur, sondern an wirklichen Verbrechen sind wir trotz unserer kriminalistischen Gesittung reicher, als das gewaltthätige Alterthum. Der Diebstahl, an und für sich betrachtet, ist gewiß

ein größeres Verbrechen, als unter Umständen ein Todtschlag. Der Mord aus Rachsucht und Leidenschaft entsteht nur aus einem Deficit an moralischer Bildung; der Diebstahl immer aus einem positiven Verbrechen, im Bewußtsein seiner Schlechtigkeit. Es wird in unserer Zeit in einem Decennium mehr gestohlen, als je im ganzen Alterthum gestohlen worden ist. Ein Jahr in London ist ergiebiger an Dieben, als die Vorzeit der römischen Geschichte. Das Verbrechen der Giftmischung kannte das Alterthum nur auf dem Throne, wir haben jährlich Gelegenheit, es in den Hütten zu entdecken. Wenn unsere Verbrechen nur noch die äußere Landstraße des Lebens unsicher machen und nicht bis in's Innerste unserer Wohnungen dringen, so liegt dies nur an polizeilichen Veranstaltungen. Ohne diese etwas zweideutige Blüthe der Cultur würde es im heutigen Europa unsicherer sein, als in den Wüsten der Beduinen. Unsere Zeit hat weniger moralische Haltung als das Alterthum. Unsere Tugenden entspringen aus negativen Berechnungen, keineswegs aus jenem positiven Stolz, der das Alterthum so hoch stellt, freilich mit der Gefahr, daß das Christenthum seine Tugenden glänzende Laster nannte. Je mehr Reflexion in die Seele des gemeinen Mannes unserer Zeit kommt, je höher die Zahl der Factoren wird, womit er in einem Jahrhundert, das Riesenschritte macht, rechnen muß, desto verworrener und schwankender kann in ihm die Erhaltung des moralischen Gleichgewichtes seiner Person werden. Aus seiner Innerlichkeit herausgerückt, geht dem Menschen unserer Zeit der Ort verloren, wo das Herz, der Verstand früher seinen Schwerpunkt, seinen Lebensanker hinlegte. Er taumelt fort mit dem Strom der Zeiten. Er ist aus seinem natürlichen Boden mit allen Wurzeln herausgerissen. Seine alten Tugendbegriffe werden ihm bald, dem gereisten und gewitzigten Manne, als Ammenmärchen erscheinen.

Schon oben sagte ich, daß es keine andere Moral giebt, als die, welche sich an historische Thatsachen anlehnt. Wer würde leugnen, daß die Lehren der Moral zu allen Zeiten dieselben waren und daß sie ewige sind? Nur darum handelt es sich, diese Lehren lebendig und klarvorgestellt zu erhalten

in den menschlichen Gemüthern. Es kommt weit weniger auf das an, was die Moral gebietet, (denn das wissen alle Menschen, die Vorstellung des Guten ist ihnen eben so angeboren, wie die Neigung zum Bösen) als auf diese Fragen: Wie wird die Vorstellung des Guten geweckt? Wie wird die träge, schlummernde, indifferente Menschennatur zur Uebung desselben hingezogen? Wie erlangt sie die Kraft, alle Gründe der Bosheit ihres Herzens mit weit mächtigeren Gegengründen der Tugend in sich niederzukämpfen? In dieser Rücksicht hatte das Alterthum bessere Veranstaltungen getroffen, als es die polizeilichen unserer Zeit sind. Großartige Impulse mußten den Menschen aus seiner nichtssagenden Unentschiedenheit aufjagen. Impulse dieser Art waren gesellschaftliche Institutionen, namentlich politische und religiöse, und vor allen Dingen waren es die durch das Kleinstaatenleben dem Menschen nähergerückten Begebenheiten der Geschichte.

Wie ist das aber bei uns? Unsere Erziehung bildet sich ein, sie erreiche Alles, indem sie in der Jugend die Vorstellung vom Guten erweckte. Ja, das ist bald geschehen. Ein Geschichtchen, gut erzählt, ersetzt da alles Auswendiglernen des Katechismus. Aber es sollte auch auf die Uebung im Guten hingewirkt werden. Daß diese Uebung jedem Einzelnen selbst überlassen bleibt; daß man aus dem Gewissen einen so verzärtelnden und hätschelnden Hanswurst der Tugend machte und die Tugend darein setzte, ohne Reue schlafen zu können: das ist ein gefährliches moralisches Uebel, an welchem unsere Zeit kränkelt. Man hat gesagt, die Verbrechen steigerten sich mit Zunahme der Bildung. Ein gräßlicher Satz, wenn er wahr wäre! Gott sei Dank, er ist nicht ganz so wahr, als man ihn ausgesprochen hat und zum Theil durch statistische Tabellen beweisen wollte. Die Verbrechen steigen nur mit der Zunahme jener äußern Bildung, welche die Statistiker in der Zunahme des Schulbesuches finden, und in ähnlichen Dingen, die selbst wenn sie als Hebung der untern Volksclassen ehrenwerth sind, doch immer nur kahl, inhalts- und wirkungslos dastehen, wenn sie durch keine umfassenden Thatsachen, das kirchliche, politische, sittliche Leben einer Nation unterstützt werden. So bringt man nur das Bewußt-

ſein eines unglücklichen Dualismus in die Gemüther des Volkes und befördert gerade durch dieſen die Verbrechen mehr, als man ſie verhindert. Die Bildung, welche den Menſchen veredelt und ihn zum Muſter für Andere macht, beſteht am allerwenigſten darin, daß jeder Rekrut, der zur Conſcription kommt, Leſen und Schreiben gelernt hat. Eine despotiſche Monarchie, deren Unterthanen noch ſo gut leſen und ſchreiben können, bleibt immer todt und dumpf, wenn die Unterthanen ihr Leſen und Schreiben nicht auch anwenden können auf Alles, was ſie leſen wollen und was ſie ſchreiben können.

Die Tugenden der Alten hatten durch ihre Inſtitutionen und ihre Geſchichte einen öffentlichen Charakter. Die Menſchen lehnten ſich an einander an. Ihre Beſtrebungen waren maſſenhaft. Sie bedurften ſich Einer des Andern, um ihre Beſtimmung zu erreichen. Einer wurde zur Ehre des Andern. Der geheime Feind unſerer modernen Moral iſt dagegen die Zerſplitterung. Der Iſolirte hält ſich ſchwerer aufrecht, als der, welcher ſich auf einen Andern lehnen kann. An wen darf ſich Jemand in jetziger Zeit lehnen? An ſeinen eigenen Schatten. Alles Andere weicht; Jedermann verbittet ſich eine allzunahe Berührung. Es iſt „Takt", Niemanden anzureden, dem man nicht vorgeſtellt iſt. Hundert Reiſende können in einem Gaſthofe zu gleicher Zeit am Tiſche ſitzen, Niemand ſpricht mit ſeinem Nachbar. Unter ſolchen Verhältniſſen als Einzelner für ſich einſtehen zu können, iſt ſchwer.

Gemeinſame Bänder fehlen, ſagten wir. Welche können damit gemeint ſein? Zunächſt iſt die individuelle Freiheit die Grundlage eines Erziehungsſyſtems, wie ein ſolches von den Intereſſen der Moral verlangt wird. Meine Zöglinge ſollen nicht ſagen: nos numerus sumus: wir ſind der 3,881,221ſte im Volke, ſondern ſie ſollen ſich fühlen als Integration der Maſſe, als ein Glied in der Kette in Beziehung auf die Idee des Allgemeinen, wenigſtens in Beziehung auf die Gemeinde, wenn nur überhaupt auf etwas, das nicht durch Einzelne, ſondern nur durch Mehrere erreicht werden kann. Ich kann nicht von mir ſagen, daß ich ehrlich genug bin, um ein mir anvertrautes Gut getreu zu verwalten, aber gebt mir die Kaſſe einer Geſellſchaft, ich will es verſuchen, ich glaube, ich

werde sie nicht bestehlen. Mein zweiter Grundsatz wäre dann das Gewissen. Ihr bildet am Gewissen nur die Ruhe aus, welche ein gutes Gewissen giebt; ich würde von dieser Ruhe nicht sprechen, sondern nur von dem Stolz des Gewissens, so unchristlich dieser Stolz klingen soll. Die Ehre und der gute Name wirken auf das strebsame und unruhige Gemüth des Kindes mehr, als die sentimentale Schilderung eines Greises, der heiter und zufrieden auf einem mehr oder weniger schmerzenlosen Krankenlager — ruhig stirbt. Drittens: In dem moralischen Ehrgeiz ist noch nicht jener Dualismus enthalten, Herz und Kopf, Bildung nach zwei verschiedenen Seiten hin. Die Ehre, in Beziehung auf das Allgemeine, ist das Bestreben, nicht blos für einen braven, sondern auch verständigen Menschen zu gelten. Unter diesem Gesichtspunkte geht Alles Hand in Hand. Kommt hier noch die Ausbildung des Körpers hinzu, so braucht man nicht zu moralisiren und kann doch die Ueberzeugung haben, daß man Tüchtiges erzieht. Mit der Religion würde ich meinem Zögling die Bekanntschaft noch ersparen, vollends mit dem Christenthum. Daß er vom Christenthum schon das Meiste weiß, ist ja vorläufig genügend. Er hat aus der Bibel lesen gelernt, aber ich reproducire noch nicht die Bibel mit ihm, ich trage ihm keine Dogmen vor; ich mache ihn erst für das Wesen der Religion überhaupt empfänglich, ehe ich ihn Religion lehre. Das Lehren von Religion wird erst in einem neuen Stadium beginnen, wo ich nicht mehr Sorge tragen muß, daß mein Zögling erst aus den Lehren der Religion Religion lerne! Diese muß er längst inne haben. Was ich ihm als Dogma gebe, darf nur entweder Geschichte oder Philosophie sein. Ich werde ihm das Christenthum erklären. Ich werde ihn mit der Dreieinigkeit bekannt machen, aber in einem Moment, wo er darin keine sinnliche Vorstellung mehr findet, sondern ein Philosophem. Ich werde ihm die Gottheit Christi nicht einprägen, sondern nur erklären. Ich werde nicht die Tollheit begehen und ihm dadurch Religion geben wollen, daß ich ihm die Dreieinigkeit und die Gottheit Christi zu moralischen Verpflichtungen mache! Er soll Ehrfurcht haben vor diesen Dogmen, aber von ihnen keine Wunder er-

warten. Ich bin gewiß, daß ich unter diesen Umständen einen richtigen Christen, wenn auch keinen Kopfhänger, erziehe; denn er wird Einsicht genug haben und sich die historische Stellung des Christenthums erklären können. Er wird um so frommer sein, je mehr er dann von seiner Urreligion, die im Herzen thront, in den Dogmen wiederfindet.

Ich bin hier in das Gehege der Theologen gekommen. Ich höre, wie man mir Vorwürfe macht, daß ich schon so lange über die Erziehung und erst jetzt vom Christenthum spreche. Ich habe so viel Achtung vor diesen Vorwürfen, daß ich die schickliche Gelegenheit wahrnehme und hier einen Brief, den mir kürzlich ein pietistischer Geistlicher vom Lande schickte, einrücke. Ich will, so weit ich kann, keine Stimme überhören, wenn diese aus dem Munde eines Zeitgenossen kommt und auf ein „Säkularbild" verweist.

„Mein theurer Herr!" schreibt mir der Hochwürdige. „Seit Jahren lese ich die Werke, mit welchen Sie das Publikum, wie der Ausdruck Sitte ist, beschenkt haben. Ich würde aber dieselben, um offen mit dem Zwecke meines Schreibens hervorzutreten, mit größerem Wohlgefallen gelesen haben, wenn ich fände, daß sie von der Kraft des Christenthums durchströmt und in einem festeren Glauben an die Pforten der Ewigkeit, die uns der Heiland erschlossen, geschrieben wären. Ich darf Sie nicht zu jenen Schriftstellern rechnen, welche mit Frivolität (kommt ja auch hinter Voltaire zu spät) das Christenthum angreifen. Aber Sie, indem Sie das Christenthum ignoriren, vergehen sich noch weit mehr an den ewigen Wahrheiten dieses Glaubens, als Jene, die durch ihre Leichtfertigkeit eher nützen als schaden. Mein theurer Herr, ich schreibe Ihnen diese anspruchslose Epistel aus einem Befinden, das, zurückgezogen von der Welt, die Ursachen und Folgen der Dinge mit dem Auge der Unpartheilichkeit verfolgen kann. Ich bin nicht das, was man einen Kopfhänger nennt, sondern im Strome meiner Gedanken, in der freudigen Anschauung einer mich umgebenden reizenden Natur bin ich zu einer Ueberzeugung gelangt, die ich Ihnen von Herzen einflößen möchte."

„Ihre Schriften verrathen, nehmen Sie mir es nicht übel, keine zusammenhängende Weltansicht. Aber Sie sind von dem hohen Werth und der Bestimmung der Menschheit erfüllt. Sie denken mit besonderer Schwermuth an die Masse von Leiden und Lastern, die in den Schicksalen und Herzen unserer Zeitgenossen Hand in Hand gehen. Recht haben Sie, wenn Sie zuweilen die Menschen entschuldigen und statt ihrer die Sitten, die Vorurtheile, die Institutionen anklagen, oder wenn Sie die Verbrechen mildern wollen durch die Rückblicke auf die Erziehung derjenigen, die sie begingen, wenn Sie in dem Princip des Egoismus die Klippe aller unserer Wünsche und Bestrebungen wahrnehmen. Sie sprechen zuweilen auch über die Religion. Sie sind geneigt, das Beste von ihr zu sagen, unter der Bedingung jedoch, daß Sie Religion mit Moral verwechseln dürfen. Ihre Worte werden erzürnt, bitter, ich will nicht einmal sagen, ungerecht, sobald Sie von der Kirche sprechen. Wenn irgend ein Land durch eine übergroße äußerlich zur Schau getragene Begünstigung der Religion den Wahrheiten derselben geschadet hat, so ist es England. Wenn sich irgend ein Land findet, das noch mehr als England gewisse äußerliche Thatsachen der Honnettität und Respectabilität als gleißnerisches Gewand um die Religion gelegt hat, so würde es bald so sehr ohne Religion sein, wie England es sein wird, wenn nicht seine geistigen Lenker den schlaffen Zügel des allgemeinen Gewissens schärfer anziehen und im Lande eine tiefe, aus dem zerknirschten Zustande der Seele kommende Besinnung und Reue wirken. Sie und wer Ihnen verwandt ist, haben ein Ziel. Sie hoffen, die Menschheit aus dem Schlamm des Materialismus durch moralische Anrede, enthusiastische Darstellungen der Menschenwürde und die größtmögliche Aufklärung über Freiheitsbegriffe erlösen zu können; allein soviel Wärme Ihrer Feder entströmt, so leuchtend Ihre Rede in der Nacht aufflackert, Sie werden nie mehr bewirken, als daß die Edlen ihres Schmerzes nur noch gewisser werden. Verzeihen Sie diese entschiedene Erklärung, der ich noch den Vorwurf hinzufüge, daß ich an den Männern Ihres Glaubens wahre Hingebung, wahre Liebe vermisse."

„Es giebt nur einen Eck- und Schrittstein für das Ge-

bäude unſerer und jeder Zeit — Jeſus Chriſtus. Und deſſen Reich war nicht von dieſer Welt. Was mühen Sie ſich, daß Sie die Wunder dieſer Welt, den Schmuck der Erde und den Stolz der Menſchen malen, da Alles, was wir beſitzen dürften und noch nicht beſitzen, Alles, was wir ſehen und nicht unſer nennen, die Lohe unſeres Unmuthes ſchürt und die Sehnſucht des Herzens in jenes verſtockte Gefühl verwandelt, das Sie, theurer Herr, mit ſo gleißenden Farben als philoſophiſchen Stolz malen können, das aber ganz derſelbe Grund und Boden iſt, auf welchem jener Indifferentismus der Zeitgenoſſen wuchert, gegen welchen ſelbſt Sie Ihren „Stolz" richten. Nur in des Himmels klarer Bläue, nur in dem Blick gen Oben liegt für die Menſchheit jener Friede, der Schmerzen löſet. Schmerzen auch *heilet*? Schmerzen kommen von Störungen, von Wunden; aber *die* Wunden, die uns geſchlagen ſind, als der Herr, für *uns*, ein Bild der Menſchheit, am Kreuze hing, dieſe Wunden heilen nicht mehr; Heilung iſt erſt im Anblick des Todes und der Ewigkeit. Sehen Sie, mein theurer Herr, dieſes Leid, welches Sie über die Zielloſigkeit der Jetztwelt empfinden, empfindet der Chriſt weit tiefer, als Sie; aber er iſt weniger unglücklich, als mir die Stimmung Ihres rathloſen, unchriſtlichen Herzens zu ſein ſcheint, wenn Sie über die Laſter und Gebrechen Ihrer Zeitgenoſſen klagen. Ihr unſeliger Irrthum iſt der Glaube an eine neue, aus eitel poſitiven Tugenden und eitel Enthuſiasmus geſchaffene Welt. Im Hintergrunde aller Ihrer Polemik liegt ein irdiſches Elborado der Freiheit und der Philoſophie. Sie täuſchen damit ſich und Andere. Es giebt eine neue Welt, aber nur im Jenſeits. Der magnetiſche allgemeine Zug des Himmels, das iſt allein die Seligkeit, welche die Erde gewähren kann. Das Chriſtenthum hat das Räthſel der Menſchenbruſt ausgeſprochen, als es eine neue Welt predigte, deren irdiſche Vorhalle die Hoffnung und das Gottvertrauen iſt. Für Menſchen, welche ſterben müſſen, für Menſchen, welche von einer jenſeitigen Zukunft Ahnung haben, wird niemals Ruhe liegen in der Abgrenzung irdiſcher Gedanken, nie in dem noch ſo fein und groß gedachten Umkreis jener Tugenden, von welchen Ihr „ſtolzes" Herz träumt. So oft der

Absichten hat und aus Edelmuth nur nicht weiß, welche er glücklich machen soll! (Geht an den Spiegel und rückt sich seine Cravatte in Ordnung.) Ich glaube, ich habe mich geärgert. (Setzt sich seinen Hut auf ein Ohr.) Wie selten sind jetzt Männer, die sich zu fixiren gedenken! Ich glaube, die Frau hat mich absichtlich beleidigt, damit ich krank werde und ihrem Manne die Praxis verbessern helfe! (zornig ab.)

Verwandlung.

Zweite Scene.

Das Innere des Pavillons im Park von Douglas-Castle.

Ein düstrer Saal in Rundform. Die Wände müssen so gemalt sein, daß sie nach allen Seiten hin von Spiegeln bedeckt sein könnten. An den Stellen, wo keine Spiegel sind, muß eine dunkelfarbige Draperie die Wand bedecken und so eingerichtet sein, daß sie auseinander fallen kann. Ein Divan zieht sich rings um die Wände. Links vom Schauspieler Tisch und Sessel, mit demselben dunkeln Zeuge, wie die Draperien. Rechts vom Schauspieler eine Thür, deren Wand aber auch durch ein Spiegelglas bekleidet ist. Ueberall, wo die Zwischenräume der Seitencoulissen, sind Fenster anzubringen, also, wenn die Decoration kurz genommen wird, mindestens rechts eines.

Tod mit seinem kalten Lebewohl vor das Lager der Jünger Ihres Glaubens tritt, so oft wird sich Alles, was hienieden zurückbleibt, in Verwesung vor den ersterbenden Augen verwandeln. Für Ihre Jünger, für Die wird der Tod eine Anklage des Himmels sein; denn der Himmel raubt ihnen, was sie hier auf Erden schon in einer allgenügenden Vollkommenheit glauben besessen zu haben. Ihre Jünger werden schön leben, aber muthlos sterben."

„Mein theurer Herr, Sie werden mir erwidern, daß Sie die Segnungen des Christenthums nicht verkennen; Sie werden aber hinzufügen, daß Ihnen dasselbe viel zu viel Spuren einer äußerlichen, zeitlichen Begebenheit trägt, als daß Sie darin etwas Ewiges erblicken dürften. Welch' ein eigensinniger Vorwurf das! Es treten von allen Seiten Kenner auf, historische Forscher, die dem Christenthum seinen zeitlichen Ursprung zum Vorwurf machen. Großer Gott! Diese Anklagen der Bibel wegen ihrer Zusammensetzung, diese kritische Anatomie der Wunder des Heilandes, dieser Jubel, wenn in den einfachen Erzählungen schlichter Handwerker und Landleute Widersprüche auf Widersprüche entdeckt werden — indem doch gerade das Vorhandensein solcher Widersprüche die unverfälschte, zufällige, unverabredete Entstehung der ersten Berichte von den großen Vorgängen beweist — ja, theurer Herr, dieser Apparat von Gelehrsamkeit ist in seinen Schlußfolgerungen ungerecht und lieblos. Der Heiland war kein Schriftsteller; wahrhaftig nicht! Die Apostel *wollten* es sein und besaßen nicht die Fähigkeit. Das Evangelium war kein Buch, sondern eine Begebenheit. Als solche mußte sie alles Risiko der Geschichte und der Tradition laufen. Ist nun darum, daß sich so Manches als unecht vor der Kritik bewiesen hat, d. h. als viel, viel jünger, denn Christus, ist darum der Kern, den sie aus der Schale genommen, weniger duftend und rein? Wenn es erwiesen sein sollte, daß *Menschen* viel zur Feststellung dieses beseligenden Glaubens beigetragen haben, sollte er uns nicht gerade deshalb wahrscheinlicher, faßlicher, liebenswürdiger erscheinen? Dürfen Ihre Glaubensgenossen diese Frage bestreiten, welche doch gerade auf den Triumph der Humanität hinauszukommen scheint?"

„Wäre das Christenthum eine Kunst, die man lehren kann, eine Kunst, die, um nicht in bloße Technik zu verfallen, nicht so viel eigenes Talent voraussetzte, dann würde ich in diesem Lobpreisen meines Erlösungsprocesses fortfahren. Wie man nicht auf dem festen Lande schwimmen lernt, so kann auch Christus nur in denen wirken, die da Lust bezeugen, ihn in sich aufzunehmen. Zeigen Sie diese Lust, diese Gerechtigkeit wenigstens bei einigen Fragen der Zeit, wenn nicht in der Hauptfrage! Sie empfehlen, wo Sie können, bei der Erziehung Grundsätze, Methoden, Sie empfehlen einen Stoff des Unterrichts vor dem andern, Sie bringen auf Sittlichkeit; Sie geben das Ideal der Menschheit, das Ihnen vorschwebt, in vereinzelten Stücken, wie die Theile jenes Panzers, mit welchem der griechische Liebesgott spielt; aber, mein theurer Herr, Sie werden doch fühlen, daß die Erziehung aus einem Stück kommen muß und daß die Menschen, welche in ihrer Jugend nur die eine Hälfte ihrer Bestimmung kennen gelernt haben, ihr ganzes übriges Leben vergeblich daran setzen müssen, die andere zu finden? Vergessen Sie das Christenthum, wenn Sie mit Männern über das Ewige, Große und Herrliche der Geschichte sprechen, aber vergessen Sie es nicht, wenn Sie mit Kindern und Greisen darüber sprechen. Scheuchen Sie von der Wiege und vom Grabe nicht die Friedensboten! Ich will nicht zürnen, wenn Sie über den Staat, ja selbst über unsere verdorbene politische Kirche, wenn Sie über die Geschichte, über Zahl, Maß und Gewicht, Heer und Flotte, über Gewerbe und Handel sprechen und dabei Ihr Christenthum vergessen; aber über die Hoffnungen der Kinder, über Greise und Arme sollten Sie nicht sprechen, ohne Ihre Betrachtungen an Jesus anzuknüpfen, der den Kindern und Armen einen Trost gegeben hat, welchen Sie ihnen nie geben werden, den, daß ihrer das Himmelreich wartet."

Ich antwortete dem würdigen Manne: „Sie nehmen bei Ihren sanften Vorwürfen niemals an, daß ich Ihrem Glauben Achtung versagte. Nur um die größere und wirksamere Geltendmachung Ihrer Neigung zu Jesus handelt es sich, und wenn ich glaube, daß Sie damit nicht zum Ziel kommen werden, so klage ich weit mehr den Lauf der Dinge, den Zug der

Weltbegebenheiten und den allgemeinen Charakter der Menschen an, als jenes Radicalmittel der sogenannten göttlichen Heilsordnung, das Sie selbst, von Ihren Zweifeln durch dasselbe geheilt, aller Welt empfehlen möchten. Ehrwürdiger Herr, ich bin davon überzeugt, daß das Christenthum zum zweiten Male die Menschheit erlösen würde, wenn wir nur im Stande wären, unsere Begriffe und Vorstellungen, unsere Wünsche und Verhältnisse, unsere Hoffnungen und Leiden so zu vereinfachen, als das Christenthum einfach ist. Wie wollen wir das noch möglich machen? Wie wollen wir alle jene Leidenschaften, die sich in der Welt durchkreuzen und ihre Tagesordnung ausmachen, auf eine einzige Gemüthsstimmung, die Resignation, zurückführen; wie wollen wir ein Gewirr von Interessen, wenn wir ihm nur einige allgemeine moralische Fragen vorhalten, gar noch durch das Christenthum vereinfachen, eine Lehre, die durch ihr weltliches Auftreten im Papstthum, in der anglikanischen Kirche, in dem deutschen geistlichen Ministerialismus, in den Prätensionen der evangelischen Orthodoxie, mit in den Strudel der Discussionen hineingerissen ist und sich dem Zeitgeiste gegenüber am wenigsten unbefangen hat erhalten können? Ehrwürdiger Herr, wenn ich das Evangelium in meinem schriftstellerischen Apostelamte predigen wollte, wenn ich rufen wollte wie ein Vorläufer der Wiedererscheinung Christi, daß man Buße thun und sich bekehren sollte, welches würde die Wirkung meiner Mahnungen sein? Eine durchaus vereinzelte. Ich werde immer nur Wenige gewinnen, zu Wenige für eine erhabene Sache. Das Christenthum hat seinem innersten Wesen nach eine Berufung an Jeden, aber nicht an Alle auf Einmal. Ehemals, wo die Menschenherzen so leer waren, mochte das Christenthum überzeugte Anhänger massenhaft gewinnen können. Jetzt aber ist es längst nur noch in seiner wahren Gestalt eine Thatsache für den Einzelnen. Man kann durch die Predigt des Evangeliums Einen nach dem Andern von dem großen Haufen, der da den Wahnbildern und Tagesgötzen nachläuft, abziehen; aber man kann die Menge nicht mehr damit blenden, wie Saulus auf dem Wege nach Damascus geblendet wurde und sich bekehrte. Fänden doch Viele auf diesem Heilswege Frie-

den! Der Autor, der nicht für Einzelne ſchreiben darf, der *ſie Alle in ihren Neigungen und Leidenſchaften zu umfaſſen* ſuchen muß, hat Principien von der weiteſten Ausdehnung in ſeinen Schriften zu vertheidigen. Er hat ſchon Alles gethan, wenn er nur die Widerſprüche, welche ſich in der Welt ſo hartnäckig bekämpfen, gegeneinander ausgleicht, die Anſprüche der Einen denen der Andern näher führt und eine Vereinfachung der Fragen erzielt, welche die Verſtändigung erleichtert und das Feld ebener macht, mag nun, Erlöſung bringend, ein neuer Prophet oder ein Chriſtus, ein Apoſtel oder ein Ereigniß kommen."

„Ueberſehen Sie die Lage der Dinge, wie ſie jetzt in der Welt iſt, ſo werden Sie mir zugeſtehen, daß es hauptſächlich die Begriffe von Recht und Unrecht ſind, die mit ſich im Streite liegen. Es handelt ſich nicht einmal ſo ſehr darum, was der Eine vom Andern herausgegeben und mit ihm zu theilen verlangt, ſondern um das Princip: Was iſt überhaupt Recht? Was gebietet die Natur, die Vernunft in dieſem oder jenem verwickelten und vom Herkommen überlieferten Verhältniſſe? Denken Sie beſſer von der Menſchheit! Verurtheilen Sie uns nicht alle als Egoiſten und Wegelagerer! Gott ſei's geklagt, daß der Egoismus der Jetztwelt ſo vielen Vorſprung gefunden hat; allein noch hat er nicht das ganze Terrain gewonnen. Unſer Zeitalter iſt ein kritiſches. Es ſträubt ſich nicht unbedingt gegen die Vergangenheit; es will nur, daß jede Tradition derſelben neu geprüft, mit Gründen der Billigkeit und des Rechts neu beſtätigt werde. Dieſer rein kritiſche, ſchöne und allerdings leidenſchaftliche und als ſolcher gefährliche Gedanke iſt das Symbol der meiſten Kämpfe, welche durch unſere jetzige Weltlage ausgefochten werden ſollen. Dies Symbol, das ſo viel Freiheit und Adel der Geſinnung, ſo viel Triumphe des ſcharfſinnigen Nachdenkens enthält, ſollte ich als Selbſtgenügſamkeit, wie es das Chriſtenthum benennen würde, preisgeben und um den Sieg deſſelben unbekümmert werden? Ich ſollte den Fabrikarbeitern, welche Brot haben wollen, den brotverwandelten „Eckſtein" des Lebens, Chriſtus, vorhalten und ihnen die Entbehrung als die Würze der kargen Koſt, an welcher ſie nagen, ſchildern?

Nein, ehrwürdiger Herr, diese Lehre konnte zu einer Zeit gepredigt werden, wo es für den Schwächern gegen den Stärkern keine Garantie der Billigkeit gab, wo die Juden von den Römern wie alle Völker ohne Aussicht auf Rettung geknechtet wurden. Jetzt würde die Welt diese Lehre abweisen, ja ihre glänzenden Seiten, deren Ewigkeit ich nimmermehr bestreiten werde, in den Koth ziehen. Mit dem Christenthum mehr ausrichten wollen, als in ihr liegt, das hat sich zu allen Zeiten an dieser Lehre gerächt. Je mehr sie sich in den Vordergrund stellte, weltliche Macht und irdischen Einfluß beanspruchte, je mehr sie im Reiche des Wissens Herrscherin sein wollte, desto mehr wurde sie gedemüthigt und in ihrem innersten Wesen verkannt, von der Frivolität eines ganzen Jahrhunderts sogar verhöhnt. Diese Lehre, daß man bei einem empfangenen Backenstreich auch noch die andere Wange hinhalten sollte, mag ich jetzt den Armen, eine Ermahnung, daß man alle seine Habe verkaufen und nur Christo nachwandeln sollte, vermag ich nicht einmal den Reichen unserer Zeit zu predigen."

„Die Frage der Armen und Reichen wird so, wie sie von unserm Jahrhundert gestellt ist, vom Christenthum nicht gelöst werden können. Wenn ich Ihnen also die Armen nicht herausgebe, so will ich Ihnen getrost die Kinder und die Greise lassen; ja Ihnen noch die Frauen hinzugeben, die Sie, worüber ich mich wundere, verschmäht haben. Kinder, Weiber und Greise saßen auf den Zinnen Trojas und sahen zu, wie Griechen und Trojaner unten ihre Streitkräfte musterten. Kinder, Weiber und Greise mögen daheim am Heerde opfern und für die Väter, Gatten und Söhne bitten, die vor den Thoren sich tummelnden und das Jahrhundert ausfechtenden. Warum verlangt die Religion jetzt mehr, als den Dienst der Götter? Warum wird der Ausdruck: „Weltreligion" beinahe so verstanden, als müßten alle Dinge der priesterlichen Vormundschaft unterthan werden? Wahrlich, wäre ich für das Christenthum ausschließlich so eingenommen, wie ich es für alle historischen Erscheinungen bin, wo Humanität und Vernunft über Sklaverei und Aberglauben siegten, so würde ich für mein Ideal die größte Genugthuung darin finden,

daß die Kämpfer, wenn sie verwundet oder vom Alter ermüdet sind, doch zu mir kommen, um sich heilen oder zur Ruhe bestatten zu lassen. So bietet sich der einsame Waldbruder in seiner Hütte Niemand an, weil er kein Wirthshaus hält, nimmt aber Jeden auf, der sich verspätet hat und seine Hülfe, sein Nachtlager, seine Freigebigkeit in Anspruch nimmt. Warum will das Christenthum mehr als diese Mission des Klausners haben?"

„Verzeihung, daß ich Ihre von Priesterehrgeiz ja weit entfernten Anmahnungen doch dargestellt habe von einer Seite, von welcher sie bei vorsichtigen Leuten leicht genommen werden konnten. Leicht könnte aus einem neuen Siege des Christenthums wieder ein neuer Sieg der Hierarchie werden, und daß die Welt sich von dieser befreit wissen will, darauf deuten ja alle Zeichen."

Diese Correspondenz habe ich deshalb hier eingeschaltet, weil die Erziehung ein Gegenstand ist, welchen sich die Geistlichen und Weltlichen einander streitig machen. Der Einfluß des Christenthums auf die Erziehung könnte gewiß ein herrlicher sein. Liebe Vater und Mutter, bete zu Gott, liebe Deinen Nächsten, demüthige Deinen Stolz, bekämpfe Deinen Eigensinn, sei gehorsam, opfere Dich auf, meide was Dir verboten wurde; das ist die Grundlage, davon soll die Erziehung ausgehen. Allein sie soll mit diesen allgemeinen Vorschriften nicht endigen. Der Mensch soll nicht erst den Himmel kennen lernen und dann plötzlich in die Hölle gestoßen werden. Versteht Ihr Geistliche diesen Uebergang von der himmlischen Moral zur weltlichen Klugheit zu bahnen, von gottrunkener Anschauung zu werkthätiger Rührigkeit? Liebe Vater und Mutter, bete zu Gott, liebe Deinen Nächsten; gut. Aber demüthige Deinen Stolz! Wenn nun dieser Stolz mein einziger Trost ist? Wenn ich nichts mehr habe auf der Welt, als das Bewußtsein meiner moralischen Würde? Wenn dieser Stolz meine Waffe ist gegen Uebermuth? Bekämpfe Deinen Eigensinn! Gut; wenn nun aber dieser Eigensinn meine Ueberzeugung von etwas Werthvollem ist? Wenn man von mir einen Widerruf verlangt, der so leicht ist, und ich behaupte doch mit Galiläi, daß die Erde sich um die Sonne

drehe? Ist dieser Eigensinn verwerflich? Hatte ihn nicht selbst Christus, als er vorzog, am Kreuze zu sterben? Sei gehorsam; gut, ich gehorche. Wenn ich aber als Werkzeug einer schlechten Handlung mißbraucht werde? Wenn ich nur darum gehorchen soll, weil der, der mir befiehlt, der Stärkere ist? Mit einem Worte, die Sittenvorschriften des Christenthums, wie solche in den Schulen gelehrt werden, sind viel zu sehr auf die Welt der Aesopischen Fabel berechnet. Sie überlassen die Ausführung des Aber, welches sich bei jedem ihrer Sätze aufdrängt, erst dem Augenblick, wo wir schon innerhalb der Wirren sind und, von den Umständen gedrängt, uns in die Nothwendigkeit versetzt fühlen, unsern moralischen Herzensapparat zu vervollkommnen, zu erweitern und für das praktische Fach umzugestalten. Welches ist die Folge dieser Verlegenheit? Daß Viele ihr häusliches moralisches Gut, ihre mütterliche Reisemitgift, als altfränkisch und unmodisch über Bord werfen und lieber vorziehen, gar keine, als beschränkte Grundsätze zu haben.

An Erziehungsgemälden, Tugendspiegeln, pädagogischen Sittenpredigten haben alle Literaturen Europas einen Ueberfluß, der noch immer höher anschwillt. Alte Jungfern, die nie einen Mann, noch weniger ein Kind hatten, geben Anweisungen über moralische Kinderzucht. Geistliche, deren Kinder in Ungezogenheit wuchern, schreiben über die sittliche Veredlung der Jugend beider Geschlechter. Die Erziehung ist ein Utopien, wo die Eltern als die weisesten Regierer und die Kinder als die gehorsamsten Unterthanen gedacht werden. Die Widersprüche der menschlichen Natur beachtet der Idealist nicht. Aus seinen vier Wänden heraus will er die Völker erziehen. Er hat ein allgemeines Schema über die Natur der Kinder, hält diese Natur für absolut empfänglich, eine kahle Tafel, auf welche man durch Lehre und Beispiele schreiben könne, was man wolle. Aber weit entfernt, mein Lieber! Die Kinder sind ein so widerspenstiger, zäher Stoff, daß die Beispiele selten sind, wo sie gerade das werden, was die Eltern erwartet oder gewünscht haben. An einem schönen Morgen [illegible] die allmälig Erwachsenen zum größten Erstaunen der Erzieher die Hülle ab, die ihre Eigenthümlichkeit

verſchloß. Der Schlummerkopf war ein Schelm, der Ausbund ein Hannes, der ſich nicht zu benehmen weiß. Eine Dame klagte mir vor längerer Zeit, daß ſie die unglücklichſte Frau von der Welt wäre. Wie ſo, meine Gnädigſte? fragte ich, erſtaunt über den herben Ausdruck. Mein einziges Kind, entgegnete ſie, iſt die Urſache meiner Leiden! Iſt es krank? fragte ich beſorgt. O wäre ſie das! antwortete die Mutter, dann würde ich doch auf die Hülfe des Arztes hoffen! Aber, nein, meiner Tochter iſt die Verſtellung angeboren, der Geiſt, der in ihr tobt, erweckt mir für die Zukunft ſchreckenerregende Beſorgniſſe! So jung ſie iſt, ſo hat ſie doch ſchon einen ſo durchdachten, kalten Trotz, daß ſie mir mit der größten Ruhe ſagen kann: Jetzt will ich weinen, weil ich weiß, daß Du Dich darüber ärgerſt! Dann weint ſie laut und ſchreit, ohne daß ihr eine Thräne im Auge ſtünde. Sie ſtampft mit den Füßen auf und weiß ſich ſchon, noch ſo jung, einer Miene zu bedienen, die ihr, wenn ſie älter wird, geradezu teufliſch ſtehen muß. Niemals offenbart ſie die geringſte Zärtlichkeit für ihre Umgebungen. Vater und Mutter ſind ihr, trotz der liebevollſten und ſanfteſten Behandlung, wie natürliche Feinde. Fremden Leuten würde ſie ohne Weiteres folgen, wenn ich mich, trotz meiner Leiden, entſchließen könnte, ſie von mir zu geben. Wenn ich recht ordentlich ſchreie, das ſagt ſie kaltblütig, ſo bekomme ich, was ich will. Ich weiß nicht, was ich für ein Unglück neben mir aufwachſen ſehe!

Ich habe die unglückliche Mutter zu tröſten geſucht. Das Kind hatte in der That etwas Keckes und Kaltes. Seine Stimme kam, wie faſt immer bei leidenſchaftlichen Menſchen, tief aus der Bruſt und hatte einen angenehmen, tiefen Anklang. Ich fragte die Mutter, ob ſie ſich nicht bei Erziehern von Fach, Geiſtlichen und ſolchen privilegirten Kennern der menſchlichen Natur Raths erholt hätte. Deſſen genug! antwortete ſie. Aber die vorgeſchlagenen Mittel helfen nicht; der Eine räth zur Strenge, der Andere zur Milde. Alle vereinigen ſich darin, daß, wenn Eliſe älter ſei, man ihr mit Vernunftgründen beſſer beikommen würde. Jetzt könnten Lehre und Ermahnung noch nicht fruchten, aber ſpäter würde ſie lernen, was gut iſt oder wenigſtens was ſich ſchickt. Ich entgegnete der

bekümmerten Mutter: Ich glaube, daß unter allen Ihnen angebotenen Heilmitteln die moraliſchen die unwirkſamſten ſind. Kindern Moral predigen, kann nützen, um ihnen gewiſſe allgemeine Wahrheiten über Gut und Böſe beizubringen, auf die ſie ſich ſpäter, zu Verſtand gekommen, beſinnen, ſie mit geiſtiger Freiheit durchdenken mögen, innerlich befeſtigen; allein verlangen, daß Kinder in ihren jungen Jahren nach dieſen Predigten ihr Benehmen einrichten, heißt Unmögliches verlangen. Ich glaube, es giebt nur zwei Mittel gegen die halsſtarrige Natur Ihres Kindes. Erſtens müſſen Sie für entſchieden annehmen, daß dies Kind von ſeiner angebornen Art nicht läßt. Sie müſſen nur ſuchen, das darin Extreme zu beſchneiden. Einen ſtrengen, ſchroffen und entſchiedenen Charakter wird dies Kind immer behalten. Es kommt nur darauf an, denſelben zu mildern und ihm eine Grundlage zu geben. Alle Menſchen empfinden nicht ſo weich wie Sie und ſind doch darum noch nicht gefühllos. Ihre Tochter wird ein energiſches Weſen lebenslang behaupten, was ja an ſich kein Unglück iſt, wenn nur der Kern eines edlen Herzens in der äußern Schale liegt. Das zweite iſt der Unterricht. Wenn bei irgend welchen Naturen nöthig iſt, geiſtige Vorzüge zu Milderungen des Temperaments zu machen, ſo iſt es bei dieſen. Lenken Sie durch frühzeitige Bildung in Sprachen und Künſten den Eigenſinn von Ihrem Kinde ab. Ueber Büchern und Noten verliert ſich bald die Kraft der Hinterfüße, auf welche ſich die kleine Dame ſtemmt. Die Erweckung des Ehrgeizes in einem ſolchen Charakter wird nur dazu dienen, daß derſelbe, je älter er wird, ſeinem Weſen einen harmoniſchen Eindruck zu geben ſucht und ſeine Verſtellung nach dem Maße einrichtet, wie man Lob und Tadel erntet. Genug, Eliſe iſt jetzt ſieben Jahre und ſanfter geworden, ſeit ſie den ganzen Tag mit Büchern, Zeichnungen und Noten beſchäftigt wird und dafür Bewunderung erntet. Bei ſtarken Geiſtern muß es allerlei Sicherheitsventile geben.

Ueber Schulweſen, Elementarunterricht, Methoden à la Hamilton und Jacotot, Humanismus und Realismus wimmelt es von — Gemeinplätzen. Wir haben oben einige Lehrerbiographieen erzählt; man kann ſich denken, wie die Gedanken

durchwässert werden müssen, ehe sie den Verdauungswerkzeugen jener nicht minder unerzogenen Erzieher angemessen werden. Frankreich, dies schöne aber schlecht unterrichtete Land, hatte unter Louis Philippe die Schulmeister am Staatsruder sitzen. Aber die Herren fingen immer an und kamen nie zum Ziele. Guizot brachte alle Augenblicke den Secundärunterricht auf das Tapet. Cousin bereiste Holland und Deutschland, und doch erfuhr man von ihnen nichts, als daß sie einige glänzende Reden von der Tribüne hielten oder einige Artikel in den Revüen schrieben, die sie später als Bücher sammelten. Guizot hatte eine Coterie von Unterlehrern um sich, die sich gut hätten bewähren können in Südfrankreich, in der Normandie, in der Vendée, überall wo der Elementarunterricht gleich Null ist; allein er benutzte sie lieber dazu, daß sie ihm seine Journale redigirten. Sie wollten alle Mitminister werden und überließen die Erziehung den Jesuiten. „Primär- und Secundärunterricht" ist in Frankreich ein Paradepferd, das die Doctrinäre ab und zu einen Umzug durch die Kammern halten lassen, wenn sie andeuten wollen, daß sie nicht blos für die materiellen, sondern auch die geistigen Interessen Frankreichs sorgen. Die Bischöfe lächeln dazu.

In Deutschland befindet sich niederer und höherer Unterricht auf einer respectabeln Stufe. Dennoch ist diese gebildete, so vortrefflich lesende und mittelmäßig schreibende Nation fortwährend in pädagogischen Nöthen. Alle Jahre steht ein Reformator der Methode auf und lehrt, daß man Alles, was man bisher gelernt hätte, wieder vergessen und sich auf eine andere Manier einprägen lassen müsse. Die neuen Theorien, welche in andern Ländern entdeckt wurden, bezwecken in der Regel, daß es mit dem Lernen schnell gehen solle; die Deutschen streben nach Gründlichkeit und System. Ein Beweis, wie vorherrschend und allgemein in Deutschland die pädagogische Discussion ist, wie sehr sie die Interessen aller Stände in Anspruch nimmt und mit den höchsten Ideen des Zeitalters in Verbindung gebracht wird, liegt darin, daß in Deutschland die politischen Neuerungen fast immer mit dem Schul- und Unterrichtswesen conspiriren. Die Universitäten sind leider

Hinten der Haupteingang. Beleuchtung düſter. Der Mond ſcheint durchs Fenſter *).

Vierter Auftritt.

Holiday. (Dann) Marſton.

Holiday

(Öffnet draußen mit ſchweren Schlüſſeln und tritt dann ein). Ah! Hier iſt's. (Ruft rückwärts Marſton) Marſton! Wo ſind Sie? Kommen Sie doch!

Marſton.

Eine ſtürmiſche Nacht! Das alſo iſt der verwünſchte Pavillon? Wenn Sie doch wenigſtens eine Laterne hätten!

Holiday

(legt die Thür hinten ſorgfältig wieder an).
Man ſoll vom Schloſſe hier kein Licht ſehen.

Marſton.

Ich geſtehe Ihnen, Holiday! Hier find' ich es denn doch zu ſchauerlich.

Holiday.

Trilbie hat mir die Schlüſſel ausliefern müſſen. (Bei

---

*) Am Beſten iſt, wenn zu dieſer Scene eine eigne Decoration gemalt wird. Wo dies nicht möglich iſt, hat die Scenerie wenigſtens die Hauptſachen in der obigen Beſchreibung zu befolgen und ihr Hauptaugenmerk auf die Spiegelthür rechts vom Schauſpieler zu verwenden. Ein geſchloſſenes Zimmer, hat den Vortheil, daß man die Spiegelthür rechts, auf die Alles ankommt, recht in die Mitte bringen und von den Seitencoulissen entfernen kann.

in Deutſchland noch zu ſehr überwiegende Pflanzſtätten des mittelalterlichen Geiſtes.

Seit Kurzem ſind dieſe deutſchen Univerſitäten wieder Gegenſtand lebhafter Erörterungen geworden. Indem man die bisherige Form ihrer Lehrmethode bedroht glaubt, hat man wieder jenen Heerbann von allgemeinen Phraſen aufgeboten, womit man ſeit dreißig Jahren die an unſerm deutſchen Univerſitätsweſen laut gewordenen Zweifel zu widerlegen pflegt. Mit den Gründen für die Beibehaltung unſerer bisherigen Univerſitätsformen hat es ſeine eigene Bewandtniß. Sie ſind probe- und ſtichhaltig der einen Zumuthung gegenüber, unwahr und morſch der andern. Kommen die Gegner unſerer Univerſitäten von jener Seite her, wo man die freie, vom Mittelalter ererbte Selbſtſtändigkeit derſelben bedenklich findet, die Freiheit der Meinungen an beſtimmte Lehrbücher binden, die Studienwahl der Studenten beſchränken und den gewaltigen Sprung von der Abhängigkeit der Gymnaſiaſten zur Souverainetät des Akademikers durch Uebergänge, als da ſind, Semeſterprüfungen, dialogiſche Methode u. ſ. w. vermitteln will, ſo haben jene üblichen Vertheidigungen unſerer Hochſchulen unſere Sympathie für ſich. Sollen ſie aber zu gleicher Zeit den Fortſchritten des Volksgeiſtes gegenüber und im Angeſicht der vielen Einſeitigkeiten und Verkehrtheiten, welche an unſerer Univerſitätsverfaſſung Vorſchub finden, und gegenüber den Elementen des Stillſtandes, des zähen Widerſpruches, der ſelbſtgenügſamen, unpraktiſchen Indifferenz, die in dieſer Verfaſſung liegen, Wahrheit und Geltung haben, dann möchte man ſich ſchwerlich noch mit ihnen befreunden und in der That keinen Anſtand nehmen, das übliche Rühmen und Preiſen unſerer Univerſitäten mit dem Aufſtutzen einer alten Staatsperrücke zu vergleichen, in welche die Motten gekommen.

Wenn ich heute behaupte, daß Deutſchland im Grunde ſeinen dreißig Univerſitäten weniger verdankt, als ſich die 120 Facultäten derſelben einbilden, ſo weiß ich, daß binnen ſechs Wochen 120 Bücher erſchienen ſein könnten, die das Gegentheil behaupten und ein himmelhohes Gebäude aufrichten von großen und ſchönen Dingen, die uns alle nur durch unſere Univerſitäten zugekommen ſeien. Und doch iſt es That-

ſache, daß wir durch unſere Univerſitäten mehr arm als reich geworden ſind, langſamer als ſchneller fortſchreiten, verworrener als klarer denken. Die akademiſche Freiheit der Studenten abſorbirt drei Jahre lang die Poeſie der Jugend und liefert in die praktiſche Carrière neben vielen gereiften Jünglingen eben ſo viel ausgelebte, verwelkte Charaktere, die ſich vom Freiheitsrauſch in den Katzenjammer der Stellenjägerei und des nur noch auf Beförderung gerichteten Egoismus ſtürzen, unſere künftigen Beamten, die ſich ſchon auf der Univerſität, bei jenem meiſt hündiſchen Serviliſmus des „Philiſters" in Univerſitätsſtädten, der ſich ſtoßen und ſchinden läßt, nur um Geld zu verdienen, jene Achtung vor dem Volke, vor dem Bürger, vor dem gemeinen Manne methodiſch erworben haben, welche ſie künftig als Richter und Räthe an den Tag legen. Schöne akademiſche Freiheit das! Die Poeſie, nie proſaiſcher in Anwendung gebracht! Die Profeſſorenwelt lebt in einem ähnlichen Widerſpruch von zarter Theorie und grober Praxis. Die Wahrheit, welche allerdings in allen Ländern eine Streitfrage iſt, wird nirgends mehr als bei uns immer faſt eine perſönliche ſein. In den kleinen entlegenen Univerſitätsſtädten iſt ſie ſogar nicht ſelten eine Coteriefrage. Mir fehlt der Raum, unſere Univerſitäten zu ſchildern, *wie ſie ſind*. Wer ſchildert ſie mit dem ganzen Dunſtkreiſe von Anarchie, Leidenſchaft, Eitelkeit und chimäriſchen Verkehrtheiten, der über ihnen ſchwebt! Der Erfahrungsſatz ſteht feſt, daß ſich die durchgreifendſten Momente des deutſchen Culturlebens, die entſcheidenden Momente unſerer Fortſchritte in geiſtiger und geſellſchaftlicher Hinſicht nicht *durch*, ſondern *trotz* der Univerſitäten entwickelt und durchgerungen haben. Im Mittelalter war dies anders: Huß und Luther kamen von den Univerſitäten; aber welche Huſſe, welche Luther ſind ſeitdem wieder von den Univerſitäten gekommen? Kant möchte der Einzige ſein. Fichte und andere bedeutende Erſcheinungen knüpften zwar an die akademiſche Welt in Jena oder Heidelberg an, aber ſowie eine große Wahrheit in dieſe Sphäre kam, verwandelte ſie ſich ſogleich in Gezänk, minutiöſe Splitterrichterei, Denunciationen und jene „göttliche Grobheit", die noch bis auf den heutigen Tag die höchſten Fragen der Vernunft und

Moral wie „Bierwitz“ behandelt. Die Wahrheit wird Euch frei machen! Sie macht bei uns grob. Schelling, Schopenhauer haben Streitschriften geschrieben, in welchen Ausdrücke, wie „Bestie“, „todter Hund“, „Dummkopf von exorbitanter Art“ vorkommen. Heinrich Leo hat sich nur durch die Universität so isoliren können, wie dieser Gelehrte jetzt steht. Die größten Geister sind uns durch die Universitäten verloren gegangen; denn entweder erlagen sie dem akademischen Cynismus oder dem akademischen Petitmaitre-Wesen, dem Galanterie-Degen, dem hofräthlichen Manschettengeiste, je nachdem eine Universität mehr aus plebejischen oder patricischen Elementen zusammengesetzt war. Die Erlaubniß, einen Staat im Staate zu bilden, beförderte eine Abstraction vom Allgemeinen, die es in Deutschland sogar zu einer vornehmen und Geistreichigkeit verrathenden Sache gemacht hat, über jedes Ding seine eigene aparte Meinung zu haben und sich in kühler, lächelnder Indifferenz vom Allgemeinen auszuschließen. Die schöne Mannigfaltigkeit der Gedanken, den bunten Reichthum von Auffassungen, der uns eine Tübinger Theologie, eine Göttinger Jurisprudenz gegeben hat, in Ehren, würde doch dieser Reichthum erst dann vollkommen sein, wenn die Universitäten bloße Gelehrten-Akademieen und nicht zugleich Lehranstalten wären, wo die Empfänglichkeit des noch unreifen und jeden Eindruck fast kindlich wiedergebenden Gemüthes nur zu gläubig den Orakelsprüchen entgegenkommt.*)

Eine Schrift von Albert Oppermann über eine von der Universität Göttingen herausgegebene Zeitung, die Göttinger gelehrten Anzeigen, bietet für diese Thatsachen auf jeder Seite den Beleg. Was von Göttingen selbst ausgegangen ist, dem wird dort niemals die Anerkennung gefehlt haben; was andere Universitäten erfanden, wurde ignorirt oder bestritten. Die Geschichte der Cultur von 1740 bis auf den heutigen Tag läßt sich unter die Reverbère Göttingens stellen, und welches ist das Resultat? Daß sich alles Schöne, Edle,

*) Spätere Anmerkung. Jetzt leiden die Universitäten unter dem allzuhäufigen Wechsel in der Besetzung der Professuren, einer Folge des maßlosen Drängens nach Gunst und Auszeichnung, des sogenannten Strebertums.

Große, Durchgreifende, Befreiende, Aufklärende, Nationale in Deutſchland zum größten Theile *trotz* Göttingen entwickelt hat. Göttingen beſtritt den Glauben an eine Erziehung des Menſchengeſchlechts und die Perfectibilität deſſelben, und jetzt theilt alle Welt dieſen Glauben und iſt durch ihn fortgeſchritten. Göttingen verwarf die Speculation, und die Speculation, wenn auch ohne poſitive Reſultate, hat doch wie ein Gewitter reinigend auf die Atmoſphäre der Moral, Religion und der ſchönen Kunſt gewirkt. Göttingen bekämpfte Kant, und Kant wurde der Thales unſerer neuen Philoſophie. Göttingen bekämpfte Fichte, Schelling, Hegel, und alle drei haben Jahrzehnte hindurch die öffentliche Meinung in Deutſchland beſchäftigt und allen Wiſſenſchaften neue Methoden gegeben. Die Göttinger verſchmähten Herder, der ſich, um bei ihnen Profeſſor zu werden, erſt einem Examen unterwerfen ſollte. Göttingen legte den hiſtoriſchen Maßſtab an Götz von Berlichingen und leitete eine Anzeige von Schiller's Don Carlos mit den Worten ein: „Obgleich gewöhnliche Theaterſtücke nicht im Kreiſe unſerer Aufmerkſamkeit liegen.“ Göttingen proteſtirte gegen die romantiſche Schule, und der Theil von Verdienſt, den die romantiſche Schule anſprechen durfte, machte ſich ohne Göttingen Bahn. Göttingen hat gegen jede ideale Regung des Zeitgeiſtes opponirt und ſich eingebildet, mit ſeiner berühmten Bibliothek die Welt allein aufklären zu können. Nie waren bis 1837 Namen der Gegenwart in dem Göttinger Organ genannt worden, wie Anaſtaſius Grün, Nikolaus Lenau, Börne, Freiligrath, Juſtinus Kerner, J. Moſen, Graf Platen, P. Pfizer, G. Schwab, Ludwig Uhland; wohl aber ſind maſſenhaft die Poeſieen von hannöverſchen Landpaſtoren angezeigt worden. Muß man nicht ſagen, daß Deutſchland fortſchreitet, *trotz* ſeiner Univerſitäten?

Es iſt nun aber die Nemeſis über die Univerſitäten gekommen. Sie halten ſich nicht mehr. Man liefere eine Geſchichte der Univerſitäten Halle, Jena, Tübingen, Erlangen und faſſe ein Reſultat zuſammen. An Gelehrtenruhm wird es dabei nicht fehlen; ob aber auch die unterrichtende, belehrende, bildende Bedeutung und Verwerthung dieſes Gelehrtenruhms nachzuweiſen ſei, das iſt in Frage. Die akademiſche

Jugend iſt ſeit einiger Zeit hier und da in Gährung gekommen. Sie verräth, was ſie wünſcht. Sie will der Univerſitätsluft den friſcheren Zugwind des Zeitgeiſtes zugeführt ſehen, ſie will an den wiſſenſchaftlichen Paragraphen die Fingerzeige praktiſcher Anwendung erblicken, ſie will die Univerſität in ein größeres Ganzes, in ein Allgemeineres aufgehen ſehen und mit Recht. Jene Gährungen ſind Symptome einer Reform, die ſich der Univerſitäten wider Willen bemächtigen wird. Es geht in der alten Weiſe nicht fort. Dem Allgemeinen wurde zu viel durch die Vereinzelung entzogen. Es iſt zu lebhaft, zu nachdrücklich auf jene wiſſenſchaftliche Autarkie, die gelehrte Selbſtgenügſamkeit von den Disciplinen hingearbeitet worden, die mit den Anforderungen unſerer Zeit in zu grellem Widerſpruche ſteht. Wie dieſe Reform zu beſchaffen ſei? Es ſcheint, als wenn ſich die Staatsweisheit unſerer Tage mit dieſer Frage beſchäftigt. Freiheit iſt ein ſo theuerwerthes Wort, daß man über jede Einſchränkung derſelben, ſelbſt wo die Freiheit bedenklich erſcheinen würde, erſchrecken muß. Nicht auch die Freiheit, die nun einmal auf Univerſitäten da iſt, ſollte man einſchränken, wohl aber dieſe an einem höheren Dritten zu einer höheren Wahrheit werden laſſen, ſie mit einem größeren Bau überwölben, ſie ſolchen Inſtitutionen unterordnen, die als ein großes politiſches und nationales Ganzes die Univerſitäten von ſelbſt in eine abhängige und dem Geſammtzweck dienende Stellung einweiſen würden. Es iſt auch das ein großer Vorzug der conſtitutionellen Regierungsform, daß ſie noch überall den Univerſitäten ihre Staat im Staate machende Bedeutung genommen hat, und z. B. in Göttingen ſelbſt, auf der Hochſchule der Hochſchulen, einen bekannten politiſchen Act möglich machte, der mit allen Antecedentien dieſer Univerſität in einem wenigſtens für den Geiſt der Göttinger gelehrten Anzeigen haarſträubenden Gegenſatze ſtand.*)

*) Spätere Anmerkung. Das mannigfache Errichten ausgezeichneter polytechniſcher Lehranſtalten und das maſſenhafte Uebergehen der jungen Leute zum wohlſalarirten Offiziersſtande hat unſere Univerſitäten ſo in's Gedränge gebracht, daß einige derſelben kaum ihren alten Ruhm behaupten können. Sie bieten überdies, wenn auch, wie es ſich von ſelbſt

Der Deutsche gilt für einen gebornen Erzieher. Fremde Nationen bedienen sich für die Erziehung ihrer Kinder deutscher Pensionate. Alles was in Deutschland für neu, frei, volksbeglückend gehalten wird, steht in einem lebhaften Verkehr mit der Erziehung. Wenn es eine unwiderlegliche Form für den Inhalt der verschiedenen Lehr- und Bildungstheorieen giebt, so ist es die Oeffentlichkeit. Die Theilnahme der Nation am Nachwuchs, am einstigen Schlag der Generation, die Erziehung als Sache der Politik, darin lag die Größe des Alterthums. Was nützt es mir, dachte der Spartaner, daß mein Sohn an Weisheit mit Bias wetteifert, wenn er die Schmach nicht rächen kann, die man vielleicht meiner Leiche zufügt, wenn er seinen Heerd und sein Erbtheil nicht zu schützen versteht! Montesquieu führt die Merkmale an, welche die Erziehung in despotischen Staaten hätte. Er sagt ungefähr: Tyrannen kann es nur geben, wo es auch Sklaven giebt. Die Sklaverei fußt am sichersten auf Unwissenheit; Aristoteles sagt schon: Für Sklaven giebt es keine Tugend. Allein Montesquieu hätte noch hinzufügen können: Nicht blos Unwissenheit ist der Stützpunkt der Despotieen, sondern eben so sehr die Wissenschaft, wenn diese nicht mit öffentlichen Thatsachen in Verbindung gebracht ist, die Wissenschaft, beschränkt auf ihre Bibliotheken, auf ihre Literaturzeitungen, auf ihre Experimente, ohne Zusammenhang mit der Nation und mit der Geschichte. Die Alten hatten den großen Vorsprung vor den Neuern, daß sich die Familie und die Schule dem Staate, man kann wohl sagen, dem Weltlauf, unterordnen mußten. Wir aber werden erzogen erst für den Umgang mit unsern Brüdern und Schwestern, dann für unsere Kameraden und zuletzt für unsere Mitbürger. Wir müssen ein Stadium unserer Bildung vor dem andern zu verbergen suchen. So wie wir in die Schule treten, streifen wir alle Apartheiten der Familie ab. Man schämt sich seiner Häuslichkeit. Tritt man endlich in die Welt, so schämt man sich wieder der Schule. Man erwähnt diese nie anders, als um zu jubeln, daß man

---

versteht, der achtungswerthesten wissenschaftlichen Forschung, doch auch der immer mehr um sich greifenden gelehrten Charlatanerie ein weites Feld

ein lästiges Joch abschüttelte. Diese Feindschaft der verschiedenen Bildungsstadien untereinander kannten die Alten nicht. Epaminondas rühmte sich noch, alle Tage seines Alters der zu sein, der er in seiner Jugend war, als er auf den Bänken der Schule saß.

Es ist ein außerordentlicher Beweis für die in den Deutschen schlummernde Kraft, daß sie alle Resultate, welche ihnen die Zeit oder die Wissenschaft bietet, sogleich für die Erhöhung des Unterrichts- und Erziehungswesens verwenden. Aber selbst für den Fall, daß dieser Umstand die Folge mangelnder öffentlicher Freiheit wäre, für den Fall, daß man hier eine Nation hätte, die für ihre geistigen Neuerungen eben nur in der Jugend den bildsamen Stoff zu finden weiß, ist es außerordentlich, wie gerade die deutsche Erziehung Alles in sich zu vereinigen scheint, was an die Größe des Alterthums erinnert und ohne dessen Annahme die neue Zeit nicht vollkommen groß werden wird. Man findet bei den Deutschen Sinn für öffentliche Leibesübungen, für die Bildung einer gesunden Seele im gesunden Körper; die deutsche Jugend zeigte im Jahre 1813 eine Wunderkraft, die sie nur auf den Schauplätzen ihrer gymnastischen Uebungen gelernt hatte. Dieser Sinn erhielt sich lange, ging auf Universitäten und in die Staatsverhältnisse über, wo sich die physisch-phantastische Ausbildung in doctrinell-moralische verwandelte. An die Stelle der Gymnastik trat eine Philosophie, welche, trotz aller Abenteuerlichkeit im Schematismus, sich durch eine Fülle vereinzelter befruchtender Ideen auszeichnete. Alles, was geschah, geschah wie durch Verbrüderung und Oeffentlichkeit. Die Pädagogen waren damals die Priester einer neuen Religion. Den beschränkten, verzärtelten Eltern wurden die Kinder gleichsam aus den Betten geholt und in die Flüsse geworfen. Es gab moralische Verpflichtungen in der Luft, in der Literatur, im Zeitgeist, überall, namentlich in der neubelebten Geschichte, Verpflichtungen, welchen sich Niemand, der nicht für einen Heloten und Idioten gelten wollte, entziehen durfte. Ja, diese Dinge scheinen mir so außerordentlich, sie sind so reich an Samen für die herrlichste Zukunft, daß ich eine Nation beklagen müßte, die sich diese Anfänge zur Größe wieder

nehmen ließe. Wenn es irgend etwas giebt, was die Schlechtigkeit der politischen Reactionen beweist, so ist es gerade diese Verzaubung der Menschheit an den neuen Reichthümern, die sich ihr Leben erwerben will. Der grelle lachende Sonnenschein wird mit Flor gedämpft. Juristische Abwägungen von mehr oder minder Macht und Einfluß nehmen die Stelle eines welthistorischen Aufschwunges ein. Wuchergeist und Egoismus sind das Gefolge der unterdrückten freien Gemüthsstimmungen. Damit hier oder dort keine Regierungsform zu Grunde gehe, wo die Verhältnisse von Fürst, Unterthan, Adel in ihren alten Ueberlieferungen erhalten bleiben, wird die Geschichte um eine neue Epoche betrogen. Die Augen der Zeit, die kaum noch so hoffnungsfreudig leuchtenden, haben sich mit wehmüthigen Wimpern bedeckt; wir leben vom Tage zu Tage, von der Stunde zur Stunde. Das Einzige, was uns als neu und originell übrig geblieben, ist die Umwandlung der Phantasie in den spottenden Witz, in entsagende Reflexion. Wir waren am Ziele, eine neue Zeit zu schaffen, und müssen jetzt fürchten, daß wir kaum im Stande sein werden, das vorige Jahrhundert so zu reproduciren, wie jenes originell und freimüthig gewesen. Der Grundton des Themas, das wir aufführen, ist Kampf zwischen Tyrannei und Freiheit. Wir taumeln so hin! Wenn wir am Abgrund stehen, vielleicht, daß wir uns dann besinnen.*)

IX.

Sitte und Sitten.

Der Plan unseres Versuches, Säkularbilder aufzustellen, war der, die Erörterung mit dem Daguerreotyp zu verbinden. Ehe wir unsern neuen wichtigen Gegenstand: „Sitte

*) Die Jahre 1848, 1866 und 1870 führten aus, was 1837 als vermißt und wünschenswerth hinzustellen hatte.

und Sitten" schärfer in's Auge fassen, sei mir der Abdruck eines Briefes gestattet, der kürzlich in meine Hände kam. Eine alte Dame, die Tante Rebekka, schreibt an einen Pfarrer im Mecklenburgischen:

Ehrwürdiger Freund und lieber Vetter! Vor Allem: Ist denn aber auch dem armen Thier nichts geschehen? Ich sagte noch zu Jenny, habe ich nichts vergessen? Ist auch Alles in Ordnung? Sie lachte dazu, was mir schon nicht gefallen hat, da ich ihrem Herzen in einem Augenblicke, wo man sich trennt und nichts mehr hat auf der Welt, das Einen erfreuen könnte, als das Wiedersehen, eine solche Gefühllosigkeit nicht zugetraut hätte. Ich sagte es auch dem Mädchen und wollte sofort den Dienst kündigen, da ich sie ja doch zurücklasse und sie nichts zu thun hat und blos sehen muß, daß Alles da stehen bleibt, wo ich es hingestellt habe; aber sie sagte, und ordentlich beschämt, sie müsse eben immer lachen, wenn sie nicht weinen wollte. Da sah ich es denn wol, das Ding hat schwache Nerven. Diese Menschen jetzt! dachte ich und vergaß darüber, daß mein Pipichen vor'm Fenster hängen geblieben, während es anfing zu regnen. Nicht sogleich, sondern ich mochte schon mit Wilhelm eine Stunde gefahren sein. Der Himmel überzog sich an allen Ecken und sah bald nur noch wie ein großer Scheuerlumpen aus. Indem es schon regnete, fällt mir Pipi ein, der draußen hängen geblieben und nun — der Vogel, Jenny's Gelächter, Sie, mein Freund und Vetter, mit Ihrem frommen Segen und das Gewitter — ach! ich hatte außer Wilhelm keine Hülfe mehr, als meine Thränen. Das Thier muß den Tod davon gehabt haben; denn Jenny, da war ich verrathen genug, die ließ ihn hängen und wird wol an seinem Grabe auflachen. Warum? Weil das verstockte Ding nicht weinen will! Vetter, sagen Sie das Geschöpf aus meinem Hause! Ich wenigstens, so lange ich lebe, will von den neuen Moden nichts wissen. Wohl dem, dem sein Erlöser nah!

Schon zehn Meilen von Hause habe ich den neuen Wettlauf kennen lernen. In dem Gasthofe, wo ich nun noch den Schmerz hatte, mich von Wilhelm zu trennen und die Landkutsche zu erwarten, fand sich auch keine Seele, die mich ver-

standen, oder, wenn sie mich verstanden, die mich nicht durch ihr gefühlloses Benehmen gekränkt hätte. Glauben Sie denn wol, daß ich bei irgend jemand für Pipi ein freundschaftliches Bedauern hätte erwecken können? Selbst der Wirth, der doch die Verpflichtung hat, seinen Gästen Alles, was sie wünschen und vermissen, an den Augen abzusehen, lachte mich aus, gleichsam als wollte er sagen: Der rothe Löwe hätte nicht nöthig, sich um die vergessenen Canarienvögel seiner Gäste ein Bedenken zu machen. Bei Alledem mußte ich an seinen Mittagstisch kommen; er selbst saß oben an und tranchirte! Table d'hôte nennen sie das! Der Wirth saß mit an der Tafel! Und überhaupt, er war in der Stadt eher der Herr als der Diener Aller. Ich wollte mit ihm über eine bequemere Einrichtung in meinem Zimmer sprechen. Er sah mich vornehm an und verwies mich an das Gesinde. Für die Empfangnahme des Geldes war ein eigenes Frauenzimmer aufgeputzt, das hinter einem Tische an einer Ecke des Saales wie bei Wachsfigurencabinetten saß. Ueber jeden Gast wurde statt des Kerbholzes Buchhaltung geführt; ich erhielt für jede Tasse Thee, die ich forderte, ein eigenes Folio in diesem Bankwesen. Statt mir's bequem zu machen, mußte ich mich geniren. Früher war man, so lange man zahlte, Herr im Wirthshause, jetzt steht man zu dem Prellervolk im Verhältniß einer weitläufigen Gastfreundschaft. Wenn das in kleinen Städten so ist, dachte ich, wie wird das erst in Berlin sein! Und während dem klopfte es an meine Thür. Ich hatte mich soeben etwas gelegt, weil die Landkutsche in einer Stunde eintreffen und die Fahrt einen Theil der Nacht hindurch dauern sollte. Ohne noch mein Herein! abzuwarten, tritt ein Frauenzimmer zu mir ein, ich kann wol sagen, von ausnehmend zweideutigem Charakter. Ich frage, was ihr Begehr sei? Statt dessen stirnte sie an mir diejenigen Theile des menschlichen Körpers, von welchen man zu Gebildeten nicht spricht. Sie setzte einige Cartons auf den Tisch und fing an: Alles von Paris; echt und leicht, elastisch bis zur Täuschung, für vorn und hinten, Alles aus einer Fabrik! Ich bekam in dem Augenblick das Zittern, weil ich hier Unrath merkte und allein dastand. Ich fürchtete, schon von dem

Seite) Er ahnt nicht, daß ich ſchon dieſe Nacht den geheimnißvollen Ort beſuche.

Marſton.

Holiday, ich bemerke hier Spuren bedeutender Eleganz! Das Ganze ſpielt etwas ins Rococo! Sehen Sie nur dieſe Draperieen, die Spiegel; ich wette, die früheren Lords Douglas haben hier in dem entlegenen Theile des Parks zuweilen im Sommer kleine Diners en particulier gehalten.

Holiday.

Ja, Marſton, und es geht die Sage (lächelnd), daß jetzt die Geiſter derſelben jede Nacht hierher kommen, um zu ſoupiren.

Marſton.

Machen Sie keine Scherze, Holiday! Der Ort iſt nicht dafür. Sehen Sie! Steht da nicht Jemand?

Holiday.

Furchtſamer Menſch, das ſind Sie ja ſelbſt!

Marſton.

Ja ſo! Es iſt mein Spiegelreflex. Sagen Sie mir nur, was wollen Sie hier?

Holiday (bei Seite).

Vielleicht ſteh' ich auf der Stelle, wo ſich einſt Lord Donald — Schauerliche Erinnerung!

Marſton.

Was murmeln Sie nur mit ſich ſelbſt? Holiday! Kommen Sie! Solche Burgverließe und Kloſtergemäuer — ſoll ich Ihnen etwas ſagen? — ich leſe ſo etwas lieber.

Namen der käuflichen Dinge beleidigt, für meine Gesundheit und lief immer röther und röther an, als hätte ich das Nesselfieber. Um Jesu willen! schrie ich, als das Weib anfing, ihre Cartons zu öffnen und mir Dinge zu zeigen, für welche sie die prächtigsten Namen hatte, wovon mir aber der Gebrauch so räthselhaft und so empfindlich war, daß ich ihr rieth, mich und meinen ehrlichen Namen in Ruhe zu lassen. Sie meinte aber, daß die vornehmsten Frauen sich nicht scheuten, ihre mangelnden oder bereits verblühten Schönheiten durch diese künstlichen zu ersetzen, auch hätte sie ein gut assortirtes Lager von Zähnen, theils einzelnen, theils ganzen Gebissen. Ich wußte aber zu gut, daß diese Zähne nicht von Elfenbein sind, sondern von den Dieben und Mördern, die am Galgen gehangen. Aber da war guter Rath theuer. Das Weib tastete unausgesetzt an mir herum und wollte mir ihre elastischen Polster anschnallen, und so lief ich denn zur Thür hinaus — denken Sie sich, ohne daß ich meinen Koffer zugeschlossen hatte. Ich will wieder hinein, aber mein Lärmen hat die nächsten Hausbewohner in Bewegung gesetzt. Sie eilen mir zur Hülfe und treten in mein Zimmer, wo die Kupplerin des Satans eben ihre Pariser Bescheerungen einpackt. Die Frauen ziehen sich zurück und den Männern muß ich über diesen neumodischen Vorgang Rede und Antwort stehen! Wahrscheinlich veranstalten die Wirthe dergleichen Belästigungen ihrer Gäste. Man nennt das in jetziger Zeit einen mit allen Bequemlichkeiten eingerichteten Gasthof! Manches in ihren Sünden unter den schönsten Frisirlocken ergraute Weib ist froh, in einem Gasthofe das zu finden, was ihr in ihrem Hause nie begegnen würde.

Nun war es aber kalt geworden und die Landkutsche leer. Ich konnte nicht einmal darauf rechnen, mir wenigstens durch einiges Gedränge Erwärmung zu verschaffen. Eine einzige Dame fuhr mit, die mir sonderbar vorkam. Nicht darum, weil sie sagte: Die Eisenbahnen verdrängen die Landkutschen; denn das war freilich richtig genug und ganz aus der Zeit gegriffen; allein der Schnack, den sie an diese Bemerkung anhändelte, den hätte König Salomo nicht verstanden. Sie hatte dabei die Gewohnheit rasender Menschen, fortwährend an der

Kopf zu faſſen. Auch das kurze Lächeln der Närriſchen hatte ſie, wenn ich auch nicht ſagen will, daß ſie es ſchon vollkommen bis zum Tollhaus gebracht hatte. Allein ſelbſt dieſer letzte Fall wäre mir nicht ſo ängſtlich geweſen, als was ich ſpäter erfuhr. Nachdem ſie mir nämlich einige Stunden hindurch über Allerlei und noch Etwas, wie man zu ſagen pflegt, ihre Ideen mitgetheilt hatte, ſagte ſie mir bei der Uebernachtung im zweiten Gaſthofe, den ich nach vielen Jahren wieder geſehen habe und nicht beſſer als den erſten fand, daß ſie, denken Sie ſich um Gottes willen, eine Schriftſtellerin ſei. Ihr Fach waren aber nicht die Liebes-, ſondern die mechaniſchen Geſchichten. Schon in aller Frühe traf ich ſie an der Landkutſche beſchäftigt. Sie ſetzte den Stallknechten auseinander, daß vier Räder am Wagen ein Luxus ſei und überdies allen Geſetzen der Mechanik widerſpräche. Sie verwickelte ſich darüber in einen Streit, der mich an manche Auftritte mit Jenny erinnerte, die aber doch nur die Zubereitung der Speiſen und die verſchiedenen Lesarten der Kochbücher betreffen. Dieſe Dame nahm nicht die entfernteſte Rückſicht auf ihr Geſchlecht. Sie war nicht nur mit einer Nachläſſigkeit gekleidet, die an's Burleske ſtreifte, ſondern nannte auch Alles, was in's Männerhandwerk fällt, ganz ſo wie dieſe und mit einer Rückſichtsloſigkeit, die mich ſtatt ihrer erröthen machte. Am Rade ſprach ſie von der Mutter, von der Schraube; ſie war über die Zubereitung des Theers, den ich bis jetzt nur habe riechen können, wenn ich die Gelbſucht hatte, und ſo viele andere Unreinigkeiten ſo im Reinen, daß ich ſie mir weit eher auf dem Bock als in der Kutſche ſelbſt hätte denken können. Als ich ihr meine Verwunderung darüber bezeigte, daß ſie ſchon ſo früh bei der Hand ſei, ſagte ſie in ihrer Art: Früh? Schon den ganzen Morgen gearbeitet. Schreibe ein Buch über die Maſchinenbaukunſt für Frauenzimmer. Darauf gab ſie mir eine Erörterung über ihre Schrift. Ich erſchrak vor ihrer Gelehrſamkeit, hatte aber auf der Reiſe wenig Freude daran, ja, wie Sie noch hören werden, Unglück. In jedem Dorfe, wo die Kutſche anhielt, verlor ſie ſich. Wenn die Fahrt weiter gehen ſollte, mußte ſie geſucht werden. Denn was that ſie? Sie lief in die Bauerhöfe und forſchte nach

Pflügen, Eggen, Säemaschinen, und hielt da, wo sie nicht die neuesten Fortschritte in der Verfertigung dieser Instrumente antraf, Vorlesungen. Alle Augenblicke parlamentirte sie unterwegs mit dem Kutscher, daß sie aussteigen wollte. Sie konnte keinen Bauer Ochsen treiben und pflügen sehen, so mußte sie hinaus und dem Mann einen neuen Kunstgriff lehren. Die guten Leute dachten, die Frau thäte das Alles für Geld oder weil sie ein Gelübde lösen müßte. Sie ließen sie ausreden und machten es hernach wieder so, wie sie es gewohnt waren. Bei Feuersgefahr wollte das tollkühne Frauenzimmer eine Maschine anwenden, die man an die Häuser heranrücken sollte, und von welcher aus die Operationen mit Spritzen und Häcksel beginnen müßten. Diese künstliche Vorrichtung bewährte sich als Rettungsmaschine besonders durch Brücken, die sie zu den Fenstern, wo Unglückliche in den Flammen rangen, hinführen wollte. Ich bat sie um Alles in der Welt, mit ihrer grausamen Schilderung der Qualen, welche jene Hülflosen bis zur Ankunft der Maschine empfinden müßten, inne zu halten; allein sie ging noch weiter, sie wollte uns ein praktisches Beispiel von ihren halsbrechenden Unternehmungen geben. Unglücklicherweise saßen wir nicht zu ebener Erde. Die Frau scheute die Lebensgefahr nicht, sondern war mit einem Sprunge auf das Fenstergesims und schwang sich mit einer Behendigkeit, die ich bisher nur bei meiner Katze gefunden hatte, in die freie, schwindlige Luft hinaus. Indem sie so frei hängt und ihr die erschrockene Tischgesellschaft an's Fenster nachgelaufen kam, krachte die Fensterrahme, und wo das Frauenzimmer stand, bröckelte die Mauer ab. Ein junger Mann sah, daß hier ein rascher Entschluß nothwendig war. Indem noch die Erfinderin der Rettungsmaschine hin und her schwankte, ergriff sie der junge Mann und zog sie mit aller Anstrengung der Kräfte und mit gezwungener Vernachlässigung aller Gesetze des Anstandes wieder herein in's Zimmer. Sie selbst hatte denn doch so viel Angst ausgestanden, daß sie sich entschloß, noch eine Stunde auf der Station zu rasten, ehe sie weiter reisen wollte, oder es war wegen des jungen Mannes. Kurz, ich mußte um die Närrin eine Stunde halten!

Da kriegten wir dann auch noch einen andern Gefährten, dem ich keine äußern Anzeichen eines Uebelbefindens anſah, der aber nichtsdeſtoweniger von einem Bedienten wie ein in Baumwolle gepackter, zerbrechlicher Poſtgegenſtand behandelt wurde. Er hatte eine heitere und vergnügte Art, nahm ſich aber ſorgfältig vor jeder Bewegung in Acht, die ſeine Glieder hätte in Verwirrung bringen können. Er rückte und rührte ſich nicht, ſondern ſaß wie in die Wagenlehne eingemauert, während er doch mit vieler Freundlichkeit unſere zufälligen Fragen beantwortete und mitunter ſelbſt welche an uns richtete. Die mechaniſche Schriftſtellerin fing an, einen Curſus über automatiſche Uhren, Türken und Schachſpieler zu halten. Während ſie mir die mechaniſche Zuſammenſetzung eines Automaten erklärte, zeigte ſie auf den Reiſenden uns gegenüber, gleichſam, als wenn derſelbe eine ſolche aus verſchiedenen Mechanismen zuſammengeſetzte lebloſe Figur geweſen wäre. Sie fügte hinzu, indem ſie mir in's Ohr flüſterte, daß ſie ſich ſcheute, laut davon zu ſprechen, daß aber dies Kunſtwerk ſeines täuſchend nachgeahmten menſchlichen Verſtandes wegen von einem großen Künſtler herrühren müßte. Ich muß geſtehen, daß mir dieſe Mittheilung in alle Glieder fuhr, denn was ſie mir von Beiſpielen künſtlich zuſammengeſetzter Menſchen erzählte, war grauſig. Nun hatte unſer Gefährte ein gewiſſes inwendiges Röcheln. So oft ſich das hören ließ, ſtieß mich die Schriftſtellerin an und flüſterte, daß ſich eben das Uhrwerk von ſelbſt aufzöge. Sie richtete an den unheimlichen Gaſt mehrere Fragen, z. B. wie viel die Uhr wäre, und weidete ſich an meinem Erſtaunen, als die Figur feierlich und mit beſtändiger Vorſicht, eines ihrer Glieder zu zerbrechen, in die Weſtentaſche griff, die Uhr langſam gegen das Auge brachte und nach einem dumpfen Röcheln im Innern der vermeintlichen Bruſt mit einer gegen die feierliche Bewegung contraſtirenden Schnelligkeit das Reſultat ausſprach. Indem hatte die Schriftſtellerin ſchon ihre eigene Uhr gezogen und zeigte mir mit triumphirendem Lächeln, wie richtig unſer mechaniſches Gegenüber die Zeit angegeben. Bei einem unangenehmen Zufall, der uns darauf betraf, ſchien es mir bald außer Zweifel, daß die ſcharfſinnige Dame recht geſehen. Auf der Chauſſee

war eine Strecke Weges in Reparatur begriffen. Das aufgeriſſene Steinpflaſter lag auf eine unverzeihliche Weiſe ſo zerſtreut im Wege, daß wir Gefahr laufen konnten, umgeworfen zu werden. Indem der Wagen plötzlich von einem großen Steine, über welchen die Fahrt ging, abglitt und die Schriftſtellerin mit dem Vollgewicht ihres Körpers auf mich fiel, ſetzte ſich die unheimliche Figur uns gegenüber in Bewegung und ſtürzte mitten zwiſchen uns hinein. Aus vollem Halſe ſchreiend, fuhren wir beide auseinander. Das Automat rückte und rührte ſich nicht, ſondern blieb in der Lage, in welcher es gefallen war. Der Kopf lag auf meinem Federkiſſen, ſo daß ein Hülferuf, den das Weſen zur Mehrung unſeres Schreckens ausſtieß, in dem Kiſſen erſtickt wurde. Ich kann Ihnen die Angſt nicht beſchreiben, die ich empfand; ich ſah eine unorganiſche künſtliche Zuſammenſetzung, die das Weſen eines Menſchen nachahmte und in welcher man die Vernunft doch mit ſo vieler Künſtlichkeit hatte hervorbringen können, daß ſie auch beim Verluſt ihres Gleichgewichts um Hülfe und einmal über das andere Henry! Henry! ſchrie. Wir beiden Frauensperſonen riſſen auf jeder Seite den Kutſchenſchlag auf und wiederholten den Hülferuf der in Unordnung gerathenen Maſchine. Der Wagen hielt an. Henry öffnete den Schlag, ſtieg ein und richtete mit theilnehmender Miene die umgefallene Figur wieder auf; er verfuhr dabei ſo vorſichtig, als wenn er mit Glas umginge, ſetzte ſeinen Herrn oder ſein Geſchöpf — wie ſollten wir ſagen? — in die Ecke des Wagens, wobei dieſer ſofort wieder unbeweglich blieb. Als der Wagen fortrollte, konnte ich vor Furcht kein Wort mehr ſprechen, die Schriftſtellerin ſprach über die Geſchichte des Automatenweſens und flüſterte mir, da die Figur dazu ſchwieg, zu: Dieſer Menſch iſt ſo künſtlich zuſammengeſetzt, daß er Alles begreift, wovon man ſpricht, nur ſeinen eigenen Zuſtand nicht. Indem ſie das ſagte, war es mir, als ſtieße die Maſchine einen tiefen Seufzer aus. Auch Sie, Herr Paſtor, haben das oft genug von der Kanzel herab geſagt. Es paßt auf uns Alle.

Nun denken Sie ſich aber, auf der nächſten Station fiel die Vermuthung der Schriftſtellerin in Nichts zuſammen. Anfangs zwar, als uns auf der nächſten Station, wo wir aus

stiegen, der Henry den Bescheid gab: „Ja, ich habe Sorge genug; der Mann hat zehn Jahre lang, vom zweiten Pariser Frieden an bis zur Schlacht bei Navarin, im Futteral gesteckt, und ich muß immer noch fürchten, daß er mir durch die Veränderung, die in seinem Innern vorgegangen sein muß, das Gleichgewicht und den natürlichen Schwerpunkt verliert." Da gestehe ich, daß dieses fortgesetzte Zeugniß der tollen Idee meiner Schriftstellerin mich in die größte Verzweiflung brachte; denn mich hätten keine hundert Hände dazu gebracht, wieder in den unheimlichen Wagen einzusteigen. Indem schien sich aber die Sache aufklären zu wollen, denn Henry, das von meiner Gefährtin schon öfters ausgesprochene Wort „Maschine" festhaltend, fuhr fort: „Freilich ist der Mann eine recht unglückliche Maschine, allein ich besorge nur, es wird ihm nicht gut bekommen; von Kindheit nämlich hat er schon am Rücken den unnatürlichen Auswuchs gehabt, den man nicht gerade einen Buckel nennen dürfte, der aber auch nichts weniger als eine glatte Ebene war. Seitdem man nun die Kunst erfunden hat, alle Auswüchse und Verschiefungen des menschlichen Körpers durch zweckmäßig angebrachte Compressionsmaschinen wieder zu ebnen, hat auch mein Herr der Versuchung nicht widerstehen können, trotz seines vor zehn Jahren schon in die Dreißiger vorgerückten Lebens den Versuch zu wagen, sich auf orthopädische Art heilen zu lassen. Nun hat der Mann zehn Jahre lang auf dem Streckbett gelegen und sich seinen Buckel ganz und gar in den übrigen Körper hineingedrückt. Das Röcheln, das die Stimme beim Sprechen begleitet, kann jedenfalls nichts Gutes bedeuten; das ganze unnatürliche Wachsthum nach hinten ist ihm in die Brust nach vorne getrieben; noch kann er seinen Schwerpunkt nicht finden, um mit seinem Körper zu balanciren, er sitzt in lauter Stahlfedern und muß, wo man ihn hin haben will, getragen oder gefahren werden." Die Schriftstellerin konnte ihren Aerger über ihre Täuschung nur mit Mühe unterdrücken.

Nachdem ich mich von meinen Reisegefährten getrennt hatte und in der Herberge der Landkutsche ausgestiegen war, auch meine Schachteln und Koffer alle gehörig verglichen und mich überhaupt auf's Pünktlichste mit jedermann abgefunden

atte, um ja hinterher in keine Weitläufigkeiten zu kommen
der wohl gar für etwas, was ich zu bezahlen vergessen, in
nspruch genommen zu werden, machte ich mich denn auf
en Weg mit einem unverschämten Markthelfer, der sich mit
viel geistigen Getränken überladen zu haben schien, als zu
einer Zeit einer ganzen Dorfschaft für die Woche genügt
aben würde. Denken Sie, hier kommen Fälle vor, daß Men-
hen, wenn man ihnen mit dem Licht zu nahe tritt, Feuer fan-
en, oder was noch gräßlicher, von innen heraus unter den
hrecklichsten Schmerzen allmälig in Asche gelegt werden. Ein
lcher schon heiß werdender und in Brand zu gerathen dro-
ender Vulkan war der Eckensteher, der mir seine Schultern
eh, um meine Sachen zu meiner Schwester zu tragen.

Nun werden Sie mich, ehrwürdiger Freund und Vetter,
ach meiner Schwester, ihren Töchtern und meinem Bruder
der Kaninchenstraße fragen, und ich segne Gott, endlich in
hnen einen Mann zu finden, wo ich meinem beklommenen
erzen Luft machen und, ohne Rücksicht zu nehmen, aufseufzen
nn. Worauf steuert doch diese Welt los! Was habe ich
it ansehen und erleben müssen, was kommen jetzt für Dinge
r, Lebensarten, Urtheile, was für ein Geist ist in unsere Familie
drungen! Meine Schwester wurde früh in den Strudel
s Berliner Lebens gerissen; allein so lange ihr Mann lebte,
ieb sie oben auf. Dieser starb und hinterließ eine trauernde
itwe mit drei Töchtern; wir Alle fürchteten, der Schlag
ürde ihr an's Leben gehen. Sie ertrug ihn jedoch, tröstete
h merkwürdig, ja genoß das Leben als freie Witwe bis
r Leichtfertigkeit.

Das traurige Geschäft, Ihnen eine Beschreibung von dem
ustande zu geben, in welchem ich die Familie meines seligen
chwagers antraf, erleichterte mir ein unglückseliges Pasquill,
elches gerade in demselben Augenblicke erschienen war, als
nach Berlin kam. Der Schlag, auf eine so kenntliche
eise vor aller Welt schlecht gemacht zu sein, mußte natürlich
ch die Freudenbezeugungen lähmen, welche ich von Schwester
abette nach einer so langen Trennung hätte erwarten dürfen;
nn ich will nicht glauben, daß sich ihr Herz bis zur Unem-
indlichkeit gegen ihr eigenes Blut sollte verhärtet haben.

Wie ich in's Haus trat, fand ich Alles im nachläſſigſten Zuſtande. Die Treppen waren geſcheuert, aber die Teppiche unordentlich befeſtigt. Die meſſingenen Schlöſſer der Thüren ſchienen lange nicht geputzt zu ſein oder wenigſtens nicht mit der Sorgfalt, welche man bei einer Tochter meiner Mutter hätte vorausſetzen ſollen. Ich hatte die größte Mühe, bei meiner Schweſter vorgelaſſen zu werden; denn welche Vernachläſſigung! Sie hatte weder den Portier noch ſonſt einen Bedienten von meiner bevorſtehenden Ankunft benachrichtigt; nur meine große Aehnlichkeit mit Babette war ein wirkſamer Einlaß in's Haus. Wie ich eintrete, finde ich die Familie in der auffallendſten Beſtürzung. Babette liegt im Sopha unter convulſiviſchen Zuckungen; ſie erkennt mich, aber beinahe lag in ihrem Gruße der Schmerzensruf, als wollte ſie ſagen: Auch das noch! Nun konnte ich mich nicht enthalten, auszurufen, als auch noch die drei Töchter keinen Schritt thaten, um mich zu begrüßen: Iſt das ein Empfang für Tante Rebekka? „Schweſter," ſchrie Babette aus ihrem epileptiſchen Zuſtande heraus, „mußt Du auch gerade kommen, wo uns Allen zu Muthe iſt, als ſollten wir den leibhaftigen Tod haben? Bekk, ſetze Dich, meine letzte Stunde iſt gekommen." Wie mein Herz dieſen klagenden Willkommen vernimmt, ſtürze ich auf ſie zu und ſchreie ganz in der unſerer Familie angebornen leidenſchaftlichen Weiſe: „Mein Himmel, wie ſiehſt Du denn aus? Kinder, Menſchen, was iſt hier vorgefallen?" Dabei dränge ich mich zu Babette hinüber, worüber ich das Unglück hatte, auf die herabhängende Decke des Tiſches zu treten und dieſe hinter mir nachzuziehen. Glauben Sie, daß meine Beſorgniß eines der Mädchen gerührt hätte? Im Gegentheil, die älteſte, Cecilia (die beiden andern heißen Felicia und Lätitia), verzog nicht übel den Mund und rief mit einer matroſenartigen Baßſtimme: „Oho!", als wenn ich eine Putzmacherin wäre, gekommen, bei ihnen Verdienſt zu machen. So tief mich dieſes grobe Oho! kränkte, ſo ſehr wurde es doch von meinem beſorglichen Herzen übertäubt, als mir Babette die Urſache ihrer Leiden, das Pasquill, zeigte, das geſtern in dem Blatte „der Hanswurſt" erſchienen war und ihr Stichelreden und Verſpottung in einer geſtrigen Abendgeſellſchaft zu-

gezogen hatte. „Bin ich auf den Wisch nicht abonnirt?“ schrie meine Schwester Babette, „oder was habe ich sonst gethan, daß ein solcher nichtsnutziger Federfuchser in das Heiligthum meiner Familie dringt und mich und sie dem Gelächter der Welt preisgiebt!“ Dabei reichte sie mir das Blatt und zwang mich, einige Zeilen davon zu lesen, woraus ich, wie sie sagte, schon den übrigen Inhalt würde entnehmen können. Dann entriß sie mir's wieder.

Die beiden Töchter begleiteten die mütterlichen Verwünschungen des Satirikers ihrerseits mit allen Ausbrüchen verletzter weiblicher Eitelkeit und spitzten die Krallen ihrer kleinen Finger, um demselben, hätten sie ihn nur, die Augen auszukratzen Mir war das Anstößigste bei der Sache die Gegenwart des Bedienten, der diese Scene nicht nur als Zuschauer mit Wohlgefallen betrachtete, sondern darin eine Rolle mitspielte. Hilarius (so hieß der Mensch) hatte selbst den Aufsatz gelesen und schwur, dem Verfasser desselben den Hirnschädel einzuschlagen. Ich dagegen rieth zu einem Processe und verwies dem naseweisen jungen Mann die Einmischung in eine Angelegenheit seiner Herrschaft. Darüber fuhr mich Felicia an und meinte, Hilarius hätte sich von jeher besorgt genug um das Interesse der Familie bewiesen, um ihr auch in einem solchen Unglück beizustehen. Von einer Frage nach Mecklenburg, von Ihnen, ehrwürdiger Freund und Vetter, war keine Rede. Ich erkundigte mich mehrmals nach Bruder Johann; allein ich bekam nur nothdürftig die Antwort, daß sie ihren leiblichen Bruder für ein den Einsturz drohendes Haus hielt, unter welchem man sich scheue, lange zu verweilen. Ich klagte, daß er mir nun schon seit zehn Jahren nicht geschrieben hätte und daß ich in Angst und Sorge lebte, wie ich von ihm würde aufgenommen werden. Statt mir Muth einzusprechen, schwieg meine Schwester; ich glaube, das Pasquill hatte ihr das Herz abgedrückt.

In dem Augenblick wurde die Thür geöffnet und Hilarius, der Bediente, (er hieß Hiller, und ein junger Professor, der den Mädchen die Cour macht, hatte Hilarius daraus gemacht) brachte mit der freudigsten Miene von der Welt ein Packet von fünfzehn bis zwanzig Briefen. Briefe zu empfangen, ist

in der Stadt so angenehm, wie auf dem Lande. Hilarius sagte auch: „Nun, Fräulein Cecily, hier ist ein ganzer Briefsteller an Sie angekommen; man möchte glauben, alle Ihre Anbeter befänden sich auf dem Lande und hätten den komischen Einfall gehabt, Ihnen an einem und demselben Tage zu schreiben.“ Meine älteste Nichte schien ein leidenschaftliches Mädchen zu sein, das hatte ich schon an ihrem unsanften Oho! wahrgenommen. Als man sah, daß alle Briefe nur an ihre Adresse gerichtet waren, bemächtigte sich unser Aller ein blasser Schreck, denn unmöglich konnte es bei einer solchen Correspondenz mit richtigen Dingen zugehen. Meine Schwester schoß wie ein Raubvogel vom Sopha auf, erbrach einen der Briefe und ließ ihn mit der Bemerkung fallen: „Jesus, das ist eine Fortsetzung des Hanswursten!“ Ich hörte diese Bemerkung allein; denn die drei Schwestern waren in einen Streit gerathen, weil Cecilie nicht zugeben wollte, daß eines von den Geschwistern sich herausnähme, einen an sie gerichteten Brief zu erbrechen.

Meine Schwester hatte indessen mit den Zähnen so lange geklappert, daß ich hier eine neue Verspottung ahnen mußte. Es erwies sich denn auch bald, daß alle diese Briefe von einer und derselben Feder kamen und nicht ein einziger derselben etwas Anderes enthielt, als leeres Papier. „Babette, so beruhige Dich doch,“ suchte ich meine Schwester zu besänftigen. Cecilie jammerte über die Verspottung, und die beiden andern Geschwister mußten sich vor schadenfrohem Gelächter die Seiten halten. Ach, dachte ich, das ist eine schöne Wirthschaft! Ich wußte nicht, wo mir der Verstand blieb; ich sah nur zu gut, daß sich meine Schwester und ihre Töchter einen Ruf verschafft hatten, der alle Welt herausforderte, mit ihnen Versteckens zu spielen. Meine Schwester zerknirrte die Spitzen ihrer Haube und blieb dabei: „Das ist Herr von Petermann, der nicht gewußt hat, wie er sich rächen soll, und uns durch diese leeren Briefe an die Leerheit seines Kopfes erinnern will. Auf jeder Poststation von hier bis Köln hat er in jedem Briefkasten eine inhaltslose Adresse an uns zurückgelassen, um sich den Spaß zu machen, daß er uns eine Viertelstunde geärgert hat.“ Aber mein Gott, Babette, fiel

Holiday.

Die Fenſter haben Jalouſieen. Wenn man eines öffnete! — (Geht an das Fenſter, öffnet und ſtößt draußen die Jalouſie zurück.)

Marſton.

Sie ſind ſo verwegen, Holiday! Es wird doch nicht heller. Der Mond ſteht hinter Wolken und dieſer finſtre naßkalte Park — Ich friere. In dieſer Form bekommt man von der Romantik einen Katarrh. Bedenken Sie, wir haben heute den 13. November! (Draußen hört man einen kurzen klirrenden Schlag.) Was war denn das?

Holiday.

Der Wind ſchlug die Jalouſie an das Fenſter. Man muß ſie draußen befeſtigen. (Geht und lehnt ſich am Fenſter hinaus.)

Marſton.

Stecken Sie doch nicht den Kopf ſo hinaus!

Holiday.

Wenn es hier Geiſter giebt, ſo ſind ſie nicht draußen, ſondern drinnen!

Marſton.

Ah, Holiday! Sie haben leicht ſcherzen. Sie ſind ein Freigeiſt! Aber ich, Sie müſſen wiſſen — ich glaube an etwas Höheres.

Holiday.

Erlauben Sie, da ſcheint mir — Was iſt das dort an dem prächtigen Spiegel — etwas wie ein Drücker — Hier muß ein Seitengemach ſein —

ich ein, woher denn dieſe Animoſität bei jungen Männern gegen Dich und Deine Familie? „Ach, Bekk," antwortete meine Schweſter, „das ſind die Folgen einer vornehmen Lebensweiſe, an die Du Dich hier hoffentlich gewöhnen wirſt."

Aber das Pasquill will ich Ihnen doch abſchreiben. Es lautet: „Nicht unmöglich, daß Frau von Windbeutel vielleicht auch eine Gattin nach dem neueſten Geſchmack geweſen iſt, allein ſie hat ſich der Geſchichte der faſhionablen Welt erſt in dem Augenblick eingereiht, als ſie Witwe wurde. Mit dem Tode ihres Gatten, des ſeligen Herrn von Windbeutel, fing ſie mit ihren drei Töchtern an, vom Wirbel des öffentlichen Lebens ergriffen zu werden. Seitdem iſt ſie in voller Bewegung. Die vier Windmühlenflügel der öffentlichen Meinung verarbeiten mehr guten Ruf in der Woche, als alle Damenclubs in unſerer großen Friedrichsſtraße des Jahres zu Grunde richten. Wenn es ihnen an fremdem Material fehlt, ſo ſchütten ſie ihre eigenen Tugenden und Laſter zwiſchen die Mühlſteine ihrer Verleumdung. Frau von Windbeutel mit ihren Töchtern hat ſich in der großen Welt ſo bloß geſtellt, daß wenn man ſie in der Geſchichte der faſhionablen Welt unſerer Zeit übergehen wollte, dadurch eine empfindliche Lücke entſtehen würde. Wir gebrauchen jedoch das Wort „Lücke" hier ganz ohne Anſpielung auf die Zähne der Mutter, welche theilweiſe beſſer erhalten ſind, als die ihrer Töchter. Die Dame, von welcher wir ſprechen, hat die Größe eines Rieſen, die ſie zu den Zeiten Friedrich Wilhelm's I., wo man noch nicht glaubte, daß kleine Menſchen mehr Werth und Ausdauer in ſich bergen, als die großen, unfehlbar in die Armee geführt haben würde. Nichtsdeſtoweniger ſtellt ihre Figur eine gewiſſe Rundung vor und hat durchaus nicht das Eckige und Luftige, das großen Menſchen manchmal Aehnlichkeit mit Vogelſcheuchen oder mit Getreidetennen giebt, durch welche der Wind ſtreicht. Es ſcheint öfters, als hätte ſie die Hand eines Bildhauers an ſich herangelaſſen, wenn anders die ſo fein angebrachten Erhöhungen und Verſenkungen, die Berge und Thäler auf dem Strich Landes, den Frau von Windbeutel vorſtellt, von der Hand des Künſtlers, eines zoologiſchen Thierausſtopfers, und nicht von dem friſchen, ſaftigen Organismus der Natur ſelbſt herrühren

ſollten. Das Antlitz dieſer Dame hat bis auf die bereits erwähnte Zahnlücke alle Reize eines zwiſchen Griechenland und Rom die Mitte haltenden Profils. Ihre Naſe wird von Kennern geſchätzt, wenn man auch bedauern muß, daß ſie der Schwungkraft der Flügel derſelben ſeit einiger Zeit durch den Gebrauch des Spaniols eine allzugroße Elaſticität giebt. Frau von Windbeutel hat das den langen und üppig gebauten Figuren unerläßliche Benehmen. Perſonen dieſer Art leiden an einer Schwere der Glieder, die ſich bei Frauen ohne Welt und Geſchmack nur in der Form des Phlegmas offenbart. Gewandtere jedoch verſtehen es, dieſe Schwerfälligkeit, dies leichte Ermüden als Zaubermittel einer verſtrickenden Koketterie zu benutzen. Ihr Weſen erhält durch eine weiſe Bemäntelung ihrer Faulheit das Gepräge der Ueppigkeit und eines durch jedes der ermüdeten Glieder verrathenen Verlangens. Die Art, wie ſich Frau von Windbeutel mit künſtlicher oder natürlicher Erſchöpfung an das Hintertheil einer Chaiſelongue wirft und dabei die Länge ihres Fußes in die Höhe hebt, giebt dieſer verwitweten Kokette einen Schmelz, welchem kaum die ſprödeſten Herzen widerſtreben würden. Unbezweifelt iſt es, daß die Mutter auf Geſchmackskenner noch bei Weitem mehr Eindruck macht, als die Töchter. Der gewöhnliche Weg, daß man Müttern den Hof macht, um allmälig über ſie hinweg das Palladium ihrer Töchter zu erobern, hat ſich in dieſer Familie in das Gegentheil verwandelt. Man knüpft mit den Töchtern an, um allmälig zur Mutter zu gelangen. Denn man muß geſtehen, daß dieſe letzte noch immer ſchwerer zu erobern iſt, als ihre Töchter. Dieſe drei jungen Frauenzimmer ſcheinen ſchon von ihrer Kindheit damit vertraut geweſen zu ſein, daß die Beſtimmung des Weibes der Mann ſei. Alle ihre Gefühle und angelernten Begriffe müſſen bei ihnen, ſtatt daß die Bildung alles für generis neutrius hält, ein erkennbares Geſchlecht haben. Man kann ihnen zeigen, was man will, man kann ihnen bei Tiſch die Speiſen demonſtriren oder beim Thee die verſchiedenartigen Formen des Backwerks anrühmen, ſie werden immer, weil ſie's ſo gewöhnt ſind, fragen: Sind die Dinge männlich oder weiblich? Iſt Zwieback männlich? Sind Erbſen weiblich? Zu welchem

Geſchlechte rechnet man die Spargeln? Man kann ſich denken, wie ſich die Familie Windbeutel darnach ſehnt, Korn auf ihre Mühle zu bekommen. Wenn ſich das unruhige Treiben des Staatslebens in einer Familie wiederholen könnte, ſo wäre davon hier ein treues Abbild gegeben, Mutter und Töchter ſind ewig außer Athem. Bald verarbeiten ſie Perſonen, bald Gerüchte. Sie haben ebenſo das Tranſito- und Commiſſionsgeſchäft fremder Gerüchte wie eine Leumundsmanufactur auf eigene Rechnung. Hier malen ſie ſelbſt Gerüchte aus, vervollſtändigen dieſe und verkleinern nicht ſelten die Ehre Andrer, wie man in den Papiermühlen in Zeit von einigen Stunden Kleider in Papier verwandeln kann. Man kann gewiß ſein, in dieſer Familie immer etwas Neues zu erfahren, denn was ſie nicht gehört hat, erfindet ſie, ja ſie pflanzt noch kaum etwas fort, worauf ſie nicht den Stempel ihrer Bosheit gedrückt hat. Die Armee, die Geſetzgebung, die Verwaltung braucht nur zu Frau von Windbeutel zu gehen und wird ihr Folio im großen Buche der Verleumdung finden. — Man ſagt, daß Frau von Windbeutel geſonnen ſei, da ſie nur zu ſehr das dringende Bedürfniß einer Verbeſſerung ihrer Finanzen fühlt, ſich mit einem reichen Gerber zu verehelichen. Die älteſte Tochter wird einen der erſten Schuhmacher der vornehmen Welt heirathen; die zweite den reichen Inhaber eines zwanzigjährigen Patents auf eine in der That empfehlenswerthe Glanzwichſe; die letzte endlich einen Speculanten, der mit weichen Hölzern handelt, aus welchen man Pantoffeln ſchneidet. So wird dieſe ausgezeichnete Damenclique auch noch jenſeits des Traualtars einen organiſchen Zuſammenhang unter ſich feſthalten; alle Hände werden ſich hier ineinander arbeiten, und es ſteht zu befürchten, wenn die Mediſance der Weiber die Oberhand behalten ſollte, daß bei den künftigen nur auf die Füße gerichteten Beſchäftigungen ihrer Männer die ganze gebildete Welt von unten auf unterwühlt und jeder ehrliche Name, der noch feſt zu ſtehen glaubte, zertreten wird."

Ich war zu ſehr ermüdet von der Reiſe, als daß ich nicht nach Lectüre dieſes ſchändlichen Pasquills auf meine unglückliche Schweſter und ihre Töchter hätte einſchlafen ſollen. Allein ſo unruhig war meine Ruhe, daß mir im Traume die

Bosheit immer wieder vor Augen kam. Meine Schwester tanzte im Traume in Gestalt eines Stiefels auf dem Balle, den ich nicht vergessen konnte; erst kurz gegen Morgen, als ich Mutter und Töchter zurückkommen hörte, schlief ich fester ein. Die Sonne stand bei meinem Erwachen schon hoch am Himmel, allein mein vielfaches Klingeln nach weiblicher Bedienung fruchtete nichts. Endlich trat Hilarius ein und war mir mit seinem maliciösen Lächeln nicht die beste Vorbedeutung für den übrigen Tag. Er erzählte mir, daß seine Herrschaft auf dem gestrigen Balle wieder mit mancherlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt. Mir traten die Thränen in die Augen, weil ich mir kein größeres Unglück denken kann, als Unrecht gegen gute Menschen. Konnte denn meine Schwester den Pasquillanten widerlegen? Konnte sie die Lüge, daß sie ihre sanfte Hand der rauhen eines Gerbers geben würde, in den öffentlichen Blättern widerrufen? Konnte sie überhaupt mit Freundinnen über den ganzen Gegenstand ein Gespräch anknüpfen? Ich bedauerte nur, daß meine Schwester zu lange schlief, um sie recht schnell an mein theilnehmendes Herz zu drücken.

Ein Hausknecht begleitete mich in die Wohnung meines Bruders Johann. Ich glaubte nicht gegen die Berliner Sitte zu verstoßen, wenn ich fragte: „Ist er schon aufgestanden?" Sein einziger Bedienter, ein alter mürrischer Gesell, lachte etwas höhnisch und sagte: „Um zehn Uhr? Seit sechs ist er schon in der Spree." Wie, fragte ich, mein Bruder badet sich im Schlamme der Spree? Darauf entgegnete der Mensch etwas spitz: Bis jetzt hätte man noch keinen andern Fluß nach Berlin bringen können, auch wäre die Spree so viele Jahrhunderte gut genug gewesen. Inzwischen sagte ich, daß ich die Schwester seines Herrn wäre und auf ihn warten wolle. Ich setzte mich in einem kleinen Vorzimmer ohne Möbel nieder und empfand mit meinem Bruder Mitleiden, daß er seiner Reinlichkeit wegen genöthigt war, sich in einem so fürchterlichen Flusse, wie die Spree ist, zu baden. Denken Sie sich den Unrath von 350,000 Menschen*), den Unrath

*) Bezeichnende Angabe für 1837.

des Viehs', das in Berlin lebt, die Abgänge der Industrie, die vielen Selbstmörder, die sich von den Brücken hinunterstürzen, und Sie werden eine Vorstellung von dem Eindruck bekommen, wenn Sie einen Blick werfen in diesen schwarzen Sumpf, den man die Spree nennt. Von dem Schlamm im Bett dieses weltberühmten Flusses steigen fortwährend bunte Blasen auf, die deutlich genug die Verwesungsprocesse am Boden des Flusses verrathen, und in diese Lauge wirft sich mein Bruder und wäscht seinen edlen Körper, nicht ohne Gefahr, in eine schwimmende Insel von Torfabfällen gerissen zu werden! Hier will er die Gesundheit holen, die er in hypochondrischer Verblendung verloren zu haben glaubt und die auch wirklich bei ihm untergraben sein muß, denn er keuchte entsetzlich, als er endlich die Treppe heraufkam. Mein Erstes war, ihm wegen der Spreebäder Vorwürfe zu machen; allein wie ich das sagte, kratzte er sich hinter den Ohren und sagte: „Schwester, wenn Du gekommen bist, um Deine alten Litaneien fortzusetzen, dann solltest Du bei Babette bleiben, denn die bedarf mehr Strafpredigten als ich. Ich finde es für meinen Körper zuträglich, ihn nicht von warmem Wasser, sondern von der frischen und klaren Quelle der Natur bespülen zu lassen. Ich bin durch langes Erproben meines Körpers endlich dahin gekommen, daß ich den Gebrauch des kalten Wassers für die heilsamste Arznei halte, die man aus der Hand der Natur, eines bessern Arztes, als die Medicin, erhalten kann. Wie Du mich hier siehst, lebe ich nur vom Wasser. Des Morgens, sowie ich aufstehe, nehme ich eine allgemeine Waschung meines Körpers vor. Ich lasse mich von meinem Bedienten mit einer eigenen Vorrichtung, die mir mein ingenieuser Verstand eingegeben hat, bespritzen. Ich habe eine Gießkanne zu diesem Zweck so aufgehängt und mit Wasser gefüllt, daß ich, in einem hölzernen Gefäße stehend, mich nur zu drehen und zu wenden brauche, um beständig von einem sanft kühlenden Sprudel erfrischt zu werden. Je mehr sich der Mensch dem Pflanzenleben nähert und sich wie von Gärtnershand pflegen läßt, desto besser gedeiht er. Während dieser Erquickung meines äußern Menschen trinke ich innerlich zwei Quart gut filtrirten, aber von der Quelle kommenden Wassers.

Nach dieſem Vorgeſchmack und Morgenimbiß gehe ich hinaus in eine Badeanſtalt der Spree. Es würde bei Weitem nicht der Zweck ſo gut erreicht werden, wenn ich mich ſogleich mit dem nüchternen Körper in den Fluß würfe. Die mit der erſten Morgenbegießung geöffneten Poren ſind dann weit bereitwilliger, die Heilkraft eines vollſtändigen Bades einzuſaugen. Ich kann unter dieſen Umſtänden mich lange im Waſſer aufhalten und bedarf nur einer mäßigen Bewegung, um vor Erkältung ſicher zu ſein. Die Abtrocknung muß ſchnell erfolgen, auch der Körper ſchnell wieder bekleidet ſein, weil die Berliner Luft für Hydropathie im Allgemeinen nicht günſtig iſt. Jetzt erſt eſſe ich mit Vergnügen zwei Eier, welche man in der Schwimmanſtalt zu billigem Preiſe haben kann. Wie Du mich jetzt ſiehſt, bin ich im dritten Stadium meiner Kur; ich komme ſoeben aus dem Bade, habe meine Eier verzehrt und beſchäftige mich jetzt mit methodiſchem innern Waſſergenuß. In Zwiſchenräumen von Viertelſtunde zu Viertelſtunde trinke ich ein Viertelquart und ſtelle dabei eine mäßige Bewegung in meinen Zimmern an. Freilich wäre es beſſer, dieſe Bewegung in der freien Natur vorzunehmen; allein noch hat meine Kurmethode nicht die Anerkennung gefunden, daß man, wie die ſo verderblichen Bier- und Weinſchenken, auch wenigſtens von Viertelſtunde zu Viertelſtunde eine Waſſerſchenke in den Straßen von Berlin etablirt fände. Ich eſſe früh, weil ich nicht nur gründlich verdauen will, ſondern auch nach vollendeter Verdauung wieder dem Waſſer lebe." Folgte dann noch die Beſchreibung eines Manövers, wie er ſich von ſeinem Diener kneten und wie einen Teig hin- und herdrücken ließ. Von ſeiner Familie ſprach er ohne alle Theilnahme. Schweſter Babette und deren Töchter überließ er ihren Thorheiten, während er doch ſchon als Vormund die Verpflichtung hatte, für ihre moraliſche Ausbildung Sorge zu tragen. Bei alledem war der Egoismus meines Bruders rührend für mich, denn bei dem Vorhaben, nur ſeinem Körper leben zu wollen, gönnte er ſich nicht die geringſte Erholung. Sonſt an nichts hatte er Luſt und Freude. Von jedem Comfort war er entblößt; er ſaß auf harten Schemeln, ſchlief, trotz ſeines ſchwächlichen Körpers, nur auf Matratzen; er trank nie

Kaffee oder Wein; damit nannte er ſich einen Mann des Jahrhunderts, einen indiſchen Gymnoſophiſten, einen Johannes in der Wüſte.

Da ich nun wol ſah, daß der unglückliche Glückliche zu Allem ſchwieg, was nicht ſeine Waſſerkuren betraf, ging ich von ihm. Auch bei ihm kein Wort von Mecklenburg! Meine Schweſter war in den unverantwortlichſten Leichtſinn verſunken, mein Bruder in eine Thorheit, von welcher man zu meinen Zeiten nicht die Ahnung gehabt hätte. Babette traf ich mit ihren Töchtern endlich zugänglich. Sie hatten die Migräne, und nahmen, um die Folgen des geſtrigen Balles zu überwinden, hintereinander Pillen ein. Meine Schweſter war überdies noch moraliſch ſehr angegriffen, weil der häusliche Störenfried noch immer um ſie herum ſein boshaftes Weſen trieb. Als ſie geſtern Abend in den Wagen ſtieg, ſteckte der „Hanswurſt" in allen Taſchen deſſelben; als ſie am Morgen ſich in's Bett legen wollte, befand ſich ein Exemplar unter dem Kopfkiſſen. Heute Morgen traf ſie den Spuk an allen geheimen und offenen Orten, wo ſie ihren Fuß hinſetzte. Sie konnte jenen Pſalm David's ſingen: 'Und nähm' ich die Flügel der Morgenröthe oder verſenkte mich in's tiefſte Meer, überall biſt du mir nah, ſchrecklicher — Hanswurſt! So ſehr wir auf das Dienſtperſonal Verdacht haben mußten und eine Säuberung deſſelben wünſchten, ſo wurden dieſe Wünſche von dem, was eben erfolgen ſollte, bei Weitem übertroffen; denn es öffnete ſich plötzlich die Thür und die Reihenfolge des Geſindes zeigte ſich im Vorzimmer, Koch, Köchin, Hausmädchen, im Ganzen ſieben Perſonen, Hilarius ausgenommen. Der Portier erbat ſich die Erlaubniß, ihnen allen die Thüre zu öffnen und hereintreten zu dürfen. Meine Schweſter wollte es durchaus nicht geſtatten, ich redete ihr zu, zu hören, was die Revolution ſollte, und ſo ergab ſich denn Folgendes, was in meiner Zeit unerhört war: Der Koch, der Portier und Hausknecht wollten nach Texas auswandern! Die vier Frauenzimmer, hatten wir ſogleich angenommen, wollten ſie begleiten, aber eine war überzählig. Nein, hieß es, wir ſind geſonnen nach Sidney auszuwandern, wo die Frauen ſo rar ſind, wie weiße Raben, und die Männer jedem ankommenden Schiffe

durch Sprachrohre ſchon vom Ufer aus Heirathsanträge zurufen, ohne zu wiſſen, ob Frauen mitkommen, oder ſie gar geſehen zu haben. Dieſe köſtliche Entdeckung, welche wir hier machten, brachte meine Schweſter um ihr ganzes Hausgeſinde. Sie tröſtete ſich, daß ſolche Unglücksfälle hier nichts Seltenes ſeien; ſie beſtimmte einen Tag, wo die Sippſchaft entlaſſen wäre, und war geſcheidt genug, es mir zu überlaſſen, ihr von den jetzt zur Anerbietung kommenden Dienſtboten die paſſenden auszuwählen. Der Auftrag war ehrenvoll, aber läſtig genug; doch nahm ich ihn an, weil ich zwiſchen uns keinen Unfrieden ſtiften wollte.

So hatte mir meine verſchlagene Schweſter eine Beſchäftigung übergeben, die mich den Tag über in Anſpruch nahm. Denn meine Gewiſſenhaftigkeit erlaubte mir doch nicht, nach dem erſten beſten Individuum zuzugreifen, ſondern ich mußte meine Auswahl unter einem Zulauf von hundert Perſonen treffen, bei welchem ich kennen lernte, wie weit ſich die jetzige Zeit von dem, was früher Anſtand und Schuldigkeit mit ſich brachten, entfernt hat. Bekam meine Schweſter Beſuch, ſo mußte ich, wenn dieſer kaum eingetreten war, ſchon wieder das Zimmer verlaſſen, weil ſich eine neue Anwartſchaft auf die erledigten Stellen gemeldet hatte. Um mich nur ja recht lange aus ihren Kreiſen entfernt zu halten, verwarfen wol gar meine leichtſinnigen Anverwandten wieder die Perſonen, die ich aus einem großen Andrange gewählt hatte. Es war faſt, als hätten ſie ſich verabredet, um ſich auf dieſe Weiſe meiner läſtigen Perſon und der noch läſtigern Bemerkungen, die ich nicht unterdrücken konnte, zu entledigen. Doch habe ich nichtsdeſtoweniger mein Auge ſcharf geſpitzt und bin bedacht darauf geweſen, daß mir nichts Weſentliches in der Geſchichte des Hauſes entging. Meine Schweſter hatte ſich einem verderblichen und ihr anſehnliches Vermögen den Schwankungen der Tagesereigniſſe preisgebenden Handel mit Staatspapieren ergeben. Sie wurde zu einer beſtimmten Zeit des Tages von Juden und Mäklern überlaufen, welche durch hinterliſtige Vorſpiegelungen ſie in eine Menge von gewagten Unternehmungen verwickelten. Die Töchter laſen dabei die Erzeugniſſe einer Literatur, die allmälig alle Sitte zu

untergraben droht. Mit gierigen Blicken hafteten ſie an den leidenſchaftlichen Gemälden, welche in dieſen ſich jetzt täglich mehrenden ſtaatswidrigen Schriften aufgeſtellt werden. Ich habe dann und wann einige Blicke in dieſe verbrecheriſchen Anregungen ihrer Phantaſie geworfen und erſchrak, wie in denſelben die anſtößigſten Verhältniſſe ſich nicht etwa erſt im Verlauf der Entwickelung des Romans ergaben, ſondern ſchon auf den erſten Seiten, ohne andern Zweck, als den, verführen zu wollen, bei den Haaren herbeigezogen waren. Meine Schweſter, ſtatt dieſe Schriften zu verbrennen, las ſie ſelbſt mit der größten Theilnahme und entgegnete mir, als ich ihr darüber Vorwürfe machte, daß es nur der Styl und die kunſtvolle Behandlungsweiſe ſeien, die ſie zur Theilnahme an dieſen, wie ſie ſagte, intereſſanten und für die Bildung der jetzigen Jugend beinahe unerläßlichen Schriften beſtimmte. Drei Hauptbeförderinnen dieſer Literatur ſollten drei Landsmänninnen von uns ſein, drei Mecklenburgerinnen. Denken Sie ſich, drei Mecklenburgerinnen! Die eine Jungdeutſche iſt die ſechszigjährige Fanny Tarnow, die alle neuen gefährlichen Romane der Franzoſen überſetzt hat, aus unſerm ſittenreinen waldumkränzten Warnow gebürtig! Die andere Jungdeutſche iſt eine gewiſſe Luiſe Mühlbach, denken Sie eine Roſtockerin! Aber die gefährlichſte jungdeutſche Mecklenburgerin iſt die Gräfin Hahn-Hahn, die in ihren Romanen lauter verbotene Liebesverhältniſſe ſchildert! Konnte es unter ſolchen Umſtänden fehlen, daß dieſe dem Verderben entgegeneilende Familie ſich auch Verhältniſſe zu ſchaffen ſuchte, welche ganz nach der romanhaften jungmecklenburgiſchen Muſterwirthſchaft, die in ihrer Phantaſie lebte, eingerichtet waren! Wie viel Verwicklungen ihrer leidenſchaftlichen Herzen mögen ſie mir verborgen gehalten haben; aber wie bedenklich ſind ſchon diejenigen, die ich ſelbſt zu durchſchauen Gelegenheit hatte! In einem Momente, wo meine Schweſter ſich gehen ließ und die Rückſicht auf mich ebenſo vergeſſen hatte, wie faſt immer die auf ihre Kinder, ſagte ſie: „Unſere jetzige Geſellſchaft geht darauf aus, die Feſſeln der überlieferten Gewohnheit zu ſprengen. Ein junges Mädchen war früher nur dazu beſtimmt, ſich von den Männern aufſuchen zu laſſen und ſich ſo viel

als möglich das interessante Lüstre einer nonnenhaften Zurückgezogenheit zu geben. Jetzt würde aber der, welcher sich zu verbergen sucht, auch wirklich in die Gefahr kommen, verborgen zu bleiben; Alles will jetzt heraus, Alles will sich jetzt sehen lassen und an dem Wettkampf der öffentlichen Meinung Theil nehmen; das Talent, das man gegenwärtig hat, kann man nur in seiner öffentlichen Entfaltung bewähren, man kann sich nicht mehr auf sein Wesen verlassen, sondern muß suchen, es auch durch den Schein zu unterstützen. Meinen Töchtern verdenke ich es nicht, wenn sie sich so viel als möglich in den Vordergrund stellen, da es an ihrer Statt tausend Andere geben würde, welche nicht faul sein werden, die Stühle einzunehmen, welche ihnen die Bescheidenheit gebietet, leer stehen zu lassen. Und nun fängt erst die wahre Schwierigkeit an, die Männer zu fesseln. Eine so zurückgezogene Nonne nach der Art, wie wir erzogen sind, liebe Schwester, hat wol das Gute an sich, daß der Mann Wunder denken kann, was hinter dem sittsamen und bescheidenen Wesen alles für fesselnde und leidenschaftliche Fähigkeiten verborgen liegen. Wer sich aber, wie wir jetzt, in der großen Welt tummeln muß, wer auf Fragen mit mehr Witz antworten soll, als nur mit dem Rothwerden der Verlegenheit, der kann allerdings nur durch die größte Abschweifung vom Gewöhnlichen im Stande sein, die Männer auf etwas Originelles, das sie wünschen, aufmerksam zu machen. Dazu kommt, daß sich seit allgemeiner Einimpfung der Kuhpocken in der großen Welt nur noch selten Frauenzimmer zeigen, die geradezu häßlich sind. Unter so bewandten Umständen bleibt denen, welche sich auszeichnen wollen, nichts übrig, als so viel als möglich die Andern durch irgendwas zu überbieten, und ich habe mich immer bereitwillig gezeigt, meine Töchter in diesen Bestrebungen zu unterstützen. So soll Cecilie jetzt Reitstunde nehmen und eine von euch andern bei der ersten Luftfahrt, die wieder angezeigt wird, mit in die Luft steigen." Als Babette diesen Vortrag beendigt hatte, konnte ich nicht umhin, die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen und in die Worte auszubrechen: Kunstreiter und Komödianten willst Du aus Deinen Kindern machen? Babette, unsere

UNIV. BIBL. BERLIN

Marston.

Behüte! Sie sehen ja, es ist ein Trümeau.

Holiday.

Der Drücker weicht — (öffnet die Spiegelthür) ein Cabinet! Eine dünne papierne Wand trennt das Cabinet vom Salon — Allerliebst! Die Thür in Form eines Spiegels —

Marston.

Recht niedlich, — aber ich beschwöre Sie — gehen Sie da nicht hinein!

Holiday.

Nur einen Augenblick! Ah, da führt ja eine Treppe in ein oberes Stockwerk.

Marston.

Holiday! Sie sind vorwitzig!

Holiday.

Das muß man doch untersuchen — Ich muß meine künftigen Besitzthümer kennen lernen — Ich komme sogleich zurück!

(Geht ab durch die Spiegelthür rechts.)

Marston

(allein, ihm nachrufend).

Sind Sie toll, Holiday!? Welche Grausamkeit — er läßt mich allein! Jetzt komm' ich mir vor, wie der junge Georg Brown in der weißen Dame. Die Oper spielt ungefähr in diesem Theile von Schottland — Georg Brown war aber ein Offizier vom 17. leichten Regiment — der mußte ordonnanzmäßig mehr Muth haben, als ein Londoner Löwe, wie ich! — (Ruft) Holiday — (Singt) Komm', weiße Dame! — Barmherziger Gott! Wenn mir hier wirklich eine weiße Dame er-

Mutter muß ſich im Grabe umdrehen! Leider wurde ich ſchon bei Beginn meiner Vorwürfe von der Anmeldung einer Lection unterbrochen, welche die jüngſte Tochter jeden Tag um dieſe Stunde nahm. Ein Schauſpieler gab Lätitien Unterricht in mimiſch-plaſtiſchen Darſtellungen und in Declamation. Ich habe einmal durch das Schlüſſelloch den Hergang einer ſolchen Stunde mit angeſehen. Der Schauſpieler trug Lätitien einen vollſtändigen Curſus der Leidenſchaften vor. Er zeigte ihr für jedes ihren Buſen bewegende Gefühl eine entſprechende Haltung. Es war ein rein auf Verführung abgeſehener Unterricht. Sie mußte dabei immer auf einer Erhöhung ſtehen, weil der Menſch ſagte: Eine Frau darf ſich an nichts anlehnen. Was, wollte ich durch's Schlüſſelloch rufen, Sie Komödiant, nicht einmal an Anſtand und Sitte, an ihre Eltern und Anverwandten? Nein, antwortete der Menſch, als hätte er meine Stimme oder vielleicht die ſeines Gewiſſens gehört, die Schönheit des Benehmens beſteht in der Vorausſetzung, zunächſt nichts als Luft um ſich zu haben, der menſchliche Körper trägt ſich ſelbſt, und gerade in der Kunſt, ſeinen Schwerpunkt da oder dorthin zu werfen, beſteht das Charakteriſtiſche der Attitüden. Nun, denken Sie ſich, fing er an, Lätitien zuerſt zu zeigen, wie man mit Grazie ſtillſteht. Er ſchrieb ihr ein gewiſſes Wiegen des Oberkörpers vor, wobei jedoch der Unterkörper ruhen mußte. Nachdem ſie dies begriffen hatte, ſagte er: Das nächſte Stadium ſei nun, plötzlich aufgeſchreckt zu werden, und wie er dies geſagt hatte, drückte er eine Knallerbſe los, worüber ich ſelbſt ſo erſchrak, daß ich den Schreck meiner Nichte nicht ſehen konnte. Der Gauner rief aber: Braviſſima! Sie haben nicht ſo unausſtehlich geſchrieen, wie die meiſten Damen thun, nicht die Geſichtszüge verzerrt, Sie ſind ſchön geblieben wie immer, nur, corrigirte er, zur Natur müßte noch etwas Kunſt kommen. Er ſagte: Wenn auch nicht immer Knallerbſen oder Piſtolenſchüſſe fallen, ſo kommen doch die Frauen in die Lage, erſchrecken zu müſſen. Kindiſch iſt es, wenn ein Löffel auf die Erde fällt, darüber ſo zuſammenzuzucken, als wenn ein Haus eingefallen wäre; hier genügt die bloße Bewegung der Verwunderung, ein leiſes Zucken mit den Augenwimpern. Dann

zählte er ihr eine allmälige Steigerung von Schreckensvorfällen auf, zeigte ihr, wie sie sich bei einer Feuersbrunst, bei einem Erdbeben zu benehmen hätte, wie sie sich dabei mit Anstand ihrer Arme, falls diese noch ganz wären, bedienen könnte, namentlich, daß es eine sinnige Vorstellung erwecke, wenn sie bei einer unangenehmen Nachricht den Bewegungen der Hand etwas Abwehrendes gäbe. Die vorletzte Manier zu erschrecken, war bei ihm die Bedeckung der Augen mit der Hand, welches seiner Meinung nach antik wäre. Die letzte aber wäre der höchste Triumph der Romantik, nämlich mit Beobachtung aller Schönheitsgesetze in Ohnmacht zu fallen. Sie müßte mit Bewußtsein in Ohnmacht fallen, sagte der nichtswürdige Schuft, der vielleicht nicht die Ahnung hat, wie einem gefühlvollen Weibe zu Muthe ist, wenn ihr das Riechsalz und kalte Wasser nichts hilft. Lätitia, in einem leichten griechischen Gewande, machte seine Demonstrationen nach und schien für des Menschen abgefeimte Verstellungskunst ein Talent zu besitzen. Dann ging er mit ihr nach und nach die Reihe der menschlichen Leidenschaften durch: Furcht, Reue, Verzweiflung; für alle diese Affecte lernte sie die entsprechende Pantomimik. Endlich kam er sogar auf ein Kapitel, wo ich mich der Sünden schämte, noch ferner zuzuhorchen; er suchte ihr den Ausdruck einer künstlichen Scham beizubringen, wobei ich in mir den heimlichen Triumph hatte, daß man doch durch keinen so schimpflichen Finessenmeister das Erröthen lernen konnte. Dann zeigte er ihr jene Bewegungen, die eine zärtliche Neigung ausdrücken, und erhob sich allmälig zur Darstellung aller nur möglichen Künste der Koketterie. Lätitia bekommt immer mehr Aehnlichkeit mit einer Schauspielerin, und wenn unser allergnädigster Großherzog an seinem Hoftheater — — Doch ich muß diesen Brief des Postschlusses wegen vollenden. Fünf von den abgehenden Dienstboten sind ersetzt. Sobald auch noch der Hausknecht und ein passendes Bettmädchen gefunden sind, werde ich den Augenblick segnen, wo ich aus diesem Gewühl schlechter Sitten mich wieder unter den Schutz meiner ländlichen altmecklenburgischen Einfalt zurück ziehen kann.

Einige Tage ſpäter.

— Da bin ich nun doch noch länger geblieben, als ich wollte. Die Verwirrung im Hauſe meiner Schweſter hat ſo zugenommen, daß ich Babette in ihren Nöthen unmöglich allein laſſen konnte. An allen Orten fehlt Troſt und Hülfe. Doch will ich, ehrwürdiger Freund und Vetter, dem Zuſammenhang meiner Erzählung nicht vorgreifen und Ihnen Alles in demſelben Verlauf mittheilen, wie es ſich zugetragen hat.

Denken Sie ſich, der häusliche Störenfried war Niemand anders als die Canaille, der Hilarius. Von dieſem ging die Verbreitung der Spottſchrift aus. Von ihm kam all' die Angſt und Beſorgniß, daß man ſich nirgends mehr hingetraute, ohne ſich wieder eines neuen Fundes zu gewärtigen. Ich hatte längſt auf dieſen Betrüger Verdacht und ihn für den böſen Feind gehalten, der das Unkraut der Verleumdung in den Weizen unſeres häuslichen Friedens ſtreute; allein ich wollte Gewißheit haben und verſchaffte ſie mir durch eine Liſt. Neben der Schlafkammer des Bedienten befand ſich eine Geräthkammer, die inwendig durch eine Thür mit dem Zimmer des Bedienten verbunden iſt. Nun gab ich vor, der Schlüſſel zu dieſem Behälter ſei verloren gegangen, und ſcheute mich nicht, in ſeiner Abweſenheit ſeine Kammer durch einen Schloſſer öffnen zu laſſen, um von hier aus durch Oeffnung einer zweiten Thür in die Geräthkammer zu gelangen. Nachdem dieſe Hinderniſſe und die Gegenwart des Handwerkers beſeitigt waren, fing ich an, in den Habſeligkeiten des elenden Menſchen zu kramen, und entdeckte bald einen aufgeſtapelten Ballen bedruckten Papiers. Es waren die Abdrücke des Pasquills und betrugen der Zahl nach gewiß noch hundert. Sogleich rief ich nach Unterſtützung des Unerfahrenſten unter unſerer Bedienung (denn was brauchten die Dienſtboten die Keckheit eines ihrer Genoſſen zu ſehen!) und ließ das Document der ſtrafbaren Umtriebe in das Wohnzimmer meiner Schweſter tragen. Leider war dieſe nicht bei der Hand und marterte mich durch ihre Abweſenheit, die ſich bis tief in die Nacht verlor. Um zwölf Uhr kam ſie endlich mit ihren Töchtern angefahren, alle erhitzt und ermüdet, in der nämlichen abgeſpannten Stimmung, die immer die Folge ihrer

Ballvergnügungen ist. Ich eröffnete der Schwester die gemachte Entdeckung und hoffte sie schon durch das bloße Factum in Harnisch zu bringen. Allein das große Packet war für sie und die Mädchen weit eher ein Stein, der vom Herzen, als auf's Herz fiel. Sie dankten Gott, daß Hilarius den schlechten Streich begangen und nicht etwa der Fürst Leibküchler, die Gräfin Hitzenplitz, der General Klingenspringer und andere Personen aus der fashionablen Welt, auf deren satirische Umtriebe sie bei Erklärung des Spuks gerathen hatten. Worüber ich in Ohnmacht gesunken wäre, darüber hatten sie ihre helle Freude. Sie heiterten sich ordentlich auf und brachten mich mit ihren Glückwünschungen, die sie sich untereinander abstatteten, zur Verzweiflung. Kaum daß sie mir erlaubten, Hilarius am nächsten Morgen zur Rede zu stellen und nach dem Anstifter zu fragen, der ihn gedungen hätte. In der Hoffnung, daß ich mich überzeugen würde, Hilarius hätte nur auf Einflüsterung seiner eigenen Schlechtigkeit gehandelt, wünschten mir Schwester und Nichten eine gute Nacht.

Am folgenden Morgen war ich eben im Begriff, nach Hilarius zu klingeln und ihm sein Kapitel zu lesen, als dieser schon hereintrat, mit dem heitersten Antlitz von der Welt. Ich hielt ihm seine Unthat vor, doch er war frech genug, in ein lautes Gelächter auszubrechen und mich mit der Lüge zu bedienen, daß dies Packet von ihm gefunden worden wäre und wol noch zum weitern Ausstreuen hätte dienen sollen. Ich wurde im ganzen Hause scheel angesehen, daß ich die Treue eines so hingebenden und sich aufopfernden Bedienten hatte verkennen wollen, und mußte sowohl meine Anklage, wie auch den schon brennenden Scheiterhaufen von Verwünschungen, den ich dem überwiesenen Verräther zugedacht hatte, wieder auslöschen. In dem fortan gänzlichen Unterbleiben des Spukes wurde mir die glänzendste Genugthuung; allein meine Verwandten waren zu verblendet, als daß sie mir diese hätten widerfahren lassen.

Ein eigenthümlicher Zug meiner Schwester und ihrer Töchter, den ich gebilligt hätte, wäre derselbe aus einem starken und schuldlosen Herzen gekommen, war ihre leichte Aussöhnung.

Ich hatte ſie oft den einen Tag einen Herrn oder eine Dame aus der vornehmen Welt verwünſchen hören, und erfuhr Tags darauf, daß ſie dort einen Beſuch gemacht oder von eben daher einen mit aller Freundlichkeit empfangen hätten. Ich war nach vielen Anzeichen ſicher, daß ſich der kurländiſche Baron von Meſſing nicht allein den unartigen Scherz mit den inhaltloſen Briefen erlaubt hatte, ſondern daß auch wahrſcheinlich das Pasquill von dieſem ausgegangen war. Auf einem der bei Hilarius ertappten Exemplare fand ich die Zahl der zur Dispoſition des ſchlechten Menſchen geſtellten Nummern in Zahlen mit Bleiſtift bemerkt, wo die Handſchrift ganz dieſelbe mit der Adreſſe auf den erwähnten Briefen war. Und obſchon ich nun meiner Schweſter dieſe Vermuthung mittheilte und ſie ſich aus dem leichtſinnigen Charakter des Kurländers leicht ſolche Streiche hätte erklären können, ſo war ſie doch im Stande, als der junge Mann die Keckheit hatte, wieder ihr Haus zu beſuchen, ihn ſozuſagen mit Freundlichkeiten und Aufmerkſamkeiten zu erſticken. Baron Meſſing war ein reicher Cavalier, der, wie es bei Leuten zu geſchehen pflegt, welche eine üble Nachrede zu widerlegen ſuchen, in ſeinen Manieren übertrieb. Coſtümirt nach aller Geſchmackloſigkeit der neueſten Mode, affectirte er Grundſätze, die ſchlechter waren, als vielleicht ſein Herz. Ja, es lag ſogar etwas in ſeinem Weſen, das mich für ihn hätte einnehmen können und mir wol erklärte, wie meine Schweſter gegen dieſen jungen Menſchen eine Neigung hegte, die an's Horrible grenzte. Ich habe es in den Sitten der Hauptſtadt öfters bemerkt, wie ſehr ſie denen zur Qual ſind, die oft den meiſten Enthuſiasmus für ſie zur Schau ſtellen. Ich habe edle und geſunde Naturen bemerkt, die ſich von der Tyrannei der Albernheit und des modiſchen Wahnſinns knechten ließen und in dem Gewirr von krankhaften Meinungen und Manieren wie der friſcheſte und geſundeſte Widerſpruch drinſteckten. Ein wunderlicher Narr war der junge Mann freilich. Er war reich und — darbte aus Gourmandiſe. Er war blühend geſund und gab vor, an einem innern Fehler zu leiden. Er röchelte wie ein Sterbender, wobei man deutlich ſah, wie viel Kunſt es ihn koſtete, eine ſolche Natur zu affectiren. Er gab vor, ſich vor dem drei-

ßigſten Jahre nicht verheirathen zu wollen, weil er die Kriſis ſeiner wankenden Geſundheit abwarten wollte und ſehen müßte, ob der ſeinem Leben drohende Keim der Schwindſucht die Oberhand gewinnen würde. Einen großen Theil dieſer Thorheiten benutzte Baron Meſſing nur, um von ſich die Bewerbungen meiner Schweſter abzuhalten, die, ich geſtehe es mit Schamröthe, alle Vorſtellung übertrafen. Ich konnte Anfangs in dieſer vielleicht ſchon Jahre lang währenden Verwicklung nicht klar ſehen —

Einen Tag ſpäter.

— — bis endlich die Kataſtrophe hereinbricht, die beweinenswerth genug iſt. Heute Morgen vermiſſen wir Felicia und Lätitia. Auch iſt Hilarius nirgends zu finden. Das Haus iſt in Alarm. Meine Schweſter will ſich in die Spree ſtürzen. Ich will zu meinem Bruder und ſeine Hülfe anrufen —

Am Abend deſſelben Tages.

Mein Bruder iſt ein Ungeheuer. Mit ſeinem Waſſertrinken hat er ſich das Herz von allen Empfindungen rein geſpült. Er bat mich, ihn nicht in der Behaglichkeit ſeiner Verdauung zu ſtören. Er gönnt ſeiner Schweſter ein Bad in der Spree und ſagte: „Sie wird ſo klug ſein und in Gegenwart von Menſchen hineinſpringen, die ſie um die Rettungsmedaille wieder herausziehen. Die kühle Fluth mildert ihr heißes Blut. Mit dieſen Menſchen habe ich nichts zu ſchaffen.“ In Thränen gebadet verließ ich den hartherzigen Johann und kehrte zu meiner Schweſter zurück, die in Krämpfen lag und mit dem Tode rang. Auch Cecilie, ihre einzige gerettete Tochter, dauerte mich, wenn ich auch geſtehen mußte, daß in der Art, wie Beide ihren Schmerz äußerten, für mich etwas Anſtößiges lag. Ich merkte, daß ihr Unglück mehr aus dem Neide, als dem Verluſt zweier Töchter und Schweſtern herrührte. Sie ſahen Meſſing's Hand, von welchem ich jetzt zum erſten Male hörte, daß er zu Felicia eine längſt ausgeſprochene Neigung hegte. Wie aber Lätitia? Sollte dieſe ſich freiwillig dieſer Entführung angeſchloſſen haben? Ich befürchtete, daß beide

Mädchen durch ihre Neigung zu Abenteuerlichkeiten, die ihnen die Mutter eingepflanzt hatte, eine Unbesonnenheit begangen hatten. Auffallend war es, daß der Professor der Mimoplastik nicht kam, da heute doch der Tag war, wo die Lection gehalten zu werden pflegte. Und Hilarius? — Einstweilen suchten wir auf eine discrete Weise im Post-, Paß- und Polizeiwesen Erkundigungen einzuziehen. An mehre Freunde auf dem Lande ist geschrieben worden und um Gotteswillen um Stillschweigen gebeten, wenn ihnen die Flüchtlinge begegnen sollten. Was wissen Frauen von politischen Maßregeln? Mein Bruder ist ein Unthier. Er könnte uns Alle retten. Allein er muß seine richtige Portion Wasser trinken.

Einen Tag darauf.

Es sind Briefe angekommen von Lätitia und Felicia. Beide sind in der Umgegend Berlins, aber untröstlich. Sie sind entführt worden; von wem? verschweigen sie. Reue sind' ich keine in ihren Briefen; im Gegentheil jammern sie, daß die Sache mißlungen ist. Sie flehen uns um Hülfe an und nennen doch Niemand, gegen den wir einschreiten dürften. Felicia klagt, daß sie den Brief heimlich schreiben müßte, und fleht um Rettung. Was sollen wir thun? Dürfen wir die Polizei um Hülfe angehen? Und nirgends ein Freund! Nirgends Beistand! Meine Schwester muthet mir eine Reise nach dem Dorfe zu, von wo aus Felicia geschrieben hat. Ich will diese Reise unternehmen.

Am Abend.

Mit einbrechendem Dunkel ward es endlich lichter für unsere Hoffnungen. Lätitia ist zurück und mit Niemand anders, als mit Messing. Es klärt sich auf, daß bei dem tragischen Vorfall komische Nebenumstände obwalteten. Lätitia gestand mit Scham, daß sie von ihrem Lehrer in der Situationsmalerei überredet worden, sich entführen zu lassen. Messing hatte Felicia entführen wollen. Meine Schwester und Cecilie vernahmen diese Aufklärungen mit einem Gemisch von Freude, Neid und Aerger. Der Zufall hatte gewollt, daß beide Entführungen für einen und denselben Abend bestellt waren. Die

Schwestern schliefen jede für sich und konnten sich somit gegeneinander unbemerkt leicht in der Nacht aus dem Hause entfernen. Ein Wagen sollte die Flüchtigen aufnehmen. Der Portier schlief und hatte sich nur darauf eingerichtet, das Haus von außen zu schützen. Von innen war es leicht entriegelt. Lätitia erschrak, als sie die Thür schon offen fand; sie hatte keine Ahnung, daß eine Viertelstunde vor ihr Felicia schon hinausgegangen war, und von dem Manne, für den sie sich bestimmt, für die Richtige angesehen wurde. In der Dunkelheit umarmte sie Baron Messing und fuhr mit ihr davon. Die Enttäuschung erfolgte erst nach längerer Frist, da Messing zartfühlend genug war, das Stillschweigen seiner vermeintlichen Felicia zu ehren und diese nicht eher anzureden, bis er voraussetzen konnte, daß sie sich über den bedenklichen Schritt, den sie thaten, würde beruhigt haben. Man kann sich sein Erschrecken vorstellen, als er Lätitia, nicht Felicia im Wagen bei sich entdeckte. Er hielt an und versprach ihr, sie gegen Abend zu uns zurückzuführen. Lätitia mußte sich inzwischen der Sünden schämen, den Einflüsterungen eines Menschen wie jenes Schauspielers gefolgt zu sein.

Ich hütete mich aber wol, meine Vorwürfe nur an die Kinder zu richten, sondern gab es meiner Schwester anzuhören, die geglaubt hatte, durch eine Erziehung für das Abenteuerliche ihre Kinder reizender zu machen. Jetzt hatte sie die Strafe, daß Felicia von einem Schauspieler wer weiß in welchen Gegenden und Schlupfwinkeln des Königreichs herumgeschleppt wird. Diesem Elenden scheint es gleichgültig gewesen zu sein, ob er diese oder jene in seinen Netzen gefangen hielt. Der Abend vergeht, Felicia kommt nicht zurück. Es ist elf Uhr. Wir werden Alle mit Betrübniß zu Bette gehen.

Drei Tage darauf.

— Noch immer keine Spur von Felicia. Verzweifelte Briefe von Messing. Er will den Schauspieler todtschießen. Mutter und Schwester scheinen sich trösten zu wollen. Ich aber glaube das jedenfalls mit Gewalt zurückgehaltene Mädchen Tag und Nacht um Hülfe rufen zu hören.

Am Abend.

Meſſing ſchreibt, daß er die Spur des Räubers gefunden und für gewiß annehmen müßte, Felicia ſei in's Bayriſche hineingeſchleppt worden. Wie kann ich die fernere Entwicklung dieſes Dramas abwarten! Ich kehre zu Ihnen zurück, mein ehrwürdiger Freund und Vetter, ich fühle, daß ich ein Hinderniß im Hauſe meiner Schweſter bin. Meinen Bruder werde ich nicht mehr zum Abſchied beſuchen, weil er ſich mehremal vor mir hat verleugnen laſſen und ſogar die Liebloſigkeit beſaß, mir zu ſchreiben: „Schweſter, Dich anzuhören und dabei Waſſer zu trinken, verträgt ſich nicht. Zum Waſſertrinken gehört Gemüthsruhe. Jede Störung derſelben erzeugt Kolik.“ Was ſoll ich noch hier? Ich freue mich, Mecklenburg, Sie und mein Vieh wieder zu ſehen. Unter meinen Hühnern und Enten, in meinem Gemüſe- und Obſtgarten werde ich wieder zu neuem Leben kommen. Somit Gott zum Gruß und bald hintennach Ihre ergebenſte Freundin und Baſe:

Rebekka Tückemaus.

Zu allen Zeiten hat es ſolche Gegenſätze der Bildung gegeben, wie die beiden Schweſtern Rebekka und Babette darſtellen. Ja die Koketterie, die Luſt nach Abenteuern, die Modeſucht, die Mediſance in der Geſellſchaft, die phantaſtiſche Art der Erziehung iſt ſo wenig etwas unſerer Zeit ausſchließlich Eigenthümliches, daß vielmehr das vorige Jahrhundert, wenn auch in andern Formen und Gewändern, das unſrige darin übertroffen hat. Rebekka's Epiſtel ſchildert den Gegenſatz der Sitten, die ſchon Goldſmith zeichnete. Nur daß in unſern Tagen einige Thorheiten mit unterlaufen, die gerade die heutige Geſellſchaft und das Moralprincip, welches dieſer zum Grunde liegt, kennzeichnen. Felicia gewöhnte ſich an ihren Entführer und ſank mit ihm in's Elend. Hilarius war der Diener des Barons und diente im Hauſe der Frau von Windbeutel als Spion.

Schon in dem Kapitel über das Moderne ſuchte der Autor nach jener allgemeinen Formel, wie ſich vielleicht das Räthſel unſerer heutigen Eigenthümlichkeiten löſen ließe. Aber man erinnere ſich! Wurde er dabei nicht wie auf einem dunkeln, gefahrvollen Meere ohne Steuerruder und Segel hin- und hergeworfen? Mußte er ſich nicht begnügen, aus dem, was das Moderne nicht iſt, auf das, was es iſt, zu ſchließen, aus den Verſtößen gegen die Mode auf die Mode ſelbſt? Der Autor gab die Möglichkeit preis, jene Mittelſtraße zu entdecken, wo das Moderne lächerlich zu ſein aufhört und bedeutend zu werden anfängt, und konnte damit ſchließen, daß vielleicht die Ungewißheit, über die Formen unſeres gegenwärtigen bürgerlichen und geſelligen Lebens, überdie Fragen der Kunſt und Wiſſenſchaft in's Reine zu kommen, gerade den eigenthümlichen Charakter des Modernen ausdrücken möchte.

Sitte und Sitten ſchließen ſich einer ähnlichen Betrachtung an. Auch hier wird man an der Auffindung eines allgemeinen Princips verzweifeln und ſich nur über die vereinzelten Pulsſchläge eines neuen Lebens aufklären können, welches ſich ſcheint in den Zeitgenoſſen Durchbruch ſchaffen zu wollen. Wie viel Begriffe haben ſich nicht ſeit den letzten fünfzig Jahren verändert und wie viel Gewohnheiten ſind nicht darnach umgemodelt worden! Die Geſetze des Anſtandes, ſo wie ſie früher gegeben wurden, werden jetzt als altfränkiſche Pedanterie verachtet; die Bewegung iſt in dem Maße freier geworden, wie es das Urtheil wurde. Der Kreis von Bezeichnungen, welcher für dieſen oder jenen Begriff in früheren Zeiten durch die Schranken des Zuläſſigen und Geduldeten nur eng gezogen war, hat ſich erweitert. So weit Jeder die Kraft hat ſeine Meinung durchzuführen, kann er dieſe frei in den Berührungen der Geſelligkeit ausſprechen. Sowie die Erziehung eine Ausdehnung gewonnen hat, deren Grenze bald nur noch das Unmögliche ſein wird, ſo iſt es ſogar den Frauen geſtattet, über Fragen, denen kein Ziel geſteckt iſt, ihre Meinung abzugeben. Bedingungen ſind dabei vorhanden, das verſteht ſich von ſelbſt, ſie kommen aber nur auf Beobachtung gewiſſer äußerer Formen zurück. So ſcheint es faſt, als möchte

ſchiene! Holiday läßt mich allein. Er antwortet nicht einmal. Dieſe geſpenſtiſche Einſamkeit — Dieſe Spiegelreflexe — Ich habe heute meinen Wechſel von Holiday bekommen — die Wirklichkeit beginnt, das Romantiſche hört auf. Wenn ich einmal dieſes Abenteuer hier in den Londoner Clubs erzählen werde, dann werd' ich mich in dieſem Pavillon ſehr behaglich fühlen, aber für den Augenblick leſ' ich ſo etwas lieber! Holiday! Er hört nicht! Ich kehre um. In fünf Minuten bin ich durch die große Allee wieder im Schloß. (Ab.)

Holiday (von drinnen).

Nun Marſton! Ich komme — Da bin ich ja! (Tritt heraus.) Wo iſt er? Das Haſenherz hat die Flucht ergriffen. (Am Fenſter) Da läuft er quer durch den Park, die Rockſchöße in der Hand! — Auch oben — überall Spuren von Wohnlichkeit: es muß der Lieblingsaufenthalt des Lords Donald geweſen ſein — Tempel des Friedens! Ein Jahr vor ſeinem Tode ließ er dieſe zweideutige Inſchrift darauf ſetzen — Ich kann dieſe Nacht nicht ſchlafen — In jedem Augenblick glaubt mein Ohr einen Schuß zu hören — Dieſes Gute Nacht! das er mir geſtern und heute ſagte — Dieſes Gute Nacht! Es war ein Abſchied auf ewig! (Draußen ſchlägt es, etwas weit ab, vom Thurm eilf.) Eilf Uhr! Noch eine Stunde und der verhängnißvolle Tag, der mich auf den Gipfel meines Glückes bringen ſollte, iſt vorüber! — (Er geht und lüftet die Draperieen, die auf die Spiegel fallen; am Fenſter vorbeigehend hält er plötzlich inne.) Ha, was ſeh' ich! Eine dunkle Geſtalt wankt vom Schloſſe her — es iſt nicht Marſton — nein, nein! Ein Mann nähert ſich dem Pavillon — Der Sturm

der feste Charakter unserer gegenwärtigen Sitten sein, daß wir die Erlaubniß haben, Alles durch Rede und Schrift in Erörterung zu ziehen, wenn wir uns dabei nur vorsehen, die Ergebnisse unserer Grübeleien nicht sogleich auf die positiven Zustände zu übertragen.

Um uns noch mit größerer Klarheit die Fernsicht unseres Gegenstandes zu öffnen, wollen wir zunächst einige Gegensätze aus alten und ältesten Zeiten gegen die unsrige hervorheben. Wir sind natürlich mit unseren Gewohnheiten so vertraut, daß wir uns die relativen Eigenheiten derselben gar nicht mehr klar vorhalten können. Auch haben wir vielleicht im Grunde unseres Herzens weit weniger Sitte, Verehrung der Gewohnheit, als das Alterthum; allein unser ganzes Bemühen ist wenigstens auf den Schein derselben eingerichtet, so daß wir all' unsere Sitten allmälig in's Graue verflacht und sie in den Spülicht unserer oberflächlichen, phrasenhaften Moralität verwaschen haben. Wir sind sogar durch die Steigerung unseres künstlichen Wesens dahin gekommen, daß wir der Natur nicht selten wieder näher stehen, als viele Völker, die in ihren Sitten ganz von der Natur beherrscht werden. Die Sitte, worunter man hier nicht blos die Regung des Herzens, sondern ebenso den klügelnden, mathematisch nachrechnenden Verstand begreifen soll, hat bei uns allmälig die Sitten verdrängt.

Das Sittenprincip der Alten muß man mit dem Moralgesetz ihrer Philosophen nicht verwechseln. Die Alten fanden nicht, wie wir, das Sittliche darin, daß man sich in seiner Lebensweise von einzelnen, grell aufgetragenen Gewohnheiten in eine allgemeine menschliche und vernünftige Form verflachte, sondern das in ihnen noch wohnende, kräftige Sittenprincip trieb sie an, nach auffallenden Symbolen jener moralischen Ueberzeugungen zu trachten, die sich in ihnen bildeten. Da nun die Religion der vorzüglichste Mittelpunkt des antiken Nachdenkens war, so bildeten sich nach und nach bei den Alten Gebräuche aus, die wir ihrer Uebertreibung wegen Aberglauben nennen dürfen. Mögen hier, um uns den Abstand unserer Zeiten von den Alten klar zu machen, einige merkwürdige Züge aus den Sitten des Alterthums aufgenommen werden. Wir

werden immer bei der Hand ſein müſſen, an jeder dieſer Gewohnheiten eine abergläubiſche Färbung zu entdecken.

Es gab nur ein Volk im Alterthum, das uns recht deutlich machen kann, wie die Sitten zugleich mit der Reflexion, der Glaube mit dem Verſtande verbunden ſein kann. Dies waren die Römer. Bei den Römern mußte die Braut Feuer und Waſſer berühren. Man hatte dabei gewiß keine Wirthſchafts-, keine Küchenvorſtellung, ſondern die, daß durch die Vegattung die Menſchen in eine elementariſche Thätigkeit verſetzt werden, mithelfen am Ausbau der Natur. Man brannte bei den Hochzeiten, wahrſcheinlich aus einem ähnlichen Grunde, nur fünf Kerzen. Da dachte man vielleicht daran, daß fünf eine Zahl iſt, welche ſich nicht in zwei gleiche Theile zerlegen läßt, ſo daß auf dieſe Weiſe eine ſchon in der Natur angedeutete ewige Botmäßigkeit des Weibes unter dem Manne, der Zahl zwei unter der Zahl drei, ſinnbildlich ausgedrückt werden ſollte. Eine Braut ging nicht mit freiem Fuße über die Schwelle des Bräutigams, ſondern ſie wurde hinübergehoben. Schon Plutarch macht dabei die Erinnerung an den Raub der Sabinerinnen. Aber viel wahrſcheinlicher, daß die Geſchichte vom Raub der Sabinerinnen aus jenem Brauche entſtanden iſt. Ferner: Hieß es von jemand, er ſei in der Fremde geſtorben, ſo durfte er nicht, wenn ſich das Gerücht als falſch erwieſen und er zurückkehrte, durch die Thür das Haus ſeiner Familie betreten, ſondern mußte vom Dache hineinſteigen. Dies geſchah wahrſcheinlich, weil es für unpaſſend gehalten wurde, durch dieſelbe Thür, durch welche ſchon das Todtenopfer für den Abweſenden getragen worden war, ihn nach ſeiner Rückkehr nun ſelbſt lebend hindurchſchreiten zu laſſen. Bekannt iſt, daß die römiſchen Frauen ihre nächſten Verwandten nicht nur küſſen durften, ſondern ſogar küſſen mußten, weil ſich die Männer und Gevatterinnen nur auf dieſe Weiſe am Geruch überzeugen konnten, ob ſich die Frauen dem Weingenuß ergaben. So demüthigend gerade dieſe Sitte für die Frauen war, ſo ehrenvoll war für ſie eine andere. Kein Gatte durfte, wenn er vom Land oder von einer Reiſe zurückkehrte, ohne gegen den Anſtand zu verſtoßen, ſeine Frau plötzlich überraſchen, ſondern er mußte zum

Beweiſe, daß er von der guten Aufführung derſelben überzeugt war, ſich erſt vorher bei ihr anmelden laſſen. Wenn die Römer auf der Straße einem vornehmen Manne begegneten, den ſie grüßen wollten, und gerade ihr Antlitz im Mantel verhüllt hatten, ſo mußten ſie das Geſicht frei herauswickeln; beteten ſie aber zu den Göttern, ſo mußten ſie ihr Haupt verhüllen. Alles das ſind Sitten, zu deren Aufklärung mythologiſche Anſpielungen nichts nützen, ſondern die ihren Grund allein in dem bei den Alten ſo fein ausgebildeten Sinn für das Schickliche haben. Nur dem Gotte der Zeit, des Ruhms und der Ehre zeigten ſie ihr Haupt unverhüllt. Auch über dieſe Ausnahmen nützen die Spitzfindigkeiten der Erklärer nichts, ſondern ſie liegen in Gefühlen begründet, die Jeder ehren muß. Die Römer hatten von Numa eine Geſetzgebung erhalten, die nicht darauf abzuzwecken ſchien, ſie zu Eroberern des Erdkreiſes zu machen. Er gebot ihnen, allen Göttern zu opfern, nur dem Gott der Grenzen nicht. Die Frage der Grenzen ſollte nie mit Mord oder Blut befleckt, nie Terminus angerufen werden, um die Ländergier zu unterſtützen. Bekannt iſt, daß die Römer vielen Tagen keinen Glauben ſchenkten und fortwährend von Warnungen und Wahrzeichen geängſtigt wurden. Trauerten ſie, ſo thaten ſie es in weißer Farbe. Die Mauern einer Stadt waren ihnen heilig, die Thore nicht. Gänzlich entgegengeſetzt unſerer heutigen Sitte iſt, daß die Römer in der ältern Zeit nie außerhalb des Hauſes ohne ihre Söhne ſpeiſten, ſo lange dieſe in dem Alter der Kindheit ſtanden. Wenn die Römer etwas erbeuteten und es den Göttern weihten, hatten ſie die Sitte, es mit der Länge der Zeit immer wieder auszubeſſern und nicht verderben zu laſſen; nur die erbeuteten Waffen ließ man verwittern. Ein ſchöner Brauch, weil in ihm die Verſöhnung lag. Bei uns würde gerade das Gegentheil geſchehen; die Flinten und Kanonen, die wir unſern Feinden abnahmen, werden in den Zeughäuſern immer wieder blank geputzt. Alle Prieſter durften ſchwören, nur der Prieſter Jupiter's nicht; denn iſt nicht jeder Eid ein Fluch? Wird wenigſtens Eines nicht mit ihm verwünſcht, der Meineid? Den Tempel der Ermunterung ließen die Römer immer offen. Und um

noch einmal von dem Priester Jupiter's zu reden, wenn dieser Wittwer geworden war, so mußte er sein Amt niederlegen, entgegengesetzt der katholischen Lehre, wo man sein Amt niederlegen muß, wenn man sich verheirathet. Daß man auch sonst die Frauen in Ehren hielt, ersieht man daraus, daß man unbestimmt ließ, ob der oberste Schutzgott Roms männlichen oder weiblichen Geschlechts war. Oder schämten sich die welterobernden Römer, daß man den obersten Gott der Römer mit der Erde verwechseln und ihm den weiblichen Geschlecht zurechnen würde? Aus den Speisezimmern durfte bei den Römern kein Tisch leer weggetragen werden, sondern durchaus mußte noch etwas darauf liegen geblieben sein, weil es für ein Zeichen der Völlerei angesehen wurde, bei einer Mahlzeit reinen Tisch zu machen. Auch pflegten die Römer kein Licht auszulöschen, sondern solches von selbst ausgehen zu lassen, und hatten für diesen Gebrauch sinnige und zarte Erklärungen. Entweder glaubten sie, daß man nichts Lebendes, falls dasselbe nicht schädlich sei, vertilgen dürfte, oder sie dachten, man dürfte die Dinge, wovon uns die Natur im Ueberflusse gegeben, gerade am allerwenigsten verderben. Auffallend ist es, daß die Römer bei barbarischen Völkern Menschenopfer verboten und sich doch selbst nicht selten erlaubten, Fremdlinge lebendig zu begraben. Es mußte eine traditionelle Vorschrift vorhanden sein, die ihnen eine unbedingte Unterwerfung gegen die Götter zur Pflicht machte, selbst wenn sie mit schwerem Herzen etwas thun mußten, was sie für Unrecht hielten. Der früh geglaubte Raub der Sabinerinnen spricht sich noch in vielen Gewohnheiten der Römer aus. Die Frauen hatten in früheren Zeiten nicht nöthig, bei Küchenarbeiten Hand anzulegen; es war ein Recht, das ihnen ihre sabinischen Brüder und Väter erwirkt haben sollten. Auch wurde den Bräuten das Haar mit der Spitze eines Spießes auseinandergelegt. Wenn Priester eines Verbrechens überführt waren, so konnten sie abgesetzt werden; ein Augur hingegen, der den Flug der Vögel beobachtete, blieb in seinem Amte, selbst wenn er sich der ärgsten Verbrechen schuldig gemacht hatte. Es verband sich mit dem Augurium schon der Begriff von Zauberei. Die Römer litten nicht, daß an öffentlichen Festen Jungfrauen

Hochzeit machten, nur die Witwen durften es. Denn, sagten sie, an öffentlichen Tagen soll nur Freude herrschen; aber nur Witwen verheirathen sich mit Vergnügen, Jungfrauen meist mit Verdruß und Widerwillen.

Alle diese Gewohnheiten muß man sich organisch verbunden denken. Sie waren den Römern selbst keine Ausnahme, sondern sie begleiteten so gut, wie unsere Complimenten-, Anstands- und Toilettenvorschriften, ihr Stehen und Gehen, ihr tägliches Thun und Lassen. Wir haben keine antiken Genrebilder, etwa wie die Franzosen in ihrem Buch der Hundert und Eins jede Nüance ihres Pariser Lebens beschrieben haben. Die alten Beschreibungen von Gastmählern führen uns vielleicht das Bild eines organischen Zusammenlebens noch am ehesten vor, wie solches im Alterthum geherrscht hat. Lesen wir diese sogenannten Trinkgelage, diese Tischreden der Alten, sowohl in ihrer philosophischen Einfachheit, bei Plato und Xenophon, wie in der antiquarischen Gourmandise, bei Plutarch und Athenäus, oder in den ausschweifenden Schilderungen römischer vielfräßiger Gastmähler, der Schilderung des Gastmahls des Trimalchio, so werden wir uns bald überzeugen, wie nüchtern, ausgeglättet, farblos unsere Lebensweise gegen die der Alten absticht. Wir finden die Bildung jetzt nur noch in dem vollkommenen Nivellement alles Menschlichen, in der Beherrschung der Leidenschaft, in einem Benehmen, das nichts Auffallendes haben darf.

Folgen die Gesetze den Sitten? Ja.

Folgen die Sitten den Gesetzen? Nein.

Wenn ein Volk viel Sitten hat, so braucht es wenig Gesetze. Fast alle alten Gesetzgebungen, die man an die Namen Minos, Solon, Lykurg knüpft, drücken zunächst nichts Anderes aus, als das Festwerden der losen Gewohnheiten und die zum Gesetz erhobene Sitte. Lykurg wollte den Spartanern weder Gesetze noch Sitten geben. Er wollte aus ihnen nichts Neues schaffen, sondern den Stoff, der in ihnen lag, bewahren und ausbilden. Lykurg's Gesetze dienten zur Befestigung der Sitten und Gewohnheiten, sie erhoben die Gewohnheiten zum Gesetz. Alle Staaten, wo ein solches Verfahren möglich ist, werden eine kräftige Dauer verheißen und sich mit Energie in

die Annalen der Geschichte schreiben. So gingen Gesetz und Sitte auch bei den Römern Hand in Hand, und erst in den Jahren des Verfalls, wo die Sitten erschlafft waren, die naturgemäße oder ererbte Gewohnheit ihre Heiligkeit verloren hatte, tauchten die Gesetzgebungen auf, die nur um ihrer selbst willen da zu sein schienen und mit der Geschichte des Volkes zunächst in keinem lebendigen und organischen Zusammenhang mehr standen. Die spätere römische Gesetzgebung, ein Muster abstracter Verstandestheorie, hat nie erreichen können, daß sie in thatsächliche Völkerzustände umgestaltend eingriff und auf die Dauer Wurzeln schlug. In China bedarf es wenig Gesetze, weil in diesem Lande Alles durch die Sitte geregelt ist. Die Menschen und die Dinge, die Personen und die Zeiten, Alles wandelt in China nur eine Straße. Bei uns ist an die Stelle der Sitten Moral getreten. Die Vorschriften des Christenthums haben zwar in ihrer dogmatischen Begründung den Glauben der Völker nicht ewig fesseln können, aber die christliche Moral ist die natürliche Mitgift jedes neugebornen Kindes geworden. Wir haben nur noch wenig Sitten, aber dafür ein kräftiges inneres Sittengesetz, und dies macht es, daß man in unsern Zeiten weniger nach öffentlichen Vorschriften, als nach einer dilettantischen Willkür der Bildung lebt, die sich ihre Schranken selbst gezogen hat. Die Gesetze haben jetzt in dem Sinne keine beherrschende Kraft mehr, daß sie unser Dasein zügeln und regeln sollten, sondern sie sind untergeordnet nicht etwa unsern Sitten, sondern unserm Moralprincip, dem durch Christenthum und Bildung allmälig in unser Inneres gesenkten, gemeinsamen kategorischen Imperativ. Daß man die Sitten durch Gesetze nicht ändern kann, ist eine geschichtliche Erfahrung. Despoten haben versucht, das Unmögliche möglich zu machen. Sie haben auf irgend eine Gewohnheit eine Strafe gelegt und doch damit nichts Anderes bewirken können, als daß sie die Strafen fortwährend in Anwendung bringen mußten und eben den despotischen Charakter ihrer Regierung zur Schau trugen. Nach dem Tode solcher Autokraten traten die alten Gewohnheiten, die sich nur versteckt hatten, wieder zu Tage. Die Sitten kann man nur durch Einführung anderer Sitten ausrotten. Den Motiven, die

der Festhaltung irgend einer Gewohnheit zu Grunde liegen, muß man die innere Haltung nehmen oder sie am Ehrgeiz, Nachahmungstriebe, oder sonst einer Leidenschaft scheitern lassen. Peter der Große konnte die Sitten seines Volkes weit mehr dadurch ändern, daß er ihnen andere gegenüberstellte, als dadurch, daß er sie durch Gesetze verbot. Peter der Große konnte weder den Bart, noch den Kleiderschnitt der Russen abändern, denn beide haben sich trotz seiner Ukase noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Aber das hat er doch vermocht, daß er die Frauen aus ihrem zurückgesetzten Zustande, in welchem sie sich in despotischen Staaten befinden, befreite. Wodurch? Er duldete die französischen und deutschen Moden, schickte den Frauen die Kleiderstoffe zu und ließ sie an seinem Hofe erscheinen. Peter der Große ist vielleicht der Befestiger der russischen Monarchie geworden; die Sittenrevolution aber, die er hervorrief, ist auch die Erweckung eines fortwährenden Widerspruchs gegen die despotische Regierungsform dieser Monarchie geworden, leider ein reactionärer, „altrussischer". Wie unnatürlich Rußlands gegenwärtige Verfassung schon ist, und wie unnatürlich es sein würde, wenn sie auf die Länge so bliebe, beweist der große Umschwung der Sitten, der seit hundert Jahren in diesem Lande geduldet worden ist. Montesquieu hat im „Geist der Gesetze" bewiesen, daß despotische Staaten keinen bessern Anlehnungspunkt haben können, als die unveränderte heilige alte Sitte. So wie in den Gewohnheiten eines despotischen Staates etwas geändert wird, so hat er sich um seine Fortdauer gebracht. Montesquieu fügt hinzu, daß die beste Garantie für die Erhaltung alter Sitten in der Abgeschlossenheit der Weiber läge. Werden diese emancipirt, dürfen diese ihren Harem verlassen, dürfen sie mit unverschleiertem Antlitz über die Straße gehen und die Gesellschaft anderer Männer als die ihrer eigenen und der Verschnittenen annehmen, so wird es nicht mehr lange währen, daß eine große umfassende Revolution in den Sitten ausbricht. Die Sitten ziehen die Gesetze nach sich. Wäre es dem Sultan ernst, die Türken zu civilisiren, so müßte er nicht mit den Steigbügeln seiner Cavalerie, den Kopfbedeckungen und Beinkleidern seiner Janan-

terie anfangen, sondern mit der Freilassung des Weibes aus seinem im Orient üblichen sklavischen Zustande. Die Frauen mildern die Gesellschaft und lösen ihre erstarrten Formen auf.

Daß die Gesetze den Sitten folgen, beweisen alle Beispiele der Geschichte. Ueberall, wo die Gesetzgebung aus dem Schooße des Volkes selbst hervorgeht, wird die Tradition das Uebliche und Gewöhnliche, die Richtschnur derselben sein. Wir haben an Roms Rechtsgeschichte ein Beispiel vor uns, wie sich juristische und politische Verhältnisse im Laufe der Zeiten gestalten und entwickeln können. Gesetze über die Ehe, über die Gewalt der Väter über die Kinder, über die Antretung von Erbschaften in ihrer allmäligen geschichtlichen Entwicklung, selten stehen sie bei ihnen im Gegensatz zur Gewohnheit, die sich schon gebildet hatte. Das Gesetz legte nie mehr auf, als die Schultern der Sitte tragen konnten. Montesquieu hat über diesen Gegenstand einige Beispiele gegeben und sie namentlich von den Vorschriften hergenommen, welche die in der ältern römischen Gesetzgebung noch häufig vorkommenden Prügelvorfälle zwischen Ehegatten betreffen. Spuren dieser Art verloren sich, wie aus den Sitten, so auch allmälig aus den Gesetzen.

Wir haben schon oben gesagt, daß in unserer Zeit das Gesetz durchaus keine allmächtige Superiorität mehr hat. Allen unsern Gesetzen mangelt das oberste Princip, mangelt die Einheit des Geistes, in welchem sie gegeben sein sollten. Wir haben uns von den alten Sitten befreit und haben uns nicht ganz von den alten Gesetzen befreien können, und wo dies möglich gewesen, wo eine Gesetzgebung wie aus einer neuen noch nicht abgenutzten Offenbarung geflossen ist, da hat sie sich des geistigen und sittlichen Lebens der Nation doch nicht bemächtigen, sondern nur jenem allgemeinen Sittengesetze unterordnen können, welches gewaltiger ist, als der Geist, der in irgend einer Gesetzgebung herrschen konnte. Wir fühlen es bei unserer Existenz, daß wir mit einem Wall von Gesetzen umgeben sind, die uns bei so vielen verbotenen Wegen sofort entgegentreten, und doch ist es so leicht, diese Gesetze zu vermeiden, sie stehen in zu großer Entfernung von unserer sittlichen Verhaltungs-Lebensweise, wie wir diese einmal verfolgen,

sie sind für uns nur als Ausnahme von der Regel vorhanden. Dagegen lag in den alten Gesetzgebungen etwas Ermunterndes, sie waren positiv. Unsere neuen Gesetze sind ein Conglomerat von alter juristischer Dialektik und neuen Polizeivorschriften. Der kategorische Imperativ, der in ihnen herrscht, trägt einen langen gelben Säbel, einen Dreimaster und einen rothen Kragen am Rock und ist zu sehen, wenn ein Vagabund auf dem Schub transportirt wird oder wenn an Markttagen die Bauern in die Stadt kommen und sich über die Preise ihrer Hühner und Eier nicht vertragen können.

Ja, die Sitte, obschon so sehr abgeschwächt, ist noch jetzt immer mächtiger, als das Gesetz. Ein Cardinal im römischen Conclave trug darauf an, daß entschiedene Maßregeln ergriffen werden sollten, um den gemeinen Römern die eingerissene Gewohnheit abzugewöhnen, falsch zu schwören. Ein Beisitzer des Staatsraths erwiderte ihm: „Sie wollen dem Volke seine Sitten verbieten?" Wer weiß, ob ein Gesetz über den Meineid, und wenn es noch so streng gehandhabt worden wäre, die Lazzaroni Roms von ihrer schlechten Gewohnheit hätte abbringen können. Hier werden immer nur Bildung, Unterricht oder die von der Geistlichkeit gedrohten Höllenstrafen wirken können. Wie wenig Gesetze gegen Sitten wirken können, sieht man an einem deutschen Staate, wo der noch nicht lange verstorbene Souverain desselben nach dem wiedererwachten Studium der Antike, nach den Werken eines Mengs und Canova, nach dem großen Zeitalter der napoleonischen Revolution und der Völkerschlachten die Sitte des Zopfes wieder in seinem Lande einzuführen wagte. Das Militair mußte sich der Willkür der Despoten fügen, auch diejenigen Krämer und Beamten in der Residenz, die vom Hofe lebten. Allein bei seinem Ableben hatte das Gesetz die Sitte nicht überwunden, sondern alle Welt war froh, sein Haar wieder wachsen zu lassen, wie die Natur oder das Pariser Modejournal es wollte.

Die moralischen Schriftsteller des vergangenen Jahrhunderts haben eine große Wirksamkeit auf die Meinungen der Menschen ausgeübt. Durch die Schriften Ferguson's wurden die Sophismen untergraben, die bisher das Recht der

Tyrannen zur Sklaverei beschützt hatten. Die allgemein menschlichen Vorschriften waren in jener Zeit etwas so Neues, daß man über den Inhalt derselben ihre weitläufige Form und eine gewisse Trivialität, die sich in ihre Sätze mischte, übersah. Wer kann jetzt noch die Schriften Rutherfort's, Payley's, ja selbst die Schrift Smith's über die moralischen Empfindungen ohne das Gefühl kolossaler Langweiligkeit lesen! Dennoch haben diese Schriften für jene und dadurch auch für unsere Zeit bewirkt, daß in allen Gemüthern das Bewußtsein des kategorischen Imperatios lebendig wurde. Jene Schriftsteller strebten nach Principien; sie mühten sich mit dem schon von Aristoteles angeregten höchsten Sittengesetze. Der eine sagte: „Halte immer die Mitte," der andere: „Thue, was Deiner Würde gemäß ist;" der dritte hielt das etwas egoistische christliche Sittengesetz: „Was Du nicht willst, das Dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht!" (es klingt mehr nach einer Vorschrift der Klugheit, als der Moral) für diejenige Maxime, nach welcher die menschlichen Schritte einzurichten wären. Auf unsern Universitätskathedern streiten sich die Professoren noch jetzt über das höchste Sittengesetz. Allein nur diejenige Ansicht hat in der Masse Raum gewonnen, welche das Gute, Edle und Richtige für etwas dem natürlichen Gefühl Angebornes hält. Dieser kategorische Imperativ ist allmälig an die Stelle der Sitten und Gesetze getreten. Kein Mensch will noch etwas darum befolgen, weil er es als Brauch von seinen Eltern geerbt hat, sondern Jeder strebt darnach, sich seine eigenen Grundsätze zu bilden. Sogar die bunte Mannigfaltigkeit der Individuen und Charaktere, wie ohnehin schon längst die der Sitten, geht dabei verloren, weil nämlich Alles nach Normalität strebt und sich im Grunde Einer vor dem Andern nur durch Talent, nicht durch Charakter, am wenigsten durch Manieren auszeichnen will. Die Sitte ist dadurch sehr versteckt und ein Kapitel über sie schwierig geworden.

Wer möchte leugnen, daß sich unser Jahrhundert in einer moralischen Krisis befindet? Die Gesetze gelten wenig, weil sie nur für die Verbrecher da sind; die Moral hält die äußere Ordnung unseres Zusammenlebens aufrecht, aber auch sie

wühlt in dem flatternden Mantel — Der Mond tritt aus den Wolken — Die Schatten der Bäume bergen ihn — Jetzt ein Strahl, der auf ihn fallen muß — Er ist's — Es ist Arthur — Er kommt an die blutige Todesstätte seines Vaters! (Pause.) Der Angstschweiß steht mir auf der Stirn — Wenn er hier — hier sein und mein Werk vollendete! — Ich darf nicht weilen — Ha, dort! Dort hinter dem Spiegel werd' ich mich verbergen können. (Geht durch die unverhüllt bleibende Spiegelthür ab.)

Fünfter Auftritt.

Arthur (allein. Später) Scott und Trilbie.

Arthur

(kommt im Mantel, ohne Hut, verstört und mit starrem gespenstischem Aussehen. Er tritt langsam ein, bleibt zweifelnd stehen, sieht sich scheu um, tritt dann mehr vorwärts, legt den Mantel ab und die Pistolen ruhig auf den Tisch von ihm links).

Hier war's! Hier der Tempel des Friedens! Verklärter Geist — was trieb Dich hier zum Tode? Der Schmerz des Lebens? (Wirft sich in einen Sessel.) Ich ahnte den düstern Zug, der durch die Geschichte unsers Hauses geht, ohne von ihm zu wissen! Es ist was dran an dem Eisen, das im menschlichen Blute liegen soll! Die Geister winken mit magnetischen Händen und wir folgen — müssen folgen — mit stiller Ergebung. — Von wem nehm' ich Abschied? Von Fennimor? — Das ist vorbei! Von der Natur? — sie geht zu Grabe. Von

wird bekämpft. Es ist auffallend, das Gefühl, daß an der Moral gerüttelt werde, ist allgemein in unsern gegenwärtigen Zuständen verbreitet; woher aber der Widerspruch gegen das Hergebrachte eigentlich kommt, welches die Farbe und das Ziel der am Bestehenden verzweifelnden Meinung ist, das weiß man nicht, und wenn man es ahnt, so wagt man nicht, sich darüber Geständnisse zu machen. Man stellt die überlieferte Moral, die Umgangssitte, die Sitten der Liebe, der Ehe, der Familie, man stellt sogar die Theorie der Verbrechen in Frage und wagt doch nie eine rechte Schlußfolge zu ziehen. Wie soll man sich diese Erscheinung erklären? Ist sie das Vorzeichen einer großen Katastrophe, deren Ende wir noch nicht absehen können? Oder sollte sich nur die politische und materielle Unbehaglichkeit und die daraus entspringende Neuerungssucht nur so haben äußern können, daß zu gleicher Zeit auch alle übrigen moralischen Lebensäußerungen in krankhafte Reizbarkeit und beinahe organische Verstimmung gerathen mußten?

Wenn ich mich zum größten Theile für die letztere Meinung erklären möchte, so will ich nicht verschweigen, daß hier noch ein anderer Umstand obwalten dürfte. Nur die friedlichen Zeiten des vorigen Jahrhunderts waren im Stande, den Menschen allmälig aus den Fugen der Geschichte loszulösen und ihn in eine Humanitätssphäre einzuführen, welche, keiner Zeit angehörend, vielmehr die Blüthe, das Ergebniß *aller* Zeiten sein sollte. Gegen diese arkadienhafte Weltanschauung haben aber die gewaltigsten Ereignisse reagirt. All' unser Thun und Lassen, Denken und Fühlen ist auf den Markt des Lebens geschleudert; überall strebt man nach positiven Verhältnissen, die Geschichte wird in ihre Rechte gesetzt, die Verstandesabstractionen werden verdrängt und vor allen Dingen sind durch die französische Revolution und die darauf folgenden Ereignisse die menschlichen Leidenschaften so entfesselt, daß man sie nicht wieder durch Philosopheme hat beschwichtigen können, sondern sogar zugeben mußte, daß sie im Gefühlsleben (Patriotismus) wie in vielen Zweigen höherer menschlicher Thätigkeit (Kunst und Literatur) als Hebel einer freien und kräftigeren Genialität fortwirken. Kann man nicht auf

dem Theater finden, daß Edelmuth, eine Tugend der Beschränkung und Entsagung, das vorige Jahrhundert mehr rühren konnte, als das unsrige? Das Schöne soll jetzt die das Auge rollende und die Locken des Hauptes schüttelnde Leidenschaft sein. Wo man hinblickt, arbeitet thatkräftiger Enthusiasmus. Da können Sitte und Sitten nur in Schwankungen gerathen.

Beginnen wir doch beim Einfachsten, bei der Tracht. Hier scheinen wir in Formeln festgebannt zu sein, die keine weitern Beschränkungen zulassen. Alles Weite, Wallende haben wir verbannt; die Civilisation der Völker wird damit eingeleitet, daß sich die Frauen an die Schnürbrust und die Männer an den Frack gewöhnen. Die Mode giebt dann und wann Veränderungen, allein in der Hauptsache bleibt jener enge Zuschnitt, von dem man fürchten muß, daß er bei den Männern immer noch enger und kürzer wird. Nationaltrachten werden, wenn nicht abgeschafft, doch an die pariser und englische Mode angepaßt. Böte nicht in Schottland, Spanien, Ungarn die Nationalbewaffnung, das soldatische Costüm, noch einen Anknüpfungspunkt für die Volkstracht, so würden auch hier die Plaids, die nackten Kniee, die braunen Mäntel, die Haarnetze, die bunten Stiefel mit den schnurenreichen Dollmans bald nur noch der Theatergarderobe angehören. Je mehr sich die Bildung verbreitet, desto mehr suchen sich die Menschen in die Allgemeinheit zu verlieren. Wo Armuth um sich greift, kann die Volkstracht nicht gepflegt werden. Die Volkstracht ist theuer, wenn man nicht gerade jenen großen Bettlermantel, den die Lazzaroni um einen halb nackten Körper schlagen, Volkstracht nennen will. Ueber alle Verhältnisse ist die Ueberschwemmung des Nivellements getreten. Das Charakteristische und Auffallende, die grellen Farben und Töne verlieren sich aus der Musik der Sitten, und der größte Theil jener Trachten, die wir bei den Kunsthändlern ausgehängt finden und die wir für national in Italien, Polen, der Schweiz und Deutschland halten, gehören einer frühern Tradition oder kommen nur von den Modellstehern der Maler.

Dieselbe Unbefangenheit, die in unserer Tracht herrscht, herrscht in unserm Benehmen. Das vorige Jahrhundert war

im Styl des Umgangs bedächtiger und erfand, da die Sitten abgeschafft waren, einen Ersatz dafür im Ceremoniell und in der Etikette. Was damals freie Bewegung hieß, seiner Ton und Unabhängigkeit von den Landessitten, das war gerade in China die allgemeine Volkssitte. Aber jene steifen Formen konnten nur gelten, als der dritte Stand noch nicht jene berühmte Nacht im Ballhause von Versailles gefeiert hatte. Der Unterschied der Stände liegt größtentheils jener Etikette zum Grunde, die sich auf unsere Zeit noch unter dem Namen Höflichkeit und feines Benehmen vererbt hat. Gestürzt wurde dieser gesellschaftliche Pedantismus mit dem wiederbelebten Sinn für die Natur, die Einfachheit ihrer Gesetze und eine veredelte und geläuterte Kunsttheorie. Für unsere Zeit kann man überzeugt sein, wenig Tanzmeister zu finden, die nicht all' die Vorschriften, die sie über Gehen und Stehen, Rückgratsbiegungen und Schenkelhebungen geben, vom Gesetz der Grazie herleiten, von Hogarth's Wellenlinie, die um ihrer selbst willen da ist und sich nicht schlängelt aus Servilismus. Ob man den Hut von der rechten oder linken Seite abnehmen soll, wie viel Schritte vorher man zu grüßen hat, je nachdem uns eine Excellenz oder nur ein einfacher Edelmann begegnet, diese Rücksicht hat die heutige Höflichkeit mehr auf das Gefühl ihrer Beflissenen zu gründen gesucht, weil sie davon überzeugt ist, daß nichts einen schöneren Eindruck macht, als sich aufmerksam beweisen, trotz des muthig behaupteten Gefühls seiner Unabhängigkeit. Für schönen Anstand hält man jetzt eine vollkommene Verwischung alles steif Formellen und die alleinige Beherrschung des Benehmens durch eine aus dem innersten Born der Ueberzeugung und des Charakters quillende Natürlichkeit.

Freilich ist dies nur ein Ideal. Allein es wird von jedermann anerkannt. Der eckigen, schlaffen, geckenhaften Ausnahmen giebt es genug. Der Eine springt, der Andere schlorrt. Das Temperament wird in seine Rechte gesetzt, selbst wenn man immerfort ruft: Natur und immer wieder Natur! Auch das ist zu beherzigen, die Menge von Sorgen, die unser Zeitalter drücken (man denke nur an's Börsenspiel und die Arbeiterfrage), hat nicht minder die freie und harmlose Ausbildung

des Benehmens verhindert. Ach, Meyer Amschel, wenn ich an Deine Art in's Zimmer zu treten denke! Selbst wenn bei Deiner Gattin Gesellschaft ist! Sohn Jakob hat ein fortwährendes krampfhaftes Zucken, er handelt in Staatspapieren. Einem Andern, ob er gleich noch jung und kräftig ist, zittern wie gelähmt die Hände; er hat einmal falliren müssen. Ein Dritter ist stumm und verschlossen, er hat Schiffe auf der See, deren Assecuranzprämie weit geringer, als ihre Ladung ist. Auch die Politik treibt die Menschen auseinander und macht sie grob; sie sind nur höflich gegen Menschen ihrer Meinung; gefühlvolle Herzen werden unempfindlich, wenn sie von nachtheiligen Zufällen derjenigen Parthei hören, deren Ansichten sie nicht theilen; der sanftesten Gemüther bemächtigt sich ein unerbittlicher Rigorismus, ja, ich kannte eine gute brave Frau, die sich nicht scheute — im Interesse der Parthei — ihre Finger zum Meineide aufzuheben!

Doch gut — wir besuchen uns, wir treffen hier und da zusammen, wir essen und trinken miteinander, wir suchen uns sogar durch Spiele von unsern Geschäften zu erholen. Wir streben manchmal recht eifrig, es unsern behaglichen Eltern nachzuthun und Alles so zu treiben, wie sie es trieben. Junge Frauen und junge Männer halten sich nicht eher für vollkommen, ehe sie sich nicht einen solchen Sessel angeschafft haben, wie ihn der Vater hatte, einen solchen Ton gegen Untergebene, wie die Mutter. Das kommt nicht selten vor. Allein eben so oft auch, daß die Kinder von den Eltern nichts entlehnen durften, daß sie eine Kluft überspringen mußten von Sitte, Meinung und Zeit, um aus anerzogenen Vorurtheilen in die Existenz einzutreten, die ihnen die wünschenswerthere ist. Doch systematisch verfährt man heutigen Tages in den gesellschaftlichen Beziehungen nicht mehr; die Familie und das Haus haben lange nicht mehr die abgeschlossene und auf sich selbst beruhende Bedeutung wie in frühern Zeiten. Das plötzliche Streben unserer Zeit nach behaglicher Einrichtung, nach Comfort, widerlegt diese Ansicht nicht. Denn der Comfort soll da gleichsam als ein Palliativ gegen die fortwährende Einwirkung des unruhigen äußern Lebens dienen.

Die Menſchen kommen zuſammen und erheitern ſich; junge Leute leſen ſich ein Schauſpiel vor, wo jeder Einzelne eine Rolle übernimmt und man Noth hat, alle nöthigen Exemplare im Städtchen aufzutreiben. Frauen haben ihre eigenen Zuſammenkünfte, Männer die ihrigen, zuweilen vermiſchen ſich beide. Der Weltlauf begleitet ſie in die Geſellſchaft; wohl dem, der ihn in heiterm Geſpräch vergeſſen kann! Das Geſpräch iſt vibrirend, nie gründlich erſchöpfend; ein Redner, der die Unterhaltung an ſich reißen wollte, wird nur auf kurze Zeit gern gehört; er löſt Alle, die nur ſprechen, um zu ſprechen, eine Weile von ihrer Mühſal ab. Bald aber wird der Kühne zu kühn. Und im Princip des „Salons" liegt, daß Alles, was verhandelt wird, von flüchtiger Dauer ſei. Man hat den Degen ſeiner Anſichten um die Lenden geſchnallt, aber nicht blank, ſondern in der Scheide. Man plänkelt nur gegen einander. Es iſt ein kurzer Waffenſtillſtand in dem großen Kampfe, dem noch ſo viel Schlachten geliefert werden ſollen. Wo aber die Frauen das Uebergewicht haben oder die Harmloſigkeit ſich ein wenig feſter eingebürgert hat, da ſind es endlich drei Dinge, die das ſtockende Geſpräch erſetzen müſſen: die Muſik, das Spiel und der Tanz.

Die *Muſik* iſt beinahe keine bloße Kunſtfertigkeit mehr, ſondern beinahe Wiſſen, converſationelle Tugend. Wer ſie nicht übt, muß Muſik wenigſtens zu ſchätzen zu genießen bereit ſein. Wer nicht die zweite Stimme übernimmt oder ſich an das Pianoforte ſtellt und das Notenblatt umſchlägt, muß wenigſtens in Ekſtaſe gerathen können, wenn ein Notturno von Chopin zu Ende geſpielt iſt. Die Muſik hat es übernommen, eine Lücke in unſerer heutigen Bildung auszufüllen, ja leider die Bildung ganz zu erſetzen. Wenigſtens bewundert man im „Salon" Perſonen, die nicht im Entfernteſten eine Verwandtſchaft mit dem Geiſte haben, in welchem die Werke eines Mozart und Beethoven empfangen und geſchaffen ſind. Was vermißt man bei einem großen Theil unſerer Frauen? Eſprit. Der Grund dieſes Mangels liegt auf der Hand. Eſprit iſt eine gefährliche Geiſtesgabe, *Mitgift* in einem Zeitalter, wo man die Beſchränktheit Gemüth, die Frivolität Geiſt nennt

und den „Esprit" in allen Literaturgeschichten verschrieen hat. Aber der Ersatz, den wir für die „Frauen von Geist" durch die Mendelssohn-Singerinnen bekommen haben ist kein Fortschritt.

Das Spiel ist das Grab der Sorgen und die Wiege derselben, je nachdem es getrieben wird. Der Eine erstickt im Whist seine Leiden oder tödtet wenigstens das unendliche Weh, das ihn peinigt, die Langeweile; der Andere verspielt nicht seine Unruhe, sondern seine Ruhe, oder wie Lord de Roos, der Prinz von Berghes und mehrere überführte Falschspieler der vornehmen Welt, seine Ehre. Das Glück soll erobert werden durch die Sturmleitern der Leidenschaft. Das Spiel ist bei den Meisten deshalb eine Erholung, weil es die Zeit ausfüllt und die kleinen Leidenschaften des Menschen nicht ermüden läßt. Klammert man sich aber an das Kleine an und setzt Großes daran, bedeutende Summen, so richtet es in Mienen und Farbe der Haare, im Blick der Augen und Haltung des Körpers eine frühe Verwüstung an. Das Hazardspiel ist auf dem Weg, ausgerottet zu werden. Auch die Lotterieen sind in Gefahr, nicht mehr gezogen zu werden. Die Humanität mancher Gesetzgeber stemmt sich gegen eine solche Ausbeutung des Publikums von Seiten des Staates. Aber ach! der Taumel, das Glück zu beschwören, das plötzliche, das unerwartete, scheint in die Gemüther der Zeitgenossen eingedrungen zu sein. Die Sucht nach Reichthümern verwüstet in solchem Grade die Moral, daß man wol dem gemeinen Mann die plötzlich lächelnde Gunst Fortunens nicht ganz zu entziehen brauchte. Die zahmsten unter den Spielern sind die Schachclubbisten, die Philosophen unter den Spielern. Berühmte Matadore dieser Kunst werden seltener. Man zieht es vor, in Masse zu spielen, wenigstens wurde bis 1810, trotz der Quadrupelallianz, ein fortwährender Krieg zwischen England und Frankreich, nur mit Schacharmeen, geführt. Das vorige Jahrhundert war tiefsinniger in der Metaphysik. Wir haben jetzt im Schachspiel nur Schach-Empiriker, keine Newton und Leibnitz mehr. Kein einziger neuer Zug soll entdeckt worden sein; dennoch ist ein guter Schachspieler noch immer davon überzeugt, daß in ihm ein Napoleon steckt, der Alles zur Raison bringen würde, wenn

man ihm die Macht ließe, so zu handeln, wie er denkt, denkt im Schachspiel.

Den Tanz endlich hielten die Alten für eine Huldigung, den Göttern dargebracht, heutige Zeloten für eine Huldigung des Satans. Obschon die Alten vom Tanz eine so hohe Meinung hatten, so überließen sie es doch nur den Sklaven und Jahrmarktsgauklern, zu tanzen, wie jetzt die Türken ihren Sklavinnen, während ihre Herren dabei die Pfeife rauchen. Für den Tanz kann man nur noch junge Leute ermuntern. Die Aelteren ermuntern sie, weil sie annehmen, daß Ecossaisen, Anglaisen und Françaisen an die Stelle der gymnastischen Uebungen getreten sind, an welchen die jungen Leute in Griechenland ihren Körper stärkten. Auch in die Tänze ist ein neuer Geist gefahren und zwar von einer Seite her, von wo man es hätte am wenigsten erwarten sollen. Die Deutschen haben ihre Reformation nicht so schnell verbreiten können, als jene monotonen, wilden Kreise im Kreise, die man Walzer nennt. Oesterreich, sonst so wenig eingenommen für den Fortschritt, hat es vollends bis zu einer an Mänadismus grenzenden Leidenschaft im Walzen gebracht. Die Engländer halten es sonst doch auch mit Pferdezucht, aber beim menschlichen Tanze die pferdemäßige Gallopade einzuführen, das blieb den Böhmen überlassen, die den neuen Walzer im Zweitritt erfunden haben sollen. In England werden diese Tänze nie einheimisch werden, weil der Engländer zu schwerfällig ist und die Berauschung in Bier und Aquavit früher in die erste beste Ecke wirft, als zu bachantischem Taumel beflügelt. Allein in Frankreich ist diese neue wilde Tanzlust an die Stelle der verschollenen „romantischen Schule" getreten, ja die letzten Reste derselben scheinen sich mit dem Tanz verbunden zu haben, wenn man den Wundern glauben darf, die früher von Musard's und Julien's Bällen erzählt werden. Im wilden Taumel schießen da die Paare dahin; die Musik unterstützt sich mit Kanonenschlägen, mit Schwärmern, mit Posaunen, Glocken, ja sogar mit Orgelklängen. Gewisse Scenen aus Robert dem Teufel liegen diesen Arrangements zu Grunde. Man verbindet mit Sinnlichkeit Spiritualismus, drückt im Rausche des Tanzes jene

verworrene Philosophie aus, welche in Paris die Königsmörder und die Kohlendampfs-Erstickungen erzeugt. Es ist fast wieder so weit gekommen, wie es bei den Alten war, daß der Tanz ein Symptom der Religion wird. Wenn die Religion den Schmerz tödtet, so macht ihn der Tanz, wie dieser in der Pariser Chaumière getrieben wird, vergessen. Es harmonirt auffallend mit Europas gegenwärtiger Lage, daß der Tanz neben der allgemeinen Bedächtigkeit, versteckten Leidenschaftlichkeit, dem Mißtrauen der Menschen diesen wilden Charakter angenommen hat. Nach der höchsten Giftsamenblüthe im Cancan kam die Polka, die dazu erfunden zu sein schien, den Tanz überhaupt wieder etwas in gesellschaftlichen Credit zu bringen.

Das Gefühlsleben des Jahrhunderts führt uns zunächst auf die Liebe, auf die Bürgschaft für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts. Nichts scheint bestimmt, für alle Zeiten denselben Gesetzen unterworfen zu sein, als der Verkehr der Geschlechter, und doch zeigen sich auf diesem Gebiete die auffallendsten Veränderungen. Die Sympathie der Liebe verstärkt sich nicht mehr aus einer allgemeinen Sentimentalität wie im vorigen Jahrhundert. Jetzt scheint es, als läge etwas in der Luft wie eine Verhärtung der Herzen, ein Abstoßen der sich einschmeichelnden Neigungen. Dem Leben, wie es sich jetzt äußert, kommt die Erregung der bloßen Verstandesreflexion und des nüchternen Witzes auf halbem Wege entgegen; denn wir sind weit entfernt, durch diese so vorherrschend gewordenen Springfedern unseres öffentlichen Lebens für den Cultus angenehmer und den kleinen Roman des Herzens zur Weltgeschichte ausdehnender Situationen empfänglich zu werden. Die Liebe fehlt wol den Herzen nicht, allein sie hat an Ausdauer und Kraft verloren; sie unterwirft sich in unzählig öfteren Fällen den Rücksichten, als früher, sie duldet vielleicht mehr, als ehemals, allein an Muth und Unternehmungsgeist scheint sie, bis auf grelle Ausnahmen, verloren zu haben. Diese Erscheinung war vorauszusehen. Seitdem das Familienleben nur in einen engen Winkel des Hauses zurückgedrängt ist und die großen Fragen der Geschichte die edelsten Stoffe in den Gemüthern der Männer verbrauchten,

verloren auch die Frauen das Vertrauen auf ihre Empfindungen und unterwarfen diese dem allgemeinen Geiste des Zweifels. Ein großer Theil unserer heutigen Ehen wird gedankenlos geschlossen. Der finanzielle Calcül zerstört die Voraussetzungen der Liebe. Kommt es aber dann doch noch einmal zur Tragödie, so entspricht es dem Charakter unserer Zeit, daß es dabei krampfhaft und verzerrt hergeht. Der Proceß des La Roncière konnte einen Einblick geben in die Leidenschaft unserer jungen Leute, wenn diese einmal anfangen, aus dem gewöhnlichen Geleise herauszutreten.

Natürlich mußte es zur Polemik gegen die Ehe kommen. Man würde heutiges Tages nicht so viel über die Ehe grübeln, die Dichter würden sich nicht darin gefallen, so zahlreiche Verletzungen derselben zu schildern, wenn nicht über dies ganze Institut eine unbehagliche Stimmung vorhanden wäre. Ich spreche nicht von den Angriffen auf die Ehe selbst. Was ist da zu ändern, seit die Frauen durch die Christuslehre emancipirt sind? In der That scheint mir das, was der Ehe so viel Feinde zuzieht, nur Symptom von Uebeln zu sein, die anderwärts liegen und die nur zufällig in der Ehe wahrgenommen werden. Wenn wir auf mangelhafte Eheverhältnisse stoßen, so sind diese nur die Folge eines Versehens, das schon im vorhergegangenen Stande der Liebe begangen wurde. Die Schriftsteller sollten weit mehr über diese nachdenken und die begleitenden Umstände der Außenwelt erwägen, als daß sie sich in metaphysische Spitzfindigkeiten über die Ehe einlassen und wol auf Formen des Barbarismus hinauskommen. Es ist schwer, daß gegenwärtig noch Dichter über die Ehe nachdenken und nicht den Anomalieen derselben ihre Darstellung und Entschuldigung widmen sollten. Ich glaube nicht, daß dies Frivolität ist, sondern den Dichter trägt allerdings die Welle des Tages, der Geist der Zeit bläst in die Segel seines Fahrzeuges; der Dichter fühlt ein Uebel und sucht ihm abzuhelfen, indem er es schildert oder ihm einen Kontrast des Gegentheils als Spiegel gegenüberhält. Dennoch sollte sich mit der Phantasie nicht auch zugleich der besonnene Verstand fortreißen lassen. Der Dichter, als nüchterner Philosoph, sollte sich gestehen, daß wir durch diese krassen Gemälde häuslicher Zer-

rüttung, die in den meisten heutigen Romanen aufgestellt werden, die Verwirrung nur noch vermehren und einer Springfeder der Sittlichkeit durch unser Rütteln und Schütteln ihre Elasticität nehmen. Die Ehe bleibt und ist ein Hebel der Cultur und kann weder von dem freien Weibe St. Simon's, noch von Lelia's spitzfindig sinnlichen Grübeleien untergraben werden. Die Thatsache derselben ist so einfach, ihr logischer Grund so natürlich, daß eine Erschütterung unmöglich ist. Warum wendet man also die Spitze der Satyre und Ironie statt einwärts, auf den kleinen aber ewigen Grundsatz der Ehe, nicht auswärts hinaus auf die Umstände, die das eheliche Leben erschlafft haben, auf diejenigen, welche ihm eine künstliche, statt der natürlichen Nothwendigkeit gaben, auf diejenigen, die der Liebe und der vorher zu knüpfenden Freundschaft den Schmelz genommen haben, auf diejenigen endlich, die in das eheliche Leben mit zerstörender Hand eingreifen? Man sieht in einer Verbesserung der zwischen Mann und Weib stattfindenden Verhältnisse beinahe nur immer Fortschritte, die man von den Weibern erwartet; allein die untergrabene, leichtsinnige und gedankenlose Ehe rührt weit mehr von den Männern her, welche die Frauen nur als Mittel ihrer physischen und ökonomischen Ordnung betrachten und sich allen Dingen eher zuwenden, als dem heiligen Feuer, das auf dem heimischen Heerde lodern soll. Die meiste Schuld liegt auf jenem Felde, das unten an den Zinnen Trojas liegt, wo die Griechen und Trojaner sich bekämpfen, während sich oben die Frauen mit der Gesellschaft der Graubärte und kleinen Kinder begnügen müssen.

Bereits oben ist bei Gelegenheit der Uebervölkerung die Rede gewesen von Rechten und Pflichten, welche man dem ehelosen Stande der Ehe gegenüber einräumen und auferlegen sollte. Ich dringe auch hier darauf, die uneheliche Geburt nicht übermäßig mit polizeilichen Schwierigkeiten zu belasten, weil jeder Einsichtsvolle nur in dieser Schwierigkeit die Gefahren der Uebervölkerung und der mit ihr verbundenen Nahrungslosigkeit sehen kann. Allein der Einsichtsvolle sollte auch weit davon entfernt sein, diese Emancipation der Unehe darin zu finden, daß man die Ehe selbst untergrabe. Das

dem Freunde? War Holiday mein Freund? Seit gestern, wie er Trilbie das Geständniß durch Lügen entwand, hab' ich ein Grauen vor ihm — Trilbie, den Alten wird es Thränen kosten — sonst Keinen — sie werden mich still zu Grabe tragen! Ha — nun thut Euch denn auf, ihr großen Geheimnisse des Daseins! Sind wir zu Ende mit dem Staube oder beginnt etwas Neues? Diese Frage hat mich oft so entsetzlich gereizt, daß es mir war, als fehlte nur noch — — das Pulver auf der Pfanne, um loszudrücken. Es giebt kein Recht, das meinen Geist zum Unterthan dieser hinfälligen Bürde machen könnte. Ist mein Geist nur das künstliche Ergebniß der äußern Zusammensetzung der Fibern meines Gehirns, dann entflieh' ich der Maschine, die klüger sein will, als mein eigner Gedanke, die mir bei jedem großen Worte, das in meiner Seele wiederklingt, zurufen kann: Ha, ha, Du Thor, was Du Dir einbildest auf den kleinen Stift, der Dein Gebäude zusammenhält! Und so nagt es immer fort an dem kleinen Stift, fort und fort — bis er endlich nachläßt, das Gebäude wankt und der unruhige, zornig gewordene Geist selbst den Schleier von den verhüllten Geheimnissen reißt! — Nun, da werden wir denn sehen, warum das Alles so wurde, warum dieser Erdball, diese Sterne, diese Sonne, diese Würmer, die sich Menschen nennen, werden sehen, was die Ursachen sind von dem, was uns Freude machte, und von dem, was Schmerz — warum die Wolken da draußen — und die Wolken (zeigt auf sein Herz) da drinnen — und vielleicht theilt sich eine dieser Wolken und ich sehe Fennimor, wie sie lieben, schwören und falsch schwören konnte. Ach! (steht auf) es muß sein!

Hageſtolziat iſt, wie wir an Baron Kottenhamm ſahen, eine natürliche Folge der auf der Exiſtenz laſtenden Hinderniſſe und Schwierigkeiten; allein den Junggeſellen ſollte es gelingen, uns den ehelichen Stand zu verleiden? Sie ſollten Macht gewinnen, einen Pantheismus der Geſchlechtsneigung zu predigen, der zur Auflöſung aller Sitte und Ordnung führen würde? Ich verdenke ihnen nicht, daß ſie ſich rächen, daß ſie darnach ſtreben, ihre Kryptogamie in beſſere Achtung einzuſetzen; allein daß ſie deßhalb in der Ehe logiſche und metaphyſiſche Widerſprüche zu entdecken glauben, das iſt eine Verblendung, von welcher es mir früher leid that, ſie von einer ſo geiſtvollen Schriftſtellerin, wie die Verfaſſerin der Lelia iſt, getheilt zu ſehen. Jetzt freilich iſt Georges Sand zu andern Ueberzeugungen gekommen und hat geſagt: „Ich griff nie die Ehe an, ſondern nur die verheiratheten Perſonen.“

Alle Gebrechen, die man in der Ehe finden kann, liegen theils in den Perſonen, die ſie ſchloſſen, theils in den äußern, ſie umgebenden Umſtänden. Es iſt einſeitig von der Ehe und beweiſt für den Formalismus, der ſo oft ihrer Schließung zu Grunde liegt, daß ſie ſich ſelbſt den Verbeſſerungen des ehelosen Standes widerſetzt, daß ſie keine Findelhäuſer dulden, keine gefallenen Weſen mit Nachſicht aufrichten will. Die Geſetzgeber ſollten darauf bedacht ſein, die Umſtände zu erleichtern, unter welchen die Ehe ſtattfinden kann. So lange aber dieſe Umſtände mit noch ſo vielen Hülfsmitteln überhaupt nicht erreichbar ſind, ſo lange ſie von einer Umgeſtaltung unſerer gegenwärtigen Verhältniſſe abhängen, ſollte wirklich die Orthodoxie unſerer Ehe nicht ſo intolerant ſein, daß ſie überall Ketzerei und Aergerniß ſieht. So ſcheint es, als wären weder die, welche die Ehe vertheidigen, noch die, welche ſie angreifen, auf dem rechten Wege.

Es giebt für den Schriftſteller Aufgaben, denen er nur mit Widerwillen gehorcht. Der große Alexander mußte Pythia, die Wahrſagerin von Delphi, mit Gewalt ergreifen und ſie auf den Dreifuß ſetzen, um ſich die Herrſchaft der Welt und einen frühen Tod prophezeihen zu laſſen. So kann ich das unbehagliche Gefühl jener Aerzte verſtehen, welche ſich mit keuſchem und reinem Bewußtſein entſchließen

müssen, in dem Pfuhl, den die menschliche Sinnlichkeit zurückläßt, aufzuräumen und den Folgen der Prostitution zu steuern.

Was verbirgt sich nicht alles hinter unsern Wänden? Was geht in den Häusern vor, an welchen wir vorübergehen und wo die Thüren und Fenster uns so leer und gleichgültig anstarren? Wie wir uns grüßen und begegnen, wie wir Feinde sind auf offener Arena oder Freunde in stiller Einsamkeit; wie wir draußen auf der Rednerbühne sprechen oder daheim im traulichen Umgange — wir haben alle noch ein Geheimniß, immer noch Etwas, das wir Niemanden sagen, immer Etwas, worüber wir uns nur selbst Rechenschaft geben. Wie es im Geistigen ist, so ist es auch in der Sitte. Es werden am Gemälde unserer Zeit immer noch Pinselstriche fehlen; denn wer kann sich in alle Nebengassen und Winkel unseres gesellschaftlichen Daseins verlieren? Aber es ist gut, daß jeder aus sich selbst im Stande ist, das Gemälde zu vervollständigen. Wären die Römer und Griechen über ihre Sitten weniger aufrichtig gewesen, wie Vieles davon würden wir aus den unsrigen ergänzen können! So soll auch hier bei einer verfänglichen Frage nur das Allgemeinste angedeutet und das Besondere jedem überlassen bleiben, der dann, wie bei den päpstlichen Bullen, aus den Anfangsworten auf den Inhalt des Ganzen schließen möge.

Man hat in Paris und London jene Geschöpfe, die aus der Liebe ein Handwerk machen, in runden Zahlen angeben wollen. Allein diejenigen, welche die Erniedrigung bis zu einer officiellen Unterhandlung mit der Polizei treiben und für ihr Gewerbe eine Steuer zahlen, sind weit geringer an Zahl, als jene versteckte Preisgebung, die unter dem Schein der weiblichen Handarbeit stattfindet. Wer will da die Tausende zählen! Man pflegt für London 40,000 anzunehmen; Manche, die von dem weiblichen Geschlecht keine gute Meinung hegen, setzen sie auf das Doppelte an. Paris steht verhältnißmäßig zurück. Es ist keine Hafenstadt.

Das Werk des Parent-Düchatelet über diesen Gegenstand hat ein ungewöhnliches Aufsehen erregt. Man las diese auf amtliche Angaben begründete Schrift eines Pariser

Arztes um so lieber, als man auf jeder Seite einen für das Wohl der Menschheit begeisterten Schriftsteller wahrnahm. Die Lüsternheit hatte bei der Lektüre dieses Werkes einen guten Vorwand. Der Verfasser verfolgt das Sittenverderbniß beider Geschlechter (warum die Männer ausnehmen!) bis in die schmutzigsten Winkel, bis in die Kranken- und die Zuchthäuser. Die Farben, welche auf diesem Gemälde grell hervorstechen, sind schmutzig. Wo man in dem Buche hinblickt, gewahrt man das Laster, bald im Kampfe mit der Polizei, bald im Kampfe mit der eigenen Natur, mitunter wol auch mit einem besseren Gefühl, das bei Geschöpfen dieser Art nicht ganz zu Grunde geht. Allein, enthält es wohl mehr, als kaum die Hälfte des Lasters, trotz aller darin gelieferten statistischen Notizen? Es zeigt uns weit mehr die bloße Versumpfung der untersten Regionen dieser Sphäre, das ausgesprochene und eingeschriebene Handwerk und läßt noch ein großes Feld der Betrachtung zurück über den Dilettantismus in der Prostitution, namentlich über die höhern Regionen derselben, die der Verfasser schonen zu wollen scheint.*)

Allein es ist in Wahrheit unmöglich, einen allgemeinen Durchschnittscharakter zu zeichnen, da die besonderen hier vorkommenden Nüancen so zahlreich wie die Lebensschicksale der Frauen sind. Diese Unglücklichen mögen von treulosen Liebhabern betrogen gewesen sein, sie mögen nicht gewußt haben, woher sie Nahrung finden sollen. Fürchterlicher sind jene Fälle, wo schon das Laster durch die Erziehung eingeimpft ist und die Kinder von den Eltern angelernt werden, Werkzeuge einer überreizten Sinnlichkeit zu werden. Aber ach! bei den Meisten ist die Schuld des Fehltritts nur die Sinnlichkeit selbst. Wenigstens ist sie die Begleiterin aller übrigen Ursachen. Mangel an moralischer Elasticität in den untern und zuweilen noch mehr in den mittlern Volksclassen erleichtert den gefährlichen Schritt; oft ist es auch die bloße Gedankenlosigkeit und Verstandesschwäche, die vielleicht nicht gerade den ersten Schritt hervorruft, aber den zweiten nicht zurückhält. Den Rest giebt die

*) Der spätern „Demi-Monde".

sich bis zur Ruchlosigkeit steigernde Keckheit, wenn erst mehre dieser Unglücklichen mit einander umgehen und eine gegen die andere mit ihren Fortschritten in der Reuelosigkeit trotzt.

Es ist viel über die Profanation des Geschlechtstriebes geschrieben worden, doch alle Welt kommt darin überein, daß man sie nicht unterdrücken kann. Der heilige Augustin klagt schon darüber, daß er sich diesem Resultate anzuschließen hätte. Die Geschlechtslust ist früher da, ehe man ein Weib nehmen kann. Oft giebt es auch unerträgliche, ja in sich unmögliche Ehen. Der unterdrückte Geschlechtstrieb kann sich zur wildesten Empörung gegen unsere hergebrachte Moral steigern, während sie sich nach einer flüchtigen Befriedigung wieder ruhig in alles von der Sitte Gegebene fügt. Es ist eine beklagenswerthe Verirrung frömmelnder Fürsten oder Regierungen, gegen die Isolirung und Kasernirung der Prostituirten zu eifern, ihnen lieber die Freiheit des Wohnens zu gestatten und dadurch den gesitteten Ständen die Lebensluft in den großen Städten zu verpesten. Die Unlauterkeit der Gelüste wirft sich da, wo keine Absperrung stattfindet, auf die Kreise der guten Sitten zurück und verschont Niemand mehr, sollte es auch nur mit der Begeiferung des bösen Gerüchtes sein. Denn die freigelassene Prostitution lächelt Allen und Jedem zu und sie rächt sich, wenn sie will, für ein Wegsetzen von einem Tisch in einem öffentlichen Lokal durch eine Lüge an den ersten besten Polizeidiener: Den kenne ich auch! Ein Fluch liegt über diesem Gewerbe, wenn man es nicht ohne Ausnahme in bestimmte Straßen und Häuser bannt.

Restif de la Bretonne hat in seiner colossalen, witzigen und nicht selten sentimentalen Unsittlichkeit den Vorschlag gemacht, Kasernen für die Preisgebung einzurichten, die sich in Tempel verwandelten, wie bei den Hierodulen in Korinth. Vorn sollte man sich abonniren und hinten war eine Veranstaltung angebracht, sich zu bekehren, ein Magdalenenhaus. Vorn der Tarif der Sünde, hinten lag eine Kirche, in die jeder, der Buße thun wollte, einkehren konnte. Das letzte Bild der Frivolität haben wir eingeführt. Ob hier aber die Moral bessern kann, die Religion? Ob Magdalenenstifte für Büßende ihren Zweck erreichen? Man muß tiefer wirken;

man muß auf die Unmöglichkeit hinsteuern, daß sich die materiellen Uebel der Gesellschaft in Unsittlichkeit verwandeln.

Wir sind in das Gebiet der gesellschaftlichen Abnormitäten gerathen. Wir haben die Sittenlosigkeit *ohne* Verbrechen geschildert. Sprechen wir jetzt von den Verbrechen, von Recht und Gerechtigkeit, Strafe und ihrem Maße.

Das Unrecht ist älter als das Recht; Gewalt ging noch selbst in den blühendsten Zeiten des Alterthums vor Recht; oder man wußte nicht, worein das Recht gesetzt werden sollte. Die antiken Civil- und Criminalgesetzgebungen ließen sich auf allgemeine humane Grundsätze und auf eine Gleichstellung *Aller* dem Gesetz gegenüber nicht ein. Ein Sklave wurde für dieselbe Freiheit, die er sich herausnahm, getödtet, für welche ein freier Mann straflos blieb oder höchstens verbannt wurde. Wenn Räuber und Mörder aus niederm Stande hingerichtet wurden, so war Mord, ging derselbe von einem freien und wol gar angesehenen Manne aus Privatgründen aus, nur ein Zeugniß gegen sein Herz, ein Beweis seiner Leidenschaft, eine Kränkung der öffentlichen Moral, ein Aergerniß für sie; allein an die absolute Entmenschung, wie jetzt, an die Schlechtigkeit der innern Grundverfassung eines solchen vorsätzlichen Mörders glaubte man nicht, am wenigsten daran, daß er für die Gesellschaft unschädlich gemacht werden müsse. Die Rache wurde den Verwandten, nicht dem Staate überlassen. Die Alten wußten, daß, selbst wenn *Orest* den *Aegisth* und seine Mutter für den an seinem Vater begangenen Mord wieder durch Mord strafte, die Furien nicht ausbleiben würden. In allen ihren Dichtungen von tieferer Bedeutung schildern sie die Verkettungen der Göttin Ate, wie *eine* Schuld die andere nach sich ziehe, und drückten wenigstens negativ jene Lehre aus, die das Christenthum predigte: Die Rache sei nicht der Menschen, sondern Gottes.

Das auf die alte Welt folgende germanische Leben brachte das Recht der Wiedervergeltung und gestehen müssen wir, dies Princip ist von unsern modernen Gesetzgebungen nur übertüncht worden und steht noch in vollem Ansehen. Aug um Auge, Zahn um Zahn, wenigstens so viel Kühe, als ein Auge kostet, so viel Schafe, als man für den Verlust eines

Zahnes nehmen würde. Dies Vergeltungsrecht, das durch das Christenthum das Ansehen der vicarirenden göttlichen Gerechtigkeit gewann, ist die Grundlage aller unserer Criminalgesetzgebungen. Nur daß die Einen strafen, um abzuschrecken; die Andern, um auszugleichen.

Ueberhaupt hat das Mißtrauen in dem juridischen Verstand der Neuzeit das Extrem hervorgerufen, die Vergötterung der Vergangenheit. Man benutzte das Historische zunächst als Aushülfe. Man wollte der Tradition entnehmen, worauf die Gegenwart keine bestimmte Antwort zu geben wußte. Die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit mußten darunter das Meiste leiden. Da, wo sie sich ganz in das Alte zurückwarfen, kann man über Barbarei klagen; da, wo sie zwischen dem Alten und Neuen, zwischen Himmel und Erde in der Mitte schwebten, ist es der Mangel an Consequenz, der die Achtung vor dem Gesetz und dem Leben im Staate noch mehr untergräbt, als jener nicht selten mystische Christianismus, über welchen die Einsichtsvollen lächeln müssen.

Das Princip der juristischen Neuerer in der Straftheorie ist die Sicherheit. Der Verbrecher soll nur unschädlich gemacht werden. Ich kann dies Princip nicht billigen. Es ist einmal voll innerer Widersprüche und zweitens inhuman. Soll ein Verbrecher unschädlich gemacht werden, so giebt es zwischen dem Todtschläger und dem Leichtsinnigen, der das Stehlen nicht lassen kann, in der That keinen Unterschied. Wollt ihr beide nur unschädlich machen, so müßtet ihr sie auf ewige Zeiten in's Gefängniß schließen. Wäre die Milde gegen den Todtschläger weise, so wäre sie gegen den unverbesserlichen Hühner- und Gänsedieb ungerecht. Was ist da das Unumgängliche? Ein Mehr oder Minder! Folglich der Begriff von *Strafe*. Es ist das Gefühl der Gesellschaft, das ganz dem moralischen Gefühl des Einzelnen entspricht und eine tiefe Geltung in der Menschenbrust zu haben scheint, daß *Strafe* sein müsse. Nur darin liegt die Controverse unserer Debatten über Strafe und Strafmaß, daß man das ursprüngliche Gefühl der *Strafnothwendigkeit* so viel als möglich von Barbarismus, von mechanischer Zweckbestimmung und ähnlichen Zuthaten lauter erhält und daß man den rein juri-

stischen Gesichtspunkt der Strafe vom moralischen überwinden läßt. Der moralische Gesichtspunkt der Strafe ist allerdings die Besserung; und aus diesem ergab sich, daß man aufhörte, über das Maß der Strafe zu sprechen, und sich weit mehr mit den sie begleitenden Nebenumständen beschäftigte, namentlich mit den Gefängnissen.

Die neuere Philosophie hat den Grundsatz der Wiedervergeltung in einen sanfteren und tiefer begründet scheinenden ausgeglättet, in den der Ausgleichung. Ich weiß diese Lehre, welche heutzutage für die geistreichere gilt, nicht anders zu bezeichnen, als durch Bilder. Man denke sich die Fülle des moralischen Lebens einer Nation im Bilde des Meeres. Jede aufschlagende Welle, die ein Verbrechen bedeutet, wird eben so tief stürzen, als sie sich erhoben hat. Für jeden Wellenberg eines Verbrechens soll es ein Wellenthal der Strafe geben. Oder wenn man sich die Vorstellung zurückruft, welche die katholische Kirche von der Fülle der guten Werke hat, so soll gleichsam auch in dem moralischen Volksleben ein gewisses Quantum Tugend producirt werden, wo jede Störung dieser Production, jedes Verbrechen, seine mathematische Strafbestimmung schon in sich selbst trüge, wo jedes Verbrechen mit der zu liefernden Tugendmasse in Abrechnung gebracht werden müßte. Versteht man das Rauschen dieses neuern Erkenntnißbaumes nicht, so erkennt man ihn an seinen Früchten. Diese sind bitter, streng, herbe. Sie bestehen in außerordentlichen Strafen und besonders in beibehaltenen Todesstrafen. Man will hier der Tugend einen um so größern Lohn geben, je mehr man das Laster bestraft. Man fürchtet sich, zu den Sündern auf Liebe ertappt zu werden. Man will einen gewissen Heroismus des Herzens zeigen und die Naturnothwendigkeit, die allerdings herbe ist, zumal wenn man seine moralische Freiheit nicht zu benützen versteht, durch Menschenbefehl wiedergeben. Diese strenge Philosophie ist von Geistesgaben unterstützt worden; allein Gemüth, Empfindung, Humanität hat sie nicht. Laßt Euch von ihrem Witze und Scharfsinn nicht einschüchtern, sondern gesteht, daß ihr zittert, wenn ihr wißt, daß um diese und diese Stunde ein Mörder hingerichtet wird; schämt euch der Sanftmuth eures Herzens nicht

und folgt ſelbſt in dem Drange, eine Meinung faſſen zu müſſen, lieber der Eingebung eures Gemüths als der Vorſpiegelung einer philoſophiſchen Theorie, in welcher auch die Caraiben nicht Menſchenfreſſer ſchlechthin ſind, ſondern durch gewiſſe Hokus-Pokus der Rhetorik für die Wahl ihrer Speiſen entſchuldigt werden.

Weit klarer noch wird meinen Leſern dieſe neue, geiſtreiche, aber gefühlloſe Dialektik, wenn wir hier einige Stellen aus einem Angriffe gegen die neuen Beſſerungsanſtalten für Verbrecher, dieſe Blüthen der Philanthropie, herſetzen. Sie kommen von einem Franzoſen, der noch dazu das Chriſtenthum beſchwört, um ſeine Theorie als religiös hinzuſtellen. Wer ſollte dies von einem Franzoſen erwarten! Aber die Dinge und die Menſchen haben ſeit dreißig Jahren in Europa einen gewaltigen Umſchwung erhalten. Die frommen Deutſchen werden frivol und die frivolen Franzoſen andächtig.

„Die Sträflinge," ſchreibt Granier von Caſſagnac, ein franzöſiſcher Autor von heute*), „welche im Allgemeinen ein Gegenſtand der Furcht und des Schreckens für alle Völker waren, ſehen ſich auf einmal von Mitleiden und Großmuth umgeben. Statt der hergebrachten alten und allgemein verbreiteten Anſicht, die ſie als Verdammte behandelte und ſie in Schande und Elend ſterben ließ, hat ſich eine andere neue, erbarmungsreiche, philanthropiſche gebildet, die ſie beinahe wie Leute betrachtet, welche blos an Kopf und Herz leiden, deren Krankheit aber nicht unheilbar ſei und die ſie vermittelſt eines Syſtems moraliſcher Heilkunde wieder herzuſtellen gedenkt. Aus dieſer Pathologie der Empfindungen und Ideen der Sträflinge beſtehen die jetzigen Strafſyſteme. Schon an ſich ſelbſt erſcheint uns dieſe philanthropiſche Bewegung, dieſer religiöſe Glaube, die Strafbaren zu beſſern, dieſer Gedanke, für die Geſellſchaft auch diejenigen brauchbar zu machen, welche ſich durch ihre eigene Schuld ihr entfremdet haben, als ein reeller Fortſchritt, ein Sieg der Ordnung über die Unordnung, ein Triumph der Bildung über das blinde Chaos

*) Die ſpätere Entwickelung deſſelben unter Louis Napoleon, die Brutalität ſeines Sohnes Paul von Caſſagnac ſind bekannt.

und das brutale Durcheinander der Geschichte. Wer aber wundert sich nicht, wenn er die Theologen, die Philanthropen und Philosophen sieht, welche die Urheber aller Versuche für die Verbesserungen der Strafanstalten sind, wie sich diese in ihren Vereinen und Werken vorbereiten, die Principien des Christenthums in Ausübung zu bringen, sie, die dem Christenthum schon so viel Fußtritte gegeben und es in das abgeschlossene Allerheiligste verwiesen, als eine für die Interessen dieser Welt fremde Lehre, die eine spekulative Untersuchung nicht aushalten und der praktischen Vernunft nichts nützen könne. So hat diese den Dingen dieser Welt fremde Doktrin, das Christenthum, doch also die bürgerliche Gesetzgebung organisirt!"

„Wir wollen hiermit keineswegs den atheistischen Philanthropen unseres Jahrhunderts es zum Vorwurf machen, daß sie die Institutionen des Christenthums copirten, worüber ihre Vorgänger im vorigen Jahrhundert, ohne das erste Wort ihrer Geschichte zu verstehen, so übel zu sprechen waren; wir möchten vielmehr, wenn es logisch wäre, es ihnen zum Vorwurf machen, daß sie dieselben zu spät copirten; sondern wir wollen nur auf zwei Umstände aufmerksam machen, welche die Begründer der Moral nach dem Naturgesetze gern sich verhehlen, sich zum Besten ihrer Systeme verhehlen möchten: der erste ist, daß an allen den schönen philanthropischen Entdeckungen, welche unsere Akademieen mit einer großen Tugendprahlerei krönen, wenig Neues ist. Der selige Destütt de Tracy hat sein ganzes Leben, ein langes und vielfach beschäftigtes, als Ideolog und Moralist zugebracht, um die Abschaffung der Todesstrafe, als von der Natur gefordert, zu beweisen. O wenn doch dieser Herr, der mehr an Condillac, als Jesus Christus geglaubt hat, sich die Mühe gegeben hätte, das canonische Recht aufzuschlagen, so würde er den alten Rechtsgrundsatz des christlichen Criminalverfahrens: Ecclesia abhorret a sanguine, gefunden und eingesehen haben, daß die Kirche beständig die Entdeckung ausgeübt habe, der er größtentheils seinen politischen Ruf zu verdanken hatte."

„Die zweite Bemerkung, welche man den Systemen unserer Philanthropen, deren gute Absicht keineswegs in Zweifel ge-

zogen werden soll, machen kann, besteht darin, daß sie immer die eine Hälfte der christlichen Institutionen zur Verbesserung der Sträflinge copiren, während doch die andere, welche sie, sicher ohne es zu wissen, vernachlässigen, bedeutend wichtiger als jene ist. Es ist löblich, einem Manne die Ehre wiederzugeben, der sie verloren hat; aber es würde noch weit schöner sein, wenn man ihn überhaupt verhinderte, sie zu verlieren. Die Gesundheit ist auch dem tüchtigsten Arzte von der Welt vorzuziehen, und haben ist — wie das Sprichwort sagt — besser als hoffen. Das Christenthum empfand Mitleiden und ganz besonders mit den Tugendhaften: es suchte das Verbrechen zu heben und zu beseitigen, aber es gab sich noch mehr Mühe, es abzuhalten."

Nun läßt der Gegner der Philanthropie allerdings einige Bemerkungen fallen über die Arbeit, als Gegengift und Präventive der Verbrechen, die man billigen kann. Allein welche Sophistik! Sind die Verbrechen nicht da? Sollten sie aufhören, unsere Theilnahme zu verdienen, weil wir früher versäumt haben, ihnen durch Verhütung der Armuth und des moralischen Elends zuvorzukommen? Die Apologie des Christenthums ist schön; aber, was soll sie hier? Wenn die Philanthropie nicht zunächst aus dem Christenthum hervorging, hat sie darum weniger lautere, gefühlvolle und edle Quellen? Unser verkappter Jesuit behauptet dies. Er sagt: „Es war eine große und göttliche Weise des Christenthums, die Menschen gehen zu lehren und nach dem Fall wieder aufzurichten. Wie viele wären nicht gefallen, wenn man sie aufrecht gehalten hätte' Wenigstens hatte das Christenthum, wandte es sich an einen Schuldigen, die Fassung desjenigen, der ein Recht hat, sich zu beklagen, und der um so großmüthiger ist, wenn er Verzeihung gewährt. Es gab dem Schuldigen, den Hunger des Leibes und der Seele zu stillen; es nahm ihn in Schutz gegen seine Feinde; es sicherte ihn vor Hitze und Kälte; es gab ihm Alles, was man in seiner Lage bedarf, um zufrieden zu leben und beruhigt zu sterben, und forderte als Ersatz für alle diese Sorgfalt nur Arbeit, die Lebensbedingung aller Wesen, die Gott nicht nur den Menschen, sondern auch den Sachen auferlegt hat und die keine

(Betrachtet die Piſtolen.) Waffen hab' ich immer vermieden, wo ich durfte. Ich ſah ſie an und immer war mir wie in einem erleuchteten Zimmer dem Schmetterling; er fliegt und flattert, er fliegt und flattert — und in die Flamme muß er doch! Ha, ha! Holiday mußte mir ſelbſt die Piſtolen geben — (Er unterſucht ſie) — Wie das Eiſen zieht! Wie kalt das Metall! Und wie warm, wie glühend es überreden kann! (Er bewegt ſich etwas vor.) Es muß ſein! Kurz! Kurz! (Er legt die Hand vor die Augen und geht immer mehr dem Spiegel entgegen, dabei hat er das Piſtol, in der rechten Hand, geſenkt.) Ich fühle — es iſt Krankheit! Menſchenwitz, der vom Leben ſo große Stücke hält, würde ſagen: ich helfe Dir, ich heile Dich — aber im Fieber war mir auch ſo — ich wußte wohl — was ich im Fieber that, das war ohne Willen, das durfte ſo nicht ſein, wie ich es that, und ich that es doch — ich mußte — es zog mich —

(Scott und Trilbie öffnen leiſe die Thür. Man muß ſie durch etwas Lichtſchimmer von draußen gleich erkennen. Scott hält, da er das Zielen auf den Spiegel ſieht, Trilbie zurück und bedeutet ihn zu ſchweigen. Sie lauſchen vorſichtig und treten nicht ein.)

Arthur.

Ich ſehe mich, wie ich bin! Ich war einſt edel geformt, ein blühender Jüngling, man rühmte die Locken meines Haares — jetzt ſind ſie grau geworden — die Spitzen weiß — wie ſchnell — wie ſchnell! (Er läßt die Hand von dem Auge allmählig weg und ſpricht mit ſeinem Bild im Spiegel ganz wie mit ſich ſelbſt.) Nein, nein! (Bedeckt die Augen wieder mit der linken Hand.) Der Geiſt iſt ſchon entrückt. Die Augen

Creatur mit Ausnahme des Menschen von der Ameise, die auf dem Rücken eines Halmes geht, bis zum Planeten, der seine Bahn durchwandelt, je Gott verweigert hat. Das Christenthum konnte so den Schuldigen offen in's Auge blicken und ihnen befehlen, sich auf die Brust zu schlagen. Was aber haben wir, die philosophische und philanthropische Societät, zur Verbesserung derjenigen gethan, die uns ihre Verbrechen zum Vorwurf machen?"

„Es giebt wenig Strafbare unter denen, welche wir verurtheilen, die uns nicht ihrerseits auch verurtheilen, ja nach unsern eigenen Grundsätzen verdammen könnten. Eure Gesellschaft ist, so könnten sie uns einwenden, ungerecht und barbarisch gegen uns. Sie beklagt sich über unsere bösen Vergnügungen, thut aber nichts, um uns bessere zu geben. Sie hat für uns weder Schulen, noch Bauplätze, weder Schulen zur Bereicherung unseres Herzens, noch Bauplätze zur Beschäftigung unserer Hände. Sie läßt uns wie Thiere zusammenjagen, wenn wir nicht arbeiten, und veranstaltet kein dauerndes Unternehmen, wo wir Arbeit fordern könnten. Sie schreibt uns unerreichbare Tugenden vor, während sie uns ohne die Mittel läßt, zu ihnen zu gelangen. Wenn zuweilen der Winter gar zu streng ist, wenn der Arme weder Brot noch Kleid hat, verschafft uns die Regierung Arbeit; aber die Arbeit hört mit dem Winter auf; der Hunger jedoch überdauert alle Jahreszeiten. Zuweilen erhalten wir auch Geschenke, aber alles das ist zufällig und nicht hinreichend. Unsere Bedürfnisse bleiben, unsere Hülfe ist vorübergehend; wir fallen größtentheils durch unsere Schuld; aber Ihr tragt einen Theil davon. Strafet uns, aber früher helft uns; je mehr Ihr uns beistehen werdet, um so weniger werdet Ihr uns strafen müssen. Die jetzige Gesellschaft hat auf diese Weise den Sträflingen gegenüber nicht die moralische Position des Christenthums. Sie thut weniger für sie und, sonderbar genug, mehr gegen sie; sie ist ihnen zu gleicher Zeit ein weit nachlässigerer Vater und weit strengerer Richter; sie erleichtert ihnen nicht ihre guten Handlungen und straft sie weit härter für ihre schlechten; sie legt ihnen mehr Pflichten auf und bewilligt ihnen weniger

Rechte. Demnach hätten die Philanthropen alle christlichen Institutionen, nicht nur einen Theil derselben, copiren sollen. Beide, das Christenthum und die Philanthropen wollten einen Fluß austrocknen; die Philanthropen versuchten es mit Eimern, das Christenthum aber suchte die Mündung zu verstopfen. Das Christenthum erfreute sich eines Erfolges; werden die Philanthropen dasselbe von sich sagen können?"

Ich weiß es nicht; aber sagen sollte ihnen auch der versteckte Jesuit, wo denn das Christenthum die schöne Arbeit, von der er immer spricht, hergenommen hat? Das Christenthum schuf doch die Bauplätze nicht, sondern ermunterte nur, hinzugehen und Hand anzulegen und sein Brot im Schweiß des Angesichtes zu essen. Bestärkt etwa die Philanthropie den Müßiggang? Sie wäre froh, wenn die Nationalökonomen ihr das Geschäft, Räuber und Mörder zu bessern, erleichterten und durch die Gelegenheit, gute Verdienste zu haben, Räuber und Mörder, wie unser Jesuit*) für möglich hält, nicht entstehen ließen. Wenn es nicht so viel hochweise Neuerungen gäbe, die da glauben, die Philanthropie und den Liberalismus lächerlich machen zu können, weil sie mehr Geist, als diese Tendenzen, die manchmal nur Gefühl haben, besitzen; so könnten die Entwicklungen des französischen Doctrinairs hier aufhören. Doch fahren wir fort. Man höre folgende Sophismen: „Sonderbar und auffallend an dieser Manie unserer Zeit bleibt es, daß ernste Männer, wie Elie de Beaumont und Herr von Tocqueville, welche sich zu diesem Behufe nach den Vereinigten Staaten begaben und ein Buch darüber schrieben, denen es also nicht an Zeit fehlte, um nachzudenken, Euch, um Euer Mitleiden zu erwecken, mit einer rührenden Naivetät sagen können, daß man mit sehr geringen Kosten, mit fast gar keinen, mit 593 Franken eine Zelle zur Beherbergung und Verbesserung eines Diebes bauen könnte. Warum hat keiner diesen Herren geantwortet, daß man mit einem Capital von 593 Franken, wenn man's gut anwendet, leicht vier Menschen von der Nothwendigkeit, Diebe

*) Charakteristisch ist die schon 1837 hervortretende Koketterie mit dem Communismus.

zu werden, abhalten könnte; daß wenn man nur die halbe Mühe und das halbe Geld, das man auf die Organisation der Gefängnisse verwendet, auf die Beschäftigung ehrlicher Handwerker verwenden würde, nur wenigstens fünfzehn Strafbare auf zwanzig fallen würden; daß sich, wenn man die Suppe von fünfzehn Millionen armer Bauern, die aber keine haben, untersuchen ließe, weit weniger Muthlosigkeit, weniger Elend, weniger Candidaten des Assisenhofes vorfinden würden; daß wenn man statt einer Gesellschaft, um den Gefangenen Recht zu verschaffen, eine zur Unterstützung der Mütter errichten würde, die ihre Töchter verkaufen, zur Beihülfe der Väter, welche zum ersten Diebstahl ihrer Söhne die Augen zudrücken, die Hälfte der Gefängnisse und die Hälfte der Freudenhäuser in zehn Jahren zu vermiethen sein würden; daß wenn man, anstatt aus schönen Steinen Thürme zu bauen, um Schuldige königlich zu behausen, anstatt über alle Maßen dafür zu sorgen, daß sie im Winter nicht frieren, im Sommer nicht schwitzen, daß sie sich immer behaglich fühlen; daß wenn man anstatt des lächerlichen Luxus von Inspectoren, die doch nichts inspiciren, die ungeheuren Summen, welche die jährlichen Ausgaben erfordern, zur unentgeldlichen und regelmäßigen Erziehung der Kinder der ärmeren Classe verbrauchte, um sie früh zur Arbeit anzuhalten, um die industriellen Beschäftigungen in Corporationen auf gemeinschaftlichen Gewinn, mit gemeinschaftlicher Casse, Verfassung, Polizei und Zukunft, auf diese Weise die Arbeit zu ordnen, eine gute Verwaltung über die Löhnung zu begründen, um Sparcassen mit mäßigen Beiträgen einzurichten, um jedem Arbeiter eine verhältnißmäßige Ersparniß zu erhalten, die Strafreform weit besser und weit nachhaltiger verhandelt werden würde, und warum? Weil sie gar nicht vorkommen würde."

„In der That, man muß sehr kurzsichtig sein, wenn man nicht einsieht, daß die Verbesserung der Strafanstalten eine beinahe unfruchtbare Arbeit ist, von welcher man sich keine erfreulichen Resultate versprechen darf; denn wir werden keine guten Strafsysteme erhalten, wenn man nur die bereits strafbaren Individuen verbessern will. Die neuen Strafsysteme

beſchäftigen ſich mit den Gefängniſſen, wo die Verbrechen gebüßt werden, anſtatt mit der Geſellſchaft, wo ſie begangen werden; die neuen Straſſyſteme wollen nur die Wirkungen des Verbrechens aufheben, ſtatt ihre Urſachen zu vernichten."

„Ihr glaubt, der Geſellſchaft, da ihr ſie nicht von neuen Verbrechen, die tagtäglich wiederkommen, befreien könnt, wenigſtens dadurch einen großen Dienſt zu erweiſen, daß Ihr es verhindert, daß die alten Verbrecher mit ihren frühern Leidenſchaften zu ihr zurückkehren. Das würde ohne allen Zweifel ein großes Verdienſt ſein, wenn auch nicht ſo groß, als Ihr es glaubt, wenn es nur in Eurer Macht ſtände, dieſes Wunder zu erwirken. Werden Eure Verbrecher, nachdem ſie, gereinigt vom Schmutz, voll abſtracter Lehren in den vier Kerkerwänden, auch, wenn ſie dieſelben verlaſſen und wieder in die Geſellſchaft eintreten, nicht wieder zurückfallen, werden ſie ſich nicht von den frühern Urſachen beſtimmen laſſen? Sie ſind heute, wendet Ihr ein, beſſer als früher; ohne Zweifel; aber ſie waren weit beſſer, bevor ſie zu Verbrechern wurden, und Ihr glaubt, daß eine wiederhergeſtellte Tugend länger als eine angeborne vorhalten wird? Die Sträflinge, welche man in den Gefängniſſen verbeſſert, ſind wie Kranke, die Ihr aus einer ungeſunden Stadt ſchafft, aber nach hergeſtellter Geſundheit wieder dahin zurückbringt. Hebet, wie geſagt, die Urſachen auf, welche die Verbrechen herbeiführen; ſo lange jene beſtehen, werden neue Straſverbeſſerungen fruchtlos bleiben."

„Die Liebe, man kann ſagen, die Leidenſchaft für Kerker nimmt über alle Vorſtellung zu. Und um die Sache nur von materiellem Geſichtspunkte aus zu betrachten, von wo aus der ungebildete Haufe ſie anſieht, gewährt es in dieſem Augenblick unter gewiſſen Verhältniſſen mehr Vortheile, ein Dieb, als ein ehrlicher Mann zu ſein. Mehr als zehn Millionen Landleute und Kranke in Frankreich wünſchten ſo logirt, ſo gekleidet, ſo gepflegt zu ſein, wie Mörder und Falſchmünzer. Schon ſehen wir arme ehrliche Leute Verbrechen begehen, nur um in den Kerker gebracht zu werden. Das Verbrechen entehrt allerdings, aber es ernährt ſie. Unter der Reſtauration hatten wir ſchon eigene philoſophiſche und philanthropiſche Ge-

ſellſchaften, welche von Kerker zu Kerker die Beſchwerden ſammelten; jetzt haben wir ſchon weit mehr, wir haben Inſpectoren, die das Land bereiſen, um die Suppen der Gefangenen zu koſten und zu ſehen, ob ihre Kleider in gutem Stande, ihre Wohnung bequem ſei."

„Wahrlich, unſere Philanthropen erfaſſen unſere geſellſchaftlichen Fragen an der verkehrten Seite. Die Unordnung hat für ſie mehr Intereſſe, als die Ordnung, und das Gefängniß ſteht ihnen höher, als die Werkſtatt. Es ſind Männer, die es mit philoſophiſcher Miene mit anſehen, wenn Eure Glieder zerſchmettert werden, um des Vergnügens willen, ſie wieder in Ordnung zu bringen. Sie werden anſtehen, wenn ſie ſechs Franken zu einem induſtriellen Unternehmen, das Euch beſchäftigen und ernähren kann, beitragen ſoll, aber ſich auf der Stelle bereit finden, 593 Franken für einen Bau zu bezahlen, worin ein Verbrecher gefüttert wird. Das ſind die Philanthropen!".

„Bei alledem haben ſie die öffentliche Meinung für ſich, die Akademieen bekränzen ſie. Thoren, die wir ſind, die wir immer einen Zeitvertreib, ein Spiel haben müſſen! Während der Reſtauration waren es die Griechen; die Subſcription für dieſelben würde mehr als tauſend Dörfer Frankreichs, die vor Hunger ſchmachteten, beſchäftigt haben. Seit der Revolution von 1830 waren es die Polen, wir nahmen den innigſten Antheil an Litthauen und kümmerten uns nicht um die Bretagne, die Auvergne, die Landes, die weit mehr zu beklagen ſind und uns weit mehr angehen. Nach den Polen waren es die Sklaven; jetzt ſind es die Diebe. Wann endlich kommen die Handwerker und Armen an die Reihe! Sicher, es iſt an der Zeit."

Bis hierher der Sophiſt, der ſich hier mit manchem treffenden Worte den Schein des Liberalismus giebt, aber bald vom franzöſiſchen Miniſterium auserkoren wurde, eine conſervative Zeitung herauszugeben, den Globe. Kürzlich ſchoß er den Géranten der Preſſe wegen der bekannten Lola Montez im Duell todt. Mit ſolchen Trugſchlüſſen verſchüttet man das Kind mit dem Bade. Die indifferente Menge lacht über die dialektiſchen Fußangeln, in welchen ſich die Humanität

verfängt über den Witz und den Geist, welchen man dieser Schule nicht absprechen kann, die sich um so mehr ausdehnt, als wir die Philanthropie und den Liberalismus nicht immer von den ausgezeichnetsten Geistesgaben unterstützt sehen. Die Tugend steht ohne Schutz da und hat von je unter der Frivolität des lasterhaften Esprit leiden müssen. Diese Consequenzen und Winkelzüge, von denen wir hier eben ein Beispiel geliefert haben, sind die rechte Frivolität unseres Jahrhunderts, so verschieden von der des vergangenen. Jene altfränkische Frivolität riß ein und zerstörte nur durch ihren Witz. Das moderne giebt sich den Schein, aufzubauen, den Schein des Dogmas ohne den Glauben daran, den Schein der historischen Begründung des Kampfes gegen die nüchterne Aufklärung ohne Rath, Willen, Meinung, ohne eine den positiven Verhältnissen, in welchen wir leben, irgend wie zugebrachte factische Hülfe. In der Doctrine liegt die Frivolität; frivol ist Alles, was zu nichtigen Zwecken und zu Täuschungen einen Aufwand geistiger Kräfte verbraucht; frivol ist der Mysticismus, wenn er auf eine nur gemüthliche Behaglichkeit und eine halsstarrige Opposition gegen die Fortschritte des Jahrhunderts begründet ist; frivol ist das Mittelalter, das ohne Fug und Grund wieder eingesetzt werden soll; frivol ist der politische Absolutismus, der sich auf die Theorie der Legitimität und göttlichen Einsetzung beruft; frivol ist jede Geistesentwickelung, wenn sie nicht durch die Gesinnung unserer Zeit und durch das Streben nach wahrhafter Humanität gemildert und weise bestimmt wird.*)

Wer möchte in Abrede stellen, daß es besser wäre, die Verbrecher entstünden nicht, als daß wir uns nachher die Mühe geben, sie zu verbessern, zur Reue zu führen, ihre Lage zu erleichtern und sie der Gesellschaft wiederzugeben? Wer möchte nicht mit unserm Sophisten wünschen, daß sich das Arbeitscapital vermehrte und bessere Zinsen trüge für die guten Sitten? Allein wir werden den Trugschluß bald durchschauen, wenn wir uns die Lage der Menschheit vergegenwär-

*) Lange vor dem Auftreten Stahl's habe ich in obigen Worten das Streben seiner Parthei charakterisirt.

tigen, wie diese einmal gegeben ist. Das Streben, die Gesellschaft durch die Hebel der Sitte und Tugend, durch die Hebel der Religion zu steigern, ist da. Die Schwierigkeit liegt nur in der Methode, wie man dem Hebel die volle Kraft und Wirkung, die in ihm liegt, geben soll. Wo soll man ihn überhaupt ansetzen? Wir sehen ein wildes, wüstes Meer von Leben und Geschichte vor uns auf- und abwogen; wir sehen die Tugenden und die Laster, den Geschmack und die Mode, die Kämpfe der Wahrheit und der Lüge; wir haben eine volle und gesättigte Anschauung des Ganzen; allein rathen, helfen, bessern, es ist schwer. Ihr doctrinairen Spötter (denn was ist Eure Rede anders als Spott!), Ihr sagt: dem Christenthum seine Geltung! Kommt den Verbrechen durch Belebung der Nationalwohlfahrt zuvor; setzt die Ehrfurcht vor dem Alter der Menschen und der Institutionen wieder ein! Diese Vorschriften sind leicht gegeben. Man führt auch das Christenthum so ein, man belebt auch so die Nationalwohlfahrt, man giebt so dem Alter die Ehrfurcht wieder! Dies Organisiren der Gesellschaft, dies Beschwören der Natur und der sich selbst entwickelnden Potenzen der Geschichte — da stelle man Windfahnen hin; der Wind wird sich darnach richten und so wehen, wie es die Fahne haben will! Wahrlich, es ist nichts leichter, als der Spott auf vergebliches Mühen äußerer und unorganischer Hülfsmittel, um auf diesen oder jenen moralischen Zustand einzuwirken; allein sofort das ganze Weltmeer anbieten, wo nur ein Kanal nöthig ist, um verfaultem Gewässer Luft zu machen; die Sterne und die Sonne vom Firmament nehmen, um den von der gutmüthigen Philanthropie mit einer Laterne gemachten Versuch irgend einer Aufklärung lächerlich zu finden; das macht zwar im Munde guter Stylisten Effect, hat aber keinen Werth und führt die Menschen nur dahin, daß sie nichts thun und Alles auf die breiten Schultern der Zeit werfen. So ist auch leicht gesagt: Wollt Ihr die Verbrecher bessern, so nehmt die Ursachen, die sie dazu machten, hinweg! Die Hauptsache ist nur die: Wie kommen wir dem ungeheuern gesellschaftlichen Körper bei? Dürfen wir in die Masse hineingreifen und sagen: Hier wird etwas umschlagen, da wird etwas zum Verbrechen werden?! Wie

ſollen wir die Reformation aus dem Ganzen und Großen beginnen und ganzen Richtungen des Zeitgeiſtes einen neuen Charakter geben? Letzteres iſt unmöglich. Es bleibt eine Aufgabe, für welche Menſchen keine Löſung haben. Was können wir thun? Wir können diejenigen Erſcheinungen nur hervorgreifen, die ihre beſtimmte fertige Phyſiognomie zeigen. Wir *ahnen* eine Verirrung der Begriffe und der Leidenſchaften, die kein gutes Ende nehmen kann; allein helfen, rathen dürfen wir erſt in dem Augenblick, wo der Bruch mit der moraliſchen Ordnung zu Tage liegt. Wir nehmen von der Geſellſchaft, was ſich abſondern läßt und ſich ſelbſt abſondert, und behandeln es nach Grundſätzen der Humanität. Die Jugend läßt ſich trennen von der Geſellſchaft, ſie läßt ſich für das Edle und Schöne bilden. Das Weib läßt ſich trennen; ſeine Bildung wird die Sitten mildern und die Rechte des Gemüthes aufrecht erhalten. Das religiöſe Bedürfniß läßt ſich trennen; denn gerade dies ſtrebt nach Iſolirung; die Geiſtlichkeit möge nur verſuchen, es beſſer zu befriedigen, als ſie ſeit lange verſteht. Die Kranken, die am Körper Leidenden können wir abſondern, ihre Schmerzen lindern, die Gelegenheit wahrnehmend auch ihre Herzen mildern; endlich können wir nur noch den Bodenſatz der Geſellſchaft von ihren eigenen trüben Gährungen ſondern, das offenbare, eingeſtandene, überführte und der Strafe überlieferte Verbrechen. Wir wiſſen, daß unſere philanthropiſchen Bemühungen zur Verbeſſerung der Gefängniſſe und ihrer Bewohner, zur Rettung ihrer Angehörigen und wenigſtens zum Schutze der Verbrecher vor gänzlicher Verwilderung, nur die Heilungsanwendung auf ein *Symptom* der Krankheiten des geſellſchaftlichen Körpers iſt; allein, ſagt uns den Sitz des Uebels; nennt uns, wenn Ihr ihn zeigen könnt, die Mittel, ihm beizukommen; nennt uns die Mittel, um in mechaniſchen Zeiten organiſche Verſuche mit den Menſchen anzuſtellen! *Utopien* liegt bei denen, welche darüber lachen, daß wir kaum ein Viertel der Erfolge erringen, nach denen wir uns ſehnen; lachen, daß wir einen Sumpf durch friſches Waſſer, das wir hineintragen, wenigſtens etwas zu reinigen vermögen wollen. Traurig genug, daß die Geſellſchaft erſt dann den Reformen

zugänglich ist, wenn schon ihre Mitglieder den Gesetzen verfallen sind.

Man muß es England nachsagen, daß es unfähig ist, aus seinem Schooße Sophismen, wie die hier widerlegten, zu gebären. Nur Länder, die nie wahre Freiheit genossen haben, Frankreich und Deutschland, scheinen bestimmt zu sein, solche Grillen zu fangen, die nur aus stickiger Luft entstehen oder aus einem unverantwortlichen Hange zum Servilismus. In der Nacht den Mond zu haben und diesen anzubellen, daß es nicht die Sonne sei; sein Besitzthum gering zu schätzen gegen das, was man erwerben könnte; die Pforte der Wahrheit offen zu sehen, zuzuwerfen und über die Mauer zu steigen; dessen können nur Nationen fähig sein, die sich nicht im Vollgenuß ihrer Kraft befinden, die ihre Mittel nicht an die rechte Stelle zu legen wissen, sie aufsparen und dann leichtsinnig vergeuden; Nationen, die sich ihren Mangel an Muth und an Aufrichtigkeit als Tugend auslegen. Da wo die Freiheit der Discussion in unnatürliche Fesseln gelegt ist; überall, wo es keinen gesunden Abzug für den Dampf der Köpfe giebt, keine Ventile unbestrittener Institutionen möchte man fast sagen (wie in Deutschland), da werden sich die thatlosen Kräfte im Uebermaß sammeln, mit sich selbst in Widerspruch gerathen und einen Kampf beginnen, wo von den Begriffen Vater, Mutter und Söhne sich wechselseitig zerfleischen. Hat eine solche Nation noch Phantasie, wie in Deutschland, oder Esprit, wie in Frankreich, so wird man die Sophismen in den verlockendsten Gewändern auftreten sehen; sie werden sich den Schein eines Systems geben, während sie doch nur aus dem Chaos der Gesinnungslosigkeit geboren wurden. In England beschäftigt die Sorge für die Gefangenen zahllose Menschenfreunde. Howard's Geist vererbte sich. Neild wirkte durch die That, Burton durch Rede und Schrift für die Frage, ob Gefängnisse ein Ort der Verhärtung und der gänzlichen Verwilderung der Verbrecher oder einer möglichen Besserung werden sollten. Das Beispiel dieser Männer fand Nachahmung auf dem Continente, ob man sich gleich noch nicht für ein bestimmtes Bausystem der Gefängnißhäuser hat vereinigen können und noch immer zwischen den zwei vorz-

amerikanischen Systemen, der Einigung und der Absonderung der Verbrecher, ungewiß geblieben ist. Die Aufhebung der Galeerenkette in Frankreich ist eine Wegnahme öffentlichen Aergernisses. Der Galeerensklave, der die Blicke der Welt aushalten will, muß frech bleiben. Setzt man ihn diesen Blicken der Welt nicht mehr aus, wird es ihm leichter werden, in sein Inneres einzukehren.

Das Gift, das Europa absetzte, hat man nach Australien verpflanzt. Es nach Amerika zu verpflanzen, in Gemeinwesen, wo sich selbst schon Wunden offenbarten, das mußte die Wunde gefährlicher und die Verbrecher unverbesserlich machen. Der gesunden Haut der Südseeinseln schadete die Ansteckung schon weniger. Das Bild an sich ist schreckhaft, wie in den Verbrechercolonieen der Wechselverfälscher dem Mörder, der Falschmünzer dem Diebe begegnet; wie Verbrechen das Band sind, das eine solche Gesellschaft umschließt. Einer sieht auf des Andern Stirn das Kainszeichen der Schande. Die Kinder kennen die Schuld ihrer Väter, die Mütter sind schuldig, wie die Gatten. Und doch — Rom soll auf diese Art entstanden sein, und in der sichtlichen Blüthe dieser Colonieen, in ihrem gewerblichen und sogar sittlichen Aufschwunge liegt ein Trost für die Menschheit. Die Narben der Brandmarkung bleichen aus; die blassen Wangen, die hohlen Augen fangen wieder ein edleres Feuer; die Gemüther erwärmen sich und rücken an einander, die Vergangenheit ist vergessen und vergeben. Das Gewissen ist durch den redlichen Willen, sich zu bessern und durch die harte Arbeit, die überstanden werden mußte, gesühnt. Könnte man alle moralische Verworfenheit Europas in einen neuen Erdtheil verbannen; wer weiß, ob er uns nicht bald überragen würde? Der Gedanke ist schauerlich; aber in seinem Hintergrunde liegt eine schöne Fernsicht in die menschliche Natur, eine Fernsicht in die Ewigkeit des ihr von Gott eingeprägten Adels. Die Sittlichkeit würde immer größer werden und mächtiger, als die Lust am Verbrechen. Wollte man zwölf Dieben, die auf eine entlegene Insel versetzt würden, die Freiheit überlassen, sich ein Gesetzbuch und einen Staat zu schaffen; würden sie zum Hauptprincip desselben den Diebstahl machen? Gewiß nicht. Diese

bedeck' ich und mit ſchwarzen Höhlen ſeh' ich mich ſelbſt — Raſch! die Mündung an die Stirn — Da, wo die dunkeln Todesboten, die Kreuze und Gräber der Schwermuth liegen! Wie kann ein Menſch ſich ſelbſt haſſen — in ſeiner eigenen Wohnung ſich nicht heimiſch fühlen? (Hat wieder vorher die Hand leiſe ſo fortgenommen, daß er ſtarr ſich im Spiegel ſelbſt ſieht.) Nein es muß — gräßlich, aber vorbei! — Stirb! (Er drückt los und ſchießt ſein Bild im Spiegel. Der Spiegel zertrümmert. Das Piſtol entfällt ihm, er ſchwankt. Scott und Trilbie ſind ſo nahe vorgerückt, daß Arthur in Beider Arme fällt. Kurze Pauſe.)

Trilbie.

Mylord!

Scott.

Licht! Licht!

Letzter Auftritt.

Leute mit Windlichtern treten herein (Toms iſt nicht darunter). Fennimor zeigt ſich zögernd an der Thür. Arthur liegt in den Armen von Trilbie und Scott.

Arthur

(nachdem Alles ruhig geworden und die Gruppe ſich als Bild geſtaltet hat).

Wo bin ich? Welche Stimmen?

Trilbie.

Die Stimmen Ihrer Freunde! Mylord! Kommen Sie zu ſich! Der würdige Doctor Scott hält Sie in ſeinen Armen!

Thatsache sollte uns allein schon ermuntern, Sorgfalt auf jene Unglücklichen zu verwenden, welche sich durch Verbrechen um Ehre und Freiheit brachten.

Es giebt nun freilich eine andere Gedankenreihe, wo England wieder Ursache hat, in den Hintergrund zu treten. Dies ist theils die drakonische Strenge seiner Criminalgesetzgebung, theils der in ihr herrschende Buchstabengeist. In England hat man die Gesetze theils furchtbar machen wollen, theils sie durch den Buchstabengeist derselben von menschlichen Erklärungen und Ausdeutungen befreien. Sie sollten sich den individuellen Anschauungen der Richter nicht anschmiegen, sie sollten, frei von aller Elasticität, eine starre, unbeugsame Nothwendigkeit darstellen. Was hier auf der einen Seite gewonnen wurde, ging auf der andern verloren. Die englische Justizpflege, wenn diese vorgiebt, über manche Verbrechen kein Urtheil fällen zu können, weil kein Gesetz dafür vorhanden sei, artet in Unsinn und gefährliche Spielerei aus. Auf der einen Seite der fast barocke Buchstabengeist dieser Vorschriften und auf der andern ihre unerbittliche Strenge, ihr außerordentlich gesteigertes Strafmaß. — Wer möchte da noch glauben, daß die Ausgleichung der Strafe und der Verbrechen etwas Naturgemäßes ist, eine Nachbildung der göttlichen Gerechtigkeit, eine organische Nothwendigkeit? Wer möchte diese Gesetze nicht für eine eigensinnige Tyrannei halten, für die Laune eines Despoten, der statt die Menschen durch Humanität zu mildern, sie gerade durch seine strengen und grausamen Caprices, wenn nicht verwildern lassen, doch verwirren und den Sinn für ausgleichende Gerechtigkeit verlieren lassen wollte. Glücklicherweise sind hier die Geschwornen, so viel Mängel dies Institut hat, ein Ausgleichungsmittel der Natur mit der Unnatur, der Freiheit mit der Nothwendigkeit. Da dieselben aus dem freien, unbestochenen Volksgeiste hervorgehen, so stellen sie das Gleichgewicht zwischen dem schöpferischen Geist der Thatsachen und dem starren Buchstaben der Gesetze her. Sie müssen die Gegenwart schützen vor dem consequenten Anwenden einer Gesetzgebung, die ein Conglomerat der Ueberreste vergangener Jahrhunderte ist, die von keinem durchgreifenden einigen Principe belebt wird und eben darin die größte

Unerträglichkeit enthält, daß sie in ihren Launen nicht einmal consequent ist, z. B. grausam ganz durch Zufall, grausam ohne alles Princip.

Oft habe ich darüber nachgedacht, ob es nicht eine weise Einrichtung jenes Geistes ist, der in unsern Schicksalen waltet und Völkern und Ländern das Maß ihrer Besitzthümer und Entbehrungen zumißt, daß gerade England, das einzige Land, wo in Europa wahre politische Freiheit herrscht, im Besitz einer Gesetzgebung sein muß, die hinter den Fortschritten, die seit Jahrhunderten der menschliche Geist gemacht hat, weit zurück ist. Sollen Wohlthaten und Mängel sich die Wage halten? Soll England in dem Einen zeigen, was Europa zu erstreben, und in dem Andern, was es zu vermeiden hat? Indessen würde sich eine solche „göttliche" Veranstaltung auf historischem Wege bald erklären lassen. Dieselben Umstände, welche in England der Entwickelung der bürgerlichen Freiheit so günstig waren, hinderten die Ausbildung und die Einführung allgemein menschlicher Principien in Civil- und Criminalgesetzgebung. Die Freiheit Englands ist eine factische, historische. Volk, König, Parlament (sagt ein bekannter Ausspruch) haben ihre Rechte, Privilegien, Uebergewichte, ohne daß es dafür Grenzen gäbe. Die Freiheit Englands entwickelte sich aus den Widerwärtigkeiten und Schicksalsstürmen der englischen Geschichte. Sie war zum großen Theil Recht des Stärkern, die schleunige Benutzung der günstigen Umstände, meist des Dynastiencombi's, weit mehr die Folge des Handels und der Religionsverbesserung (Kirchenverbesserung kann man leider nicht sagen), als der Sieg allgemein rechtlicher Principien und humaner Uebereinkunft. Ja es ist fast, als wenn die Gewaltthätigkeit, die im englischen Charakter liegt, einen Abfluß finden mußte. Verlor sich diese aus den politischen Beziehungen, so mußte sie sich dort erhalten und sogar häufen, wo die Freiheit durch Verbrechen verscherzt war. Nicht, daß die Strenge der Criminalgesetze mit Absicht erhöht wurde, daß sich die Todtenrichter in weißen Mänteln hinsetzten und an jedes Verbrechen ein Blutzeichen malten, sondern die alte Barbarei erhielt sich nur auf diesem Gebiete. Wer sich um sein Recht als Bürger bringt, so dachten die Alten, was haben

wir bei dem noch nöthig, wenigstens das Menschliche zu bedenken? Man verneinte diese Frage und so blieb mitten in den Fortschritten unseres geistigen, gesellschaftlichen und politischen Lebens eine barbarische Gesetzgebung in England zurück, die alle gewaltthätigen Spuren der früheren englischen Geschichte trägt, die der treueste Ausdruck des dem englischen Charakter eingepflanzten wilden Geistes ist und gleichsam eine dauernde Rache zu sein scheint für die viele blutige Unbill, welche die Edlen und Guten vom Uebermuth der Aristokratie und der Grausamkeit der frühern erblichen Monarchie in England zu dulden hatte.

Den englischen Rechtsgelehrten liegen die Mängel der Proceßordnung, die Rechtlosigkeiten im Rechte, die Verstöße gegen die Humanität in der Criminalgesetzgebung offen vor Augen. Allein die Geneigtheit zu Verbesserungen wird gelähmt, *einmal* durch den Umstand, daß in England das Recht nicht als Wissenschaft, sondern als *Handwerk* erlernt wird. Gäbe es in England nicht blos Advocatenschulen, sondern an den Universitäten auch Katheder, wo von der Praxis unabhängig die wissenschaftlichen Folgerungen einer reinen Rechtstheorie entwickelt würden, so würde der Corporationsgeist bald gesprengt sein und in den Köpfen der Rechtsgelehrten eine größere Neigung zur Reform vorherrschen, als sie bisher anzutreffen war. Man hat in Englands juristischer Erziehung keinen Mittelstand zwischen dem Naturrecht und der Usance; für Rechtsgeschichte fehlt die Anleitung, für fremde Rechtserkenntniß Selbstverleugnung und gelehrtes Vorstudium. Das *zweite* Hinderniß ist der Egoismus, der pecuniäre Vortheil. Englands verworrene Gesetzgebung ist *ewigen* Processen ungemein günstig. Der Scharfsinn eines Advocaten kann die Entscheidung einer Eigenthumsfrage so lange aufhalten, bis diese verjährt ist. Lord *Brougham* hat in seiner berühmten Fünf-Stunden-Rede diesen Knäul rechtloser Gerechtigkeitspflege in Civilsachen zu entwirren gesucht; er hat dem Parlament eine Ansicht der verjährten Mißbräuche gegeben, so daß sich die Gesetzgeber entschlossen, ein Comité (will freilich nicht viel sagen) zur Untersuchung derselben niederzusetzen. Als *Brougham* später an die Spitze der Lord-

kanzlei kam, bewährte er seinen Eifer für die Gesetzreform durch großartige Entsagungen auf Kosten seines Beutels. Allein was kann gebessert werden? Hie und da eine Procedur, hie und da eine veraltete Verfügung. Es steht zu hoffen, daß England die Pause, wo es sich einmal vom Partheienkampf erholt, wo es diejenigen Hindernisse, welche die freie Entwickelung seines Totallebens aufhalten, beseitigt haben wird, Ruhe und Besonnenheit genug erlangt, um sich einen Civil- und Criminalrechtszustand aus einem Stück zu schaffen. Alles, was Romilly, Macintosh, Peel, Brougham und neuerdings Lord John Russel geleistet haben, ist als dankenswerth anzuerkennen; doch sind es nur schwache Verstopfungen einer Sündfluth, für deren Ueberhandnehmen bei Zeiten ein neues, geräumiges und vollkommenes Bett wird gegraben werden müssen.

Wären in England nicht gerade die Mißbräuche die begleitenden Nebenumstände glücklicher Verhältnisse, wären nicht die Fesseln der Barbarei beinahe eine Schadloshaltung für die politische und natürliche Freiheit, deren die Engländer genießen, so möchte man das übrige Europa glücklich preisen seiner consequenten und größtentheils vernunftgemäßen Gesetzgebungen wegen. Es ist leicht sagen, daß der Code Napoleon eine moderne Erfindung ist und gegen die alten Costümes absticht, wie der Frack gegen einen Ritterharnisch. Allein einestheils sind wir nicht mehr bestimmt, in Harnischen aufzutreten; anderntheils ist gerade die französische eine Nation, welche mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit Abstractionen in ihr inneres organisches Leben aufzunehmen versteht. So wie der Franzose eher von der Form der Gedanken geblendet wird, als von den Gedanken selbst, so wie er im Stande ist, um einer schönen Phrase willen in den Tod zu gehen, so lebt er sich auch mit Leichtigkeit in geschriebene Vorschriften ein und faßt im Neuesten, wenn der Zuschnitt seiner Phantasie zusagt, bald organische Wurzeln. Wenn wir auch in Frankreich noch nicht alle juristischen Verhältnisse consolidirt sehen, so liegt dies größtentheils an den Einmischungen der Tagesdebatten in das Gerichtsverfahren, an dem Despotismus der am Ruder befindlichen Partheien und

namentlich an der Furcht, die Gerechtigkeitspflege möchte dem Volk eine gesetzliche Auflehnung gegen die Interessen der Dynastieen möglich machen. Die Jury soll als Institution ihre Fehler haben. Rechtsgelehrte behaupten dies und ohne Gehässigkeit. Allein die Mehrzahl der in Betreff derselben gemachten Vorschläge kommt auf die Furcht vor dem in dieser Institution liegenden demokratischen Geiste zurück. Die doctrinäre Parthei wühlt nach allen Seiten hin Minen, um die juristische Freiheit des französischen Volks wenigstens theilweise in die Luft zu sprengen. Wir haben schon oft ihre Angriffe auf das Institut der Geschwornen verfolgen können. Dupin aber und die reine Advocatenparthei mit ihrer Erklärung: Alle Staaten eilten in dem Augenblick ihrem Sturze entgegen, wo sie am Justizwesen zu rücken und zu mäkeln anfingen, setzt die Gewalthaber in Schrecken und hält vielleicht die Angriffe auf das französische Recht für lange Zeiten auf.

Der größte Theil des übrigen Europa hat den Gewinn deutlicher, logischer, allgemein zugänglicher Gesetzbücher durch den Verlust der Jury erkaufen müssen. Das öffentliche Verfahren, die Seele aller juristischen Körper (corpora Juris), mußte zugleich mit dem Princip der ständischen Vertretung weichen. Die Völker, von denen wir freilich zugeben wollen, daß sie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert hie und da kindisch geworden waren, mußten aufhören sich selbst zu regieren und wurden regiert. Die großen, durchgreifenden Wohlthaten der unbeschränkten Monarchie wird niemand aus dem Auge verlieren, der da weiß, daß sich in der Geschichte keine Erscheinung ohne Zweck und zurückgelassenen Gewinn dauernd befestigen kann. Beklagenswerth war nur der Anschein, als wenn sich die unbeschränkte Monarchie und in ihrem Gefolge die Cabinetsjustiz, der geschriebene Proceßgang und das Verfahren bei geschlossenen Thüren auf ewige Zeiten erhalten sollen. Die Völker können sich die Kraft zutrauen, sich selbst zu lenken und Recht zu sprechen. Sie wollen das Königthum in seinen Lasten erleichtern. Warum ihnen nicht die Oeffentlichkeit und die Geschwornen lassen, die doch mehr als fünfzig Millionen Menschen in Europa und Amerika schon als

das Bollwerk ihrer Freiheit, als Unterpfand ihrer Fortschritte ansehen? Wohin die Uebung der Gerechtigkeit nur durch Juristen, wohin das Nivellement der Cabinetsregierungen führt, soll ein Beispiel erläutern.

Es war ein Vorrecht in der germanischen Feudalverfassung, daß der Gutsherr auf seinem Territorium für Recht und Gerechtigkeit sorgen durfte. Die sogenannte Patrimonialgerichtsbarkeit, in ihrem Principe, hat nur Sinn, wenn sie mit dem Geschworneninstitute verbunden ist. Der Standesherr ordne und schütze das gerichtliche Verfahren, er leite dasselbe ein, er berufe die Richter, er gebe den Partheien rechtskundige Vertheidiger, er führe später den Spruch der Jury in Vollzug! Dies ist die Grundidee der Patrimonialgerichtsbarkeit, einer Feudaleinrichtung. Mit der Ueberhandnahme des römischen Rechtes verlor sich jedoch im Volke alles Rechtsbewußtsein. Es konnte, da die Advocaten eine andere Bildung hatten, als eine der seinigen angemessene, nicht mehr zu Gericht sitzen; die Justiz wurde in allen Beziehungen Bildungs-, Standesvorrecht; die Beisitzer und Schöffen aus dem Volke blieben aus. So nur kann man die spätere Gestaltung der Patrimonialgerichtsbarkeit darstellen. Sie war ein feudaler Ueberrest mit moderner Färbung. Später jedoch, als Ludwig XIV. gesagt hatte: der Staat bin ich! und ihm alle Souveraine im Echo nachriefen: der Staat sind wir! reagirte die Cabinetspolitik auch gegen das Vorrecht des Adels, auf seinem Grundgebiete Gerechtigkeit zu üben. Die Souverainetät stützte sich auf die Beamtenhierarchie. Die Administration sollte von einem einzigen Centrum ausgehen. Der Staat, dessen Princip früher nur die Ausgleichung der verschiedenen Eigenthumsinteressen war, sollte hinfort ein theoretisches Princip in sich aufnehmen; der Staat sollte die Gerechtigkeit vorstellen und nebenbei die Macht des Adels brechen. So hob man die Patrimonialgerichtsbarkeit allmälig auf.

Es ist damit viel Gutes, doch auch Nachtheiliges bewirkt. Das Gute war die Aufhebung der Willkür, die größere Geltendmachung des abstracten Rechts. Der Proceßgang wurde weitläufiger, aber die Richter wurden gerechter. Es trat eine Gewalt zwischen den Bauer und den Gutsherrn; letzterer

hörte auf, in seiner eigenen Sache zu richten. Allein, was das Recht gewonnen hat, hat die Moral verloren. Die Patrimonialgerichtsbarkeit, wenn sie mit Milde und Weisheit ausgeübt wurde, war eine Vermittelung zwischen Leidenschaft und Bosheit der Menschen; sie hinderte, daß die Vergehen sofort als Verbrechen angesehen wurden und daß die meisten auf dem Lande üblichen Frevel nicht gleich mit dem Zuchthause, das den fernern Sitten der Gefangenen so gefährlich ist, bestraft wurden. Forstfrevel ist kein absolutes Verbrechen; fremdes Wild zu schießen, verstößt zwar gegen die Gesetze, aber nicht gegen die Natur. Die Römer, die immer auf das Naturrecht zurückgekommen sind, gaben die Thiere des Waldes und der Luft Jedem frei, der sie erreichen konnte. So sollte auch der Wilddieb, weil keine absolute moralische Verwerflichkeit zu seinem Verbrechen nöthig gewesen, nicht mit an die Gefangenenkette geschmiedet werden, die durch das Land in's Zuchthaus wandelt. Das Patrimonialgericht würde ihn empfindlich strafen, weil er den Vortheil des Gutsherrn beeinträchtigt, aber die sittliche Zukunft und Besserung des Mannes bliebe, wenn derselbe nur im herrschaftlichen Gefängnisse seine Strafzeit überstehen müßte und nicht sogleich in die criminalstatistischen Tabellen des ganzen Staates hineingezogen würde gesicherter.

Es ist die Barbarei der englischen Gesetzgebung, daß sie das geringste Verbrechen mit dem größten beinahe auf gleiche Stufe stellt. Ein Sacktuch stehlen und eine Uhr stehlen, einen Truthahn und ein Pferd oder eine Summe Geldes, das ist, wenn man in der rohen, ungebildeten menschlichen Natur, die das Verbrechen beging, nachforscht, ein Unterschied. Der Gesellschaft freilich, so ist der Schluß der englischen Gesetzgeber, kann das gleichgültig sein; sie sieht nur, was sie empfindet; sie straft Alles, was ihr gefährlich und nachtheilig ist. Allein dieser Terrorismus der bloßen politischen und Municipalexistenz der Menschheit ist das Widerspiel der Humanität und wird von ihren hochherzigen Bestrebungen bestritten. Die Strafe soll die Heilung nicht ausschließen, der Büttel nicht den Arzt verdrängen. Es soll untersucht werden, aus welchen intellectuellen und moralischen Störungen

das Verbrechen hervorging. Es soll bedacht werden: Hast du, Unglücklicher, den man auf der That ertappte, wie ich eben im Plato gelesen? Hast du dich in den Grenzen des Guten und Schlechten mit klarem Bewußtsein zurechtfinden können? Wußtest du, wo das Eine aufhört und das Andere anfängt? Und wie bald wird man sich überzeugen können, daß die Mehrzahl der Verbrechen nicht aus positivem Laster, sondern nur aus negativer Tugend, nicht aus einem Ueberfluß an Bosheit, sondern nur aus einem Mangel an moralischer Kraft entstand! Was stählt allein die moralische Kraft? Was hindert uns, die wir im Magistrate sitzen, die wir reden und schreiben, was hindert uns, daß wir stehlen und morden? Die Intelligenz in allen Fällen und die moralische Kraft? Vielleicht auch diese; aber wer vermag sie in sich, wenn er sich Geständnisse machen sollte, zu trennen von seiner Bildung, seinen Kenntnissen, seiner Lektüre? Und diese Gegenmittel fehlen den Verbrechern, fehlen ihnen meist durch unsere Schuld. Sie dämmern zwischen dem Guten und Bösen ohne Bewußtsein und schwanken zu ihrem Verderben von Einem auf's Andere. Ihre Existenz ist physisch, thierisch, roh: sie sind nur deshalb schlecht, weil sie nicht gut sein lernten. Soll bei diesen Umständen immer nur administrirt, registrirt und incarcerirt werden, so schützt man vielleicht die Gesellschaft, verdirbt aber die Keime der Menschheit. Das Edle, das selbst in leidenschaftlichen und von moralischen Bollwerken nicht vor dem Verbrechen gesicherten Menschen verborgen liegt, geht im Strudel der Criminalrichtung, die man einem solchen Menschen giebt, mit dem polizeilichen Mühlsteine, den man ihm an den Hals hängt, mit in den Abgrund. Der Verbrecher ist auf immer für die Gesellschaft verloren. Eine Strafe, die seinem Fehltritt folgte, kann er nicht anders ertragen, als wenn er seine verbrecherische Handlung mit der Strafe nivellirt und jetzt erst das wird, wofür er gehalten wurde. Man sollte ein Verbrechen bestrafen können, ohne den, der es beging, sogleich zum stationären Verbrecher zu machen. Das hört sich wie ein Widerspruch an; allein die Humanität sinnt darüber nach, wie derselbe auszugleichen wäre. Patrimonialgerichte und Jury wären ein Hülfsmittel.

Ich möchte hier eine Frage einschalten: Was haben eigentlich unsere Geistliche zu thun? Sie bedenken am Samstag, was sie am Sonntag predigen wollen. Am Montag und am Donnerstag unterrichten sie eine Stunde lang die Knaben, am Dienstag und Freitag die Mädchen ihres Sprengels. Sie haben eine Taufe, eine Trauung zu verrichten, sie beten zuweilen am Grabe eines Verstorbenen. Für etwa acht Stunden geistlicher Verrichtungen in einer Woche dienen acht Tage Vorbereitung. Einem Laien könnte das gestattet sein, einem Quäker, der über die Reden, die er halten will, sein Handwerk vernachlässigt; allein dem Geistlichen sollte sein Amt ständig gegenwärtig, sein Gedächtniß immer vorbereitet sein. Die Geistlichen könnten ihre Muße anwenden, die Gefängnisse zu besuchen, die Segnungen des Christenthums gerade da anzubieten, wo sie bisher verachtet wurden. Der Zudrang zum geistlichen Stande würde freilich bei so ernsten Beschäftigungen noch mehr aufhören, als schon der Fall ist, aber es bleiben darum doch ernstere, heiligere, der Menschheit nützlichere Geschäfte, als bei schönen Seelen geistliche Theevisiten zu machen und in den Freimaurerclubs Schach oder Whist zu spielen.

Die Advocaten des Rades, des Schwertes, des Beiles, der Schlinge und der Guillotine sind theils aufrichtige Freunde der Henker, theils verborgene. Jene sind ungefähr das, was man Menschenfreunde nennen könnte, diese treiben ein Spiel mit doctrinairen Illusionen. Jene haben juristische und polizeiliche Gründe für ihre Strenge und leiden selbst empfindlich unter dem, was ihnen nothwendig scheint; diese köpfen und hängen mit kaltem Blute und sehen auf dem Rabenstein die poetische Gerechtigkeit thronen. Diese Letzteren, die Doctrinaire unserer Zeit, die Geistreichen, die Philosophen, sind dieselben, welche wir oben die Verbesserung der Gefängnisse haben so sophistisch bestreiten sehen; es sind die, welche das achtzehnte Jahrhundert in den Sack gesteckt haben und die Philanthropie für eine Frauenzimmerkrankheit ausgeben. Sie wollen Alles entweder auf die Natur oder auf's Mittelalter zurückführen. Sie begründen ihre Ansichten entweder auf die Geschichte oder auf Christus. Sie lehren, daß Letzterer zur Beschönigung ihrer harten Herzen gesagt hätte,

„er brächte das Schwert". Der Geist der Liebe zog nicht in ihre Herzen ein. Sie kämpfen nur für den Schimmer der Ideen, nicht für deren Inhalt. Sie lassen die Gedanken nicht die Nagelprobe des Herzens, sondern die des Originellerscheinens bestehen; sie kämpfen unter Anderm auch deshalb für die Todesstrafe, weil diese immer bestanden hat. O ihr armen Ravaillac, rufen sie, ihr armen Schächer, die ihr neben Christo hinget, warum habt ihr nicht mit euren großen Handlungen gewartet, bis euch die Humanität des neunzehnten Jahrhunderts, statt auf das Schaffot, lebenslänglich auf die Galeere geschickt hätte! Und du Heiland selbst, warum unterließest du dein Evangelium zu predigen nicht bis dahin, wo es ohnehin sogleich von der Aufklärung verbessert werden konnte, und zogst dein Lebenlang Schiffe am todten Meere, statt am Kreuze zu sterben? Nachdem sich die Spötter dann in ihrem Witz erschöpft haben, kommen sie auf ihre Ausgleichungstheorie zurück, verurtheilen den weichlichen Sinn der Zeitgenossen und leiten das Uebrige, was ihnen noch fehlt, um im Terrorismus vollständig zu sein, aus ihren Ansichten vom Staate her. Diese Fraction besteht aus Dilettanten, Pseudo-Originalen und Aesthetikern, die mit der Abschaffung der Todesstrafen auch den Untergang der Tragödie auf der Bühne befürchten.

Besonnene Rechtslehrer haben die Frage über die Todesstrafe in die Nothwendigkeit und die Zulässigkeit derselben eingetheilt. Die Nothwendigkeit lag ihnen in der abschreckenden Kraft dieser Strafe, die, wenn man sie mildern würde, ihnen die Neigung zu jenen Verbrechen, auf welchen sonst der Tod stand, erleichtern zu müssen schien. Man fürchtet, daß Umwandlung der Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß, in Ketten-, Karren- und Galeerenarbeit eine Ueberhandnahme der todeswürdigen Verbrechen erzeugen würde. Allein die geringe Erfahrung, welche man allerdings von der Abschaffung der Todesstrafe erst hat, beweist, daß diese Besorgniß ungegründet ist. Die wenigen italienischen Staaten, wo früher einige philanthropische Fürsten die Todesstrafe aus den Gesetzbüchern verbannt hatten, verwilderten nicht mehr, als die andern, und auch in Belgien, wo der Henker um sein Privilegium gebracht wurde, konnte man nicht sagen, daß die Ab-

Arthur.

Wie iſt mir?

Scott.

Der milde Geiſt der Geneſung ſenkt ſich auf Sie nieder. Mylord! Vertrauen Sie! Gewöhnen Sie ſich an Ihre Umgebung! Weiſen Sie den liebevollen Zuſpruch Ihrer Freunde nicht zurück! Gedenken Sie Fennimors!

Arthur
(ſich ſammelnd).

Fennimors?

Scott.

Die Sie liebt, mit allen Athemſchlägen ihres Herzens liebt.

Arthur.

Die Falſche! Die mich opfern konnte!

Scott.

Und die Sie dennoch anbeten müſſen! Fennimor, die Sie opferte — um ihrem Vater, einem Verbrecher, einem Greis das Leben zu erhalten.

Arthur.

Wie? der Commodore —

Fennimor
(nähert ſich in einer Kreisbewegung langſam).

Scott.

War der Ankläger Leslie's! Er forderte als Preis für den Vater die Hand der Tochter!

ſchaffung der Todesſtrafe (ſie iſt wieder hergeſtellt worden) die der äußerſten Strafe würdigen Verbrechen vermehrt hätte. Wenn wir namentlich von dem Grundſatz ausgehen, daß kein anderes Verbrechen, als der vorbedachte, geplante Mord, mit dem Tode beſtraft werden dürfe, ſo ſind Menſchen, die Mord vorſätzlich begehen, auch immer weit entfernt, ſich nicht die Mittel zuzutrauen, die Entdeckung ihrer That unmöglich zu machen. Iſt einmal das menſchliche Gemüth ſo untergraben, daß in ihm nur Bosheit und Gewaltthätigkeit handeln, ſo wird die Todesſtrafe wie die Galeere, eines ſo gut wie das andere, geſucht vermieden zu werden.

Was die Zuläſſigkeit der Todesſtrafe betrifft, ſo wird ſie aus dem allgemeinen Strafrechte der gebildeten Geſellſchaft hergeleitet. Philoſophen, welche die Todesſtrafe vertheidigen, leiten dieſe nicht, wie die Rechtslehrer, blos aus den Staatsprincipien her, ſondern behaupten nicht ohne Grund, daß dem Menſchen die Wiedervergeltung für ſeine Handlungen von Natur eingepflanzt ſei; ſie ſagen, daß der Menſch alles deſſen ſich ſelbſt für würdig halte, was er Andern anthut, und daß durch Nichtſchonung eines fremden Lebens nichts Anderes verwirkt ſein könne, als das eigene. Niemand, auch wenn er die Abſchaffung der Todesſtrafe wünſcht, wird dieſe Meinung in Abrede ſtellen. Aber darum, daß ſogar jeder Mörder meiſtentheils *eingeſteht*, daß man mit Recht ſein eigenes Leben von ihm fordere, und daß noch Niemand, der einen Andern tödtete, erklärte, ſeine eigene Hinrichtung ſei eine Ungerechtigkeit; daraus iſt unmöglich zu folgern, daß nun auch die Geſellſchaft das Recht hätte, dem Menſchen das zu nehmen, was länger zu beſitzen er ſich ſelbſt für unwürdig erklärt. Alle Zeiten, alle Völker haben geſchwankt, ob dem Richter ein ſolches Recht geſtattet ſei. Wenn ſie einen Mörder am Leben ſtraften, ſo mußte er alle Anzeichen tragen, daß der von ihm begangene Mord, ließe man ihn frei, nicht der Schlußſtein ſeiner Verbrechen ſein würde; man mußte wiſſen, daß jener Räuber, der die Landenge von Korinth unſicher machte, daß dieſe Sklaven, die in Italien raubten und mordeten, ſchlechthin gefährlich waren und durch Milde in ihrem Lebenswandel nicht würden aufgehalten worden ſein. Man

strafte sie am Leben, weil man kein anderes Mittel hatte, sich zu helfen. Das Zeitalter der Burgverließe, Einmauerungen und eisernen Masken hätte dann am ersten bereit sein sollen, beim Morde zu unterscheiden zwischen einem Morde, einem einfachen Factum, das vielleicht ohne ähnlichen Vorgang war und ohne Nachfolge geblieben wäre im Leben eines Verbrechers, und einer durch und durch schlechten und gewaltthätigen Gesinnung. Nur diese letzte hat das Alterthum immer mit dem Tode bestraft, weil Räuber und Mörder ein Ungeziefer sind, von welchem man sich auf die leichteste und schnellste Weise befreien muß. Allein bei jenen aus Leidenschaft, aus Verkettung der Umstände und persönlichen Motiven entstandenen Morden kam der alte Glaube in Verlegenheit und überließ die Rache am liebsten Jenem, der sie verlangte und selbst ausüben wollte. Ja, wenn einmal gesagt werden soll, ein Mord verlange als Strafe gleichfalls einen Schlußact und Blut könne nur durch Blut gesühnt werden, warum ergreift man nicht jenes Mittel, das noch in China üblich ist, der überwiesene Mörder muß sich selbst umbringen? Man pflegt zu sagen, daß mancher Verbrecher, der zwischen dem Tod und ewiger Karrenstrafe zu wählen hätte, lieber den erstern wählen würde. Könnte man in diesem Falle die Entscheidung seiner eigenen Freiheit ihm nicht selbst überlassen, ihn drei Tage und Nächte mit Mitteln, seine Wahl schnell und sicher auszuführen, verschließen und nach Ablauf der drei Tage, wo ihm Speise und Trank nicht fehlen dürften, nachsehen, ob man ihn zu begraben oder auf die Galeere zu führen habe? So pflegt noch heute der Sultan den Staatsverbrechern nur die seidene Schnur zu schicken, und Nero sogar wußte bei seiner Grausamkeit, wo es ihm an Henkern doch nicht fehlte, doch noch die persönliche Freiheit so zu schätzen, daß er den vermeintlichen Staatsverbrechern andeutete, in so und so viel Tagen müßten sie vom Erdboden verschwunden sein. Seneka öffnete sich selbst die Adern, und auch in Athen trank Sokrates, ein vermeintlicher Hochverräther an der Religion und am Staate, im Genuß seiner persönlichen Freiheit und nur bestimmt, nicht mehr zu sein, den Schierlingsbecher.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern war man über die Henkerspersonen in Verlegenheit. Man mußte Sklaven dazu zwingen, und selbst in den christlichen Zeiten konnte man sich die Henker nur wie künstlich aufziehen oder gewann nur Verbrecher, die sich loszukaufen suchten, für das schreckliche Amt, ließ auch wol gar Mordlustige in einer Maske auf dem Schaffot erscheinen. Wir sprechen da über die Nothwendigkeit und Zulässigkeit der Todesstrafe und vergessen ganz, daß wir im Grunde kein natürliches Instrument haben, um sie anzuwenden. Griechenland z. B. weiß noch gegenwärtig nicht, wo es für seine neue Civilisation die Henker herbekommen soll und mußte dazu die bairischen Soldaten oder wol gar Verbrecher oder Neger wählen. Warum spricht man bei der Todesstrafe nur immer vom Zweck und nicht vom Mittel, wobei sich doch, wie wir sehen, der Gesichtspunkt der Frage sehr verändert?

Ein Philosoph hat, um die Schicklichkeit der Todesstrafe zu beweisen, die Ehre in die Frage gezogen. Er hat gefragt: Man stelle doch einem Hochverräther einmal die Wahl zwischen dem Tod und der Karre frei! Hat der Verbrecher Ehre, was wird er vorziehen? Einem Hochverräther! Sagen wir doch lieber, daß selbst bei gemeinen Mördern und Räubern manchmal das Ehrgefühl so wenig erstickt ist, daß sie — und nicht aus Arbeitsscheu, sondern wirklich aus einer Art Heroismus vorziehen würden, hingerichtet, als an die Kette geschmiedet zu werden. Allein so richtig es ist, so ist Das, was man daraus folgern will, am allerwenigsten darin enthalten; nicht die Schicklichkeit der Todesstrafe folgt daraus, sondern noch weit mehr der verfängliche Satz, daß Selbstmord, wenn er einen guten Grund hat, keine Schande ist. Die Gesellschaft sollte gerade in die Grundsätze dieses Philosophen eingehen und es dem Delinquenten überlassen, ob er sterben, d. h. durch sich selbst sterben wolle oder, mit ewiger Schande bedeckt, ein mühevolles Leben dahinschleppen.

Denn gestehen wir es uns nur, daß die Gesellschaft kein anderes Recht auf den Verbrecher hat, als ihn von sich auszustoßen und ihn, je nach der Größe seines Vergehens, mit mehr oder weniger Schmach zu bedecken. Selbst aufgeklärte

Rechtslehrer rufen dringend: „Nur keine entehrenden Strafen!“ Diese Hochachtung vor Menschenwürde bei Individuen, die sie verwirkt haben, gestehe ich allerdings, nicht recht begreifen zu können. Bei Verbrechen, wo die Moral verletzt ist, was soll da die Strafe sagen? Die Strafe kann immer nur in einem Quantum von Schande liegen, wie ja der nächste Antrieb zu aller öffentlichen Sitte und zu unseren Privathandlungen der Ruf ist, den wir uns dadurch zuziehen. Dies Verhältniß klärt uns über die Strafbefugniß des Staates im Allgemeinen auf und beweist uns, daß das größte Quantum von Strafe, das der Staat verhängen kann, nur in dem größten Maße von Schande und Infamie liegen darf, mit welchem man einen Capitalverbrecher bedeckt. Wenn nun auch der Tod durch Henkershand das Aeußerste einer solchen Infamie ist, so erträgt und trägt sie doch der Schuldige nicht dauernd, im Gegentheil er stirbt noch dazu wie ein Held und imponirt der Menge, die in dem Augenblicke, wo der Delinquent stirbt, nur die Schwierigkeit seiner Lage sieht! Das Alles sind so natürliche und einfache Sätze, daß man nicht begreift, wie die Wissenschaft noch eine Strafe vertheidigen kann, über welche das Gefühl den Stab gebrochen hat.

Wenn man das Strafrecht aus dem Contrat social herleitet, so kann der Verbrecher von der Allgemeinheit doch immer nur unter dem Gesichtspunkte des Bürgers und nicht des Menschen betrachtet werden. Die Alten, welche wahrlich das Staatsleben in ihre innersten Nerven aufgenommen hatten, stellten die Verbannung so hoch, wie den Tod, und sagten, jene wäre so gut wie dieser capitis diminutio. Da wir nun eine allgemeine Völkermoral haben und das sittliche Leben anderer Nationen durch unsere eigenen Krankheiten anzustecken für schlecht halten, so haben wir, statt der Verbannung, Gefängnisse. Allein will man einmal die Strafe aus einem vorhergegangenen Uebereinkommen herleiten und sie als Maßregel der Politik hinstellen, so reichen die Hände des Staates doch nicht weiter, als bis zur Entziehung der politischen Freiheit, nicht über diese hinaus bis zur Entziehung des menschlichen Daseins. Wir können immer nur sagen: Wer das höchste Verbrechen begeht, den Mord, der ist keiner der

Unsrigen mehr; wir würden ihn also verbannen müssen, wenn wir statt der Verbannung nicht die Gefängnisse eingeführt hätten. Und dann — was soll hier der „Staat"? Daß der Verbrecher durch seine That die Ordnung des Staates verletzte, das ist etwas, was ihm gar nicht einfällt. Erkennt er seine That, so sieht er sich weit mehr der göttlichen als der menschlichen Gerechtigkeit gegenübergestellt. Er denkt nicht daran, das Gleichgewicht des Staates zu stören, sondern sein Verbrechen steht isolirt. Gute und fromme Seelen haben gesagt, daß die Todesstrafe Delinquenten die Gelegenheit nimmt, sich zu bessern, und das hat seinen guten Grund.

Wichtiger sind die beiden anderen Beweggründe gegen die Todesstrafe, die, daß sie nicht nur nichts Gutes bewirkt, sondern im Gegentheil Böses. Die zahllosen Abschreckungen und Armensünderspectakel haben noch immer nicht das Schwert des Nachrichters verrosten lassen, und wenn man sagt, daß ein vollkommenes Aufhören der Capitalverbrechen nicht erreicht werden könne, sondern daß wir es gerade der Todesstrafe zu danken hätten, nur wenige ihr Verfallene zu sehen, so möchte gerade dieser Meinung wieder jener Irrthum zum Grunde liegen, als wenn unsere Gesellschaft einzig und allein durch die Furcht vor dem Gesetz gegen den in ihr schlummernden Cannibalismus bewahrt wäre. Nimmermehr! Was uns zusammenhält, ist die Bildung, die eingepflanzte Moral, die christliche Tradition, vor allen Dingen das Interesse. Die Furcht vor Strafe bewirkt nichts, sondern nur die Furcht vor Schande; aber in der Schande giebt es keine Stufenleiter. Ist sie größer oder geringer, sie hinterläßt denselben Makel, so daß also Der, der diesen ungeheuren Schritt, ich will nicht sagen von der Tugend, sondern vom Indifferentismus bis zum Verbrechen so weit gethan hat, daß er stiehlt, auch nun nicht mehr blos durch das Schaffot von einer Laufbahn abgehalten wird, in die er einmal verfallen ist. Wobei ich freilich nicht leugnen will, daß es allerdings Räuber gegeben hat, (z. B. den berüchtigten Schinderhannes) die sich aus Furcht vor dem Schaffot hüteten, einen Mord zu begehen.

Der andere Punkt ist: das Nachtheilige der Todesstrafe, insofern sie der Moralität und den Sitten ein Aergerniß

giebt. Das blutige Schauspiel beleidigt das Gefühl. Die ungeheure Zumuthung, die hier dem Auge und den Nerven gemacht wird, setzt einen Grad von Selbstüberwindung und gewaltsamer Beherrschung seiner eigenen Gefühle voraus, der das Herz verhärten muß. Der Staat ordnet die Ceremonie mit Feierlichkeit an; Niemand, selbst die Richter nicht, können einen so großen Fanatismus für die Strafwürdigkeit des Verbrechens besitzen, daß Zuschauer und die Schauspieler des Stücks mit kaltem Blute ihre Aufgabe lösen sollten, sondern Jeder hat in sich etwas zu überwinden, Jeder fühlt, daß er sich am Andern halten müsse, wenn der tödtliche Streich durch die Luft fährt. Da sich alle Stimmen so heftig dagegen aussprechen, die Todesstrafe im Geheimen zu vollziehen (ein Verfahren, das allerdings mißbraucht werden könnte, aber vielleicht, des Geheimnißvollen wegen, mehr Wirkung haben dürfte, als das öffentliche Schauspiel); so wird der Zudrang der Menge zu den Executionen sich nicht verlieren, sondern Weiber und Kinder werden sich dabei noch zahlreicher einfinden, als die Männer. So groß das Mitleiden, eine gewiß unschädliche Tugend, für den Delinquenten sein mag, so ist die Neugier, welche die Menschen zusammentrieb, noch weit größer. Der Verbrecher ist todt und die Leidenschaften der Masse sind befriedigt. Mit einer trostlosen Gefühlsleere kehrt sie an ihr Gewerbe zurück und hat eine Historie mit angesehen, keine Lehre empfangen. Man sagt, daß in dem Augenblick, wo der Verbrecher seine Strafe empfange, die Menge zu jubeln urb zu klatschen pflege. Ich habe noch keiner Hinrichtung beigewohnt und kann nur glauben, daß dieser Beifallsruf dem Henker gilt, wenn er seine Sache gut gemacht hat, wie auf der andern Seite ihn wol Verwünschungen bedrohen, wenn er in seiner Kunst irgend etwas verfehlte. Wenn also diese thätige Theilnahme des Publikums an den Executionen auch nur dem Verfahren selbst und der dabei entwickelten größern Kunstfertigkeit gewidmet ist, so ist doch selbst diese Theilnahme etwas unsern humanen Empfindungen Widersprechendes und liegt so weit außerhalb des Bereiches, wo das menschliche Gemüth beruhigt ist und sich in seinem Elemente weiß, daß die Möglichkeit, für solche Scenen

noch Zuschauer zu finden, gerade ein betrübender Beweis für die in den Massen herrschenden gewaltsamen Empfindungen ist, ein Beweis für den Trotz der rohen Natürlichkeit im Menschen, die hier sogar von der Civilisation und Gerechtigkeit mit einem traurigen Anhaltspunkte beschenkt wird.

Die Unzulässigkeit der Todesstrafe ebenso wie ihre Nothwendigkeit aus der Theorie des Staates herzuleiten, Beides ist gleich bedenklich. Einer der edelsten Geister, der sich im Kampfe gegen die Barbarei der alten Strafgesetzgebung so verdient gemacht hat, Beccaria, hat die Ungerechtigkeit der Todesstrafe sozusagen mathematisch zu beweisen gesucht. Wir haben selbst in Obigem Einiges, was in dieser Rücksicht Recht und Gerechtigkeit betrifft, angegeben; allein Beccaria ist in seiner theoretischen Beweisführung zu weit gegangen. Er sagt, indem er dabei von Rousseau'schen Principien ausgeht, daß bei Abschluß des ersten Staatsvertrags die Strafbefugniß der Allgemeinheit schwerlich jemals vom Einzelnen dahin ausgedehnt worden sei, daß er sein eigenes Dasein für den Fall irgend eines Verbrechens dem Ganzen überlassen hätte. Beccaria begeht hier keinen andern Irrthum, als den, daß er einen fingirten Vertrag zu einem historischen macht; denn historisch möchte es allerdings in den Zeiten roher Cultur möglich gewesen sein, daß sich die Contrahenten über Recht und Strafe vereinigten und dabei ihr eigenes Leben für den Fall von Gewaltthätigkeiten vielleicht gegen einander nicht ausgetauscht haben würden. Genug, diese höchst schwache, auf Fiction begründete Beweisführung hat der Sache, der sie dienen sollte, sehr geschadet. Denn nun haben die Rechts- und Polizeilehrer freies Spiel gehabt, Beccaria's Vorschläge, die sogar unser alter Kant als „eine schwache Empfindsamkeit affectirter Humanität" hinstellt, zurückzuweisen. Es giebt nur einen siegreichen Widerspruch gegen die Todesstrafe, und dieser liegt im Geiste des Jahrhunderts, in der einmal angeregten Protestation der Gefühle gegen dieselbe, in der unwiderstehlichen Kraft jener Fragen, die sich mit der Hauptsache, um welche sich unsere Zeit bewegt, verbunden haben und das Gemüth anregende Fürsprache finden. In dieser Rücksicht ist die Todesstrafe schon zur Hälfte abge-

schafft, indem ihr die barbarische Erhöhung der beim Tode auszustehenden Qualen genommen wurde: das Rad, das Schwert. Was Victor Hugo über die letzten Tage eines Verurtheilten und über die Grausamkeit der Todesstrafe gesprochen, ist aus keinem feigen und in ernsten Dingen matten Herzen entstanden, sondern der Fieberfrost des moralischen Entsetzens schüttelte ihn, als er seinen Aufruf an die Gesetzgeber schrieb. Es ist die haarsträubende Wirkung einer Strafe, deren gräßliche Nebenumstände die Phantasie des Dichters nicht erfand, sondern vielleicht allein vollkommen zu begreifen fähig war. Wenn uns der im Excentrischen so heimische Poet das Beispiel jenes Verstümmelten anführt, bei welchem zweimal selbst die Guillotine fehlte, der mit halb abgehacktem Kopfe aufsprang und vor dem versammelten Publikum, über und über von Blut triefend, Gnade flehend die Hände ausstreckte — was sind dagegen alle spitzfindigen Deductionen und Abschreckungstheorieen? Der Henker mußte sich auf den Unglücklichen werfen und ihm mit einem Messer den Kopf herunterschneiden. Ihr aber, die Ihr dergleichen angeordnet habt, Richter und Polizeidiener, steht blaß und zitternd umher und fühlt, daß vor Gott, dem allein die Rache gebührt, Ihr im Augenblick größere Verbrecher seid, als der, den Ihr dem Phantom der Gerechtigkeit opfert.*)

In Spanien wurden im Jahre 1826 zwölfhundert drei-

*) Spätere Anmerkung. — Daß die Todesstrafe in ihrer Form und in der Häufigkeit ihrer Anwendung den Gesetzen der Humanität unserer Zeit entsprechen soll, wird jedes empfindende Herz unterschreiben. Von den Vorschlägen für ihre gänzliche Abschaffung jedoch bin ich zurückgekommen. Wo man sie aufgehoben hat, haben sich die prämeditirten Morde vermehrt. Das „ewige Zuchthaus" schreckt nicht ab. Es läßt immer die Hoffnung auf Entweichung oder Begnadigung zu. Die Bilder einer lebenslänglichen Zuchthausstrafe leben gar nicht klar im Volke. Körperliche Mißhandlung, die sonst am meisten schreckte, existirt nicht mehr. Im Gegentheil wird so viel für die Verbesserung des Gefängnißlebens gethan, daß manche verlorne Existenzen stehlen, um nur wieder in die geregelte Ordnung von Obdach, Kleidung, Ernährung zurückzukehren! Man muß die Feigheit im Strafen beklagen, die jetzt bis an die Throne gedrungen ist! Strauß hatte Recht, als er die unaufhörlichen Begnadigungen ruchloser Mörder eine Verletzung des gesellschaftlichen Vertrags nannte.

unddreißig Ermordungen angezeigt, siebenhundert dreiundsiebenzig versucht, diejenigen ungerechnet, welche gar nicht zur Kenntniß der Justiz kamen! Auf jeden dieser Morde sich eine wiedervergeltende Hinrichtung denken, ist schrecklich und muß bestimmen, zu überlegen, ob keine andere Hülfe möglich ist. Es wäre wol interessant, über andere Verbrechen und in Rücksicht auf alle Länder Angaben dieser Art zu besitzen, denn nichts arbeitet den Bestrebungen um Sittenverbesserung unserer Zeit mehr in die Hand, als die Statistik der Verbrechen. Man müßte aber dabei, um auch den richtigen Durchschnittswerth ganzer Völker und Perioden anzugeben, alles dasjenige abziehen, was nicht gerade Verbrechen gegen die absoluten Gesetze der Moral, sondern nur Verbrechen gegen den bequemen Staat ist, gegen polizeiliche Ordnung; alle die Verbrechen, wo es sich nicht um sittliche Verworfenheit handelt: Uebertretungen von Forst- und Zollgesetzen, alle die Verbrechen, die im Rausche begangen werden. Es giebt ja Länder, die durch übermäßige Consumtion der gebrannten Wasser aus den Fugen einer besonnenen sittlichen Haltung gekommen sind, z. B. Schweden, wo ein Zehntheil aller Verbrechen in der Trunkenheit begangen wird. Im Allgemeinen muß man eingestehen, daß in den Vereinigten Staaten die wenigsten Verbrechen begangen werden, eine Thatsache, die für die dortige Regierungsverfassung ein gutes Zeugniß ablegt, allein auch zum Theil dadurch erklärt wird, daß sich einmal die Sklaven, die einen großen Theil der Bevölkerung ausmachen, unter einer fortwährenden Obhut befinden*) und sodann die Menschen in dem großen Lande zu weit auseinander wohnen, um in gewaltthätige Collisionen zu gerathen. Auch die Durchschnittsrechnung Frankreichs ist günstiger als Englands; ja in einzelnen Departements übertrifft noch Frankreich die Vereinigten Staaten. Nur daß der Unterschied in Frankreich selbst sehr groß ist. In Corsica kommt auf 1000 Menschen immer 1 Verbrecher (gegen Personen); im Departement Creuse in Frankreich 1 nur auf 30,000. In Neu-Südwales, den Verbrechercolonieen, rechnet man von neubegangenen Vergehen 1

*) Vor der Emancipation.

auf 22; demnächst in Irland 1 auf beinahe 500; in England 1 auf 740; in Schottland auf 1130; in Wales auf 2320. Im Durchschnitt werden jährlich in Englandüber 20,000 Personen in's Gefängniß geführt und zwar als überwiesene Verbrecher.

Um das Beispiel eines Volkes zu wählen, wo man die Natur noch in voller Kraft ihres Waltens glauben möchte, wollen wir Schweden nehmen, über dessen Gerichtsgang von den Jahren 1830 und 31 Berichte bekannt geworden sind. Von Civilprocessen kamen in diesem Lande von 4 Millionen Menschen durchschnittlich ungefähr 170 Concursprocesse vor; darunter, was für die Volkswohlfahrt kein gutes Omen ist, die meisten aus dem Bauernstande. Schuldensachen fallen ungefähr 50,000 vor. Sie betreffen wieder größtentheils den Bauernstand. Einigemal über 100 wurden auch Prediger wegen Schulden verklagt; 1000 Mal Militairpersonen. Die Zahl anderer bürgerlicher Zwistigkeiten erstreckte sich auf mehr als 87,000. Man sieht daraus, welch' eine Haderlust unter den Menschen waltet und wie gerade mit steigender Cultur die Berührungen der Menschen leidenschaftlicher und eigennütziger werden. Von Criminalverbrechen trafen die meisten Strafen Verbrechen gegen öffentliches Eigenthum, bei dessen Verletzung nicht gerade der Verbrecher sittlich verdorben zu sein braucht, Forst- und Holzbeschädigungen; oder sie halten wenigstens den Diebstählen das Gleichgewicht; etwa 3000 Diebstähle rechnet man im Jahre, welches mit andern Ländern verglichen nicht viel sind und im Ganzen noch ein Naturvolk erkennen lassen. Auf 4 Millionen Menschen kommen 4 „Gotteslästerer", 9 Mordbrenner, 56 Mörder, 21 Straßenräuber, 31 Kindesmörderinnen, 14 Giftmischerinnen, 11 Sodomiter, 38 Hochverräther und mehr als 100 Wechsel- und Geldverfälscher. Alle diese Verbrechen wurden größtentheils in einem Alter zwischen 25 und 35 Jahren begangen; 44 Verbrechen jedoch sogar von Kindern, die noch nicht einmal das 15. Jahr erreicht hatten. Es ist schwer, solche Angaben entweder beruhigend oder beängstigend zu nennen. Für den Frieden und die Glückseligkeit der Menschen sind es immer zu viel, und doch sind es noch immer weniger als es sein müßten,

Arthur.

Gerechter Gott — Fennimor wäre —

Scott.

Ein Engel, Mylord! Aber mehr — mehr — Mylord! Fennimor iſt frei! Nach einer kurzen, einer Trennung mehr als einem Bund ähnlichen Ehe ſtarb der Elende — noch jetzt iſt ſie Ihrer würdig, Mylord! — Sie haben eine Freundin — die Sie liebt, ewig lieben wird. Mylord, blicken Sie um ſich —

Arthur
(ſieht Fennimor).

Ha!

Fennimor
(ſtürzt in ſeine Arme).

Arthur!

(Sie halten ſich umſchlungen.)

Bin ich an den Pforten der Ewigkeit angekommen? Fennimor!

Fennimor.

Arthur? Mein? Mein?

Arthur.

Sind das Träume? Was geſchieht mir? Was that ich?

Trilbie
(der ſich am Spiegel inzwiſchen zu ſchaffen machte. Beſtürzt).

Sir! Hier iſt mehr getroffen als Ihr Schatten! (Oeffnet zu allgemeinem Entſetzen die Thür.)

um über die Welt den Fluch der Peſſimiſten auszuſprechen und in die Wüſte zu ziehen.

Die Nothwendigkeit der Anlage neuer Gefängniſſe hat Gefängnißſyſteme veranlaßt, die eine eigenthümliche Literatur hervorgerufen haben. Man ſtreitet ſich, ob man die Gefangenen abſondern, mit einſamer Haft, oder ob man ſie beiſammenlaſſen und dann mit dem Zwang des Stillſchweigens beſtrafen ſolle. Darüber iſt alle Welt einverſtanden, daß Beiſammenſein mit voller Freiheit der Unterhaltung und Mittheilung die Abſtrafung in Amuſement verwandeln würde. Eugène Sue hat in ſeinen Pariſer Myſterien unwiderleglich bewieſen, wie dieſe heitere Form der Gefängnißeinrichtung die Quelle einer immer mehr geſteigerten Verderbniß iſt; in der freien Unterhaltung werden Pläne geſchmiedet, die nach überſtandener Strafzeit zum Ausbruch kommen. Freilich ſind die beiden andern Syſteme, wenn ſie auf die Spitze getrieben, werden, ihrerſeits wieder eine Caricatur, an die unſer Gefühl ſich nicht gewöhnen kann. Abſchließung, dermaßen conſequent durchgeführt, daß ſelbſt in der Gefängnißkirche zwar Allen gepredigt wird, aber kein Gefangener den andern ſieht, ſcheint mir Uebertreibung. Ebenſo wie das Beiſammenſein mit dem conſequenten Zwang des Stummbleibens nur Trotz, Heuchelei, Verſtocktheit und Betrug jeder Art erzeugen muß. Der Gefangene ſoll büßen, aber in Formen, die nicht raffinirt ſind. Man iſt deshalb auch darin übereingekommen, daß ſich eine zweckmäßige Miſchung beider Syſteme empfiehlt.

Die Verbrechen unſerer Zeit — ſelbſt wenn ſie mit zunehmender (künſtlicher) äußerer, oberflächlicher Bildung ſteigen ſollten — ſind nicht ſo bedenklich, als ein gefährlicheres Uebel: die Sittenloſigkeit ohne Verbrechen. Was wird nicht geſtohlen, ohne daß der Dieb gehängt werden kann! Was nicht betrogen, ohne daß man den Betrüger ſo nennen darf! Es wird ſogar gemordet, ohne daß es Mörder und (wenigſtens augenblicklich) Leichen gäbe. Die Weltbildung unſerer Zeit iſt deshalb die, ſich bei Niemand etwas Guten zu verſehen, ſondern in den unſchuldigſt ſcheinenden Berührungen immer die Schlange zu wittern und ſich auf ihren Sprung zu rüſten. Vertheidigung muß jetzt ſogleich wieder

Angriff sein. Man steht immer auf den Hinterfüßen und traut dem Frieden nicht. Ein Satyriker würde ein weites Feld haben, wenn er allen Annäherungen zwischen Ge- und Verbrechen nachspüren wollte und jene ehrlosen Handlungen aufdeckte, die jetzt vor der Welt mit Ehren überhäuft werden. Er würde in seinem Eifer Manchem Unrecht thun und Vieles zu lebhaft hinstellen; allein für halbe Zustände giebt es keine andere Behandlung, als sie ganz hervorzuziehen, mit Wurzeln und noch mit der Erde daran. Wie Vieles, was jetzt, zumal in der Welt des Handels und Wandels, äußerlich schön und lustig blüht, würden wir schon vom Wurm der Unehrlichkeit benagt finden! Das halbe Verbrechen, die Unsittlichkeit ohne Anklagepunkt — der Dichter kann hier zuweilen den dunkeln Schleier lüften — im Zusammenhange und mit dem Streben, vollständig zu sein, möchte des Versuchs einer Darstellung würdig erscheinen, aber wir würden dabei, immer tiefer in Anklagen verstrickt, vom Strome des Lebens fortgerissen werden. Das Böse ist hienieden mit dem Guten einmal verbunden, wie die edlen Metalle mit den Schlacken.

X.

Religion und Christenthum.

Wenn man über die Religion sprechen will, kann man vor dem Thema der Priester nicht dazu kommen. Schwer wird es, das Ewige und Unsterbliche jenen Geistlichen aus dem Auge zu lesen, welchen die Religion nur in ihrem Rock, ihrer Pfründe, ihrer angelernten Universitätsweisheit sitzt. Lange Schaaren von Pfarrern und Jesuiten wallen an meiner Erinnerung vorüber. Viele erkenne ich, Schleicher und Spieler, Komödianten und Verzückte, Geldmacher, einige brave Seelenhirten. Die Confession macht keinen Unterschied. Unter den Protestanten wird Ablaß ertheilt und unter den Katholiken werden die meisten Ungläubigen angetroffen. Kleine Stadtgeistliche

ſind Päpſte, und der Papſt iſt heutiges Tages, ohne die Jeſuiten, ſelbſt nur ein ſchwacher alter Mann, der ſich weniger um den Staat der Kirche, als um den Kirchenſtaat bekümmert. Daß es hier nur gleich zugeſtanden werde: der Geiſtlichen allein wegen glaubt man nicht mehr an das Chriſtenthum; ſondern wer daſſelbe in Ehren hält, dem fließt ſein Glaube aus Ueberzeugung, aus einem dringenden Bedürfniß.

Das Oberhaus in England zählt ſechs Erzbiſchöfe: deshalb werde ich mich wol, um keinen allzugrellen Fingerzeig zu geben, auf die Biſchöfe beſchränken müſſen, um zu zeigen, was man z. B. in England einen geiſtlichen Würdenträger nennt. Keinen Katholiken, gerade einen Proteſtanten wähle ich. Dr. Knox war ein Seitenverwandter Lord Eldon's, dieſes ewigen Kanzlers, der, ſo unwürdig er deſſen war, an der Spitze des engliſchen Gerichtsareopags länger als dreiundzwanzig Jahre ſaß. Man will ſogar ſagen, Dr. Knox wäre ſein natürlicher Sohn, und man wird mich blind nennen, wenn ich die Aehnlichkeit nicht erkennen wollte. Genug, Dr. Knox war Biſchof, noch ehe er Doctor war. Er ſtudirte weniger Theologie als Jagd. Indeſſen hielt er eine ſalbungsvolle Predigt, wozu Lord Eldon das Oberhaus eingeladen hatte. Dieſe Predigt machte ihm ein Jugendfreund Maſter Job und paukte ſie ihm ſogar ein. Er ſagte ihm, wo der Stümper nach den Vorſchriften der Paſtoraltheologie ſanft weinen und wo er blitzen und donnern müßte. Knox, der ein ſchlechtes Gedächtniß hatte, wie wir gleich ſehen werden, mußte die Predigt ableſen. Allein ſo gut Job's Herz war, ſo ſchlecht war ſeine Handſchrift und Knox blieb ſeiner undeutlichen Schriftzüge wegen mehrmals ſtecken. Er war ſo rauhen Herzens, daß er Job darüber noch Vorwürfe machte. Dieſer ertrug Alles mit Sanftmuth. Er hatte ſich verliebt und wünſchte ſich eine Pfarre. Knox machte ſeine Carrière ſchneller, als er geprediget hatte. Er wurde geiſtlicher Präbendar in Irland, ſtieg von Jahr zu Jahr, erhielt die Biſchofsmütze, den Doctorhut und Sitz und Stimme im Parlament. Hier ſpielt er eine unzurechnungsfähige, träge Drohne. England erlaubt das Alles. Er hat ſeinen Biſchofsſitz in Irland, zieht 20,000 Pfund jährlich aus dieſem armſeligen Lande, 20,000 Pfund,

wo nicht 1000 Pfund von Protestanten und 9,000 Pfund von Katholiken kommen müssen, das Uebrige von Legaten, und dennoch, wenn Freunde der Aufklärung und des Vaterlandes vor die Schranken des Hauses treten und eine Bill zur Besserung der irischen Mißverhältnisse einbringen, so nimmt Dr. Knox eine gelehrte Miene an, räuspert sich, blättert gleichsam in seinen Oxforder Collegienheften und erklärt: Quod non! gleichsam als wenn ihn theoretische und nicht praktische Gründe bestimmten, für sein leibliches Interesse zu stimmen. Dr. Knox hält jährlich einmal eine Rede in seiner Pfarrkirche. Er liest sie aus dem Concept eines jüngern Theologen ab. Er beweist den Mitgliedern seines Bisthums, daß er jährlich 20,000 Pfund dafür verdiene, daß er lesen gelernt hat. Sonst kümmert ihn die Religion weniger als der innere Ausschuß des Crockfordclubs. Eine Parthie Whist oder wie eine berühmte Schachparthie enden wird, das ist ihm werthvoller, als die Entscheidung eines theologischen Streites. In Frankreich würde ein solcher geistlicher Schattenkönig in der Gesellschaft oft mitgenommen werden; man würde ihn fragen: Sir, Ihr seid so nachdenklich, müßt Ihr Messe lesen? Oder Sir, ich habe dieser Tage von meiner Stute Semiramis ein Füllen zu erwarten, wollt Ihr es nicht taufen? Allein in England wird diese Sinecure in der Gesellschaft stillschweigend hingenommen. Sie gilt nur als Titel und Geldtruhe. Anstellungen nach dem Verdienste sind in England etwas so Unerhörtes, daß sich die vornehme Gesellschaft schon von vornherein stillschweigend darüber verständigt hat, unter sich einig zu sein und Alles, was draußen ist, zu brüskiren. Dr. Knox kommt nie in eine Verlegenheit, über sich selbst erröthen zu müssen; denn was an ihm unveränderlich ist, ist seine Peerie. Wäre er nicht Bischof, so würde er vielleicht als Lord Knox im Oberhause sitzen.

Wir sagten schon, daß dieser Ehrenmann ein mangelhaftes Gedächtniß besitzt. Sonst würde er seinen guten und gelehrten Freund Master Job nicht so bald vergessen haben. Seinem Namen entsprechend, ist Master Job bis jetzt nur in die Schule der Leiden gegangen. Seine Eltern trieben in London einen kleinen Kram und gehörten zur Gattung jener so-

genannten respectablen Leute, die, wenn sie so genannt werden, es wenigstens in den untern Ständen mehr verdienen, als in den obern. Sie hatten ihren Sohn ihrer Meinung nach zu nichts Besserem bestimmen können, als wozu ihn Gott berufen zu haben schien. Vielleicht erregte es ihren Stolz, ihn einst auf der Kanzel zu sehen, denn daß die sonntägliche Lectüre einer alten Predigtsammlung nach der Kirche reine Frömmigkeit gewesen, ist man bei den Christen, welche nicht Dissenters sind, nicht sogleich geneigt, anzunehmen. Genug, Toby hielt als Kind schon jeden Sonntag Nachmittag eine Predigt, die er aus jenem Buch ablas und wobei er die Manieren des Pfarrers, den er Vormittags selbst gehört, so nachzuahmen wußte, daß die Eltern ihn für einen Heiligen hielten. Mit dem Oel der Stipendien wurde dies allmälig anglimmende Kirchenlicht sparsam erhalten. Toby war fleißig, gefügig, sanft gegen Lehrer und Kameraden; ja die Verbindung mit dem hochfahrenden Knox beruhte bei ihm auf Herzensgüte. Auch bestärkten ihn die Eltern, diese Freundschaft warm zu halten. Job trug Knoxen wie sein Kreuz auf die Schädelstätte der jährlichen Prüfungen. Er war der Lootse, der ihn mit eigener Lebensgefahr aus allen Stürmen der Unwissenheit in den Hafen eines guten Zeugnisses geleitete. Job, der ein so gefühlvolles Herz hatte, daß er sich sogar lange vor dem richtigen Zeitpunkt verliebte, sehnte sich nach keinen höhern Ehren, als denen einer bequemen Landpfarre. So ringt nun Job in einem versteckten Winkel Englands mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, hat für einen reichen Nachwuchs an Kindern zu sorgen und ist oft Wochen lang von den nothwendigsten Bedürfnissen entblößt. Wäre die Landnatur weniger schön, so würde man glauben müssen, daß ein solcher Mann auch nicht eine einzige Freude im Leben genösse.

Ich gehe auf den Continent über. Wenn sich die geistlichen Charaktere hauptsächlich nur durch innere Herzens- und Verstandesrichtungen unterscheiden, so ist es der geistliche Stand überhaupt, welcher die Entfaltung eigener Manieren hintertreibt. Dennoch haben sie in ihrem Bereich noch viel Abschattirungen. Der Eine neigt zum Zweifel hin und zeigt dies, wenn auch nicht auf der Kanzel, doch im Schachclub;

der Andere ist so religiös, daß seine Reden auch im gewöhnlichen Leben Predigten sind. Jene Schach-Clubbisten pflegen das Christenthum an den Meistbietenden, den Witzigsten loszuschlagen. Manchmal sind sie es selbst; sie legen die Speisen vor und geben den Ton an; ihre Ruhe, ihr Stand muß ihnen als Relief ihrer Einfälle dienen; indem sie sicher sind, nicht das Gleichgewicht zu verlieren, setzen sie alle Andern auf die Erde ab. Man trägt sich in der Gesellschaft mit ihren Bonmots und erkennt diese sogleich daran, daß man von ihnen immer glauben möchte, sie kämen am wenigsten von einem Pfarrer. Ihr Witz waltet überall, nur auf der Kanzel nicht. Dort predigen sie „gediegen", aber ohne Originalität. Sie lesen ihre Predigt ab und sagen, wenn man ihnen über die Frömmigkeit derselben sein Erstaunen ausdrückt: „Lieber Freund, ich predige nicht, was ich lehre, sondern was die Schrift lehrt!" Solche Heuchler können niemals in Conflict mit jenen Regierungssystemen kommen, die sich's im neunzehnten Jahrhundert zur Aufgabe gemacht haben, die Bekenntnißschriften von 1530 zur Conditio sine qua non des Christenthums zu machen und damit enden werden, das Christenthum mehr zu untergraben, als jene Indifferentisten.

Ich rede noch immer von den Geistlichen. Andere giebt es, welche in der Mitte zwischen Welt und Kirche zweifelhaft sind, wo sie hingehören. Zu fürstlichen Beichtvätern würden sie sich besonders eignen, weil die geistliche Würde bei ihnen mit den feinsten Manieren verschmolzen ist. Dies sind die berühmten sonntäglichen Hauptprediger, die einen so schönen Styl in ihren Predigten haben und besonders von den Frauen angebetet werden. Ihr Auge strahlt eine gebrochene Verklärung aus; ihre Rede besteht theils aus Prosa, theils aus Versen; jene ist mit Blumen bedeckt, mit Frühlingssäuseln und jenen transparenten Glorien, wo im Brillantfeuer die Worte strahlen: Glaube, Liebe, Hoffnung. Diese Verse treten immer da ein, wo das Gefühl des Redners überströmt, bei Uebergängen und Schlußabsätzen. Die Frauen lassen sich von solchen Geistlichen wie von Magnetiseuren behandeln.

Andere wieder sind mürrisch, finster, schwarzgallig. Ihr Temperament ist es, das zu Verketzerungen, geistlichem Terroris-

mus, affectirter Orthodoxie fortreißt. Dieſe Tyrannen ſprechen immer im Tone der Bibel. Chriſtus fährt nieder zur Hölle und zertritt die Schlange. Dieſe Geiſtlichen glauben, vielleicht in guter Meinung, daß man unſrer eigenwilligen Zeit, gegenüber der Würde des Chriſtenthums, nichts zugeben müſſe; ſie wollen ihre Feſtung vertheidigen, ſie haben vielleicht nicht einmal die Abſicht, uns in ſie aufzunehmen, ſondern ſie wollen ſie uns blos nicht freiwillig übergeben. Die Idee, die ſie von Chriſtus, vom Glauben und der Kirche haben, iſt ſtarr, ihre Worte ſind ſchroff, Ueberzeugenwollen iſt ihre Abſicht nicht, ſondern man müßte ſchon ganz vollkommen mit ſich im Reinen ſein und keine Zweifel mehr haben, wenn man ganz mit ihnen übereinſtimmend denken und fühlen wollte. Sollte man glauben, daß dieſe ſymbolgläubige Orthodoxie noch im neunzehnten Jahrhundert Gegenſtand der innern Staatenpolitik werden konnte?

Man verwechsle dieſe Orthodoxie nicht mit dem Pietismus. So orthodox der letztere iſt, ſo hat er doch ein gewiſſes Leben, einen feuchten Blick in ſeinem Auge. Er will nicht blos ſtrafen, ſondern auch gewinnen, locken, überzeugen. Um über einen einzigen Sünder den Sieg zu gewinnen, wird der pietiſtiſche Geiſtliche jahrelang nicht müde, ſondern umſtrickt ihn ſo lange mit ſeinen oft ſpitzfindigen Erörterungen, bis jener matt wird und ſich ergiebt. Dieſe Geiſtlichen, die unter den Diſſenters in England, den Herrenhutern und Mähriſchen Brüdern in Deutſchland ſo häufig ſind, wenden ſich im Leben und in der Kirche gern an den Einzelnen, wenn ſie bekehren, und an die Maſſe, wenn ſie ſtrafen wollen. Die Maſſe verwerfen ſie, aber ſie ſuchen Einen nach dem Andern von ihr abzuſondern. Sie beſuchen ſeine Wohnung und helfen, wenn er darbt; ſie geben ihm die Bücher, die ihm zu ſeiner Erweckung und Erbauung fehlen. Dieſe Geiſtlichen bahnen wunderliche Lebensauffaſſungen an. Sie würden hochbefriedigt ſein, wüßten ſie Mittel, alle Künſte, Gewerbe und Handelszweige in Berührung mit der Kirche zu bringen. Wüßten ſie doch eine neue Hierarchie herzuſtellen, bei der ſie weit entfernt ſind, das Papſtthum nachzuahmen, ſondern nur die „erſte chriſtliche Geſellſchaftsverfaſſung“!

Gehen wir von den Geiſtlichen auf die Pflanzſchulen ihrer Bildung, auf die Univerſitäten. Da iſt eine deutſche Univerſität! Wie ſieht ihre theologiſche Facultät aus? Zehn theologiſche Richtungen und jede hat einen eignen Profeſſor. Der eine baſirt den Glauben auf die Vernunft, der andere die Vernunft auf den Glauben. Da iſt Einer, der ſich ſo lange mit philoſophiſchen Vorſtudien, wie Magneten, beſtrichen hatte, daß er nachher durch's Chriſtenthum wandeln konnte, wo ihm alle Dogmen anſchoſſen und es ausſieht, als müßten ſeine philoſophiſchen Meinungen auch eine chriſtliche Geltung haben. Er behauptet, daß das Chriſtenthum eine Wahrheit des Gemüthes ſei.*) Ein anderer Theolog, der die innere Regſamkeit des Gedankens, nicht die Wärme des Gefühls hat, macht das Chriſtenthum zum Schlußſtein ſeiner philoſophiſchen Speculation. Er beweiſt, daß die Grundwahrheiten des Chriſtenthums einen metaphyſiſch vollkommenen Sinn hätten, und beſitzt, trotz dieſer fixen Idee, eine gewiſſe trockene Ironie, die ihn beſonders zur Polemik gegen ſeine Gegner geſchickt macht, worüber dann die Studenten in Jubel ausbrechen.**) Ein dritter iſt Pietiſt, und trotz eines jugendlich hübſchen Ausſehens in dem Grade, daß er während der Vorleſungen nie die Augen aufſchlägt, ſondern ſich in das Holz des Katheders mit ſeinen Blicken einſaugt, wahrſcheinlich um nicht zu erſchrecken, wenn ihn, ſeinen orthodoxen Behauptungen gegenüber, die Wände kahl und zweifelnd anblicken ſollten.***) Da iſt ein Andrer, — als ich ihn zum erſten Mal ſah, erſchrak ich vor ſeinem überunweltlichen Ausſehen. Eine heilige Sabbathruhe lag auf ihm, ein ſo beglückter Gottesfriede, daß ich mich zweifelnd fragen mußte: „Iſt er wirklich ein getaufter Jude?“ Er war es, er war vom Idealismus der chriſtlichen Religion überwältigt, ſchmiegte ſich an die Erſcheinung Chriſti mit der Innigkeit eines Johannes an.†) Er vernachläſſigte dabei ſich ſelbſt und den Umgang mit der Welt,

*) Schleiermacher.
**) Marheinecke.
***) Hengſtenberg.
†) Neander.

aus Liebe zu dem großen Religionsstifter, den er nicht anders, als: „der Herr, der Heiland, der Meister," ganz im orientalischen Dufte dieser Wörter nannte. Man konnte nicht sagen, daß er combinatorisches Talent für die Bereicherung der theologischen Wissenschaft besaß; was ihn den Studenten lieb machte, war der Parallelismus des Wissens und Glaubens, die Ineinanderwirkung der christlichen Gesinnung mit christlicher Erkenntniß und die praktische Abgrenzung, die er den Wissenschaften gerade für den nöthigen Bedarf zu geben wußte. Während es bei gelehrten Theologen so schwierig war, ihre, fast einen weltlichen Charakter tragende theologische Wissenschaft sogleich mit dem spätern geistlichen Berufe auszugleichen, fand man bei ihm Alles zusammen, den Text und die Melodie.

Welchen von diesen Lehrern will man sich zum Dolmetscher des Christenthums wählen? Bei Jedem war Jesus derselbe und bei Jedem ein Anderer. Die Wahl ist schwer. Gemüth, Erziehung der Einzelnen, Bildungsgang werden entscheiden. Leider aber entscheidet meist die Augendienerei, die Hoffnung auf Beförderung, die Unterwürfigkeit unter die Ansicht, welche die Stellen vergiebt, Liebedienerei gegen die unglückseligen Regierungsmaximen, die eine Parthei gegen die andere bevorzugen. Daher die Heuchelei, der falsche, erkünstelte Fanatismus, das theologische Partheigezänk und die vielen abnormen Erscheinungen, die besonders in Preußen gegenwärtig mehr auf einen Staat der geistigen Ohnmacht als der Intelligenz schließen lassen.

Gehen wir jetzt zur Sache selbst über und fragen zuvörderst: Welches Christenthum ließ uns das achtzehnte Jahrhundert als Erbschaft zurück? Mitleidig zuckten die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts zu der in Märchen verwandelten evangelischen Geschichte die Achsel. Die riesengroßen Strahlen, welche sonst die Sonne der Mythen vom Gottessohn geworfen hatte, wurden immer matter und zurückgedrängt in einen Anfangspunkt, der nicht einmal mehr (denn die Zeit war geschmacklos) als Poesie, sondern nur als kindische Fabel angesehen wurde. Konnten in der Philosophie nicht mehr feste und ausgearbeitete Systeme bestehen, wie

Holiday

(hält ſich verwundet kaum aufrecht und wankt einige Schritte vorwärts).

Die Hölle über Euch! Ich vergaß — ha, ha! auch ich bin ein Douglas! Der dreizehnte hat ſich an mir erfüllt! (Er ſinkt nieder.)

Arthur.

Großer Gott — von meiner eignen Hand?!

Scott.

Erſchrecken Sie nicht, Mylord! Ihre Hand lenkte die Gerechtigkeit des Himmels! Seit Jahren hat ein Böſewicht den Grund der Melancholie, den die Natur in Sie pflanzte, genährt — ein Erbe Ihres Namens, Ihres Vermögens wollte Sie tödten durch Sie ſelbſt! Zeitig vor der Kataſtrophe angelangt, belauſchten wir vor zwei Stunden Ihren Abſchied von Holiday. Der Unglückſelige wußte, was in Ihnen dämmerte — ſtatt Licht zu geben, vermehrte er das Dunkel Ihrer Seele! Ein unblutiger Mörder, hat er Ihnen die Waffen des Todes in die Hand gegeben — wir folgten Ihnen — wir ſahen, daß Ihre Sinne ſich verwirrten — daß Sie den Wiederſchein Ihres eignen Ichs verwechſelten mit ſich ſelbſt — Dieſer Irrthum war die Kriſis — Sie ſind gerettet!

Arthur.

Fennimor, Du wirſt ſchaudern vor einer Hand —

Fennimor.

Die ich mit meinen Küſſen bedecken werde, die ich mit meinen Freudenthränen rein waſche von aller Schuld!

machen wollen, wie ſchon im Herkulesmythus nichts als eine Verherrlichung der wunderthätigen Wirkungen jenes Geſtirns enthalten ſein ſollte? Das, was uns das achtzehnte Jahrhundert vom Chriſtenthum hinterließ, war eine wüſte, frivole Zerſtörung, über deren Trümmern man der natürlichen Religion Tempel baute.

Das religiöſe Leben im Gegenſatz zur Wiſſenſchaft, um die es ſo bedenklich ſtand, konnte eben ſo wenig gedeihen, da es nichts mehr zur Anknüpfung vorfand. An Verketzerung und Verdammung des Skepticismus von Seiten der Orthodoxie fehlte es nicht, allein die Orthodoxie, die ſich ſelbſt überlebt hatte, enthielt in ſich keine Befruchtungskeime mehr; ſie konnte durch praktiſche Wirkſamkeit in den meiſt leer ſtehenden Kirchen kaum Weiteres mehr bewirken, als daß ſich die dogmatiſchen Sätze und die bibliſchen Ausdrücke dafür im Gedächtniß des Volkes nicht ganz verloren. Pietiſten gab es zwar hier und dort. Wie aber das Streben derſelben immer nur auf Abſonderung geht, ſo konnten ſie die trockene Geiſtesrichtung, die ſie umgab, ſelbſt wenn ihnen Macht der Rede und irdiſches Gut zu Gebote ſtand, wie beim Grafen Zinzendorf der Fall war, doch nicht in neue Gluth verſetzen. Scheint es aber bei Alledem erwieſen, daß ſich das religiöſe Bewußtſein allmälig wieder durch die Zerſtreuung der Menſchen und die Nüchternheit ihres Verſtandes durchgearbeitet hat und unſere Zeit gegen die vergangene wenigſtens eine allgemeine Durchſchnittsreligion wieder anerkennt, ſo ging dies nicht von den Pietiſten aus, ſondern es trafen andere Umſtände zuſammen, welche den erwähnten Unterſchied hervorriefen.

Indeſſen iſt gerade durch die Geſchichte des religiöſen Geiſtes, wie dieſer in unſerer Zeit gegen die vergangene abſticht, ein wichtigeres Ergebniß für das Chriſtenthum enthalten, als wenn Concilien, Univerſitäten oder Männer von Kant's Scharfſinn über das, was am Chriſtenthum zuläſſig oder verwerflich iſt, entſchieden hätten. Ich meine nämlich dies: In dem Maße, als wir das Chriſtenthum gegenwärtig gegen die philoſophiſche Erbſchaft des vorigen Jahrhunderts wieder agiren ſehen, in dem Maße, als ſich der chriſtliche

Glaube wieder ſichere Ruhepunkte und poſitive Anknüpfungen hat erobern können, iſt auch die Fähigkeit und Kraft ausgeſprochen, die wir hinfort der Tradition dieſes Glaubens für zukünftige Zeiten zuſchreiben dürfen. Mehr aber auch nicht. Denn wenn wir im Allgemeinen nicht leugnen können, daß unſere Zeit es doch zu keinem glänzenden Siege des Chriſtenthums, keiner aus ihm ſelbſt hervorſtrahlenden Entfaltung ſeiner göttlichen Glorie hat bringen können, möchte man da nicht annehmen, daß das Ziel, welches vom Chriſtenthum ferner erreicht werden kann, nun wol deutlich und klar genug vor Augen liegt? Jetzt, wo Niemand mehr für die Frivolität eines Voltaire einſtehen will, wo Jedermann den Atheismus für Renommiſterei hält und die bibliſche Geſchichte ſicher iſt, gegen jede frivole Zerlegung ihres naiven Inhaltes Schutz zu finden; jetzt iſt es auffallend genug und mit einer außerordentlichen Belehrung für uns und alle Zeiten verbunden, daß wir in der Stufenleiter von Entzückung und Gottandächtigkeit, die das Chriſtenthum erlebt hat, nur eine der mittelſten Sproſſen wieder einnehmen und beim beſten Willen, die Göttlichkeit der Offenbarung anzuerkennen, nicht höher gekommen ſind, als das Niveau unſeres gegenwärtigen lichtfreundlichen religiöſen Bewußtſeins iſt. Jedermann, ſelbſt der vernunftgläubigſte Rationaliſt, verwirft die Behandlung, welche das achtzehnte Jahrhundert dem Chriſtenthum widerfahren ließ, und dennoch hat ſich daſſelbe nicht wieder von ſeiner Erniedrigung bis zu dem alten dogmatiſch orthodoxen Glanze erheben können. Das Chriſtenthum bedarf einer Menge zuſammentreffender geſchichtlicher Umſtände, bedarf eines großen Apparats von origineller Speculation auf der einen und überſchwenglichen Gefühls auf der andern Seite, um ſich ungefähr in der Stellung zu erhalten, in der es ſich gegenwärtig befindet. Die organiſche, Leben und Geſchichte ſchaffende Kraft hat das Chriſtenthum verlaſſen; der Keim von Civiliſation und Völkerbeglückung, der in ihm lag, ſein Hiſtorie ſchaffendes Moment iſt abgeſtorben, hat ſich überlebt. Wer wagt dies zu leugnen? Wer bildet ſich ein, noch ein einſeitig chriſtliches Bewußtſein zur Richtſchnur des öffentlichen Lebens und der Politik machen zu können? Die

Reformation mit ihren Folgen war die letzte Verklärung der dem Christenthum mitgegebenen historischen Schöpferkraft. Allein wie entschieden gerade diese Schöpfung war, sieht man daraus, daß doch gewiß in der gegenwärtigen Erscheinung des Christenthums das Moment liegt, auch der Katholicismus müsse noch einmal einer organischen Wiedergeburt theilhaft werden. Aber der Katholicismus wird innere Reformen mit sich vornehmen, wird es sogar bis zur Aufhebung des Cölibats bringen, das Meer der Dinge und Begebenheiten, das Meer der Geschichte wird er in keine große Wallungen mehr versetzen.

Das große Gesetz für die Zukunft wird sich geltend machen, daß es keine Kirche mehr, sondern nur noch religiöse Wahlverwandtschaften giebt und daß die Gemeinde nicht mehr aus solchen besteht, die zusammen gerufen werden, sondern aus solchen, die sich selbst zusammen finden. Es giebt keine Religion und kein Christenthum mehr ohne Ueberzeugung, und deshalb ist der Glaube die Sache des Einzelnen geworden.

Wenn man nun aber doch bei dem in Religionssachen herrschenden Freimuth anerkennen muß, daß in unserer Zeit selbst der Indifferentismus die gute Seite hat, daß er wenigstens eine Verspottung des Heiligen nicht zu äußern wagt, und wenn sich sogar eine weit größere Innigkeit aus den Gemüthern der Menschen hervorarbeitete und religiöse Empfindungen hie und da zu wunderlich überreiztem Ausbruch kommen ließ, so mußten mancherlei Ursachen dazu beitragen, einen solchen Umschwung in der Stimmung und Gesinnung der Zeitgenossen hervorzubringen. Zunächst klang, verborgen zwar und still, aber doch rein und lauter, aus dem vorigen Jahrhundert selbst ein frommer Ton herüber oder wenigstens ein solcher, der zunehmend und sich verstärkend wol dem Läuten der Kirchenglocke ähnlich kam. Der Esprit und die Frivolität jener Zeit konnten das muthlose Herz nicht befriedigen. Es rückten Gleichgesinnte näher zusammen und schufen sich sozusagen einen Cultus, der zwar nur der Liebe und Freundschaft gewidmet war, aber doch mit der Zeit an die tieferen Geheimnisse der Welt und des Lebens anpochte.

An einzelnen Charakteren, die sich sogar in die Annalen der Geschichte geschrieben haben, kann man allmäligen Uebergang aus dem Ueberdruß an einer grassirenden Verstandesrichtung bis zu einem mit Zerknirschung ausgesprochenen Bedürfniß religiöser Ueberzeugung verfolgen. Wenn auch dabei das Christenthum immer noch in ziemlicher Entfernung blieb und sich fast eine wunderliche Furcht, sein höheres Bedürfniß mit dem Bedürfniß nach Christenthum identificiren zu wollen, an dem damaligen Menschen unterscheiden ließ, so lag es doch in der Natur der Sache, daß das blinde Umhertappen in einem Reiche von Gefühlen, welche durch die entdeckten Wirkungen des Magnetismus noch geheimer und unklarer wurden, sich weder selbst beruhigen noch mit Andern verständigen konnte. Der schwankende Kahn suchte ein Ufer, um anzulanden, und lief, um sich mit dem ewigen Lebenswasser zu versehen, bald wieder in die Häfen der heiligen Küste ein.

Bei den politischen Stürmen, welche durch das Grenzgebirge der beiden Jahrhunderte sausten, hätte das Christenthum, wäre es noch ein hoher, die ganze Welt überragender Stamm gewesen, unfehlbar den aufgeregten Elementen nicht widerstanden. Napoleon schonte den Papst, weil dieser ohnehin schwach genug und in der hartnäckigen Benutzung seiner damals kleinen Macht dem gewaltigen Andrange seines tyrannischen Willens nirgends zugänglich war. Die Blüthen des Christenthums wuchsen längst auf niedrigen Gesträuchen und konnten deshalb leichter verschont werden, indem die Wetter der Geschichte über ihnen wegrollten. So kam es, daß diese gewaltigen Geburtswehen einer neuen Zeit, deren in Heiterkeit erzeugte und in Schmerz geborne Söhne wir sind, das Eigenthum der Kirche — ich meine die in den Gemüthern gelegenen geistigen Besitzthümer derselben — wenig verletzten; ja im Gegentheil schossen die dreigespaltenen Kleeblätter der christlichen Liebe aus der Wiese des Lebens frischer und grüner auf als je, da sich die Wolken oft genug entladen und Berg und Thal erquickt hatten. Unglück hebt, ein Ungewitter befruchtet. Die Empfindungen der Menschen, ihre Bestrebungen in allen Gebieten wurden nach endlicher, 1815 erfolgter Beilegung des langen Völkerkampfes muthiger und kräftiger;

was in Frage ſtand, wurde mit ernſtem Sinne angeſprochen, der Anſpruch wurde dringlicher wiederholt und wol gar in Drohung verwandelt. So traten auch Kirche und Religion mit feſten Schritten auf, entwickelten durch innern Partheikampf einen Reſt bisher unbekannter Lebenskraft; es war, als hätte die Zeit ſo Wunderbares und Außerordentliches ſelbſt erlebt, als hätten die Menſchen in dem Grade ihre Maßſtäbe vergrößert, daß nun wol auch im Gebäude des Chriſtenthums der großartige Grundriß wieder behauptet werden konnte. Der Himmel ſchien der Erde näher gebracht und das Wunder weniger unmöglich zu ſein. Das war der Fehler, man reſtaurirte nicht blos Jeſus, ſondern auch die Jeſuiten. Man hat zu weit reagirt und zu viel künſtlich muſiviſch zuſammengeſetzte Trümmer der Vergangenheit als dauerhafte und unumgängliche Organe unſeres Lebens darſtellen wollen.

Außer dieſem großen Zuge der Begebenheiten gab es manche andere Einwirkungen, welche Religion und Kirche wieder in einen Theil des alten Anſehens ſetzten. Philoſophie und Kunſt hatten ſich aus der verworrenen Gegenwart in die alten Zeiten geflüchtet. Die kräftigſten Gedanken und verklärteſten Phantaſieen geriethen in die immergrünen Epheugewinde der Vergangenheit. Das Studium zog eine ſo ſüße Gewöhnung an ſeinen Gegenſtand nach ſich, daß ſie ſich auch auf die neuen Verhältniſſe übertrug. Die Denker wurden auf den Zuſammenhang der bisherigen Menſchenſchickſale aufmerkſam und erkannten den Unterſchied der Zeiten und Epochen und verliebten ſich wol in die Merkmale derſelben ſelbſt. Die Künſtler überzeugten ſich, daß allerdings die wahre Meiſterſchaft in der Kraft, im Talente liegt, aber ſie erkannten auch, daß ſelbſt den Gemälden eines Titian und Raphael kein ſo großer Zauber innewohnen würde, wenn ſich nicht die Phantaſie dieſer Künſtler an den Hintergrund ihrer Zeit und des damaligen Lebens hätte lehnen können. Wie viel Aufforderung, die kalten, zweifelnden Stimmungen zu bekämpfen und Ernſt und Thatkraft wieder herzuſtellen, herzuſtellen durch eine Religioſität, die bald ihre Berechtigung überſchritt!

Allerdings selbst die ausschließlich politischen und socialen Tendenzen der Zeit konnten der sich einmischenden Religion nicht entrathen. Was die Humanität erstrebte, konnte nur durch fromme und edle Motive gerechtfertigt werden. Wodurch ließ sich die Abschaffung der Sklaverei empfehlen, als durch die Lehre von der durch das Christenthum veredelten Menschenwürde! Selbst wenn man streitet, ob die Juden ein Recht haben sollen, an unsern gemeinsamen öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, so hat sich mancher Freund der Emancipation dabei auf den Geist des Christenthums berufen. So sind bei all' den großen Fragen, mit deren Lösung unsere Zeit sich beschäftigt, sogar in neuester Zeit beim Communismus, die Wahrheiten der Religion und Moral, tröstend oder anfeuernd, in der Nähe des Schlachtfeldes geblieben. Auf sie beruft sich der Irrthum, die Wahrheit, die Lüge, die Ueberzeugung. Die Religion kann entstellt, aber nicht ganz so leicht mit Füßen getreten werden, wie im vorigen Jahrhundert.

Gehen wir auf das religiöse Leben der Gegenwart näher ein, so wollen wir für diese Gedankenreihe drei Zielpunkte feststellen: die Religion im Gebiete der Kirche und als Wissenschaft; die Religion im Gebiete des Staats; die Religion in Beziehung auf die Gesellschaft und als Gesinnung.

Es war dem kritischen Sinne unserer Zeit angemessen, daß man in der Theologie hauptsächlich über Ursprung und Zusammensetzung der Bibel Rechenschaft zu geben versuchte. Das „Buch der Bücher" wurde von unserer philologischen Richtung wie jedes andere vom Alterthum überlieferte Buch betrachtet und um so lieber in ihrer Geschichte verfolgt, als es der Theologen genug giebt, welche den Dogmen nicht gern in's Antlitz sehen und ihre Gelehrsamkeit lieber in einem Gebiete walten lassen, wo sich allerdings aus den wissenschaftlichen Resultaten Schlußfolgerungen der wichtigsten Art für das Christenthum ergaben, aber keine Nöthigung eintrat, diese selbst zu ziehen, indem man die Theologie hier für einen bloßen Zweig der Philologie ansah. Die gegen die Schriftsteller des Alterthums nicht selten mit glänzendem Erfolg aufgetretene Zweifelsucht theilte sich auch der

Bibelforſchung mit. Die erſten Bücher des Alten Teſtaments verloren den Nimbus von Uralterthum, in welchen ſie ſich bisher durch den Glauben, daß ſie von Moſes wären, gehüllt hatten. In eine viel ſpätere Zeit wurden dieſe angeblich älteſten Urkunden des Menſchengeſchlechts hinaufgerückt und aus Gründen der Sprachbildung wurde das Buch Hiob als viel älter erkannt, als die Bücher Moſes. Zur kritiſch-linguiſtiſchen Erklärung geſellte ſich beim alten Teſtament eine äſthetiſche, die, von allgemein literariſchen Geſichtspunkten ausgehend, ſich nicht ſcheute, alles bisher natürlich Erklärte bildlich zu nehmen und in der heiligen Poeſie der Hebräer weit weniger der Heiligkeit, als der Poeſie ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Durch dies Intereſſe, das zunächſt nur allgemein literariſch war, wurde die Bibel (Altes und Neues Teſtament) bald vom Duft der orientaliſchen Dichtkunſt und Mythe umwoben, ſo daß das urſprünglich noch im Chriſtenthum befindliche Hebräiſch in Sitten, Glauben und Sprache bald als Abſenker jenes phantaſtiſchen Rieſenbaumes erkannt wurde, welcher über den ganzen Orient von ſeinen Zweigen die Märchen abſchütteln ließ. Wenn nun auch der anatomiſche Verſtand gegen die Schriften des Neuen Teſtaments mit ſchonungsloſer Prüfung ihrer Echtheit verfahren war, ſo hatte man doch durch die Kritik zu keinem feſten Ziele kommen können. Ueberall ſchwankte man auf unſicherm Boden, innere und äußere Widerſprüche lagen offen zu Tage; allein dies blos formelle Verfahren bedurfte gerade jener Ergänzung, die von dem Zuſammenhange mit dem Oriente hergeleitet wurde. Das hiſtoriſch Unglaubwürdige, kritiſch Ermittelte war ſchwer von den übrigbleibenden Schlacken abzuſondern und auf einen ſichern Platz zu bringen. Selbſt Chriſtus und ſein Leben boten Schwierigkeiten. Es iſt aber leicht zu zeigen, was im Leben Jeſu richtig und einzig und allein möglich war, denn gerade die mythiſche Verklärung iſt ſchon ſo mit Urſtoff der Begebenheit, die eine neue Welt ſchuf, verfloſſen und vermiſcht, daß man ſich ohne dieſelbe in der Beurtheilung der Bibel gar nicht mehr auf religiöſem Gebiete befinden würde. So hat auch der Nachweis, daß das Meiſte in der Bibel mythiſch zu verſtehen ſei, der Nachweis des Zuſammenhanges der verſchie-

denen jüdiſchen und gnoſtiſchen Elemente, die das Chriſtenthum bildeten, mit dem Oriente ſeine Unterſuchungen doch damit geendet, daß ſie am wenigſten zur Benachtheiligung des Chriſtenthums dienen ſollen.*)

Freilich kann man, wenn es ſich nur darum handelt, beſtimmte Dogmen feſtzuſtellen, welche, erhoben zur Glaubensnorm, ferner noch das Symbol der Kirche bilden ſollen, nicht in Abrede ſtellen, daß dieſe angedeutete Richtung auch zu weit gehen kann. Der Rationalismus behauptet dies geradezu. Er hat Recht darin, daß er eine Religion verlangt, die nur deshalb die Offenbarung verwirft, weil die Religion mit der unmittelbaren Fähigkeit des Menſchen, Religion zu faſſen, zu begreifen, in ſein Inneres einzuführen, zuſammenhängen muß. Der Streit, in welchen die Dogmatiker zu allen Zeiten gerathen ſind und in welchem ſie noch liegen, dreht ſich um die Quelle der Religion, ob dieſe eine natürliche oder geoffenbarte ſei. Die Einen trauen ſich Alles zu, ſo gut wie Gott die Geſchichte zu ſchaffen, die Andern trauen ſich Nichts zu. Die Letzten ſind jedenfalls, da ſie in der Offenbarung etwas Mechaniſches ſehen, Buchſtabenmenſchen. Sie ſehen in der Religion eine Veranſtaltung, die von Gott herrühren ſoll. Die Andern freilich, in dem Glauben, daß jeder Einzelne aus ſich eine Theodicee ſchaffen könne, nahmen Wiſſen für Religion. Dieſer Zwieſpalt zwiſchen Vernunft- und Offenbarungsglauben ſchuf eine dritte Parthei, welche die Tradition der religiöſen Begriffe als eine Offenbarung, wenn nicht Gottes, doch der Geſchlechter an die Geſchlechter nimmt, das Chriſtenthum als eine der lauterſten und tiefſinnigſten menſchlichen Offenbarungen dieſer Art anerkennt und gerade in die Befolgung der Vorſchrift deſſelben, daß man Alles prüfen und das Beſte behalten ſolle, das eigentliche Weſen der chriſtlichen Religion ſetzt. Die Stoffe ſind gegeben, wir ſollen darnach trachten, ſie uns anzueignen. Wir ſollen unſer Leben zu einer Ueberzeugung ſuchenden Arrondirung im Chriſtenthum machen und

*) Spätere Anmerkung. Weshalb ſich auch in Strauß die Richtung ausbildete, von dem falſchen Wege ſeiner Kritik ganz abzubrechen und weit über den Wolfenbüttler Fragmentiſten hinauszugehen.

mit redlichem Ernste streben, davon so viel, als unsere Kräfte vermögen, zu bewältigen.

Die streitenden Partheien innerhalb der christlichen Kirche entfernen sich zu sehr vom Wesen der Religion überhaupt. In dem Ausdruck: „Vernunftreligion" liegt ohne Zweifel ein Widerspruch oder wenigstens eine Zusammenstellung zweier Worte, die nicht zusammen gehören. Wenn Vernunftreligion das Erzeugniß und zugleich das Gesetz der Vernunft sein soll, dann begreift man nicht, warum die Vernunft überhaupt noch der Religion bedarf und weshalb sie sich herablasse, noch eine Erregung ihres innersten Wesens zuzugestehen, die nicht schon in ihr selbst läge. Weit richtiger wäre der Ausdruck, wenn unter ihm blos die Nagelprobe verstanden sein sollte, welche die Religion vor der Vernunft zu bestehen habe, so daß die Vernunftreligion deshalb vernünftige Religion genannt wird, weil sie nicht wider die Vernunft sei. Denn man muß darauf zurückkommen, daß die Religion zunächst nichts ist, was mit der Vernunft aus einem andern Grunde in Berührung kommen dürfe, als darum, daß Vernunft ja so gut der Prüfstein der Religion ist, wie z. B. der Kunst. Die Phantasie hat noch niemand für das Product der Vernunft ausgegeben, wie auch noch niemand sagte: Vernunftphantasie. Darum hört aber die Phantasie noch nicht auf, der Vernunft als der Richtschnur ihrer Aeußerungen unterthan zu sein, wie frei sie sich auch sonst bewegen kann und wie verschieden sie auch sonst in ihrem Wesen von der Vernunft ist. Hätte das Gefühl eben solche Umrisse, wie diese die Anschauung haben muß, so würde die Vergleichung der Religion mit Phantasie und Kunst noch schlagender sein. Daß Phantasie und Vernunft etwas Verschiedenes und doch Dasselbe sind, sehen wir ohne Weiteres ein; allein wir würden es auch von der Religion und Vernunft einsehen, wenn nicht das Wesen der erstern im Gefühl läge und das Gefühl sich begrenzen ließe, wie sich im Interesse der Kunst phantastische Visionen begrenzen lassen und begrenzen lassen müssen. So sollte denn auch der Ausdruck: Vernunftreligion nie etwas Anderes bedeuten,

als daß man ſich zu einer Religion bekennt, die der Vernunft nicht widerſpricht. Dagegen kann die Vernunft nicht Quelle der Religion ſein, eine unverſtändige Zuſammenſtellung, als wenn man von einem Gemälde, einem Gedicht, einem Geſang, einem Tempel Wunder etwas zu ſagen glaubte, wenn man ſagte, dieſe Schöpfungen ſeien von der Vernunft eingegeben.

Die Vernunft, im thätigen Zuſtande gedacht, iſt der Verſtand. Der Verſtand reißt aber nur nieder, prüft, ſichtet. Fortwährend die poſitiven Momente in dem ſchöpferiſchen Drange des Künſtlers aufhebend, würde er auch fortwährend die Religion beſchränken. Wie oft iſt Rührung, die doch eine Aeußerung der Religion iſt, in Gefahr, von unſerm Verſtande belächelt zu werden, ſo daß man ſozuſagen weint mit dem Ausruf: Was biſt Du für ein Narr, daß Du weinſt! Darum hatte aber doch dies Weinen ſeine gemüthliche Berechtigung. Die Religion liegt nicht unter der Vernunft, und auch nicht in ihr. Sie liegt neben ihr. Es liegen die verſchiedenen Gebiete der Unmittelbarkeit und der Reflexion nahe bei einander, ſind aber nicht daſſelbe; ſie berühren ſich, ohne jedoch einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt zu haben.

Und auch dies, daß die Vernunft ein Prüfſtein der Religion ſei, iſt nur ſo zu verſtehen, daß die Religion darnach ſtrebt, ihre Momente zu feſſeln, Worte, Ausdrücke, Formen für dieſe Momente zu ſuchen, wie die Kunſt nach Fixirung ihrer Phantaſie ſtrebt und ſich erſt in fertigen und abgeſchloſſenen Bildern vollkommen genügt. Laokoon, ein Gemälde Raphael's, iſt dem Sinne nichts ſo Reelles, wie der Verſtand nach Realitäten ſtrebt, es iſt nichts, was aus ſich ſelbſt einen Werth anſprechen könnte, es läßt ſich nicht zerlegen, nicht umſchmelzen, nicht in eine andere Form gießen, ſondern es iſt das, was es iſt, eine factiſch gewordene Grille, die ihre Wahrheit in der Wahrheit jenes Momentes hat, der ſie ſchuf, und wenn ein ſolches Gemälde auch noch ſo viel Entzücken verbreitet, ſo iſt dazu unerlaßlich gläubige Annäherung, eine die Anſchauung des Dichters ſelbſt wieder reproducirende Anſchauung, Reſpect. So in der Religion. Die Dogmen ſind ihre verkörperten Momente, ſind die Kunſtwerke

Arthur.

Holiday! Warſt Du nicht mein Freund?

Holiday.

Bah! Dein Mörder! (Stirbt.)

Arthur.

O ewiger Richter dort oben! Der Wahn entſchwindet, die Liebe bleibt. Nun muß ich leben, leben nicht mehr dem Tode, nein leben dem Leben, bis Du mich einſt rufſt aus dieſen — in Deine Arme!

(Vorhang fällt.)

des Glaubens, ſind künſtleriſche Verſuche, religiöſe Momente zu fixiren. Die Dogmen ſollen der Vernunft nicht widerſprechen; immerhin; aber nehmt ein Gemälde von Tizian, es giebt eine Thatſache, die abgeſchloſſen in ſich ſelbſt in dem Anfang, aus dem dieſelbe hervorſchoß, auch ihr Ende hat; vielleicht würden wir die Aufgabe anders löſen. Vernunft- und Verſtandesreflexionen kann das Bild erzeugen, aber dieſe erſchöpfen ſeinen Werth nicht, von Tizian zu ſein. In dieſem Sinne hat ſich denn auch der religiöſe Glaube, ſeitdem die Geſchichte im Gang iſt, eine Galerie von Dogmen geſchaffen, die man nur als die Verkörperung flüchtiger religiöſer Momente betrachten darf, wobei auf beiden Seiten thöricht verfahren wird, ſowohl, wenn man dieſe Dogmen mit juriſtiſchen Vorſchriften verwechſelt, die ihren Werth in praktiſcher Anwendung haben, wie die Orthodoxie es thut, als auch, wenn das Meſſer der Kritik etwas zerfleiſchen will, was kaum mehr als Duft und Nebel iſt. Die Dogmen ſollte man als die Blüthen betrachten, welche die religiöſe Kraft der vergangenen Zeiten trieb. Wer verlangt von ihnen mehr, als daß ſie duften? Welken ſie? Ade! Wer will ein Verbrechen daraus machen, wenn wir verzweifeln an der Fähigkeit, aus dem mannigfach umgeackerten Boden unſeres Gefühls dieſelben Pflanzen aufſchießen zu laſſen? Wirken läßt ſich nur darauf, daß auch wir aus der Kraft, die in uns wohnt, etwas unſer Gefühl Zufriedenſtellendes erzeugen. Wer nichts aus ſich ſelbſt zu treiben vermag, der laſſe den Samen der überlieferten Dogmen auf ſich fallen. Geht er auf, nun, da ſoll kein Spott ſtattfinden, wenn hie und da die Gegenwart noch ſo glaubt, wie die Vergangenheit geglaubt hat, aber auch keine Verketzerung, wenn ſich das religiöſe Gefühl in neuen Gebilden ausſpricht, neuen Blüthen, neuen Geſtaltungen; nur gegen die ſoll man kämpfen, die ganz brach liegen und die Religion blos zu einer Berechnung des Staates und der Ordnung machen wollen oder die wol gar keine andere Innerlichkeit haben, als einen kalten, gleichgültigen, verneinenden Verſtand.

Die Verdienſte, welche ſich zuvörderſt England um die Ausbildung der Theologie erworben hat, mögen in ſeinen

eigenen Augen ſehr hoch ſtehen, deſto niedriger aber in denen des Philoſophen. Wenn man Bücher leſen will, welche das Chriſtenthum mit Sätzen vertheidigten, die ſämmtlich ſogenannte petitiones principii ſind, d. h. Vorausſetzungen, die ſelbſt unbewieſen ſind, ſo greife man nach den Schriften der engliſchen Theologie. Die chriſtliche Polemik und Apologetik iſt nirgends ſo ausgebildet, wie in ihnen; allein die Beweiſe der Engländer gehen immer im Cirkel. Naturaliſten, Freidenker, Nachkommen des Celſus, ſind von den engliſchen Origenes maſſenweiſe beſtritten worden, und der Ernſt, womit dies geſchah, die beiſpielloſe Dreiſtigkeit, wie man an Sätzen hielt, wo es kaum etwas Menſchenmögliches zu ſein ſcheint, daran zu glauben, dieſe Orthodoxie, die auch nebenbei die Blaſen des bibliſchen Styles trieb, hat den Engländern ſo vielen Schreck eingejagt, daß ſie in religiöſen Dingen wie die Schulknaben ſitzen und entweder Nichts oder Alles glauben. Die Möglichkeit, wie das Unterhaus über die Motive, mit welchen Sir R. Agnew in den dreißiger Jahren ſeine Sonntagsbill zu vertheidigen pflegte, nicht laut auflachte oder die Achſeln zuckte, rührt von dieſer kecken Theologie her, die ſich in England trotz des fortſchreitenden Zeitgeiſtes erhalten hat. Auch das, was die Diſſenters für Theologie leiſten, iſt gering. Wen ſein Glaube glückſelig macht, der fühlt kein Bedürfniß einer wiſſenſchaftlichen Prüfung deſſelben. Die Literatur der Diſſenters beſteht aus religiöſen Romanen und Erweckungsſchriften, auf welchem Gebiet die Doddridge und Barter viel evangeliſches Waſſer ausgeſintert haben.

Trotz des Bannfluches, den der Engländer Dr. Roſe auf die deutſche Theologie geſchleudert, werden unpartheiiſche Forſcher anerkennen, daß in der Schweiz, in Deutſchland und Holland das Meiſte für proteſtantiſche Theologie geſchehen iſt. Hier war das Chriſtenthum nicht blos, wie in England, die hochfahrende Grille der Geiſtlichkeit; ſondern es wurde, gleichviel ob aus zweideutiger Stimmung gegen daſſelbe, oder aus innigſter Ueberzeugung und Hingebung ſein Kern mannigfach geprüft, es wurden die bibliſchen Urkunden erläutert und zu Grundlagen von Religionsſyſtemen gemacht, die zwar nicht immer zunächſt vom Chriſtenthum ausgingen, aber doch

auf daſſelbe zurückkamen. Sachſen iſt das Land, von welchem die Reformation aufleuchtete. Noch bis zu dieſer Stunde zeichnen ſich die Deutſchen durch die nimmerſatte Unruhe aus, ſich über die Religion aufzuklären und das Geglaubte auch überzeugt zu begreifen.

Was von dem Streit über Rationalismus und Supranaturalismus zu halten ſei, deuten ſchon oben unſere Bemerkungen an. Keine dieſer Richtungen hat einen ausſchließlichen Werth. Sie drücken eine Methode, ein kritiſches Verfahren aus; ſie können auflöſend und bekämpfend das Beſte wirken, aber nur Halbes und Irrthümliches, wenn ſie eine Religion ſchaffen oder auch nur die Auffaſſung irgend eines Dogma bemeiſtern wollen. Im Grunde ſind dieſe beiden Tendenzen von den meiſten Theologen ſchon wieder umgangen worden, denn weder die wundergläubige Theologie möchte, daß ihr die Schärfe des Gedankens abgeſprochen werde, noch die bloße Verſtandesrichtung, daß ſie die Religion vom Zauber des Geheimnißvollen entkleidet ſehe. So ſuchten ſich über dieſen im Geiſte des achtzehnten Jahrhunderts wurzelnden Partheien neue zu begründen, die zwar die Trümmer und Reſultate der alten in ſich ſammelten, aber nur, um dieſe in einem Gebäude unterzubringen, das in größeren Umriſſen als bisher angelegt war, und ſo glauben wir, daß, ſo weit jetzt wenigſtens unſer Jahrhundert überſehen werden kann, auf dem theologiſchen Gebiete Folgendes die Krone der heiligen Wiſſenſchaft ſein und bleiben müßte:

Nichts wird mehr in Abrede geſtellt, weder die üble Zuſammenſtellung der Bibel, ihre untergeſchobenen Stellen, noch die Abſichtlichkeit, welche ſich im Hervorheben mancher Eigenſchaften des Meſſias, mancher Begegniſſe deſſelben in Gemäßheit der prophetiſchen Stellen des Alten Teſtamentes findet. Die evangeliſche Geſchichte kann von einem Augenzeugen, wie Johannes, in dem Geiſt, wie auch die übrigen ſie auffaſſen, beſtätigt ſein, auch der Verſuch, für ſein Evangelium den bekannten Jünger nicht verantwortlich zu machen, kann geſcheitert ſein; darum werden folgende Sätze noch nicht umgeſtoßen: 1) Die evangeliſche Geſchichte iſt nicht als rein-hiſtoriſche Urkunde geſchrieben worden, als die Chronik eines den wun-

derbaren Ereigniſſen parallel lebenden Autors, ſondern 2) ſie wurde geſchrieben aus der Erinnerung einer ſchon ziemlich entlegenen Zeit; 3) ſie wurde nicht als eine Lebensgeſchichte des Heilandes verfaßt, ſondern als die hiſtoriſche Entwicklung eines Glaubens, der in dem Momente, als der Schriftſteller ſchrieb, ſchon gepredigt wurde, hie und da Fuß gefaßt hatte und ſich in ſeinem Kreiſe behaglich zu runden anfing. 4) Die evangeliſche Geſchichte verbindet mit dem Hiſtoriſchen ſchon einen aſcetiſchen und einen apologetiſchen Zweck. Sie will den Gläubigen und Ungläubigen Rechenſchaft ablegen über ein Ereigniß, das bei dem Anſpruche, überall gepredigt zu werden, nicht wunderbar genug dargeſtellt ſein konnte. 5) Es hatte ſich bereits über das Leben Jeſu eine Reflexion verbreitet; denn Chriſtus ſelbſt hatte nicht ſo gelebt, daß er ſich in die jüdiſchen Meſſiasbegriffe und die Citate aus dem Alten Teſtamente in ſolchem Grade vertieft hätte, wie die Evangeliſten dieſe typiſchen Beziehungen nicht blos als den in ihrer Bildung liegenden Pragmatismus ihres Gegenſtandes benutzten, ſondern ſogar Erlebniſſe ihres Meiſters daran accommodirten, um namentlich die Juden zu überzeugen, daß Chriſtus der wahre Sohn Gottes geweſen. Dieſes prophetiſche Zutreffen der Merkmale des verheißenen Meſſias auf Chriſtus war ſpätere Dialektik. 6) In einer Zeit, wo die Bildung noch nicht durch jene zahlloſe Maſſe von Büchern, in die ſie jetzt verſchloſſen iſt, in ihren einzelnen Momenten auseinander gehalten wurde, floſſen auch gewöhnlich alle Begriffe, die wir jetzt zu ſondern und in beſtimmte Fächer zu ſtellen wiſſen, ineinander. Dasjenige, was der Einzelne wußte, konnte noch ſo gering ſein, er bildete ſich ein Ganzes daraus; ebenſo in der evangeliſchen Geſchichte, wie ſie von den Geſchichtſchreibern aufgefaßt wurde. Sie waren nicht im Stande, ſo wie wir, an der Hand der Chronologie in der Geſchichte vorzuſchreiten, ſondern ſie wirkten einen Stoff, der ohnehin ihr Herz drängte, in den andern und verfielen auch in den Fehler Ungebildeter, das eine Mal, wo man Gelegenheit hat, *etwas* zu ſagen, *Alles* ſagen zu wollen, wie in dieſer Hinſicht Johannes ſchon am Beginn ſeines Evangeliums durch ſeine Lehre vom Logos der ſpätern Kritik eine

Blöße gegeben hat, die allem wohlbegründeten Zweifel am Wunderbaren in der evangelischen Geschichte Berechtigung giebt. 7) Durch diesen Johanneischen offenbaren Beweis mit dem Logos, daß sich die evangelische Geschichte vom Orientalismus, nicht blos der Form, sondern auch dem Inhalte nach, nicht frei erhalten konnte, durch diese Berechtigung, die um so schlagender ist, da sie ja von einem Augenzeugen herrühren soll, hat der Forscher auch freies Feld, die evangelische Geschichte und die Dogmen des christlichen Lehrbegriffes nur im Zusammenhang mit den übrigen mystisch-religiösen Traditionen des Orients zu betrachten.

Es wird keine Verklärung und Wiedergeburt des Christenthums in unserm Jahrhundert möglich sein, wenn wir uns nicht zur Ehre seines ewigen Inhalts, ganz und gar von seiner zeitlichen Form, vom Buchstaben befreien. Wenn das Christenthum nur noch auf die Bibel begründet werden soll, wenn diese durchaus mangelhaften Urkunden allein die Göttlichkeit Christi beweisen sollen, dann würde das Christenthum in eine bedrängte Lage kommen. Man würde es bald fragen, ob es kein anderes Recht auf die Geschichte und Jahrhunderte hätte, als jenes geschriebene. Und darin sind wir fortgeschritten, daß wir an einen mechanischen Zusammenhang in historischen Dingen und an eine Religion, die sich zweitausend Jahre erhalten hat, nicht mehr glauben würden, wenn sie sich nur einzig und allein auf ein Buch wie die Bibel berufen würde. Wir werden uns immer mehr daran gewöhnen, das Christenthum als eine Blüthe der allgemeinen Religionsgeschichte zu betrachten und sein inneres Samenkorn zu schätzen, mögen auch die äußern Blätter, auf welchen die Märchen von Wundern, von Auferstehung, von Himmelfahrt geschrieben sind, längst verwelkt sein.

Ein tiefer Denker hat gesagt, daß Jeder sein eigener Messias und die Erlösung eine ewige, das heißt eine immer neue sei; und wenn wir nun sehen, daß in der alten Erlösung, an der, welcher die Zeitgenossen Christi theilhaftig waren, die evangelische Geschichte in der Gestalt, wie sie uns überliefert ist, die Geschichte gerade der damaligen ersten, durch Zeit und Ort, Denk- und Gefühlsweise bedingten Erlö-

sung war, so hat heute noch Jeder, der sich in die Tiefe des Christenthums taucht (und er braucht dazu nichts, als sich in den Jordan seines eigenen innern Menschen zu tauchen), seine evangelische Geschichte. Jene Hülfsmittel, welche die Zeitgenossen Christi bedurften, um an ihn zu glauben, und die da zeigten, daß Er der Verheißene war — diese Bedingung brauchen wir nicht mehr. Ob Christus schon im Alten Testament geahnt war, ob David von ihm redet, das kann für uns nur insofern Werth haben, als wir das Bedürfniß einer bessern Zukunft bei den Alten erblicken und um so mehr Achtung vor einem Ereignisse empfingen, das ihnen diese Zukunft, wenn auch in ganz anderer Gestalt, gebracht hat. Sonst wäre es traurig, wenn jene Wunder des Neuen Testaments, die geheilten Blinden und Lahmen und die Schlußtransfiguration des ganzen Gemäldes für uns keinen höhern Werth haben sollten, als den, daran zu erkennen, wie schon damals an die heilende Kraft der neuen Lehre geglaubt wurde und wie man das Größte, was man damals hatte, das Geheimniß und das Wunder, zum Preis seiner Lehre, die weder Geheimniß noch Wunder war, darbrachte. Jetzt schafft man sich selbst sein Evangelium, und wenn Jeder, der vor der Ewigkeit des Christenthums Achtung empfindet, der selbst in seinen Dogmen um so weniger die Tiefe verkennt, als sie mit der Religionsweisheit des Alterthums und dem Drange aller Zeiten nach Erkenntniß zusammenhängt, seine eigene evangelische Geschichte niederschreiben wollte, so würde sie vielleicht nicht weniger fabelhaft, nicht weniger wunderbar ausfallen, als die alte, und würde der Einflüsse unserer gegenwärtigen Zeit wegen von einer zukünftigen vielleicht ebenso nicht verstanden werden.

Die katholische Theologie leistet nichts für die Aufklärung der Köpfe. In Irland, Spanien, Italien die tiefste Nacht. Die Artikel des Papstes Pius IV. werden nach wie vor von den Geistlichen beschworen. Nirgends, außer Frankreich und Deutschland, ein Schimmer freisinniger Opposition oder wissenschaftlicher Forschung. Deutschland besonders ist seinem alten Rufe, in Ueberzeugungen nach Freiheit zu streben, doch auch in Betreff des Katholizismus treu geblieben. Denn

obgleich der römiſche Stuhl ſehr träge geworden iſt und ſich nur romaniſchen Völkern vorzugsweiſe zuneigt, um deren geiſtiges Leben zu beobachten, ſo hat ihn doch in jüngſten Zeiten außer den Ketzereien Lamennais' Nichts mehr beſchäftigt, als Deutſchland. Aber wie plump und ſchwerfällig iſt auch hier ſein Verfahren, wie kraß die Ignoranz, die ſich trotz der von Dresden, Köln, München zahlreich genug in Rom einlaufenden Denunciationen in den Verdammungsurtheilen zu erkennen giebt! Wird doch ſelbſt Schelling, der gewiß viel für die Hingebung an einen verklärten, filtrirten, abgezogenen Katholizismus gethan hat, verketzert! Dieſe Italiener wollen deutſches Leben verſtehen; die Violettſtrümpfe, die kaum lesbares Latein ſchreiben, wollen über die Forſchungen der Philoſophie und der kritiſchen Wiſſenſchaft abſprechen! Wäre der Katholizismus nicht unglücklicherweiſe an die Idee eines Papſtes und an die einer allgemeinen Kirche gebunden, längſt müßte die Emſer Punktation eine Wahrheit geworden, müßten die in einem Augenblicke des aus Dank gegen die Gottheit wiedererwachten religiöſen Enthuſiasmus abgeſchloſſenen Concordate aufgekündigt ſein, müßte ſich wenigſtens eine ſo tief- und freiſinnige Nation, wie die deutſche, aus der entehrenden Botmäßigkeit unter jenen Italienern befreit haben.

Und es iſt ſeither geſchehen. Ein Theil der deutſchen katholiſchen Kirche hat ſich von Rom losgeſagt. Die Veranlaſſung konnte nicht hiſtoriſch nothwendiger ſein. Der Biſchof von Trier wollte der Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts einen Beweis geben, wie mächtig noch der alte Götzendienſt der Hierarchie in den Gemüthern verborgen läge, und ſtellte ein Kleidungsſtück unter dem Namen des heiligen Rockes als Lockmittel für die wallfahrende katholiſche Welt aus. Dieſe Anomalie unſerer Zeit war zu gewagt. Ein Sturz von dieſer Höhe des Unſinns mußte nothwendig ſein. Ein unſcheinbarer, unbekannter Prieſter richtete an den verblendeten Biſchof, deſſen Namen auf ewige Zeiten unter den Dunkelmännern genannt wird, ein Rundſchreiben von einer ſo bezaubernden Macht der heiligſten Entrüſtung, von einer das deutſche freie Geiſtesleben ſo allumfaſſenden Bildung und

freien Ueberzeugung, daß ein größeres Wunder geschah, als durch den heiligen Rock. Der welthistorische „Zufall" wollte, daß in Schneidemühl, einem kleinen Flecken auf der polnisch-deutschen Grenze, schon eine Gährung zwischen altem und neuem Geist in kirchlichen Dingen ausgebrochen war. Czerski und Sänger sind bedeutungsvolle Namen in der Entwicklung dieser angehenden, wunderbaren Erscheinung, der Lossagung von Rom. Ronge's Brief traf mit dem kleinen Lichtlein in Schneidemühl zusammen und entzündete es zu einer Fackel, die plötzlich ganz Deutschland erhellte und schon weit über 50,000 Bekenner des katholischen Glaubens nicht nur von der Verbindung mit Rom und seinen Satzungen ausscheiden ließ, sondern sogar eine neue und die freieste Form des christlichen Glaubensbekenntnisses gestaltet hat, eine Form, die zusammentreffend mit der im Schooße des Protestantismus ausgebrochenen lichtfreundlichen Bewegung, in ihrer jetzigen äußern, mehr bedrohten, als gefürchteten Erscheinung noch gar nicht ahnen läßt, was sich möglicherweise aus ihrem Schooße gestalten kann.

Der Widerspruch, der sich gegen diese denkwürdigen Bewegungen erhob, führt uns auf die Religion in ihrem Verhältniß zum Staat. Die Erscheinung der Religion als Kirche und das Verhältniß derselben zum Staat betreffend, so begegnet uns hier ein neues, unwiderrufliches Thema der zeitgenössischen Kämpfe, eine Frage, die das Jahrhundert nicht umgehen kann, sondern die es lösen muß. Trennung der Kirche vom Staat — dies ist zwar ein Schiboleth, an dessen historischen Beruf wir um so eher glauben dürfen, als die verschiedensten Partheien es auf ihren Schild geschrieben haben — (Mystiker, Rationalisten, Welt- und Staatsmänner vereinigen sich in dem Streben, die Kirche vom Staate, den Staat von der Kirche zu befreien. Die Einen wollen den Staat, die Andern die Kirche sicher stellen; dort soll die Freiheit, hier die Religion gewinnen); kurz, die Parole ist bei alledem bedenklich.

Der Unterschied der Frage, wie sie in England und Deutschland steht, liegt darin, daß ihr Resultat dort politischer, hier kirchlicher Natur ist. Die englische Kirche ist nicht mit

der engliſchen Adminiſtration verſchmolzen, ſie iſt ein Schlupfwinkel des politiſchen Partheigeiſtes. Die engliſche Kirche leitet und verwaltet ſich ſelbſt, aber ſie iſt eine Macht im Staate, die eben ſolche Anſprüche macht, wie der Staat ſelbſt. Der Staat erhebt Steuern, ſie erhebt Zehnten, der Staat hat Domänen, ſie hat ihre Kirchengüter, ihren Grund und Boden, auf welchem ihr ſelbſt die Katholiken verpflichtet ſind, die darauf wohnen. Die Kirche in England hat ſogar die Freiheit einer Oppoſition gegen den Staat; ſie nimmt eine Reihe von Sitzen in der letzten legislativen Inſtanz des Reiches ein und kann durch geſchickt unterhaltene Bundesgenoſſenſchaft, durch das Verſprechen einer Erkenntlichkeit, wenn es ſich um die Abſtimmung politiſcher Fragen handelt, ſich den Erfolg in kirchlichen ſichern. In England iſt demnach die Kirchen- und Staatstrennung nur in dem Sinne zu verſtehen, daß der Kirche ihr politiſches Fundament, ihre politiſche Rückwand weggezogen werden muß.

Weit vorſichtiger muß man ſein, wenn Kirchen, die keine Autorität haben, ſich nur deshalb vom Staat trennen wollen, um herrſchen zu können und nicht unterthan zu ſein. Ich gebe zu, der weltliche Deſpotismus in religiöſen Dingen, Cabinetsdecrete, die eine eigene Auffaſſung der Lehre vorſchreiben, Amtsentſetzungen, die dem Weigerungsfalle folgen. ſind ein großes Uebel. Aber es handelt ſich, wenn man die laute Stimme des Zeitgeiſtes hören will, nicht um Erſtarkung der Kirche, dem Staate gegenüber, ſondern nur um Befreiung. Die Theologen denken zuweilen bei dem Letzteren auch an das Erſte. Sie wollen eine Kirche aufſtellen mit Concilienlärm, mit geiſtlichen Ständekammern. Sie wollen vom Staate nichts, als die bewaffnete Macht, um ihre Decrete in Vollzug zu bringen. Ein bis zu einem gewiſſen Grade achtungswerthes Streben kann leicht in ein Extrem ausarten, das wenigſtens für die Religionsbekenner, für die Laien, drückender wäre, als bisher die Cabinetsverwaltung der Kirche war. Kurz, man hüte ſich wohl und traue dem Prieſter nicht, wenn er ſagt: „Freiheit der Kirche!“ Selbſt wenn er die ſalbungsvollſten Declamationen gegen den politiſchen Deſpotismus einfließen läßt, wenn er noch ſo viel

gegen Cabinetspolitik spricht und sich beliebter und auf der Tagesordnung stehender Redensarten bedient, er will nichts Anderes sagen, als „Herrschaft der Kirche!“ Was er Würde der Religion nennt, ist nicht selten Entwürdigung des freien Gewissens. Was ihm der Triumph des Christenthums dünkt, kann uns nur als eine Schmach der Vernunft erscheinen. Man lese diese Anempfehlungen kleiner Duodez-Concilien und ständischer Religionsausschüsse, die Vertheidigungen des sogenannten Synodal- und Presbyterialwesens, ob nicht immer der Refrain derselben *der* ist: Hierdurch allein könnte dem Indifferentismus gesteuert werden! Was Ihr Indifferentismus nennt, Ihr Herren, das ist unser Stolz, unsere Religiosität, unsere größere Ehrfurcht vor dem Christenthum, als die wir zeigen würden, wenn Ihr uns zwänget, Eure Kirchen zu besuchen! Mit andern Worten und aus der Priester- in die Weltsprache übersetzt, heißen Eure Klagen: So kann allein wieder ein Kirchenbann, wenn auch ein noch so feiner und den Zeitumständen angemessener, möglich, so kann *Hildebrand* nachgeahmt und jedes Dorf ein Canossa werden! Man weiß, wie wenig der Abendmahltisch besucht ist. Würden die Geistlichen nicht geneigt sein, wenn sie nur könnten, bei Vermählungen, Kindtaufen, bei Vorfällen, wo sie die Menschen als Bürger in der Gewalt haben, von den Brautleuten oder Eltern *Scheine* über die besuchte Abendmahlsfeier zu verlangen? An manchen Orten erhalten wenigstens schon Studenten keine Stipendien, wenn sie sich nicht über einen regelmäßigen Genuß des Abendmahls ausweisen. Mit einem Worte, so lange noch vom Cultus eingestanden ist, daß dieser zum Ressort der Polizei gehört, so lange wird auch kein Zwang in geistlichen Dingen stattfinden; denn wir sind doch wenigstens *so weit* gekommen, daß jeder Staat, mag er auch unfrei verwaltet werden, Scheu hat, seine geistliche Gewalt, die er nur weltlich ausüben kann, zu mißbrauchen.

Es schwebt den Freunden eines „christlich-religiösen Lebens“ als Schreckbild Nordamerika vor, wo die Religion eine Privatsache ist, wo die religiösen Gesellschaften wie Eisenbahnunternehmungen vom Staate concessionirt werden. Der Vergleichungspunkt im Bilde stört uns; sonst will das Princip nichts

Anderes heißen, als daß jede religiöse Gesellschaft, die ihren Cultus üben will, sich der Theilnahme des Staates so zu erfreuen hat, daß er das Vorhaben beschützt. Daß in Europa ein Versuch, die Kirche als ein Ganzes aufzuheben und nur noch Religionsgesellschaften mit mehr oder weniger apostolischer Färbung je nach dem Bedürfniß der Gemeinde zu dulden, daß ein solcher Versuch nicht sogleich jene Willkür zur Folge haben werde, die uns an Nordamerika widerstrebend ist, dafür bürgen die unauslöschlichen Voraussetzungen und Bedingungen unseres europäischen Lebens, die Sitten, die Meinungen, die Verhältnisse, welche Alles umfassen. Um aber beide so wünschenswerthe Resultate zu erreichen, sowohl die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat, wie die Unmöglichkeit, die Kirche mit einer gefährlichen Gewalt zu bekleiden, giebt es keinen andern Ausweg, als den, die religiöse Ueberzeugung frei zu geben und von jenen Gesellschaften, die sich bald als Gemeinde bilden würden, ungefähr nichts weiter zu verlangen, als daß ihre Geistlichen auf den Namen Christi taufen. Denn man fürchte sich doch nicht vor dem, was von Menschenhand ausgeht; man glaube doch nicht, daß im Neuen keine Kraft, im Gegenwärtigen keine Zukunft liegen könne. So gut in alten Zeiten die Formen für göttliche Ueberzeugungen menschlich, für heilige Gedanken weltlich waren, so würde sich auch noch heute die bildende, organisirende, künstlerische Kraft der Menschen in trefflichen Gebilden offenbaren können, wenn ihr nur Raum gestattet würde sich zu bewähren.

Der katholischen Kirche ist es bisher besser gelungen, als der protestantischen, sich als ein selbstständiges Ganzes zu erhalten. Sie hat noch nicht aufgehört, Hierarchie zu sein. Sie befiehlt noch von Oben herab bis in die verzweigtesten Abstufungen einer geistlichen Bureaukratie. Wäre sie auch wol zu schwach, einen drohenden Widerstand gegen die Einmischung weltlicher Zumuthungen zu unterhalten, so ist doch selbst der leidende Widerstand eine Waffe, gegen welche Fürsten und Regierungen den Fanatismus der Massen, den Partheigeist der Priester und die scheinbare Nothwendigkeit eines in sich geschlossenen Kirchenzwecks bedenkend, nichts vermögen. Wie viel Unlust und Qual wußte Herr von Quelen einst

Louis Philippe zu machen! Was hat der Erzbischof von Köln nicht schon den preußischen Staat in Unruhe versetzt! Die weltliche Macht wirft sich noch einmal in die Brust und weist den Inhalt eines Hirtenbriefs zurück, eilt aber, sogleich eine zerstörte Kirche aufbauen zu lassen und den heiligen Vater von allen vorgekommenen Mißverständnissen zu informiren.*) Das macht, die Regierungen geben ungern Beispiele eines Verfahrens, das sie, angewandt gegen sie selbst, für nicht minder unpassend halten würden. Sie schützen die geistliche Macht, um sich mit ihrem Segen selbst heilig zu sprechen, wie auch Napoleon nicht den Muth hatte, den Papst, der in seiner Gewalt war, zu erdrücken, sondern ihn aufsparte, um sich von ihm salben zu lassen.

Die in neuerer Zeit abgeschlossenen Concordate weltlicher und geistlicher Interessen sind fast alle von jenem Geiste dictirt, der den Wiener Congreß beseelte. Man wollte Freiheit vom apostolischen Stuhle, ohne diesem zu mißfallen oder sich wol gar dem Vorwurfe der Irreligiosität auszusetzen. Consalvi protestirte zwar gegen den ganzen Verlauf des Wiener Congresses; allein der retardirende Geist, der die Fürsten beherrschte, kam zuletzt den Separatverständnissen mit dem Papste zu Hülfe. Pius VII., ein starrer Priester, der die Jesuiten wieder aus einem Grabe, in welches sie früher nur eine wächserne Todtenmaske gelegt hatten, erweckte, um eine gerüstete Schaar von Kämpfern zu haben, eine Miliz der kirchlichen Interessen, hatte die Genugthuung, daß die Niederlande, Preußen, Deutschland, die Schweiz sich durch Verträge zu einem Einflusse verstanden, der dem Papste gestattet wurde, weit über die Fortschritte des Jahrhunderts hinaus. Die Fürsten behielten keine andern Rechte, als diejenigen Stellen zu vergeben, über welche sie selbst durch längern Besitz oder spätern Erwerb Patronatsrechte besaßen. Was zweifelhaft in den Bestimmungen war, wurde vom Papste zu seinen Gunsten erklärt. Die Allocutionen dienten als Erweiterungen der Concordate, und die protestantischen Fürsten namentlich, um nicht ihre katholischen Unterthanen, die gewöhnlich auch in neu er-

*) Geschrieben vor der Absetzung Droste-Vischering's.

worbenen beſtanden, aufzureizen, zogen in dieſen Fällen nicht ſelten vor, zu ſchweigen. Im Deutſchkatholizismus hat Deutſchland ein Mittel, mit dem Papſte energiſch zu unterhandeln. Werden es ſeine Fürſten benutzen?

Das religiöſe Leben der Gegenwart iſt blühender und ernſter, als das des vorigen Jahrhunderts. Dennoch iſt dies zum Theil nur die Folge des materiellen Zeitgeiſtes, der die Religion auf ſich beruhen läßt und ſie achtet, ohne ſie auszuüben. In dieſer Rückſicht iſt der Zeitgeiſt ſogar ein Hinderniß der Religion. Er ſpannt andere Netze aus, als die Fiſchernetze des Chriſtenthums, um die Gemüther der Zeitgenoſſen zu gewinnen. Er iſt nicht nur allein auf das Weltliche, ſondern auch faſt nur auf das Momentane bedacht. Eine Geſinnung, wie die des ſechszehnten Jahrhunderts, wo das religiöſe Intereſſe alle andern Fragen abſorbirte, die Politik lähmte, ja den eigenen Vortheil nicht ſelten vergeſſen ließ zu Gunſten ſeiner Ueberzeugung, läßt ſich kaum noch vom heutigen Geſichtspunkt aus begreifen. Sie könnte nur ſporadiſch vorkommen und höchſtens in Deutſchland eine Epiſode des öffentlichen Lebens bilden. Die Redensart, daß man Gott in allen Lagen und Geſtalten anbeten könne, hat unſere Mitwelt längſt für die einzelnen Confeſſionen in der Religion ſtumpf gemacht. Es iſt auch dies, daß die Idee Gottes mit der Zeit ſo vergeiſtigt wurde, der Grund, warum man alles Aeußere in der Religion, Bekenntniß, Ceremonie, Gottesdienſt für unweſentlich hielt und ſich auf Lauterkeit der Gedanken und Hingebung der Gefühle beſchränkte.

Die Mängel der Kirche und die Form des Gottesdienſtes tragen ohnedies viel dazu bei, daß ſich das religiöſe Bedürfniß nicht in zuſammenhängender Einigung und einer das Weſen der Gemeinde wieder herſtellenden elektriſchen Kraft ausſpricht. Seitdem in der Lehre ſo viel in Frage geſtellt iſt, kann auch das Leben in der Religion ſich nur noch nach eigenem Gefallen äußern; iſt doch bei Manchem die Religion jetzt nur noch darin gelegen, daß man über ſie zuweilen feierlich nachdenkt, wie in der That Andacht, das Denken an Gott, hinlänglich und vollauf Religion iſt.

Darum ſoll jedoch nicht geſagt ſein, daß unſere Zeit nicht hie und da Symptome eines ſtarken Dranges nach religiöſem Leben aufweiſt. Nach dem Geiſt des vorigen Jahrhunderts brachen ſo gewaltthätige Ereigniſſe über Europa herein, daß ſich die Menſchheit von einem nicht ſelten mürriſchen Ernſt ergriffen fühlte. Unſere Geſinnungen ſind ſtrenger und rauher geworden, unſere Berührungen ſchroff und abſtoßend. Das Gewirr der ideellen Intereſſen, die ſich wechſelſeitig befehden, um Träumen über Staatsverfaſſung den Sieg zu verſchaffen, die Noth der materiellen Exiſtenz, die oft ſogar da die bangſten Stunden macht, wo das großartige Geſchäft mit den Conjuncturen zu kämpfen hat oder der Reichthum einen Lebensfuß erzeugte, auf welchem immer und ohne Beſchränkung zu leben dem Vermögenden ein nicht ſelten ſchwieriges Bedürfniß geworden iſt; dies alles macht, daß wir die obere und untere Kinnlade ſcharf zuſammendrücken, die Stirne runzeln und die Augen tief in ihre Höhlen zurückziehen. Die ſpätere Wendung, welche die Ereigniſſe nahmen, die den Anfang unſeres Jahrhunderts bezeichnen, ging hie und da wirklich von religiöſen Impulſen aus, man konnte es ſogar möglich machen, die Politik und die Diplomatie einen kurzen Augenblick mit der Religion zu verbinden. Die religiöſen Verirrungen überdies, deren unſere Epoche zahlreiche aufzuweiſen hat, beſtätigen ein immer noch, wenn auch nicht verbreitetes, doch vorhandenes Bedürfniß, das befriedigt ſein will; die Fortſchritte des Pietismus konnten nur in einem Zeitalter möglich ſein, wo es leicht war, an religiöſe Empfindungen anzuknüpfen, ja, ſelbſt ſolche Secten welche aus rein politiſchen Intereſſen, ja ſogar aus induſtriellen hervorgingen, wie der Saint-Simonismus, zogen das Chriſtenthum in den Kreis ihrer ſyſtematiſirenden Beſtrebungen als eine Culturblüthe, für welche die Utopiſten früherer Jahrhunderte in den Treibhäuſern ihrer eingebildeten Staaten und Erziehungsmethoden keine Stelle hatten.

Der Pietismus iſt nicht das Medium, welches dieſen Proceß erklären und läutern wird, oder es müßte denn ſein, wei neue Gebäude am erſten dem Mauerſchwamm ausgeſetzt ſind. Seine große Verbreitung beweiſt noch nicht, daß er allgemein

werden wird. Wäre sein Princip nur das Gefühl, so ließe sich nicht an der Alles bewältigenden Kraft desselben zweifeln, allein sein Wesen ist weit mehr die Autorität, als das Gefühl; es herrscht in dieser Auffassung der Religion nicht einmal das Streben nach einem Siege über die Masse, man sondert sich ab, man entsagt dem Allgemeinen; der Pietismus hat zu allen Zeiten den Verlauf der Cultur und Geschichte nur begleitet, er lief als Basrelief oft mit wunderlichen Arabesken und Verschlingungen den großen Marmorgebilden, die auf dem Postamente der Zeit standen, parallel. Dieselbe Stellung hat er noch gegenwärtig, wobei derselbe noch nicht einmal den Vorzug früherer Zeiten hat, den, in seiner Art einzig und originell zu sein.

Daß der Pietismus nicht bestimmt ist, noch eine bedeutende Entwicklungsstufe im Christenthum selbst zu werden (er will immer das Christenthum nur erhalten, nicht weiterführen wollen) sieht man auch daraus, daß er gern als eine Ketzerei betrachtet zu werden wünscht, sich von der Gemeinschaft mit einer Kirche, die ihm nicht unsichtbar genug sein kann, ausschließt. Der Pietismus muß immer im Widerspruch sein. Die Reibungen erwärmen ihn. So sucht er auch nicht die Kirchen, sondern übt seinen Gottesdienst in Conventikeln, wo ein bestallter oder vom Geist getriebener Redner das Wort führt. Männer und Frauen haben hier ihre eigenen Zusammenkünfte, sie vermischen sich selten untereinander. Feierlicher Gesang mit Begleitung einer Violine, oder auch ganz frei getragen, beginnt die Erbauungsstunde. Dann tritt der Redner auf und hält ein Gebet, worin die größte Kraft dieser Secten liegt. Der Maßstab, den sie an Geistliche legen, ist der, ob sie gut **beten** können.

Obschon der Pietismus sonst nicht das Streben hat, seine Spur mit dauernden und festen Werken zu bezeichnen, so hat sich doch derselbe besonders zwei Aufgaben angelegen sein lassen, nämlich die Bibel überall und das Christenthum unter den Heiden zu verbreiten. Das **Missionswesen** wurde bekanntlich vom Papstthum eifrig gepflegt. Einem Glauben, der schon der Berührung mit dem Kleidessaum eines Geist-

lichen wunderbare Kräfte zuſchrieb, mußte es leicht werden, die Heiden in Maſſe für das Chriſtenthum zu gewinnen oder als Gewonnene wenigſtens auszugeben. Katholiſche Propagandiſten tauften in Amerika und Aſien an einem Tage Tauſende, indem ſie nur mit dem geweihten Waſſer benetzten und über den Unterricht ſich weiter keine Sorge machten. Ja, wenn man über die Frömmigkeit einer buddhiſtiſchen Dame erſtaunen ſoll, welche den Tag hindurch nichts Anderes that, als den Namen Maria ausſprechen, ſo war dieſe Bekehrung dadurch leicht erklärt, daß ſie ſchon als gläubige Buddhiſtin ſich früher damit beſchäftigt hatte, nur den Namen einer heidniſchen Gottheit auszuſprechen, wofür ſie in Kürze den der Maria unterſchob. Wenn die katholiſchen Miſſionarien der Länder- und Sprachkunde genützt haben, ſo nützten die evangeliſchen Heidenbekehrer mehr ihrem religiöſen Zwecke; ſie gewannen Sklaven für das Chriſtenthum und auf der Küſte des Caps beſonders die Hottentotten. Allein im Allgemeinen iſt Dasjenige, was durch das Miſſionsweſen für Ausbreitung des Chriſtenthums geſchehen iſt, nur ein Sandkorn an dem Weltmeere des Heidenthums. Die Fortſchritte des Miſſionsweſens ſind, wenn ſie nicht gerade an Orten gemacht werden, wo eine politiſche Verfaſſung und eine bereits blühende Civiliſation, wie in Oſtindien und China, dieſelben erleichtert, ſo gering, daß man weit eher fragen möchte: was wirken die Miſſionen auf Die, welche ſie abſenden? als: was wirken ſie auf Die, zu welchen ſie geſandt werden? Im Grunde iſt es unmöglich, wahres Chriſtenthum dort zu lehren, wo alle Vorausſetzungen einer früheren Bildung fehlen, und wenn dieſe Quodez-Ausbreitung des Chriſtenthums nur dazu dienen ſoll, Geſittung zu erreichen, dann möchte wieder der Erfolg mit dem Aufwand von Kräften, der dazu nöthig iſt, in keinem Verhältniß ſtehen und das Bedenken nicht unerlaubt ſein, ob es nicht andere und kürzere Mittel gäbe, Naturvölker zu bändigen. Das Chriſtenthum kann ſeine Kraft nur dann üben, wenn es innerlichſt aufgenommen und verſtanden iſt. Iſt das Chriſtenthum Zweck, ſo wird er hier verfehlt; iſt es Mittel, ſo iſt es theils zu ſchwach, theils zu theuer. Das Miſſionsweſen, wie es jetzt iſt, ſticht gegen die Erweiterung,

die man ihm als einer Gesellschaft für die Civilisation der Heidenwelt geben könnte, winzig ab; es ist ein kleines, zerbrechliches Kanot, das sich ohne Assecuranzprämie, ohne Wasser und Lebensmittel, ohne Compaß und Steuerruder auf die See hinaustragen läßt, wo es seine Wirkung auf zwei, drei Menschen beschränkt, die es sozusagen auf irgend einer kleinen Insel, an welche sie der Sturm wirft, antrifft. Es ist nichts gegen Das, was es sein will.

Auch kann ich nicht die Verwunderung unterdrücken, warum sich das Missionswesen nur mit dem blinden Heidenthum beschäftigt und nicht mit dem sehenden, d. h. mit dem Heidenthum, das sich nicht für blind hält. Man hört immer von Missionen in die Südsee, auf die Freundschaftsinseln; warum nicht auch von Missionen unter die Türken? Freilich besitzen diese eine weltliche Herrschaft, die für den armen Missionair unüberwindlich ist. Allein könnte man nicht an den Grenzen werben und sich nach und nach durch ein methodisches Verfahren in das Innere der Länder hineinbekehren? Es giebt auch christliche Theologen, welche das Missionswesen in seiner jetzigen Gestalt ganz verwerfen und es für kleinlich und eines die gebildete Welt beherrschenden Glaubens für unwürdig halten, sich bei fremden Völkerzuständen einzuschleichen, Theologen, die ihrerseits überzeugt sind, das Christenthum solle nur die Folge jener Ausbreitung sein, nach welcher die Menschen ohnedies hinstreben, die Ausbreitung politischer Herrschaft, wie auch im Alterthum Bonifacius und Irnerius und die übrigen Heidenbekehrer bei Weitem nicht so viel gewirkt haben, als wenn Karl der Große die Sachsen aus dem Lande schleppte oder die Völker selbst nach Italien kamen, wo diese ohnedies Neues suchten und nebenbei das Christenthum mitnahmen. Welch' ein zweifelhaftes, ja ohnmächtiges Geschenk ist das Christenthum, wenn ihm nicht die Civilisation zu Hülfe kommt! Was ist es, daß ein Wilder am Meeresstrand die Bibel küßt und, ohne sie lesen zu können, zur Noth ihren Inhalt erfahren hat; was ist es, wenn Zehn, Zwanzig mit ihm auf gleiche Weise bearbeitet sind und sich doch nirgends die Möglichkeit zeigt, hier auch jenen großen, welthistorischen Segnungen des Christenthums Raum zu

ſchaffen und namentlich in denen, die getauft ſind, den Trieb der Weiterfortpflanzung ihrer Erkenntniß und das Märtyrerthum zu erwecken! Dieſe Familie küßt ihre Bibel, erzählt ſich von Chriſtus, ſtirbt allmälig aus, die Tradition ſtirbt mit aus und die Bibel vermodert auf den Gräbern der kleinen Gemeinde, die nie gewußt hat, was ſie mit ihrer Beſſerung und ihrer Tradition hat machen ſollen. Gerade weil es dem Miſſionsweſen nicht gelungen iſt, das Chriſtenthum als Funken in Gemüther zu legen, die ſich dann weiter entzündeten und der Miſſion ſelbſt das Geſchäft aus der Hand nahmen, gerade weil die wenigen Gewonnenen nur arme, hülfloſe Schafe waren, die ewig des Hirten bedurften, um nicht in der Irre zu gehen, gerade darum war das Miſſionsweſen nicht werth, daß man es beim Erwachen unſerer religiöſen Empfindungen wieder neu zu beleben ſuchte. Man kann ſagen, daß durch das Miſſionsweſen weit mehr die Bekehrung unter uns, als die unter der Heidenwelt dargethan iſt.

Segensreicher wirkten jedenfalls die Bemühungen der Bibelgeſellſchaften; denn ſelbſt wenn ſie mit dem Miſſionsweſen Hand in Hand gingen und ihre Aufgabe mit einer Ueberſetzung derſelben in Heidenſprachen löſten, ſo haben ſie, wenn nicht dem Chriſtenthum, doch der Philologie genützt, wie Dr. Carey, der früher Schuhmacher war, gewiß nicht ſo viel wahre Chriſten als wahre Sanskritaner gezogen hat.

Auch für die Bekehrung der Juden ſchießt der Pietismus Geld zuſammen. Es wird Samſtags z. B. in Berlin in einer eigens dazu beſtimmten Kirche gepredigt, um die Juden anzulocken; allein wenn ihnen nicht, wie einſt den Sachſen, das Henkerſchwert droht, wer kann ihnen verargen, daß ſie die chriſtlichen Kirchen nicht beſuchen und noch weniger Chriſten werden! Dieſe Geſellſchaften zur Bekehrung der Juden haben wenig Erfolg, und wo ſie ihn hatten, kamen die Strahlen der Erleuchtung nicht von der Sonne der Wahrheit, ſondern von den blanken Ducaten, mit welchen die Geſellſchaft bereit iſt, einen abtrünnigen Juden zu unterſtützen.

Es iſt hier der Ort, von den Juden zu ſprechen. Wenn

nicht das Christenthum allmälig eine so ausschließliche Richtung angenommen hätte, so würde es weniger auffallend sein, ein Volk und eine Religion unter uns zerstreut zu sehen, die ursprünglich zwar der Stamm des christlichen Glaubens war, sonst aber in den Folgen, die sie für die Gesellschaft hatte, eine der eigenthümlichsten Stellungen gewonnen hat. Mitten durch unsere Gesellschaft zieht sich ein eigener Völkerbund, der überall seine Heimath hat, wo nur seine Glieder weilen, der in Gesichtsbildung, Charakter und Religion einen entschiedenen Gegensatz gegen das germanische und romanische Leben bildet. Es ist ein Volk, das ohne Verabredung sich doch erkennt, das kein eigenes Ziel hat und sich doch nicht dem des übrigen Europa anschließt; ein Volk, das den Augenblick benutzt, um durch seine Lage gezwungen nur das Individuum, und was es an Freundschaft und Verwandtschaft besitzt, zu heben. Hie und da erinnert der Zustand desselben noch an die Zeiten der finstersten Barbarei; denn nicht nur, daß die Unterdrückung die Menschen dieses Glaubens vom reinigenden und erfrischenden Zugwind der Fortschritte im öffentlichen Leben entfernt gehalten hat, sondern sie selbst machen zuweilen kaum größere Ansprüche, als nur sicher in ihrem Hause zu sein, kleinen Geschäften ohne Zwang vorzustehen und an einer religiösen Ueberzeugung haften zu dürfen, die ihre Grundlage in der Verehrung des Alten hat und eine messianische Hoffnung predigt, von welcher der Jude nur zu gut weiß, daß sie weit über den Horizont des Möglichen und Glaublichen hinausliegt. Hie und da trieben die Bedürfnisse des Geistes oder die Ansprüche des Reichthums das zerstreute Volk aus jenen Gassen, in welche sie das Mittelalter verschloß, heraus; sie ließen den Unterschied der Religion daheim zurück als ein mit den Fortschritten der Aufklärung allmälig schwächer gewordenes Abzeichen, schlossen sich an die übrige christliche Gesellschaft an und wußten durch Scharfsinn, Reichthum und nicht selten zugestandene Autorität (die Rothschilds) die Trennung immer mehr in Vergessenheit zu bringen. Jüdische Zumuthungen an die christliche Gesellschaft, welche man in den Zeiten des Mittelalters für Hochverrath genommen hätte, erhielten jetzt einen kräftigen Nachhalt. Der

Jude will keinem einzelnen, wie Goldadern unſer Europa durchziehenden Volk mehr angehören, ſondern behauptet, durch Sprache, Sitte und Geburt Europa als ſeine Heimath errungen zu haben; er will nach dem Maße von Laſten, die ihn drücken, auch an den Vortheilen des öffentlichen Lebens Theil nehmen und verlangt das vollkommene Bürgerrecht um ſo dringender, als die erwachte Humanität in dieſem Bürgerrecht auch das allgemeine Menſchenrecht anerkennt. Wir erleben das in alten Zeiten unerhörte Beiſpiel, daß die Juden ihre Nationalität, ihre Abſonderung, ihren Stolz, ja den größten Theil ihrer Religion preisgeben, um ſich den öffentlichen Thatſachen des Chriſtenthums ohne Unterſchied als Gleichberechtigte anzuſchließen. Hätte man im fünfzehnten Jahrhundert die Juden emancipiren wollen, ſie würden die Freiheit nicht angenommen haben; die Unterdrückung war alltägliche Gewöhnung, ſie würzte den Glauben, der ſeine größte Stärke in unwahrſcheinlichen, aber ſchmeichelhaften Hoffnungen fand. Die Juden würden um den Preis ihrer Religion und Nationalität die Erlöſung aus ihrem Joche nicht angenommen haben. Jetzt aber, wo an die Stelle der Ariſtokratie der Geburt die Ariſtokratie des Geldes getreten iſt, wo Induſtrie und Handel die Gegenſtände der politiſchen Sorgfalt ſind, wo die dogmatiſchen Traditionen des Glaubens gelüftet wurden, hat ſich auch bei den Juden längſt der Ehrgeiz und der Abſcheu verloren, mit dem Chriſten eine und dieſelbe geiſtige und leibliche Speiſe zu eſſen. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ringen die Juden nach Emancipation und werden darin von aufgeklärten Chriſten unterſtützt. Sie wollen nicht mehr auf Pfänder leihen, mit alten Büchern handeln, mit dem Queerſack durch die Straßen ziehen und für alte Kleider neues Geld geben; ſie ſind des Wuchers müde, um ſo mehr, als ſie nicht mehr das alleinige Privilegium dazu haben, ſondern ſchon längſt von den Chriſten darin übertroffen werden. Den Vorwurf, daß ſie zur Emancipation noch nicht reif ſeien, können ſie inſofern zurückweiſen, als die an ihnen vermißte Bildung nicht die Urſache, ſondern die Folge der Emancipation ſein kann; denn giebt es Bildung, wo keine Freiheit iſt?

Uriel Acoſta.

Trauerſpiel

in

fünf Aufzügen.

Die Emancipation der Juden ist eine so lebhafte Tagesfrage, daß man sie kaum erwähnen kann, ohne zugleich mitten in Polemik versetzt zu sein. In Frankreich ist sie entschieden; dort werden die Juden zu Deputirten gewählt und können Theil nehmen an der Gesetzgebung und Administration des Staates; jedes Gewerbe ist ihnen gestattet, ja sie haben sogar die Freiheit, Soldat zu werden und sich für ihr neues Vaterland todtschießen zu lassen. In Belgien giebt es jüdische Maires genug, ja trotz der katholischen Staatskirche wohnen Juden den königlichen Kindtaufen als Zeugen bei. Ueberhaupt verschmilzt der Jude in romanischen Staaten leichter mit der Masse, als in germanischen, obgleich sie auch in den Niederlanden gleichberechtigt sind und der vollkommensten Freiheit genießen. In England und Deutschland steht der Vermischung der Juden mit den Christen der hier auffallende Unterschied der Race entgegen, denn mancher Franzose sieht ohnehin wie ein Jude aus, während englische und deutsche Juden gegen eine blonde oder doch größtentheils blauäugige Nation mit ihren scharfen südlichen Physiognomieen auffallend abstechen. Dennoch hat auch schon in England die Bemühung des Herrn Grant ansehnlichen Fortschritt gehabt, und in Deutschland ist sogar ein Staat, wenn auch freilich durch die unmittelbare Einwirkung Rothschild's, zu einer völligen Emancipation der Juden gediehen, Hessenkassel. Adressen werden an die gesetzgebenden Körper eingereicht, sie werden theils von Leidenschaften, theils von Gehässigkeiten, nicht selten auch von wirklichen, zuweilen verblendeten Ueberzeugungen bestritten. Die Juden führen mit großer Gewandtheit die Feder und wissen ihren Forderungen in der Literatur einen Nachdruck zu geben, der um so kräftiger ist, als der Ruf nach Freiheit in einer bessern stylistischen Lage ist, als das kalte Wort der Unterdrückung.

Es ist billig, bei der Betrachtung dieser Frage zuerst die Hindernisse zu erwähnen, die ihrer schnelleren Lösung noch entgegenstehen. Judenhasser sagen: „Es giebt treffliche Juden; aber der Durchschnittscharakter des Volkes ist herzlos. Die jüdische Jugend ist vorschnell, zudringlich. Die bei uns üblichen bescheidenen und zarten Rücksichten nimmt sie nicht. Man

gehe nur mit Juden von feinerer Bildung und tieferem Gemüth um, bald wird man von ihm bestätigt hören, daß für seine eigene Bildung und Humanität das gewöhnliche jüdische Treiben unerträglich ist. Man ist ewig der Medisance ausgesetzt, man wird nach Maßstäben geschätzt, die kleinlich sind, die Kunst und Wissenschaft wird nach dem Gelde angeschlagen und das Wucherwesen quillt noch aus den Poren des elegantesten Benehmens hervor. Wie oft erschrickt nicht der tieffühlende Jude über eine Rohheit der Seinigen, wie ängstlich wacht er, daß irgend ein lächerlicher oder auffallender Zug derselben verrathen werde, und wie schmerzlich muß er oft zugestehen, daß es unter der christlichen Jugend nicht immer jene Gewohnheiten gebe, die unter der jüdischen herrschen! Der Jude wird stark auftragen, wenn er sich über das Gewöhnliche hinausschwingen will; hat er Kenntnisse, so wird er sie mit Arroganz verbinden; ist er Künstler, so wird er eine unausstehliche Genialität affectiren; hat er Witz, so wird er schonungslos verwunden; wird einem etwas zugemuthet, so wird man uns durch dreistere Zumuthungen zu überbieten suchen. Das ist einmal hergebrachter Ton unter ihnen und jeder Jude, der Einsicht und Stolz besitzt, ihn zu verachten, gesteht doch mit Scham, daß die jüdische Art und Weise ein solches Benehmen verlangt und daß eine Nation, die so lange im Zustand der Erniedrigung gelebt hat, nicht anders in ihrer schlaffen, verstandesnüchternen und feindseligen Art, sich zu benehmen, überwältigt werden könne, als durch Unterdrückung."

Man höre ferner, was in verschiedenen deutschen Ständekammern, selbst von liberalen Deputirten gegen die Juden vorgebracht ist: „Der größte Theil der Juden ist auf einen schnellen und wucherhaften Erwerb gerichtet, die Christen sind mitunter schlecht genug, es ihnen gleich zu thun, aber es zieht sich durch ihre Handlungsweise nicht eine so methodische Verabredung über den Gewinn. Die Juden verschmähen kein Mittel, um zu einem reichlichen Ertrag ihrer Geschäfte zu kommen. Ganze Landstrecken sind ihnen verpfändet, fast alle unsere Bauern ihnen verschuldet. Es kommt hinzu, daß im Hintergrunde selbst ihrer überfirnißten Cultur das speciell Nationale von den Juden gar nicht aufgegeben wird und daß

ihre Religion eine geſellſchaftliche Abſonderung verlangt, die für unſer Gefühl im höchſten Grad abſtoßend iſt. Wir können abweichende Lehrmeinungen ertragen, können Anabaptiſten, Quäker, Griechen und Katholiken, wenn wir Proteſtanten ſind, um uns ſehen; allein daß die Juden immer noch fortfahren wollen, eine eigene Geſellſchaft zu bilden, darin liegen ſo viel Erſchwerungsgründe der Emancipation, daß es von den jüdiſchen Advocaten derſelben kurzſichtig iſt, darüber mit einem Sprunge hinweg ſein zu wollen."

Bei den Hemmniſſen der Emancipation leiſten alſo Beſorgniſſe, die mehr oder weniger Grund haben, Vorſchub. Man fürchtet eine Ueberhandnahme des jüdiſchen Geiſtes, ja man glaubt ſogar, daß, wenn am Arme der Autorität erſt der Jude ein Finger ſein kann, er ſich auch bald in die ganze Hand verwandeln werde. Man fürchtet den verſchlagenen und gewandten Geiſt der Juden, ihre Geldmittel und theilweiſe auch ihren Indifferentismus, ihre Gleichgültigkeit gegen dieſe oder jene Form der Oeffentlichkeit, wenn man auch geſtehen muß, daß dieſe doch nur die Folge des bisher mangelnden, mit beſonderer Herzlichkeit umfaßten Vaterlandes geweſen iſt. Man wendet ſogar ein, daß uns die Juden, wenn die Chriſten ihre Parias wären, nie emancipiren würden, weil ihr Charakter und ihre Religion mit ſich brächten, ſich allein für das auserwählte Volk Gottes zu halten. An all dieſen Einwürfen iſt einiges Wahre, nur iſt es auf die Spitze geſtellt und namentlich inſofern irrthümlich, als ſich bei einer erklärten Emancipation der Juden ihr geſellſchaftlicher Körper nicht en choc in den chriſtlichen hineinſtürzen wird. Die Juden ſtehen nicht bettelnd und pochend an der Thür oder lärmen aus Uebermuth und Ungeduld. Da ſie die Emancipation einmal nicht haben und nicht Luſt ſpüren, zu verhungern, ſo haben ſie ſich Lebenswege genug zu bahnen geſucht, arbeiten in ihrem Kreiſe fort und bedürfen zur Proſperität vorläufig nicht der Emancipation. Da man gegenwärtig den größten Theil der Juden handeln ſieht, ſo wird es lange dauern, bis ſie ihre Emancipation auch zu andern Erwerbszweigen benutzen. Die Gleichſtellung würde keinen plötzlichen Andrang, den Ihr ſo ſehr fürchtet, erzeugen. Man

würde in der That erstaunen, wie lange die Juden, wenn ihnen erst die volle Freiheit gestattet ist, zögern, sie zu benutzen.

Man denkt sich immer unter der Emancipation den Moment einer großen tumultuarischen Aufregung. Die Befreiung der Juden wird aber kein Zeichen der Revolution tragen. Wer wird denn kommen und sogleich die Freiheit benutzen? Fürchtet Ihr, der Schachergeist würde sich auf die Richterstühle setzen? Der Trödelgeist hinter die Polizeischranken? Nein. Die, welche zuerst die Freiheit benutzen, würden Gelehrte sein. Nun ist es doch die geringste Gefahr, die uns von der Emancipation treffen könnte, daß Männer von Bildung und Geschmack und nicht selten von Geisteskraft an unsern gemeinsamen Angelegenheiten Theil nehmen, mit uns auf gleichem Fuße stehen und sich wohl gar um die Staatsämter bewerben. Diese erste gelehrte Vorpostenlinie werden wir schon aushalten, wir werden den Unterschied von Sonst und Jetzt nicht merken, da wir längst gewohnt sind, jüdische Aerzte und Advocaten, Dichter und Gelehrte als die Unsern zu betrachten und längst mit ihnen in ebenbürtigem Verkehr stehen. Das zweite Treffen, das in's Feld rücken würde, könnte dann jene kleine Schaar sein, die den Handel verließe und sich zur Industrie wendete; jüdische Gesellen würden zu christlichen Meistern kommen, ja vielleicht selbst Meister werden und ein schönes Geld von den Ihrigen mitbringen, um ihr Geschäft sogleich im Großen zu betreiben. Wer erschrickt hierüber? Der Zunftgeist, die Schuster- und Bäckergilde, die sich mit so vieler Mühe von der Concurrenz befreit hat, sie, die die Jahrmärkte längst verwünscht, weil man auf ihnen billiger kauft, als in ihren Läden; kurz, jener Zunftgeist, der sich noch hie und da vor den Principien der Gewerbefreiheit zu verpallisadiren wußte, den Ihr aber doch überall früher oder später einer Zeit zum Opfer gebracht habt, welche die Rennbahn der Concurrenz jedem Talente, jedem Interesse freigegeben hat. Endlich bestünde das dritte Treffen aus den jüdischen Lazzaroni, welche bekanntlich durch ihren Schachergeist den Christen eine so große Plage sind, daß man froh sein sollte, wenn dem Staate Zwangsmittel zuständig wären, diese aus ihrem Dolce far-

niente herauszutreiben und ſie zu andern Arbeiten anzuhalten als zum Lotterhandel auf dem platten Lande und in den Winkeln der Städte. Es iſt wahr, die gemeinen Juden ſind träge, ſie ſpielen die großen Herren und ſcheuen die Arbeit. Aber gerade der Druck, in welchem der Staat ſie erhält, beſtärkt ſie darin. Emancipirt dieſe Juden! Die Emancipation würde dem Staat das Recht geben und die Pflicht auferlegen, dieſe ſchachernde Lungerei zu hintertreiben und die Juden zur Arbeit anzuhalten.

Gewöhnlich will man die Emancipation von der Bildung, die ſich die Juden erſt verſchaffen ſollen, abhängigig machen; man ſagt ihnen wohl: „emancipirt Euch ſelbſt, dann ſoll Euch die politiſche Freiheit nicht fehlen!“ Allein hier überſieht man denn doch, daß gerade jene Bildung, die wir an den Juden vermiſſen, jene, die ſie mit uns gleich machen und den ſcharfen Accent des Unterſchieds aufheben ſoll, nicht Urſache, ſondern nur die Wirkung der Emancipation ſein kann. Wir finden im Allgemeinen auch Bildung genug unter den Juden, nur hat ſie zuweilen ein Gepräge, das uns befremdet; ſie iſt ſelbſt da, wo ſie ausgezeichnet iſt, manchmal ein wenig wunderlich und der Jude Heinrich Heine würde ſagen lächerlich. Dies Alles kann aber nur die Folge der Iſolirung ſein. Die Ueberreizung ſowol, wie das Deficit, kommt von dem Druck; ja man geht von der Bildung im Allgemeinen auch auf die Religion über und verlangt von dieſer eine Accomodation, die nicht viel mehr ſagen will, als daß die Juden Chriſten werden! Man ſollte ſich doch da um ſo weniger plump und zudringlich einmiſchen, als im Judenthum ſelbſt eine Gährung ausgebrochen iſt, deren Reſultat jedenfalls der höheren, geiſtigen Emancipation derſelben den Weg ebnet.

Mit der Art, wie die Juden ihre Emancipation in Anſpruch nehmen, kann man ſich nicht immer einverſtanden erklären. Es iſt Unrecht, in uns Chriſten nur Tyrannen zu ſehen. Auch wir ſind Sklaven, Sklaven unſerer Vorurtheile. Die jüdiſchen Anwälte der Emancipation wollen das politiſche Recht und geſtehen uns nicht zu, daß die Frage bei uns mehr moraliſcher, als politiſcher Natur iſt. Sie pochen entweder auf die Menſchenrechte oder die Paragraphen einer Verfaſſung,

wo den Juden ein geregelter Zustand versprochen worden, ohne daß die Fürsten daran gedacht, ihr Versprechen zu halten. Gegen diese Behandlungsweise der Judenemancipation darf sich sogar der Liberalismus erklären. Dieser ist der Frage nicht feindlich, er will, die Juden sollen uns Parlamentaire schicken, die denken und fühlen, Parlamentaire, die auch ein wenig auf die Stimmungen des ungebildeten christlichen, leider zum Judenhaß erzogenen und selbst von der Religion dazu getriebenen Volkes achten, keine Rabulisten, sondern Weise. Man soll die Frage verhandeln mit Gesichtspunkten auf die Zeit im Ganzen und Großen, mit Gesichtspunkten der Moral und des höheren Völkerlebens. Daß uns das Judenthum wie ein geschlossener Phalanx mit all' seinem barocken Gesetzeswust in unsere Reihen hereinbreche, das verhüte doch Gott! Das Thor soll offen stehen, ja nicht einmal sollen die Wächter, welche die Durchgehenden prüfen, Christen sein, sondern Ihr Juden sollt selbst an das Zollhaus Eure weisesten und gerechtesten Männer stellen, welche den Ehrgeiz in sich fühlen, die Emancipation als ein schönes und reines Resultat der Humanität zu erhalten und ihr am allerwenigsten den Stempel eines errungenen Sieges für Krethi und Plethi aufzudrücken. Ihr verlangt von uns, daß wir Euch in unsere Mitte nehmen, als Brüder behandeln und sogar mit Staatsämtern bekleiden, und Ihr wollt nicht einmal das Geringe für Eure Aufklärung vermögen, daß Ihr z. B. den Sabbath auf den Sonntag verlegt? Ihr verlangt, daß wir unsere Leidenschaft besiegen, und Ihr besiegt nicht Euern Aberglauben? Wir sollen Euch in unsere Dörfer als Amtleute setzen über Bauern, welche die Juden nicht nur als Reichere hassen, sondern sogar noch als Nachkommen jener Verdammten, die Christus gekreuzigt haben; und Ihr wollt nicht einmal eine Anordnung treffen, die jeder Einsichtsvolle für die auch in's Volk lebendig übergehende Emancipation für unerlaßlich hält?

XI.

Kunst und Literatur.

Sanft und organiſch iſt der Uebergang aus der Religion in die Kunſt. Der Glaube an die Götter ging zu allen Zeiten mit den verſchiedenen Kunſtepochen Hand in Hand; erſt in unſerer Zeit iſt die Kunſt ſo Eigenzweck geworden, daß man den urſprünglichen Zuſammenhang kaum noch ahnt. Jetzt ſchließt ſie ſich eher dem Luxus, als dem Cultus, eher unſerm Bedürfniß des Eſſens und Trinkens, als der heiligen Spende und Opferung an. Wir bewundern die Kunſt in unſern Kaffeetaſſen, in unſern Treppengeländern und Gasarmleuchtern. Auch haben die Dichter ſogar größern Erfolg zu erwarten, wenn ſie ſich gegen den Himmel auflehnen, als wenn ſie ihn auf die Erde herabziehen wollen. Höchſtens, daß die Parallele der jetzigen Kunſt mit der Religion darin beſteht, daß jene eine eigene neben dieſer zu ſtiften ſuchte und daß es immer noch Menſchen giebt, welche, indem ſie den Geiſt des Schönen anbeten, auch den Geiſt des Guten damit zu erfaſſen glauben. Man kann nichts dagegen einwenden; denn es iſt noch immer etwas, wenn man nur wenigſtens das Unſichtbare anbetet, mag es nun die Schönheit einer natürlichen oder einer gemalten Landſchaft, die Schönheit der untergehenden Sonne oder die eines dichteriſchen Schwanengeſanges ſein.

Kunſt und Religion — es iſt dieſelbe Beſtrebung nur in verſchiedener Aeußerung. Dieſe betet die Schöpfung an, jene ſucht dieſelbe zu ergänzen und nachzubilden. In der Kunſt verſchmelzen die Gefühle der Andacht mit ihrem Gegenſtande. Der Cultus nähert ſich nicht mehr in beſcheidener Entfernung dem Allerheiligſten, er hat ſich mitten in das Allerheiligſte ſelbſt verſetzt und bildet ſich aus ihm wieder heraus zu ſchöpferiſchen Geſtaltungen. So verſenkte ſich die Antike mit ihrer großen Virtuoſität im Wollen und Vollbringen in die Vor-

ſtellung des göttlichen Lebens und ſchuf jene Götterſtatuen, über welche hinaus den Gläubigen keine Religion mehr lag. Iſt die Religion ſelbſt erſt bis zur Virtuoſität gekommen, daß ſie ſich ſchon im Cultus der unmittelbarſten Nähe des göttlichen Gegenſtandes bewußt iſt, ſo tritt die größte Gefahr für die Religion ein, ihren geiſtigen Gehalt zu verlieren. Die Kunſt kann dann freilich einigen Erſatz geben, oft großartigen für den Kenner.

Von der Philoſophie unterſcheidet ſich die Kunſt dadurch, daß in ihr der Gedanke auch ſogleich die Form und die Form der Gedanke ſein muß. In der Kunſt iſt gerade dies das organiſche Leben, daß ſie nichts denkt, als das Schöne, und daß das, was an ihr Wahrheit iſt, auch immer ſogleich die Schönheit an ſich hat. Wie ein ſo geheimnißvoller Proceß möglich iſt, darüber können ſelbſt die, welche den Genius dafür haben, ſchwerlich Auskunft geben. Auch erreicht hierin kein Künſtler den Dichter. Denn dieſer allein hat den leichteſten Apparat für ſeine Thätigkeit. Jeder Moment der Begeiſterung iſt ſogleich geſtaltend. Noch glühend kann man den Gedanken zur Schau ſtellen. Der Dichter beweiſt uns vollkommen, worin der Selbſtzweck der Kunſt liegt. Der Begriff der Schönheit muß auch ſogleich die Form der Schönheit ſein. In der tiefſten künſtleriſchen Durchdringung beider Momente halten ſich Form und Begriff das Gleichgewicht und arten weder in allzugroße Förmlichkeit und Kunſteinſeitigkeit, wie bei Goethe, noch in zu tiefe und bodenloſe Speculation, wie bei Shelley, aus. Der echte Künſtler weiß das Ebenmaß von Form und Begriff mit Taktgefühl abzumeſſen. Er findet für jeden Gedanken die Form, die ſeinem Weſen entſpricht; jeder Gedanke bringt im künſtleriſchen Genius ſogleich die Form, welche für ihn paßt, zur Welt. Begeht ein Künſtler Irrthümer vor dem ſpeculativen Forum, ſo werden es doch eben ſo viel poetiſche Wahrheiten ſein, wenn ihnen nur die ſubjective Rechtfertigung, das Gemüth, nicht fehlt. Die objective Rechtfertigung wäre die Schönheit; aber die Schönheit allein kann den irrthümlichen Inhalt nicht entſchuldigen, ob ſie ihn auch mildert. Wie viel muß alſo nicht zuſammenkommen, um jene Harmonieen zu ſchaffen, welche in

den Werken eines Phidias, Sophokles, Dante und Goethe walten!

Doch verlassen wir das Gebiet der Theorie und treten in jene Kunstverhältnisse ein, wie sie uns die Wirklichkeit darbietet. Wie entwickelt sich bei uns der künstlerische Genius, was bieten ihm die Umstände dar; wo fördern, wo verhindern sie ihn?

Es giebt Kinder reicher Juden, die man ganz ausdrücklich zu künftigen Dichtern oder Componisten erzogen hat. Aber in der Regel entwickelt sich der Künstler unter den ungünstigsten Verhältnissen. Sein Talent muß sich erst durch seine Erziehung hindurch Bahn brechen, denn diese kommt wol den Gelehrten, aber nicht den Künstlern entgegen. In alten Zeiten war, wenn nicht die Kunst, doch Manches, was mit ihr eng verschwistert ist, der erste Eindruck, welchen der sich Bildende mit größerer Lebhaftigkeit empfing. Die Religion war die Pforte, durch welche im Alterthum der Bildner und Dichter, im Mittelalter der Maler und Architekt in die Hallen der Kunst eintreten konnten. Jetzt aber läuft die Vorbereitung zur Kunst höchstens der übrigen Bildung, welche man genießt, parallel, bis man dahinter kommt, daß man schon im achten Jahre kleine Kinder ihre Finger auf dem Klavier auszuspannen zwingt, daß sie die Akademie besuchen müssen, um zeichnen zu lernen. Im Alterthum und Mittelalter stand die Kunst dem Gewerbe näher als jetzt.

Da weder in der Erziehung, noch in den Sitten bei uns eine unmittelbare Aufforderung zur Uebung und Ausbildung der künstlerischen Talente liegt, so wäre es wünschenswerth, daß wenigstens die Offenbarung der Natur zum erwachenden Künstlersinn anregend und erweckend spräche. Allein dasjenige, was uns gerade am entferntesten gerückt wurde, ist die Natur. Sie kann in ihrer grünen Frische, in ihrer, vom Gesang der Vögel belebten Herrlichkeit, in ihrer Sprache von Alpen und Thälern zu einem Tyroler sprechen, der so hübsch aus Holz schnitzelt, daß man ihn von seiner Heerde weg in die Akademie rufen sollte, sie kann Dichter entzünden, Maler wecken, allein ist es hier nicht meistentheils der Zufall, der ihr so viel Gewalt leiht, ist sie sich wol überall gleich und

wirkt sie überall die gleichen Wunder? Wo findet man Natur in einer Zeit, wo auch sie unter der Herrschaft der Maschine seufzt, eingefangen wird, um Hebel der Industrie zu werden? Wo ist Natur in Eurer Umgebung, in Euren Sitten, ja in Euren Gärten und Promenaden? Die Natur, welche uns umgiebt, wenigstens die, welche wir sehen, ohne Reisen zu machen, spricht uns so oft nur matt und verwelkt an; ihre Frische ist unter dem warmen Wasser, das aus den Fabriken fließt, verblüht; der Bach muß seine Taglöhnerdienste thun, der Berg trägt ungeheure Wunden von Sprengungen, und wo die Kunst gerufen wurde, um dem Reichthum eine Erholung zu schaffen, da hinterläßt sie noch überall die Spuren früherer Geschmacklosigkeit; es ist nicht die reine göttliche Kunst, die zu uns spricht, sondern die Kunst des Luxus. Wie können diese Gemälde bezaubern, da sie nicht vor allem Volk in einer Kirche hängen, sondern über dem Ruhesopha im Cabinet eines Millionärs! Da ist ein Meisterstück Canova's. Es steht in keinem Tempel, keiner Galerie, sondern in einer Nische, auf dem Ofen, auf dem Kamin. Allerdings, Kunst, als Sklavin des Luxus, giebt es genug um uns her; wir gleichen darin umgekehrt jenem Egyptier, der aus goldenen Nachttöpfen Götterstatuen bilden ließ; wir schmelzen die Götterstatuen in Nachttöpfe um. Kann aber dieser Eklektizismus, diese frivole Vergeudung der schönen Kunstform irgend für den künstlerischen Genius, der nach der reinen Schönheit trachtet und sie wie Phidias, Dante, Raphael und Erwin von Steinbach in großen Schöpfungen verkörpern möchte, eine Befruchtung sein?

Zu diesen Hindernissen in den Sachen kommen die Hindernisse in den Personen. Die Gemüther der Masse sind nicht dem Schönen zugewandt. Die Verbindungsfäden, welche die Kunst mit den Ideen, die auf die Masse wirken, zusammenhalten, sind zerschnitten oder völlig unanwendbar. Die Religion hat sich von sinnlichen Einflüssen zu befreien gesucht, die Gemälde wurden vom theologischen Purismus aus den Kirchen verbannt, die Kunst wurde als eine Feindin der Wahrheit dargestellt; der Sinn für Poesie erstreckt sich bei der Masse auf das Gesangbuch und einige Gassenhauer: der

Dichter kann nur auf die Theilnahme der Gebildeten rechnen, für Manches sogar nur auf die der Ueberbildeten, die aber oft wieder nur dem Manierirten huldigen. Die Begeisterung für die Kunst soll jetzt motivirt sein; sie ist die Begleiterin des Studiums, und die, welche sie nicht studirt haben, scheuen sich, ein natürliches Urtheil über sie zu fällen. Wo aber kein Muth zum Urtheil ist, da wird das Schönste nicht verstanden und nicht selten jenen arroganten Advokaten der Kunstkritik überlassen, die in ihrem Geschmack so viel Nüancen haben, daß sie das Häßliche für pikanter als das Schöne halten. Und in der That, haben wir nicht gerade die Caricatur mit in die Kunst eingeführt, die Satyre und den Witz in die Dichtkunst, die Malerei und die Frivolität in die Musik, den Kupferstich und die Lithographie mit ihrem Gefolge der Illustration in die zeichnenden Künste? Ist nicht das kritische Urtheil unserer Zeitgenossen in sich gebrochen und oft geneigt, die Wirkungen zum Lachen denen zu Thränen bei Weitem vorzuziehen? Dieser Mangel an Geschmack bestimmt jene Reichen, in deren Hände das Gedeihen der Kunst zu allen Zeiten gelegt war, die künstlerische Verschönerung ihres Daseins weit mehr in den goldenen Rahmen der Gemälde zu sehen, als in diesen selbst. Wenn ein Rothschild sich eine Villa anlegt, so wird er auf die Vergoldung der Thüren und Wandleisten so viel verwenden, als er brauchte, um einige Säle der Villa mit Freskobildern zu schmücken. Und nun vollends die Dichtkunst! Diese fiel so sehr im Preise, daß sich alle Welt mit ihr versucht und Jeder ein Echo seiner Zufriedenheit mit sich selbst findet. Die Dichtkunst, gerade die schwerste von Allen, wurde als die leichteste verstanden; die ganze Technik, meinte man, bestünde in nichts, als im Führen des Federkiels und im Silbenabzählen an den Fingern! Die Dichtkunst, statt gesucht zu sein, wird nebenbei sogar gefürchtet. Wenn irgend eine menschliche höhere Thätigkeit aus ihren Fugen gedrängt ist, so ist sie es, seitdem die politischen Fragen alle übrigen überragten und die Gemüther nur von Haß und Partheiwesen beherrscht werden.

Aus Alledem ergiebt sich, daß die Kunst in unserer Zeit

nichts Unmittelbares, ſondern nur noch ein Vermitteltes iſt. Nichts kommt ihr entgegen; was ſie braucht, muß ſie ſuchen; Luft und Leben, ſo wie es der Tag ihr bietet, muß ſie erſt von der Anſteckung des Momentes reinigen. Wer ein echter Kunſtjünger in unſerer Zeit ſein will, muß aus dem Geräuſch der Welt entfliehen, die Einſamkeit ſuchen und ſich lieber mit den Thieren des Waldes befreunden, als mit den Menſchen. So wie uns der Tag die Situationen der Menſchen bietet, kann ſie nur der Caricaturiſt brauchen. Wer den Wald, die Nacht nicht kennt, wird nie ein Dichter werden; wer ſich in den Geiſt des mediceiſchen Zeitalters nicht vertiefte und ſich mit den Blüthen der ehemaligen Malerclaſſicität einſchloß, wer nicht einen alten, aus der Erde gegrabenen Rumpf ſtudirte und ſich einen Unteroffizier kommen läßt, um nicht ſeine Uniform, ſeine Exercitien, ſondern ſeinen kräftigen Muskelbau zu ſtudiren, der wird kein Maler und Bildner werden. Und ſelbſt jene ganze mittelpunktlos gewordene Kunſt, die Architektur, längſt beſtimmt, nur noch Schornſteine und möglichſt rauchloſe Kamine zu bauen, wie ſeufzt ſie, daß ſie griechiſche und gothiſche Tempel baut, bei welchen die Phantaſie gezwungen iſt, zunächſt nur an das richtige Anbringen der Kamine, der Küche und der Retirade zu denken!

Daß die Kunſt etwas Vermitteltes iſt, ergiebt ſich namentlich aus ihrem Verhältniß zu Irrthum und Wahrheit; man kann wohl ſagen, daß in unſerer Zeit die beſten Künſtler durch Irrthümer erzogen ſind. Das Genie, will es ſich bewähren, ſo muß es ſich von der Welt losſagen; es ſteht im Widerſpruch mit der herrſchenden Ordnung. Es verweigert den herrſchenden Thatſachen, den allgemein gültigen Ueberzeugungen den Gehorſam und ſtellt Allem, was da iſt, aus eigener Schöpferkraft ein Gegenbild gegenüber. So verloren ſich die Künſtler in entfernte Zeiten, in entfernte Gedankenreihen. Das Wunderbare und das Wunderliche reizen ſie mehr als das Natürliche und das Naturgemäße. Wir haben, da ohne Zweifel ſeit fünfzig Jahren die bildende und die Redekunſt einen großartigen Aufſchwung genommen, die ſonderbarſten Theorieen den herrlichſten Beſtrebungen beigemiſcht gefunden. Damit der Zuckerſtoff der Phantaſie ſich läuterte,

mußte Ochsenblut und Potasche von hie und da aufgerafften Irrthümern hinzugethan werden. Die schönsten religiösen Gemälde ließen z. B. eine vertrocknete Blüthenkapsel von Pietismus zurück. Die Dichtungen eines Byron waren der bunte Schaum über Gährungen, auf deren Boden wilde und rohe Leidenschaften lagen. Seitdem man an das Ideal nicht mehr unmittelbar sich hingeben kann, wie es alte Zeiten konnten, wurde das Schöne durch das Häßliche, die Wahrheit durch die Lüge vermittelt. Daher kommt es, daß all' unsere moderne Kunst einen speciellen Accent hat und daß Bildung dazu gehört, um in ihrer Isolirung ihre Tiefe und ihr Wesen zu erkennen.

Es ist zunächst das Studium, welches durch die Schöpfungen der neuen Kunst lebhafter hindurchblickt, als bei den Alten. Der Geist der Verneinung begleitet die phantastischen Eingebungen der Künstler, der kritische Verstand steht hinter der Leinwand und horcht oder drückt sich bei einem Gedichte wenigstens in der Titelüberschrift schon aus. Die lange Geschichte der Kunst mit ihren außerordentlichen Denkmälern tritt der Bescheidenheit des modernen Künstlers mit majestätischem Uebergewicht gegenüber. Man kennt die Tempel Griechenlands und ihre Götterbilder, die Gemälde Raphael's und jene lange Reihe von dichterischen Erzeugnissen, die im Ruf der Classicität stehen. Hier nun etwas Neues zu schaffen, das Alte zu übertreffen oder wenigstens zu erreichen, dem Marmor ein neues Lächeln, dem Tone Thränen und dem Worte die Mischung beider abzugewinnen, das ist ein hochgespanntes Seil, welches die in der Rennbahn Kämpfenden gleich beim ersten Anlauf überspringen müssen. Sie müssen, um Vertrauen zu sich selbst zu fassen, sich klar werden, zunächst über die Erleichterungen, welche den alten Künstlern von der Sitte der Zeit geboten wurden, über die Rückwände von Ideen und Anschauungen, an welche sie sich lehnen durften, über den Geist der Zeiten, der in ihnen oft überwiegend der geheimnißvolle Werkmeister war. Ja, um die Größe der Alten zu fassen, müssen die Neuern noch weiter gehen. Sie müssen die alten Kunstwerke mit Linien und Zirkeln bemalen. Sie müssen an ihnen Längen und Kürzen messen. Sie müssen

ſich zu ihrer Beruhigung eingeſtehen, daß hie und da etwas verfehlt iſt, daß wir in dieſem oder jenem, was die Anatomie oder die Technik anlangt, Fortſchritte gemacht haben. So hört die große Vergangenheit auf, nur noch ein Gegenſtand der Bewunderung zu ſein; ſie wird ein breites, überſichtliches Feld, das wir in die Länge und Breite, Höhe und Tiefe ausmeſſen und wo wir von den einzelnen Beeten und Pflanzen Samen erzielen, zu unſerer eigenen Befruchtung. Dieſe Stellung des heutigen Künſtlers muß natürlich eine weit größere Reflexion vorausſetzen, als ſie vielleicht die Alten hatten. Dem unmittelbaren Momente werden die Neuern noch immer mißtrauen müſſen, ſie werden, noch ehe das Kunſtwerk geſchaffen, ſchon ſeine Wirkung prüfen, ſie werden den Thon, aus welchem ſie bilden wollen, mit zahlloſen Rückſichten befeuchten und ſomit eben nur Vermitteltes ſchaffen. Dieſe kritiſche Richtung ergreift die Kunſt zu Zeiten mehr oder weniger, auch ergreift ſie die verſchiedenen Künſte nicht zu gleicher Zeit, ſondern ſie wechſelt mit einer und der andern ab. Im vorigen Jahrhundert war es beſonders die Muſik, der man anſah, daß in ihr die Theorie eine Menge Bedenklichkeiten darüber ſchuf, wie die Regel, ſelbſt bei genialen Meiſtern, die anfluthenden Tonmaſſen bewältigen ſollte. Dann verloren ſich die bildenden Künſte in die Unnatur der Zopfperiode und ſcheiterten an einer ſprichwörtlich gewordenen Geſchmackloſigkeit des damaligen geſellſchaftlichen Lebens, an dem Pedantismus formeller Theorieen. Mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts feierten die ſchönen Künſte eine Auferſtehung. Es war das Studium der Antike, welches zunächſt wieder den Sinn für die Natur erweckte. Von den wenigen Muſtern wurden die Regeln abgezogen, die überlieferten Handgriffe der zunächſt entſchlafenen Periode wurden als unbrauchbar verworfen. Eine neue Welt ging den Malern, Bildhauern und Architekten auf. Seither haben ſich nun in dieſem Gebiete die Manieren überjagt, je nachdem verſchiedene Stufen der alten Kunſtgeſchichte wieder erklommen wurden. Jetzt ſcheint ſich der Geſchmack allgemach nach beſtimmten Regeln feſtgeſetzt zu haben, aber wir werden ohne Studium, ohne kritiſche Prüfung eben ſo wenig heute noch etwas Tüch-

tiges entstehen sehen, als es gewissen neuen heiligen Malern nicht gelingen wollte, durch Gebet jene Madonnen zu zaubern, welche Raphael mit dem Pinsel malte. Die Dichtkunst endlich ist so verschwistert mit dem uns wohlbekannten zerrissenen Charakter des Zeitgeistes, mußte so mittelpunktlos sein, wie dieser, mußte so träumen, daß man von fast allen neuern Literaturen einzugestehen hat, daß sie aus der Verneinung entsprangen und ihre Befriedigung gerade in der unbefriedigten Sehnsucht suchten.

Vielleicht ist es möglich, jetzt einige Charaktere aus der heutigen Kunstwelt aufzustellen. Da sehe ich einen jungen Mann in einem schwarzen Sammtrock und weißem Kragen darüber mit langen Haaren und altdeutschem Barett. Es ist der Maler Lauterbrunner. Lieber Gott, hör' ich ringsherum flüstern, will der junge Mann Hungers sterben? Was kann aus einem so kindischen Kopf geboren werden, was auf unsere Theilnahme Anspruch machen? Welche Kunstoffenbarungen können im Hirn eines jungen Mannes aufgehen, der das Idealische zunächst in einem schwarzen Sammtrock sieht! Allein, was wollen wir thun? Wir werden bei allen Malern, wenigstens in ihrer ersten Jugend, eine solche Mischung von Abschließung und Selbstauszeichnung finden. Sie bilden untereinander ein Volk für sich, eine Zigeunerbande, die ihren eigenen Jargon hat; sie haben ihre eigenen Zusammenkünfte, sie versammeln sich um Meister, die ihre eigenen Schulen stiften, sie leben mehr in Italien, als in Deutschland, mehr im Mittelalter, als in der Gegenwart.

Lauterbrunner hat eine hübsche Stimme. Ach, wie singt er so bewegt die Lieder seiner Collegen. Denn es giebt Maler, die mehr dichten, als zeichnen. Und andere giebt's, die mehr zechen, als dichten und zeichnen. Lauterbrunner will nach Paris reisen; wie wird er die Augen aufreißen, wenn er in einen jener modernen Kunsttempel tritt, wo im untersten Geschoß ein Kunsthändler wohnt, der im übrigen Hause seine Maler, Kupferstecher, Lithographen, seine Caricaturen- und Chargenzeichner vertheilt hat. Das Leben aller dieser Leute hat poetischen Reiz. Vielleicht modernisirt sich Lauterbrunner

und kehrt als Schüler Delaroche's mit der Cigarre im Munde über den Rhein zurück.

Musiker werden geboren und erzogen. Jene begleiten ihren Vater, der ein guter Dorfsiedler ist, in die Schenke und machen so große Fortschritte, daß man ihnen den Weg zur höchsten Ausbildung frei geben muß; diese zeigen früh ein hübsches Talent zum Fingersetzen beim Klavier und steigen von den Instrumenten allmälig zum Contrapunkt. Musik ist vielleicht diejenige Kunst, welche der wenigsten Vorarbeiten bedarf. Trifft man hier nicht die höchste Fertigkeit bei bedenklich Ungebildeten an? Selbst Componisten giebt es, welche die schönsten Notensätze, aber keinen richtigen Satz in einem Briefe schreiben. Keine Kunst isolirt sich so sehr, wie die Musik. Die Musiker haben die Wirkung ihres Talentes immer sogleich in der Nähe und sind an unbedingten Tadel deshalb nicht gewöhnt, weil ein Theil von Beifall immer gespendet wird, wenn auch nur dem Instrument, das so schön klingt, und den Noten, die einen harmonischen Zusammenhang hervorbringen müssen, was bei allen Hülfsmitteln der andern Künste immer fraglich bleibt. Unter den Frauen sind vielleicht die Sängerinnen theilweise die ungeschlachtesten. Sie reiten und fahren, trinken Bier und reißen Zoten. Ihre Stimme ist zuweilen himmlisch, ihre Bildung irdisch. Jedenfalls liegt diese zuweilen vorkommende Rohheit der Musiker in der außerordentlichen Anstrengung, welche heute zu tüchtigen musikalischen Leistungen erfordert wird. Keine Kunst nimmt die unermüdliche Hingebung ihres Schülers so sehr in Anspruch. Man muß von Kindheit an für sein Instrument erzogen sein; da bleibt keine andere Erholung übrig, als die einer allgemeinen Abspannung der geistigen Kräfte. Wer an der einseitigen Ausbildung für ein Instrument verzweifelt, flüchtet sich zuletzt zur Composition. Die Componisten bewegen sich entweder im reinen Gebiete des Tons, indem sie Quartette und Concerte schreiben, oder sie müssen sich an die Dichtung anlehnen, wo ihre Sorge nur darin besteht, gute Texte zu haben. Gut nennen sie keineswegs das, was classisch ist, sondern jene vaguen und flachen Worte, die gewöhnlich genug sind, um die Notensäcke auf ihren Taglöhner-

ſchultern zu tragen. Ich würde ein großer Componiſt ſein, pflegt Alfred Schallmeyer zu ſagen, hätt' ich nur einen guten Operntext! Wollte Shakespeare oder Goethe ihm einen ſchreiben, es würde ſeinen Wunſch kaum befriedigen. Die Dichtung muß gerade ſo loſe und halb ſein, daß ihr Schallmeyer die Einheit und Abrundung geben kann. Die Sucht nach dramatiſch-wirkſamen Stoffen greift ſo um ſich, daß man angefangen hat, möglichſt jeden von der Dichtkunſt ſchon benutzten Stoff in die Oper zu bringen. Aus dem heißern Othello des Shakespeare iſt ein zärtlich-milder Tenoriſt bei Roſſini geworden. Wilhelm Tell, von Schiller, ſingt keine Alpenjodler mehr, ſondern Cavatinen und Recitative. Alle Revolutionen der Geſchichte werden in der Oper abgeſungen. Julius Cäſar, Catilina, Maſaniello, Kosciusko wiegeln die Völker mit Trillern und Cadenzen auf. Schallmeyer hat ſich Iwan den Schrecklichen von Rußland gewählt und verſpricht ſich viel von einem Notturno, dem entfernten Heulen ſibiriſcher Wölfe.

Kommen wir jetzt auf die Dichter, ſo möge hier der Grundriß einer epiſch-dramatiſchen Dichtung ſtehen, wie ich mir den individuellen Gang der modernen Poeſie entwickeln zu können vorſtelle. Es iſt nicht nöthig, daß man zuerſt Naturdichter ſei, um ſpäter ſo zerriſſen zu dichten, wie Byron; nur möcht' ich, um in fünf verſchiedenen Acten fünf verſchiedene Stufen der neuern Poeſie zu bezeichnen, mir allerdings den Widerſpruch erlauben, als wenn ein Mann, der wie Byron endete, wie Hans Sachs hätte anfangen können. Genug, ſuchen wir den Helden dieſes didaktiſchen Stücks zuerſt auf dem Dreibein einer Schuſterwerkſtatt. Die großen, mit Waſſer gefüllten Glaskugeln müſſen von einem einzigen Lichte für den Meiſter, drei Geſellen und den Lehrburſchen den Schimmer auffangen; Martin Pollazke, der Lehrburſche, ſei unſer junger grübelnder Held, deſſen Verherrlichung ich im Kopf ſchon manchen Vers gewidmet habe. Der arme Junge, Martin Pollazke, der künftige Weltpoet, muß von Meiſter Knieriem theils ohne, theils mit Grund mißhandelt werden; denn wie ſollte ich den Gegenſatz ſeines poetiſchen Gemüths gegen die Proſa, die ihn noch umgiebt, zu Worte kommen

laſſen? Mit dem Knieriem oder was ſonſt dem Meiſter nah liegt, und von den Geſellen mißhandelt, läuft er in ſeine Dachkammer und ſchüttet ſeinen Schmerz in Thränen aus. Martin öffnet das Fenſter. Es iſt heller Mondſchein. Er ſieht nichts als Häuſer, Dächer, Kirchthürme, Katzen und Marder, die auf ihnen ſpazieren gehen. Um es recht natürlich zu machen, muß auch ein großer Topf Hauslauf dicht an ſeinem Fenſter wachſen. Jetzt entdecken wir, daß Pollazke in einem Winkel eine Guitarre verſteckt hat. Er muß uns einige ſeiner Lieder vortragen, Gottvertrauen, Hingebung und die großen Tugenden der Freundſchaft und Liebe werden darin ganz mit jenen erhabenen Worten gefeiert, wie wir dieſe vom vorigen Jahrhundert überkommen haben. Der Schwung muß odenartig, die Begeiſterung dithyrambiſch ſein. Sanfter Friede liegt auf dieſen Eingebungen, Gott und die Sterne bilden den Vorder- und den Hintergrund derſelben. Da klopft es an Martin's Thür und Gretchen tritt herein, die Meiſterstochter, zwar noch Drohungen vom Vater bringend, dieſe aber durch Troſt und liebevollen Zuſpruch mildernd. Martin, von Scham über ſeine Lage ergriffen, den Unterſchied zwiſchen der Guitarre und einem Paar zugeſchnittenen Stiefeln bedenkend, hingeriſſen von dem Gott, der in ihm wohnt, ruft aus: „Auch ich bin ein Maler!“ und rüſtet ſich zur heimlichen Flucht. Gretchen widerſpricht ihm nicht, nimmt aber das Gelübde ewiger Liebe von ihm, hilft ihm weinend und verzweifelnd ſeine ſieben Sachen packen, und zur Stunde, wo Alles ſchläft, ſchleicht er mit einem Bündel, ſeiner Guitarre und einigen Büchern aus dem Haus und der Stadt davon. Vorhang fällt. Im zweiten Gemälde erblicken wir den jungen Flüchtling auf freiem Felde. Lerchen durchwirbeln den ſchönſten Sonntagmorgen. Alles eilt aus benachbarten Dörfern und Höfen in die kleine Kirche dort im Thale, nur der Jäger geht ſeinen eigenen Weg zum Wald hinüber. Pollazke muß uns das in abgerundeten Naturbildern wiederſagen. Seine Dichtkunſt hat jetzt das allgemeine Gebiet frommer und dämmernder Träume verlaſſen. Er ſingt ſich am unmittelbaren Leben der Natur in einen neuen Ton hinein. Doch fehlt ihm bei aller Poeſie — Geld, wie ſoll er's verdienen? Er entſchließt ſich, als

Declamator aufzutreten, wo es nur sei, im Wirthshause, überall, wo nur ein paar müßige Spieler oder Trinker anzutreffen sind. Da begegnet ihm eines Tages rund um einen Tisch herum die leibhaftige Prosa: Verwalter und Oekonomen spielen Schafskopf. Martin wäre schon froh, dürfte er nur einmal aus ihren gefüllten Gläsern mittrinken. Zitternd legt er sein Bündel in einen Winkel, nimmt die Guitarre und schleicht sich leise näher zum Tisch der Gäste. Er schlägt einige leise Accorde an und trägt dann in singender Monotonie das Beste vor, was er kann: „Freude war in Trojas Hallen", oder „Festgemauert in der Erde". Aber man läßt ihn nicht zu Ende; eine solche Störung bringt die Spieler aus dem Zusammenhang, man weist ihn zur Ruhe. Thränen im Auge muß er in irgend einem Winkel sein sorgenschweres Haupt auf die Hand stützen. Seine Meisterschaft auf der Guitarre war noch nicht auf ihre Höhe gelangt. Er wußte nicht, woher Nahrung nehmen. Dies ist der Punkt, bis zu welchem man gekommen sein muß, wenn man eine neue Lebensrichtung einschlagen will. Für einen Zwiespalt mit sich und der Welt sind alle Voraussetzungen gegeben, und deshalb sehen wir denn auch, daß jener grüne Jägersmann, der lieber in den Wald als in die Kirche ging, zu unserm Dichter herantritt und den Höllenbrand der Zwietracht in ihn wirft. Doch legt er nur ruhig das Pulver auf die Pfanne. Das Auflodern überläßt er späterer Zeit. Der Jägersmann ist Satan oder ein Stück von ihm. Wer Martin Pollazke war und was ihm fehlte, das hatte der wilde Jäger, der zu ihm herantrat, bald erkundschaftet; er gab ihm einen guten Rath. Er sollte sich einem reichen Kaufmann anschließen, dessen Familie soeben im Wirthshause abgestiegen war und von der Stadt in eine Sommerwohnung auf dem Lande zog. Der arme Troubadour mußte mehr vorstellen, als er war, einen Candidaten, der eine Pfarre sucht und einstweilen auch mit einer Hauslehrerstelle fürlieb nähme. Die erste Lüge war da, ein Riß von oben bis unten; Martin stieg in die Bresche seines Gewissens ein, er gefällt der Dame, die ihn sogleich engagirt. Wohl schaudert er auf, wie sich der Jäger im Davonfahren eines satanischen Blickes nicht enthalten kann, ja sich fast in

ein Dunſtgebild auflöſt. Etwas Donner, etwas Blitz. Vorhang fällt wieder. Im dritten Act zeigt ſich uns ein kaufmänniſches Belriguardo, mit Liebesintriguen, junger und alter Buhlerei und einer dieſen Motiven entſprechenden dritten Stufe der Poeſie. Noch wird die Natur geſciert, aber weniger ihr Friede, als ihre gährenden Elemente. Von Roſen und Nelken wird mehr als von Veilchen und Kornblumen geſprochen. Alles Brennende und Ueppige in der Natur wird dem Einfachen und Beſcheidenen vorgezogen. Auch die Empfindungen ſind nicht mehr mit dem fächelnden Weſt zu vergleichen, ſondern ſie werden, wenn auch noch nicht der giftige Hauch des Sirocco in ihnen weht, doch von einem ſtarken, glühenden Athem geſchwellt. Die Langeweile des Sommeraufenthalts ſchafft Handlungen, die nur der Unterhaltung wegen eingefädelt werden; die Dichtungen unſeres Martin werden zwecklos, ſie rollen ſich, wie das Spiel Joujou, an ſich ſelbſt auf. Die Dichterkraft geht aus dem Herzen in den Kopf und in die Schreibfinger. Sie legt ſich, wenn nicht mit maſſiven Midashänden, doch wie Goldſchaum an Alles, was ſie berührt. Jede Situation kann in Verſe gebracht, jeder Scherz und Schmerz beſungen werden. Martin lebt ſich hier in dieſen gefährlichen Uebermuth hinein, der uns ergreift, wenn man Muße hat, Muße, viel Studien in ſich aufzunehmen, ſeinem Genius zu leben und von materiellen Sorgen verſchont bleibt. Beſucke geben Feſte, die Feſte dichteriſche Ausſchmückungen, der Vers wird der Decorateur und Coſtümier der Gelegenheit; ja die Gelegenheit wird zuletzt ſo günſtig, daß ſie der junge Dichter wahrnimmt und mit Elviren, ſeiner jüngſten Schülerin, der Tochter ſeiner mäcenatiſchen Beſchützerin, auf und davon geht. Nun, Martin Pollazke, Dein vierter Act beginnt; jetzt biſt Du im Zuge jener excentriſchen Staffagen, welche die modernen Dichter brauchen, um den Charakter der Zerriſſenheit wenigſtens mit einigem Schein der Wahrheit durchzuführen! Das Gewühl einer Hauptſtadt ſichert Dich vor Verfolgung; Du biſt zwar bekannt, gedruckt ſogar und von kritiſchen Blättern als eine intereſſante Erſcheinung des Tages begrüßt; allein es gelingt Dir, Dich und Elviren unverfolgt zu machen. Leben mußt

Personen.

Manasse Vanderstraten, ein reicher Handelsherr in Amsterdam.
Judith, seine Tochter.
Ben Jochai, ihr Verlobter.
De Silva, Arzt, ihr Oheim.
Rabbi Ben Akiba.
Uriel Acosta.
Esther, seine Mutter.
Ruben, Joel, } seine Brüder.
Baruch Spinoza, ein Knabe.
De Santos, Van der Embden, } Rabbinen.
Ein Tempeldiener.
Simon, Diener Manasse's.
Silva's Diener.
Tempeldiener. Gäste. Volk.

Ort der Handlung: In und bei Amsterdam.
Zeit: 1640.

Du zunächſt, Du mußt von Deinem Talente Vortheil ziehen; Du ſuchſt Verbindung in der literariſchen Welt, findeſt ſie und treibſt bald mit dem Sturm, bald mit dem Sonnenſchein auf dem Meere der Oeffentlichkeit. Welch' eine Dichtung kommt nun zur Reife! Das Zarteſte verſchwiſtert ſich mit dem Wildeſten; die Lilie, die ſo lange die Unſchuld bedeutete, erkennt die üppige Sinnlichkeit der Symbole, welche in ihrem Kelche ſchlummern; die Gedanken fliegen beſchwingt, aber auch ſpitz und widerhakig, wie Pfeile. Die Proſa wird als ſatyriſcher Contraſt der Poeſie gegenüber geſtellt und die Poeſie iſt Dir ſchon längſt ſein Surrogat geworden; Gedichte ſind Epigramme; ſpitze Pointen werden die Zielpunkte, für welche der Dichter mit Leichtigkeit Mondſchein, Sternennächte, Feengrüße, Waldeinſamkeiten couliſſenartig zuſammenſtellen kann. Jetzt haben wir die Poeſie auf dem Höhepunkt der Zerriſſenheit. Die Sonne, die ſonſt *für* Gott zeugte, zeugt jetzt *gegen* ihn. Liebe und Freundſchaft, die ſonſt auf den Himmel wieſen, geben jetzt der Erde Trotz gegen den Himmel. Die Titanen empören ſich auf's Neue, nur daß es — Schulden ſind und Mißgunſt und Verfolgung und der leberfreſſende Prometheuszweifel, der die Empörung ſchürt. Pollazke leidet entſetzlich; Elvire hat ihn verlaſſen; ſie hing ſich an Andere, die ſie weniger vernachläſſigten, als ihr Geliebter. Der Verlaſſene zerſplittert ſich an Journaliſtik, wird ein Opfer der literariſchen Induſtrie, gute Erfolge machen ihn übermüthig, ſchlechte trotzig; ſeine Werke verwandeln ſich in Pasquille. In den Mauern eines Gefängniſſes wird er zur Beſinnung kommen. Der fünfte Act zeigt ihn auf dem Krankenbette, Eiſenſtäbe vergittern die Fenſter ſeiner Zelle, Schlöſſer raſſeln an den Thüren, ehe man ſie durchſchreitet. Da liegt der hohe und kühne Geiſt, matt und elend ausgeſtreckt; alle zarten Blumen ſeiner Empfindungen ſind geknickt; in die Ceder ſeines Stolzes fuhr der Blitz, den die Welt mit Gewalt in ſie ſchleuderte. Es laſtet wie ein Alp die Erinnerung einer reichen Lebenserfahrung auf ihm. Wie viel Schönes wurde nicht erſchaffen und wie viel Häßliches verdrängte es! Da ſind Roſen und ſtinkende Todtenblumen ineinander gewunden oder feſtgehalten von ausgebleichten und leeren Gedanken.

gleich Strohhalmen; da hat die Leidenschaft mit dem Genie gerungen und zwar den Totaleffect eines reichen und innerlichst poetischen Lebens geschaffen, aber mit wie vielen Flecken für die Sonne des Dichterruhms, mit wie vielem Schmerz für den Leidenden selbst, der mit seiner Schwäche, mit dem Tode ringt! Jetzt nahen sich allerdings wieder die guten Boten seines erzürnten Genius; sie trösten ihn, sprechen ihm Muth zu und sagen die Rückkehr ihres Meisters an. Und der Genius kommt, eingehüllt in Gedanken, die sich vor dem Auge des Sterbenden zu beruhigenden Gedichten verklären; eine wiedergeborne neue Poesie zittert auf seiner Zunge; er ahnt, daß eine Zeit des Glaubens und der heiligen Gefühle, eine Zeit der beruhigten classischen Schönheit anbrechen müsse. Elvire, der Materialismus, die Ironie, der Zweifel des Zeitalters, sind vergessen und der Genius einer verklärten Dichtung drückt, in Gestalt Gretchen's, der an das Lager geflohenen ersten und vergessenen Jugendliebe, dem Entschlummernden die Augen zu. Nehmt dies als eine Phantasie, die mir erspart, den Charakter der neuen Dichtung nach ihren einzelnen Merkmalen und vielen in der französischen, englischen und deutschen Literatur wie kurze blendende Meteore aufgetauchten Charakteren genauer zu zergliedern.

Der moderne Baugeschmack ist eklektisch. Nach Außen sehen wir die korinthische Säulenreihe, aber nach Innen sind unsere Prachtgebäude holländisch eingerichtet, mit Luftheizung und rauchlosen Schornsteinen. Großartige Gebäude wurden in neuerer Zeit errichtet, Invalidenhäuser, Lazarethe, Deputirtenkammern. Erhabenheit und Pracht wurden vermieden. Nur die gefällige Schönheit wird erzielt und in möglichster Nachahmung des griechischen Baustyls gefunden. Keine Kunst ist jedoch weiter von der Aesthetik abgerückt, als die Architektur. Denn da der Paläste und Kirchen nicht viel gebaut werden, so mußten sich die Baukünstler schon des gewöhnlichen Häuserbaus bemächtigen. Wir künsteln die Renaissance in Front-Prospecten wie Decorationen nach und bald wird man eine Agitation für die Schönheit des Rococo erleben.

Obgleich an die Stelle der alten Götter im Katholicismus die Heiligen traten, so gewann dabei doch die Bild-

hauerkunſt nichts, ſondern nur die Malerei. Sie hat ſich jedoch mehr in Ehren gehalten, als die Architektur, und blieb trotz ihres Zurückkommens doch immer noch im Zuſammenhange mit den wandelbaren Kunſttheoricen, wie dieſe in verſchiedenen Epochen aufgeſtellt wurden. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts litt die Bildhauerkunſt an ihrer Zeit. Noch begegnen wir den damals gemeißelten Bildſäulen auf den Treppen vieler Paläſte, in vielen Grotten fürſtlicher Parks, in Windſor, Potsdam, Verſailles. Die Schenkel ſind zu ſchmächtig, der Hals und die Arme zu dünn; man glaubt die Menſchen der damaligen Zeit zu ſehen, die nur zufällig ihre Kleider abgeworfen haben und die ſich, um ſich zu baden, nackt ausgezogen. Dieſe zerbrechliche Götter- und Heroenwelt blieb ein volles Jahrhundert hindurch Typus der plaſtiſchen Schönheit, bis das Studium der Antike den Sinn für natürliche und markige Schönheit wieder auferweckte und mit Canova eine neue Blüthe anbrach. Wunderlich iſt, daß man damals allgemein zu der Ueberzeugung kam, wie in der Bildhauerkunſt und in der Malerei auch der vollſtändige Charakter der Antike und der Romantik ausgedrückt läge, und wie man die damals von den Aeſthetikern gezeichneten Linien überſprang und ſogar die Plaſtik zu romantiſiren anfing. Denn heilige Apoſtel oder wol gar Chriſtus in Marmor wiederzugeben, ſcheint doch wol allen Principien über das Chriſtliche in der Kunſt und die Kunſt im Chriſtenthum zu widerſprechen. Wenigſtens iſt ein Chriſtus aus Marmor dem Bereiche des Menſchlichen näher gerückt, als einer auf Leinwand.

Höher als die beiden früheren Künſte hat ſich die Malerei geſchwungen. Ihr Gedeihen war ſo üppig, daß eine Menge von Wucherzweigen aus ihrem Stamm hervorſchoß: Kupferſtecherkunſt, Lithographie, Lithochromie, Xylographie, Lichtbildnerei, Photographie u. ſ. w. Die Malerei mit den ihr verwandten Zeichnungskünſten wetteifert faſt mit der Preſſe. Auf den Theatern iſt es üblich geworden, die großen Maler und Dichter zuſammen zu ſtellen und Correggio und Taſſo in gleicher Manier zu feiern. Die Malerei hat mit der Muſik den Vorſprung voraus, daß ein großer Theil

ihres Reizes ſchon im Stoffe, in der Farbe liegt, ſo daß man in Perioden des Verfalls immer noch keinen Ueberdruß an dieſer Kunſt empfand, ſondern ſie ruhig gewähren ließ und bevorzugte. Inzwiſchen haben auch hier die Künſtler eine Wiedergeburt erfahren müſſen. Die franzöſiſch-ſteife Manier überlebte ſich und wurde durch die italieniſchen Studien der Künſtler vernichtet. Man faßte den Begriff der Malerei höher und würdiger und fiel auch wol in das Extrem, ihn ſo ſpiritualiſtiſch zu faſſen, daß Fleiſch und Knochen darüber verſchwanden. Die Leichtigkeit, im Kupferſtich und jetzt gar in der Litho- und Xylographie jeder ſchnell erfaßten Compoſition ein künſtleriſches Anrecht zu geben, ſpornte die Malerei ſelbſt an, ſich aus den gewöhnlichen Traditionen ihrer Gegenſtände zu erheben und Alles mit Farbe zu bekleiden, dem ſich nur eine Gruppe abgewinnen ließ.

Die Muſik iſt ſo allgemein verbreitet, daß man gar nicht mehr unterſcheiden kann, wo ſie aufhört, Bildungsmittel und anfängt, Kunſt zu ſein. Ihre Fähigkeit wird in den Schulen gelehrt, ſelbſt die Compoſition wird von Vielen wie eine Spielerei getrieben. Wahrſcheinlich wird die Kunſt in der Muſik da anfangen ſollen, wo ſie ſich öffentlich giebt, und in dieſem Sinne kann man wol ſagen, daß das vorige Jahrhundert für die Muſik mehr Genialität beſaß und das unſerige mehr Virtuoſität. Man iſt darüber einverſtanden, daß ſelbſt mitten in dem geſchmackloſen Einfluſſe des franzöſiſchen vorrevolutionären Lebens, wo weder Malerei, noch Poeſie zur wahren Kunſt anregen konnten, doch in den Schöpfungen Gluck's echte Claſſicität lag, wie auch mitten in dem Flor des über England gekommenen Reifrocklebens Händel eine von aller Manier freie, urkräftige Genialität in ſeinen Oratorien offenbarte. In Haydn und Mozart gipfelte die Muſik des vorigen Jahrhunderts. Wir unterhalten uns vielleicht gut bei neuer franzöſiſcher Muſik; allein wir müſſen doch immer darauf zurückkommen, daß ſich die würdige Schönheit der muſikaliſchen Gedanken und die einſchmeichelndſte Grazie der Melodie nur bei den großen Vorgängern findet. Die neuere Muſik iſt beſtändig zum Ausdruck von Vorſtellungen und Worten gebraucht worden, ſo daß das melodiſche

Element in ihr durch Declamation und muſikaliſche Rhetorik verdrängt wurde. Der Einfachheit der alten mythologiſchen und theilweiſe romantiſchen Oper war die melodiöſe Unbeſtimmtheit der ſie begleitenden Muſik vollkommen angemeſſen; doch jetzt treten die Süjets der Oper ſo ſcharf hervor, ihre Charaktere müſſen ſo prägnant ſein, daß hiedurch die Muſik auch den Charakter einer überreizten muſikaliſchen Sprache angenommen hat.*) Je geſteigerter der poetiſche Zweck iſt, deſto kunſtvoller die Ausführung. Allein in der Muſik kann die Leidenſchaft keine Erfinderin neuer Schönheitswendungen ſein. Wir finden bei franzöſiſchen Componiſten, daß ſie es allerdings verſtehen, der Muſik einen dramatiſchen Effect zu geben, der innere Werth der Muſik aber iſt dadurch nicht geſteigert; im Gegentheil werden die zarten Verſchlingungen der Melodieen bei dieſen Componiſten gewöhnlich nur noch Rhapſodieen einiger ſcharf ausgeſtoßenen Naturlaute. Luſt und Schmerz, wilde Begierde und jede Leidenſchaft kommen ſo zum Ausbruch, daß der Componiſt, auch der neuitaliäniſche, durch einige den Charakter dieſer Leidenſchaft tragende Noten allein ſchon ihren Effect ausdrückt. So mußte die Oper freilich populär werden, mußte faſt alle muſikaliſche Bildung in ihre Strömung ziehen; allein der Werth der Muſik verlor darunter. Es iſt wahr, die wilden, bei bewundernswürdiger Einfachheit doch ſo viel wirkenden Naturlaute in den neuern Opern machen einen beſtrickenden Eindruck; aber nicht ſelten iſt der Geiſt dieſer Töne ein gemeiner und von mancher berühmten Melodie Auber's, Herold's, Donizetti's liegt in der That der Gaſſenhauer nicht weit entfernt. Man muß unter dieſen Umſtänden beſonders an Italiens Muſik doch noch anerkennen, daß ſie uns das muſikaliſche Element in der Oper, als die Declamation überwiegend, mehr erhält, wenn auch einer ihrer nicht geringſten Fehler der iſt, daß ſie das Textbuch zu ſehr als Nebenſache betrachtet, ja nicht ſelten Sterbeſcenen mit Walzern begleitet. Roſſini's geiſtreiche Compoſi-

*) Spätere Anmerkung. Geſchrieben, ehe an Richard Wagner gedacht wurde. Ich laſſe die nachfolgenden Bemerkungen ſo wieder abdrucken, wie ſie 1837 erſchienen ſind.

tionen werden wir erſt jetzt vermiſſen, wo die jüngern Italiener in die Opernmuſik eine klägliche Cantilene eingeführt haben. Bellini und Donizetti ſchwelgen in Tonmodulationen, wo nicht nur die Handlung, ſondern ſelbſt das muſikaliſche Motiv verſchwimmt und man ſich nur auf den Tönen hin und her ſchaukelt. Bellini hat zarte Melodieen geſchrieben, aber eine ähnelt der andern. Von neuern deutſchen Componiſten iſt es nur Weber und Meyerbeer gelungen, eine europäiſche Berühmtheit zu erlangen. Beide ſind gewiß tiefere Muſiker, als mancher Franzoſe; allein ſie können nicht aus einem Guſſe ſchaffen. Weber macht alle Augenblicke Abſätze, Meyerbeer alle Augenblicke Anſätze. Weber's Opern haben ein zaghaftes Anſehen, Meyerbeer's ein muſiviſch zuſammengeſetztes; Weber's Opern wirken kalt, weil gerade in dieſem Abbrechen ſeiner einzelnen Muſikſtücke und einer nur innerlichen Abrundung derſelben etwas Aphoriſtiſches liegt. Dieſe Lückenhaftigkeit der Weber'ſchen Compoſition veranlaßt Meyerbeer zum entgegengeſetzten Fehler der Ueberladenheit. Jedes Ritzchen im Gebäude ſeiner Opern wird von ihm mit Noten verſtopft; das ſorgſamſte Studium hat in ſeinen Opern Act auf Act, Scene auf Scene, Nummer auf Nummer nach den Regeln der bürgerlichen Baukunſt gethürmt. Im Allgemeinen iſt die Oper jetzt im Verfall. Die Virtuoſität beſonders der Klavierſpieler hat eine ſolche Höhe erreicht, daß man bald nur noch von einigen wenigen Meiſtern reden und jene Fluth von Dilettanten und Wunderkindern, die auf den Beutel des Publikums ſpeculiren, vergeſſen wird. Das Leichtfaßliche, Angenehme und vorzugsweiſe Erheiternde in der Muſik wird der Geſellſchaft als Surrogat für die Erziehung zurückbleiben. Im eigentlichen Bereiche der Kunſt aber dürfte viel Ausſterbens eintreten, und es dem wahrhaften Genius jetzt mehr als je leicht werden, die vacante Theilnahme des Publikums an ſich zu reißen; wenn ſich nur einer fände.

Die neuere Dichtkunſt hat in ihrem Schooße faſt eben ſo viel Umwälzungen erlebt, als die neuere Geſchichte. Das poetiſche Vermächtniß des vorigen Jahrhunderts an das unſerige war reich und herrlich in dem, was von einzelnen Geiſtern ausging, und in den Saatkeimen einer beſſern Theorie,

die in ihren Werken lagen. Allein wir übernahmen zu gleicher Zeit damit ein solches Chaos von Regeln und Anforderungen an die Dichtkunst, so viel Schulweisheit, so viel kritische Anmaßung, daß es zu verwundern ist, wie neuere Dichter nach den gefährlichsten Kämpfen mit einer auf Leben und Tod erkennenden Kritik sich doch trotz derselben haben erhalten und mit ihren Tugenden und Fehlern in die Annalen der Geschichte einschreiben können. Einen allgemeinen Durchschnittscharakter der neuesten Poesie zu zeichnen, ist schwer, wenn man die Stellung derselben bei den einzelnen Nationen bedenkt. Deutschland leistet wenig Weltbedeutendes, oder doch nur so Specielles, daß davon über die heimischen Grenzen nichts hinauskommen kann, wie doch Schiller und Goethe kamen. Die deutsche Lyrik ist größtentheils eine eitle, sich selbst bespiegelnde Subjectivität langweiliger und oft unbedeutender Geister. Einige wenige Ausnahmen sind mehr gefeiert, als sie verdienen. Das Beste davon ist oft so krankhaft, daß sich der gesunde Sinn des Lesers nicht damit befreunden kann. Den Roman haben die Frauen an sich gerissen, die über das ewige Thema der Liebe nicht hinauskommen. Das Drama leidet an sklavischen Censurverhältnissen und an der Concurrenz mit den französischen Erzeugnissen. Frankreich hat jedenfalls einen dichterischen Aufschwung erlebt, der, wenn man die innere Kraft, die Neuheit der Bewegung und das Colorit der französischen Sprache bedenkt, Alles hinter sich läßt, was frühere Epochen geleistet haben. England erlebte einige schöne poetische Beispiele; doch haben sich seine Talente auf eine fast holländische Breite verlegt. Flammengeister lodern in England wenig auf. Es ist fast unmöglich, daß in England die Genialität sich anders als gegen die Majorität aussprechen kann. Allein die jetzt in England herrschende whigistische Majorität entspricht so sehr den einfachen, gesunden und bürgerlichen Begriffen, die Majorität ist selbst in solchem Grade in polemischen Zustand versetzt, daß sich ein Geist, in welchem das Feuer die Vernunft nicht versengt hat, nicht entschließen kann, gegen diese Majorität aufzutreten. Einige spanische, italienische, schwedische, polnische und sogar russische

Dichter, welche der neuern Zeit angehören, können es bestätigen, wenn wir als die allgemeinen Charakterzüge der neuern europäischen Dichtkunst bezeichnen: Die Dichtkunst ist Opposition geworden, bei sanften Naturen gegen gewisse hergebrachte poetische Theorieen, bei stärkern gegen die Verfassung der Gesellschaft. Dann vereinigen sich alle Dichtertalente der neuern Zeit, daß sie sich an die Geschmacksregeln des vorigen Jahrhunderts nicht mehr binden wollen und in der Frage nach der Schönheit versuchen, diese aus dem Individuum selbst herauszubilden und in den Leidenschaften da die Begrenzung zu finden, wo es noch möglich ist, sich an ihrem Farbenspiel ästhetisch zu ergötzen. Die neuere Poesie ist rasch, ungestüm, mißtrauisch um wo nicht mit sich selbst, doch gewiß mit der Welt unzufrieden. Schon im vorigen Jahrhundert stiegen die Poeten gern in entfernte Zeiten und Völkerzustände zurück, es war nur Neugier und falscher Begriff vom Erhabenen, der sie dorthin trieb. Jetzt will der Dichter sich in die Vergangenheit versenken, um etwas zu suchen, was ihm die Gegenwart nicht bieten kann. Höher gestellte Dichter, wie Uhland, fanden im Mittelalter einen Sonnenschein, den der bewölkte Horizont der Gegenwart nicht mehr zeigen wollte. Ihr Bedürfniß nach Ruhe und Stillleben ist so vorherrschend, daß sie ihre Dichtungen lieber in die eingefriedigten Schranken der Vergangenheit zurückführen, die einmal abgeschlossen und keiner plötzlichen Störung des poetischen Genusses ausgesetzt ist. Diesem lyrischen Interesse am Vergangenen schließt sich ein episches an. Für die Ballade und Romanze bietet die Gegenwart wenig Stoff. Es sind nicht die Könige, die Meerfrauen, es ist nicht einmal die verhaßte Feudalität, welche jetzt sogar freigesinnte Dichter antreiben kann, sich für epische Stoffe in's Mittelalter zu versenken, sondern das Schauerliche und Erhabene, das Schicksalsmäßige will sich aus dem Neuen nicht so poetisch abstrahiren lassen, wie aus einer Zeit, wo die romantischen Maschinengötter, die Niren und Elfen noch eine organische Geltung hatten. Endlich beutet die dramatische Poesie (man denke nur an Victor Hugo) auch in ihrem Interesse die Vergangenheit aus. Bei Victor Hugo sind die Stoffe, die er wählt, als solche ihm unwesentlich.

Das Intereſſe und Zeichen der neuern Poeſie liegt bei ihm gerade in dem, was er aus den alten Stoffen ausbeutet oder in ſie hineinträgt, in den gewaltigen Leidenſchaften, in deren wechſelſeitiger Vernichtung er das Weſen der Tragödie ſieht. So iſt denn mit einem Worte die neuere Poeſie trotz ihrer Anknüpfungen an frühere Zuſtände immer in unmittelbarer Nähe des Momentes; ſie bekämpft denſelben, ſie unterwühlt ihn, oder ſie verachtet ihn, indem ſie ihn ignorirt. Es liegt in all' den beliebigen Richtungen, welche neuere Dichter genommen haben, doch immer wieder eine Straße, wo ſie auf die Gegenwart zurückkommen und, durch die großen hiſtoriſchen Ereigniſſe verführt, die wir erlebt haben, ſuchen, gerade dem Augenblick Seiten abzugewinnen, die halb poetiſch, halb doctrinär ſind.

Von je hat die Poeſie eines Volkes auch die Höhe der geiſtigen Cultur bezeichnet, auf der es ſich befand. Sie ſchloß ſich den Intereſſen des Publikums an und gab die Eindrücke der Oeffentlichkeit wieder. Die Poeſie mußte dieſe Einwirkung in neuerer Zeit noch um ſo mehr erfahren, als ſie mit dem Aufſchwung der Wiſſenſchaften eng verſchwiſtert war, eine Erzieherin der Menſchen werden wollte. Darüber verlor die Poeſie ihre alte Stellung. Im Kampf der ihr fremden Intereſſen konnte ſie nicht immer ihre Stellung behaupten, und darüber kam ein unruhiges und gährendes Element in ſie, das nach Beifall ſtrebend nie recht wußte, womit es dieſen erobern ſollte. Die Einzelheiten wurden übertrieben, die Poeſie ſelbſt grübelte, ſtatt daß ſie ſich frei und harmlos erging. Dieſe Neigung zum Tiefſinn und Widerſpruch hat der Stellung der Poeſie und Kunſt überhaupt in unſerer Zeit geſchadet, hat die Fürſten ihr abwendig gemacht und im Bereiche der äſthetiſchen Geſetze ſelbſt eine noch nicht gelöſte Principienverwirrung hervorgerufen.

Zu allen Zeiten hat es für eine Gattung der Poeſie mehr Gunſt der Umſtände gegeben, als für die andere. Das Epos, das Drama, jedes wechſelt in der Literaturgeſchichte ſo ab, daß bald das eine, bald das andere mehr im Vordergrunde ſtand. Jetzt beſtätigt ſich dieſe Erfahrung wieder ſo lebhaft, daß es einige Gattungen der Poeſie giebt, die durch die Verwickelung der Umſtände völlig brach liegen und erſt durch

Ereigniſſe und Umwälzungen der gegenwärtigen Bildungs- und Gefühlsſtufe wieder neu belebt werden können. Vom Drama möchte man kaum einräumen, daß es ſich vergebens nach einer rechten Anknüpfung umſieht, aber vom Epos iſt es entſchieden, daß ſeine Anbauung unter dem Himmelsſtrich unſerer gegenwärtigen Epoche nicht mehr gedeihen will. So viel durch dieſe Abneigung der Umſtände und der Gemüthsſtimmungen der Dichter an Terrain verliert, ſo liegt doch auch in dieſem negativen Verhältniſſe die Anerkennung, daß die Poeſie nicht mehr die Frucht der Schule und der Uebercultur iſt, ſondern daß ſie einen warmen Fleck in der Nähe unſerer Herzen einnimmt, etwas aus unſern Zuſtänden Gebornes, weil von ihnen Bedingtes iſt. Würde ein Epos, das den dreißigjährigen Krieg beſänge oder ein noch kunſtvolleres, deſſen Stoff der alten Mythologie entnommen ſein mag, bei uns bereitwilligen Anklang finden? Nein, ein kleines Gedicht, moderne Gemüthszuſtände anklingend, iſt uns werther geworden, als die größte „Epopee".

Im Vordergrunde der neuen Literaturgeſchichte ſteht der Roman. Dieſer mußte Epos, Drama und Lyrik in ſich vereinigen; etwas wirklich oder doch wahrſcheinlich Geſchehenes mußte ihm zu Grunde liegen; nicht ſo viel, daß man das täglich uns Umgebende wieder zu ſehen glaubte, wol aber, daß man daran erinnert wird und Aehnliches mit Aehnlichem vergleichen kann. Im Roman hauptſächlich ſprechen ſich alle Anforderungen aus, welche die Menſchen heut' an die Poeſie machen. Es muß ſich zunächſt um ein Reelles handeln, das keine bloße Luftſpiegelung iſt oder doch keine ſogleich zu ſein ſcheint. Die Liebe muß das lyriſche Element bilden, Ehrgeiz, Schickſal oder ſonſt eine gewaltige Leidenſchaft das dramatiſche. Um das Ganze her ſieht man gern die Arabesken eines zeitgemäßen Welttons. Wie in alten Zeiten das Drama alle Gattungen der Poeſie in ſich vereinigte, ſo ſoll jetzt der Roman vom Weſen aller derſelben einen Anklang geben, ſo daß die Poeſie des Reimes jetzt weit weniger gepflegt und beliebt iſt, als die in proſaiſcher Form auftretende, wo das ſchöne Ineinanderſpiel von Kunſt und Leben anſchaulicher wiedergegeben werden kann. Die meiſten poetiſchen Talente

absorbirt der Roman, und die allgemein zugestandene Erfahrung, daß zu einem guten Gedichte weit weniger Talent gehört, als zu einem guten Roman, hat auch gemacht, daß man den Letztern mehr als das Erstere für den Prüfstein des Genies hält. Daß ein Romandichter kein gutes lyrisches Gedicht machen kann, wird ihm weit weniger nachgetragen, als wenn ein Lyriker gestände, daß er es nicht verstehe, einen wohlgefugten Roman zu schreiben. Leider ist nur der Roman zu sehr der Verfälschung ausgesetzt! Wie oft ist seine Erfindung spannend und hält doch nicht die poetische Nagelprobe aus? Wie mancher durch und durch poetische Roman verfehlt es in der Fabel und in der Spannung der Situationen!

Aus dem skeptischen Geiste des vorigen Jahrhunderts entsprang jene eigenthümliche Ironie, welche wir auf Kunstwerken der vergangenen Epoche oft mit reizender Zartheit hingehaucht gesehen haben. Diese Ironie milderte den Ernst und ließ auch dem Scherz eine Hinterthür zum Ernste wieder offen. Sie war in Gestalt des Humors eine köstliche Neuerung, die dem modernen Zeitalter angehörte. Später, als demselben nicht mehr das menschliche Gemüth allein, überhaupt die psychologische Erfahrung zum Grunde lag und sich der Geschmack befestigte, bekam die Ironie einen antiken Charakter und wurde nicht blos in den Reden des Sokrates, sondern auch auf den antiken Bildwerken wiedergefunden. Letztere mochte wol die behagliche Folge einer zu üppig genießenden Kunstanschauung gewesen sein. Die moderne Ironie wirkte bei Goethe großartig: sie konnte aber auch bei kleineren Geistern die größte Feindin des Schönen werden, sie konnte der Mittelmäßigkeit einen Anstrich von Talent geben. Sie entwöhnte das Publikum vom Ernste. Sie machte die wichtigsten Fragen zum Spielzeug eines Witzes, der zuletzt die grünen Gewölbe, wo die Schätze älterer Poesie aufgespeichert liegen, Volkslieder, Sagen, plünderte und diese bald spottend, bald mit sentimentalem Ernst neu in Cours setzte.

Wenn aber diese Form der Ironie die Ironie selbst verdächtig machen und der Ernst wieder mit strenger und unerbittlicher Miene im Reiche des Dichters walten sollte, so kann

es allerdings nicht fehlen, daß die Wirkung dieſes Fortſchrittes zunächſt bedenklicher erſchien, als die frühere Frivolität. Allein, wie wir ſchon oft die Hoffnung ausſprachen, zuverläſſig wird auch im Bereich der Poeſie eine Beruhigung des Gemüthes, die nicht aus Indifferentismus, ſondern aus Ueberzeugung geboren iſt, eintreten. Die Leidenſchaften werden aus dem Dienſte der Wahrheit nur noch in die der Lüge treten können, ſo daß ſich jene in mildes, ſanftes Licht verklärt, dieſe als dunkel glühende Schlacke zurückfällt und in ſich verkohlt. Eine ſolche feindliche Wendung der Stimmungen wird den Glauben über den Zweifel ſetzen und die Menſchen überzeugen, daß wenigſtens in der Kunſt jener edlere und vollendetere Geſtalten zaubern kann, als dieſer. Alle Künſte müßten von dieſem Geiſt der Verſöhnung ergriffen werden; ſie würden wieder in eine innige Vertrautheit mit den Gemüthern treten; ſie würden, wie jetzt, nicht blos dazu da ſein, zu erſchrecken oder zu zerſtreuen, ſondern ſie würden wieder die ſtarken Säulen werden, die den Tempel eines neuen Lebens tragen. Es iſt ein Traum, von welchem ich rede; alle Thatſachen des hellen lichten Tages widerſprechen ihm, und dennoch wird ihn Niemand aufgeben, der Augen ſcharf genug hat, um auch durch den dunkelſten Wald die Sonne noch im Hintergrunde ſcheinen zu ſehen.

XII.

Die Wiſſenſchaft.

Das muß man ſagen, die Wiſſenſchaften haben ſich mit dem neunzehnten Jahrhundert zu ſtellen gewußt. Mit ihnen verſöhnte ſich der Zeitgeiſt, weil er ihrer bedurfte. Die Wiſſenſchaften werden ſogar des Sonntags gefeiert, weil ſie an den Wochentagen im Dienſt der Menſchheit graben und arbeiten müſſen. Der Ungebildetſte räumt jetzt ein, von ihnen falle doch etwas ab, durch ſie bekomme man aus Kartoffeln

Mehl, aus Wasserdämpfen Pferde, aus Runkelrüben Zucker. Die Wissenschaften haben einen Ehrenplatz an der Tafel der Großen, und selbst ohne habit habillé dürfen sie bei Hofe erscheinen in bestäubter alter Perrücke, in Holzschuhen, in dem abgeschabten Frack eines alten pedantischen Geizhalses oder im modernsten Costüme mit gescheiteltem Haar und wohlgepflegtem Barte. Kein Dichter, kein Künstler, aber ein großer Arzt, ein großer Naturforscher darf sich bei Hofe über alle Etikette hinwegsetzen. Der Arzt muß ja unser Leben erhalten, der Jurist unser Eigenthum, unsere Ehre, der Theolog hält uns den Himmel offen, und nun gar erst Technologie, rationelle Landwirthschaft und überhaupt Physik und Naturgeschichte! Das ist Tempelweisheit, vor welcher jetzt die Laien anbetend in den Staub sinken.

Wer müßte es nicht anerkennen, daß die Zustände, in welchen wir leben, ein Werk der Wissenschaften sind? Diese haben durch die tiefsinnigsten Erfindungen die Schwierigkeit der Existenz, welche auf der Menschheit lastet, erleichtert. Sie gaben mit einigen mathematischen Linien auf dem Papier Ideen an, deren Verwirklichung Tausenden von Arbeitern Verdienst schaffte. Sie haben dem Handel kürzere Wege des Verkehrs bezeichnet; sie haben das Verfahren der Technologie vereinfacht und die Kraft der Menschenhand verdoppelt; sie zauberten aus öden Landstrichen blühende Gärten und wußten mit dem Schöpfer zu wetteifern, indem sie das Fruchterträgniß der Gewächse steigerten. Aber nicht blos in Dem, was unseres Leibes Nahrung und Nothdurft betrifft, bewährten sich die Wissenschaften, sondern auch unsere moralische Existenz wurde durch ihre rastlose Strebsamkeit gehoben. Sie trugen die Fackel der Aufklärung in die dumpffeuchten Höhlen der Vorurtheile. Sie nahmen von dem, was noch an der Tradition brauchbar war, die Spinngewebe hinweg und dem Falschen entzogen sie den Untergrund, worauf es ruht. Sie sprangen dem Menschen gegen den Bürger, dem Bürger gegen den Staat bei. Sie widerlegten die Märchen von Königen, die mit Scepter und Kronen essen und trinken und damit zu Bett gehen. Sie ließen die milde Sonnenwärme der Humanität auf die zu kaltem Eis gefrornen Traditionen der Ge-

setzgebungen scheinen. Sie sicherten dem Individuum sein positives und sein menschliches Recht und selbst noch, wenn dieses verscherzt war, sicherte die Wissenschaft dem Verbrecher ein gerechtes Urtheil und die Möglichkeit einer reuigen Bekehrung. Auch den höchsten Wahrheiten entzog sich ihr Beistand nicht. Die Wissenschaften schützten uns, daß wir aus der Andacht keine todte Tugend machen und daß wir nicht etwa, in dem Drange, an das Unvernünftige uns hinzugeben, an das Gegenvernünftige uns überantworteten. Die Wissenschaften haben schönere Früchte gezeitigt, als die Künste. Ja, in manchen Richtungen der Naturwissenschaft lag mehr Poesie, als in den Hervorbringungen der gleichzeitigen Kunst.

Freilich haben die Wissenschaften sich aber auch in neuer Zeit fast immer der günstigsten Umstände zu erfreuen gehabt. Da man wohl fühlte, daß nicht nur das moralische und gesittete, sondern auch das gesellschaftliche Wohl der Menschen in ihre Hände gegeben war, so beeiferte man sich, ihnen entgegen zu kommen. Die neue Zeit hat sich vom Mittelalter nur durch die Wissenschaft befreit. Die Wissenschaft schlug nochmals die 95 Thesen an die Schloßkirche von Wittenberg. Die Wissenschaft hielt die Elemente, die durch und mit der Reformation in Gährung kamen, im beständigen Zufluß der streitenden Stoffe. Ohne sie konnte kein Vorrecht mehr behauptet, ohne sie keines bestritten werden. Und wenn sie das Pulver erfand, wenn sie Amerika entdeckte, so wußte sie doch noch etwas Gewaltigeres darauf zu setzen, die Presse, die mächtiger war, als das Pulver und überredender, als das Gold Amerikas. Gewalt ging nicht mehr vor Recht, Leidenschaft nicht mehr vor Vernunft. Was man durch irrthümliche Beweisführung antastete, konnte wol durch Waffengewalt gesichert werden, aber vor der Welt nicht anders gerechtfertigt, als durch die siegreiche Widerlegung, durch Gegengründe. Selbst der schlechte Zweck heiligte zwar nicht das Mittel, sprach aber oft ein gutes Mittel um Hülfe an oder machte, daß selbst das in der Moral schlechte wissenschaftliche Mittel doch für die Wissenschaft manchmal gut zu nennen war. Die scharfsinnigsten Wahrheiten wurden an einander gereiht, um leider eine Lüge zu beweisen; der Zweck diente einer augen-

blicklichen Bestechung, einer despotischen Laune, die nächste Folge kam dieser zu Gute; aber die entferntere floß wieder in die Wissenschaft zurück und mehrte deren Reichthum. Die Leiden der Gesellschaft strengten das wissenschaftliche Nachdenken an. Ja, was sind nicht für außerordentliche wissenschaftliche Resultate aus der Auflösung politischer Verhältnisse hervorgegangen, gerade wie die Medicin sich nicht auf die Gesundheit, sondern auf die Krankheit der Menschen stützt. Als die Feudalität und der Localgeist besiegt wurden, von der Centralisation des souverainen Monarchismus, als die Aufrechthaltung einer unmittelbar aus Gott fließenden königlichen Würde von den Trabanten des Ehrgeizes, der Sinnlichkeit, der durch beide hervorgerufenen Habsucht umgeben war, da wurden die Fabriken in eine krampfhafte Thätigkeit versetzt, die zum Entdecken zwang. Der Leichtsinn der Finanzverwaltung schuf die wunderbar complicirte Mathematik des noch jetzt geltenden Bankwesens. Mitten im Gedränge der immer höher steigenden materiellen Schwierigkeiten für Handel und Gewerbe stellte Adam Smith seine, wenn auch jetzt bestrittenen, dennoch unsterblichen Nationalreichthumsmaximen auf, welche die Grundlagen einer neuen Wissenschaft, mit einer neuen Methode, geworden sind. So kam Gutes und Böses zusammen, um die Wissenschaften zu heben und sie zu den eigentlichen Herrscherinnen der Zeit und Welt zu machen.

Die Form der Wissenschaft ist die der allgemeinen Literatur, die Presse. Seitdem die Politik öffentlich und täglich besprochen zu werden anfing, wurde die Presse so ausgedehnt, daß es fast scheint, als liefe sie schon jedem Moment und Zustand unseres Daseins parallel. Man hat von Seite der Regierenden immer die Presse scheel angesehen, aber die Begriffe Schrifteigenthum und Verlagsrecht sind gesichert, wenn auch noch nicht überall und völkerrechtlich nirgends.*) Nicht nur, daß die Amerikaner die englische Literatur, die Belgier die französische nachdrucken, sondern in einem Lande, wo die Wissenschaft so große Triumphe gefeiert hat und, man möchte fast sagen, ein literarisches Bewußtsein das politische

*) Seitdem sind auch hierin Fortschritte gemacht.

erſetzt, in Deutſchland druckte noch vor einigen Jahren eine Provinz der andern, der Süden dem Norden nach. Ein Hauptgrund dieſes mangelhaften Zuſtandes liegt in dem anmaßlichen Vorgeben der Jurisprudenz, daß ſich juridiſch der Nachdruck entſchuldigen laſſe. Rom und Griechenland, die nicht die Preſſe gekannt haben, ſollen eine Verletzung der Rechte, die man durch ſie erwirbt, geſtatten! Man überträgt vom Abſchreiben die Analogie auf das Abdrucken und ſagt: So wenig unangenehm es dem Horaz war, von ſeinen Gedichten möglichſt viel Abſchriften verbreitet zu ſehen und ſo gern er den Sofiern zu Haus und über's Meer den Abſatz derſelben geſtattete, ebenſo ſollen auch Schiller und Goethe zufrieden ſein, wenn ſie nur recht verbreitet werden. Ich habe das Recht, ruft man aus, mit meinem Eigenthum zu machen, was ich will, d. h., ein gekauftes Bucherexemplar tauſendfach zu vervielfältigen und wieder zu verkaufen! Wie? könnte man füglich fragen, kann man mit einem gekauften Stock thun, was man will und ſchlagen, wen man will? Andere behaupten, daß man jedes Gewerbe treiben, jeden Gewinn machen könne und wenn man dadurch auch die Exiſtenz des Andern untergräbt, daß man ſich einen Brunnen in ſeinem Garten graben könne, wenn man dadurch auch dem Nachbar das Waſſer abſchneidet. Glücklicherweiſe hat die Zeit eine Berechtigung, ſich ihre eigenen Geſetze zu geben und der Nachdruck iſt in Deutſchland verboten worden. Ein ſogenanntes internationales Verlagsrecht gehört der Zukunft an.

Und doch noch ein Wort mit den Juriſten. Es iſt nicht anders möglich, in dieſer Frage zu einer klaren Theorie zu kommen, als durch die Beſtimmung des Begriffes der Preſſe. In alten Zeiten, wo die Hülfsmittel des Schriftweſens ſo beſchränkt waren, konnte der Autor allerdings nur wünſchen, daß man ſich ſeiner Gedanken bemächtigte und ſeine Schriften ſo oft copirte, als Intereſſe für ſie vorhanden war. Jetzt aber liegt in der Auflage, die der Verfaſſer von ſeiner Schrift veranſtaltet, der beſtimmt ausgeſprochene Wille, daß die Schrift nur ſo weit ihre Bahn mache, als dieſe Exemplare reichen; denn kann ihm nicht daran gelegen ſein, daß z. B. von einer theologiſchen Schrift, die für die Maſſe nicht taugt

nur fünfzig oder hundert Exemplare zu erhalten ſind? Wird eine Vermehrung dieſer Auflage ihn nicht zum Verbrecher machen, während er mit den hundert Exemplaren beweiſt, daß er nur der Wiſſenſchaft gegenüber ein Mann der freien Forſchung ſein wollte? Ich ſage nicht, daß ſolch' eine Unterſcheidung von Laien- und Tempelweisheit zu billigen ſei; allein tritt uns hier nicht ein Wille entgegen, der ein individuelles Recht hat? Wer hat die Preſſe ſo emancipirt, daß ſie größere Gewalt haben ſoll, als der, der ihr den Inhalt ſeiner Gedanken giebt? Welch ein Recht hat die Buchdruckerei außer dem, das ſie vom Autor empfing? Die Preſſe iſt eine beauftragte, vom Autor beauftragte, ſie beſorgt eine Commiſſion, die in dem Augenblicke, wo der Autor befriedigt iſt, zu Ende geht und von einer dritten, vierten Preſſe, der ich keinen Auftrag gegeben habe, nicht kann ausgeführt werden. Und wenn man ſagt, daß in dieſem Falle nur Eines nicht geſchehen müßte, daß die Bücher für Geld verkauft würden, ſo liegt doch bei Kauf und Verkauf gerade der ſtillſchweigende Vertrag zum Grunde, daß man das Buch nur in Betreff der Ausgabe, die davon veranſtaltet worden, ſich aneignen wollte. in Betreff des Preiſes, den die Ausgabe geſtattete (daher auch der ſogenannte „feſte Ladenpreis"), in Betreff der einen Preſſe, die nur durch und mit dem Willen des Autors ein Recht zum Drucke hat.

Wenn man das Preßrecht auf das Gedankeneigenthum gründen will, ſo iſt dieſer Ausdruck allerdings unbeſtimmt und ſich ſelbſt widerſprechend. Man wendet gegen ihn mit Recht ein, daß man über ſeine Gedanken kein Eigenthum hätte (höchſtens über ſeine dummen Gedanken), und daß wenigſtens nie eine Reformation zu Stande gekommen wäre, wenn Luther für ſeine Gedanken ein Recht des Beſitzes in dem Sinn ausgeſprochen hätte, daß Andere ſie nicht hätten fortpflanzen ſollen. Mit einem Worte, fortgepflanzt kann Alles werden, was man ſpricht, was man auf dem Katheder dem Inhalte nach vorträgt, was auf der Kanzel geſprochen wird. Allein ein Buch iſt mehr, als ein Gedanke, ein Buch iſt vor allen Dingen die Form des Gedankens und dieſe Form iſt mein Eigenthum. Es iſt meine Individualität,

die ich in dem Buche offenbare; kein Gedanke tritt auf ohne die Bürgschaft meines Ich, die Klarheit und Dunkelheit der Ideen, alles kommt auf meine Rechnung. Dies ist das unveräußerliche Eigenthum, welches der Schriftsteller an seinem Buche hat und das durch die Auflage Eigenthum eines Verlegers wird. In der Auflage spreche ich meinen Wunsch, so und so weit verbreitet zu werden, aus und keine civilisirte Gesetzgebung wird dem Individuum das Recht schmälern, sich so zu geben, wie es will, und z. B. beim Schriftsteller durch den Umfang einer Auflage das Recht und die Hinterthür offen zu lassen, seine etwaigen Irrthümer möglichst schnell berichtigen zu können oder auch den Inhalt eines Werkes wieder in sich zurückzunehmen dadurch, daß das Werk nicht wieder auf's Neue aufgelegt wird.

Die Anarchie der Literatur ist leider selbst schuld daran, daß es so gänzlich an klaren Begriffen über das Preßwesen fehlt. Blicken wir auf den Umfang, den die Presse gewonnen hat, auf ihren innigen Zusammenhang mit der Existenz so vieler Tausende, blicken wir andererseits auf den Staat, der unter den Einflüssen dieser Anarchie leiden muß, sollte man sich da nicht überzeugen, daß endlich die Zeit gekommen sei, die Presse in ihrem Wesen und ihrer Bestimmung fest in's Auge zu fassen und ihr eine eben so organische Freiheit, wie das Zugeständniß organischer Nothwendigkeit zu geben? Daß z. B. die Presse vom Völkerrecht ausgeschlossen wird, ist eine Inconsequenz unseres so eifrig nach Recht und Ordnung strebenden Zeitalters. Warum sollte es nicht möglich sein, die Presse ihrem Inhalte nach an den Staat, der Form nach an die Sprache zu binden? Amerika druckt in einer einzigen Zeitung einen kaum in London erschienenen Roman ab; belgische Nachdrücke werden durch Diebstahl in den Pariser Officinen oft früher zur Erscheinung reif, als das Original in Paris. Ist eine solche Verletzung des Völkerrechts und der Völkermoral in einem Jahrhundert möglich, wo nicht nur die Philosophen, sondern auch die Fürsten angefangen haben über die Möglichkeit eines ewigen Friedens zu träumen? So lange sich das Gewissen der Gesetzgebungen nicht gegen diese und ähnliche Gewaltthätigkeiten empört, wollen wir nicht

glauben, daß unſer Zeitalter ſchon reif genug iſt, um als emancipirt aus den Zeiten des Fauſtrechts angeſehen zu werden.

In England iſt die Preſſe vollkommen frei. Ehre und Ruf, nichts ſchont ſie; das leichte Gerücht ſtempelt ſie zur gewiſſeſten Wahrheit. Sie hält die Lüge für die geſchickteſte Waffe, um den Gegner zu vernichten. Die engliſche Preſſe iſt ſo zügellos, wie die engliſche Armee, wenn dieſe nicht mehr unter der Peitſche ſteht. Ich ſpreche es Engländern nach, daß es nun einmal im Charakter dieſes Volkes liege, einer unausrottbaren Zügelloſigkeit nicht anders Herr werden zu können. Auch in der engliſchen Preſſe herrſcht nicht der Gentleman. Da iſt der Firniß der geſellſchaftlichen Bildung abgewiſcht, die gewaltthätigſte Derbheit die willkommenſte Sprache. Beſonnene Geſetzgeber haben über die Abſchaffung dieſes Uebels nachgedacht. Allein die Colliſion mit dem politiſchen und partheiiſchen Theil der Preſſe hinderte ſie immer, der Preſſe einige vernünftige Schranken zu ziehen. Durch das Zeitungsweſen und die Begriffe, die a priori der politiſchen Oppoſition zum Grunde liegen, hat der Widerſpruch ſo ſehr die Phyſiognomie eines natürlichen und menſchlichen Rechtes bekommen, daß es unmöglich iſt, da den Staat und die durch gewiſſe Geſetze zu bildende bürgerliche Gemeinſchaft zu ubſtituiren, wo gerade im Bewußtſein des natürlichen Menchenrechtes der Bewegungsgrund zur Oppoſition liegen ſoll. Die Preſſe iſt ſomit, wie das Lallen des Kindes, der unartiulirte Ausdruck unſeres modernen Menſchen im Naturzuſtand, e gilt als eine urſprüngliche Begleiterin und Amme, ja als as mit Waſſer gefüllte Ei, aus welchem der Embryo der eſchichte hervorbricht. Die Preſſe iſt hier ſchon ganz aus em politiſchen Geſichtspunkt herausgerückt und giebt unter em Schutz des Libellgeſetzes auch dann erſt zur Klage Verlaſſung, wenn die Jurisprudenz aus ihr injuriöſe Thatſtände entnehmen kann. Es iſt eigen mit der Preßfreiheit; e iſt für jeden Einzelnen zuweilen ein großes Unglück und ch für die Geſammtheit ein großes Glück.

Es muß eine Cenſur im höhern Sinne des Wortes ben, eine Superiorität des Staates über die Preſſe; denn oher will man anders das Strafrecht des Staates leiten,

wenn es sich um Preßvergehen handelt? Die Censur soll eben darin bestehen, daß sich der Staat seines innigen Zusammenhanges mit der Wissenschaft und Ideenwelt bewußt wird, daß er nicht nur bereit ist, jede Eroberung im Reiche der Gedanken, jede gereifte Frucht auf dem Felde selbst der vom Wind bewegten Debatte anzuerkennen und sich zu eigen zu machen, sondern auch Eroberungen dieser Art zu unterstützen und die Reife in der Saat wenigstens durch Milde und Sonnenschein zu befördern. Wenn mit dieser höhern Censur die Preßfreiheit als Modalität für die unmittelbare Production verbunden ist, dann wird der Staat noch Mittel genug haben, ordnend, leitend und selbst beschränkend auf die Presse einzuwirken, ohne gewaltsam in die Productionen einzugreifen. Mit einem Worte, die Censur sei das Mittelbare, die Preßfreiheit das Unmittelbare! Die Censur sei das Gesetz, die Preßfreiheit die Form der Ausführung dieses Gesetzes! Dies ist kein Widerspruch, sondern die einzige Methode, die dem Wohl und der Würde des Staates entspricht. Eine vague Preßfreiheit zu geben mit drakonischen Ausnahmegesetzen wäre dieser Methode keineswegs entsprechend. Endlich ist, besonders in Deutschland, immer darauf zu sehen, daß die Preßfreiheit, käme sie uns, auch verbunden sein müßte mit größerer Freiheit aller übrigen Institutionen. Ich denke mir die Literatur gefährlich und unglücklich, welche Preßfreiheit erhält ohne zu gleicher Zeit Freiheit der Beurtheilung und Auffassung aller übrigen Staatsverhältnisse. Sie würde einer Maschine gleichen, die aus Mangel an Stoff sich selbst zerstört.

Kehren wir nun zu den Wissenschaften zurück, so sehen wir auf ihrem Gebiete zwei Gegner mit einander im Kampfe liegen, die Empirie und die Speculation.

Jene ist bald Sammlerfleiß auf der untersten Stufe, bald auf höherer scharfsinnige Combination einzelner, zerstreuter Thatsachen. Diese kommt aus einem ganzen Stück und wird den Strom der Thatsachen hinauf oft nur von der Phantasie als Ruder weiter geführt.

Die Erfahrung verknüpft einzelne Wahrnehmungen zu Resultaten, denen sie den Stempel des Gesetzes aufdrückt. Die Speculation trachtet nach derselben Nothwendigkeit ihrer

Erſter Aufzug.

Das Bibliothekzimmer beim Arzte de Silva; Tiſch ohne Schreibzeug. Eine Thüre rechts vom Schauſpieler und eine andere in der Mitte, aber etwas zur Seite; an der Hinterwand befindet ſich ein großes gothiſches Fenſter, das in einem ſchönen Tableau die Ausſicht auf den Hafen von Amſterdam mit untergehender Sonne giebt. Die Dämmerung nimmt allmählig zu.

Erſter Auftritt.

De Silva. Ben Jochai (treten hinten ein).

De Silva
(die hintere Thüre öffnend und Jochai vor ſich hereinlaſſend).
Ihr denkt, Ihr kämt mir wieder ſo davon?
Nein, nein! Die Schwelle iſt einmal betreten —
Jetzt auch geblieben, Ben Jochai! — Endlich
Daheim! Ein Arzt — o vielgeplagter Stand!
Entſchuldigt mich, wenn Ihr habt warten müſſen!
(Nachdem er während dieſer Worte ſeinen Hut abgelegt hat, reicht er Jochai die Hand.)

Behauptungen und nimmt dafür zunächst die Anerkennung ihrer Principien in Anspruch.

Die Erfahrung und Speculation bezeichnen beide eine verschiedene Weise, den Stoff der Wissenschaften zu bewältigen. Sie drücken sogar eine Partheiung aus, wie sie fast im Gebiete jeder Wissenschaft sich gegenübersteht, wo die Einen nur glauben, was sie sehen, und die Andern sagen, selig seien die, welche, noch ohne zu sehen, doch glauben. So gingen auch beide Methoden in der Entwicklung der Wissenschaften parallel und nicht immer Hand in Hand. Die eine Methode verwarf die andere. Wenn auch der Inhalt der Forschungen derselbe war, so entfremdete ihn die entgegengesetzte Form. Der Eine vermißt sich, die Welt schaffen zu wollen nur durch seinen Willen und durch philosophische Formeln; der Andere verlangt zu demselben Zweck als Baumaterial einige Billionen Sonnenstäubchen. Sie glauben dasselbe leisten zu können, nur auf verschiedene Art und verfolgen sich nicht selten, wie zwei Handwerker, die nach Kundschaft streben.

Die Empirie ist jünger als die Speculation; denn die Phantasie hat früher die Materie zu erklären gesucht, als das physikalische Experiment. Der einfachsten empirischen Methode des Unterrichts ging die Dichtung voran. Die ersten Spuren von Philosophie sind speculativer, nicht empirischer Art. Man muß im Gebiet der Empirie noch unterscheiden, erstens das historische Wissen, das Kritik bedingt, und zweitens die speculative Empirie, welche den Uebergang zu einer Versöhnung beider Methoden bildet und ihr bezeichnendes Merkmal darin hat, daß sie vor dem Denkproceß erst die Fähigkeit zum Denken, vor der Beute erst die Fangarme untersucht. Das historische Wissen ist die erste Form, in welcher das specielle Wesen der Gelehrsamkeit auftrat. Ein Gelehrter ist zunächst nur der, der in irgend einer Wissenschaft den Vorrath von Fragen, auf die es darin ankommt, und sodann die vollständige Kenntniß aller darauf gegebenen Antworten besitzt. Diese Art von Gelehrsamkeit konnte erst in einer Zeit möglich werden, wo sich eine Vollständigkeit in dem literarischen Apparat der Wissenschaften erreichen ließ. Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst war diese unmöglich und es galt damals

überhaupt für die Aufgabe eines Gelehrten nur, daß er durch Speculation ſein kleines Feld Empirie zu ergänzen und zu erweitern ſuchte. So verbanden die Scholaſtiker mit ihrer Anhänglichkeit an die Ueberlieferung doch eine unruhig ſchwärmende Grübelei, für welche die ſpätere Zeit die Bücher ſubſtituirte. Denn nach dem Buchdruck ward es mit der Zeit möglich, die Gelehrſamkeit in die Vollſtändigkeit zu ſetzen und den für weiſe zu halten, der Alles wußte. Die Gelehrſamkeit des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts beſtand in einer oft Staunen erregenden Stoffanhäufung, die bei dem Einen eine rohe und ungeordnete Maſſe blieb, bei dem Andern durch die Eleganz der damaligen Bildung, den lateiniſchen Styl und eine paſſende Art zu citiren gelichtet und zum Genuß geläutert wurde. Dieſe roheſte Art der Empirie, die ſich in dem hiſtoriſchen, theologiſchen, naturwiſſenſchaftlichen Gebiete ausbreitete, ſteht auf der unterſten Stufe. Eine zweite war ſchon die Schematiſirung des weitläufigen Stoffes. Ein Verfahren, das leicht in Speculation übergehen konnte, indem der Erfahrungsſtoff als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes und als Erfahrung längſt Bewieſenes, in einige Logiſche Klammern gezwängt wurde, die bald anfingen (man denke nur an die Philoſophie von Wolf) für ſich betrachtet und von der Speculation belebt zu werden. Seither trennte ſich die gelehrte Thätigkeit in die beiden Arme der Empirie und Speculation. Bloßes Wiſſen der Ueberlieferung hörte bald auf, für Gelehrſamkeit zu gelten, z. B. in der claſſiſchen Alterthumskunde mußten ſolche Gelehrte, wie Fabricius, deren ganzes Wiſſen Gedächtnißſache und Sammlerfleiß war, dem Scharfſinn eines Bentley weichen.

Der Flor der Empirie begann mit den Naturwiſſenſchaften zunächſt wol am eifrigſten im Intereſſe der Heilkunde. Die Holländer, deren philologiſche Bildung noch die Schulen beherrſchte, fingen zugleich an durch ihre Entdeckungen, beſonders in der Phyſiologie, die Univerſitäten zu beherrſchen. Das Vergrößerungsglas zeigte die noch bisher verborgen geweſene Seite der ſtetigen Naturbildung; das anatomiſche Skalpet zerlegte den Menſchen in ſeine feinſten Theile. Die Lehre von den Nerven bekam eine neue Geſtalt. Noch war

der Zwiespalt der Speculation und Empirie nicht so weit ausgedehnt, wie späterhin. Die Werke des Cartesius z. B. beginnen mit seinem Satze: ich denke — folglich bin ich, und den tiefen, mathematisch-strictен Folgerungen, die sich aus demselben für die Metaphysik ergeben, und hören — mit sehr fleißigen Untersuchungen über Statik und Meteorik auf. Die eigentliche Empirie, die hauptsächlich durch Newton begründet ist, gab diese Verbindung der Physik mit der Metaphysik gänzlich Preis und trachtete nach eignen aus der Natur entlehnten, aber auch nur auf diese anwendbaren Erfahrungssätzen über den Fall, den Stoß, den Ton, die Brechung und Schnelligkeit des Lichtes. Von jetzt an bekam die Physik eine andere Gestalt, als sie noch in den scholastischen Encyklopädieen der Schule hatte. Was hier noch immer behauptet wurde, war dort längst widerlegt. Eine Menge sinniger Erfindungen kamen dem Entdeckungsgeiste der Empirie zu Hülfe, berechnete und zufällige Experimente ergaben neue Gesetze und diese wieder neue Folgerungen für das Allgemeine. Auf diesem Wege ist die Empirie bis auf die neueste Zeit fortgeschritten und hat den Naturwissenschaften die imposante Geltung verschafft, die sie sich noch um so mehr zu erhalten wußten, als sie für die praktischen Bedürfnisse unserer Existenz eine Menge der sinnreichsten Erleichterungen und Beförderungen abwarfen. Gelehrte, wie Oersted, Berzelius, Liebig u. A., vereinigen allen Glanz in sich, den eine europäische Berühmtheit wiederstrahlen kann. Sie stehen in unserm Zeitalter so groß da, wie die Abälard, die Erasmus und die Melanchthon in dem ihrigen.

Neben diesen Fortschritten der Erfahrung und einer Systematik, die sich auf bewiesene Wahrnehmungen in den einzelnen Wissenschaften selbst zu begründen versuchte, lief die Speculation mit ungleicher Bewegung einher. Bald war sie der Empirie voraus, bald blieb sie hinter ihr zurück. Bald errieth sie etwas durch seine geistreiche Ahnung, bald mußte sie von der andern Methode Belehrung und Berichtigung annehmen. Sie schuf die Systeme im Grundriß, sie baute das Gerüst auf und überließ es dann der Erfahrung, die Fächer

auszufüllen. Sie versuchte mit logischen und mathematischen Formeln ebenso die Bildung des Embryo im Ei zu beschreiben, wie die Empirie, die, um ihren Augen zu trauen, die schwierigsten Versuche nicht scheut. Welche Philosophie sich in dieser Rücksicht keine Wunder zutraute, die verließ den Raum und die Zeit und hielt sich mehr an die moralische Weltordnung. Jene Männer sind groß, wenn es etwas durch die Lupe zu betrachten giebt, eine Blüthenkapsel in ihre linneischen oder jüssieu'schen Merkmale zu zerlegen, wenn es sich um die Bestandtheile eines auf dem Felde gefundenen Steines handelt. Diese sind es, wenn man über die Möglichkeit fragt, wie etwas aus nichts geschaffen werden konnte, wenn man über die Weltseele und die Offenbarung spricht. Jene verstehen es, in dunkeln Perioden Namen und Jahreszahlen anzugeben, die Reihenfolge türkischer Herrscher nebst den Jahren ihrer Regierung; diese wissen ihren Charakter zu schildern und die Sitten der Zeit, in der sie lebten, wissen die Epochen mit einander zu vergleichen und die Fingerzeige einer göttlichen Weltordnung in dieser oder jener Erscheinung nachzuweisen. Jene nennen uns, wenn wir des Nachts mit ihnen wandeln, jeden Stern am Himmel, wissen uns seine Bahn zu beschreiben, seine Größe und seine Entfernung von uns und der Sonne anzugeben; diese werden erst beredt, handelt es sich um die Geheimnisse des menschlichen Gemüthes oder wenn man nach der besten Methode der Erziehung fragt oder über die Neigungen der Altersstufen und der Stände belehrt sein will. So lassen sich vom selbstdenkenden und selbstforschenden Gelehrten an, der die Wissenschaften bereichert, bis zum Laien, der nur mit dem Hausbedarf einer flüchtigen Bildung ausgestattet, die Unterschiede von Empirie und Speculation im Großen und Kleinen verfolgen.

Beide theilen Vorzüge und Fehler; durch vieles äußerliches Tasten und Fühlen verlernt die Empirie das innere Begreifen; vor den Massen von Lichtmaterie, die in das Auge der Speculation stürzen, wird diese nicht selten blind. Die Empirie zögert, Schlüsse zu machen, wo doch Ober- und Untersatz gegeben sind. Die Speculation macht auch da welche, wo der zweite Satz nur das Echo des ersten ist. Die Em-

pirie macht Alles zur Sache einer Unterſuchung, ſelbſt dasjenige, was unmittelbar gegeben und an und für ſich gewiß ſein ſollte. Die Speculation will ſelbſt den Zufall in die Form der Nothwendigkeit zwingen und, ohne Gott zu ſein, aus Begriffen Weſen ſchaffen. Empirie und Speculation, beide ſind trotzig, beide glauben keiner Ergänzung bedürftig zu ſein. Jene verliert ſich oft in die Irrgänge des Skepticismus, dieſe in die Irrgänge des Aberglaubens. Gleich an Tugenden und Fehlern, würden ſie immer das Beſte thun, wenn ſie ſich unterſtützten und von einander Belehrung annähmen.

Ein Verſuch der Annäherung war die engliſche Philoſophie des vorigen Jahrhunderts und die ſogenannte kritiſche in Deutſchland. Um den Inhalt der Empirie in die Philoſophie einzuführen, entlehnte man der erſten zuvörderſt die Form. Ehe man dachte, unterſuchte man die Werkzeuge des Denkens, man polirte den Roſt vom Vermögen, Begriffe zu bilden, und ſuchte eine Theorie des Erkennens aufzuſtellen, welche allerdings darauf hinauskam, daß wir nur mangelhaft und in der Bedingung von Zeit und Raum erkennen. Dieſe Philoſophie bewegte ſich auf die Länge in einem und demſelben Cirkel, in dem Erkennen des Erkennens; ſie machte die Einleitung zur Philoſophie, zur Wiſſenſchaft ſelbſt, ſie blieb in ihrer Einſeitigkeit wie ein unvollendeter Bau, den die Arbeiter und die Mittel verlaſſen haben. Kant iſt eine ſolche Ruine; großartig, wie im Dom von Cöln, ſieht man in ſeinen innern Räumen, die nicht geſchloſſen ſind, das Tageslicht durch das Dach fallen. Was Kant zur Begründung einer beſſern Religions-, Rechts- und Naturlehre gethan hat, folgerte aus praktiſch-moraliſchen Bedürfniſſen ſeine Unbefangenheit; aber die Philoſophie ſelbſt, der reine Gedanke blieb bei ihm in der Einleitung ſtecken; der Anlauf iſt da, aber das Ziel ſo unermeßlich weit entlegen, daß er es aufgeben mußte, es auf die Art, wie die Kritik der reinen Vernunft zu wollen ſchien, zu erreichen. So war denn auch die Folge, daß die Philoſophie nach ihm wieder zwei verſchiedene Wege einſchlug, einen logiſch-empiriſchen und einen logiſch-ſpeculativen, die wir unten näher bezeichnen wollen.

In den Naturwissenschaften überwog die Empirie und wurde namentlich erst dann von der Speculation bestritten, wenn sie sich dem Menschen näherte in der Arzneikunde. Die großartigsten Entdeckungen haben im Gebiete der Physik und Chemie den Fleiß und Scharfsinn der Forscher gekrönt; neue Gesetze sind aufgefunden, ja sogar neue Urstoffe, die sich nicht mehr theilen ließen. Die alte Lehre von den vier Elementen ist eine Fabel geworden. Element nennt der Naturkundige nur noch das, was im Schmelztiegel der Chemie den äußersten Potenzen der Hitze und Neutralisation widersteht und als untheilbar zurückbleibt. In der Physik und Chemie hat man den Weg der Wahrnehmung jeder andern Methode vorziehen müssen, da der Ausbau eines Systems bei einer sich täglich mehrenden Masse neuer Entdeckungen unmöglich wurde. Das theoretische Bedürfniß mußte sich begnügen, daß ihr die Praxis zugestand, die gefundenen Wahrheiten in mathematischen Formeln auszudrücken und festzustellen. Die Mathematik ist das theoretische Regulativ der Empirie. Eine andere Ordnung gestatten die Naturforscher nicht, am wenigsten eine metaphysische, wo die Formeln früher da sein sollen, als ihre factischen Beweise im Experiment. Es läuft dabei freilich manchmal auf Stoffanbeterei, Hylozoismus, allzumassive Empirie hinaus.

Der Dampf ist die Seele der Mechanik geworden, etwas unendlich Geheimnißvolleres ist der Elektromagnetismus, die Seele der Physik. Sollte eine Speculation erforderlich sein, um die zerstreuten Erfahrungen der Physik zu einem höhern Ziele zu führen, dann müßte sie an die Elektricität anknüpfen, in welcher es deutlich ausgesprochen liegt, daß schon die Beziehungen der Dinge untereinander Leben wirken und daß das Geheimniß, aus der Materie die eingeschlossenen Funken der Schöpferkraft zu schlagen, nur in der Auffindung entsprechender Stoffe liegt, die eine Friction zulassen. Die meisten der großen Resultate, welche der neuern Physik geglückt sind, machten sich durch die Vermittlung des elektromagnetischen Processes. Noch sind alle Werkstätten der Naturforschung in voller Thätigkeit, um die höchsten Grade dieser Kraft auszumessen, und wir bemerkten schon früher, daß es vielleicht noch

gelingt, die Wirkungen des Dampfes durch die der Polarität zu überflügeln.

Wenn die neuere Chemie und Physik mehr ein Sondergut der Wissenschaft ist, so ließen einige andere Naturwissenschaften zu, daß das größere Publikum an ihnen Antheil nahm und sie dadurch fast in die Mode gebracht sind. Welch eine Anregung ist nicht allen Gebildeten durch die Verdienste Cuvier's gegeben worden! Mit wie vielem Eifer verfolgte man nicht die interessanten Untersuchungen über die Schöpfung, welche die Geologie auch in einer den Laien verständlichen Sprache führte! Die Betrachtungen über die Urwelt kamen dem geschichtlich interessirten Sinne unserer Zeit auf halbem Wege entgegen. Die Geschichte der Erde wurde die Einleitung zur Geschichte des Menschen. Cuvier hat nicht nur den Wissenstrieb, sondern auch die Phantasie seiner Zeitgenossen zu beschäftigen gewußt. Er fügte ihnen die ungestalten Ueberreste einer vergangenen Thierwelt zu consequenten Gebilden zusammen und schuf eine Welt, die, wenn sie auch fabelhaft ist, vielleicht gerade darum unserer Einbildungskraft Nahrung gab. Wer bürgt uns freilich, daß die Thiere, welche Cuvier zusammensetzte, richtig sind, daß dieser Kopf auch wirklich dem Mastodon angehört, jene Rippe dem zwischen Fisch und Vierfuß die Mitte haltenden Urweltsamphibium! Doch haben wir diese problematische Mosaik gläubig hingenommen, weil sie so — gräulich interessant ist. Ich sage hier nur, daß dieser Theil der Zoologie eine Modesache geworden ist, ohne daß ich die großen wissenschaftlichen Resultate in Zweifel ziehen will, welche sich aus den Urweltsknochen für den Verlauf der zoologischen Naturbildung ergeben. Auch die Erdbildung beschäftigt die allgemeine Theilnahme; es wundert mich, daß noch kein Romantiker darauf gekommen ist, Ansichten der Urwelt zur Unterhaltung zu schreiben, etwa die Liebesgeschichte zweier Geister auf dem ersten Erdniederschlage oder philosophische Betrachtungen eines jener gewaltigen Quadrupeden, die sich durch die ungeheuern Schilfwälder der Urwelt schlichen und die, da die Menschen noch nicht lebten, nach Cuvier weit klüger und verständiger gewesen sein sollen, als jetzt noch der kluge

und philosophische Elephant ist. Und der Elephant war nur ein Kolibri der Urwelt.

Eine hier einschlagende Wissenschaft, welche den ganzen Verlauf des Ganges zwischen Empirie und Speculation durchgemacht hat, ist die Medicin. Man braucht nur auf den Zustand zu sehen, in welchem sich diese Wissenschaft befindet, so wird man sich bald von den feindseligen Principien überzeugt haben, die sich auf diesem Gebiete bestreiten. Jedes neue philosophische System hat auf die Medicin zurückgewirkt. Galt es eine Heilung der kranken Geister, so konnte man gewiß sein, daß auch eine Methode zur Heilung der kranken Leiber folgen würde. Was ist Krankheit? Sie muß ihre Ursachen haben, muß etwas Anomales sein, da der Tod in seiner Normalgestalt nur Entkräftung ist. Ist die Verdauung gehindert, sind die Nerven gelähmt, ist das Blut entzündet? Da hat man die Hauptfragen, welche die verschiedenen Systeme der Medicin an den leidenden Körper richten. Der Eine wählt Mittel zum Deprimiren, der Andere zum Steigern. Der Eine sagt: Krankheit ist ein Ueberfluß und entzieht; der Andere: Krankheit ist ein Mangel auf dieser Seite und steigert und potenzirt auf der andern. Ja es giebt sogar Aerzte, welche die physischen Krankheiten moralisch heilen wollen und Gebete und Bußübungen vorschreiben. Die philosophischen Systeme, die Stimmungen des Zeitgeistes, der Aberglaube, die Mystik, alles, alles hat auf die Lehre vom kranken und zu heilenden Menschen Einfluß gehabt.

Wer ist dabei mehr zu bedauern, als der Patient? Dieser stöhnt und ächzt, der Arzt wird an sein Lager gerufen, er freut sich der Gelegenheit, von einem Vorschlage, den er soeben in einem Buche gelesen, die Anwendung zu machen; das Leiden wird die Gelegenheit zu einem Experimente. Ein Anderer hat gute anatomische Studien gemacht, er würde die Todten, wenn sie krank würden, heilen können; wie aber die Lebenden? So ist die Medicin eine Kunst, die wir am meisten verwünschen und die wir doch am meisten bedürfen. Ohnehin sind die Aerzte diejenige gelehrte Kaste, welche vielleicht am eifersüchtigsten über ihre so zweifelhaften Kenntnisse wacht. In keinem Fach vermessen sich die Schüler mit so gewagten

Schwüren auf die Lehren ihrer Meiſter, als in der Medicin. Was ſie in den Schulen gelernt haben, ſcheint ihnen unwiderleglich: eine Ueberzeugung, die ſie einmal gewannen, können ſie, ſelbſt wenn hundert Fälle dagegen zeugen, nicht wieder aufgeben. Allerdings fühlen die Aerzte, daß ſie eine traurige Figur ſpielen, wenn ſie an ihrem Erlernten ſelbſt zu zweifeln anfangen. Darum halten ſie zähe an Dem, wofür ſie einmal auf der Schule das Lehrgeld bezahlt haben. Doch — ich gerathe in die Sphäre Molière's und will doch nur vom Stand der Wiſſenſchaft ſprechen. Da ſei wenigſtens noch die Bemerkung gewagt, daß es mir kein geringer Fehler der mediciniſchen Syſtematik ſcheint, wenn dieſe für die Krankheiten aller Länderſtriche eine und dieſelbe Behandlung vorſchreibt. Das Klima und die Lebensart ſind meiſt immer der Sitz der Krankheiten und ihre Behandlung ſollte ſich darnach richten. Beim Italiener iſt Krankheit faſt immer Ueberreizung und ſeine Natur und Gewohnheit nicht von der Art, daß blos die Entziehung und Depreſſion ihn wieder in's Gleichgewicht bringt, ſondern der Ueberreiz auf der einen Seite erfordert bei ihm faſt einen eben ſo großen auf der andern, eine Heilungsmethode, die für Deutſchland und England, die Länder der nüchternen Reflexion, nicht paßt. Ja ſelbſt die Blutreinigungsmethode der Franzoſen ſcheint mir vollkommen für dieſe Nation angemeſſen; die Ueberreizung, die Entzündung entſteht bei den Franzoſen aus einem Temperament, das mehr nach Außen als nach Innen lebt und jede innerliche Regung ſogleich äußerlich zu bethätigen ſucht. Der Italiener will mit dem Zügel durchgehen; da nützt es nur, wenn man den Zügel ſcharf anzieht und den Kranken gleichſam zwingt, ſeinen harten Mund auf dem Gebiß zu brechen. Der Franzoſe aber iſt ein Luftball, den, wenn er ſtark angefüllt iſt, unſere Seile nicht zurückhalten, ſondern bei dem man nur nöthig hat, mit der Nadel in den Ball zu ſtechen, wo dann das ausſtrömende Gas ihn ſchon an die Erde feſſeln und auf den Normalſtand beſchränken wird.

Hahnemann, der Homöopath, hatte ſeine Lehren ſchon in ſeinem Vaterlande zu befeſtigen gewußt; er rechnete aber durch ſeine Anſiedelung in Paris darauf, auch die übrige ge-

bildete Welt für sein System zu gewinnen. Es besteht dasselbe in der consequenten Durchführung des Satzes, daß Verwandtes durch Verwandtes geheilt wird, das heißt: daß Frost durch Schnee, daß das Fieber, das wir durch China erzeugen können, auch durch China wieder geheilt werde. Der Naturphilosophie widerspricht ein solcher Satz keineswegs, denn die organische Entwicklung macht sich selten durch Chemie, durch Vermischung heterogener Bestandtheile, sondern immer nur durch die Wirkung des Gleichartigen auf das Gleichartige, durch Assimilation. Zeigt das Quecksilber nicht deutlich, daß es ebenfalls dieselben Schäden verursacht, für deren Heilung es mit so vielem Glück angewendet wird? Können die Aerzte bei einem durch Quecksilber Geheilten bestimmen, ob secundäre Zufälle oder Nachwehen die Folge des Heilmittels oder die Folge der noch nicht getilgten Krankheit sind? Gewiß würde man sich diesem Satze, daß nur das Gleiche auf Gleiches wirkt und namentlich auf eine dem Organismus zuträgliche Art wirkt, so daß die hier erzeugte Heilung keine anderswo erzeugte Krankheit zur Folge hat, leichter bequemen, wenn die Homöopathie nicht auch zugleich den Grundsatz hätte, ihre Mittel im Zustande der Verdünnung zu geben. Das natürliche Gefühl widerstrebt dieser Maxime, wenn sie auch allerdings darauf gebaut ist, daß eine zu starke Portion gerade die Krankheit befördern müßte, welche durch die kleine nur in ihrem Laufe berührt, gestört, auf den naturgemäßen Organismus wieder zurückgeführt werden soll. Die Heilkraft des menschlichen Körpers ist im Grunde das einzige Mittel, welches kräftig wirkt, und es kommt nur darauf an, diese Heilkraft in Thätigkeit zu setzen, ihr die Anregung zu geben, sie da zu wecken, wo sie schlummert oder übertäubt ist. So sollen denn auch jedenfalls die kleinen Portionen der Homöopathie nur dazu dienen, den Krankheiten in ihrem Laufe zu begegnen, sie zwar nicht mit mächtiger Gewalt zurückzuschleudern, wol aber so lange zu hemmen, zu bestimmen, zu modificiren, bis die schlummernde Heilkraft die Krankheit eingeholt und überflügelt hat. Ist es im Moralischen nicht dieselbe Erscheinung, die man in der Erziehung anwenden könnte, wenn nicht die Handlungen der Menschen auf Ueber-

Willkommen denn in Amſterdam!

Jochai (verſtimmt).

De Silva.

Ich dank' Euch!

Silva.

Und wie Ihr anders wiederkehrt,
Als Ihr geſchieden ſeid vor ſechszehn Monden!
Die fremde Sonne hat Euch ſchnell gereift.
An dieſer Stelle, hier, vor meinen Büchern
Drückt' ich den Abſchiedskuß auf eines Jünglings
Noch ungefurchte Stirn. Ihr kehrt zurück
Als Mann! Ja mehr, ich leſe, Ben Jochai,
Auf dieſer Stirne Sorgen — Hat die Heimath,
Die neue, Euch, den reichſten Erben Hollands,
Stiefmütterlicher Laune wohl begrüßt?

Jochai.

Es iſt das Amſterdam, wie ich's verließ.
Der junge freie Bürgergeiſt gekräftigt —
Von alten ſpan'ſchen Leiden ſchnell getröſtet
Durch ſeines Handels Glück, und in dem Glück,
In dieſem bunten Wirrwarr ſeiner Häfen,
In dieſem Stolz auf ſelbſterrungne Freiheit,
Doch immer für uns Söhne Iſraels
Der duldend milde Bruderſinn, wie ſonſt.

Silva.

Der Handel ſchätzt das Geld, das unſer Volk,
Als es aus Spanien, Portugal hierher
Geflüchtet, vor der Hermandad verborgen.

ugung, Lehre und Urtheil gegründet sein sollten? Mag es
:en unverwüstlichen Trieb zum Bösen geben, es giebt aber
ch, wenigstens in der gesitteten Welt, einen unverwüstlichen
rieb zum Guten. Braucht man in der Erziehung mehr,
s dem Laster das Bild seiner selbst vorzuhalten, um es zur
ugend zurückzuführen? Ist das böse Beispiel nicht oft vom
ösen abschreckender, als das gute? Und bedarf es bei na-
rlich unverdorbenen Menschen wol oft mehr, um sie zum
uten zurückzuführen, als ihnen die Consequenzen des Bösen
zeigen?

Nach diesen fragmentarischen und von einem Laien kom-
enden Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der
aturwissenschaft gehen wir zum historischen Gebiet über,
storisch im weitesten Sinne. Historie ist uns hier der
bbegriff aller positiven, die moralischen Interessen des
enschen betreffenden Wissenschaften. Die Rechts- und
taatslehre mit ihren vielverzweigten Nebensächern gehört
enso hieher, wie die Geschichte selbst, und was die Ge-
ichte betrifft auch Alles, was in den höhern speculativen
issenschaften, z. B. in der Theologie, historisch-philologisches
aterial ist.

Auch auf diesem Gebiete haben sich Empirie und Specu-
ion nicht weniger bestritten, wie auf dem vorigen. Dem
sitiven Rechte stellte sich ein Naturrecht gegenüber; an die
telle einer kritischen Behandlung der Geschichte trat beim
nen eine politisch-pragmatische, beim Andern eine philoso-
isch-constructive. Ja der ungeheure Stoff, den Jahrhunderte
fgestapelt haben und den jeder Tag mit seinen regellosen
fahrungen auf's Neue vermehrt, erheischte eine Verein-
hung, eine Trennung der Haupt- von den Nebensachen, er-
ichte Licht und Ordnung. War das Experiment und die
thematische Formel der Regulator ihrer wüsten und un-
ehbaren Mannigfaltigkeit in den Naturwissenschaften, so ist
im historischen Gebiete die Kritik. Diese trennte die Spreu
n Weizen, vertheilte Licht und Schatten in den Massen,
sie sollte es wenigstens thun, sie sollte nicht am Einzelnen
sten und die Historie aus dem Zustand einer chronikartigen
häufung auf guten Glauben überlieferter Thatsachen in

den andern einer unabsehbaren blos kritischen Umackerung werfen. War in den alten Geschichtswerken, in den Compendien der Jurisprudenz, in den Handbüchern der classischen Alterthumskunde sonst alles Material, eine rohe und ungeordnete Masse, wo Wahres und Falsches untereinander vermischt lagen; so gewann es bald das Ansehen, als hätten sich diese Fächer nur in Kritik verwandelt, in eine unendliche Reihe von Fragezeichen, einen Kirchhof kleiner aufgeworfener Untersuchungshügel, wo man wieder das Alte hatte, nur das Innere nach Außen, das Vordere nach Hinten gekehrt. Die Zweifelsucht hat auf diese Art das Material der Geschichte durchwühlt. Kein Name wurde mehr in seiner überlieferten Geltung angenommen, die Mythologie wurde bis auf jenes Gebiet, das man früher für Geschichte gehalten hatte, ausgedehnt; ehemalige historische Facta mußte man gegen Sagen austauschen.

Und wenn auch von jenen Männern, an welche ein Jeder durch diese Beispiele erinnert wird, Wolf, Niebuhr und Andere, Ausgezeichnetes und wahrhaft Nützliches geleistet worden ist, so zeigt sich doch z. B. auf dem Gebiet der Jurisprudenz offenbar die schädliche Wirkung einer nur kritischen Zersetzung der Stoffe. Das römische Recht hörte bei vielen Juristen auf, vom blos logischen Gesichtspunkt betrachtet und als Aushülfe für positive Gesetzgebungen benutzt zu werden; das Corpus Juris fiel in seinen Elementen auseinander und schuf jene für Juristen wenigstens so unzweckmäßige römische Rechtsgeschichte, die man billig den Philologen hätte überlassen sollen. Es giebt Rechtslehrer, welche nur noch historisch-kritische Notizenjäger sind, die den zusammenhängenden Bau des römischen Rechts getrost auseinander fallen ließen und sich Tag für Tag nur mit dem Einzelnen beschäftigen. Die Institutionen sind allerdings praktisch lehrreicher geworden, als die Pandekten. Die letztern sind ein Tummelfeld für ein meist scharfsinniges, aber zweckloses Speculiren. Die Folge dieses Verfahrens, das man als normal in die Wissenschaft einführen wollte, waren verderblich genug; denn dieser Zersplitterung verdankt man es, daß man am „Berufe unserer Zeit für die Gesetzgebung" zu zweifeln anfing und statt eine

frische, aus dem Geist der Zeitgenossen emporblühende Gesetzgebung zu befördern, sich wie in den politischen Fragen sklavisch an die Vergangenheit und das Gegebene lehnte.

Wenn die Speculation diese planlose Zerfahrenheit beschränkte, wenn sie dem behaglichen Kriticismus Schranken setzte und ihn zwang, was man zu sagen pflegt, in ernsten Dingen bei der Stange zu bleiben, dann hat sie für die historischen Wissenschaften viel geleistet. Hätte sie nur nicht öfters die Einheit, die sie dem Stoffe derselben geben wollte, von fremden Gebieten her entlehnt, hätte sie sich nur mehr aus dem Material selbst emporheben können und das factische Schiboleth dem philosophischen vorgezogen. Ich sage nicht, daß die Spitzen, welche die Speculation der Historie gegeben hat, die factischen Zielpunkte verfehlt hätten, allein das Streben der Speculation würde umfassender, wirksamer gewesen sein, wenn sie sich von Formeln befreit und einzig und allein an die Sprache der Thatsachen gehalten hätte. Die philosophische Begründung eines Gegenstandes muß durch und durch die ursprüngliche Farbe desselben beibehalten. Wenn der trockene Begriff der Blume, ihr Zweck und Ziel im Sinne der Philosophie auch nur das Samenkorn ist, so wird man doch die Menschen schwer überzeugen, daß nicht die eigentliche Bestimmung der Blume darin lag, dies Samenkorn gerade in der bunten Gestalt der Blätter und Blüthen und gerade in dem süßen Dufte der Pflanze zu offenbaren. Was hier gerügt wird, trifft nicht blos die Philosophie der Geschichte, sondern eben so sehr auch die philosophischen Begründungen anderer der Geschichte zugetheilter positiver Fächer.

Es scheinen außerordentliche Kenntnisse und dabei die reichsten Erfahrungen innerhalb des höheren Staatslebens dazu zu gehören, daß Jemand jetzt den Stoff, den er sich zuvor als Gelehrter zuzurichten wußte, auch als Historiker auf ansprechende Weise überwindet. Ob sich unter diesen Umständen auch nicht für die Geschichte die nachtheiligen Folgen äußern werden, welche die nur blos geistreiche Virtuosität zu begleiten pflegen, das muß die Zukunft entscheiden. Bei Thiers hat man diese Besorgniß bestätigt finden wollen. Inzwischen haben sich in den Hülfs- und Nebenwissenschaften der

Historie die kritischen Intentionen zwar erhalten, aber gemäßigt, ja auch eine Einheit für die Behandlung im Ganzen und Großen hat sich ergeben, wenn auch nur eine praktische und provisorische. Dies insofern, als einerseits gewisse unumstößliche moralische Wahrheiten und andererseits manche dem Herzen wohlthuende Gefühlsthatsachen gleichsam jene Fähnchen in der Geschichte bedeuten, nach welchen der Feldmesser das Terrain absticht und sein Augenmerk nimmt.

Warum macht die Philosophie all' diesen unbestimmten Lagen und Methoden der Wissenschaft kein Ende? Warum benutzt sie nicht den großen Vorsprung, den sie in ihrem einmal gegebenen unveränderten Gegenstand besitzt, um in die streitenden Elemente der empirischen Wissenschaften Friede und eine ihrem Stoff fortdauernd angemessene Methode zu bringen? Das kommt daher, weil die Philosophie wol selbst die bewegteste aller Wissenschaften ist. Die Feststeckung ihres Gebietes nützt ihr nichts, ihr Gebiet ist eine unsichtbare Region. Wie oft bestreitet sie nicht selbst jenen Inhalt, den Jahrhunderte ihr zugestanden haben! Unter diesen Verhältnissen ergab sich das auffallende Resultat, daß die Philosophie in unserer Zeit weniger Achtung genießt, als im Alterthum. Sie, die da hätte vor allen leuchten und die Fackel tragen sollen, wurde von den historischen und Naturwissenschaften überflügelt, und was man auch an Einrichtungen und Gesetzen in unserer Zeit getroffen hat, die Philosophie wurde dabei selten um Rath gefragt oder ihr Rath beachtet, wenn sie denselben aus freien Stücken gab.

In England hat sich schon überhaupt bei dem Worte Philosophie der metaphysische Nebenbegriff ganz verloren. Wenn man dort von einer „philosophischen" Maschinenlehre, von einem „philosophischen" Recept für Stiefelwichse spricht, so ist damit eine Methode bezeichnet, die sich vielleicht der Paragraphirung bedient. In England werden die Fragen der Gesetzgebung, die mit der Philosophie so in genauer Berührung stehen, nie durch die letztere erläutert. Die empirischen Wissenschaften haben die Oberhand und die Philosophie ist weniger dazu bestimmt, Gedachtes zu überliefern, als denken zu lehren;

ſoll keine Begriffe einpflanzen, ſondern die, welche man
n hat, regeln und ordnen.

Und doch hatten die Engländer ſo vielen Beruf, die erſte
lle in der Philoſophie zu ſpielen. Sie hatten Phantaſie
nüchternen Verſtand genug, um keiner von beiden Geiſtes-
tigkeiten ausſchließlich anheimzufallen. Die vorzüglichſten
wegungen innerhalb der Philoſophie verdankt man den
gländern. Baco von Verulam wirkte zwar großartiger auf
Naturwiſſenſchaften, als auf die Philoſophie, allein ſeine
eorie der Phänomene war es ſchon, auf welche Locke und
ume weiter fortbauten. Welchen Einfluß hatten nicht dieſe
den Heroen der engliſchen Literatur auf die allgemeine
ropäiſche Bildung des vorigen Jahrhunderts! Wenn auch
uropa mehr ſeine philoſophiſche Richtung durch Frankreichs
ptiſche Maximen erhielt, ſo war es doch hauptſächlich Locke,
r ihren Ton angegeben hatte, der nicht blos in der Philo-
phie ein neues Verfahren ſchuf, ſondern auch, unterſtützt
n den umfaſſendſten Kenntniſſen, auf Politik und Geſetz-
bung einzuwirken wußte. Montesquieu und Voltaire ſind
e Schüler ſeines Geiſtes. In der damaligen Richtung der
hiloſophie, in ihrer Einwirkung auf die geoffenbarte Theo-
gie wagte Hume noch mehr als Locke. Dieſer hatte nur
e Elemente eines Skepticismus, Jener bildete ihn vollſtändig
us. Der große Einfluß, den Locke auf Frankreich gehabt
atte, fiel Hume in Deutſchland zu. Kant entnahm ihm die
rincipien ſeiner berühmten kritiſchen Methode, denen er mit
er Zeit freilich eine andere Richtung gab als Hume, der ſich
ur in den Propyläen des Kriticismus erhielt und das Aller-
eiligſte der Ontologie nicht nur für verſchloſſen, ſondern ganz
hne allen Zugang, für eine hohe Mauer ohne Thür erklärte.
Der Erfolg der Hume'ſchen Philoſophie war ein endloſer
Skepticismus. Die Fähigkeiten des menſchlichen Verſtandes
waren einmal dargelegt, die höhern Unterſuchungen über die
Weſenheit der Dinge für Täuſchungen erklärt, und ſo hätte
denn in dieſer negativen Art die Philoſophie aufhören müſſen,
erner eine Wiſſenſchaft zu ſein. Da war es das Streben
er von Reid geſtifteten und von Stewart weitergeführten
chottiſchen Schule der Philoſophie, ihr die Wiſſenſchaftlichkeit

zu erhalten. Obgleich die schottische Schule zu denselben Resultaten kommt, wie Hume, so trachtete sie doch darnach, einiges Positive und die ganze Philosophie Aussprechende im Gewande des Systems festzuhalten. Man findet es sonderbar, wenn man der schottischen Philosophie das Verdienst einräumt, sie hätte die Philosophie auf's Neue fixirt. Und doch war dies der Hume'schen Philosophie gegenüber, die nur den Verstand untersuchte und das Uebrige auf sich beruhen ließ, ihr Verdienst. Schon die Polemik gegen Dogmatismus und Phantasterei erforderte, daß die Gegner Ordnung in ihre Reihe brachten, und diese begann Reid damit, daß er wieder an die Consequenz einer Wissenschaft dachte.

Die schottische Philosophie geht von dem unmittelbaren Dualismus unserer Erfahrungen aus, der uns überall entweder auf etwas Geistiges oder etwas Körperliches stoßen läßt. Wenn wir in der Kenntniß der Materie größere Fortschritte gemacht hätten, als in der des Geistes, so liegt dies dieser Philosophie zufolge theils in der falschen Methode, theils in der mangelhaften Abgrenzung der Philosophie und endlich in ihrer Verwechslung des Wesens mit der Erscheinung, der Ursache mit der Wirkung. Die Methode, welche sie dann befolgte, geht vollkommen wieder von Hume aus; ihr Weg ist die empirische Erfahrung, die Erkenntniß des Zunächstliegenden, die Schlußfolgerung von diesem auf das Entferntere. So dichtgedrängt die Erfahrungen im Anfange der Wissenschaft gesäet sind, so spärlich werden sie auf dem höhern Gebiet in der Metaphysik. Hier werden ganze Gebiete, die früher die Philosophie behauptete, preisgegeben, die Philosophen zucken die Achseln, beklagen, daß man nichts wisse, finden aber gerade die Wissenschaft darin, es zu beweisen, daß man nichts wissen könne. Die schottische Philosophie ist im Wesentlichen Psychologie. Sie beschäftigt sich mit den Ursachen und Bedingungen unserer Erkenntniß, sie baut ein System von sinnlichen, auch mehr oder weniger geistigen Wahrnehmungen auf, läßt hie und da etwas ahnen, dort etwas vermuthen, kehrt aber immer wieder auf den Menschen, als das Maß der gegebenen Dinge, zurück. Diese Philosophie, so unvollständig ihr äußeres Aussehen ist, hat unstreitig viel

wohlthätige Resultate für manche praktische Fragen abgeworfen. Sie hat nicht nur der Theologie nützen können, sondern auch den Naturwissenschaften und besonders jenem Theile der Arzneikunde, der den Krankheiten der menschlichen Seele gewidmet ist. Diese Philosophie ist überhaupt eine geistige Physiologie, die gerade ebenso, wie die körperliche, durch Erfahrungen geleitet wird, das Verwandte mit einander vergleicht, das Aehnliche vom Täuschenden sondert und sich etwa ergebende Widersprüche auf billige und zurückhaltende Weise zu schlichten sucht.

Die vorzüglichsten Erscheinungen der französischen neuern Philosophie sind Uebertragungen und Modificationen dieses schottischen Empirismus. Aber die Franzosen, ich erinnere nur an Royer Collard, Jouffroy, Cousin und Andere, konnten sich nicht überwinden, ihrem für das Abstracte geneigten Geiste das Opfer zu bringen, daß sie nicht die enge Beschränkung, welche die Schotten der Philosophie gegeben hatten, weiter auszudehnen suchten. Sie lüfteten, wenn auch mit behutsamer Hand, den Schleier der Metaphysik. Sie versuchten zu beweisen, daß eine nähere Beschäftigung mit ihr, und hie und da ein gefundenes Resultat die Voraussetzungen der schottischen Philosophie durchaus nicht verletze und recht wohl mit ihnen übereinstimme. So fügte man sich in Frankreich nicht der strengen Abscheidung zwischen Geist und Körper, sondern gestattet Uebergänge ineinander, indem man nur zwischen physischen und intellectuellen Erscheinungen sondert. Von deutscher Philosophie entlehnten die Franzosen den Satz, daß es in unserm Geiste unmittelbare Ueberzeugungen gäbe, die nicht von einer äußern Erfahrung abhingen. Dies sind die Kantischen Kategorieen, welche die Franzosen aus der Philosophie nicht in die Hypothesensucht der Scholastik verbannt wissen wollen. Einige mystische Tendenzen gehen in Frankreich dieser überwiegenden Richtung seiner vorzüglichsten Geister parallel. Die Doctrinairs in Frankreich, Guizot an der Spitze, haben sich alle in der Hauptsache als Anhänger der schottischen Philosophie bekannt.

Weit reicher, glänzender, aber zugleich verworrener ist der Zustand der Philosophie in Deutschland. Diese tiefsinnige

Nation hat sich gerade in Zeiten ihrer politischen Erniedrigung durch die Ausbildung seiner geistigen Schätze zu trösten und zu stärken gesucht. Der französischen Revolution folgte hier eine Revolution der Geister, die in der That alle Phasen ihres Vorbilds durchmachte, die Ideen in Anklagestand versetzte, sie zur Guillotine schleppte und, nachdem die durch Kant hervorgerufene kritische Gährung vorüber war, den Despotismus Napoleon's in Gestalt Fichte'scher und Schelling'scher Machtsprüche wiedergab. Sucht man in der neuern Geschichte nach einem Punkte, wo sich die höchste Geisteskraft der Generation sammelte und wo die zeitbewegenden Ideen mit einer gewissen nothwendigen Entwicklung sich untereinander gruppirten, so muß man die Geschichte der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel als eine solche anerkennen. Es war dies eine Epoche, welche den widerwärtigsten Weltereignissen zum Trotz in unserer Zeit wie eine Oase in der Wüste lag. Unterirdische Canäle verbanden sie mit den Geheimnissen des Orients, den schönsten Blüthenmonden des dichterischen Geistes der Griechen, mit den Weihestunden des Mittelalters; Cartesius, Spinoza, Leibnitz, das Christenthum sogar wurde im Schooße dieser so organischen und methodischen Gährung neugeboren. Alle Strahlenbrechungen der Zeit scheinen vom Licht dieser Oase ausgegangen zu sein, während die Zeit nichts mit ihr unmittelbar gemein hatte und sich hier das merkwürdige Schauspiel wiederholte, daß mitten im Gewühl des Krieges eine Reihe ernster und weiser Philosophen schweigsam ihre Zirkel zeichneten.

Es herrscht in der deutschen Philosophie ein überschwänglicher Idealismus. In die subtilsten Nadellöcher wußte sie den bis zur Unsichtbarkeit gespitzten Faden ihrer Dialektik einzufädeln, in der Luft fand sie Bahnen, vom Unsichtbaren wußte sie die Schatten zu zeichnen. Diese Philosophie ist ein außerordentlicher Beleg für den Scharfsinn und die Einbildungskraft der deutschen Nation. Es wird eine Zeit kommen, wo man, wie zum Theil schon jetzt, vom philosophischen Werthe der meisten Leistungen des deutschen Idealismus abstrahiren, aber ihn in seiner systematischen Abrundung als eine der erhabensten — Dichtungen bewundern wird. Und wer

mag zu ſagen, wo die Grenze liegt, welche in dieſer Phi-
ophie in der That das Mögliche vom Unwahrſcheinlichen
nnt! Wo iſt in dieſer deutſchen Speculation noch Ge-
ßheit und heller Sonnenſchein, wo ſchießen ſchon die Nebel auf
d tanzen wie Irrlichter der Dämmerung? Die deutſchen
iloſophen gehen nicht von unſerer unmittelbaren Erfahrung
s, weil dieſe niemals zu einem Syſtem führen kann, und ihr
rſprung iſt es, daß wir allerdings das Gefühl einer harmoni-
en Weltordnung als unmittelbar gegebene Thatſache in uns
gen. Darauf fußend beginnt die deutſche Philoſophie mit
n Begriffen des Seins, des Daſeins, der Schöpfung und
, ihrer eigenen Verſicherung nach, ſo weit entfernt, dabei nur
athematiſche Formeln geben zu wollen, daß ſie vielmehr die
gik zur Metaphyſik gemacht hat und in der höchſten Potenz
res Idealismus damit endigte, daß, wie in Gott, Denken
d Gedachtes Eines ſei, ſo auch die ganze Weltordnung, die
ntologie eine Logik im erhabenſten Style ſein müßte. Vom
toffleben ſtört nichts dieſe kühnen Träume. Ob da ein
aum rauſcht, ſich ein Fluß ſchäumend von einem Berge
ürzt, ob da im Menſchen ſelbſt durch Schmerz und Krank-
it ſich das Gefühl von Seele und Leib, von Leben und
od, wie eine unwiderrufliche Wahrheit ausſpricht, die deutſche
hiloſophie ſagt: Ich bin gleich Ich, ich bin gleich Nicht-
h; ich, mein Gedanke beherrſcht die Welt!

Wenn man innerhalb der ſchottiſchen und franzöſiſchen
hiloſophie und z. B. in den Schematismen, wie ſie der
aint Simonismus aufgeſtellt hat, mit Recht erſtaunt über
e Weitläufigkeit und Schwierigkeit, welche dieſen Methoden
e Materie darbietet, ſo hat die deutſche Philoſophie ſich vom
etiſchdienſt der Materie, vom Aberglauben der bloßen Er-
heinung getrennt. Und mit Recht. Denn mögen wir auch
as unmittelbare Gefühl des Dualismus haben und im näch-
en Bewußtſein Geiſt und Materie wol unterſcheiden können,
o lebt in uns doch nicht weniger die thatſächliche Ueberzeu-
ung, daß die Materie in den Feſſeln des Geiſtes liegt, daß
e Staub iſt, war und ſein wird, daß ſie ihre Beſtimmung
arin finden wird, einſt im leeren Nichts zu verwehen. Die

deutsche Philosophie hat die Speculation eben so sehr von einer kindischen Furcht vor der Materie, wie von der Geheimnißkrämerei mit dem, was man das eigentliche Wesen der Dinge nennt, befreit. Kant, der eine aus Skepticismus und Dogmatismus gemischte Philosophie aufstellte, hatte sozusagen ein versiegeltes Vermächtniß hinterlassen, das seine Erben öffneten, ohne ihre Erwartungen befriedigt zu finden. Denn sein Satz war, daß man die an sich seiende Natur der Dinge nicht erkennen könne. Kant hatte gesagt, von einem Apfel weiß ich, daß er herbe schmeckt, daß er hinlänglich rund ist, daß er ein Herz mit Samenkörnern hat, ich kenne alle seine Eigenschaften und weiß doch nicht, was er eigentlich ist. Kant meint damit, man wisse nicht, was dieser Apfel im Bewußtsein Gottes sei, wie er sich in jener unbegreiflichen Macht, welche die Welt erschaffen hat, offenbare, und gegen dieses Bedenken waren die Systeme seiner kühnen Nachfolger gerichtet. Ungleich der schottischen Philosophie und der Kant'schen, die nur die Erkenntniß der Erscheinungen und Eigenschaften für möglich hielten, behaupteten diese Nachfolger, gerade in den Erscheinungen läge die eigentliche Wesenheit der Dinge und es wäre einerseits die Hohlheit der Materie, daß sie nur ihr Aeußeres sei, und andererseits ihre von Gott so einmal gegebene Bestimmung. Freilich, wenn Alles, was wir sehen, keine andere Innerlichkeit hat, als seine Aeußerlichkeit, wenn die Schale der Kern ist oder der Kern nicht in der Erscheinung, sondern im Gesetz der Erscheinung liegt, dann bricht die Materie bald in ihrem Innersten zusammen, sie ist hohl und hindert uns nicht, in ihre äußersten Anfänge, in die metaphysischen Ideen zurückzukehren. Und darin liegt gewissermaßen eine Aussöhnung mit der Empirie, daß die neueste Gestaltung der deutschen Philosophie sich wol hütet, die Erscheinung so obenhin zu behandeln, wie sie die Philosophie des Ich gleich Ich behandelt hatte. Es ist das Bild des Baumes, der uns die Methode und das Wesen der jetzigen Culmination der deutschen Philosophie versinnlichen kann. So wie der Baum aus einem Saatkorn entspringt, Wurzeln faßt, zum Lichte aufschießt, Aeste treibt, Blätter, Blüthen, Früchte und zuletzt wieder dasselbe Samenkorn abwirft, von welchem es

Und wollt Ihr's tiefer faſſen, läßt man uns
Nach unſerm Willen hier in Amſterdam
Aus zween Gründen — lächelt nur, Jochai!
Ja, Ja! Noch immer ſucht de Silva das,
Was klar zu machen, weislich einzutheilen.

Jochai

(indem er de Silva gezwungen lächelnd die Hand reicht).

Auch darin find' ich nichts verändert. Silva,
Der Arzt, der Kenner der Natur, die Zierde
Der Wiſſenſchaft in Amſterdam, und was
Mit Dankbarkeit zu rühmen, unſer Lehrer,
Hat noch ſein Erſtens, Zweitens nicht vergeſſen.

Silva.

Und Jedem wohl, der ſo zu denken lernte!
Ich halt' es mit dem Ariſtoteles,
Der auch —

Jochai.

Ihr wolltet von den Juden ſprechen.

Silva.

Wohl, wohl! Ja, wenn die freie Republik
Von Holland unſer Volk nicht haßt, nicht grauſam
Wie andern Orts, in Spanien, Portugal,
Am Rhein und an der Donau uns verfolgt,
So iſt es, denk' ich, erſtens, weil ein Volk,
Das ſo wie hier zu Land die Bibel ehrt
Und aus dem Urquell ſeinen Glauben ſchöpft,
Auch uns, die wir in finſtrer Heidenzeit
Die Offenbarung eines einen Gottes

usgegangen ist, so hat diese Philosophie im höchsten Idealis-
nus darin auch den Realismus anerkannt, daß sie diese fort-
währende Erscheinung des Wesens für etwas Wesentliches
hält, daß sie nachweisen konnte, wie in dem ersten Keime des
Samens schon Blatt, Blüthe, Frucht concret enthalten sei,
a daß durch die Production des Samens aus dem, was
uch nur vom Samen gekommen ist, durch die Selbsterzeugung
nd Einheit des Anfangs und Endes auch der ewige Cirkel
er Göttlichkeit und die auf jeder Stufe der Erscheinung, auf
em Blatt und der Blüthe immer unmittelbare Nähe der
Wesenheit bewiesen ist. Und wenn man dieser Philosophie
zugleich den Vorwurf des Pantheismus machen will, so nimmt
ie diesen einmal an in dem edleren Sinne, nach welchem
Alles, was da ist, Gottes ist, und weist ihn zurück in dem ge-
meinern, nach welchem Alles, was da ist, auch göttliche Ver-
ehrung genießen soll. Wenn es unleugbar ist, daß die Schö-
pfung so gut wie unser Geist eine Offenbarung Gottes ist,
so werden wir einsehen, daß am Baume der Stamm nicht
so verehrungswürdig ist, wie die Blüthe, und werden zweitens
auch nicht die Blüthe zum ausschließlichen Zielpunkte unserer
Andacht machen, sondern uns nur jener Totalität der Gottes-
kraft, die im Ganzen und Großen wirkt, hingeben. Der echte
Pantheismus, den kein Philosoph von sich weisen sollte, ist
der, daß wir sagen, Alles ist zwar Gott, aber nicht Jedes
und Jedes ist nicht Gott, aber Gottes.

Mag der Kampf einzelner Tonangeber in der Philosophie gegen ihre Rivale auf Tod und Leben gerichtet sein, die erste Generation ihrer Schüler wird den Fanatismus theilen, die zweite schon nach einer Versöhnung trachten. Der Hauptgrund des Zwiespaltes ist fast immer die Methode. Und auch diese nicht einmal in dem Grade, daß man nicht behaupten dürfte, der nüchterne, verstandesmäßige Skepticismus z. B. sei überall abgeschärft, bei den Schotten, weil diese ja gegen Hume auf-traten, bei den Franzosen, weil diese gegen die Schotten die Metaphysik geltend machen wollten, und nun erst gar bei den Deutschen, einer Nation, die sich für das Auge Gottes hält. Einer der mächtigsten Gründe schon, welcher die zeit-genössische Philosophie zur Eintracht führen muß, liegt in der

offenen gelichteten Fernsicht, welche unsere Zeit in der Geschichte der Philosophie gewonnen hat. Welches neue philosophische System würde sich noch so plump ankündigen, daß es die philosophische Vergangenheit mit dem Fuße von sich stieße und nicht vielmehr, wie in ihrem eigenen Arsenale, mit stummem Ernst wandelte und jeder Säule, jedem Bildniß eine sinnige Betrachtung zuwendete! Faßten diese hohen Denker nicht meist alle Alles zusammen, was zu ihrer Zeit zu denken würdig und zu wissen möglich war? Stehen an der Spitze der Zeitperioden in der Historie schon Ideen, die in das verworrene Gewühl von Namen und Jahreszahlen erhellende Schlaglichter warfen, sollten da nicht die Philosophen so viel Blitzesstrahlen in ihre Hand gefaßt haben, als sie bewältigen konnten, um in die schwüle Zeit ihre elektrischen Luftreinigungen zu werfen?

Wenn die Geschichte der Menschheit ein sinniger Bau ist, dann ist es auch die Geschichte der Philosophie, das sehen wir mit klaren Augen, das entnehmen wir aus der Achtung, die wir dem Scharfsinn aller dahingegangenen Denker zollen müssen, das entnehmen wir aus den Grundlagen, die befestigt, aus den Irrthümern, die begangen sein mußten, bis wir selbst einen Bau aufführten und die Wahrheit, unsere Wahrheit, unsere Ueberzeugung als Kuppel darauf setzten. Wenn die jetzt herrschenden Philosophieen durch die Gegenwart nicht gebunden werden, so verpflichtet sie die Vergangenheit.

Das zweite Resultat der modernen Philosophie, unabhängig von der Wissenschaft, möge ihrer positiven und historischen Stellung gelten. Die Geschichte beweist, daß die Philosophie nicht immer in die Fugen der Zeit, die sie gebar, passen wollte. Sokrates galt für den Weisesten, nicht für den Besten der Griechen, er mußte den Giftbecher trinken. Die Philosophie Jesu wurde an das Kreuz geschlagen, die Philosopheme späterer Jahrhunderte bestiegen den Scheiterhaufen. Waren es bis dahin nur einzelne originelle Persönlichkeiten, welche den bestehenden Verhältnissen als Opfer fielen, so hat die Philosophie, seit Baco in ihre großartige Bewegung kam und sie mehr auf die Massen, als auf die Schulen, mehr auf die Erde als den Himmel gerichtet war, vollends

mit dem Bestehenden im offenbaren Widerspruch gestanden. Dieser Bruch der Philosophie, theils mit der allerdings immer mehr abgelebten Geschichte, theils mit dem versteinerten Glauben, brachte sie in eine schwierige Stellung, zog ihr die Feindschaft der Gewalt zu und bewahrte sie bei allem Guten, das die Geschichte, die Sitten und der Glauben ihr verdanken, nicht vor Uebertreibungen, die Niemanden schädlicher waren, als ihren eigenen, inneren, wissenschaftlichen Zwecken. Von der heutigen Philosophie aber hat man keinen Grund mehr, gleiche Besorgnisse zu hegen. Dadurch, daß sie zuerst zu einer rationellen Wissenschaft der Geschichte gekommen ist, hat sich aus dem Schooße der Philosophie Achtung vor historischen, durch die Umstände gegebenen Entwicklungen erzeugt. Die Philosophie schulmeistert die Geschichte nicht mehr, sie ist überhaupt weit mehr auf ihr inneres, speculatives Wesen bedacht, als auf eine Anwendung für die Praxis; eine Philosophie, wie die Lockische, die nur zu politischen Zwecken ersonnen wurde, ist unserer Zeit nicht mehr analog; denn für die Politik haben wir im gesunden Menschenverstande, in den positiven Interessen und leider auch in den Leidenschaften Factoren genug. Es ist dies ein denkwürdiges Resultat der neuern Philosophie, daß sie mit den öffentlichen Verhältnissen keine directe Verbindung mehr unterhält und sich lediglich auf ihre wissenschaftlichen Grenzen beschränkt.

Die Reaction der Philosophie gegen die gesellschaftliche Sitte hat überhaupt selten stattgefunden. Man kann Rousseau's Maximen, die aus dem Zorn und dem Mißtrauen eines heftigen Gemüths hervorgingen, nicht eigentlich Philosophie nennen. Eine solche Umwandlung des Lebens in der Familie und der Schule, wie die Richtung dieses Sonderlings hervorgerufen hat, hat wenigstens die Philosophie nie wieder erreichen können. Da in neuerer Zeit das Institut der Ehe angetastet worden ist und sogar unsere Gewerbe in ein neues System gebracht werden sollen, so ist wieder der Saint Simonismus als Philosophie von so untergeordneter Bedeutung, daß man ihn weit eher für ein System der Nationalökonomie als der Metaphysik halten möchte. Die ausschließlich wissenschaftliche Philosophie unserer Tage kommt demnach in den

Sitten beinahe auf das Gegebene zurück. Die Familie wird als eine der ersten Offenbarungen des gesitteten Lebens anerkannt und das Meiste, was aus ihrem Schooße kam, von der Philosophie heilig gesprochen. Die Philosophie kann für Schule und Haus einzelne Grundsätze aufstellen, die entweder den herrschenden widersprechen, oder für eine in der Minorität befindliche Ansicht Parthei nehmen; dies ist aber nur eine zufällige Consequenz derselben. Die Sittenreformation ist keine Haupttendenz der Philosophie mehr. Von dieser Seite ist sie selbst im Guten, das sie leisten könnte, allzu lässig geworden. Denn wenn die Möglichkeit, Vieles in unserm nächsten unmittelbaren Leben besser zu bestimmen, vorhanden ist, so würde die Philosophie hier eine glücklichere Lehrmeisterin sein, als jene populäre Literatur, deren Motiv mehr das Gefühl als der Gedanke ist. Ja, vielleicht hält sich die Philosophie nur zu weit entfernt von unsern Umgangssitten; sie, der man zu einer hier und da wol möglichen Reform mehr Beruf allgemein zugestehen würde, als jenen einzelnen sogenannten „Weltverbesserern", deren mitunter redliche Absichten ihre unbegründete wissenschaftliche Stellung und ihren Mangel an doctrinairem Nimbus meist immer entgelten müssen.

Selbst in der Religion erhob sich die Philosophie des Tages wenig über das Gegebene. Ja, wir fanden, daß die Philosophie weit eher geneigt war, sich für den Inhalt jener Dogmen zu erklären, die von den freisinnigen Richtungen innerhalb der Theologie selbst bestritten werden. Die neuere Philosophie, selbst in England und Frankreich, war weit geneigter, sich gegen, als für den Deismus zu erklären. Die Theologie, überrascht von einer Freundschaft, die sie nach vorangegangenen Beispielen sich nicht hätte träumen lassen, ist meist kälter gegen die Philosophie, als diese nach ihrem modernen religiösen Inhalte verdient; sie will die Form nicht zugeben, in welcher die letztere das Wesen des Christenthums ausspricht, und wenn es philosophische Systeme giebt, die sich für die Dreieinigkeit, für die Gottheit Christi, für den ganzen Inhalt des apostolischen Glaubensbekenntnisses aussprechen, so verdächtigt sie wol gar die Motive dieser Hingebung, bestreitet die Aufrichtigkeit derselben und wird durch die Ver-

ſicherung beängſtigt, daß man den dogmatiſchen Inhalt des Chriſtenthums auch noch anders, als durch den bloßen Glauben begreifen könne. Wahrlich, dieſer Streit iſt zuletzt unweſentlich und hindert nicht, über die merkwürdige Richtung zu erſtaunen, welche die Philoſophie unſerer Tage genommen hat. Keine Gegnerin des Lebens, widerſpricht ſie auch dem Chriſtenthum nicht, und giebt es zu dieſer Höhe auch verſchiedene Stufen, ſo ſteht doch auf der unterſten keineswegs die Frivolität des achtzehnten Jahrhunderts, ſondern mit Ernſt und Emſigkeit wird das Weſen der Religion geprüft und ſelbſt da, wo jeder extreme Myſticismus undenkbar iſt. Die Stellung der Philoſophie zur Theologie iſt dadurch von der Philoſophie des vorigen Jahrhunderts unterſchieden, daß früher nicht blos die Theologie angegriffen wurde, ſondern auch ihr Gegenſtand, während, wenn ſich jetzt noch eine polemiſche Richtung findet, dieſe nicht mehr dem Inhalt, ſondern der Methode der Theologie gilt, indem dieſe beſchuldigt wird, für jenen mangelhaft zu ſorgen. Daß aus dieſem Streite vielleicht eine vernünftigere Auffaſſung der hiſtoriſchen Begründung des Chriſtenthums hervorgehen dürfte, haben wir ſchon oben bemerkt. Hier genüge die Angabe dieſes Factums, daß die Philoſophie auch in der Religion über das Gegebene ſich nicht erheben wollte, ſondern daß das Gepräge einer Neuerung nur in einer modificirten Auffaſſung deſſelben lag.

Freilich konnte dieſe unnatürliche Verfaſſung der Philoſophie nicht lange Beſtand haben. Eine Philoſophie, die ſo auf das Poſitive zurückkam, wie die Hegel'ſche, hörte rein auf, Wiſſenſchaftslehre zu ſein. Aus ihrem eigenen Schooße geſtaltete ſich eine Reaction, die anknüpfend an die Thatſachen der Erfahrung, anknüpfend an das unmittelbare Bewußtſein der Vernunft, der überſchwänglichen und faſt brahminiſch gewordenen Selbſtgenügſamkeit den Krieg erklärte. Von der Theologie, wo zuerſt der fromm und dogmengläubig gewordene Idealismus zuſammenfiel, ging dieſe geſunde und nothwendige Reaction auf die Politik über. Denn in Betreff des Staates ſchien die neuere Philoſophie noch partheiiſch bis zum Serviliſmus zu ſein. Wenn man ſie früher in den Reihen der Oppoſition erblickte, ſo fand man ſie gerade jetzt bei Denen,

welche das Beſtehende vertheidigen. Ein ſprechendes Beiſpiel dieſer Erſcheinung hatten wir in Frankreich. Die Doctrinairs ſind urſprünglich Anhänger der ſchottiſchen Philoſophie, welche hauptſächlich von Royer Collard auf franzöſiſchen Boden verpflanzt wurde. Dem Jeſuitismus gegenüber war die Doctrine ein heftiger Widerſpruch; in jener Kammer, die Manuel von ihren Sitzungen ausſchloß, konnte man die Doctrine leicht für jakobiniſch erklären und der ihr zu Grunde liegenden Philoſophie dieſelbe Richtung zuſchreiben, welche die politiſche Philoſophie des vorigen Jahrhunderts hatte. Allein bald hatte ſich dies Verhältniß umgekehrt. Die Doctrinairs ſind in die Fußſtapfen der Labourdonnayes getreten, ſie ſind königlicher geſinnt als die Könige, ſie vertheidigen, der Revolution, ja einer geſetzmäßigen Oppoſition gegenüber, mehr als den status quo, mehr als die Ordnung, ſie vertheidigen eine Staatstheorie, die in philoſophiſchen Lehren wurzele und ihnen eher durch das Gegebene, als durch das neu zu Begründende realiſirt ſcheint.

Noch entſcheidender, als in der Theologie, war die Reaction gegen dieſe Philoſophie auf dem politiſchen Gebiet. Sie war in Deutſchland ſo durchgreifend, daß ſie ſich zuletzt in landesübliche Politik verwandelte und wie z. B. bei Arnold Ruge nach langer theoretiſcher Formeln- und Principienpolemik als reine Publiciſtik auf Grund gegebener politiſcher Thatſachen herauskam. Die Philoſophie als ſolche kann da nicht folgen, und ſo, wie wir ſie nun jetzt in Lehrbüchern und auf Kathedern erblicken, ſcheint ſie in der Irre zu gehen, rathlos, herrenlos, ohne bedeutſame Anknüpfungen. Die Philoſophie ſpielt in dieſem Augenblick keine großartige Rolle. Sie gleicht einem Fürſten, der ſich im Incognito eines gewöhnlichen Ueberrockes ohne Stern unter das Volk miſcht. All' ihre Kraft iſt entweder in ihren eigenen Schooß zurückgedrängt, oder ſie benutzt ſie nur zum Kampf gegen die Facultäts-Katheder, die ſich in dieſem oder jenem wiſſenſchaftlichen Bereiche bis zur Thierarzneikunde und der Landwirthſchaftslehre einem allzukraſſen Empirismus ergeben. Da iſt allerdings die heutige Philoſophie in voller Windmühlenthätigkeit und ſchrotet mit den Mühlſteinen ihrer Prin-

cipien manches grobe Korn zu feinerem Mehl. Sie giebt ſich mit der Ausbeſſerung alter abgeriſſener Methoden ab. Sie vervorſchuht abgelaufene Stiefel, flicht die Löcher in Körben und Stühlen zu, wendet Kleider, überzieht abgenutzte Cravatten wieder friſch, ſetzt in mangelhafte Regenſchirme neues Fiſchbein, bügelt die Beulen in alten Hüten aus, kurz ſie hat jetzt mehr ein Trödelgeſchäft, als einen Weltberuf; ſie ſitzt in einer kleinen Schuhflickerbude, nicht auf dem höchſten Berge, von dem man die Welt überſehen kann.*)

Was die nächſte Zukunft zu löſen hat, und wie ſie es zu löſen hat, können wir vielleicht noch durch eine intelligente und vorurtheilsfreie Philoſophie erfahren; aber ſie ſelbſt wird ſich nicht an die Spitze der Bewegung ſtellen. Unſere Zeit iſt nur ein Mittelglied in einer Kette von Geweſenem und Kommendem, wir bilden den Uebergang aus Feindlichem in Feindliches, wir können überall die Punkte beſtimmen, wo die Intereſſen in Conflict gerathen müſſen, wo es zur Zündung der ſich begegnenden Brennſtoffe kommen muß, nicht aber einen Punkt, wo ſich eine friedliche Beilegung denken ließe. Ja, wo ſie ſich denken ließe, das wüßten wir ſchon; allein, daß ſie wirklich eintreten wird, liegt nicht in unſerer Hand. Alle Tendenzen, die ſich durchkreuzen, haben einmal ihren urſprünglichen Stoß erhalten und müſſen die nachhaltige Kraft deſſelben in ſich ablaufen; griffen wir hinein, um einer der Kugeln eine willkürliche Richtung zu geben, wer weiß, ob wir die Verwirrung nicht vergrößerten? Es wäre troſtlos, wenn wir hie und da nicht einen Frieden oder einen Waffenſtillſtand ahnten, wenn wir nicht Grenzen ſähen, an welchen dieſer oder jener Irrthum vor unſern ſichtlichen Augen ſcheitern muß; allein daß die Philoſophie den Streit verſöhne, davon ſind wir ſo weit entfernt, daß vielmehr Weisheit nur da hinderlich ſein würde, wo der Friede die Folge eines geſtillten eigennützigen Bedürfniſſes ſein wird. Wir haben Meinungen und

*) Spätere Anmerkung. Zur Zeit, als Profeſſor Stahl in Berlin dominirte, ſah man wol die letzte Herrſchaft der Philoſophie über den Staat. Seitdem iſt zwar Schopenhauer und eine neue philoſophiſche Bewegung aufgetaucht, aber mehr mit Ergebniſſen für die Privatbildung, als für öffentliche Thatſachen.

Ansichten, die sich bekämpfen, diese kann die Philosophie berichtigen, aber nie wird das Andere, woraus unsere Zeit zusammengesetzt ist, Vernunft annehmen, die Leidenschaft und das Interesse. Nicht die Vernunft ist im Gedränge, sondern das Privilegium; und man blicke nur nach Ländern, wie Spanien, ob wol eine Aussicht vorhanden ist, daß da die gewaltigen Leidenschaften der Rachsucht und des Hasses je anders, als durch Befriedigung derselben könnten ausgesöhnt werden! Wollen wir auf die nächste Zukunft unseres Welttheiles schließen, so werden wir die traulichen Schatten der Wissenschaft verlassen und wieder mitten in das wirre Durcheinander der Ereignisse treten müssen, von welchem wir beim Beginne dieses Werkes ausgegangen sind.

Wenn wir nun am Schlusse Einiges vom Zukünftigen zu errathen suchen wollen, so können wir nicht vom Ewigen sprechen, das der Prophezeiung auf der Kanzel angehört. Was die große Zukunft Großes in ihrem Schooße birgt, das errathen wir nicht; denn selten, daß sich ein gleichartiger Zug von Interesse und Bestrebungen in der Geschichte lange aus sich selbst ohne anderweitige Zuthat fortspinnt. Meist durchschneidet die gebahnte Straße der Thatsachen etwas ganz specifisch Neues, wie die Griechen zur Zeit des Perikles sich denken konnten, daß vielleicht einst die Macht der Perser der steigenden Uneinigkeit und Verrätherei in Hellas sich bemächtigen würde, Niemand aber an den macedonischen Staat dachte und zur Zeit des Demosthenes wiederum Niemand, daß wenig über hundert Jahre vergehen würde, wo ein ganz neues Volk an die Stelle der Macedonier treten würde, die Römer, die kein Mensch kannte. Und was konnten Cato und Cicero über ihre Zeit philosophiren? Mit welcher Wahrscheinlichkeit konnten sie der sinkenden Größe und Freiheit des römischen Reiches nachdenken, der Alleinherrschaft, der Tyrannei und der endlichen Auflösung? Wer von ihnen dachte an das specifisch Neue, das sich mit dem Christenthum in den Verlauf der römischen Geschichte mischte? Und so baute sich eine Epoche über die andere, immer bedingt und belebt durch etwas, was selbst der nächsten Vergangenheit noch ein Geheimniß gewesen. Möglich, daß für Europas Zukunft geographische

und ethnologiſche Umwälzungen weniger zu erwarten ſtehen, als vielleicht Erfindungen, die wir noch nicht ahnen, wie Napoleon, als Fulton ihm die Kraft des Dampfes als Mittel die Welt zu erobern anempfahl, nicht glauben wollte und nicht wiſſen konnte, wie Zeit und Raum durch Dampfſchiffe und Eiſenbahnen würden abgekürzt werden. Möglich aber auch, daß wir das Höchſte in dieſer Hinſicht erreicht haben und daß das Neue von einer andern ungeahnten Seite aus losbricht. Es iſt charakteriſtiſch in der Geſchichte, daß von daher, wo man das Neue zu erwarten pflegt und ihm mit Kopf und Hand entgegenarbeitet, es niemals kommt. Man kann Theorieen verfolgen, wie z. B. in der Wiſſenſchaft; man kann ſein Leben der Aufgabe widmen, irgend ein vorhandenes Material zu einem Syſtem zuſammenzuſetzen, und plötzlich wird eine neue Schrift entdeckt, plötzlich bringt der Zufall von einer ganz andern Seite her eine neue naturwiſſenſchaftliche Erfahrung, und die Wiſſenſchaft nimmt eine Richtung, die ſie nicht geahnt. So wollen wir uns auch nicht darauf einlaſſen, den Grillen nachzuhängen und etwa uns fragen: Welches iſt die Beſtimmung unſeres Welttheils, werden die andern eine Gewalt über ihn gewinnen, wird Amerika von Eroberungsluſt ergriffen, wird Aſien durch den Hunger und die Menſchenüberzahl getrieben werden, ſich auf Europa zu werfen; wird das Chriſtenthum ewig ſein — wird unſer Erdball dieſe oder jene Beſtimmung haben; werden die Menſchen ausſterben und einer neuen Schöpfung und höheren Weſen Platz machen? Das Alles iſt in andere Hand gegeben.

Leichter iſt es, die kleinen Verwickelungen des Momentes im Voraus zu löſen. Wer divinatoriſches Talent beſitzt, die Geſchichte ſtudirt hat und in dieſer ſelbſt einen Platz, wenn der Ruf an ihn käme, auszufüllen vermöchte, der ſagt uns wol, wie ſich aus den im Januar gegebenen Factoren im December des Jahres ein Erfolg zuſammenziehen muß. Zeigt uns Europa nicht ein kleines, ſtilles, detaillirtes Treiben mit Nachklängen aus der Vergangenheit, mit Drohungen, die von ihrem Beiſpiel unterſtützt werden, mit kleinen Ereiferungen für die ſogenannte geſetzmäßige Freiheit? Wie leicht iſt es hier, den nächſten Moment zu beſtimmen! Wie

hat selbst Rußland sich so schnell wieder in die Karten blicken lassen und verräth uns eine Erschöpfung, die das westliche Europa wieder von der Angst vor den Kosacken befreit hat! Hier ist nichts, das sich nicht auf einfache Weise lösen würde.

Der Inhalt unseres ganzen Werkes kam darauf hinaus, daß sich unsere Zeit die Resultate der Revolution auf gesetzmäßige Weise sichern will. Friedlich wird der Charakter unseres Jahrhunderts bleiben.*) Es hat am Kriege erlebt, wie wenig er die Freiheit sichert, wie sehr er das allgemeine Wohl der einzelnen Willkür preisgiebt, selbst wenn diese das schöne Schauspiel darbietet, mit Genie verbunden zu sein. Was zur Befestigung des Nationalwohles gehört, hat sich schon über die Untersuchung erhoben. Man rechnet dazu die rechtlich gesicherten Verfassungen der Staaten, die Erleichterung der Existenz, die Abschaffung der Geburtsprivilegien, die Abschaffung der Priestervorrechte und des Symbolzwanges. Wer wird leugnen, daß dies die Resultate der Revolution sind? Allein verschieden vom vorigen Jahrhundert wird sich das unsrige dadurch auszeichnen, daß es den Geist der Liebe und Versöhnung walten läßt, daß es die Befreiung der Einen nicht ohne Entschädigung der Andern lassen will, daß es einen Abscheu empfindet, die Saatfelder der Humanität mit Blut zu düngen. Weil sich das, was unser Jahrhundert erstrebt, nur im Staate bilden kann, so umgeht es den gegebenen Staat nicht, zieht ihn einem erst zu schaffenden vor und sucht aus ihm das Beste zu entnehmen, was er vor der Hand enthält. Die Abneigung gegen die Fürsten mildert sich, wenn sie irgend einen Enthusiasmus für die ernste Aufgabe der Zeit verrathen. Aufrichtige Anerkennung bei den Fürsten, daß sie nur der Zufall auf eine Stelle erhob, wo sie zwar Menschen sein dürfen mit den unvermeidlichen Schwächen und Irrthümern, aber eigentlich doch nur die Bevollmächtigten einer höheren Idee sind, gewinnt wieder die Zuneigung der Gehorchenden. Wo Unruhe und Unbehaglichkeit zum Vorschein kommen, da entstehen diese wahrscheinlich nur aus Ueberdruß,

---

*) Spätere Anmerkung. Trotz der später erfolgten Kriege ist die Neigung zum Frieden gewiß vorherrschend.

Wie eine ew'ge Lampe pflegten, ehrt,
In uns die Hüter der Verheißung ehrt,
Die Söhne Davids ehrt, aus deren Stamm
Sein Heiland, der ein Jude war, entſproſſen.
Und andern Theils ſpricht immer noch für uns
In dieſem Dünenland das Blut, aus dem
Die junge Freiheit der Provinzen ſproßte.
Denn jedes Volk, das ſelbſt erfahren hat,
Wie weh die Knechtſchaft thut, wird Brüder nicht
Aus einem blinden Vorurtheil verfolgen.
Der Niederländer ſchuf aus ſeinen Ketten Schwerter,
Und aus den ſieggekrönten Schwertern wieder
Für andre Dulder Sclavenketten ſchmieden,
Das wahrlich thut kein edeldenkend Volk.
Das ſind die zween Gründe. Und nicht wahr,
Man pries Euch auswärts glücklich, als Ihr ſagtet,
Ihr kehret heim zu uns, nach Amſterdam?

Jochai.

Ich that es ſelber. Hoffnungsvoll ſtieg ich
Die Berge nieder in dies Inſelland
Und fand auf einem Schiff, das träge ſich
Durch die Kanäle ſchleppte, — Muße, —

Silva.

Froh
Des Wiederſehens zu gedenken, wie
Ihr Judith naht, ſie kaum den Augen traut,
Den Freund und ihren Gatten bald umarmt —
Ihr kommt von Vanderſtratens Villa? Nicht?

daß die Regierungen das Falsche wählen, wo ihnen das Richtige so leicht an die Hand gegeben wäre, und daß sie Parthei nehmen, wo sie neutralisiren sollten.

Es kommt nicht allein auf die Form an, sondern mehr auf den Geist, der unsere Verfassungen belebt. Sonst würden, wie dies wohl geschieht, alle feudalen Ueberlieferungen eilen, sich hinter verfassungsmäßige Schanzen zu werfen. Die Constitution sichert nicht Jedem das, was er hat, sondern nur das, was ihm gebührt. Unser Jahrhundert ist darin so rücksichtsvoll, daß es die hier nothwendig in's Gedränge kommende Eigenthumsfrage durch billige Abfindung zu lösen sucht. Wenn wir uns auszudrücken pflegen, daß der Bürgergeist in unserer Zeit alle übrigen Interessen überwiegt, so ist dies allerdings nur eine einseitige Bezeichnung. Das Richtige ist: Jahrhunderte hat der dritte Stand gebraucht, um sich eine Geltung zu geben. Er ist ein glücklicherer Vermittler der Staatsinteressen geworden, als der Adel. Wenn er den letztern an Macht überragt, ihn an Reichthum weit hinter sich läßt und selbst an Bildung übertrifft, so muß er auch gegen jenen einen Vorsprung gewonnen haben, in welchem ihn der Adel nicht wieder einholen kann. Ueberdies ist dieser dem dritten Stand gewordene Vorrang keine Usurpation, sondern die natürliche Folge einer Menge von Umständen, die zusammenkommen mußten, um den Adel in seiner früheren Geltung zu untergraben. Deshalb sollen auch die Verfassungen nicht dazu dienen, feudalistische Ansprüche für die Gegenwart noch zu befestigen und etwa ein Gleichgewicht in den modernen Staaten zwischen Adel und Bürger herzustellen; sondern es soll im Staat der Ueberhang mit einer entschieden abschüssigen Tendenz dem dritten Stande gebühren und die übrige Standschaft nur dazu dienen, den Staat in seiner Neigung vom völligen Sturz zur Demokratie zurückzuhalten und auch der bürgerlichen Tendenz einigermaßen einen Zügel anzulegen.

Möge man einst von unseren Zeitgenossen sagen: Ihr Leben war mühselig, aber ihr Tod nicht ohne Hoffnung. Sie hatten eine verworrene Erbschaft zu theilen, mehr Schulden als Gewinn; aber sie betrachteten sich wie Brüder

und gaben Jedem so viel, als seine Schultern zu tragen vermochten. Sie hinterließen mehr, als sie empfangen hatten. Die Schulden wurden getilgt und neue Capitale angelegt. Sie arbeiteten auf dem Felde im Schweiße ihres Angesichts, horchten aber mit Freuden auf, wenn die Lerche sang. Sie waren zu geplagt und zu eng gedrängt, als daß sie selbst vor Gott oft niedergesunken und diesem eine langwierige Andacht gewidmet hätten, aber in das Lob der Natur, in den Preis und Ruhm Gottes, den alle Welt singt, stimmten sie mit ein und dankten, wenn ein Anderer statt ihrer und für sie betete. Im öffentlichen Leben waren sie mißtrauisch, nicht feindselig. Abgewandt dem Staate, der sie nicht alle mit gleicher Liebe zu umfassen schien, wühlten sie doch nicht gegen seinen Bestand. Sie dienten ihm als Freigelassene, die sich gern aus langer Gewöhnung noch Knechte nennen, und brauchten ihr Recht nur, wenn es in Gefahr war, ihnen genommen zu werden. Das Vaterland war ihnen ein verworrener und dennoch heiliger Begriff. Sie hatten Sehnsucht zur Aussöhnung zwischen den Nationen und waren leichtgläubig genug, Andere nur nach sich selbst zu beurtheilen, vom Nachbar nur Gutes so zu erwarten, wie sie selbst es ihm wünschten. Lieber als das Vaterland wurde ihnen die Muttersprache. Dieser hingen sie mit jener innigen, unzerstörbaren Liebe an, welche sie für das Vaterland nur in sich hegten, wenn es bedroht wurde, nie aber, wenn die Liebe zu den Seinen die zu den Andern verletzt hätte. Ja, dem Entfernten waren sie meist geneigter, als dem Nahen. Wenn sie in Leidenschaft kamen, so mußte sie oft der Nächste entgelten. Hastig in dem, was sie für Rechtens hielten, rechteten sie gegen einander. Oft vom Nächsten getäuscht, riefen sie den Richter auch wol dann an, wenn ihnen Niemand zu nahe getreten war. Im Handel und Gewerbe kannten sie allerdings nur ihr eigenes Interesse. Sie durften auch nicht anders, da sie in der Lage waren, erst erwerben zu müssen. Gegen Weib und Kind zärtlich, wählten sie öfter nach Neigung als Interesse und erzogen die Ihrigen nicht für *einen* Stand, sondern für alle. Die Jugend kam reifer auf die Welt, als sonst. War es angeboren oder die größere Sorg-

falt der Eltern, sie machten schnelle Fortschritte und überflügelten die Alten, ohne so voreilig zu sein, als diese es in der Jugend gewesen. Die Frauen liebten das Haus mehr, als die Welt.*) In der Sitte waren sie züchtiger als die Großmütter, wenn sie auch den Geist und die Schönheit derselben nicht immer erreichten. Der Vornehme wurde durch das Dasein der Armuth weniger gehoben, als in Verlegenheit gesetzt. Wenn er dem Einzelnen nicht half, glaubte er der Masse helfen zu müssen. Die Wohlthätigkeit war schon keine persönliche Tugend mehr, sondern Bürgerpflicht. Im Umgang thauten die Herzen auf, wenn auch nur langsam. Jeder freute sich, wenn es ihm gelang, durch die Verhältnisse bis zur Natur hindurch zu brechen. Sie starben ungerne, was viel sagen will für den Werth des Lebens, das sie verließen, wenig für den Glauben an ein Jenseits. Die Mühen und Schmerzen des Daseins hatten sie sich gewöhnt als die eigentliche Form des Lebens zu betrachten. Da sie nicht mehr erwarteten, vermißten sie selbst das Wenige, was ihnen geboten wurde, ungern; doch starben sie nicht ohne Hoffnung.

Ich habe meinen Zweck erreicht, wenn dies Buch in dem Gewirre von Schriften, die unsere Zeit oft ohne Fug und Grund in die Zukunft vererbt, von irgend einem Weisen, der das neunzehnte Jahrhundert so schildern will, wie wir wol das achtzehnte schildern, einst als eine bestäubte und in irgend einem Winkel mit Schutt bedeckte Quelle benutzt wird. Schildert es das Säkulum nicht immer so, wie es sich im letzten Drittel anließ, so genügt es schon, dereinst zu wissen, wofür sich unsere Zeitgenossen einst gehalten haben. Und wenn sich in diesen anspruchslosen Skizzen und Erörterungen Irrthümer finden, so werden sie auch als solche nicht ohne Gewinn für die Zukunft bleiben. Sie werden unsere Zeit vielleicht dadurch am meisten charakterisiren, daß wir sie für Wahrheiten gehalten haben.

*) Diese beiden Sätze beanstandet leider die spätere Erfahrung.

Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Zweite, wohlfeile Ausgabe.

Erste Serie.

Neunter Band.

Oeffentliche Charaktere.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Oeffentliche Charaktere.

Von

Karl Gutzkow.

Dritte Auflage.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

KGEN. BIBL.
HALLE.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Zur Einleitung	1
Die Napoleoniden	3
Talleyrand	17
Martinez de la Rosa	31
Chateaubriand	44
Mehemed Ali	60
Wellington	73
O'Connell	81
Doctor Francia	93
Armand Carrel	105
Ancillon	116
Rothschild	131
Sultan Mahmud	146
Bernadotte	159
Friedrich Wilhelm III.	180
Altenstein	186
K. E. Oelsner	194
Shelley	203
Schleiermacher	208
Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz	217
Ein Besuch bei Bettinen	229
Bettinens Königsbuch	233
Wilhelm Schadow	242
Friedrich von Raumer	255
Georg Büchner	267
Tzschoppe	279
Karl Immermann	282
Karl Immermann in Hamburg	288
Immermann's „Opfer des Schweigens"	298
Varnhagen von Ense	300

Seite

Henrik Steffens 306
Karl Seydelmann 328
Philipp Joſef von Rehfues 353
Franz Horn 361
Eduard Duller 365
David Friedrich Strauß 372
Friedrich von Hurter 377
Auguſt Lewald 416
Onkel Spener 426
Unſere Zeitgenoſſen 434
Geflügelte Worte aus dem Leben 447

Zur Einleitung.

Es steht keiner Gattung der ungebundenen Darstellung eine solche Veränderung bevor, wie der Geschichtschreibung.

Wenn sich bei jenen alten und vergessenen Zeiten, die mit ihren Jahreszahlen, die uns in der Schule so schwer geworden, bis zum Anfange der französischen Revolution reichen, der Historiker auf die Ermittelung einiger hervorragenden Erscheinungen, auf einige charakteristische Anekdoten und eine Verknüpfung derselben, welche die Schule unter dem Namen Pragmatismus empfiehlt, beschränken durfte, so verlangen unsere Zeiten, die uns noch im Gedächtnisse klingen, einen neuen Styl der Behandlung, dessen Principien bis jetzt noch keine Rhetorik entworfen hat.

Jene alte Geschichte wurde gemacht vom Ruhm, von der Usurpation, von der Genealogie und von einigen wunderbaren Ereignissen, welche sich um Feldherrenstäbe, wie die der Marlborough, um ewige Portefeuilles, wie die der Richelieu, und um Regierungen, welche nicht kürzer waren, wie die Kaiser Friedrich's III., rankten. Ein Aventurier, ein Eroberer, ein Phantast, ein Paar Handschuhe gaben den Ausschlag, und der Historiker hat Alles gethan, wenn er in Kürze berichtet, was in Kürze geschehen ist.

Jetzt ist es anders. Die Coëfficienten der Weltgeschichte haben sich vermehrt; jene rasirten Tafeln, Völker genannt,

oder Interregna oder matte Perioden, auf welche der Despotismus, die Laune, der Zufall oder gar ein demokratisches Original, das durch eine Empörung oder Vision sich den Scheiterhaufen erkaufte, Geschichte schrieben, sind immer seltener geworden. Die moderne Geschichte baut sich nicht mehr aus den Massen auf, sondern aus Individualitäten; sie läßt keine Lücken, welche für die alte Welt die Kunst, die Religion und die Wissenschaft ausfüllen, sondern alle Fugen ziehen sich eng zusammen, oder wo sie offen bleiben, drängt sich eine neue Erscheinung, die bald alles Uebrige wieder überragt, hervor.

Wie kurz war in unserer Zeit das Glück, wie bestritten der Ruhm! Wie schnell wandelten sich die Thaten in Begebenheiten um, denen ihre Folgen schon wieder über den Kopf wuchsen! Das Schauspiel unserer Tage hat sich vor überreicher Handlung in ein Epos verwandelt, so daß der Historiker weniger Epochen, Veränderungen, als Zustände zu schildern hat, breite Dimensionen, Antworten nicht mehr auf die Frage: Was geschah? sondern: Wie wurde gelebt?

Die Poesie der Geschichte war in jenen alten schlummernden Zeiten zuweilen ein flüchtiger Traum, ein üppiger Auswuchs der Chronik, Oedipus im Hain der Eumeniden, Cleopatra am Strande des Meeres kosend mit Antonius, der Obolus des Belisar, Konradin's Tod; kein Epos, wie jetzt; keine Kette von wunderbaren Begebenheiten, wie die neue Geschichte. Wer wollte Napoleon zu einem tragischen Helden machen? Wer wollte all' die Elemente seiner Zeit (die er nicht immer bezwang, sondern nur augenblicklich beruhigte oder zur Ruhe verwies) fortleugnen, diese Hindernisse und Fo-lien, die sein Erscheinen in die Länge zogen, aus dem kurzen Drama ein gigantisches Epos mit Völkern und Tendenzen als Endreimen machen, und aus den Resten dieses Meteors, aus den Pallantiden Frankreichs, einen Roman, ein breites Familiengemälde? Versuchen wir, zum Beginn einer Gallerie „Oeffentlicher Charaktere" das letztere zu entwerfen.

Jochai.

Erlaubt, daß ich mich ruhe. (Er ſetzt ſich)

Silva.

Sonderbar!
Ihr ſcheint erſchöpft. Es drückt Euch Unmuth? Kehrt!

Jochai.

Drei Tage lang hat mich Manaſſe draußen
Mit ihm gewohnter Gaſtlichkeit bewirthet.

Silva.

Und Judith? Eure Braut? Euch angelobt
Schon durch den Wunſch der Eltern in der Wiege!
Schon Euer durch das Schlummerlied der Amme!
Im Spiel der Jugend Eure Königin!
Welch ſchöne Blume! Rühmen darf ich ſie,
Iſt ſie auch gleich die Tochter meiner Schweſter.

Jochai.

Das Schlummerlied der Amme? O de Silva —
Ich fürchte — Eure Nichte ſtraft es Lügen!

Silva.

Wie?

Jochai.

Laßt Euch kurz erzählen, was ich ſah.
Ich lag in Vanderſtratens Arm, er nannte
Mich Sohn und pries mir Judiths Treue. Dann
Zerfloß ſein Herz von ſeinen Wunderbauten,
Von ſeinem Park, von ſeinen Waſſerkünſten,
Von Marmorbildern, die er nach Antiken
Sich fert'gen läßt in Florenz und Venedig,

Die Napoleoniden.

1835.

Als Ihrer Großbritannischen Majestät Schiff, der Bellerophon — lebten wir zu den Zeiten der Apostel, würde man sagen: eine Wolke — den „großen" Kaiser hinwegnahm, blieb die mannigfache Verzweigung und Verschwägerung seines Blutes zurück, Namen von verschiedenem Werthe, zum größten Theil Glückspilze, die neben den unauslöschlichen Fußstapfen des Kaisers aufgeschossen waren, Fettflecken in den Hermelinen Europas; die heilige Allianz hatte sie nicht tilgen können.

Seitdem ziehen sich die Napoleoniden durch die Tagesgeschichte, wie eingewirkt ihrem Gewebe, wie der rothe Faden einer Vergangenheit, welche in St. Helena auf ewige Zeiten geendet zu haben schien.

Napoleon's Familie ist eine Verlassenschaft ohne Rache, wenn auch nicht ohne Ehrgeiz. Sie ist ungleich den Jakobiten, ungleich den Bourbonen von 1793 und 1830, ja selbst ungleich dem Hause Wasa, es ist eine Bürgerfamilie ohne Trotz gegen die Legitimität, die ihnen einst Töchter zur Ehe gab und jetzt die Schulden bezahlt, die sie in ihren versteckten Asylen aufhäufen; eine Verwandtschaft, welche den, der sie erhob, innerlich verwünscht und seinen Feinden die Kostbarkeiten verkauft, die er ihnen hinterließ.

Diese Ueberreste haben ihre eigenen Straßen, die sie in

Europa nur einschlagen dürfen, ihre eigenen Tage, wo sie bei ihren legitimen Schwägern zum Besuche kommen dürfen, sie sind bei allen Dingen auf gewisse Grenzen angewiesen und verschleudern dabei den Ruhm ihres Bruders, um den ihre Augen nicht mehr naß werden.

Napoleon hatte sich an denen, welche älter waren als er, für die Tyrannei in der Kinderschule, beim Spiel und Vesperbrot empfindlich gerächt; er hatte sie in Lagen gebracht, denen sie nicht gewachsen waren, und sie nur deshalb mit Geschenken überhäuft, um sie desto besser unter seiner Zuchtruthe zu halten. Die jüngeren zog er vor. Seine Schwestern liebte er sogar und tanzte mit ihnen, ja seine erheiratheten Verwandten, den Prinzen Eugen und Hortense, betete er an mit einer gewissen sentimentalen Zärtlichkeit, die ihm ganz schön stand; aber Alle hat er sie entweder so verwöhnt oder so geknechtet, daß sie wenig Sympathie für ihn empfanden und ihn noch jetzt immerfort anklagen, zumal wenn einmal ihre Finanzen nicht in Ordnung sind oder sie von den Siegern eine Zurücksetzung erfuhren. Es ist dies eine bekannte Thatsache und soll mich vertheidigen, wenn ich von den kleinen Funken des zersprungenen Sternes Napoleon nicht mit jener Andacht spreche, die in neuern Zeiten bei Nennung seines Namens Sitte geworden ist.

Die Poesie hat sich stets sehr erhitzt, wenn sie auf Lätitia, die Mutter des erloschenen Königshauses, zu sprechen kam. Sie wurde bald mit Hekuba, bald mit Niobe verglichen; christliche Phantasten nannten sie die Rahel oder auch die Maria des neunzehnten Jahrhunderts! Warum lag in allen diesen Benennungen nichts so Erhabenes, als es das Schicksal dieser alten Dame vorzustellen scheint? Vielleicht weil Niobe mit einem Schlage alle ihre Kinder dahinsinken sah, Hekuba außer einer Mutter auch eine greise Gattin war, die ihren alten Herrn, den würdigen Priamus, zärtlich liebte; vielleicht, weil Rahel in ihren gemordeten Kindern junge Keime sterben sah, Hoffnungen, die noch nicht Männer geworden waren und den Schmerz ihres Verlustes nach dem Maße dessen, was man von ihnen noch hätte erwarten können, vergrößerten. Verschwindet doch selbst der Schmerz einer Maria

vor den Leiden ihres Sohnes, deſſen göttliche Vollkommenheit ihren Werth überſtrahlte. „Weib, was hab' ich mit dir zu ſchaffen!"

Lätitia iſt mir keine trauernde Königin aus „dem Schloß am Meer". Sie gebar nicht, um große Erſcheinungen hervorzubringen. Lätitia kann uns nur als Mutter rühren, als Mutter, wo ſie ſogar im Vergleich ziemlich glücklich iſt; denn iſt ſie nicht von Enkeln und Kindern umgeben? Es kann bei ihr immer nur von Malheur, nicht von Unglück die Rede ſein. Lätitia würde ſich in alle die Wunder, welche ihr Sohn verrichtete, nicht gefunden haben, wenn Söhne, Schwiegerkinder, Stiefenkel nicht die Aſſociés der Weltgeſchäfte geworden wären, ſo daß ihr Alles in die handgreiflichſte Nähe gerückt wurde. Sie verſtand ihren Sohn Napoleon gar nicht. Sie ſah keine Hoffnungen ſterben, keine Privilegien der Geſchichte, keine Berechtigungen, die, wenn ſie nicht eintreffen, zuweilen poetiſch ſind; die Früchte ihres Leibes waren größer als der Stamm; ſie machten den Schooß vergeſſen, welchem die Geſchichte ein ſo merkwürdiges Ereigniß verdankt. Und glaubt ihr, daß Madame Mère ſpäter ſo unglücklich war? Thorheit! Lebte doch Luciano noch, den ſie lieber hatte als Napoleone, Luciano, der ſie nicht mit harten Worten kränkte; ſchrieb doch auch Giuſeppe zuweilen aus Nordamerika, und Girolamo beſuchte ſie aus Florenz, Girolamo, ihr jüngſter Sohn, den Napoleone ſo ſehr tyranniſirte, Girolamo, der mit Gewalt ein großer Admiral oder wenigſtens ein König werden ſollte und ihr lieber und gegen ſie artiger war, als alle übrigen.

Die gute Alte! Dort lag ſie, auf dem bettartigen Sopha, ihr dürrer Leib, der ſo viel Könige gebar, in weite Shawls eingewickelt, blind, aber ohne Prophezeiung, mit gedörrten Zügen, aber lebhaft, geſchwätzig, Liebhaberin von Neuigkeiten, im muntern Geſpräch mit Onkel Feſch, nicht anders, als einſt im Palaſt de l'Eliſée von Paris. Onkel Feſch, dieſer verſchlagene Prieſter im Violettſtrumpf und rothem Hut, will noch jetzt die Dinge immer beſſer wiſſen, als Napoleon; er beweiſt der Matrone, welche ſchlummernd zuhört und ſchläfrig lächelnden Beifall nickt, wie es der todte Kaiſer hätte an

ſtellen ſollen, wie Alles gekommen wäre, wenn man auf ihn gehört hätte, wie „man" aber immer tollkühn und tyranniſch geweſen wäre! Hier ſeufzt Madame Lätitia; aber der kluge Cardinal fährt fort: „Ich hatte den Papſt in der Hand, den heiligen Vater, der es gut mit dem abtrünnigen Sohne der Kirche meinte. Ich ſchloß das Concordat, was dem Uebermüthigen mißfiel, ich hätte Alles machen können: aber wollte er denn?" Und die alte Dame ſeufzt wieder und ſpricht mit jener rauhen Stimme, die mich von je vor alten Italienerinnen zittern machte: „Ach, er glaubte nichts: ob er wol in den Himmel kommt, Feſch?" Feſch wird jetzt grauſam, zuckt die Achſeln und murmelt: „Er hat uns unglücklich gemacht!" Wahrhaftig, ſo ſprechen dieſe Menſchen über eine Unſterblichkeit, an welcher ſie — die Nebelflecken ſind.

Napoleon's Brüder waren nicht ohne Fähigkeiten; ſie hatten eine gute Erziehung genoſſen, und für den Jüngſten, für Hieronymus, ſorgte der Aeltere ſelbſt. Lucian beſaß mehr Feuer als die Uebrigen, war raſch im Handeln, ohne ſich um die Verantwortlichkeit zu kümmern. Er hat ſeinem Bruder gegenüber immer einen feſten Willen gezeigt. Ludwig hatte einen ſanfteren Charakter, mit einem Anſtrich von Schwärmerei, die eine gute Entſchuldigung ſeines Phlegmas war. Hieronymus endlich, der ſchon im Glanze ſeiner Familie erzogen wurde, nahm früh die Eigenſchaften an, die echtes prinzliches Blut zu begleiten pflegen, im Guten wie im Böſen. Napoleon konnte auch deshalb daran denken, ſie zu ſeinen Zwecken zu benutzen, während ſonſt das Genie immer Noth hat, den Jammer ſeiner Herkunft und Verwandtſchaft zu verdecken.

Anfangs wollte er ſich aus ſeiner Sippe nur Umgebungen ſchaffen, die ein feines Ohr, verſchwiegenen Mund und beredte Zunge hätten; es fehlte ihm ja an Treue, Sicherheit, Spionen des erſten Ranges; er hatte ſo manches Amt zu vergeben, das er von zuverläſſigen Leuten bekleidet wünſchte; ja er ſah ſo viele freie Hände einflußreicher Schönheiten, daß er nicht Männer genug haben konnte, denen er dieſe aufbewahrte. Aber dieſe letzte Combination war ſchon die erſte, welche ihm fehlſchlug; denn ſo leicht es ihm wurde,

den Ehrgeiz seiner Brüder zu lenken, so aufsässig zeigten sie sich, als er ihren Herzen die freie Wahl nehmen wollte. Die schöne Jouberton, die Patterson gehörten nicht in seine Pläne: man weiß es ja, wie wenig Ludwig mit Hortense wahlverwandt war.

Napoleon, darauf bedacht, sich mit einer erborgten Legitimität zu schmücken, adelte vor allen Dingen zuerst sein Blut, seine Familie, und machte seine Brüder, die als französische Prinzen schon die Handgriffe und Bewegungen einer anständigen Repräsentation erlernt hatten, zu Königen über Reiche, die entweder erst erobert waren, oder die durch Intrigue bald einen leeren Thron zeigten. Dies wurde für Europa eine Propaganda des französischen Gouvernirungssystems, die, wenn auch ihre Wirksamkeit bald vorüberging, doch nicht ohne Folgen auf die spätere Gestaltung unserer Verhältnisse blieb. Mit Napoleon's Brüdern und den andern gekrönten Paladinen der Kaiserherrschaft kamen die Begriffe Centralisation und Bureaukratie über uns, Ausflüsse der Revolution. Napoleon's eigenes Verfahren galt als Muster, seine Politik, sein Handelsgrundsatz durfte von keinem seiner Vasallen überschritten werden; diese militairische Feudalherrschaft wurde mit einer Strenge durchgeführt, welche den Günstlingen der kaiserlichen Gnade diese bald selbst unerträglich machte. Zur Gunst gesellte sich die Laune. Napoleon's Brüder wurden die Abzugskanäle seines Unmuths. Sie waren es schon in Paris; ein widerwärtiges Ereigniß kam immer auf die Rechnung seiner Familie, zu welcher er dann hinaufstürmte, die Thüren schlug, mit dem Degen fuchtelte, so lange bis ihn erst seine Schwestern besänftigten.

Napoleon hatte in Einem nicht Unrecht; denn schon damals, als er noch General der Republik und Consul war, gaben ihm seine Brüder vielfachen Anlaß zum Unwillen; sie übernahmen die Lieferungen bei der Armee, um sich zu bereichern, und machten Geschäfte an der Börse, wozu sie die Politik Napoleon's als versteckte Wetterfahne und Telegraphen benutzten. Joseph und Lucian leisteten in diesen Speculationen das Mögliche; sie waren älter und italienischer als die Andern.

Die spätern Könige mußten Napoleon's Zuchtruthe noch derber fühlen. An jedem militairischen Nachtheil, an einer entdeckten Verschwörung, an jedem Mißgeschick des Kaisers waren sie schuld. Sie wären, sagte er, keine Franzosen, sie unterhandelten mit den Engländern, mit dem Papste, sie hätten immer andere Dinge im Kopf als er, und er schwöre ihnen, sie sollten sich in Acht nehmen. Wenn im Haag, in Neapel, in Madrid, in Kassel eine Depesche von Paris ankam, so zitterte man; die Brüder wußten, daß sie schon wieder etwas nicht recht gemacht hatten.

Niemand hatte von Napoleon's Mißlaunen mehr zu dulden, als Ludwig, der hinter seinen holländischen Poldern von einem fürchterlichen Deficit der Kasse, mit Feuersbrünsten, aufsliegenden Pulverschiffen, Ueberschwemmungen und republikanischen Tendenzen geplagt war. Der Mann war etwas weitläufig in seinen Bewegungen, nahm zu den kleinen Sprüngen, die er machen durfte, große Anläufe, und liebte es, mehr zu sprechen, als Napoleon's despotischer Lakonismus guthieß. Auf Ludwig häufte sich des Kaisers besonderer Unmuth; er moralisirte ihm zu viel; Napoleon fand es gradezu lächerlich, wenn sich sein Bruder, statt gefürchtet, populär machen wollte, wenn er von Nationalität und republikanischen Erinnerungen und allgemeiner Menschenliebe sprach. Er nannte das mit einem seiner classischen Ausdrücke an seinem Bruder „Humanitätswahnsinn" und schrieb ihm einmal über das andere, jetzt möchte er nur machen, daß er bald zu den Engländern überginge. Ludwig verließ auch Holland, und hat sich mit seinem Bruder nie wieder ausgesöhnt.

Wenn man die letzten Trümmer des Hauses Napoleon in eine Gesammtansicht bringen will, so findet man zwar, daß sie sich untereinander verheirathen; doch lassen sich zwei Strömungen, selbst mit verschiedenen Kennzeichen und verschiedenartig gegen ihre Umgebungen abstechend, herausscheiden — die männliche und die weibliche Verwandtschaft Napoleon's. Rechnet man zu dieser letztern noch seine eigenen Heirathen und Adoptionen, so ist sie diejenige Linie, welche sich noch in der lebhaftesten Correspondenz mit der Legitimität befindet: es scheint, als wenn das weibliche Blut der Fürstenhäuser

ſchwieriger zu deprinzipaliſiren iſt, als das männliche. Was ſagt Klüber darüber?

Die männliche Verwandtſchaft des Kaiſers hat ſich mehr verſteckt und zurückgezogen, ja ſie iſt ſogar der Monarchie zum Theil untreu geworden und bemüht ſich, das Gedächtniß ihres Bruders und Oheims allmälig wieder mit der Demokratie zu verſöhnen und ſeinen Ruhm in den Herzen des Bürgerthums ſicher unterzubringen. Die weibliche Linie iſt an einigen Höfen gern geſehen, weil ſie ſich nichts daraus zu machen ſcheint, eine untergeordnete Rolle zu ſpielen und das zu ſein, was einſt in Argos Kaſſandra, die geraubte Tochter des Priamus, war. Die Söhne Murats, dieſes, da wir doch Troja citirten, Paris unter den Napoleoniden, gingen ganz über an die Demokratie, und predigen als Enkel eines ehrlichen Bürgers und Gaſtwirths in Frankreich, die allgemeine Nivellirung, den Contrat social, die wohlfeile, bequeme und freie Staatsverfaſſung Nordamerikas. Dies bürgerliche Element hat die Familie auseinander geſprengt, ſo daß ein Glied derſelben in einem Staate proſcribirt ſein kann, wo das andere um die Hand einer Königstochter freien darf. Eine Rehabilitation dieſes verzweigten Stammes iſt undenkbar, weil ſein Einverſtändniß geſtört iſt. Sie ſind ſich Alle fremd geworden.

Graf Survilliers hat in neuerer Zeit noch einmal gegen die Geſchichte des Tages proteſtirt. Er kam ſelbſt über den Ocean aus Nordamerika herüber, um den Thron von Frankreich für ſeinen Neffen Reichsſtadt in Beſchlag zu nehmen; doch Louis Philipp war trotz ſeiner Körperſtärke ſchneller zur Hand. Auch Graf Survilliers iſt von einem fabelhaften Umfange, ohne damit zu imponiren. Sein Auge iſt matt, ſeine Manieren ſind unköniglich, obſchon er auf zwei Thronen geſeſſen hat. Es iſt ein guter alter Herr, der nicht begreift, was das Schickſal mit ihm vorgehabt hat; noch heute wird ihm wunderlich zu Muthe, was er damals Alles hat thun müſſen ohne zur Beſinnung zu kommen. Acht Jahre hindurch hat er in einer ängſtlichen Verlegenheit gelebt, vor Niemanden mehr zitternd als vor dem, der ihn mit Ehren überhäufte. Weil er kein böſes Herz hat, ſo glaubt er, daß

seine Völker unter ihm sich überglücklich müssen befunden haben, und dies ist ein Trost, den er mit in's Grab zu nehmen gedenkt. Er besinnt sich etwas schwer auf seine wunderbare Vergangenheit, nur die Beleidigungen sind ihm unvergeßlich, die ihm die kühnen Marschälle und Schildträger seines geharnischten Bruders in's Gesicht sagten; doch hat er ihnen Alles vergeben, er ist der gutmüthigste Mann in Nordamerika. Statt Machiavell's Fürsten studirt er jetzt — und ich betrachte dies als seine ehrenwertheste Seite — rationelle Landwirthschaft, wittert Kohlenlager und läßt den Delaware ausschlämmen, der an seinen Besitzungen vorüberfließt. Er besucht gern Philadelphia und liebt es von alten Dingen zu sprechen. Seine Gemahlin, eine Kaufmannstochter und Schwägerin Bernadotte's von Schweden, ist keine so große Freundin der rationellen Landwirthschaft, sie hat ihn mit ihren beiden Töchtern verlassen und ziert mit ihnen die bekannten bonapartistischen Salons in Florenz.

Der Fürst von Canino lebt in Sinigaglia, nachdem ihn schlechte Finanzen seine römischen Paläste zu verkaufen zwangen. Er stand dem Genie seines Bruders am nächsten, obschon er ohne Napoleon vielleicht nichts geworden wäre, als ein Börsenspeculant, vielleicht ein Partheigänger der Revolution oder ein mittelmäßiger Dichter. Das Terrain, worauf ihn sein Bruder stellte, kam ihm zu Hülfe. Was er an schroffer Energie besaß, verdeckte seine Leutseligkeit; die Kunst der Repräsentation, die ihm meisterhaft zu Gebote stand, ersetzte, was ihm an Energie fehlte. Er drängte sich gewandt durch die Partheien der Revolution und riß so viel Gewalt an sich, daß er die Hauptsache am 18. Brümaire seinem Bruder überlassen konnte, ohne in eine abhängige Stellung zu kommen. Seitdem Napoleon seinem Bruder etwas zu verdanken hatte, hörte ihr gutes Vernehmen auf: Napoleon entdeckte an Lucian einen Republikanismus oder wenigstens die Maske desselben, welche ehrgeizige Absichten verbarg. Diplomatische Verdienste, die sich Lucian erwarb und die neue Kohlen auf Napoleon's Haupt sammelten, vermehrten das Mißverständniß, so daß Lucian endlich aus seiner Opposition ein Princip machte. Die Kaiserkrone empörte den eifersüchtigen Bruder, er ver-

ließ Frankreich, und führte nicht ohne Koketterie seinen Widerspruch so hartnäckig durch, daß er das Interesse der Engländer verkannte und statt in ihren Schutz in ihre Gefangenschaft gerieth. Die Ereignisse von 1814 führten ihn noch einmal nach Frankreich zurück, wo er im Augenblick der Gefahr die Sache seines Bruders mit Eifer betrieb und deshalb nicht so schnöde abgewiesen zu werden brauchte, wie die übrigen Brüder, die sich jetzt ängstlich um Napoleon drängten und ihre eigene Verlegenheit mit dem Schein zärtlicher Theilnahme bemänteln wollten. Lucian's Anordnungen waren vortrefflich. Hätte Marie Louise die Aufopferung gehabt, sich zwischen das Geschick ihres Mannes und die Triumphe der Alliirten zu werfen, so würde Alles anders gekommen sein. Lucian wurde in Italien von Oesterreich aufgehoben; doch gab ihn die Einsicht in sein bisheriges Leben frei: man wußte, daß er seines Bruders eifrigster Antagonist gewesen und er seinen Ehrgeiz, wenn auch nicht widerlegt, doch ihm das Gleichgewicht gehalten hatte.

Der Prinz von Canino liebt die Künste, die Wissenschaften und Handelsspeculationen. Die unglücklichen Resultate der letztern haben den Schutz der erstern einschränken müssen. Die Muße, die ihm das Schicksal ließ, benutzte er, um seine Verse zu feilen, über die Schönheiten Virgil's zu träumen und die Verkleinerer der Alten zu widerlegen. Eine seiner interessantesten Schriften ist eine in frühester Zeit verfaßte Geschichte des englischen Parlaments, zu welcher Napoleon in bessern Tagen Anmerkungen geschrieben hat. Diese Notizen verrathen, wie viel Napoleon der Geschichte verdankt. Er hatte sie mit einem bestimmten Zwecke studirt und abstrahirte ihre Regeln um so glücklicher, als er seine Zeit zum Maßstabe der Vergangenheit nahm. Er spricht von Cromwell wie von einem Usurpator des neunzehnten Jahrhunderts und giebt ihm Regeln, als hätte sie der Lord Protector von ihm borgen sollen. Er spricht von den alten Helden im vertraulichsten Tone und mißt ihren Werth immer nach dem Maßstabe, was sie eigentlich wollten, oder auch nach dem, was sie unter ihren Umständen wollen durften. Anziehend ist zuletzt in diesen Anmerkungen Napoleon's Eifersucht auf seines

Bruders Styl; man sieht, wie schwer es ihm ankommt, die Trefflichkeit desselben einzugestehen, ein Lob, das er sogleich wieder minderte, indem er an St. Jean d'Angely erinnerte, den er in der darstellenden Kunst für unübertrefflich hielt. Napoleon liebte es, durch kurze Sätze, einen Styl, der immer wie um die Ecke schießt, überrascht zu werden.

Der Graf St. Leu lebt zu Florenz mit dem Stolze seiner ehemals bewiesenen Herrschertugenden. Er glaubt aus den Stürmen seiner Zeit das süße Bewußtsein gerettet zu haben, daß ihn die Holländer lieben und nie, nie vergessen würden! Er giebt sich selbst das Zeugniß, daß er für einen Privatmann keinen bessern König hätte abgeben können, und spricht nicht ohne Rührung von den schönen Tagen in Utrecht und Harlem. Noch hört er die fürchterliche Explosion des Harlemer Pulverschiffes und schildert gern, was er für Menschenliebe bei dieser Gelegenheit entwickelt, wie er selbst Hand angelegt um zu retten, und wie viel Gulden er für ein erhaltenes Leben geboten. Dann erzählt er von jenem jungen Prediger, der in seiner Gegenwart an den Himmel republikanische Gebete gerichtet hätte. Seine Minister wollten, er sollte den Frevler bestrafen; nein, sagte er, er wolle ihn nur belehren und ließ ihn zu sich kommen und setzte ihm den Lauf der Dinge, die Weltgeschichte und die holländische insbesondere auseinander.

Man kann dem Grafen nicht widersprechen, wenn er Napoleon's Grausamkeit anklagt, der ihn für solche Handlungen verrückt nannte und ihn unter Vormundschaft setzen wollte. Es ist wahr, sagt der Graf, in Florenz und in seinen Memoiren, ich war derjenige unter den neuen Königen, der gegen den Despotismus die meiste Energie zeigte. Denn kurz vor seiner Abdankung, als schon die französischen Executionstruppen die Vorstädte von Leyden erreicht hatten, rief er nach einem Pferde, legte die Schärpe um und wollte ganz Holland unter Wasser setzen. Was wollt Ihr? fragte er die Repräsentanten des Landes; Krieg oder Frieden? Frieden, sagten die Hochmögenden trocken; Louis lächelte und verließ Holland.

Der Graf St. Leu liebt die gutmüthige, aber hübsch ge-

Von Rubens und van Dyk, von Licht und Schatten,
Von Perspective — nun Ihr wißt, wie er
Mit seiner Midashand gewohnt ist, Alles,
Was ihn umgiebt, sich künstlich zu vergolden.

Silva (bei Seite).

Statt Gold läuft manchmal wohl auch Kupfer unter.

Jochai.

Ihr sagt Etwas?

Silva.

Nicht doch! Ich rechnete
Nur, wieviellöthig so ein Midasfinger;
Ich bin kein Freund von seinen Herrlichkeiten.

Jochai.

Auch liebt die Börse diese Grillen nicht.
Genug! Mich, der in Rom, Paris, Neapel
Das Alles selbst gesehn, was sich Manasse
Auf Hollands Wiesen nachzukünsteln müht —
Mich hätten diese Tempel angesprochen,
Wenn ihre Gottheit mir erschienen wäre.
Ich suchte Judith. Heißer Sehnsucht streift' ich
Durch jeden Schattengang des stillen Parks,
Und in dem Drang nach fast zweijähr'ger Trennung
Traf ich sie endlich — nicht allein — (steht auf) Ein
Fremdling
Sitzt neben ihr in einer Muschelgrotte,
Von wildem Wein und Epheulaub umrankt —
Ein mächtig großer Band von Pergament
Liegt aufgeschlagen vor dem stummen Paar.

baute Phraſe, er hält gern Reden und ſpricht auch gern in öffentlichen Schriften mit, wenn von der Vergangenheit die Rede iſt. Er ſpricht von den Pflichten eines Königs, wie ein Republikaner, wie denn immer, wer über das Königthum philoſophirt, ſich unwillkürlich zu republikaniſchen Grundſätzen neigt. Graf St. Leu hat aus der Monarchie ein ſo zauberhaftes Ideal gemacht, daß daraus ohne ſein Wiſſen eine Republik geworden iſt. Seine Söhne haben dieſe Täuſchung durchſchaut und offen den Humanitätsgrundſätzen, die ſie von ihrem Vater erbten, den rechten Namen gegeben: ſie ſind entſchiedene Republikaner geworden; der eine, welcher in der jüngſten italieniſchen Inſurrection im Lager von Forli ſtarb, der andere, der in der Schweiz lebt und Verdienſte um die ſchweizeriſche Artillerie haben ſoll.

Der Herzog von Montfort ſollte einſt ein großer Admiral werden und es wurde nur ein König aus ihm. Mehr als alle übrigen hatte Jerome von ſeinem Bruder die geheime Zuſendung der ſeidenen Schnur zu fürchten. Im Beſitz mancher liebenswürdigen Eigenſchaft, hatte ihn das Glück verzogen. Er hätte für einen Couſin Ludwig's XV. gelten können, ſo ſchnell fand er ſich in die neue Herrſchaft, die ſein Bruder begründete. Er heirathete eine deutſche Fürſtentochter und beſtieg einen improviſirten Thron, in deſſen Nähe er Bacchus und Venus als Miniſter rief. Man hat nie ſo heiter in Kaſſel gelebt, als während der weſtphäliſchen Zeit. Jerome war der gutmüthigſte Menſch. Er wollte nur Vergnügen oder wie er ſelbſt ſagte: „luſtik ſein". Sich zu bereichern vergaß er. Dies war ein Fehler, den erträglich zu machen die Aufgabe ſeines ſpätern Lebens geworden iſt. Der Herzog von Montfort ſtudirt ſeitdem an einem Syſtem der Sparſamkeit, und rechnet, wie ſich Lucullus und Harpagon vermeiden laſſen und ſich ein ehrlicher Mann einrichten muß, um ſein Auskommen zu haben. Natürlich iſt er krank, erſchöpft von ſeiner Vergangenheit. Aber noch liebt er Deutſchland, von deſſen Wäldern er nie geglaubt hätte, daß man in ihnen ſo angenehme Saturnalien feiern könnte. Er beſucht es oft, und Würtemberg öffnet ihm gern ſeinen berühmten

Marſtall, obſchon er ein ſchlechter Reiter iſt. Sein Sohn gehört zum Militair deſſelben Staates.

Von Napoleon's Schweſtern lebte 1835 nur noch Madame Karoline, Murat's Gemahlin.

Für ein Genie giebt es keine größere Bewunderung, als wenn es zufällig eine Schweſter hat. Eine Schweſter erkennt den Abſtand der Alltäglichkeit von ihrem Bruder begeiſtert an. Auch ſie bekleidet ſich gern mit dem Prunk des Ruhms, zumal wenn der brüderliche Held Muße hat, ihn immer ſelbſt zur Schau zu tragen.

Napoleon liebte ſeine Schweſtern zärtlich. Ihren Beifall nahm er für eine überirdiſche Weiſſagung, wie einſt die alten Gallier; ihr Widerſtand imponirte ihm oder machte ihn lachen. Letzteres in dem Falle, wo er bei Andern gewüthet haben würde. Er verzieh ihnen ihr heißes Blut, das er durch ſein eigenes entſchuldigte, und würde die Aufopferung ſeiner Schweſter Pauline, der Fürſtin Borgheſe, die ſein Exil in St. Helena theilen wollte, ſo tief empfunden haben, wie jene kindliche Zärtlichkeit des jungen Reichsſtadt, als der kleine Knabe an den gefeſſelten Prometheus, ſeinen lieben Papa, einen heimlichen Brief ſchrieb, wobei ihm eine verſchwiegene und gefühlvolle Gouvernante die Hand führte. Doch überraſchte Paulinen der Tod.

Ihre Schweſter Eliſa ſtarb ſpäter in Trieſt, zwei junge Fürſten Bacciocchi hinterlaſſend, von welchen der eine auf Corſica wohnt, der andere im verwichenen Jahre bei einem Pferdeſturz verunglückte.

Die weitern von hier ausſtrömenden Deſcendenzen verſchwimmen allmälig in das breite Niveau der zahlloſen italieniſchen Marcheſen. Hie und da trifft man Perſonen, die einen Tropfen vom Napoleoniſchen Familienblute haben und vor denen der geſchichtliche Enthuſiasmus gern den Hut abnimmt. Man ſieht dieſe dritten und vierten Glieder der großen Generation im Theater und belorgnettirt die Phyſiognomieen, die noch immer olivenfarbig ſpielen, das ſchwarze glatte Haar, das die breite Stirn beſchattet, das mächtige zermalmende Kinn, die unterſetzte Statur mit einer hervorquellenden Anlage zum Fettwerd . Dieſe unverkennbar gezeich-

neten Spätlinge richten sich dann stolz auf und legen die Arme über einander, um uns vollends zu täuschen. Einige auch schlagen die Augen nieder und schämen sich, weil das Schicksal so unbarmherzig mit ihnen Versteckens gespielt hat.

Nur einem Seitenflügel des Hauses Napoleon gelang es, sich vor dem Zusammensturz zu retten: der Familie Leuchtenberg. Dies soll, man sagt es, die edelste Emanation der Kaiserherrschaft gewesen sein.

Das Genie ist von Natur nicht immer glücklich; deshalb erheirathete Napoleon sein Glück. Prinz Eugen wurde des großen Mannes Augapfel, der Günstling einer fast antiken Liebe. Seine Sanftmuth schmeichelte sich in Napoleon's Empfindung ein, seine Anstelligkeit war eine vortreffliche Gewährleistung für die Gunstbezeugungen, die der Kaiser über ihn häufte. Prinz Eugen besaß dieselbe Humanität wie Louis Bonaparte von Holland, aber ohne Phrase, ohne Affectation; ihr Organ war nicht die Rede, sondern die Leutseligkeit. In einem militairisch so straff zusammengehaltenen Gouvernement, wie das Königreich Italien war, hatte der Regent Muße genug, die Tugenden des Friedens zu zeigen und die blutigen Lorbeern durch Palmen zu verdecken. Napoleon wußte, daß des Prinzen Benehmen keinen Contrast werfen sollte, daß es keine Rolle, sondern Instinkt und Naturell war, was vom Vicekönig von Italien ausging, und fürchtete die Vergötterung nicht, die Italien, excentrisch in Liebe und Haß, seinem Stellvertreter zollte. Und wenn dieser seine Erscheinung darnach einrichtete, daß sie dem Kaiser nicht auffallen mußte, wenn er einen militairischen Erfolg sogleich auf Andere übertrug und seinen Stiefvater mit Bescheidenheit und Liebkosung umarmte, so war dies weniger Maske, als Stimmung und Einsicht in den eigenen Werth, der was Energie und Beruf anlangt, seiner hohen Stellung vielleicht nicht gewachsen war. Des Prinzen Verbindung mit einer deutschen Fürstin rettete ihn vor Degradation: seine Kinder haben sogar bei den mannigfaltigen Wechselfällen der europäischen Politik glänzende Beförderungen erhalten. Die griechische Krone streifte nahe an dem Haupte seines ältesten Sohnes vorüber, dann die belgische; eine Schwester desselben trug

einige Zeit hindurch die braſilianiſche, eine andere iſt Erbin des ſchwediſchen und eine dritte Erbin des hechingiſchen Thrones. Werden die Coburgs nicht neidiſch werden?

Was haben die Napoleoniden in Zukunft zu hoffen! Nichts.*) Ihre Proteſtation gegen die Geſchichte überhört ſowol die Freiheit als die Legitimität. Die Privilegien ihres Blutes ſind erſtickt; ja ſelbſt die Privilegien ihres Verdienſtes können nie den Umfang erreichen, wie in jener illuſoriſchen Vergangenheit, wo ſie auf Alles hoffen durften. Was ſie den Einen nähmen, würde unwillkommen den Andern ſein, denen ſie es geben wollten. Hier giebt es keine Initiative mehr. Der breite Despotismus des Kaiſers war erträglich, aber die, welche die Despotie zerſtückeln und Erben des Despotismus ſein wollten, ſind den Völkern verhaßt.

Eine Univerſalbespotie iſt eine glückliche Chance der Freiheit; denn an einem Ende ſinkend, reißt ſie das ganze unermeßliche Gebäude in den Untergang; während die kleinen Erben der Größe, die, welche ein ſo großes Ganzes theilen, eiſerne Nägel am Sarge der Freiheit ſind.

Auch eine Huldigung des Weltgeiſtes iſt es, welche die Geſchichte dem Grabe auf St. Helena darbringt, daß ſie den Enkeln einer wunderbaren Herrſchaft die Möglichkeit nimmt, ein großes Andenken traurig zu machen. Starb nicht darum auch der junge Frühling im Garten von Schönbrunn, ehe er reifte und höchſt wahrſcheinlich nur wurmſtichige Früchte getragen haben würde? Eine weiſe Gottheit ſtellte an die Wiege zweifelhafter Hoffnungen den Sarg einer beweinten Vollendung, damit das glänzende Gedächtniß des „Größten unſerer Tage", wie man ihn nennt, ohne Flecken bliebe und die Geſchichte über einen Mann nachdenken kann, der ohne Nachahmung ſtarb.

*) Spätere Anmerkung. Die „Zukunft" war hier auf ein Jahrhundert verſtanden.

Talleyrand.

1835.

Frau Grandt und der Monat Mai mögen beſſer wiſſen, wie oft Karl Moritz Talleyrand von Perigord falſch geſchworen hat; die Geſchichte ſagt, daß er es ſechsmal that.

Die Geſchichte iſt aber eine Rivalin der Frau Grandt; ſie liebt ihn und moraliſirt nicht: Talleyrand war kein gewöhnlicher Ueberläufer. Talleyrand hinkte auf dem linken Fuße, er übereilte ſich nie, er lief nicht, wie ein Flüchtling.

Hat man ſich je mit mehr Grazie in die Zeitumſtände gefügt! Talleyrand machte keinen Lärm von ſeinen gebrochenen Schwüren, er ließ nicht die Trommel ſchlagen, wenn er das Lager der Parthei verließ, er ging ohne Anhang, ohne Commandoſtab, er ging, nur begleitet von einem Abbé Desrenaudes, der für ihn Studien machte, und vom Grafen d'Hauterive, der ihm ſeine Reden ſchrieb.

Talleyrand ſuchte die ſchroffen Contraſte der Geſchichte auszuglätten, er ſprang in den neuen Sattel mit einem Witz und konnte das Blutvergießen nicht leiden. Mit einem Wort, ich finde, daß in Europa viel Sympathie für ſeine graziöſen Meineide herrſcht, und es iſt nicht ſchwer, dafür Urſachen anzugeben.

Es giebt Leute, die dieſen greiſen Prieſter für einen verkappten Propheten anſehen. Man vergleicht ihn mit Sokrates, der außer ſeinem eigenen himmliſchen Geiſt noch einen beſondern in Dienſten hatte, der ihm Rath, Warnung und die Zukunft zu erkennen gab. Talleyrand's Schergeiſt wird bald ein Inſtinkt, bald eine Offenbarung genannt. Was davon zu halten ſei, wiſſen wir nicht, wollen aber ſein Leben zu Rathe ziehen.

Hatte Talleyrand eine eigene Maxime, ſeine Cocarde bald weiß, bald bunt zu färben? War ſein Leben die Einflüſterung eines beſondern Genius, der ihn zu ſeinem Liebling

gemacht hatte? Beſaß Talleyrand eine unveränderliche Idee, eine pensée immuable, wie Louis Philipp?

Es war ſchon einige Jahre vor der conſtituirenden Verſammlung, daß ſich der junge Biſchof von Autun in der beſten und abwechſelnd in der ſchlechteſten Geſellſchaft von Paris ſehen ließ. Er hatte damals nur Ein Geſchäft: alle Welt davon zu überzeugen, daß er kein wahrer Prieſter ſei. Seine Kehle, noch heiſer von der Meſſe, die er im Stifte hatte ſingen müſſen, ſein Anſtand, noch kämpfend mit dem Prieſterrocke, der dem lahmen Fuße nachſchleppte, ein zweiter Eſau, der an ſeinen jüngern Bruder die Erſtgeburt für die Linſengerichte des biſchöflichen Convicts verkauft hatte, nahm er ein Betragen an, das aus Ehrgeiz, encyklopädiſcher Philoſophie, Ausſchweifungen zuſammengeſetzt war. Er unterließ nicht, dem Hofe aufzuwarten, und entwickelte dort allerlei falſche Tugend. Schon verſtand es dieſer Jüngling von Biſchof vortrefflich, die Maske vorzunehmen, er war galant, blumenreich, etwas ſalbungsvoll, und in den meiſten Fällen zog er vor, ganz zu ſchweigen. Man nannte dies erſt Beſcheidenheit, aber Talleyrand beſann ſich auf jenes ſeine Lächeln, das ihn auch ſpäter im auswärtigen Amte von London noch nicht verlaſſen hat. Von dieſem Augenblicke an hielt man ihn für geiſtreich, ſpäter warde ſein Schweigen eine Autorität, man wettete, daß wenn er den Mund nur öffnen wollte, unfehlbar etwas Geſcheidtes zu Tag kommen würde. Talleyrand genoß dieſen Triumph des Schweigens, empfahl ſich und eilte auf Mirabeau zu, der ihm ſchon lange zugewinkt hatte. Dieſe beiden legten ihre Arme ineinander, zogen die hohen Perſonen durch, ſchwärmten durch das Palais-royal und verbrachten die Nacht am Spieltiſch in der Rue Quincampoix. Talleyrand und Mirabeau waren die beſten Freunde. Dieſer rühmte damals von jenem, daß er ein Mann ſei, der Ideen beſitze. Ich bin immer neugierig geweſen, was Talleyrand im Jahr 1786 eine Idee genannt hat. Welches mag die Philoſophie geweſen ſein, für die ſich Talleyrand und Mirabeau unter Roſen und gemietheten Küſſen ausſprachen? Nur ſo viel weiß ich, immer fehlte es beiden an Geld; und Talleyrand's Hauptmarime, das, was man ſeine Idee nennen könnte, war

in der Folge auch nur, ſich davon ſo viel als möglich zu verſchaffen.

Die Stände traten zuſammen: der Biſchof von Autun hatte ſein Capitel zu vertreten. Es iſt bekannt, was Talleyrand bei der Vereinigung mit dem dritten Stande, bei der Aufhebung der Privilegien, auf dem Marsfelde leiſtete, wo er die neue Verfaſſung Frankreichs dem Himmel durch eine Meſſe empfahl. Er hatte gut reformiren. Der Prieſter verfolgte ihn ſchreckhaft, er haßte ſeine Beſtimmung und warf ein Vorrecht des Standes nach dem andern nieder. Durch alle ſeine Amendements und Abſtimmungen glühte weniger der Enthuſiasmus der Freiheit, als der des Haſſes. Man konnte dabei ſeine Rechnung nicht beſſer machen. Indem er ſich für die Ungerechtigkeit ſeiner Eltern, für die Vigilien, bei denen er als Chorknabe einſchlief, für die Faſten und jenes Linſengericht des Eſau rächte, erwarb er ſich zugleich eine anſehnliche Popularität. Talleyrand wußte, welcher Monarch ſich auf den Thron Frankreichs ſetzen würde; er überließ Marie Antoinette ihren Thränen und ſchloß mit den Königen der Straßen und Vorſtädte eine Freundſchaft, die ſich belohnte. Philoſophirte Talleyrand ſchon damals, ſo wußte er, daß man in den erſten Zeiten einer Aufregung nicht trotzig genug ſein Haupt erheben kann, daß man in einem Gluthfieber von Illuſionen leben muß, wenigſtens eine Zeit lang. Er ſtiftete den Jakobinerclub, er führte, wie Mephiſtopheles bei Goethe, das Papiergeld ein, er drang in jeder Sitzung darauf, daß man das Silbergeräth der Kirche, dieſe fatalen Pfannen, die er im Chorrocke hatte tragen müſſen, ohne Gnade verkaufte. Er wollte keinen andern Cultus als den der Nation.

Eines Tages beſann ſich der Mann. Seine Hände, fand er, waren doch zu zart für eine Popularität, die ſich nicht wuſch und keine Handſchuhe trug. Die republikaniſche Tugend machte ihm Langeweile, ſeitdem ſie ihm vorwarf, daß er in einer einzigen Nacht 30,000 Livres im Spiele gewann. Er ſah ſich im Spiegel und fand, daß die phrygiſche Mütze der Jakobiner ſeinen guten und tadelloſen franzöſiſchen Zügen ſchlecht ſtand; er ſtiftete den Club der Feuillans. Das

konnte ſchlimm enden. Talleyrand wurde überflügelt: die Ereigniſſe kamen ſchnell. Der Abfall Mirabeau's machte ihn wankend, das Poſtmeiſterſtück in Varennes und die Emigration verwirrte ihn, die Coalition des Auslands zwang ihn, die Lage Frankreichs zu combiniren; er hörte das Meſſer der Guillotine ſchleifen, der Bannfluch des Papſtes, der ihn perſönlich traf, weckte Todesgedanken, ſeine Popularität ging an Männer über, welche härtere Schwielen in der Hand hatten. Talleyrand haßte den Ungeſtüm, die Leidenſchaft, die Grauſamkeit. Er drängt ſich zum Geſandten auf und kann mit guter Manier Paris verlaſſen, das ein unſicherer Boden iſt. Er hätte es gethan, auch ohne Geſandter geworden zu ſein.

So lange die Dinge gut ſtanden in Frankreich, ſo lange nur erſt Ludwig XVI. und noch nicht das halbe Frankreich geblutet hatte, ſpielte Talleyrand in London einen correcten Republikaner. Er hatte den Auftrag, die neue Ordnung der Dinge zu vertreten, und that es mit gleichem Wohlgefallen vor Engländern und Emigranten. Seine unbezweifelte feudale Herkunft machte ſeinen politiſchen Abandon erträglich, weniger ſeinen moraliſchen. Die Königin wandte dem ausſchweifenden Prieſter den Rücken, ja ſeitdem der Convent Luſt ſpürte nach ſeinem Kopf und ihn einmal über das andere freundſchaftlich erſuchte, über den Canal zu kommen, verlor er die Haltung. Seine Miſſion ging zu Ende. Er verzweifelte noch nicht ganz, er rechnete auf Pitt, auf Pitt, der bei ſeinem Oheim, dem Erzbiſchof von Rheims, einſt Faſanen aus den Forſten von Perigord gegeſſen hatte. Allein Pitt, ſo ein großer Staatsmann er war, litt doch an einem ſchwachen Gedächtniſſe und wollte ſich der Faſanen nicht erinnern. Talleyrand war zu ſtolz, ſie zu erwähnen, und verließ England auf Pitt's Weiſung. In der That, Talleyrand litt nie an einer eingewurzelten Idee; denn wie ſchwer ſich London an ihm verbrach, ſo liebte er es doch unausgeſetzt, und war ſogar im Stande, die engliſche Verfaſſung das beſte Princip zu nennen, wo es nämlich die Klugheit gebot, auf ſogenannte Principien Werth zu legen.

Die Tage des Exils brachte Talleyrand in Nordamerika und in Hamburg zu. Die Hamburger werden ſagen, daß er

bei ihnen lernen wollte, was wahre Freiheit sei. Ich glaube auch in der That nicht, daß er jenseits des Oceans, wohin er reiste, die weiße Cocarde aufsteckte. Was hätte er damit gewinnen wollen? Die Liebe einer reizenden Emigrantin, einer Lilie aus dem Geschlechte der Montmorency oder Levis? Bis dahin stieg die Leidenschaft des geächteten Priesters nicht, obschon er sich selbst die Indulgenz der Ehe gestattete. Er hatte andere Sympathieen; er liebte die gute Hausfrau, und es war nur zufällige Romantik, daß Frau Grandt, eine Philisterin, aus Ostindien stammte. Zur blendenden Schönheit dieser Dame gesellte sich eine muntere, prononcirte Einfalt: der arme Erbischof mußte seiner zärtlichen Neigung wegen viel leiden. Aber er setzte sich über den bösen Leumund hinweg und sehnte sich nicht nach dem Glück, das inzwischen Herr von Chateaubriand in den Urwäldern bei den Hasen- und Fuchs-Indianern empfand. Er war in Verzweiflung, daß ihn das Labyrinth der Langeweile, aus welchem ihn nur zuweilen der Faden vom Strickstrumpf der Frau Grandt rettete, nicht losließ. Er sehnte sich nach dem schönen Himmel von Frankreich und Navarra: die Guillotine war ja ermüdet: Talleyrand sah nichts mehr, was fürchterlich gewesen wäre. Er schrieb an den Convent, er schrieb im Tone des patriotischen Heimwehs, er weinte trotz einem Schweizer, betheuerte, daß er sich bei Franklin und Washington in seinen republikanischen Tugenden immer mehr vervollkommnet hätte, und verlangte die Zurücknahme seines Anklagedecrets. Der Bürger Talleyrand kehrte in der That zurück; Frau v. Stael und die „Coterie" jubelten, daß die neue Meinung, die doctrinaire, nun nicht mehr des Glanzes der alten guillotinirten oder emigrirten Herrschaft entbehren sollte.

Carnot verachtete Talleyrand, doch wußte dieser, welche Rolle er zu spielen hatte. Er besuchte die Clubs und die Salons. Sein Benehmen war ein Wechselspiel republikanischer Urtheile und royalistischer Manieren. Man bewunderte ihn; denn das Bedürfniß nach Ruhe und Anstand überwog. Das Directorium hatte sein Wohlgefallen an ihm. Nachdem Talleyrand durch die schwache ungesicherte Gegenwart zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhoben war, be-

gann er, an eine ſtarke, vorhaltende Zukunft zu denken. Seine Augen fielen auf den jungen General Bonaparte, deſſen Ehrgeiz eben ſo feurig war, als damals des Corſen Liebe zu Joſephine Beauharnais. Talleyrand machte für beide den Unterhändler; dem Ehrgeize traute er Frankreich an die Hand. Er veranlaßte die italieniſchen Siege und die große ägyptiſche Pyramidenfahrt; er wußte, daß ſich Frankreich zwar noch von keinem Herrſcher, aber vom Ruhm würde regieren laſſen, und gewann für ſeinen Günſtling ſo viel Bundesgenoſſen, daß die hochverrätheriſchen Bajonnette des 18. Brümaire für eine Wohlthat angeſehen wurden.

Bonaparte vergaß niemals die Dienſte, welche ihm Talleyrand leiſtete, und konnte ihm verzeihen, ſelbſt als er ſpäter nichts als bourboniſtiſche Conſpiration athmete. Er ließ ihm ſeinen auswärtigen Einfluß. Schon eine gewiſſe ſchwärmeriſche Sentimentalität, die für den Mann unſeres Jahrhunderts ſo charakteriſtiſch iſt, feſſelte ihn an Talleyrand, an dieſen Schlaukopf, der auf Koſten der guten Meinung von ſeinem Verſtande und auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, den jungen General an das Directorium als — einen leidenſchaftlichen Verehrer der Geſänge Oſſian's empfohlen hatte. Oſſian war es, der denn auch Talleyrand lange Zeit geſchützt hat. Napoleon verzieh dem Miniſter, der ſein Porteſeuille benutzte, um ſich den Cours der Papiere zinsbar zu machen; er verzieh ihm, daß er durch ihn der Mörder Enghien's geworden; er vergaß nicht, daß Talleyrand behauptet hatte, Napoleon läſe zuweilen Oſſian.

Es iſt zu verwundern, daß Talleyrand die Sympathieen ſeines Herrn nicht gründlicher belauſchte; denn Napoleon hatte noch mancherlei andere Eigenheiten. Napoleon liebte die Tugend; je älter er wurde und mächtiger, deſto mehr zog er die guten Sitten den Geſängen Oſſian's vor. Er glich darin allen beſſeren Uſurpatoren, daß er ſich zufriedener fühlte, wenn er auch die Tugend um ſich hatte. Aber Talleyrand wurde Alles, Großkämmerer, Vicegroßwahlherr, nur nicht tugendhaft. Er war der Roué der Börſe und des Spielhauſes, er liebte noch immer ohne Plan, flüchtig, auswählend, ja er hatte keinen Anſtoß daran, daß Frau Grandt noch nicht ein-

Ich trete näher — Judith ſcheint mich wie
Den Laien von dem Vorhof eines Tempels
Mit ſtrengem Blicke fortzuſcheuchen. Da
Erkennt ſie mich und reicht mir ſtarren Auges,
Mit einer Lüge ihres Angeſichts ſich ſammelnd,
Die kalte fieberfroſt'ge Hand entgegen.
Mein Schweigen frägt, wer dieſer Fremde wäre?
Mein Lehrer! ſpricht ſie ſtolz und hochbegeiſtert,
Und dieſem wieder mich enträthſelnd, haucht ſie
„Dies mein Verlobter" wie im matten Echo —
Erblaſſend richtet ſich der Fremde auf,
Läßt ihre Hand aus ſeiner Rechten gleiten,
Und in mir ſelbſt wie ſchlaggelähmt und fiebernd,
Ermannt' ich mich, den Namen ihn zu fragen —

Silva.

Er nennt ſich Uriel Acoſta.

Jochai.

Ha!
Nicht wundern darf ich mich, daß Ihr ihn wißt,
Der Diener Mund, Manaſſe's ſcheuer Blick,
Im Parke jedes Marmorbild verrieth's,
Daß Eure Nichte — mir die Treue brach.

Silva.

Ich höre ſtaunend Euern Worten zu.
Und was Ihr ſchildert, ja, das mag, ich glaub' es,
Auf erſten Blick auch Euch befremdet haben.
Doch irrt Ihr ſehr im Grunde! Judiths Kälte
Iſt Liebe nicht für Uriel Acoſta.

mal vor dem Altar mit ihm getraut war. Napoleon wollte von diesen lockern Banden nichts wissen, sondern drohte ihm mit seiner Ungnade, worauf sich Talleyrand murrend verheirathete. Ossian entfiel dem Gedächtnisse des Kaisers immer mehr: in den polnischen Wäldern dachte er gar nicht mehr an Fingal und die Barden und Talleyrand fiel in förmliche Ungnade.

Es war die zweite Periode seiner Unthätigkeit, die er mit Sarkasmen, Geldspeculationen und Verschwörungen hinbrachte. Er hatte den russischen Feldzug den Anfang des Endes genannt. So war er denn auch früh genug zur Hand, dem gefallenen Helden die Krone vom Haupte zu nehmen. Er gab sie den Bourbons. Er konnte das Degengeklirr der Napoleoniden nicht mehr hören und fürchtete die Epauletten, die auch um die Wiege des Kindes Reichsstadt würden gestanden haben. Talleyrand haßte den Krieg, weil seine Entscheidungen ohne Berechnung sind und nichts sicherer, nichts die Papiere der Börse beherrschender ist, als ein nicht ganz gefahrloser Friede, ein Friede mit etwas Besorgniß und viel Diplomatie. Talleyrand fing jetzt an, von Principien zu sprechen, und diese Principien waren für ihn die Bourbons. Er hatte diesen seit dem polnischen Feldzuge viel Dienste geleistet; er wollte ihnen nun auch die Mittel an die Hand geben, ihn dafür zu belohnen. Er bewies den Alliirten theoretisch und praktisch, wie nothwendig jetzt die weiße Cocarde wäre. Der Kaiser von Rußland ließ sich überreden, und dem Grafen von Provence wurde gehuldigt. Man muß gerecht sein gegen Talleyrand: die Restauration der Bourbons war seine glänzendste That. Er bot alle Mittel auf, um diesen precären Thron zu sichern, und die Ereignisse brachen so seltsam herein, daß er jetzt sogar im Stande war, einen vortrefflichen Patriotismus zu zeigen. Er verfiel mit Alexander, der die zweite Restauration haßte, er kämpfte für Frankreichs Unabhängigkeit, und gab den Bourbons so kühne Vortheile, daß Louis XVIII. selbst davor erschrak. Es war Talleyrand darum zu thun, die Bourbons populär zu machen; wodurch konnte es ihm besser gelingen, als durch die Opposition gegen die Fremden? Ja,

er scheute sich sogar nicht, von einer Waffenentscheidung zu sprechen. Louis zitterte vor guten Diensten dieser Art, Talleyrand's Muth ging zu weit, der Napoleonismus hatte ihn angesteckt, und die dritte Periode der Unthätigkeit brach an. Talleyrand gab seine Entlassung und fungirte am Hofe nur noch als Reichskämmerer.

Es verstrich ihm die Restauration unter Witzen, Titeleroberungen, Promenaden nach Valençay. Louis und Talleyrand überboten sich an seinen Bemerkungen; jener liebte das Madrigal, dieser das Wortspiel; jener das Impromptü, dieser den vorbereiteten Hieb; jener wollte geistreich, Talleyrand nur beißend sein. Louis hätte Talleyrand gern ganz aus Paris gehabt; wie oft sprach er zu ihm von den ländlichen Freuden, die man fern von Geschäften auf Valençay feiern könnte! Dann pflegte ihn Talleyrand nach — Gent zu fragen oder hinzuwerfen, welch schönes Wetter man am 20. März hatte, und der König mußte schweigen. Talleyrand war nicht unthätig in der Restauration. Er ließ sich oft in der Pairskammer sehen und las treffliche Discurse ab, welche die böse Nachrede fremden Federn zuschrieb. Talleyrand wußte, daß man in Zeiten der Ruhe ein Geschäft sich nie soll entgehen lassen, das, sich populär zu machen. Er arbeitete daran, ohne Anstrengung, ohne Ambition, und seine Reden gegen die Censur und den spanischen Krieg erwarben ihm gute, ehrliche Freunde aus der Mittelklasse, diese Braven, die Alles von der besten Seite ansehen.

Wir wagen nicht zu behaupten, daß Talleyrand zur Conspiration Orleans gehörte. Doch mußte er sich mit Louis Philipp begegnen, denn beide lieben England. Talleyrand wurde die Aegide der neuen Herrschaft. Er konnte sie am besten beim Auslande repräsentiren. Die alten Verbeugungen und Mienen waren allen Cabinetten bekannt, man lächelte und erkannte sich wieder. Talleyrand gab der neuen Herrschaft ein moralisches Gepräge, gleichsam die Beruhigung, daß diese nicht anders sein würde, als die frühere. Es waren dieselben Manieren, nichts hatte sich verändert. Talleyrand war gleichsam bestimmt, wie glattes Oel die anarchischen Wogen der Revolution zu beruhigen. Er machte die Revo-

lution von 1830 so gewöhnlich wie jede andere Staatsveränderung, er ließ sie, die da flog, erst gehen lernen, machte den Enthusiasmus bei Zeiten altklug, und wurde der pedantische Erzieher der jungen Franzosen des Julius, deren unkluge Streiche er sich bei den auswärtigen Mächten zu entschuldigen erbot. Es liegt die Selbstgefälligkeit des Alters in Talleyrand's letztem Auftreten. Es sind die Schwierigkeiten eines alten Geschäftsmannes, der einem jungen Aspiranten das alte Herkommen, die Formalitäten, als etwas Heiliges anvertraut. Talleyrand scheint die Diplomatie zum Selbstzweck machen zu wollen. Er liebt den Krieg jetzt noch weniger als früher; denn er ist alt, steinalt, der erste Kanonenschuß brächte ihn in Vergessenheit. Er ließ Polen untergehen, gab Italien hin; er hätte Belgien preisgegeben, wenn die Protokolle ihre Wirkung verfehlt hätten; er schuf die Hauspolitik Louis Philipp's, und er ist's, der die Devise trägt: Friede um jeden Preis! Talleyrand ist achtzig Jahre, seine Augenhöhlen werden immer dunkler, er sieht gespenstisch um die Wangenknochen aus, er geht gebückt und fällt immer mehr zusammen. Wie viel Frühlinge werden ihm die Lerchen in Valençay noch singen?

Was wollt ihr nun mit diesem Leben beweisen? Daß es ein Kunstwerk war? Eine Lüge? Ich glaube keines von beiden, und leugne, daß Talleyrand ein großer Mann war. Talleyrand erschuf sich seine Schicksale nicht selbst, er machte die Ereignisse nicht. Denkt euch andere Umstände, und immer werdet ihr wissen, was Talleyrand unter ihnen gewesen wäre. Louis XIV. hätte in ihm einen vortrefflichen Geschäftsmann gehabt, der auf Ambassaden durch seine Gewandtheit, und nebenbei in den Salons durch seinen Witz gesiegt hätte. Unter Louis XIII. wäre er nicht Mazarin gewesen; zwischen der Fronde und Ligue, zwischen Heute und Gestern, wäre er erdrückt worden. Er brauchte ein Terrain, das großartig genug war, um sowohl Parthei als die Flucht ergreifen zu können. Dies großartige Terrain aber überkam er, es war eine Erbschaft des Augenblicks an den Augenblick. Talleyrand war ein kluger Mann, er wußte es zu benutzen. Talleyrand's sechs Meineide wird man vielleicht verzeihlich finden

unter ſeinen Umſtänden; aber ein großer Charakter wäre nie in die Verlegenheit gerathen, ſie ſchwören zu müſſen.

Eine beſondere Weltanſchauung blickt aus den aufgezählten Schickſalen nicht hervor, wohl aber eine Reihe einzelner Maximen, die ſich immer an ihrem Ort erproben konnten. Talleyrand philoſophirte über die Begebenheiten, über die natürliche Schwäche des menſchlichen Herzens, weniger über die Moral. Das Gewiſſen verwarf er nicht; doch galt es bei ihm nur — gewiſſermaßen. Er ſog das Mark ſeiner Umgebungen aus, er abſorbirte Entſchlüſſe, Intereſſen, Beſorgniſſe, ſelbſt den Verſtand der Außenwelt und verwandte Alles zu ſeinem Gewinn. Talleyrand nannte nicht Alles Betrug, was mit einer Nichteinlöſung eines gegebenen Wortes endete. Er brachte die Abſicht des Gegners in Anſchlag, und wußte, daß ja Einer von des Andern Leben zehrt. Warum denn denen Wort halten, philoſophirte er, die jeden Augenblick bereit ſind, dich ſelbſt zu betrügen? Die Ereigniſſe entſchuldigten bei ihm Alles; nur das Eine glaubte er dem Himmel ſchuldig zu ſein, daß er den Ereigniſſen nicht unterläge. Der Egoismus war ſeine Religion; er kreuzigte ſich vor einer Tugend, die ihm hätte Schaden bringen können. Talleyrand hatte einige allgemeine Maximen, welche man ſogar erhaben nennen könnte. So hütete er ſich von zwei gebotenen Fällen den zu wählen, welcher den nächſten Vortheil brachte. Sah er, daß der Umweg mehr eintrug, ſo konnte er ſogar großherzig ſein, z. B. gegen die Errichtung einer Pairskammer zu ſtimmen, obſchon ſie ihm für den Augenblick eine köſtliche Würde gebracht hätte. In ſolchen Augenblicken erhob ſich ſeine Geſtalt, ſeine Worte wurden edler, der Nimbus einer uneigennützigen Tugendliebe ſchien ſich um ſein Haupt zu verbreiten. Doch war er nicht ehrgeizig nach ſolchen Augenblicken. Er ſuchte ſie nicht abſichtlich und begnügte ſich damit, ſeinen Zweck zu erreichen, ſelbſt wenn man die gebrauchten Mittel nicht billigen konnte. Er erſchrak vor dem Jeſuitismus nicht, weder in der Moral noch in der Politik, aber ich wiederhole es, er that Alles ohne Princip, ohne Syſtem, ohne feſte Maxime.

Eine feste Maxime hatte er, und die schloß alle übrigen ein; ich habe sie schon erwähnt, es war die, so viel Geld als möglich zu machen. Talleyrand's politische Laufbahn würde anders ausgefallen sein, wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, sie mit Schulden anzufangen. Es scheint, als konnte man beim Anfange der Revolution manche artige Summe gewinnen, während das Glück des Spielhauses, das Talleyrand früher versuchte, doch immer ein trügerisches ist. Doch stürzte ihn sein Exil in große Verlegenheit. Er konnte nur mit geborgtem Gelde nach Paris zurückkehren und es gab Zeiten, wo er nicht die Miethkutsche bezahlen konnte, die ihn in das Hotel eines der Directoren bringen sollte. Im Consulat aber und während der Kaiserherrschaft häuften sich die Reichthümer. Napoleon war äußerst freigebig, war es selbst dann noch, wenn sich Talleyrand, der schlechteste Wirth, plötzlich wieder um ein gesammeltes Vermögen gebracht hatte. An der Börse machte der Minister das meiste Glück. Unklar sind die Geldmachinationen geblieben, die er mit dem Friedensfürsten von Spanien, Godoy, getrieben; doch scheint hinter ihnen ein sehr leichtes Gewissen zu stecken. Talleyrand war in der Lage, immer noch mehr zu brauchen. Oft mußte er sein Haus, seine Meubles, irgend ein Landgut verkaufen, ja es kam ihm gerade recht, daß ihm der Papst für sein Fürstenthum Benevent mehre Millionen zu geben erbötig war. Die Bourbons waren weniger freigebig; sie hatten nur Orden und feudale Titel zu verschenken. Talleyrand war gezwungen, sich immer und immer an der Börse zu entschädigen. Diese war noch bis auf seinen letzten Tag seine rechte Hand, die Hand, welche zahlte. Die Politik diente seinem Interesse; um den Tagespreis gewiß zu haben, würfelte er den Völkern ihre Schicksale. Talleyrand würde vielleicht nicht so oft Wort und Schwur gewechselt haben, wenn er mehr Geld gehabt hätte. Wenn er sagte: es ist ein Unglück, daß man leben muß! so sollte dies heißen: es ist ein Unglück, daß man die Tugend nicht lieben kann!

Man ist gern geneigt, Talleyrand ein unveränderliches Princip für die französische Politik unterzuschieben, das gleichsam das Fundament aller seiner Unternehmungen geworden

wäre. Ich meine die Allianz mit England. Doch ist diese Idee nicht so alt. Sie fing erst nach der zweiten Restauration an. Als republikanischer und kaiserlicher Minister kam er schwerlich in Versuchung, sie anwenden zu wollen. Der Haß jenseits des Canals gegen die Franzosen schien unauslöschlich. England fürchtete die Vermehrung seiner Schuld nicht, um sich diesem Hasse blindlings hinzugeben. Doch ist es wahr, daß Talleyrand früh die geheimen Springfedern kennen lernte, welche die britische Politik in Bewegung setzen. Er verstand die Zusammensetzung des Parlaments und den hohen Werth, welchen man auf einzelne hervorragende Familien des Landes zu legen hat. Sein feiner Takt ließ ihn früher schon die Wichtigkeit erkennen, welche die Familie, welcher Wellington angehört, für England haben würde. Er machte Napoleon schon zu guter Zeit darauf aufmerksam, daß man sich durch eine Huldigung, diesem Geschlechte dargebracht, der britischen Politik in etwas bemeistern könnte. Was Napoleon damals ausschlug, nahm Talleyrand nach der Schlacht bei Waterloo wieder auf. Er benutzte die Zusammensetzung der heiligen Allianz, schied die Elemente, welche eine natürliche Sympathie für Frankreich haben konnten, sehr bald von denen, welche in jedem Stücke fremdartig blieben, bediente sich Englands als eines Schildes gegen Rußland, eine Politik, die leider Frankreich noch zu schwach war auszuhalten. Talleyrand verspielte die Gunst Louis', den persönliche Eifersucht gegen England reizte, und regte den Zorn Alexander's auf, der ihn denn auch stürzte.

Nach der Julirevolution nahm Talleyrand seine Politik da wieder auf, wo er sie vor fünfzehn Jahren hatte stehen lassen müssen. Er bemühte sich, jede sich verwickelnde Frage in Englands Interesse zu ziehen und auf fast indirectem Wege dort den Nutzen der französischen Allianz nachzuweisen. In der That, man sollte glauben, Talleyrand sei in London kein Gesandter, sondern englischer Minister gewesen. Indem er Frankreich scheinbar bei Seite läßt, zwingt er England, zu alledem, was das Pariser Cabinet thun zu müssen glauben dürfte, entweder beizustimmen oder die gleiche Verantwortlichkeit zu tragen oder gar die Initiative zu übernehmen. Eng-

land, das da zögerte, sich über Polen zu erklären, zwang er dazu durch geheime auf das Parlament angewandte Mittel; Belgien machte er zu einer englischen Frage, indem er die Wahl des Herzogs von Coburg betrieb; in Sachen des Orients schürt er den englischen Ehrgeiz und zwingt das Ministerium, mit Noten und Demonstrationen vor die Fronte zu treten. Talleyrand will, daß sich Frankreichs auswärtige Politik nur darauf beschränken soll, die englische zu unterzeichnen, wie denn auch der Herzog von Broglie zurücktreten mußte, der es 1834 versuchte, auf eigene Verantwortung in sein Ministerium etwas Selbstständigkeit und Ehre zu bringen.

Die Quadrupelallianz soll durch einen coup de main in Madrid entstanden sein und das lange Anstehen ihrer öffentlichen Bekanntmachung scheint diesen Ursprung glaublich zu machen. Bei alledem müssen sich die Dinge anders verhalten, denn die Lage der Pyrenäischen Halbinsel war keine solche, die erst über Nacht entstand; sie ließ sich lange vorhersehen und die Diplomatie mußte auf das Kommende gefaßt sein. Das Interventionsrecht lag dieser Allianz zum Grunde. Und dies scheint das Tageslicht gescheut zu haben. Es nahm, um sich besser verantworten zu lassen, den Deckmantel einer Intrigue vor, da es doch im Grunde nichts Anderes war, als eine schon in London getroffene Verabredung.

Wir können diese Darstellung nicht verlassen, ohne noch zum Schluß die Frage aufzuwerfen, ob sich Talleyrand noch im Bereich der Territorial- und Gleichgewichtsinteressenpolitik bewegt oder ob er es anerkannt hat, daß sich die völkerrechtlichen Beziehungen immer mehr auf Trutz und Schutz für die beiden Systeme des Stillstandes oder der Bewegung herausstellen? Wir bezweifeln das letztere. Talleyrand ist nicht gewohnt, in der französischen Revolution ein Princip zu sehen; sie ist ihm nichts als eine Katastrophe. Talleyrand's erstes Geschäft war, der Revolution von 1830 das Außerordentliche zu nehmen. Die große Umwälzung, die sich aus ihr für Frankreichs auswärtige Politik hätte ergeben müssen, hielt er im Beginne auf und zwang sie, in das Geleis des alten betrügerischen Herkommens zurückzukehren. Aus der Völkerfreiheit machte er Fragen des Gebiets und des Gleichgewichts,

wie Belgien zur Genüge beweist. Er betrieb die Verwicklungen des Orients mit Vorliebe, weil diese eine Frage der Suprematie sind, eines alten Begriffes, dem die Völker nicht mehr aufgeopfert sein wollen, und weil ihm nichts passender erscheint, um Oesterreich von der nordischen Allianz abzuziehen. Talleyrand würde im Sinne der alten „Balance" sein Meisterstück erreichen, wenn er Oesterreich vermögen könnte, wieder seiner alten englischen Politik nachzugeben. Talleyrand arbeitete da an etwas Unmöglichem. Die feinste Combination der Diplomatie zerstört in unserm Zeitalter ein Augenblick. Unsere jetzige Periode der Legationssecretäre kann nicht mehr lange dauern. Frankreich beklagt nicht mit Unrecht, daß Talleyrand sein Vaterland an England verrieth. Denn welchen Vortheil zog es bis jetzt aus seiner Politik? Es hat Ehrgefühl genug, „den Frieden um jeden Preis" keinen Vortheil zu nennen. Talleyrand's Politik war leeres Würfelspiel. Er spielt mit den Mächten, wer die meisten Augen hat; aber er hätte ihnen zeigen sollen, wer die meisten Arme hat. Talleyrand war zum ersten Mal genügsam geworden. Er spielte nicht, um zu gewinnen, sondern um den Einsatz wieder zu haben, mit dem er die zweite Parthie wagt. Der alte Mann wollte das Heft nicht aus den Händen lassen, selbst wenn er damit nur in die Luft focht. Seine Gegner verstanden ihre Sache und ihre Zeit besser; wer könnte leugnen, daß sich die nordische Allianz auf einem realen Boden befindet? Sie steuert sicher ihrem Ziele zu, sie hat ihre Kanonen, ihre Kosacken, ihre Principien, ihre Tendenz. Talleyrand hatte mehr Gewandtheit; aber nur ein Augenblick ist es, wo der Witzige dem Starken überlegen ist. Talleyrand hatte kein Ziel, denn Frankreichs Sache verstand er nicht: er war nicht Repräsentant der Revolution, sondern nur der Personen, welche zufällig in sie verwickelt sind. So war er nur angethan, dem eigenen Lande durch kleine Siege eine große Niederlage vorzubereiten.

Nachdem Talleyrand, wie man behauptet, fromm gestorben ist, setzt Louis Philipp selbst dessen Politik fort.

Martinez de la Rosa.

Dichter und Staatsmann.

1835.

Die leichtfertigen Franzosen übertreiben, wenn sie in dem spanischen Minister Don Francisco Martinez de la Rosa nichts gelten lassen wollen, als die Talente eines Theatercostümiers. Es ist wahr, er lieferte ein lächerliches Meisterstück der Poesie, als er das Costüm entwarf, in welchem die Veteranen, die jungen Helden und die Tartüffes der spanischen Freiheit ihre Rolle als Deputirte spielen sollten. Ein Anzug der Art, wie ihn der Geistesverwandte König Ludwig's von Bayern vorschrieb, mit seinen feudalen Schleifen, seinen idyllischen Bändern, dem peruanischen Falbala, kostete mehrere tausend Franken; die Deputirten waren unfähig, in dem Augenblicke einen solchen Aufwand zu machen, zögerten zu erscheinen und es hätte leicht geschehen können, daß durch die Rücksicht auf die Schneider von Madrid die ganze spanische Constitution auf Monate eine Täuschung geworden wäre. Doch besitzt Martinez de la Rosa ehrenwerthe Eigenschaften, Talente und Präcedentien, welche den Novellisten und Dichter für das Parterre vergessen machen.

Man kann nicht leugnen, daß sich Martinez de la Rosa eine große Aufgabe gestellt hat. Das Beispiel, welches er giebt, ist nicht einzig, aber doch selten. Die Geschichte sträubte sich immer, Männern, die gewohnt sind, im Reiche der Phantasie zu leben, ein irdisches Portefeuille anzuvertrauen. Ich besinne mich in diesem Augenblick nur auf Arthur von Nordstern und Chateaubriand. Selbst Alcäus von Mytilene und Goethe gehören nicht hieher. David, der Sohn Isai's, sang schon als Minister Saul's. Er vertauschte frühe die Schleuder und den Flitzbogen mit der Leier, der kleine Held, und verstand im Palaste wie in den Höhlen der Gebirge so den

Dichter mit dem Premierminiſter zu vereinigen, daß es zweifelhaft geblieben iſt, ob er mehr durch jenen oder dieſen auf den finſtern, tragiſchen Saul wirkte. Ein herrliches Vorbild! Der Dichter mit dem Fürſten „auf der Menſchheit Höhen"! Doch war David ein antiker Dichter. Damals war Alles noch einfach; die Sprache, die Sitte, die Poeſie koſtete kein Studium, Alles war Inſtinkt. Die Bilder waren noch nicht verbraucht; wenn man nach ihnen jagte, traf man ſelten auf ſolche, welche ſchon angeſchoſſen waren. Es iſt wahr, David kämpfte zwar auch wie jeder Dichter mit Philiſtern: aber eine ganze Völkermaſſe von Proſa iſt leichter zu beſiegen, als wenn ſich die Alltäglichkeit vereinzelt oder wol gar die Maske der Kritik vornimmt. Kurz, einen Dichter der Vorwelt koſtete ſein Ruhm keine Mühe, ſeine Zukunft keine Gegenwart, ſeine Unſterblichkeit nicht, wie den Romantiker, zuweilen den Tod. Der poetiſche Miniſter Saul's durfte nur einen Blick in die Morgenröthe werfen, einen Blick, der ihn nichts von ſeinen Geſchäften verſäumen ließ, und das einfache Bild, das bloße Wort reichte hin, alles das auszudrücken, woran ein zeitgenöſſiſcher Dichter einen Tag und Alles, was ſich in einem Tage verſäumen läßt, ſetzen muß. Dies eben hat unſere Zeit ſo mißtrauiſch gegen Miniſter gemacht, welche mit dichteriſchen Talenten begabt ſind. Eine Ungerechtigkeit iſt eingeriſſen gegen etwas, was ſich doch mit unwiderſtehlichem Drange in die Seele wirft, was doch der ſchönſte Begleiter einer dornenvollen Laufbahn ſein und auch einen Miniſter tröſten kann nach den ſauern Stunden, welche ihn eine Ständeſitzung, ein theilnahmloſer Blick des Monarchen, ein plötzliches Deficit koſtet. Warum ſoll dem erſten Staatsmann die aufgehende Sonne keine Empfindung entlocken? Warum ſoll er kalt bleiben, wenn die Lerche ihr Morgenlied ſingt? Warum ſoll einer Excellenz überhaupt der Himmel verſchloſſen ſein? Die grauſamen Franzoſen! Sie machten Martinez den Vorwurf, daß er Dichter iſt! Wir wollen, indem wir die flüchtigen Schatten ſeines Lebens zeichnen, in ihm den redlichen, patriotiſchen und talentvollen Mann erkennen laſſen.

Im Stillen ſah ich dieſe Dinge reifen —
Ein junger Denker, der dem Studium
Der Rechte erſt ſich zugewendet, ward
Seit Eurer Reiſe plötzlich aller Orten
Als Mann von Geiſt gerühmt, als Forſcher nicht.
Ich ſchätze, wie er ſchreibt, nicht, was er ſchreibt.
Die ſüßen Laute von Oporto ſchweben
Noch angenehm auf ſeiner Zunge. Ja,
Als hätt' er geſtern erſt am Tajo Trauben
Vom ſonnigen Geländer ſich gepflückt,
So ſchreibt er noch das reinſte Portugieſiſch.
Doch ohne Neigung iſt ſein Herz für Juda —
Die Terebinthen Mamre's ſind ihm fremd.
Im Dornbuſch ſah er nie des Herren Antlitz —
Er hält ſich wohl an die verwandten Brüder,
Doch von der Synagoge bleibt er fern —
Halb Chriſt, halb Jude ſchwebt er in den Lüften,
Erhebt den Zweifel auf den Thron des Glaubens
Und hat, durch Zufall ſich Manaſſen nähernd,
Sein Kind nicht mit dem Netz der Liebe, nein,
Mit ſeinem Denken nur ſo eng umgarnt,
Daß ſie ſich beſſer glaubt als andre Weſen,
Das Uebliche verachtet und ihr Herz.
Ihr müßt ſie nehmen, wie ſie ſich Euch giebt,
Sie wird ſich ändern, iſt ſie wieder Euer.

Jochai
(aufflammend).

Bewundern iſt und lieben Eins beim Weib,

Geboren wurde Martinez de la Rosa im Anfang der achtziger Jahre zu Granada. Wenn ihr den Vorzug, Deutsche zu sein, auf einen Moment vergessen könnt, so beneidet ihn darum! Beneidet ihn um die Olivenwälder, die am Fuße der Sierra Nevada stehen, beneidet ihn um den goldhaltigen Genil, in dem er baden konnte, und jenen zweiten Fluß, dessen Name mir entfiel, der aber gediegenes Silber mit seinen Wellen führt! Welche zaubervolle Jugend! Die alten maurischen Sagen umflüsterten den Knaben, wenn er beim Spiel seinen Ball in die Trümmer der Alhambra warf. Er hörte in der wunderbaren Löwenhalle, wie sich die großen Emire der Wüste aus dem weisheitsvollen Koran die Sprüche vorlesen ließen, die an die Mäßigung im Glück und die Barmherzigkeit des Siegers die schönsten Freuden des Paradieses knüpften. Er trank aus dem Brunnen im schweigsamen Hofe und fühlte, wie sich frühe die Gabe der Weissagung und schönen Rede auf seine Lippen legte. Aber nicht Alles ist schon verschwundene Herrlichkeit in Granada. Auf den Trümmern der maurischen Erinnerung pflanzte das Ritterthum und die Weltmonarchie Karl's V. die Trophäen ihrer großen Siege. Auf dem Platze Vivarambla konnte Martinez keinen Wettlauf mit seinen Gespielen anstellen, ohne daß jene die Zegris, diese die Abencerragen spielten. Er wurde älter und in den ungeheuern Dimensionen des Palastes Karl's V. lernte er die Geschichte des Vaterlandes, die Universalträume des spanischen Habsburgs, an dem Grabmale Ferdinand's und Isabellens, wie Amerika entdeckt und die Inquisition eingesetzt wurden. Hier konnte sich frühe die Seele an einen mächtigen Flügelschlag gewöhnen, so daß die mönchische Erziehung des spätern Alters zwar Vieles dem Wissensdurste verweigern durfte, aber nichts nehmen, was bereits da war.

Martinez war reicher und angesehener Eltern Kind. Er benutzte alle Bildungsmittel, welche ihm Spanien darbot, und gab sich zuletzt dem Studium der Rechte und der Staatswirthschaft hin. Das System der Reformen Karl's III. ließ sich in Spanien durch eine Herrschaft der Günstlinge nicht sogleich aufhalten. Es blieb von der encyklopädischen Auf-

klärung, vom philoſophiſchen Enthuſiasmus des achtzehnten Jahrhunderts, welcher auch Spanien mannigfach berührt hatte, Vieles übrig, was ſich nach unten hin verbreitete und, genährt von den Grundſätzen der franzöſiſchen Revolution, die Hauptquelle der Bildung wurde, die ſpäterhin in der Geſtalt des Liberalismus als eine politiſche Macht auftrat. Martinez warf ſich in dieſen Strom der Tendenzen und ließ ſich von ihm tragen, bis derſelbe in Begebenheiten endete. Die Revolution von Aranjuez, die Abtretung von Bayonne und Madrid, die neue Dynaſtie der Napoleoniden warfen Spanien in einen anarchiſchen Kampf von Intereſſen, wie ſie auf einem kleinen Terrain in Europa niemals widerſtreitender geweſen ſind. Doch machte ſich die gute Natur durch dieſe Verwirrungen Platz, der Inſtinkt des Patriotismus ließ alle Differenzen vergeſſen, und von zahlloſen ſich durchkreuzenden Leidenſchaften blieb nichts übrig, als der Haß gegen die Franzoſen.

Die Cortes von 1808 traten zuſammen und Martinez de la Roſa nahm unter ihnen den Platz ein, der ſeinen Talenten und Kenntniſſen gebührte. Er theilte die Schickſale dieſer Cortes in Madrid, Sevilla und Cadiz. Ob er ſich zu irgend einer Nüance dieſer patriotiſchen Verſammlung bekannt hat, wiſſen wir nicht, glauben aber, daß ihn die Liebe zur Freiheit immer da hintreten hieß, wo ihre beredteſten Fürſprecher ſtanden. Noch gab es keine Doctrinairs, noch hatte die Exaltation durch geſcheiterte Plane ſich nicht in Mißcredit gebracht; es gab keine andere Gefahr, als die, welche eine edle Seele immer überſteht, den Serviliſmus. Martinez reihte ſich den glorreichen Rednern dieſer Periode an, welche durch ihre glänzende Beredtſamkeit, ein Talent, das in keine Schule gegangen war, ganz Europa zur Bewunderung zwangen.

Die Reſtauration Ferdinand's machte allen dieſen Dingen ein Ende. Die Cortes waren zerſprengt, der Rückkehrende begrüßte ſein treues Volk mit Schaffotten und Proſcriptionen. Martinez de la Roſa wurde nach der afrikaniſchen Küſte verbannt und in Ceuta wie ein Gefangener gehalten. Er ſcheint ſich während dieſer Zeit vielen Reflexionen hingegeben zu haben. Er mag ſich bemüht haben, Spaniens Schickſal in

ein Resultat zusammenzufassen, und philosophirte vielleicht über Dinge, die uns gerade entmuthigen, wenn wir uns über sie stellen wollen. Welchen Eindruck mochte Porlier's und Lascy's Schicksal in ihm machen? Er beweinte es, aber nannte es vielleicht eine Thorheit, zu conspiriren. Fesseln entnerven: man sage nicht, daß man nach einer vierjährigen Gefangenschaft noch für sich gut steht! Martinez wandte sich verzweifelnd von den politischen Combinationen ab und dichtete seinen Morayma. Die Sehnsucht des Verbannten trug seine Phantasie in die poetischen Erinnerungen Granadas, aber so gefesselt waren seine Gedanken an die Schicksale des Vaterlandes, daß sein Drama eher den Namen einer Allegorie verdiente. Er läßt einen der letzten maurischen Könige nach Ermordung der Abencerragen den Thron besteigen. Die Erbitterung der Partheien umgiebt ihn. Persönliches Interesse schürt die Leidenschaft; hier Intrigue und Verleumdung, dort Gewaltthätigkeiten und Tumulte. Der Castilianer steht vor den Thoren. Der König ist schwach, und weil er zwischen beiden Partheien in der Mitte stehen will, wird er Tyrann und undankbar gegen die, welchen er seine Krone verdankt. Hier sind die Cortes, hier Ferdinand, die Franzosen. Hier aber auch schon der Gefangene von Ceuta mit seinen Grillen, die er mit den Muscheln am afrikanischen Strande auflieſt; denn er sieht in Allem, was der Hebel seines Dramas ist, persönliche Leidenschaft, fürchtet die rohe Gewalt auch da, wo sie zum Siege seiner Parthei unerläßlich ist, und haßt den Tumult der Masse.

Wir sehen ihn befangen nach Madrid, in die Cortes von 1820 zurückkehren. Er, der auf einem, fast möchte man sagen, geschichtlichen Wege unter die Opposition gekommen ist, findet sich jetzt umringt von Männern, die erst durch eine Betrachtung liberal wurden, von Männern, die dem einreißenden Carbonarismus verwandter waren, als den constitutionellen Erinnerungen Spaniens. Martinez mochte erstaunen, daß die Liebe zur Freiheit ein System geworden war und daß es ein Wörterbuch des Liberalismus gab. Inzwischen trug ihn eine hohe Verehrung empor und gleich die erste Sitzung machte

ihn zum Secretär einer Kammer, welche Spanien dem kühnen Muthe Riego's verdankte.

Von 1820 bis zur Katastrophe des Julius 1822 fällt Martinez de la Rosa's glänzendste Periode. In den drei Cortessitzungen dieser Zeit galt er als einer der vorzüglichsten Redner, der mit Galiano und Augustin Arguelles, dem „Göttlichen", wetteiferte. Sein erster Antrag stand noch unter den Eindrücken seiner Gefangenschaft; er wollte, daß Spanien die afrikanische Küste aufgebe und sie an den Kaiser von Marocco gegen einen Tribut abträte. Dann forderte er die Minister auf, Maßregeln zu nehmen gegen die Räuberbanden, welche Spanien durchstreiften. Er wollte nicht, daß die Pfarrer zwei Pfründen besäßen, ein Antrag, den Graf Toreno unterstützte und ziemlich reformatorisch zu einem rein politischen machte. Ja, er sprach sogar für die Geschwornen, welche ihm in einer spätern Sitzung der Procuratoren ein zu frühes Geschenk waren! Er nahm sich lebhaft der Josephinos an und bewirkte eine Amnestie für sie, kurz, es gab mannigfache Gelegenheit, wo er sein Talent und seinen Patriotismus zeigen konnte. Doch sprach sich seine späterhin prononcirte politische Nüance allmälig aus. Viele seiner Meinungen waren gegen die politischen Clubs gerichtet, und als am 4. September 1820 diese Frage auf's Neue zur Sprache kam, treffen wir auf eine merkwürdige Allianz zwischen Martinez de la Rosa, Moscoso, Garely und Toreno, die sich in unsern Tagen wieder erneuert hat. Martinez sagte damals: „Es ist nothwendig, zum Vortheile der natürlichen Freiheit der bürgerlichen und politischen Schranken zu setzen"; ein Satz, der erst dann wahr ist, wenn man ihn umkehrt. Der doctrinaire Pedantismus, der seine spätern Reden auf der Ministerbank so unverkennbar charakterisirt, zeigte sich auch schon damals: Martinez distinguirte gern und zog sich, wie alle politisch Zaghaften, auf den Satz zurück, daß man die Dinge auch von der andern Seite ansehen müsse. Sein Widerstand gegen eine Entschädigung, welche Riego verlangte, machte ihn unpopulär, noch mehr die Debatte über die unter dem Namen „die Perser" bekannten meineidigen Deputirten und am Schlusse der Sitzung von 1821 das Repressivgesetz

Toreno's, welches er eifrig unterstützte. Das Volk stürzte Toreno's Wagen um und belagerte nach des Grafen Hause auch das des erschrockenen Dichters, der hier Scenen aus seinen Tragödien wiederkehren sah. Nichtsdestoweniger erhielt er mit Anfang der Sitzung von 1822, im Februar, das Portefeuille des Auswärtigen. Die Zusammensetzung dieses neuen Ministeriums war unpopulär genug: es war aus der Majorität der entlassenen Cortes gebildet, die sich durch ihren Servilismus dem Volke so verhaßt gemacht hatten. Die neue Kammer galt für unabhängiger, als alle früheren; Riego war im Anfange selbst ihr Präsident. Martinez, der sich schon lange an die ministerielle Rolle gewöhnt hatte, fand in seiner neuen Würde, für die seine Uneigennützigkeit sich nicht bezahlen ließ, einen schwierigen Stand. Der Congreß saß drohend in Verona, die Glaubensarmee organisirte sich in den Gebirgen, die Camarilla Ferdinand's conspirirte, in Valencia und Pampeluna brachen royalistische Tumulte aus. Und dennoch schien dem Ministerium diese Gefahr geringer, als die, welche im Lager selbst drohte. Es glaubte keinen andern Feind bekämpfen zu müssen, als den Jakobinismus der Clubs. Die Reden in der Fontana d'Oro, die Aufsätze der Zuriaga und des Terzerols beschäftigten die Minister mehr, als die Fortschritte, welche die Insurrection der Misa, Jaimes, Zabala und Quesada machte. Man kann das Ministerium des Martinez de la Rosa von jener Zeit das Directorium der spanischen Revolution nennen: der Moderantismus desselben, welcher nicht durch vorangegangene, sondern parallele Ausschweifungen gerechtfertigt werden konnte, brachte unter Spaniens damaligen Umständen nichts zuwege, als Keckheit des Royalismus, der immer mehr um sich griff. Der Moderantismus war, wenn nicht offene Verrätherei, was wir nicht glauben, doch jedenfalls unter den Maßregeln, um die spanische Freiheit zu retten, die verfehlteste. Wenn er die Demokratie kurz beim Zügel fassen wollte, so arbeitete er der Reaction in die Hände. Auch war die Demokratie nie mächtiger, als damals. Die Clubs, die Communeros donnerten, die Cortes machten die Beschlüsse derselben gesetzlich. Riego rauchte mit Ferdinand Cigarren zum Zeichen ihres Einver-

ſtändniſſes, und ſeine Hymne, mit der er das Heer von Isla de Leon führte, wurde, wie es damals hieß, für ordonnanzmäßig erklärt. Unter ſolchen Umſtänden war der Moderantismus ein Fehler. Wir wiederholen nochmals, daß es unglaublich ſcheint, wenn das Miniſterium mit Aranjuez unterhandelt haben und in ſeinem Haſſe gegen die Demokratie ſo weit gegangen ſein ſollte, daß es mit dem Feinde innerhalb und außerhalb Iliums jene beſiegen wollte. Das würde geheißen haben: ein kleineres Uebel durch ein größeres heilen. Auch unterließ Martinez nicht, Einiges zu thun, was für ſeinen guten Willen zeugte. Er ſandte ſeinen Freund Toreno (Toreno iſt Porlier's Schwager) nach Paris, um die dortige Botſchafterſtelle zu übernehmen und auf das Cabinet der Tuilerieen, mehr aber noch auf den Pavillon Marſan, die ultraroyaliſtiſche Coterie des Grafen Artois und das Aſyl aller ſpaniſchen Verräther, einzuwirken. Er unterhandelte mit dem franzöſiſchen Geſandten in Madrid, den man beſchuldigte, der Vendée in den Gebirgen Vorſchub zu leiſten. Ja, als das feindſelige Benehmen der franzöſiſchen Regierung, die Unterſtützung, welche ſie den Inſurgenten angedeihen ließ, immer offenkundiger wurde, verbreitete ſich im Mai das Gerücht, Lagarde hätte nach einem heftigen Wortwechſel mit Martinez ſeine Päſſe verlangt. Auch hielt der Miniſter darauf eine heftige Rede vor den Cortes, worin er Frankreich Vorwürfe machte, welche einer Kriegserklärung gleichkamen. Dies iſt der einzige energiſche Act während ſeines Amtes, der aber am deutlichſten ſeine Schwäche zeigte, da er ohne Folgen blieb.

Die Entſcheidung des 7. Julius rückte heran. Man weiß, daß die Demokratie an dieſem Tage ihren Triumph feierte. Die eben entlaſſenen Cortes wurden vom Magiſtrate Madrids, dem Ayuntamiento, welcher die Rolle des Stadthauſes aus der franzöſiſchen Revolution übernahm, erſetzt. Die aufrühreriſchen Garden mußten im Prado nach einem hartnäckigen Kampfe mit der Nationalgarde (wenn uns Martinez erlaubt, die milicia urbana ſo zu nennen) das Gewehr ſtrecken. Auch das Miniſterium war geſprengt. Es iſt kaum glaublich, daß daſſelbe mit dem Aufruhre in Verkehr geſtanden habe. Es

war von diesem Ereignisse so überrascht, wie die Nation, ein Beweis für seine Schwäche. Es hatte weniger Antheil daran als der Schlächter Amerikas, Morillo, der damals eine so zweideutige Rolle spielte. In der Nacht vom 7. zum 8. saßen die Minister wie gefangen im Palaste, alle Ausgänge waren besetzt, und in dieser Verlegenheit mag Martinez die politische Laufbahn verwünscht und sich nach dem stillen Umgange mit den Musen gesehnt haben. Sein Leben war in Gefahr, die siegtrunkene Parthei, welche viele Opfer zu betrauern hatte, wollte Anfangs die Minister für das Geschehene verantwortlich machen; doch da Spanien wiederum das Unglück hatte, ein abgenutztes Ministerium aus alten Trümmern früherer, die schon gescheitert waren, zu bekommen, so fiel die Anklage und Martinez zog es vor, sich allmälig ganz vom Schauplatze des Tages zurückzuziehen. Bald wurde auch der Absolutismus in Spanien zum zweiten Male restaurirt. Die französischen Bajonette setzten Ferdinand in plein pouvoir. Martinez de la Rosa fürchtete die Tage von Ceuta und zog mit den Proscribirten über die Pyrenäen.

Die sieben Jahre der Verbannung brachte Martinez zum großen Theile in Paris zu. Er gab sich literarischen Beschäftigungen hin, wobei man politische Leiden am leichtesten vergessen lernt. Mit seinen Landsleuten gespannt, schloß er sich selbst von ihren Conspirationen aus, dichtete und sammelte seine Schriften, die mit vieler Eleganz bei Didot gedruckt worden sind. Er kam nach Frankreich, noch voller Verehrung des tragischen Kothurns eines Corneille und Racine. Man würde sich täuschen, suchte man bei ihm die farbenglühende Grandezza des alten spanischen Theaters. Er ist als Dichter mehr Storch, als Flamingo. Seine Gefühle gehen auf Stelzen, sein Dialog sind Wechselreden nach den Grundsätzen der Rhetorik. Als er die Witwe des Padila schrieb, den Morayma und Edipo, war er ein Dichter der drei Einheiten, mit moralischen, kalten Tendenzen, steifer als Alfieri, ärmer als Arnault. Statt daß seine Personen handeln, erzählen sie; sie reflectiren über das, was sie thun sollten, und lieben es, Alles bis auf den fünften Act zu verschieben, der so vieler Unthätigkeit endlich ein Ende macht. In seinen Untersuchungen

über die spanische Poesie findet er es lächerlich, wenn Lope de Vega den Columbus von Madrid nach Granada, von dort nach Amerika, und von hier wieder zurück nach Barcelona versetzt. Er sieht ferner eine Verletzung aller Regeln darin, wenn derselbe Dichter in ein Drama drei Handlungen verflicht, und wiederholt denn auch gegen Shakespeare die Vorwürfe, die vor ihm schon Voltaire machte. Nichtsdestoweniger brachte der Aufenthalt in Paris auf Martinez' poetische Ader eine neue Wirkung hervor. Der Kampf des Romanticismus und der Classiker konnte ihm nicht fremd bleiben und seine spätern Producte bezeugen, daß er in seiner alten Stellung wankend wurde. Victor Hugo wurde ein Beispiel. Martinez mochte seine Extravaganzen hassen, aber vielleicht ließen ihn die Lorbern des Dichters nicht schlafen, vielleicht quälte ihn ein unerklärliches Etwas aus seinen alten Ansichten heraus. Welcher wahrhafte Dichter gäbe sich so bald zur Ruhe! Er wird nie mit sich zufrieden werden und von seinem Nächsten immer die Hoffnung haben, daß es das Vorangegangene übertreffen werde. Martinez kam mit dem französischen Theater in Berührung, Scribe übersetzte ein Lustspiel von ihm, er war in die Bewegung hineingerissen und versuchte, ob ihm bei verändertem Glaubensbekenntnisse die Muse heißere Umarmungen gönnen würde. Sein Aben Humeya gelang ihm ungleich besser. Er hat hier den Kothurn abgeworfen und tritt in leichter, freier Prosa auf. Die Sprache ist frisch, leidenschaftlich, bilderreich; die Scenen sind nicht übermäßig ausgemalt, sondern brechen ab, wenn ein Ereigniß dem andern folgt. In der Verschwörung von Venedig, demselben Drama, das in Madrid mit einem Applaus aufgenommen wurde, der den Dichter später als Minister in Verlegenheit setzte, geht Martinez in der Verehrung des französischen Theaters sogar noch weiter. Er verschmäht nicht mehr den Pomp und die Kunst der Scenerie, er füllt einen ganzen Act mit Schaustücken der Art, von denen Schlegel sagt, sie würden ihm gefallen, wenn nicht Worte dabei wären. Und nun ich Schlegel nenne, so wolle man wissen, daß Martinez de la Rosa auch diesen kannte und ihn öffentlich einer

geringen Kenntniß des ſpaniſchen Theaters bezichtigte. Es thut mir leid, hievon Erwähnung thun zu müſſen.

Inzwiſchen zogen ſich nach dem Jahre 1829 durch eine Heirath einige Wolken von dem ſpaniſchen Horizonte hinweg. Die Herrſchaft des Beichtſtuhls wurde durch die des Alkovens zerſtört. Ferdinand ſtürzte durch demagogiſche Umtriebe das ſaliſche Geſetz, und er ſah ſich nach Menſchen um, die ſeine Handlung billigten. Die Erbitterung gegen die Emigranten legte ſich, und die am wenigſten compromittirt waren, durften es in der Hoffnung auf allgemeine Amneſtie wagen, über die Pyrenäen zurückzukehren. Ferdinand hatte wie Karl V., aber wider Willen, bei Lebzeiten ſchon ſeine Exequien gehalten, er hörte mit ſcheintodtem Ohre, wie ihn Calomarde an Karl verrieth, wie man ſich in die Herrſchaft theilte und vor ganz Europa ſein Todtengericht hielt. Er hatte ſeinen wahren Feind kennen gelernt und eilte jetzt, mit ſeinen alten Gegnern Frieden zu ſchließen, um ſie gegen den Carlismus zu verwenden. Der Name Martinez de la Roſa war in keinem der Complotte gehört worden, welche die Sicherheit der zweiten Reſtauration geſtört hatten; er wurde zwar nicht gerufen, aber zugelaſſen. Weder Mina's noch Torrijo's Expedition ließ man ihn entgelten; man wußte, wenn man den Dichter feilen hörte, daß es nicht den Ketten Spaniens, ſondern ſeinen Werken galt. Marie Chriſtine liebte an Martinez' Auge den lebhaften Ausdruck, ſie bewunderte die kleine weiße Hand, die ſo artige Reime und Gedanken zuſammenfügte, ſie erfreute ſich an den duftenden Blüthenflocken der Rede aus ſeinem Munde, ſie ließ ſich von ihm Aeſthetik vortragen und hatte nichts dagegen, wenn er zuweilen von dieſer auf die Politik überging. Es bildete ſich allmälig ein Kreis um die Königin, den das Vertrauen gezogen hatte; man berieth ſich über die Zukunft, während links der kranke König an der Magengicht ſtöhnte, rechts die kleine Iſabella in ihren Windeln ſchrie. Marie Chriſtine von Neapel iſt keine Heroine, ſie fürchtet ſich vor dem Ereigniß; ſie hat nichts, als einige kleine Leidenſchaften, etwas Schwärmerei und will zart behandelt ſein. Sie würde genug gethan zu haben glauben, wenn ſie Rizio Munnoz beglücken könnte, und ſoll — das Schickſal nahl

rasch — bald das Testament Ferdinand's vollziehen, Minister wählen, Takt haben, die Garde defiliren lassen und kriegerische Operationen unterzeichnen. Sie würde Alles untereinander geworfen haben, wie auf einem Nähtisch, wenn nicht Martinez de la Rosa mit sanfter Rede, milden Vorwürfen und bildlichen Vergleichen neben ihr gestanden hätte. Marie Christine ist durch ihn beinahe schöne Seele geworden. Er liest ihr die Decrete wie Stellen aus seinen Dramen vor, er wirft um Alles ein phantastisches Kleid, macht die Zusammenberufung der Cortes zu einer Aufgabe der Garderobiers und hat zu dem Saale derselben ihr so viel architektonische Risse vorgelegt, daß sie durch Auswahl des schönsten ihren Geschmack vor ganz Madrid bewähren konnte. Wie artig sind die Reglements, welche Martinez bei Feierlichkeiten der Königin vorschrieb! Sie erschien mit ihrem Kinde, wie einst Fredegunde mit Clothar vor den Franken; sie hatte in ihrer Rolle wenige und gefühlvolle Worte vorgeschrieben; alle diese Dinge arrangirte Martinez. Als die Cholera ausbrach, ließ sie nur Rizio und Martinez in la Granja ein, sie beschied sich, nichts als das Unentbehrlichste um sich zu haben; ja Martinez, der Dichter, wurde kein Geschichtschreiber der französischen Revolution, kein Thiers und machte la Granja nicht zu Blaye und setzte keine Preise aus, um eines Judas Ischariot Deuz willen. Dies ist das enge Bündniß, das die Regentin mit Martinez de la Rosa geschlossen hat.

Inzwischen übernahm der Dichter vor den Augen der Nation seine ministerielle Mission. Einige Splitter, welche vom Schiffbruch Zea's noch übrig geblieben waren, hemmten seinen ersten Lauf, doch entledigte er sich ihrer. Sein eigener Name wurde für das Werdende verantwortlich. Die neue Constitution, das Estatuto real, ist sein Werk. Er versuchte es, den Zwiespalt Spaniens zu versöhnen, die Zukunft an die Vergangenheit zu knüpfen, ja er hoffte so viel von seinem guten Willen, daß er selbst das Arcanum, das Ludwig Philipp anbot, das Juste Milieu, abwies. Allein der gute Wille hat im Staatscredit einen schlechten Cours, er ist eine Illusion in Zeiten, wo alle Lebensäußerungen mit scharfen Rändern und Karten gezeichnet sind. Der gute Wille war

Der mehr Bewunderte iſt mehr geliebt:
Ich will in keines Andern Schatten ſtehn
Und würfe ihn der höchſte Ruhm! Manaſſen
Kenn' ich als ſchwachen, willenloſen Mann;
Ihr ſeid die Seele des Familienraths:
Geht hin! Ruft ſie zuſammen, Eure Sippe,
Die Muhmen und die Schwäger, führt Acoſta
Als Eidam ein —

Silva.

Zu ungeſtüm, Jochai!

Jochai.

Iſt Euch der Andre werther als Verwandter —
So nehmt ihn auf —!

Silva.

Wo denkt Ihr hin, mein Sohn!
Ihr ſprecht von meinem Feind!

Jochai.

Von Eurem Feind?

Silva

(nach einer Pauſe).

Ich gönne meinem Feinde niemals Schlimmes;
Und gönn' ihm auch das Gute. Doch ich ſelbſt
Mag ſeines Glückes Schmied nicht ſein, noch wen'ger
Mit ihm in Bande der Verwandtſchaft treten.
Seit wenig Tagen iſt ein Buch erſchienen
Von Uriel, worin er Manches, was
Ich früher ſelbſt in Glaubensſachen ſchrieb,
Sophiſtiſch wieder aufzuheben ſucht.

keine Garantie für ein so mißhandeltes Volk, das gezwungen ist, nur in seinen Erinnerungen, d. h. in seiner Rache zu leben. Man hat für Alles in Spanien sogleich einen Namen, jede Parthei kann die andere mit einem kurzen Kohlenumriß an die Mauer malen: Worte, Abstimmungen, alte Fehler, nichts ist vergessen. Die Männer des „Ringes", die Anilleros, welche Martinez in seine Nähe zog, waren bald erkannt, der Moderantismus ist eine Stereotype, die nur genannt zu werden brauchte, um jede Befürchtung auszudrücken. Zu den alten Namen hat die jüngste französische Geschichte noch neue gestellt und allgemein wurde das Martinez'sche Ministerium doctrinair genannt. Vor der Zusammenberufung der Cortes sagte man, Martinez würde seine Entlassung nehmen; allein dies Gerücht drückte nur das aus, was man wünschte. Vielmehr war Toreno's Ernennung ein Hülfsdetaschement: Toreno ist Martinez' alter Leidensgefährte, nur ist er schneller, eifriger, etwa das, was Lord Durham unter den Whigs.

Wir sind am Ende unserer Darstellung, da der folgende und noch gegenwärtige Kampf der Partheien in Spanien außer ihren Grenzen liegt. Martinez hat Madrid verlassen müssen und ist wiedergekehrt, ist wieder gegangen und wieder eingesetzt worden. Nur zwei Dinge erlauben wir uns noch, ein Urtheil und ein Prognostikon. Selbst die Opposition läßt der parlamentarischen Fähigkeit des Ministers Gerechtigkeit werden. Es ist wahr, seine Reden zeichnen sich durch Schwung und Rundung aus, und wenn gar, was in Spanien nicht anstößig zu sein scheint, Declamation und Gesten zu diesen Worten hinzukommen, so müssen sie in dem Saale eine großartige Wirkung hervorbringen. Doch seine Zwischenreden, seine Einwände, das, was man den parlamentarischen Dialog nennen könnte, sind pedantisch, mit Logik bestäubt, sie verrathen den Kleinmeister. Martinez de la Rosa ist immer zur Hand, wo es eine Distinction gilt, er liebt es, am Unwesentlichen zu klauben und auf Dinge Werth zu legen, welche die Untersuchung nicht weiter bringen. Aber was ihn wahrscheinlich doch auch in Zukunft wieder stürzen wird, ist zuletzt weniger die Form, als der Inhalt seiner Discurse. Ich glaube, er ist in seinen Handlungen weniger vorsichtig

als in seinen Reden. Er gleicht den deutschen Pedanten, welche die Freiheit lieben würden, wenn sie nicht für Alles sogleich Beispiele hätten und gewohnt wären, die Dinge immer vom verkehrten Standpunkte anzusehen. Martinez de la Rosa hat sich aus der Geschichte der Revolutionen so viel Erfahrungen, kleine Sätze und Maximen abstrahirt, daß er ohne Citat keinen Schritt vorwärts setzen kann. Bald schwebt ihm der Convent vor, bald die französische Journalistik, bald weist er auf Mirabeau, bald auf Burke hin; es ist eine Gelehrsamkeit, die ihn ersticken muß. Wäre die spanische Kammer nicht selbst so naiv, träte in ihr die Revolution nicht mit so viel Angst, so scheu und besorglich auf, so müßte der Pedantismus solcher Minister längst durchgefallen sein. Spanien bedarf mehr der Ordnung als der Freiheit. Es ist ein unglückliches Land und bietet Stoffe zu größeren Tragödien, als Martinez gedichtet hat.

Chateaubriand.

1835.

Wenn man sich Talleyrand zu allen Zeiten nur wie Harpokrates, alt wie die Wintersonne, denken kann, Martinez de la Rosa in mittleren Jahren, mit bürgerlichem Embonpoint, gesetzten Zügen und einen goldenen Ring am zarten, poetischen Schreibfinger, so giebt es für Franz August Vicomte von Chateaubriand keine andere Vorstellung, als die des ewigen Jünglings.

Ihr werdet von wenig Menschen wissen, die mit so viel Jugend ihr Alter angetreten haben. Chateaubriand, der letzte Kreuzfahrer, hat die unverwüstliche Physiognomie der Naivetät, die er mit in's Grab nehmen wird. Er blieb sich immer gleich, ein schüchterner junger Mann, der vom Lande kommt, froh am Geringfügigen, überrascht von Allem, ohne Voraus-

ſicht, wie ein Kind; aber auch ungeduldig, zornig, ungerecht wie ein Kind.

Chateaubriand iſt ein Greis geworden, ohne Mann geweſen zu ſein. Gewohnt, nur in unbegründeten Hoffnungen zu leben, nahm er ſeine Erfahrung für eine feindſelige Macht, die ihn überall enttäuſchte. Alles, was ihm geſchah, hielt er für Vorbereitung und rechnete, daß immer noch eine Zeit kommen könnte, wo ſein Geſchick von ſeiner Vergangenheit Vortheil ziehen würde. Darüber iſt er alt geworden, ſeine Jugend hat bis an ſein Grab gedauert.

Könnte dies die Erfahrung eines reifen Charakters geweſen ſein, ſo müßte ſeine Verzweiflung tragiſch und des tiefſten Mitleids würdig werden; doch Chateaubriand fühlt dieſen Widerſpruch nicht. Es giebt Nichts, wofür er Alles hingegeben hätte. Er lebte ohne Plan. Er hatte das ſonderbare Schickſal, immer zu ſpät zu kommen. Er hat viel verloren, ohne je etwas beſeſſen zu haben. Er iſt oft gefallen, ohne daß er je aufrecht ſtand. Man vergaß ihn immer, ohne daß man je recht an ihn dachte.

Das iſt es: Chateaubriand erwartete nichts. Man verſprach ihm nichts, man ſchmeichelte ihm mit keiner Hoffnung. Es iſt niemals jemand mit ſo wenig Opfern unglücklich geweſen. Wenn er fiel, ſo that er ſich ſelbſt am wenigſten wehe. Chateaubriand *will* ein Märtyrer ſein. Er will neben den Opfern Diocletian's und den elftauſend Jungfrauen genannt ſein. Das iſt ein Scherz: aber lacht darüber nicht! Es iſt ihm darum zu thun, er hat es heilig damit.

Was bliebe dem ſonderbaren Greiſe noch zum Troſte übrig? Nennt ihn alſo Märtyrer, wenn er auch für niemanden untergegangen iſt, als für ſich ſelbſt!

Wir haben Goethe gehabt; wir wiſſen, was hiſtoriſcher Indifferentismus iſt. Männer von den größten Geiſteskräften matteten ſich an kleinen Verhältniſſen, an geräuſchloſen Zeiten ab. Stürmiſche, gefahrvolle Epochen warfen die Mittelmäßigen in die Höhe und da, wo die Stärkſten hätten ſtehen ſollen, ſahen wir Cretins. Männer von Genie ſind vor großen Ereigniſſen geflohen. Das Erhabene iſt vielfach ver-

kannt worden und nicht selten von denen, die ihm am verwandtesten waren.

Chateaubriand war kein Genie; wir müssen eine Stufe niedriger steigen. Chateaubriand erhielt von der Natur eine Stellung, wo ihn der Zug der Begebenheiten fortreißen mußte. Er war ein junger Mensch, ohne viel Muth, verzärtelt, eigensinnig. Da er sich steifte, faßte ihn der Wirbelwind unserer großen Zeitgeschichte und warf ihn aus dem Strome, in dem er schwimmen wollte, hinaus.

Chateaubriand war nun gar nichts mehr, nicht einmal prädestinirt; er hätte können Kaufmann werden oder ein Gelehrter, so wenig bedurfte seiner die Zeit. Aber seine Geburt, seine Verwandten, sein Mangel an Geld brachten ihn immer wieder in die Strömung der Begebenheiten zurück, in die er nicht gehörte. Die wichtigsten Dinge, Ereignisse, welche niemals wiederkehren werden, wurden eine gewöhnliche Mitgift für ihn, gleichgültiger als die Hasen, die er in seinem Tornister vor Thionville trug. Für den jungen blonden Menschen war die Zeit eine Familiengeschichte geworden, in welcher seine Vettern und Großoheime die Hauptrolle spielten; mit einem Wort, Chateaubriand war von der Natur zu nichts Außerordentlichem bestimmt.

Er sah auch lange ein, wie gut es die Natur mit ihm meinte, er beeilte sich nicht, sie zu beschämen, ja er würde sie auch nie überflügelt haben, wenn ihm der Zufall nicht einen Gedanken an die Hand gegeben hätte, der mit seiner ganzen schreckhaften Einseitigkeit das Leben des Vicomte revolutionirte.

Es ist unerwiesen, wer ihm den ersten Anstoß zum prononcirten Christenthum gegeben hat, die Wälder Amerikas, die Erinnerungen Pascal's oder eine Wiederholung jenes Blitzstrahls, der einst auf dem Wege von Jerusalem nach Damaskus ein so großes Wunder bewirkte?

Ich zweifle an allen diesen Erklärungen und begnüge mich mit des Vicomte alter Mutter, die ihren Sohn in London zur Vermahnung zog, ihm das Gottlose seiner Schrift über die Revolution vorwarf, ihn an die Kapelle von St. Malo und das vergoldete Gesangbuch, welches sie auf der

Flucht dort hatte liegen lassen, erinnerte und damit eine Präcision der Tendenz in ihren Sohn legte, die ihn Anfangs selbst überraschen mochte.

Jetzt hatte Chateaubriand eine Idee. Es war ein muthiges kleines Steckenpferd, bunt bemalt, das er bestieg. Er galoppirte damit über Meere und ferne Länderzonen, klatschte mit der Peitsche, pfiff, führte das Thierchen an die Krippe von Bethlehem, tränkte es im Jordan und hörte noch nicht auf zu courbettiren, als er schon in die Salons von Paris zurückgekehrt war.

Nach Voltaire konnte ein Kind, wie Chateaubriand, nur der Don Quixote des Christenthums werden. Er brachte nichts Neues an die alte Lehre an, als den Schmelz seiner Sprache. Das war Alles wenig genug für eine Zeit, zu der man im Posaunentone des Weltgerichts hätte sprechen müssen, wenn man aus einer Sache, die in Frankreich wieder Mode werden konnte, heiligen Ernst hätte machen wollen.

Ja, in der That, Chateaubriand hatte das Unglück, in die Mode zu kommen; man interessirte sich für ihn etwas mehr, als für Abel Remusat, der die indischen Romane aufbrachte. Chateaubriand kam in Begebenheiten, die er nicht verstand; er verwechselte das Christenthum mit sich selbst, hielt sich für unfehlbar und beging so viel Thorheiten, daß man ihn schnell bei Seite schob.

Jetzt aber saß der edle Vicomte einmal mitten drinnen in den Geschäften; die Weltgeschichte war bis an sein Antichambre gekommen, er hatte sich in acht Tagen, wo man kaum die Flöte blasen lernt, auf die Höhe der Zeit gestellt; es kann nirgends so verworren aussehen, als in Chateaubriand's Kopf und in seinem Portefeuille, das ihm die Bourbons anvertrauten. Ich zweifle, ob dieser Spätling der Croisaden sich selbst nach seinen neuesten Unfällen schon in der Zeit zurechtgefunden hat. Fordere er keine neue Collision heraus; sie würde ihn unfehlbar in Versuchung führen. Chateaubriand hat kein Geschick für die Geschichte. Goethe wollte seine Zeit nicht verstehen; Chateaubriand verstand sie wirklich nicht.

Die Freunde des edeln Vicomte übertrieben; unter Andern

neulich der oft kindiſche Plauderer Jules Janin, der eine Parallele zwiſchen ihm und Talleyrand zieht. Sie möchten, wie ſie ſich ausdrücken, ein Epos der Ueberzeugung aus ihm machen, während er doch in dieſem Falle nichts iſt, als eine Tragikomödie derſelben, ein Roman, zuſammengeſetzt aus Thränen und Gelächter.

Wo iſt hier der heilige Schauer, der um das Unglück eines großen Mannes weht? Wo ſind die Schlangen, die der junge Herkules ſchon in ſeiner Wiege erdrückte? Welche greiſe Seherin hat die Hand auf ſein Haupt gelegt und in ihm den künftigen Propheten geſegnet? Wie ſchwer wiegen wol die Schilde, die er aus ſeinen erſten Kämpfen mit der Welt heimbrachte?

Dieſer Maßſtab paßt hier nicht; Chateaubriand kommt erſt nach ſeinem dreißigſten Jahre zu einer Idee, zu einer Idee, die er unter dem Sattel des Pegaſus mürbe reitet, mit der er auf Reiſen geht, die er apportiren lehrt, zu einer Idee, die, ſo vorgetragen, wie ſie von ihm wurde, bald eine Chimäre war.

Wenn ihr wollt, Chateaubriand iſt auch unglücklich geweſen. Aber ihr wißt, daß im Schmerz eine Wolluſt liegt. Chateaubriand, dieſe romantiſche Ruine, liebte es, zu leiden. Der Dichter braucht für ſein Leben eine poetiſche Staffage und die eines erträglichen Unglücks pflegt ihm die liebſte zu ſein. Chateaubriand iſt nicht einmal ein ſolcher Märtyrer wie Laffitte; denn iſt er zwar ſo arm wie dieſer, ſo war er auch niemals ſo reich wie Laffitte. Er ſtürzte von keinen Höhen herunter; die, auf welchen er eine Zeitlang ſtand, hatte er im Traume beſtiegen; wann hatte der kleine Cadett, der vor der Revolution floh, daran gedacht, Miniſter zu werden?

Glaubt mir, Chateaubriand hüllte ſich gern in die Schatten der Melancholie; verbannte er ſich doch ſelbſt aus Frankreich, als die Bourbons nach Holyrood zogen, und kehrte, ungeachtet der ewigen Zeiten, auf die er Frankreich in Trauer werfen wollte, wieder zurück, weil es keine Kleinigkeit iſt, ſich ſelbſt zu ſchneiden und dann nicht einmal von Andern bedauert zu werden.

Unternehmen wir es, einige Epochen in Chateaubriand's Leben aufzufrischen.

Der edle Vicomte kam nach Paris, wie in der guten alten Zeit ein junger Mann nach Paris kam — noch warm von dem mütterlichen Schooße, in dem er daheim gesessen, voll guter Lehren, hoffend, mit dem gereinigten Horaz und Ovid die Welt erobern zu können, das Ohr noch klingend von den Reden Bossuet's, welche den Styl und die guten Sitten bildeten, mit etwas Mathematik, Lustigkeit und der Aussicht, in seiner Lieutenantsstelle bei der Garde vom Hofe bald entdeckt, hervorgezogen, geliebkost zu werden.

Noch hat Chateaubriand keine Idee. Er läuft durch die Straßen von Paris, schließt Freundschaften, begleitet den König auf die Jagd, wobei er so glücklich war, daß Ludwig XVI. einige Worte sprach gerade in der Richtung, als hätte er sie ihm sagen wollen.

Malesherbes war der Oheim des jungen Mannes, der den Präsidenten zuweilen besuchte und in das Getriebe des Staates blickte, das ihm zu verstehen schwer wurde. Eines Tages trat der gute alte Herr in seinem kastanienbraunen Rock mit den großen Taschenklappen und goldgesponnenen Knöpfen, das Busentuch mit Taback bestreut, die Stutzperrücke schlecht gekämmt und schief gesetzt, in die Wohnung des jungen Gardisten au quatrième, sprach von Staatsverhältnissen, Revolution und böhmischen Dörfern und gab dem Neffen, er war damals fünfundzwanzig Jahre, den Rath, den kochenden Vesuv der Hauptstadt zu verlassen und ein gewisses Messer zu vermeiden, das für den alten guten Präsidenten und Rosenliebhaber schon geschliffen war.

Chateaubriand erschrak und Malesherbes examinirte den jungen Lieutenant, der eben Capitain geworden war, in der Geographie, in den Elementen des Euklid, kurz, sie vereinigten sich darüber, daß es kein Spaß wäre, wenn Einer den Weg entdeckte, welcher vom arktischen Amerika aus nach Asien führte.

Chateaubriand, der eben in's Faubourg St. Germain wollte, um dem altfranzösischen Blute seine Epauletts zu zeigen,

der gestern noch Freude daran fand, seinen Pudel abzurichten, sprang plötzlich in eine neue Sphäre über; er umarmte seinen alten Oheim, den er für die Guillotine zurückließ, Thränen der Freude erstickten den Ausruf: Die nordwestliche Durchfahrt! Die nordwestliche Durchfahrt!

Jetzt hatte Chateaubriand eine Idee, wenigstens einen Schatten davon. Er verließ das knirschende, murmelnde, bleiche Frankreich und schiffte sich nach Amerika ein. Er wollte ganz allein, im Frack, in Nankinghosen, auf einem Spaziergange die nordwestliche Durchfahrt suchen, er überlegt, er sucht auf der Karte, er orientirt sich.

Chateaubriand ist in Amerika, das sich von seiner errungenen Unabhängigkeit erholt, in Amerika, das sich nach der Schlacht den Hals lüftet, den Rock abwirft, bürgerlich eine Pfeife anzündet und in Hemdärmeln den jungen Vicomte bei sich vorüberpilgern sieht. Haltet ihn nicht auf; er sucht mehr als ihr; er sucht die nordwestliche Durchfahrt; er macht eine Nordpolexpedition, ganz allein zu Fuß, auf eigene Kosten und auf eigenen Ruhm. Fragt ihn nicht nach Frankreich; er weiß nichts von Frankreich; er weiß nur, was ihm sein Oheim gesagt hat, daß es besser sei, die nordwestliche Durchfahrt zu suchen, als in Paris die Ereignisse abzuwarten.

Chateaubriand befährt den Hudson, er sieht den Niagara stürzen. Fürchtet nicht, daß ihn der Donner des Falles etwas vergessen machen wird; denn noch hat er nichts gelernt! Er besucht die Indianer, sie sollen ihm Auskunft geben über die nordwestliche Durchfahrt. Die Indianer lieben ihn, sie lassen ihn die Pfeife der Freundschaft rauchen, er trinkt ihren Meth und bewundert ihre Tänze. Chateaubriand fühlt sich heimisch im Urwalde, er belauscht das Krokodil, das am Hudson schläft, er wiederholt die Jagden von Versailles, schießt Hasen und Füchse, er vergißt die nordwestliche Durchfahrt und siedelt sich in den Schauern der ersten Schöpfung an.

Dies währte einige Zeit, bis ihm der Zufall eine zerrissene englische Zeitung brachte. Er las hier von der Flucht nach Varennes, und leider brach das zerrissene Stück da ab, wo das Interessanteste kommen sollte. Die Neugier, vielleicht auch die Stimme der Ehre, trieben ihn an, wieder das Vater-

land aufzusuchen. Er sagte den Urwäldern, den schlummernden Krokodilen, den Atalas und Chactas, allen den gefühlvollen, nach den Grundsätzen der Frau von Genlis erzogenen Indianern Lebewohl und schiffte sich nach der Heimath ein.

Ach! er traf Paris in einer beklagenswerthen Verfassung! Was gab es hier nicht Alles zu thun für einen jungen Mann! Chateaubriand versprach, Hand an's Werk zu legen, aber er mußte sich erst verheirathen. Dabei war er gerade nur so lange sicher in Paris, als er brauchte, um den Schäfer zu spielen. Dann floh er nach Brüssel zu den Emigranten, zur confédération noble et irrésistible, die sich in ihren Proclamationen selbst den noch „gesunden Theil der Nation" nannte.

Chateaubriand war aber im Gegentheil fortwährend krank; er fristete elend ein kaum mehr hörbares Leben, ermannte sich eine Zeitlang, schoß bei der Belagerung von Thionville einige mal seine Flinte ab, kochte vortreffliche Suppen für seine Kameraden, Suppen à la sauvage, Suppen à la Hudson, Suppen à l'Atala, ward geliebt und gehetzt von ihnen und zuletzt verwundet, von einem brennenden Balken, nicht von einem Schusse.

Unter bemitleidenswerthen Umständen kam Chateaubriand nach England. Er brachte hier den in Belgien gefaßten Entschluß zur Schriftstellerei nothgedrungen in Ausführung. Er schrieb über die Revolution, und das freier, als man von einem Emigranten erwarten durfte, freier, als er es selbst später billigte. Sein Princip, das Christenthum, stellte sich immer mehr heraus. Er brachte den Genius desselben schon vollendet über den Canal, als er gegen Ende des Jahrhunderts, die göttliche Sendung Napoleon's, wie er dessen Consulat benannte, benutzend, nach Frankreich zurückkehrte.

Wenn Napoleon wählen sollte, so sah er von zweifelhaften Geistern*) Chateaubriand doch noch lieber, als Frau von Staël. Diese neckte ihn mit den Erinnerungen der Revolution, mit der Ideologie und mit ihrem Witz; Chateaubriand war eben so unverbesserlich, aber er nützte den Plänen

*) „Problematische Naturen" würde man jetzt sagen.

des Consuls durch seinen religiösen Enthusiasmus. Napoleon, der mit dem Papste wahrlich Wichtiges zu verhandeln hatte, wollte „die römisch-katholischen Götter" in Frankreich wieder einführen, er sah es gern, daß sich die Poesie mit dem Beichtstuhl vermählte. Chateaubriand's Poesie war auch ganz dazu angethan, Napoleon zu ergreifen, er mußte in dem Vicomte einen christlichen Talma, den Himmel selbst im Kothurn wiedererkennen. Er belohnte Chateaubriand für diesen angenehmen Dienst und schickte ihn als Legationssecretär zu seinem Oheim, dem Cardinal Fesch in Rom.

Chateaubriand nichts als ein Legationssecretär! Beauftragt, die Pässe der Fremden zu visiren, Depeschen zu entwerfen, zu versiegeln! Chateaubriand wollte nur Rom gesehen haben; dann war er wieder in Paris. Er wurde Gesandter eines kleinen Kantons in der Schweiz. Welche Erniedrigung! Er wollte nur die Schweiz gesehen haben, er ging und kam in wenig Zeit wieder zurück.

Da fiel Enghien in Vincennes; Chateaubriand entsetzte sich, faßte einen Entschluß und pilgerte gleichsam mit Dornenstab und Muschelhut nach dem heiligen Lande. Es war der vorletzte Kreuzzug um „Gotteswillen"; die Ehre des letzten ließ er im Jahre 1823 dem Herzog von Angoulême, als dieser — nach Spanien zog.

Man weiß, was Chateaubriand von Palästina mitbrachte — Taufwasser vom Jordan, das später in dem Wochenbette der Herzogin von Berry eine so große Rolle spielte, seine Märtyrer und eine Stelle im Institut.

Die Märtyrer sind der Culminationspunkt der Autorschaft Chateaubriand's. Hier kommen alle seine alten Phantasieen, die Träume aus der Wildniß noch einmal wieder, und die Kirchen- und Ketzergeschichte, die Erinnerungen des Alterthums nebst den pittoresken Resultaten seiner Reise haben sich zu ihnen noch hinzugesellt. Noch nie ist zu einem erhabnen Zwecke eine solche Mischung aller Geschmacksarten und poetischen Interessen vorgekommen. Die Mythologie aller Völker, die alte Literatur, die Bibel, die Acta Sanctorum, Milton, die Archäologie, die Wilden und das menschliche Herz, alles hat hier seinen Tribut zahlen müssen. Es ist die wunderlichste

Mein Schüler war er und bekämpft den Lehrer!
Dies Buch trennt ihn von ſeinem Volk, trennt ihn
Von ſeinem Glauben, alſo auch von mir.

Jochai.

So laßt uns Beide denn gemeinſam handeln!
Ich liebe Judith, ja ich fühlte dies
Bei ihrem Anblick flammender denn je;
Doch muß die Wolke weichen zwiſchen ihr
Und meinem Glück und meinem heil'gen Recht,
Um beides ſchäm' ich mich zu betteln. Silva,
Wollt Ihr der Dollmetſch meiner Zunge ſein,
So redet! Denn der wahre Stolz ergreift
Für ſich nicht ſelbſt das Wort. Es dunkelt — wie,
Nach langem Tagwerk ſehnt Ihr Euch zur Ruhe?

(Es wird etwas dunkler.)

Silva.

Ihr geht — nach dieſer Kunde? Nein, Ihr ſolltet
Mir weitre Proben des Verdachtes nennen —

(Diener tritt ein. Silva ſieht den Diener eintreten.)

Was iſt? Nur einen Augenblick — (Zum Diener) Was ſoll's?

Maskerade, die sich in den Märtyrern Chateaubriand's zusammenfindet. Die Sprache ist nicht berauscht von Enthusiasmus, sondern von Gelehrsamkeit. Die Perioden sind behangen mit griechischen Orakelbecken, heidnischen Opfermessern, mystischen Käfern des Mithradienstes, mit Genealogie, Bibelsprüchen, Reliquien von Skeletten der Heiligen, mit Trümmern alter Architektur, malerischen Perspectiven, psychologischen Entdeckungen, kurz, die Märtyrer Chateaubriand's, statt in Himmelsglorien aufzusteigen, winden sich keuchend und überladen an den Reiserouten der Landkarte hin. Hier ist Alles zum üppigen Ausbruch gekommen, was an Chateaubriand früher vom Enthusiasmus gelobt, von der Nachsicht gebilligt wurde. In diesen Massen pompöser und gelehrter Worte sucht man mit Mühe den poetischen Funken, Alles ist in Schwulst und Wohlrednerei aufgegangen und Nichts übrig geblieben, als der eigenthümliche sentimentale Schmelz, der jeder französischen Phantasie innewohnt, ein gewisser schmachtender Parfüm, der die Weiber und die Franzosen so entzückt und täglich große Verheerungen unter Frankreichs Talenten anrichtet.

Hier kann man auch fragen, was denn Chateaubriand selbst von der religiösen Poesie gehalten hat? Das Christenthum war ihm eine Reliquie, die er mehr mit philologischer als katholischer Andacht verehrte. Chateaubriand stand nicht einmal auf der Stufe, wie der mittelalterliche Enthusiasmus in Deutschland; er spricht nirgends vom langen Haar, von der schiefen Stellung des Halses und dem wässerigen Etwas in dem Auge; er ist ein Narr mit Grazie, umgänglich und ganz ohne Fanatismus. Sein Christenthum ist mild, ohne Schrecken; er predigt es ohne Feuer und Schwert; es ist ein Anflug, der nur ihm geworden sein soll und den ein Jeder haben könnte, wenn er (zufällig einmal) die Messe oder das De profundis hört.

Chateaubriand kennt nur die Vergangenheit des Christenthums; er philosophirt nicht über die Zukunft dieses Glaubens. Indem er uns auf die Leiden der Kirche hinweist, gewinnt er unsere Theilnahme für die Dulderin; er beschwört uns, bei den ungeheuern Blutströmen, welche für das Leben Jesu und

die Apostelgeschichte geflossen sind, wenigstens um die Kirche zu weinen und das nicht leichtsinnig wegzuwerfen, was die Ahnen so theuer erkauften. Das ist die schöne Seite, während er sonst immer nur schildernd, interessirt spricht, niemals auffordernd. Chateaubriand wollte kein Apostel sein oder eine Schule stiften, sondern das Christenthum sollte eine Merkwürdigkeit bleiben, die unter Hunderten zufällig ihn kenntlich machte. Man sieht, wie ineinander laufend und ungezogen hier die Grenzen sind von Liebenswürdigkeit, Thorheit und Koketterie.

Als Napoleon's Glück, wie das des Polykrates, für einen Menschen dämonisch lange zu dauern schien und alle Welt auf Rechnung von Ereignissen, die man noch nicht kannte, zu conspiriren anfing, schlüpfte auch Chateaubriand unter die große ganz Europa deckende Nebelkappe der Verschwörung. Indem er sich äußerlich das Ansehen gab, als beschäftige er sich einzig damit, die Früchte seines Ruhms für den Winter und die Zukunft einzuernten, zog ihn sein Instinkt, der immer mit der Unterdrückung sympathisirte, in die Interessen der Bourbonen hinein.

Als Napoleon zum ersten Male so strauchelte, daß er erst in Elba wieder aufstand, zeichnete ihn und sein System und die Tugenden der Bourbons Chateaubriand in einer Schrift, welche Louis XVIII. statt einer Armee konnte spielen lassen. Louis sagte dies selbst und machte den prophetischen Vicomte, den Propheten nach rückwärts, zu seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Er war damals schon wieder in Gent, Louis XVIII., und das Terrain war nicht groß, welches der Dichter zu besorgen hatte. Es ging nicht weiter, als eine Meile im Umkreis von Gent.

Chateaubriand schrieb zwar damals eine vortreffliche Note an Europa, aber er war eine Figur von Pappe, die nur so hingestellt war, er war die Improvisation eines Ministers, ein Minister mit einem Portefeuille, das man in die Brusttasche stecken konnte. Das gerade aber war die Thorheit der zweiten Restauration, daß sie aus dem Schattenspiel von Gent in Paris eine Wahrheit machte. Chateaubriand gab

zwar sein Duodezportefeuille ab, behielt aber den Titel als Staatsminister und trat unter die Pairs und die ersten Räthe des Königs.

Von jetzt an wollte sich der edle Vicomte rächen für den brennenden Balken, der ihn bei Thionville verwundete; er, der nur das Ritterthum und die Maria des Mittelalters bisher verkündet hatte, sprach auch jetzt von den Privilegien desselben. Er trat in die Parthei der Rache und des Unverstandes und stimmte wie Labourdonnaye. Er übertrug die Vergangenheit auf die Gegenwart und träumte sich in einem wirklichen Kreuzzuge gegen die muselmännische und jakobinische Parthei seines Vaterlandes.

Schon damals ging er weiter, als Louis XVIII. verantworten konnte. Seine Vorschläge waren so unpraktisch, seine Erläuterungen der Charte so unzweideutig, sein Zweifel an der Charte sogar so „impertinent", daß ihn Louis aus den Pairs strich und „fürchterlich beungnadigte", Louis XVIII., der die Charte selbst verfaßt hatte und darauf eitel war, wie ein junger Mensch auf sein erstes Gedicht, Louis XVIII., der mit Männern von Geist und Celebrität wetteiferte und niemals gegen Chateaubriand eine Art literarischen Neides unterdrücken konnte!

Der Pavillon Marsan griff den Fallenden auf. Chateaubriand theilte die Fortschritte dieser ultraroyalistischen Camarilla, kämpfte zu Gunsten derselben gegen Decazes und brachte es zuletzt, besonders seitdem er an die Wiege des Kindes von Frankreich mit seinem wunderthätigen Wasser herangetreten war und über den Herzog von Berry eine Biographie wie über den heiligen Georg geschrieben hatte, wieder so weit, daß man ihm den Berliner Gesandtschaftsposten anvertraute. Hätte ich, der ich in Berlin geboren bin, doch damals schon etwas mehr von Frankreich gewußt, als être und avoir!

Chateaubriand ging auch bald nach Verona, wo er so beredt gegen die Revolution sprach, daß er selbst einen Montmorency, einen Namen, der das ganze Mittelalter zu umfassen scheint, verdrängte.

Chateaubriand kam nach Paris und übernahm das auswärtige Ministerium, das jetzt für ihn eine Wahrheit war.

Man weiß, was im Jahre 1823 geſchah, in jener Periode, wo faſt gleichzeitig drei Dichter die auswärtigen Angelegenheiten Spaniens, Frankreichs und Englands lenkten: Martinez de la Roſa, Chateaubriand und Canning; denn auch Canning hat in eine etwas ſtumpfe Leier gegriffen und Griechenlieder geſungen, wie unſer Profeſſor Wilhelm Müller.

Chateaubriand aber hatte von allen Dreien den meiſten Ruhm zu verlieren und er warf die europäiſche Achtung in Maſſen von ſich. Er ſprach für Ferdinand wie für einen Gottfried von Bouillon, der in die Hände der Sarazenen gefallen ſei; er hoffte Angoulême werde ein zweiter Napoleon werden und das partheinehmende Frankreich ſich in ruhmbewachten Feldlagern auf brüderliches, gemeinſchaftliches, verſöhnendes Stroh legen. Manuel, der dem widerſprechen wollte, wurde mit Bajonetten aus der Kammer getrieben; das Alles geſchah unter Chateaubriand, der ſich ſo wenig beherrſchen konnte, daß ſelbſt Villèle ihn desavouirte und der Vicomte zum zweiten Male fiel.

Diesmal war ſogar die Camarilla mit ſeinem Sturze einverſtanden.

Daß Chateaubriand kein Heiliger war, ſieht man daraus, daß er den gewöhnlichen Weg fallender Staatsmänner einſchlug, aus dem alten Miniſterium in die Oppoſition überzugehen. Er bekämpfte als Pair die Villèle'ſche Cenſur, das Wahlgeſetz, die Rentenreduction, was man wollte, wie jeder Andere auch, bis ihn das öffentliche Leben zuletzt ſo aufrieb, daß er den politiſchen Schauplatz beinahe verließ und ſich zur Erholung mit ſeinen alten poetiſchen und hiſtoriſchen Studien beſchäftigte.

Aber es war Chateaubriand's Unglück, daß man ihn trotz der Ungnade nicht ganz vergeſſen wollte. Er wurde wieder hervorgezogen und nach Rom geſandt, um vor dem neuen Papſte eine glänzende Rede zu halten, eine gänzlich unkatholiſche Rede, eine Chrie des conſtitutionellen Katholicismus. Die Cardinäle entſetzten ſich und Chateaubriand kehrte nach Paris zurück, durch dieſen Freundſchaftsbeweis ſo an die Bourbons gekettet, daß er ſich in den Ereigniſſen des

Julius mit ihnen begrub, obschon sie sonst nie etwas von ihm hatten wissen wollen.

Die Rolle, welche Chateaubriand 1830 spielte, lebt bizarr genug in unserm Gedächtniß. Ja es scheint, der edle Vicomte hatte sich damals in die Vogelperspective seines Lebens aufgeschwungen, er stellte eine Berechnung seiner Schicksale an und zog daraus jene Schlußfolge, deren Consequenz Europa so viel Unterhaltung verschafft hat. Er sah ein, was ihm, dem Dichter, dem Manne der Geschichte, dem Küster bei der Taufe des Mirakelkindes, geziemte. Aber er begnügte sich nicht mit dem schmachtenden Air des Unglücks, mit der noblen Physiognomie der Zurücksetzung, er legte sich nicht jenes historische Stillschweigen auf, welches für fallende Charaktere so theilnehmend macht; sondern er öffnete auf eigene Verantwortlichkeit einen Guerillakrieg mit dem 7. August. Seine Waffen waren glänzende Phrasen, der Himmel, dessen Zeichen er deutete, das Mitleid, das er für das gesunkene Königshaus beschwor. Er wußte selbst, wie schwach diese Munition für seinen Krieg war, aber er resignirte schon beim ersten Schlage auf den Sieg, er wollte nichts, als eine Rolle in Ehren ausspielen und sah sich nicht einmal nach Bundesgenossen um. Es war eine Komödie, von der man nur sagen kann, daß sie Chateaubriand mit zu vielem Nachdruck in Scene setzte. Chateaubriand verließ den Boden der Dichtung, dem noch seine Broschüren und Protestationen angehörten, er conspirirte und mußte in's Gefängniß.

Das Gefängniß setzte dem Martyrium die Dornenkrone auf; hier hätte Chateaubriand stehen bleiben sollen, er hatte nun Alles, was er zur Rechtfertigung seines Lebens bedurfte. Allein kaum in Freiheit gesetzt, beginnt er auf's Neue seine schriftstellerische Chouannerie, er heftet seinen Ruf an den faltenreichen Unterrock einer Frau, er küßt die Fußtapfen der Herzogin von Berry und wird der geheimnißvolle Telegraph ihrer abenteuerlichen Reisen. Wir wissen, wie sich das auflöste. Die himmlische Glorie zertheilte sich und mit gemeinem Lächeln trat aus ihr eine Hebamme hervor. O das moderne Schicksal ist ein grausamer Humorist! Keine poetische Staffage mehr, der man trauen dürfte! Das Erhabene zeigt plötz-

lich einen Zopf, wie das Heidelberger Faß einen Fuchsschwanz; das Mittelalter erhält Hofrathspatente. Kein Costüm ist mehr regelrecht; die Schneider dieser Welt erlauben sich zu große Lächerlichkeiten.

Chateaubriand war zerknirscht. Seinem Pilgrimskleide entfiel ein Saugbeutel; auf dem goldnen Schilde des letzten Kreuzfahrers war ein Gevatterbrief zu lesen: er kam gerade zur rechten Zeit.

Doch Chateaubriand's Treue ging über Alles. Er warf den Ritter von sich und wollte nur theilnehmender Menschenfreund sein. Er machte sich anheischig, nach Blaye zu kommen und selbst die Wiege zu treten. Die Dinge waren auf den Punkt gekommen, daß sozusagen Kölnisches Wasser mehr nützte als der Kölner Dom; das sah Chateaubriand ein und wurde von nun an der Bevollmächtigte der Gräfin Lucchesi Palli, der auf ihre Rechnung reiste. Er war bald hier, bald dort: er betrieb die Aussöhnung der unglücklichen Gefallenen mit ihrer Familie. Er kam nach Prag, wo ihn Niemand mochte. Er flehte, er betheuerte, er schwur: es half Alles nichts; auf dem Hradschin wohnte jetzt nur die Tugend; Chateaubriand sank immer tiefer: er wurde sozusagen von der Ungnade beungnadigt.

Jetzt war das Stück aus, der Vorhang fiel und Chateaubriand legte sich selbst ein rührendes Schweigen auf. Er schreibt seine Memoiren und läßt in dem öden Theater von Versailles, vor einem Publikum, das aus Paris auf zwei Zeiselwagen ankam, seine Tragödien aufführen.

Chateaubriand kann nie wieder in die Ereignisse verflochten werden. Denn wenn man seine politische Thätigkeit in dem Ausdruck zusammenfassen kann, daß er für das Königthum und die Legitimität gestritten hat, so fehlen in Frankreich für dieselbe alle Voraussetzungen.

Selbst wenn sich Chateaubriand, dem man von Seiten des Gemüths jede Schwäche zutrauen kann, dem Juliusthron befreundete, was z. B. nach einem Sterbefalle des jungen Bordeaux sich ereignen möchte, so wäre doch dem Königthum mit einem Streiter dieser Art wenig gedient.

Chateaubriand war vielleicht der uneigennützigste Anwalt

der Bourbons, und doch hat er ihnen am wenigsten genützt Die wahren Freunde des Königthums haben mit den Königen eine geistige Verwandtschaft, einen gleichen Trieb zur Superiorität, der angeboren sein muß. Davon hatte Chateaubriand nichts.

Er war von Natur untergeordnet: er wollte hervorgezogen sein; den royalistischen Furor, das Marmorherz eines Crillon oder Bayard hatte er nicht. Chateaubriand war nur der Schauspieler des Königthums, von welchem man sagen kann, daß er trotz seines Unglücks doch nicht Aufopferung genug für seine Meinung besaß. Was er für das Königthum litt, war in der That etwas, was er bei seinem Unverstande, seiner unpraktischen Haltung und dem Instinkt, Fehler zu machen, [illegible] sonst hätte leiden müssen. Chateaubriand vertheidigte [illegible]önigthum nicht mit der Schroffheit eines unu[illegible]schränkten Befehlshabers; er war durch seine Schicksale unter eine gewisse Parthei getreten, welche gewohnt ist, Alles mit kalter Ruhe zu prüfen, die öffentliche Meinung zu sondiren und Alles von der Antheilnahme zu erwarten, unter — die Autoren; so kam es, daß er mit den Gegnern des Königthums zu viel unterhandelte.

Solche Männer, welche die Alternative fürchten, können auf einen Augenblick das Königthum retten, wo es in Gefahr ist; aber auf längere Zeit untergraben sie es und machen aus einer Thatsache der Autorität nur noch allenfalls ein Zugeständniß der Uebereinkunft. Diese Männer werden in gefahrvollen Momenten, wo die Täuschungen schwinden, immer erdrückt werden.

Ihr wollt diese Unterhändler in Schutz nehmen? Ihr sehet in ihnen die Männer des Friedens? Nein, sie sind die gefährlichsten Feinde für das unbeschränkte Königthum, wie für die Freiheit.

Mehemed Ali.
1835.

Wer verließe nicht gern einmal Europa, dieſen Welttheil mit gefurchter Stirn, Europa, den verſchmachtenden, halb leberloſen Prometheus, der, angeſchmiedet an die Gürtel der Welt, in ſeinem Haupte die Wiſſenſchaft aller Jahrhunderte trägt, zum Spott ſeiner Feſſeln, Europa, dieſe ſchon veraltete Offenbarung des Weltgeiſtes, jung nur noch in ſchwermüthigen Liedern, Menſchen erzeugend, welche, ſtatt das Leben zu genießen, ſchon in der Wiege daraus ein Kunſtwerk machen müſſen!

Allerdings hat in Europa, wo Alles verarbeitet wird, Alles den Stempel einer Fabrik trägt, wo Religion, Wiſſenſchaft, Kunſt in tauſend Benennungen und Vorwegnahmen des natürlichen Triebes verſteinert ſind, die Bildung der Charaktere ihre Schule aufgeſchlagen; aber welche Menſchen entläßt ſie auch? Das Genie mit Verkürzungen, das Talent als Roturier, die Tugend ohne Stolz, das Laſter in einem fremden Kleide.

O wir tragen alle unſere Phyſiognomieen: wir lieben, aber ohne Entzücken; wir haſſen, aber unter der Aſche; wir geizen nach Ehre, aber unter demüthigen Augenwimpern; wir ſind ſo gerecht wie Ariſtides, ſo ſchlecht wie der Verräther der Thermopylen, aber wir ſind es unter der Maske; wir ſcheinen nicht das, was wir ſind.

Fein, nüancirt, künſtleriſch ſind die Charaktere Europas, ſie ſind Alles, nur nicht erhaben. Es fehlt an Raum für die Erhabenheit, da nicht Jeder, wie Napoleon, ſich ſeine Welt ſchafft; unſer Horizont iſt eng, die Atmoſphäre der That ſo zuwider, daß man ſie gleichſam umgehen muß, um zu athmen. Wir ſind große Staatsmänner, wenn wir die Stellen ausfüllen, welche man uns anweiſt; wir ſind Helden nach den Ordonnanzen aus dem Hauptquartier; wir ſind

Männer des Volks, aber mit kleinen Triumphzügen, ſo weit als wir von unſerm Herde nach der Baſtille brauchen; hier iſt nichts erhaben.

Geht über den Ocean! Werdet geboren, wie das Hausthier des Indianers, das Lama ſein Junges wirft; ſchwebt in einer Matte von Baſt zwiſchen zwei Kokosbäumen; lernt ſpät laufen, ſpät ſprechen, lernt Religion aus dem Donner, Moral aus den Liebkoſungen des jungen Lamas, das mit euch geboren wurde! Ihr habt ſchon manchen Stier gebändigt, da tretet ihr in eine Lancaſterſchule, welche Pater Gomez leitet. Ihr müßt Alles aus euch ſelbſt ſchaffen, Alles das ſelbſt ahnen, was Baſedow und Peſtalozzi dem Europäer ſchon vorgekaut haben. Ihr fühlt mit ſeinem Ohr, wie die Flügel eurer Seele wachſen, wie ſie ſich entfalten; mit jeder Sonne ſteigt euer Stolz höher hinauf! Der Ruf des Vaterlandes ergeht an euch; ihr tretet in die Verwirrung der Intereſſen, in eine Anarchie, welche, wie in Europa die Monarchie, von Bajonetten ſtarrt; die Parthei iſt gewählt: hier, dort, überall Lorbern! Zuerſt im Kampf vor der Fronte, wie ein Held Homer's, mit der Schlinge des Gaucho; dann Partheigänger, gefürchtet und verheerend, wie ein Kometenſchweif; zuletzt Haupt der Republik, vielleicht nur einen Tag lang, aber ein Mann des Willens, der Freiheit, zu Allem berufen, ohne Anciennität, ohne Ahnen, ohne Protection, ein Held, erhaben noch hinter dem Sandhügel, auf welchen ihn zuletzt die Kugeln der Parthei, die gerade ſiegt, niederſtrecken!

Das iſt Amerika.

Oder geht auf die Freundſchaftsinſeln, unter die Wilden Guineas, nur an Aſien geht vorüber!

Aſien, einſt Europa ſo unähnlich, jetzt wie auf dem Marſche zu uns. Einſt ſo groß in ſeinen Thaten, ja ſelbſt heroiſch im Dulden!

Aſien war das Land, wo die Tyrannei keine Bosheit, ſondern Leidenſchaft war; dort kam Alles durch den Inſtinkt; die Helden, die Eroberer, die Deſpoten wurden geboren; hier war nie ein Epos des Willens, ſondern immer die Tragödie des Schickſals. Taumel und Beſinnungsloſigkeit verwirrten

hier einſt das Hohe und das Tiefe, das Ziel und das Uebermaß, die Hunderte und Tauſende in der Zahl oder in der Wüſte des Raums. Die Größe ſchnitt ſich mit ſcharfem Rande von ihrer Folie ab; die Uebergänge milderte kein Verdienſt; während Einer handelte, hielt die übrige Welt ihre Arme kreuzweis über die Bruſt zuſammengeſchlagen. Der Ruhm war keine Beute, wovon ſich das Roß und der Fuchs anmaßen durften einen Theil mit erjagt zu haben; ſie fiel dem Löwen allein zu.

Jetzt iſt die Zeit der Cyrus, Muhamed und Dſchingiskhan vorüber, auch die der Hyder Ali und Tippo Saib; die Periode der Götter iſt übergegangen in die der Halbgötter, in die der Europäer und Pygmäen. Die Dardanellen ziehen ſich eng zuſammen, Hero und Leander werden ſich auf einer Brücke begegnen können.

Sehet Mehemed Ali! Ordinär, klein, hager, pockennarbig, braungelb, ziegenbärtig, zittert er, wie Dionys gezittert hat. Er macht aus der Geſchichte eine Domaine, handelt mit Taback und Baumwolle, führt die Gamaſchen und die Knöpfe der europäiſchen Civiliſation und die Journaliſtik in das Land der Hieroglyphen ein. Hier iſt Alles Berechnung, Angſt, Eigennutz, kein Enthuſiasmus mehr, viel Merkwürdiges, einiges Achtungswerthe, in ſeinem ganzen Leben nur eine Epiſode, die man im alten aſiatiſchen Sinne erhaben nennen könnte.

Mehemed Ali iſt auch aus Europa gebürtig. Er war der Sohn eines türkiſchen Polizeicommiſſarius, der in einem Städtchen des waldigen Macedonien für die Ordnung ſorgte. Hier lernte er, wie man ſich bei einem Auflaufe benehmen müſſe, wie Partheien dadurch geſchlichtet werden, daß man beide gefangen nimmt, wie die Steuern mit Nachdruck eingetrieben werden; aber dieſer Unterricht währte nicht lange; ſein Vater, der Polizeicommiſſair, ſtarb.

Zum Glück hatte des Vaters Chef den kleinen, anſchlägigen Knaben liebgewonnen. Niemand kraute dem alten Herrn ſo geſchickt im grauen Barte; Niemand wußte ihm die Pfeife ſo gewandt zu ſtopfen oder erzählte ſo drollig, wenn er mit untergeſchlagenen Beinen ſaß und der ſchlaffe Bauch

Zweiter Auftritt.

Diener. Die Vorigen. Dann Uriel.

Diener.

Ein Schüler, deß ich mich aus alter Zeit
Entſinne, wünſcht zwei Worte nur — ich weiß,
Ihr habt ihn lieb gehabt, ich ließ ihn kommen.
(Er tritt zurück, läßt Uriel herein und geht. Uriel tritt ein.)

Jochai (bei Seite).

Er ſelbſt!

Silva (bei Seite).

Acoſta!

Uriel.

Stör' ich Euch, de Silva?

(Drückende Pauſe.)

Silva.

Kommt Ihr zum Arzt de Silva — ſeid willkommen!
Ein Arzt darf auch dem Feind ſich nicht entziehn.

Uriel.

Dem Feind, de Silva? — Meinen Lehrer will ich
Zum Abſchied, eh' ich ſcheide, noch begrüßen.

Jochai (bei Seite).

Zum Abſchied?

Silva

(er will Jochai vorſtellen).

Ben Jochai! Kennt Ihr ihn?

Uriel.

Wir kennen uns.

wie ein Beutel zu wackeln anfing ob des Knaben Witz und Munterkeit. Der alte Chef schwur beim Barte des Propheten, daß er für diese Waise sorgen würde, und machte sie mit seinem eigenen Sohne bekannt, der ein Lümmel war, faul, tückisch, türkisch.

Mehemed besaß einen Ehrgeiz, er konnte keinen Roßschweif sehen, ohne an ein künftiges Paschalik zu denken. Aber inzwischen war er fleißig, handelte mit Taback und ließ sich von einem französischen Kaufmann, der hier zuweilen Geschäfte machte und den Jungen lieb hatte, über Europa belehren, ob es von Riesen, Menschen mit Straußenköpfen, oder von solchen vierfüßigen Thieren bewohnt sei, welche Eier legen, oder von Vögeln, die lebendige Junge auf die Welt bringen.

Meister Lyon (der jedoch aus Marseille war) mußte lachen, belehrte den jungen Zögling der Tausend und Einen Nacht und trug viel dazu bei, seine Begriffe über Europa aufzuklären. Mehemed liebte ihn dafür leidenschaftlich und trug von ihm, als er einmal gelegentlich starb, seine Neigung auf alle Franzosen über.

Inzwischen schenkte ihm sein Pflegevater eine Frau, richtete ihm eine Wirthschaft ein, kurz Mehemed lebte im Schooße des Glücks. Er war in Kavala der reichste Tabacksspeculant, der tapferste Krieger, der verschmitzteste Staatsmann und der glücklichste Familienvater. Da langte ein Befehl des Sultans an, ein Corps von 300 Mann müßte mobilisirt werden und als Contingent zur großen Armee stoßen, welche die Franzosen aus Aegypten vertreiben sollte. Der Erstgeborne des Chefs mußte ehrenhalber schon das Commando übernehmen, aber bald hatte der Bärenhäuter die Strapazen satt, kehrte zu seinen Bädern und Sklavinnen zurück und überließ den Befehl an Mehemed, der ihm als Lieutenant beigegeben war.

So kam Mehemed nach Aegypten. Seine Vaterstadt sah er nicht wieder. Dies machte ihm kein graues Haar; denn die Türken haben in Europa nur wie auf der Flucht ein Lager aufgeschlagen. Die Türken campiren nur in Europa, hat ein Franzose gesagt.

Aegyptens nicht kleinstes Wunder war um diese Zeit,

daß es wie durch die Fabel zu Frankreichs Eroberungen gehörte. Der letzte Kreuzzug gegen den Orient war unternommen worden, ein rationaler Kreuzzug, ein Kreuzzug ohne Glauben und Andacht und Gelübde. Aegypten, das alte Land der Todten, versandet von den Wogen der Wüste, nur noch in dem kleinen Umkreise seines Pulses, des Nils, athmend, war noch einmal zum Leben erstanden. Ein neues Räthsel der alten Sphinx war gelöst; das wunderbare tausendjährige Stillschweigen der Pyramiden wurde unterbrochen von den Blitzen der französischen Bajonette und dem Donner fernher gelandeter Kanonen. Die alten mystischen Cheopse drehten sich in ihren himmelhohen Gräbern, der Strauß floh mit dem wuthschnaubenden, hundertmal besiegten Araber in die Wüste; nur das gutmüthige Kameel verfing sich auf der Flucht und kniete vor dem Sieger nieder, der seinen Höcker bald beritten machte.

Und in Cairo, der Stadt der Pest, der Juden, der Hunde, thronte der große Sultan Buonaberdi, Buonaparte mit seinen Paschas von zwei und drei Roßschweifen und allen seinen heiligen Kriegern; die Armee eines neuen Glaubens, welche mit dem des Propheten viel Aehnlichkeit hatte. Der fränkische Sultan badete sich wie ein Muselmann, sprach Recht nach dem Koran, lebte keusch und mäßig; ja, man würde ihn angebetet haben, hätte er sich beschneiden lassen. Und einige der Paschas gaben auch hierin nach, schwuren einer Religion des Houriparadieses Treue und lebten mit aller orientalischen Ueppigkeit in den Armen der Sklavinnen, die ihnen aus den erbeuteten Zelten der Mamelucken mit unwiderstehlichen Reizen entgegengekommen waren.

Die syrische Expedition in der Nähe der heiligen Geographie war mißlungen, weil diese Colonnen keine Andacht mehr hatten. Die Empörung Cairos war mit blutiger Strenge beigelegt; im Süden Aegyptens, in der Nähe des hundertthorigen Theben, verjagte Desair, der gerechte Sultan, den verzweifelnden Murad Bei, dessen Mamelucken so erbittert waren, daß sie, bis auf den Tod verwundet, im Sande noch herankrochen und ihren Siegern in die Füße bissen. Die Armee, in eiserne Quarrés gestellt, schloß „die Esel und die

Gelehrten" in die Mitte. Cairo occidentirte sich. Sogar eine Akademie, ein ägyptisches Institut, wurde errichtet; man untersuchte die wunderliche Hieroglyphik, deren Vögel und Schlangen Buchstaben sein sollen, was ich kaum glaube; man wickelte garstige Mumien, die von verliebten Orientalisten für schön ausgeschrieen werden, aus ihren Todeswindeln, kostete aus den Seen das Natrum hervor, brachte das Wunder der Fata morgana auf eine natürliche Erklärung zurück und bewies, daß im Nilschlamm nur elf Theile Wasser, aber achtundvierzig Theile Alaunerde enthalten sind.

Mehemed Ali kam mit seinen dreihundert Numeliolen gerade zur rechten Zeit, um sich und die ganze türkische Armee noch einmal von Buonaparte bei Abukir schlagen zu lassen; denn Buonaparte hatte Eile: den 18. Brumaire und die Lorbern des zweiten italienischen Feldzugs konnte er nicht schnell genug reifen sehen; er reiste ab. Kleber, „der Sultan mit dem Goldarm", setzte den Anfang so lange fort, bis ihn selbst von Meuchlerhand das Ende traf. Menou, der General Abdallah Jaques Menou, der Moslem geworden war, übernahm von ihm eine Sache, die schon längst im Verscheiden lag. Die Engländer landeten, um den französischen Spuk aus Aegypten zu vertreiben. Es war die höchste Zeit für Frankreich, diese Mythe mit Ehren zu schließen; man schiffte sich ein; die letzten Segel auf der Rhede von Alexandria verschwanden; es herrschte einen Moment hindurch ein heiliges, schweigendes Erstaunen; die alten Türken strichen ihre Bärte und riefen: Es giebt nur Einen Gott und Mahomed ist sein größter Prophet!

Nach jenem Abzuge wüthelen die Kadmeer gegen sich selbst. Der alte Kampf zwischen den Mamelucken und Türken, welchen im 16. Jahrhunderte Selim's blutige Siege zum Nachtheile der erstern entschieden hatten, entbrannte auf's Neue. Die Mamelucken, zerstückt nach zahllosen Niederlagen, hatten zuletzt mit Frankreichs unbesiegbaren Granitcolonnen Friede geschlossen; die Türken, die ihnen zu Hülfe kommen wollten, trafen in ihnen ihre Gegner an.

Aber auch zwischen den Beys der Mamelucken herrschte Trennung: Bardissy Bey und Elfy Bey standen sich feindlich

gegenüber; dieſer, Verbündeter der Engländer, jener, auf die Albaneſen vertrauend. Mehemed Ali gehörte zu den Trümmern der erſten türkiſchen Expedition und hatte ſich inzwiſchen zu einem geachteten Befehlshaber aufgeſchwungen. Jetzt begann er ſeine Intrigue, die erſt in einigen Jahren an ihr Ziel kam, aber mit deſto größerer Sicherheit von ihm fortgeſponnen wurde. Er balancirte von einer Parthei zur andern, gab entweder ſelbſt den Ausſchlag oder ſtellte ſich auf die Seite, welche überwog, je nachdem die Umſtände es geboten. Es war hier kein Ungeſtüm eines ehrgeizigen Helden, kein angeborner Muth, der, um ſeinen Stolz zu retten, ſogar den Erfolg in die Schanze ſchlägt, ſondern eine kluge Berechnung, die ſich zu beherrſchen weiß, die in Hoffnung größerer kleine Vortheile aufgiebt und nicht in Verzweiflung geräth, wenn ſich bis zum endlich erreichten Ziele ein Tag langweilig an den andern reiht.

So lange Mehemed noch nicht im Zuge ſeiner Intrigue war, verdarb er es mit keiner Parthei, weder mit der Pforte und ihren Geſandten, noch mit den Beys. Der Zwieſpalt unter dieſen ſelbſt kam ihm dabei trefflich zu ſtatten. Er nahm die Miene an, als ſei er dem von der Pforte geſchickten Statthalter Kusruf treu ergeben, ließ ſich aber zweimal von den Mamelucken ſchlagen; Taher Paſcha diente ihm, indem er Kusruf ſtürzte, Kusruf wieder gegen Achmed Paſcha, der Taher verdrängt hatte. Kusruf war aber nur ein Name und Mehemed brauchte eine Macht; da that er einen Schritt, der dem Scheine nach kühn war, den er aber als gefahrlos kannte: er ging in's Lager der Mamelucken und verband ſich mit Bardiſſy.

Aber auch hier, eingedenk des Grundſatzes, daß der Theilende herrſcht, trennte er ſogleich die Intereſſen und ſchied ſich einen neuen Hinterhalt, die Albaneſen, aus. Die Albaneſen mußten ihm ſpäter zu Allem dienen. Sie mußten heimlich oder offen für ihn Aufruhr anzuſtiften; er wußte ihre Tapferkeit, ihre Tumulte, ihre Geldgier zu benutzen. Das Bündniß der Mamelucken diente ihm, das Terrain immer mehr zu ſäubern: Gezairly, der neue Statthalter der Pforte, wurde fortgeſchafft, Elfy Bey beſiegt. Es blieb für den

Augenblick kein Gegner mehr übrig, als Mehemed's Bundesgenosse selbst, Bardissy.

Die Albanesen mußten diesem den Gehorsam aufkündigen, den Sold von Bardissy verlangen; dieser drückte das Volk, um sie zu befriedigen, und Mehemed stellte sich zu den Scheiks und Ulemas, indem er diese durch ihn veranlaßte Unordnung glossirte und dem Volke zeigte, was die Handlungen eines Unterdrückers und schlechten Finanzverwalters wären. Mehemed war dem Ziele nahe — da trat wieder ein neuer Name dazwischen, der dritte von der Pforte gesandte Statthalter, Churschid.

Mehemed mußte diesem wieder seine Dienste anbieten; er focht gegen die Mamelucken unglücklich, kehrte ohne Befehl nach Cairo zurück und zwang den Statthalter, die Stadt mit den schwersten Steuern zu belegen. Ein Sturm der Mamelucken wurde zurückgeschlagen und Mehemed fand Raum zu neuen Machinationen. Der Statthalter verschwand immer mehr neben ihm. Dieser wollte ihn nach Syrien schicken. Mehemed würde gegangen sein, wenn ihn eine, natürlich veranstaltete Deputation des Volks nicht gehalten hätte. Da entschloß sich die Pforte, ihm das Paschalik von Gedah zu geben. Mehemed beugte sich demüthig, nahm die Bestallung und den Ehrenpelz; doch seine Albanesen fielen ihn vor dem Hause an: lächelnd sprach er einige Worte, und der Tumult, den er veranstaltet hatte, war zerstoben. Das Volk jauchzte seiner Macht zu, er bestieg sein Roß, warf Gold und Silber aus und wurde mit Ehrfurcht von den Scheiks empfangen. Man machte dem Statthalter seiner Bedrückungen wegen den Proceß, und noch ehe seine Vertheidigung von der Festung in Cairo aus zu einer Entscheidung führte, langte ein Ferman der Pforte an, der Mehemed Ali in seiner Usurpation bestätigte.

Der Divan von Konstantinopel befolgte bei den Unruhen in den Provinzen des Reiches immer die Politik, daß dasjenige das Gerechte ist, was gerade den Sieg in Händen hat.

Vom Julius 1805 datirt sich Mehemed Ali's Statthalterschaft über Aegypten.

Das einzige Hinderniß seiner Herrschaft hatte Mehemed

in den Mamelucken, welche noch nicht besiegt waren. Diese standen seinen Entwürfen noch mehr entgegen, als die Janitscharen dem Sultan, da sie ihm in offenem Felde gegenüberlagen. Er versuchte, sich durch List von ihrem ersten Andrange zu befreien, ließ sie von scheinbar aufrührerischen Soldaten nach Cairo locken und überfiel die Verrathenen, so daß er dreiundachtzig Mameluckenköpfe nach Konstantinopel schicken konnte.

Die mißtrauische Pforte aber schwankte schon, wen sie für den Augenblick weniger fürchten sollte, den Pascha oder seine Gegner. Durch ihre Uneinigkeit waren diese ja auch für die Türken überwindlich. Sie sandte zweimal den Kapudan Pascha, um des Satrapen Schritte zu beobachten; ja zuletzt traf sogar ein Ferman ein, welcher Mehemed zum Pascha von Salonichi ernannte und ihn somit aus Aegypten vertreiben sollte. Zu Mehemed's Schrecken versöhnte sich Elfy Bey mit den Türken; es fehlte ihm an Geld und er wußte, daß er nur dadurch die Pforte umstimmen konnte. Da warf sich der Pascha seinen Albanesen in die Arme, die sich durch ein unauflösliches Band an ihn zu ketten versprachen. Sie legten die Hand auf den Koran und schritten, ihrer siebzig Heerführer, über einen Säbel, den am Boden liegend zwei der Aeltesten hielten. Sie erklärten, daß sie Mehemed nie ververlassen würden, brachten eine ansehnliche Summe aus ihren eigenen Schätzen zusammen und retteten so den Statthalter, der sich schon auf die Festung von Cairo zurückgezogen hatte.

Es traf Alles zusammen, was die Wolken von Mehemed's Sonne zog. Bardissy und Elfy, beide Beys starben rasch hintereinander; der Kapudan Pascha verließ Aegypten und Mehemed konnte zwei Jahre lang an die Civilverwaltung seines Landes denken.

Aber die Pforte ließ ihrem mächtigen Diener wenig Ruhe; sie begann jetzt die Politik, welche sie bis auf die neuesten Zeiten gegen Mehemed in Anwendung gebracht hat, ihn nämlich im Auslande zu verwenden und seine Waffen fortwährend zu beschäftigen. Mehemed widersprach nicht, als ihm der Krieg gegen die Protestanten des Islam, die Wechabiten, übertragen wurde; aber er ließ es zwei Jahre anstehen, bis

er ſeinem Verſprechen nachkam. Er hütete ſich wohl, ein Eigenthum zu verlaſſen, das in ſeinem eigenen Hauſe noch ſo bedroht war. Um die Mamelucken nicht im Rücken zu laſſen, führte er jenen fürchterlichen Act aus, der, in Konſtantinopel gegen die Janitſcharen wiederholt, Europa überzeugen konnte, wie weit noch die völlige Vermählung der Civiliſation mit Aſien entfernt lag. Fünfhundertachtunddreißig Mamelucken ſchlachtete Mehemed Ali in einem Hohlwege der Feſtung von Cairo ab! Er zitterte während des Gemetzels, aber als man ihm die erſten Köpfe brachte, beruhigte er ſich; als das Ganze geſchehen war, behauptete er, Napoleon hätte es mit den Bourbons nicht beſſer gemacht. Er dachte dabei wahrſcheinlich an Enghien's Füſillade in Vincennes.

Die Pforte ſchwieg: ſie ſchliff ſchon ſelbſt an ihren Meſſern für die Janitſcharen. Das Alles für die Civiliſation! Das Alles für einen regelrechten Schuß nach Commando, für den europäiſchen Geſchwindſchritt „Eins, zwei, drei!"

Mehemed hatte jetzt ſelbſt das Intereſſe des Krieges und wird es bei ſeinem Regierungsſyſtem immer haben. Der unruhige Soldat, meuteriſch im Frieden, zu Abwechſelungen unter ſeinen Befehlshabern geſtimmt, voll Haß gegen das fränkiſche Exercitium, tobt ſeine Leidenſchaft im Kriege am erſten aus; der Krieg beſchäftigt den Ehrgeiz der Großen und die Habſucht der Kleinen. Darum hielt ſich Mehemed immer in einem fortwährenden, einem gleichſam eiternden Kriege, der nicht zuheilt, bald gegen Syrien, bald gegen Feinde, die er ſich im Süden ſeiner Provinz aufſuchte.

Dazu kam eine Maxime, welche von der europäiſchen Monarchie gelernt zu ſein ſcheint, ſeine Familie ſo populär als möglich zu machen: er brauchte Krieg, um ſeinen Söhnen und Schwiegerſöhnen Gelegenheit zu glänzenden Waffenthaten zu geben. Sein Erſtgeborner machte im Kriege gegen die Wechabiten kein Glück, er liebte die Frauen und ſtarb in den Armen einer ſchönen Georgierin. Ibrahim Paſcha nahm die verlorne Sache wieder auf, ein trefflicher Soldat, damals mäßig, nüchtern, nicht ohne humane Grundſätze und ſelbſt großmüthig, noch nicht verwildert durch den Kampf auf Morea. Die Wechabiten wurden geſchlagen und zu neuen Angriffen

unfähig gemacht. Mehemed Ali hatte die Freude, seinen Sohn im glänzendsten Triumph in Cairo einziehen zu sehen. Der Alte ist ein liebender Vater, schwärmerisch für seine Familie und nicht wenig auf seine Descendenz bedacht. Er hat sechs Wärterinnen eines Kindes, das seinem Sohne Ibrahim starb, ohne Weiteres im Nil ersäufen lassen. Heißt das nicht Herz haben?

Wenn man die Reformen Mahmud's mit denen Mehemed's vergleicht, so muß man gestehen, daß der Sultan der öffentlichen Meinung von Europa zu imponiren suchte, der Vicekönig aber nur, sich vor ihr zu rechtfertigen. Jener wollte das Erstaunen, dieser den Beifall Europas. Mehemed schmeichelt der Civilisation, was Mahmud nie that. Mehemed kann weder den Emporkömmling noch den Tabackshändler verleugnen. Er ist der ungebildete Mann, der plötzlich zu großem Reichthum gelangt ist und den Umgang gescheidter Leute aufsucht, die er bewirthen und bezahlen kann. Er umgiebt sich mit einer Bildung, von der er selbst nichts versteht, von der aber z. B. reiche und ungebildete Eltern sagen, daß ihre Kinder Alles lernen müssen, tanzen, französisch, Klavierspielen, Opera singen u. s. w. Mehemed Ali ist ein Speculant, der gute Geschäfte gemacht hat, den der Zufall und eine angeborne Schlauheit begünstigten und der jetzt ein ganz vollkommenes, abgerundetes Ganzes vorstellt, obschon er zu dem Schatten, den er wirft, nicht den Körper hat.

Man würde sich irren, wenn man glaubte, Mehemed Ali besäße den Enthusiasmus der Bildung. Er ist weit entfernt, ein so großartiger Reformator zu sein, wie Peter der Große war, der in den Strelizen auch seine Mamelucken zu vertilgen hatte. Peter hatte von der Natur einen beschwingten Geist erhalten, der sich oft bewunderungswürdig aus der Materie erhob. Peter empfand die Freude, welche der Verkehr mit den Wissenschaften einflößt; er zeigte überall das geniale Erstaunen eines Mannes, dem man Dinge mittheilt, welche zufällig dem bisherigen Kreise seiner Bildung fremd geblieben waren. Peter der Große bekannte sich zu den Wissenschaften mit einer Art von Beschämung, die er im Namen seines ganzen Volkes empfand.

Mehemed Ali ist weit von dieser Humanität entfernt. Für diesen Pascha sind die Wissenschaften eine Gemäldesammlung, die sich der Glückspilz anschaffen zu müssen glaubt, ohne etwas von ihr zu verstehen. Er würde vielleicht der Sammlung längst überdrüssig geworden sein, wenn sie ihm nicht auch zufällig Nutzen brächte. Mehemed Ali sieht ein, daß man ohne Cultur in seinen Gewinnsten immer verkürzt wird und daß es nöthig ist, um ein usurpirtes Land zu besitzen und zu vererben, seiner Herrschaft die Grundlagen zu geben, welche nicht nur alle übrigen Staatsgebäude aufrecht erhalten, sondern auch von den Eingebornen nicht so leicht wieder weggezogen werden können, weil diese für die fremden Maschinen nicht die Handgriffe kennen.

Mehemed Ali richtet sich Aegypten wie eine große Domaine ein. Er verwaltet sie nach türkischen Grundsätzen, durch Erpressungen, Pachtgelder und Privilegien. Er macht den Staat zu einem Ungeheuer, das Alles verschlingt; er ist der Generalunternehmer aller Gewerbsthätigkeit, der Mäkler des ganzen ägyptischen Handels, das große Wechselhaus, das alle Summen des Landesverkehrs trassirt. Die bureaukratischen und Centralisationsgrundsätze Europas, die ordinäre, alte Hefe unserer Staatsweisheit, kommen ihm hierbei zu Hülfe, und es ist auch möglich, daß Asien sich nur auf diesem Wege beglücken läßt.

Seitdem die Expedition nach Morea dem Vicekönig keineswegs das wieder eingebracht hat, was sie ihm kostete, seitdem die Pforte eine Demüthigung nach der andern erfuhr, hat auch Mehemed Ali die Verbindung mit ihr immer lockerer werden lassen. Der Halbmond von Konstantinopel ist in der That für ihn nur noch ein Viertelmond.

Man hat früher gesagt, in seinem Plane läge der Thron von Konstantinopel selbst, wenigstens für seinen Sohn. Diese Katastrophe wäre merkwürdig und kann den politischen Witz verführen, hier schon im Voraus seine Combinationen zu machen. Aber abgesehen davon, daß eine solche Veränderung ohne Rußland nicht geschehen kann, nicht ohne Rußland, das über Persien den Rücken der Türkei umschleicht und jede Dynastie, die es hier findet, mit zwei Armen erdrücken wird,

läßt ſich auch aus der ganzen Phyſiognomie der ägyptiſchen Herrſchaft, aus dieſer beſorglichen, zeitvergeudenden Tergiverſation Mehemed Ali's und den zweifelhaften politiſchen Talenten Ibrahim Paſcha's keine Zukunft dieſer Art vorausſehen. Seit den fabelhaften Zeiten des Seſoſtris war Aegypten nie ein Sitz von Eroberern, wol aber von ſolchen Helden, die von ihren anderweitigen Siegen ausruhten.

Vielmehr möchte Aegypten genug damit zu thun haben, zweien Ereigniſſen, die es treffen können, die Spitze zu bieten, entweder der Reaction der alten muſelmänniſchen Militairherrſchaft, oder der bürgerlichen Revolution, welche in Folge des Ausſaugeſyſtems Mehemed Ali's noch mehr zu befürchten iſt. Wie, wenn die europäiſche Civiliſation, die dem Volke eingeimpfte Neuerung, hiebei ſelbſt eine Rolle ſpielte? Gährungsſtoffe ſind genug vorhanden, vom religiöſen Fanatismus an bis zum Elend des Fellah, der bei den Ueberſchwemmungslaunen des empfindlichen Nil oft da nichts als Sand hat, wo er zur Friſt eines kümmerlichen Lebens etwas bebaubaren Schlamm gehofft hatte. Auch hat ſich ein großer Theil des europäiſchen revolutionären Geſchwürs nach Aegypten hin zertheilt, die Exerziermeiſter und Renegaten könnte Mehemed Ali nicht vergebens aufgenommen haben. Mehemed Ali fürchtet auch dieſen unruhigen Geiſt und hat ſich den Beſuch der Polen verbeten. Das ſind Elemente, aus welchen der Zufall oder das Schickſal eine Zukunft zuſammenſetzen wird.

Aber das Genie, der Eroberungsgeiſt, ſpielen ſchwerlich noch eine Rolle in Aegypten, in dem Lande des Stillſchweigens und der Todten.

Ihr wollt aus Mehemed Ali einen Philipp, aus Ibrahim Paſcha Alexander machen?

Aus Macedonien ſind ſie beide, das iſt wahr; doch hat Ibrahim, wie er jetzt iſt, ſchon ſeine Feſte von Babylon gefeiert; und Mehemed Ali glaubt mehr gethan zu haben, als man von ihm erwarten konnte. Er hat Recht, denn nicht aus jedem Sohne eines Polizeicommiſſarius wird ein Paſcha von Syrien und Aegypten.

Nach den neueſten Nachrichten über dieſen merkwürdigen

Jochai.

Ihr macht mich ſtaunen — wie?
Ihr wolltet — ſagt Ihr — Amſterdam verlaſſen?

Uriel.

Von wo Ihr kamt, Jochai, dahin geh' ich.
Und morgen ſchon mit erſtem Sonnenſtrahl.
Ich will die Welt, will andre Menſchen ſehn.
Und weil ich Jedem, den ich lieb gehabt,
Noch einen Gruß zum Abſchied bieten wollte,
So kam ich auch zu Euch, de Silva! Hier
Nehmt meine Hand!

Silva (weiſt ſie zurück).

Die Hand, die eben noch,
Was ich mit eifrigſtem Bemühn erforſcht,
Wie eine abgeſtandne Arzenei
Zum Fenſter ausgeſchüttet hat? —

Uriel.

De Silva!
Ich ſagte ſchon, ich käme nicht zum Arzt!
Zum Denker Silva bin ich nur gekommen.
Und wenn im Denken ich geſund nicht bin,
Was ich mich ſelber kaum zu rühmen wage,
So wißt Ihr, was die Heilung anbetrifft,
Die kranke Seele muß ſich ſelber helfen.

Silva.

Zu meinen Füßen habt Ihr einſt geſeſſen!
Von mir gelernt, was der Gedanke iſt —
In Eurer Schrift bekämpft Ihr Euren Lehrer!

Mann wäre es nicht unmöglich, daß er nach jahrelanger Buhlerei mit der Bildung der Chriſtenhunde noch wieder türkiſch fromm und wie ein orientaliſcher Talleyrand als Heiliger ſtürbe.

Wellington.

1835.

Man konnte im Jahre 1835 zweifelhaft ſein, ob die Hauptrolle bei der damaligen engliſchen Kriſis mehr von einem Manne oder einem Syſtem geſpielt wurde.

Es ſchien faſt, als hätte König William, in welchem noch immer hie und da der leidenſchaftliche Seemann durchblitzt, nichts Anderes in ſeine Nähe bringen wollen, als Kraft. Wie war nicht das kupferbodene Schiff Albion, Capitain William, bedroht!

Am Steuerruder der Whiggismus; gleichviel; aber welch' ein Repräſentant deſſelben! Ein Miniſterium ohne Einheit, ohne Zuſammenhang, eine Improviſation der Verlegenheit, Männer, welche ihrer Stellung ſo wenig vertrauten, daß ſie von einander losließen und an die Nation appellirten, wie an eine Macht, von der ſie vorausſahen, daß ihr die nächſte Zukunft eine Entſcheidung abverlangen würde; ein Miniſterium, deſſen Handlungen nur Entſchuldigungen zu ſein ſchienen, ein Miniſterium auf der Flucht.

Vorn mit dem Schnabel des Schiffes hatte ſich Brougham identificirt, ein rothes, aufgeblaſenes Antlitz, die Augen verquollen, mit dem Uebermuth der Verzweiflung, der lachenden, faſt lallenden Ironie der Trunkenheit, ein Original, das ſein Miniſterium mit ſchnöden mephiſtopheliſchen Geſten begleitete, Brougham in der That ein Charlatan und ſein eigener Spaßmacher geworden. Ich ſpreche hier allerdings ſeinen Gegnern nach und glaube, daß der berühmte Lord beſſer war.

Oben auf den Maſt hatte ſich ein verwegener Demagoge

der Salons, Lord Durham, hinaufgeschwungen. Anständiger zwar und gemäßigter als Mirabeau, doch gespornt von demselben Ehrgeiz und eifersüchtig auf die Coterieen der Hauptstadt, signalisirte er die Zukunft, schloß im Voraus mit jener drohenden Wolke, welche über England heranzieht, eine kluge Rechnung und kokettirte von seiner Höhe herab mit den patriotischen Gesundheitstrinkern, die ihm mit vollen Gläsern und Hoffnungen zuwinkten.

Unten endlich, wo die Vorräthe des Schiffes liegen, am Hühner- und Schweinekoben, grunzte damals Cobett von Kartoffeln, irländischen Ferkeln, Mennigkraut für den Winter und andern geheimnißvollen Dingen, die seither durch den Communismus und die Fenier mehr in den Vordergrund getreten sind.

Der König hatte in diesem Lärm die Besinnung verloren. Es war keine Intrigue, nicht die Ermahnungen einer schmollenden Königin, sondern Verlegenheit und Bedürfniß, was Sir Arthur Wellesley wieder an die Spitze Englands gestellt hat. Die Noth des Augenblicks mußte dem Könige so groß erschienen sein, daß er seine Zuflucht verdoppelte und zu Wellington's Kraft und Kaltblütigkeit noch die Gewandtheit und Beredtsamkeit Peel's fügte. Er wollte kein System, er wollte nur die Namen haben. Ueber die Männer hatte er die Parthei vergessen.

Dies ist aber das Unglück. Wellington und Peel kamen nicht allein; sie selbst können die Parthei, den Haß und den Unverstand nicht zurückhalten, wenn sie es auch wollten. Es ist ein unvermeidliches Gefolge, das sich an ihre Schritte anschließt; sie können ihre Freunde, ihr Bekenntniß nicht zurückweisen.

Ich gestehe, daß in diesem fast allgemeinen Schrei des Unwillens, in dieser nationellen Verachtung des Siegers von Waterloo etwas Trauriges liegt. Dieser weltberühmte Glanz des Herzogs, eine so glorreiche Vergangenheit, Lorbern, die er den seit Menschengedenken tapfersten Kriegern Europas entwand, diese glückliche Nebenbuhlerschaft mit dem größten Manne des Jahrhunderts, wirkt so gar nicht auf das vergeßliche Volk? Dieser Mob tritt Präcedenzien in den Koth,

die damals, als sie neu waren, vergöttert wurden? Er legt den Maßstab einer blinden Partheiung, die politische Krämerelle an ein Leben, das mit so viel Ruhm ausgestattet ist; er mißt mit seinen illusorischen Grillen über Staatsverfassung, mit einer mehr ideellen Voraussicht auf Zeiten, die noch Vieles werden unerfüllt lassen, den blutigen Ernst eines Schlachtfeldes und eine fest und bestimmt in der Geschichte eingeschriebene Periode? London war wegen des Sieges bei Vittoria drei Nächte hintereinander beleuchtet. Die Züge Wellington, Victory, Vittoria fanden sich tausendfach verschlungen an allen Häusern. Wer vor dem Palaste des Siegers, den die damalige Marquisin, seine Frau, bewohnte, vorüberkam, mußte, dies war der despotische Befehl des jubelnden Volkes, den Hut abnehmen und die leeren Fenster grüßen, dieselben Fenster, die nicht zwei Decennien später mit Brettern vernagelt werden mußten, um die Wuth des steinewerfenden Publikums zurückzuhalten.

Oder war vielleicht der Herzog von Wellington in der That kein so großer Mann, als sieben Feldmarschallstäbe und drei glückliche Feldzüge uns überreden wollen? Wäre dem so, so verriethen die rücksichtslosen Anklagen des englischen Volkes ein Geheimniß. Wir wollen sehen, ob sich hierüber eine feste Meinung fassen läßt.

Es giebt eine Anlage zum Ruhm, die zwar mit uns geboren wird, die aber nicht in unsern Talenten liegt; ein Privilegium der Unsterblichkeit, das ungleich vertheilt und keineswegs die hoffnungsvolle Jugend, ein blitzendes Auge, überhaupt ein kraniologisches Symptom ist, sondern eine Mitgift des Standes, die Laune des Zufalls, die den größten Schwachkopf in hohen Regionen und dadurch zukunftschwanger geboren werden ließ. Auch hat der Soldat (natürlich im Kriege, denn im Frieden giebt es keine Soldaten, sondern nur Müßiggänger) immer ein Formular, eine Scheda des Ruhms, die er lediglich richtig auszufüllen braucht, während das größte Genie oft vergessen wird, wenn es kein Terrain hatte. Alle historische Größe besteht darin, daß man mit imposanten Unterlagen oder Werkzeugen denkt oder handelt, daß man mit Zahlen rechnet, die so groß sind, wie Völker

Armeen, oder auch nur wie Departemente des Innern und Aeußern, Brigaden und mindeſtens Diviſionen. Solche Rechenexempel ſind oft leichter zu löſen, als die Aufgabe, einen neuen eleganten Frack zu machen. Arbeit mit impoſanten Begriffen gehört dazu, um Aufmerkſamkeit zu erregen, es gehören Geburt, Gunſt, Zufall, Anciennetät dazu. Dies wiſſen die Völker und ſind ſeither ſo kalt geworden gegen die Größen, die ihre Situation patentirte; ſie wollen nur die noch verehren, welche ſich aus ihren angebornen Sphären herausmachen und eigene Welten ſchaffen. Darum ſteht Wellington klein gegen Napoleon, mit dem er rivaliſirte: er hatte ſich die Begriffe, mit denen er rechnete, dieſe Unterlagen ſeines Ruhms, die Armeen und die Kriege nicht ſelbſt gegeben, ſondern ſie waren ein anvertrautes Gut, eine Maſchine, die in ſeinen Händen die Operationen machte, worauf ſie abgepaßt und zuſammengeſetzt war. Das Gewinnen von Schlachten ſei etwas Leichtes für Jeden, welcher das Spielzeug einer Armee in Händen hat, für Jeden, der ſeinen mathematiſchen Curſus machte — das wenigſtens glauben die Engländer, wenn ſie über die großen Siege ihres Herzogs ſpotten und über ſeinen Ruhm die Naſe rümpfen.

Betrachtet man das Werkzeug, womit ſich Wellington in die Jahrbücher der Geſchichte ſchrieb, ſo ſcheint allerdings auf den erſten Blick Alles dazu zu dienen, ſeinen Ruhm zu vermehren. Wer hätte eine große Meinung von der engliſchen Armee? Der Krieg iſt in Großbritannien außer dem Geſetz, außer der Verfaſſung. Das Militair, als Hinderniß der Freiheit betrachtet, entbehrt jenes öffentlichen Stolzes, der auf dem Continent die Truppen bevorzugt. Das Militair iſt in England nicht einmal im Stande, eine ſociale Stellung zu behaupten. Zu dieſem Nachtheil, den die Art der Rekrutirung, das Cantonnement und die Käuflichkeit der Chargen nur noch vermehren, kommt ein Heer zahlloſer Mißbräuche, welches die Bemühungen des Herzogs von York, der am Ende des vorigen Jahrhunderts das britiſche Heer reformirte, nicht vollkommen haben abſtellen können. Die allgemeine Revolution der Kriegsverfaſſung, die ſeit Napoleon's Auftreten die Truppen des Continents neu ſchuf, hat Eng-

land nur zum Theil berührt, England, das zwar bei allen Kriegen gegenwärtig war, das den Continent an allen seinen Ufern und Landzungen mit Kriegern garnirte und gerüstet überall aus den Nebeln des Meeres hervorblickte, und doch unberührt von der großen ideellen Umwälzung blieb, die Napoleon unter seinen und den gegenüberstehenden Heeren beschleunigt hat.

Die englische Armee stand noch, als Wellington anfing mit ihr seine „Wunder" zu verrichten, auf dem Standpunkte der preußischen Truppen, welche vor Napoleon für die classische Armee Europas gehalten wurden; ja selbst im gegenwärtigen Augenblick, wo Wellington mit seinem Spielzeuge, das ihm fast allein angehört, das Mögliche angestellt und dessen „verfaulten Flecken" auch reformirt hat, bleibt die englische Armee noch immer ein Amalgam, das einen wunderlichen Eindruck macht. Der Grund dieser Unzulänglichkeit liegt in Dingen, die sich nicht ausrotten lassen: in der englischen Verfassung, die das Heer nicht beschützt, in der Stimmung der Nation, die das Heer nicht achtet, im Charakter des Landes, dessen Beschaffenheit kriegerische Evolutionen und Vorstudien nicht begünstigt, und endlich im Wesen der Engländer und ihrer Soldaten selbst, das sich nicht austilgen läßt. Die englische Armee hat weder den Instinkt der moralischen Ehre noch Gemeingeist: wenn sie stolz ist, so ist sie es auf Old England, auf den Porter und die Beefsteaks der Heimath, auf die bürgerlichen Tugenden ihrer Anverwandten, die zu Hause sind. Die höhere Ehre kann nicht geweckt werden, da das Avancement dem gemeinen Krieger verschlossen ist; der esprit de corps nicht, weil die Armee in ihrer Größe sich niemals gesehen hat, sondern über alle Theile der Welt in kleinen Parzellen zerbröckelt ist. Noch nie haben sich so viel Engländer zusammenbefunden, als unter Wellington auf der Pyrenäischen Halbinsel: der Continent kannte sie bisher nur als Hülfsdetachements und Bundesgenossen.

Die Infanterie ist stark, aber schwerfällig; die Cavalerie schön, so schön, daß die Franzosen sie mit dem romantischen Namen Lindors bezeichneten, aber sie greift an, wie im Wettrennen, sie hält nicht Linie; sie hat außerdem keine schwere

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 19211/103

Cavalerie und die Pferde haben keine Schwänze, was in heißen Ländern ein furchtbarer Mangel ist; die Artillerie hat vortreffliches Material, aber in Spanien wußte man sie nicht zu verwenden, höchstens zu Batterieen, die unbeweglich waren; endlich haben die Engländer keine Belagerungskunst, keine Fortifikation, kein „Genie", weil sie im Lande keine Festungen haben und der auswärtige Dienst ohne Controle ist.

Wenn man das Alles in Anschlag bringt, so scheint es, als sei doch von Wellington's großer Meisterschaft niemals zu viel gesagt worden; und doch hat das englische Heer wieder einige Eigenschaften, mit welchen es alle übrigen Armeen übertrifft. Diese liegen in der Persönlichkeit des Kriegers, in seiner kalten Unerschrockenheit und Todesverachtung. Nicht Servilität ist dies, wie beim Russen, nicht Muth, wie beim Franzosen, sondern Naturell. Die neunsträngige Katze, der Corporalstock, die empörende Behandlung des englischen Soldaten machten ihn nicht feig oder tückisch, sondern dienten nur dazu, ihn in seinem Gleichmuth zu bestärken. Der englische Soldat harrt auf seinem Posten aus, weil er in dem heftigsten Feuer kalt bleibt, weil er von Natur auf der tiefsten Hogarthischen Stufe der Grausamkeit steht und weil er zuletzt als Engländer eine gewisse angeborene heilige Veneration des Gesetzes besitzt.

Der Franzose thut Alles um die Personen, um seinen Feldherrn, um seinen Chef, und zuletzt um sich. Der Engländer haßt diese Alle, auch sich, aber er befolgt das Gesetz. Zum Franzosen kann man vor der Schlacht nicht genug sprechen, nicht populär genug sein, ein lakonischer Chef würde ihn außer Fassung bringen; der Engländer ist froh, wenn er seine Befehlshaber nicht sieht, das Haranguiren ennüyirt ihn, ja die Schweigsamkeit wirkt auf ihn belebender, als eine Rede.

Zu einem angreifenden Gebirgskriege, wie der spanische war, sind solche Eigenschaften unschätzbar, wenn sie auch zu einem vertheidigenden nicht passen möchten. Die Lebhaftigkeit des Franzosen, welche sich hie und dahin zerstreute, konnte zwar überall sein, aber auch an hundert Orten geschlagen

werden, eine Chance, in welche der Engländer seltener kam, weil er fest zusammenhielt, sich schwerfällig bewegte und den Angriff immer so einrichtete, daß er mehr einer Vertheidigung glich. Der Stoicismus und das Phlegma des Engländers sind zwei Waffen, die ihn auf einem günstigen Terrain unüberwindlich machen; dies waren in Spanien zwei Waffen, auf welche sich die Franzosen, gewöhnt an die tumultuarische Kriegführung der Eingebornen, nicht eingerichtet hatten; alle Regeln des Gebirgskriegs scheiterten an diesen Granitkolonnen, die ein Feldherr nur aufzustellen brauchte, um sein Geschäft abzuthun.

Wellington besitzt selbst im höchsten Grade diese lächelnde Kaltblütigkeit, die ihm öfter siegen half, als sein Genie. Er stellte seine Truppen und war gewiß, selbst durch die Fehler seiner Anordnungen zu siegen, da die Entscheidung fast immer verloren geht, wenn Feldherren die Fehler ihres ersten Entwurfes in der Schlacht selbst wieder gut machen wollen: die eiserne Consequenz des größten Fehlers bringt selbst den gewandten Gegner aus der Fassung.

Wellington siegte überall dadurch, daß seine Landsleute zu stehen und zu feuern verstanden. Große Vortheile konnte er damit nicht erringen; denn in der That wußte Wellington nie seinen Sieg zu benutzen; er gewann immer das Schlachtfeld; mehr wollte er nicht; er ließ seinem Gegner Zeit, sich zu sammeln, sich auf's Neue aufzustellen und wieder das alte Spiel zu beginnen. Es ist merkwürdig, wie nahe sich die Schlachtfelder der Wellington'schen Siege liegen, wie zahllose Menschen er aufopferte, weil er von seinen Vortheilen und seinem Glück nicht den rechten Gebrauch zu machen verstand, und wie häufig er das wiederholte, was einmal gewonnen einem Feldherrn von Genie blut- und zeitsparende Vorsprünge gegeben hätte.

Wenn ausgezeichnete Militairs versichern, daß Picton, Crawfurd, George Murray und andere Generale, welche diese Feldzüge mitmachten, dieselben Erfolge gehabt hätten unter diesen Umständen wie Wellington, so muß man ein Glück hochpreisen, das diesem Manne von allen Seiten lachte und ihn unterstützte. Er war der erste englische Feldherr,

dem so zahlreiche Streitkräfte anvertraut wurden; Alles, was die Geschichte von frühern englischen Heeren erzählt, galt nur von 12—18,000 Mann, die von Continentaltruppen unterstützt werden mußten, um agiren zu können.

Welche ungeheuren Leidenschaften hatte nicht Wellington zu benutzen! Eine allgemeine nationale Verzweiflung, Losungsworte auf Tod und Leben, eine Volksaufregung, wie sie die Geschichte selten gesehen hat. Dazu kamen für unsern toryistischen Cid Campeador materielle Hülfsquellen, Mittel, zu verschwenderischer Disposition gestellt; denn es giebt keine englische Armee ohne Comfort und reichliches Auskommen. Entbehrung und Unbequemlichkeit, Hindernisse, welche Napoleon's Colonnen mit dem leichtesten Muthe ertrugen, würden den Engländer aufgerieben haben. Regelmäßige Mittagsmahlzeiten, vollkommene Portionen, ein Ueberfluß, der die Fleischtöpfe Old-Englands nicht vermissen ließ, waren die Bedingungen, von denen Wellington's Ruhm abhing. Er wußte dies und kam bei Englands Reichthum nicht in Verlegenheit. Die Pferde der Armee fraßen in den Pyrenäen das Heu, das in Yorkshire gemäht war, die Soldaten nährten sich mit den Zwiebacken, die in Amerika bereitet waren. Die Hingebung des Parlaments und des Ministeriums, der Haß gegen Napoleon war so groß, daß man Millionen nicht scheute, um zu seinem Zwecke zu gelangen.

Wellington war frei von jeder Verantwortlichkeit; selbst von der seines Gewissens. Er verwandelte kaltblütig die fruchtbarsten Gegenden in Einöden, er verschanzte sich hinter den Linien von Torres Vedras mit seinen Tonnen Pökelfleisch und richtete, um seinen Feind auszuhungern, eine Verwüstung an, die jetzt noch sichtbar ist. Wo ihm seine eigenen Pferde im Wege waren, da befahl er den Leuten abzusitzen, den Hahn zu spannen, commandirte und ließ die Thiere niederschießen. Hier gab es keine Verantwortlichkeit mehr; alle Dinge waren ihm günstig.

Nun, das ist es eben, was alle Engländer wissen. Sie wissen, daß sie ihrem Herzog Alles gestatteten, daß sie selbst für ihn Alles gethan haben und sprechen deshalb geringschätzig von dem großen Feldherrn der Allianz, der das Glück

hatte, in der seit Menschengedenken entscheidendsten Schlacht, bei Waterloo, über die kaltblütigen Vierecke der Engländer zu commandiren.

Seine ersten Sporen verdiente Wellington in einer Expedition nach Holland, wo seine Bewunderer, obschon er nur eine Brigade befehligte, doch schon einen Cyrus, einen Schulenburg, man kann hinzufügen, einen Moreau oder Dembinski in ihm sehen wollten; es handelte sich um einen Rückzug. Hierauf schiffte er sich mit seinem Bruder, Generalgouverneur von Indien, nach einem neuen Schauplatze seines wachsenden Ruhmes ein. Er half Tippo Saib, einen Fürsten, der in seinem Hasse gegen England nur von Napoleon übertroffen wurde, in seiner Hauptstadt Seringapatnam belagern und zeichnete sich bei der Erstürmung derselben im Commando indischer Hülfstruppen aus. Die Maratten boten neue Lorbern an: Wellington leitete zum ersten Male eine Schlacht, die so originell geliefert wurde, daß seine Truppen über die Feinde, die sich todt stellten, hinweggingen und im Augenblick der Siegerfreude im Rücken von der wüthenden Maskerade angegriffen wurden. Die Kaltblütigkeit der Engländer rettete ihn; die Schlacht wurde gewonnen und Friedensunterhandlungen folgten. Auch bei diesen blieb die erste Rolle für Wellington, der sein diplomatisches Talent gegen die Maratten zuerst ausbildete. Bathritter, beschenkt mit einer goldenen Vase und einem mit Diamanten besetzten Ehrensäbel, verließ Wellington Calcutta, wurde bald darauf gegen das brennende Kopenhagen verwendet und erhielt darauf ein Commando in der portugiesischen Expedition.

Der Sieg von Vimeira machte ihn zum Obergeneral derselben und von diesem Augenblick an begann er seine ruhmvollen Erfolge, die mit dem Tage von Waterloo endigten. Von nun an mußte er bei Allem gegenwärtig sein, was die Schicksale der Welt bestimmen sollte: wenn man ihn zu Allem zog, so wußte man, daß das Glück in der Nähe war. Die Congresse nahmen ihren Anfang, jene chirurgischen Versuche, die Glieder des europäischen Staatskörpers wieder einzurenken. Wellington, wie ein Prinz von Geblüt behandelt, mußte

Uriel.

Ich ſtaune — kann man denken lernen, Silva?
Giebt's Schüler denn und Lehrer im Bereich
Der höchſten Wiſſenſchaft, wo jeder Satz,
Wie einſt aus Ajax' Blut die Blume, alſo
Aus unſerm Innern ſich erzeugen muß?
Ich habe unſer altes Lehrgebäude,
Das halb auf Schrift und halb auf Tradition,
Auf heil'gen und profanen Büchern wurzelt,
Beleuchtet mit der Fackel der Vernunft.
Nicht in dem Wahn, das Wahre aufzufinden,
Was Jeder anerkennen müßte, nein,
Nur meine eigne Thorheit ließ mich reden,
Nur meine eigne Blindheit ließ mich ſehen,
Nur meine eigne Taubheit hören — meine!
Das merket wohl, de Silva, nur die meine!
Nur was wir ſelber glauben, glaubt man uns.

Silva.

An Eur er Statt würd' ich zu Chriſten halten.

Uriel.

De Silva!

Silva.

Dann verzeihe Gott dem Juden,
Daß er den Glauben ſeiner Väter ſchmäht!
Die Edelſten, die Beſten ſind empört,
Was Ihr geſchrieben über unſern Glauben.
Die Synagoge hat mit ihren Dogmen
Ein heilig Recht auf liebende Verehrung;

überall seine Stimme zuerst geben und man kann nicht leugnen, daß er sich dieser Macht mit Mäßigung bediente.

Der Grund war einfach. Während die Alliirten in einer kosmopolitischen Aufwallung handelten und von einer gewissen allgemeinen und gegenseitigen Großmuth geleitet wurden, besann sich der Egoismus der englischen Politik zuerst von den poetischen Illusionen der heiligen Allianz und verfolgte sein eigenes insularisches Interesse, das nicht verschieden ausgefallen sein würde von der Gravitationspolitik des vorigen Jahrhunderts, wenn es nicht das Bedürfniß eines allgemeinen Kampfes gegen die Revolution wesentlich beschränkt hätte. Man kennt die Protestationen der Castlereagh'schen Politik, Widersprüche, die man von dieser Seite nicht erwartete; aber es geht ja schon lange in England die Sage, daß der Torysmus allein im Stande sein soll, eine imposante auswärtige Politik aufzustellen. Dieser Widerspruch gab zu Mißverhältnissen Anlaß, in welche Wellington verwickelt wurde, die aber die große Verehrung vor seinem Genie und Ruhm nicht verringerten. Er wurde Feldmarschall fast aller Armeen des Continents und überall als der glänzendste Gast der Residenzen empfangen.

Seinem Vaterlande gegenüber ist Wellington der Erbe jener Grundsätze, welche Pitt, Castlereagh und Liverpool hinterließen. Wäre der Aristokratismus nicht etwas Angebornes, so hätte schon die Dankbarkeit den Herzog verpflichten müssen, die Rolle jener Staatsmänner fortzuführen. Denn sie waren es, deren unermüdlicher Eifer gegen Frankreich seinem Ruhme Vorschub leistete, sie, die einer bald schwächern, bald stärkern Opposition gegenüber ein politisches System vertheidigten, das Englands Finanzen zu Gunsten einer einzigen ruhmgekrönten Persönlichkeit fast zerrüttet hat.

Wellington ist kein Redner. Er erschrickt, wenn er der Stimme und dem Antlitze seines großen Volkes gegenübertritt. Die Zunge versagt ihm. Seine Drohungen fallen nur leise und gemäßigt von den unberedten Lippen.

Als das Rasirmesser Castlereagh's das britische Ministerium zerschnitt und Wellington mit Canning seinen Platz

vertauschte, entwickelte sich zuerst die politische Meinung des Herzogs und seiner Opposition zu jenem Schrecken, der sie jetzt für England ist. Es zeigte sich jene alte Wahrheit im neuen Beweise, daß die glücklichen Feldherren gern die Bewältiger der politischen Rechte ihrer Mitbürger werden, gerade wie Camillus ein eben so großer Krieger als Feind der Volksfreiheit war.

Doch nach Canning's Tode wieder in's Ministerium berufen, hatte der Herzog nicht den Muth, seine Drohungen zu erfüllen. Die Heiligkeit seiner Stellung übermannte ihn, die Verantwortlichkeit vor Millionen ist keine Kleinigkeit, er wurde der Emancipator Irlands wider Willen.

Was später folgte, ist uns Allen bekannt. Wir haben den Herzog mit zwei Knieen (es bedurfte nur eines) vor Georg IV. sich beugen sehen, als er das Reichssiegel zurückgab. Wir haben die Wuth des Volkes erlebt, die Widersprüche im Oberhause und die unermüdliche Championnerie des Lords Londonderry, den Todesstoß der Reformbill, die zweimal vereitelten Versuche, in die Breschen des Whiggismus einzusteigen, und endlich einen Sieg, den man schon für unmöglich gehalten hatte.

Was nun folgen wird, liegt im Schooße der nächsten Zukunft und der nächsten Zeitungen. Glückliche Fahrt für Robert Peel! Aber auch Glück dem englischen Volke! Denn was ist der Sieg des Torysmus Anderes, als eine Chance des Fortschrittes, sich zusammenzunehmen, als ein Signalruf für die zerstreuten Partheien, welche in ihrer Liebe zum Volke nicht einig werden konnten? Man kann dem Jahrhundert keinen größern Dienst leisten, als wenn man es bekämpft. Die Reaction hält die Krisis auf; aber sie macht sie reifer.

O'Connell.

1835.

Das grüne Erin, dreifach geschützt durch einen Kranz von Untiefen, einen Wall von Klippen und im Innern durch ungebahnte Gebirgsstraßen, glich bekanntlich nicht zu allen Zeiten einer Barke, die England in's Schlepptau nahm. Bis zur Eroberung Wilhelm's III. gehorchte es seinen eigenen Clans und behauptete bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts eine Unabhängigkeit, welche wenigstens illusorisch und formell das besaß, was die Aufhebung der Union ihm heute wieder verschaffen würde. Irland war mit seiner Unruhe, seinen barocken Einfällen, seiner glühenden katholischen Andacht immer bereit, die englische Politik zu durchkreuzen. Es war die Station des Papismus, die Freistatt religiöser und politischer Emissaire, welche Frankreich oder Spanien entsendet hatte, und die den Adel und Pad mit seinem Irish Bull immer leichtsinnig, beweglich und bereit fanden, oft für den Hauch eines Gerüchtes, für eine leise und improvisirte Demonstration in's Feuer zu gehen. Wie oft sich auch die Irländer getäuscht sahen und die Flotten, die ihren Empörungen zu Hülfe kommen sollten, von den Bergen vergebens erwarteten, so gaben sie sich doch wieder dem nächsten Priester mit fremdländischer Aussprache leichtsinnig hin und hofften, der heilige Patrik würde ihnen endlich auf einer Armada den katholischen Himmel, von welchem sie sich unter englischem Scepter ausgeschlossen fühlen, zuführen und Alles in's Gleis bringen, was sie dann ohne Plan, tumultuarisch, auf eigene blutige Rechnung auch schon in's Werk zu richten begannen.

Die Erschlagenen heischten Vergeltung und die Rache gesellte sich zum Fanatismus. Das religiöse Colorit des Widerstandes trat in den Hintergrund und die französische Revolution fand Irland reif zur Ansprache politischer Rechte. Die weißen Engel, die es erwartete, kamen nun nicht mehr

aus Loretto und Compostella, sondern die Emigration, die französischen Lilien, welche Irland so geliebt hatte, daß es französisch geworden wäre, wenn man es nur hätte erobern können, wandten sich — nach St. James; die Revolution aber und der Atheismus landeten auf irischer Küste, zogen ein Lager zusammen und riefen zum allgemeinen Kampfe gegen England. So hatten die Rollen gewechselt!

Aber die heterogenen Elemente einten sich nicht, die ganze Unternehmung scheiterte und die Folge war für Irland die demüthigendste; denn es verlor den Schatten seiner eigenen Repräsentation und mußte gleichsam alles das entgelten, was sich England ärgerte nicht über seine amerikanischen Verluste verhängen zu können.

Mit den beiden letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts hörten die irischen Parlamente auf, deren protestantische Trümmer in das Unterhaus versetzt wurden. Die katholischen Vertreter von mehr als sechs Millionen wurden zurückgewiesen, da sie ja an der Schwelle des englischen Parlaments — den antipapistischen und symbolischen Eid nicht leisten könnten! Aus diesem Gewaltstreiche Pitt's und des englischen Parlaments entwickelte sich der gegenwärtige Zustand Irlands, eine Verwirrung, in welcher religiöser Haß, nationales Vorurtheil, lügenhaft eitler Demagogismus und materielles Elend die ersten Rollen spielen.

Die Geschichte hat es immer bewiesen, daß bis auf einen gewissen, ja vielleicht den äußersten Punkt die Ideen schlagender wirken, als sogar die Fragen der Existenz. Dies hungernde Irland, das sich von den wenigstens für das Volk sparsamen Geschenken eines sonst fruchtbaren Bodens nährt, dies breite Elend, das mit dem Leben wegen einer schmalen Rinde Brotes unterhandelt, um bei aller Noth doch noch dem unwiderstehlichen Zuge des Lichtes und der Luft zu folgen — die ringende Existenz würde hier vielleicht zuletzt auftreten, um den englischen Namen zu verfluchen; denn das, was im Menschen das Thierische ist, wird durch eine geheime Scham verborgen gehalten bis auf den letzten Fetzen, welcher noch hinreicht, die Blöße und das Gestell, worin wir uns thierisch Alle gleich sehen, zu bedecken. Aber zur Empörung

treibt es, wenn dem glänzenden, genährten Leibe des Unterdrückers eine ideelle Entschuldigung gegeben wird.

Der irische Bauer erträgt den Reichthum neben sich und vermißt in der Lehmhütte, neben seinem einzigen Besitzthum, einem Ferkel und einem Maß Kartoffeln für den nächsten Tag, nichts von dem Glanze, über den sein Vetter oder Sohn, der in London Schuhe putzt oder die Bettlerkunst mit witzigen Impromptus treibt, in ein schüchternes und uneigennütziges Erstaunen geräth. Allein dem Gefühle zugänglich ist die rechtliche Beschönigung des Elends. Da steht dem Gedächtnisse die ganze Vergangenheit offen und sättigt es mit Haß gegen England. Die Zehntenfrage schlägt in das Gebiet der Religion über, wo die kleine politische Reibung zuletzt unversöhnlich wird. So öffnet sich bald der Blick. Ganz Irland sieht sich von Unrecht umschanzt, von einigen wenigen Fremden, welche den Reichthum und die Gesetze in Händen haben, welche früher sogar ihre politischen Interessen vertreten wollten und deren Geistlichkeit, Pförtner eines verschmähten Himmels, noch jetzt die Gefälle ihrer armseligen aber gutkatholischen Thätigkeit eintreibt.

Das Pachtverhältniß, in England das Fundament der Verfassung, ist in Irland die offene Wunde, welche nie heilt. Die Eigenthümer des Bodens, meist Protestanten, oder der Adel des Landes, der seine Ehre darin sucht, in London die dritte Rolle zu spielen und am Glanz der Monarchie Theil zu nehmen, zerstückeln ihre Ländereien, weil sie für große Pachtungen keinen wohlhabenden Mittelstand finden. Die Cultur der kleinen Districte endet aber immer mit Zahlungsunfähigkeit, mit Auspfändung, kurz mit dem Einschreiten zweier Executoren, eines civilen und eines kirchlichen, welches dann zur Verzweiflung treibt und die Brüderschaft der „Weißbuben" organisirt hat, einen fortwährenden Krieg gegen die Eigenthümer und die nachfolgenden Pächter, einen Krieg, der, wenn auch zurückgeschlagen von den Rothröcken, sich doch immer wieder in den Schluchten der Gebirge zusammenfindet.

Diese sogenannte prädiale Agitation ist es, vor welcher die politische, der Demagogismus O'Connell's in gesetzlichen Formen, immer so emphatisch zu warnen pflegt und welche

doch der eigentliche Rückhalt und gefürchtete Bundesgenosse des letztern ist. Wenn auch die politische Agitation immer die Gesetze im Munde führt, so würde sie doch bei Weitem nicht das imposante Ansehen haben, wenn ihre Demonstrationen nicht durch eine ununterbrochene Kette von Excessen gegen die Pächter unterstützt würden. Ihre Verwahrungen sind nur formell und unvorgreiflich. Die politische Agitation, die wir fortwährend mit England öffentlich unterhandeln sehen, ist nichts als der gesetzmäßige Ausdruck dieser halben Insurrection, der unantastbare Secundant der Flintenschüsse, die nächtlich in die Pfarreien und Pachthöfe fallen, der gesicherte Stab einer immer bloßgegebenen Chouanerie. Der erste Sprecher aber und Parlamentair dieses gesetzmäßigen Demagogismus ist Daniel O'Connell.

Wer mit den Begebenheiten, die durch eigene oder benutzte Leidenschaften in der Geschichte hervorgerufen worden sind, vertraut ist, weiß, daß für die Demagogie eine Menge von Regeln vorhanden sind, die systematisch zu ordnen keine müßige Erfindung wäre. Das Betragen der Pisistratiden, des Perikles, der Antonius und Octavius steht auf einer Seite und wird auf der andern von Cleon, von den Gracchen, Catilina, vom Herzog von Orleans und Mirabeau ergänzt. Hier ist nichts ohne Plan und Methode, hier ist nicht Alles bloße Willkür und hingestellte Absicht, sondern die Demagogie hat so gut ihre Machiavellismen, wie die Autorität, die sich erhalten will.

O'Connell hat die Geschichte mit dieser Rücksicht studirt, kann aber zu dem überlieferten System so viel Neues geben, daß wir einsehen, eine Agitation, wie die seinige, ist noch nicht dagewesen. Das Neue liegt bei ihm in seiner wunderbaren Stellung, in dieser kron- und scepterlosen, aber darum nicht weniger anerkannten Herrschaft über Millionen, in diesem Vertrauen eines Volkes, das seinen Günstling und Fürsprecher sogar auf eine Civilliste setzt, welche ihm den Schein eines angestammten Herrschers giebt.

O'Connell ist den alten Demagogen schon darin ungleich, daß er bei aller Genugthuung seines persönlichen Ehrgeizes nicht denken kann, für sich ein positives Resultat, eine Würde

oder erbliches Ansehen, kurz mehr zu erobern, als für sein Vaterland die unbestrittene Möglichkeit, sich bequem und mit Vorsorge auf das allgemeine Wohl und das Wohl des Einzelnen für die Zukunft einzurichten. Der Zweck seiner Agitation kann niemals die Devise: Dan I. sein, sondern das Ganze handelt sich sowohl darum, die genannte Zukunft zu befestigen, als sie zu beschleunigen.

O'Connell sieht ein, daß sein System auf drei Grundsätze zurückkommen muß: auf die Nothwendigkeit, die Wunde Irlands immer offen zu erhalten, auf den Schein der Gesetzmäßigkeit und endlich auf die Sicherung seiner Person.

Irland weiß, daß es seine Concessionen nur erzwingen kann und daß das Drohende in der Masse liegt; daher O'Connell's unermüdete Aufforderung, Vereine zu bilden und durch Symbole das auszudrücken, was nur noch durch den Schein der Versöhnlichkeit in seinen Schranken zurückgehalten wird. O'Connell drängt in allen öffentlichen Reden, nichts ohne den Schutz der Gesetze zu thun und das Unrecht dadurch zu entkräften, daß man es durch seine Beobachtung aufreibt. Er lockt die englischen Macbeths gleichsam durch eine Unmöglichkeit, daß Birnams Wald auf Dunsinan herankäme, und behauptet, nur die würden sie besiegen, welche nicht geboren sind vom Mutterleibe, und doch steckt hinter diesen Prophezeiungen eitel delphische Schlauheit. O'Connell's Gesetzmäßigkeit und Scheingebung erreicht oft einen Grad, wo sie nahe an Satyre streift. So organisirte er z. B. kurz vor der Emancipation das katholische Irland in der Absicht, die Aufregung in's Höchste zu steigern; doch drückten seine Statuten gerade das Gegentheil aus von dem, was er wollte, so daß er dem Feindlichen Namen gab, die nicht freundschaftlicher klingen konnten. „Alle katholischen Irländer," sagte er, „alle die, welche eine moralische, politische und religiöse Reform wollen, mögen sich — in Haufen von hundertundzwanzig Personen vereinigen. Diese hundertundzwanzig Personen mögen dann unter sich einen Anführer unter dem Namen Friedensstifter wählen, der seine kirchlichen Obliegenheiten treu erfüllt und wenigstens einmal des Monats zur Beichte geht." Der Contrast dieser Bestimmung mit dem,

was sie eigentlich sagen soll, giebt ihr eine lächerliche Wendung. Aber sie bezeichnet vollkommen O'Connell's System, der den Einfluß der Gesetzmäßigkeit auf die Masse kennt und davon überzeugt ist, daß man theure und werthe Dinge der Kühnheit nicht opfern dürfe.

Selbst seinen Egoismus, dessen Abwesenheit wir nicht behaupten, hat O'Connell verstanden an das Interesse der Allgemeinheit zu knüpfen. Er legte gerade so viel Werth auf seine Nothwendigkeit für die irische Sache, als zugleich hinreichend ist, seine eigene Person in Sicherheit zu bringen. Während sein Mund mit dem Stachel eines feinen und spitzen Accents nicht müde wird zu verwunden und er mit schonungsloser Härte jenseits in Irland das wieder erzählt, was er an Personen und Begegnissen in London erfahren hat, giebt er nicht einmal die begütigende Formel hinzu, womit so viel untadelhafter Mißbrauch getrieben wird, daß er nämlich Keinen habe beleidigen wollen, sondern gesteht mit leiser Stimme, daß die Ausforderung an der rechten Stelle ist, zuckt aber dann die Achseln, sieht gen Himmel und ruft schmerzlich aus: „Ich habe einmal einen Menschen erschossen, den Squire Desterre im Jahre 1812; die Kugel ging ihm mitten durch's Herz, und seitdem habe ich der heiligen Mutter Gottes von Kirkpatrik gelobt, jedes Menschenblut zu schonen!"

Was läßt sich dagegen sagen? Mit diesem seinem scheinheiligen Spiel hat O'Connell ein Privilegium der üblen Nachrede und Injurie und bedient sich desselben verschwenderisch, ohne seine Haut zu Markt zu tragen. Man muß eingestehen, daß dies eine für den Demagogen unerläßliche Maßregel ist; denn wo sollten seine Invectiven hinaus, wenn er der Klinge jedes Fähnrichs von der Gegenparthei, die ihn insultirte, Stand halten müßte, oder keine Aeußerung über Personen geben dürfte, ohne dabei sein Leben als Siegel und Zeugniß einzusetzen? Das Bequeme und Behagliche dieser Maxime kommt nicht als Feigheit heraus; denn mit dem Herzen des Squire Desterre hat es seine Richtigkeit und jedermann weiß davon.

Einen großen Vorsprung in der Erfüllung seiner Aufgabe findet O'Connell namentlich in den Resten, die ihm

von seiner ersten Erziehung geblieben sind. Denn obwohl Advocat seinem Gewerbe nach, kam doch die Perrücke auf ein Haupt, das durch die Tonsur schon für den Priesterstand bestimmt war. O'Connell, der Sohn einer angesehenen, aber nicht vermögenden Familie, sollte die Weihe nehmen und wurde deshalb, wie fast alle jungen irischen Geistlichen, im französischen Seminar von St. Omer erzogen. Der Agitator hat einst das Meßgewand getragen und bei den Responsorien sich in der Kunst geübt, zur rechten Zeit einzufallen, einer Kunst, ohne welche man auch schwerlich ein gutes Parlamentsglied werden kann. O'Connell ging vom Studium des Missale auf die heiligen Väter über, auf Chrysostomus und Augustinus, wo ihm bei der Lectüre des Tractats de Civitate Dei politische Folgerungen noch fern lagen. Man sagt, daß der junge Priester mit voller Hingebung seinen geistlichen Studien obgelegen haben soll, man kann auch deshalb nur in der nächsten Aufregung Irlands, in den Unabhängigkeitskämpfen von 1798 den Grund finden, warum er das weite Gewand des Seminaristen von den Lenden that und diese mit dem Schwert des Advocaten gürtete.

Diese energische Anlage der Natur, diese glühende Phantasie mußte einen andern Ausweg finden in einer Zeit, wo es für einen Peter von Amiens und Bernhard von Clairvaux keine Kreuzzüge mehr zu predigen giebt. Aber das Priesterliche steht dem Agitator durch Kunst und Natur noch immer zu Gebot und hilft ihm die Gemüther der katholischen Menge zu erobern. Er ist ein Enkel des heiligen Patricius im Glauben des Volks, ein politischer Luther des Katholicismus. Die Parole, die ihn überall empfängt, ist: Gott und O'Connell! Seine Benutzung des Aberglaubens erweckt die traurigsten Empfindungen.

Die Dinge standen schon oft in Irland so auf der Spitze, daß die organisirte, in Banden und Uniformen das Land durchziehende Menge nur das Signal der ersten Ordner zu vollständiger Rebellion erwartete. Welches Gefühl, wenn die Vernunft und die Einsicht in den Thatbestand dem kommenden Ereignisse dann wieder in die Speichen fiel, den Lauf der Dinge zu hemmen gebot und nothwendige Rückschritte nach

sich zog, weil es keinen Stillstand in Begebenheiten giebt, die wie geladenes Feuergewehr drohen und nur der Leute Muth oder Befehl gewärtig sind! Man sprach auch demzufolge schon oft davon, daß O'Connell dieser kleinen Schritte rück- und vorwärts herzlich müde sei und sich sehne nach Derrinane, an das Meeresufer und die äußerste Spitze Europas gegen Amerika hin, in den Schooß einer zahlreichen Familie, die das einsame Kloster und die labyrinthischen Nebengebäude seines Wohnortes — eine architektonische und reizende Vermischung von Feudalismus und Bequemlichkeit — in Karavanen besucht und sich Recht sprechen läßt in Familienzwisten von ihrem Advocaten-Priester, der unter ihnen ein patriarchalisches Ansehen genießt. Doch die Schürzung des Knotens, der immer verworrener wird in England und Irland, ruft ihn dann wieder zurück auf die Hustings der großen Nationalversammlungen, die Präsidentenstühle der politischen Gelage, den Sitz im Parlament. In London verwickelt er sich in die Intriguen der Partheien, die seine Stimme erobern möchten. In London strauchelt er hie und da auf dem schlüpfrigen Boden der Debatte und Vorberathung: er soll dem Einen zusagen, was er schon dem Andern versprochen hatte, er soll es zuweilen vergessen, da einzufallen, wo man seiner bedarf, er soll bald die Radicalen compromittiren, die ihm ihre taktischen Angriffe, bald die Minister, die ihm ihre Geheimnisse anvertrauten. Das Ministerium Grey, so denkwürdig mehr durch seine Nothwendigkeit als durch seine Individualität, ging an des Agitators Unbedachtsamkeit zu Grunde, da derselbe in Dublin unter den Seinigen immer das zu bereuen pflegt, was er in London zugelassen hat.

Diese Unbehaglichkeit einer unheimischen Stellung ist der Grund, warum O'Connell nie zu einer großen Macht im Unterhause gelangt, in irischen Angelegenheiten ausgenommen, wo sein Name der Kern eines langen Schweifes ist, der ihm treu bleibt, weil er sich zuletzt in die Nebel enger Verschwägerung und Blutsfreundschaft verliert. O'Connell's Züge klären sich auf, wenn sich das Ende der Session nähert; dann sieht man ihn schneller durch die Straßen Londons schreiten, die breiten Schultern wiegend, den Regenschirm wie ein Feld-

Dann grade jetzt, wo wir entrennen sind
Dem Feuertod fanatischer Verfolgung,
Jetzt endlich, wo zum ersten Male wieder
Das Lob des Höchsten wie ein Opferrauch
In Lüfte, die uns nicht verrathen, steigt,
Jetzt soll die junge Freiheit dazu dienen,
Daß wir zerstörten, was so lang gehalten,
Was felsenfest im Elend unsres Volks
Der Anker seiner Hoffnung bleiben durfte?
Nein, nimmermehr! Und wenn mein eigner Witz,
Wenn die Vernunft mit klugem Selbstgefallen
Mir sagte: „Das ist morsch und todt,“ so helfe
Der Ew'ge uns, wir wollen's dennoch schützen.
Wir wollen halten an dem theuren Wahn,
Wie man auch einen alten Diener, der uns
Im Elend treu blieb, nicht im Glück verstößt.

Uriel.

Was ich an Euch verehre, ist das Herz.
Rasch seid Ihr in der Liebe, rasch im Haß,
Ein edler Sinn verklärt selbst Euern Irrthum!
Ihr habt in meiner Schrift nur noch geblättert —
Les't sie und wiederholt nicht gläubig,
Was Eure Kranken Euch davon berichten!
In guter Absicht bin ich hergekommen,
Abschied zu nehmen, nicht von Euerm Haß,
Nicht von dem schwankenden Gemüth de Silva's,
Vom Denken nicht, das doch kein ganzes Denken,
Kein ganzes Fühlen, nur ein Dämmern ist,

wanderer über die Achsel gelegt oder damit gegen die Luft fechtend, ein irisches Volkslied summend und begrüßt von seinen Landsleuten, den Savoyarden Englands.

Er fürchtete die Heimath nicht, ob er ihr gleich schon oft versprochen hat, sie schon in sechs Monaten zum glücklichsten Lande der Erde zu machen und im Parlament die kleinste Beschwerde aufzuheben, die den Kleinsten drückt. Die Völker tragen nichts nach, nur die Partheien. Jene tragen O'Connell nicht nach, daß er einst vor Georg IV. kniete, er versichert, daß er sich jetzt dessen schäme; sie tragen ihm die Zwangsbill nicht nach, gegen die er Anfangs stimmte und deren Erneuerung er später zuzulassen versprach, denn sie wissen, daß er auf Rechnung größerer Zugeständnisse handelte, wozu sich die Verwaltung bereit erklärt hatte. Keine Macht ist gegen den guten Willen nachsichtiger, als das Volk, das sich in seiner Gesammtheit zu stark und zu großmüthig fühlt, die Schwäche eines Einzelnen zu rügen.

O'Connell kennt diese sanfte und linde Moral der Völker und ordnet sich deshalb der Laune seiner Nation bis zum Abenteuerlichen unter. Er erreicht jetzt sein siebzigstes Jahr; ein Siegeskranz wird dem alten Kämpfer gereicht von einem Volke, dessen Sklave zu sein er sich überwinden konnte. Er ist ein Sklave der Irländer, ein Sklave seiner Stellung, bei aller Freiheit. O'Connell würde durch seine übertriebene Hinneigung zum Volksaberglauben, den ein gebildeter Mann nur schonen, nicht theilen sollte, in letzterer Zeit viel von seinem Ruhme verloren haben, wenn nicht der Unverstand seiner Gegner, als sie ihm den bekannten Proceß machen ließen, seiner Stellung wieder die Glorie der Märtyrerschaft geliehen hätte.

Doctor Francia.
1835.

Am glänzendsten entfaltete sich die Macht des Christenthums überall da, wo es nicht zum Schwerte des Kriegers oder den Würden der europäischen Monarchieen seine Zuflucht nahm, sondern zu seiner eigenen Naivetät, sagen wir geradezu, zu den Nürnberger Spielsachen, durch die es verbreitet worden ist unter den Indianern der neuen Welt.

Die Missionarien aller Confessionen gingen auf den Ursprung der Lehre zurück, Jesus, den Sohn eines Zimmermanns, die Fischer, die Zöllner, denen die Gnade der Visionen zuerst zutheil geworden war. Das Christenthum warf da seine Insuln und Tiaren ab, das bischöfliche Pallium, die sammtenen Mäntel der Cardinäle und zeigte sich praktisch, handwerklichen Ursprungs, in Hemdärmeln, half, flink und rüstig die Art schwingend, die Urwälder lichten, der Civilisation Wege bahnen, Hütten bauen, die Felle der Thiere gerben, um sich gegen Pfeile, die Mosquitos und den Regen zu schützen. Jede einzelne Profession der Apostel kam dabei wieder zum Vorschein.

Und wie man die Bäume fällte, tödtete man auch gleich die Dryade und das Heidenthum; wie man an Blöcken schälte, um Kanots zu bauen, erzählte man vom See zu Kapernaum und dem Wassertreter Petrus; wie man sein Vesperbrot aß, erzählte man die Wunder der Speisung, die Geschichte von den dreitausend Mann und den fünf Broten, die Weinmetamorphosen; und wenn zuletzt der Abend kam und die Sonne in's Meer tauchte, dann setzten sich die frommen Wilden und die wilden Frommen unter das Dach einer Baniane und sprachen von Gott, von der Menschwerdung und dem ewigen Leben, indem sie hinaufzeigten auf das Firmament, die Sterne, die an dem nächtlichen Himmel auftauchten.

Diese meistentheils römische Propaganda war es, die in

Amerika dem Katholicismus Triumphe verschaffte, gegen welche Roms Kämpfe mit Kaiser und Reich, mit Ghibellinen und Ketzern werthlos sind. Die Schüler Loyola's erkennt man jenseits des Oceans nicht wieder. Vergessen sind da die fürstlichen Beichtstühle, vergessen die Grundsätze machiavellistischer Prinzenerziehung, vergessen die Principien des Königsmordes und ihre Opfer, Ravaillac, Clement, nichts ist zurückgeblieben, als der wahre Grundsatz der Gesellschaft Jesu, die vorgeschrittene Aufklärung mit der Tradition und dem Dogma zu vereinigen.

Jede andere Ordensregel hätte Südamerika zu Grunde gerichtet. Die Dominikaner hätten zu viel Glauben verbreitet, die Benedictiner zu viel Wissen. Die Jesuiten, diese weltlichen, mit dem Conflict der Zeit vertrauten, man möchte sagen protestantischen Priester des Katholicismus, halfen allein, denn sie waren praktisch, thätig, gingen nicht barfuß, verlangten nicht die ewige Rotation des Rosenkranzes um die Achse einer trägen Hand, sie griffen zu Karst und Spaten und lehrten die Völker nicht nur selig, sondern auch glücklich werden. Die Klöster wurden die Stationen der sich Bahn brechenden Civilisation. Der Glaube war nur das Zubrot der erleichterten Existenz, er wurde nur gepredigt durch Beispiel, durch die Verpflichtung zur Dankbarkeit, durch Sitten, die sich von selbst milderten.

Südamerika ist die Schöpfung des edelsten Jesuitismus, und nur diejenigen, die kein Heil für die Menschheit sehen, ehe ihr nicht gepredigt wird, wie in der Leipziger Nikolaikirche, werden das Bewundernswürdige dieser Thatsache unterschätzen.

Ein großer Theil des Unterschieds der südamerikanischen Revolutionen von dem Befreiungskampfe und der gegenwärtigen Stellung der Vereinigten Staaten entwickelte sich auch zunächst aus der kirchlichen Verfassung der spanischen Colonieen. Ueberall wo keine Vertheilung des Eigenthums herrscht, überall, wo unermeßliche Länderstrecken vom Wink eines Einzigen abhängen, hat die Revolution leichtern Vorschub; aber sie greift auch nicht tief hinunter in die Masse, die von den Partheikämpfen der Aristokratie nur insofern

berührt wird, als sie von der letztern abhängig ist. Das Geheimniß der polnischen Insurrectionen, die sich so schnell aufsattelten, liegt in dieser Verfassung, so wie man auch in England eine compacte, rebellirende Majorität sehen würde, wenn die Revolution von der Aristokratie ausginge.

Ebenso ist das Verhältniß auf der negativen Seite. Der Widerstand ist leichter organisirt bei großem Besitz. Da, wo die katholische Kirche in Südamerika nicht civil und wie der Jesuitismus blos pädagogisch geworden ist, konnte sie aus dieser Rücksicht nur störend auf den Gang der Begebenheiten einwirken. Ihr großes Ansehen ist ihr geblieben und die neue Ordnung der Dinge hatte sich ihr erst da versöhnt, als der Katholicismus in allen diesen schnell entstandenen Staaten als officielle Religion anerkannt wurde.

Man schließt hieraus, wie unvorhergesehen die ganze südamerikanische Emancipation war, wie vieler äußerer Umstände sie bedurfte, um sich zu entwickeln, und wie lange es währen kann, ehe die untern Elemente jene Conturen ausfüllen werden, welche für Südamerika in genialen Improvisationen gezogen worden sind.

Nordamerika hatte an einer langen Vorbereitung zur Revolution erstarken können. Es hatte durch Journale und die veröffentlichte Opposition freisinniger Beamten sein Urtheil bilden können. Es war in politischer Rücksicht befestigt und hatte das Princip der Republik überall schon anerkannt, ehe man an einen Namen für die freien Verhältnisse dachte.

Dagegen war in Südamerika das neue Ereigniß ein Facit der verschiedensten Umstände, ja sogar das Facit einer Menge von augenblicklichen Verlegenheiten, wofür sich keine andere Abhülfe finden ließ, als eine revolutionäre. Die Erschütterungen des Mutterlandes waren in den Colonieen ohne Berechnung, so daß die Pflicht der Unterthänigkeit an sich selbst irre werden mußte. Die Schiffe, welche von der Halbinsel kamen, brachten die verschiedenartigsten Nachrichten. Wenn sich die Junten kaum für Ferdinand gegen Carl erklärt hatten, so vernichteten die Tractate von Bayonne wieder ihren besten Willen und zwangen sie, für Joseph Parthei zu nehmen. Entschied nun die Gährung, die allerdings nicht

fehlte, dennoch für die entsetzten Könige, so war hier die Revolution eine Folge des legitimsten Signals und mußte zuerst damit enden, daß man die Autorität der Cortes anerkannte. Bald waren aber auch diese, bei ihrer heillosen, karthaginensischen Politik, die Colonieen in Fesseln zu halten, wieder eine Parole der Regierungsgewalten, eine officielle Berufung; aber wie lange? Bis die Restauration Luft geschöpft hatte, die Cortes abschaffte und jene Behörden in den Bann erklärte, die doch legitim handelten und aus Verzweiflung, dem Gange der Ereignisse auf der Halbinsel zu folgen, jetzt sich ohne Weiteres der erstarkenden republikanischen Principienrevolution in die Arme warfen.

Hier ist es, wo wir wieder kirchlichen Boden unter uns spüren, und zwar mit Früchten, die unglaublich scheinen, denn Alles, was sich an Tendenz, an Princip in Südamerika vorfindet, was aus dem Enthusiasmus neuer Ideen dort entstanden ist, war die Folge des Jesuitismus und jener Bildung, die man nur auf den Universitäten von Cordova, Cartagena, Merico erhalten konnte.

Das kosmopolitische Princip des Loyolismus bildete sich allmälig zu einer freien Weltansicht aus, zu einem System der Menschenrechte und zu einer Verehrung jener Literatur, die auch in Europa die morschen Fundamente des politischen Gebäudes zu benagen anfing. Obschon weit von Rom und Sparta entfernt, schwärmte man doch für Montesquieu; der feurige, leidenschaftliche Creole wurde elektrisirt von Rousseau's retournons à la nature, und die Werke von Robertson und Raynal studirte er mit um so größerer Hingebung, als sie für Amerika selbst geschrieben waren.

Aber hier ist es auch, wo wir stehen bleiben müssen, um den Schlüssel zu einem verschlossenen Charakter und einem verschlossenen Lande zu finden. Denn eben bis auf die Encyklopädie, vielleicht noch bis zur Declaration der Menschenrechte, reicht die Bildung, deren genialste und originellste Repräsentation wir in Don Jose Gaspar Rodriguez Francia wiederfinden. Bei ihm ist die Schreckensherrschaft wieder angebrochen; Robespierre schreitet wieder stolz einher mit dem Blumenstrauß am Fest des höchsten Wesens; der Despotis-

mus der Tugend und „Beſcheidenheit" iſt die blutige Ordnung des Tages. Die Gironde iſt ſchon hingeopfert — Doctor Don Cornelio Saavedra; — Marat ſtarb in ſeinem Blute — Doctor Don Mariano Moreno; — Danton ging unter, weil er den Gott im Laſter ſuchte — Doctor Caſtelli. Die todtbleiche, grauſame Mäßigung Robespierre's herrſcht — Doctor Francia — denn wie Francia würde Robespierre geherrſcht und dabei geglaubt haben, die Menſchen glücklich zu machen.

Hier hat die Militairherrſchaft noch nicht begonnen; der kriegeriſche Ruhm giebt noch keine Anſprüche, Napoleon ging noch nicht über den Simplon.

An Paraguay jagten Siege und Niederlagen vorüber — San Martin, ein jugendlicher Held, noch ein keuſcher und aufrichtiger Revolutionair, wie die Kellermann und Marceau, die gegen die Vendée kämpften; dann die drei Heidenbrüder Carrera, ſchon angeſteckt vom Beiſpiele Napoleon's, aber Napoleon's ſo, wie er noch Bonaparte hieß, knabenhaft langes Haar trug und ſo ſchüchtern war, daß ſich erſt Weiber in ihn verlieben mußten, um ſeine Tapferkeit an den Tag zu bringen; dann Bolivar, Sucre, la Mar, Gamarra, alle napoleoniſirend und eiferſüchtig, der auf den erſten Conſul, der auf die Nebenbuhlerſchaft Kleber's und Moreau's, der auf den grauen Oberrock und den kleinen Hut, der auf die Krönung, und zuletzt Iturbide, eiferſüchtig auf den Gipfel des Unglaublichen, auf die Hoffnungen von 1812, und ſo früh geknickt wie dieſe.

Alle dieſe unermeßlichen Reiche mit ihren dreifachen klimatiſchen Zonen, mit ihren Goldadern, Krokodilen, Rieſenſchlangen und Mosquitos, zerſchellen an einander und die Freiheit ſiegt nur negativ, indem ihre Anwalte unterliegen und die Zonen, die ſie beglücken will, kleiner werden.

Aber wir ſtehen noch am Rio de la Plata und ſeinen Nebenflüſſen, an den Zweigen der Andes, welche ſilberne Wurzeln haben, in den mannshohen Pampaswieſen und den unermeßlichen Stromebenen, an deren Horizonte eine Wolke fliegt, bergend den Gaucho auf dem muthigen Roſſe und den

amerikaniſchen Strauß, den Jaguar, im Sturmfluge jagend, in dem Lande der „guten Lüfte", in Buenos-Ayres, in der ſilbernen, argentiniſchen Republik.

Die Directorialregierung von Paraguay entwickelte ſich ſchon aus den erſten Kämpfen der ſpaniſchen Colonieen mit dem Mutterlande, auf demſelben Wege, den wir ſchon nannten, dem der Verlegenheit, wie man ſich bei den Umwälzungen der Halbinſel zu verhalten habe.

Paraguay war eine Provinz vom ehemaligen Vicekönigreich von Rio de la Plata und riß ſich von Spaniens Herrſchaft los, indem es ruhig den Ereigniſſen folgte, welche von der Hauptſtadt dieſer großen Statthalterſchaft, von Buenos-Ayres, ausgingen. Man klärt ſich deshalb am beſten über den Urſprung der Herrſchaft des Doctor Francia auf, wenn man im Stande iſt, ſich über die Revolution von Buenos-Ayres eine richtige Vorſtellung zu machen.

Von der argentiniſchen Republik ging die Befreiung Südamerikas aus. Ihr erſter Verſuch gelang und die Intereſſen kreuzten ſich hier gerade ſo wunderbar, daß die Freiheit auch gleich für die Zukunft geſichert war. Denn nicht nur, daß die ſpaniſche Beſatzung geringer war als auf der weſtlichen Küſte, in den goldhaltigen Königreichen; auch die Einmiſchung Englands und Portugals, welche beide nicht ohne Treuloſigkeit und Intereſſe verfuhren, leiſtete der Revolution den glücklichſten Vorſchub. Von den erſten Kämpfen gegen den König der Fluren, den ritterlichen und kühnen Artigas, bis zu dem Augenblick, der für die Unabhängigkeit der rechte ſchien, verwickelten ſich die Intereſſen unauflöslich.

Die Vicekönige löſten ſich ab, während ſie ſich kaum befeſtigt hatten; die nachfolgenden kamen ohne Vollmachten, da ſich der Zuſtand der Partheien fortwährend veränderte. Der Franzoſe Liniers vertheidigte eine Zeit lang die Anſprüche Europas, und während man glauben mußte, daß er die Colonie für die Uſurpation ſeiner Landsleute retten wollte, ſtellte ſich weiter heraus, daß er Bourboniſt war und an den alten ſpaniſchen Thron dachte, ja ſogar an Braſilien, von wo aus die intriguante und leidenſchaftliche Mutter der beiden feindlichen Brüder von Oporto ihre Minen ſpringen ließ.

So wirrte sich Alles in einen labyrinthischen Knäuel zusammen, aus welchem die Staatsklugheit keinen Ausweg mehr fand, nur die Freiheit, welche die Rücksichten durchhieb, da sie nur der Zukunft und sich selbst verantwortlich war.

Zu gleicher Zeit, am Schluß des ersten Decenniums unseres stürmischen Jahrhunderts, traten in Caracas, in la Paz, Quito, Bogota und in Chile Regierungsjunten zusammen, und in Dolores stand der Märtyrer der mericanischen Freiheit, Hidalgo, auf, um bald auf dem Blutgerüst Zeugniß zu geben von dem, was die Zukunft an seinem Tode rächen würde.

In Buenos-Ayres aber, wo nun die zweifarbige, blauweiße republikanische Fahne wehte, ging die Revolution einen gemächlichen und bequemen Gang. Die Militairherrschaft war über Südamerika noch nicht angebrochen, weil weder die Propaganda der Losreißung noch der spanische Widerstand besonders organisirt waren. Hier lag noch Alles in den Händen einzelner von der öffentlichen Stimme bevorzugter Advocaten: nicht einmal die Kaufleute, wie in Bolivia, mischten sich ein. Das System aber, das man bei diesen civilen Bewegungen befolgte, war jenes, das einst Fouché zum großen Aerger des Kaisers und zu seinem eigenen Nachtheil bezeichnet hatte. „Wenn ich sterbe, Fouché," fragte Napoleon vor der Geburt des Königs von Rom, „was werden Sie thun?" „Sire," antwortete zweideutig der Chef der geheimen Polizei, der sich da selbst verrieth, „ich werde so viel Gewalt an mich reißen, als mir nur möglich ist."

Das that man in Buenos-Ayres: man theilte sich in die Revolution und Francia bewies, daß er die Grundsätze herrenloser Zeiten vortrefflich inne hatte. Er schnitt die nördliche Provinz von Buenos-Ayres, Paraguay, gänzlich von dem weitern Verlauf der Begebenheiten ab und beeilte sich, seine Eroberungen innerlich zu befestigen.

Die Bewegung in den andern Provinzen war immer noch civil: immer noch begleiteten bürgerliche Bevollmächtigte, wie die ehemaligen Conventsdeputirten in Frankreich, die Kriegerhaufen, welche den spanischen Heerführern die glücklichsten Treffen lieferten, revolutionirten das Land und leiteten den

Proceß der Gefangenen ein, welches immer ein kurzer war. Francia überließ die Vertheidigung seines Erbtheils den Doctoren und Advocaten von Buenos-Ayres, seinen Universitätsfreunden aus Cordova, und studirte ruhig in Assumcion Machiavell.

Erst als die thätigen Provinzen ausruhten und man der spanischen Unmacht im Lande so gewiß war, daß man den echten Libertador Südamerikas, San Martin, über die Anden und den Desaguadero in die Goldländer schicken konnte, da sah man in Buenos-Ayres ein, daß die proconsularische Herrschaft von Paraguay eine schlechte Consequenz der neuen Dinge sei, und schickte den General Belgrano ab, diese Provinz mit Waffengewalt der Centraljunta einzuverleiben.

Noch hatte Francia kein Blut gesehen. Er fürchtete die blinden Entscheidungen des Mars. Deshalb griff er zu alten historischen Listen, forschte in Roms Geschichte vom Trasimenersee bis zu den Tagen von Capua und leitete eine humane, unblutige Mystifikation ein. Er stellte dem anrückenden Zuge keinen Widerstand entgegen, Tage lang nicht, bis derselbe in einer Nacht dicht vor Assumcion stand und sich überall von Feuerzeichen auf den Bergen umgeben sah. Waren dies Märchen aus dem Cornelius Nepos? Waren dies die glühenden Stiere des Hannibal? Oder die zahllosen Aufgebote eines allgemeinen Landsturms? Der Executionsgeneral erschrak, nahm den Rath des Doctors an, der ihm lächelnd Proviant und Geschenke für die Junta in Buenos-Ayres und seine terroristischen Schulkameraden anbot, und zog sich, bis an die Grenze von Paraguay von der Illumination der Berge ringsum begleitet, in seine Kasernen am Rio de la Plata zurück.

Die Mutterrepublik hatte inzwischen ihren langwierigen Kampf mit dem rivalisirenden Montevideo begonnen, sie mußte alle ihre Streitkräfte gegen Brasilien wenden, welches Ansprüche machte auf die Banda Oriental. Diese Zwistigkeiten währten bis zum Jahre 1828, wo endlich der Friede von Rio de Janeiro der jungen Republik Athem verschaffte.

Rechnet man die Anstrengungen hinzu, welche die Propaganda nach Westen hin kostete, so begreift man, wieviel Zeit

die Uſurpation von Paraguay gewann, ſich zu befeſtigen, ſich chineſiſch gegen das Abendland und die ſchwankende Tagesgeſchichte abzuſchließen und einen Zuſtand zu erhalten, der uns für den vulkaniſchen Boden von Südamerika wie etwas Unmögliches erſcheinen möchte.

Paraguay ſelbſt iſt einer der fruchtbarſten Binnenſtriche von Südamerika. Ueberall herrſcht Reichthum der Vegetation, wie aller Orten in dieſem geſegneten Welttheile. Die großen Ebenen begünſtigen die Zucht der Stiere und Pferde, deren Häute nebſt dem berühmten Paraguaythee die Handelsartikel des Landes bilden. Warum mußte auch Bonpland ſo neugierig ſein und die Theepflanze ſo ſorgfältig beobachten wollen! Man hielt ihn für einen Feind des Nationalreichthums und des perſönlichen Einkommens des Dictators; denn er ſelbſt, der Doctor, iſt erſter Theehändler und Staatsgerber. Man glaubte ihm nicht, daß er nur die Akademie, die Verbeſſerungen Linné's, nur die Wiſſenſchaft im Auge hatte, und kerkerte ihn ein.

Die Bewohnerzahl iſt gering und geht kaum über eine halbe Million hinaus; Creolen, Meſtizen, Farbenſchattirungen aller Art begegnen ſich in Aſſumcion; der Reſt auf dem Lande ſind Indianer, zahme, halbwilde und wilde. Dieſe letztern können, wie die Darmſtädter das R, das F nicht ausſprechen, wobei alſo das Staatsoberhaupt immer um einen Buchſtaben zu kurz kommt und ſomit keineswegs an die Freiheit, die in ſeinem Namen liegt, erinnern kann. Die Wilden von Paraguay haben einen großen Theil der barocken Naturſitten Amerikas: ihre Frauen eſſen kein Fleiſch, gleichſam um nicht — zu verwildern. Sie laſſen nur ein Kind aus ihren Ehen leben, eine Gewohnheit, die der Malthus'ſchen Klage abhilft, aber für den Flor und die Statiſtik des Staates wenig günſtig iſt. Viele dieſer Stämme ſind noch nicht mit dem Chriſtenthum bekannt, woraus man auf den Bekehrungseifer der Jeſuiten ſchließen kann. Dieſe ehrwürdigen Väter wollten die Völker erſt glücklich machen, ehe ſie ihnen erlaubten, mit dem Roſenkranz zu ſpielen. So kommt es, daß Paraguay der Antipode von Tibet iſt, der Doctor hier nicht blos für einen

Wie eben jetzt nicht Tag, nicht Abend ſcheint, —
Nur Abſchied wollt' ich friedlich nehmen, Silva,
Von Eurem weißen Haar — Lebt wohl! — ich ahne,
Wir werden uns wohl nimmer wiederſehn.

Jochai.

Vergebt, Acoſta, daß ich mir das Wort,
Deß Ihr mich nicht gewürdigt, ſelbſt erlaube!
Wenn ich Euch irgendwo auf Eurer Reiſe
Mit unſrer Kundſchaft dienen kann —

Uriel.

Zu gütig!

Jochai.

Befehlt, ich bitte, — geht Ihr nach Paris?
Ein Brief von unſerm Hauſe führt Euch ein
In manchen goldenen Palaſt — und wenn
Ihr Londons Weltgewühl —

Uriel.

Nach Süden zieh' ich —
Vielleicht nach Deutſchland. Kennt Ihr Heidelberg?
Ich ſuche irgendwo ein ſtilles Thal,
Wo ich mit Quelle mich, mit Gras und Blume,
Und wenn die Zunge freier reden will,
Mit Waldgefieder ſtreitend unterhalte.

Jochai (bei Seite).

Ich athme auf.

Silva.

Und Judith läßt Euch ziehen?

Doctor der Theologie, sondern für die Theologie selbst gehalten wird.

Seid doch nicht immer gewohnt, nach euch die Menschen zu beurtheilen! Sprecht ihr da von Francia wie von einem Verräther an euern Grundsätzen! Klingen nicht eure Vorwürfe, als verginge sich jener Doctor an seinem Diplom und an seinem Hute, als glaubtet ihr, man könnte doch Schiller und Goethe oder den deutschen Liberalismus auch wohl besser verstehen, als so! Aber wir kennen Francia besser. Es ist eben Robespierre, der plötzlich unter die Menschen Rousseau's versetzt wird; es ist Robespierre, der Locke's tabula rasa neu beschreiben und füllen soll. Seine Herrschaft ist von der Ironie präsidirt, und wird grausam nur dann, wenn sich die Langeweile oder hypochondrische Laune des geistreichen Geistlichen regt.

Oder wollt ihr in ihm keinen Mann der Revolution und Jesuiten sehen, dann nehmt ihn als Philosophen! Ich rede nicht von Seneca, der den Mord einer scheußlichen Mutter (aber einer Mutter!) guthieß; nicht von dem flammenden Scheiterhaufen des Servet in Genf; denkt an Plato und die Republik mit ihren Grundzügen für jede Tyrannei; denkt an seinen Verkehr mit Dionys, oder an jenen andern Dionys, der von Blut troff und doch so viel Kenntnisse besaß, in einer Stadt wie Korinth noch Schulmeister werden zu können, oder an Phalaris und seinen glühenden Ochsen und die Pythagoräische Philosophie! Denkt an Macchiavell und den Sprung von den Discursen über Livius zum Fürsten! Oder an Baco von Verulam, den Verfasser des Organons — und den englischen Kanzler! Ich thue nichts, als die Ahnen Francia's aufzählen.

Francia's Herrschaft ist das ernsthafte Mittel zu beinahe komischem Zweck. Francia lacht unter seinen Wilden, die das F nicht aussprechen können, und wenn die frommen Mestizen eine neue Kirche bauen wollen, nur dann ist er unglücklich und ruft aus: „Wann werden die Menschen aufhören blind zu sein! Eine Reihe von Geschützen an der Grenze ist besser als alle Heiligen! Ich erinnere mich nur noch dunkel jener Zeit, wo ich wie ihr Katholik war!"

Dies ist Francia, von welchem man geneigt ist zu sagen, seine Herrschaft sei priesterlich und ein Triumph der Bigotterie. Nein, Anacharsis Cloots ist Dictator eines Naturstaates geworden und fordert die Langmuth des Himmels heraus, dessen Blitze er seinen Unterthanen — aus physikalischen Ursachen erklärt.

In der That man muß gestehen, wenn jene Weiberrepublik am Amazonenstrom eben so erwiesen ist, wie diese humoristische Herrschaft des Doctor Francia, dann wird Amerika nicht nur der Sitz der Freiheit, sondern auch der der Wunder werden.

Francia fürchtet nur Einen Feind: die Macht des Beispiels, die unwiderstehlich ist in schwach organisirten Staaten und unter rohen Naturvölkern, welche den Instinkt der Masse haben und durch fremde Entschließungen gern die eigenen entschuldigen. Die neuen Republiken rings um Paraguay her schritten bisher ihrer innern Vollendung immer näher, wenn man die blutige Reaction der Demokratie und der Creolen gegen Militairherrschaft so nennen darf. Francia fühlte sich vor diesem Miasma nicht sicher und entschloß sich schnell zu Concessionen, die aber so schlau und widerhakig angelegt waren, daß sie ihm ein Mittel zum Gegentheil dessen werden mußten, was sie zu sein schienen.

Mit der Verschlagenheit eines Menenius Agrippa ging er hinaus zum Volk, das er im Geist schon auf dem Mons sacer versammelt sah, und gab eine allgemeine Repräsentation zu, die aus Urwahlen hervorgehen sollte. Statt des bisherigen kleinen Senats, der seine Macht unterstützte und die Last der Geschäfte theilte, berief er tausend Abgeordnete aus allen Theilen seines Landes in die Hauptstadt. Hier bewillkommte er sie wie ein Mann von Welt, redete sie mit Höflichkeiten an, wodurch sie in Verlegenheit gesetzt wurden, sprach vom Beruf der Regierung, wie von einer Prädestination des Genies und dann wieder wie vom Resultate solcher Kenntnisse, die niemand daheim in seinem Urwalde erlangt haben konnte. Er legte ihnen Tractate vor in den ausländischsten Sprachen, citirte die ökonomischen Schriften Xenophon's, um einen kleinen Geldposten des Budgets zu erläutern, und

verlangte von ihnen, daß sie über Adam Smith und den Physiokratismus ihre Stimme abgeben sollten. Dazu kam noch, daß sein drittes Wort Uneigennützigkeit war und von den Deputirten so viel Patriotismus von ihm verlangt wurde, daß sie keine Entschädigung in Anspruch nehmen durften.

Da sehnte sich denn Jeder aus der theuern Hauptstadt nach seinem Meierhof zurück. Jeder fühlte, daß ohne Diäten und Kenntnisse auch die Demokratie eine unvollkommene Verfassung ist, und in einer der schönen südamerikanischen Nächte, beim Schein der Laternenkäfer und goldglänzenden brasilianischen Nachtfalter, waren die Deputirten, die Revolution und die Unbequemlichkeiten des Philosophen von Assumcion verschwunden.

Wir wollen uns wohl hüten, zu scherzen, wenn Francia Indianer erschießen läßt, die sich unterstehen, ihn starr anzublicken. Man erzählt dies. Wir können nur nicht zugeben, daß Francia eine angeborne Grausamkeit besitzt.

Solche Erscheinungen, wie Nero und Francia, der ihm aus Nothwehr gleicht, führen in die Schlupfwinkel der menschlichen Seele, wo das Ausgezeichnetste in Bildung und Phantasie oft mit Leidenschaften gepaart ist, für welche sich keine andere zureichende Erklärung finden läßt, als oft nur böse Laune der Einsamkeit oder der Kitzel, gerade das zu versuchen, was die tägliche Gewohnheit unversucht läßt. In der Vorstellung Hamlet's, bei gesunder Vernunft den Narren zu spielen, lag eine geheime Wollust für den dänischen Prinzen.

Allerdings ist ein so arbitraires, launenhaftes Regiment, wie das von Paraguay, ein Unglück für die Menschheit; aber man verberge sich nichts: eine Alleinherrschaft, vorübergehend wie die von Paraguay, eine Herrschaft des Genies und der Kraft, ist zur Zeit noch die glücklichste Chance der jungen Freiheit Südamerikas. England lernte seine Magna Charta erst durch die Tyranneien der Heinrich, Elisabeth, Jakob und Karl schätzen, erst durch langjährige falsche und ungerechte Citate wurde die Freiheit aus einer Abstraction juristische Gewohnheit.

Südamerika hat das Interesse einer dauernden Zerspaltung: die Freiheit beglückt nur kleine Kreise. Diese unermeßlichen Länderstrecken müssen sich in kleine Districte theilen, wo sich die Freiheit anbauen läßt, wie der Kohl, den man unter seinem Fenster wachsen, blühen und gedeihen sieht.

Francia haßt die Monarchie als Princip; er haßt die Aristokratie; er ist ein Repräsentant jenes sonderbarsten aller Despotismen, der die Welt frei machen will mit Gewalt und glücklich mit Zwang. Er wirkt in seinem Lande Vortreffliches, Vorbereitungen für die blaue Zukunft, er betreibt die Cultur des Landes und der Geister, er will Menschen schaffen, die der Freiheit würdig sind. Francia experimentirt. Er hält mit seinem Lande Schule. Schon rückte es eine Klasse höher; denn der Handel mit dem Auslande ist seit einigen Jahren freigegeben: solche Concessionen sind hier wie Noten, die bei jährlichen Prüfungen dem Fleiße eines Schülers gegeben werden. Francia wäre glücklich, wenn er stürbe und könnte seine Schüler sich selbst überlassen; aber so fühlt er, daß sie noch immer nicht reif genug sind, und mußte sich entschließen, noch in seinen hohen Tagen, in seinem siebzigsten Jahre, ein junges Mädchen zu freien, um einen Nachfolger erzielen zu können.

Man denke sich hier den alten Spanier, wie den Doctor Bartolo, mit rothen Strümpfen, lockiger Perrücke und im langen Mantel: oder wollt ihr einen edleren Vergleich, wie den alten Dogen Marino Falieri von Venedig, der als siegesmüder Löwe noch mit einer frischen jungen Gazelle spielt!

Armand Carrel.

1835.

Athemlos, in einer ewigen Bewegung, drängen sich die Aeußerungen des politischen Lebens in Frankreich, so daß selbst der Umfang von Paris nicht groß genug zu sein scheint,

für jede derselben hinreichenden Raum zu lassen. Nichts ist dort vollständig: weder der Sieg noch die Niederlage. Jener muß darauf verzichten, Triumphe zu feiern; diese hält ihre Leichenbegängnisse nur in der Stille.

Auch für den Contrast ist nicht Raum genug da. Die Masse der Interessen, innerlich verwandt, oft nur ein Mehr oder Weniger, schattirt sich in einander, so daß die Extreme durch eine lange Kette von Mittelgliedern das Unversöhnliche ihres Abstandes zu verlieren scheinen. In jedem andern Lande würde eine Erscheinung, wie der große Proceß des National vor der Pairskammer, entscheidende Folgen gehabt haben; überall, wo Raum ist, wo man noch athmen kann und nicht gedrückt wird von zahllosen Intriguen und Bestrebungen, hätte dies Schauspiel die öffentliche Meinung besiegt; denn im Contrast liegt für die Gemüther eine unwiderstehliche Wirkung, weil sie eine poetische ist.

„Wir — die Männer des National!" Welche Brücke führt zu dieser stolzen Emphase, die Armand Carrel aussprach? Welche Verbindung giebt es, um mit dieser kalten Resignation zu unterhandeln? Namen, welche als Parlamentaire kommen wollten, werden durch diese Phrase, zusammengesetzt aus Stolz, Verachtung und Drohung, zurückgewiesen; Ereignisse, die jenes schroffe Jenseits erobern möchten, könnten es nur, wenn sie der Zukunft angehören.

„Wir — die Männer des National!" ein Contrast, der überall siegen würde, der aber in Paris durch öffentliche Blätter, durch gesellschaftliche Berührungen und tausend Seiden der Freiheit gebrochen wird und nichts zurückläßt, als die Ordnung eines Tages und eine Besorgniß, die leichtsinnig der Strudel der Begebenheiten wieder fortspült.

In der That sah man damals einen Tag lang die Männer des National als eine repräsentirte Macht; umgeben von Bundesgenossen und Sympathieen, welche überraschten; eingerichtet, schlagfertig, nur des Augenblicks, der nicht fehlen zu können man gewiß war, harrend: man sah diese schroffen Verneinungen vor den Schranken des höchsten Gerichtshofes, die rechte Hand im Brustlatz, die Linke vornehm über den Rücken geschlagen; man sah diese bleichen Köpfe, welche die

Farbe der Kerkerwände, ihrer Heimath, trugen; diese scharfen und gepreßten Lippen, um welche hundert Verdicte serviler Geschwornen ein ironisches Lächeln unvertilgbar eingegraben; diese Relais und Vorposten einer Zukunft, die, wenn man sie nicht zu Fuß haben will, wie Mirabeau sagte, zu Pferde kommen wird; man sprach von diesen geheimnißvollen Physiognomieen einen Tag, tröstete sich, daß das, was da kommen mag, wahrscheinlich unvermeidlich sei, und kehrte zurück zu seiner Boutique, zu seinem Kinde, das sich auf die Weihnachtszeit freute, seinen Gönnern, seinen Kunden, zum status quo des Augenblicks, der sich fortwälzen muß bis zu irgend einem großen Stegreifereigniß, einem entscheidenden Zufall.

Für die Tausende, welche davon gewinnen wollen, ist das große Terrain so klein: der Eine hängt sich wie an einem Bergabsturze an den Andern, um sich wechselseitig fortzuschleudern; Jeder fühlt, daß der Boden unter seinen Füßen brennt und daß nur der fest steht, der sich bewegt; der Besitz ist fortwährende Eroberung oder Vertheidigung; die Existenz ist ambulant; noch ist die Zeit der Aufopferung nicht gekommen; die Contraste siegen nicht in Paris.

Der Kampf des Tiersparti und der Doctrinaire kann nie zu positiven Resultaten führen, wenn nicht Unvorsichtigkeit wie bei geladenen Flinten aus dem Spiele Ernst machen sollte. Der Tiersparti mag von der gelehrten Miene der Doctrin belästigt sein; er mag es beleidigend finden, wenn die Doctrin bei jedem Streit erst eine Weile schweigt und sich dann vornehm erhebt, um die Frage auf ein anderes Feld zu schieben; in Frankreich entscheidet die Manier, nicht die Gesinnung. Was könnte der Tiersparti wollen, das die Doctrin nicht unterschriebe? Hat die Doctrin gegen den Tiersparti etwas Anderes im Schilde, als einen andern Ausdruck für dieselbe Sache? Kann der Tiersparti mit seinen halb napoleonistischen, halb bürgerlichen Manieren, mit seinen linkischen Complimenten, mit seinen Röcken von zwei Reihen Knöpfen, seinem kurzgeschnittenen, ungelockten Haar, mit seinen benägelten Stiefeln und der Unbeholfenheit, die ihn bei einem vornehmen Diner lächerlich machen — kann er mit

dieſem formellen Ingrimm irgend etwas im Sinne haben, was die neue Dynaſtie in Verlegenheit ſetzte?

Bei Leibe nicht! Nein, beide vereinigen ſich in der Anſicht, die ſie von parlamentariſcher Oppoſition haben; beide, Tiersparti und Doctrin, halten die Oppoſition für etwas nothwendig Bitteres, aber für den bittern Magenſaft, der dem Staatskörper verdauen hilft. Radical iſt keiner von beiden. Hier iſt ein Kampf ohne Muth; ein Kampf, der die Sieger in Verlegenheit ſetzt. Die Doctrin täuſcht ſich hierüber nicht; ſie erklärte längſt, daß der Tiersparti nicht wagen wird zu ſiegen.

Die Doctrin ſpielt dem Tiersparti gegenüber eine Rolle, die plötzlich für ſie ein Intereſſe erregt hat. Wer ſähe nicht mit Theilnahme auf Thiers, den geiſtreichen Roué, der das Königthum in ſeiner Hand zu haben ſcheint, und der ihm dennoch ſo verhaßt iſt, weil er ſeinen demokratiſchen Urſprung nicht abſtreifen konnte, weil er alte burſchikoſe Ausdrücke und Formen beibehielt und ſich noch immer ſo benimmt, wie ein junger Schüler des Collège, der plötzlich einen Wechſel von Hauſe bekommen hat, ſich mit ſeinen Kameraden einſchließt und einige Tage lang ſeine Orgien feiert!

Wir ſind an der rechten Stelle. Es gab eine Zeit, wo Armand Carrel mit Thiers und dem Staatsrath Mignet die Namen der Freundſchaft austauſchte, wo ihre Schwüre gemeinſchaftlichen Feinden galten, wo ſie zuſammen Luftſchlöſſer bauten und wechſelsweiſe an einander belauſchten, wie mit dem wachſenden Barte die Illuſionen ſchwanden.

Mignet, ruhig und geſetzt, von ängſtlicher Beſonnenheit, der pedantiſche Gegenſtand der Späße des kleinern Thiers, immer aufgezogen von ſeinen beiden Freunden, aber ein Mann von Vorſicht, ein Meiſter des Styls, plaſtiſcher Natur, ein Mann zu gut für die Dinge, denen er ſpäter diente. Thiers, lebhaft, Raiſonneur, Poltron, immer Widerſpruch, heute das Gegentheil von dem, was er geſtern war, nicht ſo tief und ergründend wie Mignet, auch nicht ſo marmorn im Styl, doch empfänglich, ein leichter Arbeiter, mit einem genialen Inſtinkt für das Wahre oder auch nur für das Glänzende. Carrel, vielleicht nicht ſo unterrichtet wie Mignet, nicht ſo geiſtreich

wie Thiers, aber consequent, ein Mann der That, energisch, Meister seines Ideenkreises, Meister der Menge, imponirend durch den Willen und die moralische Macht der Wahrheit, die da elektrisirt, keines Menschen und keiner Meinung Sklave, auch nicht einmal Sklave der Republik, und doch auch ein Sklave — ein Sklave seiner selbst, ein Sklave seines Charakters!

Die Ereignisse lösten diesen Bund. Die Freundschaft verhüllte ihr Haupt und nahm von ihren Jüngern Abschied: wie sich der edle Rüdiger von den Nibelungen wendet und sein Schwert verflucht, das er im Dienste Chriemhildens gegen seine Freunde und Schwäher führen muß. Ja, das Unglück dieser Tage macht unsere Herzen kalt und mit todten Mienen gehen wir an einander vorüber, die wir uns damals geliebt hatten, als es noch keine andere Parthei für uns gab, als die der Freundschaft.

Armand Carrel wurde mit dem beginnenden Jahrhundert geboren. Seine Kindheit nahm die glänzenden Eindrücke der Kaiserherrschaft auf; die Phantasie mußte sich bei ihm früher entwickeln, als eine Meinung. Die Ahnung des Kaisers steigerte sich mit der Reife der Jahre, denn das Schicksal Frankreichs fiel bald mit des Mannes sinkender Größe zusammen: die Liebe des Vaterlandes hatte keinen andern Ausdruck, als die Vergötterung einer unsterblichen Person. Glanz der Nation, die Größe des Kaisers, die Begierde nach Ruhm, Alles fiel in Eins zusammen und auch zuletzt in die eine Thatsache, durch welche die Vergangenheit Lügen gestraft und großen Anfängen ein kleines Ende gegeben wurde.

Als Armand Carrel, wie viele tausend Jünglinge, sich stark genug fühlte, die Bahn der Ehre und des Todes zu betreten, waren die Adler der Nation zerbrochen, fremde Banner wehten im Lande und die Knaben, welche neben ihren Brüdern am Ebro und der Beresina liegen wollten, wurden mit ihrem Anerbieten abgewiesen; die Musketen, die hinfort in Frankreich getragen werden durften, hatten die Sieger gezählt.

Doch wandte sich bald die Perspective; es schien eine geraume Zeit hindurch nicht unmöglich, daß Frankreichs zer-

stampfter Boden eine neue Invasion zu fürchten hatte; die Jugend eilte zu den Waffen; auch Carrel entlief seinen Eltern und ließ sich bei einem Regiment anwerben. Seine Eltern hätten ihn gern hinter ihren Ladentisch gestellt und ihn mit Maß und Gewicht zu ihrer und der Kundschaft Diensten ausgerüstet; es waren ansehnliche Krämer, die bei einem Tumulte ihre Boutique verschlossen und das Heil der Welt in guten Preisen des Kaffee und Zuckers suchten. Die guten Leute waren untröstlich, sie schickten sich schon an, das Mittel des Enterbens anzuwenden, als ihr Ehrgeiz der Sache eine andere Richtung gab. Der Oberst des Regiments sprach von den vortrefflichen Anlagen des jungen Mannes, von Eigenschaften, die ihn ganz für den Tod auf dem Felde der Ehre geeignet machten: der geschmeichelte Stolz widerstand nicht mehr. Carrel bezog die Militairschule von St. Cyr.

In diesem Institute sog die französische Jugend jene Grundsätze ein, die später bei den Regimentern in Verschwörungen ausbrachen. Die alten Fechtmeister und Ingenieuroffiziere sprühten noch von bonapartistischen Phrasen; die jungen Männer griffen sie auf und ließen sie der Liebe zur Freiheit und Republik zu Gute kommen. Man verschmähte nicht den phantastischen Schmuck der Verbrüderung auf Leben und Tod, man hatte seine Erkennungszeichen, seine Symbole, seine eigene Art, die Hand zu geben, seine Stichwörter, wenn man Eingeweihten zu begegnen vermuthete. Es war ein Geist der Unruhe, um so gefährlicher, als sich zur Poesie noch die Einflüsterungen und das Gutheißen von Männern gesellten, die durch ihr graues Haar das Unwahrscheinliche möglich zu machen schienen und das Verbrechen heiligten. Doch war nicht Alles Unbesonnenheit, nicht Alles gekränkter Stolz, was die Jungen und Alten zusammenbrachte; sondern schon eine historische Einsicht in Frankreichs betrogene Geschichte, eine Ueberzeugung, welche theoretischen Ursprungs war und sich der Leidenschaften nur bediente, um Sympathie und Märtyrer für diese Ueberzeugung zu wecken.

Armand Carrel wurde Offizier des 29sten Regimentes. Die Militairverschwörung von 1820 verzweigte sich auch hier; die Entdeckung derselben ging aber diesmal noch schonend über

dem jungen Republikaner hinweg. Carrel wurde versetzt; doch brach seine Geduld zuletzt doch am fortwährenden Vereiteln der patriotischen Absichten. Die geheimen Gesellschaften waren von Verrath untergraben: die Decimationen verringerten ihre Streitkräfte, und Carrel sah ein, daß ein der Freiheit geweihtes Leben nicht unterhandeln müsse mit Hindernissen; wie so viel scheinbare Freunde der Unabhängigkeit ihre Unthätigkeit durch das Unmögliche zu beschönigen pflegen. Seine Seele dürstete, den oft vorbereiteten und immer wieder von den Ordnern abgesagten Kampf gegen Tyrannei endlich zu bestehen, er verachtete den Egoismus der Freiheit, schwang sich auf einen kosmopolitischen Standpunkt und beschloß der spanischen Sache seinen Arm und seinen Tyrannenhaß zu weihen. Er ging nach Barcelona, kämpfte gegen die Glaubensarmee und ertrug unter Mina die Mühseligkeiten des spätern catalonischen Feldzugs.

Als diese Dinge scheiterten, wurde Carrel, obgleich in eine Capitulation einbegriffen, doch in Toulouse zum Tode verurtheilt.

Die Schicksale haben in diesen Kämpfen oft wunderbar schnell gewechselt. Noch heute trifft es sich wol auf der Pyrenäischen Halbinsel, daß, nachdem an elf Unglücklichen das Todesurtheil vollstreckt ist, für den zwölften das Gewehr versagt und im ganzen Bereich so wenig Pulver vorhanden ist, daß man kein frisches auf die mörderische Pfanne schütten kann.

Ein processualischer Fehler rettete Carrel, seine Sache wurde revidirt, und mit der Erfahrung, schon einmal mit dem Leben abgeschlossen zu haben, ging er nach Paris. Wer sich nicht daran gewöhnt hat, in der nächsten Viertelstunde guillotinirt zu werden, wird in unserer gefahrvollen Zeit nie eine große Rolle spielen. Nur diejenigen, deren Wandel ewige Verzichtleistung ist, sollten das Kreuz des heiligen Kampfes nehmen.

Die Censur und die imponirende Stellung des Ministeriums Villèle hatten die Revolution eine Zeitlang zurückgeschreckt in die Schlupfwinkel einiger Geheimbünde, noch mehr aber in die Museen der Gelehrsamkeit, wo an fremden Studien der Ueberdruß sich zerstreute und an Geschichtsdarstellungen, welche Vergleichungen mit den laufenden Dingen zu-

Uriel.

Und Judith? Warum fragt Ihr das?

Silva.

Iſt ſie

Nicht Eurer Weisheit treue Schülerin?

Uriel.

Sie wird jetzt in des Lebens Schule gehn!

Silva.

Für Frauen das die beſte. Fragt nur da
Den künft'gen Gatten Eurer Schülerin,
Ob er nicht gleicher Meinung.

Uriel.

Nein, Jochai!
Entſagung lernen ſteht auch Reichen ſchön.
Löſcht alle Kerzen aus, die Ihr zur Pracht
Auf Eurem Hochzeitsfeſt verbrennen wolltet.
Ihr braucht für Judith nichts, was eitel glänzt,
Braucht goldne Becher nicht für ihren Trunk,
Braucht Silber nicht für ihr beſcheiden Mahl —
Im Vollgenuß des väterlichen Glücks
Hat ſie gelernt die Freuden des Entbehrens,
Sich ſelbſt genügen — lehrte meine Weisheit!
(Sich vergeſſend)
Und wenn Ihr doch ſie überraſchen wollt,
Mit einem goldnen Dache ſie umwölben,
Doch aller Lebensfreuden Duft ihr ſpenden,
Dann iſt ſie's werth! Sie ſtieg vom Himmel nieder,
Die Erde hat nicht Theil an ihrem Stoff —

ließen, die Verzweiflung eine Art stille Genugthuung fand. Carrel schrieb eine Geschichte Schottlands und eine Darstellung der Contrerevolution unter Karl und Jakob II., wovon die letztere eine Parallele seiner Zeit schien und vom Partheigeiste empfohlen wurde. Die erstere veranlaßte blos das Bedürfniß zu leben, wie auch Thiers damals seine Revolutionsgeschichte ohne großen Plan begann und nichts damit im Anfang liefern wollte, als eine Nebenarbeit, die der speculative Buchhandel bei ihm bestellt hatte. Trotz der beschränkten Presse erreichte die Journalistik ein seltenes Ansehen. Alles, was Kenntnisse und Geist hatte, trat in ihre Bureaur. Eine Aufopferung dieser Art, daß sich das Genie zersplitterte, sich dem kleinen Partisanenkriege anschloß und alle Tage wieder mit frischen Artikeln, die nur bis zum Abend Werth hatten, zur Hand war, sah man jetzt zum ersten Male. Und zuletzt lernte die Journalistik, durch keine Niederlagen entmuthigt, auch siegen; denn die gesetzmäßige Opposition, welche unter Polignac in der Kammer bald die Oberhand erhielt, machte gemeinschaftliche Sache mit ihr, so daß die Journale in den Julitagen eine Macht waren, so positiv, wie Ragusa's Kanonen.

Der National, von Carrel, Mignet und Thiers abwechselnd redigirt, wagte noch nach den Ordonnanzen zu existiren; er lieferte die Protestationen der Kammer, heftete sich mit seinen begeisterten Aufrufen an die Straßenecken und gab sein Bureau als Ort der Berathung her. Carrel, der von seinen beiden Collegen verlassen war, entwickelte in dieser denkwürdigen Krisis ein seltenes Talent, Gegenwart des Geistes, Umsicht und einen militairischen Muth, den man der Literatur nicht zugetraut hätte. Der National war immer in der ersten Reihe, er schien aufzufordern, daß man ihn erst läse und dann zu Patronen benutzte. Er war noch bis in den August thätig, die Aufregung lebendig zu erhalten; bis zuletzt diejenigen hervortraten, die sich bis jetzt fern vom Schauplatze gehalten hatten und von den Siegen, die frembes Blut kosteten, die Vortheile für sich zogen.

Man muß sagen, der National war eine Zeitlang von dieser Wendung der Dinge überrascht. Er hielt sich noch

immer für den Schöpfer der Ereigniſſe, als dieſe ſchon ein fremdartiges Gepräge trugen. Er erwachte von ſeiner Täuſchung erſt da, als die Zügel ſeiner Hand entfallen waren. Er verbiß ſeinen Schmerz, erholte ſich von ſeinem Aerger, ſich überliſtet zu ſehen, ſchlug Präfectur und Julidecoration aus, verſagte dem neuen Königthum den Eid und begann gegen den 7. Auguſt und den 13. März einen Kampf, der noch andauert.

Die Zukunft Frankreichs, die Republik, trug bei ihren verſchiedenen Propheten im Jahre 1834 nicht dieſelbe Phyſiognomie. Die Republik der „Tribüne" war keine Perſpective der Combination, ſondern eine Tradition, eine blutige Erinnerung, eine ambulante Guillotine, mitten in das Gewirr des Tages rollend. Es waren die alten Carmagnolen und Wohlfahrtsausſchüſſe, vielleicht ohne Blutgier, vielleicht nur Formen, die den Mangel neuer Begriffe erſetzen ſollten. Die Republik der Tribüne war noch nicht conſtituirt, ihre Geſetze waren noch ungegeben, es war mehr ein hiſtoriſcher Enthuſiasmus, der ſie verkündete, ein Andenken, berauſcht von großen Revolutionsproceſſen früherer Tage, berauſcht von den erhabenen Phraſen, die noch unter dem Beile geſprochen wurden, berauſcht von der Kunſt des Todes, die ſeit den chriſtlichen Märtyrern nicht ſo großartig gelehrt wurde wie damals. Die Tribüne fing keine Grillen über die Zukunft, ſie war nichts, als eine Reaction des Jakobinismus; ſie ſpielte mit den alten Cocarden, Mützen, mit den Tages- und Monatsbezeichnungen, mit dem Dekadi und ähnlichen Nebenſachen, die bei ihr die Stelle deſſen vertraten, was der Zukunft anheim liegt und ihr noch keine Sorge macht. Die Tribüne hat ſich nicht halten können.

Der National beruht auf einer andern Berechnung. Er hält die Zeit der Republik, wie ſie in Frankreich ſchon geweſen iſt, für einen tranſitoriſchen Zuſtand. Die damalige Republik war nichts als Revolution; ſie ſtand unter der Tyrannei des Augenblicks; ihre Geſetze, wie in werdenden Zeiten immer, ſtarben ſchnell ab, ſie war noch keine Republik. Das Todesbeil und die Proſcription, für die „Tribüne" ſo nothwendig, weil ſie die Republik mit der Revolution verwechſelte, ſind für das Syſtem des National unweſentlich.

Es ist nicht Grausamkeit, wenn dieser bei den nothwendigen Opfern neuer Zustände die Achseln zuckt: er vergleicht das Werdende wie Mirabeau mit den Kindern, die mit Schmerz aufwachsen unter tranchées, maux de dents et rugissements. Der Uebergang vom Schlechten zum Guten ist oft übler, als das Schlechte selbst, aber er ist unvermeidlich.

Die Philosophie des National verbietet ihm auch zu conspiriren. Er überläßt den Durchbruch der Zähne, um in Mirabeau's Bilde zu bleiben, den Leidenschaften, dem Unverstande und vor Allem der heiligen Nothwendigkeit, die nichts ungeschehen lassen wird und die noch Niemanden betrogen hat, der sich auf die Höhe des Entwicklungsganges der Menschheit zu stellen wußte. Das wahre Geschäft des National fängt erst da an, wenn die Straßen vom Schutt der Zerstörung gereinigt sind, wenn die Tafel der Vergangenheit ausgelöscht ist und die Sehnsucht der Völker erwacht, an die Stelle des Alten Neues, für die zerbrochenen Formen andere und solche zu geben, die für die unabweisliche Glaubenslust der Gemüther Befriedigung bieten können.

Der National spricht nie von Trümmern, von Untergang, diesen gefährlichen Ausdrücken für Ereignisse, die auch seiner Positivität vorangehen müssen. Er schiebt nichts auf die Bank einer künftigen Berathung. Er schildert das Neue weder so, wie es gewesen ist, noch als etwas Unerhörtes, wovor die Menschheit erschrecken könnte, sondern als einen Zustand, in welchem wir uns Alle so gleich stehen, wie jetzt, in welchem wir unsere kleinen Neigungen befriedigen mögen, wie immer, in welchem wir vom Leben all die Vortheile ziehen, die uns so oft mit dem Schöpfer versöhnen, wenn wir nicht begreifen können, warum wir sind.

Sogar die tägliche Opposition des National, dieser ewige Widerspruch, der sich an jede halbe Maßregel der Regierung, an jeden Verrath der Vaterlandsehre, an die Tagesordnung in Paris anknüpft, ist nie ohne Position; jedem Ungeschick werden die Handgriffe vorgemacht, wie sie die Zukunft, wenn diese schon ihre Rechte hätte, zeigen würde. Nicht aus einer weiten Abstraction, aus einem idealen Jenseits, für welches es keine Brücke giebt zum heutigen Leibgericht des Bürgers

und zur guten Hoffnung seiner Ehehälfte, winkt der Vorwurf mit nebelhaften Contouren, sondern der National ist überall gegenwärtig, ist unterrichtet, ist Staatsmann auf eigene Hand, ist anständig und zulässig in die gute Gesellschaft: er hat die Präcedentien des gegenwärtigen Ministeriums in Händen; er wird auch den zukünftigen so viel Seiten zeigen, daß es ihnen nicht unwünschenswerth scheinen würde, ihn an ihre Verlegenheiten zu ketten.

Wollt ihr die stärkste Waffe wissen, welche im Kampf gegen die Autorität die Stelle der Kanonen vertritt, die uns nicht zu Gebote stehen? Es ist das Genie und die Unbequemlichkeit für Jene, welche das Bedürfniß fühlen, alles Ausgezeichnete an die Spitze des Staates zu stellen und von dem Genie, das man gern den Gegnern abwendig machen möchte, abschlägige Antworten zu bekommen. Wie fühlbar ist schon in Frankreich dieser Mißstand, wo sich zwar Alles zu beeilen scheint, der zahlenden Autorität seine Dienste anzutragen; aber zugleich Dienste, welche nur im Vorüberflug dem Leistenden Vortheile abwerfen, bis zur zwölften Stunde, so lange, bis ihn das Gespenst der Impopularität vertreibt, er aber so viel gewonnen hat, daß er sein ferneres Glück — der Börse anvertrauen kann! Wie fühlbar in Frankreich, wo die höchste Gewalt mit so vielen abgenutzten Werkzeugen umgeben ist, wo die Juristen für die Marine und die Contreadmirale für die Diplomatie sorgen sollen!

Beurtheilt man den National nur nach dem Maßstabe der französischen Revolution, so wird man rasch zur Hand sein, ihn nur eine wiederholte Auflage des Feuillantismus zu nennen. Dies ist eine Ungerechtigkeit; der National übersieht die Revolution, weil es in menschlicher Berechnung nicht liegt, die Dinge zu bestimmen, wie sie werden und wodurch sie kommen.*)

*) Der Sache des „National", mit der wir ihrer bonapartistischen Richtung wegen als Deutsche uns nicht besonders verwandt fühlen können, schadete unermeßlich der frühe Tod Carrel's. Seine Nachfolger haben ihn nicht ersetzen können. Armand Carrel fiel im Jahre 1836 im Duell von der Hand Emile de Girardin's.

Ancillon.
1835.

Selten bietet das Leben deutſcher Staatsmänner biographiſchen Reiz. Aus zu gleichmäßigen, zu nüchternen Elementen iſt es zuſammengeſetzt. Es kommt erſt dann in die Strömungen der Zeit und des öffentlichen Lebens, wenn es das Greiſenalter erreicht hat; ja oft iſt ſelbſt der höchſte Rang, mit welchem ein deutſcher Staat ſeine Diener bekleiden kann, gänzlich herausgerückt aus der Sphäre des allgemeinen und geſchichtlichen Intereſſes, wie groß auch die ſtillen und beſcheidenen Verdienſte ſein mögen, die man ſich mit ihm erwerben kann.

Ein heller Kopf, gute Studien, Protection, wirkliche Vorzüge, die der höhere Beamte bemerkt und uneigennützig belohnt, allmäliges Hinaufrücken, zuletzt die Alterspräregative; das iſt der loyale Gang, den die deutſchen, in Gehorſam gegen ihren Herrn ergrauten Staatsdiener faſt alle gemacht haben. Dieſer Gang iſt friedlich, ohne Stürme, man hat Zeit, ſich einen Privatcharakter für den Umgang nach beliebigem Gefallen zu bilden, und darf darauf rechnen, für ſein geduldiges Fortziehen an der Staatsmaſchine eine Menge geräuſchloſer kleiner Freuden zu genießen, ſeine Söhne heranwachſen zu ſehen, ſeine Töchter an ſolide Eidame zu verheirathen, ſeine Witwe zu verſorgen und ſonſt die Zukunft und alle ihre Wechſelfälle mit ruhiger Gewißheit abzuwarten.

Nimmt dieſe politiſche Idylle einmal einen Aufſchwung, ſo hat man eine Commiſſion in kürzerer Zeit beendet, als die Diäten gezahlt worden wären; man entdeckt ein Complott oder einen finanziellen Rechnungsfehler, mit welchem über das ganze Syſtem der vaterländiſchen Bureaukratie auf einen Monat hätte Verwirrung kommen können; man hat geſunde

Staatsschuldentilgungseinfälle, geistreiche Reductionspläne; man hat feine Manieren, diplomatisches Talent, man erhält eine zarte Mission an einen benachbarten Hof, um für hohe unverheirathete Personen eine Lebensgefährtin zu werben; dies sind die bedeutendsten Epochen und Einschnitte im Leben eines deutschen Staatsmannes im Frieden.

Es kann sich lange von einem solchen Ereignisse in einer Familie Tradition erhalten. Man kann die Abbildung der Orden und die Geschenke aufweisen, welche bei solchen Gelegenheiten von den Ahnen verdient wurden; doch lächelt dazu die Geschichte, deren Gedächtniß bestürmt wird von den großen Begebenheiten, und die nicht einmal am Rande ihrer ehernen Tafeln Raum übrig hat für das, was immer nichts Anderes ist, als Erfüllung seiner Pflicht und Ausführung dessen, was Niemand auszuführen unterlassen darf.

Sie thun alle, was sie müssen; und dies ist angeschrieben ohne Zweifel im Buche des Lebens, auf welches das Buch der Geschichte zu verweisen pflegt, wenn man in diesem etwas vergebens sucht.

Die kleinen constitutionellen Staaten fordern allerdings jetzt das Talent heraus und geben Raum für Kräfte, welche die Anciennität überspringen. In Oesterreich wird nur eine glänzende Aristokratie an die Spitze der Verwaltung gestellt: alte, historische Namen, bei denen es immer eine Auszeichnung ist, wenn ihre Talente das Privilegium der Geburt einholen und sie das in der That sind, was sie zu sein — keine Verpflichtung haben. Hier lauscht die Geschichte und zeichnet sich manche Thatsache auf. Die preußischen Staatsmänner konnten früher selten größer sein, als ihre Verhältnisse, da die letztern unverrückbar vorgeschrieben sind. Eben die liberale Zulassung aller Stände in die Carrière schwächt die Vorsprünge, welche Einer vor dem Andern gewinnen konnte. Weil Preußen auf der einen Seite keine im Vordergrund stehende, reiche, massenhafte Aristokratie hat, so giebt es keine natürliche, mit der Geburt gegebene Prädestination für das Verdienst und den Ruhm; und weil es auf der andern Seite ohne Oeffentlichkeit, Verfassung und Repräsenta-

tion ist, so giebt es auch dem talentvollen Emporkömmling, dem Genie keine Anwartschaft, wenigstens nicht eher, als bis mit dem grauen Haar und der langen Entnervung durch die Bureaukratie und Collegialverwaltung das Feuer abgekühlt und das Außerordentliche in eine gemäßigte, wenn auch manchmal recht geistvolle Auffassung seiner Dienstpflicht verwandelt ist.

Neben diesen jüngern Staatsmännern finden sich noch zahlreiche Reste von Preußens historischer Vergangenheit; Namen, deren Anfänge sich in verworrene, dann unglückliche und zuletzt glänzende Begebenheiten verlieren, von welchen einige schon damals Hauptrollen übernommen hatten, andere durch den Conflict der Umstände in Stellungen gekommen sind, die ihnen das Fortschreiten auf einer sonst verschlossenen Bahn ungemein erleichterten. Bei diesen fehlt es nicht an manchen charakteristischen Zügen, kleinen überraschenden biographischen Wendungen, Lebensschicksalen, die man mit Theilnahme verfolgt, weil sie die Erwartung spannen, das Unglaubliche wahr machen und mit so vielen Ereignissen zusammenhängen, an welche die Erinnerung mit einem angenehmen Wohlbehagen, mit einer gewissen stolzen Genugthuung und dem Gefühl, wie nun das Gegenwärtige dem Vergangenen so überlegen sei, herantritt.

Die Schicksale dieser Männer verlieren sich zuletzt in die Regierung Friedrich Wilhelm's II., welche ihres unpartheiischen und unterrichteten Geschichtsschreibers noch harrt; in eine Zeit, wo der preußische Staat eine Verlassenschaft des Ruhms und des Genies war, und man zum ersten Male in der Monarchie anfing, die Personen von der Maschine zu emancipiren, das Talent von der Cabinetsdictatur Friedrich's II., den Geist von der todten und starren Form.

Die Geschichte weiß, daß von dieser erwachenden Freiheit diejenigen den meisten Gebrauch machten, welche sie nicht verdienten: es war damals die Zeit der Notüre, der Gunst, der Hintertreppe, die Zeit des Sieges einer glücklichen Stunde; man kann darüber im Urtheil nicht so streng sein; denn die Wiedergeburt des preußischen Staates, die Auflösung der alten knöchernen, tyrannischen Formen von Sanssouci ließ

ſich durch dieſe Periode der Günſtlinge am beſten an. Welche Menſchen ſind an's Ruder der Gewalt gekommen! Sie verdienten es nicht; das iſt wahr; aber ſie riſſen das Herkommen ein, das Preußen an das Militair und den Adel verkauft hatte, ſie halfen das Vorurtheil gegen ihren Willen bekämpfen und machten dem demokratiſchen Elemente Platz, das ſpäter den Staat gerettet hat.

Es war damals leicht, in die Geſchäfte zu kommen; die Miniſter waren zum großen Theil Militairs, die ſich die Kenntniſſe, die ſie ſelbſt nicht beſaßen, von Andern leihen mußten; die Freiheit der Preſſe kam dem Talent und der Vaterlandsliebe zu Hülfe; die Literatur hatte noch ein imponirendes Anſehen, einen Reiz der Neuheit, eine Herrſchaft über die öffentliche Meinung, wodurch die politiſche Autorität verführt wurde, ſich mit ihrem Glanze zu bekleiden; man hörte, da der Zuſammenſturz des Ganzen immer näher kam, auf die Vorſchläge des Privatmannes; ein geiſtreiches Memoire, das man heute wie aus der Luft gegriffen betrachten und vornehm zurückweiſen würde, fand damals Theilnahme und beſchäftigte die Aufmerkſamkeit der höchſten Perſonen.

Als die Schlacht bei Jena das Schickſal des Staates entſchieden hatte, ſteigerte ſich dieſe Achtung vor Oeffentlichkeit immer mehr; denn wer hätte damals, als die ſchwatzhafte preußiſche Literatur von 1806 aufkam, nicht behauptet, daß wenn Er am Ruder geſtanden, die Dinge eine beſſere Wendung genommen hätten? Jetzt glaubte man, daß der Lieutenant, Jakobiner, Schauſpieler, Glashändler Heinrich von Bülow ein großer Feldherr geworden wäre, und beklagte es, ihn im Gefängniß von Riga haben ſterben zu laſſen. Jetzt wurde ſogar Julius von Voß aufgefordert, Preußen zu retten, indem er Berlin durch die Moräſte von Wuſterhauſen unter Waſſer ſetzen ſollte. Man ſuchte das einzuholen, was man glaubte verſäumt zu haben, die Appellation an die Maſſe, an das Talent, an den Zeitgeiſt.

Unter dem Miniſterium Stein feierte die Humanität einen ihrer ſeltenſten Triumphe. Man ſah, wie ſich ein Staat, erſchöpft in den alten wurmſtichig gewordenen Mitteln der Regierungskunſt, der Natur und dem lebendig ſtrömenden

Volksgeiste hingab, eine Verjüngung feierte im frischen Blute der Demokratie, eine Huldigung, die bis zum zweiten Einzuge in Paris dauerte. Unter Hardenberg noch war es möglich, gegen sein Alter und seinen Stand bevorzugt zu werden. Hardenberg brachte noch eine Anzahl von Satelliten der Gunst in die Verwaltung; nicht gerade vorzügliche; seitdem aber ist wieder Regel und militairische Gewohnheit auf alle Ressorts der Maschine übergegangen.

Jean Pierre Frédéric Ancillon wurde in Berlin als ein Nachkomme ehemaliger hugenottischer Refugiés geboren. Seine Familie stammte aus Metz und zählte in ihrem Schooße einige Männer, die gegen die Intoleranz des Zeitalters der Dragonaden und der Tartüffes sich mit Nachdruck stemmten und sich unter den Genossen ihres Glaubens und ihrer Schicksale ein Gedächtniß erworben haben.

Wer den besondern Geist dieser jetzt in deutsche Sitte immer mehr übergehenden Colonie kennt, kann für den jungen Frédéric eine Constellation seiner Zukunft stellen, die damals in der Situation und den Zeitumständen für einen Sprößling der Colonie die günstigste war. Man denke sich eine durch gleiche Erinnerungen und gleiche Interessen zusammengehaltene Landsmannschaft, der es gestattet blieb, in ihren eigenen Manieren und Hausgesetzen fortzuleben. Diese Emigranten hatten einen Vorsprung vor dem neuen Vaterlande voraus, in Wissenschaften und Industrie, die ihnen Reichthümer verschafften, die ein anderer Theil von ihnen aus Frankreich schon mitgebracht hatte. Durch Verheirathung und Wohlthätigkeit war dieser Besitz fast zu einem Gemeingut geworden. Aus dem Geburtsland des feinen Anstands hatten sie eine Convenienz herübergebracht, mit welcher sie sich untereinander auszeichneten und die doch niemals in die Frivolität der französischen Mode ausartete, da sie von dem eigensinnigen, etwas mürrischen und aschgrauen Geiste des Calvinismus gemildert wurde. Der Begriff eines saubern und reinlichen Charakters, einer spiegelblanken Glätte des Gemüthes und einer von aller Excentricität entfernten, immer mäßigen Spannung der Seele ist nie so vollendet ausgebildet gewesen, als ehemals in den Cirkeln der berlinischen Hugenotten-

colonie. Niemals hat man die Gegenseitigkeit conventioneller Pflichten so glücklich abgewogen und in den Umgang zugleich so viel Freiheit und Gesetz gebracht, wie damals. Noch heute unterscheidet sich ein junger Mann aus der französischen Colonie auffallend von jedem andern „Berliner Kinde". Dort Erziehung, hier Dilettantismus; dort ein gewählter, bestimmter, etwas altkluger Ausdruck, der sich früh in der Familie bildete; hier endlose Geschwätzigkeit oder blödes und unbeholfenes Benehmen; dort etwas Pedantismus, ein gewisses calvinistisches Air aus dem Collège, feine Manieren, Unterordnung gegen das Alter und Tendenz zum Vornehmen; hier die Eigenschaften, die oft geradezu entgegengesetzt sind.

Unter Friedrich II. waren die Aussichten für die Colonie noch glänzender, da die Neigung des Königs mit ihren Landsleuten sympathisirte und sie noch immer den Stolz besaß, sich für ein verlornes und verschlagenes Stück Frankreich anzusehen, mit demselben Ruhme, mit derselben Aussprache, mit derselben Literatur, welche der undeutsche Friedrich vergötterte. Seit der König sogar den später so einflußreichen Cabinetsrath Lombard als einen jungen schüchternen Menschen, der die Fähigkeit hatte, einen französischen Brief zu schreiben, aus dem Collège herausnahm, mußten sich die Hoffnungen der Colonie steigern. Lombard, wenn er weniger frivol und ausschweifend gewesen wäre, würde vollkommen den Charakter der Colonie repräsentirt haben; denn er war ehrgeizig, er beneidete die französische Literatur um ihre Heroen, dichtete Chansons und kannte keinen größern Stolz, als eine Tragödie zu schreiben, die mit Voltaire wetteifern sollte und die er, nach seinem Unglück in Stettin, vielleicht wirklich Muße gehabt hat, zu dichten.

Ueber alle diese Dinge sah aber Frédéric Ancillon hinweg. Er erhielt von seinem Vater, einem geistvollen und gelehrten Manne, die trefflichste Erziehung und bildete sich für das geistliche Fach, das von seinen Landsleuten noch jetzt für einen Lebensberuf gehalten wird, den sie mit Wärme und Eifer bei den Ihrigen unterstützen zu müssen glauben. Man kann die Einrichtung des französischen Seminars, in welchem die künftigen Lehrer der Colonie ihre Bildung erhalten, nicht von

Sie iſt ein Schatz, vergraben unter Euch,
Ein Seraph, der die Grille hegt, ſich menſchlich,
Als wäre ſie die Unſre, anzuſtellen!
Berührt ſie nie mit einer Hand, die eben
Vielleicht in Haufen ſchnöden Goldes wühlte!
Jochai, zu ihr beten müßt Ihr, nahn ihr,
Wie man den Heil'gen naht! O laßt mich ziehen!
Der Blick auf das, was Euch zurückbleibt, kann
Den Abſchied nicht erleichtern. So mit Gott! — (will raſch ab.)

Dritter Auftritt.

Die hintere Thüre öffnet ſich. - Zwei Tempeldiener, jeder mit einer großen brennenden Kerze, treten ein. Rabbi Santos mit einem Buch in Quartformat in der Hand. Die Vorigen.

Santos (bei Seite).

Acoſta?

Silva (bei Seite).

Rabbi Santos?

Jochai (bei Seite).

Welcher Aufzug!

Santos.

Verweilt, Acoſta, daß Ihr ſelbſt vernehmt,
In welcher Sendung ich zu Silva komme.

Silva.

In welcher Sendung? Rabbi, dieſe Lichter?

allen Seiten lobenswerth nennen. Sie schließt ihre Zöglinge von lebhafter Theilnahme an dem wissenschaftlichen Progreß des Landes, das jetzt ihre Heimath geworden ist, mehr als billig aus; sie wacht über eine alte Tradition von den theologischen Wissenschaften, die enger mit dem orthodoxen Katheder von Genf zusammenhängt, als die lange Entfernung der Zeit gut heißen möchte; man kann nicht sagen, daß durch eine hinter verschlossenen Thüren gegebene, dem Auge des Lehrers überall so nahe Unterweisung die Selbstständigkeit im Denken und Forschen bei jenen jungen Männern besonders begünstigt wird. Doch befreite sich ein heller Kopf wie Ancillon bald von diesen beengenden Schranken und fragte sich, ob denn die Zeit nicht hinausgekommen sei über Pascal, Bossuet, Mabillon und Malebranche? Er kämpfte mit der angebornen Verehrung dieser hohen Geister, die um so natürlicher ist, je weniger die Theologen und Philosophen in Deutschland je eine solche Meisterschaft der Darstellung erreicht haben, wie jene. Einem Franzosen, begabt mit so feinen Geschmacksnerven für die Reize des Styls, mußte die hölzerne Ausdrucksweise der Deutschen, wie diese auch noch die kritische Philosophie entstellte, Ekel erregen. Noch mehr; wenn er die Beredtsamkeit für ein der Theologie nothwendiges Studium hält, wie konnte er Vertrauen fassen zu jenen hohlen, aus Zelotismus und Ungeschmack zusammengesetzten Lehren der orthodoxen lutherischen Geistlichkeit oder selbst zu der deistischen Gewandtheit Teller's, Zöllner's, Spalding's, deren Leistungen nicht auf Gesetze und Kunst, sondern auf ein glückliches Naturell sich gründeten oder die doch immer eingestehen mußten, daß für sie der classische Ausdruck des Bischofs von Meaux unerreichbar blieb? Ancillon horchte mit Theilnahme in die philosophische Revolution hinein, welche mit Kant über Deutschland kam, und entschied sich für die Gironde derselben, für die Philosophie Jakobi's.

Das Princip der Unmittelbarkeit mußte einem Geiste zusagen, der sich von dem kalten Deismus seiner Zeit mit Unbehagen abwandte und von Dogmen, welche der junge Denker auf sich beruhen ließ, wenigstens an die lebendige Kraft des Christenthums und die Wahrheit, welche sie für das

Gemüth haben, appellirte. Jene wunderliche Zeit, wo die Leute ihre Köpfe so anstrengten, daß Mendelssohn gestand, er müßte nach seinen schweren Forschungen manchmal die Ziegelsteine auf den Dächern zählen, um sich nur wieder zu sammeln, ging mit allen ihren Erscheinungen an Ancillon gewiß nicht ohne Revolution vorüber; doch war er Feind des Formalismus und scheute sich vor Systemen, die sich blutige Schlachten lieferten und in einen unerträglichen philosophischen Terrorismus ausarteten.

Noch mehr aber, als die Philosophie, wirkte auf den jungen Geistlichen die Geschichte. In welche stürmische Zeit fiel hier eine Jugend, die so viel versprach! Die französische Revolution konnte für den aufgeklärten Theil Deutschlands nicht aus den Wolken fallen. Schon ihre ersten Erscheinungen mußten ein höheres Interesse aufregen, als das einer bloßen Neuigkeit. Die Revolution war in ihren Principien wahlverwandt mit jeder freien Ansicht des damaligen europäischen Staatssystems, mit den Ahnungen der Humanität. Sie riß die öffentliche Meinung von ganz Europa hin, und die stärksten und lebhafteren Geister verfolgten sie auch da noch mit Ergebung, als die Interessen sich schon so in ihr durcheinander wirrten, daß nur die physische Gewalt der Leidenschaft die ihrigen zu retten vermochte.

Nirgends herrschte so viel Sympathie für die Ideen, die jenen großartigen Ereignissen zum Grunde lagen, als in der Hauptstadt Preußens, wo selbst die höhere Gewalt (ich erinnere an den Minister Hertzberg) der Revolution mit Theilnahme folgte, ihrem Princip huldigte und selbst da noch, als statt des Gesetzes der Schrecken zu regieren anfing, diese blutigen Bewegungen mit Mäßigung würdigte, die Unüberwindlichkeit des demokratischen Princips anerkennend und jede bewaffnete Intervention, jede Unterstützung der Rache bei den Ausgewanderten nachdrücklich widerrathend.

Man kann bestimmt die Grenze angeben, bis zu welcher die französische Revolution von den mäßigen und aufgeklärten Männern Deutschlands, von einer philosophischen Weltansicht, wie die Ancillon's war, gebilligt wurde. Sie sahen ja die Tendenz Frankreichs zu einer blutigen Zukunft schon mit

Ludwig's XIII. Regierung, mit der Ausbildung der souverainen Gewalt durch Richelieu und Mazarin; sie gaben in der allmälig sich vorbereitenden Gährung dem bestrittenen, dann abgeschafften, dann wieder eingesetzten Remonstrationsrechte der Parlamente seine rechte Stellung und berechneten, ohne der Geschichte einen fatalistischen Calcül aufzuzwängen, all' die bewiesenen Thatsachen während der Regentschaft und der Regierung Ludwig's XV., die Thatsachen der Politik, der Literatur und der Sitten, welche das zündbare Fundament der großen zeitgenössischen Begebenheit wurden. Wir streiten hier nicht über Ancillon's fernere Ansicht der Revolution, nach welcher ihm zwar der Ausbruch derselben unvermeidlich schien, aber ihre Folgen nur durch den Fehler, den man beging, indem man sie zu regeln unterließ, herbeigeführt sein sollen; erwähnen sie aber, weil sie die praktische Richtung, welche Ancillon's Geschichtsstudium nahm, erkennen läßt. Seine Anschauung der französischen Revolution ist mehr die eines Geschäftsmannes und Publizisten, als die einer philosophischen Abstraction, welche die Dinge geschehen läßt und nichts in ihnen sehen will, als blinde Nothwendigkeit.

Ancillon schloß sich frühe jenen Schriftstellern an, die nicht wie Burke mit einem gewissen Instinkt des Abscheues und mit Leidenschaftlichkeit gegen die neue Ordnung der Dinge in Frankreich auftraten, auch nicht wie Barruel und Robinson, die in Allem, was jenseits des Rheins geschah, Machinationen einiger Privatmänner, der Freimaurer und Illuminaten sahen; sondern die, wie Gentz, die Revolution in ein Werk der Geschichte und der Leidenschaft, in blinde Nothwendigkeit im Anfang und moralische Imputation am Ende theilten. Die historische Schule von Koch in Straßburg begann zuletzt eine Art von vergleichender Revolutionsgeschichte. Man kann sagen, daß Ancillon dieser Ansicht, aus welcher auch Schöll hervorging, am verwandtesten ist. Er bereiste in den Schreckensjahren die Schweiz und Frankreich, nachdem er schon vorher in Berlin als Lehrer der Geschichte bei der Militairschule angestellt war. Es ist nicht seine Schuld, wenn die jungen Fähnriche und Cadetten einst nach dem Tage von Jena Leonidas und Curtius vergessen hatten, wenn sie, statt

Türenne und Friedrich dem Großen auf der Karte zu folgen, sich lieber vom Geiste der Insubordination anstecken ließen, der durch die Gensdarmerieoffiziere in Berlin verbreitet und aus übel verstandener Genialität von einigen hohen Personen damals genährt wurde. Die Auflösung nahte sich schnell: sie hatte schon die Sitten ergriffen, sie ergriff jetzt auch die Institutionen, den Ruhm und die glänzenden Traditionen eines ganzen Jahrhunderts. Preußen mußte bei der Wendung, welche die Revolution genommen hatte, bei den Siegen, welche die Adler einer neuen Nation und die Entwürfe eines jungen militairischen Genies krönten, ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale der Geschichte legen.

Aber wo es hernehmen? Aus einer Vergangenheit, für welche die Gegenwart keine Beweise mehr hatte? Der Abgrund öffnete sich, und übermüthig, blind, pochend, schwatzend, unbedacht und drohend stürzte man hinein. Von der Armee war am wenigsten zu hoffen, obschon die alten Generale derselben glaubten, Napoleon wäre nur in die Welt gekommen, um sich von ihnen schlagen zu lassen. An Tapferkeit oder, wie man es damals nannte, Bravour fehlte es nicht. Ancillon verkehrte selbst in dem Hause eines Prinzen, den die Natur zu ihrem Liebling erkoren zu haben schien, der tapfer wie ein Held der Sage, auch gebildet wie ein Ritter der Tafelrunde war, der aber jene Mäßigung und Sophrosyne nicht besaß, die allein fähig macht, zu siegen oder das Unglück mit Würde zu ertragen, beim Prinzen Louis. Ancillon sah von dieser Zeit an wol ein, daß alle diejenigen, die sich anheischig machten, den Staat zu retten, entweder nur für ihre Leidenschaften einen glänzenden Vorwand suchten oder in den andern Sphären von einer hohlen, im Räsonniren begriffenen Verbesserungsmanie getrieben wurden. Er wählte den richtigsten Weg und schloß sich mit der Achtung, die man dem Unglück schuldig ist, und der Loyalität, die an die Schicksale des Königs das Loos des Vaterlandes knüpfte, an die Familie des Herrschers an, die sich der Ergebenheit der alten Provinzen anvertraute. Ancillon wurde Staatsrath und Erzieher des damals elfjährigen Erben der preußischen Monarchie.

Es gab damals in Berlin eine Philoſophie, die durch Kieſewetter repräſentirt wurde. Kieſewetter gab ſich damit ab, die Kantiſche Philoſophie zu trivialiſiren, und behauptete in den Straßen Berlins eine Reputation, die er mehr ſeinen bequemen Manieren und ſeiner Stellung verdankte, als einer beſondern Fähigkeit, die ſeinen flachen Geiſt ausgezeichnet hätte. Kieſewetter milderte den Ernſt der Philoſophie. Er lehrte, wie Seneka, eine Wahrheit, die zuweilen an den Scherz und die Leidenſchaft kleine Zugeſtändniſſe macht. Er zog es vor, ſtatt am Hofe den kategoriſchen Imperativ zu vertreten, für kleine Vergnügungen zu ſorgen, und arrangirte Bals masqués, Pompaufzüge und dergleichen, wobei ihn Hofrath Hirth, gleichfalls Hofpädagog, unterſtützte. Der Ernſt der Zeit machte dieſen Reſten des alten Regimes ein Ende; Ancillon's puritaniſche Strenge ſtach gegen die Vergangenheit grell ab; Prinzenerziehung wurde wieder ein Ideal, worüber man mit Enthuſiasmus und Entſagung nachdachte. Die Hoffnung des Vaterlandes war in des Erziehers Hand gegeben und die Zukunft Preußens, wenn ſie an Ancillon die ſtumme aber beredte Frage richtete, ob er die Wiſſenſchaft und Geſchichte, die Achtung vor Herrſcherpflichten und den Beruf, Nationen zu beglücken, in ein Herz, das der Welt ſchlagen will, gepflanzt hat, kann ihn für alles das verantwortlich machen, was in der Erziehung nicht aus dem Naturell hervorgeht. Ancillon, nachdem er zum Mitgliede der Akademie ernannt war, begleitete ſeinen Zögling in den ſpätern Jahren des Ruhms nach Paris, wo er die Genugthuung hatte, von franzöſiſchen Gelehrten collegialiſch begrüßt zu werden, ſo daß er als Theilnehmer zweier Literaturen gelten kann.

Mit dem Frieden zurückkehrend, trat er endlich in die Dienſte des friſchen und erneuerten Staates und wurde dem auswärtigen Miniſterium, ſpäter auch dem Staatsrathe beigeſellt. Darauf trat er in jene Commiſſion, welche die Verfaſſung, die Preußen noch bis jetzt zu erwarten hat, entwerfen ſollte. Die Reſultate derſelben ſind noch unbekannt und wir zweifeln, ob Ancillon's perſönliche Meinung in ihr das Uebergewicht erhalten hat. Später hat Ancillon's Anſicht geſiegt. Ancillon achtete die Conſtitutionen, die auf

einem hiſtoriſchen Fundamente liegen, wie die engliſche; doch als Anhänger einer unbeſchränkten Souverainetät mißbilligt er, wenn die Regierungen eine Gewalt, die ſie hiſtoriſch beſitzen, aus eigener Großmuth theilen und einer Repräſentation aus dem Stegreife davon abgeben wollen. Was wir Forderung des Zeitgeiſtes und öffentliche Meinung nennen, kümmert ihn nicht; denn er ſieht, wie er ausdrücklich ſagt, in jener nur den unnützen Neuerungstrieb ſogenannter „unbefugter Schreier", die Unruhe einer Hand voll Menſchen, welche eine ſchlechte Erziehung genoſſen haben; an dieſer aber achtet er nur ihre negative Seite, wenn die Zurechnungsfähigen in einer Nation durch ihr Stillſchweigen die Handlungen der Regierung zu mißbilligen ſcheinen. Wenn von einer preußiſchen Conſtitution die Rede iſt, ſo will Ancillon nichts darunter verſtanden wiſſen, als was ſchon da iſt in jener Monarchie, und verſteht ſich nur zu einer Zugabe von gleichſam freiwilligen Beamten, welche das Volk ernennen und in die Hauptſtadt ſchicken mag. Dies Supplement der Regierung ſolle die Behörde unter dem Namen von Ständen conſtituiren und ihm einen conſultativen Antheil an der Geſetzgebung geſtatten, ohne Initiative.

Natürlich war dies nur eine perſönliche Anſicht, welche das Geſetz über die allgemeinen Reichsſtände, ſtatt zu vollziehen, umging, die Anſicht eines Gelehrten, der ſeine eigene Theorie des Staatsrechts hatte, die Anſicht eines Beamten, welcher Gelegenheit hatte, in den Mechanismus der Regierung einzuſehen, und keine Lebensäußerung für zuverläſſig hielt, als die mit Controle und im adminiſtrativen Sinne. Zur Erhärtung ſeiner Stimme kam ihm allerdings das Zweikammerſyſtem gelegen, das in Deutſchlands kleinen Staaten improviſirt wurde und in Preußen keinen Beifall fand, weil man für ſonderbar hielt, auf kleinem Terrain von einem erhaltenden und einem bewegenden Princip zu ſprechen; ferner die Unmöglichkeit, dem preußiſchen Staate eine Vergangenheit, die derſelbe nicht beſitzt, eine Ariſtokratie, die mit ihrem Grundbeſitz eine impoſante Stellung einnähme, einen gewiſſen gothiſchen Modergeruch zu geben,

den die Aufklärung Friedrich's des Großen schon lange vertrieben hatte. Doch haben sich alle diese Dinge seither geändert. Ancillon's Ansicht war in der That keine bloß wissenschaftliche, sondern die Prophezeiung künftiger Fakta, die zwar für den gothischen Modergeruch hinlänglich gesorgt und doch keine Verfassung gegeben haben.

Die Restaurationsperiode von 1815—1830 forderte die auswärtige Politik der Staaten wenig heraus. Es war das Zeitalter der Polizei: die Diplomatie konnte ruhen in einer Zeit, wo die Staaten einen neuen Gegner, statt Napoleon's die Revolution, kennen zu lernen anfingen, wo man nicht nöthig hatte, Vergrößerungssucht, den Ehrgeiz eines Nachbars oder die Intrigue der Allianzenpolitik zu beaufsichtigen oder zu überlisten. Dieser Zustand ermunterte Ancillon wieder zu schriftstellerischer Thätigkeit. Die damalige philosophisch-theologische Aufregung bestimmte ihn, in den heftigen Debatten des Tages seine Stimme abzugeben. Die Philosophie nahm da ihre Fragen wieder auf, wo man sie vor zwanzig Jahren gelassen hatte, und in Berlin erhob sich die Hegel'sche Lehre mit so vielem Glück, daß Alles über Sein und Nichts philosophirte. Jung und Alt that es der Mode nach; man fing an, sich als sich selbst zu setzen, sich zu negiren, dann sich wieder zu vermitteln und dies logische Kopfüber etwas länger fortzusetzen, ehe man wieder zu sich selbst kam.

Ancillon nahm seine Modificationen der Jakobi'schen Philosophie wieder auf. Seine Resultate haben keinen systematischen, nur einen polemisch-negativen Werth. Er nahm die Existenzen unter das Prisma der Vernunft und begnügte sich damit, die mannigfache Strahlenbrechung desselben wiederzugeben und die Farbenschattirungen zu verfolgen. Ancillon's Princip ist das der Wechselseitigkeit in der Methode; er wägt die verschiedenen Erscheinungen der Existenzen ab und findet die Wahrheit gleichsam in einem juristischen Proceß, in wechselseitiger Gerechtigkeit des Einen gegen das Andere. Was bei Jakobi unmittelbarer Glaube ist, das fixirt Ancillon als einen intellectuellen Instinkt, der durch mannigfache Bewußtseinszustände zur Vernunft sich erhebend die Philosophie

macht, indem die Vernunft mit den Exiſtenzen gleichſam multiplicirt wird.

Jakobi philoſophirte, um gewiſſe Dinge, die für ihn primitiv waren, zu retten; Ancillon läßt nichts in dem Zuſtande, wo die Dinge ſozuſagen nur der Wunſch ſind, daß ſie wären, ſondern er ſucht ſie zu beweiſen. Er verachtet die Natur nicht, wie Jakobi. Wenn die Natur dieſem eine Verdunklung Gottes iſt, ſo iſt ſie bei Ancillon eine Hülle desſelben. Sie hat bei Jakobi in ethiſcher Beziehung negativen, bei Ancillon poſitiven Werth.

Ein außerordentliches Ereigniß der Zeit brach plötzlich dieſe Unterſuchungen ab. Ancillon, welchen ſie wieder in das Gebiet der Geſchichte und Politik „zur Vermittelung der Extreme" geführt hatten, mußte ſich dem politiſchen Schauplatz mit aller Energie zuwenden; er übernahm in dem erſten Jahre nach der Julirevolution das Portefeuille der auswärtigen preußiſchen Politik. Wer in den factiſchen Folgen der neueſten Bewegungen unſerer Zeit nichts ſieht, als die Erfolge einiger verbrecheriſchen Leidenſchaften, oder ſich dem Glauben hingeben kann, alle Thatſachen des Augenblicks könnten durch die Reaction einer nähern oder entferntern Zukunft rückgängig gemacht werden, der allein wird leugnen, daß ein großer Theil von Ancillon's politiſchen Behauptungen durch die Erfahrung *nicht* bewieſen worden iſt. Die Einwendungen, der Conſervativparthei gegen die der Bewegung waren ſo gut Hypotheſen, wie auf Rechnung ihrer Einbildungskraft ein großer Theil der Träume, womit ſich die letztere ſchmeichelte, kommen mag. In der Stimmung und Laune, welche die Freude über gelingende Coercitivmaßregeln veranlaßt, entfällt ſelbſt der Beſonnenheit und tiefern Einſicht in den Lauf der Geſchichte oft ein Urtheil, gegen welches ſchon die nächſte Zukunft eine Proteſtation einlegt, die um ſo ſiegreicher iſt, je factiſcher ſie iſt. Kein Factum ſteht aber ſicherer, als das, das von beiden Partheien anerkannt wird. Und die preußiſche Politik hat ſomit anerkannt, was ihre Partheigänger, die berufenen wie die unberufenen, vorher in die heftigſte Abrede geſtellt hatten. Die Stellung, die Preußen ſeit der Julirevolution nach Außen annahm, war als eine

friedliebende zwar zunächst aus persönlichen Stimmungen hervorgegangen; allein noch mehr war der Friede ein gebotener, nicht durch das Princip, mit welchem der Friede stritt, sondern durch die Situation und eine Verrechnung der Umstände, deren Schuld die Vergangenheit hätte bezahlen müssen. Ganz Europa hat gestanden, daß es von den Ereignissen in Frankreich überrascht worden ist. Wird Preußen allein sagen wollen, daß ihm die Dinge nicht neu waren?

Die Mäßigungspolitik war, dem Monarchen gegenüber, damals eine Huldigung, dargebracht seinem milden und versöhnlichen Sinne; den preußischen Publicisten aber gegenüber eine Demüthigung, welche zu verrathen schien, daß man sich auf einer falschen Combination ertappt hatte und durch Temporisiren nur Zeit gewinnen wollte, seine frühern Meinungen zu berichtigen. Die auswärtige preußische Politik seit der Julirevolution läßt sich in drei Perioden eintheilen: zuerst die Ueberraschung, dann ein endliches Orientiren in den Begebenheiten, Festigkeit und Takt, welche Vorzüge um so leichter zu erringen waren, je mehr die Umstände eine Allianz mit dem Norden zu gebieten schienen; später, wo die neue Ordnung der Dinge in Frankreich sich mit der alten assimilirt hatte, wo der eine revolutionaire Schlauch, den Aeolus auf Europa öffnete, in seinem Inhalte so vertheilt war, daß er nirgends mehr wolkenartig präponderiren konnte, später eine geistreiche Taktik gegen Deutschland, von dem die Staatsmänner einsehen mußten, daß es für Preußen ein natürlicheres Fundament ist, als jede andere Allianz.*)

*) Ancillon starb mehre Jahre vor der Zeit, die ihn vielleicht auf den Gipfel seines Glückes gestellt hätte. Eine Menge in ihm schlummernder Ideen würden dann erst zu ihrer vollen Geltung gelangt sein, als sich die unter Friedrich Wilhelm III. etwas starr gewordenen Dinge in Fluß setzten und zu neuen Schöpfungen und Gestaltungen nicht nur die Nothwendigkeit sich offenbarte, sondern auch der Wille des Nachfolgers, dessen Geist und Herz ihm so nahe standen.

Rothschild.
1835.

Wenn es schwer ist, vom Finanzgetriebe unserer Zeit eine gewissenhafte Meinung zu haben, so ist es deshalb, weil das Ganze so wunderbar der Phantasie imponirt. Trügerische Begriffe durchkreuzen sich hier mit officiellen Thatsachen, Fictionen mit wesentlichen Resultaten, Hypothesen mit erwiesenen Schlußfolgen, kurz ein neuer Nominalismus und Realismus ist über die Völker gekommen, eine Identität des Idealen und Realen, die mir schlagender erscheint als die der Hegel'schen Philosophie.

Was ist Geld? Die Alten glaubten, Geld sei Silber oder Gold. Sie glaubten, Geld wäge die Gegenstände auf, die man aus der gleichen Quantität Metall verfertigen kann. Die Alten machten aus dem Gelde eine Waare. Erst Adam Smith sagte: Geld ist das Triebrad der Circulation. Das ist die Formel, die alle Geldbeutel der Welt revolutionirt hat. Was Carteſius mit seinem cogito ergo sum im Reiche der Geister wirkte, hat für die materielle Existenz, für Luft und Athem die Phrase gethan: Geld ist das Triebrad der Circulation. Man riß sich los vom Begriffe Geld als eines daliegenden Mammons, man war hochherzig wie Curtius, man sagte: Geld ist keine Waare, Geld ist Nennwerth, Geld ist die Formel einer Idee, Geld ist nur Chimäre. Man sagte: Schüttet die Schachten von Potosi zu! Laßt den Nymphen am Rio de la Plata das Silber des Flusses, damit sie ihr feuchtes Haar damit schmücken! Credit — das ist das rechte Bergwerk, Credit ist das eigentliche Amerika, die creditein flößenden Mienen unseres Antlitzes sind die Goldminen des neuen Jahrhunderts!

Und so kam es, daß das Papiergeld geschaffen wurde. Das Geld hieß nun Werthbestimmung und konnte somit in's Unendliche vermehrt werden; denn wer vermöchte den Werth aller Dinge in Zahlen auszusprechen! Geld sollte nur noch

Santos.

Noch vor der dunkeln Nacht? De Silva, ſa,
Dies Licht am Tag iſt die Vernunft Acoſta's,
Die heller ſein will als die Offenbarung.

Uriel (lächelnd).

Die beiden Kerzen ſcheinen Euch die Sonne?
Was ſoll ich hier? Was hält' ich zu vernehmen?

Santos.

Dies Buch, de Silva, ſchickt die Synagoge
An Euch, den weiſen hochgelehrten Kenner
Des Glaubens und der heil'gen Glaubensquellen.
Ihr ſollt, ſo iſt der Auftrag der Gemeinde,
Dies Buch nach redlichem Gewiſſen prüfen;
Nicht nach den Formeln der Philoſophie,
Nein, prüfen ſollt Ihr nur, ob dieſe Schrift
Im Einklang mit dem Judenthume ſteht,
Ob der, der ſolch ein Buch zu ſchreiben wagte,
Noch ferner ſich zu Jacobs Söhnen zählen,
Noch ferner auf Verheißung hoffen darf.

Silva.

Wo der Gehorſam ſchon mich ehren muß,
Wird Ehre Ruhm bei ſolchem hohen Auftrag.

Santos.

Bedeutet dieſes Licht (auf die Kerzen deutend) des Autors Seele,
So will die Synagoge und der Vorſtand
Erfahren, ob ſie länger noch darf flackern
Unrein im reinen Lichtmeer der Gemeinde.
Dies iſt das Buch! In ſieben Tagen will

ein Umsatzmittel sein, nichts als eine Erleichterung der Circulation. Das aber, was circulirte, war im Grunde das unaussprechliche Capital an Industrie, an Handelsthätigkeit, an Agricultur und geistiger Production.

Wie stolz, wie groß ist dieser Gedanke! Wie würdig eines philosophischen und genialen Jahrhunderts! Aber der Irrthum lag wie immer darin, daß man für die Wahrheit — keine Grenze wußte. Statt zu sagen: Geld ist der Ausdruck eines momentanen und wahrscheinlichen Werthquantums, aber nicht Ausdruck der ganzen Werthmöglichkeit, kurz statt sich zu beschränken und in der Papieremission vorsichtig zu sein, grub man immer mehr ideelles Gold aus den Schachten der Phantasie. In einem Augenblick, wo die Menschheit plötzlich Lust bekam, prosaisch, nüchtern, mißtrauisch zu werden, wo die Banken von Menschen, die ihr Papier in klingende Münze umtauschen wollten, bestürmt wurden, mußte man beschämt, weil mit leeren Händen, dastehen. So fallirten die Banken und die Regierungen. Der Idealismus hatte einen empfindlichen Stoß erlitten.

Aber schon die Philosophie an sich ist unermüdlich; um wie viel mehr, wenn es sich um den Nerv der Dinge, um Geld, handelt! Eine neue Phase des Idealismus entwickelte sich; reeller, vorsichtiger als die frühere, und man kann es nicht leugnen, in auffallender Weise fast noch ideeller. Denn ist es nicht das lustigste Phantom, das über Europa schweben muß, wenn man weiß, daß die Schulden aller Staaten zusammengenommen die Masse des vorhandenen Geldes bei Weitem übersteigen! Wenn es nur dies wäre, daß die Vorgenden mehr borgten, als sie kurz darauf besitzen, so kommt dergleichen alle Tage vor; aber daß selbst die Gebenden mehr gegeben haben, als überhaupt Geld in der Welt ist, das ist ein Widerspruch, der unglaublich scheint.

Sehet hier wieder den Satz von Adam Smith! Aber nun haben sich beide Theile vorgesehen; denn die Schuldenmasse kann nie aufgekündigt werden: ihr reeller Werth ist nur das, was sie an Zins trägt. Jetzt haben wir eine reelle, wahrhaftige Poesie, deren einziges Unglück ihre Gegner sind. Denn es giebt rauhe und empfindungslose Menschen,

die für ein so romantisches Gedicht, wie das Anleihesystem ist, kein Ohr haben. Sie behaupten, daß es unverantwortlich sei, wenn die Völker das Spazierengehen der Capitalisten bezahlen müssen. Sie sind damit noch nicht einmal zufrieden, daß blos von einer Verzinsung fremder Imaginationen die Rede ist, nicht von einer Heimzahlung des ganzen Capitals; sie glauben sich aus finanziellen, moralischen und politischen Gründen gegen das herrschende System erklären zu müssen. Sie haben keinen Sinn für den transcendentalen Idealismus des Geldes, diese Nüchternen, Prosaischen, diese Volksverführer!

Lasset heute das Wohl der Völker bei Seite liegen, sprecht nicht von den Einflüssen der Geldaristokratie auf Sitten, Meinungen und Ereignisse, nicht von den Capitalien, die dem Gewerbe und dem Ackerbau entzogen werden, nicht von Drohnen, die von Renten leben und ohne Verhältniß gering besteuert sind, nicht von der Immoralität des Börsenspiels. Die Anleihen sind einmal da, das große Schuldbuch der Nationen zeigt Namen, Datum und Jahreszahl, das Geschäft ist im besten Gange. Fünf Brüder kenne ich, die den Ruf der Ehrlichkeit genießen, die originell, liebenswürdig, wohlthätig und reich sind und die sich niemanden aufgedrängt haben. Die Verpflichtungen sind eingegangen, wir können nichts thun, als einen Riesenbau von Dukatensäulen und Piastercapitälern mit flatternden Couponsguirlanden umgehen und das blitzende Wunderwerk anstaunen. Naiv, neugierig, ganz unbetheiligt lehnt sich der Autor an seine bescheidene Honorarsäule im Vierundzwanzigguldenfuß und betrachtet das Gewühl und das Rennen, das sich vor seinen Augen aufthut.

Aphroditens Vögel fliegen in der Luft von Paris nach Amsterdam und haben die Courszettel aus der Coulisse unter ihre Fittiche gebunden. Ein Telegraph fingert von Paris nach Brüssel hinüber, wie hoch die dreiprocentige Rente gestiegen ist. Couriere eilen über die Landstraßen auf keuchenden Rossen. Die Abgesandten der wirklichen Könige markten mit den ideellen Königen, und Nathan Rothschild in London zeigt euch, wenn ihr ihn besucht, ein Kästchen, das aus Brasilien mit ganz frischen, eben aufgefischten Diamanten angekommen ist,

um damit die Zinsen der brasiljanischen laufenden Schuld zu decken. Ist dies nicht interessant? Ist es nicht interessant, daß Nathanael, des Londoner Rothschild jüngster Sohn, bei seiner Audienz in Konstantinopel vom Sultan als Sonne unter den europäischen Banquiers begrüßt wird; daß Karl Rothschild dem Papst die Hand geküßt hat und Lionel, der älteste Sohn des Londoner Rothschild, in Madrid zum Ritter Isabellens der Katholischen ernannt wird?

Beschäftigt euch einmal gläubig einige Minuten mit diesem wunderlichen Systeme! Ihr werdet noch immer Zeit genug finden, es zu verdammen. Spindler's Bendavid und der Ghetto von Frankfurt sind euch bekannt. Schon hat die Flamme einen großen Theil dieser antiken Ueberlieferung zerstört; doch der größere blieb zurück und öffnet die Perspective einer Zeit, die noch lange nicht verflossen ist. Reicht das Mittelalter der Juden nicht noch hinauf in das Jahrhundert der Aufklärung? Die Frankfurter Judengasse! Zwei schmutzig rothe Häuserreihen, gebaut auf alten Urblöcken, die so schwer sind, wie der Stamm, den Christus auf Golgatha tragen mußte! Eine ängstliche, finstere, schlecht gekehrte Parallele, von einer unvollendeten Synagoge bis zum jenseitigen Thore, das ehemals nächtlich geschlossen wurde.

Welche Charaktere verstecken sich hier hinter den originellsten Mienen! Hier lernt man, daß die Juden noch immer unter sich einen innerlichen Zusammenhang haben, daß sie eine geschlossene Kette mitten in der europäischen Gesellschaft bilden. Dort der mit dem Ränzel auf der Landstraße wandernde Hausirer, die Herberge der nächsten Stadt, die Kundschaft am Orte — es ist eine planmäßige Existenz, wie diese hinter unserm Rücken von einem ganzen Volke gelebt wird, die man zusammenreihen lernt. Seht jenen Sack, in dem auf der Frankfurter Judengasse der Hausirer einen Trödler hineingucken läßt; ist es nicht, als stäken Dinge darin, die in Polen und Ostpreußen vermißt werden? Gewiß ist dieser Glaube grundlos, aber die Stille des Ortes nährt ihn. Mitten unter Auskehricht, Resten koscherer Mittagsmahlzeiten, mitten unter Gerüchen, die für ein Land berechnet scheinen, wie der Orient ist mit seinen Rosenwäldern, um sie zu unterdrücken, tönt hier

Alles faſt wie geheime Verabredung, wie ein nächtlicher Ueberfall, wie die eben aus Portugal erhaltene Nachricht von des wahren Meſſias endlicher Erſcheinung. Stechende Blicke begleiten ein lakoniſches, mit humoriſtiſcher Freiheit geſprochenes Deutſch. Die Geſichtsbildungen mit ihren barocken Unregelmäßigkeiten, die mir aus einem unerklärlich wuchernden Triebe der jüdiſchen Natur zu entſtehen ſcheinen, das nachläſſige, die Hand in die Inexpreſſibles geſteckte Hinlehnen an die rußige Mauer, das wie von Siegellack-Roth prunkende Antlitz der Kattunverkäuferin mit ihrem behaglichen Leibe, kurz alles jüdiſch Charakteriſtiſche trägt in ſich einen vielleicht harmloſen Ausdruck, aber dem böſen Gewiſſen des Chriſten, einer tauſendjährigen Verſchuldung, dünkt er wie mögliche Rache. Den Kopf haben wir voll von abgezapftem Blut, vom Feuertod, von der mittelalterlichen Servitut der reingekehrten Gaſſen und den jährlich vierzehn Brautpaaren; darum verſehen wir uns nichts Gutes hier in dem Quartiere Iſraels.

Aber großmüthiges Volk! Nichts als leben willſt du, nichts als jenes unblutige, vor Moſes gerechte Fleiſch, das der Schächter ſeinen Kunden zuträgt, nichts als die duftende Zwiebel und Menſchen, welche Luſt zu handeln haben, Menſchen, welche gute, heilige Kronenthaler auf Pfänder nehmen! Hier iſt keine Rache, und ich verdamme meine Phantaſie, wenn ich auf dem Gemüſemarkt ſtehe, wo die alten grauhaarigen Rebecken und Rachel mit den Hökern um den Frühling handeln und ich mir über eurer dunkeln Gaſſe, über dieſem von allen Nebengebäuden und den Beiſtraßen iſolirten Exil den rothen Hahn des Zigeuners unwillkürlich malen muß, als ſei dieſe ganze romantiſche Antiquität dazu beſtimmt, in Kurzem ein Raub der Flammen zu werden. Erſchreckt nicht! Ich bin keine Caſſandra.

In der Frankfurter Judengaſſe nun wurde der alte Herr geboren, welcher der Stifter des Hauſes Rothſchild war, Mayer Anſelm Rothſchild. Es war einige Jahre früher, ehe die Frau des Patriziers Goethe in die weltberühmten Wochen kam. Mayer Anſelm hatte vielleicht auch einen Traum erlebt, wie der junge Wolfgang an der ſchlimmen

Mauer; doch waren es nicht die verführeriſchen Lockungen der Poeſie, welche ihn umgaukelten, ſondern die heiligen Schnörkel des Talmud, die glänzenden Urim und Thumim des Hohenprieſters blendeten ſeine Phantaſie, er wollte auf dem Stuhle der Synagoge ſtehen und einſt die Thora predigen, das Geſetz der Gerechten.

In Fürth holte er ſich aus alten, ſchweinsledernen Büchern, aus urweltlichen, ungedruckten Pergamenten das lautere Wort Jehovah's und was Maimonides und Raſche beigebracht haben, um daſſelbe zu erklären. Er lernte was Keri und Ketiph iſt und folgte der Weisheit Mayer Hallevi's, des großen Rabbi von Toledo, der zuerſt den Werth der Maſora aufgedeckt hat. David Kimchi und David ben Jechiel, die Dictionaire der Sprache Gottes, kamen nie aus ſeiner Hand; noch dachte er nicht an Dividenden und Looſe, er ſuchte ſtatt der Wahrheit der Erde die Wahrheit des Himmels.

Als ſich das Project, im Violettkleide ein Prieſter zu werden, zerſchlug, da war Mayer Anſelm noch immer nicht auf die Praxis des Lebens geſtellt, die klingende Münze, die Vierundzwanziger Marien Thereſiens und den Unterſchied der preußiſchen Viergroſchenſtücke von den falſchen Ephraims Friedrich des Großen; ſondern er blieb noch ſtehen bei einer Verbindung der Wiſſenſchaften mit der Praxis, bei alten Münzen, mochten ſie nun von Gold, Bronze oder Kupfer ſein. Mayer Anſelm war bewandert in jeder Centurie, in perſiſchen und byzantiniſchen Münzen, er war geſchickt, das Werk des Profeſſor Eckhel in Wien zu recenſiren, wenn ihn die Salzburgiſche Literatur-Zeitung dazu aufgefordert hätte. Er trieb in Hannover das Comptoirgeſchäft (denn der Vater wollte nicht glauben, daß der Münzenhandel ein Geſchäft ſei); aber er that es wie Moſes Mendelsſohn, der auf der Burgſtraße in Berlin das große Buch einer Seidenwaarenhandlung führte und nebenbei in dem noch größeren Buch der Natur und des Geiſtes blätterte. Nur war der Unterſchied der, daß Mendelsſohn für Kant, Mayer Anſelm für Winkelmann ſchwärmte. Jener unterſchied das Räumliche vom Zeitlichen in der Erſcheinung, dieſer einen Caracalla von einem Heliogabal. Jener wußte, wie ſich das

Gute von der Güte, das Schöne von der Schönheit, Aristoteles von Plato und beide wieder von Sokrates unterschieden; dieser, wie weit die Römer in Deutschland vorgedrungen sind, wo sie ihre Todten begruben, wo man ihre Münzen fand. Mayer Anselm war ein Antiquar, der für die Thatsachen der Geschichte schwärmte.

Der Landgraf von Hessen (später Kurfürst) theilte diese Liebhaberei seines Nachbars und kaufte ihm Münzen ab, obschon Germanicus oder Domitian, die darauf abgeprägt waren, keine Zöpfe trugen. Und wie sie beide so unterhandelten und wie sie sich einander so belehrten über die Nacht der alten Zeiten und die wenigen aus ihr herausblinkenden Münzsterne, da bemerkte der Landgraf in seinem Antiquar einen guten Geschäftsmann und eine Ehrlichkeit, die gerade so weit ging, als das erlaubte Procent seines Verdienstes. Er fing an statt von alter Bronze auch über neues Silber mit ihm zu sprechen und übertrug ihm manches kleine Geldgeschäft, bis 1801 die Hofagentur Mayer Anselm's Verdienste belohnte. Seither blieb diese Verbindung ohne Unterbrechung und war eine Garantie für andere Fürsten, sich in Verlegenheiten ohne Scheu an das aufblühende Frankfurter Haus zu wenden. Das Verdienst, welches sich Rothschild unter Napoleon um das kurfürstliche Privatvermögen erwarb, ist bekannt. Er befestigte sich immer mehr in der öffentlichen Achtung und konnte davon unter Dalberg die Beweise sehen; dieser machte ihn zum Mitglied des Wahlcollegiums.

Eine schlechte Empfehlung der Republik liegt in der Reaction, die in Frankfurt nach Napoleon's Sturz gegen die Emancipation der Juden eintrat. Rothschild's ältester Sohn harrte noch vor Kurzem vergebens darauf, in das Frankfurter Casino aufgenommen zu werden. Während Dalberg's sanfter Monarchie dagegen durfte der Vater den Stab über unzuverlässige und bankbrüchige Christen brechen, Börne durfte wandernden christlichen Handwerksburschen Pässe ausstellen.

Mayer Anselm erlebte die Reaction der Intoleranz nicht. Er starb im Jahre 1812, nachdem er seine Söhne am Sterbebette versammelt und ihnen die persische Fabel von dem Bündel Pfeile wenn nicht erzählt, doch angedeutet hatte. Vielleicht

hatte er einen holländischen Dukaten in der Hand und zeigte ihnen diese Pfeile und sprach: „concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur.“ So wäre er als Gerechter, Vater, Gelehrter, Münzkenner gestorben. Wie dem sei, sein Tod wurde allgemein betrauert; denn er spendete Wohlthaten mit patriarchalischer Uneigennützigkeit.

Erst den fünf Söhnen Mayer Anselm's war es überlassen, das in Ausführung zu bringen, was der Vater vorbereitet hatte. Sie fanden ungemeine Geldmittel vor, aber dazu zwei Dinge, die dem Kaufmann noch höher stehen müssen: Credit und Conjuncturen. Napoleon war keine Conjunctur. Unter Napoleon hatte das System der Contributionen geherrscht, welches für Frankreich die größten Verlegenheiten deckte. Und die, welche sie zahlen mußten, stießen überall auf englische Subsidien und erfreuten sich darin einer förmlichen Aufdringlichkeit, die den Continent an den Rand des Abgrundes brachte. Die innern Zustände selbst der vorzüglichsten Staaten flößten den Capitalisten kein Vertrauen ein; denn nach den Schlachten von Jena und Wagram hatte das Papier in Preußen und Oesterreich seinen Werth verloren. Erst nach dem Pariser Frieden, nach dem in Wien für Europa punktirten status quo konnten Private zu den Regierungen Vertrauen fassen; der Wechselverkehr zwischen Fürsten und Völkern schien reell, Jeder sah sich nach den besten Mitteln um, seine Wunden zu heilen, die Entschädigungsgelder bewiesen, daß noch ungeheure Summen aus den europäischen Truhen konnten aufgebracht werden, und im Rücken wußte man die noch immer nicht versiegenden Adern der Gebirge, Ströme, auf welchen der Handel seine lustige Hoffnungsflagge wehen ließ, fruchtbare Thäler, gewerbseifrige Städte und zuletzt die blaue, liebe Luft, in welche die Speculation viele ihrer Schlösser baute. Jetzt hatte man Lust zum Geben und zum Nehmen: Einer suchte am Verlegensein des Andern zu gewinnen und beide lachten; denn beiden war geholfen.

So entstanden nach Napoleon's Sturz Anleihen, welche sich zu einem förmlichen System ausbildeten und jetzt in den Lehren der Nationalökonomen ihre festen, complicirten

Kapitel haben. Die Gebrüder Rothschild wurden die Hierophanten einer neuen Religion, die ihre Fanatiker so gut wie ihre Ketzer hat. Als sie zu „operiren" anfingen, mußte zuerst ein Vorurtheil zerstört werden, die freiwillige Abhängigkeit, in welche sich der Continent von England zu setzen pflegte. Sollte die Moneycracy eine Autorität werden, so mußten von ihr Fürsten und autorisirte Gesellschaften ausgeschlossen werden. Hätten die Umstände nicht fast ununterbrochen seit vierzig Jahren das Bündniß Englands mit Preußen und Oesterreich begünstigt und die politischen Maßregeln dieser Staaten zu gemeinschaftlichen für wenigstens zwei Theile gemacht, so wäre die Verschuldung der beiden Continentalmächte an den Staat England tausend Irrungen preisgegeben gewesen. Die Geldmänner wollten keine Gemeinwesen zu Rivalen haben, sondern es sollte ein geschlossener Bund, eine Adelskette des Geldes unter Privaten werden, die ihr geheimes Netz um Europa spann. Die Anleihen wurden ausgeboten und an den losgeschlagen, der die geringste Provision nahm.

Aber freilich, die Bereitwilligkeit des Borgens ist wol immer die schwächste Garantie des Wiederbezahlens: es mußten neue Regierungsacte hinzukommen, um den Privaten Vertrauen einzuflößen. Dies war nach dem Kriege von 1815 einestheils die Errichtung der Tilgungsfonds, dann die Anerkennung des repräsentativen Systems. Denn man irrt sich, glaubte man, die Geldaristokratie sei in jedem Stück mit der absoluten Monarchie verschworen. Die Geldaristokratie hat die stärksten Augen und eine nervöse Sensibilität, die sie, man möchte sagen, in den Zustand des Hellsehens versetzt. Sie lebt von einem Handel, den man, als noch mit Tulpen statt mit Actien gehandelt wurde, schon den Windhandel nannte: sie weiß, daß man über den Wind der Politik nichts physikalisch bestimmen kann. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung schließt keine Chance aus. Deshalb mußte ein System in ihre Berechnungen passen, das von der Zukunft das Gefährlichste vorwegnimmt und die Demokratie selbst, dies Schreckbild der Capitalisten und Staatsgläubiger, in ihr Interesse zieht. Die Börsenmänner gehören alle zum Juste-Milieu,

einem Glaubensbekenntniß, das es mit niemanden verderben will und das überall unterliegen muß, wo es Doctrin ist und mit positiven Zwecken umgeht, da aber die Oberhand behält, wo es nur eine Maßregel der Schlauheit und klugen Berechnung eines Einzelnen ist. Stände sagten aber gut für die Schulden der Regierungen, oder mit andern Worten, jene wahrscheinliche Thatsache, daß unsere Enkel die Verpflichtung ihrer Väter nicht mehr anerkennen werden, wurde durch das constitutionelle System noch auf eine ziemlich ferne und nebelhafte Zeit hinausgeschoben.

Weit illusorischer als das Repräsentativsystem ist die Fundirung eines Tilgungsfonds. Diese Maßregel diente nur dazu, einen ungefähren Maßstab des besten Willens zu geben. Denn jedes neue Ereigniß, das plötzliche Bedürfnisse der Regierungen hervorruft, wird alle vorangegangenen schönen Tilgungsentschlüsse stören. Wir erinnern an den Sinking-Fund in England. Dennoch ist es für Regierungen vertrauenerweckend, wenn sie sich wenigstens den Anschein geben, als vermieden sie, leichtsinnig zu sein.

Das erste Beispiel, in seinem Staatshaushalte zu ordnen und zu lichten, gab Oesterreich. Nicht nur, daß dieser Staat, der unter Napoleon in Geldsachen fast seinen Credit vollständig verloren hatte, an Tilgung seiner Schuldenmasse dachte, sondern die Errichtung einer Nationalbank wurde auch eine Maßregel von wesentlichem Interesse. Auf die Tilgung und die Bank folgte die Emission der Metalliques, eines Papiers, das gleichsam alle bösen Säfte des österreichischen Schuldenwesens in sich absorbirte; denn mit ihm wurden die meisten cursirenden Schuldverschreibungen Oesterreichs in Rapport gesetzt. Die Metalliques sollten Schrot und Metallwerth genug haben, um von den ihnen beigefügten Elementen nicht angerostet zu werden. Sie bleiben der Nennwerth von Oesterreichs „unerschöpflichem Nationalreichthum", seinen „ungarischen Bergen", die oben das Gold der Rebe, unten das Gold Fafner's hüten, von seinen „steierischen Eisenhämmern", seinen „gesegneten sonnenhellen Erblanden", von all' den „Naturadern", die „Oesterreich zum zähesten und unvertilgbarsten Staate der Erde" machen. Die Metal-

liques ſind der leitende Compaß auf den Wogen der deutſchen Börſen. Wären ſie nicht zu ſchwer, als daß ſie jeder Wind werfen könnte, ſo verdienten ſie den Namen der deutſchen Börſengirouetten. Mit ihrer Emiſſion datirt ſich in Deutſchland der geregelte Verkehr mit Staatspapieren.

Die Brüder Rothſchild waren bald in das Intereſſe der öſterreichiſchen Finanzen aufgenommen. Bis zum Jahre 1840 liefen die im April 1823 emittirten kleinen Rothſchild'ſchen Looſe; 1835 waren ſchon abgelaufen die Pariſer Rothſchild'ſchen Metalliques, die für originalöſterreichiſche fungirten. Im Jahre 1821 wurden für eine Rothſchild'ſche Anleihe die Partialobligationen creirt. Preußen hatte ſchon im Jahr 1817 vom Frankfurter Hauſe fünf Millionen Gulden geliehen.

In Paris und London trat allerdings die Concurrenz bedeutender Capitaliſten auf; Aguado, der für Spanien, Laffitte, der für Frankreich und Hayti negociirte, Ardouin, Pariſh u. A. Doch blieben die Brüder bei keinem Geſchäft unbetheiligt: ſie bilden einen unbeſiegbaren Phalanx. Selbſt, oder durch ihren Agenten beherrſchen ſie die vorzüglichſten Plätze, und da ſie gewohnt ſind, nichts ohne Verabredung und Uebereinſtimmung zu unternehmen, ſo können ſie dabei nach einem Syſteme verfahren.

Die Orden und Titel der Brüder ſind nur zur Hälfte ein Maßſtab der Achtung, welche ſie bei den europäiſchen Souverainen genießen. Man hat gefragt, ob die Rothſchild's directen Einfluß auf die Politik haben? Hängt überhaupt die Geldariſtokratie energiſch mit den Ereigniſſen der neuen Geſchichte zuſammen? Die Phantaſie und der Haß haben in dieſer Rückſicht viel Fabelhaftes erſonnen. Ihr kennt den Roman von Sealsfield, in welchem die Fiction eines Bundes von zehn der reichſten Erdengötter, die Krieg und Frieden ſchließen und die Welt nach Gutdünken regieren, auf höchſt anziehende Weiſe durchgeführt wird. — „Zehn ſind wir" — ſagt einer von ihnen — „und über die ganze Welt zerſtreut und doch täglich, ja ſtündlich beiſammen; durch keine Bande und doch wieder durch die innigſten Bande verſchlungen, die des gemeinſchaftlichen Intereſſes, das der Welt eine neue Geſtaltung geben ſoll, früher oder ſpäter geben ſoll,

Der Rath der Drei von Euch die Botſchaft hören,
Und ſo Ihr ſie gedenkt zu geben, dann
Beſtätigt mir's mit zwei geſchriebnen Worten!
(Silva nimmt das Buch, ſchlägt es auf und erſchrickt, da er ſieht, daß es Uriels Schrift iſt.)

Uriel (hoch geſpannt).
Sagt's nur heraus, de Silva! ſagt es frei,
Ich bin's — dem Euer blinder Glaubenseifer
Das Licht der Seele auszulöſchen droht!

Silva (theilnehmend).
Ihr ſeid der Angeklagte, Uriel —

Santos.
Sprecht Ihr in mitleidsvollem Ton? Dies Buch
Sei Euch ein Buch — den Autor kennt Ihr nicht.

Silva.
Hier tretet ein (zu Santos). Zwei Zeilen bürgen Euch
Für den Empfang des ſchmerzlich-ernſten Auftrags.
Acoſta! — Zitternd fühlt der Menſch die Zügel
Des eignen Schickſals, die ihm unſichtbar,
Sich ſelbſt zu nützen oder ſchaden, oft
Ein guter Gott in ſeine Hände giebt.
Doch wie viel ſchwerer iſt es, ſich zu wiſſen
Als eines fremden Looſes Vorſehung
Und Stellvertreter des allweiſen Richters
Für einen Andern, dem wir Schickſal werden!
Es thut mir leid, Acoſta, daß ich glaube
An Rufe aus der Höhe, daß ich Gottes Finger
In menſchlichem Befehle oft erblicke.

wird, muß. In London sind wir fünf. Alle Wochen versammeln wir uns, vergleichen Noten und bestimmen den Gang der Weltverhältnisse. Die Mysterien der Finanzen aller Reiche und ihre Existenz liegen klar vor unsern Augen. Kein Reich, keine Familie, kein Stand ist unserm anatomischen Messer entgangen. Wir halten die Bindungsfäden unserer Existenz, jedes Standes, jeder Familie, von der allerhöchsten bis zur niedrigsten, in unserer Hand. In unserm Soll stehen Milliarden, stehen Staaten und Familien, Könige und Kaiser; es sind Noten wie die im Buche des ewigen Richters. Der öffentliche Credit und das häusliche Wohl, das Glück aller Reiche der civilisirten d. h. der schuldenden Welt, des Handels und Wandels hangen von unserm Wink und Willen ab. Was ist die geheime Polizei des Continents gegen die, welche wir bezahlen! Das tanzende und in seinen Fesseln knirschende Frankreich und das phlegmatisch-mondsüchtige Deutschland und das trägbigotte Spanien und das elende, an den Knochen seines dreitausendjährigen Ruhmes nagende Italien müssen sich beugen und alle Länder der Erde müssen folgen, denn unsere Mineurs sind thätig."

Dies ist eine Allegorie. Sie drückt das als Machination aus, was die unwillkürliche Thatsache unserer modernen Verhältnisse ist. Ist hier etwas unvermeidlich, so fürchtet nicht, daß es nicht besiegt werden könnte! Glaubt ihr, daß die wahre Zukunft des Menschengeschlechts, daß das wahrhafte Welthistorische sich werde umspinnen lassen von den Metall- und Papierinteressen eines schwindelhaften Jahrhunderts? Ein französischer Minister, der den Telegraphen hat, kann sich Unredlichkeiten zu Schulden kommen lassen, aber schon müssen die von ihm fabricirten Ereignisse fürchten, entlarvt zu werden: nur auf ein Gerücht dürfen sie sich beschränken, oder wenn sie wirklich thatsächliche Wurzel haben, so gedeihen sie nicht länger, als bis ein günstiger Kauf abgeschlossen ist und der Telegraphenminister so viel erübrigt hat, daß er sich damit in Zukunft für seine Demission und seine ruinirte Popularität entschädigen kann.

An solche Manöver, an einen Einfluß auf die Politik so heilloser Art denken wir nicht, wenn von Männern die

Rede ist, die wie die Rothschild im Angesicht der Welt handeln und ganz Europa ihr Comptoir nennen. Manches Anderweitige aber, das in die Politik eingreift, möchte wol oft bei ihnen mit unterlaufen, eine Idee, ein Vorschlag, eine Mission. So ist es unbezweifelt, daß das Frankfurter Haus der preußischen Regierung den Vorschlag einer Nationalbank und einer daraus folgenden sublimen Finanzmetaphysik nach dem Muster Oesterreichs gemacht hat. Doch hat die preußische Regierung die ansehnlichen Vortheile, die in gewissen Procenten von dem ganzen Geschäft bestehen sollten, von sich gewiesen. Charakteristisch war es, daß der Widerstand gegen das Project vom damaligen Kronprinzen von Preußen ausgegangen und von Niebuhr, einem gelernten Finanzier, heftig bestritten worden sein soll. Dann mochte die Julirevolution, als die Legitimität und das souveraine Volk, das de jure und das de facto, in Collisionen geriethen, der Geldaristokratie, als der einzigen unangetastet gebliebenen Macht, eine Vermittlungsrolle übertragen haben. Wenigstens scheint es erwiesen, daß die Rothschild von österreichischer Seite her kurz nach jenem Ereignisse dazu gebraucht worden sind, die beanstandete neue Ordnung der Dinge in Frankreich zu vermitteln und eine Anerkennung vorzubereiten, welche die Klugheit schon zugestanden hatte.

Die große Krisis in den Jahren 1824 bis 1826 erschütterte das Rothschildische Haus nicht. Während durch die Aussicht auf lange Friedenszeiten sich die Papierspeculationen zu einer schwindelnden Höhe gehoben hatten, während die Noten der englischen Bank den Markt überflutheten und sich der Handelsgeist mit unermeßlichen Creditgestattungen überbot, während endlich die Rentenreduction Villèle's, die dieser Minister zuerst versuchte, scheiterte und die plötzlich constituirten Staaten Südamerikas, eines Welttheils, den man für ein unerschöpfliches Eldorado hielt, große Summen Geldes aus Europa entfernten, wankte die Firma der Brüder nicht. Ein günstiger Zufall wollte, daß um jene Zeit fast gar kein Wechsel auf Rothschild circulirte. Die bedeutendsten Handlungshäuser (besonders B. A. Goldsmith in London) fallirten, in Frankreich stellten zwei der angesehensten Häuser ihre

Zahlungen ein, in Berlin war Benecke ruinirt. Die Rothschilds sagten nur: Was ist? Sie ertrugen die hessen-darmstädtische Finanzkrisis; sie ertrugen eine noch größere von neuerm Datum, die spanische. Dreizehn Millionen standen hier auf dem Spiele, die sie der Regierung vorgeschossen hatten. Zwar ließ sich Lionel in Madrid das Anlehen selbst entgehen, aber die Vorschüsse wurden gerettet.

Fast alle diese Glückszufälle und Combinationsresultate kommen auf gemeinschaftliche Rechnung. Nichts von größerem Interesse wird isolirt betrieben. Sie leisten, was sie können; doch drückt keiner den andern, niemand ist dem Bruder verantwortlich. Sogar ihre Firmen giriren sie gegenseitig; mit einziger Ausnahme des Londoner Hauses, dessen ausschließlicher Chef Nathan ist: eine Anomalie, welche ihren Grund in der großen Sorgfalt findet, die auf jenen ersten Platz verwendet werden muß. Die Brüder leben der Mahnung ihres Vaters eingedenk.

Es ist anziehend, das in ihnen Gemeinsame, was die Folge des Interesses und der Verwandtschaft ist, mit der besondern Physiognomie des Charakters zu vergleichen, die ihnen, fast möchte man glauben unwillkürlich, von ihren getrennten Localitäten aufgeprägt worden ist. Anselm, der älteste Bruder, giebt in sich alle die Eigenschaften wieder, die den Frankfurter kleiden. Er findet seinen Stolz in einer fast bürgerlichen Wohlbehäbigkeit, die mit der Diplomatie an seinem „Platze" nicht kokettirt und nicht einmal rivalisirt. Dem Salontone weit näher steht Salomon in Wien, der mit einer gewissen Kälte des äußern Benehmens negative Formen verbindet, die an's Diplomatische streifen. Nichtsdestoweniger soll er den großen Blick theilen, welcher namentlich den ältesten Bruder auszeichnet. Nathan in London repräsentirte vortrefflich Sitte, Gesinnung und Reichthum der City. Er packte seine Unternehmungen mit einer Riesenfaust. An ihm war Alles kolossal. Jemand sagte über diesen Mann: „Geht er auf die Jagd, so müssen es wenigstens Elephanten sein, die er erlegt." Kann man dem Bilde trauen, das Fürst Pückler in leisen Zügen von Nathan Rothschild entwirft, so war es ein jovialer Mann, der die Fähigkeit besaß, sich über seine Stellung zu erheben

und eine Unbefangenheit zu äußern, welche sogar über sich selbst scherzt. Nur läßt es der sarkastische Fürst unentschieden, ob Nathan, wenn er sich etwas breit mit seinem Reichthum entfaltete, mehr der unbewußten naiven Freude über sein Glück sich ergab, oder ob er sich, wie wol große Männer und Genies zu thun pflegen, aus Bonhommie selbst wie ein wunderbares Object betrachtete. Karl, der Neapolitaner, soll der zugänglichste sein. Denn wie vorsichtig und italienisch maskirt auch sein Benehmen in Geschäftsverhandlungen ist, so zeichnet ihn doch ein hervorstechender Zug des Herzens aus, der ihn gut und weich erscheinen läßt. Jacques in Paris ist ganz Pariser, d. h. ein Charakter, worüber „hundert und ein" Schriftsteller nachdenken konnten, ohne ihn dennoch in zwölf Großoctavbänden erschöpft zu haben.

Noch lebt die Mutter der Brüder. Sie ist der Genius, der über sie alle Wache hält, ein beinahe unsichtbarer Genius; denn noch immer wohnt sie in der Frankfurter Judengasse. Sie kann sich nicht trennen von dem Elend ihres Volkes und freut sich, in dem schmutzigen Viertel die Einzige zu sein, die alle vier Wochen weiße saubere Gardinen an ihre kleinen Fenster aufsteckt. Das ist ihr besonderer Stolz! Sie verläßt die liebe Heimath nur, um einmal in Anselm's Prachtgärten die Königin der Nacht blühen zu sehen oder ein neues Gemälde zu betrachten, das der Sohn neben Oppenheim's berühmte Susanna placirt hat.

In neuerer Zeit haben sich die Rothschilds viel zu nachdrücklich in die innern Angelegenheiten des Judenthums gemischt. Wer durch seine gesellschaftliche Stellung so der durchschnittlich unglücklichen Existenz des Judenthums entrückt ist, wie diese Geldkrösusse, denen überall geschmeichelt wird, der kann sich auch nicht mehr im natürlichen Zusammenhang der Bedürfnisse fühlen, die sich im Schooß der jüdischen Gemeinde mit der Zeit herausstellen. Erst wenn die baronisirten Rothschilds nachweisen können, daß auch sie unter der Stellung der deutschen Juden leiden, erst dann hätten sie ein Recht, jüdische freisinnige Entwicklungen zu verhindern. Wir leben in einer Zeit, wo der Gott der Reichen nicht mehr der Gott der Armen ist. Es sollen andere Ausgleichungen zwischen dem Dies-

seits und dem Jenseits stattfinden, als die früher geglaubten. Dahin strebt Alles. Zäh an's Alte sich zu klammern, mag Denen sehr leicht fallen, die in der Fülle des Glücks leben. Der Unglückliche muß sich einen tiefern Lebenstrost suchen, als den ihm der Aberglaube mit seinen knöchernen, herzlosen Formen darbietet. Ist das Religion, im Armensünderhemd mit der brennenden Kerze in der Synagoge seinen Reichthum abzubüßen und gleichsam die Dämonen des Unglücks zu beschwichtigen? Aberglaube ist es, Furcht vor dem „Dalles", Furcht vor dem Dämon der Armuth. Wenn die Rothschilds es für zweckmäßiger halten, selbst bei jenem Glauben zu bleiben, in welchem ihr Vater reich geworden ist und bei dem sie seither ihre Güter vermehrt haben, so sollen sie sich nicht in geistige Entwicklungen mischen, die sie nicht verstehen, und ihren Einfluß, ihre Güter, ja ihre Börsenverbindungen nicht dazu mißbrauchen, daß sie eine Bewegung unterdrücken, die von Gemüthern ausging, die ihrem leidenden Volke einen tiefern Lebenstrost geben wollten, als der aus stumpfer Beruhigung mit abgestandenen und überlebten Vorurtheilen quillen kann.

Sultan Mahmud.

1835.

Jene Zeit soll vorüber sein, wo der Beherrscher der Gläubigen, um einen Tractat zu besiegeln, mit der Hand in's Tintenfaß griff und unten am Fuße des Pergaments seine fünf Finger abdrückte. Darf man Berichten trauen, so wäre die Türkei auf dem besten Wege, die Civilisation Europas einzuholen. Der alte, aus Caschemirshawls gewundene Turban, die Zierde des Gerechten, soll einer kleinen flachen Mütze, die hart auf dem Schädel liegt, Platz haben machen müssen, der schöne lockige Bart, die heilige Tradition des vielbeschwornen Bartes des Propheten, soll ganz kurz

geſchnitten werden unter den jetzigen Verhältniſſen, kurz und ſtarr, ſchaufelartig, wie Buttler von Hudibras' Barte ſagt: „Dachziegeln gleich an Art und Schnitt, reißt er wol ſchnellen Beifall mit.“ Die weiten, bauſchigen Gewänder verſchwinden gegen enge und knappe Kleider, welche die Geheimniſſe des Harems, krumme Beine, verrathen. Kurz, man iſt ſo voll glänzender Hoffnungen über die Türkei, daß man jenſeits und dieſſeits der Dardanellen, hier wo Hero, und dort wo Leander wohnte, bald im Triumphe europäiſche Sitte und Meinung gefeiert ſehen will.

Wer aber nur den rechten Glauben hätte! Wer nur ſo leichtſinnig den Kern der europäiſchen Cultur in der Schale fände und noch leichtſinniger von einigen mehr theatraliſchen, das Coſtüme und die Coutüme betreffenden Metamorphoſen auf die innere Revolution des Moslems, auf das alte Vermächtniß einer glänzenden Vergangenheit, ja noch mehr auf die Prophezeiung einer glänzenderen Zukunft ſchließen könnte! Unſere Philanthropie ſieht immer mit illuſionsſüchtigen Augen, kuppelt Feuer und Waſſer zuſammen, den Sultan mit der Republik Venedig, wie das Sprichwort ſagt, und möchte in einer gerührten Stunde einen Streit beilegen, welchen zu ſchlichten Jahrhunderten nicht gelingen wird.

Ich glaube nicht daran, daß die Frage des Oſtens eine Culturfrage iſt, ſondern ſie muß eine hiſtoriſche Löſung finden, was man hiſtoriſch nennt, eine Löſung durch Siegen oder Unterliegen.

Was wir ſchon von Mehemed Ali geſagt haben, den Enthuſiasmus für Bildung hat auch Mahmud II. nicht. Seine Civiliſationsverſuche blicken nur auf das hin, was Europa beſitzt durch ſein anſtändiges Benehmen und ſeine Induſtrie; denn wie könnte man dem ſtolzen Padiſchah ſo wenig Einſicht zutrauen, daß er glauben ſollte, Europas politiſches Syſtem käme her von den knappen Beinkleidern und den metallenen Steigbügeln! Nein, die Humanität ſpielt hier keine Rolle, ſondern das, was man in der Türkei unter dem Namen Nizam-Dſchedid verflucht, die Neuerung, das hat einen ganz hiſtoriſchen Grund und ſoll beſtimmten, echt türkiſchen und muſelmänniſchen Abſichten als Erleichterung dienen. Man muß

ſich deshalb über die Geſchichte der Osmanen ſeit zweihundert Jahren aufklären.

Bajazet, der Blitz, wollte den Erdkreis in Flammen ſetzen und ſeine und Amurat's Siege bahnten zuerſt im türkiſchen Reiche den Aſchenweg eines möglichen Unterganges. Bei einem ſolchen Widerſtand, wie ihn dann Hunyad und Matthias Corvinus leiſteten, mußte der Islam auf eine Befeſtigung ſeines Beſitzes denken. Die Kugel, die bei der Belagerung Wiens in den Stephansthurm fiel, war die letzte der alten Schreckenszeit, wo man die Türken fürchtete wie den Antichriſt. Seither iſt die Pforte auf ihre Grenze beſchränkt. Aber da der Islam eine Religion der Unruhe und Ausdehnung iſt, da der Türke überall, wo er ſich niederläßt, nur gewohnt iſt, wie im Feldlager zu leben, ſo mußte mit dem ſchwindenden Kriegsglück auch innerlich der Verfall hereinbrechen. Die Türkei wollte daher aus ihrem improviſirten, durch die Wechſelfälle der Eroberung beſtimmten Beſitze jetzt einen dauernden Zuſtand ſchaffen, und ſo gründete ſich aus halben, gährenden und gänzlich fremdartigen Verhältniſſen eine Herrſchaft, die ſich höchſtens rächen, ſonſt auf Genuß und Vertheidigung ſich beſchränken wollte. Während Kriegshauptleute und Günſtlinge auf eine tumultuariſche Weiſe mit den Provinzen des Reichs belehnt wurden, zogen ſich die Sultane in die Serails zurück und drängten die osmaniſche Geſchichte von jetzt an zuſammen auf das kleine Terrain häuslicher Intrigue, auf jene Gefängniſſe, in welchen Söhne Väter, Brüder ihre Geſchwiſter erdroſſeln ließen, auf einen kurzen Raum vom Serail bis zu einem Kiosk am Meere, wo unter Roſenhecken Mord und Verrath erſonnen wurde und Alles ſo ſtill iſt, daß man nichts in der Ferne hört, als das Plätſchern der in einen Sack genähten und in's Meer geworfenen Sultaninnen — oder Brüder des ſchwachen und grauſamen Herrſchers.

Das Sultanat gab die grünſeidene Glaubensfahne des Propheten, ſein oberprieſterliches Anſehen, die Würde, ein Schatten der Gottheit zu ſein, an einen höchſten kirchlichen Patriarchen, den Staatsmufti ab, und das Schwert Mohammed's, das ein neuer Sultan noch an ſeinen verweichlichten Lenden duldete, war eher Talisman als der in die Schlacht

winkende Blitzstrahl; denn den Krieg zu führen, übernahmen Miethlinge und Creaturen der Hofcabale. Das Sultanat war nichts als eine Repräsentation geworden. Die Mütter der Fürsten warfen sich ihren Söhnen in den Weg, wenn diese in den Krieg ziehen wollten, nicht aus zärtlicher Vorsorge und banger Ahnung, sondern weil ihre Macht und ihr Leben mit dem Leben des Sohnes stand und fiel, weil keine neue Herrschaft denkbar war, ohne erst die Trümmer der alten aufzuräumen, und wären es Blutsverwandte gewesen. Die feigen, berauschten Sultane waren der Spielball der Intrigue, den sich immer drei Partheien, die Favoritinnen, die Mutter und die Eunuchen zuwarfen. Wie mancher türkische Herrscher siechte von der Wiege her an heimlicher Vergiftung und mußte doch noch früher, als die gütige Natur es gewollt hatte, an einer seidenen Schnur sterben, die ihm sein eben so verkümmerter eigener Sohn schickte!

Das ganze Ansehen, das noch die Pforte Europa und ihren eigenen Satrapen gegenüber behaupten konnte, entwickelte sich aus zwei Ursachen, aus dem Zufall und einer Kaste: aus dem Zufalle, welcher zuweilen kräftige und weise Vezire an die Spitze des Reiches stellte und aus einer Kaste, welche das Privilegium des Krieges an sich gerissen hatte, den Janitscharen. Diese stehende Miliz, welche sich Anfangs nur aus den Gefangenen rekrutirte, dann aus einer bestimmten von den Griechen zu liefernden Menschenzahl, und die deshalb einen so unbesiegbaren Corporationsgeist bekam, weil sie von Kindheit auf für ihre Stellung erzogen wurde, riß eine Gewalt an sich, welche, obschon sie die eigentliche Stütze des schwankenden Staates war, niemanden fürchterlicher wurde, als dem Staate selbst. Den römischen Prätorianern gleich, welche außerhalb der Stadt ihr Lager hatten, zogen sie oft mit der Fahne des Aufruhrs vor die Wohnung des Kaisers, „stürzten ihre Kochkessel um", das Zeichen einer großen Erbitterung, und verlangten die Köpfe der Minister und Günstlinge, die sie ihren Interessen entgegen glaubten. Sie machten Krieg und Frieden, ohne ihre Stimme kam keine Thronfolge zu Stande, und wenn Mord und die im Holz von Konstantinopel wüthende Brandfackel ihren Weg gezeichnet hatte und

die Köpfe der verlangten Opfer an den Minarets des Serails blutig ſtarrten, ſo konnte wieder die Furcht des Sultans alles das verdorben haben, was er eben gewonnen glaubte; denn er hatte vielleicht mehr hinrichten laſſen, als die meuteriſchen Cohorten wollten, er hatte vielleicht irgend einen Mann des Geſetzes, einen guten Reiter, einen populären Soldatenfreund ſeiner blinden Furcht geopfert, für welchen dann der eigenſinnige Hauſe wieder neue Genugthuung verlangte... Die Türkei iſt ein jammervolles Land. Der Geiſt des Opiums, die ausſchweifend potenzirte Offenbarung des Traumes, liegt ſchwer auf dem ſonnenhellen Himmelsſtriche. Hier Ermattung, Furcht und Indolenz, dort Raſerei und die Wuth des Tigers, und das Alles oft in denſelben Seelen! Wer ſollte glauben, daß es in dieſer verworrenen und erſtickenden Atmoſphäre in der That einige Tugenden giebt, die uns mitunter mit dem türkiſchen Namen verſöhnen könnten; jene innere Gerechtigkeit, die weit mehr iſt, als das, was man in Europa Ehrlichkeit nennt! Es iſt eines der vielen Probleme unſerer Zeit, beweiſen zu können, wie in der Türkei Wahnſinn, Grauſamkeit, Schwäche mit Tugend im Umgang, Mannhaftigkeit und ſchönen Sittenſprüchen zuſammenwohnen können. Ich glaube, das Erklärungsband dieſes Widerſpruchs liegt nicht weit ab von einer Tugend, die nicht nur den Europäer vorzugsweiſe trifft, ſondern ihn auch übertrifft, in des Türken unbeugſamem Stolz, in ſeiner großen Verachtung, die er Hunden und Europäern zollt.

Es iſt eine falſche und hochmüthige Erklärung von Seiten der Europäer, wenn ſie die türkiſchen Neuerungen, das was man die Emancipation des Orients nennt, aus einem humaniſtiſchen Intereſſe für die Idee oder aus der Scham, etwa hinter der europäiſchen Civiliſation zurück zu bleiben, herleitet. Der Nizam-Dſchedid iſt nichts, als eine durch die Noth aufgedrungene politiſche Maßregel, die keinen andern Zweck hat, als gegen die Macht der Janitſcharen ein Gleichgewicht zu ſchaffen. Unſere Philanthropie wird überall auf Schwärmereien ertappt. Gewiß iſt der Orient nicht abgeneigt, einige kleine Bequemlichkeiten des Lebens, die der Occident in Folge ſeiner Induſtrie voraus hat, ſich anzueignen; aber kann man

die Einführung z. B. der Hähne bei den Badewannen, ja immerhin auch die Einführung einer neuen, kostenersparenden Tracht, mit dem stolzen Namen einer Revolution der Sitten und Meinungen belegen?

Nicht um die europäische Kriegführung zu überflügeln, ließ Mustapha III. Baron Tott zu sich kommen und sich von ihm belehren, wie man Pontons, Gußöfen, Bohrmaschinen und mathematische Schulen errichtet und Bomben à ricochet wirft, sondern um die Janitscharen mit den neuen Handgriffen auch neue Pflichten zu lehren und sie in eine steife und disciplinirte Haltung zu bringen, die der meuterischen Ueppigkeit dieser Truppen ein Ende machen sollte. Und warum sollte Achmed III. nicht die Buchdruckerkunst einführen? Er wird immer geglaubt haben, daß die Werke, die seine Pressen lieferten, Alles übertrafen, was die französische und englische Literatur bieten konnte. Er wird nie Anstand genommen haben, zu lächeln, wenn man von Montesquieu und Montaigne hätte sprechen und sie vorziehen wollen zuerst dem Koran, dann dem Dschihan-Numa oder dem Belvedere der Welt, dem Ussulül-Hikem oder den philosophischen Grundsätzen und zuletzt den „ausgewählten und wohlangereihten Perlen", welche alle früher oder später in Konstantinopel gedruckt worden sind. Der einzige Selim III. scheint nicht freigeblieben zu sein von den Aufklärungsideen, die das Zeitalter Gustav's von Schweden und Joseph's von Oesterreich charakterisirten. Alles Andere aber, was vor und nach ihm war, reformirte er in unmittelbarer Beziehung auf die Janitscharen. Ihr Untergang war nicht die Losung der Civilisation, sondern der Autokratie des Sultans. Die Sultane wollten weiter herrschen als innerhalb der engen Mauern ihres Serails.

Erst im gegenwärtigen Augenblick, wo die gefahrvolle Stütze der türkischen Alleinherrschaft vernichtet ist, müßte sich etwa die Rolle entwickeln können, die der Orient dem Occident gegenüber zu spielen gedenkt. Wir sehen das stolze Vermächtniß der Khalifen, eine Herrschaft, welche die schönsten Striche der Erde umfaßt, einen Staat, dessen Wächter der europäische Schrecken war, dem unvermeidlichen Untergange nahe. Während die Pforte zwei Feinde, die Satrapen und

Dies Buch ſchickt mir mein Volk, ſchickt Iſrael,
Ich prüf' es nach dem Talmud und der Thora.
(Geht nach rechts. Santos und die Diener folgen.)

Jochai.

Ihr ſeid betroffen, Uriel? Was thut
Euch das? Wenn man auf Reiſen iſt, verfliegt
Ein fernes Schickſal in die blaue Luft.
Seid Ihr, wo andre Sprachen, andre Sitten
Als einend Band ſich um die Menſchen flechten,
Da wird Euch Alles, was auch kommen mag,
Was man auch brieflich Euch vermelden dürfte,
Wie eine Fabel klingen, die Euch nicht berührt.
Lebt wohl! Nehmt guten Muth auf Eure Reiſe!
(Ab durch die Mitte.)

Uriel (allein).

Du glaubſt, daß ich noch jetzt in ferne Thäler
Mich ſelbſt verbannen würde Dir zu Liebe?
Weil ich ſchon einmal feige mich und Judith
Vor einem Kampf des Herzens retten wollte,
Soll ich auch jetzt den Kampf des Geiſtes fliehn?
Das war gefehlt! Wer Wahrheit will bekennen,
Darf ihr die höchſte Glorie nicht entziehn,
Den Ruhm des Muthes, den die Wahrheit giebt.
Was kann in mir von Flucht noch weiter ſprechen?
Jetzt muß ich bleiben, wenn auch Herzen brechen. (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

die Janitscharen, durcheinander vertilgen wollte, während sie sich in Konstantinopel einen festen Willen schuf, um den Provinzen Gesetze vorschreiben zu können, hat sie wiederum die Hülfsmacht verloren, die sie dabei unterstützen mußte. So ist das beste Blut der Türkei verspritzt worden, einem Phantom zu Liebe, einer Idee, die ohne Haltung ist, der Souverainetät des Sultans. Diese Souverainetät bahnte sich ihren Weg über die Leichen der Janitscharen, die den Statthaltern der auswärtigen Politik gegenüber sie erst möglich hätten machen können. Die Pforte besitzt jetzt eine Autorität, für welche sie keine Hände mehr hat. Kann hier noch die Civilisation ein Surrogat werden, das, von unten auf heilend, den siechen Staatskörper rettet? Werden kleine Mützen und kurze Bärte für die Pforte das werden, was einst in Rom allerdings — Gänse gewesen? Ist eine originelle Persönlichkeit vorhanden, die mit nerviger Faust das Ruder ergriffe, um das Staatsschiff wieder auf die hohe See zu bringen?

Wir wollen vor das kaiserliche Thor treten. Erschreckt nicht vor den Seitennischen der Säulen, die es tragen; es sind nur die Köpfe der Verbrecher, die der Sultan hinrichten ließ, und die noch ganz frisch von Blut triefen! Tretet in den ersten Hof, laßt die Kirche der heiligen Irene liegen, schaudert nicht vor dem Mörser, in welchem die widerspenstigen Häupter der Ulemas zerstampft werden, weil den Mufti keines Menschen Hand berühren darf; lasset den ach! so leeren Schatz, den Marstall, den Betsaal. Jetzt tretet leiser. Wir sind in der Nähe des Harems. Lauschet nicht, was die cirkassische Odaliske von ihrer Heimath singt — das Oberhaupt der schwarzen Verschnittenen dort am Fenster setzt eine grüne Brille auf, um eure Mienen zu prüfen! Stumme verfolgen euch und Zwerge; ein fürchterliches Schweigen liegt auf den großen Höfen, deren Mittelpunkt ihr erreicht habt; dort hinter jenen Vorhängen wohnt der Sultan — ein verstohlener Blick — dort ruht er, er trinkt Wein, er lacht, er lallt, er ist betrunken! Keine Pedanterei! Nur aus Verzweiflung, wie man zu sagen pflegt,

übertritt er das Geſetz des Propheten: ſehen wir, wie er es früher befolgt hat!

Mahmud II. kam in Folge einer Revolution auf den Thron. Der einzige philanthropiſche Reformator, der der Pforte zugeſtanden werden muß, Selim III., beſchäftigte ſich in ſeiner Gefangenſchaft, während draußen Muſtapha IV. herrſchte, dem jüngern Bruder des Sultans, ſeinem Neffen, Unterricht zu geben. Er lehrte ihn türkiſch und arabiſch; doch blieb Mahmud's Bildung immer nur äußerlich. Zuletzt warf er ſich auf die Kalligraphie, die er als jene Profeſſion trieb, welche die Sultane immer noch neben ihren Regentenpflichten erlernen müſſen. Mahmud war auf die Schnörkel ſeiner ſchönen Handſchrift ſo eitel, wie ein Commis oder, man erzählt es von dieſem, der Marſchall von Treviſo.

Er übte ſich gerade in ſeiner Kunſt und ertrug unwillig die Vorwürfe Selim's, der ihn zu Philoſophie und Mathematik antrieb, als der Lärm eines kriegeriſchen Aufſtandes an ſein Ohr ſchlug. Das Feldgeſchrei war Selim, den Taher Paſcha und die disciplinirten Truppen wieder auf den Thron ſetzen wollten; aber bald erſchien der zitternde Muſtapha mit ſeinem Oberſtallmeiſter und würgte den Greis, den ſie heimlich überfielen. Mahmud raffte ſeine Kalligraphieen zuſammen und verſteckte ſich vor dem Blutdurſt und der Furcht ſeines Bruders ſo lange, bis ihn die Meuterer ſelbſt aufſuchten und ihn an des gefangenen Muſtapha Stelle ſetzten. Sein Patron war Bairaktar, gewiß einer der kräftigſten Charaktere in der neuen türkiſchen Geſchichte. Das Reſultat einer blutigen Verwirrung von vielen Wochen war allerdings der günſtige Tod Muſtapha's, die ungeſtörte Umgürtung Mahmud's mit Osman's Säbel, das glückliche Untertauchen von fünf in den Bosporus geworfenen Säcken, in welche ein Kind Muſtaphas und vier ſchwangere Sultaninnen eingenäht waren; aber auch eine an die Janitſcharen verlorne Schlacht, der Tod Bairaktar's, der von ihnen belagert wurde und ſich heldenmüthig in die Luft ſprengte, und eine zur böſen Stunde offenbarte Schwäche; denn der Thron und der Divan hatten mit den meuteriſchen Kaſernen unterhandeln müſſen. Der Sultan beköſtigte die Janitſcharen ſelbſt und ihr Appetit war

wörtlich die Temperatur, von der im Barometer der öffentlichen Meinung sein Steigen oder Fallen abhing. Er zitterte, ob man ihm die Nachricht brachte, die verdächtigen Soldaten hätten den Reis unschmackhaft gefunden oder sie verschmähten Brot und Salz, was in den türkischen Revolutionen ein technischer Ausdruck ist; doch der Reis quoll gut, man blieb ruhig und der neue Herrscher wagte mit Rußland und Serbien Frieden zu schließen. Das war im Jahr 1812.

Die Erschöpfung Europas im zweiten Decennium des Jahrhunderts theilte sich auch dem türkischen Reiche mit. Hatte es doch an den Streitigkeiten der Politik seither activen Antheil und bald für, bald gegen Napoleon Parthei genommen. Wenn der Sultan ein kraftvoller Charakter wäre, in dieser Periode hat er nichts davon verrathen. Die Ordnung in den Provinzen löste sich auf. Die einzelnen Paschaliks von Rumelien, Widdin, Trebisond, Damaskus, Bagdad ꝛc. rissen sich mehr oder weniger vom Staatsverbande los, die Wechabiten machten unwiderstehliche Fortschritte, und zwei Widersacher, die bestimmt waren, späterhin die Kraft der Pforte zu absorbiren, umgaben sich im Geheimen mit Hülfsmitteln, gegen welche die des Sultans zuletzt nicht mehr ausreichten — Ali von Janina und Mehemed von Aegypten.

Der Divan übersah entweder die Gefahr, oder er war so tief gesunken, daß er sich damit begnügte, vom Unvermeidlichen wenigstens noch einige transitorische Vortheile zu ziehen. Er legte Tribute und Geldstrafen auf, benutzte die streitenden Partheien in den Provinzen, um eine jede zu rupfen und zu scheeren, und befolgte sogar die treulose Politik, seinen Paschen heimlich Verlegenheiten zu schaffen, aus welchen sie sich nur durch eine gute Anzahl Piasterbeutel loskaufen konnten.

Inzwischen sorgte Mahmud für eine gute Polizei in seiner Hauptstadt und übte dabei eine krampfhafte, despotische Gerechtigkeit aus, womit er den Europäern imponiren wollte. Den kleinsten Wortwechsel eines Soldaten mit einem Gesandtschaftsbedienten aus Pera strafte er durch den Tod und strich sich stolz den Bart, wenn der beschwerdeführende Gesandte über diese Genugthuung erschrak. Den Rest seiner

Zeit brachte er mit kalligraphischen Uebungen hin; er schrieb selbst seine Hattischerifs und entwarf sich ein Tagebuch, worin er niederschrieb, daß er schreibe.

Aber es wurde hier des Lobes und Preises seiner Schreibekunst so viel, daß er sich entschloß, in das Geheimniß seiner Kunst einen Menschen hereinzuziehen, der aber nichts davon verstehen mußte. Es fiel ihm ein, daß er jemanden haben mußte, der seine Scripturen sammelte und aufbewahrte; da fragte er seinen Barbier, ob dieser lesen und schreiben könnte. Verneinung war ihm recht, und seither nahm er seinen Barbier zum geheimen Archivar. Dieser in vertraulicher Stunde gestand ihm, daß er einen Freund habe in Galata bei den Fleischerbänken, der einer der größten Possenreißer unter der Sonne und ein Schreiber des Fleischervorstandes sei. Khalet-Effendi erschien, schrieb schlechter als der Sultan, machte einige gute Kapriolen und Mahmud behielt ihn zurück, erst als seinen Hofnarren, dann als Hofrath, zuletzt als Groß-Wessier. So entstand der einen Tradition zufolge (welche den bekannten Liebling des Sultans von dem ehemaligen Gesandten beim Hofe Napoleon's trennt) eine antike und wahrhafte Freundschaft zwischen Mahmud und seinem lustigen Wessier, die vollkommen gewesen wäre, wenn sie für die Türkei bessere Früchte getragen und nicht mit einer Treulosigkeit geendigt hätte.

Khalet-Effendi stand an der Spitze der Staatsangelegenheiten, d. h. er theilte mit dem Sultan den Raub, welchen die Intriguen des Divans von den Satrapen der Provinzen abgejagt hatten. Noch lange bis in den Aufstand der Griechen hinein dauerte seine Autorität, angetastet von den Geistlichen, bedroht von den Janitscharen, die ihm die Unfälle des Krieges gegen die Griechen Schuld gaben. Vergebens, daß die Boten des Divans in alle insurgirten Regionen Mord und Verstümmlung brachten, vergebens das Blutbad in Konstantinopel und die Gräuel auf den Inseln, vergebens die Hartnäckigkeit gegen die fränkischen Gesandten und die Weigerung, sich auf dem Congresse von Verona über Griechenland beruhigen zu lassen; die Janitscharen sahen in Khalet-Effendi, diesem niedriggebornen Weintrinker, das Hin-

dernis ihres Glückes und brachen im Jahre 1822 im wilden Aufruhr gegen den Serail heran. Berber-baschi, der Normalbarbier der ottomanischen Barcivilisation, wurde verbannt, nach ihm Khalet-Effendi und seine Creaturen.

Khalet lachte beruhigt, als er über den Hellespont setzte; denn sein Freund Mahmud hatte ihn umarmt und hatte ihm eigenhändig einen Sicherheitspaß ausgestellt, der ihn so lange schützen sollte, bis sich die Verhältnisse zu seiner Rückberufung günstiger gestellt haben würden. Aber die Empörer waren mit dieser Romantik nicht zufrieden, sondern preßten dem Sultan einen Todesbefehl ab, den er selbst über seinen Freund schreiben mußte, wahrscheinlich mit derselben zierlichen Hand, mit denselben Schnörkeln und Arabesken, die ihm so wohl gelangen. Khalet lächelte noch immer und auch da noch, als der Aga schon vor ihm stand und ihm die seidene Schnur präsentirte; er zog seine Kalligraphie aus dem Brustlatz; aber indem er den neuen Hattischerif las, der alles Vorangegangene, die alten Schwüre, die alten Betheuerungen widerrief, hatte ihn sein Henker schon gefaßt und erdrosselt.

Erst da, als Griechenland seine Kreuzesfahne erhob und die Brander verderbenschwanger auf den Gewässern auftauchten, als von den Inseln das vergossene Christenblut herabströmte in's Meer, erst da haben die Europäer angefangen, Mahmud für einen riesigen Charakter auszugeben, gleichsam als wenn das Aushaltenkönnen in jeder Lage Größe verriethe. Nein, klein war jener ohnmächtige Zorn, der auf dem höchsten Minaret eines Pavillons am Marmormeere in die Ferne des seit uralten Zeiten trauerumflorten ägäischen Meeres blickte und nichts als schwarze Segel heimkehren sah. Dann zu wüthen wie ein angeschossenes Thier und Mord und Tod über die Welt auszuheulen und aus Verzweiflung sich zuletzt dem Trunk zu ergeben: das ist türkisch groß, aber klein für die wahrhafte Charaktergröße, die über dem Nationalen steht und mäßig im Zorn, kraftvoll und voraussichtig in Entschlüssen ist.

Durch Mehemed Ali besiegte Mahmud die Griechen. Durch Ränke würde er vielleicht auch die Europäer besiegt haben, wenn diese ihre diplomatischen Anträge durch „uner-

wartete" Demonstrationen à la Navarin nicht unterstützt hätten. Die europäische Einmischung war jetzt keine Drohung mehr; die Russen verlangten den Vollzug des Friedens von Bucarest und die Räumung der Fürstenthümer; ein Vernichtungskrieg war die Folge der Weigerung. Die Riegel und Pfosten der Pforte stürzten ein, und was hätte gehindert, daß nicht auf's Neue das Kreuz die Kuppel der Sophiakirche beherrschte? Der Kern der türkischen Macht, die Janitscharen, waren nicht mehr. Drei Jahre vorher hatte sie Mahmud abschlachten lassen, nicht nach einem angelegten Plane, wie man wol irrig glaubt, sondern in Folge einer benutzten Gunst des Augenblicks. Es war nur dies, daß der Sultan einen gewonnenen Erfolg consequent durchführte. Er verbrannte die Kasernen, gab keinen Pardon und rettete sich vor einer Macht, die später den Staat hätte retten können. Jetzt ist Mahmud der Schatten vom „Schatten Gottes", er ist der Federball der Intrigue zwischen drei Cabinetten; wollte er auch seine Statthalter, die sich emancipiren, wieder zu Paaren treiben, so verbietet es ihm der Himmel; denn sein Säbel fiel in's Meer, als er einmal gelegentlich die Schiffe seiner Hoffnung besteigen wollte.

Rußland, von der Geschichte zum Erben der europäischen Türkei bestellt, hegt und pflegt den alten Erblasser und schützt ihn treulich bis zum Tode. Rußland wird der Türkei sanft und zärtlich die Augen zudrücken. Und wollte sich die Pforte in Konstantinopel nicht das Streicheln der Wangen gefallen lassen, so steht an Persiens Grenzen die russische Heeresmacht gerüstet. Hier ist kein Ausweg mehr. Die Pforte muß sich schützen lassen, um eine vollständige Eroberung zu bleiben. Sie muß Freunden trauen, die nur die Zeit abwarten, wo sie ihre Maske abnehmen.

Vielleicht stellen sich dieser Weissagung zwei Geschichtsansichten entgegen, die sich darin vereinigen, daß sie Combinationen der eben genannten Art für unzulänglich halten und sie mechanische und Verstandesabstractionen nennen. Die erste Ansicht ist gewohnt, Alles auf den Volksgeist, die zweite, Alles auf die Religion ankommen zu lassen. Jene glaubt, der Racen- und Völkerunterschied, ein demokratisch-populäres

Element, werde gegen die wunderlichen Statusquos unserer Tage reagiren; diese erwartet denselben Widerstand vom Glauben der Völker, von einer Rache, die der Himmel an der Erde nehmen werde.

Wir wollen nicht darauf bestehen, daß das Träumerische in diesen Meinungen sie schon allein verdächtig macht, nicht darauf, daß unsere Propheten noch der Zukunft so viel Theologie zutheilen wollen, als wenn die Nachkommen das zu glauben sich anschicken würden, was wir selbst zu glauben keinen Trieb mehr haben; aber sehet auf die Türkei! Religion und Volksthum fällt hier zusammen; liegt im Islam irgend ein Zukunftskeim? Ist sein Fanatismus mit jener ewigen Wärme verbunden, welche die Anhänglichkeit an geliebte Sitten und Meinungen begleitet? Nein, hier verglimmt sein Auflodern gegen das Christenthum, das auch noch in seiner jetzigen Gestalt immer eine Zukunftsreligion ist.

Der Islam ist eine Religion der Masse, keine Religion des Individuums. Der Islam ist nicht Bewußtsein, sondern Trunkenheit; er verleiht Trotz, aber keine Ausdauer. Kein Moslem, der einmal herausgerissen ist aus dem Zusammenhang seines Glaubens, der außerhalb seiner Badewaschungen, seiner Moscheen und Fasten steht, kein Moslem, der zur Annahme des Christenthums gezwungen wurde, wird im Stillen jene Treue bewahren, welche den Christen mitten unter heidnischen Verhältnissen immer noch im Bunde mit seinem Heiland erhielt. Die Ursache ist die, daß der Islam in sich kein Moment der Rechtfertigung trägt. Er ist eine Improvisation, eine immer neue Schöpfung, wo Poesie und Klima und Masse ihm zu Hülfe kommen; aber herausgerissen aus seinem Boden und in andere Regionen verpflanzt, welkt und verdorrt er. Der Islam ist im Schematismus der Religionen ein Ueberbein, das sich der wandelnde Weltgeist getreten, er beweist nichts Unerläßliches, er ist ohne die Verheißung einer historischen Zukunft.

Eine Civilisation in Massen käme in der Türkei nie zu einem guten Ende; wol aber durch Isolirung, durch stückweises Arrondiren in die europäischen Zustände hinein. In Europa und Asien wird man wahrscheinlich einst griechisch

beten, in Syrien bis nach Indien hin anglikaniſch, auf der ganzen Nordküſte von Afrika atheiſtiſch, wenn einſt Rußland, England und Frankreich ſich in die türkiſche Verlaſſenſchaft getheilt haben werden.

Bernadotte.

1835.

Ein Bild des Jahrhunderts rollt auf! Sinnend, in einer Haltung, die vorauszuſetzen ſcheint, daß ſie beobachtet werde, ſteht im Königsſchloſſe von Stockholm ein Mann, ſchlanken Wuchſes, ſtark ausgeprägt in ſeinen Geſichtszügen, Naſe und Kinn kräftig vorgeſtreckt, fein des Mundes Bildung, die Augen dunkelſchwarze Punkte, ein Greis, zweiundſiebzig Jahre alt, und doch wallt wie die Nacht ſo dunkles Haar über dem gefurchten Antlitz. Man färbt ſich das Haar und iſt erfahrungsſchlau wie Louis Philippe. Man trägt eine Perrücke von den ſchwärzeſten Locken, die je ein Italiener trug, und iſt ſo alt, weiſe, mäßig, philoſophiſch, wie König Karl Johann, Prinz Ponte-Corvo, Marſchall Bernadotte.

In dem großen Saale webt ſüdliches Klima; aber draußen zeigen die Barometer eine Kälte von 25° Réaumür. Eine Schneedecke verwirrt den Proſpect, welcher dem in Betrachtungen verſunkenen Greiſe vor Augen liegt. Der blaſſe froſtige Horizont ſchwimmt nebelhaft über den weißen Gewändern, die Normalms Dächer verhüllen. Man weiß nicht mehr, wo dieſe aufhören, wo jener beginnt. Auf dem gefrornen Mälarſee, auf der Oſtſee, die eine Eiskruſte iſt, ſo weit das Auge reicht, ſeufzen holzbefrachtete Laſtwagen; ein Eisvogel kommt aus Norwegen und ſetzt ſich vor das große Fenſter, wo der König ſteht. Der König ſcheucht ihn fort. Er läßt ſeinen Blick über die Gegend ſchweifen. Da unten am Schloßthor ſchultert der Dalekarl, gehüllt in den wär-

menden Mantel und mit seines Mundes Athem den Reif wegthauend, der der Athem selber ist. Dort oben die stolze Kuppel der Katharinenkirche, der Schnee auf ihr etwas rosig angeglommen von einem Glanz in Westen, der die Sonne sein soll, dieselbe Sonne, deren Schimmer jetzt lustig über deine heimathlichen Fluren fallen, Sohn des Südens, Hirt aus dem Campanerthal!

Er wärmt sich — an seinem Gedächtnisse, ruht sich aus im Schatten eines Orangenhains und lächelt zu jenen Tönen der spanischen Guitarre, die er aus der Ferne zu hören glaubt. Da fällt sein Blick wieder auf den Schloßhof, rings öffnen sich die Fenster, die Lakaien lachen, selbst der Dalekarl am Thore setzt seine Muskete auf den Boden und hört eine Weile auf, den Reif vom Mantelkragen wegzuthauen. Eine Parthie lebendiger Wesen, Mitteldinge zwischen Thier und Mensch, sind herausgebrochen aus dem Schlosse und wälzen sich, wie Hunde im Grase thun, in dem aufgeschütteten Schnee. Kleine untersetzte Gestalten, eingenäht in Rennthierfelle, wühlen sich durch die hohen Schneewälle hindurch, backen eine Festung, höhlen die Hinterwand und drücken sich in die Nischen mit ihrem Leibe. Jetzt blicken sie umher. Etwas wie ein Lächeln spielt auf den platten, stumpfen Gesichtern. Sie wollen sich wärmen und — ein Geschenk haben. Es ist eine Lappenfamilie, die auf ihren Schlitten aus den äußersten Marken des Nordens kam, ihren Rennthierheerden eine Zeitlang Lebewohl sagend, um den neuen König zu sehen. Zurückgekehrt in die Heimath, wollte sie einen Stoff haben, den vorüberziehenden Nomadenstämmen etwas Neues aus der Welt zu erzählen, eine Neuigkeit, die ein wenig jünger war als Peter der Große und Gustav Wasa. Es sind Lappländer, die, wenn sie nach Hause kommen, einen nomadischen Geschichtsabriß, eine herumschweifende Zeitung abgeben werden. Schon seit acht Tagen sind sie in Stockholm, stellen sich an alle Straßenecken, glotzen die Häuser an, werden in's Theater geführt, wo sie bei des Komikers Hjörtberg Scherzen lächeln, und reden in einem um ein Jahrtausend zurückgebliebenen schwedischen Dialekt, den selbst Professor Rask nicht versteht. Jetzt hatten sie im Schloß gewartet,

und weil ihnen die Zimmerwärme unerträglich wurde, stürzten sie hinaus in den Schnee. Armer Bernadotte! Woran denkst du? An den Tag, wo du im Angesichte der Alpen zwanzigtausend tapfern, klugen, ehrgeizigen Franzosen zuriefest: Camarades, l'armée de l'Italie vous regarde?

Nein, du denkst in der That an den Nordpol, an deine Unterthanen, an das Elennthier!... Der König winkt. Man führt die in Pelz genähten Hyperboräer herein. Da stehen sie und glotzen mit ihren dummen Augen in die gescheidtesten, die je unter Augenwimpern geblitzt haben. Der Schnee an ihren Füßen thaut im warmen Saale; bald stehen sie in einem kleinen See, der immer näher an Bernadotte heranschwimmt. Sie stoßen sich untereinander an, mit rauhen Armen, und beurtheilen das schwarze Haar des greisen Mannes. Er steht wie auf Kohlen. Sie betrachten seine goldgestickte Marschallsuniform, diese sonderbare Tracht, die weder Frack noch Oberrock ist. Sie greifen nach dem Schwertorden, nach dem Wasa-, dem Seraphinenorden: er mußte sich schmücken, denn woher soll denen, welche die Würde nicht kennen, der Begriff des Königlichen kommen? Bernadotte spricht kein Schwedisch; am wenigsten einen Dialekt, den Rask selbst nicht versteht. Ach, er seufzt! Er dachte an Rousseau, an die Erklärung der Menschenrechte, an die Schriften des Abbé Raynal. Die Contraste erdrücken ihn. Dort St. Just, bei Straßburg das Heer organisirend, in dem er selbst diente, hier drei Lappländer, vielleicht eine Frau unter ihnen, man sieht es nicht, mit stumpfen, aufgestülpten Mienen, verkümmert wie das Moos, das unter dem Schnee wächst.

Wenn sie nur gingen! Was sie nur an meinen Epauletten haben! Was thun sie jetzt? Sie ziehen aus ihrer haarigen Kleidung ein schmutziges Tuch. Sie wickeln es auf, blutige Flecken kommen zum Vorschein; da nimm, Bernadotte! Das ist Rennthierfleisch, sechs Wochen alt, steif gefroren, herrliches, blutiges Rennthierfleisch! Sie wollen dir eine Freude machen! Nimm, man kocht es in Schneewasser, klopft es mit einer Keule, wirft es dann wieder in den Topf, schüttet etwas Rennthiermoos hinzu und läßt es vierzehn Stunden am Feuer kochen; iß, Bernadotte!

Zweiter Aufzug.

Manasse's Garten auf seiner Villa. Vorn stehen an beiden Seiten Bäume und Blumenpflanzen, hinter welchen weiße Statuen hervorblicken. Vorn rechts v. S. eine mit Epheu und wildem Wein bewachsene künstliche Grotte mit einer Rasenbank und einem Marmortisch davor. Im Hintergrund erhebt sich eine mit Teppichen belegte Estrade, zu welcher einige Stufen hinaufführen. Diese Estrade wird von großen Laubbogen und Blumenguirlanden gebildet. Durch diese Bogen und durch Orangenbäume, die die Estrade zieren, sieht man ganz in der Ferne Springbrunnen. In der Ferne muß man den Eingang zu einem Saale annehmen, wo sich eine Tafel befindet.

Erster Auftritt.

Manasse (mit einem Streifen Papier in der Hand und lesend). Simon.

Manasse.

Das kann nicht sein! Unmöglich darf er kommen —
De Silva — Ben Jochai — Van der Embden —
De Castro — Alles gut — doch diesen Namen — —

Die Lakaien springen hinzu. Der greise König, gewöhnt an die Olivenwälder, die am Fuß der Pyrenäen wachsen, erblaßt. Er wird ohnmächtig, wenn er nur Taback riecht. Où est Oscar, mon fils? ruft er und wankt in sein Cabinet. Oscar versteht Schwedisch, Oscar ist populär, Oscar hat keine so feine, höchstens vom Pulverdampf parfümirte Vergangenheit, wie der Vater. Oscar wird das gefrorne Rennthierfleisch in Empfang nehmen. Oscar wird sich im Schloßhof mit den Lappen im Schnee wälzen. Ah, mon cher Oscar, que tu es Suédois! Die Lappen bekomen eine Hand voll Riksdalers.

Die Krone muß ein großes Glück sein, daß sie Bernadotte auf sein Haupt setzte. Er war Fürst von Ponte-Corvo, beherrschte als Gouverneur Hannover, die Hansestädte, hatte Dänemark in seiner Botmäßigkeit, eine Million im Vermögen und war gefürchtet von Napoleon. Und doch wollte er Beherrscher eines Landes, wenn auch nur eines armen, werden! Der ehrgeizige Zug jener merkwürdigen Zeiten muß überwältigend gewesen sein. Wenn man Napoleon haßte, konnte man nicht genug erfinden, was an seinem Ruhme und seinem Schicksale nagen sollte. Wie haben Moreau und Bernadotte Napoleon gehaßt!

Will man die Geschichte moralisch beurtheilen, so soll man die Extreme durch ihre Mittelglieder zu entschuldigen suchen. Da ist ein Republikaner, der an einem Tage, wo die Revolution ihren Marsch um die Welt begann, den Aermel aufstreifte und mit angezündeten Pulverkörnern auf das weiße Fleisch schrieb: Vive la République! Und zwanzig Jahre später steht er vorm Altar der Sturkyrka in Stockholm und des Priesters Oel salbt an seine Stirn Majestät. Wer wagt hier zu richten? Da liegen die Annalen jener welthistorischen Metamorphosen *einer* Zeit in die andere, *einer* Idee in die zweite und dieser wieder in das, was die erste bekämpfen wollte. Hier ist die Consequenz kein Maßstab mehr. In großen Perioden entschuldigt der Ehrgeiz der Masse den Ehrgeiz des Einzelnen.

Wir wollen versuchen, in Zusammenstellung einiger Thatsachen zu zwei oder drei Gruppen von Betrachtungen das Leben eines Mannes anschaulich zu machen, für welchen sich

schwerlich in vergangenen Zeiten eine Parallele findet. Cromwell und Pipin decken ihn nicht. Aehnlich war Ptolemäus Lagi von Aegypten. Auch dieser Regent diente von unten auf, focht in den Schlachten Alexander's, ward einer von des großen Macedoniers zwölf Marschällen und riß Aegypten an sich, als die Verlassenschaft ihres Herrn getheilt wurde. Weise und gerecht war seine Regierung. Er hob den Handel seines Landes und blieb dabei tapfer und würdig der Lorbern, die er in andern Verhältnissen gewonnen hatte.

Um drei Angeln bewegen sich die folgenden Bemerkungen: um Bernadotte in seinem Verhältnisse zu Frankreich und Napoleon, um das Ereigniß seiner Thronbesteigung und zuletzt um die Regierung Karl Johann's. Unser Verfahren wird zuerst historischer, dann biographischer, zuletzt publicistischer Art sein.

Johann Baptist Julius Bernadotte nannte sich in seinem spätern Leben zu oft selbst einen Gascogner, als daß man ihm den Namen eines Basken geben könnte, den er seiner Geburtsstadt Pau am Fuße der Pyrenäen nach verdient hätte. „Ich bin ein Gascogner," sagte er nach der Schlacht bei Jena, als sich Napoleon das Ansehen gab, als könnt' er ihn vor ein Kriegsgericht stellen; „aber Napoleon ist es noch mehr als ich," setzte er hinzu. Vielleicht schmeichelte es dem Marschall, aus dem Lande der Fanfaronaden gebürtig zu sein und doch immer die Wahrheit zu sagen. Montesquieu und die größten Geister der Gironde waren seine Landsleute. Doch überwältigte ihn die Lust am Kriege. Er ging nach Amerika unter Rochambeau und focht neben Lafayette, bis ihn die Engländer gefangen nahmen. Es ist wol etwas zu enthusiastisch gemeint, wenn man sagt, der freundlichen Behandlung, welche Bernadotte damals erfuhr, habe Schweden später die Trennung von dem Handelsgrundsatze Napoleon's verdankt. Ich glaube wenigstens, daß Bernadotte damals nur das Wohl seines Landes und nicht das Weißbrot im Auge hatte, das er von den Engländern als Gefangener erhielt.

Die Revolution traf ihn noch als Sergeanten, ob er gleich schon fünfundzwanzig Jahre zählte. Jetzt aber steigt man.

In fünf Jahren war Bernadotte Divisionsgeneral unter Jourdan und that sich durch die glänzendsten Unternehmungen hervor. An Jourdan hielt ihn eine innige, republikanische Zeitgemeinschaft gekettet. Sie standen sich noch am 18. Brumaire nahe, wo Bernadotte's Benehmen plötzlich eine politische Bedeutung erhielt. Bernadotte war aufrichtiger Republikaner. Die Grundsätze, welche St. Just in Straßburg der Organisation der Rheinarmee eingepflanzt hatte, waren zwar bald von einem Ehrgeize, der keine Grundsätze hat, ausgelöscht; doch einige erhabene und unabhängige Charaktere gab es noch immer, die den Zusammenhang der Begebenheiten mit Wärme und republikanischer Vorliebe empfanden. Zu ihnen gehörte Bernadotte. Er ist mit der zweiten militairischen Fraction der Revolution (Marceau, Dümouriez mag wol die erste sein), mit Kleber, Desair, Moreau, Hoche verwandter, als mit den übermüthigen Kriegern, die unter Buonaparte Italien mit ihren Siegesdenkmälern bepflanzten, die der republikanischen Sittenstrenge zu Gunsten englischer Manieren, dem Citoyen zu Gunsten des wieder auflebenden Monsieur, den Gehorsam aufkündigten. Bernadotte focht unter Buonaparte, theilte mit dem Obergeneral die Ehre des Tages von Rivoli, blieb aber unmuthig, gereizt, zwar ohne Eifersucht, doch auch ohne Behaglichkeit. Nachdem Bernadotte bis über Grätz vorgerückt war, nachdem er, um bei großen Dingen eine Anekdote zu erwähnen, die für Berlin von Interesse ist, nahe daran war, jenen bourbonistischen Spion aufzuheben, welcher später in Preußen intriguirte, um übereilte Pläne in ihren Ausbrüchen zu beschleunigen, den Grafen d'Entraigues, wurde er zum Gesandten der Republik am Wiener Hofe ernannt. Hier kitzelte ihn der Republikanismus. Hier, wo Kaunitz seine Pläne gegen die junge französische Freiheit zu entwerfen begann, hing Bernadotte an einem schönen Abende, nach den Freuden eines Gelages, die dreifarbige Fahne aus. Er bewohnte das Hotel, welches dem jetzt falliten Baron Geymüller gehörte. Die Wiener sahen hierin ein Signal für die Propaganda, sie sahen eine Verspottung jener Krieger, die sie, obschon befreit vom Kriegsdienste, aus ihren eigenen Mitteln freiwillig in die Fluren

Italiens gesandt hatten, rissen das Straßenpflaster auf, warfen dem Gesandten die Fenster ein und benahmen sich so tumultuarisch, daß die Dragoner aus der Josephstadt, kaum angekleidet, herbeisprengen mußten, einer Verletzung des Völkerrechtes Einhalt zu thun. Der Krieg sollte auf's Neue losbrechen; so war die Meinung des beleidigten Directoriums. Doch Buonaparte weigerte sich, ihn zu erklären, weil es an einer gerechten Ursache fehlte und die Thorheit Bernadotte's von keinem Besonnenen gutgeheißen werden konnte. Noch vor Buonaparte's Rückkehr aus Aegypten war Bernadotte mit dessen Familie ein Verhältniß eingegangen, dessen verwandtschaftliche Verpflichtungen ihn bei alledem am 18. Brumaire nicht bestimmten, Pläne des Ehrgeizes befördern zu helfen. Bernadotte heirathete eine Schwägerin Joseph's Buonaparte, Desirée, die zweite Tochter des Marseiller Kaufmanns Clary. Die Königin von Schweden wurde von Napoleon, ehe sie mit Bernadotte bekannt wurde, angebetet. Napoleon behauptete später, daß er ihren Besitz erringen konnte, wenn er durch das Vaterland nicht aus seiner Bewerbung gerissen wäre; aber es ist bekannt, daß der alte Herr Clary äußerte, an einem Buonaparte hätte seine Familie genug. Napoleon, von Natur sentimental*), bewahrte der Gattin Bernadotte's eine unausgesetzte zärtliche Erinnerung und soll ihr zu Liebe in die Uebernahme des schwedischen Thrones gewilligt haben. Sie hatte keine Freude an ihrer Krone. Mit ihren französischen Umgebungen verstieß sie bei ihrer Ankunft in Schweden gegen den Nationalstolz. Es entspann sich die ärgerliche Debatte, welche von den Frauen der Kronprinzessin den Vorrang

*) Las Cases, der Napoleon's Individualität von dieser Seite aufgefaßt hat, ist mit Unrecht getadelt worden. Bourrienne erzählt, mit welchem Eifer Napoleon ihm den Besuch des Stückes: Misanthropie et Repentir anempfahl; ja daß er ihn mannigfach aufgefordert hätte, Werther's Leiden geschmackvoll zu übersetzen. Bourrienne that es mit einzelnen Briefen, die Napoleon hinrissen. Wo hat die Geschichte der Deutschen von W Menzel nur jene Notiz her, daß Napoleon in Aegypten den Werther gelesen und eine Nation, die solche Bücher producire, verachtet hätte? Die Thatsache der Lectüre mag richtig sein; aber die Schlußfolgerung ist doch wol nur aus Menzel's Goethehaß gegriffen

haben sollten, die ihrer ersten oder die ihrer zweiten Heimath. Die Erbitterung auf die Fremde wurde so groß, daß sie Schweden verließ und bis vor sechs Jahren im Auslande lebte. Sie wohnte abwechselnd in Paris und Frankfurt am Main. Am letzten Orte in demselben rothen Hause, welches jetzt die Thurn und Taxis'sche Postanstalt ist. Oscar, als er auf den Congreß von Verona reiste, um legitimistische Studien zu machen und sich auf dieselbe Weise zu empfehlen, wie er es neulich in Kalisch that, gab der Mutter in Brüssel ein Rendezvous und suchte sie zur Ueberfahrt nach Schweden zu bewegen. Mehre Jahre darauf gab sie Gehör, wurde ohne Groll empfangen, ist jeden Abend im Theater, wo sie kein Wort von den Stücken versteht, und hat sich als Hochmeisterin in alle Gesellschaftsorden einschreiben lassen, welche von der schönen Welt in Stockholm als winterliche Vergnügungen gebildet werden.

Am 18. Brumaire legte Bernadotte in Napoleon's Herz den Samen einer Gesinnung, der ihm von diesem Augenblick nur taube und nichtsnutzige Früchte trug. Bernadotte wurde ehrgeizig. Das kann selbst Fouché, der die Intrigue jenes denkwürdigen Tages mit der ganzen Genialität seines psychologischen Scharfblickes beschrieb oder beschreiben ließ, nicht in Abrede stellen. Nur überwog bei Bernadotte die Ehrlichkeit und die nachhaltende Anhänglichkeit an eine Regierungsgewalt, die ihn ausgezeichnet, die ihm das Kriegsministerium anvertraut hatte. Napoleon, dem Alles daran lag, den Moment als eine Krise zu schildern, die mit einer Revolution endigen mußte, fragte Bernadotte, warum er in Civilkleidern ginge? Er wollte damit sagen, warum er im Kamisol, mit Pantoffeln an den Füßen vor der Hausthür stünde und eine Cigarre rauchte, da jetzt jedermann die Schärpe umlegen müßte und mit ihr zugleich eine Unterordnung unter den Sieger der Pyramiden. Bernadotte erklärte trocken, daß er von der öffentlichen Gewalt noch keinen Auftrag bekommen hätte. „Und wenn Sie ihn bekommen, gegen wen werden Sie ihn in Ausführung bringen?" „Contre tous les perturbateurs de la République!" antwortete Bernadotte. Aber es blieb nur eine Redensart, die dem Manne Ehre

machte. Barras und Sieyes (Sieyes, dieser gewandte Abbé, der für die schweren Geburten in den Krisen der französischen Revolution immer die Stelle der Hebamme übernommen zu haben scheint) hatten das Terrain so gesäubert, daß die Waffengewalt, welche am 19. gebraucht wurde, nur die Beruhigung einiger übriggebliebenen unzufriedenen Trotzköpfe war. Noch vor dem Anbruch des Consulats mußte Bernadotte seine Demission nehmen. Er erklärte öffentlich, er würde sie nicht gegeben haben, hätte er nicht gewußt, daß man sie annehmen würde. Dies war ein Protest gegen eine neue Herrschaft des Schreckens, die im Staate aufkam. Bernadotten blieb nichts übrig, als in die Reitschule zu gehen und bei der Aufhebung der dortigen republikanischen Zusammenkünfte die letzte Freiheit der Verfassung aushauchen zu helfen. Es ist ein vernichtendes Gefühl, so ehrgeizig zu sein, wie Andere, und doch zu ehrlich, um Rücksichten zu verletzen.

Jetzt war Bernadotte von den Launen des Oberhauptes im Staate abhängig. Napoleon befolgte die Taktik, ihn zu demüthigen und an Posten zu stellen, wo es keine Lorbern zu gewinnen gab. Er wollte ihn den Völkern verdächtig machen, übersah aber, daß sich nichts den Herzen der Nationen so einschmeichelt wie die Tugenden des Friedens, und daß die Völker lieber Palmenzweige als blutige Siegeskränze austheilen. Bald wurde Bernadotte gegen die Vendée verwandt, wo er Gelegenheit hatte, durch Milde die Gemüther zu gewinnen, bald gegen die Engländer, die von Antwerpen aus sich näherten und die er durch Anwendung eines nicht weniger populären Mittels zurücktrieb: das Aufgebot der Nationalgarden. Diese eigenmächtige Verfahrungsweise war dazu geeignet, Napoleon's schlummernden Groll wieder aufzuwecken. Dazu kam, daß Bernadotte weniger durch seine Veranlassung, als durch die Meinung, die ihm vom Volke untergelegt wurde, in fast allen Conspirationen genannt wurde. Mallet, der schon im Jahre 1802 mit einem Muthe drohte, der 1812 zu einem, dem unerschrockenen Manne so verderblichen Ausbruche kam, Mallet und die Philadelphen wurden immer mit Bernadotte zusammen genannt. Man nahm es als fest an, daß dieser General noch unter der consularischen

Regierung mit Fouché einen Ueberfall der Hauptstadt verabredet und den Umsturz der damaligen Verfassung bezweckt haben sollte. Napoleon selbst war nicht der Letzte, diesen Gerüchten Glauben zu schenken, nur vermied er, mit Eclat ihren Grund aufzudecken, weil er Frankreich und Europa überreden wollte, daß niemand mehr gegen ihn sich zu verschwören wagte. Bernadotte söhnte sich, durch Joseph's, seines Schwagers, Veranlassung mit dem Machthaber wieder aus, war aber bei den spätern deutschen Feldzügen ein ewiger Gegenstand der kaiserlichen Spionage. Bernadotte klagte bitter über die Intriguen Savary's, der in den Feldlagern die geheime militairische Polizei zu leiten hatte und der Schrecken der Generale geworden war, seit der biedere unerschütterliche Lannes ihm nicht mehr die Spitze bot.

Napoleon war unermüdlich in Herabwürdigungen Bernadotte's. Er ging darauf aus, die Feldherrntalente eben so sehr wie den Patriotismus des Generals verdächtig zu machen. Jena, Wagram und Eylau waren die Hauptveranlassungen dieser wiederholten Zerwürfnisse. Am ersten Orte sollte Bernadotte die Schuld tragen, daß das preußische Heer nicht total vernichtet wurde. Er durfte nur eine feste Position nehmen, sagte Napoleon zu Automarchi noch auf St. Helena, und das preußische Heer war vernichtet. Aber Genie gehörte dazu, fügte er hinzu, oder, wenn man Rapp's Berichten folgt, nach Napoleon's Meinung weniger Eifersucht auf den Ruhm der andern Marschälle; denn wenn es Bernadotte's Wünschen gemäß gegangen wäre, so hätte, wie Napoleon sagte, Davoust die Schlacht bei Auerstädt verlieren müssen. Nach der Schlacht bei Wagram desavouirte Napoleon öffentlich von Schönbrunn aus das Benehmen Bernadotte's, der sich erlaubt hatte, in einem eignen Tagsbefehl den Sachsen, die er commandirte, Lobsprüche und den größten Antheil am Siege zuzuerkennen. Ich gestehe, daß der Bericht, den Bernadotte über den Muth der Sachsen abstattete, die Erwartung übersteigt, die man von der Tapferkeit eines Volkes haben darf, das zum größten Theile aus Gelehrten, Buchhändlern und Sänftenträgern besteht, und glaube mehr an die Ansicht, die sich über die Schlacht bei Wagram in der Geschichte festge-

stellt hat, daß die Sachsen, eingedenk des deutschen Vaterlandes, das sie in den Oesterreichern bekriegten, gewichen sind; aber Napoleon nahm Gelegenheit, den Prinzen von Ponte Corvo wegen eines in diesen kritischen Zeiten so übel angebrachten Complimentes an die Bundesgenossen in den Augen der Franzosen als einen Verräther an der Nationalehre zu bezeichnen. Die Zwistigkeiten bei Eylau waren dieser Demüthigung vorausgegangen. Dort hatte Napoleon, um die Ehre eines schwer errungenen Tages zu retten, die Schuld auf Bernadotte geschoben und ihm den Vorwurf einer Verspätung seines ihm zu einer bestimmten Stunde vorgeschriebenen Eintreffens auf dem Kampfplatze gemacht. Bernadotte wußte von nichts. Der Offizier, welcher ihm die Depesche überbracht haben sollte, war todt, und Napoleon hatte gut weise sein, wenn es sich um die Vertrauten seiner Pläne handelte, die man nicht mehr fragen konnte. Nach der Schlacht bei Wagram nahm Bernadotte seinen Abschied und beschloß, in Frankreich als Privatmann zu leben. Hier traf ihn die Wahl der Schweden. Napoleon war überrascht und leistete in der ersten Hoffnung, für Frankreich eine neue Station zu haben, keinen Widerstand. Derselbe Marschall, den er einst vor ein Kriegsgericht stellen wollte, wenn er einen andern Grund dazu gehabt hätte, als seinen Haß, war daran, eine Krone auf sein Haupt zu setzen! Napoleon ließ ihn aber ziehen, versprach für Ponte Corvo zwei Millionen (eine wurde gezahlt) und erschrak erst, als ihm der neue Rival aus den Augen war. Ein Briefwechsel entspann sich ähnlicher Art, wie der, welchen Napoleon mit seinem Bruder Ludwig, dem Könige von Holland, führte. Sie sind erstens Franzose, zweitens französischer Prinz und erst drittens König von Holland oder Schweden: dies war sein Refrain. Der Ausdruck: das Interesse meines zweiten Vaterlandes, brachte ihn außer sich. Er begriff nicht, wie man eine Monarchie gründen konnte ohne Machiavellismen. Jetzt rief er aus: „O wär' er hier, so ließ' ich ihn erst in Vincennes Schwedisch lernen!" „Bernadotte war es," sagte er in St. Helena zu Las Cases, „der unsern Feinden den Schlüssel zu unserer Politik, die Taktik unserer Armeen mitgetheilt; er ist es, der

ihnen die Wege zum heiligen Boden gezeigt hat." „Er ist jetzt der einzige Emporkömmling, der auf dem Throne sitzt," fügte er ein andermal hinzu; „das ist ein Skandal, dessen Beispiel für die legitimen Monarchieen zu gefährlich ist, als daß sie es ungestraft lassen könnten." So riß ihn die Leidenschaft noch im letzten Augenblicke zur Blindheit hin. Bernadotte und Buonaparte besaßen denselben Ehrgeiz, vielleicht dasselbe Genie. Der Eine konnte die Welt, der Andere nur ein kleines Königreich, wo die Natur Eisen statt Korn wachsen läßt, erringen, weil sie sich durch die Verantwortlichkeit unterschieden, die sie im Gewirr sich durchkreuzender Interessen zu übernehmen wagten. Napoleon verschuldete sich beim Glück, Bernadotte wollte bei derselben Göttin reine Rechnung haben. Jener fallirte, dieser sparte ein kleines Capital, von dessen Zinsen sich ein gemüthlichen Leben führen läßt, wenn auch unterm sechzigsten Grade der nördlichen Breite, in einem Lande, wo die Weintraube nur im Treibhaus reift, wo man die Buche und die Eiche begießen muß, wo unter drei Jahren das eine immer ein hungriges und mißrathenes ist.

Die Schweden waren nämlich der Herrschaft Gustav's müde geworden, der anstatt im Tacitus im Swedenborg las, der statt das Hirn seiner Unterthanen zu studiren, ihre Schädel nach Gall'schen Grundsätzen betastete und eine Amme entlassen konnte, die es gewagt hatte, dem kronprinzlichen Säugling statt von „Sr. Majestät" von seinem „Papa" zu erzählen. Die schwedische Aristokratie, nicht unähnlich der ehemaligen polnischen, hatte dabei ihre Privilegien im Spiele und wagte, da die Gemeinschaftlichkeit die Verbrechen zu mildern pflegt, einige Schritte, welche noch im Dunkeln liegen, sich aber durch die dem Grafen Fersen gemachten Anschuldigungen ahnen lassen. Fersen, derselbe „schöne" Fersen, der als Kutscher verkleidet die unglückliche Familie Ludwig XVI. dem Postmeister von Varennes in die Hände führte, derselbe Graf Fersen, den die französischen Republikaner vom Rastadter Congreß vertrieben, wurde, als angeblicher Mörder des Prinzen Christian August von Holstein-Augustenburg,

auf offener Straße vom Volke erschlagen, wie mich ein Augenzeuge versichert, mit Regenschirmen.

Warum die schwedische Aristokratie einen französischen General auf den Thron des Landes rief*), läßt sich aus zwei Gründen erklären, die sich fast zu widersprechen scheinen. Glaubte sie ein blindes Werkzeug ihrer Anmaßung zu gewinnen, oder trachtete sie, durch einen Fremden dem Lande die Ruhe zu geben, welche durch die Wahl eines Einheimischen, eines Brahe, Sparre, Horn, Adlerkreuz, nur noch heftiger wäre gestört worden? Einleuchtender ist, wie man unter Napoleon's Generalen gerade auf Bernadotte gerathen konnte. Hier trafen Aller Wünsche zu; denn die Aristokratie wollte nur einen Fremden, der gemeine Mann, der halben Ohres auf die Zeitung lauschte, einen Franzosen, am liebsten den Wunderheros Napoleon selbst. Der Mittelstand, der Kaufmann und ein Theil der Offiziere hatten in der That schon ganz speciell an einen bestimmten Namen gedacht. Ob Bernadotte selbst an sich dachte? In Schweden gilt es für loyal zu sagen: Der König war eben so überrascht wie gerührt von seiner Wahl. Bourrienne, der sich in seinen Memoiren das Ansehen einer besondern Freundschaft für Bernadotte giebt und mit Geschwätzigkeit die Fälle erzählt, wie oft Karl Johann seine Tochter „meine kleine Cousine" nannte, Bourrienne deutet ein entschiedenes Einverständniß mit der Aristokratie, als der Wahl vorangegangen, an. So viel scheint sicher, daß, als ihm Madame Normand in Paris ein Königreich wahrgesagt hatte, das überm Meere läge, Bernadotte dabei — nicht an Amerika gedacht hat.

Den Heeren Napoleon's ging ein Enthusiasmus voran, welchen selbst diejenigen theilten, gegen die sie geführt wurden. Die Völker vermischten ihre eigenen Hoffnungen nicht mit denen ihrer bestehenden Regierungssysteme, sie sahen so-

*) In der Skizze über Metternich, welche in einem Hefte der Revue des deux mondes steht, wird ein Graf Levinstein genannt, welcher bei der Thronumwälzung in Schweden mitgewirkt haben soll. Diese Angabe ist doppelt unrichtig, einmal factisch, sodann statistisch, weil Levinstein kein schwedischer Name. Auch in dem Pamphlet des Obersten Gustafson: der 13. Mai 1809 findet sich keine Auskunft.

Simon.

Hat Eure Tochter ſelber aufgeſchrieben.

Manaſſe.

Unmöglich! Weiß ſie nicht, was ihn bedroht?

Simon.

Da kommt ſie ſelbſt; laßt ſie Euch Rede ſtehn. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Judith. Manaſſe.

Judith.

Willkommen, Vater! Welche lange Zeit
Habt Ihr uns wieder hier allein gelaſſen,
Bis Ihr den Börſenſtaub von Amſterdam
In Euerm Garten aus den Kleidern ſchüttelt!

Manaſſe.

Von Sorgen ſeh' ich mich auch hier begrüßt.

Judith.

Hab' ich nicht Alles feſtlich hergerichtet,
Wie Ihr's am Wochen-Ende liebt? Sind Gäſte,
Wie Ihr gewohnt, zu Tiſche nicht beſchieden?

Manaſſe.

Wie konnteſt Du Acoſta heute laden?

Judith.

Er war nicht hier ſeit vollen ſieben Tagen!

gar kalt zu, wie ihre eigenen Armeen von denen Napoleon's geschlagen wurden, denn ihre Politik ging nur darauf aus, sich selbst mit dem Glanze der französischen Waffen zu verbinden und unter ihrem Schutze die Concessionen zu erlangen, welche ihre gedemüthigten Regierungen unter diesen Umständen nicht verweigern konnten. So war es in Schweden. Die kriegerischen Acte Gustav Adolf's mißfielen, seine Bemühungen um Pommern waren nicht einmal national. Die allgemeine Stimme war die der Bewunderung für Napoleon, und derjenige, auf den sie übertragen wurde, war Bernadotte. Bernadotte stand den nordischen Völkern am nächsten. Seine civilen Tugenden entfalteten sich schon, als er Gouverneur von Hannover war. Die Plünderung Lübecks konnte nicht gehemmt werden, aber seinen Bemühungen gelang es, übertriebenen Ausschweifungen Einhalt zu thun, den Bedrängten Schutz, dem Klagenden Gehör zu geben. Bernadotte's Benehmen ist für Lübeck unvergeßlich. Alle Berichte aus jener Zeit, besonders der Brief des Herrn Villers, des bekannten französischen Verehrers der deutschen Universitäten, an Madame vor Beauharnais kommen darin überein, daß Lübeck ohne Bernadotte's Energie verloren gewesen wäre. Spätern Ruhm sammelte sich unser Prinz von Ponte-Corvo in Hamburg. Mortier's, Michaud's und Brüne's Benehmen an diesem Orte hatte Spuren tiefer Erbitterung zurückgelassen, die der neue Gouverneur verwischte. Das Decret von Berlin bewirkte eine Revolution im Handel. Bernadotte bemühte sich, ihre Folgen weniger empfindlich zu machen. Auf seine Veranlassung mußten die Douaniers das eine Auge immer geschlossen halten. Vertrauliche Gespräche ließen bald errathen, welche Meinung Bernadotte über das neue Mercantilsystem hatte. Die Hanseaten und Nordländer erfuhren hier Principien, die sie nicht ahnten von dem Manne so bald in Ausführung gebracht zu sehen. Später commandirte Bernadotte in Kopenhagen. Er traf das arme, zerschossene, überrumpelte Kopenhagen halb in Asche, die ganze Stadt in tiefster Trauer. Es war eine besondere Fügung des Schicksals, daß Bernadotte überall da ankam, wo es Ausschweifungen zu zügeln oder Schmerz zu versöhnen gab.

Selbst die feindlichen und neutralen Höfe gewann der Marschall. Dem Fürsten Wittgenstein werden die Dienste, die ihm Bernadotte in der Gräflich Voßischen Briefangelegenheit leistete, wol unvergeßlich bleiben. Gefälligkeiten verpflichten ja eben so sehr wie Geschenke. Der König von Preußen war bei dieser Angelegenheit, wo Bernadotte seinen letzten Einfluß bei Napoleon geltend zu machen wußte, interessirt. Kein fürstlicher Name war später in Preußen so populär, als der des Königs von Schweden. Für den Schmerz des Coriolan, gegen die Römer kämpfen zu müssen, hatte die Liebe der Volsker das Aeußerste gethan, Ersatz zu geben.

Wir sind jetzt in unserer Darstellung bis auf jenen Punkt gekommen, wo wir in Bernadotte nur noch den Schweden antreffen, wo die Pyrenäen, die französischen Zeitgemeinschaften vergessen sind. Wir sehen ihn von Frankreich, dann von Hamburg Abschied nehmen und einige schwedische Worte einstudiren, die sich so auf der Reise aus dem Wagen werfen ließen. Wir wissen nicht, was er nun liest; Machiavell oder Mariana über Prinzenerziehung, Plato's Republik oder die Geographie von Schweden. Kaum zwei Stunden ist der neue Prinz in Kopenhagen, so stirbt der König von Dänemark. Wir übergehen die Thaten des Befreiungskrieges, die der Geschichte mehr als der Biographie angehören, und sehen nur noch den König auf dem Throne Gustav Wasa's, auf dem Schlosse Karl's IX., nicht weit entfernt von Gripsholm, wo diejenigen Könige, die das Vertrauen des Volkes täuschen, verwahrt werden, wie einst Erich. Betrachten wir Karl Johann in der Mission, die er dem schwedischen Volke gegenüber übernommen hat.

Schweden gehört wie Holland zu jenen Staaten, die ihre glänzende Vergangenheit nicht wieder einholen können. Schweden hat gegen die mächtigsten Reiche unermüdliche Kriege geführt, Schweden dictirte Friedensschlüsse, Schweden ist kaum noch der Schatten dessen, was es einst gewesen. Ein armes Land, das allerdings noch die finnischen und pommerschen Ufer der Ostsee sein nannte, aber dafür noch keine Tanne in Norwegen besaß, lieferte streitsüchtigen Königen die zahlreichsten, muthigsten und gehorsamsten Heere. Nach einer

Schlacht, wie die bei Pultawa, konnten 70,000 Mann dem angebeteten nordischen Alexander, wie ihn Voltaire nannte, zum Entsatz kommen; und noch länger hätte diese Freudigkeit der Nation, diese Hingabe an ehrliche, mannhafte Regenten gedauert, wenn nicht der Adel die Bereitwilligkeit gekränkt, den gemeinsamen Willen zersplittert und eine Obergewalt im Lande gewonnen hätte, die man jetzt in der schwedischen Geschichte die Zeit der Freiheit nennt, deren Rückkehr aber das grausamste Geschenk des Schicksals wäre. Schweden verlor Finnland und die deutschen Provinzen. Norwegen, gegen Schweden so widerspenstig, wie Belgien gegen Holland, ist kein Ersatz für eine Provinz, die dem Czaren von Rußland seine besten Krieger liefert. Schweden ist in einer Lage, die ernsthafte Aufmerksamkeit verdient.

Der Traum jedes patriotischen Unterthanen Karl Johann's ist jener Stein, welchen der Sage nach ein Waldgeist an der Newa meißelt und der die ewige Grenze zwischen Scandinavien und Rußland bilden sollte. Jetzt ertragen sie es schwer, daß sich Alexander und Bernadotte in Abo umarmten. Letzterer ließ sich statt Finnlands Norwegen unterschieben; er hegte die Hoffnung, Erbe Napoleon's zu werden. Es ist gewiß, daß Bernadotte während des ganzen Feldzuges daran gedacht hat, jenen Hermelin zu erhalten, der im Glauben des Volkes für Moreau bestimmt schien, den Bienenmantel Napoleon's. In Paris wagte Bernadotte nur etwa drei Tage diese Hoffnung, in welcher ihn Alexander bestärkte, und reiste ab, als er die geheimnißvollen Zirkel sah, die Talleyrand mit seinem hinkenden Fuße schrieb. Bernadotte war getäuscht; aber wer konnte Alexandern, der aller Welt Alles versprach und Jedem gern den ganzen Himmel in den Schooß schüttete, zürnen? Wie konnte es Karl Johann in seiner Lage? Die Schweden sagten, daß er auf sie rechnen dürfte; aber Karl Johann nahm das, was ihm gewiß war, die Achtung der Nation, und suchte sich noch das zweite Ungewisse zu verschaffen, die Freundschaft der heiligen Allianz. Die Nation seufzt darüber. Sie haßt Rußland, wie Rußland in England und Deutschland kaum gehaßt wird. Sie denkt an jenen Grenzstein im Walde an der Newa, an Lands-

krona, eine Festung, die ein Torkel Knutson baute; aber die Politik des Cabinettes von Stockholm hat keine Selbstständigkeit. Als Bernadotte Kronprinz von Schweden wurde, fielen die Papiere in St. Petersburg; seitdem stiegen sie: werden sie erst wieder fallen, wenn Karl Johann stirbt?

Auch der König von Schweden ist mit den Resten der französischen Revolution, die sich als moderner Liberalismus in unsere heutigen Verhältnisse eingekleidet haben, im Widerspruch. Derselbe Republikaner, der in Wien einen Kampf gegen die Bevölkerung der Straßen wagt, fürchtet jetzt nichts so sehr, als die Straße, den Tumult und jene nur in mißglückten Revolutionen übliche Bezeichnung des Volkes, den Pöbel. Schon während seiner Statthalterschaft von Kopenhagen schrieb er nach Hamburg: „So oft sich die Massen erheben und von ihrer Kraft Gebrauch machen, hört jedermanns Sicherheit auf. Dann muß sich die Autorität der beschützenden Gewalt in ihrer ganzen Energie zeigen und den Gewaltthätigkeiten durch ihre Dazwischenkunft ein Ende machen. Der alte römische Senat, der doch sonst so mißgünstig und eifersüchtig auf seine Prärogative war, übergab in den Zeiten der Verwirrung das schreckliche Recht über Leben und Tod an einen Dictator, der nach keinem andern Gesetz verfuhr, als dem seines Willens und des Lictorenbeils. Die gewöhnlichen Gesetze begannen nicht eher wieder, bis nicht das Volk zu seiner Pflicht zurückgekehrt war." Diese Erklärung verräth energische Maximen, die zum Glück in Schweden noch nicht angewandt worden sind. Jedes Land und jede Lage modificirt Abstractionen dieser Art. Die Schweden sind nicht leicht überredet; ihre Ueberzeugung reißt sie oft hin, sie sind zum Tumult geneigt. Ihre von einander entfernt liegenden Wohnsitze zwingen sie, sich in einer gewaltsamen, überreizten Uebereinstimmung ihres Willens zu erhalten. Die Mißgunst ihres Bodens, der ihnen das Brot so kärglich spendet, macht sie ungeduldig. Es möchte mißlich sein, Grundsätze, die sich für Rom und Paris eignen, auf eine Nation anzuwenden, die ehrlich und bieder ist und nie etwas gethan hat, wofür sie keinen ausreichenden Grund gehabt hätte.

Schweden ist verrostet von Mißbräuchen. Der Geist der

Zeit kämpft gegen den Papierdrachen des Schreibersystems. An einer Bittschrift reiben sich in Schweden hundert bureaukratische Hände ab, ehe sie erledigt wird. Jede Bagatelle, das Bändchen an einem Orden, wird dem König vorgelegt, gleichsam als sollte ihm durch zahllose Unterschriften die Last des Königthums ausgedrückt werden. Der König erliegt dieser geistlosen Arbeit, die sich täglich wiederholt und die ihm immer gleich stumm und öde ist, da Bernadotte kein Schwedisch versteht. Aber noch gefährlicher ist die industrielle, agrarische, mercantilische Lage des Landes. Schweden ist arm, d. h. nicht zum Betteln; aber es ißt sein Brot im Schweiß seines Angesichts. Schwedens Schicksal könnte gehoben werden, das Gouvernement könnte sich an die Spitze einer Revolution in des Landes alten gewerblichen Formen stellen, dem Ackerbau könnten seine Lasten genommen, die Industrie könnte ermuthigt werden. Selbst das, was dem Lande die Natur vor andern Ländern schenkte, wird nicht in dem Grade, wie es dem Interesse desselben entspräche, gepflegt. Sollte man glauben, daß Schweden trotz seiner waldigen Gebirge Mangel an Holz leidet und die Ausfuhr dieses Naturproducts verbieten mußte? Nur durch eine schlechte Bewirthschaftung der Forsten konnte es dahin kommen. Schweden sollte mit seiner Natur eine großartige Industrie eröffnen können. Schweden sollte Nordamerika im Bau von Schiffen, besonders Dampfschiffen übertreffen. Schweden sollte das Eisen, das es an England verkauft, nicht von England verarbeitet zurücknehmen, sondern *selbst* nach technischen Fertigkeiten streben. Wenn sich auch Schweden nicht im Handel von England unabhängig machen kann, auch auf der See nie zu Hause sein kann und jene Zeit nicht wiederkehren wird, wo Stockholm mehr Kaufleute zählte als London, so könnte es sich doch in der Industrie einige Selbstständigkeit verschaffen. Wie weit Schweden in dieser Rücksicht gekommen ist, sieht man recht daraus, daß es noch nicht einmal einer allgemeinen Freiheit der Gewerbe genießt.

Schwedens politische Lage erregt Besorgnisse. Ich rede nicht von jener kleinen, im Interesse der gestürzten Königsfamilie entdeckten Intrigue der Herren Vegesack und Düben,

nicht einmal von jener norwegiſchen Oppoſition, die ſich auf eine vortreffliche, beinahe philoſophiſche Verfaſſung ſtützt, ſondern von den Zerwürfniſſen des Mutterlandes ſelbſt, die mir kaum anders, als durch große Reformen heilbar erſcheinen. Die Finanzen ſind in Ordnung. Schweden hat Papiergeld, aber keine Nationalſchuld. Bei Alledem hat es ein verfehltes Abgabenſyſtem. Einmal iſt es zu hoch und zweitens nicht gut regulirt. Zwanzig Millionen Thaler von drei Millionen Menſchen zu verlangen, die am Nordpol wohnen, die ſechs Monate des Jahres verſchneit ſind, iſt unbillig, und wenn dieſe Millionen noch auf denen laſteten, die ſie zahlen können! Aber die Veranſchlagungen der Cameralverwaltung ſind faſt alle irrthümlich, das Einkommen derer, die beſitzen, iſt zu niedrig, und derer, die arm ſind, zu hoch angeſchlagen. Dem Landmann ſieht man leicht in jene Geldtaſche, mit der er vom Kornmarkt aus der Stadt heimkehrt; aber dem Kaufmann in Gothenburg laſſen ſich ſeine Procente nicht nachrechnen. Hier muß eine Ausgleichung ſtattfinden. Wann wird ſie kommen? Wann in einem Lande, das unter den Privilegien ſeiner Ariſtokratie ſeufzt? Der Adel zahlt in Schweden 2¹/₄mal weniger, als er im Vergleich mit den Bauern zahlen müßte. Die Höfe des Adels ſind frei von zahlloſen feudalen Steuern, die nur noch auf dem kleinen Beſitzthum der Armuth liegen geblieben ſind. Das Land fühlt, was ihm Noth thut. Sogar die Ariſtokratie kommt den Plänen zur Verbeſſerung entgegen. Ankarſwärd und Björnſterna ſind Namen im Munde jedes Patrioten; aber ſchon offenbart ſich der Zwieſpalt des öffentlichen Lebens, der Schweden zerrüttet. Die Regierung ſieht ſtumm, mißtrauiſch und gleichgültig der großartigen ideellen Bewegung zu, die ſich in den Köpfen der Nation entwickelt hat. Sie iſt wohlmeinend, aufgeklärt, dieſe Regierung, ein rechtſchaffener Wille ſteht an ihrer Spitze, ſie würde jedes Land, das keine Verfaſſung hat, beglücken. Aber wo eine Standſchaft vorhanden iſt, wo das Volk berufen wird, um das allgemeine Intereſſe in Berathung zu ziehen, da ſoll die Regierung den Ständen Gehör geben und nicht aus ihren Bureaux und Miniſterialcabinetten beſſere Pläne ſchaffen zu

können sich einbilden. Eine Gesetzgebung wie die englische und eine Verwaltung wie die preußische, beide gleich vollendet, beide mit gleicher Willenskraft, würden im Vereine ein Land unglücklich machen. Eines muß zurücktreten: der eine Wille darf nur der Schatten des andern sein. Schweden hat eine gute Verfassung, aber es hat eine Regierung, die besser sein will, als die Verfassung; daher die Reibungen auf den Reichstagen, die Anklage des Ministeriums Wetterstedt, das Todesurtheil des Hauptmann Lindberg, das Niemand zu vollziehen wagte, daher eine Opposition, die ihre Namen, Principien, Tendenzen immer mehr von dem allgemeinen europäischen Liberalismus entlehnen wird, daher zuletzt die Verachtung der Verfassung selbst, welche in der That in ihrer vierfachen Zusammensetzung aus vier Ständen den Bedürfnissen des Jahrhunderts nicht zu entsprechen scheint. Man sehnt sich nach jenem Tage, den Frankreich sah, als Sieyes sein berühmtes Pamphlet schrieb: Was ist der dritte Stand?

Es schmerzt mich, daß ich, um vollständig zu sein, nach einer so achtbaren Tendenz des schwedischen Volkes ein moralisches Unglück desselben erwähnen muß. Wie groß könnte die Menschheit sein und wie entwürdigt sie sich! Ein Getränk, dessen Ursprung sich aus dem phlegmatischen Holland herschreibt, das ich nicht nennen kann, wie den Namen mancher deutschen Journale. Früher preßte man den Höllentrank aus Weintrauben, dann aus den Gaben der Ceres, jetzt aus der Alles verdummenden, die Nationen durch Blausäure vergiftenden, die Jugend zu frühem Geschlechtstrieb und das Alter zur Vermehrung der Uebervölkerung reizenden Kartoffel. Die rothen frivolen Nasen und die sich überbeißenden, leckenden Lippen der Völker jenseits der Elbe kennen wir. Wir kennen die Russen mit ihrer blassen, nassen Hautoberfläche. Aber auch um Scandinavien zieht sich eine blaue, narkotische Dunstwolke. In jenem germanischen Urlande der Gothen sind die Scenen allgemein, die Hogarth in seiner Platte: Gin-Lane gezeichnet hat. Schweden allein war vor vierzig Jahren mit fünf Millionen Kannen dieser Schmach zufrieden. Jetzt reichen nicht zweiundzwanzig Millionen hin, seinen Durst des Jahres

zu ſtillen. Dreiviertel der Verbrechen kommen, ſtatiſtiſch berechnet, nur aus dem klebrigen Glaſe. Bei Gaſtereien auf dem Lande iſt es an einigen Orten Sitte, daß die Frauen ein Todtenhemde mitnehmen, um im Falle, daß ihre Männer ſich erſchlagen, ſie ſogleich chriſtlich beſtatten zu können. Die Generation verdirbt. Ein Drittel der jährlichen Conſcription iſt für den heiligen Boden des Vaterlandes zu kämpfen untauglich. Wohin taumelt eine ſolche Menſchheit?

Und um König zu ſein, begab ſich mitten in dieſe Ausdünſtungen ein Mann, der am Fuße der Pyrenäen geboren wurde, der an Napoleon nicht ſehen konnte, wie dieſer mit der Fauſt in die Rocktaſche gr ff und Taback ſchnupfte und ſo gierig, wie wenn man Melonen ißt! Bernadotte iſt jetzt zweiundſiebzig Jahre alt. Er hat die Armee auf franzöſiſchen Fuß eingerichtet. Er ſteht des Mittags um — zwölf Uhr auf, unterſchreibt bis zwei Uhr, dann giebt er Audienz, ißt um ſechs Uhr, giebt wieder Audienz bis in die tiefe Nacht und geht um zwei Uhr zur Ruhe. Er verläßt das Schloß nur, um eine Kirche oder die Revue zu beſuchen. Im Winter ſieht man ihn nirgends. Er erträgt die Kälte nicht. Seine Unterhaltung iſt die franzöſiſche Literatur und das Pariſer Theater. Eiferſüchtig auf ſeinen Ruhm, ſtudirt er alle Memoiren, die über die Revolution und die Kaiſerzeit erſcheinen. Er duldet nicht, daß man ihn in Paris auf's Theater bringt, er drohte mit einer Landung, als es einem Schauſpieler einfiel, im Vaudeville ſeine Manieren wiederzugeben.

Die Schweden haben in dieſem Moment zwei fixe Ideen. Die eine wird ſich nie erfüllen, das iſt Finnland. Die andere iſt die Abdankung des Königs. Man möchte gern Oscar auf dem Thron ſehen, einen König, der nicht blos durch ſein gütiges Auge, durch ein holdes Lächeln, ſondern auch durch den heimiſchen Laut der Zunge die Herzen feſſelt. Dieſe Hoffnung hat ſich jetzt erfüllt.

Friedrich Wilhelm III.
1840 und 1842.

Läßt ſich eine ergreifendere Situation denken, als ein ſterbender König von Preußen und ein neuer, der ihm folgt, in dem Augenblick, wo der Donner des Geſchützes die Grundſteinlegung zum Denkmal Friedrich's des Großen verkündete? Wie drängten ſich da in eine kurze Spanne Raum und Zeit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Preußens zuſammen! Wünſche und Hoffnungen mußten lebendig werden, Beſorgniſſe ſterben, andere konnten erwachen, Gedanken aus den entgegengeſetzteſten Richtungen mußten ſich durchkreuzen. Wer hat den Schlüſſel, um zu errathen, was der Sterbende dachte, das Volk glaubte, der neue Herrſcher ahnte? Wie kommt es, daß gerade die Erinnerung an den Begründer der preußiſchen Monarchie in ihrer Stellung zu Europa die letzte öffentliche Thatſache im Leben Friedrich Wilhelm's III. geweſen ſein mußte? War dies eine Sühne der Vergangenheit oder ein Fingerzeig für die Zukunft? Den Rathſchluß des Weltgeiſtes umhüllen tiefe Nebel und erſt die Geſchichtsſchreibung ferner Zeiten wird die Sonne ſein, die ſie erhellt.

Bei den alten Aegyptern ſprach man über die todten Könige Gericht. Man wird in langen Reden und in kurzen Inſchriften viel Unwahres über Friedrich Wilhelm III. ſagen, man wird ſeinem Geiſt das zuſchreiben, deſſen ſein Herz, man wird dem Herzen zuſchreiben, deſſen ſich ſein Verſtand rühmen durfte. Man wird in Dem ſeine Demuth finden, was vielleicht ſein Stolz war, und wird ihn vielleicht für Das loben, wofür er ſich ſelbſt getadelt hat. Könige ſind wie die Phänomene der Luft. Sie werden von Tauſenden ihres Volkes für daſſelbe verwünſcht, wofür ſie andern Tauſenden die Heißerſehnten ſind. Ein Gewitter raubt der Mutter ihr Kind, das der Blitz erſchlägt, und tränkt die dürſtende Erde, die nach dem Gewitter ſchmachtete.

Mag man nun mit Montaigne glauben, daß Herrſchen

le plus aspre et difficile métier ist, oder mit einem italienischen Sprichworte (von Oxenstierna einst ironisch angewendet), daß zum Herrschen gerade das wenigste Hirn gehört (der Leipziger Professor Adam Rechenberg hat es 1676 in einem eigenen Werke widerlegt), mag man auch von dem, was über den Verstorbenen gesagt werden wird, abziehen, was der Moment oder persönliches Interesse überflüssig hinzufügt, soviel wird selbst die Nachwelt nicht umstoßen können, daß der innige Zusammenhang der Schicksale, welche die preußische Monarchie trafen, mit der Person Friedrich Wilhelm's III. ein in der Erinnerung nie erlöschendes Licht auf ihn geworfen hat. Eine freudlose, umflorte Jugend machte ihn schon früh für stille Ergebung in das Unglück reif. Die Mäßigung, die ihn in seinen Leidenschaften und Gefühlen beherrschte, lehrte ihn auch das spätere Glück ohne Ueberhebung ertragen. Er nahm die Gaben des Geschicks mit einem Gefühl an, das ihn auf Alles gefaßt machte, wenn es nur nicht überraschend und ohne Voraussicht kam. Heftigere Aufregungen vermeidend, beängstigte ihn jede leidenschaftliche Anmuthung, und so erhielt auch seine letzte Regierungsperiode jenen Charakter der Selbstbeschränkung, welchen Preußen, ein innerlich so kraftvoller und nach Außen hin nicht ungedeckter Staat, wol aufgeben durfte, ohne für seine Erhaltung besorgt zu sein. Friedrich Wilhelm III. war durch sein Temperament vor übereilten Entschließungen geschützt, und diese Thatsache war vielleicht die glücklichste Erfahrung für das Wohl des Staates in einer Zeit, wo der Zeitgeist so viel leidenschaftliche Factoren in Bewegung setzte und es Staatsmänner gab, die so gern neue Manifeste des Herzogs von Braunschweig in die Welt gestreut hätten und dem Weltlauf mit kecker Hand in die Zügel gefallen wären. Friedrich Wilhelm III. war nicht so groß in dem, was er that, als in dem, was er vermied.

Das vielbesprochene Buch des Bischofs Eylert würde man gründlicher beurtheilen können, wenn wir von dem Verfasser etwas mehr kennten, als seine Ordensreden. Der Charakter jedes Biographen ist das Prisma, wodurch

Manaſſe.

Schrieb ich Dir nicht, daß ihn der Bann bedroht?

Judith.

Und grade deshalb rief ich ihn zu uns.

Manaſſe.

Den Alles flieht?

Judith.

Den eben ſucht' ich auf.

Manaſſe.

Er wird nicht kommen, denk' ich, weil er fühlt,
Daß unſre Ladung ſeinen Takt beweiſt,
Doch feineren, der Ladung nicht zu folgen.

Judith.

Seit wann iſt Vanderſtraten denn ſo fromm?
Der Freund Van Dyks, des Rubens denn ſo gläubig?
(Auf die Statuen zeigend)
Elias und die ſämmtlichen Propheten
Zertrümmerten Dir dieſe Götterbilder,
Die das Geſetz verwirft. — Ich kann nicht glauben,
Daß ſtatt des Marmors, ſtatt der todten Bilder
Ihr nicht den Muth habt, Menſchen zu beſchützen.

Manaſſe.

Für einen Mann von freier Denkungsart
Bin ich bekannt und ſtolz bin ich darauf,
Daß man Manaſſe Vanderſtraten nicht
Im Bußhemd am Verſöhnungstage ſieht.
Ich will nicht heucheln, längſt gehör' ich, weiß man,
Dem allgemeinen Glauben jener Freien,

die Lichtstrahlen des von ihm behandelten Gegenstandes gebrochen werden. Mißtrauen gegen die authentischen Aeußerungen und besonders die langen Reden des so allgemein als wortkarg bekannten Königs fällt uns nicht grade ein. Wol aber möchte man wissen, auf welchen Ton die Taucherglocke gestimmt ist, womit der Bischof aus dem dunkeln und unbekannten Grunde des geschiedenen Monarchen so viel Perlen heraufgebracht hat. Nach vielen Stellen des Buches scheint Bischof Eylert ein Gefühlsenthusiast zu sein, ein Geistlicher aus jener rheinischen Homiletenschule, der auch Strauß mit seinen „Glockentönen" angehört. Die Verstandesbildung dieser Richtung scheint gegen die gemüthliche sehr zurückzutreten. Ein gewisses unbestimmtes Flimmern in religiösen Dämmerungsregionen dürfte wol ein eigenthümliches Kennzeichen dieser westfälischen Geistlichen sein. Auch Weltklugheit scheint nicht zu fehlen, schwankendes Dilettiren zwischen allerhand Gegensätzen hindurch, ein an sich kindliches Herz, aber auch viel Gerede darüber, eine gemachte Naivetät und in Bausch und Bogen genommen viel Unpraktisches, das jedoch im kälteren deutschen Norden an solchen Geistlichen als Originalität bewundert wird. Ob der Bischof dieser Richtung angehört, ob sie auf seine Beurtheilung des Verewigten von Einfluß war, bedauern wir, nicht bestimmen zu können.

Friedrich Wilhelm wird uns in diesem Buche als ein Mann von hoher Religiosität geschildert. Die Religion und ganz entschieden in der Form des positiven Christenthums sei die Grundlage seines Lebens gewesen. Der Glaube an den historischen Christus beseligte ihn, und es war das Leben selbst, sein Schicksal, das ihn zu diesem Glauben hinführte. Die herbsten Schläge des Geschicks hatten ihn getroffen. Der unglückliche Krieg von 1806 nahm ihm die Hälfte seiner Staaten. Gedemüthigt von den Siegern, mit Vorwürfen beladen von seinen eigenen Unterthanen, gepeinigt von tausend Undankbaren, die von ihm abfielen und den neuen Gestirnen zuflogen, traf ihn noch der Verlust einer Gattin, deren kräftiger, entschlossener Sinn ihn im Unglück aufgerichtet hatte. In Berlin mußte er als ein Vasall Napoleon's regieren, gegen seinen alten Bundesgenossen sogar einen Theil

seines zusammengeschmolzenen Heeres stellen, auf die Achtung seiner eigenen Unterthanen verzichten. Der Bischof schildert diesen zerrissenen Gemüthszustand des unglücklichen Königs, schildert eine Lage, die so weit ging, daß sich der König vom Haß des Volkes und dem Uebermuth der Fremden fast persönlicher Insulten versehen mußte, schildert Alles in wahren und ergreifenden Zügen. In dieser trostlosen Zeit bildete sich des Königs Mißtrauen, seine Menschenscheu, sein Hang zur Einsamkeit. Dann aber der Aufschwung des Volkes, der Sieg, der Triumph! Der gedemüthigte Herrscher überschreitet den Rhein, ja das Glück wird ihm zu Theil, zweimal in die stolze Hauptstadt des entthronten Weltherrschers einzuziehen, seine Länder fallen ihm wieder zu, vergrößern sich sogar, das Unglaubliche, ihm unmöglich Geschienene geschieht, und von diesem Augenblick an, wo sich ein minder bescheidener Sinn überhoben haben würde, glaubte er an eine fast unmittelbare Einmischung Gottes in die Schicksale der Menschen. Es überkam ihn eine Gottesfurcht, für deren Reinheit und Wahrheit der Bischof zu sprechende Beweise anführt, als daß man an ihr zweifeln könnte. Es war diese Gottesfurcht Friedrich Wilhelm's noch etwas Anderes, als die des Pietismus, keine gewaltsame Leidenschaft für die Religion, sondern eine Verklärung des Charakters, eine Herabstimmung des innern Menschen unter ein ewiges Gesetz, eine Unterordnung aller seiner geistigen und gemüthlichen Thätigkeiten unter die Stimme des Gewissens. Der Bischof schildert eine religiöse Entwicklung, die sich in ihrem unausgesetzten Ernst und einem unbefangeren, sich aufrichtig Rede stehenden Denkvermögen fast bis zu einer Theologie des Herzens steigert. Man wird dies Gemälde einer bis in's Kleinste gehender, religiösen Innerlichkeit, das Bild eines nach Gottseligkeit ringenden Verlangens, das selbst, wie Eylert andeutet, bis zur Selbstpeinigung ausartete, nicht ohne Rührung betrachten. In ältern Jahrhunderten würde man einem solchen Christen den Beinamen des Heiligen gegeben haben.

Hatte sich somit der König für sein Leben einen eigenen Standpunkt gewählt, so muß man doch über die Art, wie er ihn einnahm, noch hinzufügen: Er impfte das Christen-

thum, nach seiner Auffassung, auf einen Menschen, der mit dieser Auffassung des Christenthums harmonirte. Die Grundlage dieses Menschen war bereits eine homogene. Güte und Wohlwollen scheinen dem Herzen des Königs von Natur eingewohnt zu haben. Er konnte nicht leiden sehen, weil ihn fremdes Leiden selbst schmerzte, die Schule des Unglücks erhöhte diese Empfindlichkeit des Gemüths. Wie oft bei einem Menschen, der einmal einen furchtbaren Schrecken erlebt hat, für sein Leben in den Gesichtszügen oder den Nerven der Eindruck nachdauert, so war auch bei diesem Fürsten eine entschiedene Neigung zu trüben Gefühlen vorherrschend. Man mußte sich fürchten, ihm unangenehme Eindrücke zu bereiten, ja er fürchtete sich selbst vor ihnen. Er konnte nicht traurige Gesichter sehen und malte sich die ihm bekannt werdenden unglücklichen Zustände anderer Menschen so aus, daß es ihn trieb, überall, wo Heilung und Hülfe möglich war, zu helfen. Ein durchgehender Zug seines Wesens war Entsagung. Oft getäuscht in seinen Hoffnungen, hatte er sich gewöhnt, an die Hoffnung keine Ansprüche mehr zu machen. Den meisten Dingen ging er, weil er sie zu verfehlen fürchtete, von selbst aus dem Wege. Vieles, das er ganz gewiß erreichen konnte, gab er freiwillig auf, und da, wo der Erfolg auch nur zweifelhaft war, stellte er gar keine Probe an. Auch diese Entsagung, geübt auf dem Throne, hat etwas Rührendes. Gemüther von dieser trüben Dämpfung macht nichts glücklicher als das Unerwartete. Daher des Königs Neigung für Ueberraschungen, stille Vorbereitung von Freuden, geheime Erfüllung von Wünschen. An Zügen dieser Art sind die Mittheilungen des Bischofs reich. Einige davon runden sich wie kleine Familiendramen ab, und ich glaube nicht, daß jemand die Geschichte von dem Pfarrer Kärsten S. 290 u. folg. ohne Rührung lesen wird.

Das in diesem Buche aufgerollte Bild des Menschen ist also ein durchaus wohlthuendes und möchte in der Regentengeschichte einzig dastehen. Eine andere Bewandtniß hat es mit den Tugenden des Regenten. Nicht, daß Friedrich Wilhelm nicht von seinem hohen Beruf auf das heiligste durchdrungen gewesen wäre, nicht, daß man irgend

Ursache hätte, an seiner Gerechtigkeitsliebe, Sparsamkeit, seinem Geschäftsfleiße, seiner speciellen Sorgfalt für alle und jede Einzelheiten der Verwaltung zu zweifeln, nein, auch in diesem Betracht wollen wir dem Verfasser unbedingt das Beste glauben. Nur diese Frage sei uns gestattet: Ist es nicht ein großer und in seinen Folgen bedenklicher Widerspruch, wenn ein König in demselben röthlichen Schimmer am Horizonte seine Abendruhe findet, worin sein Volk Morgenroth erblickt? Das Jahr 1815 wurde für Friedrich Wilhelm ein Wendepunkt seines innern Menschen. Der Feind war geschlagen, sein Land ihm wiedergegeben. Nach so vielen Demüthigungen war der Gedemüthigte Sieger geworden. Die Glocken läuteten Frieden. Der Krieger vertauschte sein Schwert mit der Pflugschar. Für Friedrich Wilhelm schien die Frage der Zeit — abgethan! Er kehrte, mit Dankgebeten gegen Gott, in sein Inneres ein, widmete sich der Religion, stiftete den heiligen Bund, entwarf die Union der getrennten protestantischen Confessionen, setzte eine neue Agende des Gottesdienstes auf, schützte die Künste des Friedens, gab den Künstlern freie Plätze zu großen Bauten und bereicherte die Museen und Galerieen. Sein einziger Gedanke nach Außen war Völkerfriede, Gottesfriede nach Innen. Wo war denn aber Friede? Begann nicht gerade erst mit dem Jahre 1815 ein neuer Krieg, ein Kampf der endlich von der militairischen Gewalt freigewordenen Geister? War die Revolution der Welt beendet oder erst eine militairische Episode derselben? Standen die Völker still, oder begannen sie nicht erst jetzt ihre Wege und Märsche, die folgenreicher werden sollten, als die Züge über die Alpen und die Märsche nach Rußland? Von diesem triumphirenden Jahre 1815 an begann jener noch jetzt andauernde Zwiespalt zwischen Dem, was man damals beendet glaubte, und Dem, was nun erst beginnen mußte.

Mit dem Jahre 1815 kehrte Friedrich Wilhelm in sich selbst ein. Er wollte Friede und Ruhe. Auch, daß sein Volk mit ihm den Durst nach jenseitigen Dingen theilte. So wie sein eigenes Leben eine Vorbereitung für das Ueberirdische wurde, so wollte er sein ganzes Volk mit sich in höhere Gegenden hinaufziehen. Erst folgte ihm seine Zeit,

es war eine Zeit des Dankes gegen Gott, dann aber kamen Verwirrung, Hader, Mißverständniß. Die Union selbst, die Agende, seine rastlosen Bemühungen für die Stiftung eines reineren kirchlichen Lebens wurden das Signal einer erbitterten Polemik, die ihm trübe Stunden bereitete, ihn verstimmte. Er führte eine Zeitlang diesen Kampf, und gab ihn dann auf, sich von einer Welt zurückziehend, die ihn nicht begreifen wollte. Er schloß sich in seinen Familienkreis ein, isolirte sich von den Menschen und, was bedenklicher ist, von der Zeit. Der Bischof bestätigt diese Erfahrungen durch seine Berichte und wir erschrecken darüber. Wir sehen einen König Privatmann werden auf dem Throne. Er beglückt die, die in seiner Nähe sind, und vermeidet die Entfernten. Er sucht letztere nicht auf, selbst die Freunde nicht, und vergiebt den Feinden, noch ehe er ihre Beschwerden gehört hat. Das Princip der Ruhe und Stabilität wurde Staatsprincip.

Es liegt in der Darstellungsweise des Bischofs Eylert etwas, was fast glauben macht, er wird im fernern Verlauf seines Werkes, dem ich nicht gefolgt bin, diesen Widerspruch eines an sich edlen Menschen mit seiner Regentenpflicht nicht ohne Freimuth berühren. Der König sagt in seiner christlichen Weise so oft, daß er den Ruhm dieser Welt nicht gesucht hätte. Warum sollte der gewissenhafte Beurtheiler verschweigen, daß in einer so lärmenden und unruhigen Zeit diese an sich achtungswerthe Demuth und Vereinsamung nicht zu billigen war an dem Regenten eines großen, strebenden Volkes?

Altenstein.

1840.

Wenn eine Todeskurde mit solcher Bestürzung aufgenommen wurde, wie man sie über die des Ministers von Altenstein auf allen Mienen abgeprägt fand, so ist es ein

Zeichen, daß man mit dem Tode des Menschen auch den Tod einer Thatsache fürchtete. Wenn man so begierig über den Nachfolger forschte, wie es in diesem Fall geschah, so sieht man wol, daß man einen Gedanken in Gefahr glaubte und sich weniger um eine Individualität als um die Ideen Kummer machte.

Von Altenstein hatte man immer das günstige Vorurtheil, daß seine Bildungsperiode zum Staatsmann einer Zeit angehörte, wo der wissenschaftliche Gedanke eine höhere Geltung besaß, als die gleichzeitigen politischen und historischen Zustände. Damals, als dem preußischen Staate und dem deutschen Volke im Zustande ihrer Erniedrigung nur noch die letzliche Hoffnung blieb, daß das Unglück nur vielleicht den alten Sauerteig des vorigen Jahrhunderts dürfte ausgefegt haben und eine geistige und sittliche Wiedergeburt des Vaterlandes wol die Willkür und den Uebermuth der Fremdherrschaft brechen würde, damals hatte sich der Staatsmänner ein ideeller Aufschwung bemächtigt, der sie weit über das gewöhnliche Niveau der sonstigen politischen Alltagsbildung emportrug. Altenstein war einer von den Männern, die dem Gedanken ein ursprüngliches Recht einräumen und eher geneigt sind, das öffentliche Gesetz unter die Herrschaft der Ideen, als diese unter die Herrschaft des erstern zu stellen. Diesen Muth verdankte er jener Zeit, die ihn zum ersten Male mit öffentlichen Aufträgen betraute.

Wie sind unsere Staatsmänner von heute so anders geworden! Ihre Jugend fiel meist in jene Zeiten der Verstimmung und politischen Unbehaglichkeit, wo man nach dem Sturz Napoleon's von der Schwärmerei der Jugend und dem Fanatismus einiger ihrer Lehrer die Existenz ihrer Staaten bedroht glaubte. Die ersten politischen Eindrücke, die sie empfingen, waren für die Ausbildung einer freien, unumwölkten Beurtheilung der Menschen und Dinge unvortheilhaft. Die jungen Adligen (denn solche sind es meist) sahen auf der Universität, wo sie studirten, einem phantastischen Treiben der damaligen Jugend zu, standen, wenn sie sich Landsmannschaften anschlossen, in einem feindseligen Gegensatze gegen die überwiegende Mehrzahl der Commilitonen und

trafen bei ihrem Eintritt in die Staatscarrière nicht selten sogleich die Verpflichtung an, richterlich und polizeilich gegen eine Bewegung zu verfahren, welche die Staatsgewalt mit Besorgnissen erfüllte. Ein großer Theil von Staatsmännern, die ihre erste politische Bildung aus jener unglücklichen Zeit herschreiben, hat den dualistischen Gesichtspunkt, den diese Herren auf dem Staatsgebiet nicht wieder loswerden können. Sie sehen nur Gehorchende und Aufsätzige, nur Stabilität und Revolution. An jeder Neuerung, mag sie in sittlichen, wissenschaftlichen, erwerblichen oder sonstigen Bereichen vorkommen, springt ihnen zuerst das Polizeiliche entgegen, und der allerdings immer fortgährende Geist der Unruhe, der aber so alt wie die Welt ist, giebt ihnen unaufhörlich neue Handhaben für ihren politischen Standpunkt, dessen Stütze eine nicht mehr in ihnen auszurottende fire Idee geworden ist.

Altenstein hat sicher während seiner ministeriellen Wirksamkeit das Störende des Neuerungsfiebers empfunden. Denn der methodische Aufbau seiner Schöpfungen ward ihm fortwährend von den Einflüssen und Folgen desselben gestört. Sicher hätte er den Universitäten eine andere Reform gegeben, als ihm die polizeilichen Ansprüche, die andere Staatsgewalten auf die Hochschulen machten, gestatteten. Er mußte sich allgemeinen Verfügungen, die in Berlin und Wien entworfen und von Frankfurt a. M. aus datirt wurden, unterordnen und konnte sich aus der Unbehaglichkeit, in welche ihn oft diese Nothwendigkeit versetzte, nicht anders heraushelfen, als daß er dafür den Universitäten Unterstützungen und Vermehrungen ihrer Studienfonds, ihrer Lehrmittel zuwandte, so viel die Munificenz des Königs nur möglich machte. Ein Staatsmann aus einer Periode, wo Altenstein politisch fühlen, denken, handeln lernte, konnte nicht im Neuerungstriebe des Zeitgeistes etwas absolut Verderbliches, für sich, isolirt Thätiges und isolirt zu Bekämpfendes sehen. Ihm mußten offen vor Augen liegen die Verbindungssehnen, welche die Extremität des Bösen noch immer an den Rumpf des Guten gefesselt halten, und wie es im sittlichen Leben der Völker Uebergänge gebe, wo eine einseitige Wirkung nach dem Einen hin auch das bessere Andere in Verwirrung bringen muß. Staats-

männer, die aus unserer neuen administrativen Periode herstammen, können nicht wissen, daß das, was heute die Miene der Revolution annehmen muß, morgen leicht die loyale Ordnung des Tages werden kann, wie dies in der Zeit der Fall war, wo Friedrich Wilhelm III. vor Napoleon Bewegungen desavouiren mußte, denen zuletzt Deutschland und Preußen ihre Befreiung verdankten. Erst mit dem Jahre 1830 und seinen Folgen wurde manchem dieser jüngern Staatsmänner der politische Horizont aufgeklärt oder sie lernten es, sich stillschweigend in politische Dinge schicken, die, so bedenklich sie waren, doch von keiner menschlichen Gewalt geändert werden konnten.

Die so viel bewunderte preußische Schulverfassung ist Altenstein's Werk. Er begann seine Reformen erst mit der breiten Unterlage des allgemeinen Volksunterrichts. Er vermehrte die Zahl der Schulen und machte da, wo die Mittel des Staates nicht mehr ausreichten, den Ehrgeiz der Communen für das Unterrichtswesen verantwortlich. Die Zahl der Schulen, der Schüler und Lehrer stieg in bewunderungswürdigem Fortschritt. Dieser Institution gab er einen Unterbau in der Errichtung neuer und der Verbesserung der alten Seminarien. Es wurden Lehrer erzogen, denen man zugleich eine bessere pecuniäre Stellung gab, um sie nicht zu zwingen, neben dem Pakel immer noch wie früher die Nähnadel zu führen. Es ist ja nicht zu leugnen, in's Volksschullehrerwesen kam viel Schwindelei und Theorieensucht. Aber Altenstein griff dem oft an's Lächerliche streifenden Wesen der Volkspädagogen nicht vor, sondern ließ dem entfesselten Fiebergeiste Zeit, sich auszutoben. Hat es doch jeden Unpartheiischen gefreut, den bekannten Diesterweg, einen tüchtigen und wackern, doch über deutsches Universitäts- und höheres Unterrichtswesen gewiß befangenen Mann in einer bedeutenden amtlichen Wirksamkeit lange Zeit in Berlin ungestört walten zu sehen. Den Gymnasien gab Altenstein eine gleichmäßige Form. Er nahm ihnen, was überflüssig, gab, was ihnen fehlte. Dem Vorwurf, daß sie zu ausschließlich auf den Gelehrtenstand berechnet seien, begegnete er durch die Einrichtung, daß der Unterricht bis in Tertia in gewisser Allgemeinheit gehalten wird, so daß

er auch künftigen Geschäftsmännern als Vorbereitung dienen kann. Unerschrocken trotzte er den albernen Zumuthungen der Realisten, die dem Gymnasialunterricht die Firma: Alles für Alle! geben wollten und Naturwissenschaften, neuere Sprachen, das Rechnungswesen in einer Ausdehnung behandelt wünschten, daß auch sogleich ein fertiger Kaufmann und Technologe von ihnen abgehen könnte. Für diese Anforderungen wurden Gewerbeschulen errichtet. Namentlich steuerte man in Berlin mit Recht dem schlechten Klipp- und Winkelschulwesen, errichtete Stadt- und Communalschulen, die von geprüften Lehrern geleitet werden, und erzieht in ihnen bis zu allen jenen Kenntnissen hin, die der Realismus, unvernünftig genug, in den Kreis der Gymnasialbildung gezogen wünscht. Daß die Universitätsverfassung nicht Altenstein's freies Werk ist, wurde schon gesagt und wir fügen hinzu, daß ihm auch nicht Alles anzurechnen ist, was im Kirchlichen als Zwangsvorschrift auftrat. Pietistischer Einflüsse durfte er sich nicht immer erwehren; ja die Strenge, mit der man in Preußen das gewiß löbliche Unternehmen der Union und die Einführung der Agende durchsetzte, ist sicher nicht aus seinem Sinne gekommen. Wie sehr Altenstein bedacht war, in Collisionsfällen wenigstens die Lehrfreiheit vor den Verketzerungen des Pietismus zu retten, beweist sein taktfestes Benehmen in der zweimaligen Hallischen Streitfrage 1829 und 1839.

Daß es in einzelnen Branchen zu bessern gäbe, ist keine Frage. Namentlich sollte in der Verfassung der Universitäten, wenn einmal die polizeiliche Furcht vor dem Verbindungswesen nachgelassen hätte, viel und durchgreifend geändert werden. Die Berliner Universität z. B. überläßt die Bildung ihrer Zöglinge dem Zufall. Die Professoren sind von der Größe und den Abwechselungen der Residenz zerstreut, die Hörer sind es nicht weniger. Eine Beziehung des Schülers zum Lehrer findet mit wenigen Ausnahmen nirgends Statt und selbst bei diesen Ausnahmen wird sie vom Schüler gesucht, nicht vom Lehrer angeboten oder vorausgesetzt. Es fehlt dem Körper dieser Akademie Einheit, Mittelpunkt. Die Professoren erfüllen neben ihrem Beruf als

Lehrer noch eine Menge anderer, als Aerzte, Räthe, Prediger, Schulprofessoren, sie erzielen meist von einem in's Weite getriebenen Aemtercumulus Einnahmen, wo die Universität nur mit dem geringsten Posten verzeichnet steht, so daß sie dem Katheder nur zum kleinern Theil angehören und in einem noch geringern dem Studenten, für den sie weder gesellig, noch wissenschaftlich beaufsichtigend und controlirend vorhanden sind.

Noch einer größern Umgestaltung bedarf die pädagogische Bildung der sogenannten Oberlehrer. Ich kenne die pädagogische Anleitung nicht, die der Philolog in den sogenannten pädagogischen Seminarien erhält, aber ich kenne einige ihrer Vorsteher und weiß, daß es diesen, die selbst bei aller Gelehrsamkeit nur sehr unbeholfene Lehrer sind, unmöglich sein muß, eine Anleitung zur richtigen Mittheilung gelehrter Kenntnisse zu geben. Ich kenne die Unterrichtsmethode auf unsern Gymnasien und weiß, daß ihre Resultate von einer oft totalen pädagogischen Unfähigkeit der Lehrer verkümmert werden. Die Prüfungen der Lehrer sind überwiegend philologisch. Man sagt z. B. eine sogenannte Probelection des Examinanden an und rechnet darauf, daß er eine Stelle des Horaz in Prima sicher in lateinischer Sprache erklären werde. Der Gebrauch der lateinischen Sprache auf den Gymnasien ist aber, wenigstens für die Exegese, ein verderblicher. Die lateinische Sprache erlaubt eine Menge von Umschreibungen und Redefloskeln, die mehr als eine Stunde lang beim Lehrer wie beim Schüler die eigentlich gediegenen Kenntnisse, ob sie da sind oder nicht, verschleiern. Was im Deutschen sich sogleich als fade zu erkennen giebt, kann im Lateinischen geistreich herauskommen, wenn es nur mit einigem Color latinus gefärbt ist. Ein gewandter Lateinredner hält während einer Stunde den Mund nicht still und weder die Idee des vorliegenden Gedichts, noch irgend etwas im Einzelnen wird darüber klar. Will man das Lateinreden befördern, so sollte es wenigstens nicht da angebracht werden, wo man mit einigen koketten Phrasen aus der Syntaxis ornata das Verständniß des zu erklärenden Autors zum Opfer bringt. Und selbst wenn nun diese Herren Oberlehrer deutsch reden! Fast

Die ſich von Moſes, Chriſtus, Sokrates
Das Gute von dem Beſſern ausgeſucht —
Doch anders iſt es, wo man kämpft und ſtreitet,
Nur Staub aufwühlt um altes Vorurtheil,
Das an der Maſſe ewig kleben bleibt —
Da tret' ich zu dem Glauben, der beſteht,
Und kann mich nicht von äußern Pflichten trennen.

Judith.

Die Künſtler werden aufgeſucht, an Denkern
Huſcht man mit feigem Muth vorüber.

Manaſſe.

Judith,
Auch mußt' ich hören, daß man Dir die Achtung,
Die uns Acoſta widmete, verdächtigt.
Nur zwei Begriffe kenn' ich, die mir theuer.
Der eine, lächle nur, das iſt — ich ſag' es,
Mein Glück daheim im eigenen Beſitz,
Das ſtille Walten friedlichen Behagens —
Im andern bin ich unterthan der Stimme,
Die man die allgemeine nennt, ich prüfe
Nicht ihren Werth: ſie iſt — und ich gehorche.

Judith.

Die Künſtler, weiß ich, ſchaden wahrer Kunſt,
Und Kunſt und Wahrheit wandeln nie zuſammen!

Manaſſe.

Des Lebens und der Sitte Forderung
Iſt ſtreng, und ungern laſſ' ich mich belehren,
Wie Silva geſtern mir gethan. Jochai

alle denken sie an ihre philologischen Kleinkrämereien, wenige an die Jugend, an das, was sie braucht, an das, wonach sie dürstet. Wenn man den Plato liest, so zittert der Schüler vor jedem Optativ, vor jedem Conditionalsatz, weil da immer Fragen und Erörterungen kommen, die der Herr Interpret weit mehr zur Hauptsache macht, als den Bau des Kunstwerks, den scharfen Umriß des Gedankenganges, den Umriß jedes einzelnen vorliegenden Satzes. Und nun muß man die Freude sehen, wie die Scholaren horchen, wenn sie einen Lehrer haben, der ihnen bei den alten Autoren mehr erschließt, als das Verständniß von Buttmann's und Matthiä's Paragraphen, der ihnen Blicke in die Zeit und antike Denkungsart, der ihnen Antiquarisches zur Erläuterung erzählt und auf den vorliegenden Fall so lange anwendet, bis dieser in sonnenheller Klarheit vor Aller Augen steht und ein sicheres Bildungsmoment für die Lebenszeit geworden ist! An antiquarischen Realien sind die meisten Gymnasiallehrer arm oder sie wissen sie nicht für den Unterricht der Jugend zweckmäßig zu benutzen. Den schlechten Vortrag der Geschichte, den mangelhaften Unterricht in der deutschen Sprache gar nicht zu erwähnen.

Diesen Uebelständen, die freilich sehr von der oft unglaublichen Geistlosigkeit und Bornirtheit der Lehrer herkommen, einigermaßen zu begegnen, sollte an allen Universitäten ein Lehrcursus für die höhere, gelehrte Pädagogik eröffnet werden. Die Oberlehrer sollten im Examen nicht blos beweisen, daß sie sich die Wissenschaften aneigneten, sondern sie auch mittheilen und verarbeiten lernten. Echtes pädagogisches Genie läßt sich nicht erlernen, wol aber eine gewisse Unterrichtsvirtuosität, die jenes ersetzen müßte. In Großtertia muß der Schüler in dem grammatikalischen Gefuge der alten Sprachen heimisch, in Secunda muß er zur cursorischen Lectüre angehalten werden. In Prima muß wenig gelesen, dafür aber desto gründlicher erklärt werden. Hier muß der Schüler begreifen, festhalten, schließen, wiedergeben lernen. Welcher der Herren Philologen das nicht kann und hier noch cursorisch liest oder statarisch nur mit Rücksicht auf Hermann ad Vigerum, mit Rücksicht auf Porson ad Euripidem, mit Rücksicht auf den Krimskram gelehrter Haarspaltungen über

die Partikeln und Redetheile der Sprachen, den nenn' ich einen Seelenverderber. Solche Pädagogen, die ihren Primanern in die Feder dictiren: Schreiben Sie sich auf: Conf. Plat. Prot. 314 B. Thucyd. VII. 9. Siehe auch Reisig's Conjectan. in Aristoph. II. S. 56; solche Gesellen sind nicht werth, daß ihnen Jugendseelen anvertraut werden.

Altenstein's Nachfolger mußte ein Mann sein, der sich trotz Geburt und Rang doch ein lebhaftes Interesse an allem Geistigen, das allein den wahren Adel giebt, erhalten konnte, der, keiner wissenschaftlichen und politischen Schule zugethan, das Geistbelebende und Geisttödtende aus jeder Richtung im kirchlichen und wissenschaftlichen Leben herauszuerkennen versteht. Vor allen Dingen mußte ihm persönliche Vorliebe für eine Tendenz des Tages fremd sein, am fremdesten aber eine rein bureaukratische Ansicht seiner Wirksamkeit, die etwa in seinem neuen Departement nichts als eine Beaufsichtigung der Vorbildung des künftigen Beamtenstandes sähe. Fremd muß ihm jede leidenschaftliche Hinneigung zu einem blos praktischen Zweck, den er in seiner Verwaltung fände, bleiben; denn wie leicht könnte dann das wissenschaftliche Bewußtsein, das Altenstein zum leitenden ersten Gedanken seines Ministeriums gemacht hatte, in laren Schlendrian ausarten!

Eine Kritik seines Nachfolgers gehört nicht hieher. Dennoch möchte in Rücksicht auf Altenstein's freie Auffassungen und zugleich auf die sich allerdings herausstellende Nothwendigkeit von Universitätsreformen zu bemerken sein, daß die dialogische Methode, die zu diesem Ende vorgeschrieben wurde, keine Empfehlung verdient. Bis zu seinem Abgange von Prima ist der junge Musensohn an einen mündlichen Verkehr mit seinem Lehrer gewöhnt. Frage und Antwort haben ihn bis zu einer allmäligen wissenschaftlichen Reife gebracht. Der Jüngling, seine Universitätsstudien beginnend, fühlt sich zum ersten Male von der Schulform befreit und versenkt sich mit träumerischer Behaglichkeit in sein eigenes inneres Leben und Streben. Früher lernte er tausend vereinzelte Dinge, jetzt zum ersten Male geht ihm die Vorstellung systematischer Kenntnisse auf, er fühlt die schwere Wucht

des positiven Wissens, er fühlt den innern Zusammenhang der Thatsachen und giebt sich mit gläubigem Vertrauen neuen Eindrücken, neuen Lehrern, neuen Lehren mit einer Empfänglichkeit hin, die für sein Leben entscheidend wird. Ihn nun aus diesem sich Arrondiren, sich und die Welt Ergründen, aus diesem Glauben an positive Thatsachen sogleich wieder aufzuschrecken und durch dialogische Methode wieder die Negation, den Zweifel, die Sucht sich selbstständig zu zeigen und den Widerspruchsgeist zu wecken, das ist nicht zu rathen. Renommisten, Raisonneurs kann die dialektische Methode auf Universitäten erziehen, aber keine Denker, keine Forscher. Die Jugend bedarf einer Zeit auch der geistigen Selbstständigkeit, auch der geistigen Ruhe, des geistigen Wucherns und stillen Wachsthums. Die kaum ausschlagenden Keime des Universitätswissens durch die Dialektik wieder herausreißen, heißt, sich die Möglichkeit rauben, je fest wurzelnde Stämme zu erzielen. Eine Zeit muß es im Jugendleben geben, wo man sich gewöhnt, auf Atlasschultern die Masse des Wissens zu tragen: ist die Universitätsepoche vorüber, wird der Geist träger und spröder, dann kann man wol eher eine Form der erneuerten Anregung erfinden. Möchte daher Altenstein's Nachfolger von einer Vorschrift abstehen, die in der Theorie gutgemeint, aber nicht auf psychologische Erfahrungen begründet war!

K. E. Oelsner.

1843.

Die Gründe zu untersuchen, die den Hofrath Dorow bestimmen, uns aus einer unerschöpflich scheinenden Quelle jahrein jahraus mit hinterlassenen Briefwechseln, Denkschriften und überhaupt einer „Portfolio"-Literatur zu beschenken, möchte demjenigen, der mit seinen Lebensschicksalen und Lebensansprüchen nicht vertraut ist, schwer fallen. In einem Beitrage zu seinen eigenen Denkwürdigkeiten, den er als Erlebtes

in zwei Theilen (Leipzig, bei Hinrichs, 1843) herausgegeben hat, führt die Einleitung auf persönliche Verstimmungen, gewisse Begegnisse hin, die ihn zu Selbstvertheidigungen getrieben haben. Und nach seinen Autographensammlungen, den „Reminiscenzen" und jetzt vorliegenden Briefen Oelsner's an den verstorbenen Geheimenrath von Stägemann zu schließen, möchte man auch ihn für einen jener durch Varnhagen's Beispiel angeregten Individualitätsforscher, einen enthusiastischen Freund jener Persönlichkeitsliteratur halten, die sich in aufsteigender Linie bis auf Lavater's physiognomische Fragmente und die jetzt vergessene Leidenschaft für die Silhouette zurückführen läßt. Man hat diese Literatur vielfach in Mißcredit zu bringen gesucht, wie es natürlich ist bei einem Volke, das vor der Oeffentlichkeit eine fast kindische Furcht hat. Man hat aber noch nicht die große Bedeutung derselben in dem Falle wegleugnen können, wo sie sich zur tiefern Erkenntniß der Geschichte von supplementarischem Nutzen erwiesen hat; und wie sehr auch z. B. mit Varnhagen, dem großen Meister dieser Literatur, zu rechten wäre über seine jeweilige allzugroße Nachsicht gegen zweideutige Charaktere, der Muth, womit er ganze Partheien seiner Lebensgeschichte der Oeffentlichkeit preisgegeben, ist nicht minder rühmenswerth, als seine, wenn auch manierirte, doch immer zarte und geschmackvolle Behandlungsweise. Hofrath Dorow erreicht ihn nicht. Seinem Buche „Erlebtes" fehlt bei allen Reizen des Details doch die Objectivität des Künstlers. Er liefert eben nur Materialien, bunt durcheinander, Erinnerungen, aufgespeichert nicht im Magazin einer ruhigen Beobachtung, sondern meist in der Galle, in persönlicher Verletzung und überhaupt in der Leidenschaft eines beweglich und leicht, hin und her, bald angeregten, bald abgestoßenen Charakters. Dieser Mangel einer verlässigen Zurechnungsfähigkeit, die uns z. B. in seinem „Erlebtes" bestimmen muß, den maßlosen Huldigungen Hardenberg's und den Bitterkeiten gegen Stein eine sehr kühle Unpartheilichkeit gegenüber zu stellen, dieser Mangel fällt überall da weg, wo sich Herr Dorow, wie in dem vorliegenden Buche, auf einfache Wiedergabe von Actenstücken, Briefwechseln und Denkschriften beschränkt.

Die Briefe Oelsner's an Stägemann (Leipzig, Teubner, 1843) sind gleich interessant durch den Verfasser, wie durch ihre Adresse. Oelsner war zu jener Zeit, als er von Paris aus diese Briefe schrieb, preußischer Legationsrath, jedoch nicht in unmittelbarem Dienstverhältnisse zu dem Minister, durch welchen Preußen am Hofe der Tuilerieen vertreten wurde, sondern, wie er es immer in diesen Briefen beklagt, in jener traurigen Zwitterstellung, wo man nicht weiß, ist man nur zur „Disponibilität" gestellt oder pensionirt. Er bezieht einen nicht unansehnlichen Gehalt, bekommt aber dafür die Weisung, nichts über Politik zu schreiben. Dieser Fall kommt öfter vor, seltener aber bei Staatsdienern. Sonderbarer noch wird dies Verhältniß, wenn man liest, daß der Gesandte Graf von der Goltz Oelsnern zwar verbietet, in seinen Briefen nach Berlin von Politik zu schreiben, Stägemann ihn aber dazu auffordert. In Frankreich würde diese Duplicität zu erklären sein durch die Doppelpolitik, die daselbst einerseits von den Ministern, andererseits vom Hofe beliebt gewesen ist (sie erstreckt sich noch jetzt auf eine doppelt, ja, dreifach organisirte Polizei); in dem vorliegenden Falle jedoch wurde die Schwierigkeit durch Stägemann's Stellung zur neubegründeten Staatszeitung ausgeglichen. Oelsner's Briefe dienten zunächst dazu, dem geistvollen Beamten, der sich die Organisation dieses Zeitblattes, ja in erster Zeit sogar die unmittelbare Redaction dringend angelegen sein ließ, Hülfsmittel an die Hand zu geben, die sich in der Beurtheilung der französischen Angelegenheiten nur in Paris beschaffen ließen. Diese Correspondenzen blieben vertrauliche Mittheilungen für Stägemann, der jedoch dem Fürsten Staatskanzler zu nahe stand, als daß ihr gediegener Inhalt nicht oft sozusagen aus dem Redactionszimmer in's Cabinet hätte transspiriren sollen. Dann erfolgte ein erneuertes Verbot an Oelsner. Man fürchtete, bei der großen, von Herrn Dorow selbst geschilderten Empfänglichkeit des Fürsten Hardenberg, bei jener, um ein Fremdwort zu gebrauchen, Captivität, die ihn für geistreiche und blendende Ideen so rasch gefangennahm, er könnte durch Oelsner's Beurtheilung der französischen Angelegenheiten von gewissen allgemeinen Grundsätzen entfernt werden, die nun

einmal damals in gemeinschaftlicher Uebereinstimmung von den eben erst durch den „heiligen Bund" so nahe gerückten hohen Mächten eingehalten werden sollten. Zuletzt gab Stägemann seine unmittelbare Beziehung zur Staatszeitung auf, die Courierpost zwischen Paris und Berlin, als zu kostspielig, wurde eingestellt, und ein Verkehr, der so innig, fast unzertrennlich schien, brach im Handumwenden ab. Es folgen nach 1820 nur noch einige Billette. Jahre liegen dazwischen; wer weiß, ob mit den Jahren nicht auch veränderte Gesinnungen und Gesichtspunkte! Oelsner starb den 18. October 1828 in Paris.

Seine Briefe beweisen, daß er die Juliusrevolution vorausgesehen hat. Es ist ein Geist, ein Urtheil, ja, eine Gesinnung in diesem Buche, die es zu einer belehrenden und unterhaltenden Lectüre für Jeden machen muß, der mit der Geschichte der Restauration nur irgend so weit vertraut ist, um sich die Begebenheiten vergegenwärtigen zu können, zu welchen Oelsner hier, oft ohne sie zu nennen, die Erläuterungen, die nähern Begründungen, ja einen fortlaufenden Pragmatismus liefert. Das Bild jener Zeit liegt vor uns aufgerollt; die Partheien in ihrer damaligen Gestaltung, die Personen, so weit sie damals schon eine unbefangene Beurtheilung zuließen, Alles frischt sich auf und tritt uns wieder unmittelbar vor Augen. Der Verfasser, der in Frankreich seit den Zeiten der Revolution heimisch war, der Napoleon's Aufgang und Erlöschen mit Sympathieen verfolgte, in welchen das patriotische Gefühl des Deutschen über jede verblendete Vorliebe zuletzt den Sieg davon getragen hätte, wenn nicht schon der freie Sinn des Denkers und Volksfreundes beleidigt gewesen wäre von der Herrschsucht des zum Kaiser sich krönenden Soldaten, Oelsner, der den edelsten Geistern Frankreichs und Deutschlands persönlich nahe stand, besaß eine Kenntniß seiner Zeit, die den Stand der Dinge, über die in den Fesseln der Censur schmachtende politische Presse von 1818, 1819 und 1820 hinweg, in seiner wahren Natur und an der Quelle ergründen konnte. Ohne für irgend einen der Wortführer Parthei zu nehmen, besaß er selbst politischen Blick genug, sein Urtheil nach dem Bedürfniß der Masse zu bilden, nach

den Zuständen des Volkes, nach Erscheinungen, die vielleicht nur vereinzelt auftauchten, Symptomen, die sich mehr in der Provinz, als in Paris kund gaben, und endlich mehr nach dem Schweigen, als dem Reden. Daß eine solche Auffassung der damaligen Zustände Frankreichs, eine solche entschiedene Ueberzeugung, die Royalisten würden Frankreich nur in's Verderben stürzen, von einer Politik nicht gern gesehen wurde, die außerhalb Frankreichs selbst mit einem erwachenden Volksgeiste und der Eindämmung überall anfluthender Neuerungswogen alle Hände voll zu thun hatte, ist leicht zu begreifen.

Oelsner's Briefe führen uns zunächst in treffenden Zügen das Bild Ludwig's XVIII. und seines Ministers, des später gefürsteten Herrn Decazes, vor Augen. Die Wahrheit ist lebenstreu, sprechend. Ludwig XVIII. in seiner isolirten Stellung mit dem redlichsten Wunsche, Frankreich nach den Resultaten einer Revolution, die seinem unglücklichen Bruder das Leben gekostet hatte, zu regieren, mit einer Vorliebe für die Charte, als wäre sie eine lateinische Inschrift, ein Bonmot, ein kleines Madrigal von ihm selbst verfaßt (er liebte es, wenn man seine feine classische Bildung zu würdigen verstand) und deshalb eben verlassen von seiner ganzen Familie, von seinen Brüdern, seinen Neffen, vom Pavillon Marsan, von den Royalisten, vom Faubourg St. Germain; keinen Freund in seiner Nähe als Herrn Decazes, den er liebte, wie seinen Sohn, den er sich selbst zum Staatsmann gebildet hatte, der seine eigene Idee von seinem königlichen Lehrer mit feiner Schmeichelei zu entlehnen vorgab und der die Kraft hatte, eine Zeitlang jenen Ultras, die das Verderben der Bourbonen werden sollten, die Spitze zu bieten. Da trifft das Stilet eines Fanatikers den Herzog von Berry. Louvel, der den Ultras hätte eine Lehre geben sollen, wird ihr Triumph. Decazes muß dem Vater des Herzogs zum Opfer fallen. Decazes, dessen Kraft noch nicht ausreichte, den Ultras zu beweisen, daß ihr reactionäres Extrem nothwendig das andere Extrem, den demokratischen Fanatismus, hervorrufen müsse. Oelsner's Mittheilungen über diesen Knäul von Verwirrungen, über dieses Chaos gegeneinander im Streit liegender Interessen sind ein Ariadnefaden, dem man folgen darf.

Wie uns in diesen Briefen Ludwig XVIII. und seine Minister, die, die er wählte, und die, welche ihm aufgedrängt wurden, lebenswahr entgegen treten, so die Intriguen seiner eigenen Familie gegen den wohlwollenden und redlichen Mann. Der Graf von Artois stellt sich an die Spitze derer, die Frankreichs Geschichte von 1789 nicht anerkennen wollen, die nichts gelernt, nichts vergessen haben. Die Ultras leiten die Entschädigungsmilliarde ein, setzen die Beschränkungen des Wahlgesetzes durch, erzwingen den Feldzug nach Spanien. Oelsner's Berichte machen uns mit allen Spielarten der Royalisten bekannt, mit den poetisirenden, wie Chateaubriand, mit den herrschsüchtigen, wie Villèle, Lainé, endlich auch mit jenen harmloseren, die sich in der That in die neuen Sitten und Zustände Frankreichs nicht finden können und Versailles immerfort noch mit Mitau verwechseln. Einige dieser alten Herren, die Oelsner selbst kannte, sind wirklich liebenswürdig und wecken, wenn man sie in ihren Rollstühlen vor dem Kamine, mit ihrem gepuderten Haar und den freundlichen Sitten des ancien régime vorgeführt sieht, Erinnerungen an eine entschwundene alte Zeit, die unserer Hochachtung würdig ist. Häßlicher sind schon jene Gräfinnen und Vicomtessen, die noch immer nicht gelernt zu haben scheinen, daß die Menschenrechte gleich sind, und eine Verachtung der „Canaille" an den Tag legen, die ihnen schon vom moralischen Standpunkte aus unschön steht. Oelsner beobachtete diese Prätensionen in unmittelbarer Nähe. Auch die bonapartistischen und liberalen Elemente werden uns bei aller Zufälligkeit der Mittheilungen doch mit Wahrheit geschildert. Die Opposition in der Kammer bildete sich erst zu ihrem festeren Bestande. Von den Doctrinairs saßen damals in ihr acht, schreibe acht Mitglieder! Und diese winzige Minorität sollte zwanzig Jahre später das französische Ministerium bilden und gleichsam das Elixir der längsten Lebensdauer gefunden haben. Trost für alle Minoritäten unserer Tage! Jenes kleine Häuflein barg Guizot in seinem Schooße, dem Oelsner schon damals jenes moralische Uebergewicht zuerkennt, wodurch sich dieser Staatsmann noch gegenwärtig vor Frankreich mehr erhält, als durch sein Talent. Die Bestrebungen der Radicalen

oder, wie Oelsner sie nach dem Sprachreinigungsfieber von 1819 nennt, der Wurzelwichte stehen noch im Hintergrunde. Dagegen verfolgt er mit spähendem Auge die Umtriebe des damals von den Geschäften entfernten Talleyrand. Dieser spukte wie Samiel hinter Busch und Mauer, überall und nirgends, Verwirrung auf Verwirrung häufend, um sich zuletzt, wenn Alles lichterloh brennen sollte, die Kastanien vom Volke heranlangen zu lassen. Damals muß Scribe die Idee zu Bertrand und Raton gefaßt haben. Talleyrand ist Rantzau und die Julirevolution, zehn Jahre später, Burkenstaff. Die Censurverhältnisse der französischen Bühne waren damals wie die der heutigen deutschen beengt. Scribe konnte erst fünfzehn Jahre später von seinem eben so wahren, wie geistreichen Stoff Gebrauch machen.

Neben den treffenden Persönlichkeitsschilderungen sind Oelsner's politische Grundsätze hervorzuheben. Hier lernt man einen Publicisten kennen, der sich nicht nach einer Theorie, sondern durch die Geschichte gebildet hat. Oelsner steht über seiner Zeit, ohne dieselbe deshalb zu verneinen, ohne sie deshalb zu meistern. Er gehört jener allein richtigen und allein gediegenen Schule der Staatsweisheit an, nach welcher die Politik im Dienste der Zeit stehen, der Wille der Herrschers der Wille der vernünftigen Majorität eines Volkes sein soll. Er glaubt nicht, daß das constitutionelle System die einzig wahre Form der Volksbeglückung ist, aber er beruhigt sich mit dem Gedanken, daß einmal die Völker zu dieser Regierungsform vorläufig Vertrauen gewonnen haben, und warnt alle Staatsmänner, in diesem empfindlichen Punkte klüger sein zu wollen, als der Zeitgeist. Durch das Repräsentativsystem, sagt er, käme die Welt nicht zum Himmelreich, aber eine gute Repräsentation hindere, daß eine Regierung mit ihrem Zeitalter in Widerspruch gerathe, sie bewirke, daß Alles, was ein Volk von Geistesbildung, Sittenbildung, Kraft des Willens besitze, sich in der Regierung selbst darstelle und äußere und diese folglich mit den Fähigkeiten, Ansprüchen und Bedürfnissen der Nation gleichen Schritt halte. Er geht noch weiter. Er beklagt mit Stägemann die Neuerungen der akademischen Jugend und das furchtbare Verdächtigungssystem,

das mit den Karlsbader Beschlüssen über Deutschland gekommen, sagt aber offen, er wisse kein anderes Mittel dagegen, als die Weltverbesserer sämmtlich in die Schule der Erfahrung zu nehmen und ihnen eine Verfassung, die sie für Ambrosia halten, wirklich vorzusetzen; sie würden bald inne werden, daß sie Hausmannskost ist, und von ihrem Schwindelgeiste geheilt werden. „Den Zeitgeist abkapiteln," sagt er S. 153, „ist eitle Mühe." Die Maßstäbe, die für Frankreich passen, wünscht er in den Hauptsachen auch auf Deutschland angewandt, denn durch ganz Europa zöge sich das Bündniß garantirter Staatsverfassungen, das Geld regiere die Welt und man wolle, indem man Steuern zahle, auch wissen, wie sie zum allgemeinen Besten verwandt werden. Dabei ist ihm der Trotz des Zeitgeistes fremd. Er kommt immer und öfter darauf zurück daß eine unbedingte Verweigerung der Steuern zur Anarchie führen würde und deshalb nie in den Befugnissen der Stände liegen könne, eine Lehre, die wir so lange nicht unterschreiben möchten, als die Grenze nicht festgesetzt ist, bis zu welcher ein Ministerium wagen darf, auch ohne den Willen der Kammern zu regieren. Die Briefe Oelsner's dienen zur Anregung solcher und ähnlicher Fragen um so mehr, als sie Bericht erstatten über ein Staatsleben, das sich nach früherer Despotie damals erst in Frankreich in den Anfangsstadien constitutioneller Entwicklung befand.

Ein nicht geringer Theil am Verdienst dieser Briefe gebührt auch ihrem Empfänger. Oelsner, eine rücksichtsvolle, höfliche, in französischer Zuvorkommenheit gebildete Natur, würde kaum gewagt haben, sich über seine Zeit so freimüthig zu ergehen, wenn ihn nicht Stägemann's klarer Weltsinn dazu ermuntert hätte. Leider fehlen auf die Oelsner'schen Briefe Stägemann's Antworten, aber man kann sich eine Vorstellung von ihnen machen, wenn man Stägemann's Bildungshöhe kennt. Die Leistungen dieses Staatsmannes sind der Welt nicht ganz erschlossen. Selbst seine Poesieen sind nur in einen kleinen Kreis von Verehrern gedrungen. Er dichtete mit einem Wohllaut der Sprache, die sich nach classischen Mustern gebildet hatte. Seine Sonette athmen in einer oft zaubervollen Behandlung des Verses, in einem üppigen

Biſt Du nach unſers Volkes Weiſe früh verlobt —
Es ziemt ſich, daß im Kreiſe der Verwandten
Dich jedes Aug' an ſeiner Seit' erblickt.

Judith.

Und dieſes Schauſpiel —

Manaſſe.

Heute muß es ſein.

Judith.

Wie, Vater? —

Manaſſe.

Wohl! Ich weiß, daß Dir Jochai
Nicht wie der Bräutigam im Hohenlied
Erſcheint; doch — wieder meine ſichern Lebensregeln! —
Wie zwei Verlobte, wie ein liebend Paar
Ziemt ſich, daß Euch die Welt verbunden ſieht;
Das Andre macht mit Euren Herzen ab.

Judith.

Und dieſe Rechnung ſchließt ſich leicht, denkt Ihr —
Wie wenn Ihr Euer Soll und Haben prüft?

Manaſſe (immer weich).

Genug! Vom Mahle bleibt Acoſta fern.
Ich ſage das in ſtrengſtem Ton zu Dir!
Schütz' mich vor Leidenſchaft! Du weißt, ich ſehe
Was allzu ernſt nicht gern auf meinem Wege.

(Ab nach der Mitte zu, wo er die Eſtrade hinaufſteigt.)

Reichthum von Wendungen, Zusammensetzungen und bezeichnenden Beiwörtern eine Reinheit der Empfindung, eine Läuterung der Seele, die mich immer, so oft ich sie las, einwob wie in ein reines, weißes Aetherkleid. Damals, als Oelsner diese Briefe schrieb, schien der Empfänger auf das Leben die frohesten Hoffnungen zu bauen. Preußens neu erwachendes Staatsleben erfüllte ihn. Er gehörte jener Commission an, die eine dem preußischen Staate zu gebende Verfassung auszuarbeiten hatte, er machte diese Verfassung zum Gegenstand seines reifsten Nachdenkens und berechtigte Oelsnern zu dem Refrain seiner Briefe: Wie befindet sich unsere Verfassung, wann kommt sie, ist sie besser als die bayerische? u. s. w. Plötzlich erfuhren die Dinge eine andere Wendung, die Briefe brechen ab und die russischen Oden Stägemann's, des nun Verstorbenen, hat Oelsner nicht mehr erlebt.

Schon diese Gedankenreihe, die ich hier nur ungefähr andeutete, erklärt es, warum der geistreiche und freimüthige Briefwechsel, dessen Veröffentlichung wir Dorow zu danken haben, nach dem Willen der Oelsner'n vorgesetzten Behörden nichts über Politik enthalten sollte. Seine Ansichten wichen zu schroff von denen ab, die nach einer gemeinschaftlichen Verabredung seit 1819 geltend gemacht werden sollten. Es macht einen rührenden Eindruck, zu lesen, wie sehr sich der geistvolle Mann durch seine Zurücksetzung gekränkt fühlte, wenn er bittet, ihn doch nicht ganz zu vergessen und seiner treuen, dem Vaterland geleisteten Dienste eingedenk zu bleiben. Es lag eben in der Wendung der Dinge, daß andere Köpfe in den Vorgrund treten sollten, diejenigen, welche die erkrankten Staatskörper durch heroische Mittel heilen wollten. Oelsner ist als eine einzeln stehende Erscheinung von Varnhagen und Zschokke gewürdigt worden. Er gehörte zu jenen stillen Verdiensten, die ihr lohnendes Bewußtsein in sich selbst finden müssen. Die Fesseln, die seinen reichen Geist beengten, zu sprengen, dazu sah er in seiner Lage keine Möglichkeit, auch fehlte dem bescheidenen Sinn wol das Vertrauen auf die eigene Kraft, der unerschütterliche Glaube an den Beruf zu einer selbstständigen Wirksamkeit. Somit schwankend zwischen

Mögen und Können, Hoffen und Zweifeln, verging er in's Allgemeine, wie so Mancher, dem das Leben Eines zugemessen und das Andere versagt hat.

Shelley.
1837.

Vor dem Posthause in Pisa stand im Jahre 1820 ein schöner, langaufgeschossener, aber kränklich aussehender Engländer und fragte, ob nichts für ihn poste restante angekommen sei. — Wie heißen Sie? fragte der Postoffiziant. — Shelley! — In dem Augenblick erhielt der Fragende einen Schlag auf den Kopf, nachdem er kaum gehört hatte, daß ein hinter ihm stehender Landsmann ausrief: Was, Sie sind der Gottesleugner? Der Elende entlief. Shelley war besinnungslos niedergesunken. Als er sich erholt hatte, lechzte seine gekränkte Ehre nach Genugthuung. Er hört, der Fremde sei nach Genua gereist. Er eilt ihm nach; er will die Mißhandlung rächen. Er findet den Schurken nicht; er ist außer sich, bis er hört, der Mensch sei nach Lissabon gereist. Es war ein englischer Lieutenant in portugiesischen Diensten. Was sollte Shelley thun? Leidend, hinfällig, sah er dem Tode, der ihn in den Fluthen des Mittelländischen Meeres ereilte, längst schon mit halbgebrochenen Augen entgegen. Er verwand seinen Schmerz. Der Mann von Geist hat gegen Brutalität keine andere Waffe, als Stillschweigen, Mitleid, Verachtung.

Und diese Anekdote kann uns auch schnell vergegenwärtigen, wer Percy Bysshe Shelley war, wenigstens wofür er in der öffentlichen Meinung genommen wurde. Er galt für einen Gottesleugner, einen Gegner des Christenthums. Seine Braut wurde ihm entrissen, als ihn dieser Ruf zu verfolgen anfing, sein Vater, ein reiches Glied der englischen Aristokratie, verstieß ihn und ließ ihn darben, hungern sogar; die

Kinder einer Ehe, die er schloß, weil sein Herz einer Anlehnung bedurfte und die durch Scheidung getrennt werden mußte, wurden durch Beschluß des Lordkanzlers von England aus seiner Nähe genommen; er floh nach Italien, verfolgt von den Verwünschungen der Prüderie und der Trägheit der Masse, ein brutaler Lieutenant wollte ihm den Hirnschädel einschlagen; er hatte die ganze Welt gegen sich, die Kritik, die Kirche, den Staat, die Gesellschaft, den Vater und die erste Geliebte, er hatte nichts als eine zweite Gattin, die einen Geist besaß wie George Sand und selbst köstliche Dichtungen herausgab, nichts, als einige spärlich gesäete Verehrer, zwei oder drei Freunde, aber unter ihnen einen, der für viele galt, Lord Byron.

Wenn irgend das Leben eines modernen Dichters — das war Shelley recht eigentlich — die Stellung des originellen Gedankens und der schöpferischen Phantasie unserm schroffen, egoistischen und an Vorurtheilen haftenden Zeitalter gegenüber vergegenwärtigen kann, so ist es das Leben Shelley's. Er war ein Sohn der Zeit, wie keiner, und seine Mutter, gerade unser materielles leichtsinniges Jahrhundert, stieß ihn von sich. Wie Keiner trug er den Fluch einer Epoche, die nur von Gährungen und halben Ahnungen bezeichnet wird, den Fluch des Mißverständnisses und einer dem Neide und der Intrigue so leichten Entstellung edelster Träume und Absichten. Er konnte sich nicht vertheidigen. Denn was läßt sich der Menge Vernunft predigen, der Menge, die nur nach Stichwörtern hört, die von stereotypen Ausdrücken nicht läßt, die nur schwarz oder weiß sehen will und nichts von den Farben des Regenbogens der Ideen versteht! Shelley galt als Atheist, als Gegner des Christenthums, als ein Ungeheuer; welche Waffe hatte er? Konnte er rufen: Von Allem, was ihr sagt, bin ich das Gegentheil; nur die Freiheit meiner Dialektik, in der ich erst meine Ueberzeugung die Feuerprobe bestehen lasse, nur mein Genius ist es, der euch beleidigt, den ihr nicht enträthseln könnt! Er konnte es nicht. Er konnte nicht sagen: Ich, Shelley, bin ein armer leidender Mann, der nach Klarheit und Offenbarung ringt; ich bin empfindsam, wie die Sinnpflanze; ich bin Idealist in

einem Grabe, wie es Plato nicht war; ich sehe Gott in Jedem was Leben verräth; ich finde in der Natur die ewig geöffnete Pforte des Himmels; ich bin ein schwaches Rohr, das vom Zugwind seiner Zweifel hin und her geweht wird; schmachte nach Liebe, Hingebung; ich opfre all mein Vermögen Armen und Hülfeflehenden; ich schreibe nicht des Ruhms wegen, sondern um mir genugzuthun, ach und ich will aufhören, wenn ich nirgends in euren kalten Gemüthern ein Echo finde; ich bin der Unglücklichen Unglücklichster, dämmre dem Tode entgegen und werde von Visionen geängstigt, die mich zum Schlafwandler machen, zum Schrecken meiner Umgebung; ich sah mich selbst, einen Doppelgänger; ich werde vom Sturm auf dem Meere verschlungen werden und schrecklich sterben, wie ich freudlos gelebt habe!

So konnte Shelley selbst nicht sprechen. So spricht nur der, der ihn näher kannte; so spricht sein Leben, sein Tod. Erst die Grabschrift konnte ihn, wie an der Pyramide des Cästius in Rom zu lesen ist, ein treues Herz, cor cordium, eine liebe, gute, treue Seele, nennen. Byron nannte ihn so. Das atheistische Ungeheuer, vor welchem sich die Vasen und Reviews Englands kreuzigten, war ein schwaches liebes Kind, das sich in Augenblicken der Gefahr zur muthigsten Elasticität emporschnellen konnte; sonst aber sanft und gut wie ein Frauenzimmer, abergläubisch sogar, religiöser jedenfalls als die Bischöfe von Orford und Exeter. Im Leben konnte das niemand von ihm beweisen. Erst sein Tod und die unverfälschten Thatsachen, die der Gedächtnißrede seiner Freunde zum Grunde lagen, konnten ihn rechtfertigen.

Shelley war mit Byron in derselben Lage; allein diese Lage wirkte auf ihn anders, als auf Byron. Byron nahm Rache an seinen Gegnern, er schwang seine satyrische Geißel über die, die ihm mißwollten. Konnte er nicht England durch seine Verse in den Belagerungszustand der Poesie versetzen, so nahm er Repressalien an Italien, an den Frauen, an Menschen, die ihn nicht verstanden, die nur sein Geld, seine Hunde und seine aristokratischen Manieren zu schätzen und zu fürchten wußten. Er hatte Stoff, woran er seinen Aerger austoben konnte. Allein Shelley, dem man nicht so sehr die

Unsittlichkeit, als die offen ausgesprochene Gottesleugnung vorwarf, mußte denselben Aerger in sich selbst verwinden. Er tobte sich nicht in den Leidenschaften aus. Er ertrug die Mißgunst der Welt und lebte, je mehr diese ihn von sich stieß, desto mehr in sich selbst sich ein. Sein zweites Weib verstand ihn; sie war auf der Höhe seiner Ideen: ein seltnes Glück beim Dichterunglück. Er hatte Frieden in den Kreisen, die ihm die nächsten waren. Das gab ihm den Muth, so viel üble Nachrede zu ertragen und seinem ätherischen Genius treu zu bleiben. Shelley hatte eine Seele wie Ariel.

Wie Ariel war auch seine Poesie. Luftig und ätherisch flattert sie, wie die Libelle über dem Bache. Seine Gedanken zitterten, wie die Flamme des Lichtes zittert. Er war, wenn er sang, wie die Lerche, immer im Steigen begriffen. Er wußte die Poesie an das, was uns begegnet und im Wege liegt, wie die falsche moderne Richtung ist, nicht anzuknüpfen, sondern er mußte Grundlagen für seine Anschauungen haben, die dem Reiche der Gedanken und der Reflexionen angehörten. Nachdenken entzündete seine dichterische Begeisterung, die Anschauung lieh ihr erst die Worte, deren sie sich bediente. Alles, was er sang, ging von einer hohen Idee aus; die Form dann schöpfte er aus der Natur, die ihn umgab. Dann wußte er der Natur Alles zu entlehnen und abzulocken, was sie nur Poetisches enthält. Er kannte das Wesen der Blumen und Steine und löste von Allem, was er sah, ein Bild für seine Dichtungen ab. Die schönsten Gleichnisse strömten ihm in üppiger Fülle zu. Er konnte in Bildern eben so lieblich wie großartig sein. Schwollen die Anschauungen, hoben sich die Gedanken, so ward er in seinen Formen gigantisch. Er brauchte Bilder, wie Aeschylus, dem er auch in der Tragödie nachgestrebt hat. Es ist bei ihm, als sähe man das heiße Afrika eines Hannibal über das Eis der Alpen ziehen. Oft erhoben sich seine Formen so hoch, daß man ihm nicht folgen konnte, sondern ihn wie einen Luftball allmälig aus dem Auge verlor. Ich verstehe nicht Englisch genug, um meiner Charakteristik der Shelley'schen Poesie Vollständigkeit zu geben. Aber ich ahne ihre zarte Mischung von Sentimentalität und

Metaphysik und glaube gewiß zu sein, daß sie allerdings manchmal zu sehr der äußern plastischen Gestaltung ermangelte und in den zu erhabenen Stellen mit den obern Luftschichten der Atmosphäre eine gleiche Wirkung gemein hat, die, daß man erfriert. Indessen rühmt Byron das Talent seines Freundes für das Drama und sagt: Die Cenci Shelley's sind das beste Trauerspiel, das die neuere Zeit hervorgebracht hat und nicht unwürdig eines Shakespeare.

Die Cenci betreffend, so leitet sie Shelley mit tiefen Bemerkungen über den dramatischen Charakter, über Moralität der Poesie und ähnliche Fragen ein. Der Gegenstand ist bekannt. Ein römischer Patrizier, Cenci, ein Wüstling, der sich vor seinen eigenen Kindern nicht sicher glaubt, wirft in verbrecherischer Leidenschaft sein Auge auf seine eigene Tochter und reizt diese durch die ihr angethane sinnliche Schmach, den Vater ermorden zu lassen. Die That wurde entdeckt und sie mit ihrem Mitschuldigen zum Tode geführt. Beatrice Cenci ist der Mittelpunkt der Tragödie, die füglich nach ihr hätte benannt werden müssen. Ihr Unglück, ihre Verzweiflung, ihre Rache und die Verschlagenheit, mit der sie sich gegen die Anschuldigung des Mordes zu rechtfertigen sucht, sind ergreifend geschildert. Wenn das Trauerspiel im Allgemeinen zur Lectüre geeigneter ist, als zur Darstellung, so liegt dies in der negativen Charakteristik der übrigen Personen. Sie entwickeln wenig drastische Leidenschaft, sie sind fein gezeichnet, entsprechen menschlichen Neigungen und Eigenthümlichkeiten, aber sie bewegen sich in keiner schlagenden und raschen Thätigkeit und haben nicht einmal sichere Zwecke, die sie erreichen wollen. Der Vater, Graf Cenci, ist mit origineller Wahrheit hingestellt und wirksamer als die Uebrigen, Beatrice ausgenommen. Die Sünde im Bunde mit der Frechheit hat der Dichter in krassen, aber naturgetreuen und die Schranken haltenden Situationen gezeichnet, Lästerung und Bigotterie liegen auf einer von Weinrausch lallenden Zunge. Ein Schauspieler, der diesen Charakter richtig wiederzugeben wüßte, müßte die satanische Originalität mancher Menschen gründlich studirt haben. Zu den Vorzügen des Trauerspiels gehört die natürliche Sprache desselben. Shelley

vermied absichtlich die lyrischen Ueppigkeiten, die heutiges Tages gerade bei talentvollen Dichtern das Drama so unwirksam machen. Er wußte, daß die Größe der Shakespeare'schen Diction nicht in dessen verblümten, oft schwülstigen Redensarten, sondern in der Sorglosigkeit liegt, so oft ihn diese beschleicht, in der Familiarität des Ausdrucks. Nichts weckt die Sympathie mehr, als wenn sich die Gestalten des Dichters ihm analog, ebenbürtig bewegen, wenn sie die Sprache Aller reden und nicht etwa eine Staats- und Sonntagssprache, die nur das Zeichen des Ungeschicks zur Poesie ist.*)

Schleiermacher.

Unmittelbar nach seinem Tode geschrieben.**)

1832.

Seit einigen Jahren mäht der Tod in den Reihen der deutschen Männer, welche ein in verschwundenen Zeiten erworbenes Capital an Ruhm sicher angelegt haben. Nach der Julirevolution sah sich das Vaterland nach diesen großen Gelehrten, Weltweisen und Staatskundigen um und konnte sie nicht finden. Mit den Renten ihrer Vergangenheit hatten sie sich von dem ernsten Schauplatz der Begebenheiten geflüchtet. Der Tod forschte dann nicht vergebens nach ihnen, der Tod berührte seine Opfer: Barthold Niebuhr, Georg Hegel, Franz Passow und so manchen Andern, an dessen Namen sich reiche und freudige Erinnerungen von ehemals

*) Adolph von Schack gab als Student unter dem Namen Felix Adolphi eine Uebersetzung der Cenci heraus.

**) An einer Stelle der mehreren Veröffentlichungen Varnhagen's findet sich die Tagebuchanmerkung, alle Welt sei entrüstet über diesen Artikel, den die Allg. Ztg. gebracht hatte, und forsche dem Verfasser nach. Ich glaube es wohl. Varnhagen glaubte damals selbst, alle Augenblicke würde sich die Thür öffnen und eine Cabinetsordre ihn wieder in den activen Dienst, d. h. die Bekämpfung des Zeitgeistes, zurückrufen.

knüpfen. Die Greisenschaar des deutschen Ruhms wird lichter und das letzte geheimnißvolle schwarze Band, das die einzelnen Häupter zusammenhält, zieht sich immer enger zusammen.

Und wie sie hinsterben, diese hehren Gestalten — sehen wir das Vaterland klagend an ihre Grabesurne treten? Wo ist der Schmerz, dem es sich hingäbe, ungetröstet? Wo die Thräne, die ein vertrauensvolles Wort stillen könnte? Kein Schmerz, keine Thräne; nur stummer Schauer.

Aber in dieser Sprachlosigkeit liegt noch mehr, als in der Apathie, die am Grabe Goethe's stand. Goethe war einem Theil seiner Zeitgenossen längst gestorben; er hatte sie durch sein langes Leben ermüdet. Weit anders bei dem Tode dieser mächtigen Geister, welche in den früheren Tagen aus ihren der Wissenschaft geweihten Museen herausgetreten waren und die Sache des Vaterlandes hatten erklären, schützen, die ihr hatten siegen helfen. Lebten diese Männer noch, als ihre einst so feurigen Zungen plötzlich verstummten und die beredtesten Worte auf ihnen erstorben waren? Da war das verworrene Deutschland, da hatte sich die Jugend an ihre Lehrer anlehnen wollen, dieselbe Jugend, welche sich später tollkühn — in die Gefängnisse stürzte? Wer wußte sie, als sie noch nicht reif waren, zu lenken? Die jungen Männer wollten die Söhne ihres Geistes sein, und entarteten sie da nicht erst, als sie von ihren Vätern enterbt wurden? Man kann nicht leugnen, daß seitdem eine Lauheit gegen unsere Notabilitäten eingetreten ist. Sowohl diejenigen, deren Schülerschaft sie nicht duldeten, als jene Andern, denen ihre Weigerung und Inconsequenz zu Gute kam, beide Partheien gaben dem alten Ruhm wenig Gehör, und man kann sagen, daß diese Erfahrung den Meisten an's Leben gegangen ist.

Schleiermacher's innere Kraft schien unzerstörbar, und doch waren namentlich für ihn die Ereignisse seit der Julirevolution Todesstöße. Wie felsenhart Schleiermacher's Charakter war, so reichte seine Kraft doch nur aus, sich selbst zu beherrschen. Die Begegnisse zerrütteten ihn, nicht, weil er sich dem Schmerz unmännlich hingab, sondern weil er ihn fühlte,

weil er ihn nicht wegleugnen konnte, eben so wenig, wie jene theologischen Begriffe, an die er nicht glaubte und die zu widerlegen er doch so viel weitläufige Dialektik ausspann.

Wer mit Schleiermacher je in Berührung gekommen ist, wird immer bereit sein, zuerst von seinem centripetalen, unverrückten Verstande*) zu sprechen. Um sein ganzes Wesen hatte sich die logische Folgerichtigkeit wie eine Rinde gelegt; es war eine zerstörerische, entmuthigende Kraft, die von ihm ausging. Wie es aber bei Menschen seiner Natur eine immer wiederkehrende Erscheinung ist, so hatte er bei aller logischen Isolirung doch ein moralisches Bedürfniß der Hingebung, das vielleicht nie fordernd, verlangend bei ihm zum Vorschein gekommen ist, wol aber in den geheimen Saiten seines Wesens wiedertönte. Wer ihn in den drei letzten Jahren seines Lebens zu beobachten Gelegenheit hatte, wird eine oft in ihm hervorquellende Weiche bezeugen können, ein Unterliegen, eine Unmacht, gegen den Schmerz anzukämpfen, die Mitleid erregte. Ein häuslicher Unglücksfall gab zu dieser Stimmung die erste Veranlassung oder, um mich richtiger auszudrücken, der Tod seines einzigen Sohnes riß die Schleusen fort, die noch die Gefühle und Selbstgeständnisse eines, vielleicht wußt' er selbst nicht wie, gebrochenen Daseins zurückdämmten. Es war eine treue Gemeinde, die er noch zu elektrisiren vermochte und vor deren Oeffentlichkeit er seitdem mit dem Gefühl einer gewissen Verklärung und eines Bedürfnisses der innersten Mittheilung getreten ist. Seine zahlreichen Zuhörer, die Elite der Bildung Berlins, hatten ihm bei seinem häuslichen Mißgeschick eine Theilnahme bewiesen, die ihn ebenso vernichtete, wie sie ihm wohl that. Zum ersten Mal in seinem Leben, in diesem platonischen Kunstwerk weise berechnender Abwägung seiner Daseinsmomente, hatte er sich gestehen müssen, daß er des Trostes bedurfte, weil der künstliche Bau einer stolzen Vergangenheit morsch zusammenbrach. Schleiermacher predigte seitdem in seiner Kirche mit rührender Ergebung. Die Anlage seiner meisterhaften Vorträge war zwar ihrem Schematismus nach dieselbe geblieben,

*) Steffens war ein centrifugaler Charakter.

aber Ton, Haltung, die Auflösung seiner dialektischen Räthsel war verändert. Man wollte es nicht glauben, konnte sich aber jeden Sonntag davon überzeugen, daß Schleiermacher die Kanzel nicht mehr ohne Thränen verließ.

Wir geben zu, daß der Verlust seines Sohnes und die Ahnung seines eigenen Todes zu einer solchen Stimmung viel beitrugen, möchten aber Denen nicht beipflichten, die sie außerdem zum größten Theil aus einer Wendung seiner theologischen Studien und Resultate erklärt finden wollen. Es ist wahr, daß ihn die Nothwendigkeit, seinen hartnäckig gegen die Dom-Agende geführten Kampf fallen zu lassen, ferner die kurz vor der Juliusrevolution vorgefallene Hallesche Denunciation, welche die Einmischung des Staats in den Streit der Kirche rief, ja vielleicht selbst die erneute Ausgabe seines Systems der christlichen Glaubenslehre mit all den kritischen Ungelegenheiten, die in Deutschland die Erscheinung eines neuen Buches zu begleiten pflegen, unangenehm berührten. Es ist wahr, daß ihn die theologische Partheiung, die Appellation an die Laien, die rücksichtslose Absonderung in rationalistische und supernaturale Systeme und das Drängen der Umstände, sich auf irgend eine Seite hingeben zu sollen, in trübe Stimmung versetzte. Allein wir glauben an keine Inconsequenz theologischer Meinungen bei einem Gelehrten, der in seinen ersten Schriften, in seiner ersten Begrüßung des deutschen Publikums schon all' die Keime ahnen ließ, welche später zu so bewundernswürdiger Vollendung gediehen, und noch weniger bei einem Philosophen, in dessen dialektischen Principien sich keine Momente der Ruhe und der starren, dogmatischen Abschließung finden. Die auffallend dringliche Anempfehlung eines lebendigen und doch resignirenden, die Welt opfernden Christenthums, die wir in Schleiermacher's letzter Kanzelwirksamkeit finden, hatte einen tiefern Grund und hing mit den Bemerkungen zusammen, die unsere Worte des Gedächtnisses eröffneten.

Die Begebenheiten der drei letzten Jahre paßten nicht in die Berechnung, die auch Schleiermacher von seinem Leben gemacht hatte. Es störte ihn, wenn man ihm öffentliche Zumuthungen machte; er wollte von den Partheien nicht citirt

Dritter Auftritt.

Judith (allein).

Judith.

O lebenskluger Sinn, den ich nicht faſſen,
Der meine volle Bruſt nicht ſprengen kann!
Wie ſollt' ich mit dem Angeſichte lügen,
Wie Liebe lächeln, wo ich haſſen muß,
Und Haß verrathen, wo ich flammend liebe!
Er kommt! Er iſt's! Schon öffnet er das Thor —
Die Tazusgänge ſchreitet er herauf,
Die Blumen ſcheinen freudig ihn zu grüßen —
Bin ich die kalte Tochter meines Vaters?
Was feſſelt mich, daß ich ihn jubelnd nicht
An meine Bruſt mit ſel'ger Freude drücke,
Ihn fühlen laſſe, wie ſie klopfend bebt!
Das feige Herz bezwingt ſich noch! Es muß
Das heil'ge Recht, den Widerſpruch zu löſen,
Der Mund vom Aug' und Aug' vom Herzen trennt,
Sich erſt erobern durch die freie That.
Noch hab' ich nichts gethan — und blicke nieder.

ſein und widerrief ſogar öffentlich eine Nachricht, welche ein franzöſiſches Blatt über ſeine politiſche Meinung gegeben hatte, mit witzigen aber matten Worten in der preußiſchen Staatszeitung. All' die früheren officiellen Mißverhältniſſe waren in der That gehoben, ſeine Regierung hatte Vertrauen zu ihm, Schleiermacher wurde bei Hofe gern geſehen und ſeines Königs Huld verlieh ihm in einem Orden eine überraſchende Auszeichnung. Schleiermacher hatte die Wendung, welche die jüngſte Aufregung nehmen würde, kaum geahnt; er ſtand den Tendenzen des Tags mit offenem Bekenntniß gegenüber. Allen ſeinen öffentlichen Vorträgen gab er von jetzt an eine Richtung, die ſich entſchieden gegen das Drohende, Nächſte, wandte. Er mag nicht ſo weit gegangen ſein, wie Niebuhr, der eine neue Barbarei fürchtete, aber Schleiermacher ſah ein, daß die Zeit nichts mehr für ihn that. Die Impulſe, die das öffentliche Leben erhielt, kamen von einer Seite her, die mit ſeinen ideellen Beſtrebungen in keiner Verbindung mehr ſtand. Das Terrain hatte ſich verändert, die Fragen waren auf eine für ihn verbrecheriſche Spitze getrieben, alle Vorausſetzungen, unter denen ein Mann wie Schleiermacher noch hätte wirken können, waren in der Haſt des Augenblicks eingeſtürzt. Niebuhr fürchtete, man würde keine Achtung mehr vor den Forſchungen der Gelehrſamkeit haben: Schleiermacher fürchtete, man würde in Kurzem nach den Tugenden des menſchlichen Herzens, Liebe, Vertrauen, Treue vergebens fragen. Dies iſt der Schmerz, der den Verſtorbenen in ſeinem letzten Lebensjahre verfolgte. Darum klammerte er ſich an das Chriſtenthum, darum weinte er, wenn er den zweiten Theil ſeiner Vorträge beendet hatte und zur Schlußfolgerung und Erhortation an ſeine Zuhörer überging. Er fragte nicht geradezu, wo bleibt Plato, wo ſind Sokrates und Chriſtus? Wo bleiben die Thatſachen des Herzens? Wo die Hoffnungen der Zukunft? Denn er wußte wohl, daß das Leben mit der Idee niemals in unmittelbarer Berührung ſteht. Aber die Brücken, die vom Einen in das Andere führten, die ſah er überall wie abgeriſſen. Er verzweifelte, an den übermüthigen Intereſſen des Augenblicks einen Geſichtspunkt zu entdecken, der eine Ausſicht

in die höheren Regionen der Humanität öffnete. Da resignirte er, schloß Auge und Ohr und flehte seine Gemeinde mit Thränen an, nichts zu thun, als zu resigniren und gleich ihm Aug' und Ohr zu schließen. Seine Rede gewann in solchen Augenblicken hinreißenden Zauber. Er ließ Alles, womit die Theologie seit Jahrhunderten den Namen Christi umhüllt hat, zur Seite liegen und trat mit fast schwärmerischer Zuversicht der unmittelbaren Erscheinung des Erlösers immer näher, bis der Theologe (und so ging seine Hingebung in ein dogmatisches Bedürfniß über) in des Gottmenschen Leibhaftigkeit, Persönlichkeit, in der ganzen Wirklichkeit, wie ihn Thomas nach der Auferstehung sah, schwelgen konnte. Schleiermacher stand auf dem Punkte, Alles aufzugeben, wenn er nur noch Christus als Person rettete.

Ich kann hier nicht unterlassen, noch einen besondern, tiefen, zerstörenden Eindruck zu erwähnen, den auf Schleiermacher eine traurige Erfahrung der Tagesgeschichte machte. Wie er sich überredete, daß die Welt nun bald nur noch von materiellen Interessen würde bewegt werden, so schien ihm auch die Cholera geradezu eine Consequenz dieser Richtung, ein Einbruch tellurischer Kräfte, eine dämonische Plage, welche im unmittelbaren Gefolge der siegenden unmoralischen, materiellen Tendenzen gehe. Man kann wol sagen, daß Wenige das grenzenlose Unglück der Cholera so tief empfunden haben, als Schleiermacher, den seine Stellung als christlicher Lehrer zwang, auf den so peinlichen Gedanken der in Berlin und Preußen wüthenden Seuche öfters einzugehen. Sein Idealismus konnte Alles ertragen, Krieg, Noth, andere Uebel, gegen welche sich die Menschheit zu wappnen versteht; aber die Cholera, dieser schmutzige, ekle Tod, die allgemeine Hülflosigkeit selbst der Gelehrten, mit der man sie erwartete, der pestartige Anhauch, der auf alles uns Umgebende und Belebende von ihr überging, dies dünkte ihm eine fast höhnische Reaction der Materie gegen die Idee, eine Consequenz des Zeitgeistes und seiner leichtsinnigen Orgien. Von dieser schmerzhaft-krankhaften Ueberzeugung waren seine öffentlichen Vorträge durchdrungen. Er vermochte dem mächtigen Unbehagen, das auf seine saubere, reinliche Seele eindrang, nicht mehr Widerstand zu leisten

und fand nur Troſt in jenem letzten Grunde, deſſen wir ſchon Erwähnung gethan. Es war dann zuweilen eine lächelnde, ſeinen Thränen ſich entringende Hoffnung, wie vielleicht die Summe des hereinbrechenden Materialismus, eben die „Seuche", die Menſchen wieder zu Liebe und Eintracht zurückführen könnte, daß ſie ſich untereinander Beiſtand leiſteten und Einer dem Andern wieder Opfer der Liebe brächte. Dies iſt ein Beiſpiel ſeiner letzten Dialektik. Männer dagegen, die noch den Muth beſaßen, jeder Erſcheinung des Lebens in's Auge zu ſehen, die in der einbrechenden Aufregung ein Geſetz der Nothwendigkeit fanden und in allen Ausſchweifungen der Leidenſchaft nur die Zufälligkeit der Gährung — die Vertreter der Lebensluſt, des freudigen Vertrauens, des Siegesjubels der Jugend, dieſe hielten ſich ſeitdem von Schleiermacher, dem zerſtoßenen Rohre, entfernt. Seine Hülfloſigkeit hörte auf zu rühren, da er ihr ſein Leben und ſein thätiges Chriſtenthum opferte. Kaum vernarbte Wunden brachen in ſeiner Nähe wieder auf. So wirkte er, der einſt ſo Starke, zuletzt ermattend, erſchlaffend.

Zum Schluß erklären wir, wohl den Widerſpruch zu kennen, der gegen dieſe Darſtellung Schleiermacher's von ſeinen Schülern, ſeinen Umgebungen, ſeinen Gemeindegliedern erhoben werden könnte und erhoben iſt. Allein es war uns nicht darum zu thun, die unvergeßlichen hohen Tugenden und Vorzüge des Trefflichen, eine allgemeine, unangefochtene Anerkennung, die dem Gelehrten, dem Lehrer, dem Redner gebührte, hier wiederzugeben, ſondern ihn als ein Glied der ſich immer mehr löſenden Kette unſerer großen Männer zu betrachten, als einen öffentlichen Charakter, der zu wenig Stubenmenſch war, um ſich in ſeine wiſſenſchaftlichen Gebäude zurückzuziehen, ſondern der mit der Zeit fortlebte, ja ſelbſt auf ſie eingewirkt hatte. Wenn ſpätere Zeiten ſich auf Schleiermacher berufen, ſo iſt es wichtig, die verſchiedenen Geſichtspunkte zu kennen, unter welchen derſelbe aufgefaßt werden muß.

Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz.

1835.

Wer einst die organische Entwicklung der neuen deutschen Literatur zeichnen will, darf den Sieg nicht verschweigen, den drei durch Gedanken, durch ein Gedicht und durch eine That ausgezeichnete Frauen über die Gemüther gewannen. Mit Rahel zeichnete sich die höhere Empfänglichkeit, bis zu welcher es weibliche Wesen bringen können, gegen die Folie der gewöhnlichen Frauenbildung ab. Bettina warf auf das Antlitz zahlloser Frauen den rosigen Abglanz einer freieren Anschauung der Menschen und Dinge, so daß sie wieder etwas Dreistes, Großherziges, Naives zu denken und zu sagen wagten. Charlotte Stieglitz endlich ließ in diese heitern Gemälde einen dunkeln Schlagschatten fallen und zeigte, wie groß die Opfer werden können und werden müssen, wenn man aus dem gewöhnlichen Kreise des Handelns und Fühlens heraustritt und von dem verbotenen Baume der modernen Erkenntniß kostet. Wie durch eine göttliche Verabredung ergänzen sich diese drei Gestalten: drei Parzen, die den Faden der neuern Literatur und einer ernstern Ausgleichung der Bildung mit dem, was die Gesellschaft vertragen kann, anlegten, spannen, abschnitten.

Um zunächst das Aeußerlichste zu erwähnen, so gaben Varnhagen's von Ense mannigfache Veröffentlichungen über Persönlichkeiten und deren stillen oder geräuschvolleren Verkehr eine verführerische Anschauung des Bildungsprocesses früherer Literaturphasen. Man konnte in den vielfachen Briefen und feinen Charakteristiken den Gang verfolgen, welchen die Literatur in's Leben und das Leben wieder in die Literatur nimmt. So viel Geheimnisse, als hier gelüftet wurden, gaben eben so viel Bildern, die Varnhagen von Ense um sich zauberte, einen magischen Reiz. Man sah das Große in seinen ersten kleinen Anfängen, man sah das Berühmte im einfachen Haus-

kleide, man konnte die Wirkungen verfolgen, die oft scheinbar unbeachtet gebliebene Schriften auf das Urtheil geistreicher Menschen in der Stille hervorbrachten. Eine Parallele der Anfänge, aus den die romantische Schule hervorging, war mit dem gegenwärtigen Werden und Gebären einer neuen Literatur bald gezogen. Man übertrug die Zeichen des Alten auf das Neue, verglich die Symptome der Vergangenheit mit der Gegenwart und schöpfte Muth, einer feindlichen Abneigung der öffentlichen Thatsachen und den eingewurzelten Vorurtheilen der überwiegenden Anschauungsweisen, Systeme und Bildungen die Spitze zu bieten, auf eine Zukunft der Gewöhnung und Versöhnung hoffend. Ein frommes Vertrauen ermuthigte so die Einen, steigerte sich aber bei den Andern zu einer Zuversicht, die sie ihre Kräfte höher anschlagen ließ, als ihnen, der Erfolg lehrte es, hätte erlaubt sein sollen.

Weit mächtiger wirkte indessen der Gedankeninhalt der Briefe und Tagebücher, die Varnhagen von seiner Gattin herausgab. Die Neuerungslust, die sich auf sittliche Ueberlieferungen geworfen hatte und, seitdem die Franzosen durch ähnliche Erscheinungen beschäftigt wurden, in sich selbst fast eine historische Nothwendigkeit entdeckte, las aus den Briefen der Rahel eine zartkeimende Saat neuer titanischer Ahnungen heraus, die ihre grünen Köpfchen verstohlen über die Fläche des Ueberlieferten hinausstreckte. Noch nie hat es politische Umwälzungen gegeben ohne Angriffe auf die gleichzeitigen moralischen, gesellschaftlichen und religiösen Begriffe. So wie die Reformation sociale Utopismen hervorrief, so wurde noch jede Revolution von einem Zittern begleitet, das sich Allem, was überhaupt in Sitte und Gesetz feststeht, mittheilte. Jeder große Prophet kam in die Verlegenheit, von einem schwärmerischen Anhänger politisch gedeutet zu werden; jeder Held der Geschichte, der mit Riesenkraft alte Formen zertrümmerte, kam in die Lage, sittliche Stimmungen, die ihm zunächst nicht angehörten, als Verbündete neben sich zu dulden. Nur ein Rigorist des Widerspruchs kann ableugnen, daß die durch die Julirevolution geweckte schwankende Bewegung des Zeitgeistes und namentlich die schnelle Bändigung desselben,

die eine Menge zurückgestauter, im vollen Laufe begriffener Gewässer voraussetzt, sich nicht auch andern Fragen, als den politischen, hätte mittheilen müssen. Wie innig Rahel's Nachlaß mit dieser Erscheinung zusammenhängt, beweist das Urtheil, das man unbestreitbar über ihre Andeutungen fällen muß, und zugleich die Berichtigung, die nothwendig doch wieder der übertriebenen Vorstellung vom Werthe derselben zu geben ist. Daß Rahel so Bedenkliches philosophirt hat, scheint mir lediglich die Folge einer gemüthlichen Mißstimmung, eines freudenlosen Blickes in die nächsten Umgebungen und einer allzuschwärmerischen Vorstellung von dem zu sein, was in Zeit und Raum von ihr entfernt lag. Sie quälte sich entweder selbst oder wurde gequält. Da der Geist der Frauen nie schöpferisch wird, so kann ihre höchste Bildung immer nur eine unglaubliche Steigerung der Empfänglichkeit sein. Wie oft erstaunt' ich, das Wesen der mir als geistreich angerühmten Frauen nur in dieser gewandten Beweglichkeit zu finden, mit der sie jeder möglichen Wendung einer Frage, jeder halben und kaum gebornen Idee nachspringen und zu dem Unreellsten ihre scharfsinnigen Consequenzen ziehen. Ich sprach einst Bettina und fand, daß sie mit Sonnenstrahlen spinnt, daß sie aus Klängen Häuser baut. So war auch Rahel nur groß im Anknüpfen, Ausspinnen, Ausbauen dessen, was die Schöpfungskraft der Männer bei Seite liegen läßt. Sie lebte in einer Gedankenatomistik, wo sie in jedem der fast unsichtbaren Molecules eine Kugel sah und Menschen darauf, Flüsse und Seen und Staaten und neue Sitten. Männer würden so negative Gespräche, wie man mit geistreichen Frauen führen kann, unter sich immer abbrechen. Der Idealismus der Männer hat eine reelle Grundlage, eine positive Beziehung. Sie nehmen nicht, wie Frauen zu thun pflegen, das letzte Wort, das man spricht, und machen gleich daraus ein Thema zu einer neuen Frage, und so in's Unendliche fort. Und bei Rahel kam noch eine vielleicht farblose Draperie des Lebens hinzu, ein aschgraues Einerlei der Ohnmacht, schnelles Verkosten eines Genusses, schneller Ueberdruß und jene Zergliederungssucht seiner Freuden, vor welcher Goethe so gewarnt hat. Aus diesen Grundstoffen und Ver-

anlassungen bildeten sich Rahel's vielbesprochene sociale Neuerungskeime, deren Zusammenhang mit neuern Versuchen und Wagnissen ich auch nur darin finden kann, daß in unserer Zeit dieselbe Unbehaglichkeit, auf unserm Horizonte dasselbe zum Menschen- und Sittenhaß reizende trübe Grau liegt. Was das sogenannte „junge Deutschland" ohne Verabredung und ohne Plan in dieser Richtung zu einer deutlicheren Vorstellung auszubilden gewagt hat, war ebenso Folge einer Verstimmung. Man muß mit Schmerzensbanden an die Welt gefesselt sein, muß sein Herz erst dann begreifen lernen, wenn es gebrochen ist, um zu verstehen, was ich hier sagen will. Und ich kenne Herzen, die mich verstehen.

Der Glaube, daß man durch Literatur auf das Leben, durch Dichtung auf Frauenbildung und überhaupt auf eine idealische Verschönerung des Daseins und fast möchte man sagen, auf die Genialisirung der Herzen wirken könne, wurde durch Bettina's Briefwechsel zu einer zauberhaften Gewißheit erhoben. Sie hatte zu Goethe gesagt: es wär' ihr, als müßte sie immer vor ihm tanzen. Dieser zunächst nur kindlich naive Ausdruck ihrer Liebe zu ihm drückt gerade das ganze eigenthümlich magnetische und fast religiöse Verhältniß ihrer Seelen aus. Goethe wirkte auf sie wie ein kräftiger Bogenstrich auf Sand, dessen Klangfigur sie wurde. Wie die Schlangen, befangen vom Blick des indischen Zauberers, tanzen, so verlor Bettina im Anschauen des Genius ihr Individuum und mußte ihm dies, so fühlte sie's wenigstens, im Cultus schwankender Schönheitsbewegungen opfern. Keine Stelle drückt das Magnetisch-Schöne ihres Verhältnisses zu Goethe, wo Liebe, Anbetung und durch beides hervorgerufene eigene Kunst sich vermählten, bezeichnender aus. Welch eine hehre Ahnung des zwischen dem Genius und der naivsten Empfänglichkeit (Bettina kannte kaum Goethe's Schriften) möglichen Verkehrs mußte diese Erscheinung wecken! Nie schien der Literatur eine Huldigung dargebracht, die schwärmerischer war. Die Schranken der spröden Convenienz fielen, wo ein Genius lächelte. Die Rückhaltsgedanken des im Leben Ueblichen und Hergebrachten entschlummerten unbewußt, wenn das Große und Erhabene sein

Auge aufschlug und die zarte weiße Geisterhand ausstreckte. Ein Verkehr seliger Genien schien hienieden möglich zu werden: die Gesetze waren nur noch Blumengewinde, womit sich Engel scherzend umschlangen. Man konnte glauben an ein Leben im blauen Aetherlicht der Ideenwelt, wo die Brust von irdischen Dünsten nicht mehr beängstigt athmet, sondern wo freie, reine Himmelsluft, wie auf hohen Bergen, den Busen hebt und erweitert. Waren neue Ideen da oder sollten auch nur die alten in's Leben gerufen werden, hier sah man ein Beispiel, einen Versuch, der schon gemacht war. Mußte man ihn, da sich bald kalte anekdotische Ergänzungen in das Verhältniß Goethe's und Bettina's eindrängten, auch mißlungen nennen, so war doch etwas davon übrig geblieben, ein Gedicht.*)

Und wurde dies Gedicht durch die kalte Reaction der Wirklichkeit, als Bettina und Goethe der Poesie, die sie um sich gewoben hatten, nicht mehr gewachsen waren, eine Elegie, so erhob es Charlotte Stieglitz, als sie den Dolch ergriff, zur Tragödie. An diesem traurigen Ereignisse sah man, daß die Wunden, die man sich selbst im ungewissen Drange und Zorne schlug, bis an's Leben gehen konnten. Was man getrieben hatte, war ein Spiel gewesen, dem nun die Laune des Schicksals ein ernsthaftes Ende gab. So gaukelt ein Schmerz in den Worten eines Freundes, der uns mit lächelnder Miene belehrt, und wir wittern nicht, daß sich dahinter Ernst verbirgt. Die Gewitter des Lebens ziehen nicht wie am Himmel herauf, drohend, in finstern Wolken, lange voraus zu berechnen; sondern wolkenlos ist der Tag, die Sonne scheint wie zum Feste und plötzlich zuckt der Blitz durch die im Nu sich verfinsternde Aussicht. Wenn wir, des Endes uns nicht bewußt, einen Anfang wagen, den Gedanken denken ohne System, Stein' auf Steine fügen ohne Riß, Gott auch außerhalb des Himmels zu suchen uns vermessen und mit Dämonen scherzen, ohne die Hölle zu betreten, so fällt doch plötzlich das Gatter in's Thor, wir sind abgeschlossen, ohne Rückkehr, der Verzweiflung preisgegeben, während wir

*) Leider mußte man später sagen: Eine Täuschung.

kaum zu scherzen geschienen hatten. Zweifel und Glauben sind von sich so fern wie Leben und Tod, und doch rinnt nichts leichter ineinander als diese. Das unglückliche Ende jener Frau mochte herbeigeführt sein durch eigene oder ihres Gatten Thorheit, durch Liebe oder durch Erkaltung, durch freiwillige oder gezwungene Entsagung, Entsinnlichung oder Uebergeistigung; darüber ist noch keine Auskunft zu geben; allein entschieden ist, daß man ihrem Tode eine Deutung auf den Kampf der Idee mit der Wirklichkeit gab, daß sie, wenn auch mit eigenen Lebens- und Charakterbeziehungen, ein Opfer jener Conflicte genannt werden konnte, in welche Rahel's verdrießliche und Bettina's überschwängliche Beurtheilung der Menschen und Verhältnisse gerathen mußten. Wie sehr das Alles auf gährende und dichterische Gemüther einwirkte, wird man begreifen, wenn ich gestehe, daß ich den Roman: Wally, die Zweiflerin, nicht geschrieben haben würde, ohne den Tod der Stieglitz. In sternenhellen Winternächten begiebt sich mehr, als wir am Ofen träumen. Man kann edel sein und weiß doch nicht, was noch edler ist. Man hat über die Dinge, die hieher gehören und die ich verschweigen will, mit viel Vernunft, aber mit wenig Wahrheit geurtheilt. Ja es giebt sogar Irrthümer, die schöner sind, als das Richtige.

Seit dem Tode des jungen Jerusalem und dem Morde Sand's ist in Deutschland nichts Ergreifenderes geschehen, als der eigenhändige Tod der Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz. Wer das Genie Goethe's besäße und es aushalten könnte, daß man von Nachahmungen sprechen würde, könnte hier ein Seitenstück zum Werther geben. Es sind moderne Culturzustände, die sich hier durchkreuzen, und doch ist der Grabeshügel, der aus ihnen hervorragt, wieder in solchem Grade Original, daß die Phantasie des Dichters lebendiger nicht befruchtet werden kann.

Ein Geistlicher hat an dem winterlichen Grabe dieser armen Frau über ihr Beginnen den Fluch ausgesprochen. Das war wol seines Amtes. Aber wir sind nicht Alle ordinirt und auf das Symbol geschworen. Und doch hörte man rings von ungeheurer Verirrung summen, Nervenschwäche, falscher Lectüre, Alles schlägt sich stolz an seine Brust, die

schon etwas aushalten kann, und kehrt pfiffig die Eingeweide seines Verstandes heraus, um zu zeigen, wie gesund, ohne Verknotung, ohne allen Mangel sie sind. Sie zeigen lachend die Matrikel ihres Lebens, das sie in Gotha bei Arnoldi versichert haben, und furchtsame, aber kühne Philosophen behaupten den alten dummen Satz, daß Selbstmord die unzulänglichste Feigheit verrathe. Wenige nur ahnen es, daß hier eine Culturtragödie aufgeführt wurde und die Heldin des Stücks bis auf den letzten Moment für zurechnungsfähig erklärt werden muß, wenigstens vor einem Tribunal, das vollkommen die Wehen unserer Zeit versteht. Es kommt hier überhaupt nicht auf das Urtheil an, sondern auf die Erklärung.

Das erste Motiv des tragischen Actes ist auch hier die Liebe; es war ein Opfer, das die Frau ihrem Manne brachte. Aber diese Liebe war eine volle, gesättigte; eine Liebe, die sich an großen Thatsachen erwärmt und die allein im Stande ist, Männer zu beglücken. Es war nicht eine allgemeine, durch das Band der Gewohnheit zusammengehaltene Neigung, die sich bei den meisten Frauen zuletzt auf die Thatsache der Kinder wirft und von diesen aus den Mann nur noch mit einem matten, wenn auch treuen Feuer umfängt. Es war noch weniger jene egoistische Liebe der Schönheit, die sich um ihrer selbst willen nur hingiebt, da, wo sie Anbetung findet. Sondern ein anderes Ideal der Liebe lag hier vor, eine objectiv angelegte Liebe, eine Liebe, die sich auf Thatsachen stützt, die für beide Theile des Bandes gemeinschaftliche waren, eine Weltansicht, wechselseitige Zulänglichkeit, auf das Lebensprincip des Wachsthums und des Erkenntnisses. Diese Liebe war erfüllt, sie hatte Staffage. Beide Theile standen sich gleich und Eins durfte für das Andere nicht verantwortlich sein. Ideen vermittelten hier Kuß und Umarmung. Sinnlicher Platonismus waltete; und ich glaube, die jungen Männer des Jahrhunderts werden nicht eher glücklich sein, bis die Liebe nicht überall wieder diesen idealen Charakter angenommen hat, den sie sogar vor vierzig Jahren schon hatte.

Charlotte hatte vor dem Todesstoße noch in Rahel's Briefen gelesen. Rahel würde ihren Gemahl nie haben

Vierter Auftritt.

Uriel (kommt von der Seite links vom Schauſpieler). Judith.

Uriel
(ſich befangen umſehend).
Ich komme, Freundin, weil Ihr es gewünſcht,
Und hoffe, daß ich Fremden nicht begegne —

Judith.
Weil ich es wünſche, ſeid Ihr nur gekommen?
Wo weilt Ihr? Warum flieht Ihr? Großer Gott,
In dieſer Zeit, in dieſer ſchwerbedrängten!
Was hab' ich Alles nicht vernehmen müſſen?

Uriel.
Von meinem Streite mit der Synagoge?

Judith.
Was kümmert mich die Synagoge?
Nein, Uriel, Ihr habt entfliehen wollen!
Iſt es denn wahr, daß Ihr ſo grauſam ſcheiden,
So plötzlich über Nacht verſchwinden könntet?

Uriel.
Seid kalt! Ich bitt' Euch, laßt den ſanften Ton!
Seid, was Ihr werden müßt, das Weib Jochai's.
Es iſt ſo oft erörtert — oft beweint —
Was reißen wir die alten Wunden auf!

Judith.
Ihr ſollt nicht von Ergebung reden!

Uriel.
Judith!

ſo unglücklich machen können, denn ſie wollte keine Reſultate wie Charlotte; ſie ergab ſich nur dialektiſchen Umtrieben, dem Genuß, die Dinge von einem ihr nicht angebornen Standpunkt anzuſehen: Rahel zog, wie Leſſing, das Suchen der Wahrheit der Wahrheit ſelbſt vor. Charlotte kannte dieſe Reſignation des Gedankens nicht; ſie war kein Zögling der Frivolität, wie Rahel, zu deren Füßen die Mirabeaus und Catilinas des preußiſchen Staats und der Periode 1806 geſeſſen hatten.

Rahel war Negation, Brillantfeuer, Skepticismus, innerer Geiſt. Sie nahm keinen Gedanken auf, wie er ihr gegeben wurde, ſondern wühlte ſich in ihn hinein und zerbröckelte ihn in eine Menge von Gedankenkörnern, die immer die Form des Geiſtreichen und ein Drittel von der Phyſiognomie der Wahrheit hatten. Rahel unterhandelte mit dem Gedanken; ſie war kein Weib der That: wie kann ſie Selbſtmord lehren! Charlotte dagegen war Poſition, dichteriſch, gläubig, immer Seele. Sie beugte ſich vor den Rieſengedanken der Zeit und der Thatſache, und ihr Geiſt fing erſt da an ſich zu entfalten, wo es galt, dieſe Gedanken zu ordnen. Charlotte war Syſtem. Weil ſie nicht Alles combiniren konnte, was die Zeit brachte (können wir's denn?), ſo blieb ihr nichts übrig, als ihr großer, ſtarker Wille. Charlotte konnte ſterben auch ohne Rahel.

Wie aber und wodurch Alles auf dieſe Höhe kam, das wird nur durch Heinrich Stieglitz einzuſehen ſein; denn wir ſagten ſchon, daß hier nichts ohne die Liebe war. Heinrich Stieglitz, wie man ihn früher in Berlin ſah im braunen Rock und Quäkerhut, luftdurchſchneidend, in keck berechneter Haltung, ging aus den Bildungselementen hervor, die vorzugsweiſe die Berliner ſeit zehn Jahren charakteriſirt haben. Ein Jude, getauft, liebte er Hegel, Goethe, die Griechen, die Philologie, die preußiſche Geſchicht eund die deutſche Freiheit, ruſſiſches Naturleben, polniſche Begeiſterung, Alles durcheinander. Nebenbei mußte er auf der königlichen Bibliothek in Berlin mit Bedienten und Dienſtmädchen verkehren, die für ihre Herrſchaft die entlehnten Bücher holten, über welche er ein

Register führte. Himmel, Erde und Hölle lagen hier ziemlich nahe beieinander. Wo Einheit? Wo Ziel und Ende?

Stieglitz dichtete; man wollte es nicht zugeben, daß er originell war. Natürlich! Es ist ja Alles so öd und trist in Deutschland, die Dinge sind subjective Geschmacksache geworden, und da, wo in der Restaurationszeit Geist, Leben oder meinetwegen auch nur das Aufsehen war und die Tonangabe, überall fand Stieglitz Widerspruch. Er, der mit Hafiz schwelgte und auf den asiatischen Gebirgsrücken gesattelt saß, gerieth in Gefechte mit Saphir. Seine Ideale wurden ihm profanirt. Auch Menzel wies ihn kalt zurück, weil er keine Einseitigkeit antraf. Die Julirevolution brach an und ergriff seine Muse, wie seine Meinung. Da erschienen „Lieder eines Deutschen", den Tiersparti vergötternd und doch von den Repräsentanten des Tiersparti, aus Inconsequenz, wieder nicht recht eigentlich anerkannt. Wo ein Ausweg? Stieglitz liebte die Goethe'sche Poesie und die Freiheit und konnte keine Brücke finden. Er fühlte sich unheimlich in den Systemen, die ihn zunächst umgaben; die Fragen der Welt fanden Eingang in sein empfängliches Herz. Aber auch hier wieder soll Alles Meinung, Wahrheit, die Prosa der Parthei sein. Ist denn wirklich die Freiheit ohne Schönheit? Kann man nicht mehr Dichter für sich sein und doch ein Stolz für die Patrioten, wie es früher war, wo der alte Grenadier sang?

Der unglückliche Dichter ging noch weiter in seiner Verzweiflung. Er saß im Schimmer der nächtlichen Dichterlampe, Ruhe auf der Straße, das weiße Papier, das Leichenhemd der Unsterblichkeit, durstig nach Worten der Unsterblichkeit vor ihm. Im Nebenzimmer schlägt Charlotte zuweilen das Klavier an. Der Dichter hat Thränen im Auge. Denn war ihm eine andere Leiter zum Himmel im Augenblicke sichtbar, als die, die sich aus einem solchen zitternden Tone aufbaute? Wo ist Wahrheit? Wo Licht, Leben, Freiheit? Wo ist Alles, was man haben muß, um — ein großer Dichter zu sein? Das ist's! Wo ist der Haß eines Dante, rechter, tiefer Ghibellinischer Haß? Wo die Blindheit eines Milton? Wo der Bettelstab Homer's? Wo die Situation eines Byron, geschaffen aus eigenem Frevel und aus der ricochettirenden Rache

des Himmels? Wo Wahrheit und ein großes, ſtachelndes, unglückliches Leben? Ach, nichts als Lüge, heiterer Sonnenſchein, reichliches Auskommen und der Bekanntſchaft läſtiger Beſuch! Der arme Heinrich liegt krank an der Miſelſucht, wo iſt des „Meigers" Tochter, die ſich für ihn opfere?

Ich meine es aufrichtig mit dieſen Worten und fühle, welche tragiſche Wahrheit in ihnen liegt. Sie drücken den Schmerz unſerer poetiſchen Jugend aus, von welcher die altkluge öffentliche Meinung verlangt, daß ſie ſich zuſammenſchaaren ſolle und ſich aneinander reihe, um das zu beſingen, was die Weltgeſchichte dichtet. So fühl' ich wenigſtens; vielleicht dachte Stieglitz anders. Vielleicht dachte er an ſeine Verſe und abſtrahirte vom Momente; vielleicht dachte er an die Stellung in der Literaturgeſchichte und an die Sonderbarkeit, daß gerade Homer, Virgil, Arioſt, Petrarca zu ihrer Zeit ſo viel „gemacht" haben und Heinrich Stieglitz jetzt gar nichts; vielleicht dachte er nur an die harmloſe Perſönlichkeit, wie ſich dieſe zu allen Zeiten, unabhängig von den Zeiten, dichteriſch ausgeſprochen hat: kurz, er fand, daß man eine großartige Staffage ſeines Schickſals haben müſſe, um originell zu ſein in der Lyrik, erhaben im Drama, intereſſant im ſogenannten Infanteriſtenausdruck, in der oratio pedestris, und lechzte nach einem Ereigniß, das ſein Inneres revolutioniren ſollte!

Thöricht, wenn man Stieglitz den Vorwurf macht, daß er ſeine Gattin in dieſen Strudel hineinriß. Sie mußte doch wahrhaftig wiſſen, was ſeine Stirn in Runzeln zog, und mußte theilen, was an ſeinem Weſen nagte. Sie ſtand auf der Höhe, ſein Unglück zu begreifen. Sie fühlte, daß dem Manne eine Staffage ſeiner ſo nüchternen Begeiſterung fehlte. Das gewöhnliche Geſchwätz der Tanten, die ein Interdict legen auf Annäherungen zwiſchen ihren Nichten und ſogenannten Schöngeiſtern, Kraftgenies, Demagogen, die Philiſterei großer und patriotiſcher Städte, die ihren Töchtern nur angeſtellte und officielle Jünglinge zu lieben erlaubt und jedem Manne, der Bücher macht, den Rath giebt, unbeweibt zu bleiben, der lieben Kinder, des Brotes und der Poeſie ſelbſt wegen, die ja beſſer gedeihe ohne bürgerliche Rückſichten

und Witwenkaſſen; dieſe ganze Miſere kam doch wol nicht in Charlottens erhabene Seele. Es iſt falſch, ihr geſchwätzigen Robberſpielerinnen und Ehefrauen aus der gemäßigten Zone, wenn ihr glaubt, die närriſche Doctorin Stieglitz, das beklagenswerthe Weſen, habe ſich deshalb — beendigt, wollen wir's nennen, um ihrem Mann Ruhe zu ſchaffen, ihn aus dem Bereich der vierwöchentlichen Wäſche zu bringen und ihm die Sorgen zu erſparen: was werden wir eſſen? was werden wir trinken? Daran dachte ſie nicht. Nicht Ruhe, ſondern Erhebung, titaniſche Verzweiflung gönnte ſie ihrem Manne. Sie gab ſich als Opfer hin, nicht um ihn zu heilen, ſondern um ihn in tiefe Krankheit zu werfen. Sie wollte ſeiner Melancholie einen grellen, blutrothen, und ach! nur zu gewiſſen Grund geben. Sie wollte ihn von der Lüge befreien. Sie gab ſich hin dem Tode, jung, liebreizend, mitten im Winter, gleichgültig gegen die Hoffnung des Frühlings, reſignirt auf den gewiß für ſie noch beſtimmt geweſenen langen Faden der Parze, bereit, das Geheimniß des Todes zu erproben, lange, lange vor dem Müſſen, reſignirt auf jede Freude und Anmuth, die in der Zukunft noch für ſie blühen konnte... Die That iſt nun geſchehen. Das Grab iſt ſtille. Schnee bedeckt den Hügel. Die Neugier iſt befriedigt. Was ſoll man ſchließen? Ihr nichts: wir Alle nichts. Was ſoll Heinrich Stieglitz? Armer Ueberlebender! Du biſt ein trauriger unglücklicher Reſt. Dein Unglück, das nun da iſt, iſt ohne Energie. Dein Unglück überragt dich! Du biſt ihm nicht gewachſen! Was wirſt du thun? Die ungeheure That beſingen? Gewiß, ein Todtenopfer ſteht dir an. Dante hätte dieſer Anregung nicht bedurft; Goethe auch nicht. Willſt du die Thatſache überwinden, ſie aufnehmen in dein Blut und unterbringen in den Zuſammenhang deiner Gedanken, ſo mußt du ſo groß ſein, wie Dante und Goethe. Wirſt du öffentlich von dem Opfer zehren, das im Geheimen dir die Liebe gebracht hat? Ich beſchwöre dich, bring' an das Riſiko deiner Verſe nicht den gewaltigen Schmerz heran, den du empfindeſt! In dieſem Ganzen liegt zu viel Erhabenheit, daß nicht das Ende eine — Komödie ſein müßte. Wahrlich,

Poesie wäre dann hier nichts mehr; das Motiv und die Staffage ist größer, als Das, was sich darauf bauen läßt. Es ist nicht mehr die Welt, in der hier etwas Seltenes vorgegangen ist, sondern ein enger Raum von vier Wänden, eine Bühne von drei Wänden; es ist eine Tragödie. Aber noch ist die Tragödie nicht vollständig. Willst du sie abrunden?

Charlotte Stieglitz ist an zwei Irrthümern gestorben, die beide denselben Gegenstand betrafen und von denen einer den andern ablöste. Im Anfang glaubte sie an die Poesie ihres Mannes, sie wühlte in seinem langen Haare, sie erschrak vor dem Trotz seines Auges, sie dachte sich in Heinrich Stieglitz einen Adler, der auf dem höchsten Gipfel des Parnasses horstete. Alles, was das liebende Mädchen Großes und Stolzes von Männern ahnte, was sie Erhabenes in der handelnden Hälfte des vierfüßigen Begriffes: Mensch voraussetzte, glaubte sie in ihrem Verlobten anzutreffen. Da war kein kühnes Bild, kein prometheisches Gleichniß, das sie nicht auf ihn angewandt hätte. Das war ihr erster Irrthum, sie glaubte sich mit einem Titanen zu vermählen.

Als sie von diesem ersten zurückkam, verfiel sie in den zweiten. Nachdem sie eine schlaffe, ermüdete, selbstquälerische Natur angetroffen hatte, einen Dichter mit verbrauchten Bildern, einen Gelehrten mit klaffenden Wissenslücken, als aus seinem Munde die Vergangenheit statt der Gegenwart, der Orient statt des Vaterlande die Goethe'sche Reminiscenz statt des Genies sprach, da gab sie ihn verloren und irrte dahin. Sie glaubte, daß er noch anders werden könnte. Seine Zukunft wollte sie retten, sein Fundament, seine Mitgift der Natur, Alles, wozu er werden konnte unter andern Voraussetzungen, in Griechenland als Verbannter, in der Wüste Sahara als Pilger, in seiner Einbildungskraft und Hypochondrie als ein Thor. Sie wollte ihn retten. Sie wollte ihm die Lüge aus seinen ermatteten Augen wischen, wollte das Einerlei einer ewigen Selbsttäuschung von den vier Wänden nehmen, die ihn umgaben, wollte ihm die classische Wahrheit statt der romantischen Hypothese geben.

Beide Irrthümer würden nie mit dem Tode der Frau

geendet haben, hätten sie nicht in einer und derselben Betrachtung ihr gemeinschaftliches Band gefunden. Diese Betrachtung war religiös christlicher Art. Sie war so viel als Resignation und Opfertod und drückte sich in der männlichen, energischen Frau nicht phantastisch, sondern bürgerlich und wirthschaftlich aus. Ihr erster Schmerz bei ihrem ersten Irrthum war die Nothwendigkeit einer gewissen Existenz gewesen, in welche sie den Geliebten durch ihre Liebe versetzt hatte. Sie ertrug es schwer, daß ein Titan an der Kette gehen, ein Bote des Olymps ein Unterkommen bei der Königlichen Bibliothek suchen mußte. Schmerzhaft dachte sie: mir kleinen, überflüssigen Frau zu Gefallen, um meine Küsse und Umarmungen zu haben, um mir des Jahres zwei neue Kleider auf den Leib zu schaffen, steigt da ein (umgekehrter) Ganymed vom Himmel und notirt als Königlicher Custos Bücher, die man von einer öffentlichen Anstalt entleiht! Damals schon war sie dem Tode näher als dem Leben.

Der Gedanke der Aufopferung wurzelte fest in diesem kleinen holdseligen Kopfe, der so viel Ernst und Muth umschloß. Denn die Frauen sind seltsam. Ihre kleine Welt beherrscht sie ganz. Aufopferung war die Brücke, die vom ersten zum zweiten Irrthum führte. Sie war so fromm und gläubig, daß sie es sich nicht möglich dachte, ein Mißgriff könnte den andern ablösen. Im zweiten müßte sie das Rechte treffen, sann sie: der Faden, der sie durch das Labyrinth führte, sei die Liebe. Wann ich stürbe, dachte sie, würd' ich seine Zukunft erlösen und in sein Dichten und Trachten die Erinnerung eines gräßlichen Moments flechten, wie einen rothen Faden in Schiffstaue. Der Schlüssel seiner Zukunft würde wie in dem Märchen in Blut gefallen sein und kein Versuch ihm gelingen, vom Metall die Spur seiner die Götter versuchenden Trägheit abzuwischen. Tummle dich, Heinrich, in den Wirren der Welt! Verscheuche durch stolze und erhabene Leistungen die üble Nachrede, die mein Tod über deinen Namen bringt! Zeige dich gefaßt, nicht aus Kälte oder Schwäche (die Schwächlinge sind bald beruhigt), sondern aus einem Entschluß, der nachhaltig, der so riesengroß ist, daß er über dein ganzes künftiges Leben einen Versöhnungs-

ſchatten wirſt! So dachte ſie und gab ſich in einer Decembernacht ſelbſt den Tod, um eine Zeit der Zukunft, wo Advent auf jedem Antlitz ſtrahlt und der Kranke des Frühlings harrt.

Die in dem „Denkmal Charlottens" erſchienenen Briefe, Bemerkungen und Tagebuchauszüge beurkunden keine Denkerin wie Rahel, keine Dichterin wie Bettina, aber einen ſtarken Willen, eine ungewöhnliche Kraft im Dulden, Bildungsfähigkeit, ein edles Weib. Manches, was aus ihrem Munde kommt, iſt artig geſagt: Styl und Urtheil ſind ſcharf ausgeprägt. Man ſieht hier eines jener ſchönen weiblichen Weſen, die uns zum Glück noch oft begegnen: nicht originell, nicht begünſtigt von der Natur, etwas ernſt, ſchwer und nachſinnend im Begreifen: nicht einmal beſonders arrondirt in den weiten Gebieten des Wiſſensnöthigen; aber glau und munter ſich dafür intereſſirend, zuweilen geſpornt vom edelſten Ehrgeiz, ſinnig zuhörend bei ernſtem Geſpräch und aus tiefſter Naivetät zuweilen dialektiſche Momente ſpendend, die der Debatte eine neue Wendung geben. Charlotten die Production anzurathen, war jedenfalls ein Mißgriff, der ſich aus der Freude entſchuldigen läßt, wenn man ſo viel Liebe, Zartheit, Unſchuld für die Literatur hätte erobern und auch von Andern bewundert ſehen können.

Der Biograph (Theodor Mundt) ordnete den reichlich vorliegenden Stoff mit umſichtigem Blick und hielt ſich in ſeinem eigenen Urtheil der Gerechtigkeit ſo nahe, als es perſönliche Rückſichten geſtatteten. Es muß einſt eine Reviſion der Acten dieſes Proceſſes geben, die außerhalb des Mundt'ſchen Buches liegt. Wir freuen uns nur, daß der Biograph dieſe weitere Appellation anzuerkennen ſcheint und nichts vorwegnimmt, was ſonſt noch dem Einen oder Andern in dieſer Sache moraliſch angerechnet werden kann. Beſonders anziehend iſt der ſentimentale Schmelz in Mundt's Darſtellung, eine elegiſche Geſtrecktheit und poetiſche Blumenfülle des Styls, die wir überall unnatürlich finden ſollten, die aber hier ſo an ihrer Stelle iſt, daß wir ſie ungern vermiſſen würden. Auch des Darſtellers Schwelgerei in Schilderung poetiſcher Beziehungen, in Ausſchmückung des Gedankens, die Frau eines Dichters zu

sein, ist etwas, das hier dem kalten, stoischen, pietistischen Urtheil der Menge gegenüber Wirkung hat. Denn es gehört Muth dazu, diesen altklugen Menschen, die sich auf ihre Zufriedenheit und auf sich selbst so viel einbilden und kein einziges Martyrium kennen, als die jeweiligen kleinen Störungen des Optimismus, gegenüber zu trotzen auf Rosen und zarte Gefühlsergüsse, ja selbst auf den preisgegebenen, bemitleideten, bürgerlich mißgeachteten Namen eines Dichters. Oft glaubt man den Biographen für sich selbst streiten zu hören, wo er doch nur von sich die Farben lieh, um Das auszumalen, was Charlotte Glorienhaftes mit Recht in der Dichtkunst, mit Unrecht in ihrem Gatten zu sehen glaubte.

Ein Besuch bei Bettinen.

1837.

Es war an einem kalten, regnerischen Tage des Spätherbstes. „Unter den Linden" in Berlin waren die Bäume von ihrer gelben Last (nur wenn sie grün sind, sind die Blätter dem Baum eine Freude) befreit; auch die Säle der Kunstausstellung, die für den schwindenden Sommer in Berlin immer einen Ersatz an ästhetischen Anschauungen zu geben pflegen, waren schon geschlossen. Mich fröstelte selbst im Ueberzieher. Mit einiger Befangenheit blickte ich zu den Fenstern jener märchenhaften Erscheinung, Bettina Brentano, hinauf, die mitten in dem enggeschnürten Dasein unserer modernen Beziehungen den Muth gehabt hatte, ein Kind zu bleiben und ihre Empfindungen auszusprechen, ohne die Folien zu bedenken, die heute das Große, Erhabene und Schöne erwägen muß, um für groß, erhaben und schön anerkannt zu werden.

Es ist ein eigenes Gefühl, geistig von einem Namen angeregt, längst schon mit seinen ideellen Beziehungen vertraut zu sein und zu den Phantasieen, die man sich von einer

Erscheinung innerhalb der Kunst oder Wissenschaft gebildet hat, nun das leibhafte Gegenbild in Wirklichkeit zu sehen. Eine Persönlichkeit, die wir uns nur genienhaft denken konnten oder erhaben wie den olympischen Zeus oder phantastisch wie einen Sänger zu Ossian's Zeiten, tritt uns im Frack oder Warschauer Schlafrock oder im weiblichen Negligé mit Haarwickeln entgegen und wir wissen nicht, sollen wir bei der Begrüßung zuerst an Knigge oder an die Stellung denken, die der Begrüßte im Reich der Geister einnimmt. Wir mühen uns lange, bis wir die Vorstellungen, die wir von dem hohen Geiste vorgefaßt hatten, wieder gesammelt haben in den Kreis der bürgerlichen Sphäre, in der wir unsern Angebeteten begrüßen. Wie viel große Denker und Dichter giebt es leider, zwischen deren äußerm Auftreten und ihren geistigen Gebilden eine so unermeßliche Kluft liegt, daß wir in dem Einen kaum das Andere wiedererkennen! Die Wahrheit ihres Genies ist bei ihnen nicht zur Wahrheit des Menschen geworden. Wenn man einen Dichter, der uns oft den Vorhang vom dunkeln Geisterreiche hinwegzog und uns in die Sphären einer Unsterblichkeit hineinblicken ließ, die ihm gewiß genug ist, wenn man ihn z. B. mit einem Jabot sieht, auf dem gelbe Tabacksflecken auf die Gewohnheit eines narkotischen Tropfenfalles schließen lassen; das ginge noch. Aber wenn wir die persönliche Bekanntschaft eines Philosophen, dessen Moralgesetz die Selbstbeherrschung ist, mit einem Wortwechsel anknüpfen, über dessen Gelärm und Gezänk wir ihn betreffen, während ein Hund dazwischenbellt, die Hausfrau eine Terrine zerschlägt und die Kinder schreien, da kann man wol sagen, daß große Menschen wie Landschaften aus einer gewissen Entfernung gesehen werden müssen und daß das Genie immer klein dastünde, würde man seine Geschichte nach den Mittheilungen seines Kammerdieners schreiben.

Bei Bettina hab' ich mich aber nicht getäuscht. Ich dachte mir: Ein Wesen, das in seiner Jugend ein Elfenkind war, kann im Alter nur eine Zauberin, eine Norne werden. Und so traf ich sie. Es lag mir etwas Dämonisches in ihrer Erscheinung; ich fühlte es, daß sie der Natur näher stand, als ich. Ein grauer Schlafrock, ohne Eleganz, umschloß kleine

und behende Glieder. Bettina ist von mittlerem Wuchs, behend, schmächtig, in ihrer Jugend gewiß wie eine Gazelle. Noch hat sie die schönen Augen einer Gazelle, aber auch das Zitternde, Ungewisse des Thierauges, sie ist hierin der Natur näher, als wir, die wir unsere Blicke zügeln und sie nicht vor unsern Gedanken vorausschießen lassen. Schönes, schwarzes, ich möchte sagen, römisch-katholisches Haar verriethen zwei Locken, die vorn über die Stirn heruntergliten und das Ansehen eines gebrannten Toupets hatten, das, im Nebel feucht geworden, sich auflöst. Die Kräuselung wollte nicht Stich halten, die beiden Locken hätten eben so gut zwei Zöpfe werden können. Mit unruhiger Behendigkeit lief Bettina in dem fast möbellosen Zimmer von einer Reliquie zur andern; da war Goethe im Kreise seiner Eltern gemalt, da hingen Gypsabgüsse von Schinkel'schen und ihren eigenen Basreliefs, da lagen Mappen mit Cartons und Zeichnungen, ein Flügel stand in der Nähe, und wenn Bettina nicht von einem zum andern hüpfte, um mir etwas zu erklären, so saß sie unruhig auf dem Sopha und zerpflückte während des Sprechens eine Oblate nach der andern, die sie aus einem Kästchen langte. Eine so fiebernde Aufregung! Es ist in ihr Alles Leben — und das Lebenszeichen des Lebens ist Zerstörung. Sie hörte während zwei Stunden, wo ich sie sprach, nicht auf, Oblaten zu zerpflücken.

Diese zwei Stunden einer mir unvergeßlichen Unterhaltung rauschten wie Secunden vorüber. Wir sprachen über Alles und hätten doch, als wir schieden, erst anfangen mögen! Diese Vielseitigkeit, diese Gedankensprünge, diese geistreiche Formgebung im Momente, dieses neckische Spiel mit der Wahrheit oder mit dem Schein derselben — es bezauberte. Als ich aufstand und unten auf der Straße die wunderbaren Eindrücke zusammenhalten wollte, war es mir, als wär' ich aus einem Tropfbade gekommen oder als hätte ich auf einer üppigen Weinranke schwebend gesessen und wäre von allen Seiten her wie aus unsichtbaren Felsenöffnungen mit einem ununterbrochenen Staubregen geneckt worden. Auch so frei und frisch, so gestärkt fühlte ich mich nach diesem geistigen Bade. Ich begriff nun wol, was sie mir selbst mit

Judith.

Ich haſſ' Euch, wenn Ihr ſo gelaſſen ſprecht!

Uriel.

Ihr wißt, bei unſerm Volk herrſcht die Familie,
Der Vater will, das Kind gehorcht — die Bande,
Die erſt von Eiſen, werden Roſenketten!
Ich kenne das, das Leben iſt ein Treibhaus —

Judith.

Sagt das, Acoſta, wenn Ihr einſam geht
Mit Euern kalten zweifelnden Gedanken;
Sagt das nicht hier, hier an dem Marmortiſch,
Wo Ihr das wärmſte Leben mir erſchloſſen!
Kennt Ihr das grüne ſtille Laub nicht mehr,
Den Frieden nicht, wo Euer Mund von Kriegen,
Vom Sturm der Weltgeſchichte mir erzählt?
O, Uriel, dies ſind die Blumengärten,
Wo ich gewandelt bin an Eurem Arm,
Euch da, Euch dort ein ſelten Kraut gezeigt, —
Ihr ſaht es an, Ihr nanntet es beim Namen.
Ihr brachtet Feuer, wunderbare Gläſer,
Ihr zeigtet, wie Natur dem Geiſt gehorcht,
Wie im Metall, im Kieſel, in der Pflanze
Geheimnißvolle Kräfte ſchlummern — wie?
Und in uns ſelber wäre Alles todt,
Da wäre nichts, was aus der Aſche ſtiege,
Kein Funke aus dem Stahl, aus Gift kein Balſam?
Nein, Uriel; Ihr habt einmal gebaut

jener kleinen Koketterie, die eben zu den Reizen ihrer Erscheinung gehört, erzählte, daß Schleiermacher, wenn dieser in der Akademie hätte über einen philosophischen Gegenstand lesen müssen, ihr sagte: „Bettina, schreib mir über Musik, über Liebe, kurz über das, was ich abzuhandeln habe, einen Bogen voll von Deinem Zeuge auf!" „Er brauchte es zwar nicht," sagte sie; „aber es regte ihn an." Und gewiß, die schaffende Gedankenarbeit in vielen Genien wird gesteigerter, schwungreicher, hören sie in der Ferne Musik. Auch Gedanken eines Andern können für unser eigenes Denken geistige Resonanz werden. Schleiermacher kam in die Region, wo er nach einem positiven Resultate strebte, wenn ihm Bettina das, was bei ihm Gedanke werden mußte, als Klang, naive Intuition aussprach.

Worüber ich mit Bettinen verhandelte, darüber ein andermal. Will man ihren Geist genießen, so bemerke ich nur noch dies, daß man sich nichts daraus machen muß, wenn man sich selbst lächerlich erscheint. Sie, eine gaukelnde Sylphide, ist dem bedächtigen Ernst des Mannes immer im Vorsprung. Man berührt eine Frage, will sie ergründen, aber Bettinen ist es nur um einen Blitzstreifen zu thun, der plötzlich darauf fällt, der einen magischen Schimmer auf die Frage gleiten läßt, sie auf einen Augenblick prächtig erleuchtet, als platzte eine Leuchtkugel im Mondenschein — dann ist's aus und wieder Nacht. Der geistvollste Mann ist ihr gegenüber, da sie nicht Stich hält, sondern immer springt und abschweift, ein Pedant. Sie wirft dir ein Paradoxon an den Kopf, du sinnst darüber, willst Aufklärung und wirst von ihr wie ein Bär im Kreise herumgeführt; sie spottet deiner Gründlichkeit; sie ist nur Poet.

Bettina spricht noch immer ihr Frankfurter Deutsch, eine bequeme Sprache, die sich's mit den Endsylben leicht macht, viel unnützes, widerspenstiges Consonantenvolk schnell verschluckt und die Vocale nach Belieben lang oder kurz beim Kragen nimmt. Sie ist damit so resolut wie es gewiß auch die Frau Rath war.

Bettina hat eine Hand, so weiß, zart gepflegt und magnetisch, daß sie nie aufhören wird, Lippen anzuziehen.

Bettinens Königsbuch.
1843.

Nil divini a me alienum puto.

Wie man nach einem Mittagsmahl, wo man beizende Speiſen zu ſich genommen, die uns austrocknen und einen brennenden, kaum zu ertragenden Durſt erzeugen, einen Trunk des reinſten, erquickendſten Quellwaſſers die verſchmachtende Kehle hinunterſchüttet und mit Wolluſt die gleichſam benetzte Lunge zum Athmen ausdehnt, ſo erquickt, ſo erfriſcht das neue Königsbuch Bettinens. Im Kryſtallglaſe ihrer ſtyliſtiſchen Schönheiten, mit all' den wunderlichen, eingeſchliffenen Blumen ihrer gewohnten Darſtellungsweiſe kredenzt die anmuthige Zauberin uns diesmal nicht etwa berauſchenden Schaumwein, der uns die Welt im phantaſtiſchen Roſenlichte zeigen ſoll, nicht ſüdliches Rebenblut, durchduftet von den Blüthen des Orients oder gewürzt von zerſtoßenen Perlen der Märchenwelt, ſondern diesmal nur reine, friſche Quellfluth, reines kryſtallhelles Naß vom Born der Natur, aus der Ciſterne der geſunden Vernunft. O welche Labung, dies herrliche, gedankenklare, geſinnungsfriſche Buch! Nach ſo viel tauſend gewürzten Speiſen, die uns die Philoſophie dieſer Tage aufgetiſcht hat, nach dieſer täglichen ſalzigen Häringskoſt unſerer modernen Literatur, nach dieſem ewigen Sauerkohl unſerer philiſterhaften Denk-, Schreib-, Leſe- und Lebensmethode ein ſolches Buch! Ein ſolcher Trunk aus den Bergen, ein volles Glas, wo die Felſenkühle mit tauſend Tropfen die innere Wand beſchlägt! All' ihr modernen Rheinweinpoeten und knallenden Champagnerſänger, das konntet ihr nicht geben, was Bettina giebt: Labung und Kühlung, Erquickung und Stärkung, Troſt für das Vergangene und Muth für das Werdende!

Das neue Königsbuch dieſer merkwürdigen Frau iſt kein Buch in dem Sinne, daß es wie herbſtliches Geblätter eine

Weile raſcheln und unterm Winterſchnee vergeſſen ſein wird, ſondern es iſt ein Ereigniß, eine That, die weit über den Begriff eines Buchs hinausfliegt. „Dies Buch gehört dem König", es gehört der Welt. Es gehört der Geſchichte an, wie Dante's Komödie, Machiavell's Fürſt, wie Kant's Kritik der reinen Vernunft. Es ſagt Dinge, die noch niemand geſagt hat, die aber, weil ſie von Millionen gefühlt werden, geſagt werden mußten. Man wird dieſe Dinge beſtreiten, man wird des Frauenmundes, der ſie ausſpricht, ſpotten und man beſtreitet und ſpottet ſchon luſtig in den Allgemeinen und gemeinen Zeitungen unſerer Tage. Aber bei Erſcheinungen dieſer Art heißt es, das ſtarke Ende kommt nach. Mit des kühnen Strauß Leben Jeſu ging es ebenſo. Vor dem wahrhaft Bedeutenden erſchrickt man erſt, ehe man vor ihm niederfällt.

Wer noch nicht nach den beiden kleinen Bänden gegriffen hat, wer noch ſchwankt, ob man ein Buch intereſſant finden ſoll, das man nicht wie einen Roman in einem Zuge, ſondern in den „bekannten ſieben Zügen", wie die Studenten ſagen, austrinken und in ſich aufnehmen muß, dem diene Folgendes als Erläuterung: Das merkwürdige Buch trägt ſeinen perſiſchen Titel mit vollem Recht. Es iſt keine Affectation in dieſem Titel. Dies Buch gehört wirklich dem König und mußte ſo heißen, durfte nicht anders. Es iſt ein Brief, ein offener Brief, an den König geſchrieben und geradezu an Friedrich Wilhelm IV. Es iſt eine Adreſſe der Zeit, von einem Weibe, einer muthigen Prophetin verfaßt und deshalb von Tauſenden von Männerunterſchriften bedeckt, weil Bettina hier nur das Organ einer allgemeinen Anſicht, die kühne Vorrednerin iſt, die Jeanne d'Arc, die nicht mit ihrem Arme, ſondern mit ihrer Begeiſterung, mit ihrem Glauben das Vaterland retten will. Traurig genug, daß nur ein Weib das ſagen durfte, was jeden Mann hinter Schloß und Riegel würde gebracht haben. In dieſem wunderbaren Zuſammentreffen von Umſtänden, in dieſem Zufall, daß eine Frau, der man die „Wunderlichkeit" um ihres Genies und ihrer geſellſchaftlichen Stellung willen nachſieht, aufſteht und eine Kritik unſerer heutigen Politik, eine Kritik

der Religion und der Gesellschaft veröffentlicht, wie sie vor ihr Tausende gedacht, aber nicht Einer so resolut, so heroisch, so reformatorisch-großartig ausgesprochen hat, darin liegt etwas, was göttliche Vorsehung ist. Dem bedrängten Kampfe der Zeit ist ein Engel mit feurigem Schwerte zum Entsatz gekommen. Windet euch, baut Bücher auf Bücher auf, sprecht Anathem über Anathem, die Macht einer Inspiration, die Macht einer Offenbarung, ausgesprochen in einem Weibe, das keine Professur, keine Ehre und irdische Anerkennung haben will, diese Gluth einer Ueberzeugung, die sich wie ein feuriger Strom durch die Lande wälzen wird, ist nicht zu dämpfen, nicht auszulöschen. Den Handschuh für die Freiheit wirft hier die Poesie hin; und die Poesie ist immer ein Ritter, gegen den alle Streiche in die Luft fahren.

Bettina gehört zu denen, die ohne Falsch wie die Tauben, aber auch klug wie die Schlangen sind. Sie redet zunächst nicht zum König von Preußen. Sie malt zwar seine Politik, die Politik seiner Rathgeber, sie malt einen gewissen Minister nach dem Leben, aber, ihrer Poesie und dem „Anstand" gemäß, kleidet sie ihre Polemik in das Gewand der Allegorie. Sie spricht scheinbar von anno 7, scheinbar von Frankfurt am Main und Napoleon, und läßt die Frau Rath, Goethe's Mutter, statt ihrer reden. Sentimentale und Tartüffe-Gemüther, die immer wollen, daß man die Sachen von den Personen trennt und deren steter Jammer die „Indiscretionen" sind, werden es schreckhaft finden, wie man der in geweihter christlicher Erde auf dem Frankfurter Friedhof schlummernden Frau Rath die Verantwortung so himmelstürmender Gedanken, wie ihr Bettina in den Mund legt, andichten kann. Wer aber zu Schleiermacher's Füßen gesessen, weiß, welche Rolle Sokrates in Platon's Dialogen spielt. Xenophon, der vom Sokrates auch berichtet hat, mag den anregenden Lehrer nur die Dinge reden lassen, die er wirklich gesprochen, Plato aber machte aus Sokrates einen Begriff, eine poetische Individualität, wie sie der Dramatiker schafft. Sokrates spricht beim Plato, was Plato will. Und Sokrates wird dafür im Jenseits nicht mit Plato zürnen. Der Vater ist verantwortlich für den Sohn, der Staat für den Bürger (Bettina führt

dieſe Pflicht mit beſonderer Vorliebe aus), der Lehrer für den Schüler. Von großen Menſchen bleiben die Genien nachwirkend und leben fort in dem, was aus ihrem Geiſt geboren wird. Und ſo iſt auch jenes Dämonion, jene höhere Weihe und plötzliche Offenbarung, die der Frau Rath innewohnte, wie dem Sokrates, nicht mit ihr verweht und verflogen, ſondern hat mit geiſterhaften Fittichen erſt ihren Sohn Wolfgang umrauſcht und umrauſcht noch jetzt Bettinen, die es wagen darf, den kühnen Heldengeiſt jener Frau mitten unter den Truggeſpenſtern des Tages zu citiren und ſie von den Grimms, von Ranke und Humboldt reden zu laſſen, als wenn ſie vom Pfarrer Stein und vom Bürgermeiſter von Holzhauſen redete.

Der erſte Band des Königsbuches iſt der Religion, der zweite dem Staate gewidmet. Die Beweisführung in beiden iſt die des urſprünglichſten Radicalismus. Ein Geiſt, gefeſſelt ſeit Jahrhunderten an Vorurtheil, Lug und Trug, ein Genius, niedergehalten von tauſend Rückſichten der Selbſttäuſchung und Denkohnmacht, ſcheint ſich hier zu erheben, wie Pegaſus aus dem Joche aufſliegt mit ſeinen geflügelten Hufen, der Bahn der Sonnenroſſe zu. Wie die roſenfingerige Eos ſtreut Bettina Morgenröthe aus. Sie hat die Tafel eines neuen Geſetzes in ihren kühnen Händen, noch ſind ſie leer; aber nicht ein Wort der Lügen, die darauf ſtanden und die ſie mit dem Hauche ihres Mundes von ihnen tilgte, wird künftig wieder auf ihnen ſtehen dürfen. Sie giebt Negation, aber in der Negation die vollſte Poſitivität des freien Menſchengeiſtes. Dieſe Freiheit iſt keine indiſche. Sie iſt kein Behagen, keine träumeriſche Wolluſt in ſich ſelbſt, ſondern ringende, kämpfende Freiheit, griechiſche Freiheit, wie ſich dieſe in der Paläſtra, in der Akademie, auf den olympiſchen Spielen erprobte. Auch dieſe Freiheit baut, aber nicht lichtſcheue Kapellen im Waldesdunkel, ſondern freiſchwebende Warten und Tempel auf den luftigen Bergeshöhen. Die blinkende Axt bahnt den Weg durch Geſtrüpp und Geniſt nicht in's blinde, wilde Ungefähr hinein, ſondern nach einem erhabenen, edlen Plan, nach einem Grundriß, der das All umfaßt, Gottes- würde und Menſchenwohl. Sie iſt conſervativ dieſe Polemik im höchſten, majeſtätiſchen Styl; denn was verdiente mehr

conservirt zu werden, als die Natur, die Vernunft und der freie Geist!

Die übliche, salarirte, verdammende und seligsprechende Theologie unserer Zeit wird über den ersten Band ihr schwarzes Kleid zerreißen und siebenmal Wehe! rufen. Dieser erste Band steht vom christlichen Standpunkte auf dem Fundament einer absoluten Glaubensunfähigkeit. Bettina weist hier jede Vermittlung zwischen der Vernunft und dem Dogma ab. Kein mystisches Blinzeln mehr mit den geheimnißvollen Möglichkeiten der Nachtseite des Lebens, keine Deutung mehr, keine Allegorie, sondern die einfache Frage: Kann Wein Wasser, kann Wasser Wein werden? Man sage nicht, daß sich Bettina durch diese absolute Negation des Christenthums ganz aus den Voraussetzungen der modernen Welt herauseskamotirt. Ein Blick auf unsere Zeit und ihre wissenschaftlichen Kämpfe lehrt, daß für die Freiheit schon unendlich viel gewonnen wäre, könnten wir nur auf der Hälfte des Weges, den Bettina schon zurücklegte, Hütten und Zelte bauen, geschweige Kirchen im Sinne dieser Hälfte.

Eingreifender aber noch und unmittelbarer wirkend ist der zweite Band. Man hat diese Parthie des Buches communistisch genannt. Man höre, was er enthält, und erstaune über dies sonderbare Neuwort: Communismus. Ist die heißeste, glühendste Menschenliebe Communismus, dann steht zu erwarten, daß der Communismus viele Anhänger finden wird.

Dieser zweite Band ist den Verbrechern und den Armen gewidmet. Man hat schon drucken lassen, Bettina wolle die Verbrecher zu Märtyrern stempeln und zöge die Diebe den ehrlichen Leuten vor. Das letzte ist kindisch, das erste ist wahr. Man schreibt so viel Bände über die Gefängnisse, über die Verbrecher, über die Straftheorieen, man stiftet auch Besserungsanstalten, und doch bleibt es unwiderleglich, daß die wahre Politik, die Politik im Lichte unserer Zeit, die sein sollte, den Verbrechen zuvorzukommen. Mögen wir nun an die ursprünglich gute oder ursprünglich böse Menschennatur glauben, so haben wir doch wenigstens von unserer Erziehung und Bildung einen so hohen Begriff, daß wir von ihrer Anwendung auf die Menschennatur Wunder vorauszusetzen

pflegen. Warum verrichten wir diese Wunder so selten? Warum mißlingen sie so oft? Unsere gewöhnlichen Quacksalbereien müssen doch wol nicht ausreichen, um die immer garstiger werdenden Schäden der Gesellschaft zu heilen. Die alte Leier von den Volksschulen u. s. w. ist ganz verstimmt, sie lockt keinen Hund mehr vom Ofen, geschweige daß sie bezaubere und Menschen zu Menschen mache. Der Cholera gegenüber war es mit aller Medicin aus. Da schuf man neue Spitäler, neue Quarantainen, neue Gesundheitsdistricte und behielt vom Alten nichts mehr, als höchstens die sonst so verachteten Hausmittel. Nun, die moralische Cholera ist da: jeder Winter z. B. in Berlin bringt die sittliche Brechruhr, nicht etwa sporadisch, sondern so allgemein, daß die Gefängnisse keinen Platz haben. Man vermehrt die Zahl der Nachtwächter und Gensdarmen, die Bürger treten zusammen und bilden unter sich eine Sicherheitsgarde. Einer sperrt sich ab gegen den Andern und der Störer dieses atomistischen Staates wird unschädlich gemacht. Wenn eine solche Politik von der Noth des nächsten Augenblicks geboten wird, so muß man sie gelten lassen; erhebt man aber ihren praktischen Werth zur theoretischen, dauernden Bedeutung, so fragt man billig, ist die christliche Welt darum achtzehnhundert Jahre alt geworden? Giebt es keinen Ausweg, die Verbrechen schon im Keime zu ersticken? Ist der Staat immer und ewig nur ein Conglomerat von Egoismus, wo sich nur Der lauter, rein und glücklich erhält, den gleich bei der Wiege die holde Gunst des Zufalls angelächelt hat?

Neulich hat ein Geistlicher an einem vielbesprochenen Grabe ein herrliches Wort gesagt. Die Leiche des im Duell gefallenen Herrn von Göler in Karlsruhe wurde bestattet und der Geistliche, der keinen Beruf hatte, dieser Leiche so zu schmeicheln, wie es die Zeitungen gethan hatten, äußerte in seiner würdigen Rede, als er vom Duell sprach: Er müßte für das Christenthum erröthen, wenn er bedächte, daß der milde Geist der Christuslehre noch so wenig in die Menschheit eingedrungen sei, um nicht Vorkommnisse, wie jenen Streit, für immer unmöglich zu machen. Er sagte: Erröthen! Der Geistliche, ein frommer Diener des Wortes, erröthete für die

geringe Wirkung seiner Lehre. Erröthet wol ein Beamter für den Staat, der ihn besoldet, ein Minister für die Lappalien, die er in seinem Portefeuille einschließt, erröthen unsere Richter — für die Verbrecher? Nein. Höchstens der arme Knecht zittert, der die Delinquenten abthut. Was nennen sie denn noch im neunzehnten Jahrhundert Politik? Was conserviren unsere großen Staatsmänner als sich? Wie ist es möglich, daß durch diese Politik der Bureaukratie, der Edicte, der Verbote, der Allianzen, Paraden, Gleichgewichtsinteressen, Fürstenbegegnungen u. s. w. ein Lichtstrahl jener wahrhaft conservativen Politik dringen kann, die vor allen Dingen den Menschen dem Menschen bewahrt? Bettina erhebt sich, wenn sie auf dieses Gebiet kommt, zur Seherin, zur Prophetin. Sie richtet an den König, dem sie ihr Buch gewidmet hat, so hinreißende, feurige Apostrophen, daß es rührend ist, wenn man sich sagen müßte, der Brief ist unsterblich, aber er wird seine irdische Adresse verfehlen.

Wer im zweiten Bande jede Behauptung der Frau Rath wörtlich verstehen wollte, bewiese nur, daß er zu den Langweiligen gehört. Kein Langweiliger hat Sinn für den Humor. Humoristisch ist aber ein großer Theil der sittlichen Revolutionen zu verstehen, welche die kühne Opponentin mit den Verbrechern zu stiften vorschlägt. Es ist ihr wahrhaftig nicht darum zu thun, einen Räuberhauptmann zum Feldherrn, einen Schinderhannes zum Kriegsminister zu machen, sondern sie beklagt in greller, ihr eigenthümlicher Ausdrucksweise, daß das Capital von Muth, Schlauheit, Standhaftigkeit, das von den Verbrechern consumirt wird, nicht auf edlere und dem Gesammtwohl nützliche Zwecke verwandt wird. Die Dialektik dieser Beweisführungen ist theils Ueberzeugung, theils Neckerei. Es ist durchaus ein Platonisch-Sokratischer Geist, der die kunstvollen Gespräche belebt, mit dem Scharfsinn und dem hohen Fluge der Divination zugleich gepaart, jene Sokratische Ironie, die scherzend die schon gefangenen Vögel der Gegenpartei wieder flattern läßt, um sie nach kurzer Freiheit wieder auf's Neue einzufangen. Fast im schäumenden Uebermaß dieser Ironie sind die „Gespräche mit einer französischen Adel" geschrieben. Hier ist selbst die Frau Rath die überflügelte.

Der schwarze Vogel auf dem Ofen mit seinen klugen Augen, seiner kecken Federhaube auf dem Kopfe, scheint ein verzauberter Höllenbote zu sein. Der kleine Spitzbube wettert und schimpft, wie ein Kapuziner, der nicht dem Himmel, sondern dem Teufel dient. Er möchte, daß die Welt des Teufels wäre und schwätzt die Dinge, die oben stehen, kopfüber nach unten und umgekehrt. Es wird nicht an Leuten fehlen, welche die Elster beim Wort nehmen und die wilden Plaudereien als baare Blasphemie an die geistlich-weltliche Hermandad denunciren werden. Bettina wäre mit der phantastischen Lyrik ihrer Seele humoristisch genug, für die Atzel aufzutreten und sie zu vertheidigen, wie einst auf einem Concil sogar die Heuschrecken ihren Anwalt fanden. Verschluckte einst eine Ratte eine Hostie und verrichtete Wunder, warum soll der Teufel nicht in eine Atzel fahren? Die Polemik, welche die evangelische Kirchenzeitung gegen diese Atzel eröffnen wird, wird komisch sein.

Das ausgezeichnete Werk behandelt aber zu ernste Fragen, als daß es komisch schließen dürfte. Es schließt mit dem Septimenaccord des tiefsten Schmerzes, es schließt erschütternd, herzzerreißend, tragisch. Wessen Auge über dieser Schilderung des Elends im Berliner Voigtlande verweilen kann, ohne in Thränen zu schwimmen, der muß ein Herz von Marmelstein haben. Bettina theilt die Aufzeichnungen eines edlen Menschen mit, der in dem sogenannten Berliner Voigtlande die von der Armuth bewohnten Häuser durchwanderte, an die Thüren pochte, eintrat und sich nach den Lebensumständen, die hier zusammengepfercht sind, erkundigte. Die Namen sind genannt, die Thüren bezeichnet, hier hört jede Fiction auf. Tausende von Menschen leben hier in Hunger und Kummer, schlafen auf Stroh, stündlich gewärtig, ausgepfändet und auf die Straße geworfen zu werden mit Greisen und Säuglingen, im ewigen Kampf, entweder zu hungern oder zu betteln oder aus Verzweiflung zu stehlen, gehetzt von der Polizei und verlassen von jener Behörde, die ihr nächster Schutz und Schirm sein sollte, der städtischen Armendirection. Für die Mittheilung dieses Gemäldes verdient Bettina den Dank jedes fühlenden Herzens. Jede Thräne dieses Bildes

wiegt die kostbarsten Brillanten einer stylistischen Phantasie auf; dieser echte, lebenswahre Murillo steht höher als jede idealische Transfiguration. Es kriecht Ungeziefer durch diese Farben, aber die Farben sind echt und der Fürst, dem sie ihr Buch widmete, hat in dem Augenblick, als er diese Schilderung las, sicher einen Hofball abbestellt, sicher die Zurüstungen eines glänzenden, nur Staub aufwühlenden Manövers auf die Hälfte des angesetzten Etats reducirt. Denn nicht die Armuth allein durchschneidet hier unser Herz, nein, auch die Schilderung der Tugenden, die noch in der Verzweiflung dieser Menschen nicht erstorben sind, die Schilderung einer hochherzigen Anhänglichkeit an das Vaterland und den Fürsten, die sich selbst in diesen Lumpen noch erhalten hat. Eine arme Bettlerin überbrachte der Ordenscommission fünf Orden, die ihr verstorbener Mann im Freiheitskriege erworben. Die Ordenscommission gab ihr ein für alle Mal fünf Thaler (kaum den äußern Werth der Decorationen) und nun hungert sie. Wenn auch die hohen freisinnigen Philosopheme der kühnen Frau, die dieses Werk geschrieben, von den Menschen, die sie in dem Pfarrer und dem Bürgermeister treffend charakterisirt hat, verworfen werden, von diesem Anhang kann man nicht glauben, daß er spurlos vorübergehen wird. Nicht nur, daß die Berliner Armendirection, eines der unpopulärsten Institute der Residenz, einer gründlichen Reorganisation unterworfen werden muß, auch die höhere, den ganzen Staat umfassende, ja ich nenne sie die communistische Frage: was soll geschehen, um den Menschen dem Menschen zu retten, das Band der Bruderliebe wieder anzuknüpfen und einer unheilschwangern, furchtbar drohenden Zukunft vorzubeugen? Diese Frage wird um Antwort drängen und die Antwort wird nicht in Phrasen, nicht in Almosen, sondern in durchgreifenden Schöpfungen bestehen müssen. Und der edlen Frau, welche diese Frage dicht an den Stufen des Throns aufwirft, auf dem Parkett der eximirten Gesellschaft, unter Luxus, sybaritischer Indolenz und transcendentaler, nichtsnutziger Nasen- und Bonzenweisheit, dieser edlen Frau steht der bescheidene Feldblumenkranz eines solchen Verdienstes prangender, als

Vor meinen Augen eine Himmelsleiter,
Und nun ich oben ſchwebe in dem Aether,
Im Reich der ſeligſten Verklärung, zieht Ihr
Die Staffel fort? Nie kann ich rückwärts finden,
Nie mehr mit dem Gemeinen mich verbinden!

Uriel.

Was wir uns ſind, mit Thränen ſteht es, Judith,
Auf jedem grünen Raſen hier geſchrieben.
Doch ſoll's nicht ſein, — es wird nicht ſein — ich kenn' es.
Das Wildhinſtürmende paßt nicht für uns.
Vielleicht wenn wir mit Büchern nicht verkehrt,
Von Sternen nie, vom Weltall nicht geſprochen
Und nur an Nächſtes uns geklammert hätten,
Vielleicht, daß dann die wilde Ungeduld
Der ungezähmten Triebe tobt' und ſchriee —
Doch wolle mich der Himmel davor ſchützen,
Daß ich, dem Schmerz mich nicht geduldig fügend,
Dich je an einen Scheideweg geführt
Und grauſam ausgerufen hätte: Liebe,
Hier mußt Du wählen oder untergehn!
Weißt Du — was mich bedroht? Der Bann, die Aechtung!
Fluch wird von Euern Wohnungen mich treiben!
Nie darfſt Du den Verfluchten lieben — Ja!
Für eine Ehre halt' ich dieſen Fluch,
Doch kann ich ſie mit Jemand theilen wollen?

Judith.

Acoſta, wird ein Volk die Edelſten,
Die Beſten ſeines Stammes wohl verwerfen?

weiland ihre schönsten Blumenkronen aus der Periode ihrer romantischen Naturmystik.

Mit beklommener Erwartung sehen alle die, welche von dem Buche ergriffen wurden, auf den, dem es gewidmet ist. Numa Pompilius hatte seine Egeria, eine geheimnißvolle Sibylle, die ihm die Weisheit lehrte, mit der er Rom aus einem Räuberstaate zu einem geordneten Gemeinwesen erhob. Der König von Preußen wird Bettinen nicht zu seinem ersten Minister machen, aber er hat ihr Buch in der Handschrift durchblättert, hat die Widmung gestattet und es mit seinen tausend censurwidrigen Freiheiten vorweg gegen die Verfolgung der Polizei in Schutz genommen. So darf Deutschland und Preußen insbesondere hoffen, daß von der mächtigen Beredtsamkeit einer Feuerseele, die hier im Namen der Zeit, wie eine Prophetin am Wege, ihn angesprochen, wenn nicht ein begeisternder Funke, der zur That zündet, doch eine warme Erregung, welche Schonung und Duldung übt, in ihm zurückgeblieben ist.

Wilhelm Schadow.

1837.

Leicht aufgefaßt ist ein Künstler in seiner Stellung zur Geschichte der Kunst. An seinen Tonschöpfungen, an seinen Gemälden ist bald erkannt, was er zum Fortgange der Musik und Malerei beitrug, seine Leistungen bedürfen keines großen Studiums, um in ihrer Natur verstanden zu werden; Töne und Farben aushauchend, locken sie das Verständniß und schmeicheln sich dem Urtheil mit sinnlicher Gewalt ein.

Allein dennoch hätte man Unrecht, sich diesem ersten Eindruck gänzlich hinzugeben und aus des Künstlers einzelnen, ja aus allen seinen Schöpfungen nach dem bestimmten Umfange ihres Werthes und Zweckes die Tiefe seines Geistes zu ermessen. Die Bestimmung des Hauches, der in einer Künstler-

seele weht, ist mehr als die Kritik seiner Productionen, in unserer Zeit zumal, wo die schon vorhanden gewesenen großen Epochen fast in allen Künsten den spätergebornen Jüngern ihre Virtuosität so unendlich schwierig machen, daß der Künstler selten noch von dem freien Streben seiner schöpferischen Intuition getragen wird, sondern eine Masse von Rücksichten, Reflexionen, Vergleichungen und trockenen logischen Begriffen zu verbinden hat. Sein geistiges Auge kann da oft von den glänzendsten künstlerischen Anschauungen der Natur und des großen Stoffgebietes zahlloser Wesenheiten erfüllt sein, und seinem Vermögen, selbst dem begabtesten, bleibt doch der Uebergang zur reproductiven Thätigkeit der Hand, zur Hülfe des Pinsels, Meißels, des tönenden Instrumentes auf einer Bahn liegen, die zu lustig, zu geheimnißvoll und zu idealisch ist, als daß sich der Gedanke, angemessen seinem Ursprunge und Bilde verkörpern ließe. Der neue Künstler tastet weit mehr nach dem Ideal, als der alte gethan. Dieses schnelle, rücksichtslose Ergreifen des begeisterten Momentes, dieses sorglose, freudige Hinhauchen jedes beliebigen, wunderbaren und wunderlichen Einfalls, dies factische, immer im Bereich seiner Kunst sich fühlende, genügsame Selbstbewußtsein gab der alten Kunst ein so sicheres, gediegenes Gepräge der Würde und Vollkommenheit, daß vielleicht Raphael und Michel Angelo weit weniger stetige anhaltende Kunstintuition besaßen, als sich in ihren unsterblichen Leistungen ausspricht, und daß sie als Künstler und Individuen vielleicht weit tiefer standen, als jener gewaltige Gott, der sie zu Augenblicken ergriff und der sie nie verließ, so lange sie daran arbeiteten, einer seiner Eingebungen das schöne sinnliche Gewand zu geben. All' die Ideen, welche man an die alte Malerei anknüpfen kann, all' die sinnigen Betrachtungen, welche die antike Sculptur, die Architektonik und Musik des Mittelalters in unserm Nachdenken geweckt haben, auch dem vollen und klar ausgesprochenen Bewußtsein der alten Meister unterlegen zu wollen, das würde Vision und keine Geschichte sein. Raphael kann diese Fülle von Kunstphilosophie nicht besessen haben, die sich aus der Betrachtung seiner Meisterwerke entwickeln läßt.

Wie anders ist dies jetzt, wo alle Kunst an Vorwegnahme des Inhalts und der schönen Form leidet, wo das klare, ein Individuum wie leichtbewegte Fluth tragende Bewußtsein über seinen Gegenstand dem Künstler erst dann zu Theil wird, wenn er kalten, abstracten, kritischen Studien bereits den größten Theil seiner geistigen Energie geopfert hat, wenn er aus Zeitverhältnissen, theoretischen, mit der erlernten Technik eingesogenen Vorurtheilen sich losringen mußte, um sich klar zu werden nicht blos über das, was die eigenen Schultern tragen können, sondern auch über die vielen Rücksichten, die man auf die Zeit, auf die Auslegung seines Strebens, auf die Maßstäbe, die den Mitlebenden zu Gebote stehen und die oft ganz heterogenen Gebieten entnommen und auf die Kunst übertragen sind, nehmen soll! So ist es fast in allen Bereichen der Kunst, daß die Virtuosen doch in ihrer Bildung und dem Enthusiasmus für ihre Sache oft höher stehen, als man nach ihren Werken schließen darf. Dieser innere Künstler, der in dem Heiligthum des Herzens und der Phantasie als unbekannter Gott thront, schafft die herrlichsten Gestalten, die sich je dem menschlichen Auge vorgestellt haben. Die Seele ist voll olympischer Jupiter, voll Iliaden und Odysseen, auch die Kraft ist groß, aber so gering oft und unhaltbar das kleine Echo, das dennoch davon sich hörbar verkörpert.

Woran liegt dies? An den Heterogeneitäten der heutigen Kunst. An den zahllosen Berührungen, die sie theils dem Ursprunge ihres allerdings bessern neuern Gedeihens, theils ihrer grassirenden falschen Zweckbestimmung verdankt. Die Literatur, die Religion, ja sogar die Politik, Alles wirkt auf die Entwicklung der Kunst zurück und befördert das ihr so verderbliche Streben, sich eine Manier zu suchen, sich mit den Ansprüchen dieser und jener Ideenverbindung auszugleichen, hier ein Opfer zu bringen, dort eines zu verlangen. Die Kunst *unterhandelt* mit denen, die nichts zu thun haben sollten, als nur vor ihr niederzufallen und anzubeten. Kann das Talent gedeihen, wenn es so viel Rücksichten nehmen und so viel Verwahrungen von sich geben muß?

Der moderne Vandalismus ist weitverzweigt. Nicht blos

beſteht er darin, daß der politiſche Egoismus Tempel, Statuen und Bilder zertrümmern möchte, am liebſten noch ehe ſie geſchaffen ſind; Vandalismus iſt auch der größte Theil der Zumuthungen, die für den modernen Künſtler nicht blos von Perſonen und Tendenzen ausgehen, ſondern überhaupt alle, die er nicht aus ſich ſelbſt an ſich macht. Die Verhältniſſe ſind vandaliſch, ja oft ſind es die Zwecke, die ſich bei geprieſenen Kunſtvereinen eingeſchlichen haben. Die ganze Atmoſphäre, in der wir leben, hat nicht die joniſche Durchſichtigkeit des Alterthums. Ein Künſtler iſt weit mehr ein Geſchöpf des Studiums, der Abſtraction, der Kritik als eine Größe, die mit Fichte von ſich ſagt: ich ſetze mich ſelbſt. Dies ſich Setzen und ſogleich Negiren, dies Umſchlagen, Suchen, Streben, dieſe Wandelbarkeit, die unzertrennlich iſt von einer Zeit, wo die ſubjectiven Zweifel mit den objectiven Haltloſigkeiten in den meiſten Exiſtenzen Hand in Hand gehen, dieſe ſtetige Metamorphoſe macht es unmöglich, daß ſich der Künſtler mit ruhig lächelndem, ſeiner Superiorität über die Materie ſich bewußtem Auge rings um ſich her die Kreiſe ſeines Wirkens und Schaffens zieht und allmälig zu einer intenſiven Vollkommenheit gelangt, einer Abrundung, die ihr Centrum nicht aufgiebt, ſondern nur eine höher und höher geſteigerte Potenz iſt.

Was iſt auch an Raphael und Tizian das eigentlich Charakteriſtiſche und Beiſchmäckige ihrer Schönheit im Guten wie im Böſen anders, als dies claſſiſche Beharren auf einer naiv einmal eingenommenen Poſition, dieſe Sorgloſigkeit über das, was unſern jetzigen Künſtlern ſo große Mühe macht, die Sorgloſigkeit über Zweck, Ziel und Tendenz, und dabei einzig und allein nur das Potenziren des einmal raſch gefaßten Entſchluſſes zur außerordentlichſten Höhe? Wir ſchildern hier etwas, was unſern jetzigen Künſtlern unmöglich zu erreichen iſt. Denn gerade die Kritik würde es ſein, die ihre Beharrlichkeit nicht zu ſchätzen wüßte und ſie fortwährend in Unruhe verſetzen würde. Die Kritik iſt heute noch weniger über das Schöne im Reinen, als der Künſtler.

Bei keinem neuern Künſtler möchten dieſe einleitenden Bemerkungen ſo angemeſſen ſein, als bei Wilhelm Scha-

dow. Wenige tragen in ihrer Bruſt ein ſo verzehrendes Feuer und wenige ſtreuen nur ſo die bloße Aſche ihrer Ideale in die Luft. Wilhelm Schadow hat alle Phaſen der modernen Kunſtbildung vom Katholicismus, zu dem er convertirte, an bis zu ſeinem jetzigen Eklekticismus durchgemacht. Er knüpfte an die Plaſtik ſeines Vaters, die marmorne Feſtigkeit eines geſunden körnigen und ſolidmaſſiven Styles, ſein erſtes damals bezweifeltes Talent an und hörte mit einer Richtung auf, die der reinen Romantik des Gefühls, ja man möchte ſagen jener Vorſtellung ergeben iſt, als ließen ſich unſichtbar bewirkte geiſterhafte Klänge der Natur auf die Leinwand bringen. Von ſeines Vaters übereinander geſchlagenen, allgemein als allzu huſarenmäßig bezeichneten Beinen des alten Zieten auf dem Wilhelmsplatze in Berlin an bis zu den lechzenden Hylasnymphen und zerfließenden Fiſcherknaben der Schadow'ſchen Schule, welch' eine weite Strecke! Berlins ſandiger Wilhelmsplatz und das ewige Rom! Dazwiſchen muß es der Stadien viele geben, um auszuruhen. Wilhelm Schadow ſtürzte ſich in das äußerſte Extrem der neuern Kunſtgeſchichte, in den Katholicismus, wo man glaubte, wie der fromme Maler von Fieſole, durch inbrünſtiges Gebet dem Pinſel Wunderkraft zu geben; und nun von dieſem Aeußerſten immer wieder zurück, aus der Peterskirche in die Bibel, aus der Bibel allgemein nur in die Religion, aus der Religion in die Romantik, aus der Romantik in den allgemeinen poetiſchen Dilettantismus, und zuletzt nur noch Verehrer der Zeichnung und der Farbe mit dem Motto: Malt was ihr wollt, nur gut — das iſt eine Metamorphoſe, ſo conſequent, ſo richtig, und doch von ſo ungeheurem Umfange, daß man in der Grundſtimmung des Schadow'ſchen Gemüthes gewiß auf eine ſchmerzliche Empfindlichkeit und ſehnſüchtige, bald weiche, bald ſtarrherzige Reſignation ſchließen muß. Ein ſolches Künſtlerleben kann keine außerordentlichen Productionen aufweiſen, aber die werthvollſten Betrachtungen über die Zeit und ihre Fähigkeit laſſen ſich daran anknüpfen. Die Schöpfungen können mißlungen und an einem gebrochenen Herzen geſcheitert ſein; aber der Meiſter wohnt doch in der klopfenden, wild und mild beweg-

ten Bruſt. Das Ideal gaukelt mit bunter Farbenpracht vor dem immer verklärten geiſtigen Auge des Genies, wenn auch dem Raphael wirklich die Hand gefehlt haben ſollte, eine einzige ſeiner großen Vorſtellungen auf die Leinwand zu bannen.

Wilhelm Schadow kam im Jahre 1811 nach Rom. Er war wenig über zwanzig Jahre alt und hatte damals weit weniger verſprochen, als er ſpäter leiſtete. Er war mehr empfänglicher, als ausſtrömender Natur, zum Maler eben ſo ſehr geboren, wie ſein verſtorbener Bruder Rudolph zum Bildhauer. Was brachte Wilhelm Schadow aus der Heimath nach Rom mit? Jedenfalls Zeichnensfähigkeit, die Anſchauung Carſtens'ſcher Cartons, ein vom Vater geſchultes praktiſches Talent, dem es jedoch an Klarheit des innern künſtleriſchen Bewußtſeins und namentlich gerade in praktiſchen Dingen noch an aller Sicherheit fehlte. Es ſind bei Wilhelm Schadow immer zwei Entwicklungen Hand in Hand gegangen, die techniſche und die poetiſche. Er konnte ein Gleichgewicht zwiſchen beiden nicht herſtellen. Er konnte ſich nicht im vollen Vertrauen auf ſein Schöpfungsvermögen allein dem Streben nach Manier, das damals alle Künſtler beſeelte, hingeben, etwa wie Cornelius, der einen gewiſſen Fond von zeichnender Technik beſitzt und von jeher beſeſſen hat und all' ſeine Fortſchreitung immer nur auf den Inhalt, die Idee ſeines Malens beſchränkte. Schadow ſchwankte vom Inhalt zur Form, warf ſich wieder, von der Form, von der Schule losgelaſſen, gänzlich in den Inhalt, wurde ein Kunſtſchwärmer von der äußerſten Rechten, trieb dies lange Zeit mit und ſank zuletzt wieder in die Form, in den Styl und Ausdruck zurück, ſo daß jetzt bei Schadow und ſeiner Schule weniger von dem Was? als dem Wie? ſeiner Gemälde geſprochen wird.

In Rom traf der junge Künſtler einen Kreis von Kunſtgenoſſen, der von den entgegengeſetzteſten Anfängen ausging und ſich doch in einer und derſelben Richtung vereinigte. Die romantiſche Tendenz der deutſchen Literatur hatte ſich, ausgegangen zum größten Theile von der Malerei, in ihren Urſprung wieder zurückbegeben. Die Künſtler ſchloſſen mit dem Alterthum, das ſie zeichnen gelehrt hatte, auch dem allmälig verflogenen antiquariſchen Enthuſiasmus der Winkelmann-

Mengs-Tiſchbein'ſchen Periode ab und vertieften ſich in die Dämmerung des Mittelalters, die allmälig durch gelehrte und enthuſiaſtiſche Lichtſtreifen erhellt worden war. Das Mittelalter verlor ſeine barbariſche Färbung und wurde für das goldene Zeitalter der Liebe, Religion, des Heldengeiſtes, ja ſogar von Phantaſten für das goldene Zeitalter der Künſte und Wiſſenſchaften gehalten. Namentlich hatte die romantiſche deutſche Dichterſchule einen ſo wonnevollen Zauber über die aus ihrem Grabe jetzt erſtehende Vergangenheit zu verbreiten gewußt, daß ſich Sitten, Vorſtellungen, Tendenzen, ja ſogar die Sprache der Deutſchen darnach zu modeln anfing und die ſchwärmeriſche Regung dem Auslande mittheilte. Der Katholicismus bildete den Mittelpunkt dieſer Neuerung. Der bildende Künſtler kam auf das Dogma der Inſpiration zurück und ließ ſich, ſtatt daß die eben beendete Malerperiode vom Worte ſich begeiſtern ließ, jetzt von der Muſik begeiſtern. Zu lauſchen in der Peterskirche den zitternden ausgehaltenen Klängen des Miſerere, ſich hinübergetragen fühlen in ein Reich der Viſionen, das hinter dem Weihrauchdufte ſchon in bunten Strahlenbrechungen ſich anzukündigen ſchien — dieſen Eindrücken widerſtanden die ſtrebenden jungen Männer nicht und fingen an, katholiſch zu malen, einige ſogar, wie Schadow ſelbſt, katholiſch zu werden. Wie man in Rom ſelbſt katholiſch werden kann, werden die nie begreifen, die ſehr wohl begriffen haben, wie Luther gerade in Rom proteſtantiſch wurde.

Die römiſchen Thorheiten haben wenigſtens dazu beigetragen, eine größere Wahrheit in den Gemüthern der Kunſtjünger zu verbreiten. Sie haben dahin gewirkt, daß eine gewiſſe gläubige Ueberzeugung in die Auffaſſung und Darſtellung der gewählten Gegenſtände kam. Der bloße Dilettantismus, den ich ſogar in Goethe's Kunſtanſichten finde, kann Großartiges nicht ſchaffen. Alles Große iſt die Frucht der Begeiſterung. Erfüllt von ihrem Gegenſtande, verwachſen mit allen Beziehungen deſſelben, trugen die neuern Künſtler, die damals in Rom zuſammentrafen, den Schmelz ihrer Ueberzeugurg auf die Leinwand und erreichten dadurch eine Friſche und Saftigkeit des Ausdrucks, eine blühende Geſtal-

tung des Lebens und der Wirklichkeit, die nach dem Vorgange der italieniſchen Schule nicht wieder möglich geſchienen hatte. Die Geſtalten ſchienen verklärt vom warmen Odem des Gemüthes. Man konnte aus den Gemälden vielleicht, wenn die Kraft nicht zutraf, nicht entnehmen, was der Künſtler gab, aber immer, was er geben wollte. Seine Intuition, ſeine Idee, ſein Eifer ſchien an das Gemälde, wenn es auch techniſch mißlungen war, feſtgebannt zu ſein und wirkte verſöhnend oder peinlich, je nachdem die Fehler geringer oder größer waren. Es konnte hierdurch ein großer Nachtheil für die Kunſt entſtehen, der auch nicht ausgeblieben iſt und der von den guten Folgen aufgewogen werden muß. Es konnten ſich leicht die Ideen und dringlichen Vorlieben für die Sache in allgemeine Abſtractionen verwandeln, wozu man das Material, den Stoff der Wirklichkeit, ſpäter nicht mehr aufzufinden vermochte. So war z. B. die Cornelius'ſche Schule vom Begriff der Erhabenheit des alten Heldenthums ſo erfüllt, daß die Geſtalten, die dieſer Begeiſterung untergelegt wurden, nicht mehr dem, was irdiſch möglich ſchien, entſprachen und ſich in Ideale verwandelten, die ſich ſogar in der Vorzeit der Völker nicht ſo gefunden haben können, wie ſie Cornelius (und z. B. Fellner, ein Schüler von ihm, in Umriſſen zur Sage des Ezzelino di Romano kürzlich,) hingeworfen haben. Auch Schadow blieb von dieſem Fehler nicht frei. Auch bei ihm überflügelte die Begeiſterung für den Gegenſtand, für den Ausdruck und gleichſam den Duft des Gemäldes den Stengel der Blume und die natürlichen Blätter. Sein Extrem wurde, wie bei Cornelius die Kraft, ſo bei ihm die forcirte Lieblichkeit. In dieſem Eifer, mit Schmelz und Weichheit zu malen, ſchuf er ſeine Charitas, eine Mutter, umringt von mehreren Kindern. Ich habe ſchon an einem andern Orte*) bemerkt, wie dieſe Charitas der Ueberfülle und Stellung der Kinder wegen nicht den Eindruck der mütterlichen Liebe, ſondern den der mütterlichen Fruchtbarkeit macht.

*) Einleitung zur 14. Lieferung der Erklärungen zu Hogarth's Kupferſtichen.

Im Allgemeinen scheint Wilhelm Schadow Rom nicht mit einem einigen und in sich klar gewordnen Bewußtsein verlassen zu haben. Wir sehen, daß Cornelius, auf den heimathlichen Boden zurückgekehrt, sogleich rasch Hand anlegt, wirkt und schafft, und zwar nach einem bestimmten Ziele hin. Er hatte die Großartigkeit der Freskomalerei ergriffen und fand auch glücklicherweise (was man sucht, findet man) Wände genug, die er mit bunten Ideen bekleiden konnte. Der Umzug von Düsseldorf nach München kam seinem Aufschwung zu Hülfe. Alles, was er brauchte, fand er. Er brauchte den Enthusiasmus nicht erst zu wecken, den er so großartig zu befriedigen wußte.

Anders W. Schadow. Ihn nahm Berlin, eine entschieden protestantische Stadt auf, in welcher sich eine Kunstbegeisterung, die, um das Wahre zu haben, erst katholisch werden mußte, nicht empfahl. Erst durch die Kunstvereine und namentlich durch die zweijährigen Ausstellungen der Berliner Akademie gelang es, in der norddeutschen Hauptstadt dieselbe Empfänglichkeit für die bildenden und zeichnenden Künste rege zu machen, die für Poesie, Beredtsamkeit und Architektur bis in die untersten Regionen daselbst leidlich verbreitet war. Das Terrain war zu groß, als daß es Schadow hätte beherrschen können. Ja die Theilnahme, die er für die römischen Kunstoffenbarungen fand, mußte er mit noch einigen Propheten derselben theilen, mit Wach, Begas und Anderen, die Alle, Jeder in der Sphäre einer besondern Manier sich haltend, doch nicht das erreichten, was Cornelius, von den Umständen und seinem Genie begünstigt, in Düsseldorf und München schuf. Schadow bekleidete eine Professur an der Berliner Akademie der Künste.

Später nach Düsseldorf berufen, entfaltete sich die besondere Wirksamkeit, die ihm vorbehalten schien. Allerdings war dies sein Lehrertalent, seine Entwicklungsgabe, die kritisch-skeptische Halbheit, die, wenn sie selbst etwas schafft, nie das erreicht, was ihr Großes vorschwebt, die aber das Große und Außerordentliche kennt, es in prädestinirten Köpfen zu wecken weiß und Anleitung geben kann überall, wo Rath und That willkommen sind. Cornelius ist viel zu entschieden, um ein

guter Lehrer zu sein. Er hat zu viel Selbstständigkeit, um nicht das aufkeimende Talent an das Spalier seines eigenen Wesens aufranken zu lassen. Schadow's Empfänglichkeit, die Unentschlossenheit seiner Principien, die skeptische Neigung zu Allem, wenn es nur richtig ausgeführt wird, machen ihn gerade zum Führer einer Schule, zum Accoucheur des Talentes. Man entdeckt bei einem durch Erziehung und Geburt vernachlässigten Knaben, bei einem jungen Handwerker, der mit seiner Lage unzufrieden ist oder in welchem der Dämon des Ehrgeizes spukt, die Fähigkeit, gewandt zu zeichnen. Man wirkt ihm Sonntags den Besuch der Akademie aus. Sein Meister will ihn nur an diesem Tage missen. Die Fortschritte sind so, daß auch der Meister erstaunt, den Knieriem fallen läßt und die Mittwochs- und Samstags-Nachmittage noch um so eher frei giebt, als aus dem Handwerk doch nichts mehr Gescheidtes wird. Endlich findet sich Rath, den jungen Menschen ganz aus den bedrückenden Fesseln eines falschen Berufes und der Ansteckung einer gemeinen Gesinnung zu befreien. Er besucht die Akademie, holt Wissenschaft nach, bereichert seine Phantasie durch gewählte Lectüre, geht von der Antike zum Nackten über, von der Kreide zur Farbe, seine Cartons ziehen die Kenner an, bald zaubert er die Umrisse in lebendige Farben — eine Stufenfolge des Fortschreitens, welche der Meister selbst mit durchmacht und daran auf's Neue sich verjüngt. Er wärmt sich in dem Kuppelpelze, den er verdient von den Freiern, die er einen nach dem andern der hohen Braut der Kunst zuführt. Wir haben hier die Carrière vieler neuern berühmten Künstler gezeichnet.

Das Lob dieser Schüler ist in Aller Munde; besonders haben Lessing und Bendemann eine solche Celebrität erlangt, daß man das trauernde Königspaar und die babylonischen Juden schon auf Stickmustern, Tabacksdosen und Bilderbogen zum Ausmalen für Nürnberger Tuschkastenkünstler erblicken kann. Schwieriger ist die Charakteristik der gemeinsamen Düsseldorfer Bestrebungen, da man von der Form nicht gern allein annehmen möchte, daß sie das Bindende sei, die Farbe, meinetwegen das Schadow'sche schmelzende und zarte Colorit, und da ferner der Inhalt der ungezwungenste zu sein scheint.

Uriel.

Und dennoch wird's geſchehn — zum letzten Mal,
Judith! (Er ergreift ihre Hand) .... Leb' wohl!
(Erblickt Jochai)
Ha, Ben Jochai hier!
Und Gäſte ringsum? Sind wir nicht allein?
Was thuſt Du? Mädchen, ehren willſt Du mich?
Demüth'gen kann mich nur der bunte Schwarm!

Fünfter Auftritt.

Ben Jochai tritt ſchon vorher mit Gäſten ſehr glänzend und feſtlich gekleidet von der Terraſſe links vom Schauſpieler auf. Er trägt abweichend von den Andern eine Feder am Hut. Die Vorigen. Später Gäſte. Zuletzt Manaſſe und de Silva.

Jochai.

Iſt das ein Abſchied doch für ew'ge Zeiten!
Wo ich Euch find', empfehlt Ihr Euch, Acoſta.
In Heidelberg glaubt' ich Euch längſt, wo Ihr
Das Waldgefieder denken lehren wolltet!

Judith.

Das eilt ſich nicht! Denn hier in Amſterdam
(auf die Feder Jochai's zeigend)
Iſt manchem Pfau die Weisheit nöthiger!
(Sie nimmt Uriels Arm und führt ihn, der widerſtrebt, die Stufen nach hinten hinauf. Eine ferne Muſik beginnt einen kurzen Satz.)

Die Mythologie wird ausgebeutet, die romantische Dichtung des Mittelalters, das Goethe'sche, Uhland'sche Gedicht, die Bibel, die Natur, die eigene Phantasie, Alles ist Fundgrube für diesen Künstlerverein. Dennoch scheint sich durch diesen großen Kreis von Anschauungen ein einiger Ton hindurch zu ziehen. Es ist dies eine beinahe musikalische Empfindung, eine etwas sentimentale Mondscheinschwärmerei, die sich in den Gegenstand nicht blos mit allen Sinnen vertieft, sondern ihn auch von vornherein nur nach diesem Drange einer vom Gemüth gebrochenen Phantasie wählt. Ich bleibe bei meinem Ausdruck, daß die Phantasie in der Schwärmerei gebrochen werde; denn diese Definition enthält alle Vorzüge der Düsseldorfer Schule, aber auch die nicht unbeträchtlichen Einwendungen, die man wenigstens insofern gegen sie machen kann, als sie ihren gegenwärtigen Typus dauernd fest zu halten geneigt sein sollte.

Jede Intention, jede Absichtlichkeit stört die Einheit des künstlerischen Zweckes. Die Dinge nach einem bestimmten Schema auffassen, immer und immer dieselbe Empfindung an die Welt und ihre Erscheinungen heranbringen, gebiert zuletzt eine Einseitigkeit, die der Manier, aber nicht der allgemeinen Kunstidee günstig ist. Die Düsseldorfer scheinen einen solchen stehenden Grundzug ihres Wesens festhalten zu wollen, den sie selbst für die lyrische Sättigung ihrer Phantasie ausgeben. Wie aber die Münchner Schule viel zu sehr der Plastik nachgiebt und weniger Handlungen als nur Begebenheiten zeichnet, so wird die Schadow'sche Schule zu sehr von einem unbestimmten Etwas, das nur eine lyrisch-romantische Genußsucht ist, getrieben. Es entspricht dies dem norddeutschen Charakter. Es entspricht dies jungen phantasiebegabten Köpfen, die sich die Schönheit der Natur nur aus ihrer Sehnsucht nach ihr erklären können, die durch Gewöhnung an Heideland, Tannen, Schnee im Winter, Sand im Sommer, alles das höher zu schätzen lernen, was sie nicht besitzen, und mehr in ihren Schwärmereien, als in Erfahrungen, selbst wenn die Erfahrung manchmal noch poetischer sein sollte, als die Schwärmerei, zu leben wissen. So scheinen sich die Gemälde der Düsseldorfer Schule nach Wahrheit und Schönheit zu seh-

nen und nicht zu begreifen, wie sie beides schon in der Hand haben. Die Conception des Künstlers ist auf seiner Leistung allzusichtbar. Eine Tendenz nach diesem oder jenem Eindrucke hin springt sogleich in die Augen, ehe man noch weiß, was eigentlich vorgeht. Es ist dies eine Art sentimentaler Koketterie. Man nehme Lessing's trauerndes Königspaar. An diesem reizenden Gemälde störte mich von je der Schmerz, der der erste Eindruck ist, den es machen oder wenigstens vorstellen soll. Die Situation, die Fabel kam erst hintennach und konnte nur verstanden werden, wenn man Uhland's Gedicht als Commentar dazu nahm. Dies Malen einer blos so oder so bestimmten und veranlaßten Empfindung findet sich auch in dem berühmten Vendemann'schen Bilde wieder, ob dort gleich die Ursache des Schmerzes viel leichter erkannt wird, als da, wo das Gemälde sogar in die epigrammatische Kürze des Schlosses am Meer von Uhland übergegangen ist.

Süße und Grazie ist das vorzüglichste Princip der Schadow'schen Schule, wenigstens in der Führung des Pinsels. Allein aus diesem schönen Streben kann leicht ein Schmachten und Düfteln entstehen, leicht ein Lechzen und Kokettiren nach dem, was sich den Sinnen zärtlich einschmeichelt. Die Düsseldorfer Künstler wählen größtentheils nur dann ihre Stoffe aus den romantischen Dichtern oder aus der Mythologie, wenn sie Gelegenheit haben, eine schöne Sinnlichkeit über ihr Gemälde auszugießen. Das ist unbestritten richtig und charakteristisch. Allein es giebt Gegenstände im Bereich der Phantasie, die weder von der Rhetorik noch der Malerei (am wenigsten von der Plastik) ausgedrückt werden können und wo eigentlich nur die Musik die richtigste Vorstellung geben würde, wenn nicht zu den Noten Worte gehörten. Solche dämmernde, luftgestaltete Momente sind Goethe's Fischerknabe, Erlkönig, Bürger's Leonore und ähnliche das Geisterreich berührende Balladenstoffe, die, mag man sie nun blos in Verse bringen oder malen oder in Musik setzen, nie eine abgerundete Vorstellung geben, sondern immer erst durch Zuthaten von Seiten der Vernehmenden ergänzt werden müssen. Eine solche nothwendige Thätigkeit stört aber beim

Gemälde die Einheit des Kunstwerkes und setzt es der Mißdeutung aus. Ich werde mich nie überzeugen können, daß die düsseldorfsche Schule, tappend in jenen Erlkönigreichen und Nachtgebieten der romantischen Sage, auf dem rechten Wege ist. Ein klares Bewußtsein über die Kunst wird dadurch so wenig gefördert werden, wie es ehemals mit jener Richtung in der Poesie wurde. Die Schule wird sich verirren. Sie wird nichts als Trauriges produciren. Erst ein trauerndes Königspaar, dann die trauernden Juden in Babylon, dann der trauernde Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, kurz diese Monotonie wird so lange hindurchgehen, bis, um ein berlinisches Sprichwort hier anzuwenden, die Künstler jenen trauernden Lohgerbern gleichen werden, denen die Felle, die goldnen Vließe ihres Ideals, weggeschwommen sind. Marius auf den Trümmern von Karthago, Jeremias auf denen von Jerusalem — das alles sind im Grunde keine Gegenstände für die Malerei. Nur der Dichter kann sie erfassen, weil Gedanken, Reflexionen, historische Urtheile mit ihnen verknüpft werden müssen. Marius auf einem umgestürzten Denkmal sitzend, Zerstörung um ihn her, das Meer und Roms Morgenröthe im Hintergrunde — es wäre nie ein gutes Gemälde, sondern immer nur ein theatralisches Stück, eine Schilderei, die der Poesie bedarf, um erklärt zu werden. Das wahrhaft Tragische in einer solchen Composition erreicht nur und weiß nur der Dichter wiederzugeben.

Die Münchner Romantik zerrt sich noch weit mehr mit der romantischen Fratze herum. Arabesken, Blumengewinde mit Schmetterlingen, Greifenschnäbeln und dergleichen Schnörkel drücken bei den Münchnern noch viel Wesentliches aus. Die Münchner Romantik kann man nur mit jener heidelbergischen Periode unserer neuern Literatur vergleichen, wo mit Görres, Brentano, Arnim eine gewisse spielende Bedeutsamkeit des Unbedeutenden aufkam, das Gemisch des Heiligen und Weltlichen, das wir Veranlassung haben werden, in der Skizze über Herrn von Raumer näher anzudeuten.

Ich schließe diese Bemerkungen mit dem Wunsche, es

möchte ein begabter Kopf auftreten und Lessing's Laokoon neu für unsere Zeit bearbeiten. Die technische Meisterschaft scheint erreicht, die Ideen gähren, Enthusiasmus sieht man überall bei Ausübenden und blos Antheilnehmenden. Es fehlt nur daran, daß in Beziehung auf die Wahl der Stoffe auf's Neue die Grenzen gezogen werden, die der weise Genius der Kunst zwischen Wort, Meißel und Farbe gesetzt hat.

Friedrich von Raumer.

1837.

Herr von Raumer pflegt auf der Berliner Universität seine Vorlesungen in jenem Zimmer zu halten, wo die jungen Theologen ihre homiletischen Uebungen anstellen. Es liegt zur linken Hand, wenn man aus dem Garten der Universität die Räume der Berliner Minerva selbst betritt. Es weht immer eine frische schattenreiche Kühle an den beiden einzigen Fenstern des kleinen Hörsaales. Ein Vogel zwitscherte oft munter in das Mittelalter hinein, das uns Studenten dort Herr von Raumer in seine Hauptbegriffe zerlegte.

Ich will aber diese Skizze weniger local als persönlich beginnen und habe vom Ort nur gesprochen, weil die Menschen in ihrem äußern Erscheinen oft vom Localen abhängig sind. Herr von Raumer tritt in seine Allgemeine Geschichte, ohne Heft, ein kleiner schmächtiger Mann, mit einem sehr freundlichen, klugen Auge, das überall herumspäht, während über die ästhetische Gourmandise, die auf den Zügen liegt, die mit Nase und Mund zusammenhängen, ein gutmüthiges und zuthunliches Lächeln sich ergießt. Herr von Raumer trägt sich schlicht und bescheiden und ist unter sehr herzlichen Bewillkommnungen seiner Zuhörer allmälig auf den Katheder gestiegen, wo er die vergangene Lection zu recapituliren und das Thema der neuen zu entwickeln anfängt.

Herrn von Raumer's Vortrag besitzt dieselbe Trockenheit, die ich schon an seiner äußern Gestalt andeutete. Er ist keineswegs monoton, hat sogar eine gewisse Modulation; allein es fehlt seiner Stimme und dem Accent, den er ihr zu geben weiß, an jener Vollsaftigkeit, die zum Herzen oder zur Phantasie spricht. Herr von Raumer hat eine gewisse Musik, wie sie Gusikow etwa aus Holzstäben zu locken weiß. Es ist dasselbe kurze, schnell verklingende, pointirte Wesen, das nur durch die schleunigste Bewegung und die schnellste Aufeinanderfolge eine gewisse harmonische Rundung bekommt und bei Herrn von Raumer vollends nur den Verstand beschäftigt. Sein Cursus ist eine Uebungsschule für gewandte Combination und Verknüpfung heterogener Thatsachen. Hier und dahin greifend, vom Zehnten in's Zwanzigste, manchmal auch wol vom Hundertsten in's Tausendste springend und dabei selbst das Widernatürlichste ineinander nestelnd, wirkt er auf die Urtheilskraft und Dialektik seiner jungen Zuhörer mächtig ein. Man folgt seinen Parallelen, seinen Vergleichungen, seinen Gesetzen, die er aus kleinen Erfahrungen zieht, dieser oft sehr kleinen Krämerei von beiläufigen Bemerkungen und oft wieder ebenso großartigen Reductionen des Unbedeutenden auf eine Verwandtschaft, die selbst das Winzige gut hervortreten läßt, mit der wißbegierigsten Theilnahme, ohne jedoch etwas davon notiren zu können. Das Praktische tritt an Herrn von Raumer so entschieden hervor, daß man entweder gleich handeln oder sprechen möchte, keineswegs aber schreiben kann. Herrn von Raumer's Cursus über Universalgeschichte ist die reichste Belehrungsquelle, die jungen Männern auf der Universität erschlossen werden kann.

Versuchen wir vom Voranstehenden einen Schluß auf Herrn von Raumer's Stellung dem deutschen Publikum gegenüber zu machen, so zeichnet alle seine Schriften und seine ganze literarische Carriere überhaupt dieser eigenthümliche praktische Takt aus, der ihnen fast den Charakter einer Beamtenmeinung giebt. Die Einen halten die Geschichte für eine große Anekdote und kramen in ihr mit der Neugier Alles wissen zu wollen. So der treffliche Schlosser. Die Andern wollen einen großen Hauptzweck darin ausgedrückt sehen. So die

Philosophen. Die Letzten endlich, (und Herr von Raumer gehört zu ihnen,) halten die Geschichte für eine Lehrerin, den Weltgeist für einen Professor, der in verschiedenen Perioden verschiedene Themata abhandelt und die Geschichte nur deshalb macht, um gewisse Abstractionen und Grundsätze zu beweisen. Herr von Raumer unterscheidet sich von der sogenannten philosophischen Geschichtsansicht dadurch, daß er keine Andacht und Bewunderung der historischen Facta duldet, sondern in gleichem Athem von den Phöniziern bis auf die Parlamentsreform heruntererzählt und das Alles nur dazu dienen läßt, daß er beweist, Recht war immer Unrecht, Unrecht immer Recht, die Tugend mußte dem Laster dienen, um zuletzt doch nur dem guten Mittel, nicht dem schlechten Zwecke die Ehre zu geben, die Republiken und Despotieen waren zu allen Zeiten gleich was ihre Achtung vor der Menschenwürde betrifft, die Uebervölkerung hat immer ihre bestimmten Abzugskanäle, sei es nun Krieg oder Pest oder die Entdeckung eines neuen Industriezweiges, der einigen Hunderttausenden mehr die Existenz sichert u. s. w. Kurz, Herr von Raumer geht von dem Schiller'schen Satze aus und kommt auf ihn wieder zurück: Alles wiederhole sich nur im Leben, nichts Neues geschehe unter der Sonne. Politik, Moral, Religion, Kunst, Oekonomie, das sind die Anknüpfungen, die Herr von Raumer zu brauchen pflegt und die ihm oft das Ansehen geben, als schilderte er die Geschichte nur, um die Thatsachen jener Wissenschaften und Ideenkreise zu beweisen. Er verletzt damit die Selbstständigkeit der Geschichte. Sie ist ihm nur eine Fundgrube von Beispielen für seine ideellen Lieblingsneigungen.

Da man bisher diese Bemerkung als die Eigenthümlichkeit des Herrn von Raumer hervorzuheben unterlassen hat, so ist er in den Ruf eines Dilettanten gekommen und hat das Unglück gehabt, die Authenticität seiner Forschungen, seiner Quellenstudien bezweifelt zu sehen. Seine Geschichte der Hohenstaufen, seine neuesten Quellenbeiträge zur Geschichte der drei letzten Jahrhunderte haben nicht schwer genug gewogen, um ihn von einem Vorwurfe zu befreien, der zwar

das Lob des Geschmacks und der Eleganz, auch das Zugeständniß einer feinen Urtheilsgabe nicht ausschloß, doch seine wissenschaftliche Competenz in einem Grade streitig machte, der für einen Mann des Katheders empfindlich ist. Herr von Raumer trägt selbst die Schuld an diesem wahrscheinlich falschen Vorwurf. Seine Behendigkeit, sein praktischer Blick, seine übergroße Geneigtheit zur Reflexion, seine Apropos und vor Allem eine gewisse Administrationsphysiognomie des Interesses geben ihm das Ansehen des Dilettantismus, dessen guter Eigenschaften er sich ja auch mit Recht rühmen darf. Wenn Herr von Raumer in Paris Kritiken an Madame Crelinger schreibt, sollte man noch nicht so eilig schließen, könnte er dort keine lateinischen Manuscripte eingesehen haben. Der ganze Unterschied zwischen ihm und Schlosser ist hier nur der, jener kennt die Schauspielerinnen unserer Zeit und dieser diejenigen, die im achtzehnten Jahrhundert geblüht haben. Beide Gelehrte sind in ihrer Art Petitmaitres, Herr von Raumer wäre im Stande, über die Mode unserer Zeit zu schreiben, Schlosser studirt über die Moden, die schon eine Antiquität geworden sind.

Die Hauptsache in der Beurtheilung des Herrn von Raumer wird immer die bleiben müssen, sein ausgezeichnetes Administrationstalent anzuerkennen und einzugestehen, daß er die Geschichte als ein trefflich routinirter Beamter schreibt. Räsonnirende Statistik möchte man den Vorzug Herrn von Raumer's nennen; dieser Ausdruck vereinigt seine Trockenheit und sein flackerndes Redefeuer. Niemand weiß in Deutschland so geschickt mit Zahlen umzuspringen wie Herr von Raumer. Niemand zieht aus einer Legion Nullen nebst einigen benannten Zahlen und Brüchen soviel interessante Resultate für die Sittengeschichte, für die Nationalökonomie und überhaupt für die politischen und schönen Wissenschaften. Wo Herr von Raumer in der Geschichte kein geometrisches Gesetz entdecken kann, da findet er ein arithmetisches. Hieraus entspringt sein eigenthümliches Classificiren, das Herüber und Hinüber seines beweglichen Geistes, der sich seine Grenzpfähle und Gesichtspunkte abstecken muß, um die gewaltigen Stoffmassen zu bemeistern und der Dar-

ſtellung derſelben die logiſchen Lichter aufzuſetzen. Die Conſtructionshiſtoriker manipuliren die Geſchichte, als ſäßen ſie im ſauſenden Webſtuhle der Zeit. Sie machen die Geſchichte nach, wie ſie der Weltgeiſt ſelbſt gemacht hat. In anderem Sinne möchte man auch bei Herrn von Raumer glauben, er treibe ſein Handwerk als Weberei; er ſchürzt hie und da einen Knoten, ſchlägt hier einen Faden und da einen ein, das Schiffchen ſeiner Zunge fährt dabei auf und ab, hin und her, immer luſtig und gut im Stande, bis das Garn zu Ende iſt und einmal in Paris oder in London wieder Neues geſponnen werden muß. Solche Vorarbeiten pflegen dann als Briefe aus jenen Orten oder als „England im Jahre 1835" im Buchhandel zu erſcheinen. Herr von Raumer zeigt ſich dem Publikum im Zuſtande des Avant, Pendant und Après ſeiner Studien. Seine Raſtloſigkeit geſtattet ihm, ſich öffentlich in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Toilette zu zeigen. Die Kritik hat ihm in neuerer Zeit dieſe Mittheilungsluſt, die ſich bis auf rohe Materialien erſtreckt, übel genommen. Allein hätte man ſich eingeſtanden, daß Herrn von Raumer's wahrer Kern die räſonnirende Statiſtik iſt, ſo würde man finden, daß zwiſchen ſeinen ausgearbeiteten Geſchichtswerken und den Materialien dazu ein ſehr unſchuldiger, natürlicher Uebergang ſtattfindet.

Herr von Raumer begann ſeine Laufbahn im Cabinet des Fürſten Hardenberg. Eine unbegrenzte Liebe zu den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften vermochte ihn, ſeine Stellung aufzugeben und eine Breslauer Profeſſur anzunehmen. Sein Abſchied als Beamter hinderte ihn nicht, die Gewöhnung an Verwaltungsideen mit ſich auf die Univerſität zu nehmen und allen ſeinen Leiſtungen die oben angedeutete adminiſtrative Färbung zu geben. Herr von Raumer kam zu einer Zeit nach Breslau, wo dieſe ehrenwerthe Provinzialhauptſtadt, als geweſener Herd der preußiſchen Nationalbewaffnung, einen Aufſchwung erhalten hatte, dem zuerſt die Univerſität und der Turnergeiſt, ſpäter das Theater und die Literatur auf eine achtbare und behagliche Höhe emporhalfen. Eine gewiſſe äſthetiſche Frivolität kann man der letzten Epoche der damaligen Breslauer Blüthenperiode nicht abſprechen. Es

waren mancherlei geſellige, beſonders theatraliſche Elemente, die gerade damals, wie überall in der Reſtaurationszeit, einen erheiternden Zuſammenſtoß in Schleſien feierten. Herr von Raumer nahm mit ſchalkiſcher Laune an dieſer Stimmung Theil und miſchte etwas Liberalismus, etwas Statiſtik und Hohenſtaufenſchwärmerei zu ſolcher leblustigen Exiſtenz hinzu. Will man einen ſprechenden Ausdruck jener Zeiten haben, ſo leſe man ſeine Reiſe nach Venedig, ein Buch, das theils von Machiavell, theils von Adam Smith, theils von Thümmel geſchrieben ſein könnte. Es werden darin mancherlei Zeitfragen abgehandelt, einige italieniſche Gegenden und Wirthshausſcenen beſchrieben, zum großen Theil aber Witze, und mitunter ganz gute, geriſſen.

Herr von Raumer kam als Verfaſſer der Hohenſtaufen nach Berlin. Die Theatermanie begleitete ihn und fand in der Reſidenz reichliche Nahrung, da damals Oper, Ballet, Schauſpiel und Farce in blühendem Zuſtande waren und es ſogar von der ſogenannten Geiſtesphiloſophie nicht verſchmäht wurde, an jenen äſthetiſchen Saturnalien Theil zu nehmen. Herr von Raumer brachte noch eine andere Empfänglichkeit mit, die an ihm allmälig charakteriſtiſch wurde und von unſerer Seite einer Erklärung bedarf. Denn es iſt etwas ſchwer zu begreifen, wie man erſt eine Reiſe, worin die ledernen Hoſen des Bedienten, welchen Herr von Raumer mitnahm, eine Hauptrolle ſpielen, ſchreiben und dann mit einer großen Anhänglichkeit an Myſtik, Ironie, Tieck- und Solger'ſche Kunſttheorie auftreten kann. Es wird ein Theil dieſes Widerſpruches im Zeitgeiſt und ein anderer im Charakter des Herrn von Raumer liegen.

Die Geſchichte der Hohenſtaufen war eine der Hauptſtützen des in Deutſchland um ſich greifenden mittelalterlichen Weſens. Ideen über Deutſchlands Einheit und Größe, Einbildungen über unerringliche Beſtrebungen knüpfte man am liebſten an eine Periode an, welche die einzige ſich zur Erhabenheit gruppirende der deutſchen Geſchichte iſt. Der Begriff des Weltreiches, der in den Köpfen der Hohenſtaufen ſpukte, zündete bei vielen deutſchen Gelehrten. Ueber Hildebrand, über Friedrich Barbaroſſa wurde geſchwärmt, viel Tragödien begannen

ſich zu dichten; ſelbſt bis in die moskowitiſchen Wälder, wo damals noch Raupach lebte, drang der Jubel einer wenigſtens in der Poeſie wiedergefundenen Nationaleinheit.

Herr von Raumer ſchürte durch ſein vortreffliches Werk die Lohe der mittelalterlichen Manie, ohne ſich ſelbſt von ihr anſtecken zu laſſen, wenigſtens von hiſtoriſcher Seite nicht. Herrn von Raumer kann man durch die Geſchichte nicht beikommen, wenn man ihn in Enthuſiasmus verſetzen wollte; denn die Geſchichte iſt ſeine nüchterne alte Tante, mit der er auf dem Fuße der Reflexion ſteht, mit der er weder Tendenzen noch ewige Wahrheiten, ſondern nur kleine Erfahrungsſätze, kleine Maximen, kleine Analogieen durchſpricht. Soll ihn etwas mit Macht ergreifen, ſo muß es von einem andern Gebiete kommen. Herr von Raumer iſt Supernaturaliſt, in der Religion zum kleinern Theil, zum überwiegenden in der Aeſthetik. Er nimmt an, daß es gewiſſe verſperrte Grenzen des Gedankens giebt, über welche das Gefühl allenfalls in einem Zwielicht noch hinaustappen und manches, wenn nicht Gewiſſe, doch Wahrſcheinliche heraustaſten kann. Wenn irgend etwas an Herrn von Raumer den Charakter des Dilettantismus hat, ſo iſt es dieſe fröhliche und an ihm beinahe anomale myſtiſche Kopfhängerei. Er kann fünfundfünfzig Minuten hintereinander ſcherzen und in den letzten fünf Minuten wird er plötzlich eine gewiſſe Glaſur in die Augen bringen, die man nur an Verzückten und Myſtikern zu ſehen gewohnt iſt. Herr von Raumer ſpricht dann gewöhnlich von der Gründung der Chriſtuslehre, vom heiligen Bernhard von Clairvaux, von Franz von Aſſiſi oder von der Solger'ſchen Ironie, welche letztere ihm der Ausdruck dieſes Kampfes zwiſchen dem klugen und muntern Verſtande und einer angebornen Herzensſehnſucht iſt, eines Kampfes, deſſen Schlachtfelder oft genug in ſeinem Innern liegen.

Das Gemiſch des Heiligen und Weltlichen hat in Deutſchland mehre Stufen erlebt. Die erſte war die, auf welcher Görres noch in München ſteht und auf welcher ſich ſein Sohn mit dem Grafen Pocci z. B. noch um ihn herum bewegt, indem ſie kindiſch-kindlich mit dem Heiligen ſpielen, Bilderbücher für alte Leute machen, Poeſieen, wo die Unbe-

Jochai (allein).

Zum letzten Male bieteſt Du mir das!
Wie ſüß iſt Rache, die vom Schickſal kommt
Und die man ſelber nicht zu ſchüren braucht!
Sie führt ihn unerſchrocken in den Saal —

(Silva und Manaſſe erſcheinen oben auf der Terraſſe.)

Manaſſe (oben).

Es darf nicht ſein.

Silva (oben).

Geduld! Geduld!

Manaſſe.

Abſcheulich!
Was ich ſo ſtreng verboten!

Silva.

Mäßigt Euch!
Geht, Schwager, ſchützt vor Ungebühr den Gaſt.
Noch hat der Sanhedrin ihn nicht verurtheilt.

Manaſſe (immer oben).

Die Sitte aber, ſollt' er wiſſen, folgt
Dem Urtheil nicht, ſie folgt dem Vorurtheil.

(Er verſchwindet hinten, die Muſik ſchweigt. Silva ſteigt herunter nach vorn.)

Jochai.

Ich ſtaune, Silva! Habt Ihr Eure Meinung
Verändert?

Silva.

Hat denn irgend wer das Recht,
Dem Spruch der Richter vorzugreifen?

holfenheit des Mittelalters in Sprache und Zeichnung absichtlich wiedergegeben wird. Derjenige, der denn doch in das Gemisch des Heiligen und Weltlichen schon seinen protestantisch-märkischen Geist mitbrachte, war Achim von Arnim, der Gemahl Bettinens. Dieser war schon nicht mehr das unter Blumen spielende Lamm, wie Brentano, sondern es störte ihn zu wissen, daß die Lämmer geschoren werden und jährlich in Stettin ein großer Wollmarkt ist, wo an der Wolle nur gesehen wird, ob sie fett und vom Kamm geschoren ist. Achim von Arnim bahnte jener Ironie den Weg, welche Tieck nach vielen vergeblichen Versuchen in der spielenden und frommen Poesie endlich in seinen Novellen als eigene Kunstform behandelte und von Solger in die Aesthetik einführen ließ. Herrn von Raumer's eigenthümlicher Gemüthsbeschaffenheit konnte nichts so Ansprechendes geboten werden. Er rettete in jenem Genre seinen gesunden Menschenverstand, der so gut rechnen, so praktische Ansichten über Findelhäuser und Armenanstalten entwickeln kann, und zu gleicher Zeit eine gewisse heimliche, norddeutsche Gemüthlichkeit, die ein natürliches Erbstück an ihm ist und das Meiste dazu beiträgt, ihm jenes oben geschilderte einfache, schlichte und bürgerliche Ansehen zu geben. Diese Ironie hat Herrn von Raumer seither nicht mehr verlassen und ihm jene eigenthümliche Halbheit erhalten, welche namentlich in Fragen der Politik von entschiedenen Partheigängern ihm so heftig, (und, wenn man dabei noch gar verlangt, jede Originalität solle sich vom Hammer des Zeitgeistes breitschlagen lassen,) fast unbillig vorgeworfen ist.

Zunächst darf man nicht einmal unerwähnt lassen, daß jener trockene gesunde Verstand es war, der Herrn von Raumer trieb, sich bei der durch die Julirevolution geweckten politischen Discussion nach Kräften einzumischen. Er gab seine Entwicklung der Begriffe über Staat und Recht zum zweiten Male heraus und war vielleicht nur durch die erste Abfassung und durch die Scheu, die jeder freie Mann vor seiner Vergangenheit haben muß, veranlaßt, des Widersprechenden, Unbestimmten, des zweifelhaft Gelassenen eine große Parthie in die bekannte Schrift aufzunehmen. Im Allgemeinen ist diese Publikation etwas flüchtig und unordentlich abgefaßt, die ein-

zelnen Theile der Darstellung stehen in keinem systematischen Zusammenhange, die Entwicklung hat die Form des Fragmentarischen und Beiläufigen und geht selten aus innern Nothwendigkeiten hervor, die man bei Begriffen, die sich unter der Hand der Geschichte bildeten, doch statuiren muß, ohne darum Hegelianer zu sein. Herr von Raumer hat überhaupt in dieser Schrift seine große Hinneigung zum Formellen und Unwesentlichen an den Tag gelegt, er hat sich wieder den Vorwurf müssen gefallen lassen, von den Einen, daß er auf die Wissenschaft, von den Andern, daß er sogar auf die Wahrheit dilettire. Er hat die Ueberzeugung fast immer als eine Geschmackssache dargestellt und nicht verbergen können, wie sehr die geistreiche Motivirung, die Form und der oft nur sprachliche Ausdruck der verschiedenen in der Politik aufgetauchten Meinungen auf sein Urtheil einfließen. Es herrscht weniger eine stricte Philosophie in dem Werke, als ein Maßstab, der vom Theater, von der Kunst, von der Literatur überhaupt auf eine Branche der letztern übertragen wird, da doch des Verfassers Gegenstand hier weit mehr lebendige Thatsachen als Bücher waren. Man hat schon anderseits hervorgehoben, Herr von Raumer könnte eine bestimmte Meinung eben gefaßt haben und in dem Momente widerspräche der Verfasser von the Beautesul and the Sublime mit seinem rhetorischen Farbenspiel und alles wäre hin, Satz, Gegensatz, Voraussetzung, Schluß; Herr von Raumer halte nicht mehr Stich, mit keinem einzigen seiner Paragraphen mehr.

Diese Ironie, die man aber zuletzt nur noch Selbsttäuschung nennen kann, hat sich in den drei bis vier letzten Jahren, von heute zurückgerechnet, an Herrn von Raumer gemildert. Es giebt hier viel Umstände, die, um jene Erscheinung erklärbar zu machen, zusammenwirkten. Im Allgemeinen ist es wol das Gefühl der Isolirung, das Herrn von Raumer in seinen jüngsten Schriften eine Bitterkeit gab, die manches schwierige Verhältniß nicht mehr scheute und hie und da eine für seine Stellung wichtige Rücksicht zu verletzen wagte. Einen gewissen Supranaturalismus würde Herr von Raumer gern zugestanden haben, allein der Pietismus und die Muckerei sind denn doch Extreme, wo man sich in Acht nimmt, auch

nur die geringste Concession ohne Klausel zu geben oder überhaupt Sätze aufzustellen, die der Fanatismus für sich in Anspruch nehmen könnte. Andere Bestrebungen mußten mit gleich niederschlagender Kraft auf Herrn von Raumer wirken: die Hegel'sche Schule, die juristisch-pietistischen Faust- und Bibelerklärer, kurz eine Menge exclusiver Richtungen, die sich bis zu der von Herrn von Raumer um jeden Preis zurückgewiesenen Antheilnahme an der hoffentlich nur provisorischen Censuranstalt erstreckten. Dazu kommt die gänzliche Antiquirung der Anknüpfungen, die Herr von Raumer bisher gewohnt war; das sichtliche Absterben des Tieck'schen Talentes, der Mangel aller Ironie in unserer ernsten Zeit, die Verdächtigung des Spaßes und eine Unbehaglichkeit, die sich sogar auf die gesellschaftliche Existenz erstrecken muß, wenn man bedenkt, wie sehr seit zehn Jahren das Partheiwesen und der Meinungsstreit sich bis in die innersten Ritzen der Häuslichkeit und der Familie verzweigt haben. Verstimmt über diese Erfahrungen reiste Herr von Raumer nach England.

Schon die Aeußerlichkeit dieser englischen Reise war eine stille Protestation gegen Verhältnisse, die ihn beengten. Herr von Raumer schrieb, als er seine Reise wiederholte, an sämmtliche deutsche Zeitungsredactionen und bat sie inständigst, dem Gerücht, als reiste er auf Staatsunkosten, zu widersprechen und im Gegentheil hervorzuheben, daß er auf seinen eignen Beutel reise. Was sollte diese Reklame bedeuten? Sollte sie ihn vor der englischen Tory Kritik in Schutz nehmen, die ihn erst einen „verlaufenen Landstreicher" genannt hatte und ihn, wenn er Geld zur Reise empfing, leicht auch einen „besoldeten Agenten" hätte nennen können? Oder wollte Herr von Raumer, indem er eine Sache hervorhob, die nicht geschah, andeuten, daß sie unter freisinnigen Verhältnissen hätte geschehen können? Ich glaube das Letztere, ich glaube an die Verstimmung der alten guten Laune des Herrn von Raumer.

Sein Buch über England hat die verschiedensten Urtheile hervorgerufen. Der hauptsächlichste Mangel desselben ist wol der, daß es die Beschreibung einer Reise enthält, die der Verfasser nach Ablauf eines Jahres zu wiederholen gedachte.

Einen solchen Reiz, wie Fürst Pückler seinen „verstorbenen" Briefen gab, konnte er erst in dem Augenblick erreichen, wo er sich entschloß, nie wieder nach England zurückzukehren. Auch Herr von Raumer suchte das high life der Aristokratie der Meinung und der Bildung in's Auge zu fassen. Was wird er aber von ihm sagen können, wenn er den Wortführern und Tonangebern der großen Gesellschaft wieder zu begegnen gedenkt? Der hauptsächlichste Mangel dieser Reise ist der, daß er sie wiederholte.

Die Fehler und Irrthümer, welche die englische Kritik dem Buche über England vorgeworfen hat, muß man unterscheiden. Jene sind leichter zu entschuldigen bei der Masse von Stoffen, die sich einem solchen Sichfürallesinteressirer zur Beachtung darboten, und bei seiner Stellung als Fremder. Die letztern kamen auf Rechnung des entschiedenen Whiggismus, dem sich Herr von Raumer zuwandte und der ihm auf der einen Seite die Ehre brachte, von John Russel im Parlamente citirt zu werden, auf der andern eine Verfolgung der Tories, die ihn mit dem kothigen Humor, den die Engländer Kritik zu nennen pflegen, überschüttete. Weit mehr für sich hat das andere von dem Quarterly Review aufgestellte Axiom seines Tadels: Du kommst nach England als ein Bewunderer deiner heimathlichen autokratischen Staatsformen und willst bei uns den Revolutionair spielen! Allein auch hier giebt es einen Punkt, wo sich die treffende Spitze des Angriffs abbiegt. Der Engländer kann eines Theils jene feine Opposition nicht verstehen, die in dem Buche: England im Jahre 1835 liegt, jene kleinen Andeutungen über die verstimmte Gegenwart, die bei gewissen Leuten in Berlin doch heißes Blut müssen rege gemacht haben, Andeutungen, die vielleicht für die Erlösung unserer gegenwärtigen Zustände wichtiger sind, als wenn Herr von Raumer in seinem Buche offene Demagogie entwickelt hätte; andererseits ist der Deutsche von Haus aus unfähig, fremde Verhältnisse nach seinen eigenen zu beurtheilen.

Im Uebrigen ist die erwähnte Schrift mit dem Schleppkleide, das ihr an historischen Excerpten und Commentarien angehängt worden ist, eine Fundgrube vortrefflicher Materialien. Herr von Raumer ist wieder zu seiner raisonni-

renden Statistik zurückgekehrt und erzählt uns in demselben Athem, wie man den Hamlet auf Drurylane gegeben und wie viel Orhoft Porter jährlich in London gebraut werden. An den Tabellen und verhältnißmäßigen Zahlenberechnungen, die Mrst. Austin hier übersetzt hat, konnten sich die Engländer überzeugen, daß in solchen Registraturarbeiten die Deutschen Meister sind und daß selbst Männer, die über die Kunst und schöne Literatur sprechen, doch den Viehbestand einer Nation und die Mastungsmethode der irischen Gänse für Gegenstände ihrer Untersuchungen halten. Finden sich diese Fragen zufällig in der Reise des Herrn von Raumer nicht gelöst, so kann man die Versicherung geben, daß er darüber Notizen mit Freuden würde empfangen und aufgeschrieben haben.

Ziehen wir aus Vorhergehendem einen Schluß, so bleibt es fest, daß Herr von Raumer, in der unnützen Besorgniß, für einen Dilettanten gehalten zu werden, einen oft langweiligen Begriff von Gelehrsamkeit hat. Seine statistisch-archivalischen Expositionen sind selten von der Wichtigkeit, die er ihnen, man weiß nicht durch welche Selbsttäuschung, beilegt. Seine Documente über Friedrich den Großen sollen wenig Neues enthalten. Seine Untersuchungen über Maria und Elisabeth erschöpfen sich in spitzfindigen und langweiligen Distinctionen, die eine auf der Hand liegende Wahrheit nimmermehr umstürzen werden. Kein Mensch verlangt von Herrn von Raumer, daß er Verse mache, aber jedermann fühlt sich durch eine Autorschaft erheitert, die heute über Mad. Crelinger, morgen über Raupach und in einigen Tagen über die Statistik der englischen Essigfabriken sprechen wird. Diese flackernde, irrlichternde Rührigkeit und Alleskönnerei hat viel dazu beigetragen, einen Gelehrten zu isoliren und zu einer persönlichen Grille zu stempeln, der gerade den Beruf zu haben scheint, sich dem größern Publikum recht nahe zu bringen und dem Urtheil desselben als ein stets mit gleicher Klarheit sichtbarer Leitstern zu dienen.

Möchte der Zweck dieser Skizze nicht verkannt werden! Sie soll einestheils die Person selbst, der sie gilt, veranlassen, sich den Bestrebungen und Verhältnissen der Nation enger

und aufrichtiger anzuschließen; anderntheils aber auch die Verdächtigungen zurückweisen, die man von mancher Seite her gegen Herrn von Raumer rege gemacht hat.

Georg Büchner.

1837.

Um den Ton zu verstehen, worin dieser Nachruf an einen früh vollendeten jungen deutschen Dichter gehalten ist, denke man sich eine Freundschaft, die aus der Ferne, ohne persönliche Begrüßung, nur durch wechselseitige Bestrebungen, durch gleiche Gesinnungen hervorgerufen und durch das Band der Ideale zusammengehalten wurde. Man wechselt Briefe und Zusprüche, tauscht seine Zukunft aus, schüttet sich einander ein reiches Füllhorn lachender, dreister Hoffnungen in den Schooß; man spricht sich in trüben Stunden Muth zu, malt sich eine Wendung der Dinge aus, in welcher wir selbst vom Winde, der sich dreht, gefaßt werden dürften; man hofft auf persönliche Begrüßung und giebt sich Kennzeichen, wenn man sich plötzlich begegnen sollte; ein solcher Gemüth und Geist bewegender Verkehr dauert ein Jahr. Da tritt eine kleine Unterbrechung ein; der Eine bestellt sein Haus, der Andere rüstet sich zu einer Reise und neuen Lebensbahn. Der Briefwechsel stockt. Man ist ohne Sorge über den still fortglimmenden Freundschaftsfunken und tritt eines Tages an einen öffentlichen Ort, wo sich das Echo der tausend Tagesgerüchte, das Echo der Verfolgungen in den Zeitungen durchkreuzt. Man ergreift sorglos eine derselben und liest, daß der Freund, der hoffnungsvolle, strebende, muthige, sogar schon seit Monaten, hinübergegangen ist in das Reich des Friedens, sanft entschlummert im Arme einer Geliebten, ausgelöscht aus dem jungen Nachwuchsregister unserer Hoffnungen, todt — ja mehr als todt — schon seit Monden verstorben!

So ging es mir mit Georg Büchner, einem strebenden Jünglinge aus Darmstadt, dessen Freundschaft ich mir erworben hatte und der sie mir leistete mit vollem, ideenreichem Herzen. Es war eine Knospe, deren Entfaltung ein herrliches Farbenspiel am Sonnenlicht gespiegelt hätte. Noch glaubte ich einen jungen Titanen aus widerwärtigen Verhältnissen sich losringend zu wissen; und in dem Augenblicke barg ihn schon der kühle Schooß der Erde. Ich sah ihn seine Waffenrüstung zum Kampfe mit der Unbill der Zeiten schmücken — und schon schlummerte er in jenem ewigen Reiche des Friedens, wo die Widersprüche versöhnt und der Egoismus des Zeitalters in kalte Asche verwandelt ist. Ich kann jenes tiefe, grausame Weh verstehen, auf dem Todtenbette mit seiner Liebe zum Leben und seinen Zukunftsträumen zu ringen, sich trennen zu müssen von dem Großen und Edlen, das man noch von sich bewahrheiten und bewähren wollte, und in jener Hand, die sich eben ausstreckte, um ein Reich des Ruhmes und der Ehre zu erobern, den lähmenden Tod zu fühlen. Junger Kämpe, vielleicht warst du ergeben, als sich die Sinne und dein Bewußtsein lösten; vielleicht lächeltest du schon über der Menschen ehrgeiziges Rennen und Treiben und dachtest selig, daß Alles eitel sei, daß auch die Irrthümer, die du bekämpfen wolltest, ja selbst die Dichterträume, die wie Lorber schon auf deiner Stirne lagen, an der Pforte der Ewigkeit wie bunte Farben sich in Vergängliches auflösen. Vielleicht vermißtest du, schon im Vorhofe der Ewigkeit, den Nachruf deiner Freunde nicht. Aber sie sind ihn dir schuldig; sie müssen dein Andenken mit frischem Rasen belegen und einen Kranz von Immergrün um das bescheidene Kreuz hängen, welches deine Grabstätte bezeichnet. Du gehörtest in die Legion der edlen Streiter für die Sache des Jahrhunderts. Die Menschen, die du haßtest, sollen wissen, wer du warst; und die, die du liebtest, sollen hören, was sie an dir verloren haben.

In den letzten Tagen des Februar 1835, dieses für die Geschichte unserer neuern schönen Literatur etwas stürmischen Jahres, war es, als ich einen gesellig verbundenen Kreis von ältern und jüngern Kunstgenossen und Wahrheitsfreunden

bei mir sah. Wir wollten einen Autor feiern, der bei seiner Durchreise durch Frankfurt am Main nach Literatenart das Handwerk begrüßt und lange genug zurückgezogen gelebt hatte, um uns zu verbergen, daß er im Begriff war, Bücher herauszugeben, welche, ob sie gleich jüdischen Inhalts waren, dennoch von der evangelischen Kirchenzeitung kanonisirt werden sollten. J. Jacoby war's.*) Kurz vor Versammlung der Erwarteten erhielt ich aus Darmstadt ein Manuscript nebst einem Briefe, dessen wunderlicher und ängstlicher Inhalt mich reizte, in ersterem zu blättern. Der Brief lautete: „Mein Herr! Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigene Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend giebt, welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht. Es giebt zwar Leute, welche behaupten, man sollte sich in einem solchen Falle lieber zur Welt hinaushungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem seit Kurzem erblindeten Hauptmann von der Gasse aufgreifen, welcher erklärt, er würde sich todtschießen, wenn er nicht gezwungen sei, seiner Familie durch sein Leben seine Besoldung zu erhalten. Das ist entsetzlich. Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, die Einen verhindern, seinen Leib zum Nothanker zu machen, um ihn von dem Wrack dieser Welt in das Wasser zu werfen, und werden sich also nicht wundern, wie ich Ihre Thüre aufreiße, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuscript auf die Brust setze und ein Almosen abfordere. Ich bitte Sie nämlich, das Manuscript so schnell wie möglich zu durchlesen, es, im Fall Ihnen Ihr Gewissen als Kritiker dies erlauben sollte, dem Herrn Sauerländer zu empfehlen und sogleich zu antworten. — Ueber das Werk selbst kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß unglückliche Verhältnisse mich zwangen, es in höchstens fünf Wochen zu schreiben. Ich sage dies, um Ihr Urtheil über den Verfasser, nicht über das Drama an und für sich, zu motiviren. Was ich daraus machen soll, weiß ich selbst nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Ursache habe, der Geschichte gegenüber roth zu werden;

*) Siehe „Rückblicke auf mein Leben" (Berlin, Hofmann) S. 142.

doch tröſte ich mich mit dem Gedanken, daß, Shakespeare ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben daſtehen. — Ich wiederhole meine Bitte um ſchnelle Antwort; im Falle eines günſtigen Erfolgs können einige Zeilen von Ihrer Hand, wenn ſie noch vor nächſtem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer ſehr traurigen Lage bewahren. — Sollte Sie vielleicht der Ton dieſes Briefes befremden, ſo bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen und faſt leichter, die Piſtole in der Hand: la bourse ou la vie! zu ſagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn' es! zu flüſtern. G. Büchner."

Dieſer Brief, den ich abdrucke, um ſogleich ein Bild des Charakters zu geben, deſſen Erinnerung wir feiern, den ich auch, unbekümmert um ſeine noch lebenden, vermöglichen Eltern, abdrucke, weil wir die kleine Affectation und das unmotivirte Elend darin bald erklären werden, reizte mich, augenblicklich das Manuſcript zu leſen. Es war ein Drama: Danton's Tod. Man ſah es der Production an, mit welcher Eile ſie hingeworfen war. Es war ein zufällig ergriffener Stoff, deſſen künſtleriſche Durchführung der Dichter abgehetzt hatte. Die Scenen, die Worte folgten ſich rapid und ſtürmend. Es war die ängſtliche Sprache eines Verfolgten, der ſchnell noch etwas abzumachen und dann ſein Heil in der Flucht zu ſuchen hat. Allein dieſe Haſt hinderte den Genius nicht, ſeine Begabung in kurzen ſcharfen Umriſſen ſchnell, wie im Fluge, an die Wand zu ſchreiben.

Alles, was in dem loſe angelegten Drama als Motiv und Ausmalung gelten ſollte, war aus Charakter und Talent zuſammengeſetzt. Jenes ließ dieſem keine Zeit, ſich breit und behaglich zu entwickeln; dieſes aber auch jenem nicht, nur blos Geſinnungen und Ueberſchweifungen hinzuzeichnen, ohne wenigſtens eine in der Eile verſuchte Abrundung der Situationen und namentlich der aus der köſtlichſten Stahlquelle der Natur fließenden hellen und muntern Worte. Danton's Tod iſt im Druck erſchienen. Die erſten Scenen, die ich geleſen, ſicherten ihm die gefällige, freundliche Theilnahme jenes Buchhändlers noch an dem bezeichneten Abend ſelbſt. Die

Vorlesung einer Auswahl davon, obschon von diesem oder jenem mit der Bemerkung, dies oder das stände grade so im Thiers, unterbrochen, erregte Bewunderung vor dem Talent des jugendlichen Verfassers.

Kaum hatte Georg Büchner einen Bescheid, so erfuhren wir, daß er auf dem Wege nach Straßburg war. Ein Steckbrief im Frankfurter Journal folgte ihm auf der Ferse. Er hatte in Darmstadt, vor seiner Familie sogar, verborgen gelebt, weil er jeden Augenblick befürchten mußte, in eine Untersuchung gezogen zu werden. Er war in jene unglückseligen politischen Wirrnisse verwickelt, die in so vielen Familien die Ruhe untergraben, so vielen Vätern ihre Söhne und Frauen ihre Gatten genommen haben. Ob ihn nur Verdacht oder eine erwiesene Beschuldigung verfolgte, weiß ich nicht; man versicherte, daß er den Frankfurter Vorfällen nicht fremd gewesen. Vielleicht hatten ihn auch nur seine in Straßburg früher fortgeführten Studien verdächtig gemacht. Jedenfalls ergab sich, daß Büchner die Parthie der Flucht gern ergriff. Er war mit einer jungen Dame in Straßburg versprochen; das Exil, für Andere eine Plage, war für ihn Wohlthat. Er gestand mir ein, daß er die Theilnahme seiner (wahrscheinlich loyalen) Eltern durch seine tollkühnen Schritte auf eine harte Probe stelle und daß er nicht den Muth hätte, diese abzuwarten. Dies spornte ihn an, sich selbst einen Weg zur bürgerlichen Existenz zu bahnen und von seinen Gaben die möglichen Vortheile zu ziehen. Daher das verzweifelnde Begleitungsschreiben des Danton: das Pistol und die unschuldige Banditenphrase: la bourse ou la vie!

Mehre der aus Straßburg an mich gerichteten Briefe Büchner's sind mir nicht mehr zur Hand. Ich hatte indessen große Mühe mit seinem Danton, da solche Dinge, wie sie Büchner hingeworfen, Ausdrücke, die er sich erlaubte, heute nicht gedruckt werden dürfen. Es tobte Sanscülottenlust in der Dichtung; die Erklärung der Menschenrechte wandelte darin, mit Rosen bekränzt, aber nackt. Die Idee, die das Ganze zusammenhielt, war die rothe Mütze. Büchner studirte Medicin. Seine Phantasie spielte mit dem Elend der Menschen, in das sie durch Krankheit gerathen; ja, die Krank-

Jochai.

Wie?
So ſpricht de Silva, der ſein Buch verdammte?

Silva.

Verdammte? Hab' ich irgendwo das ſo
Auf offnem Markte ausposaunt?

Jochai.

De Silva!
Man weiß, der Rath hat Euern Spruch empfangen
Und Euer Spruch beſagt: Er iſt kein Jude!

Silva.

Das ſagt Ihr — Ihr verſteht mich nicht — laßt's ſein!

Jochai.

Daß Ihr ihn ſchützt, das glaub' ich zu verſtehen —

Silva.

Ei was! Ich ſchütz' ihn nicht — und dennoch — Ja!
Faſt ſcheint es, daß ich mich verwandelt habe!
Was iſt das Herz auch nur ſo reichgeſtimmt,
An Tönen und an Weiſen faſt ſo voll
Wie Inſtrumente, wo man immer glaubt,
Der Künſtler hätte ſeinen letzten Schatz,
Die Fülle ſeiner Melodieen ausgegeben,
Und immer, immer wieder bringt der Finger
Ein ungeahntes, neugefügtes Tonſtück
Tief aus dem unerſchöpften Born hervor.
Vernehmt, wie mir es mit der Prüfung ging.

Jochai (bei Seite).

Was werd' ich hören?

heiten des Leichtsinns mußten ihm zur Folie seines Witzes dienen. Die dichterische Flora des Buches bestand aus Feld- und aus Queckſilberblumen. Jene ſtreute ſeine Phantaſie, dieſe ſeine übermüthige Satyre. Um dem Cenſor nicht die Luſt des Streichens zu gönnen, ergriff ich ſelbſt dies Amt und beſchnitt die wuchernde Demokratie der Dichtung mit der Scheere der Vorcenſur. Da fühlt' ich wohl, wie gerade der Abfall des Buches, der unſern Sitten und Verhältniſſen geopfert werden mußte, der beſte, der individuellſte, eigenthümlichſte Theil des Ganzen war. Lange, zweideutige Dialoge in den Volksſcenen, die von Witz und Gedankenfülle ſprudelten, mußten zurückbleiben. Die Spitzen der Wortſpiele mußten abgeſtumpft werden oder durch aushelfende dumme Redensarten, die hinzuzuſetzen waren, krumm gebogen. Der echte Danton von Büchner iſt nicht erſchienen. Was davon herauskam, iſt ein nothdürftiger Reſt, die Ruine einer Verwüſtung, die mich Ueberwindung genug gekoſtet hat.

Büchner ſchrieb im Sommer 1835 an mich: „Straßburg. Verehrteſter! Vielleicht haben Sie durch einen Steckbrief im Frankfurter Journal meine Abreiſe von Darmſtadt erfahren. Seit einigen Tagen bin ich hier; ob ich hier bleiben werde, weiß ich nicht, das hängt von verſchiedenen Umſtänden ab. Mein Manuſcript wird unter der Hand ſeinen Kurs durchgemacht haben. Meine Zukunft iſt ſo problematiſch, daß ſie mich ſelbſt zu intereſſiren anfängt, was viel heißen will. Zu dem ſubtilen Selbſtmord durch Arbeit kann ich mich nicht leicht entſchließen; ich hoffe, meine Faulheit wenigſtens ein Vierteljahr lang friſten zu können, und nehme dann Handgeld entweder von den Jeſuiten für den Dienſt der Maria oder von den St. Simoniſten für die femme libre oder ſterbe mit meiner Geliebten. Wir werden ſehen. Vielleicht bin ich auch dabei, wenn noch einmal das Münſter eine Jacobinermütze aufſetzen ſollte. Was ſagen Sie dazu? Es iſt nur mein Spaß. Aber Sie ſollen noch erleben, zu was ein Deutſcher nicht fähig iſt, wenn er Hunger hat. Ich wollte, es ginge der ganzen Nation wie mir. Wenn es einmal ein Mißjahr giebt, worin nur der Hanf geräth! Das ſollte luſtig gehen, wir wollten ſchon eine Boa Conſtrictor zuſammenflechten.

Mein Danton ist vorläufig ein seidenes Schnürchen und meine Muse ein verkleideter Samson."

Der wilde Geist in diesem Briefe ist die Nachgeburt Danton's. Der junge Dichter muß seinen Thiers und Mignet loswerden; er verbraucht noch die letzten Reste auf seiner Farbenpalette, von der er jene dramatischen Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft gemalt hatte. Der Ausdruck ist ihm wichtiger als die Sache. Die revolutionaire Phraseologie reißt ihn hin, dafür nach idealen Unterlagen zu suchen. Er wird bald andere Ansichten haben und sich von jener Unruhe befreien, die man immer spürt, wenn man eben vom Reisewagen steigt. Der Puls schlägt dann öfter in der Minute, als man Gedanken für jeden Schlag hat. G. Büchner hörte bald auf, von gewaltsamen Umwälzungen zu träumen. Die zunehmende materielle Wohlfahrt der Völker schien ihm die Revolution zu verschieben. Je mehr jene zunimmt, desto mehr schwindet ihm eine Aussicht auf diese. Er schrieb mir unter Anderm: „Die ganze Revolution hat sich schon in Liberale und Absolutisten getheilt und muß von der ungebildeten und armen Klasse aufgefressen werden; das Verhältniß zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionaire Element in der Welt, der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin und nur ein Moses, der uns die sieben ägyptischen Plagen auf den Hals schickte, könnte ein Messias werden. Mästen Sie die Bauern und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topf jedes Bauern macht den gallischen Hahn verenden."

Inzwischen hatte ich den erschienenen Danton nach Verdienst im Phönix gewürdigt. Büchner's Bescheidenheit schmollte, daß ich ihn zu hoch gestellt: er käme in Verlegenheit, meine in seinem Namen gegebenen Versprechungen zu erfüllen. Meine Kritik hatte aber noch eine andere Folge, die für unsere Zustände nicht uninteressant war. Ich erhielt aus der Schweiz einen anonymen Brief, der allem Anschein nach von der dortigen jeune Allemagne herrührte und worin mir über mein Lob eines patriotischen Apostaten, wofür nun schon Büchner galt, die heftigsten Vorwürfe gemacht wurden.

Es war zu gleicher Zeit der Neid eines Schulkameraden, der sich in dem Briefe ausgällte. Den Verfasser ärgerte das einem ehemaligen Freund gespendete Lob, und um seine kleinliche Empfindung zu verbergen, hüllte er sich in pädagogische Vorwände. Der geärgerte Schulkamerad schrieb: „Bei der unbedingtesten Gerechtigkeit, die ich Büchner's Genie widerfahren ließ, ist es mir doch nie eingefallen, mich vor ihm in eine Ecke zu verkriechen!" Darauf folgte ein Erguß über die Eitelkeit, in der nun der Kamerad bestärkt werden würde, eine Versicherung, daß er Büchner's wahrer Freund wäre, und in einem Postscript — ob ich nicht eine Antikritik abdrucken wollte! Mir schien dies anonyme Treiben so verdächtig, daß ich Büchnern einen Wink gab und von ihm Aufklärung erhielt. Ich will die betreffende Stelle hersetzen; nicht, weil das ganze Verhältniß von Bedeutung ist, sondern weil ich darin eine Abspiegelung von Jugenderinnerungen sehe, die gewiß in vielen Lesern dieses Aufsatzes auftauchen. Wer hätte nicht in Beziehungen gestanden, wo brechen so schwer, fast unmöglich ist, und wo man durch das freundschaftliche Verhältniß doch nicht erquickt, sondern im Gegentheil nur belästigt wird und mit Freuden jede Gelegenheit ergreift, sich mit gutem Grunde die Last abzuschütteln! Büchner antwortete: „Was Sie mir über die Zusendung aus der Schweiz sagen, macht mich lachen. Ich sehe schon, wo es herkommt. Ein Mensch, der mir einmal, es ist schon lange her, sehr lieb war, mir später zur unerträglichen Last geworden ist, den ich schon seit Jahren schleppe und der sich, ich weiß nicht aus welcher verdammten Nothwendigkeit, ohne Zuneigung, ohne Liebe, ohne Zutrauen an mich anklammert und quält und den ich wie ein nothwendiges Uebel getragen habe! Es war mir wie einem Lahmen oder Krüppel zu Muth und ich hatte mich so ziemlich in mein Leiden gefunden. Aber jetzt bin ich froh, es ist mir, als wäre ich von einer Todsünde absolvirt. Ich kann ihn endlich mit guter Manier vor die Thüre werfen. Ich war bisher unvernünftig gutmüthig, es wäre mir leichter gefallen ihn todt zu schlagen, als zu sagen: Pack dich! Aber jetzt bin ich ihn los! Gott sei Dank! Nichts kommt Einem doch in der Welt theurer zu stehen, als die Humanität."

Weil sich Büchner mit allen Kräften auf eine akademische Stellung vorbereitete, so konnte er seine Mußezeit nur leichten Arbeiten widmen. Er übersetzte in der Serie von Victor Hugo's übertragenen Werken die Tudor und Borgia mit dichterischer Verwandtschaft mit dem Original. Einen seiner Briefe, wo er die Schwächen Victor Hugo's mit seinem Auge musterte, kann ich nicht wiederfinden. Alfred de Musset zog ihn an, während er nicht wußte, „wie er sich durch V. Hugo durchnagen" solle, Hugo gäbe nur „aufspannende Situationen", A. de Musset aber doch „Charaktere, wenn auch ausgeschnitzte". Wie wenig er auch arbeitete und erklärte, für den Danton, der so hurtig nicht zu Stande gekommen, wären „die darmstädtischen Polizeidiener seine Musen gewesen", so trug er sich doch mit einer Novelle, wo Reinhold Lenz im Hintergrunde stehen sollte. Er wollte viel Neues und Wunderliches über diesen Jugendfreund Goethe's erfahren haben, Neues über Friederiken und ihre spätere Bekanntschaft mit Lenz.

Büchner's spätere Briefe beschäftigen sich meist mit seinen Zukunftsplänen. Sein Herz war gefesselt, er suchte eine Existenz, als Schmied seines Glückes. Er hatte die Medicin verlassen und sich auf die abstracte Philosophie geworfen. Er schrieb (wie gewöhnlich ohne Datum): „Straßburg. Lieber Freund! War ich lange genug stumm? Was soll ich Ihnen sagen? Ich saß auch im Gefängniß und im langweiligsten unter der Sonne, ich habe eine Abhandlung geschrieben in die Länge, Breite und Tiefe. Tag und Nacht über der ekelhaften Geschichte, ich begreife nicht, wo ich die Geduld hergenommen. Ich habe nämlich die fixe Idee, im nächsten Semester zu Zürich einen Kurs über die Entwicklung der deutschen Philosophie seit Cartesius zu lesen; dazu muß ich mein Diplom haben und die Leute scheinen gar nicht geneigt, meinem lieben Sohn Danton den Doctorhut aufzusetzen. Was war da zu machen? Sie sind in Frankfurt und unangefochten? Es ist mir leid und doch wieder lieb, daß Sie noch nicht im Rebstockel (Straßburger Gasthaus) angeklopft haben. Ueber den Stand der modernen Literatur in Deutschland weiß ich so gut als nichts; nur einige versprengte Broschüren, die, ich weiß nicht wie, über den Rhein gekommen,

fielen mir in die Hände. Es zeigt sich in dem Kampf gegen Sie eine gründliche Niederträchtigkeit, eine recht gesunde Niederträchtigkeit, ich begreife gar nicht, wie wir noch so natürlich sein können! Und Menzel's Hohn über die politischen Narren in den deutschen Festungen — und das von Leuten! mein Gott, ich könnte Ihnen übrigens erbauliche Geschichten erzählen. Es hat mich im Tiefsten empört; meine armen Freunde! Glauben Sie nicht, daß Menzel nächstens eine Professur in München erhält? Uebrigens, um aufrichtig zu sein, Sie und Ihre Freunde scheinen mir nicht gerade den klügsten Weg gegangen zu sein. Die Gesellschaft mittelst der Idee, von der gebildeten Klasse aus reformiren? Unmöglich! Unsere Zeit ist rein materiell. Wären Sie je directer politisch zu Werke gegangen, so wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von selbst aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwischen der gebildeten und ungebildeten Gesellschaft hinauskommen. Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, so viel Concessionen sie auch von der Gewalt für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältniß zur großen Klasse aufgeben wollen. Und die große Klasse selbst? Für die giebt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöser Fanatismus. Jede Parthei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unsere Zeit braucht Eisen und Brot — und dann ein Kreuz oder sonst so was. Ich glaube, man muß in socialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volk suchen und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding, wie diese, zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben desselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben. Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann. — Sie erhalten hierbei ein Bändchen Gedichte von meinem Freunde Stöber. Die Sagen sind schön, aber ich bin kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Parthei, die immer rückwärts in's Mittelalter greift, weil sie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann. Doch ist mir das Büchlein lieb; sollten Sie nichts

Günſtiges darüber zu ſagen wiſſen, ſo bitte ich Sie, lieber zu ſchweigen. Ich habe mich ganz hier in das Land hineingelebt; die Vogeſen ſind ein Gebirge, das ich liebe, wie eine Mutter, ich kenne jede Bergſpitze und jedes Thal, und die alten Sagen ſind ſo originell und heimlich, und die beiden Stöber ſind alte Freunde, mit denen ich zum erſten Mal das Gebirge durchſtrich. Adolph hat unſtreitig Talent, auch wird Ihnen ſein Name durch den Muſenalmanach bekannt ſein. Auguſt ſteht ihm nach, doch iſt er gewandt in der Sprache. — Die Sache iſt nicht ohne Bedeutung für das Elſaß, ſie iſt einer von den ſeltenen Verſuchen, die noch manche Elſäſſer machen, um die deutſche Nationalität Frankreich gegenüber zu wahren und wenigſtens das geiſtige Band zwiſchen ihnen und dem Vaterland nicht reißen zu laſſen. Es wäre traurig, wenn das Münſter einmal ganz auf fremdem Boden ſtände. Die Abſicht, welche zum Theil das Büchlein erſtehen ließ, würde gefördert werden, wenn das Unternehmen in Deutſchland Anerkennung fände, und von der Seite empfehle ich es Ihnen beſonders. — Ich werde ganz dumm in dem Studium der Philoſophie; ich lerne die Armſeligkeit des menſchlichen Geiſtes wieder von einer neuen Seite kennen. Meinetwegen! Wenn man ſich einbilden könnte, die Löcher in unſern Hoſen ſeien Palaſtfenſter, ſo könnte man ſchon wie ein König leben; ſo aber friert man erbärmlich."

Dies Ganze iſt die Zuſammenſetzung zweier Briefe; der letzte Theil iſt älter, als der erſte. Der Umzug nach Zürich brachte eine momentane Störung hervor. Die Habilitation beſchäftigte Büchner, der übermäßig arbeitete; ich drang auf keine Nachrichten, weil ich hoffte, die Züricher Niederlaſſung würde gute Wege haben. Inzwiſchen erkrankte Büchner und ſtarb.

Beweiſen nicht ſchon dieſe von mir mitgetheilten Briefſragmente, um welch' reichen Geiſt mit ihm unſere Nation gekommen iſt? Alles, was er berührte, wußte er in eine bedeutſame Form zu kleiden. Er hatte die Rede und den Gedanken in gleicher Gewalt und wußte mit einer an jungen Gelehrten ſeltenen Beſonnenheit, ſeine Ideen abzurunden und zu kryſtalliſiren. Seine Inaugurationsabhandlung wird

als ein Beleg von Gelehrsamkeit und Scharfsinn gerühmt. Büchner würde, wie Schiller, seine Dichterkraft durch die Philosophie geregelt und in der Philosophie mit der Freiheitsfackel des Dichters die dunkelsten Gedankenregionen gelichtet haben. Alle diese Hoffnungen knickte der Sturm. Ein frühes Grab war der Punkt, in welchem sich all' die frischen, kühnen Perioden, die wir von einem Jünglinge in diesen Mittheilungen gelesen haben, endigen sollten. Zu dem Trotze, der aus diesem Charakter sprach, lachte der Tod. Der Friedensbogen, der sich über diese gährende Kampfes- und Lebenslust zog, war die Sense des Schnitters, von welcher so frühe gemäht zu werden, uns schmerzlich und fast mit einem gerechten Schein die Unbill des Schicksals anklagen läßt. Könnte ich diese Erinnerungsworte ansehen, als in Stein und nicht in Sand gegraben, daß sie vom Wind nicht verweht werden! Könnte ich in künftigen Darstellungen unserer Zeit, wie sie war, rang, litt, hoffte, wenigstens den Namen Georg Büchner in der Zahl derjenigen, die durch ihr Leben und ihre Arbeiten die Entwicklung unserer Uebergangsperiode bezeichnen, dauernd und mit goldenem Schein erhalten!

Die schönste Belohnung, die ich für diesen Nachruf erhalten konnte, waren die saubern Abschriften des poetischen Nachlasses Büchner's von der Hand seiner Verlobten. Es ist ein vollendetes Lustspiel Leonce und Lena, in der Weise des Ponce de Leon von Brentano. Dann das Fragment des Lenz und ein Heft von Briefen, die ohne Absicht geschrieben und doch voll künstlerischen und poetischen Werthes sind.

Herwegh sagt von ihm in einem größeren schönen Gedichte:

Ein unvollendet Lied sinkt er in's Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab.

Tzschoppe.
1840.

Nicht von Jean Paul's unsterblichem Schoppe soll dies Blättchen reden, sondern von dem verstorbenen Herrn von Tzschoppe, weiland königl. preußischem wirklichen Geheimen Oberregierungsrathe und Präsidenten des Obercensurcollegiums in Berlin. — Ob wol die Leser ein Gefühl verstehen werden, das ich ihnen zuerst beschreiben will? — Wandelnd im Lichte seiner Gedanken, sich anschmiegend an Gott und das göttliche Leben der Geschichte, bewegt vom Drang des innersten Herzens und in sich frei geworden, frei vom fesselnden Buchstaben des Gesetzes, frei von den trüben Beklemmungen des irdischen Dunstkreises, demüthigt plötzlich unsern Stolz, entmuthigt unsern Glauben die kläglichste Anforderung des irdischen Daseins. Einem Schmetterlinge nachjagend, verirren wir uns in einen Blumenhag, aus dem uns ein Büttel vertreibt. Auf der Landstraße schlendernd und still für uns mit dem Weltgeist redend, fährt uns die Wegepolizei mit einem Verlangen nach unserm Passe an. Die redlichsten Wünsche werden verdächtigt, die Keime und Blüthen des in uns wachsenden Dranges nach geistiger Bewährung werden mit roher Hand abgeknickt. Man kann von den Citronen und Orangen Italiens schwärmen, von Roms Größe und Neapels Schönheiten, und die Polizei untersagt dir, hinzureisen. Man nennt das die Civilisation und die moderne gesittete Gesellschaft.

Mit Gefühlen dieser Art habe ich mehrere Male in der Behrenstraße zu Berlin vor dem Casinogebäude, wo Herr von Tzschoppe wohnte, gestanden. Die Umstände machten es mir zur unumgänglichen Bedingung, wenn ich in Berlin unangefochten bleiben wollte, den Chef des gesammten allgemein literarischen Verdächtigungswesens zu besuchen. Wehmüthig schlenderte ich unter den Linden, um mir den Muth zu holen,

bei Herrn von Tzschoppe einzutreten. Es empörten sich die heiligsten Empfindungen gegen diese klägliche und demüthigende Begrüßung, ich lächelte die Rebellen meines Herzens nieder, bat Gott, sich die Leiden freier Seelen in seinem Buche der ewigen Ausgleichung aufzuschreiben, und trat die Stiegen hinauf zu dem allmächtigen Polizeiwart der Literatur, von dem jetzt die preußischen Blätter eingestehen, daß er sich in Wahnsinn aufgelöst hat, in Wahnsinn gestorben ist.

Ich mußte Herrn von Tzschoppe zweimal sehen. Das erste Mal war er soeben geadelt worden. Es ist dies jetzt sechs Jahre her. Das zweite Mal stand er auf dem Zenith seines Glücks oder war schon im Sinken begriffen. Dies war kurz vor dem Tode Friedrich Wilhelm's III.

Herr von Tzschoppe war ein kleiner, noch jugendlich thuender Mann, Blondkopf, mit angenehmem Aeußern. Er sprach viel und lebhaft. Sein Dialekt gehörte der schlesisch-sächsischen Mischung an, er sprach, wie man in der Niederlausitz spricht, mehr singend als sprechend. Weit entfernt, die Gegenstände zu berühren, wegen deren man ihn besuchte, sprang er auf hundert entfernt liegende Dinge über. Statt mich über die Bedrängnisse, die man meiner literarischen Thätigkeit setzte, zu beruhigen, sprach er von Norwegen und den Romanen Henrik Steffens', die ihm mißfielen. Von Steffens sprang er auf Bernadotte, von Bernadotte auf den Bremer Walfischfang, und entließ mich mit dem Gefühl, mich in dieser Art von einem geistreichen, schlauen und durchtriebenen Kopfe — mystificirt zu sehen. Der Erfolg bewies, daß das, was ich für Witz gehalten hatte, schon die Anfänge der Geistesschwäche waren.

Beim zweiten Besuche hätte ich seine Krankheit voraussagen können. Herr von Tzschoppe schien mir liebenswürdiger geworden, aber es ist schlimm, wenn man, um dies zu sein, erst wahnsinnig werden muß. Statt mit mir über die fortgesetzten Bedrückungen der Presse zu reden, führte mich Herr von Tzschoppe in seine Bibliothek, zog eine hebräische Bibel hervor und sagte: „Sie müssen mir das Zeugniß geben, daß ich gebildet bin; denn ich kann sogar hebräisch!" Dabei bestieg er eine Leiter und kletterte an einen Bücherschrank

hinauf, aus welchem er ein altes Heft vergilbter Papiere holte, die mir Se. Excellenz mit Emphase und den Worten überreichte: „Sehen Sie da, hier haben Sie meine hebräischen Präparationen.“ Nicht genug, mich auf so komische Art mit den Anfängen seiner Bildung bekannt gemacht zu haben, rühmte er die Gelehrsamkeit seines Vaters, eines Senators in der lausitzischen Stadt Görlitz, und zeigte mir eine Menge von Handschriften, die sich auf die Geschichte von Görlitz bezogen. Der arme, gewiß schon gestörte Mann hatte die Absicht, Geschichtschreiber von Görlitz zu werden. Kaum hatte er diesen Gegenstand erschöpft, so trieb ihn eine ängstliche Hast, wieder in ein anderes Gebiet der Mittheilung überzuspringen. Er führte mich von Schrank zu Schrank, um mir seine kostbaren Ausgaben alter Classiker zu zeigen. Besonders verweilte er bei den Glossarien, Wörterbüchern, bei großen Sammelwerken, und knüpfte an jeden dieser Folianten die curiosesten Details aus seiner Studienzeit. Endlich schien ihn wieder ein Vernichtungsgedanke zu überkommen. Es fiel ihm seine inquisitorische Stellung ein, und mit einer Miene, die mir Angst machte, fragte er: „Wissen Sie, wie Alba aussehen hat?“ Ich wußte ja, daß Alba sein Held war. Er stieg wieder die Leiter hinauf und holte mir einen alten Holzschnitt, der das bekannte Portrait des niederländischen Würgers wiedergab. „Welche Größe in diesen Zügen!“ Herr von Tzschoppe verlor sich in die tiefste und andächtigste Betrachtung seines historisch politischen Ideals. Endlich, um mir noch zum Schluß einen Begriff von seiner Allmacht zu geben, zeigte er auf eine geschlossene Mappe, die soeben ein Kanzleibote gebracht hatte. „Wissen Sie, was hierin enthalten ist?“ Schon erschöpft von dieser sonderbarsten aller Audienzen, schwieg ich mit leidender Erwartung. Der neue Bücher-Alba öffnete und zeigte mir eine Liste aller der Personen, die den Abend vorher unentgeldlich im königlichen Theater gewesen. Obgleich diese Liste nur zur finanziellen Controle angefertigt war, so wehte es mich doch schauerlich und geheimpolizeilich an, ich mußte an die Schicksalsfäden der Inquisition und die dunkeln, verhängnißvollen Register der Santa casa denken. Mit der charakteristischen Bemerkung: „Ich war es, der Pro-

Silva.

Ja, Jochai!
Wie ich mich mit dem Buche ſo verſchloſſen
In ſtille Einſamkeit auf meiner Kammer
Und in den Paragraphen las und las,
Da weiß ich nicht, es hat mich wunderbar
Doch Manches innerlichſt davon ergriffen,
So Manches hat in mir den Denker wieder
Mit allgewalt'gem Zauber aufgeregt.
Und immer rief's in mir: Unmöglich! Nein!
Du darfſt den Irrenden an Prieſter nicht,
An ſie den Schüler Plato's nicht verrathen.
Und gerne hätt' ich Manches in die Thora,
In unſern Talmud eingezeichnet, was
Bei vielem Falſchen, vielem Unbewieſenen
Ich Tiefgedachtes doch zu leſen fand —
Doch da es dort nicht ſteht und ich gelobte,
Nach Talmud und der Thora ihn zu richten,
So ſchrieb ich nur dies eine Wort am Ende
Des ganzen Buchs: Der Autor iſt kein Jude.

Jochai.

Wie? Das iſt Doppelſinn —

Silva.

Doch nicht!
Ich ſchrieb, was ihn als Jude muß verdammen.
Doch iſt er Jude? Braucht er dieſem Elend
Des Fluches, dieſer ſchimpflichen Verfolgung

feſſor Raupach als Theaterdichter angeſtellt hat!" entließ mich Herr von Tſchoppe. Ich wußte nicht, was dieſe Bemerkung ſollte, verſtand die Audienz nicht und war innerlich ſo vernichtet und gekränkt, daß ich nach dieſer verkehrten, liebloſen Unterhaltung über den Lauf der Welt, über Erdenloos und Menſchenſchickſal, über mein eignes Daſein, über Himmel und Erde hätte verzweifeln mögen.

Ich theile dieſe Charakterzüge nicht der bloßen Curioſität wegen mit. Ich frage: Wie war es möglich, einen Mann, der ſo unverkennbare Spuren von Wahnwitz verrieth, über das geiſtige Leben und den geiſtigen Tod von Dichtern und Publiciſten entſcheiden zu laſſen? Ich frage, da zwei Dinge entſchieden ſind, einmal der Wahnſinn dieſes armen Mannes und zweitens die unumſchränkte Herrſchaft, die derſelbe zehn Jahre lang über die preußiſche Preßgeſetzgebung ausübte, ich frage: ob diejenigen Autoren, die durch Herrn von Tſchoppe gekränkt wurden, nicht die gerechteſten Anſprüche auf Genugthuung haben? Es iſt jetzt viel für die Preſſe geſchehen aber noch nicht Alles.

Karl Immermann.

1838.

In einem ſeiner Werke, „die Epigonen", ſpricht Karl Immermann von einer Literatur der Einſamen, der er ſich nur noch zu widmen getraue und deren Beifall ihn ſeine Impopularität vergeſſen ließe.

Wie perſönlich auch das Motiv dieſes Ausſpruches ſein möge, ſo iſt doch zuverläſſig anzunehmen, daß diejenige Theilnahme, welche Immermann vermißt, nicht blos für ihn nicht vorhanden iſt, ſondern überall und Jedem fehlt, da ein Subject derſelben für die Literatur überhaupt gar nicht exiſtirt. Eine Literatur mit nationaler Acclamation liegt außer dem Bereiche deſſen, was wenigſtens für jetzt noch in Deutſchland

möglich ist. Die Unmöglichkeit liegt in den Umständen, vor allen Dingen in dem, daß man einer eingreifenden, mächtigen und schlagenden Literatur nicht zu bedürfen scheint. Denn wäre sie ein Bedürfniß, sie würde vorhanden sein. Das achtzehnte Jahrhundert und sein Wendepunkt glühten Idealen und Ahnungen entgegen; beide Zeiträume strebten dahin, die Sphäre des Thatsächlichen zu überschreiten und statt der alten eine neue Welt zu finden. Unsere Zeit dagegen, geboren aus dem Transscendentalismus, drängt in die alten Gleise zurück und will Wirklichkeit, während man früher nur von der Wahrheit sprach. Die alte Zeit war Revolution, die neue ist Constitution. Wenn sich in unserer Zeit alle Interessen drängen, um an die Reihe und an das Ihrige zu kommen, so wird nur die einzige Literatur vergebens warten, und lange nicht wieder Dasjenige werden, was sie einst gewesen ist. Und in der Hauptsache haftet die Gegenwart — am vergangenen classischen Zeitalter.

So richtig demnach im Allgemeinen Immermann's Ausspruch ist, so ist er es doch nicht mehr, wenn er demselben eine Beziehung auf ihn selbst giebt. Immermann wird eine gewisse geistige Regsamkeit, die in Deutschland nur durch die unglücklichsten Umstände gänzlich fehlen könnte, nicht ableugnen können, er wird sogar ein wogendes Mehr oder Weniger in verschiedenen Jahresläuften in diesem Betracht zugeben müssen. Immermann hat Recht, wenn er der Restaurationsperiode eine größere ästhetische Mündigeit zuspricht, als der Gegenwart; aber er erwägt hiebei kaum, daß seine eigenen Actien (und auf diese scheint es ihm doch anzukommen) gewiß seit der Julirevolution günstiger gestellt sind, als sie es früher waren.

Wie trat Immermann auf? Seiner selbst sich nur ziemlich unklar bewußt. Er begann sogleich mit einer Manier, die aus seiner Stimmung entsprang, und diese Stimmung war ohne Grundsätze, war die Folge einer Menge mehr oder minder starker Antipathieen. Immermann's dualistische Natur sprach sich besonders darin aus, daß er dasjenige mitmachte, was ihm verhaßt und sogar lächerlich war, daß er romantisirte, daß er Shakespeare nachahmte, und doch nichts so sehr

haßte, als die Romantik und die Shakespearemanie. Durch dieſen Zwieſpalt verlor ſeine erſte Poeſie ihr gläubiges Colorit, ſie war das Product einer Beſtrebung, die ſich ſelbſt ironiſirte. Sie iſt es ſogar noch immer, wenn man bedenkt, daß es lange keinen Autor geben wird, der im Ton, in ſeiner Haltung, in ſeinem Haſſe gegen die Illuſionen und der bedachtſamen Berechnung ſeiner Poeſie ſo viel Aehnlichkeit mit Goethe hat, und daß wieder — Immermann dieſen vor Allen mit Mißgunſt und Haß verfolgt!

Hatte Immermann bisher nur die Kritik beſchäftigt, ſo ſchien es, als ſollten nun ſeine hiſtoriſchen Dramen eine größere Theilnahme finden. Der Anlauf war glücklich, man wollte ihm offenbar wohl im Publikum, aber das Echo blieb aus, oder der Dichter unterſtützte es nicht; denn Heinianismen, Merlin und Aleris waren wahrlich keine Unterſtützungen Friedrich's und Hofer's. Von Merlin klagt der Verfaſſer der Epigonen, von Merlin, daß er ihm das liebſte unter allen ſeinen Kindern geweſen wäre, von Merlin, den niemand geleſen hat, leſen wird, und ich füge hinzu, den niemand leſen kann: ſollte der Widerwille auch nur daher kommen, daß für die Nichtkenner der Sage ein Bruchſtück derſelben zu wenig war, für die Kenner derſelben aber des Geborgten viel zu viel; man ſah in dieſer Dichtung nur Bekanntes, und als Eigenthum Immermann's nicht mehr, als eine willkührliche Auslegung davon, eine allegoriſche Deutung. Ebenſo iſt Aleris eine kalte, moskowitiſche Production. Die claſſificirende Kürze derſelben wirkt, wie jede Affectation, froſtig; das Originelle iſt hier nur noch wunderlich.

Mit dem „Reiſe-Journal" endlich floß das Maaß der Impopularität über, und doch begann von hier aus die poetiſche Erſcheinung Immermann's mit ſpecieller Rückſicht gewürdigt zu werden. Einige junge Kritiker bedurften eines Namens, den ſie der romantiſchen Schule gegenüber halten konnten, und wählten dazu Immermann. Es iſt wunderbar, während ſich Immermann durch die politiſchen Anzüglichkeiten und vornehmen Läſterungen in jenem Buche vor einer Klaſſe der Nation den letzten Reſt gab, verſuchten ihn gerade diejenigen, welche die Freiſinnigſten ſind und am

wenigſten auf Formen ſehen, für eine Merkwürdigkeit aus-
zugeben, brachten ihn unter einen neuen Geſichtspunkt und
thaten dies mit ſo glücklichem Erfolge, daß Immermann Un-
recht hat, von einer Literatur der Einſamen in dem Sinne
zu ſprechen, als müßte er unter den Deutſchen auf Aner-
kennung verzichten. Von uns kann er ihrer immer gewiß
ſein, und wir eilen, das Publikum auf die Erſcheinung der
Epigonen aufmerkſam zu machen. Sie entfalten ein buntes
und anziehendes Gemälde von ſcharfſinnig-combinirten Ver-
wicklungen, geben Charaktere von täuſchender Wahrheit,
geben zuletzt einen Charakter, der der intereſſanteſte von
allen iſt, den des Verfaſſers ſelbſt.

Der Held des Romans, Herrmann, iſt vortrefflich gezeich-
net; gleichgültig durch ſich ſelbſt, intereſſant durch ſeine Be-
gegniſſe. Das herzogliche Paar, Wilhelmi, der Oheim,
Alles ſteht da wie lebende Bilder aus der Wirklichkeit, Medon,
ſeine Frau und die Andern ſind keine Schattenbilder, Flämm-
chen, eine Mignonszuthat, iſt unwahr, doch nicht ſtörend.
Die Fabel iſt ſpannend und richtig angelegt, die Situa-
tionen haben mehr als Couliſſenwahrheit, das Detail iſt zu-
weilen etwas geſchwätzig im erſten und zweiten Theil, Schlag-
lichter ſind ſparſam, oft mißlich (z. B. das Skelett des jungen
Freiwilligen), oder gemiſcht aus Plus und Minus (z. B.
der alte Diener), überhaupt walten in dieſer Sphäre etwas
zu ſtarke Romaningredienzien; dagegen giebt es zahlloſe
Lichtpunkte, von welchen keiner ſo glänzend, wie die am Schluß
befindlichen Briefe des verſtorbenen Grafen, ein Meiſterſtück,
wenn man den hier überraſchend richtig getroffenen Jubel-
und Freundſchaftston des enthuſiaſtiſchen achtzehnten Jahr-
hunderts zu würdigen verſteht. Die künftige Frau des Helden
iſt in ihrer beſchränkten Nüchternheit der einzige Mißton.
Die Sprache dagegen glättet alle kleinen Höcker aus. Man
wird ſelten einer Diction von ſoviel Schönheit begegnen, wie
ſie hier Immermann entfaltet.

Und doch drücken alle Züge, die hier genannt ſind, den
eigenthümlichen Reiz des Werkes noch nicht vollkommen aus.
Es fehlt noch eine Farbe, wenn wir das Ganze copiren
wollten, die originelle, trotzige, polemiſche, oft ärgernißgebende,

immer aber höchst aufrichtige Weltansicht des Verfassers. Um dies kurz abzuthun: Burschen- und Deutschthum kommen schlimm weg. Auf den neuern Liberalismus kommt zufällig nicht die Rede; dagegen entwickelt sich an Stellen des Buches oft eine Freimüthigkeit, namentlich über die Verhältnisse eines großen Staates, dem der Verfasser im Uebrigen zugethan ist, daß man für ihn besorgt werden möchte. Die Thorheiten der nördlichen Hauptstadt werden bitter gegeißelt. Man konnte sich auf Widersprüche von dorther gefaßt machen, die um so nachdrücklicher sein durften, da Immermann Fragen berührt, die über die Privatsphäre in die öffentliche hinüberstreifen. Vieles ist persönlich und fast immer ergötzlich. A. W. von Schlegel tritt im ersten Bande, wie er leibt und lebt, auf. Manche andere persönliche Beziehung ist leicht erkennbar, wenn auch dunkler gehalten.

Es kämpfen in Immermann zwei Elemente: Verstand und Phantasie. Es sind zwei Pole, denen seine Productionen zusteuern; die Differenz derselben fehlt oft, zuweilen ist sie da, als Gemüth, als negatives Gemüth. Es ist wol der Mühe werth, sich eine so eigenthümliche Complication klar zu machen. Immermann haßt Alles, was mit Illusionen, Baco würde sagen, mit „Idolen", eine Aehnlichkeit hat. Er würde es für thöricht, für albern an sich selbst halten, wenn er plötzlich die Augen verkleinerte und ein Gefühl aus dem Rocken des Herzens herausspänne, ein Gefühl, das ein primitives Recht zu haben behauptete. Immermann kämpft gegen die Ironie seiner selbst, er möchte Productionen geben ohne Ironie; aber primitive Gefühle, Zärtlichkeiten, aprioristisches Sichhaben und Schönthun zu zeichnen, steht ihm nicht. Er möchte nie ein Gefühl billigen, das seine Fäden ausstreckte und tastete und thäte, als wenn ein Gefühl etwas thun könnte; sondern seine liebsten Gefühle sind die rückschlagenden, die wehmüthigen, die verzweifelnden, kurz diejenigen, die den Entschlüssen auf der Ferse zu folgen pflegen. Ich bezeichne hier schon die Wirkung. Die Ursache ist Immermann's helles, klares Auge, sein stolzer, freisinniger Kopf, seine Mißachtung aller Schwebelei und tastenden Idealistik. Dazu kommt eine unleugbare dichterische Prädestination, eine bestimmte thetische Schöpfungs-

kraft, nicht blos in der Abfassung, sondern auch der Auffassung, in der Einbildungskraft, die rege und erfinderisch bei Immermann ist, zur Genüge bewiesen durch sein Talent für die Naivetät des Mährchens. So gährt in diesem Manne ein ganz eigenes Leben: unaufhörlicher Reiz zur Poesie und dabei eine ihn niemals verlassende schnurgerade Verständigkeit. Den ersten bildete er an sich aus und schrieb und schrieb, und die letzte machte wieder, daß ihn nichts befriedigte, daß es ihm selten war, als hätte er sich durch eine seiner Schriften ausgesprochen. Er liebt Merlin. Warum? Weil er glaubte, daß er in diesem einzigen Werke sich in der That ausgesprochen hätte, weil es ihm war, als hätte er eine Last von sich abgeschüttelt. Und diesem Merlin fehlt doch die Wirkung einer solchen Ueberzeugung. Das ist erklärlich; weil Merlin ohne Poesie und Gemüth ist, weil er nur eine abgegebene Erklärung ist. Merlin ist nicht so dualistisch, wie Immermann's Natur. Wär' er dies, so müßte er rührend wirken durch jene negativen Gefühle, welche aus der Dialektik des Verstandes und des Herzens zu entspringen pflegen. Erst die Epigonen erreichen das, was Immermann erstrebt und sprechen auch darum so an. Hier treten verschiedene Charaktere auf, wo der eine Verständige die Meinung des andern Gefühligen widerlegen kann, hier erzeugen sich wehmüthige, und jedenfalls immer klare und bestimmte Contraste. Der Dichter fühlt sich befriedigt und befriedigt dadurch auch den Leser. Es fehlt an den alten Mißlichkeiten freilich auch hier noch nicht. Vieles ist auch nur da, um dem nächsten Reiz zur Poesie zu genügen, Flämmchen, die Alte, die Skelette, das sind Dinge, die Immermann selbst schon mißlungen und unausgegohren scheinen, indem er sie aufsetzt: es sind Früchte einer nebulosen Einbildungskraft, wo der Dichter nicht fühlt, daß er damit etwas Reelles ausgesprochen hat. Aber der Arzt, der Priester, der Herzog, der Oheim, Wilhelmi, das sind Gestalten, in welchen er seine Seele ausgehaucht hat, wo sich Kopf und Herz begegnen, in denen poetische und ergreifende Dialektik webt.

Dies ist der Charakter der Immermann'schen Poesie. Man nehme nun die Factoren, aus denen sie besteht, so hat

man das Bedeutsame seiner Raisonnements, diese anregenden Meinungsabgaben, die in den Epigonen mit den Erlebnissen abwechseln. Der durchgreifende Ton aller der geistreichen, dem Roman einverleibten Betrachtungen ist Unbehaglichkeit, eine Mißstimmung, ohne Hypochondrie zu sein, ein Gefühl, daß es anders sein sollte in zahllosen Dingen, als es ist, kurz ein malcontentes stilles Brüten, dem leider so bald nicht Genüge kommen kann und wird und wo es schon ein großes Glück ist, wenigstens für die Poesie davon einige bleibende Vortheile zu ziehen.

Karl Immermann in Hamburg.

1840.

Es war ein trüber Novembermorgen des Jahres 1838. Man muß Hamburgs November kennen, um zu wissen, wie grau der Himmel umdüstert, wie vom Nebel jedes Haus angefeuchtet, wie unwegsam jede Straße der Stadt und vollends wie jeder Weg vor dem Thore gleichsam aufgelockert war — Alles düster und nur heiter der Abend, wenn die Lichter einen künstlichen Tag schaffen, mit dem man erst zu leben und aufzuathmen beginnt.

Ich blätterte im ersten Bande des Münchhausen von Immermann und las mit Behagen ein Begleitungsschreiben des Autors mit Zugeständnissen, die dem Jüngern vom Aeltern unerwartet kamen. In demselben Augenblick brachte der Lohnbediente des Streit'schen Hotels eine Visitenkarte: „Dr. Immermann, Landgerichtsrath aus Düsseldorf."

Eine Stunde später begrüßte mich der Angemeldete selbst. Eine stattliche Figur im grünen Reiseüberrock, eine Gestalt, die ich schon hätte kennen müssen, da sie oft beschrieben worden war. Abweichend von der hergebrachten Schilderung war eine gewisse bürgerliche Nachlässigkeit, ein etwas provinzieller

Pli der Haltung, die auffallend weiche, faſt weichliche deutſche Ausſprache im Magdeburger Dialekt mit regelmäßigem J ſtatt G, ein allerdings plaſtiſch geformter Kopf, aber mit etwas blaſſen, ſchlaffen Zügen, und ein Auge, deſſen Ausdruck bald in Hoheit und Strenge, bald in ſcheinbarer Harmloſigkeit, zuweilen, wenn ſich die Brauen etwas zuſammenzogen, in beinahe dämoniſcher Unheimlichkeit ſpielte. Das Immermann'ſche Weſen, das in ſeinen Schriften vor uns liegt, prägte ſich in dieſen Augen ab. Sie zogen an und ſchreckten ab. Bald waren ſie goethiſch würdevoll, bald wie ein Frühlingslied ſanft, bald plötzlich hoffmänniſch ſpukend und ſo unheimlich, daß man bei dem klar denkenden, begeiſterten, immer erregten Manne zu ſeinem Herzen, ſeinem Gemüth den Glauben verlor. Sah man fort und blickte wieder hin, ſo war die dunkle Wolke verſchwunden. Durch dieſe perſönliche Begrüßung wurde mir Vieles in dem Weſen des ſo ausgezeichneten Mannes verſtändlich.

Es iſt nicht zu vermeiden, daß erſte Begegnungen zwiſchen Schriftſtellern aus jüngerer Periode mit denen einer ältern etwas Geſpanntes haben. Immermann gehörte zu den Autoren, die mehr als ein Anderer Neigung zu einer literariſchen Ariſtokratie hatten. Wenn ſich nur die Geiſter und Talente darnach gefunden hätten, er würde mit ihnen eine literariſche Adelskette geſchloſſen haben, gegen welche wir Jüngern nicht hätten aufkommen können. Indeſſen überraſchte ihn die ſonderbare Erſcheinung, daß die jüngere Literatur, die ſo viel Namen mit rückſichtsloſem Ueberzeugungseifer angegriffen hatte, an ihm Freude und Intereſſe zeigte. Dieſer kräftige Geiſt ſtand iſolirt, ſein Verhalten zur Gegenwart war zum größten Theil polemiſch, ſeine Anſichten über unſere Zeit verlangten Widerſpruch, aber man konnte ſich ihm von vielen Seiten nähern, da er vor den andern, wenn auch nicht anregend, doch beziehungsreich war. Er geſtand mir, von meiner Analyſe ſeiner „Epigonen", wie er ſich ausdrückte, „erſchüttert" worden zu ſein. Es gäbe in der That, wie ich es entwickelt hätte, in ihm zwei Naturen: eine rein poetiſche und eine rein verſtändige, eine romantiſche und eine praktiſche. Die letzte zöge ihn, nur das

auszusprechen, was wahr ist, und da er das Schöne nur in der Form des Romantischen kannte, so mußte er in einem beständigen Kampfe mit sich selbst liegen; denn das Romantisch-Schöne ist nicht das Wahre, sondern die schöne Täuschung. So war das Dichterische bei ihm immer nur Ansatz, eine Illusion des Augenblicks, die sogleich wieder von einer ernüchterten Regung seines freien, unabhängigkeitsfrohen Verstandes abgelöst wurde. Die wahre Theorie ist die, daß der Verstand ein integrirender Bestandtheil des echten Dichters sein soll, der nur da zu einem Dualismus sichtlich heraustreten kann, wo sich die dichterische Kraft nur auf der romantischen Stufe hält. Bei Immermann war dies der Fall, der nicht aus Goethe, sondern aus Tieck, Arnim, Brentano, der Shakespearomanie zur Dichtung kam. Wenn man diese allerdings achtbaren Stufen des poetischen Bewußtseins nicht überwunden hat, so wird man sich auch stets in einer so unbehaglichen Stimmung betreffen, wie Immermann von sich eingestand. Wer, wie er, heute für Merlin und die Schlacht bei Ronceval schwärmte und morgen über Gemeindeverfassung, Julirevolution und praktische Reform des Theaters mit dem klarsten Verstande sprach, den Adel schön fand und doch wieder Witz genug besaß, ihn lächerlich zu machen, mit Görres, unbedingt hingegeben, in seinen „Volksbüchern" blätterte und den Athanasius verdammte, der konnte nicht zur Einheit seines Dichterbewußtseins kommen und hätte höchstens vielleicht im Drama Dauerndes leisten können, wenn sein Gemüth Milde, sein Herz Entäußerung genug besessen hätte.

Ueber diese Fragen, über sein nothwendiges Auslaufen in den satyrischen Roman (humoristisch ist doch wol Münchhausen nicht), über den fernern Inhalt dieses damals noch nicht ganz erschienenen Buches und einiges Praktische, das zur Orientirung auf dem Hamburger Terrain gehörte, tauschten wir die ersten Verständigungen aus. Immermann sprach besonnen und mit fertigem Styl. Ahnen ließ er nichts, sondern was er gab, sollte gerade das Ganze und nichts Anderes sein. Uebrigens ängstigte mich fast das Entgegenkommen des berühmten Mannes. Er hatte mich im Münchhausen durchgehechelt und erst später gelesen, wie ich ihn in seinen „Epi-

n" verstanden; dies machte ihm so viel Kummer und
e ihm so viel milde Worte ab, daß ich unter seinen Be-
chtigungen mehr litt, als er. Ich kann wol sagen, daß
schöne Menschlichkeit an einem gefeierten Manne mich
hrt hat, bis ich die beklommene Stimmung damit unter-
: „Wir dürfen uns in Deutschland über so wenig
schen lustig machen, daß wir Schriftsteller es uns schon
sehen müssen, wenn wir es über einander thun."
Für den Abend hatte Lebrün einige Kunstfreunde ein-
den, die der vortreffliche Künstler, Mitdirector des Stadt-
ters, auf sein Zimmer durch Krankheit gebannt, nach dem
ater bei sich zum Nachtessen erwartete. Man gab Kabale
Liebe. Immermann schenkte der Vorstellung, wie sich
von seiner Liebhaberei für das Theater erwarten ließ,
größte Aufmerksamkeit. Schäfer und Schmidt sprachen
als Reste „der alten Schule" an. An dem Darsteller
Ferdinand, Baumeister, vermißte er Zartheit der Leich-
g. Hoppé, der bei ihm in Düsseldorf begonnen hatte,
für das erste Fach engagirt zu finden, überraschte ihn.
Lebrün fand er Gelegenheit, vom Theater zu sprechen.
ine Ansichten kamen ungefähr darauf hinaus: „Ich glaube,
dem Schauspielwesen nur durch größern Fleiß der Dar-
ler oder würdigeren Eifer ihrer Directoren zu helfen ist.
lbst dem Talente muß von einer leitenden Hand die Bahn
iesen werden. Ich habe es in Düsseldorf versucht, es
h mit einer verhältnißmäßig mangelhaften Truppe bis zu
usstervorstellungen zu bringen, die wir auf den
ßten Bühnen hätten vorzuführen wagen dürfen. Freilich
angten wir dahin nur durch den angestrengtesten Fleiß,
wir auf die Proben verwandten. Noch in der Nacht
nte man uns, nach der abendlichen Vorstellung, auf den
ettern antreffen, um z. B. Tieck's Blaubart einzustudiren,
t dem ich den Versuch machen wollte, ob auch wol in
sem Genre etwas darstellbar wäre. Schmerzlich berührt
ich, so oft ich an die Düsseldorfer Bühne denke, nicht an
s, was sie war, sondern was sie unter günstigeren Um-
nden hätte werden können. Wir hatten ein gebildetes Pub-
um, das uns theilweise entgegenkam; die Maler übernah-

Sein Haupt zu beugen? Nein! Acosta hat
Ein Recht, wenn er es will, sich Christ zu nennen!

Jochai.

Silva?

Silva.

Dann wär' Euch Judith unverloren —

Jochai.

Was sagt Ihr? Uriel ein Christ?

Silva.

Sein Vater
Schwur einst in Portugal den Glauben ab,
Ward Christ und seine Kinder hat erzogen
Das Jesuitenkolleg in Cuença.
Als sie vom Tajo sich hierher geflüchtet,
Sind sie zum Judenthum zurückgekehrt —
Ob Uriel auch? Es steht in seiner Macht,
Wenn er es will sich Christ zu nennen.

Jochai.

Christ?
Das müßte ihn von Judith ewig trennen — —

Silva.

So ist's! Und nun ans Werk der Rettung! Ihr
(Musik in der Ferne)
Aus Haß — ich richt' Euch nicht — und ich —? Genug.
Hier tretet in die Laubengänge ein!
Ich höre, daß der Sanhedrin erfahren,
Acosta wäre hier bei Vanderstraten.
De Santos wird den Fluch der Kirche bringen!

nen Vi[illegible]les für unſern ſceniſchen Apparat unentgeldlich zu ſchaffen, [illegible]as man anderwärts hätte theuer bezahlen müſſen und dafür doch nicht ſo gut gehabt hätte. Ich wollte die Concurrenz [illegible]der Oper aushalten, ich wollte dem Repertoir einen zwar nicht pedantiſchen und gelehrten Charakter geben, es aber wählen und Ephemeren des Tages von ihm entfernt halten. Daß dabei die Kaſſe Ausfälle erlitt, ſtand zu erwarten. Daß die Actionäre meinem Wirken ſich widerſetzten, verdenke ich ihnen nicht. Wol aber trage ich es bitter denen nach, die ich in Berlin um Hülfe anrief. Ich bat, man ſollte das Theater zum Königlichen erheben. Hätten die Rheinprovinzen nicht eine ſolche Freundlichkeit verdient? Düſſeldorf war der paſſendſte Ort für eine ſolche Kunſtanſtalt, die den Rheinlanden Muſter und Vorgang hätte ſein können; aber der König ſchlug mein Geſuch ab. Dieſes Königſtädter Theater in Berlin mit ſeinen Gemeinheiten erhalten ſie! Ich geſtehe, daß das Theater bei mir Leidenſchaft iſt und daß ich trotz des unglücklichen Ausgangs meiner Verwaltung die Jahre der Mühe und Sorge, die ich auf die Düſſeldorfer Bühne verwandte, zu den ſchönſten meines Lebens zähle; die Schauſpieler liebten mich, und dieſe Liebe machte mich glücklich. Um ſo betrübter iſt es für mich, daß ich, meiner Ehre wegen, verſchwören mußte, je wieder das dortige Theater zu beſuchen. Ich kümmere mich nicht mehr um das Repertoir, laſſe mir erzählen und hoffe, wenn ich nach Köln verſetzt werden ſollte, dort nachzuholen, was ich verſäume. Es iſt meine Abſicht, eine Reihe von Erinnerungen aus meinem Leben herauszugeben und mich in dieſen ausführlich auch über die für mich ſo denkwürdige Düſſeldorfer Theaterperiode auszuſprechen."

Von den anweſenden Gäſten (Präßel, J. R. Lenz, Maler Ritzerow u. A.) trug jeder zur Belebung des Geſprächs bei. Lebrün öffnete einen Schatz von Theateranekdoten und wußte Vieles beim rechten Namen zu nennen, was die Andern nur andeutungsweiſe kannten. Bei jeder dramaturgiſchen Frage traf er praktiſch den Nagel auf den Kopf. Die Skizze, die Immermann im Franck'ſchen Taſchenbuche dramatiſcher Originalien über Grabbe geliefert hatte, brachte das Geſpräch

auf diesen wunderlichen elektrischen Geist, der eine Weile am Horizonte unserer Literatur leuchtete und dann in grauen, leeren Dunst verpuffte. Immermann hatte sich Grabbe's in Düsseldorf angenommen und war dafür von Einigen, z. B. Duller, mit üblen Anschuldigungen belohnt worden. Er sagte: „Was sollt' ich mit dem abenteuerlichen Mann thun? Mit ihm in die Oerter gehen, wo er sich an physischen Uebersättigungen gefiel, in die Trinkstuben und anderwärts hin, das konnt' ich nicht. Ihn zu geistiger Production anzuregen, unterließ ich nie; doch erwiderte er, daß ich ihm mechanische Beschäftigungen geben sollte. Er wollte Abschriften machen. Und weil ich wol einsah, daß er vielleicht dabei sein zerstreutes Wesen noch am leichtesten sammeln könnte, so ließ ich ihn Rollen und Noten abschreiben. Auf irgend eine Weise, wenn er nicht verhungern wollte, mußt' er sich doch durch die Welt bringen. Ihn ganz und gar zu ernähren, erlaubten meine Mittel nicht. Und kein Buchhändler war geneigt, einem so zerfahrenen Manne, der nichts producirte, Vorschüsse zu geben." Ich kann bestätigen, daß Immermann mit wärmster Theilnahme von dem unglücklichen Manne sprach, dessen Untergang er seinen häuslichen Verhältnissen und schlechter Gesellschaft zuschrieb. Selbst die radicale Herzlosigkeit, die sich in Grabbe's genialisirenden Producten, meiner Meinung nach, unverkennbar ausspricht, feige Hinterlist und die Tücke eines eitlen Herzens, die Grabbe's Detmolder Bekannte nicht leugnen können, all' diese Einwürfe, die ich gegen das ganze Gebahren dieses Mannes machte, wollte er nicht gelten lassen, sondern nahm ihn als einen Verzogenen und früh durch seine Verhältnisse Verdorbenen in Schutz. Die Entstellung seiner Beziehungen zu ihm war ihm verdrießlich und er drohte mit großer Heftigkeit, dagegen nächstens anzugehen.

Spät in der Nacht trennte sich die Gesellschaft. Lenz, der wackere Künstler, nahm von Immermann, als wir uns schon dem Jungfernstieg näherten, mit einer Verehrung Abschied, die dem Dichter wohlthat. Lenz schien diese Wärme in die Darstellung des Opfers des Schweigens mit hinübergenommen zu haben, wo er später den alten Herzog

mit einer Begeiſterung ſpielte, die dieſe Rolle zu einer ſeiner beſten Leiſtungen macht. „Dieſe ältern Schauſpieler," ſagte Immermann, „ſind darum, trotz ihrer Wunderlichkeiten, ſo ſehr zu verehren, weil ſie für ihre Kunſt ſchwärmen und ſich noch im ſpäteſten Alter ein junges Herz bewahren."

Der Mond war aufgegangen. Das Laub der entblätterten Bäume raſchelte im kühlen Nachtwinde. Magiſche Lichter blitzten über die ſanftgeſchaukelte Wogenmaſſe des Alſterbaſſins. Die Pyramide des Petrithurms ragte geiſterhaft in den glänzenden Sternenhimmel. Die Pavillons und Hallen auf der berühmten Promenade Hamburgs waren geſchloſſen, rings Alles ſtill und bezaubernd, denn man muß wiſſen, daß in Hamburg die Nächte ſchöner als die Tage ſind. Wir wollten uns noch nicht trennen und wandelten die entlaubten Alleen auf und ab. Wie hätten wir ahnen können, daß der Engel des Todes dem begeiſterten Manne, der von großen Entwürfen träumte, ſchon ſo dicht auf der Ferſe nachſchlich! Eben war Immermann im Begriff, ein Verhältniß, das bisher ſeine Freiheit gehemmt hatte, abzuſchütteln. Jugendlich geſtimmt dachte er an Vermählung mit der Jugend. Er wollte häuslich, als Charakter, als Dichter, neue Entpuppungen feiern, er hatte wieder Vertrauen zu ſich und ſeiner Zeit gewonnen. Wer kennt nicht dieſe entfeſſelte Schwärmerei eines poetiſchen Gemüths, wenn der Mond am Himmel ſteht und man nur das nachhallende Echo unſerer Schritte in den einſamen Straßen hört! Wie mancher Freundſchaftsbund iſt in dieſen Weiheſtunden geſchloſſen; wie Viele, die ſich am Tage flohen, haben ſich in einer ſolchen Nacht verſtanden, ergründet, verſöhnt und umarmt! Die edelſten Bündniſſe ſind die, zu deren Zeugen man die Sterne wählt.

Immermann wünſchte ſich von Hamburg eine genauere Kenntniß zu verſchaffen. Der Hafen mit ſeinen Anknüpfungen an ferne Länder und Meere beſchäftigte ihn viel. Dem norddeutſchen Weſen innigſt zugethan, erfreute ihn jede neue Erfahrung, die er hier im Gebiet der Sitte, des Verkehrs, der Lebenseinrichtung machte. Er knüpfte eine alte buchhändleriſche Beziehung wieder an, beſuchte die Lenker unſeres Theaters, ſah Wienbarg, deſſen Monographie über Helgoland er eben

gelesen hatte, und sprach zuletzt auch den Wunsch aus, Hamburg auch in seinen Unsitten kennen zu lernen. Es ist eine Erfahrung, die man in Hamburg macht. Jeder Fremde, der Hamburger besucht, zwingt sie, sein Cicerone durch die „Salons" zu werden. Da soll man Vormittags Klopstock's Grab in Ottensen und des Abends die Orgien des Hamburger Berges zeigen. So ist es aber mit der Phantasie eines Dichters! Sie malt sich kleine Brockenberge gleich zu Chimborassos aus. Immermann verlangte in den „vier Löwen" und bei Peter Ahrens die Courtille der Pariser Vorstädte zu sehen. Er fand den Ton und das Benehmen weit anständiger, als er sich gedacht hatte. Zuletzt widerte ihn das Treiben an und er riß sich davon mit einem Ekel los, der seinem sittlichen Ernste Ehre machte.

Ermüdet von der Monotonie der empfangenen Eindrücke, die für den folgenden Tag angesetzte Abreise bedauernd, suchten wir einen stillen Ort, um noch einige Stunden in heiterm Gedankenaustausch beisammenbleiben zu können. Die Wächter hatten schon lange die elfte Stunde abgerufen. Am Gänsemarkt, in dem kleinen Kellerstübchen der berühmten Firma Lorentz, waren wir ungestört. Eine Batterie von Austern pflanzten wir vor uns auf und besannen uns nicht lange, da man zu Austern entweder Porter oder Rheinwein trinkt, die grünen Römer mit dem Saft der vaterländischen Rebe zu füllen. Die Zunge wurde frei, das Herz erwärmte sich. Wir sprachen von Deutschlands Glück und Zukunft.

Es ist ein eigenes Schicksal unseres Volks, daß wir vom Vaterland nicht reden können, ohne uns zu streiten. Wenn Immermann von geistigen Interessen sprach, war er Revolutionair; so oft er auf Deutschlands politische Lage kam, war er preußischer Beamter und ehemaliger Freiwilliger. So steckte er auch jetzt die schwarz und weiße Cocarde auf und sagte: „Ich bin Franzosenfeind." Ich antwortete: „Franzosen oder nicht. Ich bleibe dabei, daß Sie sich in Ihrem Reisejournal nicht so über die deutschen Interessen ausgesprochen haben, wie es ein Freigesinnter sollte. Sie bereisten Süddeutschland und fanden die constitutionellen Bestrebungen desselben lächerlich. Ich kann Ihnen sagen, daß Itzstein, Paul Pfizer, Jordan Männer von deutschem Schrot und Korn sind.

Sie haben sich durch Ihr „Reisejournal" außerordentlich geschadet. Möglich, daß Sie damals von daher, wo Sie jetzt selbst verzweifeln, bessern Wind erwarteten." — „Der mich vielleicht selbst flotter machen sollte? Nein" — sagte er — „es ist mir angeboren, ich kann mich von den Begriffen nicht trennen, mit denen ich groß geworden bin. Nur im Socialen, Literarischen, Artistischen bin ich gezwungen, den merkwürdigen Umschwung der neuern Ideen anzuerkennen, und so kann ich Ihnen sagen, beschäftigt mich gerade nichts so sehr, als das verpönte Gebiet, auf dem sich die neuere Literatur bei uns bewegt. Es ist meine Absicht, selbst an diesen Discussionen Theil zu nehmen, mag man nun auch die Autoren, die sich darauf einlassen, mit dem Namen des jungen oder des alten Deutschland bezeichnen."

Das „Reisejournal" gab uns noch vielen Stoff zum Streit. Ich wollte durchaus geltend machen, daß er jetzt selbst über die darin enthaltene einseitige Auffassung der neuern politischen Entwicklung hinaus wäre. Er stemmte sich bis auf's äußerste, um sich von dem Vorwurf einer Inconsequenz freizuhalten. Was sollt' ich opponiren? Er fuhr fort: „Das Princip, das diese Neuerungen in der Literatur hervorrief, war unbedingt ein nothwendiges. Freilich wird es Einem schwer gemacht, es immer in seinen jetzigen Trägern anzuerkennen. Heine ist ein drolliger Kauz, aber ein heilloser Flunkerer, dem man nichts glauben kann, und dessen neuere Sachen ich nicht mehr gelesen habe. Freiligrath zieht mich durch seine Originalität an. Es ist doch etwas Neues in seiner Art und Manches in seinen Versen echt poetisch. Varnhagen diplomatisirt auch mit dem Zeitgeiste, weil er seine Rechnung dabei findet. Er war als Schriftsteller nie etwas, hat sich immer so mit fortpoussirt und ich möchte ihn, wie Friedrich der Große einen Marquis in seiner Umgebung, so den Marquis Peu à Peu der gegenwärtigen deutschen Autoren nennen. Seine Brief- und Nachlaßverletzungen grenzen an's Unglaubliche. Von Laube habe ich nichts, als seine drolligen Lobpreisungen des Fürsten Pückler gelesen. Mundt ist ein interessantes Talent; allein bei der freundlichsten Gesinnung, die ich für ihn hege, muß man doch über

die nichtssagende Oberflächlichkeit, mit der er ein paar Romane zusammengeschrieben hat, statt seiner erröthen." Besonders, gestand er, rege ihn in den neuern Versuchen Alles an, was die Natur und die Bestimmung des Weibes beträfe. Es wäre zwar leicht, diese Erörterungen nach der lächerlichen Seite hin zu wenden, allein das könne nicht hindern, daß ihr relativer Werth dadurch geschmälert werde. Es schien mir fast, als wenn ihn die Bekanntschaft mit irgend einer exceptionellen weiblichen Natur so begeistert von einer Frage reden ließ, bei der man auf jedem Schritt in die Gefahr geräth, aus einem tiefsinnigen Denker um die Breite eines Haares ein Phantast zu werden. Er versprach, in seinen „Memorabilien" auf Alles, was in diesem Gebiet von uns durchgesprochen wurde, zurückzukommen.

Es war nahe an ein Uhr. Der Mond schien nicht so hell, als in der vergangenen Nacht. Trübe Wolken verschleierten ihn, die Alster war in Nebel gehüllt. Wir nahmen Abschied ohne Scene. Es entfuhr uns kein: „Es hat mich gefreut" — keine der hergebrachten Schlußfiguren, womit wir persönliche Begegnungen abzurunden pflegen. Wir dankten nicht für die wechselseitige Aufmerksamkeit. Wol aber blieb die Hand des Jüngern länger in der Hand des Aeltern, als bei der Bewillkommnung am Tage vorher. Ein warmer Druck, ein letztes Begegnen des Auges, ein scharfer Ostwind, der grelle Ruf des Wächters vom Petrithurm: ein Uhr! „Auf Wiedersehen denn?" — „Auf Wiedersehen!" Ich hörte nur noch fernhin sein nachdrückliches Klopfen an der verschlossenen Hausthür des Hotels. Wiedergesehen haben wir uns nicht.

Immermann wurde zu früh vom Schauplatz irdischen Wirkens hinweggenommen. Erst jetzt fing er an, in seiner Zeit feste Wurzeln zu fassen, erst jetzt, wo er die positiven Versuche in der Dichtkunst aufgegeben hatte und, auf sein eigenes Wesen sich beschränkend, im Roman, dem heitern und ernsten, so glückliche Erfolge feierte. Was ihm fehlte, um „populär" zu werden, hätte er sich wol geben können, aber er hätte wieder dadurch seine Kraft vermindern und das, was er besaß, verrücken müssen. Immermann war Egoist.

so lange ihm die Anerkennung fehlte. Als er diese fand, löste sich sein Gemüth auf, zugleich auch seine Existenz; er starb. Es giebt Naturen, die an ihrem Wesen nichts ändern dürfen, ohne nicht zugleich ihren ganzen Bau zu zerstören. Und doch sollen wir da, wo wir an uns auf Lücken stoßen, ändern, ausfüllen und selbst auf Lebensgefahr bessern, denn auch der Tod ist eine Pflicht, die wir den Göttern zu leisten haben, und Sterben vielleicht unser schönster Beruf.*)

Immermann's „Opfer des Schweigens".

Dies zarte sinnige Gedicht, ein Trauerspiel, ging dreimal über die Hamburger Bühne und zog seiner mannigfachen Schönheiten wegen ebenso an, wie es die darin handelnden Schauspieler zu einer Darstellung reizte, die dem geistreichen und poetischen Vorwurfe nachzueifern strebte. Immermann hat noch nie in seinen Dramen so viel Zartheit und Weiche entwickelt, wie in diesem „Opfer des Schweigens". Tiefsinnige Dialektik vermählte sich bei Stellen, die allerdings eher die Frucht der Combination sind, mit einer ausgezeichnet dichterischen Sprache.

Wenn man Einwendungen machen will, so müßten sie den Nerv des ganzen Stückes treffen, der in einer einzigen Scene, in einem einzigen Stillschweigen liegt, einem Moment, der, im dritten Act auftretend, dort entweder zu früh oder zu spät kommt; zu früh, wenn derselbe die Katastrophe, zu spät, wenn er die Anlage des Knotens bilden soll. Um diese eine Scene gruppirt sich der übrige Inhalt des Stückes mit einer größern Freiheit und Unbestimmtheit, als im Drama den Scenen und handelnden Personen gestattet ist. Die Con-

*) Spätere Anmerkung. Die Herausgeber des Immermann'schen Nachlasses und Lebens (Berlin, W. Hertz) scheinen obigen Bericht nicht gekannt zu haben.

turen der Charakteristik sind nicht scharf umrissen, die Factoren des Ganzen sind zu willenlos und objectiv für jene eine Scene und deren Folgen. Zu wenig ist selbst Ghismonda entwickelt! Ihr Charakter ist nur mit einigen Fäden angesponnen, die etwa auf ein im modernen Sinne freies Weib hinauslaufen, auf ein Weib, das ohne Liebe aus Convenienz heirathet und darüber philosophirt, und das doch nur halb entwickelt und in ihrer ganzen Erscheinung unausgesprochen dasteht.

So nothwendig im dritten Act für die Idee des ganzen Stücks die Entsagung ist, so hat diese doch etwas den Verlauf Herabstimmendes, Undramatisches, mehr Novellistisches, Begebenheitliches. Sie hat dies aber auch nur deshalb, weil sie in ihrer Charakteristik nicht scharf und prägnant genug angelegt ist und ihre Beziehung zu Manfred mit nicht soviel Entschlossenheit (wenigstens im zweiten Acte) schon hervortritt, die uns die Entsagung später als ganz aus Ghismondens System, ihren Maximen, oder richtiger aus ihrem Charakter fließend vorgeführt hätte.

Die eigenthümliche Oekonomie des Stückes, durch welche die letzte Scene des dritten Actes zur Sonne wurde, um welche sich alle übrigen Scenen und Acte nur wie schöne, aber dämmernde Sterne drehen, macht auch, daß leider dem, was die Nibelungen die Klage nennen, ein unverhältnißmäßig großer Spielraum gelassen wurde. Die Empörung im fünften Act war zu matt angelegt, als daß sie ein wirksamer Hebel der Spannung sein konnte. Die beiden letzten Acte werden ganz von dem Unglück Ghismondens und der beiden Väter absorbirt; ja der vierte Act ist nichts, als eine überbrachte Nachricht, eine Declamation, ein lebendes Bild, so wie im zweiten Act lebende Bilder aufgeführt wurden. Der Leichnam Guiscardo's wird leider eine allzulang mitspielende Person. Er verwest vor unsern Augen und gehört noch immer, unbegraben, mit zum Stück. Das ist eine Freiheit, deren Unstatthaftigkeit der Dichter selbst gefühlt hat, indem er Dagobert sich lediglich auf die Forderung beschränken läßt, er wolle seines Sohnes Leiche haben. Und endlich ist doch auch wieder die Art, wie Dagobert den Tod seines Sohnes

aufnimmt, ebenso eine Beleidigung für unser Freiheitsgefühl, wie unnatürlich. Dieser alte Degen sollte sich auf nichts beschränken, als vom Fürsten das todte Opfer, den Leichnam, zu verlangen? Er sollte nur noch da sein, um ein loyales Trauerspiel von Vasallen- und Unterthanentreue aufzuführen? Nein, diese letzte Wendung der Dinge kränkte uns, wie auf der Bühne jede Absichtlichkeit, jede Schmeichelei, jede Hintansetzung der freien edlen Menschenwürde, für welche die Bühnenbretter geschaffen wurden. Dagobert konnte den Herzog schützen; aber er mußte den Aufrührern sagen: Was ihr rächen wollt, ist mein Sohn; geht; ich werde für meinen Sohn zu handeln, wenigstens zu reden wissen! Er redet bei Immermann nicht einmal für ihn, sondern sagt mit Resignation: Hin ist hin; gieb mir wenigstens die Leiche! Hier hätte sich der Affect steigern und das Pathos des Stückes noch zum letzten Male zusammenraffen müssen. Dagobert hätte sich später beruhigen können, als er den Fürsten leiden und Ghismonda todt neben seinem todten Sohne sah; das hätte wirksame Steigerungen gegeben und zu gleicher Zeit unserm Gefühl wohlgethan, unserm Stolz, der nicht Kinder an Landesfürsten zur Verwahrung bringt und gleichgültig nur die Leiche haben will, wenn sie der Souverain ermordete.

Die genialste Stelle des Stückes ist die Selbstentwaffnung des Fürsten. Dies ist ein Zug von Shakespeare. Sinnig ist auch die correspondirende Beziehung zwischen der Endymionscene und dem später wirklich am Himmel stehenden Monde, und so manches Andere, besonders in geistreichen Wendungen und Sprüchen.

Varnhagen von Ense.
1837.

Man wird die von Varnhagen von Ense herausgegebene Galerie von Bildnissen aus Rahel's

Umgang und Briefwechsel gewiß nur mit einem anfangs ungünstigen Gefühl in die Hand nehmen. Auch die Vorrede, womit der Herausgeber diese Memoiren einleitet, begünstigt die Geneigtheit des Lesers nicht; denn es ist nicht so richtig damit, wie Varnhagen über die Scheu der Zeitgenossen vor den Veröffentlichungen des Privatlebens spricht. Im Gegentheil, diese Scheu hat ihre Begründung, und wenn sie widerlegt werden soll, bedarf es dazu einleuchtender und dringender Motive. Varnhagen mußte nicht gegen jene Scheu vor Veröffentlichung polemisiren, sondern die Gründe angeben, warum sich diesmal eine Ausnahme gestatten ließ. Wir danken ihm für eine planlose Umackerung des Privatlebens, wo aller verborgene Staub an's Sonnenlicht käme, wenn dies Verfahren von keinem für die Kunst, Wissenschaft, Philosophie erheblichen Gesichtspunkte ausgehen sollte. Rahel war ein Phänomen. Das mag sein. Aber diese Bildnißgalerie trägt nicht dazu bei, sie als jenes Phänomen zu erklären. Es ist darin von jener geistvollen Frau wenig und im Wesentlichen fast gar nicht die Rede. Das Interesse soll sich auf Personen des obscursten Namens lenken, Landedelleute, die mit Rahel in Briefwechsel standen, einige gute Freundinnen, Offiziere und Künstler, und im Grunde nur auf drei oder vier Namen, die dem größern Publikum bekannt sind. Kurz das unmotivirte Interesse, das wir an diesen Personen nehmen sollen, ist uns durch die Vorrede nicht klar und wird es erst einigermaßen durch das Buch selbst.

Die biographischen Andeutungen über den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und den Ritter von Gentz sind dankenswerth. Bei jenen liegt der Zauber in der Zuthat einiger Briefe von der Hand des Prinzen, bei diesen in einer Freimüthigkeit, die den Verfasser hier plötzlich und auf geniale Weise überkommt. Prinz Louis richtet an Rahel einige Briefe über den Charakter seiner Geliebten, die von einer so schönen Gesinnung, von einer so empfundenen Zerknirschung dictirt sind, daß sie manches Herz zu Thränen rühren müssen. Ein Fürst von edelster Disposition, ausgestattet mit seltenen Gaben des Geistes, zugänglich allen ungemeinen Ideen, aber ohne Stoff für seine glühende Thatkraft und sich selbst ver-

Kommt er, der Bote der Nothwendigkeit,
Dann tretet vor — ich muß zurück mich halten —
Und ſagt: Acoſta, Du biſt Chriſt! Ihr nehmt,
Weil Judith nimmer Chriſtin werden dürfte,
Dem Argwohn Eurer Liebe jede Nahrung,
Und mir, der ich nicht glaube, was Acoſta
Zu glauben ſich beredet, aber der
Ich Achtung vor dem Denker fühle, mir
Erſpart es doch — vor Plato zu erröthen.

(Ab zur Seite links v. S. vorn. Jochai folgt in freudiger Spannung.)

Sechſter Auftritt.

Manaſſe und andere Gäſte. Herren und Damen kommen die Stufen der Eſtrade herunter nach vorn.

Manaſſe.

Was ſagſt Du, Simon — Prieſter an der Pforte?
Rabbi de Santos? Eine ſeltne Ehre!

(Uriel und Judith folgen.)

Uriel.

Sie ſind's —

Judith.

Was habt Ihr — blickt doch frei und offen!
Wo iſt de Silva? (Die Muſik hört auf) Ei die Muſiker!
Was hört Ihr auf, Vermittler ſpröder Seelen?
Schlägt Euch ſo mitten in dem Takt der Wind
Die Notenblätter um?

zehrend, sein Gutes sogar verzehrend, ein Charakter so heterogener Zusammensetzung, wie man im Alterthum Alcibiades schilderte — so war Prinz Louis. Aber seine Briefe an Rahel schließen uns noch mehr auf, ein Herz, das uns rührt, weil es der Resignation fähig ist, eine Empfindung, für die man nur Worte hat, wenn man ihren äußern Ausdruck beschreibt, Lächeln durch Thränen, das rosige, scheinbar hoffnungsvolle Antlitz eines Wesens, das nichts mehr hofft. Prinz Louis zieht dem Heldentode entgegen: wie beichtet er über seine Geliebte! Nicht daß er sie anklagt, sich selbst verwundet er mit seinen Worten. Sie hätte ein gutes Herz, schreibt er, aber sie hätte es so tief in Verderbniß, ihm zu Liebe, sinken lassen, daß sie über jeden edlen Anflug ihrer Gesinnung „erröthe, als müßte sie sich dessen schämen"; auf der Tugend sich zu überraschen, setzte sie in Verlegenheit; etwas Gutes zu sagen, schiene ihr schon so viel, als etwas Unpassendes sagen! An diese Klagen knüpfte sich die Entsagung der Welt, ein Ueberdruß am Leben, so aufrichtig und erhaben, daß man ihm glauben müßte, selbst wenn nicht der Schlachttag von Saalfeld kurz nach dem Datum des Briefes gefolgt wäre. Er hatte auf Alles verzichtet, nur auf Eines nicht, was er auch fand, den Tod.

Auch die Biographie des bekannten großen Staatsgehülfen Gentz (Staatsmann kann man den geistreichen Herrn doch wol nicht nennen) macht einen elegischen Eindruck. Also dies war jene conservative Philosophie und Beredtsamkeit, die dem Geiste der Zeit die Spitze bot? Was Varnhagen erzählt, ist neu, gewiß echt; das hatten nur Wenige wissen können, und gut ist es, daß es jetzt Alle wissen. Dem Talent des Verstorbenen alle Achtung, immerhin, wenn man es nicht zu hoch anschlägt; seinem Charakter Mitleid! Dies war kein Mann; dies war ein Kind, ein verzogenes, naschhaftes, furchtsames, sogar — vor Bärten furchtsames, spielerisches Kind, ein Kind mit tausend Bedürfnissen, nicht bös, aber reizbar und in den meisten Dingen unerträglich. Varnhagen schlägt Gentz's Talent hoch an und sagt doch selbst, es habe zwischen dem Tiefsinn und dem Witz mitten inne geschwebt. Aber ein Talent, das weder das Eine noch das

Andere von diesen beiden Grenzen ist, was kann es bedeuten? Einen Katheder; kaum möchte der Verstorbene dazu tüchtig gewesen sein. Phraseologie? Das ginge vielleicht. Jener Mann hatte den Vorsprung, daß die Adoption der englischen Politik, die Anerkennung Smith's für seine Zeit etwas Neues war. Er adoptirte Beides, ließ sich dafür bezahlen und konnte sich auf die Länge nur durch dasjenige halten, was zwischen dem Tiefsinne und dem Witze in der Mitte liegt: Mittelmäßigkeit. Sein Styl war glatt, weil dies in seinem Inhalt lag; er war glänzend sogar, aber von Fett; wer kann leugnen, daß die berühmten Perioden dieses Mannes schwülstiger und sogar schwerfälliger Natur sind? Was dieser Mann seinen Styl nannte, ist kein Styl mehr, seitdem sich die Rhetorik aller Nationen durch ihre Geschichte geändert hat.

Die übrigen Bildnisse des Buches sind, einige Frauen ausgenommen, stark aufgetragen, vielleicht durch sich selbst, durch die Zeit. Nicht Geschichte ist es, was sich hier darbietet, Leben durch die Geschichte, in ihr und bei einigen stärkern Seelen über die Geschichte hinaus. Es ist die interessanteste und eine zum großen Theil noch unbeantwortete Frage: Was war der Mensch als Mensch, als ein Wesen mit Gefühl und Urtheil, zu jener Zeit als Rom fiel, als die Hierarchie stieg, als Unzähliges sich ereignete, das nur die Folge von Thaten, einzelnen Handlungen, Glück oder Unglück war, das die Menschen überraschte und die Menschen nicht absorbiren konnte? Dies zu sagen, ist der Zweck der Geschichtsphilosophie; denn der Zweck der Geschichte, den diese Philosophie bestimmen will, ist der Mensch und sein individuelles Leben, nicht die That oder ein allgemeines ideelles Ziel. Wie wirkten Schlachten, Friedensschlüsse, neue Philosophieen, nicht in der Politik und Wissenschaft, sondern im Boudoir, in der bürgerlichen, menschlichen Existenz, im Verhältniß zur Sonne, die ich alle Tage sehe, zu jenem Spaziergange, den ich täglich mache, auch mache und wenn es Staatenumwälzungen und leibhafte Göttersöhne regnete? Ich darf, um den Wunsch zu bezeichnen, nur auf seine Befriedigung verweisen, die denkwürdigen Details, die diese Bildnißgalerie

über die interessirte Passivität in der Geschichte veröffentlicht. Hier zieht sich individuelles Leben und Glauben, Hoffen und Meinen durch Perioden, die nicht historisch einseitiger sein können; hier tritt man hinter die Coulissen der Tragödien und sieht die Mienen genauer an, die man machte, als Cäsar fiel und Christus starb. Nur aber Gebildeten ist dieser Reiz des Buches verständlich. Man muß sich für das Meiste die eigenen Commentare machen und Maßstäbe besitzen, um nach dem Mitgetheilten verwandte und angrenzende Verhältnisse messen zu können.

Dies ist jedoch Alles nur Lob. Es fehlt noch die Charakteristik; und diese schließt sich an Immermann's Epigonen an. Wie unlieb es den Verfassern sein mag, ich kann nicht verschweigen, daß der Grundton ihrer beiden Bücher malcontent ist. Und diese Unbehaglichkeit liegt nicht einmal in der Zeit, sondern in Verhältnissen, die persönlich scheinen. Immermann kämpft mit erdichteten Personen, Varnhagen mit wirklichen, wie es scheint, gegen seine Umgebungen. Jener läßt die Phantasie, dieser die Vergangenheit sprechen. Beide streben nach Anerkennung, jener nach einer Anerkennung, die er noch nicht hatte, dieser nach einer, die er in gewissen Verhältnissen verloren zu haben scheint. So bedenklich es ist: diese Stimmungen müssen genauer bezeichnet werden, sie dürfen sich nicht so feige verstecken. Diese Bildnißgalerie ist ein polemisches Buch, und die Widersprüche, die sich von Berlin aus dagegen bereits erhoben, beweisen, daß man gut verstanden hat, was Varnhagen von Ense mit seinen Rahelreliquien zu verstehen geben will. Wir wollen muthiger sein als der Verfasser.

Was will der Herausgeber mit seinen Bildnissen? Er will zeigen, was die Vergangenheit war, und nicht allein das, sondern indirect klagt er die Gegenwart an. Was hat er an ihr auszusetzen? Das ist eine Aufgabe geblieben für uns, ein Räthsel, das man sich selbst lösen soll. Immermann hat sich schon deutlicher ausgedrückt; er sagt: „Das Unglück unserer Zeit besteht darin, daß die Regierten mehr Geist besitzen, als die Regierenden." Nun ist dies wol zunächst kein Unglück; es wird aber erst eines, wenn die Regierenden glauben,

den Geist, welchen die Regierten besitzen, sich nicht aneignen zu brauchen. Mit einem Wort, wenn etwas fehlte, so wär' es dies, daß die Autoritäten nach unten hin streben; und zwar negativ, statt daß wir seit Voltaire, Hume, Friedrich dem Großen bis auf das Jahr 1815 alle Pole gegen oben gerichtet sahen, mit positiver, die Wahrheit und die Ewigkeit suchender Richtung. Es fehlt der heutigen Regierungskunst die idealistische Tendenz, sie beschützt die Wissenschaft und die Kunst, aber sie macht sie nicht zu ihren Verbündeten; sie verräth nirgends, daß sie keine andern Rechtssätze vertheidigen wolle, als die sie von der Freiheit und der Philosophie entnahm. Es fehlt unserer historischen Existenz seit länger als zwei Decennien die schöne Färbung eines Strebens über das, was man hat, hinaus; man scheint dasjenige, was man besitzt, nur erhalten zu wollen. Die Literatur ist zurückgesetzt und seit lange auf Unthätigkeit verwiesen. Denn wo die Literatur nicht mehr die Möglichkeit hat, etwas verwirklichen zu können, da muß sie ohnmächtiger Schein werden und sich auf hermaphroditische Weise selbst befruchten. Ich klage niemanden an: es mag in den Verhältnissen liegen und niemand mag daran mehr Schuld tragen, als die Literatur selbst.

Man müßte in zu viel mißliche Details eingehen, wollte man all' die Punkte bezeichnen, wogegen Varnhagen's Mißstimmung gerichtet zu sein scheint. Da würden politische, religiöse, literarische, conversationelle Fragen aufgeworfen werden müssen. Wir wollen nur als deutlich in seinem Buche ausgesprochen den Unmuth bezeichnen, den er über die Furcht vor der Oeffentlichkeit empfindet. Man hat ihm Indiscretionen vorgeworfen, und er antwortet, indem er im Sinne seiner Gegner neue und größere, als früher, begeht. Er leidet unter dieser Verstocktheit, welche, den Werth der Zeiten nicht begreifend, auf ihre Archive ein siebenfaches Siegel legen möchte und echt aristokratisch es für eine Sünde gegen die Enkel hält, wenn man von den Großeltern sagt, daß sie menschlich dachten und empfanden und größer noch, als wir. Wenn Varnhagen für seinen entgegengesetzten Standpunkt nicht ganz gerechtfertigt dasteben sollte, so wäre dies nur aus

dem Grunde, weil er seine Absichten nicht recht offen bezeichnet und nur in einer redseligen Mittheilungslust befangen scheint, die niemand begreifen kann, der nicht weiß, was dahinter verborgen ist. Wenn Varnhagen behauptet, man solle sich nicht vor Vergangenem fürchten, so ist das nicht genug. Er muß sagen, daß er der Gegenwart einen Spiegel vorhalten wolle, daß er in dem Neuen etwas vermisse, worauf er uns durch die Erinnerung an das Alte aufmerksam machen möchte. Wir fordern Varnhagen auf, gegen seine Gegner und Verehrer gleich aufrichtig zu sein, und die Gelegenheit der Angriffe auf sein neues Buch dahin zu benutzen, daß er so offen wie Immermann sein Verhältniß zur Tageslage ausspricht. Er denke sich einen Staatsmann, der etwa sagte: „Ach, was Schriftsteller! Wir brauchen keine Schriftsteller!" Und gegen diesen richte er, was er zu sagen hat, und was ihm gewiß auf der Zunge brennt!*)

Henrik Steffens.

1838.

Hier ist ein Mann offen mit seinem Urtheil über die Zeit herausgetreten, aber mit dem schlimmsten, das sich denken läßt. Der Deutsch-Däne Steffens, Professor an der Universität zu Berlin, hat einen Roman in drei Bänden herausgegeben: „Die Revolution." Im Interesse der unbeschränkten Monarchie und des Pietismus bekämpft er alle Erscheinungen der neuern Geschichte, die beiden Tendenzen keinen unmittelbaren Vorschub leisten. Er faßt alles das, was ihm am Zeitgeist zuwider ist, unter dem Namen Revolution zusammen und verfolgt dies Schreckbild vom Convent an bis

*) Spätere Anmerkung. Varnhagen von Ense ist seinem System treu geblieben. Er wollte nur nach seinem Tode freimüthig sein.

auf — das Junge Deutschland herab. Seine Personen leben glücklicherweise nur so lange, als er ihrer bedarf, um sie diese verschiedenen Abstufungen durchmachen zu lassen.

Dieser Roman, um es kurz zu sagen, ist die gehässigste Zuträgerei, die uns das Ketzermachen der neuesten Zeit gebracht hat. Er zieht das Unschuldigste in den Strudel eines gefährlichen Verdachtes und erfordert eine Widerlegung, der wir um so lieber einen größern Raum gestatten, als sich hier eine Gelegenheit bietet, etwas zur Verständigung für Verständige zu sagen.

Vergebens suche ich nach einer Vereinfachung des gewaltigen Stoffes, der sich unter den Händen aufhäuft, wenn man den rechten Gesichtspunkt bezeichnen will, aus welchem diese Steffens'sche „Revolution" zu verstehen ist. Eine Menge Gedankenfäden laufen ineinander; Historisches, Individuelles drängt sich massenweise. Es ist unmöglich, man kann einem so losen Product, wie dieser Roman ist, nicht die Ausdehnung einer Abhandlung widmen. Lassen wir also Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; beschränken wir uns auf die nächsten, an das Vorliegende unmittelbar sich anknüpfenden Gedanken.

Steffens hat den Ruhm eines originellen Gelehrten, der durch gewandte Rede und ein sanguinisches Temperament in der Geologie, seinem Fach, nicht blos Berge in ihrer Construction schildern, sondern selbst welche versetzen kann. Steffens hat den Vortheil voraus gehabt, daß er, über Steinbildung sprechend, auf philosophische Gegenstände abschweifen konnte; während es bei dem Philosophen nicht die gleiche angenehme Wirkung macht, wenn dieser von philosophischen Gegenständen auf die Gebirge und Steinarten übergehen wollte. Steffens, bar aller Systematik, begabt mit einer unruhigen Beweglichkeit, nur von Gefühlen, von phantastischen Anschauungen zu seinen Ueberzeugungen getrieben, wurde mit der Zeit ein Chaos von Wissen, Glauben, Ahnen, Zweifeln, Wollen, Entsagen, sodaß er allerdings Gott danken kann, der ihn aus diesem Getümmel endlich durch das reine lutherische Christenthum erlöst hat. Seit längerer Zeit hat sich der geistliche Lichtstrahl als eine ewige Lampe in seinem Herzen angezündet. Dagegen kann man nichts haben; ich gönne

Steffens die Seligkeit, „wieder Lutheraner geworden zu sein"; ich gönne ihm das Glück „der kleinen stillen Gemeinde".

Steffens' Entwicklung ist also keine des Gelehrten; (als Gelehrter hat er nichts Nachhaltiges geleistet) sondern die eines öffentlichen Charakters. Mit einem productiven Talent einer- und einer originellen persönlichen Beweglichkeit andrerseits begabt, warf er sich in die verschiedensten Fächer, Mineralogie, Philosophie, Politik und Novelle, und leistete nirgend etwas, das eine nachhaltige objective Wirksamkeit gehabt hätte, wol aber immer etwas, das uns seine Persönlichkeit in einer interessanten Metamorphose wiedererkennen ließ. Steffens kann uns daher nicht verdenken, wenn wir versuchen, seinen unruhigen persönlichen Charakter zu fesseln und aus seinen Schriften mehr das Sub- als das Object festzuhalten.

Steffens gehört zu jenen Charakteren, die vom Manne nur die Gestalt, das Talent haben, alles Uebrige aber, was in ihnen den Menschen macht, vom Weibe. Alle Tugenden und alle Fehler des Weibes findet man in der Erscheinung dieses Gelehrten, der eigentlich kein Gelehrter, sondern nur ein unbeholfener Dichter ist, wieder. Sein Gemüth ist hingebend, schwärmerisch; aber auch eben so reizbar, leidenschaftlich. Andere ohne Schonung behandelnd, ist Steffens leicht verletzt, was ihn selbst betrifft. Eigensinnig an einer Meinung haftend, wenn sie ihm ausgeredet werden soll, wirft er sie gern selbst weg, wenn ihn seine Laune dazu treibt. Unmäßig in Versicherungen seiner Anhänglichkeit, ist er eben so excentrisch in seiner Abneigung. Die Fluth der Versprechungen schwemmt die Proben und Leistungen hinweg. Was er an sich selbst fürchtet, dichtet er Andern an. Ein kühles Wort empört ihn, der Blick des Auges schon kann ihm Verdacht erregen. Dies Geberden ist gescheidt, originell, aber Frauenzimmernatur.

So hat sich Steffens in seinen früheren Schriften bewährt; so tritt er wieder in der „Revolution" auf. Er hat so viel Herbes, Verletzendes in diesem Buche gehäuft, er hat so viel Verdächtigung, die nur unheimliche Früchte tragen wird, ausgesäet, daß er sich beherrschen sollte und nicht zürnen,

wenn wir den Grund dafür nicht in der objectiven Wahrheit, sondern in den Irrthümern seines Gemüths suchen. Steffens muß zuletzt zugeben, daß ihm diese „Revolution" von persönlichem Interesse in Rücksicht auf seinen Charakter ist. Wie oft verwandelt sich nicht diese Novelle in eine Confession, die erdichtete Figur in seine eigene, die Anklage in eine Apologie! Steffens schrieb dies Buch, um die Welt ihren Lauf gehen zu lassen, aber seine Hände in Unschuld zu waschen. Er schildert eine schauderhafte Welt, von der er nicht undeutlich zu verstehen giebt, daß sie für's Erste nicht gebessert und von ihrem Sturze nicht zurückgehalten werden kann.

Man muß dabei wissen, daß Steffens früher zur politischen Opposition gehört hat. Wenn die literarische Jugend Deutschlands sich „in einer confusen Mischung von Philosophie und Poesie" gefällt, so verdankt sie es zum großen Theile den Schriften von Steffens, sie verdankt es dem malcontenten Geist, der in Allem herrscht, was der Deutsch-Däne früher geschrieben. Woraus hätt' ich wol und mit mir Andere dies unbehagliche Gefühl am Positiven, dies halbe Politisiren und halbe Philosophiren, diese Protestation des Gemüthes gegen das System, dies Grübeln, Parallelisiren, Hin- und Herüberschweifen ohne Rast und Ruhe, ohne Lust am Buchstaben, an der Schranke, kurz diese eigenthümliche Bildung, die wir Alle bis zum Jahre 1830 auf den Universitäten entweder empfingen oder durch die Lectüre der Schriften von Görres, Steffens und Andrer uns zu eigen machten? Steffens fühlt dies jetzt, jede Zeile seines Romans verräth das gedrückte Gewissen; und dennoch — warum in der Protestation gegen die falsche Anwendung dessen, was man bei ihm erlernt hat, so viel Trivialität? Doch ich vergesse, daß ich den ästhetischen Werth seines Buches erst später abschätzen will.

Was ist die Revolution? Steffens ist gescheidt genug, einzusehen, daß der Irrthum meist eine mißverstandene Wahrheit ist. Die Revolution ist ein Verbrechen. Aber sie hat ein Princip, das über das Criminalgesetz hinausliegt und mit welchem die Philosophie und die Staatsweisheit sich mit Vor-

sicht abfinden müssen. Von dieser seiner Ueberzeugung läßt Steffens nicht einen Lichtschimmer durchblicken. Er faßt die Revolution schlechthin als die Negation, als die Lust Tumulte zu erregen, zu plündern, aus dem Letzten der Erste zu werden. Die Revolution ist ihm Demagogie und diese wieder eine rein abgeschlossene Tendenz, eine Leidenschaft, ein Laster a priori. Steffens sieht in ihr nur die Sünde, nicht den Irrthum. Er schildert das Verschwören, das Barrikadiren, die Mittel der Revolution; von ihrem Zweck sagt er wenig oder nicht mehr, als daß ihr Zweck schon in den Mitteln läge, daß die entfesselten Galeerensklaven im Plündern und Morden grade ihren Zweck erreichten. Ist das die Revolution? Ohne Zweifel. Aber nur von einer Seite betrachtet. Wo sind die Irrthümer, die sie begleiten; wo die Phantastereien, die ohne Zittern Königsmörder das Schaffot besteigen lassen; wo die Phänomene, die mit der Revolution in einer nicht immer verbrecherischen Wahlverwandtschaft stehen; wo die Nüancen der politischen und moralischen Ueberzeugungen, die von der Demagogie vervehmt und von der Regierungsgewalt unter Aufsicht gestellt werden? Wo ist hier ein einziger Repräsentant der vernünftigen Freiheit, des besonnenen Fortschrittes, ein Vertreter der verfassungsmäßigen Monarchie gezeichnet? Wo ist Tiefe der Auffassung? Feinheit der Charakteristik? Ja, wo ist Sinn und Verstand in diesem kindisch leidenschaftlichen Gemälde der Revolution?

Ein Hauptgrund, warum Steffens die Revolution als Banditenjubel hinstellt, ist die Furcht, auf einem Zusammenhange mit ihr ertappt zu werden. Man braucht nur die Ansicht, deren man selbst verdächtig ist, recht zu übertreiben, so schützt man sich schon. Steffens gehe mit mir in ein Gefängniß, wo Revolutionaire zu zehn Jahren verurtheilt sind. Er beweise mir, daß es solche Bluthunde sind, wie sein „wissenschaftlich gebildeter" Adrian. Er examinire sie, wie sie ihrer Verbrechen schuldig wurden, verfolge ihre Bildung, sehe den Titel des Buches an, das sie sich von der Güte des Festungscommandanten ausbaten! Es ist: „Die gegenwärtige Zeit. Von Henrik Steffens." Diese Collision muß sich Steffens möglich gedacht haben; denn um sich ihre Ver-

legenheit zu ersparen, schuf er in dem Roman die Figur Theodor's. Dieser Theodor ist Steffens selbst. Theodor mischt sich unter die Revolutionaire, ißt und trinkt mit ihnen und wird für einen der Ihrigen gehalten. Er spricht gegen Tyrannei und Aberglauben „im feinern, höhern Sinne"; er hat die Phraseologie der Revolution, ihre Dialektik; kurz, Theodor ist mitten in der Revolution und erstaunt doch über die Zumuthungen, die ihm nun diese zu machen wagt. Als er sich später bei einflußreichen Leuten über seine Unbesonnenheit anklagt, meint er, und dies mit Steffens' voller Zustimmung: die Dummen verstanden meine „zarte Ironie" nicht! Also zarte Ironie war alles das, was Steffens früher zur Verwirrung der öffentlichen Meinung geschrieben hat; zarte Ironie war seine Schrift über Preßfreiheit; zarte Ironie seine „gegenwärtige Zeit", die den herrschenden Staat in einem seiner schwierigsten Momente so feindlich zu bedienen wußte; zarte Ironie war die bedenkliche Anschließung an jene Schlesischen Sectirer, die sich einer schönen Frucht der religiösen Zeitstimmung, der Union, nicht fügen wollen? Nun freilich; dann haben wir uns in den Steffens'schen Intentionen geirrt und begreifen den Enthusiasmus, wie sich der reuige Theodor auf das Fach der Polizei und der Spionage wirft.

Ich will mich nicht bei den für einen Professer mangelhaften historischen Kenntnissen aufhalten, die dem Werke zu Grunde liegen. In dieser Rücksicht ist Alles darin aus der Phantasie, Nichts aus der Wirklichkeit gezogen. Die großen Revolutionsumtriebe, angewandt auf einen Duodezstaat von einigen Quadratmeilen, sind an und für sich eher lächerlich, als schreckhaft. Aber wie spricht Steffens über Politik; wie spricht er über die französische Revolution! Er hat die Glocken läuten hören; wo sie hängen, wie sie hängen, aus welchem Guß sie sind, darüber findet man bei ihm keine Auskunft. Doch, abgesehen von diesen kindisch-mangelhaften Vorstellungen über Thatsachen und Ereignisse, die auch vielleicht in einer unten noch zu erwähnenden ästhetischen Oekonomie ihren Grund haben können; so ist vordem in der Auffassung seines Stoffes und in der Durchführung desselben bei Steffens höchst

Uriel (zu Judith).
Blickt dorthin, Judith!
Die Prieſter ſind es mit den Widderhörnern!
(Alle blicken mit dem Ausdruck des Schreckens auf die Eſtrade.)

Siebenter Auftritt.

Rabbi Santos begleitet von vier Rabbinen, welche langſam und feierlich kleine gewundene Widderhörner an den Mund ſetzen und einen (hinter der Bühne durch Hörner anzugebenden) tiefen und lang ausgehaltenen Ton blaſen. Sie treten oben auf und verweilen auf der Eſtrade. Die Vorigen. Später Jochai und Silva.

Manaſſe
(nachdem die Rabbinen jenen einen feierlichen Ton geblaſen).
Das Zeichen der Verfluchung! Und das hier
In meinem ſtillen Frieden —

Santos
(von oben mit feierlicher Stimme)
Widderhörner
Begrüßen Euch! Gedenket Abrahams,
Der ſeinen Sohn dem Herrn wollt' opfern!
Da ſprach der Herr, Herr Zebaoth: Geh' hin
Und opfre für den Sohn das Thier, den Widder,
Der neben Dir in dem Gezweig der Büſche
Mit ſeinem Horne ſich verfangen hat.
Und Abraham zerſchnitt des Sohnes Bande

bemerkenswerth: der Geist einer krebsartig um sich fressenden Verdächtigung. Indem Steffens in seinem Buche Alles, selbst die Natur, und Jeden, selbst die unbedeutendsten Persönlichkeiten, mit der Revolution in Verbindung bringt, läßt er das Maß von Schuld, welches dieser oder jener an ihr haben könnte, immer ein abscheuliches Geheimniß sein. Keine neue Person tritt auf, ohne dem Autor, dem Leser und den edlen jungen Polizeiassessoren, welche die Helden des Romans sind, sogleich den Verdacht einzuflößen, sie möchten mit der Revolution unter einer Decke spielen. Der Verfasser ist darin so unbesonnen, daß er seine Figuren deshalb sogar ohne Abrundung schließen läßt; von Herrn von Theobald z. B. wird deutlich genug gemunkelt, daß auch er im Trüben fische, und zuletzt vergißt dies der mißtrauische Autor. Die Dichtung ist eine Macht. Sie kann in gewissem Sinne verwirklichen, was sie nur geträumt hat. Steffens benutzt diese Macht auf unedle Weise. Möchte die Menschheit behütet werden, daß dieser unruhige, reizbare, mißtrauische Mann je in Wirklichkeit etwas zu verwalten und zu beobachten bekäme! Seine Phantasie würde die Schatten verlängern, würde die leisesten Umrisse mit schreienden, anklagenden Farben ausmalen, würde in das Harmloseste eine böswillige Absicht legen, und überhaupt alles das an Andern sehen, was er seinem revolutionairen Ursprunge gemäß, an sich selbst zu ertappen fürchtete. Männer, wie Steffens, sind zierliche Goldfische in einer Glaskugel. Sie drehen und wenden sich, ergötzen unser Auge durch ihr Farbenspiel; aber was nützen sie, was sollen sie im Ocean! Steffens ist im Grunde nur das, wogegen er sich so sträubt: geistreich. Man weiß, daß er gegen die „Aristokratie der Geistreichen" geschrieben hat, weil er nach Wirklichkeit, nach positiver Bewährung trachte. Allein gerade, was er nicht sein will, das ist er allein, und das, was er gern sein möchte, würde er nur zum Verderb seiner Untergebenen sein. Jede Organisation, die man ihm überlassen würde, trüge den Stempel seiner Reizbarkeit. Steffens möchte Staatsmann sein und ist nichts, als ein geistreicher Mann. Ein Lob, das Andere beglücken würde, kränkt ihn!

Mit der Hauptfigur des Romans, Adrian, hat Steffens

die gesammte gelehrte Welt beleidigt. Einen Demagogen, einen Böſewicht, einen Königsmörder läßt er nicht blos in dem Gewande, ſondern in der That mit dem wiſſenſchaftlichen Apparat eines Gelehrten auftreten. Mit ausdrücklicher Vorliebe bezeichnet er Adrian als einen Gelehrten. Es wundert mich, daß er ihn nicht einen Theologen genannt hat; denn dann würde man an Schleiermacher, oder einen Juriſten, dann würde man an ſüddeutſche Rechtslehrer haben denken können. Er macht Adrian zu ſeinem Collegen, einem Profeſſor der Naturwiſſenſchaften, der, ſo wie er, nur mit andern Abſichten und Mitteln, in die Politik pfuſcht. Wenn Adrian ein Landtagsdeputirter wäre oder ſich bei politiſchen Adreſſen an die Spitze ſtellte, kurz, wenn er nur ein freiſinniger Mann wäre, dann läge in ſeinem Charakter weder etwas Unnatürliches, noch etwas Beleidigendes. Allein Adrian iſt weit mehr; er iſt die Seele aller Revolutionen in Frankreich und Deutſchland, und zuletzt eine Art Fieschi. Minerva ſchaudert vor dieſer Entweihung ihres Heiligthums. Ein in den Wiſſenſchaften *forſchender* Mann wird nicht nur Verſchwörungen anzetteln, ſondern ſie ſogar durch einen Mord beſchließen wollen! Welche Empfehlung — welcher Verrath an den Wiſſenſchaften! Welch' erbärmliche Erfindung für Steffens als Mitglied einer berühmten Univerſität, welche Beleidigung ſeiner Collegen! Hat Steffens die klärende Wirkung der Wiſſenſchaften in ſich ſo wenig verſpürt, daß er, ſeinen eigenen Stand verhöhnend, auftreten kann und zum Mittelpunkt einer gegen die Revolution gerichteten Schrift einen Mann nimmt, der in der Wiſſenſchaft einen Namen hat, und ſein Freund, ſein College ſein könnte? Dies iſt die täppiſche Indiscretion, die wir oben ſchon an Steffens rügen mußten, dies Verdächteln, dies Ketzermachen. Adrian iſt eine Verhöhnung des Gelehrtenſtandes und der poetiſchen Licenz. Wenn im dritten Theile Adrian's wiſſenſchaftliche Vermittelungsſtellung zwiſchen Frankreich und Deutſchland mit den grellſten Fingerzeigen geſchildert wird; ſo fragt man ſich unwillkürlich: Wer muß das wol ſein? Wen mag der Mann meinen? Und dies ſoll man nie in Dichtungen, zumal, wenn man ſo unbeſonnen iſt,

so deutlich Gezeichnete späterhin als Königsmörder aufzuführen.

Ich will mich bei der Bemerkung nicht aufhalten, daß auch im Uebrigen Adrian verfehlt charakterisirt ist. Adrian ist ein in Sünden aufgewachsener Weltmann; Steffens giebt ihm eine Natur, wie sie etwa Mirabeau gehabt hat; allein die Reflexionen, die er ihn anstellen läßt, sind jedenfalls so sehr auf die Verachtung der Welt begründet, daß ein solcher Charakter höchstens sich selbst, aber nicht Andere tödten kann. Ein Graukopf, der sein Lebelang den Talleyrand gespielt hat, der immer nur Andere in's Feuer schickte, um die Kastanien zu holen, der auf beiden Achseln trug und sich nur aus Verzweiflung für die Revolution entscheidet, soll ein Mörder werden! Ein Greis, ein Weißhaar; sollte man einem Professor, der über Anthropologie geschrieben, einen solchen Mißgriff zutrauen! Wann sind Greise als Mörder aufgetreten? Ich will mich bei dieser Einzelheit nicht aufhalten, sondern der Erfindung des Verfassers näher treten und fragen: Welchen Werth hat die Historie?

Hätt' ich die voranstehender Ausstellungen unbewiesen gelassen, so würde ich, wenn ich diese Frage mit: Keinen beantworte, für partheiisch gehalten werden; allein nur die Wahrheitsliebe ist es, die mich das Geständniß machen läßt, daß diese Novelle von H. Steffens auch zugleich langweilig ist. Tendenz rächt sich immer an der Poesie. Wenn die Tendenz überwiegt, wird das poetische Interesse erdrückt. Wo nur Absichten zum Vorschein kommen, treten die poetischen Lichter zurück. Ich glaube sogar, daß dieser Roman (warum Steffens nur von einer Novelle spricht!) ohne Plan geschrieben ist. Seine Erfindung ist mühselig zusammengestoppelt; nirgends organische Einheit. Interessant sein sollende Figuren enden wie Fragezeichen. Man weiß nicht, was mit ihnen geschieht. Erst unter der Hand scheint Steffens dieser Wald gewachsen zu sein; da ist kein Licht, kein Weg, da läuft Alles wild durcheinander. Die beiden ersten Bände regen Wunder welche Neugier auf, und nachdem sie mit einer Steffens'schen Beschönigung des vorhergegangenen Unsinns mit den Worten geschlossen haben: „Die wunderbare

Mährchenwelt ist wieder lebendig geworden" *), soll der dritte Band endlich Aufklärung geben. Man hat gesehen, daß Adrian und der milchhaarige Edward, der Liebling des Vfs., in entsetzlich feindseligem Rapport stehen. Todtschlag ist der stete Gedanke, womit Edward von dem demagogischen Naturforscher Adrian verfolgt wird; wie wird sich das aufklären? Woher der Haß? Jetzt spinnt uns Steffens eine Geschichte aus, die mit seltner Trivialität und Menschenunkenntniß entworfen ist. Statt von den Ursachen des räthselhaften Hasses zu hören, hören wir nur vom Haß. Adrian und Louvet hassen sich. Warum? Ja, sie hassen sich a priori. Da macht sich's der Dichter sehr leicht. Adrian und Louvet hassen sich schon, da sich beide noch gar nicht gesehen haben! Steffens fühlt diesen Mangel an Psychologie und sucht ihn durch Uebertreibungen zu verhüllen. Er häuft Kraft- auf Kraftworte, um diesen Haß, der sogar der Angelpunkt der „Revolution" wird, zu motiviren. Aber Ausdrücke, wie: „gleich einem Tiger lauerte er auf seine Beute;" sind keine Motive. Steffens suchte durch einen mechanischen Druck seinem Gedichte die Geschlossenheit zu geben, welche nur die Folge einer organisch tiefen Anlage ist.

Eine unbedeutende Familienmisère zieht sich durch die revolutionairen Bestrebungen des Romans hindurch. Es ist sogar der Fall, daß diese kleinliche Familienintrigue, mit deren Wiedererzählung ich die Geduld der Leser ermüden würde, in der That die Mühlräder der Revolution in Bewegung setzt. Die jacobinische Maschine des Buches treibt eine dumme Geschichte um, die sich zur Revolution verhält, wie eine Mausfalle zur Guillotine. Die Revolution und Riekchen — ein großartiger Gegensatz! Schon deshalb, weil die Fabel ohne Werth ist, kann ihre Moral nur mißglücken. Man bekommt unter diesen kleinen Pachters- und Försters-begegnungen keine Einsicht in die Irrthümer und Verbrechen der Revolution. Wenn Steffens von der Revolution spricht,

*) Mit dieser fabelhaften Formel glauben die Romantiker Tieck und Steffens alle ihre krummen Phantasieen vor dem Verstande gerade machen zu können.

ſo iſt es gerade, als wenn er bei Frankreich nur von Pascal, bei der Republik nur vom Paſtor Oberlin etwas zu erzählen weiß.

Ja in dieſem Mangel an poſitiver Erkenntniß der Geſchichte überhaupt und ſeines Stoffes insbeſondere mag es auch liegen, wenn das Meiſte in dieſem Romane ſich wie allegoriſches Schattenſpiel geberdet. Die Figuren, die das Ganze tragen ſollen, treten nicht kräftig aus dem Hintergrunde hervor. Ihre Handlungen werden reflektirt; ſie geſchehen nicht vor unſern Augen. Das poetiſche Unvermögen verband ſich hier mit einer krankhaften Phantaſie, welche die Revolution nach Hörenſagen ſchildern will, wie wir ehrlichen Leute uns etwa das Räuberleben ausmalen. Steffens giebt von den Umtrieben der Revolution, ihren Anzettelungen, Spionagen, von ihrem Hin- und Hermanövriren eine Schilderung, die, wenn ſie als Factum genommen werden ſoll, lächerlich iſt, wenn ſie als Poeſie gelten ſoll, ermüdend wird. Wie Adrian eine leere und gehäſſige Abſtraction iſt, ſo wird auch ſein Thun und Treiben wie ein Schattenſpiel an der Wand gegaukelt. Da heißt es: Er hielt die Fäden des Ganzen, — ſpann ſie hier, löſte ſie dort, Boten kommen, Briefe gehen, die Partheien werden in Schach gehalten, Zeitungsblätter verwirren das Publikum, die Ständekammer wird durch ausgeſprengte Gerüchte in ihrem Schooß uneins u. ſ. w. Das iſt Alles ſo leer, ſo windig, ſo abgezogen! Wozu drei Bände für einen Roman, wenn dieſe Machinationen nicht körperlich auftreten und uns in handgreiflicher Wirklichkeit, im Gewande der Poeſie, entgegentreten! Ich muß ſagen, daß ich bei dieſem geheimnißvollen Rennen und Laufen, Manövriren und Geſticuliren das Buch öfters fortgeworfen habe, weil es den unterſten Grad poetiſcher Befähigung verräth, auf eine ſo abſtracte Art nur die Themata der Handlung anzugeben und dieſe nicht ſelbſt zu löſen. Wenn Steffens ſeine Loyalität durch irgend etwas bewieſen hat, ſo iſt es dies, daß er die Revolution darſtellte wie ein Puppenſpiel.

Faſt alle Stimmen, die über dieſen Roman verlauteten, kamen darin überein, daß er eine Abnahme der Steffens'ſchen poetiſchen Kräfte verrathe und daß die Revolution unter An-

herm auch seinen Ruhm als Erzähler vom Throne stoße. Dies ist in jeder Beziehung wahr. Sogar im Detail, ganz abgesehen von dem verfehlten Kunstwerk, sogar in den charakteristischen Zügen, die sonst Steffens' Romane auszeichneten, tritt uns nichts Ueberraschendes mehr entgegen. Das Verhältniß zwischen Luisen und Roller ist ein Plagiat aus Immermann's unvergleichlich schönern Epigonen. Die Atmosphäre, die sonst Steffens um kleine pietistische Kreise zu verbreiten wußte, hat sich verdickt. Was daran noch Werth hat, fand sich schon in früheren Productionen des Verfassers. Es ist eine Litanei, die in jedem seiner Romane wiederkehrt. Kleine Exkurse über die Naturwissenschaften, über die Wasserpolypen und dergleichen müssen dem sentimentalen Naturforscher wol gelingen. Was hilft aber die Poesie der Steine und Kräuter, wo die höhere Poesie des Menschen und der Geschichte verfehlt ist! Der Styl zuletzt ist weniger präcis, als sonst. S. 89 des ersten Theils ist sogar eine einzige neugierige Frage anderthalb Seiten lang ausgesponnen! Das gewaltsame Rudern des Verfassers, um in gewisse ihm liebe Phrasen zu kommen, verräth eine Armuth an Ideen, die niemanden auffallen kann, der den Kreis kennt, in welchem sich Steffens seit seiner Breslauer Abdankung einzig und allein zu bewegen pflegt.

Ich könnte hier aufhören, da ich genug gesagt habe, um diese mit so vielem Lärm ausposaunte und seit mehren Jahren schon immer als der Tröster, der da kommen soll, prophezeite „Revolution" zu charakterisiren. Allein selbst auf die Gefahr hin, daß jemand, der das Buch nicht gelesen hat, mein Urtheil nun erst recht für partheiisch halten könnte, fühle ich mich gedrungen, diese Anzeige mit einer Betrachtung zu schließen, die persönlicher Art ist. Es konnte nicht fehlen, daß Steffens in seiner leidenschaftlichen Verdächtigung alles dessen, was sich nur irgend als Zeitgeist in unsern Tagen zu erkennen giebt, auch auf die deutsche Literatur und diejenigen Schriftsteller kommen würde, welche aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn auch keine neue Literatur, doch die Geschichte der alten schreiben werden. Steffens bezeichnet das Junge Deutschland an mehren Stellen seines Buches als eine

Genossenschaft, die, politisch genommen, eben so gefährlich wie literarisch geschmacklos wäre. Den letzten Vorwurf wollen wir kürzer, den ersten ausführlicher beleuchten.

Daß der jüngere literarische Nachwuchs Talent hat, giebt Steffens zu. Er meint aber, die Milch wäre hier sauer und zu Käse geworden. Steffens fügt noch den Knoblauch hinzu, um die von ihm verachtete Tendenz in den Geruch zu bringen, den sie für seine Nase hat. Ich will gegen diese Bilder keine Gegenbilder ausspielen. Ich will mich einfach an die Sache halten. Die Sache ist aber die, daß Steffens in einen Fehler verfällt, den Viele seiner Stellung mit ihm gemein haben. Er hat Recht, wenn er seine Vergangenheit für bedeutend hält, wenn er mit Stolz daran denkt, daß er Goethe gekannt hat, daß er mit Schleiermacher 1806 in Halle Professor war, daß er seine Bildung anders gewonnen hat, als sie jetzt gewonnen wird. Man sagt wol, daß wir, ehe wir sterben, unser Taufwasser ausschwitzen. Steffens verfällt mit Tieck in dieselbe Melancholie, daß sie ausrufen: Wir waren die Genossen großer Männer, wir sind die nächsten Erben ihres Ruhmes, wir sollen nun einen Nachwuchs haben, der nicht so an uns anknüpfen will, wie wir an Goethe und die Alten angeknüpft haben! Aus diesem unbehaglichen Gefühl entnimmt Tieck seine Almanachnovellen, Steffens seine „Revolutionen"! Würden wir in Tieck und Steffens etwas Befruchtendes vorzufinden uns überreden und ihnen irgend einen Ton entnehmen können, dessen Echo nicht schon in ihnen selbst verhallt wäre, würden wir sie zu Mustern unserer Schreibweise wählen und so unbedingt uns ihnen hingeben, wie der Leipziger Magister Johannes Minckwitz dem Grafen Platen, so würden wir nicht nur Talent haben, sondern unsere Milch würde auch nicht Käse geworden sein und die Poesieen Heine's würden nicht nach Knoblauch stinken. Daß sich die jüngere Literatur nicht zutraut, auf eigenen Füßen etwas zu improvisiren, beweist ihre Hingebung an Goethe, beweist ihr Versuch, der Hegel'schen Philosophie Methode und Consequenz zu entlehnen, beweist ihre Opposition gegen die Versuche Wolfgang Menzel's, eine Bildsäule im Walhalla unseres Ruhmes nach der andern zu zertrümmern. Nur an Tieck und Steffens knüpft sich

nichts an. Das kann somit nur beweisen, daß beide selbst nur in sich und für sich Werth haben, daß sie Personen und Dilettanten sind, keine Thatsachen und keine Meister.

Daß die jüngere Literatur noch nichts Tüchtiges geschaffen hat, glaube ich herzlich gern; denn niemand kann unzufriedener mit sich selbst sein, als ich, der ich auch nie geneigt war, Corps zu machen und an Freunden zu loben, was mir nicht gefiel. Aber daß *erstens* diese fragliche Literatur den Beruf hat, künftige schönere Entwicklungen vorzubereiten, daß sie die unumgänglichen, durch Preßbeschränkungen und dergleichen gar nicht mehr zu schleifenden Uebergangsdardanellen aus dem Schwarzen in das Marmormeer sind; *zweitens*, daß sie weit Gediegeneres schon geleistet haben, als die Schriftsteller der Restaurationsperiode, daß sie wenigstens mehr, als die Tromlitz, Müllner, Houwald, ja selbst mehr als die Michael Beer, Schenk, L. Robert u. s. w. ahnen ließen, was eine sich wieder mit dem Gedanken vermählende und durch persönlichen Reiz erfrischte Literatur ist — wer wollte so unverbesserlich stabil sein, daß er das leugnete! Wenn einmal nicht anzunehmen ist, daß sich die deutsche Literatur nur noch als Lyrik aussprechen sollte, daß also die Namen, die wir jährlich in unserm Musenalmanach finden, die Rückert, Uhland, Pfizer, Lenau u. s. w. allein die Tradition fortpflanzen; wenn Roman, Kritik und die Mischgattungen noch einen höhern Beruf haben, als das lyrische Gedicht; dann wird man die Fraction, welche wir oben bezeichneten, nicht für ephemer halten. Das thaten auch weder Staatsmänner, wie z. B. *Gentz*, noch Gelehrte, wie erst kürzlich Karl *Hase* in Jena, noch feine Geschmacksrichter, die mehr dem Publikum, als der Schriftstellerwelt angehören, wie *Varnhagen von Ense*. Nur Tieck und Steffens glauben versichern zu können, wem die Pförtnerinnen des Parnasses die Thore öffnen werden.

Inzwischen mag Steffens' ästhetischer Widerwille auf sich beruhen! Ein Anderes ist es mit dem Vorwurf der Demagogie, den er mir und meinen Freunden macht, mit dieser erbärmlichen Rolle, die er den „sich später zum Jungen Deutschland wendenden" Journalisten Wolf spielen und mit den

unsinnigen Theorieen, die er von diesem Narren in extenso vortragen läßt. Wüßte Steffens die schwierigen Verhältnisse, welche uns hindern, seine Anklagen aufzunehmen und sie ausführlich zu widerlegen, so würde er sie hoffentlich nicht gemacht haben. Oder vielleicht berücksichtigt er nicht einmal die Personen, sondern nur die Dinge, die ihm so gefährlich erscheinen, die Theorieen, zu deren Apostel er seinen Journalisten Wolf macht. Denn die demagogische Rolle, die dieser Narr spielt, wird ihm doch, da sie eine Erfindung von ihm ist, nicht so wichtig erscheinen, daß er darauf eine Anklage stützt? Daß wir Demagogen gewesen sein sollen, Mitglieder geheimer Gesellschaften, Verbündete der Flüchtlinge in der Schweiz, die den Tyrannenmord an ihren eigenen unglücklichen Genossen einstudirten; dieser Verbrechen konnte Steffens seiner Erfindungen wegen nicht entrathen. Wäre ich ein freier Mann, so würde ich über diese boshaften und dummen Verleumdungen lachen; da ich aber alle Ursache habe, mich vom Verdacht der Illoyalität zu befreien, so nenne ich das Steffens'sche Verfahren einen unwürdigen Mißbrauch der dichterischen Freiheit. Der Däne Hamlet mochte guten Grund haben, durch ein Schauspiel seinen Stiefvater zu entlarven. Der Däne Steffens jedoch spielt mit seinem Puppenspiel die umgekehrte Rolle. Er ist es, der dem Schlafe naht und ihm Gift in's Ohr träufelt.

Den politischen Ursprung der jungen Literatur leugne ich nicht; aber so wenig wir in Deutschland ein solches Treiben erlebt haben, als Steffens es in seiner „Revolution" schildert, so wenig hat sich auch jene Literatur factische Excesse zu Schulden kommen lassen. Kein besonnener Staatsmann (und an Staatsmänner denke ich hier stark, da Steffens' Schriften in ihrer Sphäre verbreitet sind), kein Staatsmann, der sich erinnert, wie ihn die Periode von 1806—13 aufregte, wird sich darüber wundern, daß das Jahr 1830 die gleiche Wirkung auf die jungen Köpfe hatte. Die Zahl der politischen Verbrecher aus jener Periode ist so groß, daß man sie nur noch in Masse strafen kann, und (allerdings auf dem Gnadenwege) das Strafmaß für sie fast auf ein Viertel herabgesetzt hat. Denn es springt in die Augen, daß die Ereig-

niſſe des Jahres 1830 den courſirenden Ideen über Politik und Staatsverfaſſung einen neuen Impuls geben mußten, der ſo heftig war, daß man wol ſagen kann, er wirkte allgemein. Die Staatsweisheit ſieht hier auch weit weniger eine Veranlaſſung, nur und immer nur zu ſtrafen, als eine, zu belehren, zu erziehen, auszugleichen. Aus jenem Tumult der im Jahre 1830 aufgeregten Leidenſchaften die Gemüther wieder zurückzuführen, ſie zu beſonnenen Ueberzeugungen zu bringen und, wenn ſie im Widerſpruch verharren, ihnen mit Nachdruck die Andeutung zu geben, daß die unleugbaren, für Politik und Geſchichte gewonnenen Reſultate jenes Jahres ſich nur in Uebereinſtimmung mit den öffentlichen Thatſachen, für welche die Regierungen einzuſtehen haben, entwickeln dürfen: das iſt unter heutigen Verhältniſſen Staatsweisheit. Und in Betreff der Literatur wird die Nachſicht noch gerechter ſein müſſen. Wer könnte dieſe ſo wenig kennen, daß er nicht zugäbe, überall, auf allen ihren Wegen, lagen Gruben, in die man bei Nacht ſtürzen mußte. Die Vergangenheit war theils zertrümmert, theils zu weit entrückt; die Gegenwart bot keinen Erſatz. Steffens war ein literariſcher Dilettant, Tieck hatte ſich aller Anknüpfungen, die man an ihn machen konnte, ausgenommen in Shakeſpeareſachen, entledigt. Die Verwirrung auf dem religiöſen Gebiet war durch den theologiſchen Partheikampf hoch genug geſtiegen. Der Journalismus war einestheils durch Müllner zu einer Frechheit in Perſönlichkeiten gelangt, die, da die Nachahmer nur überbieten konnten, keine Rückſicht mehr nahm, und anderntheils war er ſo herabgekommen, daß er ſich nur in den gewöhnlichſten Sphären umtrieb und, wenn ſich junge Kräfte ihm anſchloſſen, niemanden den Gedanken einflößte, daß dieſe Zeitſchriften von oben her berückſichtigt würden. Aus allen dieſen Elementen miſchte ſich ein Stoff, den die Ereigniſſe des Jahres 1830 entzünden mußten. Es giebt kein Publikum — von dieſer Vorausſetzung aus ſchrieben die jungen Dichter und Kritiker, ohne an ihre Leſer zu denken. Das, was hieraus und aus dem Früheren folgte, iſt bekannt genug. Steffens hat den Erfolg gut ſchildern. Den Anfang, an dem er ſelbſt nicht wenig Schuld trägt, hat er verſchwiegen.

Und opferte das Thier für den Gerechten.
Wer ſich auf Adonai hier bekennt,
Der trete ſeitwärts! Gott verſchmäht das Opfer
Der Söhne Abrahams — Acoſta, Du!
Du ſei allein! —
(Alle gehen von Uriel auf die andere Seite. Judith zaudert.)

Santos.

Und Vanderſtratens Tochter?
Bekennſt Du Dich nicht auch auf Adonai?
(Judith geht langſam und zögernd zu den Uebrigen. Jochai und de Silva treten auf.)

Uriel.

Auch ſie! — O der Magnet des Wahns zieht mächtig! —
Glaubſt Du dort auf dem Sinai zu ſtehen?
Hat Moſes Dich zu ſeinem Mund erwählt?
Wer hat Dir über mich Gewalt gegeben?

Santos.

Wenn Du ein Jude biſt, ſo weißt Du's — Gott!

Jochai
(raſch dazwiſchentretend).

Ihr Herren, was geſchieht hier? Wie, de Santos,
Wollt' Unglück Ihr auf unſre Häupter laden?
Wir haben wohl in Amſterdam die Macht,
Im Schooße der Gemeinde Recht zu ſprechen
Nach unſern heil'gen Bräuchen und Geſetzen —
Doch über Juden nur — Acoſta iſt
Ein Chriſt!

Alle.

Ein Chriſt?

Es ist aber jedem Einsichtsvollen zunächst deutlich, daß „die junge Literatur" das Gebiet der Politik verlassen wollte. Steffens meint, sie hätte es aus Besorgniß gethan, das Ding möchte gefährlich werden. Mag sie Gründe gehabt haben, welche sie will; sie ist einmal aus einem Gebiet heraus, wo sie sich niemals so benommen hat, wie es sich Steffens' entzündliche Phantasie einredet. Steffens sagt, sie hätte die Politik aufgegeben. Und was sollte sie auch ferner mit der Politik? Wer eine politische Atlantis im Kopfe trägt, muß so vernünftig sein, einzusehen, daß aus Nichts nichts geschaffen werden kann. Wer ein Freund constitutioneller Staatsformen ist und sie als Mittel zu andern Plänen benutzen will, sieht an Süddeutschland, wie wenig sie fruchten. Wer sie da einführen möchte, wo sie noch fehlen, sieht an Hannover, wie lange es währt, bis Formen Wurzeln schlagen, und muß sich daher überzeugen, daß dergleichen Einrichtungen nur die Folge eines wechselseitigen Verständnisses und eines sich in der Regierung selbst erzeugenden Entschlusses sein können. Frankreich faßt unter dem Namen Louis Philippe's allmälig die Ostentation zusammen, die ihm früher Napoleon repräsentiren mußte. Englands Partheikampf ist so alt, wie das Haus Hannover, das es beherrscht, und von Spaniens Kämpfen kann man wol sagen: peccatur intra et extra. Also wie sollte die einzige deutsche Literatur, im Widerspruch mit der französischen und englischen, der nachzuahmen man sie ja grade beschuldigt, sich mit dem Brüten über politische Theorieen die Lust des Daseins verkümmern und sich durch eine unzweckmäßige Opposition gegen die öffentliche Ordnung um die Möglichkeit bringen wollen, im Tempel der Literatur ihr friedliches Freimaurerwerk zu treiben und sich durch poetische Erfindungen, mögen sie auch noch so schwankend und fehlerhaft sein, in Verbindung mit dem Publikum zu erhalten!

Es wundert mich, daß Steffens, der doch ein so frommer Lutheraner (kein Evangelischer) geworden ist, nicht das Christenthum erwähnt, um welches sich die bezeichnete Literatur bisher nur das Verdienst erworben haben soll, daß man es gegen sie vertheidigen mußte, ja bei Einigen sogar offenbar mit Ge-

walt in Schutz nehmen. Warum denn bei Steffens der Jammer um Tieck und die nicht anerkannten frühern Heroen; warum kein ernstes, heiliges Wort über das Christenthum? Steffens hat überhaupt nicht gewußt, wie er das Christenthum mit der Revolution in Verbindung bringen sollte, was mich deshalb Wunder nimmt, da hier der Anklagen und Verketzerungen doch genug erzielt werden konnten. Der Grund ist vielleicht dieser: Steffens weiß vom Christenthum nichts Anderes zu schätzen, als daß es die Menschen zum Separatismus treibe. Wenn sich ihm die Gelegenheit darbietet, von den beseligenden Folgen des christlichen Glaubens zu sprechen, von der Heiligung und Versöhnung der Gemüther, der trostreichen Hinweisung auf ein Jenseits, wo alle Widersprüche gelöst sein werden, so benutzt er diese nie, sondern setzt sein Christenthum in die Formalität, in „die kleine stille Gemeinde", setzt es lediglich in die Absonderung, in jenen Protestantismus, der in der That nie zufrieden ist, sondern immer protestirt, immer etwas Apartes für sich sein will. Steffens verräth damit einen seltsamen Zug seines literarischen Charakters. Er ist zum Stabilen nicht geboren. Er erschrickt vor jeder Zumuthung, die man ihm macht. Er will immer den Rücken frei haben und etwas Anderes sein, als wofür man das Recht hat, nach frühern Aeußerungen ihn zu halten. Sind solche Charaktere geeignet, so schwere und bedeutungsvolle Anschuldigungen auszusprechen, wie sie in diesem Buche vorliegen? Daß derjenige, der selbst auf keinen festen Füßen steht, keinen Beruf hat, Andern ihr Wanken vorzuwerfen, drückt er genugsam in seinem Stillschweigen über das Christenthum aus. Wahrlich, wenn man mir und den Uebrigen vorwirft, wir tasteten das Allerheiligste an; dann möchte ich doch fragen, worin nun wol die Religiosität eines Steffens besteht? Er hat sich bekanntlich eine Theorie von der Persönlichkeit ausgebildet, auf die er die christlichen Dogmen, d. h. nicht alle, sondern die ihm gerade gefallen, anzwingt. Er hat sich zum Partisanen der schlesischen Sectirer gemacht, weil seiner Poctasterei dies Conventikelwesen, seiner angebornen revolutionairen Unstätigkeit diese oppositive Stellung, mit der zufällig diesmal keine Gefahr verbunden ist, zusagt.

Da läßt ſich durch Aeußerliches, rein Formelles bald der Geruch der Heiligkeit erwerben! Wer weiß, ob Steffens über die Frage antworten kann, die wenigſtens mich beſchäftigt: Wie iſt es möglich, die Religion Jeſu mit ſeiner Geſchichte, unſern Verſtand, unſere Wiſſenſchaft mit ſeinem eine Welt erlöſenden Leiden und Sterben, mit dem dogmatiſchen Inhalt dieſes Glaubens zu verbinden? Wie geben wir dem Chriſtenthum noch jenen neuen Glanz, daß es ſich auch auf dem Standpunkt unſerer heutigen Bildung und Bedürfniſſe nicht nur immer noch als jene ewige Wahrheit, die allen Zweifeln Muth, allen Schmerzen Linderung bietet, ſondern auch als Inhalt und lebendige Anregung aller ſpeculativen Forſchung bewährt? Wie gleiche ich meine chriſtliche Erziehung, meine Empfindung, wenn ich in der Sonntagsfrühe eine Kirche durch Geſang lebendig werden ſehe, mit den dem Chriſtenthum ſo abgewandten Traditionen der Bücherwelt und der Geſchichte des vorigen Jahrhunderts aus? Endlich mit einem Worte: Wie kommt es, daß ich den Ruf eines antichriſtlichen Autors habe, ihn auch in dem Sinne, daß ich gegen das theologiſche Partheiweſen mit naturaliſtiſcher Rückſichtsloſigkeit ſchrieb, verdiene, und doch gegen Spott das Chriſtenthum zu vertheidigen mich gedrungen fühle? Ich kenne einen Juden, der den Muth hat, ſeinen blos von Emancipationsgedanken und deiſtiſchen Abſtractionen beſeelten Glaubensgenoſſen gegenüber Chriſtus und ſogar die Dreieinigkeit zu vertheidigen, ohne daß er wagt, ſich taufen zu laſſen. Er iſt durch Hegel zu dieſer wunderlichen Stellung gekommen, und ich frage Steffens, ob er im Stande iſt, dieſe intereſſante Erſcheinung unſerer Zeit zu erklären? Nein, er iſt es nicht. Denn wäre er es, ſo würde er in ſeiner „Revolution" nicht das plumpſte und ſchändlichſte Demagogenthum geſchildert haben, ſondern dieſe tiefbegründeten Uebergänge aus der negativen Richtung des Zeitgeiſtes in die poſitiven, dieſen geheimnißvollen Zuſammenhang, den ich nur als merkwürdiges Symptom, nicht als ein dauerndes Reſultat anführen will; denn Abgeſchloſſenes ſoll damit nicht bezeichnet ſein, ſondern nur ein Merkmal, ein Zeichen, das ſich zum Guten nur und zur Beruhi-

gung aller der Empfindungen, welche durch heftiges Regiren früher verletzt sein konnten, erfüllen wird.

Steffens erwähnt die Religion nicht, wol aber die Sitte. Er stellt ein confuses System von St. Simonismus auf, um dem „Jungen Deutschland" einen sittigen Spiegel vorzuhalten. Das Unsinnigste, was über Emancipation u. dgl. vom Vater Enfantin nur verbreitet ist, wird den vermeintlichen Jüngern desselben zugerechnet. Ich will hier an Goethe erinnern. Falk erzählt von ihm, daß der große Dichter einen Sack im Zimmer hatte, in welchen er Alles hineinwarf, was ihm an satanischen Gedanken jezuweilen in die Quere kam. Diesen Sack wollte er nicht früher öffnen, bis er an den zweiten Theil des Faust ging. Die darin aufgehäuften Materialien sollten ihm zur Charakteristik des Mephistopheles dienen. Jeder geistig starke Denker hat einen solchen satanischen Sack, in welchen er tolle Ideen, die ihm wol zuweilen aufstoßen, wirft. Nun habe ich bisher immer gefunden, daß alle die, welche gegen die sogenannte junge Literatur etwas Handgreifliches sagen wollten, nichts thaten, als ihren Satansbeutel umkehrten und dessen Inhalt frischweg über uns ausschütteten. Dadurch mußte man selbst für jeden dummen Einfall der Herren verantwortlich werden; wir mußten das gedacht haben, was Jene als ihre Gedanken bekannt zu machen sich schämten. So weiß auch Steffens viel von der Emancipation des Fleisches zu erzählen und kümmert sich wenig darum, daß sich die vermeintlichen Apostel derselben längst die schändlichen Ideen, die derselben zu Grunde liegen, verbeten haben.

Um endlich zum Schlusse und zu einem Resultate zu kommen, so mag es in Folgendem ausgesprochen sein: Steffens' „Revolution" ist ein Zerrbild, das weder ästhetische noch historische Wahrheit hat. Die Revolution ist da, sie ist als ein Verbrechen da; aber sie konnte tiefer, erschöpfender und warnender entwickelt werden. Für diejenigen, die an der Steffens'schen Revolution nicht betheiligt sind, ist sie kein Trauerspiel, sondern eine belustigende Komödie, für die, welche sie angeben soll, ist sie eine Verleumdung und ein schlechter Streich. Ich will Steffens mein aufrichtiges Geständniß machen. Wir waren für politische Träume eingenommen; wir sahen aber

ein, daß mit Schmetterlingsflügeln, ja selbst mit Adlersittichen die Maschine des Bestehenden nicht fortzubringen ist. Wir gaben diese Grillen um so mehr auf, als der blos rationelle Liberalismus weder unserer Phantasie, noch unserer speculativen Bildung zusagt. Wir beschränken uns auf die ausschließlich literarischen Interessen. Wir opponiren gegen solche planlose und höchst wahrscheinlich interessirte Verketzerer des Zeitgeistes, wie Tieck und Steffens sind. Wir sind aber über die Nichtigkeit dieser Prätensionen schon so im Reinen, daß wir überall der Kritik entsagen und nach Productionen bei uns und Andern trachten. Wir erwarten sehnlichst von den Regierungen, daß sie unsere Bücher wenigstens nur einer Censur unterwerfen, die wie früher an allen Orten gehandhabt werde, wo der Verleger wohnt oder sie gedruckt werden. Wir wünschten, die Theater stünden den jungen Kräften frei, um sich auf ihnen in objectiven Gebilden zu üben. Wir wünschten, die Einigung zu Zeitschriften, die Steffens, als Herausgeber eines zwanglosen Journals, ja auch für wichtig hält, würde eher befördert als gehindert. Ja, und wenn wir nichts weiter wollen, als Freiheit für uns, nicht einmal Gunst, nicht einmal Fürsten, die wie Karl August von Weimar denken; so bleibt nur noch Eines übrig, was allerdings noch hindern könnte, uns so für desinficirt anzusehen, wie es Theodor Hell, Kriegsrath Müchler, Hofrath Raupach sind. Dies ist allerdings eine gewisse doctrinaire Richtung, die aus der Poesie gern in die Geschichte, aus dieser in die Religion, aus der Religion in die Philosophie dringt; aber dies ist gerade jenes Gebrechen, woran Steffens einzig und allein die Schuld trägt. Ihm verdanken wir es, daß wir auch über Mineralogie sprechen und in die Mystik gerathen, daß wir die Flötzgebirge ersteigen und auf jedem Ruhepunkt uns von Politik, von Nixenmärchen und Allem durcheinander unterhalten. Ihm verdanken wir die Unbehaglichkeit am Positiven, die Entfremdung gegen die Staatsraison, ihm diese Trennung unserer Ideen vom in der Wirklichkeit Gegebenen. Er brachte die Polemik gegen das Zeitalter als solches auf, er schrieb, ich sage nicht, gegen die Censur; nein! gegen die stehenden Heere, gegen die administrative Verwaltungsform der Zeit,

gegen die Grundlagen, worauf der moderne Staat gebaut ist. Er hat uns gelehrt, über die Gegenwart zu grübeln, nicht mehr ideell in ihr zu leben und vom Factischen zu abstrahiren. Er hat dies praktische Ungeschick der neuern Literatur am meisten verschuldet. Er hat uns gelehrt, über die Religion zu sprechen, ohne Theolog zu sein, über das Recht, ohne Advocat, über die Politik, ohne Staatsmann, über den Krieg, ohne General, über die Medicin zu sprechen, ohne Arzt zu sein. Wenn es einen Encyklopädismus giebt, der sich für Alles vorgebildet genug hält, um in Allem mitzumachen, so gab Steffens dafür den Ton an, und das Gewissen ist es, das ihn bestimmt, die zu verdammen, die, wenn sie verdorben sind, es durch ihn wurden. Wenn wir uns von etwas zu befreien haben, so ist es von ihm. Wenn wir etwas auf die Haut werfen müssen, ist es seine Ansteckung.

Ich habe mich hier nur polemisch ausgesprochen. Wenn die Fluth der Anschuldigungen zu hoch steigt, wer möchte, was ihm das Theuerste ist, die Ehre und den guten Namen, nicht zuerst in Sicherheit bringen? Ich bin aus meinem untern Stock aufgescheucht und mußte in die Rauch- und Anschwärzungskammer fliehen, wo man sich wol in Acht nimmt, nicht zu viel Ruß auf die Kleider zu bekommen. Nun sich diese Wasser verzogen haben, möge man mir gestatten, auf meinen eigenen Standpunkt wieder zurückzukehren und von diesem aus die friedliche, Angeberei verschmähende und Grund mit Gegengrund austauschende Verständigung fortzusetzen! Auch ohne genöthigt zu sein, gegen angeschuldigte gefährliche Verbrechen und vor allen Dingen gegen den Vorwurf des Unsinns mich hinter die Schanze der Klugheit zu legen, hoffe ich auf ein zufriedenstellendes Ergebniß. Wendet gegen uns ein, was ihr wollt, nur zwingt uns nicht, uns gegen den Vorwurf einer eben so lächerlichen, wie trivialen Weltverbesserung zu vertheidigen. Wir suchen den freien Mann — nicht das freie Weib, — wir suchen die Wiedereinsetzung des Geistes — nicht die Wiedereinsetzung des Fleisches; — wir suchen Gott — nicht weil wir ihn verloren haben — sondern weil in ihm nur derjenige wahrhaft selig ist, der ihn selbst gefunden hat!

Karl Seydelmann.
1844.

„Alles Schöne iſt ſchwer!“

Eine Handvoll Erde und dann Ade! Der Geiſtliche, der auf dem Friedhofe in Berlin den letzten katholiſchen Segen über die leere Hülle des Künſtlers ſprach, nahm eine Handvoll Erde und warf ſie dem Sarge nach. Die zahlloſen Leidtragenden, die der Leiche gefolgt waren, machten es wie der Prieſter. Dieſer hohle, polternde Klang war des Schauſpielers letzter Applaus.

Der Künſtler hört ihn nicht mehr, dieſer Beifall belohnt, ſpornt ihn nicht mehr. Hin iſt die feine Ironie auf ſeinem denkenden Antlitz, hin ſein Fleiß, ſeine Vertiefung in die Charaktere! Seydelmann war! Iſt man jung, gewöhnt man ſich ſchwer an den Tod. Man glaubt ihn nicht, man hält es für unmöglich, daß ein ſolches Auge geſchloſſen, ein ſolcher Mund verſtummt ſein könnte. Seydelmann ſoll fehlen? Und doch, es iſt. Er iſt ausgeſtrichen. Eine Lücke, eine kurze ehrfurchtsvolle Pauſe, und die Glieder rücken zuſammen. Stand hier früher jemand? Die Generation nach zehn Jahren wird keine Ahnung davon haben. Seydelmann war. Beſtialiſch geſinnte Neider werden das Ihrige thun, ſein Andenken zu verkleinern.

Wenn aber bedeutende Menſchen ſterben, ſo haben ſie ein Recht, ihre Seele hinieden in die Hände ihrer Freunde zu befehlen. Dafür haben ſie mit dieſen gelebt, dafür haben ſie dieſen ihr Innerſtes gezeigt. Wie die ſcheidenden Freunde ein Recht, haben die überlebenden eine Pflicht. Sie ſollen Zeugniß ablegen von dem, der nicht mehr für ſich ſelbſt reden kann, ſie ſollen Vorurtheile widerlegen, Mißverſtändniſſe berichtigen, ſie ſollen von dem, was die Welt an einem Todten beſeſſen, die innern Verbindungsfäden zeigen. Auch geht der

Strom der Zeiten so schnell! Die Fluth verschlingt, was gestern noch in grüner Fülle lebte. Diese Zeit weiß zu absorbiren! Schrecklich, wie kalt, wie bald sie vergessen kann! Und nun gar ein Schauspieler! Wiederholen wir keine Gemeinplätze, aber der Schauspieler schreibt sein Gedächtniß in Wüstensand, den der Wind verweht, in Wellengekräusel, das von selbst zerrinnt. Kein Mensch wird leichter zur Sage, als der dramatische Darsteller.

Und noch betrübender steht es um die Dauer des Seydelmann'schen Gedächtnisses, wenn man bedenkt, daß sein Talent das Unglück hatte, sich nur in einer dramatischen Uebergangsperiode zu bewähren. Er hielt den hereinbrechenden Verfall der deutschen Schauspielkunst eine Weile auf. Er spielte größtentheils ein altes Repertoir, jene dramatischen Rollenmumien, die sich seit fünfzig Jahren in der Theaterwelt erhalten haben. Es wurde ihm nicht zu Theil, was ich ihm vor acht Jahren in zwei Aufsätzen: Phantasieen über Seydelmann*) so sehnlichst wünschte, die Verschwisterung seines Talentes mit einer neuen literar-historisch bedeutend werdenden Richtung. Die von mir damals verheißene Richtung der dichtenden Talente auf die Bühne ist eingetroffen, Seydelmann war ihr nicht fremd geblieben, aber das Schicksal rief ihn zu früh von Bestrebungen ab, die in zehn Jahren schon andere Resultate werden geliefert haben, als das kühle und scheelsüchtige Mißtrauen der alten Herren und das neidische Schelten der productionsunfähigen jüngern jetzt für möglich hält. Nur noch zehn Jahre hätte er leben sollen, um wenigstens fünf Rollen, die bis dahin geschrieben sein und sich erhalten dürften, zum ersten Male gespielt zu haben. Wir wissen nicht mehr, wie Garrick, Eckhoff, Schröder, Fleck spielten, aber wir haben Shakespeare, Goethe, Schiller, Schröder's und Iffland's eigene Productionen, und nach diesen erhält sich die Vorstellung, die Ahnung ihres Spieles. Wenn man an Seydelmann herummäkelte, ihm heute das Genie, morgen das Gemüth absprach, so war zum großen Theil sein

*) Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur. Stuttgart 1836. Erster Theil. S. 195.

Repertoir daran schuld. Sein Repertoir waren damals, als er alle Federn in Bewegung setzte, Rollen, die Jeder schon ein Dutzendmal in seiner Jugend von andern Schauspielern gesehen hatte, und, wenn irgendwo, gilt es in der Schauspielkunst: Wer zuerst kommt, mahlt am besten. Das Geheimniß, warum in Frankreich die großen Schauspieler nicht aussterben, liegt eben auch in dem ewig jungen Repertoir. Seydelmann traf es unglücklich. Die Zeit von 1815 bis noch vor wenig Jahren weiß zwar von einem muntern Bühnenleben, hunderttausend Vaudevillen und einer glänzenden Opernperiode, aber national und literarisch wurde die deutsche Bühne nur schwach unterstützt, und so kam in die Leistungen vortrefflicher Schauspieler etwas Gemachtes, Künstliches, stubenmäßig Ausstudirtes, was man denn auch Seydelmann und überwiegend mit dem größten Unrecht vorgeworfen hat.*)

Ich sah Seydelmann zum ersten Male in Stuttgart vor zwölf Jahren. Ein zwanzigjähriger junger Mann, der den Kopf voll Politik hatte, verstand ich nichts von der Bühne. Ein Galeriebesucher kann nicht harmloser sein, als ich damals im Parterre saß. Es erfreute mich eben Alles. Ich weinte und lachte, wie es gerade an jeder Stelle sein sollte, und die Darsteller selbst flossen mir so ziemlich in ein Kaliber zusammen. Die Gewöhnung mochte den Geschmack raffinirter. Aber doch gestehe ich, von Seydelmann's damaligen Leistungen wol Eindrücke, aber keine Meinung behalten zu haben. Ich sah ihn meist in den Raupach'schen Stücken, die alle schnell hintereinander gegeben wurden. Seydelmann kam nicht mehr aus dem Hermelin und Purpur heraus. Wenn ich sage, das ewige Jambengebelfer klingt mir noch im Ohr, so bitte ich um Verzeihung für diesen Ausdruck, aber ich weiß das Echo, das ich von jenen Abenden habe, nicht anders zu bezeichnen. Der Eine rief immer: „Dem Kaiser gehört die Welt" — der Andere: „Dem Papst gehört sie zu" — und so ging das durch ein ganzes Winterabonnement hindurch. Außer den

*) Wie ist dem durchaus von der Natur schwach begabt gewesenen Ludwig Dessoir der Narciß zu Gute gekommen! Seine hinfällige, stöhnende, ächzende, fragmentarische Spielmanier wurde ihm zum Guten angerechnet, aus der Noth wurde eine Tugend gemacht.

Hohenstaufen sah ich noch viele andere Stücke, aber alle von Raupach. Von einem Trauerspiel, das einen neugriechischen Stoff behandelte, habe ich noch die Vorstellung Seydelmann's als greiser Türk Abdallah, wie er mit der Fackel auf dem Kirchhof seine todte Tochter sucht. Pkelula! Pkelula! klingt es mir noch im Ohr. Auch Ossip sah ich, eine Rolle, worin Seydelmann viel Anfechtung zu erleiden hatte. Wie Abdallah immer rief: Pkelula! so rief Ossip immer: Arinia! Meine Arinia! Seydelmann soll den Ossip mit gebrochenem Teutsch gesprochen haben. Namhafte Schauspieler versichern mich, daß er hätte weinen können, wenn man die Intention nicht verstand, die er damit verband. Ich gestehe, daß ich diese Intention nicht würde verstanden haben, doch bezweifle ich, ob er wirklich gebrochen sprach. That er's, dann habe ich's ganz gläubig hingenommen und es damals sehr schön gefunden. Ich reflectirte nicht. Auch Raupach's Till wurde gespielt. Dazwischen Einiges von der leichtesten Art, z. B. Commissionsrath Frosch und sogar Hähnchen im Fest der Handwerker, wo denn freilich des verstorbenen Rösicke Berliner al Fresco-Colorit und Krakehlerton von dem vornehmeren Manne nicht getroffen werden konnte.

Diejenigen Rollen, durch welche ich über die künstlerische Bedeutung Seydelmann's klarer wurde, waren der Abbé de l'Epée, der Parasit, besonders aber Mephistopheles, den Seydelmann damals zuerst auf die Stuttgarter Bühne einführte. Seinen Abbé de l'Epée hat man später nicht wahrhaft empfunden nennen wollen. Mich rührte er, aber mehr wüßte ich nicht davon zu sagen. Klarer war mir der Parasit. Diese Wiedererweckung eines von Schiller bearbeiteten französischen Lustspiels war ein Verdienst, das sich Seydelmann speciell erwarb und das von dem engern Kreis der Stuttgarter Theaterfreunde auch anerkannt wurde. Seydelmann selbst war in der Rolle des Selicour ausgezeichnet. Er spielte nach der französischen Maxime: glissons, n'appuyons pas! Einen besondern Reiz gewährte sein hier passend angebrachtes Klavierspiel, worin Seydelmann eine achtbare Fertigkeit besaß. Mephistopheles überragte dann Alles, was ich bisher von dem fleißigen Künstler an Eindrücken empfangen hatte. Diese

Judith.

O Gott!

Jochai.

Ihr wollt ihm fluchen?
An einem Chriſten habt Ihr keinen Theil!

Judith (bei Seite).

Was ihn errettet, iſt für mich der Tod.

Santos.

Wenn Uriel Acoſta Chriſt — verſtummt
Mein Mund — (legt ſegnend die Hand auf die Uebrigen)
Gott ſegne Abrahams Geſchlecht!

Uriel.

Wer redet da? Wer ſagt —

Jochai.

Dein Vater hat
Mit ſeinem ganzen Haus in Portugal
Den Glauben ſeiner Väter abgeſchworen.
Noch ſeid durch keinen öffentlichen Act
Ihr wieder heimgekehrt zu Jakobs Stämmen.
Ihr ſeid ein Chriſt! Viel Ehre muß uns dünken,
Daß Ihr bei Euern Knechten hier verweilt.

Manaſſe.

Gehn wir zu unſerm Feſt! Der Chriſt Acoſta
Verzeiht, daß wir dabei in Speiſ' und Trank
Den Sitten unſers Volks uns fügen müſſen.

Uriel (wildbewegt).

Ich wäre Chriſt? Soll mir ein frecher Spott
Die Hinterthür des falſchen Mitleids öffnen?

Verlebendigung der hundertmal gelesenen Worte hatte ich mir nicht möglich gedacht, und noch jetzt, wo ich viele Teufel auf der Bühne gesehen habe, bleibt mir der Seydelmann'sche der eindringlichste, weil der wesenhafteste. Die Andern sind meist nur Sprecher. Interessant ist aus dem Munde des unvergeßlichen Künstlers folgende Bemerkung: „Ich habe den Mephistopheles erst verstanden, als ich in Weimar den Herrn von Goethe sah. Diese Ironie! Dieses ungeheure satyrische Uebergewicht über die Menschen! Diese Weltverachtung! Ich stand vor ihm wie der Schüler vor Mephisto. Seitdem bildete ich mir das aus, was ich geben wollte."

Schon damals begegnete ich dem Künstler dann und wann persönlich. Es geschah bei W. Menzel, einem Landsmanne Seydelmann's, der ohne Zweifel das erste Verdienst hatte, daß er nachdrücklicher auf ihn aufmerksam machte. Menzel widmete den einzelnen Leistungen Seydelmann's im Morgenblatte ausführliche Besprechungen, ja er sattelte sogar seinen Hippogryphen zu einigen Distichen, die sich in seiner „Reise nach Oesterreich" wieder abgedruckt finden. Beide Naturen hatten etwas Verwandtes und hielten sich dadurch in einem wechselseitigen Verhältniß, das etwas beinahe ängstlich Respectvolles hatte. Im Mißtrauen waren sie sich beide gleich, im Beherrschen einer ursprünglich cholerischen und nur mit Mühe niedergehaltenen heftigen Natur mußten sie beide den gleichen Lebensmaximen folgen. In der gegenseitigen Verehrung dieser in vieler Hinsicht gleichartigen Menschen mochte, bei aller Ehrfurcht vor einander, eine gewisse beklemmende Spannung liegen, die einen innigeren Freundschaftsbund nicht aufkommen ließ. Auf Seydelmann's Neigung zu historischen Portraitirungen waren W. Menzel's historische Liebhabereien gewiß nicht ohne Einfluß.

Nachdem sah ich den Verstorbenen erst mit dem Ende des Jahres 1834 wieder. Der Gesichtskreis für dramatische Beurtheilung hatte sich erweitert, die Vergleichung der Leistungen von Bühnen, wie Manheim, München, Prag, Dresden, Berlin, Leipzig, Hamburg bot einen Maßstab, wo der Verstand und die kühle Kritik schon ihre Zeichen eingekerbt hatten. Der Genuß, den ein wahrer Künstler bot, mußte sich jetzt, da ich

ihn zergliedern konnte, steigern. Erst jetzt hob sich mir das Spiel Seydelmann's aus seinen Umgebungen heraus. Ich wußte, was eine Rolle verfehlen heißt, und genoß es, wenn ich sie getroffen sah. Seydelmann's unermüdlicher Fleiß entfaltete ein Gebild nach dem andern. Mochten auch vielleicht seine damaligen Leistungen in Stuttgart mehr Reste des unmittelbar vorhergegangenen Studiums an sich tragen, gleichsam nicht ausgewischte Lineal-Striche, mochte er als denkender Darsteller gerade in jener Zeit die meisten Spuren des Ateliers mit auf die Bühne bringen, so war es doch eine harmlose Periode, in der er sich gab, wie er war. Er hatte noch nicht die vernichtenden Vorwürfe von Verstandescalcül, mangelndem Gemüthe, berechnetem Studium gehört; man hatte sein innerstes Künstlerbewußtsein noch nicht untergraben, und so war das, was er damals in Stuttgart gab, unstreitig frischer, lebendiger, unternehmender, als was ich später von ihm in Berlin sah. Er befand sich damals in der Zeit der vollsten Mannesblüthe. Was ihn im bürgerlichen Leben zwickte und zwackte, das ertrug er damals keineswegs mit jener rührenden Resignation, an der er zuletzt untergegangen ist, sondern er lärmte und tobte sich aus, und das war gut für seine Natur, noch besser für seine Kunst. Seine Gebilde trugen das Gepräge der innersten Spannung, der subjectivsten Elasticität, während sie in späterer Zeit oft zu einer Objectivität hinuntersanken, die ganz dicht neben der Natur stehen mochte, aber auch etwas Mattes, Gedrücktes, Bestäubtes hatte, was er in seinen Geständnissen zu Gemüthern, die ihn verstanden, einräumte. Er wies es nicht zurück, wenn man ihm sagte: „Spielten Sie doch zuweilen Ihre Hähnchens, wie in Stuttgart, Ihre Nathans würden dadurch frischer werden!"

Seydelmann stand damals auch einer mit dem Stuttgarter Hoftheater verbundenen Theaterschule vor. Daß seine auf diese Anstalt verwandten Bemühungen fruchtlos waren, lag an dem gänzlich bühnenunfähigen Naturell der Schwaben. Schon der unausrottbare Dialekt bot unübersteigliche Hindernisse. Auch bei Concerten entzog er sich der erbetenen Unterstützung nicht und bildete jene Neigung zur

öffentlichen Declamation aus, die ihn auch in Berlin nicht verlassen hat.

Theaterintriguen kannte ich damals nur dem Namen nach. Ob deren in Stuttgart stattfanden, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß Menschen, die später Todfeinde wurden, damals in der besten Freundschaft lebten. August Lewald, der noch ein Jahr zuvor, eben aus Paris kommend, von Seydelmann wenig gehalten hatte, war allmälig sein leidenschaftlicher Bewunderer geworden. Durch ein langes Theaterleben abgestumpft für theatralische Eindrücke, ging er nur in die Vorstellungen, um Seydelmann in seinen besten Scenen zu sehen. Er sammelte damals den Stoff zu einem Buche über Seydelmann, das aus wirklicher Hingebung für den Verstorbenen geschrieben ist. Auch Moritz, der später die Ursache werden sollte, daß Seydelmann Stuttgart verließ, fehlte damals dem Freundeskreise nicht. Jeder gab sich noch frei und unbefangen. Noch hatte der unselige Dämon der Zwietracht seine von glatten Mienen bedeckten Rückhaltsgedanken nicht ausgesäet. Lewald, der ein Talent für solche Gedächtnißfixirungen hat, mag diese Zeit beschreiben. Er vergesse aber dabei weder die Pilgerfahrt zum landwirthschaftlichen Feste und das Mittagessen im Canstätter „Ochsen", noch seine eigenen humoristischen Kalbsbratenabende, noch die nächtlichen Pickenicks bei dem Jüngsten in dem vierblätterigen Kleeblatt, dem Referenten selbst, zu dem über eine enge Treppe drei Menschen hinaufstiegen, die später in so grimme Opposition gegen einander gerathen sollten.

Das Einzige, was Seydelmann damals für seine künstlerischen Bestrebungen vermissen mochte, war ein größeres und anregungsfähigeres Publikum. Die meist sinnigen und in sich gekehrten Schwaben freuen sich erst über die schönen Eindrücke der Bühne, wenn sie nach der Vorstellung zu Hause bei ihrem Salat sitzen. Dann habe ich sie oft recht enthusiasmirt gefunden. Im Theater selbst sind sie mäuschenstille. Aergerliche politische Verstimmungen mochten damals noch hinzukommen, eine Anstalt, die zwar das Land unterstützt, an der aber der Hof die meiste Freude hat, nur kühl zu beurtheilen. Seydelmann nannte sein Verhältniß zum Stuttgarter Publikum eine Ehe zwischen einem jungen lebensfrohen Mann

und einer alten dicken Witwe, die zwar Geld giebt, aber auch dafür Liebe verlangt, die man nicht empfindet. Der Vorschlag einer reisenden Gesellschaft im größten Style, die im Interesse des classischen Dramas Deutschland durchzöge, kam unter uns zur Sprache. Die Schauspieler haben später über diesen Vorschlag gelacht und Seydelmann beschuldigt, er hätte junge, unpraktische literarische Phantasten mit solchen Chimären an der Nase herumgeführt. Warum diese böswillige Beschuldigung? Man bedenke die Zeit, wo dieser Vorschlag gemacht wurde. Vor zehn Jahren fielen Ideen dieser Art nicht auf den Weg. Das Theater, wie es war, ermangelte einer innigeren Beziehung zu den Bedürfnissen der höhern Bildung. Die Jugend vollends wußte nicht, was sie mit der Bühne anders machen sollte, als sie in der Art, wie sie war, zu ignoriren. Selbst eine so praktische Bühnenroutine, wie die Lewald's, konnte damals auf den Gedanken gerathen, in der Weise der von ihm beschriebenen Mittenwalder Passion (im bayrischen Hochgebirg) große Naturtheater unter freiem Himmel vorzuschlagen, Theater, zu welchen nicht das Publikum, sondern ein Volk pilgern sollte, um darauf ohne Coulissen, aber mit kolossaler Comparserie dargestellt zu sehen Shakespeare, Schiller und was sonst noch eigends für diesen Zweck geschrieben werden sollte. Von einem Manne, der zu gleicher Zeit für die praktische Bühne eine Theaterrevue (bei Cotta) eröffnete, nahm sich das empfehlend aus. Seydelmann folgte diesen Flügen, und schlimm genug, wenn der Schmerz über die ihm in Berlin geschenkte kalte Aufnahme eines Theiles der dortigen Kritik ihn so herabstimmen mußte, daß er Gott und den neun Musen dankte, wenn er dort nur mit seinen großen und kleinen Rollen auskam.

Um noch einen Schritt weiter zu gehen, so glaube ich nicht, daß Seydelmann so sehr das Bedürfniß eines neuen Repertoirs hatte oder den Wunsch nach einer Wiedergeburt unserer dramatischen Literatur aussprach, wie sich dies wol bei andern gebildeten Schauspielern in unserer Zeit findet. Er scharrte sich aus der Theaterbibliothek alte Rollen hervor und hauchte denen ein neues Leben ein. Man muß dies natürlich finden bei einem Schauspieler, der den Ehrgeiz hatte,

sich den höchsten Mustern anzureihen. Es umgaben ihn damals in Stuttgart dichterische Talente, aber man kann ihm den Vorwurf machen, daß er niemanden zur dramatischen Production anregte. Er sehnte sich darnach, das alte Schröder'sche und Iffland'sche Repertoir durchzuspielen, was bedurfte er der jüngern, noch dazu unreifen und wenigstens damals der Bühnenanforderungen bis zur Naivetät unkundigen Literatur? In Berlin wurde das anders. In Berlin, im Strom einer nimmer ruhenden dramatischen Bewegung, faßte ihn diese Bewegung wider Willen. Auch mußte er es müde werden, sich ewig den Vergleichungen mit Fleck und Devrient ausgesetzt zu sehen. Er fand, daß es für seinen Ruhm einträglicher sein würde, wenn er neue Rollen creirte, als wenn er alte neu belebte. Eine Rolle wie „Reckum" rentirte ihm mehr, als Polonius und Anderes, wobei er mit dem Vorurtheil zu kämpfen hatte. Und so soll es auch sein. Nur wer seiner Zeit sich widmet, der gehört auch den spätern Zeiten an.

In Seydelmann lebte damals über seine Künstlerschaft eine so sichere Beruhigung, daß bei ihm ein Plan, den ich ihm im Jahre 1835 von Frankfurt aus vorlegte und der von der Schauspielkunst, als solcher, entfernt lag, Anklang fand. Nach einem glänzenden Gastspiel auf der Frankfurter Bühne kamen einige Actionaire derselben auf den Gedanken, ihm bei einer im Werk stehenden Umgestaltung derselben ihre Leitung zu übergeben. Auch der Titel eines Intendanten stand dabei in Aussicht, wenigstens hatte ihn Franz Grüner, an dessc Entlassung gearbeitet wurde, seither geführt. Der bekannte Liedercomponist, Wilhelm Speyer, Seydelmann persönlich befreundet, verwandte seinen in artistischen Tingen für Frankfurt gewichtigen Einfluß, um den Künstler zur Annahme dieser Directionsführung zu bewegen. Man hätte der Frankfurter Bühne nur Glück wünschen können. Sie würde eine Pflanzschule bedeutender Talente geworden sein, da sie so recht in der Mitte liegt, um der lockenden Werbetrommel eines Namens, wie Seydelmann, auch ein allgemeines Echo zu geben. Dieser Name war damals im westlichen Deutschland von bezaubernbem Klang.

Ob Seydelmann den ihm von Frankfurt gemachten Antrag benutzte, um seinen Stuttgarter Contract zu verbessern, weiß ich nicht. Der Tod Ludwig Devrient's gab jedenfalls seinen Wünschen und Plänen eine andere Richtung. Ob es ihm gleich Anfangs Ernst sein mochte, selbst wenn er in Berlin gefiele, dort zu bleiben, bezweifle ich fast. Es lag in seiner Art, eigenthümliche Combinationen zu machen. Er hat gewiß zwischen dem Gedanken gewählt: Entweder in Berlin, auf dem großen Markt, mit allen Klippen einer beendigten Carrière, oder in Stuttgart, zurückgezogen auf ein Terrain, das dir gehört und wo du Muße hast, dich auf Gastspiele vorzubereiten, die dich der Welt jung, frisch und neu erhalten! Ich sage nicht, daß er so combinirte. Ich sage nur, daß seinem besorgten und überlegten Gemüth solche Combinationen ähnlich gesehen haben würden.

Endlich im Frühjahr 1835 reiste Seydelmann zu seinem Probegastspiel nach Berlin. Er ging über Frankfurt. In seinem ganzen Wesen drückte sich die innere Spannung des Ehrgeizes und einer bänglichen Besorgniß aus. Er ging einer Prüfung entgegen, die zu seinem Nachtheil ausfallen konnte. Zwischendurch erhob ihn wieder sein inneres Bewußtsein zu einem leicht verletzbaren Selbstvertrauen, sodaß man kaum wußte, sollte man ihm die Dinge, die seiner in Berlin harrten, als schwer oder leicht darstellen. Bald sah er mit nachdenklichem Ernst in die bunten Bläschen einer Tasse Chocolade bei Georgi und hörte an, was es in Berlin für ihn würde zu beobachten geben, bald klapperte er fröhlich mit dem Löffel und war wieder seines Sieges gewiß. In den literarisch artistischen Kreisen Frankfurts herrschte damals noch mehr Einigkeit und gemeinsame Begeisterung als jetzt. Schnell war ein Festessen zu Ehren des Gastes veranstaltet. Der Becher kreiste. Heiterkeit belebte die Unterhaltung. Seydelmann trug einige dramatisirte Anekdoten aus dem Schauspielerleben vor und erregte namentlich durch eine Scene aus der Münchner Coulissenwelt großes Gelächter. Wenn man bezweifelte, ob Seydelmann eine angeborene schauspielerische Anlage besaß, so konnten gerade diese und ähnliche Anekdoten für sein u

sprüngliches Talent zeugen. Ein von mir ohne vorhergegangene Berechnung, in der „Blüthe des Augenblicks" gesprochener Toast sagte ungefähr: Seydelmann möchte nach Berlin gehen und den Kranz der Meisterschaft, der dort auf den Gräbern Iffland's, Fleck's und Devrient's läge, nun auch auf sein Haupt setzen, ein Geleitswunsch, den mir Professor Gubitz, Fleck's Schwiegersohn, sehr übel genommen hat.

Es ist bekannt, daß sich Seydelmann damals in Berlin zwar die Anerkennung einer großen künstlerischen Bedeutung erwarb, zu gleicher Zeit aber vom überwiegenden Theil der Kritik vielerlei Anfechtungen zu erleiden hatte. Es war nicht die Rollenauffassung, über die man stritt, sondern sein höherer Werth wurde in Abrede gestellt. Man wollte Alles an ihm kalt und überlegt finden. Man stritt ihm die Weihe, vor Allem die Weihe des Gemüthes ab. Er überwältige nicht, hieß es, wie Devrient gethan, er wäre ein studirtes Talent, kein ursprüngliches Genie. Bedenkt man nun, daß diejenigen, die damals an Vorwürfen dieser Art unerschöpflich waren, später seine eifrigsten Lobredner wurden, Männer von unbestechlicher Selbstständigkeit, von Geist sogar und langer Theatererfahrung, so sollte sich die Kritik daraus eine Lehre nehmen und dem ersten Eindruck, ob dieser nun günstig oder ungünstig, kein Vertrauen schenken. Noch kleinlicher war es, daß man den Künstler die Theilnahme entgelten ließ, die er bei einer Literaturrichtung gefunden, die gerade von Berlin aus mit Mißgunst und Leidenschaftlichkeit verfolgt wurde. Auch das Lewald'sche Buch erwies sich Seydelmann eher nachtheilig als förderlich.

Seydelmann hatte zu kämpfen mit dem ersten Eindruck seiner Persönlichkeit. Das etwas volle Gesicht erlaubte kein lebendiges Mienenspiel, die blauen Augen konnten es braunen oder schwarzen an bald rollendem, bald stechendem Ausdruck nicht gleichthun. Dem Organ gab die Schwere der Zunge einen breiten, hohlen Klang. Es schien ihm Mühe zu machen, die Worte hervorzupressen. Bei leidenschaftlichen Stellen des Dialogs schlug die Stimme zwar nicht über, ließ aber zuweilen kreischende Töne vernehmen, die, man möchte fast sagen, etwas Thierisches hatten. So bedurfte es denn einiger Ge-

wöhnung, ehe man mit dem nicht günstigen ersten Eindruck fertig wurde. War man aber einmal an den Klang dieser Stimme gewöhnt, so bekam sie dem Ohre wohl. Man entdeckte in ihr eine Melodie, einen angenehmen Tonfall, und jetzt, wo der treffliche Künstler geschieden ist, bin ich gewiß, es klingt dem Berliner Publikum noch immer die Seydelmann'sche Redeweise im Ohre nach, wie ein altes Lied, dessen Rhythmus uns mit Jugenderinnerungen erfüllt.

Die Darstellungseigenthümlichkeit Seydelmann's stand im vollen Gegensatze zu dem, was man seit dem Ueberhandnehmen der Schiller'schen Richtung und den Idealitätsdramen für schauspielerische Meisterschaft gehalten hatte. Die Darsteller sollten durch ihre Mittel hinreißen. Die Persönlichkeit sollte das Studium vergessen machen, und nur zu oft gaben die Schauspieler statt des Studiums ihre Persönlichkeit. Den höchsten Culminationspunkt dieser subjectiven Darstellungsweise erreichte die Kunst durch die Art, wie sie Ludwig Devrient trieb. Schon Fleck traf (nach Tieck) nur das, was seinem Naturell zusagte, und Devrient verfehlte bekanntlich Alles, was außerhalb seines Naturells lag. Er hat nie mehr vermocht, als sich in seinen Leistungen eines bestimmten dämonischen Inhalts zu entledigen; was über diese, seine dämonische Urkraft, gewöhnlich Genie genannt, hinauslag, wußte er nicht zu bewältigen. Gegen den Reiz einer solchen Subjectivität etwas einwenden zu wollen, wäre thöricht. Sie hat bezaubert und sich in unvergeßlicher Erinnerung erhalten. Aber fern sollte es jedem Aesthetiker bleiben, sich von Erscheinungen so meteorischer Art blenden zu lassen oder gar ihre Art und Weise für die allein bedeutungsvolle auszugeben. Seydelmann bezeichnet die Reaction der Schule gegen das Naturell. In dieser rein objectiven Bedeutung seiner Stellung hätte man ihn schon damals in Berlin anerkennen müssen.

Es geschah dies auch von Seiten der jungen philosophischen Kritik. Die Begeisterung, deren gerade die wissenschaftlichen Kreise für Seydelmann fähig wurden, ging nicht aus der damals in Berlin herrschenden Sucht hervor, jede bedeutende und hervorragende Erscheinung sogleich für die Parthei

zu gewinnen, sondern die philosophische Kritik war wirklich von der Einheit, innern Gliederung, Consequenz und objectiven Ruhe in Seydelmann's Gebilden überrascht. Die Zahl der Künstler, die sich über den Geist ihrer Rolle, über den Gedankeninhalt ihrer Worte Rechenschaft zu geben wissen, ist ja so klein. Es ist noch nicht damit gethan, daß man Shakespeare und Goethe dem Wortsinne nach versteht, bewundert und nach den hervorragendsten Schönheiten wiederzugeben weiß. Die Totalität einer Rolle will erfaßt und gleichsam aus dem Bewußtsein des Künstlers reproducirt sein. Diese Täuschung gab Seydelmann. Seine Leistungen waren neben der ursprünglichen Virtuosität auch Producte einer gewissenhaften Bildung, und diese Bildung, diese Grundlage reifer und ernster Studien, dieses sichere Fundament eines Künstlerlebens lernt man gerade in dieser Sphäre, wo sich Routine und flackerndes Irrlicht so anspruchsvoll bewegen, am gebührendsten schätzen.

Seydelmann's zweites Berliner Gastspiel war eine Ergänzung zum ersten. Hätte er vielleicht Anfangs seine Stuttgarter Stellung behalten mögen, so trieb es ihn nun, sich in Berlin voll auszugeben, keine Rolle zurückzubehalten, das Terrain sich um jeden Preis zu erobern. Reizbarer als je mochte er in seine heimischen Verhältnisse zurückkehren. Der Humor, mit dem er früher die beschränkten Einsichten seines Stuttgarter Intendanten*) ertragen hatte, wollte ihm nicht wiederkommen. Er witterte überall Verrath und Mißgunst. Eine seiner reizbaren Stimmungen gerieth in Widerspruch mit der andern. Eine Menge Rückhaltsgedanken, die er früher nicht ausgesprochen hatte, äußerte er jetzt mit schneidender Schärfe. Es war in seinem Innern eine Krisis eingetreten, die nicht anders geheilt werden konnte, als durch den Umzug nach Berlin. Es war ihm Bedürfniß sich vor einem Publikum, dessen

*) Seydelmann sagte einmal zu diesem, dem verstorbenen Grafen Leutrum: „Herr Graf, wissen Sie, daß Immermann angekommen ist?" — „Weiß es, weiß es," — antwortete der gräfliche Theaterverstand, — „Immermann ist angekommen: kann ihn aber nicht spielen lassen." Er hielt ihn für einen vacirenden Schauspieler und verwechselte ihn mit Jerrmann.

entscheidende Competenz ihm drückend war, vollständig zu entwickeln, in seiner ganzen Kraft, in seinem ganzen Werthe.

Außerhalb Berlins verbindet man mit den Absichten, die Seydelmann nach Berlin gezogen haben, verkehrte Vorstellungen. Man glaubt allgemein, sein Ehrgeiz hätte nach einer Stellung getrachtet, wie sie ehedem Iffland einnahm. Diese abenteuerliche Vorstellung war Seydelmann fremd. Er dachte nicht daran, sich durch solche Pläne seine künstlerische Unbefangenheit zu trüben. Auch würde seinem praktischen und weltklugen Blicke bald ein solches Ziel unter den gegenwärtigen Verhältnissen unerreichbar erschienen sein. Iffland konnte an einer Bühne Director werden, die sich eben erst aus dem Zustand einer sogenannten Truppe zu einem festeren Gesellschaftsbande vereinigte; aber wie ist jetzt unser Bühnenwesen organisirt! Die oberste Behörde ist eine glänzende Hofcharge, mit der man noch lange nur die Adeligen betrauen wird. Die Schauspieler, sind sie an einem Hoftheater lebenslänglich engagirt, halten sich für Staatsdiener und leiden sehr darunter, daß man sie noch nicht statt mit Händeklatschen mit Orden auszeichnet. Die Vermittlung zwischen dem Chef und dem Personal bildet ein förmlicher Beamtenorganismus, eine Bureaukratie, deren Rang- und Stufenwesen dem Schauspieler jede Ausschreitung aus der ihm gezogenen Bahn unmöglich macht. Die Bühne ist in ihren Finanzen vom Hofe abhängig, und es ist bekanntlich nicht die Sache der Höfe, wartende Wünsche, sich zurückziehende Anliegen, schlummernde Bedürfnisse zu erkennen. Seydelmann mußte sich glücklich schätzen, den Beifall Friedrich Wilhelm's III. zu erhalten. Darüber hinaus würden dem Könige seine Entwürfe närrisch, wenn nicht gar vermessen vorgekommen sein. Und in der That, Seydelmann war mit seinem Künstlerruhm vollkommen zufrieden. Schon die Regie wird am Berliner Hoftheater für eine so imposante Würde gehalten, daß er für ein stufenweises Erklimmen jener Charge weder die jungen Jahre noch die Lust haben konnte. Die Wünsche und stillen Neigungen, die seine Brust verschloß, lagen in einer ganz andern Region als im Schauspielhause drei Treppen hoch, Eingang von der Charlottenstraße.

Als Kind ſchon im Geſetze leſen lernend,
Ward plötzlich ich getauft. Kein lichtumfloſſner
Geweihter Prieſter hatte uns bekehrt,
Den Vater, Mutter, Schweſter und die Brüder, —
Nicht mit Legenden wurden wir gewonnen —
Auch nicht mit Gold — Gevatter ſtand bei uns
Der Henkersknecht der Inquiſition.
Am Scheiterhaufen gingen wir vorüber
In eine Chriſtenſchule ſieben Jahre —
Mit bangem Herzen! — Wenn die Furcht der Quell
Des Glaubens iſt, ſo war'n wir fromme Chriſten!
Doch wunderbare Milde der Gewöhnung!
Am Hochaltar, im Meßgewande bald
Das goldne Rauchfaß tragend, bald im Chor
Die Reſponſorien dem Prieſter ſingend
Und chriſtlich Wiſſen in der Schule lernend,
Fühl' ich mich glücklich, damals mehr als Talmud
In meine Seele eingeprägt zu haben.
Was ich geworden, ward ich nur als Chriſt.
Im friſchen Strom der Bildung durft' ich baden,
Ein Menſch, ein freier, in dem Ganzen weben,
Die Luft war mein, der warme Strahl der Sonne,
Am Grün des Waldes labt' ich frei den Blick —
Was Alle liebten, durft' ich wieder lieben,
Was Alle fürchteten, war meine Furcht,
Und jeden Pulsſchlag einer großen That,
Ein jedes Athmen der Geſchichte fühlt'
Ich wieder in mir ſelbſt wie alle Menſchen.

Ich sah Seydelmann 1840 und 1841 wieder. Wie hätte ich ahnen mögen, daß ein so nahes Scheiden bevorstand!

Das erste Mal war er heiterer, strebender und beruhigter als je. Er nahm in der Gunst des Publikums eine Stellung ein, die keine Kritik mehr zu untergraben vermochte. Auch seine Gegner waren seine Bewunderer geworden. Das Schicksal keines neuen Dramas schien gesichert, wenn nicht Seydelmann's Name unter den Mitwirkenden auf dem Zettel stand. Graf Redern, dem sich das Engagement dieses Künstlers zum Verdienst anrechnen ließ, erkannte ihm jede nur einigermaßen seiner Persönlichkeit entsprechende Rolle zu. Die Einführung des Faust auf die Bühne hatte Kasse gemacht und machte sie täglich, so oft diese Vorstellung nur angesetzt wurde. Es war für Seydelmann eine Freude, mitten im Engagement eine solche Zugkraft zu üben. Die Bildung seines Publikums hob ihn. Es spornte ihn, vor berühmten Gelehrten, strebenden jungen Studenten, Künstlern und der Elite weiblicher Bildung zu spielen. Er war immer gewiß, daß seine Darstellung anregte und nur dann Widerspruch fand, wenn sie auf alle Fälle Veranlassung geistreicher Erörterung wurde. Mit Entschlossenheit blickte er damals dem Leben in's Auge und versah sich von ihm noch reicher Freude, der tiefsten Anregungen. Seine Rollen spielte er leichter als je. Die Zeit des ängstlichen Austipfelns war vorüber. Nicht mehr wie sonst schrieb er sich selbst seine Rollen ab und markirte sie sich mit Zeichen und Linien. Er lernte rasch, wie es das wechselnde Repertoir bedingte. Altes mischte sich mit Neuem, Bleibendes mit Vergänglichem. Nie war er als Darsteller so sehr Virtuose wie damals. Er spielte leicht und gefällig, innerlich, herzlich. Den Verstand hatte er an die Kette gelegt, er störte ihn nicht mehr so wie früher. Nie hatte er früher diese Laune entwickelt, nie den Gegenpol derselben, die Rührung, so wahr und ergreifend getroffen.

Dabei hielt er noch lange nicht dafür, auf der Höhe seiner Leistungen angekommen zu sein. Nicht nur, daß in seinem Rollenverzeichniß manche Figur stand, die er noch, seines Ruhmes wegen und um der leidigen Vergleichung willen, zu geben hatte, auch die Bildung eines neuen Reper-

toirs hatte ihm Interesse abgewonnen. Karl Blum pflegte ihm manche drollige Figur aus dem Italienischen oder Französischen zu übertragen, Raupach war noch nicht ganz verstummt, Holtei legte ihm Mancherlei an's Herz und von allen Seiten drängten sich junge Dichter an ihn heran, die ihm historische Charaktere von Noah bis Napoleon zu schreiben versprachen. Besonnen hörte er der Analyse jedes Planes zu und ermunterte zur Ausführung, wenn er wirkliches Talent sah. Mancherlei Zudringliches lag ihm freilich so zur Last, daß er nicht wußte, wie er es abschütteln sollte. Vorschläge, die sich innerhalb der Bühnenpraxis hielten, waren ihm die liebsten. So hätte er nichts lieber gesehen, als wenn ich ihm einen Charakter geschrieben hätte, der mit seiner Stellung zur Welt Aehnlichkeit haben sollte, einen Charakter, an dem das Schicksal des Verkanntwerdens nagte. Ein Stück, worin jemand den Ruf der Herzlosigkeit durch edle, aber nur in der Stille gekannte Tugenden Lügen strafte, ein Drama, wo die Katastrophe einen verkannten, von aller Welt aufgegebenen und mit Undank und Medisance verfolgten Menschen entweder schauspielartig zur rechten Zeit oder tragisch zu spät rechtfertigte, ein Drama dieser Tendenz hätte seinen ganzen Menschen ergriffen, er hätte ihm seine Seele eingehaucht. Stünde ich einer Bühne so nahe, wie man es muß, um Gedanken und That schnell in Eins fließen zu lassen, Seydelmann hätte gewiß noch von solchen und ähnlichen Charakteren Spuren zurückgelassen.

Und Seydelmann war ein Anderer, als wofür ihn ein großer Theil der Welt halten wollte. Im Kampf des Lebens, in der Nothwendigkeit, unverrückt ein vorgesteckes Ziel zu erreichen, mochte er sich eine Philosophie ausgebildet haben, die etwas Hartes, Schroffes, vielleicht Egoistisches hatte. Das Herbste an ihm war keine Untugend, sondern ein Unglück, das Mißtrauen. Es lag ein Flor über seinen Augen, der ihm Alles schwarz erscheinen ließ. Das Leben, die Schläge des Schicksals hatten diesen Flor gewoben. Er konnte nicht dafür, daß ihm der Glaube an die Menschen wankend geworden war. Wer im Leben etwas Ernstes erstrebt, wer

etwas Bedeutendes im Kampf gegen Neid, Mißgunst, Gleichgültigkeit der Menschen durchsetzen will, der kann nicht jedermann heiter in's Gesicht lachen und ein immer fröhlicher Allerweltsfreund sein. Unglücklicherweise war Seydelmann in der Lage, daß er heiter scheinen mußte, wo es ihm düster zu Muthe war, und daher kam das Unheimliche, dämonisch Aengstliche und moralisch Unsichere in den Annäherungen an ihn. Der Widerspruch des angebornen und eingewurzelten, an sich aber schmerzlichen Mißtrauens mit den tausend Gelegenheiten, wo man unbefangen scheinen und lächeln sollte, dieser Widerspruch läßt sich nicht so leicht wegwischen. War er nicht sichtbar, so fühlte man ihn bei alledem, und daher die Anklage gegen Seydelmann's Herz, die sich, wenn man es gekannt hätte, in Mitleid verwandelt haben würde. Dies Herz konnte aufthauen, konnte sich auflösen. Dies Auge konnte weinen — weinen über sich selbst. Diese Hand konnte krampfhaft die unsrige fassen und durch einen Druck sagen, was die Zunge verschwieg. Auch dann sah uns der Arme noch fest in's Gesicht, bohrte sich tief in unser Auge und forschte: Bist du auch nicht falsch? Und erst wenn keine Falte in unsern Mienen zuckte, wenn die Tafel des Antlitzes offen und hieroglyphenlos vor ihm lag, wenn ihm aus unserm Auge die Wahrheit sonnenhell entgegenstrahlte, dann verwandelte sich dieser gefürchtete Talleyrand der Bühne in ein heiteres, glückliches Kind, umarmte uns und war eines Enthusiasmus fähig, wie wir ihn nur in den Weihemomenten kennen, wo wir lieben und die Claviatur unseres Wesens um einen Ton höher gestimmt ist.

Unvergeßlich liebe Stunden waren mir die, wo ich mich mit ihm verabredete, unmittelbar nach Tisch zu ihm zu kommen und die Zeit bis zum Theater in anregendem Gespräch zu verplaudern. Die Sonne drückte und lag sengend auf dem großen Dönhofsplatze, an dem er wohnte. In seinen Zimmern hatte er's sich schattig kühl gemacht. Er wohnte, obgleich verheirathet, wie ein elegant eingerichteter Garçon. Links neben einem Empfangssaale lag ein freundliches Zimmer, das an den Wänden und in den Ecken überall die Spuren einer geschmackvollen Bildung verrieth. Die Bibliothek zeigte ältere

und neuere Werke in zierlichem Einband. Ein Flügel von schönem Klang stand immer offen. Seydelmann phantasirte auf ihm mitten im Gespräch. Dies Gespräch war das harmloseste und erheiterndste. Wir hatten der gemeinschaftlichen Berührungspunkte so viele. Fertigte er mit kurzem kaustischen Witze die Vorkommnisse der täglichen Bühnenchronik ab, so bot oft eine einzige Rolle Stoff zu stundenlanger Debatte. Nie wies er den Tadel seiner Auffassungen zurück, nie fühlte er sich durch die Rüge einer seiner Leistungen, wenn man sie motiviren konnte, gekränkt. Die in diesen Fällen gewöhnliche auffahrende Empfindlichkeit der meisten Schauspieler war ihm gänzlich fremd. Sein sinniges und sinnendes Wesen gab immer Gehör, und wo bei ihm die Ueberzeugung waltete, erntete man gewiß die Anerkennung, daß er sagte: Ich will's künftig so machen. Freilich lieferte er auch oft Zeichnungen von so correcter Schönheit (z. B. Alba im Egmont), daß man nicht ein Stäubchen daran hätte entdecken mögen. Auch manche Rollen, die er gern gespielt hätte, aber der Concurrenz wegen am königlichen Theater nicht spielen konnte, gaben Stoff zu Besprechungen, wo er reich an neuen Gesichtspunkten war. Zu diesen gehörte besonders Wallenstein. Auf diese Rolle, zu der ihm die Fähigkeit nur von der bornirtesten Theaterroutine abgesprochen werden konnte, hatte er ein sehnliches Verlangen. Wir waren darüber einig, daß diese Rolle meistentheils vergriffen wird. Man giebt sie im Heldentone und vergißt, daß sie vom Dichter in einer Weise gezeichnet wurde, die von den Auffassungen Alba's, Cromwell's und ähnlicher Charaktere nicht besonders verschieden ist. Ich möchte sagen, man spielt den Wallenstein fett; er muß mager gespielt werden. Sternenseher und Zeichendeuter haben kein Embonpoint. Daß für ihn diese Rolle an der Kette lag, verstimmte ihn, doch hat er gegen den Darsteller, dem sie in Berlin gehörte, sich nie gegen mich leidenschaftlich geäußert. Es war dies Rott, zu dem er in einer a priori schiefen Stellung stand, einer Stellung, zu deren Beurtheilung mir die Materialien fehlen.

Seydelmann's Collegialität hat man nicht gerühmt. Man muß aber auch hier gerecht sein. Entsprang sein Mißtrauen

aus der (gleichviel ob wahren oder eingebildeten) Voraussetzung, viel Feinde zu haben, so glaubte er deren die meisten gerade unter seinen Collegen zu finden. Und darin hat er sich nicht geirrt. Man höre die Urtheile besonders älterer Schauspieler über Seydelmann! Sie wissen nur sein Glück zu rühmen. Einige Federn hätten ihm einen Namen gemacht, in summa wär' er ein kalter Rechenmeister gewesen. Man muß wissen, wir Deutsche besitzen eine Menge Garricks und Talmas, die nur zu bequem sind, von Burtehude auf Reisen zu gehen und in Berlin und Wien die Lorberbäume kahl zu machen. Eine leichte Inspiration nennen diese Herren Genie, sie thun sich etwas zu Gute darauf, von ihrem Genie rühmen zu hören, daß ihm nur die rechte Pflege mangle, und verdutzen ein kleines Publikum ein Vierteljahrhundert hindurch mit Rollen, die sie mit etwas rhetorischem Talent dem Souffleur nachsprechen. Wo sie den Souffleur nicht verstanden haben, machen sie Kunstpausen, legen ungewaschene Phrasen eigener Erfindung ein oder umschreiben den ihnen vorgeflüsterten Dialog mit einer Dreistigkeit, die jeder Achtung vor dem Autor Hohn spricht. Während sich jüngere Talente nach Seydelmann bildeten, verfolgten ihn diese unentdeckten Talmas mit geifernder Verachtung. Seydelmann wußte dies und war im Allgemeinen gegen die Schauspielerwelt kühl und schloß sich vertrauend nur an die Frauen auf der Bühne an. In Berlin, wo allerdings die collegialischen Verhältnisse auf einem fast ceremoniellen und kalt noblen Fuß eingerichtet sind, fehlt die innigere Verbindung mit den Uebrigen. Oft während Seydelmann spielte, hätte er in den Coulissen die harte Kritik seiner Collegen hören können. An einer Bühne, die gerade, wie die Berliner, für einzelne Genres so viele Talente darbietet, strebt eben Jeder nach Anerkennung, Jeder ist einmal beklatscht und hervorgerufen worden. Im Jahre 1841, als Seydelmann's körperliche Verstimmungen anfingen, fiel eine nachdrückliche Störung des collegialischen Friedens vor, die auf seine Gesundheit einwirkte.

In einer Vorstellung des Tell, während der Rütliscene, wollte Seydelmann bemerkt haben, daß zwei seiner mitspie-

lenden Collegen die darzustellende Situation parodirten. In einer Aufwallung seines so leicht gereizten Mißtrauens bezog er die Scherze, die er gehört haben wollte, auf sich, oder wenn auch nicht, es hatte sich schon lange bei ihm die Ueberzeugung festgesetzt, es sei nothwendig, diesen während der Scenen bei großen Ensembles, wie er behauptete, üblichen und tiefeingerissenen Possen und Plaudereien ein Ziel zu setzen. Er schrieb an die beiden Mitglieder einen Brief, dessen Wirkung er kaum überlegt haben mochte. Es war ein unmittelbarer Erguß seines Zorns, bittere Lauge voll beißender Kraftausdrücke. Seydelmann's ursprüngliches Genie zeigte sich nie mehr, als in seinem Dialog, in seinen Briefen. Da fehlte jene Glätte seines Spieles gänzlich. So sauber seine Handschrift, so regellos, wild und voll anschauungsreicher Originalität war seine Ausdrucksweise. Keine Curialphrasen, keine Umschreibungen im Ton des Geschäftsstyles gab es da, sondern Alles kam unmittelbar, kurz, schlagend, voll Gedanken und ungesuchter, treffender Bilder. In diesem Styl war auch jener Beschwerdebrief geschrieben. Mit dem Einen der Betheiligten erfolgte bald eine Aussöhnung, der Andere verklagte ihn. Seydelmann, den längst der erste Brief (es folgten mehre) wieder reute, war höchst niedergeschlagen, daß man ihn wegen solcher im Interesse der Kunst ausgebrochenen Mißhelligkeiten vor einen bürgerlichen Gerichtshof ziehen wollte. Doch war ihm Kleinmuth fremd.

Seine Vertheidigung setzte er selbst auf, und, meines Erachtens, völlig unjuristisch. Er räumte alle Anklagen des Gegners ein, machte keinen Versuch, sich zu entschuldigen, benutzte aber die Gelegenheit, gründlich und ausführlich seinen Zorn über die von ihm gerügten Mißbräuche auszuschütten. Weil ich denn doch in's Zuchthaus muß, sagte er, so will ich auch die volle Wahrheit sagen. Es lag in diesen seinen schriftlichen Gegenreden eine durchaus tüchtige Gesinnung. Doch griffen sie ihn an. Der ganze Handel wirkte untergrabend auf sein Inneres. Er vermißte das Künstlerische, Collegialische an dem Streite, und sein Unmuth wuchs, wenn er bedachte, daß sein Gegner ein junger Darsteller seines Faches war, der sich ihm früher vertrauensvoll angeschlossen

hatte. Es ist ein Kennzeichen so trübgestimmter Gemüther, daß sie Liebe zwar nie und nirgends voraussetzen und doch unglücklich sind, wenn sie diese dann auch richtig nicht finden.

Im Jahre 1841 fingen die augenblicklichen Störungen seiner Gesundheit an. Vorstellungen wurden aufgeschoben, und oft, wenn sich der Beklagenswerthe die Kräfte nicht zutraute, plötzlich abgesagt. Sein Leiden war eigener Art. Man kann nicht sagen, wieviel davon im Gemüth, wieviel im Körper seinen Sitz hatte. Hat die Obduction das Räthsel dieses Nervensiechthums gelöst? Haben die Scalpiermesser der Chirurgen gefunden, wo es in ihm krankte und nach Hülfe oder Erlösung rang? Ueber die theuersten Interessen seines Innern hatte die Sage damals viel zu erzählen. Die Gerüchte widersprachen sich im Einen und ähnelten sich im Andern. Zwei Dinge scheinen mir unerschütterlich fest zu stehen. Einmal Seydelmann's reinste Sittlichkeit. So lebhaft er empfand, so zauberhaft die Schönheit des Weibes auf ihn wirkte, er beherrschte diese Regungen mit einem sittlichen Ernste, der noch eine Nachwirkung seiner ersten Jugenderziehung war. Eine zweite Tugend war seine zarte Scheu, Dinge zu berühren, über welche ihn zudringliche Neugier oft nur zu gern ausgeforscht hätte. Erschloß sich sein Inneres von selbst, hatte er an Freundesbrust das Bedürfniß, seine zerrissenen Zustände mit ungeheuchelten Thränen auszuweinen, so verließ ihn selbst dann nicht eine edle, zartfühlende Discretion. Er schilderte Schmerzen, ohne die zu nennen, die sie ihm verursachten: es war, man kann wol sagen, etwas Anonymes, in das er den Freund einblicken ließ. Ein tiefverzweigtes Seelenleiden war unverkennbar. Es zu zergliedern, ist nicht an der Zeit. Man hat die ihm feindlichen Lebensmächte oft genannt, aber auch in deren Schilderung nicht immer das Rechte getroffen. Er hatte viel heilige Scheu vor gewissen Ueberlieferungen, ein treues und dankbares Gemüth, das dem, was ihn vielleicht aus übergroßer Fürsorge quälte, doch nimmer wehthun wollte. Gerade in diesem Zwiespalt seines Innern, in diesem Bedürfniß nach Umänderung und der Anhänglichkeit an die Gewöhnung, die so oft, wie er klagte, wieder die Gestalt von Liebe und Freundschaft an-

nimmt, in dieser Kämpfen lag sein Leiden. Mag nun dies Leiden von den Nieren, Eingeweiden und dem sonstigen Flickwerk unseres Daseins ausgegangen sein, oder umgekehrt die Krankheit der Eingeweide von den Verstimmungen der Seele, Eines bedingte jedenfalls das Andere und stand und fiel mit ihm. Die Gedanken an einen plötzlichen Tod, ja an einen Tod, wo sich ein finsterer Dämon seiner willenlos bemächtigen und ihn jählings in die Tiefe stürzen könnte, verließen ihn nicht mehr. Er konnte sich wol im traulichen Gespräch, beim perlenden Schaumweinglase, unter vier Augen, zu einer Excentricität steigern, wo Alles in ihm glühte und alle Nerven zuckten, aber die allmälige Abspannung, bei einer Fahrt durch die schattigen Alleen des Thiergartens, warf auch wieder einen so langen Schatten von Melancholie über ihn, daß man nicht ohne die tiefste Rührung von dem ausgezeichneten und so unglücklichen Manne scheiden konnte.

Ein Beweis, wie verleumderisch jene Anklagen sind, die sein Spiel nur aus dem Verstande herleiteten, liegt in der Thatsache, daß damals auch seine dramatischen Gebilde die Krankheit seines Herzens verriethen. Sein Spiel wurde mehr als je Abdruck seiner Seele. Alle seine Rollen umflorte eine rührende Wehmuth. Die Thräne stand ihm näher als je und er hielt sie nicht zurück. Der Ton seiner Stimme war matter geworden. Man mußte sich anstrengen, ihn immer deutlich zu verstehen. Wenn ich oft, unklar über das, was in seinem Innern vorging, ihm sagen mußte: „Seydelmann, gestern Abend wieder Mattsilber" — so lächelte er und sagte: „Sie sind die Hamburger Freskomalerei gewohnt" — und doch hatten wir Beide Recht. Seydelmann spielte damals zum ersten Male den Scherwa. Es war eine Leistung, die im vollsten Maße Beifall fand und Beifall verdiente. Sie war aber so zart angelegt, so scheinbar ängstlich umrissen, so beklemmend tonlos vorgetragen, daß sie im Zuschauer einen Schmerz zurückließ, der nicht blos in der Rolle lag, sondern eben auch in Seydelmann's damaliger Tonart, in dem Moll, in welchem damals alle seine Leistungen gesetzt erschienen.

Von einer Badereise hoffte Seydelmann Genesung. Sein leidender Zustand nahm aber immer mehr zu. Lange Pausen

unterbrachen sein künstlerisches Wirken. Die Pein für einen Mann, der so mit ganzer Seele seiner Kunst gehörte, muß fürchterlich gewesen sein. Und diesen Zustand, sollte man es glauben, hielt die auswärtige Theaterwelt — für Verstellung. So eingewurzelt war das Vorurtheil gegen den gefeierten Künstler! Er will sich neu erhalten, hieß es, er spielt Komödie, er will sich nicht unter den Herrn von Küstner stellen lassen. Trauriges Loos, wenn man die Wahrheit seines Lebens durch den Tod besiegeln muß!

Das Erschütternde in Seydelmann's plötzlichem Heimgang lag in dem Unerwarteten, kaum Geahnten, ja auch in unserer Beschämung. Man hatte diesen Schmerzen nicht glauben wollen und jetzt war der Arme das Opfer derselben geworden. Und auch das Großartige seines Todes liegt in dieser Beschämung. Er war ehrlicher, als die Menschen glaubten. Oder nennt ihr den Tod auch eine Theaterkrankheit?

Ich hätte diese in Trauer geschriebenen Erinnerungen lebendiger machen können durch Einflechtung von Briefen, die ich seit Jahren von des Verstorbenen Hand besitze. Doch liegt mir theils im Augenblick nicht Alles vollständig vor, theils dürften die Briefe noch zu frisch im Andenken stehende Gegenstände berühren. Seydelmann war in seinen Briefen kein Diplomat. Er nannte Alles beim Namen, hielt nie etwas von seiner Ueberzeugung zurück und war so vielseitig gebildet, ein so aufmerksamer Beobachter seiner Zeit und besonders seiner Umgebungen, daß man in seinen Briefen über Vieles, was dem Tage angehört, die freimüthigsten Aeußerungen findet. Seydelmann's correctes Spiel sprach sich in seiner Handschrift aus, die ein Muster von Kalligraphie sein konnte und selbst dann, wenn er schnell schrieb, dem Auge wohlthat. Sein Styl war das baare Gegentheil dieser Handschrift. So flüssig und symmetrisch diese, so zerrissen und fragmentarisch jener. Seydelmann's Briefstyl war etwas ihm eigenthümlich Angehörendes. Der nächste Ausdruck war ihm der willkommenste. Wo die Worte nicht genug sagten, nahm er die Interpunktionszeichen zu Hülfe. Für den, der ihn kannte, lag in der Anwendung dieser Zeichen eine vollständig ausge-

malte Scene. Wollte er den Unwillen über irgend eine Dummheit ausdrücken, so schrieb er: „! — o! — !" Wollte er die gänzliche Grundlosigkeit einer Sache ausdrücken, so schrieb er? „Warum??? — ?? — ??" Ein solcher Brief war eine Unterhaltung; denn die vielen Zeichen und Parenthesen zwangen, sich mit ihm so zu beschäftigen, daß man auch zwischen den Zeilen las. Seinen Unwillen über etwas Schlechtes drückte meist nur ein einfaches kurzes „Pfui!!!" aus. Auf weitere Erörterungen ließ er sich selten ein. Wo ihm etwas gleichgültig war, schrieb er: „Bah!!" einen Laut, den er auch im Gespräch oft kalt wie ein Franzose aussprechen konnte. Es war in dieser Ausdrucksweise nichts Gesuchtes, sondern etwas ihm Natürliches. Den Wort- und Wendungenvorrath bot die übliche Theatersprache, boten die Reminiscenzen aus tausend und einer Rolle; nur die Anwendung war bei ihm neu und eigenthümlich.

Ich bin am Ziele. Hat mein Gedächtniß sich nicht erschöpft, mein Herz hat sich ausgesprochen. Die Huldigung, die dem Künstler, die Werthschätzung, die dem Menschen gebührte, liegt in diesen Blättern selbst, die fragmentarisch schon gesagt haben, wie groß und edel der theure Todte war. „Alles Schöne ist schwer", hatte Seydelmann unter sein Bild geschrieben. Er wünschte, daß man diesen Spruch als eine Ironie gegen einen Theil seiner Collegen ansehen möchte, er wollte keinesweges sagen, daß der Schönheit der Schweiß an der Stirne stehen müsse. Nie gab Seydelmann eine Leistung, die mit jenen Gypsabgüssen zu vergleichen gewesen wäre, woran sich noch die nicht abgefeilten Spuren der Drähte, welche die Form zusammenhielt, wiederfinden. Seine Schöpfungen, bei der Lampe überdacht, waren freie, heitere Gebilde, wenn sie vor die Menge traten. Oft auch war die Natur sein Studierzimmer. In Charlottenburg wohnend, wählte er jenen neuen, von Lenné so heiter umgestalteten Theil des Thiergartens zu seinem Atelier. An einem rauschenden Bieshach, unter hängenden Weiden, auf einer grünen Gartenbank befestigte er die Rollen, die er auch wortgetreu in seinem Gedächtnisse hatte. Er war ein Künstler in jedem Athemzuge seines Lebens. Die Ideale nur schwebten seiner rin-

Ein Portugieſe war ich, hatte Heimath,
Ein Recht des Daſeins, hatt' ein Vaterland!
Da folgten wir des Vaters andern Brüdern,
Die hierher zogen in die Niederlande.
Erſt jetzt erſchienen ſie ſich wieder frei.
Ein Jeder eilte ſich, den Tropfen Taufe
Aus ſeinem Blut, wie unrein, wegzuwerfen,
Und was der Vater that, das galt vom Sohn —
Von meiner Mutter, — Alle ſind ſie wieder Juden!
Ob auch von mir, der ich ein Jüngling ſchon
Nach Amſterdam gekommen, — ob auch ich
Den milden Gabriel, wie ich getauft,
Mir in den finſtern Uriel wandeln will —
Das ſteht mir frei und — offen ſag' ich Euch,
Ins Allgemeine möcht' ich gerne tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens gehn!
Daß ich's nicht thue — fragt mich nicht, warum?
Was iſt's, das Joſeph in Aegyptenland,
Als er die Brüder ſah, die ihn verkauften,
Doch Freudenthränen weinen ließ? Was iſt's,
Das uns bei allem Abſcheu vor dem Wuſt,
Der uns als Sitte folgte aus dem Oſten,
Doch bindet, gleich als wenn wir Brüder wären,
Die wir weit ſeltner, als wir ſcheinen, ſind?
Die Ehre iſt der Kitt des morſchen Bundes,
Die Ehre nur iſt's, die mich Euch verpflichtet!
Wenn Ihr ſo leidlich wohl in Amſterdam
Als Menſchen angeſehn ſeid, bleibt Ihr doch

genden Seele vor, er hörte nicht auf, zu formen und zu gestalten. Wo er ging und stand, war seine Phantasie angeregt, es war der heiligste Ernst, in dem er für seine Kunst glühte. Fern war ihm frivole Erholung, Kartenspiel, Gelage, gedankenlose Zerstreuung. Er geizte mit der Zeit, die ihm das Geschick so spärlich zugemessen hat. Bedurfte sein immer thätiger Geist der Abspannung, so ging er in Gesellschaften, denen er sich harmlos mittheilte, suchte das Gespräch des Gelehrten, des bildenden Künstlers, am meisten aber der Frauen, gegen die er eine nie zudringliche, nie eitle, aber doch stets aufmerksame und heitere Galanterie entwickelte. Er lernte in solchen Augenblicken, wo er sich zu erholen schien. Nie verließ ihn jenes sinnende Lächeln, das stets auf seinen Mienen lag und ihnen den schalkhaften, klugen und nur von beschränkten Menschen gefürchteten Ausdruck gab. Seine Leutseligkeit, seine Gefälligkeit, die man stets in Anspruch nehmen durfte, waren Zierden seines Charakters, die innig mit seiner Künstlerbildung zusammenhingen. Sie waren der Ausdruck jener künstlerischen Harmonie, die sein Sein durchdrang. Man hat diese über einem innern Vulkan schlummernde Seydelmann'sche Ruhe selten verstanden. Man hat sie Weltklugheit, Diplomatie genannt, man hat diese Ruhe gefürchtet wie den stillen Wasserspiegel eines unheimlich grundlosen Sees. Mit schreiendem Unrecht! Seydelmann's Ruhe war die Frucht seiner Bildung. Es war die sittliche Beherrschung seiner Leidenschaften, die Goethe'sche, objective Klarheit eines Künstlergemüths. Der Mensch wurde der Abglanz des Künstlers.

Die Trefflichkeit der Seydelmann'schen Gebilde wird so bald nicht wieder erreicht werden. Ich will die Ueberlebenden nicht gering schätzen, manche verdienen Bewunderung, mindestens Hochachtung, einige dürften selbst Seydelmann an Ursprünglichkeit des Talents überlegen sein; allein zu seiner abgerundeten Meisterschaft, zu seiner Harmonie, Consequenz und Objectivität wird im Charakterfach sich so leicht ein Anderer nicht durchbilden können. Auch dazu muß früh der erste Grund gelegt werden. Wir haben denkende Schauspieler ohne Gefühl, fühlende ohne Gedanken. Wir haben

Schauspieler, die gelehrter sind, als Seydelmann war, aber mit aller Gelehrsamkeit holen sie sich vom Himmel nicht das Naturell herab, das Seydelmann als göttliches Geschenk besaß, das Ewige, das seine zeitlichen Formen sich selbst schafft, das Künstlerische, das auch „ohne Arme und Beine" Künstler geworden wäre. Es ist traurig, wenn man sieht, wie sich die Reihen der dramatischen Künstler lichten. Seit zehn bis zwölf Jahren schieden L. Devrient, Eßlair, Paulmann, Pauly, Vespermann, Lemm, Wolff, Schmidt, Lebrün — wo kommt Ersatz? Unser ganzer Besitz, auf den sich in Deutschland jetzt die dramatische Muse verlassen kann, sind keine sechs Namen. Und dabei nicht eine Bühne, die unmittelbar unter dem Schutz eines, das höhere Schauspiel mit Opfern und leidenschaftlicher Hingebung liebenden Fürsten stünde! Nicht Eine! Hundert Vorschläge zu einer Theaterakademie. Niemand legt Hand an's Werk. Und die Bedeutung der Bühne steht höher als all' eure Museen und Walhallen, all' eure Kölner Dome und Freskogemälde! Es ist traurig an sich und noch trauriger, wenn uns diejenigen hingehen, die wenigstens den Verfall der Bühne aus eigenen Mitteln eine Weile noch aufhielten.

Philipp Josef von Rehfues.

1843.

Das Grab bedeckt die sterblichen Reste eines Mannes, der als Schriftsteller, dichtend und denkend, in jenem stillen grünen Schatten stand, welchen Immermann die „Literatur der Einsamen" nannte. Nicht daß er dorthin gerieth, vom mangelnden Beifall des Publikums verlassen; es müssen andere Verhältnisse gewesen sein, die den Dichter des „Scipio Cicala" bestimmten, seine Persönlichkeit dem Streite des Tages plötzlich zu entziehen und nur noch anonym zu wirken.

Nach Allem, was ich persönlicher Beziehung zu dem Verstorbenen entnehmen konnte, war die poetische Production bei ihm keine Sache des Ehrgeizes, sondern ein inneres Bedürfen, dessen Befriedigung ihm zunächst nur selbst zu Gute kommen sollte, ein Drang nach Zerstreuung und Erholung, der ihn in seinen vielleicht einförmigen und oft drückenden Berufsgeschäften mit um so größerer Gewalt überkam, als sich an die erste, vielbewegte Hälfte seines Lebens die zaubervollsten Erinnerungen aus Hesperien, der Pyrenäischen Halbinsel, die buntesten, dort empfangenen poetischen Eindrücke knüpften. So stellte er sich mit Vorbedacht zur Seite, ließ den Lärm der Ereignisse, das Gewirr der Partheien an sich vorübergehen und war befriedigt, wenn seine poetischen Gebilde hier oder da ein Auge fanden, das theilnehmend auf ihnen ruhte und sich im Anschauen ihrer Reize verlieren konnte.

Die äußern Lebensverhältnisse Philipp Joseph's von Rehfues sind bekannt. Bekannt ist, wie derselbe, ein geborner Würtemberger, nach vieljährigem Aufenthalt im südlichen Europa den damaligen Kronprinzen, spätern König Wilhelm von Würtemberg, als Secretär begleitete, durch eine patriotische Schrift in der Krisis der Befreiungsjahre die Aufmerksamkeit Stein's erregte, in preußische Dienste trat und sich von Stufe zu Stufe eine an Auszeichnungen aller Art reiche gesellschaftliche und politische Stellung errungen hat. Die Verdienste, die sich ein energischer Charakter wie der seinige erwerben konnte, mußten besonders auf dem Felde der Organisation liegen. Er besaß für das Leben wie für die Kunst ein umsichtiges, scharfblickendes Gestaltungsvermögen, eine rasche Hand, die zwischen Entschluß und Ausführung nicht lange zauderte, eine praktische Ueberschau positiver Bedürfnisse, die sich bei träumerischen Illusionen nicht aufhielt, sondern, das Nothwendige rasch erkennend, es eben so lebhaft zur Ausführung brachte. So mußten sich seine Talente besonders auf einem Terrain geltend machen, wie das war, das sich für ihn am Rhein nach den Befreiungsjahren vorfand. Zweifelhaften Zuständen einen entschiedenen Charakter aufzudrücken, zerfallene Richtungen des öffentlichen Lebens unter

einem praktischen Gesichtspunkt zu vereinigen, hier zu erweitern, dort zu beschränken und streitende Gegensätze durch eine höhere Einheit zu vermitteln, auf diesem höhern Gebiete administrativer Politik hat sich Rehfues Verdienste erworben, die nicht nur von seinen Vorgesetzten, sondern auch von den Folgezeiten anerkannt und belohnt worden sind.

In der unabänderlichen Nothwendigkeit, daß zu einem solchen Zweck mehr negative als positive Mittel gebraucht werden mußten, lag natürlich auch der Anstoß zu Mißverständnissen und Verstimmungen. Der Verstorbene ging in jener Nothwendigkeit mit aller Ueberzeugungs- und Amtstreue auf, doch hat sein poetisch milder und humaner Geist nie verbergen mögen, wie sehr er unter seiner Stellung gelitten. Es lag ein trüber Dämmerflor auf seinem öffentlichen Leben, ein Schleier von innerer Nichtbefriedigung, den er nur in den vertrautesten Stunden und denen lüftete, die seines Gemüthes dichterische Grundstimmung verstanden. Wie sehr sich Rehfues aus dieser überwiegend negativen Stellung nach großartigeren positiven Organisationen sehnte, beweisen eine Menge Vorschläge, die derselbe nach Berlin sandte und deren Ausführung, von seinem Freunde Altenstein zwar mit Wärme aufgenommen, damals noch an Instanzen schriterte, die eben des Enthusiasmus einer an die Menschheit glaubenden Erneuerungslust nicht fähig waren. Die Rehfues'schen Censurvorschläge, die von einer damals nicht geringgeschenen positiven Anerkennung der Literatur ausgingen, enthielten befruchtende und befreiende Keime, und selbst das in Münchengrätz überreichte Mémoire sur le malaise actuel de l'esprit public hat seine Nichtbeachtung schwerlich dem Umstande zu verdanken, daß die darin enthaltenen Vorschläge rein polizeilicher Natur gewesen wären.

Der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts ist mehr als jeder andere das Product der Umstände und seines Bildungsganges. Das Allgemeine hat die Herrschaft über das Individuum, und wol nur denen, die sich vom Allgemeinen als Dichter oder Künstler emancipiren, möchte es möglich sein, sich auf der Landkarte des Lebens eigene Straßen zu ziehen. Rehfues, dem sich mit der Abendröthe seines Lebens die Poesie

mit unwiderstehlicher Macht wieder genaht hatte, nannte jene Freiheit nicht mehr sein, und so kam es, daß seine letzte literarische Entwicklung den Charakter des Anonymen, Zurückgezogenen, ja, einer Discretion trug, die eine massenhafte Wirkung unmöglich machte. Die Partheileidenschaft ging sogar so weit, den Dichter dem nichtbegriffenen Staatsbeamten zu opfern, eine üble Angewohnheit unserer Kritik, die Frankreich und England nicht kennen, Frankreich, wo die politische Verblendung Chateaubriand's noch heute der Beurtheilung seiner Atala nicht geschadet, England, wo Waverley niemals darunter gelitten hat, daß Walter Scott den Tories angehört.

Scipio Cicala ist ein bleibendes Meisterwerk der deutschen Literatur. Weder Tieck (in seiner Vittoria Accorombona) noch Steffens (in früheren Arbeiten) kommt ihm gleich — von neuern Versuchen im Gebiet des historischen Romans, trotz mancher guten Leistung, ganz zu schweigen. Ich wußte niemals, ob man am Scipio Cicala mehr die üppige Fülle italienischer Natur- und Sittenschilderungen, die geschmackvoll ausgebeuteten gründlichen Studien aus dem Bereich der Volkssage und Geschichte, endlich die geistvollen kunstgeschichtlichen Digressionen und in der Darstellung die epische Ruhe des Styls und die heitern Dialoge im Volkston mehr bewundern soll, oder ob das aufgerollte Lebensgemälde selbst, die Anekdote des Buches mit ihren Trägern, der buntesten Mannigfaltigkeit anziehender und naturwahrer Charaktere, den Preis verdient. Jedenfalls sind alle diese Elemente zu einem herrlichen Ganzen verschmolzen. Ohne Zwang schlüpft der Reiz des wunderbaren und manchmal nächtlich Schauerlichen durch Situationen von rein-menschlicher, tageshelle Lebenswahrheit. Der schon verwöhnten Neugier des effectsuchenden Romanlesers werden, auf dem natürlichsten Wege, eben so viel Befriedigungen geboten, wie sie der reflectirende Leser findet, der sich noch lieber an glücklich eingefugte Episoden und solche Einzelheiten hält, die den Lauf der Erzählung, wie Wasserschleusen, nur darum unterbrechen, um ihn nach dem Sturze der aufgehaltenen Masse in desto schnellere Bewegung zu setzen. Daß sich dieser Roman, der zu ungünstiger, aller selbstständigen Poesie

nachtheiliger Zeit erschien, allmälig doch zur Anerkennung durchgerungen hat, beweist die seither nöthig gewordene zweite Auflage.

In der „neuen Medea" begegnet man derselben Kraft der aufgewendeten poetischen Mittel. Daß mit derselben nicht der gleiche harmonische und allseitig befriedigende Zweck erreicht wird, wie in Scipio Cicala, liegt an dem sprödern Stoffe, der mangelnden Einheit des anekdotischen Sujets und dem gesonderten Interesse, das hier nicht einer einzigen, sondern zwei Personen gewidmet ist. Dennoch ist auch diese Dichtung reich an Schönheiten. Die Naturschilderungen stehen denen im Scipio Cicala nicht nach; der psychologische Blick des Autors scheint noch mehr in die Tiefe der menschlichen Seele zu dringen, als in seinem mehr heitern und daseinsfroheren Vorgänger. Das Wunderbare, wovon sich, wie schon der Titel verräth, auch in diesem Gemälde die düstersten Schlagschatten vorfinden, steht zwar nicht in dem schönen Einklange mit der Tendenz des Ganzen, wie im Scipio, aber wenn es diesmal auch hätte fehlen können, wirkt es doch nicht störend. Wahrhaft ergreifend sind Jacques Pierre's Abenteuer in den apulischen Wäldern, seine Begegnungen mit jener frommen christlichen Gemeinde, die hier, ohne Zweifel ein versprengter Rest der überall mit Feuer und Schwert bekämpften Waldenser, unter uralten Olivenstämmen, in dunkeln Grotten und Burgentrümmern Gott nach ihrer Weise durch Gesang und Predigt anbetet. Es liegt auf dieser Episode Sabbathruhe. Sie wird jedes gefühlvolle Herz überwältigen und läßt sich unbedingt jenem classischen Kapitel des Scipio Cicala an die Seite stellen, wo Scipio in den Kerkern Neapels die Bekanntschaft jenes Welt- und Gottesweisen macht, der hier seit Menschengedenken gefangen gehalten wird, einstmals selbst Bücher geschrieben hat und im Augenblick der Befreiung, wo das Auge den Lichtschimmer kaum erträgt, ihm die Kenntniß und Uebung der Schriftzüge verloren gegangen ist, seine eigenen Bücher nicht mehr lesen kann. Auch der Schluß der neuen Medea ist hochpoetisch. Sie endet grausam und dennoch versöhnend; wir fahren auf vor Schmerz über das Geschick von Personen, die uns so lieb geworden sind, und doch hat es des Dichters Kunst so zu fügen gewußt, daß uns dies Geschick nicht empört, son-

dern nothwendig, ja, beruhigend erscheint, wie der einfache Tod selbst, dem niemand entgehen kann.

Rehfues muß in seinen frühern Lebensjahren viel vorgearbeitet haben, sonst begreift man nicht, wie der vielbeschäftigte Verwaltungsbeamte, der Curator der Universität Bonn, bei seinen Berufsgeschäften noch für literarische Neigungen soviel Zeit erübrigen konnte. Er übersetzte aus dem Spanischen die in vier starken Bänden erschienenen Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz del Castillo, eine Hauptquelle für die Geschichte des Ferdinand Cortez und der spanischen Besitzergreifung von Südamerika. Auch die Sorge für einen ansehnlichen Gütercomplex im Siebengebirge nahm ihn vielfach in Anspruch, regte ihn sogar zu ökonomischen Studien an und ist unstreitig die Veranlassung jenes interessanten Werkes: „Ueber Vermögen und Sicherheit des Besitzes; Gespräche zwischen dem Beamten, dem Freiherrn und dem Kaufmann". Letzteres ist erst vor einem Jahre, wiederum ohne Namennennung, von dem Verstorbenen erschienen. Man sieht es dieser Schrift an, daß sie zunächst aus persönlichen Erfahrungen hervorgegangen sein muß, und in dieser äußern Veranlassung liegt eines ihrer Verdienste. Wir werden hier in Form des Gesprächs mit den streitenden Gegensätzen unserer Zeit, so weit sich diese auf Besitz und Erwerb beziehen, bekannt. Der Freiherr vertritt den Grundbesitz, der Kaufmann Handel und Industrie, beide klagen den modernen Staat der Ungerechtigkeit gegen ihre Interessen an, und beide finden in der Person des Beamten einen Gegner, der es wenigstens versucht, den Staat zu vertheidigen oder die beiden streitenden Partheien durch ein höheres Drittes zu versöhnen. Ein besonders origineller Gedanke dieses Buches ist der Vorschlag des Freiherrn, die Staatsschulden auf den Grundbesitz zu vertheilen und dadurch sowol die Verzinsung derselben wie die Grundsteuer zu erleichtern, ein Vorschlag, der Beherzigung finden würde, wenn es nicht Thatsache wäre, daß das neunzehnte Jahrhundert überwiegend von der Speculationsbörse regiert wird.

Die Pensionirung des rüstigen Sechzigers erregte Aufsehen. Ob diese in den Umständen oder in seinem Wunsche lag, eine zur Beurtheilung neuerer Zustände interessante Frage,

ist hier nicht der Ort zu erörtern. „Weil ich öfters zu Höherem tauglich geschienen, glaubte man mir nicht, wenn ich das otium philosophicum über Alles stellte.“ Seine eigenen Worte. Er schrieb sie mit dem heitersten Vertrauen auf eine ergiebige Zukunft, wo er die Möglichkeit vor Augen hatte, seine Muße nun erst recht zur Ausführung aller seiner alten Lieblingspläne auszubeuten. Den Sommer am Rhein unter seinen Obstbäumen und Weinbergen, dachte er für den Winter an Reisen, selbst nach Paris, nach Italien, das für ihn das Land seiner Sehnsucht, seine zweite Heimath geblieben war. Die Aufzeichnung seiner Erinnerungen, die Sammlung seiner zerstreuten Schriften, Beides lag ihm gleich nahe, und es steht zu hoffen, daß die nur kurze Muße, die ihm der Himmel vergönnte, nicht ganz für die gespannte Erwartung, womit man dieser Thätigkeit entgegensehen durfte, ohne Erträgniß geblieben ist. Seine zerstreuten Schriften, besonders die über Italien und Spanien, verdienen eine Erneuerung. Sie gehören größtentheils einer Periode an, deren Auffassungsweise keineswegs veraltet ist, sondern im Gegentheil recht eigentlich mit den Anschauungen von heute übereinstimmt. Wer z. B. das italienische Volksleben, die Sitten Neapels, die Handelswelt Livornos, Italien überhaupt in seinen geselligen und häuslichen Details kennen lernen will, findet, wenn er die ältern Schriften von Rehfues nachschlägt, mehr Belehrung, als er aus den neuern, sich vorzugsweise nur mit Kunsteindrücken beschäftigenden Werken über Italien entlehnen kann.

Da dem Dahingeschiedenen für die größere Hälfte seines Lebens das Recht freier Selbstbestimmung nicht zu Gebote stand, er sich vielmehr dem Mechanismus einer vielgegliederten Bureaukratie fügen mußte, so liegt auf dem Totaleindruck, den die Nation von ihm empfangen hat, zur Zeit noch eine gewisse Unbestimmtheit. Diese wird sich aber lichten und die Conturen eines charaktervollen Lebensgemäldes werden hervortreten. Der Geist unserer Zeit wird sich in mancher Partie dieses Gemäldes nicht heimisch fühlen, Meinungen und Tendenzen müssen sich wie ein trennender Strom zwischen die Interessen einer ältern und das Interesse unserer Zeit legen, aber der Rahmen, der sich um das Leben dieses geist-

vollen Mannes zog, die magische Gewalt, die sein Wirken zusammenhielt, muß Jeden fesseln; denn sie entsprang dem Herzen — dem edelsten —, dem Gefühl — dem wärmsten — einem Gemüthe, das unter der Decke eines anscheinend kühlen und verständigen Wesens nur um so inniger pulsirte. Die Literatur verlor einen geistvollen, die Freunde des Verstorbenen einen edlen Menschen. Beweise der Herzensgüte, des innigsten Wohlwollens, Beweise einer Freundschaft und Menschenliebe, die sich in die innersten Bedürfnisse des Andern versenken und rastlos sich mühen konnte, diese zu befriedigen, Beweise für den schönsten Menschentrieb, den Trieb, seinen Nächsten glücklich zu machen, könnte und würde ich aus meiner eigenen Erfahrung geben, wenn mein Verhältniß zu dem Verstorbenen nicht eher eine Anomalie unserer Tagesrichtungen schiene, eine Anomalie jenes stereotypen Parteigeistes, die ich hier nicht näher erläutern kann. Gäbe der Himmel, daß alle diejenigen, welche conservativen Grundsätzen huldigen, sich so den Blick für das Allgemeine und die unabweislichen Rechte der fortschreitenden Geschichte erhalten könnten, wie Rehfues, der nie Zelot war, nie seiner Leidenschaft Gehör gab, sondern das Menschenrecht in jeder Entwicklung des Menschengeistes anerkannte, mochte sie auch seiner eigenen Erkenntniß, ja, sogar seinem eigenen Interesse widersprechen! Sein Gemüth bewahrte ihn vor jeder Schroffheit. Da, wo Widerstand Pflicht wurde, litt oft sein Herz mehr als das des Gegners. Er hatte einen zu hohen Weltblick, eine zu umfassende Lebenserfahrung, als daß er sich der Herrschaft des Kleinen hätte unterwerfen können. So bewahrte er sich die Ruhe seines Gewissens, die innere Würde seines Bewußtseins und einen unwiderstehlichen Drang nach Gerechtigkeit, der seinem sittlichen Menschen die Weihe verlieh.

Möchten diese wenigen Zeilen als ein wohlgemeinter Beitrag zu einer Charakteristik angesehen werden, die über das Leben und die Verdienste eines unserer besten Zeitgenossen von einer andern und tiefer eingeweihten Seite her nicht ausbleiben sollte.

Franz Horn.

1839.

Wer kennt noch den Namen? Wer hat je von ihm gehört? Und doch bevormundete Franz Horn jahrelang die Berliner Kritik in ästhetischen Dingen. Wie die Schulen von seinem Urtheil abhängig waren, habe ich Band I. S. 217 dieser Ges. Werke erzählt.

Der dem menschlichen Elend gewidmete „Karl von Karlsberg" ist nicht rührender zu lesen, als das Leben Franz Horn's, dessen größere Hälfte von den bittersten Körperleiden heimgesucht war. Die Schilderung des fortwährenden Siechthums und der endlichen schmerzlichen Auflösung ist so ergreifend, daß man unwillkürlich denkt: Wie bitter hat der Mann gerungen, während du vielleicht ein Epigramm auf ihn machtest! Das im Ganzen verfehlte Leben, die Resultatlosigkeit so vieler Mühen und Schmerzen ist es wol zum Theil, was den der Schriften und des Geistes dieses Mannes Kundigen so wehmüthig bei einem von der Hand der Liebe und einer begeisterten Hingebung entworfenen Gemälde*) ergreift. Er litt unsäglich — und wofür? Seine frühesten Schriften waren von einem noch unreifen Knaben herausgegeben (schon von 14 Jahren ließ Horn drucken), seine spätern Romane waren matte Abspiegelungen fremder Sonnen, Bilder des Lebens, die nur im Traum galten; denn Horn kannte das Leben nur aus den unzureichendsten Gesichtspunkten; seine Romane schilderten Dichterglück und Dichterleid, seine Phantasie war eine Selbstbefruchtung, die Dichtung war Gegenstand der Dichtung. Horn's Verse waren matte Spruchpoesie oder klingelten mit dem Geläut der Romantik mit. Seine biographischen Gemälde ermangeln gründlicher Genauigkeit, sind Aquarelle, Pastellgemälde, die ursprünglich

*) Leipzig, bei Brockhaus 1839.

Ein ſchüchtern Wild aus einem fernen Walde,
Das zitternd ſtutzt vor jedem Chriſtengruß.
Ein Argwohn nur — Ihr müßt von dannen ziehn,
Des Ahasverus Söhne müßt Ihr wandern,
Und wandern, wandern, wandern ruhelos —
Und weil ich nicht im Schatten ruhen will,
Als Chriſt mich in dem Grün behaglich ſtreckend,
Indeſſen Ihr im Staub der Straße zieht —
So will ich leiden mit den Leidenden, —
Ihr dürft mir fluchen! Denn ich bin ein Jude!

Santos.

Seid Ihr nur Jude, um uns zu verhöhnen,
So wär' Euch beſſer, Ihr bliebt Gabriel!
Die Schrift, von Dir geſchrieben, iſt den Flammen,
Bei uns biſt Du dem Bannfluch heimgefallen.
Gebet aus Deinem Munde fährt ins Leere!
Der Athem, den Du athmeſt, iſt die Peſt.
Gift iſt der Blick aus Deinem Auge — Lähmung
Macht Kinderſpott aus Deines Leibes Gliedern.
Das iſt der Fluch, der über Dich verhängt!
An jeder Thüre, wo Du wandernd pochſt,
Da öffne Dir ein Feind! Wenn Du erkrankſt,
Sei Gift in jedem Glas, das man Dir reicht,
Und naht ſich Dir der Todesengel einſt,
So ſtirb am Weg, das Haupt gen Weſt gerichtet!

Alle

(mit geſenktem Haupte, leiſe).

Wehe!

schon matt angelegt; die Zeit vollends gebleicht hat. Seine literar-historischen Schriften entbehren bei dem jetzigen Stand der Wissenschaft eines höhern Princips, sind aus einer subjectiven, dilettantischen Beliebigkeit hervorgegangen und werden durch Arbeiten wie die von Gervinus u. A. in den Hintergrund gedrängt. Sein Shakespeare-Commentar ist eine Sündfluth von Enthusiasmus und Worten, auf der die herumschwimmende Arche des Urtheils zu unzuverlässig und leck ist. So bleibt uns nichts von Franz Horn, als der Anblick dieser schmerzlichen Leiden, deren Erzählung das vorliegende Buch gewidmet ist.

Da von den spätern Jahren Franz Horn's nur eine Geschichte seiner ewigen Krankheit zu geben war, so hat die Herausgeberin (eine Freundin Horn's, Caroline Bernstein) besonders auf die Knaben- und Jünglingszeit ihres Helden mit großer Ausführlichkeit und nach Franz Horn's eigenen Erinnerungen hingewiesen. Aber hier ist es, wo wir Franz Horn unwahr finden. Nicht, daß er absichtlich täuschte, aber sein Gemüth war so zerflossen, sein Gedanke so neblig, daß er vielleicht unschuldig daran ist, wenn seine Erzählungen aus der Jugendzeit des Stempels der Wahrhaftigkeit entbehren. Nein, so hat ein Kind nie gefühlt, nie gedacht, nie gesprochen, wie Franz Horn gefühlt, gedacht und gesprochen haben will. Die schreiendste Unnatur entstellt diese Jugenderinnerungen. Was wir herzlich gern glauben, ist, daß Franz Horn ein frühreifer Knabe war, der schon von zehn Jahren in Secunda saß, ein Nestküchlein, das man mit Milch und Wasser aufzog, aber was er sonst noch gewesen sein will, das ist aus Faselei und Unmöglichkeit zusammengesetzt. Unmöglich ist z. B.: Eine Magd erzählt dem sechsjährigen Knaben vom ungerathenen Sohn einer Nachbarin. Ein ungerathner Sohn! sagt Franz Horn, das war mir 'was Neues! Ich hatte wol schon von Kuchen, von Gedichten gehört, die nicht gerathen waren, aber u. s. w. Also von Gedichten schon! Wem spränge nicht die Unwahrheit entgegen. Ein sechsjähriges Kind weiß allenfalls, was ein Gedicht ist, aber was ein ungerathnes —! Da sieht man, wie Franz Horn faselte. Ferner, er hätte sich gewundert in demselben Alter, daß der reiche Mann in Purpur

ging; so 'was hätt' er nur den Dichtern zugetraut, ja auch Gellert wär' ihm immer in Purpur und Seide erschienen. Ich frage: Denkt so ein Kind von sechs Jahren? Ist das nicht die Faselei eines Mannes, der sein Leben der Literaturbesprechung widmete und im ewigen Flusse des Mittheilens, Docirens, Vorlesens, Empfindens, Nachempfindens, Umschreibens u. s. w. unter den Frauen, die ihn zumeist scheinen umgeben zu haben, die Besonnenheit einer klaren Einsicht in Wirklichkeit und Leben verlor und dem selbst das Grün der Bäume nicht grün an sich war, sondern weil sie in einem Gedicht von Uhland grün hießen. Die Exegese, die er von dem bekannten norddeutschen Maikäferliede:

Maikäferchen fliege,
Dein Vater ist im Kriege u. s. w.

schon als Knabe will gemacht haben, ist ebenso nichts, als der Commentar über Shakespeare, ausgedehnt auf ein Volkslied.

Eine Anzahl unschuldiger kleiner Schwabenstreiche trägt Franz Horn mit viel Koketterie vor. Aber da sie, wenn sie wahr sind, nie in der rechten Knabenlust wirklicher Neckerei ersonnen und ausgeführt wurden, so beweisen sie nur Franz Horn's frühe Anlage zur gemüthlichen Faselei, der sein ganzes Leben und alle seine Schriften gewidmet waren. Ja, das Buch klärt uns recht darüber auf, wie Franz Horn zu seiner verschwommenen Manier kommen mußte. Schon von Natur zur Breite, zur Reflexion aufgelegt, mußte seine Darstellung vollends alle Intensität verlieren, als ihn ein Gichtübel hinderte, die Feder zu führen. Er dictirte — und dictirte seiner Frau! Daher der Mangel an Präcision, die Ueberfülle der Worte, die Wiederholung der Ideen; daher das Hypernaive in seiner schriftstellerischen Manier, die Verschwommenheit, aus deren feuchten Gewässern nur kleine Schneckenhäuschen hervorragen, wenn einmal ein Eiland aus ihnen hervorragt. Ein Gemüth, wie es Franz Horn hatte, eine so sanfte, weiche, weibliche Seele konnte ohnehin schon bei seinen Productionen nicht die Zügel scharf zusammenhalten; nun dictirte er gar! Und dictirte, wie er sprach, weil er dachte, er sei ohne Falsch und dessen das Herz voll sei, davon müsse der Mund

übergehen. Er gab sich wie er war, im Schlafrock und Pantoffeln, wie eine männliche Matrone, eine Frau Base, die soviel zu erzählen weiß und kein Aufhören findet. Dadurch ist das Buch über Shakespeare angeschwollen, dadurch entstanden die Aufsätze, die er in „Wein und Oel", „Mai und September", „Fortepiano" und anderwärts sammelte.

Bekanntlich war Franz Horn so unglücklich, schon bei Lebzeiten vergessen, wenigstens vollständig zurückgesetzt zu werden. Man sieht in diesen Mittheilungen, daß ihm sein weicher Sinn darüber Thränen entlockte. Er hatte die Sucht, Alles literar-historisch aufzufassen; selbst seinen Gegnern stellte er diese Anerkennung entgegen und betete für Freunde und Feinde. Es ist rührend, aber schwach. Ein so weiches Herz kann zwar die Dichter verstehen lehren, aber nicht kritisch beurtheilen. Man kann sich denken, was Franz Horn (er starb 1838) unter der neuern Umwälzung in der Literatur gelitten hat, bei seiner Nachgiebigkeit, seiner Unfähigkeit, an festere Principien zu halten, als die sentimentalen Allgemeinheiten Glaube, Liebe und Hoffnung! Die Herausgeberin ist vorsichtig gewesen, und hat den Gegnern nicht die Freude gegönnt, ihnen den Anblick der Verwüstung zu zeigen, den sie in ihrem Freunde anrichteten; aber zuweilen tönt doch ein unterdrückter Schrei, ein Seufzer des Unmuths durch die Mittheilungen und verräth, was unausgesprochen geblieben ist.

Und was war dem armen schwachen Manne Ersatz für diese körperlichen und geistigen Leiden? Ein Brief von einem alten Freunde, der Besuch eines französischen Literaten, seine jährliche Geburtstagsfeier, Abends eine Tasse Thee unter guten und treu gebliebenen Freunden. So saßen sie und er sprach von Schiller, Goethe, Shakespeare, bis der Wächter zehn rief und die Freunde aufbrachen. Dann umarmte er seine alte Rosa und sagte glücklich: War doch heute wieder ein schöner Abend! Was haben wir nicht durchgesprochen? Und den folgenden Morgen dictirte er Rosa diese geselligen Resultate des Abends. So lebte der gute, kindlich-kindische Mann dahin, bis unter unsäglichen Schmerzen der Todesengel kam und ihm die Augen zudrückte.

Dürfte der persönliche Antheil, den man an Schriftstellern

nimmt, entscheiden, so würde Franz Horn einen der ersten Plätze im Pantheon verdienen. In literar-historischer Hinsicht aber muß man sich der rührenden Einwirkung dieses Buches erwehren und dem Dahingegangenen die Zukunft verhängend sagen: Er hieß Franz Horn und hat manchem Guten, aber nicht den Besten seiner Zeit genug gethan.

Eduard Duller.

1853.

Das Leben unserer ältern Dichter verlief größtentheils einfach. Meistens hatten sie studirt, dann ein Amt angetreten und in ihren Mußestunden dichteten sie. Wessen Genius höhere Flüge versuchte, der sah sich zeitig nach „Gönnern", „Mäcenen" um und fand diese auch bisweilen im höhern Adel und Fürstenstande. Es wurde keinem unserer großen Geister verdacht, wenn er ambirte, petitionirte, Huldigungsgedichte schrieb, Widmungen seiner Werke erließ und sich in den Besitz eines Amtes, einer Pension in den üblichen Formen der unterthänigsten Bitte zu versetzen suchte. Die vielen Bettelbriefe dieser Art, Briefe, die von Klopstock an bis auf Jean Paul genugsam existiren, verdenkt diesen großen Namen jetzt niemand. Im Gegentheil: sie rühren uns.

Mit der Gegenwart ist es anders. Die Dichter des Tages theilen sich in zwei Klassen: harmlose und anstößige. Harmlos sind die Poeten, die in ihrer frühesten Entwicklung, in ihrem Naturell, in den Umständen ihrer allmäligen Ausbildung vor dem Zusammenhang mit den Kämpfen der Zeit bewahrt blieben. Anstößig sind diejenigen, die ihr Naturell, ihr Bildungsgang früh auf die Arena der Zeitkämpfe führte, die, denen sich ihr Dichten und Trachten mit den philosophischen, kirchlichen, politischen Tagesfragen versetzte. Sie werden, wie jetzt der Geschmack ist, immer seltener. Die Zeit hat Warnungstafeln aufgestellt.

Der Lebenslauf „harmloser" Schriftsteller geht größtentheils mit der Gunst derjenigen Beförderung, die sie vor Mangel und Entbehrung schützt, bequem und behaglich dahin. Schwieriger verwickelt sich dem Autor sein Dasein, wenn er an den sich bekämpfenden Ideen der Zeit betheiligt war. Wenn er zu einer Richtung gehört, die man von oben her verwirft, bleibt er sein Lebenlang auf sich angewiesen. Aemter, Unterstützungen der Großen sind ihm verschlossen. Wachend über die Lauterkeit seiner Ueberzeugungen, darf er kaum nach irgend einer Seite hin Schritte zur Verständigung wagen. Er ist der moderne geistige Proletarier, den vielleicht ein Erfolg über die Sorgen einiger Jahre hinwegführen kann, der aber immer wieder auf's Neue bedacht sein muß, für seine fernern Hülfsquellen selbst zu sorgen und sich sein Talent wie nur irgend möglich ergiebig zu machen.

Wer unsere Zeit mit philosophischem Blick beurtheilt, wird in der Entstehung eines solchen Schriftstellerproletariats ein tieferes Moment unserer Entwicklung nicht verkennen. Er wird daraus Schlüsse ziehen auf die Literatur wie auf die Zeit, bessere Schlüsse, als sie vor Jahren der Criminaldirector Hitzig gezogen hat. Nach diesem weisen Daniel sollten nur Beamte in Mußestunden schriftstellern.

Aehnliche Erscheinungen hatte man in der Literatur Englands im vorigen Jahrhundert, nur mit dem Unterschied, daß dort die unruhigen Autoren zwei mächtige Partheien vorfanden, die gleichberechtigt miteinander rangen, sich verdrängen konnten und selbst wenn sie unterlagen, von ihrer Parthei mit den nöthigen Gütern des Lebens ausgestattet und von Denen, die mit ihnen gestritten hatten, schadlos gehalten wurden. Auch Frankreich hatte eine anstößige Literatur. Die Encyklopädistenschule gehört zu ihr; aber ehe die Revolution ihre blutigen Tribunale aufgeschlagen hatte, hielten es Thron und Altar, Alles was auf Bildung Anspruch machte, mit den Grundbegriffen der Revolution, ihren Wortführern, ihren Propheten. Diderot bewegte sich in der höchsten Gesellschaft, wurde von der Kaiserin von Rußland empfangen und beschenkt, Rousseau konnte sich vor Herzoginnen und Marqui-

ſinnen, die ihm mit Gewalt ſein Leben auf ſeidenen Kiſſen betten wollten, nicht bergen.

Alles das hat ſich geändert.

Wie ſehr ein liberaler Schriftſteller ein Paria der Geſellſchaft iſt, wie ſchwer es ihm wird, ſelbſt bei Erkenntniß etwaiger Irrthümer oder zu geringer Befähigung umzukehren und andere Lebensberufe zu erwählen, wie ſehr ihn ſein Schickſal treibt, auf der Bahn eines ſolchen Wirkens und Schaffens, wie es hintennach die Kritik oder Literarhiſtorie gewöhnlich verurtheilt, fortzugehen, beweiſe ein Rückblick auf das Leben des kürzlich verſtorbenen Dichters Eduard Duller.

Eduard Duller war ein Oeſterreicher. Ihn wie viele ſeiner Landsleute ergriff früh die Sehnſucht, mit dem Regen eines poetiſchen Dranges auch die Heimath aufzugeben und ſich von der Kraft ſeiner Flügel nach den deutſchen Gegenden verſetzen zu laſſen, wo den jugendlichen Hoffnungen Ruhm und Erfolge winken. Es drängte die bald Enttäuſchten meiſtentheils nach Sachſen.

Duller wanderte in den dreißiger Jahren nach München. Ein gewiſſer katholiſcher, mittelalterlich geſtimmter Sinn führte ihn zur Pflanzſtätte der neuern Kunſt. Engverbunden mit ſeinem Landsmann und Freunde Moritz von Schwind, der die mittelalterliche Auffaſſungsweiſe ſeiner Kunſt bis zur Meiſterſchaft ausgebildet hat, verſuchte ſich Duller in der damaligen Modepoeſie, der Nibelungenſtrophe, in dem damaligen Modedrama, dem Künſtlerdrama, in dem damaligen Moderoman, der Spindler'ſchen Romantiſirung des Mittelalters.

Es iſt nun eine gewöhnliche Erſcheinung des modernen „Literatenthums", in dem wir eine charakteriſtiſche Erſcheinung der Zeit anerkannt beanſpruchen, daß man vier, fünf Jahre lang einen Scheinruhm, eine Quaſiberühmtheit beſitzen, ja ſogar bedeutende buchhändleriſche Erfolge haben kann. Wer ſich an irgend eine Schule, eine Partheiung, auch nur an eine Mode anſchließt, findet Anerkennung und Anerkennung in allen Beziehungen. Die eigenthümliche Verfaſſung unſers Buchhandels macht es eben möglich, daß ein

Verleger drei Jahre lang über das wahre Schicksal eines Verlagsartikels im Unklaren ist. Der junge Autor zieht davon Nutzen.

Eduard Duller schrieb Gedichte und Romane mit immer größerm Entgelt. An günstigen Recensionen von Freundeshand fehlte es nicht. Er durfte sogar eine eigene Zeitschrift begründen. Sein Lebensloos schien gesichert. Bald aber stellte sich heraus, daß es auf dem poetischen Gebiete in Deutschland zweierlei Literatur giebt: eine für das Publikum und eine für die Literaten. Es ist auffallend, wie lange es verborgen bleiben kann, daß beide Kreise völlig verschiedene sind. Es giebt Namen, die Lebenslang nur von Denen, die selbst schreiben, gekannt und anerkannt wurden und niemand liest sie, und andere, die Lebenslang von Denen, die schreiben, immer nur angegriffen wurden und Jedes, was sie unternehmen, interessirt das Publikum. Zeitschriften, die in jeder Nummer Angriffe bringen, die den Literaten von Fach amüsiren, werden vom Publikum übersehen, während Zeitschriften, die dem Manne von der Feder langweilig vorkommen, der Lesewelt Freude machen. Das Publikum ist der Literatur für Literaten geradezu abgeneigt; denn fast jede deutsche Stadt trägt ein Exemplar irgend eines solchen eingebildeten Journalscribenten zur Schau, von dem man so viel Proben seines auf nichts begründeten Besserwissens und des falschen Effects, der im gedruckten Buchstaben liegen kann, täglich vor Augen hat, daß man von andern Städten gleiche Voraussetzungen macht und sich gegen die Privatvergnügungen der Schriftsteller unter sich so viel als möglich abschließt.

Eduard Duller hatte schon eine Familie begründet, als er zur Erkenntniß kam, daß seine Gedichte und Romane nicht gelesen wurden. Er hatte die achtbarsten Beweise von poetischer Anschauung gegeben, von lebendiger Phantasie, aber es lag ein unabweisbarer Typus von Unreife auf Allem, was er schrieb. Er dictirte in wildester Aufregung einem Schreiber Romane, die in Allem, was sich auf ein fleißiges Anschauen alter Bauwerke, auf ein Blättern in alten Miniaturen und Holzschnitten begründen ließ, in Allem, was legenden- und sagenhaft aus dem Glauben und Träumen des Mittelalters

mit unterlief, anerkennenswerth waren, die aber in Dem, was an wahrem menſchlichen Intereſſe und ſittlicher Feſſelung der Theilnahme geboten wurde, unter dem Gewöhnlichen ſtanden. Da trat denn eine Kriſis ein, die ihm vorſchreiben mußte, ſich vorläufig auf die Journaliſtik zu beſchränken.

Die Lebensanſprüche eines ſolchen deutſchen Autors ſind ſo gering. Eine kleine Wohnung in Frankfurt am Main, ein Gärtchen, mindeſtens ein grüner Raſenplatz mit einem Hollunderbaum, unter dem man mit einigen Freunden Cigarren rauchen, beſcheiden einem Glaſe guten Gerſtenſaftes zuſprechen und von Krieg und Frieden auf politiſchem und literariſchem Gebiete plaudern kann, ein regelmäßiger Spaziergang um die Thore, ein gutes Leſezimmer, alle ſechs Wochen einmal eine Wanderung in den anmuthigen, quellenreichen Taunus, alle Jahre ein kleiner Ausflug einige Meilen weiter an den Rhein; dazwiſchen eine möglichſt lebhafte Correſpondenz mit Buchhändlern, Redactionen; dann noch die damalige Quälerei und Hetzjagd mit der Cenſur, auch wol eine gekündigte Aufenthaltskarte, ein langes Mühen und Schreiben und Gequältwerden um Päſſe und Heimathſcheine — das iſt ſo das Leben eines deutſchen Schriftſtellers im erſten Drittel des 19. Jahrhunderts, der ſich von Monat zu Monat, von Vierteljahr zu Vierteljahr hinarbeiten muß und ſich im Stillen nur damit tröſtet, daß ihm denn doch der Tod Friede und vielleicht ein Stückchen Unſterblichkeit bringen werde.

Eduard Duller hatte einen preußiſchen Lieutenant kennen gelernt, der einen Einfluß auf ſeine Richtung gewann. Es war in Trier beim Beſuche ſeiner Braut. Der junge, ernſte, poetiſch angeregte Mann im blauen Rock mit rothem Kragen und dem ſilbernen Porte-épée am Degen war Friedrich von Sallet. Noch war in dieſem zu jung verſtorbenen, eigenthümlichen Dichter nicht die ſpeculativ grübelnde Verſtandesmyſtik aufgegangen, die ihm ſpäter ſein Laienevangelium eingab; Sallet verſuchte ſich in kleinen epiſchen, ſelbſt ſcherzhaften Gedichten. Aber ſchon beförderte er Duller's Trennung vom mittelalterlichen Bann, worin dieſer bisher gelebt hatte, die Trennung von den Todtentänzen, Beguinen,

Vehmbünden, Hexensabbathen und jener chronikalischen Welt des Mittelalters, in der sich sein älterer Freund Moritz von Schwind, damals im Badnerlande lebend, an dem sagenreichen „Mummelsee" mit seinen weißen, glänzenden Mondscheinniren, immer mehr befestigte.

Duller ging zu den neuen Anschauungen der Zeit über. Er ergriff mit einer ihm eigenen, mehr krankhaften als sichergehenden Lebhaftigkeit die damalige lichtfreundliche Debatte, die Polemik um den Trierer Rock und den Deutschkatholicismus. Sorge um seine Existenz trieb ihn vom theuern Frankfurt nach dem wohlfeilern Darmstadt. Er arbeitete mit rastlosem Eifer vom Morgen bis zur Nacht bald für eine Zeitung, das „Vaterland" genannt, bald für eine populäre „deutsche Geschichte", die er zu veröffentlichen gedachte. Letztere erschien auch und machte Glück. Man wird die beiden kleinen, mit Holzschnitten gezierten Bändchen kennen, die man gern seinen Söhnen am Weihnachtsabend zur Bescheerung aufstellt.

Das Mißgeschick des deutschen Schriftstellers ist aber dies, daß, wenn ihm einmal etwas glückt, er nur geringen Vortheil davon hat. Duller hatte diese schon in vielen Auflagen erschienene Geschichte unter ungünstigen Bedingungen verkaufen müssen. Nun ruhte er nicht, diesen Erfolg einzuholen. Er befreite sich von Allem, was noch „belletristisch" war. Er vereinfachte seinen bilderüberladenen Styl, befleißigte sich populärer Natürlichkeit und schrieb Ergänzungen zu Schiller's Geschichte des Abfalls der Niederlande. Auch reiste er nach Wien, um Materialien zu einem Werke über Erzherzog Karl zu sammeln.

Doch diese ferneren Unternehmungen wollten nicht recht glücken und wieder stand ein rastloses, bescheidenes Streben an einer neuen Krisis. Ewig die Feder führen, immer Bogen auf Bogen füllen, wer hält das aus! Wer sehnt sich nicht nach einem Augenblick, wo endlich nur der Genius, der gereifte, geläuterte Geschmack die Feder führt, nur das Gefeilte, Gelungene, vielfach Geprüfte, in die Oeffentlichkeit tritt! Auch unser Duller sah sich um, ob ihm niemand eine helfende Hand bot, ob er ewig nur allein auf sich angewiesen sein

sollte, niemand von Denen, die reich und mächtig sind, an ihm übersehen würde, daß er zu Denen gehörte, die für die Bewegung geschrieben! In Darmstadt war manche Gelegenheit, seinen bescheidenen Ansprüchen entgegenzukommen. Man gab ihm das Zeugniß eines achtbaren, gutmüthigen, freundlichen Mannes, der sich seinen bürgerlichen Namen edel und rein erhielt. Allein er ging mit den Deutschkatholiken! So verschloß sich ihm jeder Beistand, jedes Entgegenkommen.

So wurde Eduard Duller getrieben, sich nun ganz nur noch an seine nächsten Gesinnungsgenossen anzuschließen. Er unterwarf sich einem Candidateneramen und wurde deutschkatholischer Pfarrer. Nirgends wollte man ihn Anfangs bestätigen, in Darmstadt, in Mainz nicht. Endlich fand er, müde und krank, ein Asyl in Wiesbaden. Er raffte seine letzte Kraft zusammen, eine noch umfassendere deutsche Geschichte zu schreiben. Zwei Bände des fleißigen, warm und edel gehaltenen Werkes sind erschienen. Mitten in der Ausarbeitung dieses sogleich von zwei Concurrenzwerken (Pfaff und Venedey) bedrohten und vorzugsweise nur von der Minorität seiner Gesinnungsgenossen unterstützten Werkes kam der ihn schon lange umkreisende Tod immer näher und näher. Er starb wie ein Schriftsteller des 19. Jahrhunderts stirbt, mit der Feder in der Hand, mit dem letzten Correcturbogen seines gerade im Druck befindlichen Werkes auf der Decke seines Krankenlagers, mit dem letzten schmerzlichen Seufzer des zurücksinkenden Hauptes: Ich kann nicht mehr!

Wenn ihr nun wieder so allgemeine und Alles in Allem zusammenfassende Verurtheilungen der neuen Literatur les't, wie deren genug geschrieben werden, so vergegenwärtigt euch den Lebenslauf eines solchen im Alter von fünfundvierzig Jahren abscheidenden braven, liebevollen, kindlichen Gemüths und eines wahrhaft „armen Poeten", und aus dem dunkeln Walten der Zeit wird euch Manches in anderm Lichte aufgehen, als man es in den grellen Gaslaternen unserer Literarhistoriker angesteckt findet.

Uriel.

Mich ſchaudert! Nicht für mich, nein, für den Wahn,
Der ſo ſich täuſcht, dem Himmel zu gefallen!

Santos.

Ein Blinder ſollſt Du an den Häuſern taſten,
Und Fluch der Hand, die einen Stab Dir reicht!
Fällſt Du, dann öffne ſich der Erde Schlund,
Verſchlingend Dich, wie Datan und Abiron.

Alle

(mit geſenktem Haupte, leiſe).

Wehe!

Santos.

Die Kirche ſtößt Dich aus, verflucht durch mich
Den Leib, der Dich geboren, —

Uriel.

Mutter!

Santos.

Fluch dem Freund,
Der Dir im Elend je die Treue hält —
Fluch Allem, was ſich Dir verwandt noch fühlt —
Was Dir ſich naht, was Du berührſt, iſt todt!
Verſchmachten wirſt Du in dem Durſt nach Liebe;

(Pauſe)

Nie giebt ſich Dir ein liebend Herz des Weibes —

Judith

(begeiſtert hervortretend).

Das lügſt Du, Rabbi!

Manaſſe.

Wie? Verwegene!

David Friedrich Strauß.
1840.

Von dem berühmten Manne erschien eine Prüfung der christlichen Glaubenslehre. Diese Dogmatik will ich zur Linken, die Bibel zur Rechten legen und es versuchen, durch den Schleier der Zeiten und der Vorurtheile zu jener Wahrheit zu dringen, die mich über die schwindelnde Brücke vom Leben zum Tode begleiten soll.

Ich lese erst noch einmal die beiden Fragmente des kühnen Mannes über Bleibendes und Vergängliches am Christenthum. Mich spricht in diesen Ergüssen eines Geistes, der nach der Märtyrerschaft der Aufrichtigkeit in diesem Jahrhundert zu trachten scheint, (und unser Jahrhundert ist für eine solche Leidenschaft freigebig genug mit Scheiterhaufen!) mich spricht in diesen Ergüssen nicht Alles an. Was ich aber an diesem Schriftsteller bewundern muß, ist seine Unbefangenheit. Leset die Schriften aller Theologen und sie werden immer erst Christen und dann Philosophen sein! Selbst die freidenkendsten, wie Schleiermacher, haben vom Lehrstuhl oder von der Kanzel, von der Gewöhnung oder von ihrem Gemüth her eine gewisse christliche Färbung des Ausdrucks, ein theologisches A priori, das man bei Strauß nicht finden wird. Er verschmäht es, seinen Freimuth durch theologische Salbung zu verdecken. Er braucht niemals biblische Wendungen. Er verschmäht am Schluß seiner Aufsätze das Ja! und Amen! oder die Doxologie einer Anknüpfung freisinniger Prämissen an das Vorurtheil oder an das Jenseits. Er schlägt nie Wunden, die er mit kleinen Schmeicheleien gegen unsern kindlichen Glauben wieder zu heilen sucht. Er ist offen und ehrlich, wie ein guter Anwalt, der uns vor der Anstrengung eines Processes warnt, den wir uns schmeichelten, nicht verlieren zu können.

Ich muß noch Eins an Strauß bewundern: seine Univer-

salität. Sein Wissen erstreckt sich über ein so weites Feld, daß er in Allem, was nur das menschliche Nachdenken reizen kann, heimisch scheint. Er verweist nicht im Sinn des alten gelehrten Kastenwesens die naturwissenschaftliche Frage an den Physiker, die politische an den Historiker, die kritische an den Aesthetiker, sondern er hat Ursache, sich in allen diesen Fächern zum Selbsturtheil berechtigt zu fühlen. Dies ist auch die Luft der Freiheit, die in seiner Darstellung weht. Man sieht nirgends den Theologen oder Aesthetiker oder Historiker, sondern den Philosophen, der alles das nicht minder ist, und den Menschen, der mitten unter seinen nächtigen Formeln sich die gesunde, frische Farbe des Lebens und Tageslichtes erhält. Heimisch in Poesie und Kunst, in Geschichte und jeglicher Lebenserfahrung verräth er, daß er über jede Frage abstimmen könnte. Ruhig und getragen wallt sein Urtheil über Untiefen und Klippen dahin.

Man kann noch einen Schritt weiter gehen. Muß man Strauß über eine gewisse Weltlichkeit seines Wesens preisen, die ihm den Gleichmuth giebt, frei und unbefangen über sonst mystisch verschleierte Dinge zu reden, so will ich selbst nicht leugnen, daß sich diese Weltlichkeit bisweilen bis zum Gewöhnlichen zu verflachen scheint. Es liegt dies theils in seinem Gegenstande, wo die Voraussetzungen des Katheders und der Kinderlehre fast ganz dieselben sind, theils in seinem Talent für populäre Darstellung. Ich möchte Vieles nicht so ausdrücken, wie es Strauß ausdrückt; aber daß er den Vorwurf des Gewöhnlichen nicht fürchtet, ist ein neuer Beweis, wie hohen Beruf dieser Gelehrte zum Reformator hat, wie verwandt er ähnlichen Vorbildern ist, denen es gelang, über schwere Fragen mit dem Volke zu verhandeln. Strauß erschrickt vor nichts, selbst vor dem Trivialen nicht; er wiederholt sich ohne zu ermüden; er ist deutlich bis zum Flachen. Man muß einen geistvollen Mann bedauern, der hier in der Nothwendigkeit ist, Dinge, die eigentlich unbestritten sein sollten, vertheidigen zu müssen und zu demonstriren, daß etwas, was außer der Bibel nicht möglich ist, es auch nicht in der Bibel sein könne.

Man nennt Strauß gewöhnlich einen Hegelianer und er ist es auch, was die Methode seines Denkens anlangt. Aber

welche Freiheit dabei! Wie verwirft er jede Formel, die ihm nicht zu einer klaren Vorstellung aufgeht! Strauß ist Rationalist in der edelsten Bedeutung eines Wortes, das leider des Trivialen und Nüchternen viel in der Welt beschönigen muß. Hegel selbst war nicht frei von Vorliebe für Dämmerungszustände. Nur in seiner rein logischen Periode, die den Anfang seines Berliner Wirkens bezeichnet, hatte er seinen romantischen Ursprung völlig überwunden und das Mystische abgestreift. In seiner Lebensneige, als ihn die praktischen Beziehungen seiner Lehre auf Geschichte, Leben, Sitte, Ueberlieferung lebhaft beschäftigten, fiel er oft in ein trübes Schwanken und Tasten nach dem Helldunkel zurück, was Strauß und den Besten seiner jüngern Schüler fremd ist.

Nur über zwei Punkte im Vergänglichen und Bleibenden habe ich mich nicht zufrieden geben können: über Strauß' Ansichten von der Unsterblichkeit der Seele und von der Person Christi.

Strauß sagt nicht, daß wir die Bestimmung hätten, todte Asche und ein erdiges Nichts zu werden: er streitet nur, und sicher mit Recht, gegen unsern Egoismus, den wir in den Ausmalungen unsers künftigen Jenseitlebens nur zu sehr zur Schau trügen. Ich bin nicht im Stande, die dereinstige persönliche Fortdauer des Individuums zu beweisen, allein, wenn irgendwo, scheint mir die Unsterblichkeitsfrage ein Gebiet zu sein, in welchem der Denker nicht ohne Vorsicht sich bewegen, ja selbst eine höhere Weihe seiner Sprache nicht verschmähen sollte. Ich glaube, daß Strauß, um sein großes Werk zu vollenden, die Bestimmung hatte, nicht Dichter zu sein; allein hier gestehe ich, hat sein kalter Ton etwas Fröstelndes und sein Gemüth entweder nicht Tiefe genug oder zu vielen Trotz. Das Bestreben, gegen Vorurtheile zu kämpfen, reißt ihn hier zu Behauptungen hin, mit denen das gesunde menschliche Gefühl sich nie vertragen wird. Er kämpft gegen die Annahme, daß es einen Raum und eine Zeit geben müsse, in denen die Widersprüche der Erde ausgeglichen werden, und findet diese Ausgleichung hienieden. Wer mag ihm das glauben? Wer mag dem gelehrten Manne glauben, wenn er sagt: „Ein Paulus mit dem Pfahl im Leibe fühlte sich glücklicher, als ein Nero

im Purpur.“ Hier hat ihn das Streben, gegen etwas Sentimentales zu kämpfen, selbſt zu einer Sentimentalität verleitet. Nero im Purpur wäre unglücklich geweſen? Unglücklicher der Wollüſtling, der Tyrann, der den Gott ſpielen durfte, ohne dabei ganz aus der Rolle zu fallen, (denn halb allmächtig war er gewiß!) unglücklicher Nero, als der ſchmerzenzerfleiſchte Märtyrer? Das kann nicht der Ernſt eines Mannes ſein, der wiſſen ſollte, daß auch die Wolluſt des Schmerzes ſicher eine Grenze hat. Das Bewußtſein einer künftigen Ausgleichung iſt tief in der Menſchenbruſt gewurzelt: und wenn es auch nicht der Arme hegt, der nicht weiß, warum ihn Gott auf dieſe Erde ſandte, um unter Thränen ſich ſein trocknes Brot zu erbetteln, ſo hegt es ſicher der Reiche, dem ſein von Glück geſchenkter Beſitz ein Schrecken iſt, den er vergebens durch Wohlthätigkeit ganz zu verſcheuchen ſucht. Wenn nicht das unbelohnte Verdienſt für die Zukunft zeugt, ſo zeugt doch das belohnte Unverdienſt dafür; denn dieſes fühlt es tief, daß es nicht auf ewig beſtehen kann.

Wenn Strauß von Chriſtus ſpricht, ſo verſteht es ſich für uns, die wir dem Aberglauben entſagten, von ſelbſt, daß eine ſalbungsvolle Sprache, die Terminologie: der Erlöſer, der Heiland u. ſ. w. als gewöhnliche Redeweiſe bei einem Streben nach hiſtoriſcher Gewißheit über Chriſtus unſtatthaft iſt. Selbſt Schleiermacher, der in Chriſtus nicht mehr Göttliches ſah, als wir Alle erreichen können, wenn wir ihm nacheifern, half ſich gegen das Vorurtheil der Menge oder „Gemeinde“, wie er's nannte, durch den orthodoxen Schmelz der Worte: Heiland, Mittler, Erlöſer, und zwar nicht wie der Rationalismus als „Weltenheiland“ und in ähnlichen verwäſſernden Amplificationen, ſondern im Sinne der Genugthuungslehre und der Bluttheologie. Es iſt redlich von Strauß, daß er dieſe Täuſchung verſchmäht. Aber ſelbſt wenn uns nun Chriſtus dieſer wiedereroberte und dem Aberglauben abgewonnene Menſch, dieſer ſchwärmeriſche Rabbi von Nazareth iſt, ſollte er nicht eine höhere Stellung verdienen, als die ihm Strauß unter den Märtyrern des Genius, neben Sokrates, Cäſar und Napoleon anweiſt? Strauß ſtellt, um den hohen Werth Chriſti anzuſchlagen, eine faſt

arithmetiſche Berechnung an. Er nennt ihn unter den Guten den Beſten, weiſt ihm unter allen moraliſchen Vollkommenheiten die höchſten zu und fertigt ihn, indem er in andere Reihen ausgezeichneter Menſchen, in die Reihen der Dichter, Helden, Denker eintritt, als einen moraliſchen Superlativmenſchen ab. Gegen dieſe Taxirung ſträubt ſich etwas in unſerer Bruſt. Wenn nicht ſchon die ungeheure Umwälzung der Welt, die durch die Chriſtuslehre erfolgte, unſere Auffaſſung ſteigern ſollte, ſollte nicht das Weſen des Stifters unſerer Religion mit Abzug aller Sage ihn uns verklärter erſcheinen laſſen, als einen bloßen relativen ascetiſchen Superlativ? Iſt es ſo leicht gethan wie geſagt: Unter den Guten der Beſte zu ſein? Tritt uns aus dem hiſtoriſchen Chriſtus nicht etwas entgegen, das ihm moraliſch etwas faſt *ſpecifiſch* Verſchiedenes von denen, die Strauß mit ihm vergleichen möchte, vorbehalten ſollte? Man braucht kein büßender Trappiſt zu ſein, um über das Verhältniß der Sittlichkeit zum Genie, der Selbſtüberwindung zur Ausbildung einer Prädeſtination, das Verhältniß deſſen, was wir uns geben müſſen, zu dem, was man aus Gottes Hand bekommt, anders zu denken, als Strauß zu denken ſcheint. Ob man nun der „griechiſchen" oder der „nazareniſchen" Lebensanſicht huldigt, welche erfordert wol mehr Entſagung, innere Durchbildung, Seelengröße? Und wenn Strauß alle dieſe Fragen widerlegte, dann bliebe mir noch dieſe zuletzt übrig: Sollte ein Mann von Genie, wie Strauß ſelbſt, nicht ſchon an ſich bereit ſein, dem Genie im Grunde doch *weniger* einzuräumen, als der *Tugend*?

Die neue Tübinger Glaubenslehre wird wieder eine große Aufregung in der theologiſchen Welt hervorrufen, d. h. in ganz Deutſchland; denn ſonderbar, wir Deutſche ſind faſt alle geborene Theologen. Es handelt ſich jetzt um das, was Strauß Poſitives geben kann. Es ſoll mich wundern, ob nicht die, denen er zu wenig Geſchichte einräumte, ihm jetzt den Vorwurf machen werden, daß er ihnen zu viel Lehre gelaſſen hat. Die Theologen, die den ganzen Glauben auf den *einen* Satz reduciren möchten: „Ein höchſtes Weſen

giebt es", dürften sich durch Strauß leicht ebenso getäuscht finden, wie die, die den Glauben auf die Mythe gründeten.*)

Friedrich von Hurter.

1845.

An einem trüben Sonntagnachmittage hatte ich Wien verlassen. Der Mai war kalt gewesen, selbst der Juni frostig, nur einige wenige Sonnenblicke brachen zuweilen durch die grauen Wolken und beleuchteten die Thäler des Salzkammergutes. Der Traunsee mit seiner halb schroffen, halb lieblichen Umrandung, wurde befahren, der Hallstadter See, eingeschlossen von starren schneebedeckten Berghäuptern, bot Gelegenheit zu stiller Erwägung der erlebten Wiener Eindrücke. Dies Gewühl und dieser Frieden! Das Fronleichnamsfest stimmte feierlich ein in den melancholischen Accord der Seele, nicht daß sie eine Erhebung dem lärmenden Festzuge der Kinder verdankte, eine Erhebung dem Knallen der Böller, den Straußischen Walzern, die von der Ischler Bergmusik der unter einem Baldachin fast chinesisch und mandarinenhaft von Pfauenfedern bewedelten Geistlichkeit vorangespielt wurden; nein, das Alles drückte eher zur Trauer hernieder; denn die Vernunft mußte sich sagen: Wie wird das wieder Religion, was jetzt ein Schauspiel ist! Sinniger schon sind die Fronleichnamsprocessionen auf den genannten Seen. Mitten auf ihren dunkelgrünen Wogen werden über zusammengefügten Nachen Altäre erbaut mit allem Schmuck der Bilder, der heiligen Gefäße und Maienzweige. Die Priester, die Ministranten, die Fahnenträger, die Greise,

---

*) Spätere Anmerkung. Dieser kleine Artikel erschien in meinem „Telegraphen" 30 Jahre vor Strauß' letzter Schrift und liest sich wie eine anticipirte Beurtheilung derselben.

Männer, Weiber und Kinder ſchwimmen unter Muſik und dem Takt der Ruderer auf Kähnen zu den ſchwanken Heiligthümern heran, und auf dem Spiegel des feuchten Elementes, unter der Wölbung des freien Himmels, mitten auf dem See wird das Feſt des Corpus domini gefeiert.

Rings in dieſen Gegenden wohnen Proteſtanten. Wo Bergleute in die Gruben fahren, hat des Bergmannsſohnes Luther's Lehre immer ſchnell um ſich gegriffen.*) Die Gegenreformationen ſtellten mit bekannten Mitteln Papſt- und Mariendienſt wieder her. Die Salzburger Proteſtanten mußten auswandern. Dreißigtauſend der fleißigſten und wohlhabendſten Bewohner des Erzbisthums mußten den Wohnſitz ihrer Väter verlaſſen. Hundert Jahre iſt das her, aber der Geiſt der Unduldſamkeit — iſt er gewichen? Man denke an die Vorgänge im Zillerthal! Salzburg ſank mit jener Maßregel von der Höhe ſeines Wohlſtandes herab. Sein berühmter Holzwaarenhandel zog ſich nach Nürnberg, Capitalien gingen dem Verkehr und Erwerb verloren, die Grundwerthe ſanken, Salzburg ſtieg von Stufe zu Stufe abwärts und macht jetzt nur noch den Eindruck einer Provinzhauptſtadt, die in ihrem Wohlſtande von der Fürſorge der Regierung, dem eingelegten zahlreichen Militair und einer nicht eben reich dotirten Geiſtlichkeit abhängig iſt.

Die Naturſchönheiten Salzburgs ſind allbewundert. Es war ſchwer, ſich ſo bald von ihnen loszureißen. Befährt man auch die Schachte von Hallein, erklimmt die Höhe des Gollinger Falls, wendet ſich um den marmor- und ſagenreichen Untersberg nach Berchtesgaden hinüber zum ſchneebedeckten Doppelhaupt des Wazman, ſegelt hin und wieder auf dem ſtolzen Königsſee und ſieht auf der Höhe ſeiner Ufer die Gemſe aus dem Schnee neugierig zu uns herniederlugen: man kehrt gern zurück in's trauliche Salzachthal, dieſe wieſenweiche, ſmaragdgrüne Salzburger Ebene. Das Innere der Stadt feſſelt wenig, das Leben iſt öd und werkeltägig. Aber vor den Thoren, auf den Höhen, in den Gärten, die ſich an

*) Merkwürdig, daß auch die deutſchkatholiſche Bewegung aus einer Bergwerksgegend kam: Laurahütte.

die Bergwände lehnen, hebt sich die Brust zu freierem Schlage und im Lustpark Aigen vermochte ich Stunden lang zu verweilen.

Dies ist ein kleines Schloß mit Garten und Park, eine Stunde von der Stadt gelegen und dem Erzbischof gehörig, dessen Verwandter, Fürst von Schwarzenberg, einst diese reizende Besitzung umgestaltete. Allmälig vom einfachen Wohnhause und dem kleinen Blumengarten sich zum Berg emporhebend, bietet dieser Garten die lieblichste Fernsicht. Offne und versteckte Wege, durch grüne Alpenwiesen oder unter Baumgruppen von Buchen und Erlen, führen entweder zu einer schäumenden Cascade oder entfernt von ihrem donnernden Geräusch zu stillen Sitzen und Ruhebänken unter Linden und Nußbäumen. Hier schweift das Auge hinüber in die Alpenkette, vom Untersberg zum Watzman, zur Schönfeldspitz, zum Geröll, welcher Berchtesgaden von der Salzachebene trennt. Hier brachte ich einsame, beschauliche Stunden zu. Ein Buch in der Hand, um mich die grüne Einsamkeit, ein stiller Gottesfriede über dem alpenbekränzten Thale, fern von eurer Politik und Literatur, eurem Glauben und Wähnen, Dichten und Trachten: das Auge sucht die Geisterbrücke, die uns in's Jenseits führt.

Das Buch, das mich hier fesselte, war „Geburt und Wiedergeburt von Friedrich Hurter". Aus dem kleinen Vorrath lesbarer Bücher, die der Buchhandel in Salzburg dem Käufer anbieten darf, war die Wahl nicht schwer. Mitten unter Predigten, Gebet- und Kochbüchern nahm eine Schrift von Hurter, dem Verfasser der berühmten Biographie Innocenz des Dritten, eine auffallende Stellung ein und die katholische Tendenz dieser Schrift paßte vollkommen zu einer Umgebung, aus welcher auch der leiseste protestantische Anhauch verbannt war. Hier hatte ich vollkommen jene Welt, deren magischem Eindrucke der erste Geistliche der reformirten Landeskirche des Cantons Schaffhausen vor einem Jahre zu St. Ignazio in Rom unterlegen war. Aus der Tiefe klangen die Glocken herauf, rechts auf dem Mönchsberg blickte aus dem Gebüsch ein Kapuzinerkloster, unten am Schlößchen lag ein Gottesacker mit vergoldeten Glorienstrahlen um die

ſchwarzen Kreuzlein auf den Gräbern, mit einem kleinen Weihwaſſerbecken an der Kirchthür, mit frommen Gelübden und Votivtafeln zu Ehren Johannis des Täufers. Ja, eine hohe Geſtalt wandelte ſogar unter den Nußbäumen vorüber, der Erzbiſchof Fürſt Friedrich Joſeph Cöleſtin von Schwarzenberg ſelbſt, ein Prieſter, dem alle Herzen des Landes anhängen, ſeiner Frömmigkeit, ſeiner milden, leutſeligen Sitten, ſeiner geiſtreichen Bildung und ſeiner für die hohe Kirchenſtufe, die er bekleidet, bewunderungswürdigen Jugend und männlichen Schönheit wegen.

Eine Glaubensänderung hängt ſo tief mit den geheimſten Fäden unſeres Gemüths zuſammen, daß ein ſchnelles Darüberwegfahren und kurzes Endurteln eine Ungerechtigkeit iſt. Der Iſraelit, der ſich taufen läßt, verdient von uns ein Entgegenkommen, das nicht ſchonend und zart genug ſein kann. Es iſt wahrlich keine Kleinigkeit, gegen den tief in uns eingeſchriebenen Satz, daß wir dahin gehören, wohin uns die Natur ſtellte, ankämpfen zu müſſen, von den Seinigen ſich zu trennen, einen Glauben anzunehmen, an dem uns Vieles überzeugen kann, Manches ewig befremdlich bleiben wird. Sogenannte Judenbekehrungen ſind pietiſtiſche Heucheleien. Die meiſten Taufen der Juden entſtehen aus Liebe der Eltern zu ihren Kindern. Man will die Kinder nicht die geſellſchaftlichen Parias der Chriſten bleiben laſſen und bekämpft ſich ſelbſt, um den Kindern dereinſt den Kampf zu erſparen.

Ich glaube aber, man ſollte dieſe Aengſtlichkeit der Gewiſſen, dieſe Befangenheit im natürlichen Bewußtſein, vom philoſophiſchen Standpunkte aus nicht gelten laſſen. Man ſollte ankämpfen gegen Alles, was die freie Selbſtbeſtimmung der Individuen verhindert. Die Freiheit, ſich rechts oder links zu ſtellen, iſt die Freiheit des Jahrhunderts. Sie mag dem Proteſtanten zu Gute kommen, der katholiſch wird, ſie wird auch den umgekehrten Schritt erleichtern, ſie wird uns vor allen Dingen gegen den Indifferentismus bewahren, der ſich gern mit Redensarten, wie: Was ich bin, das bleib' ich, u. dgl. beſchönigt. Wer etwas Beſſeres ſein kann, als er iſt, der habe das volle Recht, aus den natürlichen Zufälligkeiten

seiner Geburt herauszutreten, sich selbst mit dem Feuer seiner eigenen Ueberzeugung zu taufen und wiedergeboren zu werden in der Wahrheit seines selbstbewußten Geistes. Es ist freilich traurig, sich vorzustellen, daß ein protestantischer Geistlicher dreißig Jahre lang eine Lehre vertreten konnte, die er, allerdings nicht plötzlich, sondern allmälig als unvollkommen, ja als Lügenwerk abschwört; aber wenn hier der Friede einer Seele nicht anders hergestellt werden konnte, wer kann da richten? Wir leben jetzt in Tagen, wo wir schon Tausende gesehen haben, die nicht aus Frivolität oder Indifferentismus, sondern mit innerer Wärme und treibendem Wahrheitsdrang sich von der römisch-katholischen Kirche trennten; laßt uns gegen den umgekehrten Gang gerecht sein und dem Antistes Hurter, wie derselbe von den Füßen des Papstes aus Rom zurückkehrte, immerhin unser Mitleid und nicht mit den Schaffhäuser Bürgern ein Charivari bringen.

So dachte ich in Salzburg und blätterte flüchtig und obenhin in den damals erschienenen beiden ersten Bänden der Hurter'schen Wiedergeburt. Römisch-katholisch! Millionen bekennen diesen Glauben und noch manches Jahrhundert kann umrollen, ehe der Statthalter Christi auf seinem Stuhle nur empfindet, daß die Grenzen seines Reiches ihm näher rücken. Ist der Protestantismus nicht selbst tief erschüttert? Wo ist Wahrheit? Wo Uebereinstimmung? An Unduldsamkeit fehlt es im Schooß der Evangelischen nicht minder, wie bei der alleinseligmachenden Confession. Die Fürsten nehmen Parthei, bevorzugen die eine Auffassung gegen die andere, die Kämpfenden überbieten sich, die Würde des Gegenstandes geht in der Hitze der Leidenschaften verloren, Philosophie, die Sache des Einzelnen, wird mit Religion, der Sache Aller, verwechselt, Protest gegen Protest — zeigt sich darin Schwäche oder Ueberfülle an Kraft, Auflösung oder Gestaltung, Schuld der Vergangenheit oder kreisende Geburt der Zukunft? Ich glaube das Letztere. Wer kann aber Den unbedingt verdammen, der das Erstere glaubt?

Religion bahnt sich zum Gemüth die wunderbarsten Wege. Die Stärksten in jedem andern Bereich können in diesem die Schwächsten sein. Der Geist, der vierzig Jahre forschte, kann

Silva.

Führt ſie hinweg, Jochai!

Jochai.

Die Verräth'rin!

Judith.

Verrathen will ich mich und Euch! Verrath
An Euch iſt Himmelstreue! Zittert Ihr,
Daß Fluch aus ſolchem Munde Segen bringt?
Verdammt die Götter, die wir beide glauben!
Es ſind die wahren, ihnen lernet beten!
Er wird geliebt! Glaubt beſſeren Propheten!
(Sie ſtürzt an Uriels Bruſt. Gruppe. Pauſe der Beſtürzung.)

Santos.

Die Kirche ſieht ſtatt eines Opfers zwei —
An dieſem Ort kann kein Gerechter weilen!
(Entfernt ſich mit ſeinen Begleitern, indem er die Terraſſe herunterſteigt und nach vorn links abgeht. Alle folgen. Während deſſen)

Jochai

(zu Manaſſe und Judith).

Die Himmelsfrage iſt mir wenig werth —
Ich ſehe nur, was menſchlich, den Verrath!
Und dennoch glaub' auch ich den alten Göttern,
Sie lehren uns das Süßeſte: die Rache!
(Ab nach links mit dem übrigen Theil der Gäſte. Alle ſind abgegangen bis auf Manaſſe, Uriel und Judith.)

Manaſſe.

Wie ſich aus dieſem Traum erwachen läßt,
Wie dieſe That dem Leben einzufugen,

vor Ueberdruß an ſich ſelbſt ermüden und die höchſte Verzweiflung, die da ausruft: Alles iſt eitel! beugt ſich dem linden Joche eines Gehorſams, der ſich ſelbſt betäubt. Vierzig Jahre lang kann das Herz in ſtarrer Selbſtgenügſamkeit nur phyſiſch pulſiren, und ein plötzlicher Schmerz durchbricht die Eisdecke und dieſer kalte Muskel zittert, wird fühlbar und hat keine Kraft zu tragen, was ihm Alles das Schickſal aufbürden will. Das Gefühl erwacht beim Einen in der Muſik, beim Andern in der Poeſie, bei den Meiſten in ſinnlichen Religionscultен. Den Stolz zieht es nieder, die Selbſtgerechtigkeit erröthet und — das Geheimniß der Liebe, was iſt es anders, als das Bedürfniß ſich zu opfern, wegzuwerfen, hinzugeben, zu knieen und von etwas, das uns beſſer ſcheint, als wir, beherrſchen zu laſſen? Der Katholicismus iſt vielleicht eine beſſere Religion für die ſtarken, als die ſchwachen Geiſter. Den Armen ſchenkt er zuviel, aber die Reichen, die müſſen ihm geben. Die Thoren macht er thörichter, aber vielleicht die Weiſen weiſer. Vom Katholicismus ausgehen iſt ein Unglück für die Politik, Volksbildung und Aufklärung, aber zum Katholicismus zurückkehren, kann uns zuweilen ein rührendes Schauſpiel geben.

Bei einem flüchtigen Durchblättern der Hurter'ſchen Bekenntniſſe wird es uns ſein, als klänge zuweilen aus ihnen ein heimathlicher Ton in unſer Herz, der auch zu uns ſchon verlockend und beſeligend geſprochen. Wir wieſen damals dieſe Luft- und Klanggeiſter von uns, aber ſie erſchienen uns immer wieder bei einer nüchternen Nachmittagspredigt in unſern nordiſchen Kirchen, beim Anblick der Sixtiniſchen Madonna, bei einer Kirchenmuſik im alten Style, einem Märchen von Clemens Brentano, auf der Reiſe bei einem Hochamt in einem marmornen Dome oder einer beſcheidenen Marienandacht im Lichtmeer einer kleinen Kapelle. Die Jugendentwicklung des Convertiten fiel in die romantiſche Zeit. Tieck's Genoveva, geſteht er, hätte ihn bezaubert. Er kämpfte Jahre lang mit ſeinem Bedürfniß und der trockenen Befriedigung durch den reformirten Cultus. Es ging ihm wie Mortimer in Maria Stuart, er wandte ſich von uns, folgte dem Wahne,

der ihn glücklich machte. Wer mag ihn gerade um deswillen verdammen?

Aber einige Monate später veränderte sich der Eindruck. Die Zeitungen brachten die Nachricht, daß Hurter nicht etwa im Muschelhut und Pilgerkleide gen Jerusalem gezogen oder als Mönch die Karthause bei Pavia bezogen hatte, sondern daß ihn Fürst Metternich in den Adelstand erhoben, zum kaiserlichen Hofrath ernannt und ihm das bedeutungsvolle Ehrenamt eines Reichshistoriographen übertragen hat. Das also war „des Pudels Kern"? sagten die Schaffhauser und auch für uns, die ein Convertit mehr oder weniger nicht kümmerte, bekommt dadurch das politisch-religiöse Glaubensbekenntniß des berühmten Verfassers einer Biographie des Papstes Innocenz des Dritten ein neues, erhöhtes und völlig verändertes Interesse.

Hurter's Stellung ist nun so ziemlich die von Friedrich Gentz. Ein Historiograph ist der betraute Archivar und Registrator der Geschichte eines Volkes, ein officieller, verantwortlicher Geschichtschreiber, der das eigentliche Staatsbewußtsein einer Monarchie oder Republik tief in sich aufgenommen haben soll und für so vollkommen übereinstimmend mit den leitenden Gedanken einer Politik angesehen wird, daß sein wissenschaftliches Princip eine objective Basis für die Beurtheilung der ihm zur Firirung überlassenen historischen Zustände ist. Eine solche Beförderung eines Convertiten, der zu seiner Schweizerheimath eine scharfbezeichnete Stellung einnimmt, ist doppelt bedeutungsvoll in gegenwärtiger Zeit, wo die deutschen Fürsten, der erprobten langjährigen Staatspraxis des österreichischen Staatskanzlers vertrauend, von Wien und Schloß Johannisberg aus über die obschwebenden kirchlichen Wirren Rathschläge, Winke, Warnungen empfingen. Wenn hie und da ein protestantischer Fürst zweifelte, ob nicht die Neuerung und Bewegung unter seinen katholischen Unterthanen in der That, wie ihm geschildert wird, politische Gefahren bringen könnte, so liegt in dieser Ernennung, die so ganz im Geist der alten Tage von Adam Müller, Fr. Schlegel u. s. w. ausgefallen ist, ein höchst sprechender Beweis für den unverrückten Standpunkt, auf welchem sich das Wiener Ca-

binet seit 1819 erhalten hat. An dem nunmehr gründlicher zu prüfenden Buche des Herrn von Hurter haben wir einen Leitfaden für das Studium der Grundsätze, welche die österreichische Staatsraison bilden. Einen schrofferen Bruch mit dem, was der einen Hälfte Deutschlands theuer und werth bleiben muß, kann es nicht geben, als die offenen Arme auszubreiten und einen katholisch gewordenen protestantischen Geistlichen, der nach vielen Seiten hin, wie wir gleich sehen werden, unsere heiligsten Gefühle verletzte, durch ein Amt, das ihm gleichsam das österreichische Staatsprincip überantwortet, vor allen Protestanten an's Herz zu drücken. Hier ist kein Zufall, sondern Tendenz. Es vergegenwärtigt diese Bewillkommnung eines Apostaten deutlich, in wie feindlichen Heerlagern sich die beiden Halbscheiben unseres Volkes gegenüberstehen.

Jetzt tritt die katholische Wiedergeburt des Herrn von Hurter in eine andere Beleuchtung! Das Salzburger Gedicht hört auf. Wir betreten den Boden der Wirklichkeit. Wer mit seiner Conversion Aemter und Beförderungen so eigenthümlich prononcirter Art annimmt, muß dem Zeitgeist anders Rede stehen, als nur nach dem Maßstabe des Gemüths. Die Grundsätze, die ein Privatmann in Schaffhausen hegt, die Stimmungen sogar, die man in München bei Herrn von Görres in einem ultramontanen Club äußern kann, würden den Publicisten vielleicht zu keiner Beachtung herausfordern; aber einen Gelehrten, der drei Bände der heftigsten Invectiven gegen Alles herausgegeben hat, was uns in Deutschland selbst auf katholischem Gebiete theuer und werth geworden ist, in die Wiener Staatskanzlei gerufen und mit der Geschichtschreibung des ersten deutschen Staates betraut zu sehen, diese Wendung ist eine so bedenkliche, daß meine Leser mir vielleicht Dank sagen, wenn ich in dem Buche nicht mehr blätterte, sondern nun las und sie mit den merkwürdigen in Wien so wohl aufgenommenen Verirrungen des Herrn von Hurter bekannt mache.

Herr von Hurter erweist sich, jetzt genauer geprüft, in seiner Selbstbiographie 1) als Aristokrat, 2) als Feind Deutschlands und unserer politischen Wünsche und Be-

dürfnisse, und endlich 3) als einen Proselyten der katholischen Kirche, den von seinem reformirten Glauben kein poetisch-religiöses Bedürfniß, sondern nur hierarchischer Priestersinn entfernt hat. Das soll in Nachfolgendem bewiesen werden. Wen Herr von Hurter nicht interessirt, den interessiren ohne Zweifel seine hohen Gönner. **Noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se.**

Bei einem Geistlichen kann man auf die biblische Phraseologie seiner Darstellung kein zu hohes Gewicht legen. Wenn Fritz Stolberg, ein Jurist, ein Laie, in Bibelsprüchen redet, so bezeugt dies ein vorhergegangenes emsiges Forschen in der Schrift. Ein Theologe aber, der dreißig Jahre lang Prediger war, imponirt uns nicht, wenn er sagt: Der Herr „klopfte an", ich wollte nicht hören; oder: Es währte lange, bis „das Fischlein mochte gewonnen werden", oder: „Endlich hat das Schaf seinen Hirten gefunden" und ähnliche Beiträge zu einer Selbstcharakteristik, womit Herr von Hurter die Analyse seiner in Rom sich endlich bewußtwerdenden Seelenzustände giebt. Auch an den Styl des Verfassers, der zum Theil eine Nachahmung von Görres ist, wird man sich bald gewöhnen, langsamer an gewisse Schweizer-Idiotismen, wie darob, bisanhin, Verumständungen, etwelche, stund u. s. w.; Eigenthümlichkeiten, die sich in der künftigen Geschichtschreibung Oesterreichs wunderlich ausnehmen werden.

Herr von Hurter ist Aristokrat. Geboren aus einer patricischen Familie des Kantons Schaffhausen, sagt er dies von sich selbst und erklärte auch bald nach der Julirevolution, daß er seine Kinder zu „gründlichen Aristokraten" erziehen würde. In stiller Voraussicht der ihm von Wien verheißenen Adelstanderhebung spricht er gleich im Beginn von seinem „ehevorigen" Ursprung und preist diejenigen Personen, die nicht wie „Mollusken" entstanden seien, sondern sich, natürlich nach Anleitung eines Stammbaums, auf nachweisbare und namhaft zu machende frühere Menschen zurückführen lassen. Sein eigener Name giebt ihm schon etwas Adeliges; denn Hurter hinge freilich mit dem Hurtig der Dienstbar-

keit zuſammen (Frau Hurtig war eine wohlbekannte Wirthin bei Shakespeare), aber auch mit heurter, Buhurt, kurz mit Begriffen, die an Jagdvergnügen und Turnei erinnern. In ſeinem Wappen fände ſich ein Pfeil und aus dem Bogen wäre nur durch Nachläſſigkeit der Zeichner allmälig ein halber Mond entſtanden. Von den burgundiſchen Herzögen hätte er ſich den Wahlſpruch genommen: Qui s'y frotte s'y pique, eine Phraſe, die wol bei der Diſtel oder einem Beſen, aber nicht bei einem Pfeile angebracht iſt. Deshalb hat Herr von Hurter noch einen zweiten Spruch angenommen: parta tueri, feſthalten am Gegebenen, Symbol eines beſonders in der Politik conſervativen Glaubensbekenntniſſes. Nachdem Herr von Hurter uns dann noch verſichert hat, daß von ſeiner Mutter Seite er aus einem anerkannten Adelsgeſchlechte, aus der Familie Derer von Zieglern, entſproſſen ſei, geht er zur Schilderung ſeiner durchweg ariſtokratiſch oder, richtiger geſagt, patriziſch gehaltenen Erziehung über und läßt, was den Adel anlangt, nur noch im ſpätern Verlauf ſeines Werkes dieſe auf ſeine Verwandten berechnete hiſtoriſche Andeutung fallen: Wer aus der Schweiz auswanderte, um der katholiſchen Religion willen, der gelangte in Deutſchland zu hohen Ehren, wer daheim blieb und ſich zur neuen proteſtantiſchen Lehre hielt, ſtarb mit ſeinem Geſchlechte ab und ſank in's Dunkel der Maſſe zurück. Dieſe pragmatiſche Entdeckung iſt lehrreich. Die katholiſch gebliebenen Rinks von Waldenſtein zogen nach Freiburg, wo (II. 214) „ihr Geſchlecht noch blüht und neben vielen Würdenträgern der Kirche drei Reichsfürſten aufzuweiſen hat", während von den rückgebliebenen reformirten Rinks in Schaffhauſen ein Sprößling Rathsdiener war. Die bayeriſchen Grafen Waldkirch haben in Schaffhauſen arme reformirte Verwandte. Die Herren von Dießbach aus Bern blieben katholiſch und ſind im Breisgau angeſehen, während der reformirte Stamm in Bern ſich kaum in Ehren hält. Zwei Wattenwyl aus Bern kehrten in den Schooß der katholiſchen Kirche zurück und ſtiegen bei Karl V. zu hohen Ehren, und die katholiſchen Wyttenbachs im Breisgau blühen, während die (III. 193) „zu Bern zurückgebliebenen ganz heruntergeſunken ſind". Unſtreitig die ſchlagendſten Beweiſe, welche

Vortheile damit verbunden sind, wenn man seinen Glauben abschwört, sein Vaterland verachtet und in fremde Dienstbarkeit tritt.

Unsere Leser erstaunen vielleicht über die Offenherzigkeit der Geständnisse des Herrn von Hurter, und gleich an der Schwelle unserer Kritik seines Werkes muß demnach bemerkt werden, daß dasselbe mit einem blinden Vertrauen auf seine innere Haltbarkeit geschrieben ist. Nirgends eine Cautele, nirgends eine vorbeugende Sorgfalt gegen Mißverständniß, nirgends ein Ausweichen, wo die gesunde Vernunft denn doch selbst bei dem hingegebensten Fanatismus in die Enge geräth. Herr von Hurter, Historiker, geistreich, belesen, wirft sich blind in die ihm entgegen starrenden Speere des Menschenverstandes, das Gewagteste, das Mißlichste auf seiner geistigen Wanderung nach Rom bewundert und anerkennt er eben so sehr, wie auf seiner spätern geographischen. Stellt ihm ein Wunder hin, sagt, es sei canonisch, und blindlings steift sich dieser besonnene und kluge Mann, es anzuerkennen und sich vor ihm zu demüthigen. Ich bemerke dies vorläufig hier nur deswegen, damit die Leser nicht erstaunen über das Gemisch der naivsten und kühnsten Geständnisse, die ohne die geringste diplomatische Vermittlung mit der gesunden Vernunft oder unsern kranken Vorurtheilen von Herrn von Hurter werden ausgesprochen werden.

Herr von Hurter haßt Deutschland, unsere Geschichte und insgesammt Alles, was auf dem heimischen Gebiete nach Lebensgestaltung und politischer oder kirchlicher Berechtigung ringt. Johannes von Müller war auch ein Schweizer, hütete sich aber wohl, soviel Grundabneigung gegen das Germanische zu verrathen, wie sein Landsmann Hurter. Dieser theilt den vulgärsten Deutschenhaß, wie man solchen nur in den aristokratischen Cantonen der Schweiz antreffen kann. Diese deutsche Schweiz würde vollkommen berechtigt sein, uns zu hassen, wenn wir je von ihr verlangt hätten, sie sollte vor unsern politischen und gesellschaftlichen güldenen Kälbern niederfallen und anbeten. Aber sie haßt das in uns, was ihr eigener geistiger Lebensodem ist. Sie haßt ihre eigene Sprache, ihre eigene Bildung, ihre eigene feinere Sitte. Das beschä-

mende Gefühl, gegen das Mutterland an geistiger Kraft zurückzustehen, diesem Alles zu verdanken, was, die Staatsform ausgenommen, ihren eigenen Werth erhöht, das verwandelt sich dieser Schweiz in Haß, den sie reichlich nicht nur auf die politischen Flüchtlinge, sondern selbst auf die Männer der Kunst und Wissenschaft überträgt, die sie, ihren Mangel fühlend, aus Deutschland an ihre Hochschulen berufen muß. Herr von Hurter, der künftige Geschichtschreiber Oesterreichs, verräth auf jeder Seite seines Werkes, wo nicht von der katholischen Kirche geredet wird, wie sehr ihm im tiefsten Grunde Deutschland mit seinem politischen und wissenschaftlichen Leben zuwider ist.

Den Norden Deutschlands kennt er nicht, hat ihn nie besuchen mögen und verachtet ihn vollends als den Sitz des Protestantismus und der von Kant ausgegangenen philosophischen Bewegung. Deutsche Poesie dient ihm nur zu gelegentlichen Citaten. Aufgegangen ist in ihm, erfüllt hat ihn davon nichts. Nur von Tieck's Gedichten katholischen Beigeschmacks spricht ihn Einiges an. Unsere ständischen Bestrebungen sind ihm hohle Dinge. Er warnt den Erzbischof von Freiburg vor Synoden; sie würden der Kirche eine Ruthe binden und dem Lande Baden werden, was seine zweite Kammer ist. Der schweizerische Republikaner theilt die Lehre seines Gönners, Ludwig von Haller's, und stellt über alles Neuzeitige das Ehevorige. Sein politisches Glaubensbekenntniß liegt in den Worten (I. 83): „So erwies ich mich damals schon als entschiedener Feind der Revolution, als Gegner dessen, was von unten herauf durchgesetzt werden will, als warmer Vertheidiger aller wohlerworbenen Rechte und glühend für deren unverrückte Anerkennung, für deren stätige Beschirmung, für unantastbare Gerechtigkeit. Das Gefasel von Menschenrechten, denen zufolge Alle an Allem Theil haben, gewissermaßen Alle durch Alle regiert werden sollten, wollte mir schon damals nicht in den Kopf eingehen; dieser ist im Verlauf der Jahre in solcher Beziehung nicht bildsamer geworden." 1819 war die Zeit, wo solche Theorieen von Staatsmännern mit Anstand konnten producirt werden. Ein Cabinet, das noch jetzt solche Expectorationen gutheißen

kann, verräth, daß es um fünfundzwanzig Jahre hinter der Mitwelt zurückgeblieben ist.

Herr von Hurter, Oesterreichs bestallter Geschichtschreiber, haßt Preußen mit einer fast an den siebenjährigen Krieg erinnernden Erbitterung. Preußen ist ihm eine jener neuzeitigen Mollusken ohne alle Ehrwürdigkeit eines ehevorigen Ursprungs. Schon auf der Schule, erzählt er, gehörten alle meine Sympathieen nur Oesterreich. Es ist, als hätte nach der Lehre von der prästabilirten Harmonie die künftige Stellung zum österreichischen Cabinet schon in ihm vorgewirkt. Es sind angeborne K. K. Hofrathsgefühle, die Hurter gegen Friedrich II. ausspricht, gegen seine „Recht und Gerechtigkeit verletzende" Besetzung Schlesiens. Seine „Vorliebe für das hohe Erzhaus" trennte ihn schon in der Schule von seinen Mitschülern, die Archenholzens Geschichte des siebenjährigen Krieges lasen. Jubelten jene über die Schlachten, die Preußen gewann, so jubelte Herr von Hurter über die Erfolge der österreichischen Waffen. Früh schon hatte er die Neigung, die Sympathieen seiner Mitschüler auf den Kopf zu stellen und sich z. B. nicht für Julius Cäsar zu erklären, sondern für den nüchternen, doch rechtlichen Pompejus. Der Vater, einst Landvogt in Tessin, erzählte von einem italienischen Kapuziner, der unter einem geheimen Deckel seiner Tabacksdose das Bild Friedrichs II. verborgen gezeigt hätte. Diese weltliche und habsburgfeindliche Gesinnung eines Priesters hätte ihm schon als Knabe nicht eingeleuchtet. Später als Student vernimmt er auf einer Reise nach Holland die falsche Kunde von einem Siege, den Preußen über Napoleon gewonnen hätte. Daß Preußen gelingen sollte, was Oesterreich vergeblich versuchte, verstimmte ihn und das um so mehr, als Oesterreich Napoleon deshalb nicht schlug, „weil eine deutsche Macht um den Preis von Hannover noch Aergeres gethan hatte, als blos dasselbe im Stich zu lassen". „Aber," fährt Herr von Hurter fort (I. 148), „schon im Haag erfolgte die Enttäuschung und im Dom von Mainz konnte ich einem Tedeum für den (umgekehrten) Sieg bei Jena beiwohnen, welches durch die Anwesenheit Josephinens mit ihrem Hofstaat verherrlicht ward."

Die höchste Erbitterung gegen Preußen spricht sich überall bei kirchlichen Veranlassungen aus. Daß der Apostat den Kaiser Nicolaus (II. 165) den „nordischen kronentragenden Oberradicalen" nennt, muß uns Unterradicale belustigen, die wir an dem discreten und diplomatischen neuen K. K. Reichshistoriographen einen so mächtigen Bundesgenossen bekommen. Neue Perspectiven für die Politik des Fürsten Metternich! Wir danken ihm, danken ihm von Herzen, daß er die neuere Geschichte Oesterreichs, die Geschichte der Donauverwicklungen, der serbischen Umtriebe, der griechischen Einmischungen einem Historiker überlassen hat, der Rußlands Selbstherrscher nicht nur den „nordischen kronentragenden Oberradicalen" nennt, sondern ihn auch noch ferner charakterisirt: „Eisig, wie der Himmelsstrich, unter welchem eine bluttriefende Vergangenheit zur Gegenwart sich hinabwälzt, vereint er Diocletian's Schnauben wider die Kirche mit Julian's Schlichen, trat Verträge mit Füßen" u. s. w. Auch was von Polen der Reichshistoriograph sagt, macht dem Fürsten alle Ehre. Aber bedenklicher wird folgende Charakteristik des preußischen Verhaltens zur katholischen Kirche: „Da sah ich eine, aus revolutionairen Elementen hervorgegangene und solchen gemäß sich fortbildende Gesetzgebung nicht blos hinübergreifen in das Gebiet der Kirche, sondern förmlich ihr Joch derselben aufladen, deren natürlichste Lebensregung hemmen, ihren innern Organismus lösen, ihre Rechte beseitigen, über ihr Gut zum unbeschränkten Vogt sich setzen, Würde und Tüchtigkeit nach der Schmiegsamkeit unter die postulirte Gewalt bemessen, und für willfährige Huldigung, Gunst und Gnaden zum Austausch in Bereitschaft halten; und doch haben sie in dreißigjährigem Bestreben noch nicht an das Ziel gelangen mögen; und doch scheint dieses, so oft sie es bereits ergriffen zu haben wähnen, immer wieder unter ihren Händen zurückzuweichen; und doch will es die zum Ableben Getriebene, in's Versiechen Gestoßene auch da wie Morgenluft anwehen und das erste Zucken des Genesens wahrgenommen werden; wogegen sie dann jeden verneinenden Geist auswittern, um ihn ihrer traurigen Betriebsamkeit zu vergesellschaften; bildlich zu sprechen, jedes Bäckers sich freuen, der die schlechteste Kleie zur Hostie

gut genug findet, und über das veraltete Vorurtheil, daß nur das gewählteste Weizenmehl dazu sich eignet, mit zierlichem Kratzfuß hinweghüpft. Da sah ich den ministeriellen Despotismus an Hegel'scher Frechheit und Straußischer Fortbildung des Protestantismus aufranken, bei verblendeter Befangenheit in höhern Regionen um so tobsüchtiger sich gebährend, die Kirche wie ein Beamten-Bureau behandeln, die Fähigkeit zur höchsten Gewalt über sie nach dem Maß der Mißkennung und nach dem Willen zur Beseitigung ihrer Rechte bemessen; in bitterbösem Haß selbst der Aufforderung an die christliche Liebe zum Mitwirken der Erleuchtung derer, die in Finsterniß und Schatten des Todes sitzen, den Fußtritt geben; dagegen Spionen, Verhöre, Strafen gegen ihre Pflichtgetreuen aufbieten, jedem Angriff auf sie, jeder Lästerung gegen sie, jeder Verhöhnung derselben freien Lauf lassen, hemmen hingegen jede Vertheidigung, Jagd machen auf jede Darlegung der Thatsachen, knebeln selbst das wahrheitsgemäße Wort in einfacher Geschichtserzählung, dulden was die untersten Grundlagen des Glaubens zerbricht, verpönen, was einer Schutzschrift für die Gehaßten, Rechtlosen, jedem Schergen Preisgegebenen gleich sähe. Da sah ich die nichtsnutzige Perfidie, bei allem Vertrauen auf Erdenmacht und was derselben zu Gebote steht, dennoch ohnmächtigen Fusionsversuchen behufs eines unmerklichen Erlöschens der katholischen Kirche mit der unterwürfigsten Zuthulichkeit und den plumpsten Kunstgriffen beispringen; dennoch, als eben das: Dich loben wir über so glückhaftigen Ausgang! von dem alten Minister*) bis hinab zu dem jüngsten Polizei-Sergeanten aus vollen Kehlen wollte angestimmt werden, das Ding in das Gegentheil umspringen, und das Leben, das klug und behutsam abgespießt, das still und geräuschlos entschlafen Gewähnte, wieder hervorbrechen mit seiner vollen Liebeswärme, mit seinem innerlichen, tiefen, klaren in voller Fluth wogenden Strom, und leuchten in neuer Wahrheit des alten Apostels Wort: Sie sind zu Narren geworden, da sie sich für weise hielten." Ist es nicht, als hätte Fürst Metternich Görres selbst nach Wien berufen und

*) Altenstein.

Das weiß ich nicht, und ſtell' es Dem anheim,
Der mir die Erde zu regieren ſcheint,
Dem ſchadenfrohen Zufall! O, mein Kind,
Jetzt in das Hergebrachte einzulenken —
Das iſt nicht leicht! Acoſta, bleibt einſtweilen
Mit Eurem Fluch auf dieſer meiner Villa —
Die Muſen hier, die werden Euch nicht fliehn.
Ich aber muß zurück nach Amſterdam —
Du wirſt mir folgen, Judith, — in die Sitte!
Was dann zu thun, das ſei mit Schmerz erwogen!

(Ab nach rechts.)

Judith.

So biſt Du mein! Erobert durch die Wahrheit!
Und daß ich frei die Zeichen meiner Liebe
Darf ferner tragen vor der Welt, ſo eil' ich
Das Herz des Vaters günſtig umzuſtimmen.
Hab' ich dem Gott gehorcht, den Du mich lehrteſt?
Dem Gott, der aus des Herzens Flammen ſpricht?
O laß uns hoffen! Folge mir, mein Freund!
Wer muthig will, der hat die Welt gewonnen.

(Folgt dem Vater mit Uriel.)

(Der Vorhang fällt.)

vor ganz Deutschland ein Votum über unsern geistigen und politischen status quo abgeben wollen?

Orientiren wir uns! Nicht das soll uns an Herrn von Hurter mißfallen, daß er Ungerechtigkeiten rügt, wo er deren zu begegnen glaubt, sondern Besorgniß erregt nur der einseitig römisch-katholische Standpunkt, von dem er aburtheilt. Sinn für nationale und Gesammtentwickelungen unseres, nicht seines Vaterlandes, fehlt ihm. Er bemüht sich nirgends, aus Widersprüchen zur Klarheit, über Gegensätze zu einer höhern Einigung zu kommen. Nichts ist ihm am deutschen Stamme lieb und werth. Er rühmt und preist Italien, bewundert sogar die Gesittung — der Neapolitaner, selbst aus dem, wie er es nennt, „madenfraßigen" Frankreich, das durch seine „Hundstagsrevolution" vollends verdorben wäre, hofft er noch Keime der ihm allein vernünftig scheinenden Weltordnung wieder entspringen zu sehen, aber was, von Rom aus betrachtet, nach Norden jenseits der Berge liegt, das Alles ist ihm fremd, widerwärtig, unerquicklich, und seine Lebensbeschreibung dient dazu, beweisen zu sollen, daß sich in ihm diese Gesinnung schon vom Knabenalter an entwickelt habe.

Oesterreich und sein rein erhaltendes Princip hat ihn allein befriedigen können. Seit der Hinrichtung Ludwig's XVI. stand der Sinn für das Ehevorige fest in ihm. Haller's Restauration der Staatswissenschaften kam seinem eigenen Ideengang entgegen. Schon als Göttinger Student (1806), als es Mode war, gegen die Aufklärung in Kunst und Leben der Romantik das Wort zu reden, machte er die Mode mit und schrieb Hallern, er glaube an keine ursprünglichen Menschenrechte, sondern an das ursprüngliche Recht des Einen über den Andern, an die Rechtmäßigkeit eroberter oder gewonnener fremder Menschenrechte, d. h. an die Leibeigenschaft. Die verschiedenen Phasen der Umgestaltung seiner Schweizerheimath bestärkten ihn in dieser Theorie. „Leicht," sagt er (I. 96), „konnte seine Anschauung (der Nothwendigkeit des erhaltenden Princips) aus den engen heimathlichen Verhältnissen für das Größere und Bedeutungsvolle dieselbe Richtung gewinnen." Woran wir die beiden Stellen reihen möchten: (II. 54) „Jarcke sagte es mir vorher, ich würde nicht mehr lange in

Ruhe bleiben." Und: (II. 48) „In Frankfurt (a. M.) erweiterte ſich der Kreis werther Bekanntſchaften. Folgereich war die Einführung bei dem Bundestagspräſidenten, dem Herrn Grafen von Münch-Bellinghauſen, indem ich durch deſſen Vermittlung Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürſten von Metternich bekannt wurde." Einer ſehr lebhaften Einmiſchung in die Schweizerangelegenheiten und die aargauiſche Kloſterfrage folgte dann der Uebertritt zur katholiſchen Confeſſion und die obengenannte Anſtellung.

Obgleich ſich der größte Theil der Bekenntniſſe des Apoſtaten mit der religiöſen Frage beſchäftigt, die wir drittens zu erörtern hätten, ſo iſt doch das wahre Princip derſelben ein politiſches und von uns ſchon als hierarchiſche Tendenz bezeichnet worden. Die nachſtehende Analyſe hat den Beweis zu führen, daß Herr von Hurter in den Schooß der katholiſchen Kirche nicht aus innerem Wahrheitsdrange, ſondern aus äußeren Gründen zurückkehrte. Von dieſen äußern Gründen nehme ich das Streben nach Vortheil und Ehrenſtellen aus. Fern ſei es von mir, anzunehmen, daß der Mann ſeinem Ehrgeize die Ruhe des Gewiſſens geopfert hätte. Seine Umkehr ſoll auf Ueberzeugungen gegründet ſein, und nur dieſe zu prüfen ſind wir berechtigt.

Die biographiſche Rechtfertigung des Herrn von Hurter hat eine ſchwierige und kaum zu vereinigende doppelte Tendenz. Einmal wurzelt ſie in dem Wunſche, dem Canton Schaffhauſen als Geiſtlicher zu erſcheinen, der dreißig Jahre in voller Ehrlichkeit ein Diener des reformirten Wortes war, und zu gleicher Zeit will er doch ſeinen katholiſchen Gönnern in München, Wien und Rom beweiſen, daß der Drang, in den Schooß der „Mutterkirche" zurückzukehren, ſchon ſeit ſeiner erſten Kindheit in ihm geſchlummert hätte! Dadurch kommt Herr von Hurter fortwährend in die auffallendſten Widerſprüche. Er ſchildert uns ſeine erſten katholiſchen Regungen. In einem Anfall von Geſpenſterfurcht hätte er ſchon als Kind einmal das Kreuzeszeichen gemacht. Im Kloſter Rheinau hätte ihn die Fronleichnamsfeier wunderbar bewegt. In St. Blaſien hätte er als eben abſolvirter Student vor der heiligſten Jungfrau „ſchluchzend" ſeine Sünden bekannt. Herr

von Hurter hat Recht, wenn er behauptet, daß er bei ſolchen Regungen noch mit ziemlichem Gewiſſen hätte Proteſtant bleiben und Pfarrer für Proteſtanten werden können. Die Poeſie einiger Gebräuche des Katholicismus wird nur ein rigoroſer Verſtandesmenſch zurückweiſen und leugnen können. Der einſame Aufenthalt in St. Blaſien, einer ſäculariſirten Abtei, war ſo eigenthümlich bedingt, das erſte quillende Liebesbedürfniß des Jünglingsherzens, die Wehmuth der erſten Einkehr in ein bisher todtes Innere, die Richtung der damaligen Literatur, alles das konnte zuſammenwirken, um einem Bilde der Mutter Gottes gegenüber, in einſamer Kirche, ſich ſogar auf Thränen zu betreffen. Herr von Hurter geht noch weiter. Seine Mutter erkrankt. Als junger Geiſtlicher legt er ſich das Gelübde auf, ſo lange, bis ſie wieder geſund wäre, Samſtags nur zwei Eier zu eſſen. Der Schmerz um den Verluſt einer geliebten Mutter muß ſo groß ſein, daß man der Mittel und Wege, dem Verluſte vorzubeugen, manchen verſucht. Der junge Geiſtliche, der Tieck's Genoveva öfter als Goethe's Schriften las, wählte ein abergläubiſches Mittel. Die Neigung eben zum Vernunftwidrigen und Orthodoxen war bei ihm der damaligen Flachheit des gewöhnlichen Rationalismus gegenüber Ehrenſache. Er forcirte ſich in's Orthodoxe und ſchrieb ſogar eine Abhandlung für die wörtliche Inſpiration der Bibel! Man höre, die wörtliche Inſpiration! Eine ſolche Abhandlung würde an einem Schüler Hengſtenberg's nicht Wunder nehmen. Pietiſt war aber Herr von Hurter nie, er verwirft den Pietismus. So konnte es nur doctrinaires Renommiren ſein, die verbale Inſpiration zu behaupten. In demſelben Uebermuth geiſtreicher Oppoſition gegen den damaligen abgeſtandenen Rationalismus diſputirte er über die Dreieinigkeit, kurz gerade in die ſchwierigſten Probleme wagte er ſich, im Oppoſitionsübermuth gegen die damals aus der Mode kommende „Aufklärung". Vielleicht daſſelbe Renommiren ließ ihn in Gregor VII. den großen Papſt bewundern. Und ſo kam er auch auf Innocenz III., deſſen Lebensſchilderung ihm in der katholiſchen Welt ſo großartige und vornehme Huldigungen zugezogen hat. Aber alles das iſt noch kein geheimer Katholicismus. Damals durfte er

noch gegen die katholische Tendenz protestiren und seiner Gemeinde vertrauensvoll und vertrauenswürdig in doppelter Gestalt das Abendmahl der Eintracht reichen. Der Geist, der ihn auf Innocenz als großen Papst brachte, war Opposition gegen einseitiges Geschichtsaufklärichт, Opposition gegen die Schulmeisterei der Geschichte, die ein Jahrhundert zum Maßstab des andern zu machen gewohnt ist und für historische Construktion keinen Sinn hat. Wir haben redliche Protestanten unter unsern Geschichtschreibern, die wie Herr von Hurter in der ersten Auflage seines Innocenz nur die Geschichte selbst reden lassen wollen und den Maßstab der Objectivität selbst in der Reformationsgeschichte (wie viel mehr in der Geschichte der Hohenstaufenkämpfe!) festgehalten haben.

Als der Canton Schaffhausen 1841 von Herrn von Hurter eine Erklärung verlangte, ob er, als erster Geistlicher der Landeskirche, es redlich mit ihr meinte und kein heimlicher Katholik sei, wich er der Form und dem demokratischen Ansinnen an sich aus, gab aber bekanntlich Erklärungen, die an und für sich, ebenfalls formell, beruhigend sein durften. Ist es nun wahr, daß er damals, als er sich zur reformirten Kirche bekannte, schon im Stillen die katholische Neigung hegte und diese Neigung so alt, wie sein Leben war, so tritt hier der Fall einer großen Unwahrheit entgegen, die Herr von Hurter selbst fühlen muß und deren Schein er doch vermeiden möchte. Hin und her schwankt er nun von Widerspruch zu Widerspruch. Er ist, sagt er, Protestant gewesen damals, als er auf sein Gewissen darüber befragt wurde, und doch weiß er, daß ihm niemand das glauben kann, er hätte erst seit seinem freiwilligen Austritt aus der Geistlichkeit auch seinen Austritt aus dem Protestantismus selbst erwogen. Glauben nämlich kann man diese Behauptung deshalb nicht, weil der Neophyt sorgfältig jede katholische Regung aufzeichnet, die ihn seit frühster Jugend beschlichen hätte. Wäre Herr von Hurter so ehrlich gegen sich selbst, wie er es oben gegen Rußland und Preußen war, so mußte er sagen: Bis 1841 war ich dem Glauben nach Protestant, aber mit geheimer Liebe umfing ich aus Aerger über die Beeinträchtigungen der Kirche durch den Staat das Ideal der Hier-

archie. Nach dieſem Geſtändniß würden wir herzlich gern glauben, daß in den drei Jahren von 1841 bis zum Abſchwören in St. Ignazio 1844 erſt die innere Erleuchtung gekommen iſt.

Der hierarchiſche Sinn verräth ſich in all' den Mittheilungen, die uns über die politiſchen und kirchlichen Zuſtände von Schaffhauſen gemacht werden. Herr von Hurter war, wie ſich nun erweiſt, mehr zum Staatsmann, als zum Geiſtlichen geboren. Er erwählte dieſen letzten Beruf, wie er ſelbſt geſteht, gedankenlos und zufällig. Kirchenämter waren in ſeiner Familie hergebracht. Der politiſche Sinn ließ ſich in ihm nicht unterdrücken und kam zum Ausbruch bei all' den Verfaſſungskriſen, welche die Schweiz ſeit 1808 zu überſtehen hatte. Er, der Geiſtliche, ſtiftete ein politiſches Blatt, den „ſchweizeriſchen Correſpondenten". Faſt bei keinem der die Schweiz betreffenden politiſchen Ereigniſſe unterließ er, ſeine Stimme abzugeben. Schaffhauſen ſelbſt, ſeinem Ruf und ſeiner Einſicht vertrauend, ſah ihn thätig bei allen Verfaſſungs- und Geſetzreviſionen. Er leitete Ausſchüſſe, verfaßte Gutachten und war faſt für jede Localfrage ſeiner Vaterſtadt eine nicht ſelten entſcheidende Inſtanz. In Kirchenſachen ſchlug ihm ſelten ein Antrag fehl. Es ſollte eine neue Gebetformel für den Gottesdienſt eingeführt werden. Er ſchrieb dagegen. Sie unterblieb ſofort. Er ſetzte eine veränderte Beſteuerung der Geiſtlichen und beſſere Beſoldungen durch. Die Krüdener predigte in Schaffhauſen. Er ſchrieb gegen ſie, und bekämpfte das pietiſtiſche Princip beſonders deswegen, weil es den Unterſchied von Laien und Prieſter verwirft und das (durchweg antikatholiſche) Selbſt-Geiſtlichkeit-Sein befördere. Er umgeſtaltete die Schulen des Cantons und unterließ nichts, was zur Hebung und Förderung des geiſtlichen Standes beitragen konnte. Unabhängigkeit vom Staat war ſein erſtes Princip; ja er fegte die Verkäufer von den Kirchen, ſäuberte die Umgebungen derſelben, verſchloß ſie, wenn ſie ein weltlicher Zweck zu Verſammlungen beſtimmte, verweigerte das Geläute der Glocken zu Acten, die ihm nicht geiſtlich genug ſchienen; genug, er ſtrebte dem Ideal einer Kirche im katholiſchen Sinne nach, noch ohne andere Ab-

ſicht, als die, auch dem proteſtantiſchen Geiſtlichen Autokratie, die Schlüſſelgewalt zu erwerben.

Das ging ſo hin, bis zu der von ihm vermaledeiten Pariſer Hundstagsrevolution. Das Jahr 1831 erlöſte die Schweiz von ariſtokratiſchen und patriziſchen Verfaſſungen, die Landgebiete verlangten gleiche Rechte mit den Städten, und auch der Canton Schaffhauſen erlebte die längſt gewünſchte Umgeſtaltung. Neue Namen tauchten auf. Die Concurrenz, um Ehrenſtellen zu erlangen, wurde erleichtert. Junge Gelehrte hatten ſich auf deutſchen Univerſitäten gebildet und wurden angeſtellt; jüngere Advocaten kamen in die Aemter. Generation folgt der Generation. Es iſt eine Unduldſamkeit der ſchwächſten Art, dem Nachwuchs ſeine 20 oder 30 Lebensjahre vorzuwerfen und nicht in entſagender Billigkeit, zu Gunſten der Nachkommen, von ſeinen eigenen 50 zu abſtrahiren. Herr von Hurter beſaß dieſe Unduldſamkeit. Er verwarf die ganze Bewegung. Après moi le déluge! Mit uns ſoll Alles zu Ende ſein! Trauriger Wahn, der die Quelle der empfindlichſten Mißhelligkeiten wurde. Ehrgeizige Männer können nicht ertragen, in der Minorität zu ſtehen. Der Politiker Hurter, deſſen Einfluß zu ſinken begann, erinnert ſich, daß er Geiſtlicher iſt. Gedanken von Bannſtrahlen, Abendmahlsverweigerungen gehen ihm durch den Kopf. Warum kann ich euch kein Gregor ſein! Warum euch nicht verdammen zum Bußgewande von Canoſſa! „Wenn ein Antiſtes," hatte er einſt (I. 283) geäußert, „ſeine Stellung (als erſter Geiſtlicher des Cantons) recht verſtünde, ohne ſeinen Willen dürfte kein Bürgermeiſter lariren." Und ſiehe! Er wird Antiſtes! Aus einem Cardinal wird er der Papſt! Er verſteht ſeine Stellung. Aber ach! der Bürgermeiſter verrichtet ſeine Nothdurft auch ohne ihn. Wurmſamen das für ein ehrgeiziges Gemüth! Der Zwieſpalt mit der jungen Cantonalverfaſſung von 1831 und ihren Conſequenzen wächſt und keine Donnerkeile, keine Blitzſtrahlen zünden! Es iſt keine Kirche das, der Proteſtantismus! Nur Rom hat verſtanden, ſeinen Prieſtern allmächtige Hände zu geben!

In näherer und entfernter Umgebung von Schaffhauſen

befinden ſich einige katholiſche Stifte und Abteien. Zur Zeit vor dem Reichsdeputationshauptſchluſſe war deren Zahl auf deutſchem Gebiete noch größer. Auf ſchweizeriſchem ſtehen die Klöſter der katholiſchen Cantone in voller Blüthe, die in den proteſtantiſchen haben mancherlei Anfechtung erlitten. Rheinau, Einſiedeln, Muri wurden Herrn von Hurter früh bekannt. Seine wiſſenſchaftlichen Studien, die Vorarbeiten zum Innocenz, führten ihn in die Bibliotheken dieſer Klöſter. Wie Herr von Hurter ſelbſt geſteht, daß er ſeinen Innocenz einer zufälligen Anregung (dem Ankaufen ſeiner Briefe auf einer Auction) verdankte, ſo haben auch dieſe Beſuche in den Klöſtern den harmloſeſten Zweck. Bekannt iſt aber das wohlwollend freundliche Entgegenkommen der Kloſtergeiſtlichen. Man macht ſie glücklich, wenn man bei ihnen vorſpricht, dieſe einſamen Zellenbewohner! Ermüdet von mancher Lebensplage, ergriffen von irgend einem wiſſenſchaftlichen oder dichtenden Zwecke kann man die frommen Väter um ihre Ruhe beneiden. Herr von Hurter befand ſich wohl bei dieſen Mönchen und ihren Büchern. Er verließ niemals ihre ſtillen Sitze, ohne für ſeinen Innocenz die erfreulichſten Reſultate mitzunehmen. Seine neuen Freunde, die Aebte und Mönche, faßten auch ihrerſeits Vertrauen zu dem innocenzfreundlichen reformirten Prediger und trugen ihm, dem Conſervativen, ihre Klagen und Bedürfniſſe vor. Der Fürſt-Abt von Muri brachte ſogar, als ſeinem Kloſter eine Beſitzergreifung drohte, die koſtbaren Gefäße und Kleider deſſelben — dem reformirten Prediger zu gefälliger Aufbewahrung. Ein echter reformirter Prediger hätte ſie nicht angenommen; aus einer Art von Gewiſſen oder Courtoiſie oder zarter Rückſicht auf die Grundbedingungen ſeiner Lehre hätte er in ſeiner Amtswohnung die Hülfsmittel der Meſſe nicht geborgen. Herr von Hurter aber, der mehr Politiker und Gelehrter als Geiſtlicher war, verſchloß dieſe goldſtarrenden Gewänder und mag ſie oft mit eigenthümlichen Gedanken betrachtet haben. Vielleicht nur anfangs antiquariſch, dann aber bald mit der ſich immer lebhafter in ihm entwickelnden Verehrung vor einer Kirche, die binden und löſen, ſegnen und verdammen, öffnen und ſchließen, gewähren und nehmen darf. Bei einem ſo ſtolzen und hoch-

fliegenden Gemüth, wie Herr von Hurter besaß, diese Beengung seines Amtes, diese Grenzen seiner Machtvollkommenheit, dies presbyteriale Princip der Einmischung ununterrichteter, zudringlicher Laien in die Kirchenangelegenheiten zu erdulden — das ist es, was ihn hier abstieß und dort fesselte. Die Glaubensfrage war dabei unerheblich.

Jetzt erschien sein Innocenz. Das gelehrte Werk fand allgemeine Anerkennung. Selbst dem Protestanten durfte ein Papst imponiren, der die kirchliche Gewalt die Sonne, die weltliche den Mond genannt hat, der einen Kaiser erziehen ließ, als Vormund sein Erbe verwaltete, Könige erhob und absetzte, lohnte und bestrafte, Bann und Interdict mit Nachdruck durchzuführen wußte und mit Strenge die Trennung der Priester von den Laien vollendete. Die katholische Welt nahm diese Arbeit eines reformirten Predigers erst mit Staunen, bald mit Enthusiasmus auf. Sie wurde in's Französische und Italienische übersetzt. Alle katholischen Kirchenzeitungen beglückwünschten den Verfasser, von nahe und ferne erhielt Herr von Hurter Besuche, hohe und niedere katholische Geistliche klopften an die Thür des reformirten Pfarrers, und die guten Schaffhäuser wußten nicht, wie ihnen geschah. Vornehmen Sinnes konnte der so Gepriesene wol auf den kleinlichen Bürgergeist herabblicken. Er befürwortete sogar getrosten Muthes den Bau einer katholischen Kirche in Schaffhausen. Er reiste nach Deutschland, besuchte fast überall Convertiten und gewisse katholische Kreise, das Stift Neuburg bei Heidelberg, er reiste nach Wien und München. Seine Gemeinde sah mit Geduld dem wunderlichen Treiben ihres Pfarrers zu. Man hätte so gern einmal ein körniges, evangelisches Wort aus seinem Munde vernommen! Er predigte jeden Sonntag orthodoxes Christenthum mit Feuer; aber confessionellen Trost, protestantische Erhebung suchte man vergebens in den Reden, die er sorgfältig und behutsam aufschrieb und von der Kanzel ablas. Das Beispiel jenes protestantischen Hofpredigers (Stark) in Darmstadt, der den sonntäglichen Gottesdienst hielt und heimlich Katholik war, lag nicht fern. Doch immer noch schwieg die hohe Verehrung einer Gemeinde, die sich durch den Ruhm ihres

Pfarrers selbst geehrt fühlte. Da endlich kam die Anzeige eines Bauers, der den Antistes im Kloster zu Catharinenthal beim Hochamt behauptete knieen gesehen zu haben. Das mußte eine Anfrage veranlassen. Sie erfolgte, Herr von Hurter, der in der That der Feierlichkeit beigewohnt hatte, wich aus, protestirte gegen die Befugniß, ihn auf sein Gewissen zu fragen, vertheidigte sich durch seine bekannte Schrift: „Der Antistes Hurter und sogenannte Amtsbrüder", und trat, als er wohl sah, daß der Bruch mit dem Vertrauen seiner Vaterstadt unheilbar war, von seiner Amtswirksamkeit zurück, drei Jahre vor dem spätern offenen Eintritt in den „Schooß der Kirche".

Im Grunde könnte hier unsere Analyse schließen. Wir haben bewiesen, daß der bestallte Geschichtschreiber Oesterreichs aristokratisch, undeutsch, conservativ und nur aus hierarchischer Tendenz Katholik geworden ist. Merkwürdig sind indessen doch die Folgerungen der Glaubensentwicklungen des Apostaten, sie sind um so merkwürdiger, als die Gönner in Wien seine maßlose Polemik gegen die Reformation und seine begeisterte Vertheidigung der Jesuiten gelesen haben mußten, ehe sie ihn zu ihren Diensten zu verwenden beschlossen. Und weil es gerade für den Augenblick nicht genug hervorgehoben werden kann, daß wir den Karlsbader Gesinnungen und Theorieen von 1819 entwachsen sind, so folge hier noch auf dem Wege der Deduction eine fernere Beleuchtung jenes Ultraismus, der sich jetzt in den Wirren des Augenblicks von Wien aus wieder als weiser Rathgeber zu behaupten sucht.

Drei Jahre bedurfte es, ehe sich Herr von Hurter über sein Inneres sammelte. Er erstaunte, daß ihn kein Abt, kein Prälat ermunterte, katholisch zu werden. Ueberall rühmte er diese Enthaltsamkeit. Selbst der Papst sagte ihm in Rom bei der zweiten Audienz nichts weiter, als die einfachen Worte: „Ich hoffe, Du wirst mein Sohn." Herr von Hurter vergißt, daß ihn die katholische Geistlichkeit nirgends unter dem Gesichtspunkt seines Gemüthes, sondern nur aus dem seines Innocenz, seiner Vertheidigung der aargauischen Klöster und anderer für die Kirche dadurch erst werthvollen Anomalieen auffaßte, daß sie von einem Prote-

stanien ausgingen. Für die Geistlichkeit hat Herr von Hurter durch seinen Uebertritt einen Theil seines früheren Nimbus zerstört, für die Geistlichkeit hatte er, um Hofrath und Historiograph zu werden, bei seinen Gesinnungen nicht nöthig, katholisch zu werden. Dennoch erfuhr Herr von Hurter, daß schon lange einige fromme Gemüther für ihn am Rhein, an der Maas und an der Donau beten ließen. Aus der Fülle der Charitas widmete man ihm hinterrücks, ohne daß er es ahnte, eine Reihe von Mementos. Er erfuhr von dieser rührenden Sorge, fühlte die Wirkung dieser Gebete, die jetzt auch, wie er hinzufügt, für seine noch protestantische Frau in Frankreich, Italien und Deutschland angestellt werden, und setzte seiner beschaulichen dreijährigen Sammlung durch die Reise nach Rom und den Uebertritt zu St. Ignazio die Krone des Geheiligten auf.

Kein Wort über diese Entwicklung! Kein tadelndes über den Hingang zu frommen und guten Menschen, denen wir die Freude gönnen, den Abgefallenen zu den Ihrigen zu zählen! Die Frage über den größern oder geringern Werth des Katholicismus kommt hier nicht in Betracht, wol aber die Polemik eines Geschichtsforschers in seiner beachtungswürdigen neuen Stellung. Diese Polemik gegen Luther und die Reformatoren ist die maßloseste und heftigste. Jener ist ihm ein Bibelfälscher, diese sind ihm unsittliche Landstreicher, wenigstens in der Schweiz, wo sie die Rolle gespielt hätten, die jetzt dort Weitling und die Communisten spielen! Der Deutschenhaß des Schweizers tobt sich in Blitz und Donner aus. Der Gedanke, daß in dem Bestreben der Kirche, schon vor dreihundert Jahren sich von Rom zu trennen, ein Symptom nationaler Vervollkommnung, ein Suchen nach einer volksthümlichen allumfassenden Einheit lag, liegt seinem undeutschen Sinn entfernt. Er sieht nur Kirche, Kirche, Kirche! Die unsichtbare Kirche, die Christus lehrte, hat ihm keine Berechtigung; keine Berechtigung hat ihm das Individuum in seinem Wahrheitsdrang, die Persönlichkeit in ihrer unmittelbaren Beziehung zu Gott. Er schildert die Gewaltthätigkeit, mit der die Reformation durchgeführt wurde, und vergißt, daß Mißbräuche

Dritter Aufzug.

Zimmer im Hauſe Vanderſtratens zu Amſterdam. Das urſprünglich gothiſche Zimmer muß in Vanderſtratens Geſchmack mit Bildern und Statuetten geziert ſein; dieſe letzten können auf dem Rande eines Kamins ſtehen. Mittel- und zwei Seitenthüren. Vorn links v. S. ein Fenſter. Vorn rechts ſteht ein Arbeitsbüreau, auf dem Handlungsbücher liegen.

Erſter Auftritt.

Manaſſe (ſitzt allein an dem Schreibtiſch und rechnet).

Manaſſe.

Auf Wind und Meer gebautes Glück iſt ſchwankend!
Da ſchreib' ich Zahlen in den Wind, ins Meer —
Des Buches Ordnung iſt kein Steuerruder —
Die ſchönſten Zahlen ſpült die Welle fort;
Im Hafen nur, im Hafen kann man rechnen.
(Er ſteht auf, macht einen Gang durchs Zimmer und nimmt dann ein anderes Buch vom Tiſch.)
Viel lieber leſ' ich hier dies kleine Buch!
Die Bilder, Statuen, das neckende

so gehässiger Art, wie sie gewollt, abzuschaffen, nicht anders möglich war, als mit einer Entfesselung der Leidenschaften und momentan sogar mit einem Schwanken der gesellschaftlichen Ordnung. Muß man einen Historiker belehren, daß die Geburten der Geschichte, wie die des Menschen, nicht ohne Schmerzen vor sich gehen? Herr von Hurter weiß nichts von den Grausamkeiten gegen die Albigenser, nichts von Hußens Flammentode, nichts vom spätern Alba, in dessen Bewunderung er sich mit Professor Leo in Halle begegnet. Das katholische Princip ist ihm ein sanftes, mildes, menschenfreundliches. Ich gebe zu, daß Luther's Sprache zuweilen minder derb und unfläthig sein könnte. Ich gebe dies um so mehr zu, als wir ja selbst ringen, uns vom starren, in Augsburg fixirten Lutherthum zu befreien; aber einmal ist der Apostat hier wieder der Schweizer, der am resoluten Wesen der deutschen, im ersten lallenden Stadium damals befindlichen prosaischen Schriftsprache kein heimathliches Interesse nimmt, und zweitens übersieht er, daß jene sanften, hochgebildeten, gerade zur Reformationszeit auftauchenden katholischen Erscheinungen in Italien aus der Blüthe einer classisch gereiften Literatur und einer feinen geselligen Sitte hervorgingen, an welcher der doctrinaire Gehalt des Katholicismus wenig betheiligt war. Um nur Herrn von Hurter's gehässigen anekdotenhaschenden Declamationen gegen seinen früheren Glauben ein Beispiel entgegenzuhalten, wie würde sich wol drüben folgende Thatsache gestalten: Ein katholischer Professor oder Priester ließe sich beikommen, über einen der Reformatoren oder der Vorläufer derselben, z. B. Wiklef, so zu schreiben, wie der reformirte Antistes Hurter über Papst Innocenz schrieb; was würde geschehen? Zwang zum Widerruf oder Absetzung wäre unstreitig die nächste Folge. Woraus ist die deutsch-katholische Bewegung anders hervorgegangen, als aus dem nationalen Gefühl, daß wir, ohne Unterschied der Confession, Alles, was Deutschland Tüchtiges erzeugte, auch allseitig verehrt wissen wollen? Das Volk will sich seine nationalen Errungenschaften nicht nehmen lassen und hat am Vergangenen um so mehr seine Freude, als das Einseitige anfängt, siegreich überwunden zu werden und kein starrer Formel- und

Verrückengeist auch von unsern protestantischen Universitäten und Kirchen mehr ausgehen und herrschen darf. Die Einigung in einem Dritten, auf den Grund der unumstößlichen Wahrheiten der Bibel und der Persönlichkeit Christi, ist nahe vor der Thür, und Gott wolle unsere Großen erleuchten, daß aus diesem Ringen kein Blasenwerfen und leeres Wortschwärmen, sondern ein aus tiefstem Fundament sich gestaltender Organismus werde!

Im März 1844 reiste endlich Herr von Hurter nach Rom. Niemanden, selbst dem Nuntius in Luzern nicht, eröffnete er seine Absicht, überzutreten. Doch der Prior der Karthäuser in Ittingen empfahl ihn schon, in Vorahnung seines Entschlusses, der Fürbitte der Erzbruderschaft zum unbefleckten Herzen Mariä in Paris, und das Gebet derselben wirkte, unterstützte. Schon in Pavia drängt es den Herrn von Hurter, die Reliquien des heiligen Augustinus zu küssen. Fast besitzt er schon die Kraft, in Assisi an die Stigmatisation und das Schweben des heiligen Franciscus zu glauben. Es schmerzt ihn, daß seine Vernunft dazu noch zu sehr reformirt, zu sehr in den Vorurtheilen von Schaffhausen befangen ist. Endlich ist er in Rom und gedenkt seines Auftrags vom Kloster Einsiedeln. Dieser Auftrag (für einen Reformirten, der, wie Herr von Hurter sagt, niemanden seine Absicht, zu convertiren, ahnen ließ, merkwürdig!) lautete: „dem Papste die Füße zu küssen." Das ehrwürdige Oberhaupt der Kirche empfing Herrn von Hurter dreimal, wies aber das Küssen seiner Füße zurück. Alle Klöster waren von seiner Ankunft unterrichtet, überall kam ihm Verehrung und schon brüderliche Liebe entgegen. Er besuchte die Kirchen und geistlichen Genossenschaften Roms, lernte Cardinäle, hochstehende Beichtväter, Ordensgenerale, vornehme Convertiten kennen. Der Entschluß, überzutreten, behauptet er, wäre noch nicht zu völliger Reife gediehen gewesen, und in der That führte er denselben erst acht Tage vor seiner Abreise von Rom aus, nachdem er schon drei Monate in Italien verweilt hatte. Was die Schuld dieses Schwankens getragen haben mag, innere Furcht vor sich selbst, vor seiner Vergangenheit, vor der Zukunft, das sagt er nicht, deutet aber an, daß er als Vater und Gatte

moralisch gebunden war. Die Winke, die Herr von Hurter hier offen vor aller Welt über seine Gattin giebt, wird niemand ohne Mitleid mit dieser Frau lesen können. In den beiden ersten Bänden erwähnt er sie nicht. Im dritten versichert er, daß wie einst für ihn, so aller Orten jetzt für die Bekehrung seiner Frau gebetet würde, erzählt eine Menge merkwürdiger Frauenübertritte und schließt den Band mit einer Allegorie von der Kirche als Mutter, die ihre Kinder (drei in Wien angestellte Söhne des Herrn von Hurter folgten des Vaters Beispiele) nie vergesse, sondern treulich Acht hätte, daß die „ihrer Hut sich Uebergebenden von dem Wege, der zu des Vaters Haus führt, nicht ablenken". Ja er schließt mit der Aeußerung einer übergetretenen Frau, die ihm gesagt hätte: Seit ich der Kirche angehöre, werde ich es inne, daß der liebe Gott, wenn er auf der einen Seite mir einen Backenstreich giebt, an der andern es an Liebkosungen nicht fehlen läßt".

Die in Italien fortgesetzte Polemik gegen protestantische Kirche und Staat ist ein Gemisch der verkehrtesten Anschuldigungen und übelvollendsten Mißachtungen und Entstellungen. Italien in seinen schwächsten administrativen Verhältnissen wird, weil dies Land katholisch ist und conservativ regiert wird, allen die Signatur der nordeuropäischen Aufklärung tragenden Ländern vorgezogen. Selbst die Bettler und Lazzaroni vervollkommnen Herrn von Hurter das schöne Gemälde, das ihm Italien in die entzückte und von weltlichem und kirchlichem Weihrauch umnebelte Seele schrieb. Daß dieses besonders im Kirchenstaat ihm so glückliche Italien seine Klerisei mit fremden Soldtruppen schützen muß, daß in Rom neben den Processionen auch militairische Aufzüge zur Tagesordnung gehören müssen, erbittert Herrn von Hurter fast zu Thränen. Aber die Schuld dieses Widerspruchs, fährt er fort, trägt jene Rotte von Umwälzern, die sich das junge Italien nennt. Wie, ruft er in einem wahrhaft kindisch gewordenen Raisonnement (III. 313) aus, diese Umwälzer brüsten sich damit, die allgemeine Wohlfahrt zu befördern, und tragen sie nicht die Schuld, daß die Waffenmacht erhöht und die Steuerlast immer drückender wird? Das klingt doch wahrlich,

als wenn der Hirt zum Schafe sagen wollte: Es geschieht dir schon recht, daß ich dir das Fell über die Ohren ziehe, warum stellt dir der Wolf nach!

Die Naivetät des Herrn von Hurter ist merkwürdig. Er spricht (III. 284) von der Concentration aller Interessen der katholischen Kirche in Rom. Statt uns nun in Deutschland zu beruhigen, daß in der That von dem möglichst allwissenden Auge des Stellvertreters Christi jedes Haar auf dem Haupte seiner Gläubigen gezählt sei, statt die Glieder der katholischen Kirche in Westpreußen, Schlesien, Posen, Westphalen und am Niederrhein zu versichern, daß in Rom alle ihre Interessen auf's Innigste gekannt und gewahrt werden, verräth er, daß diese Centralisation eine erträumte, diese Bekanntschaft mit sich, welche die römischen Katholiken z. B. in Köln so papstfromm und romvertrauend macht, eine illusorische ist. „Man hat," sagt er, „sich fest in die Meinung verrannt, Rom sei über alles Detail der deutschen Kirche auf's genaueste und bis in's Geringfügigste informirt, auch lasse es nichts und keine Gelegenheit vorübergehen, um auf sie in jeglicher Weise einzuwirken; offne und geheime Kanäle in Menge wären vorhanden, mittelst welcher römische Ansichten, Gesinnungen und Neigungen zu beharrlich verfolgtem Zweck verbreitet würden. Eine rastlose, in's Wunderbare gehende Thätigkeit herrsche dort, um anzubahnen, durchzusetzen, festzuhalten, was in Roms Interesse nur immer erzielt werden wolle. Man meint, es gelte hier in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands, was in Schiller's Don Carlos der Großinquisitor zu dem König sagt: „Dein Leben liegt angefangen und beschlossen in der Santa-Casa heiligen Registern". Darum dürfe man in Rom nur nachschlagen, um selbst über die unbedeutendste Specialität einen Actenstoß hervorlangen zu können. Dem ist aber nicht so; denn der Schluß aus analogen Verhältnissen ist kein gewagter. Ich habe in Bezug auf die Vorgänge und Zustände in der Schweiz, welche doch in neuester Zeit die Kirche wesentlich berührt haben, bei Weitem nicht diejenige genaue Kenntniß gefunden, welche ich unfehlbar voraussetzte, ja bei mehren Cardinälen (die man sich doch insgesammt als Glieder des obersten Raths der

Kirche, daher mit den Angelegenheiten derselben genau vertraut denkt) zeigte sich ein Mangel hieran, der mich in Staunen setzte. Sollte es demnach in Bezug auf deutsche Angelegenheiten, die noch dazu ungleich umfassender, mannigfaltiger, weiter verzweigt und dazu versteckter sind als die schweizerischen, anders stehen? Diese berühren, wenn man selbst diejenigen rein katholischen Cantone dazu zählt, in welchen die kirchlichen Verhältnisse niemals getrübt waren, eine Zahl von 800,000 Katholiken, jene, wenn man Oesterreich und Bayern ausnimmt, das Zehnfache. Ist die Kenntniß in Beziehung auf jene eine mangelhafte, sollte sie in Beziehung auf diese vollständiger und tiefer gehend sein?"

Das ist ein schlimmes Geständniß! Aber Herr von Hurter geht noch weiter. Er will das Schreckbild des Ultramontanismus widerlegen, er will die Furcht beseitigen, daß in Deutschland alle katholischen Angelegenheiten unmittelbar von Rom aus dirigirt würden, entzieht aber allen Gläubigen die Stütze ihres Vertrauens, wenn er hinzufügt, daß doch das Mindeste, was man in Rom zu diesem Zwecke antreffen müßte, Kenntniß der deutschen Sprache wäre; diese wäre bei niemanden vor Einfluß anzutreffen. Der gute Herr von Hurter beweise nun einmal der deutsch-katholischen Richtung, daß sie kein Recht hätte, sich von der römischen Leibeigenschaft zu emancipiren; er bestreite uns das Recht, für unsere ewigen Angelegenheiten uns selbst bevormunden zu wollen; ja auch den römischen Gläubigen in Köln, Bonn und Breslau beweise er nach solchen Prämissen, daß diese geistlichen Italiäner, die von Kant, Fichte, Hegel, Schelling, von Schiller und Goethe, von unsern großen und erhabenen Geistern nichts wissen, ein Recht haben konnten, die ihnen völlig unverständliche Hermesische Lehre zu verdammen!

Der Segen, den die Nonnen von Catharinenthal und die Karthäuser von Ittingen dem Herrn von Hurter mit auf den Weg gaben, muß von wunderbarer Kraft gewesen sein; denn sonst ist zu begreifen unmöglich, wie man an so manchem wesentlichen Punkte des kirchlichen Lebens in Italien Anstoß nehmen und doch seinen Glauben abschwören kann. Die Fronleichnamsfeier in Rom mißfällt Herrn von Hurter.

Die vornehmsten Orden, z. B. die Jesuiten, hielten sich für zu vornehm dazu, dem Zuge zu folgen, und die übrigen machten die ihm so theure Festlichkeit nur mechanisch mit. Luther sah das vielleicht auch vor dreihundert Jahren in Rom und kehrte zurück nach Deutschland und lehrte uns, den Weg zum Himmel nur über die Bibel, nicht über den Papst zu nehmen. Vollends zur Verzweiflung brachte Herrn von Hurter die weltliche, opernhafte und von ihm als wahrhaft frivol geschilderte geistliche Musik in ganz Italien. Gewiß, das haben wir Alle gehört, wenn wir durch Italien reisten. Die Glocken, mit Hämmern geschlagen, haben uns Allen mißfallen, die Orgeln mit Janitscharen- und Glöckleinregistern haben uns nie erbaut, die in heiligen und ehrwürdigen Fällen aufgeführten Musiken waren auch uns alte Bekannte aus den Opern Donizetti's und Bellini's, und doch, doch soll die römische Form des Katholicismus gepriesen und empfohlen werden? Herr von Hurter werde doch besonnen! Er besuche in Deutschland katholische Kirchen und wird da finden, daß unser nationaler Sinn uns vor solchen Ausartungen, die unter den Augen und Ohren des Papstes sanctionirt wurden, immerdar bewahrte. Vollends möchten wir ihn fragen, würde jene Ausartung der Kirchenmusik je bei diesem unpoetischen, ungemüthlichen, sectirerischen und irreligiösen Protestantismus möglich gewesen sein? Wo haben sich die Himmelsklänge des Pergolese und Marcellus fortgepflanzt? Die Bachs, Händel, Fasch, Graun waren Protestanten, in neuester Zeit sind Friedrich Schneider, Mendelssohn-Bartholdy Protestanten.

Empörend ist es, wenn Herr von Hurter, der dreißig Jahre protestantischer Pfarrer war, seine früheren Glaubensgenossen bei Gelegenheit der in der katholischen Kirche üblichen milden Stiftungen und Spenden (III. 421) fragt: „Wo sind bei euch Personen, die 200,000 Scudi für Schulen hergeben?" Bist du so von Vergessenheit geschlagen aus unserer Kirche geschieden, Aermster, daß du die Fülle von Kirchengaben und Schulstiftungen, die der Protestantismus als Liebeszeichen einzelner Gemeindeglieder aufzuweisen hat und täglich aufweist, vergessen konntest? Nicht dreihundert

Schritte von meinem Schreibepult entfernt wohnt ein Protestant, der noch vor einem Jahre demjenigen Geistlichen, der eine gewisse von ihm aufgestellte Frage genügend beantwortete, 10,000 Gulden schenkte! Und welche Fülle von Schul-, Universitäts-, Spital-, Armenstiftungen in allen protestantischen Landen! Ist dir nie Kunde zugekommen von jenem protestantischen Kaufmann in Triest, Streit, der einer Schule, die ihn einst bildete, dem Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, sein ganzes Vermögen, weit über 100,000 Thaler zur Unterstützung armer Studirender schenkte? Einem andern Gymnasium in Berlin, das ich selbst besuchte, hatte ein Wohlthäter, Brumbey, 30,000 Thaler zu einem Freitisch für arme Schüler geschenkt. Die Menge der milden Stiftungen Sachsens, Hamburgs, Frankfurts (a. M.) ist so groß, daß darüber starke Kataloge existiren.

Aber das Wunder vom fließenden Blut des heil. Januarius in Neapel scheint Herrn von Hurter für jede vernünftige Verständigung unfähig gemacht zu haben. Dieses Phänomen, über welches vielleicht nur Justus Liebig geeignete Auskunft geben könnte, scheint dem Neophyten über jeden irdischen Zweifel erhaben. Ich erstaune, daß die schon in den historisch-politischen Blättern von Görres und Phillips enthaltene Abhandlung vom Blut des heil. Januarius aus der Feder des K. K. Historiographen geflossen ist: sie findet sich in seiner Bekehrungsgeschichte wieder. Herr von Hurter ist des festen Glaubens, daß sich das Blut des vor mehr als tausend Jahren enthaupteten Märtyrers wirklich in den alljährlich dreimal zu St. Gennaro in Neapel vorgezeigten Fläschchen befinde, wirklich im festen Zustande verharre und wirklich, bei einer Berührung mit dem Schädel des Heiligen, fließend werde. Er hat diese Erscheinung dreimal beobachtet und dreimal sich überzeugt, daß hier weder Betrug Anderer, noch Selbstbetrug stattfinde, daß diese Flüssigkeit, die er freilich nur ansehen konnte, kein Gefrorenes ist, das allmälig zerfließt, kein peruvianischer Balsam, sondern das wirkliche Blut, das erst geronnen und dann durch ein Wunder, nicht durch hinzutretende Wärme fließend wird. Poggendorf's Annalen der Chemie mögen diese Abhandlung prüfen! Merk-

würdig ist, daß der gläubige Verfasser von all' den durch ihn widerlegten Einwänden den politischen vergißt, nach welchem das Blut des heil. Januarius dann nicht floß, wenn gewisse „Verumständungen", wie Herr von Hurter schreibt, eintreten, z. B. Revolution, Cholera, Kirchenbeschränkungen u. dgl. Auch die Geschichte von Mürat hätte er erwähnen sollen, der den Wächtern des geheimen Orakels sagen ließ, als das Blut nicht fließen wollte: Entweder fließt das Blut des heiligen Januarius oder Eures! Und siehe! es floß. Herr von Hurter ist wiederum naiv genug, zu sagen: (III. 376) „dem feurigen wundergläubigen Neapolitaner wäre zur Belebung seines Christenthums das Blut des heiligen Januarius nothwendig". Nothwendig? Hört da nicht alle Debatte auf? Eine Religion so sinnlicher Ausartung sollte irgendwie auch uns kältern Deutschen, die wir nicht wundersüchtig sind, über die Gebühr zu empfehlen sein?

Neapel, das ist Herrn von Hurter in allem Ernst das Land der wahren, der mustergültigen Religiosität. Dort und in Modena, bei dem auch in politischer Hinsicht ihm so hochachtbaren Herzoge, ist ihm wohler, als selbst in St. Gallen, in Luzern, sogar in Rom. In Rom scheint es ihm wahrhaft nur beim Papst selbst gefallen zu haben, und deshalb auch sein langes, von der Geistlichkeit fast mit Befremden bemerktes Zögern zum wirklichen Uebertritt. Man bietet ihm an, seine Abschwörung geheim zu halten. Er weigert sich dessen. Baron Giovanelli fragt ihn erstaunt, wann er ein Ende machen würde? Theiner macht ihm bittere Vorwürfe, daß er „von Rom wieder so wegginge, wie er gekommen". Er erwarte noch Briefe, deutet er an geantwortet zu haben. Ob diese Briefe von Wien oder Schaffhausen kommen sollten, wird nicht gesagt. Endlich nahte die Ceremonie. Endlich legt er sein Glaubensbekenntniß in die Hand des Cardinals Ostini. Der verhängnißvolle Schritt war geschehen: er hatte den Papst unterrichten lassen: wann und wo, damit vor Sr. Heiligkeit „kein Geheimniß stattfände". Erwartete der stolze Proselyt die Gegenwart des Kirchenfürsten? Mindestens beklagte er sich beim Cardinal, daß man ihn so „kurzgefaßter Weise", „fast cavalièrement" aufgenommen hätte. Wahr-

ſcheinlich hatte er gehofft, daß man in demſelben Augenblick in der Engelsburg die Kanonen löſen würde.

Wenn uns nicht die Perſönlichkeit des Herrn von Hurter dazu hätte dienen ſollen, von ihm rückzuſchließen auf die Geſinnungen und Theorieen ſeiner mächtigen Freunde, ſo könnten wir unſere Analyſe hier beenden. Unerläßlich aber zu dieſem Zwecke bleibt es noch, mit wenigen Worten die begeiſterte Apologie hervorzuheben, welche Herr von Hurter den Jeſuiten widmete. Es iſt dies unſtreitig diejenige Epiſode ſeines Werkes, wo ſich Herr von Hurter von der beleſenſten, ſelbſt geiſtreichſten Seite zeigt, zu gleicher Zeit aber auch diejenige, die uns für den beſtallten Reichshiſtoriographen Oeſterreichs die folgenſchwerſte Anknüpfung bietet.

Herr von Hurter lobpreiſt die Jeſuiten. Er wirft ihren Feinden den Handſchuh hin und nennt ſie die edelſten und treueſten Stützen der Religion, die liebevollſten und aufrichtigſten Beförderer des Menſchenwohls. Der Kampf gegen eine fabrikartige Befeindung der Jeſuiten, wie ſie ſich die Leipziger Buchhändler bei Büchermachern aller Art beſtellen, konnte einem Mann von ſo großer Gelehrſamkeit, wie Herrn von Hurter, nicht ſchwer fallen. Es mögen da in den Broſchüren und Broſchürchen eine Menge gedankenlos nachgeſchwätzter Anekdoten aufgeſtapelt liegen, die allerdings die Kritik nicht aushalten. Eins dieſer Schriftchen ſchreibt das andere ab und vergißt, daß die Quellen, worauf die Anſchuldigungen des Jeſuitenordens zurückgehen, ſich in Pombal's und Choiſeul's Zeiten verlieren, wo die Regierungen nicht immer aus ganz lautern Quellen gegen die Jeſuiten ſchreiben ließen. Unſer Apologet ſcheint zwar Eugène Sue's „ewigen Juden" nicht geleſen zu haben, aber ſelbſt dieſe romantiſch übertriebene Caricaturzeichnung möchte dem kundigen Forſcher leicht eben ſo viel Blößen bieten, wie dem Geſchmack. Auf die jeſuitiſche Caſuiſtik in der Moral läßt ſich Herr von Hurter nicht ein. Aber wer würde ihm nicht glauben, daß die vom Orden ſelbſt verdammte Schrift des Mariana, die bekanntlich in gewiſſen Fällen ſelbſt für Königsmord Dispens verſpricht, die Stimme eines Einzelnen iſt, die in der That für die

Beurtheilung einer ganzen Genossenschaft nicht schlagend sein mag.

Herr von Hurter hat in Rom mit dem General der Jesuiten, P. Rothan, (der kein Deutsch versteht, also auch kein Deutscher sein kann, wie man öfters geglaubt hat,) verkehrt. Ein Jesuit, Peters aus Paderborn, war sein Dolmetscher. Interessant ist die Notiz, daß etwa ein halbes Hundert deutsche „Germaniker" in St. Saba von den Jesuiten zu Priestern gebildet werden. Wenn Herr von Hurter sich wundert, daß sich die Jesuiten über ihre Feinde niemals gehässig äußerten, so ist das Schweigen über ihre Leiden, wie er selbst erwähnt, Ordensregel. Auch sieht er wol von Rom aus, wie herrlich überall ihre Saat aufgeht, wie mächtig ihr Einfluß gewinnt, wie weit sie ihre Vorposten in's Land der Ungläubigen vorauszuschicken wagen und wie die Schulen allmälig wieder in ihre Gewalt kommen werden und wie sie es sind, die das hie und da etwa nachgebende Gebäude der römischen Kirche aufrechthalten und stützen werden.

Die Gesellschaft Jesu kann sich keinen beredteren Fürsprecher wünschen, als den neuen Geschichtschreiber Oesterreichs. Scharf und schneidend ist das Schwert, das er für die Rechte der ehrwürdigen Väter schwingt. Nur Ministerialismus und Beamtenwillkür hätte sie einst gestürzt, Clemens Ganganelli, der Papst, selbst wäre gegen den Unglauben und Voltairianismus des achtzehnten Jahrhunderts nicht gewappnet gewesen und hätte die Bulle Dominus ac Redemptor aus der Hand des spanischen Gesandten zum Unterzeichnen bekommen. Einer trüben Zeit des Exils und des Elends, wo die größten Feinde der Kirche, Preußen und Rußland, den Werth des Ordens erkannt und geschützt hätten, wäre mit der Bulle Sollicitudo omnium das Heil der Welt zurückgekehrt und die Kirche hätte wieder ihren wahren Schwerpunkt, die Schule wieder ihre rechten Leiter gefunden. Von einer irgendwie verminderten Hoffnung auf die glorreichste Zukunft der Gesellschaft Jesu ist bei dem neuen Geschichtschreiber Oesterreichs keine Rede.

Ueber eine solche Gesinnung genüge der einfache Bericht! Die Abneigung vor den Jesuiten, die selbst die katholische Welt

Verſteckte Spiel muthwilliger Gewäſſer,
Die Bauten, alles das ſteht wirr und bunt
Hier auch verrechnet in den Ankaufspreiſen —
Und viel zu hoch nach dem Tarif der Börſe!
Was ſprecht Ihr nur vom Preiſe eines Bildes
Und klagt, daß ſich die Künſtler überſchätzen?
Kann man ein Bild nach ſeinem Werthe zahlen?
Was man an einem Bild bezahlt, iſt nicht
Die Farbe, nicht die Leinwand, nicht die Zeit,
Die es gekoſtet, ſelbſt der Genius nicht,
Der es geſchaffen; — denn der Genius gäbe
Viel lieber ſeine Arbeit als Geſchenk —
Was man bezahlt, iſt der Beſitz des Bildes,
Dies heimlich ſtille, trauliche Gefühl,

(er nähert ſich einem Bilde zur Seite und betrachtet es, indem er die Arme auf dem Rücken verſchränkt)

Das Schöne für ſich ſelber zu genießen,
Für ſich allein, geſtört von keinem Auge,
Von keiner blinden Neugier angeredet,
Von keinem halben Kennerwort geſtört;
Nur Eines in der ganzen Welt, wie dies!
Hier, wo ſich Alles ewig wiederholt,
Ein ſchönes Etwas einmal nur verhanden,
Und dieſes Eine, Aechte, Allbekannte,
Wie die Geliebte, heilig, unentweiht,
Nur uns gehörend, uns nur hingegeben —
Da ſprechen dieſe Menſchen noch von Zahlen!

theilt, ist ein Instinkt, eine Furcht, die ihren Ursprung in einer unerklärlichen Idiosynkrasie hat. Zu widerlegen ist da wenig. Was soll man dazu sagen, wenn Herr von Hurter behauptet, die wahren Feinde der Jesuiten wären in allen Ländern nur die Freimaurer, diese Kreuzesbasser, die zum Symbol des Menschheitbaues die Bleiwage zu machen seit Jahren wühlten! Die Freimaurerei ist ihm eine Art europäischer Gustav-Adolph-Verein, eine unterirdische Aufklärungs-Vehme gegen die Christusbekenner, ein geistiger Assassinenbund gegen die katholische Kirche. Jesuit oder Freimaurer? ist Herrn von Hurter die Frage der Zeit und er weiß, daß nicht die Johannisbrüder, sondern die Loyolasöhne siegen werden.

Sieben Jesuiten, die nach Luzern kommen sollten, haben eine Revolution veranlaßt, ruft er spottend aus. Er sollte seinen Satz, um ihn wahr zu machen, umkehren. Wie ist es möglich, fragen wir, daß die Bildung erschaudert vor dem Gedanken, daß sich ihre Bestrebungen von Jesuiten paralysiren lassen sollen, wenn es auch nur sieben an der Zahl sind! Umgekehrt, ob die Verfolgung der Jesuiten gerecht oder ungerecht ist, sie werden einmal gefürchtet und das Fürchtenswerthe an ihnen ist eben die Ueberzeugung, daß sie sich nur durch gewaltsame Mittel halten können. Diese Thatsache schlägt die ganze leidenschaftliche Vertheidigung des Herrn von Hurter nieder. Die Existenz der Jesuiten ist keine nothwendige, sie wollen sich nothwendig machen. Sie suchen uns das seit fünfzig Jahren zu beweisen; sie fühlen, daß sie sich gegen die Antipathie der Zeit nur coute que coute behaupten können, und an den Fingern zählt man's ab, daß ein solcher Kriegszustand gegen die Menschheit über die Grenzen der Religion, der diese Gesellschaft doch zunächst allein gewidmet sein will, hinausgeht. Wo folgt den Jesuiten Segen? Fluch folgt ihnen, wie Luzern beweist. Wenn hier das wahre apostolische Christenthum im Spiel gewesen wäre, hätten jene Sieben nicht längst auf eine Berufung verzichten sollen, die, immerhin auf Mißverständnissen beruhend, doch mit blutigen Folgen verknüpft war? Das gesetzliche von der Regierung abgeforderte Veto gegen die Jesuiten war in Luzern von Tausenden unterstützt: wenn nur Hunderte jene sieben nicht

haben wollten, so durften sie nicht kommen, so sie Jünger Christi und nicht eben jenes dumpfsinnigen spanischen Reiterobristen Loyola waren.

Wir leben in einer Welt, die streitend in zwei Feldlager getheilt ist. Gewaltige Erdbeben haben seit fünfzig Jahren das Meer der Sitte und des Glaubens aufgewühlt. Trümmer auf Trümmer warf die erzürnte Woge an das nackte Ufer des Lebens, und fünfzig Jahre sammeln und zimmern sie, das Gestrandete zu leimen und zusammenzufügen. Darüber entbrannte der Kampf. Die Einen reden von einem neuen Himmel und einer neuen Erde. Der steinichte Schooß der Mutter ist der alte geblieben, ja härter geworden, denn früher; aber drüberher soll sich ein Friedensbogen neuer Meinungen über Kirche und Staat und Gesellschaft ziehen. Dem Rausch von Republiken folgte die nüchterne Erwägung der menschlichen Natur, welcher ein Bollwerk zu setzen wäre in der freien Rennbahn des Ehrgeizes und der Ruhmsucht. Man kehrte zurück zur Monarchie, nahm ihr aber die Gewalt, die verwunden konnte. So wie einst regiert wurde, so wie einst geglaubt wurde, das zurückzuführen, ward unmöglich. Solche Herrscher, wie einst über die Erde schritten mit eisernem Fuß, würden nur auf ihren Thronen zusammenbrechen. Solche Ausflüsse urweltlicher Majestät, wie einst wetteifernd mit der Sonne über die Menschheit hinwegstrahlten, aber auch loderten und sengten, würden sich bald aus der Bahn der Gestirne selbst hinausschleudern. Gewalt bedarf die Ordnung der Gesellschaft, aber nur solche gestattet sie fürder, die sie selbst überträgt. Daran ist nicht mehr zu rütteln, dagegen ist kein Aufhaltens mehr, das bricht sich durch, und wehe dem, der sich in die Strömung des Wildbachs und den Sturz des Gerölles wagt. Die neue Religion leugnet die Gottheit nicht, aber sie durchbricht die Formeln, die ihr Wesen bannen wollen. In uns das Ebenbild der Liebe! Aus uns die Andacht, die wie Opferflamme nach Oben steigt! Bist du Priester? Lehre uns das Räthsel, das uns geschaffen hat! Kannst du es nicht, so knie mit uns nieder und beuge dein Haupt vor dem, der unerforschlich ist! Zwei Wahrheiten, eine Philosophie und Religion, kann es nebeneinander nicht geben. Durch-

drungen, eines aufgelöst in's andere, ist der Glaube, der nur noch beseligen kann. Nie wird sich der Glaube verlieren, daß die große Halbscheid der Weltgeschichte mit Christus bezeichnet ist. Wir fühlen uns in dieser zweiten Hälfte und fühlen uns in diesem Weltheiland, den wir Mensch nennen, des Menschen Sohn, wie er genannt sein wollte, und den wir inniger dann erst lieben, wenn er unser Bruder ist. Unser Verneinen gegen den Papst, diese überwundene Station des geschichtlichen Geistes, unser Verneinen gegen die symbolischen Bücher, die zweite überwundene Station des geschichtlichen Geistes, ist das alles ohne Schöpfung, ohne Positivität? Sind diese Kirchen, die wir mit Maienzweigen des Friedens schmücken wollen, lustige Träume, die in den Wolken schweben? Je länger ihr uns Widerstand leistet, desto höher wird, wie bei den sibyllinischen Büchern, der Preis, desto größer die Gefahr. Seht, der Genius der Geschichte hat einen Zirkel in der Hand und spannt ihn aus, um die Kreise der Epochen zu beschreiben. Erst spannt er die Oeffnung klein! Es war vielleicht die Epoche der Albigenser, der Waldenser, Hußens, Savonarola's. Ihr hindertet den Umkreis des Zirkels. Da faßte der Genius die Oeffnung weiter und setzte an zu Luther und Calvin. Ihr hindertet ihn wieder, den Radius zum Kreise zu ziehen, da setzte er wieder an und wieder weiter zur Revolution! Und verhindert ihr wieder auf's Neue den Wunsch, zum Abschluß eines Kreises zu kommen, so öffnet er den Zirkel noch weiter und setzt an zu einem Radius, der da heißt: Reaction der Materie, Atheismus, gütertheilendes Chaos!

Im andern Feldlager thronen nicht nur die Gewaltigen, sondern auch verblendete Weise. Sie pochen nicht nur auf Hochmuth, Habsucht, Ehrgeiz und erträumte Begriffe von Oberherrlichkeit, sondern auf einige schimmernde Ideen. Sie sagen: Beweiset uns, daß der geringste Lazzarone eure Volksbeglückung bedarf! Thor, der du dich so gern anklammerst an die Ueberlieferungen des Christenthums! Riefen die Sachsen Karl den Großen, als er ihnen das Christenthum brachte? Riefen sie Bonifacius, als er ihre heiligen Eichen umhieb? Taufte! ihr nicht wider Willen die Völker, aus Liebe zur Wahrheit, in Ueberzeugung, daß die Gewöhnung

ausdehnte, auch auf seine alten und neuen Früchte schließt, auf die offenen und die geheimen.

Nehmt diese Blätter als Warnung eines Vaterlandsfreundes! Sie zeigten, welches der Hintergrund ist, an den diejenigen sich lehnen, die Deutschland in seiner vierzigsten Dekade nicht begreifen.

August Lewald.

1871.

Es war im Winter von 1846 auf 47, zur Zeit des Carneval und in Dresden. In einem stattlichen Hause, gelegen an einer der freundlichen Alleen, die sich durch Elbflorenz ziehen, in unmittelbarer Nähe der Kreuzkirche, befand sich eine artistisch-literarisch-dilettantisch zusammengesetzte Gesellschaft bei Gräfin Ida Hahn-Hahn, die zwar schon damals den ihr von Fanny Lewald mit der „Diogena" versetzten polemischen Streich empfindlich in ihrer Geltung nachfühlte, doch für den ihrer Geistesrichtung verwandten Theil der „exclusiven Welt" „innerhalb der Gesellschaft" noch wie sonst in voller Geltung stand.

Die Elemente des geselligen Kreises gehörten fast alle dem Adel an. Die Gräfin hatte damals eine schwere Lebensaufgabe zu erfüllen. Sie behütete in den hintern Zimmern ihrer Wohnung den dort hausenden „Freund", den Deutsch-Russen Baron von Bystram, einen liebenswürdigen, wie ein Buch unterrichteten Mann. Der Unglückliche war krank, sehr krank, ein Sterbender. Doch hatte er noch alle letzten beschwerlichen Reisen der berühmten „Reisendin" mitmachen müssen, da er ihr das Mitnehmen des Conversationslexikons ersparte.

Es gab da die lebensfrohsten, übermüthigsten Baroninnen und die ausgelassensten Gräfinnen. Freilich jung waren sie nicht. Aber wehe dem, der sie daran erinnert hätte. Es

gab lange Debatten, Debatten über die neueſten Werke der Georges Sand, die ich damals erſt vor wenigen Jahren ebenfalls ſo umſchwebt von einem geiſterhaften Schatten, dem im Sterben begriffenen, doch, wie die Hektik mit ſich bringt, bis zum letzten Athemzuge wohlgemuth unter den Lebenden verweilenden Franz Chopin geſehen hatte, über Richard Wagner's neueſte Differenzen mit ſeinem Chef, dem Dresdener Intendanten, über das zurückgezogene Schmollen des Maeſtro in der Friedrichsſtädter Vorſtadt — auch die damalige Mäcenatin deſſelben, eine Frau von K. (katholiſch geworden, lebt ſie dicht in der Nähe des Papſtes in Rom), war zugegen.

Plötzlich kam die heroinenhaft gebaute, noch über die Taille der Ziegler hinausgehende Gräfin L., die Schweſter eines der liebenswürdigſten Sterblichen aus der Schule Epikur's, der je gelebt, des Fürſten Lynar, auf den Einfall, die Geſellſchaft ſollte ſich, wie ſie da eben war, in Salontoilette, Herren und Damen gepaart, in's Hotel de Pologne begeben, wo ſoeben der dritte oder vierte der üblichen Maskenbälle im Gange war. Dominos und Masken bekäme man vorn am Eingang beim Garderobenbewahrer. Auch könnte man ſie ſich von den Bedienten holen laſſen. Eben ſchlug es vom Kreuzthurm elf.

Alles jubelte. Der Geiſt der Richard Wagner'ſchen Muſik, die Ekſtaſe, die ſinnlich ſchwärmende Anregung machte ſich geltend. Die Bande des Gewöhnlichen löſten ſich. Die Welt wird durch Wagner zum Märchen und das Abenteuer, das ſich nicht finden will, wird geſucht. Die Gräfinnen, die Baroninnen waren aufgeſprungen; der ſanfte, hagere, im Sterben begriffene Byſtram hatte ſich ſchon nach ſeiner zweiten Taſſe Thee zurückgezogen. Verkleidet, unerkannt auf dem Hotel de Pologne-Ball! Auf einer Art Mittelding zwiſchen — Kroll und „Stolt's Damenkränzchen" in der Potsdamer Straße, wo „um zehn Uhr die Damen die Herren auffordern". Offiziere in Civil — „man neckt ſich, man intriguirt" — man wiſpert die Namen derer, die man zu erkennen glaubt! An Hohenthals, Boſes, Beuſts, an wenigſtens einigen der vielen Namen auf — itz und — witz, die im ſächſiſchen

Adelslexikon die Mehrzahl bilden, wird es nicht fehlen —! Kurz, man versprach sich etwas wie aus dem Venusberg des Tannhäuser.

Schon waren die Stimmen dafür gewonnen, sich in Mäntel und Pelze zu hüllen, den nahen Weg zu Fuß zu machen und die Costümirung im Hotel selbst, wo man ja besondere Zimmer für sich allein bekommen konnte, vorzunehmen, als sich vollkommen unerwartet eine einzige Stimme gegen die wildgewordenen Adepten der excentrischen Ideen des Jahrhunderts erhob. Es war die der Meisterin dieser Schule selbst.

Unvergeßlich ist mir die Art geblieben, wie die schmächtig gebaute, schon damals durch die mißlungene Operation an ihrem Auge entstellte Wirthin dem übermüthigen Beginnen, das zumeist von Gräfin L. betrieben wurde, die Spitze abbrach. Nicht daß sie etwa den Andern ihren Spaß moralisch widerrathen oder ihr eigenes Mitthun darum abgesagt hätte, weil sie eine Erinnerung an den leidenden Freund beschlich, dessen Schlummer vielleicht schon mit den Hammerschlägen seines tödtlichen Hustens im Kampfe lag. Nein, sie begriff den ganzen Vorschlag nicht. Sie hatte kein Geschick, keinen Schwung dafür, ihn auszuführen. Ihr verlegenes, hin und her trippelndes Benehmen erinnerte an die Fabel Andersen's vom ausgebrüteten Schwanenei, nur so, daß man sich in diesem Falle eine Henne denken mußte, die plötzlich die ihr untergelegten Enteneier Leben gewinnen, in's Wasser laufen und schwimmen sieht. Sie stand dem Aufschwung der Andern nicht mißbilligend, sondern nur durch ihre Natur an einer solchen kecken Herausforderung des Zufalls, an einer solchen Bravour des Uebermuths verhindert, gegenüber.

Ich gestehe, daß ich darüber Theilnahme für sie empfand. „Tugend" war es nicht, was sie bestimmt hatte, „vornehme Prüderie" noch weniger, nur Ungeschick. Spätere Beobachtung bestärkte mich darin, daß diese Frau in der Regel falsch beurtheilt wird. Weit entfernt zu jenen leidenschaftlichen Naturen zu gehören, die mit sinnlichen Traumvorstellungen von Illusion zu Illusion fliegen, besitzt sie nur

eine einzige wahrhafte Gluth, die sie ganz ergreifen kann, die des Rechthabens und des Streitens. Ihre Sinne scheinen kalt zu sein. Nur die Vorstellung erhitzt sie. Das mit dem Verstande hervorcalculirte Phantasiegebilde reizt sie und schreibt ihrem zähen Eigensinn Gesetze für die Erreichung desselben vor, wo sie sich dann vielleicht mit der gesunden Vernunft überwirft. Streiten konnte die Gräfin im Salon über einen Gegenstand, bis sie damit Alles „zu Tode ennyuirte". Der Salon hatte vielleicht Unrecht. Denn die Gräfin wollte die Wahrheit, „Wahrheit", gerade so wie sie Nathan „baare Münze" nennt. Ueber Schuleinrichtungen hat sie mit mir gestritten, als wenn sie den Gegenstand unmittelbar für das Berliner Provinzialschulcollegium reif machen wollte. Die Grazie ist es, welche die Wahrheit mit der Schönheit vermittelt. Die Grazie lehrt: Jeder Streit habe eine Grenze in seiner Schallwirkung für das Ohr der Hörer! Oder — er habe seine Grenze in der Erkenntniß seiner totalen Ueberflüssigkeit, da die beiden Streitenden nicht in der Lage sind, das gewonnene Resultat z. B. über die Vorzüge der Stallfütterung praktisch zu verwerthen! Gräfin Hahn, wie man sie sich denkt, wie man sie geschildert bekommt, ist nichts weniger als die praktische Anwendung jener Lelien und Indianen der Georges Sand. Sie ist nie unmittelbar von ihren Sinnen beherrscht gewesen. Sie ist nie deshalb, weil Erschöpfung der Empfänglichkeit oder Uebersättigung eintrat, wie bei den Tannhäuserinnen, in die katholische Kirche geflüchtet. Sie ist eine verstandeskühle, prüfende, mathematisch construirte, zum Pedantischen geneigte Natur. Höchstens, daß sie, wenn sie vom Streit erschöpft gewesen, sich dann ausruhen mochte und eine stärkere Natur suchte oder vermißte, an die sie sich anlehnen wollte, und hierüber dann in's romantische Fach übersprang. Das Jahr 1848 empörte sie ihres aristokratischen Sinnes wegen. Als die Reaction eintrat und der Hof von Sanssouci in geistigen Dingen noch ausschließlicher als sonst maßgebend wurde, als ihre Werke noch mit weniger Theilnahme als sonst von dorther gewürdigt wurden, zuletzt als in ihrer Heimath Mecklenburg die vornehme Frömmelei ihre Arbeiten ganz aus den aristokratischen

Kreiſen verbannte, vertiefte ſie ſich, beobachtend und nachahmend, wie ſie ſich von je Allem gegenüber verhielt, was ihr imponirte, in die eigenthümliche Welt, in der ſich eine zufällig gefundene Freundin, Miß Atcherly, eine katholiſche Irländerin, bewegte. Da fand ſie Freiheit im Zwang, Heiterkeit im Ernſt, überraſchend viel Herrſchaft beim Schein des Dienens. Und ſiehe da! Alle die, die vor Kurzem über „Diogena" gelacht hatten, Alle die, die ihr langes Streiten im Salon für eine Verletzung der Grazien gehalten, die ihre Werke aus Grundſätzen der Moral in Potsdam und Ludwigsluſt zu leſen widerrathen bekamen, konnten, ſo mochte ſie calculirt haben, gründlichſt geärgert werden, wenn eine norddeutſche Adlige katholiſch wurde! Jene Anlehnung, wo die Erſchöpfung ſelbſt der verſtandeskühlſten Natur ſich vor eines Jupiter Kraft unterwirft, fand ſich dann in dem gewaltigen Biſchof von Mainz.

Es wird dies erzählt, weil der Katholicismus in dieſem Augenblick, wo ſich das deutſche Volk nur ſeiner Kriegs- und Siegeserfolge rühmen und erfreuen ſollte, eine ſolche Fülle ſäuerlicher Gährung, ſo viel abgeſtandene, ſchale Ernüchterung heraustreten läßt, daß wir am geiſtigen Doppelleben unſerer Nation ſchier verzweifeln möchten. Wir wollten nur an einigen Beiſpielen zeigen, wie dieſem nicht endenden Verwirren und Verhetzen des Geiſtes, dieſem Rühren und Rütteln an den Grundveſten unſeres wichtigſten Beſtandes, der Einigkeit unſeres brüderlichen Geſammtbewußtſeins und der Autonomie durch die Ergebniſſe unſeres eigenen germaniſchen Geiſtes, doch ſo das abſolut Leere, Nichtige und rein nur Perſönliche zum Grunde liegt.

Von allerdings minderer Bedeutung iſt vor Kurzem ein Convertit geſtorben, Auguſt Lewald, ein leiblicher Vetter der Verfaſſerin der „Diogena". Nennen wir ihn eine männliche Gräfin Hahn-Hahn, ſo ſoll damit nicht die gleiche Bedeutung deſſelben als eine hervorragende tonangebende Perſönlichkeit zugeſtanden ſein, ſondern nur manches eigenthümlich Verwandte. Beide ſtammten aus dem deutſchen Norden, beide hatten Beziehungen zur praktiſchen deutſchen Bühne (die Gräfin durch ihren Vater und ihre erſten eigenen Lebens-

ſchickſale), beide ſchriftſtellerten im romantiſchen Fache und ſetzten, als ſie katholiſch geworden, nach einer kurzen, rein nur apologetiſch oder ascetiſch geweſenen Uebergangsthätigkeit, mit ungeſchwächten Fonds ihre frühere belletriſtiſche Beſchäftigung, nur mit anderer Tendenz fort. Wie die Gräfin auch noch aus der Wiedergeburt heraus Romane ſchrieb, ſo auch Auguſt Lewald.

Iſt die Gräfin katholiſch geworden ſozuſagen par dépit, („aus Bosheit", wie Dr. von Schweitzer im Reichstag, ich glaube nicht ganz richtig, das Wort überſetzte), hat ſie durch das Nehmen noch ſogar des Schleiers ihre haltloſe, zweifelſüchtige, in der That wirklich unverſtandene und Wahrheit ſuchende Natur aus den Berührungen mit dieſer „ſo undankbaren", charakterloſen „Geſellſchaft", beſonders um Potsdam und Ludwigsluſt herum, retten und die ihr ſo auffätzigen Elemente derſelben gründlich ärgern wollen, ſo wurde Auguſt Lewald katholiſch aus Charakterſchwäche und träger Nachgiebigkeit gegen die äußern Umſtände des Lebens.

Ein gewiſſer Selbſtbetrug kam hinzu. Der im Jahre 1792 zu Königsberg Geborene, behauptete, einen Zuſammenhang zu haben mit der Rolle, die ſeine hyperboräiſche Heimath in der alten romantiſchen Epoche ſpielte. Es war eigentlich zum Lachen, wenn Lewald geradezu Hamann, den Magus des Nordens, und in gewiſſem Sinne darauf auch die „Mucker" für ſich citirte. Auguſt Lewald, urſprünglich von jüdiſchen Eltern, war früh zum Schauſpielerſtand übergegangen, dann Proteſtant geworden, Theaterunternehmer, Schriftſteller. Wenn man ihm ſagte: Am Ende Ihrer Tage wurden Sie katholiſch, weil Ihre „Kathi" (ſeine ultrakatholiſche Gattin) Ihnen keine Ruhe ließ; weil die Regentin Würtembergs, Fräulein von Stubenrauch, Ihnen den Fortbezug einer temporären Penſion zuſicherte; endlich weil Sie überhaupt auf dieſe Art eine Menge von hübſchen Abſatzquellen für Ihre Feder gewannen, die bei den Buchhändlern R. R. bereits verſiegt waren —! (ich durfte ſchon ſo mit ihm ſprechen) ſo pflegte er ſich mit einem ihm angenehm ſtehenden, jovial ſardoniſchen Lächeln, das zu einem Drittel angeborne Natur, zu einem andern Drittel vom Buch-

Zweiter Auftritt.

Judith (von rechts). Manaſſe. Später Simon.

Judith.

Ich ſuch' Euch, Vater, und ich find' Euch nicht.
In dieſen Bildern ſcheint Ihr wie verloren.
Ihr ſeht ſo trübe —

Manaſſe.

Schein' ich's, bin ich's nicht.

Judith.

Die Opfer haben Euch ermüdet, die
In dieſen ſchweren Tagen Ihr gebracht?

Manaſſe.

Man iſt nur glücklich, weißt Du ja an Dir,
Durch fremden Schmerz —

Judith.

Den Ausgeſtoßenen,
Den Alles flieht, der ſelbſt die heil'ge Schwelle
Des Hauſes ſeiner Mutter nicht betritt,
Ihr bergt ihn vor der Wuth des Fanatismus,
Laßt ihn in unſrer Villa friedlich wohnen
Und fügt Euch ſelbſt, ihn Euern Sohn zu heißen!
Die Menſchen nennen Euch den kalten Weltmann
Und hart erſcheint die Schaale Eures Weſens —
O kennten ſie den Kern, den weichen, edeln!

Manaſſe.

Du hebſt mich viel zu hoch, mein gutes Kind!
Daß ich Acoſta ſchütze, thu' ich nicht

händler Julius Campe und zum dritten Drittel von Heinrich Heine in Paris, dem er lange Jahre befreundet gewesen, entlehnt war, so auszudrücken: „O nein, alter Freund! Schon von Königsberg her habe ich meinen Katholicismus mitgebracht! Das steckt in der dortigen Luft. Zacharias Werner ist mein Landsmann und wie habe ich den immer geliebt! Er war schmutzig, dieser Werner, was ich nicht leiden kann, aber wie oft habe ich „die Söhne des Thals" in Scene gesetzt! Sie sollten meinen katholischen Duft auf der Bühne gesehen haben, Hollunderhecke in Käthchen von Heilbronn — ich bin einmal für das Schwärmerische! Meine ersten „Sonette" behandelten ja berühmte Namen und ich gab sie unter dem Titel: „Meine Heiligen" heraus! Verstehen Sie? Raphael Bock, jedem Königsberger von Bildung bekannt, wurde katholisch! Ignaz Jeitteles, ein Jude wie ich, und Veith, auch ein Jude, waren Freunde und bewunderte Gönner von mir! Sehen Sie, Sie lachen über mich! Jetzt, Sie Ungläubiger, gehe ich eben auf die Post und werfe einen Brief in die Boite an eine Frau Baronin in Paris, der ich meinen Dank ausspreche, daß sie während meiner letzten Krankheit in der Kathedrale von Notre Dame für mich gebetet hat! Sehen Sie — zwei Seelen — wie zwei Kerzen — gerade wie im Calderon — und in meinen Mises-en-Scenen! Es ist die Romantik, die ich mein Lebtag geliebt habe!"

Ihn an meinen „Zauberer von Rom" zu erinnern, wo solche Stimmungen geschildert sind, wäre erfolglos gewesen. Lewald las nichts. Was nicht mit seinem nächsten eigenen Vortheil zusammenhing, interessirte ihn nicht. Gourmand und Egoist aus offen und frei bekanntem System, echauffirte er sich nur für die Zwecke, die seine Selbsterhaltung verfolgte. Aber ich hatte gerade in jenen Tagen eine kleine Arbeit geschrieben: „Warum Rousseau seine Kinder aussetzte."*) Lebhaft stand mir bei dieser Wiederbegegnung des alten Freundes meine Vermuthung vor Augen, daß Rousseau, als er seine letzten Aufzeichnungen, seine berühmten „Geständnisse" schrieb, nur deshalb jene Therese Levasseur, die sich an ihn gekettet

*) Cfr. Werke Band IV. „Jean Jacques".

hatte, so gegen alles Verdienst lobte, weil er befürchtete, sie würde ihm, wenn sie ihr wahres Bild gelesen hätte, seine letzten Lebensaugenblicke zur Hölle machen. Kathi war die beste Seele von der Welt, aber „sie fürchtet," sagte er, „daß wir im Himmel getrennt werden." Er wollte da nicht wider den Stachel löken.

Dreißig Jahre früher bildete August Lewald einen Mittelpunkt für junge hoffnungsvolle Talente. Es war die Zeit, wo die großen Geister, die Tieck, die Steffens, zwar die vornehme Kritik Berlins für sich hatten, Platen, Immermann, Heine durch ihre Fehden alle Leser, die Lyriker Schwab, Pfizer, Chamisso, Rückert die Hingebung und Theilnahme der Gebildeten für sich allein zu gewinnen suchten; doch schon wagten sich allerlei anders geartete junge Nestlinge hervor. Um den Tisch, wo Lewald in Baden-Baden am Kursaal präsidirte, saß selbst Lenau noch als ein Beginnender. Man konnte von dem alten Major a. D., wofür man den immer wohlgekleideten Stammgast, seines Aeußern wegen, nehmen durfte, vielerlei lernen. Lewald's schon damals grauer Schnurrbart unter der eigenthümlich gebogenen scharfen Nase, seine kluglauernden Augen, das immer hochrothe Antlitz gab ihm etwas Auffallendes. Er hatte die Welt nicht blos auf den Brettern, auch im Leben kennen gelernt. Paris war ihm ein Mekka der Civilisation gewesen. Meyerbeer, Heine, hundert Namen bis zu den Spielpächtern von Baden waren ihm in Allem, was an diesen Personen menschlich, bis in die Details bekannt. Er hatte die ersten Erscheinungen der Zeit, von Napoleon und Metternich an, in der Nähe gesehen, mit berühmten Personen gesprochen, mit manchen in allerlei Aufträgen verkehrt. Er war in romantische Liebesaffairen verwickelt gewesen. Er behauptete, für einen österreichischen Grafen Riesch vier Bände Theaterstücke geschrieben zu haben, die dieser in seinem eigenen Namen herausgegeben hätte. Er war geschaffen für die Zeit Cagliostro's und würde am Hofe einer Lichtenau am Platze gewesen sein. Zu mancher Figur in Goethe's Romanen, desselben Goethe, den er wol, bei schlechter Laune, wie manchen andern Unsterblichen, „einen ganz dummen Kerl" nennen konnte, hätte er können Modell

geſeſſen haben. Er gab vortreffliche Anleitungen zum richtigen Eſſen und Trinken, zum Sichkleiden, Gehen und Stehen. „Wer corpulent iſt, wähle niemals helle Weſten, ſie machen nur noch dicker!“ Solche Sätze kamen wie Orakelſprüche. Er hatte glänzende pecuniäre Erfolge durch bloße Angabe von Titeln zu Journalen, durch Proſpecte, Ankündigungen. In Stuttgart trieb er daſſelbe Geſchäft, das ſpäter die Vérons, die Girardins, die auch nur literariſche Faiſeurs waren, auf die Politik und die Börſe übertrugen. In München beherrſchte ihn 1833 noch ganz das Intereſſe für die Bühne, vor Allem der Begriff „Mise-en-Scene“. Jeder Schauſpieler, der ihm nicht eine gewiſſe Rückſicht und Aufmerkſamkeit erwies, ſelbſt Eßlair und Vespermann nicht ausgenommen, war ein Stümper. Erſt Seydelmann hat er unbedingt bewundert und faſt zu ſehr für Seydelmann's Vortheil. Doch konnte es Lewald auch ſonſt in manchen Fällen, wo Fleiß, Eingehen auf ſeine Vorſchläge von ihm bemerkt wurde, bis zu warmer Anerkennung bringen. Stuttgart bot die reichern Mittel zur Ausbeutung des Buchhandels. Nach Lewald's Abzug nach Baden, wo ſich der Speculative, aber nicht Beharrliche, eine Villa im Rococoſtyl, ganz im Charakter der Pompadourzeit und wie geſchaffen zum Morgenbeſuch für hin- und hertrippelnde kleine Porzellanmenſchen erbaut hatte, brach dann freilich am Neeſenbach ein Bankrott nach dem andern aus. Und Omnes una manet nox. Auch ihn ſelbſt, den großen Schöpfer der „Europa“, der damaligen „Gartenlaube“, erreichte ſein Geſchick. Die Villa entſchwand ſeinem Beſitz und eine böſe Zeit für Belletriſten brach ohnehin mit dem Jahre 1848 an. Zu ſeinem Glück durften ſich um den König von Würtemberg allerlei ſeltſame mißgeſtimmte Spötter und Caricaturiſten des Zeitgeiſtes bewegen. Lewald gehörte zwar nicht zu den ſattelfeſten polemiſchen Kämpen, aber er durfte dem „Kronenwirth“ in Stuttgart als beſoldeter königlicher Privatcorreſpondent Späße und Anekdoten aus der Paulskirche und Umgegend ſchreiben. Als Deutſchlands Hexenſabbath, wozu ein Tag der glorreichſten Auferſtehung von ruchloſen Kobolden gemacht wurde, ausgetobt hatte, huſchte und duckte ſich da und dorthin alles Eulenvolk, das am Spuk mitgeholfen. Die

meiſten hatten ſich leidlich geborgen, manche ſogar mit Kreuzen und Sternen. Lewald ſuchte nur ein Mauerritzchen, um unterzuſchlüpfen. Er wurde nomineller Regiſſeur der Oper von Stuttgart. In Wahrheit aber wurde er Mitarbeiter an allerlei kleinen Blättchen im All- und Hegäu, im Nümmlingthal und der Hornisgründe, überall, wo es etwas gegen die Vorfechter des Fortſchritts an ein Blättchen zu berichten gab, das nur vom dummen pfaffengeleiteten Pöbel geleſen wurde. Auch die Convertiten-Buchhandlung Hurter in Schaffhauſen ermunterte ihn zu religiöſen Romanen im Styl der Hahn-Hahn und des Conrad von Bolanden. Er war endlich offen katholiſch geworden.

Seine Abneigung gegen das „preußiſche Weſen" hatte ſich bis zu förmlichem Haß geſteigert. Es mögen ihm doch in jener Zeit, als er noch harmlos ſchrieb und namentlich ſeine außerordentliche Erfahrung im Bühnenweſen Anerkennung verlangte, Ablehnungen aus Berlin zugekommen ſein, die ihn erbitterten. Wenn er einen Mann wie den Hofrath Küſtner, der ihm von München her in ganzer Perſon bekannt war, mit einem ſeiner Kraftausdrücke bezeichnete, wer konnte ihm widerſprechen? Wenn er eine Birchpfeiffer, für die er nur eine einzige nicht wiederzugebende Stereotype im Munde zu führen pflegte, aus der „Königsſtadt", wo ſie bisher mit Hinko geherrſcht hatte, durch Küſtner auf die königliche Bühne überführt und zur Regentin derſelben, die alle übrige Literatur verdrängte, erhoben ſah, ſo hörte für ihn die Vermittlung irgend einer Empfehlung ſeiner Wünſche nach obenhin auf. Keine Anſtellung, keine von Friedrich Wilhelm IV. befohlene huldvolle Entgegennahme ſeiner „Sämmtliche Schriften" (12 Bände, bei Brockhaus), Schriften, in denen ſehr oft der preußiſche Ruhm, Erinnerungen an die Zeit der Königin Luiſe, Schill und Blücher, Iffland und Brühl vorkamen, nichts von dorther that ſeinem Ehrgefühl wohl. Auf dieſe Art — da nach Seneca nur magni viri rebus adversis gaudent — verfiel er — dem Wunſche ſeiner Kathi, mit ihr, die ihn pflegte, einſt in gleicher „geweihter" Erde zu ruhen. In ſeines Freundes Heinrich Heine letzten

Lebensaugenblicken spielt ja auch Mathilde eine nicht unähnliche Rolle.

Die ruhiger Denkenden unter den Katholiken wissen es selbst, daß unser neueres, immer leidenschaftlicher werdendes Vorgehen der ultramontanen Wortführer im Wesentlichen von den Convertiten ausgeht. Diese beunruhigt ihr Gewissen. Diese reizt es, ihren neuen Genossen stetig zu beweisen, was sie in ihnen gewonnen haben. Aber was sollen all' die Proteste, die Adressen, die ewigen Broschüren —? „Propst Döllinger wird dem Erzbischof mit einer Broschüre antworten" — meldet der Telegraph. Schlage Einer 95 Thesen an die Münchener Frauenkirche und eröffne in einem der vielen kirchenweiten Säle Münchens einen Gottesdienst auf den Glauben an eine einige apostolische Kirche mit Allem, was nur eben curem Herzen einmal am katholischen Wesen wohlthut, doch ohne Bischöfe und ohne Papst —! dann erst kann die Gewalt der geistigen Herrschsucht, die Verbindung derselben mit so viel — Thorheit und Verstellung, wie wir im Obigen schilderten, gebrochen werden.

Onkel Spener.

1874.

So haben sie also wirklich am 1. November dieses Jahres 74 den alten Herrn begraben, der sich noch in seinen Greisestagen das lachende Roth des National-Liberalismus auf die Wangen legte, in einem neugegründeten Feuilleton mit Paul Heyse's „Kindern der Welt" selbst ein Kind der Welt zu werden die alten Beine in Anstrengung versetzte, ja mit Karl Braun, dem Sohne des feuerentsprossenen Rhein-Dionysos, beim grünen Römerglase frische, freie, fröhliche Tage der Discussion eröffnen zu wollen schien!

Es hat Alles nichts gefruchtet. Die Sünde der Väter

wird heimgesucht an den Kindern. Die „Spener'sche" Zeitung war schon dahin, als sie an Uebeln zu kranken anfing, die wol verdienen, daß man dem Verstorbenen einen längern Nekrolog widmet. Denn diese Uebel sind lehrreich. Ohne Zweifel sind zu einem gründlichen geschichtlichen Nekrolog die Männer im „Verein für die Geschichte Berlins" schon zusammengetreten. Von mir sollen nur einige persönliche Beiträge zu jenem Denkmal geliefert werden, das der Verstorbene zwar nicht durch die Ehrwürdigkeit seines Ausgangs (der alte Herr war noch unter die „Gründer" gegangen), aber durch sein hohes Alter verdient.

Die Haude und Spener'sche Zeitung entstand durch einen der Gemüthsacte Friedrich's des Großen, die sich zählen lassen. Aus Dankbarkeit, einer bei ihm nicht sehr häufig anzutreffenden Tugend, für die ihm heimlich nach Rheinsberg zugesteckten französischen Bücher, belohnte er zwei Buchhändler mit dem Privilegium einer Zeitung. In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts bildete die Spener'sche in ihrer damaligen, keineswegs täglichen, sondern nur drei- oder viermaligen wöchentlichen Erscheinung eine Erinnerungsstation meiner frühesten Jugend. Jeden Morgen ihres Erscheinens mußte ich punkt sechs Uhr aufgestanden sein, mich hurtig ankleiden und dreizehn (des Rabatts wegen) Exemplare des auf grauestem Löschpapier gedruckten Blattes in Quartformat und in jenen Jahren mit so viel Beilagen, wie die Vossische, ihre Rivalin, ausgab, von den Werder'schen Mühlen holen, allwo die Zeitung ausgegeben wurde, in denselben Räumen, wo gegenwärtig der Conditor Josty wohnt. Zeitungs Colporteur war ich nicht. Ich nahm nur meinem Vater, der es liebte, sein Morgenpfeifchen am offenen Fenster zu rauchen, den weiten Weg vom Zietenplatz bis zum Schlosse ab. Die noch druckfrischen dreizehn Spener'schen waren für seine Vorgesetzten bestimmt, den Kriegsminister, die Generale und Obristen mit der Schreibfeder hinterm Ohr, die Geheimen und die gewöhnlichen Kriegsräthe des Ministeriums in der Leipziger Straße. Den Bedarf an Exemplaren der Tante Voß besorgte der College des Vaters, der Vater des Componisten Wilhelm Taubert. Möglich, daß der berühmte

Tondichter der „Kinderlieder" ſeinem Papa dieſelbe Freude einer ungeſtörten Morgenpfeife verſchaffte.

Eines Tages verdankte ich dem Onkel Spener die erſte Bekanntſchaft mit dem eiſernen Arme der Regierungsgewalt. Die Wanderung in erſter Morgenfrühe ging über den Gensdarmenmarkt, wo damals zu Schinkel's neuem Schauſpielhauſe noch nicht lange erſt der Grundſtein gelegt war. An der Jägerſtraßenecke befindet ſich die Seehandlung und vor derſelben ein Schilderhaus für einen Wachtpoſten. Die Mauerwand der Seehandlung war an einer Stelle mit Anſchlagzetteln über Theater und Schauſtellungen bedeckt. Eben noch träumeriſch in meine dreizehn Spener'ſchen verſunken und nach einem neuen Siege der Griechen, einer kühnen That des Miaulis oder Ypſilanti forſchend, richte ich, ruhig von den Jäger-Colonnaden (exiſtiren nicht mehr) daherbummelnd, die Augen auf die Anſchlagzettel von geſtern und eigne mir in aller Unſchuld die Fetzen einer Calpeſtri- oder Franconi-Vorſtellungs-Affiche, die Abbildung eines Sprunges durch einen Reifen auf ungeſatteltem Pferde, an, worauf ſofort jene echt berliniſche Denuncirwuth, die noch heute nicht ausgeſtorben iſt — und unter den anſtändigſten Herrſchaften nicht — den Ruf ertönen läßt: „Da reißt Jener die Zettel ab!" Sofort hatte mich die nervige Fauſt des Wachtpoſtens ergriffen und mit meinen ſämmtlichen Spener'ſchen in's Schilderhaus geſchleudert. Der Proteſt: „Es war ja aber nur ein Zettel von geſtern! Und nur ein halber! Und ich muß ja in die Schule!" half nichts. „Du bleibſt, bis der nächſte Gensdarm kommt!" lautete die auch ſogleich wuthentbrannte Antwort des Soldaten, während ſich ringsum ein Auflauf bildete, natürlich mit dem Ausdruck der Schadenfreude bei den Männern und Knaben, des Mitleids und des Partheigefühls nur bei den Frauen. Denn in meinem wiederholten: „Der Zettel war ja von geſtern!" lag etwas, was Gemüther, die nicht durch den Druck jener Zeiten völlig charakterlos geworden waren, zu einiger Gerechtigkeit hätte anreizen ſollen.

Auf Gensdarmen brauchte man auch ſchon damals in Berlin nicht lange zu warten. Ein Auflauf lockte ohnehin die ſcharfſichtigen Alguazils heran. Ich wurde mit meinem Pack

Spener weiterbefördert, und zwar in eine Gegend hinein, die mir aus vielen Urſachen lebtags verhängnißvoll geblieben iſt. Hier in einem Theil der Franzöſiſchen Straße, der damals noch nicht am Telegraphen-Gebäude durchbrochen war, dem gegenwärtigen Wirken und Walten des Herrn von Hülſen gegenüber, wurde mir ſchon als zehnjährigem Jungen mein Conto in der „Santa Caſa heiligen Regiſtern" angelegt. Der „Viertelscommiſſar" langte ein ungeheures Buch von ſeinem Repoſitorium, ſchlug eine neue Seite auf, ſchrieb meinen Namen hinein und mein Vergehen, und ließ mich dann laufen, aber mit dem drohend ausgeſprochenen Worte: „Das Weitere wird ſich finden!" Ach, in der That, das Weitere hat eine lange, lange Ausdehnung gefunden! Es ließen ſich davon Geſchichten erzählen. Doch — wir wollten ja nur vom Onkel Spener ſprechen.

Es war eine entſchieden „vornehme" Zeitung, das muß man ihr nachſagen. Sie kam nicht ganz der Staatszeitung gleich, die beinahe mit dem Titel Excellenz auftrat. Aber wer ein Geheimrath, Commerzienrath, Major oder Oberſt war, würdigte keine andere Zeitung ſeines Blickes. Es konnte etwas in der Voſſiſchen als verbürgt behauptet ſtehen, dieſe Kreiſe hörten nur mit halbem Ohr darauf und glaubten erſt dann an die beregte Sache, wenn ſie die Spener'ſche auch gebracht hatte. Im alten Locale von Joſty, wo der ſüße Morgen-Imbiß genommen wurde, in der unmittelbaren Nähe der Mittler'ſchen Militair-Buchhandlung und der Expedition des Militair-Wochenblattes, fielen zuweilen einzelne Körner aus dem ſtillen Leben der Staatsmaſchine. „General von Müffling geht an den Rhein als Gouverneur von Köln —" Ha! Eine damalige Senſations-Nachricht! Sie ging von einem der Paſteten kauenden Munde zum andern. Aber geſetzt, die Zeitung gegenüber oder die andere in der Breitenſtraße hätte dieſe hochintereſſante Nachricht bringen wollen, der Cenſor würde dabei mit blauer Tinte geſchrieben haben: „Woher wiſſen Sie das? Quelle angeben!" Es war die Zeit des „patriarchaliſchen Despotismus".

Der Unterſchied zwiſchen „Tante Voß" und „Onkel Spener" war ſchon dem heranreifenden Knaben nicht der,

daß bei jener das Löschpapier immer in's Bläuliche, bei diesem in's Gelbliche schillerte; er merkte schon früh, die Spener'sche leistete mehr für Kunst und Wissenschaft, für Ausgrabungen in Pompeji, neuentdeckte Kometenschweife und für geologische Eroberungen am Ural. Wenn die Engländer eine neue australische Inselgruppe gefunden hatten, so war es an den Werder'schen Mühlen früher bekannt, als in der Breitenstraße. Der gesammte preußische Hof hielt sich die Spener'sche „auf Schreibpapier", und auch Goethe hielt sie sich. Letzterer der Theaterkritiken wegen. Zelter verbürgt es, daß den Altmeister in Weimar die Spener'schen Kritiken in höherem Grade befriedigten, als andere. Einige Decennien hindurch lebte der Verfasser derselben, Justizrath Schulze, von diesem classischen Ruhme. Ein guter, freundlicher, jovialer Herr, dieser Justizrath in der Brüderstraße, wo eine behaglich eingerichtete Junggesellenwohnung junge Debütantinnen würde haben empfangen können, wenn solche Romantik damals schon in's Recensentenleben hineingeragt hätte. Und doch hatte für seinen Gegenstand der treue Eckart seines Berufes so viel Neugier auf jede Gastrolle, jede Wiederaufnahme eines alten Stückes, vollends auf jede Novität, daß er nie gemurrt hätte, wenn er gezwungen gewesen wäre, bei achtundzwanzig Grad Hitze im Schatten in's Theater zu gehen. Die musikalischen Referate schrieb neben Herrn Schulze zwar kein Herr Müller, aber ein Herr Schmidt.

Ob sich der Uebergang der Spener'schen Zeitung von den Spener'schen Erben an den königlichen Bibliothekar Dr. Spiker, gewöhnlich Lord Speiker genannt, durch Kauf oder Erbschaft vollzog, mögen die Gelehrten der Geschichte Berlins berichten. Gewiß war bei diesem Uebergange die Zeitung noch nicht im Sinken. Der neue Besitzer derselben hatte in seiner äußern Erscheinung etwas Imponirendes, ein sicheres Selbstgefühl, auch so viel Aristokratisches in seinem Wesen, daß er den hohen Gönnern der Zeitung die Bürgschaft eines nur maßvollen Gebrauchs der Publicitätsmacht gab. Seine Vorliebe für England stand einem damaligen Redacteur wohl an, da ihm lediglich die freien Verhandlungen des britischen Parlaments als die Abzugsquelle der in Europa

gährenden Stimmungen und die Gelegenheit, ein freies Wort zu hören, erscheinen durften. Auch hatte Lord Speiker, um sein Ansehen zu mehren, die Verwaltung der königlichen Schauspiele bewogen, Shakespeare's „Macbeth" nach einer eigens von ihm angefertigten Uebersetzung in Scene gehen zu lassen. Die ihm befreundete Auguste Crelinger, die allbewunderte Lady Macbeth, verschaffte ihm die Genugthuung, seinen Namen mindestens alle sechs Wochen, wenn auch nur zu halbgefülltem Hause, an den Straßenecken prangen zu sehen. Mit wahrem Stolz schritt der stattlich gewachsene, im Antlitz etwas burgunderroth gefärbte Herr über den Opernplatz in die königliche Bibliothek, an welcher er bestallt war. Er durfte sich sagen: Dort die Universität, die Akademie der Wissenschaften, das Opern-, das Schauspielhaus, alles gehört mir! Drüben in der Akademie der Künste, wenn der alte Schadow einen Zank hatte (kam oft vor, z. B. bei Gelegenheit der Kunstausstellung), focht er ihn bei Haude und Spener aus; Panofka, Zahn waren Spiker's Correspondenten. Ja dem Bürgersmann kam Spiker durch zwei Mitarbeiter bei, die sich sogar mit heiklen Staats- und Stadtangelegenheiten zu beschäftigen wagten. Der eine war ein einfacher Kaufmann mosaischer Glaubensgenossenschaft, Daniel Alexander Benda, der andere ein Collectivbegriff, der einfach Civis hieß. Jener, der sich zuweilen, nicht eben glücklich, in abstruse Philosopheme verlor, versuchte sich schon sehr früh und mit mehr Erfolg in der jetzigen Specialität Eugen Richter. Schon vor vierzig Jahren wagte der Ehrenmann zuweilen in der Spener'schen dem Finanzministerium Adam Riese zu citiren, machte bescheidene Bankverwaltungsvorschläge, auch gemüthliche Staatsschuldentilgungspläne, kurz, er berührte freimüthig ein damaliges absolutes Noli me tangere unter einem Monarchen, der 1817 seinem Lande „Stände, die allein das Recht, Anlehen zu contrahiren, haben würden", versprochen hatte und sein Versprechen nicht hielt. Die Anlehen wurden allerdings contrahirt, aber als Privatgeschäfte der mir so gefährlich gewesenen Seehandlung. Benda ist hochbetagt vor einigen Jahren gestorben. Es gebührt ihm der Ruhm, in der Zeit der Unterdrückung jedes freien Wortes über staatliche Ver-

Um ihn; denn ich geſtehe Dir, ein Geiſt,
Der ſich nicht fügt dem allgemeinen Weſen,
Bleibt mir befremdlich und ich lieb' ihn nicht.
Dir iſt er werth, Du haſt es laut bekannt
Mit wildeſter Verletzung aller Pflichten —
Ich mag die Scene mir mit Worten nicht
Erneuern —

Judith (bei Seite).

Und ich lebe nur in ihr.

Manaſſe.

Nach Uriels Widerruf weiß man, daß ich
Dem Unbegüterten die Hand der Tochter,
Weil ſie ihn liebt, nicht weigern will — warum
Ich ſchwach bin, fühlſt Du wohl, mein Kind!

Judith.

Um mich!
Um Euer ſanftes, mildes Vaterherz —
Und auch um Euch, um Euer Menſchenherz!

Manaſſe.

Da irrſt Du, Kind! Die Menſchen haſſ' ich nicht —
Doch hab' ich auch den Drang nicht, ſie zu lieben.
Ich lernte ſie von einer Seite kennen,
Die mich gezwungen, nur mir ſelbſt zu leben.
Du warſt noch Kind, vor fünfzehn Jahren war's,
Da ſtand an einem Morgen an der Börſe:
Manaſſe Vanderſtraten iſt gefallen!
Mit großen Lettern ſtand es an der Börſe:
Manaſſe Vanderſtraten iſt gefallen!

hältniſſe den Finger auf manche Wunde gelegt zu haben. Civis, der nicht ſelten Lord Speiker ſelbſt war, war jener Unus pro multis, der ſich über jeden Pflaſterſtein, über den er geſtolpert, über jede Pfütze in einer gangbaren Straße geärgert hatte und dieſen Aerger dann in der Spener'ſchen ausſchüttete zum weitern Aerger des damals nicht minder herriſch, ja in der Regel grob auftretenden „Magiſtrats", deſſen nachläſſige Straßenpflege nun leicht „höhernorts" gerügt werden konnte.

Das entſcheidende Moment — ob Aufwärts- oder Niedergang der Spener'ſchen Zeitung — wurde keineswegs, wie man wahrſcheinlich in Berlin behauptet, der Aleris Schmidt'ſche Leitartikel. Die Geſchichte des deutſchen Journalismus wird als den Erſten, der gleichſam die geiſtige Quinteſſenz jeder erſcheinenden Zeitungsnummer als zuſammenhängende Betrachtung vorausſchickte, den Hofrath Berly in Frankfurt am Main nennen müſſen, Redacteur der Oberpoſtamts-Zeitung, Großvater des bekannten, vom Socialismus zum Muſendienſt übergegangenen Dr. von Schweitzer. Der Zweite mag Karl Andree in der Kölniſchen Zeitung geweſen ſein. Der Dritte war gewiß Aleris Schmidt beim Onkel Spener.

„Wir müſſen einmal behaglich beiſammenſitzen! Aber nur à table ronde!" ſagte mir eines Tages in freundlicher Weiſe Lord Speiker. „Nur bei Table ronde kann man ein angenehmes Geſpräch führen." Es waren damals ſchon mehre Jahre, daß der bei einem ausgeſuchten Diner neben mir um den runden Tiſch ſitzende Dr. Aleris Schmidt die Leitartikel der Spener'ſchen geſchrieben hatte. Der Genannte iſt ein Mann vom reichſten Wiſſen, Publiciſt von außerordentlicher Gewandtheit, ſowol in ruhiger, leidenſchaftsloſer Rede, wie in wohlſtyliſirter, an feinen Wendungen reicher Schreibart. Aber im Auswärtigen Amte, da wo es diplomatiſche Noten zu entwerfen gilt, wo man Actenſtücke für ein Blaubuch ſammelt, wo ein „dürfte", ein „möchte", ein „könnte wol" die Erwartung mindert, die Abſicht verſchleiert, das Mögliche als unwahrſcheinlich, das Unwahrſcheinliche als doch vielleicht zu beherzigen hinzuſtellen erlaubt, da würde dieſe ſeine Feder an ihrem Platze geweſen ſein. Ein Zeitungs-Leitartikel aber, der nur betrachtet, nur reſumirt, zuletzt in den entſcheidenden Fragen

immer auf die Seite der conservativen Parthei fällt, ist die absolute Langeweile und muß eine Zeitung ruiniren. Damals unter den getrüffelten Salmis, unter den Ragoûts aux champignons, den Torten à la crême herrschte Frohsinn und jene behagliche Berliner Lust am Geschehenen oder Werdenden, für welche Varnhagen von Ense in seinen Niederschriften, namentlich in seinem Verkehr mit Humboldt, den Ausdruck gefunden hat. Man wäscht da mit angeregtem Freimuth allen möglichen Verstocktheiten, und selbst als königlicher Bibliothekar, den Pelz, macht ihn aber nicht naß.

Unter den Rosen des luculliſchen Mahls, welchem einige illustre Namen beiwohnten, lag eine böse Curtiusspalte verborgen, die viel Geld und Aerger verschlang. Die Tochter des freundlichen Wirths am sogenannten Gießhause hatte einen Offizier in Potsdam geheirathet, und das Grundübel fast aller alten Zeitungen, Familien-Fideicommisse zu sein zur Exploitation für Erblasser und Erben, drohte auch hier hereinzubrechen und ist denn auch zuletzt zerstörend hereingebrochen. Einschränkung folgte auf Einschränkung. Das Zusammendrängen der Artikel, um Papier und Satz zu ersparen, sank bis zum Kümmerlichen. Man beschnitt nach allen Richtungen hin und tilgte vollständig den Eindruck, den eine Zeitung ersten Ranges machen muß, den Eindruck, daß sie aus dem Vollen schöpft.

Ich würde unnützerweise die Zahl meiner Feinde vermehren, wollte ich Beispiele dafür anführen, wie gerade Berlins politische Journalistik mit einigen Ausnahmen darunter leidet, daß von einem Blatt eine einzelne Person oder eine Familie oder wol gar eine Verzweigung derselben existiren will. Die Geschichte des „Onkel Spener" ist ein warnendes Beispiel! Denn an den Leitartikeln des Dr. Schmidt und an Rötscher's zwar einseitigen, aber immer geistvollen Kritiken ist sie nicht zu Grunde gegangen.

Die Times mag in der Lage sein, daß die Familie Walter von ihr fürstlich lebt. Aber schon die Familie Bertin vom Journal des Débats hat den Gewinn, den sie von ihrem Journal zog, viele Jahre hindurch nie in der Rente gesucht, die das noch heute achtbar dastehende, ehemals gebietende Blatt

abwarf, ſondern nur in dem moraliſchen Einfluß, den die Familie mit dem Blatte gewann, in der Befriedigung ihres Ehrgeizes, ihrer politiſchen Ueberzeugungstreue.

Unſere Zeitgenoſſen.

An den Herausgeber einer Galerie vormärzlicher Berühmtheiten.

1840.

Wo wollen Sie, mein verehrter Freund, all' die berühmten Menſchen, denen Sie ein ſo großartiges Unternehmen, wie Sie projectiren, zu widmen gedenken, herbekommen? Berühmte wohl! Aber verdienſtliche? Im neunzehnten Jahrhundert hat ſich der Kreis von Gegenſtänden, die man verehrt, von Gewohnheiten, die man mitmacht, von gewiſſen „Vorurtheilen", die man ehedem Moral, Religion, Tugend nannte, ganz außerordentlich verengert. Das neunzehnte Jahrhundert, die Cigarre im Munde, den Mackintoſh über die Schultern gezogen, den Hut auf dem Kopfe, hat ſich für ſouverain erklärt. Ueber Bord hat es eine Menge läſtiger Gewohnheiten geworfen, von denen unſere Enkel ſchon nicht mehr werden begreifen können, wie ihre Großeltern in ihnen konnten auferzogen werden. Das neunzehnte Jahrhundert ſagt nicht mehr: Zur Geneſung! wenn man nieſt. Es hat die Tiſchgebete abgeſchafft, den Abendſegen, es hat für den Händedruck die Viſitenkarte erfunden, das neunzehnte Jahrhundert, dies klare, durchſichtige, wie Januarluft ſchneidende Jahrhundert hat aufgehört, ſich noch für irgend etwas zu „echauffiren" (ſonſt nannte man dies Echauffement Schwärmerei), für irgend etwas, ausgenommen Geld, Geld und Ruhm.

Geld und Ruhm! Man kann darüber ſtreiten, was in unſerm Jahrhundert höher ſteht. Die reichen Leute ſchmachten darnach, ausgezeichnet zu werden, und Die, welche ausgezeichnet ſind, ſeufzen nicht ſelten über ihre Armuth. In Meyerbeer war es nicht ſein Genie, ſondern ſeine ſichere

Rente, die ihn ausrufen ließ: Gold iſt nur Chimäre! Und wer nennt uns die Zahl jener Chimären, die uns heute noch berühmt machen und die wir morgen preisgeben, verrathen ſogar, wenn wir dagegen Gold eingewechſelt bekommen! Geld und Ruhm! Die beiden Pole unſerer Erdkugel! Sonſt im Zeitalter der Sokrates, Chriſtus, im Zeitalter der Philoſophen und Märtyrer, hießen ſie: Glück und Weisheit; irdiſches Glück, das nicht Alles beſitzen, ſondern nur Alles heiter genießen mochte, und Weisheit, himmliſche Weisheit, die den Erdenfreuden entſagt und ohne Glück, ohne Ruhm ihre Befriedigung, ihren Stolz in ſich ſelbſt findet. Die Glücklichen nahmen oft mit der Natur fürlieb, mit dem Gold der Abendſonne, mit dem Silber des Mondes, und die Weiſen lebten in Verborgenheit, auf dem Dreibein eines Schuſters, in der Niederlauſitz, wie Jakob Böhme.

Die Freude und die Weisheit iſt verdrängt vom Geld und dem Ruhm. Die Freude, die nicht theuer erkauft wurde, ſcheint uns gering, und die Weisheit, die nicht mit Ehre bekleidet wird, genügt ſich ſchon ſelbſt nicht mehr. Die Wahrheit bedarf des Ruhmes, um geglaubt zu werden. Will ſie überzeugen, ſo nützt ihr weder ihre Folgerichtigkeit, noch ihre himmliſche Abkunft, wenn ſie dieſe beweiſen könnte; ihr nützt nur Eines, ſie muß in die Mode kommen. Als Schelling, ein großer Weltweiſer, ſchon im Jahre 1817 auf jenen ſchwindelnden Höhepunkt von Ehre und Auszeichnung berufen werden ſollte, den er jetzt in Berlin einnimmt, ſo machte er*) nicht etwa die Bedingung der Lehrfreiheit oder eines guten Hörſaales oder ſonſtiger Forderungen, die im Intereſſe ſeines Dranges nach Wahrheit und Verbreitung derſelben lagen, ſondern er verlangte den großartigen Titel eines Kanzlers und für ſeine Bruſt die Auszeichnung des rothen Adlerordens. Der rothe Adlerorden iſt der Unterſchied des neunzehnten Jahrhunderts vom Zeitalter des Sokrates, ja vielleicht ſelbſt noch von dieſem guten, beſcheidenen und der Wahrheit ſo ſchwärmeriſch ergebenen Jahrhundert, in welchem Leſſing und Rouſſeau lebten.

*) Siehe Doroſ: Erlebtes, Th. I. S. 186.

Dieſe merkwürdige Zeit! Welch ein Talent ſie hat, alle Gegenſätze zu löſen! Sind das Gold und der Ruhm noch Gegenſätze? Hat Der, der die Fülle des einen hat, nicht auch die Fülle des andern? Tauſcht James von Rothſchild mit Franz Liſzt? Ich meine nicht in Rückſicht des Geldes, nein, ich meine in Rückſicht des Ruhmes. Iſt James von Rothſchild nicht berühmt? Berühmt als Virtuoſe, als Genie in der Kunſt, etwas zu erwerben und vorzuſtellen? Kann James von Rothſchild ſo leicht verdunkelt werden, wie ein Künſtler, der morgen in Vergeſſenheit geräth, weil er entweder ſelbſt ermüdet oder das Publikum in ſeiner Bewunderung ermüdet oder weil er von einem neuen Künſtler überflügelt wird? Geld iſt Ruhm und Ruhm iſt Geld; denn Ruhm iſt ja nicht Verdienſt. Verdienſt? Blicke nieder, du ruhmgekrönter Held des Tages! Verdienſt? Das Verdienſt iſt arm und wohnt in niedern Hütten, das Verdienſt iſt nicht der Ruhm. Um berühmt zu werden, du armes Verdienſt, muß ein Wunder geſchehen. Da muß in einem Augenblick, wo der Dichter, der Künſtler, der Gelehrte ſorgenſchwer in einer dunkeln Manſarde ſitzt, das Haupt in die dürre Hand geſtützt, die kahle Wand vor ſeinen müden Augen ſich öffnen; eine magiſche Helle muß zaubervoll ſich ausgießen und ein Weib im Lichtgewand muß hereinſchweben, mit einem goldenen Stabe deine Stirn berühren, mit ihrem Arm dich umfangen und über die Dächer des gemeinen Erdenlaufes hinweg dich tragen in einen Feenpalaſt, gerade wie du als Kind geträumt haſt von Prinzeſſinnen, die einſt noch mit dir ſpielen und dich lieben würden! Sei dies Wunder die Gunſt des Zufalls oder ſonſt ein Geſchenk des Himmels, genug, es iſt der Ruhm! Und nicht vom Verdienſt, vom Ruhm war hier die Rede, vom Ruhm, der „Arm in Arm" mit der Börſe „das Jahrhundert in die Schranken ruft".

Das Jahrhundert iſt ſtörriſch. Es ſtellt ſich nicht auf drei oder vier Stichwörter, die ſein Weſen ausdrücken ſollen. Geld — das Geld iſt leicht begriffen. Aber der Ruhm — der Ruhm des neunzehnten Jahrhunderts iſt nicht ſo leicht begriffen. Iſt dies Laufen und Rennen, das wir überall um uns erblicken, dieſe Haſt, der Maſſe zuvorzukommen und durch

irgend ein rothes Läppchen unter ihr ausgezeichnet und kenntlich gemacht zu werden, zu vergleichen jenen Schaaren, die einst nach den Olympischen Spielen wanderten? Wollen sie alle mit Fichten- und Lorbeerkränzen heimkehren und erschöpft ihren Müttern in die Arme sinken, ihren Müttern, denen das Entzücken die Stimme versagt und die nur noch in Freudenthränen reden können? Nein, der Ruhm hat einen Stiefbruder, wie Alexander der Große, der Persepolis anzündete, den Stiefbruder Herostrat hatte, der sich durch den Tempelbrand von Ephesus verewigen wollte. So mancher Ruhm von heute, untersuche Einer seine Geschlechtsregister, wie viele Bastarde, wie wenig echte Söhne! Ephesus, kein Persepolis. Mehr als je hat gerade jetzt der Ruhm seine Caricaturen. Zahllos ist die Menge Derer, die es nur ihrer zufälligen Stellung verdanken, daß sie genannt werden. Die Geschichte warf ihre glänzendsten Thatsachen deshalb nur auf ihre Schultern, weil sie durch Geburt und Zufall in der Nähe standen. Sie drücken mit ihrem Namen Verhältnisse, Umstände, ja die Mühen und Sorgen anderer Menschen aus, und wo ist das Auge, das in einem solchen Conglomerat von Ruhm noch unterscheiden kann, was freie oder unfreie Schöpfung, was an ihren Medaillen Gold oder Kupfer ist? Erst in den untersten Schichten, in denen, die schon an die Galeeren streifen, läßt sich oft erst vollkommen unterscheiden, was Herostraten- und was Alexander-Ruhm ist; erst da, wo man, um sich einen Namen zu machen, ungeladene Pistolen auf gekrönte Häupter abschießt und auf das Pantheon oder Bedlam speculirt, gleichviel, wenn man nur genannt wird.

Man streitet sich über den Gegensatz von Glauben und Wissen, von Vernunft und Religion. Welche Götter stehen aber fest und haben überall ihre Tempel? Der Mammon und der Genius. Cultus des Ruhmes, Cultus des Mammon, giebt es eine Religion, die allgemeiner wäre? Jener Capitalist, der einem spottsüchtigen Advocaten eine Satyre auf das Staatspapierwesen mit dem ernstgemeinten Ausruf unterbrach: „Mein Herr, ist Ihnen denn nichts heilig?!“ und jener Engländer, der sich anbot, Madame Larfargue zu heirathen, sind es nicht die wahren Priester unserer Zeit?

Vielleicht findet man die Kirchen leer, aber nicht die Schwelle eines Ladens, von dem es bekannt geworden, daß die Taglioni sich darin einen Shawl umtauscht, den man ihr vielleicht gestern geschenkt hat. Demoiselle Rachel reist, um sich in den idyllischen Eindrücken der Schweiz von den Leidenschaften ihres tragischen Repertoires zu erholen; das neunzehnte Jahrhundert läßt sie aber nicht ruhig reisen, nicht ruhig essen, nicht ruhig schlafen. Das neunzehnte Jahrhundert verfolgt sie mit Besuchen, mit Ständchen, allen musikalischen und optischen Instrumenten der Welt. Man wird sie verfolgen bis auf die Gletscher, zu Wasser, zu Land, in ihr Studirzimmer, ihre Garderobe sogar. Allein, ganz allein, einsam, wird sie nur sein können — auf der Bühne, vor den Lampen, im Moment ihrer Inspiration, vor einem schweigenden Tausend von Zuhörern.

Diesem merkwürdigen und einzig dastehenden Cultus des Ruhmes ist also das Werk gewidmet, welches diese Bemerkungen einleiten sollen? Eine Galerie der Zeitgenossen? Ein Museum, eine Halle des Ruhmes, eine Walhalla der Gegenwart? Diese vorangehenden Bemerkungen bitte ich dann zu vergleichen mit jenen Kleinigkeiten, die man mit dem ersten Grundstein großer Gebäude zu vergraben pflegt. Man wirft Medaillen, Münzen, Kalender, Verfassungsurkunden (wo es deren giebt) und ähnliche kleine flüchtige Erinnerungen an die laufende Tagesgeschichte mit in das Fundament. Was sollten wir in diese Ruhmeshalle, wo Alexander- und Herostratenruhm nebeneinander gehen müssen, in dies Museum des wahren Verdienstes und jenes Verdienstes, das der Denker beanstanden kann, das aber Famas Gunst vergrößert und den Besitzer desselben zum Zeitgenossen gestempelt hat, was sollten wir unter den Grundstein dieses Gebäudes legen? Könnte man ihn bildlich ausdrücken, so würden wir sagen, den Volksgeist unserer Epoche, der sich im Geist der Personen wiederspiegelt, den Geist der Masse, der die hervorragenden Charaktere auf seinen Schultern trägt, den Geist des Jahrhunderts selbst, der die Grundlage und Bedingung jedes jener Verdienste ist, wodurch man allein sich heute zum Zeitgenossen emporschwingen kann.

Das ist wol die Aufgabe, durch ihre hervorragenden Cha-

raktere die Zeit selbst zu schildern! Der Wassertropfe soll und kann den ganzen Himmel spiegeln. Die Zeitgenossen sind die Träger der Periode, ihre Schlußsteine sind die Zeit selbst. Dem Versuch, den man in unserer Zeit gemacht hat, die Weltgeschichte in Biographieen*) zu schildern, liegt die richtige Ueberzeugung zum Grunde von jenem Zusammenhange, der aus dem Leben der Zeitgenossen die Zeit selbst erkennen läßt. Man schildere die Menschen und man wird ihre Epoche geschildert haben.

In den ältesten Zeiten der Geschichte, im Alterthum jedes Volkes sehen wir keine Geschichte, sondern nur Biographie; die Biographie ist älter als die Geschichte. Das, was vielleicht einem Stamm, einem Volke geschehen ist, das, was Tausende erlebt haben, das endlich, was in hundertjährigen Zwischenräumen zeitlich auseinander liegt, alles drängt die Sage auf einen einzigen Menschen zusammen. Kadmos, der aus Phönizien die Buchstabenschrift gebracht und Theben gegründet haben soll, hat nicht gelebt. Er ist der Träger, der persönliche Ausdruck einer Epoche, wo die ersten Keime der Gesittung sproßten, wie der Name des Hercules jene Zeit bezeichnet, wo sich die Menschen allmälig von der Herrschaft der Erde, vom Gethier des Urschlammes befreiten. So Danaos, so Teut. Die mythische Biographie ging der Geschichte voraus. Und man kann sagen, daß dieses Aufgehen der Geschichte in die Biographie fast durch das ganze Alterthum, jedenfalls so lange dauerte, als die großen Männer Roms und Griechenlands im Volksgeiste lebten, vom Geist des Staates, dem sie angehörten, tief durchdrungen blieben und sich nicht erhoben über die Bildung der Allgemeinheit. Die Befreiung der Personen von den Zuständen, der Individuen vom Geist der Masse fällt bei den Griechen in die Blüthezeit der Philosophie, bei den Römern in die Blüthezeit ihrer Feldherrntalente. Weil sie mit dem Allgemeinen zerfielen, starben Sokrates, Julius Cäsar und auf einem für uns heiligern Gebiete Christus.

---

*) K. W. Böttiger, Die Weltgeschichte in Biographieen. Acht Bände. Berlin bei Duncker und Humblot. 1838—43.

In allen Zeiten, die zu irgend bedeutenden Erscheinungen reifen, kämpft der Volksgeist gegen die hervorragenden Charaktere. Wird die Bildung allgemeiner, so ist ihr erstes Geschäft, zu nivelliren. Das Volk vergöttert seine Helden, so lange sie der Ausdruck seiner eigenen Wünsche, Bedürfnisse, Leidenschaften sind. Wer sich aber frei macht von dieser Abhängigkeit, verscherzt seine Gunst. Heute ein Triumphzug, morgen eingeworfene Fenster.

Das Mittelalter ist fast ganz auf Persönlichkeiten begründet, und es ist dies einer der Reize der romantischen Epoche. Nachdem die Gährungen der neuen Staatenbildungen, die Wanderungen der Völker und die blutigen Kämpfe um die Verbreitung der Christuslehre aufgehört hatten, trat eine Stille ein, die der historischen Charakterentwicklung von Nutzen war. Vorher, im Chaos der ringenden Volksgeister, waren die Alboin, die Attila, die Theoderich, fast wie Danaos, Kadmos, Teut, Collectivgrößen, Abkürzungen für ihre Völker, Sammelnamen für das Allgemeine. Nachher aber fand sich Raum zur freien Selbstbestimmung in der Staatenlenkung, in der Kunst, in der Wissenschaft. Der Volksgeist schlummerte, betäubt vom Duft der Muttergottesreligion, eingewiegt in jene ahnenden, dämmernden Zustände, die man das romantische Zeitalter nennt. Angemessen dem abenteuerlichen Charakter jener Jahrhunderte entwickelten sich die damaligen „Zeitgenossen" oft wie wunderbare Gedichte; ihr Leben war nicht bestimmt von eigener Wahl und Führung, sondern von den oft neckenden Einfällen der Fee Aventüre, die damals die Schicksale der Menschen mit bizarren und phantastischen Arabesken umzeichnete. Abenteuerlich waren die Kreuzzüge, abenteuerlich die Kämpfe mit der Hierarchie, abenteuerlich war sogar der Uebergang in die neue Epoche; denn Fee Aventüre saß am Schnabel jenes Schiffes, das den Genueser Columbus nach Amerika führte, Fee Aventüre ließ einen vorwitzigen Mönch in seinem einsamen Laboratorium das Pulver erfinden, Fee Aventüre spielte allmälig den Holzschneidern das so kinderleicht scheinende Geheimniß der Buchdruckerkunst in die Hände. Mit diesen Erfindungen, mit der Reformation hörte die Herrschaft der Einzelnen wieder auf.

Die Masse ergriff die Herrschaft und krönte nur die Helden des Volksgeistes.

Die Biographie Luther's ist die Geschichte der Reformation. Der einzelne Mensch sammelte hier in der Sonne seines Ruhmes die Strahlen des Jahrhunderts. Calvin, Melanchthon, Karl V., Philipp II., Alle bezeichnen die einzelnen Brechungen dieser Strahlen, die Streif- und Schlaglichter der Zeiten selbst. Dann wurde es wieder still; die Völker, erschöpft, beruhigten sich mit dem, was sie einmal errungen hatten, und zum letzten Male konnten es die großen Männer wagen, sich zu isoliren, eigene Wege zu gehen, die Massen zu überspringen, in ihren Studirzimmern sogar im siebzehnten Jahrhundert Gott zu leugnen, ohne gesteinigt zu werden, kometenartig durch die Welt zu ziehen und da und dort das Ueberlieferte zu versengen und zu verbrennen; sie konnten als Staatsmänner die Völker gegen alle natürlichen Bedingungen ihrer Lage in die wunderlichen politischen Combinationen verwickeln, als Männer der Kunst und Wissenschaft sich von ihren Umgebungen gänzlich lostrennen und sich, affectirt genug, in die Zeiten Roms und Griechenlands versetzen; kurz, die freieste Charakterentwicklung wurde möglich, weil der Volksgeist schlummerte. Die drei letzten Jahrhunderte sind die Brütezeit intelligenter Köpfe. Mehr als je ist die politische Geschichte hier von der Geschichte der Cultur getrennt. Einzelne Genien schwangen sich auf die schwindelndsten Höhen der Philosophie und schufen sich für ihre Fortdauer eine aparte Unsterblichkeit, die von dem überlieferten Himmel der Masse entlegen ist. Das dauerte so fort, bis die letzte Reaction des Massengeistes eintrat, eine Reaction, in deren voller Kraft und Gährung wir jetzt leben. Nicht die französische Revolution hatte diese dritte große Entfaltung des Massengeistes geweckt, sondern mit ihr im Vereine theils die gereifte Volksintelligenz selbst, theils die riesenkräftigen Verbündeten dieser Intelligenz, der Dampf und die Eisenbahnen.

Wenn in Zeiten, wo der Volksgeist schlummert, die Biographie die Geschichte macht, macht in Zeiten, wie die unserigen, die Geschichte die Biographie. Den Einzelnen erzieht

Ein wenig Mitleid, manche gute Lehre,
Ein Seufzer hier, ein Achſelzucken dort,
Mehr fand der Scheiternde am Ufer nicht.

Judith.

Nicht meine Mutter, Vater?

Manaſſe.

Deine Mutter!
Geſegnet ſei ihr Angedenken! Ja!
Sie gab mir Muth zu neuer Thätigkeit.
Sie ſah noch einmal unſre Sonne lächeln —
Sie ſtarb im Glück — erſchöpft von jener Kraft,
Die künſtlich ſie der Welt zur Schau getragen.
Der kalten Welt! Ha, dies Gefühl des Elends,
Daß man allein nur ſich vertrauen darf,
Daß Keiner für uns in die Schranken tritt,
Daß wir nur ſelbſt, ein Weib, ein Kind vielleicht
Die Schmiede unſres Glückes ſind — o ſieh!
Da hab' ich mir mein Leben in den Bann
Des eigenen Behagens eingepfercht
Und leide bitter, wenn mir ſo die Welt,
Die wirkliche, ans ſtille Fenſter pocht.

Simon (meldet).

De Silva ſchickt und meldet, daß er käme —
Im Augenblick ſchon dürft Ihr ihn erwarten. (ab.)

Judith.

De Silva?

Manaſſe.

Ja! Und Uriel?

die Masse. Die Selbstbestimmung ist beschränkter denn je. Die großen Strömungen reißen uns mit fort und geben uns dann nur eine kurze, minutenkurze Größe, wenn irgend ein Widerstand den Schaum in die Höhe spritzt und wir leicht genug sind, uns oben, auf dem äußersten Wassertropfen, halten zu können. Du willst ein Genie sein im Erfinden; weißt du nicht, daß Tausende mit dir arbeiten, Tausende die Kraft deines Namens durch Capitalien verstärken müssen, ohne die du nichts schaffen kannst? Du willst ein großer Feldherr sein, darfst du es wagen, allein einen Krieg zu beginnen? Du willst ein Staatsmann sein, wie Richelieu, bindet dich der Volksgeist nicht durch Constitutionen? Du willst dem Fluge deiner Phantasie als Künstler folgen, die Masse sitzt zu Gericht über deine Schöpfung und will in ihr nicht dein Ideal, sondern sich selbst wiederfinden.

Historische, intelligente Größe in unserer Zeit! Nichts macht sich mehr so, wie es sich ehedem gemacht hat. Was sonst Begeisterung war, läuft jetzt nicht selten Gefahr, als eine Anweisung auf das Tollhaus zu erscheinen. Wahrhaft große Männer wird Ihre „Galerie der Zeitgenossen" wenig aufzuweisen haben; aber ein Drängen ist da von „Berühmtheiten", „Renommées", „Capacitäten", „Illustrationen", „Notabilitäten", „Specialitäten", mit einem Worte: Zeitgenossen. Sie kennen zu lernen, bunt durcheinander, ist es nicht immer erbaulich, wird es doch belehrend sein.

Man kann auch von einer geographischen Vertheilung der Zeitgenossen sprechen. Die Charaktere Englands werden unter sich eine große Aehnlichkeit und von denen Frankreichs und Südeuropas wieder eine merkliche Verschiedenheit haben. In Südeuropa wird immer mehr das Naturell, im Norden die Intelligenz vorwalten, und die Völker, die in der Mitte liegen, werden im künstlerischen und wissenschaftlichen Bereich immer ausgezeichneter sein, als im rein geschichtlichen.

Man braucht nur Brougham's berühmtes Werk über die Staatsmänner unter Georg III. zu lesen, um bei aller Verschiedenheit der Naturen doch den im Allgemeinen gleichmäßigen Entwicklungsgang der öffentlichen Charaktere Englands vor sich zu haben. Die Erziehung ist fast bei allen die-

selbe, ja die Schule, in welcher sie ihre erste Bildung empfingen, eine und dieselbe. Die classischen Studien bilden die Grundlage ihrer weitern Vervollkommnung und die seit Jahrhunderten vorgezeichnete Partheiung stellt den Einen hier, den Andern dorthin nach längst überlieferten Gesetzen. Innerhalb aber dieser Bahn des Ruhms und Verdienstes schattiren sich auch die Naturen auf das Wunderbarste, aber doch nur leise ab. Die Weltereignisse führen in die heimathlichen Gährungen neue Elemente ein, der trockene, abstracte Parlamentsgeist wird hinausgeführt in's große Leben der Zeit, auf die Schaubühne der Welt, wo sich oft die Rollen unter der Hand vertauschen und Augenblicke, Minuten, Secunden den Jahrhunderten Gesetze vorschreiben. Doch hat bei dieser wunderbaren englischen Nation derselbe Zugwind der freien Natur überall zu den Charakteren Zugang. Reisen erweitern den beschränkten Nebelblick der Heimath, die fernen Colonieen sind Pflanzschulen jener Politik, die auf rein persönlichem Talente beruht und ohne plötzliche Inspirationen, ohne Muth und Entschlossenheit sich nicht halten kann, jener Politik, deren Lehrbuch nach Baco von Verulam das Schweigen heißt. Die Flotte und das Kriegswesen, zwei Institute, denen bei aller Intelligenz des öffentlichen Lebens in England eine gewisse Derbheit, ja Rohheit noch heute sogar innewohnt, erzeugen Charaktere von gewaltthätiger Heftigkeit, die in England, vom Kriegs- oder Flottendienst zurückkehrend, sich wieder dem Advocatengeiste, dem religiösen Sonderwesen, dem häuslichen Pedantismus unterwerfen müssen. In dieser ebenmäßigen Fülle von Freiheit und Gesetz, in dieser Schaukelbewegung zwischen Erlaubtem und Verbotenem — welch' ein Terrain für die Entwicklung der mannigfachsten, originellsten Charaktere!

In Südeuropa dagegen, in Asien, in Südamerika geht der Weg zum Ruhme entgegengesetzt. Eine vorgezeichnete Bahn, die der Engländer wenigstens in seiner Jugend durchmachen und im Alter respectiren muß, findet sich hier nicht. Der Zufall giebt den Anstoß; Umstände, Verhältnisse krönen die harmlosesten Bestrebungen mit ungeahnten Erfolgen. Spanische Heerführer schwingen sich von der Trift empor,

auf welcher sie Schafe geweidet hatten, Großveziere sind Verschnittene, auf welche die Gunst eines Sultans fiel beim Spazierengehen, beim zufälligen Zusammentreffen in den Gärten des Serails, wo eine gute Antwort, eine überreichte seltene Frucht oder ein der Sultanin dargebrachter Blumenselam über ein ganzes Leben, das Leben eines Staates entscheidet. Mehemed Ali, der Sohn eines Polizeicommissairs! Die Helden Südamerikas, die Gegner eines Bolivar, die Nebenbuhler eines Santanna lebten vielleicht gestern noch in der grünen Pampaswüste als Pferde- oder Büffeljäger oder eine geschickte Revolution spielte dem jungen unternehmenden Sergeanten statt des Spontons den Feldherrnstab in die Hand. Im Süden sind die großen Männer noch Gegenstände der Poesie; ihr Leben sind Dramen, Heldengedichte. Wer ist poetischer als der Typus dieser südlichen Weltgröße, der Corse Napoleon?

In der gemäßigten Mittelzone dagegen, wo der Massengeist zu so großer Intelligenz gereift ist, bleibt die historische Charakterentwicklung am schwierigsten. Zufall und Nothwendigkeit, als Befruchtungskeime, sind hier nicht gegeneinander ausgeglichen. Gesetzliche Schranken sind da wie in England, aber es sind mechanische, nicht lebenerzeugende, organische. Diese Schranken kann der Einzelne nicht durchbrechen. Der Despotismus mag dem Süden angehören, auch den südlichen Republiken, aber in der Mittelzone ist die Herrschaft vielfach vertheilt, verzweigt, garantirt sogar durch den Willen der Gehorchenden. Wo sollen sich da noch große Charaktere entfalten? In England ist der große Mann ein Mitglied der Opposition, im Süden ein Hirt, im mittlern Europa in der Regel ein Monarch, ein Minister, ein Gelehrter. Die Schmeichelei nach Oben und die Unduldsamkeit des emancipirten Volksgeistes gegen den Nebenmann läßt niemand anders über das Niveau hinaus, als wer eine Krone oder einen Hut mit Tressen trägt. So flüchten sich bei uns die Charaktere in die Kunst und Wissenschaft. Die Wissenschaft im mittlern Europa unterscheidet sich von der in England und im südlichen Europa. Der Professor in Oxford lehrt jahrein jahraus dieselbe Theologie: die Theologie bleibt Jahrhunderte

lang dieſelbe; der Profeſſor in Pavia macht ſeine Experimente und nichts hindert ihn, wenn dieſe Experimente übereinſtimmen, den Profeſſor in Salamanca ſeinen Collegen zu nennen. Bei uns iſt das anders. Bei uns verarbeiten zwei Menſchen, die in einem und demſelben Hauſe wohnen, ein und daſſelbe Material und ſind dabei köpflings entgegengeſetzt. Die Charakterentwicklung z. B. in Deutſchland macht ſich meiſt auf die grellſte Art in der Wiſſenſchaft geltend. Heinrich Leo verarbeitet mit Friedrich von Raumer daſſelbe hiſtoriſche, wiſſenſchaftliche Material und auf ihren Kathedern mögen ſie ſich entgegenſtehen wie Pitt und Fox. Hätte nicht jetzt Frankreich ein politiſches Volksleben bekommen, dieſe Erſcheinung würde ſich auch dort wiederholen. Wo Staat und Kirche nicht frei ſind, iſt die Schule zügellos. Dieſe Erſcheinung, an und für ſich beklagenswerth genug, wird intereſſant in einer Galerie der Zeitgenoſſen, der man vielleicht geſonnen iſt, neben den Bildniſſen der im Staat ausgezeichneten Fremden auch eben ſo viel Einheimiſche einzuverleiben., die nur groß in ihrer Kunſt und Wiſſenſchaft ſind.

Zwar unbetheiligt an der Ausführung Ihres Unternehmens, glaube ich doch, die zahlreichen Schwierigkeiten, auf welche es ſtoßen muß, würdigen zu können. Seiner Natur nach iſt ein Werk dieſer Art periodiſch. Seiner Natur nach hat es keinen Anfang, kein Ende. Es iſt ein verdichteter Auszug aus der laufenden Geſchichte, die Vorarbeit zu einem abgeſchloſſenen Ganzen, wie daſſelbe erſt die Folgezeit liefern kann. Die Biographieen, die Lebensumriſſe, die in Ihrem Unternehmen werden aneinandergereiht werden, können bei aller Gewiſſenhaftigkeit, deren ſich Herausgeber und Mitarbeiter zu befleißigen gedenken, doch immer nur eine bedingte Wahrheit anſprechen. Das Weltgericht iſt die Weltgeſchichte, aber das Gericht derjenigen Geſchichte, welche in Ihrem Buche erſcheinen muß, kann zur Zeit nur noch die öffentliche Meinung ſein. Und wen hätte ſie nicht ſchon irre geführt, dieſe trügeriſche Richterin, dieſe Themis, die nicht blos ihre Augen verbunden, ſondern Augen hat, die oft wirklich blind ſind? Ein Endurtheil über die hier aufgeführten Charaktere wolle man nie erwarten. Dieſe Charaktere leben mit uns,

unter uns. Ihr eigenes Leben liegt noch unabgeschlossen da, das Buch ihrer Geschichte hat noch Hunderte von leeren Blättern. Wer verbürgt uns, mit welchen Thaten sie noch werden beschrieben werden, mit welchen Hochherzigkeiten und mit welchen Niedrigkeiten, welchen Aufopferungen und mit welchen Inconsequenzen! Wer giebt sich dem Jahrhundert so, wie er ist? Und selbst der Ehrlichste, wer ist fertig, wer steht auf der Höhe jenes Ziels, auf der Höhe jenes Ideals, wonach wir ihn jetzt mit allen Kräften ringen sehen? Und wie trübe sind oft die Quellen, aus denen der Biograph schöpfen muß! Die Geschichte erzählt die Begebenheiten, aber den innern Pragmatismus derselben herzustellen überläßt sie dem Forscher. Bietet uns sogar die schon abgeschlossene Geschichte ein Labyrinth noch nicht gelöster Räthsel, wie dunkel erst die Gegenwart, wo jeder Lebende, so lange nur noch irgend eine Kraft in ihm ist, sich gegen das abschließende Urtheil anstemmt, die öffentliche Meinung durch die Eingebung seiner Eitelkeit oder die Furcht vor seinem Gewissen verwirrt, Geld, Auszeichnungen und Gegendienste ausstreut, um nur in dem Lichte zu erscheinen, das ihm das günstigste ist! Man kann versichert sein, daß die Mitarbeiter Ihres Werkes überall da, wo ihnen über berühmte Namen Mittheilungen zu Gebote standen, die sie von diesen selbst empfingen, stets auf das gewissenhafteste ausgeschieden haben, was sie in ihrer Verantwortlichkeit als Historiker nicht vertreten konnten.

Ist nun also auch die Natur Ihres Unternehmens eine solche, daß das, was heute in ihm behauptet wird, morgen schon wieder durch irgend eine Thatsache in Abrede gestellt werden kann, so wird es darum doch nicht minder ein Spiegel der Zeit sein, ein Unternehmen von sittlicher Bedeutung. Beispiele des Erhabenen und Denkwürdigen aufstellend, muß es die Nacheiferung der Guten und Edlen wecken. In dem Wirrwarr der Partheiung, in dem Strudel des Zeitgeistes ist hier eine sichere Fährte, ein Trost sogar und eine Beruhigung gegeben. Ein solches Buch wird verrathen, daß das Jahrhundert seine Resultate hat. Sind es nicht Schöpfungen von allumfassender, allbeglückender Größe, so ist Eines immer erwiesen, die Größe des menschlichen Geistes, das ewige

Ringen nach Vollendung, der Drang des Geistes, seine irdische Hülle zu sprengen und die Kraft seiner Fittiche in reinern Regionen zu üben. Wir werden in Ihrem Buche Menschen begegnen, die wir zwar nur bewundern können aber sicher auch solchen, die wir lieben müssen. Einige von diesen Bildnissen großer Männer werden beschlagen sein von dem leisesten Anhauch unseres Mundes, andere werden nicht erblinden, immer rein und fleckenlos bleiben, preiswürdige und edle Charaktere, solche, um die sich die Jahrhunderte beneiden.

Geflügelte Worte aus dem Leben.

1873.

Leben heißt — Nichtreflectiren über das Leben!

Den Tag pflücken, wie Horaz sagt, pflücken, wie der Tag am „feurigen Busch" des Himmels erblüht; im Strome dahingleiten, ohne an Ruder und Steuer zu denken; im Neuen Jahres-Kalender nichts anstreichen, als nur die Geburtstage seiner Lieben: das sollte unsere ganze Lebenskunst sein —! Freilich verliert diese Kunst, wie jede Kunst, ihren Werth, wenn sie nicht Natur ist. Das Leben reißt uns aus Kunst und Natur heraus. Wo die Pflichten anfangen, beginnt auch die Sorge um den morgenden Tag. Das glückliche Heute genießt nur die Jugend. Jung muß man sein, mit allen Poren der Seele noch den Eindrücken der Welt offen stehen, unbewußt handeln, unbewußt schaffen, dann lebt man das Leben und „der Kampf um's Dasein" ist ein fröhlicher Kampf.

„Geflügelte Worte!" In meiner Jugend hatte ich um mich her geflügelte Worte genug. Sie kamen von der Lippe der Weisheit, des Rathes, sogar von der Lippe manches Unsterblichen. Aber die Worte hatten — Flügel. Sie entflatterten, wie die geflügelten Worte, die uns einst Vater und

Mutter gesprochen. „Geflügelte Worte", eine Bezeichnung, die Homer aller menschlichen Rede gegeben hat, sollen jetzt besonders hervorgehobene, besonders hervorragende, vorzugsweise im Gedächtniß der Zeitgenossen und der Nachwelt behaltene Aussprüche sein. Ob diese Worte in den Reim gekleidet waren oder in ungebundene Form, oder ob sie nur aus einer schlagenden Anekdote entnommen wurden: „Geflügelte Worte" sollen von Munde zu Munde gehen und fast zum Sprichwort geworden sein. „Geben Sie Gedankenfreiheit!" ist Posa's „geflügeltes Wort", das man auch beim Whistspiel einem neugierigen Einblicker in unsere Karten zurufen kann. Die „geflügelten Worte" können so zum Gemeinplatz werden, daß jene Berliner Dame, die zum ersten Mal den Don Carlos sah, gewissermaßen zu entschuldigen ist, wenn sie nicht begreifen konnte, wie ein so hoher Geist wie Schiller sein Drama mit einer so „abgenutzten Redensart", dem „geflügelten Worte": „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber!" beginnen konnte. Ein „geflügeltes Wort" aus dem Leben, das auf einer Anekdote basirt, können wir alle Tage wiederholen, wenn wir unsere Zeitungen lesen: Oxenstierna's Geständniß „Es ist kaum zu glauben, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird."

Aller Jugendunterricht ist auf eine Thatsache unseres Geistes begründet, das rasche Verlernen der Kinder. Vergessen ist Vergegessen. Kinder sollen alle zwei bis drei Stunden Nahrung zu sich nehmen. Das Vergessen gehört zum Erstarken unseres geistigen Organismus. Wir erinnern uns denn auch in der That nur einzelner Lichtmomente oder auch einzelner schwarzer Punkte aus unserer Jugend, aus unserer Jünglingszeit, unserm ersten Mannesalter. Wir müssen oft erstaunend aufhorchen, wie Andere gleichsam besser über uns Buch geführt haben und mehr von unserer Vergangenheit behielten, als wir selbst. Wie es mit den jungen Jahren geht, so geht es auch mit einem Lebensstande, der uns dem Zweck dieser Zeilen näher führen soll, mit dem gleichen Beruf. Der entgegengesetzte Beruf hat für das Behalten z. B. eines vor Jahren geführten Gespräches alle Vortheile der Contrastwirkung für sich. Der Schriftsteller, der

vor einen Polizeiminister, etwa den seligen Rochow, gerufen wird und vertrauliche Warnungen über seinen Freimuth erhält, prägt sich von dem Verfasser des „geflügelten Worts" vom „beschränkten Unterthanenverstand" gewiß jede seiner Aeußerungen auch ohne sofortige Varnhagen'sche Niederschrift ein. Der General, der mit einem Bischof über die Belassung einer Kirche für Altkatholiken verhandelt, der Kaufmann, der bei Knaus ein Gemälde bestellt, die Commerzienräthin, die mit Excellenz Frau Ministerin über eine neue Strumpfsendung an die Missionaire unter den Hottentotten Comité sitzt — aus allen diesen Begegnungen kann man Erinnerungen heimtragen, worunter sich wol zuweilen eine zum „geflügelten Worte aus dem Leben" erhebt. Es spricht sich weiter und weiter, wenn ein österreichischer Aristokrat „den Menschen erst vom Baron anfangen" läßt oder wenn ein anderer auf seinem Ball „keinen bürgerlichen Offizier tanzen" lassen will. Der gleiche Stand dagegen, Dichter mit Dichter, Künstler mit Künstler, Beamter mit Beamter — vergißt im Handumwenden, wie man mit einander verkehrte, was man mit einander gesprochen hat. Man hat eben die Begegnung — gelebt! Man hat sein eigenes Selbst hingegeben, unbewußt und frei, der Andere gab das seinige, die gleichen Berufsarten erzeugten gemeinschaftliche Interessen, die Form des Denkens war beim Einen wie beim Andern dieselbe, Freiheit oder Gebundenheit. Da verfliegt ein Gespräch sogar von einigen Stunden in — Nichts. Ein Zusammenleben von Monaten wird eine einzige wohlige oder trübe dunkle Erinnerung. Von unsern meisten derartigen Begegnungen haben wir nur ein Gesammturtheil, das sich nach Jahren nicht mehr auf seine zureichenden Gründe zurückführen läßt. So habe ich z. B. mit dem tiefsinnigen edlen Nicolaus Lenau flüchtig in Stuttgart, aber doch oft längere Zeit in Baden-Baden verkehrt und die Muße am Kursaal wurde damals noch nicht vom Lorgnettiren nach outrirten Damentoiletten in Anspruch genommen (die einzige auffallende weibliche Erscheinung der 30er Jahre am Kursaal in Baden-Baden war in jeder Saison die von ihrem Mann getrennt lebende Frau Romandichterin Karl Spindler;

sie rauchte Cigarren), aber nicht ein einziges Wort, nicht einen einzigen Gedanken wüßte ich aus unsern ziemlich lebhaft gewesenen Unterhaltungen wiederzugeben. Jahrelang hatte ich einen innigen Freundesverkehr mit Georg Herwegh. Er lebt noch und mag es hier lesen: Von unserm ganzen Meinungsaustausch, Debattiren und Unterhalten weiß ich nichts mehr, als daß er in Paris, angesteckt von den Vorläufern unserer heutigen Sinnentäuschungsphilosophie, Marr, Heß, Ruge, alle Poesie für inopportun erklärte und daß er einige Jahre vorher auf der Höhe des Ruhmes, den ihm seine „Gedichte eines Lebendigen" einbrachten, auf einer Fahrt von Frankfurt nach Rödelheim, nach dem Schweigen fast einer Stunde, gefragt von den Damen, die uns begleiteten, woran er nun seitdem gedacht hätte, die Antwort gab: „Ich suche einen Reim auf Zedlitz" Zedlitz in Wien, der Sänger der „Todtenkränze", hatte dem „Lebendigen" ein geharnischtes Wort in der Allgemeinen Zeitung in's Gesicht geschleudert, Herwegh mußte erwidern und arbeitete im Stillen daran. So oft uns dann in unserm Kreise die im Leben oft so mundträgen Lyriker begegneten und die Größe ihres Namens durch ihr persönliches Benehmen nicht auszufüllen verstanden, hieß es wol von einem stundenlangen Schweigen: „Er sucht einen Reim auf Zedlitz."

Von einzelnen Begegnungen mit Berufsgenossen sind mir von Schlagworten (zu den „geflügelten" rechne ich sie ihrer Apartheit und Kürze wegen) manche in Erinnerung geblieben. Ich will eine kleine Reihe aufführen.

Es war ein schöner Sommernachmittag und vor vielen Jahren. Ich wollte Karl von Holtei besuchen. Der gefeierte Lieder- und Dramendichter hatte bei dem Anfänger, dem um manches Jahr jüngeren Literaturstreber eine Visitenkarte abgegeben. Der Weg führte in idyllische, friedliche Straßen. Da wo jetzt fünf Straßen sich durchkreuzen und ringsum ohrenzerreißende Töne, vom Rollen der Last- und Omnibuswagen hervorgebracht, widerhallen, dicht an der Jannowitzbrücke, die entweder noch nicht existirte oder nur für Geld passirbar war, lag ein Häuschen, bescheiden und klein,

in einen Kohlenhof hineingerückt — die Front in die Holzmarktstraße gehend, der Blick nach hinterwärts auf die Spree. Gewiß gab es mit dem hier wohnenden liebenswürdigen Sänger der Schlesischen Gedichte, dem Dramatiker, der damals noch ganz, wie ein zweiter Wilhelm Meister, dem Theater und speciell den Hoffnungen für ein Berliner Volkstheater hingegeben war, die lebhafteste Unterhaltung. Der literarische Status quo von 1833 bot mehr brennende Fragen des Parnaß, als der von 187[illegible]. Die jungen eigenen Erfahrungen, eben aus Süddeutschland heimgebracht, wurden ausgetauscht gegen die reiferen des um fünfzehn Jahre älteren Dichters der „Lenore" und des „alten Feldherrn". Shakespeare, Goethe, Tieck, Heine, Börne, Immermann, Gubitz und Kriegsrath Müchler, die Dramaturgie Schröder's in Hamburg und die des Commissionsraths Cerf in Berlin, das Wesen einer Kritik, die um der Sache, und einer solchen, die nur um ihrer selbst willen da ist — (Holtei und der Kreis seiner Freunde hatten durch Saphir und dessen Nachfolger die letztere derb empfinden müssen) — da konnte das Gespräch eine Stunde dauern — und doch — ist mir nach Jahren nicht ein Wort, nicht ein Gedanke davon erinnerlich geblieben. Nur eine einzige Aeußerung blieb mir unvergeßlich. Der blaue Spiegel der vor Kähnen und Holzabfällen noch nicht wie unsichtbar gewordenen Spree veranlaßte meine Bemerkung, daß es doch angenehm sein müßte, so die Spree und die Badeanstalten nahe zu haben. „Gründlich gewaschen hat sich der Mensch nur durch ein russisches Bad!" rief der Sänger des Kosciuskoliedes aus. Verflogen sind mir die Aussprüche über die Ideale in Kunst und Literatur, über Goethe und Friedrich Förster, über Raimund und dramatisirte Volksmährchen. Nur wie in Marmor gemeißelt blieb dieser überraschende Beitrag zum: „Erkenne dich selbst!" über der Schwelle des delphischen Orakels: „Gründlich gewaschen hat sich der Mensch nur durch ein russisches Bad!" La Rochefoucauld's Maximen, später dem Erzähler lieber geworden, als manche Werke der Naturphilosophie über die Weltseele, waren mir noch unbekannt. Holtei's Wort aber führte mich in die Mysterien einer neuen Lebensphilosophie ein. Es schien mir

Judith.

Iſt drinnen,
Wie Ihr befohlen, heimlich —

Manaſſe.

Klagſt Du noch,
Du junge Welt, die alte, ewig an?
Steht ſie noch immer Euerm Glück im Wege?
De Silva bleibt Acoſta hold, vermittelt
Die Sühnung mit der Synagoge, ſucht
Jochai's wilde Rache zu beſänft'gen —
Geh! Rufe Uriel —

Judith.

Dank, theurer Vater!
O wüßt' ich irgend eine große That!
Ich ſchäme mich nur immer anzunehmen.

Manaſſe.

Geh! Rufe Deinen Freund!

Judith.

Und gieb Dich nicht
Für kälter aus, als Deine Seele glüht!
Du liebſt den ſchönen Schein der Kunſt; warum
Den ſchöneren des beſten Herzens nicht?

(Ab nach rechts von der Seite.)

Manaſſe

(bitter ihr nachblickend).

„O wüßt' ich irgend eine große That!"

möglich, Knigge's Umgang mit den Menschen mit Brahmanenweisheit vom Ganges in Verbindung zu bringen.

Eine weitere Ausführung des Holtei'schen Ausspruchs gab August Lewald. Jedenfalls konnte man den vor Kurzem Verstorbenen einen originellen Menschen nennen. Geboren in Königsberg in Preußen als Jude, von guter Erziehung und Bildung, im Befreiungskriege durch seine Kenntniß der französischen Sprache in Berührung mit Generalen und Präfecten gekommen, dann Schauspieler, Theaterdirector, getauft, Schriftsteller, lange in Paris und mit Heine befreundet, zuletzt nach einem längeren Ausbeuten seines buchhändlerischen Faiseurtalents durch Stuttgarter Speculanten katholisch geworden und schlimmkatholisch, Wühler und Hasser alles norddeutschen Wesens, wobei — beinahe hätte ich gesagt — wofür ihm König Wilhelm I. von Würtemberg eine Pension zahlte, gehörte August Lewald, ein Vetter unserer Fanny, zu den „letzten Romantikern". Ständig hatte er in früheren Zeiten einen Kreis junger Schriftsteller um sich, die er theils für seine Unternehmungen zu verwenden, richtiger auszunutzen verstand, alle aber wie ein Weiser vom hohen Dreifuß der Erfahrung in praktischer Lebensphilosophie unterrichtete. Gestritten, gezankt wurde täglich, bei Tambosi in München, auf der Silberburg in Stuttgart, am Kurhause in Baden-Baden. Aber wenn ich mich fragen wollte: Was würdest du wagen, mit „Gänsefüßen" als ipsissima verba August Lewald's anzuführen, so würde meine Feder stocken. Für die Authenticität von Aussprüchen wie: „Gehen Sie weg, junger Mann, Schiller war ein ganz ekliger Kerl!" oder: „Kommen Sie mir doch nicht so! In Theatersachen war Goethe ein reiner Esel!" möchte ich am jüngsten Gericht einstehen. Doch muß ich diese „geflügelten Worte", die in unserm Kreise wenig Anklang fanden, (nur in Weimar, an Ort und Stelle, versetzte mich das drastische Dictum über Goethe als Tragaturgen zuweilen in nachdenkliche Stimmung) erst aus dem Gedächtniß heraufbeschwören. Immer aber gegenwärtig, und wie die reine Urweisheit, begleiteten mich durch's Leben diejenigen Lewald'schen Maximen, die von ihm ertheilt wurden, als wäre er Ceremonienmeister am Hofe der Tuilerieen ge-

wesen: „Werden Sie einst dick, so ziehen Sie nie mehr eine weiße Weste an! Sie erscheinen sonst noch dicker!“ Oder: „Ein magerer Mensch muß enge Kleider tragen; einem Corpulenten muß Alles wie am Leibe schlottern.“ Oder: „Selbst an der Tafel eines Königs ißt man kleine Pasteten nicht anders als mit den Fingern, nie mit der Gabel!“

Die Bühnenwelt ist besonders reich an Maximen und treffenden Schlagworten. Die drastischen Redewendungen des alten Friedrich Ludwig Schmidt am Hamburger Stadttheater sind allbekannt. Wenn der würdige Verwalter des „Schröder'schen Erbe“ zur Eröffnung einer Leseprobe und zur Empfehlung eines manchmal auf schwachen Füßen stehenden neuen Stücks mit gemachtem Enthusiasmus sagte: „Zehn Jahre Zuchthaus nähme ich, wenn ich das Stück geschrieben hätte!“ ist ein geflügeltes Wort, das in der Theaterwelt von Munde zu Munde geht. „Wenn ich einen Schauspieler brauche, so schneide ich ihn vom Galgen!“ sagte derselbe, um seine Gleichgültigkeit gegen die Antecedentien eines Schauspielers oder Sängers, den er zu engagiren in der Nothwendigkeit war, auszudrücken. „Sie kochen alle mit Wasser!“ rief er gereizt aus, als man ihm die Leistungen der Wiener und Berliner Hofbühnen rühmen wollte. Eine ganze Gattung von theatralischen Hülfskräften, wie sie leider das Hauptcontingent der Bühne bildet, wurde mir gelegentlich durch zwei Bezeichnungen gegeben, die in der Erinnerung nicht von Ort und Stelle gewichen. Ein im komischen Fach und für Iffland'sche Väter ausgezeichneter Darsteller war Leonhard Meck in Frankfurt am Main. Zufällige Umstände machten ihn zum Director. Ein Charakterspieler war zu engagiren, zu dessen endlichem Erwerb ich ihm nach langem Wählenmüssen gratulirte. „Ein Dutzendknopf!“ sagte er mit dem ihm eigenen sardonischen Lächeln und meinte die obere Probe, die bei Knopfpacketen die inwendig vorhandene Sorte anzeigt. Einer dieser Knöpfe ist wie der andere. Und Karl Seydelmann bezeichnete mir einst einen seiner Nachfolger im Engagement mit dem kurzen,

aber vielsagenden Worte: „Ein Unteroffizier!“ Das strenge Urtheil traf Karl Grunert. Trotz aller schwäbischen Liederkränze, bei denen Grunert Gastrollen im Vorlesen und Declamiren der „Glocke“ zu geben pflegte, wofür man ihn in Schwaben den zweiten Talma nannte, kann versichert werden, daß Grunert immer im Bann des Exercitiums blieb, nur die Tradition fortsetzte, ein guter respectabler Acteur war, doch über die rein theatermäßige Wiedergabe der Charaktere nicht hinausgekommen ist. „Dutzendknopf“ und „Unteroffizier“ —! Kürzeste, einen langen kritischen Sermon ersparende Bezeichnung für eine Gattung von Mimen. Ja man kann, wie jetzt die Dinge an der deutschen Bühne stehen, noch froh sein, daß wenigstens diese Art, die doch nach einem gewissen Modell gesponnen sein muß oder die Regel innehält, noch ab und zu vertreten ist.

Viele Jahre hatte ich die Gewohnheit, wenn ich in Berlin war, der großen Künstlerin Auguste Crelinger meine Aufwartung zu machen. Es lag ein eigenes Gemisch im Wesen dieser berühmten Frau. Erfahrungen, veranlaßt theilweise durch eigene Schuld, Beschämungen sogar, die sie nach ihrem Verhältniß mit dem Grafen Blücher erlitten, hatten ihr Gemüth verbittert. Ihr Herz war von Hause aus nicht so kalt, wie man nach ihrem Spiel hätte glauben sollen. Diese „gemalten Flammen der Leidenschaft“, die nicht immer in wirkliche Gluth übergehen wollten (wie war das auch beim ewigen Raupachspielenmüssen möglich!), schlossen bei ihr das Bedürfniß wahrer Freundschaft und Hingebung nicht aus. Doch mißtraute sie ständig, wählte, zweifelte. Entschied sie sich dann, so war sie nicht immer glücklich in der Wahl. Lange Zeit hatte sie das Bestreben, ihre liebenswürdigen, reichtalentirten Töchter am königlichen Theater zur Geltung zu bringen, ihnen gleiche Rechte mit Charlotte von Hagn zu sichern, ja zuletzt sich sogar noch in eigener Person zu behaupten, den veränderten Geschmacks- und Directionsprincipien gegenüber, als der unselige selige Küstner das ganze königliche Schauspiel der Frau Birchpfeiffer zu Füßen gelegt hatte. In dieser Zeit glich sie einer im Käfig auf und nieder gehenden Löwin. Ihr Haus war wie im Kriegszustande. Jedes

neue Stück, die Austheilung der Rollen erzeugte Aufregungen und Kämpfe. So traf ich sie oft. Nachsichtig und milde war ihr scharfer Verstand für den jungen Bewerber um die Gunst der dramatischen Muse. Sie duldete eine ganze Vorlesung eines Stückes, was der Dünkel und die Spielgeld-Erwerbssucht neuerer Darstellerinnen, die jeden Abend auf der Scene stehen wollen, kaum noch ertrüge. Aber auch hier — eine allgemeine Zusammenfassung vieler von Auguste Crelinger gethanen Aeußerungen könnte ich geben, doch mit sogenannten Gänsefüßen als authentisch richtig nur das einzige mir im Gedächtniß gebliebene Wort: „Jeder tragische Actschluß, der wirksam sein soll, muß im Buchstaben A endigen.“ Die große Tragödin verlangte also Abgänge beim Fallen des Vorhangs wie: „Und meine Macht, ihr sollt sie bald erfahren!“ Oder Hamlet's: „Schnöde Thaten, birgt sie die Erd' auch, müssen sich verrathen.“

Ein anderer Schauspieler, wunderlichster Zusammensetzung, bald mein grimmigster Feind, bald mein hingegebenster Freund, verlangte für den Anfang jedes Stückes „einige gleichgültige Redensarten, die dem Lärm der Zuspätkommenden im Publikum, der ersten Zerstreuung als Ballast hingeworfen werden müßten“. Der Held dürfte dann auch nie, setzte er hinzu, das Stück eröffnen. „Wie könnte er sonst bei einem Gastspiel oder einem Benefiz „empfangen“ werden“?

Doch kehren wir zur Literatur zurück. Worte des Hasses, Worte des Neides, Worte der Anmaßung klingen mir bei meinen literarischen Erinnerungen genug in's Ohr. Man war früher rücksichtsloser, ehrlicher. Man gab sich derbe und gradaus. Diplomatisch vorsichtig giebt sich erst die neue Zeit, wo die Erwerbssucht auch in's Literaturleben eingedrungen ist und große Ausdehnung gewonnen hat. Die Macher, die Faiseurs, die Gründer, meist mittelmäßige mit einiger Routine ausgestattete Köpfe, bald schmeichelnde Schleicher, bald Intriguanten, die dem Bedeutenderen unversehens ein Bein unterschlagen, das sind die, die jetzt die beste Carrière machen. Von mancher literarischen Aufgeblasenheit hätte die Fülle des Stoffs, der „geflügelt“ zu werden verdiente, zu umfangreich werden können. Die reiche Erfahrung an Begegnungen solcher

Art legte sich sogenannte — ana über N. N. und N. N. an, wie wir die köstlichen Galettiana aus Gotha besitzen. Diesen „Faustsack", um mit Goethe zu reden, dessen Welt- und Menschenbeobachtung bekanntlich in einen solchen Sack Alles, was zur Vollendung seines Faust dienen sollte, steckte, schütteln vielleicht einmal „meine Erben" aus. Nehmen wir Unverfänglicheres.

Ein Wort von Adolf Stahr, das beherzigt zu werden verdient, kann mit Gänsefüßen aufgeführt werden, obschon es dreißig Jahre alt ist. Der vielseitig gebildete Kritiker, der in seiner Jugend so mannigfach anregend gewirkt hat, war damals noch nicht in die römische Imperatorenwelt verloren, hatte sich noch nicht verirrt in die Kunstgeschichte, wo ihm so oft die Esoteriker ein „Zurück!" zugerufen haben, noch konnte man bei ihm einen regen Antheil erwarten, den seine so leicht erregte Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, wie sein leicht entzündeter Zorn gegen alles ihm Antipathische an den laufenden Erscheinungen der Literatur nehmen würde. So war denn auch damals Begegnung und Gesprächsaustausch mit ihm umsomehr von den anregendsten Ergebnissen belohnt, als sich zuweilen Karl Stahr, sein zu früh aus dem Leben geschiedener Bruder, hinzugesellte, ein nicht minder durch die Schule der classischen Philologie gegangener scharfer Denker. Aber mit Anführungszeichen, authentisch, mit körperlichem Eide zu bekräftigen sind bei mir aus diesem Verkehr nur einige dem Privatleben angehörende Dicta vorhanden und — das im Rheinischen Hofe, an der damals noch nicht lebensgefährlichen Friedrichs- und Leipzigerstraßenecke gesprochene, bedeutsame Wort: „Willst du einen Toast ausbringen, so kannst du dich ruhig gehen lassen, wenn du nur den Schluß vorher ganz genau präcisirt und schon fest im Gedächtniß hast!" Vortrefflicher Biograph Gotthold Ephraim Lessing's! Deine Schwärmerei für den damaligen Musterintendanten von Gall, für den „großen Charakterspieler und ersten Komiker Deutschlands" Jenke und unsern armen beklagenswerthen Julius Mosen habe ich in ihrem Wortlaut vergessen! Auch daß du einst mein „Urbild des Tartüffe" „das beste

deutsche Lustspiel nach Minna von Barnhelm" genannt hast — („Oldenburger Dramaturgie") und ein dreißigjähriges Stillschweigen auf diese kühne Behauptung, als sie zur Ehrenrettung deiner Kritik bei mancher Gelegenheit hätte aufrecht erhalten werden müssen, folgen ließest, ist mir in Wind und Nebel, Vergeben und Vergessen vergangen! Aber für diesen praktischen Wink an alle Toastredner habe ich dir bei jedem Zweckessen, bei jeder Mahnung einer am Tisch neben mir sitzenden Dame: „Wenn Sie nun nicht Anstalt machen, Herr Doctor, so klopfe ich an's Glas!" von Herzen gedankt! Habe auch oft im Stillen bereut, deine Lehre nicht befolgt zu haben. Kann doch der schönste Toast in's Wasser fallen, wenn dem Schluß die Präcision fehlt. Fasele hin und her, gaukele, improvisire, stocke, schwimme, lieber Redner, eine Viertelstunde lang, nur am Schluß, da wisse, was du willst! Der Schluß muß an die entgegengehaltenen Gläser eine scharf abgerundete Form bringen. Ob nun dieser Adolf Stahr'sche Lehrsatz ein Plagiat aus Aristoteles' Rhetorik oder einem „Buch der Toaste" (Quedlinburg bei Bosse) oder aus andern Quellen ist, das mögen Wilhelm Lübke und Michael Bernays, die allzustrengen Verfolger der Adolf Stahr'schen Studienspuren, beurtheilen, aber noch in jeder Gesellschaft hatte ich nach einem gescheiterten oder gelungenen Toaste für das „geflügelte Wort" des Rathgebers ein dankbares Gedenken.

Noch will ich ein Wort von dem unglücklichen August von Sternberg anführen. Unglücklich —? Sollte Derjenige nicht unglücklich sein, der es weiß, daß sich über ihn die Gefühle des Mitleids und der Bewunderung mit denen der Verachtung durchkreuzen? Ich kenne nicht viel von Iwan Turgenieff, der neulich in der „Allgemeinen Zeitung" seinen Respect vor Deutschland hat attestiren lassen, obschon es feststeht, daß er gesagt hat: „Der schlechteste französische Schauspieler ist noch besser als der beste deutsche." Als ich kürzlich seinen Roman „Rauch" lesen wollte, wehte mir aus dem Anfang kein erstickender Qualm oder Dampf, der auf Feuer hätte schließen lassen, entgegen, wol aber im Gegentheil eine so sibirische Kälte des Herzens, so viel russische Mäkelsucht und Medisance, daß ich vor nichts als Bildern der Häßlichkeit nicht weiter

konnte. Doch glaube ich gern an ſein großes Talent und vermuthe, daß ihm Sternberg verwandt war, wenn auch an Geſtaltungskraft gegen ihn zurückſtehend. Sternberg, von Schulden, geſellſchaftlichen Mißverhältniſſen und Demüthigungen aller Art verfolgt, flüchtete ſich von Berlin nach Dresden. Sein Weſen war in ſolchem Grade geneigt, alles Hergebrachte auf den Kopf zu ſtellen, daß man auch über ihn — ana hätte anlegen können. Beim erſten Dresdener Beſuch ſagte er mit weinerlicher Stimme zu mir: „Wiſſen Sie nicht hier eine alte blinde oder lahme Dame, die des Abends zu Hauſe bleibt und ſich freut, jemandem, der ſie beſucht, eine Taſſe Thee vorzuſetzen?“ Es war ihm mit dieſer dringlichen, ſchmerzbewegten Frage vollkommner Ernſt. Er ſuchte das achtzehnte Jahrhundert. Er ſuchte einen Winkel, wo die alte gichtbrüchige Marquiſe d'Urfé am Kamin kauerte oder die Marquiſe von Graffigny einen Abbé und ein paar Schöngeiſter mit Anekdoten und etwas Limonade erquickte. Er ſuchte ein ſtilles abendliches Plaudern bei Thee und etwas Zwieback ohne Cigarren. Das Wiederkommen oder regelmäßige Erſcheinen in einem ſolchen „Salon“ alten Styls hätte höchſtens das allzuhäßliche Bellen eines Lieblingsmopſes verhindern können. Die „alte lahme oder blinde Dame“ war ihm die Fee der Converſation, der Converſation ohne Hitze, ohne Politik, ohne Partheiſtandpunkt. Kunſt und Literatur und die Menſchen, die jedoch nie mit Namen genannt wurden, hätten dieſem Theegeſpräch genug Material zur Unterhaltung geboten. War die Fee von Adel, deſto beſſer für die Formen. Ein Bedienter, der in Livree empfängt, und ein anderer, der ſervirt, das würde die Erinnerung an Voltaire und Frau von Chatelet gehoben haben. Aber die alte Dame konnte auch dem Bürgerſtande angehören. Nur mußte ſie immer zu Hauſe ſein. Es mußte, wenn man an ihrer Thür klingelte, nicht heißen: „Gnädige Frau ſind bei der Toilette!“ Oder „Gnädige Frau ſind im Theater oder fahren in einen Rout!“ Das iſt dies traurige 19. Jahrhundert, das Jahrhundert der Vergnügungsſucht, des Sichumrennens, Stoßens, Drängens — des Biers und Tabacks im „Salon“, das Jahrhundert, wo man nur „zu Hauſe“ iſt,

wenn man einladet. — „Suchen Sie noch immer Ihre alte blinde oder lahme Dame?" rief ich Sternberg oft zu beim Begegnen in Dresdens Straßen. Ach! er fand die Dame nicht, nur Ansätze zu ihr. Konnte die Dame sehen oder gehen und wenn sie achtzigjährig war, so opferte sie ihren jour fixe einem Abend, wo Emil Devrient eine neue Rolle spielte. O, wie verwünschte Sternberg diese Schauspieler und gar erst die Sänger! Das 19. Jahrhundert hat keinen „Salon" mehr. Wir laden entweder zuviel ein, oder wissen nicht, worüber wir reden sollen. Unsere Conversation ist zerstreut, ein Jeder denkt nur an die Herausstellung seiner eigenen Person.

Doch es dürfte Zeit sein, daß ich mich dem Abschluß dieser Erinnerungen nähere, und ich will es thun mit einem Wort, das wenigstens für mich ein geflügeltes geblieben ist, obschon es nur von einem einfachen — Weinreisenden kam. Die Gaben des Bacchus sind ja denen des Apoll verwandt und am Fuß des Parnaß blüht vor Allem die Rebe. Freilich — „Gaben des Bacchus" —? Der Gemeinte ließ sich die seinigen theuer bezahlen. Doch konnte man dabei seinem Frankfurt-Mainzerischen Geplauder mit Interesse folgen. Er hatte die Gewohnheit, das Zeugniß seiner Kunden für diesen Jahrgang oder jenen, für diesen Traminer oder jenen Riesling mit den Worten einzuführen: Sehen Sie, da ist der Herr Geheimrath von Müller (auch eine feine Zunge! schaltete er ein), sie haben von dieser Sorte ein halbes Ohm bestellt! Die Menschen hatten sich bei unserm Musterreiter alle in „Zurgen" verwandelt. Darauf hin fragte ihn eines Tages die Zunge, die er eben bediente: Sagen Sie mir einmal aufrichtig, woran erkennt man nun die wahre Güte, unverfälschte Reinheit und Verläßlichkeit eines Weins? Unvergeßlich ist mir die Miene des ernstesten Nachdenkens, die hochgezogene Augenbraue, der gen Himmel gerichtete Blick des Gefragten und die nach langer Pause gegebene Erklärung: „Guter Wein, mein bester Herr Doctor, ist derjenige, an welchem uns nichts stört." Und in der That, auch die tiefsinnigste Aesthetik ist unvermögend, ein Kunstwerk und den Begriff des Schönen zutreffender zu defi-

niren. Raphael, Homer, Beethoven ſind groß, weil ſie Werk
ſchufen, an denen uns nichts ſtört.

Möge auch mir das Bewußtſein bleiben, daß die verehr
ten Leſer an dieſen harmloſen Plaudereien nichts geſtört hat

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

2d 1728
(9)

Die aber, die ſie ſchmerzen würde, nimmt ſie
Natürlich davon aus — De Silva kommt.

Dritter Auftritt.

De Silva. Manaſſe.

Manaſſe.

Daß Ihr erſcheint, ich danke Euch dafür —
Ihr wollt den Frieden meines Hauſes fördern.
Nicht Klage, Silva! Auch nicht Vorwurf, Schwager!
Am wenigſten, ich bitt' Euch, Troſt!

Silva.

Ihr flieht
Den Schmerz beſtändig, wunderlicher Mann,
Und eben deshalb läßt er nie Euch los.

Manaſſe.

Habt Ihr geſprochen mit dem Rath der Drei?

Silva.

So eben komm' ich von der Synagoge.

Manaſſe.

Iſt Alles fertig für den Widerruf?
Ich wünſchte, dieſe Dinge gingen raſch,
Damit das böſe Blut ſich nicht verſetze,
Sich nicht der Groll des Wahnes mehr verhärte.

Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Erste vollständige Gesammt-Ausgabe.

Erste Serie.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Zehnter Band.

Zur Geschichte unserer Zeit.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Zur

Geschichte unserer Zeit.

Von

Karl Gutzkow.

1895/96. 053

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung

HALLE
KOEN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE.

Vorwort.

Der Verfasser bietet hier zum ersten Male eine Zusammenstellung seiner zu verschiedenen Zeiten abgegebenen zeitgeschichtlichen und überwiegend politischen Vota. Vollständigkeit konnte dabei nicht beabsichtigt werden. Den Anfang hätte z. B. ein schon 1832 in die damals von Rotteck herausgegebenen „Politischen Annalen" eingerückter Aufsatz bilden sollen: „Ueber die historischen Bedingungen einer preußischen Verfassung". Das Thema war für jene Zeit zu kühn. Kaum war das betreffende Heft erschienen, so wurde die würdige alte, früher Posselt'sche Zeitschrift, die in Cotta's Verlag erschien, in Preußen verboten.

Man hat den Autor öfters um seinen politischen Partheistandpunkt befragt. Besonders vor einigen Jahren in Berlin, wo sich fast die gesammten Lebensbeziehungen, Umgang, Förderung, nach dem Partheileben zu äußern — scheinen, in Wahrheit aber nur von Cliquen, die sich im Schooße der einzelnen Partheien bildeten, regiert werden. Wer die politischen Kämpfe der Jahre 1830—48 mit durchlebt hat, kann nicht gut ausschließlich auf einem der jetzt vorhandenen politischen Partheistandpunkte stehen. Doch möchte

aus den Stimmungen der hier mitgetheilten Aufsätze allenfalls ein Mittelweg zwischen Nationalliberalismus und Fortschrittspartei herauskommen. Das Vaterland liebt der Autor in seiner Macht und Größe zu sehr, als daß er mit der Demokratie noch die elsaß-lothringische Abstimmung verlangt haben würde. Es kam ihm vorzugsweise darauf an, nicht unter die Streber und Erfolgspolitiker zu gerathen, ohne darum mit den sich freigesinnt nennenden Gegnern des Jesuitengesetzes eine absolute Unversöhnlichkeit mit dem Begriffe „Staat" kundzugeben.

Wer außer seiner politischen Ueberzeugung noch Schöpfungen der Phantasie, Romane, Dramen zu vertreten hat, dem verleidet sich das laute Mitmachen des Partheiwesens durch die Art, wie sich bei uns die noch so jungen „Partheien" zur ästhetischen Kritik zu verhalten pflegen. Der Gegenstand, den ich hier berühre: „Der Einfluß der politischen Partheistandpunkte auf Kunst und Literatur" ist lehrreich und verdient eingehende Behandlung.

Wieblingen bei Heidelberg, October 1875.

Gutzkow.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
I.	Zur Wiſſenſchaft vom Staate (1833 – 1836)	1
II.	Die Abſetzung des Erzbiſchofs von Köln und die Hermes'ſche Lehre (1837)	40
III.	Streifzüge in der Kölner Sache (1838)	62
IV.	Die rothe Mütze und die Kapuze (1838)	73
V.	Leo's Sendſchreiben an Görres (1838)	133
VI.	Görres' Triarier (1838)	138
VII.	Leo und die Hegelingen (1838)	143
VIII.	Leo und Ruge (1842)	156
IX.	Offenes Sendſchreiben an den Fürſten Ludwig zu Solms-Lich (1839)	163
X.	Deutſchlands Gegenwart (1841)	181
XI.	Anſprache an die Berliner (März 1848)	191
XII.	Deutſchland am Vorabend ſeiner Größe oder ſeines Falles (1848)	200
XIII.	Vorläufer oder Nachzügler (1850)	286
XIV.	Ueber innere Miſſion (1851)	291
XV.	Die geiſtige Bewegung (1856)	305
XVI.	Zeitungsrandgloſſen (1861)	310
XVII.	Nach dem Frieden von Nicolsburg (1866)	365
XVIII.	Das Duell wegen Ems (Juli 1870)	372
XIX.	Aus dem Elſaß (1871)	382

I.

Zur Wissenschaft vom Staate.

Nach der Julirevolution

1833—1836.

Warum leben wir im Staate?

Rousseau beginnt seinen Gesellschaftsvertrag mit dem Satz: Der Mensch ist zur Freiheit geboren, und überall finde ich ihn in Fesseln. Warum dieser Widerspruch, daß wir, um frei zu sein, uns Gesetze vorschreiben?

Zahllose Antworten wurden auf diese Frage gegeben. Auf die Anfänge der Geschichte ist man zurückgegangen, und hat, wo es an glaubwürdigen Nachrichten fehlte, auf Combinationen seine Grundsätze gestützt. Der Scharfsinn hat hierin eben so viel geleistet, als die Beschränktheit. Ein englischer Schriftsteller, der wie so viele Andere im Interesse der Stuart'schen Revolution schrieb, nimmt die Bildung einer souverainen Erbmonarchie als die erste Absicht an, die Gott mit unsern paradiesischen Ahnen gehabt habe. Adam erzeugte sich nach ihm erst seinen Kronprinzen und Nachfolger, dann die übrigen in der Civilliste bedachten und apanagirten Prinzen und Prinzessinnen, diese den Hofmarschall, Erbkämmerer, Oberstallmeister, diese wieder die ganze feudale Adelskette, bis man zuletzt übereinkam, die später Gebornen Volk, Canaille, einfach Steuerpflichtige zu nennen.

Etwas natürlicher, aber mit demselben Resultate, behaupten

Andere, alle politiſchen Formen ſeien aus der Machtvollkommenheit hervorgegangen, Andre wieder, der Staat habe ſich ſo aus der Natur organiſch gebildet, wie z. B. die Menſchenracen entſtanden ſind. Die Liebe zur Freiheit hat ſich bei dieſen Annahmen nicht beruhigen mögen; man wollte den Menſchen früher ſehen, als den Bürger und ihn in der Wiege der Geſchichte nicht ſofort durch Vorurtheile und ſonderbare Einrichtungen beſtimmt wiſſen. Daher die Annahme eines Urvertrages, einer friedlichen Uebereinkunft, worin man das Verhältniß wechſelſeitiger Pflichten und Rechte feſtgeſtellt habe. Den Uebergang von jener ſupernaturalen zu dieſer rationalen Anſicht bildete endlich die Vermuthung, daß die Anfänge des Staats im Rechte des Stärkern gelegen hätten, daß der Zwang früher als das Geſetz dageweſen wäre.

Alle dieſe Vorausſetzungen mußten berückſichtigt werden, wenn man den Zweck des Staates beſtimmen wollte. Es war einleuchtend, daß hier jede Abſtraction der Vernunft durch die Geſchichte zu rechtfertigen war. Welchen Plan man auch der politiſchen Geſellſchaftsverfaſſung unterlegen wollte, es konnte kein anderer ſein, als ein Bedürfniß, das die Menſchen empfanden, und dem ſie entweder durch eine urſprünglich gegebene Verfaſſung oder durch eine mehr oder minder gewaltſame Modification derſelben abzuhelfen geſucht hatten.

Daher kommt es, daß ſich in jeder Zweckbeſtimmung des Staates ein Element findet, das eine beſondere Beziehung auf die Gegenwart hat. Was Plato, Ariſtoteles, Rouſſeau —— Schmalz und Krug über den Staatszweck behauptet haben, hieß nicht immer das, was man gefunden hatte in der Wirklichkeit, ſondern noch öfter, was man in ihr zu finden wünſchte. Man rief: Gebt uns Sicherheit unſeres Beſitzthums! und verſtand darunter, daß nur dies der Zweck des Staates ſein ſollte, keineswegs der rechtliche Beiſtand, den man mir nach dem geſchehenen Raube Seitens des Staates verſpricht. Haller, der Reſtaurator der Staatswiſſenſchaften, wollte nirgends von einem Staate, ſondern nur von einem Aggregat rechtlicher Verhältniſſe hören, und handelte dabei im Intereſſe einiger Privilegirter, denen die Zwecke der modernen Staaten eine nachtheilige Richtung zu nehmen ſchienen.

So viel politiſche Partheien ſich befehden, ſo viel Zwecke des Staates wird es geben. Und weil wir zahlloſe politiſche Fragen haben, die noch verſchieden beantwortet werden, ſo legt man auch noch immer den Zweck des Staates in die widerſprechendſten Dinge.

Die erſte franzöſiſche Conſtitution ſtellte die öffentliche Wohlfahrt an ihre Spitze; das war für Deutſchland genug, dieſen einfachen Satz aus allen Compendien des philoſophiſchen Staatsrechts zu verbannen. Man war ſo gewiſſenlos, das Streben nach öffentlicher Wohlfahrt auf die Stufe des Eudämonismus zu ſtellen, klagte dies Princip des Egoismus, des Mangels an hochherziger Aufopferung an, und adoptirte ſeitdem die Sätze, die der fromme Königsberger Weiſe über die letzten Zwecke des Staates aufſtellte. Dieſe waren ſo beſchaffen, daß ſie den Juriſten ſchmeicheln mußten, und ſeitdem lehrt kein Rechtsgelehrter anders, als daß der Staat eine Anſtalt zur Sicherung eines vollkommenen Rechtszuſtandes ſei.

Mit Fichte kamen die Ideen in die Politik; man ſetzte Alles in die Menſchenerziehung, in die Tugend und Sittlichkeit, zuletzt in die Religion und das Chriſtenthum. Schelling machte die Politik zu einem Theil der Phyſiologie und rechnete den Staat zum Organismus der Natur, Hegel endlich legte alles Göttliche und Menſchliche, das ſich nur zuſammenfaſſen ließ, in den Begriff des Staates und überlieferte der Regierung die Schlüſſel von Himmel und Erde. Man ſieht, bei uns Deutſchen haben ſich zu den Politikern noch die Philoſophen geſellt, d. h. die Verwirrung der Begriffe iſt auf's höchſte geſtiegen.

Wenn ſich irgend ein Syſtem der Geſchichte conſequent entwickelt hat, ſo iſt es die Staatswiſſenſchaft. Die Doctrin war hier der Hebel des Lebens und das Leben meiſt immer der Maßſtab der Doctrin. Die Staatskunſt gab der Philoſophie die Materialien, und die Philoſophie zog aus ihnen Regeln, die in der Wirklichkeit mehr oder weniger beachtet wurden. Eine Geſchichte der Staatswiſſenſchaft kann ſo iſolirt daſtehen, wie der Traum in der Geſchichte der Seele, aber um beide zu erklären, bedarf es des Menſchen, ſeiner Begegniſſe, ſeiner Bildungsſtufe. Oder würde man an

Silva.

Ihr ſcheltet das, was mir der Glaube heißt.

Manaſſe.

Auch dieſe Feindſchaft, die mir Fallen legt,
Auch dieſe Rachſucht wäre Glaubensſache?
Jochai's ganzer Anhang grüßt nicht mehr.
Ich habe auf der Börſe wohl gemerkt,
Daß man die Stellen aufſucht, wo man glaubt,
Daß ich am leichteſten verwundbar bin.
Wenn man den Kaufmann in die Enge treibt,
Iſt er verloren —

Silva.

Habt Geduld und hofft!

Manaſſe.

Geduld und Hoffnung da, wo Augenblicke
Ein ganzes Leben mir zerſtören können? (leidenſchaftlich)
Wenn mich Jochai ſtürzen will — dann —

Silva.

Schwager!

Manaſſe.

Genug davon! Nur Eile! Hört Ihr? Eile!
Ihr werdet mit Acoſta reden — ſagt,
Was er an Formeln zu beachten hat,
Damit uns nicht der ganze Schwarm der Meute,
Von Prieſtern aufgehetzt die Maſſe droht —
Ich geh' — Acoſta kommt — ſprecht Ihr mit ihm!
Und ſagt, de Silva, wir ſind unter uns,

eine Wissenschaft gedacht haben, wenn die Praxis der Erfahrung alle Wünsche zufrieden stellte?

Weitzel in seiner Geschichte der Staatswissenschaft geht von Solon zu Plato über, als hätten die Alten den Unterschied zwischen dem Leben und der Schule nicht gekannt, als hätten sie einen Sokrates nicht hingerichtet, weil er der Schule auf Kosten des Lebens Vorschub leistete. Weitzel spricht noch in einem Augenblicke von den alten Römern und ist im andern schon bei Machiavell. Wir gestehen, daß uns dieser Sprung nicht auffiel, weil uns die Ungerechtigkeit des Verfassers gegen das Mittelalter aus seinen früheren Schriften bekannt war, doch wie will er diesen Sprung entschuldigen, wo es sich um das Interesse der Wissenschaft handelt?

Das Mittelalter, das über Alles philosophirte, hat auch über den Staat Einiges zu sagen gewußt. Die Scholastiker mit ihren kleinen schematisirten Albernheiten lehrten über den Regenten und seine Rechte, über die Unterthanen und ihre Pflichten nichts Besseres oder Schlechteres, als ihre Schüler, die noch im neunzehnten Jahrhundert nicht ausgestorben sind. Einige derselben hatten gar die Kühnheit, über schwierigere Fragen, z. B. das Recht des Widerstandes, ihre nicht selten einflußreiche Stimme abzugeben. Wenn Weitzel die politischen Zustände verschiedener Zeiten als Erklärung seiner Wissenschaft benutzt hat (wie es denn zu wünschen wäre, daß er dies in noch weit größerer Ausdehnung gethan hätte), so ist es unbegreiflich, warum er eine Zeit unberücksichtigt läßt, in der sich in der That die vornehmsten Begriffe über die mannigfachen Beziehungen des Staats gebildet haben. Die allmälige Bildung des europäischen Staatensystems, der Uebergang aus dem Feudalismus zum Absolutismus, die Stellung des Volks zum Staate, von denen das erstere allmälig in den letztern absorbirt wurde, endlich das Verhältniß der politischen zur kirchlichen Ordnung der Dinge: alle diese Fragen gründlich zu lösen, wird man auf das Mittelalter zurückgehen müssen. Hier hätte, wenn nicht die Gerechtigkeit, doch die Gründlichkeit über die Antipathie siegen sollen.

Wir sind froh, uns dieses Tadels entledigt zu haben,

weil Weitzel's Geschichte der Staatswissenschaft so Vieles enthält, was uns mit dem verdienstvollen Verfasser wieder versöhnen muß. Die unbestreitbaren Vorzüge dieses ausgezeichneten Schriftstellers müssen sich immer geltend machen. Weitzel ist Herr seines Gegenstandes, seine Behauptungen haben, wenn er mit Liebe dabei verweilt, ihren guten Grund. All' die geistvollen Bemerkungen, die er über Macchiavell, Grotius Spinoza, Locke, Montesquieu, Destütt de Tracy und Andere macht, sind Zeuge einer langen Bekanntschaft mit ihren Schriften und gewissenhafter Untersuchungen über ihr Leben. Dazu gesellt sich ein gebildeter Styl und die an ihm bekannte vorurtheilsfreie Ansicht öffentlicher Verhältnisse. Wir haben wenig Schriftsteller, bei denen die Bildung der französischen Schule so gut angeschlagen ist. Sein Witz hat sich auch in diesen ernsteren Untersuchungen nicht zu verstecken brauchen.

Ich habe eine besondere Hochachtung vor Johannes Weitzel. Aber in seinen spätern Büchern scheint er ein Opfer der Phrase geworden zu sein. Er ist ein Sklave seines schönen Ausdrucks. Wozu diese Verflüchtigungen des Gegenstandes, diese Emporschwingungen in den leeren Raum, diese unbeschreiblich ernste, weise vorsichtige Physiognomie, die so mürrisch sieht, manchmal einen sauren Witz schneidet und so unnatürlich altklug ist? Weitzel hat es immer schon zu Romulus' Zeiten gesehen, wie es 1834 sein wird; und wenn 1834 da ist, rückt er schon wieder mit Epaminondas und Hannibal heran. Wenn von Athen die Rede ist, spricht Weitzel von Sparta. Das Ungewisse ist ihm schon immer entschieden, und dem Entschiedenen mißtraut er. Diese Weisheit und Voraussicht ermattet seine Prophezeiung. Er bringt statt Vorsicht nur Furcht hervor, weil jene nicht aufhört. Welche Entschlüsse soll man in der Verwirrung unserer Lage fassen? Soll man nichts thun, als sich von der Sache entfernt halten und, wenn sie mißlungen ist, über sie den Stab brechen? Zu den zahllosen Partheien der Zeit fügt Weitzel eine neue, die Parthei der ungefähren Annäherung und des schön redenden Quietismus.

Die „Briefe vom Rhein" haben, ohne zum Juste-Milieu zu gehören, doch den Zweck, vor der Revolution zu warnen. Weitzel nennt die Revolution ein Uebel, und ich glaube,

daß er Recht hat; allein wozu nützen seine Beweise? Wenn man in Deutschland die Revolution bis jetzt gehaßt hat, so ist es nicht darum, weil man sie für ein großes Uebel, sondern deshalb, weil man sie für ein Verbrechen hält. Nicht die Folgen werden gefürchtet, sondern die Initiative. Wenn Weitzel sich schämt, die letzte zu bestreiten, warum schildert er die erstern, von denen er doch weiß, daß niemand für seine Zukunft fürchtet, wenn er sich entschließt, sie selbst zu bestimmen? Solche Luftoperationen, die Weitzeln nur Gelegenheit geben, sich schön auszudrücken, sprechen niemanden an und erklären, wie ein hochbegabter Schriftsteller ein verhältnißmäßig nur kleines Publikum haben kann.

Ueber den Stand der Staatswissenschaft kann man nicht mehr sprechen, wenn man nicht den der Staatswirthschaftslehre mit hinzuzieht.

Die Alten wußten nichts von einer Wissenschaft, welche die öffentliche Wohlfahrt auf den sichern Erwerb, die günstige Vertheilung und eine vorsichtig berechnete Consumtion der Reichthümer begründet. Die Staaten waren entweder zu klein, und die Bürger standen dem Heft der Regierung zu nahe, oder ihr Umfang war zu unermeßlich und die Maschinerie der innern Politik zu kunstlos, als daß die damaligen Verhältnisse selbst in ihren materiellen Grundlagen von den unsrigen sich nicht hätten unterscheiden sollen. Die großen Despotieen erfoderten Herrscher, denen das Glück, oder die Sparsamkeit oder eigener Besitz von Bergwerken und Ländereien ansehnliche Güter verschafft hatten. In den Schatz des Tyrannen ließ eine ungerechte Confiscation in einem Augenblick soviel Hülfsmittel des Staatszwecks fließen, als der Königszehnten eines ganzen Jahres, dessen Eintreibung in jener Zeit fast unübersteigliche Hindernisse dargeboten haben muß, betrug. Dieser gesetzlose Zustand hemmte die Reaction der öffentlichen Gewalt auf die Belebung der Industrie und des Handels, so daß das Alterthum, die Geschichte Phöniziens und Karthagos etwa ausgenommen, schwerlich das wechselseitige Verhältniß zwischen der Weisheit politischer Einrichtungen und dem Flor des Nationalwohlstandes kennen gelernt hat.

Dieselbe Erscheinung kehrte in minder drückenden Formen

bei den kleinen griechiſchen Republiken und Colonieen wieder. Der beſtändige Wechſel der Verwaltungsbehörden raubte dieſen die Macht, ſich den Bürgern gegenüber mit einer Autorität zu bekleiden, welche die Geſetze nicht billigten. Die Adminiſtration, in der Eigenſchaft eines Bevollmächtigten, übertrug die Laſt eines Staatsbedürfniſſes einzelnen durch ihre Glücksgüter hervorragenden Bürgern, die ſich dafür an der Ehre und den Vortheilen, die ein glücklicher Krieg abwarf, ſchadlos halten konnten. Die mannigfaltigen Zweige der bürgerlichen Thätigkeit erhielten ſich dadurch unabhängig von officiellen Einflüſſen, die, ſelbſt wenn ſie nichts ſind, als eine Controle, ihnen immer zur Laſt fallen werden.

Es iſt lächerlich, die gebildete alte Welt wegen ihrer geringen Fortſchritte in der Induſtrie und Agricultur zu beklagen, und ihr die Uebel anzuwünſchen, die uns erſt zu einer geſteigerten Anſtrengung in dieſen Fächern geſpornt haben. Roms ſpätere Geſchichte bietet ſchon die Symptome dieſer neuern Nothzuſtände dar. Der zunehmende Umfang ſeines Gebiets, die Zufälligkeiten der wechſelnden Regierungsgewalt ſteigerten die Bedürfniſſe. Hatte den Welteroberern der Krieg, jetzt der Erbfeind des Wohlſtandes, früher als eine Quelle der Reichthümer gedient, ſo mußte dieſe endlich verſiegen, da man den halben Erdkreis unterjocht hatte. Neben dem Syſtem der Plünderung und Gewaltthätigkeit, das die Statthalter in den Provinzen befolgten, peinigte dieſe unglücklichen Länder eine wucheriſche Schaar von Staatspächtern, welche die Berge, Triften, Wälder, Thiere und Sklaven in ihre Kataſter eintrugen und überall in den Städten, auf den Landſtraßen und an den Häfen ihre Zollhäuſer aufſchlugen.

Wo man etwas verlangt, iſt es Pflicht, das Geben zu erleichtern. Dieſer Grundſatz war dem Alterthum unbekannt. Die römiſche Verwaltung kannte nur ihre Forderungen die ſie nach dem Maßſtab ihrer Bedürfniſſe und noch öfter ihrer Habſucht berechnete. Die Einwirkung auf Handel und Gewerbe blieb ihr fremd. Cicero rief auf dem Forum, daß man die Seeräuber bekriegen müſſe, nicht der gefährdeten Quellen des allgemeinen Wohlſtandes wegen, ſondern um Pompejus eine Würde zu übertragen und den Staatspächtern ihre

Einkünfte zu sichern. Einige Einrichtungen, die entfernt an die moderne Wissenschaft der Nationalökonomie erinnern, rief das Privatinteresse der Lieferanten und Geldwechsler hervor. Doch allen diesen Instituten stellte letztlich der Despotismus einen unersättlichen Feind gegenüber, den Fiskus, als dessen Diener die Bosheit, die Angeberei und der Mord bestellt waren. Die Vorrechte und Excesse des Fiskus zerstören den Besitz der Reichthümer und den Muth, sich ihn zu verschaffen, eine Gewaltthätigkeit, welcher Justinian auf einer Seite abhalf und auf der andern durch die Indulgenzen, die er bemüthig dem Clerus bewilligte, größeren Vorschub leistete.

Im Mittelalter vereinigten sich viele Umstände, die Fortschritte der politischen Oekonomie zu beschleunigen. Im Verhältniß, wie sich die Lasten erhöhten, mußte man auf Mittel sinnen, die Quellen seiner Thätigkeit ergiebiger zu machen. Die ungleiche Vertheilung dieser Lasten steigerte die Thätigkeit der Unglücklichen, die sie allein zu tragen hatten. Ja die Hindernisse, welche die Verblendung der nützlichen Thätigkeit legte, mußten selbst dazu dienen, diese zu befördern. Einsichtslose Regierungen pferchten das industrielle Genie in sklavische Schranken ein, wodurch der immer regere Strom der Beschäftigung in ein anderes Bett geleitet wurde. Der Handel schwang sich mit raschem und glücklichem Erfolg empor. Ihm war es leichter, den Unverstand und den Despotismus zu vermeiden. Ihm stand ein weites Feld offen, ja mit den zunehmenden Entdeckungen eine neue Welt. Es war eine kurze, blühende Periode, wo der Handel die räuberischen Ueberfälle auf der Landstraße, die gierigen Zölle auf den Gränzen der Territorien, endlich die officiellen Falschmünzereien durch seine eigene Kraft glücklich überwand.

In die Blüthezeit der Hansa und der norditalienischen Republiken fällt die erste sichere Ausbildung der Handelsinteressen. Die gehäuften Capitalien vermehrten das kaufmännische Vertrauen, diese erste Grundlage alles nützlichen Verkehrs. Die Unternehmungen warfen größere Gewinne ab und der steigende Bedarf ließ eine reiche Anzahl von Arbeitern daran Theil nehmen. Die Circulation gab immer neue Mittel an die Hand und stand zuletzt unter dem Schutze gesetzlicher Be-

ſtimmungen, die noch heute die Grundlage des Handels- und Wechſelrechts bilden.

Aber dieſer Zuſtand war geeignet, Eiferſucht zu erregen. Zuerſt fiel man mit roher Hand über die Unabhängigkeit dieſer Staaten her, theilte ſich in die Beute, die man aus Contributionen, ungeheuren Tributen und zuletzt aus offener Plünderung machte. Die Grundſätze aber, die man dieſe Opfer einſt hatte befolgen ſehen, wurden adoptirt und die Miniſter angewieſen, um ſie auf die Unterthanen der eigenen Länder zu impfen. Dies war der Urſprung eines ſtaatsökonomiſchen Syſtems, das ſich durch ſeine kläglichen Folgen an ſeinen Erfindern rächte.

Der Mercantilismus ſchloß richtig, daß man mit dem Gelde Alles habe; aber er vergaß, daß der Talisman des Reichthums nicht in den aufblinkenden Summen, welche die Regierung blendeten, ſondern in der Circulation liege, die man ihnen frei hätte geſtatten müſſen. Der Vermögenserwerb iſt ein einfacher Act, aber man muß zwei Momente in ihm unterſcheiden. Der Mercantilismus kam immer um den erſten dieſer Momente zu früh, wenn er die Summen, deren er anſichtig wurde, einkaſſirte. Die wandelnden Capitale ſind nur das Mittel für einen zweiten reinen Gewinn, der um ſo größer ausfällt, je größer die Summen ſind, die man verwenden kann. Man vergaß, daß das Geld nur der Stellvertreter der Waare iſt, und daß, je ſchneller, häufiger und ungehinderter der Umtauſch vor ſich gehen kann, deſto größer die Gewinne ſind. Das Syſtem der Handelsbilanz, immer nur nach Geld, nach einem jährlichen Ueberſchlag der Einnahme und Ausgabe zielend, verſetzte damit der geſunden Thätigkeit die empfindlichſten Wunden. Die falſchen Maßregeln, die noch in dieſem Augenblick den freien Verkehr der Völker hemmen, ſind die Conſequenzen dieſer Irrthümer, die in den meiſten Ländern noch als Staatsmarime in geheiligtem Anſehen ſtehen.

Die Politik des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war faſt ausſchließlich eine Folge dieſes Syſtems. Weil man das Geld für eine unveränderliche Größe hielt, weil man nicht ahnte, daß die Reichthümer eben ſo gut producirt als

consumirt werden konnten, so hielt man im Frieden den Mehrbetrag des eingeführten Geldes für das glücklichste Phänomen der zunehmenden Bereicherung, und führte Kriege, um sich die Summen wechselseitig streitig zu machen oder auf Kosten Anderer sich zu bereichern. Der einfache Satz, daß die Wohlfahrt des einen Staates die des andern bedinge, hat Jahrhunderte bedurft, um sich geltend zu machen.

Dazu kam Frankreichs verführerisches Beispiel. Die ungeheuren Summen, womit Ludwig XIV. seine Siege erkaufte, verschaffte ihm zwar zum großen Theil die berechnete Sparsamkeit Colbert's, aber noch mehr die Verblendung der damaligen Finanzverwaltung, die, vom Despotismus unterstützt, auf Augenblicke allerdings den Anschein des Wohlstandes gewähren konnte, im Grunde aber den völligen Ruin des französischen Handels und Gewerbes herbeiführte. Die Industrie wurde mit tausend unnützen Forderungen gefesselt, die Colonieen wurden in einem unverständigen Joch erhalten und in die öffentlichen Ausgaben legte die Arroganz oder die Verblendung einen Sinn, der eine schmähliche Anwendung zuließ. Man führte Kriege, um, wie selbst Friedrich II. noch sagte, das Geld unter die Leute zu bringen, Ludwig XIV. verschwendete Millionen zum Anbau einer öden aber prächtigen Residenz, und nannte diese unermeßlichen Summen Almosen, dem darbenden Volke hingeworfen. Man nannte die Steuern und Staatsschulden Geschenke, welche die rechte Hand der Nation der linken mache. Die nachfolgende Verarmung aller Staaten war die Folge eines Irrthums, der in der falschen Ansicht lag, die man von der Natur des Geldes hatte.

Montesquieu und Rousseau verstanden so wenig von Nationalökonomie, als Voltaire, der auch in diesem Fache eine Autorität sein wollte, aber sie bahnten neuen Untersuchungen den Weg und machten die Gemüther für vorurtheilsfreie Grundsätze empfänglicher. Die Physiokraten sind aus der Schule dieser Männer hervorgegangen. Wie Rousseau den Menschen in seinem natürlichen Zustande zergliederte, so führte Quesnay die Quelle der Reichthümer auf die Erde zurück,

die ſchon die Alten als Allmutter und Allernährerin anbeteten. Es war für die Wiſſenſchaft ein unſchätzbarer Fortſchritt, daß Quesnay den todten Götzen des Geldes ſtürzte und die Natur des Metalls nur in ſeiner ſtellvertretenden Eigenſchaft fand. Er nahm aber den Schritt zur Wahrheit nur halb, indem er den Bodenertrag einſeitig begünſtigte und alle Reſultate unſerer Thätigkeit auf die Grundrente zurückführte.

Die Lehre vom reinen Ertrage iſt unſtreitig eine wichtige Entdeckung; aber Quesnay dehnte ſie ungebührlich aus. So wahr es bleibt, daß der reine Ertrag die Grundlage der Beſteuerung bilden muß, weil er für den Einzelnen das Hülfsmittel ſeiner Exiſtenz iſt, ſo iſt es doch übereilt, auch die Geſammtconſumtion, die Thätigkeit der Geſellſchaft, auf den Reinertrag zurückzuführen. Die Mißgriffe, welche die Phyſiokraten mit den Folgerungen aus ihren Sätzen über den Nettoertrag begingen, haben ihnen den Todesſtoß gegeben; obſchon vielen ihrer praktiſchen Lehren die gerechte Anerkennung auch ſpäter noch geblieben iſt. Als Beweis dienen Turgot's Verwaltung und der berühmte Spruch: Laissez nous faire!

Mit Adam Smith trat an die Stelle des Geldes und des Bodens die Arbeit. Dieſer ſcharfſinnige Kopf hat durch die ſtrenge Unterſcheidung der Begriffe Arbeit, Capital, Preis erſt das Licht einer feinen, methodiſchen Deduction in die Nationalökonomie eingelaſſen. Er hat nachgewieſen, welchen Gebrauch die öffentliche Gewalt von ihrem Einfluſſe zu machen habe, um auf die Zunahme und Erhaltung der Nationalwohlfahrt mit Erfolg zu wirken. Adam Smith iſt als Vertheidiger des Syſtems der unbedingten Handels- und Gewerbefreiheit aufgetreten. Die Erforderniſſe für einen glücklichen Verkehr, auf die er immer zurückkommt, ſind die Aufhebung der perſönlichen Bevorrechtigungen, der privilegirten Corporationen, der laſtenden Gemeinderechte, die Wegräumung der dem Handel gelegten Hinderniſſe, der Aus- und Einfuhrverbote, der Zollinien und endlich eine weiſe und gewiſſenhafte Beſteuerung. Seit Smith's Ausführungen hat die Nationalökonomie glänzende Fortſchritte gemacht. Die wichtigen Fragen der neuern Geſchichte trugen dazu bei, die

Kenntniß dieser Wissenschaft zu verbreiten: und die Zeit kann nicht mehr fern sein, wo jeder Gebildete darnach trachten wird, sich über seinen wahren Vortheil aufzuklären. Die zunehmende Bekanntschaft mit den Lehren dieser Wissenschaft wird nicht nur den Kampf derselben gegen eine verknöcherte, feindselige und nur von der Gewalt unterstützte Praxis zu Gunsten der erstern entscheiden, sondern unzählige andere Fortschritte beschleunigen. Die Nationen werden aufhören, sich mit Eifersucht zu verfolgen oder gar die Waffen zu ergreifen, wo es nur die Anerkennung ihres wahren Interesses bedarf.

Smith hat in seinem Gegenstande zwar die Methode eingeführt, ihn aber nur zum Theil zur Wissenschaft erhoben, weil er die systematische Anordnung desselben unterließ. Eine planmäßere Aufeinanderfolge seiner Untersuchungen würde ihm die Lücken nachgewiesen haben, die sich in ihnen vorfinden. Say, der sich überall Smith's Schüler nennt, unternahm es, diese auszufüllen. Er unterwarf zuerst die Reichthümer einer vollständigen Analyse und brachte die Phänomene ihrer Production, Vertheilung und Consumtion unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte, welche die Klammern eines scharfen, senkrechten Systems bilden. Say lichtete die Verwirrungen, die sich bei Smith aus der schwankenden Bestimmung des Preises ergeben hatten, und hob sie durch die genaue Unterscheidung des Preises vom Werthe, diesem wahren Maßstabe aller auf den Verkehr Bezug habenden Erscheinungen. Er hob die einseitige Begünstigung der ökonomischen und industriellen Production auf, brachte sie nicht nur in ein Ebenmaß, sondern räumte auch der Handelsproduction ihre gebührende Stelle ein, deren Theorie bei Adam Smith gänzlich übergangen ist. Zu diesem Vorzuge zweckmäßiger Neuerungen gesellte sich bei Say eine umfassende Kenntniß der reellen Interessen der Producenten und Consumenten, die er sich in seiner bürgerlichen Stellung und einer reichen politischen Erfahrung verschafft hatte. Sein kürzlich erfolgter Tod entriß der Welt nicht nur einen feinen, unterrichteten Denker und enthusiastischen Freund wahrhafter Humanität, sondern namentlich auch Frankreich einen der wenigen Männer, welche

die Wechselschläge seiner politischen Schicksale mit Heldenmuth ertragen haben. Say blieb sein Leben hindurch ein aufrichtiger Vertheidiger der Freiheit. Er war der einzige, der als Tribun mit Carnot gegen Napoleon's Kaiserthum stimmte und jede Lockspeise des Usurpators zurückwies. Seine Schriften zeugen von der tiefen Verachtung, die er vor dem napoleonischen Regime empfand, und er war unabhängig genug, seinen Widerwillen gegen jede Unterdrückung auch auf die Restauration zu vererben, weil diese die Freiheit und die Wohlfahrt Frankreichs den Thorheiten der Aristokratie und den Anmaßungen der Priesterschaft opferte.

Der Ursprung des Geldes verliert sich in die dunkelsten Zeiten. Diente das Geld anfänglich zur Ausgleichung eines wechselseitig umgetauschten, oder gebrauchte man es als den Stellvertreter eines vollständigen Werthes? Diese Frage ist schwierig, wenn man die Stoffe in Erwägung zieht, woraus die ersten Münzen bestanden. Wie konnte man sich entschließen, für ein Quantum an Vieh oder Getreide sich durch ein Stück Leder, durch eine Korallenmuschel und dergleichen befriedigen zu lassen? Die Annahme, daß diese unscheinbaren Gegenstände in den Augen der Völker nur einen Werth besaßen, den eine gegenseitige Uebereinkunft in ihn hineingelegt hatte, führt uns immer schon in einen Zeitraum, in dem eine gewisse vorgerückte Bildung geherrscht haben muß. Es war ein für die Kindheit der Menschheit mächtiger Fortschritt, daß man z. B. statt eines Gewebes, das man früher nur gegen Auslieferung eines Stieres weggab, sich mit einem Stück Kupfer begnügte, auf das die noch rohe Kunst einen Stierkopf geprägt hatte. Es setzt nicht wenig Bildung voraus, die öffentliche Meinung zum Maßstab einer Wertherklärung zu machen; und dies geschah, wenn man an die Stelle des Tausches der Naturproducte eine Größe setzte, die denselben Dienst darbot und den Verkehr erleichterte. Die Wahl der Metalle zu diesem Zweck durfte nicht zufällig sein. Das Geld durfte keineswegs seinem Stoffe nach Nichts sein, um durch sein Gepräge erst Alles zu werden. Es mußte aus einer Masse gefertigt wer-

Ihr liebt doch ſelbſt die Prieſter nicht von Herzen,
Wie iſt es möglich orthodox zu ſein!
Wie möglich, daß man durch Philoſophie
Den alten Wuſt ſich ſelber conſtruirt
Und wieder ankommt, wo man ausgegangen!
Als Kind, ja wohl, da will ich gerne glauben,
Im Glauben wäre zweimal zwei gleich fünf;
Doch geht mit der Philoſophie, wenn ſie
Im Kinderglauben ein Geheimniß findet
Und, zweimal zwei ſei fünf, beweiſen will!
Verzeiht, ich muß mit meinen Schreibern rechnen;
Da kommt das Einmaleins mir der Vernunft
Beiläufig ſo in die geſunden Sinne.

(Ab durch die Mitte.)

Silva (für ſich).

Mit Zahlen will er Gottes Größe meſſen!

Vierter Auftritt.

Uriel (von rechts). De Silva.

Uriel
(bleibt an der Thüre ſtehen).

Ich bin's, de Silva! Darf ſich der Verfluchte
Dem Anwalt der gerechten Seelen nahn?

Silva.

Das Heiligſte, die Pflicht, iſt leider das,

den, die ſelbſt einen mit Korn oder Vieh abſchätzbaren Werth hat, und dieſen Werth weder durch den Gebrauch, noch durch ſeine Verpflanzung an entlegene Orte verliert. In dieſer Hinſicht ſind die edeln Metalle eine Waare, deren Werth theils allgemein anerkannt iſt, die ſich auf eine leichte Art bearbeiten und verführen laſſen, und endlich in ihrer Totalquantität nicht reißend zu- oder abnehmen können. Ein dennoch bei den edlen Metallen eingetroffener Uebelſtand hat ſich nicht vermeiden laſſen, nämlich die mangelhafte Reduction des Goldes und Silbers auf eine unveränderliche Proportion. Zu verſchiedenen Zeiten ſind die gegenſeitigen Werthe dieſer Metalle geſunken, ſo daß man bald mehr, bald weniger Silbers bedurfte, um eine beſtimmte Quantität Gold zu kaufen. Die amerikaniſchen Minen, der zunehmende Geſchmack an ſilbernen Geräthſchaften, die Vorliebe der Aſiaten wiederum für das Silber haben den Cours dieſes Metalles ſchwankend erhalten und die Capitaliſten zum Einſchmelzen ihres Silbers vermocht, wodurch ſie einen Vortheil erzielten, der Andern zum Nachtheile ausſchlug. Aber alle dieſe Mißſtände ſind noch gering gegen das Unheil, das die Regierungen aus dem Mißbrauch ihres Münzprivilegiums entſtehen ließen. Die unmittelbare Folge der Münzverſchlechterung, wovon die Regierungen thörichterweiſe immer geglaubt haben, man würde ſie nicht bemerken, iſt die Herabſetzung aller in Münzen zahlbaren Obligationen, d. h. ein tauſendfältiger Bankerott, der auf die öffentliche Gewalt ſelbſt rückwirken mußte.

Die Circulation großer Geldſummen iſt eine Laſt für den Verkehr. Daher entſchloß ſich das gegenſeitige Vertrauen zu Stellvertretungszeichen des baaren Geldes, die, aus Papier beſtehend, ſchnell und leicht umſetzbar waren. Eine im Gebiet des Handels ſo vortreffliche Einrichtung mußte allen Werth verlieren, als ſie die aus Verlegenheit habſüchtige Regierung nachzuahmen anfing. Dies iſt der Urſprung des Papiergeldes, das vom Schwindelgeiſte zu Ballen in Bewegung geſetzt wurde, das die Stelle eines reellen Reichthums erſetzen ſollte, und ihn da, wo er noch war, untergraben hat, das den Untergang verſchwenderiſcher Regierungen, ſtatt aufzuhalten, beſchleunigte.

Die Wechſelpapiere des Handelsſtandes ſind nur Abbreviaturen eines weitläufigen Verkehrs und haben die Eigenſchaft, jeden Augenblick verſilbert werden zu können, weil ſie immer Anweiſungen auf liegende Summen ſein müſſen, eine Eigenſchaft, die den Aſſignationen der franzöſiſchen Regierung abging. Law ging von der ehrlichen Abſicht aus, ſeinen Papieren dieſe Fähigkeit zu erhalten. Es war keine eitle Vorſpiegelung, daß man auf den erſten Aſſignaten, die mit Vorſicht und Beſonnenheit vermehrt wurden, die Verſicherung erhielt, jede öffentliche Kaſſe zahle den Nennwerth dieſes Papieres redlich in Silberſtücken aus. Später kam man von dieſer Mäßigung zurück. Man vervielfachte die Papiere in's Unendliche, die auf ihnen abgedruckte Ermächtigung zur Einkaſſirung des Betrags wurde illuſoriſch. Dieſe Widerſinnigkeit folgte aus der Anſicht, die das Geld für eine Waare hielt, die man produciren könne. Einen ähnlichen Irrthum hat ſich ſelbſt die vorſichtigere Handelswelt zu Schulden kommen laſſen und ſich damit die empfindlichſten Wunden verſetzt. Das Inſtitut der Zettelbanken, ſo unerläßlich für einen großartigen Handelsverkehr, gab ſich häufig illuſoriſchen Anſichten hin, und mußte noch öfter den gewiſſenloſeſten Einfluß der Regierungen ertragen. Die Banken verkannten die Natur ihrer Noten, fingen an, ſie ohne Berechnung zu vermehren, ſchoſſen den Regierungen anſehnliche Summen vor, die ſie niemals aufkündigen durften, und brachten ihre Verbindlichkeiten mit den Mitteln, ſie gewiſſenhaft zu erfüllen, in ein ſo großes Mißverhältniß, daß ſie ſelbſt ihre Zahlungen einſtellen mußten und das Signal zu unzähligen Privatbankerotten gaben. Dies war 1785 der Fall mit der Discontokaſſe von Paris, ſpäter mit dem Bankerott der engliſchen Bank, und wird meiſt immer das Schickſal der Provinzialbanken ſein, die ſich niemals ſolcher Privilegien erfreuen, wie die Hauptbank. Wir haben in Deutſchland dieſelben Erfahrungen gemacht; ich erinnere nur an das Unglück, das die preußiſchen Ritterſchaftsbanken traf, als Napoleon's Invaſion die Grundlagen, auf denen ſie beruhten, die Landgüter, preisgab. Die weiſe, vielleicht übertriebene Vorſicht der Pariſer Bank iſt auf jeden Fall geeignet, Vertrauen einzuflößen und eine

wohlthätige Wirkung auf die öffentliche Wohlfahrt auszuüben.

Erst dann fängt der Werth der Dinge an, sich geltend zu machen, wenn sie in den Umlauf kommen. Der Markt, das Ausgebot, die Nachfrage, die Werthabschätzung, diese Begriffe sind entscheidend für alle Erscheinungen der Reichthümervertheilung. Welches ist die Regel für die Bestimmung des Marktpreises? Die Bedürfnisse sind verschieden, je nach unserer Lage. Das Klima, die Sitte, die Gesetzgebung machten dem Einen entbehrlich, was für einen Andern einen hohen Preis hat. Ein Wagen voll Schlittschuhe gilt in Neapel nicht mehr, als das Eisen und Holz daran werth ist, während man in Riga zugeben muß, daß ein ansehnlicher Werth darin enthalten ist. Die Abendzeitung kostet in Dresden 12 Thaler, während man in Spanien keine vier Groschen dafür geben würde. Eine Federnkrone, die am Mississippi einen Reichthum bildet, ist für einen Europäer nutzlos, wenn sie nicht für einen Damenhut einen doch unverhältnißmäßig geringen Werth abwirft.

Die Dinge, wonach wir verlangen, sind nicht blos die Luft, das Wasser, Feuer, die sich von selbst mittheilen, sondern es sind in größerem Maße gesellschaftliche Reichthümer, die durch ein vielseitiges Zusammenwirken oder einen einfachen Productivdienst erzeugt worden sind. Nachdem die auf die Verfertigung eines Gegenstandes gewendete Mühe größer oder geringer gewesen ist, darnach entscheidet sich wiederum der Preis. In einem faulen Volke wird man für dasselbe Quantum Arbeit weit mehr zahlen müssen, als in einem betriebsamen, und hierin liegt die zweite Ursache der relativen Bestimmung des Marktpreises.

Die dritte endlich ist der Maßstab des Vermögens. Eine Waare kann oft einen enormen Werth haben, und dennoch nur schlecht im Preise stehen, weil die Käufer erst ihre dringenden Bedürfnisse befriedigen und dann für jenen Gegenstand nicht mehr ausgeben können, als den kargen Ueberschuß ihres gemessenen Vermögens. Diese Thatsachen geben die wichtigsten Folgerungen.

Das Fallen der Preise kann nur für den Augenblick un-

günſtig ſein, auf die Länge iſt es ein Fortſchritt. Dieſer parabore Satz ſtimmt mit der Erfahrung überein. Es verſteht ſich, daß hier nur von einem gleichmäßigen Preisabſchlage die Rede iſt. Die Werthbeſtimmungen aller Dinge müſſen in einem natürlichen, ungeſtörten Zuſammenhange ſtehen. Das Getreide wird wohlfeiler, wenn der Arbeitslohn ſinkt. Wenn ein Fabrikant wöchentlich einen Thaler weniger verdient, ſo iſt er nicht im Nachtheil, wenn auch alle ſeine übrigen Bedürfniſſe in dieſem Verhältniſſe gefallen ſind. Wie? wird man ſagen, wenn man nun den Producenten nicht mehr das bezahlt, was ihren Gewinn ausmacht? Wir entgegnen, daß dann eine allgemeine Zufriedenheit eintreten würde. Es würde keine Producenten mehr geben, der Gedanke des Tauſchwerthes hätte ſich verloren, Jeder beſäße die Dinge, deren er bedarf, und brauchte ſie nicht anzuſchaffen, ſo wenig wie die Luft, die uns umgiebt. Wenn die Dinge gar nichts mehr koſten, ſo muß Jedermann unendlich reich ſein.

Das Einkommen des Grundbeſitzers, des Capitaliſten und des Induſtriemanns bildet ſich aus den Gewinnſten, welche der Fortgang der Production abwirft. Dieſe Gewinnſte ſind keineswegs in allen Productionsfächern gleich. Es wird hier immer gewiſſe Regeln geben, die zu beobachten der Unternehmer ſich zur Pflicht machen muß. Z. B. iſt es vortheilhafter, mit unſcheinbaren, ordinären, als mit koſtſpieligen Modeartikeln zu handeln. In Lyon ſind die Seidenfabrikarbeiter in Lumpen gehüllt. Diejenigen Tuchmacher, welche grobes Tuch fertigen, tragen meiſt beſſere Röcke, als die, welche Caſhmir arbeiten.

Aus den verſchiedenen Productionsfonds ergeben ſich dreierlei Arten von Einkommen: das Induſtrie-, Capital-, und Agricultur-Einkommen.

Die Induſtrie wird da am theuerſten bezahlt, wo die meiſten Ländereien und Capitale liegen. Nordamerika beweiſt vor allen dieſe Bemerkung, die auch das reiche Holland vor der Revolution wahr gemacht hat. Die Induſtriedienſte werfen dann immer mehr ab, wenn ſie in einer gefährlichen oder widerwärtigen Arbeit beſtehen, wenn ſie zu-

weilen unterbrochen werden, wie sich z. B. der Fiaker auch für die Stunden bezahlen läßt, wo er niemanden zu fahren hat, und endlich wenn die Arbeit ein angebornes Talent oder eine erworbene Geschicklichkeit voraussetzt.

Nach ähnlichen Voraussetzungen erhöhen sich auch die Gewinnste des Unternehmers. Dieser wird schwerlich eine Anzahl Hände beschäftigen können, ohne ein angemessenes Vermögen zu besitzen. Die Nothwendigkeit, ein solches Capital zu finden, die persönlichen Vorzüge, die man an der Spitze eines Unternehmens erblicken muß, und die Gefahr, die der Wagende auf seine Rechnung nimmt, steigern die Gewinnste, die dem Unternehmer zufließen. Sehr schwierig gestalten sich oft dabei die Lagen der Handarbeiter. Der Tagelohn ist einem fortwährenden Sinken im Preise ausgesetzt, weil sich hier so viele Hände anbieten, daß ein Unternehmer wegen Arbeiter nie in Verlegenheit kommt. Die Erfindung einer neuen Maschine, die Waareneinfuhr, die starken Auswanderungen entziehen Tausenden ihren Unterhalt und fordern die Vorsicht der Regierung auf, mit rascher Hülfe beizuspringen. Das Almosenspenden ist in diesem Falle das schlechteste Hülfsmittel. Es müssen neue Erwerbsquellen geöffnet werden, um die früheren zu ersetzen, ja es läßt sich sogar verlangen, daß die, welche eine plötzliche Arbeitslosigkeit zu ihrem Vortheile veranlaßt haben, verpflichtet sind, eine Zeitlang die Last, die der Gesellschaft daraus erwachsen ist, zu tragen und ihre entlassenen Arbeiter gegen die ersten Anfälle der Noth zu schützen. Wie ist es zuletzt mit der geistigen Industrie? Der Fabrikant verfertigt ein Tuch, das dem, der es kaufte, vollkommen angehört, er hat sein Recht auf dieses Tuch verloren, und muß ein zweites machen, wenn er ein zweites verkaufen will. Die Arbeit eines Gelehrten steht nicht in demselben Verhältnisse. Seine Producte lassen sich zwar verkaufen, aber nicht verbrauchen. Ein zerrissenes Buch, eine im Vortrag gelernte Wahrheit kann nicht zerstört werden. Die Arbeit des Gelehrten, wenn sie einmal aus seinem Kopfe ausgegangen ist, bleibt ein Besitz der Menschheit. Sind Plato und Aristoteles nach Verhältniß bezahlt worden? Nein, sie mußten sich mit den Kränzen des Ruhms begnügen

und die Ewigkeit ihres Gedächtnisses als Ersatz ihrer Mühen ansehen. Dies fühlt die Mitwelt gegen ihre Gelehrten noch immer und sucht sie durch die Ehre zu entschädigen. Daher macht man die Dichter zu Legations- und die Professoren zu Hofräthen.

Das Einkommen des Capitalisten ist der Zins. Die falsche Humanität z. B. des kanonischen Rechts verdammte jede Zinsannahme als einen verbrecherischen Wucher. Man sagte: Geld ist kein Baum, kein Acker, kein Thier, es vermehrt sich nicht, es ist eine todte Waare. Wir wissen längst, auf welcher irrigen Voraussetzung diese Schlußfolge beruht. Das Geld ist keine Waare, sondern nur der Stellvertreter derselben. Es ist der Nennwerth eines Grundstückes, eines Hauses, von denen ja eingestanden wird, daß sie sich auf natürliche Weise vermehren. Eben so unpassend waren die Gesetze, welche die öffentliche Gewalt über die Höhe des Zinsfußes erlassen hat. Diese haben ihre Wirkung immer verfehlt und mehr Schaden angerichtet, als sie verhüten sollten. Trotz der verschärften Edicte verlieh man so viel Geld als früher, weil das Bedürfniß blieb; aber die Assecuranzprämie stieg unmäßig, weil man sich dann noch immer gegen die Gefahr, bestraft zu werden, sichern mußte. Der gesetzlich festgesetzte Zinsfuß hat manchen Bankerott beschleunigt. Der um Geld Verlegene würde sich mit einem Darlehen retten können, aber seine mißlichen Umstände vermögen keinen Capitalisten, ihm zu niedern Zinsen zu borgen; zu hohen Zinsen aber, die dem Darleiher sein Geld assecurirten, darf er nichts entlehnen, daher sein Ruin. Die Anlage vieler Capitalien ist ein Gewinn für die Nationalwohlfahrt. Die Bearbeitung der Grundstücke nimmt einen größern Schwung an, sie werden productiver und wirken auf die Arbeit, selbst in der Industrie; daher sind die Anlagen auf Landwirthschaft immer die vortheilhaftesten.

Das Einkommen aus Grundstücken kann eben so von Unfällen bedroht werden, wie das aus der Industrie und dem Capital; aber es hat einige Vortheile vor diesen voraus. Selbst der kleinste Gewinn, den ein Stück des Landes abwirft, gestattet seinen Anbau, eine Unmöglichkeit für jeden andern

Erwerb. Mögen ſich die widerwärtigſten Umſtände vereinigen, um den Gewinnſt des Landbeſitzers zu ſchmälern, ſo wird dieſer ſeine Ländereien doch nicht brach liegen laſſen, obſchon er ſie nicht mehr in Pacht wird geben können. Um die Verpachtung eines Grundſtückes erſprießlicher zu machen, wird der Eigenthümer gewiſſe Regeln nicht aus den Augen laſſen. Die langen Pachtungen ſind vortheilhafter, als die auf kurze Zeit, weil ſie dem Pächter Verbeſſerungen möglich machen. England beweiſt, wie wohl ſich die Ländereien bei der Unumſtößlichkeit des Pachtcontracts befinden. Meliorationen, die man niemals unternehmen wird, wenn man ſtündlich eine Aufkündigung gewärtigen kann, geben den Beſitzungen einen größern Werth und ſetzen die Pächter in den Stand, ihren Verpflichtungen gegen die Eigenthümer pünktlich zu genügen.

Die Conſumtion der Reichthümer regelt ſich nach dem Bedarf; der Bedarf nach tauſend Einflüſſen, die auf den Willen, die Entſchließungen, die Gewohnheit und das Vermögen wirken. Jedermann iſt Conſument: und die ſtärkſte Conſumtion geſchieht unſtreitig durch die Klaſſe, welche am wenigſten beſitzt, aber am zahlreichſten iſt. Der Genuß der Reichthümer iſt ein Verluſt derſelben, der entweder durch das genoſſene Vergnügen oder eine neue Production erſetzt wird. Dieſer letzte Umſtand ergiebt die reproductive Conſumtion, die jedoch von einer unfruchtbaren immer begleitet iſt. Der Miethzins eines Hauſes iſt für den, der es zu ſeinem Geſchäft benutzt, reproductiv, für den Eigenthümer iſt er conſumirt, weil er der Zins eines in das Haus geſteckten Capitals iſt. Bei dieſen unproductiven Conſumtionen wird ſich die Vorſicht des Privatmannes und des Staates gewiſſe Grenzen ſtecken. Verſtändige Conſumtionen ſind diejenigen, wo reelle Bedürfniſſe befriedigt werden, die eher langſam als ſchnell von Statten gehen und deshalb eher theuer als wohlfeil ſein mögen, die mit gleichem Aufwand Mehreren zu Gute kommen und eben ſo viel koſten würden, wenn ſie nur Einen träfen, und die endlich von einer geſunden Moral gebilligt werden. Dies ſind die allgemeinſten Kriterien, die über den Staats- und Privataufwand entſcheiden.

Man hat dem Luxus viele Lobreden gehalten und es iſt

wahr, er befördert die Production; aber damit ist er noch nicht entschuldigt. Die Verschwendung begünstigt nur gewisse Producte, deren Zunahme für den Aufschwung der Gewerbe ohne Werth ist; sie zerschlägt die Summen, die nur durch ihre Aufhäufung der Production von Nutzen sind, sie ist meist ohne einen Vermögenszuwachs und daher doppelt gefährlich. Montesquieu, der wenig von der Nationalökonomie verstand, hat gesagt: „Wenn die Reichen nicht großen Aufwand machen, so sterben die Armen Hungers"; billig hätte ihn seine eigene Erfahrung eines Bessern belehren sollen. Wir wollen nicht davon reden, daß der Luxus den Reichen nicht einmal beglücken kann, daß er die Moralität vergiftet und die Vermögensungleichheit, dies Schreckbild für alle bestehenden Regierungen, eher vergrößert als verringert, wir zeigen nur auf die alltägliche Erscheinung und die Begleitung hin, die den Luxus umgiebt. Die Gastmähler des Lucullus wurden mit dem Elend unermeßlicher Länderstrecken bezahlt und man brauchte sich keine Tagereise weit von Versailles, Rom und Madrid zu entfernen, um auf die Lumpen der Armuth zu stoßen.

Die Staatsconsumtionen sollen nothwendig sein; aber sie lassen sich nur in soweit rechtfertigen, als sie der Gesellschaft eben so viel nützen, als sie ihr kosten. Dies ist die Regel der Vernunft und der Gerechtigkeit, obschon jedes Blatt der Geschichte mit Verstößen dagegen bedeckt ist. Die Machthaber spielten abwechselnd mit dem Leben und Vermögen ihrer Unterthanen. Jenes opferten sie den Phantomen des Ruhms und Ehrgeizes, dieses meist immer ihrer Habsucht, ihren Schmeichlern und zuweilen ihren falschen Einsichten. Ludwig XIV. nannte sich Herrn des Vermögens von ganz Frankreich und hielt die Ausgaben der Regierung für ersprießliche Wohlthaten. Man vergaß, daß die Einkünfte derselben ein Abzug vom Nationalvermögen sind, das diesem niemals wieder zufließen wird, wenn es nicht unter die Verwaltung der Wirthschaftlichkeit gestellt ist. Eine verschwenderische Regierung wird immer bloßgestellt sein, das Vertrauen der Nation verläßt sie und große Gefahren, in die sie geräth, sind niemals das Signal einer freudigen Aufopferung der Staatsbürger, sondern ihrer Mißhandlung oder der traurigsten Nothbehelfe. Womit mußten

ſich die Könige Frankreichs aus ihren Verlegenheiten retten? Durch ein feiles Ausgebot der Aemter, die ſie als Auszeichnung des Verdienſtes ihrer Gnade vorbehalten hatten. Sie ließen ſich die albernen Stellen eines Oberhofbartputzers, eines Hofbuttercontroleurs durch enorme Summen abkaufen, und ließen dafür dieſen Großwürdenträgern entweder Penſionen auszahlen, oder gaben ihnen Anweiſungen auf das preisgegebene Vermögen ihrer Unterthanen.

Die Hauptobjecte des Staatsaufwandes ſind die Civilverwaltung, das Kriegsheer, der öffentliche Unterricht, die Wohlthätigkeiten, die Bauten. Alle dieſe Koſten ſind unproductiv. Im Uebrigen iſt zu wünſchen, daß die Regierung ſich nicht mit Production befaſſe. Die unter der Autorität des Staats ſtehenden Induſtrieanſtalten werfen ſelten einen reellen Gewinn ab und wo ſich einiger Ueberſchuß an Einnahme ergiebt, da würde er größer ſein, wenn dieſer Thätigkeitszweig in die Hände des Publikums käme.

Die einfachſte Verwaltung iſt die beſte. Die Sucht des Zuvielregierens ſchadet der Freiheit eben ſo viel, als dem Wohlſtande. Jede Behörde muß in ihrem Kreiſe bevollmächtigt ſein und die Centraliſation nur die Controle erleichtern. Ein Gebäude kann in Straßburg verfallen, ehe man von Paris aus die Erlaubniß erhält, es auszubeſſern. Die formloſeſte Regierung iſt die wohlfeilſte, weil ſie uns von dem Heer läſtiger Beamten befreit. Man kann in dieſen Schlußfolgen weiter gehen. Die wohlfeilſte Regierung iſt nicht immer die beſte und eine ſchlechte Regierung wird, ſelbſt wenn ſie wohlfeil iſt, immer noch zu theuer bezahlt. Um der Ehrlichkeit gewiß zu ſein, muß man ſie gut honoriren; man wird Den nicht zu beſtechen wagen, von dem man weiß, daß er nichts bedarf. Die Nation, welche ihre Deputirten bei der Geſetzgebung bezahlt, iſt beſſer vertreten, als die, welche ſie durch die Ehre ihres Vertrauens entſchädigen will. Englands Verfaſſung würde weniger illuſoriſch ſein, wenn es ſeinen Repräſentanten das Geld gäbe, das ſie ſpäter vom Miniſterium erhalten.

Aus dem Kriege hat die neuere Zeit ein Gewerbe gemacht. Seitdem die Tapferkeit nicht mehr, ſondern die beſſere

Rüſtung und der größere Reichthum an Hülfsquellen den Ausgang der Feindſeligkeiten entſcheidet, iſt der Krieg eine Aufgabe geworden, zu deren Löſung man ſich in der Zeit des Friedens ſyſtematiſch vorbereitet. Seitdem die ſtehenden Heere für eine Nothwendigkeit erklärt ſind, haben die Staaten in ihren Verein eine Klaſſe aufgenommen, deren Wünſche von denen der übrigen Bürger ſo verſchieden ſind und das als den Tummelplatz ihrer Verdienſte erzielen, was dieſen als das gefährlichſte Uebel erſcheint. Der Krieg ſelbſt iſt ausnehmend koſtſpielig. Die Waffen haben ſich ſeit Erfindung des Schießpulvers mannigfach complicirt, die Terrains ſind weiter geworden, ſeitdem man England in Oſtindien und Frankreich auf Isle de Bourbon angreifen kann, die Ausplünderungen ſind methodiſcher als ſonſt, und nicht weniger erſchöpfend. So lange dies Syſtem herrſcht, werden ſich die Nationen keines dauernden Glückes erfreuen. Die ſtehenden Heere, die auf dem Friedensfuße ſo läſtig ſind wie im Kriege, und das Angriffsſyſtem ſind Maximen, zwiefach verderblich für die Nationen, da ſie koſtſpielig und wenig ſichernd ſind. Friedrich der Große hat die Nachtheile des Angriffsſyſtems außer allen Zweifel geſetzt, und bis jetzt iſt die Geſchichte reicher an Schlachten, die glücklich in der Heimath geliefert wurden, als an Erfolgen, die man auf fremdem Gebiete erkämpfte. Die Landwehren mit einem ſtehenden Elitecorps ſind die einzig nationale Bewaffnung, ſie reichen zur Vertheidigung des Staates und zur Aufrechthaltung der innern Ordnung hin, und vermeiden all' die Uebel, die im Gefolge der ſtehenden Heere ſind, von denen man die hohen Koſten nicht das geringſte nennen möge.

Dem Staate muß an der Verbreitung nützlicher Kenntniſſe Alles gelegen ſein. Er iſt der natürliche Beſchützer jeder geiſtigen Anſtrengung, die ſeinen Zweck ſchneller und ſicherer zu verwirklichen beiträgt. In ſeinen Unterſtützungen wird er gewiſſe Regeln beobachten, die ihn vor der hier eben ſo häufigen Verſchwendung als übertriebenen Sparſamkeit bewahren. Die Regierungen pflegen Diejenigen, die ihnen am meiſten in die Hände arbeiten, am kärglichſten zu belohnen, und Jenen, deren Thätigkeit ihnen ſelbſt ſchon reich-

Was wir am öfterſten in uns bekämpfen
Und meiſtens wider Willen thun. Acoſta,
Nicht gerne hab' ich Euch verurtheilt.

Uriel.

Wohl,
Ich weiß! Ihr ließt mir einen Ausweg offen,
Den einzigen, den ich nicht wählen durfte.

Silva.

Mich rührt's, daß Ihr doch noch für Juda fühlt,
Sind mir auch Eure Gründe allzuweltlich,
Wie Judiths Liebe faſt mir teufliſch ſcheint.
Genug! Ich ſoll Euch als Verwandten grüßen,
Und um ſo lieber biet' ich meine Hand,
Als ein Talent, ein reichbegabter Geiſt
Für Amſterdam dadurch erhalten bleibt.

Uriel.

Wo ſeh' ich eine Möglichkeit, de Silva?
Beglückt bin ich von eines Engels Liebe —
Doch darf ich nehmen, was ich zu behaupten
Kein einziges erlaubtes Mittel kenne?

Silva.

Doch! Doch! Ich komme von dem Rath der Drei.
Die Sitzung war für Eure Sache günſtig.
Den Schwiegerſohn Manaſſe's Vanderſtraten
Wird man zum Acte der Verſöhnung nicht
Mit allzuſchwerer Prüfung vorbereiten.
Ihr ſeid erwartet. Schreitet unerſchrocken
Hinaus auf die verbotnen Plätze! Klopfet

liche Früchte gewährt, noch Summen auszusetzen, die das Verhältniß aller an der Bildung Arbeitenden zerstört. Der Elementarunterricht, der die Moralität und Civilisation befördert, den Gesetzen Achtung verschafft und das Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten erweckt, wird zu spärlich bezahlt.

Die Wohlthätigkeitsanstalten sind schädlich, wenn sie nur Almosen spenden. Sie müssen das menschliche Elend wieder aufrichten und jede dem Alter oder dem Gebrechen noch übrig gebliebene Kraft benutzen, um sie zu beschäftigen. Die Arbeitshäuser des Continents beweisen, welche Vortheile wir vor England voraus haben, vor England, das unter der Last seiner Armentare seufzt. Diese Taxe ist die drückendste Communalabgabe, die bei der steigenden Armuth immer zunimmt und der wucherischen Berechnung der Industrieunternehmer so sichern Vorschub leistet. Denn welches ist die Folge dieser Abgabe? Die Unternehmer wissen, daß ihren Arbeitern ein bestimmter Lohn gezahlt werden muß, der, wenn er nicht da ist, den Kirchspielen zur Last fällt. Diese Gewißheit bestimmt sie, den Lohn, den sie zahlen, immer mehr zu verringern. Wäre das englische Volk, selbst nach der Reformbill, nicht so schlecht vertreten, so würde es hoffen können, von einem so schreienden Mißbrauche bald befreit zu werden.

Es giebt für die Regierungen kein besseres Mittel, auf die Wohlfahrt der Nation zu wirken, als die Befugniß, die sie zu öffentlichen Bauten haben. Sie haben diese Aufgabe bis jetzt zu oft mißverstanden und die Beschäftigung, die sie dem arbeitslosen Pöbel und den heruntergekommenen Handwerkern bei Errichtung prächtiger Zierden ihrer Hauptstädte geben, für den höchsten Triumph ihrer Weisheit gehalten. Die Prunkgebäude sind nicht reproductiv; aber Kanäle, Häfen, Dämme sind es. England beweist, welche Vortheile die Erleichterung der Binnenschifffahrt dem Handel und den Gewerben gewährt. Besitzt die Regierung die Mäßigung, diese Verbindungen durch Kanäle und Landstraßen nicht mit übermäßigen Zöllen zu belasten, so wird sie sich den Dank jedes Freundes der Nationalwohlfahrt erwerben.

Wir sehen, daß die Regierung Geld braucht. Woher nimmt sie's? Wir wissen es Alle, zum kleinsten Theil aus

den Domainen des Staats, zum größten aus den Taſchen ſeiner Bürger. Dies iſt ganz in der Ordnung und die Aufgabe nur die, in ſeinen Forderungen mäßig und einfach zu ſein, vor allen Dingen nicht peinlich zu werden. Wir zahlen gern, wenn man uns gut bedient, wenn die Ausgaben unter unſern Augen geſchehen und man immer einen kleinen Theil weniger verlangt, als wir in der That vielleicht noch auftreiben könnten. Die Steuer darf nur den Ertrag treffen, greift ſie die Capitale an, ſo weiht ſie den Staat dem Untergange. Die Regierungen gleichen dann jenen Wilden Montesquieu's, welche die Bäume abhauen, um ihre Früchte zu ſammeln.

Die erträglichen und vortheilhaften Steuern tragen gewiſſe Kennzeichen, die auf Folgendes zurückkommen: Sie ſind der Quote nach gering, weil eine überſpannte Steuer die Unterthanen beraubt und nicht einmal die Regierung bereichert. Der Ertrag einer Auflage wächſt nicht in gleichem Verhältniß mit ihrer Größe. Wer wird ſich Dinge anſchaffen, die ein übertriebener Zoll unerſchwinglich gemacht hat? Der Preis der Dinge beſtimmt die Nachfrage, der Abſatz die Einfuhr, der Zoll das Einkommen der Regierung. Je größer die Abgabenſteigerung, deſto geringer der Abfall für den Fiskus. Warum Steuern, die den Unterthanen eine Laſt ſind, ohne der Regierung zu nützen? Wenn man die Unterthanen zu öffentlichen Frohnen requirirt, ſo kann der geringe Vortheil, den die Regierung daraus zieht, die Verluſte des Arbeiters an Zeit und an ſeinem eigenen Gewerbe nicht erſetzen. Turgot hat berechnet, daß die Chauſſeefrohnen dem Staate zehn Millionen Livres erſparen, und vierzig Millionen den Unterthanen Schaden bringen. Ein großes Uebel im Gefolge der Steuern iſt der Aufwand, den ihre Beitreibung verurſacht. Eine Auflage, die auf zwölf Millionen berechnet iſt, koſtet dem Volke in der That ſechzehn Millionen. Eine gute Regierung ſucht dieſem Mißſtande abzuhelfen, der früher noch drückender war. Vor den Zeiten Sully's beliefen ſich die Erhebungskoſten, eine Summe, die nie dem Nationalvermögen wieder zufließt, auf 500 Procent. Napoleon ſcheute dies Mißverhältniß nicht, weil ſein Despotismus einer tau-

ſendarmigen Beamtenkaſte bedurfte und er niemals die Summen achtete, die der Augenblick koſtete, wenn er vorausſah, daß ſie ihm in Zukunft reichliche Früchte tragen würden. Ferner ſoll die Steuerlaſt gleichmäßig vertheilt ſein oder der Fiskus iſt auch hier einem Verluſte ausgeſetzt. Wem man wenig abfordert, der wird ſich niemals vordrängen, um mehr zu zahlen, und wer zu viel trägt, iſt ein ſchlechter Zahler, weil ſeine Kräfte überſtiegen ſind. Es iſt der Billigkeit angemeſſen, wenn Adam Smith ſagt: „Es läßt ſich gar wol rechtfertigen, daß der Reiche nicht blos nach Verhältniß ſeines Einkommens zum Staatsaufwande beiſteure, ſondern noch etwas darüber.“

Die progreſſive Steuer iſt weder eine Ungerechtigkeit noch eine Entmuthigung, in dem Erwerbe ſeiner Reichthümer fortzufahren. Die Steuern ſollen der Reproduction ſo wenig als möglich ſchaden. Sie ſollen keine Gegenſtände treffen, die, auf der Circulation begriffen, die Production hemmen würden, wenn man ſie verringerte. Dies trifft immer ein, wenn man Capitalien, Objecte der erſten Nothdurft, die Rohſtoffe der Manufacturen beſteuert. Endlich ſollen die Steuern nicht mit Inſtituten Hand in Hand gehen, welche die Moralität verletzen und den guten Sitten zuwider ſind. Es macht einen übeln Eindruck, wenn die Croupiers in den Bädern und die Phrynen in den Hauptſtädten ſo innig mit Vertretern der Regierungen fraterniſiren.

Die Regierungen haben ſich ihre Einkünfte bequemer gemacht. Sie machen Schulden. Wer borgte nicht gern? Kann es beſſere Anlagsplätze geben? Ein Haus kann abbrennen, ein Landgut vom Feinde, ein Feld vom Hagel verwüſtet werden, eine Actienunternehmung, ein Schauſpielhaus ſchlechte Kaſſe machen und ein Journal kann verboten werden. Die Staatsſchulden haben ihre Vertheidiger gefunden. Doch iſt es ausgemacht, daß die Capitale bei den Anleihen verloren gehen, und daß ſie nichts für die Production thun. Die Anleihen vernichten die Erſparniſſe, veranlaſſen Verſchwendungen, gehen nicht in die Circulation, opfern den Fonds und machen aus vorſichtigen Regierungen leichtſinnige. England ſollte durch ſeine Schulden wohlhabend geworden ſein? Eher noch

durch die Fehler seiner Regierung, als durch Maßregeln, womit sie jene wieder hat gut machen wollen, eher durch seinen allmäligen Bankerott, als durch seine Anleihen. Die Regierung sagt zu ihren Unterthanen: Wir brauchen 100 Millionen, und wendet sich nach London, Paris, Frankfurt, wo sie froh ist, von einem Banquiersvereine auf der Stelle 80, schreibe hundert Millionen zu erhalten. Die Unterthanen müssen dann die Zinsen der geschriebenen hundert Millionen zusammenbringen und haben von 80 nur den Vortheil gezogen.

Es giebt nur zwei Mittel, keine Schulden zu haben, entweder keine zu machen oder sie ehrlich abzutragen. Das erste verschmähen die Regierungen, wenn sie an Sparsamkeit nicht gewöhnt sind und kein Vertrauen zu ihren Unterthanen haben, die sich gern anheischig machen würden, eine mäßige Summe auf außerordentlichem Wege beizutreiben. Das letzte Mittel scheinen die Staatsschulden-Tilgungskassen bezwecken zu wollen; doch die Ehrlichkeit, die sie hervorrief, liegt nur im Scheine. Wozu dienen die Tilgungen, wenn unaufhörlich wieder neue Summen aufgeborgt werden? England hat seit 124 Jahren im Durchschnitt jährlich 7 Millionen Gulden abbezahlt, aber auch jährlich 110 Millionen wieder aufgenommen!

Können Nationen aus Mangel an Credit untergehen? Nein; aber die Regierungen können es. Unsere Enkel dürften die tolle Idee haben, die auf sie ausgestellten Schuldscheine ihrer Väter nicht mehr zu honoriren. Was wäre das? Eine Caprice? Ein Bankerott? Ein Todesstoß für die Geldmäkler? Ein Fenstereinwurf in den Judengassen? Nein, es wäre eine Revolution.

Der blühende Zustand der französischen Gewerbe, auf welche die Proscriptionen, das Papiergeld, die Aushebungen, die Invasion nichts vermocht haben, ist die Folge ihrer Freiheit. Die Gesetze, welche die Bedingungen der Zulassung zum Gewerbebetriebe vorschrieben, waren zur Bildung geschickter Arbeiter unnütz, der arbeitsamen Klasse verderblich und den Consumenten schädlich. Die Zünfte scheinen eher

einen politiſchen, als einen auf die Gewerbe berechneten Urſprung zu haben. Sie waren entweder Aſſociationen gegen die Unbilden des Adels oder dienten den Fürſten als fiskaliſche Hülfsquelle. So kam es, daß kein Handwerker Meiſter werden konnte, wenn er kein Geld hatte oder er ſonſt den Zunftvorſtehern durch ſeine Betriebſamkeit verdächtig erſchien. Die gezwungene Zahl der Unternehmer iſt ohne Concurrenz. Die Vortheile fließen einzelnen Bevorrechteten zu und das Publikum erhält die Waaren zu einem unnatürlichen Preiſe. Das Publikum muß bei dieſem Preiſe immer auch noch das Monopol bezahlen, das die Privilegirten von den Regierungen gelöſt haben. Die Zunftverfaſſung erhält die Gewerbe in einer Trennung, die ihrer Natur widerſpricht. Sie peinigt ſie mit Aufſehern, Viſitatoren, gerichtlichen Verfolgungen und nährt den Geiſt der Anfeindung und Neckerei. Was iſt es, wenn ein Schloſſer ſich keinen Nagel, ein Nagler ſich keinen Hammer machen darf?

Die Ueberfüllung des Marktes kann allerdings im Gefolge der Gewerbefreiheit eintreten, aber dies Uebel iſt weit geringer, als der Mangel an Producten, der die Nachfrage vermehrt und die Preiſe zu einer Höhe ſteigert, die ihnen nicht gebührt. Die Ueberfüllung wird dem geſchickten und thätigen Arbeiter niemals gefährlich werden, wogegen die Unterdrückung der Concurrenz eine Belohnung iſt, die man der Unwiſſenheit und Faulheit ertheilt.

Die Gewerbevorſchriften, die von den Regierungen ausgehen, ſind läſtig und ſchädlich. Die Blüthe, die ſie den Manufacturen eines Landes geben, iſt für einen kurzen Augenblick. Die Kunſtgriffe, die wir voraus haben, ſind vom Auslande bald überholt, und während wir bei unſern weiſen Reglements ſtehen bleiben müſſen, machen die Fremden Fortſchritte, die uns ausſtechen. Dies war die Folge der Verordnungen, die Colbert an die Induſtrie erließ. Die Spanier wollten in Frankreich Tücher kaufen, die $^9/_4$ Ellen breit waren, die Franzoſen durften nur $^7/_4$ breite fabriciren und ſahen die Käufer nach England gehen. Eben ſo wenig bewahren die Reglements vor dem Betrug: ja ſelbſt, wenn ſie den Käufer ſichrer ſtellten, ſo iſt es doch billiger, daß der,

der sich betrügen läßt, betrogen werde, als daß die hemmende Controle der Regierung diejenigen beläſtigt, welche die Absicht haben, ehrliche Waaren zu liefern. Droz sagt richtig, daß, wenn man der Gewerbefreiheit einige Beschränkungen auferlegen wollte, dies nur geschehen dürfte, um ihr selbst zu nützen. Die Gewerbefreiheit ist kein Selbstzweck, sie ist nur das Mittel zum Wohle des Publikums.

Eine historische Entwicklung der Beschäftigungen, denen sich die ersten Menschen hingaben, ist sehr schwierig. Krause in seiner Nationalökonomie versucht sie, und muß sich mit den reißenden Thieren, den Erdbeben, den Ueberschwemmungen helfen, um Thatsachen zu erklären, für die es immer an sichern Beweismitteln fehlen wird. Er sagt, der Credit sei entstanden, wenn ein Jäger es unternahm, für den andern Waffen zu verfertigen, und sich Gewißheit verschafft hatte, von diesem dafür mit hinreichendem Wildpret versehen zu werden. Diese Annahme ist eben so mißlich wie eine andere, die den Ursprung des Hirtenstandes erklären soll. Krause sagt, der Jäger habe erst seinen Kindern kleine wilde Thiere zum Spielen mitgebracht, und dann gesehen, wie die aufwachsenden ihre reißende Natur verlören, und für die Haushaltung sich benutzen ließen. Die biblischen Traditionen sind wahrscheinlicher, als diese witzigen Erklärungen.

Die Schriftsteller bedienen sich des Wortes Nationalökonomie in einem sehr schwankenden Sinne. Bald verstehen sie darunter die Summe aller industriellen, mercantilischen und Agricultur-Einzelwirthschaften einer Nation, bald die Wissenschaft, die sich über die für das Wohl des Ganzen passenden Grundsätze derselben verbreitet. Wir verdanken das unsichere Wort der physiokratischen Schule, ohne von ihr über den Sinn desselben aufgeklärt zu sein. Die Deutschen, längst gewohnt, unter Politik die Regierungskunst, d. h. z. B. unter Physik auch zugleich die Maschinenkunde zu verstehen, nahmen die Nationalökonomie für eine Encyklopädie

aller auf den Erwerb bezüglichen Wissenschaften. Der Grundriß der Finanzwissenschaft, den wir z. B. vom seligen Justizrath Schmalz besitzen, ist durchweg auf diesen Irrthum begründet. Statt von dem gegenseitigen Wechselverkehr zwischen den mannigfachen Zweigen der nationalen Thätigkeit, statt von dem Einfluß der Capitale auf den Landbau, der Renten auf die Gewerbsamkeit zu sprechen, zählt er all' die Kräuter und Pflanzen auf, die man in Deutschland ziehen, alle Metalle, die man graben, alle Thierarten, die man schießen kann. Er klärt uns über die Vortheile des Düngers, über die Vierfelderwirthschaft auf, giebt uns die Getreidearten an, die sich für sandigen, lehmigen, schwarzen und Kalkboden schicken, kurz es sind die praktischen Lehren, die den Landbebauer, dem Schafzüchter, dem Kaufmann willkommen sind, die aber nur die vorausgesetzte Grundlage für ein Gebäude der Nationalökonomie sein dürfen. Den Nationalökonomen interessirt allerdings alles Tiefe und Erhabene der neuern rationellen Landwirthschaft, z. B. der Kuhmist und seine hohe Bedeutung, aber es kümmert ihn nicht, ob derselbe durch die Stallfütterung fetter, nahrhafter und sammelbarer wird, sondern nur, ob er dem Boden einen höhern Werth giebt, die Productivkraft steigert und in dem Maschinismus des Nationalreichthums neue Erscheinungen hervorruft. Auch Herr Staatsrath Krause hat diese Grenzen nicht scharf genug gezogen. Die erprobte Erfahrung, womit er namentlich von der Landwirthschaft spricht, ließe diesen Mangel vergessen, wenn nicht gerade eine strenge, systematische Bearbeitung unserer Wissenschaft seine Absicht gewesen wäre. Was nützen dem Nationalökonomen die Rechnungsüberschläge, die wir hier über die Bewirthung eines Guts nach dem Vierfeldersysteme finden? Wollte der Verfasser consequent sein, so hätte er uns nicht nur über den Nutzen der Maschinen, sondern auch über die Kunst, sie zu bauen, belehren müssen.

Dennoch kann man von seinem Gegenstande nie zu viel sagen, wenn es sich darum handelt, ihn genau zu kennen. Die Weitläufigkeit Krause's ist die Folge seiner Erfahrungen, die belehrend sind. Seine Erbitterung gegen die Geldaristokratie wird Jeder gerecht finden, der die zunehmende Verar-

mung der arbeitenden Klaſſen aus der Bevorrechtung der Capitaliſten herleitet. Ohne Zweifel iſt die letztere die Urſache der erſten. Die Steuerimmunität der Rentirer, dieſer geſellſchaftlichen Drohnen, iſt an die Stelle der kaum verſchollenen Privilegien des Adels und der Geiſtlichkeit getreten. Die Geldoperationen haben eine Klaſſe von Menſchen gebildet, die nur den großen europäiſchen Geldmarkt als ihr Vaterland kennen, ſich von ihren heimiſchen Verbindlichkeiten loszureißen und ſich durch die ewigen Verlegenheiten der Herrſcher zu ſchützen wiſſen. Die Capitaliſten wälzten geſchickt die immer ſchwerer werdende Steuerlaſt auf jene Klaſſen, die ſich kaum in den verzweifelten Schranken ihrer Exiſtenz zu halten vermögen. Der Ackerbau und die Gewerbe werden von den Capitalien entblößt, die ihre Unternehmungen beleben könnten und den Regierungen übergeben werden, in deren Händen ſie aufhören, wahrhaft reproductiv zu ſein. Der Verfaſſer hat alle dieſe Erſcheinungen aufgedeckt und ihren Zuſammenhang mit dem zunehmenden Verfall des Wohlſtandes nicht verſchwiegen.

Laſſen ſich wol die Majorate vertheidigen? Krauſe thut es nicht, obſchon er die Waffen dazu in die Hände giebt. Das gleiche Erbrecht war das Signal des Verfalls der ſicherſten Reichthumsquellen, der Grundbeſitzungen. Die Uebernahme derſelben konnte nur mit Anerkennung einer unverhältnißmäßigen Schuld geſchehen, die ſehr bald den Ruin des Beſitzers zur Folge hatte. Das iſt eine Thatſache, die überall erwieſen iſt. Die Ritterſchaftsbanken haben dieſen Mißverhältniſſen vielfach abgeholfen, aber ihre Wirkſamkeit iſt oft plötzlich gelähmt worden, ja ſelbſt ungeachtet ihrer Hülfe wollen die Nothwendigkeiten der Adminiſtration, die Bankerotte nicht aufhören. Derſelbe Fall tritt mit der Abgabe der Grundherrlichkeit, der Parcellirung der Grundſtücke noch immer nur zu häufig ein. Die Freunde der Humanität und Freiheit müſſen ſo oft die Erfahrung machen, daß die Geſchenke, die ſie geben, ihren Clienten zum Nachtheil gereichen. Aber woran liegt die Schuld? An den Verbeſſerungen? Nein, an dem Umſtand, daß ſie nicht durchgreifend ſind.

Gegen die Gewerbefreiheit iſt Krauſe ungerecht. Er will

ſie ſehr beſchränkt wiſſen, weil ſie die wohlhabende Mittelklaſſe zerſtöre. Wir verbergen uns keineswegs den Urſprung dieſer Freiheit. Sie ging im Gefolge des Despotismus. Napoleon begünſtigte ſie, um die Continentalſperre weniger empfindlich zu machen und die Population zum Behufe ſeiner Kriege zu vermehren. Jetzt iſt ſie eingeführt und es kommt nicht mehr darauf an, ſie zu beſchränken, ſondern ihr die Gunſt der Nebenumſtände zu ſichern. Die Population iſt da, und ſie durch Entzug ihrer Exiſtenzmittel vermindern, würde heißen, die Lebenden tödten. Dies beweiſt Aſien, auf das ſich Krauſe mit Unrecht beruft. Weil in China und Oſtindien die Volkszahl ſo unermeßlich groß iſt, ſo ſucht ſich die Menſchheit in der Arbeit zu theilen, ſie arbeiten dort ihrer Sechs, was bei uns Einer verrichtet, ſie übernehmen die Geſchäfte, die man bei uns den Thieren überläßt, und ſuchen den Menſchen, um ihn nur zu ernähren, unentbehrlich zu machen. Krauſe will eine wohlhabende Mittelklaſſe, aber er ſcheut ſich nicht, ſie auf Koſten der Conſumenten einführen zu wollen. Wir ſollen mehr bezahlen, um Einige reich zu machen, ſtatt daß wir jetzt weniger geben, um Allen etwas zu verſchaffen.

Das Reſultat der Unterſuchungen, die Krauſe über die Beſteuerung anſtellt, wendet er auf den preußiſchen Finanzetat an, der bekanntlich in dreijährigen Zwiſchenräumen zur Oeffentlichkeit kommt. Er will die indirecten Steuern um Vieles beſchränken und die directen durch eine gleichere Vertheilung gerechter machen. Er löſcht die Einnahme aus der Lotterie, ſetzt den Ertrag des Salzmonopols von faſt vier Millionen auf eine Million herab, verringert die Stempelgebühren, die ihm nur als Gerichts- und Kartenſtempel gerecht erſcheinen, nimmt dann den Ertrag der Zölle weit geringer an, weil er ſie gegen Deutſchland aufgehoben und gegen das Ausland ermäßigt wiſſen will, und ſtreicht zuletzt einen anſehnlichen Theil der Getränkeſteuer, die er nur aus polizeilichen Gründen gerechtfertigt ſieht. So käme der Ertrag der indirecten Steuern und Domainen auf etwas über ſechszehn Millionen zu ſtehen. Preußen ſetzt ſeine Bedürfniſſe auf fünfzig Millionen Thaler, und die an dieſer Summe noch fehlenden

vierunddreißig Millionen will der Verfaſſer auf directem Wege erheben. Die Grundſteuer liegt dann nicht auf dem ganzen Reinertrage, wie jetzt, ſondern er bringt die Verſchuldung mit in Abrechnung, die von den Capitaliſten zu verſteuern iſt. An dieſe Abgaben reihen ſich die Häuſer-, Gewerbe-, Klaſſen-, Perſonen- und Beſoldungsſteuer und zuletzt die jetzt ſo bevorzugten Rentirer mit acht Millionen. Von einer Herabſetzung des Bedarfs der Regierung ſpricht Krauſe nicht.

Die Ermittelung der Capitale iſt unendlich ſchwierig, und folglich auch ihre Beſteuerung. Man hat geſagt, die Rentenſteuer würde den Zinsfuß ſteigern, und das war genug, die Regierungen, die ſtets nach Herabſetzung deſſelben ſtreben, von ihr abzuſchrecken. Dieſe Beſorgniß iſt unnöthig, da die Concurrenz, die Menge des Ausgebots dieſe Erhöhung bald wieder herabdrücken würde. Ich weiß ein Mittel, die Capitale ausfindig zu machen, und will es angeben. Es paßt zwar nur für China und die Türkei; das würde aber manche europäiſche Regierung nicht abhalten, es in Anwendung zu bringen. Es iſt eine einfache Machination. Man eröffne eine Anleihe von hundert Millionen und laſſe nur die einheimiſchen Capitaliſten auf den Markt. Die Summen werden in Empfang genommen, ſorgfältig notirt und die Darleiher namhaft gemacht. Jetzt iſt die Sache leicht. Man zeigt an, daß man ſich beſonnen habe, daß man das Geld nicht wolle, und läßt es wieder abholen. Die Regierung weiß nun, an wen ſie ſich zu halten hat. Sie zieht die Schwierigkeit, einen neuen Anlageplatz zu finden, von der ermittelten Summe mit wenigen Procenten ab und beſteuert den Reſt nach ſeinem Ertrage. Das iſt die Finanzverwaltung par ordre du Mufti.

Der Theolog hält die Welt für eine Betſtube, der Pädagog für eine Schule, der Juriſt für einen Gerichtsſaal, ja es hat naturphiloſophiſche Aerzte gegeben, welche die Erde eine Krankheit Gottes nannten.

Der Nationalökonom iſt ein nüchterner, proſaiſcher Mann. Er haßt die Phantaſie, weil ſie die Menſchen faul macht. Er hat die Natur beſiegt, nicht wie der Philoſoph, der ſie nur in Feſſeln hält, ſondern er ſchmiedet die Gefangene an die Galeere und läßt ſie arbeiten, ohne auf ihr Wehklagen zu hören.

Dreimal ans äußre Thor der Synagoge
Und laßt den Schwarm des Volks Euch nicht verdrießen!
Nach kurzem Harren wird ein Diener kommen
Und Euch in Prüfungshaft zum Oberrabbi
Akiba führen — dies des Rathes Vorſchrift.

Uriel.

Ich hör' Euch an und höre ſtaunend wieder —
Man hat mich Euch zu grüßen aufgefordert,
Deshalb bin ich gekommen. Wovon ſprecht Ihr?

Silva.

Von Eurem Widerruf.

Uriel.

Wovon, de Silva?

Silva.

Ihr ſtellt Euch ſo befremdet an und wißt doch,
Daß nur der Widerruf vom Bann befreit.

Uriel.

Der Widerruf? Befremdend Wort, das bebend
Kaum über meine Lippen geht! De Silva,
Wer hat Euch denn geſagt, daß ich erwarte,
Von dieſem Banne mich befreit zu ſehn?

Silva.

Acoſta! Sammelt, bitt' ich, Eure Sinne!
Soll Euer Wahnwitz für Charakter gelten?
Dem Ausgeſtoßnen ſeine Tochter geben
Heißt ſelbſt ſich um den Namen Jude bringen.
Auch ſeid Ihr, wenn Ihr länger hier verweilt,

Der praktiſche Mann! An einer Schweizerlandſchaft intereſſiren ihn nichts, als die Kühe: und während der Enthuſiasmus neben ihm jubelt, zählt er die Aepfel, die dieſen hinten entfallen, und beklagt es, daß die Aepfel den Klee verderben und im Stalle nicht geſammelt werden. Eine Landkarte beſchäftigt ihn nur auf ſeine Art. Er ſieht nur Kanäle, Dampfſchiffe, Eiſenbahnen, und wo er dieſe nicht ſieht, da verſöhnt ihn nichts, kein Campanerthal, kein Genferſee, kein Niagarafall. Der Finanzier lebt in einer ähnlichen Welt. Er ſchlägt die Gebirge nach Silberrubeln an und die Flüſſe nach holländiſchen Dukaten. An korinthiſchen Säulen ſieht er nur lange Geldrollen von Piaſtern, die ſie gekoſtet haben, und an den Blättern des Capitäls die hineingeſteckten Laubthaler. Käme es auf ihn an, er würde keinen Induſtriezweig ſo begünſtigen, als die Geldbörſenhäkelei, und die Schneider zur Verantwortung ziehen, wenn ſie die Taſchen an zu verſteckten Orten nähen. Er beklagt es, daß man aus dem Aequator noch keine Douanenlinie gemacht hat, und würde, wenn es auf ihn ankäme, ſelbſt von dem aufſteigenden Tageslicht einen Eingangszoll erheben.

Johannes Schön hat Gedichte herausgegeben, Hegel und Steffens ſtudirt, und dann über Zahl, Maß und Gewicht geſchrieben. Wir verdanken ihm die Entdeckung, daß ſich Poeſie auf Oekonomie reimt. Er verabſcheut jene proſaiſchen Naturen, die Alles nach Geld abſchätzen. Sie ſind ihm zuwider, dieſe Maſchiniſten, die den Menſchen für ein productives und conſumirendes Thier halten. Er ſagt in ſeinen „Grundſätzen der Finanz", es giebt Dinge, die ſchlechthin unbezahlbar ſind, und hat nicht Unrecht. Seit die Philoſophen aufhören, ſich von Heuſchrecken und wildem Honig zu ernähren, und keine Bienen mehr in dem Munde eines Plato, der in den Schluchten des Hymettos ſchläft, ihren Stock anlegen, werden die Functionen im Reiche der Ideale nach einem finanziellen Tarif veranſchlagt. Kein Prophet begnügt ſich mehr mit dem Sitz, den ihm ſeine Salbung und ſein Eifer dereinſt zur Rechten Gottes bringen wird, und kein Erzieher mehr mit dem Dank, den ihm ſeine Schüler lebenslang zu zollen verſprechen. Das iſt Alles in der Ordnung.

Das Geld belohnt die Verdienste, und die Verdienste richten sich nach dem, was man für sie bezahlen kann. Die Liebe, die Freundschaft, der Patriotismus, die Religion, Alles bedarf einer kleinen Hinterthür, durch welche die Zehnthalerrollen ihren geheimnißvollen Verkehr betreiben können. Ueber diese Thatsache ist es also gewiß nicht, daß sich Schön beklagen will.

Schön wollte eigentlich sagen, es giebt gewisse Dinge, die man keineswegs gar nicht, sondern im Gegentheil nicht genug bezahlen kann. In dieser Art unbezahlbar ist unter Anderm nach des Verfassers Meinung die absolute Monarchie. Hier wird man nie genug geben können, Alles ist noch zu gering, um die Wohlthaten dieses Regimes aufzuwägen. Eine knauserige Monarchie ist nicht nur eine Bettelwirthschaft, sondern ein spitzwinkeliger Widerspruch. Schön sagt: „In Monarchieen beruht viel darauf, daß die Majestät mit vollen Händen unter das Volk treten kann. Diejenigen Staatswirthe, die den Monarchen unter allen Umständen nur auf das Nothdürftigste beschränken, leisteten ihm einen schlechten Dienst. Das Volk rechnet dem gekrönten Haupte es nicht sehr hoch an, wenn die Steuern niedriger sind, als sie nach ökonomischen Grundsätzen sein könnten; aber es klatscht seinen Beifall, wenn die Majestät reich an Gnaden sich bezeigt." Der consequente Mann fügt hinzu, daß es thöricht sei, die öffentlichen Abgaben verschiedener Länder zu vergleichen. In der That, was haben die Nordamerikaner von ihrer geringen Steuerquote? Eine Republik, eine Herrschaft ohne Glanz, eine Regierung, die vor dem Bürger den Hut abnehmen muß, eine Geschichte ohne Erinnerung, Menschen ohne Volk, ein Land, das nicht einmal ihre Heimath ist. Wir steuern zehnmal mehr, sagt Professor Schön, leben dafür aber auch in Europa, unter Fürsten, unter Regierungen, welche die Künste und Wissenschaften leben lassen, und unter einem Volke, das mit treuer, poetischer Anhänglichkeit an seiner Scholle klebt. Diese Wohlthaten werden wo möglich noch viel zu gering bezahlt.

Aus diesen Ansichten macht der Verfasser Grundsätze der Finanz. Er will diese Wissenschaft von den Calculatoren

und den egoistischen Handelsleuten, welche die moderne Nationalökonomie in Umlauf gebracht haben, emancipiren, er will nicht, daß eine Wissenschaft, sondern die lebendige Geschichte der Maßstab des öffentlichen Bedarfs sei. In diesem Buch ist der Versuch gemacht, die Hegel'sche Lehre auf die Nationalökonomie anzuwenden. Der Verfasser nennt das die Einführung des Concreten, der Staatsraison, des Wirklichen in eine Lehre, die bis jetzt nur Abstractes, Subjectives, Eingebildetes zu einer gewissen Höhe erhoben habe. Wir prophezeien ihm wenig Glück mit seinen Grundsätzen der Finanz und bedauern, daß sein unverkennbarer Scharfsinn sich so leicht von einem trügerischen Netz hat umgarnen lassen.

Quesnay irrte darin, daß er aus einer Thatsache, die zur Aufklärung der Geschichte dienen mochte, einen Grundsatz für die Lehre von den Reichthümern machen wollte. Auf der ersten Stufe der Bildung beschränken sich die Bedürfnisse auf den Boden und seine Erzeugnisse, nach weitern Fortschritten aber wird Alles ein Maßstab der Werthbestimmung werden, was nur zur Erreichung unserer vielfachen Wünsche dient. Smith nannte diesen neuen Productionsfond Arbeit und widerlegte Quesnay, der den Werth der Arbeit nur für die Compensation eines früher genossenen, zuletzt immer auf den Boden zurückkommenden Werthes hielt.

Man erzählt von englischen Kaufleuten, die sterben und ihren Erben nichts hinterlassen, als ihren Credit. Mehrere Generationen gelten so, ohne einen Schilling zu besitzen, für steinreich, und erst die Unvorsichtigkeit eines spätern Enkels deckt die Blöße auf und macht das alte ehrwürdige Haus fallit.

Dies ist auch das Geheimniß des Staatscredits, nur mit dem Unterschiede, daß es alle Welt weiß und dennoch nicht auf den Concurs bringt. Die Staatsschulden sind Schattenbilder, ein Spuk, der nur das einzig Reelle hat, daß man sie verzinsen muß. Die ungeheuren Summen, die in den Schuldbüchern der Regierungen stehen, sind jetzt schon eine Unmöglichkeit geworden, weil sie mehr betragen, als sich überhaupt Geld in der Welt befindet. Die Staatsschulden sind nur eine Fiction, eine imaginaire Größe, und die Capitalisten

und Speculanten sind in der That die eigentlichen Ideologen dieser Zeit.

Nichts ist unzuverlässiger und weniger garantirt, als der Staatscredit, und dennoch trauen ihm die ängstlichen Menschen=die Geldmänner, mit unglaublicher Gewißheit. Wer zwingt den Staat, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen? Früher beging dieser ewig verlegene Schuldner noch meist die Weitläufigkeit, seinen Gläubigern als Unterpfand die Besitzungen der Krone anzuweisen. Das war immer nur eine Vorspiegelung, auf die sich zu verlassen lächerlich gewesen wäre. Wenn Oesterreich für seine Metalliques auch das halbe Steiermark zum Pfand gegeben hätte, würden, wenn es die Zinszahlung einstellte, die Juden von Frankfurt ausziehen, am Main und am Rhein die Werbetrommel schlagen lassen, um zur Besitznahme ihres Pfandes schreiten zu können? Worin liegt nun der Zauber? In der Zukunft. Sie werden mehr brauchen, sagen die Wucherer, sich an ihre Taschen schlagend.

Einen guten Freund in der Noth, auf den man sich verlassen darf, hält man warm. Aber auch einen guten Schuldner weiß man zu schätzen, man beeifert sich, ihm Dienste zu erzeigen, man fragt ihn liebevoll nach seinem Befinden, und schickt ihm den Arzt in's Haus, wenn er etwas blaß aussieht. Daher die rührende Zuvorkommenheit der Capitalisten für ihren alten Freund, den Staat. Sie lassen ihm nichts abgehen, sie tragen ihn auf den Händen, sie hängen fragend an seinem Auge und stürzen zu ihm, wenn er etwas zu bedürfen scheint. Die halbjährigen Procente, die sie von ihm ziehen, lassen sie sich nur durch eine Hinterthür in das Haus bringen, es sind honnette Gläubiger, sie machen kein Aufsehens davon.

Die Geldaristokratie ist der Grundpfeiler der Staaten des heutigen Europa. Die Banquiers spielen aus zwei Taschen. Sie bedürfen der Könige, um ihnen Geld zu borgen, sie bedürfen der Völker, um die Verlegenheiten ihrer vornehmen Schuldner zu erfahren. Ohne einen Schein von Freiheit kann die Börse nicht existiren. Napoleon unterdrückte die öffentliche Meinung durch die Censur, aber im Curs seiner Papiere kam sie immer zum Vorschein, und er erschrak, wie

tief der Thermometer ſeines Glückes und Credits ſtand. Die Banquiers verſtehen es allein, ſich auf dem ſchwankenden Juſte-Milieu zu erhalten, wo ihnen ihre Vorſicht als Steuerruder dient.

Die modernen Verfaſſungen haben dem Staatscredite jeden Vorſchub geleiſtet. Es iſt Thatſache, daß ſich den conſtitutionellen Staaten mehr Hände öffnen, als den unumſchränkten Monarchieen. Es ſchien die ſicherſte aller Garantieen, wenn die Staatsſchuld unter die Verantwortlichkeit der Stände geſtellt iſt. Die Stände gleichen hier jenen gutmüthigen Familienvätern und obligaten Hahnreien, die ihren glücklichen Hausfreunden, die Schlafmütze ziehend, die Treppe hinunter leuchten und auf die Verirrungen ihrer Frauen den Stempel der Legitimität drücken.

Unglücklicherweiſe iſt aber daraus ein Nachtheil für das Princip der Repräſentation entſtanden. Indem man die Verwaltung der Staatsſchulden unmittelbar unter die Volksvertreter ſtellte, hat man aus ihrem Recht der Steuerverweigerung (wir ſprechen nicht von Deutſchland) eine Illuſion gemacht. Die Zinszahlungen müſſen auf jeden Fall beſtritten werden, da muß dann auch die Erhebung der Steuern durchgreifend ſein, die zum Staatsaufwand nöthigen Summen liegen da, und die Regierung wird ihre Bedürfniſſe ſo dringend zu machen wiſſen, daß keine Weigerung helfen kann.

Man ſagt, wenn ein Capital für den Betrieb einer Waarenhandlung oder eines Gewerbes geliehen wird, ſo repräſentire ſich ſolches ſchon in der Gewerbeſteuer. Aber verlangt denn die Billigkeit nicht, daß Jeder an dieſer Steuer trage, der hier einen Vortheil zieht? Der Capitaliſt, deſſen Geld ihm Vortheil bringt, und der Gewerbtreibende, der auf den Grund ſeines Capitals beſſer ſpeculiren kann? Wenigſtens iſt es ungerecht, in der Steuer, die der letztere zahlt, auch die erheben zu wollen, die der erſte bezahlen mußte. Außerdem wundert es mich, daß man auch die Beſoldungsſteuer nur auf die Theilnahme an den Kriegslaſten, denen ſich die Beamten entziehen dürfen, beſchränkt wiſſen will. Man hat geſagt, der Staat dürfe nicht mit der einen Hand geben, was er mit der andern wieder nimmt. Aber ein Anderer iſt

Der, der den Beamten beſoldet, und ein Anderer Der, der ihn zu beſteuern das Recht hat. Die Zuſammentreibung der directen Steuern iſt Sache des Volks und ſeiner Vertreter, ſie nehmen Jeden in Anſpruch, den ſie ein Einkommen beziehen ſehen. Aber die Anſtellung der Beamten iſt Sache der Regierung.

Die indirecten Steuern ſind das Steckenpferd der Staatswirthe. Sie fallen damit, ihrer Meinung nach, am wenigſten beſchwerlich, ſie können beſtimmt auf ſie rechnen. Dieſe Steuern ſind anſehnlich, ſie laſſen ſich leicht erhöhen, ſie ſcheinen gerecht, weil ſie meiſt die ſogenannten Luxusgegenſtände treffen, man hört bei ihrer Erhebung die Steuerpflichtigen nicht ſo gottlos raiſonniren, im Gegentheil kann man von Belebung der einheimiſchen Induſtrie predigen, und zuletzt darauf fußen, daß auf dieſem Wege auch das Ausland contribuiren müſſe. Man hat dieſe Motive ſchon hundertfach widerlegt, hat die Nationalökonomie und ſogar die Moralität dazu aufgeboten; aber wozu fruchtet das? Was ſoll man an die Stelle der Reductionen ſetzen? Wie wollen die Poſten der Budgets ausreichen, wenn der Ertrag der Steuern verringert wird? Von Ulmenſtein beſaß in einer Schrift über dieſen Gegenſtand die Einſicht, zu erklären: Beſchränkt euch! Streckt euch, ſo weit eure Decke reicht!

Intereſſant iſt eine Debatte, die am 4. Januar 1831 in der franzöſiſchen Kammer über die Reduction des Salzpreiſes ſtattfand. Die Klagen über den Salzpreis ſind allgemein. In Frankreich hat man berechnet, daß der Werth des jährlich verkauften Salzes nicht mehr als 1,500,000 Franken beträgt, die Einnahme aber, welche die Regierung von der Beſteuerung deſſelben zieht, 45—60 Millionen, alſo 400—600 Procent des eigentlichen Werths!*)

*) Der Verfaſſer hat dieſe Artikel aus dem Anfang ſeiner zwanziger Jahre nochmals abdrucken laſſen, um den Verſuch zu machen, die Verfaſſer unſerer Literaturgeſchichten zu beſchämen, wenn ſie meine Entwicklung mit der der übrigen Mitglieder des ſogenannten „Jungen Deutſchland" nach einer und derſelben Schablone beurtheilen.

II.

Die Absetzung des Erzbischofs von Köln und die Hermes'sche Lehre.

1837.

Napoleon auf St. Helena versöhnte Diejenigen, die sogar nach dem Brande von Moskau und dem Rückzuge über die Beresina kein Mitleid für ihn hatten.

Hildebrand, in der Verbannung von Salerno, ließ die Winternacht von Canossa vergessen.

Ja selbst Karl X. in Prag und Grätz löschte die Thorheiten des Grafen von Artois, die Wiederherstellung der Jesuiten aus.

So soll uns auch keine Partheimeinung und Leidenschaft bestimmen, von dem Bilde des greisen nach Minden abgeführten Priesters jene poetische Färbung zu tilgen, die in der That auf dem apostolischen Trotze dieses Mannes liegt. Es darf rühren, ihn sich zu denken mit seinem heiligen vom Papst gekauften Pallium, das, gewebt von Nonnen, eingesegnet in der Peterskirche, ihm in sein wol nicht mehr fernes Grab folgen wird. Es darf rühren, eine Kraftnatur zu sehen, wie sie die Wellen des Schicksals über sich zusammenbrechen läßt und ihren Trost darin findet, daß ihr alle Stürme nicht den Segen vom Haupte wehen können, den ein Stellvertreter Christi

darauf zurückgelaſſen hat. Ein eigenes Zuſammentreffen des Namens —! Der ſtarre Mann wollte den Fiſcherring ſeiner geiſtlichen Würde nicht in die hohe Fluth des Schickſals werfen und ſich ſchämen, wenn er einſt bei angenommener Entſchädigung in einem Karpfen an ſeiner reichbeſetzten Tafel das heilige Polykrateszeichen wieder erblickt hätte. Er warf dieſen Ring, der freilich ein Glied in der Kette des Aberglaubens werden ſollte, nicht in die erzürnte Fluth und muß uns großartig erſcheinen — trotz ſeines Verbrechens gegen das Jahrhundert.

Die Abſetzung des Herrn von Droſte-Viſchering iſt ein Ereigniß, das vielleicht nur wenig ſichtbare Thatſachen zur Folge haben wird. Die preußiſche Regierung wird wohl bedacht ſein, dieſe außerordentliche Maßregel wieder in das Geleis einer ebenmäßigen, ſtetig fortſchreitenden Staatsentwicklung zurückzulenken. Allein in moraliſcher Rückſicht bilden ſich andere Betrachtungen. Es ſcheint faſt, als hülfe ſich zuweilen der Zeitgeiſt durch Exploſionen des gefährlichen Gaſes, das ſich hier und da in der Atmoſphäre bildet; oder als müßten alle Stichwörter des Partheiweſens, alle annähernden Berechnungen der nächſten und entfernteren Zukunft einmal ineinander gewirrt werden und die Kraft Gottes erfahren. Wer geſtern unſer Gegner war, wird heute unſer Verbündeter; die Waffe, die uns tödten ſoll, beſchützt uns; wen ich kaum verklagen wollte, der giebt mir die Botſchaft, daß ich mein Recht gewonnen habe. So ſind hier einmal recht zum Vorſchein gekommen die falſchen Bundesgenoſſenſchaften, die bald die Demagogie, bald die Reaction eingegangen; das gleichartigſt Scheinende wurde ſich im Moment entfremdet; der Blitz fuhr herab, theilte ſich und erſchlug die, ſo unter Bäumen ſtanden, während der Hirt auf dem Felde verſchont blieb. So hilft ſich öfters die Geſchichte. Sie zwingt — wie die hannöverſchen Angelegenheiten ebenfalls zeigen — wohlmeinenden Fürſten das Geſtändniß ab, daß es eine weltliche Reaction gäbe, die Niemanden nützt und Allen ſchadet. Und durch ein Ereigniß, wie das in Köln, wird nicht weniger bewieſen, daß die geiſtliche Reaction und Erhaltungspolitik in

ihrer Art eine eben so große Demagogie ist, wie die, welche die politischen Leidenschaften schürt. Wohl aber dem Manne, der in einer solchen Auflösung scheinbarer Freundschaften, in dieser chemischen Zersetzung der Meinungen und Theorieen des Tages, in diesem unwillkürlichen Dienste, den sich feindliche Partheien leisten müssen, indem Einer sich des Andern, um gerechtfertigt zu werden, bedienen muß, die mit göttlichem Humor waltende Hand der Geschichte sieht und vertrauensvoll zur ewigen Sonne aufblicken kann.

Preußens Entschluß ist eben so kühn, wie gedankenreich. Die Regierung kann nicht vermeiden, daß das Ereigniß von verschiedenen Seiten angesehen, ja selbst sogar ihre Auffassung, in dem ganzen Vorfall nur einen Act der Souverainetät geben zu wollen, gegen eine umfassendere und mehr als ein bloßes Staatsvergehen in die Betrachtung ziehende vertauscht wird. Nachstehende Bemerkungen versuchen es, das denkwürdige Ereigniß an Vergangenes und Gegenwärtiges anzuknüpfen und dem Publikum einen sichern, bequemen Ort vorzuführen, von welchem aus dieser Vorfall sich deutlicher abrundet, tiefer erklärt und in die Zukunft hellere Schlaglichter wirft.

Der vorige Erzbischof von Köln, Graf Spiegel von Desenberg, war nur wenig älter, als Herr von Droste-Vischering, und dennoch hatte er in der Geschichte seiner Zeit andere Erfahrungen gemacht. Graf Spiegel hatte die Revolution erlebt. Er hatte die ungeheure Gefahr ermessen können, welche die katholische Kirche in Frankreich lief. Er sah das dünne Haar, an welchem der Schlüssel Petri hing. Zu gleicher Zeit drohte auch der katholischen Kirche Deutschlands, wenigstens den fortdauernden römischen Beziehungen, nicht geringe Gefahr. Während sich in Frankreich die gallikanische Kirche ausbildete, hätte durch die Emser Punktationen leicht eine deutsch-katholische Kirche, in völliger Unabhängigkeit vom Papste, entstehen können. Die deutschen Bischöfe würden, ohne die Gefahr der nahenden kriegerischen Stürme, die ganz Europa erschüttern sollten, gewiß noch einen Bund geschlossen

haben, deſſen letzte Spitze allerdings die moraliſche, aber nicht mehr die hierarchiſche Kraft des Papſtes geweſen wäre. Wer ſolche Stürme erlebt, wer Nationen geſehen hat, die erſt ihren Glauben an Gott durch Decrete wieder herſtellten, konnte ſich wohl beruhigt fühlen, als er ſah, daß die Zeit allmälig wieder von religiöſen Intereſſen erwärmt, daß der Sieg über Napoleon auch überall die Veranlaſſung zu einer ſanftern Stimmung der Gefühle wurde; konnte ſich beruhigen, wenn er Fürſtenbündniſſe auf den Grund des dreieinigen Gottes geſchloſſen, religiöſe Inſtitutionen mit heiliger Scheu wieder hergeſtellt, Zumuthungen übertriebener Neuerungsſucht, z. B. in Sachen des Cölibats, vom Staate mit würdiger Sorgfalt für die Intereſſen der katholiſchen Kirche zurückgewieſen ſah. Aber der vorige Erzbiſchof trug dabei Sorge, daß die Wiedereinſetzung der katholiſchen Kirche in ihren frühern Stand unter der Bedingung des Zeitgemäßen geſchehen müßte. Ein ſanfter, toleranter Prieſter, ſtellte er ſich an die Spitze jeder nützlichen, nothwendigen Reform, hatte unbedingtes Vertrauen zur religiöſen Stimmung des preußiſchen Miniſteriums, und ich kann ſogar nicht umhin, Worte hier anzuführen, die er zu einem meiner Freunde, einem jungen iſraelitiſchen Gelehrten, ſprach, dem der Staat ſo lange nicht entgegenkam, als er ſich nicht wollte taufen laſſen. „So lange der Staat Sie verſtößt," ſagte der würdige Greis, „ſollen Sie ſehen, daß die Kirche noch toleranter iſt. Laſſen Sie ſich taufen, wenn Sie's vor Ihrem Gewiſſen verantworten können. Wär' ich Jude, ich würd' es nicht über mich gewinnen können, weil es mir ſcheint, als bekäme Jeder mit den Umſtänden ſeiner Geburt auch eine eigenthümliche Lebensaufgabe. Jeder werde das mit Vollkommenheit, was ihn Gott werden ließ! Es würde mich als getauften Juden immer betrüben, wenn man denken könnte, ich hätte meinen Glauben irdiſcher Vortheile wegen verändert." Der junge Gelehrte hatte ſich, ſo lange der Erzbiſchof lebte, ſeiner thätigen Unterſtützung zu erfreuen. Die Maxime des Erzbiſchofs billige ich nicht. Jeder hat das Recht, ſich aus den Zufälligkeiten der Geburt zu befreien. Wäre ich geborner Katholik, ich würde Proteſtant.

Wer mit unſerer innern Literaturgeſchichte vertraut iſt,

Kaum ferner ſicher mehr in Amſterdam —
Die Chriſten ſchützen uns, nicht Euch.

Uriel.

Ich weiß es

Und überlege längſt, wodurch ich mir
Mit irgend einer Menſchenmöglichkeit
Mein unerlaubtes Daſein friſten werde;
Doch habt Ihr jemals Denker Euch genannt,
Hat je ein Glanz von oben Euch beſchienen,
Wie ſagt Ihr ſo gelaſſen: Widerrufe!

Silva.

Die Reue ſteht auch ſelbſt dem Helden ſchön.

Uriel.

Der Held bereut durch eine zweite That.

Silva.

Den Irrthum zu bekennen ſchändet nicht.

Uriel.

Mir ſelber bin ich irrend, Prieſtern nicht.

Silva.

Der Prieſter nimmt die Reue nicht für ſich.

Uriel.

Iſt ſie für Gott, ſo weiß ich ſelbſt den Weg.

Silva.

O Uriel, das iſt es, was ich tief
An Euch beklage — Dieſes leere Pochen
Auf eine Ehre, wo nicht Ehre gilt —
Auf dieſe kleine Scheidemünze, die
Ihr auf das Zahlbret Gottes werfen wollt!

wird wissen, welche eigenthümlichen Gedanken- und Gefühlsreihen sich an das geistige Leben Münsters anknüpfen. Es ist mir schon oft so erschienen, daß es eine verdienstliche Arbeit für den Ausbau unserer Literaturgeschichte sein würde, wenn man versuchte, aus Briefwechseln und Traditionen jene verschiedenen Lebenskreise zu zeichnen, worin sich zu verschiedenen Zeiten die bedeutenderen Persönlichkeiten und Tendenzen unserer Literatur bewegten. So würde eine Darstellung der familiären Beziehungen, die unter Jacobi Pempelfort, zur Zeit des Reimarus Hamburg, zur Zeit der Schiller und Goethe Weimar und Jena, zur Zeit der Schlegel Berlin, zur Zeit der Brentano, Arnim und Görres Heidelberg hatten, einen lebenvolleren Blick in die Entwicklung des deutschen Gedankens und unserer Dichtkunst werfen lassen, als die chronologisch abgerundete Literaturgeschichte, wo nur das Gewordene, nicht das Werdende, gezeichnet wird. In dieser geistigen Territorialstatistik würde Münster eine bedeutende Rolle spielen müssen. Münster bildete die Reaction einer gefühlvollen Ohnmacht, einer schönseligen Entkräftung gegen das ursprünglich so geniale Pempelfort, wo die Kreise Jakobi's sowol Goethe's unbefangene und poetische Leichtfertigkeit, wie die witzige Frivolität eines Diderot, ja sogar später die kunstenthusiastische Ueberschwänglichkeit eines W. Heinse in ihrer Nähe duldeten, sich alle schöpferischen Tendenzen der werdenden deutschen Literatur durchkreuzten, die Kühnheit der Gedanken durch den Adel der Stirn, auf die sie geschrieben waren, das griechische, classische Gewand, in welche man sie kleidete, entschuldigt wurde. Es ist bekannt, daß diese schwärmerische Stimmung später verflog und daß Goethe schon in den Revolutionsjahren in Pempelfort Vorstudien machen konnte, um in Münster niemanden zu verletzen. Denn Alles war auch in Pempelfort plötzlich Sinnpflanze geworden, jeder Scherz beleidigte, jeder Spott auf die sentimentale Vergangenheit machte Nervenzuckungen. In Münster aber waltete die Fürstin Galitzin, die seelenverschmelzende Philosophie und platonische Liebe eines Hemsterhuis neben ihr, Hamann, verkümmert, dunkel geworden und bald an dem fremden Klima sterbend, und noch viele andere

Anempfindler und ſchamhafte Mimoſen, alle ein geiſtreich pietiſtiſches neues Jeruſalem bildend. Später kam noch der katholiſch gewordene Stollberg hinzu, und mancher Convertit, der ſein Glück machen wollte und es weniger redlich meinte, als der ehemalige Freund Voſſens. Dies waren die Elemente, das Material; hieraus konnten Prieſter und geiſtliche Autoritäten für die Kirche und das Leben etwas formen. Münſter iſt der Sitz einer anſehnlichen geiſtlichen Adminiſtration, eine katholiſche Univerſität, eine Provinzialhauptſtadt. Von hier aus durften energiſche Naturen eines Erfolges gewiß ſein, wenn ſie ſich entſchloſſen, ihren Theorieen thatſächliche Unterlagen zu geben.

Wer möchte leugnen, daß Alles, was von dieſer Parthei in der katholiſchen Kirche und namentlich in der Wiederbelebung des ſtarren Dogma ausging, den Reiz einer geiſtreichen Ergründung, ja den Reiz der Poeſie beſitzt? Trocken und dürr ſteht die Hermes'ſche Lehre neben den katholiſchen Philoſophemen eines Franz Baader. Dieſe neue ſpeculative katholiſche Philoſophie brennt in hundert Farben, wie die Roſe des Eingangsportals zu einem Dome. Die tiefſte Sinnigkeit hat ſich hier mit der gläubigſten Naivetät vermählt: ein Gemiſch des tiefſten Ernſtes und eines bedeutſamen Spieles, gleicht dieſe Dogmatik jenen wunderlichen plaſtiſchen Verknüpfungen, die ſich auf der Architektur des Mittelalters finden, jener gläubigen Unſchuldswelt, wo Scherz und Ernſt den gleichen Eindruck einer innigen Offenbarung machen. Wenn Religion Gemüthsſtimmung iſt und nichts unſern Sinnen ſo wahr erſcheint, als die unſchuldigen Täuſchungen der Poeſie, wer möchte dieſe Art, das Chriſtenthum und die Tradition zu begreifen, nicht zu ſeinem Glauben, ſeinem Roſenkranze machen! Die moderne geiſtreiche katholiſche Myſtik iſt eine verſpätete Blüthe des Mittelalters. Sie iſt ſchön und rührend, wie das maleriſche Abendroth der untergegangenen Sonne.

Nun iſt aber in ſolchem Grade niemand unſchuldig, daß er nicht auch ſeinen Lilienſtengel zum Scepter machen würde, wenn er wüßte, ſich damit ein Reich erobern zu können. Die geiſtreichen Dichter und Philoſophen ſind bei ihren myſtiſchen Phantasmagorieen nicht ſtehen geblieben. Nicht blos

an den Wänden kleiner Waldkapellen wollten sie diese gaukeln lassen, sondern an den Wänden der Kathedralen, der Münster, der Peterskirchen selbst. Sie pilgerten nicht blos barfuß und mit dem Muschelhute, wie Clemens Brentano, gen Rom, um dort gewesen zu sein und die Zehe des Papstes geküßt zu haben; sondern sie brachten ihm auch Briefe mit, die in ihrem Wanderstab verschlossen waren; sie boten ihm die Fäden eines neuen Verbandes mit der deutschen Kirche an, die noch ein wenig dauerhafter und fester sind, als selbst die Fäden der Concordate, in die der Staat immer noch seine Machtansprüche hinein zu bringen wußte. Sie schilderten die Hirtenlosigkeit der katholischen Heerde in der Heimath, die Abhängigkeit der Bischöfe von den Landesherren, die Kühnheit der Ständeversammlungen, die sogar Abschaffung des Cölibats beantragten, den Rationalismus der vom Staate geduldeten Universitätslehre, und boten dem Papste eine Macht an, die dieser in Frankreich, Spanien, Portugal — überall verloren hat! Deutschland, die Wiege der Reformation, Deutschland, welchem Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel gehören, soll römischen Priestern überantwortet werden, die unsere Sprache, unsere Sitten, unsere Wissenschaft nicht verstehen! Illusionen sollen uns an die Hüte und Strümpfe der Cardinäle fesseln! Einer raffinirten Auffrischung der verloschenen Farben des Mittelalters, Priestern, die aus dem Zuge der Zeit längst heraus sind, Italienern, welche die Gründe unserer poetischen Hingebung nicht verstehen, sollen wir die geistige Größe unseres Vaterlandes, die Höhe unserer Bildung, die naive Thorheit unseres einmal an Autoritäten sich so gern anschließenden Gemüthes opfern!

Nur von dem Tiefern und Edlen, was sich bei dieser Betrachtung aufdrängt, spreche ich und verschweige die Intrigue, den Ehrgeiz, überhaupt die schlechten Motive. Die bloße Annahme, als triebe Aberglaube und störrischer, formeller Fanatismus zu jenen römischen Umtrieben, scheint für unser Zeitalter zu demüthigend, als daß man nicht nach edlern Beweggründen forschen sollte. Indessen darf man sich hier nicht Alles in zu schönem und zu entschuldigendem Lichte ausmalen. Wer kann den Einfluß der Jesuiten berechnen?

Wer jene Andeutung über den Zusammenhang mit belgischen Priesterumtrieben? Wer kann bei Herrn von Droste nachweisen, inwiefern sich nicht westphälischer Ritterschaftstrotz und feudalistischer Privilegiengeist in seine Opposition gegen die Regierung mischt? Unerwähnt darf nicht gelassen werden, daß zwischen München und Köln Würzburg und Aschaffenburg liegen, zwei katholische Nester, wo die lichtscheusten Eulen hausen, die man nach München-Athen zu Markte tragen will, wo Weltpriester, Klostergeistliche und gelehrte Laienbrüder nicht minder eine Verschwörung eingegangen zu haben scheinen, die Politik auf den erbärmlichsten Servilismus und die Religion auf den abscheulichsten Aberglauben zurückzuschrauben. Ein Beweis, daß hier alle höhere geistige Zurechnung aufhört und die reactionären Umtriebe nur eine umgekehrte Demagogie sind, die sich lediglich im Geiste des Widerspruchs gefällt, liegt z. B. darin, daß Herr von Pfeilschifter bei jenen Artikeln gegen Preußen nicht unbetheiligt ist, und zweitens daß das Hauptorgan derselben, die Würzburger Zeitung, von einem getauften Juden redigirt wird, der früher ein so großer Revolutionair, wie jetzt Conservativer ist.*) Der Ultra-Royalismus ist so gut eine Revolution, wie der Jakobinismus. Jener würde keines der Mittel verschmähen, die dieser zu gebrauchen pflegt. Männer, wie Pfeilschifter, Joel Jacoby, die Herausgeber des Berliner politischen Wochenblattes, die Souffleure der neuesten hannöverschen Politik, stiften mehr Unruhe im Lande, als der Liberalismus, mit dem sich die Regierungen verbünden müssen, weil Vorgänge, wie die Kölner, nur von diesem richtig können gewürdigt werden.

Scharf trennen sich nun von allen diesen Tendenzen innerhalb der katholischen Kirche zwei andere ab, von denen die eine mehr indifferent geblieben, die andere entschieden

) Dieser Herr redigirte früher in Regensburg eine Zeitung, die von der Regierung unterdrückt wurde. Seitdem wurde er katholisch, schrieb die papistisch gedachten Briefe über Irland (bei Cotta) und treibt nun sein Wesen in der Würzburger Zeitung. Er heißt Zander.)

*) Spätere Anmerkung. Nach Zander's Uebersiedelung an die Isar wurde er der Begründer der ultramontanen Münchner Localpresse.

mit der päpstlichen Parthei in Conflict gerathen ist. Jene ist die Richtung, welche Möhler der katholischen Theologie gegeben hat, eine mehr historische, wo es leicht ist, die wunden Stellen der Tradition zu umgehen; diese ist die Lehre von Georg Hermes.

Wollte man die Hermes'sche Richtung einfach mit der Bezeichnung: Sie ist in der katholischen Theologie der Rationalismus! entlassen, so würde man ihr, je nachdem man den Rationalismus versteht, entweder zu viel oder zu wenig Ehre anthun. Auf alle Fälle ist sie tiefer und ernster als die gewöhnliche Aufklärung. Und wiederum ist sie doch nicht so tief, doch nicht so freisinnig, wie eine religiöse Philosophie, die allein auf den göttlichen Theil der Vernunft begründet wäre. Wenn etwas durch sein Gegentheil besser, als durch sich selbst erläutert wird und die Polemik einer Schule die Schule deutlicher schildert, als ihr System, so läßt sich ein tiefer Blick in die Hermes'sche Lehre schon dadurch werfen, daß man erfährt, was sie hauptsächlich zu vermeiden sucht. Sie will gerade jene geistreiche speculative Dogmatik des Tages vermeiden. Diese scheint ihr das Christenthum und insbesondere den Katholicismus nur als ein Gefäß für einen anders woher entnommenen Inhalt zu halten. Hermes verfolgt jene moderne Mystik, die ihre Phantasieen in die kirchlichen Dogmen übertrug. Sie sind ihm weit mehr poetische Einfälle, als die Traditionen der Offenbarung, denen sie nach ihm nur scheinbar zu Gute kämen. Hermes greift deshalb schon in der historischen Entwicklung seiner dogmatischen Methode alle Uebertragung frembartiger Speculationen in die Reinheit des christlichen Lehrbegriffes heftig an und behandelt, zum Vorbild für Neueres, den Clemens von Alexandria, wegen dessen confuser Mischungen verschiedener Bildungselemente, mit freimüthiger Geringschätzung.

Inzwischen ist die Hermes'sche Lehre zu so großer Bedeutung gekommen, daß wir uns gewiß den Dank unserer Leser verdienen, wenn wir ihnen die wesentlichen Bestimmungen und Eigenthümlichkeiten derselben ohne Voraussetzung gelehrter Hülfskenntnisse auseinandersetzen.

Wir Protestanten sind gewohnt, den Werth irgend einer

Auffassung der katholischen Glaubenslehre nach dem Grade zu beurtheilen, in welchem sie sich entweder der Philosophie oder unserm Glauben nähert. Je mehr Zugeständnisse der katholische Geistliche unserer Confession macht, für desto aufgeklärter halten wir ihn. Sehen wir ihn behend mit seidenen Strümpfen in unserm Salon walten, heiter in Gesellschaft der Frauen, lächelnd, wenn vom Cölibat die Rede ist, gleichgültig, wenn von seinem Amt, von der Stellung der Hierarchie gesprochen wird; so pflegen wir einen solchen Kaplan oder Domvikar geistreich, gebildet, aufgeklärt zu nennen. Wir halten dafür, daß ihn nur äußere Umstände verhindern, ein lästiges Joch abzuschütteln und daß er nicht der Letzte beim Uebertritt sein würde, wenn Andere nur die Ersten sein wollten. Es giebt katholische Geistliche genug, die diese protestantische Gesinnung bestätigen. Indessen ist dieser Maßstab, die Katholiken zu beurtheilen, in Betreff der Wissenschaft durchaus unzulänglich. Hermes ist nirgends geneigt, seinem Glauben, dem Lutherthum gegenüber, irgend etwas zu vergeben.

Im Gegentheil beseelt ihn ein Eifer gegen die Protestanten, dem er, wenn er nicht aus angeborner Leidenschaft herrührte, eine künstliche Unterlage zu geben wußte. Es ist grabezu ein theoretisch-dialektischer Widerwille, den Hermes gegen den Protestantismus empfindet. Er wirft ihm ein scholastisches Verfahren in der Methode vor und zeiht ihn eines formellen Mechanismus, womit er äußerlich verbinden wolle, was nur organisch zusammenhängen könne. Ueber die Ansicht Luther's vom Abendmahl bricht er den Stab, wie wir es über irgend eine Grille der scholastischen Philosophie thun würden. Er hat hier sogar einen Vorsprung vor Luther, da wir gestehen müssen, daß die katholische Kirche, deren Satzungen Hermes überall nur wiedergeben will, Bewunderung verdienen würde, wenn es wahr ist, daß sie beim Abendmahl etwas Natürliches sieht, wo Luther durchaus nur etwas Geheimnißvolles sehen wollte. Hermes hat den Vorsprung, daß der Protestantismus die Lehren der Dogmatik vereinzelt und jede nach den ihm gerade zu Gebote stehenden Mitteln

zu erklären ſucht. Die hiebei vorkommenden Fehler der Methode laſſen nicht ſelten Widerlegungen zu, die um ſo ſchlagender ſind, jemehr ſie ſich auf den Erweis eines vom Gegner angewandten logiſch-mechaniſchen Verfahrens ſtützen. Hermes überflügelt (z. B. bei der Frage über die Taufe oder die Seligkeit der unmündigen Kinder) nicht ſelten den Proteſtantismus an Freimuth, wenn man auch hinzufügen muß, daß er dieſe Erfolge nur einer unbewachten Stellung des Gegners, nicht einem im Großen und Ganzen freimüthig angelegten und einem auf eine mit der Philoſophie vermählte Theologie gegründeten Syſteme verdankt.

Die Wege, wie man zum Glauben kommt, ſind zahlreich und geheimnißvoll. Einer aber unter ihnen iſt auch der, daß ſich von einem einzelnen in unſerm Herzen oder Verſtande erleuchteten Punkte aus eine Helle über unſer Gemüth verbreitet, die alle unſere Sinne blendet. Wer in dem Syſtem eines Philoſophen einen Paragraphen entdeckte, der ihm wie eine längſt geahnte und geſuchte Thatſache entgegentritt, einen Paragraphen, der all' ſeine Gemüthskräfte aufrüttelt und dem Unbewußten, Schlummernden ſchnell eine erleuchtende Beziehung giebt, wird bald für das Ganze gewonnen ſein. Er wird vielleicht die große Pforte vermeiden, über welche der Philoſoph ſelbſt geſchrieben hat: Hier iſt der Eingang in meine Myſterien! Aber einen Nebeneingang ſucht er ſich gewiß und kommt ſo auch in das innere Heiligthum, wenn auch auf ſyſtematiſchem Wege. Wie viele derartige Schüler hatten nicht Schelling und Hegel! Und wie viel begeiſterte Jünger ſtrömen nicht Chriſtus noch immer auf dieſem Wege zu! Sie nehmen ihren Weg weder durch die Sacramente der Kirche, noch durch die Kapitel des Neuen Teſtamentes, ſondern, wie Saulus, haben ſie auf dem Wege nach irgend einem zufälligen und der Religion gänzlich abgewandten Damaskus plötzlich eine Lichtoffenbarung, die ſie blendet und ihnen für Alles ſo den Glauben giebt, daß ſie das Einzelne nicht mehr allein ſehen. Dichter wenden ſich zum ganzen Chriſtus, weil ſie in der Bibel Poeſie finden, Künſtler, weil ſie eine Oſternacht in der Peterskirche feiern ſahen. Wer einen Freund gewinnt, liebt auch wieder deſſen

Freunde. Wen ich als Gatte heimführe, dem werde ich bis in das fernste Glied seiner Familie verwandt. So sah ich manchen geistreichen Mann, dem der Ruf nachsagte: Er ist Mystiker! Er war es in hundert Sachen geworden, weil er sich in einer einmal durch einen „mystischen Blick" unendlich hellsehend vorgekommen war.

Auf Hermes angewandt, soll diese Erfahrung die Möglichkeit beweisen, wie erstens eine am Protestantismus entdeckte Blöße einem Denker auch negativ den Fanatismus geben kann, über ein Ganzes den Stab zu brechen, und wie zweitens einige Sätze aus dem katholischen Lehrgebäude, die Hermes mit seiner Verstandes-Dialektik zu beweisen vermochte, so viel Glanz über die dogmatische Reliquien-Pyramide bei ihm werfen können, daß wir (unbefangenen Laien!) staunen müssen, den Lehrer auch da überwältigt zu sehen, wo unter unsern protestantischen und gar erst philosophischen Füßen der Boden des Glaubwürdigen schon wanken dürfte. Es ist fast, wenn man Hermes mit so viel Berufung auf die Philosophie hier, und mit so viel Gleichmuth bei gewissen transcendenten Dogmen dort auftreten sieht, als müßte man fragend ausrufen: Ist es denn naturgemäß, daß wir Freiheiten, die wir uns im Einen erlauben, immer noch durch blinde Abhängigkeit im Andern erkaufen müssen! Wenigstens ist die Thatsache erwiesen, daß wir in Hermes' dogmatischem Systeme bald die trockene Vernunft eines Kant zu erkennen glauben, bald die reformatorische Mystik eines Tauler, bald aber auch die schematistisch starrste Tradition, wie sie nur in den Compendien eines Stattler, Dobmayer und anderer rechtgläubiger katholischer Theologen auch zu finden ist.

Hermes' Dogmatik giebt den gesammten Stoff der katholischen Tradition. Da ist keiner der alten Ausdrücke der Kirchenväter, keine Bestimmung der Concilien umgangen. Wir haben das vollständige Material des Tridentinums vor uns, nur beherrscht von einer eigenthümlichen Methode. Man kann nicht sagen, daß bei Hermes Stoff und Behandlung so innig verschmolzen wären, wie etwa bei Schleiermacher die subjective oder bei Marheinecke die objective Behandlung des Christenthums. Ein scharfer, schneidender Zugwind weht oft

zwiſchen dem todten Material und dem warmen Munde, der es durch ſeine Beredtſamkeit und ſeinen Scharfſinn beleben möchte. Hermes ſuchte ſein Hauptverdienſt eben in der Methode; allein, wie rüſtig, geweckt und lebendig dieſe iſt, ſo mangelt es ihr doch an der rechten Conſequenz. Selbſt im Ton bleibt ſie ſich immer gleich. Die Dogmatik verwandelt ſich nicht ſelten in Apologetik. Hermes, hingeriſſen von ſeiner Liebe zum Chriſtenthum, als einer großen göttlichen Thatſache, wendet ſich dann rückwärts, vertheidigt das Chriſtenthum (ſogar gegen den Vorwurf des Gemeinen!) und ruft im Zuge ſeiner Begeiſterung und in dem belebenden Gefühl, irgend einer Frage ſeinen beliebigen Geſichtspunkt, ſeine eigene gemüthliche Auslegung gegeben zu haben: Nein, die Lehre Chriſti iſt groß, erhaben u. ſ. w.! Ein Verfahren, das rührend, aber nicht wiſſenſchaftlich iſt. Der erſte Paragraph zeige, was das Chriſtenthum iſt; dann haben alle übrigen nöthig, es zu erklären, aber keiner braucht es noch zu vertheidigen. Dieſe Ungleichheit, die theils aus einem leicht erregten Gemüthe, theils aus einem noch gebrochenen, keineswegs dauernd concentrirten wiſſenſchaftlichen Bewußtſein kommt, wird man in proteſtantiſchen Dogmatiken nicht antreffen.

Treten wir den Hermes'ſchen Lehrmeinungen näher, ſo werden wir uns vom philoſophiſchen Standpunkt aus mit der erſten Vorausſetzung deſſelben nicht verſöhnen können, daß das Chriſtenthum eine Veranſtaltung ſei. Dieſen Geſichtspunkt hält Hermes überall feſt. Das Chriſtenthum iſt für ihn eine beabſichtigte Inſtitution, die nicht etwa, wie Alles, ohne Gottes Willen gar nicht ſein konnte, ſondern die vor andern Erſcheinungen der Geſchichte einen beſondern Vorzug genoß und ſich einer unmittelbaren Einwirkung der göttlichen Vorſehung zu erfreuen hatte. Das Chriſtenthum iſt bei Hermes in dieſem Sinne eine Offenbarung. Es handelt ſich bei ihm nicht um eine Frucht, die endlich durch die Zeit reif geworden war, nicht um einen Vorder- oder Nachſatz, ſondern um eine einzelnſtehende Erſcheinung, bei welcher jedes Moment auf eine faſt ſinnliche Weiſe unmittelbar von Gott ausgegangen. Es fällt Hermes nicht ſchwer, von einer Methode zu ſprechen, welcher Chriſtus ſeines Zweckes wegen vor einer

andern den Vorzug gegeben hätte; Christus, sagte er, hätte in verschiedenen Lagen verschiedene Methoden, von seinem Berufe zu lehren, gewählt. So richtig auch diese Ausdrücke von einem biographischen Gesichtspunkte aus sein mögen, so sollten sie doch, nach dem jetzigen Stande der theologischen Wissenschaften, keine Stelle mehr in der Dogmatik finden, wie denn überhaupt Veranstaltung, Anordnung, Einsetzung, Plan, Zweck und Ziel im Beginn des Christenthums von unsern heutigen wissenschaftlichen Begriffen eben so fern liegt, wie der Ausdruck: das Christenthum wurde gestiftet. Das Christenthum schuf sich selbst und bekam erst im Verlauf der historischen Thatsachen, wovon die Erscheinung Christi begleitet war, sein Bewußtsein. Es sei allerdings zunächst Gott, der die Lehre so oder so bestimmen wollte; allein in der Philosophie darf Gott dem Historisch-Einzelnen gegenüber nie als ein persönlicher Wille, der Wirkung gegenüber nie als die unmittelbare Veranlassung auftreten. Gott ist der Grund aller Dinge, aber nicht die nächste Ursache derselben.

Schon hieraus sieht man, daß die Hermes'sche Lehre Supernaturalismus ist und daß sie in ihren dagegen sehr abstechenden logisch-kalten Erörterungen, in ihren dialektischen Vermittlungen der Vernunft und der Tradition, in ihren mannigfachen Versicherungen, nur das Gedankengemäße aussprechen zu wollen, viel Aehnlichkeit mit jenem protestantischen Supernaturalismus hat, der bei Stäudlin u. A. sich mit der Kantischen Philosophie vermählte. Hermes fragt nie und duldet nicht die Frage: Wie ist das Wunder möglich? sondern er knüpft alles das, was seine philosophische Dogmatik beweisen soll, an die Voraussetzung einer unmittelbaren, im Christenthum gegebenen Offenbarung an. Das Wunder des Christenthums überhaupt rechtfertigt ihm jedes andere Wunder, das nur im Christenthum enthalten ist. Er macht die christliche Möglichkeit einer Lehre z. B. von der Transsubstantiation unabhängig von der Verstandesmöglichkeit. Er prüft an den Dogmen nicht, ob sie der Vernunft, sondern ob sie dem Christenthum widersprechen. Was in der Idee der Physik als unmöglich von ihm zugegeben wird, wird bei ihm möglich in der Idee der Religion. Er räumt dem zwei-

Dem Himmel iſt die Reue wenig werth,
Sie gilt nur für die allgemeine Ordnung,
Für die geſtörte Harmonie des Ganzen
Und deren Ausdruck iſt des Prieſters Ohr.
Nehmt doch den ganzen Bau, nehmt doch das All!
Was ſeid Ihr? Sandkorn in dem großen Ganzen.

Uriel.

Mir ſelber bin ich eine ganze Welt.

Silva.

Wenn Ihr Euch aufbläht — ja!

Uriel.

Das Weltall iſt
Dann auch nur eine prahleriſche Null.

Silva.

Ihr dünkt Euch frei! Ihr pocht mit Eurem Denken —
Und forſch' ich in Natur, im Wintertod,
In Frühlingsblühen und in Herbſteswelken,
Und ſetzt' ich Gläſer auf das Auge, daß
Den Wurm ich oben am Saturn erblickte —
So fühl' ich, daß wir nichts im Eignen ſind,
Daß wir gebunden leben in dem Ganzen
Und frei nur ſind in dem Nothwendigen.
Iſt das einmal dem Geiſte aufgegangen,
Da werd' ich auch nicht gegen das, was ſchon
Im Glauben unſrer Väter feſtbeſtand,
Was tauſend Jahre feſtbeſtand, den Witz
Der eigenen Vernunft ſo ganz verachten,
Daß ich nicht ſagte: Es kann Irrthum ſein.

felnden Verſtande ſo lange ein Recht ein, bis er mit der Vorausſetzung des Chriſtenthums, als einer Geheimnißlehre, in Widerſpruch geräth.*) Kann man größere Achtung vor der Tradition an den Tag legen? möchte man die römiſchen Ketzermacher fragen. Kann man ſich beſſer den Rückzug decken und ſeine zweifelnde Speculation maskiren? werden ſie freilich antworten.

Unſerm unbefangenen Urtheil wird das Hermes'ſche Verfahren räthſelhaft und zweideutig erſcheinen. Allein man muß die Schriften dieſes Theologen leſen, um ſich zu überzeugen, wie wenig hier von einem Rückhalt die Rede ſein darf, wie innig und begeiſtert alle ſeine Behauptungen zu einem einigen Ganzen verſchmolzen ſind. Er iſt der heiligſten Ueberzeugung, innerhalb der reinen katholiſchen Lehre zu ſein, wenn er ungefähr Folgendes lehrt: Die Vernunft iſt von den Kirchenlehrern als Auslegung des Glaubens zugeſtanden worden. Es handelt ſich aber nicht darum, (dies iſt nach Hermes der falſche Gebrauch der Vernunft in Religionsſachen) beweiſen zu wollen, warum ich dies oder jenes a priori glaube; denn bei dieſem Verfahren würde man nur innerhalb der Grenzen einer natürlichen Religion ſein; ſondern die Vernunft ſoll nur der Schlüſſel zu jedem einzelnen heiligen Dogma der Kirche werden, ſie ſoll nur helfen, nicht das Myſtiſche mathematiſch zu beweiſen, ſondern im Myſtiſchen die religiöſe Nothwendigkeit aufzuſuchen und es zu prüfen, ob das Geheimniß hier an ſeiner Stelle iſt, oder nicht. Die Vorausſetzung bleibt immer die Offenbarung. Glauben ſoll nie in dem Sinne Wiſſen werden, daß der Glaube aufhöre, denn damit würde das Weſen der Religion aufhören; ſondern das Wiſſen bezieht ſich nur auf die Ueberzeugung, inwiefern das Geheimniß glaubwürdig iſt, und inwiefern es religiös und chriſtlich iſt. Nicht das Verſtändliche ſoll erforſcht werden; denn das Verſtändliche iſt nicht mehr das Religiöſe; nicht vor den übermüthigen Richterſtuhl unſerer unzulänglichen Vernunft ſollen die Sätze der Offenbarung als arme Sünder geführt und dort in unbedenkliche und bedenkliche, wahre und falſche

*) Siehe Chriſtkatholiſche Dogmatik I. S. 71.

verurtheilt werden; sondern die Vernunft soll nur in die Religion hineinwirken, nur ein Regulativ der Dogmatik sein. Sie soll nicht beweisen, warum die Glaubenslehren vernünftig, sondern warum es Glaubenslehren sind.

Wer wird den Scharfsinn dieses Problems nicht einräumen? Eine andere Frage ist nur die, ob im Verlauf seiner Lösung sich nicht jene streng gesonderten Functionen der Vernunft doch mit einander verwechseln und der Verstand sich aus dem Advocaten in den Richter verwandelt! Das Verfahren, das Hermes befolgt, wird von ihm selbst folgendermaßen angegeben. „Man sucht aus der Bibel und der Tradition und den Erklärungen der allgemeinen Kirche dasjenige vor, was Beziehung hat auf die in Rede stehende Lehre. Man sieht aber hier überall, so viel möglich, selbst die Quellen ein; und das nicht blos deswegen, um die einzelnen Stellen nach der Wahrheit zu bekommen, sondern vorzüglich auch, um sie im Conterte zu sehen. Bei der Bestimmung des Sinnes einer jeden solchen Stelle und ihres Gewichtes für die Entscheidung über die vorliegende Frage müssen alle dazu erforderlichen grammatischen, philologischen, kritischen, historischen und philosophischen Hülfsmittel zugleich vorkommen; und zuletzt muß das als ihr Sinn angenommen und ihr ein so großes Gewicht zugelegt werden, als die Vernunft strenge fordert. Ist dies in Rücksicht jeder einzelnen Stelle zu einem vor der Vernunft sichern Resultate gebracht, so muß die Uebereinstimmung und gegenseitige Unterstützung aller zur Bewährung derselben Lehre untersucht und dargethan werden. Und nun erst muß die Vernunft befragt werden: Was sie nach alle diesem hier als Lehre Jesu anzunehmen fordere? Dieses ist dann die historisch wahre einzelne Lehre. Fordert die Vernunft hienach, nichts für historisch wahre Lehre Jesu anzunehmen, so fällt die Anfangs problematisch hingestellte Lehre oder Frage als etwas, worüber die Offenbarung keinen Aufschluß giebt, aus der speciellen christkatholischen Theologie ganz aus. Nachdem so die Untersuchung über die historische oder äußere Wahrheit vollendet ist, und wo nun die Lehre Jesu historisch zuverlässig dasteht, fragt man sich nach der innern Wahrheit dieser Lehre,

wenn dieſe anders irgend Anfechtungen unterworfen iſt, aber nur inſofern: ob ſie andern vor der Vernunft ſichern Kenntniſſen widerſpreche? Iſt dann auch gezeigt, daß dieſer Widerſpruch nicht erweislich iſt; ſo ſteht ſie als eine von der Vernunft geforderte und eben deswegen als unumſtößliche Wahrheit da —*)."

Und in der That werden auf dieſe, man möchte ſagen, pragmatiſche Art die einzelnen Lehrſätze der Kirche von Hermes erläutert. Man kann ſich leicht denken, daß dies etwas breit und redſelig geſchieht. Mag indeſſen dieſer Uebelſtand theilweis auf Rechnung der Perſönlichkeit des Vortrags kommen, ſo giebt er anderntheils der Darſtellung das Gepräge der Gründlichkeit und jener Ueberredungskraft, die in der Erſchöpfung eines Gegenſtandes liegt. Die katholiſche Theologie war bisher einen ſolchen Aufwand von Hülfsmitteln, ein ſolches Abwägen nach rechts und links, Vergleichen, Sichten und Ordnen nicht gewohnt. Dem wiſſenſchaftlichen Forſchungsgeiſte unſerer Zeit mußte dieſe Behandlung um ſo mehr zuſagen, als ſie eben ſo wohl mit einer vollkommenen Abweſenheit aller in die Wiſſenſchaft nicht gehörigen ſalbungsvollen Terminologie wie mit einem gemüthlich-wohlthuenden religiöſen Ernſte und einer liebenswürdigen Einfachheit und Natürlichkeit verbunden iſt. Es iſt mit der Hermes'ſchen Lehre gerade nichts Bedeutendes für die religiöſe Frage unſeres Jahrhunderts überhaupt gewonnen, deſto mehr aber für die wiſſenſchaftliche Bildung der katholiſchen Geiſtlichkeit und eine allerdings von hier aus ſich auch den Laien praktiſch mittheilende Aufklärung. Da der Inhalt bei Hermes gleichgültiger iſt, als ſeine Methode, ſo wirkte er auf die Schärfung der Urtheilskraft, auf das rationelle Bedürfniß. Er machte die Gemüther unbefangener und befreite ſie, ohne ſie doch gänzlich zu entfeſſeln. Er drückt einen weſentlichen denkwürdigen Uebergang in der innern Geſchichte des Katholicismus aus und es macht den Deutſchen Ehre, daß ſie dieſe Hoffnungsblüthe eines reifern Herbſtes gezeitigt haben. Theilte ſich doch der von Hermes kommende Geiſt ſelbſt andern Ge-

*) S. Chriſtkatholiſche Dogmatik. I. S. 134.

bieten der Wissenschaft mit, die von Katholiken nach Hermes'schen Principien behandelt zu werden anfingen, z. B. dem Naturrechte, wie es von dem leider zu früh verstorbenen Professor von Droste-Hülshoff, diesem tapfern Sickingen des neuen katholischen Luther, in Bonn bearbeitet wurde.

Weil wol die Mißbilligung des römischen Stuhles für uns keinen Beweis gegen Hermes abgeben kann, so unterlassen wir, die Orthodorie derselben zu vertheidigen. Das in Darmstadt erschienene lateinische Responsum auf die sechzehn Thesen, welche der gewesene Erzbischof von den Studenten in Bonn beschworen wissen wollte, versucht es, der Hermes'schen Lehre dies Prädicat trotz des päpstlichen Breves zu sichern. Dies Unternehmen kann unmöglich schwer sein; denn einmal hat Hermes, wie wir sahen, am Inhalt des Katholicismus nichts verändern wollen, und zweitens ist die aufgeklärte katholische Gelehrsamkeit so glücklich, daß Gott manchen Bischof, manches Concil, manchen Heiligen erweckte, der in seinen Schriften oder Protokollen Sätze aussprach, die nie von der Kirche mißbilligt wurden, Jahrhunderte lang für orthodox galten und dem mäßigen Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen das Wort redeten. Wie manches Dogma ist verschieden erklärt worden, wie manche Streitfrage ungelöst geblieben! Der Verfasser des Responsums benutzt, wie es scheint, mit gutem Glück, diese Widersprüche und weiß aus ihnen Rechte für Hermes herzuleiten. Wir erstaunen über das, was in dieser Schrift Alles der Kirche eingeräumt, und doch als ketzerisch zurückgewiesen werden wird, wie es uns jetzt unglaublich scheint, daß vor vierzig Jahren auch die Stattler'sche Dogmatik in den Index gesetzt werden konnte, die doch einen höchst beschränkten, aber aufrichtigen Kampf gegen Neologie, Kant, Zeitgeist u. s. w. zum Zwecke hatte, und diesen trocken und fanatisch durchführte. Rom verdammte schon damals ein Werk, das nur in seinem Interesse geschrieben war.

Die preußische Regierung hat in ihrem Verfahren gegen den Erzbischof hauptsächlich den Gesichtspunkt der Illoyalität und des Ungehorsams festgehalten. Der Vorläufer der bekannten Maßregel ist die gleichfalls in Darmstadt erschienene

Broschüre: „Die Wahrheit in der Hermes'schen Sache", welche jedenfalls aus der Feder eines preußischen Staatsbeamten geflossen ist, dessen geistiger Kraft, administrativer Umsicht und tiefer Menschenkenntniß die preußische Regierung fast alle höhern Bildungs- und Wissenschaftsfragen der Rheinprovinzen anvertraut hat, und der auch in dieser schwierigen Lage des Augenblicks eine wichtige Rolle, für deren energische Durchführung ihm die Wissenschaft und die Aufklärung in hohem Grade verpflichtet sind, zu übernehmen hatte.*) Die erwähnte Broschüre setzt mit der unterrichtetsten Sachkenntniß das Verhältniß des Erzbischofs von Köln zur Hermes'schen Lehre und zur preußischen Regierung auseinander, und läßt, da nun der entscheidende Schlag geführt worden ist, noch eine weit deutlichere und unumwundenere Darstellung der verschiedenen vergeblich versuchten Ausgleichungen erwarten. Unwiderleglich ist hier der Beweis geführt, daß der Erzbischof seiner Regierung gegenüber sich selbst in den Anklagestand versetzt hat. Denn wenn er nur den einen Satz des Landrechts beschworen hat: Kein Bischof dürfe päpstliche Bullen oder Breven verkündigen und in Ausführung bringen, ohne die Genehmigung der Landesbehörden, so hat Herr von Droste durch seine Schritte gegen die Bonner Professoren sich schon um den Haupttitel des Rechts gebracht, in welchem der fanatische Mann sich zu befinden träumt. Die Schrift des Herrn von R. deutet ein mildes Verfahren an, welches die Regierung gegen den Erzbischof versuchte und ihrer Versöhnlichkeit die volle Genugthuung giebt. Diese Nachsicht des preußischen Ministeriums ist um so glaubwürdiger, als es keineswegs Biester-Nikolai'sche Tendenzen sind, die Herrn von Altenstein beseelen; sondern im Gegentheil ist das preußische Ministerium weit entfernt, der Religion überhaupt irgend etwas von ihren positiven Unterlagen zu nehmen, ja es mag nicht einmal die Hermes'sche Lehre, als ein auf die Kant'sche Postulaten-Theorie gebauter Kriticismus, das höhere speculative Bewußtsein jener bekannten Männer befriedigen, die in Berlin das geistliche und Unterrichts-Ministerium bilden. Man bedenke,

*) Herr von Rehfues.

daß ſogar Geiſtliche von pietiſtiſcher Färbung in demſelben Sitz und Stimme haben und daß von dieſer Seite aus gegen die römiſche Hierarchie auffallenderweiſe doch nie eine unbedingte Feindſeligkeit in Gang zu kommen ſcheint. Inzwiſchen hat das Ereigniß die Wendung genommen, daß man katholiſcherſeits in dem Verfahren die Entrüſtung des bedrohten Proteſtantismus ſehen möchte. Und möge doch in der That die nächſt England ſtärkſte proteſtantiſche Macht in Europa keinen Anſtand nehmen, dieſe Zurechnung zu unterſchreiben, ſich an die klaren Augen Friedrich's des Großen erinnern und mit ſtolzer Ruhe jene Bajonette zählen, die Preußens natürliche Grenze bilden!

In den publiciſtiſch polemiſchen Erörterungen, die des Erzbiſchofs Amtsenthebung und die Allocution des Papſtes zur Folge haben werden, kann natürlich der Hauptgeſichtspunkt kein anderer ſein, als der in jener Broſchüre und dem königlichen Publikandum herrſchende der Widerſpenſtigkeit eines Prieſters gegen die Staatsgewalt. Allein für die Bildung eines freien Urtheils im Publikum möchte dieſer Geſichtspunkt der Frage ſchwerlich ausreichen. Unſere Zeit iſt nicht gewohnt, an den Prärogativen der weltlichen Macht ein ſo beſonderes Intereſſe zu nehmen. Die Frage muß in eine der Zeit zuſagende Richtung gebracht, ſie muß als ein Moment in dem großen Kampfe für geiſtige und bürgerliche Freiheit, der unſer Jahrhundert beſeelt, betrachtet werden können. Mag Preußen einen auf Buchſtaben oder Paragraphen des Landrechts und des Concordats ſich ſtützenden Proceß gegen den Erzbiſchof einleiten; es darf die moraliſche Beweisführung ſeiner guten Sache nicht zurückweiſen, die Intereſſen der wiſſenſchaftlichen Forſchung, die innere, aus deutſchen Vorausſetzungen der Philoſophie ſich entwickelnde Ausbildung der katholiſchen Kirche, die Befreiung Deutſchlands von einem Einfluſſe, den nicht einmal Spanien, nicht Portugal mehr dem apoſtoliſchen Stuhle einräumen. Ein Fähnlein von Rittern und Grafen mit ihren Wappenherolden und Reiſigen iſt mittelalterlich gen Berlin gezogen und hat die kühnen Schul- und Regierungsräthe zur Rede ſtellen wollen. Die Feudalintereſſen ſind es zunächſt, die ſich in dem gegen die

geiſtliche Macht geführten Schlage mitgetroffen fühlen. Man wird hier faſt an das ſchwache belgiſche Königthum und die gewaltigen Herren von Merode, an die Vilain XIIII, die in ihrer Art eben ſo große Despoten ſein wollen, wie Louis XIV., erinnert. Welche Organe nehmen den Erzbiſchof in Schutz? Das Journal de Frankfort und die Würzburger Zeitung; es wundert mich, daß ſich ihnen das Berliner politiſche Wochenblatt nicht anſchließt; ſeine Stifter, Jarke und Phillips, beides katholiſche Convertiten, möchten wol ſchwerlich geneigt ſein, einer Hierarchie des Beamtenweſens die Hierarchie des Papſtes zu opfern.

Die reife Frucht, die jetzt vom Baum der Erkenntniß gefallen, enthält Saatkörner der herrlichſten Hoffnungen. Möchte jene Macht, die eine ſo große Rolle jetzt durchzuführen hat, dieſer Ernte entgegenkommen! Die falſchen und die wahren Freunde der Ordnung ſind nahe daran, unter den jetzigen Umſtänden erkannt zu werden. Preußen iſt faſt unwillkürlich in eine Lage gekommen, wo ihm ſein hoher Beruf, der Zukunft Deutſchlands gegenüber, in heller Klarheit wieder vor Augen liegen muß. Es muß einſehen, daß die verſchiedenen Tendenzen, die ſich an ſeine Schritte anſchmiegten und in ihnen für ihre eigenen Zwecke Vorſchub fanden, nur Schmarotzerpflanzen ſind, die ſein kräftiger Fuß zertreten ſollte. Wer hätte bisher nicht glauben mögen, daß eine gewiſſe auf Haller gegründete mittelalterlich-feudaliſtiſche Reaction mit greller hierarchiſcher Färbung dem preußiſchen Syſteme ziemlich nahe ſtand! Und iſt es nun dieſer vermummte Ritter nicht, der ſich nur bückte, um Achill in die Ferſe zu ſtechen? Hat es nun noch einen den preußiſchen Intereſſen zuſagenden Sinn, daß alles Neue nur die Blüthe des alten Geſchichtlichen ſein, daß es zwiſchen Fürſt und Volk ein adliges, durch Inſtitutionen bevorzugtes Mittelglied geben müſſe? Es iſt leicht möglich, daß diejenigen Theoretiker, die bisher mit Haller und Leo conſpirirten, jetzt ſich ſelbſt und die andern täuſchen, daß ſie die Adminiſtration über allen dienſtwidrigen Organismus ſtellen. Das Berliner politiſche Wochenblatt wird leicht eine glattere Seite ſeines Schafspelzes herauskehren und aus einem Demagogen in

ſeiner Art plötzlich ein loyaler Beamter werden. Aber ich denke, es giebt einſichtsvolle Staatsmänner, die ein ſolches Spiel, vielleicht im beſſern Falle dieſe Selbſttäuſchung, durchſchauen und die Zuverläſſigkeit dieſes Bundesgenoſſen prüfen würden. Die Umſtände, wir wollen ſagen: die Fügung des Himmels ſchuf hier einen Zuſammenſtoß von Intereſſen, wo einem ſcharfen Auge nicht entgehen kann, daß die, welche handeln ſollten, lau und die, die verkannt wurden, die einzig aufrichtigen Freunde ſind. Preußen konnte nach der Julirevolution alle populären Neigungen und Gefühle Deutſchlands in ſich abſorbiren; (man erinnere ſich an Pfizer's Briefwechſel;) jetzt iſt eine neue Kriſis eingetreten, wo es alle falſche reactionäre Doctrin und trügeriſche Staatsſophiſtik vor unſern ſichtlichen Augen zurückweiſen muß und es nur in ſeiner Hand liegen wird, an Grundſätze zu appelliren, welche, gemäßigt durch den Widerſtand, geläutert durch die Zeit, die einzigen ſein und bleiben werden, aus denen ſich eine große und beruhigte Zukunft für das Vaterland entwickeln kann. Kennt Preußen den Athem, der hinter der bayriſchen Polemik (die mit dem Kampf gegen die Viergroſchenſtücke anfing und jetzt bis zu offenbaren Anhetzungen zum Aufſtande gediehen iſt) das Feuer im Geheimen ſchürt? Wir laſſen hier, da wir ſchwache Journaliſten ſind und leicht erdrückt werden können, den Schleier fallen; die künftige Geſchichtſchreibung wird ihn aufheben.

III.

Streifzüge in der Kölner Sache.

1838.

Die kirchlichen Conflicte am Rhein und nun auch in Polen ſind nahe daran, in eine Verſteinerung überzugehen, die für's Erſte durch keine neue Thatſache wird flüſſig gemacht werden. Zwei ſtarre Widerſprüche gähnen ſich einander an, wie zwei durch Waſſerfluthen geſprengte ſcharfkantige Felſen; das tägliche Brot gleichſam, das Bedürfniß der Exiſtenz, die Unmöglichkeit, der kirchlichen Oppoſition einen kräftigeren Nachdruck zu geben, als durch Rede und Schrift, die Zeit endlich, die Alles ausgleicht und unſere für zwieſpältige religiöſe Fragen ſo gleichgültig gewordene Stimmung wird wahrſcheinlich eine Brücke zwiſchen den beiden Widerſprüchen ſchlagen, eine Noth- und Hülfsbrücke bis auf fernere Zeiten. Die Briefe des Kaplan Michelis an den Pfarrer Binterim, die das Frankfurter Journal zuerſt veröffentlichte, haben der Vertheidigung des Erzbiſchofs neue Steine in den Weg gelegt. Die geſunde öffentliche Meinung, wenn auch nicht in Allem und Jedem einem Miniſterium hold, das die bekannte Antwort auf die Adreſſe der Elbinger hatte geben können, ſchrak doch überall vor dem Abgrund zuſammen, der ſich in jenen Dunkel-Briefen vor unſern ſichtlichen Augen öffnete. Die Wiedereinführung der Jeſuiten, als zugemutheter

Verdacht so oft von den geistlichen Reactionären belächelt und von ihren witzigeren Anwälten Menzel und Görres (dem tapfern Voß gegenüber) zum Wolf in der Fabel gemacht, liegt in der That klar als Aufgabe der hierarchischen Umtriebe ausgesprochen; die Jesuiten werden von dem Secretär des Erzbischofs verschrieben, wie man Merinoschafe aus Spanien kommen läßt, um die einheimische Schafzucht zu veredeln, wie man Senkreiser von fremden Bäumen verschreibt, um diese auf die einheimischen zu pfropfen. Und nicht als fromme Geistliche sollen sie eingeschmuggelt werden, sondern als Radicalreformatoren, Hauptleute für untergeordnete geistliche Truppentheile, Mitglieder einer zu organisirenden geheimen geistlichen Polizei. Bedenkt man, daß diese Herren, die sich Michelis verschreibt, schwerlich Deutsch verstanden, so ist das Maß von Kraft bewundernswerth, das er einem Jesuiten zutraut. Es scheint fast, als setzte er schon in der Atmosphäre eines solchen Priesters eine wunderthätige Magie voraus. Genug, solche Enthüllungen sprechen für die preußische Regierung mehr, als ihre „Staatsschriften". Sie lassen alle Formfehler und Bunsen's sämmtliche Noten vergessen und geben der im Allgemeinen indifferenten öffentlichen Stimmung den Ausschlag nach jener Seite hin, wo man, ohne die nächsten Motive und die leitenden Principien in Schutz zu nehmen, lediglich die hohe Aufgabe schätzen muß, die doch Preußen schwerlich anders als zur Ehre der gesunden Vernunft und der fortschreitenden Geschichte lösen wird. Die Vortheile, die Preußen in seiner Sache voraushat, vermehrten sich noch, als man die erbärmliche Wankelmüthigkeit des Erzbischofs von Posen erfuhr, der sich heute von der Furcht vor Strafe, morgen von seinem Kaplan, heute von dem rothen Adlerorden, morgen von seiner Schwester bestimmen läßt. Preußen kann mit Recht darauf hinweisen, daß nur die politischen Leidenschaften in Polen den geistlichen Brand schüren und hat selbst bei Vorwürfen, die man seinem Verwaltungssystem in Polen machen wollte, immer die Entschuldigung voraus, daß es ein Anderes ist, eine halb deutsche, halb polnische Provinz dem deutschen Wesen zu assimiliren, ein Anderes, was Rußland thut, den Kern des polnischen

Doch tauſend Jahre dauert dieſer Irrthum,
Hat zehnmal Tauſend über Lebensſchmerzen
Und Millionen übers Grab geleitet —
Hat Euer Glaube Einen ſchon beglückt?
Die Hand aufs Herz! Acoſta! Nicht einmal
Euch ſelbſt!

Uriel.

Wohl möglich das, de Silva — möglich!
Vielleicht iſt's Recht, wenn man des Blinden Stab,
Der ihn dreitauſend Jahr' hindurch geführt,
Sein helles, reines, ſehend Auge nennt.
Der Stab, er hilft dem Blinden ſuchen, taſten,
Er ſchützt vor Unfall ihn, er iſt ſein Auge.
Da plötzlich fällt ein Glanz in dieſe Dämm'rung.
Der Blinde ſieht, er ſieht mit ſeh'ndem Auge —
Er blickt beſeligt auf zum Sonnenball,
Die Sonne blendet, ungewohnt iſt Alles,
Er kann die Dinge, die er ſieht, nicht nennen,
Er taſtet an, was ſchädlich; ja, er ſtrauchelt,
Das helle junge Auge hat noch nicht
Des Stabes tauſendjährige Gewöhnung,
Die dunkel ihre dunkle Welt begriff —
Doch darum, weil die Wahrheit nicht das Glück,
Das volle Glück des Lebens gleich gewährt,
Weil der erlöſte Blinde ſtrauchelt, fällt,
Darum ſoll er das ungewohnte Schauen
Ins grüne, neue, junge Leben, Irrthum,
Des Sehens erſte Freude Sünde nennen?

Reiches und der polnischen Nationalität auf ihrem eigenen Herde zu ersticken oder wenigstens zu verkümmern.

Das kirchliche Ereigniß ist an sich weit weniger wichtig als die Art, wie es aufgenommen und beurtheilt wird. An den nicht speciell betheiligten Orten erhebt sich das Urtheil nirgends zur unbedingten Partheinahme, sondern es schwankt ungewiß zwischen den Thatsachen, welche die Archive und der Zufall aufschichteten, bald Diesem, bald Jenem sich zuwendend, nichts für sicher und entschieden hinnehmend. Hierin finde ich einen schon anderswo ausgesprochenen Satz bestätigt, daß sich bei unsern Zeitgenossen das Leben im Staate wie in der Kirche nur noch in matten Pulsschlägen äußert. Staat und Kirche, beide haben durch ihre Schwankungen und Anmaßungen Sorge genug dafür getragen, daß man sich allmälig aus ihrem Verbande mit allen Fibern des Herzens trennte, zwar äußerlich in ihnen lebt, diesen Verband aber nicht mehr geistig und gemüthlich integrirt. Es hat sich längst der schroffen Starrheit unseres Staates und unserer Kirche gegenüber eine dritte Gemeinde gebildet, die vielleicht noch bei äußern Interessen scheinbar in jenen wurzelt, im Geistigen aber an die Nabelschnur eines andern Uterus gebunden ist, an eine höhere, rein durch die Speculation oder das sich isolirende Gefühl bedingte Matrix unserer Begriffe und der eigentlichen Motive unserer Handlungen. Man sieht den Widersprüchen, die draußen zusammenstoßen, mit jener heitern Ruhe zu, die man nur empfinden kann, wenn man sich selbst nicht in Anspruch genommen sieht. Man findet in den Ereignissen, die jetzt so vielen Staub aufwühlen, den nothwendigen Ausgangspunkt von einseitigen Bildungsmomenten, die sich nur deshalb aneinander aufzureiben und zu vernichten bestimmt sind, um einem Dritten, Höheren die Ehre zu geben, dem Recht der freien Individualität und eines darauf sich bauenden Gemeindecollectivums, wo jeder auf die Spiegeloberfläche der allgemeinen Interessen fallende Tropfen das Recht hat, seinen eigenen harmonischen Kreis darauf zu bilden, ohne den andern zu stören.

Die Chronik des kirchlichen Ereignisses ist durch den Pragmatismus, der es zu erklären suchte und seine Mittel-

glieder auffinden wollte, verdrängt worden. Die Idee, die man in die Streitfrage hineintrug und die allgemeinen doctrinairen Resultate, die man aus ihr entnahm, haben angefangen, mehr zu interessiren, als alle Documente, Noten, Verhaftungen und Beschlagnahmen. Görres gab durch seinen Athanasius den Anstoß zu einer Literatur, die sich den Kölner und polnischen Wirren parallel bildete, von der Frage bald abwich, bald auf sie wieder zurückkam, und den Kampf mehr streifzugartig als feldzugsgemäß führte. Wird auch durch den regulären Krieg mehr entschieden, als durch die Partheigänger, so kann man doch nicht leugnen, daß das Lützow'sche Freicorps interessanter war, als ein reguläres Landwehr-Infanterie-Regiment, und in diesem Sinne mag hier die Beurtheilung einiger durch die Kölner Angelegenheiten hervorgerufenen Gelegenheitsschriften, die sich mehr an allgemeinliterarische Richtungen anschließen, nachfolgen.

I. Die Münchner historisch-politischen Blätter.

Ein großer Kreuzzug war von München aus angesagt, mindestens eine prachtvolle Fronleichnamsprocession; Görres als Gottfried von Bouillon an der Spitze, um ihn her die vier Verfasser des im Athanasius mitgetheilten Gutachtens als Baldachinträger, voran vier Stabstrompeter, dazwischen päpstliche Nuntien, Ritter vom goldenen Sporn, Ritter des St. Georgordens, Weltpriester, Bischöfe mit dem Schwert gegürtet, Hellepartierer, seraphische Doctoren, Hartschiere, kurz eine prächtige Scene, auf welche man sich bei allen Postämtern mit 6 Fl. für das ganze Jahr 1838 hindurch bei Zeiten abonniren sollte. Der Straßburger Münster, der Kölner Dom, die Kathedrale von Regensburg, alle berühmten Denkmäler der alten Zeit sollten daran als Mitarbeiter auftreten, die 11,000 Jungfrauen in Köln sollten aus dem Grabe auferstehen und Abonnenten sammeln. Das katholische Deutschl[illegible] hatte man schon an allen vier Zipfeln gefaßt und wollte es vom protestantischen abreißen. Es sollte eine neue Landkarte von Deutschland gemacht werden, eine Specialkarte, wo nur die katholischen Gegenden als festes Land, die protestantischen

als Sümpfe, Sandwüſten und todte Meere bezeichnet wurden. Man wollte drei Jahrhunderte auf dem Roſt verbrennen, Luthern aus der Geſchichte wie einen Schreibfehler Clio's ausradiren; man wollte mit der Aſche des Scheiterhaufens, auf welchem Huß verbrannt wurde, eine Demarcationslinie ausſtreuen, um des eigentlichen echten Germaniens natürliche Grenze zu ziehen.

Siehe aber, würde Görres in ſeiner Manier ſagen, das Werk wurde eitel Thorheit und Flickwerk. Statt eines Kreuzzuges oder wenigſtens eines Fronleichnamszuges huſchen nur im Dämmerſchein einige namenloſe Kutten an den Häuſern entlang, ſchwirren nur einige Fledermäuſe in Mißgeſtalt um unſer Haupt. Die Könige ſind nicht gekommen, und das einmal angerichtete Eſſen muß nun von den Köchen ſelbſt und den Lakaien aufgegeſſen werden. Das große Feuerwerk iſt abgeſagt und die Raketenmeiſter gehen traurig mit dünnen Stumpflichtern zwiſchen den prächtigen Feuerrädern und bengaliſchen Glorien einher, die ſie dem Publikum verſprochen hatten. Drohte ein Regenguß oder merkten die Feuerwerker, daß ihnen ein Schalk die Schwärmer, ſtatt mit Pulver, mit Sand gefüllt hatte?

Die „hiſtoriſch-politiſchen Blätter" geben ſich das Anſehen, als wenn ihnen äußere Hemmniſſe die Entfaltung einer größern Kraft unterſagten. Indeſſen kommt das matte Anſehen nur von dem Widerſpruche her, der in dem Syſteme ſelbſt liegt, das dieſe polemiſche Erſcheinung hervorrief. In der Polemik kann man nicht homöopathiſch heilen. Man kann auch in der Politik nicht Gleiches durch Gleiches widerlegen und den Satan durch Beelzebub austreiben. Gegen die Legitimität für die Legitimität durch die Legitimität ſtreiten wollen, wie dieſe „hiſtoriſch-politiſchen Blätter", iſt eine todtgeborne Anſtrengung. Es giebt nur zwei Sprachen, die alle Reize und Schönheiten der Entſchiedenheit für ſich haben, Für und Wider. Jede Vermittlung, wo das Viertel gegen das Achtel, das Drittel gegen das Neuntel einer Meinung kämpft, iſt etwas Unnatürliches, wenigſtens etwas Schwächliches und auch von der Lüge kaum zu Unterſcheidendes. Es macht einen leidigen Eindruck, wie dieſe Blätter bei allen ihren

Angriffen gegen die bestehenden Staatsgewalten doch immer demüthigst versichern, daß sie Freunde der Monarchie, der Legitimität, der wahren dynastischen Interessen sind, daß man ihre Liebe verkenne, ihre Freundschaft geringer achte, als die Nebenbuhlerei liberaler Tendenzen, mit welchen Thron und Altar, wie sie sagen, nur leider allzusehr unterhandelten! Es liegt in der erlogenen Stellung dieser Parthei, daß Geist und Kraft dabei in einer schwächlichen Verdünnung auftreten müssen.

Erst das dritte Heft der historisch-politischen Blätter erwähnt die Kölner Differenzen und befehdet einige darüber laut gewordene Stimmen. Der Artikel ist eine Schülerarbeit, wahrscheinlich aus der Feder des jungen Görres, einer lithographirten Copie seines Vaters. Man sieht den Rothstift des Vaters, der die Arbeit durchsah und sie hie und da zurechtstutzte, um von dem Kinde keine Schande zu erleben. Die Polemik gegen die Leipziger Allg. Zeitung wird diese wol selbst zu beantworten wissen; die gegen die Einmischung des „jungen Deutschlands" in die Kölner Debatte verdient eine Rüge.

Es entsprach den jesuitischen Maximen, die römischerseits in dem schwebenden Kampfe obwalten, daß Michelis an Binterim schreibt: Nur ja den Fürsten vorgeredet, daß die Interessen der Hierarchie auch die der Monarchie wären, daß es nur einen gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen gäbe, die Revolution u. s. w. Ebenso hat man neuerdings Preußen dadurch zu erschrecken gesucht, daß es in Gefahr gerathen könne, sich zum Bundesgenossen des „jungen Deutschlands" zu machen. Einige Aufsätze im Telegraphen, meine Schrift gegen Görres, die Hallischen Jahrbücher gaben die Veranlassung zu diesem Stratagem, das von mehren Seiten gegen die preußische Regierung benutzt wurde. Auch die Münchner Blätter wiederholen die Maxime und zeichnen sich nur durch die neue Wendung aus, daß sie sagen: Nicht Preußen habe die aufgeregte Literatur in sein Interesse gezogen, sondern diese selbst spiele den Protector und sei so gnädig, den preußischen Adler in jenes Nest aufzunehmen, wo Clemens Brentano das „junge Katzenellenbogen" hausen läßt. Bei dieser

naiven Auffassung wird wenigstens der Charakter der Betheiligten geschont. Es kann nur die irreligiöse Richtung des jungen Deutschlands sein, die es theilweise zur Einmischung in die Kölner Debatten verleitete.

An einem schönen Morgen, wenn die Lerche jubelt und der Morgenthau recht in der Sonne blinkt, wird es heißen: Die Münchner historisch-politischen Blätter sind eingegangen! Sie werden thun, als müßten sie den Umständen weichen, während sie nur aus Mangel an Theilnahme sterben werden. Von dem goldenen Vließ, das sie versprechen, wird nichts übrig bleiben, als ein wenig Wolle, welche der Wind als Altenweibersommer an die gelben, verwelkenden Blätter des Herbstes spielen wird. Sie werden die Zeit, wo die Astern blühen, nicht überdauern.*)

II. Joel Jacoby und die „Frevel der Revolution".

Die kleine in Berlin erschienene Broschüre „Frevel der Revolution" soll aus der Feder jenes verspäteten Psalmensängers geflossen sein, der durch seine plötzlichen Uebergänge aus dem Jakobinismus zum unbeschränktesten Monarchismus eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Es ist dies derselbe Jacoby, der sich wie in mehren neuern Schriften so auch in dieser „eine jener edlen Persönlichkeiten" nennt, welche die Stütze des Thrones sind und bleiben werden. Er hat das Davidische Psalmenplektrum diesmal mit der Mistgabel vertauscht. Er hat die Rotte Korah, die sein poetisches Vorbild mit so vieler Discretion in seinen Psalmen angriff, in die Sprache der Fischweiber übersetzt und, statt seine Davidische Schleuder mit einem Steine zu bewaffnen, einen Haufen der gröbsten und gemeinsten Polemik hineingethan. Man glaubt in dieser Schrift einen Trunkenbold zu sehen, der von der Straßenjugend verfolgt wird und sich, taumelnden Ganges fortschreitend, dieser unwillkommnen, höhnenden, pfeifenden Cortege durch Schimpfreden zu entledigen sucht.

*) Spätere Anmerkung. Diese Prophezeiung hat sich nicht erfüllt. Die Regierung Friedrich Wilhelm's IV. gab jenem Blatt so viel Oberwasser in Deutschland, daß es noch jetzt existirt.

Die Veranlaſſung dieſer Broſchüre, die man eine polizeiwidrige, literariſche Ruheſtörung nennen könnte, iſt eine doppelte geweſen. Einmal mußte ſich Jacoby eine Gelegenheit gönnen, aus vollem Halſe die Verzweiflung auszuſchreien, zu der ihn die tauſend Nadelſtiche aller deutſchen Blätter, die Verurtheilungen aller Inſtanzen, das einſtimmige Charivari, das über ihn in der deutſchen Literatur verhängt iſt, bringen mußten. Sodann fürchtete er, durch die Kölner Ereigniſſe und deren Erörterung möchte ſich eine Wendung der bisherigen Polemik und eine Aenderung in der Stellung der Literatur zu den Regierungen ergeben, die ihm ſeine bisherige literariſche Induſtrie verderben, oder, wären wir in Frankreich, ſo würde Jacoby ſeine Broſchüre deshalb geſchrieben haben, weil er fürchtete, die geheimen Fonds könnten durch ein Engagement allzuvieler Schreibfedern zu ſehr in Anſpruch genommen werden.

Jede Seite der Broſchüre bietet ſchlagende Belege der Ignoranz und Geſchmackloſigkeit dieſes Schriftſtellers. Er fängt ſie mit der unvernünftigen Behauptung an, daß das Wort zu allen Zeiten den Fürſten gehorcht hätte. „Das Wort," ſagt er, „iſt von jeher eine gehorſame Dienerin ſeines rechtmäßigen Herrn geweſen." Gehorſamer Diener! Der rechtmäßige Herr des Wortes iſt der Verſtand, und daß dieſem allein das Wort gehorchte, beweiſen Beiſpiele genug, wo Dichter und Denker mit den öffentlich herrſchenden Verhältniſſen in Widerſpruch geriethen. Dann ſagt Jacoby: „Nicht blos die Einzelnen ſind jetzt melancholiſch und möchten ſich ſelbſt tödten; ganze Völker fühlen Sehnſucht nach dem Tollhauſe und möchten ſich in das Meer ſtürzen!" Welcher Styl, welche Roheit und welcher Unſinn! Nachdem er darauf erklärt hat, daß er dazu „angewieſen" ſei, „das Verworfene von dem Guten, den Mord von dem Heil, den Fluch von dem Segen zu unterſcheiden", geſteht er ein, daß die neuen Heroen mit ihrer nichtswürdigen Dialektik grade deshalb ſo entſetzlich wären, weil „das Schmachvollſte und Blutigſte am Ende doch umſchlägt in das heilvolle Reſultat der Geſchichte." „Leider," ſagt er anderswo, mit einer lächerlichen Wendung, die wie von einem Kinde geſchrieben

scheint, „leider muß ich die erste französische Revolution als geschichtliche Thatsache zugeben.“ Leider hat die französische Revolution Jacoby nicht gefragt, ob sie ausbrechen dürfe; leider, denn sicherlich, hätte er schon damals gelebt, würde er sie durch seine Correspondenzartikel und Flugschriften hintertrieben und Männern wie Mirabeau und Sieyes gezeigt haben, was „christliche Monarchie“ ist und Geschichte. Und wie Schelle in den Schleichhändlern (IV. Act) ausruft: „Bin ich dazu da, daß man mich eine Zwiebel nennt; bin ich der Mann, gegen den man Kanonen aufführt?“ so ruft dieser publicistische Vater aus: „Sind unsere Jünglinge dazu da, um durch die Frechheiten der bezahlten Blattschreiber zu Meuchelmördern zu werden? Sind unsere Fürsten uns von Gott gegeben, daß die Gassenjungen ihr Müthchen an ihnen kühlen? Sind die Staaten darum ausgebaut und von den Vätern gegründet, damit der erste beste Bursche, der eine Feder führt, sie unterwühlt und zerrüttet?“ Die Gedanken mögen in dieser Tirade gut sein; aber wie kindisch und albern, wie geschmacklos sind sie in Worte gebracht! Man merke, daß Jacoby alle Gegner der Regierungen „Gassenjungen“ nennt und vergleiche damit den Umstand, daß fast auf jeder Seite seines Wisches das Schwert gezückt wird. Wie ein Jongleur hat er immer Schwerter im Munde, Richtschwerter, Scharfrichterschwerter. Sind aber die Gegner blos Gassenjungen, wer wird gegen diese mit Schwertern streiten? Sollte da eine große Wasserspritze nicht dieselben Dienste thun? Wie ignorant Jacoby sich ferner bewährt, sieht man daraus, daß er die „Gassenjungen“ einmal, da sie immer von Humanität sprächen, auch Humanisten nennt, eine Bezeichnung, die sich Johannes Schulze in Berlin verbitten wird. In seiner Verzweiflung wendet sich Jacoby zuletzt an die deutsche Sprache und fordert sie und die Grammatik und Syntax auf, sie möchten nicht so treulos sein und sich ferner dem „revolutionairen Gesindel“ für seine Schmachschriften hergeben. Er bittet die Muse des Styls, ihre Reize nicht an die „niederträchtigen Blattschreiber“ zu verschwenden, ihnen die Bilder

und Gleichniſſe, den Tonfall und das Sylbenmaß zu entziehen; eine Bitte, die ihm das Ober-Cenſurcollegium in Berlin in gewiſſem Sinne gewähren kann.

Zur Erörterung der Kölner Frage werden in dieſem Pamphlet, wie ſich leicht denken läßt, nur Kindereien beigebracht. Der Staatsmann, der nach Jacoby's Anſichten über dieſe Frage handeln wollte, müßte auf den Kopf gefallen ſein. Jacoby giebt Rathſchläge, die nur noch mehr Oel in's Feuer gießen würden. Ihm zufolge könnte der Fieberkranke nichts Beſſeres thun, als in einen Kübel kalten Waſſers ſpringen. Er würde, wenn es nach ihm ginge, die Pferde hinter den Wagen ſpannen und dem Papſt ſowol wie dem Erzbiſchof Alles wieder herausgeben, weil nichts ſchrecklicher ſei, als mit der Revolution verwechſelt zu werden. Er deutet klar an, daß die weſtphäliſche Ritterſchaft in Berlin eine andere Behandlung verdient hätte, als ſie fand, und würde überhaupt zwar dem Jeſuitismus den Pelz waſchen, ihn aber nicht naß machen. Er geht ſo weit, daß er ſogar ſagt, Katholicismus und Proteſtantismus ſeien beide *gleich vorzüglich*; *denn*, man merke wohl! *denn* beide hätten ſie das Princip, der Obrigkeit unterthan zu ſein. Dieſer polizeilichen Rückſicht opfert Jacoby die hohe Frage, in welcher Confeſſion ſich das reine chriſtliche Bewußtſein deutlicher ausprägt. Proteſtantiſche Fürſten werden die Katholiken nicht kränken wollen, aber wer möchte ihnen zumuthen, daß ſie *ihrer* Confeſſion, als Glaubensſache, mit ganzer Hingebung nicht den Vorrang einräumten? Kein Mann von Gefühl und Verſtand kann mit ſolchen Anſichten unter einer Decke ſtecken.

Jacoby ſchließt ſein Blättchen damit, es gebe nur *einen* Feind: die *Revolution*. Wir ſagen ihm, daß dieſe Gefahr weit geringer als eine andere iſt: die *Lüge*. Die Lüge in ihrer einfachen Geſtalt als Unwahrhaftigkeit iſt ſchon verderblich genug; aber unheilbar und ein vergiftender Hauch wird ſie, wo ſie durch lange Gewöhnung nicht blos den Schein der Wahrheit annimmt, ſondern ſich ſogar ſelbſt überredet, die Wahrheit zu ſein. Jacoby ſteht in der Mitte

dieſer beiden letztern Lügen; er ſteht auf dem Uebergange, wo man ihn entweder für die Unwahrhaftigkeit verachten oder für die Selbſttäuſchung bemitleiden ſollte. *)

*) Indeſſen wurde der Betreffende bei der Berliner Polizei angeſtellt. Siehe „Rückblicke auf mein Leben" S. 142.

IV.

Die rothe Mütze und die Kapuze.

Zum Verſtändniß des Görres'ſchen Athanaſius.

1838.

Es kann doch vom Beten und vom Faſten, von den Beängſtigungen des Kapuzinerſtricks nicht herkommen, daß die alte Görres'ſche Originalität in ſeinem Athanaſius kaum wiederzuerkennen iſt. Die Münchner neu-katholiſche Schule dilettirt ja nur auf Religion, ſegnet ſich wol mit Weihwaſſer, wenn ſie in die Kirche geht, bückt ſich wol, wenn der Prieſter die Monſtranz in die Höhe hebt, iſt aber im Uebrigen zum kirchlichen Weſen doch nur ſo geſtellt, daß ihr daſſelbe nur die äußere Begrenzung und Beſchützung eines beliebigen, der Hierarchie angepaßten Denkens und Spielens iſt, wobei die jungen und alten Mönche rundlich gedeihen und die Wangen ſich roth und fleiſchig erhalten.

Es kann demnach dieſer Geiſtesbankerott, den Görres in ſeinem Athanaſius zeigt, nur die Folge der Rache ſein, welche die Ideen an treuloſen Ueberläufern und nur durch den Moment beſtimmt geweſenen Taſchenſpielern des Styls und der erkünſtelten Leidenſchaft nehmen. Die natürliche Abſpannung der Seelenkräfte muß überall eintreten, wo der Gedanke müde wird, ſich ſein eigenes Gehäuſe, organiſch, wie das Muſchelthier, zu treiben und zu bilden und dafür lieber in den erſten beſten alten Maulwurfspalaſt, in eine offenſtehende Mönchs-

Nein! Wenn mein frei geworden Auge auch
Vom Glanz des Lichtes noch ſo ſehr mich ſchmerzte,
Den Schmerz der Wahrheit widerruf' ich nicht.

Silva.

So wandelt Euern Pfad, der Fluch folgt auf
Der Ferſe. Judith wird zum zweiten Mal
De Santos nicht der Lüge zeihen können.
Sie wird dem Vater nicht die Grube graben
Und mit Euch in die Wälder ziehn! Lebt wohl!
(zögernd)
Bei Euerm Gleichniß von der Blindheit hab' ich
An Eure blinde Mutter denken müſſen —
(will gehen und kehrt noch einmal gerührt zurück)
Acoſta, tief in unſerm Volke wurzelt
Der Zauber der Familie! Sonſt, o ja,
In alter Zeit auch riß ſich mancher Zweig
Vom Stamm der Liebe los, wie Abſalon
Von David — ſpäter aber, im Exil,
Da wir verfolgt, da nichts uns blieb im Elend,
Als dieſer Troſt, daß uns doch — Kinder lieben,
Daß uns ein Vater doch beſchützt in Noth,
Ein Bruder uns doch — ſeinen Bruder nennt,
Da ſchlang ſich inniger um uns dies Band
Der Ehrfurcht vor dem heil'gen Heerd des Hauſes.
Wir brachten Opfer unſrer Freiheit, mieden
Das ſchwache Vorurtheil der alten Eltern
Und warteten, nicht bis wir mündig waren,
Um dies zu thun und das zu unterlaſſen,

kutte, in eine alte weihrauchgebeizte Reliquienschachtel kriecht. Die Begriffe verrosten, wenn sie nicht mehr als Pflugschar oder Waffe dienen. Die Gefühle stumpfen sich ab, wenn sie nur auf Haß sinnen und gegen Alles eine verneinende Abstoßung hegen. Selbst die rohe Muskelstärke der Leidenschaft, die ehemals das Görres'sche Wesen bezeichnete, will von Zeit zu Zeit geübt sein. Sonst macht man den Eindruck, den Görres bei allen unbefangenen Lesern seines Athanasius hinterlassen haben wird, eines achtzigjährigen Generalfeldmarschalls, der noch einem Napoleon Schlachten liefern will. Zwei Husaren müssen ihn von einem Gichtstuhl auf das Streitroß heben. Wo ist die Pracht der Görres'schen Sprache geblieben? Dieser Zauber, dem zu Liebe man früher die Theorie einer eigenen architektonischen Poesie erfand? Jetzt präsentirt sich der Straßburger Münster wie von einem Feldherrn Ludwig XIV. demolirt. Ueber die alten sinnigen Arabesken, Hautreliefs und gothischen Schnörkeleien von früher sind katholische Kräutlein und Lebermoose gewachsen, als da heißen: Unser-lieben-Frauen Bettstroh, Mariendistel, Marienmünz und Dreifaltigkeitskraut. Keine satyrischen Maki-Affen springen mehr auf dem einst von Görres so wohlgerittenen Elephanten der indischen Mythologie hin und her. Die Lotosblumen sind von dem vielen Weihwasserbespritzen verwelkt. Der ehemals so beliebte Lingam hängt schlaff und ohnmächtig hernieder; die Yoni ist zusammengeschrumpft, das Weltei ausgelaufen und die Urweltsschlange rings herum eine gewöhnliche Nürnberger Verirschlange von Holz, die nur Kinder beängstigt. Auch die nordische Mythologie hat aufgehört, der Görres'schen Phantasie noch Bilder und Allegorieen zu liefern. Die Esche Ygdrasill läßt traurig die Zweige hängen; der Urdabrunnen ist eingefroren; und nur ein einziges Mal noch tritt im Athanasius Odin auf, aber, wie Görres selbst sagt, „einäugig und etwas angetrunken". Kaum daß noch am Schluß der Schrift die Edda und die Götterdämmerung ein wenig poltern, was sich aber dort, am Schluß des fünften Actes gleichsam, wie ein Theaterdonner und eine künstliche Hölle mit bengalischem Feuer ausnimmt. An Witz, Phantasie und Rhetorik ist Athanasius armselig

ausgestattet. Kaum noch daß Görres die Blasphemie wagt, Christus mit dem Schachbrett unterm Arm auftreten und mit dem König von Preußen eine Parthie spielen zu lassen. (S. 134.) Sonst ist um den großen orientalischen Zauberer von ehemals, um alle seine Silber- und Goldblättlein, um seine bunten Federgürtel und mystischen Riemengeflechte jetzt die dumpfe, einfarbige, braune Mönchskutte geworfen.

Indessen handelt es sich in dem Athanasius nicht um die indischen Jongleurkünste des Styls mit aufgeworfenen Kugeln und balancirten Degenspitzen auf dem schnurrenden Teller der Rhetorik; sondern um eine in die nächsten Interessen des Augenblicks praktisch eingreifende ernste Stimmabgabe, um die Lösung eines zum Fürlesanz der Styltoilette nicht viel Zeit lassenden wichtigen Problems — halten wir uns also an das Factum!

Görres hat sich in die Schlichtung eines Processes eingemischt, über welchen schwerlich die Paragraphen des Kirchen- oder irgend eines Landrechtes endgültig entscheiden werden. Die Frage scheint sich in allen ihren täglich neu sich entwickelnden Instanzen in eine organische Gährung der höchsten Bildungs- und Institutionsinteressen unseres Vaterlands verwandeln zu wollen. Die Hand, welche den Erzbischof von Köln von seinem Sitze entführte, wurde, ohne es zu wissen, von einem höhern Fügung gelenkt. Mitten in die theils gewaltsam, theils durch eigene Ermattung und Widersprüche mit sich selbst abgebrochenen Fragen über unser politisches, gesellschaftliches und literarisches Leben, mitten in die Gedankenembryone, die nicht leben, und die Greisenüberlebtheiten, die nicht sterben können, schleuderte die Vorsehung eine Aufgabe, an deren Lösung jedes Interesse seine Rückhaltsgedanken, jede Tendenz ihre Zielpunkte, jede Dialektik das unverrückbare Centrum ihres eigentlichen Wollens und Meinens enthüllen konnte und sollte. Die Stabilitätsinteressen mußten sich wechselweise den Vorwurf der Demagogie machen. Die falschen Bundesgenossenschaften der aufeinander sich stützenden Tendenzen mußten sich auflösen, mußten Schwerpunkte suchen in jener öffentlichen Meinung, welche die Masse beherrscht. Das

Kölner Zerwürfniß wirkte wie ein chemisches Reactionsmittel, mit deſſen Hülfe die vielfachen Miſchungen der Lüge und Wahrheit, denen ſeither das Scepter auf den Thronen, der Hirtenſtab in der geiſtlichen Heerde und das Schiboleth der Lehrerin auf dem Katheder gehörte, ſich zerſetzten und jeder Urſtoff gezwungen wurde, nur Gleichartiges, nur ſeine geiſtige Wahlverwandtſchaft zu ſuchen. Jetzt ſoll ſich entſcheiden, auf welcher Seite die Freiheit des Geiſtes, die Innigkeit des Gemüths, die Tiefe des Gedankens und die echte Verehrung der Geſchichte ihre aufrichtigen und unerſchrockenen Verbündeten findet. Und damit in das Kölner Ereigniß dieſe Bedeutung kommt, damit es nicht in einen formalen, öden, buchſtabenmäßigen juriſtiſchen Proceß verwittere, ſei uns auch an ſich jede Stimme willkommen, die ihre Meinung darüber durch tiefer eingreifende Motive beſtimmt und an dieſe geſchickt die ſchwebenden Fragen der Zeit anzuknüpfen verſteht. Hat doch auch Krug geſprochen und in ſeiner Art gezeigt, das Kölner Unheil käme wol daher, daß man in Dresden ſeinen Geldzuſchuß zur Errichtung einer Leipziger katholiſch-theologiſchen Facultät verſchmähte, eine Summe, die er nun wahrſcheinlich den Juden geben wird, damit dieſe anfangen, Katheder aufzuſchlagen und bindende Dogmatiken und Bannſtrahle zu ſchmieden. So wird auch der Pietismus mit ſeiner Anſicht nicht ausbleiben. Der Rotteck'ſche Liberalismus ſoll ſchon im Anzuge ſein. Die Philoſophen desgleichen werden über einen Ausweg ſinnen. So iſt es ja auch ein Fortſchritt, daß Görres für ſeine Parthei das Wort übernommen hat.

Athanaſius, ein afrikaniſcher Biſchof, wurde ſeiner mehren Abſetzungen wegen von Görres zum Titular-Heiligen ſeiner Schrift gewählt. Dieſer rechthaberiſche Biſchof ſoll das Vorbild des Erzbiſchofs von Droſte-Viſchering ſein, den die Görres'ſche Schrift mit wenig Takt in den Vordergrund, als nächſten Inhalt, ſtellt; denn S. 81 läßt Görres ſeinen ehrwürdigen Clienten, nach einer langen Vertheidigung, in dem Augenblick fallen, als er die Unmöglichkeit einſieht, ihn gegen den Wortbruch, richtiger gegen die Jeſuitenmaxime, der Zweck (nämlich Erzbiſchof zu werden) heilige die Mittel (dem preußiſchen Miniſterium ſein

Ehrenwort zu verpfänden), in offenen Schutz zu nehmen. Die lange dürre Görres'sche Beweisführung, das vierfach unterschriebene Münchener Universitätsgutachten, dies Alles fällt in sich selbst zusammen in dem Augenblick, wo man erfährt, der Domcapitular von Münster habe eine Uebereinkunft zu halten versprochen und sie nicht gehalten. Die Einrede des Erzbischofs, daß er die Uebereinkunft nicht gekannt hätte, wäre ein Interpretationsversuch von außerordentlicher Indiscretion; denn welche Ehre würde es einem Kirchenfürsten machen, Dinge nicht zu kennen, die für seinen Glauben Lebensfragen werden sollten! Da sich Görres schämen mußte, einzuräumen: fidem acatholicis non esse habendam und sich öffentlich über die Pfiffigkeit und reactionäre Consequenz seines Clienten zu freuen, so kann er zwar die preußische Regierung fragen: Ob sie ein Recht zu Syllogismen für gewählte sechzigjährige Erzbischöfe hätte? aber doch nicht den Makel von der Ritterehre des Erzbischofs nehmen; so daß also die erste Hälfte des Athanasius ohne allen Zweck eifert und auch das pomphafte Münchener Gutachten, wenigstens in der Kölner Angelegenheit, nicht das Mindeste entscheidet.

Obgleich wir diese Blätter nicht der Buchstabenerklärung widmen wollten, so möchten doch einige Bemerkungen über das Gutachten hier am Platze sein. Die vier Professoren (unter welchen denn auch der Convertit Phillips figurirt) suchen den Widerspruch nachzuweisen, worin ein die gemischten Ehen begünstigendes Breve des Papstes Pius VIII. mit der Albani-Bunsen'schen, darauf sich gründenden, weitern Instruction der rheinischen Bischöfe steht, und allerdings spricht der Papst, in echt-römischer Weise, mehr von Freiheiten, als er deren gestattet, und gießt über die Grenzen seiner Nachgiebigkeit einen Nebel, der nicht völlig klar sehen läßt, was er eigentlich erlaubt und was er verbietet. Es mag Andern überlassen bleiben, die Concordanz zwischen Pius VIII., dem Cardinal Albani und Herrn von Bunsen herzustellen; nur die Bemerkung drängt sich auf, daß jene Convention in Betreff der gemischten Ehen eher zu Allem, als zur Benachtheiligung des Katholicismus ersonnen ist. Nur eine solche

eigennützig-capriciöse Auffassung des Katholicismus, wie die Görres'sche, die um nur Zwiespalt zu haben, die todte Formel auf die äußerste Spitze treibt und sich zu einer so boshaften Orthodoxie herabläßt, daß er den Münsterländern, ohne zu erröthen, sagt: sie sollten nur dreist bei ihrer Nonne von Dülmen und den geweihten Wundermedaillen bleiben (S. 156), kann in den Motiven jener Uebereinkunft Unchristliches, Irreligiöses entdecken; da sie im Gegentheil die Frucht einer conservativen, frömmelnden und jedenfalls religiösen Absicht ist. Die strenge Observanz hätte die Civilehen nur befördert, während diese, im Interesse der Kirche, aufhörten, wenn eine mildere Form der kirchlichen Assistenz eintrat. Nicht um dem Protestantismus zu nützen, wurde Nachgiebigkeit von der starren, katholischen Maxime verlangt, sondern um der Religion und der katholischen Kirche zu nützen, um ihr einen segensreichen Einfluß auf diejenigen gemischten Paare zu sichern, die, einmal zurückgestoßen vom katholischen Geistlichen, nie wieder dessen Berührung zu suchen pflegen und ihre Kinder dem duldsameren protestantischen Geistlichen oder dem Zufall überlassen. Man muß die „Einigung" in der officiellen „Darlegung des Verfahrens u. s. w." II. S. 9 ff. selbst lesen, um sich zu überzeugen, daß sie in der zartesten Absicht nur zum Besten der katholischen Kirche selbst bezweckt wurde, und eine Zuweisung von Bekennern an die evangelische Kirche am wenigsten bei ihr im Hintergrunde liegt. Man muß wissen, daß Herr von Bunsen ein Freund der Tholuck'schen Mystik, ja, wie verlautet, sogar der Zusammensteller eines Gesangbuches ist, das man in die evangelische Kirche einzuführen bezweckt: daß ferner der Weg nach Rom über Herrenhut geht; Alles zur Erinnerung, um wenigstens den Gesichtspunkt gleich aufzugeben, als könnte von dorther eine ernstliche Kränkung der katholischen Kirche im Werke sein. Das innigste religiöse Interesse lag der „Einigung" zum Grunde, und nur jenes Görres'sche Dilettiren auf die Religion, das zufällige Auslaufen einer im innersten Kern weltlich demagogischen Gesinnung im geistlichen Widerspruchsgeist kann diese Thatsache übersehen und sich mit Lehrern des abgestorbenen Kirchenrechts verbünden, die am Schluß

ihrer trockenen Auspunktirung ſich noch den ironiſchen Scherz erlauben, ſich als große Rationaliſten zu geberden und auszurufen: Das preußiſche Uebereinkommen könne auch nur den Aberglauben befördern! So finden in der That dieſe Männer im gedankenloſen Abkugeln des Roſenkranzes, im Kniren vor der Monſtranz und in der freitägigen Genüge an Fiſchen ſtatt Fleiſchſpeiſen das Weſen der Religion, der Eine vielleicht als Spiel für ſeine Phantaſie, Görres aber gewiß nur als bequemſtes Hülfsmittel, um den noch immer glühenden Haß gegen die weltliche Macht und die Schadenfreude über deren Verwirrung zu verbergen. Vor dem „Aberglauben" zu warnen und den Münſterländern zuzuſprechen, ſie ſollten ſich die Nonne von Dülmen und die Wundermedaillen nicht nehmen laſſen; darin liegt Beweis genug, daß Görres nur deshalb die Kapuze ſo dick und wulſtig trägt, um die alte abgeblaßte rothe Mütze zu verbergen, die, wenn man ſie ertappte, ihn leicht vor ein Bild ſeines Königs zur Abbitte bringen könnte. Ein unredliches Spiel, dem Görres hier die Vernunft, die Aufklärung, die heiligſten Intereſſen ſeines Vaterlandes opfert.

Es kann nicht fehlen, daß in dem politiſchen Theile des Athanaſius manche Wahrheit unterläuft. Görres, der einſt Deutſchland an die fränkiſche Republik verkaufte und die geiſtlichen Fürſten durch Anweiſungen auf den Mond, die weltlichen durch Nürnberger Spielſachen, den König von Preußen z. B. durch eine Schachtel bleierner Soldaten entſchädigte, wird immer bitter und ergötzlich werden, wenn er irgendwo noch einmal den Muth hat, die Perſönlichkeiten der Staatsmänner und die Formalitäten der heutigen Regierungskunſt durchzuhecheln. Die Satyre des Athanaſius auf Preußen muß ſich eines guten Anlehnungspunktes in München zu erfreuen haben, weshalb derjenige, welcher Preußen dagegen zu vertheidigen wagen ſollte, nicht mehr darauf rechnen kann, einſtimmig vom Bundestage gebilligt zu werden. Deshalb auch möge denn Preußen ſeine eigenen Tirailleurs, Männer wie Joel Jacoby, vorrücken und von ihnen den Streit ausfechten laſſen! Die Verfahrungsweiſe, die Görres dem Curator von Rehfues zur Laſt legt, iſt keine

ſklaviſche Ausführung berliniſcher Aufträge. Die rüſtige Thätigkeit, welche dieſer Staatsmann für das Intereſſe ſeiner Regierung an den Tag legt, verſchmilzt bei ihm mit einer, allerdings vom Proteſtantismus innigſt beſeelten Leidenſchaft für die Aufklärung und Humanität, vor allen Dingen für eine innerhalb der Wiſſenſchaft unbedingt zu geſtattende Lehrfreiheit auf den Univerſitäten. Die Verſpottung des Herrn von Kamptz, S. 48, rührt von einer großen Aehnlichkeit her, die zwiſchen Görres und dieſem Staatsmann ſtattfindet; denn ſo wie Görres früher ein Demokrat war und ſich jetzt unter dem Schutz des Staates in einen hierarchiſchen Reactionär verwandelt hat, ſo war Kamptz früher der Schrecken der Demagogen und ſpäter, dem Abſolutismus eines Herzogs Karl von Mecklenburg gegenüber, wurde er beinahe ſelbſt Demagog. Ich glaube, daß bei dieſem Vergleichungspunkte Kamptz noch ehrenvoller beſteht, als Görres, und daß von dieſem ſchwerlich wird gerühmt werden können, daß er ſeine dienſtlichen Gegner nicht ſelten ſchätzte und dieſe ſogar durch eine allgemein bekannte Privat-Zuvorkommenheit auszeichnete. Es macht Herrn von Kamptz weit mehr Ehre, beſſer von unſerer Zeit zu denken, als er 1817 dachte, als es dem Ueberreicher der Coblenzer Adreſſe zur Ehre gereicht, im Jahre 1838 zu ſchreiben: S. 51. „Und dies geſchieht in einer Zeit, wo die Revolution wie ein brüllender Löwe umgeht, unter allen Völkern, ſuchend, wen ſie verſchlingen möge.“

Görres theilt die handelnden Bildungselemente des preußiſchen Staates in den rationaliſtiſchen Geiſt, der das Militair und die Beamten beherrſche, und den pietiſtiſchen, der zwiſchendurch geſäet ſei. Indeſſen iſt das Meiſte, was hier Görres in witzelnder Rhetorik aufſchießen läßt, ſchon einmal da geweſen und paßt nicht mehr auf Verhältniſſe, die ſich in der That, wenn auch nicht zum Beſſern, doch zu einer andern Schattirung, als Görres ausmalt, verändert haben. Görres verfährt in ſeiner Schilderung der preußiſchen Beamtenkaſte wie Einer, der wieder einmal ſeine alte ſtaubige Uniform vom Nagel nimmt, den Flamberg umgürtet und ſich, alt und grau geworden, noch in den Praktiken zeigen will, die früher an ihm gewandt und ergötzlich waren. Sein

Witz haspelt an einem Thatbestande herum, den er nicht mehr zu würdigen weiß, und ich muß gestehen, daß die S. 98 sich vorfindende Charakteristik des preußischen Beamtenstandes fast wörtlich den bekannten Spottepisteln des Herrn von Eckstein in der Allgemeinen Zeitung über Düpin und den Tiersparti nachgeschrieben scheint. Wenn es wahr wäre, daß die preußischen Beamten in dem Könige nur einen primus inter pares, einen Großpensionair, aller Schreiber Oberschreiber, aller Kanzleien Großkanzler, Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein sehen wollen, so paßt das weder auf China, dessen Mandarinen-Wirthschaft Görres nicht studirt zu haben scheint, noch auf Preußen, wo diese Schilderung, wenn sie wahr wäre, einen Grad von constitutionellen Sympathieen voraussetzen würde, wie sich solche in Preußen kein Beamter, der seinen Gehalt bezieht und auf Beförderung nach der Anciennetätsliste hofft, zu hegen einfallen läßt. Es würde den preußischen Beamten nicht wenig Ehre machen, wenn sie theilweise so dächten, wie ihnen Görres spottend unterschiebt. Treffender, wenigstens pikanter, sind die Angriffe auf den Pietismus, die Agenden-Bischöfe, auf die zur Staatskirche erhobene Berliner Hauskapelle und das Muckerwesen; doch kann man auch hier nicht umhin, weit lieber noch dem Pietismus das Wort zu reden, als der forcirten und ohne innere Wahrheit des Herzens und Kopfes rein aus Caprice geheuchelten Anhänglichkeit an die starrste Form der katholischen Kirche, an die unbedingte Unterordnung unter die Hierarchie und die todten Ceremonieen des Meßopfers. Die Mucker sogar sind mir lieber als Görres. Denn jene suchen sich doch aus einem dumpfen Zustande in die Klarheit unmittelbarer göttlicher Anschauung zu erheben; Görres dagegen steigt mit allen seinen Geistesschätzen in die feuchte Höhle des Aberglaubens hinunter und tastet in den Regionen, wo sein Geist Alles sichtbar erleuchten könnte. Die Mucker suchen von Allem, was Form hat und äußerlich ist, zu abstrahiren und versenken sich in einen erträumten innerlichen Mittelpunkt. Görres dagegen heimlicht sein Innerlichstes und Eigenstes mit einer gewissen

Gefühlsschwäche dem Aeußerlichen und Positiven, das für den freien Geist keine strict bindende Kraft haben sollte, an und opfert, fastet und betet, weil ihm das Bestehende und Starre in der Kirche Umrisse und Grenzen für seine nicht recht klar gewordenen Affectionen giebt. Die Mucker suchen, mit einer allerdings bedenklichen Freiheit, sich doch *selbst zu bestimmen*, sie bauen sich, auf die Gefahr hin, mit dem Bestehenden in Widerspruch zu gerathen, aus dem zarten Nervengeflecht ihrer Träumereien eine innere, unsichtbare Kirche; während Görres so sehr das Vertrauen auf seine eigene geistige Schöpferkraft verloren hat, daß er das Gedankenloseste zu seinem Gesetz macht, nur, weil es *ist*, weil es sich mit der *Hand* greifen läßt und ein Gerüst vorstellt, über welches man beliebig seine phantastischen Teppiche aufhängen kann.

Wer könnte sagen, daß die Berliner Hof- und Justizräthe, wenn sie nach Aachen oder Ems in's Bad kommen, sich vorzugsweise durch ihre Liebenswürdigkeit auszeichnen? Wer kann dem Rheinländer verdenken, daß ihm die täppische Art, wie sich Berliner überall in der Welt nach ihrer Spree und ihren Butterbroten umsehen, wie sie alles Fremde nur nach dem Heimischen beurtheilen, eben so lästig ist, wie das viele von Berlin ausgehende officielle Wesen, das wir, um die Sachlage nicht zu verwirren, hier nicht weiter bezeichnen wollen. Allein es ist bei Görres noch mehr, als dieser Localhaß, der ihm von je seine Spottlust gegen den deutschen Norden geschliffen hat. Es ist der Geist des Protestantismus eben so sehr, wie die norddeutsche Eigenthümlichkeit, die ihm zur Folie seiner Satyre dienen müssen. Die Esel, die er den Consistorialräthen und General-Superintendenten bohrt, sind nicht zunächst die Nachkommen der *heiligen* Eselin von Verona, sondern es spricht sich da ganz offen der liebloseste Localgeist aus, jener verderbliche Stammseparatismus, der von je die Deutschen an ihrer innigeren Verschmelzung hinderte, jener kalte Egoismus und Bauerburschenübermuth, der *die da von drüben* über die Achseln ansieht und Jeden für fremd hält, der nicht, wie er, Suppen in Masse und Mehlspeisen ißt. In Görres kocht nichts heftiger, als die

Luſt, Nord und Süd im deutſchen Vaterlande zu trennen, wie ſich denn ſeine Clique auch jetzt entſchloſſen hat, eine hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift für das katholiſche Deutſchland herauszugeben. Hiſtoriſch-politiſch! Politik und Geſchichte für eine Hälfte des Vaterlandes nur! Politik und Geſchichte in jener Bedeutung, daß die Reformation die Rolle des zweiten Sündenfalls und Luther die der zweiten Schlange ſpiele! Durch dieſe Umtriebe werden die innerſten Gefühle des proteſtantiſchen Deutſchlands verletzt, die Anhänglichkeit an das, was hiſtoriſch unſer geworden iſt und was wir durch theure Kämpfe erobert haben, wird mit Schadenfreude herausgefordert, und ſo gewohnt auch Einer iſt, ſeine Glaubensbefriedigung nicht innerhalb einer Confeſſion zu finden, ſo möchte man doch als fanatiſcher Proteſtant auffahren, wenn man z. B. S. 36 lieſt, Chriſtus hätte die Kirchengewalt an den Papſt übertragen und nicht nöthig gehabt, ſich erſt in Berlin darüber ein Notariatsinſtrument ausfertigen zu laſſen; oder S. 38, die katholiſche Kirche am Rhein hätte wol die Preußen aufgenommen, nicht aber Preußen die katholiſche Kirche, und ähnliche Gehäſſigkeiten, die nur zunächſt der beißenden Form wegen erfunden ſcheinen, aber ein ſo verwildertes Gemüth verrathen, als lebten wir in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges und müßten uns um Gottes willen von den Katholiken den weſtphäliſchen Frieden erbitten.

Indeſſen kommen die Feindſeligkeiten nicht von den Katholiken, ſondern von einer kleinen verzweifelten Clique, die ſich zum Organ der römiſchen Hierarchie gemacht hat, da ſie von einigen Conflicten der deutſchen Gleichgewichtspolitik unterſtützt wird. Sie kommen vorzugsweiſe von einem Manne, bei dem ſich die demagogiſche Vergangenheit, gleichſam wie ein alter Rheumatismus, jetzt auf die Haut wirft. Männer von reichem poetiſchen Gemüth werden nicht immer die Kraft haben, über alle Umſtände hinweg die Fahne ihres erſten Glaubensbekenntniſſes flatternd zu erhalten. In den Lebensläufen eines Zach. Werner, eines Fr. von Schlegel, eines Stollberg liegt trotz der klaffenden Widerſprüche ihres Anfangs und ihres Endes doch eine innere

Wir warteten bis auf den Tod der Unſern.
Dann ſind wir frei, dann ſei die eigne Meinung,
Die Fahne unſrer Wünſche aufgeſteckt —
Sind das nur Luftgebilde Eurem Geiſt,
Den fremde Leiden nicht bekümmern dürfen?
Manaſſe's Schmerz nicht, Judiths Liebe nicht? —
O macht es mit Euch ſelber aus, wer ſiegt,
Ob Euer Herz, ob Euer freier Geiſt —
Ihr müßt Euch prüfen in dem Grund der Seele,
Und was Euch edler dünkt, das thut. Lebt wohl!

(Ab durch die Mitte.)

Fünfter Auftritt.

Uriel (allein). Später Simon.

Uriel.

Ob mir die Wahrheit edler, als die Liebe?
Wohl kenn' ich Tauſende, die jeden Werth
Der Seele, Adel der Geſinnung, ja
Das Vaterland und ihren Glauben opfern,
Um fortzuräumen, was nur irgend zwiſchen
Dem erſten Kuß von einem Mund wie Judiths
Und Allem läge, was ſie ſelber ehrt.
Ich liebe Judith; doch ich müßte mich verachten,
Wenn wie ein blöder Schäfer aus der Fabel,
Wie ein bebänderter Amynt der Bühne
Ich ſchmachtete und ſo in Wachs zerflöſſe!

Harmonie, die nachzuweisen eine Aufgabe des Biographen ist. Immer wird man bei diesen Metamorphosen einen Punkt finden, der unverrückbar blieb, und der die Kraft hatte, aus dem Wogen und Gähren des schwachen Herzens unter allen Umständen siegreich wieder aufzutauchen. Auch bei Görres möchte es wohl möglich sein, ihm bei seinen Seelenwanderungen eine gewisse Einheit zuzuerkennen; doch hat diese Einheit nicht wie bei den vorhingenannten Männern den Vorzug, daß sie sich im *edleren* Theile seines Herzens gebettet hätte, daß sie einen unauslöschlichen Durst nach *Erkenntniß*, *Beruhigung*, *Wahrheit* verriethe und durch die großartigsten Veränderungen in den allgemeinen Zeitstimmungen bedingt würde. Das, was Görres unter allen Umständen beibehielt, war die Leidenschaft, der formelle Widerspruchsgeist, der kleinliche Coblenzer Localegoismus. Das Talent der Sprache umgaukelte ihn verführerisch, so daß er vertheidigte oder angriff, was seiner Ausdrucksweise schlagendere Effecte bot. Den Styl St. Just's ahmte er als Republikaner nach; dann pfiff er den Ton der Naturphilosophie; dann folgte er den Bahnen, die Schlegel und Kanne gezeichnet hatten; dann, als Herausgeber des Rheinischen Merkur, übersetzte er die trockene Derbheit Jahn's und Arndt's in eine phantasieanregendere Sprache; dann machte er umgekehrt den La Mennais'schen Weg vom Demokraten zum Jesuiten, brachte den theokratischen Einflüssen der neufranzösischen Speculation und den historischen Rechtsbegründungen eines Haller Weihrauch dar, bis die Kirche ihr weites Gewand ausbreitete, alle verworrenen Ideen und Eindrücke, die in dem Chamäleon noch zuckten und galvanisch vibrirten, umhüllte und über die allmälige Abtakelung des Fahrzeugs, die Pensionirung und Inruheſtandversetzung eines starkgewesenen Mannes ihren Segen sprach. Wohl dem, der seinen Frieden hat! Aber wer möchte den Frieden um den Preis seiner Ehre erkaufen?

Ist sich aber etwas unter allen Umständen in Görres gleichgeblieben, so ist es sein Talent zur Demagogie. Welche vortrefflichen Proben davon liefert seine Anrede an die Rhein- und Münsterländer! Görres in der Kapuze blickt sich einem

Augenblick scheu um und wirft, ohne daß es seine Obern sehen, schnell die rothe Mütze unter seine alten Landsleute. Diese Anrede ist ein Meisterstück der revolutionairen Beredtsamkeit, über das man sich fast freuen möchte, wenn nicht doch darin mehr Talleyrand als Mirabeau nachgeahmt wäre, wenn nicht Mephistopheles sich lächerlich machte durch die alte Pelzkappe, mit der er in die Hütten der Rhein- und Münsterländer tritt und sich als alten Gevatter zu erkennen giebt, hinter den Ofen sich setzt, in Töpfe und Tiegel lugt und der Dummheit und dem Aberglauben frisch zum Munde redet. „Gevatter, man will Euch nicht halten," sagt Görres in der Pelzkappe, „was Euch 1813 versprochen ist: Gleichheit der beiden Confessionen in politischer und bürgerlicher Hinsicht!" Diesen Satz, der auf die Kölner Angelegenheit wie die Faust auf's Auge paßt, da derselbe von den politischen Rechten der Katholiken handelt, wiederholt der Gevatter so lange, bis dem guten Münsterländer dumm und dem Rheinländer wild zu Muthe wird. Und nun zieht Görres S. 156. seine Münchner Wundermedaillen in allen Formaten, in Silber und Zinn, alle in Augsburg und Freising eingesegnet, hervor und schenkt sie an Jung und Alt und nagelt auch noch an die Stubenthür einige lithographirte und mit Wasserfarben ausgemalte Wunder der Nonne von Dülmen, geht ab und erwartet, daß die angelegte Mine nächstens zur Explosion kommen wird.

Es ist nicht Sache dieser Schrift, daß sie die von Görres ausgestreuten Pulverkörner auflöse und nach Berlin hinterbrächte; sondern wir treten endlich, befreit von den juristischen und demagogischen Fußangeln des Athanasius, dem tendenziösen Zwecke unserer Entgegnung näher. Die sich jetzt in Deutschland entspinnende Debatte über Concordate und Episkopalkirche, über „Deutschland und Rom" macht der dabei entwickelten Gelehrsamkeit eben so viel Ehre, als der freimüthige Vorschlag, eine deutschkatholische Kirche zu stiften, Hindernisse finden wird. Das geringste dieser Hindernisse sollte der Umstand sein, daß Katholicismus ohne Rom gar nicht denkbar und eine vom Papst emancipirte katholische Kirche ein zwitterhaftes Gebild wäre. Diejenigen, welche diesen Einwand

machen, haben immer das Hiſtoriſche als das Organiſche im Sinne und bedenken nicht, daß Alles organiſch iſt, was der Menſch dazu machen *will*, und daß jede Inſtitution der Natur entſpricht, wenn ſie nur aus der Vernunft oder Uebereinſtimmung geboren iſt. Dieſe Hinderniſſe ſind leider conventioneller Art. Welcher Fürſt wird ſich in Deutſchland an die Spitze großartiger Reformideen ſtellen? Deshalb bleibt nichts übrig, als die durch die Kölner Frage angeregte Verhandlung über das rein conventionelle Gebiet hinauszuleiten und ihre Motive mit jenen Ideen unſerer Zeit zu verknüpfen, welche nicht beſtimmt ſind, durch das Kölner Factum und das dadurch geſtellte Hauptthema des Tages beſeitigt, ſondern gerade durch daſſelbe ergriffen und zum *Zeugniſſe für die Zeit* berufen zu werden. Dem Athanaſius liegt eine eigenthümliche, aus mannigfachen Elementen zuſammengeſetzte Auffaſſung unſerer Zeit zum Grunde, die wir theils um ihrer ſelbſt willen in's Auge faſſen wollen, theils um den Staatsmännern und den in ihrem Urtheil über die Zeit noch Schwankenden unterm Volke Gelegenheit zu geben, über das, was im Schooße des Jahrhunderts ſchlummert, ſich eine Ueberzeugung zu bilden und jener Entſchlüſſe zu warten und zu pflegen, die aus dem Erdreich einer erkannten Wahrheit ſprießen.

Die Görres'ſche Art, zu philoſophiren, beſteht darin, daß er überall zwei armſelige nackte Gegenſätze annimmt und dieſe in einem höhern Dritten zu vereinigen ſucht. Zuweilen mag dies mechaniſche Verfahren an ſeinem Orte ſein. Oefters aber noch iſt es ſo unpaſſend, wie wenn man ſagen wollte, die höhere Einheit eines Brautpaares beſtünde darin, daß der Geliebte Mönch, die Geliebte Nonne würden und ſich beide zur heiligſten Entſagung verklärten. So nimmt auch Görres an, daß das Chriſtenthum bei ſeiner Stiftung (nicht als Weltreligion, ſondern als Hierarchie) in dem damaligen Völkerleben die beiden ewigen Gegenſätze der Menſchennatur vorgefunden hätte, den leidenden Gehorſam und die freie Selbſtbeſtimmung. Beide geiſtige und gemüthliche Elemente wären vom Chriſtenthume in ihren Extremen abgeſchnitten worden und die Lehre wie Kirche des Erlöſers hätte

alles Einseitige zum Maß zurückgeführt und alles Leidenschaftliche gemildert. Wer würde diesen Ausspruch an sich nicht billigen? Er bleibt ja wahr, so lange sein Anwalt dabei die beseligende Kraft der Christuslehre im Auge hat, und wird erst dann chimärisch, wenn Görres die Institutionen des Christenthums mit dem Evangelium selbst, die Hierarchie mit dem Berufe, eine Weltreligion zu stiften, das mystische Dogma mit der civilisirenden Kraft einer Religion des Friedens und des Geistes in Eine Linie stellt. Insofern Görres im Christenthum eine einmal gestiftete Unwandelbarkeit der Lehre und der Verfassung sieht, kann ihm niemand einräumen, daß der Zweck der Zukunft lediglich das Christenthum sein und bleiben solle. Wir wollen uns vielmehr mit der Verheißung des heiligen Geistes trösten, der die Gemüther zur Freiheit entfesselt hat und schon deshalb nicht mit einem Flammenschwerte gegen die bunte Fülle des jetzt in seinem Namen nach Klarheit und Geltung ringenden Ideengewühls zu reagiren die Aufgabe hat, weil ihn sich der fromme Glaube unter dem Symbol der Liebe, als Taube, vorzustellen gelernt hat.

Görres sagt, die reine Religion der Liebe sei in allen Zeiten die katholische Confession gewesen. Diese hätte die Spontaneität und Receptivität des menschlichen Gemüthes in ein sanftes Gleichgewicht gebracht, „Wucht und Gegenwucht" gegeneinander ausgeglichen und, wie man wol im Görresschen Sinn hinzufügen kann, mancher weltlichen Neuerungslust einen sichern geistlichen Deckmantel gegeben. Indeß hätte die Sünde der Menschen zugenommen, und da wir gewohnt wären, unsere eigenen Fehler den Ideen und der Zeit zuzuschreiben, so wäre jene mittelalterliche Harmonie des Duldens und Handelns, des Glaubens und Forschens durch die überwiegende Thätigkeit der Spontaneität gestört und der unselige Anfang zu jenen Zersetzungen und Revolutionen gemacht worden, die in kirchlicher Hinsicht die Reformation schufen. Der Protestantismus hätte sich nach jenem Dualismus wieder in den Vernunftglauben und die Frömmelei gespalten, welche beide Tendenzen denn auch bis heute einen beispiellosen Gipfelpunkt erreicht hätten. Der Protestantismus hätte die Fürsten von der Kirche befreit und sie zu

jenem Absolutismus getrieben, der die Revolution hervorrief und wiederum mit ihr die beiden Gegensätze, die jetzt noch im Schwange wären, die Demagogie in der platten Tendenz, überall die Geschichte wegzurasiren, und die Stabilität bei der conservativen Parthei, die unbedingt nur den Stillstand wolle. Allen diesen traurigen Mißbildungen der gegenwärtigen Zeit gegenüber lautet das schwärmerische Görres'sche Ideal, daß die christliche Gesellschaft sein solle: Wahre göttliche und wahre menschliche Ordnung, Kirche und Staat, eine und dieselbe Christenheit, Herrin und Eingeborne in zwei Naturen, ohne Vermischung, ohne Verwandlung, ohne Theilung und ohne Sonderung, ganz so, wie auch Christus wäre wahrer Mensch und wahrer Gott (S. 100). Und dies Ideal würde sich wieder erfüllen; ein neuer Frühling der Geschichte wäre im Anzuge, die päpstliche Allocution wäre schon von den Engeln des kommenden Himmelreiches über die Alpen zu uns gebracht worden und in München, in den kleinen hierarchischen Thee- und Biercirkeln, sprosse und grüne es schon und von dort aus würde sich, wahrscheinlich vermittelst des neuen Steinheil'schen elektrischen Telegraphen, die Botschaft unter alle Völker verbreiten.

Man kann diese Construction der Geschichte des christlichen Zeitalters nicht besser würdigen, als wenn man die Eckſteine sieht, die dieser babylonische Baumeister verwirft, und welche denn doch die wahren Eckſteine der Geschichte geworden sind. Er verwirft die Reformation und, als eine verbrecherische Fortsetzung derselben, die Revolution. Alle durch schwere historische Geburten gezeitigten Resultate der Gewissens-, Denk- und Redefreiheit, alle Resultate der bürgerlichen Rechtsgleichstellung, staatsrechtlicher Verpflichtungen und Gewährleistungen, alle Resultate der Wissenschaft, der Kunst und Literatur werden von dieser neuen vulkanischen Schöpfung, die von München ausgehen soll, durch den Görres'schen Krater ausgestoßen und müssen weit, weit auf freiem Felde kümmerlich zu todter Asche verwesen, zu Lavatrümmern, um für guten Lacrymae Christi den Boden zu düngen. Alle die Ideen, die dem Zuge der drei letzten Jahrhunderte seine keilförmige Schlachtordnung gegeben haben und an der Spitze der Treffen

stehen, die den Vorurtheilen noch immer zu liefern sind, alle diese geharnischten Wahrheiten und sieggekrönten Thatsachen des freien vernünftigen Denkens und der von der Historie abstrahirenden Freiheit der Selbstbestimmung müssen auf das Görres'sche Commando von ihrem Ehrenplatze abtreten, werden als infam cassirt und mit Gewalt in die grauen Büßerregimenter gesteckt, wo Karl V., Ferdinand I. und II., die Trierschen Bischöfe und Alle, die an ihrem Sterbebette schwach wurden, fasten und beten müssen. Luther, Melanchthon, Carteſius, Locke, Hume, Leibnitz, Spinoza, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Kant und Fichte, alle müssen sie einlenken und sich ein wenig mehr nach München und Rom zu halten. Der scharfe Zugwind, der durch die Köpfe dieser Männer wehte, wird keineswegs die Flügelthüren der Zukunft aufreißen. Denn nach Görres war dieser Wind nur bestimmt, die an die Wände der Peterskirche neugemalten alten Legenden zu trocknen oder eingefangen zu werden in die Blasebälge der Kirchenorgeln. Kurz, wer möchte dem Görres'schen Himmel trauen, wenn er sieht, welche Resultate und welche Geister bei einer Wendung der Dinge, wie sie ihm der Himmel scheinen, in die Hölle fahren müssen!

Der immer wiederkehrende Refrain der Görres'schen Klage ist die durch tausend geschichtliche Sünden gestörte Einheit von Kirche und Staat. Görres behauptet, die christliche Societät sei auf dieses Dogma begründet worden; doch geht er dabei nie von den offen vorliegenden Voraussetzungen der evangelischen Geschichte aus. Christus und die Apostel nahmen den Staat, den sie vorfanden, die römische Weltherrschaft, als etwas, „in das man sich schicken müsse". Sie wichen der Obrigkeit aus, indem sie ihrem Kaiser gaben, was des Kaisers ist, und ermunterten sich in den Episteln: Seid unterthan der Obrigkeit! Die Apostel hatten sich gemerkt, daß sie ohne Falsch wie die Tauben gegen Gott, aber klug wie die Schlangen gegen die Welt sein mußten, und liebten ihr Evangelium zu sehr, als daß sie es einer gewagten Opposition gegen die heidnischen Zeitläufte hätten zum Opfer bringen mögen. Sie dachten nicht daran, die Politik mit der Religion zu verschwägern. Oder wenn Görres

an den in Chriſtus ſelbſt gegebenen Anfang einer Gottesherrſchaft denkt, indem er ſagt, die Einheit von Kirche und Staat wäre das chriſtlich Urſprüngliche, ſo hat ſich doch der König dieſer Theokratie ausdrücklich einer ſolchen Zumuthung entzogen und gelehrt: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt! Und auch im Mittelalter herrſchte zu keiner Zeit das Görres'ſche Ideal. Die Kirche erbaute ſich auf einem andern Grunde, als der Staat, und ihre beiderſeitige Berührung war ſelten eine andere, als eine feindliche. Wenn die Biſchöfe weltlichen Verhandlungen beiwohnten, ſo thaten ſie es als Vertreter von Landbeſitzungen, die der Kirche gehörten, wie noch heute in England die Biſchöfe des Oberhauſes nicht die Religion vertreten, ſondern den weltlichen Beſitz, den man der Religion daſelbſt zugewendet hat. Wann hätte je die Kirche eine mit dem Staat ſo eng verſchmolzene Einheit vorgeſtellt, daß man ſich an jene Figuren erinnert glauben ſollte, die auf der einen Seite einen Harlekin, auf der andern einen Ritter darſtellen? Görres meint, die jetzt übliche Trennung von Kirche und Staat widerſpräche der Natur, die nie etwas Gleichartiges ſchroff und todt ſich gegenüber ſtelle. Aber iſt denn die Trennung zweier gleichartigen Begriffe eine Tödtung derſelben, wenn die Trennung nur deshalb geſchieht, um nicht Eines in den Ruin des Andern hinein zu ziehen und, ſagen wir einmal, was ihr gern hört, die Kirche alle jene Schickſale theilen zu laſſen, welche der moderne Staat wird zu durchlaufen haben? Welche Zumuthung, wo doch Görres ſelbſt eingeſteht, daß die Kirche und der Staat, beide ſich verſtaatt haben! Soll nun eine Ohnmacht an die andere zu binden, ein Antiquirtes durch das andere zu erlöſen ſein? Görres ſagt, durch das Ausſtoßen der Kirche hätte der Staat ſeinen Schwerpunkt verloren; allein er kann verſichert ſein, daß ihn der Staat durch die Wiederaufnahme derſelben nicht wiederfinden wird. Noch weniger, wenn die Kirche, wie Görres verlangt, mit ihren Prälaten bei allen Staatsactionen zugegen ſein ſollte. Könnten wir, wenn z. B. der Bundestag nach dieſem theokratiſchen Princip gemodelt würde, nicht gar erleben, daß bei ihm Görres als päpſtlicher Nuntius aufträte und wieder Raum gewönne, Deutſchland an

Frankreich bruchstückweise loszuschlagen, so daß dann Talleyrand umgekehrt an Görres in Erfüllung käme, erst Conventsdeputirter und dann Bischof von Autun?

Es liegt eine tiefe Bedeutsamkeit darin, daß gerade die gemischten Ehen die Veranlassung des gegenwärtigen Zerwürfnisses gewesen. Gerade an dieser praktischen, sittlichen und gesellschaftlichen Frage hätte Görres erkennen müssen, daß es sich nicht um große architektonische Institutionen, um Münsterbauten, riesenhafte Klenze'sche Umrisse handelt, sondern um etwas, das sich von selbst aus dem innersten Schooße unserer Gesellschaft, als Bedürfniß, Symptom, Krankheit oder Gesundheit zu erkennen giebt. Görres sieht nur immer das Wollen der Menschen, das Thun und Lassen der Staatslenker, die Intriguen der geschaarten und mit bestimmter Consequenz handelnden Tendenzen, während die eigentliche Stelle, wo sich die Geschichte und die Aufgabe der Jahrhunderte erkennen läßt, das menschliche Herz, überhaupt die Individualität ist. Wenn die Prophetie und die Liebe zur Menschheit an etwas anknüpfen und der Erde etwas schenken will, so muß sie auf den innersten Zustand der Gesellschaft blicken, auf die Lage des moralischen Individuums, das freie Sittliche, das nach Form und Gestaltung strebt. Vom Grunde der seelischen und gemüthlichen Bedürfnisse, vom Grunde der Widersprüche, in welche die Theorie mit dem menschlichen Herzen, die Zumuthung der Emancipation mit dem, was wir davon ertragen können, geräth, von dem Grunde der wieder nach neuen Gesetzen ringenden neuen Freiheit schießen die Institutionen auf, die uns die Zukunft bringen soll; nicht aber von dem Grunde phantastischer Illusionen, die sich von den Umrissen der Vergangenheit, die sie allerdings schön zu zeichnen verstehen, nicht trennen wollen. Es ist möglich, daß die sociale Philosophie unserer Zeit irgend einem Görres'schen Wunsche begegnen kann, daß wir einen oder den andern der Görres'schen Quadern, irgend einen Knauf oder Spitzthurm von ihm auch an unserm Gebäude brauchen können, aber der Riß, die Idee des Gebäudes, wird anders sein und nicht einen der Fortschritte verleugnen, die wir seit drei Jahrhunderten in der Aesthetik der bürgerlichen Baukunst des Le

bens gemacht haben. Der alte Dom kommt nicht mehr zu Stande, und so lange wir für den neuen noch keine schöne Form haben, wollen wir in niedrigen Hütten bei einander wohnen, friedlich und treu, Jeder froh seines mit Maienzweigen grün bekränzten Daches, froh, daß ihm die Aussicht unbenommen bleibt, um täglich wenigstens die ewige Sonne unter- und wieder aufgehen zu sehen. Lieber wie Nomaden mit schnell abgebrochenen Zeltlagern durch die Wüste ziehen und unsern Gott da anbeten, wo wir das Schwert in die Erde stecken, als in langen schwarz und weiß gekleideten, murmelnden und rosenkranzkugelnden Kirchfahrtszügen wieder in die alten Dome wallen!

Es ist eines der Stichwörter des Tages: Trennt die Kirche vom Staat! aber auch eine der Untugenden des Tages, sich an Formeln zu hängen und sie zur Parole des Liberalismus zu machen, ehe noch ihre verschiedenen Seiten begrenzt sind. Die Trennung der Kirche vom Staat mag da eintreten, wo entweder die Kirche, wie in England, sich in das oft unwürdige Risico weltlicher Kämpfe einläßt und vom Vermögen der Nation eine Dividende bezieht, die es buchstäblich wahr macht, daß das Evangelium vorzugsweise den Armen gepredigt wird. Oder da, wo eine geistliche Bureaukratie von obenher die Religionsangelegenheiten in der Art controliren will, daß ohne Wissen der Landesconsistorien keine Kirchenmaus verhungert, daß Lehre, Disciplin, Anstellung der Geistlichen, Alles nur von einer einzigen, geistlich und weltlich zusammengesetzten Centralbehörde ausgeht. Unterbleiben aber möge die Trennung auf der andern Seite überall da, wo die freigewordene emancipirte Kirche sich eine eigene stabile Gliederung zu geben sucht, wo die geistlichen Ständeversammlungen, Synoden genannt, namentlich auch in der evangelischen Kirche, sich als einen geistlichen Staat im Staate mit Excommunicationsformeln und zu lösenden Abendmahlszetteln setzen, wo also die Kirche nur Kraft gewinnen würde, so wie etwa am Rhein neben den einmal nicht zu ändernden Vexationen des Staates, den Rekrutirungen und Steuern, noch eine Beängstigung mehr durchzuführen, die sich bis in die innersten Verzweigungen des Privatlebens erstreckte. Wer

möchte, wenn man die Halleſche Denunciation vom Jahre 1830 und die Kölner Bedrohung der Hermeſianiſchen Lehrfreiheit erwägt, nicht Gott danken, daß weder die Synodal- und Presbyterialverfaſſung bei den Evangeliſchen noch die Hierarchie bei den Katholiken ſo feſte Wurzeln geſchlagen hat und die Trennung der Kirche vom ſchlichtenden, beruhigenden, indifferenten Staate noch nicht ganz vollzogen iſt! So iſt das beliebte Schiboleth des Tages, gegen welches Görres ſonderbarerweiſe den Bannſtrahl ſchleudert, mit Vorſicht anzuwenden.

Es giebt keinen grelleren Contraſt, als die Görres'ſchen Träumereien einer wiederkommenden Hierarchie und Nordamerika. Es iſt ein Gegenſatz wie eine uralte Linde, die in ihrer Krone längſt gebrochen, von Blitzen in ihrem Stamme zerriſſen, hier und da kleine friſche grüne Zweige treibt, wie man ſie dem morſchen Holz nicht mehr zutrauen ſollte. Und dagegen eine ſchlank aufſchießende Fichte, die ein vortreffliches Nutzholz abgeben wird. Wenn nur jene kleinen grünen Zweige mehr als die allerdings noch immer wuchernde Kraft des Wachsthums wären, wenn ſie nur ſtarke, trotzige Aeſte würden und die alte Linde noch Schatten geben könnte, Schatten für das Leben, nicht Bretter für einen Sarg! Werden wir ſo „europamüde" ſein, um nicht einzugeſtehen, daß die morſche Linde unſerm Herzen wohler thut, als die ſchlanke amerikaniſche Nutzholztanne! Und dennoch iſt einer der größten Schmerzen unſerer Zeit der, dem Traume zu Gunſten der Wirklichkeit entſagen und die gemüthliche Neigung des Herzens gegen die tyranniſche Pflicht der waltenden Tagesordnung opfern zu müſſen. In Nordamerika iſt die Kirche wahrhaft vom Staate getrennt; jede Secte und Ueberzeugung hat dort das Recht, frei ihren Cultus auszuüben; aber es iſt nicht wahr, daß dabei dem Chriſtenthum irgend eine ſeiner beſeligenden Kräfte verloren gegangen wäre. Die Bildung des Yankee iſt entſchieden auf chriſtlichem Grunde aufgeführt: Gebet leitet die Sitzungen des Congreſſes ein und ſchließt ſie. Citate aus der Bibel wechſeln in Amerika mit Citaten aus den Schriften Franklin's und werden für gewichtiger gehalten, als dieſe. Mit einem Worte, die Görres'ſche „Pracht

Erſt glauben und dann widerrufen? Feige
Sich ſelber einen Meineid ſchwören? Nein!
Die Ueberzeugung iſt des Mannes Ehre,
Ein golden Vließ, das keines Fürſten Hand
Und kein Capitel um die Bruſt ihm hängt.
Die Ueberzeugung iſt des Kriegers Fahne,
Mit der er fallend nie unrühmlich fällt.
Der Aermſte ſelbſt, verloren in der Maſſe,
Erwirbt durch Ueberzeugung ſich den Adel,
Ein Wappen, das er ſelbſt zerbricht und ſchändet,
Wenn er zum Lügner ſeiner Meinung wird.
Mag auch mir raunen eine Stimm' ins Ohr:
Das Herz iſt Dir gewiſſer als der Geiſt,
Die Liebe täuſcht ſich nicht wie der Gedanke —
Ich kann nicht anders. Ritterſtolz iſt das,
Was mir die Sporen in die Seite drückt
Und jede blaſſe Furcht zum Schweigen bringt.
Hab' ich geirrt, ſo irrt' ich nur der Wahrheit;
Den Prieſtern aber widerruf' ich nicht (er will raſch ab).
Man kommt!

Simon

(draußen).

Hier tretet ein! Dem Fräulein will ich's melden.

Uriel.

Wer iſt's? — Ich höre Stimmen — mich zu ſchauen
Iſt jedem Frommen, jedem Heuchler Gräuel —

und Herrlichkeit" der Kirche würde schwerlich dem Christenthum so viel moralische Energie zu erhalten wissen, als sich das Christenthum da zu erhalten wußte, wo es beinahe eine Privatsache geworden ist. Unsere Bildung steuert nun einmal dem Ziele entgegen, daß wir Staat und Kirche nicht mehr als die beiden Eihäute ansehen, die all' unser Thun und Lassen im Keime umschließen, als die beiden Kategorieen, wie Zeit und Raum, von denen man nicht befreit wird und nähme man Flügel der Morgenröthe und flöge an's äußerste Meer. Dahin will unsere Zeit hinaus, daß die erste und Hauptinstitution der Gesellschaft die freie Persönlichkeit des Menschen ist und daß erst von dieser aus die Verpflichtungen gegen das Ganze in Betreff der bürgerlichen Ordnung und des Glaubens an die Weltlenkung ausströmen, keineswegs aber Staat und Kirche wie Raum und Zeit Alles umfassen und bedingen, was wir uns geistig und gesellschaftlich erworben haben. In einer andern als der Görres'schen Art werden wir, da sich das Gleichartige doch immer wieder aufsuchen muß, zu den Genossenschaften und Corporationen des Mittelalters in der Politik zurückkehren, wie in der Religion zu jener ursprünglichen apostolischen Gesellschaftsverfassung, wo noch nicht von einem Münster und einer Kirche, sondern nur von Hütten und Gemeinden die Rede war.

Der Protestantismus riß sich vom Papstthum der reineren Lehre wegen los. Aus keinem andern Grunde, ihr Verleumder! Es war dies die erste Offenbarung der verheißenen Ankunft des heiligen Geistes, der vor allen Dingen die Wahrheit daran kenntlich machen wollte, daß sie frei macht. Das apostolische Christenthum reagirte durch Luther gegen die Versteinerung der Lehre, die in weltliche Institutionen übergegangen war und aufgehört hatte, eine sich ewig neu erbauende geistige Energie, eine ewig lebendige Flamme zu sein. Das Christenthum war durch das, was sich als katholisch nach der Trennung herausstellte, eine sich nach Außen offenbarende Wahrheit, eine Wahrheit der Umstände und Umgebungen, eine Wahrheit, wie die Schule sagen würde, in der Form des Andersseins geworden; das Christenthum mußte wieder eine Wahrheit an sich werden, ein Spiegel des

Lebens, nicht das abgespiegelte Leben; ein Centrum, keine Peripherie. Durch Luther wurde dem Christenthum seine Bedeutung als Lehrbegriff, sein speculativer Inhalt, seine reine und göttliche Beziehung wiedergegeben. Das Dogma wurde neu ergründet und bestimmt, das Symbol dem authentischen Urquell der Bibel nähergeführt und überhaupt das Christenthum, wenn zwar als der Sieger über alle Philosophie, doch damit auch als ein Moment in der allmäligen Entwicklung der Wissenschaft von Gott überhaupt aufgefaßt. Das Christenthum wurde wieder Wissenschaft und von ihrem möglich reinsten biblischen Grunde aus Religion. Als solche wurde sie Gesetz des Lebens, Verklärung aller menschlichen Moral und schuf das eigentliche Princip des Protestantismus: Zu forschen in der Shrift und zu leben in Gott!

Verstünde Görres sich mit klaren Gedanken in den Mittelpunkt der Zeiten zu versetzen, so würde er einsehen, daß Katholicismus und Protestantismus jeder nur eine Seite der Bedeutung des Christenthums ausgebildet haben, jener die Civilisation, dieser die Wissenschaft, die mit dem Christenthum gegeben ist. Im Papstthum war die Erscheinung des Christenthums weltlich geworden; das Papstthum faßte in sich den Glanz aller jener Verdienste zusammen, die sich die Väter der Kirche zur Zeit der sinkenden römischen Weltherrschaft, die sich die Heidenbekehrer der Bildung einer neuen Weltlage gegenüber erworben hatten. Das Echo all' der muthigen Kämpfe, welche die neue Lehre gegen die Barbarei der Zeitalter geführt hatte, klang in der Peterskirche wieder, so daß allerdings im Bewußtsein der Hierarchie der Stolz liegen durfte, daß die Welt ihr die Veränderung der alten Ordnung der Dinge, ihr die Milderung der Sitten, ja sogar die Bildung der Reiche und Gemeinwesen verdankt. Diese als eine in dem Herzen Gottes wohlberathne (aber in den Aposteln nie bewußtgewesene) Bestimmung des Christenthums, ein Alles bezwingendes und umwandelndes Moment der Geschichte zu werden, liegt im Katholicismus ausgesprochen und würde diesem Bekenntnisse, würde den Träumen eines Görres unumstößlichen Vorschub leisten, wenn nicht einerseits in der Reformation eine gedankenmäßige, in sich

durch und durch nothwendige Reaction der urſprünglichen Bedeutung des Chriſtenthums, als einer Lehre, zu ſo tief durchgreifender Erſcheinung gekommen wäre, und wenn andererſeits in den Inſtitutionen der Hierarchie die Möglichkeit läge, einmal: das Wahre an der Reformation in ſich aufzunehmen und zu verarbeiten und ſodann: politiſch, weltlich etwas Anderes auszudrücken, als jene erſte civiliſirende Kraft des Chriſtenthums, die zu lebhaft, zu vollſtändig ſchon in unſer Blut, in die Atmoſphäre unſeres moraliſchen Daſeins übergegangen iſt, als daß ſie durch Inſtitutionen noch ferner ſo mächtig hervorzuheben und auszuzeichnen wäre. Wenn die Hierarchie früher ein Unterpfand der natürlichen Freiheit gegen weltliche Unterdrückung war, wenn ſie ſich für die Initiative der Bildung und Aufklärung des Mittelalters halten durfte, ſo weiſe uns Görres nach, wo und wie ſie auch noch jetzt ſich an die Spitze unſerer großen hiſtoriſchen Probleme ſtellt! Er zeige uns die Möglichkeit, daß auf einem Concile die Differenzen der deutſchen Philoſophie entſchieden werden; er zeige uns, daß der Papſt jemals in's Mittel getreten ſei, wo es ſich um die Befreiung der Armen aus weltlichem Drucke, um die unpartheiliche Verſöhnung entgegengeſetzter Anſprüche gehandelt hat! Welche Rolle ſpielt die Hierarchie? Steht ſie, wo nicht etwa wie in Irland Religionshaß dazu kommt, auf einer andern Seite, als derjenigen, die ihr die meiſten ihrer Privilegien zuſichert? Wie will Görres dieſer eigennützigen und ohnmächtigen Hierarchie jene Kraft geben, ſich an die Spitze der Ereigniſſe zu ſtellen; jene Entſagung, um eines ihrer Rechte zu opfern; jene Aufklärung, um einzuſehen, daß die fernere Behauptung derſelben ihrer Miſſion, wenn ſie eine ſolche hat, unwürdig iſt! Mit einem Worte, die Hierarchie drückte im Mittelalter die hiſtoriſch-civiliſirende Kraft des Chriſtenthums aus; aber jetzt möchte man doch des Dankes längſt überhoben ſein, daß man durch ihre Hülfe ſchreiben und leſen lernte, daß ſie den Gothen Buchſtaben gab, ſie die Wiſſenſchaft durch Abſchriften berühmter Werke erhielt, ſie die Sitten der alten Deutſchen milderte und jene Eichen niederhieb, unter welchen die Heiden Menſchenopfer brachten. Auf den Grund dieſer verjährten alten

Dienſte, die das Chriſtenthum der Welt geleiſtet hat, ſollten immer noch umfaſſende Inſtitutionen, wie Hierarchie und Staatskirchen, ſich ausdehnen dürfen?

Wenn ſich ſomit das Papſtthum als Concentration der weltlich hiſtoriſchen Bedeutung des Chriſtenthums überlebt hat, ſo läßt ſich auch dem Proteſtantismus der Einwand machen, nicht daß er, wie Görres ſagt, durch ewiges Regiren ſich in corroſives Arſenik bei den Rationaliſten und in narkotiſche Blauſäure bei den Pietiſten verwandelt hat; ſondern daß er die andere Seite des Chriſtenthums, die Lehre, einzig und allein ausbildete und nur von dieſer Lehre aus einen Einfluß des Chriſtenthums auf die Welt geſtattete. Durch dieſe, man möchte ſagen, Theologiſirung unſeres Lebens iſt der frei ſich entwickelnde, und oft durch nur weltliche Beziehungen bedingte Fortſchritt der Geſchichte mehr gehemmt als befördert worden. Die rein theologiſche Ausbildung des Chriſtenthums, früh in unſere Herzen geſenkt, durch mancherlei weltliche Zugeſtändniſſe zu Macht und Anſehen erhoben, hat gegen viele Forderungen des Zeitgeiſtes ſich um ſo heftiger ſtemmen können, als der Proteſtantismus, die vorzugsweiſe theologiſch ſpeculirende Confeſſion, rüſtig und behutſam genug war, ſich gegen keinen der Fortſchritte in der Philoſophie abzuſchließen, ſondern an Principien und Methode von der Geſchichte derſelben ſo viel in ſich aufzunehmen, als nur irgend mit dem bibliſchen Glauben in eine gewiſſe Harmonie gebracht werden konnte. Die geiſtreichſten Denker, ſtatt ſich innerhalb der reinen Speculation zu bewegen, übertrugen ihre Philoſopheme in die Mitte des Chriſtenthums und ſchmückten den Tempel Gottes mit allen ihren prächtigen Waffen, ihren Demantſchilden, ihren ſieggewohnten Fahnen aus. So wurden durch den Proteſtantismus und den vorzugsweiſe theologiſchen Sinn deſſelben, der ſich ja bis auf die Bauern der Dörfer, die ihre Bibel mit in die Kirche nehmen, erſtreckt, alle Fragen und Rückſichten chriſtianiſirt; eine Methode, die dem Chriſtenthum nichts nützte und der Geſchichte ſchadete. Wenn die katholiſche Hierarchie darin einſeitig iſt, daß ſie die hiſtoriſch-weltlichen Einflüſſe des

Christenthums an die Stelle der Lehre setzte, so ist es der Protestantismus darin, daß er am Christenthum alles in Lehre verwandelt, daß er alle Gedanken der Philosophie zu theologischen Problemen macht und den Maßstab von Judäa, als einen heiligen und unveränderlichen, an alle Breiten, Höhen und Tiefen auch noch des jetzigen Jahrhunderts legt.

Dem Christenthum soll nichts genommen werden, als seine falsche Anwendung. Habt doch keine Sorge, kein Berg wird je Golgatha übergipfeln; kein Joseph von Arimathia, der sich entschließt, dem Herrn sein schweres Kreuz zu tragen, wird ohne den Preis der Liebe bleiben. Was auch die moderne Kritik an der evangelischen Geschichte zertrümmert hat — es sind die Anschwemmungen der Sage gewesen, die Verwandtes an Verwandtes kitteten und eine Schilfvegetation trieben, in welcher die Krokodile der Heuchelei weinen und die der Orthodoxie manches Mosesknäblein der Zukunft zerreißen konnten. Die hohen Cedern und Palmen auf der Mitte des grünen Eilands der evangelischen Geschichte nagt kein Borkenkäfer der Kritik an, sondern sie säuseln ihren Frieden und werfen ihre Schatten, die noch immer die aufnehmen, die mühselig und beladen sind. Das Christenthum feiert seine größten Triumphe nicht in den stolzen Processionen der Peterskirche, nicht im Fronleichnamsprunk, unter donnernden Geschützessalven, sondern in der Stille des menschlichen Herzens, in der warmen Brust eines Friedfertigen, der seinem Thun und Denken ein einiges Gepräge und eine einzige heilige Durchdringung geben will. Das Christenthum ist überall da am nächsten, wo die äußern Institutionen es am fernsten gerückt haben. Das Christenthum will gesucht und, um heißer umfangen zu werden, entbehrt sein. Das Christenthum ist eine Religion des Widerspruchs, eine Religion der verneinten äußern Welt; je unsichtbarer, desto sichtbarer, je ärmer, desto reicher. Ueberall wird Christi Geist schwinden, wo man ihm zumuthet, in äußere Gestaltungen, wenn auch noch so organisch, überzugehen und sein Inneres in etwas äußerlich Sichtbares treiben und aufkeimen zu lassen. Es ist darum wenig für das Christenthum zu fürchten, weil es wol in äußern Krystallisationen als Hierarchie

oder Dogma kann angegriffen und gestürzt werden, jede Religion aber, die dann an die Stelle treten sollte, da wieder anknüpfen müßte, wo Christus angeknüpft hat, an das Unsichtbare, die Ahnung, die Unsterblichkeit, die einzige edle Welttugend, die Liebe.

Nur die Anwendung des Christenthums soll geändert werden. Seine Priester sollen nicht die Rolle der Chaldäer und Zeichendeuter am babylonischen Hofe spielen. Seine Lehren sollen nicht, in Erz gegraben, an den Straßen ausgehängt werden und verlangen buchstäblich beschworen zu werden. Alle diese Anforderungen, die der Zeitgeist an die Lehrer und Hüter des Christenthums stellt, sind zu bekannt, als daß wir durch Wiederholung derselben uns Gehässigkeiten zuziehen wollen. Die vorliegenden Beispiele sprechen deutlicher als Abstractionen. Die Frage der gemischten Ehen beweist, daß sich im Schooße der Gesellschaft Bedürfnisse bilden, deren moralische Abschätzung sich weder durch polizeiliche noch kirchliche Verbote erhärten läßt. Die Bedürfnisse sind eine Frucht der Umstände und setzen Stockungen der Sitte voraus, die nicht immer durch die menschliche Unsittlichkeit bedingt werden. Für den glücklichen Erfolg unbedingter Zwangsgebote, mögen diese nun aus der Polizeistube oder vom Hochaltare kommen, ist unsere Zeit nicht mehr gläubig genug. Die zornige Verdammung eines Priesters, der Bannfluch, den er auf Widerspenstige schleudert, schüttet nur zu seinem Nachtheile Alles zusammen. Der davon Betroffene wandelt ruhig seiner Wege weiter. Kein Gesetz ist stark genug, einem Bedürfnisse auf die Länge Trotz zu bieten. Was wird die Kirche thun, wenn ihr statt gehorsamt aus dem Wege gegangen wird? Sie wird starr und trotzig auf ihrer alten Stelle bleiben et impavidam ferient — ruinae und nicht einmal die Volney'schen, sondern die sich von selbst bei einem Gebäude ergebenden Ruinen, bei dessen Verwaltung kein Fond für Ausbesserungen niedergesetzt ist.

Görres kennt, mit einer eigenen atheistischen Geschichtsphilosophie, in der Geschichte nur handelnde, intriguirende, keine leidenden Factoren. So wird er auch bei allen diesen Andeutungen voraussetzen, daß sie nur das Feldgeschrei einer

wühlenden geistlichen Demagogie sind, Aufträge, die ein Jeder in seinem Bereiche gewissenhaft und dem Satan dafür auf's Blut verpflichtet durchführen müsse. Und die Schwachen wird er dabei für sich haben, da man diesen nur die Resultate der Kirchenreformation, die wir weiter auszubilden haben, aufzählen darf, um sie einzuschüchtern. Wie das Alterthum von stolzen Bauten erzählt, bei denen die Arbeiter ihr Leben verwirkten, wie sich ein Heerführer der Völkerwanderung in einer entwässerten Stelle eines Flusses begraben ließ und die mitwissenden Sklaven, die das Grab ausgehöhlt hatten, sofort getödtet wurden; so freuen sich die Menschen der Früchte, die der Baum des Erkenntnisses trägt, und verdammen doch die Hand, die sie ihnen bricht. Deshalb thut es wol Noth, die Schwachen zu ermuntern und sie zu versichern, daß das Meiste von dem, was sich in der Kirchenreformation demnächst noch als historisch unveräußerliches Resultat ergeben wird, ohne menschliches Zuthun reifen wird und daß gerade die Kirche durch Gehenlassen und Passivität ihrer Angehörigen am frühesten zu ihrem Ausgangspunkte kommen wird. Was wir nicht wagen anzugreifen, das greifen die Institutionen an. Die heilige Scheu, die uns zittern machen würde, wenn wir im Kirchenwesen Wahres vom Falschen trennen sollten, empfindet der Staat nicht, dem einmal die Vorsehung deshalb seine einseitige Ausbildung und sein momentanes Uebergewicht gegeben hat, um die Hierarchie niederzudrücken. Wir können, ruhig lächelnd, unsern Herder und Montesquieu in der Hand, dem Conflicte zusehen und aus dem, was sich heute einfädelt, auf das Gewebe schließen, das die Zukunft wird gesponnen haben. Sieht man, wie die Gestirne der weltlichen und geistlichen Uebermacht zusammenstoßen, so wollen wir uns trösten, daß Gott für Alles gesorgt hat und daß er da immer selbst schafft, wo uns die menschliche Ungewißheit über himmlische Dinge im Schaffen zaghaft machen würde. So giebt es für den Philosophen auch in diesem Kölner Streite nur eine Art, seine Stimme abzugeben, die ruhig abwartende. Wir leben in einer so denkwürdigen Uebergangsepoche, daß wir, ohne darum in Quietismus zu verfallen, das Meiste in der That auf sich beruhen lassen können, da

es, wie alle Zeichen ansagen, zu seinem Ziele kommen muß. Görres ahnte dies und sprang auf, um über den Vorfall keine Stille im Lande eintreten zu lassen. Der Indifferentismus der Rheinländer empört ihn; er fühlt, daß durch die Fehler der Menschen in der Geschichte Größeres gethan ist, als durch ihre Tugenden. Harren wir geduldig des Ausganges; selbst wenn keine der streitenden Partheien im Rechte der Geschichte wäre, ihr verpflichtet sind sie alle.

Görres hat in dem Sinne Recht, die Revolution eine Fortsetzung der Reformation zu nennen, als dem kirchlichen Protestantismus der weltliche Liberalismus entspricht. So wie aber jener dahin ausartete, daß er sich in Symbolen zu befestigen suchte und abgerundete Systeme schaffte, ebenso hat der Liberalismus nur die Bestimmung, eine Gesinnung zu sein, eine moralische Tugend, die allen unsern Empfindungen und Gedanken eine freie, vernünftige und edle Richtung giebt. Wenn der Liberalismus zunächst in der Form der Verneinung auftritt, so trifft die Schuld nicht ihn, sondern die Masse von Ueberlieferungen, die auf unsere Interessen und Gedanken, ohne es vor dem Richterstuhle der Vernunft zu verdienen, eine bindende Gewalt ausüben. Der Liberalismus fällt mit dem Protestantismus, sobald beide mehr als eine ursprüngliche, des freien Menschen würdige Tugend und Gesinnung, etwa eine schlechthin unbegrenzte Manie der Verneinung sein wollten. Der Liberalismus ist ein wesentlich nur befreiendes Princip; das Bindende, das Institutionen schafft, ist ihm bis jetzt nur von meist unzulänglichen Geistern zugetraut worden. Der Geschichte unbedingt widersprechend, wollten sie Festes aus einem Stoffe machen, der, wie eben der Liberalismus, nur ein Fluidum ist, ein Aether, ein Duft unserer modernen Existenz. Nein, das Bindende, Gestaltende, Gesetzgebende in der Politik sollen weder Liberalismus, noch Ueberlieferung der Geschichte, sondern lediglich die socialen Interessen und menschlichen Bedürfnisse sein.

Die Reformation zerstörte den Begriff der Kirche als eines Abstractums; die Revolution zerstörte ebenso den Staat. Die Reformation verfiel in das Extrem, daß sie an die Stelle des in den Hintergrund gerückten Cultus die Dogmatik und die

symbolischen Bücher, überhaupt die Theologie setzte, und die Revolution gestaltete aus dem Liberalismus a priori Einrichtungen, die man gewöhnlich mit dem Namen des Vernunftstaates zusammenfaßt. Beides hat geführt und würde führen zu einem Despotismus, der eben so unerträglich wäre, wie der alte; die Despotie des Papstthums wurde dort vertauscht mit der Despotie der Dogmatik; hier würden wir statt der Monarchen monarchische Begriffe bekommen, statt der Despotie der Ueberlieferung die Despotie einer gesellschaftlichen Logik, die überdies fanatisch werden müßte, da ihre Formeln leere Hülsen sind, in die sie sich beeilen muß, schnell und à tout prix einen Kern zu legen.*)

Wir sehen, daß dasjenige, was jetzt an die Stelle der Kirche treten will, die von unten auf sich bildende Gemeinschaft gleichartiger Ueberzeugungen ist. Ebenso soll der Staat aufhören, von oben aus als ein Ganzes, fertig Construirtes dazustehen; er soll sich aus dem Princip der Gesellschaft von unten aus, aus dem Schooße der Bedürfnisse und gesitteten Interessen, von selbst erzeugen. Er soll wie die Kirche das nie Fertige und doch immer Vorhandene sein. Er soll unsere Existenz in so schwachen und so weiten Umrissen umziehen, daß wir ihn nie in unserer unmittelbaren Nähe haben, daß er nirgends etwas Abgeschlossenes vorstellt, sondern zahllosen Integrationen offen steht, die wir ihm aus der Fülle unseres geistigen und industriellen Schaffens zubringen werden. Das Nächste, was wir beanspruchen, ist die moralische, freie Existenz, das Zweite der Erwerb und seine Freiheit, das Dritte die Gemeinde und ihre Ordnung, das Vierte ist das Ganze des Staates und unsere Vertretung in demselben, das Fünfte seine Geltung nach außen. Ich gebe hier die Grundzüge einer Politik, wie sie in der Masse und dem Verhalten derselben zum Staate heute einmal vorhanden ist. Diese Grundzüge, die sich von selbst in das politische Bewußtsein der Gegenwart (man nehme nur die ungeheure Freiheit der Geldinteressen, die selbst die unumschränkteste Monarchie nicht hindern kann!) hineinleben und die ihnen entsprechenden

*) Spätere Anmerkung. Wie beim Staat der Socialisten!

Formen ausbilden werden, müssen mit der Zeit uns eine vollkommene bürgerliche Freiheit bringen, ohne daß wir nöthig hätten, darum in einen fremden Welttheil auszuwandern.

Monarchie oder Republik — das ist eine Frage, die unerledigt bleiben wird, seitdem wir wissen, daß das Princip der Republiken die Tugend sein muß und im Namen der Tugend und Freiheit die größte Despotie nicht blos ausnahmsweise geherrscht hat, sondern herrschen muß, da wir die Tugend jetzt nur durch Terrorismus zu einem Princip der Oeffentlichkeit erheben können. Der Staat soll aus dem Schooße der individuellen Freiheit als Selbstgesetzgebung für die Interessen und Vortheile des gesellschaftlichen Bindens und Sichverpflichtens hervorgehen; von unten auf soll sich das, was wir Staat nennen, aufthürmen, und wahrlich! so wie wir gegen die Kirche als Hierarchie die Einseitigkeit des absoluten Staates reagiren sahen, so reagirt gegen den Staat schon längst die Einseitigkeit der absoluten Individualität, nämlich das Geld, das der nackteste und gefühlloseste Ausdruck der Interessen und Bedürfnisse ist. Das Geld schafft Corporationen, die der Staat ohne Weiteres (selbst wenn sie von Juden gebildet sind) in seine althergebrachte Construction aufnimmt. Die Interessen und Bedürfnisse des gesellschaftlichen Zusammenlebens werden stärker werden, als die Abstraction des Staates. Wissen wir noch nicht, was sich daraus bilden kann, so wissen wir doch, daß die Revolution schon das trügerischste, beschwerlichste, gehässigste Mittel zur Freiheit ist, zu jener Freiheit der Selbstbestimmung, zu der wir kommen werden, ohne Wissen und Willen, ja durch die Vermittelung der Privilegirten selbst.

Eben so unhistorisch, wie der harmlosen Entwicklung unserer politischen Wohlfahrt nachtheilig ist es, daß Görres die Revolution als ein lauerndes, noch immer wühlendes unversöhnliches Weltprincip darstellt. Sie ist ihm der Hauptfactor der modernen Geschichte, der allen übrigen Principien der Besonnenheit und des Widerstandes das eigentliche Gebiet ihrer Thätigkeit anweist. Sie ist ihm jene ewige Propaganda der Zerstörung, des Fürstenhasses, der alles Höchste zu Boden

Simon (draußen).

Ja hier! In dieſem Saale wartet nur!

(Die Thür öffnet ſich.)

Uriel

(die Eintretenden erblickend).

O ew'ger Gott — was ſeh' ich — meine Mutter!

(Tritt bei Seite.)

Sechſter Auftritt.

Eſther Acoſta. Ruben. Joel. Uriel. (Eſther iſt blind und wird von den beiden Brüdern geführt.)

Ruben.

Hier ruht Euch, Mutter! (Führt ſie zum Seſſel.)

Eſther.

Ob ſie kommen wird?

Joel.

Ich ließ ihr unſern Namen noch verſchweigen.

Eſther.

Daß ich ſie ſehen könnte —!

Uriel

(ſtürzt vor und läßt ſich ihr zu Füßen nieder).

Mutter!

Eſther.

Du?

Du biſt es — Uriel — die Hand iſt Dein —

nivellirenden Theorie der nackteſten Menſchenrechte. Die Revolution iſt ihm die ſtets mobile Colonne der Umwälzung in ihren beiden Flügeln, und in ihrem Centrum die verſchlagenſte negative Taktik, die nur die Verwirrung und die Beute will. Görres hat dabei nicht blos die zerſtreuten Trümmer älterer und jüngerer Revolutionen im Auge, die allerdings ſchlagfertigen Vorpoſten der unglücklichen, um allen feſten Lebensanhalt im Ausland gebrachten polniſchen Emigration, die deutſchen Flüchtlinge, die Italia giovine und die Clubs von Barcelona; nicht blos den fabelhaften Comité Directeur und ſeine hie und da mit den Jeſuiten affiliirten Seitenverzweigungen*); ſondern die Revolution iſt ihm der eigenthümliche Sauerſtoffbeſtandtheil, den die moderne Lebensluft ſchon organiſch in ſich aufgenommen hat. Sie wohnt nach ihm nicht blos in den Köpfen, welche die phrygiſche Mütze tragen, ſondern ſelbſt in gekrönten Häuptern. Sie blickt ihm aus den Porteſeuillen der Miniſter ebenſo entgegen, wie aus den Augen der Fabrikarbeiter. Sie iſt ihm ſelbſt da gegenwärtig, wo ſie ſcheinbar ganz offen beſtritten wird. Statt gerade durch die Möglichkeit, ſelbſt in den Cabinetten die Revolution nachzuweiſen, ſich zu einer Aenderung des Ausdrucks zu bequemen und ſich zu überzeugen, daß allerdings die Reſultate der Revolution ſich in lebendiges Blut für den Organismus der heutigen Staatenexiſtenz verwandelt haben, ſtatt den Geſichtspunkt eines nackten Widerſpruches von Poſition und Negation zu verlaſſen, thürmt Görres alle möglichen Symptome der Neuerung zu einem Ungethüm auf, dem er die Form jenes ſchrecklichen, apokalyptiſchen Thieres giebt, hundert Köpfe, hundert giftige Zungen, zweihundert feuerſprühende Augen, zahlloſe Fäuſte und Tatzen, zahlloſe Brüſte, um alle Laſter daran groß zu ſäugen. Dies freche Scheuſal liegt irgendwo in einer Katakombe von Paris und dünſtet von da ſeinen peſtilenzialiſchen Einfluß über alle Länder und Völker aus, verſengt die grünen Saaten des Erd-

*) Wer erinnerte ſich nicht des mit einem Münchner Paß und dem apoſtoliſchen Segen der bayriſchen Geſellſchaft Jeſu ausgeſtatteten — Demagogen Wolfrum, den der Miniſter d'Argout auf die Tribüne der franzöſiſchen Deputirtenkammer brachte?

reiches, unterwühlt Kirche und Staat und citert, wie Görres vergeſſen hat hinzuzufügen, noch die Blasphemieen von neuen Kunſtreligionen, von Religionen der Induſtrie à la Saint-Simon, und die methodiſche Verpeſtung unſeres geſellſchaftlichen und ſittlichen Lebens, letztere beſonders mit Hülfe der ſchönen Literatur, aus. Görres muß das halbgeborſtene Ei, dem dies Ungethüm allmälig entkrochen iſt, in Paris damals ſelbſt geſehen haben, als er den Jakobinern die Schlüſſel von Coblenz überbrachte.

Leider theilen noch viele Staatsmänner dieſelben gigantiſchen Phantaſieen und halten die Revolution für etwas mathematiſch Abgrenzbares und mit allgemeinem Aufgebot Abfängliches, während, wenn ſie wirklich wie der Krebs im Staatskörper frißt, jeder Arzt bezeugen kann, daß dies Uebel nicht die Wirkung eines Wurmes oder einer verpeſtenden Berührung iſt, ſondern eine Desorganiſation des Blutes, eine Pſeudofunction des Lebensproceſſes. Die Revolution iſt keine chirurgiſche, ſondern eine pathologiſche Krankheit. Ein Specifikum unterbräche die krankhafte Entwicklung und leitete ſie wieder in die geſunde und normale Vegetation hinüber. Wenn von der Revolution, als einer mobilen Colonne, die Rede iſt, ſo können damit höchſtens jene verzweifelten Reſte des faſt überall zerſprengten Clubweſens gemeint ſein, die, ſelbſt wenn ſie ſich aus einigen Phantaſten (wir nennen die Beſſern) rekrutiren, nimmermehr eine andere Kraft entwickeln werden als die, welche Deutſchland umwälzen wollte und damit anfing, ein Wachthaus zu ſtürmen, als die, die den Savoyer Kriegszug einem der treuloſeſten Condottiere, Romarino, überließ und die noch jetzt zuweilen mit Göttinger Hiebern und Stürmern ſich in Barcelona ſehen läßt. Auf dieſe Revolution paßt das Görres'ſche Bild von dem umgehenden brüllenden Löwen nicht. Er iſt bei den Meiſten nur — die Haut eines Löwen.

An die Revolution als eine plötzliche, idealiſche Umgeſtaltung aller äußern Verhältniſſe kann man in ſchwärmeriſcher Jugendzeit einen einzigen ſchönen Frühlingsabend glauben; man wird aber bald zu der Einſicht kommen, daß in der Geſchichte und dem Völkerleben ein von der Natur bedingtes

enges „Trägheitsgesetz", eine allerdings verrückbare, aber nie den Zug nach dem untern Schwerpunkte verlierende Gravitation herrscht. Was die Geschichte Neues und Ueberraschendes bringt, das ist wie ein plötzlicher Regen im Sommer, wo alle Hausfrauen eilen, das Wasser einzufangen. Die Menschheit fällt darauf immer wieder in die alte Lage zurück und wartet mit Muße ab, daß sich allmälig das in der Aufregung schnell Eroberte befestige und mit dem Vorhandenen verschmelze. Anders werden wir die Menschen zu keiner Zeit finden, wenn auch wol dem Enthusiasmus des Einzelnen wie Moses die Flamme auf dem Haupte beständig lodert und flackert. Das Ereigniß bricht los wie ein Gewitter, und erst der Sonnenschein, der darauf folgt, kann den entladenen Wolken die segensreiche Wirkung auf die Fluren sichern. Das Ereigniß kann mißlingen, es kann bestritten werden, es kann durch eine Windrose von partheiischen Richtungen geschaffen sein; aber es läßt ein Resultat zurück, das sich von selbst zum Capital unserer Erfahrungen und unserer politischen Bildung schlägt. Wie wir gewiß die Stimmen über die Julirevolution getheilt gefunden haben, wie wir auch über die plötzlichen Reformen, die sie uns Deutschen brachte, die verschiedensten Meinungen hörten — das, was in unsern Tagen in Hannover geschah und wie es aufgenommen wurde, beweist, daß sich allmälig politisch freier Sinn gebildet hat und wir ohne Gewalt und Umsturz zu einem Einverständniß über öffentliche Dinge gekommen sind, das vor zehn Jahren unter uns noch nicht möglich geschienen hatte. So haben sich auch die Resultate der Revolution in theoretische, schon unbestrittene Maximen und darauf gebaute sich wie von selbst verstehende Bildungselemente verwandelt.

Wer könnte leugnen, daß die Weisheit, die uns noch die meisten Staatsmänner zur Zeit anbieten, vor Gott und dem menschlichen Verstande Thorheit ist! Wer könnte in allen Einrichtungen des momentanen Staates Befriedigung seines individuellen Stolzes und seiner Liebe für das Wohl der Gesammtheit entdecken? Wir leben im Gegentheile in einem regen, sich drängenden Gewühl von Widersprüchen und Wetteiferungen; wir können dem Nächsten nicht trauen, nicht

eine Stunde unser Haus verlassen, ohne es zu verschließen und ihm einen Wächter zu setzen. Was uns geschenkt wird: wer weiß, ob es nicht von den Danaern kommt! Was uns erleichtern soll; wer weiß, wo wir dafür desto schwerer tragen müssen! Allein, wie wir bei Betrachtung der Kirche sahen, daß das Zuwarten und Geschehenlassen die beste Philosophie für eine Uebergangsepoche ist, so möchte auch wol die beste öffentliche Tugend im Momente darin bestehen, daß man nur auf den redlichen Zusammenhang des Nächsten blickt, daß man in den meisten Dingen durch den ganzen Willen für die halbe That sich entschädigen läßt, die Schwierigkeit der Aufgaben nicht immer durch das Schwert gelöst wünscht und sich überhaupt den Glauben nicht verkümmert, daß Alles, was geschieht, sein eigenes Urtheil an sich trägt und die Aufopferung vom Eigennutz auf den ersten Blick sich unterscheiden läßt. Unsere gegenwärtige Epoche ist überhaupt weit weniger dafür geschaffen, daß wir sichtbare, um sich greifende Verkörperungen der Ideen begehren sollten. Vorerst sind wir in der Lage, den neuen Gesetzescodex der Aufklärung in das Bewußtsein der Massen einzuführen, damit niemand nach etwas Anderm gerichtet werde, als nach dem, was er kennt und wonach er sich zu leben verpflichtet hat. Diese organische und gesetzmäßige Gährung unserer gegenwärtigen Weltlage würde durch die fanatische Constructionssucht eines Görres in heißes Schäumen und Sieden verwandelt werden. Den alten Formen zu Liebe würde er den Geist tödten, der sich neue schafft. In der Ungeduld, zu sehen, daß sich zehn Jahre bewegen, wie die Spinne, die immer nur einen Anlauf macht, sich besinnt und wieder umkehrt, würde er das ganze Jahrhundert in Verwirrung bringen.

Görres erkennt vielleicht die neuen Ideen an; aber er bemitleidet sie, daß sie noch keine Formen haben. Statt sie nun, wie junge Küchlein, die aus dem Ei kriechen, mit Liebe zu pflegen und sie am warmen Busen aufzuziehen, muß er sie den alten starren Formen opfern und sie reduciren. Es ist ein peinliches Gefühl, wenn man sieht, daß Menschen und Verhältnissen von geschlossener Fertigkeit Worte und Thaten gewidmet werden, wofür jenen alles und jedes Verständniß

fehlt. So nimmt der beschränkte und kaum leidlich gebildete Fürst ein Buch in die Hand, das ihm gewidmet wurde, ohne daß es ihm auf einer einzigen Seite deutlich ist. So nimmt die kokette Schönheit eines Weibes all' die duftenden Redeblumen an, die ihr ein junges poetisches Gemüth zum Strauße bindet, ohne daß sie für das Geistige und Tiefe des Selams ein Verständniß hätte. Wer möchte dem Papst von heute und seinen Cardinälen, wer der geistesdürren katholischen Kirche alle jene Opfer der Verliebheit gönnen, die ihnen das poetische Gemüth der Deutschen seit zwanzig Jahren gebracht hat! Vollends, wer möchte glauben, das Alles, was unsere Zeit geboren hat, nur bestimmt sein sollte, wieder in den vorgezeichneten Umfang jener historischen Formen zurückgeführt zu werden, die aus sich selbst nichts mehr treiben und zeitigen können! Die Görres'sche Theorie bindet die Ideen nicht nur an die Geschichte, sondern beschneidet und stutzt sie auch so zu, daß sie nur in das einmal von ihr Gegebene hineinpassen dürfen. Sein Princip ist dies, daß wir uns in die Geschichte *hineinleben* sollen, während das unsrige heißt, daß wir uns aus der Geschichte *herausleben*! Das höchste Gesetz unserer Zeit, das Alles umfaßt, ist die *Freiheit der Selbstbestimmung*. Wir haben nichts überliefert bekommen; wir sind frei, wir wollen, wir dürfen gegen die Tradition keine Verpflichtungen eingehen. Wenn die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts den Vorwurf der Mattigkeit verdient, so ist es daher, daß sie nur erläuternd, berichtigend, kritisirend, witzelnd über dem Gegebenen schwebte, die Sage in Historie, die Wunder in Physik verwandelte und überhaupt bei dem Historischen *blieb* und es nur anders verstand, als die alte Zeit. *Unsere* Aufgabe ist es, die Begriffe zunächst *nur* aus der Vernunft zu entwickeln, die Geschichte als eine Stufenfolge dieser selben nach Freiheit ringenden Vernunft zu verstehen, die Begriffe nicht an das Positive äußerlich zu knüpfen, oder sie innerlich in ihm verflüchtigen zu lassen (wie Görres entweder das Eine oder das Andere thut), sondern es werden, ihrem eigenen Schwerpunkte folgend, die Begriffe nur noch durch sich selbst erfaßt, durch sich selbst frei und geistig bedingt. Das ist

das erſte Geſetz: die Vernunft! Aus ihrem Grunde können wir Jakobiner, Kapuziner, Pietiſten, Scholaſtiker werden; immerhin! (wenn's möglich wäre!) wenn wir's nur durch die Freiheit der Vernunft würden, nicht durch die Sklaverei irgend einer von außen oder durch poetiſche Illuſion uns aufgedrängten Unterordnung. Das Erſte wäre traurig; das Letzte wäre ſchändlich! Die Vernunft kann von ihren Vorderſätzen abgeſchnitten oder verſprengt werden: gefangen giebt ſie ſich bei anſtändigen Menſchen nie.

Da es der Vernunft zur Zeit noch nicht gegeben iſt, daß ſie Schöpfungen ausführte, ja, um es noch richtiger zu ſagen, da ſie nur die Klarheit des Bewußtſeins über die Welt iſt, ſo wird ſie ſich nicht mitten in das Gewühl des Tages begeben, ſondern von einer einſamen Warte aus ihre kämpfenden Söhne und Verwandte muſtern und höchſtens den Todten die Leichenrede halten. Die heutige Philoſophie, auf die Heiligkeit des Geiſtes begründet, kann manchen Theoremen der Görres'ſchen Lehre entgegenkommen; ſie kann oft über Kirche und Staat Gleiches denken, aber das Meiſte von dieſer Uebereinſtimmung wird durch die Scheu gemildert werden, die wir vor dem, was in der Geſchichte todt iſt, ſo gut haben ſollen, wie vor dem in ihr Lebendigen. Nur auf gewiſſen Stufen, unter Vorausſetzungen, die ja abgeſtorben ſind, kann die Philoſophie eines oder das andere der Görres'ſchen Dogmen zugeſtehen; aber die erſte Stufe und erſte lebendige Vorausſetzung wird immer die bleiben, daß unſere Zeit die Aufgabe hat, die Geſchichte nur noch zu entſiegeln, wenn das Wappen der Vernunft auf ihr ſteht, und lieber, da wir im Jahre, nicht im Jahrhundert leben, einer abwartenden reflectirenden Zeitbetrachtung zu huldigen, als in wilder Haſt Inſtitutionen mit Formeln beſchwören, die ihre Zauberkraft verloren haben.

Geiſtesirre pflegt man wol dadurch zu heilen, daß man ſie durch einen ihnen künſtlich verurſachten phyſiſchen Ekel allmälig zur Zuſammenfaſſung und gebundenen Einigung ihrer Verſtandeskräfte zurückführt. In dieſem Sinne wäre auch Görres auf dem Wege, zur Beſinnung zu kommen. Denn es rächt ſich ſeine Auffaſſung der gegenwärtigen Welt-

lage am empfindlichsten an ihm dadurch, daß er sich, von Ueberdruß und Ekel an derselben gepeinigt, von ihr abwendet und sich einer muthlosen Verzweiflung ergiebt. Wer so viel Galle und Magensäure hat, wie Görres, der kann nichts mehr, was ihm die Welt und ihre fortlaufende Geschichte bietet, mit Behaglichkeit verdauen. Seine Säfte sind so verdorben, daß ihm Alles bitter und ekel schmecken muß. Görres giebt eine Schilderung des Momentes, die nur die geängstigte und krankhafte Empfindung seiner Nerven verräth und welche denen Mitleid einflößen muß, die auch vom Unvollkommenen, das die Zeit bietet, sich zu nähren wissen, da sie sich Bewegung machen und durch Sich-Tummeln dem schwer Verdaulichen zu Hülfe kommen. Görres empfindet nur Blähungen und Aufstoßen von den Nahrungsstoffen, die ihm die Tagesgeschichte bietet. Er geht so weit, sogar die Luft für verpestet zu halten, und ruft aus (S. 110): „Es ist so weit gekommen, daß wir aller Orten von der Lüge, wie von einer Atmosphäre uns umfaßt und umgeben finden; sie wird eingeathmet und ausgeathmet; wie Speise und Trank tritt sie in's Leben ein und geht ihm angeeignet über in Fleisch und Blut." Er sagt, daß alles Sittliche in Frage gestellt wäre, daß tausend und abertausend Warzen Krötenschleim ausspritzten, Lüge und Fälschung hätte das Steuer der öffentlichen Meinung ergriffen, die Einfalt und Leichtgläubigkeit, selbst der gebildeten Zeitgenossen, ließe sich alle nur möglichen Entstellungen der Wahrheit gefallen; wir gingen in einer fictiven Welt einher, in einem Fabelreiche und müßten schon auf die bornirtesten Ansichten, die flachsten Gedanken, die armseligsten Leidenschaften Rücksicht nehmen, wie auf ein Ding, das etwas vorstellt und bedeuten solle! Görres sperrt sich gegen den Tag wie gegen die Pest ab. Wer ihn sprechen will, den empfängt er durch eine Thürspaltritze, das Haupt umhüllt mit Decken und Schleiern. Er nimmt keine der cursirenden Münzen in die Hand, ehe sie nicht dreimal in dreierlei Wasser abgewaschen ist. Seine Speisen muß der Koch erst selbst in seiner Gegenwart kosten, damit sie ihm die Ueberzeugung geben, daß sie nicht vergiftet sind. In die Zeitungen wirft er keinen Blick mehr, weil

ſchon die Druckerſchwärze heute eine Verpeſtung ſei; der Papierſtoff iſt ihm widerlich; wer weiß, aus was für Lumpen er gemacht iſt! Alles, was er jetzt beſſer haben kann, als in frühern Tagen, mißfällt ihm, weil es vielleicht mit Hülfe von Maſchinen gemacht iſt. Die Menſchen und die Dinge ſeien nicht mehr das, was ſie waren, und es bleibe dem Biedermann nur noch übrig, ſich für einen Lebendigbegrabenen zu halten und zu leben, als lebte man nicht.

Dies iſt die muthloſe Verzweiflung, die am Abend ſeines Lebens Jeden ergreifen wird, der ſich auf ein einſeitiges Handeln ſtellte und nicht begreifen wollte, daß Handeln die Frucht des Denkens und Denken immer die Vorausſetzung zweier Begriffe ſein ſoll, die man gegen einander ausgleicht oder ſich ergänzen läßt. Immer nur Eines wollend, entweder die Herrſchaft der rothen Mütze oder die Naturphiloſophie, oder aſiatiſche Mythengeſchichte, oder altdeutſche Volksbücher, oder den Haß gegen die einſt ſo theuren Franken, oder eine Coblenzer Adreſſe, oder die Haller'ſche Reſtauration oder eine Münchner Profeſſur, — wo kann da am Abend des Lebens Ruhe und Zufriedenheit eintreten! Sieht man doch, daß die Zeit alles mit fortnimmt, was in der Mode war und nichts leichter vergeſſen läßt, als jede Manier! Die Freiwilligen von 1813 treten zuſammen und feiern ihre heldenmüthige Jugendzeit, und wie fremd iſt uns Jüngern, die wir damals erſt geboren wurden, ſchon ihr Enthuſiasmus, ihr Singen und Trinken, ihr Wahlſpruch und ihr Toaſt! Entgegengeſetzte Gedankenreihen wohnen jetzt in der Jünglingsbruſt und liegen den Männern zur Prüfung und Entſcheidung vor. Wie bemitleidenswerth wäre jeder Ritter des eiſernen Kreuzes, der ſeinen alten Geſichtspunkt von 1813 nicht erweitert hätte und ſich entrüſtete, daß wir in ſeine Kriegslieder nicht mit einſtimmen, ſeine Toaſte veraltet finden und ihn nur dann verehren, wenn er die Kraft ſeiner Jugend ſich auch für das richtige Verſtändniß der ſpätern Zeit erhalten hat, die ihn als gereiften Mann antraf. Es iſt ja ſchon die nächſte Maxime des Umgangs, daß wir erkennen, wie wir aus Täuſchungen und bittern Schmerzen nie herauskommen würden, wollten wir in allen Gemüthern,

selbst den verwandtesten, dieselben Denk- und Gefühlsprocesse voraussetzen. Wie oft urtheilt man mit Andern dasselbe und muß sich gestehen, daß der Andere sein Urtheil einem Grunde und einer Veranlassung verdankt, die uns so wenig zusagt, daß wir lieber hätten, er wäre anderer, als in dieser Art unserer Meinung. Nein, es giebt keine vollkommen gleiche Kammerton- und Orchesterstimmung der Gemüther; eine Thatsache, welche die erste Grundlage unserer Lebensphilosophie sein soll, und die, wenn sie einmal von uns als etwas Unabänderliches hingenommen ist, uns einzig und allein sowol den Glauben an uns selbst, wie die Kraft erhalten kann, die tausend verworrenen Eindrücke der Welt ruhig an uns herankommen zu lassen und aus der steten Fülle dessen, was die Zeit bietet, zu entnehmen, was uns zusagt. Selbst wer die Flamme der Freundschaft nährt, muß sich gewöhnen, daß die Nahrung derselben steter kleiner Hader ist. Wie viel mehr muß man die Geschichte als etwas ansehen, das uns nie eine vollkommene Befriedigung auf unsern Ruf: Tischlein, deck' dich! vorzaubert; sondern die, selbst wenn das Tischlein erscheint, immer noch etwas daran fehlen läßt, den Korkzieher, eine Gabel, wie's kommt. Das moralische Leben des Menschen, im Nächsten und Entferntesten, im Hause und in der Geschichte, soll nicht blos Tugend, sondern eben so sehr Kunst sein. Das Individuum und die Zeit sollen ein schönes musikalisches Wettspiel vorstellen, einen Tonkampf, der sich immer wieder in den reinsten Accorden zu versöhnen weiß. Alle wahrhaft großen Männer haben sich, wenn sie nicht gerade selbst befugt waren, der Zeit eine Gestaltung zu geben, durch diese Kunst des Lebens in der Geschichte ausgezeichnet; sie haben sich nie gescheut, aus ihrem Fahrzeuge, wo es Noth that, alte Lieblingsvorstellungen als Ballast über Bord zu werfen, ohne daß ihnen Jemand den Vorwurf der Inconsequenz hätte machen dürfen. Die echte Lebenskunst hat ein ursprüngliches Vermögen, das ihr unter allen Umständen gesichert bleibt, und zu diesem sucht sie nur von der Zeit so viel Vortheile hinzu zu gewinnen, als eben die Ehre zuläßt. Kommt etwas Trocknes in der Geschichte, so mißt sie es nicht mit dem Eimer; kommt etwas Flüssiges, so geht sie nicht mit

der Elle daran. Allem Neuen wird sein Recht der Neuheit gelassen und ein passendes Urtheil dafür nicht aus dem Alten und Gewohnten entlehnt, sondern aus dem Neuen selbst entnommen. Vor Namen, die noch nicht genannt waren, erschrickt sie nicht; ja das, was sich erst entwickelt, pflegt sie mit besonderer Liebe. Sie findet ihren Stolz darin, nicht die Jugendfrische zu zeigen, daß sie immer noch so spricht, wie 1797 und 1813 gesprochen wurde, sondern daß sie sich am Jungen selbst wieder verjüngt, daß sie das Vergangene mit dem Kommenden zu vermitteln strebt und dem Werdenden nicht Haß, sondern Erfahrung anbietet. Von einer solchen Lebensansicht hat Görres keine Vorstellung. Weil seine Vergangenheit planlos war, weil er sich beim ersten Moment, wo sich sein Genius als strebender fühlte, nicht sagte: Das willst du! so geht ihm auch die Zukunft verloren. Sein Leben war eine fortwährende leidenschaftliche Bestimmung seiner Empfindungen und Urtheile durch den Augenblick, und es konnte gerade nur die Folge einer solchen Mittelpunktlosigkeit die sein, daß er sich geberdet, wie ein Reicher in Cairo, wenn die Pest ausbricht. Der Würgengel ist sein Wachen, der Würgengel sein Traum. Die Luft ist ihm Tod, das Athmen Verwesung. Eine dumpfe schwüle Sonnenhitze brütet über den sich schwärzenden Opfern der gräßlichen Seuche, und in jedem Moment erwartet er, daß auch ihm die Tasse schwarzen Kaffees aus der Hand gleiten und er dem Zorn der Götter verfallen sein werde. Gönnen wir ihm den sanften Tod, daß er in den Phantasieen des schon eintretenden Fiebers den Frühling um sich grünen sieht und das Gras einer neuen Weltordnung beinahe wachsen hört. Gönnen wir dem Sterbenden die Täuschung, daß er den kleinen künstlichen Isar-Wasserfall des englischen Parks in München im Fieber mit dem Jordan verwechselt!

Herr Eichhorn aber und das preußische Ministerium mögen mir nicht übel nehmen, daß ich an eine Frage des Kirchenrechts und der Insubordination Betrachtungen umfassenderer Art knüpfte. Die Kölner Angelegenheit hat die Bestimmung, von ihrer innerhalb Actenstücken sich bewegenden officiellen

Uriel.

Kannſt Du den Fluchbeladnen noch erkennen?

Eſther.

Noch iſt's Dein Haar — Dein Bart — und Deine Wange —
Und Thränen auf der Wange? Ja Du biſt's —
Der Fluch hat nichts an Dir verändern können.

Ruben (trübe).

Wir ſind um Judith hergekommen, Bruder!
Die Mutter möchte gern ein Weſen, das
Dich liebt und ihre Liebe kühn bekannte,
Sie möchte ihre Tochter —

Uriel
(aufſtehend).

Sehen? Ruben,
O ſage ſehen! Sähſt Du ſie mit Augen!

Eſther.

Schön ſoll ſie ſein, mein Sohn, doch ſchöner noch,
Als ihre Reize, die verwelken werden,
Dünkt mir die Liebe, die ſie Dir geweiht —
Im Unglück hat ſie ſich für Dich bekannt —

Uriel.

Ihr ſeid gemeldet? Längſt ſchon wollte ſie
Zu meiner Mutter — ich hab' ſie verhindert!
Das Glück, ſie mein zu nennen, wird uns nie.

Eſther.

Ich wußt' es wohl.

Erörterung in höhere Gedankenschichten aufgegipfelt zu werden. Ja, es ist selbst beklagenswerth, daß die beiden darüber im Streit gerathenen Partheien sich lediglich nur nach dem Glaubensbekenntnisse unterscheiden und die Motive zurückgeführt werden entweder auf den Papst oder auf Luther. Bekommt die Kölner Frage diese rein confessionelle Wendung, so wird sich nicht sowol viel Gehässigkeit und Gewaltthat in den Streit mischen, wie Görres dazu den Anfang gemacht hat, sondern noch unerträglicher könnte die weitläufige Wiederholung alter, längst zu den Acten gelegter Debatten werden. Nichts wäre dem Kampfe schädlicher, als wenn die Theologen beider Partheien die alten ausgedienten Gemeinplätze über Kirchen-, Papst- und Lutherthum aus den Invalidenhäusern holten und die alten Jungen wieder die Parade beziehen müßten; nichts schrecklicher als ein dreißigjähriger Federkrieg, alte Schlachten bei Leipzig und Lützen, alte fanatische Magdeburgsverwüstungen, kurz das Broschürengewühl, etwa mit den Fahnen: „Stimme eines protestantischen Geistlichen aus dem Erzgebirge über Rom und die Römlinge"; oder: „Was wollen die Jesuiten im 19. Jahrhundert?" oder: „Gewissenszwang und Gewissensfreiheit. Aphorismen von einem Laien" u. s. w. Es wäre zu wünschen, daß sich die Frage mehr innerhalb der Publicistik und der Philosophie erhielte. Der Katholicismus als Glaubenssache ist in Deutschland so erstorben oder hat sich so sehr in die allgemeine Stimmung der Zeit, in den Indifferentismus, hineingewöhnt, daß zur Bekämpfung als **wesentliche** Gegner nur übrigbleiben sollten: die Reactionäre einer phantastischen Philosophie und Weltanschauung, auf welche mit theologischen Waffen weit weniger sich wirken läßt, als mit jenen Hülfsmitteln, die man aus dem Arsenal der allgemeinen Zeit- und Weltresultate entlehnen muß. Auf dem Gebiete der Publicistik sollte die Stellung Bayerns und Oesterreichs zu unserer Frage von Kundigen und Muthigen erörtert werden, und eine Anfrage geschehen, ob der Bundestag fest genug organisirt ist, um die doppelte Politik einiger Staaten auszuhalten, die auf dieser Seite Verbündete und auf jener Zweideutige sind? Ferner: ob es wol einen Staat giebt, der Süddeutsch-

land eine gewisse Einheit und gleichgewichtige Vorneigung (für die betreffenden Völker aber mit Inkaufnahme der Hierarchie und einer gewissen Vorliebe für das malerische, bauende, dichterische, leider auch politische Mittelalter) zu geben trachtet? Ferner: ob es einen zweiten größern Staat giebt, der heute ein Verbündeter, morgen ein Rival ist, heute in dem deutschen, morgen in dem europäischen Gleichgewicht seinen Schwerpunkt sucht und dessen Lenker, beinahe wie Talleyrand, dem verschlagensten Egoismus, wenn's nützlich ist, Alles opfert? Endlich sollte Preußen gefragt werden, ob es nicht aus diesem Kölner Zerwürfniß, das den Rheinprovinzen jedenfalls eine unbehagliche Stimmung gegeben hat, und wo es Dinge dulden mußte, die sonst seiner strengen politischen Observanz nicht anstehen, einen Schluß auf seine künftige Politik und Verfassung machen wolle und sich wenigstens vorläufig ein redliches Geständniß geben, welches die eigentlichen Zeitrichtungen sind, denen es sich zu vermählen hat, und worin zu allen Zeiten die Principien der preußischen Monarchie zu suchen wären, ob in den Werken Friedrich's des Großen oder in denen eines Haller, dessen westphälischer Adept, Herr von Harthausen, jene ritterschaftliche Cavalcade mitorganisiren half, die in Berlin gleichsam dem König Arthur gegenüber die Rechte der uralten, feudalen Tafelrunde sichern wollte! Es werden noch Stimmen genug geweckt werden, welche die Frage nicht an die alten theologischen Controversen, an die Ansprüche des Kirchencoder oder die Paragraphen des preußischen Landrechts*) allein anneſteln; sondern welche die Resultate derselben über den bisherigen Partheikampf hinweg aufsuchen und es ahnend aussprechen, daß in ihr eine welthistorische Lehre, und sollte es auch nur eine negative, eine Warnung sein, ausgedrückt wird! Langweilig und unnütz sind die alten Sätze, die durch das Kölner Ereigniß neu bestätigt werden; tief aber und spannend all' die Keime, die aus ihm, für die nächste Zukunft schon, neu sprießen werden, wenn man nur die Wärme

*) Görres sagt: Wie kann dem Erzbischof das preußische Landrecht entgegengehalten werden, da es doch bekanntlich am Rheine keine Gültigkeit hat! Er vergißt dabei, daß der staatsrechtliche Inhalt des Landrechts allerdings auch die Rheinlande bindet.

der rechten Gedanken an die Discussion heranläßt und den Muth und das Vertrauen hat, das Große und Neue auch zu wollen.

Ehe ich durch einige nähere Angaben den höhern Gesichtspunkt der Kölner Frage noch deutlicher feststelle, möge hier eine Privatmittheilung folgen, die uns um so willkommener sein muß, als der Verfasser derselben ein Münsterländer ist und beweisen kann, daß nicht alle Münsterländer zu den Wundermedaillen, die Görres als Commis-Voyageur der Augsburger Zinngießer und der hierarchischen Propaganda zu verschiedenen Preisen anbietet, greifen würden. Unterm 1. März schreibt mir ein Freund*) vom Schauplatz der wunderthätigen Nonne von Dülmen:

Es wird unendlich viel über den Erzbischof Clemens August geschrieben, nur leider fast immer ohne Kenntniß der Sachlage oder der Persönlichkeit; wir müssen bedauern, durch eine solche gezwungen zu sein, von dem Haupte des Mannes den Kranz beharrlicher Consequenz zu nehmen, womit ihn eine poetische Ansicht geschmückt hat; um den des Muthes und der Unerschrockenheit können ihn seine Feinde selbst nicht bringen, ohne die psychologische Grenzlinie, auf der sich Muth und Trotz begegnen, zu verrücken. Die von ihm bewiesene Mißachtung der Würde und der Rechte des Staates wird nur begreiflich durch einen Charakter, dessen Hauptelemente Adelstolz, Eigensinn und Willkürlichkeit, mit einer daraus herfließenden Ueberschätzung seiner Stellung sind, dabei eine wunderbare Mischung von einer gewissen geistlichen Demuth und allerdings aufopfernden Wohlthätigkeits-, nicht aber, wie es scheint, Menschenliebe. So hatte er schon früher sich überall die Herzen seiner ihm ehemals in der Diöcese Münster für eine Zeitlang untergebenen Geistlichkeit völlig entfremdet; alle klagten über hochfahrende Behandlung und endloses Warten, um zur Audienz zu kommen. Ebenso spricht sich der Geist unchristlicher, Gregorianischer Strenge in einem früher geschriebenen Erbauungsbuche des Erzbischofs aus: „Versuch zur Erleichterung des Gebets", welches außerdem denkwürdig schlecht

*) Levin Schücking

ſtyliſirt iſt, ein Fehler, der auch in ſeiner kühn geſchriebenen Abhandlung über die Religionsfreiheit der Katholiken nur zu bemerklich wird.

Es läßt ſich nicht verkennen, daß unſere Zeit nach vielen Seiten hin im Reagiren begriffen iſt; von wiedererſcheinenden mittelaltrigen Schnörkeleien der Mode bis zur Verwandlung hannoverſcher Staatsbeamten in königliche Diener zieht ſich quer über alle unſere Eiſenbahnen weg, allen Coterieen der Literatur unter den Augen vorbei, eine Reihe von Symptomen des Rückſchreitens durch unſer Decennium, die ein unbefangen prüfendes Auge nicht haben blenden können. Froh wurde von vielen Seiten ſchon die um ſich greifende Dämmerung begrüßt, und begierig ſtreckten ſich viele Hände darnach aus, um daraus den Schleier zu weben, den man der klug gewordenen Jungfrau Europa wieder um das Haupt ſchlingen wollte. Dem neuen Mittelalter mit ſeinem 1600jährigen Jubiläum der heiligen Urſula und ihrer Schaar von 11,000 klugen Jungfrauen, ohne eine einzige thörichte, mit ſeinen Wallfahrten nach Kevelar, ſtatt von Licht und Hermeſiſcher beſcheidener Vernunft, von den Strahlen erhellt, die auf den Wundermedaillen aus den Händen der heiligen Jungfrau Segen über die Gläubigen ſpenden, fehlte nur noch ein Prälat — ein Gebhard von Mainz in Verachtung weltlicher Staatsgewalt, ein Foulquet von Marſeille in Vertilgung hermeſiſcher Ketzerei, ein unerſchrockener Kämpe (ſiehe die Theſen, die die Bonnenſer beſchwören ſollten!) für die immaculata conceptio B. M. V. Clemens Auguſt beſtieg den erzbiſchöflichen Stuhl der hohen Kathedrale zu Köln, und die alte ehrwürdige Colonia verſprach das neue Montſalvatſch zu werden für die ganze myſtiſch-romantiſche Schule; hätten ſich nur noch einige goldene Stäbe, die, am Gewölbe des Domes aufgehängt, die Regierungsjahre des Metropoliten bezeichnen, den beiden erſten anfügen können, wir hätten ſie alle, in die Tarn- und Nebelkappe ihrer ſüßen Träumereien verhüllt, dort erblickt, umſchattet, im eigentlichen Sinne des Wortes, von dem Dämmerlichte, das durch die märtyrerblut-glühenden gothiſchen Fenſterroſen bricht in die rieſigen, poeſie-umſchleierten Hallen jenes Baues. Die heiligen drei Könige hätten ihnen, wie beim Arioſt Merlin aus der

Tiefe seiner Gruft Prophezeiungen sendet, die Wunder des Morgenlandes, wohin aus dem unwürdigen Occident der heilige Graal in des Priester Johannis Land sich entrückt, verkündet; Sanct Gereon's und seiner Gefährten Schädel hätten den zahnlosen, lange verbundenen Mund geöffnet und dem neunzehnten Jahrhundert Warnungsstimmen zugerufen, wie sie uns aus der „Christlichen Mystik" entgegentönen. — Schade um den Duft der Heiligkeit, der uns umflossen hätte, um die zehrenden Wirkungen scharfer Ostwinde zu neutralisiren — schade um die Balsamdüfte der Rosen von Damaskus, die unsere dampfverpestete Atmosphäre erträglich gemacht hätten.

Aber es ist ein Jahrhundert ohne Poesie, das unsrige, ohne Gemüth, das Jahrhundert seelenloser Maschinerieen! Wenn das Dampfschiff: „Prinzessin Marianne" den alten Vater Rhein, der zürnend hoch aufschäumt und das, was ihm zunächst liegt von dem Lande der frechen Menschenkinder, mit seinen Wogen peitscht, aus Ingrimm, daß sie ihm also auf dem Kopf zu tanzen sich erdreisten, hinunterrauscht, auf die hunderttthürmige mächtige Stadt Agrippinens zu, dann ziehen die Klänge des Schiffsglöckleins, die über den breiten Spiegel erschallen, die schwarzen Rauchwolken, die sich über die Thäler des Landes der Ubier verfinsternd dahinziehen, mehr wahre, gefühlte Theilnahme auf sich, als der dröhnende Klang der Glocken vom Thurme der hohen Kathedrale, die zu seufzen scheinen in ihren melancholischen Tönen über den Geist der Zeit; mehr, als die Weihrauchwolken, die der pontificirende Kirchenfürst am Altare emporsendet, wohin nur noch die Furcht und die Gewohnheit treiben. Ist es ein Wunder, daß in einer solchen Zeit die „Stütze der Kirche" von Bajonnetten gestürzt wurde, daß Gensdarmen jenen Stern der Zuversicht für die Ultramontanen haben glanzlos untergehen lassen in das Haus der Frau Vogler auf der Obermarktstraße zu Minden?*)

*) Wer mag unsere Zeit eine gemüthlose, seelenarme sein, aber gerade weil sie es ist, weil z. B. in dem Körper des Staats, besonders des deutschen, die Alle verbindende, zum Ganzen zusammenhaltende Idee des gemeinsamen Bürgerthums mangelt, weil er den Unterthanen eine Maschine ist, ohne warmes Leben, ohne Herz, nur da, um sie eigennützig zu seinen Zwecken zu gebrauchen — eine Ansicht, die freilich aus früheren

Die gute Frau, fährt unser Gewährsmann fort, ahnte gewiß nicht, für welche Hoffnungen ihr Haus das Grab werden sollte, als man ihr die Nachricht von der Einquartierung eines Erzbischofs, von seinem Kaplan begleitet, ankündigte, oder deutlicher zu reden, einer Art päpstlichen Generals und seines Adjutanten, die kriegsgefangen seien. Und obwohl sie fast geneigt war, das Ganze für eine Mystification zu halten, da sie nie etwas von einem zwischen den Truppen des Königs und des heiligen Vaters geführten Kriege vernommen habe, sah sie doch bald darauf den angekündigten ihr streng bewacht zugeführt.

Es war ein Mann von 65 Jahren, groß und stark gebaut: das Gepräge unwandelbarer Strenge und Hoheit der ernsten Stirne aufgedrückt, das früher dunkle Haar gebleicht, aber sonst blassen, farblosen Aussehens. Das Auge des Mannes dunkel und lebhaft; Entschlossenheit kündigten die schmalen, festgeschlossenen Lippen an und heroische Kraft und Muth die weitgeöffnete Nase; die Züge überhaupt markirt und männlich großartig. So gewann er in den ersten Augenblicken die Ehrfurcht seiner neuen Umgebung, die sich bald erhöhte, als ihm die Winterkälte Veranlassung gab, seinen Hang zur Mildthätigkeit gegen die Armen aller Confessionen zu entfalten; sonst aber schien jene, aus dem Betragen des jüngern Begleiters gegen den Erzbischof, auf keine große Subordination unter den Truppen Sr. Päpstlichen Heiligkeit schließen zu dürfen. Beide Männer aber zeigten eine ein ehrenvolles Zeugniß von ihrer innern Ueberzeugung und ihrem Gewissen gebende Heiterkeit und Sorglosigkeit, beinahe den frohen Sinn des Dulders für die Wahrheit. Sie wurden getrennt bewacht, bis zur Abführung des Kaplans nach Magde-

---

Zuständen und privatrechtlichen Ansichten von Fürstengewalt nur zu natürlich hervorging, und auch noch jetzt wol durch l'état c'est moi's gerechtfertigt wird — weil man in den westlichen Provinzen Preußens nicht fühlt, daß man Glied des preußischen Staates sei, und als solches diesem zugefügte Beleidigungen mitempfindet, sondern nur, daß man den Preußen angehöre — ist es erklärlich, daß die Entfernung des Erzbischofs von Köln, als feindliche Maßregel betrachtet, eine so allgemeine Erbitterung in den genannten Landestheilen hat hervorbringen können, die, noch immer nicht milder geworden, allen gegenseitigen Rechtfertigungsgründen hartnäckig ihr Ohr verschließt.

burg. Clemens August hegt eine Diogenische Verachtung gegen alles Ueberflüssige; seine Nahrung besteht fast allein aus gelben Wurzeln, roh oder gekocht, seine einzige Erholung ist das Billardspiel und die nie verlassene Tabackspfeife; damit und mit vielen andern Eigenheiten, die ihm anklebten, liebte er seit je einsiedlerische Abgeschlossenheit. Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle, sagt das Sprichwort. Mit breitrandigem Hute, in der einfachen dunkeln Tracht des katholischen Geistlichen, mit kurzem darüber gezogenen Spenser, sich am narkotischen Kraute labend, sah man ihn nur auf einsamen, unbesuchten Pfaden lustwandeln mit einem Stab oder Regenschirm den gemessenen, großen, wellenförmig bewegenden Schritt unterstützend. Seine Unterhaltung ist sehr lebhaft und, wenn mit Freundlichkeit verbunden, so, daß man darin das Nachgeben gegen die Convenienz fühlt. Er war früher Jäger. Man erzählt sich, ein Landgeistlicher der von ihm früher als Generalvicar verwalteten Diöcese Münster hatte sich einst zum Ausruhen in's Gras gelegt; da ertönte ein Schuß dicht hinter ihm, Schrotkörner ritzen seine gellenden Ohren. Wüthend springt der Diener des Friedens auf und eilt schmähend auf den Störer seiner Ruhe zu; als er darin seinen geistlichen Obern erkennt, erhebt er ungescheut seine Stimme, um gleich einem schottischen Presbyterianer Zeugniß abzulegen gegen das ungesetzliche Jagen der Geistlichkeit; ein Citat drängt das andere, bis der canonische Titel de clerico venatore erschöpft ist, wie die Zunge des Redenden, während die Halme des nahen Kornfeldes winddurchsäuselt ihm Beifall nicken. Der Generalvicar aber wandte sich schweigend ab, ließ den armen Geistlichen zu sich bescheiden und schwer seinen beleidigten Zorn fühlen; er erhielt nie auch die geringste Pfründe.

Der Leidensgefährte des Erzbischofs von Köln, sein Kaplan Michelis, ist eine lange, nach vorn übergebeugte Gestalt, mit markirten geistvollen Gesichtszügen; er entwickelte schon auf der Schule ein seltenes Talent und einen Fleiß, der ihn zum besten Schüler des Gymnasiums zu Münster machte. In der Cölestine des Herrn von Pfeilschifter für 1838 befinden sich einige lyrische Gedichte von ihm, das erste so hübsch, daß es

zu bedauern wäre, wenn er in seiner jetzigen quasi-babylonischen Gefangenschaft die Harfe an den Weiden der Elbe aufhängen wollte.*)

Obgleich diese Mittheilung von einem aufgeklärten Beurtheiler des Ereignisses kommt, so kann sie doch nicht verschweigen, daß die Rheinprovinzen sich in einer bedenklichen Aufregung befinden, und ich glaube, man thäte besser, dies in Berlin anzuerkennen und auf durchgreifende Abhülfe zu sinnen, statt in dorther kommenden Berichten die Rheinprovinzen für vollkommen beruhigt, friedfertig und trotz eines an einem Protestanten verübten Todtschlags für duldsam und nur das Gesetzliche liebend zu erklären. Die westlichen Provinzen der preußischen Monarchie haben eine weit lebhaftere Auffassung, als die östlichen; von der Geschichte bisher immer mächtiger ergriffen, als jene, haben diese Länder, wie die süddeutschen Territorien, sich ein freies Urtheil gebildet, das sich nicht mit jener Schroffheit bevormunden läßt, wie in den naiven, unpraktischen, vom Weltlauf Alles nur halb erfahrenden slavisch-deutschen Ostprovinzen der Monarchie. Welch ein Unterschied zwischen einem Bürger von Cottbus und einem aus dem kleinsten Fabrikstädtchen bei Aachen! Es liegt gerade darin, daß die Rheinprovinzen ebenso wie Süddeutschland von der Geschichte so vielfach in Anspruch genommen sind, der Grund, daß diese Länder ein schnelleres und klareres Urtheil über öffentliche Dinge fassen und durch Bevormundung eher verletzt als befriedigt werden. Die Rheinprovinzen sind sicherlich preußisch gesinnt; man darf dort nur reisen, um sich von der Aufrichtigkeit dieser Gesinnung zu überzeugen. Die reichen Fabrikanten und Kaufleute sind das, was man in Preußen Patrioten nennt, sie trinken die Gesundheit des Königs mit den aufrichtigsten Glückwünschen und würden sich bei etwaigen Colberger Belagerungen gerade wie der alte Nettelbeck benehmen. Sie sind der geregelten Verwaltung der Monarchie für den glänzenden Vorschub, den sie ihrem Handel und Gewerbe leistet, dankbar verpflichtet; Görres wird diese Erfahrung zum Theil

*) Ich erinnere an das 7. Kapitel des III. Buches meines „Zauberer von Rom".

ſelbſt ſchon am Rhein gemacht, ja empfunden haben, daß den Rheinländern ſchon früher ſeine Weisheit Thorheit ſchien. Indeſſen ſtimmen darin wieder alle glaubwürdigen Berichte zuſammen, daß man in den Rheinprovinzen nicht nur eine geſetzliche Aburtheilung des Erzbiſchofs wünſcht, ſondern ſich auch in ein unbehagliches Gefühl verſetzt findet, das durch die von Berlin aus kommenden Erläuterungen und Proclamationen nicht allſeitig beruhigt wird. Man vermißt die rechten Ausdrücke, man entbehrt, der Schwachen wegen, ungern der ſchlagenderen Facten, die mit einer gewiſſen Popularität vorgetragen werden ſollten, man wünſcht für das Ereigniß einen andern Geſichtspunkt, als den der Inſubordination eines Unterthanen; endlich beleidigt es, wenn die Rheinländer von Berlin aus immer in den dortigen Berichten ihre Geſinnung ſchon vorweggenommen und ſich als gleichgültig am Vorgange dargeſtellt finden. Ohnedies iſt das katholiſche Bekenntniß, wenn auch nicht mit Fanatismus ausgeſprochen, doch überall eine nahe liegende, in das innerſte Weſen der Familie und der Erziehung eingreifende Angelegenheit und reicht ſelbſt bei denen, die aufgeklärt ſind, bis in die innerſten Gemächer des Hauſes hinein. Der Katholicismus iſt dasjenige, worüber ſich Hoch und Niedrig, Reich und Arm, Herr und Diener am ſchnellſten verſtändigen und was das allen gleichmäßig Zugetheilte und auf alle die gleichen Anſprüche Richtende iſt. Und wie eben niemand für ſeine Geſtalt kann und ſelbſt der geſchmackvollſte Aeſthetiker, der wol beurtheilt, wie ihm Dies oder Jenes in ſeinem Antlitz läßt, doch, ſelbſt wenn es nicht ſchön wäre, ſich gekränkt fühlt, wollte man es in ſeiner Gegenwart für unſchön ausgeben; ſo wird der katholiſche Glaube, ſelbſt in der Form, die ihm der Erzbiſchof zu geben trachtete, wird die Allocution des Papſtes ſelbſt denen werth, die Bildung genug haben, um ſich zu überzeugen, daß die preußiſche Regierung weder der Lehre noch dem Sacrament entgegenhandeln will. Schließlich ſind die meiſt proteſtantiſchen und zum Theil oſtpreußiſchen Beamten ein noch immer allzu heterogenes und mit dem inneren Volksleben noch nicht verſchmolzenes Element der rheinpreußiſchen Geſellſchaft; Sitte und Ge-

wohnheit wie die dienſtliche Stellung, beides ſondert ſie von den Uebrigen ab und ſie handeln denn auch wol unklug genug, daß ſie in den größern Städen ihre eignen Clubs und Bälle halten, wo Alles gut Berliniſch und nach norddeutſchem Comment zugehen ſoll. Das Alles ſind Motive, die in einander wirken, um ſelbſt von den Geiſtesklaren und den Anhängern der Dynaſtie wahr zu machen, was von allen Seiten berichtet wird, daß in den Rheinprovinzen ein unbehagliches, dumpfes Mißgefühl herrſchte, das ſich am allerwenigſten dadurch beruhigen werde, daß man höhern Orts von ihm keine Kenntniß nimmt.

Auch iſt das Miniſterium gewiß weit entfernt, ſich über den Zuſtand des Landes zu täuſchen, oder die guten Rathſchläge derjenigen Altpreußen zu billigen, die ihm denſelben kurzen Proceß anrathen, der bei einer hochfahrenden Perſönlichkeit angewandt war. Das Miniſterium muß die Nothwendigkeit, die Gemüther am Rheine zu ſchonen, nur allzuſehr empfinden; denn ſonſt würde es ſchwerlich ſo viel Milde gegen diejenigen entfalten, die offenbar geiſtlich oder weltlich an der Lenkung der öffentlichen Stimmung betheiligt ſind. Der Fanatismus des platten Landes, deſſen Bewohner in die Städte dringen, um ihre angehenden Heiligen zu ſchützen, läßt ſich durch kein Mittel auf der Welt, und am wenigſten durch ein gewaltthätiges, beruhigen. Es macht dem Miniſterium Ehre, daß es das Außerordentliche des Momentes anerkennt und gegen die vielen ungeſetzlichen Aeußerungen, die da fallen mögen, und die offenkundig gewordenen Tumulte mit nachgiebiger Schonung, namentlich nicht mit langwierigen Unterſuchungen und Polizeimeiſtereien verfährt. Es wird noch mehr geſchehen müſſen; die Blätter werden vollkommene Freiheit erhalten, den Gegenſtand nicht blos zur Sprache, ſondern auch zur Beurtheilung zu bringen. Es iſt unglaublich, daß ſich die frühere preußiſche Maxime, in keinerlei Sinn, ſelbſt im zuſtimmenden nicht, Beurtheilungen der Staatsacte zuzulaſſen, jetzt nicht ſollte abgeſtumpft haben. Die officielle Sprache iſt bekanntlich nirgends beliebt, und alle Stimmen aus den Rheinprovinzen vereinigen ſich darüber, daß die bisher von Berlin

Uriel.

Wie wußteſt Du's?

Joel

(auch niedergeſchlagen).

Die Mutter

Will ſagen, daß der Bann Euch trennen muß.
Vom Widerrufe hat noch nichts verlautet.

Ruben.

Auch deshalb ſind wir hergekommen, Bruder,
Weil wir von Amſterdam mit unſrer Mutter
Uns nach dem Haag begeben wollen, künftig
An einem fremden Aufenthalt zu wohnen.

Uriel.

Ihr nach dem Haag? Mit unſrer blinden Mutter?

Eſther.

Was thut das mir? Ich denk' im Haag, ich bin
In Amſterdam! Hab' ich doch hier ſo oft
Mich an den Tajo wieder heimgeträumt.

Uriel.

Und warum ſolche Mühſal? Warum reiſen?

Joel.

Vergebung — theurer Bruder!

Eſther.

Sagt es nicht!

Ruben.

Der Handel, den vom Vater wir geerbt,
War raſch emporgeblüht —

aus geführte nirgends wohlgethan hat. Dies sucht man aber fälschlich in der Abfassung der Publikanden, die gar nicht anders sein können; es liegt nur in den Schwierigkeiten, die man noch bisher allen Blättern gestellt hat, die Aeußerungen der Regierung zu ergänzen und zu erläutern, Einzelnes zu bestreiten, um das Ganze desto eindringlicher zu machen, Wünsche und Warnungen auszusprechen und sich überhaupt in der Aufregung mitzufühlen, so weit diese wenigstens rings um Preußen herum das Ereigniß hervorgerufen hat.

Zwei politische Erfahrungen sind es zunächst, die, ohne widerlegt werden zu können, im Bewußtsein der preußischen Politik Entschlüsse der ernstesten Art zeitigen müssen. Selbst wenn das Ministerium nicht geneigt sein sollte, anzuerkennen, daß Cabinetsordres und Actenstücke in der wichtigen Angelegenheit ferner nicht ausreichen, sondern daß Institutionen und Gedanken an deren Stelle treten müßten, so ist doch erstens in Betreff der Rheinprovinzen deutlich genug durch ihre gegenwärtige Stimmung an den Tag gelegt, daß die Verschmelzung ihrer Gesinnungen mit denen der älteren Bestandtheile der Monarchie nicht vollkommen ist und es aller Orten in diesem Verbande noch an dem rechten staatlichen Einheitsbewußtsein gebricht. Das bindende Element der preußischen Monarchie ist bekanntlich dreifach: die Militairverfassung, das Beamtenwesen und die glücklichen Chancen des allgemeinen deutschen Zollverbandes. Aber wol nur die letztern möchten es sein, die in den Rheinprovinzen eine haltbare Springfeder bilden; die elastische Kraft der beiden andern Institutionen reicht dort nicht aus, die Militairverfassung nicht, weil sie lediglich nur nothwendig und eine harte Pflicht ist, das Beamtenwesen nicht, weil gerade in diesem die Verschiedenheit des Ostens und Westens täglich zur Schau getragen und dadurch die Verschiedenartigkeit erst recht zu einer Institution, einem immer sichtbaren Symbol gemacht wird. Daher muß in die preußische Monarchie etwas kommen, das diese drei Elemente zu einem Höhern vereinigt und das Ganze mit gleichberechtigter und freithätiger Selbstgesetzgebung umfaßt. Die Verschmelzung muß in einem

Höhern gesucht werden, wo der Ausdruck des Ganzen mit dem Ausdruck des Einzelnen stets in einem organischen Zusammenspiel sich befindet, in einem Bande, dessen beide Enden die beiden Bestandtheile der Monarchie selbst straff und beide verpflichtend anziehen. So wie sich bis jetzt nur die moralische Kraft Altpreußens am Rheine geltend gemacht hat, so muß auch den westlichen Provinzen möglich werden, ihre moralische Kraft auf den Osten zu werfen und für die empfangenen Eindrücke künftig eben so viele wieder zurück zu geben. Soll einmal ein organisches Ganze gebildet werden, so müssen alle Theile in einem freithätigen Gleichgewichte stehen und müssen sich wechselseitig mit gleicher Berechtigung bedingen können. Daß Paderborner in Posen als Soldaten stehen, daß junge Düsseldorfer in Marienwerder bei der Regierung Assessoren werden und die Crefelder Seidenwaren und Bielefelder Leinwand in Ostpreußen für Braut-Aussteuern Absatz finden, möchte schwerlich genügen, um jene dauernde Einheit des politischen Bewußtseins zu schaffen, die selbst über solche Zerwürfnisse, wie das gegenwärtige, triumphirend hinausreicht. Wer ist in Berlin für die Gesinnungen des Rheinlands verantwortlich? Welche Deputation kann der Regierung dasjenige garantiren, was die Beamten wol melden, aber nicht schaffen können? Wie allein könnte die am Rhein herrschende öffentliche Meinung sich in Berlin so stellen, daß sie unmittelbar zum Ohr des Königs dränge, eine gewisse Macht, sich nach ihrer Einsicht geltend zu machen, besäße, den treuesten Bericht über die herrschenden Stimmungen ablegte und bei Fragen der Gesetzgebung, wie eben bei der über die gemischten Ehen, einen Volkswillen ausspräche, der sämmtliche Allocutionen des Papstes aufwöge? Wie könnte allein die jetzige Frage über die Stellung der rheinisch-katholischen Kirche zu Berlin und zu Rom so gelöst werden, daß man sicher wäre, nicht ein aufgeklärtes Ministerium handle, sondern ein Volk, ein Staat, der sich in einer klaren und bewußten Idee zu erfassen sucht? Wie könnte mit einem Worte dem preußischen Staate ein concentrirtes politisches Bewußtsein gegeben werden? Ich nenne die Zauberformel nicht; sondern füge nur hinzu, daß sie

kein Traumideal, ſondern ein heiliges und wahrlich doch endlich einmal einzulöſendes Verſprechen iſt! *)

Geht das erſte Reſultat auf die Form, ſo geht das zweite auf den Geiſt. Die preußiſche Politik hat ſeit der Julirevolution allerdings mehr unbeſtimmt getaſtet und ſich in den meiſten politiſchen Fragen nur von einem glücklicherweiſe geſunden und praktiſchen Inſtinkt leiten laſſen. Sie hat trotz Münchengrätz und Kaliſch doch deutlich genug ſich nach Frankreich übergeneigt und keine der zudringlichen Liebkoſungen zurückgewieſen, womit Louis Philippe, um ſeine Dynaſtie zu befeſtigen, die öſtlichen Höfe heimſuchte. In Handel und Wandel iſt ſie aufgeklärten Principien gefolgt, in den Verbeſſerungen der Verwaltung und Geſetzgebung hat ſie nie die Verwandtſchaft mit jenen Ideen verleugnet, wodurch Friedrich der Große Preußen zu einer europäiſchen Macht erhob und durch die auch 1806 die zerſtreuten Kräfte wieder muthig eingeſammelt wurden. Und dennoch drangen durch dieſe Thatſachen oft Ideen und einige darauf begründete Maßregeln hindurch, die theils einen unbedingten militairiſchen Despotismus mit carliſtiſchen Sympathieen, hochſtelzigen Legitimitätsphantasmen und etwas anonymer Poeſie (Herzog Karl von Mecklenburg †), theils eine grelle Ideenverwandtſchaft mit den eben von München ausgehenden mittelalterlichen Reactionen (Berliner politiſches Wochenblatt) verriethen. Das weſtphäliſche Ritterfähnlein, ſo gen Berlin zog, konnte vorausſetzen, daß es nach dem, was als immer mehr um ſich greifende Regierungstendenz ſeither verlautet war, mit offenen Armen würde empfangen werden; die Ritter waren auf das Wochenblatt abonnirt, ſie hatten rheiniſche Majorate durchgekämpft, ſie konnten theilweiſe auf einen Sitz in der preußiſchen Pairskammer rechnen, die allerdings von der mittelalterlichen Reaction nach engliſchem Zuſchnitt würde genehmigt worden ſein. Nun wiſſen wir nicht, ob es der von Görres S. IV geſchilderte Geiſt der preußiſchen Re-

*) Spätere Anmerkung. Noch 8 Jahre dauerte es, bis der „Vereinigte Landtag" einen Abſchlag auf die Erfüllung dieſes Verſprechens, ſtändiſche Vertretung, brachte.

gierungsmethode oder eine heilige vom Genius des Jahrhunderts ergriffene Entrüstung über die Anmaßung der Mitarbeiter des Wochenblatts war, die den Rittern überall, wo sie Anklang erwarteten, blos ein heruntergelassenes Fallgitter zeigte. Möchte es die letztere gewesen sein! Möchte man einsehen lernen, daß Preußen ein Staat der Abstraction ist, der sich lediglich durch die zu übernehmende Initiative der politischen und religiösen Aufklärung und des sich überall Bahn brechenden freien Gedankens frisch und grün erhalten kann. Es konnte dem Liberalismus keine größere Genugthuung werden, als dieser Widerspruch dessen, was die preußischen Staatsmänner vielleicht denken, und dessen, was sie thun müssen, der Widerspruch ihrer Principien und ihrer außerhalb derselben einzig und allein zu lösen möglichen Aufgabe. Wir verlangen keinen plötzlichen Anschluß von oben her an irgend eine der herrschenden Tendenzen; wir haben an dem Eindruck der Worte „der Erzbischof stünde mit zwei revolutionairen Partheien im Bunde" genugsam erlebt, wie mißlich es ist, in die schwebende Angelegenheit das nicht blos an und für sich allgemein als gehässig Gestempelte, sondern überhaupt etwas weltlich Tendenziöses hineinzuziehen; aber wir sind auch eben so überzeugt, daß diejenigen Staatsmänner, welche etwa das nackte Beamten-Princip hätten, Vermeidung der Extreme und nur Herrschaft der Obrigkeit, die kritische Lage der Dinge nicht verstehen und in dem Falle, daß der Papst sich nicht abfinden läßt und in römischer Weise Decennien hindurch auf seinem Willen beharrt und einen unaufhörlich lodernden Brand anschürt, sicher auch diese Lage niemals heilen wird. Das Kölner Ereigniß hat consensuell alle übrigen schlummernden Empfindungen, Vorlieben und Tendenzen Deutschlands geweckt, und ein Gewühl von Meinungsabgaben und Zumuthungen steht bevor, das die Staatsmänner wol zwingen dürfte, nicht im Interesse der Staatsmaschine und der loyalen Conduite zu verfahren, nicht die allbekannten schwarzen Adler mit Krone und Scepter, sondern Gedanken und die flammenden Symbole des Zeitgeistes in ihre Banner zu wirken.

Sollte der Görres'ſche Athanaſius einen Fürſten finden, der ſich in die architektoniſchen Entwürfe deſſelben verliebt und ſie im gothiſch byzantiniſchen Style ausführen läßt, ſollte die von München aus zu erwartende hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift, zu deren Herausgabe ſich zunächſt ein Convertit, Herr Phillips, und des Alten vom Berge „blondgelockter" Sohn Guido, der Verfaſſer einer Lebensgeſchichte der Jungfrau von Orleans, mit vielen Münchner Profeſſoren und Akademikern verbunden haben, Theorieen aufſtellen, welche das Programm einer katholiſchen Fürſtencoalition, eines in ſeiner Art neuen Rheinbundes bildeten und von einem Fürſten genehmigt würden, von dem verlautet, daß er für den Erzbiſchof von Köln ſein Ritterſchwert in die Wagſchale (auch Blondel, der Richard Löwenherz befreien wollte, war ein Dichter) legen wird; ſo ſtünde ein Zerwürfniß bevor, bei welchem Preußen ſeine natürlichen Verbündeten bei allen denen ſuchen muß, die eine kräftige, durch freiſinnige Inſtitutionen zuſammengehaltene Einheit des Vaterlandes wünſchen, die der deutſchen Nation die ihr gebührende Initiative aller Fragen des Lichtes und der Aufklärung ſichern wollen und die trotz des ſpröden und nicht ſelten feindſeligen Geiſtes, der mitunter von Berlin gekommen iſt, trotz der ruſſiſchen Allianz, trotz der leidenſchaftlichen Feldzüge einiger berliniſcher Staatsmänner gegen das moderne Schriftweſen, doch ſo lange noch auf Preußen ihre Hoffnungen ſetzen werden, als dieſe Monarchie durch das Zuſammentreffen der Umſtände immer wieder daran erinnert wird, daß ſie nur *einen* Schwerpunkt, nämlich das *deutſche* Vaterland hat, daß ihre Vergangenheit viel zu geringfügig und jung iſt, als daß ſie auf dieſelbe mit einer jetzt in den Cabinetten ſo beliebten phantaſtiſchen Koketterie zurückblicken könnte, daß ihr Terrain nur in der Zukunft liegt und ſie die Aufgabe hat, das Gediegene und nur leider Zerſtreute der kleinern deutſchen Staaten und Stämme vor Europa zu einer impoſanten Geltung zu erheben. Deutſchland kann zu ſeiner Einheit durch eine ſtaatsrechtlich ausgebildete *Hegemonie* kommen, und wer würde dieſe nicht an Preußen übertragen wünſchen, wenn es durch Grundſätze regiert wird, welche die Kraft der Nationen in ihrer größtmöglichen Selbſt-

bestimmung und in dem Rechte der Vertretung finden! Der Vorhang ist im Aufzuge begriffen; wir wollen sehen, wie das Stück gespielt wird!

Nun aber drängt die Zeit, daß diese Blätter Freund und Feind begrüßen. Mit Schmerz ringe ich mich von einer Gedankenverbindung los, welche, ich ahne es, bei den Wenigsten, für die sie bestimmt ist, jetzt schon Beifall finden wird; doch sollte auch keiner dieser Funken da zünden, wo doch Stoff genug dafür vorhanden wäre, dann habe ich wenigstens das Herz durch all' die Thatsachen erleichtert, die im Auftrag des ringenden und das Höchste erstrebenden Jahrhunderts gegen die aus einem dumpfen Gemäuer krächzende Eulenstimme des „Athanasius" geltend gemacht werden mußten. Ist es für die Formen noch nicht Zeit, so ist es doch immer Zeit für die Gedanken; und vor dem scharfen Zugwinde dieser Gedanken unserer Epoche hält sich höchstens nur eine Fackel: jede kleine brennende Klosterkerze, die in die dumpfen Kellergewölbe des Mittelalters hinunterleuchten soll, wird von dem scharfen Luftstrom, der durch die leeren Fenster der Ruinen bläst, ausgelöscht. So tappe Görres nur wieder in seine Zelle heim und lasse den Schatz von denen heben, die nicht alte Büßerformeln dafür murmeln, sondern sich dazu frisch geschnittener Haselstauden und duftender junger Springruthen bedienen. Die unbegrabenen Spukgestalten, die alten Institutionen mit gebrochenem Auge und noch nicht verwestem Leibe, die Gespenster der alten Zeit, welche den in der Dämmerung heranschleichenden Mönch Görres begleiten, schrecken uns nicht; Hahnenruf ertönte schon mehr als einmal, und noch eine kurze Weile, so müssen die Todten in alle ihre Gräber zurück und die aufgehende Sonne giebt uns sicher den Muth, uns des Lebens und des Lichtes zu freuen.

Es ist schwer anzugeben, wo wir stehen; aber wo Görres steht, das zeigt der lange dunkle Schatten, den er wirft, im Licht der scheidenden Abendsonne. Wir wissen nicht deutlich, wie wir bedacht sind, nicht sicher, was uns die entfernte Zukunft bringen wird; aber Alle wissen wir, daß die Irrlichter, die in der Weltauffassung eines Görres tanzen, eine unsichere,

feuchte Moorgegend bezeichnen, die wir vermeiden werden. Wir wollen uns am scherzhaften Gemisch von Weltlich und Heilig erfreuen, das dem Mittelalter einen so poetischen Humor gab; wir wollen die Andacht der Heiligen bewundern, die italienischen Gemälde höher schätzen als die niederländischen, vor der Erhabenheit des Kölner Domfragments staunen, aber weder diesen durch den Glauben vollenden wollen (Kunsteifer mag seine Lust daran haben!), noch im ganzen Mittelalter etwas Anderes finden, als eine historische Entwicklungsstufe der Menschheit, die sich überlebt hat. Wir haben nicht im Leben so viel Irrthümer begangen, wie Görres, sind von hundert Eindrücken des schwankenden Lebensfahrzeugs nicht wie eine Hängematte hin und her geschaukelt worden, um am Abend unserer Tage, um wenigstens etwas Sicheres zu haben, ein elfenbeinernes Crucifix an unsere sterbenden Lippen drücken zu müssen, wo der Krampf des Verscheidens Liebe und Inbrunst scheint. Wir wissen nicht, wo wir stehen; aber wohin wir an Görres' Hand gerathen würden, das wissen wir.

Führen würde er uns in jene dumpfe Klosterzelle, in welcher der Athanasius geschrieben scheint. Ein enges stickiges Gemach beängstigt unsere Brust. Dort eine Pritsche und einige wollene Decken, um darauf zu schlafen, und ein Bündel Stricke, um täglich dreimal von dem liebenden Nachbar nebenan, dem Bruder Ringseis, oder gar dem schon in der Jugendblüthe verwelkten, um alle freie Gedankenentwicklung betrogenen Novizen, dem eigenen Sohne Guido, gegeißelt zu werden. An der Wand ein schwarzes Kreuz von Ebenholz, der Erlöser von Elfenbein daran, die Wunden und Nägelmaale durch rothe Farbe angedeutet; darunter Maria aus Gyps, mit Lackfarben bestrichen. Neben dem kleinen Ofen liegt ein Ballen Bücher, seine eigenen früher geschriebenen, die der Mönch Görres zur Buße als Feuerung gebraucht. Ein mittelalterliches Breviarium auf Pergamentblättern ist die einzige Lectüre, die er sich gestattet. Ausgeschnittene und bunt gemalte Heiligenbilder liegen als Paginazeichen darin, und zuweilen kniet der Mönch vor einem derselben nieder und betet und beichtet. Etwas Backwerk

aus dem nahegelegenen Ursulinerinnenkloster steht unter einem Tuche verdeckt, das eine Copie des Schweißtuches der heiligen Veronica sein soll. Rings hängen an den Wänden zierliche Nonnengeschenke, seidene Kissen mit silbernen Borten, kleine Eier, die sich öffnen lassen und wo als Sinnbild der Generatio aequivoca ein Ei in dem andern liegt. Auch hängen Muschelhut und Pilgerstab für eine noch projectirte Reise nach Rom an der Wand, und durch die kleinen Fenster zittert ein grüner Schatten von einem Kirchhofsbaume herein, der die Zelle vollends verdunkelt. Will auch einmal ein Vogel auf ihm zu singen beginnen, so weint Bruder Nepomuk Ringseis nebenan oder winselt Guido, der Novize, da sie eben gegeißelt werden, oder die Glocke ertönt und ruft zum Horasingen die alte Stimme, die einst das Ça ira mitgesungen, und jetzt als Ministrant auf die Stichwörter des Messelesers horchen und mit den heiligen Responsorien einfallen muß.

Görres, umgekehrt dem Franzosen Chabot gleichend, der erst Kapuziner und dann Jakobiner war, hat sich auch durch seinen Athanasius des Kapuzinergenerals Lorenz von Brundusium würdig gezeigt, der alle Krankheiten der Zeit und der Welt heilte und nur seine eigenen, heftigen Steinschmerzen, nicht heilen — wollte, weil die Krankheit ja seiner Seele besser zusagte, als die Gesundheit; er hat sich würdig gezeigt des Kapuziners Seraphini de Monte Granario, der, um nur verspottet zu werden, Alles verkehrt anfing, Suppe mit der Gabel, Fleisch mit dem Löffel aß, der seine aufgesprungenen nackten Fußsohlen wie Stiefel behandelte und sie mit Ahle und Draht zusammenflickte, und der selbst den Schimpf ertrug, wegen seiner mit bunten Lappen geflickten Kutte für einen Harlekin zu gelten. Dort stehen sie in dem Refectorium, die Münchner Convertiten und Neophyten; die Einen haben unter ihren auf einen Rost gelegten Priesteruniformen ein Feuer angezündet, die Secouette genannt, und vertilgen das Ungeziefer in dem wollenen Tuche; die Andern kommen vom Terminiren heim und schütten ihre Quersäcke aus; Andere müssen zur Strafe Pönitenz üben und lecken ein Kreuz in einem Aschenhaufen, müssen sich in einem gescheuerten Kessel spiegeln oder, wenn sie unreinlich

waren, ſich den Bart mit einem Gartenrechen kämmen. Und obgleich die Kapuziner die ſtrenge Ordensregel haben, daß ſie keinen Ueberläufer in ihren Reihen dulden, ſo wandelt doch, des weltlichen und heiligen Gemiſchs ſich freuend und die Religion auch als Sache des Humors geltend machend, Görres behaglich unter ihnen und murmelt gebückt, ſtill und ergeben ſeinen Roſenkranz.

Doch fort aus dieſer dumpfen Clauſur der Aberwitzigen! Hinaus an Gottes freie Luft! Selige Gefühle geiſtiger Geſundheit umfächeln uns; wir trinken Muth des neuen Lebens, wie der Dichter ſagt, und baden, zuverſichtlich auf die Zukunft bauend, unſere in jenen ſchwülen Mauern beängſtigte Bruſt im Morgenroth; mit voller Wahrheit die Seligkeit jener Verſe genießend, wo es mit treffendſter Anſpielung auf Reactionen und Görres'ſche Umtriebe heißt:

Vom Eiſe befreit ſind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter, in ſeiner Schwäche,
Zieht ſich in rauhe Berge zurück.
Von dorther ſendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eiſes
In Streifen über die grünende Flur —
Aber die Sonne duldet mehr kein winterlich Weißes,
Ueberall regt ſich Bildung und Streben,
Bald, bald wird ſich Alles mit Farben beleben!

V.

Leo's Sendschreiben an Görres.

1838.

Leo ist gewiß ein gelehrter und geistreicher Mann, aber seinem ganzen Wesen nach Renommist. Görres spricht doch seine Ueberzeugungen wenigstens als Gemüths- und Nervenstimmung aus, sie haben an seinem Bildungsgange eine gewisse Wahrheit; Leo dagegen ist mit Bewußtsein Sonderling, er thut sich etwas darauf zu Gute, verkehrter zu sein, als die Andern, er würde sich oberflächlich vorkommen, wenn er mit jemand übereinstimmte. Görres richtet sich gern an das Volk, d. h. an eine Allgemeinheit, die er sich als Volk vorstellt. Leo muß unter Studenten sein, muß auf dem Katheder stehen, in seine Theorieen manchmal eine Zote mischen dürfen. Görres ist witziger und phantastischer als Leo. Leo nur gröber und gelehrter.

Leo beginnt sein an Görres in der Kölner Angelegenheit gerichtetes Sendschreiben, das viel Gutes, Schönes und Belehrendes enthält, mit der Beschreibung einer psychologischen Complexion, die ihn manchmal überkäme und das Verwandte oft als Verwandtes und plötzlich wieder als Wildfremdes erscheinen lasse. So wären ihm Haller, Görres, das Berliner politische Wochenblatt manchmal wie Vater und Mutter und oft wieder wie bloße Caricaturen seiner Freundschaft. Leo stellt dieses Traumphänomen als ein mystisches fait accompli hin und vergißt, es zu erklären. Die Erklärung würde ihm auch schwer werden, da wenigstens die richtige mit seiner un-

Uriel.

Du ſelbſt Senſal
Und Zwiſchenhändler an der Börſe!

Ruben.

Jetzt —

Uriel.

Man iſt Euch feind — um mich?

Joel.

Es zeigt ſich ſo.
Weil man es fühlt, daß Dich und deinen Geiſt
Der Bannfluch wenig drücken wird und hindern,
So läßt die Feindſchaft nicht, doch irgendwo
Die Wirkung ihres Sieges zu verſpüren.
Da trifft es uns.

Eſther.

Nicht mich, mein Sohn — nicht mich!

Ruben.

Im alten Wirken ſind wir wie gelähmt,
Man weicht uns aus, man ſteht uns keine Rede,
Ein Jeder fürchtet ſich uns nur zu grüßen;
Von Handel, von Geſchäften kann dabei
Nicht ferner Gutes zu erwarten ſtehn,
Und ſo ſind wir entſchloſſen auszuwandern.

Uriel
(für ſich).

O Ahasveros!

Eſther.

Gerne will ich wandern

wahren Geistesrichtung hätte collidiren müssen. Das Phänomen, das Leo beschreibt, wiederholt sich bei allen Denkern, die kein System haben, sondern nur geistreich sein wollen. Immer nur das Abenteuerliche und Originelle suchend, immer mit burschikosen Reithosen und Kanonenstiefeln in dem Gedankenreiche renommirend, verschmähen sie die Füllsteine regelmäßigen Denkens, verschmähen sie das minder Ansehnliche und Bedeutsame und vergessen, daß letzteres oft wichtiger ist, als ein spitzer Eckgedanke. Es fehlt Leo an den Verbindungen seiner originellen Ideen; er weiß sie aus keinem dauernden sichern Fundamente und keinem ebenmäßig ausgeführten Risse zu entnehmen. Leo hat Geschichte und Detail genug im Kopf, um einer frappanten Idee, die ihn blendet, sogleich eine passende Anwendung und Unterhaltung des Lichtstoffes zu geben; aber es kann etwas bewiesen, anwendbar, politisch sein und wird doch für den, der die nothwendigen Verbindungsglieder dazu aus der Theorie und einem innern heiligen Denken und Weben nicht entwickeln kann, eine Last, Unbequemlichkeit, Inconsequenz, selbst Lüge. Der geistreiche Mann, der nur Apercüs auffindet, wird sich nie die Miene geben, als besäße er ein System; Leo aber thut es, weil er die Geschichte auszubeuten versteht und weil in der Politik, seiner Nebenwissenschaft, für alle möglichen Thorheiten in der Welt alle Anknüpfungen gegeben sind. Görres wird sich weit leichter an verwandte Stimmungen accommodiren, weil sein Denken Fühlen ist. Leo aber wird dasselbe wollen und dasselbe thun, wie Andere, und immer sich verwahren, daß es doch nicht dasselbe sei. Professoren, zumal wenn sie von der Welt abgeschnitten sind, z. B. in Halle leben, wo nur die Saale fließt und alles Uebrige stillsteht, in Halle, wo all' die großen historisch-politischen Theorieen und Weltverbesserungen blos in die Collegienhefte der Studenten fallen, geistreiche Professoren werden in Halle Renommisten werden.

Das Meiste, was Leo gegen Görres vorbringt, hat lediglich Sinn und Werth für das originelle Wesen Leo's. Es sind hier zwei feindliche Brüder aneinander gerathen, die beide als Braut von Messina den Rückwärtsgedanken lieben und

sich nicht vereinigen können. Leo's Beweisführung ist mehr drollig, als überzeugend; mehr unterhaltend, als entscheidend. Die Görres'schen Paradoxieen überbietet er durch noch größere. Er sagt, der Katholicismus sei der eigentliche Stamm, von welchem der zerfressende Rationalismus ausgegangen sei, und weiß dafür sogleich einige Bücher zu citiren, die mancher Andere nicht gelesen hat. Man muß schon Miene machen, als sei diese Doctoranbustheſe wahr. Gerade das geringe Gute, das der Athanasius enthält, ist nach Leo das Schlechteste daran; eine Behauptung, die für einen deutschen geistreichen Professor nicht anders ausfallen kann. Alles, was ferner Görres dem Preußenthum vorwirft, macht Leo zur Retourkutsche des Papstthums. Auch hier liegt keine innere, sondern nur eine rhetorische Wahrheit zum Grunde; denn wer fühlt nicht, daß Preußen für seine möglichen Fehler, die vom Jahre 1714 stammen, weit zurechnungsfähiger sein müßte, als das Papstthum für die seinigen, an deren Ausbildung fast zwei Jahrtausende gearbeitet haben! Zu diesen hübsch zu lesenden, aber wenig entscheidenden Wendungen gehört auch die Auffassung des Kölner Handels als eine Fortsetzung des Kampfes zwischen Guelfen und Ghibellinen, eine Vergleichung, die Leo mehr gilt, als ein bloßes Phantasiespiel, die er sogar, sophistisch genug, in das Bewußtsein der preußischen Regierung, als in diesem völlig ausgebildet, hinüberzuspielen sucht. Man bewundert oft die geistreiche Art des Professors, sich für dumm zu benehmen, gerade wie Dahlmann eben so naiv in seiner Politik bei der Emancipation der Juden sagt, er hätte davon einmal gehört. Was handgreiflich aus der Sonne kommt, leitet Leo aus dem Monde her, nur um seinem Gegner Renommage und Malice zu zeigen. Er sieht ihn von der Seite an, wo er doch Augen hat, sie ihm beide zuzuwenden; ich gestehe, es gehört die rüde Arroganz deutscher Professoren dazu, an jemanden ein Sendschreiben zu richten, ihn fortwährend „hochverehrtester Herr!" anzureden und dabei rechts und links zu maulschelliren und mehr als Esel, denn als Gegner zu tractiren.

Wer die aus Idiosynkrasieen und Antitheſen zusammen-

geſetzte Natur Leo's kennen lernen will, hat nur nöthig, S. 33 zu leſen, was da über die zimperliche Scheu vor dem Blute geſagt iſt. Er will eben eine Gräuelthat des religiöſen Verfolgungsgeiſtes erzählen und leitet ſie mit der Bemerkung ein, daß die, welche ſie begingen, vielleicht ihrer Klarheit und Conſequenz wegen eher Bewunderung verdienten und er überhaupt zu denen nicht gehöre, welche kein Blut ſehen können. Ich glaube, daß hier gerade das herzloſe Verbindungsmedium aller der einzelnen Paradoxieen Leo's und ſeiner Geiſtesgenoſſen und offen genug die ſtudentikoſe Stufe klar wird, auf welcher ſich der gelehrte Mann befindet. Ich glaube recht gern, es gehört zur nothwendigen Entwicklung eines durch die Geſchichte gebildeten Charakters, daß man ſich in einem gewiſſen Jünglingsalter jenen Terrorismus der Gefühle aneignet, der ſelbſt das Blut nicht ſcheut, wo es ſich nämlich um Tapfres, Großes und Hiſtoriſches handelt. Ich glaube aber auch ebenſo, daß ſich nach dieſer ſtarren Periode allmälig wieder auf das Gemüth eine ſanfte Wärme und Zartheit ergießt, die den Rigorismus überwindet und dem Gefühl für Schmerz und Leid wieder Raum giebt. Wer wäre nicht einmal auf dem Studentenſtandpunkt geweſen, die Guillotine für einen nothwendigen Geſchichtshebel zu halten und die Herder'ſche Humanitätsphiloſophie Nervenſchwäche und Hyſterie zu nennen? Man kann ſich lange in dieſem Bramarbaſiren glücklich und groß fühlen; aber es iſt einem freien und ſchönen Charakter unmöglich, dabei zu verharren. Das künſtlich erfrorne Herz gerinnt wieder und die ſtarren Gefühle löſen ſich in menſchliche Empfindung auf. Man muß das Blutſpucken, wie ich jenes Leo'ſche Renommiren nennen möchte, überwunden und ſelbſt mitgemacht haben, um zu fühlen, auf welcher niedern, herzloſen, hölzernen Stufe der Charakterbildung Leo ſich noch befindet. Das iſt ganz der in den Flegeljahren ſtecken gebliebene Student, der ſich zwar viel gelehrtes Zeug angeeignet hat und geiſtreich und geſcheidt genug für ſein Handwerk iſt, den aber die mächtige Hand einer höhern Weihe nicht berührte, der einen Charakter ſchmutzigen, ungewaſchenen und ungekämmten Antlitzes behalten hat und dieſen nimmermehr zum Frommen der Wiſſen-

schaft, sondern nur zur Belustigung der Halleschen Studenten sein Lebtag hindurch entfalten wird. Um wie viel höher steht ein wahrer Geschichtsforscher und Philosoph, dem die Sonne der untergehenden Geschichtsepochen das Antlitz verklärt, dem ein heiliger Ernst um die Schläfe weht, dem der Engel des Friedens und der Weisheit in seinen Unterhaltungen mit der Nation die Feder führt! Man vergleiche dies Ideal mit jenem Professor, der sich auf dem Katheder wälzt und seine Sätze mit der Phrase einleitet, er gehöre zu denen nicht, die kein Blut sehen können! Es ist wahr, Frankreich und England haben keinen Gelehrten, der so geistreich, durchgebildet, originell wäre, wie Leo und ihm verwandte Geister; aber wenn uns diese Länder verwundert fragen würden, wie es komme, daß wir bei solchen geistigen Besitzthümern in unserm öffentlichen Leben nicht stärkere Spuren davon tragen, so wollen wir beschämt niederblicken und uns gestehen, daß diese unsere Edelsteine roh und ungeschliffen sind, daß man auf den kleinen deutschen Universitäten bei ihrer überlebten Verfassung zwar recht gescheidt werden kann, aber für die Erziehung zum höhern Seelenadel und zur echt humanen Charakterbildung dort so gut wie nichts gewinnt.

VI.

Görres' Triarier.

1838.

Es war zu erwarten, daß Görres nur denjenigen Gegnern seines Athanasius antworten würde, die ihm Gelegenheit boten, entweder an ihnen seinen Witz zu üben oder eine Reihefolge der unerquicklichsten, dürrsten, stockigsten Erörterungen über kirchenhistorische und dogmatische Gegenstände auszuspinnen. Diese letztern nehmen in den Triariern einen Raum ein, der einem unabsehbaren, eben aus einer Ueberschwemmung aufgestiegenen Kirchhof gleicht. Die Gräber sind aufgerissen, die Kreuze und Denkmäler liegen mit den Knochen zusammen, die von ihnen verherrlicht werden, Särge und Gerippe bilden ein fürchterliches, vom Mond fahl beschienenes Chaos der Zerstörung und Verödung. Mit Furcht und Schrecken flieht man diesen Ort. Man glaubt in dem Dunst zu ersticken, den hier die Gräber der Zeiten und eines alten Glaubens ausathmen. Man eilt an den ersten freien Ort, wo wieder die Lebendigen wohnen, verhüllt sein Angesicht und bemitleidet einen unstreitig im Meisten freimüthigen Charakter, der so den Moderduft des Gewesenen und Verwesten wie Rosenduft einathmen kann, der so über Kirchenthum und Glaubensfragen sich einem Wahn hingiebt, den man nur am Bettelmönche noch möglich glaubt, der so über das Abendmahl, über den Gott in pyxide, über den Aufbau der Hierarchie und das Verhältniß der Kirche zur natürlichen Ordnung der Dinge Alles unterschreibt, was ihm

die Pfaffen darüber vorlegen. Die Verhandlungen dieſes Buches mit Leo und Marheinick ſind dem Geiſte unſerer Zeit gegenüber ein grauenhafter Anachronismus. Zu Bologna, auf der Sorbonne, in Ingolſtadt mag man einſt ſo verhandelt haben, wie Görres hier über das Abendmahl und die ſieben Sacramente ſpricht. Man läßt das Buch ſinken und fragt ſich: Bin ich denn in dem Grade unkirchlich und unreligiös, daß ich, wenn ich einen geiſtreichen Mann in dieſer Weiſe vom katholiſchen Glauben reden höre, nur meines Unglaubens wegen darüber vergehen möchte? Oder liegt die Urſache dieſes lähmenden Gefühls, das mich beſchleicht, nicht vielmehr in dieſem bodenloſen Abgrunde poetiſirenden Aberglaubens, in welchen ſich ein Mann aus Vorwitz und polemiſchem Muthwillen ſtürzt und der nur deshalb ſeine Sache übertreibt, um den großen Antheil, den er an ihr nimmt, zu rechtfertigen? Und Görres trägt auch an dieſem Nebel und Rauch, den er ſeinen erhitzten Kopf ausdampfen läßt, die Schuld nicht allein; Leo hat einen großen Theil dieſer Anachronismen mit zu verantworten. Leo, ſtatt den Fortſchritt der Vernunft und die Befreiungen des Liberalismus auf die Fahne ſeiner Angriffe gegen Görres zu ſetzen, gab vielmehr dem Athanaſius mit der einen Hand zwar die gröbſten Fauſtſchläge, mit der andern aber drückte er die ſeines Verfaſſers und gab ihm das wieder zum Erſatz, was ihm jene genommen. All' die Thränen, die Leo über das Verkommen der Kirchenzucht und die nur noch polizeiliche Einheit der evangeliſchen Kirche vergoß, mußten Waſſer für die Mühle des Athanaſius werden. Görres hatte leichtes Spiel, wo ihm ein ſolcher Gegner entgegenkam, der im Hiſtoriſchen mit ihm unter einer Decke ſteckt, nur daß er an den Proteſtantismus und Preußen, Görres an den Katholicismus und Rom ſeine frommen Harlekinaden anknüpft. Sie ſtreiten ſich, wer Guelphe, wer Ghibelline ſei, und rücken ſich mit Gründen auf den Leib, die ihrem Kampfe nur das Anſehen eines Scheingefechtes geben. Wäre nicht Leo's Natur eine rohe, liebloſe, renommiſtiſche, der gemüthreichere Görres würde ſich bald mit ihm ausſöhnen; denn der Boden, auf dem beide ſtehen, iſt ein und derſelbe, ihr Dreſchen gilt einem und demſelben leeren Stroh.

Die Principien, nach welchen Görres seinen Athanasius geschrieben, konnten, als sich gegen ihn das Streiten erhob, füglich ohne Widerlegung bleiben. Denn in diesem mystischen Gebäude liegt ein Stein auf dem andern und das Ganze hat eine Einheit, die für den, der darin hauset, unzerstörbar ist. Um solche Principien, wie die Leo-Görres'schen, zu widerlegen, kann man nur den Rath Jean Paul's befolgen: Willst du ein System widerlegen, so baue neben ihm ein anderes auf! Widerlegt mußten nur werden die Eingriffe dieser Phantasmen auf vorliegende Fragen der Geschichte und des gesellschaftlichen Lebens. Männer wie Leo und Görres bekehrt man nicht, jenen nicht, weil er in Allem Sonderling sein will, diesen nicht, weil sein Glaube Sache des Gefühls und gewisser in ihm versteinerten poetisch-phantastischen Anschauungen ist. Nur unsere Geschichte, unsere geistigen Errungenschaften, unsere Denk- und Glaubensfreiheit waren es, die wir vor der unberufenen Einmischung sichern mußten. Ja das, was Görres von politischen Anspielungen auf seine Heimath und von sonstigen Localfärbungen in seinen Athanasius hineinblitzen ließ, konnte ihm allein den Donner der Erwiderungen wecken; das Uebrige, was Construction, Fügung, Perspective in dem Buche war, das hat wol weder das Rheinland, noch die katholisch-kirchliche Parthei selbst verstanden oder gebilligt.

Indessen gerade diese Zuthat einer Theorie, die man selbst katholischerseits nur des Streites wegen mit in Kauf nahm, wird von Görres in den Triariern so sehr zur Hauptsache erhoben, daß diese von allen Partheien nur werden für eine schwache Nachgeburt des Athanasius gehalten werden. Höchstens steht Görres in dem, was er gegen Bruno's „Kern und Schale" (eine Schrift, die Schale ohne Kern ist) sagt, auf dem Gebiete, wo ihn seine Freunde erblicken mögen. Das Juristischpolitische ist es, wo die Görres'schen Raketen zünden. Die Glaubenssache ist es nicht, die das Rheinland aufregte; sondern das, was Görres in seinem ungedruckten Manuscript: Fall der Religion Glauben an den Glauben nennt, das äußere Interesse, das man an einem Innerlichen nimmt, wenn diesem Unbill droht. Wie es 1812 war, so

iſt es 1838 noch; was Görres damals vermocht hat, mit Wehmuth einzugeſtehen, daß das religiöſe Bewußtſein ſich nur noch auf den Glauben an den Glauben beſchränke und mithin das Leben im Glauben ſelbſt, die Unmittelbarkeit der religiöſen Hingebung erſtorben ſei, das hat ſich zur Stunde noch nicht geändert, weil es ein Symptom der in den Gemüthern unſerer Generation entſtandenen Frage iſt: Was iſt „Bleibendes, was Vergängliches" am Chriſtenthum? Und dies Symptom iſt um ſo gewiſſer, als wir ſeit 1812 eher eine religiöſe Erneuerung und Verinnigung, als Verflachung unter uns walten ſahen. Wir ſtehen noch immer nicht mehr unter dem Glauben, ſondern nur noch unter dem Glauben an den Glauben. Dasjenige Intereſſe, welches in den katholiſchen Ländern der Erzbiſchof von Köln und Athanaſius gewannen, kam nicht von jenen überfliegenden Träumereien her, womit Görres die katholiſchen Domſpitzen wie eine am Tag aufgeſchreckte Eule umflattert, ſondern von dem guten Theil Politik, der in den Streit gemiſcht war, und von jener Liebe zum Glauben, die man ſonſt eben nicht hat, ſchnell aber umgürten würde, wie ein Schwert, wenn es ſich gegen ihn um eine vermeinte Ungerechtigkeit handelt. Wer würde nicht gegen Türken und Juden das Chriſtenthum vertheidigen und bei aller Freiheit des Urtheils über daſſelbe doch die Perſon Chriſti, ſeine urſprüngliche Lehre und ſelbſt in den weſentlichſten Punkten ihre hiſtoriſche Entwicklung mit Anſtand behandeln? Dem Neologen gegenüber vertheidigt auch Der den Pietismus, den dieſer verketzern würde. Und der, der die Kirche nicht beſucht, erzürnt ſich wol, wenn er hört, daß ſie geſchloſſen werden ſoll. Wenn Athanaſius wirkte, ſo that er es eher durch den preußiſchen „Knochenmann" und was dazu vom großen Kurfürſten an bis heute gehört, als durch ſeine Architektonik der Hierarchie und Ideenverbindungen, die in dieſen Triariern mit einer unerquicklichen Breite, oft wol mit Phantaſie und Witz, aber ohne die geringſte erdenkliche Einwirkung auf ein Jahrhundert, das nur den freien Gedanken zu ſeinem Herrſcher hat und Alles, was aus ihm nicht geboren wird, gleichgültig verwittern und verweſen läßt, vorgetragen werden. Und da nun eine Vereinbarung Preußens

mit dem Papſte vor der Thür oder gar ſchon vollzogen iſt, ſo werden ſich die Staubwolken, die Görres aufregte, bald wieder auf die Pulte und Katheder zurückziehen, wo den Convictualen in München die vorſluthige Geſchichte gelehrt wird. Die nachfluthige geht inzwiſchen ihren eigenen Gang.

VII.

Leo und die Hegelingen.

1838.

Die Händel am Rhein und in Polen greifen auch in ihren Urſachen und Folgen auf Gebiete über, wo ſich ſeit Jahr und Tag brennbarer Stoff genug geſammelt hat, den der leiſeſte Funke (um wie viel mehr Leo'ſche Scheiterhaufen!) entzünden konnte. Das von uns ſchon gewürdigte Sendſchreiben Leo's an Görres, das den Teufel des Ultramontanismus durch den Beelzebub des Pietismus austreiben wollte, erfuhr von einigen jungen zur Hegel'ſchen Schule haltenden Gelehrten in den Halleſchen Jahrbüchern eine Abfertigung, wie ſich Leo dieſe bei aller Welt, mit Ausnahme der evangeliſchen Kirchenzeitung und des Menzel'ſchen Literaturblattes, zu gewärtigen hatte. Ueberflüſſig war, Hegelianer zu ſein, um hier die Freiheit des Denkens und geiſtigen Lebens, die wir durch die intellectuellen Entwicklungen ſeit der Reformation errungen haben, den Leo'ſchen Geſpenſtern wie einen Meduſaſchild vorzuhalten. Indem Arnold Ruge gegen Leo ſchrieb, brauchte er ſich nur auf das ſchon allgemein in unſerm Zeitalter verbreitete Bewußtſein der Gedankenfreiheit, die hiſtoriſch gewordenen Reſultate der Philoſophie zu berufen. Seine Begeiſterung für die Sache der religiöſen Aufklärung verdankte er ſchwerlich der Hegel'ſchen Lehre, die nur von Leo ohne alle äußere Befugniß in dieſe Angelegenheit hereingezogen iſt. Gegen die Begriffe, hinter welche ſich Leo gelegt hat, proteſtirt die Geſchichte, die tägliche Erfahrung der Zeit, ihres

Und ging' es, wie vor Jahren, übers Meer.
Was aber hilft es! Uriel Du kannſt,
Wo Juden wohnen, keine Freiſtatt finden.
Und wenn ich ſterbe, immer hab' ich doch
Gedacht, wenn die, die ſehen können, ſterben,
So bricht ihr Auge — meines, hofft' ich, würde
Dann einmal noch in alter Helle glänzen,
Noch meine Kinder ſehn — Dich aber werd' ich
Mit ſeh'ndem Aug' im Tod vergebens ſuchen.

(Uriel wendet ſich gerührt abwärts.)

Manaſſe's ſchönes Kind bleibt lange aus.

Joel.

Es gehen Thüren —

Ruben.

Horcht, ein rauſchend Kleid.

Siebenter Auftritt.

Judith. Die Vorigen.

Judith.

Ihr habt nach mir verlangt, Ihr werthen Herren?
Und jene greiſe, würd'ge blinde Frau? —

(Steht eine Weile ſinnend.)

Acoſta — das iſt? — (mit freudiger Spannung) Unſre Mutter!

(Küßt ihr die Hände.)

eigenen Vertheidigers tyranniſche, grauſame, renommiſtiſche Art zu denken und zu empfinden, proteſtirt die Freiheit, die in Aller Herzen geſenkt iſt, die Luft, die Sonne, die uns morgendlich den hellen lichten Tag aufgehen läßt. Wer hätte hier, um die Vernunft zu vertheidigen, nöthig gehabt, ſich auf Hegel zu berufen?

Aber Leo nahm die Gelegenheit wahr und verwechſelte abſichtlich etwas, was nur ein im Intereſſe der Vernunft vor ihm geſchlagenes Kreuz war, mit dem Symptom einer Secte. Dient man der Lüge, ſo ſieht man ſich ſo gern, nicht von der Wahrheit, ſondern von einer Parthei verfolgt. Man rechnet äußern Machinationen zu, was nur der natürliche Lauf der Dinge iſt. Leo machte aus dem, was unter allen Umſtänden gegen ihn zu behaupten nothwendig geweſen wäre, eine Intrigue, eine Conſequenz der philoſophiſchen Partheiung. Er vertheidigt ſich nicht gegen das Einzelne, ſondern er erwidert mit einer Anklage des entgegengeſetzten Ganzen. Er beſchuldigt die Hegel'ſche Schule, daß ihre jüngern Entwicklungen auf den Umſturz der chriſtlichen Lehre führen müßten, ſammelt einzelne in Zeitſchriften und Büchern zerſtreute Belege, die er zum Beweiſe, daß er an einen Proceß denkt, Actenſtücke nennt, um zu erörtern, daß die jüngern Schüler des verſtorbenen Meiſters die Perſönlichkeit Gottes, die Hiſtorie des Neuen Teſtaments und die jenſeitige perſönliche Fortdauer leugneten, und ruft die Wächter über den öffentlichen Unterricht auf, von den Kathedern dieſe Adepten des Unglaubens wegzufegen und zu verhüten, daß unſere Univerſitäten durch die Hegel'ſche Philoſophie geiſtliche Mördergruben würden. Es ſei nicht etwas Altes, ſagt er, woran er die alten Feinde der Hegel'ſchen Philoſophie auf's Neue erinnern wolle, ſondern eine neue, erſt kürzlich durch Strauß und was dazu gehört, eingeriſſene Wendung des Alten, die von dem, was früher dieſe Schule lehrte oder aus Beſorgniß verſchwieg, weſentlich verſchieden und die Schöpfung neuer Anklagepunkte wäre.

Es iſt in der That nicht nöthig, ſich ſelbſt zur Hegel'ſchen Philoſophie zu bekennen, um dieſe Leo'ſche Anklage zu verachten. Wir wollen nicht einmal von einer böswilligen An-

geberei sprechen, sondern des Glaubens sein, daß sich Leo zu dieser seiner Verketzerung durch eine ihm lieb gewordene Ideenverbindung gedrungen fühlte. Die Bibel nennt, was Leo hier gethan hat: die Gewissen verwirren. Er hetzt die Widersprüche, die ungelösten Räthsel, die Dunkelheiten, Schwierigkeiten und gegenseitigen Behauptungen, die sich zu allen Zeiten in der Wissenschaft und ihrem Verkehr befunden haben, gegen einander, nimmt dem Anfange das Ende vorweg, zwingt den Nachen eines Thieres, seinen eigenen Steiß zu verschlucken, treibt zu Einem Gehege alles in den Wäldern der freien Wissenschaft verstreute Wildpret zusammen, um eine kurze, schnelle und sichere Jagd zu haben. Die Gewissen verwirren heißt es, wenn man eine nach Klarheit ringende Denkoperation in ihren einzelnen Stadien abfaßt und dem noch Unvollendeten und erst in der Begründung Befindlichen die Künste abfragt, die nur in dem errungenen Siege möglich sind; wenn man vom Haupte verlangt, daß es die Hand, von der Hand, daß es der Fuß, vom Fuß, daß er der Nacken sein solle; wenn man dem abstracten, allerdings todt und leer aussehenden Begriff eine concrete Thatsache aus der Bibel vorhält und, seinen menschlichen Verstand auf den Kopf stellend, mit Leo fragt: Also den Gott leugnest du, der Abraham bei der Eiche Mamres und Mose im feurigen Busche erschien?

Wer da weiß, wie viel warme Hingebung an das Christenthum die Hegel'sche Lehre vor allen Philosophieen, die sich seit Kant in Deutschland zu verdrängen und zu verbessern suchten, voraus hat, dem muß diese Leo'sche Gewissensverwirrung um so frevelhafter erscheinen. Leo sollte wahrlich vergleichen können, wo Kant dem Christenthum gegenüber stand und wo Strauß. Will das auch nichts sagen, daß die Hegelingen den Gedanken mit der christlichen Lehre, mag es gehen, wie es will, zu versöhnen suchen, Kant aber und Fichte, wie schon Baco und Bayle, alle Positivität umgingen und das Christenthum nur als etwas nebenbei Existirendes ganz auf sich beruhen ließen?

Wenn man die Stellen aus Hegel'schen Schriften liest,

denen Leo in seiner Broschüre die Fingerzeige der Verdächtigung beibrucken ließ, so wird man sich unwillkürlich sagen: Sieh, diesen Denker, wie er ringt und trachtet, die Wahrheit zu erkennen! Sieh, wie er mit dem Pfunde wuchert, das Gott seinem Geiste anvertraute! Sieh diesen Schwimmer, wie gewaltig er durch die Wogen rudert und den grünen Inseln der Wahrheit zusteuert! Nun werden wir, die Einen oder die Andern, Anstoß nehmen an den Wendungen und Ausdrücken, die hier verrechnet, potenzirt, logarithmisirt werden, wir werden sagen: Das ist Hegel mit seinen wunderlichen Formeln, seiner unklaren Ausdrucksweise, seinen objectiven Begriffen und seinen sich selbst denkenden Gedanken! Wir werden aber auch sagen: Achtung den Männern, die sich so an Alles und Jedes, und an Alles und Jedes *zugleich* zu halten und in bloße Worte zu vertiefen wissen, während wir andern, die wir mehr Dichter als Denker sind, uns an die Erscheinung und das Einzelne, an den Vogel in der Luft, an das Blatt der Blume halten! Aber von Gottesleugnung, Unsterblichkeitsvernichtung, Christusverachtung sind diese Schnörkel und Arabesken und Holzschnitte so weit entfernt, daß wir vielmehr bewundern müssen, wie da jeglicher Geist, den uns Christus gegeben haben soll, thätig und rüstig sich bewährt, wie die Gaben, die uns gerade durch die Verkündigung des Evangeliums geschenkt sein sollen, sich so mannigfach bethätigen zum Lobe und Preise Gottes, der in uns wohnt und uns die Freiheit der Vernunft und den Durst des Erkennens gab und uns denken, forschen, sinnen, reden läßt! Leo will den Namen eines Christen nur gestatten, wo eine unbedingte Unterwerfung unter die Orthodoxie vorherginge; während diese Orthodoxie doch nur die Saat ist, die durch die Kirche ausgesäet wurde und sich jetzt in den Gedanken des sich reflectirenden Geistes als Blüthe über den Halmen der Jahrhunderte erhebt. Wer sich innerhalb der Grenzen, die durch Christi Erscheinung im Himmel und auf Erden gezogen wurden, mit der Freiheit, die, nachdem sie unser Erbtheil *an sich* ist, durch das Christenthum veredelt wurde, bewegt, der ist so gut Christ, wie Leo und der Pietist. Pietismus ist nur die Frage einer Religions*übung*; der

Gottesverehrungen giebt es viele. Wer will bei irgend einer geiſtigen und tiefen Thätigkeit unſerer Zeit ſagen: Hier iſt Chriſtus nicht? Der Apoſtel fragt: Wozu wäre denn der Weinſtock, wenn wir ſeine Reben nicht äßen? Oder wozu wäre denn die Heerde, daß wir ihre Milch nicht tränken? Oder, fügen wir hinzu, wozu wäre denn Chriſtus, daß wir ſeine Früchte nicht brächen, ſeine Lehre nicht erörterten, durchſprächen, dem Glauben nicht nachforſchten und unſere durch ihn geweckten Geiſteskräfte in der Erforſchung Gottes übten?

Keiner der Apoſtel iſt gut auf diejenigen zu ſprechen, die wie Leo nur Zuchtmeiſter in Chriſto ſein wollen. Ja Paulus räth ſogar, um die Gemüther für den Heiland zu gewinnen, eine Toleranz an, die ſich mit dem Ungefährſten einer Annäherung an ihn begnügen ſolle, weil die Naturen der Menſchen verſchieden, ihre Sitten und Redeweiſen abweichend ſeien. Er ſagt den Korinthern, daß er ſich auf allerlei Weiſe an die Menſchen zu machen geſucht hätte. „Den Juden bin ich worden als ein Jude, auf daß ich die Juden gewinne. Denen, die unter dem Geſetz ſind, bin ich worden, als unter dem Geſetz, auf daß ich die, ſo unter dem Geſetz ſind, gewinne. Denen, die ohne Geſetz ſind, bin ich ohne Geſetz worden, auf daß ich die, ſo ohne Geſetz ſind, gewinne. Den Schwachen bin ich worden, als ein Schwacher, auf daß ich die Schwachen gewinne. Ich bin jedermann allerlei worden, auf daß ich allenthalben ja etliche ſelig mache.“ Damit ſagt der Apoſtel deutlich genug, daß man die Menſchen in ihrem Eigenthümlichen laſſen ſolle und ihnen nichts nehmen, wenn ſie nur irgendwie zum Evangelium kommen. So ſollten denn auch, denken wir, die Eiferer und Verketzerer Jedem die ihm eigene Weiſe geſtatten, ſich mit der Perſon Chriſti vertraut zu machen, eine Weiſe, die in der Hegel'ſchen Philoſophie lange noch nicht die kälteſte und allgemeinſte iſt.

Leo ſollte nur ſeltener die evangeliſche Kirchenzeitung und öfter die Bibel leſen, ſo würde er auf Sätze ſtoßen, die bald ſeinen Fanatismus abkühlen müßten. Die erſten Chriſten waren auf nichts ſo begierig, als die heidniſche Bildung für den neuen Glauben zu gewinnen. Für die unerläßliche Bedingung, daß man ſich taufen laſſe auf den Namen Chriſti,

gestatteten sie all' jene Freiheit, die auch in den ersten Jahrhunderten der Kirchengeschichte einen so reichen, oft so unabhängig entwickelten und gezogenen Flor geistiger Blüthen trieb. Paulus sagt selbst, daß das Wirken am Gottesreiche mannigfalt ist. Er wirft den Korinthern vor, daß sie sich stritten, wer Paulisch, wer Apollisch wäre. Er sagt: „Der Eine hat gepflanzt, der Andere hat begossen und Einer ist wie der Andere". „Denn wir sind Gottes Mitarbeiter", fährt er fort, ein Ausdruck, den Leo und die Seinigen gern dahin verändern möchten, daß sie nicht Mitarbeiter des Himmels, sondern die verantwortlichen Redacteure desselben sein wollen. „Ich habe," sagt Paulus, „den Grund gelegt, nun baue ein Anderer darauf!" Er läßt es frei, was man darauf bauen will, „Heu, Stoppeln, Holz, Gold, Silber, Edelstein," und knüpft die Bedingung des Werthes dieser Ueber- und Anbauten an den Erfolg, ob da bleibe, was als Zierrath zu dem Grunde hinzukommt, oder ob es vergeht. So scheinen mir aber die tiefsinnigen Gedanken unserer Philosophie, die scharfsinnigen Regungen der Wissenschaft, die geistreichen Entwicklungen, denen Leo heimliche Gruben legt, gerade die schönste Gold, Silber und Edelsteine heranbringende Mitarbeiterschaft am Aufbau des Gottesreiches zu sein und den „Tempel des Herrn" mehr zu zieren, als die schwarzen Vorhänge, welche die Orthodoxie aus dessen Fenstern legt, und das verwitterte Moos, mit dem sie seine Ritzen und Fugen verstopfen will.

Hegel hatte sich nur mit dem dialektischen Aufbau seines Systems und der innern gedankenmäßigen Consequenz desselben beschäftigt. Er hinterließ seinen Schülern als schwierige Aufgabe die Ausgleichung des Systems mit den mannigfachen Positivitäten unseres Lebens, unserer Sitten, unserer Ueberlieferungen. Auch das Verhalten der Theorie zu den verschiedenen historischen Fragen der Kirche, des Staates und der Gesellschaft sollte nun bestimmt werden. Alte Erfahrungssätze wollten wissen, wie sie zum Hegel'schen System ständen, und es war ein Unglück, daß Hegel gerade diese am meisten vermieden und für die Ausgleichung seiner Lehre mit dem gerade jetzt herrschenden Positiven nur allgemeine Andeutungen ge-

geben hatte. Die Hegel'sche Lehre trug Früchte, die nur von einem Theil ihrer Anhänger als organisch zum System gehörende anerkannt wurden, z. B. das Leben Jesu von Strauß. Andere verfolgten die mystische, Andere die pietistische Richtung. Man verlangte von der Schule Erklärungen, sie sollte Reverse ausstellen, was sie von der Unsterblichkeit der Seele, von Gottes Persönlichkeit glaubte, und löste sich, da hier ein Jeder seine gemüthlichen Neigungen in Formeln übertragen wollte, in eine Partheistellung auf, die Strauß in linke und rechte Seite und in ein Centrum getheilt hat. Die Linke und das linke Centrum sind wol diejenigen, welche Leo mit dem Namen der Hegelingen vorzugsweise bedacht hat. Es ist die freie, entschlossene Fraction der Hegel'schen Schule, die nicht glaubt, daß die Lehre ihres Meisters erfunden wurde, um das, was ist, zu bestätigen, sondern auch von Vielem zu zeigen, daß es weit besser sein könnte, als es ist. Wenn die Hegel'sche Philosophie die Aufgabe lösen soll, daß sie sich der geistigen Entwicklung des Jahrhunderts als ein lebensvoller Impuls mittheilt und in die verschiedenen Zweige der Wissenschaft, ja in die Institutionen der Gesellschaft eine befreiende und neugestaltende oder fester bindende Gedankenkraft ausströmt, dann kann die Lösung dieser Aufgabe nur von diesem jüngern Nachwuchs kommen, der ohnehin geschichtliche und allgemein-literarische Eindrücke neben den rein theoretischen in sich aufgenommen hat und dem Dogma der Schule ein reiches Material innerer und äußerer Erfahrung, Poesie und Empirie, zuführen kann. Das Band, das diese Bestrebungen an Hegel bindet, wird ein loses oder ein festes sein, wie man's nimmt. Lose äußerlich, was die Systematik, fest innerlich, was die Dialektik betrifft, die in's Blut aufgenommenen Kategorieen, den zur andern Natur gewordenen Gedankencalcül. Es muß sich zum Nutzen der vielen neuzubelebenden positiven Wissenschafts-, Gesellschafts- und Literaturfragen eine größere individuelle Freiheit in der Hegel'schen Schule ausbilden, wie sie denn auch schon von Strauß mit einem Takte und so sicherm Selbstbewußtsein ausgeübt ist, daß hier das Schulmäßige völlig aufgehört zu haben scheint.

Was nun Leo gegen diese Richtung, die, wenn sie durch

wahrhaft geiſtreiche und erleuchtete Individuum integrirt wird, gewiß allmälig in Deutſchland die wiſſenſchaftliche öffentliche Meinung bilden wird, vorbringt, iſt daſſelbe, was der Legitimiſt dem Conſtitutionellen, der Erzbiſchof von Köln dem preußiſchen Miniſterium und der Hermeſiſchen Lehre, der Pietiſt ſeit Jahren dem Philoſophen vorwirft. Die Kirche würde untergraben, der Glaube beſchnitten, der Heiland dem Gedanken geopfert. Erſtens ſagt Leo, dieſe Parthei leugne jeden Gott, der zugleich eine Perſon iſt. Sie verſtehe unter Gott eine nicht mit eigenem Selbſtbewußtſein begabte Macht. Das heißt, dieſe Parthei lehre den Atheismus. Eine lange Stelle aus Michelet's Geſchichte der letzten Syſteme der Philoſophie in Deutſchland giebt dem Ankläger zu ſeiner Behauptung die ihm ſprechend dünkenden Belege. Doch wenn Leo unter der Perſönlichkeit Gottes das verſteht, was alle Philoſophen darunter verſtehen, einen extramundanen Gott, der der Welt als Schöpfer gegenübertreten könne und nicht in pantheiſtiſcher Weiſe die Welt ſelbſt wäre, ſo findet man in der angeführten Michelet'ſchen Stelle das baare Gegentheil ſeiner Anſchuldigung. Hegel lehrt, derſelben zufolge, allerdings einen Gott, der nicht nur perſönlich iſt, ſondern die Perſönlichkeit ſelbſt. Leo ſollte wiſſen, daß es ſchwer iſt, einer Philoſophie wie der Hegel'ſchen die Abweſenheit von Begriffsmomenten da nachzuweiſen, wo der Begriff einmal ſelbſt ſchon in den bekannten logiſchen Proceß der Hegel'ſchen Philoſophie gekommen iſt. Das Umſchlagen, Negiren, Für-ſich- und Andersſein und Zurückkehren wieder in ſich ſelbſt, dieſe bekannten Hegel'ſchen Kategorieen, deren Werth zu unterſuchen nicht hieher gehört, ſprechen von dem Einzelnen nie ohne den Geſichtspunkt der Totalität, laſſen zu gleicher Zeit etwas Welt und doch wieder nicht die Welt ſein, laſſen Gott in demſelben Augenblick Perſon werden, wo derſelbe eben noch Subſtanz war. Man bekämpfe dieſe Hegel'ſche Dialektik innerhalb der Philoſophie, nenne ſie ein Spiel, aber man hüte ſich, ihren Begriffen, die immanent ſein ſollen, mit einer Anklage entgegenzutreten, die etwas Einzelnes beträfe! Wenn Hegel der Subſtanz den Trieb, Subject zu werden, vindicirt, dann kann ein Zweifel, ob derſelbe die Perſönlich-

keit Gottes leugnete, gar nicht ſtattfinden. Wir könnten wol antworten: Mir iſt die Leiche auf dem Felde lieber, als all' dies Begriffsſpalten; aber ſind wir einmal inmitten dieſer dialektiſchen Spinnenfäden, dann möchte es bei Hegel, wenn man ihm einräumt, daß er das Eine hat, ſchwer ſein, ihm nachzuweiſen, daß er nicht auch das Andere hätte.

Der andere Leo'ſche Anklagepunkt betrifft die Unſterblichkeit der Seele. Dieſe Parthei leugne, daß es eine perſönliche Fortdauer des Menſchen nach dem Tode, eine Auferſtehung des Fleiſches und eine perſönlich wahrnehmbare Strafe des Böſen und Belohnung des Guten in Folge der Wiederkunft des Herrn zum Gericht gäbe; dieſe Parthei lehre demnach eine Religion des alleinigen Diesſeits. Bewegte ſich dieſe Streitfrage nicht innerhalb der evangeliſchen Kirche, ſondern auf katholiſchem Grund und Boden, ſo würde Leo ohne Zweifel geſagt haben: Dieſe Parthei leugne die unbefleckte Empfängniß Mariä, das Meßopfer, das Fegefeuer, die Siebenzahl der Sacramente u. ſ. w. Leo nimmt die ſchroffen Sätze des Athanaſianiſchen Glaubensbekenntniſſes, das Niederfahren zur Hölle u. ſ. w. und beſcheidet die Welt in Kürze damit, daß die Hegelingen dieſe Verfügungen des Katechismus nicht glauben. Da nun aber die Zahl derjenigen, welche ebenfalls nicht daran glauben, daß Chriſtus zur Hölle gefahren iſt, groß und ihnen die Theilnahme am Namen Chriſti darum doch noch nirgends verweigert iſt, ſo könnte die Hegel'ſche Lehre dieſe Anſchuldigungen auf ſich beruhen laſſen und, wo es ſich um Abſetzung handelt, erſt die Abſetzung derjenigen Theologen verlangen, die wenig geneigt ſein mögen, das Niedergefahren zur Hölle anders, als mit einem ausdeutelnden, philoſophirenden grano salis zu verſtehen. Leo ſcheint geneigt, es zur Bedingung des chriſtlichen Namens, den Einer tragen will, zu machen, daß man an die Gaſſe des rothen Meeres glaube, durch welche Moſes die Juden geführt hat, und an den Eſel, der mit Bileam zu reden begann. Geſetzt, die Hegel'ſche Lehre leiſtete dem, was ſich in der chriſtlichen Kirche unter dem Namen des Rationalismus gebildet hat, einer Lehre, die in zahlloſen Kirchen und Hörſälen gepredigt wird, Vorſchub, würde dann ſie vor-

zugsweise von einer so hochverrätherischen Anklage getroffen werden müssen? Würde sie beschuldigt werden können, etwas so Unneues und gerade für den Moment so Gefährliches ersonnen zu haben? So ist es auch mit dem Dogma von der Auferstehung des Fleisches. Warum soll hier die Philosophie weniger in der Freiheit sein, ihre Ansicht darüber vorzutragen, als die Theologie, die überall lehrt, daß entweder unmöglich an eine talmudische Auferstehung aller alten Gebeine, aus denen wir im Leben zusammengesetzt waren, zu glauben sei, oder daß man die dahinzielenden Aussprüche der Bibel in einem andern Sinne deuten müsse? Nun kommt hinzu, daß die Apostel von der Auferstehung der Todten gemeiniglich so reden, daß sie sagen: Und siehe ich sage euch ein Geheimniß! Drückt diese Wendung nicht gerade die nur ahnungsweise aufzufassende Vorstellung vom Wiedersehen nach dem Tode aus? Die Bibel unterläßt nie, von den Leibern, die da erstehen, d. h. der persönlichen Unsterblichkeit, zu bemerken, daß sie verklärte sein würden, Leiber aus Gott, himmlische, neue Gewänder tragend. Heißt dies, in die Sprache der Philosophie übersetzt, etwas Anderes, als daß die Unsterblichkeit nur unter Bedingungen und Formen zu verstehen ist, von deren äußerer Gestalt wir keine Vorstellung zu fassen vermögen? Und wenn nun zunächst Michelet gegen die ganz anthropomorphische Auffassung der Unsterblichkeit, wie sie Göschel aus Hegel herzuleiten versucht, streitet, so würde man doch vergebens bei ihm eine Stelle suchen, welche die Leo'sche Anklage, diese Philosophie sehe mit der irdischen Existenz Alles für beendet an, rechtfertigte. Hegel sieht in der Unsterblichkeit der Seele keine Eigenschaft des Geistes, die nicht schon in seiner Göttlichkeit und Ewigkeit mit eingeschlossen wäre. Er sieht in der Unsterblichkeit der Seele keine Himmelssinecüre, keine Ruhe- und Pensionsanstalt für treue und ausgediente irdische Beamte, sondern die fortdauernde Involvenz dessen, was an uns der Unsterblichkeit würdig ist, mit dem fortgesetzten Plan der Schöpfung. Wenn er gegen die Unsterblichkeit des Subjects sprach, so wollte er damit wol nur denen ihren Glauben benehmen, die da meinen, sie würden mit Stiefel und Sporen,

mit Mann, Knecht, Magd, Vieh und Allem, was unser ist, im Himmel die Erde in gedankenloser Seligkeit fortsetzen. Kann es eine würdigere Vorstellung von unserer Fortdauer geben, als die, daß wir fortfahren, in den Plan der göttlichen Weltordnung verwickelt zu sein? Wie wir es sind, unter welchen Bedingungen die Verklärung, von welcher die Bibel spricht, stattfinden wird — wer möchte da Auskunft verlangen! Hegel hat sie eben so wenig nöthig gehabt zu geben, wie es bis jetzt einem seiner Schüler eingefallen ist, die Leo'sche Verleumdung wahr zu machen, daß es sich nur noch um eine Religion des Diesseits handeln könne.

Der letzte Vorwurf ist der gegen Strauß gerichtete, daß er aus dem Evangelium eine Mythe gemacht hätte. Obgleich Strauß zartfühlend genug gewesen ist, die schwere Verantwortung seines kühnen Unternehmens von Hegel's Philosophie abzuwälzen und sie auf sich selbst zu nehmen, obgleich mehre Hegelianer in Strauß weit mehr Schleiermacher'sche als Hegel'sche Elemente erkennen wollten, so haben doch gerade die von Leo verdächtigten jüngern Bekenner dieser Philosophie sich nicht weigern wollen, die Gefahr mit dem Verfasser des Lebens Jesu, wenn eine vorhanden, zu theilen. Und hier ist auch ein Punkt, wo man die Anklage Leo's unbedingt anerkennen, hinnehmen, ihrem Erfolge sich unterwerfen muß. Hier steht es dem „jung-Hegel'schen Unkräutlich" vollkommen schön, daß dasselbe nicht wankt, sondern die Epoche, die Strauß mit seinem Buche gemacht hat, als etwas Neues, einen Fortschritt, dessen Folgen sich noch nicht ermessen lassen, begrüßt hat. Hier sich zurückziehen oder das Feuer seiner Begeisterung mildern wollen, hieße mehr als Feigheit, hieße die Krisis einer Begebenheit verkennen, die Zügel eines Ereignisses aus der Hand lassen. Strauß hat die Freiheit des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Tiefsinn des neunzehnten vermählt. Er hat dem Christenthum seinen zeitlichen Grund genommen und es dafür auf einen ewigen gebaut. Er hat etwas durchgeführt, was sich das achtzehnte Jahrhundert, dies freie, stolze Jahrhundert nicht möglich gedacht hat: nämlich die Kritik der Historie des Christenthums mit der wärmsten Hingebung an seinen innern, ewigen Gehalt zu verbinden. Strauß hat den

Eſther.

Nein!
Laß mich Dir ſelbſt die Stirne küſſen, Engel!

Judith.

Längſt hätt' ich Euern Segen ſchon erfleht,
Aus Euerm Angeſichte mir das Bild
Des beſten Sohnes ausgefunden —

Eſther.

Recht!
O lob' ihn mir — ich liebe Dich dafür.

Judith.

Noch werden All' ihn einſt bewundern, Mutter;
Bis dahin hat er uns!

Eſther.

O klingt das ſüß!
Ein Schimmer nur von Dir ins dunkle Auge!
Und nun, wenn mich der Tod ereilen wird,
Darf ich ihn nicht einmal an Dich vererben!

Judith.

Nicht an ſein Weib?

Eſther.

Sein Weib? Wirſt Du ſein Weib?
Betrübe Deine Eltern nicht, mein Kind!
Flieh' nicht mit ihm! Dein Vater hat nur Dich!
Nur eine einz'ge Tochter hat Manaſſe.

Judith

(aufſchreckend).

Verſteh' ich? Uriel? Du wollteſt nicht! (ſie blickt ihn lange mit

Rationalismus überwunden, der einst so lächerliche Versuche aufstellte, die Wunder des Neuen Testaments zu erklären. Er hat die Wunder als nothwendige, dem Geist des Alterthums und der orientalischen Bildung angemessene Bestandtheile einer Geschichte aufgefaßt, die in dem Augenblick, wo sie aufgeschrieben und fixirt wurde, nach antiker Weise sogleich die Gestalt einer epischen Sage annahm. Das Resultat dieser Auffassung ist historisch etwas Menschliches, religiös aber und philosophisch dasselbe Göttliche, als welches es seither immer verehrt wurde. Die Wahrheit des Christenthums soll aufhören, eine nur auf geschriebenen Urkunden beruhende zu sein; sie soll eine ewige sein, eine durch sich selbst nothwendige. Eine Hemmung dieser Lehre ist nicht mehr möglich. Man gehe auf die deutschen Universitäten — alle Studenten der Theologie haben nur *einen* Mittelpunkt, von dem aus sie denken oder *gegen* den sie denken: Das Leben Jesu von Strauß. Freunde oder Feinde der Auffassung — *sie* ist es, die alle beschäftigt. Es herrscht eine Gährung unter den Köpfen, deren sich keine Macht, keine Leo'sche Broschüre, kein Ministerium mehr bemeistern kann. Deutscher Tiefsinn ist ein Unterpfand, daß sich zu dem theoretischen Resultate dieser Neuerung auch die praktische Belebung finden, vom Katheder sich auch eine Treppe zur Kanzel bauen wird.

Wenn alle Anschuldigungen Leo's in nichts zerfallen, diese kann nicht widerlegt werden, daß die sogenannten Hegelingen es mit der Strauß'schen Auffassung des Christenthums halten. Sie werden davon so wenig lassen, wie die ersten Schüler F. A. Wolf's von seiner Hypothese über Homer ließen. Die Christlichkeit ihres Denkens, die Liebe und Verehrung einer Religion, die, wie das Kreuz der Grundriß der Dome des Mittelalters war, so beinahe der Grundriß ihres philosophischen Systems ist, das ruhige Gewissen, womit sie überhaupt an Christus denken können, das wird ihnen den Muth geben, ihre Sache durchzufechten, eine Sache, die eben so freimüthig als tiefsinnig ist, eine Sache, die im Einzelnen von diesem oder jenem guten Exegeten und Kenner der Quellenschriftsteller widerlegt und berichtigt werden kann, die aber ihrem Gedanken nach mit zur Blüthe eines Zeitalters gehört,

das da Freiheit erstrebt ohne Frivolität, das aus zwei Factoren zusammengesetzt ist, Unabhängigkeit des Gedankens, Wärme und heiliger Ernst des Gefühls.

Leo fordert den Staat auf, gegen die von ihm signalisirte Faction einzuschreiten. Aber der Staat wird sich hüten. Der Staat wird den „Hegelingen" entweder andeuten oder bei ihnen stillschweigend voraussetzen, daß sie in den Resultaten ihres philosophischen Nachdenkens mit möglichst wissenschaftlicher Consequenz verfahren, daß sie vorsichtig sind, ihre Theoreme auf die bunte Mannigfaltigkeit gegebener Verhältnisse und einstweiliger Bedingungen zu übertragen, daß sie namentlich in die ungetrübte Integrität des philosophischen Gedankens nichts von den sich durchkreuzenden Meinungen des Tages, es sei denn, daß sich die Nothwendigkeit organisch ergäbe, aufnehmen; endlich, daß sie in ihren Kämpfen gegen etwaige Gegner weniger ihr individuelles persönlich-gereiztes Wesen, als die Sätze der Wissenschaft herausstellen — das wird Alles sein. Im Uebrigen wird sich der Staat weder zur Unterdrückung einer Lehre, noch zur Verfolgung und Zurücksetzung ihrer Bekenner verstehen. Er wird mit jenem Lakonismus, der die heutigen Ministerialrescripte kennzeichnet, das Leo'sche Gesuch um Relegationen, Kirchenbann und einige gelinde Scheiterhaufen, zu welchen das Holz aus den königlichen Forsten geliefert werden soll, abweisen und einen Streit als erledigt ansehen, der als solcher nicht neu ist, sondern, freilich mit anderm Inhalte, zu allen Zeiten da war und nicht beigelegt wurde, am wenigsten durch die sich einmischende weltliche Gewalt. Es ist wahr, wir nahen uns den Zeiten großer Offenbarungen; aber wer möchte wagen, die Pforten derselben zu verschließen? Würfe man auch den Schlüssel in's Meer — er würde nicht verloren gehen.

VIII.

Leo und Ruge.

1842.

Der Kampf gegen die Halliſchen Jahrbücher wird immer hitziger. Mit dem Tode Friedrich Wilhelm's III. nehmen die Dinge in Preußen eine andere Wendung. Die eben bekämpften Ideen werden plötzlich die leitenden der Regierung. Leo's Kampf gegen die Hegelingen dauert fort. Es iſt das polemiſche Vorſpiel einer *poſitiven* Oppoſition gegen die neue Schule, der Berufung Schelling's, die durch eine *neue Philoſophie* dem Streit ein Ende machen ſollte.

Das Juniheft der Berliner Evangeliſchen Kirchenzeitung enthält von Leo gegen Arnold Ruge einen Artikel, deſſen Ton wenige Proben charakteriſiren werden. Leo nennt A. Ruge einen „literariſchen Straßenjungen", erklärt, daß jeder ehrliche Mann Morgens und Abends ein Ceterum censeo beten müßte, annales Halanos esse delendos und beginnt einen ſeiner rohen Ausfälle mit dem Satze: „*Das, was Ruge Proteſtantismus nennt, iſt ſcheußlicher als Vatermord, ſchrecklicher als Sodomiterei, denn es ſchließt alle Gräuel dieſer Welt am Ende zugleich ein, die der Menſch erſinnen kann.*"

Ich begreife nicht, welches Publikum ſich Leo für

diesen Aufsatz gedacht hat. Ich weiß, daß die Evangelische Kirchenzeitung von frommen Gemüthern gelesen wird. Diese lesen gern von Missionen unter den Buschmännern; freuen sich, daß noch im Canton Waadt Spuren der Waldenser leben; lesen gern die Separatvota Hengstenberg's, die dieser finstere Puritaner über Erscheinungen des Tages in seinem Journale niederlegt. Ich kenne hochgestellte Damen, einflußreiche Staatsmänner, sinnige und fromm wirkende Gelehrte, wenig Theologen, aber viel Laien, die Professor Hengstenberg danken würden, wenn sich dieser mit allen Waffen seines evangelischen Zorns gegen eine Richtung, wie die der ehemals Hallischen Jahrbücher, aussprüche und im Namen des HERRN Jesu Christi, wie sie ihn verstehen, gegen das Verständniß jener Ungläubigen protestirte.

Aber diese Wirthschaft des Professor Leo in Halle! Man begreift den Herausgeber nicht, der einen über die Existenz des Dr. Ruge fast wahnsinnig gewordenen, sonst achtbaren Gelehrten noch ausdrücklich auffordern konnte, diesen Wahnsinn in seinem evangelischen Journale auszutoben. So wäre denn wirklich die Frage des Pietismus gesunken und heruntergekommen auf ein Dutzend lärmender Köpfe, die in Deutschland hier und da zerstreut sind und die Sache der Religion nur vorschützen, um eine ihnen angeborne oder durch die Umstände ihnen angeflogene Lust zum Widersprechen, Lärmen und Toben zu befriedigen. Da ist Krummacher aus Elberfeld, der nicht leben zu können scheint, ohne im Panzer und Harnisch einherzuschreiten. Die Interessen des ewigen Heils und der evangelischen Kirche werden nur vorgeschützt, um eine persönliche isolirte Stellung zu behaupten und der Lust am Rechthaben und der Herrschsucht mit päpstlichem Uebermuth leben zu können. Dies Treiben, das sich in Leo's Polemik gegen Ruge ausspricht, kann man nicht mehr für Sache der Religion und des Christenthums nehmen, es ist Privatfehde, an der kein besonnener Mensch mehr, am wenigsten eines jener reinen Gemüther, zu deren Befriedigung die Evangelische Kirchenzeitung gestiftet wurde, Theil nehmen kann.

Privatfehde muß man diesen Streit nennen, weil er sich

ganz auf localem Gebiete bewegt. Man denke sich dies kleine Halle „an der Saale kühlem Strande". Wenn man auf dem Markte steht, übersieht man die gesammte Stadt. Kleine Universitäten in Deutschland sind berüchtigt durch ihre Klatschereien, ihr Coterieenwesen, ihre Feindseligkeiten. Wir draußen in der Welt bilden uns wunder ein, was es dem Professor Cajus um die Wahrheit zu thun sei, wenn er gegen Professor Sempronius polemisirt, und doch polemisirt er nur, weil 1) Sempronius mehr Zuhörer hat, als er, 2) weil dieser ihm das Local seines Auditoriums vorweggemiethet hat, indem er dem Hauswirth 10 Thaler jährlicher Miethe mehr bot, 3) weil er ihn gestern beim Spaziergang mit einer zweideutigen Miene grüßte, 4) weil er bei der vorjährigen Rectorwahl nicht seine Stimme hatte, 5) weil er sich einen Garten gekauft hat, der mehr Aepfel einbringt, als der seinige, 6) weil seine Frau schnippisch ist und von ihm gesagt haben soll, er verstünde sich keinen Knoten an der Cravatte zu binden, 7) weil seine älteste Tochter Fatime weniger gut singt, als Fräulein Odaliske, die älteste Tochter dieses selben Professors Sempronius, 8) weil die Dienstmagd des Sempronius in der Stadt ausgebracht hat, daß bei Cajussens des Morgens nur zwei Loth zum Kaffee für die gesammte Professorsfamilie genommen würden u. s. w.

Man wird es lächerlich finden, aber es ist wahr, daß von solchen und ähnlichen Motiven in Deutschland jene Wahrheit abhängig sein kann, die von Universitätsprofessoren vertheidigt wird. Zwischen den Rivalitätsfragen, Honorarinteressen, Vermiethungs-, Verheirathungs-, Anstellungsspeculationen, zwischen diesen Kaffeevisiten und Weiberträtschereien spielen unsere höchsten Interessen über Staat, Kirche und Literatur lustig mitten durch und veranlassen eine Universitäts-Ordre du jour, von der wir in Dresden, Frankfurt am Main, Stuttgart, Köln, Bremen, Hamburg keine Ahnung haben.

Ich muß auf Halle zurückkommen. Man denke sich eine kleine Stadt, wo in den schmutzigen Gassen Haus an Haus, Nest an Nest ein gelehrter Vogel seine Eier ausbrütet. Es sind Prachtexemplare darunter, herrliche Gefieder, zum Ausstopfen schön. Aber dies Gezwitscher! Der kritisch, der

paphlagoniſch, der mediſch, der ſyriſch, der chaldäiſch! Jeder bekommt in einer andern Sprache ſeinen Geiſt ausgegoſſen. Der iſt Realiſt, der Idealiſt, der Identiker, der Syncretiſt. Der hat 'was erfunden, der will 'was erfinden, der iſt eben im Begriff, die Erfindungen aller Jahrhunderte wieder umzuſtoßen. In Halle ſind Caſinos, aber ſie ballotiren geheim! Geſchloſſene Geſellſchaften, aber nur für Gleichgeſinnte. Auf die Kaffeeviſiten der Frauen gehen die wiſſenſchaftlichen Glaubensbekenntniſſe der Männer über. Nun iſt ein Regierungsbevollmächtigter da, der ehemalige Erzieher des jetzigen Königs, der ſchreibt Berichte nach Berlin, nach Sansſouci, da wird angefragt: Wer ſoll befördert werden? Wer bekommt Zulage? Wer ſoll reiſen auf Staatskoſten? Wer bekommt einen Orden, einen Titel? Man denke ſich den Lärm, den unſere Literatur ſchon auf dem Gebiete von Deutſchland macht, und hier ſind nun die Repräſentanten dieſer nämlichen Literatur zuſammengedrängt in dem kleinen Neſt, Halle an der Saale. Nordöſtlich kommt die Chauſſee von Bitterfeld und ſüdweſtlich geht die nach Merſeburg. Jetzt hat eine Eiſenbahn ihren eiſernen Arm um die Stadt geſchlungen, aber die Stadt bleibt dieſelbe mit ihrem kleinen ewigen innern Krieg, den Aufhetzungen, den Denunciationen, Liebedienereien nach Berlin hin, dem literariſchen Klotzismus, wie dieſer war, iſt und ſein wird zu allen Zeiten, ſo lange Halle und unſere kleinen Univerſitäten beſtehen.

Es iſt ein lächerliches Vorgeben, wenn Leo behauptet, er müſſe gegen den Doctor Ruge die Sache des Chriſtenthums und der Staaten vertheidigen. Ja er mag ſich einbilden, daß er in ſeinem Rechte und ſeiner Pflicht iſt; aber er hat für dieſen zur Localſache gewordenen Streit die Zurechnung der Vernunft verloren. Jedes ſeiner Worte, das er in der Evang. K. Z. verſpritzt, iſt mit perſönlicher Reizung, perſönlicher Verfeindung gefärbt. Dieſe ſchmählichen Ergüſſe ſchimpfſüchtiger Polemik ſollten Fürſten und Staatsminner anders als mit Lächeln aufnehmen? Sie ſollten nicht fühlen, daß hier nicht mehr der eherne Mund der Wahrheit, der Ueberzeugung, des Berufes ſpricht, ſondern die giftige Zunge der Verleumdungsſucht, des Neides, der

überreizten persönlichen Verstimmung? Diese Fluth gemeiner Redensarten — sie ist nicht aus dem Borne des an Professor Leo so achtbaren Wirkens und Wissens gequollen, sondern herausgepumpt aus dem großen Marktbrunnen zu Halle, wo die Mägde klatschen und das abgelaugte Rinnsal der Salinen zusammenläuft.

Ruge hat Halle verlassen. Es ist ein Glück für die Wissenschaft, ein Glück für die Stellung derselben zum Staat. Die Verdächtigung nahm so sehr überhand, wie die gegenseitige Erbitterung, die sich auf den Schrittsteinen der Gassen von Halle persönlich begegnend das Aeußerste erwarten ließ. Ruge's Wirken verdient mehr als eine Universitätsfehde zu sein. Sein großartiges, Epoche machendes Streben verdient frei zu sein von all' den Nachtheilen, die ein verengter Horizont nach sich ziehen muß. Ruge wird in Dresden einen freieren Blick gewinnen, er wird über Vieles barer von Vorurtheilen, milder und nachgiebiger denken. Es ist nicht nothwendig, daß er sein freisinniges Wirken in den nunmehr Deutschen Jahrbüchern bis zu einem Conflict mit der Staatsgewalt auf die Spitze treibt. Wenige der Symptome einer hereinbrechenden, durchgreifenden Reaction, die Ruge prophezeit und befehdet, lassen sich in Abrede stellen; aber ein Kampf für Principien ist ein anderer, als einer für Thatsachen. Wäre es nicht zu beklagen, wenn sich hier ein edler Kämpfer für die Sache des Fortschritts in seinem Streben so verwickelte, daß er mit seinem Institut unschädlich gemacht würde, ehe sich dies Institut eine entschiedene Popularität gesichert hätte? Vergesse Ruge nicht, daß seine Sache nicht in der ansprechendsten Form auftritt. Er spricht von Philosophie, wo das minder eingeweihte Publikum Politik erwartet, er setzt Totalität voraus, wo die Masse an Einzelheiten haftet; zuletzt ist seine Hegel'sche Grundlage eine solche, auf welcher Tausende, die gleiche Anschauungen und Wünsche haben, mit ihm kaum fortbauen möchten. Das Alles zu erwägen, wird Ruge veranlaßt werden, jetzt, wo derselbe der akademischen Sphäre entrückt ist, einer Sphäre, in der sich die Studenten duelliren um einen Paragraphen des Aristoteles oder den

Unterschied zweier griechischer Partikeln. Auch die übertriebene Selbstaufstachelung gegen Preußen ist nicht besonders anzurathen. Ein Rath im Ministerium zu Berlin ist noch nicht das Ministerium, der Minister ist noch nicht der König, der König von heute ist noch nicht der König von morgen. Dresdens ästhetische Richtung wird Ruge und seine Freunde wol weder in Tieck's Zaubernächte, noch in Theodor Hell's Abendzeitungsdämmerungen hinüberziehen, wol aber dazu beitragen, daß ihr Standpunkt sich verallgemeinert. Der Augenblick eines offenen Kampfes scheint in der That noch nicht reif, wenigstens für Ruge nicht, um den es schade wäre, wenn er wie ein schönes, aber unverstandenes Meteor enden sollte. Und wenn es möglich wäre, den offenen Kampf zu vermeiden? Wenn sich gerade das doctrinaire Element dieser Deutschen Jahrbücher bethätigte durch Belehrung, Unterricht und es so von der Gegenpartei allmälig die herüberzöge, die jetzt erst prüfen wollen, obgleich sie bereits vor der Verantwortung erschrecken, die der auf sich lüde, der den Geist der Zeiten in längst überwundene Bahnen zurücklenken wollte?

Artikel, wie der angezogene Leo's, müssen dies Verständniß der Zeit, diese Anerkennung der neuen Richtung erleichtern. Denn wer kann hier noch an Christenthum glauben? Wo sind dafür die Beweise? Etwa diese Tiraden in der Evangelischen Kirchenzeitung? Die Klage um ein angetastetes Gut müßte sich, sollte man glauben, anders kund geben, als es hier geschieht. Ich kann an das von der neuen Richtung beleidigte Gemüth des immerhin poetisch empfindenden Görres glauben, ich kann an eine gewisse Wahrheit im Antistes Hurter glauben, ich kann mir ein still ergebenes, ja selbst ein grollendes Verhalten der orthodoxen Minorität denken; aber diese Entrüstung des Professor Leo ist — *blasse Renommage*. Es ist der Aerger eines Sonderlings, über den ein anderer Sonderling kommt und ihn aus der Mode bringt. Diese Tiraden, diese Schmähungen kann man nur mit den Ausbrüchen einer *Monomanie* vergleichen, und es sollte mich wunder nehmen, wenn nicht gerade in dem Augenblick, wo die preußische Regierung des Hallischen Pro-

ſeſſors Crucifige! las, dieſe ſich entſchloß, den ſchon verhängten Bann der Jahrbücher wieder aufzuheben und es dem Publikum zu überlaſſen, daß es ſelbſt unterſuche, mit wem es Ruge gemein hat, ob mit Chriſtus oder wirklich mit Barrabas.

IX.

Offenes Sendschreiben an den Fürsten Ludwig zu Solms-Lich.

1839.

Als ich 1837 in Berlin war, sprach man in vielen Circeln von Ew. Durchlaucht wie von einer seltenen und den Kern der glänzendsten Zukunft in sich schließenden Erscheinung. Man bezeichnete Sie als einen Adligen, der mit dem vollen Bewußtsein seines gesellschaftlichen Vorrangs einen in höherer Sphäre nicht häufigen Reichthum an Ideen verbände. Sie hätten nicht blos, hieß es, den Adel in Ihren pergamentenen Briefen und Siegeln, sondern Sie würden ihn sogar aus gesellschaftlichen Theorieen und philosophischen Constructionen herleiten können, etwa in der Art, daß, wie es einmal von Gott geheißen hat, wenn es keinen Adel gäbe, man ihn erfinden müßte. Wie denn nun in Berlin, beim Mangel eines öffentlichen politischen Lebens, die Neugier immer das Ungereimt-ste glaubwürdig findet, so wollten Sie die Einen zum Wiederhersteller des seit längerer Zeit so tief gesunkenen Berliner politischen Wochenblattes machen, Andere riethen auf die Errichtung eines Depots für carlistische Anwerbungen, bis man eines Tages von Ihrer Ernennung zum Staatsrath überrascht wurde. Man wünschte Ihnen Glück, besonders Ihrer Jugend wegen.

Darauf sprach ich einen geistreichen berühmten Mann,

zitternder Verzweiflung an.) Verzeihe, Himmel!
Daß ich geglaubt, es würde diese Erde
Für so viel Liebe schon beglücken können!
(Sie sinkt zu den Füßen Esthers.)

Uriel

(kämpft furchtbar mit sich selbst. Er blickt die Gruppe der Mutter, der Geliebten, seiner Brüder, die hinter dem Sessel der Mutter stehen, mit Rührung an. Für sich).
O sprachst Du wahr, de Silva! Ja es wurzelt
In unserm Volk tief die Familie!
Was schweigt Ihr? Redet! Foltert mich nicht so!

Judith

(nach einer Pause).
Mutter, wir werden nicht geliebt!

Uriel

(schmerzlich aufblickend).
Ein Pfeil steckt mir
Im Herzen — schreien möcht' ich wie ein Thier —
O seht mich nicht so bittend an! Die Thränen,
Die Ihr vergießt in Euerm herbsten Leid,
Sind Freude gegen meine trocknen Augen.
Ihr schweigt? Ihr blickt mich seufzend an? Erwartet
Von mir die eine That, die schmerzlichste?
Dem Herzen soll ich opfern meinen Geist,
Der Liebe meine heil'ge Ueberzeugung?
Du Stolz, was bäumst Du Dich so wild empor?
Du borstig Ungethüm, fletsch' nicht die Zähne —
Sei Wurm! Mensch, Thier, duck' unter — unter — unter!

der eben die Ehre gehabt hatte, von Ew. Durchlaucht besucht zu werden.*) Da gab es preisenden Bericht über das Außerordentliche Ihrer Auffassung politischer Fragen. Aus verschiedenen Andeutungen ersah ich, daß Ew. Durchlaucht den Adel weniger für Genuß, als für eine schwere Pflicht und unter den jetzigen Umständen, wo das Zurückschrauben unserer gesellschaftlichen Fortschritte auf alte Zustände mit so vielen Schwierigkeiten verbunden ist, beinahe für eine Last ansehen. Der Fürst zu Solms-Lich, weit entfernt den Adel für eine todte Hand, für ein Privilegium der Selbstgenügsamkeit zu halten, scheint vielmehr die höchste Regsamkeit für ihn in Anspruch zu nehmen und seiner dringendsten Sorgfalt die Lösung der schwebenden politischen Fragen anvertrauen zu wollen. Es ist, nach den Geständnissen Ew. Durchlaucht, kein Glück, im neunzehnten Jahrhundert ein Adliger zu sein; wer es aber einmal ist, den müsse sein Leben ein ritterlicher Kampf bedünken, eine gewissenhafte Priesterschaft am geweihten Herde anvertrauter Heiligthümer, eine Aufgabe und, wenn man bedenkt, was der Adel Alles verloren hat, eine Eroberung. Ich besann mich, daß schon einer Ihrer Vorfahren im Jahre 1564 eine Broschüre „über des Adels Herkommen" herausgegeben und darin eine ähnliche Klage angestimmt hat, mit dem Unterschiede freilich, daß Ihr durchlauchtigster Ahn die Verbesserung des Adels nach dem Geiste seiner Zeit mehr in tüchtigem, sittlichem Lebenswandel, Sie dagegen nach dem Geist der unsrigen in Ideen finden, die weit mehr verkehrter, als moralischer Natur sind.

Mein nächster Gedanke, als ich von diesem speculativen jungen Staatsrathe gehört hatte, war an den Professor von Henning in Berlin gerichtet. Ew. Durchlaucht wissen vielleicht nicht, daß dieser gelehrte Herr in der Armuth des Adels eine, wie die Hegelianer sagen, weltgeschichtliche Nothwendigkeit findet. Gerade durch seine Armuth, meint Herr von Henning, würde der Adel der Wahrheit seines Begriffs am nächsten geführt. Ob nun diese Wahrheit darin liegen soll, eine Vermittlung zwischen Fürst und Volk zu bilden, oder

*) Varnhagen von Ense.

ein stets vorhandener elektrischer Conductor gewisser, den Staat nothwendig integrirender Tugenden zu sein, darüber wage ich nichts von Herrn von Henning's Meinung vorwegzunehmen. Ich dachte nur über diese eigenthümlichen Ideenvermählungen mit so vielem Ernste nach, daß ich mir inzwischen in meinem Romane: „Blasedow und seine Söhne" erlaubt habe, das Komische daran weiter auszuführen; denn mein „Graf von der Neige" ist ein moderner Edelmann, der gerade, weil er nichts mehr hat, für alles Neue die Initiative übernehmen zu müssen glaubt, Güter kauft und sie in Lotterieen ausspielt, Actien auf Kohlengruben emittirt, verbesserten Maschinen nachgrübelt und deren sogar selbst welche erfindet, z. B. eine ausgezeichnete Gattung von Mausefallen.

Doch hier ist nicht von Mausefallen, sondern von den deutschen Ständeversammlungen die Rede. Ew. Durchlaucht sind, wie es von Ihrer so scharf erfaßten Lebensaufgabe zu erwarten stand, als Schriftsteller aufgetreten und haben die Ungesetzmäßigkeit der in den meisten deutschen Staaten jetzt eingeführten Repräsentativ-Verfassungen nachgewiesen, theils aus dem verletzten Buchstaben der Bundes- und der Wiener Schlußacte, theils aus den verletzten Interessen derer, die wie z. B. Ew. Durchlaucht selbst bei den neuen Verfassungen (Sie sind Mitglied der ersten Großherzogl. Hessischen Kammer) einen größern Umfang an Einfluß ansprechen zu können glaubten. Daß die Flugschrift: „Deutschland und die Repräsentativ-Verfassungen" (Gießen, bei Heyer) aus Ihrer Feder geflossen ist, haben die Zeitungen mit einer hastigen Beiferung ausgesprochen. Da Ew. Durchlaucht dem Gerüchte nicht widersprechen, so haben Sie es gewiß nicht verhindern wollen, daß man Sie für den Gegenstand desselben verantwortlich macht. Angriffe auf das deutsche Verfassungswesen sind nichts Seltenes. Es konnte diesmal nur der hohe Verfasser sein, der diesem neuen Attentate den zur Eröffnung einer allgemeinen Erörterung nothwendigen Nachdruck gab. Ansichten, die aus Ihrer Sphäre kommen, gehen selten in den Gedankenhainen allein lustwandeln. In einiger Entfernung folgen Ihnen vermummte Begleiter. Kurz, Ihre Schrift führt sicherlich mehr als nur Ihr Wappen im Schilde.

Ew. Durchlaucht haben mich durch die gründlich scheinende Beweisführung Ihrer kleinen Schrift, durch die lichtvolle, unverworrene Darstellung und selbst durch die feine Stylisirung überrascht. Da legt sich, wenn ich mit dem gemeinen Weberhandwerk eine fürstliche Arbeit vergleichen darf, ein Faden klar und eben an den andern; kein wilder Einschlag fährt in das schöne Getriebe; ich habe bei mir gedacht: Wie sauber und den Umständen angemessen würden unsere Schriftsteller schreiben lernen, wenn man sie auf kurze Zeit zu Ministern machte oder sie in den Adelstand erhöbe! Ew. Durchlaucht klagen niemanden mit Heftigkeit an; Sie vermeiden jede sich Ihnen darbietende Gelegenheit zu mißliebigen Aeußerungen über Journalisten, Deputirte, Ehrenbecher u. s. w. Sie lassen sich nur ein einziges Mal zu einer kleinen Lieblosigkeit hinreißen, die man Ihnen, da sie gegen die Republikaner gerichtet ist, in jedem andern Falle nicht würde verdacht haben. Nur hier, wo Sie durchgängig mit Ihren persönlichen Affectionen so zurückhaltend sind, flößt es plötzlich Schreck ein, wenn Sie gegen die „etwa sich vorfindenden" deutschen Republikaner mit malitiöser Ruhe Ihre grausame Verwunderung so ausdrücken: „Es zeigt eine gewisse Halbheit der Gesinnung, daß sie nicht Alles aufbieten, um nach Republiken überzusiedeln, da sie, so lange sie in Deutschland bleiben, nicht hoffen können, weder selbst jemals in einer Republik zu leben, noch auch ihren Nachkommen eine solche zu bereiten." Es ist gewiß ein trauriger Irrthum, wenn es Leute gäbe, die noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zu einer deutschen Republik zu kommen hofften. Aber der gegebene Rath, daß diese Bethörten gleich nach Amerika oder Neuholland auswandern möchten, ihrem Vaterlande Lebewohl sagen, der ist etwas boshaft. Wer den rührenden Moment erlebt hat, wenn in Hamburg Hunderte unserer Brüder von den deutschen Gauen und von Europa Abschied nehmen, der würde ihnen lieber erlaubt haben, in Schlesien Fetische anzubeten, als ihnen anzurathen oder sie zu zwingen, das Vaterland zu verlassen. Wer bei uns eine Republik will, will sie nicht der abstracten Form wegen; die Republiken Amerikas können ihm das nicht geben, was er sich unter einem Aufbau

dieſer Staatsform auf den Trümmern unſerer Monarchieen vorſtellt. Den Fürſten gehören zur Zeit noch die deutſchen Verhältniſſe, aber die Schatten deutſcher Eichen gehören Jedem, der unter ihnen geboren wurde.

Ich geſtehe Ew. Durchlaucht, daß ich es lieber hätte, wenn Ihre Darſtellung mitunter leidenſchaftlicher wäre. Menſchen, die ſich leicht erzürnen, ſind meiſt auch leicht wieder zu verſöhnen. Diejenigen aber, die ihre Gegner, ſtatt zu bekämpfen, ignoriren, diejenigen, welche die Unrichtigkeit der Meinungen, die Sie nicht theilen, für eine abgemachte Sache halten, und ſich höchſtens zu einer vornehmen Duldung, zu einem gnädigen Nichtſehenwollen verſtehen, dieſe flößen mir, namentlich als Staatsmänner, ein gewiſſes Grauen ein. Indem ſie die Discuſſion abſchneiden, trennen ſie auch das gemeinſame Band, das [illegible] Lebensfunctionen eines ſo organiſchen Körpers, wie [illegible] Staat iſt, verbindet und einen belebenden Umkreis des Blutes durch alle Adern der Geſellſchaft möglich macht. Dieſe Ruhe, mit der Ew. Durchlaucht ſich über die Partheiungen der Zeit hinwegſetzen, verräth mir am wenigſten Ihren verſöhnlichen Sinn und ein gutes Vorhaben der Parthei, zu der Sie gehören. „Sie ſind ſchon gerichtet!“ ſcheint die Annahme zu ſein, welche die vorhandenen Meinungsverſchiedenheiten zurückweiſt. Dieſe Toleranz Ihres Styles hat mich zu der Frage getrieben: Iſt denn Alles ſchon ſo ausgemacht und gewiß, wofür es dieſer hohe Herr anzuſehen ſcheint? Handelt es ſich bei den Partheien lediglich um die Wahl zwiſchen dem Gefängniſſe und Amerika, oder ließe ſich nicht die Forderung der Einen herabſtimmen und mit der Macht der Andern ein wenig rechnen? Iſt die Frage, die Deutſchland zu löſen hat, nur eine philologiſch-kritiſche in Betreff des 13. Artikels, oder ſteht die Aufgabe viel höher, die Löſung an einem viel edleren Ziele? Ferner: Sind nur die Buchſtaben etwas, die Menſchen nichts? So dachte ich, und beſchloß, gerade jene weſentlichen Factoren unſerer Zuſtände, die Sie in Ihrem vorzugsweiſe juriſtiſchen Eifer mit herablaſſender Gleichgültigkeit überſehen haben, zur Hauptveranlaſſung dieſes an Ew. Durchlaucht gerichteten Sendſchreibens zu nehmen.

Der Verfasser der Schrift: „Deutschland und die Repräsentativverfassungen" will beweisen, daß jenes zu diesen nur durch Verletzung der in den Urkunden des neuen deutschen Staatsrechts ausgesprochenen Grundsätze über Volks- und Standesvertretung gekommen sei. Er hält allen Consequenzen des Repräsentativsystems die einer „echten" bundesgesetzlichen landständischen Verfassung entgegen, und giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß eine Umgestaltung des bisherigen deutschen Verfassungswesens nach jenen landständischen Principien hin, wenn nicht schon im Werke, doch sicherlich nothwendig sei. Am Schlusse der Schrift wird der Gang gerühmt, den man in Preußen eingeschlagen hätte, um die vom Könige versprochenen Reichsstände allmälig zu organisiren. Die preußischen Provinzialstände liegen dem Ideale, das der Verfasser von diesen Reichsständen hat, zum Grunde. Die Uebergänge und Herleitungen sind überwiegend historisch. In begriffliche Erörterungen läßt sich der Fürst nicht ein. Welche Staatsform die beste, läßt er unerörtert; nur die, welche die rechtmäßige und pflichtschuldige wäre, ist der Gegenstand seiner kleinen Schrift. Er beginnt mit dem allmäligen Absterben der alten deutschen Reichsverfassung und des damit zusammenhängenden Lehnswesens, beklagt die Folgen des Rheinbundes, die eine in den deutschen Staatenzusammenhang unmöglich passende Darstellung von Souverainetät aufgebracht hätten, und sucht die Begriffe zu bestimmen, welche man auf dem Wiener Congresse mit dem 13. Artikel der Bundesacte verknüpft hätte. Das ist irrig, wenn der Verfasser sagt, daß hier überall von Repräsentativverfassungen im französisch-englischen Sinne nicht die Rede gewesen sei; denn gerade dieser Ausdruck wurde, obwol ohne nähere Bestimmung, von mehren der am Congreß thätigen Minister gebraucht und findet sich in den Verhandlungen und Eingaben officiell wieder (gerade Preußen zielte doch wol im Munde Wilhelm's von Humboldt auf einen mehr modernen, als gothischen Bau); aber in dem Augenblick mag die Einrede passen, wo die südwestlichen Staaten sich eigene Verfassungen (ohne Modell, rein als Experiment,) gaben, dann die Schlußacte des Wiener Congresses auftrat und als eine wesentliche Bestimmung von zu erthei-

lenden Verfassungen die ungetheilte Einheit der fürstlichen Gewalt festsetzte. Hiemit ist freilich ausgesprochen, daß das Wesen der Repräsentativregierung, als einer auf die Theorie von den drei Gewalten sich gründenden Staatsform, von den Verfassungen, die zu geben oder schon gegeben waren, nach Bundesgesetzen hätte müssen ausgeschlossen bleiben. Hier steht der Verfasser auf juristisch-sicherm Boden. Er vergleicht die beiden politischen Systeme erstens in Bezug auf die Wahl der Repräsentanten und die Zusammensetzung der Kammern und behauptet, daß die Volksvertretung im Repräsentativsysteme eine Fiction und nur im ständischen Systeme wahrhaft möglich sei. Er geht dann zweitens auf den Antheil der Stände an der Gesetzgebung über, und schildert in einem neuen Ansatze seiner Schrift die Verlegenheiten und Zerwürfnisse, welche die Mißachtung des strengen Unterschieds zwischen den beiden Systemen in Deutschland hervorgebracht hätte. Er läßt dem englischen Systeme seinen Werth, räumt ihm diesen jedoch nur da ein, wo sich durch historische Entwicklung Partheien gebildet hätten; denn auf deren Vorhandensein seien alle Bestimmungen des Repräsentativsystems begründet. Der Schluß, daß das auf Deutschland angewandte Experiment die Partheien, da sie nicht da waren, nothwendig und künstlich hervorgerufen hätte, ist hierauf leicht gemacht und damit die Aussicht in das endlose Sündenregister gegeben, das man den südwestlichen Staaten Deutschlands vorzuhalten habe. Die auffallende Wendung, die zuletzt die Schrift nach preußischen Verhältnissen hin nimmt, ist bereits erwähnt worden.

Als zugestandenem Verfasser dieser eben skizzirten Darstellung möchte ich wol Ew. Durchlaucht die Frage vorlegen, wie Sie sich diese Wiederbelebung ständischer Verhältnisse vorstellen, von denen Sie doch selbst sagen, daß sie unter den beim Tode derselben gegebenen Umständen nicht mehr möglich waren? Gesetzt, wir müßten Ihnen aus juristischen, politischen und moralischen Gründen den Werth von Repräsentativverfassungen opfern, wie wollen Sie uns jene Stände zaubern, die Sie für die besseren halten? Sie räumen selbst ein, daß die alten Stände keine Haltung hatten und allmälig in sich selbst zerfielen, der zuwachsenden Ausbildung der Souverai-

netät gegenüber. Wenn sie aber damals, wo die unruhige Neuerungssucht der Völker noch nicht im Schwange war, wo man noch nicht die Staatsformen des In- und Auslandes mit einander verglich, ohne Werth waren, wie können sie jetzt, ich will nicht sagen, das Bedürfniß der Völker befriedigen (denn Ew. Durchlaucht würden dies für eine Phrase halten); sondern nur überhaupt unter den gänzlich veränderten und umgerüttelten Verhältnissen möglich werden? Waren schon damals die Formen der gährenden Gesellschaft und die Widersprüche der Interessen dem feudalen Ständewesen nicht mehr günstig, so sind sie es jetzt noch weit weniger, jetzt, wo wir in den meisten Dingen nach abstracten und wie aus dem Stegreif genommenen Gesetzen verfahren, jetzt, wo wir vom Naturwüchsigen auf Gedankenweite entfernt sind und höchstens in einigen Corporationen, die früher Capitale verwalteten und jetzt nur die Zinsen davon genießen, in einigen Individuen, deren Ahnen früher reichsunmittelbar waren, während sie jetzt mediatisirt und auf Thätigkeit in fremdem Staatsdienst angewie'en sind, der Wunsch nach einer ihnen günstigeren Ausgleichung von Macht und Einfluß entstehen könnte. Sicher wäre es ein herrliches Dasein, wenn wir unsere jetzige Civilisation mit der schönen Gliederung des gesellschaftlichen und politischen Lebens im Mittelalter verbinden könnten und zum Preise jener Freiheit, die uns Ew. Durchlaucht allerwege gestatten werden, die bunten Fahnenwimpel der Stände und Genossenschaften einen Regenbogen des Friedens bildeten; aber wo soll das ohne ein verdrießliches Gefolge herkommen? Wo anders kann man einmal einen solchen Traum hegen, als wenn man durch Ew. Durchlaucht schöne Heimath, die Wetterau, pilgert, in die sechs unergründlichen Brunnen Friedbergs blickt, an der Lahn hinwandernd, die Trümmer alter Burgen auf den Bergen sieht und sich bei einem Diner auf der Terrasse von Schaumburg in alte Zeiten versenkt? Ist man wieder in den Städten, sieht man auf den Dörfern alle Bauernbursche mit rothgestreiften Mützen, die ihre militairische Bestimmung verrathen, sieht man die Schlagbäume und die Gensdarmen, die uns „höflich" um den Paß bitten, so schwindet die malerische Fee Morgana und wir fühlen, daß Staaten-

organisationen nur noch auf den Grund einer allgemeinen Gleichheit, Eintheilungen nur nach numerischen Verhältnissen möglich sind, eine Ueberzeugung, die uns Ew. Durchlaucht durch Ihre juristischen Herleitungen nicht rauben können.

Obgleich Ew. Durchlaucht an mehren Stellen Ihrer Schrift jene Empfindlichkeit der mediatisirten Fürsten gegen die aus Napoleon's Weltstürmerei als souverain hervorgegangenen ehemaligen Vettern und Collegen nicht verbergen, so werden Sie doch die Könige von Bayern, Würtemberg, Sachsen nicht anklagen wollen, daß diese durch Ertheilung von Repräsentativverfassungen absichtlich dem Adel oder gar dem monarchischen Princip hätten schaden wollen. In Gegentheil sind die betreffenden deutschen Verfassungen mehr aus theils zufälligen, theils nothwendigen Einflüssen hervorgegangen. Da man kein festes Vorbild hatte, so mußte man sich bei ihrer Schöpfung gegebenen Umständen anpassen, von denen einige so dringend waren, daß sie in keinerlei Art umgangen werden konnten. Wenn allerdings die neuen Souveraine gegen die Mediatisirten in Rechtsbewilligungen nicht eben freigebig gewesen sind, so mögen die Gründe dafür gewesen sein, welche sie wollen; nur so viel ist gewiß, daß das Factum mit den Wünschen der Majorität übereinstimmte. Ueberhaupt ließe sich Ihrer Schrift eine andere gegenüber stellen, worin gerade die Nothwendigkeit bewiesen werden müßte, warum man dem Repräsentativsysteme vor dem ständischen den Vorzug zu geben hätte. Da Ew. Durchlaucht die preußischen Provinzialstände so genau kennen, so werden Ihnen die abenteuerlichen, alle vernünftige Ordnung des modernen Staates aufhebenden Anträge, die der preußische Adel auf den Provinziallandtagen gemacht hat, wohlbekannt sein. Wenn nun diese Stände schon mit jener Befugniß ausgestattet gewesen wären, die Sie nicht Anstand nehmen werden, den allgemeinen Reichsständen zu bewilligen; würde da wol die preußische Regierung mit so unbefangener und sich ihrer Macht bewußter Rücksichtslosigkeit jene Anträge, wie sie es gethan, haben zurückweisen können? Dem modernen Staate werden Sie die Ueberzeugung nicht nehmen, daß sein Schwerpunkt in jener Richtung liegt, wo sich das Mehr oder Minder der zur

Ordnung des Ganzen geleisteten Opfer entscheidet. Die Steuern, die Ew. Durchlaucht als Regelung der Standschaft gänzlich verwerfen, sind wenigstens annäherungsweise der sicherste Ausdruck des Antheils, den der Einzelne am Wohle und der Erhaltung des Ganzen nehmen wird. Kein denkender und besonnener Staatsmann wird Ihnen glauben, daß die Wohlfahrt des modernen Staates mehr in dem Einspruch eines armen unbegüterten, aber den Namen und eine ererbte Stimme tragenden Adligen, als in dem eines Bürgers liegt, dessen Steuerquantum groß genug ist, um ihm die Erhaltung des Friedens und der Ordnung für sein Gewerbe oder sein Vermögen als das Allerwünschenswertheste erscheinen zu lassen. Und wenn ich, als Demokrat, auch wol die möglichste Annäherung an directe Wahlen vorziehe, so scheint mir doch Ihr Princip so weit von dem Ideal eines erträglichen Staates entfernt zu sein, daß ich noch lieber dem höchsten Steuerkataster vor Ihrem auf gewisse „verfaulte Flecken" (rotten boroughs) der Gesellschaft haftenden Systeme der Standschaft den Vorzug gebe.

Die von Ew. Durchlaucht mehrmals ausgesprochene Erklärung, daß in Ihrem Staate Jeder Wähler sein könne, klingt verführerisch. Sie binden das politische Recht an keine Steuer, Sie lassen „das Recht mit uns geboren" werden. Ich habe nie begreifen können, wie Goethe darauf kam, eine so edelklingende Maxime

Vom Rechte, das mit uns geboren,
Davon ist leider keine Frage —

dem Teufel in den Mund zu legen. Jetzt sehe ich, daß Mephisto nie ein größerer Schalk ist, als wenn er die Maske der Ehrlichkeit vornimmt. Ew. Durchlaucht brauchen die überraschende Wendung, daß in Ihrem Staate Alle wählen sollen, und daß das Recht mit uns geboren werde, indessen der Grad von Freiheit, der daraus hervorgeht, ein gar geringer ist. Sie lassen Alle wählen, aber Alle nur nach Ständen und Gemeinden und jeden Stand und jede Gemeinde nur Einen aus ihrer Mitte. Das heißt, die Mediatisirten sitzen erstens in den Kammern alle für sich, dann schickt der niedere Adel seine aus eigenem Schooß gewählten Vertreter, die Geistlichen

die ihren, die Städte schicken ihren Bürgermeister, die Bauern — ihren Dorfschulzen. Unübertrefflicher Mephisto! Vom Rechte, das mit uns geboren, davon ist hier lediglich die Frage! Die Bauern sollen ihre angeborne Vernunft, ihren Schulunterricht in die Kammer bringen; sie sollen sich nicht einfallen lassen, statt selbst mit der Pelzkappe und in dem Rocke mit silbernen Knöpfen zu erscheinen, Männer von Geist zu schicken, einen Uhland, einen Advocaten aus der Residenz, einen wegen seiner Grundsätze ausgetretenen Staatsdiener, einen Journalisten gar, kurz den Vertreter eines Rechtes, das mit ihnen als Bauern nicht geboren wurde. Nein, Ew. Durchlaucht, diese Freiheit, daß Alle wählen, ist dadurch, daß nicht Jeder gewählt werden kann, theuer erkauft. Ihr Vordersatz hat einen Nachsatz, der jenen mit Haut und Haaren aufhebt.

Ich möchte mich, da Ew. Durchlaucht doch wol alle Schriften über das Theoretische dieser Frage gelesen haben und mir in einer so vielfach erörterten Sache etwas Neues zu sagen schwer werden möchte, nur auf die Bemerkung beschränken, daß Sie schon durch das Kleinliche der Resultate, die Ihre Lehre in den einzelnen kleinen deutschen Bundesstaaten zur Folge haben würde, erschreckt werden sollten. Ihr System von einer Gliederung der Interessen hat ein imposantes Aeußere; aber was soll ein Linienschiff auf einem Bache, selbst wenn jenes nach einem winzig verjüngten Maßstabe gezimmert ist? Aus dem Volke heraus sollen wir die etwa vorhandene Bildung zu holen suchen, nicht uns demüthigen lassen durch den offen zur Schau gestellten Mangel derselben. Ich habe alle Achtung vor dem gesunden und natürlichen Sinne des „gemeinen" Volkes; aber es würde mir leid thun, wenn ich in dem Kampf gegen die privilegirten adligen, geistlichen, bürgerlichen Stände einen Streiter auftreten sähe, dessen Intelligenz allerdings über seinen Kirchthurm hinausreichen dürfte, der aber aller Vorsprünge einer feinen und dem Kampf gewachsenen Bildung entbehrt oder seine Stimme wol gar an den adligen Gutsherrn überträgt. Das ständische System, auf die Masse angewandt, ist etwas Lächerliches. In großen Verhältnissen, z. B. wenn es sich um eine

(Er faßt krampfhaft nach dem Herzen, als empfände er einen ungeheuern Schmerz.)

Gebt Rettung vor dem ſtummen Blick der Liebe!
Wer ſchützt mich vor den ſtummen Augen? Schließt
Die Augen! Blinde Mutter, ſchließ' die Augen!

(Er reißt ſich mit gewaltigem Entſchluſſe los.)

Die Augen — ich thu's — ich thu's —

(Er ſchwankt rückwärts an die Thüre, ab. Die Seinigen ſind mächtig erregt.)

Judith (freudig).

Er geht um ſeine Mutter.

Eſther.

Er geht

Um Dich!

Joel.

O ſegne Gott den Augenblick!
Er widerruft —

Eſther
(raſch hinterher).

O, laß mich! Laß mich, Kind —
Ich muß ihn küſſen — Uriel, mein Sohn!
Laß mich zu ihm! Wo biſt Du — Uriel —?
Wer hat den Muth, ſich ſeinen Feind zu nennen?
Wer rühmt ſich edlern Sinnes? Judith,
Wir wollen rufen auf der lauten Gaſſe:
Dies iſt ein Sohn, der ſeine Mutter liebt!

(Folgt Uriel raſch. Joel und Ruben führen ſie.)

Repräsentation des ganzen deutschen Volkes beim Bundestage handelte, könnte es sich als passender Regulator bewähren; seine Einführung aber in jede Dorfgemeinde ist eine Ungereimtheit, wie es jede Idee wird, wenn man ihre Consequenzen auf das Kleinste und Einzelste ziehen will.

Der moderne Staat ist das concentrirte Bewußtsein aller der Interessen, die in ihm aufzugehen haben. Der moderne Staat ist auf das Princip der Entsagung und Aufopferung begründet. Die Minderzahl fügt sich der Mehrheit, weil das der Mehrheit Zuträgliche nur augenblicklich der Minderzahl wehe thun kann, indem bald in einem weise regierten Gemeinwesen eine Ausgleichung folgen wird. Das von Ew. Durchlaucht empfohlene ständische System würde uns, wenn dasselbe nicht eine gänzlich leere Fiction neben der Staatsregierung sein sollte, in eine Anarchie der feindlichsten Sonderinteressen schleudern. Nur da, wo die Wahlgemeinden nicht an ihre eigene Intelligenz gebunden sind, sondern, um einen Vertreter zu finden, über ihre Grenzen hinausgreifen dürfen, nur da ist schon im ersten politischen Acte jenes Princip des modernen Staates, die Aufopferung und die Ausgleichung, anerkannt. Die Deputirten dürfen kein Mandat ihrer Wähler annehmen, um nicht das Gleichgewicht des Ganzen zu stören; sie sind nicht ihren Constituenten, sondern nur ihrem Gewissen und ihrer Vaterlandsliebe verantwortlich. Nur bei diesem Systeme ist eine Harmonie der Regierung mit dem Volke möglich, während Ew. Durchlaucht wunderlicherweise als das Ideal des Staates eine Combination vorschlagen zwischen der türkischen Despotie auf Seiten der Regierung und der polnischen Reichtagsanarchie auf Seiten des vertretenen Volkes. Sie nennen das: die Stände hätten nur berathende Stimme. Sie wollen der Regierung die Freiheit ihres Willens lassen und durch die Stände nur die Möglichkeit eines Blickes in den Volkswillen geben. Wie Sie aber bei dieser Verwirrung endlich auch noch verlangen können, daß die Regierung den Ständen verantwortlich sei, denselben Ständen, die sich über nichts einigen, die nur berathen, dieselbe Regierung, die ihr eigener Herr bleibt — das ist einer der Widersprüche, die sich zahlreich in Ihrer Schrift finden

und die sich nur aus dem Umstande erklären lassen, daß Ihre eine Herzkammer aristokratisch, Ihre andere monarchisch gesinnt ist, daß Sie zugleich Mitglied einer süddeutschen ersten Kammer und zugleich preußischer Staatsrath sind. Sie wissen nicht, ob Sie mehr Ihrem Selbstgefühl als Pair nachgeben sollen oder Ihrer Pflicht, falls Sie gar Minister würden.

Es hat mich bei Ihrem Geist wunder genommen, daß Ew. Durchlaucht irgend einer der theoretischen Behauptungen des seligen Pölitz in Leipzig beistimmen können. Der Ausdruck Interessen, den dieser nicht eben tiefe Staatsrechtslehrer oft gebraucht, hat Sie bestochen, wenn Sie auch mit Recht nicht begreifen, wie es noch Interessen der Intelligenz im Staate zu vertreten geben könne neben den Interessen des Ackerbaus und der Industrie. Die Intelligenz ist nicht Sache eines einzelnen Standes, wenigstens nicht diejenige Intelligenz, welche auf den Landtagen vertreten werden soll. Abgeordnete der Geistlichkeit, der Schulen und der Universitäten werden Ew. Durchlaucht, wenn sie von Pfründen und alten Stiftungen nach Ihrem historischen Principe kommen, nicht zurückweisen; allein dann vertreten sie nur den an diese Institutionen gebundenen Einfluß, nicht die Intelligenz als solche. Mit Recht. Die Intelligenz soll das von Allen gleichzeitig Vertretene, sie sollte in ihrer bestimmten Anwendung auf das Wohl des Staates das einzige von den Ständen ausgeübte Privilegium sein. Ew. Durchlaucht verlangen aber nur die Local-Intelligenz, die Sachkenntniß, die auf dem Stande haftet; doch wo sich diese nicht zur Staats-Raison erhebt, da werden die für das Gesammtwohl wichtigsten Fragen, z. B. die Eisenbahnen, die Kanäle, an der Hartnäckigkeit derer scheitern, welche bisher von dem mühseligen Waaren- und Menschentransport Vortheile gezogen haben. Es ist doch wahrlich eher anzunehmen, daß sich die Intelligenz in das Wesen von Sonderinteressen, die es zu berücksichtigen geben dürfte, hineinversetzt, als daß sich ein in Ihrer Art gewählter Vertreter des Bauernstandes von seinem Horizonte zu dem einer stimmfähigen Staats-Raison erhebt. Wie wenig auch im Repräsentativsysteme bei aller Freiheit, die dasselbe

den Deputirten läßt, gewagt wird, wirklich vorliegende, wenn auch einseitige Interessen zu verletzen, beweist Frankreich; denn der Vorwurf, den man gewöhnlich der franz. Deputirtenkammer macht, daß ihr Votum von den Wählern abhängig ist, muß sich Ew. Durchlaucht als ein Lob bewähren und kann wenigstens den Beweis liefern, daß bei nur einigermaßen ausgebildeter politischer Vernunft eine gänzlich abgezogene und in der Luft schwebende Vertretung blos nach Theorieen auch in dem so viel andere Vorzüge vor dem Ihrigen voraushabenden Repräsentativsysteme nicht gerade möglich ist.

Um es zu gestehen, was wenigstens in meinen Augen den in Deutschland bereits eingeführten Verfassungen einen entschiedenen Vorschub leistet, ist die Möglichkeit, daß durch diese Verfassungen Männer wie Uhland, Pfizer, Schott, Ysstein u. A. zu Vormündern des deutschen Volkes gewählt werden konnten. Mögen nun auch diese Verfassungen im Einzelnen Mangelhaftes an sich tragen, mag man ihnen allerdings eine Verwirrung und Vermischung der beiden von Ew. Durchlaucht so streng gesonderten Systeme zum Vorwurf machen können; wir sehen wenigstens, daß mit Hülfe derselben die Wünsche der Mehrzahl laut werden und die dringendsten Anliegen unseres Vaterlandes ausgesprochen werden konnten. Da wir voraussehen, daß bei Ihrem Verfassungsideale Männer, wie die oben genannten, nicht würden gewählt werden, so wollen wir die Mängel der eingeführten Verfassungen lieber in dem Mißtrauen und in der Abneigung der Fürsten finden, die nicht alle Consequenzen derselben durchführen, lieber in der diesen Verfassungen widersprechenden Organisation des Bundestages. Ew. Durchlaucht sagen, diese Verfassungen hätten die Partheien hervorgerufen, da sie auf einem Dualismus von Hause aus begründet seien. Glauben Sie in der That, daß der Riß, der mitten durch das Herz der modernen Gesellschaft geht und auch in Deutschland für die Saat einer allgemeinen gegenseitigen Entfremdung die Furchen gezogen hat, von jenen eher ein Mittel zur Versöhnung darbietenden Urkunden und Einrichtungen ausgegangen ist? Sie werden doch wahrlich die Richtung, welche seit fünfzig Jahren die Geschichte

der Menschheit genommen hat, tiefer begriffen haben, um nicht zu fühlen, daß die Herleitung der in unsern Zeitgenossen gährenden Unruhe aus den von Ihnen geschilderten Formfehlern eine fast scherzhafte Annahme sein würde. Ihre Theorie ist ein Zwang, aber wahrlich! es würde sicherer um Europa stehen, wenn es nur dieses Zwanges bedürfte, um es zu beruhigen!

Die in Deutschland eingeführten Verfassungen sind nicht in dem Grade repräsentativ, daß sie den vollen Tadel Ew. Durchlaucht verdient hätten. Gerade aber darin, daß sie aus beiden Systemen gemischt sind, scheint mir der Grund zu liegen, warum man die einmal nach dieser Seite ausgelaufene Wendung des deutschen Verfassungswesens als eine in dem Drang von unvermeidlichen Umständen gelegene betrachten muß. Wie wenig auch hier eine vollständige Integrität der Theorie möglich ist, verrathen Ew. Durchlaucht selbst deutlich genug durch ein fast auf der letzten Seite Ihrer Schrift noch gegebenes Zugeständniß, das mir, um es offen zu sagen, den ganzen Zusammenhang Ihrer bis dahin gegebenen Auseinandersetzungen aufzuheben scheint. Sie räumen nämlich, was bei Ihrem Systeme außerordentlich ist, die Errichtung von zwei Kammern ein, Sie geben etwas für unerheblich aus, das für die Wahrheit des Repräsentativ-Systems so unerläßlich nothwendig ist, wie seine Uebertragung auf das ständische System eine Consequenz ist, welche alle die von Ihnen gezogenen Grundlinien desselben auswischt. Wenn das ständische System auf die Stimmfähigkeit und Vertretung Aller begründet ist, wenn es keine leere Vorspiegelungen sind, daß der hier herrschende Wahlmodus eine Gleichheit Aller voraussetzt, so können die verschiedenen hier auftauchenden Wünsche und Interessen auch nur in Eine Kammer oder in verschiedene Curien, was Ew. Durchlaucht verwerfen, vereinigt werden. Nach welchem Modus sollen denn nun im ständischen System die verschiedenen Wahlen geleitet werden? Wenn in der ersten Kammer diejenigen säßen, welche geborne Mitglieder derselben sind, in der zweiten gewählte, so ist dieser Unterscheidungsgrund im ständischen System

nichtig, da hier ja jeder Stand als Individuum auftritt und es gleichgültig ist, ob eine Stimme von einer Corporation oder von einem Pair kommt, dessen Stellung im Staate die einer Corporation aufwiegt. Ueberdies hat die doppelte Kammer nur bei einer gesetzgebenden Befugniß der Stände Sinn, nicht bei einer nur berathenden. Noch haben alle politischen Begriffe die Doppelkammer darum in Schutz genommen, weil diese ein dauerndes und ein wandelbares Interesse darstelle; aber was soll ein solcher Widerstreit da, wo sich nur Wünsche, Bedürfnisse, Ansichten aussprechen dürfen und die Regierung in dem, was sie thun will, ihr eigener Herr bleibt? Instanzen lassen sich nur da denken, wo es sich um einen Urtheilsspruch handelt, der Gesetzeskraft annehmen soll. Wo nur unmaßgebliche Meinungen ausgesprochen werden, ist eine Trennung der Stände weder nothwendig noch ohne Beleidigung der in ihren Functionen ganz und gar mit der ersten Kammer übereinstimmenden zweiten nicht denkbar.

Ich habe darüber nachgedacht, was Ew. Durchlaucht bestimmt haben mochte, durch das eben besprochene Zugeständniß die Folgerichtigkeit Ihres Systems umzustürzen. Ich finde den Grund in nichts Anderm, als in den unausweichlichen Widersprüchen, in die man geräth, wenn man Theorieen gleichsam a priori herleiten will und dabei doch eine Menge rückhaltiger Besorgnisse und Nebenzwecke hat, die man äußerlich zu ignoriren scheint, aber doch nicht ganz verbergen kann. Entweder fühlen Ew. Durchlaucht zu gut, eine wie gefährliche Waffe das Einkammersystem werden könnte, wenn sich Stände einfallen ließen, ihre Befugniß zu überschreiten, oder Sie können dem blendenden Eindrucke einer Pairskammer um so weniger widerstehen, als Sie selbst in ihr Sitz und Stimme einzunehmen haben würden. Jedenfalls ist durch dies Zugeständniß die Einheit Ihres Systems vernichtet und das Staatsgebäude, das Ihre Schrift andeutet, fällt schon jetzt, wo wir nur die äußersten Umrisse desselben gezeichnet bekommen, in sich zusammen.

Freilich könnten Ew. Durchlaucht auch selbst, zumal wenn Ihre Schrift keine Krankheit, sondern nur ein Symptom

davon ist, diesen Ihren inhaltlosen Träumen Eingang und Anwendung auf das Bestehende verschaffen; allein Sie würden nur damit die Stimmung des deutschen Volkes aufregen, dem die noch so precären, noch so halben und unvollkommnen Verfassungen eine werthe Errungenschaft sind, die dasselbe nicht gutwillig herausgeben wird. Ein Umtausch der bestehenden Verfassungen ist nur gegen solche möglich, die dem Wesen der Volksfreiheit näher stehen. Eine Beschränkung der ständischen Befugnisse würde die Vaterlandsliebe nur dann einräumen, wenn sie ihrem eigenen Ideal, der Macht und Einheit Deutschlands, zu Gute käme, d. h. wenn die Opfer, welche die einzelnen Staaten von ihrer Souverainetät brächten, auf den Altar einer durchgreifenderen Centralisation des Vaterlandes, als bis jetzt der Bundestag darbietet, niedergelegt würden. Ew. Durchlaucht finden in uns Verbündete, wenn Sie den starren und einseitig ausgebildeten Begriff von Souverainetät, den sich die süddeutschen, von Napoleon geschaffenen Königreiche und Fürstenthümer beilegen, bekämpfen; doch muß der Theil, den man von diesem Begriffe wegnehmen möchte, auf einen bessern Acker, als das Stoppelfeld Ihrer Ideen, gelegt werden; er müßte aufgehen und blühen als eine Bereicherung der gesammtvaterländischen Kraft und Einheit, nicht als eine Bereicherung der mediatisirten Fürsten, die es noch immer beklagen, daß die Unbill der Zeiten, die den Einen, den jetzt souverainen Fürsten, Alles gab, ihnen, den jetzt wirkungslosen Pairs, Alles nahm. Besser, die Macht ist auf Wenige, am besten, sie ist auf Einen übertragen; denn die Verständigung wird dann leichter, die Befreiung kürzer. Und wäre ich, was Ew. Durchlaucht sind, preußischer Staatsrath, so würde ich mein Leben nicht diesem Grübeln über verletzte Vergangenheiten widmen, sondern an der Errichtung eines staatsrechtlichen Vereines aller deutschen Staaten arbeiten, der, wie es mit dem Zollverein geschah, die von dem Wiener Congreß und den übrigen Statuten des Bundestages gegebenen Vorschriften umginge und rein aus dem politischen Leben Preußens heraus etwas schüfe, das nicht nur den sich anschließenden Staaten dieselbe Freiheit gewährte, die sie bei ihren Verfassungen schon haben, sondern

noch größere Vortheile darböte, namentlich einen tiefern und gegliederten organischen Zusammenhang. Indessen muß man, um solchen Werken und Zielen zu leben, einem höhern Ideenfluge und von einer uneigennützigeren Liebe zum Wohle Aller getragen werden, als sich beides in Ihrer Schrift vorfindet. Wer endlich dem Vaterlande wahrhaft dienen will, darf nicht den Einflüsterungen einer Schule folgen, sondern muß die Verhältnisse wahrnehmen, wie sie sind, und von dem Grunde derselben aus, ohne Rücksicht auf Briefe und hinter uns liegende, nur halb gelöste alte Verbindlichkeiten, solche Gebäude aufführen, die zu gleicher Zeit sicher sind und Bequemlichkeit bieten.

Der sichere Ton Ihrer Darstellung, die Ruhe, wie Sie Ihre Schrift schließen, die Andeutung, daß Viele Ihre Ansicht theilen, lassen mich wünschen, daß Ihre Vorschläge kein Signal eines kommenden Ungewitters sein, sondern nur wie leichte spielende Sommerwolken an unserm politischen Horizonte vorüberziehen mögen.

X.

Deutschlands Gegenwart.

1841.

I.

Eine zehnjährige Epoche, die Epoche der Julirevolution liegt hinter uns. Die Schlange der Zeit legt eine neue Haut, der Baum des Jahrhunderts setzt einen neuen Ring an.

Um die merkwürdigen Symptome unserer deutschen Gegenwart zu verstehen, müssen wir einen philosophischen Erfahrungssatz der Geschichte anführen. Das Aufsteigen geschichtlicher Entwicklungen ist oft mit dem Kreislauf einer Spirallinie verglichen worden. Scheinbar in seinen Anfang zurückkehrend, steigt der historische Fortschritt in die Höhe, kaum dem Auge sichtbar. Die Jahrhunderte setzen sich nicht mit dem Originalgenie eines Selbsterfinders fort, sondern sie nehmen ihre Kraft aus einander, aus einander ihre Befruchtung und ihr Wachsthum. Die Spitzen der Jahrhunderte blühen wie die Pflanzenblüthen ab, aber ihr Samen befruchtet, wenn nicht die nächste, doch eine entfernte Zukunft. Jede Epoche der Geschichte hat ihren Charakter. Und jeder Charakter reicht über die Epoche, der er angehört, noch einmal hinaus, wenn spätere Zeiten auf ihn zurückkommen. So hat das heidnische Alterthum das Christenthum *reintegrirt* und aus dieser Verschmelzung die Reformation, wenn nicht hervorgerufen, doch in ihrer Erstarkung möglich

gemacht. So hat das Mittelalter jetzt seine gewaltige Reaction gegen das Jahrhundert der Aufklärung begonnen und dem neunzehnten Säculum eine Physiognomie aufgedrückt, die man nach den Sitzungen der constituirenden Versammlung in Paris 1789 kaum für möglich gehalten hätte. Keine Epoche der Zeit ist verloren. Jede kommt einmal zu einer Anerkennung, wenn auch erst in spätester Frist. Die Zeiten gebären sich nie als neu, sondern saugen aus einander ihre Kraft und machen ihre wechselseitigen Resultate zu wechselseitigen Initiativen.

Eine Erfahrung, die für den großen welthistorischen Schematismus der Begebenheiten gilt, wiederholt sich auch in kleineren Zeiträumen und in dem beschränkteren Bereich des individuellen Völkerlebens. So wie der menschliche Geist nur eine Weile blüht und nach Eroberungen im Felde der Erfahrung ringt, so wie die größten Genien sich nach einer erklommenen Höhe nicht vor einem Rückfall in ihre ersten Anfänge sichern konnten, so kann auch die Geschichte sich nicht ewig in keilförmiger Schlachtordnung bewegen. Nach Augenblicken der Weihe treten Augenblicke der Erschlaffung ein. Die Spitzen stumpfen sich ab, die culminirenden Ideen dehnen sich in breite behagliche Schwebe aus, und so eitel ist auch der Geist des Völkerlebens, daß es ihm an Gründen für seine Trägheit und Entnervung nicht fehlt, an Gründen, wovon der Geschichtschreiber und Zeitdenker nur einen, die obenangeführte Thatsache, als ein Naturgesetz, gelten lassen kann. Von Menschenalter zu Menschenalter treten im Völkerleben empfindliche Reactionen ein. Den Idealen der Jugend opfern wir die Errungenschaften des Mannes. Die Masse, die den voranfliegenden Geistern nur mit schwerfälligem Schritte folgt, zwingt diese still zu stehen und zu warten, bis alles Volk angelangt ist auf dem Gipfel, den der Genius in kurzem Fluge erreichte.

Eine Anwendung dieser Bemerkungen auf Deutschlands politisch-literarische Gegenwart ergiebt sich von selbst, wenn wir hier das offene Geständniß folgen lassen, daß uns der Umschwung der öffentlichen Meinung, wie dieser im Augenblick in Deutschland vorliegt, nur mit der größten Betrüb-

niß erfüllt. Wer die geheimnißvoll waltenden Factoren sind, die auf den Volksgeist seit einigen Jahren zu wirken suchen und in diesem Augenblick ein höchst bedenkliches Resultat erreicht haben, wollen wir hier an der Schwelle unserer Betrachtungen nicht untersuchen; aber das Resultat ist da. Die Ergebnisse der Julirevolution und der ihr folgenden Bewegung sind in Frage gestellt. Aus Debatten über das Princip sind wir in eine gewisse Abhängigkeit unter die Eingebungen des nationalen Instinktes gesunken. Aus unklaren Denkern sind wir schlechte Dichter geworden. Das Beherrschungsheft der öffentlichen Meinung hat sich der Liberalismus aus der Hand winden lassen und irrt gegenwärtig kopflos, unsinnig, dem albernsten Einflusse sich preisgebend, in Deutschland umher. Alles hastete sich, aus Furcht oder Mangel an Ausdauer, in die ohnmächtigen Versuche hinein, für das Princip unserer Zeit neue Begründungen aufzufinden. Alte Freiheitsstürmer wollten amnestirt werden, Verbannte wollten in die Heimath zurückkehren, compromittirte Charaktere suchten sich eine neue Thätigkeit zu schaffen, indem sie ihre alte desavouirten oder wie Dr. Wirth in Constanz in seiner Volkshalle sich in ein Meer von alten verschollenen Humanitätsphrasen verflachten. Eine unleugbare Engherzigkeit und Schwäche unseres französischen Nachbars drüben muß unglücklicherweise hinzukommen. Endlich macht ein wunderliches Zusammentreffen von Umständen, daß unsere Erinnerungssucht, unser Memoirenfieber gerade mit seinen alten Recollectionen beim Jahre 1815 angekommen ist. Die Folge von alledem ist jener verkehrte Zustand der öffentlichen Meinung, der gegenwärtig die Gemüther beherrscht und selbst die Besten verwirrt hat. Daß wir in diesem Rückfall ein natürliches Geschichtsgesetz einräumten, soll noch nicht sagen, daß die, welche an ihm betheiligt sind, dadurch freizusprechen sind von der Verantwortung.

Die Lage Europas liegt deutlich genug vor Augen. Die geographischen Fortschritte der Civilisation haben den Schauplatz der Begebenheiten gegen früher um das Drei-Doppelte vergrößert. Die Uebercultur Europas will für Handel und Wandel Abflüsse haben; denn unter uns selbst ist Industrie

Judith
(allein am Fenſter).

Er iſt im Hof — im Mantel kaum verhüllt,
Mit bloßem Haupte ſtürmt er wild dahin —
Er ſtutzt — O Gott — er wendet ſeinen Fuß —
Er zögert — dieſe Straße dort — rechts oder links?
Er geht — er geht den Weg zur Synagoge!
(Sie entfernt ſich vom Fenſter.)
So plötzlich das? Und doch vielleicht um mich?
So plötzlich und vielleicht zu raſch — O Himmel,
Wenn er's bereute! — Faßt es mich nicht bleiern?
Und eine Stimme will mir drohend ſagen:
Iſt denn das Weib des Mannes ew'ger Fluch,
Seit Anbeginn der Welt ihn ſchon verkleinernd?
Sein Blick war matt wie eines Sterbenden —
Kalt ſeine Hand die Kniee zitterten —
(ſtürzt ans Fenſter und ruft hinaus)
Laß ab! laß ab, Acoſta — thu es nicht!
Acoſta, nein! Nein! Nein! Es iſt zu ſpät!
Verhängniß, ſtrafe gnädig unſre Schuld!

und jede Lebensäußerung so besetzt, daß die Schranke unserer europäischen Existenz eine allzuenge wird. Die Bedingungen unseres Daseins wollen erweitert sein, und daher kommt es, daß Indien, der Orient, Rußland für das alte Europa Lebensfragen werden und solche aufstellen. Die Resultate eines Kampfes um diese Fragen liegen vor uns. Rußland hat die Vortheile seiner Stellung und der Scheu, die man vor seinem kolossalen Umfange und seiner energischen Entfaltung seit 1815 hegt, voraus, England, obgleich mit Deutschland in Handelssachen verfallen, stellt sich mit Oesterreich an die Spitze des germanischen Europa: Frankreich, das für sich das lateinische Europa sollte zum Kampfe aufrufen können, ist ohnmächtig und von den Erschütterungen, die es seit 1789 erlitt, noch immer nicht wieder hergestellt. Frankreich, das an der Spitze einer Coalition, Italien, Spanien, Portugal, Belgien stehen sollte, trifft das erste occupirt, das zweite in sich zerrissen, das dritte erschöpft, das vierte im Schlepptau der Politik des deutschen Bundes — und besitzt in sich selbst durch regelmäßige Organisation so wenig Kräfte, daß es vor den Augen der Welt im Jahre 1840 die traurigste Tragikomödie aufführte und sich nur noch brüsten kann — auf die Asche Napoleon's!

Es wird für das fernere Verständniß dieser Erörterung unerläßlich sein, uns über das Verhältniß unserer Empfindungen zu Frankreich offen auszusprechen. Ein kleines Gedicht („Sie sollen ihn nicht haben") hat große Dinge gethan. Es hat das natürliche Gefühl des Deutschen, daß er nun und nimmermehr dem Franzmann eine Spanne deutscher Erde gönnen werde, in die Form eines aufreizenden und trotzenden Fluches gebracht und im Bunde mit der deutschen Sangeslust alle Gemüther im Vaterlande gegen Frankreich aufgeregt. Diese Empörung, gerichtet gegen den Ehrgeiz der jungen französischen Unteroffiziere, die in Deutschland ihre Epaulettes verdienen möchten, ist entschieden tüchtig und aller Theilnahme werth. Anders wird die Empfindung, wenn Thiers und sein System es sein soll, dem diese kühne Sprache gilt. Vollends wahnsinnig wird der Rausch, wenn man die Principien erwägt, die uns zum Theil noch durch Frankreich vertreten

werden, oder richtiger gesagt, die Principien, die bei einer rein patriotischen Färbung unserer Empfindungen in eine schiefe Stellung zu unsern bessern aufgeklärten Ueberzeugungen kommen. Nicht jede Stimmung, die an sich wahr ist, ist auch an sich zeitgemäß. Nicht jede Wahrheit, die ersprießlich im Munde des Einen ist, ist auch ersprießlich im Munde des Andern.

Frankreich, als Staat und Volksconglomerat, überschätzt seine Kraft. Das katholische oder lateinische Europa ist in sich zerfallen. Frankreich selbst darf sich, ohne Entfesselung der Volksleidenschaften, keine größere Kraftentfaltung zutrauen, als weiland in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Ist aber diese Dauer Frankreichs, als eines organisirten Staates, unter seiner gegenwärtigen Dynastie gesichert? Kann dieser unzuverlässige und gefährliche Krater, der dem Partheigeiste zu Gefallen keine Ausbrüche mehr aufführt, nicht von dem grollenden Gefühl der Demüthigung aufgeregt werden? Gleichviel! Noch ist Frankreich nicht so weit. Unsere Frage stehe hier nur, um zu beweisen, daß das constitutionell-republikanische Princip nicht an die Ohnmacht des gegenwärtigen Frankreich gebunden ist, daß unser politisches Denken und Empfinden sich unnöthig auf die rein nationale Seite wirft. Die Principien sind gegenwärtig verdrängt. Ist ihnen in Deutschland schon genug gethan?

Die Frage des Orients scheint vorläufig beigelegt. Das Resultat ist glorreich für die englisch-russische Allianz, demüthigend für Frankreich, bedenklich für Deutschland, für Alle. Denn seitdem das Frankreich von 1830 zum ersten Male verrathen hat, daß es schwach ist; was kann, was muß entstehen, wenn diesem ehrgeizigen Staate einfällt, das Gegentheil zu beweisen? Wir wollen die Kette trauriger Besorgnisse, die wir mit Fug und Recht hegen dürfen, hier nicht verfolgen und nur das Eine festhalten, warum das Resultat der orientalischen Frage für Deutschland bedenklich ist.

Deutschland als einen Organismus aufzufassen, dessen Arme Preußen und Oesterreich, dessen Lungen und Respirationswerkzeuge die Gesandten des deutschen Bundes sind, ist eine Chimäre. Die historischen Voraussetzungen eines Volkes,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51032-2
GOTZKOW,K. FN. 19212/104

das keinen Staat bildet, dulden die Annahme eines solchen Glückes nicht. Wie uns die Geschichte gemacht hat, so sind wir. In Allem, was wir von unserm Vaterlande wünschen, annehmen, behaupten, werden wir über die Hypothese nicht hinauskommen; denn jeder ernstliche Aufschwung der Ereignisse reißt alle unsere Zirkel ein, schneidet uns die Glieder von unserm Rumpf und wirft uns in all' die traurigen Chancen, die wir schon einmal erlebten und denen wir in dem Augenblick, wo wir Deutschland dreißig Souverainetäten ließen, nicht vorbeugten. Unsere staatliche Organisation müssen wir bei jedem Conflict preisgeben. Der südöstliche Winkel Deutschlands ist zu wenig geschützt. Die Franzosen datiren ihr erstes Manifest von Straßburg, ihr zweites von Ulm. Was soll uns bei einer solchen Lage als Hauptgedanke vorschweben? Das Vaterland in seiner sittlichen, sprachlichen, geistigen Bedeutung mit Menschen- und Bürgerfreiheit und der politische Zustand nur als Mittel zu dieser Freiheit.

Darin liegt's. Alles Andere ist vom Uebel. Alles Andere ist Lug und Trug, ränkevolle Aufhetzung, schlechte Anreizung derer, die lärmend vorangehen und gutmüthige Beschränktheit derer, die folgen. Wir wollen gegen Frankreich singen und fechten, um unsers Deutschthums willen, wenn sie es bedrohen, um unsere Ehre, wenn sie bezweifelt wird, aber nicht, um Zwecke zu erfüllen, die weit entfernt liegen von deutscher Menschen- und Bürgerfreiheit. Nicht zum Jubel der alten Narren, die sich einbilden, seit 1813 hätte sich die Welt nicht verändert; der jungen Narren, die in ihrer Geistesbeschränktheit über den Horizont der empfangenen Jugendeindrücke nicht hinaus können. Nicht zum Lug- und Trugwerke jener Feigen, die sich gern courfähig, anstellungsfähig, redactionsfähig machen möchten. Deutsch-national sei unsere Klinge. Aber die Scheide, aus der sie fährt, heiße: Politische Freiheit nach außen und nach innen.

II.

Die Genien, die zu allen Zeiten den Deutschen vorgeleuchtet haben, möchte ich in Alpengeister und Brockengeister eintheilen.

Jene ragen lachend und sonnenhell in die blaue Luft, diese sind von trübem Ernste und ewigem Nebel umschleiert.

Jene sind genialer, diese ehrlicher; jene treiben eine Fülle der glänzendsten Ideen, diese halten mit wenigen Haus und sind thatkräftiger.

Die Alpen- und Brockengeister liegen bei uns in stetem Gegensatz. Jene sind nicht immer die Süddeutschen, doch diese sind vorzugsweise Norddeutsche. Zu den Alpengeistern rechne ich Bürger, Lessing, Goethe, Schiller, Hegel, Schelling. Zu den Brockengeistern rechne ich Klopstock, Voß, Rotteck, Welcker, die sieben Göttinger Professoren, Jahn und Arndt. Die Brockengeister sind die, die man recht eigentlich populär nennen kann.

Wenn ich bekenne, daß mir an E. M. Arndt Alles bekannt und Nichts traulich, Alles heilig und Nichts anheimelnd scheint, so drücke ich mich gerade so aus, wie ich von unserm Harz empfinde. Ich muß gestehen, ich bin mit meinen tiefsten Stimmungen in den deutschen Boden verwachsen, aber wenn ich mir die Liebe denke, wie und wo sie allein mich beglücken würde, so denke ich an den Rhein, den Niederwald, den Blick nach Bingen hinüber, ruhend in einem Weingarten des Johannisberges. Ich schwelge und träume über Heidelberg, die Pfalzebene, über Schwabenland und die bayrischen Hochgebirge. An alles das denke ich, wenn ich an Goethe und die denke, die einst in der Walhalla die ersten Gemächer bewohnen werden.

Nun will ich den gesunden, frischen Harz nicht herabsetzen. Es wachsen schöne Tannen, Buchen und Eichen dort, das Grün ist frisch, die Birken glänzen hell. Aber die Schönheit des Harzes hat mehr Rührendes, als Erhebendes. Man denkt hier an die deutsche Beschränkung, an die Familie, an den Herd. Man hat eine Kanarienbecke hinter'm Ofen und ißt Kartoffeln in der Schale mit frischer Butter und frischen Häringen, die auf der Weser heraufkommen. Unsere Geschichte ist hier die Geschichte der Welfen, nicht die der Ghibellinen: wir haben auch hübsche Märchen und Sagen, aber Haus- und Ofenmärchen von Kobolden, die den armen Leuten aus Steinkohlen Gold machen. Von dem Sonnigen, Ritterlichen der alemannischen Sage verlautet nichts. Wir gehen mit dem

armen, kleinen Luther in Eisleben vor den Häusern singen, wir sind mitten im deutschen Wesen, im deutschen Gemüth, und doch ist der Brocken überall diesem Leben und Treiben keine blitzende Krone, sondern ein graues Käpplein, ein Bergmannskäpplein, das man trägt, um die Glatze zu schonen. Alle Reisende kommen darin überein, daß es nicht der Mühe lohnt, den feuchten, mürrischen, hypochondrischen, kahlen, langweiligen Brocken zu besteigen.

Ich rechne Arndt zu den Brockengeistern, aber nicht weil es in ihm feucht, mürrisch, hypochondrisch, kahl und langweilig wäre. Im Gegentheil. Er hat jene untersetzte, stramme Solidität eines körnigen Natursohnes, der immer thätig, immer bauend und schaffend ist. Er schreibt angenehm, unterhält, ist originell in seiner Art, hat Tüchtiges gelernt und weiß uns beizukommen. Und doch, wie weit stehen die Ufer dessen, was er giebt, und dessen, was wir wünschen, auseinander! Daß an seinem Ufer das ganze Deutschland außer einigen Wenigen steht und an unserm Ufer nur diese einige Wenige, ist wahr. Daß man ihn ehren und rühmen muß, ist Pflicht. Aber ihn preisen, ihn zum Feldgeschrei erheben, auch seine Anschauungen wieder in Amt und Würde setzen, seine Zeit zur Nemesis der unsrigen machen — nimmermehr!

Die Deutschen lieben freilich die Brockengeister. Sie lieben diese Uranfänge von Hermann und Thusneldens Zeit, sie bauen einem Sagenschemen, einem Armin lieber ein Denkmal, als einem Lessing. Die Deutschen hören sich gern, wenn sie in den Liederkränzen singen: Was ist des Deutschen Vaterland? Sie folgen gern Dem, der kurz und bündig spricht und in seinem Denkvorrath Religion und Patriotismus voranstellt. Die Deutschen laufen oft beschränkten Köpfen nach, die nur Eine Saite auf ihrem Instrumente haben und diese bis zum Wahnsinn hoch spannen. Die Brockengeister haben seither nicht viel Gutes gebracht. Man erkennt sie besonders daran, daß sie in allen Fragen den Begriff der Sittlichkeit anzubringen wissen.

Es gab eine Zeit, wo mir Arndt Alles aussprach, was ich fühlte, wo Arndt auf Alles antwortete, was ich nur fragen

mochte. Süße Jugend, heilige Beschränkung der Begriffe! Dann aber ging mir eine neue Welt auf, in der der Brocken gegen die Alpen eine Kastanie ist. Ihr Jüngern, die ihr dies leset: Ihr habt alle denselben Weg zurückgelegt, und ich spreche hier im Namen dieser Jüngern aus, daß der Versuch, uns wieder aus dem ersten Decennium der von den Brockengeistern gehaßten Julirevolution zurückzuschleudern auf 1813, nicht gelingen wird.

Wir wollen auf unserer Hut sein, Brüder! Lassen wir kleinlichen Hader, lassen wir persönliche Fehde und rücken wir zusammen. Wer sind die geheimnißvollen Mächte, die an allen Orten und Enden die alten, verfallenen Schleusen herstellen und öffnen? Wer leiht dem veralteten Wesen und seinem Ausdruck so windschnelle Verbreitungsflügel? Wer will uns wieder zu Deutschen machen, wo wir nahe daran waren, freie Deutsche zu sein? Gäb' es hier vielleicht statt Schicksalsideen Zwirnsfäden, die das Ganze zusammenhalten? Wir wollen darauf schweigen und unsere Augen nur deshalb zusammendrücken, um schärfer zu sehen.

Ein Naturgesetz ist da. Es heißt: die Zeiten integriren sich. So wollen wir uns trösten. Das, was wir gewonnen haben seit zehn Jahren, will das Gute an den alten Erfahrungen noch in sich aufnehmen, will es noch mitnehmen auf die Reise zum bessern Ziele. Aber wachet, daß der blinde Passagier uns nicht den Weg zeige, den wir lange vor ihm kannten. Wachet, daß wir die schmerzlichen Errungenschaften zehn schwerer Jahre nicht einem blinden Enthusiasmus opfern!

Was wir vom Brocken und dem Harze mitnehmen wollen, sei: Ein gesunder, frischer Luftzug, der der Wange die lachende Apfelröthe giebt! Zufriedenheit mit unserm eigengebackenen Brot, dem Käse auf dem Teller und der Wurst im Schornstein! Achtung auch vor'm Gesange des Zeisigs, des Buchfinken und des Hänflings! Gute protestantische Gesinnung, doch nicht allzunüchtern! Den Sagenschatz des Kyffhäusers und den blauen, treuen Himmel über der goldenen Aue! Das sei herzlich willkommen, aber weg mit dem Behäbigen, Nüchternen, mit euren Göttinger Doctrinen, mit

der norddeutschen Ofenhockerei, die sich die kahlen Hinter-Elbgegenden mit allerhand affectirten Schemen bevölkert und in den Tabacksdampf der Pfeife gedankenloses Zeug von Anno damals hineinbläst und im Gothaer Allgemeinen Anzeiger und dem geheimen Plauderstübchen der Dorfzeitung seinen politischen Katechismus findet. Weg mit dieser anverwüstlichen Neigung der Deutschen, bei jeder Frage, wenn sie nur gefahrlos und trivial ist, Chorus zu machen! Weg mit dieser überhitzten Schwärmerei für das „Ewig-Gestrige", das Selbstverständliche!

Wie verworren sind wieder die Begriffe, wie erlogen unsere Stimmungen! Hat der Kölner Handel uns irre gemacht? Hat die Aqua tollana Roms ihre Wirkungen begonnen? Haltet zusammen, Deutsche! Prüfet die flüchtigen Schatten, die an euch vorüberhuschen! Glaubet Alles, nur nichts den Zeitungen! Verbrennt jede Zeitung, nachdem ihr sie durchflogen habt! Sie wimmeln von Lügen, sie sind voller Bosheit und Jesuitenränke. Glaubt Einem, der das Treiben innerlichst durchschaut, der diese Kreuze und Sterne in den Correspondenzen aus Wien, Berlin, Frankfurt, aus Paris und London kennt, diese †† und *** und ♀ und ♃ und ♂ und △ — glaubt mir, ihr werdet entsetzlich belogen! Wo es heißt: Man jubelte! da soll es heißen: Man weinte! Wo es heißt: Man betete! da soll es heißen: Man fluchte! Bildet euch selbst euer Urtheil! Ihr habt seit 50 Jahren so viel erfahren, daß ihr selbst dazu reif seid.

XI.

Ansprache an die Berliner.

März 1848.

Ihr Alle habt gekämpft! Der Eine mit der Waffe, der Andere mit dem Wort, Alle mit der Gesinnung!

Der Sieg war euer! Nicht durch die Niederlage des Gegners, nicht durch die Todten, die dem Feinde fielen, ihr siegtet durch euer eigenes Blut. Ihr triumphirtet mit euern eigenen Todten.

Jahre werden vorübergehen, bis sich der Anblick jener Särge verwischt, welche der Schmerz mit Trauerflören, die Liebe mit Blumen, die Hoffnung mit bunten Fahnen schmückte. Nein! Nie wird er verwischt werden! Nie! ihr hobt eure Kinder empor und zeigtet ihnen die Märtyrer der neuen Freiheit, eure Enkel stammelten euch die Worte des Schmerzes nach, die auf euern Lippen zuckten, und ihr mußtet ihnen die Ursache eurer Thränen erzählen! Und nicht nur in unser Gedächtniß, nicht nur in unser Herz sind diese Tage geschrieben, nein, ihr unsterblicher Stoff, ihre ätherische Idee muß sich einigend verflüchtigen mit unsrem Blut, unserm Leben, unserer Bildung, unserer Erziehung, der Luft, die wir athmen, mit dem Brot, das wir essen, dem geistigen Vermögen und Erbe, das wir den Nachkommen hinterlassen.

Haltet vor allen Dingen fest, was ihr in diesem Augenblick besitzt! Was besitzt ihr? Ich will es euch sagen.

Man gab euch in diesen Tagen Freiheiten, deren Zweck und Ursprung ihr nicht faßtet! Man nannte euch neue Minister; ihr kanntet ihre Namen nicht. Männer kamen und verkündigten: Freut euch! Man sorgt für euch, man giebt euch neue Berather eurer Wünsche, neue Tröster eurer Leiden! Man sprach von Preußens Zukunft, von Deutschland, von Allem — nur nicht von Dem, was euch in nächster Nähe ergriff. Die Freiheit der Presse — das war schon ein Wort, dessen Verlebendigung ihr begriffet an den weißen Blättern, die lustig in den Straßen auf- und abflatterten; aber endlich gab man euch Waffen! Das war etwas, was sich halten und fassen läßt: ein Zauber, unmittelbar, durch alle Sehnen und Adern wie Genesung rieselnd, ein Zauber, der euch jetzt erst zu Männern machte!

Und diesen Zauber haltet fest! Auf dem Gewehr den Arm stützend und in stiller Mondnacht auf euern Wachtposten hinausblickend auf die Plätze, Paläste und Straßen, in denen ihr sonst nur wie geduldete Miether lebtet, überdenket, was Alles geschah, warum es geschah, wofür!

Die freie Presse, die Geschwornengerichte, die freigewählten ständischen Vertreter, das enger geschürzte Band der deutschen Einheit, all' diese Gaben von Oben herab, wie ausgeworfene Münzen geschenkt, das hätte keinen Bau gegeben von Dauer und von Kraft. Das Fundament mußte gelegt werden durch euch selbst! Und sehet! Darin erblicke ich einen weisen Fingerzeig vom obersten Oben. Die ewige Weisheit kam der menschlichen zu Hülfe. Diese Blüthen der Freiheit mußten aus eurer eigenen Empfindung sprießen, aus euerm eigenen Eifer, aus eurer eigenen Aufopferung.

Wer die Verantwortung für jene düstere Gräberreihe hat, die draußen vor dem Thor auf Jahrhunderte ein Wallfahrtsort der Freiheit bleiben wird, vielleicht giebt es Herzen, die hier voll Wehmuth und Reue in sich selbst blicken! Aber die alte Lehre sagt: Gott verkehrt die Weisheit der Menschen, um seiner eigenen Weisheit willen! Dies Blut *mußte* vergossen werden. Die Freiheiten, die man euch schenkte, bedurften einen Grund und Boden. Dieser Grund und Boden war die Freiheit selbst. Ihr mußtet *in euch* fühlen, was

Achter Auftritt.

Ben Jochai (tritt raſch aus der Seitenthür von links). Judith. (Später) Manaſſe.

Judith.

Wie? Ben Jochai —?

Jochai.

Ben Jochai, Judith.

Judith.

Was wollt Ihr hier? Wie kommt Ihr ſo zu mir?

Jochai.

Noch ſind des Hauſes Thüren mir bekannt —
Ich ſuchte Euch und fand mich bald zurecht.

Judith.

Mehr ein Geſpenſt glaub' ich in Euch zu ſehn —
Warum erſcheint Ihr? — Was erſchreckt Ihr mich?

Jochai

(ihr ganz nahe tretend).

Wenn Ihr vor mir erſchreckt, iſt's meine Schuld?
Nur vor Euch ſelber hättet Ihr zu zittern.

Judith.

Hinweg! Was heftet Ihr Euch ſo an mich — — —
Verlaßt dies Haus!

Jochai.

Dies Haus verlaſſen? Judith,
O ſagt, ob Ihr das in den Sternen wohl

Menſchenrecht iſt; ihr mußtet euch herauswickeln aus dieſer Schnürbruſt ewiger Bevormundung durch Gensdarmen und bewaffnete Knechte der Disciplin. Erſt mußte euch die Luft gehören, die ihr athmet, eh' ihr ein neues Deutſchland und alle Wunder der Zeitungen beſaßet. Dieſe Luft gehörte euch in Preußen nicht! Ein Beamtennetz umſpann euch, ein ewiges polizeiliches Ueberwachen eurer glücklichen „Gewohnheit des Daſeins", es benahm euch die Luft am Daſein. Die kriegeriſchen Erinnerungen, ruhmvoll für das Volk, ruhmvoll für Die, deren König Friedrich II. war, ruhmvoll für Bürger, die ſpäter Gut und Blut an die Jahre 13, 14 und 15 ſetzten, ſollten nur zur Verherrlichung des Mittels zu dieſem Ruhme, der Armee, dienen. Welche Laſt drückte euch! Wie unerträglich in einem Zeitalter der Civiltugenden dies ewige im Vordergrundſtehen der bunten Uniform und der adeligen, in den Offiziersrock gehüllten Kaſtenanſprüche! Preußen, in erzwungenſter Weiſe zum Militairſtaat hinaufgeſchraubt, war das Land der Bajonnete, des zweifarbigen Tuches, der Ordens- und Titelſucht, des patriarchaliſchen Despotismus, einer Polizei, die ſich in Alles und Jedes miſchte. Ehe nicht dieſe Schnürbruſt geſprengt war, konnten wir nicht frei athmen und alle Freiheiten der Welt, von allen Zeitungen der Monarchie proclamirt, konnten uns nicht wahrhaft frei machen.

Erinnert ihr euch jenes Abends, am 13. März, als die Reitergeſchwader an das Brandenburger Thor ſprengten und der Bataillone wuchtiger Geſchwindſchritt durch die Straßen dröhnte? Eine Verſammlung auf freiem Raume, Frühlingsregenſchauern ausgeſetzt, wollte dort von Dingen ſprechen, die vielleicht Alles betrafen, nur nicht die Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung. Daß Ludwig Philipp von Frankreich gefallen war, weil ſein Miniſter Guizot nicht leiden mochte, daß ſich tauſend Menſchen an einer Mittagstafel zu politiſchen Zwiſchengeſprächen verſammelten, hatte Der, der dieſe Reiſige ſchickte, vergeſſen. Er wollte den gekrönten Häuptern der Welt zeigen, wie der Militairſtaat mit ſolchen anmaßenden Bewegungen verführe, wie bei uns ein einziger metallener Druck der Hand ſolchem Aufſchwung den Nacken brächte.

Aber der Druck mißlang. Nicht, daß ihr Neigung gehabt hättet, in den Zelten dem dort Gesprochenen oder Begehrten euch anzuschließen, ihr wolltet euch nur jenes Menschenrecht erhalten, euch ohne Störung der öffentlichen Ordnung, und wär's in hunderttausendfacher Anzahl, versammelt zu sehen. Und dies Werk gelang. Hohn und Spott, die Drohung, selbst die Barrikade, bewiesen, daß jene Regierungszeit, wo man den Zusammentritt von fünf Menschen, die sich über den Staat unterhalten, für ein Verbrechen erklärte, aufgehört hat. Glückliche Zeit, die uns erst fünfzig Jahre später als andern Völkern anbrach! Wir erkämpften die persönliche Freiheit, das Menschenrecht der freien Bewegung, der erlaubten Rührigkeit in unserer Meinung, in unserm Gehen und Stehen. Dem Bürger gehört die ganze Straße und nicht blos der „Bürgersteig"! Willkommen sei uns der Krieger, der unser Sohn und Bruder ist; willkommen sei uns der Wächter der öffentlichen Ordnung, den wir bezahlen; aber beide müssen die von uns Geduldeten sein, nicht wir die von ihnen Geduldeten!

Man hat die Begebenheiten dieser Tage eine Revolution genannt. Das sind sie auch. Preußen reiht sich endlich den Staaten an, die auf den Grund des Volkswohls angelegt sind, und damit wir nie wieder zurückfallen in jenen Zustand localer Sklaverei und unterbundener persönlicher Freiheit, was ist zu thun?

Zunächst denkt euch, daß der Staat nichts ist, was außer euch lebt! Der Staat ist hinfort keine mehr mit Fingern zu zeigende fremde Existenz, die sich nur an jene Gebäude anknüpft, wovor ihr Schilderhäuser und Soldaten erblickt! Der Staat beginnt mit euch selbst, mit Jedem von euch! Er beginnt nicht mehr von Oben, senkt sich nicht mehr wie eine gewölbte Gnadenkuppel über euch herab, sondern von der breiten Basis des Volkes aus erhebt sich der Staat nur noch wie eine Pyramide. Jeder Staat ist so, wie derselbe von unten auf angelegt wird. Die Gesinnung, die von unten emporströmt, giebt den Duft der Höhe, und es liegt an euch, daß es ein wohlgefälliger Duft, ein Opferrauch der Freiheit sei.

Wehe den Gesetzgebern, die sich am 4. April versammeln und euch eine Verfassung geben werden, wenn sie sagen sollten: Du Geringster dort in der Blouse, du in der Mütze, der durch die Kugeln an der Barrikade durchlöcherten, sollst ausgeschlossen sein von deinem Antheil am Staat! Der Staat ist auch **dein** Leben, ist die Garantie deines Menschenrechts, ist die Garantie deiner Ansprüche auf Glück und Freiheit! Wehe ihnen, wenn sie den Staat nur von jenen Menschen beginnen wollen, die goldene Siegelringe tragen, von Jenen, die am 19. März erst zitternd von ihren Waarenschildern den Titel Hoflieferanten ausstrichen, dann an die Thüren des Zeughauses liefen und die Ersten waren, denen man Gewehre gab! Das allgemeine Stimmrecht werde die friedliche Waffe, die jeder Deutsche, jeder Preuße in seiner Hand trage, und dies, wackerer Mitbürger, übe mit Vorsicht! Lies in den Zeitungen, wer im Rathe der Stadt, wer bei gemeinnützigen Zwecken, Vereinen, Sammlungen ein gutes, für das Volk schlagendes Herz verräth! Der Mann, dem die Hofräthe und Hoflieferanten am öftersten widersprechen, den merke dir, dessen Namen trage im Herzen, dessen Namen wirf in die Urne, wenn sie dich auffordern, einen Verordneten der Stadt, einen Verordneten des Landtags, vielleicht einen Verordneten jenes Reichstags zu wählen, der im Herzen Deutschlands für die gemeinsamen Angelegenheiten der Nation reden soll. Dies Stimmrecht ist dein Stolz, ist deine Ehre, und wenn du es übst, ist es deine Feierstunde, deine Beeidigung als Bürger der geistigen Welt! Entflieh' ihr nicht! Opfere nicht leichtsinnig dein Recht, Ja oder Nein zu sagen! Es wird dich heben, eine Ansicht aussprechen zu dürfen! Deine Meinung zu behaupten muß dir deine Religion werden!

Die Waffe, die du am 19. März empfingst, fordert der Staat nicht zurück. Er gab sie dir als Zeichen der Lossprechung, als Zeichen deiner Freiheit! Aber du siehst Tausende in den Straßen wandeln, die rüstig sind wie du, fordere, daß auch ihnen eine Waffe gegeben wird! Denn wehe euch, freigewordene Bürger, wenn eure neue Wehr nur der Eitelkeit der Begüterten, dem Müßiggang der Reichen als Spiel-

zeug dienen sollte. Die Frage ist ernst, ich muß darüber genauer sprechen.

Preußen hat eine Friedensarmee von 120,000 Mann. Die ist zu groß!

Preußen hat eine Kriegsarmee von 800,000 Mann. Die ist zu klein! Der Friede ist die Sehnsucht aller Völker. Nur im Frieden blüht das Glück des Lebens. Preußen wird, wie alle andern deutschen Staaten, in einem erkräftigten Deutschland sich neu bilden. Wir werden keine preußischen, keine sächsischen, keine dessau'schen Truppen mehr haben: wir werden nur noch deutsche haben unter dem schwarz roth-goldenen Banner! Glückliche Aussicht für den Landmann, dessen Sohn ihm nicht mehr auf Jahre vom Pfluge gerissen wird; glückliche Mutter, die ein Sohn durch sein Gewerbe ernährt; der Militairzwang wird gemildert werden; denn Preußen bedarf keiner Ueberanstrengung seiner Bürger mehr. Die Landwehr, ein Vermächtniß glorreicher Jahre, werde localisirt und verschmolzen mit der neuen Bürgerwehr. Verschmachten sollt ihr nicht im Dienst unter den Waffen, die Bürgergarde soll euch eine ernste, keine drückende Pflicht werden, und was ihr auf der einen Seite dem öffentlichen Zwecke an Kraft und Zeit für die Stadtwehr leistet, das müßt ihr gewinnen an Erleichterung der Landwehrpflichtigkeit! Die Landwehr muß zum größern Theile übergehen in die Stadtwehr.

Eine theils stationaire, theils mobile Nationalgarde, eine Wehr, die je nach den Dienstjahren vor oder in den Thoren, am Herde oder auf dem Marsch verwandt wird, hat ihre frühere von Oben herab befohlene Einrichtung aufzugeben! Von unten herauf findet die Wahl der nächsten Offiziere statt. Auch hier wird das Wahlrecht, frei aus dem Herzen kommend, der schönste Orden, der die Brust des Bürgers schmückt. So erst wird Stadt- und Landwehr wahres Volkseigenthum. Man sieht sich vereinigt für den Zweck der Freiheit und der Ordnung, für die Größe der Nation, die Würde unsers Namens. Und in diese Reihen darf sich keine Anmaßung drängen, kein von Oben decretirter Major darf es wagen, euch mit dem „vertraulichen Du" zu begrüßen! Die Ueber-

nahme der Offiziersstelle ist eine Gefälligkeit, die man dem vielleicht zu viel beschäftigten tapfern und gebildeten Gemeinen, der noch größere Ansprüche darauf hätte, zu danken hat. Und nun sorge, daß sich in Reih' und Glied der reine, volksthümliche Geist erhält, daß es uns nicht ergehe wie in Frankreich, wo der schlaue, gleißnerische, gekrönte Börsenmäkler den Geist der Nationalgarde durch die Leckerbissen der Hofgunst verdarb, durch scheinbare Bürgerfreundlichkeit gute und friedliche Menschen in das Netz einer willenlosen Abhängigkeit verlockte und sich aus der Nationalgarde eine Brustwehr für das System der Nüchternheit, öffentlichen Langeweile und der Spießbürgerlichkeit erschuf! Seid auf eurer Hut, wenn ihr Hoflieferanten, Mielentz dinirende sogenannte „Kameraden" von 1813, Beamte, die ihr vielleicht theilweise aus euern Reihen ausschließen müßtet, de- und wehmüthige Stadtverordnete und ähnliche Persönlichkeiten zu euern Offizieren wählt. Laßt euch nicht zu viel von der Ordnung predigen! Die wahre Ordnung ist nur da, wo die Freiheit ist.

Vom Recht, die Waffe zu tragen, vom Recht, seine Stimme zu geben, erhebt sich der Bau des Gemeinwesens empor zur luftigern Höhe. Um sich zurechtzufinden in den oft labyrinthischen Gängen dieses Gebäudes sucht euer Urtheil zu bilden, eure Kenntnisse zu vermehren, und wenn ihr Wegweiser bedürft, wählt diejenigen Zeitungen, die nicht nur eine freie, sondern auch eine anregende Sprache führen. Die Presse ist nun frei; aber sie sei nicht frei, um sich nur in Stimmungen und Gefühlen zu ergehen und der bloßen Unbequemlichkeit einer zweiten Durchsicht durch einen Censor überhoben zu sein, sondern sie übernehme in dieser ernsten Zeit das Amt, mit- und vorzuarbeiten den Organisationen, den neuen Einrichtungen und Staatsformen! Denn der Schwierigkeiten werden sich zahllose finden und es ist Pflicht der Presse, sich schnell aus einem gehaltlosen, breiten Hin- und Herwogen der Notizen, aus dem Gefühl der Bequemlichkeit zu erheben zur That, zur Unterstützung der Gesetzgebung, zur Vorzeichnung de Wege, die unsere Staatsmänner wandeln sollen. Die Züger der Bewegung in der Hand zu behalten, erfordert Muth und

Ausdauer. Eine freie Presse ist ein Aufruf an die Feder, nicht sich auszuruhen, sondern die Anstrengung zu verdoppeln.

Weit ist das Feld, wollt' ich beginnen von Dem, was nun durch unsere errungene persönliche Freiheit zu erwirken ist. Die Welt raucht, hier und da steht sie in Flammen. Jeder Tag erschwert die Aufgabe des Löschens, denn immer neuer Zündstoff wird in die Gluth geworfen und Tage, Stunden sogar, verändern die Gesichtspunkte. Darüber vielleicht ein ander Mal. Preußens neue Verfassung, der Landtag, die Aufhebung der Herrencurie, die Auflösung dieses Landtags und die Wahl nach neuen Principien, die vorauszusehende polnische Verwirrung, die Entschädigung Preußens durch eine moralische Gebietserweiterung im deutschen Staatenorganismus, die Gestaltung dieses Organismus — das alles sind Fragen von unberechenbarer Aussicht, voll Aufforderung an unsere feurigste Theilnahme und überdachteste Wachsamkeit.

Und damit schließ' ich: Verliert über alle diese gemeinsamen Fragen eure nächste Aufgabe nicht! Duldet nicht, daß man von Versöhnung spricht, ehe Gerechtigkeit geübt! Duldet nicht, daß Männer zweideutiger Gesinnung auftreten und, eure Gefühle mitten im Schmerz abschneidend, eure Gesinnungen vorwegnehmend, euch auffordern, mit Denen „Arm in Arm" zu gehen, von denen ihr euch auf ewig trennen müßt (trennen, nicht von den Menschen, sondern von ihrem System); duldet nicht, daß man zu früh seine schon wieder segnen wollenden Hände ausstreckt und euch Zweige des Friedens anbietet! Ihr wollt Zeit für eure Trauer, Zeit auch für eure Vergebung. Was Berlin erlebt hat, das ist so denkwürdig in seinem innersten Gehalt, daß es sich auf die Gesinnung der Stadt, des Landes ausdehnen muß. Verachtet Die, die zu früh den Takt anschlagen, daß ihr fröhlich sein und tanzen sollt! Seid stolz auf diesen Ernst der Gemüther. Wahrlich, er that Noth in einer Stadt, welche die erste Deutschlands sein sollte und die so zerstreut in ihren Gesinnungen, so spielend und gedankenlos in ihrer Antheilnahme am großen Ganzen gewesen! Und wenn euch Lau-

heit überkommt, wenn Sophisten und faselnde Witzlinge euch wieder ernüchtern wollen, so wallfahrtet hinaus in jenen Friedrichshain, wo, euch erhebend und zu Thaten mahnend, eure unvergeßlichen Todten ruhen!

XII.

Deutſchland am Vorabend ſeiner Größe oder ſeines Falles. 1848.

Traurige Erfahrungen das mit unſerer Paulskirche!

Schon einmal war es ſo vor achtzehn Jahren. Wenige Wochen nach der Julirevolution, einem Schauſpiel, deſſen Dichter uns damals der Himmel ſelbſt ſchien, erfuhren wir bereits, daß ſie das Werk menſchlicher Eingebung geweſen. Sichtlich zeigte man ſich die Drahtfäden, woran ein ganzes Volk gelenkt worden war. Zwar — die Pariſer Februarumwälzung wird man nicht ſo leicht entwickeln können. Sie ſcheint nicht das Werk einer ſchon längere Zeit angelegten Intrigue geweſen zu ſein, vielmehr das Werk des Zufalles, oder, wie man demüthig und vom Standpunkt der gläubigen Geſchichtſchreibung ſagen wird, des Verhängniſſes. Aber die Reſultate drohen in den Sand zu verlaufen. Blicken wir auf die Vergangenheit zurück!

Louis Philippe und Guizot, zwei verſchiedenartige Naturen, beherrſchten ihr Zeitalter. Jener, ohne Umſchweif ausgeſprochen, hielt die Menſchen für ſchlecht, dieſer für dumm. Jener war ein Kaufmann, der in der Weltordnung nur den Krieg des Vortheils gegen den Vortheil erblickte. Dieſer war ein Profeſſor, der jede Meinung verdammte, die nicht nach ſeinem Lehrbuche abgefaßt war. Beide mußten glänzende Er-

folge erleben in einer Zeit, die nach manchen gewaltigen Stürmen auf dem Meere der materiellen Existenz und dem nicht minder bewegten Gewässer der Theorieen und moralischen Meinungen in den Hafen einer gewissen Ruhe und Genügsamkeit eingelaufen zu sein glaubte. Beide hatten eine geringe Meinung vom Menschen wie dieser eben kommt und geht. Louis Philippe hielt die Menschen für egoistisch, bestechlich, käuflich und verband sich mit dem Materialismus. Guizot hielt die Menschen für geborne Laien, ewige Schüler, unbedingt Gläubige und glaubte durch den Schild der Doctrin der Masse zu imponiren, die Gegner verstummen zu machen. Jener rannte sich in den Operationen der Börse fest, dieser in den trügerischen Consequenzen des constitutionellen Mechanismus. Die Börse und die Tribüne verschlangen in Frankreich Alles. Die Menschheit, die Geschichte, die Welt waren für beide nicht vorhanden.

Hat sich an Louis Philippe die Beschränkung der Freiheit gerächt? Ich glaube eigentlich: Nein! Eine grobe Verletzung der Charte läßt sich ihm nicht nachweisen. Juristisch genommen hat das französische Volk gegen den Julithron eben so Unrecht, wie es gegen die Ordonnanzen Karl's X. Recht hatte. Man kann nicht sagen, daß in Frankreich ein unerträglicher Despotismus herrschte. Man genoß eine leibliche Freiheit. Die Schilderung des materiellen Unbehagens, das sich hier oder dort gefunden haben soll, ist übertrieben. Was hat sich also gegen Louis Philippe und Guizot empört? Eine constitutionelle Minorität? Nein. Factionen, Verschwörungen? Nein. Die Intrigue von Prätendenten auf den Thron oder die Portefeuilles? Eben so wenig. Wenn in Frankreich ein Gährungsstoff vorhanden war, wenn Partheien, Ansichten, ehrgeizige Pläne auf Erfolge rechneten, so wartete man auf den Lauf der Natur, auf den Tod Louis Philippe's und rüstete sich nur, die dann entstehenden Verlegenheiten für sich zu benutzen. Und dennoch diese gewaltige Umwälzung! Dennoch diese plötzliche, unglaubliche Neuerung! Wie ist sie also möglich gewesen?

Wenn der König die Menschen für materiell, der Minister für beschränkt hielt — und von beiden ist oft versichert worden, daß sie, in Rücksicht auf ihre Familienschicksale, gegen

die Franzoſen als Franzoſen von perſönlichem Haß erfüllt waren, — wenn ſie das Leben eines Volkes nur auf der Börſe und Tribüne ausgeſprochen fanden, ſo mußte ſich an ihnen die Moral der Geſchichte im Allgemeinen und die Geſchichte der Franzoſen im Beſondern rächen. Beide regierten egoiſtiſch. Sie nahmen vom Tage, von der Stunde keine Lehre an. Sie hatten ihre alten abgenutzten Formeln, auf die ſie jede Erſcheinung anpaßten. Sie regierten ohne Liebe und ohne Geiſt. Paris war unter Louis Philippe langweilig. Der Phantaſie dieſes ſo ſehr der Anregung bedürftigen Volkes wurde keine Nahrung geboten. Daraus entſtand nicht etwa eine politiſche Revolution, ſondern jene moraliſche Revolution, daß man eine politiſche Revolte geſchehen ließ und mitmachte. Die Julidynaſtie fiel, nicht durch die Macht derer, die ſie angriffen, ſondern durch die Gleichgültigkeit derer, die ſie vertheidigten. Sie hatte Feinde, deren geringe Anzahl dadurch Kraft gewann, daß ſich ihr keine Freunde der Dynaſtie mit Begeiſterung entgegenſtellten. Seit zehn Jahren ſchon war die von den miniſteriellen Blättern gerühmte Liebe und Hingebung des Volkes an den König und ſein Haus eine Lüge. Die Oberoffiziere der Nationalgarde, Pariſer Kaufleute, die mit ihren Epaulettes in den Vorgemächern der Tuilerieen prunkten, galten für die Repräſentanten der Nation. Die Banquiers, die Eiſenbahnſchwindler, kurz, die Plutokratie wurde die Stütze des Throns in einer Zeit, wo die Frage der Armuth anfing, die Achſe der öffentlichen Discuſſion zu werden. Guizot hatte die Eitelkeit, der einzig mögliche und nothwendige Mann des Jahrhunderts ſein zu wollen, ein Mazarin, ein Richelieu der neuen Staatsweisheit. Er nahm in der Atmoſphäre des Materialismus den Roſt der Corruption an. Louis Philippe ſagte: die Menſchen ſind klug, aber ſchlecht! Guizot ſagte: ſie ſind gut, aber beſchränkt! Folglich mußten ſich beide verbinden. Beide kamen ſich auf halbem Wege entgegen. Der Weltweiſe warf aus ſeinem Schiff, um es oben zu erhalten, einen edlen Grundſatz nach dem andern, bis die Seele jenes Bedienten fertig war, in deſſen Kleidern der Stoiker über den Kanal nach England flüchtete.

Mit Uriel Acoſta leſen konntet?
Dies Haus iſt mein! Der Boden da, auf dem
Ihr angewurzelt vor Entſetzen ſteht,
Iſt mein — die Bilder, Statuen, die Villa,
Wo Ihr das Band der Treue mir gebrochen,
Iſt mein, — mein ſag' ich — Alles! —

(Manaſſe tritt während dem blaß und verſtört herein.)

Judith.

Vater!
Befreie mich von dieſem Teufel hier!

Manaſſe (ſtöhnend).

Du kommſt zu früh, Du Handelskünſtler Du!
Noch athm' ich in der Schlinge —

Jochai.

Nur drei Tage!

Judith.

Drei Tage, Vater?

Jochai.

In drei Tagen hab' ich
Die Kraft zu ſagen, Judith war ſchon einmal
Und iſt jetzt wieder eines Bettlers Tochter!

Judith.

Gerechter Gott! Mein Vater ſtirbt!

(Sie hält Manaſſe.)

Jochai
(mit Nachdruck).

Nein, Nein!
Drei Tage habt Ihr Zeit, aus Euerm Marmor

Die Lehre des 24. Februar ist unendlich groß und bedeutungsvoll. Man verjagt einen Fürsten, unterhandelt eine Weile mit allerhand gesetzlichen und für die Thronfolge vorausgesehenen Bedingungen, und durchschneidet plötzlich alle Formalitäten, wischt den Tisch ab, macht reine Tafel und erklärt die Republik. Man kann sagen, die Republik ist in Frankreich aus Verlegenheit entstanden. Man kann vielleicht sagen, aus Uebermuth. Ein Dutzend Blousenmänner ruft das Wort aus, das ihnen vielleicht ein ehrgeiziger Kopf zugeraunt hatte, und wie ein zündender Blitzstrahl geht es durch das Staatsgebäude und ein ganzes Volk *versucht* etwas möglich zu machen, an dessen Möglichkeit niemand mehr gedacht hat. Gerade, weil Frankreich die Republik plötzlich wie aus der Luft, als eine zu lösende Aufgabe, bekam und diese Aufgabe schwer ist, glaubte niemand an deren Bestand. Sie besteht aber und noch ist nichts da, was die Möglichkeit ihrer Durchführung bestreitet. Höchstens die monarchische Natur der Franzosen.

Nach dem Beispiel dieser Republik, die sich gleichsam durch die Garantie eines so edlen Geistes, wie Lamartine, mit der Glorie der Mäßigung, Selbstbeherrschung, Völkerverbrüderung und der reinsten Humanität umgab, erhoben sich die Völker Europas überall, wo die Menschenrechte und die Nationalitäten am tiefsten niedergehalten waren. Staaten von geordneten politischen Verhältnissen widerstanden dem Sturm. Ein denkwürdiges Schauspiel! Italien, Oesterreich, Deutschland, die Völker romanischer, slavischer und germanischer Zunge, in wilder Gährung! Die Wälle und Dämme gegen den Andrang der Massen, die so lange gehalten hatten, aber von unten her schon zu weichen anfingen, von den Wogen schnell überfluthet! Nicht die Entwicklung der Volkskraft so mächtig, als schon die panische Furcht vor der Demonstration! Mehr friedliche Siege der Masse, als blutige! Italien, längst durch seinen reformatorischen Papst zur Wachsamkeit aufgerufen, entwickelt eine Kraft des Angriffs, die ihm seit Jahrhunderten im Widerstande fehlte. Oesterreich zerfällt aus seiner künstlichen Zusammensetzung in seine einzelnen Völkerbestandtheile. Deutschland raffte sich aus seiner Zertheilung

in eine Einheit auf, die erst das Werk des Enthusiasmus war, jetzt das Werk des berechnenden Verstandes werden soll. Preußen, der Staat der „Intelligenz", wirft das unwürdige Joch des bureaukratischen und militairischen Despotismus, das es seit 1815 hatte tragen müssen und das es seiner schimmernden Namen wegen sogar verehrte und hochhielt, von sich. Bis an die Mündungen der Donau zuckt die Regung und noch ist nicht entschieden, in welchem Theile Europas sie enden wird.

Diese Umwälzung war deshalb so wunderbar, weil ihr keine belangreiche Agitation vorausging. Sie ergriff selbst die zufriedenen Gemüther und zeigte diesen, daß sie hätten muthiger und freier denken sollen, als sie gedacht. Sie schenkte Großes und Herrliches selbst Denen, die es sozusagen nicht verdienten. Was der Eine für die Freiheit erobert glaubte, nahm sich der Andere für die gemeine Wohlfahrt, der Dritte für die Nationalität. Der erste Rausch der Freude ergriff Alle und erst später schieden sich die Gesichtspunkte, von denen aus die verschiedenen Meinungen sich befriedigt glaubten. Es war wie ein Naturereigniß, von dem sich niemand ausschließen kann; Regen und Sonnenschein, Sturm und Gewitter verhängt der Himmel Allen.

In Frankreich war anfangs das nationale Element von der allgemeinen Bewegung ausgeschlossen. Nur der Befreiung des Menschen vom Despotismus, von der Alleinherrschaft und von den Fesseln der materiellen Existenz schien es zu gelten. Lamartine kündigte den Völkern Friede an. Um dieses Friedens willen liebten Viele denn auch die Freiheit, von der der sentimentale Dichter mit Entzücken gesprochen. Lamartine's erste Manifeste waren für alle Monarchieen gefährlicher, als jede Emeute. Der Mensch schien da erlöst von den Verpflichtungen des Bürgers. Eine Hand reichte sich uns dar wie aus den Wolken und zog uns an das Herz einer idealischen Gestalt, in deren sanften und liebevollen Zügen wir unsere Mutter erkannten in Jugendschöne, wie sie uns im Traume erschienen, wenn sie sich als Genius unserer Erdenschicksale offenbarte. Die Erde kam uns vor wie ein Spielplatz des Glücks, alle Güter derselben schienen uns geboten und das Elend war ver-

bannt. Der Kummer ſchlug noch einmal vertrauensvoll die matten Augen auf, der Fleiß, die Arbeit ſah ſich nicht nur vom Erfolge belohnt, ſie ſah ſich bekränzt und gefeiert. Die Armuth faßte wieder Hoffnung auf dies Leben, das für ſie ſo freudlos war. Die Republik wurde ein Zauberwort, wenigſtens in Lamartine's Auslegung. Ledrü Rollin gab dieſer Auslegung gewiß einen Schein der Wahrheit. Er baute das Gerüſt, das Lamartine mit Blumen ſchmückte. Louis Blanc predigte ſogar, daß auf dieſe Blumen Früchte kommen würden. Der Arme! Er griff der Natur durch das Treibhaus vor. Er wollte den Ofen für die Sonne ſetzen. Er irrte. Im Wahn. Und als der Wahn ernüchtert, die Täuſchung geſchwunden war, da fehlte der geiſtvolle Publiziſt ohne Zweifel darin, daß er die Träumenden, die Getäuſchten über ſeinen eigenen Glauben und ſein eigenes Erwachen hinaus hinzuhalten ſuchte. Es geſchah, weil er gegen die Reaction eine Waffe haben mußte. Aus dem Irrthum wurde demnach ein Verbrechen. Lamartine fand weder in der Wahrheit noch im Irrthum mehr die Kraft, den Wogen zu widerſtehen. Es war auch hier eben ſchlimm, daß die Menſchen Alles ſo menſchlich verſtehen!

Der Socialismus wird mit der zunehmenden Bildung der untern Volksklaſſen eher zu- als abnehmen. Aber er wird mit dieſer Bildung, wenn es eine wahre iſt, auch anfangen, minder gefährlich zu werden. Den Menſchen der Quelle der Natur näher zu führen, die Zäune wegzureißen, die den Hungernden von einem Obſtbaum trennen, das iſt ein Trieb der Menſchheit, ſo keilförmig und andrängend, daß ihm mit Kartätſchen nur momentaner Widerſtand geleiſtet wird. Möglich, daß nur in der Börſenſtickluft der Louis Philippe-Periode die lungernden Träume von Glückſeligkeit ſo um ſich greifen konnten, bis der Proletarier die Theilung der Güter verlangte. Möglich, daß eine thatkräftige, nationale Politik, die den ganzen Menſchen ergreift und ſichtlich aller Welt edle Opfer auferlegt, auch die Folgen der ſocialiſtiſchen Lehre mildert und in ihren Ausſchweifungen für Augenblicke beſeitigt. Dauernd aber iſt die Frage nicht abzuweiſen. Sie wird immer wieder auftauchen, immer wieder das Schreckgeſpenſt

des Besitzes werden, so lange, bis — nicht etwa das Eigenthum gefallen ist, sondern das Privilegium des Eigenthums. Mit einer tüchtigen Volksschule, einer gereinigten, allgemein freigegebenen Religion, einer aufrichtigen Demokratisirung des Staates werden die socialistischen Forderungen nicht mehr in so bedrohende Extreme ausarten, wie es nothwendig bei Regierungsformen sein muß, die den Kern des Volkes unberührt lassen. Das Volk als solches treibt keine Politik. Zu allen Zeiten hat es sich innerhalb seiner ihm eigenthümlichen Anschauung in Extremen bewegt. Diese Extreme sind von den Politikern nur benutzt worden. Im Zeitalter der Reformation hatte das Volk den religiösen Fanatismus, der, wie die Geschichte nachweist, keine Grenzen kannte. Jetzt hat das Volk, wenigstens der Städte, die communistische Schwärmerei. Die Religionsfrage ging durch den dreißigjährigen Krieg in die politische über und die „Gütertheilung" des neunzehnten Jahrhunderts wird nicht minder aufgehen in etwas Höherem.

Frankreich aber muß unter allen Umständen von den Schwankungen einer unpersönlichen Staatsform und den Drohungen der Arbeiter Hülfe bei der aufgesteckten Fahne der Nationalität suchen. Das muß die Republik, das würde selbst die wiederhergestellte Monarchie müssen. Die Dynastieen erhalten sich bei den Völkern durch getheilte Freude und getheiltes Leid. Ein einziger Feldzug, von Louis Philippe gegen die Mächte der heiligen Allianz unternommen, würde ihm daheim die Krone erhalten haben, selbst wenn er in Gefahr gerathen wäre, sie draußen zu verlieren. Algier, Ancona, Antwerpen waren ein zu schwaches Band dankbarer Erinnerung. Die Prätendenten wissen das. Joinville, Bonaparte, Bordeaux werden sich hüten, die Politik der Börse wiederaufzunehmen. Eine Krone auf's Spiel gesetzt, heißt sich diese erhalten, wenn man natürlich ehrlich war und nicht wie Karl Albert treulos. Aber auch die Republik kann sich nur halten, wenn Cavaignac so gut das Schwert führen zu können beweist, wie er in der Kammer sprechen kann und früher im National schreiben. Cavaignac kennt die Schwäche der militairischen Organisation unter Louis Philippe, er weiß,

wie viel nachzuholen, wie viel zu ergänzen ist, um die französische Armee von den afrikanischen Wunden und von der Nachlässigkeit der Regimentschefs zu heilen. So Vieles, was für die französische Bewaffnung auf dem Papier steht, ist erst in Wirklichkeit zu übersetzen. Dann aber, wenn Frankreich gerüstet ist, kann man nicht glauben, daß Cavaignac die Lehre der Dynastie Louis Philippe's vergessen hätte, und wenn er fiele, wenn er der Ueberspannung des Belagerungszustandes erläge, welchen Weg könnte der Sieger, Thiers, der halbe Napoleonide, Erbe der Siege Napoleon's, Rächer seiner Niederlagen, (wozu der ehrgeizige Staatsmann sich berufen dünkt,) anders einschlagen, Frankreich zu einigen, als die kriegerische Vertretung der Nationalität? Cavaignac scheint Sympathieen für Deutschland zu haben, Thiers fürchtet Preußen, verachtet Deutschland. Beide sind sich darin gleich, daß sie die russische Allianz suchen. Cavaignac wird Oesterreich allein, Thiers würde Oesterreich und Deutschland zugleich bekämpfen.

Die Wolken lagern so drohend für uns am Horizont, daß wir in einer Umschau über die Schwierigkeiten der Sachlage uns zuvor orientiren müssen.

Italien! Armes, reiches Land! Land der Wunder und der Alltäglichkeit! Volk, so groß begabt und so klein und menschlich! Gewohnt, unter Trümmern zu leben, aus Myrten- und Oleanderbüschen vom gebrochnen, schlummernden Auge einer schöneren Vergangenheit begrüßt zu werden, hast du seit Jahrhunderten dich gewöhnt, nur fremden Herren zu gehorchen! Du dientest, weil dein schöner Himmel, deine Herrlichkeit der Künste, deine eigene reiche Begabung dir im Dienen nicht die Lebenslust, im Schmerze nicht den „Humor" verdarb! Italienischer Geist und Witz hat selbst das gemeinsame Vaterland mehr getrennt, als verbunden. Der Küstenbewohner kennt den Binnenländer nicht und seit Jahrhunderten spottet die Nachbarstadt über die Nachbarstadt. Die Auffassung einer gemeinschaftlichen Vaterlandsidee im Sinne Alfieri's und Silvio Pellico's ist durchaus neu. Unter dem Druck der heimathlichen Tyrannei und der fremdländischen Regierungen bildete sie sich durch Kunst, Sprache, Literatur

und Geschichte, wie in dieser Art einst dieselbe Idee in Deutschland unter Napoleon. Sollten die Elemente eines einigen und würdigen Volkslebens nicht auch auf dem classischen Boden vorhanden sein? Wer erwartete von Sicilien eine so heldenmüthige Kraft des Widerstandes, so viel Stetigkeit und politische Reife? Wer kann, die Lazaronis ausgenommen, (Volksklassen giebt es, die man überall mit Kanonen zur Freiheit zwingen muß, ob sie nun in Neapel auf der Schattenseite des Toledo oder in polnischen Bauernhütten auf der Bank hinterm Ofen kauern) wer kann die gesinnungsvolle Haltung Neapels gegen den treulosen gekrönten Bourbon verkennen? Mag sich in die Bewegung des Kirchenstaates Theatralisches gemischt, mag die mit bunten Lappen gezierte Phrase Harlekinaden aufgeführt haben, kein Volk kann gegen seine Natur: der Süden schreit und lärmt, und die Komödien, die bei uns in den Biersluben, beim Tabacksqualm und dem Formelwesen der Vereine stattfinden, führt man in Rom am offenen Tage, unter blauem Himmel und Sonnenschein, auf. Das naive Verhältniß des Papstes zu diesen Bewegungen ist nicht minder charakteristisch, als wenn Nicolaus in Petersburg den Batuschka des Vaterlandes spielt und sich in den Straßen die Zipfel seiner Kleider küssen läßt. Ligurien, Piemont und Savoyen entfalten den kräftigsten Kern und die eigentliche Wehrfähigkeit Italiens. Die Piemontesen geben den Schweizern an Tapferkeit nichts nach und die von Jugendkraft und Kriegslust strotzende Armee Karl Albert's war eines edleren Führers würdig. Nur durch den Kaufmannsgeist der Lombardei, durch die Greisenhaftigkeit und Abgelebtheit Venedigs sind wir verführt, die italienische Nationalität gering zu schätzen. Der Reichthum der gerade hier fließenden materiellen Hülfsquellen stellt Oberitalien in den Vordergrund, aber diese Gegend kann nicht allein die Sache Italiens vertreten, noch weniger zulassen, daß man nach seiner geringen Wehrhaftigkeit, nach einem nur schwachen Widerstande, den es einem Riesenstaate wie Oesterreich zu leisten vermochte, den Grad berechnet, in welchem Italien der Freiheit würdig wäre.

Die Waffen, womit die Lombardei schon seit dreißig

Jahren die Oesterreicher bekämpft und geschlagen hat, sind geistige. Geht nach Mailand, Verona, Venedig, Padua, Pavia, ihr unbilligen Freunde deutscher Macht und Größe, und fragt euch selbst, ob Oesterreich es versteht und verstanden hat, in Italien ein Volk wie das deutsche zu vertreten! Jedes deutsche Nationalgefühl muß entschiedensten Einspruch thun, wenn man behaupten wollte, daß wir in der Art, wie Oesterreich den deutschen Namen in Italien vertreten hat, uns wieder zu erkennen Ursache hätten. Der Italiener ist einem verzogenen, von Natur guten Kinde zu vergleichen. Mit etwas Freiheit fühlt er sich am Gängelbande vollkommen wohl. Der Italiener, unvermögend, aus sich selbst politische Bedeutsamkeit darzustellen, theilt lieber einen fremden Ruhm, eine fremde Größe. Er würde sich selbst dem Despotismus einer französischen Proconsularregierung unterwerfen, wenn er dadurch nur Theil bekäme an dem, was er am Franzosen liebt und bewundert. Aber was hatte er mit dem Oesterreicher gemeinschaftlich zu tragen? Nicht mehr, als das Joch nicht nur der Metternich'schen Regierungsmethode, sondern der habsburgischen Geschmacklosigkeit überhaupt, die älter ist, als Fürst Metternich. Ein an Geschmack, Schönheit, Eleganz, Poesie mit den ersten Jugendeindrücken gewöhntes Volk stand unter der Herrschaft einer Regierung, der es an Geist, Leben und Feuer fehlte! Das deutsche Element zeigte sich nur in seiner slavischen Versetzung oder in jener charakterlosen Unbestimmtheit des Deutsch-österreichers, der sich dem Jahrhundert erst jetzt anzuschließen sucht. Welches edlere deutsche Herz hätte nicht vor Zorn gebebt, wenn es in Italien den Begriff des Tedesco durch Oesterreicher wiedergegeben fand, einen Begriff, der, vom obersten Staatsprincipe herab bis zu den Uniformen des slavischen und ungarischen Militairs, der Ausdruck eines hinter der Zeit zurückgebliebenen Zopfes war? Und wenn man dies Oesterreich, diesen äußern habsburgischen Typus in Italien wiederherstellen will, so werden die Dinge bleiben wie sie sind und jede äußere Luftveränderung wird den Vulkan zu neuem Ausbruch bringen.

Die Nothwendigkeit, daß Oberitalien bei Oesterreich bleibt,

läßt ſich nur dann einſehen, wenn etwa Frankreich daraus eine franzöſiſche Provinz machen wollte. Träte aber dieſer casus belli nicht ein, ſo bliebe vielleicht noch der mildeſte Weg der Ausſöhnung des Intereſſes einer Dynaſtie mit den Forderungen des Zeitalters der, daß man der Lombardei und Venedig unter der Schirmherrlichkeit des Hauſes Habsburg eine rein italieniſche Organiſation gäbe und jede Idee einer Rückführung dieſer Länder in den Wiener Centralpunkt fahren ließe. Eine italieniſche Verwaltung, italieniſches Heer, ein italieniſcher Hauch über dem ganzen heimiſchen Boden. Selbſt zu einer Republik finden ſich an wenig Punkten Europas ſo die günſtigen Grundbedingungen, wie in Oberitalien. Die Gemeinden des flachen Landes ſind ſeit undenklicher Zeit dort eben ſo wohlgeordnet, wie die Gemeinden der Städte. Wenn ſich eine Republik in unſerer Zeit halten kann, ſo muß ſie es durch Aſſociation freier Städte und Landgemeinden. Eine centraliſirende Regierungsform führt immer zur Monarchie. Italien aber hat wie auch unſer Deutſchland den größten Reichthum geſonderter Freiheiten. Dieſe zur Republik zu einigen, kann da nicht ſchwer fallen, wo, wie in Italien, keine dynaſtiſchen Rechtsanſprüche zu widerlegen oder zu zerſtören ſind. Das einige kaufmänniſche Intereſſe des obern Italiens würde dieſem vereinigten Städtebund bald die Seele ſeines eigenthümlichen politiſchen Lebens einflößen, gerade wie in Nordamerika, wo man nicht nur frei wurde, ſondern zugleich auch wußte, *wofür* und zu welchem Vortheil man es wurde, eben, um des Handels willen.

Italien und Polen gegenüber hat Deutſchland ſeit dem März dieſes Jahres eine charakterloſe Rolle geſpielt. Als Mailand die Oeſterreicher aus ſeinen Mauern vertrieb, hieß es: Ja, ein Volk, das ſelbſt nach Freiheit ringt, ſoll nicht die Freiheit anderer Völker unterdrücken helfen! Seitdem aber Radetzky Mailand wieder einnahm, nennt man es Verrath, von Oeſterreichs italieniſchen Beſitzungen mit Gleichgültigkeit zu reden. Das Frankfurter Parlament, wo ſich nicht etwa die geläuterte politiſche Intelligenz unſeres Volkes, ſondern nur deren Statusquo, das Durcheinander der Intereſſen und Meinungen, wie dieſe leider einmal vorhanden ſind,

zusammengefunden hat, hat sich durch seine überwiegend österreichische Neigung ebenso gegen Italien ausgesprochen, wie durch seine preußischen Elemente gegen Polen. Die deutsche Nation hat sich damit zwei Lasten auf's Gewissen gebürdet. Es kann die Zeit kommen, wo die Völker Europas für Deutschlands Prahlereien Rechenschaft fordern werden. Diese Zeit scheint mir sehr nahe, und wer einen Mund zum Reden, eine Hand zum Schreiben hat, dessen heiligste Pflicht soll es sein, das Vaterland zu warnen, auf einer solchen Bahn der Unterdrückung und Uebermuthspolitik fortzuwandeln. In unsern italienischen und polnischen Debatten haben wir geradezu die Sympathie Europas verscherzt. Was machen sich wol Frankreich, England, Skandinavien, Rußland daraus, unsre Freiheit zu erdrücken und eine Nation, die man schon seit dem dreißigjährigen Kriege für gestorben hielt, von ihren Auferstehungsgelüsten zu heilen? Müßten wir einer europäischen Coalition (zu der unsere Fürsten mehr als einen geheimen Weg des Einverständnisses bahnen würden!) erliegen, so sollten wir wenigstens bedacht sein, daß wir es mit Ehren könnten und unsere gefesselten Hände rein emporstrecken dürften, selbst rein von den Abstimmungen, die wir in die parlamentarischen Urnen werfen.

Wo haben wir unser Nationalgefühl her? Ich meine doch aus dem, was an unserer Geschichte tugendhaft und edel war. Diejenigen, die es nur aus der Erinnerung an die Größe des deutschen Namens entlehnen, räumen damit auch dem Franzosen das Recht ein, an die Wiederherstellung der Napoleonischen Universalmonarchie zu denken. Zum Glück scheint eine Möglichkeit, daß Frankreich auf die Lombardei Beschlag legt, noch lange nicht gegeben. Noch sind erst die Alpen zu übersteigen. Eine alte und bedeutsame Monarchie liegt zwischen Italien und Frankreich. Gegen Mittel- und Süditalien hat Deutschland keinen Wall nöthig. Die Alpen Tirols und Steiermarks begrenzen die deutsche Nationalität mit einer kraftvollen Naturscheide, die das Geschick uns keineswegs zu nahe gezogen hat. Mit einem freien Venedig, einer freien Lombardei wird der deutsche Handel in vertraulicheren Verkehr kommen, als dies seither durch die Vermittelung des

österreichischen Zollsystems geschah. Oesterreich, das Alles that, um Venedig zum Vortheil Triests niederzuhalten, wird den deutschen Handel nicht mehr zwingen, die Wege nach Triest zu suchen, d. h. im österreichischen Interesse unterzugehen, wir werden wieder selbst nach Venedig unsere alten Handelswege auffinden. Es ist wahrhaft tragikomisch, daß man in Frankfurt den Geschichtschreiber der Hohenstaufen zum Berichterstatter über diese Frage gemacht hat. Ging' es nach den mittelalterlichen Phantasieen dieses abgenutzten Politikers, der in Berlin öffentlich erklärt hat: „er wisse nicht, was er sich unter einem Frankfurter Parlament denken sollte", und doch in dies Parlament gewählt wurde und es sogar zum centralgewaltigen Gesandten brachte, wir würden nicht ruhen, bis ein neuer Konradin ebenfalls auch Neapel beanspruchte. Und zu diesen geschichtstrunkenen Stubenanschauungen gesellen sich die strategischen Rücksichten eines Radowitz, der chevalereske Radetzky-Enthusiasmus eines Lichnowski, die schwarzgelbe österreichische Intrigue eines Schmerling und die schwarzweiße Dankbarkeit und Gegenerkenntlichkeit der Preußen, die für Italien eben so viel Siegertrotz bewilligt, wie man ihr von dorther für Polen bewilligt.

Die Deutschen, die ihre Größe nur im geschwungenen Flammberg sehen, wie Arndt und Jahn, das sind fossile Antiquitäten, die man belächelt und die der gereifte politische Verstand der Deutschen mit Betrübniß in's Parlament, wie zu einer Germanistenversammlung, geschickt sah. Bei Andern, die weniger nach ihrem Naturell und dem Instinkt von 1813, schon mehr nach Vernunft und Combination urtheilen, ist die Verblendung unverzeihlicher, in der sie sich über die nothwendige Arrondirung des deutschen Stammes und der deutschen Interessen befinden und zu dem Urtheil hinreißen lassen, daß uns Italien nothwendig sei. Uns ist die innere Freiheit und Einheit nothwendig, sonst nichts! Wenn sich Dänemark, ein Volk von zwei Millionen, sträubt und sperrt, sich einen zweifelhaften Besitz nehmen zu lassen, so liegt darin eine verzeihliche Nothwehr, um jeden Preis ein Volk zu sein, und das Extrem eines vielleicht anerkennenswerthen Patriotismus. Wenn aber eine Nation, wie die deutsche, ein

Euch Gold zu ſchlagen, Vanderſtraten! Wohl,
Ich wünſch' es, daß er ſich ergiebig zeigt.
Doch wenn der Stein nur Stein, wenn Eure Bilder
Dem Handel nur beklexte Leinwand dünken,
Dann dankt der Tochter, daß Ihr Euch zum Eidam
Gleich einen Philoſophen habt erwählt.
O denkt nicht etwa, Judith, daß ich grolle!
Erſpart mir, meinem Blute zu gehorchen,
Erſpart mir dieſe Freude an der Rache —
Und reicht die Hand — Ihr wißt es, was ich meine,
Reicht jetzt die Hand zu friedlicher Entſcheidung.

(Ab.)

Manaſſe.

Fluch dieſem böſen Buben! Komm, mein Kind:
Nur feig die Waffen ſelbſt nicht ſtrecken! — Ruhe
Und tiefſtes Schweigen gegen Jedermann —!
Vielleicht beſchwör' ich noch dies dunkle Wetter.

(Judith führt ihn nach rechts ab.)

(Der Vorhang fällt*.)

*) Für die Darſtellung mag zu empfehlen ſein, daß der Vorhang ſchon mit dem Abgang der Mutter fällt. Judith würde in dieſem Falle ihr ſolcha.

Volk von vierzig Millionen politischer Einigung und gleicher Zunge, ewig von seinen Grenzen, seinen Stützpunkten, den Nothwendigkeiten seiner Existenz spricht, so muß man darin Phantasterei und angeborne Unbilligkeit erkennen, wenn die Phantasterei in fremdes Völkerleben eingreift. Herr von Radowitz verdankt seine politische Bildung dem strategischen Unterricht, den er als Offizier genoß; er hatte, als Mitglied der Frankfurter Militaircommission, das Deutschland des Wiener Congresses in seinen militairischen Bedingungen zu überwachen. Ihm ist es vielleicht nicht zu verdenken, wenn er sich die Politik nur aus mathematischen Figuren ableitet. Aber was führt die andern Träumer aus einem umgrenzten Lande von vierzig Millionen Menschen und den ansehnlichsten Breitengraden ewig in andere Gebiete hinüber? Leider muß man vielleicht sagen: das nicht eingestandene Gefühl der Schwäche, die man ahnt, und das man, statt es daheim durch die Freiheit zu beseitigen, auswärts durch Unterdrückung aufheben möchte! Deutschland ist leider in der unglücklichen Lage, seine innere Kraft nicht vollkommen würdigen und überblicken, noch weniger vollkommen brauchen zu können. Der rasche und volle Anschlag aller unserer Mittel wird von den Resten unserer nicht überwundenen Feudalzeit gebrochen. Diese Reste nicht überwundener Feudalzeit sind unsere Einzelstaaten. Deutschland fand leider keine Ludwige, keine Mazarins, Süllys und Richelieus, die durch eine kurze Tyrannei eine lange Freiheit angebahnt hätten. Leider sind uns diese Reste des Mittelalters geblieben. Kein Fürst denkt daran sie aufzuheben. Unsere Vielstaaterei, die einfach durch einen Act politischer Ueberlegung gelöst werden sollte, steht wie eine Eigenthumsfrage da, an der sich zu vergreifen für politischen Diebstahl, d. h. Hochverrath gilt. Das ist schlimm für Vieles und nicht wenig auch für die Ausbildung jener innern Genüge, die das deutsche Volk an sich selbst finden sollte. Unsicher im eigenen Hause, suchen wir auswärts Stützen und Anlehnungen. Unterdrückt, unterdrücken wir. Wir wissen es kaum, was uns so hinaustreibt über die Grenzen des Vaterlandes. Der Blick will in der Ferne sicher ruhen, weil er es in der Nähe nicht kann. Ein Deutschland

wie es sein sollte und wie es werden wird, wenn nur erst die Noth der Selbstvertheidigung uns zwingt, Alles bei Seite zu werfen, was uns für die vollste Centralgewalt im Wege steht, hat Italien weder politisch, noch merkantilisch, noch strategisch nöthig.

Etwas Anderes ist es mit den Bedürfnissen des Hauses Habsburg oder des österreichischen Kaiserstaates. Doch kann der wahre Vaterlandsfreund nur wünschen, diese Bedürfnisse von denen Deutschlands auf immer getrennt zu sehen. Vier Jahrhunderte lang ist Deutschland langsam mit dem Hause Habsburg abgestorben. Im Jahre 1803 ließ Kaiser Franz die Leiche des heiligen deutschen Reiches im Reichs-Deputations-Hauptschlusse auf der Landstraße liegen und zog sich hinter seine österreichischen Staatsinteressen zurück. Die Gnade Napoleon's, die Vaterlandsliebe des deutschen Volkes, die sich zu rüsten begann, erhielt die Seele jenes gestorbenen Körpers wie im Verschluß. Als die Fackel des Krieges ausgelöscht war, da schämte man sich doch von Wien aus wieder auf den alten deutschen Krönungsstaat Ansprüche zu machen; man fühlte, daß eine andere Kraft das Ganze zusammenhalten mußte, als das in die Wiener Kunst- und Raritätenkammer gewanderte alte deutsche Reichsscepter.

Metternich und Kaiser Franz gaben auch in richtiger Erkenntniß der Zeit Deutschland als solches auf und behielten sich nur eine gewisse Influenz auf den öffentlichen Geist in Deutschland. Den Hauptschwerpunkt ihrer Politik warfen sie auf die Einigung der zu Oesterreich gehörenden Nationalitäten. Das slavische Princip wurde dem deutschen vorgezogen, das deutsche, durch nur sechs Millionen vertreten, verwandte man zu den kleinen Bedientendiensten der Bureaux, der Subalternenposten der Diplomatie, zur Spionage. Aber zu allem Bedeutsamen und eigentlich Gouvernementalen wurden die Nationalitäten, besonders die czechische, benutzt. Hätte man hiezu nicht allein die Aristokratie gewählt, sondern auch verstanden, das demokratische slavische Nationalelement zu entwickeln, hätte man sich entschließen können, dies demokratische Element durch freisinnige Institutionen, wie jetzt, an das gemeinsame Staatsleben zu fesseln, man hätte schon da-

mals das deutsche Element so vernichtet, wie es jetzt in Oesterreich vernichtet werden wird; denn ein Czeche, ein Ungar, ein Pole, ein Illyrier, ein Serbe, ein Italiener, der liberal ja jetzt sogar radical sein darf, überflügelt um hundert Schritte den Deutschen, und machte man aus dem Deutschen noch so sehr einen Erzradicalen oder einen Republikaner. Das deutsche Element, das sich in Oesterreich nur durch den Despotismus und eine gewisse Convenienz des Hofes halten konnte, ist geradezu in Oesterreich verloren.

Das Schauspiel, wie sich Oesterreich mit seinen freigewordenen, d. h. durch liberale Institutionen erstarkten Völkern entweder einigt oder auseinander fällt, wird geschichtlich merkwürdig sein. Wir werden viel erleben, Bedeutsames sehen. Aber zur Partheinahme dabei wird uns nur Eines auffordern, die Stellung dieser nächsten oder entfernteren Zukunft in Deutschland. Das Kaiserhaus ist deutsch; aber Leopold in Belgien, Prinzessin Victoria und ihr Gemahl in England sind es auch. Deutschland würde gut thun, den deutschen Ursprung des Hauses Habsburg, der sich längst in seinen lothringischen und spanischen Verwandtschaften verloren hat, zu vergessen. Das Haus Habsburg ist noch deutsch, weil Wien deutsch ist. Wien, Ober- und Nieder-Oesterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und die böhmischen Grenzmarken sollen uns liebe vaterländische Verwandtschaften bleiben, aber auf diese Besitzthümer unseres Volkes hin von Oesterreich etwas Deutsches hoffen, seiner Dynastie etwa einräumen, daß Deutschland für ihre Schicksale Gut und Blut einsetzen würde, das ist Thorheit und wäre eine unverantwortliche Schuld am Vaterlande. Wien steht groß und hochherzig in den neuesten Kämpfen da, aber wie will es sein Kaiserhaus zwingen, sich dem deutschen Elemente verwandter zu fühlen, als dem der dreimal größern fremden Nationalitäten? Wien ist uns ein deutsches Eldorado, nach dem wir mit Vergnügen pilgern. Es schmeichelt unserm Stolz, so an der äußersten Grenze unserer sprachlichen Ausdehnung noch eine solche letzte zusammengefaßte Verherrlichung unserer Kraft, einen so starken Kern unseres Werthes zu finden, aber im guten und schlimmen Sinne war Wien von je das Abendroth des deutschen

Geistes. Die Nacht begann dort. Die Nacht mit ihren süßen und unheimlichen Schauern; die Dämmerung mit ihren Nachtigallen und mit ihren Fledermäusen. Von Wien hat die Allmacht der Beichtväter, die Schlauheit der Jesuiten, die Bigotterie der fürstlichen Ehefrauen Deutschland um alle Besitzthümer der Freiheit und Aufklärung zu bringen gesucht. Von Wien aus lernten unsere Höfe das System versteckter Cabinetspolitik. Oesterreich war das Land, wo der Adel am längsten behauptet hat und behaupten wird, reineren Blutes zu sein, als unsere gewöhnliche Abstammung. Die Kriege, in die Deutschland durch Oesterreichs burgundische und italienische Besitzungen, durch seine Ansprüche auf die Throne Spaniens und Mittel-Italiens verstrickt wurde, kosteten uns nicht nur Gut und Blut auf den Schlachtfeldern, die in Deutschland liegen mußten, auf Haus und Hof, die geplündert, in den Städten, die niedergebrannt wurden, sondern noch mehr an innerer Einigkeit, die verloren ging (denn die von den Protestanten aus Noth und Verzweiflung begonnene Separatpolitik setzte das katholische Bayern fort) und an Grenzen des Landes, die genommen wurden. Und wo sind die Kriege, die Oesterreich für Deutschland allein, die Opfer, die es dem Reiche als solches gebracht hätte? Die Josephinische Zeit war ein kurzer Sonnenblick, der wol seit den Tagen des März noch einmal wieder aufzublitzen scheint, aber die liberale Kraft, die jetzt in Wien mit Tact und Charakter das Ruder führt, wird sich nur halten, wenn sie eine rein österreichische Färbung annimmt. Sie wird von keiner irgend bedeutenden Kraft der kaiserlichen Familie unterstützt. Sie ist umgarnt von jesuitischer Intrigue und wenn sie nicht durch eigene Maßlosigkeit, durch die Reaction, die auch in der Abspannung der Gemüther liegt, durch den bösen Willen der Dynastie und des Adels fällt, so wird sie fallen im Kampf mit den Nationalitäten, die schon jetzt auf dem Reichstage im Vordergrunde stehen und diesen entweder in Zukunft unmöglich machen oder ihn ganz in die Hände der Nichtdeutschen bringen.

Die Scheidung der Völker, die in hundert Jahren über Rußland, in zweihundert Jahren über die Türkei ausbrechen

und der Politik neue Fernsichten eröffnen wird, bildet jetzt für Oesterreich einen Proceß, der dieser alten, zugleich finanziell zerrütteten Monarchie an's Leben gehen kann oder sie als Slavenmonarchie verjüngt. Selbstständigkeiten machen sich hier geltend, von denen man früher keine Ahnung hatte. Die alte, nur noch von den Juden bestätigt geschienene Lehre, daß kein Volk sterben kann, erhält in Oesterreich neue Beweise. Die Böhmen hielten wir für todt, verblutet mit der Schlacht am weißen Berge, aufgegangen in deutsche Bildung und Geschichte. Die Ereignisse wollen uns eines Andern belehren! Metternich duldete keine politische Opposition. So bildete sich allmälig in Prag eine nationale. Man bekämpfte das Haus Habsburg mit alten czechischen Erinnerungen. Man verherrlichte einen Ottokar, man sammelte die Asche von Hussens Scheiterhaufen, man trommelte auf die gegerbte Haut des Hussiten Ziska. Das Alles schien Anfangs ziemlich gemacht, und ich gestehe, die rothen Mützen der Swornost und die geschürzten Amazonentrachten der modernen Wlastas kommen mir eben so theatralisch und so reminiscenzenhaft vor, wie das Feldgeschrei: „Lieber die russische Knute, als die deutsche Freiheit!" dumm, ja frevelhaft. Aber das Wiener Cabinet wird so viel zu thun haben, diese wenn auch jetzt noch künstlich erregten Wogen zu beschwichtigen, wird so viel von seinem deutschen Ursprunge über Bord werfen, daß wir seiner Politik kein Vertrauen mehr schenken dürfen. Unsern Fürsten und ihren Rathgebern verdanken wir einmal, daß die Slaven den deutschen Namen hassen, und die Declamationen der Leipziger Ostmarkenhüter und die Polenfresserei eines Jordan und Anderer in Frankfurt werden wenig dazu beitragen, daß das deutsche Volk diesen Haß tilgt und versöhnt.

Noch größere Verwirrung in Ungarn. Die Nationalitäten, in sich selbst eingeschachtelt, und in vollem Kampf! Der Ungar mit Wien, der zu Ungarn gehörende Slave wieder mit Ungarn! Das Ergebniß mag vielleicht geringfügig sein, was eine künftige politische Gestaltung anlangt, aber bedeutungsvoll ist die Emancipation jener Volksthümlichkeiten selbst. Serben, Raizen, Kroaten, Illyrier, sonst nur geographisch erwähnt, werden jetzt von Wien aus politisch gehoben

und verstärkt, um — den ungarischen Demokraten die Spitze zu bieten! Der ruhige sichere Hinterhalt der Großmacht Oesterreich wird für ihre europäischen Operationen aufhören. Die Völker werden nicht mehr so maschinenmäßig wie bisher in's Feld geführt und zur großen europäischen Politik des Wiener Cabinets verwandt werden können. Diese Gährungen erstrecken sich bis nach Transsylvanien und den jonischen Inseln. Frankreich hat nicht mehr nöthig, die Türken zu Einfällen in Oesterreich zu reizen. Oesterreich hat im Osten an seinem Völkerchaos selbst genug zu thun.

Die kluge, freilich wenig landesväterliche Politik, die es dabei befolgt, ist die, eine Parthei sich durch die andere aufreiben zu lassen. Das erwies sich schon von dem glänzendsten Erfolge in Galizien, wo die Kreishauptleute die Bauern gegen den Adel hetzten. Szela wundert sich noch, daß man seine blutige Faust nicht vergoldet hat. Er hatte wahrscheinlich Schiller nicht gelesen und kennt den Spruch nicht: „Man liebt den Verrath und haßt die Verräther." Ueberall in der Monarchie befolgte man dieselbe Methode. Man entfesselte das Slaventhum gegen das liberale Deutsch- und Magyarenthum. Daß in Prag zwei Minen sich durchkreuzten und eine unerwartete, so nicht gewünschte Explosion losbrach, die von Windischgrätz rasch gedämpft werden mußte, ist unwiderleglich. Der Slavismus sollte die Vendée werden, wie die Kroaten gegen die Ungarn die Vendée sind, die politisch bornirten Tiroler die Vendée gegen Wien, wie die Pommern es beinahe gegen Berlin geworden wären. Die Dynastie suchte überall Schutz vor der radicalen Wiener Centralisation. Graf Leo Thun, eingeweiht in diese Pläne, drängte den Slavismus zur loyalen Opposition gegen die Deutschen, man sollte Hubsburg-freundlicher Czeche sein und nur mit Innsbruck verkehren. Leider, daß sich der Besen des Zauberlehrlings nicht immer beschwören läßt! Entfesselte Stürme lockt nur Aeolus selbst in seine Schläuche zurück. Der Soldat Windischgrätz verstand die nicht richtig ausbrechende Explosion falsch, und erst als ihn später Graf Thun aufklärte, wie Alles gemeint gewesen, lobte der General in öffentlicher Erklärung die Gesinnung des verdächtigen Grafen und die

Gefangenen des Hradschin wurden entlassen. Nur die zufällige Anwesenheit der Polen hatte den Innsbrucker Czechenplan verdorben. Glücklicher aber führt ihn Jellachich durch. Der Hof duldet in Ungarn nicht nur die Flammen des Bürgerkriegs, er nährt sie sogar. Er will die Widerspenstigkeit der Magyaren durch die Empörung ihrer eigenen Untergebenen zügeln. Despotische Demokraten, bekämpft von einem Despotismus, der sich ebenfalls den Schein der Demokratie giebt! Welche Verwirrung! Wien, seit Jahrhunderten gewohnt, die Ungarn zu verspotten, nimmt, wie in Böhmen, so auch hier, Parthei für die Slaven, und das Ministerium folgt dieser Theilnahme, trotz aller Freundschaft und Verbindung, welche Ungarn mit dem deutschen Volke sucht. Wie will sich die Wiener, die liberale Wiener Politik aus diesen Widersprüchen retten? Die Zusammensetzung der Monarchie schreibt ihr unwiderruflich den Weg vor, den sie selbst bei der deutschesten Gesinnung wandeln muß, um nicht allein dem Hause Habsburg, sondern auch dem Principate Wiens das zu erhalten, was man seit Jahrhunderten besitzt.

Und in die Gefahr solcher Strudel und Wirbel soll sich Deutschland, das an sich selbst genug zu wachen hat, mit verlieren? In der auf Ungerechtigkeiten aller Art, Völkerunterdrückung, Macchiavellismen begründeten und sich stützenden Dynastie und ihren Interessen soll es seinen Leiter und Lenker erblicken! Um Oesterreichs willen erklären, Italien sei für Deutschland eine Nothwendigkeit? Nimmermehr! Man hat in Süddeutschland die Gewohnheit, zuweilen Neigungen für Oesterreich herauszukehren, wie ein festliches Kleid. Man prüfe und frage sich aufrichtig, ob dies aus anderm Grunde geschieht, als aus Reizung gegen Preußen! Man hat darum noch nicht nöthig, Preußen, wie es ist, anzuerkennnen, wenn man das deutsche Volk auffordern muß, in Oesterreich nichts zu erblicken, als ein Land, in welchem zufällig sechs Millionen Deutsche wohnen. Diese sollen unser sein, Wien mag seine reichen aus den Provinzen fließenden Hülfsquellen für die Verherrlichung des deutschen Stammes ergiebig machen, aber einen Schwerpunkt deutscher Interessen suche man nimmermehr in jenen äußersten Grenzen, wo unsere Liebe und Hin-

gebung nur zu den Zwecken der spanisch-italienischen Hauspolitik verwandt werden würde. Wenn die Oesterreicher in Krakau und Mailand siegen, wie sie früher im Kirchenstaat und Neapel siegten, so können wir nicht mitjubeln und jauchzen. Wären sie unterlegen, so hätte das Herz dem Verstande sich gebeugt und man hätte es beklagen müssen, den meist durch Ungarn, Böhmen, Polen und Kroaten vertretenen deutschen Namen in der Fremde gedemüthigt zu sehen. Auch jetzt, gegen Karl Albert's unberufene und partheiische Einmischung, wird Radetzky's Sieg unserer Empfindung eine gewisse nationale Genugthuung geben. Aber mit Radowitz und seinen Genossen in Frankfurt diese Siege als Triumphe deutscher Ehre, Verherrlichungen deutscher Waffengröße feiern, ja für den Fall eines kriegerischen Rückschlages aus Frankreich den geheimsten Wunsch des Reichsverwesers, Deutschland an der italienischen Frage zu betheiligen, in Erfüllung zu bringen und dem Hause Habsburg die alte längst verscherzte Gunst der deutschen Erinnerung, die sonderbarerweise immer nur von 1273 bis zu Maximilian, dem letzten Ritter, geht, auf's Neue zuzuwenden: das wäre ein unberechenbares Unglück für Deutschland und würde, zwar nicht unserer Fürsten Loos, wol aber das Loos des Volkes, unsere Freiheit, unsere Einigkeit, an den Rand des Abgrunds bringen.

Wir sind auf unserer, wie die Gegner sagen werden, kosmopolitischen Wanderschaft bei Polen angelangt. Kosmopolit, Weltbürger, kann, darf und muß vor allen Völkern der Deutsche sein. Nicht nur, weil er den Blick für die Würdigung fremder Eigenthümlichkeiten hat, sondern auch, weil sein Nationalinteresse ihn nicht, wie den Engländer, zwingt, Egoist zu sein. Unser Volk, so organisirt, wie es sein sollte, könnte allen Völkern an Großmuth und Gerechtigkeit voranleuchten und durch die That beweisen, warum Weltweise, wie Kant und Herder, Prediger des ewigen Friedens, in Deutschland geboren wurden. Aber mit unserm Kosmopolitismus hat es weite Wege! Wir haben fieberhafte Anfälle, wo wir uns im Gegentheil als die eitelste und unbilligste Nation von der Welt zeigen.

Als man von dem eben erst sich ordnenden Frankreich die

Wiederherstellung Polens verlangte, antwortete Lamartine, daß die Polenfrage nur in Frankfurt entschieden werden könnte. Sie ist dort vorläufig in einer Weise entschieden worden, die uns in der Geschichte wenig Ehre eintragen wird und im auffallendsten Widerspruch zu der Entscheidung steht, die wir erlebt haben würden, wenn Polen aufgestanden und sogar unterlegen wäre. Die Dichter, die bei uns 1831 für die Polen sangen, haben diesmal geschwiegen. Die Frauen, die 1831 für die Polen Kränze wanden, sind Matronen geworden. Ihre Töchter hatten nur Blumen für den Reichsverweser. Die Polen sind diesmal nicht aufgestanden. Sie thaten es 1830, als ein Gewittersturm über ganz Europa zog, sie thaten es 1846, als die Welt im tiefsten Schlummer lag und man nur das Rauschen der Courszettel hörte. 1848 im allgemeinen Brande der Welt blieben sie ruhig, bis auf einige Zusammenrottungen und Selbstaufstachelungen im Posenschen, wo die Priester den Fanatismus künstlich schüren mußten, zu dem sich niemand mehr von selbst aufschwang. Diese Thatsache hat die Polen vor uns herabgesetzt. Sie imponirten uns nicht mehr, sie ließen unsere Phantasie kalt und so erkältete sich für sie auch unser Herz.

Die wahren Ursachen dieser auffallenden Erscheinung sind aber nicht hinlänglich genug gewürdigt worden. Warum sind die Polen nicht aufgestanden? Möglich, daß hier und dort der Widerstand zu gewaltig, im eigentlichen Königreich unüberwindlich war. Aber am meisten unterließ man die Gewaltthätigkeit nur deshalb, weil man des Blutes endlich glaubte überhoben zu sein. Man sah eine Erhebung Europas, eine Erhebung nicht der niedergehaltenen Leidenschaften, sondern der gesunden Vernunft und der Gerechtigkeit! Man sah Louis Philippe und Metternich nicht durch Gewalt stürzen, sondern wie von selbst gehen. Man glaubte, eine achtzigjährige Märtyrerschaft würde sich mit der Glorie des Sieges von selbst krönen. Und kamen nicht alle Zeichen zusammen, die Polen in diesem Glauben zu bestärken? Eine französische Republik, die den Grundsatz der Völkerverbrüderung ausruft, die Freiheit Italiens, die Menschenrechte selbst in Wien erklärt, ja Preußen sogar die Polen aus den Ge-

fängniſſen befreiend, Berlin ſich an den Wagen ſpannend, der die Polen im Triumph durch die Straßen zog, die polniſchen Farben geduldet, geehrt, ein Commiſſar des preußiſchen Königs, Williſen, mit dem Auftrag, die mögliche Wiederherſtellung der polniſchen Freiheit durch die Garantie der Sprache und Nationalität vorzubereiten, dazu der Krieg mit Rußland unvermeidlich ſcheinend — wer verdachte da dem weißen Adler, daß er ſich nicht mit Gewalt von der ruſſiſchen Kette losriß? Es geſchah nicht, weil es nicht nöthig ſchien. Da aber, als es doch nöthig wurde, war es zu ſpät geworden.

Tiefer noch liegt ein anderer Grund. Man glaubt, die polniſche Lebenskraft und der Trieb nach Selbſtſtändigkeit ſei erloſchen. Thörichter Wahn, von dem wir bei einem ruſſiſchen Thronwechſel und den zukünftigen Verwickelungen des großen moskowitiſchen Reiches noch einſt zurückkommen werden! Weſtliche Erſchütterungen, die dem Polen erlauben werden, nachzuholen, was er jetzt verſäumte, werden keine mehr kommen, er wartet auf öſtliche. Und dann wird ſich zeigen, was in den polniſchen Gemüthern gährt und ſie eine Weile lähmen konnte. Es iſt dies die Reflexion über die künftige politiſche innere Geſtaltung Polens. Im Jahre 1830 erhob ſich das reine Vollblut der ſarmatiſchen Ariſtokratie. Dies iſt ſeit achtzehn Jahren durch die franzöſiſche Emigration verdünnt. Polen iſt unſchlüſſig über ſeine künftigen politiſchen Formen. Der Adel hat nicht mehr, wie ſonſt, die Initiative ſeiner Schickſale und die Demokratie iſt noch nicht ausgebildet genug, weil ſie überhaupt nur auf Bildung fußen kann, die ſich beim gemeinen Volk nicht findet. Die Polen haben an kriegeriſcher Elaſticität verloren, ſeitdem ſie ſich in principiellen Gährungen befinden. Mieroslawski gehört nicht mehr zu den Chlopickis, Uminskis, Dwernitzkis, jenen alten napoleoniſchen Militairs, die der Unmuth über militairiſche Zurückſetzung zu Politikern machte. Dieſer junge Held iſt von „des Gedankens Bläſſe angekränkelt, die Unternehmungen voll Mark und Nachdruck", nach Hamlet's Ausſpruch, „aus der Bahn lenkt". Er kann ſich künſtlich die militairiſche Phyſiognomie nicht geben, die er und mit ihm

Vierter Aufzug.

Im Tempel.

Die Bühne ſtellt ein niedriges Gemach, rechts und links mit offenen Eingängen, vor. An den Wänden ſind die Geſetzestafeln mit kräftigen hebräiſchen Buchſtaben gemalt. Im Hintergrunde trennt ein großer Vorhang dies Gemach vom Innern der Synagoge, welches erſt ſpäter ſichtbar wird. Zur Seite links vom Schauſpieler ſteht ein großer behangener Tiſch mit Schreibzeug und Papier. Fünf Stühle um ihn her. Auf der andern Seite ein ſechſter Stuhl.

Erſter Auftritt.

Santos. De Silva (treten rechts von der Seite auf). Später Diener.

Silva
(im Eintreten).

Und Niemand ward inzwiſchen eingelaſſen?

Santos.

Er blieb allein, wie das Geſetz es will.

die polnische Jugend in den Hörsälen und bei der Lectüre der Schriften Mickiewicz's verloren haben. Darum aber, daß die polnische Bewegung aufhört, kriegerisch zu sein, hört sie selbst nicht auf. Sie hat in Posen eine kriegerische Entfaltung versucht. Diese gelang nicht, weil der alte Soldatengeist fehlt. Man versuchte künstliche Hebel, man kam auf den religiösen Fanatismus als solchen, und das Ende davon waren Gräuel, deren die Führer selbst sich schämen mußten und mit denen sie nicht hoffen konnten, eine heilige und gerechte Sache vor der öffentlichen Meinung Europas zu halten.

Aus all' diesen Erscheinungen hat blinder Unverstand, politische Intrigue, der zugaffende illusionsbedürftige deutsche Ultranationalismus das Ergebniß herausbekommen, daß die Polen weder der Freiheit würdig, noch bedürftig seien und daß, so wie so, Deutschland Ursache hätte, die Polenwirthschaft sich vom Leibe zu halten, und daß man eine Narrheit begehen würde, respective ein Nationalverbrechen, wenn man zur Wiederherstellung Polens die Hand böte. Auf dieser, an den Geist der Revolution von 1848 nicht hinanreichenden Höhe steht bei uns jetzt die Polenfrage.

Die Polen lieben? Wer verlangt das? Ich liebe sie wenig. Ich finde sie in der Geschichte schwankend, wetterwendisch, oft treulos. Die Gegenwart zeigt sie uns, wie sie so kommen und gehen, von einer liebenswürdigen Oberfläche, leichtsinnig — slavisch. Aber bei allem Stolz auf mein Germanenthum, der ja selbstverständlich ist, was giebt mir ein Recht, meine persönliche Empfindung zur Richterin über die Schicksale anderer Völker zu machen? Man kann kaum in der öffentlichen Meinung Europas unbedeutender dastehen, als der Deutsche, den man in Frankreich plump, in England ungeschickt, in Italien geschmacklos, in Rußland, sage Rußland, dumm, ja sogar in der stammverwandten Schweiz unausstehlich findet, und doch sind wir mit uns im höchsten Grade zufrieden und glauben, das berühmteste und eigentlich das beste Volk der Erde, die Augenweide Gottes zu sein. Wer wird uns freilich da verdenken, daß wir auf die Annahme unserer Vortrefflichkeit auch unsere politischen Ansprüche begründen? Die Polen mögen ein leichtsinniges

Volk und, wie Herr Jordan in Frankfurt gesagt hat, eigentlich nur zum Polkatanzen da sein, was haben wir für ein Recht, uns zu Schulmeistern der Völker aufzuwerfen?

Die Griechen sollen eben so wenig taugen, wie die Polen, und doch hat die Welt einmal für jenes „Diebs- und Raubgesindel" geschwärmt. Man sagt, der polnische Bauer, den man oft mit dem „Vieh" verglich, wäre zur Freiheit nicht reif und wolle sie nicht. Das Vieh will nur seinen Trog gefüllt haben, Wasser saufen und schnarchen, das ist wahr. Und doch soll der Protest der polnischen Bauern gegen polnische Wiederherstellung etwas entscheiden? Der Materialismus, vom feinsten Grade herab bis zum plumpsten, hat nie eine politische Meinung gehabt, und wenn er eine hat, so gilt sie dem Denker nicht. Sie gilt in Neapel auf dem Toledo nicht, sie gilt in den diplomatischen Salons nicht, sie gilt in den Loyalitätsadressen der märkischen Bauern nicht, sie gilt uns in den Todtschlägereien der Galizier nicht. Zugegeben, der polnische Bauer in Posen will aus wirklicher bewußter Speculation lieber bei dem geordneten Preußen, das seine Landräthe und seine Gensdarmen hat, bleiben, als sich in den ungewissen Strudel einer Neugestaltung seines Vaterlandes stürzen, ist es nicht zu allen Zeiten so gewesen, daß die Geschichte für ihre leitenden Ideen nicht nach der Kopfzahl gefragt hat? Eine Demokratie, eine Abstimmung nach der Majorität, wenn diese nicht auf wirkliche gereifte politische Intelligenz begründet ist, bleibt ewig ein Verlust für das Edlere. Die Warnung, die man den Demokraten zurufen muß, nicht zu tief nach unten hin die Massen zu befragen, gilt auch in diesem Falle. Läßt man die polnischen Bauern abstimmen, so bleibt die Theilung Polens, wenn nur das Korn gedeiht, aus dem man Spiritus brennt. Gewisse Schichten müssen zur Freiheit gezwungen werden; das gilt in Neapel, in Polen, in Westphalen und Pommern, so gut wie es einst in Frankreich galt, nur mit dem Unterschied, daß wir an die Stelle der Guillotine den Unterricht, die Aufklärung, edle Thaten setzen wollen.

Ueber Polens Theilung läßt sich eben so wenig etwas Neues sagen, wie über die Nothwendigkeit seiner Einigung.

Wenn jene Theilung den Herren von der Frankfurter Rechten ein Fait accompli ist, dann war auch der Bundestag ein Fait accompli. Leugnet man die Nothwendigkeit der Reformen, so leugnet man die Nothwendigkeit der gesegneten Umwälzungen, die wir in diesem Jahrhunderte erlebten. Daß die Reihe an Polen spät kommt, schmälert die Berechtigung nicht. Wie kommt es nur, daß wir Alles vergessen zu haben scheinen, was uns seither so fest stand für dies unglückliche Land, wie ein mathematischer Satz? Polen schien uns das nächste Anrecht zu haben, vom Sturze Louis Philippe's, Metternich's und des alten Bundestages Vortheile zu genießen. Die Gewalthaber sind gestürzt und es entstehen neue! Ein Volk, das nicht nöthig hat, mit seiner Bürgerzahl zu geizen, wird so genau und rechnet! Es ist gewiß wahr, man sieht es hier, gerade Reichthum erzeugt den Geiz. Als wir arm waren, Bettler in den Augen Europas, fühlten wir für die Armen und Bettler. Jetzt, mit unserm Parlament, glauben wir große Herren zu sein, und gleich rufen wir: Beati possidentes! Posen wurde in den deutschen Bund aufgenommen, trotz des polnischen Einspruches. Wir rissen an uns, was wir haben konnten! Wieder die obige Thatsache, daß wir unsere Kraft nicht daheim zu stärken wissen, sondern an den Grenzen es wollen. Wir fühlen, daß das innere Band locker ist, so lange der Rest der Feudalzeit, unsere Staatenzersplitterung, andauert, und da stützen wir uns auf Anmaßung nach Außen wir, die wir durch die Wahl eines unverantwortlichen Reichsverwesers die Kraft, auch nur die kleinste unserer heroischen Beschlußnahmen in's Werk zu setzen, so gut wie aus der Hand gegeben haben!

Was im März möglich war, läßt sich im October nicht nachholen. Der Augenblick ist vorüber. Aber er wird wiederkommen. Was hätte im März geschehen können? Preußen gab Posen frei, Oesterreich Krakau und Galizien — und der Czaar? Man weiß, daß er die Nachricht vom Sturz Metternich's und die Revolution Preußens mit entsetzensstarrer Miene empfing. Er war auf jede Umwälzung in Frankreich, auf keine in Deutschland gefaßt. Er hätte sich

zu nichts Anderm entschlossen, als zur friedlichen Wiederherstellung eines vielleicht von einem Eidam regierten Polen; er hätte den Fehdehandschuh, der ihm im März von ganz Europa wäre hingeworfen worden, nicht aufgenommen. Polens Wiederherstellung zwingt uns, unsere ganze große germanische Kraft zusammenzunehmen und durch die That das zu werden, was wir jetzt in Frankfurt nur durch einen künstlichen Mechanismus sind, der nicht lange Stand halten wird.

Polens Wiederherstellung, die früher oder später, ohne oder mit uns, kommen wird, zwingt uns, die letzte Hand an die völlige Zerstörung unserer feudalen Reste zu legen. In Deutschland leimen wir hier, leimen wir da, flicken diese Spalte, stopfen jenen Riß. Was ist das Alles gegen das volle, ernste Janusgesicht der Zukunft? Gegen den gewaltigen Orkan, der noch einst aus allen Gegenden der Windrose gegen uns anstürmen wird? Wie und wo sind wir geschützt gegen die neuen Stellungen, in welche wir zu den Völkern gerathen müssen, die unsere Nationalität bisher nur für einen „geographischen Ausdruck" gehalten haben? Unsere Flotte wird die Eifersucht der Seemächte, unsere Kaiserträume werden Frankreich reizen, unsere radicalen Verfassungen nähren den Haß Rußlands. Und wenn wir uns noch auf die Einigung unserer kleineren Bestandtheile beschränken dürften; aber Oesterreich und Preußen setzen uns fortwährend der Gefahr aus, in die allgemeine europäische Politik verwickelt zu werden. Um uns gegen alle diese Stürme in friedlicher Vorsicht freie Dämme zu bauen, dazu wird es nicht an Material fehlen, wol aber an mächtigen und entschlossenen Händen. So ist nur zu hoffen, daß uns einmal die Noth zum Rechten führt. Wir werden einmal in die Lage kommen, von den Völkern Europas so bedrängt zu werden, daß wir Nationalität und Freiheit zu verlieren fürchten müssen. Wie wir uns dann helfen, mag sich aus der ernsten Betrachtung dessen, was wir seit den Tagen des Februar und März in diesem Jahre erlebten, von selbst ergeben. Jede politische Wahr-

heit, wenn sie nur klar in den Gemüthern vorbereitet liegt, wird, wenn ihre Stunde kommt, von selbst zur That.

Unsere politischen Zustände in den letzten Jahren machen sich eigenthümlich genug dadurch kenntlich, daß man erst jetzt erfahren hat, wir hätten von einer Seite her, wo wir es kaum ahnten, mit freisinnigen Geschenken überrascht werden sollen. Wenn Herr von Radowitz, derselbe katholische Diplomat, den das protestantische Preußen zur Aufklärung aller politischen und halbkirchlichen Wirren bis 1847 benutzte, jetzt plötzlich von Reformen erzählt hat, die der König von Preußen in Wien zugestanden wissen wollte, so beweist gerade der Umstand, daß wir über solche Mittheilungen wie aus einem Traume fielen, daß unsere politischen Hoffnungen so gut wie vernichtet waren. Das muß schon ein schlimmer Zustand sein, wenn der Kranke an der Genesung, der Unglückliche an jeder Rettung verzweifelt. Wie konnte auch nur ein Lichtstrahl noch in unsere Seele fallen! Der Druck der Eichhorn-Thiele-Falkenstein-Abel-Blittersdorf-Dü Thil-Kette, die sich durch ganz Deutschland zog, ließ um so weniger Hoffnungen aufkommen, als die materiellen Interessen eine leidliche Befriedigung fanden und eine Menge geschichtlicher Nebenfragen, besonders die religiösen, die Gemüther so beschäftigten, daß diese für die Hauptsache fast die Aufmerksamkeit verloren. Preußen sorgte dafür, daß die öffentliche Meinung immer einen kleinen Stoff zur Discussion hatte. Denn bald wurde dieses, bald jenes Experiment versucht. Frankreichs eigene Erschlaffung schien Deutschland angesteckt zu haben, und was Italien an Anregung bot, kam gerade nur unserm kirchlichen Hader zu Gute, der bei uns leider von je die Störung des politischen Strebens geworden ist und es auch jetzt, wo man mit Gewalt die Fragen über Kirche, Schule, Staat in den Vordergrund drängt, leicht wieder werden könnte. Es wird dies aber nicht gelingen. Denn wir erleben den merkwürdigen Fall, daß die radicale Parthei mit der conservativen, freilich aus völlig entgegengesetzten Ursachen, vorläufig über die Kirche Hand in Hand geht.

Das hierarchisch-pietistisch-mittelalterliche System brach beim Februarsturme wie ein Kartenhaus zusammen. Es brach nicht

einmal durch die Kraft des Volkes, nicht durch die Schwäche der Minister, es brach größtentheils zusammen durch die Besorgnisse der Fürsten, die sich plötzlich auf ihren größeren und kleineren Thronen isolirt fanden und vor dem Gespenst der französischen Republik erschraken. Wir haben in dieser Sphäre wenig Charakter, wenig Hochherzigkeit erlebt. Die Fürsten, um sich zu erhalten, wiesen durch die eine Thür ihre alten Freunde von sich und ließen durch die andere ihre ehemaligen Gegner ein. Politische Charaktere, sonst von ihnen verfolgt, wurden als Retter begrüßt. Man muß gestehen, ein: Wiederholung solcher Charakterlosigkeit wird einen nicht kleinen Theil unserer Dynastieen stürzen. Raubt sie ihnen doch jenen Nimbus der Ehrwürdigkeit, womit die Völker hin und wieder die Monarchen noch bekleidet glaubten. Der Contrast des im Kerker von Kassel schmachtenden und dann zum Bundestagsgesandten ernannten Jordan ist für die Rettung des monarchischen Princips gewagt. In England erträgt man Aenderungen des Systems und bleibt bei allen Wandlungen herrschender Regierungsideen ein guter und ehrlicher Monarchist; aber in Deutschland, wo man bei jeder kleinen Staatsaction hinten auch sogleich die Hand des Fürsten sieht und über persönliche Gesinnung und Meinung des Hofes durchaus keinen Zweifel haben kann, in Deutschland untergräbt ein Sturm, wie dieser letzte, wenigstens unsere winzige Vertretung des großen und ehrwürdigen Begriffs der Monarchie für immer. Denn man kann monarchisch gesinnt und doch überzeugt sein, daß die deutsche Zersplitterung der Fürstengewalt, dieser Rest der Feudalzeit, dem monarchischen Begriff mehr schadet, als nützt.

Das Volk hat über Alles, was seither geschehen ist, noch zu wenig nachgedacht. Es hatte erst seine Freude am Sturz der alten Räthe und Minister, dann die noch größere, seine Märtyrer plötzlich hervorgezogen, geehrt, mit Würden bekleidet zu sehen. Einer der zu tief gedemüthigten Fürsten dankte ab, andere ließen eine gleiche Absicht erkennen, im Grunde aber verschwanden die regierenden Herren vor dem Triumph, den das Volk über den Sturz der Ministerien und die Demüthigungen des Militairs und Adels feierte. Nun drohte

die sogenannte „Anarchie". Man konnte nicht in Abrede stellen, daß hier und da das Eigenthum gefährdet war, der Begriff einer Republik verbreitete sich unter den Massen wie die Vorstellung von einer allgemeinen Aufhebung jeder bindenden Verpflichtung. Da klammerte sich denn das Bedürfniß der „Ordnung" in allen kleineren und größeren Staaten Deutschlands an die einstweilige Nothwendigkeit selbst der Duodez-Monarchie, und so hat die Furcht vor der Republik aus unsern Fürsten vorläufig noch eine doctrinaire Formel gemacht, die mit Beseitigung aller Persönlichkeit, (denn die Minister und die Kammern regieren), die Bürgschaft der Ruhe und wenigstens des Hausfriedens sein soll. Ja, als erst die „deutschen" und sonstigen loyalen Vereine gestiftet wurden, wo die Hofschneider und Hofhandschuhmacher, auch Hofschauspieler, das kühne patriotische Wort führten und gesinnungsvolle Adressen erließen, da sind die frischesten und nothwendigsten patriotischen Ideen, z. B. die Einigung aller sächsischen Fürstenthümer in einem einzigen Thüringen, an der Localagitation der kleinen Residenzen und leider auch an der conservativen Wendung, die das Frankfurter Parlament nahm, gescheitert.

Man täusche sich aber nicht! Die zur Stärkung unserer Volkskraft nothwendige Reduction unserer Dynastieen wird jetzt so ausgesprochen, wie seit 1830 die nothwendige „Vertretung des deutschen Volkes am Bundestage" ausgesprochen wurde. Als der Sturm hereinbrach, hatte man seinen fertigen Begriff und rief ihn in's Leben. Wilhelm Schulz wurde zur Festung verurtheilt, weil er die Nothwendigkeit eines deutschen Parlaments bewies. Jetzt ist er Mitglied desselben. Wir wollen, ohne Aufreizung, in aller Ruhe die Nothwendigkeit unseres Grundsatzes, als Lebensfrage des deutschen Volkes, entwickeln und knüpfen zunächst an die Ereignisse selbst, ihre Ursachen und ihre Lehren, wieder an.

In Heidelberg traten süddeutsche und rheinländische Deputirte zu Beschlüssen zusammen, denen sich ohne Zwang, ohne Nöthigung, rein durch die moralische Macht des Augenblicks, alle Regierungen unterwarfen. In Frankfurt sammelte

sich ein Vorparlament, dessen Beschlüssen sich wiederum niemand zu widersetzen wagte. Gegen den Fünfziger-Ausschuß regte es sich schon hie und da und manche reactionäre Stimme sprach schon beim Zeitungslesen: Was die sich Alles herausnehmen! Aber die Regierungen entzogen sich der moralischen Oberherrschaft dieser im Moment der Revolution einzig berufen und gesetzlich scheinenden Behörde nicht und die Wahlen zum Parlamente wurden überall, mit Ausnahme des schon damals sich zweideutig zeigenden Oesterreich, in Vollzug gebracht. Wie sind die Wahlen ausgefallen? Nicht gut. Da man kaum wußte, was in Frankfurt beschlossen werden sollte, da man zu gleicher Zeit auch in Preußen zur Vereinbarung einer Verfassung tüchtige Männer aufzufinden hatte, ebenso in Bayern, Würtemberg, Baden, Kurhessen, Oesterreich wählen mußte, so ließ man nach Frankfurt meistens Männer gehen, denen man auf fremde Empfehlung und früheres Renommée hin Vertrauen schenkte. So kamen zwar berühmte Namen nach Frankfurt, aber wenig politische Köpfe, dazu eine große Anzahl abhängiger Beamte, wenig unabhängige Männer aus dem Volke. Constituirende Fähigkeiten brachten Einige mit, nicht aber den Muth, der dazu gehörte, dem Vaterlande die gefundene neue Form wirklich zu geben; sehr Wenige die Entschlossenheit, daheim für das, was diese Weihestunde der deutschen Geschichte bringen sollte, die Verantwortlichkeit zu übernehmen. Es kamen Männer nach Frankfurt, die wie Herr von Raumer öffentlich gesagt hatten, sie wüßten nicht, was sie sich unter einem Frankfurter Parlament denken sollten, wie Fürst Lichnowsky, der, wie in einer Vorahnung seines traurigen Schicksals, auf seinen Gütern Alles aufbot, nur nach Berlin gewählt zu werden, der in öffentlicher Rede das ganze Frankfurter Einigungsproject mit allen Sarkasmen der Verachtung überschüttet hatte und den seine Bauern, gerade wie zum Tort, statt nach Berlin nach Frankfurt schickten; Männer endlich wie Jahn und Arndt, die nur in Reminiscenzen leben; kurz, es war bald vorauszusehen, daß man ein leiblicheres Surrogat für den Bundestag gefunden hatte und daß man nur eine fügsamere Einheit des Bestehenden suchen würde. Es scheint fast, als würde das

ganze Ergebniß der dort erzielten Schöpfung auf Etwas hinauskommen, was man allenfalls „den alten Bundestag mit parlamentariſchen Umſtänden" wird nennen können. Und durch die Wahl des unverantwortlichen Reichsverweſers ſcheint zunächſt nichts gewonnen, als ein Stellvertreter des ehemaligen „Bundespräſidialgeſandten". Oder will es das Schickſal doch noch anders?*)

Zu einer ſolchen Endſchaft, wenn ſie möglich wäre, hatte uns ſelbſt der Entwurf der ſiebzehn Vertrauens-Männer nicht berechtigt. Man hat den Dahlmann'ſchen Entwurf der Reichsverfaſſung mannigfach verurtheilt, aber wenn man gezwungen iſt, jetzt an ihm eine gewiſſe Kühnheit, einen Schwung ordnender und neuſchaffender Organiſation anzuerkennen, ſo beweiſt dies eben, wie weit wir ſchon in unſern Erwartungen zurückgegangen ſind. Man möchte das Parlament auffordern, ſich zu beeilen, dieſen Entwurf zur Abſtimmung zu bringen. Denn wenn wir Friede behalten und die Reichsverſammlung nach wie vor fortfährt, praktiſch zu regieren, werden die Einzelregierungen ſoviel Rückhalt, ſo viel Gelegenheit zu Bedenken und Einſprüchen gewinnen, daß das, was uns im Monat Mai als zu wenig erſchien, ſich im Monat October ſchon als zu viel erweiſen dürfte.

Das Fehlerhafte an dem Dahlmann'ſchen Entwurf war, daß man ihn eine ſogenannte Superfötation nennen muß. Auf das Gebilde Deutſchland, wie es durch Natur, Geſchichte, Recht oder Unrecht vorhanden iſt, ſoll noch die Kunſt eine neue Organiſation pfropfen. Deutſchland, ohnehin ſchon formenreich genug, reich an Auswüchſen, Ueberbeinen und Höckern, ſoll aus ſeiner allerdings treibenden, vollſaftigen, blutreichen Kraft noch eine neue Bildung anſetzen, die wahrſcheinlich aus nichts als — Knorpel und Zellengewebe beſtehen würde. Der Muth dieſes Dahlmann'ſchen Entwurfes, dem beſtehenden Deutſchland noch etwas völlig Neues und nichts Gewöhnliches zu bieten, iſt an ihm das Beſte. Die Abſicht war feſtzuhalten wie mit ehernen Händen. Aber die Ausführung

*) Spätere Anmerkung. Erſt am 25. Januar 1849 wurde das deutſche Kaiſerthum beſchloſſen.

scheitert an Unmöglichkeiten und vor allen Dingen am Nichterzielen des eigentlichen Zweckes selbst. Denn welches war dieser Zweck? Dem deutschen bisherigen Staaten- und Länderbegriff eine nationale Klarheit und Festigkeit zu geben, die deutsche Einheit nicht blos auf dem Papier hinzustellen, sondern sie auch praktisch ausführbar zu machen, sie nicht blos als einen Wunsch, als eine Nothwendigkeit auszusprechen, sondern Formen zu erfinden, die uns aller Gefahr, jenes große nationale Ziel zu verfehlen, überheben. Durch den Ausbau einer neuen Fürstenmacht ist aber diese Gefahr nicht vermindert. Den deutschen Fürsten kann nur das Gegenbild des Volkes imponiren. Ein „Kaiser" imponirt ihnen nicht. Die Einheit, die wir durch unsere Fürsten anstreben, kennen wir seit dem ersten Wahltage von Rhense. Die neuesten Erfahrungen lehren uns schon, was wir sogar noch in dieser Stunde, wenn nur um ein Weniges die drohende Haltung des Volkes nachgelassen hat, von unsern Fürsten zu erwarten haben. Ist Bayern für die Centralgewalt kühl, so wird Preußen feurig; ist Preußen kühl, so wird Bayern feurig! Ist ein Geschichtsforscher, wie Dahlmann, nicht belehrt worden, was seit drei Jahrhunderten unsere Nation gehalten, gehoben, verbunden hat? Nichts, was von den Fürsten, Alles, was vom Volke kam. Im dreißigjährigen Kriege zerfleischten sich weit weniger die Leidenschaften der Volksstämme, als die Eifersüchteleien und Gleichgewichtsinteressen der Fürstenhäuser. Während diese in der folgenden Zeit nur an die Befestigung ihrer Souverainetät dachten, Bündnisse mit dem Auslande nach allen Seiten hin schlossen, auf alle Throne Europas durch Heirathen zu kommen suchten, auf den spanischen, englischen, russischen, polnischen Thron, und dafür das Mark ihrer kleinen Länder aussogen, einigte sich das deutsche Volk im Geist der Wissenschaft, Kunst, Sprachbildung, Geschichtsforschung, Poesie. Was hat uns damals, als Deutschland nach der Schlacht von Jena in tiefste Erniedrigung fiel, gerettet und gehoben? Was anders, als das erstarkende Gefühl unserer von aller politischen Gestaltung unabhängigen Nationalität? Wir abstrahirten von unseren Dynastieen und fanden uns nur in uns selbst wieder. Was hat nach dem

Als er ans Thor der Synagoge pochte,
Hat er den Finger Gottes wohl erkannt.

Silva.

Mit Steinen wirft der Finger Gottes nicht.

Santos.

Doch in dem Zorn des Volkes mußt' er fühlen,
Was er zu fühlen ſelbſt ſich nicht geſtand.
Verhöhnt, ohnmächtig, mit zerriſſ'nen Kleidern,
Sank er im Hof der Synagoge nieder.
In Einſamkeit, von Allem abgeſchnitten,
Was die Betrachtung hätte ſtören können,
Erwartet er Befreiung und Verſöhnung.

Silva.

Daß er die eine wie die andre fände!
Vom Krankenbett der Mutter ward ihm nichts
Gemeldet?

Santos.

Seine Brüder wünſchten Einlaß:
Doch hätt' ihn die Gefahr der Mutter ängſt'gen,
Als Folge ſeines Fluchs erſcheinen können —

Silva (bei Seite).

Großmüth'ge fromme Vorſicht das!

Santos.

Auch Judith,
Manaſſe's Tochter, die Prophetin Baals,
Die meinem Fluch die Spitze biegen wollte,
Bat oft um Einlaß —

Wiener Congresse ſtatt der künſtlichen Einheit durch den Bundestag anders die wahre Einheit des Geiſtes in uns genährt, als die Verbrüderung der Stämme und die vielen, vom Volk ausgegangenen gemeinſamen Vereine und mannigfachen Geſammtzwecke? Und wonach anders werden wir in jeder Noth und Gefahr des Vaterlandes greifen, als nach dieſer moraliſchen Kraft unſeres geeinigten Volkes? Dieſer nun ausgebildete Factor in der Geſchichte Deutſchlands iſt allerdings neu*), iſt eine Frucht des vorigen und unſeres Jahrhunderts, aber die einzige, die uns noch wahrhaft erquickt. Alles Andere ſind vorübergehende Schutzmittel. Hier iſt das, was unſere Hoffnung aufrecht erhält. In nichts Anderem finden wir eine Bürgſchaft. Und auf dieſe moraliſche Eroberung des deutſchen Geiſtes mußte die neue Verfaſſung des Vaterlandes begründet werden. Wie ſich einmal die deutſche Geſchichte ſeit einem Jahrtauſend abgeſponnen hat, kann unbeſchadet alles deſſen, was hie und da in ſeiner alten Formirung verbleiben mag, der Souverain des Ganzen nur das deutſche Volk ſelbſt ſein. Dieſe Nationalität muß uns die Garantie gegen äußere und innere Feinde werden. Ihr in der Centralgewalt einen Ausdruck geben, den vollkommenſten und entſprechendſten, der ſich finden läßt, das war und iſt die Aufgabe der Frankfurter Verſammlung.

Der Proceß des Nachdenkens, den der Politiker hier anzuſtellen hatte, war ſehr einfach. Es iſt völlig gleichgültig, ob derſelbe Vorliebe für Republik oder Monarchie hat, er konnte nur einfach ſagen: Ich will aus dem Deutſchland, wie es iſt, die Factoren ſeiner Kraft ziehen, ich will die Quinteſſenz des Volks- und Staatslebens, wie es da vor mir gährt und ſiedet, von allen Zufälligkeiten ausſcheiden; was bleibt übrig? Das Einzige, was wahrhaft bindend und flüſſig, weich und von der Hand des Geſetzgebers bildſam iſt, das iſt das im Volk liegende Nationalgefühl. Alles Andere iſt zähe, ſpröde, unzuverläſſig. Der Auszug aller edlen Kräfte des Vaterlandes ergab für die Centraliſation die Nothwendigkeit, ſie einzig und allein auf die Souverainetät des deutſchen Volkes

*) Er bewährte ſich zum erſten Male 1870.

zu begründen. Man vergesse bei diesem Worte diesmal die gewöhnlichen Streitigkeiten der Schule; man verbleibe immerhin bei seinen alten Lehrsätzen und Protesten gegen diesen Begriff, er ist in unserer Frage ein völlig anderer, als auf dem Katheder, wenn man über die Politik Plato's oder Montesquieu's spricht. Die Souverainetät des deutschen Volkes erscheine uns hier nur als ein Begriff a posteriori, ein Erfahrungssatz der Geschichte, den wir aus der eigenthümlichen Lage, historischen, geographischen, politischen Bedingung Deutschlands herleiten müssen. Wer kann ihn bestreiten? Welcher Fürst könnte das Interesse seiner Dynastie, die mit dem deutschen Reiche 1803 hätte entweder aufhören oder gemodelt werden müssen (denn wo es keinen Süzerain giebt, giebt es keine Vasallen mehr), welcher Fürst, sage ich, könnte seine Sonderinteressen diesem Satze noch gegenüber stellen? Die Souverainetät des deutschen Volkes bedingt die Sorge für seine Einheit, seine Untheilbarkeit, seine Kraft, seine Solidarität eines Stammes für Alle, aller Stämme für einen. Und welches ist die Form, die praktische Handhabe für einen solchen Satz? Doch ohne Zweifel nur eine rein demokratische.

Man hat gesagt, die republikanische Form der Centralgewalt würde allmälig die bestehen bleibenden einzelnen Monarchieen untergraben. Wodurch wäre dies nothwendig? Man hat diejenigen, welche für die haltbare Gesammtform Deutschlands nur eine republikanische anerkennen müssen, zugleich als Localrepublikaner, d. h. Feinde der Monarchieen von Berlin, Dresden, München u. s. w. dargestellt; das ist falsch, eine jesuitische Entstellung. Ein Vaterlandsfreund wird nie einsehen, welche Benachtheiligung des Königs von Bayern darin liegen sollte, daß, weil dieser einmal über einen deutschen Volksstamm, der am gemeinsamen Vaterlande seinen wahren Stolz und seine wahre Genüge findet, herrscht, er von einem — bürgerlichen Präsidenten der „Vereinigten Staaten Deutschlands" erfahren kann, welches der gemeinsame Volkswille ist? Im Grunde müßte ihm eine Weisung von einer solchen Macht willkommener sein, als von einem Prinzen des Hauses Hohenzollern oder Habsburg. Unselige, trostlose Verblendung, die aus monarchischer Servilität das wahre Interesse des Vater-

landes auf's Spiel gesetzt und durch Erschaffung einer neuen fürstlichen Gewalt die Eifersucht der deutschen Höfe und leider auch der Stämme aufwiegelte! Die erste Freude, die man bei der Wahl eines fürstlichen Reichsverwesers an allen Höfen, besonders in den Theilen der Schlösser, wo die unverbesserliche, aristokratische und reactionaire fürstliche Damenwelt ihr Wesen treibt, empfand, wird den Dynastieen bald vergällt werden. Die Einigung Deutschlands wird sich in dieser Form als eine Unmöglichkeit erweisen.

In Deutschland, unter dreißig auf sich eifersüchtigen Fürsten, giebt es nur zwei Wege, zur Einigung zu kommen. Entweder, der Mächtigste der Fürsten tritt an die Spitze und zwingt die andern, ihm zu gehorchen. Oder, wo dies nicht möglich ist, (und durch Preußen ist es nicht möglich, weil seit 1815 dieser Staat zurückgegangen ist und seit 1840 diesen Rückgang, statt ihn wieder gut zu machen, eher verschlimmerte*)) wo dies nicht möglich ist, da muß ein Bevollmächtigter des gemeinsamen Nationalinteresses an der Spitze stehen, ein nichtfürstlicher Präsident, dessen Handlungen und Entschließungen dem Parlament, sonst niemanden, verantwortlich sind. Welche Gefahren würden denn daraus den Thronen von Wiesbaden, Kassel, Hannover, Strelitz, Dessau erstehen? Durch einen in Frankfurt gebietenden Fürsten sind sie weit mehr gefährdet; denn es könnte sich ihnen, wenn dieser ausgezeichnet und unternehmend wäre, bald die Theilnahme ihrer „Unterthanen" abwendig machen. Und dennoch ziehen diese Throne eine fürstliche Centralgewalt vor! So eingewurzelt ist die Abneigung vor der Volkskraft, so stark ist das dem Blut eingeimpfte Vorurtheil der Race! Aber gerade vor dieser Racengesinnung wollen wir uns schützen, sie ist die eigentliche Feindin des Volkswohls und gefährlicher, als verkehrte poli-

*) Spätere Anmerkung. Es bedarf keiner besondern Ausführung, wie sich durch den Tag von Damaskus, der einem energischen Charakter über die Sphäre, in der er bisher gelebt und gewirkt hatte, aufgegangen war, Alles verändert hat. Denn das ist es. Der ehemalige „Junker" Bismarck-Schönhausen lernte den Werth des Eckſteins kennen, den die Bauleute (alte Diplomatie und Bureaukratie) verworfen hatten.

tische Principien. Und sobald wir nicht dahin gelangt sind, daß auf den Einzelterrains Deutschlands die Macht des Adels, die gesellschaftliche, conventionelle Anmaßung dieser Kaste gebrochen ist, sobald nicht die Fürsten gelernt haben, auch für ihre Erziehung, ihren Umgang, das Leben an ihren Höfen sich auf Bürgerlichkeit zu stützen, so lange sehe ich nichts wahrhaft Besseres für unsere Zukunft kommen. Die hohen Herren werden leider immer vorziehen, unter einem fürstlichen Reichsverweser das Vaterland zu verwirren, als unter einem bürgerlichen Präsidenten es zu stärken und zu einigen!

Ueber solche traurigen Thatsachen siegt jedoch die Macht des Augenblicks. Besitzen wir diese noch? Man schiebt das Verfassungswerk von Woche zu Woche, von Monat zu Monat auf. Man wird zuletzt weniger zu Stande bringen, als was noch Dahlmann für möglich hielt. Oder belehrt uns der provisorische Versuch eines Bessern? Gleicht die Macht des Parlaments einer scharfen Waffe, die, selbst in der friedlichsten Absicht getragen, doch durch den Zufall, wie jetzt die dänische Frage zeigt, plötzlich gefährlich werden kann? Selbst im Kinderspiel kann man sich mit einem Instrumente schneiden, und die Begebenheiten, die man vermeidet, machen sich von selbst. So hat das Parlament seine Consequenzen, die es nicht ahnt, und ich vermuthe sehr, die bürgerliche Präsidentschaft ist vielleicht reifer, als man geglaubt hat. Für eine Kaiserkrone wird der Reichsverweser so viel Schwierigkeiten, sie mit fürstlichem Anstand zu tragen, finden, daß er sicherlich vorzieht, wieder seinen Tirolerhut aufzusetzen und zurückzukehren auf seine Gemsjagd nach Steiermark.

Soll die Centralregierung der Ausdruck der gemeinsamen Nationalinteressen sein, so wird ihr eine Vertretung der Fürsteninteressen in einem Gesandtenrathe gegenüber- und eine Vertretung der Volksinteressen in einem hoffentlich untheilbaren Parlament zur Seite stehen. Ob die Mitglieder des letzteren direct oder aus den einzelnen Ständekammern gewählt werden sollen, kann Gegenstand einer Erörterung werden. Jene Form sichert dem Parlament eine Zuströmung immer frischer Kräfte und die Vermeidung bureaukratischer Abstumpfung. Diese giebt ihm mehr Zusammenhalt und

Einverſtändniß mit den beſtehenden Verfaſſungen. Wenn die conſtituirende Verſammlung es durchſetzt, der Reichsgewalt die Befugniſſe zuzuwenden, die der Dahlmann'ſche Entwurf in Anſpruch nimmt, ſo kann ſie ſich Glück wünſchen. Zu rathen wäre dabei, daß die Abſtimmung der Frage, wer die Reichsgewalt bekleiden ſoll, zuletzt gelaſſen wird. Denn erſt iſt die Gewalt ſelbſt zu ſchaffen und dann zu übertragen. Entſcheidet ſich das Parlament für einen demokratiſchen Präſidenten, ſo wird die Intrigue Alles aufbieten, bei der Abſtimmung über die Befugniſſe deſſelben ihm, was nur irgend möglich iſt, abzuhandeln. Schon die Unpartheilichkeit erfordert, daß dem deutſchen Volke erſt geſagt werde, was in Frankfurt regieren ſolle und dann erſt, wer? Zu dem kühnen Aufſchwunge der Phantaſie, daß man mit Dahlmann das Kaiſerthum ausriefe, wird man ſich wol nicht mehr erheben. Man muß unter Anderm fühlen, daß man dadurch den Völkern Europas ein Beiſpiel nicht von Vaterlandsliebe, ſondern von Nationaleitelkeit, nicht von Stolz, ſondern von Ueberhebung geben würde.*)

Bis jetzt ſcheint es, als wenn die Pauſe, die man bis zur Erörterung der Verfaſſung gelaſſen hat, und das Proviſorium mit ſeinen Folgerungen wider Willen der reactionären Parthei, der guten Sache des Vaterlandes und der Freiheit günſtig geweſen iſt. Zuerſt ſchien dies freilich nicht. Die Parlamentsdebatten waren eben ſo verworren, wie ihre Reſultate eher entzweiend als einigend. Ueber Italien, Polen wurde Unwürdiges geäußert, Halbes beſchloſſen. So lange es Principien galt, ſchienen einige, beſonders preußiſche Terroriſten, die Oberhand zu haben. Beklagenswerth war, daß der gefeiertſte und berufenſte Mann des Tages, Gagern, die Geſchicke der Nation aus der Hand gab. Derſelbe Mann, der noch auf Jahre der Mittelpunkt der denkwürdigen Bewegung hätte bleiben und die gewagten Schritte der Einigung perſönlich hätte vertreten können, begnügte ſich mit der Auf-

*) Spätere Anmerkung. Möge die im Auslande, in Verſailles, geſchaffene deutſche Kaiſerkrone nicht der ſteten Erneuerung glorreicher Siege bedürfen, um die Nothwendigkeit ihrer Exiſtenz zu beweiſen!

gabe des Präsidentenstuhles! Und das in einer oft wilden Versammlung, wo man einen unerschöpflichen Fonds von Würde besitzen muß, um nicht in den Fluthen des Zankes unterzugehen! Sollte Gagern nicht gewußt haben, daß nichts mehr abnutzt, einseitig macht und depopularisirt, als ein Präsidentenstuhl? Dies Zurücktreten Gagern's, dies sich Aufsparenwollen für eine zukünftige Berechnung war weder ganz dem „edlen Charakter" entsprechend, an dessen Feuergeist und flammende Vaterlandsliebe wir geglaubt hatten, noch war es der guten Sache förderlich. Denn die schwachen Combinationen, die bald zusammenbrechen mußten, aus Klugheit vorauszuschicken, hieß viel wagen und konnte große Gefahren bringen. Darauf kamen die Debatten über das Provisorium. Es zeigte sich zum ersten Male der eigentliche Kern der Gesinnungen. Schroffere Gegensätze mochten sich kaum in irgend einer berathenden Versammlung je angeblickt haben mit geballter Faust, trotziger Stirn, oft edlem Herzenserguß, Hochmuth wieder und im Durchschnitt mit Geist. Bedeutend war in diesem Kampfe Jeder, der eine Gesinnung hatte. Verächtlich nur erschienen jene weichen, lappigen Klugheitsmenschen, die sich bei jedem Votum umsahen, was man darüber zu Hause an der Spree oder Elbe sagen würde. Und diese breiigen Menschen, die nie im Feuer einer Discussion standen, meistens Beamte von semmelblondester Gesinnung, gaben leider in den meisten Fragen den Ausschlag, je nachdem sie von irgend einem Chefpräsidenten oder Staatsminister außer Diensten, der in Frankfurt das Parlament umspionirte, geleithammelt wurden. Die demokratische Parthei machte, in Erwartung, daß ein Fürst würde gewählt werden, den Fehler, gegen die Dreigewalt zu stimmen. Eine Dreigewalt war ein Provisorium und konnte so nicht bleiben, mußte geändert, mußte neu bestimmt werden; aber eine Eingewalt war der Anfang der Monarchie, war Dahlmann's Kaiser, derselbe Kaiser, den eben ganz Deutschland für unmöglich erklärt hatte. Drei Fürsten, ein österreichischer, preußischer, bayrischer, hätten nicht mehr, nicht weniger vermocht, als was der Reichsverweser vermögen wird, hätten keine „Huldigung" am 6. August verlangt, hätten keine Rivalitäten

der Stämme aufgewiegelt, wären zum Schluß eine Unmöglichkeit längern Bestehens gewesen und hätten — die Bestimmung der Frage: Ob Monarchie? ob Republik? offen gehalten bis zum neuen Entscheidungskampf, unter veränderten Umständen.

Man wählte den Erzherzog Johann von Oesterreich. Im Grunde ist die Frage nach der persönlichen Befähigung dieses erlauchten Herrn, einen so schwierigen Posten zu behaupten, unwesentlich. Er sollte nur als Repräsentant dienen, jenes Fähnlein sein, das man auf einem vermessenen Felde aufsteckt zum Zeichen, hier werde künftig ein Haus stehen oder sich eine Eisenbahn schlängeln. Das deutsche Volk fand an den biographischen Lebensmomenten des Fürsten Gefallen. Erzherzog Johann kann sich bei seiner Frau bedanken; die Postillonsstiefel der Postmeisterstochter haben ihm mehr genützt, als das goldene Vließ seiner Ahnen. Selbst die Handwerksleute und Arbeiter, ganz erfüllt von ihrer Marotte, der socialen Frage, riefen: „Der weiß, wie dem gemeinen Mann zu Muthe ist!" Ach! lieber Himmel! Wie bedenklich waren die vielen verlornen Schlachten dieses ehemaligen Feldherrn, die Charakterzüge von Trotz und Eigenwillen, die man aus den Denkwürdigkeiten seines Bruders, des Erzherzogs Karl, nachweisen wollte; ja sein Exil im Steierlande verlor allen Nimbus der Märtyrerschaft, wenn man sich dachte, ein eigentlich nicht verbannter, sondern nur von der Eifersucht und dem Mißtrauen des kaiserlichen Bruders gefürchteter Prinz entschlägt sich so ganz der Schicksale Oesterreichs, daß er seinen Kohl und Rübenacker pflanzt und Metternich und die Jesuiten herrschen läßt, wie sie herrschen. Als einen Cincinnatus konnte Herr Stadtrath Demuth in Leipzig eine so bequeme Natur nicht begrüßen oder es müßte denn auch hier der aus dem Leben des Erzherzogs Karl hervorleuchtende Trotz und Eigensinn durch sein mit Consequenz durchgeführtes Exil und Zusammenleben mit dem Volke den mißtrauischen, Steierer, Tiroler Aufstände fürchtenden kaiserlichen Bruder in der Wiener Hofburg haben ängstigen und ärgern wollen. Eine Reise an den Rhein, nach Köln, der Stadt der Toaste, gewann diesem idyllischen hohen Herrn noch mehr Verehrer.

Man überſah an ihm den Zuſatz „von Oeſterreich". Der „kühne Griff" bedeutet wahrſcheinlich dies anſcheinend Zufällige, das man aber, in engeren politiſchen Kreiſen, bald verrieth, weſentlich machen zu wollen. Es war mit einem Worte die verfehlteſte Wahl von der Welt und hätte leicht das ganze Frankfurter Einigungswerk, mit allen ſeinen Ruhe und Frieden ſtiftenden Nebenzwecken, über den Haufen geworfen.

Der Name Oeſterreichs muß für Deutſchlands politiſche Zwecke ein- für allemal abgethan ſein. Wir glauben das oben bewieſen zu haben, der Erfolg beſtätigt dieſen Glauben. Nur künſtlich, nur mit der äußerſten Anſtrengung noch, nur durch die Furcht vor neuer Unruhe hält z. B. ſeit dieſer öſterreichiſchen Wahl mit Preußen das deutſche Einigungswerk zuſammen. Seitdem Friedrich II., ob aus rechtlichen oder unrechtlichen Gründen, iſt gleichgültig, den Zauber des öſterreichiſchen Namens für Deutſchland zerſtört hat, ſeitdem (man leſe nur Goethe's Jugendgeſchichte) alles Kühne, Aufſtrebende, Neuernde in Deutſchland ſich an den preußiſchen Namen knüpfte und Leſſing ſeine Minna von Barnhelm ſchrieb, hatte Alles, was in Deutſchland fortſchreiten und ſich bewegen wollte, nur für Preußen, Alles, was ſtill ſtehen, für Oeſterreich Sympathie. Daß Preußen dieſe hohe Miſſion, das Lenkſeil des öffentlichen Geiſtes in Deutſchland, aus der Hand verlor, ſchon mit Friedrich Wilhelm II. verlor, iſt wahr. 1813 aber kam die erneuerte Brautwerbung, wenn man Deutſchland die Braut, Preußen und Oeſterreich die Freier nennen will. Preußen, der ſtürmiſche, jugendliche Bewerber, hatte wieder den Vorrang. Wahrlich, bei Arndt's, Schenkendorf's, Körner's Liedern hat ſich kein Jünglingsherz, weder in Mannheim, noch Karlsruhe, noch München, Oeſterreichs ſonſt ehrenwerthe Krieger gedacht! Die Kaiſerkrone war ein Traum deutſcher Jünglinge. Dachtet ihr, die ihr jetzt in Frankfurt Oeſterreich eure Stimmen gabt, damals daran, das Haupt des Kaiſers Franz damit zu ſchmücken? Ihr dachtet an den König von Würtemberg; Preußen hatte ſich leider ſchon wieder dem deutſchen Herzen entfremdet durch die unſeligſte Politik, die nur aus dem ſouverainen Hochmuth

und dem Mißbrauch kriegeriſcher Erinnerungen entſtehen kann. So wie die Dinge am 20. März 1848 in Berlin ſtanden, war es zu ſpät, daß ſich Preußen an die „Spitze der Bewegung" ſtellte. Es hätte dies 1817 thun, 1830 nachholen, ja noch 1840 verbeſſern können. Die Sibylle des Zeitgeiſtes hatte ihre Bücher oft genug angeboten. Man hatte ſie nicht geleſen, confiscirt, in's Feuer geworfen. Alſo auch Preußen war für den Augenblick unmöglich. War es aber Preußen, ſo mußte es auch Oeſterreich. Sitzen ſo kurzſichtige Politiker in der Paulskirche, daß ſie das nicht einſehen, ſo iſt ihr Thun und Beſchließen morſch und zerbrechlich.

Mit nichten iſt der Erzherzog Johann von Oeſterreich die harmloſe Perſönlichkeit, die man ſich in ihm vorſtellte. Er kam nicht von ſeinem Meierhofe nach Frankfurt, ſondern aus den kaiſerlichen Gemächern der Wiener Hofburg. Er hatte ſeit dem März an den Schickſalen ſeines Vaterlandes den lebhafteſten Antheil genommen, und wer wollte ihm verdenken, daß er die Liebe für den Ruhm und die Größe ſeines Hauſes mit nach Frankfurt bringt! Sein Urtheil über die italieniſche Frage iſt bekannt. Er wird öſterreichiſche Truppen nach Schleswig ziehen laſſen, hofft dafür aber auch, Deutſche für Italien oder die delicaten und leicht verletzlichen Grenzen von Welſch Tirol zu gewinnen. Von einer eigentlichen volksfreundlichen, demokratiſchen und liberalen Geſinnung des Reichsverweſers iſt nichts verlautet. Man kann verſichert ſein, daß er ſämmtlichen Monarchen Deutſchlands geſagt haben wird: „Erkennt mich als Bürgſchaft der Ruhe und Ordnung Deutſchlands an! Ich kann keine Erbmonarchie begründen, das wißt ihr ja; ich werde nirgendwo eure Rechte beeinträchtigen. Das deutſche Volk iſt nun einmal aufgeregt, es will eine gewiſſe Kraft entwickeln. Bringt dieſer Idee das Opfer, zuweilen etwas auszuführen, was ich euch auftragen werde! Die Hauptſache iſt die Wiederherſtellung der Sicherheit jedes Fürſten auf ſeinem Throne, die Verbrüderung mit dem beſſern Theile eurer Unterthanen, die allmälige Vernichtung der republikaniſchen Ideen. In

dieſen Zwecken ſind wir einig, folglich ſind wir geborne Bundesgenoſſen.“ Aus einem ſolchen Geiſte, deſſen Sprache ihr doch auch wol mit feinem Ohre gehört habt, meine ich, wird für Deutſchland nicht viel Großes entſtehen. Das Wahre daran hätte auch Herr von Gagern ausführen können, und daß es von einem Fürſten geſchehen ſoll, iſt gerade ſchlimm; denn es iſt der erſte Schritt zur Reaction.

Wie man vernahm, der Reichsverweſer hätte ſich mit dem Fürſten von Leiningen verbunden, ging Manchem eine Hoffnung, eine überraſchende Möglichkeit auf. Man muß wiſſen, der Fürſt Leiningen, Bruder der Königin Victoria, gehört zu jener liberalen Ariſtokratie, die der Cabinets-Politik und dem Beamtenweſen in vielen deutſchen Staaten kräftig gegenüber trat. Durch ſeinen Aufenthalt in England an größere politiſche Anſchauungen gewöhnt und gründlich angeekelt von dem kleinlichen Staatstreiben in Deutſchland, durch eigenen Beſitz und Reichthum auch über die Engherzigkeit der gewöhnlichen adeligen Geſichtspunkte erhaben, hat Fürſt Leiningen ſeit Jahren in den ſüddeutſchen Staaten die Willkür des Miniſterialweſens und die Intriguen der Höfe und ihrer Camarillen gegen die Ständekammern beobachten können. Seine Mahnſchreiben und Verwahrungen bei den neuen Münchner Vorgängen haben ihn dem Publikum rühmlichſt bekannt gemacht. Aber Fürſt Leiningen brachte noch eine andere Stimmung an das Ruder der Centralgewalt, das er leider nur auf zu kurze Zeit führte. Sein Programm: Entweder — Oder, verräth dieſe Stimmung. Es iſt die der entſchiedenſten Deferenz für die deutſchen Souverainetäten als ſolche, die unbedingteſte Vorausſetzung, daß die Frankfurter Aufgabe nicht gelöſt werden könne, wenn irgend ein ſouverainer Wille in Berlin oder Hannover ſich den Majoritätsbeſchlüſſen entziehen wolle. Fürſt Leiningen iſt ein Gegner der Kleinſtaaterei. Er geht dabei von dem allerdings vielleicht aus eigener Reizbarkeit fließenden Grundſatz aus, daß genau genommen für die Mediatiſirung des Jahres 1803 ſchon damals die Grenze fehlte, wo ſie hätte aufhören ſollen. Wenn ſein eigener Vater ſich gefallen laſſen mußte, 1803 ſeiner Souverainetät enthoben zu

Silva.

Auch zurückgewieſen?
Ganz Amſterdam erfüllt die Schreckenskunde
Vom zweiten Sturz Manaſſe Vanderſtratens.
Jochai hat es wohl verſtanden, ſich
Mit künſtlichen Umſtrickungen als Sproß
Des reichſten Handelshauſes ihm zu zeigen.
Ein träumeriſches Leben hat mein Schwager
In ſeinen Bildern, ſeinem Park geführt
Und im gewohnten Gleiſe, ſicher, ſorglos
Trug ihm ſein Pfund die immer gleiche Rente.
Da plötzlich ſtellt der junge Handelskünſtler,
Der abgewieſ'ne Schwiegerſohn, ihm Fallen,
Die man in London, in Venedig lernt,
Wenn man mit einem Pfiff die Handelswelt
Auf eine einz'ge Taſſe hetzend jagt.
Mein Schwager unterliegt — und Ben Jochai,
Von Liebesgluth entzündet trotz der Rache,
Will jetzt, den Jammer, die Verzweiflung nutzend,
Die Hand zu friedlicher Entſcheidung bieten.
Und welche kann dies ſein? Darf Judith zögern,
Dem Vater ſich zu opfern? Muß ſie nicht
Das furchtbar Schmerzliche, Verrath des Freundes,
Muß ſie den eignen Tod nicht bieten können,
Um den zu retten, der nicht leben kann,
Wenn er in ſeinem Glücke nicht mehr lebt?
Das Alles, Alles habt Ihr ihm verſchwiegen?

werden, und mit ihm so viele andere Reichsunmittelbare, warum dürfen bei gesteigerten Unionsideen des deutschen Volkes, bei gesteigerten Begriffen von Größe und Würde eines geordneten Staatslebens die Fürsten von Hessen-Homburg, Nassau, beide Hohenzollern, Lichtenstein, Schwarzburg, die reußischen und anhaltischen Fürstenthümer, Altenburg, die Mecklenburg, lippischen und oldenburger Herrschaften 1848 noch bestehen? Wenn Deutschland glücklich war, daß durch den Rheinbund die Selbstständigkeit der geistlichen Fürstenthümer und Abteien, die Souverainetät von Hohenlohe, Löwenstein, Leiningen, Thurn und Taris, Isenburg, Salm, Wied, Solms, Croy u. s. w. aufgehoben wurden, hat da Deutschlands Centralpolitik nicht die Pflicht, jede Gelegenheit, welche die deutsche Geschichte nur darbietet, zur erweiterten Verringerung unserer regierenden Fürstenhäuser zu ergreifen? Fürst Leiningen konnte sagen: Ihr erwidert mir, daß Napoleon ein Despot war und mit der Spitze des Schwertes die Verträge schrieb! Aber der Wiener Congreß stand unter keinem fremdländischen Druck und alle Einsprüche der früher reichsunmittelbaren Standesherren, die wiederhergestellt sein wollten, blieben von der Staatseinsicht Metternich's, Hardenberg's, Humboldt's unberücksichtigt, ja man mediatisirte noch nachträglich einige Fürsten mehr, die Napoleon vergessen hatte. Die Revolution von 1830 war auf die innere Gestaltung der Freiheit, auf landständische Verfassungen, mehr auf den Sieg des liberalen Principes im Allgemeinen gerichtet, man mochte damals die eigentlichen Schäden unserer nationalen Existenz noch übersehen. Aber die Revolution von 1848 ist gerade auf diese Reform der Nationalexistenz gerichtet und die neue Centralgewalt sollte nicht wenigstens eben so viel vollbringen, wie der unter einem fremden Einfluß gestiftete Rheinbund und die Ministerconferenz des Wiener Congresses? Diese übermäßige Anzahl von Regierungen in Deutschland ist eine Folge der in allen Ländern überwundenen Feudalzeit. Man wird niemanden seine Besitzthümer rauben, man wird den Fürsten von Meiningen nicht zwingen, von Almosen zu leben, er wird ebenso sein Eigenthum behalten können, wie Fürst Leiningen es behielt, in Amorbach residirt und aus

seinen Herrschaften eine halbe Million Gulden zieht; aber seine Souverainetät ist überflüssig und kann mit der deutschen Nationalität von 1848 nicht mehr bestehen. So ungefähr schienen die Hintergedanken jenes Mannes, den der Reichsverweser zu seinem ersten Minister wählte. Leider unterlag er zu früh dem altösterreichischen, die Maske nonchalanter Gemüthlichkeit vornehmenden Systeme des Herrn von Schmerling und den Grillen jenes Dr. Heckscher, dessen mürrische, eigensinnige, brummige, polternde Advocatensuperiorität seit Jahren in Hamburg so verhätschelt worden ist, daß er in Frankfurt zu Allem, nur nicht zu einem Widerspruch ertragenden Minister taugte. Die Solidarität der constitutionellen Ministerien ist ein großes Unglück. Sie nutzt mehr Charaktere und Talente ab, als der Himmel wachsen läßt. Um den Fürsten Leiningen thut es uns leid.

Man setze gewisse Schicksalsfälle und für jeden läßt sich beweisen, daß den deutschen Souverainetäten bald die letzte Stunde geschlagen hat und nur noch etwa fünf oder sechs Machtcomplexe im Vaterlande verbleiben dürften. Gesetzt, Frankreich erobert uns; es würde seine Politik da fortsetzen, wo sie der Rheinbund verlassen hat. Es würde Süddeutschland so zu heben und zu stärken suchen, daß es jeden Wettkampf mit Preußen und Oesterreich bestehen könnte und durch seine zersplitterten Höfe, durch Heirathen und geheime Bündnisse keine Gelegenheit mehr zu Intriguen gegen Frankreich böte. Man würde dies starke Süddeutschland nur erreichen können durch die Bildung eines einzigen großen süddeutschen Reiches oder höchstens zweier Herrschaften, Bayern und Würtemberg, die man so erkräftigte, daß sie gegen Preußen und Oesterreich ihre eigene, d. h. französische Politik haben dürften. Für Baden, Hessen, Nassau u. s. w. hätte die letzte Stunde geschlagen. Oder, wir setzen den andern Fall, Rußland erobert uns. Das Cabinet von St. Petersburg hat große Scheu vor Legitimität, aber noch größere vor Neuerungen und dem ewigen Rütteln an der schwachen Vertretung des monarchischen Principes. Rußland würde die Garantie eines ihm hinlänglich sichern Deutschlands entweder nur in der Abhängigkeit der übrigen Staaten von Preußens Schirm-

herrschaft, d. h. eines factischen Aufgehens Deutschlands in Preußen, oder in der Bildung solcher Staaten finden, die für die Demagogie keine Schlupfwinkel bieten, solcher Staaten, die durch eine gewisse Kraft und einen größeren Umfang die Würde der stabilen Begriffe nicht mehr jeder kleinen Marktagsemeute, jedem Auflaufe der Landleute preisgeben. Und gesetzt, Deutschland würde nicht erobert, wir wagten den Krieg, wir versuchten unsere Kraft. Was geschähe im Kampfe gegen Frankreich? Haben die süddeutschen Fürsten Rheinbundideen und springen, um sich zu erhalten, vom Vaterlande ab, so verfallen sie der Mißachtung ihres eigenen Volkes, der Rache des deutschen Nordens. Was geschähe im Kampfe gegen Rußland? Würfen sich die norddeutschen Dynastieen in die Arme des Absolutismus, so würde die Verzweiflung der deutschen Nation keine Grenzen mehr kennen. Greise, Männer, Jünglinge würden zum Schwerte greifen, der unreife Knabe, jede schlagfertige Hand würde sich waffnen, es käme zum Vernichtungskampf nicht nur gegen den äußern Feind, sondern auch gegen den innern, gegen die Vielstaaterei, deren fernere Existenz man beseitigen würde.

Alles nun, was in Folge eines Völkerzusammenstoßes, ob gen Ost oder gen West, kommen, und zum Heile des Vaterlandes kommen würde, warum wollen wir es nicht durch friedliche Erörterung vorbereiten? Deutschland wächst von Tage zu Tage in seinen Ansprüchen; es verwirft Krieg und Frieden, es erhebt sich durch parlamentarische Abstimmungen in einer kleinen Kirche, im Schatten einer immer stolzeren Denkungsart, riesenhoch über seine vielleicht nur erträumte Kraft und muß sich besinnen: Wie führst du das aus? Wie willst du das wahr machen, was du hier drohst, dort zusicherst? England, Frankreich theilweise sind uns abgeneigt, Rußland hat nur für einige unserer Fürstenhäuser Sympathie. Das slavische Volkselement, das sich die nächste Zukunft der Geschichte erringen zu wollen scheint, haßt uns. Es verbrüdert sich mit den romanischen Völkern, denen es den oberflächlichen Firniß seiner Bildung verdankt, denen es an Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Unstetigkeit ähnlich ist. Wie uns erhalten gegen diese Stürme? Wie noch einmal, simsonstark,

die letzte germaniſche Volkskraft zuſammenraffen und der Geſchichte das zeigen, was ſie am deutſchen Volke noch nicht kennt, die großartigſte Entfaltung unſerer eigenen abſoluten Volkseinigkeit? Glaubt ihr, Thoren, daß eine ſolche Entfaltung mit unſern dreißig Thronen möglich iſt? Glaubt ihr, daß Leben und Bewegung in unſer Thun und Laſſen kommen wird, wenn die Mobiliſirung jedes Truppentheils erſt von der Zuſtimmung eines Landesherrn abhängig wird, deſſelben Landesherrn, der die ganze Bewegung des Volkes als eine demokratiſche, halb und halb republikaniſche, haßt und vielleicht nichts mehr in ſeinem Zorne wünſcht, als den Zuſammenbruch dieſes neuen Einigkeitsgebäudes? O, Vaterland, erkenne dein wahres Wohl! Staatsmänner, „greift" „kühner" zu, als nach dem ſchützenden Deckſchatten der Fürſtlichkeit! Vollendet die Revolution des Jahres 1848! Reichsverweſer, ſprich ein großes Wort aus und ſtelle als Bedingung deines längern Bleibens am Ruder der Centralgewalt die Vollendung der Mediatiſirung, das Einziehen der Ueberzahl unſerer Souverainetäten!

Dem zerbröckelten Deutſchland gegenüber wird Preußen immer ſchwanken, wie es ſich mit ſeinen 16 Millionen gegen dieſe kleinen Kronen verhalten ſoll. Der Begriff des großen gemeinſamen Vaterlandes kann ihm nicht klar werden, wenn es ſich am Mantel ſeiner Größe ewig von dieſen kleinen Dynaſtieen gezerrt und gezupft ſieht. Wahrlich, es iſt eine ungeheure Forderung, daß ſich dieſer Staat, der ſich durch eigene Kraft ſo mächtig aufſchwang, dem Spott und der ewigen Reibung kleiner Souveraine hergeben ſoll, die ſich über ſeine Demüthigung freuen und dem „deutſchen Volk zu Liebe" mit ihm ein gleiches Stimmrecht beanſpruchen! Der Sachſe, der Bayer, der Hannoveraner ſpottet über den Rieſen, der ſich zu den Zwergen ducken muß. Weil er es muß, ſeines Volkes, der Geſchichte wegen muß, weil wir ſicher ſein wollen, daß er es gern, daß er es wirklich thut, ſo iſt es unſere Pflicht, ihm entgegen zu kommen und den Zwergen Unterlagen zu geben, damit ſie ihm ebenbürtiger ſtehen. Wenn in Deutſchland außer Preußen etwa noch fünf Dynaſtieen wirk-

lich regieren (die übrigen werden mit Belaſſung des größeren Theiles ihrer Einkünfte mediatiſirt, unter der Bedingung, daß ſie in ihren alten Reſidenzen wohnen bleiben), ſo kann Preußen keine andere Politik mehr haben, als eine rein deutſche, und ſeine ganze Kraft wird dem Vaterland gehören. In dieſer Reduction behalte man die Throne von Sachſen, Bayern, Würtemberg und Hannover im Auge, und theile jedem die ihm zunächſtliegenden kleinen Herrſchaften als vorläufig für ſich beſtehende, für ſich zu verwaltende Provinzen zu, ſei aber dabei bedacht, den Begriff der Stämme nicht zu ſehr aufkommen zu laſſen. Die Idee der Stämme iſt deshalb nicht gut, weil der Deutſche ſie ſogleich in ſeinem alten Sondergeiſte auffaſſen würde. Er überträgt gemüthliche Erinnerungen hinein, will immer noch Franke, Schwabe, Sachſe, Heſſe neben dem Deutſchen ſein, und zerriſſe dann wieder in die alte Mittelalterlichkeit, was im Bürgergeiſt der neuen Zeit geeinigt werden ſoll. Bei der folgenden Ueberſicht der Neugeſtaltung verſteht es ſich von ſelbſt, daß die wegfallenden Dynaſtieen entſchädigt werden. Ich weiß, wer gegen das Vermeſſene eines ſolchen Planes ſich erheben wird; die Dynaſtieen erſtens ſelbſt im Rückblick auf ihre Ahnen, ihre deutſche, noch mehr ihre überſpannt gedachte europäiſche Geltung, dann die Beamten, dann die Bewohner der Reſidenzen, dann die ſervile Gemüthlichkeit, die über das Ewig-Mecklenburgiſche in der Geſchichte, das Ewig-Weimar'ſche, das Ewig-Coburgiſche viel Schönes und Herzſtärkendes ſingen und ſagen werden; zuletzt kommen wol noch die Politiker aus der Raumer'ſchen Schule und werden uns vorreiten die alte Collegienhefts- und Schuleramen-Weisheit von der „ſchönen Mannigfaltigkeit" und der „reichen Beſonderheit" des Vaterlandes, von Schiller, der in Jena hungerte, von Goethe, dem ſich im Weimar'ſchen Parkteich das Univerſum ſpiegelte, von der Bibliothek und Sternwarte in Gotha, den Künſten und den Wiſſenſchaften u. ſ. w. Allein dieſen letzteren iſt zu erwidern, daß das wirklich Bedeutſame dieſer Mannigfaltigkeit nicht aufgehoben, nicht von einer einzigen Centralſtadt abſorbirt werden ſoll; jenen erſtern aber gegenüber iſt zu ſchweigen und

der Wille des Volkes geltend zu machen, in Güte oder Gewalt.*) — — — — — — — — — — — — — —

Ich kenne alles das, was zunächst die deutsche Gemüthlichkeit gegen diese demokratische Heptarchie, diese sechs Könige unter einem volksthümlichen Oberhaupte, einwenden wird. In Weimar spricht man von einem einigen Thüringen, aber Weimar müsse das Haupt sein! In Gotha spricht man von einem einigen Thüringen, aber Gotha müsse das Haupt sein! In Darmstadt spricht man von einem einigen Hessen, aber Darmstadt müsse das Haupr sein! In Kassel ebenso von einem einigen Hessen, aber Kassel müsse das Haupt sein! Wer darauf hören will, auf die Proteste der Bürgerschaften von Strelitz, Schwerin, Oldenburg, Kassel, Darmstadt, Wiesbaden, Gotha, Weimar, Carlsruhe, der muß es aufgeben, Deutschland auf diesem Wege zu reformiren. Auch die Demokraten werden theilweise Einspruch thun; denn allerdings sind sechs Könige eine gewaltige Kräftigung des monarchischen Prinzips, und eine deutsche Republik dürfte allerdings nach solcher Einigung in entferntere Aussicht kommen. Aber ich denke, die Form der Centralisation und des Parlaments würde einer auf diesem Wege allerdings erstarkenden Monarchie schon die Spitze bieten, wenn jene etwas Anderes ausdrücken wollte, als die Garantie der wahren inneren Beruhigung Deutschlands und der gerüsteten Kraft nach außen, die Garantie eines Deutschlands, das sich selbst vertreten kann uud nicht mehr nöthig hat, die von Residenz zu Residenz schleichende Intrigue der Reaction zu fürchten.

Wo sind die Fürsten, die für des Vaterlandes Wohl zu einem solchen Opfer bereit wären? Ich sehe wenige, und diese wenigen haben vielleicht ehrgeizige — Frauen. Ich sagte schon, daß wir dem aristokratischen Stolz unserer Prinzessinnen in diesen Zeiten viel Unglück verdanken und noch verdanken werden.**)

---

*) Hier folgte früher der Entwurf einer Heptarchie: Preußen, Sachsen, Bayern, Würtemberg, Hannover und trotz früherer Ablehnungen Oesterreichs Oesterreich, aber nur als Königreich. Die siebente Gewalt ist das Präsidium. Die übrigen Staaten waren den genannten zugetheilt.

**) Spätere Anmerkung. Ich hatte die vier Schwestern des Königs Ludwig von Bayern im Auge und dachte dabei noch nicht einmal an die kirchlichen Rückhalte.

Wo ſind die Staatsmänner, die ſolche Opfer für Deutſchlands Größe verlangen werden? Wiederum würden ſich wol nur wenige finden, die, *jetzt am Ruder ſitzend*, zu ſolchen Expropriationen den Muth hätten.

Sieht man weder Fürſten noch Staatsmänner, die für dieſe Neugeſtaltung reif ſind, ſo erblicke ich doch eine Menge von *Umſtänden*, die dafür reif ſind, und dieſe liegen in dem, was in Deutſchland jetzt verſucht nicht nur, ſondern verlangt wird. Der mögliche Bruch mit Preußen iſt es, der dieſe Geſtaltung nothwendig machen wird. Preußen wird ſie verlangen, nicht vielleicht ſein Königshaus, dem mit fünf mächtigen Rivalen wenig gedient ſein dürfte, aber das preußiſche Volk. Das preußiſche Volk fühlt den deutſchen Einigungstrieb ſo gut, wie irgend Sigmaringen oder Liechtenſtein; aber es wird ſeinen Werth nicht wegwerfen an Verkrüppeltes und Zwergenhaftes. Die Berliner Reichsverſammlung wird ſagen: „Wolan, hier iſt die ſtarke Rechte der preußiſchen Nation! Gebt uns eine eben ſo ſtarke Hand zum Einſchlag! Reformirt Deutſchland und, gleichberechtigt und gleichverpflichtet, wollen wir dem gemeinſamen Vaterlande dienen!“ Und kann das Frankfurter Parlament anders ſprechen? Muß es nicht verlangen, daß Preußen dadurch, daß man ihm bedeutende Rivale gegenüberſtellt, zum *ehrlichen* Aufgehen in Deutſchland gezwungen wird? Noch ſind wir in der Zeit der Neubildung, noch in der Zeit der Gährungen. Die Formen ſind flüſſig, das Erz iſt im Sieden. Und wahrlich, noch hängen die Glocken da nicht ſchon wieder, wo ſie bis zum März 1848 gehangen haben.

Treten wir in das Chaos der preußiſchen Wirren ein! Die Ausſicht iſt dunkel, der Weg, der zu ihr führt, hell und licht. Die Geſchichte hat nie deutlicher geſprochen, als die preußiſche ſeit 1815. Man hat Preußen einen Begriff genannt, einen Begriff, der, wenn er nicht vorhanden wäre, für Deutſchland erfunden werden müßte. Der Träger dieſes Begriffes war in dieſem Falle ſeither die Perſönlichkeit der preußiſchen Fürſten. Wer anders ſollte ihn tragen bei einem deutſchen Volksſtamme, der an Naturwüchſigkeit hinter den Franken, Schwaben, Sachſen zurückblieb, bei einem wechſeln-

den Schwerpunkt der Länder, die allmälig zur Mark Brandenburg und zum Kurhut kamen? Die zersplitterten, am Rhein und im fernen Preußen liegenden Lande dieses Hauses, unterbrochen von andern Gebieten, die weder zu gewinnen noch zu schwächen waren, zwangen diese Herrschaft frühe, sich durch Gedanken zusammenzuhalten. Schon im Mittelalter, unter übermüthigen, händelsüchtigen Vasallen, war dies zuvörderst die Souverainetät des Herrschers, in deren Ausbildung Brandenburg allen andern Fürstenhöfen voranging. Merkwürdig ist die Reihenfolge dieser Herrscher, die Familienähnlichkeit dieser brandenburgischen Fürsten. Die Gothaer Kunstkammer bewahrt ein altes Miniaturenbuch von künstlerischem Werth. Es sind darin nach der Natur gemalt enthalten die brandenburgischen Fürsten und deren Verschwägerungen und Verwandtschaften durch eine Reihe von Jahren aus der Zeit der Reformation. Man erstaunt über die Aehnlichkeit der Köpfe, über den gleichmäßigen Typus eines gewissen phlegmatischen Trotzes, einer es „drauf ankommen lassenden" nüchternen Keckheit und bequemen Sicherheit. Eine solche Natur ist vorzugsweise die des gelernten, ständigen Kriegers, und mit wenigen Ausnahmen, wo gelehrte Grübelei oder Prunksucht auf dem brandenburgischen Throne ihre Vertretung fand, waren die Fürsten dieses Hauses kriegerisch. Hervorgegangen aus einem Grafenhause, das in Nürnberg die stehende Stadt- und Schutzwache besorgte und den Krieg als Profession trieb, mußten diese Fürsten schon nach frühster Bestimmung auf Sold-Heere hinauskommen, deren Pflege sie sich denn auch bis auf die neueste Zeit mit leidenschaftlicher Sorgfalt angelegen sein ließen. Es ging damit ein gut Theil der Rauf- und Händelsucht des nicht eben begüterten märkischen Adels Hand in Hand.

Die militairisch-autokratische Souverainetät, in der Person des Herrschers vertreten, ist bis auf den heutigen Tag der Charakter dieses Staates geblieben und wird es, trotz der großen Umwälzungen dieses Jahres, bleiben, wenn nicht die Prinzenerziehung in diesem Hause die militairische Färbung verliert. Ehe nicht einige der nachgebornen jungen Prinzen dieser Dynastie für die Möglichkeit erzogen werden,

ſich nie mit dem Waffenrock zu bekleiden, ſondern immer im Frack zu gehen, eher ſchwindet auch der unſerm Jahrhundert ſo widerſprechende Charakter derſelben nicht. Die Zeit der vorzugsweiſe kriegeriſchen Beſtimmung Preußens iſt vorüber. Es hat ſich aufgeſchwungen vor den andern Beſtandtheilen Deutſchlands und dieſe an Macht, Stellung, Umfang weit hinter ſich gelaſſen; aber es kann auf kriegeriſche Weiſe auf dieſem Pfade nicht mehr weiter. Hat es doch ſchon Mühe genug, ſich auf ſeinem Standpunkte, den es durch die Gunſt der Zeiten eroberte, zu behaupten. Längſt ſchon hätte es ſich gezwungen fühlen ſollen, ſeine Begründung und Befeſtigung in andern Stützen, als in den Bajonetten, zu ſuchen. Der große Kurfürſt legte durch perſönliche Tüchtigkeit und das Zuſammentreffen glücklicher Umſtände die Grundlage der Monarchie. Sein Nachfolger, hochmüthig und eitel, erhob ſie über das, was die Monarchie zu leiſten im Stande war. Friedrich Wilhelm I. half ſich durch perſönliche Entſagung. Er zeigte dem Staate, was ſtrenge Zucht in der Familie thut. Man macht die Menſchen und die Verhältniſſe pünktlich und accurat. Aber wenn bei aller Strenge kein perſönliches Genie zu Hülfe kommt, wird aus den geſchulteſten Verhältniſſen nichts. Der ganze „Rocher von Bronze", den der „gekrönte Corporal" als ſeine Souverainetät „ſtabiliren" wollte, hätte leicht zuſammenbrechen können, wenn nicht Friedrich II. in die ſtarren Formen Leben und Geiſt gehaucht hätte. Dieſer Fürſt, der das Glück der Monarchie entſchied, hat vielleicht auch ihr Unglück begründet. Er ſtellte die Souverainetät des Genies hin, das alle Jahrhunderte einmal kommt, und ſeine Nachfolger verſtanden dieſe als ein Erbtheil ihrer angebornen Würde und einer ſich für Preußens Herrſcherthron von ſelbſt verſtehenden Thatſache. Friedrich, der ein Kind ſeiner Zeit war und, da er ſich als Franzoſe geberdete, eine völlige Ausnahme vom deutſchen Weſen war, Friedrich konnte nur durch den Zauber ſeines Namens zuſammenhalten, was er errungen. Als er die Augen ſchloß, ſtand jener abſtracte Begriff, Preußen genannt, ſchon wieder in Frage. In einer Perſon von Geiſt und Thatkraft, die der vollſte Ausdruck ſeines Jahrhunderts zu ſein ſtrebte, und

auf den äußersten Vorposten seiner Zeit, wo ein Voltaire stand, stehen wollte, in einer solchen Person hatte der Begriff Preußen seine Blüthe, seinen Gipfelpunkt erreicht, und es war das Werk weniger Jahre, daß der Begriff Preußen, ohne einen solchen Halt, mit der Schlacht bei Jena, in das Kurfürstenthum Brandenburg und Herzogthum Pommern und Preußen wieder zurückfiel. Man sage nicht, daß die Napoleons seltene und unberechenbare Kometen sind! Die Politik soll, wenn sie eine geistvolle ist, immer nur auf die Ausnahmen, nie auf die Regel vorbereitet sein. Für die Regel reicht die Volkskraft, Ehrlichkeit, guter Wille, die Gerechtigkeit und ähnliche schöne Segnungen einer guten Regierung aus. Für die Ausnahme aber kann nur Intelligenz und Phantasie vorarbeiten. Preußen war unter Friedrich II. ein Staat der Phantasie. Alle Herzen hatte er erobert in Deutschland, Spanien, Italien, bis nach der Türkei und China, wovon Reisende merkwürdige Beispiele erzählen. Aber mit Friedrich's Augen erlosch die Phantasie, und 1806 starb Preußen vollends. Schon unter Friedrich Wilhelm II. hätte es sich durch eine richtige Stellung zur französischen Revolution gegen Napoleon rüsten können. Die Wiederherstellung Preußens 1813 war wieder ein Werk der Phantasie. Besaß diese Gabe des Himmels Friedrich Wilhelm III. nicht, so besaß sie damals sein Volk, besaßen sie Stein, Scharnhorst, die Männer des Tugendbundes. Mächtig und groß ging Preußen aus dem Völkerkampf hervor, aber schon 1830 verrieth, wie die Phantasie ernüchtert war, und die Phantasie von 1840 war zwar auch — Phantasie, aber diese zeigte sich als eine mondscheinnächtige, wolkenumflorte, bei der das deutsche Volk die Laterne anzünden mußte. 1848 hat Preußen aus der offenen Urne der Staatsweisheit seine Loose zu ziehen. Wird es hineingreifen und welche Loose wird es wählen?

Die Regierungsperiode von 1815 bis 1840 war Preußens zweite, geistige Schlacht von Jena. Die Streitkräfte wurden allerdings gepflegt und aufrecht erhalten. In einer Zeit, wo die Völker müde und matt waren vom Blutvergießen, wo höchstens einige Gefahren im Innern aufzogen, zu deren Beseitigung Gensdarmen genügten, in einer Zeit, wo die

Santos.

Die Prüfungszeit verbietet mit der Welt
Jedweden, ſelbſt den ſchriftlichen Verkehr.

(Ein Diener bringt einen Brief.)

Diener.

An Uriel Acoſta dieſer Brief.

Santos.

Ihr wißt, daß er nicht angenommen wird.

Diener.

Sein Bruder war es, der ihn brachte, Ruben;
Er bittet flehentlich, ihn abzugeben.

Santos.

Nehmt nur den Brief zurück — nicht iſt's erlaubt,
Daß eine Botſchaft in die Zelle dringe,
Wo Reue ſich zur Buße vorbereitet.

(Diener geht mit dem Brief ab.)

Silva.

Wo ſtände das geſchrieben? Ihr verhindert,
Daß ſich ein ſtiller Seufzer zu ihm ſtiehlt?
Von Judiths kummervollen Nächten ſoll,
Vom Sturz Manaſſe's nicht ihm Kunde werden?
Ihr wißt, er widerruft um ſeine Mutter,
Er widerruft um ſeine Braut, de Santos!
Was ein verzweifelnd Herz der Liebe, was
Im Tod ein Mutterherz zu melden hat,
Es iſt nicht ehrlich, das ihm zu verſchweigen.

Santos.

Seht dort den Greis Akiba, den der Glaube

Segnungen des Friedens von aller Welt gewünscht, vom Himmel erfleht, vom Himmel auch gewährt wurden, in einer solchen Zeit verwandte Preußen Millionen auf seine Wehrhaftigkeit. Das war ein Hämmern in den Werkstätten von Suhl und Solingen, ein Klingenschmieden, ein Kanonenbohren, ein Erfinden neuer Reitsättel, ein Exerciren und Manövriren! Das Militair allein, nicht das Volk, schien die Siege von 1813, 1814, 1815 erobert zu haben. Die Uniform war der Rock des eigentlich werthvollen Mannes. Nach Uniformen schmachteten selbst die bürgerlichen Beamten. Und die Ordensbänder rauschten und die Kreuzlein und die Sternlein funkelten in der Sonne, wenn sich die Höfe von Berlin und Petersburg Visite machten und öffentlich umarmten und sich in ihrem Glanze zeigten. Dazwischen blühte etwas bescheidenes Volksschulwesen, viel classische Philologie und sogar ein Stück glanzvoller Philosophie, als diese nämlich, ganz abweichend von weiland Kant'scher und Fichte'scher Zeit, ihre Systeme, wie gothische Dome, in Kreuzesform aufbaute und die kleinen Kapellen des Pietismus neben sich als Dependenzen duldete. Geräusch machen durften aber nur die Regimenter, wenn sie des Morgens unter Trompetengeschmetter auf die Exercirplätze zogen, oder des Abends die sieben Mädchen in Uniform auf der Bühne; sonst mußte Alles wie mit Teppichen belegt sein, die Straße wie Sonntags während der Kirche mit Ketten gesperrt. Die Theologen durften ein bischen laut reden und stritten sich denn auch, wie einst in Alexandria und Byzanz über den Gottmenschen oder den Menschengott. Sonst Kirchhofstille. Die Censur waltete ihres Amtes mit kaltblütiger Strenge und eine durch ihren Dünkel, ihre Beschränktheit und naive Verachtung der Zeit unerträgliche Bureaukratie, größtentheils aus pensionirten Militairs bestehend, entfremdete sich daheim, und vollends, wenn sie Badereisen machte, jedes deutsche Gefühl, das sich noch zu Preußen hingezogen fühlte. Die schleichende Hermandad der geheimen Angeberei und Demagogenverfolgung schleppte die Opfer einer geheimen, von beförderungssüchtigen Richtern vertretenen Justiz nächtlich in die Gefängnisse. Zwei oder drei Stunden, nachdem von Spontini's Kanonadenopern

der letzte Donnerton verklungen war und die Tänzerinnen erschöpft von ihren Sprüngen sich schon auf weichen Daunen streckten, rasselte das Thor der Hausvogtei auf und Wagen voll Demagogen wurden von Gensdarmen mit gespanntem Hahn nach Spandau oder Magdeburg geführt. Die Kamptz, die Tzschoppe, die Rochow besorgten dem König diese Ruhe und den patriarchalischen Frieden.

Daß dieser innere und äußere Frieden den materiellen Bedürfnissen und der Befestigung der irdischen Wohlfahrt günstig war, wird niemand leugnen. Der Staat hatte so nöthig, für seine ungeheuren Bedürfnisse zu sorgen, daß er auch den Boden, von dem er ernten wollte, ackern und düngen mußte. Preußen besaß die Mittel, sich die Erfindungen anderer Nationen anzueignen. Was politisch und religiös unverdächtig war, was in keiner Verbindung mit dem gefürchteten constitutionellen Zeitgeiste stand, wurde zugelassen und befördert. Aber schon die schwierige Einführung des Zollvereins zeigte, wie gewaltig Preußen in den Sympathieen des deutschen Volkes zurückgeblieben war. Letzteres sträubte sich sogar gegen offenbare Vortheile, nur um von der Berührung mit einem immer verhaßter werdenden Systeme frei zu bleiben. Das ist das Unglück einer rein monarchischen Regierungsform, daß in ihr der Volksgeist nicht einmal eine moralische Vertretung findet. Das preußische Volk insgesammt wurde mit seinen Offizieren und Geheimeräthen verwechselt. Das ist so eingerissen, daß man noch jetzt in Deutschland bei Preußens Zukunft immer nur an die Dynastie, die Soldaten, die Beamten, und noch nicht durchgreifend an die Vertreter auch des bürgerlichen Geistes denkt. Aber, gewiß, es wird die Zeit kommen, wo man sich, an Preußen denkend, sogleich nur seiner freisinnigen Vertreter bewußt wird, während die Elemente, die Preußen bisher vom deutschen Vaterlande trennten, abwelken und sterben.

Die Politik der Cabinette beruhte seit 1815 auf der Ueberzeugung, daß diese lediglich nur einen einzigen Gegner zu bekämpfen hätten, die Demokratie. In diesem Sinne boten sie sich einander die Hand. Jede Macht hatte daheim denselben Gegner, wie der Nachbar. Metternich lenkte die Fäden

des Ganzen. Wer nicht daran glauben wollte, daß geheime Verschwörungen auch bei ihm wühlten, den wußte man bald zu überzeugen. So wurden Nesselrode und Hardenberg in das System des Staatskanzlers und seines kaiserlichen Herrn hineingezogen. Das in der Uebereilung gegebene Versprechen landständischer Verfassungen, ja die Errichtung von Reichsständen, die Preußen in Aussicht gestellt hatte, wurde zurückgezogen oder durch Scheinbewilligungen umgangen. Oesterreich war so klug, all' die Kastanien, an denen es sich in der öffentlichen Meinung die Finger verbrannt hätte, von Preußen aus dem Feuer holen zu lassen, so daß Preußen vorzugsweise alle Unpopularität jener Unterdrückungen sammelte, die in Wien beschlossen und dort nur vom Gewühl der genußbietenden, muntern Hauptstadt überrauscht wurden. Von Oesterreich erwartete man nichts Anderes, man hielt die Finsterniß seiner Natur gemäß; aber von Preußen, dem Lande der Aufklärung, nahm die Unterdrückung des Lichtes Wunder, und man haßte diese nun doppelt. Was man auch beginnen mag jetzt in Berlin, was der König dort auch verspräche, es wird lange währen, ehe diese Kluft zwischen Preußen und dem verletzten Herzen und dem beleidigten Verstande Deutschlands ausgefüllt ist. Es war darum so beispiellos tragikomisch, naiv und des Standes der Dinge unkundig, als man, nach der letzten Consequenz dieses Systems der Volksfeindlichkeit, dem Blutbade vom 18. März, in einer Proclamation vom 20. sagte: „Preußen wolle sich an die Spitze der Bewegung in Deutschland stellen!" Der Gährungsproceß, durch den sich Preußen erst dem übrigen Deutschland zu assimiliren hat, kann noch Jahre dauern. Die preußische Dynastie wird gut thun, dabei die Rolle fortzuspielen, die sie übernommen zu haben scheint, nämlich die, sich selbst zu beherrschen und mit entsagender Ruhe, ohne persönliches Urtheil, ohne persönliche Entscheidung im Hintergrunde die Dinge abzuwarten.

Es ist merkwürdig, wie die Revolution von 1830 an Preußen so hat vorübergehen können, ohne dasselbe auch nur anders, als in einer allmälig vorbereiteten Aenderung des öffentlichen Geistes, zu erschüttern. Ohne Zweifel kam dies von der Unmöglichkeit her, daß man fünfzehn Jahre nach

dem grimmigsten Franzosenhasse schon wieder von Frankreich eine lebensfähige Befruchtung erhielt. Es bedurfte aber damals schon der äußersten Anstrengung aller nur zu Gebote stehenden Mittel, um Preußen vor der Ansteckung zu bewahren, die unter den andern deutschen Volksstämmen um sich griff. Damals ein aufgeklärter, geschichtskundiger, auf sich als Herrscher bescheidner preußischer Monarch! Damals ein Staatsmann, der gewagt hätte, der Zeit einen Schritt voranzugehen, mehr zu geben, als man verlangte, mehr zu sehen, als sich zeigte, einen Damm, wie Herr von Arnim schöner sagte, als auszuführen verstand, weit ab von den Fluthen zu bauen! Preußen hätte damals die Hegemonie begründen können, die es 1848 ansprach, ohne Gehör zu finden. Dem deutschen Bunde, statt diesen durch Untersuchungs- und Militaircommissionen zu kräftigen, hätte, selbst wenn man zur demokratischen Schöpfung eines Parlamentes noch nicht reif war, eine Form gegeben werden können, die zum Zollverein eine staatsrechtliche Parallele gewesen wäre. Aber wie erfüllte Preußen seinen Beruf? Der Verfasser dieser Blätter schrieb 1832 für Rotteck's Annalen einen bescheidenen und schüchternen Aufsatz: „Die historischen Bedingungen einer preußischen Verfassung". Unmittelbar darauf wurde die Zeitschrift in Preußen verboten.

Wenn Preußen ein Begriff ist, so darf es nicht schlummern. Einen Begriff giebt es nur, während er gedacht wird. Ein Fürst, der Preußen wie etwas Ruhiges und Stabiles nähme, vernichtet Preußen. Die eigenthümliche Zusammensetzung dieses geographisch zersplitterten Staates, seine nur durch Lebendigkeit und drohende Rührsamkeit zu behauptende Stellung als europäische Großmacht bedingt eine Politik des Handelns. Friedrich Wilhelm III. wies jede Gelegenheit zu einem handelnden Entweder-Oder zurück. Er hatte eine solche Furcht vor dem Dämonischen des Geschicks, eingeimpft durch die früheren traurigen Erlebnisse, daß er zitterte, das Geschick zu beschwören, die Geschichte herauszufordern. Er wollte Ruhe um jeden Preis. Sein Volk hatte lange Zeit ein gleiches Bedürfniß. Aber mit dem Ende seiner Regierung fing es schon an sich zu regen und zu bewegen, und

mit dem Jahre 1840 erstaunte man, woher plötzlich in diesem stillen, sich aus den Banden der Pietät erhebenden Preußen der Geist der Unruhe und Gährung kam. Das wogte, murmelte, wallte und gohr, und was nicht von selbst den Kopf erhob, nicht von selbst reden wollte, dem löste der neue Fürst das Zungenband durch seine eigene Unruhe und Gesprächigkeit. Die Form dieses neuen Regimentes hätte gefallen können, wenn nur plötzlich mit der in den Vordergrund tretenden Persönlichkeit des Herrschers nicht auch sogleich ein fires System gekommen wäre, eine Theorie, die dasjenige definiren, geschichtlich, philosophisch beweisen wollte, was man vom vorigen Herrscher stillschweigend, entweder als Grille oder aus Mißverständniß, hingenommen hatte. Der neue Fürst forderte den Zeitgeist zum offenen Kampf heraus mit Schild und Speer. Er wollte dem Zeitgeist nach Regeln des Turniers beweisen, daß dieser ein Bastard wäre, halb Teufel, halb nachahmender Affe. Die Herrschaft der Palabine und der mittelalterlichen Tafelrunde erhob sich in stolzer Verachtung über die beschränkte liberale Philisterei, deren böswilligen Anfällen man im Nothfall außer einem Witz auch die Festung entgegenstellen könnte. Das Heer, äußerlich etwas mehr idealisirt, wurde im Uebrigen im alten Sinne des Vaters beibehalten. Die Erinnerungen von 1813, 1814 und 1815 blieben die Grundlagen des Staates mit aller nur möglichen patriotischen Sentimentalität. An die starke, für unüberwindlich gehaltene Mauer der Kriegsverfassung lehnte sich die Theorie von einem frommen christlichen Staate, der gleichsam wieder gut machen müsse, was der atheistische Thron Friedrich's II. an Preußen und Deutschland verschuldet hätte. Die Schriftgelehrten vollendeten das, was die Pharisäer übrig gelassen. Der unglückliche Umstand, daß die Ueberbleibsel der früheren, glänzend gewesenen speculativen und classischen Periode unseres Geistes, unserer Kunst, unserer Sprache, aus Egoismus, Selbstvergötterung und abnehmender Kraft mit der Zeit nicht mehr mitgingen und neue Entwicklungen abzuwarten einem sich abgeschlossen dünkenden Geiste unbequem, ja wenn solche Entwicklungen libe-

raler Färbung sind, sie zu pflegen gefährlich scheint, verblendete vollends die Sehkraft dieser zur höchsten Wachsamkeit und Ueberschau der Zeit berufenen Augen des neuen Fürsten. Man wußte sich, geistig, in einer imposanten und sich selbst genügenden Minorität, materiell, in dem Schutze einer kraftvollen Armee und einer geordnet scheinenden Staatsverwaltung. Welche Stürme hätten da hereinbrechen, welche Gefahren drohen können!

Aber Friedrich Wilhelm IV. ist eigener Art. Sein Genie konnte sich nicht damit beruhigen, in Sanssouci nur die Zeichnungen zu Gebäuden, die auf dem Papiere stehen geblieben sind, die Skizzen zu Gemälden, die bestellt wurden, zu mustern, die neuen Gedichte von Geibel, Kopisch und der Gräfin Stollberg-Stollberg, die Vorreden von Göschel sich vorlesen zu lassen, er hatte einen gewaltigen Drang zum Geschichtemachen und bedurfte, wie jedes Künstlergemüth, des Einverständnisses, der Uebereinstimmung, des Applauses und, wie jeder Monarch von Gewissenhaftigkeit, des tröstenden Gefühls, doch die Majorität seines Volkes für sich zu haben. Die geistreiche Minorität von Sanssouci genügte ihm nicht. Er mußte immer wieder hinaus in die Welt, von der er vollkommen wußte, daß diese sehr unruhig war, sehr unzufrieden lärmte. Er mußte sich immer wieder in die Gefahren von Breslau, Königsberg, Köln stürzen, mußte immer wieder seine furchtbaren Worte: „Wehe dem, der meine Krone antastet!" und ähnliche souveraine Machtsprüche, wie die Könige bei Shakespeare, selbst ausrufen und ausrufen lassen. Er liebte im großen Styl zu regieren und wollte nun seinen Unterthanen zeigen, daß man auf einem Umwege zu denselben Freiheiten gelangen könne, wie die schlechte französische und süddeutsche „papierne" Weisheit gewähre. Er hoffte das „liberale Judenthum" und die rationalistischen Elemente aus der Gesinnung seiner Unterthanen ausschmelzen zu können durch freisinnige Institutionen, die er aber nur aus fürstlicher Machtvollkommenheit begründete. Der Vereinigte Landtag wird eine Frucht dieses Bedürfnisses der Verständigung gewesen sein. Herr von Radowitz hat uns neuerdings verrathen, daß der König noch auf andere Art versucht haben

würde, die Kluft zwischen sich und seiner Zeit auszufüllen. Man würde wenig Edelmuth verrathen, wenn man dabei die guten Absichten des Monarchen verkennen, ja selbst in gewissem Betracht hier nicht eine rührende Schwäche beim Bedürfniß der Stärke herausfühlen wollte. Jedenfalls war der Fürst reinerer Absicht als jene Camarilla, die ihn zu ihren egoistischen und durch persönliche Reizung und Verfeindung gehässig geleiteten Schritten benutzte. Es gehört viel Zähigkeit für einen Fürsten dazu, sich aufrecht zu erhalten unter schleichenden religiösen Fanatikern, vornehm über die Zeit absprechenden Doctrinairen, Offizieren, die, nicht ohne Bildung und Weltkenntniß, nur die Unüberwindlichkeit der Armee im Munde führen, sachkundigen Beamten, welche die Schwächen fremder Staatsverwaltungen gegen die wirklichen oder erträumten Vorzüge der eigenen immer in ein glänzendes Licht stellen konnten, unter Hofschranzen, die ihren Adelsdünkel lediglich im Schatten des Thrones gesichert sahen, weiblichen Umgebungen, die über den Untergang der Etikette, Zulassung des Bürgerthumes, in solche Ausbrüche von Tobsucht gerathen können, wie sie bei aller Liebenswürdigkeit des schönen und schön gewesenen Geschlechtes doch nur diesem eigen sind, und endlich bei jener wuchernden Fülle von Servilismus, die sich um die Schleppe der Majestät, ihren äußersten Saum küssend, drängt und sich den Vorrang in angeborner Erniedrigung abzulaufen sucht.

Wenn man nun jetzt die plötzliche Aenderung des Systems, wie man versichert, sogar eine in Sanssouci wohnende constitutionelle Demuth, mit dem Vorangegangenen vergleicht, so erheben sich die gerechtesten Zweifel über das, was hier Wahrheit oder Verstellung ist. Wir wollen versuchen, zum Licht zu bringen, und uns aus einer genauen selbsterlebten Schilderung der Vorgänge in Berlin und Preußen eine Fernsicht gewinnen in das künftige Verhältniß sowohl des preußischen Staates an sich wie in Bezug auf die große Sache Deutschlands.*)

*) Meine Schilderung der Berliner Märztage habe ich in meine Rückblicke auf mein Leben, (Berlin, Hofmann) S. 332 ff. übertragen.

Wiederherstellung der Ordnung, Ruhe, eines gesicherten Rechtszustandes war, sich von selbst verstehend, die vorzüglichste Aufgabe der neuen constitutionellen Regierung. Aber alle Mittel, die dazu gewählt wurden, waren, wenn sie den Ausbau der neuen Freiheit beeinträchtigten, unpassend. Diese war nicht nur zu organisiren, sondern selbst in ihrem Geiste erst zu begründen, und die Minister mußten Anwalte des Volkes bei der Krone, nicht Anwalte der Krone beim Volke sein. Hierin hat Camphausen durchaus seine Aufgabe verfehlt und jenen verworrenen Zustand der Dinge herbeigeführt, der noch jetzt in Berlin kein Ende findet und den Staat in Zuckungen tödtlicher Art versetzt.

Man muß es beobachtet haben, wie zaghaft, unschlüssig, begeisterungslos Camphausen an seine Aufgabe ging. „Wie können Sie mir Glück wünschen?" antwortete er mit sentimentaler Bescheidenheit Denen, die überrascht von seiner Ernennung ihm die Hand drückten. Ein wirklicher Staatsmann, ein leidenschaftlicher Freund der Freiheit hätte das Ruder des Staats mit Enthusiasmus ergriffen, aber auch keinen Augenblick Anstand genommen, dem König zu erklären, daß er hoffen würde, jede Schwierigkeit durch die Vertretung der Revolution zu beseitigen. Allein diese Revolution wollten die Herren des Vereinigten Landtags, zu denen Camphausen gehörte, nicht anerkennen. Sie wollten die neue Freiheit nur aus den Reden herleiten, die sie im weißen Saale gehalten hatten. Da hätte Preußen lange auf Freiheit warten müssen, wenn die kleine Minorität des Vereinigten Landtags, die Herren von Vincke, Beckerath, Camphausen, Hansemann, Saucken, Mevissen, Milde sie ihm erst hätte erreden sollen! Fühlten diese Herren denn nicht, daß die Folgerungen des 24. Februar weit über ihre eigenen Häupter hinweggerauscht waren? Zu dieser wichtigen Miene, die man in den Vereinigungen des Hotel de Russie annahm, als wenn die Emeute des 19. März etwas völlig Ueberflüssiges gewesen wäre, kam die Einbildung des rheinischen Provinzialgeistes, der sich überredete, der preußischen Bewegung die Bahn vorgezeichnet zu haben. Eine Berechtigung Berlins, sich irgend einen Antheil an dem Geschehenen zuzuschreiben, wurde zurückgewiesen. Mit

ihr die Thatsache, daß seit dem 19. März, seit Errichtung der Bürgerwehr, seit der Zerstörung des Militairstaates, seit der Proclamation einer unbedingten Preßfreiheit und einer unbeschränkten, nur durch die in der Berliner Revolution bewiesene Würde und Kraft des Proletariats eroberten Wahlfreiheit, der Geist, der sich vor einigen Wochen zum Zusammenberufen des Vereinigten Landtags verstanden hatte, als ein nun nicht mehr ausreichender beseitigt sein müsse. Die Petitionen um Nichtberufung desselben waren ja von allen Provinzen da. Man brauchte sie nur zu bewilligen. Man brauchte nur auf dem Wege fortzuwandeln, den Herr von Beckerath als den richtigen erkannt, als er sagte: „Immer selbst schon einen Schritt voraus."

Camphausen ging an sein Ministerium wie an den Marterblock. Da war keine frische, freudige Begeisterung, seinem Vaterlande beim Ausbau und der Vollendung der Revolution zu helfen, da war nur Zaghaftigkeit und jener Mangel an Phantasie, ohne die es keine preußische Politik giebt. Langsam und feierlich wurde zuvörderst Graf Arnim, der allgemein mißliebige, beseitigt. Dies geschah, nicht weil es Berlin oder Camphausen, sondern weil es — Köln verlangte. Auch Schwerin, der sich schon emsig rührte und in der Staatszeitung in halboffiziellen Artikeln so viel neue schöne Religions-, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten versprach, wurde vorläufig schon zur Beseitigung notirt, weil es gleichfalls Köln verlangte. Es bildete sich dann fest und geschlossen das Ministerium Camphausen-Hansemann. Platz war gemacht, Gelegenheit zum Regieren war da, das Papier sauber zurechtgelegt, die Feder fein zugeschnitten, alles, wie die umständlichste Staatsweisheit nur wünschen konnte. Und nun sagten die Aristokraten, sagte der Hof: „Jetzt, Herr Camphausen, jetzt, Herr Hansemann, zeigen Sie uns, ob Sie regieren können! Wir sind doch neugierig, wie Sie Ruhe schaffen werden!"

Diese Forderung der „Ruhe" war der Alp, der das neue Ministerium nicht schlafen ließ. Wir sind Bürgerliche, sind Roturiers, Liberale, wir sollen zeigen, daß wir auch Kraft haben, daß wir verstehen, was Polizei ist, und so hatte das schüchterne Ministerium der Emporkömmlinge keinen an-

dern Gedanken, als den, die günstigste Gelegenheit zu ergreifen, einmal plötzlich auch Kraft zu zeigen. Kraft! Das war der große Beweis, den man in Sanssouci führen sollte, um zu zeigen, daß man nie Landrath, nie Regierungspräsident gewesen zu sein brauchte und doch regieren könne. Da ergriff man die erste Gelegenheit, die sich darbot. Am grünen Donnerstage wollten gewisse Clubs und Versammlungen am hellen Mittag zu Herrn Camphausen in feierlicher Procession ziehen und ihn ersuchen, die directen Wahlen einzuführen. Statt sich einfach zu rüsten, der Deputation eines solchen Aufzuges eine schöne, warme Erwiderungsrede zu halten, worin Alles, was für und gegen das directe Wahlsystem vorgebracht werden konnte, zusammengefaßt gewesen wäre, statt froh zu sein, sich einmal dem Volke von Angesicht zu Angesicht zu zeigen und eine gemüthliche Verständigung herbeiführen zu helfen, hieß es: Hier ist nun die erste Gelegenheit, zu zeigen, daß auch Kaufleute Minister sein können! Wir verbieten diese Procession, wir sagen: Die Regierung darf nicht eingeschüchtert werden! Und so geschah es. Die Bürgerwehr, welcher man Feste der Freiheit hätte gestatten sollen zu veranstalten, damit sie sich in ihrer Bedeutung fühlte, wurde sogleich zum Polizeidienst verwandt. Alarm wird getrommelt. General Aschoff zu Pferde. Die Studenten voraus mit ihren Dragonersäbeln. Der Alexanderplatz cernirt. Die Studenten, hier vortreffliche Polizisten, treiben die Arbeiter auseinander. Alles ruhig, Alles still. Ein großer Sieg war gelungen. Camphausen hatte seine erste große Probe bestanden. Der Hof war mit ihm zufrieden. Man sagte vielleicht in Potsdam: Auch die Kaufleute geben manchmal gute Minister!

In dieser verkehrten Weise regierte Camphausen fort. Er konnte natürlich das, was zu gewaltig und groß war und seine kleinen Dämme überfluthete, nicht hemmen. Er konnte nicht hindern, daß diese unschuldigen Hautausschläge einer Revolution, Processionen beim hellsten Mittagssonnenschein, in den Körper zurückschlugen und bösartig wurden. Er vertuschte und verpinselte die Verhältnisse so, daß er, als die constituirende Versammlung zusammentrat, es wagen zu können

Noch neunzigjährig wie verjüngt! — Acoſta
Wird aus des Rabbi Hand das Formular
Des Widerrufs empfangen. Gehet draußen
Einſtweilen zu der betenden Gemeinde!
Nach wenig Stunden ſtillt Ihr Eure Sehnſucht.

Silva.

Ich werde gehn, doch handelt weiſe mit
Dem Reuevollen, dem Ihr danken müßtet,
Weil eines ſolchen Mannes Unterwerfung
Den Zauber Eures Prieſterthums vermehrt!
Ich wünſche, daß ſich dieſer Tag zum Guten wende
Und daß Ihr ſeine Reue nicht bereut! (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Rabbi Akiba, ein hochbetagter Greis, geführt von zwei jüngern Rabbinen. Rabbi van der Embden mit einer Pergamentrolle. Santos. Später Uriel.

Akiba

(den man zu dem Ehrenſeſſel an den Tiſch geführt hat).
Bringt Ihr den Widerruf, van Embden?

Embden.

Hier
Ehrwürd'ger Ben Akiba — abgeſchrieben
Auf dieſem Pergament!

glaubte, zu erklären, das Vergangene sei vergessen, die Revolution sei eine Episode gewesen und diese constituirende Versammlung könne man immerhin in gewissem Sinne als die Fortsetzung des Vereinigten Landtags betrachten. Dieser Verrath am Volk, diese Beleidigung der Geschichte! Camphausen schuf die Reaction, er erschuf sie dadurch, daß er an den Thron nicht als Hüter und Ausbauer einer vollendeten Revolution des preußischen Staates trat. Die Reaction, mächtig, drohend ihr Haupt in den Provinzen erhebend, schuf von selbst das plötzliche Wiederkehren des demokratischen Bewußtseins im Volke und Camphausen mußte diesem zum Opfer fallen. Es kann für Preußen keine politische Persönlichkeit geben, die abgenutzter, gespenstischer dastünde als Camphausen. Daß er noch in Frankfurt wirkt, ist wie das Spuken eines Revenant.

Die Reaction, dieses furchtbare Ungethüm, das sich in den Provinzen erhob, ist ein Werk Camphausen's. Der weichliche, bürgerliche Politiker hatte dem Adel in die Hände gearbeitet. Der 19. März war vergessen, ausgestrichen aus dem Kalender des Staats. Die Erhebung des Volkes war wieder eine „Empörung" geworden, die Barrikadenkämpfer hießen Taugenichtse, die letzten Bewilligungen des Thrones, Bürgerwehr und allgemeines Wahlrecht, wurden dargestellt als erzwungene, nur dem Berliner Pöbel gemachte Zugeständnisse. Als nun gar, viel zu früh, in diese Gährung das scheidende Reagens, die Rückberufung des Prinzen von Preußen, geworfen wurde, da zersetzte sich die Masse der streitenden Elemente und Alle diejenigen, die gewonnen werden mußten oder die durch eine entschiedene revolutionaire Politik hätten für immer zum Schweigen gebracht werden sollen, schieden sich offen und blank von dem, was die Regierung vertreten sollte. Wie Pilze nach einer Regennacht schossen zahllose Adressen aus der Erde, alle die constitutionellste Gesinnung versichernd, weil diese einmal vom König selbst vorausgesetzt wurde, aber an diese Constitutionalität die ganz alte servile Logik der früheren Zeit knüpfend, spielend mit patriotischen Erinnerungen, die seither als Lenkseil des Absolutismus benutzt waren, pochend und drohend sogar mit einer offenen Empö-

rung gegen das, was in Berlin die Oberhand gewonnen. Die geheimen Veranstalter dieser Adressen waren die Adeligen, die Beamten, die Militairs. Wo sich eine, wie z. B. die Gösliner, durch besondere Schamlosigkeit und wahrhaft dumme altpreußische Motivirung auszeichnete, wurde sie von Landräthen und Regierungsbehörden an die Ortsschulzen, kleinen Bürgermeister, Gensdarmen geschickt und ihnen als specieller geheimer Auftrag der Regierung die Betreibung derselben und Unterstützung durch erpreßte Unterschriften zur Pflicht gemacht. Das Militair, um seine in Berlin „vom Könige selbst verrathene Ehre wieder herzustellen", schloß sich diesem Gewühl an. Die Phraseologie des alten freiwillig sich für incompetent erklärenden Verstandes der „preußischen Unterthanen" machte sich in allen ihren Anknüpfungen an die gemüthliche Vornirtheit der Bauern und Landwehrmänner so breit, daß freisinnige rheinländische Köpfe, wie Hansemann und Camphausen, einen physischen Ekel davor hätten empfinden sollen. Aber so hatten sich die Dinge schon gewandt! Sie mußten sich hier durch solche Adressen in ihren Regierungsmaßregeln unterstützt fühlen; galt es doch nur Eines zu bekämpfen, die „Anarchie"! Die Anarchisten waren aber gerade nur die Beamten, die man abzusetzen nicht den Muth hatte, die Rittergutsbesitzer, die sich vor dem neuen Steuersystem fürchteten, die militairischen Pensionairs, die, zum sogenannten Fahnenadel gehörend, mit Vater, Kind, Kindeskind schon seit hundert Jahren von den Revenüen des Staates und wie oft aus der Chatoulle des Königs allein lebten, diejenigen Gewerbleute, die das Stocken ihrer Geschäfte der Revolution und dem sich „gekränkt fühlenden Adel" zuschrieben. Die Folge dieses Gegendrucks gegen die Hauptstadt des Landes und die freisinnigen Hauptstädte der Provinzen war die nimmer endende Unruhe, das geschlossene Zusammenwirken der Vereine, die Katzenmusiken, die kleinen Straßentumulte, in Berlin vollends die sich wie auf einem hohlen Krater vorkommende, ewig an qui vive lebende Stimmung der Bürger, die nur noch Verrath, nur plötzliche Ueberfälle, schimpfliche Bloßstellungen ihrer Ehre träumten. Ein solcher Zustand war nicht zu ertragen. Er war überreizt. Er mußte einmal springen.

Das geschah beim Zeughaussturm, wo nur die allgemeine Rathlosigkeit, die Furcht und Angst des Einen vor dem Andern die Menschen durcheinander hetzte und die Thür für Excesse offen ließ, wie sie unter solchen Umständen bei allen Bevölkerungen großer Städte vorgekommen wären. Die Bewegung, sowol in ihren fortschreitenden als reactionären Elementen, wuchs einem solchen Ministerium über den Kopf. Herr Camphausen nahm Abschied von Preußen; ihn tröstete das Bewußtsein, ein „Schild der Dynastie" gewesen zu sein. Er war wie ein zweiter Barnave, der über die weinenden Augen seiner Königin das Vaterland, die Freiheit, seine eigene Ehre vergessen hatte.

Die einzige bedeutende Persönlichkeit, die durch die Revolution in die Nähe des Thrones gekommen, ist ohne Zweifel vorläufig nur Hansemann. Zu bedauern wäre es, wenn das, was Rühmenswerthes ist an diesem vieljährigen Opponenten gegen bisherige preußische Finanzgebahrung, durch seine Betheiligung an den Ministerien Camphausen und dem phrasenreichen des Herrn von Auerswald nicht zur Ausführung käme. Von allen denen, die seit dem März an's Ruder des Staates kamen, hat Hansemann noch das Meiste von dem bezweckt, was wirklich Ausbau und Vollendung der Revolution genannt werden kann. Der Kampf gegen die Kornligue des Herrn von Bülow-Cummerow ist der ehrenvollste. Hier zeigte sich die einzige entschiedene Principfrage, worin das Ministerium auf die Unterstützung des Landes und der Opposition hatte rechnen können. Freilich hat die Reaction schon so viel Terrain gewonnen, daß man in Potsdam froh sein wird, nun vielleicht dieses Conflictes mit den illüstren Standesherren überhoben zu sein. Hansemann fehlte nur darin, daß er seine eigene, nüchterne, prosaische Kaufmannsnatur auch auf dem idealeren Gebiete der Revolution geltend machen und den energischen Minister zeigen wollte, der sich im Hotel der Finanzen eingebürgert hatte und nicht gern wieder ausziehen wollte. Diese unglückliche Zähigkeit der Menschen, wenn sie einmal etwas vom süßen Most der Gewalt gekostet haben! Sie können nicht fort von dem betäubenden Duft. Er lockt immer nach mehr Genuß, will immer mehr des Rausches,

man erzürnt sich über die leisesten Widersprüche, wird reizbar, hat vollends noch solidarisch für die Fehler der Collegen einzustehen, traut sich, weil heute ein Wagniß gelungen, morgen die Ausführung des andern zu und geräth dadurch in eine von den Umständen geborgte Natur und Person hinein, in welcher man sich selbst nicht wieder erkennen würde, sähe man sich im Spiegel der Wahrheit von Angesicht zu Angesicht.

Ueber das Ministerium Auerswald, das sich ein „Ministerium der That" nannte und nur eines der Phrase war, hat gleichfalls der Erfolg gerichtet. Vielleicht wußte Herr von Auerswald selbst nicht, wofür er seinen Namen hergab. Mit seinen gefälligen Grundsätzen schlug er den Mantel der Harmlosigkeit um die immer mächtiger werdende militairische und schwarzweiße Reaction. Unter ihm kam die geheime Verschwörung der Prätorianer fast schon zum Ausbruch und entlud sich zuweilen in einzelnen Zeichen des Geistes, der hier im Geheimen wühlte und gern für Preußen einen Coup à la Cavaignac ausgeführt hätte. Ein Kriegsminister, den sein Name schon, als eine Beleidigung des Ohrs und Geistes im neunzehnten Jahrhundert, im Jahre 1848 und vollends für Berlin hätte unmöglich machen sollen, Herr General Roth von Schreckenstein, verrieth in allen seinen Handlungen das Gelüst, sich dem Bunde der Cavaignac, Radetzky, Jellachich, Windischgrätz als Fünfter zuzugesellen. Er hat auch jetzt noch nicht seinen Traum einer großen Berliner Septembriade aufgegeben. Man hat ihn zum Gouverneur der Residenz gemacht. Berlin in Belagerungszustand! Ob sich so etwas ausführen läßt? Seitdem die Nationalversammlung zu einer gewissen Kraft und Haltung gekommen, glaube ich nicht. Frankreich mag immerhin die politischen Discussionen, die vielen Verfassungsbauten herzlich satt haben. Seit 1789 ist es damit so reich gesegnet gewesen. Paris hat so viel Solone, Drakone, Lykurgusse erlebt, daß auch die jetzige Herstellung der Republik daselbst mehr eine formelle Aufgabe, als eine alle Gemüther durchzuckende Lebensfrage ist. Weit anders in Berlin. Preußen wird sich weit weniger rasch mit einer nur ungefähren Feststellung seines öffentlichen Rechtszustandes begnügen. Die Formeln, für deren Erör-

terung man die Erfahrungen aller anderen Staaten zu Hülfe nehmen kann, werden dort ernster genommen werden, als irgendwo. Das lebhafte Temperament der Bevölkerung, die unruhige, wenig autoritätsscheue Art des Berliners nimmt an diesen Fragen ein noch unabgenutztes, frisches Interesse. Der Kampf der Reaction mit der constituirenden Versammlung wird voraussichtlich ein langer werden, und die Principienfragen, die bei Herstellung der Verfassung noch in Erörterung kommen dürften, werden hundertmal Gelegenheit bieten, immer wieder das Land daran Theil nehmen zu lassen und sein politisches Urtheil zu bilden und zu befestigen.

Erwägt man nun den widerspruchssüchtigen Geist der Preußen und vorzugsweise Berlins, erwägt man die Unmöglichkeit, gegenüber dem Verfassungs- und Beruhigungswerke dieses ohnehin in den deutschen Angelegenheiten so tief verwickelten Staates halbe Maßregeln, halbe Systeme wirksam zu machen, so bleibt kein Ausweg übrig, als da wieder anzuknüpfen, wo die Revolution am 20. März stehen blieb. Waldeck und Temme, abgenutzt in einem Coalitionsministerium, machen sich für die Zukunft unmöglich. Beide aber, im Bunde mit den charakterfesten, ehrgeizlosen Fähigkeiten der Linken, würden das Werk der neuen Constituirung Preußens zu Ende bringen. Aber diese Minister müßten sich wie mit einer Dictatur bekleidet fühlen, sie müßten sich an den Thron als Volksvertreter stellen, sie müßten dem Ehrgeiz unzugänglich sein, Titel, Würden, Zukunftsaussichten verachten, müßten sogar die Ministerhotels meiden und eher in Dachstuben wohnen, als sich durch die Luft verderben lassen, die in jenen die Menschen vervornehmenden Gemächern weht. Ihre Aufgabe wäre die, von der Vergangenheit nichts mehr übrig zu lassen, was im Widerspruch mit Preußens Mission steht. Diese ist, auf der Bahn der demokratischen Freiheit der erste und beste Staat zu werden. Es müssen Commissäre dieser Minister in den Provinzen an Ort und Stelle die alten Regierungen überwachen. Die Armee ist mit Entschlossenheit in die neue Sphäre hinüberzuleiten, die Offiziere, die nicht im Dienste sind, werden sich der Civilkleidung bedienen dürfen. Es würde aussöhnende Wirkung

ſchon in dieſer, das ganze Syſtem von früher umwerfenden Bedingung liegen. Die Inſtitutionen müſſen nicht nur beſchloſſen und leidlich ausgeführt, ſondern auch nach ihrem Geiſte mit der Maſſe vermittelt werden. Jeder andere Staat beruhigte ſich vielleicht mit einem vermittelnden Miniſterium, Preußen kann und wird dies nie. Es iſt ſeiner Natur zuwider. Hat hier einſt auf dem abſoluten Thron das freieſte, vorurtheilsloſeſte Staats-, Denk- und Glaubensprincip damaliger Zeit in der Perſon Friedrich's II. geſeſſen, ſo muß auch die demokratiſche Form dieſer Regierung der vollſte Ausdruck deſſen werden, was die Zeit unter Demokratie verſteht. Nur dann kann Preußen ſeinen innern Frieden und ſeine äußere Größe wiederfinden, es ſei denn, daß man dieſe durch Kanonen wiederherzuſtellen glaubt oder auf einen Krieg vertraut, der dem Abſolutismus eine Wiederherſtellung im Sinne Rußlands brächte.

Wie jetzt die Verhältniſſe offen daliegen, ſollten wir allerdings glauben, daß weder die Kanonen Roth's von Schreckenſtein noch die Ruſſen zu fürchten ſind. Wir haben bei allen Intriguen der Preußenvereine, bei allen Drohungen der Kornligue, allen Anwandelungen militairiſcher Abneigung gegen die Zeitrichtung noch keinen Grund, zu glauben, daß in Potsdam conſpirirt wird. Der König lebt noch in der Nachwirkung jener Erleuchtung vom 22. März: er ſcheint ſich, nun einmal conſtitutionell geworden, in den Bedingungen eines ſolchen Verſprechens zu überwachen. Er befleißigt ſich einer Paſſivität, die wir ſeine „conſtitutionelle Demuth", im Gegenſatz zu den Thronreden des weißen Saales, nannten. Er wird kein Gelüſt mehr haben, Schwierigkeiten dadurch zu löſen, daß er mit eigener Perſon hervorträte. Er wird nicht in die Kammern gehen und „gemüthliche Anſprachen" an die Liebe oder monarchiſche Drohungen an die Furcht verſuchen. Er wird der Majorität folgen und die Miniſterien, die abdanken müſſen, nicht halten wollen, wären ſie ihm auch noch ſo theuer und werth geworden. Der Prinz von Preußen liebt die künftige Krone. Er wird ſie nicht verſcherzen, indem er ſeine perſönliche Verſtimmung geltend macht. Dieſe mag ſehr erbittert und grollend ſein,

aber er besitzt eine gewisse Offenheit, die ihm verbietet, sich in die Fäden einer Intrigue verwickeln zu lassen, würden sie auch von weiblichen ihm nahestehenden Händen fein geschlungen. Für seinen Sohn fordert hoffentlich bald ein freisinniges Ministerium oder die Nationalversammlung pädagogische Garantieen.

Die Stellung Preußens zur großen Einigungsfrage Deutschlands bedingt sich durch die preußische Entwicklung selbst. Siegt die altpreußische Reaction, so lockert sie das Band zwischen Preußen und Deutschland immer mehr. Siegt die Demokratie, so zieht es sich fester, wie nie, vorausgesetzt, daß die Centralgewalt kein maskirter Bundestag ist. Ein eigenhändiges Zertrümmern und Zerschlagen Preußens in seine Bestandtheile, um sich provinzenweise in Deutschland aufzulösen, ist ein unbesonnener Ausweg. Denn wollte Gott, das übrige Deutschland besäße so feste Schwerpunkte der Einigung und der Kraft wie Preußen. Zertrümmert und zerschlagen soll nur Altpreußen, als überlebte Idee werden. Einigung und Kraft wird auch ein Neupreußen nöthig haben. Die Centralgewalt hat von den preußischen Soldaten eine Huldigung verlangt. Der Ausdruck konnte nicht unpassender gewählt sein. Ein anderer König von Preußen hätte ihn vielleicht richtig verstanden, vielleicht auch dieser; aber wenn die schwarzweiße Parthei den Ausdruck so auffaßte, als wenn es eine Schande und ein Hochverrath wäre, ihn in Vollzug zu bringen, so war es nicht möglich, ihm zu willfahren. Man sah die erste Folge der auf das Fürstengebiet hinübergespielten Frankfurter Frage. Man sah die erste Folge dieser unglücklichen Wahl eines Fürsten überhaupt und dann eines österreichischen insbesondere. Für den Präsidenten der Centralregierung, Heinrich von Gagern, hätte Herr von Peucker nicht die Huldigung verlangt, und hätte er sie verlangt, ganz Preußen hätte sie geleistet, denn es wäre eine dem deutschen Volke gebrachte Huldigung gewesen. Unverantwortliche, unselige Verblendung, die auf unsern Ueberfluß an Fürstenwesen noch eine neue Fürstlichkeit pfropfte und vollends eine solche, die förmlich den alten Reichsprincipat des österreichischen Hauses wieder herzustellen schien! Wozu

haben denn in Deutschland drei Jahrhunderte daran gerüttelt und gearbeitet, es frei zu machen von Habsburgs Herrschaft! Wozu hat Preußen seine Schlachten geliefert, als für eine kräftige Selbstständigkeit und die Freiheit vom Reiche bei dessen Ohnmacht! Diese Selbstständigkeit mußte, nach dem Geiste der vorangegangenen Zeiten, durch die Souverainetät der Fürsten hindurchgehen. Aber nach 1789 fing der Umschwung an, daß das, was die Fürsten sich selbst genützt zu haben glaubten, den Völkern zu Gute kam. Dem preußischen Volke gehörte schon 1815 seine ihm durch Friedrich eroberte Unabhängigkeit von Oesterreich und seit 1848 gehörte sie dem deutschen Volke. Dann konnten wir preußischen Demokraten und deutschen Vaterlandsfreunde im Norden euch zurufen: „Laßt uns gewähren, wir werden Denen, die ihr bei uns haßt, das Schwert der Macht schon entwinden und es auf dem Altar des gemeinsamen Vaterlandes niederlegen!" Aber an diesem Altar darf kein neuer Fürst stehen und am wenigsten ein österreichischer. Verlacht uns nicht, daß wir dem weißen Rock gegenüber Preußen sind! Ihr sagt, wir können uns nicht von unsern preußischen Anschauungen befreien, aber ihr könnt es nicht einmal von euren Hessen-Homburgischen!

Auch die Staatsmänner Preußens können nicht daran arbeiten, Preußen zu zerstören. Wie wollten sie das mit ihrem Gewissen verantworten! Es ist traurig, daß die preußische Politik seit 1815 schon allein das Wort Preußen in Deutschland so unbeliebt gemacht hat. Man sollte in Sanssouci Alles von sich werfen, was diesen Haß genährt und gefördert hat. Aber Preußen kann sich darum selbst nicht aufgeben. Das hieße den Görres, Phillips, Sepp, allen Ultramontanen, denen das Wort Preußen gleichbedeutend mit einer Incarnation des Teufels ist, Alles einräumen. Diese Adepten des Görres'schen Hasses lehren seit Jahren, daß die deutsche Geschichte durch Preußen verrathen und das alte katholische österreichische Principat wiederherzustellen sei. Und weil alles Preußische seit Jahren gleichbedeutend mit Anmaßung wurde, deshalb sollten sich auch die freisinnigen Söhne dieses Landes, die diesen Geist der Anmaßung selbst

haßten, aufgeben? Die Formen zerſpringen, der Kern bleibt wer ſich immer am Nächſten iſt, iſt der Menſch. Die Sonderbündelei der Bayern iſt größer, als die der Preußen. Im Gegentheil kann Preußen alle diejenigen Sonderbündler nennen, die ſich von ihm abwenden.

Preußen ſoll in Deutſchland aufgehen! lautete der Ruf, der Vieles bedeuten konnte. Er kann heißen: Preußen iſt der offene Schlund, der Deutſchland zu verſchlingen hofft. Er kann heißen: Preußen iſt eine Form, deren ganzer Inhalt einmal Deutſchland werden dürfte. Selbſt um dieſen Preis würde doch Herr von Griesheim gern die fernere Nichtexiſtenz eines Preußen anerkennen? Oder iſt Preußen dieſen Herren wirklich nur Preußen? Es kann endlich heißen: Preußens Politik wird hinfort nur noch eine ſolche ſein, daß es keine Anlehnung mehr an Oeſterreich oder Rußland, ſondern nur noch eine an das ganze Deutſchland ſuchen wird! In dieſem letzten Falle wäre das Wort des Königs mindeſtens ebenſoviel werth, als das des Erzherzogs: „Kein Preußen! Kein Oeſterreich! Ein einiges Deutſchland!

Ein Frankfurter Parlament freilich, das durfte man ſich nicht verſchweigen, ſchrieb dieſem Aufgehen Preußens in Deutſchland beſtimmte Bedingungen vor. Sind die Beſchlüſſe der Frankfurter Majorität für Preußen bindend, ſo hat Preußen keine eigene Politik mehr. Es iſt nicht genug zu ſchätzen, daß gerade die däniſche Frage die Veranlaſſung geboten hat, an der Schwelle des Eintritts in ein Pangermanikon dieſe Conflicte vorauszuſehen und darüber einen Entſchluß zu faſſen.

Die Frankfurter Abſtimmung, die den Waffenſtillſtand guthieß, hat dem Vaterlande eine große Gefahr und dem Berliner Hofe eine Verlegenheit erſparen wollen, hat aber das Miniſterium Auerswald tief beſchämt. Der Waffenſtillſtand iſt nicht etwa von Denen, die ihn guthießen, gebilligt worden. Es früge ſich faſt, ob es nicht beſſer geweſen wäre, gerade wegen Preußens ihn zu verwerfen. Man hätte dann ohne Weiteres vom Berliner Cabinet offenes Viſir gehabt und Preußen hätte ſich entſcheiden müſſen: Entweder — oder. Die Demüthigung des Altpreußenthums wäre nicht aus-

geblieben. Denn im ersten Augenblicke hätte freilich alle Welt in Preußen wol die Nothwendigkeit des Berliner Cabinets, seine Ehre zu retten, eingesehen, die Berliner Vereinbarer hätten den Frankfurter Beschluß nicht gutheißen können, aber der magnetische Zug zur deutschen Sache hin hätte sich doch so bald in Preußens Bevölkerung wieder geltend gemacht, daß die Nation, als solche, Pommern vielleicht ausgenommen, sich hier wieder von der Sache seines Königs getrennt hätte und entweder factisch oder moralisch zu Deutschland hinübergetreten wäre. So schlimm steht es mit einer Politik, die gegen den Strom angehen will! Beherzige das Berliner Cabinet diese Warnung! Ergreife es die Gelegenheit, nicht zum zweiten Male eine solche Gefahr herauf zu beschwören! Rüste es sich, wenn im Frühjahr das Eis der Belte aufgegangen sein wird, mit der erdenklichsten Anstrengung, die Scharte dieses Waffenstillstandes auszuwetzen und nichts gut zu heißen, was nicht die Genehmigung der deutschen Nation entweder gewiß hat oder wenigstens eine offen gehaltene Zustimmung des Parlaments voraussetzt!

Die in diesen Tagen erfolgte Ernennung Wrangel's zum Ruhestifter zwischen Elbe und Oder, dessen im altpreußischen Styl verfaßter Armeebefehl sind bedenkliche Zeichen einer Krisis, die unsere guten Hoffnungen von der consequenten Selbstbeherrschung, die in Potsdam herrsche, widerlegen sollten. Man umgeht bei Bildung des Ministeriums die Kammer. Man versuchte eine Zusammenstellung parlamentarischer Elemente. Dann plötzlich kehrte man die rauhe Seite heraus und drohte mit einer militairischen Diktatur. Daß zwischen Oder und Elbe die Ordnung gelöst ist, die Achtung vor dem Gesetz geschwunden, ist eine Voraussetzung, die nur aus Köpfen kommen kann, die unter Ordnung und Achtung vor dem Gesetz die Herrschaft der absolutistischen Zuchtruthe verstehen. Man hatte in Wrangel einen Offizier zu entdecken geglaubt, der sich über die engherzigen Vorstellungen des preußischen Garnisondienstes einen geschichtlichen, allgemein deutschen Blick gewonnen hätte. Allein dieser Armeebefehl und seine unablässige Berufung auf die Disciplin verrathen wenig vom Anhauch des neuen Geistes. Es ist der alte Gamaschenstand-

Akiba.

So laßt mir denn
Den Neuigen zum letzten Male beichten!
Setzt Euch um mich und glaubt, das Alles war
Schon einmal da.

Santos.

Acoſta ſeh' ich kommen.

Akiba.

Das war ſchon Alles da. Setzt Euch, Rabbinen!
Van Embden ſoll dabei die Feder führen —
Das bloße Wort verfliegt in Luft und Lüge.
Das war ſchon Alles da — glaubt mir, Rabbinen!
Epikuräer, Spötter, Glaubensſpalter —
Die Jugend denkt, das wären Neuigkeiten —?
Es war ſchon Alles da — glaubt mir, Rabbinen —
In unſerm Talmud kann man Jedes leſen
Und Alles iſt ſchon einmal dageweſen. (Setzt ſich.)
(Uriel tritt blaß und verfallen auf. Er kommt rechts vom Schauſpieler.)

Akiba.

Setzt Euch, Acoſta! Drüben ſteht — nicht wahr,
Dort drüben ſteht ein Stuhl, Rabbinen? Wie?
Setzt Euch, Acoſta! wißt, ich zähle neunzig —
Und neunzig Jahren, denen ſieht man wohl
Die müden Füße — nach — die müden Füße! — (Er ſetzt ſich.)

Santos.

Ihr habt die kürzre Friſt begehrt, Acoſta —

punkt. „Preußen nichts ohne ſein Heer", „das Heer nichts ohne Disciplin", daran kann man nur die letzten verzweifelnden Zuckungen einer abſterbenden Periode erkennen. Die Offiziere des Fahnenadels ſchaaren ſich zuſammen. Sie glauben den Fehdehandſchuh, den ihnen der Geiſt der Zeit hinwirft, ſchon aufnehmen zu können. Sie können den Augenblick nicht erwarten, in Berlin das Martialgeſetz proclamirt zu hören. Sie brennen vor Begierde, dem General Cavaignac, deſſen Republikanismus ſie dabei ignoriren, es gleich zu thun. Aber ſie irren. Sie begehen ein Verbrechen, wenn ſie die Gefahr, die Preußen und Berlin droht, mit der des 14. Juni in Paris vergleichen. In Paris handelte es ſich um ein Extrem der Revolution, um ein Umwerfen der bisherigen geſellſchaftlichen Ordnung. Es war ein Kampf des Princips der Familie gegen das Princip der Individualität. Cavaignac wußte, daß er in Paris nicht die Ordnung und Ruhe, nicht, wie Wrangel ſagt, „die Achtung vor dem Geſetze" herzuſtellen, ſondern eine welthiſtoriſche Schlacht zu liefern hatte. Die Schlachten der Bauernkriege führte man auf freiem Felde: die Schlachten der Arbeiterkriege muß man in den Städten liefern. Von einer Veranlaſſung zu einer ſolchen Principienſchlacht zwiſchen alter und neuer Sitte, alter und neuer welthiſtoriſcher Ordnung, iſt in Berlin nicht die geringſte Spur.*) Man würde, wollte man in Berlin à la Cavaignac auftreten, immer nur das unterdrücken, was jetzt die legalſte Entwicklung freien Bürgerthums iſt. Man würde nicht für dieſes friedliche, freiſinnige Bürgerthum ſiegen, ſondern nur für eine, jedenfalls vorübergehende, Wiederherſtellung der alten Herrlichkeit. Man würde den Kampf vielleicht für den Augenblick gewinnen, aber ihn für alle Zukunft verlieren. Ein Volk, das ſich in ſeinen Schickſalen nicht ſicher weiß, iſt des Aeußerſten fähig. Verrathen in ſeinen Hoffnungen, ſchwankend in ſeiner Anlehnung an das Vertrauen auf gegebenes Wort und heilige Verſicherung, hilft es ſich zuletzt in ſeiner Verzweiflung durch jedes Mittel, das nur zu ergreifen iſt.

*) Spätere Anmerkung. Wie haben ſich ſeitdem die Zeiten zum Schlimmen geändert!

Wie ein, bei ehrlicher constitutioneller Voraussetzung würdiges Aufgehen Preußens in Deutschland denkbar ist, das habe ich bei den Grundzügen einer demokratischen Heptarchie besprochen. Daß sie von den Staatsmännern wird aufgenommen werden, ist kaum zu erwarten.*) Aber die Geschichte wird sie aufnehmen, sie, der beste aller Staatsmänner, die noch je am Ruder saßen, sie, die noch niemals abgetreten ist, selbst wenn ihre geheimsten und tiefsten Ideen momentan der Majorität erlagen.

Es bliebe nun noch übrig, von den Aussichten über Krieg und Frieden, von den republikanischen Ideen und von der socialen Bewegung zu sprechen. Einige Worte darüber mögen genügen.

Krieg ist der Vater aller Dinge, sagten die Alten, und wir Neuen sagen dasselbe, wenn wir lehren: Der Friede ist die Mutter aller Dinge. Der Vater zeugt, die Mutter gebärt. Napoleon hat die Welt befruchtet, im Frieden reifte die Frucht. Erst waren die Hebärzte die Diplomaten, jetzt sind es die Völker selbst. Unsere Zustände von heute, wir selbst, sind Kinder dieser Zeugung. Aber die Kinder wachsen heran und werden den Entwicklungsproceß der Ideen fortsetzen. An eine noch lange Dauer des Friedens ist kaum zu glauben. Die Interessen sind zu hoch auf die Spitze getrieben. Die Völker sind zu streng gesondert. Die Macht der Ideen reicht lange noch nicht aus, die Leidenschaften zu läutern und die Begriffe von irdischer Bestimmung in den ewigen Frieden zu setzen. Die Erde ist ein Naturkörper, der seinen innern, wilden Gesetzen gehorcht. Wir Menschen sind abhängig von den tellurischen Kräften, die uns zurückziehen in das glühende Centralfeuer der Erde, selbst wenn wir noch so sehnsüchtig den Blick zu den Sternen aufschlagen. Als Einzelner sind wir weise, in der Masse werden wir Gattung und als Gattung sind wir thierisch.

Aber was als Anstoß zum Kriege nicht der Zug unserer

*) Späterhin geschah es theilweise doch. Ein unpartheiischer Geschichtschreiber darf die Bestrebungen von der Pfordten's und Beust's nicht verwerfen.

eigenen Leidenschaft thun wird, das müssen unsere politischen Formen thun. Sie werden nicht frei, wenn wir nicht in die Lage kommen, unser Aeußerstes an das zu setzen, was wir erstreben und als besser gewählt haben. Daß sich freie Völker, wenn es Krieg gäbe, den Despotismus gefallen ließen, weil dieser sie regle und im Kampf zusammenhalte, glaube ich nicht. Ich glaube an keinen Krieg, der nur das Militair als solches verherrlicht. Die Zeiten, wo man Kriege nur mit dem vorhandenen Quantum seiner stehenden Heeresmacht führte, sind vorüber. Radetzky kann heute von Mailand nach Wien kommen, und seine Offiziere werden, wie sie gedroht haben, die Stadt nicht züchtigen können. General Wrangel könnte Kopenhagen erobert haben, und die rückkehrenden Garderegimenter würden darum noch keine Dictaturgesetze in Berlin vorschreiben können. Wenigstens nicht auf lange. Ist aber die Gewaltherrschaft der vorhandenen stehenden Prätorianer nicht möglich, wie sollte erst die Freiheit in Gefahr kommen, wenn es Völkerkriege gäbe! Kann man ernstlich glauben, daß Rußland die Kraft besäße, Deutschland in absolutistische Fesseln zu schlagen? Kann man glauben, daß französische Marschälle dauernd wieder uns regieren werden, wie Davoust in Hamburg regierte? Die augenblicklichen Störungen der Wohlfahrt, des Friedens, der Freiheit wird niemand bei solchen Kriegen in Abrede stellen, aber an ein dauerndes Rückgehen unserer Zustände ist nicht zu glauben.

Die Fürsten wissen dies sehr wohl. Sie wissen, daß sie bei einem Kriege ihr kostbares Spielzeug, die sicheren Stützen ihrer Gewalt, die vorhandenen Militairkräfte zu opfern haben. Dieser erste Einsatz ist bei einem Volkskriege bald verspielt. Das Volk selbst würde sich erheben müssen. Alle Hülfsmittel des fortgesetzten Krieges würden von ihm so nur bedingungsweise dargeboten werden, daß man auch darin keine unglückliche Chance für die Freiheit erblicken kann. Deutschland aber vorzugsweise hat gradezu das Bedürfniß des Krieges. Es muß die Grenze und die Bedingung seiner Kraft kennen lernen. Es muß die wirkliche Nothwendigkeit der Einigung einmal in That und Wahrheit fühlen. Eine ein-

zige verlorne Schlacht deutscher Truppen würde uns ein zwanzigjähriges Parlament der Paulskirche ersparen. Die deutsche Nation würde wissen, wie sie sich zu helfen hat.

Die Republik ist in Deutschland ein Losungswort der Partheien geworden. Ich halte jede Republik bei einem Volke für unmöglich, das nicht sogleich weiß, wofür es die republikanische Form ausschließlich und allein benutzen würde. Karthago war eine Republik, weil Karthago nur Handel treiben wollte. Rom war eine Republik, weil es nur Krieg führen wollte. Genua, Venedig, Holland, Nordamerika, alle diese Republiken wußten, daß der Handel ihr einziger Zweck war. Die Schweiz weiß, daß sie außer Ackerbau und Viehzucht keine Mission hat. Die Lombardei würde nur eine Republik des Handels und der Industrie werden. Frankreich könnte wie Rom als Republik bestehen, wenn es eroberte oder das Socialproblem löste, sonst nicht. Jenes war in der Vergangenheit, dies wird nur in einer sehr entfernten Zukunft möglich sein und eine rein theoretische Republik hält sich schwerlich.

Der Zweck, für dessen Verherrlichung man in Deutschland an die Republik denkt, ist allerdings auch ein einiger und praktischer. Man scheint zu fühlen, daß unser nationales Verfassungswerk in Gemeinschaft mit den Fürsten nicht zu einem großen, kräftigen, einigen Deutschland führe. Hätten wir also eine Republik, wir würden wissen, wozu wir sie brauchten. Anders steht es um die weitern Folgerungen. Deutschland müßte erst einen Ludwig XIII. und XIV. oder die Guillotine gehabt haben, um den Boden für die Republik zu säubern. Die Macht des Adels ist zu groß. Wie es jetzt ist, kann und muß es eine Republik in seiner Gesammtverfassung werden, unbeschadet der monarchischen Formen, die im Einzelnen bleiben werden. Ist man im Stande, diese zu vereinfachen, sechs kräftige Königreiche zu bilden, so würde der Bestand der Republik, als die siebente Macht, allerdings schwierig werden und beweisen, daß die Republik, ausgerufen in großen Staaten, eine Uebergangsform, die Form einer Erlösung von einer unerquicklichen Gegenwart ist. Man versteht auch jetzt auf dem Lande,

wenn die Bauern von der Republik sprechen, allgemein darunter mehr das Aufhören des Bisherigen, als den Beginn von etwas Neuem. Republik ist tabula rasa, Aufhören aller Steuern an den Staat, aller Laudemien an die Gutsherren, die augenblickliche Quittirung aller unbezahlten Rechnungen. Man kann sich nicht verschweigen, die Zahl dieser Republikaner ist in Deutschland groß. Hecker's Einfall, als die lawinenartige Bewegung der Unruhe schon aufgehört hatte, war eben nur ein Einfall, eine abstracte Grille. Hätte Hecker die Republik im März ausgerufen, als die Bauern des Schwarz- und Odenwaldes bis hinauf nach Schlesien und Preußen die Schlösser der Gutsherren stürmten, da hätte man Mühe haben sollen, die Monarchie so bald wiederherzustellen. Indessen sie würde mit der Zeit, wenn auch in neuer Form gesiegt haben; die Republik der Furcht und die Republik der Ueberzeugung sind zweierlei.

Man kann die Monarchie hassen und braucht doch nicht für die Republik zu schwärmen. Man kann das republikanische Princip verehren und muß doch seine ganze Ausführung für unmöglich halten. Man kann die Republik herbeiwünschen, als ein Mittel zum Bessern, ohne ihm Dauer zu wünschen. Man kann auch die Republik theoretisch bekämpfen, ohne sich vor ihrem Eintreffen zu fürchten. Wäre sie nun plötzlich da, wie vom Himmel gefallen, wie sie in Paris vom Himmel fiel, was wolltet ihr thun? Würdet ihr sie von euch weisen oder es versuchen, mit ihr zu leben, wie Thiers, Odillon Barrot es versuchen? Hier entscheidet das Gefühl jedes Einzelnen. Bis dahin, daß wir noch keine Republik und unsere großen und kleinen Throne haben, kann man sagen: Die vollkommenste Staatsform des modernen Europa ist ohne Zweifel die constitutionelle Wahlmonarchie.

Die Republik mit ihren wandelbaren obersten Häuptern ist ein Tummelplatz des Ehrgeizes, die Monarchie hat vor ihr den Vorzug, daß man vom höchsten Stuhl der Macht wenigstens sagen kann: Der ist besetzt. Nur das erbliche Besetzen dieses Stuhles besteht vor einer idealen Politik nicht. Es ist so schlimm, daß die Völker jetzt einen Fürsten haben, den sie lieben, und morgen einen bekommen, den sie

haſſen. Unſere Vorvordern gehorchten nur ſolchen Herzogen, die ſie ſich ſelbſt gewählt hatten. Erſt als das erwachende und ſich ausbreitende Chriſtenthum die Völker gegen die Händel der Welt gleichgültig ſtimmte und dann die Lebensgüter in die Bildung, zuletzt in materielle Glückſeligkeit geſetzt wurden, ließ man die Wahl auf ſich beruhen und nahm die Erblichkeit an. Aber die Erblichkeit iſt nur Folge der Bequemlichkeit. Als Rechtsbegriff iſt die Wahl im germaniſchen Staatsleben länger als irgendwo aufrecht gehalten worden. Alles, was an der Monarchie gut iſt, wird durch die Erblichkeit verdorben. Die Wahl würde von vornherein den Gedanken zerſtört haben, daß Völkerherrſchaft ein Patrimonium iſt. Nie wäre der Abſolutismus angebahnt worden. Man hätte Graf, Herzog ſein können auf dem Grundbeſitz ſeiner Güter, nie aber König auf einem politiſchen Compler, wie im Grunde jetzt alle Staaten nur politiſche Complere ſind. Wol weiß ich, daß auch dieſe ſich, wenigſtens in Deutſchland, feudalgeſchichtlich entwickeln laſſen, daß die Länder förmliches Eigenthum der Dynaſtieen ſind, aber ſeit Rouſſeau den Contrat social geſchrieben, hat der Menſch ſchon durch ſeine Geburt aufgehört, ein Leibeigner der Geſchichte zu ſein.

Die Wahlmonarchie iſt durch Polen und ſeine Reichstage verrufen. Aber Frankreich machte auch die Republik durch die Guillotine verrufen und es gab und wird Republiken geben ohne Guillotine. Polen wird ſeinen Charakter nie verleugnen, auch wenn es dort wieder zu einer erblichen Monarchie oder zu einer demokratiſchen Republik käme. Die Erblichkeit iſt beim Papſtthum nicht möglich. Aber geſetzt, der Cölibat wäre nicht in der katholiſchen Kirche und eine römiſche Dynaſtie hätte ſich erblich begründet, ſie würde ihre Bedeutung für Europa bald verloren haben, wenn ſie überhaupt noch exiſtirte. Eine conſtitutionelle Wahlmonarchie dagegen dürfte vielleicht jetzt auch in Frankreich eingeführt werden. Man wird einen lebenslänglichen Präſidenten wählen, der conſtitutionell gebunden, ſonſt aber Regent des Landes iſt. Beim Antritt ſeines Regimentes, nicht bei ſeinem Tode, wäre ſein Nachfolger ſchon im Voraus zu beſtimmen. Dies würde dem Chaos vorbauen, das in einer Zwiſchenregierung

entstünde. Sind dies Träume? Man wird sie in Schönbrunn und Potsdam belächeln. Aber was ist nicht Alles selbst schon in Rom, im Eskurial, in Versailles belächelt worden und kam dennoch!

Die sociale Revolution läßt sich nur durch den vollendeten Ausbau der politischen in ihren Gefahren hemmen. Irgendwo bricht die Menschheit mit ihren Bedürfnissen gewaltsam aus. Aber nimmermehr wird sie glauben, daß die Erde zu einer vollkommenen Glückseligkeit bestimmt ist. Sind die politischen Gestaltungen solche, daß sie einestheils dem öffentlichen Leben Frische, Regsamkeit und die moralische wohlthuende Erschütterung des Besten im Menschen sichern, anderntheils der Arbeit, Production, dem Verkehr erleichternd entgegen kommen, so wird man weder über ein sociales Eldorado grübeln, noch sich in seinem Hasse gegen die bestehenden Verhältnisse erbittern. Unter Louis Philippe war das politische Leben Frankreichs eingeschlafen. Der Constitutionalismus war langweilig geworden. Kein Wunder, daß sich eine chimärische Weltordnung in den Köpfen einnistete, deren Eier natürlich da, als die Republikerklärung Alles in Hitzegrad versetzte, ausgebrütet sein wollten. Bei einem frischen und gesunden politischen Volks- und Staatsleben können die ungleichen Bedingungen der Existenz sich nicht zum Schreckgespenste eines blos roh aufgefaßten Communismus aufthürmen.

Die Möglichkeit einer neuen Form unserer Vergesellschaftung ist an und für sich nicht abzuschneiden. Die Geschichte legt ihre Keime viele Jahrhunderte voraus. Der Keim des Christenthums wuchs neben dem Schierling, dessen Gift Sokrates trinken mußte. Luther's Ahnen waren Peter Waldus und Wiclef. Der französischen Declaration der Menschenrechte gingen die schwäbischen Bauernartikel und die Puritaner voraus. So werden auch die edleren Keime des Communismus in künftigen Gesellschaftsformen ihre Blüthen treiben. Der Staat, von den Pfingstzweigen der Liebe geschmückt, wird schon selbst den winterlichen Stubendunst des Egoismus verlieren. Wird das Unrecht auf den Thronen verfolgt, sollte es sich da in den Speichern der In-

duſtrie, in den Comptoiren des Handels erhalten? Das Geld iſt eine ungeheure Macht, aber zu einem großen Widerſtande wird das Capital einer moraliſchen Anlehnung bedürfen. Dieſe giebt der Beſitz des Geldes nicht. Der Reiche wird ſeine Rechte immer nur vom Zufall herzuleiten wagen und niemals ehrwürdig erſcheinen, was ſelbſt dem verjährten Despotismus der politiſchen Macht nicht ſelten möglich geweſen iſt. Und wenn ſich der Arme politiſch nicht zurückgeſetzt, der minder Gebildete durch ſein Stimmrecht gehoben fühlt, wenn er mit den Beſitzenden in Reih und Glied ſteht, wird es da dem Phantaſten gelingen, ihn aus dem übertriebenen Gefühl geſellſchaftlicher Erniedrigung nur durch ein vielleicht ſcheiterndes ſociales Experiment aufzuſchrecken? Ich glaube, daß es möglich iſt, die communiſtiſche Tendenz unſerer Zeit durch eine Pflege des Nationalſtolzes, eine muthige und charakterfeſte Anhänglichkeit an die demokratiſche Politik und die Umwandlung aller Entſtellung der Religion in feierliche und ernſte Hinblicke auf das Räthſel unſeres Daſeins zu zügeln.

Die Anarchie iſt allerdings nicht ganz das bloße Schreckgeſpenſt, zu dem es die Reaction zu machen pflegt. Oft genug tritt ſie mit der Brandfackel, mit gezückten Waffen auf. Sie kann nicht geduldet werden, wenn ſie überall das Princip der Selbſthülfe aufruft. Man vergeſſe aber nicht, daß im Charakter der Deutſchen eine angeborne Tobſucht liegt. Die Fabrikarbeiter, die wandernden Geſellen, die Tagelöhner, die raufſüchtigen Bauern, die durch die allgemeine Militairpflicht eher verdorben, als gebildet werden, das ſind, verbunden mit wirklicher Verbrecherhefe, wie ſie ſich in großen Städten findet, Elemente genug, um die friedliebenden Klaſſen zu erſchrecken, Beſürchtungen wegen der eigenen Sicherheit zu erregen, Maßregeln der Abwehr zu entſchuldigen. Aber ſehr bald iſt hier erkenntlich, ob die Kraft, die der Staat gegen dieſe Gattung von Anarchie entwickelt, von aufrichtigen oder falſchen Freunden der Freiheit ausgeht. Sehr bald verräth ſich, ob die Staatsmänner Luſt oder Schmerz ob dieſer Strafe empfinden. Ein gewaltſames Verdrängen einer Staatsform durch die andere, die bewaffnete Intervention einzelner

Verschwörer, um dieser oder jener Thatsache den Sieg zu erringen, mag geschichtlich seinen Werth und seine moralische Berechtigung haben. Aber der gerade bestehende, für die Majorität sorgende Staat hat die gleiche Berechtigung, sich nicht ohne Weiteres von ihr wegschieben zu lassen. Doch auch hier erkennt man bald, ob die Staatsmänner weise, mäßig, gerecht, oder nur von ihrem verhaltenen Zorn, ihrer versteckten Intrigue geleitet werden. Die Art z. B., wie die Reichsministerien das Frankfurter Attentat ausbeuten wollen, wird jedem Vaterlandsfreunde verdächtig erscheinen müssen. Man sieht, daß sie den Regierungen durch argumenta ad hominem beweisen wollen, wie nützlich und nothwendig eine starke Centralgewalt sei. Man hatte gehofft, sie würden diesen Beweis durch die Politik führen, und sie führen ihn durch die Polizei. Da sind die Herren auf ihrem Terrain, da wissen sie rasch und entschieden aufzutreten, da haben sie den Regierungen Verhaltungsmaßregeln vorgeschrieben. Da geben sie sich sogar den lächerlichen Schein, als stünden sie durch Vorwürfe, die sie einzelnen Regierungsbezirken wegen unterlassener Vorsichtsmaßregeln machen, wunder wie hoch über den Häuptern derselben. Wenn die Centralgewalt keinen andern Weg weiß, der deutschen Nation ihre Kraft zu zeigen, so wird sie ihr nur noch als die Wiederholung des Bundestages erscheinen und dasselbe Schicksal gewärtigen müssen, das diesen richtete. Und das bald!

Der sicherste Weg, die Anarchie zu bekämpfen, den Geist der Unruhe aus den Städten, die Auflehnung gegen die Gesetze vom flachen Lande zu bannen, liegt nur in dem ehrlichen Bündniß der Regierungsgewalt mit der friedlichen Revolutionspartei. Wer die Bewegung leugnet, ihre Ursachen verdächtigt, ihr Ziel zu frühe abstecken will, wird der unruhigen Elemente nie Herr werden. Die Staatsmänner, die an unsere deutschen Throne getreten sind, und höchstens nur sagen, wir conserviren das, was im März versprochen wurde, werden die Wogen nicht beschwichtigen. Denn es ist nicht mehr die bloße Erfüllung gewisser allgemeiner Freiheiten, um die es sich allein noch im deutschen Volksleben handelt, sondern unendlich mehr ist es der Trieb nach Organisation,

nach neuer und umfassender Staatsbildung, der befriedigt sein will. Diejenige Regierung, die nicht von diesem Triebe erfüllt ist und ihre Stellung am Throne nur als die Macht, dem deutschen Volke zu seiner wahren historischen Freiheit zu verhelfen, ansieht, wird den Schwierigkeiten ihrer Stellung erliegen. Denn nur dann ist Ruhe zu erwarten, jene Ruhe, welche die Gewerbtreibenden und Besitzenden als ihren höchsten und alleinigen Wunsch aussprechen und manche erbitterte Compagnieen der Residenz-Bürgerwehren mit Kolbenstößen gegen die Demokratie erzwingen möchten, wenn die organisirende Bewegungspartei auch ihrerseits der Ruhe bedarf und die Ruhe dann auch wirklich die Begleiterin der Freiheit ist. Warum war Berlin vom April bis September so unruhig, so ewig bedroht von Tumulten, beängstigt von Besorgnissen über Leben und irdische Wohlfahrt? Deshalb, weil die eben errichtete Bürgerwehr sogleich als Organ der Polizei benutzt wurde. Das Bewußtsein, eine Stütze der Freiheit, ja nur ein Kind der Freiheit zu sein, kam nirgends auf, wurde nirgends von Oben erweckt und gepflegt. Ein Staatsmann der friedlichen Revolution hätte das Bewußtsein der Bürgerwehr stärken, durch Feste erheben, durch Embleme und Symbole auf den Stolz hinführen sollen, Wächter der Erinnerung an die Tage des März zu sein. Eine Bürgerwehr, die sich vollkommen erwärmt hätte an dem Gefühl ihres ausschließlich nur liberalen Berufes, hätte die Anarchie zermalmt, statt daß sie, verdrießlich über einen ihr selbst nicht klaren Beruf, Indifferentismus zeigte und geschehen ließ, was geschah. Erst jetzt in der entschlossenen Miene, die sie dem Dictator zeigte, in dieser zum Kampf für die Freiheit gerüsteten Stellung, vor der sich die militairische Reaction hätte zurückziehen müssen, fühlt sie sich in ihrem wahren Wesen und man kann versichert sein, daß die Ruhe in Berlin weniger gefährdet ist, als wenn Wrangel die Häuser mit Shrapnells beschossen hätte. Wenn hier eine Lehre befolgt wurde, wer gab sie? Der Verstand derer, die täglich Vertrauen von uns verlangen? Nein, der Unverstand der offenen Gegner gab sie und der Zufall. Diesem wollen wir vertrauen. Vielleicht walten Genien über unsern Geschicken, schützende, rettende, segnende.

Akiba (beleidigt).

Laßt mich, de Santes — Ben Akiba hat
Mit Uriel zu reden — Alles dageweſen.
Seht denn, mein junger Uriel Acoſta —
Zwei Wege gab es immer für die Zweifler,
Wenn ſie des Zweifelns überdrüſſig wurden —
Der eine Weg der Reue kurz, doch ſtreng,
Der andre milde, doch von längrer Dauer.

Uriel.

Ich will den kurzen! Tödtet mich! Nur raſch!
Ich will mich nicht beſinnen, wie ich ſterbe.

Akiba.

Was eilt Ihr ſo? Mit Euern jungen Füßen,
Die lange wandern können bis Ihr ruht,
Die lange halten bis zum letzten Halt?
Die Reue iſt ja nicht für uns, ſie iſt
Für Dich! Was eilſt Du ſo in wildem Sturm?
Um mich brauchſt Du die ſchnelle Reue nicht!
Wenn ich ſie nicht mehr ſehe, ſieht ſie Gott.

Uriel.

Soll ich denn immer, ewig wiederholen,
Was ich ſchon viel zu oft Euch zugeſtand?

Akiba.

O wohl! Ich weiß, auf Faſten, Reinigung,
Auf Talmudleſen habt Ihr kein Vertrauen —
So war es immer, immer war es ſo —
Drum frag' ich Dich zum letzten Mal, Acoſta,
Fühlſt Du aus Deines Herzens tiefſtem Grunde,

Die Größe oder der Untergang Deutschlands entscheidet sich durch das weitere Fortschreiten oder das Innehalten auf der Bahn, die jetzt in Frankfurt gewandelt wird. Wird man zurückkehren auf den Geist des Bundestages oder des Vorparlaments? Wird man die zahllosen Fehler, die gemacht wurden, zu verbessern suchen? Glücklicherweise ist noch Alles in Frankfurt provisorisch. Das Definitivum darf uns nichts Anderes bringen, als die Abdankung des Reichsverwesers, dessen nicht wieder vollzogene Wahl, die völlige Vermeidung einer fürstlichen Spitze für den Bau, den man aufzurichten den Muth haben muß. Die neuen Wahlen für das Parlament werden bewußter und besser ausfallen, als im Frühjahr. Zögerte man aber an dem endlichen Vollenden des Werkes, mißbraucht die provisorische Reichsgewalt die mittelmäßige, gesinnungslose Zusammensetzung dieses Parlaments zu immer weiter gehenden Rückschritten auf der Bahn unserer freien politischen Entwicklung, dämmt sie auch diejenigen Fluthen ab, die segnen und befruchten sollen, so muß das deutsche Volk das Mandat des Parlaments für erloschen erklären, die Deputirten zurückrufen und jenem heillosen Verrath die gesetzlich scheinende Anlehnung nehmen. Es ist die Pflicht der Linken in der Nationalversammlung, diesen Schritt jetzt schon vorzubereiten. Wenn sie sieht, daß ihre Bestrebungen nicht durchdringen, so erfordert ihre Ehre, daß sie auf ihre Stimmen verzichtet oder auf die Plätze zurückkehrt, wo ihre Wirksamkeit nothwendiger ist, als da, wo sie nur noch reden, nicht handeln kann. Wir haben noch keinen geordneten parlamentarischen und überhaupt constituirten Zustand. Die Deputirten, die in Frankfurt nichts wirken, haben kein Recht, sich in Frankfurt anzusiedeln, Zeitungen dort herauszugeben, aus dem Fleischtopf der Diätenkasse sich ernähren zu lassen und durch parlamentarische Praktiken, durch Coalitionen mit Rechts und Links, Halbrechts, Halblinks, mit dieser „Fraction" und mit jener „Nüance" u. s. w. es auf einen zufälligen oder plötzlichen kleinen Sieg ankommen zu lassen. Wir leben zur Zeit noch in einer Revolution. Wenn hundert Deputirte in Frankfurt austreten, ihren Wählern die Gründe dieses Schrittes auseinandersetzen, so müßten die

Fortschritte der politischen Bildung, die wir seither in Preußen, Sachsen, Oesterreich gemacht haben, gering sein, wenn man glauben könnte, die Committenten würden Reactionäre schicken. Ist nicht vielmehr vorauszusehen, daß ein solcher Schritt uns wieder in's Bewußtsein jener Thatsache zurückführen würde, daß wir zur Zeit noch im Unfertigen leben? Ist wol zu glauben, daß der einem solchen Schritte folgenden gewaltigen, aber gesetzlichen Agitation das übrigbleibende Rumpfparlament die Stirne würde bieten können? Ist selbst bei gemäßigten Ansprüchen dieses ganze Einigungsverfahren so beliebt, so populär geworden, daß man glauben könnte, das Rumpfparlament würde eine große Theilnahme finden und nicht vielmehr allgemein gewünscht werden, es hätte das ganze Parlament seinen Beruf rascher und tüchtiger erfüllt? Gesetzt, die Majorität des deutschen Volkes entschiede sich für ein neues souveraines Parlament in Nürnberg und es erhöbe sich die Parole Nürnberg oder Frankfurt, glaubt ihr, daß eure sogenannten „constitutionellen" und „deutschen" Vereine stark genug wären, die Fahne Nürnberg, die rauschend sich entfalten würde, gegen die aus hundert Gründen in Mißcredit gerathene Fahne Frankfurt in Schatten zu stellen? Die Frankfurter Deputirten, die sich sagen müssen, sie könnten nichts mehr für die Größe und Würde des deutschen Namens ausrichten, haben die Pflicht, nicht einzeln, sondern als Gesammttheil auszutreten und dem Volke die Möglichkeit zu retten, den Gang der Dinge, wie dieser jetzt in Frankfurt eingeschlagen ist, anders zu bestimmen, als er zur völligen Verkümmerung dessen, was wir hoffen durften, bestimmt scheint. Sich in Frankfurt an seinen Sitz kleben, nur die Ehre des Deputirten genießen wollen und uns nur auf die rhetorischen Vetos in den stenographischen Berichten verweisen, ist der großen Frankfurter Mission unwürdig. Sie ist eine geschichtliche, eine Mission des Handelns gewesen, keine des Redens und des parlamentarischen Abwartens und Versteckspielens.

Deutschlands gegenwärtige Lage gleicht der im Vorhof eines Tempels auf hohem Berge wachenden ungethümen Sphinx. Wer ihre Aufgabe nicht löst, den wird sie zerreißen.

Wer aber das rechte Wort ausſpricht, vor dem wird ſie ſich in den Abgrund ſtürzen und die Pforten des Tempels werden aufrauſchen und die Genien des Vaterlandes ihm den Kranz des Siegers reichen.

Dieſer Oedipus aber wird — das ſehen wir ſchon — kein Fürſt und kein Staatsmann, ſondern das deutſche Volk ſelbſt ſein.

XIII.

Vorläufer oder Nachzügler?

1850.

Die Reaction ist in vollem Zuge. Anzuerkennen sind alle Standpunkte, die von einem klaren, charakterfesten Urtheil über die Menschen und Dinge ausgehen; unbedingt verwerflich ist der Standpunkt der Erschöpfung und Blasirtheit, verwerflich für jede Meinung.

Ich lese irgendwo: „Die Badener Bluturtheile rühren niemanden, sie sind verdient, sie erregen nicht einmal Interesse, es sterben dort nur die Nachzügler der Bewegung, keine Vorläufer, ebenso wie die Wiedertäufer nur Nachzügler der Reformation waren; ihr Blut wird keine neuen Saaten düngen. Die Trauerbilder um Kinkel mögen in künftiger Zeit die elegische Literatur bereichern, in der politischen Atmosphäre von heute verhallen sie."

Ich gestehe, daß mir die Sprache des Blasé in der Politik die widerlichste ist. Das Individuum ist erschöpft, darum soll es auch die Geschichte sein? Ihm selbst schwinden seine Anknüpfungen, unsicher werden ihm seine Standpunkte, da ergreift er die Flucht und leugnet deshalb die Erscheinungen, weil er sie nicht mehr sehen will? Freilich wohl, die Erscheinungen fangen an, auf neue Wurzeln hinzuweisen! Von der Oberfläche wird man bald nichts mehr abschöpfen können, um täglich seinen Leitartikel für eine

Zeitung zu ſchreiben. Die Zeit fängt an eiſern zu werden und erfordert Männer. Da ſoll ſich ein ſolcher blaſirter Publiciſt nicht mehr auf ſeine Ottomane werfen? Die Feder ſoll ihm in der ſchreckgelähmten Hand ſtocken? Er ſoll aufflammen mit neuen Rathſchlägen, ſoll der hoffenden, zagenden, verzweifelnden Menſchheit einen Lichtſchimmer durch die dunkle Gegenwart in die Zukunft zeigen — der Trommelwirbel der Hinrichtungen dringt an ſein Ohr und von Entſetzen ergriffen ſchreibt er: „Die Bewegung hat ſich überlebt, kein Mitleid, keine Thräne, höchſtens eine Bereicherung der künftigen elegiſchen Literatur"!*)

Ich glaube nicht, daß dieſer Sprecher, der mit den Trauerweiden der Gegenwart wenigſtens den Park der elegiſchen Literatur der Zukunft geziert ſehen will, zu den Seelen gehört, die Schiller Lavendelſeelen nannte. Unſere Zeit kann keine Lavendelſeelen mehr haben. Unmöglich! Wir haben zu viel erlebt. Zu wild brauſte der Sturm durch die große Windharfe der Zeit. Wer wird da entfliehen? Wer wird nicht ſagen, daß mit dem Trommelwirbel der Hinrichtungen eine neue Melodie in unſere gegenwärtige Bewegung kommt? Es mag ſtill werden, einſam, ſchauerlich, geſpenſtiſch, wie es Morgens vier Uhr drüben in Raſtatt geweſen ſein mochte, als zwiſchen dem Knall der Büchſen nur die Hähne der Frühe krähten; aber dieſe Stille im deutſchen politiſchen Leben ſcheint mir bedenklicher, als der frühere ſchwatzhafte Lärm der Berliner und Wiener Straßenbewegung. Es iſt eine Stille, die jenen Blaſé zum Nachdenken hätte auffordern ſollen, wenigſtens zur aufrichtigen Beantwortung der Frage: Ob wir jetzt in der rechten Erkenntniß ſind, Deutſchland zur Ruhe und zur Einheit gebracht zu haben?

Im höchſten Grade anerkennenswerth iſt es, wenn ſich ein äſthetiſches Gemüth in dieſen vergangenen Tagen der Irrung und Verwirrung nicht in eine ſouveraine Verachtung der Gegenwart zurückzog, nur noch den Taſſo und Arioſt leſend. Es haben ſich leider Viele, die gewohnt ſind, mehr in der Welt des Scheins als der Wirklichkeit zu leben, ſo

*) Augsburger Allgemeine Zeitung, 1849, Nr. 226.

zurückgezogen in ihre archimediſchen Zirkel oder trophoniſchen Höhlen. Hat doch ſelbſt Gervinus, gewiß ein Mitſprecher ſchärfſter Zunge, als dieſer nicht genug gehört wurde, der Paulskirche ſeinen „Shakſpeare" als Paroli geboten! Nein, Ehre Dem, der den Muth behielt, dem Zeitgeiſt Rede zu ſtehen und im Chor der hunderttauſend Narren die Schellenkappe ſeiner Ueberzeugung, wenigſtens nicht die Nachtmütze der Reſignation, über das Ohr zu ziehen. Aber wenn der dumme Materialismus, der unſere Bewegung verdorben hat, müde würde zu hören, ſollte da der Idealismus auch müde werden zu ſprechen? Der wahre ſollte es nicht. Dem Denker iſt ſeine Wahrheit dieſelbe, ob er ſie vor Hunderten oder nur vor den Dreien ausſpricht, die ein Collegium bilden. Die Form der Debatte kann ſich ändern, wenn, wie jetzt, Belagerungszuſtände neben das Tintenfaß den Schlüſſel der Gefängniſſe legen oder gar die Kugeln des Standrechts ſauſen; aber auch nur die Form. Im Weſen, in dem Umfang der erſtrebten Grundſätze muß ſich der Anwalt der öffentlichen Meinung ſo lange gleichbleiben, bis der ihm anvertraute Proceß gewonnen iſt.

Der blaſirte Publiciſt erklärt die Demokratie für erſchöpft, für erloſchen und bewundert nur noch die ſchnelle, zauberhafte Entwicklung militairiſcher Kräfte, die uns ſo impoſante kriegeriſche Schauſpiele aufgeführt hat. Wer kann die Demokratie nach der Art, wie ſie ſich allerdings toll genug geberdete, als ein Dauerberechtigtes anerkennen? Wenn ſich aber eine Idee von ihren Schlacken reinigt, iſt ſie darum erloſchen? Wenn eine Flamme, deren Nahrung ein mit Waſſer gemiſchtes Oel war, aufhört zu kniſtern, ſo hat das Oel das Waſſer überwunden und die Flamme wird reiner brennen. Gerade jetzt, im Angeſicht des Treubundes, im Angeſicht des gedankenloſen Rückfalls in den alten beſchränkten Unterthanenverſtand und die alte ſoldatiſche und bürgerliche Sondereitelkeit der Stämme, beginnt die ſchöne Aufgabe eines freien und ſelbſtſtändigen Publiciſten. Wer jetzt ausruft: Alles iſt vorbei, Alles iſt eitel! und ſich die Dinge gefallen läßt, wie ſie ſind, der war entweder nicht berufen, während des allgemeinen allerdings wüſten Lärms mitzu-

ſprechen und der Nation eine Beachtung ſeiner Meinung zuzumuthen, oder er hat ſich für immer eine zu ſchwere Aufgabe auf ſeine Schultern geladen.

Die Demokratie war leider faſt überall eine in den Märztagen zu raſch aufgeſchoſſene Wucherpflanze. Berlin war im März 1848 völlig unreif, Politik zu treiben. Die Beamten ſogar wurden plötzlich demokratiſch, weil ihnen der König es zu werden ſchien. Man gab von oben her Zugeſtändniſſe an einen Geiſt, der nach unten hin mit ſolchen Forderungen nicht vorhanden war. Die Miniſter und Rathgeber des Königs verriethen, daß ſie die franzöſiſchen Ideen kannten, von geheimen Umtrieben auf Schulen und Univerſitäten wußten, die verbotenen Zeitungen geleſen hatten, und bewilligten Dinge, die man im Volke, in der Maſſe kaum dem Namen nach kannte. Da kam denn eine demokratiſche Gährung zu Stande, deren traurigen Niederſchlag wir jetzt ſehen: Entmuthigung, nach dem Schein des Charakters haſchendes Grollen und Schmollen mit dem Staate, der wie der ſeine Kraft aus der Neubelebung und Modificirung der alten Elemente nothdürftig herſtellen mußte. Man entzieht ſich den Wahlen! Man läßt die Dinge mit Minoritätsanſichten fortſchreiten und bildet ſich ein, die Geſchichte nähme bei ihrem Gericht dieſe Proteſte der ſchweigenden Majoritäten zu Protokoll! Als wir die Cenſur hatten, durften wir denn da die Feder aus der Hand legen? Konnten wir denn damals ſagen: Wir ſchweigen, bis wir Preßfreiheit haben? Und wenn die Reaction die Preßfreiheit genommen haben wird, werden wir da wirklich verſtummen und uns der Preſſe für unſere Meinungen nicht mehr bedienen?

Wir wiſſen nicht, bis wie weit die Reaction gehen wird. Eine Reaction giebt es, die gerechtfertigt und natürlich iſt, die Reaction der im Kreiſe, aber aufwärts gehenden Spirale. Jedes ausgetretene Waſſer kehrt naturgemäß in ſein Bett zurück. Noch keine Idee hat die Welt im erſten Anlauf umgeſtalten können. Wer Staatsmann war in dieſen letzten beiden Jahren, hatte unverkennbar die Pflicht, dieſe natürliche Reaction anzubahnen, die eben darin beſteht, daß man mit

der Gesellschaft und ihrer nächsten Ordnung keinen andauernden Zustand des Experimentes dulden kann. Ob aber für die Reaction, die über dies natürliche Maß noch hinaus will und sich einbildet, die Februarrevolution und ihre Folgen seien das Werk eines Versehens, eines tollen unbegründeten Mißverständnisses gewesen, ob für diese Reaction die wilde geballte Faust des Jahres 1819 nur das ohnmächtige Höhnen der Nachzügler gewesen, muß die Zukunft lehren. Der Anwalt der großen Zeitfrage darf nicht furchtsam zusammenschrecken vor dem, was allerdings das Menschenherz erzittern läßt. Er muß das Schreckliche prüfen, nicht mit dem Riechfläschchen fliehen und in der eigenen Ohnmacht, die ihn wol beim Rückblick auf das schreckenvolle Jahr 1849 befallen kann, auch die Ohnmacht eines Princips sehen. Wir nennen die handelnden Personen des verflossenen Jahres keine Vorläufer und auch keine Nachzügler; wir wollten nur Einspruch thun gegen die blasirten Publicisten, die von einem Schicksale, wie z. B. das Gottfried Kinkel's, nichts Andres zu sagen wissen, als: „es gehöre der künftigen elegischen deutschen Literatur an".

XIV.

Ueber Innere Mission.

1851.

Es wäre betrübend, wenn wir das Heil der Welt von jener Seite her erwarten sollten, wo wir in diesem Augenblick den Markt am belebtesten, die Erörterung über die Zeit am lärmendsten geführt hören. Der Weltgeist geht seine eigenen Bahnen. Er steht, ein müßiger Zuhörer, da nicht still, wo wir unsere Tribünen, unsere Gaukelbuden, ja nicht einmal da, wo wir unsere Gerichtsschranken aufgeschlagen haben. Er wohnt im Walde wie ein Einsiedler, oder er schläft in einer Felsenspalte, wie jene greisen deutschen Könige, die auf ihre endliche Wiederkehr aus dem Kyffhäuser oder dem Untersberge in der That ein wenig gar zu lange warten lassen! Es wäre entmuthigend, wenn wir den Weltgeist und seine großen schöpferischen Gedanken von Paris, von Rom oder St. Petersburg aus erharren und erhoffen sollten.

Der Philosoph des Universums ist der Politiker der Dachkammer. Er beobachtet die Gestirne, hört das Rauschen der Winde, das Toben der Elemente; aber eine knarrende Wetterfahne ist seine Börse; Sternschnuppen sind seine telegraphischen Depeschen. Er liest den wahren Nostradamus aller geheimen Politik, die Geschichte, die echten, die unverfälschten Jahrbücher Klio's, vergleicht und erläutert sie sich durch die Geschichte der Religionen und der Philosophieen, und sein

Ohr hört in der kleinen Dachkammer, sein Auge sieht beim Schimmer der Lampe mehr vom Weltgeiste, als man in den Spalten eurer Zeitungen oder im Portefeuille eurer Minister ahnt.

Perikles, so groß er war, ist doch nur ein Metternich des Alterthums gewesen, der die Geschichte nach der Börse und den telegraphischen Depeschen beurtheilte; während Sokrates, Plato, Euripides in ihren Dachkämmerchen saßen und sogar schon Ahnungen vom Christenthum hatten. So ging es bei Vorahnern mit der Reformation, der Revolution. Die kleinen Feldwege, die der Weltgeist liebt, auch über die Sümpfe hinweg, wo die Irrlichter der Träume und Irrthümer als Avantgarde der Wahrheit tanzen, diese Nebenwege sahen wir in der neuesten Zeit in Fülle. Was ist nicht Alles überraschend, unerwartet gekommen! Wie viel Erscheinungen im sittlichen Völkerleben, im Gedankenleben tauchten Anfangs gering und fast versteckt auf, und nach wenig Jahren wurden die kleinen Saatspitzen Stämme und Wälder. Ein solcher etwas dunkler und unheimlicher Wald ist z. B. der Communismus, von dem man vor fünfzehn Jahren wie von einer kleinen Curiosität, einer Narrheit schweizerischer Schneider sprach und der sich später als ein so gefährlicher Hebel der Ereignisse erwies, als ein Geheimniß, das plötzlich Alle kannten, eine Anekdote, die Geschichte geworden und noch mehr werden zu wollen scheint.

Ist es mit eurer „Innern Mission" auch so? Es wächst unter diesem Namen etwas unter uns auf, was sich noch bescheiden wie ein Veilchen am Bache giebt, mit Macht es aber darauf anlegt, eine Ceder am Libanon zu werden. Da werden Vereine gestiftet, Sendschreiben erlassen; die Netze, die fast nur wie in der Nacht ausgeworfen scheinen, werden immer größer und die Maschen immer kleiner; starke, kräftige Hände leisten Aposteldienste am Galiläischen Meer als Fischer, die sie anziehen, schon predigt man Wunder und hat die Großen der Erde für sich. Die Innere Mission ist seit den Concilien in Wittenberg, Stuttgart, Frankfurt am Main keine kleine Conventikelfrage mehr. Sie hat mit voller Offenheit einen Einblick geboten auf das große, erstaunlich angewachsene Feld

Daß Du in Deinem Buche Gott geläſtert?

Uriel.

Den Gott, der nur ein Gott der Juden wäre,
Den hab ich nie verſtanden, oft beleidigt —
Im Protokolle ſteht es ſchon geſchrieben.

Santos.

Nur doppelſinnig, trügeriſch und falſch
Iſt Alles, was Du zugeſtanden haſt:
Sophisma iſt's, — beweiſe, was Du glaubſt!
Beweiſe, was zu glauben Du uns täuſcheſt!

Akiba.

Beweiſe, Santos? Ueberlegt! Beweiſe!
Ihr müßt nicht drängen in den kranken Mann!
Wie kann man, was man glaubt, beweiſen wollen!
Beweiſe für die heil'ge Offenbarung?
Vergebt, de Santos — manchmal ſprecht Ihr ſelbſt
Wie ein Epikuräer! Wie, Beweiſe!
Bewieſen iſt die Sonne, weil ſie ſcheint,
Bewieſen iſt das Feuer, weil es brennt,
Bewieſen iſt die Offenbarung Gottes,
Weil ſie in unſerm Bund geſchrieben ſteht.
(Zu Santos) Von Euch nicht — (zu Acoſta) nicht von
Euch will ich's bewieſen.

Embden.

Dann einfach ſag' uns, was Du glauben willſt! —

Uriel (raſch).

Ich ſagt' es ja — ich ſprach es Euch ja nach,
Daß Gott die Juden ſich zumeiſt erwählt,

ihrer Thätigkeit, sie veröffentlicht fortdauernd eine Statistik ihrer scheinbaren oder wirklichen Erfolge, und ist so organisirt, daß wir bereits von einem in Berlin residirenden Centralausschusse über alle Gegenden deutscher Zunge, alle Abzweigungen deutscher Abstammung gegen einhundert und zwanzig Agenturen ausgegangen erblicken. Da ist es wol an der Zeit, die Erörterung über Ursprung, Zweck und Mittel der Innern Mission so allgemein wie möglich zu machen.

Man ist vollkommen berechtigt, die Innere Mission geradezu eine Parallele des Communismus zu nennen. Es ist die Kehrseite einer und derselben Aufgabe, nur geistlich, conservativ und reactionair aufgefaßt. Wie der Communismus anknüpft an die Leiden und Gebrechen der Gesellschaft, an die physischen und moralischen Krankheiten des Lebens, an Armuth, Uebervölkerung, Verbrechen, physisches und sittliches Elend, so auch die Innere Mission. Nur in der Abhülfe dieser Mißstände sind sich beide, Pole desselben moralischen Durchmessers der Erde, entgegengesetzt.

Der Communismus will die Menschheit verbessern, die Innere Mission den Menschen. Jener führt alles Elend auf die Verderbniß des Staates, diese zunächst auf die Verderbniß der Kirche zurück. Beide sind darin einverstanden, daß ihr einzelnes Heilen und Sorgen an einer einzelnen Stelle nicht mehr hilft. Jener hat offen die Nothwendigkeit einer radicalen neuen Organisation der Gesellschaft und der allgemeinen Gleichberechtigung an den Gütern der Erde ausgesprochen; diese drängt, unverkennbar, nach einer umfassenderen Form, als bisher in dem vereinzelten Wirken ihrer Vereine lag. Mit den Frauenvereinen, Krankenvereinen, Diakonen- und Diakonissenanstalten, den Bibelgesellschaften, den geistlichen Buchhandlungen, den Besserungsanstalten verwahrloster Kinder u. s. w. allein ist der Innern Mission noch nicht gedient. Sie strebt dahin, ein organisches Glied des Staates und der Kirche zu werden und alles das, was ihr am alten Staate und der alten Kirche widerspricht, wegzuschneiden oder nach ihrem Bedürfnisse umzumodeln und das ganze Leben in ihrer Art zu verjüngen und zu „erfrischen".

Zwei Heilmethoden einer und derselben Krankheit müssen

wol die Aufmerksamkeit des Denkers erregen, vor allen Dingen die Thatsache feststellen, daß wirklich ein großes Uebel, eine schwere Krankheit vorhanden sei. Die seither immer noch unglücklich ausgefallene Kur, die dieser Krankheit durch den Communismus wurde, kennen wir. Die neueste Geschichte hat uns mit genug Blut und Jammer das scheiternde Experiment dieser Kur in Paris vergegenwärtigt. Es ist wol der Mühe werth, zu untersuchen, ob die Innere Mission die wahre Heilung bringen wird, den Arzt, der das rechte Wort des Lebens spricht.

In dem Worte „Innere Mission" liegt zunächst eine Neubekehrung zum Christenthum. Nicht in die Heidenwelt jenseits der Meere hätte der christliche „Apostel" noch allein zu ziehen, sondern in unserer eigenen christlichen Welt gäbe es des Heidenthums genug; Unglaube, Abfall, Feindschaft gegen Christus; und diese schlimmen Mächte zu bekämpfen, wäre Predigt, Lehre, Liebeswerk bei uns selbst am nothwendigsten. Die Innere Mission sagt: Man müsse die Ungläubigen, Abgefallenen, Feindseligen gewinnen; man müsse sie bekämpfen, wo sie störrisch sind; man müsse sie aufsuchen, wenn sie nicht von selbst kämen. Man müsse sich Jedem zu nähern suchen, dem Gesunden, dem Kranken, dem Reichen, dem Armen; man müsse zwingen, wo man nicht gutwillig Gehör gäbe, man müsse im rechten Geiste geben und im rechten Geiste nehmen. Das sittliche Verderben, das Unglück, die Armuth, die Krankheit wären allerdings die nächsten Pforten, wo die Innere Mission anzuklopfen hätte: aber anzuklopfen wäre auch da, wo man des Arztes am wenigsten zu bedürfen glaubte; mit einem Worte, überall, in allen Verhältnissen, in allen Ständen müßte wieder für Christus allein geworben werden und mit der Rückkehr zu dem Quell des Lebens, von dem sich die heutige Welt abgewandt hätte, würde auch wieder ihr wahrer Trost, ihre Erquickung, ihr Friede einkehren. Die politische Frage ist damit völlig beseitigt.

Wenn diese Definition des innern Missionswerkes, wie ich glaube, die richtige ist, so kann die Frage entstehen, aus welchem Drange überhaupt ihr Wirken und Schaffen hervorging? Ist es der Drang der Liebe oder der Drang nur

des Glaubens? Entſprang die Innere Miſſion einem Herzen voll Mitleid, voll Schmerz über die Leiden der Menſchheit, voll Liebe für die Armen und Kranken, oder entſprang ſie nur einer glühenden religiöſen Ueberzeugung, der Leidenſchaft, der Andacht, dem Zorn der Gläubigen über die Irrenden und Zweifelnden dieſer Welt? Ich glaube, daß dieſe Frage der Angelpunkt iſt, um den ſich der Werth oder Unwerth dieſer neuen Cultur- und Zeitrichtung wendet und von dem aus man unſer Volk zur Theilnahme an der Innern Miſſion entweder auffordern oder davor warnen muß.

Ein frommes Gemüth, es mag ſich binden laſſen durch welchen Glauben es will, verdient gewiß Verehrung. Barmherzige Samariter ſollen uns geſegnet ſein. Wen der Drang der Liebe treibt, an die Krankenbetten zu treten, ſich die Gefängniſſe erſchließen zu laſſen, verlorne Seelen auf den Pfad der Tugend zurückzuführen, wer wollte da nicht die Krone der Heiligen geben? Anders aber iſt es mit einer Wohlthätigkeit, die nicht um ihrer ſelbſt willen zu den Hülfsbedürftigen kommt, ſondern ihr Liebeswerk nur als die Veranlaſſung einer zweiten Abſicht, der Bekehrung, nimmt. Der Gewinn für den Hülfsbedürftigen, der im geſpendeten Beiſtand liegt, mag derſelbe und immer dankenswerth bleiben, aber der Duft der Gabe iſt verweht, die Blüthe dann abgeſtreift, wenn der innere Miſſionär in einer weiter hergeholten Abſicht kommt. Gegen die „chriſtlichen" Krankenhäuſer iſt ſchon lange dieſer Einwand der Mißſtimmung über ihre eigentliche tendenziöſe Abſicht erhoben worden; aber die Innere Miſſion hat dieſen Makel auf ſich haften, daß ſie das Product einer zweideutigen Liebe iſt, eher das Product des Zornes, jedenfalls einer polemiſchen, den Kranken und Elenden mehr drückenden als erhebenden Abſichtlichkeit.

Man kann wol ſagen, das gewöhnliche kirchliche Chriſtenthum will ſich durch die Innere Miſſion bei uns, in unſerer proteſtantiſchen Welt, auf ſeine alten Tage einen Reiz geben, der ihm nur ſchön ſtehen würde, wenn es der Ausbruch jugendlicher Schwärmerei wäre. Was rührt uns denn an einer frommen, treuen, hingebenden Seele, die das Himmliſche aus Entzückung liebt, und was ſtößt uns ab, wenn wir

eine ermattete Weltlichkeit am Ende ihrer Laufbahn, im Unvermögen ihrer abgestorbenen Kräfte, sich plötzlich dem Glauben und der Ascetik zuwenden sehen? Die Pflege der Armen und der Kranken war des Christenthums erster kindlicher Trieb. Dann kam eine lange Herrschaft der Weltlichkeit, des Genusses, der oberflächlichsten Aeußerlichkeit. Selbst die Reformation reformirte nicht jenen naiven Sinn der Liebe, sondern nur den streitsüchtigen, rechthaberischen, an sich edlen Zorn des Glaubens. Ja, durch Luther's Polemik gegen die guten Werke wurde sogar die helfende Werkthätigkeit der christlichen Liebe in einen gefährlichen Mißcredit gebracht und das kirchliche Leben immer trockener und ausgedörrter. Jetzt mit einem Male will das furchtbar gealterte protestantische Christenthum sich jene Naivetät seines Ursprungs wiedergeben, will lehren auf den Gassen (ich erinnere an Wichern's Verlangen nach „Straßenpredigern"), will die Armen speisen, die Nackten bekleiden, die verlornen Schafe zur Heerde zurückführen und das Leben, wie es nun einmal geworden ist, mit tausend Liebesarmen umfassen. Warum stehen wir ungerührt bei Seite und sehen zweifelnd und ungläubig diesen immer geräuschvoller werdenden und aufdringlicheren Mühen zu? Die katholische Kirche hat sich ihre Naivetät erhalten. Diese leistet ohne viel Mühe, ohne Agitation, freilich auch ohne polemische Absicht, in aller Stille schon den größten Theil dessen, was unsere Hamburger, Berliner, Baseler, Duisburger geistlichen Retter der Gesellschaft mit so sicherer Beflissenheit in's Werk zu richten suchen. Da sind bei den Katholiken seit Jahrhunderten Bruder- und Schwesterschaften, Klöster, die einen eigenen Zweig der innern Mission betreiben, neue Orden thun sich auf zu diesem oder jenem wohlthuenden Zwecke, eine unerschöpfte Triebkraft macht sich an dem alten, abgestorben scheinenden Stamme immer wieder auf's Neue geltend, aber es macht sich alle diese Pflege und Liebe natürlich, human, frei von Seitenblicken auf vergangenes und künftiges Leben, und innerhalb der Kirche selbst, von der sich in Zeiten der Noth niemand ausschließt. Die protestantische Kirche aber hat sich in einseitiger Pflege des Gedankens diese Wirkung auf die Gesellschaft entgehen lassen. Jetzt

wollen unſere grauen, düſtern Aſceliker vom Rauhen Hauſe in Hamburg das nachholen, was ſeit Jahrhunderten bei uns verſäumt worden iſt?

Die Innere Miſſion betrachtet die leidende Menſchheit wie einen anatomiſchen Körper zu einem religiöſen Experiment. In der Doppelſinnigkeit ihrer Liebesdienſte liegt ihre Ohnmacht, wenn auch Fürſten und Fürſtinnen mit Leidenſchaft für ihre Zwecke wirken. Einem Kranken, der da Heilung hofft, wird es gleich ſein, ob man ihn z. B. in Berlin in eine Klinik oder nach Bethanien trägt, er will nur Rettung und dankt dem, der ſie bringt, und wir wollen nicht minder jedem danken, der da rettet. Aber wie der Arzt über ein Mittel, ſelbſt wenn es einmal geholfen hat, doch für alle andern Fälle den Stab zu brechen verſucht ſein kann, ſo ſoll auch das einzelne Gute, höchſt Dankenswerthe, was uns die praktiſche Anwendung der Innern Miſſion ſchon gebracht hat, uns nicht hindern, ihr Princip, im Allgemeinen zu prüfen und die Gefahren zu erwägen, die ihre immer mehr geförderte Wirkſamkeit begleiten dürften.

Die Gefahr der Innern Miſſion iſt um ſo bedenklicher, als dieſe geiſtliche Reaction mit Geſchenken in der Hand erſcheint. Timeo Danaos... Sie knüpft an eine unermeßliche, die ganze Welt beunruhigende Aufgabe an und benutzt ſie, um immer weiter für ihre polemiſche Tendenz Fuß zu faſſen und die Maſſen wie die Auswahl für jene Kirchlichkeit zu gewinnen, die der wahre Stachel ihrer wohlthätigen Liebe iſt. Sie bekennt es offen von ſich ſelbſt. Sie ſagt nicht, ich komme um der Leidenden willen, ſondern um des Unglaubens willen; ſie will die „ſataniſche" Richtung der Welt bekämpfen, den Abfall von dem Gott, der ihr der einzig wahre und lebendige ſcheint. Wie gefährlich ihre Geſchenke ſind, beweiſt der Dienſt, den ſie dem Staate und der Kirche zu leiſten ſich anheiſchig macht. Der Kirche ſchreibt ſie zwar, was die Lehre und das Dienen am Worte anlangt, ihren beſtimmt bezeichneten Kreis vor, macht auch, da die vorhandenen theologiſchen Bekenntniſſe ihr zu vielſeitig ſind, nicht jedem Geiſtlichen die Zumuthung, in ſeiner Gemeinde Miſſionär zu ſein; ſie fürchtet eben, daß das theologiſche Bekenntniß, deſſen Wiederherſtellung

sie anstrebt, nicht immer von dem jeweiligen Geistlichen in seine Liebeswerke, in seine Pflege und Seelenzucht mit einfließe. Aber sie bietet darum doch der Kirche die ganze Unterstützung ihrer Einwurzelung in die Familie, in Schule und in Haus, in Leben und Sterben dar. Sie will das Auseinanderfallen der „Gemeinde", der sichtbaren Kirche, aufhalten, sie will die geistliche „Seelsorge" mit verlorengegangenen Rechten wieder ausstatten, sie will die Wiederherstellung alter hierarchischer Formen anbahnen. Noch größer, da ihr eine gewisse Beengung durch die vorhandene Kirche und die Scheu vor der von ihr veranlaßten praktischen Brachlegung des geistlichen Amtes wohl bewußt ist, sind die Dienste, die sie dem Staate anbietet. Nicht nur der Polizei entreißt sie große Sorgen, auch der höhern Politik bietet sie sich als Agent zur Bekämpfung des revolutionären Geistes an. Sie will durch ihren Tractaten-, Bücher-, Zeitschriftenverlag, der in Hamburg, Berlin, Westphalen, Franken, Württemberg, der Schweiz im blühendsten Flor ist, die Lectüre aller Stände regeln; will die politischen, nicht im christlichen, d. h. duldenden und sich fügenden Sinne geschlossenen Vereine durch Gegenvereine bekämpfen, wie sie deren unter Handwerkern und Fabrikanten schon manche begründet hat; ihre Sendboten, die sie „Colporteure" nennt, sind angewiesen, überall das „politische Verderben der Zeit" im Auge zu behalten und nach jener Richtung hin zu wirken, die man einfach mit der Thatsache kenntlich macht, wenn man an den General der innern Mission in Deutschland, den Oberregierungsrath von Bethmann-Hollweg in Berlin und jene Stuttgarter Kirchthüren erinnert, von denen dieser Herr eine Aufforderung, für Schleswig-Holstein zu wirken, in jeder Beziehung ein umgekehrter Luther, eigenhändig abriß!

Müssen wir nun wegen ihrer geistlichen und politischen Tendenz das eigentliche Wesen der Innern Mission verwerfen und unsere Zeit vor dieser immer mehr um sich greifenden wühlerischen Reaction warnen, so fühlt sich heraus, wie schwer hier der Widerspruch der Freiheit und Vernunft geltend zu machen ist. Der falsche Schein der „Liebeswerke", die Pflege der Armen, Kranken, die Besserung der Gefangenen, die Ver-

ſorgung entlaſſener Sträflinge u. ſ. w., alles das ſind an ſich hochwichtige und dankenswerthe Leiſtungen, die, ſie mögen fließen aus welcher Quelle ſie wollen, einſtweilen immerhin Thränen trocknen, Elend mildern mögen und manche treue und mildthätige Seele bewogen haben, Werke einer ſo nothwendigen Barmherzigkeit mitzuüben. Die eigentlichen Agitatoren des reactionären Zweckes ſtehen im Hintergrunde. Im Vordergrund ſteht in der That das unermeßliche menſchliche Elend, und wer könnte die, die hier an Krankenbetten warten und pflegen wollen, die, welche die Jammerhöhlen der Entbehrung beſuchen und nicht blos Wohlthaten vorübergehend ſpenden, ſondern ſich um die dauernde Abhülfe mühen, hinwegſcheuchen wollen? Der Tellſchuß der Kritik iſt hier ſo ſchwierig, da derſelbe mit dem Apfel des Landvogts das Auge des Kindes treffen könnte. Noch mehr: — Haben wir Freidenkenden einen Erſatz zu bieten? Können wir uns rühmen, zwiſchen dem chimäriſchen Schematismus einer neuen Geſellſchaftsverfaſſung, wie ſie der Communismus will, und den Schafskleidern der Innern Miſſion in der Mitte zu ſtehen mit einer lebenwirkenden, ſegenverbreitenden, in Liebe und Aufopferung ſtarken Hülfe und einem Erſatz für das, was wir beſtreiten müſſen? Iſt nicht im Gegentheil unſere kritiſche Vernunft kalt, bequem? Steht der Nüchterne nicht immer da, wo es zu handeln gilt, zurück hinter dem, den eine warme Ueberzeugung ſpornt, und wäre dieſe auch einem Irrthum entſprungen? Den Enthuſiasmus, die Schwärmerei des Irrthums können wir, das macht unſern Widerſpruch gegen die Innere Miſſion zaghaft, nicht künſtlich erſetzen. Kein Weihrauch, kein Dreifuß macht den wahrſagenden Apollopriester, wenn der Schwung des Geiſtes nicht ſchon urſprünglich in ihm vorhanden war, und die Geſchichte lehrt uns, daß keine volle Saat und Ernte ſchöpferiſcher und welthiſtoriſcher Gedanken vom Thau des nüchternen Verſtandes allein befruchtet wurde.

Einen Erſatz für die alte Gläubigkeit, ſcheint es, hat unſer Jahrhundert auf dem Gebiet des Staates in der politiſchen Märtyrerſchaft gefunden. Auf dem Gebiete des Staates kämpft die ſchwärmeriſche Neuerung nur noch mit

dem nüchternen Verstande und der blinden unheiligen Leidenschaft des conservativen Interesses. Dagegen flogen unsere schwärmerischen Regungen auf dem kirchlichen Gebiete nur mit matten Flügeln. Es giebt eine enthusiastische Wahrheit in denen, die sich neuerdings zu den deutschkatholischen und freien Gemeinden bekannten; auch zweifeln wir nicht, daß der Ueberzeugungstrieb, der diese Gemeinden gebildet hat, bei einem größern religiösen Bedürfniß unserer Zeit und bei minderer Hartnäckigkeit der polizeilichen Verfolgung sich auch nach der Seite des Lebens im Allgemeinen hin schöpferisch und in Liebe thatkräftig wirkend würde entwickelt haben. Jetzt aber bei der kühlen Neutralität, die man bei den kleinen Kämpfen und Hetzjagden auf diesem Gebiete beobachtet, ist kein Surrogat vorhanden, das den schwärmerischen Drang der Innern Mission bei uns ersetzen könnte. Wir lassen sie walten, weil wir wol fühlen, daß uns der Trieb, die Kranken und die Armen aufzusuchen, fehlt und wir mit all' unsern Erwägungen über die Dinge, wie sie besser sein könnten, gegen Denjenigen zurückstehen, der selbst Hand anlegt. Wo ist die Kraft von gleicher Wirkung bei den Freien und Vorurtheilslosen, die es mit dem Drange der Innern Mission aufnehmen könnte?

Und dennoch frage ich: warum sollen wir nicht noch auf uns selbst hoffen? Ich denke, wenn, wie der Dichter sagt, „alle Blüthenträume reifen", wird auch jene Kraft nicht fehlen. Nur können wir sie nicht mehr von der religiösen Seite her erwarten. Sie muß von der politischen kommen. Verbunden mit jenem milden und weichen Sinne, den unser Zeitalter seinem Bildungsgrade, seiner Erziehung, seiner Literatur und Kunst und der geläuterten Religion des Herzens verdanken sollte, muß sich aus unserm Staatsleben doch zuletzt eine Tugend entwickeln, die sich der politischen Tugend der Alten in dem Grade nähern wird, je mehr der Staat die Widerspiegelung unserer Wünsche, die Erfüllung unserer politischen Bedürfnisse wird. Die gesteigerte öffentliche Tugend wird es in dem Falle mit den Motiven der Innern Mission aufnehmen können, daß der Staat zu jener Vollen-

dung gelangt, die es uns zur Freude macht, sein Glied zu sein. So lange wir, um nur zunächst Deutschland zu nehmen, ein zerrissenes Volk sind, hingegeben der Willkür der Fürsten, jetzt sogar abhängig von der Gnade der großen fremden Souveraine, so lange wir in den Fesseln der feudalen Ueberlieferungen schmachten und nicht am Gange der öffentlichen Angelegenheiten unsere vollste Genüge finden, so lange wird uns auch die Lust und das Behagen fehlen, unsere nachbarlichen Sittenzustände mit uns auf eine gleiche Stufe des Behagens zu bringen. Nur in einem von Beamten-, Adels- und Militairdruck freien Bürgerstaate wird die warme Liebe zum Gemeindewohl erstarken, wie man sich schon allein an unserer nationalen Zersplitterung überzeugen kann, daß diese allein die Schuld trägt, wenn nicht sogleich ein Stamm des Südens die Leiden eines Stammes im Norden wie seine eigenen nachfühlt. Die öffentliche Tugend wußte es bei den Alten, warum sie bereit war zu allen Opfern, zu allen Tributen der sogenannten Liturgieen, der Gemeinwohlsdienste; sie wußte, sie war an dem Bestehenden innerlichst und persönlich interessirt. Man entferne auch jetzt bei uns den Zorn aus unserm Blute, den Mißmuth aus unsern Stimmungen, die Verzweiflung aus unsern Hoffnungen, und wir werden Auge und Ohr für das Kleinste in der Gesellschaft gewinnen und jedes fremde Leid um des uns liebgewordenen Staates willen wie unser eigenes betrachten. Jetzt ziehen wir uns vom Allgemeinen zurück, müssen es thun, um uns zu schützen in den Schwierigkeiten, die mit einer freien Ueberzeugung verbunden sind. Wo bleiben da bei aller Milde unsers Herzens die Kranken und die Armen? Man überläßt sie dem Polizeistaate, wie er einmal ist, und denen, die es sich zur Ehre rechnen, diesem Polizeistaate gleichgestimmt oder aus andern Motiven zu dienen.

Aber das ist ewig wahr, der freigewordene, vollendete, auf Menschenrecht begründete Staat wird auch den Menschen selbst veredeln. Das Menschenrecht wird das stärkere Gefühl der Menschenpflicht erwecken. Der Haß wird schwinden, die Liebe seinen Platz einnehmen. Dem Nächsten Gutes zu thun, wird die gemeinsame Bürgerpflicht werden. Man wird

mit Freuden Aemter der Pflege und Sorge annehmen, wenn dieſe uns auch nichts eintragen, als das Bewußtſein, dem Beſtande des Allgemeinen genützt zu haben. Mit Freuden wird man zu den Armen und den Kranken gehen, wenn es unſere politiſche Ehre, die Nothwendigkeit, einen Beweis für unſere öffentliche Tugend zu führen, erfordert. Diakoniſſen-, Blinden-, Taubſtummen-, Kinderbewahranſtalten, die jetzt nur unter der Protection der Prinzeſſinnen und der excluſiven Geſellſchaft ſtehen, würden, der Bürgſchaft eines glücklichen, nach allen Richtungen erlöſten Staates anheimgeſtellt, tauſendfache Gelegenheit bieten, Milde des Herzens, noch wache chriſtliche Liebe und Aufopferung zu zeigen, auch ohne Innere Miſſion. Das Motiv der öffentlichen Tugend würde viel reifere Früchte zeitigen, als jene ſchleichende Polemik eines religiöſen Zornes, der die Maske der Liebe vornimmt, um ſeinen Haß zu verbergen.

Schon jetzt tritt in Amerika und England, auf deſſen Wohlthätigkeitsanſtalten ſich die deutſche Innere Miſſion ſo oft beruft, das Liebeswerk der Rettung und der Heilung unſerer Geſellſchaftsſchäden harmloſer, viel mehr als Ausfluß eines nationalen Ehrgefühls und einer mildgeſtimmten Humanität auf, als bei uns. Der chriſtliche Stempel fehlt natürlich auch dort nicht; allein weit mehr als bei uns wird das innere Behagen Derer ſichtbar, die das Gute thun, um ſich ſelbſt zu genügen. Die werbende, wühlende, zelotiſche Abſichtlichkeit fehlt. Man giebt und ſtraft mit dem Geben nicht. Man hat zunächſt den Himmel vor Augen, dann aber auch die Ehre eines großen Volks, die Conſequenzen freier Inſtitutionen, deren Mißſtände man auszugleichen ſucht. Man will dort mit dieſen Werken der Liebe nicht mehr ſagen, als daß man die Unzulänglichkeit des Staates ergänzt und eine Lücke des Weltplans ausfüllt. Man gebe England eine neue Verfaſſung und ſtürze die Verhältniſſe um, auf welche ſich dort das Uebermaß der ungleichen Vertheilung der Güter gründet, und man würde jenem antiken Motive der Staatstugend, das ſchon allein ausreicht, das Elend und die Verbrechen der Geſellſchaft zu überwachen, jenſeit des Kanals faſt völlig gleichkommen. Und von Amerika zu ſprechen, ſo er-

Nur ihnen ſich gezeigt von Angeſicht,
Nur ihnen menſchlich ſich verſtändigte,
Nur ihnen ſprach, nur ihnen Zeichen gab,
Nur ihnen eine Offenbarung ſchrieb,
Wo jedes Wort und jedes Leſezeichen
Als göttliche Vernunft zu nehmen iſt.
Ich glaube, daß mein Geiſt mich irre führt,
Daß wir Buchſtaben nimmermehr zu deuteln,
Am Worte Gottes nicht zu meiſtern haben —
Ich glaube das, ich wiederhol' es hier —
Ich glaub' es glaubend, dankend Euch von Herzen,
Daß Ihr es zu beweiſen mir erſpart.

Santos
(zu Akiba).

Nur Trotz zeigt dieſes Zugeſtändniß.

Akiba.

Nimm
Den langen Weg, dann wird, was Du bekennſt,
Ins innre Herz Dir fließen von der Zunge.
O wähle doch den langen Weg, Acoſta!
Es wird Dir Friede gießen in die Bruſt,
In Deine kranke Seele, guter Sohn!
In ſolchen Zweiflern, wie Du biſt, Acoſta,
Steckt nur der allzuwilde Drang des Forſchens.
Im Talmud hat es Viele ſchon gegeben,
Die irre wurden durch zu vieles Wiſſen.
Da war (halb zu den übrigen Rabbinen gewendet) ein groſſer
Zweifler ſchon, mit Namen

innern wir nur beispielsweise für die dortige Auffassung der Innern Mission an die klare, ruhige, humane Art, wie die von dorther entsandten Friedensapostel in der Frankfurter Paulskirche sich als wirkliche Boten der Liebe zu erkennen gegeben haben.

Möge ein guter Genius über Europa walten, um uns vor dem Ueberſturz in einen blind experimentirenden Communismus und dem Rückfall in die unheimliche Dämmerung der Innern Mission zugleich zu bewahren! Zwischen zwei Extremen liegt die Wahrheit meist in einem über sie hinausragenden Dritten. Ein solches Drittes ist hier der entfesselte Staat. Aufforderung genug, stark zu bleiben im Kampfe für politische und nationale Freiheit! Ein großes freies Volk, das sich in seinen Institutionen selbst liebt, wird sich seinen Stolz und sein Behagen nicht trüben wollen durch die Noth und das Elend, das etwa auf dem Tummelplatze seiner Freude noch Raum hätte. Wer einen schönen Palast baut, ruht nicht, bis eine baufällige Hütte, die der Eigenthümer desselben neben sich nicht niederreißen darf, mindestens ein gefälligeres Aussehen erhält und die Symmetrie seines eigenen Besitzes nicht stört. Das eigene Behagen kommt dem Nachbar zu Gute. Wenn Christus sagte: Den Armen wird das Evangelium gepredigt! so sollte dieser Trost nicht heißen, die Armen sollten mit dem Evangelium für das, was ihnen sonst entging, schadlos gehalten werden, sondern es hieß: Daß das Evangelium Allen gepredigt wird und die Reichen zu ihren Menschenpflichten auffordert, das eben wird auch den Armen zu Gute kommen! Erginge bald an uns die Botschaft von einem Staate, an dem unser ganzer intellectueller und sittlicher Mensch sein Genüge fände, wie sollte auch diese Botschaft wieder den Armen zu Gute kommen! Erfüllt von der Harmonie des Lebens, die dann unser Ohr mit Wohllaut zu erquicken hätte, würden wir von selbst keine Dissonanz mehr dulden, während es uns jetzt bei der Zumuthung, rüstig Hand an die Schäden und Leiden der Gesellschaft zu legen, fast ist, als sollten wir nur Andern eine Harmonie des Lebens, die uns selbst noch wenig berührt, zum schmeichlerischen Kitzel ihres Ohrs und zum sybaritischen Selbstbelügen ihres Gewissens herstellen. Ob die Innere Mission stark genug sein wird, Denen, die auf dem

Roſenbette der Selbſtzufriedenheit ſchlummern wollen, alle ſtörenden Träume auf immer zu verjagen, wollen wir abwarten. Die befliſſene Dienerin der Sultane wird ermüden und die wahren Schrecken, die unſere gegenwärtigen Staaten beängſtigen, doch nicht beſeitigen. Hier können auf die Länge keine Palliative, ſondern nur neue Schöpfungen helfen.

XV.

Die geiſtige Bewegung.

1856.

Zu allen Zeiten gab es in der Geſchichte neben den großen Begebenheiten des Zufalls und den Beſtrebungen des perſönlichen Ehrgeizes noch eine *große Strömung der Gemüther*, die neben den geſchichtlichen Thatſachen den Epochen ihren wahren Ausdruck verlieh.

Unabhängig von der Politik, *regelte* dieſe Strömung die Politik.

Von Moſes an, der ein Geſetzgeber für Zuſtände war, die ſich factiſch faſt von ſelbſt machten, von allen den mythiſchen Namen an, die als Geſetzgeber nur zuſammenfaßten, was ſich durch die Sitte ſchon als nothwendig gebildet hatte, bis zur neueſten Zeit, immer gab es neben den großen Thaten und Ereigniſſen, die von Perſonen oder dem Zuſammenſtoße der Völker herrührten, geiſtige Strömungen des Univerſalgeiſtes der Menſchheit.

Wenn man ſagen wollte, daß jede Periode der Geſchichte ihren *Zeitgeiſt* hatte, ſo würde dies Wort noch nicht vollkommen ausreichen. Der Zeitgeiſt iſt ſehr oft nur ein Schleppenträger der großen Begebenheiten geweſen. Wenn Goethe den Geiſt der Zeiten „der Herren eigenen Geiſt, der in den Zeiten ſich beſpiegelt", nannte, ſo weiß man, daß ſich an dieſem wie an ähnlichen Sprüchen nur eine unver-

beſſerliche Kaſte des geiſtigen Hochmuths erfreut, deren Reihe von Tag zu Tag ſich in Deutſchland lichtet; aber daß der Zeitgeiſt der Mode huldigt, daß er nach der Sonne des Glücks, nach der Kraft der Erfolge geht, werden wir durch die tägliche Erfahrung belehrt. Dem Zeitgeiſte ſind die größten Märtyrer geopfert worden, der Zeitgeiſt war in Irrthümern befangen, die ſpäterer Erkenntniß weichen mußten; man gedenke nur der Begriffe, die das Mittelalter als ſich von ſelbſt verſtehend hinnahm und ſelbſt in Sachen der willkürlichen Gewalt und des Blutes in der Ordnung fand. Der Zeitgeiſt brachte Vieles mit ſich, was die vorhin angedeutete große Geiſtesſtrömung verwerfen mußte. Dieſe Geiſtesſtrömung iſt vielleicht noch etwas Höheres, als was Tacitus im Gegenſatz zur leidenſchaftlichen Willkür und zum täglichen Rechtsbruche ſeiner Zeit „Säculum", das Jahrhundert, nannte. Sein Säculum opferte mit voller Zuſtimmung der „öffentlichen Meinung" die erſten chriſtlichen Märtyrer, während doch das Chriſtenthum oder, was faſt gleich bedeutend, die damalige, faſt möchte man ſagen pietiſtiſche Anklammerung an das Heidenthum eben die tiefe, geheime, immer mächtiger umſichgreifende Geiſtesſtrömung ſeiner Zeit wurde.

In den Zeiten der Reformation unterſcheidet man ganz beſonders deutlich die doppelte Strömung der Geſchichte. Die eine ganz auf die Außenſeite gerichtet und ganz dem Zeitgeiſte angehörend; es war die kirchliche Reformation ſelbſt. Die tiefere, geheimere aber war die Wiedererweckung des Alterthums und die Sehnſucht nach Kunſt und Natur.

Die Reformation war ſchon eine hiſtoriſche Trübung. Leidenſchaften und Einſeitigkeiten aller Art gingen in ihrem Gefolge. Die große gemeinſame geiſtige Bewegung jener Zeit und das eigentliche Förderniß der Reformation war jener religiöſe Indifferentismus, jene antike Lebensſehnſucht, jener ſinnliche Schönheitsdrang, deſſen großartigſter Ausdruck gerade in den Häuptern der alten Welt, die man ſtürzen wollte, in den Päpſten jener Zeit, ſelbſt lag. Italien, wo Pietro Bembo von den Pergamenten der Klöſter die Gebete löſchte, daß unter dem Ave und Confiteor Lucrez, Virgil und Ovid er-

ſtanden; Italien, wo Raphael malte, Taſſo dichtete, ſeine Lebensſitte von den Höfen mildernd auf die Sitten des Volkes überging, Italien war die Sehnſucht der Zeit. Antike Erinnerung und philoſophiſcher Drang zur Erkenntniß der allgemeinen Menſchennatur und der Denkgeſetze wurde damals jenes Dritte, in dem ſich zwei Gegenſätze wenn nicht vereinten, doch abmilderten; jenes Dritte, das ſicher die Geſchichte unſeres Erdtheils vor einem großen Umwege zu dem Ziele, das ſie dennoch erreichen wird, behütet haben würde, wenn nicht Ignaz Loyola damals der römiſchen Kirche gegen einen ihr ſo gefährlichen Indifferentismus zu Hülfe gekommen wäre.

Im Zeitalter der Revolution ging es nicht anders. Die Heere der Verbündeten, die mit dem Manifeſte des Herzogs von Braunſchweig nach Frankreich kamen, waren ſelbſt von einem Geiſte beherrſcht, der erſt ſämmtlicher nationaler Demüthigungen, die Napoleon ſpäter über die Völker verhängte, bedurfte, um von der Bewunderung des franzöſiſchen Aufſchwungs zur Beſinnung zu kommen. Auch hier gab es ein gemeinſames Drittes, eine Strömung der Geſchichte, die Alles mit fort raffte, eine Zeitlang wol einen ſcheinbaren Widerſpruch im Intereſſe Einzelner ordnungsmäßig herſtellte, aber nach kurzer Zeit die Siegenden ſelbſt beſiegte, die Befehlenden ſelbſt gehorchen ließ.

Es früge ſich nun, was wol in dieſem Augenblick durch alle Lande als ein Gemeinſames geht und über der ſo künſtlichen und mißlichen Geſtaltung der erſichtlichen Thatbeſtände als wahrer Ausdruck unſerer Epoche genommen werden kann?

Legt man ſein Ohr an die Erde und wollte horchen, wo der alte Maulwurf des Weltgeiſtes ſein Schwöre! ruft, man wird etwas lange irre geführt werden, bis man ihn dicht unter ſich fühlt.

Man wird bald bei ſchon moosbedeckten Trümmern kaum angefangener Neubauten ſtehen, bald im Kriegslager unter jubelnden Soldaten, bald in Wahlſtuben, wo man Den wählt, deſſen Wort dem herrſchenden Augenblick entſpricht; bald bei Kathedern, wo eine ſtoffgläubige Jugend „nachzuſchreiben ſich befleißt, als dictir' ihr der heilige Geiſt"; bald in Verſamm-

lungen, wo man für die protestantische Kirche die Privatbeichte verlangt; bald auf staubigen Landstraßen, wo entzückte Hörer jesuitischen Wanderpredigern folgen; bald in den Räumen der großen Industrieausstellung, wo unter Blumen und Springbrunnen die Erzeugnisse mühevollen Fleißes fernster Zonen sich begegnen; bald auf jenem Dampfboot, das den elektrischen Draht in die Tiefen des Weltmeers auswirft... tausend auffallende Erscheinungen unsers großen Culturlebens... und wo ist ihre Deutung, welches ihr Ziel, welches ihr geheimer innerster Zusammenhang?

Ich will die Meinung Derer nicht bestreiten, die von Monarchie oder Republik, von Kirche und Glauben, von Besinnung nach langem Schwindel, von Rückkehr zur Ordnung, von der Herrschaft der materiellen Interessen, vom Wohl der arbeitenden Klassen, von Frieden oder Krieg, von Barbarei oder Cultur, von Hereinbrechen gewaltsamer Katastrophen, von der Möglichkeit verbrecherischer Geltendmachung internationaler Leidenschaften und einer Wiederanknüpfung unserer Tage an die verlorene Schlacht von Waterloo denken.

Aber wäre es widersinnig, wenn man das geistige Band aller vereinzelten Thatsachen, die der Augenblick darbietet, darin fände, daß die wahre Bewegung unserer Epoche die Disciplin des Massengeistes ist?

Die Geschichte hat ihre Heroenzeit gehabt, den Glanz und die Schrecken derselben; die Heroenzeit wird (ganz gegen Thomas Carlyle's Vergötterung der Menschengötter) nicht so bald wiederkehren.

Die Herrschaft des Massengeistes bezeichnet die neuere Geschichte. Wir haben bis jetzt nur die Schrecken des Massengeistes gehabt, die groben Schrecken schon seit den Bauernkriegen und der Reformation, die subtileren bis in die neuesten Tage; denn schreckhaft ist der Massengeist, wenn die Masse in sich wie Schiefer zerbröckelt, Ehrgeiz den Untersten treibt, sich womöglich oben geltend zu machen und sich, kaum sich fühlend, schon vor den Nebenmann vorzudrängen. Der undisciplinirte Massengeist ist das Chaos, und eine Schule der Anti-Isolirung scheint mir die Richtung dieser Tage.

Dieser Disciplin des Massengeistes dient, was ihr ge-

bieten will. Ihr nützt, wer ſich ihr zu ſchaden einbildet. Die Berufung auf die Kriegsheere und die Berufung auf ſieben Millionen fünfmalhunderttauſend Stimmen haben im großen Rath der Weltgeſchichte den gleichen Sinn. Die Geſchichte muß lernen mit großen Zahlen rechnen.

Die Menſchen, zurückgeführt auf die Natur, das Gegebene, das ſie ſelbſt Bindende, werden die Kraft der Uebereinſtimmung kennen lernen, die ſie bis jetzt an den Concentrirungen des Dampfes ohne Nutzen für ſich ſelbſt betrachtet zu haben ſcheinen. Es würde zu weit führen, für die Symptome dieſer Zeitrichtung alle Beweiſe anzuführen, und nur noch den jetzt ſo außerordentlich betriebſamen Herren und Frauen von der „Innern Miſſion" möchten wir in Betreff Deutſchlands zu erkennen geben, daß alle ihre Mühe etwas Anderes hervorbringen wird, als ſie zunächſt bezwecken.

Sie werden keine unduldſame Form des Chriſtenthums, kein Phantom einer unmöglichen ſichtbaren Kirche, keine „Zucht" der Gefangennahme ſeiner geſunden Vernunft befördern, ſondern nur anbahnen, fördern den Organiſationstrieb des Gemeinwirkens und die, wie es ſcheint, welthiſtoriſch zu werden beſtimmte Kunſt der — Unterordnung.

XVI.

Zeitungsrandglossen.

1861.

I.

Napoleon, der Sieger von Magenta und Solferino, scheint seinen alten Carbonaroschwur nicht vergessen zu haben. Schon von seinem Onkel sagte man, daß sein wahrer Genius die glücklichere Verwirklichung der Gedanken Robespierre's war.

Auch der jetzige Kaiser der Franzosen hat etwas vom Jakobiner. Man wird nicht umsonst acht Jahre in eine einsame Festung eingesperrt und hat nicht umsonst den Ehrgeiz, als Schriftsteller neue Gedanken zu haben oder alte neu begründen zu können. Louis Napoleon ist ein sinnender Grübler. Wenn er handelt, zwingen ihn seine Umgebungen dazu.

Das Papstthum abzuschaffen, ist ein Familiengesetz der Bonaparte. Für den Kammerdiener giebt es keinen Helden, für den Italiener keinen Heiligen. Der Legitimismus in Frankreich scheint noch nicht überwunden zu sein und sein Bundesgenosse ist die römische Hierarchie. Offen den Papst seiner Würde zu entkleiden, ist gewagt; Napoleon III. erdrückt ihn durch Zärtlichkeiten. Für diesen Gedankengang in des schweigsamen gekrönten Jakobiners Seele spricht die große Abneigung des Papstes gegen all' diese Zärtlichkeiten und die Spannung des Kaisers mit seiner Gemahlin.

Sollte Louis Napoleon wirklich glauben, für diesen der Unsterblichkeit würdigen Gedanken (beweisen zu wollen, daß die katholische Kirche ohne einen Statthalter Christi bestehen kann) Organe der Ausführung oder auch nur Organe der Zustimmung in seiner Legislative zu finden, so dürfte er sich leider verrechnen. Schon Schiller's bekanntes Wort läßt das Beste vom Einzelnen, nichts vom Plenum erwarten.

Zu einer Unterstützung antipapistischer Regierungshandlungen würde in Frankreich eine Gesetzgebung nöthig sein, die, wie der Convent, aus der Revolution in ihren dictatorischen Nothwendigkeiten oder aus den noch mit erster Schwärmerei ergriffenen Theorieen Rousseau's und Raynal's entstanden wäre. Wenn die gegenwärtige französische Legislative nicht durchgängig aus Bedienten der Tuilerieen besteht, so ist ihre Unterstützung dieser geheimsten Gedanken des in welthistorischen Anschauungen ziemlich vorgeschrittenen Kaisers ganz unmöglich.

Gewisse große Gedanken werden immer nur erfüllt werden, wenn die Initiative einem Einzelnen überlassen bleibt.

Es ist eine traurige, aber unwiderlegliche Wahrheit, daß in großen Krisen die Discussion schwächt.

Frankreich besaß unter Louis Philippe die Discussion in weitester Ausdehnung und ging zurück.

Wir können und wir müssen als Deutsche die gegenwärtige politische Stellung Frankreichs verwerfen, aber der Franzose kann immerhin mit ihr zufrieden sein. Was sie geworden, wurde sie durch die Zertrümmerung der Tribüne.

Läßt Napoleon III. die Franzosen wieder discutiren und sprechen, so bezweifeln wir, ob er hören wird, was er zu hören wünscht.

Sind es nicht sämmtlich Laguéronnières, die in Livreen, vom Luxus, von den Vergnügungen, den Bestechungen des Kaiserreichs gewonnen, vor ihm sitzen, so wird die Freiheit des Urtheils gewisse gefahrlose Stellen suchen, wo sie sich unerschrocken ergehen kann.

Das wird dann auf alle Fälle der Glaube der Väter und nicht unmöglich der Zauber des Ewigen Rom sein! Trau-

rig! Montalembert und Veuillot werden erſtaunen über die Bundesgenoſſen, die ihnen in dieſer Frage die Hand reichen.

Der Widerſpruch, der langangeſammelte Groll gegen den Zweiten December kommt endlich durch die Bigotterie, den Schein derſelben, zu Worte. Die Kaiſerin wird die Genugthuung haben, daß die Frauen und die Töchter der liberalſten Deputirten ebenſo denken wie ſie — der wichtigſte Mann in Athen war ja des Themiſtokles kleiner Sohn; wenigſtens ſagte Themiſtokles: „Ich regiere Athen, mich regiert meine Frau und die wieder regiert unſer Söhnchen!“ Frankreich ſteht in Religionsſachen unter dem Einfluß der Familie und die franzöſiſche Familie iſt ungebildet und bigott.*)

Sollte der brütende Lucubrant vom Schloſſe Ham nicht längſt dieſe Witterung haben und vollkommen wiſſen, wie weit er ſelbſt, der alte Carbonaro von 1831, der Bildung ſeines Volkes voraus iſt? Gewiß! Steigen ihm zu viel der Phraſen und Blaſen aus dem kochenden parlamentariſchen Topfe, mit dem er's jetzt verſuchen will, ſo rückt er ihn wol vom Feuer wieder ab.

Und wie die Weltbegebenheiten ſich im Ganzen und Großen anlaſſen, würden wir auch für's Erſte darin kein Unglück finden.

II.

Am Mincio alſo ſind die verbündeten Franzoſen und Italiener ſtehen geblieben, und nun ſpricht man, „Oeſterreich ſolle den Reſt verkaufen“.

Warum nicht?

In der That doch beſſer, als mit dem Frühjahr von Caprera aus wieder einen Aufſtand organiſirt zu ſehen, den ſich der dortige Einſiedler leicht denkt. Die Karten des Adriatiſchen Meeres und der Alpen liegen vor ihm ausgebreitet. Fünfzigtauſend Mann werden die Uniform Sardiniens wieder aus-, die rothe Blouſe der Freiſchaaren anziehen; zwanzigtauſend rücken ihnen nach, und der Kampf entbrennt zur See, zu

*) Spätere Anmerkung. Zehn Jahre ſpäter zeigte ſich dieſe Unbildung Frankreichs.

Eliſa Ben Abuja, Schüler ſelbſt
Von einem unſrer weiſeſten Rabbinen,
Und Rabbi Mechir wieder war ſein Schüler.
Und weil er zweifelte, (ſteht auf) ward er verflucht.
Eliſa Ben Abuja war wie Du,
Man ſcheute ſich den Namen auszuſprechen
Und hieß ihn Acher — Acher heißt der Andre,
Der Andre nur, ſo ſchreibt von ihm der Talmud —
Der Andre hieß Eliſa und es ſtieg,
Als er geſtorben, dunkel aus dem Grabe
Ein ew'ger Rauch — das Grab, es rauchte, — bis
Sein Schüler, Rabbi Mechir, linderte
Die Ruhe ſeiner Seele durch Gebet,
Er betete, der Schüler für den Meiſter,
Und aus dem Grabe rauchte es nicht mehr;
Ein ſolcher Acher biſt Du — Es war Alles da. (Setzt ſich.)

Uriel.

Hab' ich den Ruhm der Neuheit denn begehrt?
Der Rauch des Acher iſt die Feuerſeele,
Der Flammengeiſt, den Ihr mit ihm begrubt!
Ein Acher bin ich ſelbſt, ich bin der Andre,
Der ewig Andre; denn im Andersſein
Liegt die Gewähr des ewigen Entſtehens.
Und wie der Talmud doch zu deuten iſt,
So hört! Ein Acher, dünkt mich, lebte nie!
Der Acher iſt das Bild des reinen Denkens,
Denn nur im Andern ſeh' ich wie ich bin,
Im Andern fühl' ich meine eigne Wahrheit,

Lande, in den Scheren der Lagunen, an den Buchten Dalmatiens. Die Fackel der Empörung ſchleudert ein Angriff, der um die Rechtlichkeit der Mittel nicht in Verlegenheit ſein wird, in jene lockere Südſlawenwelt, in Völker und Gegenden, wo die Luſt am Aufſtand die Regel, die Ruhe nur ihre Ausnahme iſt. Die Welſchtiroler lockt der gemeinſchaftliche Sprachenreiz; konnten demſelben doch ſelbſt die Republikaner Teſſins, die freien Schweizer, nicht widerſtehen! Deutſchland, das Frankfurter Bundestags Deutſchland, beſitzt ſeine Grenzmarkzeichen von den kahlen Alpen herab in die Karte Italiens hinein ſo ſeltſam verzackt und verlaufen; wer bürgt für jedes Pünktchen, das die auf den Felſenpfaden um den Gardaſee hinaufgewundenen Kanonen, die Roſſe und die Berſaglieri vermeiden ſollen? Deutſchland kann da den Krieg haben, es weiß nicht wie.

Ein ſchöner Theil Italiens iſt es nun immer, der da vor uns ausgebreitet liegt!

Venedig, die ſtolze Lagunenſtadt mit ihren Wunderbauten, mit dem Maſtenwald ihres Hafens, ihren Befeſtigungen, welche Millionen verſchlungen haben!

Die Brenta mit ihren palaſtbeſäeten freundlichen Ufern!

Padua, der Sitz der Wiſſenſchaften!

Vicenza, das marmorreiche, ein einziges Denkmal Palladio's die ganze vom großen, dort gebornen Baumeiſter geſchmückte Stadt!

Verona, das ſagenreiche! Ein trotziges Bollwerk, das nur den Nachkommen Dietrich's von Bern gehören zu müſſen ſcheint! Verona, von deſſen Zinnen herab der Blick in die fruchtbaren Ufer der Etſch bis zu den Krümmungen des Po hinabſchweift, zur Rechten den Gardaſee beſtreift! Verona, das den Anfang einer Gruppe von Befeſtigungen bildet, die nach unbegreiflichem Rathſchluß des Schickſals in Villafranca vollſtändig vergeſſen geweſen ſchien!

Aber ebenſo wie dieſer Beſitz das Hochgefühl des Deutſchen ſchwellen darf, erregt er das fanatiſche Verlangen des Italieners, der Einheit und Auferſtehung ſeines Vaterlandes dieſe Blüthe heſperiſchen Lebens nicht entzogen zu ſehen. Die Bewohner dieſes üppigen, von der Natur geſegneten, hoch-

gebildeten Strichs zwiſchen Meer und Alpen tragen jene Ideen, die jetzt in Italien den Sieg errungen haben, ſeit Decennien lebendiger in der Bruſt als irgend ein anderer Bevölkerungstheil auf der Halbinſel.

Warum nicht verkaufen? Spielt das Geld in den großen Begebenheiten der Geſchichte eine ſo unwürdige Rolle, daß ſelbſt eine Abtretung gegen Uebernahme eines Theils der Nationalſchuld kein Wort wäre, das im Rath der Cabinette, auf einem Congreß, gehört werden könnte?

Dann ſtünden die Staaten wirklich wie im Mittelalter auf dem Standpunkt des Duells. Im Duell verlangt der Begriff der Ehre, daß ſelbſt der Beleidigte zur verletzten Ehre noch ſein Leben hinzuverlieren kann. Was im Leben des Einzelnen tragiſch und ſchön wirken mag, iſt es nicht immer im Leben der Völker; die Lehre der Neuzeit verwirft die feudalromantiſchen Standpunkte und bringt nicht mehr Dynaſticen, ſondern Nationen in Conflicte, nicht Standesvorurtheile, ſondern Wohlfahrtsexiſtenzen der Menſchheit. Wo iſt in Oeſterreich die allgemein verbreitete Geſinnung, die Gut und Blut an die Nothwendigkeit der Erhaltung Venetiens ſetzen möchte? Sie iſt nicht einmal in Wien vorhanden, geſchweige in den entferntern Theilen der Monarchie. Und Länderverkauf gegen den Willen der Betheiligten, wie Franz I., um ſich aus Karl's V. Gefangenſchaft loszukaufen, Burgund hingab, wie Dänemark zur Zeit Napoleon's Norwegen an Schweden abtrat, rief wol Burgund und Norwegen, um eine ſolche Preisgebung zu hintertreiben, in Waffen; anders aber, wo der Verkauf die Wünſche der Verkauften erfüllt.

Ströme Blutes ſind der Menſchheit erſpart worden durch den Kauf und Verkauf der Völker in Aſien und Amerika.

Die Engländer machten ſich in Madras zu ſcheinbaren Vaſallen des Großen Moguls, indem ſie vorzogen, ſich lieber die Länder zu erkaufen, als ſie mit den höchſten Anſtrengungen zu erobern.

Louiſiana und Florida ſtanden zur Zeit der Erhebung Nordamerikas zur jungen amerikaniſchen Republik im Zuſtand derſelben Halbheit; ſie gehörten Frankreich und Spanien, aber ihre ganze Sehnſucht war auf die Theilnahme an der

unter dem Sternenbanner ſich ſchaarenden Union gerichtet. Ein Soldat wie Napoleon verkaufte 1803 Louiſiana.

Spanien verkaufte 1819 Florida. Der Stolz Spaniens auf ſeine Beſitzungen jenſeit des Oceans war von je ſo groß, wie nur irgend der des Hauſes Habsburg auf ſeine Erb- und Kronlande ſein kann. Die Republiken Südamerikas geſtalteten ſich auch meiſt durch die Entſcheidung der Waffen; aber Cuba, das ſich noch in den Händen der Spanier befindet, wird ohne Zweifel binnen Kurzem freigegeben werden — gegen eine Entſchädigung an Geld. Die Macht der Ideen iſt ſtärker als dynaſtiſche Romantik.

Es mag erhebend ſein, in unſern Geſchichtsbüchern zu leſen, wie die deutſchen Reichsſtände 1395 Kaiſer Wenzel abſetzten, weil dieſer die Lombardei an die Visconti von Mailand verkaufte. Die Lombardei war 1395 eine Waare, die dem gehörte, der die eiſerne Fauſt darauf hielt.

Das Halten der Völker mit eiſerner Fauſt hat aber unſer Jahrhundert herzlich ſatt bekommen, und nicht nur um derentwillen, die zunächſt von den mächtigen Fingern einer ſolchen eiſernen Fauſt ergriffen werden, ſondern auch um jener übrigen Glieder willen, die noch zur eiſernen Fauſt hinzugehören und den krampfhaften Druck mit nachfühlen — bis in ihr innerſtes Lebensmark.

Man erwidert: Das iſt Idealpolitik! Die Erfahrung lehrt, daß Alles, was heute Idealpolitik genannt wird, in zehn Jahren die Politik der Nothwendigkeit iſt.

III.

„Die Exiſtenzfrage iſt nicht proteſtantiſch, nicht katholiſch, nicht liberal und nicht reactionär, ſo wenig als mein Arm, mein Fuß, Haus, Rind, meine Hand, meine Katze proteſtantiſch oder katholiſch, liberal oder reactionär iſt.“ Oder: „Sieh hin, ein Zuavenhund bohrt einem Tiroler das Bajonnet in die Bruſt! Hilf! — Antwort: Ja, lieber Gott, der Menſch dauert mich, aber er iſt Pfaffenknecht und Reactionär, ich kann ihm nicht helfen.“

Solche und ähnliche Sätze finden wir bei Friedrich Vischer, dem berühmten Aesthetiker in seinen „Kritischen Gängen".

Der Verfasser erzählt uns, er floh vor Bildern und Anschauungen, die für ihn daheim nicht länger zu ertragen waren. Einen doppelten Wahn sah er um sich her durch Menschen verkörpert, die sonst von ihm geachtet wurden, den Wahn des „Nationalvereins", der Deutschlands Geschicke nur noch an Preußen ketten wolle; den Wahn der Demokratie überhaupt, die Oesterreich eben so „zertrümmert" wünsche wie vielleicht die ganze Welt, um nur neue Ordnungen zu schaffen.

Aber, fährt der geistreiche Schriftsteller fort, auch in Oesterreich, wohin der Verfasser, um sich zu sammeln, entflieht, in Oesterreich, das ihm von je, auch seiner „alten Wohlfeilheit" wegen, so unendlich werth geblieben war — letztere „Wohlfeilheit" hätte ihn doch schon etwas aus seinen jugendlichen Träumen wecken oder die Erwähnung überhaupt nicht „stylvoll" erscheinen sollen — wird ihm nicht wohl. Auch dort hört er, daß etwaige Waffensiege des doppelten Adlers nur als schlimme Zeichen für die Sache des innern Fortschritts gedeutet würden. Außer sich über die Verblendung dieser Zeit, irrt sein deutsches Herz auf dem Schlachtfelde von Solferino, sein Vaterlandsgefühl kann nicht ertragen, daß Franzosen über eine Armee gesiegt haben, die, wenn auch nicht ganz, doch theilweise aus Deutschen bestand.

Aus dieser Stimmung heraus, einer lyrisch-politischen, sind die obigen und viele, viele ähnliche Sätze seines Buches entstanden. Der Reisende jubelt, wenn ein Bregenzer Stubenmädchen in Mailand über die Franzosen zu ihm sagt: „So en schmierige Kerle mächt i jo net mit'm Steckele anrege, do sind die Oesterreicher andre Leut gewese." Jeder ihm zu Ohr gekommene einzelne Zug von deutscher im letzten Kriege bewiesener Tapferkeit wird von ihm mit Hoffnung auf bessere Zeit gebucht, und am liebsten möchte er, die Trommel würde gleich wieder gerührt und die Deutschen ließen die Erde unter ihrem Fußtritt erdröhnen. Keineswegs will er die Italiener geknechtet sehen, das nicht, Ungarn will er nicht ohne Freiheit, Deutschland nicht ohne

Einheit — nur soll Frankreich à tout prix fern gehalten bleiben, Frankreich nicht die Landkarten verändern — besonders aber nie ein Deutscher, und er mag vertreten was er wolle, besiegt aus einem Kampfe hervorgehen u. s. w. u. s. w.

Das sind wohlgemeinte Anschauungen von deutscher Macht und Herrlichkeit. Jakob Venedey, W. Orges in der Augsburger Zeitung, Gustav Fröbel theilen sie. Aber es sind die Meinungen einer Minorität. Die Majorität — nicht die der Indolenz können wir meinen, sondern der stimmfähigen Beurtheilung — sagt, die zufällig außerordentliche Größe Oesterreichs und des Hauses Habsburg sei für die Welt und für Oesterreich eine Sache für sich. Seit fünfzig Jahren hätten wir von so mächtiger Ausdehnung des deutschen Namens nach dieser Seite hin wenig Segen und viel Fluch gehabt, unterdrückte Völker nach Außen, verfolgte Patrioten nach Innen. Jene chinesische Mauer, die Kaiser Franz und Metternich zwischen Deutschland und Oesterreich von Bregenz bis Krakau gezogen, hätte beide Organismen in einem Grade getrennt, daß all' diese entrüsteten Worte ohne zu zünden in die Luft flögen. Deutschland würde überhaupt nur für dasjenige Oesterreich mitfühlen, das sich an den drei großen Aufgaben des engern Vaterlandes sichtlich und aufrichtig fördernd mitbetheiligte: Freiheit, Einheit, Aufklärung.

Es würde zu weit führen, wollten wir die historische Berechtigung dieser letztern Ansicht beweisen und zu gleicher Zeit ausführen, wie wir darum nicht im mindesten nöthig haben, eine so panische Furcht vor den Franzosen zu hegen, noch auch die Bildung eines einigen Italiens zu scheuen, noch auch einige Neugestaltungen der Karte Europas mit mißtrauischem Auge zu betrachten.

Das engere Deutschland von 1859 war nicht mehr das Deutschland der geistlichen Kurfürsten und der Reichsarmee, sondern war und ist ein Kern, der etwas mehr vertritt als nur Preußen, so betrübend uns auch die lockere Verbindung mit den acht Millionen Deutschen Oesterreichs erscheinen darf, die uns leider durch alles das, was sich sonst an historischen Anneren in Ungarn, Polen, Böhmen, Slavonien, Italien,

für unſere deutſchen Brüder maßgebend, gebildet hat, nur noch geiſtig angehören.

Wir bedauern, dieſe Beweisführung hier unterlaſſen zu müſſen, um ſo mehr, als wir gern jede Gelegenheit ergreifen, vor allzugrellen Einſeitigkeiten und unmotivirten Präponderanzen, auch Preußens, zu warnen — die Politik der gelehrten Herren, die entweder bereits in Preußen Profeſſoren geworden ſind oder es erſt werden wollen, iſt nicht die unſrige.

Aber in Betreff Viſcher's können wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß uns ſeine Art der Beweisführung und die naturaliſtiſche Wallung ſeines Denkens und Fühlens durch ihre chaotiſche Unordnung erſchreckt hat.

Aus einem Denkermund die ſubjectivſten Mondſchein-Monologe! In ſeiner Darſtellung verjagt das Bild den Gedanken, der Gedanke das Bild; jeder Eindruck verſchlingt den vorangegangenen; das geringſte Erlebniß wird zur großen Thatſache aufgetrieben, und die große Thatſache wieder zerbröckelt ſich in Kleinigkeiten, in ihre Staffage, ihr Coſtüm, ihren äußern Effect. Viſcher kann nicht an die Ungarn denken, ohne von „praller, ſporenklingender" Rede zu ſprechen — von Venedig nicht, ohne die alten Dogen zu ſehen, von Franzoſen nicht, ohne ihre rothen Hoſen; es iſt der reine Feuilleton-, ja der parlamentariſche Tribünenſtyl einer Jungfernrede, die vorher niedergeſchrieben und auswendig gelernt iſt. „Es giebt etwas, das in ſolchen Lagen alle Kunſt der Reflexionen erſetzt, eine Naturkraft des Gemüths, ohne die kein Volk zu Macht und Größe gelangen kann. Man brauchte nicht viel zu denken, es durfte nur unter dem Bruſtlatz richtig beſtellt ſein". In dieſem ſchwäbiſchen Dorfgeſchichten-, Auerbach'ſchen Ton das ganze Buch! „Was anders iſt der Patriotismus als das erhöhte, erweiterte Familiengefühl! Eine Familie, die nicht dem Zerfall nahe iſt, läßt keins ihrer Glieder beſchimpfen, berauben; was dieſe Glieder unter ſich abzukarten haben, das geht den Fremden, den Feind nichts an; wie uneins im Innern, eins gegen Außen! Dieſes Gefühl fragt nach keinen Gründen und erſetzt alle Gründe; es läßt ſich nicht andemonſtriren; wer es

nicht hat, gehört nicht zur Familie; wer es hat, der hält es rein und frei von fremden Beziehungen, die es zu durchkreuzen ſuchen." Aehnliche Sätze wie dieſer, der denn doch auch beweiſen muß, daß alſo Deutſche und Schweizer in Neapel die kräftigſte Waffe des Despotismus ſein dürfen und von unſerm „Familiengefühl" bei jedem Kampfe gegen ein geknechtetes Volk für ihren Sieg zugejubelt bekommen müſſen, charakteriſiren die ſubjectiv-lyriſche Denkmethode. „Tief bewegt, wie ich reiſte, werde ich ſchreiben. Ich bin gereiſt, weil es mich nicht zu Hauſe ließ, weil ich wandern mußte. Eine wilde Jagd von Reiſe habe ich beſchloſſen wie Einer, der über Berg und Thal mit haſtigen Schritten rennt, um innern Sturm durch äußern zu vertoben." Alles das, als läſe man den bekannten Schwulſt Berthold Auerbach's.

Das Grundweſen Viſcher's, in der Aeſthetik wie in der Politik iſt alſo wirklich nur — wer hätte das gedacht! — romantiſche Anſchauung. Ein Glück für ihn, daß Goethe einen „Taſſo" und „Iphigenie" geſchrieben hat. Sonſt wäre ſein Ideal die Arabeske. Er würde ſeine Kränze nur an die Manier austheilen. Wir wiſſen nicht, ob man verſtehen wird, was wir damit ausdrücken wollen, wenn wir ſagen, das Unglück einer ſolchen Denk-, Beobachtungs- und Gefühlsmethode iſt die Reminiscenz. Sie beirrt Viſchern auf Tritt und Schritt, und bei ſo excentriſchem Subjectivismus begreift ſich, wie der Autor ſeine hochberühmte „Aeſthetik" nur zu einem Werk hat machen können, wodurch er ſich vor Allem erſt ſelbſt klar wurde.

Viſcher hat, hören wir, die „Tendenzpoeſie" verworfen. Warum? Sie weckt die Reminiscenz deutſchkatholiſcher Pfarrer, Freier Gemeinden und Freimaurer — für den Romantiker unpoetiſcher Begriffe. Wer aber die „Tendenzpoeſie" verwirft, verſteht nicht nur das Blut nicht, das durch die Adern ſeiner Zeitgenoſſen rollt, er hat auch den Lebensathem, der durch die alten Muſter weht, nicht verſtanden. In Homer, im Hohenliede, in Dante, im Straßburger Münſter, in Paläſtrina's Meſſen, in Raphael's Transfiguration, in Calderon, Shakespeare, Schiller und Goethe iſt Alles Tendenz. Nur daß die Tendenz älterer Zeiten Nationalität,

Glaube, Gesittung, Bildung hieß. Die Tendenz unserer Zeit ist die der Befreiung der Natur vom überlieferten Zwang, der Sieg der Gerechtigkeit, der Sieg der Geistesfreiheit über die Gewalt der Vorurtheile, auch über das Vorurtheil des oben geschilderten Patriotismus als „Familiengefühl". In der eines Denkers würdigen Politik weht heutiges Tages nur Tendenz. Oder sollte Vischer glauben, daß 1859 Preußen die Tendenz gemacht hat, die damals mit blutendem Herzen Oesterreichs Niederlagen sah, an sich hielt, dem Herzen Ruhe gebot und sich sagte: Die Zeiten müssen sich erfüllen!? Wenn Vischer in den obigen, selbst für einen „Belletristen" effecthaschenden Sätzen, die wir citirten, andeutet, daß Deutschland Oesterreich im Stich ließ um des Concordats willen, so hätte eine solche Wahrnehmung auf einen so bedeutenden und genialen Kopf niederschmetternd wirken sollen. Eine unsichtbare Stimme hätte ihm rufen müssen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, nicht die romantische Arabeske, nein, die Tendenz ist in dem Grade die allmächtige Gewalt unserer Zeit, daß sie die Weisesten verstummen macht!*)

Bei alledem ist Vischer angeweht von diesem neuen Geist und die großartige Schöpferkraft desselben imponirt ihm doch. Da ergreift ihn denn inmitten seiner zornigen Rede die „gebrochene Wehmuth" jener Reminiscenz. Er ahnt, daß es wol gar mit dem, was die Katheder lehren, plötzlich einen Zusammenbruch geben könnte, daß Homer, Sophokles, der Dom von Mailand, Händel und Mozart nicht mehr vollkommen ausreichen dürften. Wieder eine Uebertreibung! Er steht dann vor einem Eisenbahnstationshäuschen und abstrahirt sich mit schmerzlicher Resignation mögliche Schönheitsgesetze einer modernen Baukunst. — — Ach, des unfertigen, in sich ganz unklaren Anempfindens! Und das bei dem ewigen Schein des burschikos sichern Auftretens! Gleich „Kritische Gänge" — ! Man sieht die Mensur, den geschliffenen Hieber! Das Lachen der Studenten über jeden nur irgend vom geziemenden Ernste

*) Spätere Anmerkung. Mein obiger Satz: Freiheit, Einheit, Aufklärung ist wahr geworden = Reichstag, Einheit des Heeres, Culturkampf.

abweichenden Ausdruck hat den trefflichen Mann heruntergebracht bis zum „Schwebemayer".

Giebt es „in der Aesthetik einen Schmerz", den Vischer etwa dahin definirt, daß die Gesetze des Schönen, die man zu Hause eingebunden in seiner Bibliothek liegen hat, nicht in Einklang zu bringen sind mit dem, was draußen in der Welt die moderne Bildung durch sich selbst hervorbringt und ohne alle Beweisführung zum Maßstab ihres Werthes macht, so giebt es auch einen solchen in der Politik. Ueberwinde Vischer diesen, bekämpfe getrost die schwarzrothgoldenen Reminiscenzen und lerne dem Geist einer Zeit lauschen, welche die hochherrlichen Hohenstaufen mit unserer sich wild die Locken schüttelnden Primaner-Politik, trotz Uhland, nicht einmal auf der deutschen Bühne hat geltend machen können, wie viel weniger im deutschen Leben!

IV.

Wäre Oesterreich ein Staat, dessen Erkranken man eine vorübergehende Erscheinung nennen müßte, so würden wir denen recht geben, die den Vorschlag eines „Verkaufs Venedigs" in der jetzt üblichen publicistischen Sprache „eine niederträchtige Schamlosigkeit", „bübische Schändung des deutschen Namens", „erbärmliche Feigheit" u. s. w. nennen. Doch bleiben wir bei der Behauptung, die Zusammensetzung und etwaige Lebenskraft Oesterreichs wird eher eine gänzliche Germanisirung seiner magyarischen, sarmatischen und czechischen Bestandtheile möglich machen, als daß es organisch mit seinem italienischen Besitz verschmilzt.

Wir können uns denken, daß der deutsche Doppeladler wieder in seine mächtigen Fänge selbst die Lombardei zurückerhält. Dies würde aber jetzt eine Eroberung sein, die aus den traurigsten und unserer Zeit unwürdigsten Zuständen eine Schraube ohne Ende machte. Nein, „Verkauf Venedigs" hieß weder ein Rath noch eine That der Feigheit. „Verkauf Venedigs" heißt auch keine Geldspeculation. Der Name des Geldes oder einer Uebernahme von Staatsschulden oder ein Länderaustausch war hier nur der Ausdruck für friedliche, humanitäre Lösung. „Verkauf Venedigs" hieß ein Congreß

und auf dieſem die Anerkennung einer tauſendjährigen Erfahrung.

Es giebt in der Geſchichte Zeiten des Beginns, Zeiten der Schwebe, Zeiten der Erfüllung. Für Italien ſind dieſe letztern angebrochen. Auch für alle die ſollten ſie angebrochen ſein, die an Italien betheiligt ſind. Oeſterreich kann Italien nur durch ſeinen eigenen Ruin beherrſchen. Die Politik des Zwangs, der Unterdrückung iſt auf einem fremden, eroberten Boden die einzig naturgemäße, die vernünftigerweiſe mögliche. Wohin aber ein ſolches an ſich ſchon beklagenswerthes Syſtem dann auch noch rückwirkend führt, zeigen die jetzt aufgehenden Saaten der Metternich'ſchen Zeit. Oeſterreich kann die ihm ſo nothwendige moraliſche innere Revolution nicht durchmachen, ſo lange es den italieniſchen Beſitz behält. Sein Adler hat zwei Köpfe, nur Einen Magen. Der fabelhafte Vogel kann nicht zu gleicher Zeit im Süden die, wir ſagen es ja, durch die Umſtände ganz berechtigte Natur eines fleiſchfreſſenden Raubthiers und im Norden die jener körnerfreſſenden — Taube haben, die das Symbol des jetzt verheißenen Geiſtes iſt.

Da bereits unſer alter vaterländiſcher Seher E. M. Arndt geſagt hat: „Der Welſche und Deutſche vertragen ſich nie! Deutſchlands Grenze ſind ſeine Alpen und nur da, wo Aquileja lag, müßte noch eine Feſtung gebaut werden!" ſo ſollte man eigentlich des Streits um die Nothwendigkeit Venedigs für Deutſchland überhoben ſein. Lächerlich, zu behaupten, daß Venedig, an Italien abgetreten, doch nur — an die Franzoſen käme. Trieſt wird niemand anzurühren wagen und Aquileja, das alte Bollwerk der römiſchen Kaiſer, das Attila zerſtörte, könnte ja Deutſchland mitbauen und mithüten helfen, indem es eine Bundesfeſtung wie Mainz und Raſtatt würde. Die Auseinanderſetzungen: Wenn Venedig fällt, iſt Trieſt verloren! Die adriatiſche Küſte iſt preisgegeben! Es giebt keine andern Matroſen und Schiffer in adriatiſchen Gewäſſern als Italiener! — alles das ſind jene Behauptungen, die von publiciſtiſchen Federn mit hochwichtiger Miene vorgetragen werden und den Nebelbildern gleichen, Vergrößerungen kleiner Reflere. Auch die militairiſchen De-

Im Andern lern' ich meine Unterſcheidung.
Das Andre iſt des Zweifels heiligſtes
Symbol. Der Zweifel iſt des Glaubens Nahrung —
Und jeder Denker muß ſich Acher ſein,
Und wie der Talmud klüger iſt denn Ihr,
So giebt er Achern, der ein Bild nur iſt,
Der nie gelebt hat, einen großen Lehrer
Und einen größern Schüler, beide fromm:
Denn nur aus Zweifel kommt ein frommer Glaube.

Akiba
(ſteht auf und ſieht Uriel ſtarr an).

De Santos! — Hab' ich recht gehört — es hätte —
Eliſa Ben Abuja nie gelebt?
Ein Wirkliches, ein Menſch, im Talmud lebend,
Der wäre nur ein Bild, nur eine Mythe, —
Und was der Glaube feſt umfangen hält
Wie Fleiſch und Bein, leibhaftig wie zum Sprechen,
Das wären Wolken, Dunſtgebilde, die
Erſt ſpäter menſchlich ſich geſtaltet hätten? —
Nein, das iſt eine Meinung, noch zu neu
Und wohl zu ſühnen, da ſie nie geweſen —
Gebt ihm des Widerrufes Formular!

Santos
(giebt Uriel das Papier).

Euch beugt das Schickſal nur, die Demuth nicht.
Von dem, was Eure Lippen hier bekennen,
Weiß Euer Geiſt nichts, der im Argen bleibt.
(Zeigt nach hinten)

ductionen über Operationsbasen u. s. w. gehören hieher, wie Radowitzens berühmte Phrase von Italiens Norden als dem „Glacis Deutschlands". Arndt, der das Richtige sagte, war nur National-, nicht einmal Tendenzpolitiker. Eine besondere Sympathie für jenes fremde Volk, das unter allen Umständen frei und unabhängig sein will, würde ihm an und für sich ganz gefehlt haben.

„Venedig verkaufen" heißt: Die venetianische und italienische Frage zunächst an einen Congreß bringen. „Venedig verkaufen" heißt einen Congreß zusammentreten sehen, wo nicht etwa um den Grünen Tisch nur die verzweifelten Rechenkünstler Oesterreichs sitzen, die Minderer der Nationalschuld, die Retter der Valuta — sondern Staatsmänner. Mehr noch! Philosophen würden uns die Gesandten erscheinen — aus der Schule des Brutus, Cato, Arnold von Brescia, Washington, Benjamin Franklin — Staatsdenker, die über Mittel und Wege sinnen, das Glück der Völker anzubahnen, Staatsmänner aus der Schule des so oft citirten Jesus von Nazareth. Metternich schickte auf den Congreß von Verona nur Staatsmänner, die Sterne *auf* der Brust trugen, die Freiheit der Griechen sollte nicht existiren; die Staatskunst aber, die Sterne *in* der Brust trägt, die christliche *Verpflichtung* siegte. Italien ist in einer gleichen Lage. „Venedig verkaufen" heißt, die Lösung der italienischen Frage jenem Minister überlassen, der das mächtigste und riesigste Portefeuille trägt — die Tafeln der Geschichte.*)

V.

Wäre Eugenie nicht, Napoleon würde sich besser entwickeln. Es ist wieder eine Broschüre erschienen. Natürlich muß man von ihr die romanisch französische Form abziehen. Diese Methode der Beweisführung, diese Berufungen auf die Größe und Tapferkeit der Franzosen, diese einseitigen, oft komischen Entstellungen der Sachlage gehören zu den Dingen, die sich auf dortigem Gebiet von selbst verstehen. Ob Karl X. oder Louis Blanc ein solches Manifest oder Programm schreibt,

*) Statt Verkaufs trat bekanntlich Verschenken ein.

es wird, namentlich im Rhetoriſchen, immer dieſelbe Komödianterei ſein, die nun einmal vom franzöſiſchen Weſen nicht zu trennen iſt. Auch für Italien gilt dieſelbe Bemerkung. Die Art, wie z. B. die Italiener den Deutſchen ihre Sympathieen ausdrücken, muß man hinnehmen wie ſie iſt. Herrn von Vincke wünſchen wir den ganzen Muth, die Phraſen und Demonſtrationen zu ertragen, die ihm von dorther kommen und die ihm in ihrer Form, ja ſelbſt theilweiſe in ihrem Inhalt eben ſo antipathiſch ſein mögen wie ſeinen Gegnern. Wir Deutſche drücken uns eben anders aus. Die Sache bleibt darum dieſelbe und verändert nichts an ihrem Inhalt.

Auch die „Halbheit" oder, wie die Nationalzeitung ſich ausdrückt, die am Schluß der Broſchüre erſt eröffnete „Colonnade zu einem Gebäude, das man nicht ſieht", kann den großen von Paris angekündigten Act der Säculariſation des Kirchenſtaats nicht verdächtigen. Man vergeſſe nicht, daß Napoleon III. über eine bigot katholiſche Bevölkerung herrſcht. Seiner eigenen Ueberzeugung nach ſo gut wie wir Voltairianer und von den Cardinälen und dem Stuhl Petri nicht im mindeſten bezaubert, hat er die Klugheit gehabt, das große Wagniß der Wiederherſtellung der Bonapartes auf die Beſeitigung der Gefahren zu bauen, die dem katholiſch-kirchlichen Weſen ſowol in der Republik wie unter dem entſchieden antijeſuitiſchen Louis Philippe (noch deſſen beſter Seite) drohten. Der Prätendent appellirte an die Maſſe des Landvolks, den franzöſiſchen Mangel aller Schulbildung, die Vorſehung jedes franzöſiſchen Dorfes, den Pfarrer. Seine Umgebung war, um uns mit einer genauern Definition derſelben nicht aufzuhalten, unmoraliſch. Dieſen Spielern von Baden-Baden, Börſenflibuſtiern, militairiſchen Aventuriers, Camelienbamen niedern, höhern, höchſten Ranges hatte er ein Gegengewicht zu geben und beeiferte ſich deshalb, der beſte Sohn der Kirche zu ſcheinen. Dieſe Lage dauert noch fort. Die franzöſiſche Armee iſt nicht das aufgeklärte Paris, ſondern die bigotte Provinz; die Offiziere ſind nicht frei von jener modernen katholiſchen Sentimentalität, die ſonſt nur im Lager der Legitimiſten zu Hauſe iſt. Der Kaiſer wird des-

halb ohne Zweifel mit eigener Hand in Laguéronnière's Broschüre die Zusätze hineingeschrieben haben, die ihm für die Rücksichten auf die französische Religion nothwendig erschienen. Er mußte den Papst unter dem Bilde zweier Personen auffassen; der einen küßt er demüthig den Pantoffel, während er der andern heimlich den Stuhl wegzieht; daß bei dieser Scene nur ein und derselbe Begriff zu Boden fällt, kümmert ihn nicht. All' diese „Halbheit" ist für seine Lage in der Ordnung.

Den Muth, den Katholicismus von Rom unabhängig zu machen, bekam Napoleon III. durch drei Thatsachen. Ein Priester, Vicar Berger, ersticht den Erzbischof von Paris in offener Kirche und muß die Guillotine besteigen; Orsini, ein italienischer Patriot von bisher unbescholtenem Lebenswandel, sucht ihn selbst durch sein Bombenattentat aus der Welt zu schaffen; das Haus Habsburg schließt mit den bourbonischen und habsburgischen Dynasten Italiens geheime Schutz- und Trutzbündnisse. An und für sich geht eine grübelnde und gedankenbrütende Natur, wie sie Napoleon III. besitzt, ungern in den Krieg; bei ihm lag außerdem noch die Besorgniß vor dem bedenklich wachsenden Ruhm der commandirenden Marschälle hindernd zwischen Drohung und Ausführung. Dennoch begann er den Krieg. Man schildert Napoleon III. als Eroberer und verweilt bei den Annerationen. Der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" zufolge hat Napoleon bei allen seinen Unternehmungen nichts als Ländergewinn im Auge. Wir halten diese Meinung für irrthümlich. Ohne im mindesten die äußerste Wachsamkeit auf unsere Rheinufer widerrathen zu wollen, können wir in den Erwerbungen von Nizza und Savoyen doch nur die sich von selbst verstehenden Hülfsmittel sehen, womit Napoleon einigermaßen das Material zu befriedigen suchte, mit dem er operiren muß. Die gegenwärtigen Franzosen bestehen aus zwei Hälften, aus einer ehrgeizigen Armee und aus — „Philistern". Letztere müssen zu allen Extravaganzen der kaiserlichen von der Börse bitter gehaßten Politik das Geld hergeben. Jene Erwerbungen, und sollten ähnliche folgen, waren und sind ostensible Antworten

auf die Frage: Wozu das Alles und was bringt es Frankreich ein?

Deutschland ist leider in zwei Hälften, eine protestantische und eine katholische, getheilt. Aber Schiller, Goethe, Kant, Humboldt gehören dem ganzen Vaterlande. In diesem Sinn ist auch ganz Deutschland protestantisch und kein Ort ist es mehr als Wien. Die Ausnahmen sind respectabel genug, um über diese Behauptung lachen, oder mächtig genug, um sie sich verbitten zu können; aber die Wahrheit bleibt darum dieselbe. Wenn die Aristokratie und die Jesuiten überall in Deutschland (überall, auf katholischem und protestantischem Gebiet) im Staatsleben ihre rechten Bändiger fänden, wenn wir überall Kammern voll Muth, Minister voll aufrichtigen Freiheitssinns besäßen, so stünde die Thatsache fest, daß der Untergang Roms als hierarchische Spitze des Katholicismus letztern selbst, soweit er Deutschland trifft, nicht im mindesten berührt. Der wahre Katholicismus deutscher Bildung ist einer geläuterten und schönen Zukunft fähig. Vollkommen kann er bestehen, auch wenn der Papst künftig nur noch ein Bischof von Rom, der erste Hofpfarrer des Königs von Italien ist.

So sehe man also ruhig diesem interessanten Schauspiel zu, das sich demnächst in Rom abwickeln muß. Hoffentlich mißlingt es den Jesuiten, Venedig zu einem Aufstand zu bewegen und dadurch die Vorgänge im Kirchenstaat, die Organisationen Cavour's, die ersten Decrete des „Parlaments von Italien", der „italienischen Paulskirche", zu paralysiren. Auf die „Doppelrolle", die Napoleon III. dabei spielen wird, kann Deutschland mit wahrem Vergnügen blicken; es ist das schönste Vaudeville, das je in Paris geschrieben worden ist, und es sollte sich einer finden, der es, mit einigen Localveränderungen, in's Deutsche übersetzt. Hat nicht Heinrich Leo neulich gesagt: Der dazu bestimmte Mann „lebt bereits unter uns"? Wir hätten zum Schluß nur noch zwei Wünsche. Der eine wäre: Kaulbach zeichnete die Säcularisation Roms; es ist ein Stoff des großartigsten Welthumors und seine humoristische Behandlung nicht im mindesten ungroßmüthig oder unedel; Cardinäle sind nicht ehrwürdig; sie würden es

ſein, wenn ihr Unglück von Familien getheilt würde. Der zweite Wunſch wäre der: Wenn alles das noch Ulrich von Hutten erlebt hätte!

VI.

Seit den Vorgängen in Warſchau, ſeit des Prinzen Napoleon ſo rückhaltloſer Rede darüber bringt jeder Tag neue Kunde von Beſtrebungen und Verſuchen, ſei es in der Emigration oder im eigenen Lande, die polniſche Nationalität wieder zu erwecken und ſie auf's Neue ſtaatlich herzuſtellen.

Bald ſind es Adreſſen an den ruſſiſchen Kaiſer, bald an den Statthalter des Königreichs, bald Anträge im preußiſchen Abgeordnetenhauſe, Aufwallungen, die ſich zweifelsohne im Laufe dieſes Jahres höher ſteigern werden. Die Aufhebung der Leibeigenſchaft hat dem Staroſten ſeine hörigen Mannen entzogen, denen er ſonſt befehlen konnte, zu Roß zu ſteigen oder die Senſe als Spieß aufzuſtecken. Aber auch ohne eine förmliche Revolutionserhebung wird es an progreſſiver Verſtärkung der bisherigen Demonſtrationen nicht fehlen.

Vom Standpunkte der „Realpolitik", d. h. einer Politik, die auf gegebene Intereſſen und augenblickliche Nothwendigkeiten fußt, dürfte vollkommen entſchuldigt ſein, wenn etwa der gegenwärtigen polniſchen Regung ſo begegnet würde, wie im preußiſchen Abgeordnetenhauſe der „polniſchen Fraction". Spricht dieſe, ſo lacht man. Man läßt ihre Rede nicht zu Ende kommen, verweiſt ſie auf die mit dem preußiſchen Adler gezeichneten Kanonen.

Schon lange iſt dies Schauſpiel unerquicklich. Und nach und nach ſcheint man in Berlin ſelbſt dieſen Eindruck des Verhöhnens, des Niederziſchens u. ſ. w. als einen unwürdigen zu fühlen. Wenigſtens auf Seiten der demokratiſchen Parthei. Letztere iſt in der Bildung eines Urtheils über die Polenfrage noch in einem Uebergang begriffen. Sie will nicht recht heran, für Polen zu fühlen wie für Italien und Ungarn; ſie hat ſich zu dem Ende die Warſchauer Bewegung als eine angeſtiftete erklärt; die Sympathie, die ihr für Volksdemonſtrationen unabweislich iſt, hat ſie ſich durch die Annahme von allerlei geheimen Künſten ausreden wollen.

Ob nun den Polen ihre Wiederherstellung geschenkt wird oder ob sie sich dieselbe selbst erobern müssen, es bleibt sich im Grunde gleich. Unserm Jahrhundert würde es zur Ehre gereichen, wenn überall die bessere Ueberzeugung den Sieg über rohe Gewalt schon vor dem Kampfe davontrüge. Warum sprachen wir vom „Verkauf Venetiens"? Wenn die Russen, wie leicht möglich, bis zu einem gewissen Grade der Wiederherstellung Polens günstig sind, so mag es sein, weil sie zu sehr die Mislichkeit eingesehen haben, eine Stadt wie Warschau zu russificiren. Auch besitzt Rußland eine dichte, nicht gemischte polnische Bevölkerung von mehr als fünf Millionen. Die Stammverwandtschaft scheint außerdem manche Annäherung gefördert zu haben. Wenn Rußland die ihm gebührende europäische Türkei erhielte, so würde es in der That sein Königreich Polen entbehren können. Es würde die volle Wiederherstellung einer Nation, die uns den Gefallen nicht thun will, zu sterben und nicht mehr unser Gewissen zu belästigen, nicht zu fürchten brauchen.

Was man anführt, um die Unmöglichkeit der Wiederherstellung Polens zu beweisen, hat mir von je nicht stichhaltig geschienen. Man hat sich nur langsam daran gewöhnt, auch die Italiener nicht für eine Menschenklasse zu halten, der ein eisernes Joch und eine richtige Ladung Kartätschen besser thäte als Freiheit und Unabhängigkeit. Aber die Gewöhnung an ein freies Italien ist doch allmälig gekommen. Ist es unmöglich, daß sie auch noch für Polen kommt? Nach Privaturtheilen, die wir uns über die Völker bilden, dürfen wir ihre politische Lage nicht messen. Wäre die Verachtung, in der bei uns bisher der Italiener stand, für einen Denker maßgebend gewesen, so würden ja wir Deutsche, nach dem Urtheil aller Nationen, die erbärmlichste politische Lage verdienen. Dennoch werden wir uns selbst nicht aufgeben wollen.

Der Pole hat, sagt man, keinen Bürgerstand, keine Industrie, keine Städte, sein Adel sei verwahrlost, äffe nur den Franzosen nach u. s. w. Das sind die mehr oder weniger begründeten Privaturtheile der Deutschen über die Polen, die nicht alle von andern Nationen, am wenigsten von den Polen

ſelbſt getheilt werden. Greift euch an eure eigene Naſe! kann jedes chriſtliche, mit einer eigenen Sprache begabte Volk zum andern ſagen. Ob die Polen keine Bürgſchaften bieten, einen Staat zu bilden, iſt ihre Sache. Der Nachbar wird ſich vor polniſcher Anarchie zu hüten und zu ſchützen wiſſen. Die Sachen ſtehen auch nicht mehr ſo ſchlimm in Polen wie damals, als man aus ſolchen Gründen vorgab es theilen zu müſſen. Die Polen werden ihre Nationalität in einer Menge Unarten beibehalten haben, das iſt gewiß. Im Allgemeinen ſind aber auch ſie ſeit hundert Jahren nicht ohne Fortſchritt geblieben. Eine ernſte Prüfung, wie für die Italiener, ſo auch für die Polen, bot das Exil. Um ihren Proteſt gegen Rußland irgendwie mit erlaubter Berechtigung ausſprechen zu dürfen, haben ſich die Polen mit Innigkeit an ihr katholiſches Glaubensbekenntniß gehalten. Mag man von Roms Hierarchie denken was man will und muß, diejenige katholiſche Lehre, daß die Kirche dem Menſchen gegen die Unbill der Welt ein Aſyl eröffne und ein nachhaltiger Freund bleibe, wenn ihn auch Alles verläßt, hat ſich in Polen bewährt und dem frivolen Sinn, den Eingebungen eines leichten Blutes immer geſteuert. Die Polen haben eine Literatur, die anfängt, europäiſches Aufſehen zu machen. Warum ſollten ſie nicht im Stande ſein, ihre Ankläger zu beſchämen und ein Staatsleben zu begründen, in welchem der Begriff vom „polniſchen Reichstag" ein eben ſo verklungenes Märchen wäre wie in Deutſchland unſer heilig römiſch deutſcher „Zopf," oder das „Reichskammergericht?"

Der wahre Grund, der uns bei den Parolen: Italien, Ungarn, Polen! ſogleich auf die Wälle und an die Kanonen treibt, iſt kein anderer als das tiefſte Gefühl unſerer Schwäche. Unſere Furcht macht aus uns Tyrannen — die Furcht vor dem Schwinden unſerer germaniſchen Bedeutung. Wenn wir Königreiche wie Italien, Ungarn, Polen ſich rund um uns erheben ſehen, gähnt uns eine Lücke an und ergreift uns ſchmerzliche Vereinſamung, ja tiefſte Verlaſſenheit. Schon durch die Vorſtellung allein, in die Mitte genommen zu werden von mutherfüllten, lebensfriſchen Völkern, erbeben wir, erbeben vor dem Gedanken, Söhne der Gothen und

auf Null reducirt zu ſein. Lieber möchten wir dann rechts und links wie eine in die Reisfelder brechende wilde Elephantenhorde Alles zerſtampfen, was uns im Wege ſteht, als unſere letzte Stunde ſchlagen hören.

Dies Gefühl iſt gewiß edel und wenigſtens wir theilen es aus innerſtem Herzen ganz und gar. Aber die Hülfe, um jene uns plötzlich anwehende Lücke auszufüllen, kann nur an einer andern Stelle liegen. Machen wir ein Ende, eine Nation zu ſein, auf welche neulich Prinz Napoleon in ſeiner bekannten Rede in einem ſo verächtlichen Tone anſpielte, wie etwa ſein Onkel vor der Schlacht bei Jena, als er die ſchlechten Stellungen des alten Möllendorf ſah, die Worte ſprach: „Ces perruques là se tromperont furieusement!“ In dieſem Augenblick giebt es für Deutſchland, den Polen gegenüber, nur zwei Fragen: eine brennende augenblickliche und eine allgemeine zukünftige. Die brennende mag die von den Lunten der Kanonen auf den Feſtungswällen von Poſen beantwortete ſein. Kommt die Verhandlung über den Antrag des Herrn von Niegolewſki an die Kammer, ſo möge ſie ihm erwidern: Wie kommt gerade ihr dazu, einen ſo übermüthigen und undankbaren Gebrauch zu machen von einer größern Freiheit, die euch bisher Preußen und Deutſchland gewährt haben? Warum wollt gerade ihr in Poſen die Wiederherſtellung eures Reichs auf ſeiner äußerſten Peripherie beginnen, da, wo durch den Lauf der Zeiten allmälig neben 700000 Polen ſich 600000 Deutſche angeſiedelt haben? Gebt uns das Beiſpiel eurer Lebensfähigkeit im Centrum eurer Nationalität! Erringt euch in Warſchau diejenige Freiheit, mit der ein billig denkendes Volk, wie wir es ſind, ſich bald verſtändigen wird, wenn es ſich darum handelt, euerm Vaterlande und Volke auch euch zu erhalten! Welche größere Ungerechtigkeit begeht denn gegen euch die preußiſche Regierung als die ruſſiſche? Oder ſoll wiederum jener Kampf von 1848 erneuert werden, wo die Freigebung eurer Gefangenen, die Freigebung eurer Sprache, alle Huldigungen, die ein entfeſſelter Freiheitsgeiſt euch darbrachte, damals, wirklich tückiſch, nur zur Bewaffnung und zum Aufſtand im Großherzogthum Poſen führten, während im übrigen Königreich Alles mäuschenſtill

blieb? Daß eure polnische Wiedergeburt gerade da anfängt, wo eure Nationalität die dünnste Position hat, da, wo in eurer Hand nur die Waffen zu schwingen sind, die euch die deutsche Bildung, die deutsche Großmuth, die deutsche größere Freiheit schmiedete, davon werden wir nimmermehr die Nothwendigkeit einsehen und vorläufig — gegen euch stimmen! Etwas Anderes ist dann die Frage im Allgemeinen. Da darf man nicht verstummen, sondern muß offen und frei bekennen: Läßt der doppelte russische Adler den polnischen frei, erhebt sich ein verjüngtes, selbstständiges Königreich Polen, so wollen wir Deutsche den Augenblick als eine Stunde begrüßen, wo noch ein Volk, das sich nicht gänzlich aus der Geschichte ausstreichen will, sich ebenfalls helfen muß und — vorläufig unsere Fürsten ihre Throne zusammenzurücken haben, um einen einzigen großen, den der germanischen Kraft und Würde, zu bauen.

VII.

So sehr auch manchem stillen Beobachter der europäischen Wirren um Deutschlands künftiges Geschick bange werden darf, die Erörterung der Frage, wie wir uns Ehre, Freiheit und Selbstständigkeit erhalten sollen, ist leider eine jener Discussionen, welche an des Tacitus rara temporum felicitas erinnern, die seltene Zeit, wo erlaubt ist, zu sagen, was man sagen möchte.

Will man die einzige Auskunft, die sich für ein Abwenden unserer Todesstunde geben läßt, offen und ehrlich aussprechen, rein im Interesse des Vaterlandes, unbeschadet aller Achtung vor den mannigfachen Verdiensten unserer deutschen Fürstengeschlechter, ja mit aller Entfernung jener alten Beweisführungen, die z. B. in der Berechnung bestanden, was einem einzigen Volke die Erhaltung von dreißig regierenden Häusern koste, so hat man Mund und Hand gebunden. Man überwacht, verfolgt, verdächtigt die edelsten patriotischen Motive. Das gefährlichste Thema, das sich in Deutschland berühren läßt, ist das — unserer Rettung!

Die Agitation des „Nationalvereins" wäre gewiß eine höchst dankbare, wenn sie mehr Erfolg hätte. Da sie ihn

aber nicht hat, da die Theilnehmer derselben überwiegend nur jenen leicht erregbaren Elementen unserer Staaten und Städte angehören, welche bei jeder Frage, ob sie nun politisch oder kirchlich, national oder kosmopolitisch, künstlerisch oder literarisch ist, im Vordergrunde zu stehen pflegen, während die Massen ausbleiben, so sollte unseres Dafürhaltens schon lange die Hülfe völlig anderswie und anderswo gesucht werden als beim „Nationalverein". Die große Betonung, welche der Nationalverein im Norden auf Preußen, im Süden auf die „österreichischen Brüder" legt, hebt die Wirkung desselben an sich schon auf. Eine wunderliche Agitation, die kein festes Programm hat.

Darüber, daß, solange wir Frieden haben und im Frieden uns für die Entscheidungen des Kriegs stärken müssen, nichts von Preußen für eine bessere Gestaltung Deutschlands zu erwarten steht, sollten jetzt doch wol alle Vaterlandsfreunde übereinstimmen.

Eine hohe Person, deren Devise im täglichen Verkehr lauten soll: „Ich lasse mich nicht drängen!"; eine Regierung, welche die „Pietät" von Friedrich Wilhelm's IV. Testament in Erbe genommen zu haben scheint, kann nichts beginnen, was uns das immer näher vernehmbare Läuten der Todtenglocke unseres Vaterlandes zu einer leeren Sinnestäuschung und phantastischen Einbildung macht. In starrer, eisiger Kälte stehen sich die Bestandtheile Deutschlands in den Regionen unserer Dynastieen gegenüber; keine Annäherung, keine Verständigung; nur ein Zustand krampfhaften Festhaltens dessen, was ohne Tractatverletzung keinem genommen werden könne. In Oesterreich beginnt es indessen lebendig zu werden, und wie lange wird es dauern, so sind die Vorsprünge, die „Preußens Hegemonie" gewonnen hatte, verloren! Eine bedauernswerthe Bevölkerung von 17 Millionen muß inzwischen einen Kriegsstand aufrecht erhalten, dessen natürliche Basis, an Geld- und Jugendkraftopfern, nur eine Bevölkerung von 40 Millionen, die des gesammten Deutschland, bilden sollte.

Der Gedanke einer deutschen Kaiserkrone kann vielleicht in Momenten acuter Gefahr entstehen. Für jetzt, für Zeiten

Dort auf dem Tabernakel leſ't die Sünden,
Der Ihr Euch zeiht mit künſtlicher Verſtellung
Vor allem Volke, das ſich ſchon verſammelt.

Uriel.

Verſammelt? Vor dem Volk?

Akiba.

Leſ't erſt allein,
Was Ihr mit feſter deutlicher Betonung
Vor der Gemeinde zu bekennen habt!
Ei! Ei! Der Acher nie gelebt? Acoſta,
Ihr lebt doch! Warum ſoll denn Ben Abuja
Nur Mythe ſein?

Uriel

(bei Seite, verzweifelnd).
O nur zu wahr! Ich lebe!

Akiba.

Nun ſeht! Dann hat der Acher auch gelebt!
Ja, ja, mein Sohn: geht hin und widerruft,
Nur um im Denken nüchterner zu bleiben —
Und leſet fleißiger daheim im Talmud!
Es haben alle Zweifler widerrufen,
Und was auch Einer noch ſo Kluges fand,
Es war ſchon Blüthe eines frühern Keims —
Das Neue nur iſt droben! Hier war Alles
Schon einmal da — ſchon Alles dageweſen —
(während er nach rechts fortgeführt wird)

des noch erhofften Friedens und der sozusagen nur reflectirenden Rüstung auf den Krieg hat die Kaiserkrone keine Popularität. Zu wohl befindet sich unsere bürgerliche Freiheit unter dem Schutz des föderalistischen Systems. Was uns in Bayern verboten ist, ist uns in Sachsen erlaubt. Gegen diese Hülfe, welche der Bürger Deutschlands, der Mensch, möchte man sagen, gegen einen centralen Einheitsstaat im sonderbündlerischen Organismus findet, geht kein Argument an. Wir verlieren mit Aufopferung unserer Mehrstaaterei an natürlich behaglicher Freiheit. Ließe dann vollends Preußen vermöge seiner „Pietät" die überlieferten Zustände unter seiner etwaigen Kaiserkrone wie sie sind, so würden wir eine doppelte Regierung statt der jetzt nur fühlbaren einfachen haben. Es ist gewiß nicht zu widerlegen, daß ein „pietätvolles" deutsch-preußisches Kaiserthum uns nur eine Reichsgensdarmerie größten Styls brächte.

Unter solchen Umständen ist es erlaubt und dringend geboten, immer wieder auf's Neue den Versuch zu machen, ob nicht eine bessere Form, eine Bürgschaft und Beruhigung gewährende, für Deutschland gefunden werden könnte. Die Wahl Preußens durch Acclamation ist 1848 mißglückt — der Nationalverein hat jetzt, wie man sieht, nichts Eifrigeres zu thun, als sich vom Verdacht freizumachen, daß er Deutschlands Aufgehen in Preußen befördern wolle. Solch ein Schicksal darf wol bedenklich erscheinen bei einem Staat, dessen Lenker sich nur mit großer Mühe in einer Bahn erhalten, die ihnen der öffentliche Geist zwangsweise vorschreibt. Hin- und herschwankend, unterbricht diese Politik unsere begründetsten Hoffnungen auf eine freie und große Richtung alle Augenblicke durch Plötzlichkeiten retograder Natur. Das gegenwärtige freisinnigere Staatsleben Preußens ist weit mehr nur ein von Außen in diesen Staat hineingetragenes; von Deutschland, von den Westprovinzen, den Resten der schleswig-holsteinischen Bewegung. Kann man Deutschland verdenken, wenn einer Gesetzgebung gegenüber, wie sie das Herrenhaus vertritt, einer Verwaltung gegenüber, wie die Stieber Hinckeldey'sche, einem Militair gegenüber, das sich in den „Militairischen Blättern" ausspricht, seine Sympathie

zurückhaltend bleibt und das Heil auf anderm Wege erwartet, als durch Annectiren an solche ganz noch auf dem Standpunkt der Rehabilitationen von 1849 stehenden Zustände?

Im Jahre 1848 gab der Verfasser einen Vorschlag zur Einigung Deutschlands in Form einer Heptarchie. Sechs große Staatencomplexe und über ihnen eine ideale siebente als Centralgewalt. Wäre letztere durch eine nicht regierende Persönlichkeit bekleidet, wie eine solche schon der Reichsverweser Erzherzog Johann war, so würden die „Vereinigten Staaten Deutschlands" eine Republik sein, die aus monarchischen Theilen besteht. Ein Pseudonymus Diotmund giebt in einem fliegenden Blatt: „Auch ein Programm" (Dresden, Türk), eine gleiche Reduction unserer Vielstaaterei, und ein anderer Verfasser, der sich Berg nennt, stimmt ihm in einem Schriftchen: „Die elfte Stunde hat geschlagen" (Dresden, Hofbuchhandlung von Kuntze), mit Begeisterung bei.

Das besonders Erfreuliche an diesen beiden Broschüren ist der Geist, aus welchem sie hervorgehen. Wir können Diotmund's Stamm-Conglomerate mit ihren wunderlichen geographischen Sprüngen nicht billigen; wir halten auch die von ihm vorgeschlagene Bildung zweier Kreise, eines engern und eines weitern Verbandes aller Staaten (letzterer Oesterreich zu Liebe), für ein Uebermaß von Mechanismus; wir können auch die Bildung von zweierlei Soldaten, allgemeinen Reichssoldaten und ein Privatwachparade für die Fürsten, nicht billigen, aber der Geist, aus dem alle diese Vorschläge entspringen, ist ein achtbarer. Ist es auch zunächst, was dem Verfasser die Feder führte, nichts Anderes als mehr oder weniger die großdeutsche Sympathie, die wir unsererseits nicht theilen, so bezeichnet es doch die Dringlichkeit unserer Gefahren, wenn selbst aus solcher Sphäre so radicale Vorschläge gemacht werden. So ist denn auch die zweite Schrift mit Recht von dem warmen, lebendigen Willen Diotmund's auf's mächtigste ergriffen und stimmt, obgleich — und darin liegt die große Bedeutung solcher Symptome — der Autor katholisch zu sein scheint und durch und durch den Anschauungen angehört, die wir in jeder Form bekämpfen würden — doch den Diotmund'schen Vorschlägen bei. Trotz-

dem daß Herr „Berg" (Pseudonymus) an Venedig hält und Oesterreichs unverkümmerte Machtstellung will, sieht er doch, wenn wir nicht den deutschen Fürsten ihre Ueberzahl und selbst denen, die noch bleiben, ihre besondern Heere und besondern Diplomatieen nehmen, den Untergang des Vaterlandes unmittelbar vor Augen.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß die Stimme dieser edeln Männer gehört werden möge und uns ein Retter komme von da, wo ihn die kleinliche Verfolgung nicht erreichen kann! Am guten Willen sogar mancher unserer „bestverleumdeten" Staatsmänner zweifeln wir nicht im mindesten — sie sind, weil die einen stemmen, eben nur deshalb Gegenstemmende — vielleicht lehrt sie die immer näher rückende Gefahr Politik im großen geschichtlichen Sinne treiben.

Von den Symptomen eines neuen „Vorparlaments", das sich in dem hie und da ausgesprochenen Wunsche einer „freundschaftlichen Begrüßung von Landtagsabgeordneten" regt, erwarten wir nur dann Heilsames, wenn jede Aehnlichkeit des Erstrebten mit den wüsten Erinnerungen an die Frankfurter Zeit von 1848 vermieden wird. Frankfurt zumal ist und bleibt für eine Centralisirung unserer Bestrebungen und Wünsche die allerungeeignetste Stadt.

VIII.

Es sieht in diesem Augenblick friedlich in Europa aus.

Die Dinge haben nicht so rasch vorwärts gehen wollen, wie die aufgeregten, heftigen Leidenschaften, die offenen und geheimen Wünsche.

Es geht zum heißen Sommer. Der Umlauf der Säfte wird da immer gehemmt, Stockungen des entzündeten Blutes treten ein; kein Wunder, wenn die wahnsinnige Medicin der Südländer durch Aderlässe die Vergiftungen ersetzt. Cavour todt, Ricasoli, Garibaldi krank — selbst Pio Nono von Fieberschauern heimgesucht —! Selten ist ein Mann so auf der Höhe seines Ruhms, so unter der allseitigsten Theilnahme gestorben wie Cavour, der Patriot. Selbst die Feinde haben vor seinem Sarg die Fahnen geschwenkt.

Wo wir hinblicken, außer Amerika, überall Stillstand — nach so schneller Bewegung! Selbst England hat gebremst. Die ängstlichen Posten aus Nordamerika lassen einen Rückschlag auf Handel und Industrie erwarten. Geldklemme macht Jeden zahm, nicht blos die Söhne Albions. Auch sind die Jonischen Inseln die Achillesferse idealer Nationalitäten-Politik. Frankreich liegt wie ein elektrischer Aal zu Napoleon's Füßen. In der Frage wegen Rom brauchte der Kaiser den Beistand der öffentlichen Meinung und wir sagten schon: „Läßt Napoleon III. die Franzosen wieder discutiren und sprechen, so bezweifeln wir, ob er hören wird, was er zu hören wünscht." Die größere parlamentarische Freiheit, die gestattet wurde, um die Politik des Kaisers gegen Rom gutzuheißen, verwandelte sich in jene elektrischen Schläge, die keinen der Gymnoten, die Humboldt beschrieben hat, mit bloßen Händen angreifen lassen. Dazu der zunehmende Nimbus der Dynastie Orleans — für einen Kenner der Franzosen nur Verwesungsphosphorescenz — aber Napoleon III., eifersüchtig und neidisch auf — den bessern Styl Aumale's, grübelt und — kurz, es sieht schwerlich gut aus mit dem, was aus seinem dunkeln Combinationswinkel hervorkommen wird. Kann der „Erbe des Orsini'schen Testaments" die innerste Sehnsucht seines bonapartistischen Herzens, seine alten demokratischen, carbonaristischen Reminiscenzen, seine Lucubrationen vom Schlosse Ham wahr machen und den Papst säcularisiren? Er erlebt, wenn er seine Truppen von Rom abruft, eine Ablösung derselben — durch Oesterreich, das sich „ermannt". Wol gar durch Rußland! Was ist nicht möglich in dieser Zeit! Napoleon III. wird den Fall eines dann entstehenden Weltkriegs nicht gerade fürchten, aber große Dinge sind — erwägenswerth.

In dem Briefe, den Kaiser Napoleon an Teleki geschrieben und Kaiser Franz Joseph contrasignirt haben soll, stand vielleicht: „Der Aufstand der Polen ist mißglückt! Die Türkei fühlt so loyal wie nur irgend ein Grenz- und Zollwächter, der sich zu compromittiren und abgesetzt zu werden fürchtet; die Pforte war seit ihrer „Civilisation" von je Oesterreichs bester Nachbar! Venedig ist nicht so wie eine reife Kirsche vom Baume zu pflücken! Die Deutschen machen ein

gewaltiges Weſen von ihrer großen drohenden Völkerwanderung mit Wagen, Roſſen, Eichenkränzen, Schlachtgeſängen, und ſeit Teplitz und Warſchau iſt von Preußen die volle Geneigtheit anzunehmen, ſeine ſehr reſpectabeln, noch paradefriſchen Armeecorps nach Wunſch überall hinzuſenden, nach Poſen, Ungarn, Trieſt, ſelbſt, wenn es verlangt und möglich wird, nach Rom!"

„So ſtehen die Sachen" — ſagen Müller und Schulze. Und wenn zehnmal der Würtemberger Staatsanzeiger Recht hat, die „Daily News" Lügen zu ſtrafen, die von einem neuen Rheinbund der deutſchen Fürſten ſprechen, in der Luft liegt allerlei von nicht eingetroffenen Erwartungen und veränderten Strömungen. Wer kennt die Depeſchen und die Scenen, die den Schlagflüſſen Cavour's vorangingen?

Jedenfalls iſt die Haupturſache dieſer Veränderung das neue kaiſerlich königlich öſterreichiſche „Schmerling-Theater", wie der Wiener Volkswitz mit jener unendlichen Ahnungstiefe kindlich gläubiger Gemüther die neuen Organe des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats nennt. Von Giskra haben ſie auch ſchon eine flammende Rede in dem Sinne eingebracht, wie ſolcher in den ſtillſten Gemächern der Hofburg ſo ſehnlich erwartet wird. Man halte das Bild nur immer recht feſt: Oeſterreich ein conſtitutioneller Staat! Freudenfeuer, Illuminationen, Nachtmuſiken! Herrliche Reden an Fenſtern, auf Balconen, auf Tribünen! Fahnen wehen, alle Farben leuchten, ſelbſt Schwarzrothgold — warum nicht? Nichts iſt mehr verpönt; ſelbſt auf der kaiſerlichen Poſt in Wien darf man nicht nur den Hut aufbehalten, ſondern es ſteht jetzt wörtlich an den Bureaux zu leſen: „Das Publikum wird *eingeladen*, nach Belieben ſeine Kopfbedeckung aufzubehalten." Eine Freiheit, die ſich zu *nehmen* die Regierung ausdrücklich *einladet*! Das iſt ein berauſchender Zuſtand. Und irgendwo giebt es dann in dieſem Jubel, der mit der Zeit zur Zuſtimmung zu Vielem, wenn nicht zu Allem fähig werden wird — ein ſtilles Zimmerchen, wo drei Parzen Europas ſitzen, drei namenloſe Frauengeſtalten — ſie weben und ſpinnen und warten auf die kommende Stunde — und die Stunde wird kommen, wo auch das conſtitutionelle Oeſterreich ähnlich dem Tage Maria Thereſia's und dem „Pro rege

nostro moriamur!“ erſtens das ſich in Reden und Demonſtrationen abnutzende Ungarn mit Einem Schlage über „Perſonalunion“ belehren wird und zweitens den blutigen Waffentanz mit „König-Schnurrbart“ zum zweiten Mal beginnt.

Iſt letzteres zu wünſchen? Die eine Parthei in Deutſchland ſagt ein donnerndes Ja! Die andere ein nicht minder mächtig ſchallendes Nein! Wir gehören zu letzterem, ſehen jedoch, aufrichtig eingeſtanden, den Vorſprung, den unſere Meinung noch vor kurzer Zeit in äußeren Conſtellationen hatte, ſchwinden. Und zwar durch Preußens Haltung. Die an Oeſterreich intereſſirten Mittelſtaaten treiben ſchon ſelbſtſtändige Politik mit einem Nachdruck, gegen den Preußen nicht mehr ankommt. Es ſcheint, als wenn der kluge P. Lamormain, der die „Schmerling-Theater“ bauen ließ, auch in Berlin die Polizei- und Duellſarcen in Scene ſetzte, durch welche ſich die Annectirungsſehnſucht der Deutſchen an Preußen bekanntlich ſo außerordentlich geſteigert hat.

Hoffentlich iſt man kein „Franzoſenfreund“, wenn man geſteht, mit Spannung auf den Mann zu blicken, der armverſchränkt in Paris als Parole für ſeine Rothhoſen dumpf vor ſich hin den Monolog murmelt: „In Rom bleiben oder — nicht! Das iſt die Frage!“

IX.

„Was uns noch retten kann“. Dies iſt der Titel der kleinen Schrift, deren aus innerſtem Gemüth gefloſſene Wahrheit ihr Verfaſſer, Stadtgerichtsrath Tweſten in Berlin, Sohn des berühmten Theologen, bekanntlich mit ſeinem Blut beſiegelt hat.

Wäre vielleicht unter andern Umſtänden dieſe Streitſchrift mit den mannigfachen Klagen, die aus Preußens Preſſe über die getäuſchten Hoffnungen des Augenblicks ertönen, ohne beſondern Widerhall vorübergegangen, ſo kann ſie jetzt nicht verfehlen, mit geſchärfter Aufmerkſamkeit geprüft zu werden. Nach Inhalt, Darſtellungsform, Geſinnung haben wir hier ein politiſches Pamphlet von vorzüglicher Bedeutung.

Der Verfaſſer ſteht auf dem Standpunkt der liberalen Einſicht unſerer Zeit. Die friſche Begeiſterung der frühern

akademiſchen Jugend iſt es, die hier, genährt von den Erfahrungen des reifern Alters, unbefangen und ſorglos ihre Ueberzeugung ausſpricht. Kein gekniffenes Diplomatiſiren, keine Rechenkünſtelei finden wir, ſondern ehrliche, gerade Geſtändniſſe von der Höhe der Betrachtung unſerer Zeit aus.

Nicht Hohn, ſondern tiefer Schmerz läßt Tweſten geſtehen, daß ihm Preußen bei einem Conflict mit Frankreich ſo gut wie geſchlagen erſcheine! Der erſte Anprall der Franzoſen, ſagt er, ſei unwiderſtehlich und eine ſchon bis Weſtphalen zurückgedrängte preußiſche Armee, mit den Dänen in der Flanke und einer engliſchen Blokade der Oſtſeehäfen im Rücken, wäre keines Aufſchwungs mehr fähig, wenn man auch noch mehr als 40 Millionen jährlich für einen Begriff verausgabte, der ihm ſchon jetzt den Eindruck der preußiſchen Armee vor der Schlacht bei Jena machte. Seine Kaſſandra-Phrophezeiung ringt ſich ihm natürlich vom edeln patriotiſchen Herzen mit Trauer los. Der Repräſentant jener unheimlichen Dämonen, die ſeiner Meinung nach Preußen und Deutſchland in den Abgrund ziehen, hat ihm dafür die Hand zerſchmettert, die jene Warnungsahnungen niederſchrieb. Letztere ſind darum nicht widerlegt. An ein Gottesgericht würden hier nur die Zeiten des Mittelalters, die Abonnenten der Kreuzzeitung glauben können.

Wir theilen nicht alle Ueberzeugungen des geſinnungsvollen Verfaſſers. Und in zwei Punkten weichen wir ganz von ihm ab. Erſtens ſcheint uns ſeine Darſtellung Napoleon's III. nicht zutreffend. Weit entfernt, von den Gefahren, die uns durch Frankreich drohen, gering zu denken, glauben wir, daß der Krieg für den Beherrſcher Frankreichs keine primäre, ſondern nur eine ſecundäre Bedeutung hat. Er fürchtet ihn nicht, aber er ſucht ihn auch nicht. Man müßte ihn zum Kriege drängen. Welches iſt der erſte natürliche Gedanke eines Herrſchers ſeiner Lage? Die Befeſtigung ſeiner Macht, wird man antworten. Wir ſagen: Ihm genügt die Feſtſtellung der Thatſache, daß er Kaiſer der Franzoſen wurde. Letzteres iſt weniger als das erſtere. Die Befeſtigung ſeiner Macht würde dynaſtiſchen Ehrgeiz, traditionelle Familienpietät, Fürſorge für ſeine Nachkommen einſchließen, die uns Ludwig

Napoleon, der seine Verwandten wol nur wenig liebt, nicht sehr zu besitzen scheint. Wer zweimal an die Pforten der Geschichte klopfte und als Abenteurer, ja von Boulogne sogar als Gaukler heimgeschickt wurde, hat keine andere Aufgabe zu erfüllen, als für sich persönlich den historischen Ernst dessen zu beweisen, was er bei alledem und alledem geworden ist. Die Möglichkeit, eines Tags à la Louis Philippe mit nichts als mit einem Regenschirm und wenn auch mit noch soviel Philosophie nach London flüchten oder Amerikas Asyl aufsuchen zu müssen, ist das einzige Schreckbild, das vor den Augen eines Emporgekommenen steht, der unserer Meinung nach vor der Geschichte nur den einzigen Beweis liefern zu müssen glaubt, daß er kein Abenteurer und als Prätendent nicht lächerlich war. Die Ruhe eines majestätischen Thronens in den Tuilerien würde ihm vollkommen genügen. Ja selbst die Nachfolge würde ihm gleichgültig sein, steht sie doch ohnehin nur auf zwei Augen, denen er sie gönnt. Er thäte vielleicht nichts, als friedlich seine Krone festhalten, wenn nicht jeder Herrscher in Frankreich wider Willen Aufgaben erhielte, die ihm die Zeit und die Interessen seines Landes stellen.

Wir glauben also nicht an eine primäre Absicht Napoleon's, dies und das beweisen, vollführen, anbahnen, erobern zu wollen; alle diese Dinge kommen ihm secundär. Könnte er seine Regierung mit Festen von Fontainebleau, Bauten, Paraden u. s. w. ausfüllen, so thät' er es nicht mehr wie gern. So ist es auch mit „seinem Verlangen" nach der Rheingrenze. Nur secundär kann diese alte Reminiscenz an eine vorübergegangene kurze imperialistische Herrlichkeit, eine Reminiscenz mehr der Neckerei als des vollen Ernstes bei jedem vernünftigen Franzosen durch Provocationen oder eigenthümliche Verschiebungen der Weltlage in Erwägung kommen. Twesten arrondirt schon Frankreich durch Belgien und die Rheinlande wie aus dem unabweislichsten Codex französischer Staatsweisheit und wie ganz aus dem Stegreif. Unbegreiflich, wie seine Einsicht hinzufügen kann, daß in solchem Falle Englands Interesse auf Tod und Leben engagirt wäre und wie er doch sein Axiom, zur Arrondirung durch Belgien ge-

höre für Frankreich auch das ganze deutſche linke Rheinufer, als eine erwieſene Tendenz der Napoleoniſchen Politik ausſprechen kann. Daß Frankreich Savoyen und Nizza ſchon vor dem Ausbruch der Reibungen zwiſchen Sardinien und Oeſterreich als Beuteantheil begehrte, d. h. ſchon in Plombières für ſich ſtipulirte, iſt von allen Seiten geleugnet worden. Die „Ländergier" kam erſt mit dem Kriege, mit ſeinen Anſtrengungen, ſeinen Opfern, ſeiner leichten Beſchlagnahme, dem Austauſch gegen herrenlos gewordene Gebiete. Wir glauben an Napoleon's Reiz, die kecke Sprache der Schweizer zu ſtrafen, aber nicht an ſeine Ueberzeugung, Frankreich „bedürfte" die jenſeitigen Abhänge des Jura! Wir glauben an Napoleon's ſoldatiſchen Reiz, das militairiſche prestige Preußens auf die Probe zu ſtellen, aber nicht an die grübelnde primitive Anſicht: Du mußt Belgien und die Rheinlande haben!

Bei alledem wird es ja nichts verſchlagen, wenn wir, ohne uns darum auf ein unſere Exiſtenz überſpannendes ewiges Qui vive! zu ſtellen, den Gedanken feſthalten: Eines Krieges mit Frankreich haben wir uns früher oder ſpäter zu gewärtigen! Für dieſen Fall tritt aber dann die zweite Differenz ein, die uns von den Auffaſſungen dieſer Schrift trennt.

Twesten iſt ein ſpecifiſch preußiſcher Politiker. Für ihn beruht Deutſchlands Schwerpunkt nur auf Preußen. Wir theilen dieſe Ueberzeugung in dem Sinn, daß auch wir Deutſchlands Geſchick von Oeſterreich trennen. Ein Staat, der nicht die Kraft und, wie es ſcheint, den Willen hat, uns auf dem Wege von Dresden nach Wien Prag als eine Zwiſchenſtation deutſchen Lebens zu erhalten, kann nicht mehr für Deutſchland maßgebend ſein. Oeſterreichs „Machtſtellung" ſchützen zu wollen, würde uns in Kämpfe verwickeln, die uns ebenſo nach Außen hin verderben müßten, wie die noch junge Saat eines freien und volksthümlichen politiſchen Lebens nach Innen zertreten. Aber darin vermiſſen wir des Verfaſſers überwiegend deutſches Herz, daß er von Preußens nothwendigen Allianzen mit — der Schweiz, Belgien, Holland ſprechen kann, es beklagt, wie ſchwer allerdings ein Trutz- und Schutzbündniß mit der Eidgenoſſenſchaft zu ſchließen ſein würde — und da-

bei die herrlichen Bestandtheile seines deutschen Vaterlandes: Sachsen, Würtemberg, Hannover, Bayern, mit Oesterreich in einen Topf wirft! Weil Preußen bei den Herren von Beust, von der Pfordten, Borries, Dalwigk u. s. w. nicht findet, was es begehrt, soll es Tractate mit Stämpfli, König Leopold, den gänzlich allen politischen Händeln fremden Bewohnern der holländischen Deiche schließen! Welche Verirrung des preußischen Selbstgefühls! Ist darum, daß wir Oesterreich seinem eigenen Schicksal überlassen müssen, Deutschlands Kern mit 20 Millionen Brüdern *aufzugeben*? Welche künstliche Allianz kann je diese natürliche ersetzen!

Gewiß ist die Aufgabe gestellt, aus dem Beust'schen Sachsen, aus dem Bayern des Herrn von der Pfordten die reindeutsche und auch für Preußen heilsame Richtung herauszufinden. Diese Aufgabe ist nicht unlösbar, vorausgesetzt, daß man nicht der Meinung ist, Sachsen sei unter allen Umständen Herr von Beust, Bayern immer nur Herr von der Pfordten. Deshalb, weil die preußische Politik die Selbstständigkeit der übrigen Staaten Deutschlands zu bedrohen scheint, deshalb, weil allerdings in den letztern gegenwärtig Ministerien wirken, die nur die eine Absicht des Gegenstemmens gegen ihre Annihilirung haben, deshalb auch sogleich diese momentane Politik als die allzeit unveränderliche nehmen und 20 Millionen Deutsche zu Leibeigenen ihrer Dynastieen machen, zu Sklaven, die nicht bei dem ersten ernsten Stirnrunzeln des Gottes Mars, das sich in Straßburg wahrnehmen ließe, wie ein Mann die Kette brechen und das schwarzrothgoldene Banner: „Hie Germania!" aufrollen würden mit sofortiger Beseitigung Jedes, der etwa von Rheinbundpolitik sprechen wollte und wenn er Krone oder Ministerportefeuille oder militairischen Commandostab trüge — das wäre geradezu unerhört.

So sieht man denn, daß in Preußen selbst die Besten unwissentlich den Geist besitzen, den sie bekämpfen. Twesten wirft dem bureaukratischen, aristokratischen, soldatesken Geiste der preußischen Monarchie den Fehdehandschuh hin und sein eigener — sei er demokratischer oder Gothaer — Standpunkt giebt ihm dieselbe Verachtung seines deutschen Vaterlandes ein, die auf der Sachsenhäuser Brücke in Frankfurt am Main

Und fleißig Talmud leſen — junger Acher!
(im Abgehen murmelnd)
Schon dageweſen — Alles dageweſen.
(Santes und Emden folgen.)

Dritter Auftritt.

Uriel allein. Dann Ruben.

Uriel
(das Pergament betrachtend).

Entehrendes Geſtändniß, Du ſiehſt treuer
Auf dieſem Pergamente nicht gemalt
Mit ſchwarzen Dolchen, Pfeilen, Vivernzungen,
Als hier in meiner Bruſt mit rothen Wunden!
Kein Balſam wird mir dieſe Wunden heilen,
Und heilte ſie vielleicht die milde Zeit,
So werden die zurückgebliebnen Narben
Mich nicht wie eines Kriegers Narben ehren.
In meinem Kerker war es dieſe Nacht,
Als ſäh' ich meine Mutter. Sanft und linde —
Hat ſie mich tröſten wollen — und zur Seite,
Verklärt von einem blendend weißen Lichtglanz,
Stand Judith — Ich erwachte — Kalt begrüßten
Mich wieder meine nackten Kerkerwände
Und zornig faßt' es mich, wie Galilei —

den preußischen Soldaten bestimmt, den bayrischen oder hessischen Kameraden zu verhöhnen. Wir sind der positiven Ansicht, daß Preußen, da es nicht die Rolle Victor Emanuel's spielen will und kann, sich dem gegebenen Deutschland unterzuordnen und nur dazu beizutragen hat, daß aus unserm Gesammtvolke die Quintessenz seiner Kraft gezogen und leicht und expedit organisirt werde. Wer wie Twesten die Ueberzeugung hegt, daß die preußische Kriegsverfassung eine unmöglich länger zu ertragende und im Kriegssturm nicht einmal ausreichende Ueberspannung der Kräfte von nur 17 Millionen Menschen ist; wer ferner zugestehen muß, daß der öffentliche Geist der maßgebenden Gesellschaftsklassen in Preußen hinter der Zeit zurück und noch im äußersten Rußland steht, der sollte seinem engern Vaterlande vor-Allem Demuth lehren. Das Preußen von 13, 14 und 15 hat Deutschland vom französischen Joche befreit, aber das außerpreußische Deutschland von 1815—48 hat Deutschlands geistige Befreiung vollzogen. Der unsterbliche Ruhm der Rotteck, Welcker, Jordan, Itzstein, der vielen Märtyrer des constitutionellen Lebens, kommt dem der Stein, Schön, Scharnhorst vollkommen gleich. Die trübe geistige und politische Nacht, worin Preußen von 1815—48 lebte, ist für ihre endliche Erhellung den „kleinen Staaten" zu ewigem Dank verpflichtet. Der deutsche Volksgeist wird sich im Augenblick wirklicher Gefahr von keinem Borries, keinem von der Pfordten oder Dalwigk gängeln lassen. Wir sind vollkommen der Meinung, daß wir bis jetzt sogar am Bundestag noch ein Organ haben, das für Deutschlands und für Preußens Bestand mehr Garantieen bietet, als Separat-Allianzen Preußens — mit der Schweiz, Belgien oder Holland!*)

*) In dieser und ähnlicher Art hat der Verfasser in verschiedenen Zeitschriften an einer Kritik der Zeitereignisse, soweit sie dem Laien möglich war, theilgenommen. Er unterläßt es, die reiche Anzahl dieser Aufsätze hier wieder abdrucken zu lassen.

Kanonenboote.

1861.

Ein kriegeriſcher Zug geht durch Europa. Vor einem alle beſtehenden ſtaatlichen Verhältniſſe mit jähem Untergang bedrohenden Verhängniß, deſſen Wolken, wenn ſie ſich auch zu entfernen ſcheinen, in der Ferne nur dunkler und mächtiger ſich über uns zuſammenballen, einigen ſich um uns die Völker, rüſten, waffnen — ganz Europa gleicht der Schmiede des Vulcan.

Nicht länger kann Deutſchland unthätig zuſchauen und in Entwürfen, die Unmögliches erſtreben, die letzten Stunden eines trügeriſchen Friedens verſäumen. Eine große, gemeinſame Rüſtung muß uns das Gefühl der Sicherheit, den heimlichen oder offenen Gegnern Achtung und die Ueberzeugung einflößen, daß ſie es auf keinem Schlachtfeld mehr, im Weſten oder Oſten, an den Alpen oder auf den deutſchen Meeren, mit den einzelnen Stämmen unſeres Volks, ſondern überall nur mit der geſammten deutſchen Nation zu thun haben werden. Auf deutſchem Boden können fortan nur deutſche Schlachten geſchlagen werden, nicht Sachſen, nicht Preußen, nicht Oeſterreich, nur Deutſchland kann noch ſiegen oder — unterliegen.

Von dieſem uns Allen gemeinſamen Gedanken ſoll die Stiftung einer deutſchen Kanonenbootflotte auf der Nordſee ein Zeugniß geben. Der unglückliche Zwiſt, der zwiſchen uns und dem uns ſtammverwandten Volk der Dänen ausgebrochen iſt und allmälig Europa in ſeine Irrungen hineinzuziehen droht, macht die Sicherung unſerer Küſten und Ströme zur nothwendig erſten That unſerer Waffenrüſtung. Es gilt mit unſerer Ehre, die unter dem Hohn des kleinen Nachbars leidet, auch unſere Häfen, unſern Handel; es gilt unſer Meer, auf dem einſt keine andere Flagge als die unſrige wehte und das glorreich und geweiht iſt durch unſere Siege, durch unſer Blut. Den Küſtenſaum der Oſtſee decken die preußiſchen Kanonenboote; die vielgetheilten Küſten der Nordſee, die Mündungen der Elbe, Weſer und Ems zu ſchützen iſt die

Aufgabe aller deutſchen Stämme; alle haben ſie Theil an dieſen Strömen, auch an dem Gut, das auf ihnen verſchifft wird.

So begriffen es wenigſtens die Vorfahren. Zu der alten hanſeatiſchen Flotte ſteuerten alle Städte bei vom Belt den Rhein hinunter und die Donau, vom Sande der Mark bis in die Thäler Tirols. Hier iſt auch uns noch immer, hoffen wir, Wind und Sonne günſtig, gemeinſam ein gemeinſam Werk zu vollenden. Keine Erinnerung, keine tiefeingewurzelten und nicht durchaus berechtigten Anſchauungen der beſondern Staatseigenthümlichkeit ſtehen hier der freien Bethätigung Aller entgegen. Jeder iſt hier berufen, nach ſeiner Kraft an einer geſchichtlichen That mitzuwirken. Und überall iſt die Errichtung einer Flotte das erſte Zeugniß der Freiheit, der Macht, des Nationalgefühls eines Volks. Das Meer gehört Allen, kein Fürſt — an Cäſar wie an Napoleon ſaht ihr es — kann eine Flotte ſchaffen. Das iſt nur Sache des Volks.

Mit derſelben Opferwilligkeit — mit beſſerer Einſicht und, ſo Gott will! — zum beſſern Geſchicke als 1848 weiht jetzt in Deutſchland die nationale Begeiſterung dieſem Zweck ihre Gaben. *Nicht Säulen und Tempel, Schiffe wollen wir der Nachwelt zu unſerm Gedächtniß hinterlaſſen!* Dem deutſchen Staate, der im Norden des Vaterlandes am fähigſten und bereit iſt, ſie zu unſerer Ehre und zu unſerm Schutze zu verwenden, laßt ſie uns übergeben! Er wird unſere Schiffe, ein ihm anvertrautes Gut, nicht, wie ſchmählichen Angedenkens die Gabe unſerer Frauen, unter den Hammer Hannibal Fiſcher's fallen laſſen, ſondern mit ihnen, an fröhlichen Siegestagen den Ruhm unſerer Flagge erneuernd, die Nordſee für alle Zukunft wieder zum deutſchen Meere machen.

Daraufhin ſchrieb ich in Dresden folgenden Aufruf, der eine verhältnißmäßig bedeutende Summe zuſammenbrachte.

Mitbürger! Welches auch die Form der Centralgewalt oder des Oberbefehls ſein möge, in welcher wir jedem Feinde, der etwa unſere Grenzen oder die Anſprüche deutſchen Rechtes bedrohen ſollte, in Wehr und Waffen gegenübertreten, nimmermehr ſoll uns das Vertrauen unſeres Volks auf ſeine

Kraft, die daſſelbe, den Fuß auf die mütterliche Erde geſtemmt, entfaltet, durch Zweifel getrübt werden.

Mißlich aber iſt unſere Lage zur See. Nicht, daß unſere Küſten ganz entblößt wären, aber keine Flotte kann den Feind mit ebenbürtiger Rüſtung zurückwerfen von den Mündungen unſerer Ströme, von den Lebensquellen unſeres Handels, unſerer Gewerbe, unſerer nächſten leiblichen Nothdurft. Nichts vermögen wir den maritimen Mächten gegenüber durch den Angriff.

Aber eines David Schleuder traf das Haupt des Rieſen. Eine glühende Kugel, vom Strand bei Eckernförde geworfen, ſprengte einen Leviathan der däniſchen Flotte, Chriſtian VIII., in die Luft. Strandbatterieen, Küſten- und Kanonenboote, letztere gebaut nach den neueſten Conſtructionen, geführt mit wagendem und wachſendem Muthe, vermögen die ſtolzen Segler der Fremden in Schach zu halten, Landungen zu verhindern, ja unter dem Schutz mitwirkender Landoperationen den offenen Kampf aufzunehmen.

Mitbürger! Die friedliche Ruhe, die ſeit einigen Monaten über Europa gekommen ſcheint, kann und wird nur die kurze Stille vor dem ausbrechenden Sturme ſein. Wo wir hinblicken auf die Zuſtände der uns umgebenden Völker und Staaten, überall liegen die Anläſſe zu einer blutigen Prüfung auch der Kraft des deutſchen Volkes offen zu Tage. Ein Ruf nach Kanonenbooten ergeht in dieſem Augenblick durch die Reihen aller derer, denen nationale Begeiſterung kein leerer Schall iſt. Die Koſten, ſogar nur einer Kanonenbootflotille, ſind groß, aber im Vereintwirken iſt das deutſche Volk nicht arm. Würde ſich, wie einſt in alter Hanſazeit, Haus an Haus ſchaaren, Stadt an Stadt, ſo müßte bald auf unſern Meergewäſſern die vaterländiſche Geſinnung und der Name jedes deutſchen Gaugebiets durch ein feuerſchlundbewehrtes Fahrzeug vertreten ſein.

Mitbürger! Laßt auch uns von den Ufern der ſächſiſchen Oberelbe ein aus den Stämmen unſerer herrlichen Eichen- und Tannenwälder gezimmertes Kriegsboot unſerer werdenden deutſchen Flotte zuführen, eine Vertrauensgabe an den natürlichen Wächter unſerer Nordküſten, deſſen Selbſtſchutz ihn

wenigſtens nach der Meeresſeite hin unwiderruflich zum Schutzherrn auch des ganzen Deutſchland macht; eine Vertrauensgabe, der preußiſchen Königskrone deshalb dargebracht, weil ſie ſo nur in keinem trüben Waſſer verfaulen und nicht unter dem Hammer an den Meiſtbietenden verſteigert werden kann.

Mitbürger! Die nächſten heimathlichen Behörden haben dieſe Sammlung gebilligt. Frauen! Jungfrauen! Die Güter des Hauſes und das Glück des eigenen Herdes ſichert nur die in der Ferne zu wahrende Ehre des Vaterlandes! Ueber die friedliche Wetterfahne eures Kirchthurms ragt die leuchtende Wacht auch des einſamen Pharus am fernen Meere! Bleibe niemand zurück mit einer ſeinem vollen Vermögen und dem Ernſt der Gefahr entſprechenden Gabe.

Aus demokratiſchem Lager.

1861.

Nach Erlaß der preußiſchen Amneſtie konnte man, ſo unvollſtändig dieſelbe war, erwarten, daß ſich unſere Emigration von 1848 und 49 auf vaterländiſchem Boden wieder in die täglichen Treffen der Publiciſtik einreihen würde. Eine Rückſtrömung ſogar aus den Londoner ſocialiſtiſchen Kreiſen ließ ſich erwarten, Wiederherſtellungen der „Rheiniſchen Zeitung", namentlich auch die Wiederaufnahme jener oft ſo treffenden, wenn auch um parabore Behauptungen nie verlegenen Polemik Ruge's.

Von alledem iſt bis jetzt noch nicht viel eingetroffen. Ein mehr als zehnjähriges Exil hat die meiſten dieſer einſt mit ſo bittern Entſagungen ausgewanderten Landsleute in neue Bahnen geführt, aus denen ſie ſich ohne Beſorgniß um Verluſt nicht wieder entfernen können. Manche haben, wie Gottfried Kinkel, auf fremdem Boden für ihr Talent die reichſte Anerkennung gefunden.

Bis jetzt haben wir die Elemente der alten Demokratie mit der journaliſtiſchen Feder in der Hand nur hie und da wieder auftauchen ſehen. Die äußerſte, die ſocialiſtiſche Richtung ſcheint zerſprengt zu ſein. Marx iſt mit Engels ſchon

außerhalb Deutſchlands in Streit gerathen; beide übten die ſcharfen Nagezähne ihres Nihilismus an ſich ſelbſt. Für Beſtrebungen wie die eines Moritz Heß u. A. bietet doch wol die poſitive Politik zu viel Veranlaſſung, vorläufig der utopiſtiſchen zu entſagen; Proudhon, der Meiſter ſocialiſtiſcher Kritik, iſt im Exil oder Gefängniß gleichfalls mehr mit den Fragen beſchäftigt, die Napoleon III. und Laguéronnière auf's Tapet bringen, als mit den Conſtructionen einer neuen Geſellſchaft. Einige aus der mannigfach zuſammengeſetzten „Frankfurter Linken", wie Venedey, Viſcher, Wuttke, Kolatſchek, ſind in's großdeutſche Lager übergegangen, und ſelbſt von der Berliner Nationalverſammlung hat wenigſtens Lothar Bucher die gleiche Diverſion gemacht, als er mit dem Kaplan von Berg und dem Landſchaftsrath Rodbertus jene anti-italieniſche Erklärung erließ, die für die in Preußen und Berlin herrſchende Anſchauung ihn in dem Grade unmöglich machte, daß ſeine feine, kenntniß- und geiſtreiche, in der Schule Carlyle's und Emerſon's nur etwas in's Effecthaſchen gerathene Darſtellungsweiſe der „National-Zeitung" nur noch für feuilletoniſtiſche Zwecke zu Gute kommt. Eduard Meyen ſchrieb Ueberſichten und Leitartikel im Hamburger „Freiſchütz" und beabſichtigt jetzt die Herausgabe einer „Berliner Reform". H. B. Oppenheim wird ebenfalls durch eine Vierzehntagsſchrift: „Deutſche Jahrbücher", Kunde geben von der ihm mannigfach zu Gebote ſtehenden gewandten Begabung. Das Programm dieſer unter einen Redactions-Mitrath (Unruh, Virchow, Siemens, Tweſten, Delbrück, Siegmund) geſtellten Zeitſchrift verſpricht eine umfaſſende Thätigkeit zu Gunſten der ſtaatlichen Einigung Deutſchlands, der individuellen Freiheit, des Selfgovernment, der „Wahrheit" unſerer Verfaſſungen, des Sturzes der Polizeibevormundung und zu Gunſten einer volksthümlichen Wehrverfaſſung. Die Literatur ſoll hier aus einem philoſophiſch-nationalen Geſichtspunkte betrachtet werden.

Die friſche, theils aus der Schweiz, theils meerwärts von der Themſe kommende Luft einer nicht unter den gewöhnlichen Bedingungen unſeres binnenländiſchen deutſchen publiciſtiſchen Verkehrs ſtehenden ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit wehte ſchon in Ludwig Walesrode's „Demokratiſchen Studien" (Ham-

burg, Meißner). Es liegt ein ſoeben erſchienener zweiter Band vor.

Wir ſind die Rückſichtsnahme unſerer Zeitungen auf die Preßgeſetze, die erſte und zweite Verwarnung, die Beſchlagnahmen, die Verbote ſo gewohnt, daß eine Sammlung politiſcher Vota, die ohne Einrede von Seiten des Verlegers, Druckers, der eigenen Redactionsbeſorgniß geſchrieben wurden, ſchon um deswillen einen intereſſanten Eindruck macht.

In dem neuen Bande, der zwölf mehr oder weniger anregende Aufſätze enthält, läßt ſich eine auffallende Erſcheinung wahrnehmen. Jene Beiträge, die von den Proſcribirten, die im Auslande lebten, kommen, ſind in einer zunächſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, freiſinnigen, aber zugleich gemeſſenen und angenehm weltmänniſchen Haltung geſchrieben. So die vortrefflichen, auch durch ihre Natürlichkeit wohlthuenden Blätter über den „Preußiſchen Conſtitutionalismus" von Ludwig Simon; ſo die ironiſche Diatribe von Ruge über den „Aſiatiſchen Geiſt in Europa"; ſo die feſſelnde, faſt novelliſtiſche Erzählung ſeiner Revolutionserinnerungen von Moritz Hartmann; ſo die Satire H. B. Oppenheim's über die Vortheile des conſtitutionellen Syſtems u. ſ. w. Dieſen Artikeln gegenüber machen die auf vaterländiſcher Scholle geſchriebenen Artikel einen minder erfreulichen Eindruck. Nicht, daß nicht auch hier die Geſinnung der Verfaſſer die Anerkennung der Parthei verdiente, nur ſcheint uns der Vortrag ohne höhere Perſpectiven, die Thatſachen zerbröckeln ſich in Einzelheiten, der Ton iſt nicht ſelten übel gewählt. Der Ton der neuern hannoverſchen Verhältniſſe von einem Ungenannten häuft Anekdoten, die der Chronique scandaleuse angehören und in „Demokratiſchen Studien" nicht am Platze ſind. Vor Allem iſt der letzte Artikel: „Vom enthüllten Polizeiſtaat und was daran hängt", in einer Form geſchrieben, die aus keiner Feder hätte kommen können, die eine Weile in Paris oder London gelebt und vom Geiſt der dortigen Anſchauungen ſich ein wenig hätte ſchulen laſſen. Man kann die Schwächen des Grafen Schwerin nicht verkennen wollen, man muß und darf ihm ſein Syſtem des Gemüths und der chriſtlichen Verſöhnung als eine unerlaubte Uebertragung ſeiner perſönlichen

(bekanntlich von Schleiermacher gebildeten) Denkweise auf ein Terrain der großen historisch-politischen Verantwortlichkeit vorwerfen, aber Wendungen eines directen „Sendschreibens" an ihn, wie: „Excellenz, selbst wenn Sie wären — was Sie nicht sind — ein großer Mann —", und ähnliche Anreden müssen sich auf jedem politischen Streitgebiet verurtheilen. In der Form seiner Polemik hat sich der genannte Verfasser vergriffen; die breite Behaglichkeit seines Besserwissens ist geradezu unerträglich.

In der Mitte zwischen dem, was uns in jeder Beziehung gefallen hat und was weniger, liegt ein Aufsatz von W. Rüstow über sein Commando bei der Brigade Milano. „Später habe ich Gelegenheit gehabt, glänzende Thaten zu thun und mir einen brillanten Ruf in der Armee Garibaldi's zu verschaffen" (S. 100). Wir glauben nicht, daß sich bei Julius Cäsar „De bello Gallico" eine ähnliche Stelle findet.

Diese und andere Mißtöne abgerechnet, macht die Sammlung von Aufsätzen einen besonders durch die Entfernung alles Diplomatisirens und die offene Kundgebung der Ueberzeugungen erfrischenden Eindruck. Psychologisch interessant war uns, daß doch das Temperament und das angeborene Naturell an diesen Ueberzeugungen stark betheiligt zu sein scheinen. Einen eigentlich träumerischen Melancholiker oder kritischen Skeptiker (vielleicht Oppenheim ausgenommen) haben wir unter diesen zwölf Autoren nicht gefunden. Es sind sanguinische Naturen, dann zuweilen freilich mit bedenklicher Neigung, sich bis zum Uebermaß fortreißen zu lassen. So bringt z. B. Ferdinand Lassalle über den vielgerühmten Stahr'schen „Lessing" eine Kritik, wo die Diction und Auffassung wahrhaft pyramidale Höhen erreicht. Nicht nur über Lessing selbst wächst die leidenschaftliche Sprache so bis zum Schwindel, daß man begreift, wie Jakob Grimm vor solchen Prospectus- und Reclamenphrasen neulich die Flucht aus dem Berliner Standbildcomité für die drei Dichterheroen hat ergreifen können (z. B.: Hierzu erfand die Geschichte Lessing; wir sagen, sie erfand ihn! Denn gleichwie ein Instrument u. s. w. —", oder: „Lessing ist nichts Anderes als der weltliche Lu-

ther", „Leſſing iſt par excellence der Dichter der humanen Idee" [bisher war dies nur Schiller, und Leſſing galt für jeden Kenner der Literaturgeſchichte als der experimentirende Dichter praktiſcher Beweisführungen für eine Reform der äſthetiſchen Theorie]. „Die That, die Leſſing in ſeinem Laokoon vollzog, war nicht weniger im höchſten Sinne hiſtoriſch und revolutionair" u. ſ. w.); auch die Anerkennung Stahr's geht über das Maß erlaubter literariſcher Freundſchaft und Gegenſeitigkeit hinaus, z. B. S. 500: „Was die Verführung dieſer Schrift vergrößern wird, iſt ihr Styl. Ihre Eigenthümlichkeit in dieſer Hinſicht beſteht in einer gewiſſen keuſchen Gemeſſenheit der Formen, in einer gedämpften Wärme, in einer von nichts mehr als von Kälte entfernten meiſterhaften Mäßigung des Ausdrucks, die, je weniger ſie ſelbſt ſagt, um ſo mehr Herz und Geiſt des Leſers zu ihrer Ergänzung zu erregen weiß und beſonders in einer gewiſſen Ethik des Styls; denn man fühlt es aus dieſem Styl heraus, daß er ſchwerlich der Rückſicht auf das heutige Publikum entſprungen iſt, welches ſolchen Styl nicht zu verlangen pflegt (!) und ſich damit auch beinahe des Rechts (!!) begeben hat, ihn zu begehren; daß er nicht einmal der Rückſicht des Verfaſſers auf ſeinen eigenen ſchriftſtelleriſchen Ruhm entſprungen (!!!), ſondern vielmehr ſeinen Quell in der tiefen, ſittlichen Ehrfurcht hat, die den Darſteller vor ſeinem Gegenſtand durchdringt — —" Man muß geſtehen, daß kaum dem Heliogabal mehr geſchmeichelt worden iſt als in dieſem Laſſalle'ſchen Wortſchwall! Adolf Stahr hat dieſen Phraſen zufolge jenes Buch in einem Styl geſchrieben, den 1) das Publikum gar nicht mehr verdiente und deſſen Geſchenk es deswegen, weil das Publikum dies auch von ſich ſelbſt vollkommen eingeſteht und weiß, nur mit tiefſter Beſchämung wird entgegengenommen haben, und 2) in einem Styl, bei welchem der Verfaſſer es ſogar vergaß, daß er bereits ein ſo berühmter Schriftſteller iſt u. ſ. w.

Indeſſen wiederholen wir, die „Demokratiſchen Studien" enthalten Mittheilungen genug, um das Gefühl zu hinterlaſſen, daß die deutſche Demokratie Sprecher beſitzt, die gründ-

liche Einsicht in die Lage der Dinge mit Besonnenheit und bescheidener Zurückhaltung ihres Ich verbinden. Die große europäische Schule, durch die sie gegangen ist, hat ihr die grelle Färbung des Jahres 48 genommen und läßt von ihrer ferneren Entwicklung besonders auch darin das Beste erwarten, daß sie auf dem Gebiet ihrer Thätigkeit, wie dies inzwischen in Deutschland durch die Verhältnisse einmal vorgezeichnet ist, an sich halten wird und die gegenwärtig vom Gothaismus aufgestellte Tagesordnung nicht stört.

Die Tage von Compiègne.

1861.

Europa lebt wie über Pulverminen. Und dennoch lächelnde Begrüßungen, Händedrücke, Feste — ! Jeder muß dabei an Erfurt und das „Parterre der Könige" denken! Heute noch Bälle, Paraden, Talma beklatscht von Alexander und Napoleon — morgen der Uebergang über den Niemen und der Brand von Moskau! Was ist bei den Fürsten und Diplomaten Wahrheit und sichere Bürgschaft für die Zukunft?

König Wilhelm I. von Preußen hatte nie Sympathie für Napoleon III. Schmeicheln aber konnte es ihm doch, von einem klugen und mächtigen Manne eingeladen zu sein, der sich so außerordentlich viel Mühe giebt, ihm seine politische Bedeutung als Zunge an der Wagschale Europas vorzuführen und Lehrstunden über praktische Politik zu geben. Es wird den hohen Herrn überraschen, den Mann des 2. December doch als einen Andern kennen zu lernen, als ihn für Deutschland der „Kladderadatsch" fixirt hat. Noch mehr, er wird die Ruhe bewundern, die sich der Erwählte von sieben Millionen in seinem Lande schuf. Auch über Preußens schöne, jungfräuliche Armee werden ihm die gebräunten Offiziere aus der Krim und der afrikanischen Wüste viel Schmeichelhaftes gesagt haben.

Der Cursus in praktischer Politik, den etwa Napoleon III. schon vor Ungeduld zwischen der Suppe und dem Rindfleisch in Compiègne hielt, lautete vielleicht:

„Sire, ich bewundere und achte die außerordentliche Ehrlichkeit und Offenheit Ihrer Denkweise! Auch Sie besitzen

Ja Galilei! Als Du auf der Folter,
Die Erde ſtehe ſtill, beſchwören mußteſt,
Da ſprangſt Du, wie die Schrauben nachgelaſſen,
Empor und rieſſt den Cardinälen donnernd
Dein ſtolzes Wort: Und ſie bewegt ſich doch!
Und dieſes „Sie bewegt ſich doch" will mich
Seitdem nicht mehr verlaſſen, immer, immer
Klingt mir's im Ohre: Sie bewegt ſich doch —
Und ſie bewegt ſich doch —

(Hinter der Scene beginnt ein heiliger Geſang (Pſalmworte), vom weiblichen Chor vierſtimmig und mit beſonders ſtark bedachten Altſtimmen zu ſingen. In der Synagoge erſcheinen bekanntlich keine Frauen und die Chöre werden von Kindern geſungen.)

Ha! dieſe Stimmen!
Accorde unſchuldvoller Kinderſeelen!
Nicht wiſſend ſingen Kinder Rachepſalmen —
Muß es denn ſein? Allmächt'ger Gott dort oben,
Wie iſt Dir das, wenn ich mich krümme — kann
Kein Arm herniederlangen aus dem Nichts?

Ruben
(hinter der Scene).

Ich muß — laßt mich zu ihm — ich muß!

Uriel.

Das iſt
Die Stimme meines Bruders!

Ruben
(von links auftretend).

Uriel!

jene Pietät, die Ihren Vorgänger in Sanssouci, Ihren geistreichen Bruder zum Sklaven des Fürsten Schwarzenberg machte! Auch das Gefühl der Waffenbrüderschaft, das Sie für die schöne und tapfere, nur allzuschlecht organisirte österreichische Armee besitzen, hat meine ganze Sympathie! Wollte Gott, wir könnten alle Kameraden sein und so wie einst unsere Ahnen in den Kreuzzügen unsere Tapferkeit nur auf den Wällen von Jerusalem zeigen! Mein ganzes Herz hängt an den schönen Siegen, welche die christliche Civilisation in China erfocht. Warum hindern uns Rußland und England, daß wir nicht in Syrien dasselbe Kreuz aufpflanzen, das auch in Berlin und Sanssouci von je so hoch verehrt wurde? Aber, Sire, die Welt ist eben unvollkommen. Die Sprache der Ehrlichkeit ist ein Verbrechen, den Unehrlichen gegenüber. Lassen Sie ab von diesem System der Schonung und Pietät! Ergreifen Sie die Zügel Deutschlands! Lächeln Sie nicht, Sire! Ich begehre darum für Frankreich nichts; ich habe nur in meiner Jugend, wie Andere in Frankreich auch, die Träume vom Rhein geträumt; ich bekenne wol auch noch jetzt mit nüchterner Ueberzeugung, daß, da wir nun einmal das Elsaß und Lothringen besitzen, die Arrondirung unserer natürlichen Vertheidigungslinien durchaus mangelhaft ist und Saarlouis und Landau kaum von uns entbehrt werden können; aber auch diese Ueberzeugung unterdrücke ich, mein Sinn ist vollkommen ohne Begehrlichkeit. Nur den Zustand Deutschlands im Großen und Ganzen hasse ich! Ich hasse ihn, weil die deutschen Fürsten (ces grands-ducs et roitelets) eine unausgesetzte Conspiration mit Oesterreich unterhalten, die öffentliche Meinung in Deutschland verwirren, die Zustände Italiens durch Priestervermittlung zu keiner Beruhigung kommen lassen und persönlich gegen mich voll Dreistigkeit und mit wenigen Ausnahmen, Darmstadt lobe ich sehr, voll Unzuverlässigkeit sind. So lange nicht Preußen Herr von Deutschland ist, zieht Oesterreich unausgesetzt seine beste Kraft, die Kraft der Unentschlossenheit und Anarchie Deutschlands, aus diesem Lande, das ich, wie gesagt, liebe und verehre; denn meine ganze Bildung ist ja deutsch. Welchen Vorschub

leiſtet Bayern Rom und dem Königreich Neapel noch bis zu dieſem Tag! Wie rückſichtslos ſprach ſich ein kleiner Fürſt, wie der da von Naſſau, beim Beginn des italieniſchen Kriegs gegen meine und Sardiniens Sache aus! Glauben Sie mir, Sire, mit den Intereſſen Ihrer Dynaſtie, der Dynaſtie Friedrich's des Großen, der ein Franzoſe von Geiſt und Aufklärung war, kokettiren deutſche Fürſten, die darum dennoch im Geheimen ihre Verbindung mit Wien unterhalten, mit Wien, das ihnen die Bürgſchaften ihres dauernden Beſtandes bietet! Geben Sie dieſe „Pietät" von Sansſouci, dieſe Schonung überlebter Zuſtände, dieſe nach dem Siebenjährigen Kriege kaum glaubliche Empfänglichkeit für das kaiſerlich öſterreichiſche Preſtige auf! Reformiren Sie Deutſchland! Befreien Sie Deutſchland! Befreien Sie die Welt und vor Allem Frankreich und Italien von einem Herde unabläſſiger Intriguen! Schaffen Sie eine einzige große deutſche Politik und ſeien Sie verſichert, daß ich Alles thun werde, um Ihnen dabei den Rücken zu decken! Ich übernehme es, wegen Dänemark Schweden ſowol wie England in Schach zu halten. Selbſt Rußland ſoll Sie gewähren laſſen, wenn Sie vollbringen, was, wie Ihnen der „Nationalverein" ganz richtig zeigt, die Sehnſucht des ganzen Deutſchland iſt!"

Nicht unwahrſcheinlich hat Napoleon III., und vielleicht noch dazu ſogar in deutſcher Sprache, alſo in dem waldumkränzten Compiègne geſprochen. Man erzählt, der König von Preußen hätte zuſehen müſſen, wie ſechzig Hunde einen friſchgeſchoſſenen Hirſch verzehrten. Wir laſen das mit dem Schauer, eine Allegorie vor uns zu haben. Kurz, wir träumen, combiniren, diviniren. — — Wir waren nicht zugegen bei der Pauſe zwiſchen der Suppe und dem Rindfleiſch, ſtanden nicht unter den herbſtlichen Eichenkronen des Hirſchparks von Compiègne, hörten nicht, daß der König vielleicht erwiderte: Ei, von Wien, von Dresden, von Würzburg kommt ja jetzt das deutſche Parlament! Herr von Schmerling wird ſchon helfen!

Reden wir nun ſelbſt! Diejenigen, die Herrn von Schmerling für den Mephiſto der Paulskirche erklären, werden ſagen: „Wie ſicher muß dieſer Art von Staatsmännern feſtſtehen, daß ſich eine aus Wahlen im ganzen Deutſchland

hervorgegangene Volksrepräſentation ebenſo wieder wird leiten und — verwirren laſſen, wie ſchon einmal zu Reichsverweſers Zeiten in Frankfurt am Main!" Wer dagegen zur Geſinnung der Würzburger Vertrauen hat und den Patriotismus des Herrn von Beuſt nicht bezweifelt, ſieht vielleicht in ihren Anträgen eine aufrichtige und ehrliche Appellation an die Hülfe der öffentlichen Meinung Deutſchlands. Warten wir ab, was kommt.

Unſere Meinung war von je, daß wir Deutſchland, mit discreter Ablehnung Oeſterreichs, für einen Föderativſtaat halten, dem eine abſolute Einheit mehre große und unerſetzliche Güter rauben würde. Die Centralgewalt Deutſchlands iſt das deutſche Volk. Dieſem alleinigen Souverain die richtige Repräſentation zu geben, ſei das Werk, das eine neue Paulskirche vollbringe. Der Weg, der vielleicht in Compiègne vorgeſchlagen wurde, dürfte zu den Segnungen des 2. December, zur „Ruhe eines Kirchhofs" führen.

Deutſchland retten — iſt zweierlei.

Factiſch durch eine That — vor jedem Cromwell oder Friedrich dem Großen würden wir uns in Demuth und Bewunderung beugen!

Rechtlich durch Vereinbarung — wer könnte da auf dem Gebiete der Discuſſion rathen — daß es im Styl der Hunde von Compiègne geſchähe.

Die Anerkennung des Königreichs Italien.

1861.

Wir glauben, daß ſich die völkerrechtliche Anerkennung der italieniſchen Neugeſtaltungen von Seiten Preußens unter dem Miniſterium Schleinitz in einem beſſern Stadium befunden hat, als unter dem Miniſterium Bernſtorff. Der neu eingetretene Miniſter gehört zwar der alten Schule an. Aber was auch gegen die Politik der „freien Hand" des Miniſters Schleinitz geſagt werden mußte, immer konnte man bei ihm vorausſetzen, daß ſeine politiſchen Anſchauungen aus der Zeit der Revolution von 1848 und der immer noch obwaltenden Gährungen hervorgingen.

Daß aber auch König Wilhelm I. a priori nicht geneigt

ist, die „italienische Wirthschaft", das Verjagen von Dynastieen, Expropriiren alter Rechte u. s. w. als einen gebührlichen und ordnungsgemäßen Zustand anzuerkennen, wird man als nicht minder wahrscheinlich behaupten können. Die Söhne Friedrich Wilhelm's III. sind in legitimistischen Anschauungen erzogen. Nur die Force des choses hat sie allmälig dem Zeitgeist vertrauter gemacht. Im gegenwärtigen Beherrscher Preußens lebt glücklicherweise im Ganzen eine gesunde und natürliche Auffassung des Staats- und Völkerlebens überhaupt; ob aber auch diese ganz und in allen Fällen die Oberhand über die Begriffe gewinnen wird, womit einst der Prinz von Preußen den Oberbefehl des Garde-Corps der preußischen Armee vom weiland Herzog Karl von Mecklenburg übernahm? Oft schon brachen in ihm Stimmungen aus, die ein „Bis hieher und nicht weiter!" anzudeuten schienen. In Italien factisch geschehen lassen, was dort geschah, dem mußte seine zu keinem Einspruch aufgeforderte Ueberzeugung Anfangs folgen. Ob aber auch gutheißen, was dort inzwischen zur „vollendeten Thatsache" reifen will, gutheißen, daß sich Sardinien Länder aneignet, Fürstengeschlechter verjagt, im Bund mit der Revolution eine Art gelinder Schreckensherrschaft proclamirt, das freilich wäre ein weiterer Schritt zur Selbstüberwindung, ein Schritt, der vielleicht dem Monarchen unmöglich wird, so sehr auch die italienische Situation der alten des neu errichteten Königreichs Preußen von 1701 und der der Eroberungen Friedrich's II. gleicht. Auch damals wollte die europäische Fürstengesellschaft in dem neuen König nur den Marquis de Brandebourg sehen; Friedrich hatte Europa in Waffen gegen sich.

Das Verhältniß hat aber doch auch umgekehrt Aehnlichkeit mit der trotz aller Antipathieen in Preußen ziemlich schnell erfolgten Anerkennung des Julithrons und des jungen Königreichs Belgien. Diese beiden beriefen sich damals auch nur auf das Recht der Revolution; — den Appel au peuple durch ein allgemeines Stimmrecht kannte man noch nicht. Aber Preußens Staatsmänner waren, wenn auch nicht die ersten, die damals die Sachlage anerkannten, doch auch nicht die letzten. Die philosophischen Doctrinaire, die

damals in Preußen von Prinzenerziehern zu Miniſtern avancirten, beſaßen nicht ganz die ſtarre Conſequenz der Haller'ſchen Schule; die Staatsmänner des „Politiſchen Wochenblattes", des Vorläufers der Kreuzzeitung, mußten noch nach Wien und München auswandern. Es liegt in Preußens Miſſion etwas dem Neuen unwiderſtehlich Anſchließendes. In Villnitz konnte die Conföderation gegen die franzöſiſchen Jakobiner geſchloſſen werden, Preußen rüſtete ſich zu einem Kriege, dem jede nationale Förderung fehlte; als aber in der Champagne, in Rheinbayern „wenigſtens die Kriegerehre gewahrt worden", ſchloß es ſchnell Frieden; Preußen beſitzt keine nachhaltige Kraft gegen die Gedanken der neuen Zeit, der Freiheit, der Nationalrechte; ſein ganzer Beſtand liegt nur im Begriff, im Höhepunkt der neugeſchichtlichen Anſchauungen.

Wenn das ſo vielfacher Rüge unterworfene neuliche Königsberger und Berliner Schaugepränge die Abſicht gehabt haben ſollte, die Thatſache in ein helles Licht zu ſtellen, daß nicht Frankreich, ſondern Preußen gegenwärtig das Hypomochlion, die Zunge am Wagbalken Europas iſt und etwa ſein Entſchluß, die ſchwebenden und unhaltbaren Zuſtände Europas durch eine ihnen folgende großartige Meinungsäußerung zu einem vorläufigen Abſchluß zu bringen, nahe bevorſteht, ſo würden wir all' dieſe Entfaltung von Sammt und Seide, Licht und Blumen für eine vortrefflich ausgeſonnene Unterſtützung dieſer großen hiſtoriſchen Rolle halten. Darf man annehmen, daß König Wilhelm ſeine unzweifelhafte Abneigung gegen den äußern Schein der italieniſchen Dinge überwindet, in der „Eroberung" eine rettende That, im „Treubruch" ein großes Opfer, im „Raub" eine rechtliche Beſitzergreifung im Namen einer großen Idee erblickt? Darf man hoffen, daß König Wilhelm zwiſchen Haltbarem und Unhaltbarem im Leben der Nationen unterſcheidet und die Rechte der Dynaſtieen nicht in den Grundſätzen des Privatrechts ſucht? Möge er auf die Geſchichte Italiens zurückblicken! Er wird dann ein Land finden, das einem ſteten Wechſel ſeiner Dynaſtieen ausgeſetzt war. Vom Mittelalter bis in die neueſte Zeit ſchwankten jenſeits der Alpen die Begriffe des Beſtehenden; ſtabil blieben nur Savoyen und der Kir-

chenstaat, zwei Mächte, denen die Zukunft Italiens gehört. Das ist die Losung: Ein organisatorischer Staat, voll Ehrgeiz, kriegerischen Sinnes, zugänglich allen Ideen des Fortschritts und im innigsten Bunde mit den großen Bewegungen Europas. Oder — das hinterlassene Erbe der Inquisition, die Nachkommenschaft der Peiniger Galilei's, die Verbündeten aller Rückschrittsideen, von denen die Sehnsucht nach Ruhe, das Bedürfniß des Friedens und Bürgerwohls in Europa in steter Verkümmerung erhalten wird! Italien kann nicht mehr zurück. Es kann heute von Frankreich aufgegeben werden, heute im Tode Napoleon's III. seinen einzigen auswärtigen Beistand verlieren (Englands Cooperationen zählen wenig), Oesterreich könnte die Lombardei wiedererobern, der Herzog von Modena seine Wachtparaden wieder aufziehen lassen, die Fürsten von Toscana und Neapel könnten ihre alten Paläste und Burgen beziehen — wird sich ein solcher Zustand erhalten? In einem Lande erhalten, dessen Zähigkeit im Widerstand gegenwärtig die künstlich unterhaltene legitimistische Vendée beweist? In einem Lande, wo die Gewissen um die Anwendung von Gift und Dolch nie in Verlegenheit kommen? In einem Lande, das ebenso, wie Preußen nach 1806 stets auf eine Stunde der Erhebung wartete, so auch seinerseits immer nur auf den endlichen Sieg seines einzigen und (wie etwa in Deutschland) durch keine Gedankenüberfülle oder Gedankenanarchie zersplitterten Begriffes harrt: Freiheit, Unabhängigkeit, Einigkeit — Sturz der geistlichen Herrschaft? Es ist nicht möglich, durch Concessionen und liberale Institutionen die habsburgischen und bourbonischen Dynastieen mit dem italienischen Volke zu versöhnen. Jeder Versuch dieser Fürsten, milde und constitutionell regieren zu wollen, schlüge zu ihrem eigenen Verderben aus. Preßfreiheit, Ständewesen, ein Versuch zu einem Parlament, zu einer Art Einheit Italiens, etwa nach dem Muster Deutschlands — alles das würde nur der Untergang dieser Throne werden. Sie können sich nur erhalten, kurze Zeit erhalten durch die Methode Alba's. Als Leopold von Toscana 1849 restaurirt wurde, erklärte er offen und ganz richtig, nur noch durch die Jesuiten herrschen zu wollen und jede

Conceſſion zu verweigern. Um noch zehn Jahre lang im Palaſt Pitti wohnen zu können, reichte dieſe Methode aus. Jetzt würde ſie nicht für fünf ausreichen und die entgegengeſetzte Methode, die der Conceſſionen, nicht für drei.

Wenn geſagt worden iſt, mit Preußens Ja oder Nein ſteht und fällt das Papſtthum — nun wolan, ſollte Friedrich Wilhelm's III. Sohn noch einen Augenblick zögern? Friedrich Wilhelm III. war der offene, muthige, unerſchrockene Freund der Waldenſer. In den Waldenſerkirchen Italiens giebt es wenig Bilder; das ſeinige fehlt nirgends, wo die Wohlthäter der evangeliſchen Gemeinden Italiens eine äußere dankbare Anerkennung fanden. Ganz Italien ſchließt ſeine geiſtige und religiöſe Reform an die Waldenſer an. Es gilt nicht den Sturz des Katholicismus, ſondern den Sturz des Papſtthums. Im Katholicismus der ganzen Welt (das dumpfe Spanien vielleicht ausgenommen) regt ſich eine großartige Bewegung, die Bewegung der Verbeſſerung der Lehre, der Kämpfe gegen die Hierarchie. Man frage den Biſchof Ketteler von Mainz, was die Acten ſeiner Curie verbergen! Die ultramontane Tragikomödie, die man neulich in München aufführte und für's nächſte Jahr nach Frankfurt am Main auszuſchreiben wagte, wird den Denker und Tieferblickenden keines andern belehren. Wenn Preußens Ja oder Nein die Hierarchie ſtehen oder fallen läßt, ſo kann ſelbſt ein Beherrſcher von ſieben Millionen Katholiken, der Beherrſcher Preußens, getroſt die überlebte römiſche Reliquie dem Schutt der Jahrhunderte übergeben helfen; denn dem echten Katholiken wird darum von dem, was ihm wahrhaft heilig iſt, nichts genommen, bleibt ihm nur ſein Prieſter und ſein deutſcher Biſchof.

Wir müſſen auf unſer Wort zurückkommen, daß uns der Name Schleinitz eine größere Bürgſchaft für die Auffaſſung ſchien, die Vincke's Kammervotum für Preußen feſtſtellte, als der Name Bernſtorff. Es wäre wenigſtens in hohem Grade beklagenswerth, wenn ſich Preußen die Gelegenheit zu einer großen hiſtoriſchen That, zu einer That, die auch auf Deutſchlands Geſchicke einen mächtigen Eindruck hervorbringen würde, entgehen ließe. Die Einreden der landläufigen Staatsweisheit,

man wisse doch eben nicht, welche Consequenzen daraus entstünden, und man würde nur eine Bundesgenossenschaft Frankreichs stärken und Oesterreich immer noch mehr schwächen u. s. w., diese gehören der Politik der Sectionsabtheilungen in den Ministerien, der Casinopolitik der Räthe zweiter und dritter Klasse beim Whisttisch an. Wer auf dem Gebiet der großen und schöpferischen Politik das historisch Richtige thut, braucht für die Folgen nicht zu fürchten. Diese übernimmt die Hingebung und Aufopferungsfähigkeit der Nationen.

Guizot über die römische Frage.

1861.

Guizot, Louis Philippe's alter Minister, der das Mögliche beigetragen, die Familie Orleans in's Unglück, ganz Europa in Verwirrung zu stürzen, ein rechthaberischer Pedant und Doctrinair wie nur ein deutscher Professor, der als Minister vor Allem in der Weltgeschichte seine Rathederweisheit vertreten zu müssen glaubt, hat außer in Paris auch bei F. A. Brockhaus in Leipzig sein Votum über die Papstfrage erscheinen lassen. Die mehrfach, selbst in liberalen Blättern aufgetauchte Bemerkung, es sei interessant, die Ansichten eines so berühmten Mannes über diese schwebende Frage kennen zu lernen, können wir nicht im mindesten unterschreiben.

Ein Protestant (wie Guizot), der die weltliche Herrschaft des Papstes für nothwendig erklärt, richtet sich von selbst. Wir haben ähnliche Anschauungen bei unsern Doctrinairs und Herrenhäuslern. Doch finden sich auch unter ihnen echt protestantische und evangelische Gemüther, die vor dem weltlichen Schwert des Stellvertreters Christi, vor dem wie Kettengerassel betonten Amte der Schlüssel ein Grauen empfinden, wie nur je Luther und die Reformatoren. Guizot hat sich mit seinem Votum aus dem Schooße der so achtbaren evangelischen Gemeinden von Paris und Genf ausgeschlossen.

Für einen noch in Thätigkeit befindlichen Minister Frankreichs verkennen wir nicht die Nothwendigkeit, den Bestand des Kirchenstaats mit andern Augen zu messen als mit denen

eines Philosophen und Christen. Die erste bedeutende That des Julithrons war bei Ausbruch der italienischen Insurrection (1831) die Besetzung Anconas, womit Frankreich ausdrücken wollte, daß Oesterreich das Schiedsrichteramt in Italien nicht allein zu verwalten hätte. Mit dieser energischen That überraschte der zu früh verstorbene Casimir Périer sogar den zaghaften Börsen- und Regenschirmkönig selbst. Seitdem war den Staatsmännern Frankreichs für Italien und insbesondere für Rom eine bestimmte Politik vorgezeichnet, der sich auch mehr oder weniger Guizot fügen mußte, zumal da ihm als Protestanten daran zu liegen hatte, vor Frankreichs Staatsreligion Respect zu beweisen. Was konnte aber noch einen Denker zwingen, einen vom Lärm des politischen Marktes, vom Grünen Tisch der Berathungen über die beste Kunst, seinen Gegner zu täuschen, vom Cabinet, wo Verstellung und Lüge Staatsweisheit ist, Ausgeschlossenen, einen Philosophen, der froh sein sollte, dem Weltgeist und dem großen Gang der Geschichte wieder zurückgegeben zu sein, die alte Rolle solcher Erwägungen a potiori fortzusetzen! Napoleon der III. wird doch wahrlich darum den Greis nicht in sein Cabinet berufen und Graf Montalembert und die Legitimisten werden nicht Ein Blatt von ihren Erinnerungen an die Zeiten des Julithrons auslöschen.

Ein Adept der Guizot'schen Weisheit war jener Pellegrino Rossi, der am 15. November 1848 bei Eröffnung der römischen Constituante vom Dolch eines Mörders getroffen fiel. Rossi, ein Italiener, hatte Guizot's Vorträge in der Sorbonne gehört, lange bei ihm im Cabinet gearbeitet, dann die französische Gesandtschaft am römischen Hofe erhalten und zuletzt dort selbst die Zügel ergriffen, um den schon gefahrvoll stürzenden Wagen der Reformen Pio Nono's am jähen Abhang noch einmal wieder aufzuhalten. Das Rad der Zeit zermalmte ihn. Eben die Reformen Pio Nono's wurden die Ursache zum Sturz der Orleans, die Ursache zum Sturz, zur gänzlichen Vernichtung Guizot's. Nur allein darum haßt der Minister-Professor, der, wie alle dergleichen Doctrinaire, sich für unersetzlich und unwiderleglich hält, die Bewegung Italiens, die Säcularisirung Roms. War sie doch sein eigenes

Verderben! In Allem, was der mächtig entfesselte Zeitgeist in Italien hervorgebracht hat und noch hervorzubringen fordert, sieht der schwache Mann nur jene ruchlosen Hände, die gewagt haben, ihn aus dem Hotel des Capucines zu vertreiben. Auch jener Graf Rayneval, der die berüchtigte oder berühmte — je nachdem — Denkschrift über die nach seiner Meinung so ausgezeichnete Lage der päpstlichen Verwaltung an Napoleon III. als Botschafter der kaiserlichen Regierung richtete, wurde in Guizot's Schule gebildet und ist gleichfalls ein Doctrinair aus der Coterie der alten Débats. Diesem ebenso wie seinem Schüler Rossi mußte Guizot das Zeugniß ausstellen, daß sie sich nicht geirrt hätten, als sie beide so in Rom handelten, wie ihnen dafür seine Weisheit während seiner langen Pariser Herrschaft die Instructionen ertheilte.

Die Guizot'sche Broschüre ist durchaus hohl in ihrer Beweisführung, aschgrau in ihrer Färbung, ein lediglich persönliches Votum, das der Frage keine einzige neue Wendung giebt und nur den Autor aus der Reihe der Denker, Geschichtsphilosophen und aufrichtigen Protestanten streicht.

Französische Lockung.

1861.

Bekanntlich hat Frankreich von dem Augenblick an in Deutschland festen Fuß gefaßt und allmälig herrliche Theile des Deutschen Reiches an sich gerissen, als die protestantische Lehre in's Gedränge kam und die sächsischen und hessischen Fürsten keinen Anstand nahmen, mit denselben Franzosen zu unterhandeln, die später in Paris die Bartholomäusnacht feierten. Katholische deutsche Geschichtschreibung bezeichnet Moritz von Sachsen, Bernhard von Weimar u. A. als die ersten Minderer und Verräther des Deutschen Reichs.

Die Wahrheit ist, daß in alten Zeiten individuelle und Gewissensfreiheit, sage man auch in der Sprache der alten Tage Gott und seine ewige Wahrheit, den Menschen höhern Werth hatten als die zufällige Form des politisch-nationalen Lebens. Die Anklage trifft nicht die evangelischen Fürsten,

Uriel.

Bruder,
Nicht vor der Schmach, nein nach ihr brauch' ich Liebe!

Ruben.

Man will den Eingang uns zu Dir verwehren,
Den Brüdern ihres Bruders Anblick rauben —
Laß ab! Im Namen der Verwandten komm' ich —
Wir wollen dulden, wollen Dich nicht drängen
Zum Widerrufe! Thu' ihn nicht um uns!

Uriel.

Der Mutter hab ich's feierlich gelobt.

Ruben.

Der Mutter! O der lebenden! Doch noch
Ihr letzter Blick, der Dich vergebens ſuchte
Und der in blinder Nacht gebrochen iſt —

Uriel.

Die Mutter todt? Todt unſre Mutter? Todt?

Ruben.

Den Brief, den ich Dir ſchrieb, empfingſt Du nicht, —
So macht' ich mir gewaltſam Bahn zu Dir —
Ja, Bruder, unſre Mutter iſt nicht mehr,
Wo Menſchenfluch uns ſchaden kann!

Uriel.

Nicht mehr! — —
Und doch, — kann ſich durch ſolchen Schmerz ein Troſt,
Ein Lächeln noch durch ſolche Thränen ſtehlen,
So möcht' ich danken dem Geſchick, daß ſie

ſondern Karl V. und ſeine Nachfolger. Sie trifft Wiens Cabinet und die Jeſuiten.

Aber die Lage iſt gegenwärtig faſt dieſelbe wie damals, als Moritz von Sachſen die ſchönſten Städte des Elſaß preisgab, um an den Franzoſen Alliirte gegen den Kaiſer zu gewinnen. Statt der evangeliſchen Lehre gilt es jetzt die Anſchauungen des Liberalismus und deutſche Kraft und Einheit. In Frankreich ſelbſt herrſcht zwar der Despotismus, wie auch die Proteſtanten in Frankreich damals verfolgt wurden; aber nach Außen ſpielt Frankreich die Rolle des Befreiers und Erlöſers. Wir ſagen nicht einmal: Es iſt die Lockpfeife des Vogelſtellers —! Wer kann leugnen, daß in dem eigenthümlichen ſocialen und einheitlichen Leben der Franzoſen, in ihrem Bruch mit dem Adel, in ihrer demokratiſchen Armee ein Reiz für die moderne Welt liegt, dem ſich, um denſelben zu heben und zu mehren, auch noch der Umſtand zugeſellen muß, daß ſie in der That an den meiſten Stellen Europas, wo ſie ſich einmiſchen wollen, verrottete und den Völkern unliebſame Zuſtände vorfinden. Napoleon III. hat die Geſchichte Richelieu's ſtudirt. Er kann die Freiheit in ſeinem eigenen Lande nicht brauchen, aber nach Außen hin läßt er ſeine Politik die Rolle des Rächers und Befreiers ſpielen.

An die Stelle des Proteſtantismus iſt im modernen Bewußtſein die Freiheitsidee getreten. Dieſe iſt ſo mächtig, daß Berlin jakobiniſch war, als Friedrich Wilhelm II. ſeine Armee gegen die Jakobiner ſchickte. Der Friede von Baſel, den Preußen für ſich abſchloß und der ebenfalls von katholiſch-öſterreichiſcher Geſchichtſchreibung für Verrath an Deutſchland erklärt wird, war dieſelbe Convention, die Moritz von Sachſen am 5. October 1551 mit Frankreich ſchloß. Die öffentliche Meinung Berlins und aller mit den Ideen der Neuzeit ſympathiſirenden Deutſchen macht ebenſo jetzt Italien frei, giebt Venedig preis und gönnt, eben aus principiellen Gründen, dem Hauſe Habsburg jede Demüthigung. Haben wir nicht ſchon oft, wenn auch ſcheinbar nur im Scherz, in unſern Tagen vernehmen müſſen: „Es wird nicht beſſer, ehe nicht die Franzoſen kommen! Die werden ſchon aufräumen!“? Leſe man die „Volks-Zeitung“, einen Grab-

meſſer ſolcher und ähnlicher Stimmungen! Mit Gewandtheit hat ſie ſich noch bei jedem Dilemma der Tagespolitik den Standpunkt zu ſichern gewußt, der jener unſerer „abſoluten Freiheitsidee" (Parallele zur evangeliſchen Lehre des 16. Jahrhunderts) den Sieg gewährleiſtet. Wir anerkennen dies Beſtreben. Es hat die Berechtigung des 19. Jahrhunderts für ſich. Es iſt nicht möglich, daß man in Fragen des Lichts aus Rückſichten der Ueberlegung und der Umſtände halbe oder nur dreiviertel Dämmerung eintreten läßt. Licht oder Dunkel — das iſt allein die Frage.

Da ſich nun hierin (wie weiland im Zeitalter der Reformation) ein ſouveraines Geſetz der Natur und ein nicht minder ſouveraines der Geſchichte vollzieht, ſo kann unſer Volk, um ſich vor Schaden zu bewahren, nur dasjenige thun, was es ſicherſtellt, nun und nimmermehr die „abſolute Freiheitsidee" in's Gedränge kommen zu ſehen. Mit äußerſtem Nachdruck, mit dem heiligſten Ernſt muß Allem gewehrt werden, was die kirchlichen, politiſchen, diplomatiſchen, publiciſtiſchen Nachkommen des Pater Lamormain über uns zu verhängen drohen. Jedes geiſtige Unbehagen des Volks, jede Rückſchrittsbewegung der Fürſten, jede Täuſchung der Hoffnungen, die auf die Vorkämpfer des Lichts und der Freiheit geſetzt werden, rächt ſich an der Zukunft unſeres Vaterlandes. Die Tage von Compiègne, das Auftreten des Herzogs von Magenta in Berlin, die Allianz vorläufig zwiſchen den Schaugepränge von Paris und den Schaugepränge von Berlin ſind Erſcheinungen, die ernſtes Nachdenken erwecken müſſen. Die „franzöſiſche Lockung" girrt den Deutſchen ſeit der ewig beweinenswerthen Schlacht bei Mühlberg an der Elbe. Sie wird nur dann eine vergebliche ſein, wenn in Deutſchland bei allen Fragen die „abſolute Freiheitsidee" die ſiegende iſt und wir beizeiten niederſchmettern, was dieſem Siege widerſtrebt.*)

*) Spätere Anmerkung. Aus allen jenen Verbrüderungen, Feſten, Beſuchen, Umarmungen u. ſ. w. ging der Krieg von 1866 und der von 1870 hervor. Eine Aufgabe, deren Löſung eines Denkers würdig wäre, müßte die ſein, zu unterſuchen, wie die Art, wie gegenwärtig Politik getrieben wird, auf den öffentlichen Geiſt und der öffentliche Geiſt wieder auf die Moralität im Leben der Völker zurückwirkt.

XVII.

Nach dem Frieden von Nicolsburg.

1866.

—

Die Berichte über die Märsche, die Schlachten, die „gewonnenen Fühlungen", die „gesäuberten Lisièren" werden uns jetzt eine Ruhepause lassen.

Wer etwa verzweifelnd bei den nicht endenden Verlustlisten verweilt und sich zu jedem Todten, Verwundeten, Vermißten ein schmerzliches Familiendrama hinzuzudichten getrieben fühlt, ein Phantasiespiel, das für andere Eindrücke keinen Raum mehr lassen würde, dem möchten wir rathen, sich durch eine zeitgemäße Lectüre zu zerstreuen, vielleicht eine solche, die eine höhere Auffassung und einstweilige Beruhigung des Gemüths über die überwiegend traurigen Dinge fördert.

Sei's auch nur, um Muth und Kraft zu sammeln für alles ferner noch in Aussicht Stehende, z. B. die Parlamentsreden, die wir werden zu lesen bekommen!

Deutschland hat vor dreihundert Jahren Tage erlebt, die den unsrigen ziemlich ähnlich waren. Der Unterschied war nur der, daß sich damals der Norden dem Süden zu demüthigen hatte. Damals waren die Oesterreicher, der Kaiser siegreich. Ueber die Augsburger „Drei Mohren", wohin sich jetzt Herr von Kübeck mit dem Rest seiner Getreuen zurückgezogen hat, leuchtete in lichtem Glanz der Stern des Morgenlandes, der damals ostwärts über Wien gekommen war.

Karl V., der Kaiser, Ferdinand I., sein Bruder, römischer König und König von Ungarn und Böhmen, besuchten in den Fuggerhäusern, zu denen das genannte, ehemals durch seine griechische Weinkarte berühmte Hotel gehörte, die noch allda befindliche St. Sebastianskapelle, um dem ritterlichen, pfeildurchbohrten Märtyrer zu danken für den Sieg bei Mühlberg und für die Demüthigung eines deutschen Kurfürsten und so vieler Herzoge, Landgrafen und freien Städte. Der damalige Bismarck hieß Granvella. Die Herwarth, Falkenstein, Manteuffel waren Madruzzi, Büren, Schwendi, Alba. Selbst jene deutschen Fürsten fehlten nicht, die mit dem Befehlshaberstabe zu eigenen Händen gegen ihre gekrönten freundwilligen Brüder und Vetter Liebden commandirt hatten; die heutigen Großherzoge von Olden- und Mecklenburg hießen Moritz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg-Culmbach.

Vor Allem kam es damals auf Geld an. Im Annectiren hatte Oesterreich ein Haar gefunden, seitdem ihm Würtemberg, das es sich nach Herzog Ulrich's Vertreibung als Hausbesitz angeeignet, in so empfindlicher Weise durch die Schlacht bei Laufen und den Vertrag von Kaban wieder verloren gegangen war. Aber den Sieger von Laufen selbst, Landgraf Philipp von Hessen, hatte nun Oesterreich in festem Gewahrsam. Der Ahnherr des jetzt in Stettin gefangen weilenden Kurfürsten flehte um Gnade und Schonung. 200,000 Gulden (etwa eine Million nach unserm Gelde) kostete ihm sein Unglück an baarer Kriegssteuer. Für 200,000 Gulden waren ihm schon an Geschütz und Munition abgenommen worden. 300,000 Gulden hatten die Festungen gekostet, die geschleift werden mußten. Allzuzaghaft erklärt sich der Fürst bereit, die vom Kaiser verlangte Confessionsform des Interim, à peu près ein Pendant zur Bundesreform, in seinen sequestrirten Landen einzuführen, ja der eifrige Lutheraner bittet den Kaiser „um der Mutter Gottes und aller Heiligen willen", ihm „aus seinem angebornen österreichischen Blute und als christlicher Kaiser und Vater" vergeben zu wollen. Großherziger trug sein Leid Johann Friedrich von Sachsen.

Schon öfter habe ich auf das Tagebuch des Grafen Waldeck aus jenen Zeiten aufmerksam gemacht, dies schöne Denkmal einer treuherzigen, altdeutsch-biedern, echtreligiösen Gesinnung. Wir werden durch diese Blätter in einen Kreis unglücklicher Fürsten, gedemüthigter Staatsmänner, schimpflich zurückgesetzter Gesandten, auch aus den Reichsstädten, eingeführt. Die große Sache der Kirchenverbesserung schien hinfort von Menschen keinen Beistand mehr, nur noch von Gott erwarten zu dürfen. Täglich besuchte Graf Waldeck die Kirche und berichtet uns, was Wolfgang Muskulus und Johann Henricus in so trüber Zeit geprebigt haben. Er hatte Weib und Kind daheim in bitterer Sorge zurückgelassen. Mit großer Noth hatte er sich das Geld zusammengeborgt, um mit seinen Brüdern, mit einem Rechtsbeistand und einigen Dienern die weite Reise und den kostspieligen Aufenthalt in dem „Frieden" stiftenden Augsburg möglich zu machen. Seine Schwiegermutter ist jene Fürstin von Rudolstadt, die sich in so entschlossener Weise und mit dem bekannten Worte: „Fürstenblut für Ochsenblut" gegen ein Uebermaß von spanischen Naturalverpflegungs-Requisitionen gewehrt und den von Sachsen durch Thüringen ziehenden Alba mit seinem Generalstab wegen zu gröblicher Eingriffe seiner Proviantmeister in die Viehheerden ihrer Unterthanen um ein Haar gefangen behalten hätte — eine sogar auf die Bühne gekommene „Deutsche Landesmutter"-That, die hoffentlich kein Märchen ist. Ihr Schwiegersohn, sonst ihres Ruhmes voll und das Wichtigste erzählend, was der edlen Frau zur Zeit der schmalkaldischen Kriegsdrangsale begegnete, erwähnt nichts davon.

Und wie mußten die Fürsten um Verzeihung bitten! In meinem „Hohenschwangau" habe ich eine solche Scene nach des Grafen Waldeck Bericht geschildert. Der Kaiser saß wie eine Statue auf einem improvisirten Thronsessel und nahm die Kniebeugung und Abbitte des Grafen an, der sein Ländchen Waldeck zu verlieren fürchtete. „Wie viel bin ich schuldig?" fragt er den diensthuenden Kammerdiener. „Wir sind unserer sechs!" sagte dieser. Mit einem Thaler per Mann Trinkgeld gab man sich zufrieden. Die achttausend Goldgulden, die etwa dem Vierfachen an Werth für unsere Tage gleich-

kommen mögen (Frankfurt hatte achtzigtausend Dukaten zu bezahlen; seine „beiblebige" Natur stand damals rechtsmainisch), machten den Grafen nach seiner Erklärung zum Bettler. Die gute Schwiegermutter in Rudolstadt mußte aushelfen.

Warum erwähnen wir diese Erinnerungen und die Leiden der Herren von der Pfordten, Dalwigk, Varnbüler u. s. w.? Etwa, um der Empfindung Raum zu geben, daß 1866 eine Vergeltung für 1548 geworden wäre? Eine so gehässige Absicht liegt uns fern. Ist doch die Geschichte überreich an Parallelen, wo jene Geschichtsphilosophie, die einen göttlichen Erziehungsplan ablehnt, manchmal stutzig werden könnte ob der riesigen Schatten, die der „Finger Gottes" wirft. Als vor einigen Wochen gerade in Frankfurt Deutschlands Heil nur im innigsten Anschluß an Oesterreich gefunden wurde, waren wir versucht, der armen Stadt, die wol für immer ihre „Freiheit" verspielt haben dürfte, zu sagen: Erinnert euch aber auch aus eurem Geschichtschreiber Kirchner, daß es jetzt gerade 300 Jahre her ist, wo ihr die für jene Zeit sehr ansehnliche Summe von 30,000 Gulden an die Wiener Hof-Reichs-Kanzlei Strafe zahlen mußtet für — ein einziges Gedicht, das kleine politische Flugblatt „die Nachtigall" (Lessing hat es aus den Wolffenbüttler Schätzen wieder an's Licht gebracht), das ein Frankfurter Buchhändler gedruckt und verlegt hatte. Ja, ihr Frankfurter Oesterreichschwärmer, mit Ketten belastet wurde euer Mitbürger, er hieß Schmidt, nach Oesterreich abgeführt, wo derselbe zwei Jahre im Kerker gelegen, bis jenes eigenthümliche psychologische Concrement, das man „österreichisches Gemüth" nennt, die Hof-Reichs-Kanzlei bestimmte, ihn, den pp. Schmidt, nicht nur, notabene nach Empfang jener Summe, freizugeben, sondern ihn sogar dem Frankfurter Rath zum Fortgenuß des Bürgerrechts dringend zu empfehlen... Doch peccatur intra et extra... Wir erwähnten jenes Buch nur, um an eine Vergangenheit zu erinnern, mit deren letzten restirenden Formen Oesterreichs Zukunft brechen sollte. Es ist der staatliche Byzantinismus Oesterreichs, den uns noch Wolrad Waldeck mit und ohne Absicht in seinem Tagebuch in grellen Zügen geschildert hat.

Volle Bewunderung verdient die Urkraft eines Staates,

der sich auf Völker stützt von heldenhafter, ungebundener, aus dem Naturleben wie unmittelbar hervorgegangener Individualität. Wol bedurfte es der Zügelung so staatlich ungeschulter Elemente. Und doch ist es, als hätten die Ungarn, die Böhmen, die italienischen Völker, als sie zum ersten Mal dem habsburgischen Scepter unterworfen wurden, von der bereits bei ihnen vorhandenen Formation der Regierungsweise so viel in die Art der österreichischen Centralisation hinübergenommen, daß sich eine wahre Ueberladung an einem wunderlich officiellen Wesen ausbildete, das durch die Zeiten eher zu- als abnahm. Unser Tagebuch giebt vom damaligen kaiserlichen Beamten- und Kanzleiwesen, das selbst dem Heere folgte und sich in der Zeltruhe des bewaffneten Reichstags bequem ausbreitete, ein Bild in solchen Zügen, daß man sich in die endlos gegliederte repräsentative Erscheinung der Hohen Pforte, in die Sphäre des Halbmonds versetzt glauben würde, wenn nicht zu all diesen Marschällen, Räthen, Kanzlern, Vicekanzlern, Altgrafen, Kammergrafen, Burggrafen, Landhofmeistern, Oberstlandkämmerern u. s. w. in erster Reihe eine unermeßliche Zahl von Geistlichen gehört hätte. Mit einem unabsehbaren Troß von Rossen, Maulthieren und Wagen begleiteten den Kaiser in die Hunderte von Bischöfen, Aebten und Präbendarien aller Art. Wie ein Ameisenhaufen wimmelte es um die Personen des Kaisers und seines königlichen Bruders, der von Wien und Ofen, man möchte aber glauben von Stambul, gekommen. Und wie die Ameisenwelt trotz ihrer Beweglichkeit doch nur wie an ein einziges Werk gebannt erscheint und Starrheit nur und Beschränkung auf eine einzige Aufgabe das Endziel einer so gewaltigen Rührsamkeit ist, eben so todt oder ertödtend ist der Eindruck dieses beamtischen Apparats, dem die Formen des griechischen Kaiserthums zur Nachbildung vorgeschwebt zu haben scheinen. Die Menschen stehen da, wie die lebendigen Karyatiden einer märchenhaften Majestätsentfaltung. Einer der Räthe verweist auf den andern. Der hat nur die Federn zu schneiden, jener nur das Papier zurecht zu legen. Fragt man, wen man will, er wird die Achseln zucken und sich für incompetent erklären.

Und dabei ist die dringende Frage doch da, sie wird erörtert, ihre Instanzen sind wie die gestauten Leitungen eines Mühlbachs, deren ruhiger Spiegel nicht ahnen läßt, wie wild und rauschend sie von Fall zu Fall stürzen können.. Wie ein urweltliches, schon in den orphischen Mysterien angelegtes Geheimniß ruht die einfachste Sechsbatzenangelegenheit in unergründlichen Finsternissen begraben. Rechnet man dazu jene Kurial- oder „ämtliche" Sprache, über welche vor etwa zwanzig Jahren in der Allg. Zeitung der gewiß loyale Dichter der Todtenkränze, Christian von Zedlitz, so nachdrückliche Rügen erhob — — Doch wir vergessen unsere Rede. Nein, vor — dreihundert Jahren zuckt Granvella die Achseln und weiß vom Gefragten nichts, Seld legt die Finger an den Mund, Viglius vertröstet, Navius verweist auf Obernburger, Obernburger fällt aus den Wolken, nur die untersten Untermandarinen thun, als hätten sie Wind und erwarten dafür mit hohler Hand die Anerkennung. Allerdings stand ein Karl V. wie ein Koloß von Rhodus mit dem einen Fuß in Indien, während die kleine Zehe des andern nur zufällig Deutschland berührte.

Ist es jetzt anders in Oesterreich? Mir liegen österreichische Kaiserreisen vor von jedem Jahrhundert, und immer sieht man sich versetzt in das Reich der Mitte, nach China. Und die deutsche Kaiserkrone, ihre Verbindung mit spanischer Herrschaft über zwei Hemisphären hinaus, lag doch damals schon längst ideell im Aachener Grabe Karl's des Großen oder im Kloster Sanct Just. Ihr märchenhafter Glanz, die Schaustellung der persönlichen Majestät, die sie gab, der weitgebauschte, vielfaltige Kaisermantel alten Schnitts, die staatliche Umständlichkeit, die byzantinische Formenfülle, oder sage man, die absolute Renaissance des Hof-Kriegs- und Hof-Reichs- und Hof-Kammerwesens war in Wien geblieben.

Ein Geschichtschreiber des österreichischen Staatsschematismus mag die Frage beantworten: Welche Fortschritte hat Oesterreich im Selfgovernment des Landes, in der Emancipation des Gemeindelebens, in dem Auflösen der alten starren Formen der Bureaukratie in individuelle Freiheit gemacht? Vom achtzehnten Jahrhundert wird wahrheitsgemäß berichtet

werden müſſen, daß unter dem kaiſerlich öſterreichiſchen Purpur zwei edle Herzen geſchlagen haben, die es verſtanden, ſelbſt mit Beibehaltung der alten Methode des „patriarchaliſchen Despotismus“ ihre eigenen Herrſcherindividualitäten ſo geltend zu machen, daß nur das Gute, Gemeinnützige, wahrhaft Patriotiſche erſtrebt wurde. Den Frauen iſt, nach Goethe, bekanntlich ganz beſonders daran gelegen, daß Alles nach Regel und Sitte geht. Die Cadenz der Formen verläßt mit Sicherſtellung des Anſtandes nur die wahre weibliche Liebenswürdigkeit. Maria Thereſia beſaß Verſtand und Gemüth genug, um die alte ſtaatliche Etikette Oeſterreichs mit den größten Segnungen für ihr Volk zu durchbrechen. Ihr Sohn Joſeph verſuchte es ebenfalls, zwanglos und natürlich zu regieren. Doch im neunzehnten Jahrhundert wurde die Lehre aufgeſtellt, daß ſich die Völker nicht mehr auf die glückliche Individualität ihrer Herrſcher allein verlaſſen dürfen. Der Zufall bringt dieſe, der Zufall verſagt ſie. Aeußere Formen, ſichere Bürgſchaften objectiver Natur haben einzutreten für die Gunſt von Herrſchergaben, die Geburt und Natur nur ungleich vertheilten und welche die Erziehung, wo ſie fehlen, nicht erſetzen kann. Die unterlaſſene Pflicht einer einzigen Individualität auf dem Throne kann nur gebeſſert werden durch die Befreiung der Rechte aller Individualitäten. Und ſelbſt wo die Initiative durch einen großen Einzelwillen ergriffen werden muß, kann ſie nur noch durchgeführt werden durch das Volk, das freie, autonome, ſich ſelbſt regierende.

Die Deutſchen ſcheiden von Oeſterreich. Es iſt ein Abſchied, ernſt und traurig! Möchte das deutſche Element das verbindende Element in Oeſterreich bleiben und Alles aus ihm entfernt werden, was an die Tage des Friedensſchluſſes zu Augsburg erinnert.

XVIII.

Das Duell wegen Ems.

Juli 1870.

Wenn auch, wie Goethe sagt, „von der Wiege bis zur Bahre kein Mensch den alten Sauerteig verdaut", so ist es doch in dieses Augenblickes mächtigem Drange die Pflicht aller gereifteren Erfahrung, so viel als möglich in ihren ernsten Lehren die Ueberlieferung und Erinnerung der Geschichte sprechen zu lassen.

Wer die Wandlungen unserer politischen Schicksale schon vierzig Jahre lang beobachtete, wer die Stürme und die noch gefahrvolleren — Windstillen im Leben der Franzosen, seit dem Tage, wo einst 221 Deputirte das Ministerium Polignac für ein „deplorables" erklärten (worauf die Julirevolution ausbrach), verfolgte, der kann einen Augenblick wie den gegenwärtigen, wo unsere hoffentlich dauernd sieggekrönten Heere in oder vor Paris den Frieden dictiren werden, nicht für bedeutungsvoll genug halten. Von diesem Frieden hängt das Schicksal Europas für ein halbes Jahrhundert ab.

Allerdings geschieht — leider! — in Europa Alles, um diesem Augenblick seine erhabene Feierlichkeit zu nehmen und einen Völkerkampf fast ohne Gleichen hinunterzudrücken zu einem bloßen — Duell wegen einer in Ems stattgefundenen Beleidigung —!

Als einst das vereinigte Europa die Macht des Corsen

Geſühnt mich glaubte, eh' ich's wirklich bin,
Und ſtarb, eh' ich erlitten, was ich leide —

Ruben.

Laß ab! Wir ziehen nach dem Haag und ſuchen
Uns dort ein neues Glück —

Uriel.

Was ſprichſt Du —! Wie
Vermag ich abzulaſſen! Weißt Du doch
Mein Herz gehört nicht mir in beiden Hälften;
Die Mutter gab die eine mir zurück —
Die Andre —

Ruben.

Judith? —

Uriel.

Hörſt Du, Bruder? Horch!

(Der Choral hört auf. Widderhörnerton.)

brach, als es den unverbesserlichen Repräsentanten der Universal-Herrschaftsansprüche Frankreichs auf den Felsen von Sanct Helena verbannte, da trat eines der geknechtet gewesenen Völker für das andere ein; Schimpf und Schande würde den Staatsmann bedeckt haben, der, ohne Franzose zu sein, auch nur gewagt hätte, an die Möglichkeit einer Fortdauer der bonapartischen Dynastie zu denken. Und jetzt —?

Die einigen Mächten mit den größten Anstrengungen abgerungene Neutralität erklärt sich, wir lasen es ja in den Thronreden von Brüssel und London, mit den hochachtungsvollsten Phrasen für „Seine Majestät den Kaiser der Franzosen —!" Die Deutschen verspritzen ihr Blut gleichsam nur — für eine Privatsache des Königs von Preußen! Ein Duell ist's diesen Neutralen, das höchstens zwei Nationen mit einander ausfechten —! Europa hätte kein Interesse daran, die Franzosen endlich zur Ruhe zu verweisen.

Wenn diese Herren von Metternich in Paris, diese Herren von Vitzthum in Brüssel — (über Graf Beust den Stab zu brechen, möchte die Hand noch eine Weile zurückhalten) — wenn diese französisch gesinnten ungarischen, scandinavischen, italienischen, leider auch russischen Staatsmänner es möglich machen könnten, daß uns das Pariser Volk immerhin den Sieg ließe, sich aber mit Begeisterung um seinen gegenwärtigen angebeteten Herrscher, die theuere Eugenie, das hoffnungsvolle Kind, den Kugelspritzer von Saarbrücken, schaarte, sie würden, so stehen die Sachen, die größten Opfer bringen.

Doch schwerlich wird Frankreich diesen Deutschlandsverächtern, diesen Preußenhassern, diesen bestornten Kammerdienern von Saint Cloud, diesen Schlittschuhläufern vom Park von Boulogne, diesen Mit-Wettrennern vom Jockey-Club, den frivolen Mittänzern des gesammten Pariser Ideen-Cancans unseres Jahrhunderts, ob sie nun in Wien oder Petersburg leben, den Gefallen thun, ihre Wünsche zu erfüllen. Frankreichs gesunder Theil hat längst mit dem Abgott eurer Sinnlichkeit, eurer Intriguen, eurer Schmeicheleien gebrochen! Die Franzosen werden sich hüten, selbst wenn es ihre Priester befehlen sollten, die Napoleoniden,

weil sie eben die Napoleoniden wären, mit ihren Leibern zu decken.

Eine Folge der Bewunderung vor Deutschlands Kraft, hoffentlich auch eine Folge der Klugheit des leitenden preußischen Staatsmannes wird es sein, daß unser Handel mit Napoleon III. und Frankreich nicht „localisirt" bleibt. Eine moralische, eine gemeinsame Sache ganz Europas muß er werden. Frankreich selbst wird hoffentlich dafür den Anstoß geben. Republik oder die Orleans — das wird die unter Erinnerungen an die französische Schreckenszeit des vorigen Jahrhunderts von einem halb wahnsinnig gewordenen eitlen Volk wie mit Donnerton gerufene Parole sein, wenn die demnächst erwarteten Entscheidungsschlachten hinter der Mosel zu unsern Gunsten ausfallen.

Die ganze Welt fragt: Soll dieser Zustand der Menschheit, diese stete Kriegsbereitschaft der Völker noch länger fortdauern? Soll ein einziger Mensch, ein Individuum, ein Weib, ein Kind fortfahren, ihr Ich, ihre Personen für eine Nothwendigkeit unseres Jahrhunderts zu erklären? Sollen immer wieder neue Blutströme fließen, sich Jammer und Elend über die Menschheit häufen, nur um einer Sippe verwegener Abenteurer willen, die sich niemals anders werden halten zu können glauben, als durch Störung des Friedens der Nationen, stete Nahrung der schon im Verjähren begriffenen Vorurtheile, durch die Wiederanfachung der schon abgekühlten, sich auf edlere Ziele richtenden Leidenschaften der Völker? Man schließe nur jetzt einen Frieden, wie wenn Preußen mit dem Kaiser der Franzosen eine Privatsache ausgefochten hätte! Man lasse nur dieser Sippe die Gewalt, Rache zu nehmen wie schon für ein erstes, so jetzt vielleicht für ein zweites Waterloo! Unser Leben unter Kugeln und Kanonen, der Ruin alles Bürgerglücks, aller Erdenwohlfahrt würde nicht enden, und — wie bald würde Gesammteuropa selbst in die erbitterte Steigerung eines nicht endenden reinen — Personalprocesses hineingezogen werden!*)

*) Spätere Anmerkung. Die Weltlage vom April 1875 hat gezeigt, wie ungenügend der Frankfurter Friede geschlossen wurde.

Bleibt der Sieg bei Deutſchlands Fahnen, ſo wollen wir unſer Blut nicht um die Etikettefrage von Ems vergoſſen haben. Wir wollen Erlöſer Europas geworden ſein, Wiederherſteller der Hoffnungen, die ſich 1815 für das Glück, das dieſe Erde überhaupt gewährt, an jene „heilige Allianz" der Fürſten und Völker Europas knüpften. Wohl kennen wir jene nicht minder heiligen Fragen, denen jene Allianz im Mißbrauch ihrer Kraft ſpäter entgegentrat. Aber der Gedanke einer Solidarität der Staaten zur Abwehr der Bonapartes, die Verweigerung des Aſylrechtes für ſie in ganz Europa, die Wiederaufnahme der heiligen Allianz im allgemeinen antibonapartiſchen Sinne iſt unabweislich. Es wird ein fauler Friede, den wir ſchließen, wenn wir ihn nicht begründen auf die Erfahrungen unſeres Jahrhunderts und an die Spitze ſeiner Paragraphen die von allen Staaten Europas unterſtützte größtmögliche Vernichtung der Bonaparte-Sippe ſetzen.

Aufmerkſam will ich machen auf eine Erleichterung dieſer unblutigen Vertilgung. Will man einen ſchmerzenden Zahn nicht ausziehen laſſen, ſo tödtet man den Nerven. Sollten in der That die Orleans den Thron beſteigen, nun wohl, ſo verpflichte man ſie, den Kaiſertitel anzunehmen. Allerdings haben die Nachkommen des Königs mit dem bürgerlichen Regenſchirm, Louis Philippe's, während ihres Exils Alles gethan, was uns beſtimmen könnte, ihnen, wie der Dichter ſagt, nicht „die Stufen der Erhöhung zu ebnen". Sie haben in Broſchüren, Zeitungsartikeln den Leidenſchaften und Vorurtheilen der Franzoſen geſchmeichelt; ſie haben ſich, um die Friedensliebe ihres Vaters und Großvaters in Vergeſſenheit zu bringen, mit unabläſſigen aufdringlichen Diatriben vor Frankreich ein martialiſches Anſehen zu geben und gleichſam anheiſchig zu machen verſucht, ſo gut, wie nur die Bonapartes, für die Eitelkeit und Prahlſucht ihres Volks ſorgen zu können. Indeſſen ihr hitziger, ihr nur künſtlich berechneter, in ſeinen Motiven leicht durchſchaubarer und zu entſchuldigender Eifer dürfte ſich nach unſern Erfolgen doch wol gelegt haben. Befeſtigen, ſich halten, in die wie der Thau des Himmels ſo nothwendige Friedensgemeinſchaft

Europas nachhaltig eintreten — können sie nur, wenn die elektrisirende Wirkung des „Empire", eines Wortes, das nach 20 Jahren wieder seine Zauberkraft übt, dadurch abgestumpft wird, daß sie selbst — es fortsetzen. Sie sollen ihren krähenden gallischen Hahn, ihren nach Beute schielenden Adler, ihren theatralischen Bienenmantel behalten, sollen ihre Thronfolger Kaiser werden lassen. Was thut uns das? Wird dann doch kein neuer Aufstand zu Straßburg, keine neue Landung in Boulogne, wie wir erlebt haben, erst belacht und hintennach doch bejubelt werden. Die aus ihren Geschichtsrückblicken sich immer wieder neu entzündende Phantasie der jüngeren Generation Frankreichs würde sich dann am kaiserlichen Wesen sattsam Genüge gethan haben. Man muß das theatralische Pathos der Franzosen kennen, muß die unendliche Flauheit, die tödtliche Langeweile des königlichen Regimes in Frankreich von 1830–1848 an Ort und Stelle, die Wirkung desselben auf die Natur der Franzosen mitangesehen haben, um sich zu sagen: Eine Königsdynastie Orleans bringt Europa das Jahr 1848 schon um 10 Jahre früher wieder zurück, als es auf 1830 folgte.

König Wilhelm I. ist ein Fürst, der Manchem vielleicht eigenwilliger scheint, als er ist. Seines Gemüthes Grundzug geht auf Selbstbeherrschung. Das Gefühl für die hohe Verantwortung eines Herrschers ist bei ihm von religiöser Weihe. In Folge dessen — erschrickt er vielleicht, wenn ihm von allen Seiten, nicht nur in stürmischbewegten Liedern, sondern selbst nach den Eingebungen einer ruhigeren Erwägung, zugerufen wird: Das Elsaß giebt Deutschland nicht wieder heraus —! Um diesen Preis glaubt die Million deutscher Streiter, die sich aus den Armen der verzweifelnden Liebe hat reißen und dem Tode weihen müssen, in's Feld gezogen zu sein —! Der einzige Glaube belebte, beseelte sie, es müßte endlich einmal das argumentum ad hominem ausgesprochen werden, was denn eigentlich unsere und was Frankreichs „natürliche Grenzen" sind —! Ob da der Elsasser dem Franzosen nachäfft, ob er sich darin gefällt, ebenfalls zur „großen Nation" zu gehören, ob er bei etwaiger Abstimmung über die Frage der Annectirung an

Deutschland ein einstimmiges Nein! uns entgegenrufen würde, das kann uns eben so gleichgültig sein, wie einem Festungscommandanten der Protest einer Stadt gleichgültig ist, die ihre Lindenalleen nicht rasirt sehen möchte. Die Gefühlsfrage, die erst in unserer Zeit der Nationalitäten- und Volkspolitik aufgeworfen werden konnte, die Frage, ob zwei Millionen Deutsche (deutsch, wie nur die Deutschen des Schwarzwaldes deutsch sind), länger noch vor unserm Auge und Ohr im jämmerlichsten Sprach- und Gedankenwirrwarr unter französischer Botmäßigkeit leben sollen, ist hier nicht die entscheidende. Die Frage ist es: Ob der stete Anblick des von Lauterburg bis Basel offenen Rheinstroms und die Möglichkeit, über Nacht auf das jenseitige, nur von einem kleinen Staat bewachte Ufer zu gelangen, nicht die fire Idee von Frankreichs natürlichen Grenzen bestärkt und diese immer gefährlicher und gefährlicher anwachsen läßt? Denn es ist nicht wahr, daß wir mit Napoleon und nicht auch mit dem Material seiner Anmaßung, mit den Franzosen selbst, kämpfen. Die französische Nation ist es, die eine Lehre mit Nachdruck und die herbste Züchtigung verdient. Die Anmaßung dieses Volkes, seine innere Verlogenheit, seine rohe Unbildung bei dem Anspruch, an der Spitze der Civilisation stehen zu wollen, seine zuchtlose Neuerungssucht, seine Ungerechtigkeit, ja seine vollständige Gleichgültigkeit für das Leben und Bedürfen auch anderer Nationen sind eine solche Plage der Menschheit geworden, daß es auf jede Art und durch jedes Mittel endlich einmal die eiserne Kraft auch anderer Nationen fühlen muß, um zur Demuth, zur Bescheidung auf das Maß seiner alleinberechtigten Ansprüche zu gelangen.

Man weiß es wol, so, wie die Hunde nach der Jagd, stehen jetzt die Neutralen und lauern auf den Augenblick des geblasenen Halali. Aus tausend Wunden blutend soll das deutsche Volk stehen, soll sich den Schweiß von seiner siegeskranzgeschmückten Stirn wischen und nichts beendet haben als nur — das Duell von Ems?! Schon auf die erste, diese natürliche, bereits mit Jauchzen durch ganz Deutschland festgestellte Folge des Krieges, die nunmehrige factische Einigung Deutschlands und ein einiges Parlament, das nirgends-

anderswo zu versammeln sein würde als in Berlin, drohten sie, mit Protesten loszufahren, und — gebt Acht! auch jene deutschen Fürsten und Staatsmänner selbst, die sich „mit Bedauern" und mit schönen Empfehlungen nach Paris von den bei ihnen wühlenden Gesandten des übermüthigen Emporkömmlings verabschiedeten, werden ebenfalls wieder Muth bekommen, wenn sie von den Neutralen ein unserm triumphirenden Volk entgegengeschnarrtes Bishieher und nicht weiter! vernommen haben. Und nun gar erst, wird es heißen, eine Vergrößerung Deutschlands, ein Zuwachs, der, um für den Effect der „großen Nation", der die Elsässer zu so vollkommenen Galliern gemacht hat (obschon sie auf allen Pariser Theatern ausgelacht werden), Ersatz zu bieten, doch nur auf Preußen fallen müßte, zwei Millionen Deutsche mehr — das bringt das Gleichgewicht der Welt in Frage —! Schon jetzt läßt sich die Besorgniß hegen, daß beim Friedensschluß die Welt in Waffen, die Deutschland mit den schmerzlichsten Opfern aufgestellt hat, von diesen Neutralen nur für ein militairisches Glanzmanöver angesehen werden wird, von dem wir ruhig und nur unsere bekannten Lieder singend wieder nach Hause gehen sollen.

Mögen aber die Gemüther, die sonst die Mäßigung, die Selbstbeherrschung und die Vorsicht lieben, sie in diesem Augenblick nicht mehr kennen! Mögen sie sich mit prophetischer Begeisterung auf der Hochwarte der Zeit fühlen, wie Moses auf dem flammenden Sinai, wo die Tafeln des Gesetzes geschrieben wurden, wie Elias auf dem feurigen Wagen, der durch die Wolken fährt! Gewiß, die deutsche Nation und im Besondern der von Frankreichs militairischer Ruhmsucht so kindisch beneidete preußische Staat haben einen besondern Strauß mit Frankreich auszukämpfen, einen Strauß, in seinen Ursachen schon angelegt seit drei Jahrhunderten, seit der Zeit des sinkenden deutschen Kaiserreichs, seit Moritzens von Sachsen unseliger Dahingabe der Stifte Metz, Toul und Verdun; aber in diesen Strauß sind alle Interessen des übrigen Europa mitverwickelt. Jede Neugestaltung Deutschlands trifft das übrige Europa, und ein einiges, großes Deutschland, eine sturmfeste Mitte der Intelligenz und der Friedensliebe, ist

kein Druck, sondern eine Wohlthat für die Welt. Wir bilden den Vorbau gegen Frankreichs Einmischung in Anderer Angelegenheiten, einen Vorbau gegen seine Ländergier, einen Kranz von Warten und Wällen, der, das sei die Forderung des neuen Pariser Friedens, unter die Bürgschaft aller Staaten gestellt werden muß. Ruchlos ist es, die „Vergrößerungssucht" Preußens in etwas Anderm finden zu wollen, als in einer durch Frankreich und dessen Intriguen, die uns selbst die deutschen stammverwandten Völker des Nordens, Westens, Ostens abwendig machen wollten und abwendig gemacht haben, hervorgerufenen Nothwendigkeit. Eroberung, Stärkung suche Preußen? Gewiß! Aber es sucht beides nur innerhalb und zur Stärkung des deutschen Namens. Der lächerlichen, wegen ihrer Folgen wahrhaft fluchwürdigen Entstellung eines harmlosen Zufalls, der beim Suchen eines spanischen Thronandidaten die Verlegenheit der spanischen Royalisten auch auf einen hohenzollernschen Prinzen führte! Eine Wahl, so gleichgültig für die preußische Monarchie und Deutschland überhaupt, wie die Verheirathung eines Coburger Prinzen nach England, die eines leuchtenbergischen nach Portugal, ja die Versetzung eines Hohenzollern bereits nach Rumänien! Das Throne- und Gattinnensuchen war von je ein Neben-, ein Privatfamiliengeschäft der kleinen deutschen Dynasticen, das dem deutschen Hofadel Orden, einem im Auslande reisenden Künstler oder Gelehrten einmal eine Einladung zu einer Hoftafel eintrug. Was haben wir denn, außer Strousberg, von Rumänien? Die französischen Historiker sollen, nach unserm Ranke, die ersten sein. Nun, so wenig verbreitet sich ihr besseres Wissen? Und die Gesandtschaftsattachés von Berlin, von Dresden, Weimar — brachten sie denn, um auf den spanischen Thron zurückzukommen, nie in Erfahrung, daß die wahre Stellung der hohenzollernschen „Eitelfritz" von Sigmaringen zu den hohenzollernschen „Friedrichs" und „Wilhelms" von Brandenburg so zu präciſiren ist, daß sich beide Linien nach einer kurzen, sehr intimen Einigung schon seit längerer Zeit mehr ignoriren, als befördern?

Man mag sich für unsere innern Kämpfe gegen eine

Huldigung Bismarck's verwahren müssen, nach Außen hin ist er der Mann der großen Gesichtspunkte. Die Inspiration für seine Politik schöpft er aus einem mächtigfühlenden deutschen Herzen. Schaaren wir uns alle, die wir nur die Feder zu führen berufen sein können, während unsere Söhne und Enkel das Schwert schwingen, um ihm den Muth, den er an sich besitzt, immer nachhaltiger und unternehmender anzuschüren, den Muth, unter den Bajonnetten, die ihn umstarren und die ihn nicht verlassen, nein, bei ihm bleiben sollen, selbst wenn es gegen neue Feinde, gegen die sich entlarvenden falschen Freunde gehen sollte, nur das Große zu verlangen und das Entscheidende.

Unser Hoffen ist: 1) Ein Friedensschluß nur mit Frankreich, nicht etwa mit Napoleon als Beauftragten oder Bevollmächtigten Frankreichs. Ablehnung jeder „Vermittelung" der Mächte, falls diese eine vorübergehende Demüthigung des zweiten December für hinreichend erklären wollten. Ablehnung des ferneren Bestandes der bonapartischen Dynastie, selbst für den überraschenden, doch nicht unmöglichen Fall, daß Frankreichs gekränkter Ehrgeiz und seine Trauer über die erlittenen blutigen Niederlagen das fernere Schicksal des Landes nicht vom Schicksal seines geschlagenen Herrschers trennen wollte und wunderbarer Weise etwa Napoleon durch sein Unglück die Sympathieen wiedergewonnen hätte, deren Abnahme er durch Kriegserfolge hatte hemmen wollen. 2) Bürgschaften für möglichst weite geographische Entfernung der Hauptträger des bonapartischen Namens. 3) Will Frankreich die monarchische Ordnung beibehalten, so sind dafür die Bourbons unmöglich. Sie würden jenen feudalen Royalismus zurückbringen, der sich, wie für Gesammteuropa, so auch, trotz der Macht des dortigen Klerus, für Frankreich überlebt hat. Aber auch die Orleans können nur ein für die künftige Ruhe Europas gefahrvoller Anachronismus werden. Auch ihr „Königthum" würde auf die Dauer für die Bildung des Hofes, des Adels, der Gesellschaftsformen, der constitutionellen Gewalten u. s. w. Folgen herbeiführen, die Frankreich nach den Lehren des Jahres 1848 nicht mehr erträgt. Den Reiz des französischen Reservegedankens, des Empire, müssen die

Orleans dadurch abſtumpfen, daß ſie daſſelbe aufnehmen und fortſetzen. 4) Die Frage der „natürlichen Grenzen" zwiſchen Deutſchland und Frankreich findet ihre Erledigung durch die Erweiterung des deutſchen Gebietes bis zu den Vogeſen. Die ſtrategiſche Sicherheit dieſer Rückerwerbung bedingt die Uebergabe dieſer neuen Erwerbung an die Krone Preußen. 5) Die einheitliche Verbindung Deutſchlands vollzieht ſich vorläufig durch die einfache Aufnahme Süd-Deutſchlands in den norddeutſchen Bund. Sie iſt eine ſofortige Friedensbedingung, der ausgeſprochene Wunſch des deutſchen Volksheeres; ſie hängt von keiner Debatte mehr in den betreffenden Ständekammern ab. Auch nicht der leiſeſte Mißton, der Einſpruch gewiſſer unverbeſſerlicher Minoritäten*), ſoll das Vaterland um den Vollgenuß einer ſeiner größten Stunden bringen.

*) Die nach dem Siege den „Culturkampf" nothwendig machten.

XIX.

Aus dem Elsaß.

1871.

Halb und halb wird man wol den öffentlichen Nachrichten Glauben schenken dürfen, denen zufolge unsererseits in Versailles Schritte gethan sind, der französischen Regierung eine Intervention anzurathen gegen die auf Rückeroberung oder wenigstens moralische Rückeroberung von Elsaß Lothringen begründete Ligue Alsacienne.

Ob die Versicherung der französischen Regierung, sie hätte die Bildung dieses Vereins bereits untersagt, auf Wahrheit beruht, wird sich zeigen.

Aber auch die Regierung kann getäuscht werden, da das Wirken eines solchen Vereins jedenfalls ein geheimes sein wird. Schon bei den Municipalwahlen, die man neulich in unserm rückgefallenen Nationalerbe vollzog, handelte man nach ausgetheilten Parolen, von denen sich die im Wesentlichen siegreich gebliebene, die sogenannte republikanische, mit offener Kundgebung als eine von jenseits der Vogesen gekommene bezeichnete.

Sollte man unter solchen Umständen nicht einen Gegenbund vorschlagen dürfen, eine unverfänglichere Anti-Liga, die lediglich eine moralische Unterstützung unseres Regiments in Elsaß-Lothringen bildete und weder einen Anstoß zum Verbot in unserm Lande, noch zu

Vierter Auftritt.

Hinten wird raſch der Vorhang aufgezogen, man ſieht die Synagoge. Eine Erhöhung von wenig Stufen führt auf das Tabernakel, von dem herab man in den durch Kronen- und Wandleuchter erhellten Raum ſieht. Das Arrangement muß ſo getroffen ſein, daß man von der Höhe dieſes Tabernakels die untenſtehende nicht ſichtbare Menge zu erblicken glauben muß. Auf dem Tabernakel ſitzen: Santos, Embden und zwei Rabbinen mit Taleds (Gebetſchleiern) auf dem Haupte.

Die Vorigen.

Santos.

Ich lade Dich vor dieſe Schranken, Uriel
Acoſta! Iſrael harrt Deiner Buße!

Ruben.

Nein, Bruder! Judith —

Uriel.

Laß, Du ſprichſt ihn aus
Den Namen, der mein Schickſal werden muß!
Jetzt gieb Dir Muth, du feiger Fuß, und ſchreite,
Nicht rechts, nicht links, nach Chriſtus, Sokrates,
Nach Huſſens Feuertod nicht neidiſch ſchielend,
Empor zum dreimal blut'gern Tod der Schande!
(Er geht entſchloſſen die Stufen hinauf.)

Ruben.

O ſchaudervolle Wendung des Geſchicks —
Er weiß es nicht, was ſich jetzt eben

einer Reclamation von Außen bieten würde? Dieſer Verein müßte ſich auf Geldbeiträge und eine vorſichtige, doch energiſche Thätigkeit ſeiner Verwaltung ſtützen, die im Uebrigen von glühendſter Begeiſterung durchdrungen ſein müßte für die Aufgabe des Vereins: Die abgefallenen deutſchen Stämme und was ſich ihnen an Halblingsvolk um Metz herum anſchließt, in die allgemeine Strömung des deutſchen Lebens hereinzuziehen und wahrhaft deutſch zu nationaliſiren.

Denn die Dinge in Elſaß und Lothringen gehen — ſchlecht. Unbegreiflich, woher die Schönfärberei kommt, die in einer Anzahl Zeitungen bald dieſen, bald jenen Beweis der Gewöhnung an die Lage der Dinge und Zurechtfindung in den neuen Zuſtänden bringen will! Bald wird ein Brief aus Algier abgedruckt, worin ein elſäſſiſcher Auswanderer ſein Loos beklagt. Bald wird von Mülhäuſern berichtet, die in Paris keine Arbeit gefunden hätten und im Vaterlande bleiben zu wollen erklärten quand même! Auch die Goethetafel iſt einem Straßburger Hauſe eingefügt worden zur Erinnerung an Goethe's Studienzeit — die einzige deutſche Inſchrift im geſammten deutſchen Straßburg außer einigen Kneipen, wo die Mutterſprache dieſer ſich allgemein nach ihrer franzöſiſchen Livree zurückſehnenden Bevölkerung die Ehre hat, am Schilde zu prangen mit: „Bier, Wein und Branntewein."

Ich bin nie ein ausgeſprochener Enthuſiaſt für den alten Jahn turneriſchen Andenkens geweſen. Aber vor einigen Wochen, gerade während der Municipalwahlen und der Erörterungen, ob jene deutſche Goethe-Inſchrift mitten unter den franzöſiſchen Schildern ein altes Straßburger Haus mit einem Kuchenbäckerladen nicht empfindlich vor den Mitbürgern compromittiren würde, fühlte ich mich in Straßburg durchweg in die Stimmung jenes Jahn'ſchen — Maulſchellengebens an den dummglotzenden Jungen am Berliner Brandenburger Thore verſetzt, der (nach 1806) auf des Turnvaters Frage, ob er auch wüßte, was dort oben noch immer fehlte (die von den Franzoſen nach Paris entführte Quadriga Schadow's), keine Antwort zu geben wußte. Da kommen die Sommertouriſten, die Feuilletoniſten und ſchreiben Threnodien über die eingeäſcherten Stadttheile, ſammeln einzelne kleine Thatſachen,

die für ein Wachwerden der alten Elsässer, der deutschen Reichs-Erinnerungen sprechen, verschweigen aber die selbst von den Regierungsorganen, wenn diese aufrichtig sind, eingestandene unbedingte Renitenz des gesammten Volksgeistes gegen die Vereinigung mit Deutschland, eine Gesinnung, die sich auf den Glauben stützt, „in drei Jahren wäre wieder Alles französisch".

Der alte Jahn, den ich als Knabe oft genug gesehen und gehört habe in der Hasenhaide, just da, wo jetzt unsere neuen Kirchhöfe liegen, die uns aufgenommen haben werden, wenn einer künftigen Zeit neue Gesichte der Offenbarung aufgegangen sind — dieser Alte mit dem umgeschlagenen Hemdkragen und entblößten Halse und dem Aerger über jedes unnütz gebrauchte Fremdwort — stand mir — mit Ausnahme beim Anblick unserer Krieger — in Straßburg überall polternd und zornig zur Seite. Ich will in einem Theile der Stadt, der durch seine malerischen Ruinen fast die Schönheit des unter Baumgrün schlummernden und träumenden römischen Coliseums bekommen hat, die deutsche Präfectur betreten. Der Portier ist — ein Franzose. Die Verständigung desselben mit einem der Beamten ist französisch. Ich höre an der Germanisirung des Elsaß betheiligte Beamte mit ihren Mägden sprechen; es geschieht französisch, obschon die Mägde unter sich gut „ditsch" plaudern. Ein Kutscher sprach in Allem, was zur Inscenesetzung seines Fuhrwerks gehörte, also zum Commando, französisch, dann aber beim gemüthlichen Fahren ging es deutsch, einmal sogar, wo ihm Arbeiter auf der Rheinbrücke einen Weg anwiesen, den er, einer Reparatur wegen, einschlagen sollte, in solcher Naturwüchsigkeit, daß er, seiner beiden Passagiere, leiblich seiner Herren, ungeachtet, rückwärts gewendet und somit diesen ins Gesicht hinein den Brückenarbeitern die bekannten Worte des Götz von Berlichingen an die Herolde des Reichskammergerichts, die nur in der ersten Ausgabe gedruckt stehen, zurief. Kein Fiaker Wiens, kein Droschkenkutscher Berlins wäre einer solchen Gemeinheit in's Gesicht und Ohr seiner Passagiere fähig gewesen! Und dieser Matador der deutschen Sprache, der sie nur nebenbei als Sprache für die Schweine benutzte, der in's

Wirthshaus tritt und seinen Schoppen französisch verlangt, sollte durch einige Energie der Regierung gezwungen werden, deutsche Sprache auch in ihre Würde eingesetzt zu sehen, z. B. zu andern Inschriften verwendet als: „Bier, Wein und Branntewein"? Einen Eifer, diese entarteten Kinder Germaniens den Gaukeleien zu entziehen, die sie noch immer zu Affen der Franzosen machen, habe ich nirgend in unserm Regiment bemerkt. In den deutschesten Gegenden, bei Hagenau und Weißenburg, steht noch immer auf den Eisenbahnen: Sortie. „Ein deutsches Theater müßte hier errichtet, deutsche Literatur vorgeführt werden!" — „Niemand würde es besuchen außer den Offizieren!" lautete die Antwort eines Mannes, der alle Ursache hatte, seine eigenen rühmenswerthen Bestrebungen für Einführung deutschen Geistes mit Erfolg gekrönt zu sehen. Woher diese Ergebung in Dinge, die „in Straßburg nicht zu ändern wären"? Mir scheint vielmehr unser ganzes Auftreten auf dem neuen Boden an jene Anekdote in Wolfgang Menzel's „Streckversen" zu erinnern: Ein französisches Kind wird zu einer Anzahl deutscher Kinder gegeben, um deutsch zu lernen. Nach einigen Monaten sprechen alle deutschen Kinder französisch und das französische Kind kein Wort deutsch!

Leider fehlt für die Administration von Elsaß-Lothringen bis jetzt ein oberstes Haupt. Allerdings müßte dafür ein Mann gefunden werden, dessen Fähigkeiten ihn an Stein und Vincke hinanreichen ließen. Es müßte ein Mann sein, der ebenso die Bureaukratie aus dem Grunde kennt, wie sich derselbe der Thatsache bewußt sein müßte, kein Staatsleben könne gedeihen, wenn es nicht die innigste Fühlung behält mit dem Geist der Zeit, den Forderungen des Jahrhunderts. Ein Oberpräsident und Statthalter von Elsaß-Lothringen müßte die Kraft besitzen, vor Allem den Lügnern entgegen zu treten, die dort zu Lande, ob im ordengeschmückten schwarzen Frack oder in der geistlichen Robe, ein Gewonnensein für die neue Ordnung der Dinge heucheln und dennoch die Sklaven des Gesammtgeistes sind, der ein französischer ist und bleiben zu wollen scheint. Von den Maires, den Geistlichen, Richtern kommen Versicherungen der Ergebenheit und Aner-

kennung des einmal nicht zu Aendernden; niemand hält aber die Probe, wenn die Gefahr da ist, Popularität zu verlieren. Die Frauen, in allen Familien halten sie die Verachtung des Deutschthums geradezu als eine heilige Aufgabe der Erziehung fest. Hier wäre der Wahn mit subtilen Mitteln zu bekämpfen. Erst wenn diese Frauen den Mund zum Französisch-Parliren öffnen, glauben sie ihre Bildung zu zeigen, den Schein zu haben, aufgenommen zu sein in die Societät, die allein maßgebend ist im Denken und Empfinden, während sie das Deutschsprechen nur ihren Mägden gleichstelle. Das geistige Deutschland ist daher im Elsaß zu unbekannt und unser nächster Regierungsapparat kann auch nicht sein Herold werden. Wie sollen die Frauen in Erfahrung bringen, daß jene ideale Welt, in welcher zu leben ihnen Bedürfniß ist, auch innerhalb einer andern als der französischen Sphäre, sei es nun mit bigotten oder mit frivol unterhaltenden Anregungen, zu finden wäre? Selbst der französische Uebersetzer Schillers, der Präsident des Oberconsistoriums, Herr Braun, soll versichert haben, kein Deutsch sprechen zu können oder — er will es nicht. So mögen denn unsere armen Schutzmänner an den Straßenecken Straßburgs stehen und bei abendlichen Wirthshausraufereien, wenn bei „Bier, Wein und Branntewein" die französische Renommage von den Elsässer Republikanern bis zum Exceß nachgeäfft wird, ihr Leben exponiren; mögen in der „Straßburger Zeitung" schöne Decrete zu lesen sein und auch die Maschinerie so leidlich fortgehen; die moralische, volle, geistige Rückeroberung dieser Provinzen ist durch nichts verbürgt als durch die Verweisung auf den Trost: Wartet ein Jahrhundert ab und bleibt bis dahin im Kriegsfeld allezeit Sieger! Die Schulreform, die das Jahrhundert etwas abkürzen könnte, stößt überall auf Schwierigkeiten und trägt auch schon in sich selbst die Keime der Verkümmerung, wenn sie für das neu gewonnene Land die Erfahrungen des Wupperthals benutzen will.

Ein Organ des Geistes, der jetzt in Elsaß-Lothringen germanisiren, die dünkelhafte Einbildung, mit dem Franzosenthum auf dem Gipfel der Civilisation zu stehen und ein ganz andersgearteter Mensch zu sein, austreiben sollte,

hielt meinem in mir rumorenden alten Jahn z. B. bei einem Punkte: Alle Gewerbs- und Ladenschilder in Straßburg sind französisch und noch zeigt sich nirgends eine Spur, darin eine Aenderung eintreten zu lassen! entgegen: „Das ist doch wol eine Nebensache; und wie wollte man da eine Aenderung befehlen!" Also die deutsche Stadt Straßburg, mit Kaufhallen, sogenannten Lauben, die uns wie nach Bern versetzen, mit Bauern, die alle deutschsprechend zu Markte kommen, hat auch nicht Ein Gewerbe, das sich daselbst in deutscher Sprache ankündigt. Man hat nur Mecaniciens, Ferblantiers, Tonneliers, Menuisiers, Serruriers u. s. w. Die klangvollsten alten deutschen Namen stehen nur mit französischen Bezeichnungen, die denn auch in ein deutsches Kauderwelsch übergegangen sein mögen, wie sich in Amerika aus Deutsch-Englisch eine Sprache gebildet hat, wo Büseneß ein richtiges deutsches Wort ist. Aber man nehme einmal, General Ducrot wäre Gouverneur des von Frankreich eroberten Mainz geworden. Welches würde nach einem halben Jahre, wenn die zu einer französischen Provinzstadt gemachte Stadt sich nicht schon selbst auf das von obenher Gewünschte besonnen hätte, sein Befehl gewesen sein? Seiner 10,000 Mann betragenden Garnison und hundert Beamten und deren Familien wegen hätten die Namen der Straßen und die Bezeichnungen der Aushängeschilder sofort französisch gegeben werden müssen. In Straßburg läßt man unsere deutschen Soldaten durch die Straßen irren und für ihre Offiziere Besorgungen machen bei dem und dem Handwerker, den sie nicht finden können. Mein innerer Jahn schreibt dem wahrlich zu frommen und versöhnlichen Herrn Generalgouverneur von Bismarck-Bohlen folgende Bekanntmachung vor: „Da Straßburg eine deutsche Bevölkerung hat, so können die hierorts üblichen, durchweg nur französischen Bezeichnungen der Läden und Werkstätten für Gewerbs- und Handelsbetrieb nur eine zuvorkommende Rücksichtsnahme auf die französische Besatzung, die Beamten und deren Familien gewesen sein. Da diese Rücksichtsnahme nunmehr weggefallen ist und im Gegentheil die deutsche Besatzung und die Familien der deutschen Beamten sich für die leichtere Beschaffung ihrer täglichen Be-

dürfnisse des gleichen Entgegenkommens zu erfreuen wünschen müssen, so wird hiermit — jetzt immerhin werde Höflichkeit vorausgeschickt — das Ersuchen ausgesprochen, daß im Laufe eines halben Jahres de dato die französischen Schilder, außer bei Luxus- und Modegeschäften, entweder gänzlich entfernt und durch deutsche ersetzt worden sind oder aber zur beibehaltenen französischen Bezeichnung des Geschäfts die deutsche Uebersetzung hinzugefügt wird." Nun — „wer lacht da?" Wer sagt, daß das ein Schlag in's Wasser wäre? Wer sagt, wenn's die Straßburger nun nicht thäten, was dann? Ich sage: Eine politische Präventivmaßregel müßte vorangehen. Die Lieferanten für die enormen Bedürfnisse der Garnison haben zuvor nicht die Bitte, sondern den Befehl des General-Gouvernements vernommen. Diese werden ihre Schilder erneuern und Nachahmung wecken.

Milde heißt den Deutschfranzosen Schwäche. Nach ihnen haben wir unsere Schlachten nur durch „Verrath" gewonnen. Chanzy und Faidherbe beweisen ihnen jetzt, daß wir an der Loire und in der Picardie geschlagen worden sind. Die Advokaten schüren den Widerstand. Im „Niederrheinischen Courier" ergehen sich die Helden des Barreaus in Zuschriften an die Redaction. Natürlich französisch, in jenem gallischen „Briefsteller"-Stil: Convaincu, que la situation actuelle u. s. w. schulgemäß angelernte Eleganz — Phrasen-Bavardage, die uns an die Zeit unserer Schul-Dictées erinnert. Herr Boersch glaubt da ein zweiter Berryer zu sein. Wenn diese Herren deutsch sprechen — und in der That, sie können deutsch — so müssen sie allerdings bei gewissen Stellen, wo der Gedanke eintritt, zum Französischen greifen. Nämlich die Orgelpfeifen des Denkens sind bei ihnen nur in dem Ton gestimmt, der ihnen der eigentliche normale für die Menschheit scheint und der im Gegentheil — Frankreich zum Land und durch seine neueste Geschichte zum Opfer der Phrase gemacht hat.

Der Verein, den ich vorschlage — und ich nenne ihn sogleich den „Jahn-Arndt-Bund für Elsaß-Lothringen" — soll dem neuen deutschen Regiment nirgends hindernd in den Weg treten, sondern ihm im Gegentheil seine Sorgen abnehmen,

ſeine Aufgaben erleichtern. Germania will ihren wiedergewonnenen Söhnen mehr bieten, als nur Pickelhauben und Kanonen, Schulregulative und Zollgrenzen. Welchen Wirkungskreis ein ſolcher Verein haben könnte, ergiebt ein Blick auf den Buchhandel, auf die Colportage, auf die Zeitungswelt, die in Deutſchland üblichen Vorleſungen, die Muſikfeſte, auf Kunſt und Wiſſenſchaft. Ein deutſches Schauſpiel in Straßburg aufrecht zu halten — möglich, daß ſich dafür im Reichskanzleramte keine Mittel finden. Aber der „Jahn-Arndt-Verein" müßte den Zuſchuß und die Aufſicht ſichern.

Schließen wir mit einem praktiſchen Beiſpiel für unſer Wirken. Um eine Summe von hundert Thalern — man höre! — hätte in Straßburg das traurige Fiasco der neuen deutſchen Reichsfarbe vermieden werden können. Das klingt parador, aber der Zuſammenhang erkläre die Glaubwürdigkeit unſerer Behauptung. Frankreichs Nationalfarbe — blau-weiß-roth — iſt, man wird es nicht leugnen, ſchön. Dem Auge thut die Zuſammenſtellung wohl, für die Herzen liegt in den Farben etwas Freudiganregendes. Unſer Schwarzweißroth läßt ſich ihm an Reiz für das Auge nicht vergleichen. Sage man nicht: Das ſind Nebendinge! Nebending iſt nicht einmal die prächtige Goldmünze jenſeits des Rheines, die in Handel und Wandel ein Portemonnaie minder und weit zierlicher, auf eine reiche Nation deutend, beſchwert als unſer Silber und kleinwerthiges Papier. Man denke nur an die Wirkung des ſchönen Blauweiß auf den Bayer. Nun vergegenwärtige man ſich die Wirkung unſerer Nationalfarbe, ſowie ſie auf ſämmtlichen Schlagbäumen und Schilderhäuſern Straßburgs jetzt zum Anſtrich gekommen iſt! In entſetzlicher Weiſe! Die Streifen ſind ſchon an ſich mit der größten Willkürlichkeit gezogen und ſtatt des friſchen hellen Zinnoberroths, das einen dem Franzoſengeiſt analogen kecken Charakter haben würde, hat man ein dunkles Blut- und Karmoiſinroth genommen. Das Geld ſoll gefehlt haben, um Zinnober zu kaufen! Mein innerlich grollender Jahn hätte die Summe aus eigener Taſche gegeben, um dieſe ganz Straßburg entſtellende, geſchmackloſe, die Elſäſſer zu Kraftäußerungen (ſiehe oben!) reizende Bezeichnung der Zuſammen-

gehörigkeit des Elsaß mit dem überrheinischen Land zu entfernen.

Bringt auch meine Anregung nicht die vorgeschlagene „Anti-Liga", deren Programm und Statuten mir klar vor Augen stehen, zu Stande, so mag sie wenigstens darauf hinweisen, daß die Straßburger — Schönfärberei in keiner Beziehung zu unseren gelungeneren Kunstleistungen gehört.

Druck von C. Täg in Neumünster i/H.

Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Erste vollständige Gesammt-Ausgabe.

Erste Serie.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Elfter Band.

Reiseeindrücke aus Deutschland, der Schweiz, Holland und Italien. (1832—1873.)

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Im Hauſe Vanderſtratens muß entſcheiden!
Er widerruft um eine Mutter, die
Ihm ſtirbt! Um eine Braut, die — jetzt vielleicht —

Santos
(hinaus ſprechend).

Hör', Israel, und jauchzet alle Lande.

Uriel
(lieſt aus dem Pergament).*)

Ich Uriel Acoſta, von Geburt
Ein Portugieſe, Jude meines Glaubens —
Geſtehe hier vor Gottes Auge, daß
Ich ſeiner Gnade mich unwürdig fühle.
Als Knabe ſchon bekannten meine Lippen
Den Chriſtenglauben, den mein Herz verwarf;
Dann Jakobs Glauben wiederum bekennend
Mit äußerm Schein und heuchelnder Verſtellung
War ich nicht Chriſt, nicht Jude, haßte Beide,
Inſonders aber haßte ich mein Volk.
Was ihm nur heilig iſt, hab' ich verhöhnt,
Mit Luſt gethan, was das Geſetz verbietet.
Wo des Verſtandes Kraft den Miſſethaten
Den Schein der Ueberzeugung nicht verlieh,
Nahm ich den Spott zur Hilfe, ſchrieb ein Buch,
Das Belial mir eingegeben hat —
O Fluch der Hand, die dieſes Buch geſchrieben —
Die Mutter zu ermorden war ſie fähig.

*) Entſprechende melodramatiſche Muſikbegleitung vor oder hinter der Bühne. Uriel ſteht oben noch auf einer etwas höheren Stufe, als die Andern.

Reiseeindrücke

aus

Deutschland, der Schweiz, Holland und Italien.

(1832—1873.)

Von

Karl Gutzkow.

18[illegible]

Jena,

Hermann Costenoble.

Verlagsbuchhandlung.

HALLE (SAALE)

KGEH. BIBL. DER UNIVERS. HALLE.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
I.	Der jüngſte Anachariis. Reiſebriefe an zwei Schweſtern in Stuttgart (1832)	1
II.	Erholungstage (1837—1844)	40
	1. Stuttgart (1837)	40
	2. Carlsruhe (1838)	43
	3. Naumburg an der Saale (1838)	46
	4. Weißenfels	48
	5. Merſeburg	49
	6. Halle (1839)	50
	7. Magdeburg	52
	8. Stift Neuburg bei Heidelberg	54
	9. Burg Rheinſtein	59
	10. Schloß Johannisberg	62
III.	Eine Reiſe nach Italien (1843)	67
	1. Würzburg	67
	2. Italien und die Italiener	71
	3. Tedeschi. Franzeſe Visconti	78
	4. Einfahrt in Italien	84
	5. Die Seen Oberitaliens	89
	6. Mailand	96
	7. Die Mailänder Scala	113
	8. Zwiſchen Mailand und Genua	120
	9. Genua	127
IV.	Wiener Eindrücke (1845)	145

		Seite
V.	Schweizererinnerungen (1852)	191
VI.	Eine Woche in Berlin (1854)	208
VII.	Eine Besteigung des Vesuv (1858)	236
VIII.	Ein Hollandgang (1872)	255
IX.	Vom Mittelmeer. Tagebuchblätter (1873)	321
X.	Zimmerreisen	338
	1. Schweden (1841)	338
	2. Rußland (1839)	344
	3. Frankreich (1838)	347
	4 Deutschland in Frankreich (1835)	360
	5. England, Italien, Rußland (1835)	372
	6. Onkel Tom's Hütte (1856)	376
	7. Zauber der Oertlichkeit (1852)	383
	8. Eine Louvre-Erinnerung (1852)	384
	9. Tunnel-Träumereien (1852)	387

I.

Der jüngſte Anacharſis.

Reiſebriefe an zwei Schweſtern in Stuttgart.
(1832.)

Erſter Brief.

Nürnberg, den 9. April 1832 Vormittags.

Wenn die beiden Sterne an meinem Stuttgarter Lebenshimmel ſeither nie die gleiche Bahn verfolgten und ſich gerade dann am meiſten durchſchnitten, wenn ſie vorgaben, im Kerne eines und deſſelben Mittelpunktes zu ſein, ſo hat jetzt der Zufall vereint, was ſonſt nicht einmal der Wille binden konnte. Oder können Sie nicht entſcheiden, ob ich meinen Ausflug eine Reiſe aus der Heimath, oder eine in die Heimath ſein laſſe? Wußten Sie doch nie, wie die Hirten vom Mädchen aus der Fremde, von wo ich kam, folglich können Sie auch jetzt nicht wiſſen, wohin ich gehe, überhaupt ob ich abgereiſt bin, weil ich einmal dort ankam, oder ob ich abgereiſt bin, weil ich wiederkomme.

Sie wiſſen, daß das Leben eine Reiſe iſt. Daß alſo auch umgekehrt die Reiſe dem Leben gleicht. Sie wiſſen, daß der Aufgang der Sonne ſchöner iſt, als der Untergang; denn kann nicht die Hoffnung auf ihre morgende Wiederkehr auf Täuſchung beruhen, kann ſie wirklich nicht einmal ausbleiben? Keine Reiſe iſt unintereſſanter, als die in die Heimath, weil

nichts gewisser ist, als daß man sie wiederfindet, weil die stürmende See einen höhern poetischen Reiz hat, als der ruhige Hafen. Die Portugiesen wissen das längst und nennen die Spitze Afrikas nur dann das Vorgebirge der guten Hoffnung, wenn sie nach Indien segeln, dann aber das stürmische, wenn sie heimkehren. Wenn eine Reisebeschreibung drei Bände enthält, so finden Sie in den beiden ersten die Hin-, im letzten die Herreise.

Gesetzt nun auch, ich reiste wirklich nach Scythien zurück, in die unwirthbaren Steppen meines Vaterlandes, so sage ich es Ihnen nicht, weil ich für meine Schicksale Ihrer gütigen Aufmerksamkeit bedarf.

Es wird Ihnen noch bekannt sein, daß ich Ihre schwesterliche Einheit gern in zwei Theile sonderte. Den einen, den dunkellockigen, schwarzäugigen, nannte ich die Malerische, den andern, den blondlockigen, blauäugigen, die Poetische. Zwar klagten Sie darüber und wollten nicht nach Facultäten unterschieden sein, aber jetzt beweise ich Ihnen die Richtigkeit meiner Unterscheidung durch die Frage über meine Heimkehr. Denn ich sehe es ja, schöne Louise, schon haben Sie den Homer in der Hand und deuten triumphirend auf die Odyssee, worin alles poetische Interesse in des göttlichen Dulders langer, irrseliger Heimfahrt liegt. Aber haben Sie denn jene Fastenpredigt vergessen, die ich jüngst über die Verhältnisse der Poesie und Polizei in Ihrer holdseligen Nähe vortrug? Sprach ich in jener nicht darin meine gesetzmäßige Gesinnung mit einem unerhörten Grade von Freimuth aus, daß ich keinen Anstand nahm, für unsere Zeit Dasjenige auch als unpoetisch zu erklären, was den Gesetzen der bürgerlichen Ordnung und des civilisirten Anstandes entgegenhandle? Bewies ich nicht, daß in den goldenen Saiten der Lyra die Leiden irrender Helden nur zu einer Zeit klingen konnten, wo man sich den kundigen Dienern der Fürstlich Turn- und Tarisschen Postexpedition noch nicht anvertrauen konnte? Daß unsere bekannten Wanderlieder für uns wahre Vagabundenlieder sein mußten und daß die Handwerksbursche dann anfangen poetisch zu sein, wenn sie ihr Wanderbuch verlieren? O Sie wissen das Alles noch! Sie sehen also ein, daß von einem poeti-

schen Schimmer, der sonst über Rückfahrten ausgegossen war, in einer Zeit nicht mehr die Rede sein kann, wo man für 25 Meilen 13 fl. 30 kr. Postgeld zahlt, wo man präcis um sechs Uhr sich im Postgebäude einfinden muß und dem Postillon selbst dann nichts geben darf, „wenn er sich mit Höflichkeit ein kleines Geschenk erbittet".

Historisch geben Sie mir Recht, aber das Poetische wollen Sie geltend machen, wollen Gründe für das Unpoetische der Heimfahrten. Freilich, meine Theure, ist eine Reise episch, aber eine Reise im Eilwagen ist lyrisch-episch. Denken Sie doch an Pindar. Worin lag für uns der Zauber seiner Gesänge? Im Pomp der Worte? In den kühnen Fügungen und Bildern? In der erhabenen Salbung der Andacht und des Gebetes? Gewiß nicht. Pindar war uns schön, weil er beschrieb, während er zu empfinden schien; weil er erzählte, während man den Strom seines Herzens rinnen zu hören glaubte. Durch eine Täuschung ist Pindar groß: er giebt vor, Lyriker zu sein, und dichtet nur Epen. Er beginnt, bricht plötzlich ab, und hat doch nichts vergessen; er deutet an, und hat Alles gesagt. Wir sehen Helden wie die Sonne aufgehen, das mußten wir erfahren; daß sie wie jene auch untergehen würden, wissen wir ja leider auch ohne den Dichter. Sondern Sie also meine Heimath — nicht von den duftigen Thälern und Rebenhügeln, durch die ich seither in so schönen, holden Tagen mit Ihnen lustwandelte, wie jene beiden im Paradiese!

Aber auch Sie, süße Auguste, werden mir Beifall winken; denn Sie haben von vornherein mit mir dieselbe Meinung, weil Sie die Malerische sind. Würden Sie je den Titanenkampf so darstellen, daß die Riesen schon sogleich auf der Spitze des zusammengethürmten Pelion und Ossa thronten, und nicht vielmehr so, daß sie ihn erst zusammentrügen? Wer ist schöner, jener Christus, der am nächsten Sonntag unter Palmen und Hosianna auf dem Füllen einer Eselin in Jerusalem einziehen wird, oder jener, der am zweiten Ostertage von seinem Auferstehungsorte nach Emmaus wandelt? Ich denke, der Erstere, der Revolutionair. Sie kennen David's berühmtes Gemälde, Napoleon's Uebergang über die Alpen.

Welcher Mißgriff, wenn der Künstler den Helden dorthin gestellt hätte, wo David wirklich einige Nebenfiguren angebracht hat, am schon niedersteigenden Ende des Berges! Nein, der Heros zeigt hinauf auf die steile Höhe, weil er wohl weiß, daß nur der bewundert wird, der die kommenden Schwierigkeiten vor sich sieht und nicht erschrickt, nicht aber in gleichem Grade der, der sie schon überwunden hat. Alexander in Babylon — ein wehmüthiges Bild! Ich in Berlin — ich könnte mich selbst hassen!

Bis vor die Thore Nürnbergs habe ich Stuttgart ausgedehnt, habe mir da Rebenhügel hingedichtet, wo ich nur Sandsteppen fand, und nur zuweilen bin ich recht erschrocken und katholisch aufgefahren, wenn mir ein Marienbild vom Wege in den Schlag hereinsah und das Quadrat des Wagenfensters mit mystischem Lichte erhellte.

Zweiter Brief.

Nürnberg, den 9. April 1832 Nachmittags.

Schon in der Nähe Nürnbergs fühlte ich einen heftigen Schmerz um Kinn und Oberlippe. Langes Barthaar floß da hervor, wo bisher nur weicher Flaum am Winde geflattert hatte. Das Gesicht schrumpfte wie eine getrocknete Zwetsche zusammen, der Scheitel wurde kahl, und ein Sammtkäppchen vertrat die Stelle einer Perrücke. Sie erschrecken, ich erschrak auch. Aber der Schreck währte nicht lange, und ich beruhigte mich. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich nämlich, daß jeder Fremde vor Nürnberg um drei Jahrhunderte historisch jünger, also biographisch um eben so viel Jahre älter werde, um gleichsam den in Nürnberg schlummernden Genius des Mittelalters nicht zu erzürnen. Und siehe da! kaum war ich in die Ringmauer eingetreten, so öffnete sich die alte Lorenzkirche, und in feierlichem Zuge wallfahrtete die deutsche Literatur im fünfzehnten Jahrhundert heraus. Güldne Ketten trugen die Herren um den Hals und hatten lange, weite Oberröcke am Leibe, an den Saumenden mit Pelz verbrämt und trugen Kappen und das Haar à l'enfant

frisirt. Und einer hielt vorn am Zuge ein sonderbares Sinnbild, eine durchbrochene Kupferplatte, sah aus wie ein Irrgarten, das nannten sie den Poetensteig oder die Tabulatur und konnten es nicht ansehen, ohne zu beben, wie der Fromme vor der heiligen Monstranz. Jeder aber trug noch ein besonderes Symbol, womit er einen eigenthümlichen Meisterton, eine besondere Gesangsweise bezeichnen wollte. Der eine trug eine Harfe, der andere eine Zimmtröhre, ein dritter einen Strohhalm, dieser einen Fuchs, jener einen Vielfraß, und ein letzterer einen Pantoffel, je nachdem sie ihre Tonart benannt hatten. Dabei spielten sie mit den Fingern, zählten Längen und Kürzen, und thaten, als sei Apollo's göttlicher Dichterfunke über sie gekommen. Auf dem Marienplatz hielt der Zug, vor der Kirche unserer lieben Frauen, gerade dort, wo eine alte Sage über drei Jahrhunderte später ein Quarré von Marktbuden hinprophezeit, und wo sie im Jahre 1832 auch richtig stehen. Unzähliges Volk war versammelt. Endlich schmetterten Trompeten und oben auf der Altane über dem Eingang der Kirche trat Kaiser Maximilian hervor, umgeben von seinen Reisigen und Räthen, zur Linken Albrecht Dürer, zur Rechten Wilibald Pirkheimer. Der Kaiser zog ein Papier aus der Tasche und las allem Volk eine Abhandlung über den altdeutschen Kunstgeschmack, über die Sinnigkeit und Innigkeit der deutschen Malerei und Sculptur vor, gerade wie dergleichen nach Jahrhunderten von einem künstlerischen Dichter, Eduard von Schenk, in Schiller'sche Jamben übertragen und dem Dürer in Venedig in den Mund gelegt werden sollte, nach einer alten Weissagung, die schon in den ersten, aber von Tarquinius verbrannten sibyllinischen Büchern gestanden hat. Da hört' ich neben mir jemand wie ein Kind schluchzen, ich sah mich um und konnte nicht Herr meiner Sinne werden. Denn es war mir, als säß' ich im Hanauer Theater, wo ich zum ersten Mal ein Schauspiel, benannt „Hans Sachs", mit meinen Augen gesehen habe. Und der da weinete, wußt' ich doch nicht, war es Hans Sachs oder der Schauspieler, der ihn damals vorstellete oder der Professor

Deinhardstein in Wien, der es gedichtet. Endlich erwacht' ich aus meinem Taumel.

Es war Mittag geworden; ich dachte an die sieben Kurfürsten, die einst aus Erz über dem Portal der Frauenkirche standen und eingeschmolzen und verkauft sind; an ein Kloster, woraus man eine Stallung für Dragonerpferde gemacht hat; an ein anderes, wo man jetzt auf Pfand leiht; an einen Thurm, in den man Närrische einsperrt; an den Begründer Nürnbergs, den Kaiser Nero. Denn von Nero ist der Name der Stadt herzuleiten, der sie vermuthlich deshalb aufbauen ließ, weil er Rom verbrannt hatte.

Dritter Brief.

Nürnberg, den 10. April 1832.

Haben Sie je von einem Theater in Nürnberg gehört? Für mich war die Nachricht neu, daß hier der Sitz einer stehenden (welcher Widerspruch!) Bühne sei. Durch Analogie und Deduction hatt' ich eine Dame, die mir bei Tische gestern zur Seite saß, vom Gegentheil zu überzeugen gesucht. Ich glaubte meinen Sieg errungen zu haben, als ich auf dem Theaterzettel die Ueberschrift las: „Interimstheater." Die Freude war nur kurz; denn ich wurde bald vom Sinne dieses Interim belehrt. Man wollte damit die einstweilige Benutzung eines fremden Locals bezeichnen, seitdem das alte baufällig und dem Einsturz nahe schien.

Das interimistische Theater liegt an der Pegnitz, an einem der am meisten poetischen Flüsse Deutschlands, an der Hippokrene des siebzehnten Jahrhunderts. Das Brettergerüst sah einer Menagerie ähnlich, wo man wilde Thiere zeigt. Gestern Abend gaben sie Fidelio. Sie wissen, ein Schelm giebt mehr, als er hat. Da Sie das Sujet der Oper nicht kennen, so kann ich darüber schon etwas weitläufig werden. Glauben Sie an musikalische Schönheitslinien, an Töne, die man mit Strichen, Wellen- und Spirallinien zeichnen kann? Der Name Fidelio klingt wie ein süßer Circumflex, aber der Inhalt des Stücks ist schauerlich, höchst schauerlich. Denken

Ruben (ſtill für ſich).

Die Lüge trifft Dich nicht —

Uriel.

In Blut getaucht
Hab' ich die Feder, die es ſchrieb. Gelogen
Iſt Alles, was in meinem Denken mir
Mit unſerm Glauben nicht vereinbar ſchien,
Und was ich Quelle der Vernunft genannt,
Wo ich Euch rieth, die Dürſtenden zu tränken,
Das war nur Waſſer aus dem Trog des Thieres,
Das wir verachten ſeit der Väter Tagen.
Das eigne Wort des höchſten Gottes hab' ich,
Die Offenbarung, fälſchlich mir verändert,
Den Sinn entſtellt mit frevelnder Erfindung,
Gefälſcht hab' ich die Worte der Propheten
Mit ſchadenfroher Luſt an meiner Lüge —

(Er kann kaum weiter und ſinkt ſchon ohnmächtig. Die beiden Rabbinen fangen ihn auf.)

Und nunmehr fühl' ich mich ſo tief verworfen
In dieſer Eitelkeit auf meine Meinung,
Daß ich die Strafe, die gerecht mich traf,
Des Bannes Fluch durch Reue will verſöhnen;
Und daß ich demuthsvollen Sinns mich zeige,
Hoffärtig nicht vor meinen Brüdern wandle,
So will ich mich an dieſes Tempels Ausgang
Am Thor der Synagoge auf die Erde
Als Büßer legen! Jedermann von Euch

Sie sich eine Welt voll nicht aufgelöster Dissonanz, feuchte Kerkerluft, kein Sonnenlicht, und in dieser Grabesnacht wachsen doch die rothen, feurigen Lilien des Zornes und der Liebe. Wir sehen den Raub der Freiheit und hören ein Machtgebot, das den, der ein freies Wort gewagt, tödtet. Nein, sie tödten ihn nicht, sie sind zu schwach, zu gemüthlich, sie lassen ihn langsam hinschmachten an vorenthaltener Nahrung. Man hat nicht den Muth, jemanden umzubringen, hält es sogar für einen schönen Herzenszug, den Gefürchteten nur in Ketten zu legen. Endlich wird die Freiheit nach königl. Befehl proclamirt, man betet zu Gott, Alle sind nun frei, und selbst die Tyrannen werden — aber habe ich Ihnen, schöne, schüchterne Louise, nicht an Eidesstatt geloben müssen, mich nie mit Politik zu befassen? Haben Sie mich in Stuttgart nicht immer nach der obern Stadt getrieben, wo die zahmen Leute wohnen, und die „Hügel"-parthei herrscht, und zurückgehalten von den Jakobinern in der untern Stadt? Habe ich nicht auf Ihr dringendes Ersuchen meinen Namen und das gefährliche Motto von der Subscriptionsliste des Rheinbayerschen Vereins gestrichen, und erklärt, daß ich für Deutschlands Einheit monatlich keine 24 Kreuzer gebe?

Lassen Sie uns von Nürnberger Tand sprechen, von der Darstellung des Fidelio, einer psychologischen Merkwürdigkeit. Der gestrige Abend und seine Einnahme war zum Benefiz der Prima Donna bestimmt. Das junge Mädchen sang so voll Rührung, ihr war so weh um's Herz, sie drückte so tief die Zunge an den Kehlkopf und die Hand so wonnevoll an's Herz! Als ein dankbares Publikum ihr die Ehre des Hervorrufens schenkte, sprach sie: „Die gütige Nachsicht, welche v. s. w., wird mich aufeuern, meine schwachen Kräfte v. s. w." In ihrer lyrischen Trunkenheit erlaubte sie sich die kühnsten Wortstellungen. Sie sieht Florestan, erkennt ihn, und ruft statt des prosaischen: Er ist es! das poetische cum licentia: Er es ist! Die wunderlichste, bizarrste Gestalt war Pizarro, vermuthlich der Principal der Gesellschaft. Entsetzlich war der Mann, nicht blos nach Noten: denn diese schrieb Beethoven vor; aber so blutgierig that er, wie ein Metzgerhund.

Wenn die Franzoſen Marat auf die Bühne bringen, ſollten ſie ſich dieſen Mann verſchreiben.

Das Innere des Theaters war eben auch interimiſtiſch. Damen ſaßen zahlreich verſammelt. Da muß ich mich über meinen ſonderbaren Ideengang verwundern, über die Art, wie ich die Nürnbergerinnen anſahe. Sie erinnern ſich wol noch der Unterhaltungen, die wir in vielen Stunden über den Philoſophen und Arzt J. B. Erhard miteinander gepflogen haben. Auch damals, wie immer, halbirten Sie Ihre Geſinnungen, und überließen mir das ſchwierige Geſchäft, einer Jeden von Ihnen Recht zu geben, eine Aufgabe, wo Wahrheitsliebe und Höflichkeit oft in arge Colliſion kommen. Wie ich mich damals ausdrückte, wollte der wunderliche Kauz Erhard, der ſpäter nach Berlin gekommen, die Tugend ſeiner Nürnberger Freundinnen nicht auf ihre Unſchuld, ſondern auf die Vernunft gründen. Durch Ueberzeugung wollte er zum Herzen kommen und ſeiner Geliebten keinen Kuß geben, den er nicht der ganzen Menſchheit mit demſelben Entzücken hätte auf den Mund drücken können. Sie, Auguſte, als Maleriſche, nannten ihn einen Menſchen, der, wie manche Leute, keine Farben, ſondern nur die grauen Umriſſe der Geſtalten ſehe, wahrhaft einen Steindruck mit ſchwarzem Schatten und weißem Lichte, einen Abdruck mit verkehrter Zeichnung. Sie aber, Louiſe, als Poetiſche, hielten ſich daran, daß er, gleichviel für was? doch geſchwärmt hätte; daß er doch von einem Dinge mit Entzücken geſprochen, von ſeiner Entzückungsunfähigkeit, und daß er gerade über die Kälte gegen die Menſchen heiß wurde. Erhard war eine deutſche Ueberſetzung Rouſſeau's, aber eine Voſſiſche.

Zum Poſtſcript folgende Denkblätter:

Die Frescomenſchen.

In der Frescomalerei iſt blau nicht blau; die Farben werden erſt durch Uebergänge und Miſchungen auf der Wand ſo, wie man ſie hervorzubringen bezweckt.

Du glaubſt einen Freund zu haben, und ſeine Gefälligkeiten ſind nur die Einſätze, um größere Treffer bei dir zu gewinnen. Du achteſt die fromme Entſagung jenes ernſten

Weisen, und ist sie mehr, als der verkalkte Egoismus eines Spötters? Der schwärmerische Blick dieses holden Weibes scheint dir der Zauber einer himmlischen Unschuld, und du ahnst nicht, daß unter ihm die sinnlichen Leidenschaften dich herausfordern? Was du für Liebe hältst, ist nur ein starker Reflex der Eitelkeit. Was dich als Treue entzückt, ist nur ein Schimmer, der aus dem Kreise der Gewöhnung herüberdämmert, oder gar ein Nachhall eines innern Grolles, daß die Treue von einem Dritten nicht auf die Probe gestellt wird.

Achte diese Menschen, so weit du darfst; denn ihr Leben ist ein ewiges Kunstwerk der Selbstbeherrschung! Aber stürze sie, wenn sie auf dein Vertrauen wirken wollen! Ist das Grün vor allen die Farbe der Hoffnung, so denke an jene Gemälde, welche ich hier zum Vergleiche aufführte! Du suchst diese Farbe vergeblich auf ihnen; denn das Laub der Blätter, das Gras der Felder ist dort nur die Folge einer langwierigen Mischung von Reflexen, die zuletzt doch nur an den welkenden Herbst und den versengten Sommer, selten an den duftigen, keimenden Frühling erinnern.

Eine optische Täuschung in der Politik.

Wir wissen Alle, daß die Fixsterne keine Planeten sind, und müssen doch so oft hören, daß die politischen Fixsterne, die Parthei der Stabilen, keineswegs den unbedingten Stillstand liebt, sondern zu mäßigen Fortschritten und Concessionen geneigt ist. Man muß gestehen, daß diese Behauptung oft einen gewissen Schein von Wahrheit hat, sowie auch die Fixsterne eine scheinbare Veränderung ihres Ortes erleiden und das Ansehen haben, als durchliefen sie jährlich eine elliptische Bahn von nicht geringem Umfange.

Man braucht in diesem Falle nur die Ursachen der Täuschung am Firmamente aufzusuchen, um die ähnliche Erscheinung unserer Tage zu erklären. Unser Auge ist zu kurzsichtig um jede Verwicklung der Schnelligkeit in ihre Theile zu zerlegen. Ein feuriges Phänomen ist oft längst an uns vorüber und wir sind noch geblendet von dem lichten lohen Schleppkleide, das ihm auf die Ferse folgte. Die Ereignisse nehmen ihren Lauf, in der Eile des Vorüberflug

verwechseln wir die Rollen, welche die verschiedenen Partheien in ihnen spielen. Das ist der Proceß der berühmten Aberration des Lichtes. Das Licht, die entfesselte Vernunft, strömt in ungeheurer Schnelle von der Sonne aus über die Sterne und die Welten. Aber betrachten wir diesen Flug stehenden Fußes? Nein, wir folgen der Rotation der Erdachse und stehen in der Mitte der Ereignisse. Beide Bewegungen, die weltdurchströmende Weisheit und die Progression der Geschichte, brechen sich übereinander und der Punkt des Zusammenstoßes beider Schnelligkeiten ist dann ein ruhender Fixstern, der dem schwachen Auge wie — fortgeschleudert erscheint. Ach, da wissen wir, wie die Hofzeitungen auszulegen sind, wenn sie von den aufrichtigen Absichten gewisser Leute sprechen.

Vierter Brief.

Baireuth, den 10. April 1832.

Diesen Brief an mein strahlendes, seefahrtlenkendes liebes Dioscurinnenpaar habe ich eigentlich nicht geschrieben, sondern nur gedacht. An jedes der unzähligen Felsenstücke, die zu beiden Seiten der soeben von mir befahrnen Straße aufgethürmt lagen, habe ich einen Buchstaben geschrieben. Die Tinte, in die ich meine Feder tauchte, war der Mondschein, die Feder mein einsamer, in die Klause meines Kopfes und des Postwagens verschlossener Gedanke. Wie ein hämmernder Gnom kam ich mir unter diesen Steinmassen vor, das Viergespann Ihrer schönen Augen bildete das Grubenlicht und die Gedanken, die ich zu Tage förderte, waren jene beschriebenen Felsen, deren Inhalt ich Ihnen nicht vorenthalten würde, wenn ich Runenschrift zu schreiben, Sie zu lesen verstünden. Lassen Sie mich noch einen Augenblick bei dieser Hieroglyphenschrift verweilen, wenigstens bei ihrem vollkommenen Extrem, dem niedlichen Sans pareil, das Ihnen jeder Druckerbursche erklären wird als die feinsten Perlenlettern, womit man auf Staatsschuldscheinen zu drucken pflegt, daß, wer sie nachzufälschen sich unterstünde, zu Festungs- und Karren-

ſtraſe und zu Staupenſchlag verdammt werde. Drum hab' ich auch von dem hieſigen Sans pareil und den andern Herrlichkeiten, durch welche Baireuth ſo berühmt geworden iſt, nichts ſehen können, und kann darüber nichts berichten. Nein! ich will offen ſein: ich habe ſie nicht ſehen mögen. Ich liebe dieſe Monrepos, Fantaisies, Bellevues nicht mehr. Es gehören andere Menſchen dazu, als wir jetzt ſind. Denken Sie ſich einen kleinen, dicken Mann, der mit ſeinem Puderkopfe einem beſchneeten Bergkegel gleicht. Denken Sie ſich ihn in einem fahlgrünen Leibrock mit langen Schößen und weiten Taſchen, kurzen Aermeln und Manſchetten und ſilbernen Knöpfen und unter'm Arm bemerken Sie gefälligſt jenen ſteifleinenen Regenſchirm, die Spitze nach vorn, den Stock nach hinten gekehrt. Treten Sie näher und unterſuchen Sie den Glanz, der das rothwangige Antlitz überfirnißt! Thränen weint er, Thränen der Entzückung, daß der Menſch ſo klein, Gott ſo groß und die Natur ſo ſchön ſei. Da ſaugt eine Biene in einem Blumenkelche: das ſticht dem kleinen Arge des kleinen Mannes die Thränendrüſe auf. In jede Blumenglocke hängt er den Schlägel irgend eines ſeiner diverſen Gefühle und läutet damit, bis er vor Wehmuth zerfließt. Jetzt naht er ſich einem Hügel. Hören Sie die Inſchrift, die dort zu leſen iſt: Es wird hier jedermann gebeten, die Berge und die Hügel nicht flach zu treten; ſo unhöflich wird doch niemand ſein, und ſtecken gar die Felſen ein. Auf eine grünfarbige Bank ſetzt er ſich und ſieht hinein in des lieben Gottes liebe gebrechſelte Natur, ſieht zu ſeinen Füßen grünes Gras, Vergißmeinnicht, die lieben Blümlein an dem blauen Bach, der durch die Wieſen ſich ſchlängelt, und auf dieſen Wieſen die maleriſchen Gruppen der Viehheerden, und die Schäfer blaſen auf der Flöte, und weiße Wolkenſchäflein ziehen am Himmel, und unten ſpringen die Lämmer zum Tanze, und die Hüte der Schäfer haben grüne Bänder, und der kleine Mann da oben weint noch immer und holt nun aus der Taſche Sulzer's Theorie, um auch die ihn jetzt bewegenden Gefühle der Schönheit, der Anmuth, der Erhabenheit zu unterſcheiden. Dieſe Menſchen ſind nicht mehr. Mit ihnen iſt der Geſchmack an

solchen Geberden und Versailles-Anlagen ausgestorben.*) Dafür ein Denkblatt als Beilage!

Ein Fehler des Alters.

Ich war neunzehn Jahre alt, als ich mit einem Offizier, der zwar noch keine Compagnie befehligte, aber schon sechs- und dreißig Jahre zählte, beim Schachspiel in Streit gerieth. Ich wollte Einiges in den Sprüngen des Königs und der Bauern nach neuerer Methode verändern, aber der Gegner sprang auf und rief mit grämlicher Miene: „Junger Mann, als an Sie noch nicht zu denken war, trug ich schon ein Portépée. Was wollen Sie mit Ihren Neuerungen?"

Diese Anrede muß die Jugend so oft hören! Das Alter beruft sich nicht auf seine Erfahrung, sondern auf seine frühere Geburt. Ein Hofrath wirft sich in die Brust, daß er schon zweimal für einen Orden empfohlen war, als unsere Mütter sich noch vergeblich nach einem Mann umsahen. Ein Regierungspräsident sagt, daß er sich schon das zweite Haus gekauft habe, ehe wir Fibelschützen noch wußten, daß er sich nur noch zwei zu kaufen brauchte, um dann vier zu haben.

Die Berufung auf diese Ancienneitätseinbildung erinnert an den Mythus von Abadir, den Stein, den Rhea dem Vater Saturn statt des Jupiter zu verschlingen gab. Als ihn Saturn wieder ausspie, empörte sich der Stein gegen den, den er hatte ersetzen sollen, er weigerte sich, das Regiment Jupiter's anzuerkennen, und berief sich auf die längere Weile, die er im Schooße — der Zeit zugebracht hatte. Jupiter hatte Mühe, ihn nach Delphi zu bringen, wo er den erzürnten, altklugen Stein fortwährend mit linderndem Oel zu begießen befahl.

---

*) Spätere Anmerkung. Der Geschmack hat sich sehr geändert. Ein deutscher König reist hin und her, um Siècle Louis Quatorze zu athmen und Friedrich Recht hat sich ganz in die Poesie des Rococo vertieft.

Fünfter Brief.

Mondenschein, den 10. April 1832 Nachts.

Schlagen Sie nur alle geographischen Handbücher von Büsching bis Cannabich nach, Sie werden den Ort, aus dem ich diesen Brief datire, nicht finden. Ich kenne die Gegend nicht, in der ich jetzt bin, und nenne sie einfach nach dem, wovon sie beleuchtet wird. So nimmt man ja auch in der Philosophie die Erscheinung der Dinge für ihr Wesen und setzt innerhalb der Gesellschaft den Ruf an die Stelle der Tugend. Glauben Sie also nicht, daß in dem Ortsnamen Mondenschein eine versteckte Anspielung auf die herzogl. und königl. sächsische Aufklärung liegt, der ich immer näher rücke; halten Sie sich fest an mein früheres Geständniß, daß ich poetisch, nicht geographisch reise, und statt von Städten und ihren Schönheiten, lieber von dem Lichte erzähle, in dem sie mir erschienen sind. Aber die Lage, in der ich mich jetzt befinde, ist unerwünscht! Ich bin mitten unter die Kinder Israels gerathen, muß mich in ihren Kehltönen fortgurgeln lassen, mit ihnen die Procente der Naumburger Messe berechnen und auf die preußische Regierung bös zu sprechen sein, daß sie die Naumburger Meßprivilegien aufgehoben hat. Und dennoch — ich habe einen ansehnlichen Gewinnst aus dieser Lotterie gezogen, eine Nachricht, die, so viel mir bekannt ist, noch nicht bekannt ist. Einige Stunden hinter Nürnberg haben Bemühungen, deren Eifer alte Tradition und ein ausgesetzter Preis unterstützte, einen mineralhaltigen Segensborn entdeckt, der dem Teiche Bethesda an Heilkraft und Wunderthätigkeit nichts nachgeben soll. Das Talmudische Mährchen vom fluthaufregenden Engel übergehe ich und berichte, daß die Völkerschaften der Umgegend dies neue Heil zu ihrem Wallfahrtsorte machen. Schon so viel sollen von ihren Gebrechlichkeiten genesen sein, daß ich fürchte, wenn der Ort erst dem gesunden und ungesunden Publikum der Welt, den Novellisten, falschen Spielern und Diplomaten geöffnet sein wird, ihm die Heilkraft schon entnommen sein werde. Jetzt noch eine zweite Merkwürdigkeit! Sie kennen

den fürſtlich Verſtorbenen, wenigſtens ſeine Briefe. Dieſer Revenant iſt Beſitzer eines Badeortes. Und es iſt merkwürdig, wie gerade dieſe Namen zu Deutſchlands Heilquellen kommen. Denn der Beſitzer der vorhin genannten Badentdeckung in der Gegend von Eſchenau iſt ein Graf Pückler und das Bad Muskau gehört dem Fürſten Pückler. Um jener Thatſache auf den Grund zu kommen, habe ich mir vorgenommen, eigens noch einmal die Nibelungen zu ſtudiren und zu forſchen, ob der Ahnherr des Hauſes, Rüdiger von Pechlaren (Pückler), nicht irgendwo in metallurgiſcher Beziehung erwähnt wird. Iſt die Reiſe zum Etzel vielleicht nur eine Badereiſe der Niflungen und Burgunden geweſen? Sollte die Lachmann'ſche Hypotheſe, daß die Niflungen Gnomen ſind und Dämonen, ſich in Mineralwaſſer auflöſen? In der That, die Pechlaren ſtammen nicht aus Deutſchland, ſondern aus Arabien, vermuthlich — dem ſteinigten. Rüdiger war der erſte deutſche Diplomat in hunniſchen Dienſten. Ueberall ſchreitet er zur Vermittelung der Extreme ein, verſöhnt durch milden Zauber der Rede und durch erfahrne Klugheit des Verſtandes, und Etzel, der den flüchtigen Araber in ſeinen Schutz aufnahm, bedient ſich ſeiner am liebſten zu Geſandtſchaften und ähnlichen diplomatiſchen Aufträgen. Man ſieht, daß hier die Badekurbeziehung durchaus nicht fehlt, und ſtaunend über die Divinationsgabe des Verſtorbenen (denn im Stammbaum wird doch Rüdiger nicht ſchon ſtehen?) räume ich ihm die Ehre jener nebelhaften Abſtammung mit Freuden ein. Daß mir aber Juden zu dieſer Anerkennung die entfernte Veranlaſſung gegeben, iſt ein Uebelſtand, dem ſich nun nicht abhelfen läßt. Möge der Verſtorbene, ein Judenfeind, darin einen Fingerzeig der Nemeſis wahrnehmen, die uns den zur Hülfe ſendet, den wir bekriegen! Nach Frauenart ſind Sie, meine Freundinnen, unverſöhnlicher als ich. Sie werden dem Manne nicht vergeben, daß er ein plebejiſches Hep Hep gerufen hat hinter unſerm modernen Moſes Börne, der auf dem Montmartre (in monte martyrum) wie auf den Höhen Nebos hauptumleuchtet ſteht, in das gelobte Land der Freiheit uns noch begleiten konnte, es aber ſelbſt nicht betreten darf und von den

Engeln einsam begraben wird! Ich habe Sie in Thränen gefunden, da Sie eben jene berüchtigte Geruchsscene zwischen dem Juden und dem Fürsten gelesen hatten, und Sie, Auguste, riefen unwillig aus: Dieses abscheulichen Fürsten Wappenvogel ist nicht mehr der Adler, sondern die Krähe! Ich kenne für einen Schriftsteller keine größere Demüthigung, als wenn Frauen erklären, er habe aufgehört, liebenswürdig zu sein. Und wo läßt sich diese Gefahr weniger vermeiden, als bei uns Deutschen! Daß es vom Erhabenen zum Lächerlichen nur einen Schritt giebt, gilt nur für den Franzosen. Daß es vom Witzigen zum Groben nur einen halben, vom Geistreichen zum Frivolen nur einen Viertel-, und vom Kopfe zum Hute, der ihn bedeckt, vom Herzen zum Stern, der auf ihm blinkt, gar keinen Schritt giebt, das gilt nur für uns Deutsche!*)

Sechster Brief.

Hof, den 11. April 1832.

Hören Sie! Zu Nutz und Frommen deutscher Kunst, die das Lebenselement der guten Stadt Nürnberg geworden, sollen in kurzer Frist alle deutschen Bühnendichter aufgefordert werden, Feststücke zur Einweihung des neuen Nürnberger Theaters einzureichen. Einzige Bedingung ist die Beziehung auf den Ort. Der Ehrenpreis sind hundert Ducaten. Da haben Sie den officiellen Theil meines diesmaligen Briefmoniteurs. Der private ist nur für uns bestimmt, und besteht in einem Jammerus und in einem Aufruf, in einem Ach! und in einem O!

Die Klage gilt jener Fluth von Pinselbramen und Schuster-

*) Die Gerechtigkeit zwingt mich zu der Berichtigung: Fürst Pückler reclamirte später gegen die Autorschaft jener „Neuesten Briefe eines Verstorbenen", die im Morgenblatt Börne als Juden gehässig hingestellt hatten. Der Verfasser derselben war Ludwig Robert, Varnhagen's Schwager, jene hämische Breiseele, die, selbst jüdischen Ursprungs, sich nicht schämte, das, was sie an sich überplattirt und versilbert hatte, an Andern lächerlich zu machen.

lustspielen, die eine so wohlgemeinte Aufforderung wieder veranlassen wird. Der Aufruf aber ist an uns Drei gerichtet, die ich hiermit auffordere, selbst an's Werk zu gehen, den Strickstrumpf aus der Hand zu legen und gleichfalls an die Erringung jenes goldenen Lorbeerkranzes zu denken. Lassen Sie uns in einen Kreis, richtiger in ein Dreieck, zusammentreten und gemeinschaftlich an einem aristophanischen Lustspiele arbeiten, das vielleicht negativ in dem Kampfe siegt, während unsere Concurrenten nur positiv streiten werden. Sie, liebe Louise, liefern in das Stück die Empfindungen, Sie, Fräulein Auguste, die Scenen, ich die Worte. Nicht in unsern Beiträgen wird das Lächerliche liegen, sondern in der Zusammenstellung derselben. Man wird es den Thränen ansehen, daß sie von Fräulein Auguste veranlaßt, von Fräulein Louise geweint und von mir beschrieben sind. Die Fühlende zeigt das Gold in dem Schachte, die Schildernde bringt es an's Tageslicht und der Darstellende prägt es zu Ducaten aus, zu hundert, also für jeden $33\frac{1}{3}$. Es leuchtet ein, daß wir den Kunstenthusiasmus zum Thema unserer Variationen machen, daß wir — um dem Plane näher zu kommen — ein Kunstheim von Tönen oder von Farben aufbauen und nach dem Muster der Alten einen Chor in unser Stück einführen, etwa aus Pinseln oder Meißeln bestehend. Ich denke es mir so: Als Prolog tritt die Idee auf, spricht über den Zusammenhang der Gottheit und der Schönheit, über Ahnung, Glaube, Liebe, Hoffnung, über die Feier des heutigen Tages und die Geduld des Publikums. Jetzt beginnt der erste Halbchor. Die Pinsel tanzen um den Altar der heiligen Cäcilia und singen dabei Friedrich Schlegel's Ideen zur christlichen Kunst. Der zweite Halbchor, die Meißel, tanzen um die neun Statuen der Musen und recitiren Sätze aus Winkelmann's Geschichte der Kunst. Sie gerathen in einen Streit, den ein Wanderer, der vorübergeht, schlichten will. Dies ist Hans Sachs, der eben aus Nürnberg fröhlich und wohlgemuth auf die Wanderschaft zieht. Er giebt den streitenden Partheien den Rath, zwei neue Städte anzulegen, den Meißeln, ein neues Mannheim, ein Winkelmannheim, den Pinseln, eine ähnliche, etwa Heiligenstadt. Die Intrigue muß folgende sein:

Erhebe ſeinen Fuß, um über mich
Hinweg — — (Er ſinkt um.)

Ruben.

Was hör' ich?

Santos

(nimmt die Rolle und lieſt).

An des Tempels Ausgang.

Am Thor der Synagoge auf die Erde
Als Büßer legen! Jedermann von Euch
Erhebe ſeinen Fuß, um über mich
Hinwegzuſchreiten an des Thores Schwelle.

Ruben.

Ihr ſchändet Keinen oder mich mit ihm!

(Ab nach links. Uriel wird inzwiſchen bewußtlos vom Tabernakel nach hinten hinuntergetragen. Die Prieſter folgen alle. Das Melodrama hört auf.)

Zur Erbauung dieſer Städte und zur Einrichtung des Gemeinweſens bedürfen die Einen derſelben Mittel, wie die Andern; doch wiſſen ſie nichts davon und bauen in der Meinung, Verſchiedenes zu bauen, eines und dasſelbe. Der neckende Dämon der Intrigue iſt die Poeſie. Die Baubedürfniſſe ſind z. B. die ſchiefe Richtung des Halſes, der wehmüthige Ausdruck des Auges, die Heiligenſcheine, die langen Haare, alles allegoriſche Figuren, die mit mäßigem Witz eingeführt werden müſſen, d. h. nicht als Kunſtrequiſite, ſondern als Helden eines für ſich beſtehenden, vom Ganzen unabhängigen Dramas, etwa eines bürgerlichen Trauerſpiels oder eines romantiſchen Schaudergemäldes, wie uns noch zu beſprechen übrig bleibt. Den Schluß bildet endlich die Einſicht, daß Pinſel und Meißel unter Leitung des poetiſchen Genius nur Eine Stadt gebaut haben. Das iſt denn natürlich Nürnberg, und Dürer, Sachs und Viſcher müſſen ſich zum Zeichen der heiligen Dreieinigkeit die Hände reichen und in die Töne einer Harmonika, wie in Aether, zerfließen. Das letzte Erperiment kann die Meiſterſchaft eines Maſchiniſten krönen, und das Ganze wird mich und meine Freundinnen krönen, die ich durch dieſen ſchwachen Umriß für meinen Plan wünſche gewonnen zu haben.

Zum Schluß ſchicke ich noch einen Denkvers.

Ueber den Umgang mit Schriftſtellern.

Einen fleißigen, ſchreibſeligen Autor um 9 Uhr Morgens beſuchen, heißt einen verwegenen Blick hinter die Vorhänge eines Geheimniſſes werfen. Der Unzeitige überraſcht den Heimgeſuchten im Verkehr mit den Muſen, wie dieſe um ihn her gaukeln, ihn necken, die Feder unter der Hand wegſtehlen und erſt nach einigen Minuten mit eingetauchtem Morgenſonnengolde zurückkehren. Beim vorwitzigen Anklopfen ſchwirrt die Wunderwelt, welche den Dichter umgiebt, auf und davon, die Goldfiſche zittern in dem weißen Kryſtallglaſe, das uns die alte Magd jeden Morgen mit friſchem Quellwaſſer füllt, die Eidechſen werfen neugierig ihren bunten Kopf aus den Blumenvaſen, die unſer Fenſter zieren, das Wurzelmännlein,

dem wir, im Vertrauen gesagt, unsere besten Einfälle verdanken, springt erschrocken in unsern bergenden Busen, und alle ausgeflogenen, durch das Zimmer summenden Schnurren, Papillons und Libellen flüchten sich in die Falten und die poetischen Löcher unseres Phantasus, des Schlafrocks. Bist du endlich auf unser: Herein! mit Entschuldigungen durch Thür und Angel gekommen, so wirst du über die Zauberstille unserer Umgebung erstaunen oder vielleicht noch vor dem letzten Flügelschlage eines verschwundenen Gesellschafters unserer Muse zusammenfahren.

Ein Autor in der Morgenstunde ist ungenießbar; wenn er gegen Mittag die Feder ausspritzt, so nimm dich in Acht, daß deine weißen Gallakleider davon nicht getroffen werden, und erst nachdem die Sonne von ihrem Zenith herabsteigt, wirst du in ihm den Schalk, der dich erheitern, oder den Freund, der dich belehren soll, finden.

Die Schriftsteller sind deshalb umgekehrte Kupferstiche, die den größten Werth vor der Schrift, mittelmäßigen mit halber, nur eingerissener, und den geringsten nach vollendeter Schrift haben.

Siebenter Brief.

Hof, den 19. April 183?.

Welch glücklicher Zufall! Die milde Frühlingsluft lockte mich in der gestrigen Abenddämmerung auf den Weg nach Schwarzenbach. Mein Auge weidete sich an den fernen, dunkeln Bergstreifen des Fichtelgebirges, die den blauen Horizont trugen wie einen Baldachin, an dem sich die Prachtfedern kleiner weißer Silberwölkchen wiegten. Junges, frisches Gras streckte behutsam die grünen Halme empor, noch zweifelnd, ob Blüthen- oder Schneeflocken auf sie niederfallen würden. Ein weißer Gegenstand, den ich in der Ferne erst für einen schneeigen Nachzügler des Winters hielt, zog meine Aufmerksamkeit auf sich; er flatterte und bewegte sich, ich trat hinzu, und denken Sie sich mein Erstaunen, als ich zwei Briefe finde, die einst dem glücklichsten Bewohner dieser Ge-

genden gehört hatten! Es war ein Brief an, und ein zweiter von Jean Paul. Von beiden war das Datum abgerissen, nur die Orte, von wo sie ausgestellt, waren noch lesbar. Ich schicke Ihnen die Abschrift beider Briefe, die Originale werde ich wie Reliquien verehren. Warten Sie! Warten Sie!

I.

Louise und Auguste an Jean Paul.

Stuttgart, ...

Warum mußte auch den Griechen ihre Pythia ein Weib sein? Wir hätten Dich, edler Mann, so gern eine Pythio, jenen heiligen Priester genannt, dessen Heiligthume wir uns in frommer Scheu nahen, um einen weisen Spruch Deines gottbegeisterten Mundes zu vernehmen!

Wir haben Dich deshalb zum Schiedsrichter einer zwischen uns streitigen Frage erkoren, weil Du in dem Gerichtshofe, vor den sie gehört, heimisch bist, und Dein Advocatenamt nicht Deines Genusses wegen übst, sondern um Andern ihn zu verschaffen. Ja noch mehr! Du sollst einen Familienproceß entscheiden, den wir mit Deinem Vater angebunden haben, dem Schöpfer Tristram Shandy's. Nicht die ruhmwürdige Verlassenschaft Yorick's, seine Tugenden und Schönheiten, sollst Du geerbt haben, so daß, wenn man ihn, so auch Dich liebt, sondern auch die Schulden, die er bei Vielen noch anstehen hat, und die Du ehrenhalber bezahlen wirst. Wir erklären uns deutlicher.

Zwei Schwestern sind über den Satz Yorick's, des empfindsamen Reisenden: Einer, der nicht gegen das ganze weibliche Geschlecht eine Art Zuneigung hat, liebt keine recht! verschiedener Meinung geworden. Nicht eigentlich über den Satz selbst, sondern über einige Folgerungen, wozu uns derselbe Veranlassung gab. Höre den Sachverhalt und gieb Deine Entscheidung!

Die ältere Schwester kennt keinen tiefern Forscher in den Geheimnissen der weiblichen Seele, als Jean Paul; die jüngere widerspricht, und hofft doch von der Unpartheilichkeit des betheiligten Richters. Jene behauptet, die weibliche Seele

ſei eine Art Communalſeele, eine Art Gemeingeiſt, und bekennt ſich damit zu jenem poetiſchen Pantheismus, der, wie die vorhin angezogene Stelle will, zuvor die Weiblichkeit und dann erſt das Weib liebt. Weder der Abend- noch der Morgenröthe gleiche dieſe Seele, ſondern nur dem freien, blauen Himmelsraum. Der Unterſchied der Frauen läge nur in der Art, wie ſie ihr Haar flechten, ihre Locken drehen, kurze oder lange Taillen tragen und zwei Säume am Rock lieber haben, als drei. Die Frauen — fährt ſie fort — ſind alle dieſelben, ſie lieben ſich daher auch untereinander nicht, weil ſie im Grunde ſich dann ſelbſt lieben müßten und weil Egoismus nur den Männern zukommt, die allein Charakter haben. Das ewige Sittengeſetz: Erkenne dich ſelbſt! erfüllen zwar auch die Frauen, aber nur ſo, daß ſie die Fehler und Tugenden nicht in ſich, ſondern in andern aufſuchen, und ſich ſelbſt nur allenfalls beſſern, indem ſie andere loben oder tadeln. Dieſe Anſicht iſt die Deine, ſie zieht ſich wie Goldgeäder durch Deine Schriften. Der letzte Vergleich rührt noch immer von derſelben ältern Schweſter her.

Die jüngere iſt ſo kühn, dieſe Anſicht den einzigen tauben Gang in Deinen Schriften zu nennen, Schaumperlen in dem labenden Weine Deiner unſterblichen Schöpfungen, Perlen, die aus Luft gebildet ſind. Sie behauptet, daß die Weiber nur darum haſſen, weil ſie in der That auch lieben können. Nicht das Gefühl, ſagt ſie, iſt ihr Liebeselement, ſondern der Verſtand. Nur durch die Formen unſeres geſellſchaftlichen Lebens werden ſie verhindert, eine Fülle mannigfacher und untereinander ſich durchaus entgegengeſetzter Charaktere zu entfalten. Sie hält dieſen weiblichen Liberalismus nicht für eine leere Meinung, ſondern für die Anſicht eines erweisbaren Verhältniſſes. Sie erſchrickt vor den weiblichen Geſtalten, die Deine Phantaſie dem Leſer vorführt, und bekennt, daß ſich in ihnen nur die Eitelkeit der Männer ſpiegelt. „Entſetzlich!“ — ſchrieb ſie geſtern in ihr Tagebuch — „Man hält uns Weiber nur für eine Taucherglocke, welche die Männer berge, wenn ſie ſich aus der Tiefe des Lebens köſtliche Perlen zu ihrem Schmucke holen.“

Nun iſt dies unſere beſcheidene Frage: Haben wir uns

in der Auffassung Deiner Meinung geirrt? Bist Du im Stande, sie einer Prüfung zu unterwerfen und, wenn Du vor Dir selbst nicht bestehst, sie zu widerrufen? Oder wenn Du ganz die Sache als die Deinige nicht betrachten wolltest, kannst Du für Deinen Ausschlag dann entscheidende Gründe anführen? Verzeihe den lästigen Fragerinnen, die selbst den Muth besäßen, wenn Du zauberteſt, Dich auf den Seherdreifuß zu zerren, wie Alexander die sträubende Pythia! O, sie wünschen Dir ja an sich so viel Lebenssonnen als Lebenstage und bitten die Götter, einen ewigen Frühling um Dich blühen und duften zu lassen! Versag' ihnen die Bitte nicht, Du Guter!

2.

Jean Paul an Louise und Auguste.

Hof, ...

Jemand hat einmal gesagt, und irr' ich nicht, bin ich es selbst gewesen, es sei ein verflogener Schmetterling in den stillen, heiligen Räumen einer Kirche ein erhabener Gedanke.

Im Gegentheil, ich berichtige mich, der Gedanke weht mich jetzt wie Tod und Grabesschauer an. Wenn eine Schönheit nicht aufhören soll, durch sich selbst schön zu sein, so muß sie keine Folie haben. In der Grammatik bejahen zwei Verneinungen, in der Aesthetik verneinen zwei Bejahungen.

Theils um überhaupt meine Fähigkeit zum Widerruf zu zeigen, theils um die Flammen eines drohenden Schwesternkrieges zu ersticken, erwähne ich diesen falschen Ausspruch. Zwar bin ich es selbst gewesen, der allen von mir entworfenen Gestalten als Urbild gesessen hat, doch steh' ich von ihnen noch immer so weit entfernt, wie von meiner Feder, dem Papier, den Lettern, der Druckerschwärze. Ich rufe Euch Streitenden jenes obige Bild zurück und gestehe beschämt, daß mein Gedanke dem Schmetterlinge gleicht und die Räume der Kirche dem Heiligthume der Weiblichkeit; daß ich Leben und Wahrheit zu schildern glaubte, und doch die Frauen nur wie leblose Bilder gezeichnet habe.

Die Frauen sind mir auf meinem Wanderleben zwar oft, aber nur vorübergehend begegnet; ich habe manchen Blick des Auges, manches stille Geheimniß des Herzens belauschen können, und besitze viele Edelsteine einzelner Beobachtungen, die ich mit der Kunst meiner Rede zu schleifen, sie aber nicht zu fassen verstand. Die weiblichen Gestalten, die in meinen Schriften geschildert sind, bilden nur einen Complex von Wahrnehmungen, eine Zusammenreihung, wo die Perlen den Charakter bedeuten sollen, die Schnur aber, die dieser Charakter eigentlich sein müßte, nur meine Willkür ist. Mein Leben hat nur solche Frauen gekannt, die in einer kurzen Zeit mir Alles waren und dann plötzlich sehr wenig wurden. Ach! ich fühle es tief, daß ich manches weibliche Herz wie einen zarten Baum geritzt und verwundet habe, weil ich den Trieb zu beobachten, nicht den, zu genießen empfand. Die Einheit der Weiblichkeit kannte ich wohl, aber die des Weibes nicht. Jene betrachtete ich wie ein Petrefact, wie eine Krystallisation, die, einmal gebildet, durch sich selbst sich nicht wieder auflösen könne; diese blieb so oft eine kalte Mumie, wie sehr ich sie auch mit Blumen und mit Kränzen behing.

Ob ich nun der jüngern unter den streitenden Schwestern allein Recht gebe? Nein, auch hierin juste milieu! Ich löse die materielle Ansicht, nach der die Weiber eine höhere Art Meerkatzen sind, und die spirituelle, nach der sie eine ewige Engelerscheinung vorstellen würden, in die praktische auf, die, von Illusionen sich fern haltend, die Weiber auf jeder Stufe anerkennt. Die „Weiblichkeit" ist eine leere Abstraction, ein leerer Raum, der Resonanzboden, in dem sich die Töne der auf vier Octaven hoch und tief anschlagenden Tasten bilden. In Alles hat die Natur das Moment der Entwicklung gelegt; nur die Frauen sollten nichts Weiteres sein, als Abdrücke einer ursprünglichen, unveränderlichen Zeichnung? Nein, das ist das stetige Gesetz, daß sie in Tuschmanier zeichnen, während die Männer in Stahl stechen. Variationsfähig sind wir Alle, die Einen in Dur, die Andern in Moll.

Darf ich nun zum Zeichen des Friedens auf einen Regenbogen hoffen? Soll ich, da ich nun doch einmal Priester

und Richter sein soll, der Bundeslade nahe treten und opfern zur Versöhnung zweier Schwestern? Ein Theil fällt dem Priester zu: es sei die Bewahrung der alten Liebe. Ich kann ohne diesen Himmelsthau nicht gedeihen! Man liebt mich selbst bei meinen Fehlern, weil man sie für Tugenden hält; nun ich selbst eingestehe, daß es Fehler sind, soll man mich dann weniger zu lieben anfangen?

Achter Brief.

Altenburg, den 17. April 1832.

Ein durch Papier, papier maché und gelinde Censur ausgezeichneter Ort, dies Altenburg! Oder interessirt Sie die Burg an der Stadt, die auf Porphyrfelsen gebaut ist, so und so viel Fuß hoch, auch viele Erinnerungen an Mittelalter, Prinzenraub, Kunz von Kauffungen und Schwerter enthält, die wir alle Drei mit vereinten Kräften nicht heben können? Mich beschäftigt ein anderer Gegenstand, ein ethnographischer.

Ich suche nämlich schon den ganzen Tag auf der Karte, in meinem Tagebuche und in der Umgegend die große Demarcationslinie zwischen nord- und süddeutschem Charakter auf. Jetzt glaube ich fast, daß ich sie dort hinstellen muß, wo zum ersten Mal ein voigtländischer Bettlerknabe meinem Wagen nachlief und um eine geneigte Unterstützung anhielt. In Schwaben und Franken geschah dies nicht, und glauben Sie, nicht die Armuth ist schuld daran, sondern die gegen Norden zunehmende Dreistigkeit.

Nirgends habe ich die Jugend so verschämt, so zurückhaltend gefunden, als in Süddeutschland. Der Gegensatz der beiden Kammern im Herzen Europas, der viel angefochten und viel vertheidigt ist, liegt hauptsächlich in der Art der Erziehung, wie sie im Süden und im Norden betrieben wird. Dort wird die Jugend zu spät, hier zu früh reif. Dort kann man schon viel gelernt haben, ohne noch etwas sprechen zu können, hier hat man schon viel gesprochen, ehe man noch etwas gelernt hat. Ich kann nicht vom Landvolk, nicht vom

gemeinen Mann der Städte sprechen, da ich zu kurze Zeit in Ihrer lieben Heimath war. Aber in den gebildeten Kreisen werden Sechzehn- und Achtzehnjährige in Schwaben noch bis über die Ohren roth, wenn man sie anredet; hier unten sind die Buben von vierzehn Jahren schon überweise. Die süddeutsche Seminar- und Klostererziehung verhindert die Jugend, selbstständig zu werden. Die fortwährende Aufsicht des Lehrers weist sie nur auf Gehorsam und Arbeit hin. Das elterliche Haus, der alleinige Tempel der Erziehung, ist dem Knaben entrückt, und die Sehnsucht nach der Familie giebt seinem Geiste ein eigenthümliches Colorit. Aus solchen Einflüssen läßt sich die poetische Stimmung der Süddeutschen erklären, die mit Unrecht ein Gesetz der Natur genannt wird.

Hier unten fehlt die Aufsicht des Lehrers. Die Schüler schließen sich fester an einander, der Corporationsgeist entwickelt sich oft bis zum gehässigen Gegensatz gegen das Leben der Schule, und die Familie tritt nicht so in die Ferne zurück. Die extreme Folge des süddeutschen Erziehungssystems ist Pedantismus bei den Stillen und Cynismus bei den Freieren, des norddeutschen fast immer fade Leerheit und Anmaßung. Wären im Süden diese Ueberreste alter Sitte nicht so fest gewurzelt, wie sollte sich bei den vielen Berührungen mit Frankreich, bei dem Einflusse einer so schönen, reizenden Natur noch so viel Trockenheit der Meinungen und trüber Wahn haben erhalten können? Z. B. in der Theologie und Philosophie jener alte, hölzerne Scholasticismus, die trockenste Orthodoxie? Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die frischen, jungen Schößlinge der alten Stämme alle nach Norden hin ausschlagen. Der Ruf des Genialen, Geistreichen, der dem Norddeutschen vorangeht, führt sich allein auf die Zellen der süddeutschen Schulen zurück. Von oben her führt man die rohen Stoffe ein, die hier unten verarbeitet und durch geschäftige Thätigkeit nutzbar werden.

Diesen Brief vollende ich, indem ich schon auf dem Wege nach Leipzig bin. Ich sehe deutlich, wie der erste Strahl der Frühsonne die Spitze der St. Thomaskirche röthet. Erst wollte ich diesen rothen Fleck eine Jakobinermütze auf dem Freiheitsbaum Leipziger Waare nennen, thue es aber nicht,

weil es wieder an Politik erinnert und zuletzt wie Satyre klingen könnte. Wie ich eben sehe, ist es um Pleiße-Athen sehr kahl und flach; aber hat nicht schon Heraklit gesagt, daß das Element des Geistes das Trockene sei?

Dazu noch ein Gedenkblatt!

Ein Mangel der Erziehung.

Unsere gegenwärtige Erziehung giebt der Jugend nur die Anweisung, Alles zu genießen, und sollte ihr doch nur die geben, Alles zu entbehren. Sie macht den jungen Körper fähig, Hunger und Durst zu ertragen, Hitze von der Kälte nicht zu unterscheiden, und allen Elementen Trotz zu bieten. Das läßt sich hören; aber was wird damit gewonnen? Kommen unsere Vettern und Neffen, unsere Nachbarskinder, die einen solchen Abhärtungscursus doppelt bezahlen können, je in die Lage, von ihrer spartanischen Erziehung Gebrauch zu machen? Sind die Urwälder nicht längst gelichtet? Hausen noch Bären auf den Akazien unserer Promenaden? Sind die Tuchfabriken, die Heizöfen, die Kaffeehäuser noch nicht erfunden? In dieser Hinsicht thut die Erziehung zu viel, in der andern thut sie zu wenig.

Wir lernen die künftigen Prüfungen bestehen, die ein Magister verhängt. Aber auch die des Schicksals? Wer lehrt uns den Schmerz der Resignation tragen, wenn wir in allen unsern Lebenskrisen durchfallen? Warum lehrt uns die Erziehung, Minister zu werden, warum nicht die Würde, einst das Portefeuille zu verlieren? Man giebt den Kronprinzen Unterricht, als Phönire einst ihre Völker zu beglücken oder als Raubvögel sie zu verderben; wer lehrt sie, von ihren Thronen herabsteigen, verjagt werden und im Exil leben?

Wir sollten in der Schule unsere Zöglinge in der Gymnastik der Seele üben, und statt den Körper gegen Unfälle, die sie niemals treffen, die Gemüther gegen Leiden abhärten, die ihnen die Zukunft nur zu gewiß bieten wird.

Neunter Brief.

Leipzig, den 14. April 1832.

Jetzt bin ich in einer Stadt, wo die Söhne des Merkur in der elegantesten Kleidung mit der Feder hinter'm Ohr spazieren gehen. Die berühmte Frage der Leipziger, ob man schon um ihre Thore herumgegangen wäre, hab' ich durch die That beantwortet und mich überzeugt, daß Leipzig einer Zwiebel gleicht, die immer noch Zwiebel bleibt, wenn man auch die erste, zweite, dritte äußere Haut abschält. Der bezeichnete Umgang ist eine Promenade innerhalb der Stadt selbst. Auch die Spartaner haben gesagt, ihre Herzen seien die Mauern der Stadt.

Den Kuckuk hab' ich zwar schon rufen hören, und die sentimentalen Handlungsjünger gehen schon mit blauen Veilchen in den Knopflöchern ihres schwarzen Fracks — „um's Thor herum", aber noch ist an Rosen nicht zu denken, weshalb ich auch nicht sehen konnte, ob das Rosenthal wirklich von einer Thatsache seinen Namen hat. Ein gedruckter Fremdenführer spricht sogar von Nachtigallen auf dem Wege nach Gohlis, aber die noch zu frühe Jahreszeit hat mir diese Wunder verschlossen. Eins aber glaub' ich dem Fremdenführer nicht, daß jene Parthieen besonders von „melancholischen Denkern" besucht werden sollen. Wo sollen die herkommen? Meines Wissens hat die Geschichte der Leipziger Dicht- und Denkweise eine solche Gattung von Denkern niemals aufzuweisen gehabt.

Wenn in Deutschland ein Gedanke dem Gange der Wissenschaft eine neue Bahn brach, so kam er zwar auch nach Leipzig, aber nur dann erst, wenn schon wieder eine neue Idee jene für Leipzig noch unerhörte, allerneueste widerlegt hatte. Ein sonderbares Schicksal! Die Alongeperrücken waren in und an den Köpfen der Deutschen älter, als die Zöpfe. Gottsched und seine Alongeperrücke waren aber für Leipzig noch immer das Modernste, als die gesunde Vernunft sich schon längst für Bodmer und die Zöpfe entschieden hatte.

Fünfter Auftritt.

Jochai. De Silva (gleichfalls von vorn rechts).
(Beide bedeckt.)

Silva.

Was wollt Ihr thun? O ſchämt Euch, Ben Jochai!
Hat Euch das Uebermaß des Glücks verwirrt?

Jochai
(hinausblickend; aber nicht oben).

Sieh da! Du Stolzer, krümmſt Du Dich im Staube?
Er ſoll es hören, ja im Staube hören,
Daß er in ſeiner Rechnung ſich betrog.
Um ein Phantom nur haſt Du widerrufen!
Judith iſt mein und keine Siegespalme
Wird Dir aus ihrer Hand entgegenblühn!

(Ab über das Tabernakel hinweg.)

Silva.

Ihr Schickſals-Mächte, ſeid ihr denn dieſelben,
Die an dem Thor des Himmels Wache halten?

Welch ein Unterſchied zwiſchen Garve, Gellert, Platner auf der einen, und Gottſched und ſeiner Kulmus'ſchen Ehehälfte auf der andern Seite! Aber als jene für Leipzig entſcheidend wurden, da hatten Jakobi und Kant ſchon längſt, jener in den Schachten des Gefühls, dieſer in denen der Vernunft, bisher unentdeckte Erzſtufen gebrochen. Nun ſind die Zeiten Kant's ſchon wieder vorüber, und Leipzig hegt ihn noch immer, und „Leipzigs Denker" hat ſogar ſeine Terminologie in's Griechiſche überſetzt, ſein großes Verdienſt! Leipzig ſcheint in ſo vielen andern Dingen neu: in der Kirche iſt es rationaliſtiſch, in der Schule humaniſtiſch, im Staate geſetzlich liberal, und wie alt iſt all' dieſes Neue! Hat ſich je in Leipzig Etwas aus eigenem Triebe entwickelt? Hat dies je ſein Genius zugelaſſen? Die deutſchübende Geſellſchaft nannte ſich die Görlitziſche, Leſſing ſchrieb Bremer Beiträge, und Fichte mußte erſt in Zürich das werden, wonach er in Leipzig ſchon tendirte, mußte ſogar noch ſpäter in Jena büßen, daß er nicht war, wie im ſächſiſchen Conſiſtorio der Geringſten Einer. Ich habe viel in Leipzig gefragt, ob ſich nicht eine Galerie der ausgezeichnetſten Gelehrten, die ſeit Jahrhunderten ſeine Zierde geweſen ſind, vorfände; aber die Gemäldeſammlungen ſind unvollſtändig und nach andern Geſichtspunkten, z. B. dem der Seelſorge in den Kirchen, geordnet. Wie gern hätte ich einen Commentar, einen catalogue raisonné zu ihnen phantaſirt! Von der Stiftung der Univerſität hätt' ich begonnen und meinen obigen Satz über das Zuſpätkommen ſchon ſogleich in dieſen Anfängen durchgeführt. Leipzig wurde Univerſität, weil die in Prag aufhörte. Leipzig wurde Stapelplatz des Buchhandels, weil die Frankfurter ſich ihn entreißen ließen. Leipzig lauſchte zur Zeit der Reformation auf die Worte, die von Wittenberg herüberdonnerten, und es war ordentlich eine Ironie der Weltordnung, daß die aufgehobene Wittenberger Univerſität in Bitterfeld ſich nicht auf den Leipziger, ſondern auf den halleſchen Poſtwagen ſetzte.

Zehnter Brief.

Leipzig, den 15. April 1832.

Haben Sie schon von einem Buche gehört: Ideen zur Philosophie des Leipziger Meßkatalogs? Unmöglich; denn ich will es erst schreiben. Man hat in der neuern Zeit alle Dinge zu philosophiren gesucht. Die Engländer, oder wenigstens ein Marktschreier unter ihnen, nennen die Haarkräuslerkunst schon längst eine philosophische, weil die Zubereitung der Pomade auf Grundsätze der Chemie gegründet ist. Kant ist Verfasser einer Metaphysik der Sitten, und als ein Gegenstück zu dieser könnte wol eine Metaphysik des Buchhandels gelten.

Ist die Philosophie eine Hebammenkunst, um wie viel mehr der Buchhandel eine Hebamme! Die Buchhandlungen sind die Gebärstühle, in denen die reife oder unreife Conception des Geistes das Licht der Welt erblickt: die Kritik nimmt den Säugling in die Taufe — ach! wie selten ist es Weihwasser, dessen sich der Priester bedient! Wie oft ist schon die Taufe und die Namengebung die letzte Oelung! Doch zurück zu unsern Ideen, zur Philosophie des Meßkatalogs.

Nach dem Beispiele Herder's schicken wir dem vollendeten Systeme noch Propyläen voraus, in denen kurz das Materielle, die Druckerschwärze, der Speditionshandel, die Geschichte des Buchhandels abgethan wird. Den Uebergang bildet die Bemerkung, daß in dem jährlichen Zusammenfluß der Buchhändler am Pleißestrom beinahe ein sittliches Moment liegt. Ihre Unternehmungen gewinnen dadurch an Solidität; Treue und Glauben, die bei vielen dieser Herren oft punisch sein soll, wird durch die persönliche Confrontirung lebendig erhalten. Jeder Mißbrauch des mercantilischen Vertrauens wird sogleich auf das empfindlichste gestraft, weil sich die Zahl der Betrogenen nicht auf Wenige, sondern auf Massen beläuft. Fänden sich doch auch unsere Schreibherren so zusammen, daß sie sich nicht die Köpfe stießen, sondern die Hände reichten! Wie sehr würde das persönliche Verhältniß der Bewegung auf die Feinheit und die Würde literarischer

Sitte einwirken! Wie würde man dann einsehen, daß die edelsten Kräfte des Geistes, Phantasie, Witz, Scharfsinn, sich auch dann noch untereinander ehren müssen, wenn sie zu verschiedenen Zwecken verwandt werden!

In die Einleitung des Systems gehört das Verhältniß des Meßcatalogs zur Bibel, Fibel und Weltgeschichte. Darauf wird der Begriff der Zahl erläutert. Sie hat im Buchhandel eine zwiefache Gültigkeit, einmal als die gedankenlose, in den Progreß der Unendlichkeit fortschreitende Zahl der Auflage, ob 500 oder 1000 oder noch mehr Exemplare eines Buches abgezogen werden, und zweitens als die intensive Zahl, als Bezeichnung des innern Werthes, die Bogenzahl. Denn wie in den Formen des gesellschaftlichen Lebens der Grundsatz anerkannt wird, daß der Mensch gerade immer so groß ist, als der Boden, den er besitzt, so steigt auch in deutschen Autoren mit der Zahl der Bogen das Bewußtsein der Großjährigkeit. Unter zwanzig Bogen wird bekanntlich niemand als literarisch-mündig selbst vom Bundestag angesehen.

Der zweite Theil beginnt von einer Entwicklung des Begriffes Maß. Ich weise nach, daß dieses Begriffes Bestimmung in der Relation liegt, im Verhältniß des Hegel'schen Außer sich. Hier entscheidet sich der Werth der Bücher nicht nach dem, was sie an sich sind — denn an sich steht z. B. eine politische Schrift Krug's nicht höher, als vielleicht eine reitkünstlerische über die rechte Art, Sättel geschickt und fest anzuschnallen und von einem auf den andern zu springen — sondern nach dem, was sie erst durch ihre Beziehung werden. Ich bitte, nicht zu voreilig den Schluß zu machen, daß sich der Werth der Bücher nach der gegenseitigen Zersetzung ihrer Materien bestimme, ob sie siegen oder besiegt werden, ob sie Recht oder Unrecht lehren. Denn man sieht leicht ein, daß in diesem Falle nicht die Philosophie, sondern die Kritik die Grundlage des Systems bilden würde, daß wir so auf das vage Feld der Meinungen, auf den grünen Moorgrund der Ueberzeugung geriethen, und von den Dingen sprächen, nicht als ständen wir über, sondern mitten unter ihnen. Nein, das Maß der Literatur ist die Fülle der Negation oder Position, je nachdem die Rede eines Buches Ja, ja, oder Nein, nein

ist. Der bleibende Werth liegt in den Resultaten. Lösen sich diese in ein Fragezeichen oder überhaupt nur in ein Interpunktionszeichen auf, dem nichts vorangeht, so hat ein solches Buch sein eigenes Urtheil und sein nur ephemeres Interesse ausgesprochen. Die Gesetzgebung ist das Ziel des Geistes. Gesetze umstürzen, ist eben so leicht, als sie übertreten. Die alten vertheidigen oder die antiquirten durch neue ersetzen, das ist das Dauernde im Leben und im Buche. Vielleicht durch Instinkt denken Sie darüber schon längst echt philosophisch. Sie lieben die Bücher nicht, die nur lächeln. Sie untersuchen selbst bei den lachenden, ob der Verfasser auch die linke Hand in der Rocktasche hielt, um an die Stelle des eben Verlachten ein Besseres zu geben. Sie kennen den Grundfehler unserer Zeit, daß man nicht der Wahrheit wegen spottet, sondern nur des Spottes halber, daß die Ironie nicht in der sonderbaren Contrastirung der Meinung und des Gegenstandes, sondern in der Spiegelung liegt, die das Gegenüber zweier Gegenstände bildet. Wer vor dem Nichts kniet, betet Alles an. Der edlere Theil des Publikums, der sich lieber Volk genannt hört, erschrickt vor keiner Neuerung, nur muß er wissen, welches der neue Ersatz des Aufgeopferten sein wird.

Der dritte Theil des Systems endlich bewegt sich in dem Elemente des Gewichts. Wie es jedes gründlich schematisirte System verlangt, muß der dritte Theil desselben eben so sehr aus dem zweiten sich entwickeln, als in den ersten zurückkehren. Das unmittelbare Gewicht eines Buches liegt nicht in der äußern Masse des Papiers, im Gegentheil wiegen hier Broschüren von einem oder zwei Bogen die dickleibigsten Folianten auf. Kommt es auf das Gewicht eines Buches an, so entscheidet das Interesse des Augenblicks. Wie verwerflich eine Schrift ihrer Masse nach sein kann, so vortrefflich kann sie oft ihres Gewichts wegen genannt werden. Weil sie federleicht ist, wenn sie auf Dauer Anspruch macht, so kann sie centnerschwer wiegen, wenn sie auch heute geschrieben ist, um morgen vergessen zu werden. Daher kommt es auch, daß selbst die bekannten Zwanzigbogner oft nicht mehr enthalten, als man auf einem preußischen Silbergroschen dreimal abschreiben kann. Nämlich das wahre Gewicht dieser Loyalen

ist nicht das unmittelbare, sondern das specifische. In eine bestimmte Quantität Wasser getaucht, wiegen sie oft zehn, ja fünfzehn Bogen weniger, als in der Luft.

Nun aber trenn' ich mich von Ihnen und von Leipzig. In der That kann ich nur Eines nennen, was mir hier Vergnügen gemacht hat. Das ist das hiesige Tageblatt. Auf der letzten Spalte ist es täglich ein gedruckter postillon d'amour. „Wann werd' ich Sie wiedersehen, holde M....?" läßt ein schmachtender N. einrücken, und Tags darauf heißt es: „Das Schicksal begegnet uns wie eine dunkle Wolke. Ach! vielleicht entladet es noch zuckende Blitze! Heut' Abend um acht Uhr erwartet Sie am bewußten Ort Ihre M...." — „Eine um ihre Kinder besorgte Mutter" läßt einrücken, wo man wol die Drahtpuppen kaufen könne, nach welchen sie die jetzt beliebten sonderbaren Grüße ihren hoffnungsvollen Töchtern beibringen könne? Und nun die Bosheit eines Antwortenden! Er bezeichnet mehrere Fenster mit bestimmt angegebener Hausnummer, wo solche Drahtpuppen zu $^1/_{12}$, $^1/_6$, $^1/_4$ Dutzend zu haben seien.

Noch ein Postscript!

Guter Rath für werdende Schriftsteller.

Seine erste Schrift muß man nicht herausgeben. Du lasest vielleicht eine erhabene Stelle deines Lieblingsautors oder du kamst in einer Mondnacht aus den Umarmungen deines Mädchens heim, ein Stern fiel vom Himmel und die aufgehende Sonne des nächsten Morgens schien sogleich auf das erste Blatt, das unter deiner jungen Schöpferhand keimte und blühte. Einige siebernde Wochen, eine Traumperiode mit halbwachem Schlafe, einige tausend Philister-Fingerzeige auf den besinnungslosen, nur von der Fee Aquilina redenden Jüngling, und die erste Bescheerung der Muse liegt vor ihm. Auf einer Papierbrücke von hundert Bogen kehrt er in die irdischen Räume zurück.

Für dies Convolut aber, ich beschwöre dich, suche keinen Verleger! Es ist ein Heckthaler für deinen künftigen Reichthum. Es ist eine Hanswurstjacke, deren Lappen groß genug sind, daß du all' die nachgebornen Kinder deiner Phan-

taſie darein kleiden kannſt. Es iſt ein Polyp, ein Vielfuß, mit welchem ſich noch hundert Torſorumpfe, welche dir der Zufall oder die Speculation eines Buchhändlers in den Weg legen, auf die Beine bringen laſſen. Es iſt ein Baum, der noch unzählige ſchlanke, gefällige Ableger treibt. Es iſt ein heiliger, züchtiger, erhabener Stamm, mit welchem du alle wilden und üppigen Launen deiner ſpätern Muſe, wie junge, wilde Schößlinge, veredeln kannſt. Es iſt die indiſche Adjiagoni, die Gebärmutter der Wolken, der Sterne, des Mondes und unzähliger Welten.

Die erſten hundert Bogen deiner Feder müſſen nie bekannt werden, und wenn du ſtirbſt, ſo befiehl deinen Erben, daß man ſie verbrenne und auf dieſe heilige Aſche im Sarge dein todtes Haupt lege!

Elfter Brief.

Deſſau, den 16. April 1832.

Faſt fürcht' ich, Sie möchten den Plan meiner Reiſe entdeckt haben, und doch wiſſen Sie, wie ſehr es in meinem Intereſſe liegt, nicht verrathen zu ſein. Ich blickte in die weite öde Leere um Leipzig und beſann mich auf einen Ort, der Sie von der großen Fahrſtraße, die Sie in Ihrem Wahne mich ſchon einſchlagen laſſen, mälig wieder abbrächte. Gern würde ich auch in Weimars eben über Goethe's Tod trauererfüllte Mauern oder in die Muſenſtadt an der Saale eingezogen ſein, triebe mich nicht ein ſeltſames Geſchick immer an Orte, wo ich in den Wonnen großartiger, und doch mehr lächerlicher als ernſter Erinnerungen ſchwelgen kann. So zieht es mich nach Deſſau hin, in das Land der Nimrode, wo ich ſo Vieles finde, was einſt die Glückſeligkeit des Jahrhunderts war und was jetzt von einem ſpäter gebornen Geſchlecht ſo gern belächelt wird. Welch mildes Wehen in dieſen gefälligen Gaſſen! Welch ſtille Ruhe auf den geſchmückten Gräbern des weltberühmten Friedhofes! Und auf ſeinen Grabmonumenten all' die ſanften Gründe des Troſtes, die thränenden Gedanken, Hinblicke auf die verſchloſſene Welt

dereinstiger Hoffnung, und daß das Leben nicht Leben, sondern Tod das Leben sei! Scheint mir doch ganz Dessau wie die Empfindung einer schönen Seele zu klingen. Es ist aus Rührung aufgebaut; man glaubt hier im Vorhofe eines großen Tempels des Gemüths zu stehen.

Mendelssohn ist hier geboren. Wäre diesem doch kein Spinoza vorangegangen! Wo man nach dem Bedürfniß des Herzens entscheiden möchte, da soll man den Maßstab der Kritik anlegen! Mendelssohn würde noch jetzt als ein wahrer Schüler des Sokrates gepriesen werden, weil er die Philosophie aus den Wohnungen der Himmlischen in die Herzen der Menschen brachte, wenn nicht sein großer Vorgänger schon umgekehrt die Philosophie aus der Erde in den Himmel zurückgeführt hätte. Spinoza lehrte die Göttlichkeit des Menschen und weil diese Lehre weder gehört, noch befolgt wurde, so war die Humanitätsphilosophie eines Mendelssohn vielleicht kein Fortschritt, sondern ein Hinderniß. Woher aber dieser wunderbare Ton der Wehmuth in Mendelssohn's und des ihm so verwandten Garve's Schriften? Waren diese Männer so sehr Griechen, daß ihnen die Philosophie nur Liebe und Sehnsucht zu ihr blieb? War es so die Stimmung ihrer Seele, wenn sie fast wie mit verweinten Augen schrieben? Ich habe Garve's Schriften nie lesen können, ohne mir das Bild des leidenden Mannes, wie ja sein ganzes Seelenleben ein klagender Optativus war, lebhaft vorzustellen. Ich dacht' ihn mir in seiner einsamen Klause, kämpfend mit den Leiden des Körpers, die auch den Geist durchzitterten, nur Bitte, nur Wunsch und Bedürfniß. Und dennoch glaub' ich nicht, daß diese sanfte Schwärmerei des Schmerzes allein aus dem Unterleib geflossen ist. Nein, ich denke, die Zeit denkt und fühlt mit uns und für uns. Die Töne der Weltharmonie singen wir wol mit eigener Kehle, schreiben auch die Noten selbst, aber die Stimmung ist nicht unser, auch der Flötenzug und die Dämpfung nicht. Als in Griechenland selbst das letzte Abendroth der Freiheit verglommen war und ein Volk, das sich in den Formen seines politischen Lebens nur allein als lebendig gefühlt hatte, mit

dieſen Formen auch den Glauben an ſich ſelbſt verlieren mußte, da ſuchte man das geweihte Waſſer, in dem ſich der Greis verjüngen mochte, das heilige Opferfeuer und die myſtiſche Weihe des Prieſters, um nur irgendwo an den gelähmten Lebensnerven wieder berührt zu werden. Aehnlich ſtimmte im vorigen Jahrhundert der Schmerz der Zeit und der Geſchichte die Geiſter. Der Wuſt der Eindrücke war zu unermeßlich und verworren geworden. Ueberall fühlte man ſich beengt und beſchränkt, ſo daß kein Wunſch natürlicher war, als der, die alte beſchriebene Tafel der Seele möchte ausgelöſcht und urneue Charaktere darauf gezeichnet werden.

Nun traten die modernen Weltprieſter des Volkes auf, die Erzieher, und die kleine, hoffnungsvolle, friſirte Jugend wurde den liebenden Armen der rettenden Heilande anvertraut. Da ſtand auch in Deſſau eine Schaar zu vermenſchlichender Knaben und an ihrer und ihrer Haarbeutel Spitze der dicke, große Baſedow. Mit den Helden des Jahrhunderts trieb er Denkübungen und Kopfrechnen. „Mein Söhnchen, wie nennt man das, was Du jetzo thuſt?" — „Eſſen." — „Was braucht man, um zu eſſen?" — „Speiſe." — „Wie bekommt man ſolche Speiſe?" — „Für Geld." —„Nein, nein, mein gutes Kind, ich meine, woher überhaupt die Speiſe kommt?" — „Sie iſt gewachſen." — „Richtig, und wer hat ſie wachſen laſſen?" — „Der liebe Gott." — „Das iſt ſchön! und was ſollen wir nun thun?" — „Wir ſollen ſie eſſen." — Nein nein!" — „Wir ſollen Gott danken, daß er ein ſo lieber Vater iſt und giebt ſeinen Kindern zu eſſen."

Baſedow! Man hat ihn einen Charlatan genannt. Warum mußt' er aber auch ſo contraſte Manieren haben und mit ſeiner Frau, die ſich wie eine Kunſtreiterin aufſchmückte, durch's Land ziehen! Ich würde ſein Erziehungsſyſtem lachend vertheidigen; warum beſaß er nur die poſſenhafte Eigenſchaft, jedes Lied nach der Melodie des Deſſauer Marſches zu ſingen! Baſedow war eine durchaus plebejiſche Natur. Auch die Philanthropie hätte Cynismus werden können, wenn der Geiſt des Menſchen außer Empfängniß nicht auch Entwicklung beſäße. Die Erziehung gleicht einem Baume, der ſich, wenn er noch jung iſt, niederbeugen läßt, aber überall ſchla-

gen denn doch frische Keime aus dem grünen Holze, die emporschießen und das Licht der Sonne suchen. Basedow brachte eine Erziehungsart auf, wie jener unerfahrene Gärtner, der nicht den Stamm der Bäume begoß, sondern die Blätter und Blüthen, und zu gewinnen hoffte, während er nur die Bäume zur Fäulniß brachte.

Von diesen pädagogischen Hetzjagden, wie sie von Dessau nach Magdeburg kamen und mit Büsching die Reise nach Rekahn machten, ist der Uebergang leicht auf die Nimrodischen, die einst die Anhaltiner mit so vielem Glanze ausführten. Aber ich scheue mich, Ihnen von Zwanzigendern zu erzählen. Hetzpeitschen, Hallali, Halloh, wiehernde Pferde, schäumende Hunde, zusammengetriebene Bauern, Frohnen, Leibeigenschaft — nein, meine Freundinnen, das sind kalte, russische Gegenstände, von denen ich zwar gern spreche, aber nicht in Ihrer Gegenwart.

Noch eine Betrachtung zum Schluß!

Die todten Gedanken.

Große, unermeßliche Gedanken, der Gedanke einer Revolution, einer Weltherrschaft, erlebten oft eine zwiefache Geburt. Es giebt Gedanken, die zweimal geboren wurden, ehe sie einmal starben; aber es giebt deren noch mehr, die, ehe sie einmal geboren wurden, schon zweimal gestorben sind. Ich kenne Menschen, welche für solche Gedankenembryone wahre Spiritusgläser sind. Die Welt ahnt es selten, daß die Ideen dieser Menschen Riesen sind, denen man nichts vorwerfen kann, als daß sie nicht zur Reife kamen. Sind es Künstler, so werden sie verabschiedet, weil sie nur mittelmäßig in der Farbengebung, unvollkommen im Faltenwurf sind; man übersieht es, daß ihnen nur dies Wenige fehle, um in allem Andern Raphael und Correggio zu sein. Sind es Schriftsteller, so wurden sie von neunundneunzig Kritikern unter das caudinische Joch der Schmach geführt und nur der Hundertste ahnte, daß unter der staubigen Asche ihrer verfehlten Schriften ein himmlisches, prometheisches Feuer glühte.

Außer diesen todten Gedankenembryonen giebt es auch geschiedene Gedankenkinder und verstorbene Gedankenjüng-

linge. Dem rückwärtsblickenden Gefühl iſt das Land der Erinnerung ein Paradies, ein Spielplatz der Jugend, wo die Sonne noch goldener ſtrahlte, und die Blumen noch friſcher blühten; wie anders dem denkenden und dichtenden Geiſte! Dieſer iſt ein Januskopf, deſſen Jünglingsantlitz in die Zukunft, deſſen Greiſenauge in die Vergangenheit blickt. Wenn die Seele ihr Auge rückwärts wendet, ſieht ſie in der Erinnerung nur die ſtillen Gräber eines ſchweigenden Friedhofes, und jeder Denkſtein nennt ein Wort, für welches deine Seele einſt glühte! Jeder Cypreſſenzweig ſenkt ſich auf eine Lehre, die du einſt mit ſtürmiſcher Hingebung umfingſt, ſenkt ſich auf einen Irrthum, der den Wiſſensdurſt des Jünglings auf einige ſelige Tage ſtillen konnte. Ach! jene kleinen Gräber mit den ſchwarzen, roſenverhangenen Stäben — erkennſt du die ſchlummernden Todten, die unter ihnen ruhen? Es waren die erſten Gedanken, die im Traume, auf einem Spaziergange, hinter einer ſchattigen Hollunderhecke, im Arm deiner erſten Liebe durch deine Seele blitzten; es waren die aufſchäumenden Ideenperlen in dem noch überſtrömenden Becher deines erwachenden, erſtarkenden Selbſtbewußtſeins. Man pflegt von hellen, aufgeweckten Kindern paſſend zu ſagen: „Sie haben Raupen im Kopf!“ Jene blumenbedeckten Schläfer waren die erſten entpuppten Schmetterlinge, welche deine junge Pſyche in ihre heitere, ſonnenhelle Welt ſandte!

Je lebendiger die Fortſchritte unſerer Erkenntniſſe ſind, deſto mehr ſolcher Todten haben wir begraben. Bemitleidet jene Spötter, die auf ihre erſten Träume, die Irrthümer ihrer Jugend, die falſchen Spiegelbilder richtiger Ahnungen, mit ſtolzem Lächeln herabſehen können!

Der edle Jüngling wirft ſich vor ſeiner Zukunft nieder und fleht ſie mit heißen Thränen an, für ſeine jetzige ſelige Gegenwart, die künftige Vergangenheit, ein heiliges Andenken zu bewahren. Und der gereifte Mann hält ſeiner Jugend das gegebene Wort; eine fromme Scheu durchzittert ihn, wenn ſein Auge auf die Vergangenheit fällt, und ſeine jetzt zu Grundſätzen erſtarkten, männlichen Gedanken opfern noch gern den Manen ihrer jungen, ſchon im Flügelkleide dahingeſchiedenen Brüder.

Sind Cherubim mit Flammenſchwertern Engel,
Sind es Dämonen aus der Unterwelt — ?
Wie konnte das geſchehn? Ich ſinn' und klage,
Indeſſen Uebermuth dort triumphirt.

(Er ſieht hinaus und iſt oben.)

Jochai will der Erſte über ihn
Hinweg mit ſeinem kecken Fuße ſchreiten.
Unglücklicher, auch Du wirſt ſtraucheln einſt!
Er thut's — Er wagt's — Acoſta ſpringt empor —
Entſetzen ſtarrt aus dem empörten Auge —
Jochai's Wort muß er vernommen haben —
Die Kleider reißt er ab, die tief beſchimpften,
Man weicht ihm aus! er ſtürzt hierher — Verhängniß!
Und glaub' ich doch, daß du vom Himmel ſtammſt?

(Er iſt oben.)

Zwölfter Brief.

Potsdam, den 17. April 1832.

Hinter Wittenberg hört der Wechsel der Jahreszeiten auf. Nun ist die Natur ewig jung und ewig alt; Tannenbaum, das edle Reis, bleibt die Zierde des gelben Landes und die nüchternen, geistlosen Pappeln strecken sich auf den staubigen Chausseen. Vor Wittenberg sah ich zum ersten Male einen schwarz und weiß bemalten Pfahl. Warum mir aber dabei so weh wurde, davon muß ich Ihnen den Grund verschweigen, und kaum werden Sie errathen, wie ein Scythe*) durch die preußischen Nationalfarben kann zur Wehmuth gestimmt werden. Das Sonnenlicht brannte auf den Block und deutlich unterschied ich mit der Hand, wie immer die schwarzen Streifen glühten und immer die weißen so kalt und todtesmatt schimmerten, ganz wie mit Preußen: eines ist herrlich, das andere beängstigend.

Nun finden Sie überall nur Adler und Kronen und Scepter und in Potsdam endlich lange Grenadiere. Potsdam wollte ich Anfangs zu Allem, was ich über Preußen schon gesehen und gedacht und empfunden hatte, wie ein kategorisches Punktum setzen, bald aber merkte ich, daß es in der großen Staats- und Geschichtssprache Preußens nur der Anfang eines Perioden ist, dem das rechte Ende fehlt, ein Anakoluth.

Ich habe Sanssouci gesehen und Friedrich's des Großen Grabmal und die Grabmäler seiner Hunde, die einmal ein späterer Alterthumsforscher für Freunde und Freundinnen des großen Mannes halten wird. Was ich von den schönen Tempeln und Palästen denke? Die Kunst, meine Theuren, ist eben so sehr ein Werk der Begeisterung, als sie den Enthusiasmus bewirkt. Ein jeder Künstler hat Etwas befriedigen wollen, entweder seinen noch unausgesprochenen Drang oder sein künstlerisches Interesse. Griechen formten Tempel, weil sie die Götter in heilige Gemächer stellen mußten, und

*) Anacharsis, ein Scythe.

wie sie gleichsam ihren eigenen Geist als Kalk und Mörtel verbaut haben, beweisen die Unterschiede ihrer Bauarten, von denen man nicht weiß, ob man sie nach ästhetischem oder psychologischem Gesichtspunkte trennen soll. Ludwig's XIV. Zeitalter ist für die Richtung aller Künste entscheidend gewesen. Die schwebenden, tänzelnden Statuen scheinen nicht mit dem Meißel geformt, sondern wie von Lulli componirt. Auch in die Architektur wurde das erhabene, pompöse Gleichmaß des Alexandriners gebracht. Die Schule, in der sich der Künstler bildete, war das Studium. Dies soll es zwar immer sein, aber wenn die Begeisterung keine volksthümliche ist, so muß sie eine philologische bleiben. Die Bauten Schinkel's könnten auch von den Professoren der Aesthetik als Apparat zur Erklärung des Vitruv gebraucht werden.

Bei den Bauten von Versailles und Potsdam hatte der Künstler die ungefähre Idee eines neuen Gebäudes; er setzt sich hin und zeichnet sie auf. Nun findet sich aber, daß die Idee nichts mehr war, als im Grunde nur eine einzelne Façade, daß sie durch ein wirkliches Haus noch unterstützt werden muß. Aus dieser Vorbereitung ergaben sich zwei Folgen, einmal die Armuth dieser Paläste, die bei allem Schmuck und bei aller Großartigkeit doch sehr grell hervortritt, und überdies die alte Bemerkung, daß Potsdams Gebäude nicht nach architektonischen Grundrissen, sondern wie nach Kupferstichen gebaut sind. Man kann ferner an ihnen deutlich unterscheiden, was des Künstlers Enthusiasmus aufgefunden und was ihm die Nothwendigkeit geboten, hinzuzusetzen. Die Einheit liegt nicht im Ganzen, sondern in einzelnen, separaten Theilen. Während an Jedem immer Eins, was anmuthig und freundlich in die Augen fällt, sich findet, herrscht im Uebrigen die geistloseste Kategorie, die in der Kunst nur existirt, das gleichmäßige Fortschreiten in der Proportion. Die Consequenz der Proportion ist chinesischer Geschmack, und ich muß gestehen, daß ich bei vielen Palästen dieser Stadt an China gemahnt wurde. Das Chinesische ist in der potsdamischen Kunst so durchgreifend, daß sogar ein Haus, das in der That japanisch sein soll, nicht im chine-

ſiſchen Style gebaut iſt. Der Philoſoph Wolf, Friedrich's des Großen Liebling, hielt China für den beſten Staat.

Zum Denken und Exerciren iſt dieſe Stadt beſonders geeignet. Man kann hier abſtract leben, und ich mache den Vorſchlag, bei dem gegenwärtigen Mangel einer tonangebenden Philoſophie, eine Colonie von Denkern hieher zu führen, die man vielleicht eben ſo bereitwillig aufnimmt, wie die ruſſiſche Colonie Alexandrowka. Als ich durch die Blockhäuſer dieſes Dorfes wandelte, dachte ich an den Weiſen drüben auf Sansſouci, an die Schlachten bei Zorndorf und Kunnersdorf, an Diebitſch und an eben dieſe Colonie, und an eine Welt, wo man heute wegen einer Meinung gelobt und morgen ſchon getadelt wird, daß man ſie nicht geändert hat.

Durch die Einſamkeit Potsdams fliegen rothe und ſchwarze und ſteinerne Adler. Ueberall Helmlarven an den Häuſern, aufgeſtürzte Panzer, von Kugeln und Kanonenröhren umgeben, und Fahnen, geſtickt und geſchmückt mit frommen Wünſchen und militairiſchen Lakonismen. Selbſt an meinen Ofen im Gaſthofe hatte ſich ein Adler geflüchtet, einer aus Lehm, in die Kacheln gebrannt. Ihm zu Füßen lagen Siegestrophäen, Helme, Schilde, Speere, Schwerter. Oben ſtand die Sonne mit vierundzwanzig Strahlen, und ein Mann in der Scheibe, als wär's nicht die Sonne, ſondern der Mond. In dieſe Sonne fliegt der Adler kühn hinein, ein Experiment, um welches drei Worte zu leſen ſind, die mir, einem unerfahrnen Lapidologen, mancherlei Schwierigkeit verurſachten. Erſt las ich: *huic* soli cedit, und überſetzte, dieſer allein (nämlich der Sonne) weiche Preußens Adler. Ich erſchrak vor dieſer Auslegung, denn der preußiſche Staat iſt ja das Land der Aufklärung, es ſucht die Sonne und flieht die Finſterniß, und der Adler fliegt auch auf dem Bilde gerade hinein. Ich glaube aber auch, das Gegentheil iſt richtiger: *non* soli cedit, nicht einmal der Sonne weicht der Adler. O, ich weiß es, Preußen wird der Wahrheit, und dann wird die Wahrheit auch ihm Wort halten! Aber auch nur dann!

II.

Erholungslage.

1. Stuttgart.

1837.

Seit mehren Jahren hatte ich die Hauptstadt Würtembergs nicht gesehen. Wie fand ich sie verändert! Aus ihrer frühern bescheidenen, hinter der Zeit zurückgebliebenen Gestalt hatte sie sich zu einer Zwischenstation auf der Tour von Wien nach Paris erhoben. Herrliche Gebäude, wo früher verfallene Baracken, Bazars, wo kleine Gewürzkramläden, Trottoirs, wo man früher den Hals brechen konnte. Schneider waren Kleidermobisten, Schuster Fußfutteralmacher, Wirthschaften Cafés geworden. Es gefiel mir baß. Denn wozu Mittelalter, wo wir mit Haut und Haaren der neuen Zeit, mit Seckel und Leben der modernen Staatenpolitik angehören? Und von Mittelalter, nürnbergischem Mittelalter, war früher wenig in Suttgart vorhanden — nur bei der Stifts- und Leonhardkirche konnte Einem etwas minneliederlich oder eher meistersängerlich zu Muthe werden.

Stuttgart ist eine Literatur-Stadt. Gürtler, Sattler, Riemermeister, Leinwandhändler, Gewürzkrämer geben ihr Erspartes her, um von unternehmungslustigen Buchhändlern zu Literatur-Rentiers erhoben zu werden. Cotta's Reichthum und Franckh's Glück hat sie Alle schwindlig gemacht.

Und Manchem glückt es; Mancher zieht aus dem Geist der Autoren oder der Fingerfertigkeit des Compilators mehr Zinsen, als aus einem Capital, das er auf Weingärten anlegt. Die Regierung weiß, daß der Buchhandel ein bedeutendes Geld in's Würtemberger Land bringt und protegirt die Buchhändler und Autoren. Die Censur ist milde. Dem König macht die Stellung, die sich sein Stuttgart in der deutschen Literatur erworben hat, Vergnügen. Zeitschriften bedürfen keiner Concessionen — es geschieht Alles, um einen Erwerb zu begünstigen, von dessen Ertrage Tausende von Menschen leben.

Manchen Bau hätt' ich lieber schon vollendet gesehen. Von manchem traf ich nur die Idee an. Dem Theater thäte eine andere architektonische Hülfe Noth, zumal, da der Kern so gut ist und Stuttgart ein Schauspiel besitzt, das sich mit dem auf der Burg in Wien und mit Berlin messen kann. Die Gagen, welche die Schauspieler beziehen, sind bedeutend. Dagegen soll das Honorar, das die Dichter beziehen, sehr gering und kaum größer sein, als wenn Stuttgart mit Weimar oder Gotha rangirte.

Den politischen Partheigeist, der vor etwa fünf Jahren unerträglich war, fand ich gemildert. Doch sind die Schwaben Menschen, bei denen die Galle lange im Blute vorhält: es können noch Jahre vergehen, ehe sie sich beruhigen und ihren Zorn verrauchen lassen. Noch sind manche, selbst bedeutende Namen verpönt und niemand, der für freisinnig gelten will, dürfte verrathen, daß er mit denselben umgeht. Ich mußte lachen, als mir ein Freund sagte: Tragen Sie ja Sorge, daß Sie im Einführungsbuche des Museums von einem populären Namen eingetragen werden!

Herrn Baron von Cotta, dem ich empfohlen war, fand ich nicht zu Hause. Die Honneurs der Buchhandlung machte ein adeliger Herr, Schwager des Barons, ein gebildeter, wohlwollender Mann, Militair. Herr von Cotta selbst soll liebenswürdige Zuvorkommenheit besitzen; ich erprobte sie in jüngeren Jahren. Einer Neigung zum Pietismus giebt er hoffentlich nicht nach und hütet sich vor literarischen Coterieen. Seine Institute erfreuen sich eines blühenden Flors;

nur das Morgenblatt ist hinter den Anforderungen der Zeit zurückgeblieben; besonders ist die Literaturbeilage, die niemand mehr lesen mag, das Verderben dieser einst so berühmten Zeitschrift geworden.

Sonst war Seydelmann's Haus das erste, das ich zu besuchen pflegte, wenn ich nach Stuttgart kam. Nun spielt er und sein Wilhelm schon mit ihm in Berlin Komödie! Er ist und bleibt ein großer Schauspieler, was auch der Neid und die Schulweisheit sagen mögen. Schade, daß sein Streben nach Anerkennung seinen Charakter oft von einer unrichtigen Beleuchtung zeigt. Keineswegs ist er so kalt, als wofür man ihn ausgeben will; nur bietet er nicht Jedem sein Herz sogleich auf dem Präsentirteller. Döring ist hier sein Nachfolger. Ich sah diesen schon vor acht Jahren in Mainz und Wiesbaden, wo er niedrigkomische Charaktere so überraschend spielte, daß man ihn einen Talma der Posse nennen konnte. Noch muß ich lachen, wenn ich an seinen tanzenden Juden in der polnischen Schenke denke. Jetzt hat sich Döring hinaufgeschwungen und spielt hochtragische Charaktere. Da mir immer die Mainzer Erinnerungen vorschwebten, hatte ich nicht recht die Illusion für den Lear, den ich hier von ihm sah. Genial war gewiß sein Spiel; darüber ist keine Frage. Aber die Grenze wurde nicht immer inne gehalten. Im Umgang — fand ich einen von Geist sprudelnden Kopf, dem nur Ordnung und Bildung fehlte. Ein erstaunliches Talent zum Copiren giebt seinem Gespräch eine Beweglichkeit, an die man sich bald gewöhnt, wenn man sich überzeugt hat, daß all' diese Drollerieen aus einem harmlosen Herzen kommen, das zu besitzen er jedoch in Abrede stellt. Allerdings thut man besser daran, der Welt nicht harmlos zu erscheinen.

In den Anlagen lustwandelnd — sie sind endlich geruchsfrei geworden — begegnete ich mancher Schönen, die schnell gealtert, mancher Rose, die ich als Kind und Knospe gekannt. Gefreut habe ich mich über die Jugendlichkeit, die sich Männer erhielten, über deren Haupt Stürme und Sorgen hinwegzogen; der edle Schott, immer noch mit feurigem Auge in eine Welt blickend, die ihm so reich an Erfahrungen

war; ein schöner Jüngling hing an seinem Arme; man rühmte ihn als Dichter und entschiedenen, dem Vater in der Gesinnung nacheifernden Charakter. Ringe ihm nach, junger Held!

2. Carlsruhe.

1838.

Du freundliches, helles, geräumiges Carlsruhe! Warum legte dich dein Schöpfer in eine Gegend, wo du nur einen lichten Fichtenwald zum Schatze hast und auf eine halbe Stunde vom Rhein entfernt, nach dem du im Sommer wie verschmachtend deine Arme ausstreckst? Ein kleiner Bach zieht durch deine Straßen; man kennt nicht die Lust des Badens in deinen Mauern, nicht die Lust des Eises. Es wohnen Menschen in Carlsruhe, die nie einen Fluß gesehen haben. Als ich vor einigen Jahren nach Baden-Baden fuhr, nahm ich in meinen Wagen ein junges fünfzehnjähriges Mädchen aus Carlsruhe auf. Sie dauerte mich, als ich sie am Wege in der Sonnenhitze zu Fuß wandern sah. Wie wir in Rastatt über die Murg fuhren, blitzten ihre Augen vor Freude. Das ist ein Fluß? sagte sie. Nie hatte sie einen gesehen. Wie schön ist ein Fluß! setzte sie schwermüthig hinzu. Sie hätte gern die Murg nach Carlsruhe verpflanzt.

Carlsruhes Bauart ist wie die Mannheims fast sprichwörtlich für geschmacklos, wenigstens für barock erklärt worden. Für Mannheim will ich dies gelten lassen. Carlsruhe bekommt durch die gerundeten Formen seiner Anlage ein freieres Aussehen. Hätte man Menschen für die weiten Räume, es wäre behaglich.

Die Frauen sind in Carlsruhe anmuthig. Das schwäbische, naive Naturell, ursprünglich etwas derb, ist hier in Carlsruhe französirt oder, um den Patriotismus der Carlsruherinnen nicht zu beleidigen, vergeistigt. Bekanntlich ist Carlsruhe eine Pflanzschule für das weibliche Personal der deutschen Theater. Die Haizinger-Neumann mit ihren Töchtern steht obenan. Auch Caroline Bauer ist eine Badenserin

und eine Frau Frühauf, die mir in manchen Rollen auf meiner letzten Durchreise durch Frankfurt wohl gefiel, soll eine Carlsruherin sein. Irre ich nicht, so las ich, daß hier in Carlsruhe eine Menge junger Mädchen auf die Erlaubniß warten, ihr erstes theatralisches Debüt machen zu dürfen. Dies ist in der That wahr. Ich füge hinzu, daß die jungen Mädchen alle sehr hübsch sind, in der Haizinger ein verführerisches Vorbild haben und für manche Direction, die hieher speculiren wollte, gute und mit der Zeit vielleicht treffliche Acquisitionen darbieten würden.

Auch hier ging ich betrübt an einem Hause vorüber, an dem des verstorbenen Ministers Winter. Was Winter war, erkennt man erst jetzt, wo man ihn nicht mehr besitzt. Ich sehe ihn noch, den einfachen, würdigen Mann mit seiner Bernsteinpfeife, wie er selbst als Minister seine Audienzen gab. Wie mild, gemessen, gediegen in seinem echtdeutschen Wesen! Er hörte geduldig zu, was man ihm auch vortrug, ließ Jedem Zeit, sich zu entwickeln und entließ niemanden, den er, selbst wenn er etwas abschlug, nicht überzeugt hatte, daß er nicht anders handeln konnte. Er liebte es, sich ausführlich, mit etwas Umständlichkeit auszudrücken; aber es war Licht und Wärme in seiner Rede, man hörte ihm gerne zu. Als er in den aufgeregten Jahren nach der Julirevolution durch seine Stellung gezwungen wurde, sich oft gegen eine allzustürmische Opposition, die Baden von dem deutschen Bundesverbande so zu sagen emancipiren wollte, nachdrücklich auszusprechen, habe ich ihn oft bedauert. Ich fühle es, wie sehr er unter seiner Stellung litt; denn es war kein Zweifel, daß er Sympathieen für größere Zugeständnisse hatte, als die von Frankfurt kommenden Verhaltungsbefehle gestatteten. Rebenius war der Letzte in seinem Geiste. Nun haben sie auch diesen geistvollen und populären Staatsmann — einer adligen, mit Oesterreich und dem Ultramontanismus buhlenden Camarilla geopfert.

Ich ging am Ständehaus vorüber. Eine Anpflanzung von Kastanienbäumen beschattet es finster und trübselig. Die Reden, die man sonst in ihm hören konnte, werden immer matter. Mit Worten kann man sich nicht gegen den Strom

der Zeit stemmen; Herr von Blittersdorf läßt die Freiburger sprechen, was sie wollen, und handelt — nach seinen Instructionen.

Ich bin gern in Carlsruhe. Da die Stadt so wenig bietet, so müssen die Menschen zusammenrücken und innigere Verhältnisse schließen, als sie anderswo stattfinden, wo mehr Zerstreuung lockt. Jede Theatervorstellung ist besucht. Nie trifft man ein leeres Haus.

Carlsruhe hat noch immer sein altes, dunkles und unbequemes Theater. In's Parterre muß man sich durch einen finstern Gang hineinpressen. Zu entfernteren Sitzen zu kommen, die vielleicht frei sind, ist fast unmöglich, will man sich nicht durch einen schmalen Gang an den Parkettlogen hin mit Mühe Bahn brechen. Das Theater ist vom Publikum noch immer durch einen wunderlichen Vorhang, der von der Seite geschoben wird, getrennt. Zwei große Halbscheide werden zusammen- und auseinandergerückt. Das Theater sieht dadurch wie ein Guckkasten aus.

Das Personal besteht aus vielen Invaliden. Hier thäten Reformen Noth; aber die mittelmäßigen sind zähe und die guten Mitglieder sehen dem Treiben zu, weil sie jetzt die Besten sind und die Reform ihnen nur die schlechten Folien nähme. K. Devrient traf ich nicht. Statt seiner ist Dessoir engagirt, den ich nicht spielen sah. Ein guter Schauspieler ist Demmer. Leider reicht sein Organ nicht aus, um immer so wirksam einzugreifen, wie seine geistvollen Intentionen verdienten. Krankheitsdispositionen kommen hinzu, diesen wackern Künstler zu verstimmen. Als jugendliche Liebhaberin wird ein adliges Fräulein, das unter dem Pseudonamen Hermanni spielt, gerühmt. Die berühmte Haizinger-Neumann hat sich mehr dem ältern Fache zugewandt. Ich sprach sie in dem kleinen, freundlichen Garten ihres Hauses. Was ist sie noch immer so liebenswürdig und hinreißend, diese gefeierte Künstlerin! Die frische Zartheit ihrer Haut, dieser durchsichtige, weiße Teint, dieses naive, schalkhafte Lächeln, dieser dialektische Anflug ihrer Sprache — es ist ein Ensemble, das noch immer bezaubert. Da sieht man, wie gut man sich conservirt, wenn man — auf dem

Theater recht viel kleine Scheidemünze, die nichts kostet, ausstreut, wenn man Hunderten schlaflose Nächte macht und diese selbst — nein, es könnte ja klingen, als wollte ich sagen, die Haizinger hat kein Herz. Ich wollte es auch einer Frau in ihrer Stellung verdenken, wenn sie nicht ein Surrogat für das besäße, was Andere als Gefühl von ihr hinnehmen, und wenn sie nicht das für Spiel gäbe, was Andern Ernst scheint. Ich habe seit Jahren, daß ich die Haizinger kenne, bewundern müssen, wie sich bei ihr Poesie und kluger Lebensverstand verschwistert haben.

3. Naumburg an der Saale.

1838.

Zum Lachen und zum Weinen stimmt es mich immer, wenn ich mich den Grenzen Preußens nähere und mir die süßen Töne der Sprache von Oc, die weichen Klänge der Berliner Mundart, bei Beamten und Militair wieder entgegenklingen. Und nun vollends eine preußische Provinzialstadt! Im übrigen Deutschland sind selbst im kleinsten Städtchen die Lebensäußerungen originell und frei; hier ist alles Eigenthümliche wie abgekappt und auf die Berliner Façon abgerichtet. Schon die Gasthöfe (die rheinischen ausgenommen) scheinen auf jene moderne Bequemlichkeit, die man anderwärts trifft, nur zu dilettiren. An den Zimmerthüren ist angeschlagen, wie viel das Glas Glühwein, die Buttersemmel mit Schinken oder Sardellen nur kosten darf. Der Magistrat der Stadt hat die Taxe revidirt. Jeder Fremde kann sogleich darnach berechnen, wie weit er, um seinen Magen zu füllen, den Beutel leeren darf. Geht man einige Strecken durch die kleine Provinzialstadt spazieren, so findet man ein stilles, bewachtes, sorgfältig controlirtes Leben; an den Buchläden sind nur Pfennigsunternehmungen, Rathgeber für Ratten- und Mäusevertilgung, „Berliner Witze" ausgehängt; die Bilderläden zeigen die Portraits der Mitglieder des königlichen Hauses; Rußland wird wie ein innigst verschwägerter, blutsverwandter Staat betrachtet. In den Gast-

Sechſter Auftritt.

Santos, Embden, Rabbinen (treten alle von der Seite rechts in Beſtürzung auf. Die Bühne füllt ſich vorn mit Menſchen. Darauf) Uriel.

Santos.

Die Thüren auf!

Embden.

Entlaßt das Volk. Er frevelt —

Alle.

Er läſtert.

Uriel

(erſcheint in wildem Aufzuge, entſtellt, wie wahnſinnig hinten auf dem Tabernakel; doch muß das Bild der Volksgruppe (keine Frauen!) ſich erſt feſtgeſtellt haben und Uriel dann leiſe, nicht zu grell anfangen).

Schweigt! Schweigt! Ihr Alle ſchweigt — ich kenn' Euch Alle —
Ich kenn' Euch Alle unten — ja, Ihr ſeid's!
Nur einen Augenblick Geduld — hier war's!
Der reiche Ben Jochai, — war's Jochai,
Der eben mich mit ſeinem Fuße trat?

häusern trifft man nur veraltete Jahrgänge ganz unbekannter Localblätter, die vom Nachdruck leben, das Amtsblatt, die Magdeburger Zeitung, alte, verspätete Exemplare, wild durcheinander. *Auf dem Marktplatz steht neben dem Roland* der Polizeicommissarius mit seinem beigeordneten Gensdarmen. Er ist der eigentliche Herrscher in so einer preußischen Stadt: Er controlirt Pässe und Wanderbücher, oder macht auf Steckbriefe aufmerksam. Sieh! Da kommen ja junge Referendare mit Actenbündeln, wie in der Berliner Königsstraße. Richtig: Hier ist ein Oberlandesgericht! Dem überwachten Auge der jungen Männer sieht man an, daß gestern Soirée beim Präsidenten des Oberlandesgerichts war, dem unerschöpflichen Commentator des Preußischen Landrechts, Bielitz. Getanzt mit der jungen Tochter des dritten Raths, einige bedeutende Blicke gewechselt, morgen eine Landparthie nach Kösen, ein Cotillon versprochen für den nächsten Ball, noch immer keine Aussichten zum Avancement, keine Connexionen in Berlin, ein hungriger Proceß, der wenig Diäten abwirft, die Begriffe ewig in einem Cirkel, die Staatszeitung das Orakel, Clauren einmal vor zehn Jahren gelesen, seitdem zurückgeblieben, nichts im Kopf als Carrière und Connexionen und schönes Geschlecht. Die Verbindung mit dem Zeitgeiste scheint in einer solchen Stadt ganz abgeschnitten!

Der Dom in Naumburg ist ein herrliches Denkmal alter Baukunst. Leider wird seine Façade von einer engen Gasse erdrückt. Wie großartig würde diese sein, erblickte man sie von einem andern Platze! Es war ein herrlicher Tag! Dort heben sich terrassenförmige Anhöhen; sie tragen jene Weinstöcke, deren Ertrag man in diesen Gegenden zu einem Surrogat für Champagner steigert. Ich trank einmal in der Niederlausitz davon und schreibe von jener Zeit chronische Leiden her, die mich nicht wieder verlassen wollen. Aber die „Jäjend" um Naumburg ist nicht übel. Liegt ordentlich ein Sonnenduft auf der Fläche, als wären wir in der Pfalz! Unter den Frauen mit den weiten Kattunmänteln und den schwarzen langen Bändern am Hinterkopfe findet sich manche zarte sächsische Schönheit — blond, etwas sommersprossig —

aber von weichem Gesichtsschnitt. Und doch fehlt dem ganzen Wesen etwas wie Poesie. Suchen wir sie dort, wo Müllner gehaust hat.

4. Weißenfels.

Zuerst muß ich gestehen, daß ich mich an der Musik der preußischen Postillone nicht erbauen kann. Das Signal der ankommenden und abgehenden Posten klingt wie das Geschwätz einer Berlinerin. Da lobe ich mir den behaglichen und trägen, aber poetischer klingenden Posthornruf Süddeutschlands, der in Stuttgart sogar mit der Schlußterz der auf der Alp gesungenen Volkslieder endet. Und daß die preußischen Postillone reiner blasen, ist leicht erklärlich; denn sie blasen nicht auf den alten üblichen Posthörnern, sondern auf Trompeten, die beim Militair zu Signalen gebraucht werden.

Zwischen Naumburg und Weißenfels liegen noch Berge. Es ist eigen, daß man diese sächsischen Höhenzüge wol Berge, aber nicht Gebirge nennen kann. Die Bewohner sehen ihre Localität eher für eine Last, als für ein Element an, in dem sie sich wohl fühlten oder durch das sie einen besondern gebirgischen Charakter bekämen.

Wenn Naumburg in seiner Bauart gleichsam so weitläufig gedruckt ist, wie ein Roman, so ist es Weißenfels compresser, eher wie ein Schulbuch. Darum scheint es sich in dem Städtchen behaglicher zu wohnen. Es war mir, als hätte ich Müllnern im Vorbeifahren gesehen, wie dieser eben in die städtische Ressource ging, dort sich seine Pfeife ansteckte und sich zu einem Club alter Stammgäste setzte, die mit einander Domino spielen. Auf einem Tische nebenan liegt eine Subscriptionsliste zur Errichtung eines Privattheaters, das Müllner dirigiren will. Ich sehe die Kleinstädterei, in deren Relief Müllner so unerhört übermüthig werden konnte. Manchen Localdichter giebt es, der unter 10,000 Einwohnern wie ein Pindar verehrt wird; aber Müllner war eine von ganz Deutschland zugestandene Renommée, die Verehrung

mußte für Weißenfels unverhältnißmäßig sein. Und doch scheint mir Müllner von der Atmosphäre des Kleinstädters in allen seinen Unternehmungen umsponnen gewesen zu sein. In großen Städten wird man toleranter, lernt fremde Eigenthümlichkeiten genauer prüfen, Fremdartiges schätzen, in kleinen Städten gedeihen die Tyrannen. Der Himmel bewahre unsere Literatur vor Reactionen, die plötzlich von einem geschiedten Manne in Gräfenhänichen ausgehen könnten!

5. Merseburg

fürchtete ich nicht wieder zu finden; fand aber nur, daß die Zeitungsschreiber die größten Lügner sind. Alle Blätter waren eben davon voll gewesen, daß Merseburg an einem so fürchterlichen Wolkenbruche gelitten hätte, von welchem ganze Straßen zerstört worden; es ist Alles nicht wahr. Die Stadt steht bis zur Stunde, braut ihr berühmtes Bier und druckt das Amtsblatt des Regierungsbezirkes. Merseburger Bier erinnert an das Hunnenblut, das vor tausend Jahren in der Nähe vergossen wurde. Es ist so dick, daß man's mit einem Messer durchschneiden möchte. Von hier aus bis Berlin wird dann das Bier immer dünner. In Berlin ist es so dünn, daß die Bierschenken es schon mit Rum vermischen, um ihm mehr Beize zu geben. Ueberhaupt giebt es in Norddeutschland mancherlei Arten, Rum zu trinken; die Einen trinken Rum, gemischt mit Rum; die Andern Rum in Bier; die Dritten Rum in Thee. Zu den Letztern gehören die Frauen, die auf diese Art zu einem Genusse kommen, den ihnen sonst der Anstand verbieten würde. In Norddeutschland muß man den Thee zu den geistigen Getränken rechnen. Guter Jean Paul! Sie erzählen von dir und von General Blücher, daß ihr Beide in Theecirkeln den Rum aus der Tasse trankt und zum Erstaunen der Fremden und Uneingeweihten, die sich nur denken konnten, daß der Thee eure empfindsamen Nerven angegriffen hätte, euch taumelnd nach Hause begabt!

6. Halle.

Die Studenten waren in die Ferien gezogen, die Besatzung manövrirte bei Erfurt; die Kümmeltürken machen keinen Lärm; man kann sich also denken, wie still ich Halle fand. Die kleinen Häuser und die großen Gelehrten darin kamen mir traurig vor; aus einem solchen Giebelfenster blicken diese weisen Männer hinaus in die Weltgeschichte! Da läßt sich's erklären, wie sich ein so kräftiger Geist wie Leo gegen die Welt und den Zeitenlauf erboßen kann! Wie ich in dunkler Mitternacht auf dem großen Marktplatze stand und mir aus der Finsterniß die Conturen der alterthümlichen Bauten, von denen derselbe umgeben ist, herauslas, hätte ich mich gern in den Gedanken vertieft an das Große und Bedeutende, was hier Alles von den Männern der Hochschule seit hundert Jahren gewirkt worden; aber der Gedanke hielt nicht Stand. So eine Universität ist nichts Organisches, aus sich selbst Gebornes; es ist ein Wirthshaus, das nur von Durchreisenden bevölkert wird, ein Absteigequartier für eine Generation, die von einer andern verdrängt wird. Diese großen Gelehrten mietheten sich hier nur ein, sie würden sich in Greifswald, in Wittenberg, in Frankfurt an der Oder eben so heimisch gefühlt haben; es wäre lächerlich, da sentimental zu werden, wo ein Ministerialrescript von Berlin aus sogleich die Factoren verrücken könnte und das entscheidende Schicksal der hier nur einquartierten Bestrebungen und Unsterblichkeiten die Avancementsliste ist. Die beiden Löwen am Brunnen sehen sich so ähnlich, wie die Systeme zweier Professoren, die sich bekämpfen, ohne im Grunde etwas Anderes zu wollen. Ich dachte an Arnim's „Studentenspiel und Pilgerabenteuer" Halle und Jerusalem, wo diese Localitäten zum Schauplatz origineller, witziger Reden und Vorgänge benutzt sind. Auf der etwas dürftig ausgestatteten Lesegesellschaft zog mich das Beschwerdebuch an. Namen führten darin ein großes Wort, die in der gelehrten Welt keineswegs so vorlaut und redselig sind; hier hätte man glauben sollen,

daß auf ihre Entscheidung Alles ankäme. Jeder noch so unbedeutende Vorschlag, mochte er nun bessere Beleuchtung oder ein Sommerlocal oder einen Defect in der Jenaer Literaturzeitung betreffen, wurde darin zur Partheifrage erhoben; der Weiser voran und ein Bienenschwarm von Namen hintennach. Eine Statistik der in Halle geltenden Meinungen ließe sich vortrefflich aus diesem Beschwerdebuch der Lesegesellschaft entnehmen. Dr. Thiele, der Hengstenbergische Disputant, wünscht die Abschaffung der Leipziger allgemeinen Zeitung, — sogleich folgen alle Correspondenten der Evangelischen Kirchenzeitung, Leo darunter, hinterher. Diese Beschwerdebücher der Lesegesellschaften und die dem gleichen Zweck gewidmeten Hefte in den Passagierstuben der Post sind die freimüthigsten Zeitschriften, die im Preußischen erscheinen dürfen. Hier tritt denn auch jede Rüge unerschrocken auf, hier möchte man jeden Commis voyageur, den der Postillon nicht schnell genug gefahren hat, für einen Mirabeau halten. Und doch gestehe ich, daß mir die Beschwerdebücher in den Passagierstuben mißfallen. Sie erzeugen eine häßliche klatschhafte Angeberei und bieten nur zu oft Gelegenheit, die Philisterhaftigkeit der Deutschen in ein grelles, lächerliches Licht zu stellen. Ueber die unbedeutendsten Dinge werden die Menschen zu Denuncianten. Dem Einen ist der Kaffee zu dick, dem Andern zu dünn, der mußte einige Minuten auf Pferde warten, der beklagt sich über den theuern Preis der Table d'hôte für die Passagiere. Im Grunde wird selbst durch die allerdings sehr respectable Aufmerksamkeit der Behörden auf diese Bücher wenig gebessert. Den Angebern gesellen sich die großmäuligen Polizeiseelen, arrogante Schreier aus der Residenz, pflichttolle Reglementsmenschen, die hier nicht selten brutal auftreten und in den Antworten ihren Senf auch noch zum Besten geben. Das häßliche: „Ich werde davon Anzeige machen!" hört man nirgends so oft, als in diesen Gegenden, wo auf polizeiliche Angebereien Prämien gesetzt sind. Nicht nur, daß es den Anschein gewinnt, als gäb' es in Preußen nichts Anderes zu rügen, als wenn ein Postillon einmal auf seinem Pferde einschläft, sondern selbst die Postverwaltung bekommt durch diese äußere Ostentation der Beschwerdebücher einen Anschein von

Vollkommenheit, den man ihr wenigstens in Halle abstreiten muß. Nie ist mir eine solche Anarchie der Expedition vorgekommen, als um 12 Uhr des Nachts in Halle, wenn die Leipziger Post dort eintrifft und in zwei Hälften entweder nach Magdeburg oder Braunschweig befördert wird. Keine Präcision, keine Aufsicht, keine Fürsorge, daß man unter einem halben Dutzend Beichaisen nicht etwa eine wählt, die uns statt nach Magdeburg nach Braunschweig führt. Zwei Packknechte flehen die Passagiere um Gotteswillen an, ihnen nicht durch Fragen den Kopf zu verwirren; keine Nummer der gelösten Passagierbillets wird beachtet: die Poststücke werden ungezählt in den Wagen geworfen, wer nicht für sich selbst sorgt, verliert seine Bagage und seine eigene Person. Ich dankte Gott, daß ich im blinden Zufall den Wagen erstiegen hatte, der mich nach

7. Magdeburg

brachte.

Diese Stadt hat mir durch die Großartigkeit ihrer Anlage, die kühnen, langgestreckten Straßen, den regen Verkehr auf dem „breiten Wege" und eine gewisse freie Selbstständigkeit in ihrem ganzen Gehaben so imponirt, daß ich es für möglich halten könnte, in ihr zu wohnen, ohne mich vereinsamt zu fühlen. Aus allen Läden und Fenstern spricht die Bedeutung ihrer Handelsverbindungen heraus. Sie ist so der vermittelnde Uebergang einer Welt-Handelsstraße, daß man, durch die Beschleunigungen der Dampfschifffahrt verführt, die weite Entfernung Hamburgs vergißt und Hamburg für einen Brückenkopf Magdeburgs halten möchte. Magdeburg hat ein Theater, das eines häufigeren Besuches würdig ist. Die Offiziere der Garnison haben aus Berlin Conditoreien mit Journallectüre nach sich gezogen. Die Beamten, die man auf der Straße sieht und an ihrem preußischen Pli bald erkennt, haben sich der Stadt untergeordnet und mit ihr verschmolzen, sie scheinen nicht mehr blos hier einquartiert zu sein. Die Schulen, die gesellschaftlichen Vereinigungen und Vergnügungsorte haben einen großstädtischen Zuschnitt, der

sich mit um so größerem Selbstbewußtsein zu erkennen giebt, als Magdeburg wohl weiß, daß es mehre Millionen Thaler zum jährlichen Finanzetat Preußens steuert und dafür denn auch versichert wird, eine Lieblingsstadt des Königs zu sein. Der eigentliche Zauber, der mich an Magdeburg fesselte, war bei Alledem die Erinnerung. Man sieht im Geist die Flammen des dreißigjährigen Krieges durch diese Straßen züngeln, man hört das Läuten auf den Thürmen, den Donner der Karthaunen Tilly's, man sieht die Bürger in geschlossenen Fähnlein todesmuthig sich die Parole zutragen. Das Einzige, was man unserer unglückseligen deutschen Geschichte entnehmen kann, ist das Schauern und Klopfen des Herzens, wenn man über ihre Brandstätten hinwegschreitet und die Größe bewundern muß, die wir nicht im Siegen, sondern meist nur im Unterliegen zu zeigen verurtheilt waren.

1839.

Wie sich Bergströme ihr Bett und Schalthiere ihr Gehäuse bilden, so drückt der Mensch auch den Stätten, die er bewohnt, das Siegel seines Charakters auf.

Von jeher war es für mich ein Genuß, durch Paläste und Landsitze, deren Besitzer nicht daheim, zu wandern, und aus dem Stillleben der Zimmer und Säle, aus den zurückgelassenen Einrichtungen und Bequemlichkeiten, aus den Büchern und Gemälden, die ich antraf, auf den Charakter der Bewohner zu schließen.

Man kennt dies Vergnügen der Reisenden, sich Schlösser durch den Zauberspruch eines Trinkgeldes zu öffnen und neugierig von Saal zu Saal zu wandern, aufhorchend sich erzählen zu lassen, wo die Herrschaft empfängt, wo sie frühstückt, wo sie schläft. Ein Castellan, eine zurückgelassene alte Magd trippelt voran, öffnet die geschlossenen Fensterladen, klagt über den schon wieder angesammelten Staub und legt uns die Lebensweise ihrer Herrschaft auseinander wie ein Buch, zwischen dessen Zeilen wir oft die anziehendsten Dinge lesen können.

Von den Reiseeindrücken dieses Sommers will ich einige solcher Besuche zusammenstellen. Sie hängen durch ein geheimes Band zusammen. Sie gelten Wohnsitzen, an welche sich dieselben Gedankenreihen knüpfen. Sie gelten einem Sitze kirchlicher Reactionen, dem Stifte Neuburg bei Heidelberg, einem Sitze der naiven Freude an den äußern Formen des Mittelalters, der dem Prinzen Friedrich von Preußen gehörenden Burg Rheinstein, endlich dem rebenumkränzten Erholungsasyle der conservativen Politik, dem Schloß Johannisberg des Fürsten Metternich.

8. Stift Neuburg bei Heidelberg.

Wenn man den reizenden Bergweg verfolgt, der vom Heidelberger Schlosse mit den lieblichsten Fernsichten auf das sich bald erweiternde, bald verengende Neckarthal zum Wolfsbrunnen führt, erblickt man am jenseitigen Ufer ein klosterähnliches Gebäude mit einem Kirchthurm, eingefriedigt von Terrassen und Laubgängen, das Stift Neuburg. Ein Nachen führt uns an das jenseitige Ufer. Wir steigen die Anhöhe hinauf zu einer Besitzung, die früher in der That ein Kloster gewesen. Ein kiesbestreuter Weg schlängelt sich um die Mauer einer Terrasse, von welcher uns Rosenbüsche und Orangenbäume entgegenduften. Aus der Mauer rieselt das frische Quellwasser jenes Berges, an den sich die Gebäude lehnen. Man tritt an die verschlossene eiserne Pforte eines großen Hofraums, empfängt den Gruß der bellenden Wächter an der Kette, schreitet an den sich stolz brüstenden Pfauen, unter denen uns einige weiße Weibchen als Seltenheit auffallen, vorüber, und folgt einer Dienerin, die mit dem Schlüsselbunde vorangehend uns die Wohnung ihrer abwesenden Herrschaft zeigen will.

Das Stift Neuburg ist der Sommersitz des Raths Schlosser aus Frankfurt am Main. Die beiden Brüder Schlosser sind Goethe's Neffen. Goethe's Schwester heirathete den Jugendfreund ihres Bruders, der an den ersten Entwicklungen des Dichters den regsten Antheil nahm, mit ihm

ein kritiſches Journal begründet hatte und den Zuſammenhang mit dem ihm ſpäter verſchwägerten Freunde ſo lange unterhielt, bis der Bund durch abweichende Lebensanſichten, die ſich ſogar der Schweſter mittheilten, gelockert wurde. Die Söhne Schloſſer's erregten dadurch einiges Aufſehen, daß ſie in jener Zeit, wo ſich manches Gebildeten unſerer Nation der Hang zur Myſtik bemächtigte, zur katholiſchen Confeſſion übertraten. Der älteſte der Brüder ſtarb in Rom. Eine Schwägerin hatte das Unglück, in Wien an den Folgen einer ſchrecklichen Verletzung zu ſterben, die ſie bei Beſichtigung einer Maſchine erlitt. Der jüngere Bruder, an Lebensgütern reich geſegnet, als Sammler werthvoller Bücher auch von Gelehrten geſchätzt, wohnt des Winters in Frankfurt, des Sommers auf dieſem Stifte Neuburg.

Es geht in Franken und am Neckar die Sage, dies modernisirte alte Kloſter ſei der Sitz manches unheimlichen Spukes. Man erzählt ſich von Geſpenſtern, die in gewiſſen Zeiten dort ihr Weſen treiben; man erzählt von Todten, die aus dem Grabe erſtehen, aus allen Gegenden der Welt ſich verſammeln und im Stift Neuburg, beim Rauſchen des ſteinigen Neckar, in den dunkeln Schatten des düſtern Odenwaldes geheimnißvolle Zuſammenkünfte feiern. Alle dieſe Wunder geſchehen im Stifte Neuburg am hellen Tage. Man ſähe verſchloſſene Wagen kommen aus weiter Fremde, ſähe zuweilen oben aus den Fenſtern eine Biſchofsmütze nicken, ſähe durch die dunkeln Laubgänge des Parkes geſpenſtiſche Mönche huſchen. Oft, erzählt die Sage, würden oben auf dem Stifte Neuburg förmliche Concilien von Kirchenvätern abgehalten, die von dort aus ihre Hirtenbriefe und Apoſtel gen München, Würzburg und Köln, beſonders nach jenen Gegenden ſenden, wo die katholiſche Kirche noch in den Banden der proteſtantiſchen Polizei und ketzeriſchen Landdragoner ſchmachte. Die Sage erzählt, daß vom Stifte Neuburg jene römiſch-katholiſche Propaganda ausgeht, die in Deutſchland noch über die Concordate hinaus die Macht des römiſchen Stuhles verbreiten will.

Rath Schloſſer hat gegen das Gerücht von dieſem Spuk mehrfach proteſtirt. Und wenn man die behagliche Villa mit

ihren bescheidenen kleinen Fenstern so traulich in der Abendsonne schimmern sieht, wenn man auf der Terrasse auf epheuumrankten Sesseln ruht und in das friedliche Neckarthal hinunterblickt, so möchte man auch glauben, daß sich die Sage irrt. Ich betrat die innern Räume in dem festen Glauben an ein Gemüth, das dem mühevollen Suchen nach philosophischer Wahrheit die friedliche Behaglichkeit des alleinseligmachenden Glaubens vorgezogen. Und doch, wie wir sehen werden, war es mir zuweilen in den Sälen und Corridoren, als hörte ich etwas rascheln von dem Spuk der Sage, etwas huschen von den aufgeschreckten Eulen des erwähnten Volksglaubens. Denn es finden sich Spuren des Ultramontanismus.

Erst ist es Goethe, den wir noch in den Ursprüngen dieses Hauses zu entdecken glauben. Die langen, früheren Zellengänge sind an den Wänden mit den Gypsbüsten der alten Weltweisen, mit Schildereien, ausgestopften Vögeln geschmückt. Man fühlt sich in die Goethe'schen Liebhabereien, in die Sammlungen von Weimar versetzt. Aber dieser Realismus, dieses Heidenthum und dieses Naturinteresse ist auf dem Stift Neuburg in die Corridore verwiesen. In den Zimmern leuchten uns die Reminiscenzen Italiens entgegen. An den Wänden Gemälde, kleine, elfenbeinerne Christusse auf Kreuzen von schwarzem Ebenholz. Die Führerin leitet uns einen Stufengang der Entwicklung des Besitzers hinauf. In den Gesellschafts- und Familienzimmern, in den Toiletten- und Schlafgemächern begrüßen uns mit einem gewissen salbungsvollen Ernste die Portraits der älteren Glieder der Familie. Man zeigt uns in einer kleinen Eckwand „die Mutter des Herrn", nicht des Herrn Christus, sondern des Herrn Schlosser. Es ist Goethe's Schwester. Ein mildes, gutes, nicht eben Frau Rath'sches Angesicht. Mit großer Andacht wird überall des in Rom verstorbenen Bruders gedacht. Man sieht wohlgenährte, behagliche Züge, von denen man nicht begreifen kann, wie sie sich mit der Schwärmerei eines Convertiten vertrugen. Man zeigt uns die Bibliothek. Sie ist eben so reichhaltig, wie geschmackvoll geordnet. Ein grüner Wiesengrund, auf welchen die Fenster der Bibliothek

Silva (oben).

Beugt Euch dem Willen des Geſchicks, Acoſta!
Trägt ſanft und milde, was es Euch verhängt.

Uriel.

Ihr ſeid de Silva —

Santos (vorn).

Wenn um Judith nur
Du widerrufſt, ſo ſtrafte Dich der Herr.
Sie wird das Weib Jochai's!

Uriel.

Hab' ich's wirklich
Gehört?

Silva.

Acoſta! Forſche nicht, wie dies
Hat kommen können — trag' es, weil es iſt!

Uriel

(kämpft furchtbar, ſich an dieſe Nachricht zu gewöhnen. Seine Bruſt hebt ſich, ſeine Augen rollen. Endlich ſtürzt er verzweifelnd an Silva's Bruſt. Pauſe).

Ich gab den Tod mir um zwei Leichen! Silva,
O allzuſterblich ſind die Sterblichen.

Santos.

Du Tempelſtörer, ende Deine Reue!
Noch iſt die letzte Sühnung nicht vollzogen.

zeigen, muß dem ermüdeten Auge des Lesers wohlthun. Man findet hier seltene Schätze. Reich bedacht ist die Literatur Italiens. Geschichte, Länderkunde und die Kunst scheinen die Fächer, denen hauptsächlich der Besitzer seine Aufmerksamkeit gewidmet hat. Altdeutsche, altfranzösische, kirchenhistorische Werke lassen auf eine exclusive Gemüthsrichtung schließen. Die deutsche Literatur ist bis auf die neuesten Erscheinungen verfolgt, aber auch hier wird man das Gefühlige, Dämmernde, Liebhaberische zum Nachtheil des Freigeistigen und Zeitgemäßen bevorzugt finden. Man kann die Tendenz eines gebildeten Mannes nicht immer nach den Büchern beurtheilen, die er liest, wol aber nach denen, die er kauft.

Die beiden Hauptpunkte des Gebäudes sind die Kapelle und ein großer Versammlungssaal. Jene ist nur für die Familienandacht bestimmt. Wenn nicht gerade Geistliche zum Besuche auf dem Stifte sind, verrichtet der Pfarrer aus Ziegelhausen die Gebete. Rechts an der Wand sieht man einen Abguß des Denkmals, womit in Rom das Grab des verstorbenen Bruders geschmückt ist. Die bunten Farben der Fenster, das hellbraun angestrichene Holz auf der weißgetünchten Wand, die hereinfallenden grünen Schatten der im Garten säuselnden Bäume geben diesem friedlichen Andachtsorte etwas Wohlthuendes. Und doch liegt in der zu engen Begrenzung desselben unwillkürlich die Bemerkung, daß der Zweck, dem diese Kapelle gewidmet ist, auch auf jedem Fleck des Hauses, in jeder Laube des Gartens erreicht werden könnte. Gott ist dem Herzen überall nahe, und wenn man Kirchen baute, so geschah es zur gemeinschaftlichen Erhebung einer größeren Menge. Die Hände, die sich hier falten, die Knice, die sich hier beugen, würden an jedem Tische, in jedem Winkel des Hauses eben so gut Platz gefunden haben, wie hier. Das Versammlungszimmer ist der umfangreichste Raum des Gebäudes. Die Wände sind oft mit goldumrahmten Gemälden geschmückt, in der Mitte steht eine große, irre ich nicht, mit grünem Teppich belegte Tisch-Tafel, die in der That diesem Raume das Ansehen eines Sessionszimmers giebt. Lehnte sich in diesem Sessel Görres, als er sich von seinem Athanasius ausruhte? Dehnen sich hier die bayrischen Prä-

laten und freuen sich der neu zu eröffnenden Klöster ihrer Heimath? Wartet jener gestickte Sessel schon auf den Antistes Hurter von Schaffhausen, wenn dieser nach seinem Uebergang zum katholischen Glauben seine erste Rundreise antritt? Ungemein gefällig ist der kleine Verbindungscorridor der Kapelle und des geheimnißvollen Versammlungssaales. Die Eingänge sind hier von braunem Holze gothisch eingerahmt und geben dem kleinen Raume einen in der That schönen Eindruck. Was die vier ungeheuren Eckschränke enthalten, weiß ich nicht. Vielleicht die Protokolle der nebenan gehaltenen Sitzungen, vielleicht Reliquien, vielleicht auch nur weiße Wäsche.

Nach vorn im untern Stockwerk liegen die Fremdenzimmer. „Haben Sie viel Besuch?" fragte ich mit etwas spionenhafter Schlauheit. „Oft mehr als fünfzehn Herrschaften auf einmal." „Nicht wahr, Geistliche und Professoren?" „Ja wol, Bischöfe und Prälaten genug, von München, Speyer, jährlich der Bischof von Eichstädt und viele Herren, die wir nicht kennen." Also doch!

Bei aller Lieblichkeit hat die Natur hier etwas Düsteres. Der rothe Sandstein der Berge von drüben mit den dunkelgrünen Tannenstreifen darauf, dazwischen die gebleichten Steine in dem wasserarmen Neckar, so nahe das sonnige Heidelberg mit dem offnen Blick in die heitere, lustige, ich möchte sagen rationalistische Pfalzebene — so hart an der Kante der freien, fröhlichen Welt fühlt man sich von diesem Dunkel und Gemunkel des Stiftes Neuburg beunruhigt, ja gepeinigt. Ich beflügelte die Schritte, um diesem mystischen Kreise zu entfliehen. Selbst die dunkeln Grotten des Gartens, selbst die frischen grünen Weingelände, selbst die üppigen Rosen auf der Terrasse könnten mich hier nicht zurückhalten. Ich war froh, an der Villa unseres gestrengen Herrn Gervinus vorüber, wieder Heidelberg zu begrüßen und zu athmen in dem lachenden Frohsinn der pfälzischen Ebene.

9. Burg Rheinstein.

Vom Neckar sind wir an den Rhein versetzt und in den Mittelpunkt seiner größten Schönheiten. Mit nerviger Faust rudern uns zwei Fischer hinüber von Bingen an den Fuß des Niederwalds. Links der Mäusethurm, dessen Sage sich wol einfach auf einen Mauththurm, Zollthurm, zurückführt, der aber allerdings so zerfressen und angenagt aussieht, daß man sich der Vorstellung, es sei durch Mäuse geschehen, nicht erwehren kann. Rechts duckt sich ein einziger kleiner Felsblock mitten aus dem Wasser empor. Zwischen seinen eckigen Kanten hat die Hand des Steinmetzen aus einer Fläche ein Kreuz herausgemeißelt. Das Kreuz liegt wie ein Siegel auf diesem romantischen Denkmal des bekannten Niclas Vogt, der hier sein Herz begraben ließ. Niclas Vogt, früher Professor in Mainz, woselbst, irre ich nicht, noch Metternich sein Zuhörer war, später fürstlich primatischer Beamter, starb als Schöffe und Senator in Frankfurt am Main, nachdem er durch seine rheinischen Sagen und Geschichten unsern Kalenderpoeten und Reisehandbuchcompilatoren den Stoff geschaffen hat, den diese noch immer verarbeiten.

Das Bingerloch ist jetzt so gesprengt, daß es den Schiffern nicht mehr gefährlich ist. Quer über den Strom zieht sich eine Naht bis an's Ufer, durch welche der kleine Kahn gefahrlos hindurchgleitet. Er hüpft über die Gefahr gleichsam hinweg. Der Strom verengt sich, die Felsen springen am linken Ufer immer kecker hervor, am rechten sonnen sich die Rüdesheimer und Asmannshäuser Reben im gelblichen Abendlicht. Auf einer weit vorgestreckten Felsenkante erhebt sich der Rheinstein. Ueber ihm eine noch höher hinausragende Felswand, im Hintergrunde eine sonnige Lichtfläche, gegen welche die im Schatten liegenden Thürme malerisch abstechen. Eine Stange mit einem eisernen Korbe langt von einem der Thürme weit über den Weg hinüber. In diesen Korb werden bei festlichen Gelegenheiten Pechkränze gelegt, deren flammender Schein in der Nacht von schöner Wirkung sein muß. Die Burg Rhein-

ſtein iſt zum größten Theil neu gebaut. Die alte, ihr zum Grunde liegende Vogtsburg war ſchon früh verfallen und kann für das, was der jetzige Rheinſtein bietet, kaum noch in Anſchlag gebracht werden. Doch iſt der Rheinſtein echter, als die Löwenburg auf Wilhelmshöhe und jedenfalls noch mittelalterlicher, als bei Baden-Baden die Eberſteinburg. Er gehört dem Prinzen Friedrich von Preußen. Wohnt der Beſitzer hier, ſo legt er die preußiſche Generalsuniform, die Epauletten und den modernen Cavaleriedegen ab, um ſie mit dem mittelalterlichen Hauswamms zu vertauſchen. Auch ſeine Gemahlin kleidet ſich wie die Irmengarden und Mechtilden des Mittelalters. Die Lakaien werfen ebenfalls die mit kleinen ſchwarzen Adlern geſtickten preußiſchen Hoflivreen ab und ziehen jene mittelalterlichen Wämmſe an, für deren hiſtoriſche Richtigkeit ohne Zweifel der Berliner Theaterſchneider einſteht.

Man giebt ſich harmlos den Eindrücken des Rheinſteins hin. Nichts iſt an der Tendenz dieſes Dilettantismus beängſtigend, nichts an der Abſicht dieſer wunderlichen Liebhabereien verletzend. Man ſieht einen Fürſten, der, gewöhnt an die Bequemlichkeiten ſeines Düſſeldorfer Schloſſes, hier aus antiquariſchem Enthuſiasmus dem einfachſten Comfort unſerer Tage entſagt. Kein Bürger aus Köln oder Mainz würde ſeine Fauteuils mit den harten Seſſeln vertauſchen, auf welchen hier ein Prinz ſeine Gäſte empfängt. Die Treppen ſind eng und erregen ſolchen Schwindel, als wenn ſie in Kirchthurmknöpfe führten; die Zimmer ſind dunkel und winklig. In Bauernſchenken findet man bequemere Stühle und Tiſche, als deren ſich hier die Hofdamen bedienen. Dem Mittelalter zu Liebe müſſen ſich dieſe zarten Weſen Beulen ſitzen. In erſtickend engen Zimmern ſchläft der Prinz, in einem dunkeln Alkoven die Prinzeſſin. Wie der Magen eines Gourmand nach den pikanteſten Genüſſen darauf wieder zurückkommt, daß friſches Waſſer und gutes Brot doch im Grunde die vorzüglichſten Delicateſſen bleiben, ſo findet hier eine fürſtliche Familie im Härteſten Weichheit, im Unbequemſten die größte Bequemlichkeit.

Man kann auf die Burg Rheinſtein weder hinauf fahren, noch hinauf reiten, noch ſich hinauf winden laſſen. Den

schmalen, aber anmuthig bewachsenen Felsenweg muß man hinauf steigen. An der Zugbrücke angelangt, bellen uns hinter dem Gatter des Hofraumes drei fürchterliche Hunde, einer ist Carlist, ein spanischer Schäferhund, entgegen. Eine Magd beschwichtigt sie und läßt uns ein. Man betritt zunächst einen ängstlich engen, drückend kleinen, grünen Raum, auf dem ein Springbrunnen plätschert. Werthvolle Gewächse suchen diesem Gärtchen ein freundlicheres Ansehen zu geben. Die Führerin läßt rechts die erst im Bau begriffene Kapelle, links den Haupteingang liegen und geleitet uns auf einen mit kleinen Kanonen bepflanzten, thurmartigen Vorsprung. Das Lieblichste an diesem Vorsprung ist der Rhein, der Blick nach Asmannshausen, das Rauschen des vorüberseglenden Dampfers. Man steigt über eine freischwebende, in ihrer luftigen Anlage kühn gedachte Treppe auf einen freundlichen Winkelraum, der unsern Blick hin nach Lorch und Bacharach schwärmen läßt. In einen andern Thurm führt uns eine enge Wendeltreppe. Hier liegen die Wohngemächer des fürstlichen Besitzers. Das Mittelalter ist in allen seinen naiven Formen nachgeahmt. Familienbilder hängen an den niedrigen Wänden. Hie und da sind in die kleinen Scheiben Glasmalereien eingerahmt, von denen man uns erzählt, daß sie ursprünglich dem Kölner Dom angehört hätten. Lächelnd möchte man fragen, wenn der Dom mit seinen Schätzen so verschwenderisch ist, warum es da nöthig wäre, für neue Fenster zu sorgen? Bei den bronzenen Abgüssen ist Altes und Neues gemischt. Franz von Sickingen in Jägertracht, Ulrich von Hutten fehlen in den rheinischen Gasthöfen nicht, wie viel weniger hier! Von dem kleinen eisernen Bett des Prinzen führt eine Treppe in die höchste Spitze des Thurms. Sie ist verschlossen, wie drüben der winzige kleine Erker, der dem Prinzen zum Arbeitszimmer dient. Ein moderner eiserner Ofen mitten in diesen mannhaften und kernigen Reminiscenzen ist eine jener Ironieen, die bei solchen, nur aus Enthusiasmus geborenen Kunstschöpfungen nicht ausbleiben.

Eine Bibliothek habe ich seltsamerweise nicht gesehen. Franz von Sickingen hatte gewiß eine Bücherei und das eine recht stattliche! Statt einer Bibliothek findet sich ein wohlgeord-

netes Trinkzimmer, wo rings in einladenden Gruppen die Humpen unserer Ahnen recht aus jenen edlen Zeiten, die Spieß und Cramer beschrieben haben, aufgeschichtet stehen. Den Mönchen das Latein lassend, scheinen sich in diesem kühlen lauschigen Zimmer zuweilen jene Eisenritter zu versammeln, die vorn im Waffensaale Wacht halten. Rings an den Wänden des Saales sind hunderterlei Waffen aufgehängt, Morgensterne und Streitärte, Schwerter und Hellebarden, Armbrüste und Donnerbüchsen. Dieser Waffensaal und das Trinkkämmerlein scheinen den Mittelpunkt der Burg zu bilden. Sie verrathen, daß der Besitzer eine harmlose Freude an den Aeußerlichkeiten des Mittelalters hat. Wie von Allem, was künstlichen Ursprungs ist, von Allem, das nicht aus einer innern Nothwendigkeit der Geschichte und dieser Bildung hervorgegangen ist, scheidet man auch von der Burg Rheinstein und staunt über Gemüther, die sich in einem materiell und geistig so beengten Kreise heimisch finden können. Auch hier war ich froh, den Eindruck hinter mir zu haben und auf dem schaukelnden Nachen zu entfliehen. Prachtvoll stand der Mond am Himmel. Im Abenddunkel ragte düster der Thurm des bösen Mainzer Bischofs und geheimnißvoll brach sich die Welle an jenem Felsen, der das Herz des Frankfurter Senators birgt, des Lorley-Sagen-Erfinders.

10. Schloß Johannisberg.

Selten ist das, was Früchte trägt, auch schön. Wenn sich die Blicke der Dampfschiff-Reisenden zwischen Rüdesheim und Winkel am Rhein auf einen unförmlichen Berg richten, dessen Namen Alle mit einem sonderbaren Gemisch von Ueberraschung und Neugier hören, so wird niemand einfallen, den Johannisberg schön zu finden. Die Maler mögen Punkte wählen, welche sie wollen, immer bleibt ein vom Flusse zu weit abgerückter stumpfer Bergkegel übrig, dessen Umgebung zu flach, dessen Bedachung in dieser Fläche zu niedrig scheint. Und doch hat der Weingott hieher seine besten Mysterien gepflanzt.

Der edelste deutsche Wein und die conservative Politik

sind durch den Johannisberg Vor- und Nachsatz eines und desselben Gedankens. Man denkt in demselben Augenblick an die duftigste Blume, die uns aus einem grünen Römerglase entgegenhauchen kann, und an Congresse, Protokolle, unterdrückte Revolutionen. Fürst Metternich wurde von Oesterreich mit dem 1813 an Deutschland zurückfallenden Johannisberg belehnt. Dieser Staatsmann verdient es, Deutschlands erster Küfer und Kellermeister zu sein; denn wer verstand sich so auf den jungen Most der Geister, auf die brausende Gewalt, welche die Tonnenreifen der Staaten sprengen konnte, auf die Beherrschung der sauern und der weinigen Gährungen der Nation? Ist es mir doch, als sähe ich Friedrich von Gentz mit dem Winzermesser die Stöcke beschneiden, die überreif abfallenden Trauben von der Erde auflesen und sorgsam nach Wind und Wetter schauen, ob die heurige Frucht gut gerathen wird oder nicht. Es ist ein wildes, revolutionäres Leben, das Traubenleben. Ein geheimer Bund waltet zwischen dem zurückgebliebenen Stock und dem Gewächs, das schon im Fasse liegt. Es wird unruhig in den Kellern, wenn die Reben blühen, die Reifen springen, die edlen schon gekelterten Säfte jauchzen auf mit den keimenden Hoffnungen des zurückgebliebenen Stammes. Ob es ein Scherz von Napoleon war, daß er den Johannisberg einem General schenkte, dessen deutscher Name ihm schon eine Anwartschaft darauf zu geben schien? Vor Metternich gehörte der Johannisberg dem General Kellermann.

In sanfter Biegung schlängelt sich der Fahrweg den edlen Weinberg hinauf. Die Güte des Weins hängt nicht immer vom besseren Boden, sondern von einer seit Jahren eingewurzelten sorgsamen Pflege ab. Die Mönche verstanden es, sich die Natur zinsbar zu machen. Ein Benedictinerkloster leitete seit Jahrhunderten die Pflege und Wartung dieser Tausende von symmetrisch geordneten Rebstöcken. Das Dorf Johannisberg schmiegt sich friedlich an den segensreichen Hügel. Ein eigener Contrast, daß oben auf dem jetzt in ein stattliches Schloß umgewandelten Klostergebäude der Vertreter der Erhaltungspolitik wohnt, und hier im Thale, in dem bescheidenen Dörfchen am Fuße des Johannisberges, Johannes Weitzel,

ein Oppositionsschriftsteller, einer der geschmackvollsten liberalen Publicisten unserer Zeit, geboren wurde.

Endlich hat man die in der Julisonne kochenden Weingärten hinter sich. Eine stattliche, eisengegitterte Pforte führt in den geräumigen Hof des Schlosses, auf dem uns rings die aus Stein gehauenen Eichenkränze als sinnige Symbole der Friedenspolitik begrüßen. Eine goldene Inschrift nennt das Jahr, in welchem Clemens von Metternich diese alte, schon vom Abt von Fulda in ein Schloß verwandelte mönchische Gebäulichkeit erweitern und dem Zeitgeschmack entsprechend einrichten ließ. Die innern Gemächer, durch welche uns der Castellan, ein Wiener, führt, verrathen überall den Glanz und die Würde eines Fürstensitzes. Der große Saal in der Mitte ist ein imposanter Raum. Die geöffneten Salonthüren lassen von hier aus ein Rundgemälde überblicken, dem sich vielleicht wenig Aussichten in der Welt vergleichen mögen. Der ganze gesegnete, traubenbeschwerte Rheingau, begrenzt von dem majestätischen Strome, liegt vor uns. Rechts lehnt sich an die Donnersberge Bingen mit der kleinen wie freischwebenden Rochuskapelle, weiterhin Rüdesheim mit der Brömserburg, links Ort an Ort, ein classischer Weinberg neben dem andern, Marcobrunn, Geisenheim, Erbach. Man würde auch Mainz sehen können, wenn es sich nicht hinter den vorspringenden Biegungen des linken Rheinufers versteckte. Es ist ein Blick, wie ihn die lombardische Ebene nicht schöner bietet. An dem blauen Himmel nicht eine drohende Wolke, der Strom ruhig fluthend und wallend, die Sonne über seinem Spiegel mit flimmernden Lichtern blitzend, Weinberge, Nußbaumalleen und zahllose hochgelbe Getreidefelder, die in ihrer Halmenlast die Sense des Schnitters erwarten. Dieser Blick ist auch deshalb fürstlich, weil man ein solches Landgemälde nicht sehen kann, ohne den Drang zu fühlen, die Bewohner glücklich zu machen.

Ich erstaunte, als der Führer sagte, daß alle diese glatt parkettirten schönen Gemächer, in denen mir besonders die durchgeführte Gleichheit der Möbelüberzüge mit den Tapetenmustern gefiel, zur Aufnahme von Fremden bestimmt sind.

Für den fürstlichen Besitzer ist ein Besuch des Johannisberges keine Erholung. Von allen Seiten strömen die Staatsmänner der umliegenden kleinen Fürstenhöfe herbei, der Bundestag macht seine Aufwartung, zahllose Sollicitanten aus den vornehmsten Ständen geizen nach einem Augenblick vertraulichen Gespräches mit dem welt- und zeitbeherrschenden Staatskanzler. Der Castellan nannte bei den kleinsten Cabinetten berühmte Namen, die man dort bei dem letzten Besuche des Fürsten hätte unterbringen müssen. Der Raum, der dem Fürsten und seiner Gemahlin blieb, ist so eng, daß er bei dem Umfang des Gebäudes kaum die nöthigsten Bequemlichkeiten zu enthalten scheint. Das Schlafzimmer, das Wohnzimmer und das Cabinet des Fürsten hängen aneinander.

Begierig sieht man sich nach den zurückgelassenen Spuren, den eigenthümlichen Eindrücken, die der Besitzer diesem Aufenthalte gegeben, um. Man wird der charakteristischen Züge nicht viele finden. Der Geist, der hier wohnt, hängt nicht an kleinen dilettantischen Liebhabereien, die weltumfassende Politik hat keine Nippes. Ein kleines Gemälde stellt die Repräsentanten des Wiener Congresses vor. Man sieht Hardenberg, Nesselrode, den Selbstmörder Castlereagh, Palmella, Talleyrand, auch Friedrich von Gentz und seinen fürstlichen Beschützer selbst. Ein Bildniß des Kaisers Franz durfte nicht fehlen. Das Schlafcabinet entbehrt des heiligen Hausraths nicht, mit dem der Katholicismus seine Andachten feiert. In dem Gesellschaftszimmer sind an den Wänden niedliche Gruppen von Körben zusammengestellt, in welchen man die bunten seidenen Abgänge und wollenen Flocken von weiblichen Handarbeiten zu erblicken glaubt. Von pikantem Interesse ist das Arbeitszimmer des Fürsten. Es ist enger, als der Horizont seines Besitzers. Ein Geist, der zu denken gewohnt ist, bedarf begrenzter Räume. Durch einen Spiegel kann der Fürst im Arbeiten sehen, wer hinterrücks bei ihm eintritt. Es ist ein verkleinernder Hohlspiegel, der die hereinfallenden Gegenstände in etwas verzerrter Schärfe wiedergiebt. Das kleine an ein Badezimmer grenzende Cabinet

ist fast leer. Auf einem Schranke steht die kleine Statue *eines Kriegers. Wenn der Fürst bei den politischen Acten,* die er auf diesem grünen Tisch unterschreibt, den Wahlspruch dieser Statue im Auge behält, dann könnt' es für diesen Raum keinen passenderen Schutzheiligen geben. Es ist Blücher, der Marschall Vorwärts!

Uriel

(erhebt ſich mit krampfhafter, flammender Wuth).

Noch Sühnung? Hört! Und ſie bewegt ſich doch.

Silva

(bei Seite).

Das Wort des Galilei!

Uriel.

Stürzt, ihr Felſen,
Von meiner Bruſt! Du, Zunge, werde frei!
Gefeſſelte Vernunft, erhebe dich
Zu eines Simſons letzter Todesſtärke!
Mit meinem Arm zerdrück' ich Eure Säulen, —
Dem blinden Geigenſpieler fällt es ein,
Er ſelber iſt der Held, der ſeinen Schmerz
Beſingt, um Euch zum luſt'gen Tanz,
Mit ſeinem Leid zur Freude aufzuſpielen.
Zum letzten Male ſchüttle ich mein Haar,
Und ſage: Was ich las (ſpringt auf die Stufe) —
es iſt nicht wahr.

Santos und Alle.

Hinweg, hinweg mit ihm!

Uriel.

O leugnet Ihr
Das Sonnenlicht durch dieſe matten Kerzen?
Sagt Ihr, die Sterne glaubten das, was wir?
Unſterblich dünkt Ihr Euch in Euerm Wahn?

III.

Eine Reise nach Italien.

1843.

1. Würzburg.

Ist das der Main? Derselbe träge, charakterlose, gelbe Strom, an welchem die „Geldsäcke Frankfurts" wohnen? Sind das dieselben Wellen, die ohne Poesie, ohne plätschernbes Murmeln, ohne belebendes Fischgewimmel, ohne den Spiegel grüner Uferränder sich in das große Gedicht des Rheins verlieren? Man erkennt ihn hier nicht wieder, den alten, mürrischen Frankfurter Börsenspeculanten. Er hat eine Jugend, die jenes Alter nicht ahnen läßt. In seinen Anfängen keine Spur von dem hypochondrischen Herrn, der sich in seinen alten Tagen hinsetzt, um Capitalien zu hüten und Staatspapiere zu bewachen. Der Main hat eine Jugend, wie ihr sie Alle hattet, eine muntere, lustig sich schlängelnde Jugend! An seinen Ufern sonnt sich auf Bergterrassen die würzige Würzburger Traube, Burgentrümmer ragen von zackigen Felsvorsprüngen herab auf seine schäumenden Strudel; durch den Spessart kämpft er sich wie ein kühner Ringer mit Lurleyecho und Bingerstrudeln hindurch. Erst hinter Aschaffenburg fängt sein Holland an.

Die Würzburger zürnen nicht, wenn man ihre Stadt unschön gebaut nennt. Ihre gedruckten privilegirten Weg-

weiser sagen selbst: „Würzburg ist nicht schön, aber fromm". Die Frömmigkeit wird wenigstens ausgedrückt durch eine Unzahl von Erinnerungen an die alte geistliche Herrschaft, jene wilden Priesterzeiten sowol, wo, wie in Goethe's Götz, die Bischöfe auf der Altane des Bergschlosses mit ihren singenden Liebetrauts und ihren liebenden Adelheits kredenzten, Schach spielten und in Ovid'schen Witzspielen sich übten, wie an jene mildern Priesterzeiten des vorigen Jahrhunderts, wo sich gerade Würzburg des Glückes erfreute, von einer Reihe kunstliebender und hochgesinnter geistlicher Herren beherrscht zu werden. Diese alte Priesterzeit mit ihren steinernen Reliquien sitzt dem jetzigen Würzburg wie ein weitbauschiges, tausendfaltiges, für eine wohlgemästete Körperfülle berechnetes Chorhemd. Es schlottert der bayerschen Kreishauptstadt am Leibe herum und der Körper von heute müht sich vergebens, die Hülle von gestern auszufüllen. Nun stehen sie da diese unermeßlich weiten Jesuitencollegien, diese langen, öden Convicte, diese Klöster und die prächtigen Hallen eines in seiner Art einzigen, durch Pracht und einen wahrhaft stolzen Grundriß ausgezeichneten Residenzschlosses. Es war eine Welt, die einst in freien, großartigen Pulsschlägen hier lebte, und jetzt stockt der Organismus, aus den Steinen ist die Seele entflohen, und wie sich auch der Staat bemühen möge, mit Schulen, Beamten, Soldaten, neumodischen Religionsstiftungen diese Räume wieder auszufüllen, die alte bischöfliche Hoheit weist diesen erniedrigenden Provinzialgeist der Bureaukratie und der Administrativ-Verwaltung zurück. Hunderterlei entgegengesetzte Verwaltungszwecke hat man oft in ein einziges dieser großartigen alten Gebäude eingepfercht, aber man kann die Ruine nicht wieder beleben, dem Ganzen nicht wieder jenen entflohenen Geist wahrhafter Größe einhauchen.

Mit Wehmuth ruht das Auge auf der Façade des Residenzschlosses. Ein Gebäude von Selbstständigkeit, durchaus nicht so sklavisch den französischen Vorbildern nachgeahmt, wie andere Sitze dieser Art. Italiener, nicht Franzosen, haben hier gebaut, gemeißelt, gemalt. Ein anmuthiger Kunstgarten schmiegt sich an das erhabene Gebäude. Der Mairegen hatte die Blüthenbäume erquickt; in frischer Fülle lachte die üppige

Natur dem durch die Wolken dringenden Sonnenstrahl entgegen. Ein schönes Gesetz, das mir besser gefällt, als die Abbitte vor dem Bilde des Königs, schützt mit den nachdrücklichsten Strafen die Singvögel vor jeder Verfolgung, ihre Nester vor jedem Raub, und so zwitscherte es denn auch lustig in den Zweigen und die kleinen Sänger hüpften in den verschlungenen Wegen vertraulich, keines Ueberfalles gewärtig, sicher gemacht durch ihren rechtlichen Schutz, vor dem Wanderer her, schaarenweise, fast mit den Händen greifbar. Und überall tönte doch nur das Echo der Einsamkeit! Der Nachhall eines Verlassenseins, das mir unwillkürlich den Gedanken weckte: Wie viel hat Deutschland an Kraft vergeudet? Wie viel Leben, wie viel Geschichte auf Nichts verwandt! Was ist übrig geblieben von einer Fülle der kräftigsten Anstrengungen, unermeßlichen Volksleiden, von Regentenreihen, die sich einbildeten, für die Ewigkeit zu schaffen? Was Frankreich und England mit dem Fleiß und dem Mark von Jahrhunderten zusammentrug, das steht doch jetzt da in Kraft und Fülle, ist doch ein Besitz der Nation, ein Wall, eine Mauer im Gebäude des Ganzen. Aber wofür hat sich Deutschlands Geschichte gemüht? Jahrhunderte arbeiteten und die Furcht — ist eine Seufzerallee, ein melancholischer Gartenhain, in dem die Nachtigallen nisten, ein ödes Schloß, das niemand bewohnt, dessen Höfe, Treppen, Gänge gespenstisch widerhallen, dessen kunstvolle Deckengemälde abbröckeln, ein Rest, eine Errungenschaft, einträglich nur noch für einen alten Castellan, der uns für ein Trinkgeld die öden Zimmer aufschließt —! Und das hundertfach in Deutschland!

Noch rührender, aber zugleich lehrreich, ist die Stellung, die eine andere, weltlich-geistliche Reliquie, aber mit noch blühender Kraft, hier zur Gegenwart einnimmt. Die berühmte Stiftung des Bischofs Julius, das weltberühmte Juliusspital, hat sich in segensreicher Wirkung erhalten. Bei einem Werk der Pietät, einem Bau, der Menschenliebe gewidmet, mag uns gleichgültig sein, ob ein Krummstab oder eine Krone, ob Priester oder weltliche Beamte diese Länder regierten. Das hinfällige Alter ist ewig; das Siechthum der Leidenden

und die Krankheiten des Gemüths, die in diesem Hospital eine so berühmte Pflege finden, werden nie aussterben. Es ist ein grauenhafter Gedanke, Millionen an Bauten verschwendet zu sehen, deren Bedeutung auf dem Vergänglichsten begründet ist, auf dem Geschmack. Der Geschmack ist wandelbar, die Liebe aber beständig. Alle eure Prachtgebäude, die ihren Zweck nur in sich selbst haben, wie leicht kann eine spätere Zeit sie als geschmacklos stehen lassen! Aber an dem steinernen Koloß des Juliusspitals geht man ohne jede andre Kritik als die — der Nachsicht gegen den zelotischen Tyrannen Julius vorüber.

Man betritt einen großen, geräumigen Hof, wo man rings die Greise und Matronen im milden Sonnenstrahl sich wärmen sieht. Sie sitzen unter den Arkaden oder streifen an der offenen Küche vorüber, wo der Inhalt ungeheurer Gefäße schon am Feuer brodelt, neugierig prüfen sie, was Bischof Julius vor dreihundert Jahren befohlen hat, ihnen heut zu Nacht vorzusetzen. Das Juliusspital hat ein jährliches reines Einkommen von sechsmahlhunderttausend Gulden, das sich durch den Ertrag eigener Heerden, eigener Weinberge, eigener Wälder, eigener Fischgerechtigkeiten bis über eine Million erhöht. Jene langen Fenstergalerieen sind die Säle der Kranken. Ein eben angekommener, sonderbar verschlossener Wagen brachte einen neuen Irren zu Vielen, die in dem Hospitale schon Aufnahme fanden. In dem hintern Garten wandeln die unschädlichen Gemüthskranken, trübsinnig oder mit kindischen Geberden. Sie legen wol selbst mit Hand an, dem Gärtner seine Arbeiten zu erleichtern. Auf den Bänken sitzen genesene Bauern und Handwerksbursche in weißen Kitteln und athmen den stärkenden Balsam der Frühlingsluft ein. In der Klinik dieses Spitals liegt der Ruhm und die Stärke der Würzburger medicinischen Facultät. Hier werden die merkwürdigsten Krankheitsfälle behandelt. Unheilbare suchen hier ihren letzten Trost. Aber die, die vom Leben scheiden müssen und vorher die Pflege des alten Bischofs erlebten, müssen sich dann freilich gefallen lassen, auf jenen kleinen Tisch gelegt zu werden, wo sie der Professor zerschneidet und gliedweise an die lernbegierigen Stu-

denten zum Präpariren austheilt. Ein diesem appetitlichen Zweck gewidmetes kleines Häuschen steht zur Rechten des Gartens, dicht an einem steinernen Bassin, in welchem für die Botanik oder die Apotheke Sumpfpflanzen gezogen werden. Ein Haufen Knochen moderte an den feuchten Mauern. Hätte man diese trübe, letzte Nothwendigkeit der Armuth und des Elends nicht etwas weiter von den Lagerstätten des vielleicht schon aufgegebenen und doch noch hoffenden Siechthums entfernen können?

Man sagt, daß es sich in Würzburg trotz des Spitals sehr heiter und fröhlich leben lasse. Nach der Musik in den öffentlichen Gärten, nach den lebhaften Debatten über das eben geschlossene Wintertheater, nach dem glänzenden Tanzsaale des auch literarisch vortrefflich ausgestatteten Museums zu urtheilen, muß man es wol glauben. In allem Uebrigen liegt das bayrische Bier mit dem edeln Frankenweine im Streite. Ich schied mit dem Wunsche: Möchte die Kelter nie dem Bottich, der Geist der Rebe hier nie dem Geist des Hopfens erliegen!

2. Italien und die Italiener.

Es schwebt mir ein Buch über Italien vor, wie ich es selbst nicht schreiben kann, das man aber schreiben sollte. Wer war nicht von Goethe bis auf Nikolai in Italien? Ich meine gedruckt, in italienischen Skizzen, in Bildern aus Italien, in Jenseits der Berge u. dergl. Aber wie eigenthümlich auch bei Diesem oder Jenem die Auffassung des schon hundertmal dagewesenen Stoffes sein mag, so sind sich doch alle Reiseberichte darin gleich, daß sie sich mit nur ganz subjectiven Eindrücken beschäftigen. Man läßt das Italien von heute bei Seite liegen und gräbt sich nur das antike aus den alten Mauerresten oder lorgnettirt sich das mittelalterliche Italien aus den tausend Ellen bemalter Leinwand heraus. Dem Italien von heute widmet man Klagen über die Gasthäuser und Flöhe, Klagen über die Grenzvisitationen und die tausend Unbequemlichkeiten, deren nordische Verwöh-

nung im Lande des Südens ausgesetzt ist. Von der Lage des Volkes im Großen aber, von den politischen und commerziellen Zuständen, von den Stadt- und Landbehörden, vom häuslichen und gesellschaftlichen Leben der Italiener erfährt man zur Zeit sehr wenig.

Ich sage, daß ein Werk ohne diese Lücken zu schreiben auch mir nicht möglich ist. Es gehört dazu nicht nur eine Kenntniß der italienischen Sprache, wie ich sie nicht besitze, sondern auch ein langjähriger Aufenthalt, der sich's in den Städten bequem gemacht hat, der die Gasthäuser, die großen Hauptstraßen, die Baudenkmäler, die Statüen und Gemälde der italienischen Reisemode überläßt und keine Mühe scheut, von der Oberfläche in das Innere dieser fremden Zustände einzudringen. Möglich, daß ein solches Studium zum Vortheil der Italiener ausfällt. Die italienischen Gelehrten, die sich durch Zuvorkommenheit auszeichnen, würden Versuche dieser Art nach Kräften unterstützen. Raumer, der in seinen Schriften über Italien eine ehrenvolle Ausnahme vom üblichen italienischen Reisestyl zu nennen ist, kann bezeugen, daß man in diesem Falle eine reiche Ernte wenigstens von statistischen Notizen erhält. Die Palme des Verdienstes, ein solches Werk über Italien, wie es wirklich ist, geschrieben zu haben, ist noch zu erobern, und es scheint in der Natur der Sache zu liegen, daß der, der sie einst bricht, kein Engländer oder Franzose, sondern ein Deutscher sein wird.

Da die italienische Reiseliteratur ihrer Natur nach subjectiv ist, so wimmelt sie auch von Unrichtigkeiten. Selbst von denen, die gründlich scheinen, werden Kirchen, Maler und Bildhauer verwechselt. Ein Wust von Notizen wird auf Treue und Glauben, ohne Prüfung, aus einem Buche in das andere verschleppt. Ja, es scheint, als wenn man erst seit kurzer Zeit anfängt, diesen Ballast der Guides des voyageurs einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Ist man doch nicht einmal über das Aeußerlichste, über Naturschönheiten, im Reinen. Die Borromäischen Inseln im Lago Maggiore, früher das Elborado aller italienischen Reisesehnsucht (wozu auch der gute Jean Paul, der Italien nur aus Kupferstichen kannte, beitrug), selbst diese Inseln müssen sich

jetzt gefallen lassen, in ihrer verkünstelten Cultur von neuern Reisebeschreibern geschmacklos genannt zu werden. Den Preis der Oberflächlichkeit verdienen sich auch hier wieder die in Italien so angebeteten Franzosen. Selbst Schriftstellern, wie Alexander Dumas, die in Italien monatelang wohnten, können Lächerlichkeiten, wie folgende, passiren. Alexander Dumas schreibt in der Revue de Paris, er hätte einmal wieder Italien besuchen wollen, aber schon in dem ersten Grenzstädtchen hätte er eine Barbarei gefunden, die ihm so unausstehlich erschienen wäre, daß er sogleich wieder die Rückreise angetreten hätte. Ueber einem kleinen Laden eines Städtchens im Fürstenthume Monaco hätte er gelesen: chi si vende pani e articoli da moda. „Wie," ruft Dumas entrüstet aus, „will dieses Land immer mehr verwildern! In Italien verkauft man in demselben Laden Brot und Modeartikel! Die Bäcker sind Modisten. Wer weiß, ob hier nicht auch die Modisten nebenbei Bäcker sind!" Alexander Dumas hat hier nur einen Beweis der den Franzosen eigenen Flüchtigkeit gegeben. Die gute Modistin im Fürstenthum Monaco war keine Bäckerin, sondern nur ein schlechter Orthograph; sie hatte in pani ein *n* vergessen, und Alexander Dumas hätte wol selbst errathen können, daß unter seinem „pani" panni. Tücher gemeint waren.

Solche Fehler verbessert man nun sehr bald durch das Wörterbuch. Wo aber ist der Schlüssel, der uns den Charakter der Italiener aufschließt? Wir kommen nach Italien mit dem besten Willen, gegen die Nation gerecht zu sein. Wir wollen sie nicht nach unsern Räuberromanen beurtheilen. Wir überreden uns, es sei unmöglich, daß eine ganze Nation nur aus prellenden Gastwirthen besteht. Und doch begegnet uns wenig, was uns bestimmen könnte, zu diesem Volk ein besonderes Vertrauen zu fassen. Wenn man in einer italienischen Stadt an einem Platze steht, ungewiß, welchen Weg man einschlagen soll, wenn man einen reinlich gekleideten Menschen anredet: „Sagen Sie mir den Weg zur ungarischen Husarenkaserne," wenn er ihn uns beschreibt, dann den Hut abnimmt und sich dafür ein Trinkgeld ausbittet; dann kommen alle unsere guten Vorsätze in Gefahr,

umgestoßen zu werden. Man fühlt plötzlich zwischen sich und diesem Volke eine unübersteigliche Scheidewand. Man vermißt die Höflichkeit und das immer artige Wohlwollen der Franzosen, die oft plumpe, aber zuverlässige Solidität der Engländer, vollends aber die liebere Zutraulichkeit der Deutschen. Man sieht ein Volk, das uns jedes Anschmiegens an Andere, ja an sich selbst untereinander, unfähig scheint. Sie isoliren sich Alle; Jeder geht den eigenen Weg, von dem er glaubt, daß er ihn zum Ziele gewinnreicher Geschäfte führen wird. Nichts Herzliches, Trauliches, das sie untereinander vereinigte; die Vereinzelung ist als Volkscharakter so ausgesprochen, daß sie bei den gebildeteren Klassen die abschreckendste Gestalt des Egoismus annimmt. Der Besuch der Wirthshäuser, der Cafés, des Theaters reicht schon hin, um auf diesen scharfgeprägten Gesichtszügen eine sich überall gleichbleibende Linie wiederzufinden, den kalten Zug der Vereinzelung, der Gleichgültigkeit gegen den Andern, der Sorge, sich nicht durch die Unbehaglichkeit des Nebenmannes selbst behelligt zu fühlen, den Zug einer beim gemeinsten Italiener ausgebildeten selbstständigen Individualität, den Zug, in welchem die subjective Kraft der Selbsterhaltung, aber auch ein ganzes Gefolge liebloser Eigenschaften liegt. Sei es nun von Natur oder durch politische Umstände, der Italiener ist ganz Privatmensch. Sein Sinn für's Allgemeine erstreckt sich nur bis zum Rhetorischen, das heißt, bis zum Ruhme, für den er glüht, für den er sich in Leidenschaft verzehrt. Die häßliche Entartung des Ehrgeizes, die Ruhmsucht, hat eine noch häßlichere Schwester, den Neid. Die Italiener sind untereinander neidisch. Auf innere Vorzüge, wie auf äußere Ehre, auf Reichthum, Glück, Verdienst. Daß ein italienischer Maler ein schönes Bild seines Nebenbuhlers zu vernichten suchen kann, ist gewiß. Daß Künstlerneid die Schuld jenes Brandes war, der das Atelier des berühmten Mailänder Bildhauers Pompeo Marchese verzehrte, soll erwiesen sein.

Heinrich Leo hat in seiner, jenseit der Alpen geachteten und übersetzten italienischen Geschichte den Isolirungstrieb der Italiener als ein Merkmal ihrer Geschichte hervorgehoben. Die Uneinigkeit der Italiener ist nicht jene

lautet meist sehr ungünstig. Sie werden zwar nicht geneigt sein, eine andere Nation der ihrigen vorzuziehen, und doch haben sie ihren Landsleuten tausend Dinge vorzuwerfen. Ich habe gebildete Männer in Italien gesprochen, die vor jedem Einzelnen den Hut abziehen und sie Alle zusammen Canaille nennen. Man sieht, es ist der Privat-Gesichtspunkt, wie ich ihn oben nannte. Mensch gegen Mensch, Familie gegen Familie, Stadt gegen Stadt, nichts Allgemeines und Durchgreifendes. Napoleon war ein Italiener und die Italiener haben nicht wenig Ursache, auf ihn stolz zu sein, aber es ist bekannt, daß Napoleon seine Landsleute verachtete und vor allen andern Nationen gerade sie am wenigsten der Freiheit für würdig hielt.

Die Italiener können sich diese Beurtheilung schon gefallen lassen, wenn man hinzufügt, daß sie, ihrer ursprünglichen Begabung nach, vielleicht durchschnittlich das geistreichste Volk der Erde sind. Auch wissen sie dies selbst und sehen mitleidig auf die Fähigkeiten anderer Nationen herab. Der Italiener verbindet eine lebhafte Einbildungskraft mit einem verschlagenen Combinationstalent. Vermuthungen und Schlüsse zu machen, geht ihm rasch von der Hand. Beim gemeinen Mann findet man die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben nicht, aber wenn das Mädchen, das zu einem der öffentlich sitzenden Schreiber tritt, um sich von ihm einen Brief schreiben zu lassen, diesen Brief selbst dictiren wollte, so würde er gewiß lebhafter und orizineller lauten, als ein von einer deutschen Bürgerstochter zierlich geschriebener, der sich meist in sentimentalen Gemeinplätzen ergeht. Kann ein weibliches Individuum aus dem Volke lesen und schreiben, so ist auch fast der Blaustrumpf da. Sie phantasirt und dichtet. Die Sprache des Volks ist reich an treffenden Sprichwörtern, ja man würde selbst das ursprüngliche Talent des gelehrten Italieners erst dann richtig zu würdigen wissen, wenn man untersuchen wollte, wie sehr er seine oberflächlichen Kenntnisse durch scharfsinnige Vermuthungen, keckes Tasten und Speculiren zu ergänzen verstanden hat.

Nach dem Zeugnisse: hà spirito! geizt Alles. Der Philosoph auf dem Katheder, wie der Dandy des Corso, der

Ihr Eintagsfliegen, ſommernachtgeboren
Und wie ein Nichts im ew'gen Raum verloren!

(Jetzt erſt ſtürzt er von oben nach vorn.)

An Worte feſſelt Ihr den Geiſt, an Worte
Den ew'gen Gott, an dieſe ird'ſche Schöpfung,
Die Euer Auge kaum begreifen kann.
Wir wollen Freiheit von dem alten Joch!
Nur die Vernunft ſei das Symbol des Glaubens,
Und wenn wir zweifeln Wahrheit aufzufinden,
So iſt es beſſer, neue Götter ſuchen,
Als mit den alten, ſtatt zu beten, fluchen.

Santos.

Du glaubſt, Du haſt den Denker Dir befreit?
Nur Deinen Dämon haſt Du losgelaſſen.

Uriel.

Den Dämon! Ja, de Santos, meinen Dämon!
Ich glaub' an Euern Gott, Gott Adonai,
Den Gott, der ſeinen Feind zertritt wie Thon!
Den Gott, dem Feuer aus dem Munde geht,
Den Gott, der Rache übt ins dritte Glied!
Ich bin ein Menſch, wie dieſer Gott des Zorns,
Und will ihm dienen, Euerm Gott der Rache!

(Er ſtürzt fort.)

Silva.

So weit iſt es gekommen! O zerreißen

Staatsmann wie der Mora haspieler in der Weinschenke — Jeder will, daß man von ihm sagt: hà spirito. Geist haben, ist hier schön sein; brutus, was in allen Sprachen dumm heißt, heißt im Italienischen häßlich. Wer klug ist, kann nach dem Glauben des Italieners sich Alles geben, selbst die Schönheit. Man möchte bei einem Volke, das mitten in Schönheitsanschauungen aufwächst, nicht glauben, daß es im Stande sein sollte, die Dummheit für garstiger zu halten, als die Häßlichkeit. Freilich ist auch hier bezeichnend, worin der Italiener seinen Geist findet. Da ihm Bildung fehlt, wahres Talent, das Tüchtige und Edle vom Angemaßten und Eitlen zu unterscheiden, so ist er mit seinem Prädicat: hà spirito! sehr verschwenderisch. Er schenkt es nicht nur dem denkenden Philosophen, sondern auch jeder Narrheit, die im Stande ist, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Bringt diese Aufmerksamkeit Geld ein, so ist ihm jeder Harlekin ein Genie. Wer in Italien von sich reden machen kann, ist der Weise des Tages. Es giebt in Mailand Elegants, deren Geist man deshalb bewundert, weil ihnen eingefallen ist, sich auf ihren Pferden so abgeschmackt nachlässig zu halten, daß auf dem Corso alle Vorübergehende stillestehen. Ein Anderer fährt in einem kleinen Wagen auf dem Corso zehnmal ventre à terre auf und ab. In England, dem Vaterlande der Narrheiten, würde man damit kaum aus der Masse des Modeunsinns hervortreten; in Italien, wo man im Allgemeinen außerordentlich nüchtern, vernünftig und regelrecht sich hält und überall, Sicilien ausgenommen, die geistliche Zucht verräth, hält man solche Geckereien für genial. Ein Knabe ging vor mir her durch mehrere Straßen, schrie wie ein Besessener, schlug mit roher Unart an alle Thüren und geberdete sich in einem Lande, wo zwar Alles laut ist, aber nichts kreischend, nichts vor einer schon genug lärmenden Masse hervortretend, so unsinnig, daß Alles stillestand — und ihn bewunderte! Wenn man in einem italienischen Gasthofe durch einen Nachtunhold, der sich einbildet, eine schöne Stimme zu haben, bis lange nach Mitternacht schlaflos erhalten wird, so ist es nicht Feigheit, daß sich kein Fenster öffnet, um den nächtlichen Schreihals zur Ruhe zu verweisen, sondern die gehorsame

Unterordnung unter Jeden, der die geistreiche Dreistigkeit hat, sich vor uns irgend etwas Verrücktes herauszunehmen.

Vielleicht liegt hierin der Schlüssel, warum man in Italien die deutsche Bescheidenheit Dummheit und die französische Entschiedenheit Genie nennt.

3. Tedeschi. Franzese. Biscontini.

Von den Deutschen ist in Italien nicht viel mehr beliebt, als allenfalls ihr blondes Haar. Man kann es den Italienern kaum verdenken. Jahrhunderte lang haben sie neben der Tyrannei ihrer eigenen kleinen Beherrscher den ungezügelten Kriegerübermuth der Deutschen ertragen müssen. Die römischen Könige kümmerte es wenig, ob sie die Länderstrecken von den Alpen bis zum Tiber mit Feuer und Schwert verwüsteten, wenn sie nur mit der römischen Kaiserkrone wieder heimkehrten. Die Krone der Lombardei, geschmiedet, wie es heißt, aus einem Nagel vom Kreuze Christi, lag eisern genug auf Oberitalien. Gleichsam als wenn man über die nachwuchernde und unverwüstliche Kraft dieses Landes ohne Sorge war, übte man flugs für hier und da erlittene Unbill grausame Rache. Wie oft ist Mailand zerstört worden! Wie oft wurden die reichen Städte der Plünderung von Miethstruppen übergeben, die man nicht bezahlen konnte! Wenn auch die Franzosen in Genua und Pavia blutige Spuren ihrer Rache zurückgelassen haben, so schienen die verheerenden Kreuz- und Querzüge der Deutschen in Italien förmlich von dem Brauch vieler Jahrhunderte geheiligt zu sein.

Italien hat mit Ausnahme des Kirchenstaates in allen seinen Theilen eine Reihe so gewaltsamer Umwälzungen erlebt, es ist so endlos oft der blutigen Gewaltthätigkeit einzelner Dynastieen und einzelner Tyrannen preisgegeben gewesen, daß man fast geneigt sein möchte, beim Italiener eine schon bei ihm ursprünglich geworbene Bestimmung zum Gehorchen anzunehmen. In der That sind die Proben von Selbstständigkeit, die diese Nation zuweilen abgegeben hat, für seinen Freiheitssinn nicht besonders überzeugend ausgefallen.

Ohne Uebereinstimmung keine Kraft und keine Kraft ohne Intelligenz. Italien liegt tief im Nebel einer Priesterherrschaft, welche die ihr so drohend gewesenen Gefahren des aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts glücklich überstanden und wieder vermacht hat, die große Mehrheit des Volkes in einem süßen Taumel, wenn nicht von geistiger Unmündigkeit, doch von Gleichgültigkeit gegen alle höheren Dinge zu erhalten.

Oberitalien steht unter der Botmäßigkeit der Oesterreicher. Man würde unwahr sein, wollte man behaupten, daß diese Regierung schon dauernde Wurzeln auf einem Boden geschlagen hätte, der ihr länger als seit einem Jahrhundert gehört. Man wird es auffallend finden, daß eine Tugend der österreichischen Regierung die Ursache dieser mindergünstigen Stellung ist. Oder glauben die Italiener, daß sie je von Frankreich so milde würden regiert werden, wie sie es vom Hause Habsburg sind? In wenig Ländern mögen so geringe Steuern bezahlt werden, als in der Lombardei. Die blühendsten Gewerbszweige entfalten sich ohne allen äußern Druck, ohne alle finanzielle Plusmacherei. Es ist wahr, Oberitalien ist mit Militair überfüllt, aber mehr zu polizeilichem Zweck für die innere Sicherheit und den Schutz des Landes, als aus Mißtrauen und zur verschärften Obhut politischer Befürchtungen. Die Steueransätze sind äußerst gering. Der bereits fabricirte Seidenstoff zahlt dem Staate nur vier bis fünf Procent seines Werthes. Ein Bürger, der in Mailand sechs oder sieben Gulden jährlich für sein Gewerbe entrichtet, hat in seiner Werkstatt schon eine große Anzahl Gesellen arbeiten. Rechnet man nun dazu, daß die Hauptrichtung aller Thätigkeit dieses gesegneten Oberitaliens die mercantilische ist, erwägt man, daß das österreichische Prohibitivsystem, das sogar die Erzeugnisse der österreichischen Provinzen gegeneinander abschließt, die französische und englische Einfuhr in Schranken hält, so wird man kaum begreifen können, wie man hier dem deutschen Namen so abgeneigt und den Franzosen so zugethan sein kann.

Die Erklärung liegt freilich nahe. Sie liegt im Charakter des Italieners. Die österreichische Regierung, die sich

das Verdienst erworben hat, eine Reihe vortrefflicher Straßen, Brücken, öffentlicher Gebäude dem Lande geschenkt zu haben, hat bei allen ihren Anstrengungen es nicht dahin bringen können, dem Italiener zu imponiren. Imponiren muß man dem Italiener. Das ist das Geheimniß, ihm Achtung abzugewinnen. Furcht und Liebe müssen bei ihm zusammenschmelzen, sonst ist man seinem Witz, seiner Neckerei preisgegeben. Seitdem die Deutschen verrathen haben, daß sie glauben, man müsse Italien milde regieren, haben sie Alles verloren. Dieses Volk will scharf im Zügel gefaßt, scharf angespornt werden. Sein wildes Naturell geht mit einem sanften Reiter durch. Es will keine im Stillen beglückende, sondern eine lärmende Regierung. Es will Pomp, Aufzüge, energische Maßregeln und jeweilige Beispiele von unerbittlicher Strenge. Ob der humane Act, womit Kaiser Ferdinand I. seine Regierung begann, die Begnadigung der politischen Flüchtlinge und Gefangenen, die Früchte getragen hat, die man sich davon versprach? Man hat allen Grund, es zu bezweifeln. Statt einen solchen Act mit Gutmüthigkeit, deutsch gerührt, englisch sentimental, hinzunehmen, hat man ihn mit kalter Malice bespöttelt als einen Beweis haltloser innerer Schwäche. Der Italiener gehört recht eigentlich zu den Menschen, die in jeder Selbstbeherrschung Dummheit sehen. Der Kaufmannssinn dieses Volkes wird ihn nimmermehr glauben machen, daß sich jemand entschließen könnte, seinen eigenen Vortheil freiwillig aufzugeben. Der Narr! der Thor! würden hier die Urtheile über Charaktere lauten, die man jenseit der Alpen Weise und Heilige nennt.

Die Art, wie die Franzosen Italien regiert haben, kann den Italienern noch nicht aus dem Gedächtniß entschwunden sein. Und da sollten sie sich doch eingestehen, daß Frankreichs Art, seine Eroberungen mit Frankreich zu acclimatisiren, die rücksichtsloseste von der Welt ist. Der Franzose spricht Französisch und erwartet, daß der Italiener sich die Mühe giebt, ihn zu verstehen. Der Deutsche lernt Italienisch. Die Oesterreicher stellen nur Italiener an oder solche Deutsche, die Italienisch verstehen. Frankreich zwingt seine heimischen Formen der Fremde auf, spricht Recht nach französischen Ge-

ſetzen, hebt Rekruten aus, treibt raſch die Steuern ein, alles in kurzer dictatoriſcher Weiſe. Wie wenig aber das Alles beiträgt, hier den Franzoſen verhaßt zu machen, ſieht man in täglichen Erſcheinungen. Signore è franchese? fragt die Italienerin, die uns ein Compliment machen will. Erziehung der höheren Klaſſen, die Bildung der feinern Stände, der Unterhaltungsſtoff, alles iſt nach franzöſiſcher Mode zugeſchnitten. Die öſterreichiſche Regierung in ihrem milden Syſtem glaubt das Rechte zu treffen, ſich dieſer Neigung nirgends zu widerſetzen. Die bekannten Napoleonsbilder und Napoleonsſtatüen findet man überall, ja ſelbſt in Seide gewirkt, auf der Mailänder Induſtrieausſtellung, von einem Lorberkranz der preisrichtenden Commiſſion bedeckt. Wenn auch die Zahl der zugelaſſenen franzöſiſchen Zeitungen beſchränkt iſt, ſo ſcheint man doch gegen Bücher duldſamer zu ſein. Die Damenwelt, die jungen Elegants ſind ſo begierig, mit Paris au courant zu bleiben, daß an einem einzigen Tage von einem Buchhändler in Mailand, der Victor Hugo's Burgraves an den Straßenecken angeſchlagen hatte, vierhundert Exemplare verkauft wurden.

Die öſterreichiſche Regierung vermeidet Alles, was an ihren deutſchen Urſprung erinnern könnte. Weder die deutſche Sprache noch deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft finden für ihre Verbreitung in Italien bei ihr Vorſchub. Dieſe Indifferenz mag bei Völkern, die auf ihre Nationalität ſtolz ſind, bei den Polen, Ungarn, Böhmen, am Platze ſein, in Italien iſt ſie es nicht. Träte die öſterreichiſche Regierung den Italienern mit der imponirenden Kraft deutſcher Originalität gegenüber, ſie würde damit weiter kommen. Man würde wenigſtens von ihr ſagen: là spirito! Man würde durch die ſtarke Umarmung ſich ſelbſt erſtarkt fühlen und ſich größer vorkommen, je weniger ihre Herren ſich klein machen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Strenge es nicht allein iſt, wodurch es den Deutſchen möglich werden würde, den Franzoſen in Italien den Rang abzulaufen. Der Hinblick auf Deutſchland müßte freier und großartiger eröffnet werden. Man müßte in den beiden Hauptzeitungen des Landes

über Deutschland mehr vernehmen, als nur die Reisen, Hochzeiten und Entbindungen hoher Herrschaften. Von Frankreich läßt man die Deputirtenverhandlungen zu, von Deutschland liest man nur Berichte über Ordensverleihungen, Eisenbahnvorfälle und ähnliche Erscheinungen, die unser Land für den Italiener mit der Türkei auf eine Stufe stellen. Bemühte sich die österreichische Regierung, mit Deutschland in Italien Ehre einzulegen, so würde sie auch Ruhm und jene innere Kraft erringen, die ihr auf und über die Gemüther fehlt.

Man wird erstaunen, daß ich, um eine wichtige politische Frage zu erörtern, so viel äußerliche und rein formelle Dinge erwähne. Allein ich glaube, daß bei dem Italiener nichts in die Tiefe geht. So träge, als man sie sich gewöhnlich vorstellt, sind die Italiener nicht. Fleißig arbeiten sie im Felde. In Mailand hämmern und klopfen die Handwerker bis tief in die Nacht. Wo ihnen die lachende Aussicht des Gewinnes winkt, werden sie ihre ganze Kraft nicht allein zusammennehmen, sondern überbieten. Aber ist der nächste Zweck erreicht, so sinkt ihnen die Hand in den Schooß. Die Schwierigkeit ist überwunden und das genügt. Eine eigene freie Arbeit, eigenes Forschen und Ringen, selbstgespornte Thätigkeit findet wenig statt. So schöpft man auch die Begeisterung für Frankreich ganz von der Oberfläche. Kaum weiß man, worauf sie beruht. Erblickt man irgendwo jene politisch-philosophische Unruhe, die sich gegenwärtig der Franzosen bis auf die untersten Klassen bemächtigt hat? Man klagt über die verbotenen französischen Blätter, aber wer würde sie hier lesen? Man gehe den ganzen Mailänder Corso auf und ab und beobachte an jedem Kaffeehause diejenigen Leute, die eine Zeitung in der Hand halten; es sind nur Fremde. Alle jene jungen Elegants, mit den schön frisirten Bärten, die canna d'India in der Hand wiegend — wird einer von ihnen, wenn er seine Tasse Levante bestellt hat, nach dem überall aufliegenden Journal des Débats greifen? Nicht Einer. Die, welche lesen, sind Fremde, und sind es Italiener, so lesen sie die Mystères de Paris im Feuilleton des Constitutionel. Ich muß mehr sagen, ich finde den Geist der gemüthlosen Oberflächlichkeit nicht nur in den Kaffeehäusern, sondern auch in

den Kirchen, in den Theatern, ja auf den Kathedern. Ueberall fehlt die kräftige Haltung, Männlichkeit, der Ernst. Die Devise der Journale heißt: de tout un peu! Die gangbarsten Bücher sind solche, die da lehren, wie man in drei Tagen Französisch lernen und in vierundzwanzig Stunden gescheidt werden kann. Gründliche Werke bleiben unberücksichtigt und nur das hat Erfolg, was der flüchtigen Erwerbung einer oberflächlichen Scheinbildung dienen kann. Die Professoren der Universität von Neapel sollen eine Ausnahme machen.

Um gerecht zu sein, muß man zu den Ursachen dieser bei dem begabtesten Volke der Erde so auffallenden Geistesnullität noch das schlechte Beispiel einer geistesträgen und denkfaulen Geistlichkeit rechnen. Auf diesem Gebiete kann man selbst von Oberitalien nur das Unerfreulichste berichten. Welch ein Heer von schwarzen Strümpfen! Und die Ueberzahl der Geistlichkeit scheint die Herrschaften nur um so sicherer zu machen! Joseph II. hob die Klöster auf; noch sind ihrer wenige restaurirt worden, aber fast möchte man glauben, die Klöster hätten das Gute, diesen Schwarm geistödender fauler Menschen vom offenen Markt des Lebens zu entfernen und der Ansteckung vorzubeugen, die von diesen in Weltpriesterkleidung einhergehenden Mönchen unter die große Menge kommt. Da wo die Geistlichkeit auf einer so niedern Stufe steht, wie in der Lombardei, möchte man getrost wünschen, die Klöster wären noch in der alten reichen Zahl vorhanden. Sie sind in diesem Falle wenigstens eine unschädlichere Absperrung des Aberglaubens. Man versichert, daß der Regierung selbst kein Bundesgenosse so lästig sein kann, als diese Geistlichkeit, die immer lärmt, immer intriguirt und für den Fall, daß die nächsten Behörden auf ihre lichtscheuen Ideen nicht eingehen wollen, sich unverweilt nach Wien selbst wendet. Da es auch unter der lombardischen Geistlichkeit nicht an ausgezeichneten Talenten fehlt, die ihre Muße den Wissenschaften widmen, da einige der höchsten Kirchenbehörden, z. B. der Erzbischof von Mailand, ein Tiroler, der Aufklärung geneigter sind als der Finsterniß, so hat sich jetzt ein förmlicher Glaubensbund organisirt, der unter dem Namen der Viscontini mit den historischen Christus-

vereinen in Preußen und ähnlichen pietistischen Propaganden Aehnlichkeit hat. Dieser Bund verfolgt ein planmäßiges Verfahren, um dem katholischen Glauben seine alte Reinheit zu erhalten; er hat sich, unterstützt durch die Reichthümer vieler bigotter Menschen, die sich als seine Werkzeuge brauchen lassen, einen Einfluß angemaßt, der zunächst nur moralisch und in der Dummheit der Massen begründet ist, den aber darum selbst die Regierung zu fürchten hat. Die Viscontini sind gleichsam eine vornehme Muckerparthei der katholischen Kirche Italiens. Die Viscontini krönen und ächten; sie üben eine Vehme, die der Aufgeklärte verachten kann, aber oft bitter empfinden muß. Durch die Viscontini werden Aemter besetzt, Candidaten zurückgewiesen und vorgeschlagen, Ehren und Belohnungen ausgetheilt. Sie haben Schriftsteller im Solde, die ihnen zu Liebe in zwanzig Bänden die Weltgeschichte nach hierarchischen Grundsätzen umschreiben — Cantu. Sie schicken Tractate unter das Volk, kurz sie entwickeln jene emsige Glaubensindustrie, die wir unter andern Bedingungen auch in Deutschland so einflußreich wirken sehen. Als ich zu meinem Erstaunen auf der Mailänder Gewerbeausstellung die kunstvollsten Arbeiten nur anerkennend belobigt, einen Processionsbaldachin aber, eine silberne Monstranz und die Leistungen eines Wachslichterfabrikanten mit Lorberkränzen ausgezeichnet fand, mußte ich annehmen, daß auch die Commission der Preisrichter aus Viscontinis bestanden hat.

4. Einfahrt in Italien.

Durch das wilde Steingeröll des sich erst später zum Weltstrom bildenden Rheins, durch Felsenstraßen, die sich mit bewunderungswürdiger Ausdauer hart an himmelhohen Abgründen hinziehen, durch Thäler, deren Vegetation immer weniger und weniger die Früchte milderer Zonen erzeugt, gelangt man hinter der graubündischen Hauptstadt Chur endlich in die Region, wo man glaubt, daß es Schnee giebt, der so alt wie die Erde ist. Wunderbare Gesteine rechts und links am Wege, sonderbare Ueberreste ungeheurer neptunischer

Umwälzungen der Urzeit und immer zwerghafter werden die Bäume, immer kleiner selbst die traurige Tanne, die unser treuer Begleiter in die Schneegefilde sein wird. Im Dorfe Splügen kann man vom cisalpinischen Leben Abschied nehmen. Es war ein heiterer Maitag und doch fuhr ein eisiger Hauch durch die Luft. Im Kamin des Wirthshauses loderte ein Feuer. Der Blick in die Höhe zeigt, daß wir rings von Wolken umgeben sind. Die Sonne erinnert uns an einen Februartag unserer Heimath, wo die Hoffnung auf Thauwetter durch ein plötzliches Schneegestöber wieder getäuscht wird. All' diese weiß und blau gemischten Wolken werden hieher noch lange nicht den Frühling bringen. Dohlen und Krähen flattern noch ganz in ihrem Element.

Der Postwagen steigt den Splügener Berg hinan. Lebe wohl, was hinter uns liegt! Dieser kleine hellgrüne Schaumstreifen dort unten in dem ungeheuren Kieselbette der Tiefe ist der Rhein, ein Zwillingstheil von ihm, der sich unten bei Reichenau mit dem Hinterrhein verbindet. Ahnt dieser stürzende kleine Bach, was aus ihm die Zukunft kann werden lassen? Abschiednehmend blickt das Auge noch immer hinterwärts auf eine Welt zurück, an deren Stelle jenseits jener Wolkenschleier eine neue Schöpfung aufgehen soll. Werden wir den Frühling drüben wiederfinden? Fast verzagen wir, wenn die Pferde immer schwerer ziehen, die Achse immer tiefer seufzt und uns auch die Krähe nicht mehr folgen will, die hinunterschießt in die grauen steinerfüllten Thäler. Erst liegt der Schnee hie und da zerstreut am Wege, hinter Felsen, zwischen den Zweigen einer Tanne. Man denkt: Das sind Reste von den weißen Ostern, die man hier gefeiert hat; morgen werden sie geschmolzen sein! Bald aber finden sich die verdächtigen weißen Flecken auf der Straße selbst und rechts und links hängen in die Tiefe schon lange weiße Laken hinunter. Bald fesseln den Blick nicht mehr die weißen, sondern nur noch die grauen Punkte, die Steine, die aus der wachsenden Schneemasse hervorgucken — und nun ist Alles Schnee. Aber die Rosse ziehen noch, die großen Güterwagen haben tiefe Spuren im Wege zurückgelassen, die geschmolzen sind, noch geht es eine Stunde muthig hinan. Da stockt der

Zug, der Schnee liegt fußhoch, die Räder versagen den Dienst. Güterwagen, Eilposten stehen schon in Menge an dieser Grenze und werden entweder umkehren müssen oder ausgeladen werden. Für Räderfuhrwerk giebt es keine Straße mehr. Ein kleines Stationshaus beherbergt Arbeiter, die der Post zu Hülfe kommen. Der Inhalt des Eilwagens wird auf einsitzige Schlitten geladen, die Passagiere, je zwei und zwei, müssen hinaus in die Winterluft und, in Mäntel, Pelze, Fußsäcke gehüllt, sich zu demselben Beförderungsmittel bequemen. Eine lange, peinliche Stunde vergeht mit diesen Vorbereitungen. Dann bekommt jeder der kleinen Schlitten ein Pferd, der leere Postwagen bleibt zurück und die kleine Caravane setzt sich in Trab. Erst geht das recht anmuthig fort. Der Schnee ist zu beiden Seiten aufgeschüttet, man fährt lustig und lachend durch diese Wälle hindurch. Bald hören aber auch diese Bequemlichkeiten auf. Der Weg wird uneben, der Schlitten schleudert hin und her, die beiden Passagiere müssen ihre Kenntnisse von der Theorie des Gleichgewichts praktisch bewähren. Es fängt an zu schneien. Der schärfste Ostwind treibt den Schnee in die Augen, die schon, von der glänzenden Weiße aller Umgebungen geblendet, den Dienst versagen. Die Arbeiter am Wege, die den schmalen, kaum sechs Fuß breiten Weg nothdürftig unterhalten, trugen auch deshalb grüne Brillen vor den Augen, was einer Gruppe von Mehreren, die nebeneinander stehen, ein sonderbares Ansehen giebt. Schon fahren wir zwei Stunden, aber noch lange nicht ist die Höhe des Berges erreicht. Zuweilen öffnen sich rechts und links die Wälle und man fährt dicht an den Abgründen hin, die aber trügerisch mit Schnee verhüllt sind. Der Schlitten schleudert hin und her, ein einziger Fehltritt des strauchelnden Pferdes und man läge auf immer verloren in der Tiefe. Plötzlich hält der Zug. Man hört Schellen in der Ferne. Eine Caravane kommt uns entgegen. Das wird Schwierigkeiten geben, aber es giebt noch mehr, es giebt eine Scene aus den Zeiten des Faustrechts. Der Stärkere wirft den Schwächern bei Seite. Der Weg reicht kaum für die Breite eines Schlittens hin; so muß also der zweite beseitigt werden. Man drückt ihn mit Mann und Maus in die

Möcht' ich dies Kleid und Buße thun vor Reue,
Daß ich die Hand geliehn zu ſolchen Freveln!
An den entweihten Tempeln ſind die Hüter,
Am Fall des Glaubens nur die Prieſter Schuld!

Santos
(zu den Rabbinen).

Was zu beſchließen, wird Akiba ſagen.
Wir ſehn uns morgen auf Jochai's Hochzeit.

(Ab nach rechts. Die Andern wenden ſich links ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Schneewand hinein. Wir waren die Schwächeren und mußten in unſerer Schneeniſche die Herabkommenden an uns vorüberpoltern laſſen. Sonderbare Phyſiognomieen, die wir in unſerer traurigen Lage wenigſtens belachen konnten. Die Meiſten ſchienen Touriſten zu ſein, die in Italien überwintert hatten und zur Saiſon nach London, in deutſche Bäder, zur Rheinreiſe zurückeilten. Ergötzlich waren auch hier, wie immer, die Berliner Landsleute. Ein zweiter Nicolai, fröſtelnd in leichter Kleidung, warf uns einen tragikomiſchen Blick zu. Ohne zu wiſſen, ob wir Deutſche ſeien, rief er uns händeringend mit berliniſchem Accent zu: „Ja, ſagen Sie, iſt ſo 'was nur menſchenmöglich?“ und dabei ſträubte ſich ſein Haar, ſein Unglück paarte ſich mit Zorn, er hätte die Verwaltung dieſer Straße beim Berliner Kammergericht verklagen mögen. Nie habe ich einen Blick von ſolcher Beredtſamkeit geſehen; es lag Alles darin, eine Beſchwerdeſchrift über Italien in zwei Bänden, ein Feldzug gegen alle Flöhe, alle Gaſtwirthe, alle Straßen dieſes ungemüthlichen, liebloſen Italien und nun noch dieſe Schrecken der Rückreiſe, wo man in jedem Augenblick ein dem Staate und ſeiner Familie ſchuldiges Leben riskirt, wo man ſpurlos im Schnee abhanden kommen und vielleicht erſt nach Jahren durch leichenwitternde, ſchnuppernde Hunde entdeckt werden kann. Endlich war der lange Zug vorüber. Wir wurden aus unſerer Niſche wieder hervorgezogen, vom Schnee geſäubert, und ſtiegen rüſtig empor. Nach einer Stunde erklärte uns der Führer der Schneecaravane, daß wir bald auf der Höhe ſein würden. Sechstauſend Fuß über der Oberfläche des menſchlichen Daſeins! Zwar kaum die Hälfte von der Höhe des Montblanc, aber doch troſtreich genug.

Nun ging es bergab. In weiter Ferne leuchtete über den noch immer unabſehbaren Schneemaſſen und durch das Schneegeſtöber hindurch am Himmel ein einziger blauer Streifen. Das iſt Italien! jauchzte es in der Bruſt. Und nun hielt ſich der Blick ganz an den blauen Streifen und wollte nicht mehr ablaſſen von ihm und bemerkte dabei nicht, daß gerade erſt jetzt die Fahrt beſonders gefährlich wurde. Denn nun ging es jählings in die Tiefe, das arme Roß taumelte hin und

her, knickte mit Vorder- und Hinterbeinen ein und erregte durch seine grotesken Tänzersprünge unser Mitleiden mit dem so geängstigten Thier. Die Passagiere mußten jeden künstlichen Balancirversuch aufgeben und sich dem hinten sitzenden Kutscher überlassen, der den Schlitten wie eine Tretorgel behandelte, denn wenn dieser umstürzen wollte, warf er ihn mit den Füßen im Fluge auf die andere Seite. Aber es ging rasch. Der blaue Streifen wurde immer größer, die weiße Schneefläche neigte sich immer sanfter abwärts. Günstige Vögel flatterten mit heiserem Gekreisch über den Weg und nicht lange, so erhob sich aus dem Schnee die österreichische Douane. Das war ein Lärm, ein Fluchen, ein Toben in diesem Caravanserai von Fuhrleuten und betrunkenen Zollwächtern! Dabei stand man mitten im Wasser, denn von dem vielen Verkehr schmolz der Schnee. Jetzt Päßevorzeigen, Kofferöffnungen, die ersten Wirkungen der „Zwanziger", der erste Versuch, sich italienisch auszudrücken. Wo das Wörterbuch nicht ausreicht, nimmt man die Börse zu Hülfe. Endlich auch hier Erlösung; nun noch eine gute halbe Stunde Schnee, dann ein mitten auf der Haide stehender leerer Postwagen, der uns und unser Gepäck wieder aufnimmt und uns nach einer sechsstündigen, mühevollen und doch unvergeßlichen Alpenüberfahrt in raschem Fluge in das erste italienische Gebirgsthal hinunterführt.

Es war Abend geworden. Um das graue Gestein wob sanfte Dämmerung. In der Ferne glühte noch eine Schneekette vom Abendroth der Sonne, die hier unten geschienen hatte, während es oben schneite. Donnernd rasselte der Wagen durch jene wunderbaren Galericen, die hier die Kunst des Wegbaues mitten durch granitne Felsen gesprengt hat. Diese italienische Auffahrt des Splügen ist in ihren felsigen Schneckenwindungen von der schwindelnden Höhe der kahlen Alpen herab bis in die Tiefe des steinigen Giacomothales eine der wunderbarsten Straßen Oberitaliens, bequem und malerisch zugleich. Eine Cascade, die in tanzenden Sprüngen, von Abhang zu Abhang in die Tiefe stürzt, scheint mit ihr um die Wette zu laufen. Es ist Nacht. In den kleinen Dörfern hört man noch das Gewälsch der am Wege versam-

melten Talbewohner, das Bettelgeschrei der Kinder, die sich um einen Sou untereinander die Haare ausraufen und, wenn man nicht den zweiten spenden will, uns noch zuletzt auslachen. Es ist neun Uhr und der Wagen rollt in die erste italienische Stadt, in das altberühmte Chiavenna ein, das sich schon seinem Namen nach (Chiavenna, Schlüsselchen) als die Eingangspforte zu Italien ankündigt. Wir erkundigten uns nach dem Namen des Flusses, der das Giacomothal durchschnitt. Es ist die Lira. Eine schöne Vorbedeutung für das Land der Musik, der erste Strom, den wir in Italien sehen, heißt die Lyra! So flüsterte eine empfindsame Engländerin. Ein praktischer Deutscher bemerkte aber: „Miß, unter der Lira kann man auch die Lira austriaca verstehen, den Zwanziger!" Er hatte Recht. Der Zwanziger ist mehr als die Leier das Symbol Italiens.

5. Die Seen Oberitaliens.

Von den drei großen italienischen Seen machte ich die Bekanntschaft des Garda-Sees vor zehn Jahren. Er wird sich seitdem nicht verändert haben. Wie ein jeder dieser Seen seine eigenthümlichen Reize hat, so ist auch der Garda-See, wenn auch im Ganzen einfacher und bescheidener als die beiden andern, doch reich an lieblichen Schönheiten. Mit Wonne und Wehmuth gedenke ich jener Fahrt mit damals befreundeten Menschen über den glatten Spiegel dieses freundlichen Wassers, dessen Ufer sich von der schroffsten Alpennatur herab bis zu den sanften Umrissen der Lombardischen Ebene abdachen. Von Roveredo herüberkommend, springt uns auf der Spitze des kalten und rauhen Monte Baldo wie urplötzlich der ausgebreitete Spiegel des Garda-Sees entgegen. Mächtig schlägt die Welle an den Molo des kleinen Hafenortes Torbole an; ein leichter Nachen führt uns von den steinigen Ufern rechts und links bald hinunter zu freundlicheren Erscheinungen. Dort zur Seite das Städtchen Riva; der tobende Wildbach Torrente Albola und ein anderer, der Varrone, werfen sich ermüdet vom Zickzack ihrer Gebirgs-

wanderungen durch feuchte, moosbewachsene Felsenspalten in den See hinunter. Wir sahen den Penalfall. Es steht Alles noch vor mir: die kleinen Häuser, dicht an der schäumenden Cascade angenistet, die schmanken Bretter, über die der Fuß schaumbespritzt, doch sicher hinüberschreitet, die beladenen Esel, die zuversichtlich um den donnernden Fall herum in die Höhe klimmen, das Klappern von Mühlrädern, die der Wildbach, ehe sich derselbe im See ruhen kann, noch bewässern muß, und die feuchten Kleider, die man, weiter segelnd, auf dem schaukelnden Kahn an der brennenden Sonne trocknet. Zur Rechten die großen Citronenpflanzungen eines Grafen, dessen Namen wir wol an irgend einem Palaste Veronas suchen müssen. Die ersten vom Baum gepflückten Citronen, aus Enthusiasmus noch mit Zwanzigern aufgewogen, wurden sorgfältig aufbewahrt bis Venedig, wo sie in die selbstbereitete Limonade ausgedrückt wurden. Es kam die Nacht. An einem Flecken zur Linken, Malcesine, landeten die Schiffer und ein Nachtquartier wurde bis zur zweiten Morgenstunde, wo die Schiffer mit dem frischen Winde zur weitern Fahrt ihre Segel füllen wollten, bezogen. In diesem Orte oder in der Nähe hatte einst Goethe jenes Abenteuer, das er in seiner italienischen Reise beschreibt. Wol sahen wir aus der Nacht jene Mauerüberreste eines alten Schlosses hervordämmern, die damals Goethe, ihrer malerischen Lage wegen, zeichnen wollte. Das Volk versammelte sich um ihn und rief den Podesta herbei, der ihn verhaften wollte, weil er eine Festung der Republik Venedig abzuzeichnen gewagt hätte. Es entstand eine parlamentarische Verhandlung zwischen dem Dichter und der Stadt. Hier rettete ihn kein Faust, kein Mephisto, kein Geheimerath, keine Berufung auf das in Malcesine völlig unbekannte Herzogthum Weimar, sondern das Zufälligste, das von Goethe nicht immer hochgehaltene Frankfurt, seine Vaterstadt. Um der Republik Venedig zu schmeicheln, hatte er sich endlich nach vielen vergeblichen Vorstellungen entschließen müssen, sich für einen Republikaner auszugeben und dies rettete ihn, nicht etwa der Republik wegen, sondern weil plötzlich aus der unruhigen Menge ein Mann hervortrat, der in Frankfurt bei dem Kauf-

mann Volongaro in Dienſten geſtanden. Nun war die Verſtändigung leicht und Goethe ſchiffte weiter, wie damals auch wir, ſeine dankbaren Schüler. Am Vorgebirge Virgilio vorüber, landeten wir in Bardolino, mitten in der üppigſten Fülle des italieniſchen Herbſtes, unter Weinguirlanden, Feigen und Oliven.

Jetzt nach zehn Jahren ſah ich den zweiten dieſer weltberühmten Seen, den Lago di Como. Dieſer verhält ſich zum Garda-See, wie ein Oelbild zum Aquarell, ein farbenglühender Tizian zu einem Wandgemälde Paul Veroneſe's. Was dort zerſtreut, wimmelt hier in dichten Gruppen; dort Felſen, hier höhere; dort Gärten voll ſüdlicher Schönheit, hier Wälder. Dem Comer-See geben auch die Italiener vor allen dreien den Vorzug; hat er doch den Schnee der Alpen in der Höhe und eine ſüditalieniſche Vegetation am Fuß ſeiner Ufer. Die Woge iſt bald ſtürmiſch, bald mildbewegt. Das Klima, durch alle Schichten der Luftveränderung hindurch, mit ſanfter, niemals ſchädlicher Abwechslung. Von Colico bis hinunter nach Como wechſelt der Anbau der Ufer zwiſchen den Staffagen eines einfachen Fiſcherlebens und den eleganteſten Mailänder Villeggiaturen. Hierher flüchtet die vornehme und reiche Welt von Milano, wenn die Trottoirs daheim zu brennend werden. Unzählbar iſt die Menge der lieblichſten Landhäuſer, die rechts und links am Ufer, bald auf grünen, wieſenartigen Landzungen, bald auf ſchroffen und mit Oelbäumen und Cypreſſen düſterbepflanzten Felsvorſprüngen gebaut ſind. Hier iſt der Ort, wo die Kaufleute von Mailand zwei Monate im Jahre liebenswürdig werden. Hier nehmen ſie die Fremden auf, denen ſie zehn Monate in Mailand ihre Paläſte verſchließen. Hier werden ſie Mäcene, kaufen Statüen, Bilder, Bücher und Koſtbarkeiten des Luxus. Hier waſchen ſie in reinen Bergquellen, die von den Felswänden ſtürzen, ihre vom Zahlbrett eingegrauten Hände. Hier lauſchen ſie den melodiſchen Klängen, die von einer roſendurchflochtenen Altane herniedertönen, und erſtaunen, daß dieſe Harfe, dies Piano von den Fingern ihrer eigenen Töchter, deren Talent ſie bisher nicht kannten, berührt wird. Unter dieſe Mailänder Zwanziger-Crösuſſe miſchen ſich ruſſiſche

Fürſtinnen, die endlich hier von ihrer Reiſewuth ausruhen, falls der Kaiſer ſo gnädig iſt, ihre Päſſe zu verlängern; berühmte Virtuoſen, die ſich in Europa Geld genug zuſammengeſtrichen und gehämmert haben, um hier auf einem Fleck der Erde zu vergeſſen, daß man ſie ſelbſt nur zu bald vergeſſen wird; müde Seelen, die viel gepilgert ſind und keinen Ort der Welt ſo tröſtend fanden, als dieſen See mit ſeinen Cypreſſenufern und Nachtigallenhainen. Die Paſta hat hier eine Villa, die Taglioni eine, und ich bin überzeugt, alle Dichter und gefühlvollen Philoſophen der Welt würden hier eine haben, wenn ſie ſolche Kleinigkeiten bezahlen könnten.

Nach der winterlichen Alpenüberfahrt, welch ein Erwachen in Chiavenna! Ich will die Unbequemlichkeiten eines Gaſthofes, der ſich als deutſch ankündigte und ſchlechter als ein italieniſcher war, nicht ſehen, will nichts hören von den Klagen eines gichtkranken Engländers, der, begleitet von Söhnen, Enkeln und Enkelinnen, hinter einem großen Glaſe Porterbier über die ihm noch bevorſtehenden Schrecken der Splügner Fahrt die Hände rang. Ich will meine Augen nur weiden an dieſem Grün, das da vor mir über die kalkige Mauer eines Gartens herüberragt. Der Frühling iſt wiedergefunden und um wie viel reicher, wie viel ſchöner, als wir von ihm drüben Abſchied genommen! Jene langen, grünen Bogengänge ſind Weinlaubdächer; die ſpitzen Zacken der Aloe ſcheinen dieſe Feſtons zu tragen; die edelſten Obſtbäume gemiſcht mit Oliven, die der unkundige Blick nicht mehr mit Weidenbäumen verwechſeln wird. Und jene kahlen Bäume ſind nicht ſolche, die erſt keimen ſollen, ſondern die ihre Pflicht ſchon gethan haben: Maulbeerbäume, deren Blätter für den Seidenwurm gepflückt ſind. In der Ecke eines Gartens, hinter Aprikoſen- und Pfirſichſpalieren, verſteckt ſich der erſte Feigenbaum.

Doch dieſe lieblichen Umgebungen Chiavennas ſind noch erſt ein frühreifes Wagniß der Natur; der Weg zur nördlichen Spitze des Comer-Sees führt noch durch ein unfruchtbares, ſumpfiges Thal, deſſen felſige Seitenwände öde und düſter auf uns herabblicken. Scharf faßt uns noch der Wind, der aus den Uferkrümmungen des Sees bläſt. Der Weg

führt durch eine öde, seichte Fläche, die vom See abgelagert zu sein scheint. Ziegen und magere Kühe holen sich mühsam das kümmerliche Gras, das hier zwischen Millionen kleiner Kieselsteine wächst. Erst in Colico gewinnen wir Vertrauen zur Gegend und bald wird dies Vertrauen königlich belohnt. Dicht am Ufer des Sees führt eine kunstvoll gebaute Straße durch kleine Stationen, deren wohllautender Name im Einklang mit der immer üppiger werdenden Vegetation steht. Nun verschieben sich die grünen Ufer schon auf malerische Art. Durch Felsengalerieen, in welche herabtröpfelnde Bergquellen sich den Weg zu bahnen wußten, rasselt man schnell hinab nach Bellano und Varenna. Zur Rechten winkt Menaggio und jetzt theilt sich der See in zwei Arme, von denen der eine nach Lecco, der andere nach Como fließt. Hier ist der rechte Mittelpunkt der pittoresken Schönheiten des Sees. Links donnert der Fiume di latte und spritzt seinen weißen Gischt oft in so viel Milliarden Tropfen aus, daß die darauf fallende Sonne ihn mit einem fernhin sichtbaren Regenbogen umzieht. Von Varenna führt uns ein Boot nach dem Vorgebirge, wo sich die beiden Arme des Sees trennen, nach der Punta di Belaggio, einem Felsen, der auf der nördlichen Seite mit rauhen Tannen, auf der südlichen mit der schönsten Blumenpracht und allen Früchten Italiens bewachsen ist. Hier schon sieht man jene Rosenbüsche, die, in vielfachen Verschlingungen mit dem Epheu wetteifernd, in dunkle Myrtenbäume hinaufranken. Die Pförtnerin der Villa Serbelloni geleitet uns auf die höchste, kunstvoll ausgearbeitete Spitze und dann hernieder in die duftenden Bergabhänge, in diese zwar künstlich angelegten, doch dem gesegneten Erdstrich nun schon zur Natur gewordenen Gärten. Dort die Villa Melzi, wo uns die geschmacklose Marmorgruppe eines von seiner Beatrice zu den Sternen geleiteten Dante, der aber das armselige Ansehen eines Schneiders hat, nichts von unserm frohen Humor nehmen soll. Winkt uns doch drüben die Villa Sommariva, diese Centifolie der Kunst. Hinüber! Vorbei an der Cadenabbia, an die vornehme Schwelle dieses fürstlichen Palastes! Welch ein Eingang! Welch ein Gruß der Nachtigallen, die in einer Ueberfülle südlicher Naturschön-

heiten hier mehr zu beklagen scheinen, als nur ihr eigenes Leid, wenn anders die Nachtigall, was ich bestreite, wirklich wehklagt. Diese Villa Sommariva, Erblassenschaft eines Mannes, der seinem Schönheitssinne sein Vermögen opferte, soll demnächst an den Meistbietenden versteigert werden. Herzog von Nassau, Kurfürst von Hessen, hier ist etwas für eure Sucht, Häuser- und Gütercomplexe zu kaufen! Hier ist ein fürstliches Asyl entsagender Zurückgezogenheit, hier kann man Memoiren nicht über ein einfaches Dichter- und Künstlerleben, sondern über Staatsumwälzungen und Regentenlaufbahnen schreiben! Ein großartiger, in einfach edlem Styl erbauter Palast enthält in seinen Corridoren und Sälen Sculpturen und Bilder älterer und neuerer Meister. Und nicht etwa Modelle nur und arme Gypsabgüsse, womit wir übrigen Sterblichen uns befriedigen müssen, sondern die echten eigenhändigen Schöpfungen Thorwaldsen's und Canova's. Von jenem den Alexanderzug, den Napoleon bestellte und Graf Sommariva nach der Katastrophe von Waterloo für sich einlöste. Von diesem Amor und Psyche in einer Umarmung, die ganz das Werk jenes zarten, heftigen, anhauchenden Meißels ist, den nach Canova noch kein Bildhauer wieder geführt hat. Von den Gemälden würde eine gewählte Kritik viel ausrangiren; sie gehören größtentheils jener römisch französischen Schule an, die im Genre Appiani's Sinnlichkeit unter dem Deckmantel griechischer Schönheit verbirgt. Dazwischen frostige Nachwehen des republikanischen Römergeschmacks, den Napoleon adoptirte und der in seinen prätentiösen Zeichnungen und kalten Farben zu den häßlichsten aller artistischen Rococos gehört. An der lüsternen Ausbeute einer gewissen Sphäre der griechischen Mythologie, besonders des Kapitels von den mehren Verwandlungen Jupiter's, kann man die Bildung errathen, die der Sammler dieser Schätze vom Geschmack des vorigen Jahrhunderts erbte. Es sind die Götter Griechenlands, die auf der Villa Sommariva herrschen, und wenn man die üppige Blumenfülle ihrer Umgebung durchwandelt, wird man sich wol vorstellen können, wie in diesen berauschenden Blüthengängen, unter Geranien, Kaiserkronen, Azaleen, Rosen, Heliotropen, Lilien

und Orangenblüthen, die Satyrn und Nymphen in Balltoilette einst verstanden haben, ihnen zu opfern.

Ein längerer Aufenthalt in dieser Gegend müßte reizend sein. Ein Obdach in den Gasthäusern wäre bald gefunden, doch müßte man nicht an einem Punkte, sondern überall wohnen. Man müßte den See für ein festes Land nehmen und sich mit der Gondel das Gebiet seiner Existenz vergrößern. Am frühen Morgen durchwandelte man die schattigen Gänge der Sommariva; bei guter Zeit kommt das Dampfboot von Como und bringt Gesellschaft, Briefe, Zeitungen. Mit der Hitze flüchtete man sich an das Ufer, das nach Menaggio führt; hier läßt die Krümmung des Sees immer einen kühlen Luftzug wehen. Das Ufer dieser Bucht ist nicht so reich bepflanzt, aber doch kann man an einem gewaltigen, noch hoch in den Wolken mit Schnee bedeckten Felsen stehen, an dessen Fuß aus einer Spalte mit seinen großen, dunkeln Blättern und Ranken ein Feigenbaum wächst. Die Zierde des Mittagstisches bilden die im See gefangenen Fische; Musik lockt uns auf den Balcon, ein Boot kommt mit Sang und Klang von Bellaggio. Aus allen Ecken läuten grellgestimmte Kirchenglocken. Immer gleich schallt das Rauschen des fernen Fiume, ein Pistolenschuß hallt im Echo der Berge donnergleich wider. Die sinkende Sonne röthet den Alpen zu die weißen Schneekuppen der Berge und endlich legt sich die Nacht mit ihren funkelnden Sternen über Ufer und See. Nichts hört man, als die Nachtigallen des seligen Grafen Sommariva und das eigenthümliche Seufzen der am Ufer liegenden und von den Wellen geschaukelten Gondeln.

Oder auch es hüllt sich Alles in Regen und Nebel. Man besteigt das Dampfschiff und entflieht betrübt, links und rechts an vielen Villen vorüber, nach Como, das eine herzlich langweilige und dringend zur Abreise auffordernde Stadt ist.

Der dritte See, der Lago Maggiore, hochberühmt, vielgepriesen, vielersehnt. Isola Bella und Isola Madre sind Namen, die wie Musik an unser Ohr klingen, die auf deutsche Jünglinge und Mädchen einen paradiesischen Zauber ausüben. Leider entzog mir für diesmal Regen und Nebel die Bekanntschaft dieses Sees. Um ihn zu besuchen, ging ich von Como

über Vareſe nach Seſto Calende. Der Vareſer See bietet einen Sommeraufenthalt für diejenigen Mailänder, die mit ihrer Villeggiatur noch Agriculturzwecke verbinden. Man hat neben dem See hier eine Ebene, in der man die Ernte beobachten und im October einen Haſen ſchießen kann. Seſto Calende liegt am ſüdlichſten Zipfel des Lago Maggiore, aber dieſer bietet ſich hier ſo unvortheilhaft dar, daß man ſich an einen mecklenburgiſchen oder pommerſchen Landſee verſetzt glaubt. An einer ſchmutzigen Lache fröſteln einige kahle Maulbeerbäume, nüchtern und träge ſpiegelt der See das Bild des grauen Himmels wider und im Schilfe beginnen die Fröſche ſo wohlbekannte vaterländiſche Concerte, daß man unwillkürlich an Schmidt von Werneuchen denkt und Goethe's Muſen und Grazien in der Mark aus der Taſche ziehen möchte. Ich nahm die Poſt und fuhr nach Mailand.

6. Mailand.

Die Hauptſtadt der Lombardei kann man das italieniſche Brüſſel nennen. Statt des Vlämiſchen liegt das Italieniſche zum Grunde. Die Tünche, die äußere Politur und die Tendenz der Stadt iſt Paris. Brüſſel iſt jedoch origineller. Der vlämiſche Grundſtoff iſt mannhafter, kerniger, als hier der italieniſche. Dann iſt Brüſſel auch von der geiſtigen Cultur der Pariſer beleckt, von der franzöſiſchen Literatur, den Journalen, dem Partheigeiſt, der Politik. Nach Mailand ſcheint bei allem Gallicismus aus Paris nichts gekommen zu ſein, als das Modejournal. In Allem, was Zimmerverzierung. Form der Kleider, der Bärte, Friſur, Lehnſtühle, Sophas, Wagen, des äußern Anſtandes oder jener anſtandsloſen Rohheit, die oft die Tournure der jungen Männerwelt unſerer Zeit iſt, betrifft, hängt Mailand von Paris ab, und, was das Troſtloſeſte iſt, nichts iſt erreicht. Die im Pariſer Sinn gedachten Kaffeehäuſer ſind eng, ſchmutzig, ohne anſtändige und zuvorkommende Bedienung, ohne Journale, oder wenigſtens Menſchen, die ſie leſen. Seine Taſſe Kaffee bekommt man eine halbe Stunde ſpäter, nachdem man ſie beſtellt hat.

Fünfter Aufzug.

Im Garten der Villa Manasse's. Dieselbe Decoration, wie im zweiten Act. Nur dürfen, um die Handlung nicht zu stören, diesmal die Wasser im Hintergrunde nicht springen. Links vom Schauspieler ein Stein zum Sitzen.
Die Hochzeit wird oben auf der Estrade links vom Zuschauer angenommen.

Erster Auftritt.

Paare von Herren und Damen gehen von links (vorn) nach hinten auf die Estrade. Dann treten Diener auf, welche auf silbernen Schaalen goldne Weinkannen über die Bühne tragen. Zuletzt treten von rechts Jochai (reich als Bräutigam gekleidet), Silva und Herren auf.

Jochai.

Wohlan, Ihr Herr'n! Heut' soll die Freude herrschen!
Sie steht am Thor und wartet ungeduldig,
Bis sich die träge Sonn' ins Meer versenkt.

Mag man die Kleider nach französischem Zuschnitt tragen, man sieht sie nicht; das elegante Mailand existirt nicht zu Fuß, es existirt nur per Achse. Man hat eine Art von Boulevards, ohne eine elegante Bevölkerung derselben. Mailand ist in dem Grade eine Stadt der Carrossen, daß sie dem einfachen Fußgänger nur die tödtlichste Langeweile bietet. Es giebt schöne Frauen, aber nur hinter dem Kutschenschlag. Das Mailand, das wir armen Fußgänger genießen müssen, ist ein enges, stinkendes, schmutziges Winkelwerk, in dem sich auch nicht ein einziger großer freier Platz findet, wo man sich vom Gestank der Käse und der in der Sonne schwitzenden Speckseiten erholen könnte. Und nicht einmal Arkaden hat diese italienische Stadt. Ihre Arkaden in der Sonnenhitze sind die Vorhänge der Läden, die einen zwei Fuß breiten schattigen Weg bilden, auf dem man in Gefahr kommt, erdrückt zu werden. Und so lassen sich die Nachtheile der Vergleichung mit Brüssel und Paris bis auf die größern und kleinern Punkte ausführen.

Mailand ist aber eine große Stadt. Sie gehört zu denen, die sich europäisch nennen dürfen. Deshalb legt man einen strengen Maßstab an und fühlt es, daß man hier Dinge vermißt, die man billigerweise finden sollte. Ein Volksleben existirt nicht. Die Noja, die Langeweile, liegt erdrückend über diesem Gewimmel der großen und kleinen Häuser, Straßen und Winkelplätze. Statt der Mandoline Abends der Leierkasten. Um zehn Uhr ist Alles todtenstill und man muß es pure Anmaßung nennen, daß die Theater ihre Vorstellungen von neun bis zwölf geben. Wenn man um zwölf aus der Scala nach Hause kommt, flackert noch hie und da ein Lichtchen in einem Kaffeehause, aber die Straßen sind so öde, daß man nur den Fußtritt der Schildwachen, den Anruf der Patrouillen hört. Mailand ist labyrinthisch gebaut. Der geübteste Ortssinn hat Mühe, sich zurecht zu finden. Das wäre gut bei einer Stadt, die sich von Jahrhundert zu Jahrhundert allmälig entwickelt hat. Das jetzige Mailand ist aber keineswegs von so altem Datum, und man behauptet, dieses Zickzack der Straßen sollte

der Stadt eine Festung ersetzen. Mit Kanonen läßt sich hier nicht operiren oder man müßte Kartätschenschüsse erfinden, die ihr Ziel erreichen, nachdem sie von drei oder vier Mauern abgeprallt sind.

Wer dieser Stadt einen längern Aufenthalt widmet, findet sich allerdings mit der Zeit zurecht. Es zieht sich um die ganze Stadt eine theils bereits recht schattige, theils neu angelegte Allee. Schöne, zuweilen kunstreiche Thore führen mit langen Corsis in die Mitte des Ganzen. Der Waffenplatz mit seiner im einfach edeln Styl gebauten Friedenspforte giebt der Stadt eine vielleicht zu künstliche Ausdehnung. Durch diese Friedenspforte fährt man von Sesto Calende ein. Es ist ein großes Portal mit zwei kleinen Seitenthoren. Das österreichische Kaiserhaus hat hier seine Friedenspolitik versinnlichen wollen. Einige Reiter werfen solche Kränze, wie sich deren an dem Portal des Metternich'schen Schlosses auf dem Johannisberge finden, über das beglückte Italien aus. Ein Reisegefährte verlangte, daß die Pferde anspringen sollten. Als wenn man den Frieden im Galopp bringen könnte! Das Monument in seiner Idee und Ausführung ist trefflich, ob aber politisch? Ob die Italiener es so gemüthlich beurtheilen, wie wir? Ob es nicht rathsamer gewesen wäre, gegen den prahlerischen Arc de l'Etoile in den Pariser Champs Elysées einen Pendant aufzurichten, der die Namen jener Schlachten aufgezählt hätte, in denen Frankreich von Aspern an bis Waterloo erlegen ist? Mich ergriffen immer wehmüthige Gedanken, wenn ich von diesem blendenden Monument des Friedens durch die dunkeln, einfachen Alleen des Waffenplatzes nach Sonnenuntergang lustwandelte. Drüben jenes Castell ließen die Viscontis errichten, um die widerspenstige Stadt zu zügeln. Zweimal zerstörten es die Mailänder. Jetzt ist von dem alten Gemäuer noch so viel übrig, daß es für österreichische Soldaten eine Kaserne werden konnte. Ich sage österreichische, warum nicht deutsche? Gehört das Alles *uns*? Dürfen *wir* auf diesen Besitz stolz sein? Müssen *wir* befürchten, ihn wieder zu verlieren?

Den Mittelpunkt der Stadt bildet der Dom. Erhabene

Schauer durchrieseln Jeden, der ihn zum ersten Mal erblickt. In seiner blendenden Marmorweiße, mit seinen zahllosen Kuppeln, Pfeilern, Bildwerken ragt dieser wunderbare Bau über den Dunstkreis menschlicher Leidenschaften empor. In seinem milchweißen Gestein scheint der Gottestempel von ewigem Mondschein umflossen. Am Abend, am Morgen, bei Sonnenschein, bei Sturm und Regen, immer der gleiche, jungfräuliche Vollmondsschimmer, der den Dom von Allem abscheidet, was ihn umgiebt. Ein Deutscher soll ihn gebaut haben und sagen müssen wir uns: Warum gehören diese wunderbaren Tempel einem Volk, das ihre heilige Bedeutung nicht empfindet? Wo sind hier Augen, die andächtig zur Höhe dieses stolzen und doch demüthig gedachten Tempels aufblickten? Das Ganze strebt kühn empor und hält plötzlich inne. Ein Thurm könnte und müßte diesem Bau fehlen, denn entweder würde er so winzig ausfallen, wie die kleine geschmacklose Spitze, die wirklich darauf gebaut ist, oder er würde ein Riesenkoloß geworden sein, der vielleicht die Schönheit gehoben, aber die Symmetrie der Demuth zerstört hätte. Drinnen, wie groß nimmt uns das auf! Wie strömt das beklommene Herz in eine unendliche Weite, in einen unbegrenzt scheinenden Raum, der hier gewiß in Jedes Gefühlen dem Urgrund aller Dinge gehört! Ein majestätischer Eichenwald scheint sich über unsern Häupten aufzuwölben, und wie verlockend, wie tröstend und beruhigend diese sanfte Dämmerung, die aus den durchsichtigen Teppichen dieser bunten Fenster quillt! Es ist ein Licht wie aus den Nesteren von Millionen glühender Edelsteine zusammengeflossen. Nie habe ich Glasmalereien von solcher Farbenwahl, solcher kaleidoskopischen Ineinandermischung von Hell und Dunkel, von bläulichem Sternenschimmer und Karfunkelglanz gesehen. Dies Roth sind Rubine, dies Gelb Topase, dies Blau Saphire. Die Ueberfülle benimmt dem Dome das Licht, aber hier fühlt man, daß es wol eine Dämmerung geben kann, in der es sich für schwache Seelen seliger lebt, als im Lichte.

Und dieser wunderbare Bau, wessen Lob verkündet er? Das Lob des Herrn, des ewigen Gottes, der Himmel und Erde geschaffen hat? Wo dachtet ihr hin, ihr frommen

Seelen, als ihr solche Tempel schuft? Wer soll sie erfüllen? Vielleicht die Zerknirschung einer ganzen Nation, wenn einmal Krieg und Pestilenz die Menschen in die Gotteshäuser treibt. Aber für unsere täglichen großen und kleinen Sünden, für das religiöse Bedürfniß, wie es kommt und geht, sind sie wahrlich zu groß. Da liegen Hunderte von Menschen auf den Knieen und kaum merkt man sie vor einem der Altäre, die in den Nischen angebracht sind. Der übrige ungeheure Raum hallt wider vom Fußtritt der Neugierigen, der Lungernden, der Bettelnden, eine unwürdige Bevölkerung dieses Domes, den man seiner Bestimmung entrückt hat und in seiner Heiligkeit mißbraucht. Dazu kommt, daß der Dom eben so wenig wie Notre Dame in Paris zur fashionablen Modeandacht bestimmt scheint. Auch der Mailänder Dom gehört den armen Leuten. Selten eine Equipage an seiner Marmortreppe; wenig anständig gekleidete Beterinnen, die dort mit stummer Gleichgültigkeit einem messelesenden Priester zuhören. Die vornehme Andacht sucht, wie in Paris, gewisse kleine entlegene Kirchen auf; ein schönes Auge, hinter einen Schleier, macht in einer Laube mehr Effect, als auf den offenen Felde. Was ist überhaupt der schöne Mensch im Dom von Mailand!

Im Gewölbe zeigt man die durch ihre Pracht berühmte Kapelle des heiligen Carlo Borromeo. Der heilige Karl, einer von den berühmten Fürstenbrüdern Borromeo, ist nach Sanct Ambrosius der Schutzheilige Mailands. „Wir fürchteten nicht die Cholera," schrieb kürzlich ein im Solde der Visconti stehender Feuilletonist der Mailänder Zeitung, „denn wir haben den heiligen Karl!" Die Kapelle dieses, wie die Todtenliste der Cholera ausweist, dennoch sehr unwirksam gewesenen Präservativs gegen die Cholera ist von Marmor, mit Gold und Silber überladen. Wenn uns der Kirchendiener in die Gruft führt und mit seiner Fackel die Kerzen am Altare, über dem der Sarg des Heiligen ruht, anzündet, so erstaunt man über diese Verschwendung edler Metalle. Die silbernen und goldenen Basreliefs, welche Scenen aus dem Leben des heiliggesprochenen Fürsten schildern, machen beim flammenden Licht den lebhaftesten Eindruck. Der Altar ist bedeckt von einer Menge ko-

barer Weihgeschenke, die von den vornehmsten Personen, ja selbst von regierenden Fürsten bisher verehrt worden sind. Napoleon wußte den massiven Gehalt dieser Kapelle zu schätzen und legte auf den Mailänder Dom allein eine Brandschatzung von vier Millionen Franken. Der Dom zahlte und die Kapelle blieb unberührt. Aber der Priester hat uns noch größere Schätze zu zeigen, als nur Gold und Silber. Er nimmt ein weißes Meßgewand vom Altare, legt es sich nicht ohne Feierlichkeit um und rollt mit einer eigenthümlichen Schraubenmaschine einen Vorhang auf, hinter welchem in einem Sarge von durchsichtigem Bergkrystall die sterblichen Ueberreste des heiligen Fürsten sichtbar sind. Es ist ein Skelett, besäet mit Gold und Edelsteinen. An den Knochenfingern stecken Ringe, am Haupte goldene Reifen. Zu seinen Füßen steht eine mumienartige kleine Figur, ein mohenesisches Prinzlein, das der Ehre, in diesem Sarge beigesetzt zu werden, vielleicht deshalb gewürdigt wurde, weil der Heilige sein Pathe war. Der starke Schädelknochen des Barromäers hat einen eigenthümlichen Ausdruck, aber ich müßte unwahr sein, wollte ich sagen, daß er anzöge. Es liegt etwas Massives, Stieres, Dumpfes in dieser Knochenbildung, und man begreift hier jenen Fanatismus, durch den sich Carlo Borromeo den Geruch der Heiligkeit erwarb. Denn nächst seinen Reichthümern fielen für seine Seligsprechung jene Verdienste in die Wage, die sich der Cardinal durch die Begründung des Borromäischen Bundes erwarb, einer Liga, die mit Geld und Intoleranz die Flammen des dreißigjährigen Krieges schürte. Der Protestant wird mit unheimlichen Gefühlen diesen Sarg wieder schließen sehen und ein Grabmal verlassen, dessen verschwenderische Pracht sonderbar mit dem überall angebrachten Wahlspruch des Heiligen, Humilitas, contrastirt. In die Anfangsbuchstaben dieses Wahlspruches ist auch regelmäßig die Fürstenkrone verwebt!

Das Sehen von Merkwürdigkeiten darf nicht System werden. Denn die Ermüdung macht auch ungerecht. Zwischen dem Besuch einer Kirche und dem eines Museums gestatte man sich eine Pause, wo man nur genießt und dasjenige prüft, was man aus dem Volksleben mit der Hand greifen

kann! Dieſe Methode iſt koſtſpieliger, weil ſie mehr Zeit erfordert, aber bequemer und zugleich gründlicher. Ich bin viel in Mailand umhergeſchlendert; ich war in den Buchläden, wo man nur Kirchengeſchichte, katholiſche Theologie, italieniſche Poeſieen und eine Fluth von kleinen encyklopädiſchen Bildungsſchriften findet. Es kommen auch Journale in Mailand heraus. Der „Polytechnico" iſt eine ausgezeichnete Monatsſchrift. Auch Revüen hat man, die ebenfalls monatlich erſcheinen und ſogar, obgleich verworren genug, über deutſche Literatur berichten. Man will Alles ſo nachmachen, wie es in Frankreich iſt, aber es fehlt denn doch die Gründlichkeit, die ſelbſt die Franzoſen noch vor den Italienern voraushaben. In den belletriſtiſchen Blättern, die nebenbei noch von erlaubtem Nachdruck zu leben ſcheinen, wimmelt es von Theatergeſchwätz. Man wird hier vergebens eine Auskunft über deutſches, engliſches und ſelbſt franzöſiſches Theater ſuchen, gewiſſenhaft aber Berichte finden, mit welchen italieniſchen Sängern in Berlin, in Gibraltar und Conſtantinopel das neueſte Werk des Sommo Maeſtro Donizetti „Fanatismo" erregt hat. Die witzig ſeinwollenden Autoren befleißigen ſich eines Styls à la Jüles Janin, deſſen Manier ſie ſo übertreiben, daß ein wahrer stylo scaramuccio herauskommt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man bei jedem Buche, das man zu kaufen wünſcht, handeln muß. Die Frage: Was wollen Sie geben? vorgelegt in einem großen Kaufgewölbe, iſt ſo häßlich, daß man ſich darüber verſucht fühlt, oft den ganzen Handel abzubrechen. Man fordere den Preis, unter dem man eine Sache nicht laſſen kann, und muthe uns nicht ein Markten und Feilſchen zu, wozu wir weder die Geduld noch den Krämerſinn haben.

Mein Lieblingsweg ging täglich über den Corſo in die Gardini publici, die eben ſo wenig, wie in Venedig, beliebt ſind. Links hört man an dem hohlen Widerhall einer Militairorcheſtermuſik, wie ſparſam der heutige Beſuch des Reitercircus iſt. Drüben liegt das Tagtheater della Stadera, wo man heute hohe Stelzentragödien, über die Alles weint, morgen die albernſten Farcen giebt, über die Alles lacht. Die Gärten ſelbſt gehören nur den Kindern und den Hunden, die ſich zu-

sammen auf dem grünen Rasen tummeln. Eine Terrasse führt auf den schöneren Theil des Walles; links das saftige Hellgrün der königlichen Gärten, rechts die Kette der noch schneebedeckten Alpen. Der Weg führt an einem Correctionshause vorüber, wo das Lachen und der lustige Gesang der Gefangenen zwar auf ein humanes Pönitentiarsystem schließen läßt, die Abschreckungstheorie aber für die Menge Vorübergehender und neugierig Zuhorchender zu sehr aus den Augen gesetzt wird. Aus dem Thore rechts kommt man nach der Eisenbahn, die nach Monza führt, auf welcher der dem Italiener eigene Verschönerungssinn einen Fehler gemacht hat, der keine Nachahmung verdient. Rechts und links hat man die Bahn mit Bäumen bepflanzt, wodurch für das vorüberfliegende Auge ein wahrhaft krankhafter Reiz entsteht. Endlich an der Porta Vicentina kehrt man in die Stadt zurück. Hier und an der Porta Ticinese hat man das Leben des gemeinen Mailänder Volkes; es ist einfach, prosaisch, langweilig. Die Menschen sitzen und glotzen vor ihren Boutiken und warten, bis ein ungarischer Grenadier eintritt, um sich ein Viertelpfund Käse zu kaufen. Die Frauen bessern alte Lumpen aus, die Kinder schreien dazwischen und zuweilen fährt eine vornehme Carrosse durch ein Gedränge von Menschen, die entweder die Fröhlichkeit nicht kennen, oder denen ihr dumpfer, brütender Zustand selbst schon das größte Vergnügen gewährt.

Am Dom vorüber, von der Porta Orientale herauf, finden des Abends jene gepriesenen Mailänder Corsofahrten statt. Wer daran etwas Unterhaltendes findet, muß eigene Begriffe von Langerweile haben. Mir erschienen sie lächerlich. In einer engen Straße, die noch Raum für zwei Reihen Fußgänger und die Tische der Sorbettiere haben soll, fahren auf- und abwärts an einander zwei Reihen Carrossen vorüber. Die Wagen sind sehr elegant, obgleich geschmacklos grell in ihren Farben. Die Pferde, Landsleute aus Holstein und Mecklenburg; die Damen wahrscheinlich sehr schön und vornehm; aber nirgends ein Punkt, diese zahmen olympischen Spiele gut zu beobachten. Der Corso ist nicht einmal mit Gas erleuchtet. Dürftig schimmert das Licht aus den Läden und

Kaffeehäusern. Und nun ein Wagen nach dem andern, der uns nichts angeht und den wir nichts angehen. In Hamburg, Berlin und Wien kann man bei jeder besuchten Oper dies Schauspiel besser genießen. Man hat dort wenigstens den Vortheil, die schönen Frauen aussteigen zu sehen. Wenn in Mailand der Corso breit genug und die vornehme Welt harmlos genug wäre, ihre Wagen in der Mitte kutschiren zu lassen und nebenbei auf dem Trottoir anmuthig hinzuschlendern, so ließe ich mir gefallen, eine Stunde lang vom Café de Servi aus eine solche Corsofahrt zu beobachten. So aber, wie sie ist, trieb sie mich entweder in's Theater oder in's Bett.

Eines Abends, die Sonne war eben hinter dem Monte Rosa verschwunden, führte mich ein Spaziergang an eine entlegene Gegend der Stadt, in den Vorhof einer einfachen, niedrigen Kirche. Es war San Ambrogio, eine der ältesten christlichen Kirchen. Alles still in den Kreuzgängen, welche die niedrig gelegene Kirche umgeben. Nicht ein einziger verlorner Beter in dem dunkeln, stillen Gotteshaus. Schauer erfaßte mich, wenn ich dachte, was sich schon Alles an dieser Stätte, die vor dem Dome die Kathedrale Mailands war, begeben hatte. Jene eisernen drahtüberflochtenen Thüren wagte einst Bischof Ambrosius vor dem Kaiser Theodosius zu verschließen, der mit blutbespritzten Händen, hier draußen, in diesem Vorhofe, anpochte, um nach der grausamen Züchtigung von Thessalonich Gott anzubeten. Sind die Thüren nicht die echten, so sind es doch die Angeln, die Pfosten, die Pfeiler; ist es doch die Schwelle, auf die Theodosius sich reuevoll niederwerfen und in dem Muthe des entschlossenen Kirchenfürsten die strafende Hand Gottes erkennen mußte. Hieher geht, ihr Oberhofprediger, die ihr an jedem Sonntage in euren fürstlichen Schloßkirchen eine neue Tugend des Landesvaters mehr zu rühmen wißt; hier lernt den evangelischen Muth, ihr Geistlichen, und den evangelischen Gehorsam, ihr Fürsten! Friedrich Barbarossa, der für einen albernen Mummenschanz, den die Mailänder mit seiner Gemahlin getrieben, die damals schon große und mächtige Stadt Mailand der Erde gleich machte, hat in seinem, wie Professor Schubert

in München behauptet, „gerechten" (!) Zorne San Ambrogio verschont. Den Zerstörungen Attila's und Barbarossa's verdankt Mailand seine Armuth an antiken Bauwerken. Wie großartig das alte Mediolanum angelegt und geschmückt gewesen, beweisen die an dem Corso der Porta Ticinese gelegenen sechzehn antiken Säulen, die man sonderbarerweise immer mit der in der Nähe befindlichen eleganten St. Lorenzokirche in Verbindung bringt. Es war für mich der Anblick dieser verwitterten und doch so grandiosen Säulen ein Begegnen mit dem Alterthum, eine Ahnung der Schönheiten Roms, die mich mit Schauer ergriff. Wie ernst, wie hoheitsvoll blicken diese sechzehn Zeugen geschwundener Zeiten auf die kleine Welt herab, die hier an ihrem Fuße Kirschen und Melonen ausschreit, Käse wiegt, auf ihrem Schafte Bilderbogen voller Heiligen, Schwefelhölzer, Kaffeekannen und blecherne Suppenlöffel ausgebreitet feil hält! Es soll die Façade eines Herkulestempels gewesen sein.

Der stereotype Besuch jedes Fremden, der nach Mailand kommt, gilt der Brera und der Ambrosianischen Bibliothek. Die erstere ist eine Art Akademie und enthält Sammlungen für alle Zweige der Kunst und Wissenschaft. Die Gemäldegalerie enthält in leider zu dunkeln Sälen viel Ausgezeichnetes. Die Ordnung der Bilder ist wissenschaftlich. Auch dient sie zur Ergänzung für eine Malerakademie, deren Eleven man hie und da, leider immer störend genug, vor den ausgezeichnetsten Bildern auf hohen Brettergerüsten arbeiten sieht. Die Reisehandbücher führen Alles getreulich auf, was man hier von schöngemalter Leinwand finden kann. Wer, wie ich, im Allgemeinen gegen die Malerei spröde ist, wird nicht viel finden, was ihn dennoch zwingt, sich vor ihrem Genius zu beugen. Was ist an jener Madonna von Guido Reni, vor der zwei Dilettanten an Copieen arbeiten? Ist die Mutter Gottes wirklich eine so vornehme italienische Prinzessin gewesen, wie sie uns hier mit einer abschreckenden aristokratischen Hoheit anblickt? Sie hält ihr Kind uns entgegen, nicht als den künftigen Erlöser aus Liebe, sondern aus Gnade, mit dem ganzen Stolz eines altadeligen Hauses, das sich in diesem Sprossen die Fortdauer seines erlauchten Namens gesichert

hat. Einen sehr sauber ausgearbeiteten und schöngemalten Kopf sieht man von Raphael Mengs, von Leonardo da Vinci einen geretteten Frescokopf mit der gewöhnlichen Tiefe seiner Charakteristik. Ein Schweißtuch, von Guercino gemalt, ist grausenhaft wahr. Man glaubt die heißen Tropfen, vermischt mit Blut, herabrinnen zu sehen. Die berühmtesten Bilder dieser Galerie sind bekanntlich das Sposalizio Raphael's und die Ausweisung der Hagar von Guercino, zwei kleine Bilder, vor deren tiefanregender Schönheit man allerdings lange verweilen kann. Das Verlöbniß Maria's mit Joseph ist eine Jugendarbeit Raphael's, eine erste Pinselprobe; man würde dem spätern Meister weder die stereotype Aehnlichkeit aller der hier gezeichneten Figuren, noch den Schattenmangel, noch den geschmacklosen großen Tempelkasten, der den Hintergrund bedeckt, haben hingehen lassen! Aber wie ist doch das Ganze so lieblich! Welcher Hauch südlicher Milde weht durch diese sanften Farben! Wie rein offenbart sich schon hier jene hinreißende Idealität, die in allen Schöpfungen des großen Meisters lebt! Auch hier ist Alles rein menschlich, rein wirklich, gemüthlich, anschmiegsam. Der Eindruck des Ganzen ist ein einiger. Nichts zieht uns hier oder dort hin, Alles lebt in dem einen Gedanken, dem Verlöbnisse zweier gottgeliebter Menschen. Ein Gegenstand, der ohne alle kirchlichen Schnörkel, ohne alle mystischen Allegorieen, ohne alles Beiwerk fremdhergeholter Symbolik rein menschlich und deshalb auch rein poetisch aufgefaßt und wiedergegeben ist. Aller Zweifel ist fern. In dem Augenblick, wo der Priester die Ringe wechselt, blickt wol manche der Jungfrauen rechts und mancher der Jünglinge links abwärts, aber keiner mit Verstandesglossen, keiner, der nicht mitten in der Sache und tief ergriffen wäre vom magnetischen Moment dieses symbolischen Actes. Es ist, als durchzuckte ein Blitz die ganze Versammlung. Gespannte Neugier bei den Mädchen, ernste Billigung bei den Männern. Der Schimmer der beiden Reifen scheint sie alle zu blenden; sie scheinen zu glauben, daß in dieser Minute sich etwas begiebt, was jenseit aller Berechnung im Reich der Ahnung und des Wunders liegt. Es ist dabei eine Scene, wie sie nicht vor tausend Jahren in Palästina sich ereignete, sondern

Bekränzt mit Rosen grüßt Euch der Pokal!
Wer Sorgen hat, der lasse sie im Becher,
Wer einsam steht, den fasse Tanzes Wirbel!
Und das bedenkt: Wer sich schon Abends läßt
Von dem Johanniswurm nach Hause leuchten,
Wer nicht zum Lerchenwirbel bleibt und sieht,
Wie sich beim ersten Gruß als Frau die Wange
Der schönen Braut mit Purpur überzieht,
Den schelt' ich neidisch, weil er den Triumph
Des höchsten Glückes mir nicht gönnen will.

Silva.

Vor Euern Bechern laßt den Priester reden.
Die heil'ge Handlung ist noch nicht vollzogen.

Jochai.

O fliegt, saumselige Minuten, fliegt!
Ihr Weiser an der Uhr seht aus wie Pfeile
Und habt doch Blei statt Federn in den Schwingen.
Da ist sie! Schaut, de Silva, Eure Nichte!
Könnt Ihr noch schweigen? Kein bewundernd Ach
Beim Anblick einer Braut, zu deren Schmuck
Die Edelsteine überflüssig sind?

Silva.

Gönnt Ihr im Preise Eures Glückes kaum
Dem Dichtermund das Recht des Hochzeitliedes,
Was braucht es da das Stammeln meiner Zunge?

wie sie alle Tage in jeder Landkirche, vor jedem Hausaltar stattfinden kann. Und dies Alltägliche gerade ist der Schlüssel einer so lieblich überredenden, so einschmeichelnd fesselnden Wirkung. Wenn man von dem Bilde scheidet, geht man erheitert, denn man fühlt, so etwas muß und wird ewig leben.

Anders ist es mit dem berühmten Guercino; hier ist Schmerz, Zerrissenheit, tiefe Wehmuth. Abraham entläßt Hagar, weil sie ihm außer Ismael keine Kinder mehr gebiert. Mit Sara, die uns nur den Rücken zuwendet, besteht das Bild aus vier Personen; das Ganze ist Kniestück. Jede Figur hat ihren eigenen Ausdruck, und einen so tiefen, daß man sich ihm nachhängend in die düsterſten Betrachtungen verliert. Wenn man Abraham, nicht seines Antlitzes, das frisch und lebenstrotzend ist, sondern seines weißen Bartes wegen für zu alt findet, als daß er sich über die Unfruchtbarkeit seines Weibes wundern könnte, so ist das mehr ein witziger Einfall, der die patriarchalische Einfachheit des Bildes eben darum nicht stört, weil für Hagar dieser greise Abraham aus gehorsam weiblicher Hingebung ein Jüngling ist. Er verstößt sie, das ist hart, aber ein höherer Geist, jener prophetische Geist, der sich in der verklärten Hoheit seiner Züge ausgeprägt findet, entschuldigt seine Härte. Es ist nichts Leidenschaftliches, Frevelndes im stolzen Blick seines Auges. So, wie er einst das Messer ergreifen wird, um sein Kind dem Höchsten zu opfern, so sagt er zu Hagar: Gehe, weil es der Herr will, gehe, weil du nicht bleiben darfst! Und Hagar klagt diese Marmorruhe nicht der Marmorkälte an, sie ringt nicht die Hände, wie sie würde ein Franzose gemalt haben, sie zeigt nicht stolz auf den kleinen weinenden Ismael. Weder Uebermaß des Schmerzes, noch Trotz liegt in ihrem feuchten Auge, sondern etwas Anderes, Höheres, Tieferes. Es ist Gehorsam, Scham, stiller Schmerz, daß es ihr nur einmal gelang, für die Umarmungen eines Mannes in einem Kinde ihm Dank zu sagen. Es ist das zerknirschte Selbstbekenntniß der Unfähigkeit, an der Spitze einer großen Familie zu stehen, und in einer gewissen Härte der Formen, in einem gewissen harten Tone der Incarnation hat der gedankenreiche Künstler diese Unfähigkeit angedeutet.

Es ſind nicht zwei Menſchen, die ſich trennen, trennen aus Grauſamkeit, ſondern zwei Principe, die ſich trennen müſſen aus Nothwendigkeit. Der kleine Ismael beweint dieſe Nothwendigkeit. Hagar weint über Ismael. Auch in Abraham's Innern quillt die Thräne, doch das Auge des Sehers drückt ſie zurück. Was nun auch der Beſchauer über dieſe Scene empfinden mag, dafür giebt uns der Künſtler den breiten Rücken der Sara. Auf dieſen Rücken kann man ſchreiben, was man will, und eine etwas ſchnippiſche Wendung des Haubenſtriches über die Achſel deutet an, daß ſich auch in dieſer heiligen Sphäre die Eva-Natur eines triumphirenden Weibes nicht wird verleugnet haben.

Auch in der Ambroſianiſchen Bibliothek, deren Hauptſchatz ihre berühmten Manuſcripte ſind, findet man gute Bilder. Sie ſind nicht ſo koſtbar umrahmt, wie die in der Brera, ſie ſind auch meiſt nur klein und geben von berühmten Meiſtern oft nur Studien und kleine Staffeleiabfälle. Aber ſie bekommen gerade dadurch einen antiquariſchen Charakter, der uns mit beſonderer Neugier bei ihnen verweilen läßt. Für den Raphael'ſchen Carton: die Schule von Athen, hätte ich mir ein ſchärferes Auge gewünſcht. Allerhand kleine Tiziane hängen zerſtreut umher. Auch Köpfe von Leonardo und groteske Zeichnungen von Michel Angelo. Wahrhaft geſchämt habe ich mich, mitten in dieſen werthvollen Arbeiten eine lächerliche Pinſelei, die Bekehrung des heiligen Euſtachius darſtellend, als ein Werk Albrecht Dürer's angegeben zu finden. Schon der Blick auf einen allerdings auch nicht ſehr ſchmackhaften, abgeſchlagenen Johanniskopf von der Hand dieſes Malers (welcher arme Nürnberger Diebeskopf mag ihm zu dieſer Studie von der Scharfrichterei ſeiner Vaterſtadt geliefert worden ſein?) kann beweiſen, daß Albrecht Dürer eine ſolche Arbeit nicht hat liefern können. Auf dieſem Bilde kommen Pferde, Hunde und Hirſchkühe vor, die aus Lebkuchen gebacken oder aus Holz gedrechſelt ſcheinen. Die Bäume ſind von lackirtem Blei und die Wolken von Glas, kurz die Arbeit iſt ſo ſtümperhaft, daß man die Behörden auffordern möchte, Unterſuchungen anzuſtellen, ob

dies Bild wirklich mit Recht Dürer's Namen trägt. Man möchte glauben, die Italiener hätten es aufgehängt, um die deutsche Kunst lächerlich zu machen.

Am Fronleichnamstage, dessen glänzend vorbereitete Procession am regnichten Wetter scheiterte, besuchte ich in Begleitung des geistreichen und gefälligen Professors Menini, dem die deutsche Literatur für seine ihr gewidmeten Bemühungen zum höchsten Dank verpflichtet sein muß, die Werkstatt Pompeo Marchese's. Die Italiener, die den Thorwaldsen der Welt überlassen, halten den Pompeo Marchese für den ersten jetzt lebenden Bildhauer Italiens. In der That ist sein Name in die neuere Kunstgeschichte mannigfach verflochten und die Zahl seiner öffentlich ausgestellten Leistungen ist groß, wie die seiner Schüler. Selten wird man hinter einer kleinen Thür, die der Eingang eines kahlen und unbedeutend scheinenden Hauses ist, zu einer so enttäuschenden Ueberraschung eintreten. Das Atelier Marchese's ist schon seiner lieblichen Lage wegen sehenswerth. Um einen nicht großen, aber in üppigster Blumenpracht blühenden Garten ziehen sich die reichen Hallen bald der Werkstatt, bald des Museums in gefälliger Symmetrie. Der Fuß schreitet über Marmorsäulen; rechts und links liegen vollendete oder in Arbeit begriffene Sculpturen, Modelle berühmter Werke, die man von Marchese in Wien, Mailand und im übrigen Italien sehen kann. Auch Meister Goethe, wie dieser nur von einem Italiener, der nichts von ihm gelesen hat, wiedergegeben werden kann, sitzt im Modell gar stattlich in einer Ecke dieser weiten Hallen. Die Ausführung war bekanntlich ein Geschenk, das einige in Mailand etablirte Frankfurter Kaufleute der Vaterstadt am Main verehrt haben. Selten ist wol eine reiche Gabe unter so ungünstigen Verhältnissen zugedacht und so kalt aufgenommen worden, wie dieser Marchese'sche Goethe in Frankfurt am Main. Es läßt sich an der Statue nichts aussetzen. Sie ist in dem Styl, wie die italienischen Bildhauer alle ihre berühmten Poeten, Historiker, Pyilosophen, Nationalökonomen u. s. w. zur Anschauung bringen. Daß Goethe sitzt, statt zu stehen, hat mir wegen seiner bekannten Liebe zur goldenen Behaglichkeit immer

beſſer geſchienen. Nun aber traf es dieſe Statue übel. Die Frankfurter hatten es gerade ſo weit gebracht, daß ſie in der Zeit des jetzt vielleicht endlich geheilten Denkmalfiebers*) auch ihren Goethe haben wollten. Und zwar einen recht ſtrammen, ſtattlichen, bronzenen, mitten in die dankbare Stadt hinein, auf einem großen Platz oder am Ende einer großen Straße. Mit Thorwaldſen und Schwanthaler wird unterhandelt, ein Comité errichtet ſich, Geldbeiträge fließen reichlich. Siehe, da kommt mitten unter die Subſcriptionsliſten ein fir und fertiger marmorner Goethe aus Mailand, ein Geſchenk dreier patriotiſcher Frankfurter, die den bedeutenden Preis, den Pompeo Marcheſe für ſeine Arbeiten nimmt, aus eigener Taſche bezahlt hatten. Sie boten ihren Goethe nicht zum Verkauf, ſondern zum Geſchenk. Sie wollten die Speſen, die Koſten der Aufrichtung, alles ſelbſt übernehmen, dieſe ehrenwerthen Männer. Aber man nahm ihr Anerbieten, dieſen Goethe an die Stelle des projectirten zu ſetzen, nicht an. Man betrachtete die Arbeit des Italieners mit Gleichgültigkeit, und hat ſie jetzt in das Veſtibül der Bibliothek geſtellt, wo ſie anſehen kann, wer will. Den echten Frankfurter Goethe wollen ſie auf den Komödienplatz ſtellen, gegenüber den drei Haſen, umgeben von Häuſerchen, die im Hypothekenbuch ihrer Lage wegen hoch angeſchrieben ſtehen mögen, in Wahrheit aber eine des Dichters unwürdige Staffage ſind.

Doch zurück zu Marcheſe. Mag ihm auch die deutſche Heroenwelt verſchloſſen ſein, die italieniſche beherrſcht er meiſterhaft. Von ſeinen allegoriſchen Gruppen werden die einfachſten am meiſten anſprechen. Für die vielen geſchmackloſen Civil- und Militairbehörden, die ſich kopfweiſe hier aufgeſchichtet finden, kann die Kunſt nicht, die nach Brot geht. Wahrhaft lächerliche Fratzen ſieht man, Köpfe, die nicht werth ſind, aus Brotkrumen nachgeformt zu werden, geſchweige aus Marmor. Einige Denkmäler zu Sarkophagen ſind wahr empfunden. Vor einer Gruppe, welche die Kreuzesabnahme Chriſti dar-

*) Spätere Anmerkung. Die vielen großen Männer, die wir ſeitdem bekommen haben, begnügen ſich jetzt ſchon eher mit bloßen Büſten.

ſtellt, ſollen Kenner mit Bewunderung ſtehen. Wer verdenkt es dem Künſtler, daß ihm der Ruhm, den er für dies Werk erntete, ſüß ſchmeckt und er ſich ein wenig zu oft in der Wiederholung ähnlicher Ideen bewegt? Im Allgemeinen bemitleide man jeden Künſtler, der in die Lage kommt, viel Geld zu verdienen. Er hört auf, ſein eigener Herr zu ſein. Der Geſchmack der Beſteller wird ihm erſt Befehl, allmälig Gewohnheit. Er wird in Welten heimiſch, die ſeinem Genius hätten fremd bleiben ſollen. Dies Gefühl erwecken beſonders die religiös-kirchlichen Arbeiten des Künſtlers. Die Bildhauerei gehört der Erſcheinungswelt an, die Religion der Welt der Ahnungen. Iſt ſchon die Verzierung jenes ungeheuern Sockels, den ich eben in Arbeit fand, auf welchem Blumenguirlanden mit allerdings wunderbarer Feinheit in Marmor ausgehauen waren, deshalb eine Verirrung, weil das Weſen der Blume recht eigentlich der Malerei angehört, ſo geht doch jene gewaltige Gruppe, die auf dieſen Sockel geſtellt werden ſoll, eine plaſtiſche Allegorie der Religion, völlig über die Grenze hinaus. Eine Himmelskönigin mit einem todten Chriſtus im Schooß, umringt von Gruppen Andächtiger. Weiber, Kinder und Greiſe, die ſich drängen, die Fußzehen des Gekreuzigten zu küſſen. Iſt das eine Allegorie der Religion oder eine des Aberglaubens? Die Himmelskönigin hat eine Strahlenkrone um's Haupt. Strahlen, Lichtſtrahlen, durch Marmor ausgedrückt! Wohin geht ihr wieder, ihr Künſtler? Iſt das nicht eine Conception im alten jeſuitiſchen Geſchmack? Fehlt da noch etwas, daß man nicht den Tüncher ruft, den Marmor zu übermalen, oder wenigſtens den Gürtler, die kalten Marmorſtrahlen zu vergolden? Man forderte mich auf, in ein Beſuchbuch, das der Künſtler offen liegen hat, einen Denkſpruch zu ſchreiben. Ich hätte, im Gefühl, daß mir ein einziger ſchöner Kopf, eine einzige ſchön gegliederte Figur lieber iſt, als dies heilloſe allegoriſche Gruppenwerk, hineinſchreiben mögen: Vergäße doch die Bildhauerkunſt nie, daß ſie der Triumph der Einfachheit ſein ſoll!

Wie proſaiſche Gemüther es giebt, hört man recht beim Urtheil über einen Kunſtgenuß, der zu den ergreifendſten gehört, welche die Wanderung durch Italien nur darbieten kann.

Von Leonardo da Vinci's Abendmahl heimkehrend, sagen so viele Reisende: „Der weite Weg nach Santa Maria della Grazie belohnt sich nicht. Das berühmte Bild ist an der Wand eines häßlichen, dunkeln Saales so gut wie nicht mehr vorhanden.“ Und gerade diese Wanderung hat mich tief erschüttert. Von diesem berühmten Abendmahl, diesem edlen, in so einfacher und fast architektonischer Harmonie gehaltenen Bilde, sind tausend und abertausend Copieen fast in jedem christlichen Hause irgendwo in einem Zimmer zu finden; schon Millionen Confirmanden haben vor ihm die Schauer der ersten Einladung zum „Tisch des Herrn“ gefühlt und von diesem Bilde, wie Leonardo da Vinci es mit eigener Hand malte, ist so gut wie nichts mehr übrig. Er malte es für den Eßsaal eines Klosters. Die Mönche müssen begieriger in ihre Schüsseln, als nach jenem Symbol des Geistes, in dem sie diese leeren sollten, geblickt haben; früh schon zeigte das Bild Spuren gleichgültiger Behandlung. Dann kamen die Zeiten der Barbarei, die Revolution und aus dem Speisesaal des Klosters wurde ein Stall für die Pferde französischer und österreichischer Cavalerie. Leonardo da Vinci war bekanntlich ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber. Das berühmte Roß, das der auch als Bildhauer große Mann fertigte, zerschossen ihm vor seinen eigenen Augen französische Reiter, die dasselbe zur Belustigung als Zielscheibe wählten. Auch sein Abendmahl ging drei Jahrhunderte später durch französische Pferde und Stallknechte zu Grunde. Später entdeckte man die Barbarei und hat von der weltberühmten Schöpfung so viel gerettet, daß wenigstens noch einige Figuren mit bläßlichem Farbenschimmer aus dem Chaos der zerstörten Wand auftauchten. Zu diesen gehört Christus selbst. Den Ausdruck seiner Miene im Original erreichen alle Copieen nicht. Dieses gebeugte blonde Haupt, mit dem tiefen Schmerz in den gesenkten Augenwimpern, verräth selbst noch in der Zerstörung den ersten tiefsinnigen Anhauch des Künstlers. Nie habe ich das hundertmal gesehene Bild so verstanden, wie hier, vor der Quelle seines Ursprungs. „Einer ist unter euch, der mich verrathen wird!“ Um dieses Wort dreht sich der Ausdruck aller Physiognomieen. Ich? oder Ich? Wie könnte

Ich? Das sagen sie Alle. Und nur Judas stutzt. Christus aber, nach dem Ausdruck auf dieser verwitterten Kalkwand, nach den ausgeblaßten, dreihundert Jahre alten, von Sätteln, Riemzeug und Pistolenhalftern zerriebenen Farben, verräth um die schmerzlich geschlossenen Mundwinkel den Gram, daß Einer aus seiner nächsten Nähe, einer von seinen zwölf Begleitern, von seinen theuersten Freunden — alle Liebe für ihn so aufgeben und ihn seinen Feinden überantworten konnte! Es ist auch hier etwas Reinmenschliches wie bei Raphael, was uns anzieht, und nur unsere modernen Heiligenmaler haben diese brütende, säuerliche Mystik erfunden, die ihre Bilder, trotz der palettendick aufgetragenen Frömmigkeit, so ungenießbar macht.

Von solchen und ähnlichen Eindrücken bewegt, flüchtete ich mich immer in das Hotel Reichmann zurück, wo man deutsch unter Deutschen behaglich aufgenommen ist und bei reinlicher Kost, luftigen Zimmern, Sauberkeit der Bedienung vergißt, daß man sich in einer Stadt befindet, wo viel Schönes, viel Erhabenes zu sehen ist, es aber doch, was die physische Existenz anbetrifft, zu viel Läden giebt, in denen man nichts beisammen sieht, als Käse, Seife und Salatöl.

7. Die Mailänder Scala.

Es war an einem heißen Julitage, als ich vor einigen Jahren mit einem Freunde, der nach Hamburg zum Besuch gekommen war, durch die an ihr Flammenschicksal noch nicht denkende Hansastadt wanderte. Unser Weg führte uns an einem der berühmtesten Austerkeller Hammonias vorüber. Schade, sagte ich zu meinem Besuch, daß Sie nicht zur Austernzeit gekommen sind und Hamburg von einer seiner geschmackvollsten Seiten kennen lernten. Indem fiel mein Blick auf einen Haufen vor der Kellerthür aufgeschichteter Austerschalen, ja noch mehr, das bekannte Wahrzeichen frisch angekommener Austern, ein Fäßchen mit einigen Austerschalen darauf, machte mich stutzen. Wie, man hat frische Austern,

sollte die kühle Witterung der vorigen Woche den Transport möglich gemacht haben? Und freudeerfüllt zog ich den lüstern gewordenen Freund die Kellerstufen hinunter. Frische Austern? fragte ich zweifelnd einen die Stelle des Wirths vertretenden Kellner. Zu dienen, hieß es, und einige Dutzende waren sogleich bestellt und standen bald, sauber zugerichtet, vor uns. Mangel an Appetit verhinderte mich, diesem Genusse heute besonders zuzusprechen. Mein Gast ließ es sich wohl schmecken. Behaglich schlürfte er den wässerigen Gallert ein, tröpfelte Citronen darauf, würzte ihn mit Pfeffer, spülte ihn mit Porter hinunter und pries das in seinen physischen Genüssen unübertreffliche, einzige Hamburg. In dem Augenblicke ging draußen die Kellerthür, der Wirth trat ein, hob die rothe Gardine von der Glasthür, welche den Vorplatz von dem kleinen Cabinet trennte, und schien seinen Augen nicht zu trauen, als er einen wohlbekannten Kunden in einer Arbeit begriffen sah, die ihm nicht munden wollte. Ab und zu gehend trat er endlich ein und blickte meinem Beginnen, auch meinerseits mir einige der delicaten Schalthiere auszuhöhlen, mit Abneigung zu. Wie ich eben im Begriff war, eines davon an den Mund zu bringen, sprang er auf mich zu, nahm mich bei Seite und sagte: Herr Doctor, Sie werden doch diese Austern nicht essen? Ich sah ihn groß an und hinderte meinen Gast, den Rest zu sich zu nehmen, indem ich ihm zu seinem Erstaunen bewies, daß die noch übriggebliebenen nicht eben die besten seien. Sie sind so gut wie die andern, sagte dieser befremdet. Nein, nein, kommen Sie nur, bedeutete ich ihn und zog ihn fort. An der Kellerthür nahm mich der Wirth bei Seite und sagte mit jener Treuherzigkeit, die dem Hamburger Mittelstand eigen ist: Aber wie haben Sie mir das zu Leide thun können? Wissen Sie denn nicht, daß das blos Fremdenaustern sind? Im Sommer kommen so viele tausend Fremde nach Hamburg, die alle nicht wieder abreisen wollen, ohne Austern gegessen zu haben, für diese putzen wir mit Mühe und Noth eine Waare heraus, die Sie, ein schon Eingebürgerter, nicht essen dürfen. Fremdenaustern!

Gerade so geht es mir mit der Scala. Wer hätte sich

nicht gefreut, einer Vorstellung auf dem ersten Operntheater der Welt beizuwohnen! Die Scala! Die Bühne, ohne die es für den italienischen Componisten keinen Ruhm giebt, die höchste Instanz für das Schicksal jeder neuen Oper, die Tonangeberin des musikalischen Geschmacks, die ewige Ruhmeshalle für solche, die hier ihre ersten Lorbern verdienten, aber auch Klippe für Unzählige, die hier singend und componirend scheiterten. Doch welche bittere Enttäuschung! Wie in Hamburg Fremdenaustern, giebt es in Mailand eine Fremdenscala. Die echte Scala singt jetzt in Wien, Venedig, hie und da in der Welt zerstreut und nur zur Wintersaison, zur stagione carnavalesca findet sie sich wieder in der lombardischen Hauptstadt ein. Die Sommerscala wird von einer Truppe unterhalten, deren mittelmäßige Leistungen nur für die Fremden berechnet sind. Der Mailänder verschmäht diese falschen Austern. Die Logen sind leer, das Parterre füllt sich nur, wenn es irgend eine neue Oper, irgend ein neues Ballet, das der Sommerimpressario aufzuführen wagt, auszupochen giebt. Für diese Fremdenoper fehlt alle Verehrung, alle Rücksicht, und selbst gute Talente, die sie aufzuweisen hat, können gegen das einmal ungünstige Vorurtheil nicht aufkommen. Auch fehlt deshalb aller Fleiß. Drei einstudirte Opern, drei Ballette müssen für den ganzen Sommer aushalten. Alle Tage werden sie vorgesetzt und rechnen nur darauf, von den Fremden bezahlt zu werden.

Mag nun auch der Inhalt verschieden sein, die Schale der Auster ist im Sommer und Winter dieselbe. An dem Aeußern der Scala wird sich im Winter wenig ändern. Nur wird diese Unzahl kleiner Logen in der gewaltigen Runde besuchter sein. Es wird mehr schwärmen und summen in diesen Zellen, die mit einem Bienenstocke große Aehnlichkeit haben. Das Rund des Hauses ist gewaltig. Das ist kein Theater, das ist ein Platz! sagte Frau Lutzer-Dingelstedt, als sie hier singen sollte. Die Bühne selbst ist ganz gewöhnlich breit. Das Orchester, von einem Violine spielenden Dirigenten geleitet, kann sich frei und behaglich ausdehnen. Die Logen haben Corridore und Vorzimmer, in denen man sich von der Hitze des Saals erholen kann. Ob diese

kleinen Vorzimmer Hülfsmittel verbotener Romantik sind, ob man, wie behauptet wird, hier Rendezvous giebt und die tragischen Scenen, die draußen auf der Bühne gespielt werden, drinnen nachahmt, weiß ich nicht. Nur so viel ist gewiß, daß sich in den Logen nur ein einziger Sitz befindet, von dem aus man bequem auf die Bühne sehen kann.

Vor dem Eingang der Scala befindet sich eine Art musikalischer Börse. Hier kann man zu jeder Stunde des Tages in Musikhandlungen und Kaffeehäusern Gruppen von Menschen zusammenstehen sehen, bei denen die Musik entweder Leidenschaft oder Erwerb ist. Hier werden die Contracte zu neuen Opern abgeschlossen; hier zwischen Dichter und Componisten die Vorzüge eines Sujets vor dem andern abgehandelt. Jene ängstlichen, etwas gereizt um sich blickenden Gestalten, mit meistentheils übertrieben eleganter Toilette, sind Sänger, die ein Engagement suchen und durch ihr Aeußeres dem Impressario verrathen wollen, daß sie noch lange nicht gezwungen seien, einen Contract mit schlechten Bedingungen einzugehen. Jener stolze Herr, der zur Unterstützung seines Embonpoints den Stock mit beiden Händen hinten nachlässig über den Rücken hängen läßt, ist ein Engagementsmakler, der Inhaber eines Theatergeschäftsbureaus, der in der einen Tasche die Engagements suchenden Mitglieder, in der andern die offenen Stellen hat. Dieser Mann bezieht Briefe aus dem Orient, Spanien, ja aus Südamerika und Berlin, überall her, wo Nachäfferei oder Stümperhaftigkeit der eigenen Gesangstalente die Mode eingeführt hat, eine italienische Oper zu unterhalten. Hier begegnet man auch den Chefs der Claque, den Herausgebern der Journale, die sich mit satanischem Lächeln beim Kapellmeister nach dem Erfolg der von einer neuen Oper angestellten Proben erkundigen. Die zuweilen vorüberhuschenden Damen grüßen höflichst einen am Café der Dilettanti sitzenden hagern, langen und pedantisch seine Chocolade schlürfenden Herrn. Das ist der berühmte Musikmeister, um den sie nach Italien gekommen sind. Es sind deutsche Blondinen. Sie leben hier entweder auf Rechnung irgend einer wohllöblichen Hoftheaterintendanz, die sie hier zu künftigen lebenslänglichen Primadonnen ausbilden

Zweiter Auftritt.

Vorn von rechts treten wieder mehrere Paare von Herren und Damen auf. Dann folgt Judith, im weißen Brautgewand, geführt von Manaſſe. Die Vorigen. Zuletzt ein Diener.

Jochai (bei Seite).

Ihr grollt, de Silva? Seht ſie ſelber an!
Ein Weib, das trauert, ſchmückt es ſich ſo feſtlich?

Silva.

Nie ſchmückt ſich ſelbſt die Braut; ſie wird geſchmückt.

Judith.

Willkommen, werthe Freunde! (Zu Jochai) Ausgeſtellt
Sind doch die Schriften, die verſprochenen?

Jochai.

O ſeid ſo grauſam nicht, hier zu verrathen,
Wie mir mein hohes Glück entſtanden iſt!

läßt, oder ein alter Papa hat sie hergeführt, um den letzten Rest seines Vermögens an die Ausbildung einer Kehle zu setzen, deren Klang sich in seinen alten Tagen versilbern soll. Ueberall in den Winkeln Mailands hört man irgend eine solche Zukunftsstimme gurgeln und die Scala flöten, eine Stimme, die sich in einigen Jahren vor die Schranken eurer urbanen transalpinischen Bühnenkritik stellen wird. Auf dieser musikalischen Börse wird aber auch das Schicksal der Novitäten, die gegenüber aufgeführt werden, schon vorher entschieden und es muß von dem dabei in Scene gesetzten bedeutenden Aufwand von Neid und Intrigue kommen, daß mir hier, am Ausgang der Straße Santa Margaritta jedesmal unheimlich zu Muthe wurde.

Italienische Theatervorstellungen sind oft beschrieben. Es ist Alles wahr, was man von ihnen erzählt hat. Man betrachtet das Theater als eine gesellschaftliche Erholung, die uns neben der musikalischen Unterhaltung auch noch alle Annehmlichkeiten ungestörter Conversation bietet. Und wenn ich eine Stimme von funfzehnkaratigem Silber hätte, so möchte ich für alle Schätze in der Welt kein italienischer Sänger sein. Singen müssen unter diesem Geschwätz, in diesem wogenden Meer von Gleichgültigkeit, bei diesen unartigen Unterbrechungen, es gehört die Gefühllosigkeit des Italieners dazu, um dafür, daß man Geld verdient, eine solche Mißhandlung zu ertragen. Es ist ganz richtig, was man erzählt hat, daß niemand auf den innern Zusammenhang und den organischen Verlauf der Oper Acht giebt. Der gesungene Dialog geht verloren; eine Arie erzwingt sich vielleicht Aufmerksamkeit, aber dann trällern zehn alberne Narren in unserer nächsten Umgebung die Melodie des Sängers mit. Und gelingt es endlich einer Stelle, daß sie mit allgemeinem Stillschweigen angehört wird, so bricht das furore, das man jetzt fanatismo nennt, in so betäubender, Nerven erschütternder Raserei los, daß man sich physisch und moralisch verwundet fühlt. Moralisch, weil man den Uebergang von Apathie in dies Extrem durch nichts vermittelt findet.

Ich sah einige Opern und unter andern den Don Pasquale von dem angebeteten Donizetti. Man begreift diesen

Enthusiasmus für Donizetti, wenn man in Anschlag bringt, wie sehr das wirkliche Talent dieses Componisten gegen eine Menge Mittelmäßigkeiten absticht, deren Musik sich die Italiener vorspielen lassen. Hört man dies Geklingel der übrigen Maestri, so muß man wenigstens von Donizetti rühmen, daß bei ihm Alles Hand und Fuß hat. Ob sein Don Pasquale in Deutschland gefallen wird? Dem Sujet läßt sich kein großes Glück prophezeien. Eine verschmitzte Witwe, die einen alten Hagestolz heirathen zu wollen vorgiebt und, um ihn von seiner Leidenschaft für sie zu heilen, plötzlich an ihren kleinen Sammtpfötchen die Krallen zeigt, den armen Alten wie ein weiblicher Petruchio behandelt und ihn endlich nach allen ihren Grobheiten und unschönen Malicen auslacht, das ist eine Intrigue, mit der sich deutscher Zartsinn nicht befreunden wird. Auch Ballette sah ich und wohnte der ersten Aufführung eines neuen bei. Die Beurtheilung desselben war streng, aber im Allgemeinen treffend. Ich mußte mir sagen, daß das, was ausgelacht wurde, auch wirklich immer verfehlt war. Jedes geschmacklose Arrangement wurde streng verworfen. Jeder Tanz, der sich dem Walzer oder Hopser näherte, wurde als unwürdig zurückgewiesen. Das in unsern Balletten übliche Herumrasen des Chors, das Walzen bei Festscenen, das Hopsen und Springen von Kindern wurde als gemein und alltäglich ausgezischt. Auch so manchem Andern, was bei uns für schön gehalten wird, wollte man keinen Beifall schenken, dazu gehörte besonders das übliche Manöver, mit welchem die Tänzer bei uns ihre pas de deux zu beschließen pflegen: das Aufgehobenwerden der Tänzerin durch den Tänzer, die Schlußattitüde. In Deutschland, wo man gern in die Art zurückfällt, wie Hans und Grete auf der Kirchweih tanzen, wird geklatscht, wenn der Gott zuletzt die Bajadere über den Hüften ergreift, sie eine halbe Mannslänge über sich emporschleudert und sie zu irgend einer gezwungenen Attitüde wieder zu sich herunterfallen läßt. Dieser Coup, von einem Tänzerpaar, das soeben aus England kam und Gastrollen gab, mehrfach wiederholt, wollte im Lande der Citronen nicht die Wirkung hervorbringen, wie in dem der Beefsteaks. Man fand ihn unanständig und schrie so oft:

d. d durcheinander, bis die Engländerin Giovannina King die Besinnung und für all' ihre folgenden Tänze das Gleichgewicht verlor. Mit einem Wort, das Ballet fiel durch, was jedoch nicht hindere, daß es seitdem zwanzigmal wiederholt worden ist.

Man soll Alles nach seinem Elemente beurtheilen. Ist das Element des Italieners die Musik, so muß ich gestehen, daß mir dieses merkwürdige Volk gerade in der Scala abstoßend erschienen ist. Hier haben die Unterdrückten endlich Gelegenheit zum Herrschen und wie üben sie diese Herrschaft! Phlegmatisch liegen sie auf den Bänken, gähnen laut, toben und persifliren die Handlung oder die oft verfehlte Bemühung des Sängers mit den liebloseſten Interjectionen. Soll eine Sängerin, die nicht beliebt ist, zärtlich sein, so miauen sie ihr nach, wie die Katzen. Soll ein Sänger poltern, so bellern sie ihm nach wie die Hunde. Mißlingt etwas, so hilft man nicht, wie in Deutschland und Frankreich, der Lücke mit Klatschen nach, sondern Alles bricht in Schadenfreude aus. Möglich, daß ich hier auch nicht den Italiener im Allgemeinen, sondern nur das vornehme, junge Mailand kennen gelernt habe.*) Was hier geübt wird, ist vielleicht nur der Witz der modernen fashionablen Jünglingswelt, welcher der Verstand und das Herz in ihrem üppig gekräuselten Barte, ihrer einzigen Zierde, sitzen geblieben scheinen. Einen Hauptionangeber dieses Parterres sah ich am andern Morgen im Café della Scala, dem Theater gegenüber. Er stürzte herein, bestellte sich sein misto frutto, griff weder nach einem französischen noch italienischen Journal, sondern stellte sich von einer Spiegelwand zur andern. Er bekam sein Eis und stand noch immer vor dem Spiegel. Ich hatte Lamartine's neueste Rede durchgelesen und der Mailänder Elegant war verschwunden. Er stand an einer andern Ecke des Saales vor einem andern Spiegel. Er zählte seine Soas, indem er verstohlen zu einem dritten Spiegel hinblickte, der hinter dem Buffet angebracht war. Zuletzt zog er seine Uhr, sah nach der Zeit und spiegelte sich

*) Spätere Anmerkung. Jener Snobbismus, der jetzt, nach dem Buche eines Engländers über die französische Familie, auch die französische Jugend ergriffen haben soll.

wieder in dem polirten Gehäuse seiner Uhr. Alles verwandelte sich diesem jungen Narciß in Spiegel. Da frage man noch, was ihn während der Vorstellung am Abend so foltern mußte, daß er nicht aufhören konnte zu gähnen, zu grunzen, zu niesen, zu husten? Er hatte keinen Spiegel. Wahrlich, wenn ich bedenke, daß die moderne italienische Musik berechnet ist, den Fanatismus solcher Oberflächlichkeiten zu erregen, diese spiegellüsternen Dandies zu bis, bis und bravis hinzureißen, so nimmt meine Vorliebe für sie bedeutend ab und ich muß gestehen, daß auch die italienische Oper eines jener Dinge ist, die man nicht, um nicht die Achtung vor ihnen zu verlieren, an der Quelle studiren muß.

8. Zwischen Mailand und Genua.

Endlich wurde es Zeit zum Scheiden. Bei Reichmann hatte ich die hartnäckigsten Zauberer überdauert, immer drückender fiel die Sonne in mein kleines Arbeitszimmer Nr. 18, wo ich mir ein stilles, rechts und links nur von wohlklingender Musik unterbrochenes Einsiedlerleben geschaffen hatte.*) Um Abschied von Mailand zu nehmen, bestieg ich den Dom. Staub und die der Hitze eigenen Sonnennebel verhüllten freilich den Blick in die Alpen, aber es war doch erhaben, doch großartig, so herabzuschauen in das Gewühl der Stadt, hinüber bis nach Monza, dort bis nach Pavia. Und den Blick in die Ferne giebt man auch auf, wenn man die Wunder betrachtet, die in der Nähe sind. Da ist dieses herrliche, architektonische Kunstwerk mit seinen zahllosen Bögen, Pyramiden und Statüen. Ein Garten von Marmor, hier oben, durch den wir wandeln. Ein Flor der schönsten Frühlingsblumen, die hier versteinert blühen. Es ist hier oben, in dieser lustigen Höhe, Alles kühn, Alles muthig. Diese Pyramiden, wie weit sie vorgeschoben sind, wie zart, wie dünn gespitzt, wie schwindelnd die Statüen, die auf ihnen wie Wetterfahnen hin- und herzuschwanken scheinen! Und diese

*) Und mein Lustspiel „Zopf und Schwert" schrieb.

Bildwerke sind nicht etwa Dutzendarbeit. Meister haben ihre besten Arbeitsblüthen hieher gesendet; jener Napoleon, an dessen Rücken sich der Blitzableiter des Domes lehnt, ist von Canova; jene schwindelnden, einsam in der Luft schwebenden Statüen, die verächtlich in den Corso hinunterschauen, sind von Marchese und dem nicht minder geschätzten Monti. Noch ist hier das Ende nicht gefunden. Noch sollen sich zwei Marmortreppen mit ihrer kunstvollen durchbrochenen Filigranarbeit in die Höhe schlängeln und dieses Soll ist kein papiernes, keine Cölner Domidee, kein Anfall fliegender Nationalhitze, sondern eine versiegelte, verbriefte Wahrheit, die auf massivem Grund und Boden ruht, Gold- und Silberbürgschaft und was mehr ist, auf einem Enthusiasmus, der nie erkalten kann, der sich stets neu und neu erzeugt, auf der Religion oder, wenn man will, dem Aberglauben. Testamente, Legate, Gelübde bauen diesen Dom aus. Wer ihm zwanzigtausend Lire schenkt, will damit Gott und nicht den Menschen gefallen. Es ist ein Ablaßgeschenk, das man zahlt und schwerlich wol vor Gott so rein, wie vielleicht der kleine Centesimo, der unten an der Pforte in den Almosenkasten geworfen wird, aber Dome sind Dome, Kirchen Kirchen, nur Religion kann vollbringen, was Religion begonnen hat.

Hier noch eine Berichtigung in Betreff Pompeo Marchese's. Sein großes Standbild, die christliche Religion vorstellend, liegt ihm mit Recht am Herzen. Es ist vielleicht das größte Marmorwerk der Christenheit und wird die Mailänder Kirche, für die es bestimmt ist, unvergänglich zieren. Um so mehr liegt dem gefeierten Meister daran, richtig beurtheilt zu werden. Die Strahlen um das Haupt jener weiblichen Figur, welche die Religion vorstellt, sind keine Neuerung, deren ästhetische Geltung er zu vertreten hätte. Canova, Thorwaldsen, einige Andere vor ihm haben sich auch der Strahlen bedient. Indessen fühlt der Künstler selbst, wie wenig diese Nachahmung der gemalten Glorien dem Meißel entspricht. Er findet, wie wir, den Marmor, um einen Sonnenstrahl auszudrücken, zu kalt. Er liebt die Kunst mehr als die Tradition. Und doch ist es schwer, von dieser Tradition abzuweichen. Welches Symbol erfinden, um dieser weiblichen Figur den Ausdruck einer überirdischen Bestim-

mung zu geben? Wo hört die allgemeine Allegorie dieser Gestalt auf, wo fängt die Verwechselung mit der Mutter Gottes an? Der Künstler will diese Verwechselung entschieden vermeiden, er will die Religion wiedergeben, die den Erlöser in ihrem Schooße trägt, er will aber auch, daß diese Religion das Kennzeichen ihrer hohen Abkunft trägt, ja er will endlich auch, daß die steinernen Lichtstrahlen seinem Werke nicht den Stempel einer unästhetischen, seiner Kunst widersprechenden Anomalie aufdrücken. Mit jugendlichem Muthe, zugänglich dem Rathe der Kritik, hat sich Marchese auf einen ihm von mir in aller Bescheidenheit gemachten Vorschlag entschlossen, die Sonnenstrahlen am Haupt der Religion aufzugeben und an ihre Stelle einen kleinen fünfkantigen Stern zu setzen. Diese Idee ist gewiß nicht unglücklich. Sie ist neu und, was das Beste ist, plastisch. Die Bildhauerei soll Körper geben, nicht die Ausströmungen von Körpern, den Mond auf dem Haupt der Diana, nicht Mondenschein, Sterne, nicht Sternenlicht. Auch bringt der Stern mehr Sinn in das Kunstwerk. Es ist die Nacht, die Christus erhellt, die suchende Sehnsucht, die endlich gefunden, was auf ihren Knieen ruht, es ist Ahnung und Gewißheit, idealisch verschmolzen. Mag das gläubige Volk den Stern als den des Morgenlandes deuten, immerhin. Mag der Kritiker in dem Stern etwas Aegyptiisches wittern oder gar eine Anspielung auf den Stern der Isis, immerhin, diese Deutung wäre philosophisch. Denn Aegypten ist das Land der Mysterien, die Heimath der Religion, und Isis, die Natur, ist die erste Offenbarung Gottes, während Christus, die zweite, in ihrem Schooße ruht. Ich bin begierig, ob der Künstler dieser wesentlichen Verbesserung seines in allem Uebrigen meisterhaften Werkes treu bleiben wird. Eine kurze, aber inhaltreiche persönliche Begegnung mit dem trefflichen Meister bleibt für mich eine wohlthuende Erinnerung.

Die Gegend zwischen Mailand und Pavia sieht traurig aus. Lüneburger Haide nannten sie die Reisegefährten. Und doch wächst hier Reis, der freilich einen sumpfigen Boden bedarf. Dem Ticino sind eine Menge kleiner Kanäle abgewonnen worden, die den ohnehin schon feuchten Boden noch mehr

bewässert müssen. Die Ausdünstung dieses todten Wassers ist ungesund. Man begreift nicht, wie man mitten in einer so traurigen Atmosphäre die Universität Pavia lassen konnte.

Die berühmte Certosa nimmt hier die ganze Aufmerksamkeit des Reisenden in Anspruch. Welch ein Gebäude! Wieder eine ganze Welt von Pracht und Größe, die sich hier mitten aus der Wüste erhebt. Durch nichts vorbereitet, unangekündigt, unerwartet ragt hier ein Münster gen Himmel, der sich mit den schönsten Kirchen Italiens messen kann. Jahrhunderte haben an diesem Kloster und seiner Kirche gearbeitet, alle Zeitalter der Kunst, seit dem Anfange des geläuterten Geschmacks, haben in Bildern, Statüen, Ausschmückungen jeder Art hier ihr Andenken zurückgelassen. Es ist wieder ein Werk, das über die Kunst hinausliegt und groß ist wie eine geschichtliche That.

Der Begründer des Mailänder Doms, Johann Galeazzo Visconti, hat auch dies Kloster gegründet. Fast möchte man dem Bericht Glauben schenken, daß alle diese excentrisch erhabenen Gebäude eine große Sünde gut machen sollten. Johann Galeazzo, der erste Herzog von Mailand, hatte sich diese Würde durch ein Verbrechen erkauft. Herrscher von Pavia, gefürchteter Krieger, schlauer Staatsmann, zeigte er eines Tages seinem Oheim, Barnabo von Mailand, an, er hätte in Varese, zwischen dem Comer- und Langensee, ein Gelübde zu erfüllen. Scheinbar friedlich an Mailand vorüberziehend, wird er von seinem Oheim und dessen Söhnen feierlich bewillkommt. Sein Plan war aber eine Gewaltthat. Er bemächtigte sich der Person Barnabo's, warf ihn gefangen in das feste Schloß Trezzo und nahm von Mailand Besitz. Daß er den Oheim, seinen eigenen Schwiegervater (Barnabo's Tochter war seine zweite Gemahlin) durch Gift um's Leben brachte, wird zwar von den Chronisten behauptet, ebenso mag man den Ursprung der Certosa von seiner Reue über diese That herleiten. Doch zu räthselhaft muß uns eine solche That erscheinen, wenn man weiß, daß Johann Galeazzo unter der Zahl der italienischen Tyrannen einer der weisesten, gerechtesten, kraftvollsten war. Vielleicht mildert die Verworfenheit Barnabo's, seines Oheims, die schaudervolle That, wenn

sie stattfand, vielleicht löst die Psychologie das Räthsel, wie sich in kraftvollen Charakteren Tugenden und Laster das Gleichgewicht halten können. Unter den Statüen auf dem Dache des Mailänder Doms steht Johann Galeazzo mit aufgerichtetem Speer im eisernen Harnisch und blickt trüb und ernst auf das Gewühl des Erdenlebens hinab. In seiner Certosa haben ihm die Karthäuser ein glänzendes Grabmal errichtet, auf dem er in seiner ganzen, mehr kleinen als großen Figur abgebildet ist. Die hundert Embleme dieses Mausoleums mögen Schmeicheleien sein, die Züge Johann Galeazzo's, des reuigen Mörders, sind wol echt. Man erstaunt über das Gemisch seines physiognomischen Ausdrucks. Kraft und List, Trotz und Furcht, Bigotterie und wirklich fromme Züge malen sich merkwürdig ineinander. Die Reue scheint bei ihm echt gewesen zu sein, selbst wenn sie nicht in so wunderbaren Ergüssen spräche, wie der Dom von Mailand und diese Certosa bei Pavia.

Merkwürdig genug, die Certosa wie der Dom von Mailand sind von Deutschen erbaut. Welcher deutsche Name hinter Camodia oder Zamodia, wie mit Veritalienirung der Erbauer der Certosa genannt wird, eigentlich stecken mag, ist schwer zu sagen; wenn aber die Italiener den Erbauer eines Tempels, auf den sie stolz sind, selbst einen Deutschen nennen, so darf man ihnen schon glauben. 1396 wurde der Grundstein gelegt und dann von Jahr zu Jahr an dem Werke fortgeschritten. Die letzten Ausschmückungen der innern Räume reichen bis in das siebzehnte Jahrhundert hinab, wo es mit dem Geschmack bald ein Ende nahm. Bis 1780 diente die Certosa ihrer ursprünglichen Bestimmung. Vierundzwanzig Karthäuser lebten in jenen vierundzwanzig kleinen Häusern, die durch einen majestätischen Kreuzgang verbunden werden, streng abgesondert. Jeder eintretende Mönch bekam seine eigene Wohnung, die er nur am Donnerstag verlassen durfte, wo man gemeinschaftlich in der Gegend lustwandelte und sich in einem großen Eßsaale, freilich wieder an abgesonderten Tischen, für die Entbehrungen einer Woche schadlos hielt. Diese kleinen Gebäude haben alle eine Thurmspitze, bilden zwei Stockwerke und werden nach hinten von einem Gärtchen

begrenzt, deſſen Pflege eine Hauptbeſchäftigung der Karthäuſer ausmachte. Müde Seelen können ſich hier nicht unglücklich gefühlt haben. Wer viel gerungen und viel gelitten, wer ſich einen Schatz von Täuſchungen im Leben erworben hat, wer mürbe geworden von den Schlägen des „Kampfs um's Daſein", der kann ſich ſammeln in dieſer Einſamkeit, in dieſen kühlen Zellen, unter dieſem ſtillen Weinlaubdache, das ſich an den Fenſtern der Klauſe entlang zieht. Warum nicht ſich ſelbſt ſein Grab graben? Warum nicht ſchlafen in ſeinem Sarge? Warum nicht endlich ſchweigen, wenn man ſo viel geredet hat und doch nicht verſtanden wurde! Würden nur diejenigen Karthäuſer, für welche der heilige Bruno den Orden geſtiftet hat, dieſe Geſtalt des Mönchthums wäre noch die einzig wahre, die ſich vertheidigen läßt. Joſeph II. überzeugte ſich wohl, daß die Karthäuſer von 1780 nicht mehr die des heiligen Bruno waren. Der Welt entſagen in einem Kloſter, das über eine jährliche Rente von einer Million zu gebieten hat, iſt ein Widerſpruch, wo eine Parthei nachgeben muß. Die Million verſchwand und mit ihr die Karthäuſer. Die Revolutionen gingen ſchonend an der Certoſa vorüber. Das Kloſter lieferte nur das Blei ſeiner Dächer zu den Kugeln. Die Revolutionen ſind beſeitigt, der Friede wirft von der Porta del Sempione ſeine Metternich'ſchen Eichenkränze und die Karthäuſer werden, wie es heißt, noch in dieſem Jahre — in die Certoſa zurückkehren! Wahrſcheinlich ohne die Million.

Als Franz I. bei Pavia geſchlagen und gefangen war, zogen die Ritter, die ihn führten, an der Certoſa vorüber. Die Mönche ſangen in der majeſtätiſchen Kirche eben die Meſſe. Als Franz eintrat, vernahm man die Worte des Pſalms: „Wie Milch iſt mein Herz geronnen und ich gedenke deines Geſetzes." Der König, den die verlorne Schlacht und Freiheit tief darniederbeugte, ſtimmte ſchmerzlich in den folgenden Vers mit ein: „Gut, daß du mich erniedrigt haſt, damit ich deine Gebote erkenne."

Pavia, die Univerſität mit ihren kanoniſchen Rechtsſpaltungen und anatomiſchen Secirtiſchen, macht einen düſtern Eindruck. Wohl denen, die in Halle und Jena ſtudirt haben!

Hier gibt es keine bunten Mützen, keine Pfeifenquaste, keine Commerse. Gelangweilt stehen die italienischen Musensöhne vor den Cafés und rauchen eine österreichische Regiecigarre. Das ungarische Militair scheint mehr die Stadt zu beherrschen, als der Student. Die kleinen Einspänner, die den Corso hinunterfliegen, lenkt der schnurrbärtige Magyar. Man sieht es dieser Universität an, daß eine drückende Censur auf ihr lastet. In den Buchläden findet man von Literatur nur die scientifischen Handbücher und von belletristischer Lectüre nur die Kirchenväter. Demnach scheinen die Studenten fleißig zu sein. Ich vermuthe wenigstens, daß es eine Anspielung auf die Studenten von Pavia ist, als man jenem abscheulichen Affen, der sich durch sein braun und blaues Sitzfleisch auszeichnet, den Namen Pavian gab.

Gleich hinter dem Ticino betritt man die Staaten des Königs von Sardinien. Statt des Doppeladlers glänzt nun an den Mauthhäusern das weiße Kreuz. Eine Schiffbrücke führt über den Po. Man ist in Uebergangsgegenden. Alles scheint charakterlos, Haide, Fläche, kahles Gestein bieten nüchterne Aussichten. Man ahnt, daß hier eine Länderschicht zu Ende ist. Die Natur hat sich erschöpft. Jenseits jener Hügel wird es schöner sein. Die Hügel erheben sich, werden Berge, die Berge werden schroffe Felsen, der Mond spinnt einen zaubervollen Schleier über dies Gemisch von Bleibendem und Kommendem, Altem und Neuem. Man sieht nicht, was geht, man ahnt nicht, was kommt. Endlich bricht der Morgen an und eine wunderliche Erscheinung überrascht das Auge. Eben noch hatte die Sonne ihre Ankunft ahnen lassen, als ein dichter Nebel das ganze kahle Felsgebirg umhüllt. Das ist das Meer, der Nebel ist sein Bote. Hinunter rollt es die steilen Berge, immer freundlicher wird die Vegetation, immer dichter das Gedränge der Oliven- und Feigenbäume, wir haben Italien wieder und ein um wie viel schöneres, reicheres, als früher! Die stolzeste Sonntagsmorgensonne verjagt die Nebel, wir sehen einen blauen Streifen: das Meer! Wir sehen einen Golf, belebt von Masten und Palästen: Genua.

Judith.

Beſtätigt mir, mein Vater, feierlich,
Ob Ihr geworden wieder, was Ihr war't!

Manaſſe.

Ich bin Manaſſe Vanderſtraten wieder.

Judith.

Und ohne Vorbehalt? Im Vollgenuß
Des alten ungeſtörten Glücks?

Manaſſe.

Mein Kind,
Beruh'ge Dich! Der letzte Act des treuen Opfers,
Das Du mir bringſt, beſtätigt Alles, drückt
Das Siegel auf ein Glück, das mich beſchämt.

Judith.

Wohlan! So — kommt!

(Sie will nach hinten ſchreiten und kann ſich nicht aufrecht halten.)

Manaſſe.

Mein Kind!

Jochai.

Iſt Euch nicht wohl?

9. Genua.

Nur wenig Phantasie bedarf es, um sich durch Shakespeare's Othello und Shylok in Venedig, durch Goethe's Egmont in Brüssel heimisch zu fühlen. Man braucht Venedig und Brüssel nie gesehen zu haben und weiß beinahe doch, wo wol die Gondeln schwanken oder die Bürger von Brabant sich im Armbrustschießen übten. Man weiß es oder bildet sich ein, es zu wissen. Es ist ein phantastisches, erträumtes Venedig und Brüssel, in dem wir leben, ein Venedig, ein Brüssel, wie es ist und nicht ist. Auch in Genua glaubte ich längst heimisch zu sein, fand es aber doch von meiner ideellen Geographie ziemlich abweichend. Ich glaubte mit Mulei Hassan, dem Rohren des Fiesko, durch alle Windungen und Krümmungen der Hafenstadt schon geirrt zu sein. Ich glaubte, man könnte wie Katzen über Genuas Dächer kriechen. Ich sah den Wetterhahn der Lorenzokirche, auf dem man „neunzigmal um sich selber gewirbelt" werden konnte. Ich hatte Genua mit seinen Dogen, seinen Gräfinnen Imperialis, Genua mit seinem Hafen, seinem Arsenal und dem Revolutions-Glockengeläute, das der selige Theaterdirector Schmidt in Hamburg immer so düster und schauerlich zu organisiren pflegte, vollkommen inne und habe mich doch getäuscht!

Die Reisebeschreiber sind dann an dieser Täuschung noch mehr schuld, als Schiller. Jene verwirren uns noch mehr den Kopf, als die Dichter. Schiller, der Genua nur aus seiner Phantasie kannte, hat die stolze Meereskönigin besser beschrieben, als die entzückten Touristen, die größtentheils an dem unausstehlichen Fehler der Uebertreibung leiden. Es ist nicht Alles Orangerbaum, was in Italien grün ist. Es giebt auch Disteln und Nesseln, Haidekraut und moorines Schilf, worin die Frösche gurgeln. Die Beschreibungen Genuas, die ich gelesen, hatten mich verführt, eine Stadt zu erwarten, die sich vom Meere zum hohen Gebirg hinaufdacht in gleichmäßigen Terrassen, erst eine Lage Häuser, dann eine Lage Gärten, dann wieder eine Lage Häuser, wieder eine Lage

Gärten, in der Art, wie Wiener Torten gebacken sind. Das macht sich aber in Wirklichkeit anders. Die Gärten sind da, aber meistens außerhalb der Stadt, die Häuser blicken eines auf's andere, aber nur von den Dächern aus, wo eben die Katzen wohnen. Einige großartige Paläste mit ihren meerwärts gehenden Galerieen kann man nicht rechnen. Das Hufeisen, auf das Genua gebaut ist, ist lange nicht so eng, als man es beschrieben hat. Nach der Riviera di Ponente zu ist Platz zu noch zwei so großen Städten, wie Genua. Höher hinauf, dem kahlen, kreidigen und wahrhaft unschönen Felsgestein zu, sind gewaltige Lücken offen, wo die Gartenkunst, die hier die Stelle der Natur vertritt, noch großen Spielraum gewänne. Diese Schilderung soll nicht den unleugbaren Effect der Lage Genuas beeinträchtigen, sondern nur die Vorstellungen berichtigen, die uns der übertriebene Enthusiasmus einseitiger Touristen beigebracht hat.

Die stolze Lage Genuas läßt sich nur am besten vogelperspectivisch würdigen. Man muß von der Terrasse irgend eines kleinen Gasthofes abstrahiren und nur das Ganze, die imposante Hoheit der Gesammtheit betrachten. Von der Carignanobrücke aus, vom Garten des Marquis Durazzo am Kloster Fieschine, vom Doriapalaste aus, vom Leuchtthurm oder einem tüchtigen Vorsprunge, den wir im Kahn auf das Meer hinaus wagen, von diesen Gesichtspunkten steht die Wirklichkeit weit über der Einbildung. Dann ist Genua erhaben. Dann strahlt es wie ein Diadem, dann flammt es im Abendroth wie eine Riesenfackel, die bis in die fernsten Oceane leuchtet. Es ist ein heiliger Schauer, der uns überkommt, wenn wir dabei an diese wogende Welt von Schiffen, Palästen, Thürmen die Erinnerungen einer großartigen Geschichte knüpfen. Dort zur Rechten hin Rom, hier zur Linken das kleine Dorf, wo Columbus geboren wurde, hinter uns Corsika, wo zwischen schneebedeckten Felsen Napoleon geboren wurde, Afrika und Asien durch die Welle des Meeres so nahe gerückt, Flotten, die einst hier landeten, Erinnerungen von gestern an bis zur Welt der Römer und Carthager zurück, man fühlt, daß hier der Focus jener Geschichte ist, die nicht, wie bei uns oben, die Jahrzehnte, sondern die Jahrhunderte

erschüttert hat. Alles, was von hier gekommen ist, trat mit breiten Dimensionen auf. Columbus suchte eine neue Welt, Napoleon wollte das Mittelmeer zum französischen See machen und Aegypten in die Departemente Frankreichs aufnehmen, hier keimt und gedeiht nichts Enges, Begrenztes, Stubenmäßiges. Die Fremden in den Gasthäusern kommen nicht mehr von ihren Gütern in Holstein, Schlesien oder Mecklenburg, sondern es heißt: Herr Meyer aus Malta, Madame Müller aus Korfu, Herr Krüger aus Barcelona. Man vergißt hier seinen Kant und Hegel und ordnet sich dem großen Weltgeiste unter.

Die Handelsblüthe Genuas ist nicht so verwelkt, wie die Venedigs. Hat es doch an der Küste keinen so mächtigen Rivalen gefunden, wie Venedig an Triest, einem der blühendsten Häfen des Mittelmeeres. Dennoch ist auch Genua nur noch der Schatten seiner frühern Größe. Um den berühmten Ort zu heben, hat man ihn zu einem Freihafen gemacht, diese Freiheit aber nicht auf die Stadt selbst ausgedehnt. Ein enges Bassin gestattet den Zugang von Schiffen und Waaren jeder Art; aber jenseit dieses Bassins beginnt schon die strengste Douane. Viel Bewegung im Handel und Verkehr ist dabei nicht möglich.

Die Genueser waren ein Handelsvolk, voll Unternehmungseifer, tapfer, ja in Fällen, wo ihr Interesse bedroht schien, grausam und gewaltthätig. Die Erinnerungen an die rohe, räuberische Art, wie diese Stadt ihren Handel trieb, sind störend genug. Ueberall findet man hier Spuren einer Brutalität, die uns glauben macht, daß diese Stadt eher von gewinnsüchtigen Fischern und rauflustigen Matrosen als von ehrlichen, gediegenen, friedlichen Kaufleuten regiert wurde. An mehren der älteren Kirchen findet man Bruchstücke jener Kette aufgehängt, mit welcher die Genueser den Pisanern ihren gefahrdrohenden Hafen verschlossen. Auf diese plumpste Art zwang man die Handelswelt, nur in Genua einzukehren. Wo ein Hafen in der Nähe zu vielen Besuch erhielt, machte sich sogleich der Neid der Genueser auf und verdarb ihn durch versenkte Schiffe oder Felssteine. Das Handelsprincip entwickelte sich

eben in Genua in seiner abschreckendsten Gestalt, in der absoluten Form des Egoismus, der allerdings, vom communistischen Standpunkt, das Gewerbe des Kaufmanns nur als eine raffinirte Räuberei erscheinen läßt. Aus diesem unsaubern Grundelement entwickelten sich die Reichthümer der Republik und durch die Reichthümer eine Geldaristokratie, deren ehemalige Existenz in wundervollen Palästen, umgeben von Pracht und dem wetteifernden Aufgebot der Künste, uns allerdings Staunen abnöthigt. Mit überwältigter Bewunderung durchwandern wir diese Marmorhüllen einer noch immer nicht ganz entschwundenen Herrlichkeit. Noch empfangen uns in den Palästen Diener, noch sind in jenen die mit Gold, Lapis lazuli und schwerseidenen Tapeten verzierten Säle bewohnt, noch hängen in ihren Galerieen die aus alter Zeit vererbten, noch nicht unter den Hammer gebrachten Gemälde der ausgezeichnetsten Maler vergangener Kunstperioden. Hie und da weht uns allerdings schon etwas vom Don Ranudo de Colibrados entgegen. Die alten geschnörkelten Rococostühle, die alten abbröckelnden Goldleisten, die durchgesessenen Sammt- und Seidenstoffe machen schon hie und da einen lächerlichen, Don-Quirotischen Eindruck. Kann man den Palast des Marquis Serra ohne Ironie betrachten? Hier zeigt man einen Saal, den der Bediente des Hauses für den kostbarsten in der Welt ausgiebt. In der That soll er eine Million, man weiß nicht, ob Franken oder Ducaten gekostet haben. Es ist ein kleiner dunkler Saal mit sechzehn Marmorsäulen, die man zum Ueberfluß mit Gold überzogen hat. Vor diesem Saal saß sonst der frühere Besitzer im Zustande trauriger Geistesabwesenheit und unterhielt sich mit seinem Bedienten über den Preis der Küchengemüse. Jetzt ist der arme Besitzer des reichen Saales gestorben, dafür zeigt sich mit großer Prätension eine andere Narrheit. Aengstlich beflissen öffnet der Bediente von der Wand ein bewegliches Portrait in Lebensgröße und läßt uns in günstigster Beleuchtung als eine große Merkwürdigkeit, nicht etwa eine berühmte Fürstin oder Heldin, oder eine Figur van Dyk's sehen, sondern die gegenwärtige Besitzerin des Palastes, eine ältliche Dame in der geschmacklosen Mode von 1824, wo die kurzen

Taillen und die Gigotärmel galten. Der Bediente ist dafür angestellt, diese Merkwürdigkeit mit großer Feierlichkeit jedem Fremden vorzuführen. Es fehlte nur noch das Portrait des Schooßhundes der alten Dame.

Am westlichen Eingangsthore der Stadt liegt einsam der Palast des Andreas Doria. Man hat hier mehr Luft als Grün, mehr Zug als sichtbares Gebäude. Der Palast scheint nur eine Durchgangspforte zu dem einfachen Garten zu sein, den die Welle des Meeres bespült. Wenn die Züge jenes Neptuns, der eine Wassergruppe des Gartens beherrscht, wirklich, wie man versichert, das Bild des Andreas Doria wiedergeben, so sah der alte Seeheld kräftiger aus, als ihn unsere invaliden Andreas Doria-Spieler im Fiesco wiedergeben. In den Steinen, die den am Ende des Gartens liegenden Hafen verschüttet haben, begegnet man zum ersten Mal den Erinnerungen an jenen ehrgeizigen Grafen Lavagna, der es für einen schönen Traum hielt, sich dieser Meereskönigin als Gatte anzuvermählen, an der Verwirklichung dieses Traumes aber mit Leib und Leben scheiterte. Um es dem Dogen unmöglich zu machen, von seinem kleinen Hafen aus mit der Stadt in Verbindung zu bleiben, ließ ihn Fiesco durch Felsstücke, die noch jetzt sichtbar sind, versenken. Bewohnt wird dieser Palast von einem Grafen Doria, der bald in Rom, bald hier verweilt.

An den Kasernen vorüber, wo die Soldaten der Hitze wegen in unterirdischen Sälen exercirten, über einen Platz, den einst eine Napoleonsstatüe von Canova zierte, die aber der Pöbel im Jahre 1815, als Genua wieder Republik zu werden hoffte, zertrümmerte, zur Linken eines Arsenals, das die Genueser dem Christoph Columbus gewidmet haben, nachdem sie vor dreihundert Jahren versäumten, durch ihn die Besitzer der neuen Welt zu werden, gelangt man in den Palast des Marchese Marcellino Durazzo, der jetzt ein Eigenthum des Königs von Sardinien und seine Herberge ist, wenn derselbe, wie man sich beklagt, leider nur einen Monat des Jahres in Genua zubringt. Man kann eben nicht sagen, daß uns dieser Palast mit königlicher Majestät begrüßt. Sein Aufgang kommt den Portalen anderer genuesischer Paläste

nicht gleich. Ueber Marmorſtufen führen hölzerne Treppengeländer. Man reſtaurirt ſoeben die Zimmer, macht aus einer alten Ahnengalerie einen Speiſe- und Tanzſaal und verſpricht auch für die innere Einrichtung der königlichen Gemächer Fortſchritte, die in der detaillirten Genauigkeit, wie man ſie uns mittheilte, niemand intereſſiren werden. Die größte architektoniſche Schönheit dieſes Palaſtes iſt ſeine Terraſſe. Sie gewährt einen weiten Blick in's Meer, in das Gewühl des Hafens und führt durch einige neu angelegte Verbindungen in's Arſenal. Ob dieſe Verbindung mehr eine Bequemlichkeit oder ein möglicher Rückzug auf's Meer zu nennen iſt, bleibt unentſchieden. Leider hat die im Sommer übliche Reinigung der Paläſte mich hier, wie in den meiſten andern, um den vollen Genuß der ſonſt aufgeſtellten Bilder gebracht. Manches bedeutende Werk mußte hinter einem alten Lehnſtuhl, den man eben aufpolſterte, hervorgeholt werden. Andere Zimmer waren vor den Arbeiten der Fußbodenpolirer nicht zugänglich. Mit voller Freiheit ließ ſich von den bedeutenderen Werken nur die Fußwaſchung des Paul Veroneſe betrachten. Es iſt die Fußwaſchung einer jener bibliſchen Gegenſtände, in deren Auffaſſung, wenn ſie uns anſprechen ſoll, viel Weltlichkeit gelegt werden muß. Vom geiſtlichen Standpunkt wird uns dieſer Actus nie intereſſiren. Die Sitte, daß Einer dem Andern aus Höflichkeit die Füße wäſcht, iſt uns zu fremd, als daß wir mit dem, der da wäſcht, oder dem, der ſich waſchen läßt, beſonders ſympathiſiren können. Mag die Wäſcherin noch ſo viel geiſtliche Huldigung in ihre Handlung legen, der, der ſie annimmt, wird uns immer als ein bequemer weltlicher Satrap erſcheinen. Sieht man nun die Jünger gar noch dieſen Act verhindern, ſo laſſen alle Verbindungsgefühle, die uns an dieſen Gegenſtand feſſeln können, nach, denn nun wiſſen wir nicht mehr, wo aus, wo ein, was hier das Einzelne und was das Ganze ſagen ſoll, und nehmen eine noch ſo ſchön gemalte Darſtellung dieſer Geſchichte mit einer Kälte auf, die eine Ungerechtigkeit gegen den warmen Pinſel des Künſtlers iſt. Außer einer ſchönen Vertheilung der Farben gefiel mir an dieſem berühmten Bilde beſonders die Einheit der Handlung, wenn ſie auch etwas tumultuariſch

und beinahe, möchte ich sagen, theatralisch ist. Die gewöhnlichen Fußwaschungen *nach* dem Moment des Zürnens der Apostel, diese Fußwaschungen, wo das Nachtmahl seinen ruhigen Fortgang hat und in einer dunkeln Ecke die Schwester des Lazarus sitzt und dem Heiland still für sich die Füße wäscht, haben etwas völlig Befremdliches und Abspannendes. Ein gekreuzigter Christus von van Dyk erinnerte an dasselbe Bild von Guido Reni in der Mailänder Brera. Doch möchte ich van Dyk den Vorzug geben. Der Moment, wo es heißt: *Und die Erde ward finster*, diese Schauer der Natur, dies Zittern der Erde, schienen mir in diesem Bilde großartig wiedergegeben. Ich wiederhole mein Bedauern, durch die Unordnung, die hier einer größern Ordnung vorangehen sollte, im Genuß aller dieser Bilder gestört worden zu sein.

Bequemer traf es sich im Palast des Philipp Durazzo, dessen freischwebende, weiße Marmortreppe sogleich einen imposanteren Anblick bot. Hier sind die Gemälde, wenn auch von sehr verschiedenem Werth, ansprechend geordnet. Wäre ich nicht, außer der büßenden Magdalena von Correggio, allen Magdalenenbildern abhold, so hätte hier die Magdalena von Tizian wol ein längeres Verweilen verdient. Wie denn Tizian die Frauen immer malte, wie sie sind oder wenigstens wie sie um Venedig und Bologna sind, so ist auch diese seine büßende Magdalena eine wirkliche Sünderin in der Liebe. Ihre Augen sind eingefallen, die Züge des Gesichts sind nicht mehr mit jenem bekannten Tizianischen Fleische überzogen, sondern zeigen eine Magerkeit, die mit dem noch hochquellenden Busen auffallend contrastirt. Was sollen aber diese gemalten Versinnlichungen der Reue? Man kann den Glauben malen, die Frömmigkeit, die Entzückung, vielleicht die Seligkeit selbst. Aber man kann die Reue nicht malen, diese tiefste Versenkung des Menschen in sich selbst, diese gänzliche Abstraction von der Welt, diese höchste Wahrheit, bei der man, wenn sie echt sein soll, aufhören muß, sich so oder so, schön oder häßlich, interessant oder abstoßend auszunehmen. Correggio ist der Einzige gewesen, der uns eine Magdalena gemalt hat, an deren Reue man allenfalls glaubt. Hingestreckt liegt ein schönes Weib, ein anmuthig geformter Körper, der gewiß die höchste

Fähigkeit zu „sündigen" hatte. Und dieser schöne Körper liegt nackt auf hartem Boden, ein Strick, als Symbol der Geißelung, zur Seite; für die heißen Lippen, die sonst die ihrigen küßten, ein grinsender Todtenkopf. Und diese Magdalena von Correggio blickt uns nicht an. Sie kann nicht den „letzten Versuch" machen, uns selbst in ihrer Entsagung noch interessant zu erscheinen; sie kann auch, weil sie bereut, nicht kleinlich, verzagt und unbedeutend erscheinen, sondern sie entzieht uns all' diese Möglichkeiten durch ihr gesenktes Haupt, ihr verborgenes Auge. Sie liest in einem Buche, ihre Blicke sind beschäftigt, ihre Gedanken abgewandt von sich selbst. Einer solchen Magdalena glaubt man ihre Reue; nicht aber jenen armen Sünderinnen, die uns mit verweinten Augen anblicken und selbst in ihrem zerknirschten und gedemüthigten Zustande noch immer die beaux restes ihrer Vergangenheit zeigen. Die Reue spielt mit Recht eine große Rolle in der Theologie. In der Kunst aber muß sie mit Vorsicht behandelt werden, wenn sie uns rühren und nicht eher einen kläglichen Eindruck machen soll.

An den Bildern des Marchese Philippo weiter wandelnd, trifft man eine Ceres von Tizian, für welche, als die Göttin der Fruchtbarkeit, des Meisters saftiger, fleischiger Ton recht an der Stelle war. Einige sehr sauber ausgeführte Familiengemälde stammen von van Dyk, der den Stolz der englischen Aristokratie, ihre Kinder und ihre Jagdhunde, so vortrefflich zu malen verstand. Sehr komisch ist es, daß in einem vom Bedienten überreichten gedruckten Kataloge zwei an sich alberne Bilder, Heraklit, der da weint, und Demokrit, der da lacht, so verdruckt waren, daß hier Heraklit der Lachende und Demokrit der Weinende war. Ein großer Achilles-Saal, der rings an den Wänden Scenen aus dem Leben des großen Helden darstellte, ist mehr freundlich als bedeutend. Die Art, wie der kleine Achilles hier in den Styx getaucht wird, um unverwundbar zu werden, erinnerte fast an die Art, wie man Krebse und Hummer kocht. „Römische Liebe", von Guido Reni, vergegenwärtigt uns jene bekannte Anekdote, nach welcher sich ein Römer im Gefängniß an den Brüsten seiner Tochter vor dem Hungertode rettete. Schade, daß das

Unnatürliche des Gegenstandes etwas Abstoßendes hat. Der Ausdruck der Tochter, ihr Glück, daß sie mit einer kleinen Ueberwindung ihrer Scham ein so theures Leben erhalten kann, ist sehr lieblich. Sinnig ist ferner der Zug, daß der Künstler den Vater die Hände falten läßt. Will dieses Gebet nicht sagen, daß Gott die Abweichung von der Natur vergeben möge?

An dem prächtigen Palast Tursi Doria vorüber, der mit seiner lieblichen Terrasse und dem in die Strada Nuova herunterragenden Feigenbaum von seltener Größe jetzt den Jesuiten gehört, kommt man zu dem äußerlich unbedeutenden, aber innerlich desto reicheren Palaste Brignole. Leider aber auch hier zwei ungünstige Umstände. Die besten Sachen hat Marquis Brignole nach Paris genommen, wo derselbe seit Jahren sardinischer Gesandter ist. Und die zurückgebliebenen waren durch die Restauration der Zimmer fast ungenießbar. Zu diesen gehörten viele van Dyks und Rubens. Eine Kleopatra von Guercino schien mir ausgezeichnet behandelt. Auge und Gefühl bekamen eine gleiche Befriedigung. Die sinnliche Schönheit des Körpers war auf das großartigste verschmolzen mit dem physischen Schmerz in den Zügen der Selbstmörderin. Und was mehr war, ein Rahmen von wahrhafter Erhabenheit zog sich um einen Gegenstand, der nur zu oft durch kleinliche Behandlung in's Kokette herabgezogen zu werden pflegt. Hier steht auch jener originelle Christuskopf des Guido Reni, der so auffallend von der überlieferten byzantinischen Form des Christuskopfes abweicht. Es spricht sich aber in den erhöhten Mundwinkeln dieses Kopfes eine Entschlossenheit aus, die der leidenden Tendenz des Heilandes nicht anzugehören scheint. Und doch muß man sich wieder gestehen, daß diese Abweichung von der Ueberlieferung etwas Anziehendes hat. Gar lieblich ist der Eindruck eines kleinen von Guercino herrührenden Bildes: Gott, der sich die Welt besieht. Vor einem würdigen alten Herrn im Brustbilde liegt die Erdkugel, umfangen von einem kleinen bausbackigen Engel, der nicht dem christlichen Himmel anzugehören scheint, sondern geradezu der der Venus entlaufene Gott Amor ist. Der Blick Gottes auf die Erdkugel ist von großer Milde. Fast scheint

es, als wäre der gute Weltenvater eher neugierig über das, was hienieden vorgeht, als erzürnt. Der kleine Liebesgott scheint bittende Fürsprache zu thun für dies wunderliche Menschengewimmel, an dem es durch das einmal eingepflanzte, liebebedürftige Herz der gute Weltenschöpfer doch von vornherein schon versehen hat. Noch war bei Marquis Brignole eine Ueberraschung vorbehalten, die um so größer war, da kein Reigebaur oder Lewald auf sie vorbereitet. Der Führer hatte von einem modernen Bilde gesprochen, das in diesen Sälen zum Kauf ausgestellt sei. Wir standen plötzlich vor einer Staffelei, auf der ich diese neue Arbeit vermuthete, und schon war die Kritik in Bereitschaft, wie ein Stachelthier schwirrend ihre Borsten auszustrecken, da las ich über dem Bild auf der Staffelei mit goldenen Buchstaben die Worte: Opus Raphaelis Sanzii Urbinatis. Eine heilige Familie von Raphael! Unverkennbar echt, durch und durch den Stempel jener lieblichen Würde und sinnigen Einfachheit tragend, durch welche sich die Werke des großen Meisters auszeichnen. Der Glaube an dieses, erst kürzlich aufgefundene Bild würde bei aller in die Augen springenden Classicität mir dennoch nicht so langsam gekommen sein, wenn die Reinigung, deren dies Bild aus einem gänzlich vernachlässigten Zustande bedurfte, ihm nicht einen zu grellen und ganz wie neuen Farbenaufputz gegeben hätte. Hat sich dieser frische Firniß abgetrocknet, so wird das Ganze milder, gedämpfter und darum wahrer erscheinen. Die einzigen Halbprofile der Knaben, Jesus und Johannes, verrathen allein schon, daß hier nur die Hand Raphael's gewaltet haben kann.

Die Kirchen Genuas stehen hinter den Palästen zurück. Die Frömmigkeit war hier, wie überall, älter als der Reichthum. Einige der genuesischen Kirchen reichen bis zu den frühesten Zeiten des Christenthums. Die musivische Bauart der Lorenzkirche, die den Ehrentitel der Kathedrale führt, erinnert in ihrer Steinfügung und ihren Bogen noch an die Zeit, wo sich die heilige Baukunst aus der der römischen Castelle entwickelte. Diese Kathedrale bietet in ihrem lichthellen freundlichen Innern wenig Schätze, die der Kunst angehören. Eine ihre Seitenkapellen ist dem Täufer Johannes

Silva.

Nur einen Augenblick der Ruhe gönnt ihr!
Laßt sie allein — Ich führe sie zum Altar! —

(Jochai ab. Alle folgen bis auf Judith und de Silva.)

Silva.

Ruht eine Weile noch auf diesem Rasen!

Judith.

Nicht hier! Nicht hier! Auf dieser Bank, — blickt hin, —
Seht Ihr den Geist mit leichenblasser Miene?

Silva.

Laßt diese Traumgebilde —

Judith.

Nein, sie sind!
Sie bleiben unbeweglich vor dem Auge —

Silva.

Nur unbeweglich seh' ich Euern Blick!
Wie? Richtet Euch in Euerm Werthe auf!
Stolz dürft Ihr sein auf Eure große That!

Judith

(in Thränen).

Habt Ihr den Stolz je weinen sehn, de Silva?

geweiht. Und da dieser bekanntlich durch ein Frauenzimmer, das vor dem König Herodes üppig zu tanzen verstand, um's Leben kam, so darf sich nach einem ausdrücklichen Mauer-anschlage, bei Strafe der Excommunication, kein Frauenzimmer dem Altar des vorchristlichen Märtyrers nahen. Zwei französische Jesuiten, ein offner und ein heimlicher, gefielen sich darin, einigen anwesenden Damen mit vielem Aufwand von süßlich zudringlicher Galanterie diese Mysterien der Johanniskapelle zu erläutern. So frivol diese beiden Herren erschienen, so bigott wurden sie plötzlich in einem Kämmerchen, wo uns das Palladium Genuas, der berühmte heilige Graal, gezeigt wurde. Mit dieser Reliquie hat es seine Bewandtniß, wie mit allen übrigen. Sie ist nicht so echt, wie die Alterthümer von Herculanum und Pompeji, aber auch nicht so ganz unecht, wie das Blut des heiligen Januarius. Jenes Gefäß, das die Königin von Saba ihrem dichterischen Anbeter, dem Könige Salomo, als Geschenk zu seinen Tempelbauten verehrte, das sodann, man weiß nicht durch welche Veranlassung, in die Hände jenes vornehmen Protectors des Christenthums, des Joseph von Arimathia, kam, jene Schale, die Joseph von Arimathia für die Kreuzigung herlieh, damit darin das Blut des Heilandes aufgefangen würde, wo mag sie anders her sein, als aus der Märchenwelt? Aber die Schale, die in Genua dafür ausgegeben wird, ist darum noch kein Glasscherben von gestern, sondern wirklich ein Gefäß, das man mit Theilnahme betrachten kann, weil man Jahrhunderte lang daran glaubt. Die beiden Jesuiten, die Anfangs von der Existenz und Bedeutung der Sacra Catena nichts gewußt hatten, dann aber die grüne Schale für ein Waschlavoir des Heilandes hielten und endlich von einem Magistratsdiener mit bedeutender Entstellung der Sage hörten, die Königin von Saba hätte aus Handelspolitik diese Schale der Republik Genua geschenkt und Genua hätte sie zur Kreuzigung hergeliehen, dann aber wiederbekommen, beeiferten sich jetzt, die günstige Gelegenheit einer so heiligen Reliquie zu benutzen. Sie drückten flugs allerhand Ring- und Kreuze, die sie an und bei sich trugen, an die Schale, um vielleicht damit in der Heimath an irgend einem vornehmen, gläubigen

Beichtkinde Wunder zu thun. Mir ſtiegen beim Anblick dieſes Gefäßes eigene Jugenderinnerungen auf. Dreht ſich nicht die ganze Poeſie des Mittelalters um den heiligen Graal? Iſt es nicht jener zauberhafte Edelſtein, aus deſſen Anblick ſich Wolfram von Eſchenbach ſeine myſtiſchen Entzückungen holte? Den heiligen Graal (Sanguis Realis oder Sangrealis) trugen Engel aus Paläſtina nach Spanien. Von Spanien kam er nach Indien, wo jenſeit des Magnetberges und des Lebermeeres der uralt greiſe Prieſter Johannes in einem tiefen, unzugänglichen, von ſeinem eigenen ausſtrömenden Licht erhellten Heiligthum über ihn Wache hält. Dorthin laſſen die myſtiſchen Dichter der angelſächſiſchen, normänniſchen und deutſchen Poeſie ihre Helden wandern. Dorthin nach Indien, zum heiligen Graal, ſehnen ſich Arthus und die Tafelrunde, ſehnen ſich Percival und Titurell. Ob ihn die Genueſer durch ihre Handelsverbindungen, wie die Griechen einſt das goldne Vließ aus Kolchis, nach Europa entführt haben, ob ihn der Prieſter Johannes bei einem reichen Genueſer Banquier verſetzte und einzulöſen vergaß, oder ob der Genueſer Graal gar nicht jene hochheilige, poetiſche Monſtranz des Wolfram von Eſchenbach iſt, das weiß ich nicht. Durch eine Reiſe nach Paris hat das mit Gold verzierte Gefäß ein Loch bekommen, wie Wolfram von Eſchenbach's Poeſie durch den menſchlich reinen und fröhlichen Walter von der Vogelweide, wie die Orthodoxie durch Leſſing, Schelling durch Hegel. Napoleon und ſeine Juweliere, die ſich darauf verſtanden, echte und unechte Reliquien, Reliquien für die Frömmigkeit und Reliquien für die Staatskaſſe, zu unterſcheiden, ließen ein Stück aus dem angeblichen Smaragd herausklopfen und ſiehe da — die Sage vom Edelſtein war — eitel Glas. Unheilige Kritik!

In der St. Stephanskirche, in welcher eine feierliche, wahrhaft heilige Stille herrſchte, wo ich Beter ſah, die mit ſolcher Inbrunſt vor einem leeren Beichtſtuhl knieten, daß man glauben mochte, ein furchtbares Verbrechen laſte auf ihrem Gewiſſen, zeigte man ein Doppelbild, an dem Julio Romano und Raphael gearbeitet haben. Leider hat das großartige Werk ſo nachgedunkelt und die Beleuchtung war ſo ungünſtig,

daß ich mich in seinem Genuß nicht zurecht finden konnte. Ueber die Parthie, welche Raphael gemalt hat, findet man die abweichendsten Angaben. Wenn man bedenkt, daß man die Bilder von oben zu malen anfängt und Raphael wol von Julio Romano, aber dieser nicht umgekehrt von jenem abgelöst wurde, so möchte von Raphael's Pinsel die obere Parthie herrühren, die uns den Heiland darstellt, wie er dem unten gesteinigten Stephanus tröstend und ermuthigend erscheint.

Die Kirche Annunziata wird jetzt glänzend restaurirt. An und für sich schon in einem luxuriösen Styl gebaut, wird diese Kirche nach Vollendung ihrer Wiederherstellung einer der prächtigsten Gottestempel Italiens werden. Die schon fertige Kuppel und zwei Seitenkapellen machen durch die verschwendeten Goldmassen und Ultramarinfarben einen überraschenden Eindruck. Seitdem ich weiß, daß den Franziskanern diese prächtige Wiederherstellung einer ihnen gehörenden Kirche von den reichen Familien Genuas gesichert ist, begreife ich die fröhlichen Mienen, mit welchen die Bekenner dieses Ordens in Genua herumwandeln. Neu waren mir hier Mönche, die grüne Brillen trugen. In Italien wird man so natürlich, daß man hier auch über Offiziere mit Regenschirmen nicht lachen würde.

Ein festlicher Sonntag bereitet uns in diesem Lande, wo die Religion in Aeußerlichkeiten gänzlich untergeht, die wunderlichsten Eindrücke. Man feierte auch in Genua das Fest der Maria del Carmine. Schon von Ponte decimo aus waren am Wege die Kirchen und Häuser mit kleinen Papiertöpfen geziert, die sich am Abend zur Illumination erhellen sollten. In Genua selbst war Alles in Bewegung. Die Frauen liefen in ihren weißen Schleiern, die das Schöne heben, das Häßliche aber nur um so häßlicher hervortreten lassen, von Kirche zu Kirche, griffen in die Weihwasserschalen, verbeugten sich einigemal vor dem Hochaltar und machten die Runde wieder weiter nach einer andern Kirche. Auf dem kleinen Platz der Annunziata, in dessen Nähe wenigstens noch fünf andere Kirchen liegen, war das ein Schwirren, wie im Foyer eines Theaters. In einer vornehmlich der Heiligen des Tages gewidmeten Kirche fand eine Feierlichkeit statt, die

sich nur mit einem Feste der Oper vergleichen ließ. Die Decke, die Chöre, die Säulen dieser Kirche waren so mit rothseidenen, goldbetreßten Decken verhängt und umwunden, Blumenkränze und Blumenkronen hingen in so verschwenderischer Fülle umher, Hunderte von Kerzen standen mit dem hellen lichten Tage in einem so sonderbaren Widerspruch, daß man einer im Schauspielhause gegebenen musikalischen Matinée beizuwohnen glaubte. Die rauschendste Militairmusik spielte dazu Stücke aus den neuesten Donizettischen Opern und ein Kapellmeister zappelte mit Händen und Füßen, um eine, wahrscheinlich von ihm selbst für diesen Festtag componirte Cantate von einem unsicher eingeübten Chor so weit zu Ende bringen zu lassen, daß wenigstens sein guter Eifer anerkannt werden mußte. Dieser Spectakel dauerte bis gegen Abend, wo ihm durch eine Procession noch die Krone aufgesetzt wurde. Wer nur irgend geneigt ist, im Katholicismus Alles poetisch zu finden, der lasse sich in Italien von dieser Neigung heilen.

Durch ihre Lage ist die Kirche Carignano unstreitig die anziehendste von ganz Genua. Sie liegt auf der Höhe jenes Hügels, den die kühngedachte Brücke gleiches Namens mit der Altstadt verbindet. Man bekommt einen Begriff von der Macht und dem Stolz der alten genuesischen Patrizier, wenn man erfährt, daß diese Brücke und Kirche ihren Ursprung einem Zwiespalt zwischen zwei vornehmen genuesischen Familien verdanken. Auf diesem Hügel wohnte Fiesco. Von einer solchen Höhe herab könnte man fast den Wunsch, das unter uns liegende Genua beherrschen zu wollen, verzeihlich finden. Schiller muß sich über die Wohnung des Grafen Lavagna orientirt haben; denn die Aussicht, die man von diesem Berge aus über Genua nach dem Meere hin genießt, scheint in der That das Bild zu sein, an welches Fiesco seinen berühmten Fenstermonolog richtet. Der Palast, auf dessen Balcon er gestanden haben kann, ist nicht mehr da. Ein Haufen Steine bezeichnet die Stätte, wo einst die Wohnung des ehrgeizigen Revolutionairs stand. Senatsrache und Volkswuth haben sie nach dem Sturze Fiesco's zerstört. Die Kapelle aber, die einst zu diesem öden, kahlen Platze gehörte, steht noch, doch hat man auch sie die Strafe des Staatsverräthers

fühlen lassen; sie ist in ein Magazin, in das Depot einer angrenzenden Kaserne verwandelt worden. Diese Kapelle ist es, der Genua seine schönste Kirche und seine Brücke von Carignano verdankt. Die vornehmen Bürger und Patrizier Genuas pflegten in der fashionablen Kapelle des Grafen Lavagna Sonntags ihre Messe zu hören. Der Weg zum Hügel hinauf, den Fiesco bewohnte, war lang und in der Sonnenhitze beschwerlich. Oft geschah es, daß sich die vornehmen Damen mit ihren Sänften, die sie in die Messe tragen sollten, verspäteten. Sie kamen an, wenn das heilige Amt schon begonnen hatte. Fiesco, mehrfach angegangen, mit seiner Messe zu warten, bis die alten und jungen Damen Genuas mit ihrer Toilette fertig wären, war nicht galant genug, den Wünschen der schönen Welt zu willfahren. Ja der vornehmen und stolzen Marquise Sauli ließ er durch seine Lakaien sagen, die Marquise möchte, wenn sie bei ihm die Messe hören wollte, sich einen kürzern Weg wählen. Und würdig, eine Engländerin zu sein, nahm die Marquise ihren um den Spott wüthenden Gatten in's Gebet und ruhte nicht eher, als bis ihr dieser von ihrem Hause aus bis zum Gipfel des Berges, auf welchem Fiesco wohnte, über die Straßen der Stadt hinweg, mitten in die Luft hatte eine Brücke aufschlagen lassen. Um die Rache vollständig zu machen, bauten die Saulis noch die schöne Kirche Santa Maria di Carignano. Soll man hier die Leidenschaften anstaunen oder jene gewaltigen Kräfte bewundern, über welche diese Republik einst gebieten konnte?

Beim Anblick dieser Kirche selbst muß man sich daran gewöhnen, daß sie im Interesse der Plastik aufgeführt wurde. Man findet kein Gold und keine Farben, zwei Zierrathen, an welchen sich das Auge in Italien schon so verwöhnt hat, daß uns der erste Eindruck dieses nach einem Plan von Michel Angelo erbauten Tempels kahl, fast möchte ich sagen, protestantisch erscheint. Bald aber gewöhnt sich das Auge an die einfache, edle Symmetrie und das ausgezeichnete Standbild des heiligen Sebastian von Püget scheint uns recht eigentlich der Harmonie dieses Tempels zu entsprechen. Der an einen Baumstamm gebundene und die Pfeile seiner

Mörder erwartende Märtyrer ist eine Arbeit, an welcher Michel Angelo seine Freude gehabt haben würde. Die Lage des Körpers erlaubte die gründlichste Entfaltung anatomischer Studien und doch ging der Meißel des Künstlers über das einzuhaltende Maß der Schönheit nicht hinaus. Rundung und Ecke sind so sanft verschmolzen, daß man sagen könnte, an dieser Statüe ist das Geheimniß gelöst, die krumme Linie eben so graziös darzustellen, wie die Wellenlinie. Ein Bild von Piola, einem jungen Genueser, welchen Künstlereifersucht ermordet haben soll, verspricht allerdings eine Zukunft, die manchem Rivalen, und nicht dem mittelmäßigen allein, hätte gefährlich werden können. Der sich aufrichtende Gichtbrüchige, der zum ersten Mal die wiedergewonnene Kraft seiner Glieder erprobt, ist in Zeichnung und Colorit vortrefflich. Einfach schön ist wieder ein Bild von Guercino, das uns den entzückten Augenblick schildert, wo der heilige Franziskus die Idee seiner Ordensstiftung faßt. Das Schöne an dem Bilde liegt besonders darin, daß es gerade nicht mehr und nur das giebt, was es geben will. In allen Künsten ist dies das Zeichen der Classicität. Nur die Manieristen umgehen das, was sie sagen wollen, und bieten uns immerwährend Symbole, Beiwerke, grillenhafte Zufälligkeiten für eine Hauptsache, der ihr nüchterner Sinn nicht gewachsen ist.

Auf einer andern Höhe, näher den unschönen, kahlen Felsen zu, liegt das Kloster der Fieschine, ein Nonnenkloster, in welchem jene berühmten künstlichen Blumen verfertigt werden, in denen Genua mit Paris wetteifert. Die künstliche Blume ist recht eigentlich eine Nonnenerfindung und ihre Bereitung hat sich mit mancherlei, die Farbenmischung betreffenden Geheimnissen von Kloster zu Kloster vererbt. Wie manche Thräne, die auf diese Battistblumen fiel, mag die armen Nonnen gelehrt haben, wie sich der Email des Thautropfen, den sie so artig anzubringen wissen, nachahmen läßt! In Genua giebt man seine Kinder in das Kloster, um dort erzogen und durch Blumenmachen beschäftigt zu werden. Die Bedingungen dieser Uebergabe sind so streng, daß für mich jene Blumen, die eine Nonne aus dem Sprachgitter zur Auswahl herausreichte, etwas bekamen, das mich fröstelnd be-

rührte. Kunstvoll sind sie, diese Nachahmungen der bunten Kinder einer Flora, die in Italien noch eine ganz andere Göttin ist, als bei uns in unsern geheizten Treibhäusern. Wie zierlich zeigen sich hier die Geranien mit ihren federartigen Staubfäden neben den schneeigen oder panachirten Camelien; wie scheinen die kleinen Dijonröschen so frisch, die Veilchen so duftend! Und doch behauptet man, daß die künstliche Blumistik in Paris noch Zarteres vollbringt. Sollte sich auch hierin offenbaren, wie unendlich weit die freie Kunst der todten, mechanischen überlegen und eine Pariser Fleuristin doch noch poetischer, als eine italienische Nonne ist?

Nach den künstlichen Blumen mußten die natürlichen im offenen Garten des Marquis Durazzo, in den ich eintrat, um so würziger duften. An die hier im Freien wachsenden Koryphäen unserer nordischen Treibhäuser sind wir in Italien schon so gewöhnt, daß uns Alleen von Oleandern, Camelien, die unter künstlich gezogenen Tannen blühen, halb freiwachsende Bananen kaum noch überraschen. Ein berauschender Duft strömte von einer Pflanze aus, die der Gärtner Gardenia nannte und von der einige mitgenommene Blüthen tagelang noch das Gedächtniß an Genua wach erhalten können.

Im Uebrigen fand ich Alles todt. In Carlo Felice war unsere Sophie Löwe, hier Signora Loëwe Sofia genannt, verstummt. Die wandernde königlich preußische Kammersängerin, die zu stolz ist, einen eingestandenen faux pas öffentlich zu bereuen und nach Deutschland zurückzukehren, war mit ihrer Truppe und den sechs Rollen, die sie in Italien nur zu singen braucht (Beatrice di Tenda steht oben an), schon in irgend eine andere Stadt gezogen. Ein Kaffeehausleben, wie in Venedig, ein Corsofahren, wie in Mailand, konnte ich nicht entdecken. So ließ ich mich des Abends hinausrudern in den Hafen, in den Golf, wo ich träumen konnte, im Reiche des Triton zu sein. Aus den kleinen Barken springen von allen Seiten nackte Gestalten in die kühlende Woge, kugeln sich jubelnd über eine Schiffstonne, die sie im Wasser hin und her hänseln, spritzen sich mit vollen Backen den salzigen Schaum entgegen oder prahlen mit der Stärke ihrer Brust,

wenn sie im Schwimmen sich so laut zurufen, daß es an den alten Mauern des Molo widerhallt. Schon glüht das Abendroth an dem westlichen Ufer. An der Riviera di Levante zieht sich der Abendnebel in langen violetten Streifen dahin. Fern von der Stadt herüber läuten die Glocken und träumerisch schweift das Auge über die sanft bewegte Fläche. Da zuckt ein Lichtstrahl in jenem hohen Thurm zur Linken auf, im Leuchtthurm zündet man die Lichter an, die, aufgefangen in einer ungeheuern Reverbère, dem nächtlichen Schiffer als sicherer Wegweiser dienen. Ein zweiter Blitz zur Rechten. Man löst eine Kanone zur baldigen Abfahrt des Dampfers, der nach Livorno fährt!*)

*) Die Rückreise erfolgte über die Riviera di Levante, Nizza, den Col de Tende, Turin, den Mont Cenis, Genf und die Schweiz. Manche der festgehaltenen Eindrücke finden sich in des Verfassers „Zauberer von Rom".

IV.

Wiener Eindrücke.

1845.

— — Von Frankfurt nach Nürnberg traf ich noch überall die Spuren des stürmischen Abschieds, den diesmal der eisige Winter von der Erde genommen hatte: ausgetretene Flüsse, durchbrochene Dämme, durchfeuchtete Häuser. Erst in Nürnbergs sandiger Umgebung hatte schon die Fluth Zeit gehabt, im durstigen Boden zu versiegen.

Aber der deutsche Frühlingsbote, König Gambrinus, hatte schon den Spund seiner kühlen Fässer aufgeschlagen Salvator und Bock flossen in den tannenbekränzten Wirthshäusern und Herbergen und der Mond stand des Nachts so voll, so brennend am Himmel, daß ich am eigenen Auge, wenn es zum Wagen in die blauhelle Nacht hinausblickte, fühlte, wie in dem Gestirn etwas Elementares ziehen und locken und alles Feuchte aus dem Erdenschooße aufsaugen müsse. Daß der Mond somnambül macht, bewiesen auch die schöner Judenmädchen in Fürth, die am Samstag Abend schon frühlingsweise vor den Häusern plauderten, armverschränkt in den freundlichen Straßen lustwandelten und träumerisch die heißen Blicke der orientalischen Jünglinge erwiderten, die unter sich von Calico und Jaconnet, mit den Mädchen vom schönen Monat Mai und Blüthen- oder Ballhoffnungen sprachen.

In Regensburg regnete es wieder mit aller Kraft des Aprils. Um den Dom schwammen die Gewässer, wie um die Arche Noäh. Mein Ararat wurden die „drei Helme" und statt der Taube hatt' ich im Nebenzimmer eine Nachtigall, die Hasselt-Barth. In Regensburg, was beginnen, wenn es regnet? Den Schirm aufspannen und irgendwo das hier begrabene römisch-deutsche heilige Reich aufsuchen? Einen Fiaker nehmen und beim Anfahren am Dom um die verschwundenen Jahrhunderte weinen? Ein freundlicher Bürger der Stadt führte mich zuvörderst an einen Ort des besten Biers und sonntäglichen Nachmittagskaffees. Die bayrischen Chevaurlegers-Offiziere und die Regensburger Gymnasialjugend ließen mich das alte römische Vaterland vergessen. Auf der feuchten Promenade, in einer tropfbaren Allee, deren Ende das perspectivische Bild der Walhalla auffing, begegnete uns ein silberlockiges Männlein, mit einem Mützchen auf dem Scheitel. Es war der Bürgermeister von Würzburg, Professor Behr. Dort die Walhalla, hier der greise Behr, König Ludwig's Lehrer, der Gefangene von Passau — nicht die Gegensätze unserer Zeit sind so merkwürdig, sondern das ist merkwürdig, wie nahe sie beieinander stehen.

In den Laden von Manz, dem Verleger der Convertiten und Ultramontanen, konnte ich nicht eintreten, weil es Sonntag war. Das Theater bot eine Raimund'sche Posse, die niemand gelernt hatte. Die Walhalla ....? Sie hatte so zauberisch geglänzt in der grünen Allee, über dem Scheitel des Bürgermeisters Behr hinweg. Eine Aprilwolke hatte ein paar Sonnenstrahlen durchgelassen und diese waren so blendend auf den weißen Marmor gefallen. Ich dachte: Gerechtigkeit gegen Jeden! Ich will die Walhalla sehen.

Und ich sah sie mit Staunen und Bewunderung und mit Mitleid für König Ludwig. Warum muß ein so hoher schöpferischer, edler Geist, wie ein solcher diesen Fürsten beseelt, so im Widerspruch mit seiner Zeit liegen? Warum müssen die künstlerischen Thaten dieses poetischen Menschen ohne allhingebende Theilnahme bleiben? Diese Walhalla, bei Donaustauf den breiten Strom beherrschend und hinaus in die Lande leuchtend, ist wahrlich ein majestätischer Tempel, erhaben in seiner

Silva.

Den ungeduld'gen, ja! Ihr müßt Euch faſſen —
Ihr wißt, was ſich begeben —

Judith.

Nichts und Alles.

Silva.

Macht einen Strich auf dieſes Blatt des Lebens!
Seit geſtern ward uns keine Kunde. Erſt
Am Grabe ſeiner Mutter wollt' er ruhn —
Da ſcheuchten ihn die Wächter von dem Friedhof —
Dann ſah man ihn bei ſeiner Schweſter Rahel
Spinoza, deren Söhnchen Baruch er
Im Griechiſchen zu unterweiſen pflegt.
So irrt er flüchtig jetzt im Doppelfluch —
Und wenn er weiſe iſt, ſo fühlt er ſelbſt,
Daß er durch Rache ſich erniedrigt.

Judith.

Rache?
O ſäh' ich ſie, die Rache, die er ſchwur,
Die Rache, die ich ſelbſt mir niederflehe
Vom Zufall, vom Geſchick, von Himmel, Hölle!
Denn von dem Manne, den man liebt, iſt Alles,
Auch ſelbſt die Rache ſüß.

Silva.

Was ſoll er rächen?
Jochai's Trotz auf ſeine goldnen Schätze?

Anlage, großartig in seiner Ausführung, wol das schönste Werk dieser Art, das in unsern Tagen ersonnen und begründet wurde. Berlins Bauten sind Bettlergaben dagegen. Auch Paris besitzt nichts von dieser Schönheit. Die Walhalla reiht sich nur den Tempeln an, die einst auf Sunium, Pästum und der Akropolis standen.

Der Aufgang ist großartig. Ein öder Fels springt an die Donau hinaus. Dort oben im blauen Sonnenlicht, die granitnen Stufen hinan, liegt einsam und hehr der edle Marmortempel. Einsam und hehr wie der Ruhm, dem er gewidmet wurde. Tretet hinein und euer Auge wird geblendet sein! Was hilft es zu lächeln und dem Schöpfer dieses Baues gram sein wegen dieser und wegen jener Dinge — der Gedanke, zur Zeit unserer politischen Erniedrigung, zur Zeit der französischen „Gloire" einen deutschen Ruhmestempel gründen zu wollen, bleibt groß und edel. Die deutschen Gelehrten, wie Johannes von Müller, werden von dem jungen Prinzen um ihre Meinung ersucht, sie nennen ihm die Ruhmeswürdigen, er beginnt mit den Büsten, bestellt deren eine nach der andern, sammelt, zeichnet, erweitert seine erste Anlage, beginnt endlich die Ausführung und nun steht das Ganze da, nach Außen erhaben, nach Innen voll Reiz, wohlthuend für die Sinne, reich, geschmackvoll, fehlerhaft vielleicht nach diesen oder jenen Principien, aber voll Grazie in diesen Fehlern, eine Schöpfung mit einem Wort, die unendlich größer als ihr Ruf ist.

Ein Buch liegt an den kolossalen Metallthüren, in welches mancher Engländer sein Entzücken eingeschrieben hat, auch mancher Deutsche. Münchner Praktikanten, die Beförderung wünschten, schrieben hier: „Heil dem König Ludwig!" oder: „Nur Ludwig konnte dieses Werk vollenden!" oder: „Heil! Heil dem König und Dichter!" oder: „Dem edlen König und Dichter!" oder: „Dem edlen König traut, der solche Werke baut!" Ein Wiener trennte sich von der Walhalla und schrieb: „Ich scheide, durchdrungen von deutschem Gefühle!" Die Gräfin Yrsch aus München dichtete:

Nur Ludwig konnt' den Gedanken denken,
Nur Er Walhallas Schöpfer sein,
Und auch diesen Ruhm der Nachwelt schenken,
Walhallas einst Genoß zu sein.

Charakteristisch ist der Ausruf eines Hamburger Kaufmanns: „Samuel Lachmann von Hamburg. Sah ein Palais Royal und Eine Walhalla“ — eine Zusammenstellung, die dem franzosenfeindlichen Könige wenig schmeichelhaft gewesen sein wird.

Aber was beweisen diese Ausrufungen! Die Walhalla ist unpopulär. Sie kommt uns von einem Fürsten, dessen poetischer Sinn seinem politisch gestimmten Zeitalter keinen Geschmack abgewinnen konnte, der die revolutionairen Bewegungen seit 1830 mit einem fast persönlichen Hasse verfolgte, der der kirchlichen Aufklärung das Hemmniß neubegründeter Klöster in den Weg stellte und aus der Walhalla selbst der Deutschen Größten Einen, Martin Luther, entweder aus Religionshaß oder, wie ich eher glaube, weil Luther Deutschland trennte, aus mißverstandener Vaterlandsliebe entfernt hielt. Da steht dieser schöne Tempel, würdig, ein Wallfahrtsort unseres Volkes zu sein, eine Zierde Deutschlands. Luftig schwebt die Walhalla mit ihren marmorweißen Ruhmesgenossen über dem irdischen Walten und Treiben und doch gehört sie im Grunde niemanden, als ihrem Stifter, ihrem Erbauer, ihrem Dichter. Es ist kein Pantheon der Nation, sondern die Privatkapelle eines Einzelnen. Wo Luther fehlt im Reigen großer deutscher Männer, da kann kein wahrhaft deutsches Herz sich heimisch fühlen, selbst das der aufgeklärten Katholiken nicht. Was sollen hier Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, wenn die Männer fehlen, in deren Geiste jene Ritter handelten und litten? Der Ruhm ist eine Sache der Allgemeinheit. Das Verdienst ist oft fraglich. Dem Verdienste huldigt oft nur ein kleiner Kreis, der es erkannt hat. Luther's, Melanchthon's, Zwingli's Verdienste mögen dem Katholiken zweifelhaft erscheinen, aber ihr Ruhm ist weltumfassend, historisch, allgemein, katholisch.

König Ludwig hätte in dem Augenblick, als der Tempel fertig war, den goldnen Schlüssel, mit dem er ihn öffnete, in die Hand eines Walhalla-Gerichtes legen sollen, eines vielleicht aus den Akademieen von Berlin, München und Göttingen (daß Wien keine hat, ist Metternich's Schuld) zusammengesetzten Amphiktionengerichtes. Hier hätte über die

Vergangenheit und Gegenwart des deutschen Ruhmes entschieden und in Form einer Institution auch die Zukunft, die Ehre der Walhalla-Beisetzung künftiger Geschlechter, der Nation selbst überwiesen werden müssen. Das war so groß bei den Alten! Ihre Tempel, ihre Pantheen entstanden aus dem Volke und gehörten dem Volke. Kein Perikles entschied bei den olympischen Spielen, wer der Unsterblichkeit angehören sollte. Das Preisgericht war ein Institut des Volkes. Hätte König Ludwig, statt sich selbst die „Walhallagenossen" zu wählen, die Wahl einem volksthümlich zusammengesetzten Körper überlassen, wir würden dankend dasselbe Pantheon begrüßt haben, das uns jetzt fremd, entlegen und zweideutig erscheint.

Die Façade der Walhalla blickt nach Süden, in's Straubinger Land, in's Salzburg und Tirol, wo deutsche Sprache, aber nirgends deutscher Geist vertreten ist. Der Rücken lehnt sich an eine Felswand, die den schönen Tempel vom deutschen Norden trennt, vom Herde der Intelligenz. Und die Donau! Ist sie so deutsch wie der Rhein und die Elbe? Wo fließt sie hin? In's Ungarn- und Türkenland und da, wo sie von hier ab noch deutsch ist, lehnt sich Charakteristisches und deutscher Ruhm nur wenig an sie an.

Das Dampfschiff, das mich nach Wien bringen sollte, betrat ich in Straubing. Malerische Schönheiten bietet die Donau erst hinter Passau, vom Standpunkte der Naturbetrachtung vielleicht erhabener, als der Rhein. Der Rhein bietet keinen so wilden Anblick, wie die Donau in ihrer Verengung kurz hinter der österreichischen Grenze, wo sie sich durch hohle nackte Felsen hindurchzwängt; der Rhein bietet keinen Blick wie die Donau in die schneebedeckte ferne Alpenwelt. Aber was den Rhein zum Sieger über die Donau macht, ist der allgewaltige Hauch des Culturlebens, der sich mit dem Hauche über den Gewässern vermählt. Da sind fröhliche Städte, lustige Weiler, sagenreiche Burgen und Kapellen. Hinter Linz hat die Donau noch mehr als Kapellen, sie bietet uns malerisch gelegene Stifte und Abteien. Aber erwecken diese wol holde und freundliche Vorstellungen? Auf mein Gemüth nicht; ich kenne nichts Schöneres, als das freie

Athmen des Geistes, nichts Häßlicheres als des Geistes glänzend vertretene Sklaverei.

Trauriger aber noch wird unsere Stimmung, wenn uns hier an den Ufern der Donau die Schauer historischer Erinnerungen erfassen. Alle diese Gauen, die sich dort im Bayerlande und Oesterreich vor uns mit grünen Hügeln ausbreiten, haben einst nach andern politischen und religiösen Gestaltungen gerungen, als in denen wir sie jetzt erblicken. Echtdeutsch sind sie, Schauplätze der vaterländischen Sage, der deutschen Geschichte. Der Sänger der Nibelungen, der Ordner des Gedichtes, muß hier gelebt haben. Die Orte, wo Rüdiger gehaust haben soll und Hagen über den Strom fuhr, finden wir noch an der Donau wieder. Die Bauernkriege ließen auch hier links und rechts Spuren ihrer Verwüstungen zurück, aber auch Erinnerungen an hochherzige Züge. Endlich hatte schon die Reformation die tiefsten Wurzeln geschlagen und besonders den ernstern, tiefern Geist des Oberösterreichers über den Verfall der Kirche emporgehoben, aber priesterliche und weltliche Macht verstanden alle diese Keime wieder auszurotten und die Bekenner des neuen Glaubens in die Gebirge zu verdrängen, wo sie sich noch jetzt hie und da zerstreut erhalten haben. Es könnte ein anderer Geist über diesen gesegneten Fluren wehen. Diese biedern, treufleißigen Stämme könnten dem Walten des deutschen Genius näher stehen, als es Metternich und seinem Systeme beliebte sie zu stellen.

Ich muß hier eine Anmerkung machen. Zu den großen Lobpreisern und Enthusiasten der protestantischen Kirche gehöre ich nicht. Wenn ich Deutschlands gebrochene Einheit damit hergestellt sehen könnte, gäbe ich gern etwas Leipziger Rationalismus preis, gern einige Packete protestantischer Synodalbeschlüsse und die sämmtlichen Jahrgänge der evangelischen Kirchenzeitung obenein. Aber in den meisten katholischen Landen erfaßt uns denn doch der Stolz, einem protestirenden Geschlechte anzugehören. Die Poesie des Katholicismus hört auf, wo die Beschränkung des Geistes und seine gedankenlose Sklaverei anfängt. In ganz Oesterreich hat eine frivole Politik die Religion zum Vorwande genommen, die Völker

um ihre ewigen Rechte zu bringen, die Menschen um ihre nächste und ursprüngliche Freiheit zu verkürzen. Wo die Religion zu solchen Beschönigungen dienen kann, verliert sie ihre Würde und ich gestehe, daß man, in Oesterreich auf dem Lande reisend, diese ewigen Kapellchen, diese hölzernen Crucifixe und die gekleckten Votivtäfelchen bis zum Ekel satt bekommen kann.

In Linz, hoch auf einem Festungsthurme, mit wundervoller Aussicht auf Berge und Thäler, hat sich eine Colonie Jesuiten angesiedelt, an dem Schrecken der Gebildeten sah man's, die ersten in der reizenden, gewerbfleißigen Gegend. Was sie beginnen würden, das lag noch im Dunkeln. Sie kamen mit hohen Schutzbriefen, mit Empfehlungen von einflußreichen Händen. Was wollen sie? Die Gemeinden haben doch schon ihre Seelsorger, die Schulen ihre Vorsteher, die einzelnen Gläubigen ihre Beichtiger. Wer bedarf ihrer? Was werden sie beginnen? Sie werden, um festen Fuß zu fassen, zur Intrigue ihre Zuflucht nehmen. Sie werden zuerst Wohlthaten spenden, die Armen, die Bettler an sich locken, sie werden unter den Kindern, den Frauen, den Greisen von sich reden machen. Dann werden sie predigen. Haben sie Talente, so verdunkeln diese einen Pfarrer dort, einen Kaplan hier. Nun eröffnen sie Frühmetten, Abendmetten, Nachmittagserbauungen, sie locken, womit sie können. Dann verdächtigen sie die andern Ordensbrüder, endlich treten Vacanzen ein, eine Pfründe ist offen, ein Lehramt ist zu besetzen, der Augenblick ist reif, sie huschen hinein, sie haben in den fremden Häusern nur einen Fuß und bald sind sie darin die neuen Herren und setzen die alten vor die Thür. Nein, es gilt zwar in den Augen Metternich's und seiner doctrinairen Umgebungen, der Herren Jarke und Pilat, durchaus nicht für geistreich und eines denkenden Schriftstellers würdig, den Kaiser Joseph zu rühmen, allein Ruhm und Preis dem edeln Fürsten, der in seinen Staaten solchen Ränken ein für allemal ein Ende gemacht sehen wollte! Weil er vielleicht zu weit ging, als er dem Fanatismus alle und jede Nahrung entzog, dürftet ihr Reaktionäre euch so an Gott und seinen Geschöpfen versündigen, daß ihr den

Wahnsinn nun auch nirgends mehr bekämpft? Oesterreich ist, wie ich noch später zeigen werde, ein Land, in welchem der Mensch oft an seinem Urrechte, auf Erden zu existiren, irre werden kann.

Linz gewährt, besonders auf seinem großen Platze, fast einen italienischen Anblick. Die Gewohnheit aller dieser Gegenden, die Häuser glänzend weiß zu tünchen, giebt den Städten und Weilern, wenn sie so im Sonnenschein und frischen Grün daliegen, etwas ungemein Liebliches. Linz hat nun noch vollends den Schmuck flacher Dächer, schöner Kirchen, schattiger Promenaden und den schönsten in dem lieblichen Ausdruck seiner weiblichen Bewohner. Die großen goldnen Helme der Frauen gefallen mir nicht, aber die schwarzen enganliegenden Tücher, die sie für gewöhnlich tragen, geben der Stirn, der Nase und dem zarten Profil überhaupt einen anmuthig hervorhebenden Ausdruck. Auch das Theater, das unter einer fleißigen Direction steht, nimmt vortheilhaft für sich ein. Mit Vergnügen begrüßte ich in ihm wieder die Döbler'schen Nebelbilder, diese zarten Farbenhauche, womit uns ein als Mensch eben so liebenswürdiger wie als Künstler und Gelehrter bedeutender Mann zuerst in Deutschland bekannt gemacht hat. Döbler hatte die Zahl seiner Bilder vermehrt und es in dem kräftigen Ausdruck der Effecte zu einer Virtuosität gebracht, die ihn vor seinen Nachahmern sicherstellt.

Die Untersuchung durch die Douane geschah in Linz mit Milde und Zuvorkommenheit. „Was haben Sie dort? Bücher!" Das schien die Scene zu verändern. Vor Büchern hat dieser Riesenstaat mit seinen kolossalen ungrischen Grenadieren eine wahre Gespensterfurcht. Als ich aber hinzufügte: Lauter Komödien! klärte sich die Miene des Douaniers freundlich auf. Vor Theaterstücken haben sie dort keine Furcht. Metternich und Sedlnitzky lassen zwar kein einziges Shakespeare'sches Stück aufführen, in welchem ein zweideutiger König oder schlechter Minister vorkommt, aber was man so gewöhnlich in Oesterreich Komödien nennt, ein bischen Bauernfeld, etwas Grillparzer, ein wenig Raimund und viel Nestroy, das läßt man zu und der Koffer wanderte durch

eine Barrière von zwanzig Mauthsoldaten, welche die Straße versperrten, ungefährdet, um in Wien noch einmal, aber strenger, untersucht zu werden. Das ist Alles in der Ordnung und in Frankreich noch viel schlimmer. Der Staatszweck muß ja seine Quellen haben, wovon er besteht.

Von Linz bis Wien wallt die Donau durch einen der gesegnetsten Theile der Monarchie. Die Strudel und Wirbel wiegen das Bingerloch bei Weitem auf und solche malerische Burgen wie der Dürrenstein, kecke Raubnester wie Aggstein, die Burg des Ritters Schreckenwald, findet man am Rhein nicht, nur daß dieser von Bingen bis Bonn den Vorzug engerer Zusammendrängung hat. An Wallfahrtskapellen und Abteien herrscht Ueberfluß. Von den letzteren ist die Benedictinerabtei Möll die berühmteste und verdienstlichste. Hier war es, wo sich kürzlich Enk, der geistreiche Kunstrichter, ein Benedictiner, den Tod in den Wellen der Donau gab. Eine Erklärung dieses unglücklichen Endes, die mir genügend schien, habe ich von niemand bekommen können. Es scheint, daß krankhafte Körper- und Geistesstimmung, Ueberdruß am gewählten Lebensberufe, Nichtbefriedigung durch die eigenen Erfolge und Leistungen den Ausschlag zu dieser unglücklichen That gegeben haben. Natürlich duldet die österreichische Censur nicht, daß solche Vorfälle auf eine beruhigende und gründliche Art besprochen werden und so entstehen denn Folgen, die für das „System" viel schlimmer sind. Viele haben mich für bestimmt versichern wollen, Enk hätte in der Abtei seinen Tod durch Andere gefunden. Das ist gewiß verkehrt, aber über Sümpfen hüpfen Irrlichter.

Eine Stunde vor Wien, in Nußdorf, landet das Dampfboot. Der Horizont hatte sich nach einem heißen Tage mit Wolken überzogen. Vom Kahlenberg her drohte ein Gewitter. Die Wiener wissen vielleicht nicht, daß auch von diesem Kahlenberge die Blitze der Calembourgs stammen. Der „Pfaff vom Kahlenberge" hieß im Mittelalter eine Sammlung von Schwänken oder richtiger von Lebensmaximen und Weisheitsregeln, die an Anekdoten geknüpft waren, und die uns noch zum Theil erhalten ist. Der Kahlenberger Pfaff war mit der erste jener geistlichen Hofnarren, zu denen später

Abraham a Santa Clara gehörte und die Zacharias Werner und mancher moderne Wiener Fastenprediger wieder in Aufnahme bringen wollte. Ein Kahlenberger Spaß ist ein Calembourg, ein Wiener „Bär", wie deren Castelli eine Menge selbst angebunden und gedruckt losgelassen hat. Bald aber werden wir sehen, daß auch die Zeit der „Wiener Bären" vorüber ist.

Also ein Gewitter und noch mehr, ein Wolkenbruch und zuletzt sogar eine Feuersbrunst. Das war eine merkwürdige Einfahrt in Wien. Eine Vorstadt unter Wasser und eine andere vom Blitz entzündet. Ich wurde als Dramatiker begrüßt mit Sturm, Regen und Gewitter. Aber auch die Censur repräsentirte sich in den Löschanstalten, die rasselnd an dem bescheidenen Fiaker vorüberfuhren. So hatte ich Alles gleich bei der Hand. Und wenn ich noch hinzufüge, daß mir die schönen neuen Häuser des Josephstädter Glacis und die seit Frankfurt ganz aus dem Auge verlornen grünen Bäume, die hier schon wieder in Frühlingsschmuck prangten, nach der stürmischen Fahrt entgegen lachten, so hatte ich auch die freundliche Seite Wiens und fuhr erwartungsvoll und heiter angeregt durch das dunkle Kärnthnerthor.

Im ersten Augenblick verlor ich in der „Stadt Frankfurt", die ich bezog, die Sinne. Ein Wolkenbruch, eine Ueberschwemmung, eine Feuersbrunst, die engen Straßen, der Fiakerlärm, Fiakerprellerei, das Theater an der Wien vor einer Stunde an Pokorny verkauft, Graf Czernin eben gestorben, der Boden wankte unter meinen Füßen und da ich keinen Menschen und keine Idee hatte, an die ich mich halten konnte, so hielt ich mich an einen Theaterzettel und sammelte mich erst im Burgtheater, wo sie „Bürgerlich und Romantisch" gaben. Hier war mein Asyl, hier konnte ich mich sammeln, hier war eine Art Heimath. Die Elsler tanzte im Kärnthnerthortheater, Nestroy führte vor baldigem Thoresschluß an der Wieden eine neue Posse auf, es war mir Gewissenssache, zuerst das Burgtheater zu besuchen. Wir weltlichen Leute haben unsere aparte Religion.

Eine Tageschronik meines vierwöchentlichen Aufenthaltes in Wien will ich nicht geben. Ich schreibe diese Erinnerungen

nur im Allgemeinen aus dem Gedächtniſſe nieder. Ich war nicht etwa deswegen in Wien, um darüber zu ſchreiben. Warum: alles Leben gleich in Buchſtaben verwandeln, warum einen Genuß ſich definiren oder einen Verdruß noch einmal durchkoſten? Ich wollte nur lernen, lernen von der großen Stadt, lernen von den Dichtern, den Künſtlern Wiens, ich wollte mir die größte deutſche Stadt in eine unmittelbarere Nähe führen, als die Cenſur und die Geographie erlaubt. Als ich aber ſchied, ging es mir ſeltſam. Träume ängſtigten mich und verſetzten mich immer wieder nach Wien zurück. Ein verhüllter Genius trug ein großes Füllhorn von Theaterzetteln, Cenſurſtrichen, Fünf-Gulden Noten, Viſitenkarten, Albumblättern, und ſchüttete den Wuſt über den Träumenden aus, daß es ihm war, als drückte ihn der Alp. In einer Nacht erſchien ihm eine ernſte Geſtalt und ſagte: Stumpf ſei der Kiel deiner Feder auf immer und nie zünde mehr ein Wort, das du zur Menge ſprichſt, wenn du feige verſchweigſt, was du in Wien haſſen, was du befehden mußt! Es war mir, als malte die Geſtalt an die Wand die Buchſtaben: Metternich! Und ich fuhr aus dem Traume auf und hätte doch ſchwören mögen, die Buchſtaben noch brennen zu ſehen. Iſt es nicht eigen, mußte ich mir geſtehen, daß ſich unſere politiſche Literatur vorzugsweiſe mit den Fehlern beſchäftigt, die uns Preußen, Bayern, Hannover zu machen ſcheinen, und dieſe öſterreichiſchen Zuſtände, dieſe tief eingreifende Durchwühlung Deutſchlands durch Metternich und ſeine veraltete Politik, das alles wird mit geheimnißvollen Schleiern verdeckt, umgangen, ja von einigen Schriftſtellern mit der Wiener Farbe der Freude und Luſtigkeit überzogen! Iſt für die urſprünglichſten Rechte der Menſchen nicht Preußen bei Allem, was ihm vorzuwerfen wäre, doch ein Paradies und Oeſterreich ein Kerker, ein Kerker, der die, die einmal in ihm wohnen müſſen, gezwungen hat, um es zu können, Kinder zu werden? Warum alles das verſchweigen? Warum, wie es z. B. Heine zu thun pflegt, auf Koſten Preußens förmlich kuhlen mit Oeſterreich und über Theater und Vackhändl das Ewige vergeſſen, das der ſtill duldenden Menſchheit in Oeſterreich förmlich von der Geiſtestafel, die

Gott all' seinen Geschöpfen gedeckt hat, weggestohlen wird? Ist es nicht eine Pflicht des Schriftstellers, solche Versündigungen am Menschengeiste zu rügen? So bei mir denkend, ergriff mich die Heiligkeit des Berufes und ich entschloß mich, in diesen Blättern die allgemeinen Ergebnisse meiner Wiener Eindrücke niederzulegen.

Die Stadt ist schön, reizend, malerisch umschlungen von einem Arme der Donau. Das Glacis, vielleicht etwas zu breit, bietet den Luftströmungen den freiesten Durchzug. Die Vorstädte haben alle etwas Charakteristisches, die eine mehr städtisch, die andere mehr ländlich. Kann man freundlicher wohnen als in der Leopoldstadt mit dem Blick über die belebte Brücke? Oder welche Stadt bietet eine solche Fernsicht, wie man sie von der Schotten- und Mölkerbastei über die Vorstädte, die Gärten und in's Gebirge genießt? An verschönernden Neubauten findet man größtentheils nur Wohnhäuser, wenig öffentliche; doch tragen die alten Denkmäler den Stempel der Ehrwürdigkeit. Das Innere der alten Häuser der Stadt ist massiv, meist dunkel und winklig, und doch fehlt es nicht an freundlichen Aussichten. Die Einrichtung der Häuser trägt einen eigenen Charakter. Wenn man an der Grenze Bayerns von Eleganz und Comfort der Wohnungen Abschied nehmen zu müssen glaubt, so wird man überrascht, im Oesterreichischen bald einen eigenen Styl der Zimmerverzierung zu finden. Wiens Comfort erinnert an Italien. Man möchte annehmen, daß der Wiener Luxus von Paris über Mailand gekommen ist.

Zur Verbindung der ungeheuern Distanzen, an welchen der Fremde in Wien leucht und verschmachtet und die auch dem Einheimischen für seinen Beruf störend sein müssen, ist noch wenig geschehen. Das Auge des ermüdeten Wanderers, der überdies noch an der Localunkenntniß leidet, sieht sich vergebens nach Omnibus um, die man für eine zu demokratische Institution der Franzosen zu halten scheint. Das Fiakerwesen ist aber Wiens partie honteuse. Die Wagen und Pferde sind vortrefflich, aber die Kutscher sind die unausstehlichsten Geschöpfe der Erde. Sonderbar! In Oesterreich, wo Alles der Taxe und Controle unterworfen ist,

Der Tochter edles Opfer für den Vater?
Den Kampf der Pflichten in drei Jammertagen?
O wieder lieb' ich Dich für dieſe That,
Die rein von Deinem Kindesherzen ſtammt.
Du mußteſt Deinen Vater retten! Mußteſt!
Du biſt in Wahrheit meiner Schweſter Kind.

Judith
(mit dem Gedanken an Selbſtmord).
Als meine Mutter ſtarb, ſagt mir, de Silva,
Wie ſtand mein Vater an dem Grabe —

Silva.
Laßt's!
Die alten Zeiten ſind vorüber —

Judith.
Redet!
Wie trug mein Vater den Verluſt der Mutter?

Silva.
Iñez de Silva — Deine Mutter! — O
Ein Denkmal ſteht von ihr in dieſem Park!

Judith.
Im Marmor aufgefangen ſchwieg der Schmerz?
De Silva, ſagt mir eines noch — mein Bruder
Perez, der ſchon geſtorben, als ich Kind —

Silva.
Was kommſt Du auf die alte Zeit zurück?

läßt man die Wiener Fiaker im Zustand der Anarchie. Jede Fahrt, die der Fremde mit ihnen machen muß, wird ihm vor dem Einsteigen durch ein unverschämtes Uebersordern und die ekelhafte Nothwendigkeit, mit diesen Gaunern erst handeln zu müssen, verbittert. Wie geregelt sind diese Dinge in dem „anarchischen" Paris, in dem „gemüthlosen" Berlin! Wenn es wahr ist, daß man die Wiener Fiaker einer Taxe zu unterwerfen nicht wagt, so gäbe das eine merkwürdige Vorstellung von der moralischen Kraft der österreichischen Regierung.

Ueber den Volkscharakter der Wiener ist viel geschrieben worden. Es ist nicht gut als Fremder darüber ein Urtheil abgeben. Der Fremde kommt so sehr nur mit dem Theile einer Bevölkerung in Verbindung, der von ihm Vortheile zu ziehen hofft, daß es ihm leicht geschehen kann, wie den italiänischen Reisenden, die Italiens Bewohner nur nach den Gastwirthen und Postillonen beurtheilen. Eine traditionelle Phrase ist die Gutmüthigkeit der Wiener. Ich glaube, die Wiener von heute belächeln selbst diese Tradition. Sie wissen sehr gut, daß sie nicht mehr die alten Wiener sind, die wir in Vaudevilles und Wiener Possen auf der Bühne gesehen haben, die guten alten Schildbürger, die uns Bäuerle in seinen jungen Tagen geschildert hat. Steht ein Humorist wie Castelli nicht jetzt einsam in Wien? Die Zeiten haben sich verändert und mit ihnen die Menschen.

Ich glaube, dem im Herzensgrunde guten und braven Wiener hat das Bewußtsein der Großstädtigkeit geschadet. Der Stolz, daß es nur ein Wien gäbe, ist ihm etwas zu Kopf gestiegen. Der Berliner ist nicht heimisch in seiner Vaterstadt, er fühlt sich unsicher in dem Glauben an seine heimischen Vortrefflichkeiten, das Fremde imponirt ihm. Der Wiener dagegen glaubt Alles in höchster Vollkommenheit zu besitzen und dadurch wird er z. B. auf Reisen nergelnd, mäkelnd, er vergleicht Alles mit seiner heimischen Art und bekommt davon auch für zu Hause einen Schein von Prüderie und Selbstgefühl, der nicht eben wohlthuend ist. Vollends hat sich die jüngere Generation unter andern Bedingungen entwickelt, als die alte. Die Ansprüche an die Existenz haben

sich gesteigert, die Vergnügungen sind raffinirter geworden, die Verlegenheit, allen Ausschweifungen des Luxus und der Mode nachzukommen, verbittert den Humor und macht die Stimmung nach einer ausgelassenen Lustigkeit am Morgen darauf verdrießlich. Die Wiener empfinden selbst, daß eine Veränderung mit ihnen vorgegangen ist und die ältere Generation ist darüber betrübt. Wie viel schöne, wohlthuende Beispiele der alten Art habe ich noch angetroffen! Herzige, liebe Menschen voll Theilnahme und Güte. Aber sie sind goldene Ausnahmen von der allgemeinen Regel.

Forscht man den Gründen dieser Aenderung nach, so liegen sie offen zu Tage. Die Kunst des Daseins ist schwieriger geworden. Das Geld hat einen geringern Werth als sonst. Man braucht mehr zum Ausgeben und die Einnahmen sind die alten geblieben. Die Vergnügungen waren früher harmloser, wohlfeiler. Jetzt, wo Alles auf Salons, auf Bälle, Maskeraden berechnet ist, wo die Anschlagzettel an den Straßenecken zu den kunterbuntesten Freuden einladen, jetzt hat der Prater aufgehört, das Asyl der Wiener Erholung zu sein. Ich sah am ersten Mai die Bevölkerung zum Prater hinausziehen. Das ganze Vergnügen, schien mir, ging in der Toilette auf. Wer kann in solchen Ballkleidern, die selbst die untersten Klassen trugen, auf dem grünen Rasen springen und tanzen! Die alte Zaubermacht des Praters mit seiner neckischen Ausgelassenheit ist vorüber.

Wie kann das aber auch anders sein, wenn man sieht, wo es jetzt den Menschen nur wohl ist? In Berlin erlebt man die nämliche Erscheinung. Wo sind dort die idyllischen Vergnügungen auf den Dörfern hin, seitdem Colosseum, Tivoli, Elysium, Kroll entstanden? Im ungeheuern Wiener Odeonsaale den Dampf von tausend „Millykerzen" einathmen, den Staub der Tänzer hinunterschlucken und in der Nacht mit dem stolzen Gefühle scheiden: „Ich war auch da!" das ist die Quintessenz aller dieser auf massenhaften und daher langweiligen Besuch berechneten Zerstreuungen. Welche Stimmung im Gemüth nach solchen „chinesischen Zaubernächten", „venetianischen Maskenfesten" u. s. w. zurückbleibt, ist eine

moralisch und physisch bewiesene Thatsache. Kein Wunder, wenn darüber ein ganzes Volk blasirt wird.

In Verbindung mit dieser Wuth nach excentrischen Vergnügungen kann sich auch die Bühne einen großen Theil der Schuld beimessen, zur Verwilderung des Volkscharakters beigetragen zu haben. Die Zweideutigkeit und die Selbstironisirung haben besonders in den Nestroy'schen Stücken einen Einfluß auf die untern Klassen ausgeübt, die ihnen zwei der kostbarsten Kleinode des Volkscharakters raubte: sittliche Grundanschauung der Dinge und gläubiges Vertrauen gegen Menschen. Das ist entsetzlich, wie Nestroy, dieser an sich ja höchst talentvolle Darsteller, in seinem Spiel fast noch mehr als in seinen Productionen dem sittlichen Grundgefühl und der gläubigen Naivetät des Volkes Hohn spricht. Man denke sich die bis zum Giebel gefüllten Theater, besetzt von Handwerkern und ihren Frauen und Töchtern und sehe diese Gestikulationen, diese Mienen, höre diese Späße, dieses Anwitzeln jeder überlieferten edlen Empfindung, diese zweideutigen Randglossen zu den Motiven von Tugend und Edelmuth — es überlief mich kalt, ein ganzes Volk so wiehern, Weiber lachen, Kinder klatschen zu sehen, wenn die Equivoque gezündet hat oder Nestroy, die Achsel zuckend, die Liebesversicherungen einer Frau, die Zärtlichkeiten eines Gatten mit einem satanischen „O Je!" oder dergleichen begleitet. Da steht nichts mehr fest, keine Liebe, keine Freundschaft, keine großmüthige Hingebung. Die schamlosen gesungenen Couplets (die rechten Cancans, die bei den Franzosen aus der erröthenden Sprache in den stummen Tanz verbannt wurden) sagen es ja deutlich, daß „Alles einen Haken hat", daß Eigennutz die Triebfeder jeder Handlung ist. Es ist das fürchterlich, eine Bevölkerung solchen blasirten Anschauungen überliefert zu sehen. Aus jedem etwas dunkeln Satze dieser Komiker grübelt sich der Zuschauer Zweideutiges heraus und will er's nicht sogleich finden, so blinzeln diese unwürdigen Musenpriester mit den Augen und das Gewieher bricht los, man hat den Witz verstanden. Ein Theil der Presse beschützt diese Verwilderung, ein anderer bekämpft sie. Aber merkwürdig, wenn z. B. Saphir, der viel Wahres und Schönes

gegen diese Entartung geschrieben hat, sich wiederholt dagegen ergehen will, so streicht ihm die Censur seine Angriffe spaltenlang. Man sagt ihm, er vertheidige die Sitte nur aus persönlicher Rancüne gegen dies oder jenes Theater. Geht nun die Censur irgend etwas von den Motiven eines Schriftstellers an? Im Gegentheil! Alles Lob solchen „persönlichen Rancünen", deren Ergebnisse der Sitte und der moralischen Gesundheit eines Volkes zu Gute kommen.

Schon die römische Imperatorenzeit lehrte uns, daß unfreie Zustände die Moralität der Völker vergiften. Der erlaubte politische und religiöse Freimuth eines Volkes adelt dessen Moral. Die unterdrückte freie Bewegung der Vernunft erzeugt die Zügellosigkeit in den Sitten. Die Wiener Theatercensur ist gegen die Vorstädte milder als gegen die Theater der Hauptstadt. Im Burgtheater darf kein Stück gegeben werden, das die königliche Würde von einer menschlichen Seite darstellt, Heinrich IV. von Shakespeare ist verboten, kurz eine Willkür, die man gottlos nennen müßte, wenn sie nicht vielleicht die Frucht einer traurigen aristokratischen und altspanischen Etikette ist, legt dort auf die schönsten Blüthen der Poesie vermessen die Hand; aber Ehre, Liebe, Freundschaft, Sitte und Zucht, Kindererziehung, die ewigen Güter des Daseins dürfen in den Vorstadttheatern verspottet werden. Es stimmt dies vortrefflich zu einer Politik, die aus sybaritischer Genußsucht (Friedrich von Gentzens Lebensprincip!) das außerordentlich bequeme Princip der Stabilität gemacht hat.

Die Tageschronik Wiens ist immer belebt. Nie fehlt es an einem Stoff, der Alle beschäftigt. Freilich sind es keine Deputirtenwahlen, keine Ständesitzungen. Es sind größtentheils Vergnügungen. Theater und Concerte stehen im Vordergrunde. Auch von neuen Büchern, selbst unerlaubten, wird gesprochen. Die Aristokratie schafft „Evenements" genug. In Kaffeehäusern und Restaurationen ergeht man sich frei und behaglich. Ueberhaupt ist für ein heiteres Vegetiren gesorgt. Ist man einmal in die laufende Ordnung der Zustände gebannt, so unterhalten auch die im Grunde so stoffarmen Wiener Zeitungen. Von auswärts kommen der

Nürnberger Correspondent und die Oberpostamtszeitung, am verbreitetsten aber und mit imposanter Wirkung ist die Allgemeine Zeitung. Im kaufmännischen und juridischen Verein hält man weniger Zeitschriften, als vielleicht erlaubt wären. Ersterer bietet alle Annehmlichkeiten eines Casinos im englischen Styl, dieser wird von der studirenden Jugend und ihren Lehrern, von Kunst- und Wissenschaftsbeflissenen vorzugsweise besucht und sammelt sich eine hübsche Bibliothek. Ueberall wird der Fremde mit Zuvorkommenheit eingeführt. Wem sich das Innere der Familien erschließt, den begrüßt Ordnung, Geschmack, gediegener, selbst häuslicher Sinn, welchen man kaum erwartete. Die geselligen Tugenden sind ein Schmuck des Wieners. Er bewirthet reich und ohne eigennützigen Hinblick auf Erwiderung. Manche, die dich vielleicht mit einem Schwall von Zärtlichkeiten begrüßten, verschwinden allerdings plötzlich und machen nicht eine von ihren Versprechungen wahr; Andere, die dich schweigend und still empfingen, bewähren sich in einer Reihe von Gefälligkeiten, die dich dauernd verpflichten.

Der allgemeine Refrain, den man hier täglich hört, ist der: „Wenn man sich entschließen kann, die politischen Zustände zu übersehen, lebt es sich herrlich." Und das ist im vollsten Sinne wahr. Wer aber nur diese Zustände vergessen könnte! Wer nur so viel Leichtsinn besäße, sich im materiellen Leben zu verlieren und für das Uebrige den Fürsten Metternich sorgen zu lassen! Es heißt dort, man dürfte sich über alle Dinge frei äußern. Es ist möglich, daß man eine gewisse Freiheit gestattet, die man nach der Anarchie der Fiaker Fiakerfreiheit nennen könnte. Aber wer wahrhaft geistig zu leben gewohnt ist, ein West-, ein Norddeutscher wird augenblicklich fühlen, daß ihm hier seine Gefühlsfäden aller Orten abgeschnitten werden. Eine Zeitlang spinnen sie sich ungehindert fort, plötzlich brechen sie ab und wir merken, daß wir daheim mit der Geschichte anders verquickt sind, als hier. Nebenbei hat man stets das unangenehme Gefühl, daß man doch wol die gestattete Redefreiheit füglich nicht brauchen könne, weil die geheime Polizei schwerlich eine

Mythe ist. Das ist der Fluch der Zwitterzustände, daß man dem Freunde nicht traut. Wer kann wissen, wer hinter diesen liberalen Versicherungen mancher sich uns vorstellenden neuen Bekannten steckt? Wovon lebt jener liberale Schwätzer, wovon dieser junge Lyriker, der den Mißvergnügten spielt? Man lese manche Stellen im Tacitus, es ist, als hätte der antike Geschichtsschreiber Wien gekannt.

Die Lichtpunkte meines Wiener Aufenthaltes sind meine Theatererinnerungen. Hier habe ich so viel Schönes erlebt, so viel Ueberraschendes kennen gelernt, daß ich mit Dank dafür von der schönen Kaiserstadt geschieden bin. Diese Wiener Theater, wenn sie alle geregelt und der Production freigegeben wären! Sie könnten noch jetzt wie im vorigen Jahrhundert für die deutsche Bühne den Ton angeben. Wie das Volk ihnen zuströmt! Wie feurig der Beifall! Wie linde das Urtheil! Wie schonend die Zeichen des Tadels! Es wäre eine Freude, dort Hand mit anlegen zu dürfen zu einem schönen Ganzen, zum Aufbau einer Burg des Geschmacks, eines Walles gegen fremdländische Nachahmung und heimische Entartung! Ein neues Stück bewegt die ganze Bevölkerung. Die Erfolge sind belohnend; scheiternde Versuche sind schnell vergessen und werden dem Autor nicht nachgetragen, wenn er später Besseres liefert.

So leid es mir that, daß der gewohnte Gang der Vorstellungen am Wiedener Theater durch den Verkauf desselben unterbrochen wurde, so erlebte ich doch noch daselbst einige der merkwürdigsten Theaterabende. Director Carl, der zwanzig Jahre diese Bühne zum Vortheil seiner Kasse verwaltete, hatte sich die Localität durch ein Uebergebot von Pokorny und Baron Dietrich entgehen lassen. Ich traf den merkwürdigen Mann von diesem Schicksalsschlag erschüttert. Seine Kraft, die für den eigenthümlichen Bereich seiner Wirksamkeit riesenstark war, schien gebrochen. Er erholte sich langsam. Für den Tag, wo er von den alten Räumen scheiden mußte, war eine Abschiedsvorstellung angesagt. Das in schönen Verhältnissen gebaute, geräumige und von früherer Eleganz zeugende Haus war überfüllt. Hunderte von Lichtern glänzten an den Logenreihen. Wo man hinblickte in den untern

Rängen ſah man maleriſche Toiletten ſchöner Frauen, eine Menge künſtleriſcher Notabilitäten, Kritiker, Theaterdichter, und das Parterre und die obern Regionen boten eine Moſaik von Köpfen. Der Director Carl trat am Schluß vor die Lampen und ſprach Dinge, deren Begründetſein die Kritik ſpäter bezweifelt hat, die aber im Moment mit einer ſolchen Sicherheit, mit einer ſo geiſtesgewandten Klarheit und mit einer Fülle ſo epigrammatiſch zugeſpitzter Apropos vorgetragen wurden, daß ich den Redner bewundern mußte. Der Enthuſiasmus des Publikums kannte keine Grenzen und wenn auch das immer wieder von vorn anfangende Hervorrufen des ſcheidenden Künſtler nicht mit völlig natürlichen Dingen zuzugehen ſchien, ſo wurde doch hier ſo viel Enthuſiasmus, wurden ſo viel Bravis verbraucht, wie ſie Cäſar nicht erntete, ſo oft er von ſeinen Feldzügen nach Rom zurückkehrte und ihm von Vernunft wegen ein Tadler verordnet wurde, der ihm in dem donnernden Tumult dicht am Ohr ein komiſches Spottlied ſingen mußte.

Carl iſt nun in die engen Räume des Leopoldſtädter Theaters gebannt und nach der Richtung, welche die Truppe des geſcheidten Impreſſario genommen hat, mit Fug und Recht. Neſtroy muß nicht zum Volk ſprechen. Er mag eine kleine Verſammlung täglich anlocken, aber in dem alten großen Hauſe ganz Wien mit ſeinen Zweideutigkeiten zu haranguiren, das wurde nachgerade ein ſittliches Verbrechen. Als Schauſpieler machte Neſtroy einen großen Eindruck auf mich. Möglich, daß öfteres Sehen den Eindruck würde verwiſcht haben. Die Geſtalt des Sans-Quartier in den Sieben, Vierzehn, oder wie viel? Mädchen in Uniform iſt des größten Mimen würdig. Wie ſchade, daß in dieſem geiſtreichen Darſteller kein gefühlvolles Herz ſchlägt! Caricatur iſt ſeine Kunſt. Gott und der Menſchheit einen Eſel bohren, das iſt ſeine Luſt. Er perſiflirt Alles und, wenn Nichts mehr zünden will, ſich ſelbſt. Seine Stücke, die faſt alle nach dem Franzöſiſchen gearbeitet ſind, wimmeln von einem witzig ſein ſollenden Kauderwelſch, das ſich nun auch ſchon die Friſeure, die Barbiere, die Schneider Wiens als Umgangsſprache angewöhnt haben. Er giebt zwei Acte hindurch eine Art Er-

findung, eine Art Handlung, im dritten, wenn die Lösung schwierig wird oder die Censur, wie in „Unverhofft", einen baren Unsinn vorgeschrieben hat, dreht er sich um und fängt an, indem er sich, sein Stück und das Publikum verspottet, zu singen: Klaberadatsch u. s. w. und parodirt in sogenannten Quodlibets Himmel und Erde nach der Maxime: „Es ist Alles Wind! Juchhe!" Neben diesem blasphemischen Nestroy wirkt Scholz. Es wird den Wienern auffallen, wenn ich gestehe, diesen Darsteller langweilig zu finden. Diese geistlose Fleischmasse mit dem stereotypen, unveränderlichen Gesicht, diese kurzen Beine und korkstöpselartigen Bewegungen haben mir keinen Eindruck gemacht. Imposanter wirkt Carl, den ich leider nur als Roderich in der bekannten Travestie der Rettungsstücke sah. Er spielte den abenteuerbeflissenen Helden mit einer Kraft, die für sein Alter überraschte. Feuer und Geist sprühte aus dem rollenden Auge, hochtragirenden, unverrückten Ernst legte er in den kolossalen Unsinn der zu lösenden Aufgabe. Die pathetische Consequenz, mit der er sie durchführte, erschütterte das Zwerchfell. Gemüth, das leider bei allen Dreien, weder bei Nestroy, noch bei Scholz oder Carl, vorherrschend ist, liegt in dem Spiele eines untergeordneteren Darstellers, Namens Grois, der den dem Oncle Baptiste nachgebildeten sentimentalen Viehhändler aus Oberösterreich mit vieler Wahrheit zur Anschauung brachte. Von den Frauen möchte eine kecke Darstellerin von Localcharakteren Frau Rohrbeck und Frau Brüning, eine geistreiche, nur etwas in's Verzerrte ausartende Soubrette, zu nennen sein. Das übrige Personal bewegt sich mit geringen Kräften und noch geringeren Gagen um diesen Stamm, bleibt und geht, wie es eben kommt und muß ohnehin für das Leopoldstädter Theater, von dem die Spectakel- und Arrangementsstücke ausgeschlossen sind, vereinfacht werden.

Wenn sich das Theater an der Wien unter Pokorny's Direction mit der Oper beschäftigen sollte, so scheinen die Auspizien für seinen Bestand mißlich zu werden. Der Impressario wird sich gute Sänger halten müssen, wird auch vom Publikum mit reichem Zuspruch belohnt werden, aber die guten Sänger werden, wie einst vom königsstädtischen

Theater in Berlin, allmälig für die deutschen Hoftheater gewonnen werden. Neben der Oper wird Pokorny ein Schauspiel halten, das freilich höher stehen müßte, als die Truppe des Josephstädter Theaters. Wenn dies Schauspiel den Muth und die Mittel hätte, dem Burgtheater die Spitze zu bieten und die Stücke zu geben, welche dort die Censuretikette nicht zulassen will, so wäre hier ein würdiger Zweck erreicht. Allein es steht zu fürchten, daß Pokorny seine Oper nur durch Possen und Ausstattungsstücke ergänzen wird. Für jene ist schon Beckmann's unverwüstlicher Humor gewonnen, für dieses sprechen die glänzenden Erfolge der Josephstadt und die baulichen Vorkehrungen des neuen Terrains. Pokorny besitzt das Vertrauen und die Hingebung der Wiener. Er giebt alle acht Tage eine „Wohlthätigkeitsvorstellung". Der weibliche Theil des Hofes beschützt ihn.

Die deutsche Hofoper hatte Ferien. Es sangen im Kärnthnerthortheater Italiene und die Elsler tanzte. Die Einrichtung dieser deutschen und italienischen Oper ist eine verkehrte. Man hat das kaiserliche Theater an einen Italiener verpachtet, dem der Hof einen glänzenden Zuschuß giebt. Dieser Italiener versteht kein Wort Deutsch, hängt von fremder Bevormundung ab und ist contractlich zu keiner einzigen Verbindlichkeit gegen die deutsche Kunst verpflichtet. Gute deutsche Sänger und Sängerinnen, die der Mann allerdings theuer bezahlt, gurgeln dem Publikum Bellini, Donizetti und den censurfähig gemachten Meyerbeer vor und um zu zeigen, daß die Deutschen nicht componiren können, läßt er von Wiener Dilettanten und Musikern zuweilen Opern aufführen, die regelmäßig durchfallen. Marschner, Spohr, Lortzing sind auf dieser Bühne fremde Namen. Es charakterisirt den von Oben ausgehenden Geist, daß man diesem Italiener nicht andere Bedingungen stellt. In Paris würde man sagen: Du hast jährlich für zwei, von dir selbst bestellte und nicht dem Zufall preisgegebene Texte zu sorgen. Diese Texte übergiebst du demjenigen deutschen Componisten, der dir am meisten Geschmack, Talent und dramatischen Beruf zu haben scheint. Von zwei solchen Opern würde jährlich vielleicht eine gefallen, während sich jetzt noch manchmal der Impressario

von den Wiener Componisten die Ehre, auf dem Kärnthnerthor durchzufallen, baar bezahlen läßt. Es fehlt hier, wie überall in Wien, von Oben herab deutscher Stolz und Sinn für deutsche Größe.

Wahrhaft befriedigt fühlte ich mich durch das Burgtheater. Hier ist denn doch eine Ueberlieferung der Zeit, die sich in vornehm bedeutungsvoller Würde erhalten hat. Man klagt über den Verfall dieser Bühne, die Deutschlands Musterbühne sein sollte, aber das, was von dem frühern Werthe übrig blieb, ist noch immer so groß, daß es die übrigen deutschen Theaterzustände bei Weitem überragt. Die Aufgabe dieses Theaters fand ich mit einem gewissen feierlichen Ernst gelöst. Ich fühlte mich ergriffen von diesem geregelten Gang der Geschäfte, von dieser voraussichtigen Beherrschung aller an einer solchen Anstalt vorkommenden Eventualitäten. Die Schauspieler fühlen sich geehrt durch ihre Stellung: sie sind stolz, da zu stehen, wo sie ihr Talent oder die Gunst des Zufalls hinstellte. Das Gefühl, vor einem oft zahlreichen, immer aber gewählten und feinen Publikum, vor einer Kritik zu spielen, die gewohnt ist, ihnen unausgesetzte Aufmerksamkeit zu schenken, läßt sie ihre Kunst mit einer gewissen heiligen Verehrung üben. Nirgends habe ich im Wesen des Künstlers auf den Tag, wo er auftritt, so viel Freude, so viel Vorbereitung bemerkt. Nie habe ich ein nachlässiges Auftreten gesehen, nie dies Arbeiten um's liebe Brot bemerkt. Die obern Behörden sind selbst von Achtung vor den Darstellern, vor den Dichtern durchdrungen. Bei einer Bühne, die täglich Schauspiele giebt, kann es nicht fehlen, daß sie sich von den Talenten abhängig weiß. Sie kann nicht, wenn Kassenebbe eintritt, zu Oper, nicht zu Ballet, zu Virtuosenconcerten, nicht einmal zu lebenden Bildern, zu Possen greifen, sie muß sich stets in den Grenzen des gesetzten Dramas, selbst im Lustspiel in den Grenzen conventionellen Anstandes bewegen und das macht diese Bühne zu einer wahren Arena des Talentes, zu einer Appellation an die schaffenden Kräfte, einer einschmeichelnd überredenden Vertrauten der Dichter und der Künstler.

Und diese herrliche Bühne darf nicht dem deutschen Genius

Was er dem Vater war, das lieſt Du dort (zeigt hinaus)
Auf jener ſchlanken Säule eingegraben!

Judith
(halb ohnmächtig).

Lebt wohl, de Silva!

Silva.

Judith! was iſt Dir?
Das Angeſicht verfärbt ſich und ein Krampf
Hebt Deine Bruſt — (in die Scene rufend) Bringt Waſſer!
Hört Ihr? Waſſer!
Allmächt'ger Gott! Was war das, Judith?

Judith.

Laßt!
Es iſt vorüber —

Silva.

Schiebt die Trauung auf!
Die Kräfte werden Euch verlaſſen.
(Ein Diener bringt auf einem ſilbernen Bret einen Pokal mit Waſſer.)

Judith
(bedeutet den Diener).

Dorthin!
(Sie beobachtet lange, wie der Diener das Waſſer hinſtellt und dann abgeht.)
Den Arm, de Silva! Führt mich zum Altar!
(Beide ab nach hinten.)

gehören! Eine kindisch bornirte Censur beherrscht sie. Statt den Geschmack des Publikums zu bilden, hängt sie von dem verdorbenen Geschmack dieses Publikums, von den aristokratischen Prätensionen der Logenbesitzer ab. Es hat sich für diese Bühne durch Zusammenwirkung der Censur und die Adelsansprüche der Abonnenten eine Atmosphäre des Urtheils, ein Dunstkreis des Geschmacks gebildet, in dem die gesunde Vernunft manchmal zu ersticken droht. Das spielend Frivole, das neckisch Zweideutige wird gebuldet; jeder ernste Anlauf aber zur Lösung irgend einer socialen Frage wird mit Mißtrauen betrachtet. Die Geschichte, die Politik, die Religion sind völlig ausgeschlossene Gebiete. Das ginge noch. Aber auch die Moral ist hier eine eigenthümliche und von den Standesvorurtheilen abhängige. Es darf hier keine illegitimen Kinder auf der Bühne geben, keine Väter dürfen mit ihren Söhnen, keine Söhne mit ihren Vätern zerfallen, Könige müssen immer vortrefflich sein, schlechte Präsidenten und Minister werden Vicedome getauft und wie die Liste jenes baren Unsinns weiter lautet, den sich das gute Wiener Publikum gefallen läßt. Der Präsident in Kabale und Liebe ist hier des Major Walter's Onkel und nicht der Vater! „Ich habe einen Fleck in meinem Herzen," sagt hier Ferdinand, „wo der Name Onkel noch nie hingedrungen ist" Ich würde mich schämen, Beherrscher eines Staates, Minister einer Regierung zu sein, die solche Albernheiten beschönigt. Warum diese Anekdoten scherzend erzählen? Sie beleidigen den Geschmack, die gesunde Vernunft, sie schänden Die, denen der Zufall die Gewalt in die Hände gab, und deshalb muß man sie mit Entrüstung wiedergeben.

Jedes neu eingereichte Stück hat eine mehrfache Censurinstanz zu durchlaufen. Erst liest es ein Unterbeamter, der herauswittern muß, ob darin Verhältnisse vorkommen, die in die erlaubten Schubfächer des Systems passen oder nicht. Ist das Ganze harmlos genug, daß kein König, kein Minister, keine Verschwörung u. s. w. darin vorkommt, so geht man an's Einzelne. Endlich nach Wochen schleppt sich das Stück zu den weitern Instanzen. Zuletzt muß es der Polizeiminister selbst lesen, ein Mann, der von einer an sich rühmenswerthen

Neigung, Alles selbst zu sehen, selbst zu lesen, selbst zu bestimmen, beherrscht wird, aber unmöglich die Zeit finden kann, jeden Journalartikel, jedes Buch, jedes Theaterstück so schnell zu erledigen, als es das Interesse der Betheiligten verlangt. So liegen bei ihm die Stücke oft Monate lang, ehe er Zeit findet, sie zu lesen und oft vielleicht dann milder zu entscheiden, als die furchtsamen Geister, die unter ihm stehen.

Schon im Obigen gab ich einige Beispiele, wie streng die Theatercensur geübt wird. Die österreichische Geschichte, so reich an den großartigsten Thaten und den rührendsten Episoden, ist völlig ausgeschlossen. „Man mag das nicht!" „Man will das nicht!" „Man braucht das nicht!" So lauten die engherzigen Bescheide, wenn sich irgend ein patriotisch flammendes Jünglingsherz in die vaterländische Geschichte verirrt. Ist es nicht eben so komisch, wie rührend, daß der treffliche Grillparzer nicht einmal seine loyalen Herzensergießungen, seine conservativ wohlgemeinten Gedichte kann in Scene gehen lassen! Man fürchtet sich vor dem Widerspruch. Man traut sich nicht einmal die Kraft zu, sich gelobt und verherrlicht zu sehen. Die großen classischen Dichterwerke des Auslandes und unsere eigenen Nationalkleinodien werden schmählich von der Censur verstümmelt oder durchaus nicht zugelassen. Jedes Stück, das nach drei Jahren wieder neu gegeben wird, muß auch wieder neu censirt werden. Natürlich, die Verhältnisse können sich verändert, Anspielungen können sich inzwischen herausgestellt haben, die man früher nicht bemerkt hatte. Shakespeare's Dramen, wo sie Könige auf die Bühne bringen, sind verboten. Heinrich den Vierten kann man nicht wieder „herausbringen"! Der steckt drin im Tintenfasse der Hofkanzlei. Welche Menschen! Welche Grundsätze! Was werden die Geschichtschreiber in hundert Jahren über euch urtheilen!

Die Dichter und die Künstler seufzen unter diesem System. Den letztern bleiben die großartigsten Aufgaben verschlossen. Und wäre ich ein Jahr in Wien geblieben, Anschütz würde mir seinen bewunderten Falstaff nicht haben vorspielen können. Genug davon. Ich komme auf die Schauspieler. Wie zuvörderst Anschütz in Bauernfeld's „deutschem Krieger" als Kurfürst heraustrat und seine ersten Reden sprach, er-

schrak ich über die unvortheilhafte, falstaffartige Erscheinung; aber wie die Worte quollen, sich das Gemüth erschloß, wie die hohe Verständigkeit der Auffassung hervorsprang, da fühlte ich mich hingerissen, bewältigt. Klarheit des Vortrages, lichtvolle Auseinandersetzung der Motive, einschmeichelnde Uebergänge des neckenden Humors zum seelenvollsten Ernst bezeichnen dieses Künstlers hauptsächlichste Vorzüge, erschöpfen sie aber nicht. Ein milder Geist der Liebe durchweht seine Gebilde, die gewiß vollendet sein müssen, wenn man von ihnen im Stande sein kann, die äußere Hülle so abzustreifen, daß sie nicht mehr stört. Unmittelbar ihm an schließt sich Ludwig Löwe. Noch immer liegt Poesie und liebenswürdige Romantik im Wesen dieses gefeierten Namens. Wie das sprudelt aus dem Quell des Gemüths! Wie die Worte sich fast überstürzen aus der leidenschaftlich bewegten Brust! Ich möchte behaupten, Löwe's Spiel hätte mit den reiferen Jahren an männlicher Kraft zugenommen und etwas von jener Süße verloren, mit der ich mich sonst nicht ganz befreunden mochte. Der Wein ist herber, aber klarer geworden. Es steht ihm schön, daß Löwe, in Jahren jetzt vorgerückt, Männer spielen will, nicht mehr Jünglinge. Und ginge doch von ihm auf die Jünglinge, die ihm folgen, sein liebenswürdiges Gemisch von Kraft und Schalkheit, von Würde und Humor über! Das Feuer der Rede ist noch nicht erloschen. Eine Vorstellung mit Löwe geht eine halbe Stunde schneller aus, als anderwärts. Den „Sohn der Wildniß", der fast überall mit so langweiliger Melancholie gegeben wird, habe ich von Löwe dreimal sehen können; denn er faßt seine Rollen kurz beim Kragen und spielt sie, wie sie der Dichter nicht etwa geschrieben, sondern wie er sie gedacht, empfunden hat. Dabei immer Würde und Anstand, unberechnete und natürliche Grazie, nicht eine einzige gesuchte Stellung und doch jede schön! Das jeweilige Blinzeln mit den Augen giebt ihm eine auf die Frauen wirkende Schalkhaftigkeit, die alle Toilettenkünste moderner Liebhaber nicht erzielen können. Auch den Tempelherrn im „Nathan" sah ich meisterhaft von Löwe dargestellt und mit Nüancen verschönt, die man von seiner freien unmittelbaren Darstellungsweise kaum erwarten mochte.

Fichtner, Wilhelmi und La Roche sind Künstler von großem Verdienst. Wilhelmi giebt mit Aufwand geringer Mittel fast immer dieselbe Persönlichkeit, aber immer bleibt sie sich an Natur, körniger Kraft und gesundem Humor gleich. Fichtner gehört zu jenen eigentlichen Burgtheaterheroen, deren Bedeutung und Werth man besonders im heimischen Rahmen schätzen lernt. Er ist vorzugsweise ein Liebling des Publikums und verdient es zu sein, denn selbst wenn der zuviel beschäftigte Künstler sich etwas gehen zu lassen scheint, bleibt ihm doch immer sein gutes Naturell treu. Jugendliche Charaktere mit dem Schein einer gewissen Etourderie kann man nicht liebenswürdiger dargestellt sehen. Das Hochtragische, das Schwermüthige, Melancholische ist ihm verschlossen, aber jene Menschen, die uns durch ihre fast möchte ich sagen Gewöhnlichkeit so nahe stehen, diese täglichen Freunde unseres Hauses, diese täglichen Bekannten unseres Umgangs weiß er mit einer so zutraulichen Herzlichkeit uns nahe zu führen, daß wir uns freuen, auf dem Zettel seinen Namen zu finden und müßten wir ihn auch täglich finden. Endlich steht Karl La Roche in den Rollen, die seiner Natur zusagen, großartig da. Er ist einer der feinsten Charakteristiker, die, besonders im Komischen, je die Bühne betreten haben. Für hochtragische und Gemüthsaufgaben steht der reflectirende Verstand des Künstlers und sein Organ im Wege: aber in possenhaften, schleichenden, heuchlerischen, geckigen Charakteren bietet er Unübertreffliches. Man kann nichts Vollendeteres sehen als seinen Edlen von Götze in „Zurücksetzung". Dabei ist über alle seine Gebilde, selbst die etwas aufgetragenen, eine gewisse vornehme Grazie gehaucht: Banquiers und Juden haben bei ihm nie etwas Verletzendes. Endlich ist La Roche außerordentlich groß in plötzlichen Lichtblitzen der Darstellung. Eine Ohnmacht, einen Schreck, eine Ueberraschung giebt er mit einer Wahrheit wieder, die der Natur abgelauscht ist.

Die verdienstlichen Darstellungen des Herrn Herzfeld schienen mir zuweilen an Monotonie zu leiden. Herrn Korn, dem einst gefeierten Liebhaberspieler, habe ich keinen Geschmack abgewinnen können. Als Sultan Saladin spielte er geistlos und sogar ohne äußere Haltung. Wenn doch die Schauspieler

lernen wollten zur rechten Zeit Abschied nehmen! Herr Korn ist eine öde Ruine seiner frühern Popularität. Herr Koberwein sollte ebenfalls nicht mehr auftreten, eben so wenig die Herren Moreau und Wothe. Ich will damit nicht sagen, daß diese Herren nicht Spuren guter Schule und einstiger Verdienste noch jetzt zeigten, aber sie sind zu alt, nicht etwa für's Leben (Ehre dem Alter!), aber zu alt für die Kunst. Sie stören. Herr Lucas spielt Vielerlei durcheinander, mit Fleiß und nicht ohne Talent. Allein für das bürgerliche Drama ist seine Figur zu derb, seine Augen sind ungezügelt sinnlich und sein vieles Lachen verräth dem Kenner die mangelnde Sicherheit. Herr Lucas und Herr Rettich, den ich nicht sah, bekommen zu viel von den guten alten Rollen; hoffentlich behalten sie diese nur interimistisch, bis neue Acquisitionen da sind. Herr Jerrmann, ein verständiger und verwendbarer Darsteller, gehört der Anstalt erst seit Kurzem an und scheint sich in der für Novizen schwer zu erringenden Gunst des in diesen Räumen richtenden Publikums befestigen zu wollen.

Das jugendliche und komische Fach sind am schwächsten vertreten. Herr von Holbein hat Versuche gemacht, die Lücken zu füllen, ist aber darin nicht glücklich gewesen. Nur der einzige Th. Wagner scheint mir als Naturbursche die Bemühungen des Directors belohnt zu haben. Die Uebrigen, denen Talent keineswegs abgesprochen werden soll, scheinen sich in dem Rahmen nicht einzufugen, haben auch vielleicht mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Die Zahl der Schauspielerinnen ist groß und der Werth ihrer Leistungen verschiedenartig. Die jugendliche Liebhaberin Mad. Anschütz und Mad. Rettich hab' ich nicht gesehen, auch manche von Denen nicht, die überflüssig zu sein scheinen. Dem. Enghaus hat Mühe, ihre heroische Gestalt und ihr reiches Organ in dies kleine Echo einzuzwängen. Sie spielt zu oft mit unterdrücktem Erguß ihres etwas amazonenhaften Wesens. Sie besitzt mehr Feuer, als sie zeigt, mehr kolossale Wirkung, als den Rollen, für die sie verwandt wird, innewohnt. Sie würde sich auf dem Theater an der Wien prächtiger entwickelt haben. Ihre Hauptfehler, Monotonie

des Vortrags und Antheillosigkeit in stummen Momenten, wo sie sogar durch ihre Arme in Verlegenheit gesetzt wird, hindern nicht, daß sie in der Hauptsache eine brave und vom Publikum geschätzte Darstellerin ist.] Mad. Fichtner habe ich zu wenig gesehen, als daß ich von einem großen Eindruck sprechen könnte. Sie ist sehr beliebt und scheint mir den Vollgehalt ihrer Rollen zu angenehmer Geltung zu bringen. Das Verdienst einer nicht verletzenden Koketterie scheint ihr im vollsten Maße zu gebühren. Ihre Koketterie ist mit weiblicher Güte verbunden, sie reizt die Männer, ohne die Frauen zu beleidigen. Auch Dem. Neumann ist gerade in diesem Bewußtsein der edlen Grenze so liebenswürdig. Diese junge Künstlerin erfreut sich mit dem Aufwande geringer Mittel der lebhaftesten Wirkungen. An ihr nicht vortheilhaft klingendes Organ ist das Ohr der Wiener einmal gewöhnt. Dem. Neumann, die Tochter der berühmten Haitzinger, zeichnet sich besonders durch die Sauberkeit ihrer Ausführungen, durch die zierliche Naivetät ihrer Darstellungen aus. Ihr Ton dringt zum Herzen. Derber, kräftiger ist das Naturell der Dem. Wildauer, einer reizenden Blondine mit schmachtend schalkhaften Augen. Das Talent dieser nicht minder ausgezeichneten Darstellerin schwankt zwischen dem Sentimentalen und dem ausgelassen Komischen. Im ersten ist sie wahr, treu und echt, wie ein gutes deutsches Bürgermädchen: im andern steigert sich ihre vis comica zuweilen so überraschend, daß sie, in andrer Sphäre wirkend, vielleicht eine der größten Soubretten wäre, die gelebt haben. Man kann in weiblicher Sphäre nicht komischer spielen, als wenn diese Künstlerin die Vaudeville-Laune bekommt und z. B. im Markt von Ellerbrunn die schwäbische Zuhalterin des alten Doctors spielt. Die Wildauer ist recht eigentlich das, was der Wiener „ein lieber Narr" nennt. Endlich wäre noch Mad. Peche zu nennen, die aus ihrer frühern berühmten Periode sich einen Berg von Rollen erhalten hat. Ich will eine gewisse bescheidene Empfindsamkeit dieser Darstellerin nicht bestreiten, glaube aber, daß diese nur im Ton, nicht im Herzen liegt. Wie man bei einem so veralteten Organ, bei der durch alle weiße und rothe Schminke doch grausam

hindurchschimmernden Annäherung an das Matronenalter noch so viel junge Mädchen von achtzehn Jahren spielen kann, das ist eines von jenen Räthseln, welches vielleicht genügend nur durch Oesterreichs conservatives System gelöst wird.

Die Verwaltung des Herrn von Holbein ist vielfach getadelt worden und wie mir scheint, mit Unrecht. Es lassen sich ihm vielleicht Fehler und Mißgriffe nachweisen, aber man sollte dies nur dann thun, wenn man zuvor gegen seine Verdienste gerecht gewesen. Holbein bekam das Burgtheater in einem, was die Finanzen anlangt, liederlichen und verwilderten Zustande. Man bilde sich doch nicht ein, daß dieser Anstalt eine ökonomische Reform gleichgültig gewesen wäre! Der Zuschuß, den der Hof zahlt, ist unbedeutend, steht wenigstens in keinem Verhältniß zur Würde des Kaiserstaates, in keinem Verhältniß zu jener Ueberzahl von Ansprüchen, die der Hof mit seiner lästigen Censur, seiner Etikette, mit seinen Hunderten von Freibillets an eine Anstalt macht, die allein das Publikum erhält. Wie nun, wenn man dies theuer werthe, herrliche Institut einem Pächter im Geschmack der HH. Balochino und Merelli übergeben hätte? Holbein hat durch seinen geregelten Geschäftsgang, seine berechnende Oekonomie, vielleicht auch durch die Gunst mancher Zufälle die Anstalt vor diesem Unglück bewahrt und darin kein Verdienst sehen wollen ist undankbar und kurzsichtig.

Die Neulinge, die Herr von Holbein in ein lückenhaftes und alterndes Personal einführte, gefielen nicht. Aber sind sie auf Lebenszeit engagirt? Wer sich nicht einspielt, wird ausgespielt. Es werden andere kommen: vielleicht gefallen sie besser. Seid nicht zu wählerisch, nicht zu streng, eure besten Mitglieder haben sich erst nach und nach eure Gunst erringen können! Im Repertoire finde ich Abwechselung genug. Das Beste, was die Direction geben möchte, verbietet ihr die Censur und furchtsam ist eben Herr von Holbein nicht. Sein Fehler ist der: er vertraut zu sehr auf die Zeit. Er macht sich zu wenig daraus, dieselbe Sache, die heute abgeschlagen wird, in einem halben Jahre wieder in Erinnerung zu bringen, aber es ist doch besser, als wenn er sie ganz fallen läßt. Herr von Holbein hat die Tantième durchgesetzt.

Die Minister bewilligten sie, weil sie glaubten, Geldgewinn würde die Dramatiker reizen, „harmlose" Stücke zu schreiben; aber die Aristokratie, die Abonnenten verwünschen Herrn von Holbein, weil im Princip der Tantième häufige Wiederholungen liegen. Endlich ist es wahr, daß es besser wäre, manche neuere Tendenzdramen blieben auf dem Burgtheater lieber ganz unaufgeführt, statt daß sie verstümmelt gegeben werden. Aber in Herrn von Holbein's Wunsch, daß keine neuere dramatische Erscheinung, besonders wenn sie im übrigen, freien Deutschland Aufsehen macht, am Burgtheater vorübergehen solle, sehe ich doch eher etwas Anerkennenswerthes, als Tadelhaftes.

Der neue Chef des Herrn von Holbein, Graf Dietrichstein, hat die Verwaltung des Hofburgtheaters mit der unverhohlenen Andeutung übernommen, daß er das System des Herrn von Holbein nicht billige. Graf Dietrichstein ist ein unterrichteter, geistreicher Herr, aber er haßt die neuern dramatischen Entwicklungen. Er hofft die Talente der Dichter sowol wie den Geschmack des Publikums wieder auf jene Zeit zurücklenken zu können, wo Zedlitz und Grillparzer unter seinen Auspizien für das Burgtheater schrieben. Allen Dank dem Grafen Dietrichstein, wenn es ihm gelänge, zwei so ausgezeichnete Dichter von ihrer Gleichgültigkeit für die Bühne zu heilen und mit dem Zauberstabe seiner Protection die verborgenen Schätze derselben zu heben. In Wien werden übrigens täglich genug Trauerspiele in diesem Geiste geschrieben. An Trochäen und Jamben ist kein Mangel. Ich zweifle nicht, daß sich sogar im übrigen Deutschland Stücke auffinden lassen, die sich nicht mit Königen, nicht mit Ministern, nicht mit der Geschichte und ihren Tendenzen, sondern mit Donna Clara's Liebe zu Don Alonzo beschäftigen und von ihrem rührenden Geschick unter blühenden Mandelbäumen handeln. Wir wünschen bei dieser Geschmacksrichtung dem Publikum viel Unterhaltung, den Schauspielern gute Rollen und der Kasse die besten Einnahmen.

Soviel von Wiens artistischer Welt. Die literarische fand ich in einer eigenthümlichen Aufregung. Seit Wochen harrte man auf das Ergebniß einer Petition, welche von fast

sämmtlichen literarischen Notabilitäten Wiens um Milderung der Censur den höchsten Behörden vorgelegt war. Dieser Schritt war mit einer so erfreulichen Uebereinstimmung gewagt, in so schönem Gleichtakte ausgeführt worden, daß dadurch die literarischen Kräfte Wiens beinahe den Anschein eines geregelten und organischen Bewußtseins ihrer Gliederung bekamen und sich hier viel mehr Einheit, Zusammenhang und Collegialität zeigte, als man deren in Leipzig oder Berlin findet. Die nach gleichem Ziele Strebenden schließen sich, von gleichen Hindernissen bedrängt, an einander an. Man findet hier mehr Freundschaft, mehr wechselseitige Achtung und Schonung als bei uns. Der große Raum des Wirkens verhindert, daß sich der Eigennutz überall auf die Füße tritt. Man spricht mit Theilnahme von den Lorbern, die etwa auch Andern blühen könnten, und ordnet sich mit Liebe dem größeren Verdienste unter. Die fachwissenschaftliche Gelehrsamkeit nimmt gegen die schöne Literatur keinen hohen Ton an oder spreizt sich gegen sogenannte „Belletristik". Ich will nicht sagen, daß diese edlere Physiognomie der hiesigen Literatur durchgängig aus einem Gefühl der Kraft entsteht. Im Gegentheil. Es fehlen für die tüchtigsten Bestrebungen Anlehnungen und Mittelpunkte. Hier in Wien, wo man nur Werth hat durch seine Geburt, bemerkt man nirgends, daß irgend eine bedeutende intellectuelle Kraft, etwa wie in Berlin Alexander von Humboldt, einen Ausschlag geben, ein Gewicht in die Waagschale der öffentlichen Meinung legen könnte. Die Aristokratie empfängt und die Wissenschaft steht im Vorzimmer. Glücklicherweise hat die Muse ihre Launen und wählt sich ihre Lieblinge selbst. Der Patriarch Pyrker, ein geistreicher Sohn des berühmten Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg, ein Neffe des Bundestagsgesandten von Münch-Bellinghausen, ein Graf Auersperg vertreten in den höheren Kreisen die Literatur und der freundliche, gefällige Hammer-Purgstall bildet für die verschiedenartigsten wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen einen Mittelpunkt. Viel weiter aber in die „Gesellschaft" hinein dringt die Literatur nicht. Die Stelldicheins des Geistes finden nur bei einigen wissenschaftlichen Berühmtheiten und

einigen reichen Kaufleuten statt. Weshalb hat der Fürst Metternich die Akademie nicht in's Leben gerufen? Weil sie die Idee des Herrn von Hammer war? Vielleicht. Jedenfalls aber auch deshalb, weil eine Akademie in Wien der Intelligenz ein Gegengewicht gegen die Aristokratie hätte geben können und dies wäre gegen die Absicht dieser geistreichen Anomalie des neunzehnten Jahrhunderts, die man die Politik des Fürsten Metternich zu nennen pflegt.

Eine andere Lähmung des eigenen Kraftgefühls der hiesigen Literatur ist jene rührende Abhängigkeit derselben vom Urtheil des deutschen „Auslandes". Das ist denn doch die schmählichste Consequenz des hiesigen Bücherzwanges und des Censurdruckes. Die tüchtigsten Kräfte stehen hier nicht fest auf ihren Füßen. Ihre Werke, mit der Firma Wien gedruckt, widern sie selbst an; Alles, was aus Oesterreich kommt, scheint ihnen dem Untergange geweiht. Ist das nicht eine fürchterliche Anklage der Männer, die Oesterreich seit 1815 in einen Winkel der Geschichte gedrückt haben? Es herrscht in Wien mehr edle Hingebung an die Musen als im übrigen Deutschland. Die Talente haben mehr Schöpfungstrieb, selbst mehr Erfindungsgabe, als bei uns, und doch gestaltet, formt, erhält sich nichts. In der Wissenschaft gedeihen nur die von der Noth des Augenblicks gebotenen Naturwissenschaften, in der Philosophie etwas mystische, im Schatten der Stephanskirche wuchernde Dialektik, in der Poesie, mit einigen durchgedrungenen trefflichen Ausnahmen, viel herumfahrende zweck- und herrenlose Dramatik und etwas zu sehr in geile Bilderranken aufgeschossene Lyrik.

Die Petition ist mit Gleichgültigkeit empfangen, mit Kälte zurückgewiesen worden. Man hat den Beschwerdeführern gesagt: „Wie könnt ihr euch zusammenschaaren und um etwas bitten, das wir soeben im Begriff waren, euch selbst zu geben!" Die Bittsteller fielen aus den Wolken. Diese so öffentliche, so zugängliche Regierung beschäftigte sich mit etwas, das das Publikum errathen sollte! Und womit beschäftigte sie sich? Mit dem ungeheuern Fortschritt, daß sie einsah, 1) die Censoren müßten vermehrt und 2) besser besoldet werden. Von einer Milderung der Grundsätze ist

Dritter Auftritt.

Uriel (tritt raſch von links auf) begleitet von Baruch Spinoza (der einige Blumen in der Hand trägt).

Baruch.

Wie lange bin ich, theurer Oheim, nicht
In dieſem ſchönen Park mit Euch geweſen!
Ein Feſt ſcheint man zu feiern und ein hohes!

Uriel

(halb bei Seite).

Sie war's! Im Brautgewand! Von jenen Prieſtern,
Die mir geflucht, wird ſie ſich ſegnen laſſen! —
Wenn ich dazwiſchen träte! Hier die Hand,
Die fluchbeladne auf den Altar legte —!
Ihr zürn' ich nicht — ſie that, was ich gethan!
Doch ihn hab' ich zum Zweikampf mir gefordert;
Den Handſchuh warf er feig zurück und ließ
Durch meinen Boten ſpöttelnd mir erwidern:
Wir ſind nicht portugieſiſche Hidalgos!

Baruch

(bricht dann und wann ſich Blumen ab).

Die Mutter ſagte, daß von allen Orten,

keine Rede, sondern nur von einer Verkürzung des Verfahrens, einer Beschleunigung der bisherigen langsamen Gedanken-Hinrichtungen. Man hat die Petition wie eine Emeute behandelt.

Das bei der Censur angestellte Personal (Hofrath Maß an der Spitze) besteht vielleicht an und für sich aus wohlwollenden, selbst aufgeklärten Männern. Sie streichen nicht nach ihren Ueberzeugungen, sondern nach ihren gegebenen Instructionen. Diese schließen allen und jeden Freimuth aus. Die Zeitschriften stehen unter einer bis in's Kleinste gehenden Beaufsichtigung. In Theaterverhältnisse mischt sich die Censur mit ihren eigenen Ansichten, verwandelt oft Tadel in Lob und unterdrückt harmlose Meinungen, die ihr nicht gefallen wollen. Der Censor wird hier dem Schriftsteller gegenüber Recensent. Wehe dem armen Gelehrten, der in der Provinz einen philosophischen oder historischen Gegenstand besprechen will! Sein Manuscript wandert nach Wien, wird dort einem Gegner oder Rivalen zur Begutachtung übergeben, bleibt ein Jahr lang in dessen Händen liegen und kehrt mit einem Druckverbot zu dem armen gelehrten Leibeigenen wieder zurück. Man kann der Intelligenz nicht größern Hohn sprechen.

Mit der vom Auslande kommenden Büchereinfuhr wird es so gehalten: Die Bücherballen, die von Leipzig kommen, werden nicht den Buchhändlern, sondern der Regierung ausgeliefert. Diese hat ein eigenes Amt niedergesetzt, das Revisionsamt, das jedes Packet öffnet und den Buchhändlern nur die völlig unverfänglichen Schriften ausliefert. Alle Schriften, die nicht auf die materielle Existenz berechnet sind, werden vorerst censirt und dann in drei Rubriken getheilt, solche, die gänzlich verboten sind, solche, die man gegen eine persönlich von der Polizei einzuholende Erlaubniß kaufen kann, solche, die der Buchhändler verkaufen, aber in den Zeitungen nicht ankündigen darf. Diese Einrichtungen gelten in Oesterreich für so naturgemäß, als hätte sie Gott schon im Paradiese dem ersten Menschenpaare mitgegeben. Man kann sich denken, wie lästig es dem gebildeten Manne sein muß, sich die Lectüre selbst solcher Bücher, die er nicht billigt,

die er aber zu seinem Unterricht lesen will, von der Polizei zu erbitten! Viele Privatleute, Gelehrte, selbst Geistliche thun es, weil sie die Schriften nicht anders erhalten, aber die Regierung bekommt dadurch eine Liste aller derjenigen Menschen, die sich in der Welt noch um etwas Anderes als ihres Leibes Nahrung und Nothdurft bekümmern. Ebenso ist es mit den Zeitungen, die man zu halten wünscht. Die Post verabfolgt sie nur gegen den polizeilichen Erlaubnißschein. Für Diejenigen, die in der Provinz leben, denke man sich die Weitläufigkeit! Wer in Salzburg z. B. eine Schrift von Raumer über Italien kaufen will, macht dem Buchhändler die Anzeige. Dieser trägt den Wunsch und den Namen des Käufers seiner Polizeibehörde vor. Die Salzburger Polizeibehörde schreibt an die Regierung in Linz und die Linzer Behörde, selbst noch nicht competent genug, berichtet noch an eine dritte Behörde, die Central-Polizeistelle, von welcher endlich der Bescheid zurückkommt, daß dieser Ankauf gestattet wird oder nicht.

Wir wollen einen Schritt weiter gehen. Wer hat dieses abscheuliche System erfunden? An welche Grundbedingungen lehnt es sich? Ist es Ueberlieferung der Zeiten oder Erfindung der Gegenwart? In welchem Zusammenhange steht es überhaupt mit dem Geist der österreichischen Politik im Großen und Ganzen?

Die Gerechtigkeit zwingt, zu bemerken, daß uns hier eine historische Ueberlieferung vorliegt. Die Geschichte des Hauses Habsburg von seiner Begründung an durch Rudolph bis zu seiner Aufnahme spanischen Blutes und zu seinem Uebergange in lothringisch-französisches ist die Geschichte einer das Völkerleben als solches ignorirenden und nur auf das eigene Wohl und Wehe bedachten Dynastie. Von den Kämpfen gegen die Schweizerfreiheit an, wo die Junker den Bauern erlagen, bis zu den österreichischen Executionsmärschen in die Romagna, nach Neapel und Piemont hat diese Politik immer das Kennzeichen eines der Zeit abgewandten Antlitzes getragen. Volksthümlichkeiten durfte sie niemals anerkennen, weil die den Erblanden einverleibten neuen Besitzthümer mit dem deutschen Haussystem vereinigt werden sollten. Auf-

schwung eines Volks- oder Stammbewußtseins, historische Nationalerinnerungen waren von je die Gespenster, welche diese Politik erschreckten.*) Die Reformation wurde in ihrem Laufe durch Oesterreich gehemmt und selbst da, wo sie schon Wurzeln gefaßt hatte, erzwang dieser Staat Contre-Reformationen, um die Bekenner der neuen Kirche in den Schooß der alten zurückzuführen. Der Geist des Mißtrauens und der egoistischen Isolirung hat sich dieser Dynastie schon seit Jahrhunderten bemächtigt und durch den Einfluß der Frauen, der Günstlinge und Beichtväter wurde diesem an sich vielleicht ungefährlichen Systeme der Charakter der empfindlichsten Reizbarkeit aufgedrückt. Eine Frucht- und Dornenlese aus Oesterreichs Geschichte sammelte zu diesem Zwecke kürzlich der Verfasser der Anemonen. Mögen weder die Principien dieses Autors völlig klare, noch seine Motive unbescholten edle sein, die Wahrheit wählt sich ihre Organe oft wunderlich. In diesem Buche spricht die Geschichte. Man wird vielleicht kaum Mühe haben, die Behauptung Hormayr's zu widerlegen, daß Oesterreichs Geschichte durchaus eine Chronik der glücklichsten Zufälle, der vom Regiment selbstgemachten Verschwörungen und des Undanks sei. Aber die Thatsache des dynastischen Egoismus steht fest und wird, wie es scheint, schon darum die noch lange dauernde Grundlage dortiger Politik bleiben, weil sie alle Ursache hat, die Monarchie als einen in's Märchenhafte gerückten und vom Menschlichen völlig freien Begriff in unantastbarer, mythischer Würde zu erhalten.**)

Wenn Oesterreich die deutsche Kaiserwürde behalten hätte,

---

*) Charakteristisch ist folgende Thatsache: Des armen Andreas Hofer Gebeine moderten in Mantua. In der Hofburg zu Wien vernahm man es sehr ungnädig, als sich einige tirolerische Offiziere beigehen ließen, diese Reliquien dort auszugraben, schimpflicher Vergessenheit zu entziehen und sie nach Innsbruck zu bringen, wo sie jetzt von dem Schaller'schen Denkmal verdeckt werden. Die Offiziere erhielten für ihre angemaßte Hochherzigkeit einen strengen Verweis.

**) Spätere Anmerkung. Das alte System ist nun durch den Dualismus, und was ihm nachfolgen wird, gänzlich umgeworfen. Der Hof glaubte seine aristokratischen und kirchlichen Neigungen besser durch die Auflösung, als den Einheitsstaat befriedigt.

es wäre für die Geschichte vielleicht ein Glück gewesen. Denn so wie so ist der mächtige Einfluß dieses Staates auf Deutschland derselbe geblieben, ohne daß er seit 1801 die geringste Verantwortlichkeit für Deutschlands Ruhm und Größe hat! Dem Kaiser hätten doch die Gesammtzustände des Vaterlandes in einer gewissen Nähe bleiben müssen. Er hätte doch die freien Fortschritte des Bürgerthums und besonders die Segnungen des constitutionellen Systems nicht in dem Grade gleichgültig betrachten dürfen, als er es jetzt darf, wo von Oesterreich so Vieles ausgeht, was diese neuzeitigen Entwicklungen, diese heiligen Postulate unsers Jahrhunderts, verhindern muß. Auch Oesterreich selbst würde sich einer freieren Rückwirkung vom übrigen Deutschland, von dem es jetzt völlig abgesondert ist, erfreut haben. Kaiser Franz bedankte sich für eine Würde, die ihm keine Rechte mehr, wol aber einige nicht zu umgehende Verpflichtungen auferlegte. Seine egoistische Kraft blieb ja dieselbe, so wie so!

Ueber die Bedeutung, welche der Vater des jetzigen Kaisers in der Geschichte der österreichischen Politik hat, befindet man sich fast noch überall im Unklaren. Man unterschätzt die geistigen Fähigkeiten dieses letzten deutschen und ersten österreichischen Kaisers, während man alle Ursache hat, ihm einen außerordentlich klugen Verstand und eine eiserne Willenskraft zuzuerkennen. Die Schöpfungen, die in der Geschichte fast alle den Namen Metternich's tragen, sind eigentlich das Werk des Kaisers Franz. Man muß die authentischen Actenstücke der „Lebensbilder aus den Befreiungskriegen" lesen, um sich zu überzeugen, welches hier die wahre Stellung des Dieners zu seinem Herrn war und unter welchen Bedingungen dieser Herr seine Diener behielt. Die Erfahrung hatte den Kaiser persönlich in die Schule genommen. Das Ziel des Handelns war ihm oft so vorgezeichnet, daß es keiner Wahl des Weges, dahin zu gelangen, bedurfte. Es wäre freilich kein Wunder gewesen, wenn Oesterreich von 1813 hinter dem Oesterreich von 1809 zurückgeblieben wäre und die Theilnahme an dem Völkerkampf — eben weil es ein Völkerkampf war! — verweigert hätte. Sein guter Genius bewahrte es vor diesem Unglück. Es schloß sich dem Freiheitskriege an. Aber noch

dem Sturze Napoleon's vereinfachten sich die Möglichkeiten. Kaiser Franz erfaßte einen einzigen klaren, festen Gedanken und die, welche ihn zu beherrschen schienen, führten nur seine Ideen aus. Er haßte jede Theilung des errungenen Gewinnes der Fürsten mit ihren Völkern, er haßte die sich herausstellenden liberalen Principien, die Principien der wahren Pacifikation Europas. Er entwarf aus Egoismus, Mißtrauen und Ueberschätzung seiner Würde jenes conservative System, das Metternich in die europäische Gleichgewichtspolitik einführte und aus welchem einige eitle, von den Lockungen des Geldes und sybaritischen Wohllebens geblendete Stubengelehrte, wie Gentz u. s. w. ein Princip der Legitimität mit philosophischem Nimbus schufen. Kaiser Franz haßte die Ideologie und würde auch für diese romantisch-katholische Staatsphilosophie wenig Sinn gehabt haben, wenn sie sich nicht, schimpflich genug, zum Kampf gegen jede vom Jahrhundert geforderte Neuerung hergegeben hätte.

Dionysius, Tiberius, Ludwig XI. waren Tartüffes auf Thronen, die sie nach der Sitte ihrer Zeitalter mit Grausamkeiten behaupten konnten. Unsere Zeit bedingt einschmeichelndere Formen, gefälligere Vorwände. Aber die Tartüfferie hat unter dem Purpur so wenig aufgehört, wie unter der Stola. Man klopft einigen Bettlern und Bauern auf die Schulter und ist ein Freund des Volkes; man empfängt Bittschriften und scheint ein Feind der Ministerwillkür. Gemüthliche Monarchen, die ihr euch eine geheime Polizei zum Privatvergnügen anlegen könnt, wie wir uns des Abends eine Casinoerholung, eine Parthie Whist! Freilich, muß euch auch Nachts so schwer der Alp von Conspirationen, selbst in der eignen Familie, drücken! Unglückliche Phantasieen jener Ausgewählten, die Gott so einsam auf die Throne setzte!

Das System des Kaisers Franz hätte vielleicht mit seinem Tode aufgehört, wenn es nicht Staatsmänner gäbe, die den Schein historischer Größe sich wenigstens dadurch erwerben wollen, daß sie Consequenz zeigen. Die Geschichte wird diese Staatsmänner verurtheilen, hat sie schon verurtheilt, aber es findet sich dann vielleicht in irgend einer Note zum Text:

„Man konnte ihm wenigstens nicht absprechen, daß er in seiner Art ein Charakter war.“ Viel charaktervoller wäre gewesen, zu sagen: „Ich seufzte als Diener meines Herrn und will jetzt, da ich frei bin, auch euch die Freiheit geben.“ Statt dessen erblicken wir einen Staat, der seit zehn Jahren gleichsam über sich selbst hinausgewachsen ist. Alle Glieder dieses großen Körpers sind stärker, kräftiger geworden, als der Rumpf, dessen Kopf den großen Mann spielen und der Geschichte gegenüber wenigstens Consequenz zeigen will. Ein Volk, was sage ich — fünf Völker Opfer der Consequenz eines Mannes, der nie eine eigene Idee hatte, nie eine große That sein nennen konnte und der sich die Politik durch ein ewiges Nein sagen so leicht gemacht hat, daß er freilich all' die Staatsmänner, welche seit 1815 strauchelten, weil sie sich bewegten, überragte, weil er eben stillstand.

Welches sind nur wahrhaft große Staatsmänner gewesen? Die, welche die Völker über schwierige Krisen mit naturgemäßen Mitteln hinwegführten. Naturgemäße Mittel nenne ich hier den freien, ungehindert sich entwickelnden Volksgeist, das Ausströmen jeder berechtigten Kraft im Staate, die ungestörte Lebensäußerung selbst derjenigen Elemente, welche sich im Staate aus natürlichen oder historischen Gründen befehden. In diesem Sinne erzeugt England große Staatsmänner. Da aber, wo ein Minister die Freiheit hat, mit dem Kehrbesen der Censur und mit den Bajonetten der polizeilich-militärischen Gewalt diese natürlichen und historischen Gegensätze eines Staates, diese sich von selbst verstehenden Hindernisse seines Eigenwillens bei Seite zu fegen und nach dem Machtworte: Tel est notre plaisir ein willkürliches System aufzubauen, da sehe ich nicht mehr den großen Staatsmann.

Oesterreich hat einige große Staatsmänner aufzuweisen; es waren diejenigen, welche meist unglücklich endeten, diejenigen, welche sich der launenhaften und mißtrauischen Dynastie gegenüber nicht halten konnten. Die aber, welche sich derselben sklavisch unterwarfen, diese sind allein mit ihren Portefeuilles alt geworden. Das neueste Beispiel beweist es zur Genüge. Ein eingewanderter Adliger, der sich aufschwingt, durch ge-

fällige Formen befestigt, keine Idee hat, als die, Glück zu machen, beim Systemwechsel, der in den Verhältnissen zu Napoleon lag, immer dahin trat, wo es der Egoismus des Herrn verlangte, wer kann da historische Größe finden? Es kann dem bezeichneten Staatsmanne nur lieb sein, wenn man die herzlose Verfolgung der „Demagogen" in den Jahren 1817—1824, die unchristliche Antwort an die Griechen, sie seien „Empörer gegen Se. Hoheit, den Sultan," die Executionen in Italien und die Zärtlichkeiten für Dom Miguel, den Zögling Wiener Bildung und Staatsweisheit, seiner dienstlichen Stellung und dem Gehorsam gegen den Willen seines Herrn zuschreibt. Seit dem 2. März 1835 zeigte sich ja der eigene Kern. „Es bleibt Alles beim Alten." Das war ein Trost, der zur Verzweiflung bringen konnte.

Wo steht geschrieben, daß Oesterreich der träge Schwerpunkt Europas sein müßte? Es ist wahr, seine Politik hat im Lande selbst eine Masse Gegensätze zu balanciren, den Deutschen gegen den Ungar, den Ungar gegen den Slaven, den Slaven gegen den Italiener. Aber darum auch die Abhängigkeit von Rußland, die ganz Oesterreich demüthigt? Darum die preisgegebenen Donaumündungen? Darum dies ewige kleinliche Einmischen in den Gang der deutschen Entwicklungen von der heiß ersehnten preußischen Verfassung an bis zu den Vorgängen des constitutionellen Lebens im südlichen Deutschland? Darum die trostreiche Aussicht, daß jeder Fortschritt der deutschen Wissenschaft und Bildung plötzlich von „Bundeswegen" gehemmt wird, damit das Niveau sich herstellt? Darum die über alles Maß hinausgehende Note an die Luzerner Schlächter, die ihnen Glück wünscht zum Triumph über die Feinde der jesuitischen Bosheit? Darum in diesem Augenblick die Zurüstungen zu einem Congreß, auf welchem in der Stille die ungeheure Gefahr besprochen werden wird, welche Europa drohe, wenn die römische Kirche aus ihren Fugen gehen und unterstützt vom lutherischen Gewissen deutscher Fürsten der „Geist nicht gedämpft" werden sollte? Eine Anrufung Luther's aus dessen trübster Zeit, der Zeit der deutschen Bauernkriege!

Man rühmt Oesterreichs materiellen Flor und es ist wahr!

dem Dampf und den Elementen der Natur hat man jede Concession gemacht. Eisenbahnen, die ohnehin zur Centralisation dienen, Militairstraßen sind mit Muth und Ausdauer angelegt worden. Handel und Industrie breiten ihre Arme nach allen Richtungen aus. Der Strom des materiellen Lebens ist nirgends in ein beschränktes Bett zurückgedrängt worden. Die Regierung, gewaltiger Finanzmittel bedürftig und seit Kaiser Franzens zweideutigen Geldgeschäften in einer nicht eben wünschenswerthen Intimität mit der Börsenwelt, mußte alle natürlichen Hülfsquellen öffnen, um ihren Credit durch Unterpfänder und thatsächliche Werthbestimmungen zu unterstützen. So hat zwar das Elend und die allgemeine Noth auch in Böhmen ihre Opfer gefordert, aber beruhigend ist im Durchschnitt des Landes Wohlstand und die jüngere Beamtengeneration sucht von Unten auf den Weg der Reformen zu ebnen und anzubahnen.

Aber genügt dies materielle Wohlbefinden? Der Geist ist der Zweck des Daseins und dem Geiste knicken sie die Flügel. Eine bunte, glitzernde Industrieausstellung löst die Räthsel des Daseins nicht. Diese Spiegel, diese Tapeten, diese Shawls und seidenen Tücher bedecken nicht die ganze Fläche unserer Ahnungen, unserer Wünsche, unserer tieferen Anschauungen. Das Leben ist werthlos, wo ihm sein wahrer Gehalt verkümmert wird und noch ist es keinem Afterphilosophen gelungen, der Menschheit auszureden, daß dies Leben mehr sein solle als die Vorschule eines moralischen Jenseits.

Doch Oesterreichs Zukunft winkt wie ein hellerer Lichtstreifen nach langem dunklem Regenhorizonte. Oesterreich wird im Fortschritt der Völker nicht zurückbleiben, denn absolute Widersprüche duldet die Geschichte nicht. Der Gott, der sich mit der Menschheit andere Zwecke stellte, als erdgeborne, wird sich seinen Weltplan von einer frivolen Politik nicht verkümmern lassen, die dem Geist des Jahrhunderts die Spitze zu bieten wagt.

Oesterreichs Politik nach Innen und nach Außen hat leider drei schwierige Bedingungen, an welche ihre Principien geknüpft sind: das Interesse der Dynastie, das Interesse des Adels und das Interesse des Katholicismus.

Die Dynastie ist aber in einer Verjüngung begriffen. Einige Mitglieder der kaiserlichen Familie scheinen jener Isolirung, jener Zurückgezogenheit nicht mehr hold zu sein, mit welcher sich früher die Erzherzöge vom Schauplatz der Welt entfernt hielten. Die Bildung, welche die Gegenwart erfordert, ist keine solche mehr, die nur in der Hand von geistlichen Erziehern liegt. Von Weltreisen bringen die jungen Erzherzöge freiere Anschauungen mit. Sollten denn die Gefahren, welche diesem Fürstenstamm von der verschiedenartigen Zusammensetzung der Bestandtheile seiner Besitzthümer drohen, nicht Märchen sein, erfunden von Denen, die ihre herzlose Politik nur durch ewige Visionen von Verschwörungen entschuldigen konnten? Italien mag des großen Ländercompleres verwundbare Ferse sein. Aber ohne einen allgemeinen europäischen Krieg bleiben italienische Schilderhebungen immer nur unschädliche Funken in schon erkaltender Asche. Um die Lombardei hat Oesterreich noch nicht nöthig, dem Zeitgeiste ewig ein düstres Gesicht zu zeigen. Tirol, Steiermark, Kärnthen, Oesterreich sind fest in Liebe und Treue. Wohin könnte sich Böhmen wenden? Sind die kleinen panslavistischen Komödien auf Universitäten und Gymnasien mehr als romantische Schülerschwänke? Die Regierung opfere ihre Sucht zum Centralisiren, opfere ihre Abneigung gegen die historischen Ueberlieferungen der Länder, die durch die Gunst der Zeiten ihr zufielen, und sie kann das, was sie jetzt befehdet, passender zu ihrer eigenen Erstarkung benutzen. Der erste österreichische Kaiser, der einen ihm gebrachten Verschwörungsrapport in's Kaminfeuer wirft, wird derjenige sein, der am ruhigsten schlafen kann.

Schwieriger würde einer aufgeklärten Politik der Kampf gegen den Adel werden. Man muß wissen, daß Oesterreich das Eldorado der Standesprivilegien ist. Der gewaltige Zusammenfluß von ungrischem, böhmischem, polnischem, italienischem und deutschem Adel hat Wien zu einem Orte gemacht, wo der Bürgerliche fortwährenden Demüthigungen und Zurücksetzungen ausgesetzt ist. Ich will nicht sagen, daß diese nur aus Adligen bestehende höhere Gesellschaft voll Anmaßung sei. Diese gewaltige Adelskette bedient sich nur des Vorrechtes,

das ihr hier vom Zufall gegeben wurde. Das Publikum fühlt die Last dieser gesellschaftlichen Prärogative und hilft sich dadurch, daß es jedermann baronisirt, jedermann zu adligen Gnaden erhebt. Das ist nicht Höflichkeit, wenn man in Oesterreich alle Welt Herr von anredet, sondern Nothwehr. Es ist zu drückend, zu demüthigend, inmitten dieser allgemeinen Hochgeborenheit als ein Bürgerlicher aufzutreten. Besonders äußert sich in den Frauen das adlige Selbstgefühl auf unschönste Art. Unwissend und oberflächlich, wie sie meistentheils sind, behaupten sie auf ihre Geburt einen solchen Stolz, daß die schönsten Formen darüber unedel erscheinen können. Hätte der bürgerliche Wiener nicht seinen Witz, er bliebe in dem Gefühl, von dieser vornehmen Kaste zur Canaille gerechnet zu werden, ohne alles Gegengewicht.

Man muß zur Entschuldigung der gegenwärtigen österreichischen Politik hervorheben, daß sie sich an die österreichische Aristokratie anlehnt. Diese ist zum größten Theil der Ausdruck jener kläglichen Vorurtheile, die sich in den Köpfen dieser durch Zufall adlig gebornen Menschen gebildet haben. Man haßt in diesen Kreisen in der That die neue Zeit, weil sie nivellirt, weil sie möglich macht, daß in Frankreich und England Bürgerliche Minister werden. Man findet in diesen Kreisen die modernen Constitutionen lächerlich und nennt sie papierne. Man findet die Eingriffe der neuen Zeit in die Vorrechte des Adels revolutionair und macht es der Regierung zum Vorwurf, wenn ihre Bureaukratie diesen Vorrechten in den Weg tritt und sich zuweilen neuern Begriffen anschließt. Diese hochgebornen Herrschaften haben es empörend gefunden, daß Herr von Holbein und die Theatercensur Moritz von Sachsen und den deutschen Krieger aufführten. Als diese Stücke gefallen hatten, schlugen sie ihre Logenthüren zu (selbst die Damen!) und riefen: Es wird immer ärger! Wer diesen österreichischen Adel mit seinen urweltlichen, stolzen Namen und noch stolzeren Ansprüchen recht aus erster Hand beobachten will, der besuche nur die böhmischen Bäder!

Man braucht, um diese Menschenklasse auf das Maß der Natur zurückzuführen, nicht so weit zu gehen, wie Kaiser

Die Ihr zu meiden Euch entſchloſſen habt,
Am weiteſten Ihr heute dieſen flieht;
Und dennoch ſind wir träumend hergekommen.

Uriel (halb bei Seite).

Wir ſind nicht portugieſiſche Hidalgos!
Nein! Feige Schurken ſind wir! Seelenkäufer!
Mit Gold verbrämte hohle Pfefferſäcke!

Baruch
(in Entfernung).

Wenn Ihr ſo mit Euch ſelber redet, denkt Ihr?
Kommt, Oheim, laßt uns Schlüſſe machen! Fragt!
Antworten, glaub' ich, (lächelnd) hab' ich prächtige,
Nur fehlen mir die Fragen noch dazu.
Bei Andern, ſagt man, iſt es umgekehrt.

Uriel.

O denke nicht, mein Kind! Schlaf, wie die Blume,
Die hold in ihrer bunten Schönheit blüht
Und ſich nicht kümmert, wer ſie wohl erſchuf!
Laß Deinen Geiſt nur wogen wie das Meer,
In ſeiner tiefſten Fülle ſtolz ſich ſchaukelnd,
Bleib' auf der hohen See, fern von dem Ufer,
Wo Menſchen Dich mit ihren Fragen quälen.
Biſt Du ein Jude, biſt Du wohl ein Chriſt,
Biſt Niederländer, biſt ein Portugieſe,
Biſt Du dem König, biſt dem Volke hold,
Willſt Du, daß Einer oder Alle herrſchen?

Joseph ging, der, um den Adel zu demüthigen, Bediente zu Grafen erhob. Eine weise und erleuchtete Politik würde minder excentrische Mittel finden. Institutionen ändern, die von der Unbill der Vergangenheit lästig genug auf die Gegenwart überliefert sind, und ihnen in unmittelbarer Form zu begegnen wird kaum möglich, kaum räthlich sein. Die wahre Weisheit der Regierungskunst ist nicht von heute. Das Buch der Geschichte weist Beispiele genug auf, wie sich Fürsten des Adelwalles, der sie von ihren Völkern trennt, entledigen können. Wer den Bürgergeist weckt, wer die Säulen einer Monarchie in Denen findet, die da arbeiten müssen, um zu leben, wer die Bildung seiner Völker auf die Ideale zurückzuführen sucht, die in unserer Brust unvertilgbar ruhen, der wird auch hier ein Gleichgewicht der gesellschaftlichen Klassen herstellen, ohne welches für Bürgerliche von Charakter und Bildung das Wiener Leben oft unerträglich ist.

Die größten Schwierigkeiten für eine vom Licht des Jahrhunderts erleuchtete Politik bietet die Geistlichkeit. Die katholische Kirche befindet sich hier im Vollgenuß ihrer Privilegien. Joseph II. hatte sie die ganze Kraft der modernen Aufklärung in übereilter und hastiger Form empfinden lassen; aber seit seinem Tode sind ihr fast alle alten Würden, fast alle Kirchen und Klöster, alle Pfründen und Beichtstühle wieder zurückgegeben worden. Man machte die Priester zu Bundesgenossen und Werkzeugen der conservativen Politik. Die protestantische Kirche wird nur unter den eingeschränktesten Verhältnissen geduldet. Man gestattet ihr keine Kirchen, sondern nur Bethäuser. Ueber die neue apostolisch katholische Bewegung fand ich in den Zeitungen entweder nur Schweigen beobachtet oder diejenigen Dinge hervorgehoben, die diese neue Kirchenverbesserung compromittiren sollten. Wer sich etwa in Böhmen oder sonst einfallen ließe, seine Mitbürger zum Bekenntniß der neuen Lehre aufzufordern, der würde augenblicklich durch polizeiliche Mittel zur Ruhe verwiesen werden. Man kann sich die Verzweiflung dieser hierarchischen Staatsmänner denken, im übrigen Deutschland, Preußen voran, dem neuen Glauben der Deutschkatholiken Tausende zuströmen sehen zu müssen. Man kann überzeugt

sein, daß die erste Blöße, die das Menschliche, was ja auch in dieser Offenbarung des göttlichen Geistes oft nicht ausbleiben kann, geben sollte, augenblicklich benutzt werden wird, um durch das Organ des Bundestages diese Bewegung in ein der römisch-katholischen Kirche unschädliches Bett zurückzudämmen. Wie unbequem muß ihnen ein Monarch sein, wie der jetzige König von Preußen, ein Fürst, dessen Lobredner zu sein ich wenig Geschick habe, dem aber eine gewisse Verehrung vor Allem, was auf die „göttliche Ordnung der Dinge" geht, zuerkannt werden muß, ein Fürst, der nie wagen wird, sich in dem Grade nicht als Protestant zu fühlen, daß er nicht Alles, was der Annäherung an seinen eigenen, heiligen Glauben dient, mit Freuden unterstützen sollte!

Die niedere Geistlichkeit beherrscht das Volk, die hohe den Hof, besonders seinen weiblichen Theil. Der Gebildete wird mit Mitleid und Rührung am Stephansplatz jene Wallfahrerzüge an sich vorübergehen sehen von Greisen, Kindern, Weibern, einen Kirchendiener im rothen Kleide an der Spitze, gedankenlos Worte plärrend, ein Licht in der Hand, und in diesem Aufzuge Meilen weit zur Maria Taferl oder einer andern berühmten Kapelle pilgernd. Ich wiederhole, was ich schon oben sagte, daß ich mir auf meine menschliche Vernunft, dem Ewigen gegenüber, wenig einbilde und gern bereit bin, in Demuth mein Haupt zu beugen vor den Räthseln des Daseins; aber dem Aberglauben, dem Unsinn gegenüber hat unser bischen menschliche Vernunft eine zum Zorn entflammende Kraft und Berechtigung, Fürsten und Staatsmänner, die nicht einen heiligen Eifer haben, die Völker aus der Dummheit zu erlösen, werden vor dem Gericht der Jahrhunderte einst eine klägliche Rolle spielen.

Die Wege Gottes sind wunderbar, die Offenbarungen seines Geistes haben noch immer jede Berechnung getäuscht. Arme, niedrige Priester stehen auf und lehren die Völker einen reineren Glauben, als der den stolzen Würdenträgern der Kirche gefällt. Der Gesammtbau der römisch-katholischen Kirche kann sich nicht mehr länger in seiner alten Form erhalten. Gerade die, die diesen Bau stützen wollen, die Jesuiten, gerade diese werden ihn stürzen. Ihr unberufener Eifer geht

über das Ziel des Möglichen hinaus. Die Staaten haben schon ihre Verfassung ändern müssen, in allen Gebieten des Wissens und Glaubens werfen sich die alten Voraussetzungen um und machen neuen Ueberzeugungen Platz. Rom sollte allein dieser Bewegung Widerstand leisten können?

Die zäheste Kraft entwickelt die Hierarchie allerdings in Italien und in Oesterreich. Nicht der katholische Glaube soll gefährdet werden, wol aber die Weltlichkeit dieses Glaubens, seine Anlehnung an Absolutismus und Aristokratie. In Frankreich und Spanien hat der Zeitgeist die Hierarchie überwunden. Der katholische Glaube als solcher hat darum nicht aufgehört. Die Priester mögen, wie dies in Frankreich genug geschieht, den weltlichen Geist befehden, sie mögen eine Philosophie bekämpfen, die sich nicht auf christliche Voraussetzungen gründet, aber nimmer sollte es so sein, wie in Oesterreich, wo dieser Kampf von vornherein unmöglich wird, weil von vornherein der freien Vernunft jedes Organ, jede Aeußerung abgeschnitten ist. Die Religion hat es noch immer auf's tiefste büßen müssen, wenn sie sich zur Beschönigung weltlicher Despotie hergab.

Es ist das so schreckhaft am Wesen der politischen Gewalt, daß sich mit den Schwankungen ihrer Grundsätze auch die Imputationen der politischen Verbrechen ändern. Was ist ein politisches Verbrechen? Heute regiert ein Fürst, dem die Constitutionen ein Gräuel sind. In den Jahren 1820 straften die Untersuchungscommissionen diejenigen Ueberzeugungen als demagogische, die von „der Nothwendigkeit gemischter Verfassungen" sprachen. Zehn, zwanzig Jahre später kommen Fürsten und Staatsmänner mit andern Ueberzeugungen und die Märtyrer von damals werden Staatsweise. Träte, durch merkwürdige Umstände der Natur und des Zufalls, in zehn Jahren ein aufgeklärter Monarch aus dem österreichischen Kaiserhause hervor oder ein Staatsmann bahnte einem liberalen Princip den Weg bis an's Ruder der Geschäfte, so wäre alles das, was an diesen Blättern noch heute als Verwegenheit wird ausgegeben werden, bis dahin das Loyalste und Willkommenste, was eine erleuchtete Regierung nur zur Unterstützung ihrer edeln Absichten gegen Fanatismus

und Prärogative sich wünschen könnte. Und in diesem Hinblick auf eine ausgleichende Zukunft lege ich getrosten Muthes die Feder nieder. Ich bin im Grunde kein Partheischriftsteller und habe meinen Zeitgenossen durch mehr als bloße Erörterung von Principienfragen nützlich und angenehm zu werden gesucht; aber schimpflich wäre es, irgend eine Ueberzeugung, wenn sie sich mit Riesengewalt aufdrängt, verschweigen zu wollen. Hundertmal gefragt, wie hat es Ihnen in Wien gefallen? hab' ich hundertmal die Antwort gegeben: Ein herrlicher Aufenthalt für Den, der die natürlichen Reize des Daseins noch zu genießen Lust und Fähigkeit hat! Aber ein trauriger, wenn man sich überzeugt, wie dort eine veraltete, dem Zeitgeist feindliche Politik ihre knöcherne Hand noch krampfhaft über dem geistigen Leben ausgespannt hält — vor ihrem baldigen Ende!

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte reiste ich von Wien ab. Ischl, das Salzkammergut, Salzburg, Tirol, die Lombardei sind (fast sollte man in manchem Betracht sagen leider!) schön genug, das, was in Oesterreich so tief die menschliche Freiheit demüthigt, eine Weile vergessen zu lassen.

V.

Schweizererinnerungen.

1852.

I.

Du stolze, herrliche, „freie" Schweiz, zum Gleichgewichte Europas der felsenschwere Mittelpunkt, Land der Heerdenglocken, Alpenmatten, der englischen Pensionen, der souverainen Hauderer, der Drei- und Fünffranken-Diners und des Honigs zum geregelten Frühstück! Wie mag dem Flüchtling zu Muthe sein, dem die politische Weltordnung, wie diese mit ihren Steckbriefen und Gensdarmen nun einmal in Deutschland, Italien, Oesterreich vorhanden ist, auf den Fersen sitzt und sein Fuß betritt die ersten Schollen deines Gebiets, dessen Cantonalwappen auf den Grenzpfählen sich etwas ungastlich mit Bärenköpfen, Ochsenköpfen, Schafen und Widdern ankündigen?

Wonnebelebt, geistgestärkt, aufathmend begrüßt man dich auch, wenn man, ohne Flüchtling zu sein, sich dir naht vom Departement des Doubs, wenn man in Pontarlier die letzten rothen Pantalons der französischen Soldaten sieht, sich durch die Schluchten des Jura windend den Boden betritt, wo die ersten blumengezierten, durchbrochenen Galerieen wieder rund und traulich um die Häuser sich ziehen!

Ach die Provinz in Frankreich! Die zu durchreisen ist traurig. Sie mag dem Forscher Reize bieten — wo sind

nicht Grabsteine der Vergangenheit zu lesen! Und wo Menschen leben, ist es an sich dem Menschen immer Verweilens werth — aber so nur durchfliegen müssen durch diese langen, tonnenbeschienenen Flächen, durch diese wenigen Wälder, diese mäßigen Höhen, über diese ausdruckslosen Flüsse, so nur Steinmassen erblicken, die man Städte nennt und die uns am Ostthor ebenso in Erinnerung bleiben, wie man am Westthor in sie eingefahren ist; Dörfer frei, offen, wie hingeworfen und ausgesetzt nur auf die Landstraße, armen Findlingen gleich; Bauernhäuser von Steinen, ohne rankenden Wein oder mindestens Bohnengrün an den kahlen weißen Wänden, ohne Farbenschmuck und Blumenzier; da und dort zwar ein Herrenhaus mit eiserner Pforte und goldener Wappenkrone und geebneter Parkanlage, aber kalt, vornehm, schnörkelig wie eine Erinnerung aus den Zeiten der Marquise von Créquy; nirgends das Lauschige, Trauliche, Winkelige, Versteckte, Heimliche der deutschen Landexistenz. Wer wäre nicht froh, dieser Monotonie zu entfliehen? Besançon war die letzte größere französische Stadt. Hier an der Einfahrt durch die Festungsglacis begriff man die Vortheile, die man sich im Hotel des Capucines zu Paris vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten für baare zehn Franken erkauft hatte! Der Paß wurde in Folge des quittirten halben Napoleon in Ordnung gefunden. Man konnte zum letzten Male die berühmte Artigkeit der französischen Gensdarmen, Postbeamten, Conducteure genießen; diese Artigkeit, die bei letztern die Reisenden schon lange für nicht viel mehr als ein Stück Passagiergut in Wachsleinen betrachtet und sich verwundert, wenn ein solcher lebloser Gegenstand anfängt zu sprechen, zu fragen, Erkundigungen einzuziehen. Wie verdrießlich ist doch in gewöhnlicher Begegnung diese französische Nation, wie zerstreut, wie nur beschäftigt mit — ja womit?

Das mochte ich schon oft untersuchen und ausforschen. Ueberall in Frankreich diese mürrische, grobe Apathie, dieser in sich selbst vergrübelte Egoismus, diese unfreundliche, stöhnende und gelangweilte Pflichterfüllung! Die Erfahrung ist nicht neu. Die Republik ist daran unschuldig. Schon lange

hat man die ernsteste Veranlassung, als Menschen- und Nationenfreund zu fragen, was dem Franzosen, wenn er in Function ist, diese ungehobelte, massive Verdrießlichkeit giebt? Hochmuth ist es allein nicht; denn da die Nation gern regiert, so sollte sie eine Function heiter stimmen. Leidet sie unter einer Vorstellung von größerm Glück, als jedermann außer Rothschild beschieden ist? Verachten die Dienenden aus Stolz ein Publikum, das auf ihre Dienste angewiesen ist? Oder rechnen sie im Stillen ihre Gewinnste aus und legen diese zu ihren häuslichen Capitalien und calculiren beständig, wann sie sich endlich zur Ruhe setzen und von ihren Renten leben werden? Oder ist endlich die Schreckenszeit des endenden vorigen Jahrhunderts noch nicht verwunden und traut nicht der Bruder dem Bruder, der Freund nicht dem Freunde, der Gefährte nicht dem Gefährten?

Von dem freudigen Antheil, den bei uns Mensch am Menschen zu nehmen scheint, findet sich in Frankreich nicht die Spur.

Einen eigenthümlichen Eindruck gewährten noch in den größern und kleinern Provinzialstädten die jungen Militairs. Man kann von den jungen Offizieren Frankreichs sagen, daß sie für ihre Nation jenes Princip vertreten, das in Deutschland den Studenten zugetheilt ist. Die junge Offizierswelt der Franzosen hat nichts vom Geschniegelten der preußischen Lieutenants. Nur etwa in österreichischen Garnisonstädten wird man die ungrischen Cavalerieoffiziere so ungezwungen und mit der erlaubten Poesie der Jugend in den Kaffeehäusern rauchen, Bier trinken, Domino spielen sehen. Doch auch hier mildert die höhere Abkunft und die Vorschrift der Dienstordnung eine Art, sich zu geben, welche bei den jungen französischen Offizieren die natürlichste von der Welt ist. Sie sitzen in den Kaffeehäusern wie Heidelberger und Bonner Studenten, haben im Munde lange quastbehangene Pfeifen, die Interimsmütze sitzt ihnen auf dem Ohr wie ein Cerevisklappel, die langen, nach den Hüften zu sich breit aufbauschenden Beinkleider hängen ihnen nach Bequemlichkeit, sie liegen auf den Bänken ausgestreckt und streichen ihre

Bärte, die sie nach eigenem Geschmack bald à la Henri quatre, bald à la Joinville, bald à la Haynau ziehen. Es sind die Schüler der polytechnischen Anstalten und Militairschulen. Ihr Halle und Jena ist Metz, Colmar, Nancy, Paris gewesen. Sie sind Raufer, Fechter, exerciren des Morgens, lesen den Tag über Alexander Dumas, gehen Nachmittags auf den Fechtboden oder den Kugelfang und bringen die Abende in den Wirthshäusern zu. Wenn man sie in ihren kurzschößigen Jacken über die Straßen der Garnisonstädte schlendern sieht, glaubt man, nur uniformirt, jene weltstürmende Jugend von Heidelberg und Halle vor sich zu haben, die sich vor zehn Jahren an Herwegh's Tyrannenlyrik, jetzt, etwas zahmer geworden, an Otto Roquette's Wein-, Minne-, Lenzes- und Gesangsfröhlichkeit erbaut, die Mitte des Straßenpflasters da und dort noch zuweilen für den Gänseschritt in Anspruch nimmt und doch wol noch immer die „Finken" und Stubenhocker verspotten mag. Die Ideale dieser uniformirten und bewaffneten französischen Studentenschaft sind natürlich die gestickten Uniformen künftiger Marschälle von Frankreich und die den französischen Sturmcolonnen gegenüber nächstens zu beweisende totale Unhaltbarkeit sämmtlicher strategischer Exercitien der europäischen Armeen.

Der Canton Neuenburg war erreicht mit seinem gekerften Gebirgsterrain, seinen riesenhohen bewaldeten Berglehnen, seinen grünen Thalgründen und jener Sauberkeit der Wohnungen und Dörfer, die gegen den Schmutz und die Dürftigkeit Frankreichs so wohlthuend absticht.

Diese Sorgfalt der Obstcultur, der Blumenzucht, der Reinlichkeit der Brunnen, des Schmucks der Häuser, diese gekehrte und gefegte Sonntagsnettigkeit auf der Diele, die Wohlhabenheit bekundende Tracht der Frauen, die puritanisch-calvinistische Haltung der ernsten, etwas pedantischen Männer — man brauchte nicht auf die dunkeln Farben ihrer Röcke, die geistreisten, aufrechtstehenden Hemdkrägen und den unvermeidlichen großen rothen Schweizer Regenschirm allein zu sehen, um sich trotzdem, daß Mancher hier noch Französisch spricht, doch schon heimathlich begrüßt zu fühlen von den Segnungen

dieſes Schweizerlandes, einer ſelbſtgewählten Regierungsform, einer emſigen Induſtrie und eines von früher Jugend gewöhnten eigenen Nachdenkens über die wichtigſten Fragen des Menſchenthums.

Es iſt wahr, es zog ſich wohl Alles enger, begrenzter rundum zuſammen, auch der große Horizont der nationalen Anſprüche verſchwand mit der geſchloſſenen Fernſicht, aber bedeutſamer wuchs der Einzelmenſch, ſeine Perſon wurde Gedanke, ſein Daſein Anknüpfung an die unſichtbare Kette der Geiſter. Ein höherer vergeiſtigender Egoismus das, der den Menſchen zum würdigen Mitglied ſeines Staats, ſeiner Gemeinde, ſeiner Kirche macht. Das Schweizervolk iſt nicht poetiſch, es träumt nicht in die blaue Luft hinaus, es läßt die Fürſten und deren Räthe nicht ſorgen für das Wohl der Welt und ſchaut etwa nur gedankenlos zu, was ihm von Oben und in Gnaden beſchieden wird, es muß ſelbſt dabei ſein, wenn über ſeine Rechte und Pflichten getagſatzt wird; aber man kann um der Poeſie und Romantik willen nicht gering von einem Werthe denken, der für einen höhern Maßſtab doch auch ſeine Poeſie hat, und eine Poeſie, die vielleicht über der gewöhnlichen ſteht.

In dieſem Lande Neuenburg miſchen ſich noch ganz *eigene Farben* in das Gemälde des Volkscharakters und des in der Schweiz landesüblichen Menſchenwerthes.

Man ſieht nicht nur, daß die beſonderen Induſtrieen der kleinen Ortſchaften, vorzugsweiſe die Uhrmacherkunſt, die Tauſende hier beſchäftigt, aus der Eigenthümlichkeit dieſer Menſchen herauslugen, ſondern daß auch die Doppelnatur eines Freiſtaats und einer jetzt zwar unterbrochenen, aber doch noch keineswegs ganz erſtorbenen Beziehung zu einem großen norddeutſchen Staate dieſem Schweizercanton einen eigenen Charakter giebt.

Man kann ſich, durch Neuenburg reiſend, nicht erwehren, ſeine Phantaſie in den Contraſten zwiſchen dem, was hier unter dieſen grünen Bergen aufwächſt und gedeiht, und den Beziehungen zu dem *Lande der Mitte* zwiſchen Niemen und Moſel hin und her ſpielen zu laſſen.

Wie kommen dieſe entlegenen *Neufchateller* dazu, dem

Witze der märkiſchen Sandwüſte einſt zu unmittelbarſter und nächſter Zielſcheibe gedient zu haben?

Wie iſt es möglich, daß dort in dem einſamen Pfarrerhauſe, hier bei einem Nachkommen des alten burgundiſchen Landadels noch jetzt die unmittelbarſte Anknüpfung herrſcht an die doctrinairen Geiſter, die da unten jetzt um Sansſouci ſchweben?

Noch halten die aus Preußen bezogenen Penſionen, die Erinnerungen verwandtſchaftlicher Bande, die ſchon ſeit Jahren zwiſchen Berlin und dieſen Thälern geknüpft wurden, Briefe und der lebendigſte Bonnen-, Gouvernanten- und Seelſorger-Verkehr die Beziehung zwiſchen dem Canton und der preußiſchen Souverainetät ſo lebhaft im Gange, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn man, allen ſchweizeriſchen Verſicherungen von der Abgeſtorbenheit dieſer Einigung zum Trotz, auf einem Volkstage in Locle oder La Chaux de Fonds unter dreißigtauſend Stimmen immer noch zehntauſend fanatiſch preußiſche zählt.

„Ihr Abſynth-Extract-Krämer! Könnt ihr eure Abſatzquellen in den Berliner Conditoreien nicht der Freiheit unſerer Stimme auf den Tagen zu Bern und Zürich opfern?“ So mögen die Advocaten von Neuenburg ausrufen, mögen ſie die ſentimentale Hingebung an das preußiſche Schwarz-Weiß und den Schnitt der königlichen Livreen von Berlin bei den Paſtoren, Gouvernanten und Bonnen lächerlich finden, es ſteht die Frage, ob Siegmaringen, wenigſtens für die Ergebenheit jenes Schweizer-Cantons, der Krone Preußen ein voller Erſatz werden wird. Denn gerade in der Entfernung Preußens, in der Unmöglichkeit einer unmittelbaren Geltendmachung ſeiner Regierungsmethoden, in den Sagen, Geſchichten, Erzählungen derer, die ſo glücklich waren, einſt die norddeutſche Hauptſtadt geſehen zu haben und eine Weile in ihr zu leben, liegt für dieſe Verbindung ein Reiz, der, gehoben durch die Intereſſen des kirchlichen Glaubensbekenntniſſes, eine Rückkehr zum frühern Verbande nicht unmöglich machen könnte, freilich aber auch in dem ſtillen, friedlichen und, wie es ſcheint, muſterhaft geordneten Canton traurige

Wer ſo Dich frägt, da höre nicht mein Knabe,
Und laß die Antwort Dir im Buſen ruhn.

Baruch.

Man kommt — darf ich die Blumen hier der Mutter
Ans Fenſter ſtellen?

Uriel.

Wirf ſie hin, Spinoza!
Sie ſind ſchon welk in Deiner Hand. Mein Kind,
Geh' heim zu Deiner Mutter!

Baruch.

Und nicht Ihr?

Uriel.

Der Abend ſenkt ſich nieder, geh, mein Sohn,
Und grüße Alle!

Baruch.

Bleibt Ihr bei dem Feſt?

Uriel.

Vielleicht! — Geleite Gott Dich! Geh! Ich komme.

Baruch.

Die Blumen laſſ' ich hier. Sie ſind verwelkt.
Und wißt Ihr, wie ich beide unterſcheide,
Die Blumen da am Stiel und hier die welken?
Die ſind Gedanken dort und die Begriffe!
Dort denkt der Schöpfer! Hier begreift der Menſch.

Störungen der Ruhe und der Bürgereintracht hervorbringen würde.

So athmet man denn die reine und volle Schweizerluft erst, wenn man von den Höhen des Jura niederrollt, vom Neuenburger See und seiner mächtigen Ausdehnung bei St.-Blaise Abschied nimmt und an der Zielbrücke auf Berner Boden tritt.

Die Gegend des Aarberger Mooses ist unfreundlich und kahl, aber bald ist Ins, bald Aarberg erreicht, bald steht die volle behäbige Stattlichkeit eines Berner Bauernhauses vor uns. Willkommen nun, ihr Sitze der Kraft, die sich überall ihre eigene gleichbleibende Art erhalten hat! Angelehnt an einen sanft aufschwellenden Hügel, umgeben von einem Baumgarten, wo die spätreifenden Früchte in das schwellende Gras niederfallen oder auf Leitern gewonnen werden, die, zusammengestellt, an einem mächtigen Apfelbaume des Herbstes warten, liegt das Schweizer Bauernhaus! Neugezimmert von frischem Tannenholz das Staket des Blumengartens, dessen zierliche Ordnung mit seinen kleinen abgezirkelten Beeten fast allzusymmetrisch in diesem freien Wachsthum blüht und allzugesuchte Farbeneffecte spielt! Das Bienenhaus mit schützendem Dach ausschauend in die Wiese mit ihren tausend lockenden bunten Sternchen und Knöpfchen; Hühner und Tauben hüpfend und fliegend hin und wieder vom nesselbewachsenen Winkel am Staket und dem mächtig thronenden Düngerhaufen zum gewaltigen Wohnhaus mit seinem hochüberragenden Schindeldach! Dieses öffnet sich dann am Giebel zur obern Galerie von à jour gefaßtem Holze; durch zwei Säulen stützt diese das oberste Dach, trägt Rosen- und Nelkenstöcke am innern Simse, birgt das Heiligthum der Schlafgemächer, die mit ihren Fenstern auf die oft mit Wappen und durchlöcherten Schießscheiben gezierten Altane hinausgehen. Fenster an Fenster finden sich im untern Hause, doch Raum ist noch für die Scheibe einer Sonnenuhr. Am Eingang steht die Plauderbank, über ihr hängt zum Trocknen Linnen von der Vordergalerie herab. Des Hauses Pforte ist fast verstellt von Waschkübeln und Zubern und Milchgefäßen. Dicht am Hause steht der Brunnen mit immer-

rieselndem Quellwasser, plätschernd, belebt und belebend; die Mägde, Knechte, Kühe, Hunde rings um sich sammelnd und ihr Gemeinleben genießend und dabei Alle, Mensch und Vieh, wie auf eine Sprache gerichtet und sich verstehend. Das ganze Bild nicht wiederzugeben in seinem wahren Eindruck durch die volle Befriedigung der Theile zum Ganzen und des Ganzen zu den Theilen. Dazu das Brummen der Kühe, Schnurren, Summen der Insecten, das Duften vom Heu, vom Grase, vom Obst, von den Blumen des Gartens und der Wiesen und zuletzt von dem eigentlichen Patschouli und Tripleextract der Schweiz, vom Dünger und jener wahren Nektar- und Ambrosiaquelle der Landwirthschaft, des flüssigen Befruchtungs-Humus, der die Ehre verdient, auf diesem Felde der Cultur das fünfte und vorzüglichste aller Elemente genannt zu werden.

Wir kommen aber in Jeremias Gotthelf's Sphäre. Ein norddeutscher Tourist und öder Haide-Romantiker wie Unsereins muß sich von dieser vollen und grünen Sphäre losreißen und sich auf eines jener ihm dafür mehr zueigen gehörenden Felder begeben — die Table d'hôte im Faucon d'Or zu Bern.

Hier, nach einiger flüchtigen Abstäubungstoilette, ist man vielleicht so glücklich, noch einen Platz neben zwei englischen Misses zur Rechten und einer soeben aus dem jetzt aufgewühlten Freiburg geflüchteten Grafenfamilie von neun bis elf Köpfen zur Linken zu finden. Man hat also sogleich den ewigen Statusquo der Schweiz dicht neben sich, die Entzückungen über die Schönheiten des Landes für Durchreisende im Allgemeinen und ihre Schrecken für die, welche dauernd in ihr wohnen müssen, insbesondere. Doch bringe ich noch, um den Schweizern nicht alle Poesie abzusprechen, folgende an der Table d'hôte eroberte Anekdote vom Schweizerheimweh.

Ein ehemaliger Lieutenant der Schweizergarde, die mit dem Jahre 1830 von den Tuilerieen — wer weiß, ob für immer! — geschieden, gab mir von der Art, wie sich bei seinen Landsleuten die Krankheit des Heimwehs äußert, folgende Darstellung: Ein junger Rekrut hatte in bestem Vertrauen, sich in der großen und schönen Stadt Paris zurechtzufinden, sein Handgeld genommen. Er hatte,

wie Alle, ſich zu beklagen keine Urſache. Die Leute wurden gut behandelt und nach Bedürfniß verpflegt. Dennoch überkam ihn das Heimweh. Dies ſchreckliche Gefühl treibt keineswegs etwa zur Deſertion oder zu einer Selbſthülfe um jeden Preis. Es lähmt nur alle Entſchlüſſe, hindert, irgend noch etwas mit Nachdruck zu unternehmen. Es iſt ein Weh unerklärlichſter Art, eine ſtill und oft unheilbar ſich einſchleichende Gemüthskrankheit. Jener junge Gardiſt ſtand zuweilen bei den gemeinſchaftlichen Mittagsmahlzeiten auf, als fiele ihm plötzlich etwas ein, was er vergeſſen hatte. Dann ſetzte er ſich wieder und aß zerſtreut. Die Kameraden kannten dieſen Zuſtand ſchon und riefen ihn mit Nachdruck an ... „Jakob, was haſt? Mutter vermürbt ſein!“ Jakob lächelte und ſetzte ſich wieder. War er auf einem Poſten, ſo träumte er wie ſomnambül. Sollte er einen Auftrag verrichten, ſo ging er wie in der Irre. Nie fiel ihm ein, zu klagen oder gerade heraus zu ſagen: „Ich muß nach Hauſe zurück! Um Gottes willen, laßt mich gehen!“ Nur bei Tiſche entfiel ihm zuweilen das einzige hingeworfene Wort, das er wie irr ausſprach: „Mutter! Mutter!“ Stand er irgendwo in Verſailles Schildwacht, ſo ſah er ſtarr auf die Baumgänge hinunter und flüſterte immer vor ſich hin: „Mutter! Mutter! Mutter!“ Wenn man ihn anrief, wußte er nicht, was er geſprochen hatte. Dieſer Zuſtand verſchlimmerte ſich; er zehrte ab, wurde in wenig Wochen hinfällig, ſchattenähnlich. Jetzt ſchon ſtieß er das Wort „Muotter“ zuweilen mit einer Plötzlichkeit aus, wie wenn er raſch um Hülfe rufen müßte. Man mußte ihn wie einen Geiſteskranken in's Lazareth bringen. Dieſe innere Herzensangſt war nicht mehr zu bewältigen und zur Reiſe war er ſchon zu ſchwach. Man konnte ihm gute Worte geben, er ging auf Alles ein, lachte auch und ſagte, das Uebel würde ſich ſchon legen; kaum war er aber eine Weile ſtill oder wollte ſich mit irgend etwas beſchäftigen, ſo ſprang er auf und brüllte wie ein Stier: „Muot-ter!“ Der ganze Nachdruck des Schmerzes war auf die letzte Silbe gelegt. Am zurückgepreßten Krampf des Herzens und dem namenloſeſten, durch nichts mehr zu beſchwichtigenden Weh gab er den Geiſt auf. Das lang auseinander gezogene Wort: „Muot-ter!“ ſchrie

er in seinen letzten Augenblicken wie ein Verzweifelnder, bis ihm die Kräfte versagten und er todt auf seinem Bette zusammensank.

2.

Es ist seltsam in den Schweizerstädten, wie die wildeste und gehässigste Politik daselbst so still und geräuschlos vor sich geht.

Man kann diese vor den Fremden aufrecht gehaltene Discretion nicht genug bewundern.

Im Sommer wenigstens macht sich das aufgeregte Staatsleben der Schweiz nur wie im Incognito. Man will eben eine Revolution beginnen; die große Glocke eines Hotels kündigt eine sechsspännige Equipage an, eine Lordschaft fährt vor und man verschiebt den Ausbruch seiner Ueberzeugungen und Leidenschaften, seines Zornes und seiner Rache bis auf die bezahlte Rechnung des hohen Ankömmlings.

Schreiber Dieses war einst in Luzern kurz vor dem Sonderbundskriege. Die Parthei der Kapuziner stand wie mit brennender Lunte. Man sah wol Schrecken und Furcht auf schweigenden und sich gleichgültig stellenden Mienen. Väter waren schon gefallen, Brüder verbannt, die furchtbarste Tendenzverdächtigung füllte die Gefängnisse. Aber die Reisenden gingen auf und ab und die Veranstaltungen der Wirthe und was zu ihrem Wirken gehört, um reich zu werden, waren alle so gut getroffen, daß die meisten englischen Ladies mitten in einem arkadischen Frieden zu leben glaubten. Nächtliche Ueberrumpelungen der Thore und der Zeughäuser wurden als harmlose Schießübungen dargestellt. Nicht die Angst der in Murray vertieften und nur mit den Eseltreibern verkehrenden Ladies, nur die ahnungsvollere Unruhe ihrer Schooshündchen bestimmte sie zur Abreise.

So war auch im benachbarten Freiburg die jetzt daselbst herrschende Parthei in größte Bedrängniß gerathen durch den Tag von Posieux, wo die Freunde der („Geld in's Land bringenden") Jesuiten wieder ihre Kräfte zählen wollten und sich in erschreckender Ueberzahl einstellten. Die bewaffnete Macht Freiburgs war consignirt, Familien flüchteten in's

Berner Gebiet, man erwartete Nachrichten von Feuer und Flammen, aber die von Freiburg kommenden Durchreisenden hatten, im Angesicht der beginnenden Saison, von Alledem nichts bemerkt.

Und in Bern selbst hatte die Aufhebung des Seminars von Münchenbuchsee die daselbst jetzt unterdrückte liberale Parthei in leidenschaftliche Bewegung versetzt (in Freiburg herrscht die liberale, dicht daneben in Bern die aristokratische Parthei und so geht es abwechselnd, ein Canton dem andern widersprechend, durch die ganze Schweiz), Artikel gegen Artikel schleuderte man sich in den Blättern zu, die öffentliche Scene blieb ruhig und die Fremden konnten gewiß sein, ihre Ausflüge nach Interlaken ungestört machen oder die Berner Bären füttern zu können.

Bei den Streitigkeiten wegen des Seminars in Münchenbuchsee, das die jetzige conservative Regierung seines, wie man behauptet, verwilderten, demokratischen und neologischen Geistes wegen aufhob, wurde auch mannigfach Jeremias Gotthelf oder Pastor Bizius in Lützelflüh genannt, auf den ein deutsches Ohr, wie sich von selbst versteht, sogleich aufmerksam hinhört. Bizius hat, wie die Kenner seiner Schriften sich entsinnen werden, Waffen genug gegen das moderne Schullehrerthum geschmiedet, grobe und feine, lange und kurze, ehrliche Schwerter und unehrliche Dolche. Dieser wunderbar begabte, ohne Zweifel außerordentliche Schriftsteller ist leider vermöge seines Schweizernaturells so sehr Rabulist, daß er sich besser zum Advocaten geeignet haben würde als zum Seelenhirten. Man schildert ihn als einen behäbigen, vollen, runden Lebemenschen, der gut nach Einsiedeln und Mari paßte. Das Wettern und Kanzelrandschlagen, das Seelenaushunzen in seinen Schriften ist ja bekannt. Wie ihn Gott dazu mit Witz, Phantasie und der prächtigen Uebung jener traditionellen Schweizerrhetorik ausgerüstet hat, die von Lavater bis Zschokke meist ziemlich berechnet bald in Treuherzigkeit macht, bald in Pathos, wissen Alle. Für unser deutsches Gefühl liegt in dieser Wildheit, in dieser jähzornigen Leidenschaft, dieser dialektischen Kniftologie eines kirchlichen Streithahns etwas Verletzendes und muß die Bedeutung, die

der seltene Genius dieses Mannes für unsere Literatur haben könnte, selbst für seine Gesinnungsgenossen sehr herabstimmen. Eben noch sind wir von Vizius' meisterhafter Auffassung und Wiedergabe des Volkslebens entzückt, sehen diese kalten egoistischen Bauern, die er schildert, in der Kleinwelt ihrer Begriffe und Interessen, sehen, wie sich diese Menschen auf der ihnen zugehörenden Scholle zu stemmen und zu behaupten gewohnt sind, lachen mit diesem sprudelnden Humor der Satyre, die den Dünkel, die Anmaßung, die falsche Cultur, die Sucht nach Geld und Gut, den Geiz, die verschlungensten Irrgänge eines durch die Landessitte fast berechtigten und naturwüchsigen Egoismus im Schweizervolke mit allen Waffen eines überlegenen Geistes geißelt — und plötzlich sinkt uns der Prophet des Worts und der Herzenskündigung zum zornfunkelnden Theilnehmer dieser rohen und wilden Partheiwelt herab, wird Partheimann in der schweizerischen Bedeutung des Worts, verfolgt die Aufklärung, die Bildung der Zeit, verwechselt die Ausartungen, die leider auch das Streben zum Guten hat, mit diesem Streben selbst, setzt das Gute allein in die verworfensten und kaum noch sittlich berechtigten Begriffe von göttlicher Ordnung und Heilspflege, malt mit allen Uebertreibungen einer dem Alten Testamente entlehnten Phraseologie die Regierung Gottes in Farben, wie man dergleichen dem beschränktesten Bauer nicht mehr so grell aufklert, und tritt Logik, Philosophie und Poesie mit Füßen. So verwirrend, oft zum Schlagtreffen erhitzend und das Blut zum Kopf treibend, wirkt in diesem Manne des Geistes und des Worts die schweizerische Partheiung.

Die Gegenpartei hat in Berner Blättern Privatbriefe von Vizius drucken lassen. Ein an sich unerlaubtes Verfahren. Diese stellen nun allerdings den Zuchtprediger in derselben Menschlichkeit dar, in denselben lustigen und an sich ganz lobenswerthen Uebergängen von einem Strauß frischer Feldblumen zu einem kräftigen Rinderbraten, von einem Samstagsconcept am Studirtisch zu einer bedachtsam angestellten Probe einer neuen Lieferung Niersteiner, Uebergänge, die sich auch bei seinen Gegnern und überall da finden werden, wo der Mensch, an sich ganz gerechtfertigt, gern sehen muß, daß er

von seinen Ueberzeugungen auch sein Brot zu essen und möglichst seinen Wein zu trinken hat.

Wenn man nun aber dadurch von dem himmlischen Eifer eines Mannes durch authentische Beweise ein solches Bild gewonnen und ihn in den allgemeinen irdisch irdenen Topf der Interessen werfen muß, wo alle Partheiung Egoismus wird, so nimmt sich auch Vinets Zorneseifer gegen die armen Schullehrer von Münchenbuchsee, unter denen die Schriften von Strauß und Feuerbach circulirt haben sollen, im Ganzen genommen kläglich und über allen Zauber seines eminenten Beobachtungs- und Darstellungstalents hinaus wie im ältesten Schweizerstyle von Anno 1777 aus.

Seit Jahren hat mir der Aufenthalt in Schweizerstädten, Zürich ausgenommen, immer die gleiche Empfindung gemacht. Man kann immer nur so lange in ihnen aushalten, bis die nächste Post abgeht. In Basel sieht man sich die gemalten Höllenstrafen an den Hofwänden des Rathhauses an, wandert eine halbe Stunde auf dem verwitterten Sandstein des Kreuzganges am Dome, besucht einen Tractaten- und Missionsschriften-Buchhandel und reist ab. In Freiburg wiegt man sich etwas auf der Kettenbrücke, hört die große Orgel in der Nikolauskirche, besucht eine Jesuitenpredigt und nimmt die Post. In Lausanne wandert man durch die Promenaden der Stadt, betrachtet sich das Hotel Gibbon, sieht ein spazierengeführtes Pensionat von jungen Mädchen aus aller Herren Ländern oder wohnt, auf besondere Empfehlung, einem Damen-Thee bei, wo zwei Stunden lang über die Rechtfertigung durch den Glauben und die Gradenwahl gestritten wird, und ist froh, wieder die frische Luft des Sees zu athmen und auf der Helvetie nach Genf zu schiffen. In Genf bewundert man die Einmündung der Rhone, mustert die Uhrenläden am Quai, vergleicht in stiller Betrachtung auf der Rousseau-Insel die Statüe Jean Jacques' mit seinem früheren Exil, mit dem Schicksal seiner „Briefe vom Berge" und den Scheiterhaufen, die hier in Genf von je die Polemik für die Menschen, später wenigstens nur noch für deren Schriften lodern ließ, läßt sich seine erste Rechnung im Hotel des Bergues geben und hat Lust, auch hier wieder

abzureisen. Man wagt es noch einmal — mit dem theuern Hotel des Bergues nämlich — sieht sich noch einmal die Corraterie, die Festungswerke an, wandert auf die Plattform La Treile, findet heimkehrend einige Landsleute mit grauen Hüten und rothen Bärten, die genau anzugeben wissen, daß am 13. October 1854 Mittags Schlag zwölf Uhr zwischen Reutlingen und Gmünd die allgemeine socialdemokratische Republik ausgerufen werden wird und die jetzt schon darauf antragen, die Theilung der Güter vorläufig mit einem Pump beginnen zu lassen. Nun reist man gewiß ab. Auch auf der Heimkehr laden in Luzern die Kapuziner nicht eben zu längerem Aufenthalte ein.

Nur Zürich ist eine Stadt, in der sich weilen läßt. Deutsche Bildung, helle, lichte Straßen, schöne moderne Bauten, der sonnige freundliche See laden zu längerm Bleiben ein.

Der Schweizer ist kein Städtebewohner. Auf dem Lande fühlt er allein seine Kraft. Die geackerte Scholle, die abgeweidete Trift giebt ihm wie dem Antäus seine wahre Stärke.

Selbst dies Bern, ohne Zweifel die Hauptstadt der echten, der zähen und exclusiven Schweiz, diese aristokratisch-diplomatische Stadt, die Stadt der Tscharner und der Gonzenbach, hat den Charakter eines Landstädtchens und bringt uns überall nur gedrückte Formen, enge Verhältnisse, beschränkte Maßstäbe vor's Auge. Es ist dies der allgemeine schweizerische Typus des verjüngten Maßstabs und der untersetzten Taille. Sind es die Berge, die alle Menschenwerke hier doch wie Riesen überragen, oder ist es die Neigung für breiten Grund und Boden und sicheres Feststehen, raketenhoch Hinaufschießendes giebt es in der Schweiz nichts. Die Thürme haben ihr Maß, die Häuser haben ihr Maß, die Formen der Kunst sogar, wie ich auf einer schweizerischen Industrieausstellung in St. Gallen sah, bewegen sich beständig in der Kugel, im Viereck, im Dreieck; nichts, selbst bei den Formen von Gläsern und Vasen, schießt dem Wuchs der Tanne oder Palme nacheifernd in ovaler, schlanker, pyramidaler Streberichtung empor. Alles ist kurz, gedrungen, stämmig, ganz innerlich

wol, aber nur nutzbar und selbst in den Anflügen von Luxus und etwas prätendirender Niedlichkeit, die sich fortwährend finden, doch durch diese angeborne Unfähigkeit zum Schönen nur naiv und komisch.

Behaglich wohnt es sich gewiß über den Berner Schwibbögen oder Lauben hinter den niedrigen Fenstern, aus denen die mit Koketterie hinausgelegten rothplüschenen Fensterkissen schauen und mit den zuweilen vom Wind verwehten feingemusterten St. Galler Fenstergardinen die Straßen entlang einen hübschen Eindruck machen. Aber was eben ein durchreisender Fremder nur sieht und sehen will, das hält ihn auch in Bern nicht lange auf. Von der Bärengrube, der prächtigen neuen Aar-Brücke, vom denkwürdigen Münster und dem Standbilde Rudolf's von Erlach wird man seine ganze und volle Befriedigung immer nur wieder suchen auf der herrlichen Plattform und dem wunderbaren Naturschauspiel, das diese bietet.

Hier breitet die Seele ihre Schwingen mächtig aus. Der volle Anblick der Schneekette des Oberlandes weckt, besonders wenn man sie von dieser paradiesischen Stätte aus schon in früheren Jahren oft und öfter gesehen hat, bezaubernde Stimmungen. Schöne Gegenden sind ja überhaupt keine fertig geschriebenen, nur zum Lesen dargebotenen, bedruckten Bücher mit den und den immer gleichartigen und Allen zugemutheten festen und alleinigen Gedanken. Sie sind Bücher mit weißen Blättern. Jeder schreibt sich in diese, nur schön gebundenen, nicht losen, sondern zusammenhaltenden Blätter die volle Freiheit seines eigenen Empfindens hinein.

Und so hier. Wer schon vier-, fünfmal auf dieser wunderbaren Plattform zu Bern stand, die Aar zu seinen Füßen rauschen hörte, die nächsten grünen Matten von Villen, Meierhöfen, Heerden belebt sah, in der Ferne die ausgedehnte Kette der Alpen vom Wetterhorn bis zum Mönch, von der Jungfrau bis zur Blümlialp mit bewunderndem Blicke verfolgte, dem geschah es auch wie mir vielleicht, daß er ausrufen mußte: Goldener Sonnenschein! Lichte Nebelschleier über den grünen Matten! Schäumende Wasserwoge unter mir, brausender Absturz der gletschergebornen Aar und in der

Ferne ihr sonnenglänzenden starren Häupter in euer unveränderten majestätischen Ruhe! Wißt ihr noch, was ich vor Jahren schon aus meinem Herzen hier an dieser Stelle auf eure stille Ruhe geschrieben habe? Wißt ihr noch die Abschiedsgrüße, als die Wanderung von den Savoyer Alpen und vom grünen Leman heimwärts ging? Die Willkommgrüße, als sie vom Rhein sehnsuchtsvoll und auf Erquickung hoffend zu euch heraufstieg? Anders ward seitdem die Welt, anders ward seitdem das Herz: ihr aber gleichthronend in eurer urewigen Ruhe, ihr ruft, wie eben jetzt empfunden, frisch und ursprünglich Wonnen des damaligen Glücks zurück, die mit Schmerzen erkauft wurden, Seligkeiten des Besitzes, die alle Eingebungen der Reue wegspotteten, ruft Jugendmuth, Verachtung der Welt, Glauben an die Schönheit als Regierin des Lebens, ja an die Schönheit als Gesetzgeberin der Tugend, ruft Namen wach, ausgelöscht in mir, Erinnerungen, bedeckt schon mit Erde — ihr treuen Wächter, schneeige Häupter, ihr habt Alles behalten, was die Seele wie mit sichtlichem Finger in euch einschrieb, wiederholt wie gegenwärtig vergangene Stunden, die im Strudel der nur ewig von heute datirenden Pflicht — die Pflicht hat nur diesen einzigen armen Kalender — vergessen wurden! Seh' ich diese Zeugen der Natur, höre ich diese Vergangenheit der majestätischen Stille um mich her, so kenne ich die rechte Unsterblichkeit, die wie ein Duft, wie ein Ton Vergangenes neu auferstehen, Gestorbenes wie wiedergeboren sein läßt. Ein Weltgeheimniß ist es. Das Ohr der Natur scheint taub und doch wird ihr so unendlich viel von der Menschenseele zugeflüstert und zugeraunt. Wird sie es behalten? Wird die stumme Zunge einst Sprache gewinnen und zeugen? Wird ihr Zeugniß von dem, was sie aus der stilldenkend sie anblickenden Menschenseele vernommen, das jenseitige Leben sein, wo alles Verlorne sich wieder findet und der Geist Gewänder anzieht — von denen philosophische Schneider keine Ahnung haben?

Ich wiederhole diese Fragen nur, weil sich vielleicht Mancher seine Empfindungen auf der Plattform zu Bern ebenso

Und da der Unterſchied der Duft nur iſt,
Die friſche Farbe, das lebend'ge Sein,
So nenn' ich Gott das Leben und das Sein.
Und ohne Leben, ohne Sein, ſind hier
Die welken Blumen auch nicht Blumen mehr,
Nur der Begriff noch hat an ihnen Werth,
Sonſt ſind ſie nichts und mögen ruhig ſterben.
So lacht doch, Oheim! Wenn ich ſpeculire,
Verzieht ihr lächelnd immer ſonſt die Miene;
Heut ſeid Ihr ernſt? Kommt zeitig heim zur Mutter!
Wir können wohl noch etwas Griechiſch leſen. (Ab.)

Uriel
(allein, die Blumen betrachtend und dem Knaben nachblickend).

Sonſt ſind ſie nichts und können ruhig ſterben!
Nein, kluges Kind, ſteht Dir auch ſchon der Stempel
Des Geiſtes und der Leiden an der Stirn?

(Sich ſteigernd)

Aus ſolchen Blumen zog ich oft noch Gift —
Den Tod, den Abſchluß aller Rechnungen,
Den Tod, das letzte Facit aller Zahlen!
Jochai! Herzenſchachernder Hidalgo!

(Er zieht ein Piſtol hervor.)

Zeig' Deine Wechſel vor! Verfalltag iſt!
(Er zielt und geht dabei immer mehr nach hinten.)
Halt' ſtill wie ich, als Du mich tratſt im Staube!

zurückruft. Lassen wir aber Bern und wenden uns auf der Thuner Straße nach dem Oberlande, Unterseen und Interlakens nußbaumbeschatteten Pensionen zu einem längern Aufenthalte, wenn eine Unterkunft so, wie sie zu wünschen wäre, vor Engländern möglich ist.

VI.

Eine Woche in Berlin.

1854.

1.

Berlin wächst an Straßen, mehrt sich an Menschen, aber man kann des Abends um neun Uhr doch noch im Anhaltischen Bahnhofe ankommen und wird, mit einer Droschke von der Wilhelmsstraße zu den Linden fahrend, glauben, in Herculanum und Pompeji zu sein. Denn selbst die große Friedrichsstraße gleicht um diese Zeit schon einer verlängerten Gräberstraße. Auf fünf von der Eisenbahn herwackelnde Droschken kommen zwei Menschen zu Fuß, einer auf dem Trottoir rechts, einer auf dem Trottoir links.

Doch ist es eigen mit der Stille einer großen Stadt. Am Gensdarmenmarkt feierliche Ruhe und in dem so gespenstisch einsam daliegenden Schauspielhause stürmte vielleicht eben ein vielhundertstimmiges Da capo. In seinem Concertsaale sang wenigstens Frau Jenny Goldschmidt-Lind.

Wenn man nicht in der Lage oder Laune ist, seine Ankunft in Berlin vermittelst telegraphischer Depesche irgend einem Hotelier unter den Linden anzeigen und sich eine Suite Zimmer im ersten Stock zweckmäßig vorrichten zu lassen, so wird man in der Hauptstadt der Intelligenz immer einige Mühe haben, sich in seinem Absteigequartier mit dem Wahlspruche auszusöhnen: Ländlich, sittlich. Die Rechnungen der Hotels bleiben hinter

den Fortschritten der Zeit nicht zurück, aber die Aermlichkeit der Zimmerausstattungen, das Gepräge der auf allen möglichen Auctionen zusammengekauften Möblirung und die scheinbare Halbeleganz gewisser, durch übermäßige Ausnutzung halbverwitterter Verzierungen, z. B. des unvermeidlichen Wachstuchs auf den Fußböden, stellt immer wieder die Aermlichkeit des Berliner Comforts heraus, von den Betten, deren Enge, den centnerschweren Federpfühlen nicht zu reden. Von Doppelfenstern ist in der lichtliebenden Stadt noch selten die Rede. Man erkennt auf diesem Gebiete immer wieder in Berlin seine alten Pappenheimer und läßt sich's genügen, wenn nur dafür die Ausbeute an geistiger Anregung desto belohnender zu werden verspricht.

Regen und Schnee, Sturm und Kälte lassen die großen Schmutzflächen der Berliner Plätze und Straßen doppelt schauerlich erscheinen. Unabsehbar sind diese Wasserspiegel. Unter den Linden fegen die Straßenkehrer eine eigenthümlich breiige Masse zusammen, ein fünftes Element, das bekanntlich nur in oder doch bei Berlin die Erfindung einer gewissen Plastik aus Straßenkoth möglich gemacht hat. Ob sich nicht auch aus der flüssigen und kaltgewordenen Lava, die von Kranzler bis zum Victoriahotel stündlich zusammengekehrt wird, wie aus Chausseestaub eine Terra cotta für Eichler's plastisches Cabinet bilden ließe? An Ordnung in der Handhabung der das Eis, den Schnee, den Schmutz betreffenden polizeilichen Vorschriften fehlt es nicht. An jeder Straßenecke der belebten Gegenden steht ein Constabler, der nach dem Charakter der preußischen Monarchie, als einer vorzugsweise spartanischen, nur im Helme des Kriegers für den öffentlichen Frieden sorgt. Man hätte die Neuerung des Helms nicht zu weit sollen um sich greifen lassen. Von der Ehre, ihn tragen zu dürfen, hat man jetzt glücklicherweise die Droschkenkutscher wieder ausgeschlossen.

Eine in die Augen springende Verschönerung der Stadt, welche dieselbe seit einigen Jahren gewonnen, sind die nun endlich fertiggewordenen Standbilder auf den großen Granitwürfeln der Schloßbrücke. Wol über zwanzig Jahre schon

ſtanden dieſe blanken Quaderſteine und harrten ihrer künftigen Beſtimmung. Was hatte man nicht Anfangs dereinſt auf ihnen zu erblicken gehofft! Heilige und Propheten, Panther und Löwen, berühmte Diviſionsgenerale und bewährte wachſame Reſidenz-Commandanten. Jetzt iſt im Allgemeinen „Das Leben des Kriegers" daraus geworden und in griechiſcher Auffaſſung. Ob die vielen Klagen über die allzugroße Natürlichkeit dieſer Gruppen einen Grund haben, das läßt ſich noch nicht recht von dem heutigen Wanderer beurtheilen. Das Schneegeſtöber verdeckt ihm alle Ausſicht. Auch war der durch die einfache Trottoirreihe ohnehin beengte Fußboden zu naß, um irgendwo bequem nach dem ioniſchen Himmel aufblicken zu können, der ſich über dieſen weißen Marmorgruppen ausſpannen ſollte. Die armen Krieger, wie es ſcheint gewöhnt an die Ebenen von Griechenland, wo ſie als Ringkämpfer bei den Nemeiſchen Spielen den Preis gewannen, heute haben ſie dicke Epaulettes von Schnee auf ihren Achſeln liegen! Man darf mit ihnen einiges Mitleid haben. Man darf annehmen, daß ſie frieren. Denn zu erſichtlich ſind ſie nach Modellen der ſchönſten Grenadiere vom erſten Garderegiment gemeißelt. Zu erſichtlich iſt ihre Nacktheit keine gewohnte, ſondern nur ein zufälliges Ausgezogenſein bei einem gutgeheizten Berliner Atelierofen. Zu erſichtlich iſt die nur auf die allgemeine Militairpflicht, die ein- und dreijährige Dienſtzeit, die Manöverzeit und ein mobiliſirtes Ausrücken nebſt endlicher Errungenſchaft eines ehrenvollen Ordens oder einer Anſtellung gehende Allegorie. Die übergroßen Flügel der Victorien ſind ſchon für die Harmloſigkeit einer Beziehung auf Griechenland verdächtig. Man hat dieſe mächtigen Flügel der Victorien hier in neuerer Zeit ſchon zu ſtereotyp neupreußiſch, d. h. als Cherubimsſchmuck, ausgebildet. Es ſind dieſelben Victorien, die auf Wach'ſchen Bildern das Grab des Heilands hüten, die den Eingang in die Kuppeldachkapelle des Schloſſes bewachen und auch ſonſt ſchon in die gewöhnlichen Verzierungen der Stadt übergegangen ſind, ſelbſt bei gewerblichen Zwecken. Dieſe mehr chriſtlichen als antiken Cherubim wecken in der Bekränzung der Krieger immer nur die Vorſtellung eines ſeine Pflicht erfüllenden modernen jungen

Landesvertheidigers und darum scheint das Berliner Mitleid um die erfrierenden jungen Conscriptionspflichtigen und der mehrfach geäußerte Wunsch, ihnen doch warmhaltende Mäntel und Beinkleider zu verabfolgen, nicht ganz unmotivirt. Nur über die allzunatürliche Wiedergabe der Natur hat man sich mit Unrecht beklagt. Die jungen Grenadiere stehen so hoch, die Granitwürfel haben erst noch einen so ansehnlichen Ueberbau erhalten, daß eine junge Dame schon sehr neugierig sein muß, wenn sie, aus einer Predigt im Dom kommend, am modernen Griechenthum auf der Schloßbrücke durchaus ein Aergerniß nehmen will.

Wie praktisch sich unsere Zeit zum alten Griechenthum und sogar zu dem sonst so beliebten unverfälschten Mittelalter bewährt, zeigt die erste, wirklich zweckmäßig verbesserte gothische Kirche, die man hier kürzlich eröffnet hat. Die unglückliche, so oft vom Feuer zerstörte Petrikirche hat in ihrem Neubau mit dem Feuer einen andern Vertrag geschlossen; sie wird geheizt. Der geschickte Baumeister Dieckhoff brachte in die versteinerte Palmenwelt der christlichen Architektur eine Versöhnung mit dem nordischen Klima, die unsere Erwin von Steinbach nur zu sehr vergessen hatten. Kirchen, für das Bedürfniß Italiens und Spaniens erbaut, hatte man Jahrhunderte lang auf deutschem Boden nachgeahmt zum Kummer aller Christen, die auch im Winter andächtig sein wollten. Manchem Christabend von zwanzig Grad Réaumür unter Null mußte, um die andächtige Phantasie in eine Sternennacht von Palästina zu versetzen, der Kohlentopf nachhelfen. Jetzt aber ist in eine schnell emporgewachsene schöne gothische Kirche vom ehrwürdigsten Augsburger und Nürnberger Ansehen ein heißer Fußboden von Ziegelsteinen mit einer Art von Dampfdrainage (Röhren sind vom unterirdischen Kessel in hundertfacher Zahl durch das Gewölbe verbreitet) gekommen und schon beeifern sich andere Kirchen, deren Geistliche ebenfalls Zuhörer haben wollen, die Gothik mit der amerikanischen Nützlichkeitstheorie zu verbinden. Der Architekt Dieckhoff soll jetzt einer Menge Kirchen warme Fußböden legen, eine zu beachtende Neuerung, die vielleicht auf die gesunde Vernunft nicht ohne vortheilhaften Einfluß ist. Denn kalte Füße

treiben bekanntlich das Blut empor und erzeugen nicht selten Ansichten, die ein behaglicheres Gleichgewicht der Körperfunctionen berichtigt.

Die Zunahme Berlins an Straßen, Häusern, Menschen, industriellen Unternehmungen aller Art ist außerordentlich. Auf Stellen, wo ich mich entsinne, mit Gespielen im Grase gelegen und an einer Drachenschnur gebändelt zu haben, sitzt man jetzt mit irgend einer Dame des Hauses, trinkt Thee und unterhält sich über eine wissenschaftliche Vorlesung von der Singakademie her. Wo sonst die blaue Kornblume im Felde blühte, stehen jetzt großmächtige Häuser mit himmelhohen geschwärzten Schornsteinen. Die Fabrik- und Gewerbsthätigkeit Berlins ist unglaublich. Bewunderung erregt es z. B., einen von der Natur und vom Glück begünstigten Kopf, den Maschinenbauer Borsig, eine imponirende, behäbige Gestalt, in seinem runden Quäkerhute in einer kleinen Droschke hin und her fahren zu sehen, um seine drei großen, an entgegengesetzten Enden der Stadt liegenden Etablissements zu gleicher Zeit zu regieren. Borsig beschäftigt 3000 Menschen in drei verschiedenen Anstalten, von denen das große Eisenwalzwerk bei Moabit eine Riesenwerkstatt des Vulcan zu sein scheint. Es kommen dort Walzen von 120 Pferdekraft vor. Borsig baut gegenwärtig an der fünfhundertsten Locomotive. Man berechnet ein Capital von sechs Millionen Thalern, das allein durch Borsig's Locomotivenbau in Umsatz gekommen ist. Es macht dem reichen Manne Ehre, daß er sich von den glücklichen Erfolgen seiner Unternehmungen auch zu derjenigen Förderung der Kunst gedrungen gefühlt hat, die im Geschmack Berlins liegt und dem Könige in seinen artistischen Unternehmungen secundirt. Er hat sich eine prächtige Villa gebaut und pflegt einen Kunstgarten, der schon ganz Berlin einladen konnte, die Victoria regia in ihm blühen zu sehen.

Für gewisse industrielle Specialitäten giebt es in Berlin Betriebsformen, die wenigstens auf dem Continente ihres Gleichen suchen. Vor dem Schlesischen Thore liegen z. B. die Kupferwerke von Heckmann. Hier werden jene riesigen Vacuumpfannen geschmiedet, die man in den Rübenzuckerfabriken nöthig hat; hier werden die Kupferdrähte für die elektrischen

Telegraphen gezogen. Heckmann bezieht sein Material direct aus England, Schweden und vorzugsweise Rußland. Eben so großartig ist Ravené's Handel mit Schmiereeisen, Blei, Messing, Zinn und allen metallischen Rohproducten. Es charakterisirt den Berliner Großkaufmann, der seine ursprünglichen naiv-bürgerlichen Triebe nicht lassen kann, daß Ravené in einem Anfall guter Laune sämmtliche verkäufliche Weine in Bordeaux aufkaufte und sich das Privatvergnügen machte, das Modell einer großartigen, aber soliden Weinhandlung aufzustellen, an der es ihm in Berlin zu fehlen schien. Goldschmidt und Donnenberger haben Kattunfabriken im Gange, die Tausende von Menschen, die Bevölkerung kleiner Stadtbezirke, beschäftigen, überdies auch ein pauperinisches Element enthalten, das eine umsichtige Behandlung erfordert.

2.

Es giebt ein Wort, das man nur in Berlin versteht. Aber auch nur in Berlin finden sich Erscheinungen, die man damit bezeichnen muß. Es ist dies der Ausdruck: Quatsch.

Quatsch ist der Anlauf zum Witz, der, auf dem halben Wege stehen bleibend, dann natürlich noch hinter dem halben Verstande zurückbleibt. Denn man kann eine halbwegs vernünftige Meinung, ein halbwegs ernstes Urtheil noch immer als eine leibliche Manifestation gesunder Vernunft gelten lassen. Der halbe Verstand gehört oft der Mystik an, die bis auf einen gewissen Punkt gewöhnlich auch eine Art Logik für sich hat. Der halbe Witz aber ist schrecklich. Er ist das absolut Leere. Er macht die Voraussetzung, etwas Apartes bringen zu wollen und bleibt in der Grimasse stecken. Er schneidet ein pfiffiges Gesicht und sagt doch nur eine Dummheit. Quatsch ist nicht etwa der Unsinn. Es lebe unter Umständen der Unsinn! Den Unsinn haben Aesthetiker unter Umständen göttlich nennen können, den echten, wahren, natürlichen Unsinn, der die Hälfte z. B. des Wiener Witzes ausmacht. „Ein vollkommener Widerspruch bleibt gleich bedeutungsvoll für Weise und Thoren", sagt Goethe; aber der unvollkommene Widerspruch der ist das ewig Gesuchte, niemals

Zutreffende, herren und ziellos Herumtaumelnde und Faselnde, mit einem Worte das Quatsche.

Berlin ist groß im Quatsch. Es kichert über jede Grimasse zum Witz, wenn auch der Witz ausbleibt. Irgend eine zweimal wiederholte absonderliche Redensart findet unverzüglich ihr Publikum. Man findet hier Menschen, die für witzig gelten, weil sie keinen Satz enden wie andere Menschen, jedes Ding mit einem andern Namen nennen, Begriffe verwechseln und das Ernsteste im Tone der Ironie sagen. Es herrscht bei ihnen ein ewiges Vermeiden der geraden Linie, die andere Menschen gehen; sie fallen, sie stolpern über sich selbst; die Berliner nennen das Alles witzig, während ein Vernünftiger es quatsch nennen muß. Ich sah „Müller und Schultze bei den Zuluh-Kaffern". Der Gegensatz war burlesk genug. Die wilden Hottentotten mit ihrem rasenden Tanze, ihrem Kriegsgeschrei, ihrem gellenden Pfeifen, mit Geberden, die eine Hetze wahnsinniger Affen zu zeigen schienen und im Grunde Furcht und Entsetzen, Grauen und Mitleiden einflößten, daß man ein solches Gebahren menschlich zu nennen hatte, und unter ihnen die beiden Stereotypen des „Kladderadatsch", zwar ziemlich treu im Aeußern, aber in jedem Worte, das sie sprachen, Vertreter des absolut Quatschen bis zum Ekel. „Schultze!" „Müller!" „Müller!" „Schultze!" „Biſt du et?" „Ja, ik bin et." „Hurrjeh!" u. s. w. Man denke sich einen solchen Scherz auf dem Palais Royal-Théâtre in Paris, wir wollen nicht einmal sagen mit Levassor und Ravel, sondern nur mit Sainville und Kalekaire! Das Kroll'sche Theater mag die Mittel nicht besitzen, gute Komiker zu bezahlen, aber der Text von Cormon, Clairville, Dennery und wie die Fabrikanten solcher Gelegenheitsscherze in den kleinen Pariser Theatern heißen, würde nicht so unbedingt nur fade ausgefallen sein. Man muß das Pariser Oh! Oh! gehört haben bei jedem abblitzenden Einfall eines solchen Unsinn-Textes, um zu verstehen, wie die Franzosen auch bei solchen Veranlassungen witzig und geistreich sein können. Diese Berliner Dramatisirung der Zuluh-Kaffern war so widerwärtig, als wenn man sich vorstellen wollte, der Naturgeist

ſelbſt erhöbe einmal ſeine gewaltige Stimme, finge zu reden an und verwechſelte dabei Mir und Mich.

Das Quatſche iſt doch wol in den Berline. dadurch gekommen, daß ſein urſprünglich einfacher, ſogar naiver und kindlicher Sinn den Anforderungen einer immer mehr anwachſenden und über ſeine geiſtige Kraft hinausgehenden Stadt nicht gleichkommt. Schon das verdorbene Plattdeutſch, das den Volksjargon bildet, trägt den Stempel der Unzulänglichkeit an ſich. Es iſt die abſolute Sprache der Unterordnung, der Beſchränktheit; die Sprache der Hausknechte, Hökerinnen, kleinen Rentiers, der Kinder, des in die Stadt verſetzten Bauers. Die Sprechweiſe der Gebildeten trägt ſo ſehr noch die Spuren vom Tonfall des Volksdialekts, daß es hier zu einer ganz freien Sprachbehandlung im Sinne des reinen Oberdeutſchen nur bei ſehr Wenigen kommt. Wird nun ein ſo beſchränktes und in ſeiner Art wieder ſehr ſcharf ausgeprägtes Sprachmaterial beſtimmt, dem großen Ideenkreiſe einer Stadt, die eine Hauptſtadt der deutſchen Intelligenz ſein will, zum Ausdruck zu dienen, ſo entſteht dadurch jenes abſolut Alberne, das man eine Art Geiſtespatois nennen möchte. Dieſe Mißgeburt entſtand erſt mit der Zeit, wo Berlins Trieb nach öffentlicher Bewährung wuchs. Seine Bevölkerung emancipirte ſich zum Großſtädtiſchen. Die Schuſterjungen machten die öffentliche Meinung allerdings ſchon zu Friedrich's des Großen Zeit; der König ſagte den Katholiken, die das Fronleichnamsfeſt öffentlich feiern wollten: Er hätte nichts dagegen, wenn es die Schuſterjungen nicht hinderten. Allein die literariſche Vertretung des Schuſterjungenthums iſt neu und ſchreibt ſich von den bekannten Eckenſteherwitzen her. Dieſer Fortſchritt war an ſich nicht unwichtig. Es iſt mit dieſem Neu-Berlinerthum viel geſunde Vernunft zur Geltung gekommen und wer würde verkennen, daß „Kladderadatſch" ganz Deutſchland, von Saarlouis bis Tilſit, vorm Einſchlafen geſchützt hat? Aber die „Gelehrten des Kladderadatſch" ſind witzige Ausländer, die ſich nur Berliner Formen bedienen. Ohne die Schärfe dieſes Blattes würden dieſe Formen, wie die Erfahrungen auf den neu eröffneten hieſigen Bühnen zeigen, in's Quatſche zurückfallen.

Die Art, wie hier in neuerer Zeit Bühnen eröffnet worden sind (um diese Fährte des Geschmacklosen weiter zu verfolgen), ist eine der unglaublichsten Inconsequenzen einer Regierung, die in allen andern geistigen Fächern so außerordentlich schwierig ist. Das Ministerium Ladenberg ging auf eine so gewissenhafte Revision der Theaterconcessionen aus und in Berlin durften Kaffeehäuser und Tanzlocale sich in Theater verwandeln! Es ist noch ein wahres Glück, daß unser Schauspielerstand noch nicht ganz durch die sogenannten Tivolitheater verwildert ist, was freilich in einigen Jahren immer mehr der Fall sein wird; es finden sich immer noch einzelne Darsteller, die den Ehrgeiz besitzen, mit ihrer Kunst nicht zu Grunde zu gehen. Kaum ist die nächste materielle Noth befriedigt, so werden sie bestrebt sein, den glücklicher gestellten Collegen an den Hof- und großen Stadttheatern gleichzukommen und Besseres und Edleres zu spielen. So hat sich das hiesige Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, besonders durch die Bemühungen der Herren Görner und Ascher, zu einer übergschenden Geschmacksrichtung, die sich in den schwierigsten ästhetischen Aufgaben versucht, emporgearbeitet, allein im Sommer verwandelt es sich wieder in ein Volkstheater und noch ist die Bevölkerung zu sehr geneigt, an dem Ton Freude zu haben, der auf einigen andern Theatern im Sinne des Quatsch angeschlagen wird. Theater über Theater! Hier gehen Menschen herum, die, ohne die geringste geistige Bildung, ohne Geldmittel sogar, eine Theaterconcession in der Tasche haben; Andere glauben sie ohne Weiteres durch ein geeignetes Fürwort an hoher Stelle erlangen zu können. Einen Circus zu eröffnen oder eine Bühne scheint nach den Gesetzen der Gewerbefreiheit einerlei und allerdings hat jeder Speculant Recht, wenn er sich auf seine Vorgänger beruft und z. B. fragt: Wie kommt der Cafétier Kroll zu einer Bühne? Wie kommen zwei Gebrüder Cerf, Handlungsbeflissene, dazu? Wie kommt jener einst zum Gespött der Vorstädte declamatorische Vorstellungen gebende Rhetor Gräbert dazu? Wer ist Herr Carl Callenbach, der auch ein Theater besitzt? Diese Anarchie auf dem dramatischen Gebiete macht dem Freunde der Literatur denselben Eindruck,

Zuck nicht mit Deinen Augenwimpern, Krösus!
Noch einen Athemzug — noch einen, Menſch! Ha!

(Er läßt das Piſtol ſinken. Pauſe.)

Sie wechſelten die Ringe — Widerrufen
Iſt hier vergebens und um Nichts die Rache! —
O denke Niemand! Denke Niemand! Schwach
Wird Dir der Arm, wie auch Dein Geiſt erſtarkt —
Ja eine welke Blume bin auch ich
Und der Begriff nur hat noch Werth an mir!
So bin ich Nichts und mag entſagend ſterben.

(Tritt ab zur Seite, von wo er kam.)

wie es dem Freunde militairischer Ordnung peinlich war, sogenannte Bürgerwehr in rundem Hut und Ueberrock die Armatur der königlichen Zeughäuser tragen zu sehen. Nicht daß die Bürgerwehr als solche zu verwerfen war, aber sie bedurfte der Organisation, sie bedurfte jener Haltung, die dem Waffendienste geziemt; eben so verletzt wendet sich die dramatische Muse ab, wenn man ihr opfert wie dem Gambrinus in bayrischen Bierstuben. Man kann die treffliche Organisation der Pariser Theater mit diesen Volkawirthschaften Thaliens in keine Vergleichung bringen, man vergleiche wenigstens die Theater der Wiener Vorstädte. Die Josephstädter Bühne ist vielleicht diejenige unter ihnen, die am tiefsten steht und doch hat sie eine bestimmte Specialität; manches Talent, z. B. Mosenthal's, entwickelte sich zuerst auf ihr; „Deborah" erschien zuerst auf der Josephstädter Bühne.

Das Repertoire des Königlichen Theaters fand ich im Schauspiel wenig anziehend, „Waise von Lowood", „Deutsche Kleinstädter", „Geheimer Agent" u. s. w. Es herrscht hier eine Unsitte, mit der sich kein noch so wohlmeinender ästhetischer Sinn vereinbaren läßt, nämlich die Befolgung der Specialbefehle, welche die einheimischen und fremden höchsten Herrschaften über die Stücke aussprechen dürfen, die sie zu sehen wünschen. Es ist dies eine Form des Royalismus, die in der That etwas auffallend Veraltetes hat und in dieser Form in keiner Monarchie der Welt vorkommt. Bald heißt es: „Auf höchstes Begehren", bald: „Auf hohes Begehren", bald: „Auf Allerhöchsten Befehl", bald nur einfach: „Auf Befehl", unter welcher bescheidenern und auch seltener vorkommenden Form sich die Wünsche des Königs zu erkennen geben. Was ist das aber für eine Unsitte, daß die Kammerherren auch jeder durchreisenden, prinzlichen Herrschaft die Stücke bestellen, welche diese zu sehen wünschen! Die geistigen Armuthszeugnisse, die sich Prinzen, Prinzessinnen, ab- und zureisende kleine Dynasten und Dynastinnen mit ihren Wünschen um dieses Ballet, um jene Oper, um eine kleine Posse geben dürfen, sind schon an sich kläglich und fallen ganz aus der Rolle, welche die Monarchie heutiges Tages zu spielen hat; aber der Gang der Geschäfte wird dadurch auf eine Art unter-

brochen, unter welcher Kunst und Publikum leiden. Hat eine Prinzessin eine Empfehlung von auswärts bekommen, die ihr eine Schauspielerin oder Sängerin überbrachte, so bestellt sie die Stücke, in denen sie auftreten soll. Kommt der Hof aus Mecklenburg-Strelitz, so legt man ihm die Stücke vor, die gerade leicht anzurichten sind, er streicht sich einige an und man liest: „Auf höchstes Begehren: ‚Der geheime Agent'", ein Stück, das jetzt auf jedem Liebhabertheater gesehen werden kann. Der König besitzt so viel Geist, daß ihm diese Manifestationen des Privatgeschmacks seiner Brüder oder Neffen oder Vettern ohne Zweifel Heiterkeit verursachen. Er sollte jedoch einen Schritt weitergehen und diesen Mißbrauch der von den Kammerherren veränderten Repertoires im Interesse der Kunst und des Publikums verbieten. Es macht sich dies öffentlich kundgegebene Denken und Mitreden der „Herrschaften" in einem Staate, der doch wol ein constitutioneller sein soll, wenig nach dem Geiste der in ihm allein anständigen Oeffentlichkeit.*)

Natürlich ergiebt sich unter solchen Umständen, wo die Großen und Mächtigen öffentliche Fingerzeige über ihren eigenen Geschmack geben dürfen, die Förderung des Gedankenvollen und Nothwendigen an einer Bühne nur schwierig. Wenn sich die Großen „Satanella" oder „Aladin's Wunderlampe" befehlen, wenn Pferde auf dem Königsstädter Theater agiren, Klischnigg, der Affenspieler, und die Zuluh-Kaffern auf dem Kroll'schen Theater ihr Wesen treiben, kann eine erste Aufführung eines neuen Dramas im Schauspielhause nur ein kleines Publikum finden. Vor einem halbbesetzten Hause sah ich die erste Aufführung des „Demetrius" von Hermann Grimm. Es war ein Geheimrathspublikum aus der Gothaer Richtung; ein paar Offiziere, einige Professoren, wenig Studenten, auf zehn Menschen ein Recensent. Die Darstellung war eben so warm wie die Ausstattung glänzend. Das funkelte von Farbenpracht, Frische und Neuheit der Costümstoffe. Ueberall, in den kleinsten Ausschmückungen der

*) Spätere Anmerkung. Diese Hemmnisse der Repertoirebildung sind in neuerer Zeit zurückgetreten.

Wände zeigte sich ein vorhergegangenes Studium der betreffenden Geschichte, der Sitten und Kleidertrachten der Zeit, in welcher die Handlung spielte. Leider war das Stück eine Anfängerarbeit, die kaum Talent verrieth (nur aus Ueberfülle sprudelt der Quell einer geistigen Zukunft, nicht aus einer Dürftigkeit, wo sich die Armuth den Schein classischer Einfachheit geben will), aber die Darstellung ging von einem schönen Glauben an den Werth des Stückes aus; nirgends sah man ihr eine Mißstimmung über die aufgebürdete, undankbare, für die Zeit der besten Saison verlorene Aufgabe an und mit dem halb unbewußten Pflichtgefühl verband sich die noch immer außerordentlich ansprechende Natürlichkeit der Hendrichs'schen Spielweise. Rollen, die keine Schwierigkeit der Dialektik bieten, wird Hendrichs vorzüglich spielen. Dieser Künstler ist ein schwacher Hamlet, aber ein liebenswürdiger und überredender Romeo. In seiner Passivität liegt Poesie und da er nur die Conturen ausfüllt, die ihm der Dichter vorzeichnet, so nimmt er durch die Treue und Einfachheit, wie er sich seinen Aufgaben unterzieht, überall für sich ein, wo die Macht der Gewöhnung einmal ein Publikum für ihn gewonnen hat, wie in Berlin, Frankfurt und Hamburg. Wien würde nicht sein Terrain sein.

Ich bedauerte, Dessoir nicht beschäftigter zu finden. Dieser geistvolle Schauspieler leidet hier an der üblichen Abgrenzung unserer Rollenfächer. Der Begriff eines Charakterspielers, den er zu vertreten hat, ist so vielseitig. Man kann Hamlet als Liebhaber spielen, man kann ihn aber auch, wie Damison und Dessoir thun, als Charakterzeichnung geben. Dessoir ist einer jener Schauspieler, die in jedem Ensemble eine Zierde sein werden, selbst wenn sie nur zweite Rollen spielen. Aber Dessoir hat den Beruf, eine Stellung einzunehmen, die ihn zum Matador einer Bühne macht und jede bedeutende Aufgabe, die nicht ganz dem Liebhaberfache angehört, ihm zuweist. All' die Rollen, auf die ihn sein künstlerischer Trieb hinführen muß, sind noch im Besitz der Herren Rott und Döring. Es spricht für die geistige Anregung, die Berlin bietet, für die Belohnung, die man im Beifall eines natürlich sich hingebenden Publikums findet, daß

Dessoir darum doch seinen hiesigen, ehrenvoll behaupteten Platz mit keinem andern vertauschen möchte.

Vom Schauspiel sagt man an der Verwaltungsstelle, es würde keineswegs vernachlässigt und es hat sich seit Düringer's Mitwirkung gehoben; dennoch muß man bei dem Vergleiche der unverhältnißmäßigen Pracht, die das Opernhaus umgiebt, wünschen, das Schauspiel würde endlich ganz von der Musik und dem Ballet getrennt, es verfolgte seine ernste und schwierige Aufgabe für sich allein. Das Schauspiel kann nur ein Stiefkind erscheinen gegen die Art, wie die Leistungen des Opernhauses nicht etwa von der Verwaltung geboten, sondern vom Publikum empfangen werden. Neun glänzende Prosceniumslogen ziehen im Opernhause fast eben so viel Aufmerksamkeit auf sich wie die Leistungen der Scene. Das Opernhaus ist das Stelldichein der höhern und mittlern Gesellschaft, der stete Besuchsort der Fremden, die Sehnsucht der allgemeinen Schaulust und ein Tempel des Genusses. Nicht Paris und Wien finden im Opernhause ihre speciellsten sinnlichen Bedürfnisse so befriedigt wie Berlin. „Satanella" und „Aladin's Wunderlampe" sind die Ballete des Tages, die Jeder gesehen haben muß und Derjenige, der die Mittel besitzt, nicht oft genug sehen kann. Welche Fülle von Licht, Farbe, Glanz aller Art, von Jugend, Schönheit und Gefallsucht! Die musikalischen Kräfte sind hier so groß, daß z. B. an Einem Abend im Opernhause der „Prophet" gegeben werden kann, im Schauspielhause die Zwischenactmusik zu „Egmont" vollständig da ist und noch in der Singakademie ein Concert mit der königlichen Kapelle begleitet werden kann. Es ist dies nur möglich durch die Zahl von Accessisten und Expectanten, die zwar nicht die Leistungen vorzüglich, aber alle Fächer, auch die des Chors und des Ballets vollständig machen. Auf dreißig Tänzerinnen, welche die Verwaltung besoldet, kommen eben so viel junge, hübsche, talentvolle Mädchen, die unentgeltlich mitwirken, nur um der Anstalt anzugehören und vielleicht einmal in die besoldeten Stellen einzurücken. Vor der Auswahl von jungen Leuten, die Eltern und Angehörige „um Gotteswillen" der Verwaltung zu Gebote stellen, kann diese sich kaum retten. Daher auf der Scene die über-

raschendste Massenentfaltung. Die Kunst der Beleuchtung, der Glanz der Costüme, der Geschmack der Decorationen ist auf's höchste getrieben. Da steigen Feentempel aus der Erde, da senken sich Wolkenthrone mit allen Heerscharen des orientalischen Himmels nieder, da leuchten und blitzen unterirdische Grotten von Edelsteinen, da sprudeln natürliche Springbrunnen im Mondenschein und fallen, vielfach gebrochen, in Bassins herab, an deren Rändern die lieblichsten Gestalten schlummern. Jede Demonstration der Scene ist ganz und vollständig. Nirgendwo erblickt man die Hülfsmittel der bloßen Andeutung, die an andern Bühnen die Illusion vorzugsweise in die ergänzende Phantasie der Zuschauer legt; hier ist die Scheere der Oekonomie verbannt, die aus Amazonenröcken von heute für morgen Pantalons für Verschnittene macht. Hier fangen alle Schöpfungen immer wieder von vorn an. Kein Costümier und Decorateur ist auf die Wiederaufstutzung alter Vorräthe angewiesen; hier regieren jene Waarenmagazine, wo es immer wieder neue Seide, neuen Sammt und für die geschmackvollsten Maler neue Leinwand giebt.

Ein Ballet in Berlin zu sehen wie „Satanella" ist in vieler Hinsicht lehrreich. Dem Aesthetiker macht vielleicht die Grazie und herausfordernde Keckheit z. B. der jungen Marie Taglioni eine besondere Freude, aber die Vorstellung im Großen und Ganzen mit Allem, was dazu auch von Seiten des Publikums gehört, ist culturgeschichtlich merkwürdig. Dieser Marie Taglioni sollte man eine Denktafel von Marmor mit goldenen Buchstaben und mitten in Berlin aufstellen. Sie tanzt die Hölle, aber sie ist der wahre Himmel des Publikums; sie tanzt die Lüge, aber sie verdient ein Standbild als die Göttin der Wahrheit. Denn man denke sich nur dies junge, reizende, übermüthige Mädchen mit ihren beiden Teufelshörnchen an der Stirn, mit dem durchsichtigen Tricot, mit den allerliebsten behenden Füßchen, mit den tausend Schelmereien und Neckereien der Koketterie, wie nimmt sie sich unter den ehrwürdigen Thatsachen des gegenwärtigen Berlin aus! Dieses kleine Teufel da, im rosaseidenen, kurzen Flatterröckchen, ist sie etwa die in der Vorstadt tanzende Pepita?

Nein, sie ist das enfant chérie des Berliner Ballets und das Berliner Ballet ist das enfant chéri der Stadt, des Hofs, ist die Kehrseite der frommen Medaillen, die hier auf der Brust der Heuchelei von Tausenden getragen werden. Büchsel, Krummacher, Bethanien, Diakonissen, Campo-Santo, Sonntagsfeier, Innere Mission — was ist das Alles gegen einen Sonntagabend, wenn Berlin in „Satanella" seine wahre Physiognomie zeigt! Die Prinzen und Prinzessinnen sind anwesend. Hinten auf der Scene funkelt ein Ordensstern neben dem andern, jede Coulisse ist von einem Prinzen besetzt, der sich mit den kleinen Teufelchen des Corps de ballet unterhält. Der erste Rang zeigt die Generale und Minister, das Parket den reichen Bürgerstand, die Tribüne und der zweite Rang die Fremden, die den Geist der Residenz in der Provinz verkünden werden, die obern Regionen beherbergen die arbeitenden Mittelklassen und selbst die halbe Armuth, der man sonst nur Tractätchen in die Hand giebt, hat hier das Frivolste aller Textbücher mühsam nachzustudiren, um die stumme Handlung der Scene zu verstehen. Welche Wahrheit deckst du doch auf, du echte berliner, in der Treibhauswärme der speciellsten, königlich preußischen Haus-Traditionen grosgezogene Pflanze, Marie Taglioni geheißen! O so werft doch, ihr besternten Herren, eure Masken ab! Verrathet doch nur, daß euer Privatglaube nichts mehr liebt als die Götter Griechenlands und daß nicht etwa hier der Cultus des Schönen, sondern draußen euer officielles System eine Komödie ist!

Satanella verführt einen jungen Studenten, dem das Repetiren seiner Collegia bei Stahl und Keller zu langweilig scheint. Er hat eine Verlobte, die vielleicht Geibel und „Amaranth" liest, aber niemand wird zweifelhaft sein, daß der junge, künftige Referendar besser thut, sich an Heinrich Heine, die schöne Loreley und die Taglioni zu halten. Wie kalt und nüchtern ist auch die Liebe eines Fräulein Forti gegen die Liebe einer Satanella! Es geht mit letzterer allerdings bergab und geradewegs in die Hölle, aber welcher Zuschauer wird der Narr sein und nicht einsehen, daß der Satan den jungen Lebemann nur Anstands halber holt! Kann das eine echte Hölle sein, in der sogar schon kleine Kinder

tanzen, ſchon kleine Kinder mit Satanshörnern umherſpringen und, wie von Selma Bloch geſchieht, ein recht widerliches Solo tanzen? Kann das die echte Hölle ſein, deren Vorhof die wunderbarſte Mondſcheinnacht von Gropius mit dem reizendſten Château d'eau und der ſtillſchlummernden antiken Marmorwelt iſt? Wird irgend ein Vernünftiger einräumen, daß die Conſiſtorialräthe Recht haben, wenn ſie die Venus von Milo eine ſchöne „Teufelinne", die Antiken des Vaticans überhaupt, wie Tholuck gethan, „ſchöne Götzen" nennen? Verwandelt ſich all' dieſe Luſt und Liebe, all' dieſe Freude und Behaglichkeit nicht vielmehr nur rein „Anſtands halber", d. h. um dem Vorurtheil zu genügen, in Pech und Schwefel und wird irgend jemand eine ſolche Vorſtellung, wo beſternte Prinzen jede Attitüde der Solotänzerinnen beklatſchen, mit einer andern Meinung verlaſſen als der: Ich fühle wol, es muß einen Mittelweg zwiſchen Eliſabeth Fry und Marie Taglioni, einen Mittelweg zwiſchen Bethanien und dem Opernhauſe, einen Mittelweg zwiſchen den Concerten des Domchors und Satanella geben? Dieſe Berliner Balletabende wecken einen eben ſo großen Abſcheu vor der maitreſſenhaften Sinnlichkeit, die durch ſie hindurchblickt, wie vor der Kaſteiung des Fleiſches in der neuen Lehre vom Gefangengeben der Vernunft und dem faſhionablen Büßerthum, deſſen neupreußiſche Früchte wir hinlänglich kennen.

Beide Extreme gehen in Berlin auf eine erſchreckende Art nebeneinander. Sie gehen nicht etwa getrennt nebeneinander, ſondern im Durchſchnitt in denſelben Perſonen. Die Heuchelei und die Rückſicht auf Carriere miethet ſich einen „Stuhl" in der Matthäuskirche, nur damit an dem Schilde deſſelben zu leſen iſt: „Herr Aſſeſſor N. N." und die ſtille Sehnſucht des wahren innern Menſchen iſt doch hier allein — der Genuß. Dem Genuß bauen auch andere Städte Altäre; die bunteſten, mit Roſen geſchmückten Altäre baut z. B. Wien. Aber Berlin ergiebt ſich immer mehr einer Form des Genuſſes, die nur ihm ganz allein angehört. Es iſt dies die Genußſucht eines Fremden, der in vierzehn Tagen durch ſeine gefüllte Börſe Alles bezahlt, was man in einer Reſidenz, die er vielleicht in Jahren nicht wiederſieht, für

Geld bekommen kann. Es ist die Genußsucht des Gutsbesitzers, der seine Wolle in die Stadt fährt und sich mit vierzehn Tagen Ausgelassenheit für ein Jahr der Entbehrung auf seiner Scholle entschädigt. Wohlleben und Vergnügen ist die Devise des hiesigen Vegetirens geworden, nirgends wird man z. B. den Begriff „Bowle machen" so schleckerhaft ausgesprochen finden. Die Betriebsamkeit wird durch den Luxus wol eine Weile gestachelt werden, an Großstädtigkeit der Unternehmungen fehlt es nicht; aber wenn die natürlichen Kräfte versagen, tritt das Raffinement ein und das Raffinement des Verkehrs, gewöhnlich Schwindel genannt, soll hier in einem Grade herrschen, der keine Grenzen mehr kennt. Denn was ist die Grenze, die man Bankerott nennt? Aus Nichts werden die glänzendsten Unternehmungen hervorgerufen. Mit einem Besitze von einigen tausend Thalern muthet man sich die Stellung eines Capitalisten zu. Der Credit giebt nicht dem Redlichen mehr Vorschub, sondern dem Muthigen. Die Entschlossenheit des industriellen Waghalses leistet das Unglaublichste. Wo die größten Spiegel glänzen, wo die goldenen Rahmen tief bis zur Erde niedergehen, wo in den Schaufenstern der Boutiken die fabelhafteste Scheinfülle des Vorraths mit dem Geschmack der Anordnung zu wetteifern scheint, kann man gewiß sein, auf hundert Fälle bei neunzig nur eine Grundlage anzutreffen von eitel Luft und Leere.

Es ist mannigfach schon eine Aufgabe der neuern Poesie, der socialen Romantik geworden, den Lebenswirren, die sich aus solchen Zuständen ergeben müssen, nachzuspüren. Der Todtenwagen rasselt still und ernst durch dies glänzende Gewühl. Rauschende Bälle, in der Faschingsnacht ein Wagendonner bis zum frühen Morgen und die Chronik der Verbrechen, die Statistik der Selbstmorde giebt dem heitern Gemälde doch eine dämonische Beleuchtung. Erschütternd war mir z. B. die Nachricht, daß der Philosoph Beneke von der Universität plötzlich vertrieben wurde und wahrscheinlich sich entleibt hat. Erst jetzt kam zur Sprache, daß dieser redliche Forscher, der sich in der Erfahrungsseelenkunde einen Namen erworben und besonders auf die neuere Pädagogik einen nützlichen Einfluß geübt hat, seit länger als zwanzig Jahren

nicht endlich ordentlicher Professor werden konnte und sich mit einem jährlichen Gehalte von 200 Thalern begnügen mußte! Zweihundert Thaler jährlich für einen Denker, während es hier Geistliche giebt, die es auf jährlich 5000 Thaler bringen! Beneke war ein Opfer des Ehrtriebes, der hier noch zuweilen einen edeln Menschen dahin ergreift, daß er nicht auf der allgemeinen Bahn des Schwindels gehen will. Des Mannes Erscheinen war einfach, fast pedantisch. Er hatte vor zwanzig Jahren die etwas steifen Manieren eines Göttinger Professors nach Berlin gebracht. Seine Vorträge waren etwas ängstlich, seine Perioden allzugewissenhaft, sein System knüpfte wieder an Hume und Kant an, er ging über die endlichen Bedingungen unseres Denkens nicht tollkühn in die Unendlichkeit; was sind Kennzeichen solcher altbackenen Solidität in einer Stadt wie Berlin, wo nur die glänzende Phrase, der saillante Witz und Esprit, das kecke Paradoxon und jener doctrinaire Schwindel etwas gilt, den Hegel aufbrachte, Hegel, der Jahre lang die trivialsten Köpfe, die nur in seiner Tonart zu reden wußten oder die es verstanden, ihrem sogenannten Denken eine praktische Anwendung auf beliebte Religions- und Staatsauffassungen zu geben, zu ordentlichen Professoren befördern konnte! Hamlet ist auch darin das große und Shakespearen auf den Knieen zu dankende Vorbild aller mit der Welt verfallenen Geistesfreiheit, daß er auf des Königs Frage, wie es ihm ginge, antwortet: „Ich leide am Mangel der Beförderung."

— — Wer ertrüge
Den Uebermuth der Aemter und den Kummer,
Den Unwerth schweigendem Verdienst erweist!

3.

Eine derjenigen Schöpfungen des Königs, in denen man unbehindert von irgend einer drückenden Nebenempfindung athmet, bleibt das Neue Museum. Der Fremde wird es bei jedem Besuche wiederzusehen sich beeilen, er wird sich der Fortschritte freuen, die inzwischen die Vollendung des Ganzen gemacht hat, er wird sich in diesen Räumen aller lästigen

Beziehungen auf locale Absichten und Einbildungen erwehrt fühlen und im Zusammenhange wissen nur mit jenen allgemeinen deutschen Kunstbestrebungen, die uns die Schönheit und Pracht von München, die Ausschmückung des königlichen Schlosses in Dresden, die neuen Pläne für Weimar und Eisenach, unsere neuen Denkmäler, Kunstausstellungen, Kunstvereine und den Aufschwung unserer Akademieen geschaffen haben. Das Neue Museum liegt in einem versteckten, zur Stunde noch beengten, unfreundlichen Winkel der Stadt, aber es ist die traulichste Stätte der Begrüßung, das heiterste Stelldichein des Geschmacks und der prüfenden, immer mehr wachsenden Neugier der Einheimischen und der Fremden, die sogleich hieher eilen. Es entwickelt sich langsam, aber reich und gefällig. Es entwickelt sich unter Auffassungen, die uns wahlverwandt sind. Wir sind in Italien und in München vorbereitet auf das, was wir hier wiederfinden. Diese Räume hat mit den Eingebungen seines Genius vorzugsweise eine große, freie Künstlernatur zu beleben, ein Dichter mit dem Pinsel, ein Denker nach Voraussetzungen, die nicht aus dem märkischen Sande stammen. So stören uns denn auch hier kein beliebter byzantinischer Schwulst, keine russischen Pferdebändiger, oder Athleten oder Amazonen erfüllen uns mit lacedämonischen Vorstellungen, während wir an Athen denken wollen; selbst die hier in Berlin überall aushängende Devise: „Nach einem Schinkel'schen Entwurf", stört uns nicht. Man muß Schinkel einen erfindungsreichen und sinnigen Formendichter nennen, aber er schuf doch wahrlich zu viel auf dem Papier, er zeichnete zu viel Abends bei der Lampe; es waren geniale Studien und Ideen, die er ersann von Palastentwürfen an bis zu Verzierungen von Feilner'schen Oefen; aber es fehlte ihm doch wol eine gewisse Kraft, Reinheit und Einfachheit des Styls.

Es findet sich auch im Neuen Museum Manches, was so nicht sein sollte. Es hat eine ägyptische Abtheilung, die eine Spielerei geworden ist. Um ja den Charakter der alten Hieroglyphenzeit zu treffen, hat man die Wände mit Inschriften bedeckt, die Herr Lepsius erfand, hat man falsche Mumien unter die echten gemengt, Pyramideneingänge ge-

Vierter Auftritt.

Manaſſe. Silva. Gäſte. Dann Judith, Jochai, Santos und die Uebrigen kehren zurück. Später Uriel.

Judith.

Laßt mich noch einen Augenblick hier weilen!
Das Neue dringt zu heftig auf mich ein!
Ich will mich ſammeln — Geht voran, ich bitte!

Jochai.

Es iſt der erſte Wunſch in unſrer Ehe!
Ich muß ihn wohl erfüllen, wenn auch ungern.

(Zu den Uebrigen)

Ihr werthen Gäſte, folgt! Die Einſamkeit,
Die meine junge Gattin immer liebte,
Hat auch das Recht, zuerſt ihr Glück zu wünſchen.

(Ab mit den Andern nach rechts vorn.)

baut und ähnlichen Spaß getrieben, der eines Museums, das vor allen Dingen instructiv sein soll, nicht würdig ist. Man muß beim dritten der hier vorgeführten Symbole fragen: Ist dieser Gegenstand echt oder nachgeahmt? Schon die Malerei der Wände hätte müssen in einem Style gehalten sein, der dem aufgesammelten echten ägyptischen Vorrathe als Folie diente und nicht im mindesten die Aufmerksamkeit, die jenem gebührt, ablenkt und theilt. Es ist hier, wie wenn man Theaterdecorationen mit menschlichen Figuren bemalen wollte. Die Marmorsäle für die Plastik sind etwas gedrückt und beengt und kommen der traulichen Heiterkeit der unübertrefflichen Glyptothek in München nicht gleich. Aber das Treppenhaus söhnt mit Mißständen aus, von denen mancher ohnehin noch bei weiterer Befreiung des Gebäudes von seinen alten Nachbarschaften fallen wird. Bedauernswerth wird unter allen Umständen die Schwierigkeit bleiben, mit Bequemlichkeit die Hauptzierde des Treppenhauses zu genießen, die Kaulbach'schen Wandgemälde. Früher auf den Gerüsten war es leicht, die wachsende Arbeit aufzunehmen, jetzt aber hat das Auge gewaltige Distanzen zu überwinden und, was noch schlimmer ist, durch die Perspective rücken die großen Gemälde zu nahe aneinander. Die drei fertigen Hauptstücke der einen Wand scheiden sich zu wenig. „Die Blüthe Griechenlands", das dritte, seither enthüllte Bild, leidet unter den dunkeln Tönen seiner beiden unruhigen Nachbarn. Die Völkerscheidung und die Zerstörung Jerusalems haben außerdem zu viel von ihrem Farbencharakter an die Griechenzeit abgegeben, die mit ihrem auf einem Kahne schwimmenden Sänger, ihren Schwänen und Wassernixen eher etwas Nordisches, an die Seejungfern, an die Rheinnixen und den Schwanenritter Erinnerndes hat. Wenn die große schlanke Gestalt mit der Leier Homer sein soll, so erinnert sie zu sehr an das übliche Modell der Kaulbach'schen Helden, an seine Christus, seinen Wittekind, an die Michel-Angelo-Gestalten, wie er sie liebt, Figuren, die zu lang und zu hager für den Sänger der „Iliade" sind, der nichts von dem Reckenhaften des nordischen Wuchses gehabt haben kann. Die neben ihm sitzende Sibylle ist für Griechenland vollends fremdartig und Thetis

erscheint in solcher Umgebung mehr wie die Helena aus dem zweiten Theile des „Faust". Das ganze Bild ist etwas ungeordnet und einheitlos. Es erklärt sich nicht natürlich. Seine Vorgänge sind getheilt und die Gruppen haben, scheint es, nicht bequem Platz, so vortrefflich gedacht und nur bei Kaulbach's Natürlichkeit wiederzufinden z. B. die Art ist, wie sein Achilles, wenn er es sein soll, sich's im Sitzen bequem macht. Der Tanz um den Altar im Hintergrunde erinnert an ähnliche Kampfspiele und Balletkünste auf alten Bildern, Tapeten und Theatervorhängen und scheint uns mehr ein sinnloses Rasen um die oben dargestellte, wunderbar herrlich ausgeführte Göttergruppe auszudrücken als den entsprechenden reinen Cultus und am wenigsten das Wesen etwa der alten Waffenspiele und Ringkämpfe. Die Färbung des Bildes ist innerlich zu dämonisch und äußerlich zu dunkel. Es sollte seinem Gegenstande gemäß gegen seine beiden Nachbarn durch die lichtesten hellblauen, grünen, lichtgelben und rosa Farben abstechen und schon dadurch zugleich eine ganz andere Welt vergegenwärtigen als das Heiden- und Judenthum.

Weit mehr befriedigt wird man sich von den inzwischen aufgestellten Fortsetzungen der Cartons zu dem berühmten Fries finden. Diese Arabesken zur Geschichte sind hier ganz besonders beliebt und zufälligerweise auch in dem Geschmack, den die Berliner so gern haben. Da findet Jeder seine Erinnerungen aus „Becker's Weltgeschichte" wieder und zwar in Form eines „Witzes". Ich habe mich nie darüber freuen können, daß gewaltige Thatsachen der Geschichte hier von kleinen Kindern carikirt werden: eine Handlung, wie die des Mucius Scävola, war, wenn sie stattfand, zu ernst, als daß sie ein Knabe persifliren darf, der seine Hand in's Feuer steckt und vor Schmerz greint! Vieles kommt fast auf den Geist der „Jobsiade" oder der travestirten „Aeneide" von Blumauer hinaus. Doch nur anstreifend berührt diese Sphäre der Humor des Malers. Er weiß sich immer wieder auf das reine Schönheitsgebiet zurückzuziehen, weiß immer wieder einzulenken aus der Caricatur in die Grazie und sinnige Idealität. Die jetzt fertigen Momente des Mittelalters enthalten ausgezeichnete Gedanken und die vollgültigsten Belege

von eben so viel Bildung im Wissen wie Freimuth in der Gesinnung des Künstlers. Es thut wohl, unendlich wohl, einen Künstler hier walten zu sehen, der sich losgerungen hat von den traditionellen Auffassungen unserer Künstlerwelt, von diesem nur akademischen Andeuten, diesem nichtssagenden und jede scharfe Sprache vermeidenden Allegorisiren. In diesem erfindungsreichen Kopfe nistet nichts Reactionäres, wie bei den meisten Künstlern, die ihn um seine Erfolge anfeinden und beneiden. Er wird die Würde der Tradition nicht opfern, er wird den Heiligenschein da nicht profaniren, wo dieser hingehört, er wird das Märchen, die Sage, die lyrische Empfindung ehren, aber er benutzt die Tradition nur als ein Hülfsmittel zum Aufbau der Zukunft. Gesättigt, gekräftigt vom Marke der alten Kunstzustände, führt er den Griffel des Zeichners mit einer seit Rubens nicht mehr dagewesenen Meisterschaft. Er führt ihn, um die vorurtheilsfreie Anschauung der Gegenwart geltend zu machen, die er nicht, wie Overbeck, Cornelius, Schnorr u. s. w., haßt, sondern an die er glaubt. Er kann sich irren, er kann in dem Streben nach Charakteristik über die Schönheitsgesetze hinausgehen, wie er denn in einem Theile seiner Münchener Fresken dies gewiß gethan hat, aber er schläft nicht mit unter dieser allgemeinen fürchterlichen Schlafmütze, die sich die neuere deutsche Kunst, als wenn es eine Elfenkrone wäre, über die Ohren gezogen hat. Man findet ihn auf der Seite des Lichts und der Vernunft und deshalb thut mir eigentlich leid, daß er in dem letzten Verlaufe seiner in den mittlern Partieen so trefflichen Arabesken das Zeitalter der modernen Wissenschaft wiederum zu carikirt auffaßte. Ein Kaulbach soll an Kant, an Herschel, an Volta und Wollaston nicht die Perrücken sehen, die sie zufällig trugen, er soll nicht verweilen an der komischen Unschönheit der galvanischen Batterieen, der Locomotiven oder auch nur des Tintenfasses und der nächtlichen Studirlampe; ein Kaulbach soll in allen diesen Apparaten nur die gewaltige Seele entdecken und diese Seele wie einen geflügelten Genius auch echter Schönheit darstellen, einen Genius von weltbezwingender Poesie, gegen den die Nymphen und Niren des Baums und der Welle sich nur wie ohnmächtige und staubgeborne Sterb-

liche zu verhalten haben. Solchen Genien des Gedankens nur die grüne Brille der Pedanterei aufsetzen, ist schwach und ziemt allenfalls einem jungen Maler aus Düsseldorf oder München zweiter oder dritter Studienklasse. Für Kaulbach muß Kant, der die Kritik der reinen Vernunft schrieb, etwas mehr als nur Homunculusse hervorgebracht haben. Zur Symbolik der Kant'schen „Kritik der reinen Vernunft" gehört keine Retorte und kein Destillirkolben an einem aufgespaltenen Schädel angebracht, sondern ein flammendes Michaels-Schwert, bei dessen Streichen Throne beben und die Altäre zittern.

Wie dem auch sei, man muß den Künstler verehren. Man verläßt das Neue Museum mit Gefühlen des Dankes, daß seine Ausschmückung gerade an ihn gekommen ist. Man wünscht sich in die Lage, sich das kostbare Werk aneignen zu können, das hier der Hofbuchhändler Alexander Duncker herausgiebt, die im Stahlstich wiedergegebene ganze künstlerische Arbeit der Wände des Treppenhauses. Es wird dies ein Prachtwerk, wie nur England solche Unternehmungen aufzuweisen hat. Zwei Lieferungen, jede im Preise von etwa neun Thalern, sind schon erschienen und bringen die Anfänge des Frieses und die Zwischenbilder der Geschichte, des Solon, des Moses und die wunderbare, Kaulbach ganz eigenthümliche Gruppe der Sage, diese Nornengestalt mit den beiden, ihr das Grauenhafte und Unerhörte zuraunenden Raben, diese erhabene Versinnlichung von Juno's und Chriemhildens Rache, vom Schmerz der Niobe und dem letzten Gericht durch das Schwert des alten Hildebrand. Die Stiche werden von den ersten Künstlern, Jacoby, Eichens, Thäter, ausgeführt. Manches davon wird sich in der Zeichnung vielleicht noch gefälliger machen als in der Farbe.

Eine zweite große Schöpfung des Königs ist die **Kuppeldachkapelle des Schlosses**. Sie hat eine halbe Million gekostet und ist unstreitig eine Zierde des Schlosses nach dem ihm eigenthümlichen Geschmack, wenn auch eben keine Bereicherung der Kunst. Der Baumeister Schadow errichtete die gewaltige Wölbung auf einem Platze, der bisher im Schlosse unbeachtet gewesen war, verfallene Wasserwerke ent-

hielt, altes Gerümpel, freilich aber auch den vortrefflichen Schlüter'schen Basreliefs, die jetzt die Treppe zieren, als Aufbewahrungsort diente. Die Spannung des mehr ovalen als runden Bogens ist meisterhaft ausgeführt. Einen überraschenden Eindruck wird der Eintritt in diesen Tempel Jedem gewähren, der sich erst im Weißen Saale an den schönen Formen der Rauch'schen Victoria geweidet hat und zu ihm dann auf Stiegen emporsteigt, die mit lebenden Blumen geschmückt sind und mit Kronleuchtern, die nur etwas zu salonmäßig durch Milchglasglocken ihre Flammen dämpfen sollen. Man erwartet in der Kapelle weder diese Größe noch diese Pracht. Bei längerer Betrachtung schwindet der erste Eindruck. Das steinerne, mit Marmor und Bildern auf Goldgrund überladene Gebäude wird dem Auge kälter und kälter. Der Altar, wenn auch mit einem aus den kostbarsten Edelsteinen zusammengesetzten Kreuze geziert, die Kanzel der Fußboden, alles erscheint dann plötzlich so nur für die Schwüle der südlichen Luft berechnet, daß man sich das lebendige Wort Gottes hier weder recht innerlich vorgetragen noch recht innerlich empfangen denken kann. Das Auge ist zerstreut durch das Spiel aller hier zur Verzierung der Wände aufgebrachten Marmorarten. Da giebt es keine Farbe, keine Zeichnung des kostbaren Bausteins, von der nicht eine Platte sich hier vorfände wie in einer mineralogischen Sammlung. Zu dieser durch die Steine hervorgerufenen Unruhe gesellt sich die Ungleichartigkeit der Bilder. Sie scheinen alle nach dem Gedanken zusammengestellt, die Förderer der Religion und des Christenthums zu feiern. Aber auch dies ist ein Galerie- oder Museumsgedanke, kein Kirchengedanke. Huß, Luther, die Kurfürsten von Brandenburg stehen vis-à-vis den Patriarchen und Evangelisten. Da muß es an der einigen Stimmung fehlen und die Andacht hebt sich nicht auf reinen Schwingen, man kann in einem solchen Salon nur einen conventionellen Gottesdienst halten. Ach, und dieser Fanatismus für das conventionell Religiöse sitzt ja wie Mehlthau auf all' unsern Geistesblüthen! Man denkt nicht mehr, man prüft nicht mehr, man übt Religion nur um der Religion willen. Man ehrt sie um ihre Ehrwürdigkeit, man ehrt sie wie man Eltern ehrt,

deren graues Haar unsere Kritik über die Schwächen, die sie besitzen, entwaffnen soll. Das ist der Standpunkt der Salon-Religion. Man will nicht prüfen, man will nicht forschen, man umrahmt mit Gold und Edelstein die Tradition, die man auf sich beruhen läßt. Man schlägt sein rauschendes Seidenkleid in künstlerische Falten, wenn man im Gebetstuhl niederkniet; man schlägt sein goldenes Gebetbuch auf, liest halb gedankenlos, was' alte Zeiten dachten, denkt vielleicht mit Rührung dieser Zeiten, wo der Glaube von so vielem Blute mußte besiegelt werden, gesteht wol auch seine eigenen sündigen Einfälle und Neigungen ein, giebt sich den Klängen einer vom Chor einfallenden Musik mit einigen quillenden Thränen der Nervenschwäche und Rührung hin und verläßt die Stätte der Andacht mit dem Gefühl, doch dem Alten Rechnung getragen, doch eine Demonstration gegeben zu haben gegen die anstößige und in allen Stücken gefährliche neue Welt! Das ist die Religionsmode des Tages. Für diese Richtung eines vornehmen Dilettirens auf Religion kann man sich keinen zweckentsprechenderen Tempel denken als die neue Berliner Schloßkapelle. Sie erleichtert vollkommen die manchmal auch wol etwas lästig werdenden Rücksichten einer solchen Art von Pietät.

Weit entlegen vom Geräusch der Stadt und nur leider in einer zu kahlen, baumlosen Gegend liegt Bethanien, die seit einigen Jahren errichtete Diakonissenanstalt. Man fährt an einer neuen, im Bau begriffenen katholischen Kirche vorüber und bewundert die großartige Anlage dieses vielbesprochenen Krankenhauses, das sich bekanntlich hoher Protection zu erfreuen hat. Dennoch soll die Stiftung eine städtische sein und ab und zu wird man von Bitten in den Zeitungen überrascht, die Bethanien zu unterstützen auffordern, Bitten, die wiederum dies Institut fast wie ein privates hinstellen. Zweihundert Kranke ist die gewöhnliche Zahl, für welche die nöthigen Einrichtungen vorhanden sind. Dem fast zu luxuriös gespendeten Raume nach könnten noch einmal soviel untergebracht werden. Man hat hier ein Vorhaus, eine Kirche, einen Speisesaal, Wohnungen der Diakonissen und Corridore von einer Ausdehnung, die fast den Glauben er-

weckt, als wäre die nächste Bestimmung der Anstalt die, eine Art Pensionat oder Stift oder Kloster zu sein, das sich nebenbei mit Krankenpflege beschäftigt. Ohne Zweifel ist auch die Anlage des Unternehmens auf eine ähnliche Voraussetzung begründet. Bethanien soll eine Demonstration der werkthätigen christlichen Liebe sein; die Kranken, mag auch für sie noch so vortrefflich gesorgt werden, nehmen gewissermaßen die zweite Stelle ein.

Die Oberin der Diakonissen ist ein Fräulein von Rantzau. Unter ihr stehen etwa zwanzig „ordinirte" Diakonissen und eine vielleicht gleiche Anzahl von Schwestern, die erst in der Vorbereitung sind. Einige der ordinirten sind auf Reisen begriffen, um auswärts ähnliche Anstalten begründen zu helfen. Die Tracht der größtentheils jungen und dem gebildeten Stande angehörenden Damen ist blau, mit einem Häubchen und einer weißen, über die Schulter gehenden Schürze. Wie gründliche Vorkenntnisse hier vorausgesetzt werden, ersah ich in der Apotheke, die von zwei Diakonissen allein bedient wird. Auch ein Lehrzimmer findet sich zu theoretischen Anleitungen. Die groben Arbeiten verrichten gemiethete Mägde, die im Souterrain an den entsprechenden sehr praktisch eingerichteten Waschhaus- und Küchenvorrichtungen beschäftigt sind. Auch Männer fehlen nicht. Die Diakonissen sind überhaupt mehr bei den weiblichen Kranken beschäftigt und müssen die schwerere Dienstleistung, die besonders im Heben und Umbetten der Kranken besteht, dem stärkern Geschlecht überlassen. Man bekommt auch hierdurch wieder die Vorstellung von einem gewissen Luxus, der im Charakter der ganzen Anstalt zu liegen scheint. Man kann den damit verbundenen Tendenzbeigeschmack nicht gut offen bekämpfen, da unfehlbar ein zwangloses Behagen in der Nähe von Kranken und Sterbenden die ganze Stimmung unsers Herzens für sich hat. Die Sauberkeit der Erhaltung, die reine Luft, das Gefühl von Comfort und Eleganz kommt auch den Kranken zu Gute.

Einen Freund der Diakonissenanstalten fragte ich: Aus welchem Geiste erklären diese Frauen und Mädchen sich bereit, den Leidenden mit ihrer Pflege beizustehen? Er er-

widerte: Um der Liebe Gottes willen. Unstreitig bedarf der Mensch, um sich zu seltenen Thaten anzuspornen, des Hinblicks auf einen höhern sittlichen Zweck. Dennoch hätt' ich lieber gehört: Diese Institution wäre von der Menschenliebe hervorgerufen. Ich glaube, der Ton würde inniger, die Haltung weniger kaltvornehm sein. Ein Zusammenhalt bei gemeinschaftlichem Wirken ist nöthig, eine gleiche Stimmung muß Alle verbinden. Ob aber dazu eine Kirche, ob Gesang und Gebet beim Essen, ob das Herrnhuter, in „Gnadau" gedruckte Liederbuch, das ich auf dem Piano aufgeschlagen fand, dazu gehört, möchte ich bezweifeln. Ein Anderes ist der katholische Cultus von Barmherzigen Schwestern, die sich für Lebenszeit diesem Berufe hingeben und von der Welt für immer getrennt haben; ein Anderes diese vorübergehende Wirksamkeit einer Diakonissin, die nach vorhergegangener rechtzeitiger Anzeige ihren Beruf wieder aufgeben und immer noch eine Frau Professorin oder Assessorin werden kann. Für einen solchen Beruf reicht Herzensgüte, Menschenliebe und eine, durch äußere Umstände hervorgerufene Neigung, einen so schwierigen Platz anzutreten, vollkommen aus. Und sollte denn wirklich im 19. Jahrhundert die Bildung der Gesellschaft, die Humanität der Gesinnung, die Liebe zum Gemeinwohl, die Sorge für die gemeinschaftlichen Glieder Einer Stadt, Eines Staats und Einer Nation noch nicht so weit als werkthätiges Princip durchgedrungen sein, daß man, um hier dreißig Frauen in einem Geiste der Hingebung und Liebe zu verbinden, nöthig hat, nach dem Gnadauer Herrnhuter Gesangbuche zu greifen?

Man wird ein jedes Krankenhaus mit Rührung verlassen. Auch in Bethanien sieht man des Wehmüthigen genug. Ich trat in ein Krankenzimmer von Kindern. Abgezehrte oder aufgedunsene kleine Gestalten lagen in ihren Bettchen und spielten auf einem vor ihnen aufgelegten Brett mit bleiernen Soldaten und hölzernen Häuserchen. Ein blasser Knabe, der an der Zehrung litt und vielleicht in einigen Wochen stirbt, reichte freundlich grüßend die Hand. Einen andern hatte ich gut auf den Sonnenschein, der lachend in die Fenster fiel, auf die Lerchen, die schon draußen wirbelten, auf ein

baldiges freies Tummeln im erwachenden Frühling vertröſten, der Kleine litt am Rückenmark und wird nie wieder gehen können. Ein Krankenhausbeſuch iſt eine Lehre, die nach „Satanella“ und Aladin's „Wunderlampe“ ſehr nützlich ſein kann. Aber Bethanien verläßt man doch mit dem Gefühl, daß hier, wie in unſerer Zeit überhaupt, noch mehr Menſchen krank ſind, als die da offen eingeſtehen, des Arztes bedürftig zu ſein.

VII.

Eine Besteigung des Vesuv.

1858.

Wenn man die Schneekoppe oder den Vater Brocken besteigt, dessen langweilige, ewig graue Nebel-Schlafkappe etwa in gleiche Höhe (3500 Fuß) mit der rothen phrygischen Mütze des Vesuv gerückt ist, so vertheilt sich Anstrengung und Genuß auf eine Menge von Zwischenstationen. Denn jene ehrwürdigen vaterländischen Gipfel beschließen eine zusammenhängende Kette von Bergen. Auch geben sie kein Bild, wie sich etwa die Erde von einem Luftballon aus gesehen darbietet. Ihre Aussichten führen allerdings auch auf die Ebene, aber erst in allerweitester Ferne auf diese zurück.

Dagegen erhebt sich der Vesuv ganz unmittelbar über dem Meeresspiegel und steht mit seiner Höhe, die etwa einer zehnmaligen unserer höchsten Kirchthurmspitzen gleichkommt, so isolirt, daß sich die meisten Reisenden von einer Besteigung dieser gewaltigen Höhe abgeschreckt fühlen. Mancher hat wochenlang in Sorrent Orangen gegessen und abgewartet, bis die Trauben vollkommen süß sind (seltsam, nicht viel früher als bei uns), und begnügte sich, den vulkanischen Riesen nur aus der Ferne mit der ihm aus der „Stummen von Portici" erinnerlichen Decoration verglichen zu haben.

Judith

(iſt nun allein. Sie ſieht ſich um, ſchüttet ein Pulver, das ſie aus der Bruſt zieht, in den Pokal mit Waſſer und macht eine Pauſe).

Du haſt es ja geſagt, de Silva, daß
Mein Vater Troſt ſich finden wird! Wohlan! —

(Sie trinkt.)

Ein Denkſtein thut denſelben Dienſt wie ich.

Uriel

(tritt raſch auf).

Ihr ſeid es, Judith? Einmal noch hab' ich
Das Weib Jochai's ſehen müſſen —

Judith

(ſinkt auf die Bank).

Wohl,

Hier iſt es!

Uriel.

Wenn ich jetzt noch wandern wollte,
Dann ließet Ihr mich ziehn! O Judith, ſiehe,
Hier ſteht Dein Freund vor Dir, verſengt, verbrannt
Zu Aſche! Elend! Ganz zerſtampft! Ein Nichts!
Wo iſt Dein ſtolzer Liebesmuth geblieben,
Der mich, den Sträubenden, in alle Himmel,
Den Liebesmatten wild in Flammen ſetzte?
O ſprich, was denkſt Du über mich und Dich?
Wie richten wir uns beide wieder auf?

Als ich Rom verlassen wollte, machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes, in dessen Begleitung ich später den Vesuv bestieg. Wir trafen uns als Reisepassagiere von Rom nach Neapel im Vorder-Coupé der Mallepost, welchen Sitz ich in jener verklungenen Postillonshornzeit, wo man zwar langsamer, aber mit mehr Poesie und Gewinn an Thatsachen reiste, bei jeder Fahrt zu erobern suchte. Der junge Mann war ein Italiener, sprach jedoch vortrefflich deutsch. Er hatte seine Bildung in Wien empfangen, das er leidenschaftlich liebte. Er schwärmte für Deutschland. In Italien, zumal in Rom, wo mein Reisegefährte geboren, erschienen ihm Leben und Menschen geradezu verächtlich. Sein Oheim war Jahre hindurch in Wien der römische Nuntius gewesen. Wenn der Neffe unter Anderm auch über die italienische Langeweile klagte, so hatte er vollkommen Recht; denn unsere kleinen deutschen Residenzstädtchen bieten mehr laufende Unterhaltung an Musik, Theater, Geselligkeit, als selbst Florenz und Neapel.

Mein Begleiter hatte außerdem noch gut für Oesterreich schwärmen, denn die Wiener Diplomatie bezahlte ihm seine Reisekosten nach Neapel hin und zurück. Schon eine Weile vor den Pontinischen Sümpfen und vor einem Diner in Terracina, wo wir zufällig den Maler der „Pontinischen Sümpfe" und der Büffel, die den Schlamm derselben, richtiger das etwas trübe Wasser dieser Kanäle und der in eine einzige Strömung gebrachten Rinnsale in steter Bewegung erhalten, Rudolf Lehmann, zum Tischgenossen hatten, erhielt ich das Geständniß, daß in einer Ledertasche, die mein Begleiter vorn, dicht auf seinem noch knurrenden Magen trug, eine Depesche des florentinischen österreichischen Gesandten an den österreichischen Gesandten in Neapel enthalten war. Es handelte sich damals um den Abschluß jener Verträge Oesterreichs mit den italienischen Höfen, die am nächsten Neujahrstage 1859 das verhängnißvolle Wort der Tuilerieen: „Ich bin mit Ihrem Monarchen nicht zufrieden!" zur Folge haben sollten.

Diese Tasche des Couriers in außerordentlichen Diensten, sozusagen eines diplomatischen „Vertrauten", spielte mit dem

„Si, si, miracolo, che cosa ha dentro!“ („Ja, ja, merkwürdig, was drinnen stecken mag!“), wie der Träger der Tasche selbst mit seinem Lächeln eingestanden hatte, von Rom bis Neapel eine eigenthümlich exceptionelle Rolle. Der vorgezeigte Paß meines Begleiters befreite dieselbe sofort an allen den Haltepunkten, wo wir andern Menschenkinder mit Untersuchungunserer Bagage und der Nothwendigkeit, an die officiellen Krethi und Plethi unsere klingenden Scudi und Ducati zahlen zu müssen, geplagt wurden, von jeder Belästigung. In Gaëta, dem später um seine heldenmüthige Vertheidigung gegen die Franko-Sarden so gefeierten Meeresbollwerk, in manchem andern düstern, vom zweifelhaften Licht des Mondes und der Sterne beschienenen Hafencastell, wo einst die Sarazenen ihre nächtlichen Besuche gemacht haben mochten, um Christensklaven auf ihre Feluken zu entführen, die inzwischen im Dunkel eines äußersten Felsenvorsprungs der höchst pittoresk zerrissenen Küste kauerten, zuletzt noch vor den Thoren Neapels selbst waren wir der systematisch organisirten Plünderung unserer Reisekasse, unter dem Vorgeben von so und so tarifirten Gebühren und Loskaufsgeldern vom Muß des Kofferöffnens, ausgesetzt. An der Porta di Caserta, bei der endlichen Ankunft in Neapel, wurde mir's dieser Plage endlich zu viel. Ich sollte eine Summe von nahezu zwei Thalern für die Unterlassung des Oeffnens zahlen. Der Beamte verlangte vor Zeugen, in aller Naivetät, wie gesetzlich normirt, diese Loskaufssumme von Erfüllung seiner Pflicht! In einem Gemisch von allen Sprachen Europas, die mir plötzlich wie durch ein Pfingstwunder zu Gebote standen, polterte ich meinen Zorn über Neapels verrottete Zustände aus, setzte mich auf den Boden der Dogana nieder, erklärte entschieden, meinen Koffer öffnen zu wollen, ihn jeder Untersuchung preiszugeben, doch die Schamlosigkeit eines Begehrens um Bezahlung für eine Schonung, die ich gar nicht verlangte, würde ich nicht unterstützen. König Bomba, der damals noch lebte, erhielt eine Kritik seines Regierungssystems, die mich leicht in sein Castell San Elmo statt in ein Hotel der Santa Lucia hätte führen können. Mit einem ungefähr wie „Sonderbarer Schwärmer!“ lautenden Bescheid erhielt ich den Wink, meinen

Koffer wieder zu schließen und mich meiner Wege zu trollen. Die zwei Thaler rettete ich hauptsächlich durch die Anwendung deutscher Kraftworte. Der Neapolitaner ängstigt sich vor allen unheimlichen Anzauberungen. Solche konnten möglicherweise auch, der Aberglaube dieser Leute ist groß, in meinen ihm unverständlichen Worten liegen. Oefters bin ich auf die Art in ähnlicher Lage mit plötzlichem ungehinderten Deutschreden in Italien zum erwünschten Ziele gekommen.

Die ersten Eindrücke der rauschenden Parthenope waren vorüber. Die Wohnung hatte ich einige Male gewisser Unbehaglichkeiten wegen mit allerlei verdrießlichen Opfern an Geld wechseln müssen. Der Toledo war einige Dutzendmal flanirend ausgemessen worden, das bourbonische Museum, und letzteres nicht allzuschnell, war durchwandert. Die noch ungelesenen, in Schränken aufbewahrten Papyrusrollen, die in Herculanum gefunden worden sind, verglich ich etwas befremdet mit dem Behagen der mit dem Entrollen und Entziffern derselben beauftragten drei jungen Custoden, die ganz à la Parisienne Cigarren rauchend und über Theater und Ballet ihre Witze machend diese Anstellung für eine perpetuirliche zu halten schienen; ihr Eifer, die Wißbegierde unserer Böckh und Mommsen zu befriedigen, schien vollständig unter Null zu stehen. Am Grabe Konradin's des Enthaupteten hatte ich die selbstverständlichen patriotischen Seufzer ausgestoßen — im Gesù nuovo hatte ich einen Jesuiten predigen hören, nicht von einer Kanzel herab, sondern von einem Tabernakel, auf welchem er im Dociren, Ermahnen, Bekämpfen der Ketzer, Schildern der Seligkeiten des Paradieses und der Schrecken des Fegefeuers auf und ab spazieren ging, wie ein Dulcamara vom Wochenmarkt. Ich hatte mir das Blut des heiligen Januarius zeigen lassen; es war eine schwarzgeronnene Masse in einem Fläschchen, deren Saison des Flüssigwerdens leider auf eine andere Kalenderzeit, den 3. Mai und den 19. September, fällt. Auch das San Carlino-Theater und die Rivalin der Ristori, Signora Sadowski, lagen bereits hinter mir. Mein diplomatischer „Vertrauter", der beim österreichischen Botschafter wohnte und stündlich im Ministerium auf die Resultate der Verhandlungen mit den ministeriellen Nachfolgern

der Del Carrettos für seine räthselhafte Tasche und sein schlaues: „Si, si, miracolo, che cosa ha dentro!“ wartete, verabredete mit mir einen Ausflug nach Pompeji und auf den Vesuv.

Hätten wir zwei Tage gewartet, so würden wir das unheimliche „Sicherheitsventil der Erde“, wie Humboldt die Vulkane genannt hat, vielleicht ohne Gefahr kaum haben besteigen können. Denn auch dieser großartige Eindruck wurde uns noch zu Theil, wenigstens von Neapel aus die volle Gluth eines Ausbruchs, einer gewaltigen Zornesregung des ungebändigten Riesen beobachten zu können, die drei Wochen lang von Nah und Fern die Reisenden herbeiführte und alle Gasthofspreise der Chiaja und Santa Lucia in die Höhe trieb. Aus dem untern Aschenkegel hatte sich ein Lavastrom ergossen, der für Portici eine ernstliche Gefahr zu werden drohte. Nächtlich sahen wir, und dann mit besonderer Wirkung, das Vorschreiten gleichsam einer Feuersbrunst, die sich am schön geschweiften Nacken des Berges entlang und dann herniederzog. Die Nacht gehört wesentlich zur Hebung des Eindrucks hinzu. Sie allein ist es, die das als Flamme erscheinen läßt, was nur das phosphorische Leuchten einer weichen, sich allmälig abkühlenden Steinmasse ist. Auch die Gluthen, die aus dem Krater des Vesuv geworfen zu werden scheinen, sind keine wirklichen Flammen, sondern nur der Widerschein eines innern Brandes im Schooß des Berges selbst, um welchen sich Jahrtausende hindurch die leichtblütigste Bevölkerung der Erde sorglosem Lebensgenuß hingiebt, singt und tanzt, lacht und schreit, als hätte es nie ein Herculanum und Pompeji gegeben.

Letzteres hatten wir nach einer köstlichen Fahrt am Ufer des Meeres hin mit aufmerksamem Staunen durchwandert. Der neuen Eisenbahn, die sich wie ein Gürtel durch die große Bai von Neapel bis fast vor Sorrent hinzieht, hatten wir uns nicht anvertrauen mögen. War es doch viel schöner, mit einem leichten Vetturin, wenn auch staubbedeckt und wie die Cactus und Aloës am Wege weißgeworden, erst Torre del Greco, dann Portici, dann Torre dell' Annunciata zu sehen, um hierauf nach Pompeji abzuschwenken, das etwas

tiefer in's Land hinein, vom Meere abwärts liegt. Unser Kutscher wurde uns eine lohnendere Volksstudie und ein besserer Cicerone, als ein Eisenbahnschaffner, wenn freilich auch jener über den Vesuv, wie der „Vertraute" über die diplomatische Tasche, nichts weiter zu sagen wußte, als: „Si, si, miracolo, che cosa ha dentro!"

Wir kamen Anfangs durch Schaaren von Galeerensklaven, die unsere Landsleute, die buntaufgeputzten Schweizer, bewachten. Wie mancher politische Märtyrer mochte darunter gewesen sein, Freunde der damals noch gefangen gehaltenen Poërio und Settembrini! Die Gestalt Masaniello's verläßt uns nirgends in Neapel. In Portici schien sie uns die Barcarole: „Leise, ihr Schiffer, habt Acht —!" im Angesicht des königlichen Schlosses und Parks zu singen. Noch waren Mazzini und Garibaldi proscribirt, aber man konnte an die Rolle glauben, die ihnen Italiens Genius, wie vor zehn Jahren in Rom, so noch einmal wieder, und diesmal hier, zutheilen konnte, besonders wenn man erfuhr, daß die Gebildeten in Neapel, die Gelehrten, viele Grundbesitzer und Adelige allen anderen Italienern voran sind in Schätzung des Lernens und Wissens. Deutsche Literatur, Rechtswissenschaft und Philosophie werden in Italien nirgends so gewürdigt wie in Neapel. Die Buchhandlung von Detken am Schloßplatz hat eine reiche Anzahl von Hegel's Werken abgesetzt. Freilich störten in solchen Träumen die auf dem ganzen, einige Stunden dauernden Wege angetroffenen kirchlichen Schaustellungen, die bunten Marienpuppen — anders kann man diese Bilder nicht nennen — die Gerüste zu Illuminationen, Triumphpforten für die zu erwartenden Processionen. Es war ein Marientag. Man hatte da kein Bild eines Volks, das sich erhebt, um mit kräftiger Hand die wahren Quellen seines geistigen und politischen Elends abzugraben und sie für immer zu verschütten.

Mein Courier im außerordentlichen Dienst billigte vollkommen den Vorschlag, uns zur Besichtigung Pompejis, zum Durchwandeln der „Gräberstraße", erst in einem zwischen Torre Annunciata und der verschütteten Stadt neu angelegten ele-

ganten Restaurant zu erfrischen. Vom Orvieto, mit welchem ich bereits in Rom, namentlich in Tivoli, nicht weit vom Vestatempel und den Grotten der Sibylle, eine engere, auf Hochachtung gegründete Freundschaft geschlossen hatte, wurde fast zu viel genossen. Das Blut kam in eine Wallung, die der Besteigung des Vesuv nicht günstig wurde, zumal da unmittelbar darauf auch die Versuche einer Bekanntschaft mit den hierörtlichen Lacrymä Christi hinzukommen sollten. Doch um so entschlossener trat der Fuß auf die so merkwürdige Auferstehungsstätte, die ein Städtchen zu Tage gebracht hat und noch bringt, das wie aus der Nachmittagslaune eines römischen Rothschild entsprungen zu sein scheint. Muß man sich ohnehin gewöhnen, für Italien die Dimensionsmaßstäbe zurückzulassen, die wir für Paläste, Prospecte und Avenüen aus Petersburg, Berlin und Paris mitbringen, müssen wir uns gefaßt machen, auf dem berühmten Rathhausplatz von Florenz mit seinen Statüen und seiner Loggia dei Lanzi, Alles, was man dort sucht und findet, nur wie das Ameublement eines mäßigen Wohnhauses zu betrachten, in Rom nichts gewaltig zu nennen, als die Trümmer des Coliseums und das Innere der Peterskirche (das Pantheon ist ein schmutziger, nur ein wenig größerer Backofen), so erscheint uns Pompeji, und sollte man es auch noch ganz in seiner ehemaligen Ausdehnung zu Tage fördern, eher wie ein etwas größeres Modell zu einer Stadt, als wie eine Stadt selbst. In den Hauptstraßen konnte kein Wagen dem andern ausbiegen. Das Amphitheater, das Forum sind wie für kleine geschlossene Gesellschaften bestimmt. Die Wohnungsräume sind von einer Enge, daß ein Nachbar die Athemzüge des andern hören konnte. Wo nur haben sich diese Menschen, die hier wahrscheinlich winterliche Villeggiatur hielten, getummelt und mit kräftigem Flügelschlage ausgelebt —! Dazu die mathematische Regelmäßigkeit. Ein Haus wie das andere. Es ist, als hätte solche Städte ein Baumeister auf Accord geliefert. Die Ausschmückung, die Malerei der Wände, der musivische Fußboden, alles ist wie aus einer und derselben Fabrik hervorgegangen. Das einzige Haus des Diomedes macht von dem kasernenartigen, allerdings höchst an-

muthigen, farbenfrischen und graziösen Charakter der ganzen Stadt eine Ausnahme. Die Fresken an den Wänden, meistentheils so erhalten, als hätten eben erst die Künstler den schützenden Vorbau, hinter dem sie arbeiteten, abbrechen lassen, sind nach Erfindung und Ausführung von einem Reiz, der uns fast in den Zeiten zu beirren scheint. Denn man glaubt die Richtung des Geschmacks, die uns vor fünfzig Jahren diese Wandgemälde wie zur Sättigung unseres innigsten Verlangens nach Schönheit und bedeutungsvoller Symbolik damals zuerst hat nachahmen lassen, bereits mit all' den einschlagenden und mitconcurrirenden Stimmungen unseres Jahrhunderts im Bereich der Theorie von Kunst im Allgemeinen und von Poesie und Lebenshumor im Besondern so vom Alterthum ausgesprochen, so schon wie gegenwärtig den Gemüthern eingeprägt zu sehen. Und doch ist unser Genuß an diesen tanzenden Gestalten, an diesen Blumengewinden, diesen Schmetterlingen und Vögeln ein Ergebniß moderner Sentimentalität, während jene alte Zeit lachend selbst das Elegische empfunden zu haben scheint, so naiv, ursprünglich und lebenstreu treten uns diese Bilder entgegen, die dabei zugleich nie, wie bei unseren mittelalterlichen Bildern, durch die sinnige Absicht, die ihnen zu Grunde liegt, mit dem Mangel an correcter Ausführung versöhnen müssen. Denn die letztere läßt nichts zu wünschen übrig. Was kann nicht da noch Alles Herrliches zu Tage treten! Die mit der unausgesetzten Fortführung der Arbeit des Aufdeckens der Verschüttungen beschäftigte auffallend geringe Zahl von Kräften wurde uns dadurch erklärt, daß man behauptete, die Beaufsichtigung müßte jedem Glassplitter gelten, den sich die Arbeiter nur zu gern aneignen und ihn an Hehler und Unterhändler als pompejanische Ausbeute verkaufen. Soldaten bewachen die Arbeiter, Offiziere wieder die Soldaten und die Offiziere wieder civile Instanzen. Es wird hier gearbeitet, wie man bei Giesecke und Devrient in Leipzig Papiergeld druckt.

Mit dem Zusammenwohnen in den Städten nahm es die alte Zeit, auch die mittlere, gar gemüthlich und genau. Auch in den Städten des Mittelalters konnte ein Nachbar über die Straße hinweg dem Nachbar aus dem Fenster zum Morgengruß die Hand

bieten. Darin muß ein Culturmoment gelegen haben. Einer ſchliff ſich ganz reell am Andern ab. Die Nothwendigkeit, ſich nicht zu oft auf die Hühneraugen zu treten, erſchuf reſpectable Umgangsſitten. Talente und Charaktere wurden leichter erkannt. Kein Wunder, daß in Rom jedermann wußte, daß Herr Cajus niemand Anders ſein konnte, als Julius Cäſar, und in Augsburg „Herr Antoni" niemand Anders als Anton Fugger. Die Menſchen wuchſen mit einander auf, Einer rankte ſich am Andern empor. Wir legen jetzt unſere Städte nicht mehr mit beengenden Zwingmauern, mit Wällen und des Nachts zeitig geſchloſſenen Thoren an, wir ſondern ſchon ſogar jedes Haus ab und ſuchen es, wenn das Glück gut geht, noch mit einem Garten zu umgeben. Kaum, daß ſich Nachbarn, wenn ſie zu einander ziehen, als Anſtandsregel einen Begrüßungsbeſuch vorſchreiben. Für die Kunſt hat jenes enge Zuſammenwohnen gewiß großen Gewinn gebracht. Das Luſtſpiel z. B. machte ſich unter einer Geſellſchaft, die ſo eng zuſammenwohnte, wie in Pompeji, faſt von ſelbſt.

Zwei Roſſe waren uns von Torre dell' Annunciata aus nachgeführt worden. Als wir den Schlußſtein Pompejis, welchen, wie bei allen Städten Italiens, die Arena bildet, geſehen hatten (auch an dieſer Stätte einer verweichlichten Bildung gefielen ſich die Menſchen darin, von einem geſicherten Amphitheaterplatz aus an den Kämpfen der Menſchen und Thiere die Schauer des Gräßlichen, das da Andere, nicht ſie ſelbſt traf, zu erproben — !), wandten wir uns weſtwärts dem mit einem weißen Wölkchen wie mit einer Negligéhaube bekränzten Feuerberge zu. Daß jedem Gaul noch ein Führer und als Dritter im Bunde noch ein eigentlicher Guide zugeſellt wurde, hatte ſich als das Ergebniß jahrtauſendjähriger Satzungen herausgeſtellt. Der Guide war weder in der Geſchichte noch in der Geologie heimiſch. Auch ſeine Weisheit über den Veſuv gipfelte in dem: „Si, si, miracolo, che cosa ha dentro."

Die Koſten eines Ausflugs auf den Veſuv ſollten ſich aber noch ſteigern, obſchon uns der Weg, den wir nahmen, nicht an der Hütte des vielgeſchilderten, jetzt von den Fortſchritten — nicht der Aufklärung, ſondern der Hotelcultur

weggefegten „Eremiten", nicht am „Observatorio" vorüberführte. Nach einem Ritt, der nur eine Stunde gewährt haben mochte, weil wir nach dem Gesetz der Contraste aus der Stadt des Todes mit doppelt frischem Lebensmuth auf und davon sprengten, gelangten wir an den Beginn der steilen Erhebung des Berges, die ein berittenes Weiterklimmen verbietet. Wir hatten einige unansehnliche Dörfer, einige einzeln gelegene Hütten, die Anpflanzungen der „Lacrymä Christi" zurückgelegt und in Betreff letzterer gefunden, daß die diese etwas frivol angewandte Gethsemaneh-Erinnerung erzeugenden Rebengärten eine große Ausdehnung, aber eine solche auch die einzelnen Stöcke selbst haben. Diese machen sich's so bequem und lagern sich in so breiter Raumverschwendung über die Gegend, daß sie hier dem Berge nur ein mäßig grünes Kleid geben. Dort ein Stock, hier einer. Dazwischen mehren sich schon die erratischen Felsblöcke, die zerbröckelten Lavaschichten. Noch kommt ein letzter Feigenbaum, noch ein letzter Oleanderbusch, jetzt nur noch Ginster und Dornen, und allmälig heißt es: „Gegend zwischen Schierke und Elend", wie im Faust. Das Auge aufzuschlagen und hinunter zu sehen, hatten wir uns verboten. Wir wollten wie mit verbundenen Augen auf die Höhe reiten und erst dann die Binde ablegen, wenn uns der vorauszusetzende schönste Anblick der Erde lohnte. Für unser theures Geld! Das konnten wir wohl hinzufügen. Denn da, wo die steilere Erhöhung mit der sanfter aufsteigenden einen verhängnißvollen, stumpfen, beinahe rechten Winkel bildet, bestürmte uns erst recht ein Haufe der eigentlichen Vesuvianer, die den arglosen Fremdling an den Krater geleiten, die Rosse inzwischen in einen Bretterschuppen stellen, den mitgebrachten Begleitern, und wäre selbst der berühmte Guide Cozzolini von Resina darunter, zumuthen, in dem „Atrio" zu bleiben, und sich nunmehr der ihnen gehörigen Opfer allein bemächtigen. Wir waren zu zwei; für Jeden zwei Lootsen auf dem Meer von Asche, das wir zu durchsteuern hatten, das konnte nach den uns gemachten Schilderungen der Mühsale, die damit verbunden wären, nicht zu viel erscheinen. Stricke, um uns in's Schlepptau zu nehmen und nöthigenfalls auf

die faſt ſenkrecht zu werden drohende höchſte Spitze hinaufzuziehen, wurden reichlich mitgenommen.

Der erſte Marſch über Steine aller Art, an welchen geologiſche Studien zu machen vorläufig die Luſt gebrach, ging noch leidlich von ſtatten. In dieſem Augenblick der höchſten Anſtrengung war ich auf's lebhafteſte verſichert, daß Leopold von Buch, Gay Luſſac und Alexander von Humboldt in jedem Punkt Recht gehabt haben, den ſie über dieſe unterirdiſche Küche des Vulcan, die eigentlichen Zwecke der zuweilen bis zu Erdbeben die Hämmer rührenden Cyclopen aufſtellten. Ich ließ ihnen ohne Widerrede die ganze Tertiärperiode und das Hinzutreten von Waſſer zu den geheimen Vorgängen in dieſem Theil der Erde als Urſache des Feuers, war weder Vulkaniſt noch Neptuniſt, ſondern ſuchte nur möglichſt raſch emporzukommen. Der Orvieto vom Albergo an der Gräberſtraße zu Pompeji und einige weitere Ergänzungen noch unterwegs mit „Chriſtusthränen" hatten mich nicht in die richtige Dispoſition zum Erſteigen des Veſuv gebracht. Die Flügel der Phantaſie waren zwar dadurch um einige Schuh verlängert worden und die Stimmung gipfelte bereits im Voraus bis auf die Höhe von 3500 Fuß über die Erfahrungen des Lebens und beſonders des Lebens in Italien, Wirthshausrechnungen, Trinkgelder, unabläſſigen Bettel; ja ich ſah im Geiſte Plinius mit ſeinem Vater von einem Kahn aus das großartigſte Feuerwerk, das je auf Erden abgebrannt worden iſt, wie die Leiſtung eines kühnen Pyrotechnikers, eines Wiener „Stuwer", bewundern und begriff beinahe, warum Tiberius, dieſer edle Charakter, den damals Adolph Stahr noch von dem jahrtauſendjährigen Verkanntſein nicht „gerettet" hatte, gerade die Inſel Capri zu ſeinem Aufenthalt wählte, die von dem tückiſchſten aller Verſchwörer, dem Veſuv, eine ſichere Eruptionsweite bot; ſogar die Elementargeiſter unter mir ſah ich, die grollenden und ungebändigten, in menſchliche Geſtalten verkörperten, wie ſie etwa im zweiten Theil des Goethe'ſchen Fauſt hätten auftreten können und bei einer würdigen Miſe-en-ſcène auf der Bühne in ſchwefelgelben Tricots, zinnoberrothen Geſichtsmasken und kryſtalliniſch-kandirten Mänteln, etwa wie die

Judith.

Vergieb, daß unſre Leiden ich vergleiche!
Wer dünkt Dir ärmer wohl, mein Uriel,
Du oder ich?

Uriel.

Ich habe mich gefürchtet
Vor Frauenliebe! Immer noch klingt mir's
Im Ohr, was Du dem Prieſter hier geſprochen.
Wie hat ſich das ſo grauſam umgewandt!

Judith.

Vergiebſt Du mir, mein Freund?

Uriel.

Vergeben? Dir?
Ich glaube wohl, daß Du nicht anders durfteſt.
O hätt' ich anders ſelber nur gekonnt!
Sich ſelbſt zu haſſen, ſelbſt ſich zu verachten,
O, das iſt Qual!

Judith.

Erlöſe Dich von ihr;
Zieh' in die Welt mit muthigem Vertrauen!
Bekenne Deine Wahrheit wie ein Held.

Uriel.

Wer wird ſie mir noch glauben können? Nein,
Wer nicht von Anfang blieb auf grader Straße,

Kurgäſte in Nauheim, wenn ſie von den Gradierhäuſern und Inhalationsſälen kommen, würden haben erſcheinen müſſen — und ſelbſt das theure Vaterland, ſeine Hans Heilings und ſeine Spielhöllen, traten mir mit dem Schlund des Veſuv in Verbindung. Ich ſah, wie Nauheim auf Befehl von hier aus plötzlich ſeinen beſten Strudel vor einigen Jahren verlieren und ſpäter ihn wiedergewinnen konnte. Aber bei alledem galt es klimmen und klimmen und die Thatſache feſtſtellen, daß alle Reiſebeſchreibungen unklare Vorſtellungen über den Veſuv verbreiten. Denn wo ſagt wol eine, und ich empfehle dieſe Stelle einem künftigen italieniſchen Berlepſch: „Der Veſuv hat die Geſtalt eines Trichters, deſſen Spitze — verſtehen wir uns recht — deſſen, um uns küchentechniſch auszudrücken, Dille, alſo der Schnabel, der in eine Flaſche geſteckt wird, in die wir eine Flüſſigkeit gießen wollen, eine beinahe ſenkrecht aufſteigende Erhebung von einigen hundert Fuß iſt, beſtehend aus nichts, als zermürbter Lava und Aſche. Bei jedem Schritt vorwärts verſinkt man bis über die Knöchel in dieſem ſchwarzen Schutt und gleitet, da ſich nirgends ein Halt bietet, jeden Schritt, den man vorwärts gethan, um mehr als die Hälfte wieder zurück.“ Ich fühlte, daß ſich mir jene Netze, worin bekanntlich unſere Athmungswerkzeuge hängen, bedenklich zu erweitern anfingen, und in der That mußte ich mich etwa ein Dutzendmal in die Aſche werfen, um nicht die ſofortige Schlußkriſis des ſich an dieſem Tag bei mir in beſter Form ausbildenden „Lungenemphyſems“ zum Ausbruch kommen zu laſſen. Die Stricke und das Nachſtoßen der Führer halfen wenig. Der Italiener iſt ſo wenig für einen an Andere zu gewährenden Schutz und Beiſtand talentirt, daß man lieber leidet und duldet, als des Italieners ſchwächliche und ſich um Alles ſelbſt nicht exponirende und immer wieder den Preis ſteigernde Hülfe in Anſpruch nimmt. Es ſtellte ſich auch bald heraus. Dieſe Beiſtände ſchleppten ſich noch ſelbſt mit ſechs Flaſchen Wein, die ſie uns und ſich ſelbſt als erſte Rate ihrer buona mancia, ihres Trinkgeldes, oben am Krater octroyirten.

Der „Vertraute“ der öſterreichiſchen Diplomatie war etwas früher am Rande der Trichterſpitze, die man Somma

nennt, angekommen, als ich. Ich stellte dem gemachten Jubel der vier Vesuvianer oder hölliſchen Cyclopenhandlanger, dem tollen Tanzen derſelben, dem Schreien, Singen und Hervorziehen der ſechs Botiglien, die ſie als eine verdiente Belohnung für ſich ſelbſt und eine nothwendige Stärkung für uns wie Siegestrophäen über ihren Häuptern ſchwangen (die ſpäter verlangten Preiſe dafür ſtellten ſich beinahe à Botiglia gleich Hochheimer Dombechant heraus), vorläufig eine ſtumme Reſignation entgegen. Ich fühlte, daß der Boden, den unſer in den Schäften mit Aſche überfülltes Schuhwerk betrat, heiß war; dennoch warf ich mich der Länge nach nieder und ſuchte erſt die Dauer der Athemzüge mit der Ausdehnung meines Bruſtkaſtens in Harmonie zu bringen. Die dargereichten Becher mit rothem Traubenblut lehnte ich ohne Beſchwerde für mein Wörterbuch einfach kopfſchüttelnd ab. Mein Begleiter verſchwendete ebenfalls keinen Proteſt gegen die nicht bedungene Stärkung. Er kannte ſeine Landsleute. Es galt jetzt nur, ſich zu orientiren, wo man war. Es war die Höhe des Veſuv, die unmittelbare Nähe des unheimlichen Kraters, der eine lange und grauſame Geſchichte hat. Erſt vor einem Jahr wurde Herr Delius, ein Reiſender aus Bremen, von ſeinem Schlund in die Tiefe geriſſen. Unſere Veſuvianer geberdeten ſich bald als Stammesverwandte der Räuber in den Abruzzen. Was hätte ſie hindern können, Vier gegen Zwei, auf dieſer einſamen Höhe, wo ein Hülferuf im blauen Himmelsrund wie das Summen einer Fliege verhallte, die Fügungen eines „unglücklichen Zufalls" zu erleichtern — ? Wenigſtens würde ich niemandem rathen, den Veſuv mit ſolchen Führern, die nun außer ihrem bedungenen Honorar noch zu den ſechs Flaſchen Wein eine beſondere baare Geldzulage begehrten, allein zu beſteigen. Der Streit darüber erhob ſich allerdings erſt am Schluß des erhabenſten Schauſpiels von der Welt.

Ein längeres Stillſtehen ergab, daß es den Fußſohlen anfing unerträglich heiß zu werden. Das Liegen auf dem Boden konnte ebenfalls nur auf kurze Zeit Beſtand haben. Man bewegte ſich alſo und ſah, daß man ſich gleichſam auf einer rieſigen Schüſſel befand, die ſich in der Mitte vertiefte zu

einem Spalt, aus deſſen Windungen in gleichmäßigen Intervallen ein ſchmauchender Zug wie etwa aus einer rieſigen Studentenpfeife kam. Paff —! Paff —! Jeder Zug war von einem Auswurf von Schlacken begleitet, die glühend heiß waren und gerathen ſein ließen, ſich ſein Haupt bedeckt zu erhalten. Das Paff —! Paff —! wurde etwa mit jener gelinden Vehemenz hervorgeſtoßen, wie ſich eine Locomotive, die friſches Waſſer genommen hat, in einer gewiſſen feierlichen Prüfung ihrer neugewonnenen Kraft allmälig wieder mit dem harrenden Train, die Nebengeleiſe ausmeſſend, vereinigt. Jeder Stoß ſchien ein Hinderniß wegräumen zu wollen und nur dadurch unſchädlich zu werden, daß es hier oben eine Oeffnung gab. An ein Hinunterſehen in eine Tiefe war nicht zu denken. Denn theils fehlte für das Auge eine abzuſehende Bahn — die Windungen und Vorſchübe, die den Schlund verengen, beginnen ſogleich an der Mündung — theils benahm der Schwefelgeruch der in beſtimmten Intervallen heraufgeſchleuderten Maſſen dem Naheſtehenden ſo ſehr den Athem, daß man zu erſticken fürchten mußte; von der Hitze des Bodens zu ſchweigen, die ſich in nächſter Kraternähe noch bedeutend ſteigerte. Das in dieſer unheimlichen großen Schüſſel ſervirte und ſie ganz bedeckende Gericht waren unfehlbar rieſige Maccaroni, zubereitet aus Schwefel und Pech. Die Färbung, das zuweilen in ein ſchönes Roth übergehende Gelb dieſer zierlich ineinander gewundenen Schwefelwürſtchen oder Pechnudeln war die allerfriſcheſte. Will man vom Inhalt der Schüſſel lieber das Bild von Gedärmen brauchen, ſo hab' ich nichts dagegen. Die Rundgänge auf der heißen, gelbrothſchwarzen Schüſſel voll ſolcher rieſigen Schwefelwürſte haben etwas Unbequemes auch deshalb, weil nirgends der Boden recht feſt und haltbar erſcheint, vielmehr mit plötzlichen Spaltenöffnungen zu überraſchen droht. Auf dem „Eismeer" bei Chamouny hat man eine ähnliche Empfindung der Unſicherheit, nur in Gletſchertemperatur überſetzt.

Aber das Schönſte wurde darum doch der Blick in die Welt hinaus! Schon ſtand die ſilberne Sichel des Mondes über uns, aber die Sonne war noch nicht untergegangen.

Aus einer zehnfachen Münsterthurmhöhe verfolgte das Auge Land und Meer, schweifte bis zu den gleich Nußschalen liegenden Inseln Capri und Ischia hinüber, bis zum Golf von Amalfi und weit hinaus über das Cap Miseno. Himmel und Wasser schienen in Eins zu verschwimmen. Die bunten Flaggen der Schiffe konnten für den Widerschein einiger Rosenwölkchen gelten, die sich in die blaue Aetherwelt wie Schmetterlinge verirrt hatten. Kein Vogel hält sich in dem Schwefeldunst des Vesuv auf, todtes Schweigen umgab uns ringsum und dennoch glaubte man die bunte Welt da unten, Neapel und die ganze so reichbevölkerte und bebaute Hufeisenküste des meilenlangen großen Golfs deutlich zu vernehmen, die Welle des Meeres bis herauf rauschen zu hören. Nun konnte immerhin auch Großgriechenland unter uns liegen oder die Zeit der Normannen oder die der Spanier, die hier geherrscht haben — alles das war eins. Die Kirche San Gennaro konnte ein Apollotempel, das Castell San Elmo ein alter Pelasgerbau sein. Was ist auf diesem Punkte der Erde, dem „aus dem Himmel gefallenen Stück Paradiese", nicht Alles geschehen —! Wie war es die Sehnsucht und der Mittelpunkt des Alterthums —! Schon des grauesten zur Zeit der Phönizier —! Die römische Welt concentrirte sich hier, sie lebte hier und in Bajä drüben und in Puteoli von ihren Zinsen, auch ging sie hier unter —! Der äußerste Norden sandte dorthin nach jenem Dämmerstreifen am Meere, nach Sicilien, seine tapfern Söhne — und Konradin blutete auf jenem Platz, wo jetzt ein Ausrufer an einer Circusbude schreien und zum Eintreten auffordern mag —! Ja, wie alles das da unten sein Menschenrecht übt, durcheinander wimmelt und jetzt doch so stille steht —! Hier oben hört man nichts, hier oben bewegt sich nichts. Selbst die Schnelligkeit auf der Eisenbahn, die dort soeben von Portici einen weißen Wolkenstreifen als den Vorreiter eines Trains erkennen läßt, diese erste süditalienische Probe eines von Gregor XVI. noch mit dem Anathem der Kirche belegten Vorwärts, scheint die einer Schnecke zu sein. Und in welch starrer Ruhe steht der Monte Somma hinter uns, über ihm der silberne Mond —! Zur Linken schließt der Monte Sant

Angelo, zur Rechten der Monte Gaudo das nächste Panorama, ohne es ganz zu begrenzen. Darüber hinaus ist Alles noch Berg und Thal, bewegte Welle und belebte Luft und — Gott und die Welt, unser Denken und Ahnen ist — hier fühlen wir es — eben so endlos, eben so ewig und unbegrenzt —!

Gerade die Erhabenheit des Anblicks, gerade die gewaltigen Schauer der Seele, die uns erschüttern müssen hier am Eingang sowol in die Urwerkstatt der äußern Schöpfung, die noch immer nicht beendet scheint, wie in jene Hallen des inneren Heiligthums der Gottheit, wo der Erfinder des Weltgedankens die Rolle, einen winzigen Stern, wie die Erde, zu schaffen, einem seiner untergeordneten Geister, einem Demiurgos, übertragen zu haben scheint, der in den göttlichen Urgedanken seine eigene Unkraft, Thorheit und Leidenschaft, Pech und Schwefel, mischte, während der erhabene Erste der Ersten auf seinem Thron sich selbst nur die Ueberwachung der Geistesgeschichte vorbehalten hat, die Geschichte der Liebe, der Harmonie, der Heranbildung der vernunftbegabten Wesen zu seinem eigenen Sein und Wesen — gerade während solcher Stimmung dann die kannibalische Natur des Menschen erproben zu sollen, wie wir mit unsern vier Vesuvianern, das konnte reizen, plötzlich aus einer halben Seraphswelt in diese irdische mit den Worten herauszufallen: Ihr Canaillen! Ihr Bestien! Ihr nichtswürdigen Halunken!

Das vierblättrige Kleeblatt verlangte seine Bezahlung hier oben am Rande des Kraters, wo ein Jahr zuvor Herr Delius aus Bremen verschwunden war. Sie behaupteten einen andern Weg einschlagen zu müssen und wollten hier abgelohnt sein. Natürlich kam es zu einem neuen Verlangen nach Zulage, ungerechnet der sechs Botiglien, die ebenfalls theuer genug angerechnet wurden. Aber mein Zorn trat wieder in jenes bereits beim Eintritt in Neapel erprobte Stadium. Während der „Vertraute" in seiner Muttersprache die Unbill solcher Forderungen auseinandersetzte, ergriff mich derselbe furor teutonicus, den vielleicht Neapels Bewohner schon zu den Zeiten des Spartacus kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Denn ohne Zweifel haben damals die

Sklaven, als sie ihre Ketten brachen, auch gesprochen, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, und ohne Zweifel waren auch Söhne Thuiskons darunter. Ich sprach rundweg lediglich deutsch und zahlte, was ich wollte, ohne die begehrten Supplemente. Die „Donnerwetter!" die „Nichtswürdige Räuberbrut!" die „Lumpenbagage —!" thaten das Ihrige. Die Meuterer verstummten. Es stiegen ihnen entweder Erinnerungen aus der Hohenstaufenzeit auf oder irgend eines der gefallenen, unverständlichen Worte erschien ihnen als befähigt, sie zu „verzaubern", „festzumachen", sie irgendwie zu „verwünschen". Völlig verdutzt ließen sie uns unsern Rückweg in Ruhe antreten.

Daß ich dabei Betrachtungen anstellte, ob man denn wirklich gut thut, das Volk durch allzuviele Concessionen zu verwöhnen, oder ob es nicht besser sei, es zuweilen die Absätze unserer Stiefel fühlen zu lassen, kann möglich sein; denn auf Stiefel kam uns in diesem Augenblick Alles an. Diese fest in den weichenden Aschengrund einzusetzen, um beim Herabsteigen Halt zu haben, wurde unerläßlich. Wir kamen auf diese Art zum „Atrio" zurück, wir wußten nicht wie. Erst beim Hinunterschwingen unserer Gliedmaßen erkannten wir das Hinauf, das uns die Gliedmaßen hatten tragen müssen.

Die Führer unserer Rosse gaben unsern Verwünschungen über ihre Kameraden ein zustimmendes Gehör. Sie thaten es um so lieber, als es nun auch für sie galt, uns zu dem von ihnen zu nehmenden Abschied in freigebiger Laune zu erhalten. Wir ritten, wie wenn noch jetzt der Boden unter uns heiß gewesen wäre, in beinahe übermüthiger Laune durch die „Thränen Christi" hindurch nach Torre dell' Annunciata, wo durch die Marienfeier Alles in Aufruhr gebracht war. Mönche und Soldaten, Schiffer, Weinbauern, Possidente und Bettler, Weiber und Kinder waren in einander gewickelt wie in einen einzigen Knäul. Die Illumination aus tausend Lampen, die für die Nacht beabsichtigt war, beschäftigte den ganzen Ort.

Zwei Tage darauf illuminirte also auch der Vesuv. Aus dem Aschenkegel brach ein Lavastrom hervor, der sich bis nach

Portici den Weg bahnte. Bei Nacht war die maleriſche Wirkung außerordentlich. Wie eine brennende Stadt glühte es der Länge nach an der Höhe. Ueber dem Krater lag dichtes Gewölk, brennendroth vom Widerſchein eines unterirdiſchen Feuers, das jedoch ſelbſt nicht geſehen wurde. Die Flammen, die in „der Stummen von Portici" aus dem Veſuv hervorbrechen, haben vielleicht ſelbſt bei Pompejis Einäſcherung nicht das vom Aſchenregen verfinſterte Tageslicht geſehen. Das Centrum der Erde liegt ſchon etwas weit von ihrer Peripherie.

Es war zu ſpät geworden, als daß wir, zurückgekehrt nach Neapel, noch in die Oper hätten gehen können. Beſſer auch, am Toledo im Café Europa ſitzen, die Nachtfriſche genießen und bei einer Schale „Granita", einem ſüßen Schnee, den ich allem „Eiſe" vorziehen lernte, über den Anfang und das Ende der Erde nachdenken. Mein „Vertrauter" nahm das, was wir heute an ſeinen Landsleuten erlebt hatten, für einen Beweis mehr, daß Italien ohne die öſterreichiſchen Bajonnete nicht länger exiſtiren könnte. Dennoch befand ſich unter ſeinen Bekannten, die wir in jenem Café fanden, ein unterrichteter, von einem gewiſſen myſteriöſen Dunkel umgebener öſterreichiſcher Offizier, der ſo wenig an die fernere militairiſche Zukunft Europas und ſpeciell ſeines Vaterlandes glaubte und ſo verſichert ſein wollte, daß die Deviſe Napoleon's: „Das Kaiſerreich iſt der Friede", ernſtlich gemeint war, daß er, wie ſich ſpäter herausſtellte, wenn nicht förmlich Muſelman wurde, doch in die türkiſche Armee trat. Er hatte die ſeltſame Art eines ſtillen Opiumeſſers, kannte Heine und Lenau auswendig und ſchien an jener Hamletſtimmung zu leiden, die ſich des Offiziers im thatenloſen und die freie Ausübung der Menſchenrechte ſo empfindlich beeinträchtigenden Garniſondienſt zu bemächtigen pflegt.

Die Ledermappe meines Gefährten kam am andern Tage von Caſerta zurück, wo Re Bomba mit ſeinen Miniſtern weilte. Mein Begleiter entführte ſie wieder, mitten auf dem Nervengeflecht des Magens, nach Florenz, dem damaligen Mittelpunkt des Einfluſſes Oeſterreichs auf die italieniſchen Fürſten. Es durfte durchaus angezeigt erſcheinen, beim Ab-

ſchied, mit einem Blick bald auf die Mappe, bald auf den Veſuv, dem liebenswürdigen jungen Manne nachzurufen: „Si, si, miracolo, che cosa ha dentro!“ Denn auch für die Welt ſollte es bald aus öſterreichiſchen Couriertaſchen einen flammenden Ausbruch, den italieniſchen Krieg von 1859, geben.

VIII.

Ein Hollandgang.

1872.

1.

Bekanntlich nennt man „Hollandgänger" jene deutschen, meist aus Ostfriesland und dem münster-osnabrück'schen Westfalen kommenden Feldarbeiter, die dem landwirthschaftlichen Mynheer beim Einheimsen seiner Ernte die kräftigen Arme leihen. Meist kommen sie mit Weib und Kind, nie überladen mit viel Bündeln; sie kommen nur mit nothdürftiger Wäsche, Henkelkrug und Löffel, jedenfalls mit scharfgeschliffener Sense. Beim reformirten Dienstherrn mögen die meistens katholischen Zuzügler, beim katholischen die ab und zu auch wol vorkommenden lutherischen ein zurückhaltendes, mißtrauisches Benehmen beobachten, etwa wie gegenwärtig die immer auf dem Qui vive der Strikes lebenden Arbeiter gegen ihre Arbeitgeber; daher die Erklärung der Holländer, daß die allgemein übliche Bezeichnung der Deutschen als „Muffs" zunächst nur auf jenen deutschen Erntebeistand gehe. Diesen Hollandgängern rufe man, sagen sie, einzig und allein den Spottnamen Muff nach. Niemand wußte den Ursprung unseres holländischen Ehrentitels zu erklären. Daß die Bezeichnung, die noch vor dreißig Jahren z. B. in Arnheim, einem Freunde von mir, einem Düsseldorfer Maler, den sein

blondes, langes Haar und sein Spitzbart als Deutschen hatten erkennen lassen, zum förmlichen Hep! Hep! in den Straßen ausartete — die Jungen liefen ihm in Schaaren mit dem Rufe: Muff! Muff! nach — daß, sag' ich, diese Bezeichnung zunächst unsern Ernst, unsere Trockenheit, unsern Trübsinn, vielleicht sogar unser Heimweh charakterisiren soll und beinahe auf den russischen Spottnamen für die Deutschen „Niemez" (Schmerz) hinauskommt, scheint mir auf der Hand zu liegen.

Mit scharfgeschliffener Sense trat ich meinen vierzehntägigen Hollandgang nicht an.

Allerdings fiel er in die denkwürdig heißen Erntetage des Jahres 1872, einen Juli, der uns immerfort Goethe's: „Was der Mensch am wenigsten kann ertragen, Ist eine Reihe von schönen Tagen —" in's Ohr summen ließ. Selbst am Meeresstrande versetzte die Hitze fast nach Java, Hollands mächtigster Colonie und sogar bedeutungsvoll rückwirkender Culturbildnerin. Die Ernte, wie diese vom Eisenbahnwaggon aus, oft in einem Chaos von Sümpfen, Kanälen, Krüppelwald und Sandwüste, wahren Musterkarten einer Terre maudite, erblickt werden konnte, stand sichelreif in goldener Pracht. Aber die Eindrücke, die der Erzähler gewonnen hat, sind, wenn sie auch das Bedauern nicht ausschließen, das über so manches gegen die deutschen Stammesbrüder gehegte holländische Vorurtheil ausgesprochen werden muß, doch nur die der Hochachtung vor einer Nation voll unermüdlicher Zähigkeit, glühender Vaterlandsliebe und von durchweg ernstmännlichem Charakter.

Bekanntlich nimmt der Rhein in Holland ein trauriges Ende. Er gleicht einem zum Kinde gewordenen Greise, der zuletzt an Krücken schleicht. Die Krücken sind einige mächtigere Gewässer, die ihn überfluthen und ihm unter die Arme greifen, bis er sich bei Leyden (bedeutungsvolles Wort für einen Invaliden) in's Meer verliert.

Vier Monate lang hatte ich den Rhein in seiner ganzen Herrlichkeit gesehen. Ich hatte Rheinleben genossen in allen seinen oft besungenen Schönheiten vom ersten Blüthenbaum an Boppards malerischer Bucht, vom ersten Ton der ersten

Der könnte Steine wandeln ſelbſt in Brod,
Man glaubt ihm nicht — die Meinung hat verloren,
Wer ſeine Meinung einmal abgeſchworen.

Judith.

Man kommt —

Uriel.

Du ſiehſt ſo blaß —

Judith.

Leb' wohl, mein Freund!

Uriel.

Was haſt Du, Judith? Dieſe Farbe —

Judith.

Geh!
Blick' mich nicht an! Nur von mir hören ſollſt Du!

Uriel.

Was ſoll der Becher? — Judith, iſt es möglich?

Letzter Auftritt.

Manaſſe, Silva und ein Theil der Gäſte kehren zurück. Zuletzt Jochai, Santos und der andere Theil. Die Vorigen.

Manaſſe.

Wo bleibt mein Kind?

Silva.

Acoſta hier?

Nachtigall, die ihre Solfeggien und Vocalisen unter den Fenstern des wohlberufenen dortigen „Mühlbads" schlug, an, bis zur Zeit eines fabelhaften Kirschensegens, den man vorzugsweise von dem Kirschen-Eldorado Saatzig, den Herren Redemptoristen verflossenen Andenkens dem wunderthätigen Wallfahrtsorte Bornhofen gegenüber, auf die Dampfboote verlud. Genossen — in seiner fast zu stereotyp auf dem Tische stehenden Maibowle; genossen — angenehmer — in dem gelegentlichen Desipere in loco, dem Forschen auf den Unterschied der Blumen von Rebensorten, die an der großen Verschwörung der Hotel-Weinkarten Europas durch ihre civileren Preise unbetheiligt sind, Rebensorten, die zwischen Bacharach und dem boppard'schen Hamm wachsen; genossen — in den dem Norddeutschen wunderlichen, aber rheinüblichen Kaffee-Gesellschaften, die jedoch zum Glück ausarten und mit dem Hinzutreten der Männer und dem grünen Römerglase endigen dürfen; genossen in den herrlichsten Waldpartieen durch wiesenblumengeschmückte Gründe und Schluchten, die hinauf, oft steil und unwegsam, in die stille, grünhelle Buchen- oder dunkle Eichenwelt des Hochwaldes führen, dahin, wo noch der borstige Eber haust und der Fuchs und vor hundert Jahren die romantische Wegelagerung der Schinderhannes. Weiches, schwellendes Moos, umsickert von Quellen, die zur Seite aus dem Felsen dringen, diente als Ruheplatz, um unter Finkenfang, unter dem Ruf des Kuckuk von Genüber, Welt und Zeit und vor Allem die große Mailänder Sanct Ambrosiusthat des Kaplans Beinroth von Boppard, die Kirchenausweisung der Professoren Knoodt und Reinkens und deren Folgen, zu besprechen. O gewiß, so beim Freiwerden der im Korbe mitgenommenen Sorgenbecher, beim Gesang von Liedern, die im Echo widerklingen, war auch hier, in einem Theil des weiland Kurfürstenthums Trier, die Reform der Kirche eine „nothwendige und entschiedene Sache", Alles war „altkatholisch", der alte Trierer Weihbischof von Hontheim setzte, aus dem Grabe erstanden, seine „Emser Punctationen" für eine von Rom unabhängige deutsche Kirche wieder auf. Ob aber diese Feuer, gerade wie die am

24. Juni abgebrannten, nicht allmälig um Mitternacht wieder dunkel geworden sind, die ganze, liebe, alte, zum Schlummern bestimmte Nacht von früher angebrochen. das wird die Zukunft lehren. „Sage Sie Ihrer Herrschaft, daß ich ihr kein Fleisch mehr liefern werde!“ fuhr kurz vor den Hundstagen ein Boppardter Metzger die Köchin einer braven Wirthin an, die es ihrem Mann durch Gardinenpredigten nicht hatte verderben wollen, daß er an der altkatholischen Bewegung seine Freude hatte. Wahrscheinlich lieferte der „unfehlbare“ Metzger das Fleisch in die Küche des Stadtpfarreis oder gar in's geistliche Seminar des Städtchens. Hic aqua haeret — überall!

Die kirchliche Erinnerung liegt mir deshalb nahe, weil ich den mächtigsten Eindruck, den mir das heilige Köln Sonntag, den 7. Juli, an einem Tage mit wahrhaft italienischem Sonnenhimmel, bot, dem zwischen elf und zwölf Uhr überfüllten, von Menschen strotzenden, von einem förmlichen Fanatismus im Gesang widerhallenden Dom verdankte.

Vierzehn Tage vorher hatte ich das Wunder der Welt wiedergesehen und vollkommen leer gefunden. Nur jener einzige neu erfundene Domschweizer, der an Stelle des alten getreten ist, fiel mir damals als einzige Belebung des gemeißelten erhabenen Urwaldes auf. Als ich diese Neuerung meines seit vierzig Jahren geliebten und oft durchforschten Kölner Doms erblickte, glaubte ich erst, der unglückliche Hassoun aus Constantinopel hätte am Rhein eine Unterkunft gefunden. Ein Mann, wenn nicht gerade wie ein russischer Pope, doch wie ein der griechischen Kirche Angehöriger anzusehen, mit langem Stabe, langem rothen Rock und einer unverkennbar slawischen Mütze, einer fast kosackischen, macht jetzt im Kölner Dom die Honneurs. Wahrlich, es wäre für den seligen Freiherrn August von Harthausen eine Wonne gewesen, dies Zeichen einer Verbrüderung zwischen Rom und Konstantinopel zu sehen, über deren Dringlichkeit der in's Gothische und Russische gleich verliebte, gemüthliche westfälische Doctrinair mehre Bücher geschrieben hat.

Zu dieser Leere mit dem einzigen auf ein Trinkgeld wartenden Hassoun stand am 6. Sonntag nach Trinitatis das buch-

stäblich wahre: Kein Apfel konnte zur Erde! und ein Gesang aus einigen tausend metallenen Kehlen in einem Gegensatz, der mich um den Sieg und die Sache der Altkatholiken mehr mit Sorgen erfüllte, als die verweigerte Fleischlieferung von Boppard.

Schließlich aber stieg ich in den Waggon mit dem Handgepäck des allerneusten Telegramms: Der Erzbischof von Utrecht ist in München mit großem Antheil der im Bahnhof versammelten Menge eingetroffen. Das klang tröstlich. Und der Erzbischof von Utrecht! Wie verdroß mich am Schalter gleich: „Zweite Klasse, Rotterdam" verlangt und mein Gepäck nach dem Geburtsorte des Erasmus instradirt zu haben! Hätte ich nicht in Utrecht Halt machen müssen? Nicht einen zeitgemäßen Artikel, eine Actualität prima sorte: „Der Erzbischof von Utrecht" aus Utrecht selbst für eine deutsche Zeitung schreiben sollen?

Das Thema ist herausfordernd. Wer ist dieser hohe holländische Würdenträger? Er heißt Loos. Das ist zu wenig, was wir von ihm wissen. Wie war sein Studiengang? Was würden von ihm die Personen ausgesagt haben, die du etwa in Utrecht über seinen Charakter, seinen Ruf ausgeforscht hättest? Welches ist seine Lieblingsbeschäftigung? Vielleicht sammelt er Münzen! Vielleicht Kupferstiche! Man könnte charakteristische Anekdoten über ihn erfahren, etwa ob er früher Cavalerie-Offizier gewesen wie Herr von Ketteler, oder Gedichte hat drucken lassen, wie der Herr Stadtpfarrer von Boppard? Vielleicht kommt in den seinigen eine Stelle vor: „Die Yssel ist eine Jansenist!" als Pendant zu einem Verse in den Gedichten des Stadtpfarrers von Boppard: „Der Rheinstrom ist ein Katholik —"?

Mit dem Gedanken an diesen pikanten Artikel, den ich nur schreiben konnte, wenn ich auf dem Wege von Zevenaar nach Rotterdam Halt machte, beschäftigte ich mich von Köln bis Crefeld. Mein Artikel war fertig bis auf den factischen Inhalt, der leider in Utrecht liegen bleiben sollte.

Indessen geht es mit großen Unternehmungen, z. B. auch mit dem letzten französischen Kriege, immer so, daß man die ersten Anläufe zum Siege mit zu gewaltigem Ausschreiten

nimmt. Die Erstürmung des Berges bei Spicheren, die so viel Opfer gekostet hat, soll nach Polybius überflüssig gewesen sein. Aber der Mensch ist nun einmal so; tüchtig im Anfang vorgearbeitet, macht ihm später die Sache leichter. So flog ich denn auch sofort in einem Zuge nach Rotterdam. Zu verlockend war der obenerwähnte italienische Sonntagshimmel, die schnelle Fahrt, der gute Duft, den die Cigarren meiner Mitpassagiere verbreiteten, der lachende Erntesegen auf unseren deutschen Fluren, der mich ebenso zerstreute wie die Betrachtung über die reiche Geschichte dieser schnell durchflogenen Landstriche von Jülich und Cleve. Stolz überragt das Schloß der alten Herzoge von Cleve die mit den herrlichsten Waldhöhen umzogene Stadt. Es könnte bunte Erinnerungen erzählen, dies Schloß von Cleve, vom Schwanenritter an bis in die ersten Versuche der Brandenburger, Erwerbungen, die ihnen hier zufielen, mit dem Geiste der Spree und Havel zu vereinigen.

Das Uebrige, um mich von meinem verpaßten Artikel abzubringen, thaten die Vergleichungen des Uebergangs deutscher Art in die holländische, die entschieden ist, wenn man bei Emmerich zum letzten Mal einen überraschenden Versuch der Natur, sich zur Berggestalt zu erheben, eine malerisch gelegene Kirche, den letzten schwarz-weißen Schlagbaum und die mit vertrauensvoller, coulanter Ruhe ausgeübte holländische Mauthuntersuchung hinter sich hat. Arnheim ist die erste ganz holländische Stadt, sauber gehalten, mit Villen am hier noch immer stattlichen Rhein, mit freundlichen Alleen und schattenreichen Bosquets.

Abenteuer — falls man nicht gerade das Zusammentreffen zweier Züge erlebt oder von einem geheimnißvollen Mitpassagier ermordet wird — sind auf einer Eisenbahnfahrt selten. Sogar die einfachsten fehlen. Selbst dem eiligsten Courierzuge pflegt es, wenigstens in Deutschland, nicht möglich zu werden, einen Passagier, der nach längst gegebenem Abfahrtszeichen mit noch kauendem Munde und der Butterstemmel in der Hand an sein Coupé zurückschlendert, im Stiche zu lassen. Der deutsche Charakter hat für das Entstehenlassen solcher Romantik der Verzweiflung zu viel Mit-

gefühl. Die Sympathie für Seelen, die ſich zu erfriſchen und zu ſtärken im Begriff ſtehen, macht Schaffner und Paſſagier ſolidariſch verbunden. Jeder denkt an die ewigen Götter, die nun einmal den Hunger und die Nahrungsmittel für Alle haben entſtehen laſſen.

Dennoch glaube ich, ohne gerade auf eine Rettungsmedaille Anſprüche erheben zu wollen, erwähnen zu dürfen, daß ich in dieſem heißen Sommer 1872 zwei Unglückliche, von denen der eine wirklich aus dem Waggon, während der Train ſchon dahinflog, hinauszuſpringen im Begriff ſtand, der andere nur über ein ſolches Vorhaben nachzugrübeln ſchien, an ihren Rockſchößen feſthielt und den erſten mit Entſchiedenheit, den zweiten mit zuwartender Beobachtung ſo lange vergewaltigte, bis der gefährliche Moment paſſirt war. Jener war ein Holländer und nicht unwahrſcheinlich betrunken. Er hatte in Arnheim auszuſteigen vergeſſen, erwachte, als wir ſchon die Haide zwiſchen Arnheim und Utrecht, eine Wüſte, durchflogen, und wollte durch einen Sprung aus dem Waggon ſein Verſehen berichtigen. Der Andere war ein Norweger, dem man ſeine Reiſeroute, wahrſcheinlich von einem deutſchen Bade aus, das er ſeiner Geſundheit wegen beſuchte, bis nach Kopenhagen vorgeſchrieben hatte. Auf dieſem Programm ſtand mehrmals: „Ausſteigen! Anderer Zug!“ Von Hannover kommend, verlor er bereits hinter Lehrte über dieſe fortwährenden Abweichungen des Schienenſtranges nach rechts und links alles Bewußtſein. Seine Unruhe wuchs, er verglich ſeine Notizen, zweifelte, ob er ſich im richtigen Zuge befände. Als ſchon in Lüneburg wieder eine Abzweigung in Ausſicht ſtand, gerieth die Angſt des Mannes, er möchte durch einen falſchen Zug ſtatt nach Norwegen nach Rußland kommen, in einen Zuſtand, der ebenfalls dem Hinausſpringenwollen nahe kam. Den Kopf behielt er nicht mehr im Waggon. Jeden Augenblick konnte man eine Exploſion ſeiner Geiſtesſtörung erwarten. Was daraus geworden, konnte ich, deſſen Hand immer ausgeſtreckt hinter ihm lag, nicht verfolgen. Ich nahm in Lüneburg eine andere Richtung.

Die Anlegung von Eiſenbahnen deckt ſonſt manches Land

in seinen verborgenen Schönheiten auf. Vergegenwärtigt euch die mächtigen Felskolosse, die stürzenden Berggewässer, die düsteren Wälder, Eisenhämmer und versteckten Schmieden, an denen der Zug vorüberbraust, der uns von Aachen nach Lüttich führt, oder mit noch lieblicheren Bildern, von Rosenheim nach Kufstein.

Die gerade Linie, die der nivellirende Geometer anstrebt, war schon ein Zauberstab für die Erschließung bisher unbekannter Naturreize, auch für manche wissenschaftliche Entdeckung.

Aber auch ebenso kann die Anlegung einer Eisenbahn die Nachahmung der gemalten Prospecte, womit Potemkin die Kaiserin Katharina bei ihrer Reise durch Rußland betrog, wünschenswerth erscheinen lassen.

Da heißt es wol: Holland ist ein Garten, gepflegt und gebaut mit ängstlicher Sorgfalt! Fruchtbarkeit und Segen verbreiten sich nach allen Richtungen! Massenhaft weidet das Vieh auf lachenden Wiesen! Ueppige Kornfelder, Obstbäume, deren Ertrag sogar noch eine reiche Ausfuhr nach England ermöglicht, erfreuen das Auge —! Und nun sehe Einer die Landschaft zu beiden Seiten der Eisenbahn zwischen Arnheim und Utrecht! Die Lüneburger Haide ist Italien dagegen. Auf dem dürren gelben Sande steht hie und da eine traurige Distel, Sümpfe sind bedeckt von der unheimlichen Vegetation der Wasserlinsen, zuweilen unterbricht ein Ansatz zu einem Tannenwalde den Versuch zu einer Wiese; die Haidschnucken fehlen nicht; wir durchfliegen eine Landschaft, die von Hollands Natur und Cultur eine durchaus irrthümliche Vorstellung erwecken könnte.

Doch bald wird man eines Besseren belehrt. Schon die Städte Utrecht, Woerden, Gouda erheben sich freundlich anmuthend aus jener sorgsamen Pflege, jener gefallsamen Behaglichkeit, die in der Regel der holländischen Landschaft eigen ist und uns schon aus Hunderten von Bildern in unsern Galerieen eine wohlthuende Erinnerung blieb.

Hinter Gouda begann jener idyllische Zusammenhang weithin schimmernder Meierhöfe, von Wiesenflächen mit ausgespanntem Linnen, von Windmühlen, oft mit einem thurm-

artigen Unterbau, von Rinderheerden, die seltsamerweise meistentheils hellscheckig gezeichnet sind, von schnurgerade angelegten Wasserstraßen mit buntbemalten Nachen, umstanden von Weiden und Pappeln, die immer eine malerische Wirkung hervorbringen. Dazu dann die behaglichen, nur auf Eine Familie berechneten Wohnhäuser, aus Backsteinen aufgebaut, mit mächtigen Fenstern, die Außenwände sauber gefirnißt oder nach Art des sogenannten Holländerisirens ein Backstein vom andern durch weiße Striche unterschieden. Zuweilen bricht durch die Art, wie der Holländer sein Landschaftsgefühl im Anlegen und Umfriedigen seiner Wohnung ausdrückt, eine Erinnerung, man möchte sagen, an die holländische Factorei — in Hongkong durch. Zuweilen konnte uns chinesisch zu Muthe werden bei den niedrigen, sauberen Landhäuschen, den Pavillons, dem nahegelegenen Kanal mit der bunten, zu jedem Ausgang nöthigen Jonke. Man sieht sich nach den Glöckchen um, die an einer Pagode klingen, nach den Damen, die ihrer verkrüppelten Füße wegen wie Mumien eingewickelt sitzen und wohlfrisirt hinter ihren Palmblattfächern in die Welt und in die nächste Thee-Ernte starren.

Aber zuweilen tritt uns nicht China, nicht Java, sondern wirklich Meister Everdingen entgegen, nicht in den grotesken Bergformationen des berühmten holländischen Landschaftmalers, die sich derselbe aus Norwegen geholt, sondern in den ihm eigenen sanften Verbindungen der Vegetation und des Wassers, in seiner oft auf eine einzige Baumgruppe, auf deren abendliche oder winterliche Beleuchtung, auf deren Widerspiegelung im stillen Weiher gehauchten Poesie. Wäre das Uebermaß an solchem Gewässer und die todte Ruhe desselben, die nur ab und zu ein Lufthauch in zitternde Bewegung versetzt, für unser Gefühl nicht so beklemmend und weckte den Gedanken an den ringsum spukenden Geist des Fiebers, so könnte man den Sternen, namentlich der vollen Mondscheibe, wenig Gelegenheit nachweisen, ihr Licht so magisch, so eigenthümlich verklärend zu verbreiten, wie in dieser typisch holländischen Landschaft.

Um Utrecht her, diese in ihren Lehrkräften noch immer wohlerhaltene Universität, deren chemisches Laboratorium eben

so stattlich als Wahrzeichen einer wohlgepflegten Musenanstalt am Schienenwege („Sporweg") prangt, wie der neue Bau an der Allee von Poppelsdorf bei Bonn, mehrte sich der Zudrang zu den Waggons. Mancher Geistliche stieg ein. Protestantische waren es, während Utrecht der Sitz der jansenistischen Katholiken ist. „Was unser Erzbischof," sagte ein deutschredender Pfarrer, „für die deutschen Wirren ausrichten soll, kann ich nicht begreifen. Ist er doch Jansenist und durch die Bulle Unigenitus für Rom eine vollständige Null! Was er verrichtet, Rom muß es ja ohne Weiteres für ungeschehen erklären."

Steht zwar in Holland die kirchliche Reaction in voller Blüthe und ist der Jansenismus in gewissem Sinne unserm Pietismus verwandter, als der Aufklärung, so hatte ich doch das erhebende Gefühl, mich den classischen Erinnerungsstätten jener großen Periode zu nähern, wo die Republik der Generalstaaten und vor Allem die engere Provinz Holland das Asyl der in England, Frankreich und Deutschland verfolgten freien Forschung war. Ja, die Geschichte Hollands im 17. Jahrhundert steht sowol nach dem Leben in Kunst und Wissenschaft, wie nach dem der politischen Machtentfaltung und des gebietenden Ansehens neben dem Zeitalter des August und dem des Perikles. Mögen auch damals die Juden den Spinoza aus Amsterdam vertrieben haben, so hatten doch die Holländer selbst daran keinen Theil. Sie ließen jedem Narren seinen Sparren. Selbst von Atheisten würden sie noch jetzt nichts als die Bezahlung ihrer Aufenthaltskarte verlangen. Mormonen, diese, wie mich neulich eine Amerikanerin versicherte, ganz verkannte, höchst respectable und nur von augenverdrehenden, bigotten Heuchlern verketzerte Secte (denn, fügte sie hinzu, eine einzige Frau allein bringt nicht mehr fertig, was heutiges Tages die Anforderungen eines Mannes an einen modernen Hausstand sind, Repräsentation, Küche, Wäsche, Kindererziehung und dann noch Liebe —! Unmöglich! —) Mormonen also giebt es in Amsterdam, sagt man, eben so ungehindert, wie ich unangefochten den „Bruder Miericke" gesehen habe, der in Berlin nicht mehr geduldet wird. Ein Straßenprediger in Amsterdam (der Kopf ein prachtvolles Modell

für einen der drei Wiedertäufer in Meyerbeer's „Propheten") hielt auf offener Straße Sonntags, und noch dazu mitten auf dem „Bürgersteige" mit Behinderung der Passage, eine Erweckung für den, der sie hören wollte. Ich kam leider erst, als er schon mit der Büchse wie ein Clown im Circus seine Cents einsammelte. Von Holland aus wirkten die Scaliger, die Salmasius mit einem Einfluß in der Welt, den Niebuhr und Alexander von Humboldt nicht gehabt haben. Cartesius war ein Franzose, aber er lehrte seine Philosophie von Holland aus, weil er behauptete, man könnte nur in Holland ruhig denken. Dazu wohnte er in dem menschenüberfüllten Amsterdam! Aber in der That, nächst Venedig ist Amsterdam die ruhigste Stadt von der Welt. Man scheint ihr diesen Ruf erhalten zu wollen und duldet wol deshalb daselbst keine Droschken. Wir kommen auf diese Seltsamkeit noch zurück. Amsterdam hat 300,000 Einwohner, eine ungemeine Fülle von Sehenswürdigkeiten, die nicht alle auf einem und demselben Platze liegen, und — nirgends winkt dem Ermüdeten eine Droschke!

Jener Jansen, von welchem die Jansenisten herstammen, war ein Holländer, Bischof von Ypern. Er hinterließ ein Buch über den heiligen Augustin, worin er die Lehre des berühmten Convertiten, der die starke Aeußerung gethan hat: Credo, quia absurdum, zur Grundlage einer neuen, zwar katholischen, aber von vielen römischen Doctrinen abweichenden Dogmatik gemacht hat. Erst nach seinem Tode wirkte dieselbe, und zwar so mächtig, daß sie für Frankreich die Zeit der Reformation zu erneuern drohte. Mehre Herren, die dem „allerchristlichsten" Könige Ludwig XIV. nahe standen, fühlten sich von den strengen, auf eine gründliche Pflege des innern Menschen gehenden Lehrsätzen der Jansenisten um so mehr überzeugt, als nach den Schrecken des dreißigjährigen Krieges und den späteren Gräueln der französischen Reunionskriege die Sehnsucht der Gemüther, Buße zu thun, Alle und besonders die Vornehmen ergriffen hatte. Damals haben Nonnen, die durch Zufall einen Jansenisten zum Beichtvater hatten, einen andern Muth entwickelt, als die unfehlbarkeitsseligen Aebtissinnen und Conventualinnen unserer Tage, von

denen nur eine einzige, die würdige Dame Laſſaulx, dem freimüthigen Rheinland Ehre gemacht hat! Die Nonnen vom Kloſter Port Royal wurden über ihre Oppoſition gegen den Papſt alte vertrocknete Matronen, die ſchon in die Meſſe getragen werden mußten, und ließen dennoch nicht ab von ihrem viele Jahre lang durchgeführten Proteſt gegen die päpſtlichen Bullen, die ihres Lehrers Meinungen verdammten, von ihrem Proteſt gegen Ludwig's XIV. Gewaltact, der ihr Kloſter erſt von Paris auf's Land zu verlegen und zuletzt ganz niederzureißen befahl. Der im Ganzen genommen doch wol nur erbärmliche Charakter dieſes ſich ſelbſt vergötternden Fürſten wollte eine gallicaniſche, von Rom unabhängige Kirche und ließ ſich doch von den Jeſuiten jede Maßregel dictiren, die zur größeren Ehre Roms diente. Die Janſeniſten ſind die ſpeciellen Gegner der Jeſuiten. Wie dem Krokodil von der Natur das Ichneumon entgegengeſtellt iſt, ſo müſſen die Janſeniſten, es iſt ihr Naturtrieb, Loyola-Eier vertilgen. Der Maulbeerbaum iſt, ſcheint es, lediglich für die Seidenraupe in der Welt. Ebenſo ſind die Jeſuiten nur deshalb in die Welt gekommen, um von den Janſeniſten angegriffen zu werden. Das iſt gut geweſen für die Aufklärung. Das Beſte, was über die Geſellſchaft Jeſu geſchrieben wurde, rührt von einem Janſeniſten her. Blaiſe Pascal's „Provinzialbriefe" enthalten mehr über die ſchwarzen Männer mit dem breiten Seidengürtel und dem runden Hute, als unſere großen Staatsmänner im Reichstag, wenigſtens nach der im Frühjahr deſſelben Jahres ſtattgefundenen Jeſuitendebatte zu ſchließen, geleſen zu haben ſcheinen.

Was in Amſterdam die Calverſtraat, iſt in Rotterdam die Hogſtraat. Sie bildete, als ich nach acht Uhr ankam, am ſchönſten Sommerabend, welchen vom Meere herüber ein mildkräftiger Luftzug abkühlte, ſo eng ſie iſt, für die wogende Bevölkerung den Tummelplatz der Sonntagsbewegung. Hier wimmerte eine Drehorgel die bekannten Klagen der Acuzena, dort ſchrie ein Junge Gebäcke aus, die für mich namenlos waren. Landbewohner jagten mit Einſpännern, um nicht verſpätet über all' die zu paſſirenden Brücken und Kanäle zu kommen, Betrunkene, die den Genever vielleicht in Schiedam

Uriel.

Betrachtet,
De Silva, Eure Nichte!

Manaſſe.

Kind, wie iſt Dir?

Judith.

Leicht, leicht, mein Vater!

Manaſſe.

Fühlt ſie an!
Gerechter Gott, was iſt das? Herr des Himmels!
So kalt?

Silva

Wie Euer Marmor — o Manaſſe,
Du armer reicher Mann, Dein Kind —

Manaſſe
(außer ſich).

Sie ſtirbt!

Uriel
(entſetzt bei Seite).

Es iſt das Gift aus meinen welken Blumen!
(Jochai und Santos treten mit den andern Gäſten ſorglos auf.)

Jochai.

So kommt zum Mahl! Beginnen wir das Feſt!
Wo weilt Ihr, werthen Gäſte? Judith — Ha!

Uriel.

Sieh hin, Jochai! Ja, Du ſtolzer Freier,

an der rechten Quelle getrunken hatten, kehrten mit stentorischem Aufgebot ihrer Lunge heim. Das holländische Volk ist nicht kriegerisch oder besonders tapfer — Napoleon I. ließ bekanntlich ein holländisches Regiment, das sich schlecht geschlagen hatte, mit umgekehrtem Gewehr marschiren — aber es ist unbändig und wild, und die vielen Meutereien und Mordscenen, die Hollands Geschichte beflecken, vor Allem der gräßliche, an den edlen Brüdern de Witt von Pöbelhand vollzogene Mord, beweisen die Heftigkeit des Volkscharakters. Kein Wunder denn auch, daß ich im schon hereingebrochenen Dunkel der Nacht, wo sich nur noch einige Schritte vom Hotel aus die nächsten Fühlhörner der Orientirung ausstrecken ließen, den vollständigen Eindruck einer Pariser Petroleuse bekommen konnte. „Da werden Weiber zu Hyänen —" singt Schiller; er ahnte die Commune von Paris in den Thaten der Septembriseurs. Wie sich ein betrunkenes Weib, mit wilder Wuth die Brandfackel schwingend, ausnehmen kann, sah ich an einer schon bejahrten Frau, die im Kreise von sechs andern Frauen und Männern in Volkstracht, sämmtlich armverschränkt, durch die Hochstraße anmarschirt kamen und mit einer unverkennbar spirituös angeregten Begeisterung ein Volkslied, eine Art „toppre Landsoldat", wie Sturmgebraus sangen. Das Auge der alten hochgewachsenen Frau flammte, ihr Fuß, immer im Gleichtakt mit der Marschmelodie des Liedes, schritt hinaus wie zum Angriff, ein trotziges, hohnlachendes Verachten alles Anstandes, aller Sitte sprach aus ihrer halbirren Miene. Sie, die vielleicht Sechzigjährige, that wie die jungen Mädchen, die neben ihr schrieen, wie die jungen Burschen in Hemdärmeln, die Jeden niedergetreten haben würden, der etwa die Kette, die den ganzen Damm einnahm, hätte hemmen wollen.

Mild beschien der Mond das Standbild des Erasmus, dem man gegenwärtig einen würdigeren Hintergrund zu bauen scheint, als wenigstens sein vis-à-vis ist, der tägliche Küchenmarkt. Sein Freund Oekolampad steht in Basel an weihevollerer Stelle. Die Inschrift, die des großen Zauderers und doctrinairen Hemmers der Reformation Verdienste rühmte, ist lateinisch und holländisch und ellenlang. Die Züge im Antlitz

der Statue waren vom Bildner nicht zu verfehlen nach den vielen Bildern, die uns die Zeit von dem früh Gealterten und Kränkelnden und von Meisterhand hinterlassen hat. Da man ihn noch in seiner Jugendfrische abgebildet sieht, so hat er etwas von den feinen, spitzen Zügen Voltaire's, denen sich sogar die Züge des Melanchthon genähert haben, ohne freilich so bizarr auszuarten, wie bei dem boshaften Franzosen. Ein schönes, starkes, gerundetes Kinn gehört zu jedem feinorganisirten Geiste, obschon ich nicht leugnen will, daß ich berühmte und — sehr von sich eingenommene Männer kennen lernte, die keines hatten. Erasmus blättert in einem Buche, wodurch sein Haften an der Bücherwelt bezeichnet sein kann, sein Unvermögen, kräftig den Geist auch aus der Bücherei in's Leben zu übertragen.

Im verklärenden Dämmerlichte stand die ehrwürdige St. Laurentiuskirche, Rotterdams Kathedrale, ein Bau, der alle Kennzeichen seines holländischen Ursprungs trägt. Der Backsteinbau ist sogleich ersichtlich in den weißbemalten Linien des Mörtels. Wohnungen für Kirchendiener schienen mir in praktischer Weise in die gothischen Formen hineingebaut. Natürlich ertönte auch hier, wie fast von allen größeren Kirchen Hollands, jede Viertelstunde ein Glockenspiel, richtiger eine Thurm-Spiel-Dose, da ihre Vorrichtung nicht auf Glocken, sondern Stäben und demselben Gesetz beruht, wie die Leierkasten zusammengesetzt sind. Die katholische Kirche, sonst so spröde gegen die Hervorbringungen ihrer abtrünnigen Schwester, hat sich diese Anregung der Phantasie, das viertelstündige Erinnern an das Vorhandensein der Mutter-Kirche durch Glockenspiele angeeignet. Nur daß die Jesuiten, ihrem Molinismus getreu, den Eisenstäben das ganze musikalische Repertoire der Zeit zur Verfügung stellten. Die Kirchen in Genua hörte ich Verdi und Donizetti spielen.

2.

Der Geschäftsführer des Hotels, in welches ich durch Ueberredung eines Mitpassagiers gekommen, war ein jungkölnisches Blut, eine fidele Haut, jedem Deutschen bei Schwierigkeiten im Verständigen mit der Bevölkerung ein entschlos-

ſener Beiſtand. Aus dem Entzücken, das er über die pſychologiſche Merkwürdigkeit empfand, jenen Mitpaſſagier ſofort auf den erſten Blick als einen alten Kölner Schulkameraden erkannt zu haben, kam ſein gemüthlich deutſcher Sinn zwei Tage lang nicht heraus. Aber — ſein Hotel („Zum heiligen Lucas") würde ich niemanden empfehlen, der ſich nicht ſchon an die holländiſche Hotelunbequemlichkeit und hierorts übliche Raumerſparniß gewöhnt hat.

Der Holländer iſt, wie der Invalide im Egmont ſagt, „beidlebig". Er hat dem Waſſer die Erde erſt zu Wohnungen mühſam abgerungen. So ſind denn auch die Wohnräume meiſt nach dem Charakter einer anſtändigen Koje auf einem Schiff eingerichtet. Die Fenſter ſind groß und mächtig groß. Sie ſcheinen Luft und Licht wie das unermeßliche Meer zu verſprechen. Aber — ſie können nur zu einem Fünftel ihrer Höhe aufgezogen werden. Das Zimmer bleibt dumpf und dunkel. Vis-à-vis hat man meiſt unmittelbar andere Lebenseriſtenzen, die ſogleich jede unſerer Bewegungen controliren, z. B. in Rotterdam und im Sanct Lucas mein entrüſtetes Betaſten einer Kaminwand, die bei 28 Grad Hitze noch aus der Küche die letzte Wärme an mein Bett heraufführte, oder das verzweifelte Suchen eines Sophas, eines Möbels, das in Holland in einem Zimmer, wo geſchlafen wird, überall unerfindlich iſt. Der Begriff eines Canapé gehört überhaupt in allen romaniſchen Ländern und in denen, die den Romanen nachäffen — (Holland gehört dazu) nur zum „Salon". Wer alſo nicht ſogleich zwei Zimmer miethet, kann ſich in Holland auf keinen bequemen Apparat zum Meditiren oder Ausruhen von langen Wegwanderungen gefaßt machen. Und noch einen andern Mangel der holländiſchen Gaſthöfe ſprach mir mit einem elegiſchen Blick gen Himmel ein deutſcher Kellner im Haag aus: „Und dann, mein Herr," ſagte er im Tone ſittlicher Entrüſtung, „reiſen Sie durch ganz Holland, Sie werden in keinem einzigen Hotelzimmer einen Stiefelknecht finden!"

Der am Hafen Rotterdams fortlaufende Quai führt den gemüthlichen Namen die Bäumchen (de boompjes). Alleen von Pappeln, Weiden oder Akazien in die Straßen zu pflanzen, davon die großmächtigen, in Holland nur zu einem Fünftel

Luft gebenden Fenster beschatten zu lassen, gehört zu dem besondern Geschmack des Nordens. Jetzt huldigen ihm sogar einige gemüthvolle Seelen in Berlins Koch-, Zimmer- und Jägerstraße und pflanzen in diese geschäftsbelebten, eher an Alles als Heine's „frienen Beeme" erinnernden Straßenzeilen Akazien und Linden, die höchst kümmerlich im Pesthauch der Gaslaternen und Rinnsteine gedeihen, auch bereits Ende Juli reif bis zum Blätterfall sind.

An den Rotterdamer Boompjes gleicht die Maas in solchem Grade einem Meeresarm, daß man schon am Meere selbst zu sein glaubt. Ohne Bewaffnung des Auges kann man fernhin kein Ufer entdecken. Doch lassen wir die Ferne und halten uns an's Schaffen und Arbeiten der nächsten Welt, das uns rauschend unter den „Boompjes" umgiebt. Freilich nicht wie im Theater, wenn „Hafenleben" dargestellt wird, z. B. in der Stummen von Portici, wo Einer den Andern umrennt, Türken, Juden, Matrosen und Neger durcheinander laufen. Diese „Bäumchen" sind lang genug, um Jedem Platz zu lassen. Hier ist kein Gedränge, keine Lebensgefahr, die Wagen haben ruhige Spur und doch sieht man nirgends eine müßige Hand. Die Schiffe werden entladen oder nehmen neue Waaren auf. Berge von Farb- und tropischen Nutzhölzern sind aufgethürmt. „Farbwaaren-Handlung", „Eisenhandlung", „Kohlenhandlung" — das ist das dritte Wort an den Schildern der Häuser, die auf der einen Seite der „Boompjes" stehen. Je kleiner das Messingschild die Firma angiebt, desto vornehmer. Nur die Schilder mit „Gedistilleertem" (Branntwein) bedienen sich größerer Buchstaben. Ohrenzerreißend ist der Klang der niedergeworfenen Eisenplatten oder Stangen, die entweder aus Schweden kommen oder nach überseeischen Plätzen verladen werden. Ein Schiff mit drei Masten, wie derartig Hunderte in Hamburg vor Anker liegen und uns nicht eben besonderes Erstaunen vor dem Begriff eines Kauffahrteischiffes abnöthigen, ist nur eine einfache „Bark". Sie kann allerdings seetüchtig sein für eine Reise um die Welt, aber sie ist nichts gegen die Leviathans von Schiffen, die man in Rotterdam sieht. Durch Gerüste wie bei einem Bau erhielten sie ihre Fracht zugeführt.

Einer dieser Riesen, einem schwimmenden Dock vergleichbar, führte den Namen „Kosmopolit Nr. 3". So gab es also eine ganze Familie dieser Ungeheuer, die uns die so sehr versandete Elbe nach Hamburg nicht zuführen kann.

Alle zwanzig Schritt steht unter den dünngesäeten Boompjes ein Bretterhäuschen. Hier werden die besondern Geschäfte für jene Dampfschiffe abgemacht, die dort in unabsehbarer Reihe mit ihren Wappen und Flaggen harren, bis die Glocke läutet, wo sie nach Hull, Dünkirchen, Havre, London, Bordeaux die Anker lichten. Den Docks gegenüber, stattlichen Erleichterungen der für das Bergen ihrer Waaren im Raum so beschränkten Stadt, befindet sich auch ein Häuschen für die Düsseldorf-Mainzer Rheinschifffahrtslinie.

Natürlich hört man spanische und englische Laute, sieht aber nicht so viel Farbige, wie ein guter Regisseur für „Hafenleben" auf der Bühne anbringen würde. Ich habe keinen einzigen Schwarzen gesehen, keinen einzigen überraschend Braunen oder Gelben. Der Javaner ist ein Sclave und erwartet noch den Tag seiner Freiheit. Nicht so sehr aus den Händen der holländischen Regierung als aus denen der grausamen Könige im Innern der großen, wie ein Paradies an allen Reizen und Gaben der Natur, aber auch an Tigern, Schlangen und Schrecken aller Art gesegneten Insel. Die Holländer halten die Peripherie derselben besetzt, und drinnen hausen auf Gebieten, die an Umfang Würtemberg, Bayern, Hannover gleichkommen, jene Könige, die erst den Kaufleuten das Zustandekommen einer reichen Kaffee-Ernte verbürgen. Denn diese ist nur möglich, so behauptet die Kaffee-Börse von Amsterdam, wie ehemals die sichere und einträgliche Baumwollenernte — durch die Sklaverei. Schon mancher holländische Romandichter hat neuerdings „Onkel Tom's Hütte" auf Java übertragen.

Von Tigern und Schlangen zu reden, so sind bekanntlich die Zoologischen Gärten von Rotterdam und Amsterdam in der Lage, sich des Vorrangs vor allen andern gleichen, dieser Mode des Tages huldigenden Instituten, selbst London nicht ausgenommen, rühmen zu dürfen. Paris zählt hier nicht mehr mit, seitdem es seinen Jardin des plantes während der Belagerung verzehrt hat. Die holländischen Thiergärten sind

das Gestüt, die Brutanstalt für die von Köln, Frankfurt, Hamburg, Berlin, Dresden. Sie haben vom Verkauf ihres Nachwuchses oder ihrer Doubletten einen ansehnlichen Gewinn. Ich hatte vom Durchwandeln des Rotterdamer Thierparks einen wahren Genuß. Nur that mir leid, daß gleich am Eingang, dicht neben einer Pracht-Enfilade von schön gefiederten Papageien, ein einfacher — Bernhardinerhund in einem Käfig gefangen saß. Ist doch der Hund der besondere Liebling des Menschen. Ganz auf uns angewiesen, ist er uns in solchem Grade befreundet, daß er in keine Menagerie gehört. Und vollends der Bernhardinerhund, der zu unserm mildthätigen Vereinsleben dressirt wird und so rührende Vorstellungen von den Zwecken der Humanität weckt. Mir schien dieser arme Bernhardinerhund von Rotterdam einen Verschütteten im Schnee zu wittern und wie in Angst, ihn nicht retten zu können. Ohne Scherz, wie würde es auf uns wirken, wenn wir in einem New-Yorker Zoologischen Garten einem eingekerkerten deutschen Pudel begegneten! Der Hund gehört in eine Acclimatisations-Anstalt, wo Racenzucht betrieben wird.

Ueberraschend war mir dann die Angabe eines Führers, daß ein Löwe von so gewaltigen Dimensionen, wie ich solche seit Jahren nicht gesehen, erst fünf Jahre alt und ein geborener Europäer sein sollte. Es war ganz der gewaltige König der Wüste wieder, den ich als Knabe in des berühmten Van Aken Menagerie auf derselben Stelle voll Grausen betrachtet hatte, wo sich jetzt, wenn Graf Raczynski hartnäckig bleiben sollte, vielleicht das neue deutsche Reichstagsgebäude erhebt. Gerade an der nämlichen Stelle, wo dann vielleicht die Ministerbank steht, Raczynski gegenüber, steckte Van Aken's Compagnon, Monsieur Martin, seinen Bismarck nicht ähnlichen bildschönen Kopf vertrauensvoll zwischen die aufgerissenen Zähne des dressirten Unthiers. Der Genius loci könnte wunderliche Regesten schreiben und der Humor der Weltgeschichte sie in Verbindung bringen!

Doch nichts hier von der steuerseligen Dressur des Löwen, deutsches Volk genannt (gelegentlich bemerkt: die holländischen Kammern sind die schwierigsten Geldbewilliger unter allen constitutionellen Körperschaften); im Thierpark Rotterdams

überraſchte mich noch ein Steinbock, ein eben erſt von Antwerpen angekommenes Prachtexemplar. Der wilde Kerl hatte ein Ausſehen und ein Gebahren, geradezu wie wenn er mit dem Teufel durch „Zuchtwahl" verwandt ſein könnte. Sein Blick war ſcheu und wild. An Alles, was nur feſt ſtand, rannte er mit ſeinen mächtigen Hörnern an, die immer von unten her mit einer wie tückiſchen Berechnung eingeſetzt wurden. Sein bizarres Ausſehen mehrten die langen zottigen Büſchel an den Beinen, die ihm beim Gehen förmlich wie Hoſen ſtanden. Die Natur, die trotz unſerer Philoſophie teleologiſch denkt, ſcheint ihm die Polſterung der Kniee zum Fortrutſchen auf den Felſen, zum bequemeren Aufliegen, geſchenkt zu haben. Ein Steinbock iſt jetzt in unſeren deutſchen Alpen faſt ſo ſelten wie der „Tazelwurm", der denn doch noch immer im bayeriſchen Gebirge geſehen wird, wenn ein Bäuerlein vom Wirthshaus heimkehrt und zu viel Tölzer Bier getrunken hat.

Liebenswürdiger kölniſcher Landsmann, es iſt mir nicht behaglich in deinem „heiligen Lucas" — ich will die Nacht im Haag ſchlafen, und zwar in einem Zimmer des nach Bädeker erſten dortigen Hotels, wo ich hoffentlich mit der Küche keine andere Verbindung haben werde, als durch die Speiſekarte.

Geſagt, gethan. Aber man nehme ſich in Acht, man muß die Reſidenz der Könige von Holland am Spoorwegſchalter nie „Haag", ſondern immer nur „den Haag" oder „Gravenshaage" nennen, ſonſt kann es Einem gehen wie mir, der beim Betreten des Warteſaals bemerkte, daß er ein Billet nach „Harlem" bezahlt hatte. Indeſſen erfolgte die Zurücknahme am Schalter ohne Anſtand. Aber aus dem mehrſeitigen Verlangen und Rufen in der Queue, die vor mir ſtand, vernahm ich, daß niemand nach „Haag", ſondern Alles nur nach „dem Haag" wollte, gleichſam nach „dem Gehege", alſo einer Wildſtation, wie denn auch die Stadt aus dieſer erſten Beſtimmung ſeines Schloſſes entſtanden iſt.

Die Eiſenbahn zwiſchen Rotterdam und dem Haag läßt ſo unmittelbar in das Familienleben und das Leben auf dem Lande der Holländer einblicken, daß man ausſteigen und ſich

an den gemüthlichen Idyllen des gedeckten Tisches vor den Häusern, der sich in den Gondeln schaukelnden Jugend, des gewiß von zarten Händen berührten Pianos, das man vernimmt, betheiligen möchte. Besonders beim Stillstehen des Trains ließen sich diese Einblicke bis in's Detail verfolgen.

Delft, wo Wilhelm von Oranien einer lange lauernden Mörderhand unterlag und begraben liegt, erschien umgeben von allen Kundgebungen des Behagens im Wohnen und Genießen der Natur, wie sie Gott nun einmal dem Holländer, etwas karg, beschieden hat. Die Frösche, hie und da von den Wiesen ein Unkenton, werden jedenfalls immer in die Chopin'schen Notturnos mit einfallen. Die Gedichte von „Schmidt von Werneuchen", die jetzt hundert Jahre alten „Musen und Grazien aus der Mark", würden hier zwischen Delft und dem Haag, an dem endlosen Kanal, wo der Dampfwagen eine Treckschuyt nach der andern überholt, unter diesen Wiesen, Windmühlen, recht in ihrem ursprünglichen, von Goethe mit Unrecht verspotteten Naturgefühl genossen werden können. Man sollte sie den Holländern übersetzen.

Bädeker nennt das Haager „Hotel Bellevue", gelegen am Holland'schen Spoorwegs-Hof und am Eingang zum Park, „sehr vornehm", und richtig, das meist von Engländern und Holländern, die nach Scheveningen wollen, besetzte Hotel bot denn auch dem Ankömmling keinen andern Platz, als — ein Bedienten-Zimmer unterm Dach. Aber ich war zufrieden. Fehlte auch, wie natürlich, das in Zimmern mit Betten nur germanische Canapé (Lotterbett, Bärenhaut), so entdeckte ich doch keine Verbindung mit dem Küchenherd, hatte kleine Fenster zum vollen Oeffnen und eine herrliche freie Aussicht in einen Garten, der zwar in der Sonne todt und verschmachtet lag, aber doch noch hinreichendes Grün, mehrere Statüen und die bekannte große Glaskugel darbot, in welcher aufgefangen Manchem die Welt so besonders anziehend erscheint. Hat doch sogar Lessing die Natur statt grün zur Abwechselung einmal roth gewünscht. Die Haager Gartenkugel war blaßhimmelblau.

Wohnte ich demnach auch nur wie ein Courier der „sehr

vornehmen" Herrschaften unter mir (und ich sah stolze, wunderbar schöne Myladies durch die Corridore schreiten, die unmittelbar aus Somersethouse gekommen sein konnten — D, so war ja an der Table d'hôte oder mit sonstigen Anläufen zur Vergrößerung meiner Rechnung Gelegenheit geboten, nachzuholen, was mir an Piedestal fehlte. Das Mittel, das ein bekannter deutscher Schriftsteller und berühmter Ordensjäger auf Reisen anwendet, um seine Bedeutung sofort vor dem profanum vulgus festzustellen, die Anknüpfung seiner Ordensbänder an den Schlafrock, konnte ich nicht wählen, da ich bei dem spärlichen Gebrauch, den ich von dem einzigen Orden meines Besitzes zu machen pflege, vergessen hatte, das nöthige Band mit auf die Reise zu nehmen.

„Der Haag" hat mir nun über alle Maßen gefallen. Wie man hat darauf kommen können, diese elegante Stadt, das Modell aller Städte, öde und langweilig zu finden, mögen die verantworten, die vom Städteleben nur Zerstreuungen und keine Garantie für geregeltes Pflichtenleben verlangen. Unsere nächste Aufgabe ist denn doch „der Kampf um's Dasein". Wo kann man ein Leben der Alltäglichkeit behaglicher führen, als in einer so wohlgepflegten, überraschend nach den Gesetzen des Schönen angelegten und fortgeführten Stadt! Mächtige Alleen durchziehen die Straßen, die Mauern verdecken kleine Hausgärten, die Kanäle sind nicht wie in Amsterdam zu einem Drittel Morast, sondern hell und klar und nirgends stocken oder stauen sie. Das Straßenpflaster sucht seines Gleichen. Zumeist aus Mauersteinen bestehend, die mit großer Regelmäßigkeit auf den Sandboden gelegt sind, bietet es nirgends, wie bei uns, wenn man dergleichen Wege aus Backsteinen nachzubilden versucht, Lücken, ausgetretene Stellen und ähnliche Halbheiten. Es ist ein wahrer Genuß, im Haag eine Straße hinunter zu blicken und ebenso hinunter zu fahren. Die Fenster sind spiegelblank. Da sie alle groß und fast in Ueberzahl angebracht sind, so ist die Wirkung des Glases blendend. Ein Haus scheint mit dem andern an Pflege zu wetteifern. Ist es angestrichen, etwa dunkelbraun, wie oft vorkommt, die echte Kaffeefarbe, so machen theils die vielen und großen Fenster, theils die häufig angebrachten, meist

weißen Stuccaturen, daß die Bemalung nicht stört. Nach Scheveningen zu sind die Straßen ganz besonders neu. Die Häuser tragen hier den Charakter der Villen und scheinen nur durch originelle Zeichnung noch jetzt dem alten Ruf der Holländer, große Baumeister zu sein, zu entsprechen. Manche deutsche Kirche, manches deutsche Rathhaus ist ja von Niederländern erbaut. Kurz, es ist überall ein freundlicher, lachender Eindruck, den uns der Haag bietet, in seinen Plätzen, Straßen, Kanälen, wie in den Läden und den Kaffeehäusern. In ganz Berlin giebt es kein Kaffeehaus wie das „Südholländische Kaffeehaus" am Groenmarkt und Rathhause. Wol neun Billards stehen unmittelbar neben einander in einem großen Saale, dem sich ein freundliches Gärtchen anschließt. Sei hier bemerkt, daß jedes Seidel Bier und selbst vom kleinsten Zapfjungen in einer Kneipe, wohin man sich auf „echtes bayrisches Bier" von einem Dienstmann führen läßt, nicht aus freier Hand, sondern auf dem Präsentirbrett dargereicht wird. Welch ein Gegensatz zu der seligen Fischerliesel am Schliersee im bayrischen Hochgebirge, die ihrer Zeit ihre Fische und die Krügel Bier, ein Krügel an jedem Finger der linken Hand, ihren Gästen, unter denen sich Cornelius und Görres befinden konnten, auf den Tisch setzte mit dem gemüthlichen Zuruf: „Nun, da habt's zu fresse und zu saufe!"

In dem eleganten Haag wohnt der König, den wir Alle aus seinem Verhalten in der Luxemburger Frage kennen gelernt haben. Seine Gemahlin, die Tochter König Wilhelm's von Würtemberg, Mutter zweier schon herangewachsenen Söhne, war nicht anwesend. Madame Musard, die Pariserin, fesselt die Majestät, sagt man, noch immer, obschon sie schon damals, als sie den Verkauf von Luxemburg an die Franzosen leitete, nicht mehr jung war. Der König haßt bekanntlich die Deutschen und liebt nur die Franzosen. Krieg und Frieden ist in der holländischen Verfassung ein ausschließliches Vorrecht der Krone, und in der That soll sich ein gesiegeltes Schreiben des Königs an seinen lieben Vetter Napoleon in Paris im Juli 1870 schon in des Königs Tasche befunden haben, worin er diesem mit 60,000 Mann zu Hülfe zu kom-

Der gegen Wechſel Herzen eingetauſcht
Und am Verfalltag doch betrogen ward!
Komm her und ſchände mich mit Deinem Fuß
Zum zweiten Male hier vor dieſem Altar!

(Stürzt zu Juditbs Füßen.)

Jochai

(vernichtet bei Seite).

Vermählt mit einer Leiche!

Manaſſe.

Rettung, Silva!

Silva.

Es iſt zu ſpät! Hier ſcheitert meine Kunſt.

Judith.

Siehſt Du, Acoſta? Haſt Du glauben können,
Daß dieſe Seele, die Du zart gebildet,
Nicht wüßte, was ſie ſchuldig war der Liebe?
Mein Vater iſt gerettet — doch nur ſo!

(Sie nimmt den Myrthenkranz ſich ab.)

O eine andre Welt hab' ich geträumt
Und ſüßre Hoffnungen von dieſem Leben!
Ein kurzer Frühling nur hat ſich erfüllt,
Ein wenig Blumenduft — doch der war ſchön,
An Wonne überreich, daß er im Sterben
Mich ſelig übertäubt — leb' wohl, mein Vater,
Vergieb dies Opfer einer höhern Liebe!

(Sie reicht ſterbend Acoſta den Kranz.)

Nimm hin, Du Einz'ger, dieſer Kranz iſt Dein.

(Sie lehnt ſich und ſtirbt.)

men versprach. Minister Thorbecke war es, der ihm diese Frucht vielleicht einer Schäferstunde entwand und ihm den Standpunkt klar machte, den Holland in dem Zweikampfe zweier großen Nationen einzunehmen hatte. Um diesen Thorbecke, der eben gestorben, trauert das ganze Land wie um den gebrochenen Mast eines Schiffes auf hoher See. Sollte Herr von Dalwigk in Darmstadt nichts dagegen haben, so möchte man in der That versucht sein, Cavour, Bismarck und Thorbecke die drei Staatsmänner der Zeit zu nennen. Auf kleinem Gebiet, aber unter unsäglichen Schwierigkeiten und Bedrängnissen hat der seinem Vaterlande zu früh Entrissene (obschon Thorbecke betagt geschieden, 76 Jahre alt) Außerordentliches geleistet. Bald an der Spitze der Opposition, bald Minister, wurde Thorbecke die Verkörperung der Erwägungen über die Lage des Landes, die ihrer tactischen Bedeutung wegen nicht zu umgehen waren.

Drei niederländische Könige haben sich gewunden und wie wilde Rosse nach hinten und vorn ausgeschlagen, um ihren angebornen und anerzogenen Abscheu vor Volksfreiheit bei den Verfassungsbildungen und -Umbildungen Hollands durchzusetzen. Ihre Umtriebe zur Hemmung liberaler Maßregeln unterstützte die eigenthümliche Partheierklüftung des Landes seit 1830. Denn weit entfernt, daß mit der Auflösung des ehemaligen Königreichs der Niederlande diejenigen Elemente in dem neu erstandenen Belgien zurückgeblieben wären, die sich mit den nördlichen Provinzen, dem Geist und den Interessen derselben nicht vereinigen konnten, zeigten sich vielmehr in den Kammern Hollands — (dort in dem schönen alten Schlosse von Gravenshage, an dem mit Schwänen belebten, von herrlichen Lindenbäumen umstandenen Weiher hatten sie ihre Sitzungen —) all' die Nüancen vertreten, die einen Staatsmann, der es 1815—1830 in Brüssel Jedem hätte recht machen wollen, zur Verzweiflung bringen mußten. In Holland ist eine Musterkarte von Partheischattirungen zurückgeblieben. Da giebt es reactionäre und liberale Katholiken, reactionäre und liberale Protestanten, ultramontane und pietistische Dunkelmänner, aber auch ultramontane und pieti-

ſtiſche Freiſinnige, die ſich zum reinen Liberalismus nicht erheben können, wenn nicht erſt für die Kirche geſorgt iſt.

Thorbecke, urſprünglich Profeſſor der Rechte in Leyden, eine Zeitlang Student in Heidelberg (wie er denn überhaupt in deutſcher Wiſſenſchaft und Politik heimiſch war), ſuchte ſeinen Schwerpunkt in den volkswirthſchaftlichen Intereſſen, in den Eiſenbahnen, in der Regelung des zerrütteten Finanzweſens, in der Anbahnung einer Reform der Colonial-Verwaltung und mit beſonderem Glück in der Verbeſſerung der Schulen. Die Mehrzahl im Volke, die nur den ruhigen, intelligenten Handelsgeiſt vertritt, die Mehrzahl, die im Frieden erwerben und das Erworbene ruhig genießen will, wurde Thorbecke's nachdrücklichſte Stütze. In Holland wogt noch jetzt die Debatte auf und ab; jede Stadt hat eine Zeitung, die auf's lebhafteſte mitſpricht; immer giebt es eine brennende Frage, und der Antheil daran kann zuweilen ſo ausarten, daß darüber in Amſterdam Zuſammenrottungen in den Straßen entſtehen, wo dann der Pöbel eine ganz beſonders malitiöſe Haltung anzunehmen pflegt und z. B., gedrängt von berittenen Ruheſtiftern, dieſe durch Zerſchneiden der Sehnen ihrer Pferde zu Falle bringt, wie geſchehen. Aber demokratiſch iſt Holland nicht. Die Elemente der Anarchie ſind in dem reichen Lande zu ſpärlich vorhanden. Arbeiterbewegungen und Strikes haben hier noch keine Nachahmung gefunden. Gegen die Kaufleute und Ackerbauer treten in Holland alle anderen Stände zurück. Und mit dem Wohl dieſer beiden hervorragenden Klaſſen iſt der gemeine Mann zu eng verbunden.

Die erinnerungsreichen Räume, wo ſchon die Generalſtaaten einer glorreicheren Periode als der jetzigen holländiſchen gewaltet haben, aber auch ein Patriot wie Oldenbarneveld ſeine letzten Stunden verſchmachten, das Schaffot beſteigen mußte, weil ihm Prinzenlaune ſeinen Ruhm beneidete, Fürſten-Undankbarkeit nicht mehr den alten Zoll der Achtung eines Schülers vor dem Lehrer erweiſen wollte — dieſes intereſſante Gebäude ſah ich mir nur von Außen, beſonders in dem maleriſch gelegenen Hofe an. Die Aufdringlichkeit von Führern, die aus jedem Winkel hervorſchießen, wenn man ſich ruhig, freilich ſein verrätheriſches rothes Buch in der

Hand, auf seine eigenen Augen verlassen will, verleidete mir die Besichtigung, die ich dann später nicht nachholen konnte.

Eine dieser Harpyen, die mir an einer Straßenecke auflauerte, ruhte nicht eher, bis ich die Gemäldesammlung eines Oberhofmeisters der Königin gesehen hatte. Allerdings hatte ich Ursache, ihn für seinen Eifer zu loben und der abwesenden Excellenz im Geiste mein Compliment zu machen. Der Besitzer ist Garçon. Seine Geliebte ist diese Gemäldesammlung, die in vier Zimmern Bilder von außerordentlichem Werth vereinigt. Deutschland ist leider dabei nicht vertreten. Nicht einmal von einem Stuttgarter Maler, etwa Freund Rustige, hat dieser Herr Jonkheer (Holland besitzt keinen zahlreichen, aber einen sich fühlenden Adel) zur Genugthuung für die königliche Dame, bei der er im Dienst steht, ein Bild angekauft. Wir begegnen nur alten Meistern oder von neuern Belgiern und Franzosen. Deutsche Art und Kunst wird in Holland von obenher nicht anerkannt. Im Winter gesellt sich eine französische Schauspielertruppe zu einer holländischen. Hoffentlich ist die französische Oper, die es im Winter ebenfalls geben soll, nur eine Erweiterung des Schauspiels, oder hat Madame Musard wirklich noch eine zweite Truppe zur Verfügung? Seltsam, wie manche Völker sich ihre Meister auswählen! Was hat dies Holland unter Ludwig XIV., unter den französischen Revolutionairen, unter Napoleon I. erdulden müssen! Und doch — die Blicke seiner Bewohner sind nur nach Westen gerichtet, von wo ihnen, ganz nach Victor Hugo, die Civilisation zukommt. Sie haben vor den deutschen Ruhmeserfolgen allen Respect, aber auch zugleich von dem siegreichen „Militairstaat" eine Vorstellung, als wäre in ihm der Mensch zu einer Art von Hausknecht degradirt, der ihn nicht mehr für die gebildete Gesellschaft Europas verwendbar mache.

Die zweite Pression, die mein Führer auf mich ausübte (natürlich gehörte er dem Stamm an, der in Holland schon lange seine volle Freiheit genießt, auch Minister hervorbringen kann, wenn das Talent eines Lasker dazu vorhanden ist, sich aber bis jetzt noch vorzugsweise mit Schachern begnügt, ja

in Amsterdam beinahe polnische Zustände zeigt), war die, einen Wagen zu nehmen, um in „den Busch" zu fahren und das „Haus im Busch" zu besehen, den Wohnsitz unserer Landsmäunin, der Königin.

Wären bei diesem Schlößchen die Gewässer ringsum nicht gar so still und todt, der grüne Laich, der auf ihnen liegt, so weit entfernt von dem Charakter hesperischer Cascatellen, man könnte sich an ein Belriguardo erinnert fühlen. Der sonnige, herrliche Himmel unterstützte die Vergleichung; ein grüner Park war da und in ihm ein Gebäude, das mit künstlerischem Auge angelegt, vornehm in seinem Treppenaufgang, sich auch vielversprechend in seinen Seitenflügeln präsentirt. In der That sucht in ihrem Innern die Rotunde ihres Gleichen. Sie ist durchweg bemalt. Man fühlt sich nach Versailles unter die historischen Bilder eines veralteten, aber majestätischen mythologischen Geschmacks, in die Rubensgalerie des Louvre versetzt, wo die königlichen Hoheiten, die Prinzen und Prinzessinnen mit Mars, Amor und Minerva Arm in Arm gehen und die Allongenperrücke, auch ohne Blumauer oder Offenbach, schon im Homer vorgekommen zu sein scheint. Hier ist es Rubens' Schüler Jordaens gewesen, der mit Hülfe anderer Künstler, die sich seiner Idee unterordneten, unter ihnen Honthorst, die gewaltige Kuppelwölbung und die Wände ringsum mit einer phantastischen Verherrlichung des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien bemalte. Die Witwe des Letzteren, eine geborene Gräfin von Solms, eine Deutsche, hat diese unzähligen Figuren, diese Schimmel und Triumphwagen, diese wilden Cyklopen, Drachen und Engel mit ihrem Witwengehalt bezahlt. Man glaubt, wenn man in der Mitte des Saales steht, eine Symphonie der Zukunftsschule zu hören, Wagner's berühmtes Lohengrinkunststück mit den viermal verschiedenartig nacheinander einsetzenden Trompeten oder einen ähnlichen Spectakel. In diesem Saal zu speisen oder gar hier zu wohnen, muß schrecklich sein. Aber darin muß der Beurtheiler gerecht sein, wenn man ähnliche deutsche Allegorieen, etwa die Welterschaffung nach Hesiod, das Schinkel'sche Durcheinander in der Vorhalle des Berliner Museums oder die gelehrten Malereien von Cornelius, Genelli und Andern

überhaupt mit diesen Arbeiten vergleicht, so verdienen die mehr als zweihundert Jahre alten Werke nach Malerei und Schwung der Phantasie den Preis. Denn diese sind mit wirklicher Inspiration geschaffen. Sie sind nicht an der Studirlampe aus Büchern, die dem Maler wildfremd sein sollten, mühsam herausgelesen. Diese Bilder hier scheinen aus dem Rahmen zu springen, z. B. die Schimmel — nein, richtiger Isabellen, die den Triumphwagen ziehen. Jeder Muskel an ihnen zuckt. Man begreift bei den Künstlern, die dergleichen schufen, den Ursprung der Ruhe nicht, die dazu gehört, ein so unruhiges Leben auszuführen.

Dann wandelten wir weiter durch die Zimmer der Königin. Leider setzten die Eindrücke, die wir empfingen, die aufregende und — abstoßende Wirkung fort. Die Wohnräume sind berühmte chinesische und japanische Zimmer, ausgestattet mit Allem, was an Hollands Beziehungen zu diesen Ländern, die den Holländer noch jetzt bevorzugen, erinnert. Zum Chinesischen und Japanischen gehört allerdings das Barocke. Daß aber eine sinnige Frau in einer solchen Fülle von Fratzen, Teufeln, Drachen, die rings als Nippsachen auf dem Kamin stehen, unter Unschönheiten über Unschönheiten, die sich in den Formen der Gefäße, Kisten und Kasten u. s. w. aussprechen, wohnen kann, ist unbegreiflich. Und doch — das Piano stand in diesem Chaos! Wenn Mendelssohn bei der Königin von Holland gespielt hätte, so würde er zur Rechten eine häßlich braune Katze und einen widerlichen Teufel von rothem Thon gehabt haben. Bedenkt man, in welcher Art jetzt geist- und gemüthvolle Fürstinnen verstehen, die Spuren ihrer Existenz dauernd in ihren Wohnräumen auszuprägen, die Sinnbilder ihres Denkens und Fühlens in Kunstwerken, Bildern, Kupferstichen, in Büchern zu hinterlassen, so würde man von diesem „Hause im Busch" mit dem Gefühl scheiden, die Schwelle des Aufenthalts einer Seele voll Leere und Alles schal und erbärmlich findenden Nichtbefriedigung verlassen zu haben, wenn nicht das in einem dieser Zimmer unter den häßlichen Vutten, Kannen, Büchsen, Töpfen hängende Portrait des Amerikaners Motley, Gesandten im Haag und berühmten Geschichtsschreibers des Abfalls der Niederlande, doch wenigstens einen ein-

zigen warmen, weiblichen, wohlthuenden Zug, der die Regungen der Freundschaft und des literarischen Interesses verbürgt, hinterließe. Warum ich diese Anmerkung gemacht habe? Weil ich von einer in's Ausland verheiratheten deutschen Fürstin in ihren nächsten Umgebungen die Spuren der Verherrlichung des deutschen Namens verlange.

Es war noch hinlänglich Zeit, das um drei Uhr geschlossene Museum zu besuchen. In seinen untern Räumen, wo allerlei historischer Raritätenkram gezeigt wird, wiederum japanische Fratzen und Scheusale, auch Erinnerungen an Peter den Großen, dem ich Alles schenke, was auf seine überschätzte Persönlichkeit Bezug hat, alle seine Schiffsmodelle, Kinderstuben, Trinkgläser, ließ ich den Inhalt des einfach bescheidenen Hauses auf sich beruhen. In den obern Räumen fesselt sogleich in der Ecke des Treppenhauses ein alter Bronzeguß, Wilhelm von Oraniens Büste. Ja, ihr Dichter und Maler und Bildhauer! Wie gestaltet ihr euch einen historischen Charakter mit allen Willkürlichkeiten der Phantasie! Diese prachtvolle Scene in Goethe's Egmont: Wilhelm von Oranien kommt noch einmal, um von dem alten Freunde Abschied zu nehmen — sie hat stattgefunden zu Willebroek im Jahre 1567 — wer dächte sich hier nicht die Worte der Ueberredung, der Warnung und der dringendsten Bitte, Egmont möge den Spaniern nicht vertrauen, gesprochen von einem unserer zwar schon älteren und gesetzteren, aber immer noch aufgerichteten, männlich schönen Bühnendarsteller! Auch schon in manchem Bilde sah ich Guillaume le Taciturne, wenn nicht als Rivalen eines apollinischen Egmont, doch als eine Art Posa oder Wallenstein. Im Haag steht der Schweigsame einmal auf einem Platze als eine himmellange Figur im spanischen Kleide und ein andermal sitzt er, kriegerischer, wie ein Turnierheld zu Roß in einem Denkmal vor dem Schlosse des Königs, das der Vater der jetzigen Majestät hat errichten und von einer wunderlichen, doch gefälligen, nur die schon etwas enge Straßenpassage noch mehr verengenden mittelalterlichen Mauerstaffage umgeben lassen. Alle diese Darstellungen aber, und die beiden letzten auf unverantwortliche Weise, sind, verglichen mit diesem alten Erzguß, reine Phan-

taſiebilder. Mag auch der ungenannte Bildner den Prinzen nur in ſeinen alten Tagen aufgenommen haben, ſo wurde doch ohnehin das beklagenswerthe Opfer des jeſuitenerzogenen Mörders Gerard nur etwas über fünfzig Jahre alt, und dieſe Züge hier zeigen einen hinfälligen, greiſen, einen durch die furchtbaren Erlebniſſe ſeiner Zeit und ſeiner eigenen Perſon, durch die ewigen Niederlagen, durch die vergeblichen Anſtrengungen gegen Alba und deſſen Nachfolger, durch die Hinrichtungen ſeiner beſten Freunde, durch die Treuloſigkeiten und Ueberläufereien vermeintlicher Bundesgenoſſen faſt gebrochenen, alten Mann mit kleinem, gebeugtem Kopf, nur noch ſpärlichem Haar, jedenfalls gänzlich ergrautem, dünnem Bart. Dieſer Kopf iſt noch in einem andern Betracht lehrreich. Wilhelm von Oranien liebte die Frauen. Als ein äußerlich wahrlich nicht mehr begehrenswerthes Ideal für die Liebe wurde er der Gatte einer vierten Ehe, die er ſchloß. Dieſe Vierte war eine Franzöſin, die Tochter des in der Bartholomäusnacht ermordeten Coligny. Sie wurde die Mutter jenes in dem „Haus im Buſch" von den Malern verherrlichten Oraniers und die Ahnin eines nähern Verhältniſſes der Oranier zum Hauſe Brandenburg. Sie ſoll ſich mit ihrer Pariſer Bildung wenig zurecht gefunden haben, weder in dem damaligen bedrängten holländiſchen Leben, noch in ihrem Gatten. Neben Wilhelm von Oraniens politiſcher Glorie läuft eine Geſchichte ſeines Herzens parallel, und nicht ganz mit gleicher Strahlenbrechung.

Die Perle des Muſeums iſt keineswegs der Potter'ſche Stier in Lebensgröße, um den ſich Alles, was am holländiſchen Käſe intereſſirt iſt, drängte und Seſſel neben Seſſel aufgeſtellt ſtand; auch nicht einer der mehren Rubens, den man ſonderbarerweiſe faſt conſequent in Holland Rubbens ſchreibt; ſondern ein Bild, von welchem ſoeben eine Copie genommen wurde, die Anatomie von Rembrandt. Grauenvoll iſt allerdings der Gegenſtand. Doch milderte dieſen ſchon der Künſtler durch die ſinnige Berechnung, den zur Section beſtimmten Leichnam nicht in ganzer Länge, ſondern in einer Verkürzung, die perſpectiviſch vollkommen befriedigt, auf den Tiſch zu legen. Die Präparation gilt dem

Arm der blutbedeckten Leiche. Aber nicht der leiseste Gedanke an Unschönheit kann hier aufkommen in Folge der Erhabenheit des Vorgangs selbst. Der Professor steht vor uns wie der würdige Repräsentant einer weihevollen, heiligen Stunde im Leben der Wissenschaft, ein Lehrer, ein Prophet. Mit begeistert-ernstem Forscherblick untersucht er das schönste Gebilde der Schöpfung und sucht im Tode nach dem Geheimniß des Lebens. Diese Schüler — lebensvoll sind sie um ihn her gruppirt. Es sind nicht alles unbärtige Jünglinge, sondern gereifte Männer darunter, die vielleicht von weither, aus Deutschland, Frankreich gekommen, um sich die Ergebnisse der Leistungen eines vorgeschrittenen Forschers anzueignen. Unserer modernen Cigarre, die wol jetzt, zum Zeichen der Gleichgültigkeit gegen die Peinlichkeit der anatomischen Morgue und als Präservativ gegen den Geruch, am Cadaver geraucht werden darf, entspricht der Hut, den der Professor aufbehalten hat. Die dunkle Färbung der von den Studentenköpfen geworfenen Schatten ließ mich Anfangs glauben, auch die Leydner Studenten seien auf dem Bilde nicht barhaupt, ein Irrthum, von dem ich lange nicht loskam, da auch mein Scheveninger Barbier, der vielleicht in Leyden studirt hat, mich regelmäßig mit dem Hut auf dem Kopfe rasirte. Aber auf einer Photographie, die hoffentlich nach keinem veränderten Kupferstich aufgenommen worden ist, sind die Studentenhäupter entblößt. Die mächtigste Verschönerin des Stoffes, der zugleich wunderbar gemalt, im Lichteffect mit classischer Meisterschaft behandelt ist, bleibt die Ehrfurcht, die uns vor dem heiligen Beruf der Wissenschaft erfüllt, der Schauer der Freude über die Fortschritte einer Aufklärung, der man selbst solche Opfer der Selbstüberwindung zu bringen im Stande ist.

Soll man nun sagen: Eine Sehenswürdigkeit des Haag ist Scheveningen, oder: Eine Sehenswürdigkeit von Scheveningen ist der Haag?

An der Table d'hôte unter den „Sehr Vornehmen" galt der letztere Satz. Niemand wollte anderswohin als nach dem berühmten Fischerdorfe, wo sich die Meereswoge an der sandigsten, molligsten Düne der Welt bricht, wo sich aber auch

— der holländische Gulden (er ist von gleichem Werthe wie der süddeutsche) ganz nur noch in einen französischen Frank verwandelt hat. Scheveningen ist das theuerste aller Seebäder. Ich habe ihm sechs Tage gewidmet und muß ihm ein eigenes Kapitel geben. Die in solchen Fällen der Annäherung an das Meer bei den deutschen Schriftstellern übliche Ekstase, Poseidon's, des feuchten Lockenschüttlers, Anruf, einige Liebesblicke mit den Nereiden, einige Schmeichelworte für die Oceaniden, einige Griffe in die alte Nordlandsharfe, etwas Möwengeflatter und zum Schluß ein jauchzendes „Thalatta! Thalatta!" (mancher unserer betriebsamen Literaturmacher glaubt gewiß, diesen Ausruf hätte H. Heine und nicht die 10,000 xenophontischen Griechen erfunden) — diese Feuilletonkünste wolle mir der freundliche Leser erlassen, aber auf den Gegenstand wohlgeneigt gespannt bleiben.

3.

Sollte der Leser geneigt sein, sich einmal an der Düne von Scheveningen in Amphitritens Arme zu werfen, so muß ihm gerathen werden, bereits in dem betreffenden Winter, der seinem Vorhaben vorangeht, eine Correspondenz mit dem Magistrat der königlichen Stadt Haag zu eröffnen.

Diese so schöne, comfortable, reinliche Stadt (man lernt letztere Eigenschaft in einer Stadt wie Berlin schätzen), deren Wahrzeichen ein Sumpf- und Röhrichtvogel, ein Storch ist, der einen Fisch verspeist, ist die Besitzerin der Badegerechtigkeit von Scheveningen, unterhält die Verwaltung eines großen Logir- oder Kurhauses und hat als ebenbürtige Rivalin nur noch eine Actiengesellschaft, die nebenan auf dem Rande des mächtigen Deiches, der die Sturmfluthen abhält, eine gleiche Veranstaltung für die Unterkunft von Mynheers und Mevrouwes mit Gouvernanten, Bonnen, Bedienten u. s. w. begründet hat.

Sind diese beiden Localitäten, die etwa 60—80 Parthieen aufnehmen können, besetzt, so bietet sich noch ein halb Dutzend unterhalb jenes mächtigen Deiches angelegter „Villen" zur Vermiethung dar. Das ist aber auch beinahe Alles, was

dem Bedürfnisse bequemer Unterkunft entgegenkommt. Natürlich ist schon seit Wochen, ja Monaten Alles in Beschlag genommen; die reichen, holländischen Familien bekommen gutgeschrieben: Von dem und dem Datum an gehören Nr. 60, 61, 62 auf 6 Wochen dem Mynheer Jansen von Oudewater u. s. w.; unmittelbar darauf hat eine andere Familie die Anwartschaft, und nur einmal das Krankwerden eines Familiengliedes oder das Entlassen eines Domestiken bringt eine Möglichkeit, daß die Verwaltung ein Zimmer auf einige Tage anderweitig abläßt, wie mir das Glück zu Theil wurde, der ich ein Gesindezimmer mit Tisch, zwei Stühlen und sogar zwei eisernen Betten zugleich, aber nur auf sechs Tage, eroberte.

Es fehlt hier eben aller Unternehmungsgeist, aller Schwung des speculativen Hoffens und Vertrauens, der z. B. in unsern kleinen Ostseebädern einen Bau nach dem andern hat entstehen lassen. Das holländische Phlegma sieht den Schaden ein, hilft ihm aber nicht ab. An dieser herrlichen Düne, an ihrer Parallele, dem prächtig gepflasterten Deiche, einer der schönsten Promenaden der Welt, sollte sich doch schon längst Haus an Haus erhoben haben. Wer vermag, ohne erhitzt an die Badestelle zu gelangen, den weiten Weg zurückzulegen, der denen zugemuthet wird, die im Hotel Zeerust am Hafen oder in dem Fischerdorfe selbst wohnen sollen? Ja, man verweist die Badegäste sogar nach dem Haag und muthet ihnen demnach zu, sich nach dem genommenen Bade, mit doch nur halb getrocknetem Körper, durchfeuchteten Kleidern, in den Tramway-Omnibus zu setzen, der, von allen Seiten offen, die beste Bürgschaft für eine Erkältung ist. Kurz, Scheveningen hat Platz, um ein Weltbad zu sein. Wer aber nicht seine bequeme Unterkunft im „Grand Hotel" oder „Hotel garni" oder, wenn er einen weiten Weg zur Badestelle nicht scheut, im Hotel Zeerust (See-Rast) schon im Voraus sicher und gewiß hat, der vermeide den Reiz gerade dieser Düne, so verlockend sie auch sonst nach dem Charakter ihres Wellenschlages und der unmittelbaren Nähe eines großen Parkes und einer großen Stadt sein mag.

Die Bewohner Scheveningens, welches Fischerdorf ganz

Uriel

(preßt den Kranz weinend an ſeine Lippen, legt ihn dann in Judiths Hand und ſteht auf).

Manaſſe! Säulen liebt Ihr, Sarkophage
Und leid'gen Troſt giebt Euch des Künſtlers Hand.
Wenn Ihr dem theuern Kinde dort vielleicht
An jenen Trauerweiden bettet, laßt mich —
Ich bitte — in der Nähe ruhen! Nirgends
Find' ich ein Grab, bei Chriſten nicht, nicht Juden!
Ich bin von Denen, die am Wege ſterben.
Einſt, hoff' ich doch, ſieht man ſich wohl ſo einen
Verlornen Denkſtein an und ſagt: Da ruht
Die Aſche eines armen müden Pilgers,
Der ins gelobte Land der Wahrheit zog.
Er ſah ſie nicht. Doch eine Wolke legte
Sich roſenroth vor ſein erſterbend Auge.
Es war die Liebe. (Zeigt auf Judith) Seht, was Liebe that!
Und nun laſſ' ich Euch dieſe Welt des Irrthums,
Der Zweifel und des Wahns und der Verfolgung!
Werft größre Steine noch auf Menſchenherzen,
Die ſich wie ich nach Gottes Antlitz ſehnten
Und ohne Fürwort eines Prieſters wagten,
Unmittelbar ins Auge ihm zu ſchauen —
Ich kann den meinen nicht mehr länger tragen.
In ſonnenhelleren Jahrhunderten
Kommt auch die Zeit, wo man, hebräiſch nicht,
Nicht griechiſch, nicht lateiniſch, nein in Zungen
Des Geiſtes und der Wahrheit ſagen wird:

abseits von der Badestelle gelegen und durch einen gewaltigen Deich, der jedoch nach der Hafenseite zu nicht geschlossen ist, gegen dessen Tücke geschützt ist, können unmöglich mit den Holländern von einer und derselben Race sein. Holland wurde in uralten Tagen durch Einwanderungen bevölkert. Wenn diese Scheveninger Männer und Frauen des Abends feiernd zusammenstehen und sich von ihnen, vom Hafen aus, wo nur Fischerbarken und diese theilweise weit vom Wasser auf dem Sand liegen, auf dem herrlichen, hochgelegenen, gepflasterten Damme eine bescheidene Minorität dem Kurhause nähert, so erstaunt man über diese meist blondhaarigen Athletengestalten, diese Frauen und Mädchen, die fast alle über das übliche Maß unseres Wuchses hinausragen. Es sind darunter Gestalten, wie sie in den Hünengräbern gefunden werden. Gewiß hat man hier Abkömmlinge der alten Friesen vor sich, die sich halb zu Wasser, halb zu Lande den Küstenrand Hollands eroberten. Und keinem deutschen Lyriker will ich rathen, eine solche nordische Maid von Scheveningen, deren Wuchs der Tanne gleicht, zum Gegenstande einer Heine'schen Seebad-Reminiscenz zu machen, so verlockend, ja spöttisch verlockend auch die hochgeschürzten, auf derben Holzpantoffeln und langen, weißwollenen Strümpfen daherschreitenden Jungfrauen den vorübergehenden Fremdling anlachen oder, wie sich die Lyriker in solchen Fällen ausdrücken würden, „kichern". Jeder Versuch einer Helgolanderei à la Lichnowski würde übel ankommen. Diese Frauen stehen im magischen Dämmerlicht, wenn sich die letzte Gluth des majestätisch untergegangenen Taggestirns in Dunkelviolett verwandelt hat, und in dem von allen Seiten hell aufblinkenden weißen Sande mit den spärlichen halbvertrockneten Halmen eines langen, in Büscheln wachsenden Grases, wie die Geisterjungfrauen da. Man kann sich so die Mägde der Velleda denken.

Im Uebrigen ist der Mensch in Scheveningen auf seine innern Ressourcen angewiesen. Es soll ein Lesezimmer vorhanden sein; ich habe es nicht entdecken können. Musik ertönt allabendlich von sieben bis neun Uhr. Ein Wiener, Hr. Botgorscheck, berühmter Flötist, ist seit Jahren nach dem Haag verschlagen, Mitglied und zuweilen auch Dirigent der Kapelle des Königs

und Unternehmer dieser Kurmusiken, die ein gewähltes Repertoire bieten. Auch hier Deutschland auszuschließen, verbietet sich wol dem französelnden Haag von selbst. Der Walzer und die symphonische Musik, in der Oper wenigstens Weber, machen ihre Rechte geltend. Vor dem deutschen Ungeschmack der sogenannten „Potpourris" bewahrt Hr. Botgorscheck so viel als möglich die Ohren seiner Hörer. Ich gestehe, gelinde Anfälle von Verzweiflung zu bekommen, wenn ich gelegentlich sich die jetzt von den militairischen Kapellmeistern heruntergezogene öffentliche Musik in den geschmacklosesten Zusammenstellungen von hundertundeiner Melodie ergehen höre. In einem Biergarten mag dergleichen geduldet werden. Aber z. B. am Kurhause von Wiesbaden, wie mir in diesem Monat Mai geschehen, die Kapelle von einem endlosen Quodlibet sogar auf „Was gleicht wol auf Erden dem Jägervergnügen" — kommen zu hören — ich mußte mich aus dem Bereiche solcher Concessionen an den Ungeschmack der Zeit und — ich glaube der reisenden Amerikaner — entfernen.

In Scheveningen giebt es kein Spiel, keine Bälle, keine Demimonde. Hier herrscht nur die Familie. Die Hauptmatadore der Kurgesellschaft sind die Kinder. Diese wühlen entweder noch im Sande, der die kühnsten Biber- oder Kaninchenbauten ermöglicht, oder sie studiren über brillante Toiletten, die Hauptbeschäftigung der jungen Damen unserer Zeit. Wo man hier hinblickt, begegnet man Eleganz und sich fühlendem Besitz. Die Schönheit der Töchter, die hier am Arm ihrer Väter auftreten, der jungen Frauen, die nachlässig hingegossen an den Fenstern (gleichbedeutend mit Thüren) ihres Salons in den beiden großen und beinahe einzigen Hotels im Klappstuhl liegen, ein Buch in der Hand, ist allerdings ungewöhnlich. Wenn der Abend milde heraufzieht, der Sturmwind nicht das Verweilen am Kurhause nur in schützenden Ecken und Winkeln ermöglicht, der Mond auf dem ruhigen Spiegel des Meeres erglänzt, rings die Gasflammen, viel zu früh für die noch herrschende Helle, aufblitzen, dann ist jeder der hunderte von Tischen besetzt, und wo man hinsieht, erblickt das Auge eine reizende Gestalt oder eine geschmackvolle Toilette. Liefern die Holländerinnen oder die Eng-

länderinnen ein größeres Contingent zu dieser Schönheitsflora, die des Abends am Kurhause von Scheveningen aufgeht, ich weiß es nicht; aber der Genuß ist da bis zum Wohlgefallen, das man an der Anmuth der Kinder haben kann. Bildschöne Knaben sprangen in malerischen Costümes umher. Van Dyk hätte sie nicht sehen können, ohne Verlangen zu tragen, sie zu malen.

Zur Beförderung des bloßen Vegetirens und Träumens, worauf man in Scheveningen angewiesen ist, und auch, wie es scheint, allein angewiesen sein will (zu den angekündigten Bällen oder „Reünions", selbst wenn als Compelle intrare „einfache Stadttoilette" vorgeschrieben steht, kommt niemand), findet man unten am Meere, dicht an dem nassen Striche, den die letzte Fluth zurückgelassen hat, eine besondere Veranstaltung. Ueber hundert große, dauerhaft geflochtene Körbe, anzusehen wie gewölbte Nischen oder Schilderhäuser, und einen Sitz enthaltend, in der Rückenwand gegen die Sonne geschlossen, stehen hier zu vermiethen für Monate, Wochen, Tage oder Stunden. Sie sind für holländisches Phlegma, nach Andern für Luftbäder berechnet. Man kann darin einschlafen, und athmet doch noch den stärkenden Hauch des Meeres. Manche corpulente Dame, die ihren beständigen Mangel an guter Luft mit dem Mangel an Luft überhaupt verwechselt und überall da, wo sie nur einfach organische Brustbeschwerden hat, mephitische Ausdünstungen wittert, glaubt sich hier von ihrem Asthma befreit. Aber auch wie balsamisch, wie stärkend ist diese Luft! Man athmet das Jod des auf dem Meeresgrunde ruhenden Seetangs, das wie in Luft aufgelöste Salz des Meerwassers ein. So sitzt man stundenlang in einem jener Körbe und die Enkelchen oder Kinder spielen ringsum im tiefen Sande, drängen zum Ankauf von Muscheln, bleiernen Medaillen und allerhand Krimskrams, der auch hier von der Bäder-Industrie, doch in unendlich geringfügigerer Dimension als bei uns, angeboten wird. Hier sind keine langen Reihen von Buden aufgeschlagen mit Tiroler Handschuhen und Gmündner Goldwaaren. Die eleganten Läden auf der Spui- und Veenestraße im Haag ersetzen jeden Be-

darf. Nur das Glücksrad taucht zuweilen auf. Der Holländer verehrt, wie jeder Kaufmann, die Dame Fortuna. Ich begegnete dieser Neigung schon im Haag. Dort befindet sich ein Magazin japanesischer Industrieproducte, das durch sein Aushängeschild „Königlich" schon Manchen irre geführt haben mag. Man glaubt wunder die Sachen, die hier aufgestapelt liegen und zum größten Theile von europäischer, französischer, deutscher und belgischer Industrie stammen, Bronze- und Alfenidewaaren, wie wohlfeil erstehen zu können. Aber weit gefehlt! Die holländisch gestellten Preise schrecken vom Kaufen ab. Da man aber, nach Bädeker, „anständigerweise dieses Local nicht verlassen kann, ohne eine Kleinigkeit gekauft zu haben", so segnete ich den Einfall des königlichen Magaziniers, dem Nichtanstand seiner Besucher vorzubeugen. Wenn man scheidet, erhält man von zarter Hand eine Schachtel mit Loosen zur Ausspielung. Geordnet liegen die Gegenstände, die man gewinnen kann, vor uns. Ich gewann für einen Gulden eine Schachtel Stahlfedern, leider aber nicht die rechte, die ich seit Jahren suche. Ach, der Mensch sucht in seiner goldenen Jugend das Glück, in seinen Mannesjahren, schon resignirter, nur noch die beste Cigarre, in seinem Alter nur noch die beste Stahlfeder!

Die Einrichtungen zum Baden gehen am Schnürchen. Man löst sich nicht weit vom Kurhause eine Karte und macht einen allerdings höchst beschwerlichen und sonderbarerweise nur zur Hälfte durch gelegte Bretter erleichterten Weg durch den Sand bis zu den Badekarren, die ein Gaul einige zwanzig Schritte in die überaus flache Meeresbrandung zieht. Rothbehosete Fischerknechte — zu gut bekleidet, um sie Wasser-Geusen zu nennen, ich nannte sie Meer-Zuaven — leisten Bedienung. Bei Meeresstille ist die Welle unbedeutend. Doch als sich Stürme erhoben hatten, ein Gewitter sich austobte, gerieth die See in eine Aufregung, die jedes Fischerboot vom Ausfahren auf den gewohnten Erwerb zurückhielt, aber den vollen Reiz eines Bades in der See gewährte. Während sich die Atmosphäre längst beruhigt hatte, tobte noch das feuchte Element. Mächtig schlugen die heranrollenden Wogen an den Karren, der bei jedem Anprall einige Zoll zurückfuhr.

Das Abwarten der schäumenden Woge, das Berechnen ihres Heranrollens, Näherkommens und endlichen Eintreffens, der Widerstand, den der ausgestreckte Körper dem schäumenden Gischt bietet, ist ein Genuß, der leider nur zu flüchtig vorübergeht. Denn das Heilsame aller kalten Bäder besteht in dem ersten Moment der Berührung des Wassers, dem zweimaligen Untertauchen und dem sofortigen Hinaus wieder in die Luft, die unsere natürliche Lebenshypostase ist — falls nicht unsere urweltlichen Vorfahren, nicht nach Darwin, die Affen, sondern, wie ein Jenaer Professor versichert, die Frösche waren.

Die Himmelswölbung, die über einem so günstig gelegenen Seebade wie Scheveningen ausgespannt ist, scheint unermeßlich zu sein. Die Ausdehnung, die der Blick verfolgen kann, nimmt kein Ende. Es sollte, so schien in den Luftschichten beschlossen, schlechtes Wetter werden, aber bei dieser Ausdehnung des Himmels war es nicht möglich, daß der Horizont vollständig ergraute. Immer wieder schimmerte über den tief hangenden düsteren Wolken ein freundliches Blau hervor und siegte zuletzt. Jenes Gewitter war ein aparter Vorgang auf der einen Seite dieses Horizonts, weshalb ich die Sodawasserverkäuferin, die zwischen Cour des Bains und Hotel garni ihre hier in der Regel mit Cognac versetzte Erfrischung spendete, albern finden mußte, als sie während des bischen Blitzens und eines noch fernen Donnerrollens schon die Fenster ihrer Bude zugezogen hielt und durch nichts zu bewegen war, von der Einstellung ihrer Functionen abzulassen. Eine Pommerin in Swinemünde wäre dreister gewesen.

Das aufgeregte Meer brauchte Tage, um sich wieder zu beruhigen. Jetzt überwog in dem Totalbilde die weiße Farbe die hellgrüne. Die vielen, von der Höhe des Meerspiegels herabrollenden schäumenden Wogen schienen immer eine einzige geworden zu sein; die Fernsicht nahm die Zwischenräume fort. Diesem anziehenden Schauspiele ließ sich stundenlang mit einer die Gemüthsstimmungen mehr beruhigenden als aufregenden Wirkung zusehen. Ueberhaupt wie calmirend ist ein solcher Aufenthalt in der Nähe eines von unserer

Macht nicht abhängigen großen Naturlebens! Wie regt sich da die Ueberzeugung, daß man in seinem Innern hundert rebellische Geister zum Schweigen zu bringen hat! Das ist es, was die Langeweile Scheveningens classisch macht. Man muß es einmal satt haben das Gewühl der Zeit, satt auch in unserm lieben deutschen Vaterlande die fast fieberhaft gewordene Machtanstrebung, Machtanmaßung, Gewinnsucht, Existenzjobberei, diesen Schwindel, der bis in die geistigsten Dinge hineinreicht, das Triumphgeschrei der Einen und das Zetermordio der Andern, um in solchem Frieden, in solcher Stille eine Wonne zu finden — ! Ja, man muß sein Ohr durch das Geschrei des großen Marktes überreizt, sein Auge abgestumpft haben durch die Unschönheit so vieler alten Dinge und so vieler neuen, die erst werden wollen. Dann kann man aber auch vom Lago Maggiore kommen und man sieht mit Wohlgefallen auf diese Sandhügel mit den symmetrisch, als wären es köstliche Rebstämme, angepflanzten — Grasbüscheln, die ein Anschlag ernstlich vor dem „Aspflücken" in Schutz nimmt. Gewiß, großartig ist die Zeit, in der wir leben, und eine Blüthe des Jahrhunderts gerade der gegenwärtige Moment, ganz berechtigt, gefeiert zu werden, und nicht blos von den Männern gefeiert, die da sitzen Unter den Linden mit kaltgestelltem Sect, die Speisekarte in der Hand, in der einzigen Erwartung, ob die Trüffeln bei Ewest zahlreicher zum Ragout verwendet werden oder bei Hiller. Aber darum kann diese Zeit doch angeschuldigt werden, daß sie wunderliche Lebensarten aufgebracht hat, kalte Beziehungen der Gegenseitigkeit, Rücksichtslosigkeiten auf Alle, die nicht wir selbst oder unsere Förderer sind. Unser glorreicher Krieg hat auf die Haltung unseres Volkes nicht in Allem gut gewirkt. Wir polemisiren gegen die Anschuldigungen, die uns von den Franzosen kommen, aber man sehe doch nur die eingestemmten Arme, womit sich Alles jetzt bei uns Platz zu machen und am siegreichen Eventus betheiligt zu zeigen sucht. Unter den zwei- bis dreitausend Menschen, die an einem schönen Sonntag Abends auf der Düne von Scheveningen beisammensaßen und durcheinander lustwandelten, sprachen Holländer, Engländer, Amerikaner, Russen

ruhig und still, die Deutschen nur und Franzosen überschrie:: jede nachbarliche Tischconversation. Jene, weil sie sagen wollten: Wir sind es! Diese, weil sie wahrscheinlich sagen wollten: Wir waren es und werden es wieder sein!

Doch am Tage herrschte Sabbathruhe. Jede Dame, die so glücklich war, ein Zimmer mit Meeresaussicht und Canapé gefunden zu haben, konnte hier ihren Lieblingsschriftsteller, wenn sie diesen mitgenommen hatte, dreimal wieder lesen. Malte sie, und hatte ihre Familie und ihren Farbenkasten bei sich, so konnte sie alle ihre Geschwister, Tanten und Großmütter und den Familienmops dazu aufnehmen. Nur derjenige fliehe vor Scheveningen, der nicht vorher, ehe er ankommt, ein sicheres Quartier und im Uebrigen Angst hat, mit sich allein zu sein.

„Wollen Sie nicht holländische Staatspapiere kaufen? Sie stehen zu gutem Cours!" sagte die Frau eines Wechslers, deren es in Scheveningen mehre giebt, als ich (mit bedeutendem Gewinn) preußisches Papier in holländisches verwechselte.

Ich fühlte mich über diese Anrede der jungen israelitischen Dame an die Eisenbahn- und Telegraphenschalter Süddeutschlands versetzt, in Löwe-Calbe's Eldorado der halbvollendeten Frauen Emancipation.

Doch scheinen in Holland auch nur die Juden abzuweichen von der alten Ansicht, der zufolge die Frauen in jeder Annäherung an die Ausübung öffentlicher und nur dem Manne wohl anstehender Aemter eine unerfreuliche Erscheinung sind. Wie man wenig vom „Socialismus" in Holland findet, so auch keine „Frauenloos" Agitation. Das weibliche Geschlecht sieht man nur als dienendes oder am Arm der Männer. Nicht einmal Kellnerinnen habe ich in Holland bemerkt, wie denn auch ein so excentrisches Kneipen- und Wirthshausleben, wie uns Deutsche jetzt schändet, hier nicht vorhanden ist. Wo die Frau in ihrer Sphäre bleibt, nicht an Stellungen Theil nehmen will, wo sie durch ihr Geschlechtsleben eine ständige, sie vor den Männern demüthigende und die Männer selbst peinlich berührende Unterbrechung erleiden würde, kann sie nur ein Gebild aus Himmelshöhen bleiben und so ge-

feiert werden, wie die Malerei der Holländer die Frau gefeiert hat. Individuell persönlich feierte der holländische Pinsel die Frauen, nicht wie der italienische, nur ideal — Rubens sogar im Preise seiner Ehefrauen bis zu einem Eindruck von Komik. Herrliche, charaktervolle Frauenköpfe hat uns die niederländische Kunst hinterlassen. Edle Matronen, sinnige Töchter, bescheiden einfache Hausfrauen. Zum Glück ist die Nation so reich, daß sich schon aus diesem Grunde die Frage vom „Frauenloose" nicht besonders aufdrängt. Was sich an gescheiterten Hoffnungen auf dem Gebiet des weiblichen Lebens vorfindet, kann in den reich dotirten Stiften, Parallelen der belgischen Beguinenhöfe, zu Trost und Beruhigung verwiesen werden.

Wie ein schriller Mißton fiel in diese Ruhe am majestätischen Meer, in dies Säuseln des schattigen „Boschs", welcher Scheveningen vom Haage trennt, in diesen monotonen Galopp des einzigen Reiters, der die menschenüberfüllte Treckschuyt vom Haag heraufzieht und wieder hinunter, in diese Signalrufe der Tramwayomnibus und das jeweilige Acuzena-Gejammer eines Leierkastens auch hier — ein Besuch aus Amsterdam, die deutsche Truppe des Herrn van Lier daselbst, der als Isaak van Lier, wahrscheinlich junior, ebenfalls zu den Mitwirkenden seiner Truppe gehörte. Warum „Mißton"? Diese deutschen Landsleute, die in dem mit Stühlen besetzten und mit einer kleinen improvisirten Bühne versehenen Kursaal Vorstellungen gaben, versetzten mich in den Jammer unseres bildungslosen Theaterlebens, in den letzten Eindruck zurück, den ich vom gegenwärtigen deutschen Theater in Boppard und Köln mitgenommen hatte. Nicht spielen hatte ich die Künstler von Kölns neuestem Theater, einem Sommer-Tivoli, gesehen, nur sich allmälig vorbereiten, zurüsten und ansammeln an einem Brettergerüst, das ein Theater vorstellen sollte und dessen Decorations- und Garderobenschätze Nachts ein an die Kette gelegter Hund zu bewahren schien; denn am Musentempel lag dichtan die Hundehütte. Hoffnungsvolle Jünglinge, die gestern noch das Barbierbecken schwangen, Jungfrauen, die in einer Cigarrenfabrik ihre ersten Schritte in's Leben machten, schienen

mir da der Nachwuchs der deutschen Theater geworden zu sein, der Stamm, aus welchem sich die lebenslänglichen Engagements an den kaiserlichen Hoftheatern entwickeln sollen —!

In Scheveningen hörte mein Ohr in abendlicher Stille am noch immer bewegten grollenden Meer des Meerkönigs festlichen Reigen, die Sängerharfe wurde auf versunkenen Schiffen geschlagen, Geisterstimmen flüsterten Lieder über den Wogen von tausendjährigen uralten Völkergeschichten und Weltbegebenheiten, und da plötzlich erwachte ich zu —: „Gott sei Dank, der Tisch ist gedeckt", zum „Schwert des Damokles", zum „Salz der Ehe" — und wie sie heißen, die täglichen Bekleisterungen unserer Littfaßsäulen und die Bettelprogramme der Wandertruppen durch Deutschland und ach leider! auch — unserer großen Hoftheater. Der Gegensatz war traurig.

Aber er hätte zu jenem Humor gehören können, der schon bei Shakespeare anerkannt ist als das jeweilige Product einer im Menschen zweifelhaft bleibenden Stimmung ob mehr zum Lachen oder zum Weinen — falls nur Herr van Lier, wahrscheinlich diesmal senior, zu seiner Truppe gesagt hätte: „Ueberblicken Sie gefälligst das Terrain, meine Herrschaften! Bedenken Sie den winzig kleinen Saal; die wenigen Zuschauer — bedenken Sie, daß hinten im Saal sogar noch ein Glücksrad aufgestellt ist, wo derjenige, der kein Deutsch versteht, sich nur mit Gewinnen und Verlieren beschäftigt! Sprechen, aber schreien Sie nicht —!" Damit habe ich Alles gesagt. Unsere Landsleute spielten in dem kleinen Saal gerade wie in unsern Tivolis. Nächtliches Dunkel schien ihnen auf den Bäumen und Büschen zu lagern, eine ungeheure Zuschauermenge bis an den Rand, wo noch allenfalls Gaslaternen stehen, ausgebreitet. Ihr Sprechen wurde Schreien, ihr Spielen Toben. Die Pointe der Stücke schien immer eine Art Handgemenge. Oder sollte das Grobkörnige, Unfeine, Schreiende schon in den Stücken selbst gelegen haben? Wie sich der Verfasser des „Damoklesschwertes" in solcher Form, wie er schildert, einen Buchbindermeister möglich gedacht haben kann, dem die Erinnerung an den

Namen „Damokles“ nicht a tempo kommen will und der sich nun wie ein Rasender geberdet, ist mir ein Anlaß zum psychologischen Nachdenken gewesen. Der Darsteller gab geradezu einen Verrückten. Jeder andere natürliche, nicht nach vorausgesetzten falschen Theatererfordernissen construirte Mensch würde über den unablässig gesuchten und nicht gefundenen Namen in Zerstreutheit verfallen sein und in diesem Zustande komischer Unzurechnungsfähigkeit dies und das verkehrt angefaßt haben; aber hier geräth Einer in Berserkerwuth über das ihm fehlende Wort. Er wirft seinem Schwiegersohn, einer Erscheinung, die jeder Vater versorgungsbedürftiger Töchter mit einigem Anstand behandelt, beim Eintreten in's Zimmer mehre Bände Conversationslexikon an den Kopf. Fast scheint es, daß es der Autor, der sich auf das Ausbrechen eines wiehernden Gelächters der Roheit an dieser Stelle berufen durfte, selbst so gewollt hat. Man mußte seinen Hut nehmen und sich einer Erinnerung entziehen an Deutschlands Bühne, wie sie ist und wie sie uns hier im Auslande beschämt. Denn da hätte beinahe der Russe Turgenjeff Recht gehabt, wenn er zum Dank für die ihm von den deutschen Kritikern gespendeten Lobhudeleien sagte: Der schlechteste französische Schauspieler ist noch besser als der beste deutsche!

Das große Logirbuch des Hotel garni mußte an einem bestimmten Datum über meine beiden eisernen Bettstellen, meine zwei Stühle, den Schrank und den Waschtisch anderweitig verfügen, und so verließ ich denn lieber, statt noch schlechter oder von der Düne entlegen zu wohnen, Scheveningen ganz. Als ich in Amsterdam angekommen, merkte ich unmittelbar nach dem ersten Ankunftszeichen der Locomotive, daß ich in Scheveningen etwas mir Wichtiges vergessen hatte, einen Gegenstand, dessen Nachschicken ich der zweifelhaften Gefälligkeit des Hotelwirths nicht überlassen durfte. Ich kehrte sofort nach Scheveningen wieder um, fand auch schon mein Zimmer in Beschlag genommen von den Spuren holdester weiblicher Existenzen, farbigen Roben aller Art, rothen Unterröcken, koketten Badecostümes, aber am Abend war ich

Noch gab die Welt nicht Raum für ſolche Bahnen,
Noch war die Luft zu ſchwül für ſolche Flammen —
Er mußte gehn, weil er nicht bleiben durfte!
Habt Ihr geſiegt, ſeht dort, da iſt der Platz,
Das Banner des Triumphes aufzupflanzen:
Manaſſe, jene Trauerweiden mein' ich —
Mein Genius! (Auf Judith lächelnd) Du folgſt! Nicht Ihr, bleibt dort!
Von Ferne will ich Euch die Stelle zeigen,
Wo Ihr den Sieg gewinnt und ich — den Frieden!

(Er ſchreitet groß und feierlich an den Staunenden, die ihm mit ihren Blicken folgen, vorüber. Wie er von der Bühne fort iſt, fällt ein Schuß.)

(Allgemeine Bewegung.)

Santos

(hervortretend nach der Seite, wo Uriel ging).

Die Kirche ſiegt, zwei Opfer ſind gefallen.

Silva

(hält ihn zurück, blickt abwechſelnd auf die Seite und auf Judith, die von Manaſſe gehalten wird).

O ſtört den Schauer dieſer Stunde nicht!
Zwei Zeugen eines Glaubens, der die Welt
Verachtet! Richtet nicht, denn wie wir hier
Erſtarrt vor Schrecken ſtehn, die wahren Mörder
Des ſtummen Paars ſind wir! Ja geht hinaus
Und predigt: Schonung, Duldung, Liebe!
Und was der wahre Glaube? O, der Glanz

mit meinem noch glücklich entdeckten Eigenthum wieder in Amsterdam.

Daß ſich auf dieſem, demnach an Einem Tage dreimal zurückgelegten Wege die Zahl der Windmühlen rechts und links nicht gut ausrechnen ließ, daß ich nur ſah, Waſſer, Sumpf, Wieſe lagen in einem ewigen Kampfe, wobei ich aber wieder nicht entdecken konnte, wer der Sieger, wird man bei meinem Unternehmen, wo ſich meine Befähigung, objectiv zu beobachten, abſtumpfte, natürlich finden. Ja, als ich ſchon in der Beherrſcherin des Süßwaſſerſees Y, in der thurmreichen Hauptſtadt Hollands angekommen war, fand ich mich, obſchon ich ſie von früher her kannte, noch ſo wenig zurecht, daß ich das Ende der tageshell erleuchteten, rauſchenden Kalverſtraat für den Anfang nahm und nicht bemerkte, wie mein mich befremdendes Hotel gerade an der Stelle lag, wo ich früher ſchon längſt heimiſch geweſen.

So ſei es denn dem jedenfalls wieder, wie in dieſem Juli faſt täglich, goldenſonnig aufgehenden Morgen überlaſſen, neue Sammlung zu bringen für das Studium und die Beſchreibung dieſer wunderbarſten, großartigſten Pfahlbaute, die je über Waſſer, Schlamm und Moder erſtanden iſt und ſich noch bis in die Gegenwart mit unerſchüttertem Beſtande, ja mit königlichem Glanz erhalten hat.

4.

Das Wunder der Welt war im 17. und bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts nicht Paris oder London, ſondern Amſterdam.

Große Kupferwerke, wie ſie in unſerm Jahrhundert über die erſtgenannten Städte erſcheinen, waren von Amſterdam ſchon im Beginne des vorigen Jahrhunderts die mit Staunen betrachteten Leiſtungen Nürnberger und Frankfurter Kupferſtecher. Die Möglichkeit, auf Sümpfen zu bauen, wurde für Hamburg (der alte Rödingsmarkt), für Berlin (die Schleuſen und Grachten zwiſchen Ober- und Unterbaum) von Amſterdams Bauart entlehnt, einer Stadt, wo ſich ein Gebäude wie das ſtolze, mit dem prachtvollſten Saale Europas

ausgestattete Rathhaus, über Tausenden von eingerammten Pfählen erhebt. In der Geschichte der Staaten, des Handels, der Kunst und Wissenschaft hat sich diese alte, aus bescheidenen Anfängen entstandene Stadt Amsterdam die ruhmvollsten Blätter erworben.

Aber nicht leicht ist die Orientirung unter diesen zahllosen Brücken, die sich einander alle ähnlich sehen, in diesen kaum zu unterscheidenden Straßenzeilen, die in der Mitte von einer mit trübem Schlamm versetzten, mit Kähnen bedeckten Wasserstraße durchschnitten sind. Um sich zurecht zu finden, muß man gleichsam wie der Vogel in den Lüften schweben und sich das Gesammtbild der Stadt aus dem Studium des Stadtplans zurückrufen. Die Eleganz des Haag wird nicht erreicht, obschon sich Ansätze dazu in der Heeren- und Keysersgracht finden. In einer Handelsrepublik, wie man denn doch die ziemlich freie Municipalverfassung Amsterdams zu nennen hat, hütet sich der Eine gegen den Andern zu sehr hervorzutreten. Als die Reichsten in Holland bezeichnet man noch immer die ursprünglich englischen Hopes. Jüdische Häuser haben den Glanz dieses Namens noch nicht erblinden lassen, obschon die treibende Macht des Mammon auch hier, wo sich jüdisches Leben fast, wie ich schon sagte, mit polnischem Elend verbindet, doch schon Namen wie Lippmann, Rosenthal, Wertheim, Gompertz u. A. zu den hervorragenden Stützpfeilern der Börse gemacht hat. Die Commanditaire Rothschild's rissen sich vor einiger Zeit von ihren Auftraggebern los und überließen den Frankfurt-Londoner Börsenkönigen, ihre Maßnahmen für Amsterdam, das den Bevollmächtigten vernachlässigt erschien, selbst durchzuführen.

Natürlich war im Juli die Börse still. Die meisten Kaufleute waren mit den Ihrigen auf Reisen oder lebten auf dem Lande. Doch hatte ich diesen Tummelplatz sich ausweichender oder begrüßender, meist großartiger Interessen schon früher im Winter gesehen, wo kaum durch die Menschenmasse hindurchzukommen war. Ob für Kaffee, Reis, Taback oder für Metalliques und was diesen ähnlich sieht (von österreichischem Papier war Holland sonst überschwemmt), gleichviel, die Amsterdamer Börse ist das Zifferblatt eines gewal-

tigen Verkehrs nach allen Richtungen hin. Wenn Holland in Europa isolirt zu stehen scheint, so liegt der Grund in der mächtigen Gravitation seines ganzen Lebens zur Seeseite. Hollands gesundester Lungenflügel ist das fernste Ausland, sind seine Stationen und Factoreien jenseit der Meere. Wie sehr dabei dieser ehrgeizige Staat bedacht ist, sich schon jetzt vor etwa vorhandenen Gegnern oder unholden Nachbarn, noch mehr vor vielleicht mit Unrecht gefürchteten künftigen Beeinträchtigern seines durch die Zeiten allerdings immer mehr verkürzten und geschwächten Bestandes zu schützen, ersieht man im Reichs-Marine-Hafen, wo man allen Vorrichtungen zum Wettkampfe der nationalen Leidenschaften begegnen und die Werkzeuge der Zerstörung mit demselben Eifer hergerichtet finden kann, wie in Essen bei Krupp oder auf den Werften von Woolwich oder Cherbourg.

In Folge einer dankenswerthen Fürsprache sah ich die Veranstaltungen zur Herstellung von Panzerschiffen, die man jetzt gesteigert hat bis zur Möglichkeit, ein solches Ungethüm unter den Spiegel des Wassers hinunterzudrücken, so daß davon nichts auf der Oberfläche zurückbleibt, als ein Thurm, der eine Vorrichtung für den Commandirenden enthält, sich über eine Annäherung des Feindes, über den Stand eines Seegefechtes zu unterrichten und seine Commandos durch einen Telegraphen, sage durch einen Telegraphen, in den Schiffsraum gelangen zu lassen. Dem Capitain, dem zu diesem Manöver, das vielleicht mit einem Hagel vollwichtiger Kugeln über seinem Haupte hinweg begleitet ist, die hinlängliche Kaltblütigkeit zu Gebote steht, kann man gratuliren. Es müßte ein Geistesverwandter des Heldenjünglings Van Speyk sein. Die Dampfvorrichtungen haben auch hier, in diesen Werkstätten für Panzerschiffe, Kraftwirkungen erzeugt, wo das Eisen wie Holz behandelt wird. Ein niederfallender, geschärfter Stempel schneidet jede Eisenstange durch. Die Naben für die später eingesetzten drehbaren Achsen oder Nägel wurden von einem sanft von der Höhe ausholenden Eisen so zierlich in den dicken Eisenkörpern ausgeschnitten, daß man hätte glauben mögen, die kleinen, durch eine chemische Befeuchtung sogleich hellblinkend gemachten Rundungen wären nur für di

gemüthliche Aufbewahrung von Eiern bestimmt. Da, wo Eisenplatten gesägt wurden, war allerdings mein erster Gedanke auf „Europäisches Sklavenleben" gerichtet. Wehe, unter solchen Tönen sein halbes Leben zubringen zu müssen! Wenn sich auch die Arbeiter für beständig Baumwolle in's Ohr stopfen wollten und sich durch Gesten verständigen, so muß ihnen doch zuletzt das Gehör schwinden. Hat man Ursache, jeden dieser intelligenten Menschen ohnehin mit Theilnahme zu betrachten, wie erst, wenn man an die ruchlosen Meuterer denkt, die gegenwärtig diese allerdings schweren Dienste in der Avantgarde des Zeitgeistes nur zum Anlaß der Aufwiegelung benutzen und denen, die diese ruhmvollen Dienste leisten, die freudige Hingebung an den einmal gewählten Beruf durch utopistische Vorspiegelungen eines besseren Looses und eines besseren Entgeltes verleiden!

In Gesellschaft einiger junger Kaufleute und der liebenswürdigen Gemahlinnen derselben wurde eine alte, ausgediente Fregatte bestiegen, ein ehrwürdiger Invalide, der sozusagen (wenigstens die vielleicht noch auf ihm hausenden Ratten) das Gnadenbrot genießt. Das alte Wrack muß manche Breitseite ausgetheilt, manche empfangen haben. Sein Geburtsjahr ließ es möglicherweise noch an den Revolutionskrieger, an Napoleon's Unternehmungen gegen England Theil genommen haben. Sein Hauptdienst bestand wahrscheinlich im Transport von Truppen nach Java. Mancher Schweizer, der auf dem Hofe seines älteren Bruders nicht länger als dessen Knecht hatte dienen mögen, mancher deutsche Offizier, den seine Schulden cassationsreif machten, hat hier auf plattem Boden hinter den Kanonen campirt oder sich des Nachts in den Hängematten geschaukelt. Wurde die Fregatte vom Sturm um das Cap der guten Hoffnung geschleudert, so mußten sich die Hängematten wie die Zweige eines vom Sturm gepeitschten Waldes unter einander geißeln. Wie ein Traubengehänge, so dicht schwebten die sich schaukelnden Schlafstätten. Das Zimmer des Commandirenden war kein Luxusboudoir. Nüchtern, streng, ernst, wie ein richtiges Kloster, sah Alles zugerichtet aus für dies schwimmende Troglodytenleben, wo der Mensch nur eine bloße Zugabe zu den Waffen und letztere

die Hauptsache sind. Nur in den Krankenstuben standen Bettgestelle. Wer die Augen schloß und nicht wieder erwachte, wurde in die Wellen versenkt. Der ganze düstere Raum war wie eine Stätte des Todes. Wir athmeten auf, als wir wieder in die warme Luft und zum blauen Himmel aufstiegen.

Amsterdam hat 300,000 Einwohner, die ein Gemeinsinn seltener Art verbindet. Doch haben hier meist nur die Unternehmungen einen Fortgang, an welchen die Ehre ganzer Stände, der Kaufmannschaft und des holländischen Namens überhaupt betheiligt ist. Die Speculationen Einzelner oder einiger wenigen Verbundenen gerathen bald in's Stocken. So hat man der Stadt ein hinter den vorgeschrittenen Hotels des Continents, namentlich der Schweiz, nicht zurückbleibendes Hotel geben wollen, das Amstelhotel. So schön dasselbe an dem blauen Spiegel der Amstel gelegen und mit einem wahrhaft palastartigen Treppenhause geschmückt ist, so kann es doch nicht zur rechten Blüthe gelangen oder die Mittel finden, eine weitere Ausdehnung zu gewinnen. Noch übler soll der Stand der Deckung eines Industriepalastes sein, eines wahrhaft imposanten Glas- und Eisenbaues, dessen Benutzung den enormen Aufwand an Herstellungskosten nicht herausbringt. Statt das Local zu sein für eine Menge von Zwecken, die sich der Erbauer träumte, z. B. für die permanente Ausstellung von Schöpfungen der holländischen Industrie, die es nicht giebt, muß es sich durch Concerte erhalten, die im Winter im Innern der Glaswände, im Sommer in einem daranstoßenden Garten gegeben werden. Der Anreger und Begründer, ein Arzt, soll ein trauriges Ende genommen haben. Um so nachhaltiger ist dann die Kraft aller durch ein großes Vereintwirken hervorgerufenen Institutionen, worunter vor allen zu nennen der Zoologische Garten, der Malerverein, das Gesellschaftshaus für Musik und der Musikverein selbst, an dessen Leitung musikverständige Deutsche betheiligt sind, die „Seemannshoffnung", ein geselliger Verein, das neue Casino für junge Kaufleute und vieles Andere. Das letztere, das Casino für die Kaufleute, bildet die Ecke an der Calverstraat und dem Rathhausplatz, ist neu gebaut

und so außerordentlich zweckmäßig eingerichtet, daß ich wol wünschte, der neue Berliner „Westclub" könnte sich für die 200,000 Thlr., die ihm demnächst zu Gebote stehen sollen, nächst einem Garten ein solches Haus erwerben wie dieses. Treppen und Corridore von Marmor, die Möbel geschmackvoll geschnitzt, gepolstert, mit Sammt überzogen, die Gasflammenvorrichtungen, die schönste Bronzeciselirung in allerlei Gestalten, schwere wollene Teppiche, Portièren, Decken auf allen Tischen, wenn diese nicht zum Trinken und Spielen bestimmt sind, schließlich eine zahlreiche Bedienung in Livree. Jeder junge empfohlene Commis findet hier im Parterre einen Restaurant, eine Treppe höher Gesellschaftsräume zur Conversation und jeweiligem Tanzvergnügen, im zweiten Stock die Bibliothek und die Lesezimmer, im dritten (hiegegen dürften bei uns die pensionirten Militairs und die Commerzienräthe protestiren) erst die Spieltische. Die lustige Jugend Amsterdams hat den Freunden des Whist und Boston zugemuthet, drei Treppen hoch zu steigen, wo diese allerdings beim Lärm der Calwerstraat allein sicher sind, für die weise Berechnung ihrer ausgeworfenen Stiche die nöthige Stille zu finden.

Beim träumerischen Schlendern durch die Straßen der Stadt wird man bald wieder einen Mann von jenem Stamm neben sich haben, der in Holland nicht zu sagen braucht: Dulden ist unser Erbtheil! Diesmal waren es sogar zwei Söhne von Jakob's Stamme, die sich an mich kletteten, als sie sahen, daß sich der Verfasser eines „Uriel Acosta" betitelten Dramas mit einiger Bewegung der Gegend näherte, wo jenes Drama spielt und die portugiesischen Juden noch bis jetzt zusammenhalten, ohne es gerade weiter in ihrer Entwicklung gebracht zu haben, als bis zu den berühmten Amsterdamer Diamantschleifereien, einer Ausbildung der alten jüdischen Brillenfabrikation und Glasschleiferei. Die oben genannten Judennamen der Börse klingen gerade nicht nach Portugal.

„Was soll denn aber nur der Andere?" fragte ich, als ich das in halb deutschen, halb holländischen Tönen vorgetragene

förmliche Wimmern und Betteln um Annahme der dargebotenen Dienste erhörte.

„Es ist mein Bruder!" war die elegisch gegebene Antwort. Dieser Bruder mit einem Bündel unterm Arm kam und verschwand. Er schien zu glauben, das Geschäft des Bruders müßte gemeinschaftlich sein. Bald war er vor, bald hinter uns, bis ich entschieden seine Entfernung verlangte.

Ob ich dann in der Muiderstraat wirklich an derselben Stelle stand, wo über Uriel Acosta die Füße seiner Glaubensgenossen hinweggegangen sind, als er „an des Tempels Ausgang sich auf die Schwelle legte als Büßer" — bezweifle ich. Der gegenwärtige Tempel der so unduldsam gewesenen portugiesischen Juden rührt aus einer etwas späteren Zeit her. Er soll etwas Prachtvolles vorstellen, verschwindet aber mit all' seinen griechischen Säulen und messingenen Leuchtern gegen die Pracht unserer jetzigen deutschen Synagogen. In diesem Frühjahr glaubte ich in Wiesbaden auf dem Michelsberg eine griechische Kirche betreten zu haben, die noch aus den guten Vorsätzen der Trauerzeit des Herzogs Adolph um seine erste Gemahlin und dem Geldbeutel ihrer Mutter, der Großfürstin Helene, stammte. Ich durchschreite den mit Gold und Ultramarin überladenen neuen Bau, sehe den einfachen Hochaltar mit einer wunderlichen Vorrichtung, förmlich zu theatralischen Lichteffecten, nehme noch immer keinen Anstoß, selbst an den hebräischen Buchstaben nicht, die mit Transparentbeleuchtung durch buntes Glas wie zu einer Wunderwirkung zum Vorschein kamen. Was aber war es? Ich befand mich in Wiesbadens neuer Synagoge, von welcher prachtvollen Moschee ich keine Ahnung gehabt hatte.

In Amsterdam aber behielt ich den Hut auf, den ich in Wiesbaden aus irrthümlichem Respect vor dem heiligen Isaak der Christen an der Newa abgenommen hatte. Der Schließer des Tempels war ein kleiner ehrgeiziger Jüngling. Als er seinen halben Gulden empfangen hatte, intonirte er, jedenfalls von Eitelkeit gestachelt, eine musikalische Strophe — ich könnte sagen von Meyerbeer; denn Meyerbeer hat die Synagogenstrophen zu würdigen gewußt. „Wie? was? Sie haben eine

so wunderschöne Stimme! Sie sind gewiß hier Vorsänger?" Diese Frage, die der Sohn des eitelsten Volkes der Erde für bestimmt erwartete, blieb von dem deutschen „Muff" unausgesprochen. Dafür producirte letzterer nach einigen Stunden einen um so größeren Erguß der Freude bei seinem Führer. Dieser hatte sich, als ich ihn vergebens abzustreifen gesucht, erboten, mich für einen halben Gulden zu führen. „O Herr, ich bin verheirathet und der Verdienst ist gar zu schlecht! Ganze Tage, daß ich nicht verdiene den Bissen Brot, um zu leben!" — „Warum lernt Ihr nicht etwas Ordentliches, wie die armen Leute bei uns Christen thun müssen? Warum faullenzt Ihr den ganzen lieben langen Tag in den Straßen und werft Eure Hoffnung auf den Zufall eines kleinen Schachers?" — Ein Achselzucken war die ganze Antwort. Als ich ihn aber dann nach einigen Stunden mit einem Reichsthaler entließ, dankte sein Entzücken und seine geringe Kenntniß der deutschen Sprache, die sich nur mit Mühe aus dem Holländischen herauswickelte mit der eigenthümlichen Bildung einer Figur, die man in rhetorischen Handbüchern Zeugma nennt. Statt zu sagen: „Ich danke und leben Sie wohl!" sagte er mit überwallendem Gefühl: „O mein Herr, leben Sie dankbar!"

Es war ein glücklicher Zufall, daß ich in Amsterdam gerade eine Ausstellung von Gemälden antraf, die nicht nur die Holländer selbst außerordentlich interessirte, sondern auch Kunstfreunde von nah und fern herbeigelockt hatte, englische, französische und deutsche Berichterstatter. Man hatte zum Besten eines Künstler-Witwen- und Waisenfonds einen Schatz von Bildern vereinigt, den man mit einer Million Gulden, Andere behaupteten, mit zwei Millionen, bei der Brandkasse versichern zu müssen glaubte, um die Einsender dieser Kostbarkeiten zu beruhigen. Ganz Holland war aufgefordert worden, die Schätze seiner Privatgalerieen, ja manchmal das vereinzelte Erbstück einer Familie nach Amsterdam zu senden und beizutragen zur Bildung einer Ausstellung von bisher unbekannt gebliebenen Gemälden aus den blühenden Zeiten der niederländischen Malerei.

Der Eindruck, der in den schönen, am sozenannten Bokin

gelegenen Sälen vereinigten Bilder war denn auch ein ganz eigenthümlicher. Man begegnete überall der Meisterhand berühmtester Namen, sah in der That „zeltsame en belangrijke Schilderijen" von „Rubbens", Rembrandt, Gerhard Dow, Metzu, dem in Holland besonders verehrten, glatten van der Werff u. A. Aber der fast durchgängige Charakter der behandelten Gegenstände war familiär. Entweder begegnete man nur dem Einzelportrait oder der Massenportraitirung, letztere ganz entsprechend unseren photographisch aufgenommenen akademischen Corpsverbrüderungen oder Waffenkameradschaften u. s. w., wie solche an unseren Straßenecken zu hängen pflegen. Da hatten sich die Vorsteher einer Schützengilde, die Beisitzer eines Gerichts, die Mitglieder einer Hafencommission, die Vorsteherinnen eines barmherzigen Stiftes in einer vom Maler angeordneten Attitüde abconterfeien lassen. Die Künstler selbst, die unter diesen Bildern genannt standen, waren zum großen Theil geachtete und die Leistungen als Portraits ausgezeichnet. Nur störte die Unbedeutendheit dieser obscuren Schiffscapitaine, Offiziere, Rathsherren, Leprosenhaus-Vorsteherinnen u. s. w. Die Gemeinden von Amsterdam, Gouda, Delft, Haarlem hatten die Zierden ihrer Rathhäuser, ihrer Spitäler geschickt, Amsterdam selbst ein Mittagsmahl, von Paul Moreelse gemalt, mit 24 lebensgroßen Mitgliedern der Schützengilde von etwa 1630. Mancher schickte das Bild seines Ahnen: so die Familie Sir zwei Portraits von Jan Sir und von Anna Sir, die im Jahre 1641 Rembrandt mit der ganzen Kraft seiner lebensvollen Wiedergabe des Individuellen im Menschen gemalt hat.

Abgesehen von dem monotonen Eindruck solcher überwiegend conventionellen Bilder, war doch die Wanderung durch diese mit so viel anvertrautem kostbaren Gut ausgestatteten Säle ein Genuß. Wo man hinblickte fand sich Anlaß, länger zu verweilen, als leider bei einer solchen Wanderung auf der Reise und in Begleitung zweier liebenswürdigen Damen möglich ist. Die eine derselben (in einer Toilette, die immer wieder von den Bildern der Vergangenheit in die blühende, auch nicht zu verachtende Gegenwart zurückrief)

äußerte bei einem weiblichen Kopf, den ich lange betrachtet hatte und der mich geradezu auf jenen Congreß deutſcher Frauen und Jungfrauen verſetzte, der vor zwei Jahren im Berliner „Engliſchen Hauſe" unter des Profeſſors von Holtzendorff's Vorſitz über „Frauenloos" tagte, und nachdem ich gemurmelt hatte: „Das iſt ja eine zugleich wunderbar anziehende und ganz unheimlich abſtoßende Phyſiognomie!" wohlgemuth nach dem Katalog ſehend: „Ach, die Schurmann!" worauf ſie weiterging. Alle Wetter, dachte ich: „Ach, die Schurmann?" Iſt denn Anna Maria von Schurmann, geboren 1607 zu Köln am Rhein, hier in Holland eine ſo landläufig bekannte Perſonnage? Und ehe ich noch meine holde Begleiterin fragen konnte: „Wie ſo: Ach die Schurmann!?" war ſie zu den andern Bildern übergegangen, und ſinnend blieb ich vor dem Bilde ſtehen, das van Dyk gemalt haben ſoll. Es hätte mich ſtundenlang feſſeln können durch den Reiz eines Frauenkopfs, der die Signatur nicht nur der geiſtigen Bedeutung, des Denkens und reichſten Wiſſens, aber auch des Sphinxartigen, Unheimlichen, des offenbaren Widerſpruchs der Züge mit dem Charakter trug. Denn Anna Schurmann, ein in der Philologie, Theologie, Malerei und im Sticken gleich ausgezeichnetes Mädchen, das lebenslang im Jungfrauenſtande blieb, Deutſch, Holländiſch, Franzöſiſch, Italieniſch, Lateiniſch, Griechiſch und Hebräiſch verſtand und ſogar ſprach, wenigſtens ſchrieb, ein Kopf, anziehend und abſtoßend zugleich, der Typus einer Phyſiognomie, die etwa ſagt: Vertraue dich mir nicht an! hat im Gegentheil die großartigſten Proben der Liebe und Treue gegeben für einen vom Schickſal verfolgten Franzoſen, den Ex-Jeſuiten, Convertiten, Religionsſectirer und Schwärmer Jean de l'Abbadie. Allerdings mit dem großen Anſtoß für ihre Zeitgenoſſen, daß ſie nicht nur etwas älter als der endlich auf ſeinen Irrfahrten in Altona bei Hamburg geſtorbene und dort von der Schurmann begrabene Gegenſtand ihrer Neigung war, ſondern daß ſie auch damals, als ſie auf der Höhe ihres europäiſchen Rufes, eine Freundin des Salmaſius und anderer Koryphäen der Zeit, dieſen Wanderpropheten kennen lernte, ſchon nach der Meinung „der Leute" über die Jahre der Romantik hätte hinaus

Der alten Heiligthümer, ſeh' ich, ſchwindet.
Glaubt, was Ihr glaubt! Nur überzeugungsrein!
Nicht was wir meinen ſiegt, de Santos! Nein,
(er ſchlägt ans Herz)
Wie wir es meinen, das nur überwindet.

(Die Gruppe bleibt ſtehen. Der Vorhang fällt.)

Druck von Fr. Nies in Leipzig.

sein sollen. Jenes „Ach, die Schurmann!" und van Tyl's Portrait könnte mich bestimmen, einen vor dreißig Jahren gehegten Plan, einen Roman „L'Abbadie" zu schreiben, wieder aufzunehmen.

Noch eine andere Freude hatte ich in jenen Sälen, die den alten Meister Jean Steen betraf. Wer erinnert sich nicht aus unseren Galerieen der meist nur auf ganz platte, natürliche Lebenserscheinungen gehenden Bilder dieses alten Holländers aus dem siebzehnten Jahrhundert, dem es im Leben schlecht genug ergangen ist? In Dresden der Frau, die ihrem Kinde mit dem Löffel den Brei reicht? In München einer Bauernprügelei? Jean Steen war der Sohn eines Brauers und wurde Maler, wurde dann selbst Brauer und wieder Maler, dann Wirth und Maler zu gleicher Zeit; er kam aus den Sorgen und manchmal auch aus dem Rausch, der die Sorgen niederschlagen sollte, nicht heraus. Nach seinem Tode wurden seine Bilder mit Gold aufgewogen, während er sie bei Lebzeiten fast verschenken mußte. Daß sie derb, natürlich, voll Lebensfrische sein sollten, hatte ich den Kunstkritikern immer geglaubt. Aber Nr. 217 der Amsterdamer Ausstellung zeigte den guten Jean Steen auf der Höhe der Poesie und Anmuth. Da hat er eine Bauernhochzeit, eine erste Anrede der Braut durch ihren Bräutigam gemalt, ein Bild, das von Watteau's landschaftlichem und Gruppirungszauber angehaucht ist. Das Haus der Braut, die Gartenumgebung, die landschaftliche Perspective, der Zug, der den Bräutigam begleitet, alles ist so symmetrisch und dem Auge wohlthuend geordnet, daß hier Jean Steen mit dem Löffelbrei und dem häßlichen schreienden Bäby in Dresden ganz vergessen wird. Von den Jungen zur Rechten würde freilich der selige Professor Theodor Rötscher in Berlin, der im Shakespeare jeden Einfall der Nebenpersonen als zur Idee der Haupthandlung organisch hinzugehörig erklärte, Rechenschaft verlangen, warum sie während der Rede des Bräutigams und der schmetternden Musik sich gerade am Brunnen mit Wassertrinken ergötzen. Vielleicht sollte es eine Andeutung des sich regenden Durstes sein, der Besseres zu erwarten hatte, als Wasser. Das Bild ist wohlthuend in

der Haupthandlung und im Beiwerk. Der glückliche Besitzer ist wieder ein Herr „Sir in's Graveland".

Die Holländer sind noch jetzt so eifrige Käufer von Bildern, daß man in Amsterdam einen ständigen Markt von verkäuflichen Zusendungen aus Düsseldorf, Berlin und Wien unterhält. Die wohlfeileren deutschen Preise sind dabei maßgebend.

Einen Markt, auch für neuere deutsche Literatur, freilich in Uebersetzungen, fand ich im Schatten des obenbeschriebenen Casinos für junge Kaufleute, nachdem ich mich dort auf meine Wanderungen im Restaurant erfrischt hatte, auf einer Schiebkarre, ziemlich ähnlich jenen Gemischt Waaren-Handlungen auf der Karre, wie sie ehemals am Hamburger alten Steinweg standen. Hier lagen, ganz frisch aus der Presse und vom Buchbinder gekommen, Hunderte von Exemplaren des „Buitenland", (Ausland) einer holländischen Uebersetzungs-Bibliothek, die in Ermangelung eines literarischen Cartellvertrages besonders die deutschen Autoren plündert. Dienstmädchen, Hausknechte, Schubkärrner, Matrosen u. s. w. umstanden die Karre, blätterten nach den Titeln der sämmtlich gleichförmig gebundenen, völlig neuen Bändchen und erstanden davon, was ihnen eine Unterhaltung versprach.

Das Schicksal, als Schriftsteller auf die Karre zu kommen, scheint auf den ersten Blick nicht eben schmeichelhaft zu sein, und dennoch möchte ich unseren Colportagegeschäften diesen wirksamen Zauber von hundert gleichförmigen Exemplaren eines und desselben Werkes und des Verkaufes von saubern, ganz neuen Büchern überhaupt selbst an den oft so unsaubern Straßenecken empfehlen. Die Frauen lieben die Reinlichkeit. Wenigstens ging das so saubere „Buitenland" von der Karre reißend ab.

5.

Amsterdam bei Nacht —! Haben wir da ein Seitenstück zu Paris, London, New-York, Hamburg, Berlin bei Nacht —? Ein Blatt mehr in den Hexensabbaths Annalen, welche die von Goethe geschilderte edle Dame Baubo mit der

Mistgabel, diesem ihrem gesattelten Hippogryphen zum Blocksberg, zu schreiben scheint?...

In Berlin hat sich ein Buchhändler, falls ihm dieser Ehrenname zuzuerkennen ist, im lebhaftesten Theile einer großen Straße — Anfangs in einen Hauseingang und dann in einen kleinen Laden eingeklemmt, wo der Mann, bei der bonettesten Umgebung, die Literatur der Nachtseiten von Paris bis Krähwinkel feilhält, eine Schande für unsere Söhne und Töchter, die täglich des Weges vorübergehen und ein nur zu neugieriges Auge für jedes Bild an einem Schaufenster, jedes mit einem grellen Umschlag versehene Buch haben. Und auf Reisen — müssen nicht Eltern und die Ehemänner in jedem Wartesaal einer großen Eisenbahnstation in peinliche Verlegenheit gerathen, wenn die Töchter oder Gattinnen an einen Bücherstand treten, wo in bunten Umschlägen, oft mit frivolen Bildern versehen, die Literatur der Nachtseiten feilgeboten wird?

Wenn man nach all' den französischen Werken ginge, die im vorigen Jahrhundert und zu Napoleon's I. Zeiten à la Haye und à Amsterdam gedruckt wurden, nach den Herbergen der vulgivagen Venus, die mit einer noch die Hamburger übertreffenden Gemüthsruhe der Nachbarn mitten in die Welt der Ehrbarkeit hinein verpflanzt sind, so möchte man fast versucht sein, sich „Amsterdam bei Nacht" als einen von Sang und Klang umrauschten Venusberg vorzustellen.

Aber mit nichten! Die bacchantische Wuth, die sich z. B. in Berlin nächtlich austobt, liegt weder im holländischen Charakter überhaupt, noch in den Consequenzen eines im Ganzen genommen nur geringen Zustroms von Fremden. Hunderte von problematischen Existenzen Berlins werfen sich auf nichts als auf Anlegung von Herbergen des Vergnügens. Der Polizei-Präsident von Wurmb versicherte mich, daß sich um die Concession zu einem Theater ein mehrmals mit längerer Gefängnißstrafe bestrafter Wirth beworben hätte und daß man ihm auch, nach den neuen Anschauungen des Reichstags und der Regierung vom Theaterwesen als einfacher Gewerbefrage, seine bürgerliche Rehabilitirung in keiner Weise stören könnte, auch nicht in der Anlegung eines Musentempels.

„Keller", diese dumpfmodrigen, von Gasflammen boudoirmäßig erleuchteten, meist mit grellrothen Tapeten bezogenen Räume Berlins und Hamburgs, wo früher nur Kohlenvorrath und kleingehacktes Holz aufgeschichtet lag, jetzt dem Genuß in allerlei Gestalten gefröhnt wird, existiren in Amsterdam überhaupt nicht. Nicht einmal giebt es Keller für den Wein des Familientisches. Das Grundwasser steht so hoch, daß die Häuser da, wo sie nicht wie auf den Sand förmlich hingeschoben erscheinen, keinen weiteren Unterbau als die eingerammten Pfähle haben.

Die deutschen Theater, für welche die Manchestermänner alle Garantieen, sie als Pflanzstätten der Bildung und Kunst zu betrachten, abgelehnt haben, verdanken allerdings Holland und im Besondern Amsterdam die erste Einführung der Sitte, selbst im geschlossenen Zuschauerraum Bier und Taback als Nichtschändung des Musenspiels zu betrachten. Bei Herrn van Lier, Scheveninger Andenkens, lernten unsere Schauspieler zuerst die Muse eines Benedix, eines Bauernfeld mit dem Qualm der Javacigarre und des in Rotterdam gebrauten „echten Erlanger Biers" zu verbinden. Aber die Zahl dieser Theater ist in Amsterdam selbst nur gering.

Auch schrecken hier von allem nächtlichen Schwärmen und mit eingenommenem Kopf Umherirren die vielen Gewässer ab, die zahllosen Brücken, die geländerlosen Quais an den Grachten, die jedem Hinunterstürzenden den Erstickungstod in einem urweltlichen Schlamm bereiten würden. Um elf Uhr ist die Calverstraat dunkel und still. Und die oben bezeichneten Herbergen sind es schon bei einbrechender Nacht, wo es doch scheinen sollte, daß sie da erst ihr Leben gewinnen. Die Seemannsfreude, auf deren Befriedigung leider die Rivalität der großen Hafenplätze Bedacht zu nehmen hat, ist selten eine gemeinschaftliche, mit Andern im Bunde. Der Schiffscapitain umzieht sich mit einem Bann, in welchen niemand eintreten darf, der nicht sein besonderes Vertrauen hat.

Wie bürgerlich, wie streng ehrbar das in so mancher Hinsicht verrufene Amsterdam die Nacht genießt, ersah ich an mehren Concerten, die im Industriepalast Garten und in einem andern Vergnügungslocale, im Park, unter Monden-

und Sternenſchein und brillanter Illumination gegeben wurden.

Obſchon der Eintrittspreis für die Perſon einen Gulden betrug, waren doch Tauſende von Menſchen an den milden Juliabenden verſammelt; Tiſch neben Tiſch war beſetzt. Die Beleuchtung durch Gas bot ſich als eine feenhafte dar. In mächtigen Bogen wölbten ſich die Lichtguirlanden über den Häuptern der nur mäßig ihrem Bier, ihrem Eis und einer gewiſſen Miſchung, ich glaube von Genever, Zucker und Ei, zuſprechenden Hörer eines rauſchenden Concertes, das im Induſtriepalaſt zuweilen durch die Vorträge einer ſchwediſchen Sängerin (von dünnem Stimmchen) ergänzt wurde. Zu einer in allen Farben ſchillernden Beleuchtung, die in der That Alles übertraf, was in ähnlicher Weiſe in Deutſchland, namentlich Wien, geboten zu werden pflegt, kam noch zuletzt das Abbrennen eines Feuerwerks.

Als aber die letzte Note des Programms verklungen war, brach urplötzlich das geſammte Publikum auf und nicht eine Seele blieb zurück. Niemand, der nun erſt noch recht, wie in Deutſchland Sitte, die Situation genießen wollte, niemand, der in den dunkelgebliebenen entlegenen Büſchen eine gemüthliche Stelle gefunden hatte, die behauptet blieb, wenn auch nur mit einem Windlicht und falls nur die Cigarre oder das Getränk nicht ausging; niemand, der es im Saale an zuſammengerückten Tiſchen auf einen Verſuch, die Polizeiſtunde zu einem Märchen aus alten Zeiten zu machen, ankommen ließ! Alles zerſtob. Jede Dame hing ſich in den Arm ihres Begleiters. Mit Kind und Kegel wanderten die Kaufleute zu Fuß nach Hauſe, wo mancher gegen zwölf Uhr erſt eintreffen konnte. Man verſicherte mich, daß die Familie dann noch einen Nachtimbiß hält, der Hausherr die Zeitung, einen angekommenen Brief lieſt und ſich zuletzt jener Amſterdamer nächtlichen Ruhe in die Arme wirft, die den Philoſophen Carteſius ſo beglückte. Wer ſich nicht einen Wagen beſtellt hat, muß zu Fuß gehen. Auf den Ruf: Droſchke! der in ſolchen Fällen in unſern Tivolis, Vaurhalls, Elyſiums hundertfach vernommen wird, antwortet das Amſterdamer Echo: „Iſt nicht!“ Liegt es an dem Mangel von Fremden oder

an der Spazier- und Bummelſucht aller Seefahrer, die endlich das Land betreten haben, oder woran sonst, man erhält auf jede Bemerkung, die man über die schlenden, allezeit bereiten Fiaker macht, die Antwort: Aber in jeder Straße liegt ja eine „Uitspanning", wo sofort ein elegantes Coupé aus der Remise gezogen und ein Pferd eingespannt werden kann —! Natürlich wird die einfache Fahrt unter solchen Umständen nie unter einem Gulden berechnet.

Holländisch sprechen zu hören und nichts davon zu verstehen, ist eine Qual für das deutsche Ohr. Denn immerfort hören wir die uns so wohlbekannten „Nee's" und „Ja's" und sogar „O ja's" — und alles darauf Folgende oder Vorhergehende, selbst wenn wir's gedruckt verstehen würden, geht uns und namentlich durch die Schnelligkeit des Sprechens verloren. Der Holländer spricht nicht, wie er schreibt. Er kürzt ab. Er nennt es affectirt, so zu sprechen, wie man schreibt, namentlich wenn man den vollen Infinitiv austönen lassen wollte: Verzinnen (nicht kupferne Geschirre verzinnen, sondern ersinnen), beſparen (ersparen), verdrinken (nicht durch die Gurgel jagen, sondern ertrinken) u. s. w. Wie würde da dem die Sprache kurz beim Kragen nehmenden Holländer der Einfall Friedrich's des Großen behagt haben, der die deutsche Sprache melodischer und italienischer zu machen vorschlug durch ein noch an die Infinitivform „—en" angehängtes a = ersinnena, ersparena, ertrinkena, eine Potsdamer Neuerung, die sich glücklicherweise durch keine Cabinetsordre einführen ließ.

Der Holländer spricht rasch, wie jeder Mann, der die Freiheit liebt. Nur der gebundene Mensch spricht langsam und bedächtig. Wäre Russisch so mit dem Deutschen verwandt, wie das Holländische, wir würden es sicher verstehen. Im Sprechen offenbart sich nicht das „holländische Phlegma".

Daß die Holländer lieber Hochdeutsch sprechen hören als Plattdeutsch, war mir überraschend. Doch geht es immer so, das volle Gegentheil von unserm eigenen Sein und Wesen ist uns lieber als eine Neckerei mit Aehnlichkeiten, die nicht zutreffen. Die Forscher muß es interessiren, herauszubringen, wie sich diese so weit verbreitete niederdeutsche Sprache, die

Wonne der Fritz-Reuter-Enthusiasten, eine Mundart, die dicht bis Holland reicht, wo denn auch „sprekken" und „hebben" und „trekken" und „seggen" und so Vieles ganz eins ist mit dem Holländischen, dennoch nicht vollkommen im Holländischen wiederfindet, und noch weniger im Vlämischen. Der Moment, wo die germanische Sprachenbildung bei Emmerich am Rhein westwärts abschwenkte, und sowol das so absonderliche Friesenthum rechts liegen ließ als im Norden bis nach Antwerpen hin ein ganz anderes, in sich geschlossenes, in sich geregeltes, an feste Gesetze gebundenes Idiom schuf, ist historisch kaum nachweisbar, dürfte aber in der Epoche Karl's des Großen zu suchen sein. Mit dem Ausdruck „verkommen" oder „entartet" nehme sich der hochdeutsche Wahn beim Definiren des Verhältnisses vom Holländischen zum Deutschen in Acht. Der sprachbildende Volksgeist geht sehr subtil. Wer sich dem Sprachenstudium gründlicher ergeben hat, erstaunt über die Gewissenhaftigkeit im Gesetz der Laut- und Wortbildung. Der Dilettant glaubt mit dem Ausstoßen von Consonanten, mit dem Verwechseln von Vocalen hätte die Sprachbildung das immer so leicht genommen. Im Gegentheil; die bestimmtesten Gesetze verbieten willkürliche, obenhinnige Etymologieen. Ist es z. B. nicht eine überraschende Erscheinung, daß sich trotz des fast allgemeinen deutschen Bestrebens, sich deutsches Sprechen bequem zu machen und Namen von Personen und Ortschaften wie in Schlafrock und Pantoffeln auftreten zu lassen (Berne = Pirna, Bockenem = Bockenheim, Minken = München), doch seit den ältesten Zeiten, im Curialgebrauch, in den Pergamenten der geschichtschreibenden Klöster, in den Siegeln der alten Städte, in den Documenten derselben immer der volle hochtönende Klang einer Ortschaft, eines Personennamens vorfindet? Selbst in der Stadt der größten Sprachverwahrlosung, Berlin, wo bei dem abhanden gekommenen Unterschied zwischen Mir und Mich die Sprache sogar alle Fühlung mit der Logik verloren zu haben scheint, giebt es doch gewisse Regeln z. B. für die Umbildung der Diphthongen (wie ei in ee), deren sich die Nachäffung der Berliner Sprechweise in witzig sein wollenden Blättern oder in den Plattitüden der Bühne, wenn diese nicht von gebornen

Berlinern kommen, nicht bewußt iſt. Der geborne Berliner wird zugeben, daß man Stein in Steen verwandelt, aber nicht heilig in heelig.

Die holländiſche Sprache formt enorm lange Worte, die uns dies Idiom beim Leſen holländiſcher Bücher als den Ausdruck des Phlegmas und als ſtändig im Schneckengang wandelnd bezeichnen könnten. Aber theils das raſche Verſchlucken von Formen, wie: „gedurende lange tyd" (lange Zeit hindurch) oder „namelijk", „behagelijk", theils die im Gegentheil in ganz Holland herrſchende Gewohnheit, ſein Lebensgefühl ſicher und entſchloſſen zu äußern, läßt alles das wie im Wirbelwind an uns vorüberfliegen.

Die Satzbildung iſt die deutſche geblieben, die denn allerdings mit ihrem an's Ende der Perioden geſtellten regierenden Zeitwort den Franzoſen und Engländern große Mühe macht, ja, ſchon Deutſch-Amerikaner, die uns aus der Union Neues und Beſſeres bringen wollten, verführte, wie Friedrich der Große das melodiſche A, ſo die engliſche Schreibweiſe: „Ich habe wiedergeſehen Ihre Kinder, welche geworden ſind ſehr ſchön —", auf's dringendſte zu empfehlen. Nur ein einziger neuerer deutſcher Schriftſteller, Heinrich Laube, iſt darauf eingegangen und hat dieſe Sprechweiſe förmlich im Großen betrieben. Doch kommt dabei kaum etwas Anderes heraus, als was man bisher bei uns „Mauſcheln" genannt hat.

Die Ausſtattung des Amſterdamer Zoologiſchen Gartens, der unſtreitig den Vorrang vor allen ähnlichen Inſtituten verdient, kommt beſonders dadurch zu einem großartigen Effect, daß mit dem Raum, der den Thieren gewährt iſt, nicht zu viel Verſchwendung getrieben wird. Die beiden Nilpferde z. B., von denen ſich die Nilſtute in intereſſanten Umſtänden befand, machten gerade durch den engen Behälter, der ſie umſchließt, einen um ſo koloſſaleren Eindruck. In einem kleinen Hauſe war ein tiefes Baſſin mit Waſſer gefüllt, unter welchem man unabläſſig ein Schnauben, ſtarkes Auftreten, Sichwiegen, Sichheben und Sinken vernahm. Zuweilen kamen die ungeſtalten Köpfe der beidlebigen Dickhäuter zum Vorſchein und holten ſich wieder eine Portion Luft, die ihnen,

richtigen Amphibien, unterhalb der Wasserfläche nicht hinreichend gespendet wird. Der Wärter verstand beide Behemoths, das Männchen und entsetzlich ungestaltete Weibchen, hervorzulocken. Es war ein imposantes Schauspiel, wie diese riesigen — Schweine; denn das sind sie eher als Pferde — allmälig aus dem Wasser auftauchten, langsam einige Stufen erstiegen und alsdann, von Wasser triefend, in ihre kleinen, kaum ein Umdrehen gestattenden Wohnhäuser eintraten. Am Nil hat die zunehmende Civilisation angefangen, sich alles urweltlichen Wasserlebens, der ungeheuerlichen Ueberraschungen aus dem classischen Fruchtbarkeitsschlamm immer mehr zu entledigen. Diese Nilpferde stammen, ich glaube, vom Senegal, nicht vom Nil, wo man Hippopotamus, Krokodil, Kaiman auszurotten anfängt.

Die Schlangen Amsterdams waren größtentheils indische und javanische. Die Abgottsschlange kam in den trüb beschlagenen großen Glaskästen, deren wol gegen zwanzig aufgestellt sind, am häufigsten vor. Die Paradiesesschlange, die einst die ersten Menschen verführte, muß mehr Lebendigkeit entwickelt haben, als diese schöngefleckten Ungethüme, die sich für die geringste Bewegung in ihren Käfigen eine Zeit ließen, die des Beobachters Geduld erschöpft. Bis dem kleinen Kopf mit den seitwärtsschielenden matten Augen einer der hundert Rückenwirbel folgte und sich einer der Ringel des gewundenen Körpers von einem der Aeste, die man in ihrem Käfig aufgepflanzt hat, loslöste, verging eine Ewigkeit. Es waren ausgezeichnete Exemplare dieser in Leibnitz' „bester der Welten" wenig motivirten Schöpfungsproducte; von lendendicker Stärke, manche wohl 15 Fuß lang. Den Begattungstrieb schien man durch das Zusammensperren zweier solcher Unholde nicht befördern zu wollen. Vielleicht fürchtete man, daß eines schönen Morgens eines der kostbaren Exemplare das andere verschluckt hatte.

Einen erfreulichen Eindruck machten die Giraffen, diese delicaten Einwanderer, die in der Regel bei uns an Kniegeschwulsten erkranken und sterben. Auch diese ganz außerordentlich imposanten Exemplare Amsterdams zeigen schon bedenkliche Anschwellungen an den hohen Stelzenbeinen, auf

denen sie sich in der Wildniß jedenfalls geschwinder bewegen, als ihnen in unsern Thiergärten gestattet werden kann. Daß der schöne Anblick nicht geboten ist von Bäumen, von wo herab sich die riesenhaften Thiere eine ihnen zusagende Blätternahrung bequem, wie von einem niedrigen Strauch, holen, hat mich gewundert. Auch in Berlin fehlt dieser hübsche Effect, der vor Jahren im Jardin des plantes die Erscheinung der Giraffen nicht wenig hob.

Im Affenhause hatte einer der geschwänzten Vettern des Menschengeschlechts einem allzudreisten Jungen die Mütze gestohlen. Der Wärter schritt ruhig durch die schreiende Bestienwelt und entwand die Beute den „Händen" des Diebes. Außer den Meerkatzen war nur noch der Pavian und dieser mit den widerlichsten Formen seines Sitzfleisches vertreten. Ich gestehe, die Art dann, wie ein Affe dem andern sein Ungeziefer ablas und immer einen Strich Haare mit der Pfote festhielt und genau nach etwa darin vorhandenem Lebendigen Untersuchung hielt und das Attrapirte nur nebenbei verschluckte und im Wesentlichen nur auf die Beseitigung der Beschwerden seines Kameraden bedacht schien, hat mir denn doch erschreckende Erinnerungen an Bilder aus der ersten Jugendzeit zurückgerufen, wo alte Großmütter ebenso ihre Enkel zwischen die Beine nahmen und deren Köpfe von den Folgen allzuzärtlicher Schulbankfreundschaften reinigten. Man hatte hier eine förmliche Familienscene voll Gemüth und Verstand vor sich und fuhr betroffen zurück vor dem ruhigen Tempo dieser Unterhaltung, dem successiven Ergreifen bald dieses, bald jenes Büschels brauner Haare, dem intelligenten Forschen und Betrachten derselben, wobei nur noch die aufgesetzte Brille fehlte, um den Darwin'schen Proto-Menschen vollständig zu haben. Schopenhauer hätte bewundernd die Hände gefaltet vor so viel Kundgebung von „Intellect" und zur Gourmandise neigender „Bejahung zum Leben".

Die uns näher verwandten Grade unserer Ahnen fehlten leider. So der in Berlin bereits bis zum Abonnenten für Rührdramen reif erklärte, immer als sentimental, zum zärtlichen Umarmen und Weinen geneigt geschilderte Schimpanse;

so der Gorilla, der schon zu Verwechslungen mit einem steuerpflichtigen Berliner Bürger (wenigstens in Helmerding's Persönlichkeit) Veranlassung gegeben; vor allen aber der Waldmensch Orangutang selbst, der nach Schopenhauer in seiner Jugend mehr Verstand hat als im Alter, welche Aehnlichkeit mit dem Menschengeschlechte unsere jüngere Generation als einen ganz besonders zutreffenden Beweis für die Darwinlehre gewiß unterschreiben wird.

Hätten am dunkelblauen Spiegel der Amstel zu bauen, konnte nicht möglich werden, so wohl mir auch die zuvorkommendste Gastfreundschaft Amsterdams gebettet hatte. Nach einigen Tagen verließ ich die Hauptstadt eines Staates, den unser Deutsches Selbstgefühl unterschätzt.

Wir unterschätzen sogar eine ganze Strömung geschichtlichen Lebens, die eine eigenthümliche Bedeutung hat, wenn sie auch nicht ihren Weg über Berlin und Leipzig nimmt. Ich erstaunte über die unmittelbare, fast nachbarliche Verbindung zwischen den russischen Ostseehäfen, Stockholm, Kopenhagen, Holland, Frankreich. Nicht daß der Handel diese nahe Beziehung, die gleichsam Deutschland überspringt, in natürlicher Folge hat (der mercantile Zusammenhang versteht sich von selbst), nein, die Culturentwicklung, die Bildung seiner Anschauungen, Gesichtspunkte, die Begründung seines nächsten Lebensglücks nimmt an den Küsten entlang diesen fast noch althanseatischen Wasserweg und ignorirt die Stammesverwandtschaft mit dem Kern des europäischen Festlandes, sich nur an Frankreich, England, Amerika lehnend. Deutsche Einwanderer, deutsche Kaufleute, die in Holland ihr Glück gemacht haben, giebt es allerdings genug; aber leider haben sie nicht den sonderbaren holländischen Wahnglauben zu widerlegen vermocht, daß sich Deutschland bis zur Zuydersee auszudehnen wünsche und Colonieen brauche, die es andern Staaten stehlen wolle —!

An Combinationen in den Köpfen der Politiker und Landkarten-Veränderer, bei denen auch Holland einzubüßen haben würde, mag es allerdings nicht fehlen. Aber deutscherseits dürften doch solche Ansprüche nur erhoben, solche Racheacte nur ausgeführt werden in dem Falle, daß die Revanche-

Träume der Franzosen eine Aufwiegelung dieser oben bezeichneten Reihe von Staaten, eine Ausnutzung ihrer Reizbarkeit gegen die Neubildung des deutschen Reiches im Gefolge haben sollte. Thiers beantwortete die Drei-Kaiser-Zusammenkunft mit Schießübungen zur See. Fast scheint es, daß die Marine in seinem Feldzugsplan gegen Deutschland noch eine größere Rolle spielen soll, als der Uebergang über den Rhein. Wir verschließen uns nicht einem trüben Bilde schon der allernächsten Zukunft. Denn Thiers, der alte Gegner der Louis Philippistischen Friedensliebe, ist keineswegs einer jener edlen Köpfe, die auch in der Realpolitik immer noch eine Annäherung an die allgemeinen Menschheitszwecke unseres Erdenlebens versuchen. Die bis 1848 nur auf den kleinen St. Georgsplatz in Paris gebannt gebliebene Revanche für Waterloo machte den Besitzer des schönen Hotels daselbst, wo Schreiber dieser Zeilen zweimal die Ehre hatte, mit dem großen Redner über Deutschland zu plaudern, zum ungefährlichsten Gegner des dritten Napoleon, weil er von diesem, nach Magenta und Solferino, all die Heldenthaten auch gegen Preußen erwartete, die seine Geschichte des Kaiserreichs glorreicher abrunden sollten. Von einer Politik der zu heilenden Wunden, der Nationalwohlfahrt, der Ruhe, des Friedens, der Pflege innerer Interessen ist bei dem unruhigen alten Manne, wenn ihm die Kraft und die Jahre es noch verstatten, keine Rede.*) Aus seinem eigenen Munde hörte ich vor Jahren die geringschätzendsten Aeußerungen über Alles, was bestrebt ist, das Leben der Staaten nach andern Anschauungen zu regeln, als nach denen der traditionellen Politik Ludwig's XIV., Napoleon's I. und der Gleichgewichts- und Intriguen-Politik überhaupt. Unser Historiker Ranke, der eben auch nicht dem Idealismus in der Politik hold ist, würde wenigstens gesagt haben: Habt nur Erfolg, ihr Philanthropen und Idealisten, dann will ich euch ganz gern in die Factoren der Politik einreihen

*) Spätere Anmerkung. Seitdem er als Präsident gestürzt ist, fügen sich seine öffentlichen Reden der allgemeinen Friedensliebe, dem Retbschrei der Geschäftswelt.

und euch neben den Männern des grünen Tisches gelten lassen! Thiers aber verdammt allen politischen Idealismus a priori und posteriori. Die wesentliche Aufgabe eines französischen Staatsmanns besteht ihm im regsten Antheil an den Aufgaben des Kriegsministeriums. „Wir waren nicht gerüstet —!" So lautete die Klage, die seine naive Offenheit unter die in Petersburg, Wien und Florenz vergossenen Thränen mischte.

Wenn jetzt Holland ein Panzerschiff nach dem andern baut, so kann das in Zeiten, wo selbst die Chinesen Kanonen bei Krupp bestellen, lediglich eine Verstärkung der Hülfsmittel bedeuten, die ein Mutterland braucht, um seine Colonieen zu schützen. Bedeutet es aber die Antheilnahme an einer Coalition der nordeuropäischen Seemächte, Schwedens, Dänemarks, Hollands mit Frankreich, so soll Amsterdam nicht vergessen, daß es sich 1787 einem kleinen preußischen Corps schon nach wenigen Tagen hat ergeben müssen. Holland ist seit Jahrhunderten aus jedem Gelüste, wieder an den großen Welthändeln Theil zu nehmen, immer verkürzter und geschwächter hervorgegangen.

Möchte Holland die schöne Mission begreifen, sich offen und ehrlich den deutschen Neugestaltungen anzuschließen! Möchte es sich frei machen vom französelnden Geschmack seines Hofes und Adels, seiner Begüterten, und das Beispiel seiner Gelehrten auf sich wirken lassen, die längst den Vorzug der deutschen Forschung, der deutschen Philosophie und Schule erkannt haben. Möchte es bedacht sein, sich nicht dem Vorwurfe auszusetzen, daß es die Sympathieen für unser Land wol gar nur deshalb unterdrückt, weil wir zwar die allgemeine Militairpflicht (wie die Holländer darüber denken, das sagte ich schon), sonst aber mehr Gefühl für Menschenrechte, Freiheit und Humanität haben, als sich mit holländischer Colonialpolitik, die bekanntlich nicht mehr die Kritik unseres Jahrhunderts aushält, verträgt. Victor Hugo meint zwar, die Sonne der Civilisation leuchte von Paris. Aber des dritten Napoleon lange Herrschaft hat bewiesen, daß von Frankreich aus weit mehr die Gedankenlosigkeit leuchtet, die Nichtuntersuchung,

die Zurückstellung der Humanität gegen die Fragen des nationalen Vortheils (Algier), der Genuß und das leere Vergnügen.

Wenn die Strecke Bremen-Hamburg durch eine directe Bahn zurückgelegt werden kann und sich dadurch eine größere Continuität der jetzt nach dem östlichen Holland, nach Ostfriesland, abzweigenden neuen Bahnen mit den norddeutschen herstellt, wird uns dieses alte ehrwürdige Land, das einen deutschen Fürsten als den Begründer seiner Freiheit feiert, geistig und politisch näher rücken.

Ich nahm die Route von Emmerich wieder südwärts, war bald in dem kohlengeschwärzten Oberhausen, wo man zu allen Zeiten glaubt, ein Aschenregen des Vesuv wäre eben niedergefallen (denn selbst die Bäume schimmern schwarz), und kehrte auf der Linie Köln-Minden in die Berliner Winterquartiere zurück.

IX.

Vom Mittelmeer.

Tagebuchblätter.

Winter 1873.

— Die Teufelsjungen! Wie geschickt sie die Polizei zu spielen verstehen! Sie belästigen den Strolch, der sich da auf unsere Höhe von mehr als tausend Fuß, in die Schluchten und Engpässe, in denen wir mit dem Blick auf's Meer wohnen, halb bettelnd, halb vielleicht Stehlens halber wagte, nicht im mindesten, sehen ihn immer nur neugierig an, haben ruhig die Hände in den Hosentaschen, und bewachen ihn so lange, bis er wieder tief unter uns auf der Landstraße am schäumenden Meer und bei der Eisenbahn angelangt ist oder hoch oben von den Schneebergen herab beim sicher garantirten Niedersteigen in ein anderes Thal, das Bett des rauschenden Caruso, erblickt wird. Ja — Schnee bedeckt ringsum das obere schrosse, zerklüftete Gestein! Unten rauscht die schäumende Brandung des Meers. Der kleine Dampfer da, eine Nußschale für's Auge, fährt von Savona nach Genua.

Nur den Lampenrestaurator und den Kaffeekannenflicker oder ähnliche bewährte Besucher unserer öden Vergeinsamkeit lassen die Jungen ruhig auf Kundschaft und nach Invaliden in ihren Fächern fragen, nach Töpfen, die geflochten werden müssen, zerrissenen Körben, leckgewordenen Schuhen. Der

Lampist trägt, was er kurirt hat, auf der Brust und auf beiden Hüften ebenso, wie auch die neue Waare. Die zierliche italienische Ampel mit den fünf Löchern für Oel und Docht, die wir eben gekauft haben, sieht sie nicht aus, als käme sie aus Neapel und wäre bei Puteoli ausgegraben und hätte schon bei einer Badesaison in Bajä einer römischen Calpurnia Dienste geleistet? Und der ganz auf andere Dinge, als Winckelmann's Geschichte der Kunst, gestimmte Genueser Cittadino rühmt uns das Ding mit dem Ausruf: Signor, ich versichere Sie! Sie werden den Kauf gewiß nicht bereuen! Denn es ist eine echte — — Berliner Lampe! Wir fielen aus den Wolken! Alle diese römischen Lampen werden in Berlin gemacht! Wer konnte mehr erstaunt sein, als wir, die wir noch vor einigen Monaten täglich vor Stobwasser's Fabrik vorübergingen und regelmäßig unser Petroleum von da bezogen!

Ob hier Wahrheit, ob Mythe — ? Ob der Klang „Berlin" hier wirklich jetzt so bezaubernd für des Italieners Ohr klingt? Das untere Volk hat Sinn für Siege und Niederlagen, Feldherren und große Namen. Es spricht mit Respect von Bismarck und von den Alemannen. Aber die gebildete Sphäre — da sieht es für unser Selbstgefühl und unsere Hoffnungen auf Italiens Beistand im Culturkampf noch traurig aus. Die Männer und die Frauen, wenn sie etwas französisch parliren, einen Roman von Alexander Dümas lesen können, leben im Bann von Paris. Auch die Gelehrten. Mein Arzt und mein Apotheker, beides Brüder, letzterer sogar ein Dottore wie jener, sind klerikal. Der Klerus scheint nämlich der einzige Stand zu sein, der hier außer den Fremden noch Geld auszugeben geneigt ist. Daher wol bei allen Geschäftstreibenden die Abhängigkeit von den durch die Klerisei ausgegebenen Losungsworten.

Nur über Eines bin ich meinen kleinen Schutzmännern in unseren Bergen böse. Sie bringen uns täglich in unsere einsame, nur durch Klettern, durch ein ewiges Auf und Ab auf manchmal nur fußbreiten Wegen zu erreichende grausig kalte Villa die schönsten Singvögel, Zeisige, Dompfaffen, Blutfinken und — alle todt und für die Küche bestimmt!

Schon in der „Pension" zu Pegli, dem Städtchen, das uns zur Seite liegt und von einem olivenbewachsenen Bergrücken verdeckt wird, waren mir die kleinen Vögel, die wir scharfgebraten au gratin servirt bekamen, als „Becasses" oder Quasi-Leipziger Lerchen oder Krammetsvögel verdächtig. Nie bemerkte man beim Kauen und Riskiren eines leicht verlierbaren, lange schon nicht mehr sturmfesten Vorderzahns den Geruch der Wachholderbeere. Es steht eben die Sucht nach „Jagd" und der Mangel an „Wild" in Italien in einem solchen Mißverhältniß, daß zum Sport auch die Verfolgung der lieblichen, mit den schönsten Farben geschmückten kleinen Thierchen gehört, von denen die Mehrzahl im Sommer in unsern Wäldern zubringt. Mangel an Proviant ließ uns auf die kleinen Braten, deren jeder nur aus einem oder zwei Bissen bestand, eine Zeitlang Rücksicht nehmen. Auf die Länge sind uns aber die Vögelvertilger so lästig geworden, daß wir sie nur noch mit einem heftigen Niente! Niente! empfangen. Die schon wacker von den Jungen gehandhabte Flinte und ein Sprenkelnetz, das wir in der Tiefe unter jetzt blattlosen und seitdem verrätherischen Weinreben aufgeschlagen sehen, bringt uns unausgesetzt die gefiederten Sänger des Waldes. Wir nehmen nur noch lebende und geben ihnen dann die Freiheit, die ihnen freilich nichts nützen wird. Einige, die besonders schön befiedert waren, Grasmücken, Blauschwänze, Blutfinken, Rothkehlchen, setzten wir in Käfige, um sie möglichst zu erhalten. Die Käfige waren zu klein, die Witterung wird zu rauh. Die Sänger, die im Sonnenschein mitunter hüpften und zwitscherten, starben bald nach einander.

— Ja, das ist ein trauriger Winter. Ich suchte Italien, um einen ständigen Katarrh, ein Rheuma in allen Gliedern los zu werden, und wie hat uns Venedig, Genua begrüßt! In Venedig, wo alle Kirchenkuppeln mit Schnee bedeckt waren, auf dem Marcusplatz jeder kleine Tümpel Wassers zu Eis gefroren war, da erkältete ich mich vollends. In dem Städtchen

Pegli hielten wir 6—7 Wochen aus. Dann mußten wir den Versuch machen und eine eigene „Villa" miethen, ein Familienhaus in gebirgszerklüfteter Höhe. Wie hier der Sturm saust! Nachts rüttelt er an den geschlossenen Fensterladen. Er beugt die Pinien, daß sie seufzen und knacken! Das Meer wirft Wellen bis auf die Eisenbahn, die sich unten an der Landstraße hinzieht nach Nizza, wo dieselben Täuschungen über den italienischen Winter etwaige Zureisende erwarten! Und das Alles hindert nicht den armen kleinen Pächter (der 100 Lire des Jahres aus der Milch einer einzigen Kuh und dem Gemüsebau auf unsern Felsen heraustreiben muß), meinen Mithausbewohner, von seinen beiden Mulos den stärksten zu satteln und die schon gestern Abend zum Transport vorbereiteten Körbe mit Blumenkohl dem Thiere aufzuladen, das dann die schwere Bürde bis nach Genua auf den Frühmarkt tragen muß. Von zwölf Uhr Nachts bis vier Uhr Morgens kommt gerade die Zeit heraus, die der Weg unten auf der krummen Landstraße dauert. Um vier Uhr muß man am Platze sein; denn die Concurrenz ist groß. Die Unterkäufer drücken den armen Bauer. Der meinige hatte bei Solferino gefochten; er gab gern zu, daß der linke italienische Flügel geschlagen war. Jetzt hatte er aus dem nächsten Nachbarhause, da dicht an dem bösen Vogelherd, drei Büchsenschüsse von uns, ein Weib genommen, das Land da (Berg und Bergspalten und ein paar Baumgruppen) gepachtet und zieht Gemüse. Seine Specialität ist Blumenkohl; unten prangt noch unter der leichten, hoffentlich bald schmelzenden Schneedecke ein ganzer Abhang voll seines schönen Cavvol! Die dazu nöthige Erde muß der Arme, wie zum Weinbau, in Körben zusammentragen! Weil diese Menschen hier ringsum so unsäglich viel arbeiten und dabei so mäßig leben, scheinen sie matt wie die Fliegen zu sein. Der Charakter ist lässig und gutmüthig. Dennoch wird Abends jedes Wohnhaus in seinen Fenstern bis auf die kleinste Ritze geschlossen. Der Sonnenstrahl stiehlt sich Morgens immer nur verstohlen herein. Wie sich die Sonne, die tiefdunkelblauen Wolken, Sturm und Regen so gut vertragen!

— Unten in Pegli ſieht man, wenn das Wetter nur irgend im Freien zu ſein erlaubt, die ganze Hauptſtraße entlang junge (in Italien ſchnell alternde) Frauen in der Hausthür ſitzen und entweder Matratzen auskratzen oder Netze ausbeſſern, am meiſten aber faullenzen und ſchwatzen, bis es irgend einen Zank giebt. Sind ſie verheirathet, ſo ſind ihre Männer — in Südamerika! Dort verweilen ſie als Arbeitsſklaven, europäiſche Kulis, eine Reihe von Jahren, ſchicken ab und zu einiges Geld, ſparen das Uebrige und kommen, wenn ſie nicht am gelben Fieber ſterben, ſolid und brav und ihrem Weibe treugeblieben zurück. Deutſches Raffinement, in New-York eine zweite Frau zu nehmen, während die erſte noch in einem Dorfe am Schwarzwald ſitzt, und dann, wenn die Geſchäfte in Amerika nicht gehen wollen, wieder die Amerikanerin zu verlaſſen und zur erſten, hoffend auf Verſöhnung und gute Unterkunft in dem Hof, der dieſer gehört und den ſie tapfer gehalten hat, zurückzukehren, kommt nicht vor. Die Correſpondenz freilich mit Peru iſt ſchwierig. Nicht der Poſt wegen. Nur daß von all' dieſen Frauen keine ſchreiben kann! Nur unſere Brigida, die Köchin, kann es. Das iſt eine vollſtändige Gelehrte. Sie iſt die Briefſchreiberin für halb Pegli. Neulich ſah ich einen ihrer Briefe. Dieſer war an ihren eigenen Mann gerichtet. Da ich noch nicht wußte, daß Südamerika für dieſen Theil Italiens als Abzugskanal ſeiner Arbeitskräfte diente, ſo konnte ich die Adreſſe „Lima", die ganz ſo hingekritzelt war, wie wenn der Brief nach Genua beſtimmt geweſen wäre, nur auf Italien beziehen und ſuchte im Bädeker nach Lima, weil ich glaubte, der Mann unſerer Brigida arbeitete etwa als Maurer in den Bädern von Lucca, die in einer Gegend liegen, die man die Lima nennen ſoll. Aber nein, es war das wirkliche, hinter den Cordilleren liegende heiße amerikaniſche Lima gemeint, die Hauptſtadt Perus, die Stadt der Erdbeben und Pfaffenherrſchaft. Abends, wenn ſich Brigida zu dem kalten Braten oder zu der Wurſt, die ihr als Nachtimbiß zu Theil wird, eine Sauce von Eſſig und Oel, Pfeffer und Salz gemacht hatte (denn ohne dieſe Zuſätze eine Speiſe zu genießen, die nicht warm iſt, ſchaudert ſie's), verbrennt ſie daſſelbe Oel (Oel der dritten Preſſung,

gekauft von unserm Pächter, der es selbst fabricirt), das sie zu ihrem Salat verwendet hat, auch zum Licht, um zu lesen oder zu schreiben und wie ich bemerkt habe in hochtönenden, an Alfieri's Tragödien erinnernden Phrasen.

Ob sie ihrem Gatten auch nach Lima das Ereigniß melden wird, das heute ganz Pegli in Aufruhr brachte? Es rührte nur von einem Paar alter Stiefeletten meiner Tochter her. Brigida hat mehre Schwestern. Wir sahen zwei derselben. Eine etwas geistgeschwächte, die zum Bewachen der zu trocknenden Wäsche ausreichte, eine andere jüngere, schlank gewachsene, wenn auch nicht gerade schöne Brünette. Diese erlebte einen sittlichen Fall, der für die Moralität dieses Theils von Italien spricht. Meiner Tochter fehlte plötzlich das obenerwähnte Gehwerkzeug. Die brünette Schwester hatte es in aller Frühe annectirt, brachte es aber um Mittag mit verweinten Augen wieder zurück. Was war damit geschehen? Sie hatte die Schuhe angezogen und war stolz damit über den Corso von Pegli auf und ab marschirt. Da stutzten alle Matratzenzupferinnen, alle Netzflickerinnen. Sie kannten doch Marietten's Fußbekleidung, sie wußten doch, wie diese von urweltlichem Koth zu starren pflegte; nun diese plötzlich so stattlich und elegant beschuhte Marietta! Da gab es Lachen und Hohn und Spott und gleich durch das ganze Fischerstädtchen die Anschuldigung, sie hätte wol oben solchen Staat in der Villa Causa gemaust. Das zischelte und raschelte so laut und stark hinter ihr her, machte ihr Schritt auf Schritt unsicher; wenn die Jungen aus der Schule kamen, war Alles verloren; die Bachstelze wuchs zum Kranich, der im Laufen auch seine Beine übereinanderschlägt, als wollte er sie verbergen, und so flüchtete sich die von Neid oder sittlicher Entrüstung Verfolgte wieder zu uns zurück und ihr Mitnehmen der Schuhe kam auf Rechnung des Sturms, der die eben gereinigten vom Fenstersimse entführt hätte. Marietta hätte die Flüchtlinge, hieß es, weit unten im Thale gefunden und für Engländerinnenreste aus der vorjährigen Saison gehalten. Merkwürdig und fast einem katholischen Wunder gleichzuachten war dabei der Umstand, daß beide Schuhe im Sturm immer zusammengeblieben waren. Der Wind jagte sie, aber die

Schuhe liebten einander und blieben ein Paar. Das Volksgericht und das Gefühl für Ehrlichkeit durfte für Italien überraschen.

— Unsere „Villa Causa"*) ist nur für tropische Hitze im Sommer berechnet. Wir bewohnen im Wesentlichen nur den untern Salon, dessen Fenster zugleich Thüren sind. In den Kamin, den einzigen im ganzen Hause, geht, was nur täglich an morschem Oliven- oder Zwerg-Eichenholz aufzutreiben ist und doch erreicht der kalte Raum nie die Temperaturhöhe von 15°. Will ich hinaus, will ich laufen, steigen, so läßt mich der Sturm nicht hundert Schritte weit kommen. An den Ecken der Felsvorsprünge faßt uns der Nordost mit einer Gewalt, die sogleich in allen Bronchien der Brust gespürt wird. Man kehrt um. Zwanzig Schritte lang vor'm Hause ist Ebene und Schutz gegen den Sturm. Ich gehe die Strecke fünfzigmal und dividire die Schritte. Hinter uns, mehr dem Hochwalde und dem Schnee zu, liegt in einem Weingärtchen eine rothbemalte Villa von angenehmer Wirkung für's Auge. Sie ist nicht, wie hier oben alle Villen, geschlossen. Sie birgt sogar einen kleinen Roman, der sich Genua entzogen hat, um vor der Kritik, vor der Kritik der Medisance oder meinetwegen der conventionellen Tugend und Sitte sicher zu sein. Oefter begegnet mir eine hübsche junge Frau mit einem Knaben. Die Wege sind bei uns so enge, daß man nicht ohne ein Anlächeln und einen Gruß an einander vorüberstreifen kann. Die hübsche Frau war eine — Kellnerin in einem Café Genuas. Ein angesehener, noch junger Beamter der Verwaltung machte sie zu seiner Gattin, konnte aber niemals hoffen, ihr in Genua eine seiner eigenen Lage angemessene gesellschaftliche Stellung zu geben. Da kaufte er zwei Meilen von seinem Wirkungskreise entfernt diese in den Bergen wie verlorne Villa und kommt jeden Samstag Abends mit der Eisenbahn in sein eigentliches Home, um am Montag in der

*) Vergl. Gesammelte Werke Band VII. S. 150.

Frühe wieder in die Welt der Vorurtheile zurückzukehren. Meine Stimmung ist zu sehr die eines Leidenden, als daß ich dem Triebe folgen könnte, einmal an einem Sonntag beim Herrn Nachbar, der in der Regel gleichfalls mit dem Feuerrohr über dem Arm erscheint, anzupochen und Bekanntschaft zu machen. Wie sehr der Mann das Bedürfniß hat, die arme Ausgestoßene zu unterhalten, ersieht man aus einer Einladung, die heute zu einem Ball an alle Bauern und Kleinpächter der Umgegend gelangt ist. Der Bote wird einen halben Tag gebraucht haben, um seine Einladungen überall an den Mann zu bringen. An den Mann! Denn — die Frauen sind zwar auch geladen, aber — keine wird der Einladung Folge geben. Sollte man sich unter Frauen, die nicht lesen, nicht schreiben können, die den Kuhstall abwarten, die den ganzen übrigen Tag im Mist stehen und im Felde arbeiten, soviel Prüderie für möglich denken, daß auch sie die ehemalige Kellnerin über die Achsel ansehen! Keine Einzige wird die Einladung annehmen; nur die Männer! Ich denke mir: Vielleicht ist der Nachbar gar nicht kirchlich getraut und die Geistlichkeit ist es, die hinter dem Bann steckt.

Ja, ja, die Geistlichkeit! Es herrschen hier Sitten, als wenn wir in Herrenhut wären. Hatten sich doch auch die Jesuiten besonders Genua erwählt, um von da aus ihrer Wiederherstellung nachdrücklichen Erfolg zu geben. Ich muß mir selbst applaudiren, der ich im neunten Buche meines „Zauberer von Rom" gerade diese Genueser Kirchenwühlerei geschildert habe. Gern hätte ich den Geistlichen in Pegli gehört, der ein guter Redner sein soll, doch liegt die Kirche zu entfernt. Der Küster besucht mich öfters. Er ist zu gleicher Zeit Lohndiener in dem großen Hotel Mediterranée und Vater einer Tochter, die Herrenhemden schneidert, ganz wie bei Herrn Schnuphase — wieder in meinem „Zauberer von Rom". Warum soll ich nicht an mich selbst denken? Die Einsamkeit und das Meer führen auf diesen erlaubten Egoismus. Ge-

denkt man im Vorgefühl seines baldigen Abscheidens vom Leben seiner Fehler, so darf man auch seiner Tugenden gedenken.... Der Ball hat übrigens bis um ein Uhr Nachts gedauert, war aber nur von den Männern der Umgegend besucht. Doch nein! Damen gab es ebenfalls. Aber das waren eigens für solche Fälle miethbare Personen aus Genua! Ehrbare Ballerinen, die gegen Bezahlung und Kost sich den Männern zum Tanze verdingen! Man sage noch, das Blut des Südländers rolle feurig um! Die Jesuiten haben es langsam zu wallen gelehrt. Vollkommen sicher, daß ihre Männer von diesen Tänzerinnen von Gewerbe nichts zu besorgen haben, lassen die Frauen, z. B. unsere blondgelockte, anmuthige, dicke Teresina, ihren Giuseppe auf den Ball gehen und bleiben daheim. Aber auch wenn Teresina, ihre Mutter und ihre Schwestern mitgingen und sich über das Vorurtheil hinwegsetzten, daß der kleine Begleiter der schönen Nachbarin doch wol vor dem geschlossenen Ehebunde geboren wurde, so würden sie nicht getanzt haben. Keine Frau, kein Mädchen hier in der Gegend tanzt. Ist es nicht, als hätten sie am Altar der Kirche einen Schwur leisten müssen? Sie selbst sagen: Aus Anstand, aus Ehrbarkeit tanzen wir nicht!

— Wieder fallen in den Bergen die Schüsse! Wieder gilt es den armen Singvögeln! Ich sitze trauernd, selbst krank; die Zeitung bringt die Nachricht von Strauß' schmerzhaftem Tode. Ich mußte des Bildes gedenken, das ich mir beim Lesen seines letzten Buches vorgeführt hatte. Wie trifft es jetzt zu! Auch Strauß' scharfes kritisches Rohr erlegte die buntgefiederte Welt des schönen Wahns und brachte — die Singvögel an den Bratspieß! Das ist es, das Zerreißen der Illusionen, die uns seither noch aufrecht erhalten konnten, gerade das that so weh. Wir wissen ja, die Schnepfe ist nur für den Mittagstisch ob des Fuchses oder des Menschen, gleichviel, bestimmt. Aber die Nachtigall, der Blutfink leisten mehr

als daß ſie ihr Körperchen an den Bratſpieß hingeben. Dieſe Illuſionen über Gott und Unſterblichkeit ſind eben ihre Waldgeſänge. Von den Zweigen herab ſagen ſie uns nicht etwa, daß der chriſtliche immer nur menſchlich gedachte Gott der richtige ſei; ſie ſagen uns nicht, daß die Themata eines Concils, einer Generalſynode für den Denker eine beſondere Wichtigkeit haben. Aber die Illuſion einer anthropomorphiſchen Vorſtellung von jenſeitigen Dingen, die eine poetiſche Berechtigung hat, die einen Ruhepunkt in unſerm zweifelnden Gemüth bildet, ſchließt die richtige Vorſtellung vom göttlichen Princip und vom unerweisbaren Jenſeits eben ſo wenig aus, wie man den Chriſtenthumsbekennern einzuräumen hat, daß ja ein unendliches Quantum von Aufſchwung, Hingebung, ſittlicher Veredlung durch ſie in die Welt gekommen iſt! Warum das Alles nun an den Bratſpieß! Dieſer abſolute Nihilismus hat wol nur denen nicht wehe gethan, die ſich an ihr Nichtsſein ſchon auf Erden ſo lange gewöhnt hatten. Wieder blättere ich in ſeinem Buche. Ueberall möchte ich Einſpruch thun. Im Hauptergebniß kann ich es nicht. Soll ich mich gefangen geben?

— Da iſt nun der geiſtreiche, ſo unterrichtete Freund niedergeſtiegen in ſein ewiges Nichts und niemals wieder ſoll nach ſeinem Glauben dem Auge, ſelbſt eines Denkers und Sehers, die Binde abgenommen werden. — Im erſten Schmerz ſchrieb ich eine Erinnerung an den Verſtorbenen, eine Mittheilung an eine Wiener Zeitung. Der alte und neue Glaube berührten ſich einmal vor Jahren bei mir am Mittagstiſch. Ein gelehrter Israelit, ſtreng orthodox, Dr. Beer in Dresden, mußte nichts ſo ſehr verabſcheuen als Aale, einen Fiſch, den Moſes, „da er der Schlange gleicht", ganz ausdrücklich verboten hat. Strauß hatte ſich gerade Aale als ſein Leibgericht bei mir beſtellt. — Während meine Tochter den Artikel copirt, will ich aus alten Büchern, die ich mitgenommen, eine Reminiscenz auffriſchen. Vor mehr als dreißig Jahren ſchrieb ich:

„Von Dr. Strauß ist jetzt eine Prüfung der christlichen Glaubenslehre erschienen. Dies Buch will ich zur Linken, die Bibel zur Rechten legen und es versuchen, durch den Schleier der Zeiten und der Vorurtheile zu jener Wahrheit zu dringen, die mich dereinst über die schwindelnde Brücke vom Leben zum Tode begleiten soll.

„Ich lese erst noch einmal die beiden Fragmente des kühnen und gelehrten Mannes über Bleibendes und Vergängliches am Christenthum. Mich spricht in diesen Ergüssen eines Geistes, der nach der Märtyrerschaft der Aufrichtigkeit in diesem Jahrhundert trachtet, (und unser Jahrhundert ist mit Scheiterhaufen da gar nicht zurückhaltend!) mich spricht in diesen Ergüssen nicht Alles an. Was ich aber bewundern muß, ist die Unbefangenheit dieses Schriftstellers. Leset die Schriften aller Theologen und sie werden immer Christen und dann erst Philosophen sein! Selbst die freidenkendsten, wie Schleiermacher, haben vom Lehrstuhl oder der Kanzel, von der Gewöhnung oder ihrem Gemüth her immer eine christliche Färbung des Ausdrucks, ein theologisches A priori, das man bei Strauß nicht finden wird. Er verschmäht es, seinen Freimuth durch theologische Salbung zu verdecken, braucht niemals biblische Wendungen, verschmäht am Schluß seiner Aufsätze das Ja! und Amen! oder die Terelogie einer Anknüpfung freisinniger Prämissen an das Vorurtheil oder an das Jenseits. Er schlägt nie Wunden, die er mit kleinen Schmeicheleien gegen unsern kindischen Glauben wieder zu heilen sucht. Er ist offen und ehrlich, wie ein guter Anwalt, der uns vor dem Beginn eines Processes warnt, den wir uns schmeichelten, nie verlieren zu können.

„Ich muß noch Eins an Strauß bewundern: seine Universalität. Sein Wissen erstreckt sich über ein so weites Feld, daß er in Allem, was das menschliche Nachdenken nur reizen kann, heimisch scheint. Er verweist nicht im Sinn des alten gelehrten Kastenwesens die naturwissenschaftliche Frage an den Physiker, die politische an den Historiker, die kritische an den Aesthetiker, sondern er hat Ursache, sich in allen diesen Fächern zum Selbsturtheil berechtigt zu fühlen. Dies ist eben die Luft der Freiheit, die in seiner Darstellung weht. Man

sieht nirgends den Theologen oder Aesthetiker oder Historiker, sondern den Philosophen, der alles das zugleich ist, und den Menschen, der mitten unter seinen nächtigen Formeln sich die gesunde, frische Farbe des Lebens erhielt. Heimisch in Poesie und Kunst, in Geschichte und jeglicher Lebenserfahrung verräth er, daß er über jede Frage mitabstimmen könnte. Ruhig und getragen wallt gleichsam sein Urtheil über Untiefen und Klippen dahin.

„Man kann noch einen Schritt weiter gehen. Muß man Strauß über eine gewisse Weltlichkeit seines Wesens preisen, die ihm den Gleichmuth giebt, frei und unbefangen über sonst mystisch verschleierte Dinge zu reden, so will ich selbst nicht leugnen, daß sich diese Weltlichkeit bisweilen bis zum Gewöhnlichen zu verflachen scheint. Es liegt dies theils in seinem Gegenstande, wo die Voraussetzungen des Katheders und der Kinderlehre fast ganz dieselben sind, theils in seinem Talent für populäre Darstellung. Ich möchte Vieles nicht so ausdrücken, wie es Strauß ausdrückt; daß er aber selbst den Vorwurf des Gewöhnlichen nicht fürchtet, ist ein neuer Beweis, wie hohen Beruf dieser Gelehrte zum Reformator hat, wie verwandt er ähnlichen Vorbildern ist, denen es gelang, über schwere Fragen mit dem Volke zu verhandeln. Strauß erschrickt vor nichts, ja selbst vor dem Trivialen nicht; er wiederholt sich ohne zu ermüden: er ist deutlich manchmal bis zum Flachen. Man muß einen geistvollen Mann bedauern, der hier in der Nothwendigkeit ist, Dinge, die eigentlich unbestritten sein sollten, vertheidigen zu müssen und zu demonstriren, daß etwas, was außer der Bibel nicht möglich ist, es auch nicht in der Bibel sein könnte.

„Man nennt Strauß gewöhnlich einen Hegelianer und er ist es, was die Methode seines Denkens anlangt. Aber welche Freiheit dabei! Wie verwirft er jede Formel, die ihm nicht aufgeht in eine klare Vorstellung! Strauß ist Rationalist in der edelsten Bedeutung eines Wortes, das leider des Trivialen und Nüchternen viel in der Welt beschönigen muß. Hegel selbst war nicht frei von einer Vorliebe für Dämmerungszustände. Nur in seiner rein logischen Periode, die den Anfang seines Berliner Wirkens bezeichnet, hatte er seinen

romantischen Ursprung überwunden und das Mystische völlig abgestreift. In seiner Lebensneige, als ihn die praktischen Beziehungen seiner Lehre auf Geschichte, Leben, Sitte und Ueberlieferung mehr beschäftigten, als er sich in Nürnberg und Baireuth möglich gedacht hatte, fiel er oft in ein trübes Schwanken und Tasten nach dem Helldunkel zurück, das Strauß und den Besten seiner jüngern Schüler fremd ist.

„Nur über zwei Punkte im Vergänglichen und Bleibenden habe ich mich nicht zufrieden geben können: über Straußens Ansichten von der Unsterblichkeit der Seele und von der Person Christi.

„Strauß sagt nicht, daß wir die Bestimmung hätten, todte Asche und erdiges Nichts zu werden: er streitet nur, und sicher mit Recht, gegen unsern Egoismus, den wir in den Ausmalungen unseres künftigen Jenseitlebens nur zu sehr zur Schau stellen. Ich bin nicht im Stande, die der einstige persönliche Fortdauer des Individuums zu beweisen, allein, wenn irgendwo, scheint mir doch die Unsterblichkeitsfrage ein Gebiet zu sein, in welchem der Denker nicht ohne Vorsicht sich bewegen, ja selbst eine höhere Weihe seiner Sprache nicht verschmähen sollte. Ich glaube, daß Strauß, um sein großes Werk zu vollenden, die Bestimmung hatte, nicht Dichter zu sein; allein hier, gestehe ich, hat sein kalter Ton etwas Fröstelndes und sein Gemüth entweder nicht Tiefe genug oder zu vielen Trotz. Das Bestreben, gegen Vorurtheile zu kämpfen, reißt ihn zu Behauptungen hin, mit denen das gesunde menschliche Gefühl sich nie vertragen wird. Er kämpft gegen die Annahme, daß es einen Raum und eine Zeit geben müsse, in denen die Widersprüche der Erde ausgeglichen werden, und findet diese Ausgleichung schon hienieden. Wer mag ihm das glauben? Wer mag dem gelehrten Manne glauben, wenn er sagt: „Ein Paulus mit dem Pfahl im Leibe fühlte sich glücklicher, als ein Nero im Purpur." Hier hat ihn das Streben, gegen etwas Sentimentales zu kämpfen, selbst zu einer Sentimentalität verführt. Nero im Purpur wäre unglücklich gewesen? Unglücklicher der Wollüstling, der Tyrann, der den Gott spielen durfte, ohne dabei aus der Rolle zu fallen, (denn halb allmächtig war er gewiß!) unglücklicher

Nero, als der schwerzenzerfleischte Märtyrer? Das kann nicht der Ernst eines Mannes sein, der wissen sollte, daß auch die Wollust des Schmerzes eine Grenze hat. Das Bewußtsein einer künftigen Ausgleichung ist tief in der Menschenbrust gewurzelt: und wenn es auch nicht der Arme hegt, der nicht weiß, warum ihn Gott auf diese Erde sandte, um unter Thränen sich sein trockenes Brot zu verdienen, so hegt es sicher der Reiche, dem sein vom Glück geschenkter Besitz ein Schrecken ist, den er vergebens durch Wohlthätigkeit ganz zu verscheuchen sucht. Wenn nicht das unbelohnte Verdienst für die Zukunft zeugt, so zeugt das belohnte Unverdienst dafür; denn dieses fühlt es, daß es nicht auf ewig bestehen kann.

„Wenn Strauß von Christus spricht, so versteht es sich für uns, die wir dem Aberglauben entsagten, von selbst, daß eine salbungsvolle Sprache, die Terminologie: der Erlöser, der Heiland u. s. w. als gewöhnliche Redeweise bei einem Streben nach historischer Gewißheit über Christus unstatthaft ist. Selbst Schleiermacher, der in Christus nicht mehr Göttliches sah, als wir Alle erreichen können, wenn wir ihm nacheifern, half sich gegen das Vorurtheil der Menge oder „Gemeinde", wie er's nannte, durch den orthodoxen Schmelz der Worte: Heiland, Mittler, Erlöser, und zwar nicht wie der Rationalismus als „Weltenheiland" und in ähnlichen verwässernden Amplificationen, sondern ganz im Sinne der Genugthuungslehre und der Blutstheologie. Es ist redlich von Strauß, daß er diese Täuschung verschmäht. Aber selbst wenn nun Christus uns dieser wieder eroberte und dem Aberglauben abgewonnene Mensch, dieser schwärmerische Rabbi von Nazareth ist, sollte er nicht eine höhere Stellung verdienen, als die ihm Strauß unter den Märtyrern des Genius, fast neben Sokrates, Cäsar und Napoleon anweist? Strauß stellt, um den hohen Werth Christi anzuschlagen, eine fast arithmetische Berechnung an. Er nennt ihn unter den Guten den Besten, er weist ihm unter allen moralischen Vollkommenheiten die höchsten zu und fertigt ihn, indem er in andere Reihen ausgezeichneter Menschen, in die Reihen der Dichter, Helden, Denker eintritt, als einen moralischen Superlativmenschen ab. Gegen diese Taxirung sträubt sich

etwas in unserer Brust. Wenn nicht schon die ungeheure Umwälzung der Welt, die durch die Christuslehre erfolgte, unsern Vergleichungsmaßstab steigern sollte, sollte nicht das ganze Wesen des Stifters unserer Religion, mit Abzug aller frommen Sage, ihn uns dennoch verklärter erscheinen lassen, als einen bloßen relativen ascetischen Superlativ? Ist es so leicht hingesagt: unter den Guten der Beste zu sein, und noch leichter ausgeführt? Tritt uns aus dem historischen Christus nicht etwas entgegen, das ihm moralisch etwas fast specifisch Verschiedenes vor denen, die Strauß mit ihm vergleichen möchte, vorbehalten sollte? Man braucht kein büßender Trappist zu sein, um über das Verhältniß der Sittlichkeit zum Genie, der Selbstüberwindung zur Ausbildung einer Prädestination, das Verhältniß dessen, was wir uns geben müssen, zu dem, was man aus Gottes Hand bekommt, anders zu denken, als Strauß zu denken scheint. Ob man nun der „griechischen" oder der „nazarenischen" Lebensansicht huldigt, welche erfordert wol mehr Entsagung, innere Durchbildung, Seelengröße? Und wenn Strauß alle diese Fragen widerlegte, dann bliebe mir noch diese übrig: Sollte ein Mann von Genie, wie Strauß selbst, nicht schon an sich bereit sein, dem Genie im Grunde doch weniger einzuräumen, als der Tugend?

„Die neue Tübinger Glaubenslehre wird wieder eine große Aufregung in der theologischen Welt hervorrufen, d. h. in ganz Deutschland; denn sonderbar, wir Deutsche sind fast alle geborene Theologen. Es handelt sich jetzt um das, was Strauß Positives geben kann. Es soll mich wundern, ob nicht die, denen er zu wenig Geschichte einräumte, ihm jetzt den Vorwurf machen werden, daß er ihnen zu viel Lehre gelassen hat. Die Theologen, die den ganzen Glauben auf den einen Satz reduciren möchten: „Ein höchstes Wesen giebt es", dürften sich durch Strauß leicht eben so getäuscht finden, wie die, die den Glauben auf die Mythe gründeten."

Auch jetzt noch, nach dreißig Jahren, obschon im Wesentlichen mit Strauß einverstanden, möchte ich ständig mit ihm hadern. Wenn z. B. das Christenthum deshalb von ihm

culturfeindlich genannt wird, weil es den „Erwerbsinn nicht ermuntre, ja im Gegentheil diesen einschüchtere", so möchte ich fragen: Soll es Religionen für Gründer geben? Hatte jener Börsenspeculant Recht, als Saphir die Börse persiflirte, auszurufen: Diesem Menschen ist doch nichts heilig! Den mangelnden Erwerbssinn werden die modernen Buddhisten von Berlin noch am ehesten dem Christenthum nachsehen. Auch darin folge ich nicht einer gleichsam „speciellen Malice", wie man zu sagen pflegt, die Strauß auf die Erscheinung des Christenthums in der Welt mit den Jahren erfüllt zu haben scheint, daß ich zugeben könnte, Christus sei ein Prophet der Commüne gewesen, nur mit dem Unterschiede, daß er die productive Rente und den Gewinnantheil auf den Himmel verwiesen hätte. Eine Gegend, die der Glaube jener Zeit mit sichtlichen Augen vor sich sah, war ja das Jenseits. Die Menschen ragten auf Kopfeslänge, während sie wandelten, in die Wolken der Unsterblichkeit hinein. Sterben war ihnen nichts, ein Spaziergang vor's Thor. Warum gingen die Märtyrer so freudig in den Tod? Diesen Glauben an eine jenseitige Welt hatte Jesus nicht gemacht, sondern nur edler bestimmt. Schließlich — — möchte ich nur um Eines bitten: Wenn ihr gebratene Singvögel eßt, trinkt nicht noch Champagner dazu! Diese gräuliche neue Jubel-Literatur über das ewige Nichts! Es fröstelt uns bei euren Siemens'schen Oefen! Und der Ersatz, den Strauß für die gebratenen Singvögel anbietet, Abonnements-Concerte auf Beethoven, Mozart und Haydn! Armer Dulder, du verliebtest dich einst in eine Sängerin. Ich sehe dich als Tübinger Stiftler, wie du Sonntags nach Stuttgart flogst und dreifache Ausgabe, Reise, Entrée zum Theater, Nachtessen im „König von England", durch dreifachen Enthusiasmus an der „Zauberflöte" wieder herausbringen wolltest! Papageno, der Vogelfänger schon wieder —! Nun gut! Also die Religion. „Schiller und Goethe"! Aber was geschieht nicht durch unsere Schulmänner und Lesart-Mikrologen, um uns gerade „Schiller und Goethe" zum unausstehlichen Gemeinplatz zu machen! Gewiß, ich glaube, wie Strauß, einst in dunkle Nacht hinunterzusteigen; aber ich möchte vorher nicht Alles zerstören, was der

Dramatiſche Werke

von

Karl Gutzkow.

Geist des Menschen ahnungsvoll von einem möglichen Doch-noch-anderssein des ganzen Weltzusammenhangs aufgebaut und die Natur durch die Entfaltung ihrer Schönheiten zu glauben unterstützt hat.

— Die Stürme hören endlich auf. Man kann auf einige Augenblicke sogar in der Sonne im Freien sitzen. Und was am wohlthuendsten wirkt, das Meer beruhigt sich.

X.

Zimmerreisen.

1. Schweden. 1841.

Müssen doch die guten Deutschen zu allen Zeiten einen fremdländischen Schriftsteller haben, den sie in allen möglichen Formaten auflegen und als Modeautor installiren. Ist es kein Tunguse, so ist es ein Franzose; ist es kein Kamtschadale, so ist es ein Engländer. Sogar Holländer, Ungarn, Dänen, Schweden und sogar die Russen können hoffen, in Deutschland den einheimischen Schriftstellern vorgezogen zu werden und in diesem Lande der Widersprüche, das wir Deutschland nennen, zu einer Geltung zu kommen, die man ihnen vielleicht manchmal im eigenen Vaterlande nicht gestatten würde. Besonders sind die englischen Romane zu allen Zeiten für die deutsche Literatur Concurrenten gewesen. Die empfindsame Clarisse, eine Dame, die sieben große Octavbände hindurch den Verführungen der Männer widersteht, hat in Deutschland mehr Thränen vergießen lassen, als, glaube ich, in England selbst. Durch den Wechsel des Geschmacks hindurch, von der Tugend-Epopöe bis zur historischen Novelle hat sich der Deutsche dem Engländer als anhänglicher treuer Fridolin bewährt. Walter Scott gab unserer Phantasie einen romantischeren Tarantelstich, als je unsere

romantische Schule selbst, aus welcher Walter Scott erst hervorging. Cooper, Irving, Bulwer, Voz — wir haben in Mainz die Dampfschiffkanonen gelöst, als Sir Edward Lytton den „Goderil" betrat. Als Uhland kam — schwiegen sie.

Nun ja, Weltverkehr in der Literatur soll ja sein. Die Engländer und Franzosen sind nicht undankbar; sie wissen schon, daß die Deutschen ein Gedicht, Namens Faust, besitzen, sie vergleichen Kotzebue mit Molière und kennen unsere jüngste Literaturepoche, die Epoche der — Arndt, Körner, Schenkendorf, aus dem Grunde! So wie wir unsere märkische, lausitzische, schlesische Wolle nach England führen, und von dorther, als englische Fabrikate verarbeitet, über Hamburg und Stettin wieder zurück bekommen, so überseht sich mancher lesertose deutsche Autor in's englische Athenäum und die Engländer sind gutmüthig genug, zu glauben, daß ihre Landsleute schon so viel Toleranz besitzen, sich um die Literatur der Serben, Deutschen und Walachen zu bekümmern und citiren oft deutsche Schriftsteller als Autoritäten, die jenseits des Kanals, im Bann der deutschen Bundesacte, nie dafür gegolten haben. Immerhin; es sei! Und doch ist mir kürzlich Eines recht aufgefallen.

Ich las Bulwer's Pelham noch einmal. Noch stehen mir vor Augen die bedeutungsvollen Winke, wie man vor acht Jahren auf Pelham verwies. Ja, Pelham! Haben Sie Pelham gelesen? Kennen Sie Pelham? Versäumen Sie nicht, Pelham zu lesen! Und alle Welt schien berauscht von Pelham. Nun las ich den Musterroman wieder und finde, daß er Eigenschaften enthält, die man von einem deutschen Roman kaum ertragen hätte. Schreibt das geistvollste romantische Gedicht in Prosa und laßt euch in den vermittelnden Raisonnements, im Dialog ein wenig zu sehr gehen, so seid ihr sicher, keine Leser zu finden. Und dieser Pelham — was ist er anders, als durch und durch Geschwätz! Und hier ertragt ihr geduldig die Pedanterie der Räsonnements, hier überschlagt ihr stillschweigend die unfruchtbarsten Erörterungen über Gott und Welt, Staat und Kirche, Literatur und Kunstwesen, Diatriben, in denen sich dieser von seiner Frau

so boshaft und schlecht, aber, wie es scheint, vollkommen wahr geschilderte Baronet gefällt. Kommt man in diesem Roman zu etwas, was einer Handlung ähnlich sieht? Wo ist hier das, was euch immer das Erste ist, der Stoff? Ist dies ein Weltmann, der die Sucht hat, originell zu scheinen und doch Originelleren, von denen er da und dort erzählt, dem Glanville, dem Tyrrel, dem Thornton, nur zu Folie dient? Und welche Breite! Wie umständlich und barock in seiner Pedanterie dieser ehrenwerthe Sir Edward Lytton! Nie sind an sich geistvolle, aber zum größern Theil doch nur entlehnte Theorieen und Aperçüs mit mehr Redseligkeit vorgetragen. Montaigne, Rochefoucauld, denen er das Meiste, ohne diese zu nennen, entlehnt, sind treffender, kürzer. Genug, Bulwer ist ja auch zum Theil schon der Vergessenheit anheimgefallen; aber ich sage nur, was durfte er uns auf seiner Höhe bieten? Einem Deutschen hätten wir diese redselige Breite, dieses pedantische Sich-allein-reden-hören-Wollen, diese Unsumme von ungehörigen Abstractionen und zwecklosen Raisonnements, nimmermehr durchgehen lassen.*)

Vor einigen Jahren hatte es das Ansehen, als würde sich unser Lesehunger an russischem Schwarzbrot sättigen. Schwarzbrot? Doch nein! Die russische Literatur ist Schwarzbrot, aber mit einer Kruste von Zucker, einem Ueberguß französischer Leichtigkeit und Spiritualität. Man übersetzte uns Romane, in denen dunkles Blut aus Alt-Moskaus historischen Schauderverließen mit dem Orangenblüthenwasser der Pariser Cafés vermengt war. Baron Heckeeren erschoß Puschkin, den Russen-Mohren. Wir machten Nänien auf Puschkin, ohne seine Werke zu kennen; dann lasen wir sie und konnten vor slavischer Steppen- und Völker- und Sitten-Staffage nicht zur Hauptsache, nicht zum cor poeticum kommen, oder entdeckten, wenn wir einen Funken fanden, daß es eine Schnuppe vom Sterne Byron war. Gott sei Dank, das Wesen hat nicht munden wollen und die Bemühungen

*) Spätere Anmerkung. Ich gestehe, daß ich auch vom später so vielgerühmten Thackeray den Roman Pendennis zu lesen anfing und vor Breite und Weitschweifigkeiten nicht über den ersten Band hinauskommen konnte.

Varnhagens, dem Genius der deutschen Poesie den Wladimirorden siebenter Klasse um die Brust zu hängen, schlugen fehl.

Nun aber haben wir es mit Schweden! Der Deutsche ruht nicht. Er muß sich in der Fremde Einen aufsuchen, den er im Taschenformat genießen kann. Und siehe, es findet sich Einer. Es ist nicht der holländische Verfasser des „Schafhirten"; nicht Josika, der ungrische Leibrock, nicht James, der Engländer, sondern ein Weib, ein Weib mit blonden Haaren, wenn die Dame nicht zu alt ist, um noch von ihren Haaren zu sprechen, ein Weib mit blauen Augen, wenn sie nicht braune hat, mit einem Wort: eine Schwedin. Fedrike Bremer heißt sie, und diese hat sich bei Brockhaus in Leipzig so consequent übersetzen lassen, daß unsere Leihbibliothekare endlich stutzten, die Grisetten neugierig wurden, die Frauen sich Stunden für sie ermüßigten und die alten Jungfern in der That schon anfingen, Thränen zu vergießen. Fedrike Bremer, die Verfasserin der Töchter des Präsidenten, „der Alltagsgeschichten", ist es, die in einer Zeit, wo die deutsche Literatur fast ganz in die Hände der Frauen gekommen ist, zum rechten Augenblick erschien und die vertraute Freundin und süße Trösterin der deutschen Lesewuth werden konnte. Sie hat die Bettina, Rahel, die Sand, die Schopenhauer, die Schoppe, die Tarnow, die Hahn und — das will gewiß viel sagen — die Paalzow überflügelt. Fedrike Bremer, eine Schwedin, ist jetzt die Beherrscherin der deutschen Leihbibliothek.

Jetzt war es meine Absicht, zu lachen; aber der Deutsche ist doch so gut und treu, so ehrlich selbst in seinen Thorheiten, daß ich eher weinen möchte. Erst romantische, hochländische Schwärmerei mit dem großen, noch unübertroffenen Walter Scott, dann blasirte, pedantisch ennuyante Stubenphilosophie mit Bulwer, hierauf französische Ungeheuerlichkeit und der höchste Indifferenz-Pol derselben, der androgyne Georg-Sandismus. Dann von hoch oben herab in die Voz'schen Kloaken englischer Sittenmalerei, mit Cooper durch die Meere, mit Irving durch die Prairieen, mit Marryat schiffbrüchig auf dem Wasser, mit Mistreß Trollope seekrank zu Lande — und nun durch Himmel und Hölle endlich — in

ſchwediſche Kinderſtuben und norwegiſche Pachthöfe, wo Federvieh umhergackert, die Enten in den Pfützen waten und die ideale Welt, in die wir uns mit der Verfaſſerin hineinphantaſiren, z. B. die Gefühle einer Dienſtmagd ſind. Von einer Lelia bis zu einer Anne Marie — entweder wir ſind kühne Springer oder die Dichter ſind große Zauberer.

Skandinavien! Was ſoll man thun? Das Wort klingt ſo groß, ſo herrlich, ſo erhaben! Steffens hat uns gemalt, was Skandinavien iſt. Fedrike Bremer hat einen großen Vorſprung, daß ſie in einem Lande wohnt, wo ſich der Trolhetta von zackigen Felſen ſtürzt und die Sonne in des Sommers Mitte ſich über den Anblick der ſchönen Erde ſo verliert, daß ſie vergißt, unterzugehen. Aber wird ſie uns die erhabenen Berge und noch erhabeneren Thäler mit entſprechender Menſchengeſtalten bevölkern? Wird ſie an das Spalier der Felſen die üppige Rebe, nicht nur Bohnen und Erbſen ranken laſſen? Wird ſie den Horizont ihres Vaterlandes uns mit jenem Finger ausmeſſen, in welchem die Muſe ihren Griffel hält, oder mit jenem, den die Magd befeuchtet beim Flachsſpinnen? Wunderliche Gegenſätze in dieſen Fragen; aber Fedrike Bremer rechtfertigt ſie.

Da liegt vor mir Streit und Friede (Berlin, bei Morin 1841). Ich bin in Norwegen. Das Gemälde des Landes wird mit warmen Tinten gegeben — dann treten eine ſchwediſche Wirthſchafterin auf einem Adelshofe, ein norwegiſcher Hausverwalter ebendaſelbſt auf, beide ſtreiten ſich über den Vorzug ihrer Heimath, eine verwitwete Chriſtin, die ein ihr abhanden gekommenes Schweſterkind betrauert. Der Roman beſteht darin, der Hausverwalter iſt dies Kind, es folgt eine Heirath mit der Wirthſchafterin Barbara Suſanna — glückliches Ende und das Ganze wie ein weiblicher Brief mit einem Poſtſcript verſehen: ein Abſchied vom „freundlichen Leſer".

Daß ein ſolches Pfennigsjuxet mit einem Agio von Gefühlen und netten Schilderungen in Umlauf geſetzt werden kann, iſt natürlich. Natürlich, daß das kleine Buch Freunden und Freundinnen gemüthlicher Lectüre gefällt, daß man dabei an Aehnliches in deutſcher Literatur, an Voſſens Louiſe, an

Eberhard's Hannchen und die Küchlein denkt; aber daß Bücher in diesem Kleinvolks-Genre beliebt werden können, übersetzt, begehrt, höchst günstig beurtheilt — das ist eine Thatsache, die wir — nicht angreifen wollen, sondern über die wir uns nur zu verständigen haben.

Ich denke mir in Fredrike Bremer eine etwas bejahrte gute, liebe Frau. Traulich schmiegt sie sich den Menschen an, sie beglückt durch zarte und natürlich-wahre Einfachheit ihre Umgebungen, ich möchte sie als Tante, entfernte Verwandte auf dem Lande, die man im Sommer vier Wochen lang unter ihren Hühnern und Tauben besucht, mit Freuden mein nennen. Nun ergreift sie auch die Feder und schildert uns gute Menschen in einfachen bürgerlichen Situationen, in Alltagsgemälden aus der wirklichen Welt, Menschen, wie sie durch unsere Stuben gehen, Stuben mit weißen Gardinen, Gardinen, hinter denen Vögel im grünen Käfig hängen, Käfige, aus denen mehr Vogelfutter fällt, als die sorgliche Hausfrau für die Reinlichkeit des Fußbodens gestattet, Fußböden, die jeden Sonnabend gescheuert werden, Sonnabende, auf welche gute fromme Kirchen-Sonntage folgen, Sonntage mit erheiternden Nachmittagen vor dem Thore in einem grünen Holze, von denen man sich endlich ermüdet auf's Lager wirft, um gestärkt und froh zum „Alltagswerke" der Woche wieder aufzuwachen. Ach, ich liebe diese kleine Welt: sie heimelt mich an in jedem ihrer Pulsschläge, ich schmiege mich ja gern an sie, wie an die dürre Wange einer alten, guten Mutter, die es von Allen, Allen in der Welt doch am besten mit uns meint! Aber ich liebe diese Welt nicht am Mittag, sondern nur am Abend, wenn die Glocke Vesper läutet, am Morgen, wenn die Hähne krähen und ungeduldig das Pferd im Stalle stampft. Ich liebe diese Welt als Trost, Zuflucht; ich liebe sie manchmal, nicht immer, als Letztes, nicht als Erstes. Das ist es. Fredrike Bremer ist kein Poet, dem die Idylle Genesung giebt für den letzten Act einer Tragödie: die Idylle ist ihr Erstes und Letztes; die beschränkte philisterhafte Welt ihr Ganzes, nicht ihr Theil. Darum vermißt man bei aller Nettigkeit ihrer Schilderungen die Poesie. Alles ist Aquarell. Alles ist Wasserfarbe. Lauter sonnenhelles Mittagslicht, nirgends

ein tieferer, romantischer Schlagschatten. Allen ihren Personen sieht man die Kleiderstoffe an, Kattun, Gingham, Mousline de Laine. Ja man kann sagen, wie viel die Elle davon einer Jeden gekostet hat. Das näht und stickt und strickt und flickt — Strümpfe, Hemden, Tücher, und dabei haben alle diese guten, besseren und besten Menschen kleine Gefühle, kleine Vergangenheiten, kleine Erlebnisse, kleine Schmerzen, kleine Abenteuer, und die gute Fedrike Bremer legt ihre segnende Hand darüber und schließt das kleine Concert ihrer kleinen Figuren mit dem vollen, stets ergreifenden Schlußaccord aller beliebten Romane: Sie bekommen sich!

Daß man diese Erzeugnisse jetzt in Deutschland mit so großer Vorliebe liest — soll man sich darüber ereifern? Soll man mehr als spotten? Soll man zürnen, lärmen? Nein! Wohl uns, daß wir uns einmal von dem Wirrsal der Zeit und Literaturen unserer Epoche im klaren Wasser der Unbedeutendheit reinigen und im Schatten eines kleinen Haselnußstrauches erholen. Es lag viel Dust und Wust auf uns, die Höhen waren zu lustig, die Tiefen zu unerquicklich; wohl uns, daß wir uns sammeln und unsere Kranken (jeder Schriftsteller glaubt ein Arzt zu sein) vor den größern nachkommenden Krisen wenigstens mit unschädlicher Aq. font. cum. cuzenweise aufhalten können. Deutsches Publikum, brauche ein Jahr lang die unschädliche schwedische Molkenkur dieser Fedrike Bremer: in zwei Jahren wird die ländliche Kost dir selbst widerstehen. Vielleicht bist du dann reifer, die Talente deines eigenen Bodens zu schätzen. Und willst du dich der Gegenwart verschließen, dann wirst du in deiner Ungerechtigkeit wenigstens wieder so gerecht — und gestärkt worden sein, daß du rückkehrst zum ewigen und großen Meister Goethe oder willst du doch einmal einen Fremdling, zum größern Meister Shakespeare.

2. Rußland. 1839.

Heinrich Koenig, der freisinnige Verfasser der Hohen Braut, der kurhessische Landtagsdeputirte und unterbrochene

Guttenbergsredner vom Jahre 1857*), versetzt mich mitten unter die Russen. Wie ist dies möglich? Ja, wir sollen sogar Achtung vor der Literatur des „nordischen Kolossen" haben, Achtung vor einer Legion von Schriftstellern, die dem civilisirten Europa kaum dem Namen nach bekannt geworden sind. Ich kann mir die Sprödigkeit denken, mit welcher Koenig das Interesse, das er für einen Herrn Melgunoff hatte (den russischen Souffleur dieses Buches, der einige Monate in Koenig's Nähe zubrachte), auf alle Russen übertrug, und wie er gezögert haben muß, seine angeborne Abneigung gegen den unauslöschlichen Charakter aller moskovitischen Cultur zu überwinden. Der weiße polnische Adler hat ihn gewiß so oft umkreist, als er den geistigen Fortschritten der Russen, die ihm dieser Reisegefährte Melgunoff wahrscheinlich machen wollte, eine Huldigung einräumen mußte, und mancher Blutstropfen von dem armen angeschossenen Thiere ist ihm gewiß auf das weiße Papier gefallen, das sich ihm unwillkürlich unter der Hand zu einer kleinen Ruhmessäule für Rußland aufbaute. Koenig mußte zuletzt, um kein ironisches Werk zu liefern, die Abneigung überwinden und ganz in die Begeisterung dieses Melgunoff aufgehen, der seinerseits glücklich sein konnte, einen so schriftgewandten und als Liberaler in diesen Dingen zutrauenswerthen Dolmetscher seiner Vaterlandsvertheidigung zu finden.

Der Wortführer ist eigentlich durchgängig in diesem eben so belehrenden, wie unterhaltenden Buche Herr Melgunoff aus Moskau, der alle Materialien dazu lieferte. Herr Melgunoff soll selbst eine achtbare Stelle in der russischen Literatur einnehmen. Die Kenntnisse, die er von den fremden besitzt, scheinen uns die Bürgschaft zu geben, daß seine Vergleichungen im Ganzen zutreffend sind, ob es auch z. B. zu übertrieben sein möchte, Puschkin und Byron auf eine Linie zu stellen. Aus der Manier, in welcher die russischen Dichter die fremden nachahmen, darf man noch nicht auf den Grad, bis zu welchem sie diese erreicht haben, schließen. Es wäre wünschenswerth gewesen, daß Herr Melgunoff diesen Grad auf der

*) Siehe „Rückblicke auf mein Leben" S. 165.

Fahrenheitscala des guten Geschmacks und der Unpartheilichkeit angegeben hätte. Einigemal hat mich die Vergleichung russischer und deutscher Dichter überrascht, und ich wurde förmlich böse auf Koenig, daß er S. 119 seinem Gewährsmann so ohne Weiteres nachschreibt, daß Schukowsky's Uebersetzungen dichterischer seien, als die von Voß und Schlegel! Wetter, das sollte ihm Koenig nicht eher eingeräumt haben, als bis er selbst Russisch gelernt hätte; denn wer weiß, ob Schukowsky's Uebersetzungen nicht darum gerade fehlerhafter sind, weil sie dichterischer sind!*) Koenig wird von seinem Gewährsmanne oft so fortgerissen, daß er ihm sogar seine eigensten Ideen, z. B. seine katholischen Reformversuche, zum Geschenk macht. S. 30 leitet er aus der griechischen Kirche eine Zukunft für das Christenthum her, welche diese Confession sicher niemals haben wird.**)

Das Hauptresultat dieses Buches über die Anlage der Russen zur Dichtkunst ist dies, daß sich dieselbe hauptsächlich zur Satyre neige. Wer die Russen kennt, hätte die Sentimentalität (wem fällt nicht ein: „Schöne Minka, ich muß scheiden!") gleich daneben stellen müssen und würde dadurch auf das, was Herr Melgunoff Satyre nennt, ein deutlicheres Licht geworfen haben. Die Satyre der Russen ist ursprünglich jener gutmüthige Humor, mit welchem sich der Leibeigene über sein Schicksal tröstet, jene Satyre, die heute dich, morgen sich selbst lächerlich finden kann. Allmälig erst wurde die russische Satyre die beißende Lauge, die man aus der Asche eines knisternden, verkohlten Hasses gewinnt. Freilich berührt die Charakteristik nur die Sphäre der Bildung, die Sphäre der Blasirtheit. Das Volk ist weich, der Despotismus hat es nie erbittert, weil derselbe auch in der Form der Hierarchie auftrat und der Russe abergläubisch ist. Der weite Umfang des Reiches ließ die Einzelnen nie in so starkem

*) Spätere Anmerkung. Die vielen Complimente, die bei uns dem später in Düsseldorf wohnenden Schukowsky gemacht wurden, galten doch wol nur — dem Erzieher des jetzigen Kaisers.

**) Spätere Anmerkung. Eine Reminiscenz, die den im Jahre 1875 in Athen verhandelten Simeonieprocess möglich machte, hat Beweise zu liefern, ob sie überhaupt verdeutlend wirken kann.

Grade das fühlen, was wir geſchichtlich an der Petersburger Regierungsmethode zuſammenfaſſen.

Das Anziehendſte dieſer literariſchen Bilder ſind die Perſönlichkeiten der darin geſchilderten Dichter. Die Biographie einiger derſelben hat einen novelliſtiſchen Anſtrich. Während uns claſſiciſirende Odenſänger vorkommen, die früher Fiſchhändler waren, dann Profeſſoren wurden und zeitlebens den Branntwein liebten, treten auch einige romantiſche Charaktere auf, die intereſſant durch die Selbſtbeſtimmung ſind, die ſie ſich gegeben haben, indem ſie nicht als Cadetten für die Literatur auf kaiſerliche Unkoſten auferzogen wurden, ſondern bald in Sibirien, bald in Perſien von der Regierung Muße bekamen, ihren Träumen nachzuhängen. Bald leſen wir von einem Novelliſten, den Nikolaus bei ſeinem Regierungsantritt ſtranguliren läßt, bald wird ein Gribojedow, als ruſſiſcher Geſandter in Teheran, dort vom perſiſchen Pöbel ermordet, bald ſchießen uns die Tſcherkeſſen einen beliebten Romandichter aus den ruſſiſchen Bücherkatalogen weg, einen Bestuſcheff. Es ſind ganz andere Figuren, die in dieſer Literaturgeſchichte auftreten, als unſere großen Schriftſteller, die gewöhnlich nur in einem Dorfe geboren ſind, mit Hülfe mildthätiger Stipendien ſtudirten, Hauslehrer wurden, einen Prinzen auf Reiſen begleiteten, endlich geheirathet haben und mit einer Bibliothekarſtelle unter Kindern und Kindeskindern ſelig geſtorben ſind.

3. Frankreich. 1838.

Siehe, wie mich das nach Brüſſel verſetzt! Auf den Münzplatz nicht, wo die Oper blüht! In's Parktheater, das ich ſo oft beſuchte! Dort haben ſie dem Dichter der Orientalen ſeinen „Ruy Blas“ ausgepfiffen. Wahrſcheinlich kam dies daher, daß die Belgier jede Gelegenheit ergreifen, ſich für eine freie Nation zu erklären. Drucken wir, dachte das Parterre, das ſo ſtreng richtete, eure Romane nach, ſo drucken wir doch nicht eure Urtheile nach; ſind wir leider in der Lage, eure Protokolle annehmen zu müſſen, ſo wollen wir uns wenigſtens

euren Feuilletons erwehren. Die Belgier haben aus Ruy Blas eine Sache der Politik gemacht; denn, ob sie gleich mehr Löwener Bier als Bordeaux trinken, so glaube ich doch nicht, daß sie so viel Sinn für Shakespeare haben, um anzunehmen, daß sie über Victor Hugo in einen ästhetischen Harnisch gejahren sind.

Ich würde mich mit dem Parterre von Brüssel auch eher befreunden, hätte es den Ruy Blas statt ausgepfiffen, nur ausgelacht. Es ist ja dies Drama ohne Zweifel mit vielem Geist geschrieben und entfaltet Schönheiten, über die man das gewöhnliche Requisit Hugo'scher Stücke, Masken, Tapetenthüren, geheime Gänge, plötzliche Ueberraschungen, die nur von einer versteckten Thürklinke herrühren u. s. w., übersieht; auspfeifen kann man es wirklich nicht, aber lachen muß man darüber. Nämlich das Erhabene grenzt in diesem Stücke so nahe an das Lächerliche, daß es nicht einmal eines besondern Talents zur Parodie, das in uns zu stecken hätte, bedarf, um statt in den Thränendrüsen im Zwerchfell gekitzelt zu werden. Man braucht nur einen kleinen Moment die Augen zu schließen und sich den Zusammenhang des Ganzen wie eine Schülerlection in aller Stille selbst zu überhören, und man wird nicht anders können, als lachen. Ich begreife nicht, wie V. Hugo, wenn er nicht geglaubt hat, daß nur Frauen und Lakaien der Eröffnung des Theaters der Wiedergeburt (Renaissancetheater in Paris) beiwohnen würden, einen so schwindelnden Pfad zu wandeln wagte, einen Pfad, wo nur eines Haares Breite die Tragödie von der Posse trennt; einen Pfad, wo der Nebenzahlgeist der Parodie das tragische Pathos von allen Seiten neckt, wo jedes geringe Ausgleiten des Fußes in's Vaudeville stürzt, in eine Harlekinade oder wenigstens in die römischen Saturnalien, wo die Bedienten einige Tage lang ihre Livree mit der Toga ihrer Herren vertauschten. Für die Wahrheit des Satzes, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, wird man künftig nicht Napoleon's russischen Feldzug, sondern mit gleichem Rechte Victor Hugo's Ruy Blas anführen können.

Versetzen wir uns nach Brüssel! Ja, einen Tag nach der Vorstellung! In Brüssel und Paris herrscht die gute Sitte,

daß die Stücke, die gegeben werden, sogleich gedruckt zu kaufen sind. Ihr wißt, was ein Lakai ist. Ja, ein Lakai ist ein dummer Teufel vom Lande, der in die Stadt kommt und kein rechtes Talent für ein nützliches Handwerk hat. Er wird zuerst Hausknecht in einem Gasthof oder putzt einigen jungen oder alten Hagestolzen die Stiefel. Eine Aufforderung im Wochenblatt bestimmt ihn die Livree zu nehmen. Mit der Livree bekommt er das Gefühl, daß er allein dasteht und etwas zu repräsentiren hat. Er bekommt einigen Anstand, indem er anfängt sich etwas einzubilden. Er trägt einen Leibrock von grauem Tuch mit grünen Aufschlägen, eine rothe Weste, einen Hut mit einer Cocarde und saubre Gamaschen. Er servirt bei Tisch, gießt die Sauce über das Kleid einer Dame, das hundert Thaler kostet, und hat das Recht, sich mit einer leichten Verbeugung zu entschuldigen. Er liefert die Karten für die Spieltische und bekommt dafür einen Theil des Gewinnstes, leuchtet den Gästen an die Hausthür und erhält 16 Groschen Trinkgeld, wenn sein Herr ein reicher Banquier ist, an den man zum ersten Male empfohlen wurde, künftig weniger. Ein Lakai ist ein Ideal des Prosaischen und ein solcher Lakai ist Ruy Blas!

Nun gut, meine Damen, Ruy Blas ist allerdings doch mehr als Johann, den Sie seiner schönen Lieder wegen wol den „muntern Seifensieder" nennen, mehr als Ihr Wilhelm, der so allerliebst über das Theater zu urtheilen weiß, wenn er Sie des Abends nach Hause begleitet und mit dem Mantel im Logengang auf Sie gewartet und den fünften Act mit angehört hat; es ist ein *spanischer* Lakai, ein romantischer Heiduck, ein Bedienter aus einem Lande, wo die Granaten und Orangen wachsen. Ein solcher Lakai könnte bei uns recht gut einen Marquis vorstellen, und es wäre auch der erste nicht, der in Rom oder Lissabon hinten auf einem Wagen stand und den wir an einem kleinen deutschen Hofe eingeführt und gefeiert gesehen haben; allein es ist ein Unglück, wir wissen nun einmal, daß auch in Spanien Ruy Blas ein Lakai ist; der Dichter ist so indiscret gegen seinen guten Freund gewesen, dies nicht zu verschweigen; wir sehen,

daß in Spanien denn doch die Bedienten so gut wie bei uns nach einem Ball die Lichtstumpfe von den Leuchtern sammeln, wir hören, daß Don Salluſt, der Herr dieſes tragiſchen Bedienten, ihm ſehr oft befiehlt: fermez la porte! Ouvrez la fenêtre! Es iſt nicht einmal der Fall, daß Victor Hugo ſeinem Lakaien eine höhere Beſtimmung zuſchreibt, als die, Lakai zu werden; Ruy Blas iſt kein Bedienter, der etwas Franzöſiſch ſpricht, in ſeinen Freiſtunden die Flöte bläſt und Morgens beim Stiefelputzen alte Jahrgänge von Taſchenbüchern, aus denen die Kupfer herausgeſchnitten ſind, lieſt. Ruy Blas iſt weder ſo gelehrt, wie mein Wichſier in Heidelberg, der die Stellung Thibaut's und Mittermaier's in der juriſtiſchen Welt genau abzuzirkeln wußte, noch ſo empfindſam, wie das Mädchen einer Wirthin, bei der ich in Frankfurt wohnte, die, wenn die Herrſchaft nicht zu Hauſe war, an's Klavier ging und einige Accorde anſchlug, mit denen ſie mir etwas, was ſie mir oft ſagte, beweiſen wollte, es ſei ihr nicht an der Wiege geſungen, daß ſie von fremden Leuten ihr Brot eſſen müßte. Ruy Blas könnte zwar, wie wir gleich ſehen werden, wenigſtens Staatskanzler ſein, ſo viel Geiſt und Beredtſamkeit beſitzt er; aber der Dichter giebt darum den Contraſt nicht auf; Ruy Blas muß aus dem Lakaien hervorgehen, um in den Lakaien wieder zurückzufallen. Das iſt ſo lange das Lächerliche an dieſem Stück, bis wir werden gezeigt haben, daß es auch falſch iſt.

Ein Recenſent darf auch darin nicht den Frauen gleichen, daß er die Vorreden der Bücher überſchlägt. Wir müſſen die ſtolze Vorrede leſen, womit Victor Hugo ſeinen Ruy Blas in die Welt ſandte, einen Trompetentuſch, wie Shakespeare's Könige auftreten. Nachdem ich dies gethan, finde ich, daß man ein genialer Dichter und doch zugleich ein Charlatan ſein kann. Victor Hugo ruft in dieſer Vorrede ſeine Verdienſte mit einer Unverſchämtheit aus, die eines Marktſchreiers würdig iſt. An ſich iſt es ja ſchlimm genug, daß das Genie in dieſer Welt ſeinen Bajazzo haben muß, der das Volk heranruft und ſeinen Herrn auf eine Weiſe lobt, daß dieſer in der Bude ſelbſt erröthet; Buchhändler, Recenſenten ſind ja zuweilen ſolche Bajazzis. Aber wer möchte wie Victor

Hugo ſein eigener Polichinell werden? Einem blöden deutſchen Gemüth wird angſt und weh, und zwar in die Seele Victor Hugo's, wenn es dieſe prahleriſchen Declamationen hört, die ein geiſtvoller Dichter ſeinen eigenen Verdienſten ſpendet. Eine Dichtung iſt für uns ein in ſtiller Brautnachtsverſchwiegenheit empfangenes und dann mit verhaltenen Schmerzen geborenes Werk; unſere Fauſt, unſere Wallenſtein, Egmont u. ſ. w. ſind alle ohne Vorreden erſchienen; wie kann ein Dichter, in ſeliger Erſchöpfung von ſeinem Werke ausruhend, ſo poltern und ſo erſchrecklich lügen, wie Victor Hugo in dieſer Vorrede! Denn wäre es nur die Arroganz, ſo würden wir ſagen: dieſe ſoll uns für edles Selbſtgefühl gelten, das ſeinem Talente gebührt; aber es ſind Lügen, für welche uns der Dichter Leichtgläubigkeit genug zutraut, es ſind Großſprechereien, die hier für die Motive zur Dichtung ausgegeben werden, während es doch nur das triumphirende Jauchzen und Faſeln iſt, das manche Dichter überfällt, nachdem ihre Stücke geſiegt haben. Was ſoll dieſer Ruy Blas Alles vorſtellen! Er ſoll dreierlei Zwecken dienen, 1) den Denkern, 2) den Frauen, 3) der Maſſe zu gefallen; er ſoll 1) den Geiſt, 2) die Leidenſchaft, 3) die Neugierde befriedigen; er ſoll 1) Luſtſpiel, 2) Tragödie, 3) Melodrama ſein. Nun kommen eine Unzahl ſchöner Dinge, die ſchon alle in Victor Hugo's Abſicht gelegen haben ſollen, als er den Gedanken faßte, dies Stück zu ſchreiben. Die einfache Wahrheit, daß er ein Theaterſtück ſchreiben wollte, mit welchen Lügen wird die hier umſchrieben! Man möchte glauben, der Dichter wäre wirklich ſo närriſch, als er ſich hier das Anſehen giebt, es zu ſein, wirklich ſo phantaſielos, ſo nichts als Speculant und Theoretiker. Jede Figur ſoll einen eigenen Artikel in der Geſchichte, der Pſychologie, der Aeſthetik repräſentiren; es iſt gleichſam, als hätte Goethe ſeinen Fauſt mit einer Vorrede herausgegeben, in welcher er erklärt, alles das wirklich bezweckt zu haben, was dreißig Jahre ſpäter Schubarth, Weiße, Goeſchel und Andere in ihm aufzufinden glaubten. Man hat V. Hugo für arrogant geſchildert; wer dieſe Vorrede lieſt, muß ihn für einen Narren halten.

Gleich die Unterſcheidung der Zuſchauer in Denker,

Frauen und Masse ist eine Trivialität. Das Parterre ist die Aesthetik, weiter nichts. Ob die Masse die Abwechselung, die Frauen die Leidenschaften, die Denker Charaktere lieben, das sollte einen wahren Dichter ganz unbekümmert lassen. Shylok ist ein Charakter; als solcher enthält er Alles, was jene drei eingebildeten Klassen von Zuschauern interessiren dürfte; der wahre Dichter speculirt nicht; ihm fällt, wenn das Eine, auch das Andere zu. Wo der Kunstrichter sagt: Da ist Leben, da ist Charakter! da wird auch der erste Rang sagen: Da ist Leidenschaft! und die Galerie: Da ist Interesse! Diese statistischen Distinctionen sind trivial; aber die spätern ästhetischen werden verlogen. Man sehe, mit welchem Pomp Victor Hugo die Entdeckung ankündigt, das moderne Drama müsse enthalten: Lustspiel für die Denker, Tragödie für die Frauen, Melodrama für die Masse! Was wir immer gewußt haben, daß das echte Trauerspiel eine Historie abwickelt, die eben so spannend wie wahrscheinlich sein muß, wo wir Interesse, Leben und Trauer zu gleicher Zeit haben, das bringt uns Victor Hugo in dem abstrusen Gewande einer neuen Doctrin vor. Die echten Krystall-Dichtungen spiegeln an der Sonne des Genies alle Farben zu gleicher Zeit ab. Nach Victor Hugo scheinen diese Farben die Folge mechanischer Mischungen zu sein. Sein Ruy Blas, wie alle seine Dramen, werden darum auch nie den Charakter echter und edler Kunstwerke an sich tragen, weil sie eben aus verschiedenen, oft disparaten Absichten zusammengeschweißt sind und nicht Allen Alles, sondern Jedem Etwas geben wollen. Nun noch die breite Auseinandersetzung dieser Kunstgriffe; das pomphafte Gemälde der Schwächen, die hier für neue Tugenden ausgegeben werden! Und selbst diese Rodomontaden kann man vielleicht noch in die Rubrik der Oberflächlichkeit stellen; die eigentliche Lüge beginnt erst, wo Victor Hugo die Charaktere seines Stückes zergliedert und ihren Rollen Ideen unterschiebt, an die er entweder gleich Anfangs gedacht hat, dann wäre er kein Dichter, oder die er erst später ihnen beilegt, dann wäre er ein Charlatan. Da man ihn nun unter allen Umständen für das erste halten muß, so muß er wol das letztere sein. Ich will mich nicht

damit aufhalten, die schönen Dinge, die er von Don Salluſt, Don Ceſar, der Königin u. ſ. w. aus einer Art hiſtoriſchen Nothwendigkeit herzuleiten weiß, zu prüfen; nur der Satz, daß Ruy Blas, als Perſon, der Typus des Volkes ſei, daß dieſer Lakai all' die ſchönen Eigenſchaften repräſentire, die wir Demokraten an der untern Volksklaſſe lieben und verehren, das iſt doch ein abſcheulicher Kunſtgriff, um aus einem mißlichen theatraliſchen Effectcurioſum eine ſociale Frage, eine Frage des Jahrhunderts zu machen! Das mag Victor Hugo den Pariſer Portiers, Lakaien und Decrotteurs weiß machen, nicht uns! Er erlaube uns, bei der Meinung zu bleiben, daß er den Effect berechnet hat, den ein in eine Königin verliebter Lakai hervorbringen müſſe; er erlaube uns Demokraten, ſelbſt wenn wir unäſthetiſch genug wären, die Intrigue ſeines Stücks geſchmackvoll zu finden, wenigſtens gegen die ſociale Bedeutung deſſelben zu proteſtiren! Ja geſetzt, wir wollten auf Koſten unſeres Geſchmacks zugeben, daß die Neigungen und das Elend des Volkes in der Perſon eines Lakaien repräſentirt werden könnten, findet ſich in dem Stücke irgend etwas, was dieſe Tendenz als die urſprüngliche des Dichters wahrſcheinlich machte? Dieſer Bediente iſt ein Schwachkopf; wie kann er das Volk vorſtellen, das zwar elend, aber gereizt auch ſtark iſt! Wie kann Ruy Blas, der im vierten Act ruhig wieder in ſeine Livree zurückkehrt, das Volk ſein, da das Volk keineswegs niederträchtig iſt, keineswegs feig, ſondern ſich des Don Salluſt ſchon würde verſichert haben, iſt es einmal durch einen Scherz im Ernſt Miniſter geworden? Genug, wenn Ruy Blas das Volk in ſeiner Schwäche ſein ſoll, dann wollen wir ihm ſagen, daß Victor Hugo Recht hatte, ihn für jenes auszugeben; doch hätte dann ſeine Tragödie ein Luſtſpiel werden müſſen; denn Bedientenſeelen ſind nur in der Poſſe erträglich oder in der Tragödie dann, wenn ſie in Hofmarſchällen und Miniſtern ſtecken.

Ruy Blas iſt aber auch nicht das Volk, ſchon deshalb nicht, weil das Volk lieber ein nützliches Handwerk lernt, hungert und ſtirbt, als eine Livree anzieht und Bedienter wird. Victor Hugo wollte dem Volke ſchmeicheln und hat

ihm eine Grobheit gesagt; er wollte seinen Lakaien zum Märtyrer einer Idee und somit populär machen, und er hat uns erst recht mit ihm gezeigt, wie wenig wir unter diesen Umständen für ihn empfinden können. Victor Hugo hat das Volk, die Vorstädte, mit der Canaille des Palais Royal, die um Alles gern ihr Glück machen möchte, verwechselt. Er hat an die Kellner gedacht, die gern selbst ein Café anlegen möchten, an die Bedienten, die gern selbst Equipagen hätten, an die moderne Canaille der Hauptstädte, die Rouerie mit einem Worte, nicht an das sittige, fleißige, glücklich-unglückliche Volk. Wäre Ruy Blas ein Strumpfwirker, ein Gassenkehrer, ein Topfflechter; das wäre die Demokratie. Aber fast schon Schneider, beinahe Barbier, sicher aber Lakai — das gehört zur Aristokratie.

Nachdem Victor Hugo wie in einem Wachsfigurencabinet jede seiner Personen mit einem Stock in der Hand erklärt hat, sagt er in seinem Stelzenstyl: „Le sujet philosophique de Ruy Blas c'est le peuple aspirant aux regions élevées; le sujet humain, c'est un homme, qui aime une femme; le sujet dramatique, c'est un laquais, qui aime une Reine.“ Das letzte ist ohne Zweifel das Hauptsüjet gewesen, vielleicht das einzige. Die übrigen Süjets sind wurmstichig. Darin daß jemand nach höheren Regionen strebt, kann ich nichts Philosophisches erblicken; im Gegentheil ist es unphilosophisch, sich leeren Träumereien und ehrgeizigen Ideen hinzugeben. Le sujet humain, c'est un homme, qui aime une femme — wahrhaftig, dies Interesse hat das Stück mit vielen andern gemein und es wäre schlimm für den Erfolg, wenn es kein anderes hätte. Zuletzt kommt der Dichter, der kein Ende finden kann, die Unerschöpflichkeit der Gesichtspunkte nachzuweisen, unter denen sich sein Werk betrachten lasse, noch auf das Haus Oesterreich. Der Zufall, daß der Schattenkönig Karl II., der nicht einmal in dem Stücke auftritt, aus dem Hause Habsburg ist, soll gleichfalls insofern nicht ohne Bedeutung sein, als Hernani die aufgehende, Ruy Blas die untergehende Sonne des Hauses Oesterreich vorstellt. Könnte nun das Ganze nicht auch in Lissabon spielen? Was hat das Haus Oesterreich als solches mit der Geschichte dieses

Lakaien, als solchen, zu schaffen? So windbeutelt Victor Hugo fort und fort und streut seinen Franzosen Sand in die Augen. Wir haben den Fanfaron genug gehört, wir wollen in die Bude gehen und mit dem Arzt selbst sprechen. Der Charlatan ist heiser, hören wir jetzt den Dichter!

Don Sallust hatte gehofft, mit der Stelle eines bevorzugten Staatsmannes am Hofe zu Madrid auch die eines begünstigten Liebhabers der Königin zu bekleiden; aber die junge Königin, Gemahlin des früh entnervten Karl II., haßte ihn. Er fiel und wurde verbannt. Da hört er in einem von ihm belauschten Gespräch, daß sein Bedienter Ruy Blas in die Königin nicht minder verliebt ist und zur Rache an ihr beschließt er, diesen jungen Mann unter falschem Titel am Hofe auftreten zu lassen, in der Hoffnung, die Königin würde der Neigung desselben entgegenkommen. Dies geschieht, die hohe Dame befördert ihren Günstling bis dicht an die Stufen des Throns, dicht an die Thüre ihres Schlafgemachs! Wie sich Ruy Blas auf dem Gipfel des Glücks befindet, erscheint Don Sallust und zwingt ihn, wieder die Livree anzuziehen. Auf die Verzweiflung des Armen und den Schmerz der Königin ist das tragische Pathos des Stückes gebaut. Don Sallust weiß eine Veranstaltung zu treffen, wo ihm die Eröffnung des wahren Sachverhältnisses gelingt, indem sich die Königin und Ruy Blas eben ein Stelldichein geben. Dieser erstickt den hohnlachenden Intriguanten und nimmt dann, da die Königin außer sich ist, ihre Liebe einem Bedienten geschenkt zu haben, Gift. Als es zu spät ist, verräth sie ihm, daß sie nicht aufhören würde, ihn zu lieben. Ruy Blas stirbt und die Königin kehrt trostlos durch eine Victor Hugo'sche geheime Tapetenthür in den Palast zurück.

Von zwei Figuren, die kaum zum Stücke gehören, Don Cesar und Don Guritan, schwieg ich und doch sind es vielleicht die originellsten des ganzen Dramas. Sie haben Colorit, Individualität, während die übrigen nur dazu dienen, die Fabel des Stückes in Versen, die markig und bilderreich sind, abzuhaspeln. Gleich in diesem Mangel an individueller Charakteristik, den übrigens Victor Hugo mit dem ganzen neuern französischen Drama gemein hat, liegt einer der Hauptvor-

würfe, die deutsche Kritik dem Ruy Blas machen muß. Mag der Dichter in seiner Vorrede noch so große Dinge von jeder einzelnen Persönlichkeit seines Werkes zu sagen wissen, das Interesse derselben geht bei keiner über das Stück und dessen Anekdote hinaus. Keiner dieser Charaktere überlebt den Zweck, zu dem er hier verwandt wurde; jeder wird von der Fabel mit Haut und Haaren verbraucht. Wie anders Shakespeare und die classische deutsche Tragödie! Welch' eine Fülle von Beziehungen und hundert andern dramatischen Möglichkeiten liegen in den Charakteren des Briten und unserer großen Dichter! Wie könnte jeder derselben eben so gut noch zu einer andern Historie als der vorliegenden, verwandt und in einer andern Seite seiner Eigenthümlichkeit entwickelt werden! Das neue französische Drama ist arm an Charakteren. Das Lustspiel bietet dort nur Anekdoten, das Trauerspiel nur ernsthafte Intriguen, für deren Lösung die Personen als möglichst lebendige Maschinen gebraucht werden. Dieser Don Sallust, diese Königin, dieser Ruy Blas sind Stereotypen, die nur des Anzuges der Garderobe bedürfen, um heute in einer Staatsaction, morgen in einer Liebesgeschichte, übermorgen in einer Farce mitzuspielen. Es sind keine Charaktere, sondern es sind die Schauspieler! Unser Schiller war so bedacht, jeder seiner Figuren eine prägnante, nur ihr gehörende Physiognomie zu geben. Er schrieb den Personen im Fiesco jeder einen eigenen Paß, ein Signalement als „confiscirtem Mohrenkopfe" ꝛc. bei. Victor Hugo glaubt genug für die Charakteristik gethan zu haben, wenn er nur sagt: „Don Salluste est vêtu de velours noir, costume de cour du temps de Charles II. La toison d'or au cou. Par dessus l'habillement noir, un riche manteau de velours vert clair, brodé d'or et doublé de satin noir. Epée à grande coquille. Chapeau à plumes blanches." Seine Charakteristik entnimmt Victor Hugo aus der Garderobe.

Ich bin nicht Kenner der französischen Sprache genug, um den innern poetischen Gehalt dieses Dramas vollkommen zu würdigen. Uns Deutschen, die wir im Detail der Poesie so weit vor den Franzosen voraus sind, ist das geläufig und längst gewöhnlich, worüber man sich in Paris noch

Karl Gutzkow's

Dramatiſche Werke.

Sechſter Band.

Wullenweber.

1931. 342

Leipzig,
Verlag von Carl B. Lord.
1848.

als über etwas Neues entzückt. Wenn Victor Hugo natürlicher und lyrischer ist, als bisher auf dem Kothurn in Frankreich Sitte gewesen; uns, die wir Größeres besitzen, kann das wenig überraschen. So bleibt es mir auch nur möglich, über das organische Geflecht des Ganzen mit zustehender Spruchfähigkeit zu urtheilen und zu gestehen, daß die beiden ersten Acte vortrefflich exponirt sind, daß ihre Handlung klar und lebensvoll vor's Auge tritt, daß man, mag die Fabel auch lächerlich sein, doch von der Consequenz derselben, die ihr der Dichter in seinem tragischen Ernste zu geben wußte, hingerissen wird. Nach der berühmt gewordenen Rede des Ruy Blas hört jedoch die Natürlichkeit der Handlung auf und wird von Motiven und Wendungen abgelöst, die man nur noch Komödianterei nennen kann. Das Leben hört auf, das Theater beginnt. Es sind nun nicht mehr Menschen, die handeln, sondern Schauspieler. Der vierte Act ist ein Lustspiel, ganz für sich, das Aehnlichkeit mit hundert Vaudevilles hat. Es gehört nicht zum Ganzen, das Ganze gehört nicht zu ihm. Der fünfte Act ist nichts als das Facit der vier andern, die Rechnung, die sich jeder aus den gegebenen Factoren selbst machen könnte; es kommt kein neuer Impuls zur Handlung, kein plötzliches Motiv, das dem Stücke, wie es sein muß, seinen jähen und bei aller Vorbereitung doch unerwarteten Abschluß giebt. Die erste Hälfte des Ruy Blas ist einer Idee, die zweite den Schauspielern gewidmet.

Es liegt auch selbst bis zur Mitte des dritten Actes in der Idee des Lakaien nichts, was unsern Geschmack beleidigte. Die Rache des Don Sallust ist sicher sehr dramatisch. Lächeln muß man freilich darüber, daß Ruy Blas in der That in die Königin verliebt ist! Wenn man auch durch die vielen Freier, die neuerdings die Königin Victoria gefunden hat, an die Möglichkeit solcher Neigungen gewöhnt ist, so hätten wir sie doch immer mehr für einen Gegenstand halten mögen, der nach Bedlam, nicht nach Drurylane gehört. Indessen auch diese kühne Hypothese konnte dem Dichter eingeräumt werden, wenn nur nicht in der Mitte des Stücks ein Decrescendo angefangen hätte. Die Tragödie soll crescendo steigen bis zum fünften Act, wo ein plötzlicher Sturz von der erklom-

menen Höhe uns erschüttert. Ruy Blas geht aber schon nach der Mitte des dritten Actes wieder abwärts; alle dramatische Kraft und Spannung ist geopfert; das Hors d'oeuvre des vierten Actes hat zur Hülfe genommen werden müssen, um nur ihrer fünf herauszubringen. Nein, ich bin so dreist, mir zuzumuthen, daß ich dem Dinge eine andere Wendung gegeben hätte. Ruy Blas mußte Graf, Günstling und Minister bleiben; er mußte Don Sallust aufheben lassen. Don Sallust ist kein Bösewicht; seine Rache war ein fashionabler, freilich etwas greller Scherz, aus welchem Ruy Blas blutigen Ernst macht. Dies Blut muß ihn im fünften Act stürzen. Er muß durch sich selbst fallen, durch seine Ueberhebung fallen, nur so war er der Held eines kunst und naturgemäßen Dramas. Erst sein niederer Stand und seine Liebe, dann eine Intrigue und sein Glück, dann die eigene Freiheit, die ihres Daseins kräftiger Meister ist, Uebermuth, Sturz — so waren alle Dramen, die sich seit Sophokles mit dem Schicksal eines Individuums beschäftigt haben.

Man sage doch nicht, daß Ruy Blas durch seinen ursprünglichen Stand verhindert wurde, auf seiner Höhe auszudauern! Sein Geheimniß kannte nur Don Sallust; wer würde dem Don Sallust geglaubt haben, wenn er, als Verbannter, auch gewagt hätte, sich zu verrathen und den Bedienten? Wir leben in Spanien; in einem Lande, wo Ruy Blas nicht der erste Günstling einer Fürstin wäre, der sich aus niederm Stande aufgeschwungen. Der Friedensfürst Godoy war Garde du Corps. In Spanien ist Alles von Adel, nur die Mauren und Juden nicht. Ein Anderes wäre es gewesen, wenn V. Hugo sein Stück nach Rußland versetzt und aus Ruy Blas einen Kaiserlichen Ofenheizer gemacht hätte. In Rußland macht die Leibeigenschaft, (ich erinnere an Isidor und Olga) daß jemand qualitativ einen Makel an sich hat, wenn er nicht frei ist; Ruy Blas, als Leibeigener, hätte sich an die Stirn schlagen und schon im dritten Act wieder mit dem Ausrufe: Verdammt! in seine Livree zurückkriechen müssen. Als Lakai und ehemals

freier Mann aber brauchte er es nicht und am wenigsten in Spanien, wo die Dragoner und Castraten von je bei den Prinzessinnen glücklicher waren, als die entnervten Sprossen der Grandezza.

Aber noch mehr! Ruy Blas ist beim Dichter selbst ein Widerspruch. Wer den Muth hat, sich in eine Königin zu verlieben, der hat wahrhaftig auch den Muth, diese sich auch unter den am spanischen Hofe obwaltenden Umständen, besitzt er sie einmal, zu erhalten. Wer sich ferner mit so vielem Geschick in seiner hohen Rolle bewegt, wer wie Ruy Blas so große statistische, moralische, politische, historische Kenntnisse besitzt, daß er jene an sich sehr schöne Rede im dritten Act halten kann, der kehrt wahrlich nun in die Livree zurück, wenn er muß und eine solche Nothwendigkeit ist nirgends motivirt. Sie ist die bloße Caprice des Dichters, sie ist die Angel dieses melodramatischen Interesses, von dem Victor Hugo in seiner Vorrede spricht, dieser Huldigung, die man der Masse, der Galerie darbringen müsse! Ruy Blas hätte dem Don Sallust durch ein Geheimniß, ein Verbrechen, oder wie in Rußland durch seine Geburt verpflichtet sein müssen, nicht aber durch seine pränumerando erhaltene Monatsgage oder das kleine Papier, das er von sich ausgestellt hatte. Dies Papier konnte wol für einen Mann von „castilianischer Ehre", aber nicht für einen Lakaien ein Gewissensscrupel sein. Aber was wollen wir? Victor Hugo wird lieber eingestehen, daß er bereut, seinen Helden unnatürlicherweise zu einem so großen Redner und Premierminister gemacht zu haben, als sich den Effect des wieder in die Livree rückkehrenden Lakaien nehmen lassen. Er will sicher lieber unpsychologisch als untheatralisch sein. Er denkt nicht an den Geschmack und die Natur, wenn er dabei fürchten müßte, etwas an Curiosität und melodramatischem Interesse zu verlieren. Ist ihm sein Ruy Blas doch eine so zahme Haut, daß derselbe sechs Monate lang auf den Betrieb der Königin immer höher steigt und noch nicht einmal gewagt hat, ihr dafür in's Gesicht zu sehen! Ja, ja, schöne Leserin, Ruy Blas soll nicht mehr als Ihr Johann sein,

der ein so dummer Tölpel, aber sonst eine gute Seele ist! Sogar die Rede im Staatsrath bittet uns Victor Hugo, wenn's darauf ankommt, wieder ab.

4. Deutschland in Frankreich. 1835.

Unsere Literatur von heute muß gegen die Literatur Frankreichs und Englands in den Hintergrund treten. Schiller und Goethe haben gelebt. Der Idealismus ist nicht mehr die Richtung der Zeit und im Realistischen sieht selbst die englische Mittelmäßigkeit höher, als das Talent der Deutschen für eine Gattung, die uns neu ist.

Die classische Periode der Deutschen ist ein Gut, das sich nicht veräußern läßt. Nun sich aber unsern Bestrebungen einmal die Ansteckung des Verfalles mitgetheilt hat, sind wir schwieriger zu den Musen gestellt, als irgend eine europäische Nation, und sinken manchmal so tief, daß man in uns die Söhne unserer Väter nicht wieder erkennt. Die Ursache dieser Erscheinung liegt sowol in den äußern Umständen, an welche bei uns die literarische Thätigkeit gebunden ist, wie zum großen Theil an unserer Erziehung und unserer Sprache. Fast alle fremden Nationen haben, wie wohlthätig auch in steifen und pedantischen Perioden die Reaction des Dilettantismus sein kann, doch auch gegen die nachtheiligen Wirkungen desselben glücklichere Gegenmittel als wir. Unsere Sprache ist ein so bildsamer Stoff, so geduldig, so gefügig, daß er sich dem Despotismus des Genies eben so bereitwillig hingiebt, wie den Einfällen eines Kindes, von dem er sich als ein Spielzeug brauchen läßt. Für England mag etwas Aehnliches hingehen; der Genius der englischen Sprache ist naive Ungebundenheit. In England haben die losesten Zusammenfügungen immer noch ein Gepräge, das den Regeln entspricht, und selbst mit dem Classischsten in einer unvertilgbaren Verwandtschaft sich befindet; doch in Frankreich sind diese Beeinträchtigungen des Gesetzes und der ästhetischen Regeln durch die dilettantische Formlosigkeit unmöglich. Die Akademie tyrannisirte den Geschmack, sie verhinderte vielleicht

eine begabte Nation, Ossian, Byron und Goethe zu besitzen, aber sie schützte sich auch vor einer solchen Lumpenwirthschaft, wie sie in der deutschen Literatur geherrscht hat und noch herrscht. Sprache, Ton, Haltung, Geberde ist für die französische Poesie stereotyp. Man muß wenigstens diese Ueberlieferungen erlernt haben und, um dies zu können, die Voraussetzung einer gewissen Bildung besitzen, wenn man den Muth hat, den literarischen Markt durch irgend ein Erzeugniß zu befahren. In Frankreich wird viel producirt, was schwerlich die Probe besteht, aber selbst das Unzulänglichste wird immer besser sein, als das, was bei uns für mittelmäßig gilt.

Aber nicht nur, daß Deutschland sehr wenig vom Ausland lernen zu wollen scheint, wir sind selbst in der Beurtheilung des fremden Eigenthums ungerecht oder stellen diese auf eine Weise an, die selbst Den, dem sie zu Gute kommen soll, in Verlegenheit setzt. So hat V. A. Huber in einem Buch über die neu-romantische Poesie in Frankreich derselben einen Dienst erwiesen; er vertheidigt sie, und sogar ihre Auswüchse bestimmen ihn nicht, sie zu verdammen. Aber wie soll man sich gegen Dienste verhalten, die uns nur in Folge eines Irrthums geleistet werden? Unser Apologet ist in Täuschungen befangen, die weniger auffallend sind, weil sie einer Sache zu Gute kommen, der man nicht abgeneigt ist. Seine Behauptungen sind da unsicher, wo sie nur charakterisiren wollen, und ungerecht, wo sie ausschließlich werden. Seine Partheinahme überrascht, aber sie ist so wenig energisch, daß nicht viel mit ihr gewonnen wird.

Die Achtung vor der neuern französischen Romantik wird in diesem Buche an Bedingungen geknüpft, die niemand unterschreiben kann. Nicht jeder hat ein so kleines Herz, daß er die Einen nicht zu lieben vermag, wenn ihm nicht erlaubt ist, die Andern dafür zu hassen. Die Gerechtigkeit verlangt, Jedem das Seine zu geben. Ich will meinen Lesern den Beweis für mein Urtheil nicht schuldig bleiben.

Ein deutscher Professor fängt vom Ei an. Huber will uns einige neuere Theorieen der französischen Dichtkunst erklären und beginnt mit dem Feudalsystem des Mittelalters. Er spricht vom Katholicismus, von der Buchdruckerkunst, der Reformation. Er sollte längst schon beim zweiten Decennium unseres Jahrhunderts angelangt sein, der ungeduldige Leser harrt; doch es währt lange, ehe der Verfasser aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., den Jahren der Philosophie und Aufklärung, zurückkommt und über die Leiden der Revolution steigt und Napoleon's Siegeszüge verfolgt und mit den restaurirten Bourbonen in Paris eintrifft. Ein ausschweifender unlakonischer Schriftsteller! Jetzt endlich haben wir ihn und vermögen aus einem weitläufigen Discurs einige seiner Behauptungen auszuziehen.

Seine Schrift will die Quelle der neufranzösischen Romantik in jener Geistesrichtung finden, die Napoleon Ideologie genannt hat. Sie hält sie für deutschen Ursprungs und bezeichnet sie als die reinste Empfänglichkeit für höhere, die Oberfläche fliehende Wahrheiten. Was läßt sich dagegen einwenden? Will man einmal fremden Ausdrücken einen willkürlichen Sinn unterlegen, immerhin. Napoleon kannte die Ideologie nur in ihrer politischen Richtung. Er verstand darunter eine Schwatzhaftigkeit, die heut zu Tage noch nicht ausgestorben ist, die keiner Parthei erwünscht kommen kann, weil sie allen gefährlich ist, die politische Mondsucht, das Klettern auf dem Dach. Wenn es sich also auch hören läßt, daß die Schwätzer aus Deutschland stammen, wie trifft die neuere Romantik mit ihnen zusammen?

Man kann selbst zweifeln, ob der Verfasser von seinem Gegenstande eine richtige Definition zu geben wußte.

Huber behauptet, die neue Romantik wolle „das Leben der Gegenwart in seiner ganzen Ausdehnung, nach allen seinen Richtungen, auf allen seinen Stufen in das Gebiet der Poesie, der Kunst, der höhern Bildung wieder hineinziehen, und für unsere Zeit das sein, was die alte Romantik für das Mittelalter war".

Hier ist eine Begriffsverwechslung, aber es hält schwer, den Grund derselben anzugeben. Ist die Romantik jene

träumerisch sehnsüchtige Geistesrichtung, die sich an der Hand der deutschen Philosophie in eine Zeit flüchtet, die sie nach ihrem Gefallen ausschmücken kann, ist sie diese Hingebung an das Mittelalter, für welche sie der Verfasser in seinem Buche ausgiebt, wie kann sie mit jener neuesten Tendenz der französischen Literatur, der eingerissenen Novellistik und Genremalerei, verwechselt werden? Hat die von dem Beispiel Chateaubriand's, Lamartine's und Victor Hugo's geschützte Poesie je einen Blick in die Gegenwart gethan? Fand sie ihre Stoffe nicht immer in entschwundenen Zeiten oder in Empfindungen, die diesen verwandter sind als den unserigen?

Das innerste Wesen der Romantik ist noch nicht ausgesprochen. Man verhehlte, es einzig im Genuß zu finden. Den Romantiker leiten keine Vorsätze, er ist Dilettant, er versenkt sich in Alles, was seine Seele anzieht. Er betrachtet Alles, und was ihm gefällt, bricht er wie eine Blüthe ab. Warum soll Romantik Poesie des Mittelalters sein, wie Huber auf der einen Seite sagt? Warum soll sie die Poesie der Gegenwart sein, wie er sich auf der andern verbessert? Sie ist die Poesie aller Zeiten, weil sie sich für Alles interessirt. Friedrich Schlegel hatte nicht nöthig, katholisch zu werden, um zu beweisen, daß seine Gedichte romantisch seien. Tieck war immer ein indifferenter Mensch, Arnim sogar entschieden protestantisch, und niemand wird anstehen, ihre Werke für die Blüthen der neueren Romantik zu halten. Man irrt sich, wenn man in unserer Zeit für alle Dinge, die man predigt, auch den Glauben voraussetzt.

Wo in bringt Huber bei seinen Unterscheidungen z. B. die Schriften von Jouy? Jouy begann die Vergötterung der Gegenwart, er brachte diese kleinen Federzeichnungen der gemeinen Wirklichkeit, die Genrestücke aus dem Leben auf, die nicht mit Unrecht vom Verfasser der romantischen Schule zugetheilt werden. Jouy ist Akademiker, die neue Schule übersieht ihn, wo man ihn aber nennt, rangirt er mit den Classikern. Hier war ein Feld, wo sich Huber zu scharfen Combinationen hätte veranlaßt fühlen sollen. Er mußte

nachweisen, welche Phasen der Romantik zwischen den Threnodieen eines Lamartine und den Pariser Hunden eines Jules Janin liegen, und zuletzt würde er zu dem Geständniß gezwungen worden sein, daß eine Versöhnung zwischen den beiden in Frankreich streitenden Partheien vor der Thür, wenn bei den Tüchtigen nicht gar schon vollzogen ist. Nepomuk Lemercier schreibt Melodramen und Casimir Delavigne hat die drei Einheiten durchbrochen.

Huber sieht in den Romantikern weinerliche Kopfhänger, welche die Wirren der Gegenwart fliehen, nach Mysterien dürsten, sich das Haar in einen Scheitel kämmen und deutsche Philosophie studiren. Das sind Ausnahmen. Die neuen Romantiker sind lebensfrohe, heitere Menschen, die sich ein Reitpferd halten, gut essen und trinken, und nichts von der Verzweiflung kennen, die ihren Goethe angedichtet. Wenn ihr sie bei einer Tänzerin antreft, können sie da nicht vorher eifrig studirt und zarte, sinnige Gedanken niedergeschrieben haben? Braucht man ein Pfarrvicar zu sein, um einen Band Gedichte an die Gottheit nicht nur zu schreiben, sondern selbst tief zu empfinden? Ich verstehe die Menschen nicht, die da Jugend und Zufriedenheit mit dem Enthusiasmus für die Kunst, die Wahrheit, die Freiheit für unverträglich halten. Victor Hugo besingt Napoleon. Warum soll er dem Helden seine Bewunderung versagen? Hugo scheint ein energischer Charakter, hat einen freien, poetischen Blick, und ist eifersüchtig auf die Macht, welche die patriotische Hingebung der Rede und dem Gedanken verleiht. Huber urtheilt darüber anders. Es ist ihm Alles darum zu thun, in Victor Hugo einen — Christen zu retten, und nennt daher des Dichters Liebe für Napoleon „die Anwendung der christlichen Liebe auf die Weltgeschichte"! Kann bei solchen Maßstäben eine gesunde Ansicht gewonnen werden?

Wir können nicht umhin, Huber zu versichern, daß niemand die Größe und die Vorzüge der französischen Classiker mehr anerkennt, als die Neuromantiker selbst. Die Aufgabe der wahren Kritik ist nicht, wie der Verfasser will, christliche Liebe zu üben, sondern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und wer wollte diese den Koryphäen der französischen Lite-

ratur des 17. und 18. Jahrhunderts versagen? Es ist kleinlich, sich über den Alexandriner und das Enjambement zu erzürnen. Huber verräth den deutschen Schullehrer, wenn er hier nicht aufhören kann, die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen. Können alle seine grammatikalischen Antipathieen jene geistvollen, freien, dreisten Sprüche auslöschen, die wir dem Munde der französischen, von ihren Perrücken nie so, wie die deutschen Professoren, gedrückten Akademikern verdanken? Man ist auch in Frankreich von dieser Ungerechtigkeit zurückgekommen, oder, um einen richtigeren Ausdruck zu wählen, nie darin so weit gegangen, als es uns die deutsche Eitelkeit wollte glauben machen. Huber sagt, das Volk habe schon in der Revolution die Philosophen übersehen. Im Gegentheil, das französische Volk hat immer Achtung vor seinen großen Geistern gehabt und zufällig waren die Geister dieser Achtung würdig.

Was das Interesse, das die Franzosen an den Deutschen nehmen, betrifft, so ist hier ein Rollenwechsel unter beiden Nationen eingetreten, dessen Folgen sich noch nicht voraussehen lassen. Als Griechenlands Föderationen von den siegreichen Adlern der römischen Heere überflügelt waren, tauschten sie an die Römer gegen den Raub ihrer Freiheit die Ideen aus. Die Sieger saßen zu den Füßen ihrer Sklaven. Sie erstaunten, daß sich die natürliche Beredtsamkeit des Forums in ein System, der einfache Glaube an die Götter in eine Schlußfolge verständiger Ueberlegung verwandeln ließ. Das war das Vorbild des Alterthums. Die Folgen, die eine siegreiche und dauernde Usurpation Napoleon's für Deutschland und Frankreich nach sich gezogen haben würde, sind unberechenbar. Wir wären die Sklaven und — Schulmeister der Franzosen geworden. Der Despotismus Napoleon's hätte unsern neuen Zöglingen die Flügel beschnitten, wir würden sie gelehrig gefunden, ihre Phantasie an die Buchstaben eines schwierigen Alten oder eines noch unverständlicheren Neuern gefesselt haben. Auf der Spitze der französischen Bajonnette würde

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.

3-598-51032-2
FN. 19213/105

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.

a

allen Völkern die deutsche Grammatik überbracht worden sein, wir hätten die Redewerkzeuge und die Köpfe eines jeden besiegten Volkes in Beschlag genommen, und dasselbe eine Sklaverei dulden gelehrt, durch die wir in eine so ehrenvolle, ja wir würden gesagt haben, in eine allein für uns passende Stellung gekommen wären.

Diese müßige Hypothese dient wenigstens dazu, für eine merkwürdige Erscheinung des Augenblicks eine Analogie zu geben. Die deutschen Ideen haben zwar nicht mit den hohen Alliirten, eine weiße Binde um den Arm, den Einzug in Paris gehalten; doch sind sie in Paris aufgetaucht, sie haben dort ihren Katheder, ihren Dolmetscher gefunden. Die spitzen, gedrückten Köpfe der Franzosen sind von ihnen in Besitz genommen und davon rund geworden, wie ein deutscher Hirnschädel. Unsere Ideen haben bei den Franzosen ebenso wie bei uns Kluge und Narren gemacht; die Empfänglichkeit ist in allen Gemüthern dieselbe, nur der Same und die Befruchtung machen den Unterschied. Es ist sonderbar, während unsere Liberalen die breikrämpigen, plattgedrückten Hüte tragen, durch die sich die Republikaner am 6. Juni in der Straße St. Mery so bald verrathen hatten, sind bei den Franzosen — die Sammtbarette aufgekommen! Während wir alle Lust bezeugen, dem St. Simonismus seine Widersinnigkeiten zu nehmen und den letzten Anstrengungen der Väter von Menilmontant mit unsern eigenen Thorheiten zu Hülfe zu kommen, fangen die Franzosen an, auf unsere mystischen Zustände zu lauschen und aus den Entzückungen unserer wiedergebornen Leinweber der nächsten Zukunft der civilisirten Welt ihr Horoskop zu stellen. Während endlich der deutsche Liberalismus längst über seine alten Grenzen hinweg ist, während der Bundestag die Einheit Deutschlands und das Protectorat für einen Traum, die Advocaten desselben für Visionäre erklärt hat, sind die Phantasieen der Franzosen von unsern weiland schwarzrothgoldenen Hoffnungen gefärbt worden, haben sie die Trümmer unserer alten Geheimbünde gerettet und Nachsuchungen angestellt, um den Nibelungenhort der deutschen Kaiserkrone aus den Wogen des Rheins zu heben.

Ich zweifle, ob ich meine germanisirenden Franzosen kenn-

lich genug gemacht habe. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Franzoſe ſeine Anſichten nur in ſeinen Schriften und Handlungen, nicht wie der Deutſche auch gleich in der ganzen Weiſe ſeines geſellſchaftlichen Benehmens kund giebt. Jene Vergleichungen ſtanden nur der deutſchen Leſer wegen da, weil wir in der That manche Ideen am beſten durch die Kleider der Leute, die ſie verfechten, kenntlich machen. Es iſt nur von einem Seitenarme der großen gelehrten Kolonne die Rede, die in Paris mit den Doctrinaire Hand in Hand geht und ſeit dem letzten Miniſterwechſel das Compendium mit dem Portefeuille vertauſcht hat. Guizot, derſelbe Miniſter, der ſchon kurz nach der Julirevolution ſo unpopulär wurde, weil er in ſeinen Rundſchreiben an die Maires und Präfecten ſpeculative Unterſuchungen anſtellte und in Verdacht gerieth, die Telegraphen zur Verbreitung ſeiner philoſophiſchen Reſultate benutzen zu wollen, derſelbe jetzt wieder zu Ehren gekommene Staatsmann iſt die rechte Hand des Königs. Couſin iſt wieder die rechte Hand Guizot's und meine altdeutſchen Franzoſen ſind zuletzt die rechte Hand Couſin's. Sollte es zu einer franzöſiſchen Invaſion kommen, ſo wiſſen wir nun die Genealogie unſerer Liebhaber. In allem Ernſt, ſie wollen den Deutſchen die Einheit geben, nicht weil ſie zur Propaganda gehören, ſondern weil ſie im Collége des heiligen Ludwig Vorleſungen darüber gehalten haben.

Der Eifer nämlich, mit dem ſich die Franzoſen in neuerer Zeit auf deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt geworfen haben, iſt für ſie eben ſo außerordentlich als ſchmeichelhaft für uns. Sie haben nicht nur die Solidität unſerer wiſſenſchaftlichen Forſchungen anerkannt, ſondern ſelbſt unſern großen Leiſtungen im Gebiete der freien dichtenden Künſte überraſchende Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Von jenen geſtanden ſie ein, daß ſie, man denke ſich die Franzoſen, vor ihnen erröthen müßten, von dieſen, daß ſie durch ſie entzückt würden. Was einige unſerer ſcharfſinnigſten Geſchichtsforſcher geleiſtet haben, iſt ihnen bekannt geworden, ja ſelbſt die kühnſten Hypotheſen, über die wir Anfangs erſtaunten und über die wir darauf ſelbſt den Stab brachen, erhalten ſich bei ihnen immer noch in großem Anſehen und beſchäftigen die Ungeduld der Ge-

lehrten, die so gewissenhaft sind, nur durch Widerlegung, nicht durch das Verschweigen einer Hypothese zur erweislichen Wahrheit kommen zu wollen. Unsere philosophischen Bestrebungen, diese glänzenden Zeugnisse unserer Tiefe und unserer Verirrungen, haben bei den Franzosen nicht nur Freunde und Bewunderer gefunden, sondern selbst entschiedene Anhänger, die auf ein einziges Wort ihrer deutschen Lehrer drei körperliche Eide zu schwören sich vermessen. Endlich ist es längst bekannt, welche folgenreiche Revolution des Geschmacks die Bekanntschaft mit unsern schönen Geistern in Frankreich hervorgerufen hat, wie tief dort die Autoritäten durch unsern Einfluß gefallen sind, wie kleinmüthig die Akademie zugeben mußte, daß ihre leergewordenen Bänke von den Anhängern des neuen Gesetzes eingenommen wurden. Unsere politischen Verhältnisse haben dieselbe Aufmerksamkeit erregt.

Auch diese zu verstehen, mußte den Franzosen um so leichter werden, je einfacher sich der Uebergang aus unserm wissenschaftlichen Leben in das politische machte. Wir machten die Erfahrungen des einen zu den Voraussetzungen des andern. Die Koryphäen der Wissenschaft gaben sich zu Dolmetschern unserer politischen Wünsche her; die Männer des Katheders bestiegen die Tribüne; man brauchte in ihren frühern Reden an die Stelle des Wortes: Philosophie nur das Wort: Freiheit zu setzen, um zu wissen, was sie über die Bedürfnisse unseres öffentlichen Lebens behaupten würden. Es bildete sich eine Gemeinde, die ihre Aeltesten und Schüler hatte, deren Stellung eine größere Wichtigkeit erlangte, besonders als man anfing, ihr diese beizulegen, deren Lehre zuletzt den Enthusiasmus hervorrief, als die Furcht den Mißgriff beging, sie zu verfolgen. Dies war der Augenblick, wo die Franzosen mit unserm politischen Zustande bekannt wurden. Seitdem haben sie ihren fixen Begriff, wenn sie von einer deutschen Opposition hören. Sie glauben dann zu wissen, wovon die Rede ist, und geben ihren Landsleuten Aufschlüsse über Dinge, in die sie ganz besonders wollen eingeweiht sein.

Wenn sich die Franzosen über fremde Völker unterrichten wollten, so sind sie bis jetzt immer so unglücklich gewesen, daß sie ihre Absicht nur zur Hälfte erreichten. Sie haben niemals

den Begriff eines unaufhaltsamen Bildungsganges gehabt, wie ihn jedes Volk verfolgt. Sie haben es immer für hinreichend gehalten, die Merkmale eines augenblicklichen Zustandes kennen zu lernen, und nach diesem Maßstabe auf alle folgenden Zeiten geschlossen. Wie lange sind ihnen die Deutschen jene ungeleckten Bären gewesen, die unsere Urgroßväter im dreißigjährigen Kriege mögen gewesen sein! Wie lange kannten sie uns als jene albernen Tölpel, die über den Rhein kamen, um sich von ihnen bilden und betrügen zu lassen! Jetzt werden wir ihnen einige Jahrzehente hindurch nur jene düstern Phantasten sein, die mit verklärten Augen den Himmel offen, nie die Hindernisse der Gasse sehen, die sich an heimlichen Orten versammeln, ein Feuer anzünden, ein lamentables Lied singen und über Deutschlands fehlende Einheit heiße Thränen vergießen, die endlich am Tage ihrer Wiedergeburt einen Kaiser auf den Thron setzen und ihn mit Philosophen und Dichtern umgeben werden. Das nennen die doctrinairen Franzosen den Deutschen Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Die Meinung, die unsere neuen Kenner von uns gefaßt haben, ist ungefähr folgende. Sie sagen: Als die Götter den Völkern ihre Gaben austheilten, verliehen sie den Deutschen die Idee und das Phlegma. Jene, um eine Brücke zu haben, auf der sie zu den Menschen steigen könnten, dieses, um dem himmlischen Princip ein tellurisches Gegengewicht an die Seite zu setzen. Die Deutschen sind unpraktisch. Schon in ihren Wäldern brüteten sie auf den Bärenhäuten und überließen die Geschäfte des Hauses ihrem Weibe und ihren Sklaven; während z. B. ein französischer Gatte sich noch jetzt ein Vergnügen daraus macht, einen Korb in die Hand zu nehmen, auf den Markt zu gehen und Eier und Gemüse zu kaufen. Von Natur ist der Deutsche republikanisch, wie seine Literatur; doch wird er sich jede Herrschaft gefallen lassen, in welche die Wissenschaft einen tiefern Sinn zu legen weiß. Alle ihre friedlichen Widersprüche und gewaltthätigen Aufstände sind niemals durch den unmittelbar zwingenden Mangel hervorgerufen worden, sondern zu den Beschwerden, die man abgestellt wissen wollte, mußte sich noch immer ein ideeller Anstoß gesellen, ehe sie zu den Waffen des Eisens oder der

Zunge griffen. Wenn bisher dieses zweite Element die Religion gewesen ist, so ist es jetzt die Tendenz zu einer organischen Einheit ihrer Conföderation. Sie wollen nicht mehr Sachsen, Hannoveraner, Hessen sein, sondern Deutsche. Napoleon's Druck hat sie an ihre Ursprünge erinnert, aus den Quellen der Geschichte schöpften sie ihre Begeisterung, jetzt wollen sie nur insoweit frei sein, als sie einig zu werden verlangen. Der nächste Weg, der zu diesem Ziele führt, besteht in nichts, als ganz über die Fürsten hinwegzusehen. Diesen Weg werden jedoch die Deutschen nicht einschlagen, sie hoffen auf die Macht der Ideen. Sie warten auf den von Plato verheißenen Augenblick, wo die Könige Weise und die Weisen Könige sein werden. Nun ist der Einheit der Begriff der Hegemonie verwandt. Es muß, so schließen die Deutschen nach den Franzosen, einen Staat geben, der gleichsam die Kraft aller übrigen in sich absorbire und ihnen dafür ein neues Leben einhauche. Welcher Staat kann dies anders sein, als der preußische? Der Zustand der preußischen Schulen, wie derselbe durch Cousin an's Tageslicht gebracht ist, wird für Deutschlands Einheit entscheidend werden. Die Preußen werden glorreich unter die Hadernden treten und die Widersacher werden ehrfurchtsvoll ihre Fahnen senken.

Diese Gedanken sind nicht originell. Was will man mehr? Es sind alte Bekannte, mit denen wir schon oft zusammentrafen und die wir ihrer Schwierigkeiten wegen eben so oft widerlegt haben. Man kann unsern Franzosen also nicht den Vorwurf machen, daß sie über die Wünsche der Deutschen gefabelt haben. Sie sind nur so unglücklich gewesen, eine Parthei für die Masse und ein besonderes Interesse für ein allgemeines Verlangen genommen zu haben. Diese Transrhenaner würden anders geurtheilt haben, wenn sie in Preußen sich nicht ausschließlich unterrichtet hätten. Daran thaten sie Unrecht. Sie kamen nach Berlin, um die Primär- und Mittelschulen zu studiren, und als sie wieder in Paris waren, bestiegen sie die Katheder und sprachen von den politischen Erwartungen der Deutschen. Sie eröffneten Curse über deutsche Geschichte, und gaben vor, diese aus neuen und richtigen Gesichtspunkten zu betrachten. Diese Vorlesungen sind jetzt be-

kannt geworden. Ich gestehe, daß ich an ihnen nichts gefunden habe, als die Uebertragung unserer patriotischen Phantasieen in die natürlichere Ausdrucksweise der Franzosen. Man wird nicht anders können, als mehren deutschen Professoren zu ihren neuen Schülern Glück wünschen.

Wenn sich die Franzosen zur deutschen Opposition schlagen, so wird es immer schwer sein, zu begreifen, welche Stellung sie im Falle einer Umwälzung Deutschlands einnehmen wollen. Es ist zwar nichts gewisser, als daß weder die Träume unserer, noch der französischen Doctrinaire je verwirklicht werden; aber beide denken doch an die Möglichkeit dieses Ereignisses. Welchen Entschluß haben sie für diesen Fall schon im Voraus gefaßt? Unsere Gemäßigten des Tiersparti sagen: Traut dem Erbfeinde nicht! Aber es wäre doch entschieden Unrecht, in die Redlichkeit der Ansichten, die so friedliche Kathedermänner über uns aussprechen, Zweifel zu setzen. Sie könnten uns dafür den beschämenden Beweis führen, daß wir sie durch unser gehässiges Mißtrauen beleidigen. Und dennoch hätte ich es lieber, die Franzosen schwiegen von unserer Einheit und unsern Ideen. Sie haben die Kunst, unreife Gedanken so einfach und natürlich zu machen, als seien sie in den Köpfen vernünftiger Leute entstanden. Die Deutschen sind dabei immer gewöhnt, Ideen zu verfolgen, denen man in Frankreich ein Zeugniß der Verständigkeit ausgestellt hat. Wir wollen gern von ihnen hören, daß wir in Wäldern wohnen und uns mit den Früchten der Eichbäume ernähren, daß wir eine Sprache reden, die halb kalmückisch, halb gothisch ist, und daß wir in Erfurt einen Kurfürsten, in Nürnberg einen Markgrafen sitzen haben, wenn wir nur damit erreichen können, daß unsere Unitarier und Hegemonisten sie nicht als Autoritäten citiren, und daß dasjenige, was bei uns noch ganz unreif ist, bei ihnen eine Appretur bekommt, die das Urtheil verführt und uns durch französische Vermittlung denen gefangen giebt, deren wir uns daheim noch ziemlich glücklich erwehren. *)

*) Spätere Anmerkung. Man sieht an dieser vor vierzig Jahren geschriebenen Bemerkung, wie die Franzosen unsere Lage klarer

— Ich versuche es, mit Bulwer, Marryat, Morier durch die Welt zu reisen. Aber die englische Literatur leidet doch an einer entsetzlichen Breite und Monotonie. Das Genre, in welchem sie arbeitet, ist in der Regel so einfach, und die Bearbeitung desselben so unersättlich; jeder literarische Charakter tritt sich selbst mit einer fürchterlichen Redseligkeit breit, und jeder neue Speculant, der das Interesse des Publikums erobern will, versucht es nicht durch das, was noch nicht da gewesen ist, sondern durch das, was Alle bereits kennen und Alle gar so lieb, gar so gern haben. Die erste Erfindung ist gewiß immer genial und originell; aber dann nimmt der Autor ein Patent darauf und fabricirt wie Bulwer, Marryat, die Trollope in's Gelag hinein, ohne mit seiner Schablone aufzuhören.

Die gegenwärtige englische Literatur ist dilettantische Fertigkeit. Ihr Inhalt besteht weder aus Ideen noch aus Charakteren, solchen, die sie schildern, und solchen, die sie zu behaupten wüßten, sondern in einer vaguen Ausdehnung und Verzettelung einer einmal ergriffenen Manier, wo sich die eine von der andern durch nichts unterscheidet. Die englische Literatur ist immer auf Reisen begriffen, aus den Itinerarien

bemtheilten, als damals der überwiegende Theil der Deutschen selbst. Man halte aber die Unitarier von 1835 nicht etwa für die Ahnen unserer jetzt auch in Süddeutschland für die Reichseinheit und Reichsgröße schwärmenden Richtung. Die engere Gothaer Parthei mag sich in gerader Linie von den Männern herschreiben, mit denen Cousin in Berlin gesprochen hat. Die größere Strömung war 1835 eine föderalistische und verlangte vor Allem erst von dem Beamten- und Militairstaate Preußen eine Umwandlung nach dem Geiste, der sich bereits in Süddeutschland zu freisinnigen, durch Verfassungen gesicherten Schöpfungen entfaltet hatte. An die Reichseinheit, und wenn auch eine Einheit quand même, sogar ohne die Bürgschaften der Freiheit, sind wir erst durch die Thiers'sche Drohung von 1840 erinnert worden. Vom Jahre 1830 bis dahin konnte man mit vollem Rechte sagen: Louis Philippe war froh, daß er nur das Leben hatte! An eine Gefahr Deutschlands von Frankreich her dachte niemand.

macht sie Romane, und wo man in Deutschland, Frankreich und England hinsieht, stößt man auf Engländer, die nur reisen, um Bücher zu machen.

Der neuesten italienischen Literatur beim ersten Blick viel zuzutrauen, fehlt es uns an den rechten Maßstäben für die Beurtheilung der Italiener selbst. Wir haben von diesem verwahrlosten Volk noch immer eine geringschätzende Meinung, ja, ich möchte fast sagen, es überrascht uns, einen Italiener in moralischen Empfindungen anzutreffen, wie wir dieselben nur an uns und den andern Nationen gewohnt sind. Die Italiener scheinen uns so sehr herausgerückt aus der innern warmen Existenz und dem bürgerlichen Selbstgefühl, daß wir uns immer einbilden, hier bestünde eine ganze Nation aus nichts als Kellnern, Bettlern, Postillonen, Ciceronen, Wirthen, Vetturinen, Sbirren und Priestern. In der That, wer in Italien war, muß gestehen, daß der Handwerker sein Geschäft daselbst wie eine Art Nebensache betreibt, weil man ihm niemals ansieht, daß er mehr damit verdienen will, als was er gerade für den heutigen Tag braucht. Das ist aber eine Täuschung, aus welcher man keine ungerechten Schlüsse ziehen sollte! Auch die Italiener haben ein eigenthümliches Leben seitwärts von der Landstraße. Sie haben ihre kleinen Freuden und Leiden des Daseins, und dabei eine moralische Imputation so gut wie die andern Nationen, die nur den schlechtesten Theil der Bewohner Italiens kennen zu lernen Gelegenheit haben.

Die italienische Literatur schwankt zwischen der kalten Classicität Alfieri's und den historischen Romanen Manzoni's. Für jene hat sich Silvio Pellico ausgesprochen, für diese thaten es mancherlei Namen mit mehr oder minder glücklichem Erfolge, Rosini, Grossi u. A. Der italienische Charakter verleugnet sich in ihnen auf keiner Seite; dahin gehört besonders die große Rolle, die in ihnen die Canaille spielt: oft glaubt man in einem Familienwesen zu sein, wo der Koch auf den Kellner tobt, wo die Wirthin mit den Mägden zankt und ohne entsetzliches Geschrei kein Wort gesprochen werden

kann; die Diener mischen sich in Alles, fassen gierig nach Geschenken, bücken sich demüthigst, um ihre Dankbarkeit auszudrücken, selbst wenn sie als Zugabe eine Tracht Schläge bekommen. Eben so charakteristisch ist die Prunksucht dieser Romane; die ganze Eitelkeit der Italiener entfaltet sich in dem Auseinanderlegen der gold- und edelsteingestickten Draperie der geschilderten Handlung. Jedes Roß, das zum Turnieren kommt, wird mit seinen Federn und Schabracken beschrieben, überall, wo es geht, wird die Darstellung prahlen und den Mund voll nehmen. Zuletzt endlich herrscht in diesen Romanen noch jenes eigenthümliche Lamentoso, womit die Italiener jede ihrer weicheren Empfindungen zu begleiten pflegen. Es ist ein Klagen, ein Händeringen, ein Seufzen, ein Ach und Weh, das mich immer auf jene kleinen italienischen Winkeltheater versetzt hat, wo die Stücke von Scribe und Kotzebue mit den weinerlichsten Geberden heruntergespielt werden.

In der russischen Literatur regt es sich jetzt mit Eifer und Lebendigkeit, doch wird es schwer fallen, daß sie so bald europäische Popularität gewinnt. Die Ideen, in welchen sie sich bewegt, sind uns an sich nicht fremd. Vaterlandsliebe, Begeisterung für einen jungen und doch glänzenden Ruhm, der Stolz auf mannigfache nationale Vorzüge können in der Dichtkunst nie ihre Wirkung verfehlen, und dennoch mangelt dieser Literatur etwas, das ihr allein die Achtung in der gebildeten Welt zu sichern vermag. Die Vaterlandsliebe darf sich nie auf Kosten der Gerechtigkeit geltend machen, die Freude des Dieners, der sich um seinen Herrn verdient macht und diesem die Rechtfertigung seiner blinden Thaten überläßt, ist eines freien Geistes unwürdig; erst die Unabhängigkeit der eigenen Meinung ist es, welche die Anhänglichkeit an eine fremde wirksam und rührend macht. Die Einseitigkeit in literarischen und historischen Ansichten in der russischen Literatur wird man dabei nicht einmal den Autoren allein beimessen dürfen, sondern sie einer Literatur zu Gute halten, die sich nach der Meinung des übrigen Europa nur unter

den ungünstigsten Verhältnissen entwickelt, der es an der rechten Lebensluft fehlt, und die noch lange wird ringen müssen, ehe sie zu einem unabhängigen Gesichtspunkte gelangt.

Der größte Vorzug der jetzigen russischen Literatur besteht in ihren lebensvollen Sittenschilderungen. Sie hat darin ein großartiges Nachahmungstalent bewiesen, besonders ersetzt den Mangel an Phantasie die feine Auffassung russischer Charaktere. Sie zeigte uns, daß des Russen durchgreifende Natur ein Wechselspiel von Spottsucht und Gutmüthigkeit ist. Der Russe ist geschäftig, sorgfältig, er ahmt mit Glück nach, er ist so gutmüthig, daß er sich oft betrügen läßt, sein Gehorsam ist ihm eine Pflicht, die ihm nicht die politische Nothwendigkeit, sondern die Religion und die derselben befreundete Sitte auflegt und der er ohne Starrsinn dient.

Die russische Literatur liefert bis jetzt nur noch Probestücke, Capricen des Talents. Man will beweisen, man könne die literarische Waare so gut daheim machen, wie sie eingeführt wird. Diese Literatur ist ein Luxus, es fehlt ihr die populäre Grundlage, und sie wird dieselbe schwerlich bekommen, wenn sie sich nicht mit Ideen und tieferen Bezügen schwängert; es fehlt dieser Literatur noch ein gewissermaßen dialektisches und paränctisches Element. Ich habe nur einen einzigen Zug entdecken können, wo sich der Autor dem großen Ganzen seiner Nation gegenüber denkt, und der die Dichtung als Hebel des innern Menschen zu brauchen sucht, dies ist Sagoskin's Polemik gegen einen Fehler des russischen Charakters, den er eine übertriebene Bescheidenheit nennt. Er tadelt es, daß sich der Krieger selbst nach den glänzendsten Thaten nur einen geringen Antheil an dem Ruhme derselben zuschreibt, und daß die Freude am Siege immer rasch bei ihm verflogen ist.

Ist dies eine Thatsache, so kann man den Grund davon nur in der Lage des gemeinen Russen finden. Wer sich nur als das Werkzeug eines fremden Willens fühlt, ist nicht gewohnt, sich selbst die Früchte seiner Anstrengungen zuzuschreiben. Der Leibeigene ist brav genug, sein Möglichstes zu leisten, wird sich dabei aber niemals über den Gewinn freuen, wenn er ihn nicht zu seinem eigenen Vortheil verwenden kann.

Vorrede.

Seit Schiller hat das hiſtoriſche Drama in Deutſchland nur taube Blüthen getrieben. Verſucht wurden Erfolge auf dieſem Gebiete unabläſſig. Kaum wird ſich irgend eine bedeutende hiſtoriſche Perſönlichkeit, irgend eine welthiſtoriſche oder anekdotiſche geſchichtliche Begebenheit finden, für welche man nicht bei uns bereits eine Dramatiſirung und oft mehrere zugleich nachweiſen könnte; aber mit einzelnen Ausnahmen, die wiederum, und wenn ſie Uhland und Immermann hießen, in dieſer Verbindung mit Schiller keine Vergleichung aushalten, iſt das hiſtoriſche Drama in der Größe und Hoheit, wie Schiller es erfaßte und geltend machte, nicht wieder gepflegt und erreicht worden.

Schiller verſtand für ſeine Stoffe uns eine Empfänglichkeit abzugewinnen, die uns in die Geſchichte wie in einen Familienkreis verſetzte. Jede

6. Onkel Tom's Hütte. 1856.

— Ein Glück, daß die deutsche Flotte verkauft ist! Ein Glück auch, daß wir keine Colonieen haben! Und ein Glück, daß uns die Frage über die Nothwendigkeit oder die Abscheulichkeit des Sklavenhaltens nicht berührt!

Wir durften somit das so berühmt gewordene Buch der Frau Beecher Stowe in Deutschland mit der ganzen Gemüthsruhe lesen, die unser Buchhandel voraussetzte, seitdem wir von ihm mit „Onkel Tom's Hütten" in allen möglichen Formaten und Schriftsorten überschwemmt wurden.

In Amerika wird dies mit dem ganzen leidenschaftlichen Feuer und der nachdrücklich kaltblütigen Entschiedenheit, deren in solchen polemischen Dingen Frauenherzen fähig sind, geschriebene Buch mannigfachen Widerspruch gefunden haben; die Engländer und Engländerinnen dagegen fanden hier eine vortreffliche Tröstung, erstens für die enormen Summen Geldes, die ihnen — wie manche gemüthlose Nationalökonomen versichern, etwas übereilt und im Ganzen genommen, wie sie sagen, zum Fenster hinausgeworfen — die Emancipation der Neger kostete, und zweitens Trost für die geringen Wirkungen, welche die gründliche Verachtung Nordamerikas von Seiten aller englischen Ladies und Misses bisher noch immer auf die nordamerikanischen Zustände selbst hervorgebracht hat. Eine Amerikanerin bietet ihnen hier die Waffen des Angriffs gegen ihre eigenen Landsleute, und wie wurden sie geschwungen! Auch die englische Buchhändlerwelt war außer sich.

Für uns Deutsche ist es zuvörderst angenehm, dies Buch ohne national-ökonomische Kritik lesen zu können. Würde Einer bei uns mit gleicher Schonungslosigkeit Proletarierleben, Judenfrage, politische Gefängnißzustände darstellen wollen, wir würden von Uebertreibung, raffinirter Absichtlichkeit sprechen oder mindestens getheilter Meinung sein, während die Negerfrage ganz entschieden nur unser Herz, nicht im mindesten unsern Kopf beschäftigt, ja uns die Versicherung, unsere Kattunkleider, Cigarren und Zuckerbäckereien hingen mit dieser

schwarzen Frage eng zusammen, auch nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit hat, einige berühmte Gelehrte und Staatsmänner vielleicht ausgenommen, besonders die, die zu der bekannten Schule gehören: „Dem Reichen ist sein Genuß Arbeit und dem Armen seine Arbeit Genuß."

Genießen wir also das Werk der Mistreß Stowe mit derselben ungestörten glücklichen Uebereinstimmung wie eine norwegische Wintergeschichte der Frederike Bremer, bei der unser warmer Ofen uns alle schrecklichen Schneegestöber behaglich wegthaut, oder einen Seesturm von Achenbach, bei dem wir nicht nöthig haben, in Verzweiflung auf einem scheiternden Schiffe dem überfüllten Rettungsboote nachzurufen: Barmherzigkeit! Nehmt uns auch noch mit!

Wir sehen an dem Buche dieser talentvollen und trefflichen Frau nur das, was menschlich ist, und davon ist jede Seite so vollgeschrieben mit Charakterzügen, daß sie unsere ganze Liebe und Bewunderung verdient.

Wir sagten schon, so leidenschaftlich streng, so begeistert partheiisch, so unverhohlen und nicht selten grausam einseitig kann auch nur ein Frauenherz sich äußern, wenn das einmal ein Uebel der Sitte, der Zeit, des Vorurtheils, des Mißbrauchs sich zu bekämpfen vorgenommen hat. Wir Männer würden dem Hasse hundert kleine Ausnahmen gestattet haben, wir würden zehnmal wieder unsern Verstand zeigen wollen, wenn wir einmal unser Herz zeigten; wir würden so viel Ja's! Aber's! Freilich's! und Wenn's! mit in unsern Plan, immerhin streng und polemisch sein zu wollen, mit aufnehmen, daß wir die Frage statt aufzuhellen wie immer nur erst recht verwirrten.

Jene Frau thut das nicht. Sie geht dem Gegner ohne Gnade zu Leibe, sie duldet keinen Einwand, sie zieht alle Verschleierungen unbarmherzig von der Blöße dessen, was ihr als Lüge und Verbrechen erschienen ist, hinweg; sie ist von einer Unerschrockenheit, die Consequenzen ihres Themas zu ziehen, daß sie die Uebel bis an die Wurzel verfolgt. Sie kennt die Anwandlung der Schwäche nicht, die uns Männer mitten in den muthigsten Entschlüssen überkommt. Gebt nur den Frauen Gelegenheit, mehre solcher Mißbräuche, wie die

Sklaverei der „Niggers" auszurotten, sie werden wahrlich und in kürzerer Zeit mehr zu Stande bringen als, in allem Ernste gesagt, je wir sogenannten thatkräftigen Männer.

Neben der Tendenz des „Onkel Tom" ist auch die Charakteristik vortrefflich.

Diese Gestalten sind nicht, wie wir deutschen Autoren leider fast alle schreiben, im Zwielicht einer dämmernden Studirlampe erfunden oder um Gotteswillen auf Fußwanderungen von der Landstraße, aus den Wirthshäusern und von einigen plauderhaften mittheilsamen Landbewohnern zusammengelesen. Wir wollen darum unsere Stubenfiguren nicht verachten. Sie entsprechen einem Volke, das seine Bildung aus Büchern schöpft und seine Anweisungen zum Handeln meistens nur aus den Instructionen einer Anstellung nimmt oder aus sonstigen Motiven der europäischen Civilisation, die uns Alle doppellebig macht, Amphibien halb auf dem Continent unserer Pflichten, halb im stillen Ocean der Sehnsucht oder auf den lilienbedeckten Waldseen unserer romantischen Phantasieen. Noch mehr, wir haben Augenblicke, wo wir die träumerische Abstraction unserer Romangestalten dem Uebermaße englischer und nordamerikanischer Realität vorziehen und uns nur verwundern müssen, wie unsere empfindsamen englisirten deutschen Damen Gefallen finden können an Figuren, die wie Mister Wilson, des Mulatten Georg früherer Herr, jede ihrer nachdrücklicheren Meinungsäußerungen mit einer gespritzten Ladung „Jauche" aus dem im Munde gekauten Tabacks-Pfriemen begleiten.

Indessen bei so viel Leben und Wirklichkeit geht das Derbste leicht und gefällig mit.

Es ist wunderbar, wie diese resolute Verfasserin das Dasein der Menschen in Küche, Keller, Wirthschaft, Frühstückszimmer, bei Mittag- und Abendessen, Toilette, Plätten, Bügeln, Nähen beobachtet hat.

Das übrige Leben, die Kirche und die geistlichen Thees etwa ausgenommen, scheint der Verfasserin etwas verschlossener zu sein. Ihr Mister Shelby thut nicht viel und ihr Mister St.-Clare noch weniger. Man lernt Beide nur in ihren Beziehungen zu Gattinnen, Kindern und zum Gesinde kennen.

Die Welt des Mannes, der vor seinen Rechnungsbüchern sitzt oder von Morgens acht bis vier, oft auch sieben Uhr Abends arbeitet, fehlt in ihrem Buche, wie sie auch das Loos der Sklaven immer nur schildert, wenn sie gerade gepeitscht werden oder verkauft oder in der Küche, im Hauswesen ab- und zugehen, aber wenig in der Plantage, wo sie eigentlich hingehören, als arbeitende und, wie die südlichen Staaten der Union behaupten, unerläßliche Hülfskraft. Es thut uns leid, von einer so ausgezeichneten, edlen, geistreichen und muthigen Frau, wie Mistreß Stowe ist, wiederum doch auch die alte Erfahrung bestätigt zu sehen, daß wenig Frauen den Mann unter dem Druck seiner Pflichten, den Mann des Berufs verstehen. Auch bei ihr giebt der Mann immer nur aus dem Schreibbureau das Wochengeld heraus; wie es aber hineinkommt, das ist eben die zweite den Frauen meist verschlossene Hälfte des Männerlebens, die Rückseite der Medaille, die man wol auch, ein wenig anderslautend, selbst bei Mistreß Stowe's feuriger Advocatenschrift der Humanität und der christlichen Liebe wird gelten lassen müssen.

Mistreß Stowe wird uns fortan schon deshalb ein herzgewonnener Name bleiben, weil ihr Buch so außerordentlich reich ist an den lieblichsten Charakterzügen und den rührendsten Situationen. Wir wagen kein Urtheil über sie zu fällen als Dichterin im höhern Sinne des Worts. Es gilt vorläufig von ihr: Pectus erat, quod disertam fecit, der mit Begeisterung erfaßte Gegenstand machte sie zur Dichterin.

Die Verknüpfung ihrer Genrebilder ist nicht eben bedeutend. Es strickt sich Scene an Scene etwas lose an. Auch der Sklavenjargon ermüdet und die Versuche, aus dem Bereiche der Camera obscura und des bloßen Auffangens der Wirklichkeit herauszutreten und mehr zu geben, als die mit unglaublicher Treue aufgefaßten Lichtbilder der Erfahrung, scheinen nicht ganz gelungen zu sein. Miß Evangeline wenigstens ist eine etwas haltlose Erfindung, eine Art Mignon des Pietismus, ein altkluges Kind, das in seiner evangelischen Weise Dinge sagt, die sehr kostbar und jedenfalls unmöglich sind. Es ist glaublich, daß die frommen Misses Englands

gerade in Evangelinen, namentlich, da sie so rührend sterben muß, ihre ganze Seele befriedigt finden; indessen geht dies kleine verkörperte Gebetbuch mit Goldschnitt, besonders wenn man die nervenschwache Herzlosigkeit ihrer Mutter und den — beiläufig gesagt — meisterhaft geschilderten Indifferentismus ihres Vaters bedenkt, über die Grenzlinie der Natur hinaus und wirkt schon gerade wieder so, wie nur irgend unsere deutschen Kritiker unsere eigene Dachstuben-Romanenwelt mit Vorliebe willkürlich und gemacht finden wollen.

Alles aber in Allem genommen hat „Onkel Tom's Hütte" die vollsten Ansprüche, von aller Welt, was hier im eigentlichen Sinne zu nehmen ist, verschlungen zu werden.

Nur die französischen Autoren werden es wahrscheinlich für Frankreich nicht aufkommen lassen; die Franzosen haben einen merkwürdigen Stolz auf ihre eigene Literatur; sie würden diesen deutschen Pfennigs- und Silbergroschen-Industrialismus für ein fremdes Buch gar nicht begreifen.

Wir Deutsche indessen, bekanntlich die Hansnarren aller Welt, schließen an diese kleinen Randbemerkungen unsers nach deutscher Kritikerart tadelgemischten, sonst feurigen Lobes nur noch den einen Wunsch, daß sich die vielen zarten und frommen Seelen, die sich an der heldenmüthigen Sprache dieser freien Amerikanerin jetzt erbauen, doch auch bereitwillig finden möchten, andere, namentlich deutsche, Mißbräuche als verwerflich anzuerkennen, falls sich denken ließe, daß eine Feder verstünde, diese so lebendig darzustellen, wie in „Onkel Tom's Hütte" eine Frau verstanden hat, der ganzen gesitteten Welt die Leiden der Neger an's Herz zu legen.

— Ein späteres Buch der Frau Stowe war die Maiblume. Wie dreizehn kleine Erzählungen und Skizzen zu dem Titel die Maiblume kamen, ist aus dem Buche selbst nicht recht sichtbar. Man spricht von einer Anspielung auf das erste englische Auswandererschiff, das unter dem Namen die Maiblume nach dem spätern Virginien segelte. Man kann aber nicht angeben, wie diese im Buche selbst nirgends erwähnte Thatsache mit dem Inhalte desselben zusammenhängt. Sollte letzterer vielleicht an irgend einem englischen Theetisch werth erachtet worden sein, eine Art Humanitäts-Rückfracht

zu bezeichnen, die gleichsam Amerika und vorzugsweise das jungfräuliche Virginien für die erste Maiblume wieder nach Europa verladen hat? Oder sind die dreizehn kleinen Skizzen den Glöckchen zu vergleichen, die an einer Maiblume den Frühling mit einläuten helfen?

Kurz, dieser Titel unseres Buches war das erste Räthsel daran.

Das zweite war die nach Onkel Tom's Hütte überraschende Langeweile des Vortrags, entspringend aus einer wiederum kaum glaublichen Unbedeutendheit der Mittheilungen. In „Onkel Tom" hatten wir zuweilen auch die aschgraue Grundirung der Thatsachen mit englisch-nordamerikanischer Sonntagsstimmung, aber der Humor oder die Erfindungsgabe der Verfasserin wußte doch immer wieder lebendige, bunte, anziehende Gestalten darauf zu malen. Hier begreift man kaum, wie eine und dieselbe Feder „Onkel Tom" und diese „Maiblume" schreiben konnte. Man möchte letztere eher einem vergilbten und verbräunten Rosenblatt vergleichen, das man vor einigen zehn oder zwanzig Jahren einmal in eine Bibel oder ein Gesangbuch legte. Auch ist der Bibel und dem Gesangbuche diesmal die Muse der Frau Beecher Stowe ausschließlich gewidmet.

Das dritte Räthsel endlich ist, wie es in Deutschland Leute geben kann, die an dieser manierirten, frömmelnden Langeweile Gefallen finden.

Oder richtiger gesagt, diese dritte Erscheinung ist eigentlich nicht räthselhaft. Sie hängt mit der Richtung des Tags, unserer süßlichen, amaranthischen Mode zusammen, mit den Werken der Innern Mission und dem Einflusse der Theologie auf unsere Aesthetik und Literaturgeschichte. Denn hat sich nicht sogar unter denen, die der Zeit und ihren Forderungen mit offenen Augen entgegenzublicken pflegen, in Geschmackssachen dieselbe verhimmelnde Befangenheit und Ideenscheu verbreitet, die bei der Leidenschaft und dem Mißtrauen einer andern Parthei kein Wunder nehmen konnte? Ueberall herrscht die salbungsvolle Phrase, die Abneigung gegen wagende Heiterkeit und gesunde Natur, die Vorliebe für das, was à tout prix nur immer tugendhaft und immer edel, ja in keiner

Weise verletzend und für das Ohr eines jungen Mädchens von sechzehn Jahren unhörbar wäre. Und die Poesie wird unter diesen Umständen nach und nach auch ganz in den Tractätchenton fallen, sie weiß selbst nicht wie.

Es sei fern von uns, an diesen dreizehn Erzählungen zu verkennen, daß sie auch einige Spuren des Talents verrathen. Durch Friederike Bremer, Andersen und sonstige Vorarbeiter der häuslichen Idylle hat auch Frau Stowe den Muth bekommen, offenherzig die kleine Welt des weiblichen Lebens im Hause zu schildern und den Reiz der Naivetät wird man manchem ausgeplauderten Geheimniß der Küche und der Toilette nicht absprechen können. Noch mehr. Die Einleitungen ihrer kleinen Erzählungen sind nie ohne Liebenswürdigkeit, der anfängliche Humor der Mittheilung ist nie ohne heitere Anregung, nie ohne die geweckte Hoffnung auf ein schon in der Ahnung ganz traulich wirkendes Vermögen der Verfasserin, sich nöthigenfalls sogar selbst ironisiren zu können. Allein nach wenig Seiten stellt sich sogleich die enttäuschendste Monotonie ein.

Diese Onkel alle, ob nun Onkel Tim oder Phineas oder Wilson oder Dudley; diese Tanten, ob nun Tante Sarah oder Rebekka; diese jungen Mädchen, ob nun Miß Constance oder Florence; diese jungen Liebhaber, ob nun Mister Eduard oder Mister Arthur, sind alle in ihrer Langeweile so unendlich verwandt und gleichgeartet, daß, wenn man den Einen hat wettern oder beten hören, die Kirche besuchen oder vermeiden, die Bibel lesen oder nicht-lesen sehen, man sie Alle kennt. Eine öde Welt der Farblosigkeit das. Pedanterie wird für Gewissenhaftigkeit, Denkträgheit für Religion, die Beschränktheit für Tugend und für gute Sitte ausgegeben. Höchstens erhebt sich in der Erzählung: „Ein Jeder für sich und Gott für uns Alle!" die Geschichte eines Mannes, dem seine Frau und ein frommer Freund das Trinken abgewöhnen, zu demjenigen handfesteren Interesse, das Geschichten dieser Art haben müssen, um packend ihren Tractätchenzweck zu erfüllen.

Wir sprachen so ausführlich von einer unbedeutenden Erscheinung deshalb, weil die Verfasserin sich einen weltberühm-

ten Namen gemacht hat und die Gelegenheit, sich gegen die Prüderie, gegen die phrasenhafte Selbstbeschränkung und träumerisch-gedankenlose Süßlichkeit unseres gegenwärtigen Geschmacks auszusprechen, nicht oft genug ergriffen werden kann; um so mehr, als es der Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte" merkwürdigerweise nun doch gelungen ist, in Frankreich festen Fuß zu fassen. Bei der kopfhängerischen Neigung, die auch dort die freiesten und muthigsten Geister der Zeit (z. B. Georges Sand) ergriffen hat, bei den Fünf-, respective Zehntausend-Franken-Belohnungen, welche die große Sittenreinheit und Tugend der gegenwärtigen Minister für die tugendhaftesten Dichtungen ausgeschrieben hat, können wir am Ende gewärtigen, daß die Gefahren, die der idealen Poesie drohen, in beiden Hemisphären immer höher anwachsen.

7. Zauber der Oertlichkeit. 1852.

— In großen Bildergalerieen geschieht es wol, daß man mit geringerem Interesse an Gemälden vorübergeht, die da, wo sie entweder gemalt wurden oder für welchen Ort sie ihre erste Bestimmung erhielten, eine viel größere Bedeutung gewinnen.

Es ergeht gewiß Jedem so, wenn er die Wirkung vergleicht, die ein Bild von Albrecht Dürer in der Brera von Mailand oder in der Moritzkapelle von Nürnberg auf ihn machte.

Diesen Zauber der Oertlichkeit empfanden wir in Gent bei den Bildern der Brüder van Eyck und Johann Memling's.

Im Berliner Museum und in der St. Bavokirche zu Gent ist die „Anbetung des Lammes" geradezu Zweierlei.

Dort, wo sich sechs Tafeln dieses berühmten Bildes befinden, hat uns die Leistung der Brüder Hubert und Johann van Eyck nur einen kunstgeschichtlichen Werth; dort wird das Auge von der verlockenden Formenschönheit der italienischen Säle angezogen und auch die Theorie stört uns, die nazarenische, altdeutsche, sonderthümliche Schule, die uns an diesen

Anfängen der Kunst sogleich eine Vorlesung über den wahren Geschmack, die wahre Vertiefung und das eigentliche Ziel der Malerei halten zu wollen scheint.

Wie anders dagegen wirken die Ergänzungstafeln jener allegorischen Composition an dem Orte, wo die Meister lebten! Wie ist da die richtige Anschauung schon so vorbereitet durch Alles, was man von Ueberbleibseln der alten Zeit an einem Tage dort auf der Reise gesehen hat! Wie lenken Häuser, Paläste, Kirchen, geschichtliche Erinnerungen und die jetzt noch waltenden Sitten zurück auf die stille Betrachtung solcher alten Kunstwerke, wie auch ein solches der Schrein der h. Ursula zu Brügge ist!

Nun erst, im Zusammenhang der Zeiten und der Oertlichkeiten, entdeckt man die wahren Schönheiten, nun erhebt sich das Anspruchslosscheinende zu einer staunenswerthen Bedeutung und man sieht diesen erster Anfängen der wiedererwachten Kunst das bewußte Vermögen, das schon absichtliche Wollen und treufleißige, gemüthvolle Ausführen an.

Die Traulichkeit in den Bildern van Eyck's ist bezaubernd. Die gefällige Anordnung der Figuren, die Gewissenhaftigkeit des Beiwerks, die wohlthuende, in der Perspective überraschende Zuthat der landschaftlichen Staffage, Alles tritt uns wie niegesehen vor's Auge.

Die Oertlichkeit verklärte diese Bilder oder will man es richtiger ausdrücken, sie verklärte unser Urtheil zur wahren Gerechtigkeit.

3. Eine Louvre-Erinnerung. 1852.

Wem kann sie verborgen geblieben sein, die gewaltige Strömung der Gemüther jetzt nach dem Ernst und dem tiefern Sinne des Lebens hin!

Es ist dieses Ortes nicht, die Strudel und Klippen aufzuzählen, die dieser Richtung entgegentreten können.

Kluge und schlaue Menschenfischer sehen wir genug von der Trübung dieses Stromes Vortheil ziehen.

Der Mißbrauch hebt aber die Thatsache, die er auszubeuten

sucht, selbst nicht auf. Ernster und feierlicher gestimmt denn je sind die Gedanken dieser Zeit. Selbst dem Scherze und seiner Ausgelassenheit sieht man an, daß er nur eine kurze Unterbrechung der Trauer, eine kurze Aufforderung zum Vergessen ist.

Diese Bemerkung drängte sich mir in Paris auf. Seit einigen Jahren sind die Bilder des Spaniers Murillo in der Gunst des großen Publikums immer höher gestiegen. Es ist fast, als hätte sich das Auge wenn nicht satt, doch etwas müde gesehen an den Reizen der italienischen Schule. Raphael's Madonnen, so heitere, so glückliche, fast gedankenlos lächelnde Mütter, seine Jesuskinder, so natürliche, sorglos spielende Knaben, sind nahe daran, von den ernsten, verklärten, wehmüthig aufblickenden Madonnen des Spaniers und der feierlichen Erhabenheit des großen Mutterstolzes, den sie selbst anbetend auf ihren Knieen trägt oder in ihren Armen hält, verdrängt zu werden.

Diese Umwandlung des Geschmacks liegt in der Zeit.

Besonders fesselte mich in Paris ein Bild von Murillo, das mich in der That mehr erhob als die heitere Ruhe der Sixtinischen Madonna.

Es ist das 518ste in der neuen Anordnung des Louvre.

Ueber fünf Fuß hoch, vier Fuß breit, stellt es, von einer Himmelsglorie, vom Gottvater und von der Taube behütet, die Jungfrau mit dem Kinde dar, dies selbst ein Kreuz entgegennehmend vom Kinde Johannes, das Elisabeth emporhält.

Die blaue, und noch mehr die mattrothe Gewandung der Madonna verbreitet über das ganze Bild einen Duft, der wie ein eben anbrechender Frühlingsmorgen verklärend, rosig alles Lebende und Lebloſe verschönernd, in eine mit Worten unaussprechliche Stimmung versetzt.

Es ist nicht ein Widerschein wie der der Rose, der in diesem Bilde so mächtige Zauber wirkt; auch nicht ein Widerschein wie der der Granatblüthe; auch nicht die dunkle Gluth der Nelke würde in solcher Wirkung strahlen, sondern es ist, wie wenn am Fuße eines Altars am Marientage ein kleiner Wald von abgebrochenen Kirschen- und Apfelblüthenzweigen

Perſon weiß ſich nicht nur in ihrer geſchichtlichen Bedeutung, ſondern im allgemein menſchlichen Intereſſe bei ihm ſo geltend zu machen, daß wir mit ihr vertraut ſind, ſelbſt wenn ſie im Drama nur eine geringfügige Stellung einnimmt. Es iſt dies nicht nur die Folge der umſtändlichen und bequemen Ausführung, die Schiller'n zur andern Natur geworden war, ſondern auch die Folge ſeines eignen ſichern Glaubens an die Weſenheit und Perſönlichkeit der von ihm vorgeführten Perſonen. Der Dichter giebt dieſe Figuren mit feſter Zeichnung als nothwendige und wirkliche Menſchen, ſie geben ſich ſelbſt als ſolche und der Zauber ergreift nicht minder den Hörer und Beſchauer. Mit welcher Zuverſicht z. B. führt jede Schiller'ſche Perſon ihren eigenen Namen im Munde! Carlos ſagt nicht: ich haſſe, ich liebe; ſondern: Carlos haßt, Carlos liebt. Fiesco, Poſa, Maria, Eliſabeth, alle ſind von ihrer Weſenheit ſo überzeugt, daß ſie von ſich in der dritten Perſon reden und der wirkliche Abdruck der Geſchichte zu ſein ſcheinen. Denn auch darin weicht Schiller von dem modernen Drama ab, daß er die großen Perſönlichkeiten nicht etwa blos zu dem nächſtliegenden Zwecke des in der Scene vorgeführten dramatiſchen Moments oder als bloße Träger der Intrigue benutzt, ſondern ſie dehnen ſich auf's Allerbehaglichſte in der

hingestreut läge, so farbige, roth- und weißgemischte Lichter liegen auf diesem Bilde.

Und dennoch würde das von der Farbe bestochene Urtheil sich vom Eindrucke loswinden, würde dem Maler ein unverkennbares Streben nach Absicht, sogar ein bewußtes, ja kokettes Spiel und ein fast vornehmes Wesen — wie für die Betkapelle einer katholischen Fürstin bestimmt — vorwerfen, wenn nicht alle diese Einwürfe verschwänden gegen die überwältigende Wirkung einer einzigen Figur, zu den Füßen der Madonna, der heiligen Elisabeth.

Unter so viel Jugend, Schönheit und Glanz die heilige Elisabeth, eine Matrone, eine Greisin, ja, um das ganze Geheimniß des Reizes auszusprechen, die Mutter einer Mutter, eine Großmutter.

Die Idealitätsmaler sagen vielleicht: Was ist da weiter? Sie würden auch diese Großmutter gemalt haben mit den hergebrachten Verschönerungen des Alters, die Runzeln ausgeglichen, die welken Lippen gemildert.

Das ist es eben nicht, was hier wirkt.

Murillo malte eine wirklich alte Mutter einer Mutter, eine Großmutter in all' ihrem strengen Ernste, in allen Spuren ihrer durch die Erfolge vielleicht nicht belohnten Mühen, mit allen Furchen ihrer noch wachen Sorgen, eine vollkommene, wirkliche Matrone.

Und diese Greisin, dies Alter so mitten unter dem Lichtglanz der Jugend und der aufkeimenden Schönheit, dieses mit aufgenommene Endziel all' unseres Lebens verklärt das ganze Bild. Das Alter giebt ihm Jugend. Die ungeschmückte Wahrheit schmückt es. Man sieht eine wirkliche, echte Familie in ihren ab- und aufsteigenden Altersstufen, von dem lockigen Scheitel eines Kindes an bis zum Schnee im ehrwürdigen Haar einer Matrone.

Die Wahrheit und Würde dieses Bildes ergreifen das ganze Herz.

9. Tunnel-Träumereien. 1852.

Ohne Zweifel kennſt du, lieber Leſer, den „Ewigen Juden", die „Geheimniſſe von Paris", die „Denkwürdigkeiten eines Arztes" und was ſonſt noch unter dem Namen der Herren Alexander Dumas und Eugène Sue herausgekommen iſt.

Aber die Perſonen dieſer berühmten Vielerzähler ſind dir unbekannt.

Ich verrathe dir daher, daß mir in einem belgiſchen Tunnel recht gegenwärtig wurde, wie dieſe Herren trotz ihrer glänzenden Gaben und ihrer reichen Erfolge bemitleidenswerthe Menſchen ſind.

Gewohnt, in einer ewigen Anregung ihrer Einbildungskraft zu leben, genießen ſie ſchon ſeit Jahren nichts mehr vom gegebenen Realen.

Wenn ihr einen Spaziergang macht in's freie Feld, an dem Anblick der ſchönen Natur euch ergötzt, in einen ſchattenreichen grünen Wald tretet, ſo ſeht ihr doch nur das Feld, nur die Natur, nur den Wald; aber wie anders der Romantiker!

Hinter jedem Baume ſteht ihm eine erſchreckende Ueberraſchung, bei jeder einſamen Stelle ſpringt aus dem Buſch ein Unbekannter und fordert ihm die Börſe oder das Leben ab; an jedem Bergabhange, wo ihr Andern ſtill und bewundernd harrt und euch an dem zu euren Füßen ausgebreiteten Teppich von Wieſen, Feldern und Bächen weidet, ergreift dieſen Armen Furcht und Entſetzen vor einer plötzlich hinterrücks hervorſpringenden Geſtalt, die ihn jählings in die Tiefe ſchleudern könnte.

Solche Unglückliche können nicht hundert Schritt gehen, ohne ſich nicht rückwärts zu wenden, rechts und links zu ſpähen, ob ſie nicht eine Attrape der Art, wie ſie ihre Kapitel zu ſchließen pflegen, bedrohen könnte.

Eſſen ſie, Himmel, wer weiß, ob man ſie nicht eben vergiften wollte!

Madame! ruft Eugène Sue seiner Haushälterin zu und springt von seiner Suppe auf, Madame! Heute haben Sie die Dosis ein wenig zu stark genommen!

Welche Dosis, Herr Eugène?

Herr Eugène besinnt sich, er wollte sagen: Rattengift, Madame! Aber er überlegt sich, daß es gefährlich sein würde, zu verrathen, er fürchte Arsenik in der Suppe; er besinnt sich noch und sagt nur: Tapioca oder Sago oder Cayennepfeffer!

Hat er aber einen Gast, mit dem er allein speist, ganz allein, wer weiß, ob dieser in dem Augenblick, wo derselbe gerade ein Stück Kapaunen an der Gabel hat, nicht wahnsinnig wird, zur Gabel noch ein Messer ergreift, sich auf den Schöpfer von ähnlichen Situationen wirft — ihn —

Doch nein! Der unglückliche Dichter besinnt sich. So Schreckliches ist unmöglich.

Aber da — da sind Menschen — Frauen, Kinder, Männer! Seht das junge Weib am Arme ihres Gatten! Sie hat auf der Brust den Brief eines eben aus der Provinz gekommenen Jugendfreundes, der sie anbetet! Der Mann! Er hat in der Rocktasche eine Rechnung von der Modehändlerin für seine Geliebte! Zwei Freunde, die sich nach Jahren wiedersehen, umarmen sich, küssen sich, — wartet's ab! — es sind Verräther! Einer wird den andern um sein Vermögen betrügen — Alles, Alles ist anders, als es sich giebt, Alles ist falsch, verlarvt, trügerisch, selbst der Hund da, der eben schmeichelt der eben so gutmüthig scheint, eben so treuherzig unsere Hände leckt, er hat — o Himmel! — ein Document zerrissen, das das Glück einer ganzen Familie enthielt! Ha, ha! Der bunte Vogel über dem Käfig, aus dem man ihn frei gelassen, hat vor einigen Secunden einen silbernen Löffel verschleppt, das Mädchen des Hauses wird ihren Dienst verlieren, sie wird für eine Diebin gelten, sich rächen, sie zündet das Haus an, besteigt das Schaffot, in ihrer letzten Stunde fliegt ein Vogel über sie her, der den silbernen Löffel noch im Schnabel hat, den er unter die Richter fallen läßt. . . .

Nein! Der Dichter besinnt sich auf seine eigenen Löffel, seine eigenen Dienstboten, seinen eigenen Vogel, er geht

chelnd zu dem armen bunten Thierchen und giebt ihm zur nerkennung ſeiner Unſchuld ein Stück Zucker.

Ein Stück Zucker? Der Zucker iſt unſchuldig... ber — der Vogel hat einen garſtigen Schnabel — wenn ihm den Zucker mit der Lippe gegeben hätteſt — wenn eine junge Dame wärſt und der Vogel biſſe in deine ppe und die Lippe ſchwölle an, blutete, und die Wunde rſchlimmerte ſich und ein italieniſcher Doctor heilte die unde abſichtlich falſch und die einſt ſchöne Dame würde s Intrigue häßlich und die Dame trüge — eine Maske d ſie hieße die Gräfin mit der räthſelhaften Maske und ein Roman hieße die Gräfin mit der räthſelhaften Maske d dieſer Roman gäbe fünfzig Feuilletons und die „Presse" hlte — à Feuilleton — à Spalte — à Zeile — wie viel?

Erſt die Arithmetik bringt den gehetzten Dichter wieder r Beſinnung und zur Faſſung auf die Wirklichkeit.

Bei Eugène Sue ſind die Nerven doch nur dann aufregt, wenn ſeine Phantaſie Lebensumſtände und Situationen wirrt und ihm Freundſchaft, Liebe, Familienleben, Kirche, taat, Geſellſchaft bunt durcheinander tanzen.

Aber Alexander Dumas muß oft der Verzweiflung nahe ſein.

Alexander Dumas kann keinen Abend allein ſein, daß ſich n nicht die Bilder an den Wänden abhöben und plötzlich ter ihnen lebendige Menſchen zeigten. Bei Alexander Dumas nicht nur jede Situation eine andere, als ſie ſcheint, ſondern ar jeder Gegenſtand ein anderer, als er daliegt. Ein offenes hlüſſelloch, das ruhig höchſtens Licht oder Luftzug durchläßt, ſolches harmloſes, unſchuldiges Schlüſſelloch giebt es für rander Dumas nicht mehr. Er betrachtet das Schlüſſel- eine Weile und kaum hat ſein Auge einige Minuten daf geruht, ſo ſtreckt ſich — ein langer, langer Draht hinch, immer länger, immer länger wird der Draht, er kommt näher, er wächſt, er will ihn ſelbſt umfangen, ihn umgeln, erdroſſeln? Nein! Der Draht geht dicht an ihm über, an ſeinen Schreibtiſch. Da krümmt er ſich, immer der, ſpitziger, eckiger, der Draht wird Dietrich, der Dietrich et das Schloß und beſtiehlt das Schreibbureau — Halt! Alexander Dumas, ſpringt an die Thür, reißt ſie auf,

ruft: Wer da? Alles ist still. Seine Phantasie hat ihn getäuscht. Kein Draht, kein Dietrich da. Aber auf dem Corridor — da ist's so unheimlich still. Nur sein eigenes Wort widerhallt. Knirscht es da nicht wie ein Fußtritt auf einer steinernen Treppe? Nein! Doch jener Vorsprung — jener Winkel — wenn hinter jenem Vorsprung, in jenem Winkel ein Wesen verborgen steckte! Wer da? Wer steht hier? Ein alter Scheuerbesen! Harmloser Gegenstand! Harmlos? Warum steht dieser Scheuerbesen da? Er steht so still, so sonderbar ruhig — Wer ließ den Besen zurück? Wer hat ihn vergessen? Er ist feucht — roth? Roth an den Borsten? Das ist Blut! Hier hat man Blut aufgescheuert! Der Dichter sieht sich um — besinnt sich — die steinernen Stufen der Treppe sind roth — es ist Farbe von der Treppe. Er geht in sein Zimmer zurück und durchlebt, was er sah, wenigstens mit der Feder.

Der moderne Poet findet in jedem Augenblick seine Stoffe. Er reist. Die Eisenbahnen befördern so rasch in die schönsten Gegenden der Welt, aber die Bewegung der Locomotive — wie unregelmäßig sie ist! Diese berghohen Viaducte! Es giebt Zusammenstöße; es giebt Brände von Versailles. Man kann allein sein mit einem einzigen düstern Unbekannten in einem einzigen Coupé. Der Lampenschimmer fällt unheimlich von oben herab. Der Unbekannte sieht nicht auf, er wendet die Blicke so sonderbar ab, er drückt sich in eine Ecke und nur zuweilen scheint ihn sein Mitpassagier zu interessiren, wie den lauernden Tiger die Gazelle interessirt. Jetzt donnert der Zug durch den Tunnel — Alles kracht, Alles schmettert — man hört keine Stimme, die etwa Hülfe rufen würde. Der Unbekannte springt auf, wirft sich mit teuflischer Mordlust über das Opfer der Situation, krallt seine Nägel dem Mitpassagier in die Gurgel — Hülfe! Der Poet dankt allen seinen (Opium statt Ambrosia essenden) Musen, wenn das Signal einer neuen Station gegeben ist.

Aber dann in den Gasthöfen wieder, besonders in den Gasthöfen kleinerer Städte oder einsamer Stationen — da ist zuvörderst das Bett. Es riecht so sonderbar — nach Moder? — Sollte vielleicht — lag vielleicht vor einigen Stunden

hier — eine Leiche? In der That — wenn die Thüren nicht schlössen oder wenn eine Versenkung plötzlich das Bett um Mitternacht einen Stock tiefer trüge oder wenn aus der Decke ein Stampf-Hammer oder ein beschwertes Brett wie in polnischen Räuberwirthshäusern im besten Schlaf auf die Gäste niederfiele und die Köpfe der Reisenden zusammendrückte?

Ah bah! Man zieht die Schlafmütze über, man legt sich zu Bett — man schläft — man erwacht gestärkt, man zündet die Cigarre an, das Frühstück mundet, — und in der That! Wie ist dieser Ort so schön, dies Haus, das gestern eine Mörderhöhle schien, so traulich! Die Menschen, die Diener, wie sind sie so freundlich! Aber jetzt pocht es. Der Barbier! Willkommen, ich bin lange nicht rasirt. Eintreten! Man setzt sich.

Doch — ein sonderbarer Barbier das! Er ist so still, — er spricht vom Wetter — er schleift das Messer so lange, — wenn der Mann epileptisch wäre — sein Messer zittert — er blickt so sonderbar — was? Auf die Börse am geöffneten Schreibbureau blickt er — Schurke! Man springt auf.

Was ist, mein Herr? — Schonen Sie meine Gurgel, meine Haut wollt' ich sagen, Ihre Messer kratzen wie eine Säge!

Der Barbier entschuldigt sich und läßt Alexander Dumas leben. Der Dichter kann sich ankleiden, kann irgendwo jetzt — ein Bad nehmen.

Er erkundigt sich nach einer Badeanstalt.

Es ist dies zufällig ein Schiff, auf dem Flusse, an dem die kleine Stadt liegt.

Die Situation ist anregend. Ein Bad auf einem Schiffe!

Der Dichter combinirt, noch ehe er entkleidet ist, ein Kapitel: Das Badeschiff. Er steigt in das Schiff, entkleidet sich, sieht, sich abkühlend, durch ein kleines Fenster hinaus auf den ruhigen Wasserspiegel — auch diese Ruhe ist anregend. Er sagt: — Eines Tages — kam das Schicksal — des unglücklichen Opfers zur Ausführung. Man hatte bemerkt, daß der edle Marquis über Alles die Reinlichkeit liebte und daß er sich regelmäßig badete. Der Marquis be-

ſuchte gewöhnlich ein Badeſchiff. Die Verſchwörung ſeiner Feinde und der nach ſeinem Gelde gierigen Verwandten hatte einen Taucher gewonnen — Eingeſchaltetes Capitel über dieſen Taucher — der Taucher ſtammt aus Oſtindien, war ein geborner Perlenfiſcher, eine Perlenfiſcherin hatte ihn mitten im Meere geboren, nämlich unter der Taucherglocke — dieſer Taucher — Malaye natürlich, giftkundig, rachſüchtig, ſtellenweiſe edel, natürlich Heide, aber angeſtellt bei der Marine in Breſt als Schwimmlehrer, Schiffbruchtrümmerfiſcher, Hafengrundbodenreiniger — alſo dieſer Taucher — er liebt natürlich eine Herzogin, die Herzogin liebt ihn in manchen Stunden, wo ſie der Civiliſation überdrüſſig iſt, als ein Phänomen wieder, — und da die weiße Geliebte ſich unbedingt auf den gelben Sohn der Natur verlaſſen kann, ſo braucht ſie ihn zur Ermordung des Marquis, ihres Onkels, auf dem Badeſchiffe — ſie braucht ſein Geld, ſeine Juwelen, ſie hat Schulden, ihr Civiliſationsanbeter iſt ein Wüſtling — ſie braucht Geld — der Taucher kappt heimlich die Ankertaue des Badeſchiffes, natürlich in der Nacht, bei Sternenhimmel und gerade vor dem dreizehnten Bade — natürlich einem Bade mit Kräutern, Giftkräutern, angeordnet ſchon ſeit lange von einem beſtochenen Arzte oder vielleicht dem Malayen ſelbſt — der Malaye wird ſpäter wieder den Arzt, einen Schuft zweiter Klaſſe mit ſentimental-faſhionabel-eleganter Verzierung, aus dem Wege räumen, da der Arzt ſich als unzuverläſſig ergiebt — kurz der Malaye bohrt das Schiff an und kappt ſämmtliche Taue in der Nacht vor dem dreizehnten Kräuterbade — Schilderung vom Rudern und Plätſchern des Tauchers in der ſtillen Sternennacht — nur noch an zwei Tauen hängt beim dreizehnten Bade das lecke Badeſchiff. Der Marquis beſteigt die Badebrücke, geht in ſeine Zelle, entkleidet ſich, merkt etwas ſonderbar unter ſeiner Zinkwanne hin- und herrauſchen, es iſt der indiſche Taucher, der unter ihm wegrudert wie eine Seeſchlange. Das Schiff — es ſchwankt — es taumelt — ein Augenblick — zwei — eine Secunde, man ſinkt — das Schiff ſinkt, die Badenden ſinken, ertrinken, der Malaye ſchwimmt unter den Opfern wie der Haifiſch im

Ocean, zieht sie hinab in die Tiefe. Hülfe! — Man stürzt herein. Um Gotteswillen, was ist?

Alexander Dumas ruft selbst: Hülfe! klingelt selbst. Er besinnt sich. Seines Irrthums gewahr werdend, sagt er einfach: Die Wäsche! Mein Badehemd! Drei Leintücher zum Abtrocknen; aber gut durchwärmt!

Unser Dichter, der es liebt, die Haut ein wenig stark zu reiben, verläßt mit Behaglichkeit die Zelle, das Badeschiff, die kleine Stadt, von der er nichts gesehen hat als den Marquis, den Malayen, die Herzogin, drei Leintücher und ein durchwärmtes Badehemd.

Man versichert, daß Dumas und Sue Tage haben, wo sie den Regungen ihres Herzens, ja sogar ihrem Ruhme mißtrauen.

Sie essen von silbernen Schüsseln, aber sie kommen sich dabei vor wie Bettler, die vor den Thüren um ein Almosen bitten. Wer klopft? Der arme Alexander Dumas, er bittet den Grafen Monte Christo um eine Schüssel Erbsen oder ein Gericht Linsen; ihn hungert. Es kommen seine glänzend galonnirten Diener, sie bringen Speise, Erquickung, sie bringen ihm auf einer Schüssel — Edelsteine statt Erbsen. Wie unglücklich machen ihn die Edelsteine des Grafen von Monte-Christo!

So leben diese Dichter über Zeit und Raum hinweg.

Für sie giebt es nichts Wirkliches mehr, sondern nur die Phantasie.

Daß die Grenzen der Phantasie Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit heißen, ist ein abgeschaffter Satz, und so muß es kommen, daß sie an sich selbst irre werden und andere Menschen statt ihrer leben lassen.

Der Verfasser des Monte-Christo hat, wie bekannt, seit Jahren eine Schaar von Menschen um sich, die ihm überall hinfolgen und überall von ihm gespeist und getränkt werden. Einige nennen sie seine Schmeichler, andere seine Freunde, andere seine Mitarbeiter. In Wahrheit sind es nur die Organe seines eigenen Lebens. Sie spielen, scherzen, lachen, essen, trinken für ihn. Diese Umgebungen muß er haben, um an sein eigenes Dasein zu glauben.

Das Feuilleton der „Presse“ brachte die Memoiren dieses Dichters.

Er wird darin ohne Zweifel wie Karl V. schon sein Leichenbegängniß feiern.

Er wird die Reden wiederholen, die an seinem Grabe werden gehalten werden, er wird den Sarg, der mit Immortellenkränzen bedeckt ist, nach der Natur schildern, er wird erzählen, daß sich plötzlich der Deckel öffnete, der Todte sich regte, die Augen aufschlug, die Geschichte eines Schlaftrunkes zu erzählen begann, und die Redaction der „Presse“ wird anzeigen:

Wir freuen uns, den Lesern für den Beginn des neuen Quartals von den heute eigentlich mit dem Tode des Herrn Alexander Dumas beendigten Memoiren desselben eine Fortsetzung versprechen zu können, ein neues Werk unter dem Titel: „Die Geheimnisse des Todes“, in zwanzig Bänden, nebst einem Epilog: „Das Thal Josaphat oder die letzten Dinge“.

— Ich war froh, endlich wieder Luft und Leben zu spüren, als ich aus diesen modernen Trophonius-Höhlen, den belgischen Tunnels, herauskam.

Druck von G. Täy in Neuwied a/Rh.

ganzen geſchichtlichen Breite ihres Weſens aus und kommen nie ſtückweiſe zum Verbrauch des Dichters, ſondern was er von ihnen fordert und verlangt, das können ſie ihm nicht anders geben und ſein, als durch ihre ganze Natur, ihren ganzen geſchichtlichen Umfang.

Schiller hütete ſich aber auch wohl, aus der Geſchichte als Stoffe ſeiner Dichtung nur das rein Anekdotiſche herauszugreifen. Er fühlte ſehr wohl, daß die Phantaſie des Zuſchauers gern und lange nur da verweilt, wo ein Gegenſtand wirklich des Aufhebens durch Dichterhand werth iſt. Er wollte, daß man durch ihn in die großen Hallen der Geſchichte, nicht in ihre dunkleren Seitengänge und geheimen Gemächer eingeführt würde. Eine ſolche dunkle Kammer mochte wohl die Geſchichte des Don Carlos ſein, aber ſie öffnete ſich bei ihm durch Philipp, ſeine Granden, die Inquiſition, durch Poſa und die „flandriſchen Provinzen" zu einer großartigen Fernſicht in eine der bewegteſten Epochen der Geſchichte. Maria Stuart, Tell, Wallenſtein zeugen in dieſem Betracht für ſich ſelbſt. Selbſt in der Jungfrau von Orleans, einem der ſchwächeren Werke des großen Dichters, ſucht uns ſeine ſtarke Hand in ein großes Gebiet der Völkergeſchichte zu führen, wenn ihm auch nicht gelingt, uns ganz für daſſelbe zu gewinnen und in ihm heimiſch zu ma-

Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Zweite, wohlfeile Ausgabe.

Erste Serie.

Zwölfter Band.

Börne's Leben.
Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte.
Philosophie der That und des Ereignisses.
Ueber Theaterschulen.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Börne's Leben.

Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte.

Philosophie der That und des Ereignisses.

Ueber Theaterschulen.

Von

Karl Gutzkow.

Dritte Auflage.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
I. Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte	1
II. Philosophie der That und des Ereignisses	89
III. Börne's Leben	205
IV. Ueber Theaterschulen	431

I.

Ueber Goethe

im

Wendepunkte zweier Jahrhunderte.

(1835.)

I.

Die Kunst durch Erfahrungsthatsachen zu tyrannisiren, waren die Griechen so weit entfernt, daß sie weit eher von der Kunst ihr *Leben*, ihre Sitte, ihre Religion beherrschen ließen.

Erst die Römer waren es, die an die Literatur *heterogene* Maßstäbe legten und für die Kunstkritik *praktische* Zwecke einführten.

Cicero war es, der mit seiner zusammengelesenen tusculanischen Weisheit gegen die Schilderung des Schmerzes polemisirte und durch den Philoktet des Sophokles zu beweisen suchte, daß die Dichter das Volk entnerven, wenn sie Heroen mit klagenden Tönen aufführen. Cicero glaubte wol, daß man die Römer zum Ansehen der Gladiatorenspiele bilden müßte. Da die Gladiatoren bezahlt waren, sollten sie nicht über den Schmerz ihrer Wunden stöhnen, nicht darüber weinen, daß sie fern von ihrem Vaterlande zum Vergnügen Anderer sterben mußten.

Demnach würde Cicero keinen Anstand genommen haben, mit seiner stoischen Voraussetzung die rhetorischen Deklamationsdramen, die später unter dem Namen Seneca's liefen, dem gefesselten Prometheus und dem Philoktet vorzuziehen; denn, wie Lessing sagte, dieser schlechte Philosoph hielt das Theater für eine Arena und für etwas Unmännliches, wenn Helden Gefühl zeigen, ihre Schmerzen äußern und die bloße Natur in sich wirken lassen. Lessing fügte hinzu, daß in Helden das Menschliche schildern, das Höchste wäre, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst überhaupt nachahmen könne.

Die ſpäteren Italiener waren bei Weitem nicht mehr ſo partheiiſch bei Beurtheilung des Schönen. Bewunderten ſie doch das Genie Alighieri's, ob der Dichter gleich eine Sache verfocht, die nur für einige kleine Baronicen am Fuße der Alpen national war. Ja, würde man wol noch heute in Italien einen Kritiker, der an der göttlichen Komödie ein Suchen und Haſchen nach gelehrten Effecten tadelte, meinetwegen eine eitle Abſicht, beſonders hohe Dinge zu faſſen und das, was dem Dichter an Gelehrſamkeit abging, durch Unverſtändlichkeit zu erſetzen, kurz einen Kritiker, der über Dante eine eigene Meinung hegt, beſchuldigen, daß ihn dazu der Haß gegen die Antinationalität deſſelben beſtimme? Wer läſterte noch Shakespeare, daß er ſeiner Königin in Prologen und Epilogen Sträuße von oft nur gemachten Blumen überreichte! Wer wird Anſtand nehmen, über Onkel Bramble und Tante Tabitha zu lachen, wenn gleich Smollet's Romane überfluthen von Ausfällen auf die Preßfreiheit!

Mit einem Worte, die falſchen Maßſtäbe, die an die Kunſt gelegt werden, ſind eine ziemlich neue Erfindung.

Rouſſeau ſchlug die Penſion aus, die ihm Frau von Pompadour anbot, und zog es vor, ſich vom Notenſchreiben zu ernähren. In einem Lande, wo der Zwieſpalt zwiſchen Nation und Regierung offen genug ausgeſprochen war, konnte eine ſolche Hochherzigkeit als ein Opfer gefeiert werden, das die Freiheit und die unabhängige Philoſophie mit beifälliger Acclamation annehmen durften. In Deutſchland — wie anders! Keiner der damaligen ſchönen Geiſter würde ſich geſcheut haben, auf jene Offerte einzugehen. Niemand würde darum einen höhern oder geringern Platz in der Geſchichte der Literatur eingenommen haben. Unſere Nation iſt zerſplittert und arm. Aus eigenen Mitteln thut ſie für die in Marmor oder Farbe oder in Worten wiedergegebenen Geſetze der Schönheit nicht viel. Schiller ſuchte die Unterſtützung der Großen. Jenen Flecken in unſern altdeutſchen Minnegeſängen, daß ſo viele den hungrigen Refrain haben:

„Ich will aber Miethe (das heißt Bezahlung) hân"

war das poetiſche achtzehnte Jahrhundert am wenigſten im Stande auszulöſchen. Seine kümmerlichen Umſtände geboten

ihm an die Thüren des Reichthums anzuklopfen, Freitische anzunehmen, adelige Junker zu informiren, mit jungen Prinzen auf Bildungsreisen zu gehen. Das poetische achtzehnte Jahrhundert der Deutschen lebte wenig in der Gegenwart. Seine Einbildungskraft versetzte es unaufhörlich nach Griechenland, in die Berge Ossian's und Fingal's, in die altdeutschen Eichenhaine. Für das, was sie umgab und wovon sie leben mußten, scheuten sich die Dichter nicht, Protectionen anzunehmen und von einer Dedication die Hoffnung zu hegen, daß sie von ihrem Erfolge das nächste Vierteljahr einer geplagten irdischen Existenz decken konnten. Unsere alten classischen Dichter glaubten nicht, wenn sie nach solchen Experimenten wieder an die Statuen Griechenlands und das große Vorbild aller Poesie, an die Gesänge Homer's, herantraten, daß in ihrer Atmosphäre etwas Niedriges waltete, ein gemeiner Hauch, wovon die großen glanzvollen Muster erblindeten. Herder zog und erzog sich mit jungen Prinzen herum; Wieland lebte weniger von seinen Schriften, als den Dedicationen derselben, und Klopstock — er schrieb die Gelehrtenrepublik; — worauf kam diese Schrift hinaus? Der alte Barde nahm sein schwarzes Käppchen vom Silberhaupte und hielt dem Vorübergehenden die Pränumerationsbüchse in den Weg.

So betrübend das Andenken dieser Erscheinungen ist, so erhielten sie durch andere Umstände eine bessere Beleuchtung. Man kann nicht sagen, daß sich die deutsche classische Literatur in ihrem abgeschabten Aufzuge, mit den Löchern unterm Aermel und der einfachen Stutzperrücke von Hanf der vornehmen Aristokratie der Gönner *aufgedrängt* habe. Im Gegentheil kam ihnen diese doch sehr oft entgegen. Die Freude über die beginnende Herrschaft der Schönheit und des tiefgefühlten Gedankens hatte doch einen rosigen Abglanz auf das Antlitz gar manches Hochgestellten geworfen. Aus der unschönen, verbrauchten, abgestandenen Wirklichkeit flogen die mit innerem Seelenadel beschwingten Gemüther in die eben erst errichteten Tempel der Kunst und später der Philosophie. Eine idealische Welt flocht ihre Blumenguirlanden durch das rings mit Dornen und Disteln besetzte Dasein. Man umging die Prosa des Lebens, jätete sie später sogar aus und

chen. Die Phantaſie fühlt ſich nicht nur traulich angeregt von dem häuslichen, wohnlichen, familienmäßigen Charakter ſeiner Dichtungen, ſondern auch lebendig beſchäftigt und gereizt von ihren weiten geſchichtlichen Fernſichten und einem gewiſſen formellen Staatspomp, der unſern Begriffen von irdiſcher Macht und Würde ſo entſprechend iſt.

Die letzten Vorwürfe des Dichters: Demetrius, Warbeck, Malteſer, verrathen faſt die Gefahr, der ſich Schiller ausſetzte, mit ſeinen hiſtoriſchen Stoffen dem rein Anekdotiſchen zu nahe zu kommen. Man vermißte in dieſen leider unausgeführt gebliebenen Plänen keineswegs den großen Blick, der ſich auf Völkerleben und wirkliche Bedeutſamkeit der Geſchichte eröffnet, aber es ſind doch nicht die rechten Cardinalangeln der Geſchichte, die man in der Nähe dieſer Stoffe rauſchen und knarren hört, nicht die großen Achſen der welthiſtoriſchen Bewegung. Das anekdotiſch Intereſſante iſt die Klippe des hiſtoriſchen Drama's. Es kann eine Perſönlichkeit, eine Begebenheit unſre Neugier außerordentlich reizen, ſie kann in poetiſcher Strahlenbrechung viele bunte Lichter werfen und dennoch fehlt der große Hintergrund, die weltgeſchichtliche Folie. Bei den Malteſern wäre dieſe Gefahr vielleicht in geringerem Grade vorhanden geweſen, bei Warbeck ſchon in bedenklicherem, Demetrius aber hätte ſicher den

versuchte Reactionen des neuen Himmels gegen die alte Erde. Die Schwärmerei für die Poesie stand denen am schönsten, die innerhalb der Prosa die ergiebigsten Privilegien gehabt hatten, den Monarchen, Aristokraten. Auch diese lüfteten ihre Brust und schwenkten ihren Hut bei dem allgemeinen Frohlocken über die entdeckten Schönheiten und Wahrheiten.

Indem nun Standesherren sich selbst unter die poetischen Wettkämpfer mischten, mußten sich da die gesellschaftlichen Unterschiede nicht verlieren? Wenn ein adeliger Offizier den Frühling besang, dann durfte doch wol Gleim in den poetischen Tornister des Grenadiers Loblieder des Königs packen und Ramler an jene russische Kanonenkugel, die ihn „beinahe" seinem Wirkungskreise entrissen hätte, eine Hymne auf Friedrich und die tapfern Brennen anknüpfen. Die Aristokratie suchte den Umgang mit der Literatur. Die Kronprinzen von Dänemark und von Preußen versprachen ihr für den einstigen eigenen Regierungsantritt glänzende Beförderungen.

Jener schöne Wechselverkehr materiell und geistig Vermögender hörte erst mit dem Ausbruch der französischen Revolution auf. Da erschrak plötzlich die Aristokratie über die Tändeleien, in die sie sich mit den dichterischen Predigern, Schulmeistern und Candidaten eingelassen hatte. Diejenigen Sänger, die von Adel waren und selbst Winterquartiere in der Poesie bezogen hatten, mußten sich jetzt zu ihren Regimentern begeben. Ton, Styl, Versmaß wurden plötzlich anders. Die poetische Epistel, die Parabel, die Paramythie, die geistliche Cantate, das Triolet, das Sinngedicht oder Epigramm, das Lied schlechthin, kurz alles nahm einen neuen Charakter an. Der Amtmann von Altengleichen fühlte bald diese Revolution, er hungerte. Voß emancipirte die marschländischen Bauern für die Dichtkunst und vertrieb den arkadischen Plunder, die Phyllen und die Chloen, Damon und Amynt durch Mistgabeln, Dreschflegel und durch den niedersächsischen Dialekt, der vor'm Gutsherrn nur noch halb die Mütze abnahm. Mit dem Pfluge des Virgil, den der Schulmeister von Eutin wieder entdeckt haben wollte, wurde der poetische Boden aufgewühlt. Die Mäcenatengunst hörte auf.

Der Same, der in die Furchen fiel, brachte keine Penſionen mehr, höchſtens nur noch Profeſſorate.

Seit dieſer Zeit zog ſich die Literatur immer mehr von den geſellſchaftlichen Autoritäten zurück, ja ſogar als ſie romantiſch wurde, von der ganzen Nation, wie ſie war. Mit keinem der Tractate, die allmälig die Verfaſſung des deutſchen Reiches zerſchnitten, hatte noch die Literatur etwas gemein. Durch die Einwirkungen der Philoſophie und beſonders durch das Studium der germaniſchen Vergangenheit bekam die Poeſie ein neues Gepräge und hinterließ, wenn auch keine außerordentlichen Productionen, dennoch eine neue Kritik für die Kunſtleiſtungen. Dem goldenen Zeitalter unſerer Literatur, dem Zeitalter der Production und des Genies, folgte die Romantik, eine Silberperiode, eine Periode der alexandriniſchen Kritik, des Talentes.

Wenn man unter Literatur eine ſich im Schatten des Friedens entwickelnde Vermiſchung tiefſinnnig abſtrahirter Formen oder Stoffe mit den dreiſten Wagniſſen prädeſtinirter Genies verſteht, wenn alle Literatur ſichere, ruhige Grenzen haben muß, um ohne den Vorwurf des Egoismus ihren Selbſtzweck zu erfüllen, ſo konnten ihr in Deutſchland die unbehaglichen Zeiten von 1815 an keine Handhabe darbieten. Es iſt auch in dieſen Zeiten auf dem Felde der ſchönen Literatur wenig erzeugt worden, das, wenigſtens bis in die letzten Jahre vor der Julirevolution, dem deutſchen Namen einen beſondern Zuwachs an Ehre gebracht hätte. Denn Hoffmann, Tieck, Müllner, Jean Paul waren bloße Reſte und Luftſpiegelungen vorangegangener Zeiten. Tieck wollte die Erinnerung an ſein Talent retten, Jean Paul die Zinſen ſeines großen Capitals, Müllner war das letzte Aechzen Schiller's, die Originalität Hoffmann's beſtand darin, Abſude und Tafelabgänge bedeutenderer Geiſter durch pikante Saucen wieder aufzufriſchen.

Und wie nun die Echos der alten claſſiſchen Zeit allmälig verklangen und der belletriſtiſche Ton immer dünner und ſchwindſüchtiger wurde, da regten ſich auch ſchon zu gleicher Zeit hie und da vereinzelte Präludien einer neuen Entwicklung, einer Entwicklung, die im gegenwärtigen Mo-

ment ja mit allerlei Lärm in unserem Ohre saust. Dieser Umschwung kündigte sich vor fünfzehn Jahren mit leisen poetischen Hornklängen an, die hie und da aus dem Walde kamen, wieder verhallten und doch den sorglosen Riesen der Vergangenheit aus seinem Schnarchen weckten. Der Glanz der alten Zeit hatte mit der Kritik geendet, die Hoffnung einer neuen mußte mit der Kritik wieder anfangen. Sie griff einen Namen an, der die classische Periode durch sein Genie und die romantische durch seinen Ruhm beherrscht hatte und den die Götter in die äußerste Zeit hinausstellen wollten als Grenzstein, in welcher das Alte enden, aber auch das Neue beginnen müßte. Dies war Goethe.

Die Königssöhne der alten Germanen drängten sich danach, in die Hände ihrer römischen Feinde als Geisel ausgeliefert zu werden. Die jungen Löwen schnitten ihre gelben Mähnen kurz und folgten bereitwillig einem Sieger, von dem sie etwas lernen konnten. Sie wußten, daß das Schulgeld, das sie zahlen sollten, immer doch Ferſengeld wurde, das zuletzt die Römer gaben. Dietrich, der Ostgothe, haßte die Römer gewiß, aber er verließ sein Volk. Um so viel Strategik zu lernen, daß er Italien erobern konnte, diente er gehorsam am Hofe zu Constantinopel.

So dachten die langen Haare einer spätern Zeit nicht. Sie verbrannten die alexandrinische Bibliothek, da diese, wenn nicht für, dann gegen den Koran geschrieben sein mußte. Sie ließen sich von dem schönen Enthusiasmus für Freiheit, Nationalität, Religion zu einem Despotismus hinreißen, wo die Gesetze der Gegenwart eine rückgängige Wirkung auf die Handlungen der Vergangenheit haben sollten. Wie grob, wie grausam, einem Alten, der mit der aufgeregten Jugend nicht mehr um die Wette laufen kann, die Krücke auf den Kopf zu schlagen! So verloren damals unter uns die großen Namen ihre individuelle Geltung und dienten, noch ehe sie das Zeitliche segneten, als Partheiparole. Die Jugend, auf der Flucht vor einer aufgereizten bürgerlichen Gewalt, genöthigt, sich in Schlupfwinkel zu verbergen, sprang aus der Politik in die Literatur, verwechselte die Begriffe der

einen mit denen der andern und tobte ihre letzten Leidenschaften auf einem Tummelplatze aus, wo die Neuerung mit keiner Gefahr verknüpft war. Hinter großen Namen wählte man seinen Versteck und eröffnete zwischen Schiller und Goethe eine fingirte Discussion, die für die literarischen Principien hätte von Werth sein können, wenn sie nicht zuletzt in eine triviale Rangstreitigkeit ausgeartet wäre.

Goethe blieb bei allen diesen Wirren unerschüttert. Die Wellen des Tages brachen sich am Fuße dieses Mannes, der vor Alter und vor Genüge des Lebens sich schon halb in Stein verwandelt hatte und wie die Memnonsäule nur dann erklang, wenn der rosige Schein irgend einer historischen oder literarischen Zukunfts-Hoffnung, wie Byron, morgensonnig zu ihm hinüberstrahlte. Wenn er die verschiedenen Stufen der Pflanzenmetamorphose belauschte, die Wirbelknochen der Thiere zählte oder die Farbenskala des Lichtes maß, so glaubte er sich mit dem Leben der Welt im engsten Zusammenhang. Warum protestirte er nicht gegen die Karlsbader Beschlüsse oder forderte vom Bundestag die Wiederherstellung einer Preßfreiheit, wie sie Preußen unter Friedrich dem Großen so unbeschränkt und vollkommen genoß? So hat man gefragt. Goethe würde eine solche Zumuthung, an ihn gerichtet, für Wahnsinn gehalten haben. Dafür mag ihm die Gegenwart eine Bürgerkrone verweigern. Durfte man aber Goethen auch den poetischen Lorbeerkranz entreißen und ihn für einen untergeordneten Laien des Parnasses ausgeben wollen, weil es seinem Patriotismus am Aufschwung eines jungen Mannes fehlte und er die Hast in neuernden Versuchen mißbilligte? Diese Motive der Verketzerung zu verrathen, hütete man sich auch, man warf sich einen ästhetischen Mantel um, auf welchem Lappen verschiedener Farben, gelbe Fetzen Nikolai's, blaue Restchen von Novalis aufgenäht waren, kurz jenen „religiös-sittlich-poetischen Bettlermantel", von dem Goethe in einem Briefe an Zelter spricht. Was müßten England und Frankreich, die recht gut kennen, was uns seit dreißig Jahren Ehre gemacht hat, von unserm Verstande urtheilen, wenn ihnen jemand verriethe, daß der Fanatismus Wolf-

gang Menzel's so weit ging, eine deutsche Literaturgeschichte, gleichsam ohne Goethe, schreiben zu wollen!

Die Ungereimtheit begann damit, daß man den Dichter für die Charaktere seiner Poesieen verantwortlich machte und jede seiner künstlerischen Reflexionen aus dem Spiegel seines eigenen Wesens herleitete. Charaktere, über denen der Dichter selbst stand und die er nur aus beinahe technischen Gründen für seine Schöpfungen brauchte, wurden nicht seiner tiefen Anschauung des Lebens, sondern seinen praktischen Maximen zugerechnet und für ihn selbst in Anspruch genommen. Durften diese tellurischen Gestalten, Albert, Lotte, Jarno, Wagner u. s. f. fehlen, wenn nicht Werther, Meister und Faust ohne Schatten hätten bleiben sollen? Sie mußten sich zu diesen künstlerisch ergänzen, um die Idee einer Dichtung in Satz und Gegensatz zu verwandeln.

Man ging noch weiter und unterwarf auch die Helden, die Lichtrollen in Goethe's Werken, einer Kritik, deren Ahnherrn ich oben in Cicero bezeichnet habe. Sie hätten etwas Entmannendes, sagte man; gerade wie Cicero glaubte, daß die Tragödie deshalb da wäre, um Gladiatorenspielzuschauer zu bilden.

Die Schönheit der Kunst offenbart sich da, wo sie ergreift und rührt; wie sich denn ihre Gesetze weniger aussprechen als empfinden lassen. Wer das Genie der Lectüre hat, beobachtet am treffendsten, wo die Kunst den rechten Fleck zu treffen wußte. In der Tragödie und im Epos wird diese Wirkung überall da eintreffen, wo das physisch Starke einem Schmerz, das geistig Starke einem Irrthum unterliegt, oder wo sich das durch den Ruhm und durch die Gesellschaft Hochgestellte in irgend einer Situation und in einem Gefühl überraschen läßt, das wir nicht gewohnt sind, bei einem mürrischen Charakter, einem Kriegsmanne vorauszusetzen. Mitten im Ueberfluß das Gefühl der Unzulänglichkeit, das ist im Leben die Quelle der Religion und in der Kunst die Quelle der gefühlten Schönheit. Denn das Zurückstürzen aus der Region des Titanen in's Menschliche, das Gefühl einer letztlichen Unzulänglichkeit sowol in großen Handlungen, wie in Entschlüssen zur Tugend, das überrascht, vernichtet, rührt.

Die Halbheit der Goethe'schen Helden, Clavigo, Egmont, diese zwischen raschen, ehrgeizigen, immer feurigen Entschlüssen und dem Gefühl einer plötzlich versiegenden Kraft schwankenden Rohre sind die meisterhafteste Berechnung eines Dichters, der keine Trauerspiele für Gladiatoren schreiben wollte.

Das ganze Lebensprincip des Dichters wurde angegriffen, und schon die Möglichkeit, daß man aus Schriften des verschiedensten Inhalts, aus Dichtungen mit objectiver Tendenz, ja sogar aus lyrischen Kleinigkeiten auf eine universelle Weltanschauung und einen Charakter schließen konnte, schon dieses Höchste, das nur wenig Auserwählten je gelungen, wurde als etwas Zufälliges und eine Kleinigkeit übersehen.

Woran hält man sich bei Schiller? Scheint bei ihm nicht eine Tragödie gegen die andere zu protestiren? Schiller, der mit der gewaltsamen Geberde des Genies auftrat und in seinen Räubern, Fiesco, Kabale und Liebe, durch Pointen und Accente, die er auf jedes seiner Worte legte, eine kräftige Bedeutsamkeit vorzustellen schien, war im Grunde mehr der Partisan der Sprache, der Diction, womit er die gewaltsam herausgepreßten Charaktere seiner Erfindungen zusammenhielt. Seine unerschrockene Seele, die sich auf die Kunst geworfen hatte, war noch nicht besonders mit Anschauungen, nicht mit Thatsachen reich geschwängert. Bei jedem Werke, das er schuf, verbrauchte er den Stoff, der ihm zu Gebote stand, und war nach der Schlußscene des letzten Actes so erschöpft, daß sich sein Geist erst wieder an neuen Dingen, die er von Außen entnahm, erholen und erfüllen mußte. Nach dem eifrigen Studium wuchs ihm wieder die Schwinge und nach langjähriger Vorbereitung hatte er sich wieder so weit gesammelt und so viel zusammengelernt aus Kant, aus der Geschichte, aus Shakespeare, daß er auf fünf neue Acte für einen Mann stehen und etwas in sich Abgeschlossenes produciren konnte.

Wahrlich, dies ist nicht ganz der Flug des Genies! Das Genie beginnt seine Laufbahn und sagt beim Anfange für das Ende derselben gut. Eine neue Philosophie kann ausbrechen, eine große Entdeckung kann gemacht werden, ja in seinem eigenen Fache kann ein noch wilderer Komet seine

Bahnen kreuzen, das Genie bleibt unerschüttert. Gewiß, es lernt — was hat Goethe nicht Alles gelernt! Aber kein Buch stiftet eine Revolution in seinem Innern, wie Schiller wol oft in Jena erblickt wurde, wenn er über eine neue Erscheinung einen heißen Kopf bekam und mit Enthusiasmus seinen Freunden ankündigte, seit einer Stunde sei er ein anderer Mensch geworden. Schiller war eine leicht erregbare Capacität, die keine schöpferische Einheit hatte. Dasjenige, was sie an Stelle der Einheit für die Poesie brauchte, empfing sie nicht durch die erste Hand des Geistes, sondern durch die zweite Hand des Studiums. Darum sollte mich ein Versuch Wunder nehmen, aus Schiller's Werken eine Harmonie seiner Grundsätze über das Leben und die Welt, eine Concordanz der Dinge im Himmel und auf Erden zusammenzustellen. Schiller bringt zahllose Sentenzen, aber nicht eine Maxime. Aus diesen Jamben philosophir' ich mir kein Leben zusammen und kann aus dem, was sie verbieten, nicht auf das schließen, was sie erlauben. Ich leugne etwas sehr Prägnantes im Schiller'schen Charakter nicht, denn seine objective Leere mußte er durch eine subjectiv-edle Leidenschaft ersetzen; aber er ist ein Charakter ohne Philosophie trotz seines Philosophirens.

Wenn man von Goethe's Immoralität spricht, so soll man bedenken, daß es sich hier um drei Abstufungen handelt. Erstens um Tugenden, die für die Kunst einen andern Standpunkt haben als für den Katechismus. Zweitens um Tugenden, die für den größern oder geringern Werth des Menschen indifferent sind, weil sie sich nach Alter, Stand, Situation richten und Manches da männlich erscheinen kann, was dem Weibe übel stehen würde, und umgekehrt. Zuletzt endlich um Tugenden, die für Nichts in der Welt umgangen werden dürfen und die ich auch nirgends in Goethe's Werken umgangen finde.

Zu diesen letzten gehört z. B. die Ehre. Keine der Goethe'schen Gestalten ist über diesen Punkt empfindungslos. Ferner der Stolz. Selbst in Wilhelm Meister, der etwas vom Philistersohn hat, siedet und kocht doch Stolz. Nur Meister's Bildungsmanie, die Goethe mit Ironie behandelt,

verleitet ihn, sich Regionen anzuschließen, für die er nicht geboren war. Werther erduldet die Zurücksetzung in der Residenz mit Ingrimm, aus Stolz über seinen bürgerlichen Namen; er verachtet die Aristokratie und flieht auf's Land.

Um den Uebergang zu jenen Tugenden zu machen, deren Mangel Goethen besonders angerechnet wird, zur Religion u. s. w., so ist hier die Brücke immer noch ein Fehler, der etwas Männliches und selbst Schönes hat. Goethe kannte allerdings die Reue nicht.

Die einen von uns beten die Gottheit des Momentes an. Diese bestimmt, diese inspirirt sie. Die andern beziehen Alles auf ein Gesetz, das außer ihnen liegt und von dem sie bald mehr bald weniger ergriffen zu sein behaupten. Jene stehen gut für sich, sind zum Handeln geneigt und irren sich oft. Diese zögern und treffen, da sie zu sich selbst kein Vertrauen haben, oft aus ihrer Orientirung über das Gebräuchliche auf das Richtigere. Von jenen ersten wurde die Geschichte gemacht, von diesen letzteren die Religion. Jene legen in die Entwicklungsfurchen der Menschheit fruchtbare Saatkörner. Diese ziehen den Frieden und die Gnade Gottes nach sich, und wenn jener Same durch ein Ungewitter etwa weggeschwemmt oder seine Frucht von einem Sturme geknickt wird, so besitzen sie Trost genug für sich und die übrige getäuschte Menschheit. Indem so von jenen das Licht und von diesen die Wärme in die Welt kommt, ergänzen sie sich und würden selbst durch ihre Verschiedenheit nebeneinander bestehen können, wenn sie nicht immer in's Extrem ausarteten.

Alle Handlungen und Meinungen Goethe's beziehen sich darauf, daß er diejenige mehr antike als christliche Philosophie angenommen hatte, die keine Reue kannte. Das Vertrauen auf seinen Instinkt beseelte ihn. Er war zu stolz, von seinen Handlungen etwas zurückzunehmen, selbst wenn der Erfolg dem Anfang nicht entsprach oder sich wol gar das Motiv bei einer später über den Fall erweiterten Dialektik nur mit Schwierigkeit vertheidigen ließ. Und letzteres selbst vor der Moral. Goethe glaubte an augenblickliche Eingebungen, als poetische Inspiration mußten sie zu ihm sprechen.

Ihren Consequenzen muthig nachzuhängen, schien ihm einer Offenbarung angemessen, die er für nicht minder göttlich hielt.

Goethe hat es niemals darauf angelegt, eine zweideutige Situation zu entwickeln. Manche poetische Idee ist kaum anders zu behandeln, als daß man immer zwischen Scylla und Charybdis hindurchsegelt. Man spricht von den Situationen, ja sogar von der Idee der Wahlverwandtschaften, wie von einer moralischen Inconvenienz. Aber ist das Ziel dieser Richtung die mystische Verwechslung eines Gatten und eines Liebhabers gewesen? Nein. Goethe hatte ursprünglich eine Abstraction aus der Naturwissenschaft über die Gesetze der Attraction und Repulsion, über die Erzeugung des Entgegengesetzten, die er auch moralisch durchführen wollte. Das Naturgesetz reizte ihn, nicht das Aequivoque.

Nur mit Vorsicht darf man zugestehen, daß Goethe's Moral und die poetischen Rosen, die auf seinem Lebensweine schwimmen, auch etwas dem Zeitalter Angehöriges waren.

Denn wenn auch wol die Verkleinerer des Dichters zugeben möchten, daß ein so duldsames Zeitalter ein großes Glück ist, so würden sie doch eher geneigt sein, aus dieser Assertion zu schließen, daß Goethe von seiner Zeit lebte, daß sie ihn schuf, daß er, das Geschöpf, dem Schöpfer schmeichelte. Man hat Goethe ganz zu einem Product der Zeit gemacht. Und in dem Sinne, daß die Zeit mit seinem Talente, wie eine Kokette mit dem freien Willen ihres Anbeters, gespielt hätte, daß der Dichter gelaufen wäre, das herunterfallende Strickknäuel indifferenter, gleichgültiger, launischer Perioden aufzuheben. Goethe ist vorzugsweise deshalb als der Dichter des Modernen angegriffen worden. Er hätte die Unterwürfigkeit unter die Launen des Publikums aufgebracht.

Wenn sich gegen diese Paradoxie schon der erste Blick, den man auf die Literaturgeschichte wirft, wendet und man im Gegentheil eine entschiedene Verachtung der Masse und des Lesepöbels bei allen Dichtern der classischen Periode, Wieland ausgenommen, findet, so ist auch Goethe's keineswegs von mir bestrittene Verzweigung in die Zeit eine organische Nothwendigkeit, die seinem Ruhm nur eine neue

Begründung giebt. Es ist ja wahr, Goethe wandte sich Allem zu, was auf seine Zeitgenossen speculirte. Er verfolgte gern eine neue Richtung, von der es etwas zu lernen gab, sollte es auch nur die Scansion des Hexameters sein, die Voß in Weimar wie ein neuer Wunderthäter lehrte. Es ist erstaunlich, mit welcher Hast Goethe noch in den besten Jahren des vorigen Jahrhunderts über die Osteologie herfiel, die mit vielem Glück von Forster, Camper, Loder, Sömmering, Merck damals auf die Geschichte der Natur angewandt wurde. Aber diese naive Neugier, diese Hingebung an eine Mode war geregelt durch einen Rückhalt, der schwer von der Stelle zu bringen war und nie von ihr gebracht ist, von Goethe's ganzem Charakter. Wer kann denn behaupten, daß Goethe nicht über seiner Zeit gestanden hätte? Er benutzte dabei seine Zeit als Stoff und verbrauchte sie, um seine Individualität zu stärken, in einer Weise, die seit Menschengedenken alle großen Charaktere gemein hatten. Wenn Schiller auf die Kantische Philosophie stürzte, was lag hinter ihm? Auf welche liegenden, zureichenden Gründe konnte er sich zurückziehen? Gewiß, Schiller ging in den Stoffen, denen er sich hingab, ganz auf, der Stoff verschlang ihn und warf ihn dann so umgestaltet wieder heraus, daß man bei ihm von Zeit zu Zeit den Faden der Beurtheilung verlor. Als Schiller an seine Vorarbeiten zur Abhandlung über das Erhabene ging, wie wenig lag in seinem Kopfe fertig! System und Gedanke bildeten sich bei ihm erst, indem er lernte. Aus der Verschiedenheit fremder Meinungen schuf er sich seine eigene.

Genie und Talent werden wol am besten so unterschieden, daß jenes auf die Erfindung und dieses auf die Nachahmung bezogen wird. Aber das Talent hat darin fast einen Vorsprung vor dem Genie, daß jenes ausdauert, dieses oft verpufft. Nicht jeder Wurf des Genies gelingt, während das Talent nie etwas zeitigt, das nicht regelrechte, gezirkelte Abrundung hätte. Ein Genie kann zu Grunde gehen vor der Reife. Es kann alle Dinge mit einem göttlichen und großen Hiatus anfassen und von allen zurückgeschleudert werden, während das Talent auf berechneten Wegen zum

großen Aufwand von Construction und farbenre
cher, leidenschaftlicher Behandlung nicht belohn
denn das Anekdotische war hier bedeutender als d
abseits liegende Geschichtliche.

Wenn Schiller in seinen historischen Drame
stoffen nichts so sehr vermied, als das Epis
dische, so suchte Goethe gerade das Episodisd
auf. Wenn Schiller aus dem Allgemeinen erst u
das Besondere zu entwickeln überließ, so woll
Goethe gerade, daß bei ihm sich das Allgemei
schon im Besondern spiegelte. Zum historisch
Drama im vollendeten Sinne des Wortes kon
es Goethe nicht bringen. Er übertraf Schiller'n
der Charakteristik der Zeit, er lehrte ihn, wie di
ser später in Wallenstein und Tell versucht h
den Typus, den eigenthümlichen Ton einer histo
schen Epoche darzustellen, aber der verknüpfen
historische Pragmatismus, Shakespeare's und Sch
ler's fehlte ihm. Er hat es in einzelnen Partie
Egmont's (im Zwiegespräch Oraniens mit Egmo
Alba's und Egmont's, in den Scenen der M
garetha), im Götz (im Gespräch des Kaisers u
der Scene des Bischofs) mit großer Vollendu
versucht, aber gerade dies historische Element d
nur episodisch aufgefaßt, während das, was
Goethe Episode ist, bei Schiller zur Hauptsa
wird. Einzelne reizende poetische Fälle erlaubt

Ziele gelangt und durch ein Zusammennehmen aller der Mittel, die ihm zu Gebote stehen, etwas erreicht, das so ziemlich dasjenige, was es erreichen wollte, wiedergiebt. Diese Erscheinung erklärt sich daher, daß sich das Talent nicht in einzelne Tugenden auflöst, das Genie aber durch seine innere Unruhe vom Einen zum Andern gezogen wird und sich trotz seiner großartigen Einheit zuweilen in Mannigfaltigkeiten zersplittert. Das Talent ist Anlage und Befähigung, und auf wie viele Geistesgaben es sich auch erstrecken mag, es wird in sich immer Eins sein und ein bestimmtes Ziel verfolgen. Ein absolutes Talent ist aller Dinge fähig, die durch Nachahmung erreicht werden können. Ein absolutes Talent kommt auf einen gewissen Vollendungsgrad, gleichviel, ob es die Flöte oder das Waldhorn bläst, ob es Mathematik oder Philosophie studirt, ob es Jurist oder Arzt wird. Ein absolutes Talent arbeitet in allen Fächern und setzt sich, wenn es sein Hauptgeschäft beendigt hat, des Abends noch in einer kurzen Jacke hin und arbeitet in Pappe oder drechselt oder spielt die Bratsche. Das Talent ist in seiner Einheit Allheit, das Genie ist in seiner Einheit Vielheit. Es kann Dinge geben, wofür dem Genie der Kopf vernagelt ist, wie Goethen z. B. für die abstracte Philosophie, die Musik, beinahe möchte ich auch sagen die bildende Kunst. Weil das Genie erfindet, so wird es in seinen Thätigkeiten absorbirt und muß, um sich vor seiner innern Unruhe und dem verzehrenden Drange der Schöpfung zu retten, eine Gegenwehr zu erobern suchen, die ihm den göttlichen Funken sowol erhalte, als auch diesen für die leicht entzündbare und bald verkohlte Phantasie weniger gefährlich mache. Goethe fand diese Gegenwehr in einer Hauptmaxime seines Lebens und seiner Kunst, in der Beschränkung.

Goethe's Vielheit war nicht die Allheit. Man übersah diesen Umstand und wollte im Dichter nicht das Genie, sondern nur das Talent gelten lassen. Man hat vom Genie nur immer die Vorstellung des Kometen, der am Horizont mit unregelmäßiger Bahn heraufzieht, mit seinem feurigen Schweife den Gestirnen um die Ohren klatscht und vielleicht so schnell wieder verschwindet, wie jedes außergewöhnliche Meteor.

Alles, was einen Augenblick überrascht und sich dann sogar manchmal schon erschöpft hat, pflegen wir genial zu nennen, in den Künsten und Wissenschaften, im Leben gewiß. Das Geniale soll weder Toilette machen, noch sich conserviren, es muß unsern Begriffen zufolge schon früh graues Haar bekommen und entweder mit dem Trunk oder dem Tollhause oder dem Selbstmorde enden. Goethe sah es in der aufgeregten Zeit, in der er lebte, um sich her, wie sich die deutschen Genies zu entwickeln pflegten, und machte die Sophrosyne zum Präservativ gegen frühe Verpuffung. Des Genialen sich bewußt, nahm er eine nüchterne Eigenschaft des Talentes zu sich herüber, den Takt, und brachte in die gährende Masse seines Innern Neutralisation. Mit dem Satze des Taktes machte er seinen Vorrath an Genie dauerbar und erhielt sich bis auf den letzten Lebensmoment, wenigstens in Anschauungen, Begriffen, wenn auch weniger in der Production selbst, die jugendliche, ursprüngliche Frische. Man nennt Goethe's Philosophie egoistisch. Nun gut, verbindet diesen Egoismus der Selbsterhaltung mit seinem Genie, und ihr werdet begreifen, warum sein Genie die Physiognomie des Talentes hatte.

Talent ist Form, Genie Stoff. Jenes steigert sich in der Anwendung, dieses kann verbraucht werden und muß ökonomisiren. Keiner der großen Geister vorangegangener Literaturen, die sich in großen Productionen dem Gedächtnisse der Nachwelt erhalten haben, von griechischen, spanischen und englischen Namen, ist so bewußt- und taktlos gewesen, so wenig berechnet und verständig, wie man sich gewöhnlich das Genie vorzustellen pflegt. Ganz abgesehen von Pindaros, von dem der Uneingeweihte kaum ahnet, daß sein „dithyrambisch"-ekstatischer Schwung das Product einer vorsichtigen, gemessenen, berechneten, logisch disponirten Ausführung ist, so existirten von dem Genie des Sophokles, ganz wie von einem „talentvollen Vielschreiber", hundert Tragödien. Die Griechen hatten geniale Ephemeren, wie Lenz und Klinger, einen Stesichorus und andere episch-lyrische Dichter, von denen uns die Zeit nur Bruchstücke übrig ließ, weil ihnen die Originalität doch nicht die Dauer sicherte. Sie zerplatzten

wie Seifenblasen. Und weil Shakespeare dauerte, sollte er deshalb mehr originell sein? Wo ihm Mittheilung oder Lectüre eine hübsche Sage zutrug, schnitt er sie für sein poetisches Ideal zurecht. Er wird als ein Meister verehrt, selbst indem er seine Stoffe, ja halb seine Stücke, z. B. Lear, von Andern entlieh. Hier ist geradezu etwas vom Handwerk. Und wer würde sagen, daß das Genie fehlt?

Das Geniale muß also in der That immer da erst beginnen, wo die Ausführung des Dichters beginnt. Der göttliche Funke wohnt in ihm, ohne ihn stündlich fortzureißen. Die göttliche Flamme muß sich sogar bewahren und erst für den vorkommenden Fall in Arbeit setzen lassen. Goethe griff nach Allem, dem er eine eigenthümliche Gestaltung zu geben wußte, und war weit entfernt von jener Gewissenhaftigkeit des Talentes, jedes Ding in allen seinen Nothwendigkeiten zu erschöpfen und es über die bloße Skizze in ein vollkommenes Gemälde hinüberzuführen. Mit den Gegenständen der Kunst kann nur derjenige spielen, der ihnen ganz gewachsen ist. Das Talent wird jeden Vortheil wahrnehmen. Es wird einen Besitz ausbeuten, wie die Lyriker thun. Das Genie, seiner Zulänglichkeit sich bewußt, läßt die Dinge an sich kommen und ist sorglos genug, sich oft vom Talent übertreffen zu lassen, z. B. im Drama. Das Talent zeigt sich immer nur in seiner Anwendung.

Es soll denn auch nicht verschwiegen werden, daß sich die Opposition gegen Goethe aus einer Thatsache im menschlichen Gemüthe herschrieb. Wir sind selten geneigt, dasjenige auch nur liebenswürdig zu finden, was von Menschen, die wir hassen, angebetet wird. So kam es, daß in der Bewunderung Goethe's die Wärme, die Hitze der Einen die Wärme der Andern erkältete.

Goethe fand eine Menschenklasse, die mir, weil sie dem Genie unentbehrlich ist, eine providentielle Bedeutung zu haben scheint. Das arme Genie, wenn es allein steht! Was sollen die großen Gedanken, wenn sie nur Pyramiden sind, begafft und unentziffert! Jeder Prophet muß seinen Apostel, jedes Genie sogar einen Lustigmacher haben. Der Enthusiasmus übernimmt für Rechnung des großen Haufes sein kleines

lobpreisendes Detailgeschäft. Es reist auf die Firma seines Gottes und bringt dessen Gold und Silber als Scheidemünze unter die Leute. Die Sprache der Götter und der Menschen muß durch Dolmetscher vermittelt, das Genie erklärt, auseinandergesetzt, mit Beispielen belegt werden.

Kant und Goethe haben in Deutschland die meisten Ausleger gefunden. Zahllose Zwerge kamen, die sich aus dem Rockärmel dieser Riesen warme Kleider schnitten. Kant und Goethe unterscheiden sich in dieser Rücksicht nur so, daß jener vervollständigt und populairisirt, dieser hingegen ausgelegt und in's Wunderbare mißdeutet wurde. In Norddeutschland wurde Goethe zu einem System erhoben, und Herr Schubarth ist in der That ein geschickt ausgebauter Flügel desselben. Was wir oben von Goethe behauptet haben, daß sich ein Leben nach ihm einrichten ließe, bewährte sich hier. Herr Schubarth lebte und webte in Goethe. Goethe war die Wahrheit, die ihn freigemacht hatte. Sein Jünger würde sich nie zu einer Handlung bekannt haben, ohne den Calcül, was in diesem Falle Goethe gedacht oder gethan haben würde. Es war ein sonderbarer Widerspruch, daß Herr Schubarth die Hegel'sche Philosophie angriff, die es doch ihrerseits an enthusiastischen Beziehungen zu Goethe nicht hatte fehlen lassen. Möchte man nicht verführt werden, hier an die Eifersucht der Liebe zu denken? In der That, es kam Goethen ein Wettstreit der Huldigung entgegen, von dem man nur wünschen möchte, daß derselbe weniger exclusiv gewesen wäre. Die Verketzerungen solcher, die etwas seltner im Tempel erschienen, um anzubeten, regte den Unmuth derer auf, die öfter kamen. Da gingen jene hin, die Fahnen der in Süddeutschland aufgesteckten unmittelbaren Rebellion gegen Goethe zu vermehren, ob auch sonst die von W. Menzel dabei gerührte große Trommel ihren Ohren wehe that.

Seit wenigen Jahren haben sich Veränderungen zugetragen. Die statt Goethe empfohlenen Namen Tieck, Jean Paul und sonst die ganze romantische Schule, gewährten keine Muster für den Fortschritt derjenigen Geister, die an die Möglichkeit einer neuen Literaturschöpfung für Deutschland glauben. Man mußte auf dasjenige zurückkommen, was befruchtet

Nicht nur vor Hyänen, die verwesende Leichen witterten, mußte ein Grab geschützt, sondern auch an dem alten lebendigen Gedächtniß unsers Dichters mußten diejenigen Gesetze der Kunst, diejenigen Thatsachen der Literatur entwickelt werden, welche sich zu Saatkörnern für die Zukunft eignen. Ein in's Meer versunkenes Schloß taucht wieder auf und wird in der hyperboräischen Nacht zum Pharus. Selbst wo uns Goethe keine Resultate giebt, regt er die Dialektik an und kann durch das, was er nicht gerade selbst anbietet, sondern nur zuläßt, für die sich in Deutschland einleitenden Discussionen werden, was Aristoteles dem Mittelalter war. Denn auch Aristoteles wurde für Dinge angezogen, die er nicht gekannt hatte, und diente als Berufung für Philosopheme, wofür sich in seinen Schriften nur die Principien finden.

II.

Vor einiger Zeit versuchte Görres eine Genealogie Goethe's, die sehr verschieden ist von der, die in den Taufbüchern einer Frankfurter Kirche registrirt ist.

Görres theilt die Menschen in zwei große Feldlager, hüben die Genialen, drüben die Philister. Dann fährt er fort: Ein Fürst der Genialen, ein im Himmel apanagirter Prinz soll es gewesen sein, der sich zu einer Tochter der Erde herabließ, zu einem Aschenbrödel, ein Gott zu einer Bajadere. Mit dieser habe er in unrechter Ehe Wolfgang Goethe gezeugt.

Mir scheint der mystische Vorfall gerade umgekehrt. Von Seiten der Mutter wird dem Menschen nie etwas Untergeordnetes angeboren. Wenn Goethe's Poesie durch einen Fehltritt entstand, so verirrte sich eine Fee des Himmels mit einem jungen, servilen, beschränkten Pagen. Dieses Umganges Frucht war ein junger, verschämter, mädchenhafter Gärtnerbursche, der am Hofe seiner Mutter lebt; ein junger Mann mit viel besorglichen Rücksichten, aber voll des naivsten Mutterwitzes, der die herrlichsten poetischen Schwingen bekommt,

wenn seine Prinzessin Mutter in seidenen Gewändern an ihm vorüberschwebt, ihn mit wunderbarer Zärtlichkeit anblickt und den duftenden Blumenstrauß empfängt, den er ihr höflich darbietet. Verliebt sich nun sogar der natürliche Sohn in seine Mutter, als Oedipus z. B. in Jokasten, so wüßte ich nichts, was das Eigenthümliche der Goethe'schen Licenz über Sitte und Moral mehr charakterisiren könnte.

Goethe's Auftreten ist in allen bürgerlichen Beziehungen resignirend, bedächtig, die socialen Abstände ermessend, beinahe philisterhaft. Es ist das Haus, die Familie, die stille Sittlichkeit und Naivetät der bescheidenen Existenz, ja sogar eine gewisse Blödigkeit, wenn ihr die Erziehung nicht einige Haltung gegeben hätte, alles das war bei Goethe gegeben. Aber auch aus der Beschränkung kleiner Kreise spann sich Goethe's poetischer Faden hervor, aus dem Rocken an der schnurrenden häuslichen Spindel, aus dem Leib der behäbig sich schmiegenden Katze, aus deutschen Elementen, wie sie sich im Götz, im Faust, im Egmont zu so meisterhaften und unsere Herzen magnetisirenden Geweben zusammenfügen.*)

Die Familie, das Häusliche, ja sogar das Philisterhaft-deutsche ist der Leib, aus welchem die höhere Psyche der Goethe'schen Lebensanschauung emporsteigt. Es ist ein Winken

*) Goethe leugnete das Schöne und Herrliche in den Bardentendenzen Klopstock's und Sined's gewiß nicht. Im Gegentheil tadelte er seine Zeitgenossen, daß sie lieber auf französischen Flitter blickten, als auf jene goldenen Harfen, welche die ermüdenden großen Sänger in Deutschlands Eichen aufgehängt hätten. Aber er las ein Buch von Sonnenfels über die Liebe zum Vaterlande und fand es lächerlich. Er gestand offen, eine Erziehung zum crassen Patriotismus der Römer läge nur im Interesse gefahrvoller Zeiten und könnte, zum absoluten Gesetz erhoben, den Ruin aller Civilisation herbeiführen. Das Schlechteste, worauf sich eine Nation gegen die andere berufen kann, ist in der That der bloße Patriotismus. Ein unbeholfener und deutscher Bär entschuldigt seine Verstöße gegen den Anstand sehr schlecht, wenn er sich brüsk umwendet und an seine Lenden schlägt, die von Thuiskon stammen! Sagte nicht Themistokles schon, das Liebenswerthe sei niemals die Schelle des Landes, sondern treffliche Institutionen? Goethe fürchtete, daß durch Schriften, wie die von Sonnenfels, die Leerheit der Köpfe mit einem Lärm angefüllt würde, den tüchtigere Dinge und besonders die Erkenntniß der eigenen Oberflächlichkeit hätten ersetzen sollen.

nach einem fernen Heimathlande, ein Locken nach den Grotten der Natur und dem Empyreum des Geistes, es ist der rauschend vorüberklingende Moment, wenn die Götter über die Geburt eines Genius zu Rathe gehen. Und der Auserwählteste der Sterblichen schwebt dem geheimnißvollen Winken nach mit den rauschend entfalteten Schwingen der Poesie, die Pforten des Himmels öffnen sich und werfen die glänzenden Lichtströme der Sonne in ein Auge, das nicht erblindet, da es Verwandtes sieht. Jetzt wird Goethe der freie Göttersohn des Himmels und schreitet stolz durch eine Welt, die ihm Spielzeug ist. Titanenideen ergreifen sein Hirn, während er durch die Wälder und Berge streift. Die Sprache wirft den Reim von sich, seine Einfälle sind erhaben, wahnsinnig, humoristisch, bis sich an dem Versuche, einen Prometheus zu dichten, endlich die wogende und schäumende Welle bricht. In dem Moment, wo der siedende Trotz des Genies Krankheit wird, kommt die rothwangige besonnene und vom Vater geerbte Gesundheit der transcendentalen Krisis zu Hülfe. Da genest er zur Mäßigung, wird wieder gesund, und trägt nur noch im Auge die Spur von etwas Unheimlichem, bis er zuletzt mit frischgesammelter und die Erinnerung des Himmels in sich tragender Kraft den Faust schuf. Prometheus, in der Anlage, die uns fragmentarisch erhalten ist, konnte ein Titanendrama werden, das auf Deutschland vielleicht gräßlicher gewirkt hätte, als Werther's Leiden; aber wir hätten mit ihm vielleicht den Dichter verloren. Denn die Idee dieses Prometheus ließ sich nur mit einer Einseitigkeit durchführen, die derjenige haben muß, der seine Rechnung mit dem Leben und seiner Wirthin abschließt, das letzte Geld und die Uhr auf den Tisch legt und zu enden weiß. Goethe hat sich Zeit seines Lebens nicht erholen können von der Prometheusfabel. Sie spukte in allerlei Formen immer wieder in ihm auf.

Geh vom Häuslichen aus und verbreite dich, so du kannst, über alle Welt! Hiermit bezeichnete Goethe selbst den Weg, den seine Poesie zu ihrem Ziele nahm. Es ist die Zauberformel, die ein dichterisches Geheimniß erschließt.

Sie war das Symbol des Goethe'ſchen Lebens in auf- wie in abſteigender Linie. Aus beſchränkter Sphäre hinaus ſich drängend, wurde ſeine Sehnſucht ſchnell ein poetiſches Bild, das ſeinen Schritten voranſchwebte und ihn lockte und Berge und Thäler vergeſſen ließ, die er durchwanderte, um die in immer ſchöneren Farben und deutlicheren Umriſſen ſich malende Anſchauung einzufangen. Jeder Anfang in Goethe war harmlos und vom Nächſten ausgehend. Ja er verſprach in erſter Jugend ſo wenig, daß er ſelbſt von Herder in Straßburg, der ſchon Standpunkte, Ueberſichten, Allgemeinheiten gewonnen hatte, für tinkiſch in der Auffaſſung und Schönheitsbeurtheilung angeſehen wurde. Goethe's poetiſche Entwicklung war ein träumeriſches Ausſpinnen ſeiner häuslichen Zuſtände, ſeiner primitiven Eindrücke, über die Vorurtheile, Geſetze, Sitten hinweg, bis in die Alpen Regionen des freien Gedankens und der dichteriſchen Wahrheit. Ein rüſtiger Wanderer, zieht er ſo von ſeiner Heimath aus und lernt Schönheit, zurückblickend in ein ſonniges, vom gelben Strom, dem Main, durchſchlängeltes Thal, fern der blaue Rand der Gebirge, die unvollendete Kuppel des Frankfurter Domes, ein rauſchendes Treiben, das der Dichterjüngling verlaſſen kann, ohne aufzuhören, es zu lieben. Dies war für Goethe entſcheidend, denn jeder andere Genius pflegt die Metamorphoſen ſeines Dichtens und Lebens in ſich wechſelſeitig zu zerſtören und nicht ſelten auf das, was er heute war, morgen, wie ſchon auf das Unwürdigſte, zurückzublicken. Goethe gab ſeine primitive Anſchauung nicht auf, ſein häusliches Vermächtniß, das Stillleben der beſcheidenen Exiſtenz, worauf er ſich immer wieder zurückziehen konnte, wie ein induſtrieller Speculant nach großen Gewinnen oder Verluſten auf ſeine liegenden und für ein würdiges Daſein noch ausreichenden Gründe. Kurz, Goethe war in Weimar kein Emporkömmling.

Will man Goethe's Steigen aus der Häuslichkeit zur Verbreitung über alle Welt mit einem Bilde vergleichen, das ihm beſonders gegenwärtig war, ſo nehme man ſeine Wanderung nach Erwin's Grabe, ſeine Beſteigung des Straßburger Münſters, wo er auf jeder einzelnen Station inne hielt und ein Gebet des vom Schöpfergeiſt durchdrungenen

Dichters an den großen Meister des Baues richtete. Auf der letzten Platte blickte er in die sonnige Ebene des gesegneten Landes, weit hinaus in die blauen Ahnungen der Schweiz und heimathlich gegen Speier und Worms; das Herz frohlockte der unermeßlichen Augenweide und schmiegte sich dankend an das, was ihn auf diesen so wunderbar erhöhten Gipfel trug, an die Kunst, und wie ein Seher seiner eigenen Zukunft schrieb er den bedeutungsvollen Spruch, daß alle Poesie innere, individuelle Keimkraft sei und ein dem Genius sich von selbst gebendes Anschwellen der Gefühle für Maß und Verhältniß.

Die absteigende Bewegung fehlte nicht bei Goethe, und in neuerer Zeit ist sie sogar mehr besprochen worden, als die aufsteigende. Hatte Goethe einmal in dem Allgemeinen vergeblich getastet, dann zog er zur rechten Stunde seine Fühlfäden zurück. Er verspätete sich nie beim Ideale oder genoß die Umarmungen der Phantasie länger, als der Mond am Himmel stand. Hatte er gegen die Prosa einen poetischen Feldzug geführt, so zog er es doch vor, was die Winterquartiere betraf, sie bei der Prosa zu nehmen. Wer ihm hieraus einen Vorwurf macht, was betrachtet der? Nur das Ziel, nicht den Gang des Dichters.

Ich theile diese Stimmung nicht, verurtheile sie aber auch nicht, denn nicht die Prosa beginnt jetzt, sondern die Philosophie. Die Production der Familie ist das Himmelszeichen, durch welches die Wintersonne Goethe's schreitet. Mißgunst der Zeiten, Unbehaglichkeit der öffentlichen Meinung, getäuschte Berechnung historischer Ereignisse, das alles bannt in einen engen Kreis, den Goethe im Vaterhause unter Sturm und Ungewitter als das Letzte zu retten suchte. Die Begriffe, die Goethe mit der Familie verband, verscheuchten den Gedanken an die winterliche Bequemlichkeit eines warmen Ofens, die ein Ermüdeter oder Träger gesucht hätte. Die Familie war Goethen, von allem menschlichen Dasein, wie Jean Paul sagen würde, die Essigmutter, das Saatkorn, die Garantie jeder andern möglichen Entwicklung im Politischen und Nationalen. Alle spätere Poesie unseres Dichters ist von diesen Vorstellungen über die „Production der Familie" ergriffen.

Bezüge des Anstandes, Zurückhaltungen mancherlei Art, mischen sich in die leidenschaftlichen Motive; aus der Geselligkeit entsteht die Gewohnheit, aus der Gewohnheit das Wohlwollen, aus dem Wohlwollen die Neigung, aus der Neigung die Liebe, aus ihr die glühendste Leidenschaft.

Im Häuslichen liegt die genetische Grundlage der Goethe'schen Dichtungsweise. Ja wir können selbst die Entwicklung fernerer Originalitäten unseres Dichters an dies Princip anknüpfen. Wir werden finden, daß, wenn wir über die ersten Prämissen einer literar-historischen Kritik, über die Sprache und die Gelegenheit seiner Dichtungen sprechen, besonders aber die lyrische Empfindung Goethe's zergliedern, daß sich alle unsere Urtheile hierüber an die eben eingeleitete Betrachtung unmittelbar anknüpfen.

Eine Geschichte des Goethe'schen Styles ist leider erschwert durch die Discretion gegen Andere oder durch die Furcht vor sich selbst, welche Goethen bestimmte, alle aus seiner Entwicklungsperiode herstammenden Briefe zu vernichten. Diese Correspondenz ist nicht das Geringste, was die deutsche Literatur seit jener Epoche, wo mit Goethen eine Veränderung vor sich ging, die ihn allen seinen Freunden unerklärlich machte, an unserm Dichter verloren hat. Ich glaube die Ursache dieser Vernichtung in der Koketterie finden zu dürfen, welche die damalige Zeit mit sich selbst trieb. In den Lavatereien finde ich sie, wo die flachsten Menschen auf den Gedanken kamen, sich für physiognomische Bedeutsamkeiten zu halten. Diese Richtung haßte Goethe. Er persiflirte die Süßlichkeit des einreißenden Tones, die wechselseitigen Liebesversicherungen einander sich wildfremder Menschen, und das um so mehr, als — er sich selbst eine Schuld an diesem empfindsamen Modetone durch seinen Werther beimessen durfte. Ich sage nicht, daß sich Goethe vor den Schwärmereien seiner verloren gegangenen Correspondenz fürchtete, aber er nahm ein Aergerniß an der Selbstbespiegelungseuche, die in eine wahre Apotheose alles Unbedeutenden ausarten zu wollen schien. Aus diesem Grunde vernichtete er seine Correspondenz. Wir haben an dieser Uebereilung eben so sehr den Verlust

dieſe Behandlung der Geſchichte. Für gewöhnlich aber, angewandt auf andre hiſtoriſche Erſcheinungen, würde dieſer Goethe'ſche Weg zu jener Zwittergattung geführt haben, die wir ſpäter als hiſtoriſche Novelle kennen lernten. Ein Stück Geſchichte, verſetzt mit romantiſchen Elementen, reichte für dieſe Gattung vollkommen aus, aber das hiſtoriſche Drama muß wirklich Geſchichte geben und Geſchichte nur als ſolche, freilich unter poetiſchen Bedingungen, wie man ſie in jeder Aeſthetik nachleſen kann.

Es wäre wohl der Mühe werth, ſich zu vergegenwärtigen, wie etwa Schiller den Stoff des Egmont behandelt hätte. Seine bekannte, etwas kühle Kritik dieſes Stückes giebt dafür einen Fingerzeig. Er hätte ohne Zweifel das hiſtoriſche Verhältniß Egmont's zu ſeiner Familie, zu ſeiner Frau und ſeinen Kindern feſtgehalten, ihn in ein lebhaftes Verhältniß zu den übrigen Parteiführern ſeiner Zeit, beſonders zu Hoorne, mit welchem er zugleich das Blutgerüſt beſtieg, gebracht, er hätte von dieſer Behandlung vielleicht Volksſcenen, deren Verwendung zu hiſtoriſcher Charakteriſtik er erſt im Wallenſtein verſuchte und dann im Tell vollendet ausführte, noch ausgeſchloſſen. Wiederum möchte man fragen, wie wohl Goethe einen Schiller'ſchen Stoff erfaßt hätte? Maria Stuart hätte

literar-historischer Thatsachen, wie biographischer Handhaben für Goethe's Entwicklung selbst zu beklagen.*)

Die kleinen Billete Goethe's, die in dem neulich erschienenen Briefwechsel Merk's mitgetheilt sind, charakterisiren unseres Dichters stylistische Eigenthümlichkeiten bis in's Komische grell. Goethe's heimische Sprache ist kurz, abgerissen, ohne Verbindungen, durchaus das lebhafte Product eines in der Familie auf festem Fuße gebildeten Willens. Der Ton ist naiv befehlend, herzlich bis zur Vertraulichkeit und immer im hastigen Laut wie im Dialog. Das Meiste in dem, was gesagt wird, soll sich gleichsam von selbst verstehen; man sieht die Ungeduld, daß man nicht schon von selbst wahrnimmt, was der Mund zu sagen sich erst so weitläufig in Bewegung setzen muß. Dann hilft sich die Lebhaftigkeit und Ungeduld, um die Auseinandersetzung zu vermeiden, mit Sprichwörtern, die das Gespräch immer objectiv, im Zusammenhange mit der gesunden Vernunft und mit dem, was gar nicht anders sein kann und was ja jedermann gleich einsehen müsse, zu erhalten suchen. Ein solcher Styl widerspricht immer, erwartet aber selbst keinen Widerspruch.

Als man Goethen in Leipzig, wegen seiner unmeißnerischen Art zu sprechen, auslachte, glaubte er sich durch seine oberdeutsche Nationalität entschuldigen zu können. Auch in Dichtung und Wahrheit hat er über seine Spruchrede hübsche Anmerkungen gemacht. Allein ich glaube, daß das, was er auf die Nationalität schiebt, gerade durch sein Familienprincip und besonders durch die Localität seiner Erziehung zu erklären ist. Noch wiederholt sich in Frankfurt, was Goethe an sich selbst erlebte. Eine so eng zusammengerückte wohlhabende Gemeinsamkeit, wie sie Frankfurt darbietet, hebt noch heute das jugendliche Bewußtsein früh aus seiner unbestimmten Dämmerung. Mannigfache auf Gewerbe und Vermögen einflußreicher Verwandtschaften sich stützende Behaglichkeit treibt die Kinder bald in den Vordergrund und

*) Die spätere Herausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und der Gräfin Auguste von Stolberg hat das Empfindliche des Verlustes nur noch mehr herausgestellt.

zwingt ihnen eine Reife auf, die den Jahren zuvorkommt. Von allen Seiten ſind zwar Schranken gezogen, doch herrſcht innerhalb derſelben die Frucht des Reichthums, löbliche Freiheit, begünſtigt durch das erfreuliche Gefühl der Eltern und Verwandten, wenn ſie die Fortpflanzer der gemüthlichen Ariſtokratie ihres Namens friſchblühend und die künftige Selbſtſtändigkeit ſogar durch einen mit ſchwerem Herzen beſtraften Trotz verrathend um ſich ſehen. Dabei ſind gewiſſe Begriffe traditionell und müſſen ſich als ſolche erhalten, weil die größte Freiheit ſich ja immer als die ſicherſte Beſchützerin des Geſetzlichen zu bewähren pflegt. In dieſen Kreiſen können ſich die träumeriſchen, mürriſchen, ſich iſolirenden jugendlichen Charaktere der Provinz und der großen Hauptſtädte nur bei beſonders ungünſtigen Vermögens-, Verwandtſchafts- und Familienumſtänden entwickeln. Freilich bricht hier auch ſelten das Genie hervor, da ſich die Bildung des jungen Mannes frühzeitig in eine allgemeine Verſtandesrichtung nivellirt. Was hier auf die Jugend wirkt, iſt das Beiſpiel. Früh verſteht die Jugend die Manieren des Alters und macht dieſe nach, da ſie ihr ehrwürdig erſcheinen. Die Begriffe überliefern ſich ſchnell, Haltung, Benehmen, Alles drückt ſich, wie mit einem Siegel, in der weichen Bildungsmaſſe, ab und die Sprache mit ihren körnigen Erfahrungsſprüchen, ſtehenden Redensarten und dem lexikographiſchen Umfange, der dem Umfange der Begriffe gleich kommt, iſt von Jugend an dem Alter abgelauſcht. Zuletzt verhindert die muntere lachende Geſundheit und Freiheit, in alledem — Altklugheit zu finden.

Auf Goethe iſt die Anwendung leicht gemacht. Seine Sprache war früh reif, vollſtändig keck. Sprichwörter erſetzten das noch mangelnde eigene Urtheil. Noch ſeine erſten Productionen ſind ganz mit dieſem Lakonismus geſchrieben, den Goethe, z. B. im Götz, nicht vom Mittelalter oder vom Volke zu entlehnen brauchte, ſondern der die Weiſe ſeiner eignen Natur war. Die Wendungen ſind körnig, die Verbindungen abgeriſſen. Partikeln finden ſich in Fülle, wenn ſie den Ton nüanciren und gleichſam der Accent des Styles ſind, und fehlen, wo man ſie als Ruhepunkte des logiſchen

Processes und der künstlich ausgesponnenen Dialektik zu brauchen pflegt. Die Weitläufigkeit der persönlichen Fürwörter wird vermieden, als verstünde es sich von selbst, ob ich oder du oder er gemeint sei. Auch ging dies kurze, die Sprache um ihre Privilegien prellende Verfahren auf Goethe's erste Versifikationen über. Man glaubt, Goethe habe bei seinem Puppenspiel und den satyrischen Kleinigkeiten an Hans Sachs und dessen Weise gedacht? Gewiß nicht. Er lernte ihn erst später kennen. Es war dies etwas Angebornes, das selbst in der Kunstprosa des Veteranen als Reminiscenz öfters zurückkehrte und noch durch die später so kalten und bedächtigen Abstractionen als ein ergötzliches Transparent hindurchschimmerte.

Wenn Goethe im spätern Verlauf seines Dichterstrebens diesen naiven Volkston verließ, so adoptirte er keineswegs eine ihm dargebotene fremde Ausdrucksweise. Zum Glück wie zum Nachtheil der deutschen Literatur war die Sprache, ihr Organ, niemals auf den bestimmten Kammerton einer akademischen Scala gestimmt. Frankreich hat eine Dichtersprache, die man ein für allemal adoptirt, will man den Kothurn betreten oder auch nur auf dem Haberrohr der Idylle blasen. Es ist eine Beeinträchtigung der Originalität, wenn auch Goethe in seinen Entwürfen über den Dilettantismus bemerkt, sie hielte die Unzulänglichkeit und die Liebhaberei zurück. Deutschland hat bei seiner bildsamen und von keiner Crusca bevormundeten Sprache allerdings das Unglück, daß alle Welt mit ihr in die Literatur hineinpfuschen kann. Wäre unsere Literatur im vorigen Jahrhundert nicht durch ihre classischen Kräfte im Aufschwunge gewesen, es würde den zahllos auftauchenden Naturdichtern und Dilettanten gelungen sein, sie mit einem Schlage in die Anarchie zu stürzen, in welche sie jetzt durch eine allgemeine Pfuscherei zu kommen droht.

Goethen boten sich classische Muster an. Er verschmähte sie, bis auf ein Beispiel, dem er nicht widerstehen konnte. Wer seinen ersten prosaischen Versuch, zum Andenken Erwin's von Steinbach, gelesen hat, scheidet den Antheil, den Hamann am Style desselben hat, leicht heraus. Auch hier ist der Ton prophetisch, die Wendung apostrophisch. Dogma

und Polemik wechseln ab. Die Bilder sind gelehrt. Die Leidenschaften gegen die Franzosen und Pfaffen treten überraschend grell auf. Das Ganze endet wieder mit Prometheus, dem Goethe'schen Steckenpegasus. Doch schon ist Klang in diesem Weihegebet, ein Gefühl für Rundung, die Sprache Egmont's und Clavigo's, die Sprache der Recitation, dem echten Schauspieler willkommener, als die Schiller'sche. Allmälig wurde Goethe Meister dieses üppigen Ausdrucks seiner zweiten Periode, der elastisch weicht und zurückkommt, wogend und wallend wie das Meer, und, mit etwas rhetorischem Numerus rauschend, doch nie anders als in sanft schmelzender Verkräuselung sich an's Ufer wirft. Der Wellenschlag des mittelländischen Meeres scheint das Gefühl des Taktes und der rhythmischen Abmessung noch gesteigert zu haben. Herrlichkeit dieser Prosa fluthete hinüber in Tasso's und Iphigenieus melodischen Jambus. Nun wird Goethe's Poesie wie Athmen der Natur. Die Natur spricht, spricht in Tönen, Musik ist die Seele seiner Schöpfungen. Mag er in Venedig, am Ufer des Lido, bunte Epigrammenmuscheln fischen oder auf dem Nacken einer Römerin Hexameter trommeln, seine Sprache ist Harmonie.

Goethe hatte Noth, sich von Formen loszureißen, die ihm leicht wurden und Vergnügen machten. Er opferte ihnen gern einen zufälligen Inhalt, fühlte dann aber bald, wie wenig echt dergleichen Spielerei war, dauerte nicht aus und blieb im Fragmente stecken. So neckte ihn der Hexameter. Was opferte er dem nicht! Wolf's Zweifel an der Einheit der Ilias, Vossens Geheimniß über den rechten Bau des Hexameters, das erst mit dem Tode Klopstock's veröffentlicht werden sollte, alles das hielt Goethe's epische Interessen in fortwährender Spannung. Er gesteht selbst, daß ihn zu Reinecke Fuchs ein metrisches Bedürfniß getrieben. Gott sei Dank, Achilleis blieb ein Fragment. Aber die epische Breite hatte ihn erfaßt und zwang seinen Genius zu einer neuen Metamorphose, zur Cultur einer Prosa, deren glänzende Entfaltung die schon erschienenen Bände Wilhelm Meister's ahnen ließen.

Goethe's prosaische Diction verdient eine Betrachtung,

die ſich vom Dichter unabhängig anſtellen läßt. Denn hier iſt in der That ein Maßſtab entdeckt, durch welchen die ſchwankenden Beſtimmungen über den deutſchen Ausdruck geregelt werden ſollten. Von der gelehrten Bilderfülle Jean Paul's und dem Naturalismus der Modernen wird man immer auf jenen bezaubernden Ton zurückkehren müſſen, der ſo reich an Geſetzen in Goethe's Proſa herrſcht. Dieſen geglätteten Marmor *nachzuahmen*, möchte ich weniger anrathen, als ihn zu ſtudiren.

Goethe's *Proſa* ſeiner mittleren Zeit iſt *kein* Ausdruck der Unmittelbarkeit. Man ſieht die Gehirnfiber nicht, die den Gedanken auf ihrer Spitze trägt. Nirgends verräth ſich die logiſche Maſchinerie oder ein dialektiſcher Kampf der Idee mit dem Stoffe; ſondern Goethe's Proſa iſt eine Perſpective des Theaters, oder ein überdachtes erlerntes, vom ſchaffenden Gedankenſouffleur zugerauntes Drama. Goethe reproducirt, was er im ſelben Momente denkend ſchuf. Die Dinge ſprechen bei ihm nicht ſelbſt, ſondern ſie müſſen ſich an den Dichter wenden, um zu Worte zu kommen. Darum iſt dieſe Sprache deutlich und doch nicht aufdringlich, klar, ohne dadurch aufzufallen.

Dem Jean Pauliſmus oder der modernen Naivetät lauſcht man neugierig zu, und dennoch ſtrengt die Lectüre an und nimmt alle unſere Geiſtesthätigkeiten in Anſpruch. An Goethe's Proſa arbeiten wir mit, unterſtützen die Production und ſchließen, da Goethe's Bericht immer nur das Spiegelbild der Reflexion iſt, von dem Bilde leicht auf ſein Gegenüber. Vergleicht man Goethe's Proſa, wie das wol geſchehen iſt, mit der majeſtätiſch fluthenden Ruhe des Weltmeeres, ſo iſt damit nur der äußere Anblick ſo ſtiller, gezähmter Leidenſchaft ausgeſprochen. Dieſe trügeriſche Ruhe hat eine überwältigende Unterlage, eine Wirklichkeit, gerade ſo in uns wieder auftauchend, wie der Dichter erzählt. Das Aeußerliche dieſes Geheimniſſes wird unzähligemal nachgeahmt, aber man ſcheint dabei vergeſſen zu haben, daß Goethe's Proſa nur für die *Erzählung* als Organ der *epiſchen* Dichtung claſſiſch iſt. Die Nachahmer wandten ſie auf Alles an.

Man muß aber nicht überſehen, daß Goethe ſelbſt ein Mißverſtändniß veranlaßte. Indem er dieſe Sprache mit ihrer höchſtzerbrechlichen Koſtbarkeit ohne Auswahl, ohne Sparſamkeit benutzte, verwiſchte er ein wenig ihren claſſiſchen Stempel. Die Reproduction verwandelte ſich in Abſtraction. Alle concreten Anſchauungen verflüchtigten in formloſen Verallgemeinerungen, das Handgreiflichſte verhüllte ſich in myſtificirende Nebelflöre und das, was ſich kryſtalliniſch gebildet hatte, zerſchmolz in vague Flüſſigkeiten. Ja dieſe abſtracte Ausdrucksweiſe Goethe's theilte ſich zuletzt ſogar der Poeſie ſeines Verſes mit. Wenn auch der Reim und das metriſche Geſetz hier die Verallgemeinerungen beſchränkte, wenn ſich gerade im Gedicht dieſe ausweichende Diplomatie in eine beſondere Geheimniſſung und Wichtigkeit verwandeln konnte, ſo ſchützte uns doch nichts davor, daß wir zuweilen das Unnützeſte in die vielverſprechendſten Kleider gehüllt ſahen. Wer erinnert ſich hier nicht der Artikelauslaſſungen, der Infinitiv- und Participial-Conſtructionen, des Superlativs für den hinreichenden einfachen Grad, kurz eines Tones, der „hier erweiternd, dort beſchränkend, ſanft zum Einen Anderes lenkend, Alles in dem Schönen, Reinen ſchönſtens ſuchte zu vereinen"? Oft aber drang durch dieſe Töne des Alters doch noch eine jugendliche Naivetät, und ohne Aufhören wurden ſie entſchuldigt durch die Luſt der Mittheilung, die uns auch hier ſo Manches hinterließ, was wir zur Charakteriſtik unſeres Dichters ungern vermiſſen würden.

Wir kehren zum Häuslichen zurück und ſprechen von Veranlaſſungen der Goethe'ſchen Production.

Man weiß, welche hohe Meinung der Dichter von Gelegenheitspoeſie hatte. Faſt alle ſeine Dichtungen gab der Zufall an. In ſeinen Jugendkreiſen herrſchte ein heiterer geſelliger Ton, der ſich durch wechſelſeitige Anregung dauernd erhielt, der den Einzelnen hervortrieb, indem ihn die Maſſe unterſtützte, und der zunächſt im vorzüglichſten Grade die Satyre begünſtigte. Goethe verlebte eine Jugend, die rings von geſelligen dichteriſchen Aufforderungen umgeben war. Sein Vater war Pedant, aber doch ein origineller Mann, in deſſen Kopf ſich praktiſche Ideen und Pläne durchkreuzten und

der um jeden Preis auch den Sohn für seine Pläne gewinnen wollte, ohne sich dabei von dem Ehrgeiz trennen zu können, an seinem Sohne den Ruhm eines schönen Geistes zu erleben. So ging kein Familienfest ohne poetische Verherrlichung hin. Das Verhältniß zu Lilli zeigt uns selbst den Verfasser des Werther und Götz noch mitten in diesen Anregungen des Zufalls immer mit neuen Einfällen und unermüdlichen Opfergaben auf dem Hausaltar der Geselligkeit. Liebend oder spottend wurden die Originalitäten der Umgebung dargestellt, die Pläne gestalteten sich schnell und verkörperten sich in den leichtesten und zufälligsten Formen.

Wenn Goethe gegen diese Productionen streng war und sie vernichtete, so konnte er doch diesen Instinkt eines plötzlich und unmittelbar auflodernden Interesses lebenslang nicht unterdrücken. Alles Neue ergriff ihn lebhaft und zwang ihm eine Aeußerung der darüber angeregten Empfindungen ab. Die Poesie war in ihm das Gesundeste, ja noch mehr als dies, sie war Heilkraft. Sie verwandelte jedes wissentliche oder im Gefühl versteckte Unbehagen in überwundene, objective, zurückgelassene Zustände, wo der Schmerz sein Nachweh und auch die Freude jene Ueberraschung verlor, womit sie manchmal das Gemüth mehr zu beängstigen, als zu erquicken pflegt. Einem Dichter, der über seine Mittel und Kräfte gebietet, thut die Welt wenig an. Er ist der größte Egoist. Selbst das Unglück ist bei ihm ein Geschenk, wofür er den Göttern danken muß.

Goethe kam so unbewußt in seine Stellung der Nation gegenüber, daß er lange Zeit die Physiognomie eines Dilettanten nicht verlieren wollte. Jede neue Kraft, die auf die Oeffentlichkeit wirken will, wird dieselbe sogleich nach Gesichtspunkten, die in ihrem Interesse gestellt sind, ermessen und immer das Mangelhafte da als vorhanden auszugeben suchen, wo sie sich einbildet, den Schaden oder das Fehlende ersetzen zu können. Goethe jedoch war so wenig willens, auf die Theilnahme des Publikums zu speculiren, daß er selbst nach seinen ersten veröffentlichten Productionen nicht aufhören konnte, das Publikum lieber nach der Verehrung zu beurtheilen, die ihm Klopstock, Gleim und die seiner Natur

entgegengesetztesten Geister zu verlangen schienen. Goethe stand in gar keinem Rapport zum Publikum. Er wußte nicht, was er demselben mit sich zum Geschenk machte. Mit irgend einer Tendenz und Richtung, die gerade die herrschende war, wußte er sich am wenigsten in Einklang zu bringen und hat, obgleich seine Wirkung gewaltig war, doch niemals *in dem* selbst gelebt oder in dem fortgefahren zu leben, womit sein Anfang alle Welt entzündete.

Ich wüßte nichts, was so schlagend die Genialität eines Phänomens bezeichnet, als dessen *Harmlosigkeit*. Während Klopstock, Voß, Ramler, Wieland, Herder in ihren einmal angeschlagenen Tönen eine ausdauernde Hartnäckigkeit besaßen, die sie zuletzt, fast möchte man sagen, zu *ihren eigenen Plagiatoren* machte, hielt sich Goethe niemals an das, was aus ihm eine Schule hätte machen können oder eine Religion, deren erster Priester er etwa hätte sein müssen. Er hatte bei dieser Zufälligkeit seiner Bestrebungen den meisten Verlust. Wie schlagend auch seine späteren Effecte waren, so wurde er doch, nachdem er Werthern durch den „Triumph der Empfindsamkeit" begraben und das Vorurtheil des Publikums getäuscht hatte, nie wieder so populär, wie er mit Werther gewesen. Auf Kosten einer ihn und seinen Genius vernichtenden Monotonie *wollte* er nicht populär sein. Nur diejenigen Schriftsteller sind, wie z. B. Schiller, ein Gemeingut aller Klassen geworden, die das Publikum ein für allemal an einen bestimmten Ton gewöhnt haben, der dann immer und immer in jedem folgenden Werke wiederkehren muß. Neuheit in jedem Buche stört die Bequemlichkeit der Leser, setzt eine Beschäftigung mit dem Dichter voraus, wozu nicht alle die gehörige Muße haben, und erschwert somit das allgemeine Verständniß, ohne das es keine Popularität giebt.

Goethe legt allerdings auf seine Behauptungen über die Gelegenheitspoesie zu viel Nachdruck. So genialisch auch zufällige Veranlassungen, z. B. seines Clavigo benutzt sind, so kann man doch nicht zugeben, daß die durch Goethe's gesellschaftliche Stellung in Weimar veranlaßten Allegorieen und Festspiele durch die Zufälligkeit so interessant gewesen wären,

als sie ihm erschienen. All' das Zeug ist langweilig. Dennoch bleibt das Princip für die Laufbahn unseres Dichters entscheidend.

Will man es in Betreff der Häuslichkeit noch auf einfachere Begriffe zurückführen, so möchte ich hier an die Masken und die Musik erinnern. Jene, von dem Dichter mit so viel Vorliebe gebraucht und sich aussprechend in mancherlei Mummereien und in der Lust am Geheimnisse, vergegenwärtigen lebhaft die Jugend des Dichters mit jenen possenhaften Gesellschaft-Arrangements, die zum ersten Mal in Goethe das Bedürfniß der Poesie anregten. Die Musik war es, die ihn ohne Weiteres in den Vers hineinwarf, so daß nicht nur seinen lyrischen Gedichten die Melodie wie von selbst vorzuklingen scheint, sondern sein productiver Eifer sich auch an Singspiele machte, die, wie Erwin und Elmire, besonders aber Claudine von Villabella, freilich keine hohen Anflüge nahmen, aber doch gewandt angelegt und im Einzelnen allerliebst ausgeführt sind. Eine Hast ergriff den Dichter, sich unaufhörlich in Compositionen dieser Art zu ergehen. Seine Mittel standen ihm siegreich zur Seite und unterstützten ihn darin, daß seine Poesieen vom Gefühl der praktischen Brauchbarkeit und des gelegentlichen Bedürfnisses veranlaßt werden konnten, ohne trivial zu werden. Die Oper, die ernste wie die komische, ist unersättlich in ihren Forderungen an die gleichsam improvisirte Erfindung.

Der Klang der Musik bahnt uns den Weg, um besonders an Goethe's lyrischen Erzeugnissen anzudeuten, wie Alles in ihnen erlebt, empfunden, von des Tages Ordnung angegeben ist. Glücklicherweise haben wir fast zu allen Einzelheiten derselben lebendige Schlüssel der Biographie und können das Viele, was uns hier noch fehlen mag, durch Vermuthungen ergänzen.

Nach Petrarca gab es keine Lyrik, die so viel Wahrheit als Dichtung bot wie Goethe's. Goethe übertrifft sogar Petrarca. Denn was Petrarca sang, verstand sich nur für die Situation, in der er sang, und erhielt sich für diese in der Literaturgeschichte. Goethe's Poesieen dagegen, meist durch individuelle Erlebnisse angeschlagen, klingen auf Alles an-

wendbar im Volkston fort und sind in die Theilnahme der Masse, die manchmal den Verfasser nicht mehr anzugeben weiß, tiefer noch gedrungen, als die Gedichte Schiller's. Unbefangen und heiter sind Goethe's lyrische Erstlinge. Sie adoptiren die poetische Sprache der Zeit, den Schäferton, wo sich Amor zu Damon schleicht und dieser, sanft die Flöte blasend, Doris aus ihren Träumen weckt; Luna schleicht mit Silberglanz durch Busch und Eichen und Zephir ist der beschwingte Bote, der der Schwester Apollo's leise voranweht. Hier ist Alles klein, zart, frisch, heilig durch die Veranlassung; man nascht, man tanzt mit den Amoretten, der Ernst wird vertändelt und selbst die Empfindung scheint mehr poetisch überliefert, als von innen hervorquillend zu sein.

Später kommen schon tiefer klingende Töne. Das Versmaß ist länger ausgehalten. Der Dichter sehnt sich nach der ersten Liebe. Er sieht die Unschuld in Nebel gehüllt ihm entfliehen. Plötzlich bricht ein schreiender Accord in diese Modulationen. In dem Gedichte Abschied friert dem Dichter das Wort auf dem Munde zu Eis. Jetzt weht eine schneidend kalte, doch unübertrefflich wahr und schön gefühlte Resignation durch eine Empfindung, die zwar feiert, ausruht, verachtet, trotz alles Stoicismus aber doch von unüberwundenem Schmerz durchschnitten ist. Der Dichter begründet sein philosophisches Evangelium mit einer Ironie, die uns Thränen in das Auge und um den Mund zu gleicher Zeit Lächeln jagt. Tiefe Stille herrscht in des Schiffers Herzen, die Stille nach überstandenem Sturm. Auf der ungeheuren Weite regt sich keine Welle mehr. Er steht am Mast, leicht hingelehnt, pfeifend seine Maxime der Gleichgültigkeit: Sehe jeder wie er's treibe! Und doch kommt zuweilen wieder eine Ermattung über ihn. Er kann der Ermunterung: „Lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da," nicht die siegreiche Kraft des Trostes abgewinnen und schleudert dann seinen Groll in reimlosen Dithyrambenquadern von einer Höhe des Parnaß herab, wie sie selten erreicht wird. Aber siehe! Es ergreift ihn eine frische Neigung, hinreichender Ersatz für die Lücke, eine Neigung mit mehr Zärtlichkeit als Liebe. Und diese haucht in Liedern aus, die nicht so

ſicher bei ihm eine glühendere und ſinnlichere Färbung bekommen und wäre noch im Drama ſelbſt die Sünderin geweſen, die ſie bei Schiller nur vor ſeinem Drama war. Biographiſch hätte uns Goethe Maria Stuart vielleicht wahrer, aber nicht ganz ihre Berechtigung zu einem „hiſtoriſchen Drama" gegeben.

Hätte man ſich die ſtrenge Unterſcheidung dieſer Geſichtspunkte angelegener ſein laſſen, ſo würde man nicht eine ſo große Menge von geſchichtlichen Tragödien erlebt haben, die alle zwiſchen dem entweder rein biographiſchen oder rein geſchichtlichen, dem epiſodiſchen, curieuſen oder novelliſtiſch-romantiſchen Standpunkte hin und her ſchwanken. Wie wenig in dieſem Betracht für die Bühne gewonnen iſt, erſieht man ſehr leicht, wenn man die Verzeichniſſe der Rollen unſerer jungen und alten Helden am Theater durchlieſt und diejenige Anzahl hiſtoriſcher Charaktere ſieht, die ſich wirklich auf den Bretern erhalten haben. Da ſind aus der claſſiſchen Zeit Egmont, Alba, Oranien, Götz, Fiesco, Carlos, Philipp, Maria Stuart, Eliſabeth, Leiceſter, Burleigh, Jungfrau von Orleans, Dünois, Wallenſtein, Tell. Was hat ſich an dieſe geſchichtlichen Porträts angereiht? Die Kotzebue'ſchen Thonfiguren Bayard, Guſtav Waſa bröckelten bald zuſammen. Uhland's Herzöge von Schwaben und Bayern, angedämmert von Localſchwärmerei, ſind bald in ih-

melancholiſch ſind, wie die vorangegangenen, auch nicht mehr ſo allgemein ſehnſüchtig und in der Geliebten nur die Liebe liebend, ſondern ſie tritt raſch, klug, beſorgt auf, beſorgt, daß angemeſſen Ort und Stunde ſei. Wer erlebte das nicht ſelbſt! Du ſcheiterteſt ſchon oft mit deinem Herzen, du haſt die Liebe ſchon in dir als Kunſt, dein Benehmen wird ſchon ein Handgriff der Verführung, und dennoch ſehnt ſich die letzte Abendröthe weichender Unſchuld nach dem Zauber der Natur noch einmal zurück, nach einer wahren und echten Empfindung, die uns von unſerm Herzen für immer ausgeſchloſſen, kaum noch zu gewinnen ſcheint und ſich in den ſchmelzendſten Tönen offenbart. So in dieſen Liedern Goethe's. Die Liebe mäßigt ſich, da ſie wol aus Erfahrung weiß, daß man in ihr nichts überſtürzen, keine Genüſſe zeitigen, zu raſch abſchlürfen ſoll, und trotz dieſes Raffinements wird der Dichter mit friſchem Herzen noch einmal wieder naiv, ein Bär, den Lili's Menagerie bis zum Murmelthier zähmte. War die Natur früher die Anknüpfung einer ungeſtillten Sehnſucht, war ſie früher nur die Vertraute des Liebenden, ſo iſt ſie jetzt lebendig geworden und Leben ſchaffend, ſie öffnet ihre Mannigfaltigkeit einem Auge, das ſich Aehnlichkeiten ihres Glückes ſucht. Die Situationen ordnen ſich vor dem beruhigten ſinnenden Dichter, fremde Zuſtände locken ſeine behagliche Betrachtung, die poetiſche Form wird eine neue, die Ballade.

Goethe verſtand unter Ballade jede poetiſche Empfindung, für welche der Dichter von anderswoher, als von ſich ſelbſt, die Staffage nimmt. Dieſe Staffage iſt immer hiſtoriſch, gleichviel ob ſie der Dichter der Geſchichte entlehnt oder ſchlechthin einer äußern Wirklichkeit, die nicht durch ſeine eigenen Mittel geſchaffen iſt. Dieſe Miſchung von Epos und Lyrik äußert ſich am liebſten dramatiſch, wie auch in den ſchottiſchen Beiſpielen der Ballade der Dialog die Erzählung zu erſetzen pflegt. Indem Goethe dies Verfahren von der Sage auf alles Andere, was nicht aus ihm ſelbſt gekommen war, übertrug, ſchuf er eine neue Gattung der Poeſie, die von Vielen ſpäter mannigfach und gut cultivirt wurde und

die deutsche Verskunst in leiblichem Schwunge erhalten hat, selbst als das Genie eine Seltenheit wurde.

In dieser Weise wand z. B. Wilhelm Müller, der Dichter der Müllerlieder, recht anmuthige Kränze. Situationen der Zärtlichkeit, Eifersucht und Versöhnung wiederholten sich da mit verschiedenen Subjecten, heute mit einer Müllerin, morgen mit einem Musikanten. Auch ist die schwäbische Schule mehr ein Product der Goethe'schen Ballade, als des Goethe'schen Liedes, nicht blos in den historischen Sagen, wo der Ursprung in die Augen fällt, sondern selbst in Manchem, was an Uhland's Muse charakteristisch ist. Uhland hat die Baukunst von Goethe's Ballade gelernt. Es sind fremden Herzen untergelegte Empfindungen, die er besingt; Thatsachen des Gefühls, um welche mit Leichtigkeit ein historischer Rahmen gelegt wird. Das Zusammenfallen der ursprünglichen Idee mit dem historischen Vehikel giebt den Liedern Uhland's jenen epigrammatischen Schluß, der leider in neuerer Zeit in den Begriffen über das lyrische Gedicht mancherlei Verwüstung angerichtet und an die Stelle der Empfindung den Witz gesetzt hat. Wer kann das „Schloß am Meere" und Aehnliches lesen, ohne zu gestehen, daß nach den einfachen Worten des Sängers erst das Gedicht beginnt? Man ist überrascht von dieser kunstvollen Einfachheit der eben gehörten Fragen und Antworten, so daß sich erst am Schlusse derselben vor unsern Augen die Anschauung der poetischen Situation zusammensetzt. Es ist dies die Wirkung des Epigrammatischen. Diese Form zwingt uns, Vorder- und Nachsatz noch einmal zu vergleichen und für uns selbst den Ursachen eines Gedichtes nachzuspüren, von dessen Wirkung wir elektrisch getroffen sind.

Goethe's spätesten lyrischen Erzeugnisse sind trunkne Orientslieder, mit welchen Anakreon sich die greise Stirn umwindet. Sie bahnten den Uebergang zur weisheitsvollen Gnome, zahmen Xenie, zum ernsten oder scherzenden Spruchgedicht. Wenn beim Mahle das Barbiton unter den Gästen kreiste, so blieb Goethe der griechischen Sitte eingedenk und sang frisch und munter sein Skolion. Er lehrte die lachende Weisheit der epikurischen Gärten, die Weisheit des Lebens,

die heiterſte Reſignation und jenen Muth, nach der Lehre des Horaz, noch im höchſten Alter von jedem Tag die reifende Frucht zu brechen. Manchmal läßt uns hier der Dichter etwas unverſtanden und ſogar mit unbehaglichen Reſultaten enden. Es iſt mit dieſen Gedichten, wie Goethe ſelbſt ſagt, wie mit den gemalten Fenſterſcheiben einer Kirche. Draußen ſehen ſie ſchwarz und geklekſt aus, von Innen leuchten ſie mit wunderbarer Pracht und das vom falſchen Standpunkte Unverſtändliche löſt ſich vom rechten in Sagen und Geſchichten, in feſte Geſtalten auf.

Es iſt nicht die Abſicht dieſer Unterhaltungen, nach vielen trefflichen Vorgängern uns mit einer Charakteriſtik der einzelnen Dichtungen Goethe's zu beſchäftigen. Wir ſuchen an ihm nur, zu einem Zwecke, der ſich auf die Länge deutlicher herausſtellen ſoll, das Individuelle zu charakteriſiren und nachzuweiſen, wie ſich Kunſt und Natur ſchöpferiſch vermählen können. Geben wir noch einige Erörterungen über das Schöne, wie es ſich Goethen anbot, wie er es ſuchte, und zuletzt, wonach er daſſelbe beurtheilte.

Was zündet den Dichter? Man wird ſchnell zur Hand ſein und ſagen: das Ideal. Man glaubt, daß der reinſte und correcteſte Ausdruck der Schönheit auch die Schönheit ſelbſt ſei, und daß das poetiſche Genie immer auf der Stufe ſtehen müſſe, auf welcher Raphael ſtand. Aber die Aeſthetik hat noch keinen Dichter gemacht. Das allgemein Idealiſche, das Correcte und Claſſiſche iſt als Formel die ſchlechteſte Befruchtung der Phantaſie. Man kann durch einen Heuſchober zu einem beſſern Gedichte veranlaßt werden, als durch einen Marmorpalaſt. Daraus folgt, daß ſich das dichteriſche ſchaffende Genie ebenſo gleichſam um die Niederländer, wie um die Italiener bekümmern muß.

Goethe's poetiſche Erziehung beſtätigt dieſe Meinung in allen Punkten. Er läuft durch die Dresdener Galerie, Raphael und Correggio verſteht er nicht, aber Rembrandt, Rubens und ſogar originelle Mittelmäßigkeiten ziehen ihn an. Goethe ging durch den Mannheimer Antikenſaal, mehr befürchtend und ſtaunend, als durch die zahlloſen Schönheiten angezogen. Das Allgemeine, Idealiſche, das Schöne an ſich, das in allen

dieſen Antiken ausgedrückt war, zündet den poetiſchen Genius nicht ſo ſehr als das Individuelle, Einzelne, Charakteriſtiſche.

Goethe hat uns den Eindruck überliefert, den in früherer Zeit ein Gemälde von Rembrandt und ein Bild von Goudt nach Elsheimer auf ihn machten. Rembrandt's Geburt Chriſti riß ihn zur Bewunderung hin. In dem andern, Philemon und Baucis, hat ſich Jupiter auf einen Großvaterſtuhl niedergelaſſen, Merkur ruht auf einem niedern Lager aus, Wirth und Wirthin ſind nach ihrer Art beſchäftigt ſie zu bedienen. Jupiter hat ſich indeſſen in der Stube umgeſehen und juſt fallen ſeine Augen auf einen Holzſchnitt an der Wand, wo er einen ſeiner Lieblingsſchwänke, durch Merkur's Beihülfe ausgeführt, klärlich abgebildet ſieht. Nun ſetzt Goethe, bezeichnend für Dasjenige, was in ihm den Dichter anzuregen pflegte, hinzu: „Wenn ſo ein Zug nicht mehr werth iſt, als ein ganzes Zeughaus wahrhaft antiker Nachtgeſchirre, ſo will ich alles Denken Dichten, Trachten und Schreiben aufgeben.“ Und dies mit Recht; denn alles natürliche Dichten und Denken entſpringt aus dem Einzelnen und Individuellen, ſo wie auch nichts den Dichter ſo ergreifen wird, als was ihn überraſcht, die Nüance. Alles Schöne wird ſich dem Genius urſprünglich als eine Handlung, eine Situation, als etwas offenbaren, das mit unaufhaltbarer Gewalt aus den Dingen ſelbſt herausſpringt und die Kreiſe ſeiner weiteren Ausführung wie ein in das Waſſer fallender Tropfen von ſelbſt zieht. Kein ſchöpferiſcher Geiſt nimmt zuerſt eine Idee, um ſich nachher die ihr entſprechenden Perſonen zu ſuchen, ſondern auf jene Lichtpunkte achtet er, jene poſitiven, wirklichen, von der Wirklichkeit erfundenen, die von den ihnen entſprechenden Ideen von ſelbſt ausgeſtrahlt werden. Das Schöne an und für ſich, betrachtet in der harmoniſchen Geſtaltung aller Theile eines Kunſtwerkes, macht wol zunächſt den Eindruck des Charakteriſtiſchen nicht und ſoll es nicht, da das Schöne nur die Einheit im Charakteriſtiſchen iſt; das Charakteriſtiſche aber iſt es, das die Schöpfung veranlaßt. Wenn ſie zuletzt ſchön wird, ſo iſt dies das Uebereinſtimmen des Anfangs mit dem Ende, der Ausführung mit der Idee. Dieſe Be-

griffe bleiben fest, so lange die Literatur nicht durch die Schule, sondern durch die Naivetät des Genies bestimmt wird.

Goethe unterlag jedoch dem Ueberraschenden nicht; er wappnete sich dagegen durch seine Kunst. Die Romantiker und Modernen hielten den blendenden Glanz dieser Lichtpunkte nicht aus und schlugen in die Extreme über. Da wurde Alles pikant, sonderbar, originell, die Farben waren nicht verwischt, lagen dick aufgetragen, wie auf der Palette. Der Eindruck war barock, wunderlich, zuletzt ermüdend. Es gebrach an Ruhepunkten. Ebenso das entgegengesetzte Extrem, das durch einen der ersten Stifter der Romantik, Heinse, deutlich gemacht wird. Ardinghello zieht mannigfach an. Ein hoher gebildeter und freier Geist umweht uns. Mancherlei Ueppigkeiten machen die kleinen Kügelchen unsres Bluts schneller durch die Adern rollen. Doch halten wir nirgends inne, kein besonders origineller Vorsprung hemmt den kecken und doch wieder so phlegmatischen Lauf; man fühlt sich von keiner einzigen Idee lebhafter angespornt oder erschräke einmal vor irgend einer besonders überraschenden Wendung. Und wie hier die Romantik anfing, so endete sie mit der Monotonie. Was kann monotoner, verschwommener, langweilig egaler sein, als Fouqué und die modernen Minnesänger.*)

Es giebt genug Dichter, die ihre Nation beglückt haben, wenn sie zur abstracten Allgemeinheit einer guten, löblichen Idee die positive und concrete Unterlage eines Factums suchten. Aber die größten sind es nicht. Das Genie geht vom Factum aus. Es besitzt so viel Kunst und Natur, daß es dasselbe auf die günstigste Weise auch immer unter die Strahlenbrechung der Allgemeinheit bringen kann. Wäre unser Zeitalter nicht in der Nothwendigkeit, viel auf den guten Willen, die Ehrlichkeit, die Tendenz geben zu müssen, und wäre die Bildung dieses Zeitalters weniger rhetorisch, so würde es für die Besonderheit denselben Instinkt haben, den es jetzt nur für die Allgemeinheit zu haben scheint. Es würde immerhin die Dich-

*) Spätere Anmerkung. Die Richard Wagner in der Oper fortgesetzt hat.

tungen Schiller's heißer lieben dürfen, als die Goethe's, weil Schiller kühn und Goethe nur weise war. Aber es hätte doch niemals das Genie des letztern gegen das Genie des ersteren in Abrede gestellt. In der Literatur wenigstens steht das Besondere höher als das Allgemeine.

Goethe, wie er sich denn selbst das Klarste war, empfand bei einer zwischen ihm und Schiller eingetretenen Differenz den Unterschied vollkommen, wenn er sagt: „Es macht viel aus, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht oder im Besondern das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne an's Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen. Wer nur dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät." Wir setzen dem hinzu: die Initiative der Schiller'schen Dichtung war das Interesse. Schiller suchte für seine Begriffe die persönlichen Spiegelbilder, und Dank seiner Bestimmung! daß er oft die trefflichsten fand. Von einem edeln, feurigen, aber inhaltlosen Instinkt ging er aus. Seine glühende Einbildungskraft kam dem suchenden Verlangen zu Hülfe und gaukelte ihm lange Züge von Gestalten vor, aus denen er wählte, was stark genug war, seinen Ruhm zu tragen. Je reifer die Anschauung, desto glücklicher die Wahl. So sind Karl Moor und Kabale und Liebe noch Schöpfungen, die, trotz ihrer dämonisch-markirten Bestimmtheit, doch unsere Vorstellungen nur an Allgemeines überliefern. Immer mit dem Schluß dieser Dramen stürzt ihre Erfindung zusammen und der uns packende Rest ist ein unbestimmtes, leeres, schauerliches Mißbehagen an der Gesellschaft, das, weil die Weltcopie in ihnen das Original doch wahrlich nicht treu wiedergiebt, auch nicht einmal Entschlüsse in uns bewirken kann. Wie schnitt Schiller am Stoff des Fiesco herum! Wie schwer wird es ihm, vom Mittelpunkte der Thatsache aus, die Thatsache zu sichten und zu ordnen! Posa ist vortrefflich, aber für das Hauptinteresse des Carlos doch nur eine Zuthat aus der Allgemeinheit. Ebenso müssen in Maria Stuart

und in der Jungfrau immer Repräsentationen von allgemeinen Begriffen auftreten, von Liebhabereien und Empfindungen, welche das Ereigniß verrücken und die Thatsache nur zum Vehikel beliebiger Vorstellungen zu machen scheinen. Erst Wallenstein und Tell genügen; jener, weil er, trotzdem daß Schiller gesagt hat, Wallenstein interessire ihn an sich gar nicht, in der That individuell gehalten ist; dieser, weil in ihm das Allgemeine zufällig mit dem Besondern selbst zusammenfällt.

Ueber Goethe's Dichtungen schwebt nie der große Schiller'sche Horizont, sondern sie halten das Interesse streng an der Sache und offenbaren sich mikrokosmisch. Goethe giebt, was das Allgemeine betrifft, immer nur Perspectiven und Fernsichten, unermeßliche zwar, aber in einem und demselben Kunstwerke oft nach den entgegengesetzten Richtungen hin. Auf der einzelnen Blüthe der poetischen Besonderheit zeigen sich hier alle Gesetze der Pflanzenmetamorphose. An diesen dünnen Staubfädchen wird man in das innerste Heiligthum des Naturgeheimnisses gezogen. An diesen bunten schimmernden Farben sprechen sich die himmelanziehenden Gesetze der großen Sonne aus. Ob uns Tasso eine Gefühlswelt, Carlos ein System der Lebensphilosophie und die Hölle im Faust den ganzen Himmel erschließt; es geht von kleinen zufälligen Punkten aus. Am Schleppkleide der Gelegenheit, wie sie eine Zeitung, ein fliegend Blatt, ein altes Buch angiebt, zieht der Dichter den Triumph der Erde nach sich. Wenn Schiller einen größern Umfang zu haben scheint als Goethe, so soll das heißen, ja, wie Sterne von großen Nebelringen umgeben sind. Goethe hat diesen Nebelring nicht; dafür ist sein Kern strahlender und wirkt besser in der Finsterniß.

Goethe hatte einen solchen Abscheu vor dem Allgemeinen, daß ihn sogar jede Definition des Schönen in Verwirrung brachte. Fragt man, worin liegt der Zauber der Dinge, wenn sie gefallen, läßt er sich den Dingen geben oder müssen sie darnach gewählt sein? so schweigt Goethe. Er hatte eine Furcht, man könnte das Leben in Formeln einfangen, daß er sogar erklärte, der Ausdruck, Idee des Schönen, sei schon an sich etwas Unstatthaftes. Goethe hütete sich, die Schön-

heit in etwas Einzelnem zu finden, da sie im Gegentheil immer etwas Zusammengesetztes sein müßte. Wie kam der denkende Dichter zu dieser Sprödigkeit?

Goethe war in der Mitte seines Lebens umdrängt von Theorieen über die Schönheit. Kein neues System der Philosophie etablirte sich, ohne nicht auch für die Aesthetik Fächer und Repositorien aufzuthun. Das veranlaßte Goethe, sich hierbei negativ zu halten und über Begriffe, wofür der grassirende Idealismus nicht Sublimationen genug finden konnte, gerade im Gegentheil im herabgestimmtesten Tone zu sprechen. Denn Goethe haßte den Transcendentalismus. In dieser Fluth barbarischer Wendungen und Hypothesen war es für den Dichter sogar ein Verdienst, die Göttlichkeit seiner Mission in irdische Worte zu kleiden. Der philosophische Nebulismus schien Ausdrücke, wie: richtig, erfreulich, gefällig u. s. w. aus der Aesthetik ganz verdrängen zu wollen; man mußte retten; man mußte der praktischen Vernunft, man mußte der Poesie als Poesie, dem menschlichen Gefäße des göttlichen Inhaltes zu Hülfe kommen. Eiferer übersahen dies Verdienst. Die Einfachheit, wie Goethe über seine Kunst sprach, diese Einfachheit, die uns aus den transcendentalen Zeiten die gesunde Vernunft gerettet hat, fand die böswilligste Auslegung. Man brachte es dahin, daß es scheinen sollte, als hätte Goethe wirklich eine Verwandtschaft mit Hans Sachs, nur daß er die Dichtkunst selbst wie Schusterei getrieben hätte. Wolfgang Menzel, hervorgegangen aus den Extremen der Romantik, behandelt den Dichter wie einen Fabrikanten.

Es scheint mir, als hätte sich Goethe bei Gelegenheit seines Besuches in Münster im Jahre 1792 über den Begriff des Schönen am aufrichtigsten geäußert. Einer so individuellen, humanen, wohlwollenden Philosophie, wie der des Hemsterhuis gegenüber, ließ sich schwer in Harnisch gerathen. Hemsterhuis nannte das Schöne jene erfreuliche Erscheinung, wo wir die größte Menge von Vorstellungen in einem Momente bequem überblicken und fassen können. Diese sehr weite, auf besondere Fälle nur sehr schwerfällig anwendbare Definition unterschrieb Goethe, falls sie so zu verstehen wäre, wie er dieselbe später in seine eigene Sprache übersetzte. Er

commentirte so: Das Schöne sei, das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Vollkommenheit schauen, wodurch wir zur Reproduction gereizt uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen. Er fügte dann hinzu, das Schöne sei nicht sowol leistend als versprechend, es müsse hoffen, begehren, erwarten machen.

Gewiß, nichts ist schön, das nicht anregt. Anregt auch zu moralischer That. Schönheit ist ein psychisches Moment, wo Wirkendes und Gewirktes zu einem seligen Genusse zusammenhalten, nichts in unserem Sein ohne Erschütterung bleibt, selbst der sinnliche Theil nicht, aber wo zugleich das Gefühl gedrängt wird, es zu schützen gegen das Gemeine. Schönheit an und für sich, als das Dargestellte ohne Ausfluß auf unser Entzücken gedacht, ist nichts Vollendetes in dem Sinne, daß sie durch etwas Anderes nicht könnte erhöht und gesteigert werden, sondern sie ist der Grundton, in welchen unsere ergriffenen Sinne einfallen müssen zum harmonischen Accorde aller unserer Stimmungen. Das Schöne ist nichts Absolutes, das nach eigenen Gesetzen construirt, regelrecht gefügt, kalt und stumm wie Narziß sich an seinen eigenen Reizen weidete, sondern Sehnsucht, die den Arm verlangend ausstreckt nach einem andern Auge, in dem sie sich spiegeln, einem andern Munde, aus dem sie sich selbst verstehen kann. Die abgeschlossene Ruhe der Antike ist ein längst bestrittener Satz, und so lange die alten Marmorbüsten Augen ohne Sterne haben, werden sie eines Herzens bedürfen, das ihre geisterhafte Stummheit zu lösen ihnen entgegenkommt. Das Erhabene ist nicht das Schöne. Das Erhabene ist Gefühl der Masse, des Gleichgewichtes und eines dasselbe tragenden Mittelpunktes. Das Erhabene ist einfach, die Schönheit zusammengesetzt. Das Erhabene ist die Zirkelform bei den Alten, ein Obelisk, eine Säule, bei Neuern überhaupt Alles, was strebt in's Unendliche, ein Thurm des Münsters; das Erhabene überwältigt, es producirt in uns nur Rührung und Ohnmacht. Aber das Schöne erhebt, das Schöne ist Leben, Mittheilung, Aufforderung, es macht den Betrachtenden selbst zum Künstler.

Hier sind die Wirkungen des Genies! Hier wird sich

auch Goethe den Jahrhunderten erhalten. Die Guten, Reifen, Gebildeten werden immerdar von ſeinen Zauberſchöpfungen entzündet werden und durch ſie den in jedes Menſchen Bruſt ſchlummernden Poeten in ſich wecken. Die Productionen erhalten ſich wie ein Saatkorn, das, auf hunderterlei Aecker fallend, der Nachwelt blühende Gefilde und reiche Herbſte ſichert. Und *leben* in ſeinen Werken, ſichert noch vor'm Tode nicht; aber in ſeinen Werken *zeugen* — das iſt der Prüfſtein!

III.

Wem wird einſt die Muſe der Geſchichte die Feder in die Hand drücken, um ein farbenreiches, treues Culturgemälde des *achtzehnten* Jahrhunderts zu ſchreiben?

Wenige Epochen vereinten ſo viele und ſo entgegengeſetzte Elemente in ſich. Wenige ſind ſo bedeutend und einflußreich ihrem Inhalte und Zwecke nach geweſen. Da ſchwebte über ermüdeten Zuſtänden eine wunderbare Aufregung. Da hatte ſich über die allgemeine Verweſung der poſitiven Begriffe und Inſtitutionen ein phosphoreſcirender Schimmer von Idealismus gezogen, der ſich zuletzt in einen ſchrecklichen Brand entzündete! Der Geſchichtſchreiber würde Mühe haben, ſich in alle dieſe Anfänge ſogleich zurecht zu finden, wenn ſie nicht ein ſo entſcheidendes Ende gehabt hätten. Der Abſchluß des Jahrhunderts erleichtert ihm ſein prüfendes Geſchäft, giebt ihm ein ſicheres Ziel, für die einzelnen Bildungsmaſſen ein ordnendes Theilungsprincip.

Ich dächte, die Oekonomie ſeiner Darſtellung müßte darauf ausgehen, das achtzehnte Jahrhundert zuerſt in würdigen und pomphaften Schleppzügen auftreten zu laſſen. Claſſiſche Perioden ſind es, die in England ſowol wie in Frankreich an der Schwelle des Jahrhunderts ſtehen. Dort der neue würdevolle und gelehrte Dogmatismus der ſkeptiſchen Empirie, hier die wallende, ſtolze Allongeperrücke des „Siècle". Doch ſchon begannen Voltaire und Hume die Tempelgeheim-

rem rosigen Lichte abgeblaßt. Immermann hat aus dem Czaarensohn Alexis einen nordischen Don Carlos machen wollen. Es war eine Schneefigur, die am Lampenlicht, wenn sie's je erblickte, zerschmolz. Sein Hofer und Friedrich II. von Hohenstaufen stehen auf manchem Repertoire der Heldenspieler. Aber jener ist ein Abklatsch vom Tell, dieser von jenen Hohenstaufen mit weggeschwemmt, die Raupach zu Dutzenden lieferte. Cromwell dagegen ist eine stereotype Figur geblieben, weniger weil ihn Raupach befriedigend analysirte, als seiner großen Bedeutsamkeit und plastischen Schärfe wegen, die noch jetzt eines Schiller wartet. Die Schauspieler greifen nämlich oft den Dichtern vor und geben in schlechten Stücken, wo berühmte Helden auftreten, diesen vorläufig eine wahre und kenntliche Maske. So stehen Friedrich der Große, Karl XII., Richelieu, Peter der Große, Napoleon schon längst in den Verzeichnissen der Schauspielerrollen und machen auf den Bretern ihre historisch bekannten Gesticulationen, aber die bedeutsamen und würdigen Worte und Thaten dazu, die ihnen ein Dichter erst erfinden und vorzeichnen müßte, fehlen noch.

Das historische Drama hat sich, besonders seitdem die Engländer und Franzosen das historische Lustspiel anbauten, nach zwei Richtungen hin entwickelt, einer, die vorzugsweise die rein historisch-

niſſe der akademiſchen Weisheit an größere Maſſen zu bringen. Die Bewegung der Geiſter wird ſchneller, behender. Man ſieht die Ziele näher, und da ſie in der That doch nur immer entfernter liegen können, ſo überhaſtet man ſich. Das thut nichts; die großen Geiſter kommen immer mehr unters Volk. Schon hört man ihren Athem. Man ſieht, was ſie für Kleider tragen. Individualitäten der wunderlichſten Art geben den Ton an. Autor und Publikum ſteht nicht mehr im Verhältniſſe hochachtungsvollen Reſpectes, ſondern die Wahrheit ſteht mit dem Publikum auf Du und Du, jede neue Entdeckung iſt ein Faden mehr zum Bande der Freundſchaft. Die Geheimniſſe des Herzens löſen ſich. Sprache und Mittheilung werden vertraut. Die Literatur läuft in ihrem Charakter und Ton beinahe ſchon auf nichts als die Leidenſchaften der Liebe und des Haſſes hinaus. Schrift und Zeit beſchleunigen ſich wechſelſeitig, bis zuletzt die eine über die andere ſtolpert und alle ſichere Form in ein ungeheures ſchreckliches Chaos auseinanderfließt.

In einer ſo leidenſchaftlichen Bewegung der Begriffe und ihrer Ausdrücke ſaß nun das Individuum mitten inne. Früher machte es nur die Zahl voll, früher mußte es um Erlaubniß bitten, zu einer Audienz bei der Literatur zugelaſſen zu werden; aber jetzt iſt es plötzlich in den Kreis der Allgemeinheit aufgenommen und giebt ſeine Stimme ab. Natürlich, die Verſchiedenheit der Meinungen zwang die Verfechter derſelben, Unterſtützung für die ihrige zu ſuchen. Partheiung tritt an die Stelle der exoteriſchen Andacht; die Intereſſen ziehen Schaaren von Betheiligten und Verbündeten nach ſich und die Literatur wird das Vehikel dieſer Intereſſen. Allmälig werden die, welche leſen, die Factoren des Schriftweſens; die Bücher nähern ſich den Briefen; für alle europäiſchen Literaturen legt ſich der Grund zu jener ungeheuren Productionsanregung, wodurch zuletzt der Journalismus eine Macht wurde, welche die Literatur ſelbſt zu verſchlingen drohte.

Auch hat man nie wieder geſehen, daß das Individuum ſich ſelbſt ſo entſchieden zum Echo des Organs der Cultur machte, wie im achtzehnten Jahrhundert. Aus angebornen

Lebensverhältnissen, Sitten, Gewohnheiten herausrückend, Vater und Mutter verlassend und das erwähnte Lebensziel, besonders wenn es eine Stelle in der politischen Maschine war, als das Widerwärtigste preisgebend, machten sich die aufgeregten Köpfe zur Abspiegelung des Neuen, traten zu allen Vorschlägen, die zur Gesellschaftsbeglückung gemacht wurden, gläubig heran und opferten oft dem Charlatanismus ihr innerstes Vermögen. Dies war nicht die todte Herrschaft des Buchstaben, sondern die Kraft der aus den Schriften jener Zeit dringenden Persönlichkeit, die Kraft jenes gewaltigen Arioms des achtzehnten Jahrhunderts, daß die Menschen besser seien, als die Dinge. Diejenigen Gemüther, die von der Kraft der Persönlichkeit Kraft empfingen, suchten aus derselben auch wiederzugeben und schufen dadurch für die menschliche Existenz eine Wechselseitigkeit der Berührungen, die auch den Unbedeutendsten durch das Gefühl einer an ihn ergehenden Mission aus seiner Sphäre heraushob. Die Familiarität der großen Geister erstreckten sich bis in die weiteste Abgelegenheit. Leider mußten da Viele die Opfer der mangelnden Prüfung werden. Irrthum, Freundschaft, Verbrechen, Wahrheit, Lüge, Tollkühnheit, alles wurde vom Schicksal in dieselbe Kategorie gestellt, und beim allgemeinen Sturze mußte, eines am andern sich haltend, alles mitsammen zu Grunde gehen.

Von diesen denkwürdigen Bewegungen blieb keine ohne Einfluß auf Deutschland. Für jede Idee, die über die Grenze kam, fanden sich Apostel, Märtyrer, Gemeinden, veranlaßten Widersprüche oder weitere Begründungen, die zuletzt in den Deutschen selbst die Originalität weckten. Die französischen und englischen Einflüsse mußten um so entscheidender auf Deutschland wirken und in diesem Lande den Kern des achtzehnten Jahrhunderts zusammendrängen, als das geistige Terrain so kläglich unbebaut war, als sich alle neuere Cultur dort erst von der untersten Stufe aus zu entwickeln hatte. War hier doch die schöne und gelehrte Literatur nur bisher das Eigenthum der gelehrten Stände und der Katheder gewesen! Lohenstein, Hoffmannswaldau waren elegante Hofcavaliere, Canitz und Günther Edelleute. Noch Albrecht von

Haller war ein sehr vornehmer Mann, Ritter des Nordsterns, „Herr von Goumoens, le Jur und Eclagnes, Präsident zweier Akademieen und Mitglied von dreizehn gelehrten Gesellschaften!“

Von dieser vornehmen Sphäre aus war keine Regeneration zu erwarten. Die niedern Stände übernahmen die fortgesetzte Bestimmung der Literatur und versuchten sich zunächst in der trockenen moralischen Satyre und dem komischen, von England geborgten Lehrgedicht. Rabener verdient die Anerkennung, daß er auch der Bürgerklasse für die Literatur ein Privilegium gab, indem er den schlichten Hausverstand zum Richter über die Gebrechen und Thorheiten der Menschen machte. Die gelehrte Sprache von ehemals war für diese Uebungen des Witzes und der Phantasie kein nothwendiges Requisit mehr. Sie brauchte kaum abgeschafft zu werden, da für ihren Pomp die naiven und bürgerlichen Gegenstände, die Rabener und Zachariä behandelten, nicht mehr passen wollten. Rabener sicherte sich seine Thätigkeit, indem er die Vorsicht hatte, die höheren Stände zu schonen. Ueber die Persiflage von Advocaten, Aerzten, Frömmlern ist der vorsichtige Sachse nicht hinausgekommen. Da blickten die höheren Stände auf diese Erweckung der guten Köpfe noch sorglos herab, auf eine Rührigkeit des guten Volkes, das sich da untereinander zum Gegenstande seiner rege gewordenen Geistesthätigkeit machte. Ja die Satyre wandte man sogar auf sich selbst an, wie Rabener, der der Welt damit zeigen wollte, wie wir von so vielen Verhältnissen, Neigungen und Begriffen umstrickt sind, über welche zuerst wir wol selbst den Kopf schütteln sollten. Das erzeugte dann viel Heiterkeit, frische Lust des Daseins, Behaglichkeit, empfunden an den beschränktesten Zuständen, Emsigkeit und Rührigkeit in Ausmalung der kleinen provinziellen Verhältnisse, in denen man, nicht ohne Ironie über sich selbst, aber doch mit Vergnügen lebte, zuletzt auch, trotz aller Herzlichkeit und selbst schon geistreichen Wesens, immer noch respectvollen Pedantismus, den selbst Geßner's arkadische Schäfer mitten unter ihren Ziegenböcken nicht verbergen konnten. Von einer so kindlichen Stufe nun allmälig die Deutschen zu erheben und sie mit jenem Spiri-

tualismus enden zu lassen, wie ihn die sublimsten Culminationspunkte unserer Literatur am Ende des vorigen Jahrhunderts zeigen, das konnte nur durch jene wunderbare Aufregung und Empfänglichkeit der Gemüther bewirkt werden, welche sich, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Außen kommend, auch den Deutschen mittheilte. Die Nation opferte am Altare des unbekannten Gottes, den das achtzehnte Jahrhundert suchte. Wer war dieser unbekannte Gott? Man wußte es nicht, man ahnte es, und doch versah sich niemand, daß dieser Gott die Revolution war, eine Thatsache, der sich auch Deutschland nicht entziehen konnte und der es diente, wenn nicht als Hammer, doch leider als Amboß.

Den Uebergang aus der für das Ausland classischen, für Deutschland altfränkischen Halbscheid des achtzehnten Jahrhunderts in die Periode der Beschleunigung und Aufgeregtheit bildete die Epoche der Empfindsamkeit. Das Herz reagirte gegen den Skepticismus. Der kalte Zweifel löste sich in das Gefühl der Unzulänglichkeit und in eine Sehnsucht ohne Bestimmtheit auf. Möchte man nicht auch hier wünschen, daß irgend eine begabte Feder die Vorseufzer, die dort und da aus der Brust der europäischen Gesellschaft stöhnten, aufzeichnete und uns eine vollständige Geschichte jener melancholischen Lamentationen lieferte, die zuerst in England angestimmt wurden?

Es war aber nicht blos mondscheinsüchtige Klage, sondern oft auch eine That, die der Verzweiflung folgte; nicht selten der Selbstmord. Young's Nachtgedanken wirkten schon in dieser Art, daß sie die Herzen der Zeitgenossen mit einer trübsinnigen Oede erfüllten und sie das bittere Gefühl kosten ließen, wie beim Anblick des nächtlichen gestirnten Himmels das Geheimniß des Lebens in andern Lauten zu flüstern scheine als an der Helle des Tages, und man ein Loos, in dessen Wahl sich der Schöpfer vergriffen zu haben schien, dadurch rächen könnte, daß man es endete. Lassen jene optimistischen Gedichte, die mit frivoler Philosophie aus Voltaire's Feder kamen und mit einem edleren Enthusiasmus aus Pope's didaktischer Leier, nicht schon den ganzen Abgrund melan-

cholischer Verzweiflung ahnen, den die Epoche der Empfindsamkeit vollends bis zum Pessimismus aufreißen sollte? Wenn uns Pope mit einer blühenden und majestätischen Rhetorik die Harmonie des Weltgebäudes zu erklären sucht, wie kann er hindern, daß nicht in seine Wunder das Gefühl unserer selbst, in eine Hymne auf die Construction des menschlichen Auges, die Anschauung dessen, was das Auge sieht, als schriller Mißton einfällt und sich sein begeistertes Gedicht zuletzt nur wie ein Traum der Sehnsucht anhört! Es sind besonders Rousseau und Sterne, die hier genannt werden dürfen.

Diese beiden Geister, die auf die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Beschlag gelegt haben, konnten sich wechselweise durch ihre Verschiedenartigkeit ergänzen. Wo der eine weinte, lachte der andere; wo jener zürnte, war dieser versöhnlich. Ihre Aeußerungen hatten Aehnlichkeit, doch war die Quelle derselben verschieden. Die Empfindung des einen war so aufrichtig wie die des andern; doch abstrahirte Rousseau jenen Schmerz, den Sterne aus Instinkt fühlte.

Jean Jacques Rousseau! Ein mittelpunktloser unvertilgbarer Hang, Bummelhang, Abandon an das Zufällige, Leichtsinnige, Gedankenlose stürzte ihn in tausend Handlungen und Verhältnisse, die er darauf mit einer Verzweiflung bereute, daß man seine Schriften die Selbstkasteiungen eines Trappisten nennen könnte. Es macht Entsetzen, jene Gedankenlosigkeit und Oberfläche zu betrachten, mit welcher Rousseau die schönsten Jahre seiner Jugend vertrödelte, wie er sich als ein kindisches, träges, bewußtloses Nichts an ein Verhältniß hingab, in welchem mehr Schande als Vergnügen zu gewinnen war. Freilich ist es achtbar, daß Rousseau seine Lügen, seine Diebstähle und andere Verbrechen nicht im Allgemeinen auf die menschliche Natur schob, sondern mit einer bewundernswerthen Strenge sich selbst dafür verantwortlich machte; aber wie die Folge einer solchen Selbstpeinigung, seine reuevolle Empfindung, als etwas so Außerordentliches und Neues betrachtet werden konnte, wie sie so viel Echo finden und sich ganz Europa als eine Dissonanz des tiefsten Schmerzes mittheilen konnte, das ist eine merkwürdige That-

sache. Rousseau erfreute sich einer so lebhaften Sympathie, daß er dadurch für die zahllosen Verfolgungen seiner Gegner entschädigt wurde. Es wurde Mode, sich verkannt zu glauben, sein Herz in die Brust Mitfühlender, wie man damals zum ersten Mal sagte, auszuschütten. Man speculirte auf sogenannte verwandte Seelen. Im Arme der Freundschaft, auf einer kleinen Insel des Genfersees, unter hängenden Trauerweiden, neben einem Postament von Sandstein, wo sich Amor und Psyche umarmen, fand man Ersatz für eine Welt, die man sich nicht gräßlich genug ausmalen konnte. Rousseau appellirte unaufhörlich an die verwandten Seelen; sie waren seine Vertrauten, sein Trost. Ihnen klagte er, wie Paris, der gottlose, verzogene Anti-Emil, mit seinem Lehrer umsprang, ihm Fledermäuse an den Haarbeutel steckte und ihm dänische Hunde auf den Leib jagte, so grimmig, daß Rousseau in die Höhe springt, um einen dieser Hunde unter sich durchzulassen, dabei das Gleichgewicht verliert, stürzt und nur mit dem Verlust von drei Vorderzähnen und einer allgemeinen Schindung seiner Gesichtshaut wieder zum Bewußtsein kommt. Jedes schiefe Gesicht einer malitiösen jungen Frau, die ihn fragt: Haben Sie Kinder gehabt, Herr Rousseau? jede Inconsequenz, wie er, dessen Wahlspruch hieß: vitam vero impendere, zitternd und lügend geantwortet: nein! — alle diese Leiden und Foltern seines Herzens theilte er den „gleichgestimmten Seelen" mit, und Thränenströme flossen ihm von Sympathie, die stark genug waren, in Montmorency seine Weiden zu bewässern.

Sterne dagegen trat nicht so intim subjectiv vor die Menge. Er lamentirt weniger über die Bosheit, als über das Unglück der Menschen. Dieser herrliche Engländer hat, was ihn selbst betrifft, immer guten Muth. Nur wenn er zu Andern tritt, gehen ihm die Thränendrüsen auf. Der Mönch, der in Calais bettelt, der Ludwigsritter in Versailles, der Pasteten verkauft, das sind Situations-Wellen, die so lange sein Herz umspülen, bis er mit allen seinen Remiseabenteuern und Kammerzofenepisoden in das weiche Bette seiner Empfindung fällt und er, eben im Begriff zu lachen, in Thränen ausbricht, die er nicht mehr dämmen kann. Rous-

seau wirkte auf verwandte, Sterne auf neu aufgekommene schöne Seelen. Jener ist sentimental, dieser humoristisch. Rousseau mußte durch die Nachahmung verlieren; Sterne war so glücklich, Nachahmer zu finden, die ihn hoben. Der vortrefflichste und über ganz Europa siegreiche war der Vicar von Wakefield. Dieser Charakter mit seiner feinen Selbstironie und unverwüstlichen Gutmüthigkeit brachte in Deutschland eine magische Wirkung hervor und ist zugleich eines der ersten Bücher, das auf Goethe's Herzens- und Geistesbildung, seinem eigenen Berichte nach, von entscheidendem Einflusse war.

Die ersten allgemeinen Tendenzen, von welchen sich unser Dichter näher berührt fand, sind zunächst jene schon erwähnten naiven, herzlichen und etwas pedantischen Bestrebungen unserer Nation, die durch Rabener, Zachariä und verwandte Geister des Tages bezeichnet sind. Ihr harmloser, wenig überdachter, aller Welt verständlicher Inhalt lockte die Nachahmung allzuleicht hervor. Aber noch blieb Goethe außer allem Zusammenhange mit der Oeffentlichkeit. Die Literaturbriefe erregen ihn nicht, und wenn ihm auch Gellert als der vollständige Ausdruck alles Tüchtigen erschien, so war es mehr der Eindruck, den Gellert's Charakter auf ihn machte, der Eindruck persönlicher Würde. Wie wenig klar und im Zusammenhange er sich seines Strebens bewußt war, und wie gering noch auf der andern Seite die Befriedigung seines Geistes sein konnte, die ihm die Tagesordnung bot, zeigte der schlagende Eindruck, den Gleim's Kriegslieder und später Minna von Barnhelm auf seine ästhetischen Vorstellungen machte. Die Poesie der damaligen Zeit war erlogen. Ihre Anschauung war dem Alterthum entnommen, nicht einmal aus reiner Quelle, sondern durch französische Vermittelung. Mitten unter diese Surrogate der Poesie warfen Gleim und Lessing das Erlebniß des Tages, Thaten, die Alle sahen, einen Enthusiasmus, den Alle fühlten, Zustände, die Jeder mit seinen eigenen vergleichen konnte. So bekam plötzlich die Literatur eine frische und natürliche Farbe, ein individuelles dichterisches Gepräge, gegen welches selbst Klopstock mit seinem zwar belebenden, aber doch immer nur erfundenen Interesse in den Hintergrund treten mußte.

Wie jedoch Goethe damals war, so fehlte ihm noch die Reife, um Eindrücke so schlagender Art zugleich als Epoche machend zu verstehen und festzuhalten, geschweige durch eigene Production sich ihnen theilnehmend anzuschließen. Die wenigen Anknüpfungspunkte an die Literatur, die er schon in Leipzig gewonnen, gingen ihm in Straßburg wieder verloren. Die weiteren Fortschritte zu vergleichen, wurde er durch Entfernung und Brotstudium abgehalten. Sogar das Technische in der poetischen Kunst, die innere Maschinerie in der poetischen Wirkung vergaß er so sehr, daß Herder in ihm einen jungen Mann kennen lernte, der ihm nur ein gutmüthiger Leser zu sein schien, ein unbefangener Interessent der Literatur, der sich sogar düpiren ließ und das Schöne mit offenem Munde anstarrte. Und war dennoch Goethe nicht glücklich, daß ihn die Umstände aus allzufrüher Productionslust herausrissen und sein Geist sich durch längeres Brachliegen erholte, um die Saatkörner neuer und reifer Ideen desto besser zeitigen zu können? Bei den Meisten bewährt sich die traurige Erfahrung, daß sie in einem Alter lernen, wo sie kein Urtheil haben, und daß sie, endlich im Besitz des Urtheils, statt dann erst zu lernen, schon zu produciren anfangen.

Das Interesse an großen Geistern, das jugendliche Seelen erfüllt, pflegt immer nur einzelne Theile zu treffen, die sie sich von einer im Ganzen und Großen schwierigen Persönlichkeit zu eigener Verarbeitung loszutrennen wagen. Indem sie sich bei großen Vorgängern am liebsten in der Richtung halten, wo sie deren Athem hören und das Außerordentliche als etwas Allen, also auch ihnen Gemeinsames abstrahiren können, glauben sie sich im Zuge der Vervollkommnung mit desto glücklicherem Erfolge anzutreffen. Im achtzehnten Jahrhundert fanden sogar die Tendenzen keinen andern Ausdruck als einen persönlichen und bilden darin einen vollkommenen Gegensatz zu unserer Zeit. Wir, schon daran gewöhnt, daß die Schrift im Allgemeinen ihre, die positive Macht vertretende Gewalt verloren hat, wir, die Tendenzen nach dem Anhang ihrer Bekenner numerisch abschätzend, knüpfen unsern Enthusiasmus selten noch an Individualitäten. Als Prüfstein der Tendenz verlangen wir sogar die Verleugnung der

Individualität und ſind durch mannigfache Erfahrung und durch nichts ſo ſehr als durch Selbſttäuſchung längſt dahin gelangt, an keine Idee zu glauben, die man nicht eben ſo gut eine Thatſache nennen dürfte. Im achtzehnten Jahrhundert war der Autor noch Prophet. Seine Schrift war die Ergänzung eines Evangeliums, das ſich am vollſtändigſten durch ſein Leben ſelbſt auszuſprechen ſchien.

In dieſer Art umfing Goethe, was damals an Namen und Intereſſen auf dem Meere der Oeffentlichkeit auftauchte. Er durchſchaute die innern Proceſſe der tonangebenden Talente. Rouſſeau's Subjectivitäten mögen hier mehr als abſtoßender Pol gewirkt haben; wenigſtens läßt Goethe's ſpätere Zukunft errathen, daß ihm ſchon früh eine Lebensanſchauung widerſtehen mußte, die zu krankhaft war, um ſein geſundes Urtheil, und zu monoton, um ſeine Phantaſie zu befriedigen. Rouſſeau offenbarte Schickſal genug, aber wenig Leben. Seine Empfindung war Einſeitigkeit. Düpirt an allen Ecken und Enden, mußte zuletzt ſeine Glaubwürdigkeit wanken. Goethe merkte bald, wo zuletzt dieſe Lamentationen über Verfolgung und „Seelenfreundſchaft" hinaus kamen, und formte ſich jenes ſichere Urtheil, das im Pater Brey ſcharf genug ausgeſprochen wurde.

Goethe erlag bekanntlich dem Zuge der Sentimentalität. Bei alledem mußte ſie einen farbenreichen Hintergrund und im Vordergrunde etwas mehr als nur umarmte und mit Thränen benetzte Bäume haben. Hier eben ging ihm die humoriſtiſche Gruppe des Vicars auf und verließ ihn während einer ganzen Periode ſeines Lebens nicht. Was er hörte und ſah, wohin er kam und wo er beobachtete, überall fühlte er ſich verſucht, um das theure Bild einen neuen Rahmen zu ziehen. In Seſenheim, in Wetzlar glaubte er durch dortige Zuſtände bezaubert zu werden, ſo ähnlich waren ſie der Dichtung Goldſmith's, um ſo mehr, da Thornhill's Rolle in ſein Inneres manchen finſtern und dämoniſchen Schlagſchatten geworfen haben mag. Werther war der vollendetſte Ausdruck dieſer Nervenerregungen. Ohne es zu wollen, gelang es Goethen, mit dieſer Dichtung die Empfindungen ſeiner Zeitgenoſſen zu galvaniſiren.

Aber gleich nach diesem ersten Triumph erhob sich Goethe über den Charakter seines Jahrhunderts. Eben eine Tendenz geworden, Repräsentant einer Stimmung, die man nach ihm bezeichnete, Fürst und Herr aller empfindsamen Herzen, flüchtete er sich von dem schnell eroberten Thron und duldete, obgleich den Ruhm nicht verschmähend, keine Consequenz dieses in dieser Art kaum gewollten Ruhms. Mit dem Grundsatz, daß Dichtung Befreiung der Seele ist und der Schmerz sich abkühlt, wenn er historisch wird, erhielt sich Goethe oben. Er begann zum ersten Male gegen ein Vorurtheil zu kämpfen, und das Vorurtheil seiner Zeit war die fortgesponnene Empfindung, war jenes Einfache, Partikuläre, das man zur Manie erhob, jene vergötterte Erinnerung, die ja die gottvollere Zukunft niederdrückt.

Von dieser Zeit an, wo Goethe die Dichtung für Abschließung vorangegangener Verhältnisse und nur im Sinne von Vergessen für Trost erklärte, kommt in die Geister eine neue Bewegung. Leben wird Bereicherung, Denken wird Erfahrung, Dichten wird jene kluge Maßregel, wo man durch einen unwegsamen Wald Steine säet, um auf alle Fälle den Rückzug wiederzufinden. Dies oft frivole Bestreben sollte erst mit einem Widerspruch endigen, als die Revolution die Excentricität des Gemüthes überraschte und dem egoistischen, zuletzt aus der Lüge die Wahrheit saugenden Genie in die Zügel fiel. Die Revolution stellte die Frage: Wohin führe ich dich zurück, du Mittelpunktloser? Und das Genie hatte so wenig für seinen Rücken gesorgt, daß es in der Eile keine andere Wohnung wußte, als die Prosa. Alle Empfindungen, die ihr Herz mit der Geschichte der Zeit parallel ausgebildet hatten, verletzten Goethe am Schluß des Jahrhunderts so hart, daß Unbillige nie wieder mit ihm an eine Aussöhnung dachten.

Die Herz- und Geisttendenzen, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Deutschland beherrschten, lassen sich auf zwei Erscheinungen zurückführen, die eben so sehr individuell wie allgemein waren und durch Lavater und Basedow am schärfsten bezeichnet werden. Beide Richtungen gingen von demselben Anfange aus und bedienten sich, um zu ihren Zielen zu gelangen, derselben Mittel. Rousseau's das ganze vorige

dramatiſche, die andre, die mehr das hiſtoriſche Genrebild iſt.

Die Anekdote führte auf dies dramatiſche hiſtoriſche Genrebild. Die Anekdote iſt wunderlich, ſchnörkelhaft, putzig. Sie muß ſich ausſtaffiren, um aufzufallen. Sie erfindet, ſie lügt. Der Witz, die Pointe iſt ihr Alles. Was ihrer Wirkung entgegenſtrebt, das wirft ſie von ſich und wären es die nothwendigſten hiſtoriſchen Thatſachen. So verfährt die geſchichtliche Muſe in der komiſchen Oper, ſo im Luſtſpiel. Die Deutſchen, gewiſſenhaft wie ſie ſind, haben wenigſtens darin noch gründlich ſein wollen, daß ſie Porträtähnlichkeit der handelnden Hauptfiguren und die Wahrheit des allgemeinen Colorits erſtrebten. So ſind z. B. die Karlsſchüler von H. Laube an und für ſich eine complette Unwahrheit, aber ſie haben eine gewiſſe genrebildartige Richtigkeit, die für den Augenblick der Darſtellung jene Unwahrheit überſehen läßt.

Der wahre Feind des wirklichen Gedeihens der ächten hiſtoriſchen Muſe iſt aber die Tendenz. Dieſe, aus Deutſchlands unfreien Zuſtänden geboren, findet literargeſchichtlich in ihrem Wirken ſicher einſt ihre äſthetiſche Berechtigung; aber dem hiſtoriſchen Drama, das ſich ſeit zehn Jahren wieder bei uns zu rühren und zu regen begann, iſt ſie

Jahrhundert ergreifender Einfluß ist auch hier unverkennbar; nur, daß in Deutschland seine Tendenzen durch den Charakter der Nation ein theologisches Beigemisch erhielten, das ihm selbst fremd war.

Lavater ist ein merkwürdiger Beweis, wie man bei gänzlichem Mangel zureichender Bildung doch überzeugen kann, einzig und allein durch die Wahl der richtigen Töne. Lavater überzeugte nicht einmal von seinen Intentionen, sondern nur von seiner Person. Er hatte sich mit seiner naiven Unbefangenheit, mit einer bei aller individuellen Liebenswürdigkeit unstreitig immer ein wenig überlästigen dreisten Treuherzigkeit so weit unter die Masse gewagt, daß er, ehe man ihm Glauben schenkte, zuvor Beweise über sich selbst geben mußte. Und in diesem Betracht war Lavater ein Wunderthäter! Eine aller Welt klar vor Augen liegende falsche Exegese, eine von ihm selbst zugestandene Unzulänglichkeit im Wissenschaftlichen, eine unleugbare, den freien Geist beleidigende Intoleranz, die unverhohlene Absicht, eine Secte, man weiß nicht auf wessen Namen zu stiften – Alles das unumwunden ausgesprochen, von Vielen verdächtigt, von Allen widerlegt; und dennoch der ungeheure Fortgang, der hingebendste Enthusiasmus! Dieser Triumph war nur in damaliger Zeit möglich. Denn wodurch siegte Lavater? Durch seine persönliche Gegenwart. Auch durch seine Gegenwart bei dem, was er schrieb, durch die zuströmende, muntere, geschwätzige Quelle seiner Naivetät, durch die Originalität des Irrthums und die Wunderlichkeit seiner Intoleranz. Dazu gesellte sich das große physiognomische Kunstnetz, wo von den fatalsten Karpfen- und Forellenprofilen an jede unbedeutende Visage als ein Beitrag zu einer, das Jahrhundert aus seinen Angeln hebenden Wissenschaft angesehen und zugleich das Verbindungsinteresse für die mannigfachen Intentionen des klugen Menschenfischers in Zürich gefangen genommen wurde. Es bildete sich ein öffentlicher Geheimbund der physiognomischen Bevorzugung, eine vollständige Verschwörung der schönen Seelen, welche Lavater in seinem bekannten großen Gesichtsherbarium auftrocknete. Mit hunderterlei Aufgaben hielt Lavater seine Gemeinde zusammen. Er forderte z. B. jeden Menschen,

d. h. nach seinem Systeme jeden Christen auf, sich hinzusetzen, den Heiland so zu zeichnen, wie sich ihm dieser ungefähr vorstellte, und das Bildniß dann portofrei nach Zürich zu schicken. Konnte den damaligen Gemüthsegoismus etwas heftiger anschüren? Nicht nur, daß selbst die kläglichste Zeichnung von Lavater als ein Meisterstück der Herzensoffenbarung angenommen und die stille Ueberzeugung genährt wurde, daß zuletzt vor Gottes Thron jeder Pfuscher ein Raphael wäre; sondern es durfte hier auch der kleinste unter den Menschen seine eigenen Gesichtszüge dem Größten unter ihnen unterschieben. Wie berechnet war diese Koketterie in einem Zeitalter, wo sich Jeder, der einen Brief an einen großen Geist schrieb und sich von ihm einen Vers in sein Stammbuch lockte, für eine der inhaltvollen Fermaten im Notensatze der Schöpfung hielt! Die Wirkung Lavater's pflanzte sich zunächst fort auf Jakobi, wurde dann durch die Kreise der Fürstin Gallizin unterstützt und bereitete in Deutschland jene prüde, selbstbespiegelnde, empfindsame Tendenz vor, von der wir noch immer nicht geheilt sind. Ja man muß sie als ein Glück anerkennen, wenn sie den jetzt grassirenden, ebenso gemüth- wie geistlosen Pietismus ein wenig beschönigt und ihn hie und da zwingt, wenigstens eine honnette und ihres Verstandes noch einigermaßen frohe Gesellschaft zu bilden.

Goethe weidete sich an den Persönlichkeiten, die sich während dieses flüsternden Geisterzuges zuweilen prägnant herausgaben; doch die Tendenz selbst betreffend, zog er es nach seinem launigen Gedichte vor, lieber einen Rheinsalmen zu verzehren, selbst wenn Lavater, der Prophet, in eigener Person zugegen war.

Und zur Linken saß ihm in Koblenz die zweite Halbscheid des denkenden und fühlenden Deutschlands, der gesunde, trockene und despotische Menschenverstand, die neue Pädagogik, der grimme Basedow. Man muß hier sagen, nichts ist so schreckenerregend, als glühender Enthusiasmus für nüchterne und formale Begriffe. Basedow war gewiß heilig durchglüht von seiner neuen Erziehungsmission. Was aber in Rousseau's Emil poetische Philosophie ist, eine liebenswürdige Allgemeinheit und Wärme, selbst bei den tyrannischsten Vorschriften

über Selbstsäugen, Mehlbrei, Fallhüte, Saugbeutel, das kam bei Basedow nur in systematischer und elementarischer Trockenheit zum Vorschein. Basedow's Erziehungsideal war die Erleichterung des Unterrichts. Seine Doctrin war Methodik. Das Ziel, das ihm vorschwebte, wurde allmälig statt des Kindes der Lehrer. Basedow bekämpfte die Illusionen; das war gut; aber er terrorisirte auch die Gefühle. Er riß mit dem wuchernden Unkraut der Phantasie zugleich die duftende Blume der Poesie aus. Statt den Humanismus durch den Realismus zu ergänzen, hob er den ersteren auf und setzte den letzteren an dessen Stelle. Sein Streben für Volksunterricht und Aufklärung des Christenthums verdient die Anerkennung jedes Freundes dieser Tendenzen; doch wurde durch die Einseitigkeit statt des alten ein neuer Dogmatismus aufgezogen. Jede Intoleranz, die uns an einen sehr weiten Glauben schmieden will, ist zuletzt willkommener, als ein Glaube, der überall zu eng ist und wo wir kaum mit den Armen in solche Oeffnungen hineinkönnen, die für unsere Beine gemacht sein wollen.

Die zweite Tendenz hielt der ersten das Gegengewicht und bildet die andere Anschauungsweise unserer Nation, die, in verschiedenen Fächern und Zeiten sich immer wieder erneuernd, noch heute ein wirksames und als Gegenmittel gegen das andere Extrem schätzenswerthes Recht hat. Goethe, ein Feind der Illusionen, achtete immer dies Recht und hat sogar im Anfang seiner Laufbahn versucht, dafür durch eine theologische Broschüre zu arbeiten. Doch die Wiederholung derselben Zirkel, in welchen sich alle theologischen Partheien bewegt haben und noch bewegen, ermüdete ihn, und er leugnete nicht, daß, während der Prophet der zweiten Richtung sich an der Wirthstafel in Koblenz gegen einen Tanzmeister im Zusammenhange aussprach, er keinen Anstand genommen hätte, einen gebratenen Hahn zu verzehren.

Wenn nun so die Zweige der laufenden Cultur hinter ihm zusammenschlugen, wohin entschlüpfte da unser Harzwanderer? Schon nehmen mancherlei Tendenzen in Religion und Philosophie einen stolzen, rauschenden Gang. Kant und Jakobi eröffnen Schulen. Die Geister erklimmen entweder die schwin-

delnde Höhe einer alle sinnliche Wahrnehmung überflügelnden Abstraction oder vergraben sich immer tiefer in die kleinen Ritzen des menschlichen Herzens und knüpfen an das Nächste das Entfernteste. Wenn nun auch Goethe sich keiner dieser Erscheinungen um so weniger entzog, da die Streitenden oft Miene machten, seinen Nahm in ihre Interessen hineinzuziehen, so hielt er sich doch außerhalb des Kampfes, Wirbel vermeidend, deren aufgeregte Resultate oft nichts Anderes als Staub waren. Seine Betrachtungen über diese Zeitphänomene beschränkten sich nur auf Parallelen und Vergleiche, angestellt zwischen dem Object dieser Kämpfe, der naiven Präsentation dieses Objects als eines Problems, und jenen undankbaren Mühen, eine Schale zu zerbrechen, wo ihm der Kern noch weniger zu gelten schien, als die Schale selbst. Im Faust sprach Goethe diese negative Theilnahme an der Philosophie am lebhaftesten aus. In den beiden Hauptgestalten des Gedichtes, Faust und Mephistopheles, zeichnet er zwei sich wechselseitig aufhebende Richtungen; einerseits den Drang, das Innere der Dinge zu erkennen, und andererseits das drängende Innere der Dinge selbst, das sich im Offenbaren und Aeußeren, in der Erscheinung zu begreifen sucht. Kern und Schale, beide treibt dieselbe Neigung. Sie weichen eine dem andern, um hier das Offenbare, dort das Verborgene zu sehen. In allen Erscheinungen der Natur und Geisteswelt nur Gesetz und Nothwendigkeit erblickend, unterwarf sich der Dichter den heiligen Schauern derselben und opferte ihnen die unruhige Freiheit des Gedankens. Er nahm die Philosophie und Religion als ein Kunstwerk, wo die beglückende Wahrheit des Gefunden! doch immer nur ein Resler der Individualität ist. Er ließ schwerlich ein System gelten, das für zwei Personen eine und dieselbe Richtschnur sein wollte. So fehlte es ihm in den höchsten Fragen der Menschheit niemals an Anknüpfungspunkten, wo seine Beobachtung frei von wirrer Debatte, doch auf Menschen und Dinge Schlaglichter der Speculation fallen lassen konnte.

Ob aber gleich den tumultuarischen Debatten seiner Zeit fern stehend, konnte sich doch Goethe auf der andern Seite nicht entschließen, nur die rein ästhetischen und künstlerischen

Gleiſe von Klopſtock, Wieland und den Andern mitzutreten. Vielmehr ergriff den Dichter, das eine ſuchend und das andere vermeidend, das Fremde verachtend und durch das Eigene gelangweilt, eine unbehagliche Stimmung. Es beſchlich ihn das Gefühl einer Iſolirung, die auf ſeinen Charakter, ſeine Lebensphiloſophie und ſeine Dichtung einwirkte. Goethe's Maxime war in dieſem mißlichen Gefühl immer die alte, die ihm früher ſchon den Schmerz der Liebe geheilt hatte, ſich tief in ſich ſelbſt zurückzuziehen. Man nennt's Egoismus. Es ſollte Verzweiflung genannt werden, die Verzweiflung, die ſich aus der Verzweiflung retten will. Wenn dieſe Rettung in der Liebe eine Erhaltung iſt, ſo iſt ſie im Leben eine Aufopferung. Dem Dichter bot ſich alle Welt an, er konnte über Tauſende eine Herrſchaft haben, die er verwarf, er entzog ſich ſeinen Jüngern und Freunden. Warum gaben ſie ihm den Lorberkranz? Aus Egoismus nur für das, was ſie an ſich ſelbſt für bekränzenswerth hielten und durch Goethe's Beiſpiel heiligen zu können glaubten. So riß ſich früheres und ſpäteres Leben immer gähnender auseinander. Er fühlte die kloffende Wunde und ſuchte Heilung an der Natur und an zufälligen Studien, an hunderterlei Abwechſelungen, in die er ſich ſtürzte, um das Steuerruder ſeiner ſelbſt nicht zu verlieren. Er verlor es nicht, aber eine große Veränderung war mit ihm vorgegangen.

Sie recht ſchlagend zu charakteriſiren, ſtelle man ihr nur die Vergangenheit gegenüber! In dieſer Beziehung ſind uns Goethe's eigene Berichte, namentlich über das Wiederſehen alter Freunde, von Aufklärung. Der Dichter hatte der Sache kein Hehl und war feſt überzeugt, daß das beſſere Licht auf den Neugewordenen falle und den Altgebliebenen in den Schatten ſtelle. Der Widerſpruch beider Perioden zeigte ſich in den Begegniſſen der Rheinreiſe vom Jahr 1792. Vielleicht konnte die üble Stimmung der entſchiedeneren Charaktere, die damals auf die Zeit wirkten, durch die unbehagliche, alle Gefühle verletzende Zeit entſchuldigt werden. Doch gab es auch Divergenzen, die auf Ueberzeugung beruhten und plötzlich in Goethe's Verhältniſſen das früher Gleichartigſte in diametrale Gegenſätze auseinander ſprengten. Vor zwanzig

Jahren, mit welchen Gemüthsstimmungen hatte der Dichter damals den Rhein besucht; wie gewann er die Gemüther, als ihm die frischesten Balladen im Herzen schlugen und er sie in Coblenz und Pempelfort aus seiner Schreibtafel vor den Freunden selbst recitirte! Damals blickten aus seinem Auge Melancholie und Sehnsucht und milderten jeden Auswuchs der Originalität, den man einem so sanft bewegenden Meister leicht vergab. Alles das war nun naturgemäß und für das Auge der anders Entwickelten dahin! Italien hatte dem unbestimmten Gefühlsdrange des Jünglingsmannes den vollsten Becher gereicht und ihn zurückgeführt von falschen, nun an der Quelle berichtigten Vorstellungen, von den zahllosen Allgemeinheiten des Idealismus auf Wahrheit, Erfahrung, die sichtlichen Schranken des Unsichtbaren, die Kunst, als eine Harmonie von Gesetzen. So entwickelte sich der Gegensatz, der keineswegs durchaus ohne sanfte Erregung des Busens, ohne weiche Stimmung des Herzens blieb. Aber die Garantieen der Haltung zum Leben mußten im Innern fest gegeben sein. So trat er in die alten Kreise bei Jakobi und der Gallizin, wo man die vorgegangene Veränderung wol vernommen, sich aber so gern von einem falschen Gerücht überredet und in dem alten Freunde — sich selbst wiedergefunden hätte. Man drückt ihm Iphigenien in die Hand. Er liest und giebt sie sogleich zurück, wie etwas, das ihm fremd geworden. Die Guten haben keinen Lebenstakt. Sie bringen Oedipus auf Kolonos — es ist unmöglich, Goethe kann nur hundert Verse lesen. Hier fühlte nun der Veränderte tief, wie die alte Zeit so kokett gewesen, wie man so gern seine Empfindungen zur Schau trug und sich sogar im Guten und Edeln, man möchte sagen, durch optische Vorrichtungen zu täuschen suchte. Goethe stellte seine eigene Gegenwart ziemlich schroff hin. Was er dachte und was ihn interessirte, besonders die praktische Naturbetrachtung, hob er hervor. Aber was sollten Kreise dazu sagen, wo man gewohnt war, das allgemeine Flimmern der Dinge und die Nebelhaftigkeit der Begriffe für hereinragendes Geisterleben zu halten, wo man sich sogar darauf vorbereitete, einst von der Natur zu behaupten, daß sie die Gottheit, statt zu entschleiern, verhülle? Hier mußte

Goethe mit seiner Urpolarität aller Wesen, welche die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen durchdringe und belebe, mit seinem Vitalprincip der Materie geradezu als ein Gotteslästerer erscheinen. Alle ferneren Berührungen waren für jeden Theil verletzend und mußten mit Seufzern endigen, die darüber ausgestoßen wurden, daß sich dasjenige, was sich achtete, nun nicht länger mehr lieben konnte.

In Münster glaubte Goethe besser daran zu thun, daß er sich zurückhielt. Doch verdarb er es dadurch nur noch mehr. Denn nun glaubte man, daß sich hinter seiner Beschränkung und der Centrifugalität seines Gespräches eine Gesinnung versteckte, die zu fürchten sein sollte. Goethe's Ansichten waren, noch ehe er sie aussprach, aus einem allgemeinen Gesichtspunkte, von welchem aus man ihn nur noch gelten lassen wollte, präoccupirt, und wenn er, erstaunt darüber, die beliebige Vorausnahme seines Urtheils nicht unterschreiben wollte, so verwirrte dies das Verhältniß nur noch mehr und endete mit einem Mißtrauen, das den Einen verletzte und die Anderen beschämte. Man mußte sich Prüfungen auferlegen, ob man dem Veränderten noch trauen dürfe, so gemischt waren die Empfindungen aus Ungleichartigkeit, Abstoßung und einem nichtsdestoweniger unverwüstlichen, wechselseitigen Interesse. Um sich selbst zu achten, mußte Goethe diesen Kreisen auf immer entsagen.

Keine Lebensphilosophie ist System. Sie besteht immer nur aus Maximen, einzelnen, durch Berechnung der Umstände und aller Reciprocitäten in bestimmten Fällen genommenen Maßregeln, unmittelbaren Eingebungen eines oft natürlichen, oft von der Erfahrung erlernten Taktes. So kann auch, wollte man die Grundzüge der Goethe'schen Lebensphilosophie geben, ihre Darstellung nur fragmentarisch sein und muß sich auf gewisse einzelne Thatsachen beschränken. Jeder Maler hat sich nach langer Uebung und Abstraction von Erfolgen, die mehr oder minder glücklich waren, einige sichere Handgriffe erobert, die sich nicht einmal an Andere überliefern lassen, weil sie sich kaum in bestimmten Worten ausdrücken. Denn das Meiste von diesen Erleichterungen ist individuelle Erfahrung, eine Berechnung, die nur für das

Auge und die Hand gerade dieses Künstlers und keines andern passen würde. Wo der Landschaftsmaler seine Gesichtspunkte aufsteckt, welch eine Richtung der Portraitmaler dem Profil des Sitzenden giebt, das sind keine traditionellen Vorgriffe, sondern Maximen, die eben so sehr auf Gewohnheit, wie Eingebung des Augenblicks beruhen.

Wenn nun hier in Betreff Goethe's Einiges von dem, was doch ohne Ausdruck zu sein scheint, hervorgehoben werden soll, so geschieht es weit weniger, um die Tiefe eines weisen Verstandes zu erschöpfen, als um hie und da etwas anzudeuten, das eben so sehr in der Zeit als im Individuum gelegen hat und den Genius des vorigen Jahrhunderts erklären hilft.

Auch das Genie nivellirt. Denn die Form, deren es sich bedienen muß, drückt es etwas zur Masse herunter, während der Inhalt, den es verarbeitet, die Masse hinaufhebt. Der Autor und die Menge begegnen sich in guten Jahren, wo die Literatur gedeiht, so, daß die Menge den Autor aufsucht; in mittleren so, daß sie sich auf halbem Wege entgegenkommen; in magern Jahren, wie in den jetzigen unter uns, daß der Autor der Menge schmeichelt und sie durch hundert Vorspiegelungen, von denen die sogenannte nationale und zeitgemäße Literatur manchmal nicht die geringste ist, zu gewinnen sucht. Nichtsdestoweniger kann es zu keiner Zeit an wechselseitigen Accommodationen fehlen, denn schon der Enthusiasmus des Beifalls hat allein die Macht, daß er die Sprödigkeit des Genius bindet und depotenzirt.

An dieser Stelle begann Goethe's Leiden. Er verachtete die Consequenzen des Ruhmes. Sie sind lästig; denn keine Huldigung wird ohne Interesse dargebracht. Ist nicht das schon Interesse, daß an dem Bewunderer die Fähigkeit, das Außerordentliche anzuerkennen, anerkannt werden soll? Will nicht jede dargebrachte Liebe, wenn nicht Erwiderung, doch Werthschätzung eintauschen, und ist es darum nicht oft ein größeres Glück, verkannt zu werden, als, wenn auch begriffen und gepriesen, doch vor keiner Zumuthung und falschen Deutung mehr sicher zu sein? Jeder Ausbruch der Bewunderung fügt zu

dem Stolze, den der Gegenstand derselben empfinden muß, einen schmerzlichen Dorn hinzu. In guten und bescheidenen Seelen ist schon die Anbetung Pein; lieber möchten sie alles Rühmliche ungeschehen machen und sich der Vergleichung entziehen, die zwischen der Aufgabe und der Leistung angestellt wird, zwischen dem, was man einmal gekonnt und was man nun immer wird können sollen. Stärkere Gemüther trauen sich zwar zu, daß sie sich selbst nie abhanden kommen werden. Aber sie werden erstaunen, daß der Enthusiasmus über sie mehr im Klaren sein will, als sie es selbst sind. Der Unmuth hierüber wird sie veranlassen, ihren zweiten Schritt nun gerade nicht nach der Richtung hinzunehmen, wo der erste Schritt den Schatten als Contur des zweiten hinzuwerfen schien.

Bei diesem Andrang der Verehrer war Goethe besorgt, sich selbst zuerst in Sicherheit zu bringen. Man wird sonst zerrissen von dem Volk, sie treten mir auf die Schuhe und beschmutzen mir die Kleider! Die Menge, die ihr Phantom anbetete, erschrak bald, nur einen Stellvertreter dessen zu finden, den sie erwartet hatten. Goethe, der die Ersprießlichkeit dieses Verhaltens merkte, trug dessen Beobachtung sogar auf die Idee selbst über. Alle seine Speculation war Empirie; Goethe besaß keine Dialektik; denn Dialektik ist diejenige Kunst, sich in die Speculation mit mehr oder weniger Individualität zu verlieren und aus diesem Mehr oder Weniger, dieser kürzern oder längern Perspective des Auges, dieser Wendung nach rechts oder links hin von einem einzigen Gedanken alle möglichen Resultate, Nüancen, stylistischen Schönheitsformen zu gewinnen. Zur Dialektik hatte Goethe nicht Wagniß genug. Er riskirte sich selbst nicht. Er war Naturforscher und hielt deshalb seinen Athem an, um an dem Experimente, das sich vor ihm entwickelte, nichts zu zerstören oder die Magnetnadel auch nur zur leisesten Abweichung zu bringen. Man verstehe mich recht! Ich spreche nur vom Voract des Nachdenkens und Forschens. Der Moment des Abschlusses war bei Goethe immer durch alle seine persönlichen Energieen integrirt. Der Moment des Goethe'schen Abschlusses erzeugte in der Wisserschaft das Dogma, in der Kunst jene lebenvolle Schönheit, die mit warmen und ge-

funden Pulsen durch die strahlendsten Gebilde des Dichters fließt.

Das Zweite lag schon näher; nämlich den Cultus und die Ceremonie zu verachten für Alles, was entweder mit dem Anspruch Wahrheit zu sein auftrat oder in der That als solche anerkannt wurde. Das Symbol setzt Gemeinde, die Gemeinde Unterordnung der Individualität voraus. Die meisten Denker, die aus der Wahrheit einen Lebensberuf machen, lassen sich wol darüber ein Patent ausstellen und würden gern nicht nur Gesetzgeber, sondern auch Richter sein. Die beiden Rollen, Gottheit und Apostel, sind fast immer in der Geschichte verwechselt worden. Man entdeckt eine Offenbarung, macht sich aber sogleich selbst zu ihrem Propheten, wol gar zu ihrem Gegenstande. Bei allen schwachen Personen erscheint die Wahrheit immer nur unter der Form der Ueberzeugung und nichts entwickelt sich dann schneller, als der Fanatismus der Ueberzeugung. Wie wenig Denker gab es, die ihre Resultate der Welt preisgaben und sie von Detaillisten verarbeiten ließen, während sie ihre Bahn weiter klommen? Sie glauben Alle, daß die Wahrheit eines Dienstes bedürfe, da es doch die Wahrheit ist, die frei macht. Sie mußten sogleich Erkennungszeichen haben, sogleich Stimmen sammeln auf Thatsachen, die oft darum die unbegründetsten sind, weil sie die Majorität für sich haben. Besonders wird das achtzehnte Jahrhundert durch diese Erscheinungen bezeichnet. Herrliche Genien, die sich wie Bergströme in schäumender Cascade von den Felsen stürzten und an der Sonne damaliger Denk- und Preßfreiheit ein strahlendes Schauspiel gaben, irgend ein Vorsprung wie eine Kanzel fing sie auf, hemmte den majestätischen Fall und lenkte die brausende Wassermasse auf Fluren und Triften, glatt und eben — in die Ebene!

Dieser vernichtenden Hingebung sucht Goethe auf hundert Wegen zu entschlüpfen. Er ließ sich durch keine Zeichen in Verwirrung bringen. Er beobachtete niemals jenen Cultus, der den Autoren eigen ist, daß sie hie und da in ihre Lebensbücher Ohren einknicken, um auf die poetische Beschränktheit vergangener Zustände zurückrauschen zu können

so wenig nützlich gewesen, daß sie eher die Gleichgültigkeit und Abspannung für dieses Genre als die Empfänglichkeit beförderte. Man nahm, um für die Gegenwart gewisse Sätze zu beweisen, Charaktere der Vergangenheit und entkleidete sie der Naivetät, mit der sie die Handlungen verrichteten, für welche man ihnen die Kleider des Bewußtseins anzog. Mit einer Absichtlichkeit, die nur durch den Drang der Umstände zu entschuldigen ist, ließ man sie in Wendungen und Ansichten sich ergehen, die nimmermehr in ihnen so klar und bewußt gelegen haben konnten. Die nächste Folge, da diese Heiden alle dasselbe bekennen und beweisen mußten, war ihre gewaltige Aehnlichkeit. Von grausamen oder zweideutigen Charakteren, wenn sie eine politische Märtyrerschaft beweisen konnten, wurde das Grausame und Zweideutige weggelassen oder auf die mildeste Art motivirt; denn unsre Schauspieler wissen sehr wohl, daß die Masse nur klatscht, wenn sie durch und durch edel sind und immer nur das Vollkommenste und Tugendhafteste bezwecken. Prutz versuchte z. B. im Karl von Bourbon einen Charakter zu geben, wie er wirklich geschichtlich war, er nannte Verrath Verrath, Leichtsinn Leichtsinn; aber da kam er auf der Bühne nicht weit. Den Darstellern zu Liebe machte er aus Moritz von Sachsen einen Auszug aller edlen Eigenschaften, überpinselte Verrath und

und in sich selbst sich selbst nicht zu vergessen. Goethe kannte die Wahrheit nur als Naturproduct, als ein organisches Phänomen, das auf eigenen Füßen steht und das einen innern, genugsam es bestimmenden Kern enthält. Das Organische folgt einem eingebornen Zuge und schließt sich aus Instinkt dem Verwandten an. Wozu also die Hast, daß sich die Menschen für neue Entdeckungen als Vorspann brauchen lassen? Wozu überhaupt der Tumult, der sich an neue Schöpfungen heandrängt und mit einer, wenig für unsere Culturreise sprechenden Einseitigkeit sogleich mit allen Gefäßen des Hauses gelaufen kommt, um auszuschöpfen und einzusammeln? Man wird diese Richtung an Goethe seine Spontaneität zu nennen haben.

Goethe's Empirie war egoistisch, aber er kämpfte für einen Egoismus, den man menschenfreundlich genug sein muß Allen zu wünschen, nämlich den Egoismus der Gesundheit. Ja, es wäre eine Aufgabe, die ein geistreicher Arzt noch zu lösen hätte, den Antheil zu bestimmen, welchen an der allmäligen Entwicklung des Geschichts- und Menschheitszweckes das Befinden des Körpers und der Seele hat. Man sollte nachweisen, wie viel Wahnsinn auf Rechnung der historischen Wahrheiten kommt; wie viel physisches Wohlbefinden die Menschheit abtreten mußte, um eine Bereicherung ihrer Kenntnisse und geistigen Besitzthümer dagegen einzutauschen. Eine Weltgeschichte vom medicinischen Standpunkte müßte eine der größten Erweiterungen unserer Selbsterkenntniß sein. Man brauchte nicht so weit zu gehen, wie der Hypochondrist von Genf, der die Wissenschaften für eine Vergiftung der Gesellschaft erklärte, dieselben, die ihm doch dazu dienten, diesen kühnen Satz mit so glänzender Wahrscheinlichkeit zu vertheidigen. Aber wer kann sich die Sturm- und Drangperiode, namentlich die romantische Schule ohne Uebel denken, die eine wechselseitige Bedingung von Leib und Seele herbeiführten? Der arme leidende Novalis! Goethe erlebte Beispiele outrirender Genialität, und wie lange siechte und fieberte er nicht selbst an seinem Idealismus! Noch während der ersten Weimarer Epoche schrieb Wieland an einen Freund, daß er Goethe's Ruhm nicht um den Preis seiner Körperleiden

erkaufen möchte. Die Erfahrung allein heilte hier vielleicht nicht, aber sie wurde Präservativ. Von jenen Aufwallungen, die das im Geiste Neue auch in den Nerven und Adern hervorbringt, suchte sich Goethe allmälig zu befreien. Keine Ideenassociation durfte auf ihn eindringen, ohne vorher Quarantaine zu halten. Nach jeder Durchwühlung fremder Begriffsamalgame wechselte er die Kleider und zog die alten nicht wieder an, bis sie von der Gleichgültigkeit durchgeschwefelt waren. Ja wenn man sieht, daß Goethe gewissen Tendenzen, z. B. manchen romantischen, wo er nur konnte, aus dem Wege ging, so muß man glauben, daß er von ihnen unmittelbare Ansteckung fürchtete. Und ich würde mich nicht irren, wenn ich bemerkte, daß Goethe irgendwo geäußert hat, man könnte den Geist eines Buches schon an dessen Geruch erkennen.

Goethe nahm an Allem Theil, wies unbedingt auch nur wenig von sich zurück. Doch wenn er Gegenstände der Philosophie, Religion und Geschichte verhandelte, so mußte er sie vorher in seine eigene Sprache übersetzen. Ich glaube sogar, daß Goethe schwer begriff. Zeitlebens scheint er mir eine von ihm für seine Jugend eingestandene Unbeholfenheit behalten zu haben, wenn es sich um Dinge handelte, die eine unmittelbare Einwirkung auf etwas Zuständliches in ihm in Anspruch nahmen. Goethe's dogmatische, thetische und objective Principien machten aus ihm einen eben so großen Dichter und Künstler, wie vielleicht einen unzulänglichen Dialektiker. In der Debatte entfernte sich Goethe nie vom Ziele, stellte Sätze auf und verlangte von seinem Gegenüber solche, die sogleich die objective Nagelprobe bestehen konnten. Mit Thesen, Ober- und Untersätzen, Verwicklungen, Flankenbewegungen, Zirkelmanövers sich weit über die Gegenstände hinaus zu wagen, war seine Sache nicht. Frau von Staël mit ihren bizarren Plänkeleien und lustigen Wortgefechten, mit Debatten, die sie nur um der Rede willen begann und die doch der Rede vielleicht nicht werth waren, machte ihm Noth; er brach das Gespräch ab und wies ihr nicht ohne deutlichen Fingerzeig die Thür. Wenn sich Goethe auf sich selbst verließ, so sage ich nicht (wie könnte ich das!), daß hier ein Unvermögen vorhanden war. Er war ein Freidenker, der die Schule ver-

achtete. Der Thurmbau der Systeme endete ja auch mit einer so totalen Sprachverwirrung, daß bei Fichte dasjenige Steine hieß, was man bei Jakobi Kalk nannte. Hier mußte man kämpfen, seinen eigenen Sprachschatz nicht zu verlieren. Man mußte sich drängen, die prahlerischen Assignate der Philosophie in baare Münze, selbst in die kleine, aber klingende Münze des gesunden Menschenverstandes umzutauschen.

Das Princip der Aneignung bestimmte Goethe, nichts über oder neben sich als menschlich anzuerkennen, was nicht zugleich in ihm war. Goethe verfuhr mit seinem Individuum haushälterisch. Er spaltete es nicht, verschleuderte es nicht, er hielt alle Zügel straffgezogen und verlor sich als Ganzes in keinem seiner Theile. Das Endziel dieser Maxime war der Besitz und das Mittel dazu die Verjüngung. Was ich mein nenne, das macht mir nur eine Sorge, es zu bewahren. Diese Sorge ist äußerlich und absorbirt das Gemüth nicht so heftig, wie das erste Bestreben, es mir anzueignen. Alle unbestimmte Sehnsucht löst den Verband der geistigen Theile im Individuum auf und treibt sie nach einem einseitigen Abhange hin. Goethe, innerlich etwas zu verlieren fürchtend, suchte sich dadurch zu schützen, daß er äußerlich Alles zu besitzen trachtete. Wenn er sich das Entlegenste nicht verweigern und die Unerreichbarkeit desselben nicht dulden konnte, so wollte er, daß er da, wo sich ihm die Künstlerschaft verweigerte, doch wenigstens Liebhaber war. Erst der Liebhaber, der seinen Wünschen nichts versagt, kann das Idealische genießen, weil es seine Natur ist, es sogleich, wenn nicht innerlich, doch äußerlich zu besitzen. Goethe hat naiv eingestanden, daß ihn Kunstwerke erst beruhigen, wenn sie sein Eigenthum sind. Man sage nicht, daß sich mit dem Eigenthum die Lust zufrieden gegeben und die bewundernde Sehnsucht abgeschlossen hätte. Er konnte oft nur Copieen, Abdrücke, Pasten bekommen und mußte sich doch darüber aufregen, daß zwischen dem Original und der Nachahmung eine unendliche Kluft lag, die er nicht auszufüllen vermochte.

Eine neue ungeschlachte und banausische Darstellung der Goethe'schen Dicht- und Denkweise wirft ihr vor, daß sie sich vom Straßburger Münster eine Scheinkapelle gewünscht hätte.

Nur Leidenſchaftlichkeit konnte aus dieſem harmloſen Wunſche ein Goethen charakteriſirendes Verbrechen machen. Wäre jene Kritik im Stande, mit einer ſich ſelbſt beherrſchenden Prüfung fremde Individualitäten und Charaktere im Zuſammenhang zu erfaſſen, wäre ſie nicht überall, wo die Leidenſchaft durch Gründe entſchuldigt oder unterſtützt werden müßte, die Eingebung des Dilettantismus, ſo würde ſie ſich jenen Wunſch aus dem künſtleriſchen Princip Goethe's haben erklären können. Dem Straßburger Münſter hat ſich Goethe immer mit Andacht hingegeben. Doch wußte er, daß es eine ſchönere Verehrung dieſes Wunderwerks wäre, das Genie ſeines Erbauers von Sims zu Sims zu verfolgen, als nur patriotiſche Phraſenwäſche zum Trocknen an die Spitzthürmchen aufzuhängen. Goethe wollte das Erhabene nicht nur fühlen, ſondern auch verſtehen. Darum verjüngte er das Große und modelte das Ungeſtalte. Die Welt in ihrer Größe würde ja bald unſer Herz zerſprengen. Man braucht die Peripherie nicht, wenn man den Durchmeſſer hat.

So ſteht denn Goethe mit dieſem glänzenden Harniſch, deſſen Schuppen und Schienen wir aus Thon flüchtig nachzuformen ſuchten, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gerüſtet da. Doch wühlte in ſeiner Bruſt, trotz aller Philoſophie und Reſignation, ein herber Schmerz, ein gemüthliches Unbehagen, für welches er nur feindſelige polemiſche und wenig überlegte Worte finden konnte. Es beſtätigte ſich eine allgemeine Erfahrung. Man dämmt gegen das Uebel, das ſpätere Zeiten Weltſchmerz, Zerriſſenheit nannten, mit Schutt und Trümmern jeder Art den Weg, man ſchließt ſich in den Bann der Verachtung ein und wagt ſogar zuweilen einige Ausfälle gegen die belagernde Macht; aber vergebens; aus dem Herzen floh der Friede, aus dem Gedächtniſſe wichen die ſchattigen Ruheplätze; der Tag ſteht mit drohenden Worten vor der Thür und pocht trotzig auf Einlaß, der nicht mehr zurückzuweiſen iſt. Das Ungewitter mag noch einmal verziehen! Man wirft ſich irgend einer zerſtreuenden Beſchäftigung in die Arme, man leugnet die Gefahr hinweg, da man ſie nicht ſieht. Was hilft's? Während man den Strom in weiter Ferne rauſchen zu hören glaubt,

ist er schon unter deinen Füßen und du treibst hülflos auf stürmischen Wogen dahin.

Mit entsetzlicher Anstrengung hatte Goethe gegen das Unbehagen, das aus der Zeit kam, gekämpft. Er hatte sich selbst geopfert, um des bittern Schmerzes ledig zu werden. Denn jene im Vorhergehenden geschilderte Lebensphilosophie, die hier einen ganzen Menschen revolutionirte, was ist sie anders, als eine Trennung des Mannes vom Jüngling, der Zukunft von einstiger süßer Erinnerung, des Kopfes vom Herzen? Goethe empfand diese Rührung nicht, weil er ein Charakter war; aber den Schmerz. Seine Berechnungen mißglücken. Alles um ihn her zuckt mit Nadelspitzen auf seine Nerven, und selbst das alte Mittel, durch Productionen sich zu retten, schlug fehl. Denn Großkophta, Bürgergeneral, die Aufgeregten, die Ausgewanderten, Hermann und Dorothea sogar schleuderte er aus seinem Schiffe, wie Ballast, um es oben zu erhalten. Aber die Zeitgenossen verziehen keine Miene. Neue Waffen, die Natur! Es ist zu spät, die Geschichte schlägt ihn zurück und ein Geist, der seinem Jahrhundert vorangeeilt war, muß noch dem letzten Decennium desselben — unterliegen. Die Thatsache zerreißt das philosophische Gebälk, auf dem er steht. Der schwankende Tritt tastet keinen Boden mehr, und man muß auf Augenblicke sehen, wie die Wellen der Vergessenheit über Goethe's Haupt zusammenschlagen.

Literarhistorisch ist dies nach Stunden und Jahren nachzuweisen.

IV.

Die Zeit hat ihre Lieblinge. In ihren weitbauschigen Mantel hüllt sie die Auserwählten ihrer Gunst, trägt sie über die Fluthen der Begebenheiten, setzt sie in sicheren Gegenden ab und holt sie sich wieder, wenn der Sturm verzogen ist und sich's wieder im Schooße des Glückes betten läßt.

Goethe hatte sich einer solchen Pflege und Wartung des Schicksals nicht zu erfreuen. In den Tagen der Ruhe hatte

er unterlassen, sich die Zeit zum Freunde zu machen. Statt den stolzen Nacken zu ihr emporzuheben, vermied er und beleidigte er sie; er hatte es für größer gehalten, den Umständen zu trotzen, als sich für die Zukunft bei ihnen einzuschmeicheln.

Wüßten wir nicht, daß das neunzehnte Jahrhundert in seinen Institutionen und geschichtlichen Aeußerungen um so viel poetischer ist, als das achtzehnte gerade in diesem Betracht prosaisch war, so würden wir nicht begreifen, wie sich in so kurzer Zeit alle Gesichtspunkte der Literatur umwerfen konnten. Früher hielt man es für genialisch, der Zeit auf den Fuß zu treten, ihr den Sand aus dem Stundenglase zu verschütten, im gelindesten Falle sie zu ignoriren. Jetzt dagegen wird für die Weihe des Genies gehalten, die Freundschaft der Zeit besitzen, ihr Jünger, Vertrauter, ihr Herold und Apostel zu sein. Goethe hatte sowol für seine persönliche Beurtheilung, wie für den Charakter seiner Poesie das Unglück, unter diesem Wendepunkte zu leben und von Ereignissen in einem Kreise gewirbelt zu werden, wo man nicht mehr weiß, ob im Januskopfe das jugendliche Angesicht der Zukunft oder das Profil des Greisen der Vergangenheit angehört. Wo ist Herrscher oder Sklave? Gehorchtest oder befahlst du?

Aus den historischen Widersprüchen, in welche auf jenem Wendepunkte die ausgezeichnetsten Befähigungen in der deutschen Geisteswelt verstrickt wurden, schreibt sich der unbehagliche Eindruck her, den noch heute die deutsche Literaturbetrachtung erzeugt. Wenn wir selbst an den glänzendsten Entfaltungen deutscher Wissenschaftsbestrebungen selten eine recht lachende, nationale Augenweide gehabt haben, wenn uns noch immer die Zwiespältigkeit der Meinungen stört, wenn die Lust an dem Einen durch die gehässige Polemik des Andern vergällt wird und zuletzt die Nation von den Ideen selbst zwar viel Ehre, aber wenig Vortheil zog; so ist es, weil sich unsere glorreichsten Bestrebungen gewöhnlich in dem Charakter der Zeit irrten und von der Masse eine mit den Umständen ganz disharmonirende Hingebung verlangten. Jene schreiende Dissonanz, als die Kunst und die Geschichte so feindselig zusammentrafen, verwirrte zuerst die Kunst selbst, er-

zeugte jene Haarspaltungen der ästhetischen Tendenzen und künstlerischen Theoreme, die sich besonders in Goethe's und Schiller's Briefwechsel in einem fortwährenden Zirkel bewegen, lähmte darauf die schöpferische Productivität unseres größten Dichters, der in einer so unruhigen Zeit, um nicht mit fortgerissen zu werden, sich entschließen mußte, sich in sich zurückzuziehen und in sich den Dichter nur zu einem Theile seines Menschen zu machen. Noch immer hallt diese Dissonanz in unseren Zuständen fort. Es wird lange währen, ehe wir aus diesen widersprechenden Thatsachen sowol die richtigen Urtheile, wie die weiseren Entschlüsse gezogen haben werden.

Man spricht von der großen Geschichte, von dem großen Jahrhundert, von der Dichterin Zeit, die Alles überflügle. Aber wie wenig die Literaturen auf den Umschwung der nationalen und ästhetischen Begriffe vorbereitet waren, wird man am passendsten aus einer Vergleichung erkennen, die noch nicht angestellt worden ist. Was hat Frankreich durch seine großartige Geschichte für seine Literatur gewonnen? Unsere Rigoristen wollen, daß uns die Schmach hätte begeistern sollen. In Frankreich, sollte man denken, hatte der Ruhm sogar noch einige Schritte vor der Schmach voraus. Der Ruhm konnte ohne viel Ueberlegung zum Griff in die Leier begeistert sein. Wo sind in Frankreich diese großartigen Schöpfungen einer in der Zeit siegestrunkenen Phantasie? Wo sind die ingrimmigen Lieder des Sängers, der mit republikanischen Reimen gegen die epischen Stanzen der Napoleon'schen Monarchie gekämpft hätte? Was ließ selbst die Revolution außer André Chénier zurück?

In Frankreich bringt der gleichzeitige Weltruhm folgende Verse des Herrn Alissan de Chazet hervor:

Napoléon, de ton image
Louise a reçu l'heureux don;
Puisses-tu, par un autre gage,
Chez nous éterniser ton nom!

Herr Delrieu sang:

Je veux que désormais la France et l'Ausonie
Dans le *nouvel Alcide* admirent ton génie,
Adorent tes vertus;

En dépit d'Albion, que l'univers respire!
Pour toi, pour tes neveux j'éternise l'empire
De *Trajan*, de *Titus!*

Und bei Gelegenheit der Vermählung des Kaisers mit Marie Louise schmeichelte Herr Desaugiers:

Viens-t'en, Fanchon, viens-t'en vite aux Tuil'ries!
L'concert commence et j'ny soumm' pas encor.
Ah! pour chanter *leurs Majestés chéries*
Coeurs, instrumens, tout est bientôt d'accord.

Man wird sagen, die Herren Alissan de Chazet, Delrieu und Desaugiers waren keine großen Geister; aber die Herren Fontanes, Jay, Jouy u. A. galten dafür und was gaben sie? Wie verlegen und unbeholfen ist selbst Chateaubriand der damaligen Zeit gegenüber, in welcher er der einzige schriftstellerische Charakter war und überdies noch von einer Frau übertroffen wurde, der Staël! Man täusche sich nicht; die Einsichten über das Verhältniß der Kunst zum Leben kamen spät.

Deutschland besaß glänzendere Mittel als Frankreich, um die allgemeinen Ideen und Thatsachen der Wirklichkeit auszusprechen. Allein um das Einzelne zu fassen, fehlte es bei uns an der Erfreulichkeit und dem Wohlthun desselben; um das Allgemeine, fehlte es noch an einer übersichtlichen Abrundung, welche die sich damals drängenden Ereignisse erst später erhielten. Die beiden Jahrhunderte lagen noch in ihren Widersprüchen so wenig grell vor Aller Augen, daß sich sowol in Frankreich wie in Deutschland die Zeitpoesie der alten herkömmlichen Formen bediente und um neue Dinge einstweilen noch immer abgetragene Gewänder schlug, Frankreich die mythologische Garderobe des Parnaß, Goethe schon wieder seine Prometheastereien im Epimenides. Kurz dasjenige, was man die neue Poesie nennen kann, die Schule Byron's, die französische Neuromantik mit ihrem Odenschwung, nebst den deutschen Bestrebungen, das Gegenwärtige, Lebendige, in den Zeitgenossen Wurzelnde wiederzugeben, diese Revolution der ästhetischen Begriffe und Ideale beginnt erst mit dem Tode Napoleon's. Denn mit diesem

Augenblick wurde in die Geschichtschreibung poetische Gerechtigkeit eingeführt.

Ueberdies hat Deutschland eine außerordentliche Erscheinung erlebt. Wenig Zeiten waren von künstlerischen Interessen so sehr eingenommen, wie gerade die historisch aufgeregtesten im Anfang unseres Jahrhunderts. Die beiden Tendenzen unserer Literatur, die sich an die Universitäten Jena und Heidelberg knüpfen und die sich später in Berlin vereinigten, schlossen sich unmittelbar an die rastlose Productionslust an, der durch einen frühzeitigen Tod Schiller entrissen wurde, und die sich auch, fast möchte man sagen, durch die moralische Ansteckung des Gewissens Goethen mitgetheilt hatte, der mitten im Getümmel der sich drängenden Ereignisse seine prosaischen Meisterwerke zeitigte. Wo konnte wol bei so lebhaften Bestrebungen in Kunst, Philosophie und empirischer Naturbetrachtung das Gefühl einer Isolirung und eines neu einzuschlagenden Weges durchbrechen? Goethe war mit Schiller in einen lebendigen Rapport getreten. Schiller repräsentirte das allgemein Menschliche und die Geschichte, Goethe das Individuelle und die Natur. Diese entgegengesetzten Principien kämpften mit friedlichen Waffen und brachten zu Gunsten der ästhetischen Technik und der Erziehung zum Poeten Resultate hervor, die sich, bei allem Bezuge auf die Zeit und ihre Verhältnisse, doch immer nur in den Traditionen der alten formellen Literaturgeschichte bewegten. Ach ja! Es waren unglückliche Zeiten, die sich zu trösten, aufgeregte, die sich zu beruhigen hatten. In die schattenreichen Haine der Gedankenwelt flüchtet man sich vor der glühenden Mittagshitze und träumt mit dem Vogel, dessen Gesang wir uns zu deuten suchen. Man will in allen tyrannischen Zeiten die Garantie seiner natürlichen Freiheit retten. Wo die Menschen nur noch Bürger und Krieger sind, wo sie nach Tausenden und heerdenweise vertheilt werden und Gesetzen sich fügen müssen, welche die Natur verleugnen, da lechzt man nach Natur, nach jener Blöße, in welcher wir geboren wurden, nach jener Verantwortlichkeit, die einst vor Gottes Thron wahrlich niemand an unserer Statt übernehmen wird, sondern wo wir für uns selbst

ſtehend, mit niemanden als mit Gott unter vier Augen zu reden haben. Dies Band der freien Selbſtbeſtimmung, der Verantwortung für uns ſelbſt iſt das Gewebe der Literatur. Tempel bauen ſich auf, wo wir, von den Dienern Baal's ungeſehen, den heimiſchen Göttern opfern dürfen, Katheder, wo unſere Hoffnung als Weisheit gelehrt wird, eine andere Welt, in der wir geiſtig leben und mit immer feſter werden dem Fuße wandeln. Die Literatur und Kunſt iſt jene Religion, welche uns mit der Gottheit unter vier Augen läßt.

Doch genug der Schilderung des Alten! Die neue Zeit iſt gekommen, und wieder — knüpft ſie an Goethe an. An den Goethe des achtzehnten Jahrhunderts, an den Goethe im Wendepunkt des Jahrhunderts! Das erſte Drittel unſeres Jahrhunderts iſt verronnen. Welches werden die Reſultate ſein, die ſich im letzten Drittel zu bethätigen haben?

Von den politiſchen rede ich hier nicht. Alle literariſchen Definitionen ſind wie auf der Flucht. Was ein Geſetz geweſen zu ſein ſcheint, hat ſeine Geltung verloren; was eine Schlußfolgerung war, ſieht ſich vergebens nach ihren Vorausſetzungen um. Die Thatſachen der Literatur ſchweben in der Luft. Alle Paragraphen ſind wie die Nummern eines Lotto zuſammengewürfelt, aus welchen nur noch der blinde Zufall Nieten und Gewinne zieht. Einiges, was ſich beſonders ſicher dünkt, ſtreckt ſich wol mit vornehmer Behaglichkeit auf dem Ruhebette und ſchleudert ſeine Urtheile von ſich. Schelling — Hegel — was hat die Welt, wenn der eine von beiden ſiegt? Wenn dieſer Kampf entſchieden iſt, wenn jeder erſt geſagt hat, was er will, was werden wir hören? Warum verachtet ihr eure Zeitgenoſſen? Warum haltet ihr ſie auf? Warum verlangt ihr ſo breite Dimenſionen der Anerkennung? Und wie ihr, ſo Alle, die, um das Wort zu haben, tauſend Worte verlieren und, wenn ſie es endlich haben, dann verſtummen werden!

Dieſe Stummheit hat etwas Tröſtendes. Denn ſie erleichtert uns die Rechnung, wenn wir alle Ideenpoſten unſerer Zeit anſetzen und daraus ein Facit für das Jahrhundert ziehen wollen. Wenn ihr ſtumm ſein werdet und dann nichts ſein wollt, als was ihr ſelbſt ſeid, dann werden wir

Treubruch, versöhnte Freund und Feind, motivirte den Egoismus durch die allgemeine Vaterlandsliebe und die deutsche Freiheit, und Julius Mosen machte es mit seinem Bernhard von Weimar und Johann von Oesterreich nicht besser. Sie sind alle liebenswürdig, alle vortrefflich, diese Heroen, [illegible] von der idealen Vollkommenheit ab, in der sich unsre ersten Helden und Liebhaber vor den Lampen allein gern präsentiren mögen, alle sterben mit großen Phrasen von Selbstaufopferung, für Völkerwohl und Freiheit, und das Ende vom Liede ist, daß sich von allen diesen schönen Vorwürfen des historischen Drama's keine Ausführung so erhalten wird, daß wir mit ihnen unbeschadet der vielleicht sehr anerkennenswerthen sonstigen dichterischen Intentionen wirklich fertige, metallene, ausgegossene, geschichtliche Gestalten für die Poesie gewonnen haben.

Zu diesen Beschönigungen wurden wir freilich durch den gedrückten politischen Zustand, dem wir uns zu entringen anfangen, so zu sagen gezwungen. Gerade der deutschen Geschichte wendet sich das vaterländisch gesinnte Gemüth des Dichters zu, man macht an ihn sogar die Forderung, gerade dies Gebiet mit seinen auferweckenden Zauberfarben zu beleben, und welche Rücksichten, welche Schwierigkeiten waren und sind hier zu überwinden! Die

nur wenig zu addiren haben. Faßt man die Spitzen ſo zahlloſer Pfeilbündel, die Ziele dieſer hitzigen Beſtrebungen des Pietismus, der Scholaſtik, des Liberalismus u. ſ. f. zuſammen und ritzt dann wirklich nur ſo flüchtig die Haut der Zukunft? Das iſt vortrefflich. Da muß die Wahrheit unſeres Jahrhunderts gerade zwiſchen dem Extrem der Revolution und den Lehrbüchern eurer Philoſophie mitten inne liegen.

Die Philoſophie unſerer Tage fühlte es, daß ſie eine Beſtimmung von ſich ausſprechen müßte, welche über die blos formelle Debatte und ihre eigene Ausſchließlichkeit hinaus läge. Sie fühlte, daß man mit ſo gierigen Armen nicht in das Herz der Nation greifen dürfe, ohne daß etwas Anderes in ihren Händen läge, als das Blut ihrer Gegner und ihr angemaßter Ruhm. Wohin rafft ſich endlich dieſe Philoſophie auf? Ueber die Inhaltloſigkeit ihrer ehemaligen Behauptungen erſchreckend, fühlt ſie, daß ſie etwas thun müßte, was tüchtig und erfreulich iſt oder, wie Goethe ſagen würde, was den Hund vom Ofen lockt. Seither regnet es einen Strom von Beweiſen für die Unſterblichkeit der Seele und die perſönliche Fortdauer. Ich mag dieſe moderne Oſtermorgenfrage hier nicht aufnehmen, weil ſie nicht hieher gehört; aber ſie iſt ein Symptom, nicht gerade vom Fortſchritt.

Der kleine Zirkel, auf den Alles ankommt, heißt: Wer ſind wir? Wozu? Von wem? Wohin? Die großen Sphären der Philoſophie tanzen um dieſen kleinen Zirkel, ohne ihn an irgend einem Punkte ſeiner Peripherie zu berühren. Man muß Tangenten ziehen. Man muß beweiſen, was iſt die Aſche, in welche dereinſt unſer Kopf, der ſtolze Weltdurchſegler, unſer rüſtiger Arm, unſere Real- und Sprachkenntniſſe zuſammenſinken? Nur Muth, ihr neueſten Unſterblichkeitslehrer! Wühlt in dem Staube und ſichtet ihn durch das Haarſieb eurer Dialektik! Bleibt auch nichts zurück, ſo läßt ſich dieſem Nichts, das die Welt erſchuf, doch immer noch ein Name geben; purpurn, ſchimmernd beim Phantaſten; wild, hoffnungsgrün beim Dichter; grau, geiſterhaft beim Exorciſten; gelb, intolerant und excluſiv beim Zeloten. So ſehen wir mit einem Male die Philoſophie auf jene alten

Fragen reducirt, die sie sich von den Leichensteinen der Friedhöfe ablieſt. Die Schulen sind geschlossen, die Lehrer wandeln in Mondscheinsferien, die Jünger lauschen an der zugefallenen Pforte, und aus den transparenten Irrlichtern der modernen Unsterblichkeitstheorieen, die über den Gräbern hüpfen, setzen sich die identischen Worte zusammen: Wir sind, was wir sind; gebt Gott die Ehre!

Mehr oder weniger, in diesen Dingen den aufrichtigen Humor der Verzweiflung, wollte ja auch Goethe nicht. Hier erst ist der Ort, wo man wieder des weisen Dichters helle und klangvolle Stimme vernimmt, aus welcher eine gesunde und lachende Weltbetrachtung spricht. Zwischen jenen philosophischen Systemen, die sich so sehr verrechnet hatten, daß sie die Unsterblichkeit der Seele alle als etwas Vergessenes nachholen zu müssen glaubten, wandelte er nach einem Ziele, das sich der Genius des Jahrhunderts gesteckt zu haben scheint. Weder die Freiheit, noch die Gesetzmäßigkeit des Gedankens will ich nennen, weil man damit andere Begriffe verbindet. Es ist aber die Autonomie des Gedankens, in speculativer wie in ästhetischer Hinsicht.

Das Ziel ist mit wenig Sätzen ausgesprochen:

Befreiung des Gedankens vom System und den dogmatischen Formeln.

Der Irrthum als Chance des Denkens, wenn dasselbe nur die Wahrheit des Individuums und die Schönheit der Form hat.

Nur diejenige Wahrheit ist schön, die eine individuelle ist.

Die Tendenz ist lobenswerth, ja nothwendig; doch wird ihrem Gedanken als dem Gedanken der Allgemeinheit, entweder die Wahrheit oder die Schönheit fehlen.

Wer mich Gott nicht mit Händen greifen läßt, darf nicht zürnen, wenn ich meinen Augen mehr traue, als den seinigen.

Statt angemaßter Wahrheiten gebt bescheidene Ueberzeugungen! Bescheidene Ueberzeugungen sind solche, die keine Verpflichtungen sind.

Endlich erlaube mir jeder, der mich nicht geschaffen hat, da meinen Schöpfer zu suchen, wo ich ihn finde!

Durch diese Gedankenverbindungen, die Goethe mit angehören, zählt derselbe zum neunzehnten Jahrhundert. Ich wüßte

auch nicht, worauf man in Zeiten einer allgemeinen Begriffsverwirrung anders zurückkommen will, als auf die Natur, die Gesundheit, die Freiheit, den besten Humor und auf das, was niemand machen, geben, nachahmen kann, das Genie.

Goethe hat sich im Anfang dieses Jahrhunderts von allen Liebhabereien desselben entfernt gehalten, sowol von dem Nifl- und Muspelheimer-Himmel der Nordlandsreckenromantik, wie von der blauen Blume Hardenberg's, der Indomanie der Schlegel, die sich beide im Ganges von ihren literarischen Sünden reinigen wollten. Allen diesen Bestrebungen lag in der That eine gewisse Verwandtschaft mit Ideen der Zeit, ja sogar eine Sympathie mit dem Schicksale der Nation zum Grunde; aber es war von einem vollendeten Charakter nicht zu erwarten, daß er aus Patriotismus seinen Geschmack verderben sollte.

Alle neuere Poesie in Deutschland hat einen Ton angenommen, der etwas Conventionellem angehört*). Sie lehnt sich an allgemeine Thatsachen und Begriffe. Doch sind diese zuweilen erhebender Natur. Sie können den durch sie angeregten poetischen Empfindungen eine heilige Weihe und Wirkung geben. Durch eine sinnige Behandlung ihrer nächsten Interessen sind ja die Menschen bald gewonnen. Jene poetischen Trompeter, die den Zügen der Tendenzen voranreiten, gekleidet in die Livree der Kämpfenden, sind die Augenweide der Masse, die sie mit Ruhm bezahlt. Sie nützen, sie erfreuen, sie schmeicheln, sie kosten wenig.**) Sie kosten keine alten Traditionen, keine uns liebe Philosophie oder Religion; sie beeinträchtigen Wenige in ihren alten Besitzthümern. Das Genie aber kostet die Menschheit etwas. Da muß immer ein Stück Religion, Philosophie oder Wissenschaft zu Grunde gehen. Diesen Schaden wird das Genie freilich später aus seinen Mitteln ersetzen.

Zu dieser Wohlfeilheit gewisser Tendenzen gesellte sich seit Herder der große Nachdruck, den man auf die Unterscheidung

*) Spätere Anmerkung. Die Dorfgeschichte und Verwandtes existirten 1836 noch nicht.

**) Spätere Anmerkung Auch die politische Lyrik kam erst später.

der Nationalliteraturen legte. Studium und Intereſſen vereinigten ſich, die Literaturen unter allgemeine Kennzeichen zu bringen. Der Begriff des Nationalen legte ſich wie ein Reifen um die Anſchauungen des Poeten und drückte ſeine Bilder und Gedanken auf einen kleinen Mittelpunkt zuſammen, der ungefähr dem Durchſchnittswerthe der Allgemeinheit gleich kam. Die Nation will ſich in der Literatur beſpiegeln: ſie will, daß die Literatur die jeweiligen politiſchen, religiöſen, moraliſchen Zuſtände derſelben ausſpreche. Man will ſich in den Weiſen des Dichters wiederfinden mit ſeinen kleinen und großen Leidenſchaften, mit Frau und Kind, wie dieſe in ihrem Beſuchszimmer in Conterfei hängen. Dem, was Alle fühlen und denken, ſoll der Dichter nur die ſchöneren Worte leihen. Man ſagte damals: die Zeit iſt wie eine Rieſenharfe ausgeſpannt, aus welcher jeder einzelne Dichter ſich einen Ton auffangen müſſe für ſein eigenes kleines Inſtrument.

Es iſt durch den Erfolg entſchieden, wie wenig befruchtend und anregend jene Lehren wirken konnten. Wir ſehen es. Ueberall Productionsohnmacht.

Die Weltliteratur will die Nationalität nicht verdrängen. Sie verlangt nicht, daß man ſeinen heimiſchen Bergen und Thälern entſagt, ſich an kosmopolitiſche Bilder und fremde Landſchaften gewöhnt. Die Weltliteratur iſt im Gegentheil die Garantie der Nationalität. Wenigſtens wird ſie Manches vor einem europäiſchen Forum möglich machen, was noch in der Heimath unzuläſſig ſcheint. Die Nationalität wird durch den weltliterariſchen Zuſtand nicht aufgehoben, ſondern gerechtfertigt. Der heimiſchen Literatur wird das Urtheil und die Geburt durch ihn erleichtert, wie namentlich in Deutſchland die Vorausſetzungen einer nationalen Literatur ſo ſehr erſchwert ſind, daß man bei uns noch über ein Talent den Stab bricht, während demſelben ſchon das Ausland Beifall zollt.

Wenn man weiß, wie weſentlich für Deutſchland dieſe zänkiſche und hypochondriſche Kritik iſt, die nichts in der Welt ohne Anfechtung laſſen kann, die ſich über Alles erhitzt, an jede Statue des Phidias noch ein Fragezeichen malt, ſo kann man ſich die Hartnäckigkeit erklären, mit welcher man

ſich bei uns gegen das Princip einer Weltliteratur ſträubt. Man muß ja ein ſo durchgreifendes und einfaches Regulativ der äſthetiſchen Beurtheilung haſſen, weil es das Gewerbe beeinträchtigt.

Die Grundſätze der Weltliteratur geben ſich ſchon zu erkennen, wenn man nur die äußere Phyſiognomie derſelben näher bezeichnet. Zur Weltliteratur gehört Alles, das würdig iſt in fremde Sprachen überſetzt zu werden, ſomit alle Entdeckungen, wodurch die Wiſſenſchaften bereichert wurden, alle Phänomene, die ein neues Geſetz in der Kunſt zu erfinden und die Regeln der alten Aeſthetik zu zerſtören ſcheinen. Die geringe Ausbeute derartiger Productionen würde namentlich Deutſchland von jener Ueberfluthung des Literaturmarktes befreien, die den Umſatz, die Theilnahme, den Ueberblick und die Kritik erſchwert. Mit dem innern Werthe käme die äußere Würde der Literatur. Die Literatur erhöbe ſich von der niedern Stufe, auf welche ſie als ein Bedürfniß herabgeſunken iſt. Sie würde ſich als eine organiſche Offenbarung bethätigen und mit einem Schlage durch ihre eigene Trefflichkeit alle jene Fragen unterbrechen, welche ſich auf dem jetzigen Gebiete der Geiſteswelt zu keinem andern Zwecke durchkreuzen, als um die Mittelmäßigkeit zu ordnen, zu placiren, zu erläutern und mit falſchen Lorbern zu ſchmücken.

Ich gebe zu, daß in der Weltliteratur dieſelben Verwechslungen vorkommen können, wie in der Nationalliteratur. Kotzebue iſt vor dem europäiſchen Tribunal anerkannt. Raupach ſogar dürfte eher überſetzt werden, als der Fauſt von Nikolaus Lenau oder ein Roman von Julius Moſen. Ich kann nicht ſagen, daß ich etwas wüßte, was hier dem Genie den Rang immer vor dem bloßen Talente ſicherte, es ſei denn, daß ſich das Genie die Tugenden des Talentes anzueignen ſuchte. Dies wäre Aufforderung genug an unſere heimiſche Literatur, ſich aus ihren flüſſigen, wenn auch noch ſo edlen Bildungsſtoffen herauszugeſtalten, frei die Welt zu überblicken, alle nebelhaften Anſchauungen von jenen urſchönen Bildern hinwegzuziehen, die nicht fehlen werden, wo Prädeſtination iſt. Dieſe zuſammengeronnene Schönheit, die ſich in der deutſchen Poeſie findet, gleicht dem korinthiſchen Erze, das einſt von

tauſend flüſſigen Götter- und Heldenſtatuen ſiedete und wallte. Da iſt keine Prägnanz, keine Deutlichkeit, keine Wahrheit der Umriſſe. Licht und Schatten gehen ohne Perſpective in einander und machen, daß die ordinärſten Geſtalten Sieger ſind, weil — ſie ſind. Dies ſchöne lebendige Sein mit Händen und Füßen, dies Sein mit einſchmeichelnden überredenden Worten, dies Sein in Stiefeln und Sporen, klirrend auf den Marmorſtiegen der poetiſchen Phantaſiepaläſte; wo fände ſich dies oft bei den tiefſinnigſten Dialektikern des Gemüths und der Einbildungskraft, die zum Siege Alles zu beſitzen ſcheinen?

Das iſt es denn. Der Dilettantismus zerſtört die Wirkungen des Genies. Selbſt jene Literatur, wo die Poeſie eine Sonntagsfeier, ein an hohen Feſttagen angethanes Kleid iſt, trägt nicht jenen olympiſchen Schweiß auf der Stirn, den man mit Lorbern zu trocknen unwillkürlich verſucht wird. Uhland's Muſe iſt niemals echauffirt. In ſeinen Gedichten iſt täglich Sonntag. Die Glocken läuten und die Menſchen gehen geputzt in die große Kirche der Natur, wo dann zum feſtlichen Tanze unter der Linde der Boden hübſch rein und ſauber gekehrt iſt, wo alle Dinge im Chor ſingen, die Meinungen im Uniſono einfallen. Gewiß ſchön; auch weltliterariſch als deutſches Genrebild, als eine Sammlung von Nationaltrachten, die ſich der Engländer kauft, wenn er in ſeine Heimath zurückkehrt. Allein in jedem andern Bereiche, das nicht Lyrik iſt, wird dieſe Sonntagsſtimmung ein phlegmatiſches Wohlbehagen, ein romantiſch genießendes, nicht plaſtiſch ſchaffendes werden. Wer an einem fremden Leben mitwirken will, muß zuvor das ſeinige auf's Spiel ſetzen.

Die Deutſchen bilden ſich ein, daß ihnen eine Menge Dinge geſtattet ſeien, die ſich die Franzoſen und Engländer nicht erlauben dürfen. Die eigenthümliche Complexion unſerer phyſiſchen und moraliſchen Natur ſoll andere Geſetze zu verlangen ſcheinen, als ſie das Ausland befolgt. Wer ließe dieſe patriotiſche Koketterie nicht gern gewähren, wenn ſie nicht in der Literatur etwas gelten und das Schlechte nur durch die Eitelkeit, die man darauf hat, rechtfertigen wollte; und ich

glaube wol, daß ein Franzose daran keinen Geschmack hat, woran sich deutsche Herzen erfreuen. Aber es giebt auch viele deutsche Tugenden, die uns selbst schon zur Last werden. Die sogenannten echtdeutschen Producte unserer Literatur sind doch wol die mittelmäßigsten.

Als Goethe die Weltliteratur empfahl, dachte er schwerlich daran, daß einheimische Literatur nach dem Beifall der Fremden geizen und nach exotischen Maßstäben eine Regulirung ihres Werthes dulden sollte. Goethe wollte nichts, als die erfreuliche Empfindung einer Anerkennung von jeder nur möglichen Seite her. Darauf hin verlangte er von seiner Weltliteratur Repressalien des Genies, Austausch von Ideen, die man sich mittheilen sollte als die Resultate einer durch Theilung schnell geförderten großen gemeinsamen Geistesarbeit. Goethe dachte an eine Tendenz der Zukunft, zuletzt ohne Eigennutz, um so mehr, als er sich schwerlich getraut haben würde, alle seine Productionen als von einem weltliterarischen Standpunkte genießbar anzusprechen. Es ist überdies seltsam, Goethe erwähnte die Weltliteratur, um der sogenannten zeitgemäßen Poesie zu entfliehen, und derjenige Name, an welchen er die Weltliteratur anknüpfte, war die höchste Potenzirung der modernen Bildung: Lord Byron.

Byron gehört nicht zu jenen Günstlingen, die sich die Muse der Dichtung selbst erwählt, sie mit den glänzendsten Gaben ausstattet und ihnen die Sonnenrosse ihrer stolzen Bahnen anschirrt. Dante, Shakespeare, Cervantes traten aus dem innersten Heiligthum der Poesie, umflattert von den Genien der Schönheit, die ihnen die unverwelklichen Blüthenkränze ihrer Dichtungen um die hohe Stirn flochten. Die Bajaderen der Grazie tanzten vor ihnen, die Satyrn bliesen auf ihren Waldflöten, die Thiere des Feldes legten sich gebändigt zu den Füßen der Sänger nieder. Die Dichtkunst war ihr Athem und ihre Seele. Was sie berührten, verschönten sie. Sie waren Priester, die eine heilige Offenbarung zu lehren in die Welt gesandt wurden.

Byron dagegen war nur ein barocker Charakter, der sich der Poesie bemächtigte. Die Poesie selbst gab sich ihm unwillig hin; er wußte sie zu bändigen. Die Poesie hätte ihn

nicht auserwählt; aber Byron war so kräftig, daß er sie zwang, einen Willen zu haben, der der seinige wurde. Die Poesie war für Byron ein Hülfsmittel. Er ließ den Genius der Musen nicht frei in sich walten, sondern verwandte ihn ohne Plan und Ziel für die beliebigen Wendungen seines Lebens. Sein Leben war ihm mehr als seine Poesie. Das hätte uns nie einen classischen Dichter gebracht, wenn nicht zufällig sein Leben poetische Originalität gewesen wäre.

Lord Byron's Dichtungen haben den Reiz der Originalität, obschon seine Poesie selbst nicht neu ist. Der Eindruck des Neuen macht sich bei Byron durch die Anwendung seines Charakters auf die Poesie. Allein jene Ursprünglichkeit des dichterischen Genius, die ein reiner Ausfluß des Ideals zu sein schiene, fehlt den Schöpfungen des sonst genialen Mannes. Byron hatte gleichsam die poetischen Mittel um sich her gebreitet als ein fertiges Ganzes, eine Tradition. Der Gedanke und die Absicht bedürfen ihres Kleides, sie kleiden sich selbst nicht; sondern Byron greift nach jener Tradition und wirft seinen Absichten dasjenige um, was sein Geschmack ihn als das Beste zu wählen lehrte. Man wird nicht wagen, Lord Byron in lyrischer und dramatischer Hinsicht hochzustellen. Er war groß im Beschreiben. Er wählte sich die glänzendsten Bilder unter der reichen Auswahl, die sich ihm anbot. Er ist meisterhaft in jenen Ausmalungen von Stürmen und Ungewittern, Seefahrten, Landschaften und den vielen Details, den die epische Poesie eine gewisse Umständlichkeit, Breite und reflective Ausdehnung nicht verweigern darf. Byron lebte mit der Poesie wie mit seiner Gattin. Er mied ihren Umgang und weinte, wenn sie ihn verließ. Er tyrannisirte sie und fluchte, wenn sie sich deshalb beklagte. Er konnte sie nicht essen sehen, er wollte sie nur in der malerischen Situation haben, als Gedanke, Schmuck, als etwas Unwirkliches und doch Vorhandenes. Sie war seine Gefährtin nicht, nicht der Athem seiner Seele. Er schien sie zu hassen, und doch liebte er sie.

Was nun Goethe bestimmte, an Lord Byron so viel Antheil zu nehmen, ist deshalb leicht zu entnehmen, weil ihn Goethe seiner Wesenheit nach wahrscheinlich mißverstanden hat.

Goethe bezeugt viel Luſt, den engliſchen Dichter in jene erſte Reihe zu ſtellen, wo wir nur die Günſtlinge der Muſen antreffen, wo die Dichtkunſt eine ſich ihrer innern Geſetze bewußte Offenbarung der Schönheit iſt und Goethe ſelbſt ſeinen curuliſchen Sitz einnimmt. Jene Anomalieen der Byron'ſchen Lebensweiſe ſcheinen Goethen zufällige Abweichungen zu ſein, von anekdotiſchem Intereſſe, ſonſt unerheblich für einen Genius, der über den Charakter ſeiner poetiſchen Mittel nachgedacht habe und gleichſam bis zur innern Centraliſation des Künſtlers in ſich durchzudringen verſuchte. Goethe wandte ſich deshalb jener thetiſchen Poeſie zu, die namentlich im Dramatiſchen von Byron ohne alles Glück cultivirt iſt. Was läßt ſich über Marino Falieri Günſtiges urtheilen! Die Rhetorik langt aus dem Munde der darin aufgeführten Perſonen lange Zettel heraus, die mit ſchönen aber unmächtigen Reden bedeckt ſind. Manfred iſt eine Dunſtgeſtalt ohne den Reiz des Lebens, eine der metaphyſiſch-poetiſchen Chrieen, die es jetzt im ſataniſchen Fache eben ſo gut giebt, wie im theologiſchen. Wie flach, allgemein und eben durch die Unermeßlichkeit ſo leer iſt Byron's Kain! Die Erhabenheit dieſer Dichtung liegt nicht in der Auffaſſung, ſondern in dem Gegenſtand. Die Wolken jagen und thürmen ſich aufeinander, Millionen von Meilen werden wie Rechenpfennige geſpendet, dazwiſchen wallet ein Skepticismus, der weder poetiſch noch philoſophiſch iſt und ſchon von Natur kalt laſſen muß.

Goethe war hier zu beklagen; denn unmöglich beſaß er Freiheit genug, um an Byron's beſten Productionen, an den Erzählungen, jene Genüge zu finden, die er ſich ſtellt an den philoſophiſchen Leiſtungen des Dichters gefunden zu haben. Wie mußte ein an die claſſiſche Monotonie des Homer, an die geſchwätzige Gleichmäßigkeit Arioſt's gewöhntes Urtheil berührt werden, wenn Byron eine kleine Anekdote zu einem endloſen Gedichte dehnt, hier etwas einmiſcht, das nicht zur Sache gehört, dort gegen die Kritiker und Hofpoeten polemiſirt, an einer andern Stelle den winzigſten Detailumſtand in's Endloſeſte ausſpinnt und das Alles untermirirt mit Horaz, Virgil und einer die poetiſche Naivetät überall verletzenden Gelehrſamkeit! Die Dedicationen Byron's trieben

Goethe wol in die Enge. Die englische Colonie in Weimar verpflichtete ihn zur Antheilnahme, und um nicht ganz an der Selbstbethörung zu nichte zu werden, hielt er sich dann an jene mysteriösen Compositionen, in welchen er sich die schimmerndsten Lichtstreifen von Poesie zu erblicken überredete.

Es ist ein Unglück, daß Goethe Byron's Don Juan vielleicht häuslich goutirte, ihn aber nicht öffentlich anzuempfehlen wagte. Indem er auf jene Productionen Byron's verwies, die eine gewisse Aehnlichkeit mit seinen eigenen Leistungen haben, verrückte er den Standpunkt der Weltliteratur. Vor diesem allgemeinen Tribunal sollte Lord Byron nur als ein Charakter gelten, der sich, wie wir ihn bezeichnet haben, eines Stückes Poesie bemächtigt hatte. Jetzt scheint es, als sei gerade die Nachahmung jener dem Dichter mißlungenen Partieen empfohlen worden. Man erschrickt, wenn man eine so durchaus abscheuliche Composition wie Edgar Quinet's Ahasverus mit der Anmaßung auftreten sieht, als gehörte sie nun zur Weltliteratur, als übersetzte sie deutsche und englische Elemente nach Frankreich, als sei sie in irgend einem Betracht dem Faust Goethe's an die Seite zu stellen. Es herrschen hier mannigfache Begriffsverwechselungen, von denen nicht die geringste die ist, daß die Wahl großer Stoffe schon günstig gegen die Ausführung durch kleine Talente zu stimmen pflegt!

Goethe hinterließ uns die Form, die Grenze, die Methode. Er hinterließ uns etwas, woran man lernen soll, sein eigenes großes Vorbild, seine Meisterschaft, die sich gewiß auch für die Beurtheilung fremder Productionen auf einige ausgesprochene Maßstäbe zurückführen läßt. Durch Goethe's Studium soll sich jede ausschweifende luxurirende Phantasie im Zügel ergriffen fühlen und einlenken auf jene Bahn, wo selbst das Willkürlichste nicht ohne innere Formation sein darf, jenen Blumen gleich, im Naturspiel, die der Frost auf Fensterscheiben zeichnet. Es ist wahr, Goethe war ein Condottiere des Genies. Will ihn die Vergangenheit dafür strafen, immerhin! Die Zukunft muß ihm danken. Denn von seiner Allgemeinheit lernt sie, von seiner Unbefangenheit wird sie

Fürsten legen die Hand auf ihre Ahnen und wollen sie den Dichtern nicht preisgeben. Die Stämme und Städte sogar sind gegeneinander eifersüchtig oder theilnahmlos. Die Geschichtskenntniß des Volkes ist so gering, daß man die größte Mühe hat, die Masse nur einigermaßen zu orientiren. Zu diesen äußern Schwierigkeiten kommt noch die innere des historischen Pragmatismus der deutschen Geschichte selbst. Will man aufrichtig sein, so kann man nicht verschweigen, daß sie einen beklemmenden Eindruck macht. Sie ist durchwoben mit allen Fäden des Verraths und der Gewissenlosigkeit. Der Isolirungstrieb zeigt Alles in verkürztem Maßstabe, das unter anderen Umständen vielleicht Große wird winzig und lohnt die Begeisterung des Dichters nicht. Kleinliches Patricierwesen, kleinliche Fürstenwirthschaft, Rohheit und Grausamkeit, wenn einmal eine Volkserhebung stattfand, Servilität, religiöser Fanatismus, steifes Pedantenwesen, das Alles geht so bunt durch die ganze deutsche Geschichte, daß man es den Poeten nicht verdenken kann, wenn sie in ferne und fremde Geschichten sich vertiefen. Schon der religiöse Zwiespalt z. B. wirkt höchst entmuthigend. Die Religion ist die Achse fast der ganzen deutschen Geschichte, und wie bedenklich wird es, sich dem Urtheil einer doppelten Rücksicht, einer protestantischen oder katholischen Parteilichkeit auszusetzen! Dramen, die in Norddeutsch-

befruchtet. Niemand kann ein Vorbild ſein, der nicht etwas in ſich trägt, das ſich auf alle Fälle anwenden läßt.

Jeder Cicerone der gegenwärtigen deutſchen Literaturzuſtände wird in Verlegenheit gerathen, wenn ihn ein Fremder fragt: Wo iſt das Genie? Du ſprichſt von Tendenzen, von philoſophiſchen Secten, von entſcheidenden Secten: wo iſt das Genie? Wo iſt jene Allgemeinheit, die kein anderes Credo hat, als eines auf ſich ſelbſt? Wo iſt jener Funke, der hier als mildes Feuer wärmt, dort als Flamme wüthet, der Alles entzündet, was du willſt, und der ſich aus den größten Tollkühnheiten immer wieder in ſeine ſtille heimliche Gluth zurückzieht? Wo iſt jene Freiheit vom Geſetz, von der Meinung, von der Parthei; wo jener Abenteurer, der nur ſich und ſeine Farbe und ſeine Dame kennt und die Lanze bricht mit Jedem? Klopſtock, Herder, Wieland — das iſt ſchon lange her.

Wir haben Steffens, Schelling, Raumer, Görres, Tieck, haben aufgeweckte Köpfe, die in jedem Fache mit ſicherem Erfolge arbeiten würden. Aber wie viel Erzählung, wie viel Literatur und Tendenzgeſchichte brauchen wir, um jeden dieſer Namen nach ſeinem Werthe zu charakteriſiren! Dieſe allgemeine Gefangennahme der Geiſter durch ihre Wunderlichkeiten, dieſe Beleuchtung, in die man ſie erſt ſtellen muß, ehe ſie einen Schatten werfen, iſt das größte Hinderniß der Nacheiferung. Denn wo ſoll man ſie anfaſſen? Wo das unmittelbare Talent von ſeinen Anerzogenheiten trennen? Sie haben Anknüpfungspunkte nicht für das Genie, ſondern nur für die Schule.

Aber Goethe iſt ein Name, auf den man zu allen Zeiten zurückkommen kann. Durch nichts beſtimmt, kann er Jedes beſtimmen. Seine Dichtungen ſind ein kritiſches Regulativ für jede zukünftige Schöpfung. Wer wollte ſeine Philoſophie adoptiren! Wer kann Goethe's Leben den Triumph der Aufopferung nennen! Nein, wer auch noch ſo gerecht wäre, daß er das nicht tadelte, was Goethe zu thun unterließ, wer könnte ſo hoch tolerant ſein, daß er Alles billigte, was Goethe that! Aber dieſe Stimmungen und Gefühle mildern ſich mit der Zeit und gehören noch weniger in die Literatur. In der

Geſchichte der Kunſt wird ſein Name ſich wie eine goldhaltige Ader fortziehen und ſich mit leuchtenden Metallkörnern an die Wurzeln jener Bäume hängen, die jetzt gepflanzt, noch ſchüchtern und unhaltbar vorm Winde ſchwanken, dereinſt mit weitausgreifenden Aeſten ſich auch entfalten und nicht blos zeigen werden, daß ſie von grünem Holze ſind, ſondern auch erquickende Schatten werfen können.

Weder eine Geſinnung, noch eine Manier ſollte durch dieſe Blätter anempfohlen werden. Herrlich die Jugend, die aufrichtiger, hingebender und feuriger empfinden kann, als Goethe empfand. Man kann hochherziger denken vom Vaterland, von der Liebe, von den Formen der Geſellſchaft, von den Räthſeln der Geſchichte. Ja ſelbſt die Kunſt war in den Händen des Dichters nicht immer ein heiliges Weihegefäß, aus dem er Segen und Gottesnähe auf die Gemeinde ſprengte. Goethe hatte die größten Anſchauungen, Imaginationen, deren Ausführung ihn fortwährend in der Höhe über jenen Verhältniſſen hätte halten ſollen, denen er unterlag. Er zog es vor, ſeine ungeheure Kraft an kleinen Stoffen zu verſchwenden und das natürliche Princip, daß ſich alle Dinge ohne Anſtrengung nach eingebornem Organismus entwickeln müßten, auch auf die moraliſche Welt und, zum großen Schaden der Nation, auf die Imputation des äſthetiſchen Gewiſſens zu übertragen. Indem bei ihm die Poeſie die augenblickliche Erregung, der Act des Dichtens ſelbſt Abſchließung einer abweichenden Stimmung war, bildete er in ſich nicht jene innere Triebkraft aus, die zwar den Menſchen immer aus ſeinem Gleichgewichte herauszuheben ſucht, ihn aber mit Aufopferung des genoſſenen Momentes auf immer höhere Stufen und Terraſſen der Zukunft erhebt. Ueber alle dieſe Fragen kann es keinen Zweifel mehr geben.

Wie man dieſe auch löſen mag, ſie ſollen uns niemals die Freude und Genuge an dem unſterblichen Theile Goethe's verkümmern. In einer Zeit, die von politiſchen Stürmen ſich beruhigen und auf eine friedliche Weiſe die philoſophiſchen Reſultate derſelben auf die Literatur anwenden will, iſt von Vorbildern keines ſo beherzigenswerth, wie Goethe's.

Wenn ſich die jüngere Generation an ſeinen Werken bildet, ſo konnte ſie kein Mittel finden, das ſo ſonnig die Nebel des Augenblicks zertheilte, kein Fahrzeug, das ſie über die wogenden Fluthen widerſprechender Begriffe ſo ſicher hinüberführte. Die Zeit der Tendenz kann beginnen, wenn man über das Talent im Reinen iſt. Und dann kann man auch wieder anfangen, Schiller ſtatt Goethe zu empfehlen.

II.

Philosophie

der

That und des Ereignisses.

(1835.)

Einleitung.

Wenn des Aeschylus gefesselter Prometheus in die gefühllose Luft seine Klagen entsendet, so mischt er in den stöhnenden Schmerz die Drohung, daß auch von den Göttern keiner seinem Schicksal entgehen werde. Und wirklich, der wolkenversammelnde Zeus verhüllt sich bei Homer in die Nebel des Ida und wägt in zwei Schalen das Schicksal Pergamums. Er ordnet sich somit einem noch höheren Spruche unter.

Wer ist wol nach dem Glauben der Alten dieser höhere Wille, dem selbst die Kroniden nicht entrinnen? Der Spruch der alten Götterdynastie des Aeschylus, der Spruch jener elementarischen riesigen Begriffe, die vor der Fluth sich über die Erde lagerten, jener uranischen Granitschicht der griechischen Mythologie? Ist es das Schwesterkleeblatt der Parzen, die individuelles Leben und Tod (was ist auch die Geschichte anders, als ein Mensch, der in ewiger Metamorphose aus der Wiege in das Grab und aus dem Grabe in immer neue Windeln schlüpft!) auf ihrem Rocken spinnen? Oder ist es Tyche, die Würfelspielerin des Zufalls?

Die Alten hatten hierüber kein klares Bewußtsein. Ihre Götter waren nur die Stufen ihrer Andacht. Niedriger oder höher, je nachdem das Auge ihres Geistes trug. Oben verlor sich die amphitheatralische Rangordnung ihrer Mythologie in die blaue Luft, in die heitere Sorglosigkeit des ionischen

Himmels. Sie umkränzten ſich mit den Roſen des Anakreon und nannten zuletzt Verhängniß nur jenen bleichen Schatten, der ſie für einen Obolus über den Acheron ſetzte.

Die Schickſalsnothwendigkeit war bei den Alten, philoſophiſch ausgedrückt, der Nexus der Begebenheiten, das Band, geheimnißvoll für den, den eine einzelne Schleife davon umwindet, objectiv aber und im Ganzen genommen kein Räthſel, da ja Eins in das Andere gehe und das Erſte immer die Urſache des Zweiten ſei. Das Schickſal der Alten war nicht Fürſorge oder ein Plan, deſſen äußerſte Grenzen ſich in die Nebel irgend einer Offenbarung verloren hätten, ſondern es war die Kette der Ereigniſſe, deren einzelne Glieder der Zufall bindet. Die Geſchichte hatte gleichſam, wie die Erde ſelbſt, den bekannten „erſten Stoß" der materialiſtiſchen Philoſophie bekommen. Ein Atom reibt ſich nur am andern, die Luſt am Schmerze, Reichthum an Armuth, Liebe an Haß. Die Geſchichte webt ſich da wie von ſelbſt zuſammen, ohne Räthſel, oder wo ſich gordiſche Knoten ineinander wirren, da tritt ein Alexander auf und löſt ſie mit dem Schwerte. Eine allgemeine Geſchichtsanſicht gab es nicht.

Nothwendigkeit war bei den Alten der Zufall, wenn er überraſchte. Sie konnten kein Schema der Begebenheiten haben, keine Philoſophie der Geſchichte in dem Sinne, daß der Hiſtoriker in den Ereigniſſen einen noch tieferen als nur pragmatiſchen Zuſammenhang geſehen hätte. Herodot und Thucydides kennen für ihre Darſtellungen keinen andern Maßſtab, als den der Authenticität. Die Reden, die ſie ihren Erzählungen einflechten, erſetzen das Raiſonnement der neuern Geſchichtſchreibung. Tacitus, der Culminationspunkt der antiken Hiſtorie, ſchwingt ſich nicht höher als ſein Zorn. Die Alten brachten es in den Fabeln der Geſchichte höchſtens zu einer Moral, einer Weisheitslehre.

Philoſophie der Geſchichte konnte es erſt geben, als ſich das große Feld der Begebenheiten in Licht und Schatten zu vertheilen anfing. Das währte lange. Denn Rom nahm Phrygier und Cappadocier, Aegypter und Juden in ſein römiſches Bürgerrecht auf, das alle Nationen umſchloß. Erſt wurden die Bewohner Italiens, dann Griechenland, zuletzt alle

Völker, die bis an die Säulen des Hercules oder an die schwarzen Aethiopier wohnten, auf diese Art nivellirt. Ueberhaupt hatte die alte Welt immer nur sozusagen einen Satz. Es gehören aber zwei Sätze dazu, um einen dialektischen Schluß zu machen.

Dieser Minor wurde das Christenthum. Eine Religion des Unsichtbaren schleuderte plötzlich den Sonnenstrahl in die Nacht der alten Welt. Rom und Christus rangen um die Herrschaft, und während sich beide auf einer von Blut getünchten glatten Palästra niederzuwerfen trachteten, emancipirte sich das Individuum, das Individuum zur Nation. Die Nebel der Vergangenheit lösten sich: die Kimmerische Nacht entließ ihre Söhne. Auf den Hochebenen Asiens suchten heranpilgernde Nationen jene alten Furchen, welche die ersten Menschenpflanzer der Erde urdenklich zurückgelassen hatten. Keine Hütte, kein Palast hielt Stand vor dem brausend wehenden Sturme einer neuen Zeit. Mit Weib und Kind brachen die Mannen auf und durchkreuzten sich massenhaft, immer mit blutigem Gruße in Wäldern und Ebenen. So sprudelten die Quellen der Nationalitäten.

Das Christenthum, an und für sich genommen, als historische Begebenheit, Gegenstand der Geschichtsphilosophie, wurde eine Anleitung zu ihr durch die Adoption des Judenthums. Die Vereinigung des Alten und Neuen Bundes brachte den Jehovah der ganzen Welt. Nun trat schon die Idee einer göttlichen Menschenerziehung, einer bestimmten Aufgabe der Geschichte heraus. Es ist die Mischung jüdischer und christlicher Begriffe. Waren die Menschen nur ursprünglich dazu bestimmt, gut und glücklich (das Paradies) zu sein, so ist mit dem Abfalle von dieser Bestimmung das Ziel einer allmäligen Wiederkehr in den alten Zustand ausgesprochen. Weil die Menschen aufhörten, gut zu sein, so mußten sie fromm werden, d. h. sie mußten jene allmälige Stufenleiter der innern Selbstbeschauung, Prüfung und Besserung erklimmen, die sie des verlornen Paradieses wieder würdig macht. Die Nationen wurden nach diesen Begriffen die abtrünnigen Söhne der Patriarchen, je weiter entfernt vom Wohnsitze ihrer Väter, in desto tiefere Nacht gehüllt. Die Erlösung durch Christus

wurde dann die zweite Offenbarung dieses göttlichen Erziehungsplanes, der allmälig die aufkeimenden Nationalitäten absorbirte und sich mit derselben Ausdehnung über die Gemüther legte, wie Rom mit seiner Autorität im Alterthume. Jetzt gab es Blicke in die Geschichte, die eine Ordnung und Symmetrie der Begebenheiten ahnen wollten. Jetzt hatte jede vereinzelte Erscheinung der Geschichte ihre primitiven Anknüpfungspunkte; ja, ging man doch, wie ein neuerer Autor bemerkt hat, so weit, daß selbst die einzelnen Städte, z. B. Köln, in ihren Chroniken mit der mythischen Zeit der Patriarchen anfingen, bis sie auf ihre historisch erweislichen Bürgermeister kamen.

Das ist der Anfang dessen, was man früher bis auf Hegel Philosophie der Geschichte nannte. Der Mensch wurde da ein bildsamer Stoff, den das Christenthum wie aus den Wäldern fortnahm und mit dem Taufwasser in einen großen Wesenzusammenhang, in historische Präcedentien einführte, wo die Allgemeinheit etwas in sich Abgeschlossenes und von den Einzelnen Freies hatte. Allmälig kam auch das Einzelne zu einer Definition.

Sieht man auf den neuesten Zustand der Philosophie der Geschichte, so wird man finden, daß die Dankbarkeit, mit welcher die Wissenschaft dem Christenthum verpflichtet ist, eine zu weite Ausdehnung erhalten hat. Wir sagten schon, daß die reine Idee jenes welthistorischen Ereignisses in Judäa ein wesentliches Moment für die philosophische Erkenntniß der Geschichte ist und daß die Vermischung desselben mit dem Judenthume eine methodische Erleichterung für die Philosophie wurde. Aber daß man durch das Christenthum erst über die Geschichte im philosophischen Zusammenhange denken lernte, das verführte die Philosophie wieder dazu, nichts als das Christenthum zu denken. Das Christenthum wurde die Scheidewand der Jahrhunderte, so daß es nur zwei Begriffe für die Weltgeschichte gab, ein Vorher und ein Nachher. Diese Methode wurde in der neueren Philosophie zum Schema für immer weitere Ausführungen. Die Geschichte bekam durch die Philosophie ein Aussehen wie ein französischer Ziergarten.

Man wird dieſen Tadel und meine daraus hergeleitete Reviſion der Philoſophie der Geſchichte beſſer verſtehen, wenn ich eine Seite des Chriſtenthums hervorhebe, die mir ſeine beſte ſcheint. Schon Herder hat mit erquickendem Eifer dieſe Beziehungen aller Dinge auf das Chriſtenthum beſtritten, und das nicht, um die Lehre ſeines Meiſters herabzuſetzen, ſondern um ihr einen neuen Triumph zu verſchaffen. Gott ſchuf uns ihm zum Bilde. Wir ſind zwar nackt und hülflos hinausgeworfen auf die Erde, die unſere Mutter iſt, aber eine ſehr launiſche: wir ſind an den Karſt und Pflug verwieſen; doch glüht in uns der göttliche Funke, erwärmt unſern Geiſt und leuchtet unſeren Schritten. Da ſtehen wir nun, Menſchen mit beliebiger Willenskraft, oft Werkzeuge unſerer ſelbſt. Du haſt deinen Kopf, dein Herz und deine Hand, nun gehe hin und tummle dich!

Das Chriſtenthum wurde eine Aufgabe. Es mußte ſo gut ſeine Kräfte zuſammen nehmen, wie Alles, was die Maſſe ergreifen will. Es mußte Kreuz und Leid, Hohn und Verfolgung dulden. Es iſt dem Chriſtenthum nicht Alles ſo in die Hand gewachſen, ſondern es hat ſich ſtrecken und dehnen müſſen, um an die Decke der Geſchichte zu reichen. Die Geſchichte iſt ein Complex ungezählter Individualitäten, die da kommen und gehen und das Recht haben, in die Wagſchale der Ereigniſſe zu werfen, was ſie wollen, Gold oder ein Schwert, wenn es nur wiegt. Man ſpricht von dem Finger der göttlichen Vorſehung; ſollte aber damit ſagen, daß Gott doch nur zeige und andeute. Alles, was geſchieht, kletterte an jener ſteilen Höhe hinauf, wo jedes Wagniß durch das Rollen eines Steinchens vereitelt werden konnte. Jede That hat ihr eigenes Recht, jede Zeit hat es. Man ſollte, ohne dem Chriſtenthum feindlich zu ſein, eine Philoſophie verlaſſen, welche behauptet, daß Alles in der Geſchichte nur dem Chriſtenthum zu Liebe geſchehen ſei.

Ich bin wieder auf die falſche Philoſophie der Geſchichte zurückgekommen, die conſtructive. Das Buch der Geſchichte hat breite Ränder. Weite Zwiſchenräume laufen durch die einzelnen Linien. Man betrachte ſich dieſe Ränder, dieſe Zwiſchenräume! Sind ſie denn wirklich leer? Nein, mit

land spielen, würden für Süddeutschland nicht existiren und umgekehrt. Möchte doch die Entwickelung unsrer politischen Freiheit auch dahin gedeihen, daß wir freies Feld für die reine und aufrichtige Motivirung unsrer Geschichte gewinnen! Wir müssen auf den ersten deutschen Theatern die Fürsten [redacted] ganzen Eitelkeit, Treulosigkeit und Heuchelei schildern dürfen, die ihnen in der deutschen Geschichte überwiegend eigen war, sonst kann es der Muse des historischen Drama's in unserm vaterländischen Chaos nicht heimisch werden.

Wolle man nun aus dem Vorangehenden nicht etwa schließen, daß der Verfasser auf das in diesem Bande enthaltene Drama einen höheren Werth lege, als nur den einer Andeutung, wie reich die Fundgruben der deutschen Geschichte sind, wenn wir sie nur erst im unbefangensten Sinne ausbeuten dürfen. Das Vorangehende soll ferner zu gleicher Zeit auch nur andeuten, worin die Fehler dieses hier mitgetheilten Drama's liegen. Eine aufrichtige Selbstkritik kann zwar die Rügen, welche dieses Drama bei den Kunstrichtern finden wird, an sich nicht entkräften, wohl aber vielleicht bei billigen Naturen etwas von der Strenge mildern, mit welcher sie ihr Urtheil sonst würden ausgesprochen haben.

Die vortreffliche Abhandlung über Wullenweber von F. W. Barthold, einem Historiker, der im

ſympathetiſcher Tinte, die dem Auge des unbefangenen Forſchers ſichtbar wird, ſind da zahlloſe Arabesken und Caricaturen der Göttin Tyche hingekritzelt, die ſich lächelnd dem greiſen Vater der Welt über die Schultern lehnt und ihn in ſeinen lapidariſchen Schriftzügen zu verhindern ſucht. Da iſt ein Dolchſtoß; um ein Haar glitt er ab. Da ſind tauſend Möglichkeiten und embryoniſche Anfänge und Begebenheiten, die ſich würden entwickelt haben, wenn die Geſchichte nicht eilte und der höchſte Dichter, Gott, in ſeiner Diction nicht ein Feind der Anakoluthe wäre. Man nenne dieſe Geſchichtsanſicht nicht atomiſtiſch oder glaube, daß ich ein Apologet des Zufalls ſei! Ohne Zweifel liegen Geſetze in der Geſchichte, aber es ſind Geſetze, die ſich die Geſchichte ſelbſt gegeben hat. Ich möchte die Menſchen von den Begebenheiten und von den Ereigniſſen das Individuelle trennen. Ich möchte die Geſchichte in ihre ſubjectiven Factoren auflöſen und Vieles dem menſchlichen Muthe, der Tapferkeit und der Tugend vindiciren, was unſere Philoſophie immer gewohnt iſt, auf die Rechnung des vorausbeſtimmenden Begriffs zu ſetzen.

Ehe ich die beſondere Methode, die ich in meiner Behandlungsweiſe der Univerſalgeſchichte befolgen will, angebe, mögen noch einige Bemerkungen über frühere Behandlungen der Geſchichtsphiloſophie Raum haben.

Es lag in der Natur des Gegenſtandes, daß die Philoſophie der Geſchichte ſich nur ſecundär zu einer Doctrin ausbildete. Dieſe Wiſſenſchaft hing von den Fortſchritten ab, welche die beiden Zweige machten, aus denen ſie zuſammengeſetzt iſt. Die Philoſophie mußte ſich von der Scholaſtik, die Geſchichtſchreibung von der Chronik frei machen, ehe jene auf dieſe angewandt wurde. Wie in allen Punkten, wo Ernſt, Tüchtigkeit und Charakter auf die Beförderung menſchlicher Entwicklungen das Meiſte beitrugen, ging auch hier England mit ſeinem Beiſpiele voran. Philoſophie und Hiſtorie verdanken beide den Engländern ihre Grundlegungen.

Wie immer giebt eine politiſche Frage in England den Anſtoß. In der engliſchen Revolution lagen entfeſſelndere

Grundsätze als in der deutschen Reformation. Diese löste die Menschheit von der Tradition, knüpfte sie aber wieder an neue starre Gesetze. Die englische Revolution ging aber auf Normalzustände der Natur zurück und begünstigte die Discussion des gesellschaftlichen Vertrages. Die rothe und die weiße Rose der englischen Revolution war das göttliche und natürliche Recht. Die Stuarts kämpften später mit Hobbes' Leviathan für die Legitimität, die Opposition mit Locke's rasirter Tafel für den gesellschaftlichen Vertrag. Die Opposition siegte. Der gesellschaftliche Vertrag ist der erste Grundsatz der englischen Parlamentsacte geworden.

Englische Philosophie und Geschichtschreibung haben bis heute den anthropologischen Charakter festgehalten. Der Engländer, auch am menschlichen Körper der geschickteste Anatom, secirt gern die kleinsten Fasern der menschlichen Seele. Von Hume bis Stewart hielt sich die englische Philosophie in jener psychologischen Propädeutik und Annäherung an die Wahrheit, so weit die Seelenvermögen die Organe der Wissenstriebe sind. Ihre Poesie schon bei Shakespeare ist die Malerei des Details. Ihre Geschichtschreibung (noch bei Gibbon) die Entwirrung der Knoten, die Auflösung der Begebenheiten in ihre Factoren und zufälligen Veranlassungen. Das philologische Material häufen sie massenweise, wie Guthrie und Gray. Oder sie anatomiren eine einzelne Periode mit skeptischem Verstande, wie alle die, welche z. B. über das Zeitalter Homer's geschrieben und die spätern Untersuchungen Wolf's ermöglicht haben. Die Engländer haben demnach eine nationale Antipathie gegen universalhistorischen Schematismus. Sie suchen nur Eines in der Geschichte, den Menschen, nicht wie die Franzosen den Bürger oder wie die Deutschen den Gott. Man nehme die Conflicte, in welche Gibbon mit dem Christenthum gerieth! Weit entfernt, in dem Verfall des römischen Staates nach deutschen Anschauungen das Abblühen einer überreifen Erscheinung, die nur die Stufe zu einer andern gewesen wäre, zu sehen, weit entfernt, den Untergang der Römer als eine universalhistorische Nothwendigkeit zu betrachten, die ihnen vom Christenthume

nach göttlichem Rathschlusse wäre auferlegt worden, zerlegt Gibbon den Verfall in seine einzelnen Ursachen, in die Mißgriffe der Regierungen, die Laster und Tyranneien der Kaiser, die Sittenlosigkeit und den Luxus der Unterthanen, und giebt dabei dem Christenthum eine Stellung weder höher noch tiefer als irgend einer dieser mit vielbewunderten Stylguirlanden umwundenen historischen Gruppen. Gibbon sieht nur die vereinzelte Größe und die vereinzelte Schwäche. Hier ist alles Analyse. Die Geschichte dient, um den Blick zu schärfen; sie ist eine Vorbereitung für die politische Debatte.

Den rein politischen Standpunkt in der Geschichtschreibung nahmen die Franzosen ein, wenn sie nicht bigott waren. Bayle's Skepticismus und Bossuet's Versuch einer Universalgeschichte, letztere im orthodoxen Sinne, bilden zwei Anomalieen. In der Mitte zwischen beiden liegen all' die Einflüsse, welche Montaigne, Montesquieu, Rousseau auf das historische Urtheil der Franzosen ausübten. Diese geistvollen Schriftsteller beförderten weniger die Systematik, als eine abstrahirende Methode, die sich aus der Geschichte Maximen und Grundsätze, immer aber einen praktischen Fond entnahm, der, in der Gegenwart angewendet, oft auch auf die Vergangenheit selbst ein neues Licht warf. Montaigne brachte durch seine Klugheitstheorie die Ereignisse immer dicht vor die unmittelbare Anschauung, als Werkzeug, Regel oder Vorschrift für das eigene Verfahren. Die Geschichte verlor sich unter seiner Hand in eine Masse einzelner Thatsachen, die für einzelne Lagen und Entschlüsse Belege wurden. Wenn der Franzose so frühzeitig mit den Begebenheiten umspringen lernt und ihm für jede seiner Handlungen die Geschichte eine Analogie bietet, so war Montaigne für ihn dieser gewandte Lehrer, der aus der Geschichte eine Schule der Erfahrung machte. Montesquieu beschränkte diesen Unterricht auf den Staat und lehrte aus der Geschichte zunächst die Maximen der politischen Gesetzgebung. Rousseau stellte nicht nur die Geschichte, sondern das ganze Gebiet der Philosophie unter die Reverbère des Staates. Rousseau, der in dem Bürger den Menschen retten wollte, that doch nichts, als alle menschlichen Beziehungen an den Staat anknüpfen, so daß er Oder jeder po-

litischen Berufung werden mußte, besonders der des souverainen Volkes, ja sogar des Despotismus der Freiheit. Der reine, abstracte Mensch des Genfer Philosophen war immer nur ein Findelkind, auf welches ein Dritter, nicht der unbekannte Vater, sondern der Staat und seine öffentliche Erziehung Ansprüche machte. Die Rousseau'schen Menschen, sie mögen in der entlegensten Einöde geboren sein, sind unter der Controle geboren, sie haben eine politische Bestimmung an sich, die ihr Muttermaal und in der Haut schon der Abdruck jener — Kette ist, die auch sie einst tragen werden. So ist alle französische Geschichtsbetrachtung politische Marime, und jeder Franzose wird erst dann Einsicht in den innern Zusammenhang der Begebenheiten bekommen, wenn seine Phantasie zuläßt, sich bei ihnen persönlich betheiligt zu denken. Niemand kann diesen Satz schlagender beweisen, als ein Mann, der zwar selbst kein Franzose war, der aber aus dem Schein, es zu sein, ein Studium gemacht hat, Napoleon. Napoleon, über Geschichte raisonnirend, sprach über Alexander, Cäsar, Cromwell, Friedrich den Großen nie anders, als sich selbst mit ihnen verwechselnd und von ihren Thaten wie von den Folgen seiner eigenen Ueberlegung urtheilend. Das ist keine Marime des Selbstbewußtseins gewesen, sondern etwas, was jeder Franzose mit seinem Kaiser gemein hat.

Um in dieser Ausführung eine größere Vollständigkeit zu erreichen, will ich eines französischen Versuches über die Philosophie der Geschichte Erwähnung thun, dessen Kenntniß ich Herrn Rosenkranz in Königsberg verdanke. Ich thue sie um so lieber, als ich bei Gelegenheit dieses speciell gegen die Hegel'sche Philosophie geschriebenen Buches dadurch Gelegenheit finde, meine Hochachtung vor einem ihrer gewandtesten und geistreichst gebildeten Lehrer auszusprechen. Die Berliner Akademie, eine im vorigen Jahrhundert für die Entwicklung unserer deutschen Zustände so unwesentliche Anstalt, die sogar dem Spotte ihres eigenen Beschützers ausgesetzt war, wenn er sie z. B. zwang, auf die Frage: Soll der Staat anerkannte Irrthümer bei seinen Unterthanen dulden oder nicht? goldene Preise auszusetzen, besitzt in ihren Verhand-

lungen zwei geistvolle Versuche über die Philosophie der Geschichte von Weguelin. In dem Raisonnement dieses Philosophen walten sozusagen mathematische Kategorieen. Die Geschichte wird unter seiner Hand zu einer geometrischen Figur, die sich durch die Elemente des Euklid lösen läßt. Er schöpft aus den Zeiten die Ideen ab, bringt sie in algebraische Formen und rechnet darauf mit ihnen nach den einfachsten Regeln der vier Species. Die Resultate dieser Verfahrungsweise sind oft kalt und todt, oft aber auch voll Anwendbarkeit und lehrreicher Consequenz. Wäre die Ansicht Weguelin's richtig, so ließe sich die Welt als eine ungeheure Zahl betrachten, für welche Gott der Vega'sche Logarithmus wäre, und die Geschichte als eine Riesenpyramide von Zahlen und Buchstaben, die sich herauf und herunter potenzirt auflöst in die große Wahrheit, daß $a^2 + 2ab + b^2$ das Quadrat von $a + b$ ist. In allem Ernst, so strict sind seine Ausführungen.

Könnte ein ganz vollkommenes Geschichtswerk existiren, so müßte ein Deutscher dazu das Material, ein Engländer die Charaktere, ein Franzose den Pragmatismus liefern. In Frankreich erhebt sich keine Universalhistorie über die Mittelmäßigkeit. Der alte Rollin! Erst in neuerer Zeit haben französische Specialhistorien (Rulhiere mit der Geschichte Polens ging voran) einen Grad von Vollendung erreicht, der für Frankreich ein Privilegium zu bleiben scheint. Nicht von Villemain, Capefigue und selbst dem Grafen Ségur ist hier die Rede; denn diese Historiker stehen noch immer unter rhetorischen Einflüssen und arten bald in die scythische Romanendarstellung des Abbé Barthelemy, bald in die gigantischen Eis- und Nebelphantasieen Ossian's aus; sondern von den Werken eines Thiers und Mignet, die deshalb so groß sind, weil in ihnen das rein aufgefangene Echo der Begebenheiten spricht. Thucydides, Livius oder Tacitus nachzuahmen, muß immer mißlingen. Die Autoren unserer Zeit sind in ihren Urtheilen voreingenommener, als jene Alten, unter denen Sallust deshalb einen besondern Platz einnimmt, weil bei ihm der Künstler durch den afrikanischen Proconsul in Schatten gestellt wird. Aber die Ereignisse selbst reden lassen, Symmetrie und epische Perspective, Lebhaftigkeit und drama-

tische Gruppirung in seine Auffassung derselben bringen; darin liegt das große Verdienst der neuern auf dem Forum gebildeten französischen Geschichtschreibung. Wäre nicht Friede das Glück der Völker, so möchte ich diesen Künstlern nur noch das Eine wünschen — die eigene Anschauung des Feldlagers, und für diesen Fall, da wir Deutsche sind, z. B. dem kriegerisch gesinnten Thiers am liebsten die eines Xenephontischen Rückzuges.

Mit dem spanischen Erbfolgekriege verspritzten die Deutschen das letzte Blut, womit sie bisher die Adern des übrigen europäischen Staatskörpers beherrscht hatten. Seither immer in die Ereignisse verwickelt, wurden sie von ihnen immer übervortheilt; durch Friedensschlüsse wurden selbst ihre Siege Niederlagen. Daher vielleicht die Einmischung so vieler Andacht und Theologie in die deutsche Geschichtsbetrachtung. Daher diese deutsche Bürgerschaft zweier Welten, wo man gern vom Himmel Vorschüsse nimmt, um seine irdischen Rückstände zu bezahlen. Es ist auffallend, daß ein so aufgeklärter Kopf, wie Lessing, es sein mußte, der diese theologische Ansicht der Geschichte zuerst in ein System brachte. Möchte man nicht glauben, dieser große Freidenker hätte dafür, daß er dem Christenthum so viel Geschichte nahm, der Geschichte dafür desto mehr Christenthum geben wollen?

Oder war auch schon Lessing in die seither so überflüssig cultivirte Unterscheidung des Theoretischen und Praktischen verfallen? Glaubte er mit der bald so zahmen, bald so kühnen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, daß Dinge, die sich in der Theorie nicht beweisen ließen, doch für die Praxis verpflichtend sein könnten? Leibnitz fing diesen unwissenschaftlichen Dualismus an, Lessing setzte ihn fort und Kant sprach ihn geradezu als sein System aus. Leibnitz erfand neben seiner Monadologie die Theodicee; Leibnitz ist der Stifter jener Unterscheidung zwischen Dingen, die wider, und Dingen, die über die Vernunft hinaus sind, einer Unterscheidung, aus welcher man noch heute in der Theologie des Pietismus die trivialsten Sätze herleitet. Man muß Leibnitzen einen großen Einfluß auf die deutsche Geschichtsauffassung zuerkennen, von welcher sich außer Iselin, der die

engliſche Methode der Pſychologie befolgte, nur noch Kant befreite. Kant näherte ſich dem franzöſiſchen Principe, dem politiſchen. Seine Schüler machten leider ein juriſtiſches daraus und löſten die Frage über den Zweck der Geſchichte in die über den Zweck des Staates auf. Noch ſehen die meiſten unſerer deutſchen Rechtslehrer in der Geſchichte nichts als entweder die Herrſchaft des Geſetzes oder die Herrſchaft der Sicherheit oder die Herrſchaft des „allgemeinen Wohles". Das juriſtiſche Extrem in der Weltgeſchichte iſt die Auslegung derſelben nach der Offenbarung des Juſtinian, das theologiſche Extrem die Auslegung nach der Offenbarung St. Johannis.

Leſſing hatte mehr bindenden als trennenden Verſtand. Man ſpricht weniger von ſeinem Scharfſinne als von ſeinem Witz. Indem Leſſing das Chriſtenthum vernünftigte, hütete er ſich, die Philoſophie zu derationaliſiren. Leſſing war ein Feind der atomiſtiſchen Philoſophie ſeiner Zeit und haßte ſie wie die Regeln Boileau's. Seine teleologiſche Weiſe, die Geſchichte zu ordnen, ſeine Idee der Perfectibilität und der Erziehung des Menſchengeſchlechtes waren die milden und zarten Conſequenzen einer Seelenſtimmung, die ſich von der ſanften religiöſen Gluth, z. B. der in Moſes Mendelsſohn's Morgenſtunden aufgehenden Wahrheitsſonne, gern erwärmte. Leſſing machte aus der Geſchichte eine pädagogiſche Oekonomie. Er ſah den Arm der göttlichen Allmacht in den verworrenſten Perioden walten und faßte alles in die Begebenheiten ſcharf Einſchneidende, jede neue die Welt erſchütternde Idee, jede Bereicherung der Kenntniſſe oder des Glückes der Nationen als eine Stufe der göttlichen Welterziehung auf. So mußte ſchon bei ihm nach einem förmlichen Plane Sokrates, ſo Jeſus, ſo Spinoza kommen. Die Geſchichte gleicht hier einer Aloe, wo aus dem unten erſterbenden Blatte oben wieder ein neuer grüner Keim hervorſchießt. Gott ſelbſt wäre nach dieſem Bilde bei dem Pantheiſten jener Zeugungskeim, der in ewiger Metamorphoſe niemals ſtirbt. Bei Leſſing iſt er der fromme und gute Gärtner, der ſeinen Stock begießt bei jedem Sonnenuntergang und der ſich zuweilen mit gemüthlicher Pfeife vor ihn hinſtellt, um mit den Rauch-

wollen das Ungeziefer von ſeiner lieben Pflanze zu vertreiben.

Dennoch muß man geſtehen, daß in Leſſing's Schriften etwas liegt, was dieſer wohlgefälligen, genügſamen, beinahe optimiſtiſchen Anſicht der Geſchichte zu widerſprechen ſcheint. Leſet ſeinen Laokoon! Wie ſchwelgt da der enthuſiaſtiſche Antiquar in der Ausmalung jener Griechenwelt, wo ſelbſt die Künſte in das Staatsgewebe verflochten waren und ſich eine Zartheit des Geiſtes in ihrer politiſchen Bevormundung ausſprach, die unſere Zeit nun und nimmermehr wieder produciren wird. Der olympiſche Sieger bekam eine Statue; aber nur erſt derjenige, der es dreimal geweſen, erhielt eine ſolche, die ſeine eigene Geſtalt wiedergab. Man wollte denn doch den Adel der menſchlichen Figur bewahren, man wollte durch das Portrait nicht die äſthetiſche Anſchauung des Volkes an das Ordinäre und Zufällige verweiſen. Welche beinahe buckligen Statuen giebt es jetzt! Der Unterſchied des Alten und Neuen iſt eine Kluft. Wie zerfahren und materiell ſind unſere Intereſſen! Wie drängen ſich Künſte und Wiſſenſchaften durch den Lärm des Tages hindurch! Unſer Körper iſt verweichlicht, unſer Geiſt iſt ohne Harmonie, und ſelbſt das Chriſtenthum muß erſt durch dialektiſche Muthmaßungen und Kühnheiten mit den edelſten Blüthen der menſchlichen Cultur verknüpft werden. Hätte Leſſing dieſe Vergleichung angeſtellt, ich weiß nicht, ob ihm ſeine Perfectibilität nicht wie eine grundloſe Schwärmerei erſchienen wäre. Sind wir gegen dieſe griechiſchen Auffaſſungen nicht offenbar zurück?

Herder war ein Phänomen, deſſen elektriſcher Stoff für Deutſchland verloren ſcheint und nichts Aehnliches mehr hervorbringen wird. Er war ein Prieſter in dem großen Sonnentempel der Natur. Sein Erbtheil war die Poeſie, die Entzückung, die Liebe. Er war ein Prieſter der Johanneiſchen Auffaſſung des Chriſtenthums, die von der eifernden des Petrus und der moraliſch myſtiſchen des Paulus verſchieden iſt und keine andern Tempel hat, als duldſame Herzen.

Herder hat die Leſſing'ſche Methode nicht adoptirt. Im Gegentheil, er ſchickte in ſeinen Ideen den Menſchen auf ſeine jahrtauſendjährige Wanderſchaft mit dem Abſchiedsgruße:

Sorge für dich ſelbſt! Herder's Princip war bekanntlich die Humanität. Was verband er mit ihr? Den ganzen Complex aller der Begriffe, die ſich an die Wiege und an den Sarg des Menſchen drängen, ſowol jenes Terenziſche nil humani a me alienum, d. h. die Leidenſchaft und das Temperament, wie jede Blüthe der Cultur, die ſich aus der Benutzung menſchlicher Geiſteskräfte, ja ſelbſt aus der Benutzung zufälliger Begegniſſe entwickeln konnte. Herder findet das Philoſophiſche in der Geſchichte ſchon in der concreten Erſcheinung ſelbſt. Mit Ehrfurcht und mit geſenktem Haupte ſchreitet er zuerſt an den unbekannten Urſachen des Weltalls vorüber, greift aber ſogleich haſtig nach dem Seile, das ihm die Materie aus ihrer Arche zuwirft, und arbeitet im Schweiße ſeines Angeſichts, um Natürliches natürlich zu verfolgen, um Alles zu retten, was die Triumphe der Menſchheit als Werk der Menſchheit erhöhen muß. Auf dieſe Weiſe tritt er an das erſte Kind heran, das im Graſe mit den phrygiſchen Schafen des Herodot ſpielt, und lauſcht, wie ſich allmälig das Zungenhäutchen der Sprache löſt. Dann ziehen ſich ſchon Spuren von Heerden und nomadiſchen Völkern durch die unermeßlichen Sandebenen, und einzelne Familien raſten in den Oaſen und durchfurchen die Erde mit klug berechneten Werkzeugen. Das heilige Saatkorn (Perſephone, die Tochter der Demeter), ſteigt in die Erde hinab und bringt hundertfältige Garben. Die Gerſte wird gebrannt auf dem Roſte und die Prieſter ſtreuen ſie auf das Haupt des Stieres, der ſich zum Opfer beugt. Homer ſingt den Zorn des Achill und ſeine Schüler den zwiefach verſchlagenen Odyſſeus. Joniens Himmel, nach dem ſtehenden Ausdruck, lacht. Die Göttin Athens blickt von den Oelbäumen Suniums auf die von Schnäbeln perſiſcher Schiffe beſäeten griechiſchen Gewäſſer. Thucydides lauſcht dem Vater der Geſchichte, der in Olympia den Hellenen ſeine Muſenbücher lieſt. Endlich erliſcht die Sonne der Schönheit und die des Ruhmes taucht auf. Rom ſchmiedet ſeine Ketten und Mars zertritt die Ernte der Jahrhunderte. Dann folgt tiefe Nacht bis zur Weihnacht. Im Orient flammt ein Stern und aus einer Krippe lacht die neugeborne Zukunft der Welt. Kampf folgt und überall Untergang; auch die

Boten des neuen Himmels ziehen das Schwert. In den entfernteſten Gegenden der Erde regt ſich ein unbewußtes Sehnen. Die Völker kommen der in der Schlacht faſt verlorenen heiligen Standarte, dem Labarum, zu Hülfe, und die Geſchichte erhält eine neue Integration ihrer Elemente. Hier konnte Herder noch einmal jene poetiſchen Wonnen empfinden, die ſich in ſeinen Stimmen der Völker ausſprechen. Dann aber bricht ſein Werk mit der Hierarchie, mit der Barbarei des Mittelalters ab, und man iſt verſucht zu glauben, daß ihm nicht die Muſe, wol aber das Ideal zu fehlen begann. Die Humanität, mit welcher ſich das Princip mittlerer und neuerer Zeit, das egoiſtiſche Intereſſe, nicht zu vertragen ſcheint, fehlte. Mit den dunkeln Farben, die Herder jetzt auf ſein ſonnenhelles Bild hätte ſetzen müſſen, fürchtete er, ſich den Pinſel zu verderben.

Ich habe in der Schilderung des Herder'ſchen Gedankenganges ſchon dasjenige ausgedrückt, was ſich gegen Herder's Ideen erinnern läßt. Die Reſonanz ſeiner Seele war zu zart gebaut, als daß ſie alle erſchütternden und grellen Töne der Geſchichte hätte aushalten können. Sie zerſprang vor dieſen metallenen Glockenſchlägen, die aus den höchſten Regionen der Geſchichte dröhnen. Herder, nur gewohnt, im Völkerleben die poetiſche Blume zu ſuchen, verlor ſich in eine zu ſanfte und elegiſche Stimmung ſeiner Darſtellung und verfiel dann, wenn ihn die Ereigniſſe überboten, in eine mäkelnde und intolerante Methode. Wer kann ſeine Beurtheilung der Römer billigen? Wer erſchrickt nicht, wenn man Herder's Nachgiebigkeit gegen die Ereigniſſe eben zu einem neuen Princip für die Geſchichtsdarſtellung erheben mochte, über dieſen ſtrengen, abfälligen, faſt ſchulmeiſterlichen Ton, den er ſich über das durchgebildetſte, charakterfeſteſte und bürgerlichſte Volk der Erde erlaubt? Herder kann die Räuberei und Zerſtörungswuth eines Mummius nicht vergeſſen. Die Bildſäulen und künſtleriſchen Denkmäler der Griechen, Sophokles und die Weisheit Plato's beherrſchen ſeine Einbildungskraft ſo ſehr, daß er in den Römern nur Barbaren, die entarteten Söhne entarteter Väter, eine toll'kühne Verbrechercolonie aus Albalonga ſieht. Da iſt die wundervolle römiſche Geſetzgebung,

Verknüpfen des Anekdotischen mit allgemeinen historischen Gesichtspunkten und in der Pflege des Anekdotischen wie des Universellen eine gleich große Meisterschaft besitzt, hat mich in ihrem lebendigen Style, ihrer geschmackvollen Hervorhebung interessanter Lichtpunkte des Details verführt, diesen Charakter für dramatischer zu halten, als er durch seine näheren Bedingungen ist. Ein entschlossener kräftiger Geist faßt zum letzten Male die Kraft der sinkenden Hansa zusammen und wagt auf einem schon unter und neben ihm durchwühlten Boden einen Kampf mit den nordischen Kronen, den wir im Jahre 1848 nach dem Waffenstillstand von Malmö kaum begreifen werden. Diese Persönlichkeit ist eine kraftvolle, ihr Unternehmen ein gewagtes, ihr Untergang ein tragischer. Zum Helden des Drama's im höheren Styl fehlt auch die Schuld nicht; denn will man auch einen solchen Kampf mit drei Kronen keine Ueberhebung nennen, so konnten doch, um ihn auszuführen und durch Gewalt oder List zum Ziele zu führen, die mannigfachen unmoralischen Waffen nicht fehlen, die in der Politik gang und gäbe sind, und dieser sich bedienend, wenn auch wider Natur und Neigung, mußte nach der tragischen Nemesis Jürgen Wullenweber fallen. Bei einem gänzlichen Mangel von biographischen Daten intimerer, menschlicherer Natur konnten diese allgemeinen historischen schon allein

die sich seit ältesten Zeiten anlegte, da ist der ganze Bau jener Universalmonarchie und zuletzt das an zahllosen Charakterentwicklungen überreiche Detail der römischen Geschichte dem Manne keiner Rede werth gegen eine Pindarische Ode! Herder verweichlichte in der griechischen Kunst. Seine Seele ist zu sanft für die Strenge der Geschichte. Aus der Philosophie der Geschichte wurde bei ihm eine Kritik derselben. Herder veranlaßte moralisch-politische Ghrieen, die ein eigenthümliches Stadium der Schulbildung bezeichnen; überhaupt wurde die Geschichte für die Jugend nach ihm eine pädagogische, mit Erfahrungen naßgemachte Ruthe, die man hinter den Spiegel steckte als strenges Regardez-moi!

Ehe da Friedrich Schlegel sein Bedürfniß einer ästhetischen Sinnenreligion in den Domen des Katholicismus zu befriedigen suchte, hatte seine Ideenentwicklung viele mit Lessing, dessen Schriften er in einem Auszuge herausgab, gemeinsame Punkte. Aber es war doch ein origineller Standpunkt, unter dem gerade er Lessing betrachtete. Wie man in dem Leben von Männern, die man bewundert, gern nach Thatsachen sucht, wo wir sie auch lieben möchten, z. B. ob sie von ihrer Mutter gern sprachen, ob sie eine Blume sinnig betrachteten; so durchsuchte Schlegel die Schriften Lessing's und brachte sich ein Bild von dem Meister heraus, das zwar ganz unähnlich, aber nicht ohne Reiz war. Lessing wurde bei dieser Schlegel'schen Mosaik das vollständige Gegentheil seines Rufes. Ueberall für einen Feind des Christenthums gehalten, macht ihn Schlegel zu einem Feinde des aufklärerischen Deismus. Fast scheint es, als hätte es Schlegel zu schmerzlich vermißt, wenn sich zur Schelling'schen Polemik, welcher Friedrich damals angehörte, nicht die Manen des bewunderten Lessing zustimmend gesellt hätten. Er richtete den großen Kritiker gerade so ein, wie er ihn als Glorie seiner spätern eigenen philosophischen Expositionen brauchte. Schlegel ging nur einen Schritt — ich möchte lieber statt weiter, sagen zurück — gegen Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts. Schlegel bezog das, was Lessing nur zu Gunsten des Deismus gesagt hatte, in der Geschichte auf das Christenthum und — das war überraschend — sogleich auf den Katholicismus.

Ich erwähne hier Schlegel's Philosophie der Geschichte, ob sie gleich von späterem Datum ist, als diejenigen Erscheinungen in der Wissenschaft, die demnächst charakterisirt werden sollen. Schlegel's Werk ist die letzte Kuppel des Doms der romantischen Schule. Gleich beim Beginn derselben, der Rundgalerie, sind wir in die Untersuchungen Kanne's, Creuzer's und Görres' über die orientalische Mythe versetzt. Wir reiten auf einem ungeheuren mystischen Elephanten, dem Repräsentanten der Gangesreligion, und hören bald, daß sich die hebräische Urkunde mit der Vernunft und Erfahrung in die glänzendste Harmonie bringen lasse. Dann wird die göttliche Heilsordnung hervorgehoben. Die Sünde ist der Leute Verderben. Man kann es rührend nennen, daß Schlegel noch an seinen alten ästhetischen Studien mit so viel Liebe hing, um doch nicht Homer und Sophokles als Sänger der Lüge zu brandmarken. Er erinnert sich zuweilen, was er vor seiner Bekehrung gewesen. Das Christenthum macht die Halbscheid der Begebenheiten, die Völker beten an und die Peterskirche in Rom wird der Mittelpunkt der Geschichte. Das Zeitalter der Reformation, der Vernunft, des Abfalles beginnt, die französische Revolution ist die letzte Offenbarung des Satan, während hier und da einzelne Glöckchen der neuen Hierarchie ihren süßen verlockenden Ton anstimmen und sich die Zeichen der Zeit zur Wiederkunft des Herrn, d. h. der Wiederherstellung der alten hierarchischen Macht mehren. Der Staat emancipirte sich früher von der Kirche, jetzt wird sich die Kirche vom Staat emancipiren, und das Band, das die Nationen umschließt, wird eine neue gesellschaftliche — Chimäre werden, eine Art Communismus. Dies ist kein System, sondern ein Glaubensbekenntniß, das sich bestreiten, aber nicht widerlegen läßt.

Wenn ich mich hierauf endlich gegen die sogenannte Geschichtsconstruction erkläre, so möchte ich doch nicht, daß man mich für einen Verkleinerer der Hegel'schen Philosophie halte. Dieses System war die nothwendige Schlußfolge einer vierzigjährigen speculativen Aufregung Deutschlands und mußte alle Radien vorangegangener Bestrebungen in seinen Mittelpunkt zusammenfassen. Ich habe selbst zu

den Füßen Hegel's geſeſſen und aus dem unkünſtleriſchen Vortrage ſeiner Lehrſätze die entſchiedene Wirkung wahrgenommen, die ſeine weiten Umriſſe, die ungeheuren Conturen ſeiner Kategorieen auf die Gymnaſtik der Seele haben. Hegel's concrete Methode, das materielle Füllſel ſeiner leeren Begriffsſchemen machte ſeine Philoſophie zu einem Surrogat der Erziehung, das weder von der pſychologiſchen noch mathematiſch-ſcholaſtiſchen Methode anderer Lehrer erreicht wird. Die Maſſe von eigenen Kenntniſſen, die man in Hegel's Syſtem vergraben kann, ohne im Beſitze verkürzt zu werden, die eigene Durchbildung des Kopfes, die ſich mit dem Hegel'ſchen Syſteme immer in einen vertraulichen Zuſammenhang bringen läßt, kurz das im Grunde Unverbindliche, Lare, Leichtverwendbare der Hegel'ſchen Principien ſchuf eine ſehr freie, bunte und der Individualität Alles einräumende Schule, zu der ſich die unabhängigſten Geiſter bekennen lernten. Wir haben hier z. B. nicht die über einen Leiſten geſchlagene Propaganda des Kantiſchen Kriticismus, dieſe Heydenreich, Feder, Schmid, Kieſewetter, wo Einer immer in Gefahr kam, mit dem Andern verwechſelt zu werden, ſondern ich erinnere nur an das tiefe Gemüth eines Hotho, an den in hundert Farben blitzenden Eſprit eines Gans und viele andere ausgezeichnete Hegelianer.

Was iſt die Hegel'ſche Conſtruction der Geſchichte? Ein Demiurgos ſitzt mitten im Weltgebäude und ſucht mit einem Zirkel die Zahl der hiſtoriſchen Breiten- und Längengrade zu beſtimmen. Er hockt dem Schöpfer der Welt auf der Schulter und beginnt am ſiebenten Tage, wo jener zur Ruhe gegangen, den Himmel und die Erde, die Thiere in und über dem Waſſer, die Bäume und den Menſchen ſo nachzuformen, wie er am Allvater ſich die Handgriffe gemerkt hat. Geſchichtsconſtruction heißt, die einzelnen Höhepunkte der Geſchichte mit Spinnweben verbinden und das Diſparateſte zu witzigen Harmonieen zuſammenbinden. Sie iſt zuletzt prophetiſcher Natur, ſowohl in dem Sinne, daß ſie, wie Aeneas es bei Virgil thun konnte, einen Auguſt und Marcellus prophezeit, als auch in rein caſſandriſchem, daß ſie das noch wirklich Ungeſchehene in der Zukunft zu erblicken

glaubt. Jedem wird hier Mephistopheles im Faust einfallen, wo dieser die philosophische Methode persiflirt, die uns beweist, daß die Dinge nicht nur so sind, sondern auch so sein müßten wie sie sind, und daß gleichsam jedermann kein Anderer wäre, als er selbst. Doch müssen wir hinzufügen, daß das Reagens dieser Geschichtsconstruction die logische Idee ist.

Von der logischen Idee bei Hegel muß man sich eine ausgedehnte Vorstellung machen. Sie ist allerdings zunächst nur ein Begriff, oder, wenn wir dem Meister trauen dürfen, zu gleicher Zeit auch der Inhalt dessen, was der Begriff ausdrücken soll. Sie ist mit einem Worte der metaphysische Urstoff, aus welchem sich die Dinge als die Ideen darüber entwickeln, vielleicht Gott selbst, wenn man Beweglichkeit des Geistes genug hat, sich unter diesem Stoffe nichts Ruhendes und Abstractes, sondern ewig Gebärendes und Schaffendes vorzustellen. Dies hohle Prädicat des Seins ohne Subject, diese noch unbestimmte und unwirkliche Kategorie wird uns immer in die Vorstellung des Nichts verfließen und wir werden jenen Moment ahnen können, wo es noch keine Welt und keine Geschichte gab. Hegel nimmt jene Periode des reinen Seins oder des Fürsichbegriffs als die Periode der Urwelt, wo die Geschichte wie der Dotter im Ei schwimmt, wo die Götter auf der Erde wohnten und das Paradies die Ordnung des Tages war. Geschichte war da noch nicht. Geschichte ist das Product zweier Factoren, und dieser zweite Factor, die Negation, brauste in das Chaos hinein, die Idee stürzt aus ihrem Gehäuse, die Natur öffnet ihren Drachenmund, Geschichte ist das Werk der Rebellion. Hegel kennt nur alte und neue Welt: was in der Mitte zwischen beiden liegt, ist Kampf. Das Mittelalter ist Streit zwischen der Natur und dem Geiste, zwischen dem zweiten und dritten Theile des Systems. Christus war die Idee des Anundfürsich, die in ihren Anfang, aber mit Geistesbewußtsein zurückgekehrte Idee. Sein Reich ist das Reich der Freiheit, Wahrheit, Wissenschaft, des vollständigen dritten Theils der „Encyklopädie", welcher mit dem Triumphe der Philosophie und beinahe, für den Beurtheiler nämlich, mit

jenem Horazischen Satze schließt: Der Philosoph ist König, Gott, Alles, wenn er nicht zufällig den Schnupfen hat.

So gesund und frisch die Ansicht Hegel's ist, nach welcher man die Wahrheit doch nicht immer an entlegenen Orten suchen möchte, sondern daß man ja stündlich über sie wie über die Thatsachen der Straße stolpere, ferner die Ansicht, daß das Aeußere der Dinge fast immer ihr Inneres sei und wir uns doch nicht einbilden möchten, was Wunder für große Begebenheiten auf dem Uranus und der Milchstraße geschähen; so möchte es doch schwerlich ein großer Triumph der philosophischen Wahrheit sein, wenn die historischen Facta unseres Erdballs ihre ausschließlichen Belege wären!

Inzwischen will ich der constructiven Methode drei Punkte entgegenhalten, welche ein praktischer Grundsatz und zwei Verlegenheiten sind.

Herder verfiel in den Fehler, die Geschichte kritisiren zu wollen. Hegel übt gegen sie eine Toleranz, welche die Moral in Gefahr bringt. Ich klammere mich nicht an die fünffüßige Phrase: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht (der Accent ist auf Weltgeschichte zu legen); denn Millionen Thränen sind in der Geschichte ungetrocknet, tausend Verbrechen ungestraft geblieben, das Recht war immer dessen, der der Stärkere war. Aber in Allem Nothwendigkeit sehen, wo bleibt die Freiheit? Starb in Cato ein Begriff oder eine große edle, hochherzige Seele? War Philipp II., war Robespierre ohne moralische Zurechnung? Ist der Weltgeist der Souffleur aller großen Worte gewesen, die von Menschen gesprochen wurden? Der Souffleur des non dolet der Arria, der sancta simplicitas Hussens und selbst jenes wehmüthig herben Spruches, womit ein Gladiator den Kaiser grüßte: Caesar, morituri te salutat? Dieser philosophische Schematismus betrügt die Menschheit um ihre schönsten Zierden, die Seele um ihre Erhebungen. Er erzeugt einen indifferenten Quietismus für die gegenwärtige Zeitlage, und selbst wenn dieser richtig wäre, so müßte man ihn bestreiten, weil er der Thatkraft die Sehnen zerschneidet.

Das zweite Unglück der constructiven Methode ist die Sackgasse.

Wo hinaus? Welche Regeln giebt uns der Tag? Dieser, n dem schon Plato träumte, wo alle Menschen Philosophen ürden, liegt weit. Und wie es mit der Wiederkunft Christi ar, der Eine spricht von tausend Jahren, der Andere: über n Kleines! Hegel selbst hat sich verleiten lassen, seine genen politischen und wissenschaftlichen Verhältnisse für den mittelbaren Durchgangspunkt der Geschichte anzuerkennen. r hat an den Staat, welcher seine Verdienste belohnte, eine entschiedene Mission ausgetheilt, daß man verführt wird, n ziemlich nahes Ende der gedachten und geschehenen Dinge zunehmen. Hegel fing alle historischen Strahlen zu jener onne zusammen, welcher der preußische Adler entgegenfliegt, d brachte dadurch seine Schüler selbst in Verlegenheit. a n s war lange damit beschäftigt, diesen Sack zu durchbrechen d der freien, von der beigepflanzten Linné'schen Bezeichnung abhängigen Geschichtsvegetation wieder Luft und Athem verschaffen. Irre ich nicht, so ist G a n s ein Hegel'scher ocinianer. Er sucht den Moment, die Freiheit und viel cht selbst den Zufall zu retten.*)

Die Einwürfe gegen die Construction müssen desto schla nder werden, wenn sie im Stande sind, einige Inconsequen- derselben nachzuweisen. Der Hegel'schen Philosophie der eschichte schwebt das Bild einer auf- und herabsteigenden nie oder vielmehr eines Nieder- und Aufganges vor. Das ristenthum ist ihr der mittlere Durchschnittspunkt, der enzweg, wo sich die Bahnen brechen und alle Begebenhei- in eine neue Strömung gerathen. Wie aber, wenn es lthistorische Ideen gäbe, die sich in der neuen Welt mit ergie geltend machten und aus der alten herüber kamen,

*) N o t e v o n 1 8 4 5. Alles das wurde geschrieben vor Ruge, r Feuerbach und vor Bauer. Nichtsdestoweniger haben die Hallischen brücher vornehm auf den Verfasser herabgesehen, der jungdeutschen ratur unphilosophischen und principienlosen Dilettantismus, abstrac- Literatenthum u. s. w. vorgeworfen. Feuerbach's Theorie, das nschenthum in seiner Tiefe und Schöne zum Maßstabe unserer Gott- nntniß zu machen, lag fünf Jahre vor dem Hervortreten der neuesten wicklungen der Hegel'schen Philosophie in diesem meinem Buche sprochen. Ich sage das nicht, um mich zu rühmen, sondern lege ein Gewicht — auf die Wagschale der Gerechtigkeit.

im mindeſten vom Chriſtenthum tingirt zu werden? Noch bis zu dieſer Stunde iſt die humaniſtiſche Bildung die erweislich beſte Mitgift, die man dem Jüngling für ſeine Vermählung mit dem Leben geben kann. Sie hat ſich frei erhalten vom Chriſtenthum, ja ſie flieht das Chriſtenthum, weil ſie fürchtet — vom linguiſtiſchen Apparate desſelben barbariſirt zu werden. Oder um etwas zu nehmen, was keine Ueberlieferung, ſondern in der That eine Inſtitution iſt. Wer kann nachweiſen, daß das römiſch-deutſche Kaiſerthum eine Idee des Chriſtenthums iſt? Die Hierarchie und das Kaiſerthum iſt ein Widerſpruch, der auf heidniſche Verhältniſſe zurückgeht. Daß am Weihnachtsfeſte der Biſchof Zacharias Karl den Großen ſalbte, habe ich immer nur für eine Ueberraſchung halten können, die der Kaiſer, er, der Harun al Raſchid ebenbürtig grüßen ließ, von jenem Prieſter als einen Dienſt der Höflichkeit annahm. Das Kaiſerthum ſollte die unmittelbare Fortſetzung der Auguſte, Trajane, Conſtantine ſein. Dieſer unveränderliche Gedanke, der das ganze Mittelalter erſchütterte, ſchwebte allen deutſchen Kaiſern vor und beweiſt, daß die Form der Geſchichte nicht Auf- und Abſteigen, nicht der concentriſche Kreis oder die Spirale iſt, ſondern der epiſche Parallelismus, bald congruirend, bald divergirend. Nichts macht namentlich dieſe Form ſo einleuchtend, wie der Islam, den die conſtructive Methode nicht erklären kann. Schon in meiner Skizze über das Leben des jetzigen Sultans führte ich an *), daß dieſe Methode den Islam gleichſam für wildes Fleiſch, für ein Ueberbein, das ſich der ſtürmende Geiſt der Geſchichte geneten habe, halte, und noch jetzt wüßte ich nicht, daß irgend ein Theolog oder Philoſoph aus der Hegel'ſchen Schule den Islam anders behandelt hätte, denn als ein zufälliges Corollarium der neueren Geſchichte. Wir wollen ſehen, wie in dreihundert Jahren vielleicht ein türkiſcher Gelehrter die Hiſtorie conſtruiren und welche Dinge er für wildes Fleiſch ausgeben wird.

*) Geſammelte Werke, Bd. IX. S. 158.

Bevor ich endlich die neuen Gesichtspunkte angebe, unter welchen ich die Philosophie der Geschichte künftig aufzufassen empfehle, mögen hier einige zur Sache gehörende Bemerkungen über den Geist der modernen Literatur ihren Platz finden.

Nach den Systemen eines Spinoza, Descartes und Leibnitz brach über die europäischen Literaturen eine Art philosophischen Dilettantismus herein, welchen man mit dem Namen der Encyklopädistenperiode zu bezeichnen pflegt. Jede Literatur stockt, wenn das System über sie die Autorität gewinnt. Der Gedanke, der aus dem System kommt, ist todt, welk wie die Blume des Herbariums. Styl und Abwechselung geht beim Siege des Systems verloren. Emancipation vom System ist Fortschritt.

Welches sind die schlagendsten Ideen? Diejenigen wahrlich nicht, die aus dem Systeme herausfallen. Spinoza war ein größeres philosophisches Genie als Lessing; aber keine Idee Spinoza's ist so lebendig, so schöpferisch und so vieler Consequenzen fähig, wie eine Idee Lessing's. Dies ist ein Gesetz der Literaturgeschichte: Nach der Blutstockung der Systeme springen die subjectiven Adern. Einzelne Köpfe arrondiren sich gerade so weit im Systeme, als es nöthig ist, um einen gewissen Zusammenhang in seinen Ideen zu haben; das weitere Band ist der Charakter, die Laune, der subjective Einfall, kurz alle Tugenden und freilich auch alle Fehler des Encyklopädismus.

Einige junge Doctrinäre in Deutschland wollen unserer neuesten Literatur den Vorwurf machen, daß sie auf die bezeichnete Tendenz hinauskäme. Ich glaube, daß die Thatsache richtig ist, nur ist es unrecht, sie eine Nachahmung zu nennen. Ich glaube, daß unsere deutsche Literatur einen neuen Charakter annehmen wird, der aber zunächst in nichts Anderem bestehen dürfte, als in der Emancipation von der Schule und vom System. Man sollte die Geburtswehen dieser Literatur erleichtern helfen, da es sich um die Garantie unserer literarischen Zukunft handelt.

Zersetzende, verneinende, trennende Principien! Von Prin-

cipien war noch bis jetzt nicht die Rede, sondern nur von einer neuen Integration unserer Literatur durch einzelne Köpfe, welche die mumienhaft von den Systemen umwickelte Wahrheit lösen, zwischen der Schule und der eigenen Individualität die Straße des Lebens halten wollen. Und wenn auch die Poesie dieser Periode einen eigenen Charakter tragen sollte, so wäre es billiger, diesen erst zu studiren, als ihm die Merkmale des achtzehnten Jahrhunderts aufzuzwängen. Ich finde in einigen neuen Productionen weit mehr Positivität, als in den Spielen der romantischen Schule. Diese Abschweifung machte ich, um meine Gleichgültigkeit zu beweisen, wenn mein Werk etwa der Vorwurf trifft, daß es keinem System angehört. Ich ziehe vor, in der Philosophie ein Virtuose, als ein Schüler zu sein.

Der erste Fehler, in welchen der construirende Geschichtsphilosoph zu verfallen pflegt, ist das lange Verweilen bei der Schöpfung, bei der Erde, bei der Urwelt. Die Geschichte beginnt nicht mit dem ersten Menschen, sondern mit dem ersten Charakter. Ihr Signal ist die erste That. Was ist historische That? Die Geschichtsphilosophie hat sich nur mit dem Begriff der historischen That zu beschäftigen. Was ist Begebenheit? Die Erweislichkeiten der alten Geschichte liegen vor uns, die mittlere Zeit ist gelichtet, in der neuern Geschichte leben wir. Eine Philosophie der Begebenheiten oder auch das, was der Geist der Geschichte genannt wurde, ist ein Nachweis der innern Analogieen, welche sich in den historischen Facten finden. Philosophie der Geschichte ist die vergleichende Anatomie der Ereignisse, gerade wie uns Baco, Locke, Hume und Kant auf den Ursprung des Erkennens zurückgewiesen haben. Der Gegenstand dieser Philosoph ist in weit höherem Grade der handelnde, als der leidend Mensch, immer aber der Mensch in der Autonomie seiner Freiheit und schwächer oder so stark wie sein Wille. Man wird die göttliche Assistenz nicht leugnen können, aber doch einräumen müssen, daß die Geschichte zunächst des Menschen wegen da ist und daß eine Philosophie derselben die innere Dialektik der Begebenheiten ist. Die Physiologie z. B. entwickelt die innern Bestandtheile des thierischen Körpers, das Verhältniß des Fleisches zu

den Muskeln, der Muskeln zu den Knochen, die Physiologie lehrt nicht, wie Gott den Menschen schuf, noch weniger, wie er ihn erhält, sie überläßt jenes der Theologie oder Naturwissenschaft, dieses der Medicin und Diätetik. Ebenso ist das Object der Historiologie nichts als der moralische Mensch, der Mensch in seiner einmal bekommenen Ausstattung, in seinen Beziehungen zur That und zum Ereigniß. Unter Philosophie der Geschichte sollte man nur eine Wissenschaft verstehen, welche ihre drei Theile hat, einen anatomischen, einen physiologischen und einen dialektischen. Der erste gäbe den Thatbestand dieser Wissenschaft, die historischen Factoren unter dem Gesichtspunkte der Vereinzelung aufgefaßt, der zweite eine Philosophie des historischen Menschen, und der dritte eine innere Verknüpfung, Analogie und Verwandtschaft der Begebenheiten und den Versuch, das in allen Zeitlagen Gemeinsame und Gleichartige nach kritischen und mathematischen Gesetzen zu entwickeln. Man hat so viel paränetische, fromme, rührende Zwecke in die Geschichte gebracht, daß ihre Philosophie eher Alles, als eine Erklärung derselben geworden ist. Geschichte ist jener tausendjährige blutige Kampf zwischen Recht und Unrecht, zwischen Natur und Geist, sie ist eine Abwechselung von Sonnenschein und Ungewitter. Was will hier die Philosophie? Ausglätten, richten, versöhnen? Die kalte Geschichte erwärmen und das Grausame behaglich machen? Wenn die Philosophie der Geschichte eine Methode hat, so ist es die der erleuchtenden Fackel, hat sie ein Ziel, so ist es dies, das Aehnliche zu verknüpfen, und hat sie eine Folge, so ist es die, daß wir auf unserer Hut sind und vom Geschehenen etwas lernen.

Dieser Auffassung gemäß dürfen zuerst die Klammern der beliebten Zeiträume nicht länger bleiben. Alles, was uns schematisch vor Augen steht, ist Hinderniß unseres Verfahrens. Das Christenthum muß als Thatsache der Religionsgeschichte verehrt werden, als ein welthistorisches Ereigniß, wo aus kleinen Anfängen große Schlußfolgen entsprangen; aber aufhören muß es, jene Scheidewand der Begebenheiten zu bilden, welche wol das ästhetische Gefühl der Symmetrie, nicht aber die historische Wahrheit befriedigt. Kann z. B.

genügen, ihm Ansprüche auf die schönste Ehrenrettung zu geben, die die Geschichte kennt, die der tragischen Muse.

Als einen neuen Reiz zur dramatischen Behandlung dieses Gegenstandes ergab sich ferner, daß ein junger Kriegsheld, der lübische Stadthauptmann Marcus Meyer, früher Hufschmied seines Zeichens, dann vom Landsknechte sich zum Führer von Soldtruppen aufschwingend, mit den abenteuerlichsten Lebensmomenten neben Wullenweber stand. An bedeutenden historischen Fernsichten, besonders auf Luther und die Geschichte der nordischen Reiche, fehlte es dabei ebensowenig. Zur Charakteristik vieler zeitgenössischer Persönlichkeiten und zur eignen Erfindung solcher, die das Zeichen der Wahrscheinlichkeit an sich trugen, bot sich die reichste Gelegenheit. Dennoch gesteht der Verfasser gern ein, daß das unter seiner Hand zu Stande gekommene Werk hinter der Begeisterung, die er für seinen Stoff in sich trug, zurückgeblieben ist.

Da die letzten Lebensmomente Wullenweber's zu einer Tragödie allein nicht auszureichen schienen, so mußte wohl ein Gesammtbild seines Wirkens um so mehr vorgeführt werden, als dem Dichter daran lag, dem deutschen Nationalgefühl die erhebende Genugthuung zu verschaffen, wirklich mit anzusehen, wie weit dies Wirken ging, wie machtvoll es in

etwas dieſe unmittelbare, vom Chriſtenthum unabhängige Vermiſchung und Fortſetzung der Zeiten deutlicher beweiſen, als die heutige Griechennation? Die Thatſache (nicht mehr die Hypotheſe) weiß von dieſen Griechen, daß ſie Slaven ſind, daß Namen wie Bozaris und Zavellas nur aus den aſiatiſchen Steppen kommen konnten, und doch halten ſich dieſe Enkel der Barbaren für die Enkel des Miltiades und Epaminondas und leben nicht im Bewußtſein der Lüge und Adoption, wenn ſie an Marathon erinnern, ſondern im Bewußtſein ihrer echten helleniſchen Herkunft. Da floß alte und neue Zeit in einander. So wenig ſicher ſind jene Grenzpfähle, welche Hiſtoriker und Philoſophen für die Geſchichte geſteckt haben.

Sodann vertauſche man das Reagens der logiſchen Idee mit dem Reagens des Zufalles. Man verſtehe mich recht! Die Geſchichte ſoll nicht das Werk des Zufalles, ſondern der Zufall ſoll der Prüfſtein der Ereigniſſe werden. Die Ereigniſſe haben immer etwas an ſich, was ihnen erlaubt hätte, auch etwas Anderes zu werden, als ſie wurden. Nachzuweiſen, daß die Dinge gerade nur das wurden, was ſie ſind, iſt wahrhaftig nicht philoſophiſch! Umgekehrt, der zweite Keim, der negative, gehört der Speculation an, denn iſt eine einzige That ihres Zuſammenhanges wegen gethan? War der Gedanke an den Augenblick nicht früher da, als der an die Ewigkeit? Ich ſollte glauben, die Geſchichte iſt allgemein genug; es käme jetzt darauf an, ſie zu individualiſiren.

Jeder, der noch nicht von einem neuen Syſtem zu ſprechen wagt, wird wenigſtens über die Methode deſſelben ein gebildetes Urtheil haben. Mein Buch iſt noch keine Philoſophie der Geſchichte in meinem Sinne, es ſind Vorſtudien dazu. Wenn es ſich hier um ein Syſtem der Moral handelte, ſo würde ich ſagen, ich will in meinem Buche zunächſt nur auf die Geſinnung wirken. Man hat ſo viel Glaube, Liebe und Hoffnung auf die Geſchichte ausgegoſſen, daß meine ſalbungsloſe Darſtellung jedem kräftigern Geiſte willkommen ſein wird.

I.

Ueber die todten Kräfte der Geſchichte.

Jean Paul hat in ſeiner Sonnenrede jenen vernichtenden Gedanken auszudenken gewagt, den Uebergang der Zeit in die Ewigkeit. Alles, was wir denken und fühlen können, wird durch die beiden Bänder von Zeit und Raum zuſammengehalten. Wie niedere und höhere Luftſchichten fließen beide in einander. Sie ſind der eigentliche Athem unſeres Daſeins, ja Jean Paul hätte bedenken ſollen, auch der Athem der Poeſie. Denn niemals läßt ſich jene wirre Phantaſie, welche Zeit und Raum überflügelt, vor äſthetiſchen Geſetzen rechtfertigen. Dante miſchte immer noch etwas Hiſtorie, Milton immer noch etwas Mythe in die Einbildungskraft. Jean Paul gefiel ſich in jenen Zeit und Raum überſpringenden Geſtalten, die den fürchterlichen Unthieren gleichen, die man in einem Glaſe Waſſer durch mikroſkopiſche Vorrichtungen wahrnimmt.

Alſo Eines haltet wenigſtens feſt, den Raum, dieſen flüſſigen Aether, der nichts iſt, als unſer Gedanke. An die Geſtirne und die Erde, von denen ſich die Phantaſie doch niemals losreißt, klammert euch; nur dies verſucht einmal einen Augenblick, die Anſchauung der Zeit in euch zu ertödten.

Saturn hat ſeinen rieſigen Arm um die Welt geſchlagen. Im Stundenglaſe, das auf ſeinem Schooße ſteht, rieſeln lautlos die Jahrhunderte. Noch iſt ſein Auge wach: ſein Auge iſt die Zeit ſelbſt, der Augenblick ein Jahrtauſend.

Nun aber ſchliche über dieſe ermüdeten Wimpern die leiſe Dämmerung des Schlafes. In dieſes helle, mit buſchigen, weißen Brauen behangene Auge zöge die Nacht mit ihrer löſenden Kraft, die Nacht mit ihren gaukelnden Geſtalten, und der greiſe Gott der Jahrhunderte wäre gefeſſelt von der unbeſiegbaren Macht des Traumes.

Nun wäre freilich, im unendlichen Raume ſchwebend, die Erde da. Aber die Unterſchiede der Zeiten irrten phantaſtiſch durcheinander. Keine Epoche iſt mehr eingeklammert, keine Thatſache mehr gefeſſelt, die Völker und die Jahrhunderte miſchten ſich zuſammen. Der Germane ſtünde lauſchend an jener Säulenhalle, in deren innerem Hofe unter ſäuſelnden Platanen der Grieche ſeine Weisheit hört. Napoleon läge über den Schultern Machiavell's und blickte lächelnd in den Fürſten, an dem der große Staatsſecretär ſchreibt. Friedrich nähme aus dem Munde des Epaminondas jene Regeln der ſchiefen Schlachtordnung, die aus Collin ein Leuktra hätte machen können; und Raphael zeichnete nicht die Bäuerin auf dem Felde, um Kirchen zu ſchmücken, ſondern die Königin des Himmels ſelbſt mit ihrem ernſten Kinde.

Genug des Bildes! Ich möchte von meinem träumenden Saturn eine philoſophiſche Anwendung machen. Welche Fäden ſpinnt das Alterthum in die neue Zeit hinüber? Iſt unſere Zukunft die Rückkehr einer endenden Schlange in ihren Anfang? Welches ſind die ſchlummernden Kräfte der Geſchichte?

Schon in des Orients alten Sagen lebten die im Chriſtenthum verklärten Ideen. Auch bei den Perſern war im Anfang das Wort und das Wort war Gott und wurde in Mitra Fleiſch, das Wohnung auf der Erde machte. Noch heute lebt in Tibet jene ewige Fleiſchwerdung Gottes, eine permanente Idee, in welche ſich fromme Knaben hineinſtudiren, um die ſichtbaren Träger des Unſichtbaren zu werden. Im fernſten Indien geſtaltet ſich dreifach die Epoche der Offenbarung; in den blühenden Gärten, wo Kriſchna wandelte, iſt Chriſtus ſchon einmal angebetet worden. Sollten jene drei Weiſen, die aus Morgenland kamen mit ihren Geſchenken, nicht das Symbol dieſer Identität der Zeiten, das Traumſymbol Saturn's geweſen ſein? Flimmert nicht auch in der griechiſchen Mythe Herkules als Sonnengott, der in der Erde die Hölle bezwang und, von ſeiner eigenen Liebe verrathen, ſich auf dem Oetaberge opferte? Auch zwiſchen Orient und dem Norden weben ſich geheimnißvolle Bänder. Die Walkyre, die in der Schlacht würgt, und die Keren, die ihre

Todesloose auf die scamandrische Ebene schütten, die Mören im Hause des Meleager und die Nornen am Herde der Asgardischen Helden, sind in ihrer Verwandtschaft phantastische Zusammenwürfelungen des Zeitengottes. Man sollte glauben, daß die Menschheit nur ein einziges Individuum sei, das sich in den so schmerzlichen Illusionen dieser Welt millionenfach widerspiegelt.

Diese Verwandtschaft fehlt in der Historie selbst nicht minder. Denn hatte Rom nicht seinen Berg und seine Girondе, wie einst Paris? Ostracisirten die Florentiner nicht die Verdienste ihrer Bürger, wie die Athener auch? Und lag in dem, was in den Schluchten des Taygetus die rauhe dorische Philosophie erzeugte, nicht schon Alles, was später St. Simon und Fourier über Frauen, öffentliche Erziehung und gemeinschaftliche Mittagsmahlzeiten gelehrt haben?

Die Geschichte ist demnach eine ewige Regeneration. Ihre Erscheinungen sind elastisch: sie geben nach, sie dehnen sich wieder aus. Eine Epoche restaurirt sich durch die andere. Das Alterthum und die Griechenwelt sind nicht verloren. Wo war das Christenthum im sechzehnten Jahrhundert? Die classischen Studien hatten es verdrängt. Luther mußte wieder an den alten Born der Bibel zurücktreten, um eine neue Religion zu stiften. Das Zeitalter der Revolution warf die Menschheit noch weiter zurück, in die Anfänge der Kindheit, in die Experimente einer Philosophie ohne Voraussetzungen. So wirren sich die Zeiten durcheinander und eröffnen uns eine Ahnung in jene Ewigkeit, wo keine Parthei, keine Autorität mehr gelten und die Geschichte liegen wird, offen und nackt, wie der Boden eines Teiches, von dem man das Wasser abließ. Wie erhaben jener Tag, der nicht mehr Tag ist! Jener Moment, wo das unsichtbare, dünne Gewebe unserer Anschauungen, diese Kategorie der Zeit, von dem Ewigen, nämlich dem menschlichen Geiste und seiner That, abfällt, wo man euch überraschen wird in den Armen Plato's oder sitzend im Schooße Christi, wo sich Brutus und Cäsar begrüßen werden und Robespierre erschrickt, vor den gewaltigen Schultern Danton's zu stehen!

Aber nicht nur die schlummernden, sondern auch die todten Kräfte der Geschichte verdienen Beachtung, jene zeitlosen über die Erde ausgestreuten Möglichkeiten, jene an alles Leben ausgetheilte historische Dynamis. Same der Geschichte fiel überall hin, auf den Weg, auf den Stein! Das fruchtbare Feld war oft nur dasjenige, wo zufällig ein Geschichtschreiber die Ernte sammeln konnte. Ich will hier einige solcher Momente hervorheben, denen man geschichtliche Rechte nicht streitig machen sollte.

Im östlichen Asien blüht seit Jahrhunderten die „Blume des Weltalls" China, der Mittelpunkt der Erde. Beweist irgend ein Land, wie unwesentlich die westlichen Begebenheiten an und für sich den Zwecken der Menschheit sind, so ist es Chinas in graueste Vergangenheit sich verlierende Cultur. China ist noch heute, was es zu Zeiten seines Messias war. Höhere und niedere Künste, praktische und theoretische Wissenschaften blühen ohne historischen Anfang in jenem Lande der Mitte, das Schießpulver und die Buchdruckerei kennen die Chinesen lange vor den Europäern. Was bleibt von unserer mit so viel Plan und Nothwendigkeit gezeichneten Geschichte übrig, wenn diese Erfindungen, die für uns Epoche machen und einem Satze des Systems Steigerung geben, schon um tausend Jahre früher von einem Volke gekannt waren, das man immer als außer dem Bereiche der universalhistorischen Entwicklung befindlich darzustellen pflegt? Die Constructionsphilosophie nimmt z. B. China nur für den Ausdruck der leeren, wesenlosen Abstraction der Bildung und erkennt diesem Lande nur eine einzelne in der Geschichte von ihr repräsentirte Idee zu, die patriarchalische Staatsform. Aber was kann die innere Natur Chinas matter ausdrücken, als dieser Begriff des Patriarchalischen, den wir in jeder andern Phase der asiatischen Cultur, nur nicht in der chinesischen antreffen! Das chinesische Princip ist ein aus dem Naturleben weit herausgerücktes, ja, fast möchte man sagen, bureaukratisches Princip. China hat Institutionen, die mit den Theorieen Law's und anderer moderner Staatswirthe mehr Aehnlichkeit haben, als mit der Naturweisheit eines Abraham, der da weiße Ziegen und schwarze Böcke zu-

sammen that, um buntes Buch zu erzielen. Das chinesische Problem wird uns die Philosophie nicht lösen, wenn sie auf ihren Kategorieen der Nothwendigkeit besteht. Denn was ist selbst der Einwurf, daß China kein Gemüthsleben habe, anders, als eine Unbekanntschaft mit der chinesischen Literatur? Wahrlich, ich glaube, daß die Herzen auch ohne das germanische Princip warm werden können! Die chinesische Poesie ist das zarteste, was der Orient hervorgebracht hat. Diese sinnige Betrachtung der Blume, diese sanft ausgesponnenen Seufzerfäden des Schmerzes, diese Klagen der verkauften Braut des Harems um ihren fernen Geliebten, diese rührende Polemik gegen die bestehenden Sitten- und Staatsgesetze — ist dies Alles darum weniger empfindungsvoll und tief, weil es nicht die germanische Gefühlsprobe überstanden hat?

Auch mag es nicht Fabel sein, daß in entlegenen Gegenden der Erde politische und moralische Organisationen existiren, welche von unserer adoptirten Weltgeschichte unabhängig Höhengrade erreicht haben, die wir sonst nur gewohnt sind, in den Strömungen der bekannten Geschichte zu finden. In Abyssinien soll es einen jüdischen Staat geben, den einige Flüchtlinge nach der Zerstörung Jerusalems gebildet haben. Jedenfalls enthält das Innere von Afrika Völkerexistenzen, die mehr als nomadisch sind, die dem Löwen und Tiger die Herrschaft der Wüste ließen und sich selbst die der Oasen sicherten. Die Geschichtsconstruction spricht der afrikanischen Race die Geschichtsfähigkeit ab und nennt auch Amerika das wiedergekäute Europa. Die Neger und Indianer sollen nur auf jenen Stufen stehen, welche die europäische Bildung überwunden hat; ihre Bestimmung soll die Verflüchtigung in die kaukasische Race sein, als wenn es jemals gelingen könnte, sozusagen, einen Neger weiß zu waschen. Zur Prüfung jener abfälligen Urtheile empfehle ich die Beobachtung der Negercolonie Liberia. Sie wird zwar noch lange eine Treibhausanstalt sein, wo sich der auf den Neger geimpfte europäisch-amerikanische Stoff kümmerlich entwickeln wird; doch nichts sagt dafür gut, daß sich nicht in den Enkeln schon wieder das alte hyrkanische Blut regt und die Geschichte jener

Colonie Beobachtungen zuläßt, welche beweisen, ob irgend eine menschliche Individualität für die Geschichte **absolut** ohne Prädestination ist.

Auch den asiatischen Völkern will die Philosophie kein Zugeständniß machen, ob in den Europäern gleich die Ahnung lebt, daß sich der Orient noch einst auf den Occident werfen und Baschkiren die edelsten Blüthen der Cultur zertreten werden. Hier fühlt die Ahnung der Völker vielleicht tiefer, als die Philosophie. Nur dies ist ungewiß, ob diese Reaction ein Glück oder Unglück für Europa sein wird. Hier ist eine todte Kraft der Geschichte, die mit dem Donnerton der Kanonen zum Leben erwachen wird. Doch glaube ich, nur die erste Vorpostenlinie ist ein Verlust für die Cultur. Hinter Rußland liegen die Hochsteppen Asiens und werden von frommen und in Sitten strengen Völkern bewohnt. Kämen diese in eure Städte, sie würden vielleicht Worte mitbringen, die so viel als ein Mann sind, Tugenden der Mäßigung, Zucht im Verkehre der Geschlechter, eine Sprache mit offenen und ungeschminkten Ausdrücken und einen Staat, der das volle Gegentheil des dann vielleicht bei uns herrschenden Communistenstaates bietet. Vielleicht setzen die Räuber das Eigenthum wieder in seine Rechte ein. Jede Nation, die das Pferd liebt, hat historische Prädestination.

Und wäre diese Lüftung unserer verstockten und verschimmelten Gefühle, die frische, gesunde Integration unserer gesellschaftlichen Extravaganzen und Raffinaden kein Glück oder nur ein humoristischer Traum; so bliebe noch die eine Erklärung des nothwendig auferstehenden Orients übrig, die in den unauflöslichen Schwierigkeiten des europäischen Statusquo liegt. Diese Wirren und Gegensätze lösen sich nicht durch eigene Kraft. Die europäische Revolution ist durch die französische für ewig eine unmögliche geworden. In einer so künstlich gesteigerten Existenz, wie die jetzige Europas ist, in dieser allgemeinen Noth, um die seufzende Natur und die disparatesten Interessen zur Effectuirung des Augenblickes und der Luft, die man athmen muß, zu benutzen, ist an Entsa-

ung, an demokratiſche Aufopferung, an eine demokratiſche Stimmenmehrheit nicht zu denken. Europa wird viel Tumulte, aber aus ſich ſelbſt keine Revolution mehr haben. Wie nun, wenn das aſiatiſche Princip, das ſich durch Rußland auf uns werfen wird, zuletzt ſeinen eigenen Zweck verfehlte? Wenn für die religiöſe und politiſche Freiheit Europas die aſiatiſche Maxime der unermeßlichen Staatendiſtricte eine glückliche Chance wäre. Ich meine: Das theilende Princip iſt das herrſchende, das bindende, das befreiende. Wäre es möglich, Europa in ein einziges, unter einer Controle ſtehendes ungeheures Khanat verwandelt zu ſehen, ſo müßte der Tag der Freiheit ein allgemeiner ſein. Der Jubelruf am Amajo würde ſein Echo an der Newa finden.

Welches iſt in der Geſchichte der rechte Moment? Man ſagt, die providentielle Nothwendigkeit. Doch könnte man nicht auch ſagen: Der einfache Conflict der Umſtände? Die Ungerechtigkeit der Vielheit gegen die Einzelheit oder wie man jene Bevorzugung des Einen vor dem Andern durch Glück, Stellung, Geleit und ſonſtige Umſtände nennen mag? Virginius konnte ſo groß wie Sulla, Spartacus ſo groß wie Marius werden. Man ſagt, für Luther ſei die Zeit reifer geweſen, als für Huß, doch hätte Luther nur in Prag leben und ſtatt nach Worms nach Konſtanz berufen werden dürfen, ſo hätte ihm ſelbſt das ſechzehnte Jahrhundert jenen Scheiterhaufen gebracht, den Calvin noch für Servet anzuzünden vermochte. Gottes Wille kann es wahrlich nicht geweſen ſein, den trefflichen Huß fallen zu laſſen, um Luthern den Weg zu geben. Die pädagogiſche Geſchichtsanſicht, dies ewige Manövriren mit der Hand Gottes, auch die Berufungen und Abſagungen gegen Gott, kommen auf Trivialitäten heraus.

In einem und demſelben Menſchen kann das Entgegengeſetzteſte von dem, was er zeigt, ſchlummern. Der Menſch iſt immer das, wozu ihn ſeine Lage macht. Die beſtgearteten

Menschen geriethen in die Strudel der französischen Revolution, und wurden, wozu sie die Vorsehung niemals prädestinirt hatte, Henker. Ich bin erschüttert, wenn ich an einen Charakter jener Zeit denke, über den Charles Nodier eine zu romantische Skizze geschrieben hat, Eulogius Schneider. Dieser Unglückliche war ein deutscher Geistlicher, ein Weltpriester, der sich Rhetorik und schöner Wissenschaften befleißigte. Schneider lebte in Bonn, schon während des Ausbruches der Revolution, und lehrte an der dortigen Hochschule Poesie und Beredtsamkeit, so weit der Katholicismus solche Fächer zu behandeln erlaubt. Ich besitze seinen in Bonn gedruckten Leitfaden der Aesthetik, dessen Dedication im naivsten und unbefangensten Tone an den Curator der Universität, den Grafen Spiegel zum Desenberg, gerichtet ist. Wie schwärmt der junge Docent über die Quellen der Schönheit, über das Vorstellungs- und Empfindungsvermögen, über die Erhabenheit eines Klopstock und die Theorieen von Sulzer und Eschenburg, wobei es ihm eine heimliche Freude zu machen scheint, alles das in den Katholicismus einzuschwärzen! Mit pedantischer Gewissenhaftigkeit giebt Schneider alle rhetorischen Wendungen an, das Zeugma, die Hendiadys, die Metonymie; keine Silbe verräth den spätern Advocaten der Guillotine. Schneider ist ein empfindsamer Schwärmer für die Musen und Grazien, und eine einzige Straßburger Reise macht ihn zum Apostel des Schreckens, zu einer Furie, die St. Just an das Tribunal in Paris überliefert. Mittelglieder zwischen der Definition über die Hendiadys und dem Schaffot fehlen. Ein böses Herz! soll man sagen? Die Manie des Jakobinismus beweist noch immer kein böses Herz.

An die harmlos vegetirenden Völkermassen, an die stille Existenz auf dem Lande möchte ich fast sagen und an abgelegene Daseinskreise legt euer Ohr und lauschet auf das geheimnißvolle Rollen der Räder, die kein Auge sieht, auf das Sprühen und Glühen elektrischer Funken, die aus unsichtbaren Stoffen springen! Gott säete auf jeden Fleck der

Erde die Möglichkeit der Geſchichte, und noch ſind ihre ergreifendſten Momente immer da ausgebrochen, wo von ihnen die geringſte Ahnung war. Die feuerfangende Materie iſt überall. Ein zufälliger Funke, der hineinfällt, giebt die Entſcheidung. Ich habe Scheu vor jeder Scholle, auf der ich ſtehe. Der Erdgeiſt gleicht dem Geiſt im Hamlet und nimmt mit ſeinem dunkeln Schwöre! bald hier, bald dort eine Exiſtenz oder ein Individuum in den geheimnißvollen Dienſt der Jahrhunderte.

II.

Die natürlichen Vorausſetzungen der Geſchichte.

Ob die Erde allmälig aus dem feuchten Aether herabtröpfelte, ob dieſe Maſſe durch das kosmiſche Geſetz der Bewegung eine runde und haltbare Form bekam, oder ob aus dem Gedanken Gottes die elektriſche Weltmaterie blitzte (der Elektricismus bildet den Uebergang vom Unſichtbaren in's Sichtbare) und die Schöpfung das Werk vulkaniſcher Zerſtörung war; dies geologiſche Problem liegt außerhalb der Geſchichte. Auch jene rieſigen Ungeheuer der Urzeit, die den Grund des Meeres bewohnten, jene entſetzlichen Cüvier'ſchen Quadrupeden, die in den baumhohen Farrenkräutern ſchlummerten, dieſe Mammuthe, deren letzter Reſt der fromme, kluge, von ſechstauſendjähriger Weisheit ſo plumpe, ſchwerfällige Profeſſor der Thierwelt, der Elephant, iſt — das alles iſt eine Beluſtigung des Witzes und der Neugierde, aber kein Gegenſtand der Geſchichte. Und zuletzt ſelbſt der Menſch, dieſe letzte Zuſammennahme der natürlichen Kräfte, dieſe letzte Feierſtunde der faſt verbrauchten Zeugungsfähigkeit der Materie, dieſer Ehrenwein, den die Natur ſo lange hatte gähren und reifen laſſen und dann beim verklärten Lächeln der Sonne mitten in die erſtaunte Schöpfung ſtellte, als Letztes, Beſtes, Gelungenſtes — auch an den erſten Menſchen

fernen Landen auftrat, wie es bald hier, bald dort in kräftigen Thaten und durch Wullenweber wenigstens vermittelten und veranlaßten Begebenheiten sich zeigte. Dadurch aber sprang das Interesse von Ort zu Ort, von Person zu Person, die Einheit des Ortes, die doch einigermaßen in jedem, wenn auch noch so sehr von der aristotelischen Regel abweichenden Drama zu erstreben ist, ging dadurch zu sehr verloren. So mußte auch Marcus Meyer, statt ein ergänzendes, eher ein störendes Element des Ganzen werden. Er würde, immer an Wullenweber's Seite, von diesem niemals das Interesse abgelenkt haben. Da ihn aber seine Wirksamkeit an andere Stellen führte, als wo sein älterer Freund verweilte, so wurde der Horizont bis auf's Ungebührliche erweitert und nur mit großer Mühe konnte der Verfasser die Partieen des Gemäldes, das auseinander zu fallen drohte, durch einen nothdürftigen Rahmen zusammenhalten. Wo Handlungen stehen sollten, mußte nun erzählt werden. Wo die Richtungen beider Schicksale sich ganz trennten, mußten Uebergänge erfunden werden, die den Dichter zum Sklaven seines Gedichtes machten. Denn das ist eben das Eigne an der dramatischen Poesie, daß sie nur in den glücklichsten Fällen volle Freiheit gestattet und selbst dann ihr eignes Gesetz objectiv in sich trägt, nicht es vom Dichter empfängt. Wo vollends in der Anlage

— zumal wenn man ihn durch den Affen parodirt — knüpft sich der Anfang der Geschichte nicht. Adam und Eva gehören der Philosophie und der Dichtkunst an.

Die menschlichen Fähigkeiten sind eine Mitgift; aber die Natur hatte den größten Antheil an ihrer Verwendung. Wer vermag in Betreff der Sprache schon das Mehr oder Weniger ihrer primitiven oder secundären Einflüsse zu bestimmen? Die Annahme einer Ursprache ist ein Problem der Philosophie; aber jene zahllos verzweigten Sprachwillküren, jene Originalitäten der Bezeichnung, die das Gemeingut ganzer Völker wurden, sind ein Factum der Geschichte, das auf Rechnung der Natur kommt. Die Natur sprach ihre Töne dem mit Sprachfähigkeit ausgestatteten Menschen vor; ihre Donner, ihre Blitze, ihr Waldsäuseln, ihr Wogenbrausen, ihr Wallen der Kornähren, ihre zahllosen lauteren oder sanfteren Stimmen, mit denen sie aus der Pflanzen-, Thier-, Steinwelt spricht, gaben den Nationen die Themata, die sie mit gelehriger Zunge nachschnalzten und nachzwitscherten. Der Charakter dieser oder jener Sprache ist der Abdruck der Natur des Landes, wo sie gesprochen wird. Die griechische Sprache ist der griechische Himmel selbst mit seiner tiefdunkeln Bläue, die sich in dem sanft wogenden ägäischen Meere spiegelt. Hier ist der Einfluß der Natur ein fast unwillkürlicher und vom Volke mit der Luft eingesogener, während in den semitischen Sprachen noch die ängstliche Nachahmung der Natur waltet, eine Nachahmung, die mit Lippe, Zunge und Nase die vorsprechende Lehrerin zu imitiren sucht. Und zuletzt ist dort, wo die Natur kalt, öde und stumm ist, wo nur zuweilen der Eisvogel über schneeige Gefilde flattert, die Sprache arm und unbeholfen und der Ton in ihr, so wie in den nordischen Sprachen, singend und klagend oder, wenn noch höher hinauf, der Ausdruck des Schreckens vor einem kleinen Geräusche neben der Hütte, die der Lappländer in die Erde gräbt, um sich vor der Wuth des Nordwindes zu schützen.

Die Scholle beherrscht den Menschen. Ihre Mißgunst macht ihn zum Nomaden, ihr Wohlwollen zum Ackerbauer. Sie leitet ihn zu Erfindungen an und lockt ihn sogar in ihren Schooß, um die Metalle an den Tag zu fördern. Jedes Phänomen der Natur kann für die Geschichte zum Hebel werden. Ein Fluß, der Nil, ist seit erdenklichen Zeiten die Pulsader des ägyptischen Lebens. Die Aegypter hängen noch immer in ihrem Glauben und ihren Sitten mit dem Nil zusammen. Ihre Religion ist ein Vogel, der aus diesem Schlamm das Ungeziefer frißt. Der Nil überschwemmte nicht nur das Land dieses Volkes, sondern auch seine Begriffe, seine Philosophie und Andacht. Hat der Glaube an die Seelenwanderung nicht seine Quelle im Nil? Man hielt die Thiere dieses Flusses für heilig, man hielt es für eine Belohnung seines Glaubens, dereinst zu irgend einem Ibis oder Krokodil „versammelt" zu werden und göttlicher Ehre zu genießen. Wenn den Aegypter eine verzweifelte Scheu vor dem Verwesen beherrscht, wenn ihm Alles daran liegt, seinen Todten die Möglichkeit der Metempsychose zu verschaffen, so haben selbst die Künste und Wissenschaften in jenem Lande der Räthsel ihren Grund in dem Räthsel des Nil. Seine Anwohner erbauten unermeßliche Steinkolosse nicht für die Masse, wie die Römer, ein Volk des Universalismus, sondern für ein einziges Individuum, irgend einen Cheops, dem sie die Ehre sichern wollten, unversehrt vielleicht in den Leib einer Katze zu fahren.

Ohne Furcht, mit einem Schematiker in der Geschichtsphilosophie verwechselt zu werden, nenne ich Indien das Land der Geburt, Aegypten das Land des Todes. Es ist bekannt, welche Parallelismen beide Länder verbinden. Nicht nur die indische Einwanderung in Aegypten wird für historisch gehalten, sondern auch die Eintheilung in Stämme und Kasten ist ein Gemeingut beider Länder. Aber in Indien sind alle Symbole, alle Beweise für Volksbegriffe auf die Idee der Geburt und der Zeugung gerichtet; weil, wie der Schematiker sagen würde, Indien der Uterus und Asien die Wiege des Menschengeschlechts ist. Gesetzt, diese Erklärung wäre mehr als ein Einfall, wie käme Aegypten zur correspondirenden

Rolle des Todes? Ging vielleicht die indiſche Colonie nach Aegypten, um auszudrücken, daß der Blüthenſtengel des Lebens auch immer ſchon der Nagel zum Sarge iſt? Wenn auch; warum aber für Aegypten dieſe Rolle? Warum nicht für Thule? Was gab Aegypten der Geſchichte? Nichts. Die ägyptiſchen Todesgedanken ſind unleugbar; aber ſie kommen aus der Seelenwanderung, dieſe kommt aus der Verehrung des Thieres, und die Thiere kommen aus dem fruchtbaren, ſegensreichen Schlamme des Nil. Der Nil iſt die Offenbarung der Aegypter.

Die Philoſophie und das Chriſtenthum nennen die Natur ein mürriſches, böſes, willkürliches Princip. Gott halte die Natur nur ſo beim Nacken, im Ganzen und Großen, doch winde ſich und ringe der ſchwarze Fürſt der Erde, die Zähne bald hier, bald dorthin fletſchend. Er vergifte die Gewäſſer und ſchlage mit den Ruthen der Peſtilenz über die Erdſtriche, die verdorren. Der ſchwarze Tod mähte im Mittelalter alle Straßen der Städte öde und Satan lacht, daß eine Religion entſteht, die Gott mit dem blutig gepeitſchten Rücken des Flagellantismus verehrt. Dieſe ſchadenfrohe Natur, ja, ja, dieſes unerklärliche Weh der Welt, die abſolute Negation des väterlich fürſorgenden Chriſtengottes, ſpringt unvermuthet über jeden Calcul und zerſtört den Schematismus der Geſchichte, wo er vorhanden ſcheint. Sie treibt da wol auf dem ruhigen Meere zu den Füßen des ſinnenden Columbus Muſcheln, Pflanzen, Baumrinden, ja ſelbſt den Leichnam eines rothgezeichneten Menſchen und lockt mit dieſen verführeriſchen Wahrzeichen einer fremden Welt den ehrgeizigen Genueſen. Nun aber, dies Amerika mit ſeinen Sonnentempeln und Goldadern, ſo ſchön entwickelt eine Braut für den Bräutigam Europa! Aber dieſer gab der reichen Erbin, dem frommen Yukakinde, ſtatt Küſſe die Umarmung des Krieges, grauſame, blutige Freiwerber und das Loos einer zitternden, gefeſſelten Sklavin. Iſt das Alles göttlich? Weltplan?

Es scheint, daß immer, wenn sich die moralischen Gesetze der Geschichte erschöpft haben, die Natur an ihrer Stelle neue giebt. Wie welterschütternd und geschichtserzeugend sind seit den letzten drei Jahrhunderten jene Entdeckungen gewesen, die man in der Benutzung der chemischen Naturgesetze machte! Die Natur kehrt Seiten heraus, die immer geheimnißvoller werden. Jene Explosion, die zusammengeschüttete Kohle, Schwefel und Salpeter erzeugten, brachte eine Revolution des Kriegswesens hervor. Der elektrische Funke mit seinen Schlußfolgen über den Magnetismus schafft eine Methode der Heilkunst, ja sogar eine neue Gemüthsstimmung und die ergreifendsten Rückwirkungen auf den Glauben und die Poesie einiger Nationen. Eine Spiegelfechterei der Hölle wird die Jakobsleiter der Visionen und der hereinragenden Geisterwelten. Und zuletzt wird in jenen Dampfwirbeln, von welchen die Alten nur wußten, daß sie auf Altären, ob jene stiegen oder fielen, die Laune der Götter anzeigten, und die Neuen, daß sie als Regen wieder zu uns kommen, ein Expansionsgesetz entdeckt, dessen Anwendung auf Schifffahrt und Handel unserm Zeitalter eine neue Physiognomie gegeben hat. So sitzt jetzt die Menschheit und drückt und reibt an der harten Materie, ob sich nicht wieder ein neues Gesetz von ihr ablösen wolle. Von dem Cultus dieser Experimente sind die Nationen beherrscht, man kniet vor der Natur und hat sich längst daran gewöhnt, den Stein der Weisen wirklich aus einem gewöhnlichen Kieselhaufen hervorzusuchen.

Der Einfluß des Klimas auf Sitte, Charakter und Geschichte des Volkes ist beinahe ein Gemeinplatz geworden. Man sagt, die Kanäle machten die Holländer und Chinesen zu Brüdern, in die englischen Nebel und Steinkohlendämpfe hülle sich der Lebensüberdruß und die kalte Resignation eines ganzen Volkes und im Thran spiegle sich der Geist des Lappen. In solchen Analogieen wird es immer eine Grenze geben. Denn das Komische verträgt sich nicht mit der Wahrheit. Helvetius hat sich sogar verleiten lassen, Ursachen angeben zu wollen.

die das Genie erzeugen. Erstens, sagt er, das Klima, zweitens die Nahrungsmittel, drittens die Erziehung und viertens nicht selten der Zufall. Erlaubt eine philosophische Definition eine drolligere Anwendung, als diese? Goethe wurde mithin nach Helvetius ein Genie, zuerst durch den milden Luftzug, der aus dem Rheinthale kommt. Er wurde es zweitens durch jene grünen Gemüse des Sachsenhäuser Verkehrs, durch die Brotsuppen Frankfurts und die eigenthümlichen Leistungen der dortigen Metzgerei. Er wurde es drittens durch die Kosten, die der kaiserliche Rath auf dem Hirschgraben zur Erziehung seines Sohnes anwandte, und zuletzt durch etwas, was vielleicht der Zufall und nicht unwahrscheinlich die Hauptsache war.*)

Die beste Anwendung, welche sich von jener klimatischen Entdeckung machen läßt, besteht in einer Darstellung der eigenthümlichen Beiträge, welche die Nationen seit erdenklichen Zeiten zur Geschichte gegeben haben. Es genügt nicht, die welthistorischen Entwicklungen und ihre Gesetze philosophisch zu entwerfen, sondern es müssen auch die Durchgangspunkte charakterisirt werden, die sie zu nehmen haben, durch die Individualität der Völker. Es ist leicht hingeworfen, daß hier und dort ein erschütternder Stoß die Ordnung der Jahrhunderte angab; man muß auch die Bedingungen vorzeichnen, die bei den verschiedenen Nationalitäten die Ideen zur Zeitigung brachten. Wenn Europa die Bestimmung hat, aus seinem eigenen Schooße seine Zukunft zu gebären, wenn keine frembe Paralyse den gegenwärtigen Kampf der Partheien und Interessen abschneidet und die Discussionen in neue Gebiete wirft und sie dadurch aufhebt, so läßt sich aus Vorangegangenem in Europa leicht auf Zukünftiges schließen. Jedes Volk unseres Welttheiles scheint eine eigenthümliche Mission, eine besondere Stellung und Beamtung für die Frage der Geschichte bekommen zu haben, so daß man leicht berechnen kann, welche Metamorphose dies oder jenes Problem überstanden hat, z. B. wenn es aus der Hand Frankreichs in die

*) Spätere Anmerkung. Diese Stelle könnte man eine anticipirte Kritik der Buckle'schen Theorie nennen.

Hand Englands übergegangen und zuletzt etwa auch an Deutschland gekommen ist.

Natur und Geschichte wirkten für diese historische Rollen austheilung ineinander. Weder die Natur allein, noch die Annahme einer providentiellen Absicht sind hinreichend gewesen für den Charakter, den z. B. Spanien in der Geschichte behauptete; es mußte die sogenannte zweite Natur, die Gewohnheit, eine ernste historische Schule zu den rein physiologischen Voraussetzungen hinzukommen. Denn warum sind die Charaktere, welche die europäischen Staaten gegenwärtig behaupten, so verschieden von denen des Mittelalters? Deutschland, jetzt nur noch die Balancirstange, das Hypomochlion Europas, stand unter seinen thatkräftigen Kaisern in der ersten Reihe, Frankreich und England dagegen, für die spätere Politik so hinausgreifend über seine Grenzen, zogen sich in ihr Gehäuse zurück und drohten, sich an kleinen feudalistischen Fragen aufzureiben. In einem halben Jahrtausend konnten sich alle diese Verhältnisse umwerfen.

Jetzt wird für jede ergreifende Frage der Geschichte Frankreich, scheint es, die Initiative haben. Es schöpft den ersten Schaum der Gährung ab. Es hat die Frage nicht durchgesprochen, nicht zur Reife ausgebildet, schon die kleinste Handhabe, die sich an ihr sozusagen krümmt, ist für Frankreich genug, sie zu ergreifen. Ueber die unumschränkte Monarchie hatten englische Hofphilosophen gründlichere Untersuchungen angestellt, als sich deren in den schmeichlerischen Versen Racine's und Boileau's und in den Abhandlungen der Akademieen finden. Doch Frankreich gab die Mode an, welche die großen und die kleinen Könige nachahmten, die Mode des l'état c'est moi. Seither ist Frankreich der Puls des europäischen Staatslebens geworden und das Land der Symptome. Es hat die Bestimmung, in seiner Einseitigkeit immer über das Ziel hinauszugreifen und das in allen seinen Unternehmungen. Und das deshalb, weil diese Unternehmungen nur die Folgen einer blos aufblitzenden Ueberlegung sind und nicht immer genug positive Grundlagen haben, um eben so weit wieder zurückgetrieben werden zu können, da die Wahrheit bekanntlich zwischen zwei Extremen schwebt. Frankreich hat die

Initiative, aber keinen seiner Anträge und Proceſſe wird es bis mehr als zur Hälfte durchſetzen und gewinnen.

Die für die Geſchichte reflective Nation iſt die engliſche. Faſt alle Ideen, die in der neuen Geſchichte Epoche gemacht haben, waren fünfzig oder hundert Jahre vor ihrem thatſächlichen Ausbruche ſchon in England Gegenſtand der gründlichſten Debatte. Die engliſche Debatte hat immer etwas für alle Nationen Anwendbares. Die franzöſiſche nicht. Der Kampf der Parlamente und des Janſenismus gegen die Regentſchaft iſt eine Debatte, die den Ausbruch der franzöſiſchen Revolution erleichterte, ging aber für die Zukunft der Ereigniſſe verloren. Weit weniger die Hautoberfläche reizend, weit ſyſtematiſcher war die Entwicklung des öffentlichen Lebens in England. England wird jeder in Frankreich aufblitzenden Idee eine Thatſache ſeiner Geſchichte als Spiegel vorhalten und in dem Stolz, entweder ſchon Alles ſelbſt erlebt zu haben oder Nichts ohne eigenen Antrieb beginnen zu wollen, der franzöſiſchen Initiative Widerpart halten. Ein ſchmaler Streifen Waſſers trennt zwei Länder, die ganz entgegengeſetzten Beruf haben. Die Praxis, die Erfahrung und die beſonnene Ueberlegung kann hier in die Theorie, in die Jugend und den ſorgloſen Enthuſiasmus mit einem Fernrohr hinüberſehen.

Und wo ſind auf der Pyrenäiſchen Halbinſel die durchgreifenden Erſcheinungen, die nicht längſt das natürliche Gewand mit dem hiſtoriſchen vertauſcht hätten? Der Spanier glüht, wie Blüthe und Frucht am Granatbaum brennt. Aber faſt möchte man ſagen, daß die gewöhnlich für ſpaniſch ausgegebene Eigenthümlichkeit ſich auf Haus und Hof zurückzog und nur dazu dient, dem Leben auf dem Lande, überhaupt den Sitten des Privatumganges eine beſondere Färbung zu geben. Alles Andere, was ſich in Spanien Luft zu machen ſucht, die Intereſſen, die ſich politiſch äußern, ſind modernen Urſprungs und aus Frankreich geborgte Begriffe. In Spanien vertauſchte ſich die Sehnſucht nach unklöſterlicher, freier Geiſtesbildung mit einer einſeitigen Frucht dieſer Bildung, mit dem franzöſiſchen Liberalismus, wie faſt bei allen Naturvölkern der Fall war, die lange im Druck des

Aberglaubens gehalten wurden, den Polen, den Griechen. Spanien hat keine europäische Mission mehr, wenn nicht die, in die einmal von ihm adoptirten Ideen die dunkle Gluth seiner angebornen Leidenschaften zu mischen. Spanien war das letzte Zucken des Mittelalters. Es läßt sich fast so an, als würde es noch auf lange Zeit die letzte Ueberlieferung der französischen Revolution bleiben.

Ich will auf Italien nicht übergehen, ohne den Zweck dieser Charakteristiken genauer zu bezeichnen; denn es kann scheinen, als widersprächen sie meinen eigenen Behauptungen. Ich begann diesen Abschnitt mit einer Apologie der Natur und scheine die Natur wieder fallen zu lassen. Es ist aber dies: Die Natur ist ein Begriff, den jeder Freibeuter in der Geschichtsphilosophie für sich erobern kann. Sie ist eben so sehr das Zufällige, wie das Providentielle; und ich suche nachzuweisen, daß in der neuern europäischen Geschichte die Factoren, die Völker und Individuen, sich zum großen Theile ihrer primären und naturwüchsigen Anfänge überhoben fühlten und in der Schule der Erfahrung sich mit einer neuen Haut bekleidet haben. Ich wollte eine besondere Erklärung über meinen Satz am liebsten an den schlagendsten Beweis derselben, Spanien, anknüpfen.

Der Italiener hat vielleicht die untergeordnetste Stellung zu den Aufgaben der Geschichte. Er erfaßt diese schnell, sein Temperament beschleunigt den ersten Anlauf, aber sei es nun, daß der Charakter nicht für die Dauer ist oder daß seine politische Lage ihm die Kraft der Masse und Verabredung versagt, die Ideen werden unter seiner Bearbeitung bald hohl, äußerlich und verflüchtigen sich. Es liegt eine Zähigkeit im Italiener, die an ihm die Tapferkeit ersetzt. Er fällt sobald nicht in der Schlacht, sondern wirft sich auf der Flucht gleichsam wie todt hin, um seinem Nachfolger in den Rücken zu kommen. Er schießt zagend seine Flinte ab, ist aber unermüdlich, aus seinem Versteck sich wieder hervor zu wagen und das Glück an einem Haar zu erwischen. Mißlang dies, so verhinderte eine wundervolle Natur den Italiener, Gedächtniß zu haben. Der Groll pflanzt sich bei ihm schwer fort; die Ursachen desselben verflachen sich in die Phrase.

Im Uebrigen ſind die Italiener die Nachzügler, Maraudeurs und Ausreißer der Geſchichte.

Die Slaven ſtürzen haſtig auf alles Neue. Der Ungar! Ah, die neue Idee wird ihm eine goldene Trodbel am Czako geben, ſie wird ihm zwei Piſtolen in den Gürtel ſtecken, ihm auf einen ſtolzen Renner helfen und ihn zum Helden einer Geſchichte, er weiß ſelbſt nicht welcher machen. Die Combinationen des Polen ſind glühender; das demüthige Zwinkern der Brauen über den feurigen Augen iſt ſchon die Garantie, daß er mit einiger Umſicht zu Werke gehen wird. Wenn der Pole auf freiem Fuße ſteht, iſt er der nordiſche Franzoſe. Er ſtürzt ſich blind in die Gefahr und harrt aus ſo lange, als die Ehre verlangt. Ja ſelbſt der Ruſſe im langen Rock und mit dem Gürtel um den ſchlotternden Leib lächelt neugierig zur Frage des Tages. In ſeine geſunden Geiſteskräfte redet ſich das Natürliche und Einfache leicht hinein, er macht, wie ſein „großer" Czar Peter, Alles mit eigener Hand nach und hat eine angeborne Ehrfurcht vor jeder Meinung, die von gewandten und ihm überlegenen Manieren unterſtützt wird. Leider ſind dies bei ihm die franzöſiſchen. Und welch ein merkwürdiges Phänomen iſt es, daß gerade dieſe ſchnell entzündeten Völker diejenigen ſind, die gegen die Beſorglichkeiten des neuernden Principes zumeiſt verwandt werden!

Scandinavien repräſentirt das germaniſche Princip heut vielleicht reiner, als Deutſchland ſelbſt, das ſeit dem Wiener Congreſſe einen in ſich abgeſchloſſenen und gerundeten Charakter bekommen hat, ſeit einer Zeit alſo, wo noch keine großartigen Ereigniſſe das welthiſtoriſche Verhalten des deutſchen Bundes haben erproben können. Wenn der germaniſche Norden für uns zeugen kann, ſo werden die neuen Ideen bei uns erſt Geſetze werden müſſen, um die Maſſen binden zu können. Norwegen mit ſeiner aufrichtigen Demokratie, Schweden mit einer bürgerlichen Ariſtokratie, Dänemark endlich mit einer milden und humanen Monarchie drücken einen vollſtändigen Begriff aus, einen eben ſo freimüthigen, wie gerechtigkeitsliebenden und beſonnenen. Die Empfänglichkeit für Neuerung fehlt hier nirgends, wie der Urſprung

der jetzigen ſchwediſchen Dynaſtie und die däniſchen Preßvereine bezeugen; aber das Neue würde ſich dort in ſeinem tumultuariſchen Rechte nirgends lange erhalten. Entweder muß es widerlegt oder wie etwas Altes zum Geſetze erhoben werden.

Wie ſich Deutſchland in Zukunft für die Geſchichte bewähren wird, ob als Neutraliſirung oder als Widerſtand — darüber urtheilen zu können, fehlte es bisher an Veranlaſſungen. Dürfen wir annehmen, daß ſich in Deutſchland Altes wiederholen wird, dann ſind wir durch unſere Niederlagen die Sieger, durch Uneinigkeit unter uns ſelbſt die Verſöhner der Fremden, jedenfalls ein ſchwerer Stein des Anſtoßes für Alles, was geſchehen kann und ſoll, da wir in unſern Enthuſiasmus immer nüchterne Vernunft miſchen und das Mangelhafte unſerer Handlungen gern durch große Worte zu erſetzen ſuchen. Vor allen Dingen wird jeder unſerer hiſtoriſchen Schritte durch die Bildung gehemmt werden, die uns viel Selbſtgenügſamkeit gegeben hat. Wir ſind die größten Denker unter den Nationen, aber die Mannigfaltigkeit und Bruderfeindſchaft unſerer Gedanken macht dieſe unwirkſam für unſere Entſchlüſſe. Vielleicht, daß ſich zur politiſchen Einheit, welche wir jetzt beſitzen, auch die Einheit des Geiſtes findet und Deutſchland endlich lernt, von ſeinem Reichthum den würdigen Gebrauch zu machen. Die Einheit der Idee iſt einer unſerer ſtolzeſten Gemeinplätze, aber ich glaube, daß dieſe Idee noch wie Kadmeerſaat gegen ſich ſelbſt wüthen wird, während uns die politiſche und materielle Einheit vielleicht gerettet hat und erhalten wird. Aus Deutſchlands jetziger noch junger Verfaſſung ein beſonderes Moment für die Geſchichte zu entwickeln, iſt unmöglich. Doch glaube ich, daß Deutſchland aus ſeinen eigenen Mitteln keine Hypotheſe mehr aufſtellt, ſondern daß es beſtimmt iſt, alles hiſtoriſch Solide und Praktiſche von England zu entlehnen.

So liegen die Coefficienten der Geſchichte! Nun trete ein Genie oder ein Abenteurer auf und werfe einen Einſatz auf den Tiſch! Frankreich begehe eine Thorheit,

etwas verfehlt oder vom Stoff vorgeſchrieben iſt, da iſt im Verlauf des Fortganges der Handlung der Dichter oft geringer als ſeine Kraft und muß ſein Liebſtes und Beſtes über Bord werfen, nur um ſich auf den ſich bäumenden Wogen der Selbſtthätigkeit des Stoffes oben zu erhalten. Nur an der Vordertatze läßt ſich ein Löwe erkennen, nicht an ſeinem Schweif. Das paßt vor Allem auf das Drama, ſelbſt Calderon's und Shakeſpeare's.

Indem der Verfaſſer eingeſteht, daß er, von dem nachfolgenden Drama mehr eine patriotiſche Befriedigung des Leſers erwartend, es beſonders zur Belebung des Vertrauens der deutſchen Nation auf ſich ſelbſt veröffentlicht, bemerkt er noch in Betreff einiger Charaktere deſſelben, daß er ihnen bei größerem Umfange und einer vielleicht auf eine Trilogie ausgedehnten Erſchöpfung des Stoffes die tiefere Begründung hätte geben mögen, die er jetzt nur ſkizzenhaft andeuten konnte. So iſt vor Allem Marcus Meyer in das Ganze als ein Symbol der Hanſa ſelbſt verwebt. Niederen Urſprungs ſtrebt er dem Höchſten nach, hat die urſprüngliche Berechtigung des Genie's, aber nicht des Blutes, iſt leichten Sinnes, ſchwelgeriſch im Genuß, leichtſinnig im Verkehr mit den Frauen, wie es die Sitte in großen Handelsſtädten zu ſein pflegt, am höchſten Ziele aber gewinnt ihm geborner Adel und das Fürſtenthum den Rang ab.

Deutſchland eine Schwärmerei, England mache eine Erfindung — der Wurf gehöre dem Zufall oder Eurer Providenz — wir Philoſophen zittern nicht. Wir klagen nur über das Eine, nicht ſelber wirken zu können, und werden unſern Troſt darin finden, ſinnend in einem einſamen Stübchen zu ſitzen, wo ein grüner Schirm die züngelnde Flamme mildert. Da werden wir mit geſtütztem Haupte ausrechnen, was heute noch genial, morgen ſchon verbrecheriſch, heute ein Zufall, morgen eine Nothwendigkeit iſt. Wir werden zirkeln wie Archimed, und in demſelben Momente, wo wir den Schluß machen, wird das Ereigniß im Sande unſerer Kreiſe ſtehen.

III.

Der abſtracte und concrete Menſch.

Rouſſeau rupfte gleichſam dem Menſchen, wie Diogenes ſeinem Hahne, die Federn aus und warf ihn nackt und hülflos in die Arme der Philoſophie.

Der Rouſſeau'ſche Menſch iſt in der Hiſtorie eine Chimäre, nur die Erziehung konnte aus dieſer weichen Maſſe Emil's etwas Compactes bilden.

Es iſt rührend, den zärtlichen und zerknirſchten Philoſophen zu ſehen, wie er trotz einer Kindsfrau dem abſtracten Menſchen die Pocken impfen läßt, ihm den Milchbrei einſtopft, ihn ohne Fallhut gehen lehrt, ihn deutlich und articulirt nachſprechen läßt, was ihm ſein Mund vorſpricht; aber für die Geſchichte iſt Emil nur ein Heiſchеſatz, der eine Theorie, keine Thatſache beweiſen kann. Der abſtracte Menſch war in dieſer raſirten und entblößten Nacktheit niemals ein Coefficient der Geſchichte.

Eine Tendenz zur Abſtraction iſt aber unleugbar. Doch iſt ſie nicht abſteigender Natur, ſie liegt nicht dem Anfange, ſondern dem Ende der Geſchichte zu. Je weiter wir zurückgehen, deſto tiefer iſt der Menſch in natürliche und

politische Verhältnisse verstrickt, desto concreter, unfreier, durch Vorurtheile gebundener ist seine Erscheinung. Jene Vorstellung des Menschen, wie er gleichsam die Schale des Eies bricht und nichts als die Möglichkeit von Allem ist, ein Vehikel von zahllosen latenten Energieen der Seele und des Gemüthes, ist moderner Natur und schwebte selbst der alten Philosophie nicht in dieser Ausschließlichkeit und Reinheit vor. Die alte Philosophie war immer eine, die nur auf Griechen und Römer als solche ihre Anwendung hatte.

Um uns von geschichtlicher Anthropologie eine Vorstellung zu machen, werden wir nur nöthig haben, die Gründung der Staaten alter und neuer Zeit und besonders jene Gesetzgebungen, welche sich an bestimmte Namen knüpfen, zu beobachten. Hier wird man immer finden, daß das Alterthum, indem es etwas Primäres, wie Gesetze und Staat sind, gründen wollte, zu viel concrete Begriffe, die neuere Zeit immer zu viel abstracte in ihr Verfahren mischte. Den alten Gesetzgebern schwebte eine Erhebung der Natur zum Geiste eben so wenig vor, wie sich die neueren entschließen können, in ihre abstracten Verflüchtigungen der Begriffe über Staat und Gesetz etwas aus der Natur und dem concreten Leben Genommenes zu mischen. Wir werden diese Betrachtung genauer durchführen, weil uns daran liegt, die Ungereimtheit einer sogenannten Erziehung des Menschengeschlechtes nachzuweisen.

Das größte legislative Genie des Alterthums war unstreitig Moses. Seine Gesetzgebung weicht so entschieden von der Solonischen, Lykurgischen und römischen ab, daß sie sich sogar Begriffen nähert, die wir soeben der neuern Zeit vindicirt haben. Wenigstens gingen bei ihm die beiden Begriffe einer abgesonderten und eigenthümlichen Nationalität mit der Idee einer kindlichen, erinnerungslosen und bildsamen Generation Hand in Hand. Während Moses die Juden mit ehernen Ketten an den Himmel schmiedete und Jehova zur unmittelbarsten Gegenwart aller die Nation betreffenden Ereignisse, jedes hebräischen Wortes, möchte man sagen, und jeder israelitischen That machte, ließ er doch diejenigen, die er mit sich aus Aegypten führte, in der Wüste erst aussterben, um

einen beſſer erzogenen Stamm in die Verheißung des gelobten Landes einzuführen.

Sollte Moſes mit ſeiner vierzigjährigen Tergiverſation das Ausſterben der Leidenſchaften bezweckt haben, ſo ſuchte Lykurg dieſe durch eine ſtrenge Erziehung, durch das Verbot des edlen Metalles, durch die Heloten zu zähmen, auf welchen er die Schmach des Thieres ruhen ließ, um ſie ſowohl zum Bilde deſſen zu machen, was die Spartaner verachten ſollten, als auch zu einem verfolgten Sündenbock für die zuweilen aufſpringende Zügelloſigkeit ſeiner Bürger. Aber Menſchen im abſtracten Sinne, Menſchen, die einem philoſophiſchen Staatszwecke untergeordnet wären, ſchwebten Lykurg nicht vor. Man muß hier eine durch die neuere Alterthumswiſſenſchaft (beſonders durch die Studien von A. Böckh und O. Müller) an's Licht geſtellte antike Maxime nicht überſehen, daß nämlich die Alten gern die vereinzelten Thatſachen langer Zeiträume zuſammenfaſſen und ſie an einen einzigen Namen anknüpfen, der nicht einmal in jedem Falle ein hiſtoriſcher iſt. So iſt namentlich die lykurgiſche Geſetzgebung kein Werk einer Vorberathung, keine theoretiſche Ausführung nach Grundſätzen und Maximen geweſen; ſondern es übertrug das eben ſo dankbare wie doch wieder nachläſſige Gedächtniß der Nachkommen auf einen einzigen Mann, auf Lykurg, eine Reihenfolge von Inſtitutionen, die in Sparta wahrſcheinlich lange Zeit bedurft haben, nicht nur, um ſich zu befeſtigen, ſondern auch, um mich ſo auszudrücken, ſich zu erfinden. Die Sage ſcheint ſelbſt andeuten zu wollen, daß Lykurg keinen Calcul machte; denn ſie verſchreibt ſeine Weisheit aus Kreta, einem Lande, das der griechiſchen Weisheitsquelle, Aegypten, ziemlich nahe lag. Sie drückte jeden Falls damit aus, daß Lykurg hiſtoriſche Erfahrungen, die Erfahrungen einer Reiſe, für Lacedämon mitbrachte, und ſtatt ſeiner eigenen Combinationen es vorzog, Natur zu geben, Nationalität, Erfahrungsthatſachen.

Noch bei Weitem weniger abſtract war die ſoloniſche Geſetzgebung. Drako gab doch wenigſtens Criminalgeſetze; aber die Geſetze, die Solon gab, waren wenig mehr, als die Maßregeln der Noth, die von Kliſthenes ſchon wieder anders beſtimmt wurden. Solon hatte weder Menſchen, noch Griechen,

nicht einmal Athener vor Augen, sondern nur Schuldner und Gläubiger, von denen jene die Herabsetzung des Zinsfußes, diese die Bezahlung oder — dafür politische Rechte verlangten. Es war ein kritischer Augenblick in Athen, als Solon aus Salamis kam, im zerlumpten Rock und sich mit verstelltem Wahnsinn auf die Rednerbühne begab und seine Schmerzberuhigung, seine Seisachthie verkündete. Alle spätern Einrichtungen des Weisen wurden auf die Grundlage der innern finanziellen Zerrüttung gebaut. Die Aristokratie erhielt Privilegien und die Masse einige Vorrechte, welche von der Art waren, daß Solon ihre Anwendung vielleicht nie für möglich gehalten hat, z. B. den Ostracismus, Vorrechte, die dennoch bald den ganzen Charakter jener Gesetzgebung umwarfen und Athen zu einer reinen Demokratie machten.

In der römischen Geschichte ist vielleicht die Gesetzgebung des Numa die einzige, der ein Nachdenken über die ursprüngliche Natur des Menschen vorangegangen ist. Denn während alle übrigen sich nur mit den Abwägungen bürgerlicher und polizeilicher Verhältnisse beschäftigten, während sogar die berühmten juristischen Begriffe der Römer sich erst in ziemlich später Zeit ausbildeten, war die Gesetzgebung des Numa eine religiöse. Indem sie sich mit dem Reiz des Wunderbaren umgab, hatte sie den Hang des natürlichen Menschen zum Geheimnißvollen berechnet. Dies ist vielleicht der einzige Fall der alten Geschichte, wo man an psychologische Phänomene, an das Studium der Menschen, Institutionen anknüpfte. Sonst hat Rom den concreten Menschen bis zur entschiedenen Einseitigkeit cultivirt. Der Mensch war nur Bürger, Pflichten und Rechte waren die der Convenienz, der Erbschaft, des edleren oder gemeineren Blutes. Das Alterthum wußte nichts Anderes und selbst die politische Philosophie, welche zum großen Theile die Staatseinrichtungen der Colonieen Groß-Griechenlands machte, konnte sich von den Begriffen der Aristokratie nicht trennen. Das Höchste, was ihre geistige Bevorzugung hervorbrachte, waren jene pythagoräischen Geheimbünde, die aber der Freimaurerei gewiß nicht geglichen haben.

Endlich, wenn man auch nicht leugnen kann, daß Ari-

stoteles die Psychologie in seine Politik mischte und den Mangel eines bestimmten von ihm angegebenen Staatszweckes durch eine Menge empirischer, von mannigfachen Gemeinwesen abstrahirter Bemerkungen ersetzte, so ist doch Plato's Republik ein ganz antikes Werk. Allerdings, die Gerechtigkeit leitet seinen Entwurf ein; Plato vergißt nicht, die Tugend zum Fundamente desselben zu machen; aber der obere Bau, die Construction seines Staates, dessen Dimensionen und letzte Kuppel sind Typen, die sich in Athen, Sparta und Syrakus schon abgenutzt hatten. Im Begriff des Lebens bleibt selbst das größte Genie seiner Zeit unterworfen und wird in der Absicht, die Fehler der politischen Existenzen zu verbessern oder zu umgehen, doch immer wieder in sie verstrickt. Die Kategorie, die Anschauung, die Erfahrung selbst mußte eine andere werden, ehe sich selbst ein Plato von seiner Zeit hätte losreißen können. Nicht durch die politische Praxis ragt Plato in die moderne Zeit, sondern durch den Schlüssel des himmlischen Geheimnisses, den Athem jener Weltseele, die in seinem tiefsinnigen Timäus weht.

Erst die neue Welt strebt nach dem Ziele der reinen Humanität. Menschen, welche kein Gesetz haben, als ihre Mäßigung, keinen Glauben, als ihre Ueberzeugung, Menschen ohne Vorurtheile sind die Ideale der modernen Philosophie. Auch die Staaten von der Natur frei zu machen, dem Eigennutz und der Tyrannei die historische Begründung zu nehmen, ja sogar in Sitten und Gewohnheiten das Herkömmliche zu modeln oder zu vermeiden, das ist Zweck und Ziel derselben Philosophie. Sie löst Erinnerungen, Ahnen, ja sogar das unvertilgbar Scheinende im Physiologischen, die historische Schale von der zarten, unbedeckten Nuß des innern Menschen, den sie dann in alle Verhältnisse als einen Begriff a priori schleudert. Ich brauche die Folgen dieses Verfahrens nicht aufzuzählen, die segensreiche waren, aber verschweigen läßt sich nicht, daß dasselbe auch oft Menschen und Staaten erzeugte, die nur auf dem Papiere lebten.

Mit demſelben Eifer der Neugier, welchen Aerzte und Naturforſcher zu zeigen pflegen, wenn ſie die Natur in ihren empfangenden, zeugenden, gebärenden Momenten belauſchen können, tritt auch der Hiſtoriker an die Bildung neuer Staaten. Es gelingt ſelten, in dieſen Proceß einzublicken, weil die Thatſache nicht oft vorkommt. Aber wir Neuern ſind ſo glücklich geweſen, zu verſchiedenen Malen Gemeinweſen durch rechtliche Uebereinkunft, ohne Uſurpation und Gewalt ſich bilden zu ſehen. Die Staatsgrundgeſetzgebung iſt ein völlig ausgewachſener Zweig der neueren Politik geworden. Man hat ſogar immer Schemata und eine Art von geburtshülflicher Praxis bereit, um in den neuerdings ſo oft eingetretenen Fällen des Niederkommens mit einem neuen Staat ſchnell bei der Hand zu ſein. Die engliſche und franzöſiſche Philoſophie haben für dieſe theoretiſchen Accouchements den erſten Unterricht gegeben. Die modernſte Politik hat denſelben zuerſt vervollſtändigt, ſpäterhin aber beinahe wieder verworfen, wenigſtens durch Maximen eigner Empirie zu erſetzen verſucht.

Die engliſche Philoſophie übergab dem Staate Virginien eine Verfaſſung, die auf Urgeſetzen gegründet ſein ſollte. Aber ſie war eine abſtracte in der Luft ſchwebende Chimäre, die eben ſo wenig zur Anwendung kommen konnte, wie Rouſſeau's Entwurf einer polniſchen Conſtitution. Der Detailhandel, den in neuerer Zeit Jeremy Bentham mit Staatsgrundgeſetzen trieb, hatte ſchon eine praktiſchere Unterlage. Seine Conſtitutionen kamen nicht in die Wildniß. Sie litten nicht an der wunderlichen Vorausſetzung, daß der natürliche Menſch der abſtracte ſei. Die Menſchenrechte werden nur von denen empfunden, die ſchon glauben, von den hiſtoriſchen übervortheilt zu ſein.

In Paris, nicht am Orinoco, konnten die Menſchenrechte eine ſäculariſche Jubelhymne ſein. Mirabeau zog den mit feudaliſtiſchen Wappen und barbariſchen Geſetzen beſchriebenen Vorhang vom Allerheiligſthume der Menſchenwürde zurück. Nur der an Vorurtheile, Privilegien und — ſeine Gläubiger

gebundene Mensch der laufenden Geschichte konnte dieser Befreiung zujauchzen. Spanien erlebte dasselbe Glück und selbst die jungen Freistaaten Südamerikas hatten viel Mittelalter, viel Aberglauben, viel Moos, das an ihnen wucherte, abzusetzen. Hier ist der abstracte Mensch eine Heilung gewesen.

Von neuesten Staatenbildungen ist die belgische unbedeutend; denn Belgien war eine vollständig organisirte Provinz, die sich nur isolirte und leicht in die Reihe der Staaten aufnehmen ließ. Weit reicher an Objecten für die politische Philosophie ist Griechenlands Wiedergeburt. Der Aufstand geschah hier, um zu gleicher Zeit etwas Menschliches und etwas Historisches zu retten. Der langwierige Kampf selbst warf die tapfere Nation in neue Entwicklungsphasen, die man Verlegenheiten nennen kann. Denn es regten sich die wilden, in den Bergen verschlossen gewesenen Leidenschaften, alle Nachwehen des Barbarismus, in welchen die Moral des griechischen Volkes unter türkischer Herrschaft verfallen mußte. Und in diese Gährung edler und unreiner Elemente trat dann die europäische Politik. Diese bot den Griechen den abstracten Menschen nicht an, sondern nur neue Vorurtheile zu den alten. Verbrauchtes sollte Verbrauchtes heilen. Hier war es allerdings ein Unglück, daß Jeremy Bentham nicht an die Tugend der Mäßigung, die Uneigennützigkeit, die Aufopferung, die Resignation, an alle Tugenden des philosophischen Menschen erinnern konnte. Ein wenig Abstraction, ein wenig mehr rasirte und schematische Begriffe hätten Griechenland retten können und ihm eine Stellung unter den europäischen Staaten gegeben, die weniger besorgnißerregend wäre. Herr Klüber hat in seinem neuesten Werke über Griechenlands Wiedergeburt eine gründliche, historische und staatsrechtliche Arbeit geliefert. Doch schwingt sich dieser vortreffliche Gelehrte, dessen großes Verdienst in unbestochener Ehrlichkeit besteht, selten zu einem philosophischen Gesichtspunkt seiner Gegenstände auf. Klüber's Manie der Citate, seine pedantischen Eintheilungen und die Schwerfälligkeit seines Styles

ziehen ihn in ein immerwährendes Ringen mit der Fülle des Stoffes hinunter. Sein neues Werk kann die Grundlage eines andern bilden, das die Pſyche des Klüber'ſchen werden und auf unſere Frage zurückkommen müßte.

IV

Mann und Weib.

Myſtiker werden in eine ſeraphiſche Entzückung verfallen, wenn ich ſie darauf aufmerkſam mache, daß Eva umgekehrt der Gruß an den Stern des Meeres iſt, Ave! Eva und Maria ſind die beiden berühmteſten Mütter der Geſchichte, jene, die den erſten Sünder, dieſe, die den Mittler gebar. Und doch blieben ſie untergeordnet; doch rief Jeſus aus: Weib, was hab' ich mit dir zu ſchaffen?

Wenn irgend etwas beweiſt, daß die Geſchichte nur der Triumph der zufälligen That, daß ihre Ergebniſſe die Reſultate menſchlicher Willensfreiheiten und Befähigungen ſind, ſo iſt es das hiſtoriſche Loos der Weiber. Schwebt über der Geſchichte ein Plan, warum ſind die Frauen nicht in ihn aufgenommen? Iſt der abſolute Menſch das Problem der Geſchichte, warum ließ die Geſchichte überall die zweite Perſon des abſoluten Menſchen fallen? Warum machten nur die Männer Geſchichte?

Im Alterthum wohnte das Weib in abgelegenen Erkern des Hinterhauſes, zu welchen man auf verſteckten Treppen gelangte. Selbſt Helena und Andromache treten nur aus Gynäceen hervor, wenn Greiſe eine Augenweide auf den Zinnen Trojas ſuchen und Hektor ſein Vermächtniß macht. Die griechiſchen Weiber haben die Gabe der Weiſſagung, aber die Becken im Haine von Dodona verſtummten bald und Pythia wurde nur die Vermittlerin von Heraametern, die unter ihrem Dreifuß jedenfalls von Männern componirt wurden. Die ſpartaniſchen Frauen haben einige hiſtoriſche Be-

rühmtheit errungen, aber immer nur durch das, was sie der Geschichte thatenlos lieferten, durch ihren Heldenmuth im Schmerze oder durch ihr stoisches, kaltes Dulden. Die Mutter der Gracchen glänzte im Gedächtnisse Roms. Aber sie trat nicht auf das Forum, sondern rief ihre Söhne von dem gefährlichen Kampfplatz ab und trocknete ihnen die heiße Stirn vom Schweiße des Tribunates. Das Alles steht ziemlich einsam und läßt sich dem Charakter der Begebenheiten jener Zeit nur unterordnen.

Man sage doch nicht, daß das Christenthum die Stellung der Weiber revolutionirt hätte! Sie bekamen Rechte des Umganges; aber durfte ein Weib in der Gemeinde auftreten? Sagte nicht selbst Paulus, daß es gut sei, zu heirathen, — ledig zu bleiben, aber besser? Eine Folge dieser Ansicht mußte die Sklaverei der Frauen sein; und wenn sie *nicht* in diese geriethen, so ist dies nur die Dankbarkeit für das große Unglück, das die Weiber in den Christenverfolgungen erduldeten, Dankbarkeit für den Eifer und die Inbrunst, womit namentlich die Frauen am Christenthume hingen. Die Chevalerie war eine Methode, diesen Dank abzustatten. Die Ritter trugen die Farben ihrer Damen und tvosteten für dieselben auf Leben und Tod. Aber wie Vieles kommt hier schon auf die Rechnung der *ausschmückenden* alten und neuen Poesie! Wenn man erwägt, daß jene Burgherren in ihrer Bildung doch kaum dasjenige erreichten, was man heute in den Bauernhöfen antrifft, so wird man leicht begreifen, wie viel *poetische* Blumen vom Minnethum abzuziehen sind. Auch war die trovadorische Mode weit entfernt, für die *Geschichte* von Einfluß zu werden. Die Männer stehen in der Schlacht, im Rathe, zu Gerichte. Die Hälfte des Menschengeschlechtes bleibt dem Zufall, der Laune, der Barbarei preisgegeben, bis auf den heutigen Tag. Hier begreife ich recht, wie wenig die Geschichte dazu bestimmt sein konnte, die Offenbarung einer besondern Idee zu sein. Wenn ihren Wechselfällen ein Totalbegriff des absoluten Menschen zum Grunde läge, warum genügen dann die Frauen nur immer als Zugabe der Männer? Warum ist ihr Loos zu allen Zeiten dasselbe? Beispiele giebt es doch genug, die eine Geschichts-

fähigkeit der Frauen beweisen, Beispiele von kühnen und besonnenen Thaten, von einer Judith an bis zu Charlotte Corday, Beispiele von Regenten- und selbst Gelehrtentugenden von Sappho an bis zur — Karschin, ja sogar von kriegerischen Eigenschaften. Kurz, ich habe zu viel Ehrfurcht vor den Frauen, als daß ich sie in den Zweckbestimmungen der Geschichte zu übergehen wagte.

Die Geschichte hat nur einen Zweck: das ist das Leben. Leben ist kein Genuß, Leben ist eine Aufgabe. Ob wir etwas bewirken durch unsere Thaten, liegt immer auf einem unsichern Brette. Das Ewige ist nur dies, ob wir recht thaten und niemand schenten. Der Zweck der Geschichte ist der moralische Lebenszweck, die Tugend oder das Laster. Geschichte ist ein relativer Begriff, der so viel ausdrückt, als Complexus der Bedingungen, unter welchen das unserer Race von der Natur vergönnte Leben möglich war. Die Hebel, Formen und Voraussetzungen des Lebens, ich meine jener moralischen und bewußten Existenz des Einzelnen, nutzen sich ab und verlangen durch die Geschichte neue Veränderungen. Das ist Alles. Es kann Zeiten geben, wo die Tugend eine so schwere Aufgabe ist, daß ihr die äußern Umstände zu Hülfe kommen müssen. Ich werde auf diese Frage zurückkommen, wenn ich von den Uebergängen der Geschichte spreche.

Jeder Moment der Geschichte ist in sich abgerundet und vollständig. Scheint ihm etwas zu fehlen, so ist es gerade das, was das zeitgenössische Individuum aus den Hülfsmitteln seiner Tugend und seines Genies zu ersetzen hat. Wenn diese ruhenden Momente im Vergleiche von hundert oder tausend Jahren, die dazwischen liegen, sich unähnlich sehen, so ist es, weil die Ordnung der Geschichte eine moralische, weil die Moral das Gesetz der Freiheit ist und weil die Nachahmung die Originalität der Tugend nicht erzeugen kann.*) Der Zusammenhang, welcher in den objec-

*) Der Zweck des Menschen ist das moralische Leben, nicht die Geschichte. Die Verschiedenartigkeit der Sitten und der Zeiten dient nur dazu, die höchste Vollkommenheit der Tugend möglich zu machen, die, daß sie nicht auf Nachahmung beruht. Darum geschieht Geschichte.

Er ſtirbt, als wäre er kein Krieger, ſondern ein Schelm geweſen.

Die Gerechtigkeit verlangte, daß das Dänenthum, dem Urquell unſerer deutſchen althiſtoriſchen Erinnerungen ſo nahe ſtehend, nicht in parteilicher Weiſe aufgefaßt wurde. Anna Roſenkranz, die der Pöbel von Kopenhagen ihrer papiſtiſchen Geſinnungen wegen zerriß, drückt dieſe edleren Elemente des nordiſchen Weſens aus. In einem Roman würde der Verfaſſer mit beſonderer Liebe bei dieſer Perſönlichkeit verweilt und ſie mit Alchymie, Zauberei, Sterndeutung umgeben haben. Im Drama, wo es immer zur That drängt, wo jede Perſönlichkeit ſich vor der Klippe hüten muß, Epiſode zu werden und mehr zu ſtören, als aufzuklären, im Drama konnte ſie nur eine Skizze bleiben. Aber auch ſo drückt ſie vielleicht jenes tiefere Band aus, welches das Germanenthum mit Scandinavien verbindet. Siegbritt, eine Schwedin, tritt in denſelben magnetiſchen Rapport zwiſchen Anna und Marcus mit ein. Beide mußten in Marcus jene Sehnſucht nach einer goldnen, zauberhaften Ferne des Glückes und der Größe mehren, ſie ſind ſelbſt das Endziel eines träumeriſchen Hinausblickens auf die Nebel des Meeres, jenes eigenthümlichen Wunderreizes, ohne den man ſich die vorübergehende Größe einzelner Handelsſtaaten und Handelsſtädte nicht erklären kann. Amerika

tiven Begebenheiten, die von der Chronik verzeichnet werden, liegt, ist ein relativer; ein Zusammenhang, der unter der Nothwendigkeit der menschlichen Freiheit steht. Die Freiheit ist der einzige große Factor der Geschichte.

Ich legte diese Ansicht am liebsten bei einer Gelegenheit nieder, wo es mir darauf ankam, die historische Bedeutung der zweiten Hälfte des Menschengeschlechts zu retten. Wäre die Erde darum zwischen die Ellipsen und Parabeln der übrigen Himmelskörper und der Mensch auf sie selbst geschleudert, damit jene Ereignisse, welche wir Geschichte nennen, einen bestimmten Zweck hätten und die Ausführung irgend einer göttlichen Idee wären, so sähe dies einer despotischen Grille weit ähnlicher, als einer weisen Fürsorge. Es giebt keine höhere Offenbarung, als die, die an unser Herz spricht. Und es spricht nichts zu uns, als der Unterschied des Guten und Bösen. Der Zweck der Erde ist kein historisch-metaphysischer Gesammtzweck, sondern der einzelne Mensch ist es, wie er geboren wird und stirbt mit dem Bewußtsein, in seiner Weise das Räthsel des Lebens gelöst zu haben. Was gäbe es denn noch, das über die Gerechtigkeit eines Aristides und die relative Unsündlichkeit eines Jesus hinausläge? Wäre die Geschichte zu etwas Anderm bestimmt, als daß wir Gutes thun, ich wollte es Jedem verdenken, der es thäte.

Erst mit dieser Ansicht, die das Geschehene für das in der Geschichte durchaus Unerhebliche erklärt, wird die Bestimmung des Weibes zu ihrer Würde erhoben. Ist der Geschichtszweck das Leben, so heißt das symbolisch, durch die Familie, die Erziehung dem Menschen Raum zur Entfaltung seiner natürlichen Anlagen zu geben, Raum zur Prüfung seines Herzens, Raum endlich zu Thaten, welche, wenn sie auch nicht über Haus und Hof hinausgingen, vor Gott und der Welt doch gleichen Werth haben, wie irgend eine große Handlung von draußen, die der Historiker aufzeichnet. Das gemeinsame historische Band, das Mann und Weib verbindet, sind: Die Liebe in der Jugend, die Freundschaft im Alter und einst bei der Trennung vom Leben das Gewissen. Das Weib ist der ewige Widerspruch gegen die erschütternden Begebenheiten der Geschichte. Wessen Dasein kann die mora-

lische Aufgabe der Schöpfung besser beweisen? Ich denke, der Ausgang der Geschichte wird der der beruhigten Leidenschaften und der Sieg des weiblichen Principes sein. Die Geschichte wird sich in Detail verlieren und das Wohlgefallen der großen Endursache, Gott genannt, wird ebenso zu jenen unscheinbaren Thatsachen der Idylle lachen, wie es zu den gespreizten großmännischen Verrenkungen der welthistorischen Kothurntragödie lachte.

Die Unbequemlichkeit, daß man bei der teleologischen Geschichtsansicht den Begriff des Weibes nicht recht entwickeln konnte, schuf jene tolle Emancipationsidee der Frauen, die in unseren Tagen immer noch in einigen Köpfen spukt, ob sich ihre Erfinder, die St. Simonisten, gleich schon lange an den Nil zurückgezogen haben. Wer könnte verlangen, daß des Aristophanes Ekklesiazusen auf eure Rathhäuser stürmten und daß schwangere Weibspersonen als Polizeibeamte die Pässe der wandernden Handwerksburschen visirten? Die Emancipation der Frauen ist die albernste Idee, die unser Zeitalter ausgeheckt hat und schon deshalb, als wenn es Wunder ein Glück wäre, in die Maschinerie der Staaten als ein kleiner Stift mitverbraucht zu werden! Die Emancipation der Frauen wurde vielleicht an einem nebeligen Winterabende ersonnen, wo sich eine zahlreiche Männergesellschaft bei einer Pariser Dame versammelt hatte. Die Kronleuchter blitzten, die Kamine verbrannten Sandelholz, man sprach von Zenobia, Elisabeth und Madame Roland und irgend ein Schwärmer warf den Gedanken der Emancipation so hin, der am folgenden Morgen schon die Reise um die Welt antrat. Die St. Simonisten waren überwiegend verrückt.

Das Weib kann und sollte als solches nicht in der Geschichte auftreten, weil es keinen Instinkt für die Masse hat und seine Sympathieen immer nur dem Einzelnen gelten.

Das Weib wird von einer angebornen Feindschaft gegen sein Geschlecht beherrscht und selbst am größten und in der Geschichte glänzendsten Manne liebt es nie allein den Ruhm, sondern das Negligée des Ruhmes und ihre Vertrautheit mit demselben.

Das Natürliche aller weiblichen Begierden geht auf den

Alleinbesitz; aber das Herrschenkönnen, das einige Weiber in der Geschichte vortrefflich entwickelt haben, ist keine historische Kraft. Die Staaten sind zu allen Zeiten so willkürlich manipulirt worden, daß sie es sogar ertragen konnten, wie ein Strickzeug behandelt zu werden. Selbst der Ruhm einer Elisabeth von England ist nur relativ zu verstehen.

Das Weib schützt die Geschichte vor Verwilderung. Es wird den Mann allmälig von den Begebenheiten abziehen.

V.

Die Leidenschaft.

Zügellose Leidenschaften würden die Geschichte bald zum Stillstand bringen. Wenn Alle wüthen, so vernichten sie sich wechselseitig. Ein Einzelner, ein asiatischer Despot, der nur seinen natürlichen Eingebungen folgt, löscht Thaten und Begebenheiten aus, seine Herrschaft ist auch geistig wie über Stumme und Verschnittene. Es ist dafür gesorgt, daß zu allen Zeiten die Leidenschaften in der Geschichte einen Zaum tragen, oder daß sie sich doch unter einem Gesichtspunkte sammeln, wo das Uebermaß für die Gesellschaft weniger verderblich gemacht wird.

Das Temperamentum der antiken Leidenschaften war der Staat. Nicht in dem Sinne, daß der Staat polizeiliche Verordnungen dem Ausschweifenden entgegen hielt; sondern der Staat war ein Abzugskanal, er war eine erlaubte Entschuldigung für Alles, was an und für sich dem natürlichen Menschen an Leidenschaft zusteht. Der Ehrgeiz fesselte alle Begierden und zwang jeden üppigen Auswuchs, sich an Bestehendes anzuschmiegen. Die heftigsten Leidenschaften verstummten, wenn sie dem versammelten Volke gegenüber traten, und zogen sich still in jenen versteckten Winkel zurück, wo der Ehrgeiz über politische Ehrenämter brütet. Das Alterthum ist reich an

Beispielen, wo Menschen von dem begehrendsten und einem von Natur nur excentrischer Temperamente dennoch in der Selbstbeherrschung einen hohen Grad von Vollkommenheit errungen haben.

Das Christenthum verwarf diese eigenthümlich gebildeten antiken Charaktere und griff das Alterthum bei seinem Heiligsten, dem sittlichen Stolze, an. Das Christenthum polemisirte gegen die eigene Gerechtigkeit, wie dieser Stolz von ihm genannt wurde, gegen das Höchste im aristotelischen Sittengesetze, die Autarkie. Das christliche Gebot an die Menschheit war die Herabsetzung ihrer selbst, die Demuth. Die Tugend wurde von der Gnade abgelöst. Für die Geschichte war dies in der That ein Fortschritt. Der Cäsarenwahnsinn bedingte diesen Gegenpol. Und wie schwer wurde es den Männern der sinkenden Römerzeit, das Steuerruder ihres Charakters in den stürmischen Epochen des Unterganges der alten Welt zu regieren! Das Temperamentum der Leidenschaften des Mittelalters wurde die Religion.

Es währte freilich lange, ehe die stolzen Charaktere ihr Knie beugten. Dem Christenthume war es selbst nicht oft Ernst genug mit seiner Predigt. Welche Indulgenzen gestattete es dem Kaiser Constantin! Dieser von der Schmeichelei und dem Glücke um alle innern moralischen Haltpunkte gebrachte Fürst mordete seinen Sohn, dessen Mutter, seine Vettern, lebte in dem weibischen Prunke des Orients, duldete nur die Creaturen des Despotismus in seinem Umgange und doch priesen ihn die Bischöfe, doch suchten sie ihn durch elende Nachgiebigkeit gegen seine Verbrechen zur Taufe zu bewegen, die der beschränkte Mensch erst einige Tage vor seinem Tode nahm, um von ihr eine desto größere Wirkung zu erhalten. Wie weit wird dieses Beispiel von Theodosius dem Großen und dem heiligen Athanasius überstrahlt! Jener geistvolle Fürst ließ in einem Anfalle seiner Leidenschaftlichkeit dreitausend Seelen in den Circus von Thessalonich locken und zur Strafe für einen Aufruhr ermorden. Er kommt nach Mailand. Athanasius hält ihn vor der Thür des Doms zurück. „That David nicht mehr denn ich?" sagte trotzig der Kaiser. „Berufst du dich auf David, so thue auch

Buße, wie David!" erwiderte der Bischof und Theodosius betete und fastete acht Monate lang. Canossa und St. Just liefern Nachahmungen dieser Scene.

Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Rollen, die man in der Darstellung des Mittelalters gern den Leidenschaften der Völker zutheilt, fast immer zu groß sind. Gewiß, das Christenthum hatte viel Barbarei an die Kette des Rosenkranzes und der Kirchenbuße zu legen, aber die Verderbtheit der Massen ist fast immer ein falscher Schimmer, der von der Verderbtheit der Einzelnen auf jene fällt. Wenn irgend eine Zeit beweist, daß die wahre mittelalterliche Leidenschaft nur der Despotismus war, so ist es diejenige, aus welcher eben das Mittelalter allmälig in seinen stabilen Hauptgruppen hervorging, der Untergang des römischen Reiches. Da ist man gewohnt, von den negativen Leidenschaften, von der Demoralisation und Feigheit der Völker zu sprechen, die bald eine Beute der Barbaren werden sollten; aber waren nicht frische, gesunde Naturvölker, die Gallier, die Britten, die Hispanen, ja selbst die Franken und später die Gothen, dem römischen Reiche einverleibt? Lieferten nicht Stilicho und Aëtius entscheidende Schlachten? Das Unglück und die Ursache des Verfalls war politischer Natur. Es war nicht die Demoralisation, sondern die Calamität, welche das abendländische Reich stürzte und die Ursache der Calamität war der Despotismus. Der Despotismus ist in den meisten Zeiten eine Möglichkeit; aber in dem verarmten und ausgehungerten römischen Reiche war er es kaum noch. Der Staat konnte sogar keine Beamten mehr finden. Jemand, der die Nachricht hatte, daß man ihm eine Anstellung geben wollte, floh in die Wildniß oder unter die Sklaven eines Landbesitzers, um sich nur vor einer Ehre zu retten, die ihm lebensgefährlich war. Denn wer wollte und konnte Steuern zahlen? Der Beamte sollte doch die Steuern an bestimmten Terminen den Behörden ausliefern. Die Folgen dieses Zustandes waren nicht zu ertragen. Das abend-

ländiſche Reich ging mit blutigen Schrecken, mit hoch zum Himmel lodernden Städten, mit dem Ruin aller Civiliſation unter, aber man klage nicht immer die „rohen" Leidenſchaften der geängſteten Völker an, ſondern den Despotismus und den Uebermuth jener Kaiſer, von denen die früheren Scheuſale Pferde zu Conſuln machten und die ſpäteren den Erdkreis für die Beute eines Kriegers hielten, über die ſich im Lager mit drei Würfeln auf einer Feldtrommel entſcheiden ließ.

In unſerer Zeit werden die Leidenſchaften durch die Erziehung gefeſſelt. Aus der Religion hatte ſich die Furcht verloren, ſeitdem die Religion zum Gegenſtand des allgemeinen Nachdenkens erhoben wurde. Der natürliche Menſch wird durch die Schule abgeſtreift und eine Maſſe von Lehrgegenſtänden, Surrogate der Erziehung, ſeitdem man die Erziehung mit dem Unterrichte verwechſelte, ſollen die Leidenſchaften ſo ſehr feſſeln und verwiſchen, daß das innerlich Angeborne und von der Wiſſenſchaft im Menſchen Zurückgedrängte ſich höchſtens in privaten Beziehungen Luft macht. Die moraliſche Gediegenheit iſt durch den großen Umfang des Wiſſens, den wir aufnehmen müſſen, entſchieden geſchwächt worden. Die Arbeit des Kopfes verhindert den Erguß des Herzens. Aber jene weit ausſchweifenden, hiſtoriſch reagirenden Leidenſchaften drohen unſern neuen Zuſtänden nicht mehr; ſie ſind von der Bildung und der Erziehung aufgerieben worden. So dunkel die Nacht des Katholicismus auf einigen Völkern, z. B. ſelbſt dem Volke Schiller's und Goethe's liegt, es kann nicht mehr zu Religionskriegen kommen.

Nur für eine moderne Leidenſchaft, die Neuerungsſucht, ſollte es weitere Abhülfen geben. Ich habe über den eigentlichen Urſprung dieſes Triebes nachgedacht und finde, daß man ihn in der Erziehung angreifen und überwinden könnte. Aber welch' großartige Reform müßte dann die moderne Erziehung erleiden! Das Uebel iſt die Ueberfülle unſerer Zeit an Ideen. Dieſe wird ſich immer mehr ſteigern, unſere Nachkommen werden nicht die Ungerechtigkeit haben

und die großen Philosopheme der drei letzten Jahrhunderte als eine Antiquität betrachten. Im Gegentheil ergreift alle Tendenzen der Nationen ein ideeller Zug, wie ihre Literaturen ausweisen. Diese Ueberfülle kann an und für sich kein Unglück sein, aber sie wird es dadurch, daß sie nicht geordnet ist und daß sie auf die Erziehung wie ein wildes Chaos losstürmt. Erziehung ist heutiges Tages weniger die Pflege der Receptivität als der Spontaneität. Erziehung ist nicht mehr Annahme, gläubige Annahme angebotener Bildungsmittel, sondern das Abwarten eines Processes, der Gährung des innern Menschen. Und diese Gährungen, diese einzelnen Momente in den Bildungsprocessen der modernen Jugend, sind so gefährlich geworden für den Staat, für die Familie. Die Frühreife des Selbstbewußtseins ist ein modernes Unglück. Der Jüngling ahnt nicht, daß seiner jetzigen Ideenstaffel noch höhere folgen werden, daß in einem Jahre alle seine Begriffe eine andere Wendung genommen haben. Er wartet diese Zeit nicht ab, sondern beginnt sogleich, seine erste ihm klar gewordene Idee auf die positiven Verhältnisse zu übertragen. Ein Glück für ihn, wenn diese Verfahrungsweise nicht verbrecherischer Art ist; aber was ihn umgiebt, seine Familie und wär' es nur seine Liebe, muß unter diesem frühreifen Wahne, der immer vom reformatorischen Terrorismus der Ueberzeugung begleitet ist, leiden. Man nehme in Deutschland, wie lange währt es, ehe man die Tendenzen eines Arndt und Jahn, dann die eines Görres, Tieck und Arnim, darauf eines Steffens, endlich die Hegel's oder Schelling's überwunden und zuletzt sich selbst gefunden hat! Bei diesen vier Metamorphosen hat man auf jeder schon hundert Thorheiten begangen. Hiermit ist der wahre Feind der modernen Gesellschaft gezeichnet und ich fordere alle Staatsmänner auf, diese merkwürdige Erscheinung mit philosophischem Nachdenken in's Auge zu fassen.

Es kann eine Rettung gegen die Gährungsprocesse der Jugend geben. Nicht, daß man Schriften verbietet oder der Jugend etwas entzöge, was zur Nahrung ihres Geistes dient. Das ist ein trügerisches Mittel. Nein, man sollte durch Acte, welche die Nation ergreifen, Institutionen, die nichts

von Privilegien haben, Veranstaltungen, die sich auf der Höhe unseres Jahrhunderts erhalten müßten, etwas erfinden, was den ideellen Selbstvertilgungen im Schooße der Nationen endlich ein Ziel setzte. Es könnte nur etwas sein, das größer wäre, als aller jugendliche Stolz, aller jugendliche Enthusiasmus. Das machte die Alten so groß. Wenn man die Schule verließ und die Akademie, so waren die Jünglinge, wie heute, nicht erhabener, als das Leben, weit hinaus ragend mit ihrer eingesogenen Bildung über diese miserable Wirklichkeit, sondern sie fanden immer etwas vor, was ihnen unerreichbar dünkte, die Archontenwürde oder daß das Jahr nach ihnen benannt wurde oder den olympischen Siegeskranz oder ein Urtheil des delphischen Orakels, wie es Sokrates bekam, der von ihm für den weisesten der Griechen erklärt wurde. Vielleicht erhebt sich das Vaterland und gestattet, daß ihr euch als ein Glied in der Geisterkette des Jahrhunderts fühlt!

Hier ist der Ort, wo auch die Literatur erwähnt zu werden verdient. Denn wenn diese auch oft am weitesten entfernt war, Frieden in den Streit zu bringen, so hatte sie doch auch in allen Zeiten zu den Gemüthern eine Stellung, die sich für die Milderung der Sitten und Empfindungen benutzen ließ. Namentlich war die Literatur der classischen Zeit ein Versöhnungsmittel der Leidenschaften. Die Krieger horchten den Gesängen der Homeriden. Die dramatische Literatur der Griechen war eine Sache der Religion, sowol ihrem Gegenstande, wie ihrer Veranlassung nach. Sogar die kriegerischen Römer gaben sich ihren Dichtern gefangen, wie schartig und mehr in der Weise des Hackebretts auch deren Leier in älterer Zeit klang. Der ältere Scipio verkehrte mit Ennius, der jüngere mit Terenz. Ja es gelang sogar der alten Literatur, freilich nicht mehr in ihrer Blüthezeit, die erschlaffende historische Energie der Völker zu fesseln und ihnen zum Ersatz für verschwindendes öffentliches Leben eine neue Welt, das Privatleben und die Verwicklungen bürger-

licher Convenienzen, zu erschließen. Die griechische mittlere Komödie und die römische Pantomime lenkten auf frische und ergötzliche Weise die Zuschauer von öffentlichen Calamitäten ab und milderten die Leidenschaften, die in Unterdrückten das Unglück zu erzeugen pflegt. Die alexandrinische Literatur nahm diese bürgerliche und idyllische Richtung an und war sogar in ihren kritischen Streitigkeiten geeignet, die Ungeduld der Köpfe auf eine unschädliche Weise zu beschäftigen. Die verheerenden Leidenschaften der römischen Rednerbühne verloren sich in die beginnende Blüthe der juristischen Literatur, wo der Begriff der Weltherrschaft allmälig von der Logik des Mein und Dein abgelöst wurde.

Die christliche Zeit hatte ihre Bibel, ein Werk zufälliger Zusammensetzung, aber eine unschätzbare Richtschnur für Zeiten, die eine unmittelbare Verbindung mit der Ewigkeit zu haben glaubten. Die Bibel wurde nicht nur Gesetzbuch für das streitsüchtige alexandrinische Element der Kirchengeschichte, sondern auch Bildungsbuch für all' die Nationen, die allmälig in die große christliche Gemeinschaft aufgenommen wurden. Indem man ihr eine abergläubische Verehrung schenkte, bekam sie, wie das Kraut Reseda oder Nepenthes, eine zauberhafte Wirksamkeit. Der Teufel wich vor diesem Buche, auch die Leidenschaft der Nationen. Das Christenthum selbst, eine Religion, wo das Unsichtbarste für das Heiligste gehalten wird und wo ein visionäres Princip die verworrensten Phantasieen rechtfertigte, das Christenthum hatte sich selbst einen Zügel angelegt durch die Bibel. Das Mittelalter ließ den Zügel schießen, bis Luther in den Weg trat und die stürmenden Rosse des Ezechiel, die phantastische Planlosigkeit der katholischen Kirche wieder in die kanonischen Gleise der Vergangenheit einlenkte und mit der Bibel ihren Inhalt rettete.

Man muß es bedauern, daß die neue Zeit kein Buch besitzt, das für das moderne Princip dieselbe Wichtigkeit erhalten könnte, wie die Bibel für das Christenthum. Wie sicher und gediegen würden da die Fortschritte der neuen Aufklärung sein! Wie beruhigt könnten wir einer Zukunft entgegensehen, die vielleicht durch das Zufälligste und Leidenschaftlichste ihr Gepräge erhält! Hätte der Liberalismus ein Gemeingesetz, wie die Bibel,

ein Werk der Berufung, eine gemeinschaftliche Auslegungsquelle, so lägen die modernen Zustände mit lachenderen Aussichten da. Luther appellirte vom Papste an die Bibel: könnten die Nationen von den Regierungen an irgend etwas gemeinsam Anerkanntes appelliren, könnte dieses Gemeinsame die Grundlage unserer Erziehung und eine Fibel von der Art werden, daß man Buchstaben und Geist zu gleicher Zeit aus ihr lernte; wie heiter würde das Auge des Menschenfreundes über trübe Momente hinwegblicken! Wie unantastbar wäre das Vermächtniß des Vaters an den Sohn, welches jetzt nur aus fragmentarischen Traditionen besteht. Aber wir bringen es nie zu einem Codex der Neuzeit, der etwa über die Citate aus beliebten Dichtern hinausgeht.

Im Gegentheil ist die moderne Literatur eine fortwährende Anreizung zur Leidenschaft geworden. Die moderne Literatur hat keine Selbstzwecke mehr, sondern dient den Interessen der Partheiung. Während ein classisches Werk die Partheien beschämte, bildet diese ein modernes. Einzelne geniale Köpfe reißen das vormundschaftliche Recht über die Masse an sich und schleudern von ihren eigenen Wolkenthronen entzündende Blitze in die brennbaren Interessenstoffe. Nur zwei Epochen in der modernen Literatur hat es gegeben, wo diese eine antike und classische Physiognomie behauptete, einen Selbstzweck, das Zeitalter Ludwig's XIV. und die Periode von Lessing bis zum Tode Schiller's in der deutschen Literatur. Sonst ist alle moderne Literatur Dilettantismus des Genies und der Dreistigkeit. Sie beruhigte die Leidenschaften nicht, sondern schürte sie.

Das Publikum und die Kritik, beide sind von derselben Tendenz ergriffen. Ist man nicht so weit gegangen, das Genie nach seinem Glaubensbekenntnisse in der Religion und in der Politik zu rangiren und selbst den Ruhm eines halben Jahrhunderts anzugreifen, wenn die Tendenz der folgenden Zeit mit der der früheren in Widerspruch lag? Die Folge dieser Maßstäbe mußte sich in einem immer pamphletartigeren Charakter der Literatur aussprechen und auf die Neige, wo sich die öffentlichen Leidenschaften beruhigt haben,

ist durch diese magnetisch lockende, geträumte Zauberwelt entdeckt, Holland durch sie frei, England groß geworden und auch in der Hansa und ihrer Geschichte wirkte neben dem Vortheil und dem unabhängigen Bürgergeist die Phantasie Großes. Dies Jenseitige, Ziehende, Idealische, ohne welches deutscher Sinn nichts Muthiges vollbringt, drücken Anna und Siegbritt in ihrem wundersamen Verhältniß zu Marcus aus.

Während Siegbritt und Anna, an und für sich realistische Figuren, das Poetische nicht außer sich haben, sondern unbewußt selbst darstellen, ist Meta eine sentimentale Natur, die gerade das Poetische nur außer sich kennt, weich, entsagend, nie hinausstrebend über das Reich der Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht. Ihr entspricht Swante Sture, der den völligen Gegensatz zum rastlosen und ehrgeizigen Marcus bildet, indem er die vollste Genüge an seiner Geburt findet und keinem andern Dinge der Welt weiter nachtrachtet. Henning Scheyeler, mit seiner conservativen Narrheit, ist historisch.

Bei der großen Schwierigkeit, den Schauplatz, der zwischen Lübeck, Kopenhagen und den dänischen Inseln wechselte, einigermaßen so zu fixiren, daß der Leser und Hörer sich für das Stück eine Topographie in der Vorstellung bildet, wird man es nicht zu hoch anrechnen, wenn ich an die Insel

mußte sie in eine spröde Gleichgültigkeit gegen Geistesthätigkeiten ausarten, von welchen man sich keinen unmittelbaren Nutzen mehr versprechen konnte.

Ich glaube, daß man die europäische nächste Zukunft aus den gegenwärtigen Literaturen signalisiren kann. Ich glaube, daß fast alle Literaturen auf einen Selbstzweck zusteuern, der zu gleicher Zeit die Garantie jener apokalyptischen „kleinen Stille", die Garantie einer längern Friedenszeit ist. Englands Reise-, Memoiren- und Sittenschilderungsliteratur berührt nur die Oberfläche der Nation und das ungefähre Lesebedürfniß. Kein Gebildeter in England macht von Bulwer, Marryat u. s. f. ein solches Aufheben, wie die deutschen und französischen Uebersetzer. Diese Autoren sind im Auslande berühmter, als in England selbst. Es ist charakteristisch für den vortrefflichen Geschmack dieser Nation, daß sie zu keiner Zeit ihre Literatur überschätzt und daß sie selbst niemals daran gedacht hat, z. B. einige Autoren des achtzehnten Jahrhunderts, unter Andern Pope, so zu erheben, wie es das Ausland that, oder so breit abzuhandeln, wie wir es in unsern Beschäftigungen mit fremden Völkern thun. Es ist nicht unmöglich, daß die englische Literatur von einer Seite aus wird bestimmt werden, wo es ihre jetzigen Modeschriftsteller nicht ahnen lassen.

Frankreich scheint sich eine idealische Welt in seiner Literatur aufbauen zu wollen, die sich in den Gefühlen wenigstens, in den moralischen Handlungstriebfedern zu verwirklichen beginnen kann. Diese Zusammenwürfelungen conventioneller Verhältnisse, diese poetische Opposition gegen das in Sitte und Gesetz Hergebrachte kann ohne Zweifel Reactionen auf die Wirklichkeit ausüben, doch ist zuletzt ihr Rest immer nur eine Verfestigung jenes Kittes, der das ewig Unzertrennliche in der Tugend und in der Liebe zu allen Zeiten zusammenhalten wird. Dabei spielt in den französischen Literaturkämpfen die Form und das ästhetische Gesetz eine so entschiedene Rolle, daß ich auch von ihr annehmen möchte, die Zeit einer Erhebung zum Selbstzwecke werde nicht mehr lange ausbleiben.

Von Deutschland endlich ist es entschieden, daß es seine Literatur von der Debatte zu befreien sucht. Ueberall herrscht die Sehnsucht, die Literatur von Zuständen abzurufen, die durch anderweitige Hülfe müssen geändert werden.

VI.

Der Staat.

Für die Geschichte beweist der gesellschaftliche Vertrag nur eine späte Richtung des Zeitgeistes auf veränderte Principien des Staatsrechts, für ihren Anfang selbst ist er eine unanwendbare Hypothese. Alle Staaten des Alterthums und der mittleren Zeit sind entweder Uebergänge der patriarchalischen Gewalt über die Familie auch auf weitere Kreise, zuletzt Staat genannt, oder militairische Usurpationen. Der Begriff einer steuerpflichtigen Menge, die zu einem Gewählten, Besten, Ausgezeichnetsten gesagt hätte: do ut facias, dies obligatorische Verfahren ist modernen Ursprungs und beweist für die alte Geschichte nichts. War selbst die mosaische Staatsbegründung ein Vertrag? Waren nicht verpflichtende Traditionen der Vergangenheit da, die Genealogie des Jakob, die als etwas Positives und Unumgängliches jeder juristischen Auseinandersetzung wechselseitiger Verpflichtungen natürliche Fesseln anlegte? War die Bevorzugung des Priesterstandes nicht etwas, was sich hier unter jeder Bedingung von selbst verstehen mußte?

Die Theorie aller natürlichen Staatenbildung ist zunächst die zufällige und absichtliche Usurpation, darauf die Befestigung derselben und der nicht ausbleibende Widerspruch aus dem Schooße des Staatskörpers selbst oder, wie ich solche Revolutionen besser nennen möchte, die innere Heilkraft der Natur. Dieser Moment des Widerspruches ist der historische, und da wir von ihm allein Kunde haben, so verführt er unser Auge und läßt uns eine Folge des Anfangs, den historischen An-

fang, für den Anfang selbst nehmen. So ist z. B. der erste Blick auf die Ursprünge der römischen Geschichte sogleich auf verschiedene und oft blutige Abwägungen juristischer Gegenseitigkeiten gerichtet. Aber diesem zweiten Momente ging ein erster voran, eine unmittelbare Tradition aus Albalonga, eine von dort herstammende Genealogie, die bei der ersten Grundsteinlegung Roms für diesen neuen Staat etwas Verpflichtendes hatte. Ebenso war der Verlauf in den feudalen Staaten, wo namentlich die germanischen zunächst allerdings wie auf einen gesellschaftlichen Vertrag gegründet zu sein scheinen. Doch werden wir unten genauer ausführen, daß dem germanischen Staatsprincip das Hauptsächlichste mangelt, die Garantie der Dauer. Diese Gemeinwesen waren immer nur für den Moment berechnet, für den Krieg, für eine Gerichtssitzung. Wenn der Feldherr sein Schwert in die Scheide stecken oder der Richter seinen Stab senken mußte, so hatte der Begriff des Staates aufgehört, weil Staat bei unsern Voreltern in der That nur ein momentaner Auftrag war. Alles nun, was sich über die Dauer dieser Bevollmächtigung hinaus erhielt, war Usurpation, selbst der Glanz und das Andenken gut geführter Kriege und weise gehaltener Gerichtssitzungen. Das Regiment entstand bei den Germanen erst durch einen Gebrauch der übertragenen Gewalt, der länger, als gesetzlich war. Entweder kam hier schweigende Zustimmung oder ein dreistes Wagniß der Usurpation zu Hülfe. Nächst der Usurpation regte sich der Widerspruch, ob nun diesen die Geschichte verzeichnet hat oder nicht. Man muß annehmen, daß alle constituirten Staaten der älteren und mittleren Zeit ihren Ursprung haben aus jener rechtlichen Abfindung des Widerspruches nicht mit der freien Wahl, wie der gesellschaftliche Vertrag lehrt, sondern mit einer Gewalt, die schon immer so weit gediehen war, daß sie einen sichern Rücken hatte und auf ihren Forderungen mit Trotz bestehen durfte. So entwickelten sich die griechischen Staaten, so besonders Rom und die feudalistischen Gemeinwesen der germanischen Welt.

Neuere Ansichten, die von Haller in Umlauf gebracht und später von Historikern, wie Heinrich Leo, unterstützt wur-

den, versuchten es, die Politik zu einem Zweige der Naturwissenschaften zu machen. Für die Staaten sollten die Schriften eines Linné von größerem Werthe sein, als die Montesquieu's. Hier werden die Gemeinwesen Producte der Natur, Vegetabilien von zarter, philosophischer Sinnigkeit. In der That haben die alten Sachsen eine Tradition, nach welcher ihre Vorvordern Baumfrüchte gewesen seien. In nämlicher Weise ergaben sich hier die Institutionen als Erzeugnisse der willkürlichen, freiheitlosen Materie. Mit dieser Physiologie wollte Haller das historische Unrecht rechtfertigen. Leo will nur die organischen Staaten vor einer Verwechselung mit den mechanischen retten.

Die Geschichte widerspricht auf jedem ihrer Blätter dieser Entstehungsart der Staaten. Sie lehrt, daß alle Gemeinwesen in Folge des Widerspruches organisirt und die Uebergänge aus der patriarchalischen in die politische Existenz immer von einer scharfen Grenzscheide auseinander gehalten wurden. Das germanische Staatsprincip zunächst ist von Hause aus nichts als Bevollmächtigung, also ein Act der Willensfreiheit, der die Natur ausschließt und immer die Verjährung als Usurpation und Unrecht bezeichnen wird. Wäre das germanische Staatsprincip etwas Naturwüchsiges, so müßte es dauerbarer, bindender, universaler sein. Im Gegentheil ist der germanische Staat über fortwährenden Fluctuationen in der Geschichte anzutreffen, die nur in einem unbeschränkten Freiheitsbedürfniß, also in einem Widerspruche gegen die Natur ihren Grund haben können. Das germanische Staatsprincip ist integrirt von der Individualität, es ist nichts, als die Individualität selbst, die sich entschließt, sich ein wenig zu regeln: wo ist hier wachsende, fesselnde, verjährende Natur? In der That, das Hallerisch-Leo'sche Princip, wenn es seine Anwendung in der Geschichte irgendwo finden kann, eignet sich höchstens für die schnell improvisirten arabischen und tartarischen Militairherrschaften, wo die Unterdrückung nicht widersprach, Staaten, die man leicht mit steil aufgeschossenen Bäumen vergleichen kann, wo sich oben die Herrschaft palmen- oder pinienartig an das Volk so indifferent ansetzt, wie der Federbusch an einem Helme flattert.

Man pflegt den Staat für den Culminationspunkt der Bildung auszugeben und doch sanken seine Formen oft so schnell zusammen und mußten entweder an den Begriff der Natur übergehen oder verloren sich, wie das Hunnenreich, in eine plötzliche Unsichtbarkeit, die etwas Grauenerregendes hat. Giebt es in der Geschichte Sätze für die Dauer der Staaten? Untrügliche kenne ich nicht, aber ein annäherndes glaube ich entwickeln zu können. Wenn es ein fast mathematisches Ansehen hat, so will ich damit nicht sagen, daß es so sicher ist, wie ein Satz des Euklid.

Jeder Staat muß Radien haben, historische Blitze, die sein Wesen und seine Bestimmung, wenn auch nur für einen Augenblick, erleuchten. Diese sammle man! Man suche für sie den Mittelpunkt und beschreibe darauf mit Halbmessern den Umfang des Gemeinwesens. Die Peripherie, die sich durch dies Verfahren ergiebt, ist die ungefähre Zweckbestimmung und Idee des Staates und läßt einen Schluß ziehen auf die Dauer desselben. Und man merke wol: Die kleinste Peripherie kann oft die Garantie der längsten Dauer sein!

Beobachtet man dies Verfahren, so wird man alle Staaten, die in der Geschichte auftauchten, in excentrische und concentrische getheilt finden, excentrische in dem Sinne, daß sie keinen Mittelpunkt haben, concentrische in dem, daß sie über die Länge ihres Diameters nicht hinausgehen.

Staaten der ersten Art haben keine Wahrscheinlichkeit der Dauer für sich. Die Hast ihrer Tendenz erhält sie eine Weile. Darauf werden sie sich erschöpft haben. Alle schnell zusammengefundenen Staaten der Völkerwanderung mußten eben so schnell ausathmen, weil sie nur Anlauf, nur Tendenz in's Vague hinaus waren. Das Hunnenreich zerstob in Nichts. Besonders sind es die arabischen Staaten, die den obigen Satz beweisen; das muhamedanische Princip ist an und für sich selbst unvertilgbar, weil es Propaganda über die ganze Welt heißt. Der Koran will von den Nationen entweder Glauben oder Tribut. Hier giebt es keine Grenze. Hier ist ein excentrisches Princip, das an sich niemals sterben wird, das aber alle die Staaten, die aus ihm entstehen, einer

kurzen Dauer weiht, weil dieſe Staaten nur Feldlager und Stationen und einſtweilige Ruhepunkte ſind, weil ihr Princip immer über die Grenzen hinausfahren wird. Wenn ſich das türkiſche Reich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, ſo iſt es eines Theils die Folge der ſehr ernſten Angriffe, die bis zum Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts der Occident von ihm zu erleiden hatte, anderer Seits jener Umſtand, daß die jetzige Türkei eine organiſirte Eroberung iſt. Die ſpaniſchen und afrikaniſchen Reiche der Araber gingen ſchnell unter, weil ſie aus dem Nichts geſchaffen waren. Die Türken aber trafen eine Civiliſation an, deren Reſultate ſie ausnutzten, und Völker, die ſie, namentlich in Europa, ſich ſelbſt einverleiben konnten. Wenn dieſe Integration des türkiſchen Reiches verbraucht iſt, ſo ſtirbt es, denn der Koran giebt keinen Haltpunkt, kein Geſetz der Ruhe und der Reſignation an und das zerſtörendſte „Geſetz der Trägheit" wäre ohne Zweifel die Trägheit ſelbſt.

Staaten dagegen von centralen Zwecken ſind approximativ in ihrer Dauer berechenbar. Von Rom's primitivem Univerſalismus nicht zu reden, erinnere ich nur an die Handelsrepubliken der alten und mittleren Zeit. Der Handelsgrundſatz iſt kein abſoluter, wie der der Eroberung, ſondern abhängig von Erfindungen, Entdeckungen, geographiſcher Lage und Abſatzwegen. Der Handelsgrundſatz kann ſich immer nur ſporadiſch etabliren und Tyrus, Karthago werden ſo ſchnell abgeblüht ſein, wie Venedig und Genua. Ein Gemeinweſen mit dem Grundſatze des Zwiſchenhandels erhält ſich länger, weil es von den großen Ereigniſſen in der Handelswelt weniger empfindlich berührt wird. Augsburg, nicht zum deutſchen Reiche gehörig, hätte ſich ſo lange erhalten können, wie es Holland wird, deſſen einträglichſter Handlungszweig Vermittelung iſt. Ein Gemeinweſen, wie Hamburg, wenn es nicht der phyſiſchen Gewalt weichen muß, iſt durch ſeine Idee, gegenſeitige Sicherung des Wohlergehens, unvertilgbar.

Die Dauer des engliſchen Staates iſt precärer. Welches iſt ſeine Peripherie? Die Alleinherrſchaft zur See. Mit

diese Idee mehr als das Monopol des Zufalls und des Glücks? Kann sie nicht jede andere Nation und wird sie nicht mit der Zeit Nordamerika streitig machen? Wir wollen einen Schritt weiter gehen. Die Herrschaft zur See ist unmöglich Selbstzweck: denn der Ruhm ist kein ausschließliches Motiv des englischen Lebens. Diese Herrschaft ist nicht nur ein bloßes Mittel zu jenem trügerischen Zwecke des Handels, sondern sie ist sogar eine Art Fontanelle, um staatsrechtliche Schäden im Körper der Nation selbst abzuleiten. Diese verschiedenartigen Zwecke in eine Harmonie zu bringen, erfordert einen künstlichen Mechanismus und das ganze historische Leben Englands ist auf diesen Mechanismus gebaut. Eine mechanische Idee aber ist kein historisches Präservativ und ich denke mir noch eine Revolution für England nothwendig, will es nicht plötzlich als politisches Glied in der europäischen Staatenkette nachlassen. Hier sieht man deutlich, wie verschieden sich der historische Zweck eines Staates von der Bestimmung des Volkes, das ihn bildete, herausstellen kann. Die Völker werden zuletzt immer den Staat regeneriren müssen.

In Frankreich ist Volk und historischer Staatszweck weit inniger verschwistert und garantirt diesem Lande eine unverwüstliche Dauer. Frankreich ist das Land des Ruhms und dem Ruhme wachsen in der Historie noch die dichtesten Lorberhaine, so lange Europas Politik die der Interessen ist. Frankreichs Idee ist ein vaguer Begriff, der sich jedoch in allen Zeiten realisiren kann und wo der Schatten schon hinreicht, schon eine leere Schelle, um Millionen zu elektrisiren. Ich glaube wol, daß der unveränderliche Gedanke Louis Philippe's ein ganz anderer, als der Ruhm ist; aber die Nation hat den ihrigen fest im Auge und wird mit demselben sterben, da in Frankreich Staat und Volk nie auf die Dauer zweierlei sein können. Der Ruhm ist etwas, das man nicht theilen kann: das sichert Frankreich vor Zerstückelung. Der Ruhm ist etwas, das sich vererbt: das sichert Frankreich seine Integrität, selbst wenn es neue Schlachten von Roßbach in seine Bücher verzeichnen müßte.

Spanien ist eine Beute, wenn auch eine gefährliche.

Spanien iſt vom Glück in der Geſchichte bald begünſtigt, bald ſo mißhandelt worden, daß es an ein Centrum und eine Garantie der Dauer nicht denken konnte. Welch ein Sprung von Karl's V. Univerſalmonarchie bis zu dem faſt gänzlichen Verluſte von Amerika und von einer Silberflotte bis zu einem finanziellen Bankerotte! Bei ſolchen Schickſalen in ſo kurzen Friſten ſtellen ſich in dem Staate kaum unverwüſtliche Ideen heraus und wie auffallend es bei der Zähigkeit des ſpaniſchen Charakters erſcheinen mag, ich glaube, dieſe Nation kann getheilt und will dann nur mit Klugheit regiert werden.

Alle rein germaniſchen Staaten tragen, wie die Geſchichte beweiſt, immer den Keim des Todes in ſich. Denn das germaniſche Staatsprincip iſt kein Rechts-, ſondern nur ein Regierungsprincip. Man erſtrebte hier immer die Einheit durch die Einzelheit; man wollte Totalität und Individuum neben einander beſtehen laſſen. Der Fürſt war Gewählter und Bevollmächtigter, aber nur primus inter pares, kurz die Deutſchen ſind von Natur Feinde des Staates als einer perennirenden Geſammtheit. Die Centralideen dieſes Volkes waren immer nur ſolche, die durch eine Fiction galten, es waren unſichtbare Widerſprüche gegen das überall Sichtbare. Das Princip der Vereinzelung und Abſonderung garantirt in der That keine Dauer. Und will man das, was die deutſche Geſchichte auf jeder Seite lehrt, mit einem Worte ſagen, ſo haben die Deutſchen politiſche Methode, aber keine politiſchen Principien, ſie haben das Repräſentativſyſtem ſeit undenklichen Zeiten, aber nur als etwas Mobiles. Der Irrthum aller germaniſchen Staaten war, das Repräſentativſyſtem zum Selbſtzweck erheben zu wollen. Repräſentation iſt in natürlichen und organiſchen Staaten immer etwas, was erſt auf beſtimmten, geordneten und wenigſtens polizeilich ſicheren Inſtitutionen und Thatſachen aufgebaut werden kann. All' die germaniſchen Völker, welche ſo frühzeitig das Opfer ihrer Gemeinweſen wurden, begingen dieſen Fehler, den Sattel für das Pferd zu nehmen, da der Sattel doch nur das Reiten erleichtert. Sie waren immer raſch mit ihrem conſtitutionellen Principe zur Hand, das ſogleich eine angeborne Staats-

unfähigkeit zum Gesetze erhob. Die Deutschen sind nur als Volk mit dem ausgedehntesten Republikanismus groß; so wie sie der Staat einfängt, siechen sie und reiben sich am Kampfe gegen eine Fessel auf, die sie von Natur den Instinkt haben, nur zuweilen, in Zeiten der Gefahr, wo Einheit des Verfahrens gelten muß, sich anzulegen. Staat ist den Deutschen nur etwas Temporäres, eine Erleichterung der Methode. An dem Unbehagen, Jahrhunderte hindurch mit dem Kopfe verkehrt zu gehen und statt meinetwegen auf dem Hals, beinahe auf dem Schweif des Pferdes zu sitzen, ruinirte sich diese Nation und konnte eine Beute schon vor zweihundert Jahren für Frankreich werden, wenn Frankreich damals im Stande gewesen wäre, einen Napoleon über den Rhein zu schicken.

Das germanische Princip hat sich aus dem Sturze des deutschen Reiches nach Preußen und Oesterreich geflüchtet, und ist namentlich in jenem ersten Staate zu den größten Ehren gelangt. Wir müssen von beiden ausführlichere Berichte geben. Oesterreich wurde früh von einer weisen Einsicht geleitet, die dessen Fürsten und Staatsmänner über das germanische Princip gewonnen hatten. Oesterreich, mit der deutschen Kaiserwürde bekleidet, hatte keinen Mittelpunkt für dieselbe und begann die Mühe, ihn zu suchen, sogleich mit der Resignation, ihn zu finden. Oesterreich gewann seinen Schwerpunkt dadurch, daß es früh auf seine deutsche Superiorität verzichtete. Es hat das germanische Princip gänzlich aufgegeben und nur das behalten, wozu seine Lage die Veranlassung bot, nämlich das Centrum, und dieses zudem für Staaten, welche die sonderbarsten Widersprüche zu sein scheinen und die österreichische Staatskunst beinahe zu einer Equilibristik machen. Dieses großartige Reich beweist einen Satz der Geschichte, der neu scheint, wie Alles, was nicht natürlich ist. Für natürlich hat man es bisher immer gehalten, daß Staaten heterogenen Ursprunges nicht von dauerndem Zusammenhange sein könnten. Die Verschiedenartigkeit der Zunge räche sich; der Staat befestige sich allein, je mehr er sich der Natur näherte. Feuer und Wasser freilich, den Sultan und Venedig vermählen, oder, wie die Alten sagten, Greifen und Rosse zusammenspannen, wird sich immer schlimm ver-

lohnen. Hier ist selbst das Gleichartigste oft unvereinbar, wenn statt der Natur z. B. die Religion oder auch nur ein Provinzialhaß, der sich in der Geschichte nährte, dazwischentritt. Wie spröde ist das Band, das Irland und England verbindet! Wie eigensinnig sind die Antipathieen Belgiens und Hollands, Norwegens und Schwedens! Aber schon zwischen Russen und Polen schürt den Haß doch weniger die Natur, als die Geschichte. Jenen Erfahrungssatz von der Heterogeneität mildert die Erfahrung selbst. Denn es wird bei jenen verschiedenen, unter einem Scepter vereinigten Nationalitäten immer darauf ankommen, ob sie ein in sich concentrirtes nationales Bewußtsein haben. Wenn Oesterreich noch Jahrhunderte lang über Böhmen, Ungarn und Italien herrschen wird, so ist es, weil Böhmens Glanz in die deutsche Geschichte hinüberstrahlt, weil Ungarn immer nur eine flüchtige, zufällige und von allen Seiten gedrängte historische Existenz hatte und weil Italien nur ein einzelner Landstrich ist, der in allen seinen Conspirationen nie gefährlich werden kann, weil sein Ideal Centralisation ist und das Centrum über die Grenzen der Lombardei hinausbringen wird. Will man demnach die Dauer des österreichischen Staates bestimmen, so sind die entgegengesetzten Nationalitäten desselben von unerheblichem Einfluß auf eine Berechnung, die, wie ich glaube, mit den jeweiligen Capacitäten des Wiener Cabinettes zusammenfallen und das Centrum des politischen Verstandes auch zur Peripherie der politischen Dauer machen.

Preußen, obwol nicht völlig echt germanischen Blutes, scheint die Bestimmung zu haben, das germanische Princip für die Geschichte zu erhalten. Dieser jugendliche Staat, hervorgegangen aus den Trümmern jenes heiligen römisch-deutschen Widerspruches, hatte die Erfahrung dieses Principes als Lehrmeisterin für sich und fand in autokratischen Herrscherperioden Zeit genug, eine innere feste Gliederung seiner einzelnen Theile zu versuchen und seinen improvisatorischen Ursprüngen ein sicheres und andauerndes Fundament zu geben. Der preußische Staat ist eine Idee und wird selbst, wenn er entweder auf den kleinsten Länderumfang herabgesetzt oder seine gegenwärtigen Gebietstheile mit ganz anderen vertausch-

Alſen Bedingungen ſtellte, die ſich geographiſch nicht rechtfertigen laſſen. Es iſt dies dieſelbe Inſel, die in unſeren neuſten Tagen ſo oft erwähnt wurde und dem feſten Lande viel näher liegt, als im Stücke angenommen wird. Wie viel aber bei Seeentfernungen ſchon eine Meile Waſſers ausmacht, haben wir flottenloſen Deutſchen beim Waffenſtillſtand von Malmö genug erfahren.

Möchte dies Drama, wenn nicht in der Ausführung, doch in ſeinem Stoffe, dazu beitragen, dem deutſchen Volke jene Kraft zu vergegenwärtigen, die es entwickeln kann, wenn es ſich nicht auf ſeine Staatsmänner, nicht auf ſeine Fürſten, ſondern auf ſich ſelbſt verläßt!

Dresden, im October 1848.

werden sollten, doch niemals sterben können, es sei denn, daß Deutschland die Einheit bekäme, die es wol nie bekommen wird. Preußen muß in protestantischer Weise die Garantie des germanischen Princips in seiner modernen Umgestaltung bleiben und ich glaube, bei der Lage Deutschlands, wie sie nicht anders sein kann durch die leidige Souverainetät der Bundesstaaten, müßte man ein Preußen erfinden, wenn es nicht da wäre.

Wie ich schon bewiesen habe, das germanische Princip an und für sich, wie es sich bei der Vielzahl unserer Fürsten auch niemals wieder offenbaren kann, ist kein Moment der Geschichte. Es kann von diesem geschlossenen Bundesvereine kein Gewicht in die Wagschale der Ereignisse gelegt und nicht eine Tradition der alten Eichenwälder gerettet werden. Für das unvermischte germanische Princip sind die Voraussetzungen nicht da. Preußen nahm sich desselben an, aber es mußte mit Zuthaten versetzt werden. Es mußte eine breite Basis vorhanden sein, auf welche sich das Germanische, das nur Methode ist, aufführen ließ. Das Bewußtsein der Gleichheit aller Freien ist natürlich auch in Deutschland untergegangen, aber Deutschland hat kein Terrain, das groß genug wäre, den Bau imposant zu machen. Preußen dagegen hat es, Preußen hat einen bildsamen Stoff für seine Schöpfungen. Brauchen wir an die Städteordnung, die Volksbewaffnung, die Aussicht einer allgemeinen Vertretung politischer Rechte zu erinnern, um die Hochachtung, welche Preußen vor seiner Mission hat, auszudrücken? Preußens Lebensader ist eine ewige Wechselwirkung mit Deutschland. Preußen ist eine Idee, unzerstörbar, so lange die kleinen deutschen Staaten nicht in der Verfassung sind, die historische Größe Deutschlands für sich zu repräsentiren. Hier wird einer des andern Unterpfand. Die Zeit erkennt es und die Vorurtheile zwischen deutschem Nord und Süd fallen, wie die Barrièren unseres mercantilen Verkehrs.

Ich kann diese Betrachtungen nicht schließen, ohne die Frage aufzunehmen, ob der Staat das höchste und letzte Vehiculum der menschlichen Existenz ist? Die Hegel'sche Philosophie lehrt, daß man über den Staat als das vollendetste

Kunstwerk nicht hinausgehen könne und daß alle Ideen bestimmt seien, am Staate ihre philosophische Wahrheit zu finden.

Ein Kant oder irgend einer der Philosophen, denen es mehr um die Menschheit als um die Geschichte zu thun ist, hätte ein solches Axiom nie aufgestellt. Es muß eine auffallend glückliche Lage gewesen sein, die einen Philosophen bestimmen konnte, den Staat für die Blüthe der Cultur und die Wissenschaft, ja die Cultur selbst nur für Blätter und Stengel dieser Blüthe auszugeben. Ich will etwas hochherziger von diesem Philosophen denken und mir einbilden, daß ihm eine antike Idee vorschwebte und er etwas hat sagen wollen, was allerdings vom classischen Alterthum bestätigt ist.

Die Alten machten aus Kunst und Wissenschaft eine Sache des Staats und sogar über den Cultus und die Religion, über Anerkennung neuer Gottheiten gaben die Römer Senats- und Volksbeschlüsse. Doch schon Plato und Sokrates lehrten eine Wissenschaft, die nicht mehr am Staate ihre Wahrheit hatte, die jenen um den Ruf eines guten Bürgers und diesen um's Leben brachte. An welchem Staate hatte wol die Philosophie des Spinoza ihre Wahrheit? Oder was heißt es, am Staate seine Wahrheit haben? Vielleicht dachte der Erfinder dieses Ausdruckes an das praktische Element, das in jedem speculativen und künstlichen Ergebnisse liegen soll. Oder an Verhütung vaguer Theorieen, die dasjenige, was in den Dingen ist, gern über ihnen suchen. Darum dünkt mich, liegt der erste Anstoß dieses Axioms nicht in einer verdächtigen Gefangengabe seiner Freiheit, sondern in einem zu hohen Begriffe vom Staate, dessen Dauer wahrlich nicht das Zeichen fortschreitender Gesittung, sondern eine Mahnung ist an das, was aus der menschlichen Natur weder durch die Furca des Horaz noch durch die immer mehr um sich greifende Civilisation kann ausgetrieben werden. Selbst dann, wenn man mit Schmerz das Zugeständniß machen muß, daß die Fortschritte der Aufklärung fast in allen Ländern mit einer Zunahme der Verbrechen verbunden sind, selbst dann, wenn man mit Wehmuth auf die statistischen Tabellen blickt, die unsern humanitären Träumen so sehr Hohn sprechen,

soll der Staat von der Philosophie niemals als etwas Absolutes, als ein Culminationspunkt der Cultur gefeiert werden, sondern als eine von der leidigen Nothwendigkeit gebotene Maßregel wechselseitiger Sicherheitsleistung. Was wird der Staat, an welchem Kunst, Wissenschaft und Religion ihre Wahrheit haben, thun? Er wird Sokrates wegen Blasphemie zum Tode verurtheilen und seine Angeber, Menschen, wie Miletus und Anytus, mit einer Bürgerkrone beschenken.

VII.

Krieg und Friede.

Die griechischen Sophisten hatten die Fertigkeit, wie die Alten sagten, aus einer schlechten Rede eine gute, das heißt aus einer ungerechten Sache eine gerechte zu machen und in Rom traten mit umsichgreifender Bildung Griechen und Unteritalier genug auf, die heute für das Eine, morgen für das Entgegengesetzte gleich entscheidende Gründe zu entwickeln wußten. Ein gutes Thema für diese Zungenvirtuosen müßte Krieg und Friede gewesen sein. Denn wer kann in Abrede stellen, daß hier das Widersprechendste Beziehungen auf die Wahrheit hat?

Das Glück des Friedens ist in zahllosen Hymnen von Horaz bis Rammler besungen worden. Aber auch der Krieg findet seine Vertheidiger. Er ist eine Blutauslecrung der Menschen, die diesen zuweilen nothwendig scheint. Er macht die Herzen, selbst der Alltäglichen, höher schwellen. Er bringt die Nationen in einen gewaltsamen Verkehr, der wenigstens besser ist, als gänzliche Unbekanntschaft. Kurz es fehlen nicht Gründe für und gegen den Krieg, obschon unter letztern jener Satz der Griechen eine entschiedene Wahrheit sagt: Der Krieg macht eine größere Menge schlechter Menschen, als er deren hinwegrafft.

Ich bin nicht im Stande, in den Abwechselungen zwischen

Krieg und Friede die Bestimmung des Menschengeschlechts zu erkennen. Es giebt harte und sich am Blute gern sättigende Phantasieen, welche den Eros und Anteros zum Princip der Geschichte machen und das, was sie den Geist der Geschichte nennen, als eine Vernichtungstheorie für halb titanische, halb cannibalische Menschen darstellen. Ihr sehet einen großen Plan der Weltgeschichte zum Grunde liegen und lehrt, die Menschheit sei zu etwas Anderem bestimmt, als zum Guthun; wo diente aber je eine Schlacht diesem Plane? Und wenn es Kriege für die Religion, für die Ideen der Zeit gab, schwebte über ihnen nicht immer Mars, den man den linken und ungewissen nennt? Ich möchte behaupten, daß die Ideen vielleicht auch ohne die Waffen gesiegt und daß das Schwert, das Christus verhieß, in seinem Sinne mehr das Schwert war, das Maria im Herzen fühlte, da sie am Kreuze stand, daß es Noth, Elend, kurz mehr die Spitze, als den Griff des Schwertes bedeuten sollte.*)

Seit Anbeginn der Geschichte fühlten die Nationen, daß es etwas über das Recht des Krieges Hinausliegendes gäbe. Die Alten nannten es das Recht der Völker. Aber keineswegs verstanden sie darunter jene Praktiken, die von Vattel, Schmalz, Klüber u. A. in ein System des Völkerrechts redigirt wurden, sondern ihr Völkerrecht war Naturrecht. Es war eine Verpflichtung gegen Alles, was Athem und Leben hat, sogar Verpflichtung gegen das Thier. Das Recht des Staates, um so viel höher auch den Alten der Bürger über dem Menschen stand, war ihnen menschlichen, das Recht der Völker göttlichen Ursprunges. Denn sie empfanden eine heilige Scheu vor der schaffenden Natur, vor ihren wunderbaren Gebäuden im Animalischen. Sie konnten sich bei allem Stolz

*) Es ist eine Streitfrage, ob das Christenthum durch Missionarien solle verbreitet werden? Schleiermacher löste diese gern so, daß er sagte: Ist das Christenthum von Gott, so wird es selbst seine Wege finden. Der berühmte Theolog wollte, daß die Heiden nur durch das allmälige Ausströmen der eigenen innern Kraft des Christenthums gewonnen würden, durch ein geographisches selbsterzeugtes Umsichgreifen, nicht daß Ströme und Meere überschifft würden, sondern daß der Nachbar seinen Nachbar berufe, unterweise und zur Taufe überrede.

auf ihre politischen Vorrechte doch jener Religion nicht entziehen, die alles Lebendige an einander knüpft und den Alten sogar gebot, die Culte fremder Gottheiten zu ehren, gleichsam als sei Alles Gott, was die fromme Andacht dafür nimmt und als könnte jeder Begriff, der von einem gläubigen Gefühl unterstützt wird, eine Allmacht haben. In den Sprüchen der alten Philosophie und in den poetischen Offenbarungen des Sophokles weht eine Sehnsucht nach Erlösung, die nicht empfunden werden konnte ohne Schauer vor der Natur, ohne den Ekel an diesen gemachten, tyrannischen Thatsachen der Wirklichkeit, von welchen Dichter und Philosophen geknechtet waren. Am offensten aber sprachen die Römer diese Achtung vor Allem aus, was die Natur den Menschen Gemeinsames gab: das göttliche Recht war eine wirksame Formel für die öffentliche Beredtsamkeit, wie sie denn auch über Unverletzlichkeit der Gesandtschaften, über die Ursachen der Kriege, über die Bundesgenossenschaften, über Heiligkeit der Waffenstillstände, Friedensschlüsse und Verträge ernstere Ideen hatten, als die gemüthsflacheren, gewissenloseren Griechen.

Selbst das tyrannische Mittelalter konnte diese Begriffe vom Recht des Natürlichen und der Völker nicht in der Brust der Menschheit tilgen. Es giebt noch immer ein gewisses Fluidum einer ewigen Rechtsidee, welche, an kein menschliches Gesetz gebunden, überall da ist, wo die Natur in ihrem nackten Kleide lehrt, was das Unvergängliche ist selbst nach tausend Herbsten und Wintern. Der Frühling kehrt immer wieder und der Gesang des Vogels; es wird ewig eine Welt geben, die sich nicht religiös einfangen und politisch beherrschen läßt, eine Garantie, daß die Natur etwas Anderes lehrt, als die Wirklichkeit. Und dies ist auch in den meisten Völkern so unzerstörbar, wie das Gewissen. Sie appelliren für ihre Handlungen, die das Urtheil herausfordern, an die Volksstimme der öffentlichen Meinung, die für Gottes Stimme gilt. Ihre Manifeste werden sich immer auf das Ewige und Allen Gemeinsame berufen. Wer eine Insel entdeckt, läßt das Wappen seiner Nation auf einem Pfahle zurück. Das Meer ist nicht Eigenthum derer, die es bewohnen, sondern man sagt: Es ist unser, so weit der höchste Gipfel unserer

Berge seinen Schatten wirft, oder so weit die Kugel trifft, welche man am Strande aus der Kanone abschießt. Kurz, man ahnt die heilige Grenze, welche die Natur der Usurpation stellt und wird auch bei Krieg oder Frieden nie unterlassen, gewisse öffentliche Grundsätze zu beschwören.

Die Philosophie sollte diese Grundsätze aussprechen. Hugo Grotius hat es nicht gethan. Sein berühmtes Werk ist eine philologische Arbeit zur Jurisprudenz; auf die Stirn des Autors, als er dasselbe schrieb, warf die Sonne der Humanität keinen rosigen Abglanz. Erst Kant erhob sich über das Geschichtliche zum Rechte, „das in uns wohnt". Sein Entwurf zum ewigen Frieden ist ein frommes Frühlingsopfer auf dem Altar der Menschheit und selbst in seinen unhaltbaren Nebeln und Wolkenträumen steigt es empor zum Wohlgefallen Gottes. Kant, in die Ecke seines Museums gebannt, schwärmend über die Zukunft des Menschengeschlechts, ist ein rührender Anblick und doch trat die Zeit schon für Manches von seinen Abstractionen auf. Unter dem Donner der napoleonischen Kanonen ließ es sich über jene Weltweisheit lächeln, die den Staaten Gesetze vorschreibt, Gesetze friedlicher Vermittelung; und doch wiederholt sich in der Geschichte immer wieder die Anschauung, die Kant von der Politik gehabt zu haben scheint. Kant blickt auf Staaten, die, in sich abgestorben, den Krieg in der That mehr als eine Laune und als ein Spiel des Ehrgeizes, wie als Hülfsmittel trieben, um großartigen und welthistorischen Ideen die Geburt zu erleichtern. Kant sah die morschen verfaulten Monarchieen des achtzehnten Jahrhunderts, die sich wechselsweise zu überlisten trachteten und das Gleichgewicht Europas zu ihren Gunsten herunterzudrücken, Staaten, die da Krieg führten einer Ode wegen, die darauf gemacht werden sollte, oder um eine Anleihe zu maskiren, die nur dazu diente, die Verlegenheiten der Fürsten zu decken. Konnte es einen größern Widerspruch geben, als Friedrich der Große, um die Gunst der französischen Kritik buhlend und Frankreich selbst bekriegend? Es ist gewiß, daß sich Erscheinungen dieser Art immer wiederholen werden. Die Bildung wird nicht begreifen können, wie die Staaten im Widerspruche liegen, es wird Nacht und Stille

immer wieder eintreten, um den Traum des ewigen Friedens träumen zu können. Der Entwurf von Kant ist seit der Pacification Europas wieder anwendbar geworden. Wenn ihn auch nicht der Verfall der Staaten oder irgend eine Aehnlichkeit unserer Zeit mit dem vorigen Jahrhundert begünstigt, so begünstigt ihn die Scheu vor dem Kriege.

Eine Hauptidee Kant's, das Weltbürgerrecht, scheint sich auch, wenigstens für die Wissenschaft, entschieden bethätigen zu wollen. Die Praxis kann nicht zurückbleiben. Denn der Begriff der Hospitalität, auf welchen Kant ein kosmopolitisches Recht baut, liegt in der menschlichen Natur und spricht sich überall in der Sehnsucht aus, endlich das Fremdenrecht einer Revision zu unterwerfen, woran ganz Europa Antheil nehmen sollte. Wir haben zwar das barbarische droit d'aubaine, das Recht eines Staates, jeden in seinem Umfange das Zeitliche segnenden Fremden zu beerben, mit der französischen Revolution verschwinden sehen, aber wie viele Bestimmungen giebt es noch, die über das Strandrecht und dergleichen Unrecht hinausliegen und die Nationen freundlicher an einander ketten dürften! Ich bedauere in dieser Rücksicht, daß die Schriften des Herrn Zachariä eben so wenig europäische Physiognomie tragen, wie die des Herrn Klüber. Denn meines Wissens ist Herr Zachariä der einzige deutsche Publicist, der die Kosmopolitik Kant's in ein wissenschaftliches System gebracht hat. Herr Zachariä scheute sich nicht, den weisen und übergenialen neueren Rechtstheoricen gegenüber, eine alte, trockene, solide Kantische Idee zu entwickeln und der Menschheit etwas zu erhalten, woran sie mehr Freude hat, als an dem Dogma von den naturwüchsigen Staaten. Nur ist es, wie ich schon sagte, ein Unglück, daß sich Herr Zachariä von dem Kantischen Ausdrucke nicht befreien konnte, daß seine Schriften an einer bis in's Abschreckende übertriebenen Definitionsmanie leiden und das Lebendige, Praktische und Anregende unter seiner Hand zu eitel Paragraphen und Formeln wird. Herr Zachariä hat Geschmack, namentlich für das Originelle, Antithetische und Blitzende in den Meinungen der Franzosen und Engländer, er kostet die Vortrefflichkeit des fremden Styles mit einer ästhetischen Gourmandise, die

an deutschen Professoren selten anzutreffen ist; aber er selbst bleibt so sehr hinter seinen Mustern zurück, seine Darstellung ist so monoton, pedantisch, deutsch, daß man es beklagen muß, wie dieser helle und denkende Kopf für die Nation keine größere Wirksamkeit hat bekommen können. Die Kosmopolitik Kant's liegt in seinen Schriften wie begraben.

Ich glaube meinen Gegenstand nicht würdiger abhandeln zu können, als wenn ich das Andenken eines großen Geistes ehre. Ich will von dem Kantischen Buche: Zum ewigen Frieden eine kurze Analyse geben, sollte es auch nur sein, um einen Andern sagen zu lassen, was, käme es aus meinem Munde, weniger Gewicht hätte, oder wol gar bedenklich erschiene.

Kant giebt zuerst die Präliminarartikel seines ewigen Friedens, die darin bestehen, daß kein Friedensschluß für einen solchen gelten solle, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem künftigen Kriege gemacht worden, daß sich Staaten weder erben, noch tauschen, kaufen oder schenken ließen, daß die stehenden Heere eingehen müßten, daß man für den Krieg keine Staatsschulden mehr machen dürfe, daß sich kein Staat in die Verfassung oder Regierung eines andern gewaltsam einmische und daß sich zwei feindlich correspondirende Staaten nimmermehr darauf einließen, dasjenige, was diesseits und jenseits ehrlos wäre, diesseits darum an das Ruder zu bringen, weil es dem jenseitigen Schaden bringen könne; denn ich glaube, anders ist die Bitte Kant's nicht zu verstehen, daß man keinen Meuchelmördern, Giftmischern oder Spionen im Staate eine Anstellung geben möchte.

Der ewige Friede ist eine Aufgabe und durch Lösung derselben erst ein Zustand. Noch weniger ist der ewige Friede eine Rückkehr zur Natur. Denn die Natur in menschlichen Beziehungen ist der Krieg. Daraus folgt, daß der ewige Friede ein Product der Vernunft und ein Ziel der Civilisation ist, daß er eben so wenig Chimäre ist, wie Alles, was die Menschen durch den Gebrauch ihres Verstandes und Herzens erreichen können. Zweck der Geschichte ist demnach, Kant zufolge, die Stiftung des ewigen Friedens. Der Philosoph entwirft die Definitivartikel desselben, von denen der

erste heißt, daß in jedem Staate die bürgerliche Verfassung republikanisch sein soll. Kant sagt, daß die republikanische Verfassung diejenige sei, welche sich aus den Principien der Freiheit, der Abhängigkeit vom Gesetze und der Gleichheit von selbst ergäbe. Er verwirft mit wenigen Worten den Adel und setzt darauf hinzu: „In einer Verfassung, wo der Unterthan nicht Staatsbürger ist, ist es die unbedenklichste Sache von der Welt (weil das Oberhaupt nicht Staatsgenosse, sondern Staatseigenthümer ist, und es an seinen Tafeln, Jagden, Lustschlössern, Hoffesten u. s. w. durch den Krieg nicht das Mindeste einbüßt), den Krieg wie eine Art von Lustpartie aus unbedeutenden Ursachen zu beschließen und der Anständigkeit wegen dem dazu allezeit fertigen diplomatischen Corps die Rechtfertigung desselben gleichgültig zu überlassen." Man mißverstehe Kant nicht! Er will die Monarchie nicht ausschließen; er will nur von dem Princip, nicht der Form der Regierung sprechen. Kant wird immer die Monarchie der Demokratie vorziehen. Doch glaubt er darauf bestehen zu müssen, daß den Völkern am Principe mehr, als an der Form, an der Methode mehr, als am Ceremoniell liegt. Methode ist ihm aber nicht Verwaltung; denn sonst müßte er den bekannten Spruch Pope's über die beste Staatsform unterschreiben, einen Spruch, den er für den Fall grundfalsch nennt, daß sich Pope hätte einbilden können, selbst die beste Manier des Gouvernements würde jemals den Völkern eine Verfassung ersetzen. Auf einen Titus kann immer ein Domitian, auf einen Marc Aurel ein Commodus folgen.

Kant giebt hierauf den zweiten Definitivartikel seines ewigen Friedens, der in einem Föderalismus freier Staaten bestehen soll. Ein Friedensbund, der nicht auf den Erwerb irgend einer Macht, sondern lediglich auf Erhaltung und Sicherung der Freiheit eines Staates für sich und die Andern ausginge, müßte alle Kriege beendigen. Wenn Kant der reinen Vernunft folgte, so meint er, könne es keine andere Art, aus dem gesetzlosen, nichts als Krieg enthaltenden Zustande herauszukommen, geben, als daß die Staaten ihre gesetzlose Freiheit aufgeben, sich zu öffentlichen Zwangsgesetzen

bequemen und ſo einen Völkerſtaat bilden, der zuletzt alle Völker der Erde in ſich aufnähme. Dies wäre die Weltrepublik, ein Ideal der Philoſophie, das ſich wol nie verwirklichen wird. Deshalb ſagt Kant, könnten nur negative Mittel helfen, abwehrende, und dieſe bilden die Idee eines Bundes. Wenn es in der Tendenz der Geſchichte liegt, die reine Verehrung Gottes, dieſes höchſten Begriffes der praktiſchen Vernunft, herzuſtellen, ſo muß der Krieg aufhören, bei welchem die Völker immer gewohnt ſind, an Gott zu appelliren. Die Dankfeſte über erfochtene Siege, die Hymnen an den Herrn der Heerſchaaren (Kant nennt ſie eine gut iſraelitiſche Bezeichnung) ſtehen mit der Idee Gottes im grellſten Contraſte.

Drittens ſtipulirt der Philoſoph, daß das Weltbürgerrecht auf Bedingungen der allgemeinen Hoſpitalität eingeſchränkt ſein ſoll, woraus ſich die großartigſten Reformen im mercantiliſchen, induſtriellen und ſelbſt ſchon im zufälligen Verkehr der Völker ergeben würden. Es iſt eine beſcheidene Forderung und beweiſt, wie wenig ſich Kant Chimäriſches und Weitausgreifendes unter ſeiner allgemeinen und ewigen Pacification vorſtellte. Kant braucht hier die ſchöne Wendung, daß er von dem „ungeſchriebenen Codex des öffentlichen Menſchenrechts" ſpreche.

Was garantirt dieſe Artikel? Die Natur. Denn ſie wollte proviſoriſch und hat veranſtaltet, daß die Menſchen in allen Erdſtrichen leben können; ſie hat die Menſchen in die unwirthbarſten Gegenden getrieben, um dieſelben zu bevölkern; ſie hat ſie endlich hierdurch genöthigt, in mehr oder weniger geſetzliche Verhältniſſe zu treten. Wenn die Menſchen gewohnt ſind, ihre zerſtörenden Kräfte gegen einander zu brauchen, ſo haben ſie auch das Intereſſe, ſie wechſelsweiſe abzuſtumpfen und ſich, obgleich unwillig, zu Bürgerpflichten zu zwingen. Die Republik, ſagt Kant, iſt eine Staatsverfaſſung für Engel genannt worden; nein, entgegnet er, ſie iſt die paſſendſte ſelbſt für Teufel. Die Natur will, daß das Recht, nämlich das Uebereinkommen ſiege. Sie wird auch immer den Föderalismus (nicht die Verſchmelzung) begünſtigen (weil die Verſchmelzung, wenn nicht durch Religionen, doch durch die Sprachunterſchiede gehindert wird). Zuletzt

Wullenweber.

Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen.

iſt Handelsgeiſt und Alles, was die menſchliche Exiſtenz betrifft, Organ der Natur und weiſt auf einen Zuſtand der Völker hin, der zwar immer den Eigennutz, aber ungern die öffentliche Fehde begünſtigt. Kant legt in dieſer Ausführung Gewicht auf den Ausdruck Natur und verwahrt ſich dagegen, daß man ihm nicht etwa dafür die Vorſehung unterſchiebe. Die Vorſehung gehört in den Anfang der Welt, aber nicht in den Lauf der Geſchichte; denn ſie bringt uns ſowol um die Zurechnung, wie um alle und jede Principien, den hiſtoriſchen Effect zu beurtheilen. Ueberall in der Geſchichte den göttlichen Concurſus zu ſehen, iſt eben ſo widerſinnig, als wenn man ſagte, dieſer Kranke iſt zunächſt durch den Arzt, im Uebrigen durch Gott geneſen. Dieſe Redensart hat immer nur Sinn, wenn man ſagt, Gott ſchuf den Arzt und gab ihm Verſtand, ſeine Kunſt zu erlernen. Gott bei jedem Pulver, das dem Kranken eingerührt wird, mit einzurühren, bringt uns zuletzt um jeden Standpunkt einer geſunden Beurtheilung.

Kant reiht an dieſe Ausführung Betrachtungen über das Verhältniß der Moral zur Politik und ſondert den moraliſchen Politiker ſehr aufrichtig vom politiſchen Moraliſten ab. Als die Maximen des letzten bezeichnet er die drei alten Klugheitsregeln: handle erſt und entſchuldige dann! Was du thateſt, leugne! Theile und herrſche! Der Triumph der Moral bei dieſen Sätzen iſt die Schlangenwendung, iſt die Furcht vor dem, was unleugbar iſt und der Schein der Gerechtigkeit, den ſich das Unrecht zu geben ſucht. Hieraus folgert Kant die transcendentale Formel des öffentlichen Rechtes: daß jede Handlung ungerecht iſt, deren Maxime ſich nicht mit voller Publicität verträgt. Kant nimmt alſo die Publicität als das öffentliche Gewiſſen, als den kategoriſchen Imperativ der Geſchichte. Aber ſeine Folgerungen aus dieſem Satze ſcheinen mir nicht verbindlich genug; denn was ſchützt hier vor der dreiſten Stirn, mit der ſich Alles, elbſt das Ungerechteſte, zur Oeffentlichkeit drängt! Die Kunſt der politiſchen Sprache, die wohlredneriſche Publiciſtik unſerer Zeit, konnte der Philoſoph leider des ſchlechteſten Styles nicht ahnen, Pütter und Schlözer konnten ihm ſchwerlich einen Be-

griff von diesen Manifesten beibringen, die in unsern Tagen die Armeen und die Cabinette verfaßt haben. Für unsere Zeit scheint nichts so gebrechlich zu sein, dem sich durch die Sprache nicht wieder aufhelfen ließe. Die Consequenzen, welche Kant aus seinem Grundsatze der Publicität zieht, schweben in der Luft und ich weiß nicht mehr, von welcher Seite ich einen Grundsatz, wie den folgenden, ansehen kann: „Alle Maximen, die, um ihren Zweck nicht zu verfehlen, der Publicität bedürfen, stimmen mit Recht und Politik vereinigt zusammen." Hier scheint es, daß Kant nach einer Brücke suchte, um sich aus seinen Alpenregionen wieder in die irdischen Thäler zurückzufinden.

Nur des „geheimen Artikels" zum ewigen Frieden erwähne ich noch, obgleich ein „Geheimniß" dem Princip der Oeffentlichkeit widerspricht. Kant will, daß die zum Krieg gerüsteten Staaten über die Möglichkeit des Friedens immer erst die Maximen der Philosophen zu Rathe ziehen sollen. Kant dachte hierbei gewiß nicht an eine besondere Bevorzugung seiner Wissenschaft oder, wie ein junger Philosoph des Tages von ihr und sich gesagt hat, seiner Profession, sondern ihm schwebte entweder nur sein Ideal vor oder eine Nachfolge auf dem philosophischen Katheder, die nicht zu Hofe ging oder den Satz aufstellte, daß Alles erst am Staate seine Wahrheit fände. Diejenigen, die hier von Kant Philosophen genannt werden, mögen jene einzelnen aufgeklärten Köpfe sein, die sich zwar noch nicht zu Phalangen oder, wie Kant sagte, zu einer Propaganda schaarten, die aber zerstreut hier und dort gesäet, unter sich ohne es zu wissen eine geschlossene Kette bilden, zusammengehalten durch das Studium der Geschichte, die Achtung vor Menschenwerth und dem Genius des Jahrhunderts. Diese Männer wird niemand berufen und sie fragen; aber der Verkehr zwischen ihnen und den Machthabern ist unsichtbar vorhanden. Man sieht denn doch Schriftzüge an der Wand, ohne den Griffel, der sie zeichnet.

Selbſt auf die Gefahr hin, mein Thema nur zu verdächtigen, kann ich doch nicht verſchweigen, daß auch — Rouſſeau über den ewigen Frieden geſchrieben hat. Wo es etwas zu träumen giebt, wird Rouſſeau nicht fehlen. Sein Project zum ewigen Frieden übertrifft die Entwicklung Kant's zwar nicht an Schärfe der Diſtinctionen, wol aber an Enthuſiasmus und Schmelz der Darſtellung. Rouſſeau dehnt die Garantie dieſes Ideals, die Kant in der Natur findet, noch weiter aus, indem er das Natürliche genauer beſtimmt. Er entwickelt die Tendenzen der europäiſchen Cultur, die Reſultate der modernen Civiliſation und legt dabei einen beſonders ſcharfen Accent auf das Chriſtenthum, das eine Religion der Verſöhnung und des Friedens ſei. Auch für unſere modernen Theorien, die mit dem alten Axiom: Krieg iſt der Vater aller Dinge, die Nationen beglücken wollen und die nur in der Rivalität derſelben den poetiſchen Hebel ihres Flores ſehen, hat Rouſſeau eine Antwort bereit, wenn er ſagt, daß die Tapferkeit und die phyſiſche Entwicklung Europas niemals ausbleiben würde: denn entweder wäre ſie immer da, wenn die europäiſche Republik ſich an ihren Grenzen vertheidigen müßte, oder wäre die Republik ſicher gegründet, ſo bedürften wir jener phyſiſchen Ausbildung gar nicht mehr. Doch was konnte Rouſſeau auszurichten glauben? Sein Project wurde ſchon in dem Journale, wo es erſcheinen ſollte, von der Cenſur unterdrückt und er ſchließt mit dem ſarkaſtiſchen Ausſpruche: „Ich weiß es wohl, es iſt auch eine Narrheit, unter hundert Narren der einzige Weiſe ſein zu wollen!“

Dennoch giebt es Ideen, die man lehren ſoll, ſelbſt wenn die Ausführung derſelben unwahrſcheinlich iſt. Wem zu Liebe läßt ſich der „ewige Friede“, das heißt, die allgemeine Herrſchaft der Vernunft beſtreiten? Der rohen Natürlichkeit und einer Intereſſenpolitik zu Liebe, die ſchon ſeit fünfzig Jahren vom Liberalismus bekämpft wird. Jeder Sieg der Aufklärung, der in kleinen Bruchtheilen gefeiert wird, widerlegt die Vorurtheile des Nationalhaſſes. Und ſollte in der That das

große philadelphiſche Feſt der Nationen ein Traum ſein, ſo wird es uns beſſer ſtehen, auf die Einheit, als auf die Sonderung zu zielen. Zuletzt, iſt der ewige Friede keine Thatſache, dann muß er eine Tendenz werden.

VIII.

Die Uebergangszeiten.

Das nächſte Kapitel wird den Revolutionen gewidmet ſein: dieſes ſpricht von dem, was denſelben vorauszugehen pflegt.

In der Geſchichte giebt es Perioden, die einen nur tranſitoriſchen Charakter tragen, doch reichen Stoff zu den mannigfachſten Erfahrungen darbieten. Die Uebergangszeiten ſuchen den ſtraff angezogenen Zügel der Begebenheiten zu ſprengen. Sie ſind die ſchärfſten Prüfſteine des hiſtoriſchen Menſchen und werden immer beweiſen, wie entgegengeſetzt der Lärm von Begebenheiten, die nichts entſcheiden, denjenigen Thatſachen iſt, welche doch wol zur Beſtimmung des Menſchengeſchlechts die allernächſte Stellung haben.

Man denke an die Uebergangszeiten der claſſiſchen Hellenenzeit, den Uebergang des römiſchen Weltreiches in die Folgen der Völkerwanderung! Das Ideal breitet da ſeine goldnen Flügel über die beängſtigten Gemüther der Zeitgenoſſen. Man blickt nur noch in die Außenwelt durch den transparenten Flor poetiſcher oder philoſophiſcher Illuſionen. Alles was der Tag bietet, wird den Zeitgenoſſen das Fremdeſte. Ihr Leben wird Traum, ihr Tod Erwachen. Ein geheimnißvolles, unſichtbares Band legt ſich um die Geiſter. Man iſt eines gleichen Lebens inne worden und geht doch ſtumm, mit geſenktem Blicke an ſich vorüber. Die Zeit an ſich iſt ſo unerträglich; aber der Troſt liegt in einer fingirten neuen Welt, deren ſtilles Athmen dem Lebenspulſe noch einige Wärme giebt —!

Auch Roms Größe sank; aber auf ihren Trümmern erhob sich eine Welt, die ich nicht die neue nennen möchte, nein, nur eine letzte Erinnerung des Alterthums, heiliger und verklärter Art, wie es Leichen giebt, die phosphoresciren. Unabhängig vom Christenthum hatte die Heidenwelt kurz vor ihrem Ende ein tiefsinniges Schauen und Ahnen ergriffen, das ihr in den grausamen Ordnungen des Tages Trost gewährte. Von Marc Aurel bis auf Julian war der Stoicismus eine weltüberwindende Offenbarung geworden, so daß selbst die alte Welt im Schmerz Süßigkeit empfand. Reinigungen, Weihen fingen an, statt der seltener werdenden Opfer das religiöse Bedürfniß auszudrücken. Ja selbst Enthusiasmus ergriff die Gefühle, löste die Zunge zur Weissagung und heiligte die Hand zum Wunderthun. Die alten Mysterien entdeckten sich dem Neoplatonismus und eine magnetische Conspiration der Seelen gab hier und dorthin spiritistische Schläge, man wußte nicht, von wessen Hand sie kamen.

Wie sich das Mittelalter erhellte, fehlte Aehnliches nicht. Die Zeitgenossen lebten in Welten, die außerhalb der Erscheinung lagen. Auf der einen Seite die weltliche Religion des wiederauflebenden Alterthums, die da olympische Kränze um die Stirne der Gelehrsamkeit wand und von einer Entzückung begleitet war, welche die Jünger dieses Glaubens verleitete, statt zu Gott, zum größten und besten Jupiter, statt zum Papste, zum Pontifex Maximus zu beten: auf der andern Seite die Mystik im Christenthume, das Lauschen auf die heimlichen Offenbarungen Gottes im Stein, in der Pflanze oder, wie der Pietismus wollte, in den Thatsachen des Gemüthes; und zwischen beiden wiederum das Band des Neoplatonismus, beschrieben mit den Charakteren des Thierkreises — überall ein Träumen! Wußten die Bannerträger der geistlichen und weltlichen Herrschaft, welche wunderbare Welt ihre Fäden in die politischen Vorgänge verflocht und woher der Trost kam, der Savonarola zur Flamme des Scheiterhaufens lächeln ließ?

Und um des Deutlichsten zu erwähnen, so hat auch das achtzehnte Jahrhundert, der Uebergang der neuen Zeit, die Geschichte und die Menschheit scharf gesondert, da die In-

teressen der einen vor denen der andern errathen mußten. Die philosophische Speculation trug den Genius über die morschen Trümmer der Zeit hinweg und wenn die Combination versagte, dem lieh der eigenthümliche antike und schwärmerische Charakter der Poesie jener Zeit Flügel, um eine Wirklichkeit zu verlassen, die roh und unschön war. Ja, es fehlte nichts, was alle Uebergangszeiten charakterisirt, selbst das Geheimniß nicht, der Mesmerismus, Lavater's Pietismus, die Physiognomik, die Schädellehre.

Namentlich bezeichnen diese beiden letzten Wissenschaften etwas Wesentliches für die Zeiten des Uebergangs; denn die Uebergangszeiten sind die der eigenthümlichsten Charakterentwicklung. Wenn die Institutionen sinken, wenn die Masse im wirren Strudel besinnungslos fortgerissen wird, wenn die Gesetze für den Entschluß des Edeln nichts Gebieterisches mehr haben, woran hält sich der Edle? Die Geschichte jener Zeiten lehrt, eine wie schwere Kunst es wurde, so zu leben, daß man die Gefahren vermied, ohne die Achtung vor sich selbst zu verlieren. Auf einem kleinen Brette schiffte man über den stürmischen Ocean. Ja oft war es überall unmöglich, mit Würde zu leben, so daß es keine größere That gab, als den Tod. Diese schwere Kunst und wie Viele an ihr gestrauchelt, lehren die Zeiten, die Tacitus beschrieb. Der Untergang des römischen Reiches ist eine Fundgrube dramatischer Studien. Nicht, daß die Dichtkunst ihre Stoffe aus ihr entlehnen sollte; eben die Aehnlichkeit der Verläufe ist hinderlich und die Staffagen sind selten erquicklich; aber für die Anatomie der Charaktere wüßte ich kein besseres Theater, als worauf jene Zeit die unglücklichen Cadaver lieferte. Die Individuen schöpften aus sich selbst. Sie bauten sich wie Tempel ihres eigenen Ruhmes auf, sie meißelten und feilten an sich mit einem Selbstbewußtsein, das Mitleid erregt, da die Zeit nichts für sie that. Schatten und Licht waren berechnet, von jeder Bewegung der Hand wußten sie, wohin der Schatten fiel, die Sphäre ihrer Existenz war künstlerisch gezogen, ihr Thun war mit Schweiß bedeckt. Sie mußten den Eindruck jedes ihrer Worte berechnen und in ihr Stillschweigen sogar noch größere Vorsicht legen, als in ihre Rede. Denn die feindselige Zei-

warf ihnen oft weniger vor, was sie thaten, als was sie zu thun unterließen. So lag allen ihren Bewegungen ein mathematisches Gesetz zum Grunde, wo ein Druck von dieser und ein Gegendruck von jener Seite die Wirkung auf einen dritten Ort hinschleuderte, wo wieder der Verdacht umgangen und die Nachstellung entwaffnet werden mußte. Und wessen Benehmen nicht die Furcht regelte, den meißelte der Stolz aus dem groben Steine der Masse. Jene Zeit schuf, nicht durch Kraft derselben, sondern durch ihre Schwäche, starke Individuen. Sie beschworen einen Glauben, der nicht mehr war, sie riefen Götter aus Gräbern auf, in die sich diese längst zum ewigen Schlummer gelegt hatten. Julian gab den stummen Marmorstatuen Griechenlands wieder Sprache, Leben und Gottheit, so daß sie aus dem Epheu der Vergessenheit, der sie umrankte, eine Weile lächelten, daß der Satyr sein kluges Ohr wieder spitzte und jene Flöte erklang, auf welcher Apoll den Marsyas besiegte. Julian ist der milde Abendstern des römischen Reiches, ein Charakter, erhaben und rührend noch bis auf die letzte Thräne, die er in der Wüste, seines eigenen Sterbens vergessend, um den Tod eines Waffenfreundes weinte.

Ich hänge mit Andacht solchen Erscheinungen nach, weil sie Glorie und Triumph der Menschheit sind und das Schönste an der Geschichte. Euer Handeln im Strom der Geschichte ist ja fast immer nur das, was der Despotismus hervorgebracht hat. Was Ihr große Thaten zu nennen gewohnt seid, das ist selten mehr, als Facit vorangegangener Rüstungen. Fast alle sogenannten historischen Helden müssen ihren Ruhm mit Paladinen, die einen Kranz um sie her bilden, theilen. Ihr Schatten fällt niemals weit über die Erde, sondern Kriegsgefährten und Minister saugen ihn auf. Göttlicher, weil menschlicher, sind jene Charakterimprovisationen, die in der Zeit und im Raume einsam stehen und die man sinnend betrachtet und umgeht, wie ein Denkmal, das eben so sehr auf unsere Phantasie wie auf unsere Nacheiferung wirken soll.

An diese Beweise, daß die Uebergangszeiten den Menschen vom Despotismus der Geschichte erlösen und dennoch Größeres erzeugen, als die straffangezogene Geschichte selbst, schließe

sich noch eine Bemerkung politischer Art. Es ist den in Rede stehenden Zeitläuften eigenthümlich, daß sich in ihnen die Mittelglieder der Gesellschaft auflösen und sich die socialen Dimensionen in zwei große Parallelen trennen: höchste Gewalt und Volk. Die Erfahrung von Augustus an bis Ludwig XIV. bestätigt diesen Satz. Der Despotismus reißt die Hebel der Geschichte an sich und diejenigen, welche etwa noch zurückbleiben, giebt er willig den Massen preis. Die Aristokratie ist in den Uebergangszeiten immer erdrückt worden. Welches war die Politik der ersten römischen Imperatoren? Jene vornehmen Geschlechter zu demüthigen und auszurotten, die seit länger als hundert Jahren den römischen Staat als eine Domaine ihres Ehrgeizes betrachtet und alle Institutionen desselben ihren patricischen Rivalitäten geopfert hatten. Das Volk war schnell zur Hand, in dieser Taktik den Despotismus zu unterstützen. Dieser versteckte Kampf war sogar für die Moralität der Römer während der Kaiserzeit ein erfreulicher Hebel, der die Masse besser machte. Denn es ist durchaus nicht erwiesen, daß der römische Pöbel nach August den republikanischen an Demoralisation noch übertroffen hätte. Die Geschichtschreiber haben ausdrücklich jene Mißbilligungen aufbewahrt, welche sich das römische Volk zu verschiedenen Zeiten gegen die Tyrannen erlaubte. Oeffentliche Unglücksfälle üben eine heilende Rückwirkung auf die Masse.

Ebenso schnitt auch das sinkende Mittelalter ziemlich die Mittelglieder weg, welche das Höchste und Tiefste auseinander halten. Die Autorität arrondirte sich in den Trümmern des Feudalismus zur absoluten Monarchie, die Nationen rissen einen Theil der Verlassenschaft an sich und erstarkten an den Quellen der Bildung und Aufklärung. Die unterste Existenz nimmt eine breite und solide Basis, der Bürgerstand pflanzt die Fahne der Unerschrockenheit auf, die Privilegien werden zerrissen, die Bastille fällt und die Revolution springt mit fliegendem Haar auf einen Tisch, von dem sie ihre rhetorischen Blitze auf die schnell entzündeten Gemüther schleudert.

IX.

Die Revolutionen.

Wenn in den Revolutionen dieselbe Nothwendigkeit liegt, wie in krankhaften Reactionen des thierischen Körpers gegen das Krankhafte; so möchte diese Meinung schwerlich etwas Anderes sein, als ein Hülfssatz für jene Geschichtsansicht, die wir *nicht* theilen. Die Teleologie betrachtet die Geschichte als die Lösung eines Problems, genannt Mensch, und nimmt ebenso die *Verirrungen* ihres Gegenstandes in Schutz, wie natürlich die Hülfsmittel, die jene wieder in das Gleis der pädagogischen Ordnung zurückführen. Hier ist der Mensch zuerst ein Kind, dann ein Jüngling, ein Mann, er stürzt seinen Leidenschaften nach, fiebert, leidet am Durchbruch des letzten Weisheitszahns, das Blut entzündet sich in irgend einem Theile und die Revolution tritt als Bader zu ihm heran, um die Ader zu schlagen.

Ich glaube aber, die Revolutionen haben eben so wenig wie die Kriege eine absolute Nothwendigkeit; sie werden immer auf etwas zurückkommen, was menschlicher Entschuldigung bedarf, auf eine Uebereilung, am öftersten auf Despotismus, Gewalt, miserable Existenz, auf Zustände, die nicht länger zu ertragen waren. Keine Revolution darf sich dem moralischen Gesichtspunkte entziehen; es wird immer eine Verantwortlichkeit geben, die bei ihnen auf eine freie Willenskraft fällt, eine Handlung, die in diesem Falle fast immer Verschuldung und Veranlassung ist. Man will sogar die französische Revolution außer aller Zurechnung stellen! Man will nur Begriffe, nur dunkle Energieen der Schicksalsnothwendigkeit sehen, die jenes Drama tragirten, man betrachtet die eine wie die andere Parthei als Schauspieler, die eine vom Weltgeist einstudirte Rolle vortragen, als Marionetten, die von einer unsichtbaren Hand am Drahte des Begriffes wären gelenkt worden! Welche Gesichtspunkte bleiben hier

übrig? Wie weit war Ludwig XVI. schuldig, daß er sein Haupt verwirkte, wie weit Robespierre, der es ihm abschlagen ließ? Rein, wenn es eine zwingende Nothwendigkeit in der französischen Revolution gab, so war es nur die des Augenblicks. Diese trat nach dem Bilde des Horaz, mit Nägeln, Klammern, flüssigem Blei nicht an die Menschen in ihrem Denken, sondern an das, was sie thun mußten, und schlug Gesetze an die Straßenecken. Das geronnene Blut war der Augenblick und die Nothwendigkeit desselben die, auf ihm nicht auszugleiten. Woran sich halten? Wie es vermeiden, daß man kein Opfer wird? Nicht anders, als daß man selbst Opfer macht, daß man heute das thut, was man morgen hätte leiden müssen. Die Noth des Augenblicks, nicht aber der Weltgeist entschuldigt die gräßlichen Thaten der französischen Revolution. Die Menschen mußten über eine und dieselbe schmale Brücke, mußten es zu gleicher Zeit, und wehe dem, der an den Rand gedrängt wurde! Aber das war die Nothwendigkeit, die im Einzelnen, nicht im Ganzen lag.

Alle Revolutionen lassen sich unter einen moralischen und einen politischen Gesichtspunkt bringen. Dieser schließt jenen oftmals aus; aber der erstere ist niemals ohne den letzteren. Denn dasjenige, was man unter dem Namen einer moralischen Revolution, wenn auch nicht empfehlen, doch für weniger gefährlich erklären möchte, wird sich zuletzt doch, gleichviel, ob dasselbe aus den reinsten Triebfedern entsprungen ist, nicht ohne Gewaltthat erhalten. Alle Religionsstiftungen waren moralische Revolutionen. Keine nahm einen friedfertigen Gang. Selbst die Reformation hatte ihre Märtyrer, ihre Excesse, zuletzt die Consequenz eines dreißigjährigen Verwüstungskrieges. Man kann die Ideen nicht potenziren, ohne die bestehende Wirklichkeit herabzudrücken. Man kann die Menschen nicht edler, strebender, selbst sittlicher machen, ohne daß sie anfangen, sich und ihre Lage zu beurtheilen und dasjenige, was sie äußerlich umgiebt, mit dem, was sie innerlich hebt, in Vergleichung zu bringen. Wenn die gesteigerte Bildung auch nicht immer den Wunsch erzeugt, ihr das Leben nachzuziehen und dasselbe conform zu machen, so verliert ihr doch das Leben, wie es ist, an Werth; eine Gleichgültigkeit

über das, was die Wirklichkeit bietet, bemächtigt sich der Gemüther und der geringe Schmerz, etwas Altes zu verlieren, ist immer schon ein Schritt zu dem Wunsche, das Neue zu gewinnen.

Die moralischen Revolutionen haben ihre Gesetze wie die politischen; nur daß diese sich mehr im Verlaufe, jene mehr im Beginn aussprechen. Welches ist eine moralische Revolution? Eine Aenderung der herrschenden Denkweise; aber diese ergiebt sich nicht von selbst. Sie muß ihren Impuls, sie wird auch ihre Maximen haben. Den Impuls giebt das Genie, die Ueberzeugung, noch öfter das Genie des Irrthums, die Schwärmerei. Hier lehrt die Geschichte einen unumstößlichen Satz, dem der größte französische Demagog, Mirabeau, eine Weihe gegeben. Er sagte, daß man ohne die Menschen auch in den Dingen nicht reüssirt. Denn werft eine Idee hin! Ritzt euch die Haut auf, die euer Herz verhüllt! Thut etwas, das groß ist, oder lehrt etwas, wovor selbst der Olymp erschrickt — ihr werdet einsam stehen mit eurer Idee, eurem pulsirenden Herzen, eurer großen That, eurer titanischen Lehre, wenn ihr an die Menschen nicht gedacht habt! Wie zahllose Ideen sind so hingeworfen über Nacht, wie man ein Findelkind an eines Vornehmen Thür aussetzt, und verschwanden dann, stumm, vielleicht ein wenig schreiend in einer Pension, einem Kloster, wohin man den Wurm zur Pflege giebt und wo er bald stirbt, weil er keine Amme findet! Man kann nicht für alle Theorieen, die jetzt nur noch in der Wissenschaft eine Stelle haben, annehmen, daß die Urheber derselben ihnen die praktische Anwendbarkeit absprachen. Alte und neue Philosophen geizten nach einer Berücksichtigung durch das Publikum. Selbst Utopien, den atlantischen Traum eines englischen Kanzlers, stellte dieser nicht hin, ohne die Hoffnung, daß die Erfahrung etwas davon zu ihrem Nutzen verwenden würde. Aber die Menschen hatten ihre Interessen, die Alten gingen ihrem Gewerbe, die Jungen ihrem Ehrgeiz und ihren Liebeshändeln nach und der Zündstoff verblitzte.

Keine moralische Revolution gelingt ohne einen gewissen Aufwand von Demagogie. Luther fühlte dies und zog das

Intereſſe in ſeine Ideen; er gewann die Fürſten durch die Säculariſationen. Die Geſchichte zeigt auch umgekehrte Erſcheinungen, daß die Intereſſen ſich der Idee bedienen. Den Kreuzzügen lag eine papiſtiſche Intrigue zum Grunde und dasjenige, was zu ihrer Ausführung dienen mußte, war der Fanatismus einer Idee. Ueber die Menſchheit ſelbſt ſind die Menſchen am wenigſten beunruhigt. Auf Koſten ihrer Intereſſen thun ſie für die Humanität nicht viel. Sie werden niemals glauben, daß der Menſchheit etwas nützen kann, was ihnen ſelbſt Schaden bringt. Mein Stück Acker, meine neue Gartenanlage, die letzten tauſend Thaler, die mir noch zu einer Million fehlen — ich wüßte nicht, was die Weltgeſchichte oder die Philoſophie oder deine moraliſche Revolution dagegen einzuwenden haben darf! So lautete das Raiſonnement aller Zeiten.

Der Demagog verſchweigt ſich hierüber nichts. Er weiß, daß man zuerſt an die Bedürfniſſe anknüpfen und daß man, wenn dieſe nicht vorhanden ſind, ſie ſchaffen muß. Der Mangel wirklicher Intereſſen läßt ſich durch die Schöpfung künſtlicher erſetzen. Gleichviel, ob die Uebel da ſind oder nur vorgegeben werden, der Demagog braucht ſie als den Vogelleim ſeiner Ideen, die ſich von ſelbſt nicht befeſtigen. Muhamed hüllte ſeine Offenbarungen in beſtimmte Tendenzen und Vorſtellungen ſeines Volkes. In drei Jahren hatte er, als Prophet, vierzehn Anhänger. Erſt da wurde ſeine Lehre hiſtoriſch, als er die Feindſeligkeiten der arabiſchen Häuptlingsfamilien für ſeine Intereſſen mit benutzte. Dasjenige, was an der franzöſiſchen Revolution moraliſch war, hätte ſchon dreißig Jahre vor ihrem Beginn ausbrechen können. Die Menſchen und die Ideen waren reif; aber die Gegenwirkungen waren noch nicht genug abgenutzt: die Intereſſen hatten ſich noch nicht erſchöpft. Der neue Sauerteig der Menſchenrechte wurde erſt allgemein, nachdem man den Hungernden mit ihm Weizenbrot gebacken hatte.

In den Revolutionen gehen die Menſchen auf dem Kothurn. Sie erheben ſich über ihre eigene Geſtalt. Denn gleichviel, ob das Intereſſe die Kohlen hergab, welche die Idee ſchüren konnte, oder ob der Gedanke wie der Blitz

in die Maſſe ſchlug, haben ſich einmal die Ereigniſſe eingefädelt, ſo ſchwellen die Adern, die Bruſt hebt ſich, die Stimme hat ein ſchallendes Echo und redet Dinge, die ihr ſonſt fremd waren, wie im ekſtatiſchen Zuſtande. Es wäre eine Aufgabe, würdig der Pſychologie, den Menſchen zu zergliedern im Zuſtand der hiſtoriſchen Ekſtaſe. Die Revolutionen ſcheinen Maßſtäbe zu verlangen, wobei die gewöhnliche Zurechnung nicht genügt. Die Poeſie, ſelbſt der Wahnſinn macht ſeine Rechte geltend. Hat ſchon ein Arzt das Hirn eines Revolutionairs unterſucht?

Die franzöſiſche Revolution gehört in die ekſtatiſchen Zuſtände der Geſchichte, aber als einen Charakter, der der Typus dieſes transcendenten Enthuſiasmus iſt, möchte ich Maſaniello nennen. Dieſen Fiſcher hat noch keiner der vielen Dichter, die ihn behandelten, in ſeinem Pathos begriffen, für Deutſche um ſo mehr ein Vorwurf, als ſchon Leſſing über die Raſerei des Maſaniello tiefſinnig geſprochen. Leſſing hält die von allen Dichtern gebrauchte Intrigue einer Vergiftung für unpoetiſch und entdeckt in dem Seelenzuſtande jenes Unglücklichen ſelbſt die Urſache ſeines Wahnſinns. Leſſing wollte, daß man an Maſaniello den alten raſenden Herkules moderniſirte und die Zerrüttung ſeines Verſtandes als die Potenzirung eines ekſtatiſchen Zuſtandes nehmen ſollte. Dies iſt gewiß poetiſch und von der hiſtoriſchen Wahrheit vielleicht kaum verſchieden. Die Spanier miſchten den Trank nicht; denn ſie ſahen einem Aufſtande gegen die Ariſtokratie von Neapel mit Schadenfreude zu. Soll ich die Leſſing'ſche Idee noch deutlicher ausſprechen, ſo rächte ſich die Revolution ſelbſt an Maſaniello. Die große Kraft der untern Volksklaſſe liegt in den wenigen Ideen, die ſie inne hat. Ein Landmann iſt ſchwer zu täuſchen; denn ſeiner Begriffe ſind nicht viel und mit wenigen Poſten iſt leichte Rechnung. Was dem ſchlichten Verſtande an Begriffsvermögen fehlt, das erſetzt derſelbe durch Mißtrauen. Bei einem Manne von Bildung geht Vorſatz, Entſchluß, Ausführung langſamer, weil die Maſſe der Ideen die Combination erſchwert und ſich das Reſultat zuletzt immer unter hundert bedenklichen Rückſichten ergiebt. Maſaniello litt nun an einer plötzlichen Ausdeh-

nung seines Begriffsumfanges. In den ehrlichen Kopf eines Fischers drängten sich die Abstractionen einer Stellung, der er nicht gewachsen war. Der Zirkel, der seine Begriffe umschloß, dehnte sich und mußte die natürliche Harmonie seines Hirns zersprengen. Dies ist vielleicht der wahre Grund aller revolutionairen Ekstase, auch der des Rienzi. Die Menschen leiden physisch und moralisch an einer gewaltsamen Ausdehnung ihrer Begriffe und stürzen in eine krankhafte Bewußtlosigkeit, wie Thiere an einem Gift erkranken, das ein Insect in die Poren ihrer Haut ablegte.

Wenn irgend ein Phänomen die bisherige Philosophie der Geschichte auf ihren wahren Gegenstand aufmerksam hätte machen können, so ist dies der Verlauf aller politischen Revolutionen. Denn ich weiß nicht, unter welchen Zweig der Wissenschaft das beinahe mathematisch erwiesene Gesetz, das sich in ihm ausspricht, zu bringen wäre. Von den ersten Fluctuationen der atheniſchen Republik bis zum achtzehnten Brümaire sind die Thatsachen aller Revolutionen analog gewesen. Sie nahmen, abgesehen von einzelnen Originalitäten und manchen durch tellurischen Einfluß, möcht' ich sagen, herbeigeführten magnetischen Abweichungen, zu allen Zeiten denselben Charakter an, welchen vollkommen zu beweisen, Cäsar freilich zu früh, in irgend einem Punkte aber zu widerlegen, Napoleon zu spät gestorben ist.

Die Form des Gesetzes der Revolutionen ist nicht durchaus Auf- und Niedergang, sondern nach den ersten Stadien der Erhebung eine Ausdehnung in breite Dimensionen, eine Verflachung des erst keilförmig anstürmenden Geistes der Unruhe und zuletzt ein Schlußact der Usurpation. Denn gleichviel, ob die revolutionirten Völker ihrer errungenen Freiheit müde sind oder nicht, freiwillig entäußern sie sich derselben nicht; sondern der, welcher das theure Gut confiscirt, und der es sogar confisciren kann, ohne daß Widerrede stattfinder, muß wenigstens den Schein der Gewaltthätigkeit annehmen. Zu allen Zeiten wird selbst ein träges, erniedrigtes und schmeichlerisches Volk seine Freiheit nicht anders verlieren wollen, als mit dem Scheine, daß man sie ihm ge-

nommen habe. Eine Thatsache, die sich in vielen Erscheinungen der römischen Geschichte wiederholte.

Das erste Stadium ist immer ein gesetzliches: die Berufung der Notabeln, die Petition der Rechte, in Athen der Ruhm der Perserkriege und die Hegemonie, in Rom die Errichtung des Tribunats. Das Tribunat der Römer war die Preßfreiheit der Neueren. Es ist auffallend, wenn man die Veränderungen und Schicksale des Tribunats liest, die Definitionen, womit es von den Rednern bezeichnet wird, man kann fast immer das Wort Preßfreiheit unterschieben und wird die schlagendste Uebereinstimmung finden. Sulla hatte das Tribunat abgeschafft: wir wollen es wieder versuchen, sagten die Patrizier der spätern Zeit: auf einige Zeit, momentan, wir wollen sehen, welchen Gebrauch das Volk davon machen wird. Man schaffte es ab, man ließ es zu. Bald war es eine fürchterliche Waffe gegen die Aristokratie, bald hatte die Aristokratie die Hand im Spiele und das Tribunat war still und maskirt; oder man hatte es wol gänzlich frei und benutzte es nicht: kurz, man spricht von der modernen Preßfreiheit oder vom antiken Tribunat: es ist dieselbe Sache.

Das zweite Stadium ist die Demagogie, das dritte die Gironde, das vierte der Berg. Perikles war aus edelstem Geschlechte, aber ein Volksführer, wenn auch philosophischer und selbstbeherrschter, als Catilina oder Mirabeau. Perikles wollte nichts als die Herrschaft des Volkes, er entfesselte erst das Volk, er konnte es nicht so beherrschen wollen, wie Demetrius, wie Sulla oder Pompejus. Perikles richtete die vollkommene Demokratie her, stürzte die Gironde des Areopags und hinterließ einen Staat, wo Kleon sein Glück machen konnte. Die römische Gironde war theils die gemäßigte Aristokratie des Senats, theils die der Wissenschaft, der Bildung und Tugend. Cicero, Cato, Hortensius, Attikus, diese Namen bezeichnen eine Fraction im römischen Staatsleben, die mitten in anarchischen Stürmen und Wogen das Princip glaubte retten zu können und zwischen der Aristokratie und der Demokratie eine „richtige Mitte" suchte. In der englischen Revolution wurde die Mäßigung des Parlaments zwischen dem Unglück Karl's und der Entschlossenheit der

Independenten erdrückt. Ja selbst in der Geschichte der Hussiten trennen sich zwei Partheien, die Calixtiner, als die Gemäßigten, und die Taboriten, als die Unversöhnlichen, die wie Ziska noch erblindet fochten. Die französische Geschichte spricht für sich selbst.

Das sechste Stadium ist die Militairherrschaft, das letzte endlich die Monarchie. Athen hatte sich erschöpft. Es wurde zuerst eine Beute der beiden Demetrier, dann Macedoniens, zuletzt der Römer. Rom selbst fiel in die Tyranneien der Bürgerkriege. Der Alleinherrschaft des Sulla fehlte nur der Name. Pompejus war zu ehrgeizig, die Freiheit zu dulden und doch zu feig, sie zu vernichten. Als Feldherr (dem Herzoge von Wellington ähnlich) ein Mann, den das Glück immer an Orte führte, wo es Dinge zu beenden gab und wo der Ruhm immer auf die kleinste Mühe fiel, weil sie die letzte war; als Staatsmann nur aus dem Hintergrunde und durch seine Creaturen operirend, konnte er den Nacken der Freiheit nur auf Augenblicke beugen. Cäsar war ein Mann des Entschlusses, aber auch politischer Berechnung. Cäsar siegte durch die Schlechtigkeit der Masse, Cromwell durch ihren Fanatismus, Napoleon durch ihre Ermüdung. Cäsar, der edelste Römer, Sproß des Julischen Hauses, Enkel des Aeneas, verband sich mit dem Volke gegen die Aristokratie; Napoleon, der Sohn eines Advocaten, mit der Aristokratie gegen das Volk; Cromwell suchte keine Allianzen, er vertraute auf das Gebetbuch, das er im Eisenkorbe seines Degens trug. Cäsar überstrahlt Alle; denn er machte, daß ihm eine neue Dynastie folgte, Cromwell und Napoleon aber brachten es dahin, daß die alten Dynastieen — wieder zurückkehrten!

Den Zeitgenossen wie den Nachkommen schweben jene unwiderleglichen Gesetze als Warnungen vor, schwerlich, um in der Revolution durch Vermeidung derselben zu siegen, sondern dadurch zu siegen, daß man die Revolution selbst umgeht. Wir sagten zwar, daß moralische Umwälzungen niemals ohne politische Rückwirkungen sind. Dies beweist, da wir unter jenen Rückwirkungen nicht gewaltsame zu verstehen brauchen, die Möglichkeit, die politischen Probleme unserer Zeit auf moralische zurückzuführen und sie dadurch friedlich

zu lösen. Die eigentliche Schärfe der modernen Idee kommt daher, daß sie die Waffen der Gewalt selbst tragen will und mit dem Worte entscheiden möchte, was sonst nur durch das Schwert entschieden wurde. Ich gebe hier nur Hoffnungen und Wünsche, von denen aber nicht der kleinste der ist, daß wir „Gerechtigkeit lernen mögen — moniti!“

X.

Gott in der Geschichte.

Bayle, der zwei Glaubensbekenntnisse hatte, ein philosophisches und ein conventionelles, war in jenem beinahe Atheist. Er stellte den Satz auf: „Ich will lieber Atheist, als Götzendiener sein.“ Unter den Götzen meinte er scheinbar die Fetische der Heiden, nicht die Jungfrau Maria und die Heiligen.

Montesquieu widerlegte diesen Satz vom politischen Standpunkte aus und giebt mit der bewunderungswürdigen Geschmeidigkeit seines Geistes, mit der ihn durchaus charakterisirenden Mischung von Ironie und Ernsthaftigkeit seiner Entgegnung die Wendung, daß, wenn es unnütz wäre, die Unterthanen durch Religion zu zügeln, sie doch wenigstens für die Fürsten existiren müßte, die sich durch menschliche Gesetze selten einschränken ließen. Er sagt, daß wenn die Alten einem Laster Altäre errichteten, dies nicht bedeuten sollte, daß sie das Laster liebten, sondern daß sie es fürchteten. Oder welch ein Sinn kann darin liegen, wenn die kriegerischen Lacedämonier der Furcht einen Tempel bauten? Ich möchte zu dem, was Montesquieu hierüber sagt, hinzufügen, daß die Alten den Himmel für eine Tyrannei hielten, für einen unersättlichen Egoismus, der nicht geliebt, sondern auf jede Weise nur befriedigt sein wollte. Wenn bei den Alten erst der Gedanke entstehen konnte, daß der Schrecken, Phobos, eine Gottheit sei, so lag der zweite Gedanke nahe, daß diese Gottheit zu verehren zwar nicht heilig, aber klug sei. Der

Tempel der Lacedämonier war demnach eine Satisfaction, von der sie hofften, daß durch sie die Rache eines personificirten abscheulichen Begriffes könnte abgehalten werden.

Nicht so glücklich ist Montesquieu's Entgegnung auf ein zweites religiöses Paradoron Bayle's, das die Staatsfähigkeit des Christenthums betrifft. Bayle sagt, daß wahrhafte Christen niemals einen dauerhaften Staat gründen könnten. Bestimmt man diesen Satz etwas anders, als ihn Montesquieu genommen hat, so glaube ich läßt er sich vertheidigen, obwol mehr zur Ehre, als zum Nachtheil des Christenthums. Der ursprüngliche Geist des Christenthums kennt keine Gesetze, sondern nur Rathschläge; aber es ist unmöglich, sich ein Gemeinwesen ohne prohibitive Institutionen zu denken. Der Charakter des Christenthums geht darauf aus, vorhandene Zustände als die nicht zu ändernde Grundlage seines Gebäudes anzusehen, wie ja auch der Gedanke einer politischen Unabhängigkeit von ihrer Zeit niemals in die Köpfe der Apostel gekommen ist, vielmehr jene Klugheitsregel: fürchtet die Obrigkeit! allmälig zu einem christlichen Theorem erhoben wurde. Endlich wird mit dieser Staatsunfähigkeit des Christenthums, die sich beim Judenthum und Islam nicht findet, so wenig ein Mangel ausgesprochen, daß im Gegentheil dieser Satz in der Geschichte festzustehen scheint: Je reiner die Offenbarung, desto unbeholfener ihr geschichtliches Auftreten. Denn was kann z. B. höher liegen, als der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele! Wir nehmen dieses Theorem als einen Prüfstein aller Religionen an und finden doch, daß nichtsdestoweniger kein Satz für die menschliche Gesellschaft so gefährlich war, als gerade die Unsterblichkeit der Seele. Denn diejenigen, die immer daran denken, daß sie Bürger jener Welt sind, pflegen für diese nichts besonders Gutes zu thun. Der Buddhismus, Lamaismus ist für kein geordnetes Gemeinwesen nütze. Die indischen Weiber, die sich mit ihren Männern verbrennen müssen, sind für einen so erhabenen Grundsatz, wie das ewige Leben, ein trauriges Opfer. Von den Christen nicht zu reden, die sich durch den Chiliasmus bis zu donatistischen Verrücktheit steigerten. Hier sehen wir göttliche

Wahrheiten, die dem Zweck der Menschheit zu widersprechen scheinen und die Behauptung beweisen, daß Gott zum Ideale der Geschichte doch wol in einem andern Verhältnisse stehen muß, als die Teleologie es angiebt.

Bisher hat man die Momente des religiösen Bewußtseins in die drei Stufen: Fetischismus, Polytheismus und Monotheismus eingetheilt, doch damit nur die äußerliche Formalität, den Cultus, nicht den innern religiösen Trieb bezeichnet. Das Unterste ist die Furcht vor der Natur und in ihrem Gefolge die Zauberei. Die Fetische sind nur Talismane gegen das Grausenhafte der Natur. Die priesterliche Form für diese unterste Stufe ist der Schamanismus. Amerika beweist, daß es eine fortlaufende, durch ein Gesetz innerer Nothwendigkeit zusammenhängende Entwicklung dieser untersten Stufe geben kann. Das religiöse Bewußtsein beginnt mit jenem Zittern vor dem Unerklärlichen in der Natur, steigt allmälig bis zur Furcht vor dem, was sich in der Natur verwechseln kann ohne unsere Einsicht, vor dem Gedanken, daß dieser einsam stehende Baum etwas Anderes sei, als er scheint, daß eine Katze mit so wunderlichen Augen blickt, als wäre sie etwas Anderes, als sie scheint, und so fort. Diese Angst des natürlichen Menschen steigert sich durch die Zauberei. Jetzt kann ein altes Weib, ein Drache, der Schaman ein Tiger werden. Wo Rettung? Wo Hülfe vor dieser unerklärlichen, fürchterlichen, in allen ihren Schrecken immer stummen, lautlosen Natur? Man hat Talismane. Man geht schon sicherer durch den Wald, wenn man einen geweihten Ring am Finger trägt; man reitet fröhlicher durch die Welt, wenn das Kameel unter dem Sattel einen kleinen schmutzigen, gefratzten Götzen trägt. Die Religion erweitert sich, die Begriffe werden edler, man sieht gen Himmel und betet zu den Sternen, zur Sonne. Jener Gottesdienst, den die Spanier in Peru vorfanden, war die letzte und höchste Ausbildung des sich auf der Stufe der Natur haltenden religiösen Bewußtseins. Die Eroberer waren überrascht, eine Religion zu finden, die sogar das Abendmahl und die Beichte „schon kennen" sollte. Die Peruaner buken nämlich aus Mais eine Figur, die sie zuerst anbeteten und dann von ihren Priestern

zerschneiden ließen und aßen. Jeder bekam einen Theil davon, nicht um seinen Hunger; sondern um seine Andacht zu stillen. Für die Beichte und den Erlaß der Sünden trafen die Spanier ein ähnliches Analogon, das die Einführung des Christenthums — erschwerte, weil die Heiden sich weigerten, eine Religion anzunehmen, die sie schon zu besitzen glaubten.

Die zweite Stelle des religiösen Bewußtseins nahm Asien ein. Die Natur ist da überwunden, das heißt, sie wird gewissermaßen verstanden. Man kennt den Unterschied der Elemente, man betet die Sonne, die Gestirne, das Feuer an, weil man die Wirkungen derselben versteht. Die Zauberei kommt hier nirgends auf, weil die Kräfte der Natur nicht mehr mit einander verwechselt werden. Es wird Denen, welche die Offenbarungsphysiognomie der asiatischen Religionen bewundern, auffallend vorkommen, wenn ich behaupte, daß der dirigirende Geist derselben überall der Verstand ist. Aber es ist so. Was charakterisirt diese Religionen schlagender, als ihre entwickelnde, logische Systematik, ihre Unterscheidungen zweier Principe, ihre dialektischen Mittlerschaften und zuletzt jene Spruchweisheit, die bei Confucius und Zoroaster nüchterne und praktische Lebensmaximen wurden? Der Charakter aller asiatischen Religionen ist die verständige Eintheilung der elementarischen Kräfte, die Sonderung zwischen Licht und Schatten, zwischen Leib und Seele. Die große Rolle, welche das Wort in ihnen spielt, ist nichts Anderes, als der Triumph einer sich bewußt werdenden, über die Natur waltenden Vernunft. Das Phantastische derselben kommt auf Rechnung der Poesie und Geschichte. Man spricht von Offenbarungen. Welches sind die asiatischen Offenbarungen? Nehmen sie von irgend einer ihrer Emanationen an, daß diese über die Zeit hinaus gelegen hätte? Nein, sie haben alle das Gewand historischer Traditionen. Sie haben ihre ungeheure Chronologie, sie deuten auf Zeitalter und bestimmte Epochen und wollen kaum etwas Anderes, als den Mangel der Geschichte ersetzen. Juden- und Christenthum setzen das Zeitliche in Gott, die asiatische Offenbarung setzt das Göttliche in die Zeit. Wahrlich, unsere historischen Theosophen sollten eine

Perſonen.

Prinz Johann von Dänemark.
Swante Sture, Prinz von Schweden.
Chriſtoph, Graf von Oldenburg.
Tycho Krabbe, Reichsmarſchall von Dänemark.
Anna Roſenkranz, däniſche Reichsoberhofmeiſterin.
Graf Ribbershalve, ſchwediſcher Geſandter, ihr Schwager.
Siegbritt, deſſen Tochter.
Nicolaus von Brömſen, ehemals Bürgermeiſter von Lübeck, jetzt kaiſerlicher Rath und Geſandter.
von Kampen, kaiſerlicher Geſandter.
Bockbinder, Bürgermeiſter von Kopenhagen.
Nyuter, Bürgermeiſter von Malmö.
Brockdorp, Commandant der däniſchen Veſte Sonderburg.
Jürgen Wullenweber, Bürgermeiſter von Lübeck.
Meta, deſſen Schweſter.
Oldendorp, Doctor der Rechte, Syndicus von Lübeck.
Gotthard von Höveln,
Hermelink,
Hans von Elpen,
Lambert von Dalen,
Lönnies von Stieten,
Joachim Gerke,
} lübiſche Rathsherren.

edlere Meinung von der Offenbarung haben und dasjenige, was nur Geschichte ist, nicht für Religion ausgeben wollen.

Wer nun endlich über den Monotheismus im Allgemeinen oder die Wahrheit der christlichen Kirche insbesondere Aufklärung wünscht und sich damit begnügt, daß aus dem Alten Testamente die Richtigkeit des Neuen, aus der Auferstehung Christi sein Tod und aus seinem Tode seine Gottheit bewiesen wird, der lese den bekannten Tractat des Hugo Grotius. Oder wer eine directere Polemik gegen den Atheismus will, wer in seine christliche Liebe gern noch etwas Zorn zu mischen pflegt oder einen Geist schätzen kann, der mit blutwenig Philosophie auf entsetzlich hoch gesatteltem Pferde sitzt, die Häresie mit Atheismus und Atheismus mit Immoralität verwechselt und ein wissenschaftliches Problem mit lauter unbewiesenen Heischesätzen lösen will, dem rathe ich zu den berühmten Pensées Blaise Pascal's. Wer endlich den Muth hat, das Christenthum deshalb zu verehren, weil seine späteren historischen Irrthümer den thatsächlichen Umfang desselben so großartig ausgedehnt haben zu einer Freiheit, wo die Anregung zur Religion Religion selbst ist, wo jeder so oder so bestimmte Moment deshalb ein christlicher ist, weil das Christenthum zwar will, daß er unendlich soll ausgedehnt werden, ihn aber doch nicht einschränkt auf ein nothwendiges Gesetz; wer sich über die precären Bestimmtheiten einer positiven Religion tröstet, daß die Vielheit eben darum das Vollkommenste ist, weil diese sich die Einzelheit am originellsten entwickeln läßt und gleichsam dem religiösen Momente en détail eine dogmatische Auswahl en gros anbietet; wer sicher ist, daß das Christenthum keine Grenze hat, die uns zu Einem verpflichtet, sondern nur eine Form ist, die uns Alles möglich macht: dem wird in Friedrich Schleiermacher's Reden das Herz vor allerlei Wehmuth und Freude aufthauen. In Christus wird er einen geheimnißvollen Erlöser finden und aus einem Irrthume der Geschichte eine unwiderlegliche Wahrheit des Herzens ziehen. Denn Schleiermacher's Ansicht ist gewiß Irrthum, so lange der schönselige Theologe nicht jedem seiner Anhänger die Unerschrockenheit vor dem Grundtext und der Kirchengeschichte einflößt, die ihn selbst be-

seelte. Schleiermacher's Glaube war ein Kunstwerk, das mit seinem Tode zusammenfiel. Er bekehrte, nicht dadurch, daß er überzeugte, sondern, ein wirklicher Priester, wie er war, dadurch, daß man ihn anschaute.

Im Verhältnisse zur Geschichte theilen sich zunächst die Religionen in zwei Ordnungen. Entweder absorbiren sie die gesammte historische Energie der Völker und machen sich den Staat, die Sitten, jede Lebensäußerung unterthan, oder sie verhalten sich zur Geschichte supplementarisch. Von der ersten Art sind das Judenthum, die hinterasiatischen Religionsformen, besonders der Lamaismus und der Islam. Hier ist das ganze Volksleben von den Bestimmungen der Religion ergriffen, jede Individualität wird von ihnen in Anspruch genommen und kann nicht ausweichen, ohne überall religiösen Gesetzen zu begegnen. Supplemente dagegen sind die Naturreligion, das classische Heidenthum und besonders das Christenthum. Hier ist den menschlichen Geistesfähigkeiten, dem Thun und Lassen in öffentlichen Kreisen noch Freiheit bewilligt. Der Fetischanbeter findet sich mit seinem Götzen nur für gewisse Stunden und gewisse Dinge ab. Der Grieche bezog Manches auf die Götter, aber bei Weitem mehr die Erfolge, als die Beweggründe seiner Unternehmungen. Der Christ endlich ist für die Erde nur ein mechanisches Werkzeug, sein Auge sieht den Himmel offen, sein Leben läuft dem irdischen Gewühl nur parallel.

Die Consequenz der ersten Gattung wird fast immer der Despotismus, die der zweiten sollte die Freiheit sein. Studiren wir das Christenthum an seiner Quelle und können so viel Historisches von ihm tilgen, daß wir auf die Lehre Jesu, also statt auf eine Kirche auf die theosophische Secte stoßen, so ist dieser Glaube wirklich deshalb der historisch vollkommenste, weil er die historische Freiheit am wenigsten beschränkt. Ja selbst noch in seiner Entartung übertrifft das Christenthum, was das Impulsgeben an die Geschichte und die Entwicklung der eigenen Individualität betrifft, jede andere Religion und keine mehr, als die natürliche. Die natürliche Religion ist immer nur Product und zwar für einen freien Mann das erhabenste Product, das ich kenne, aber sie ist kein

polemiſchen Charakter des Chriſtenthums gegen die Welt und gegen die menſchliche Natur. Dieſe Religion rüttelt die natürliche Vegetation des Individuums aus ihrem bewußtloſen Schlafe auf, ſie erzeugt durch Prüfung, Selbſtbeſchauung, durch ein dialektiſches Verfahren, das ſelbſt den ſchlichteſten Verſtand in moraliſchen Aufruhr bringen muß, Momente, die nicht nur das Herz erwärmen, ſondern auch den Kopf erleuchten; ſo daß, wenn nicht leider die ſpäter für das Chriſtenthum erfundenen Formen an eine ſolche Wiedergeburt heranzutreten pflegten, wenn ſich nicht die myſtiſche Erregung ſogleich dem Pietismus hingäbe und ſtatt zu handeln zu reſigniren begänne, die Menſchheit bei jeder religiöſen Erweckung ſich der Ausſicht auf eine freieſt gebildete Perſönlichkeit würde zu erfreuen haben. Das Chriſtenthum ſelbſt will nicht mehr, als die Kohlen anbieten, um die innere Gluth der erwachten Individualität fortwährend zu ſchüren: wie denn Schleiermacher geſagt hat: „Im Chriſtenthume iſt die Religion ſelbſt immer wieder der Stoff der Religion.“ Man muß hinzufügen: In jenem Chriſtenthum, das die Bibel an unverdächtigen Stellen lehrt, in jenem Jeſus, der höchſtens eine Secte und keine neue Kirche im Auge hatte, in jenem Mittler, der deshalb den Kreuzestod litt, daß Jeder ſich ſelbſt Prophet würde, kurz in jenem Chriſtenthume, wo der Herr nicht das Object, ſondern das Subject der Religion iſt. Auch hat zu allen Zeiten, wo das Chriſtenthum nur noch Kirche war, wo ſich die lebendigen Kräfte deſſelben in architektoniſche Gebäude verwandelt hatten, die Geſchichte einen ſchwerfälligen, mit dem ſchlorrenden Gange der Mönche und Prälaten analogen Weg genommen. Die Köpfe der Maſſe ſind immer Schwamm und bleiben es, wenn kein lebendiger Funke in ſie hineinfällt, der ſie entzündet.

Und nun drängſt du mich auch noch, daß ich dir ſage, in welchem Verhältniß die reine göttliche Idee, zu der das Chriſtenthum nur eine Vorſtufe iſt, zur hiſtoriſchen ſtehe, ob die Gottheit über der That und dem Ereigniß ſchwebe und welch einen Moment in dem großen metaphyſiſchen Wunder die vollendete und zukünftige Hiſtorie unſeres Erdballes ausfülle. Was ſoll ich da antworten? Ich leugnete die Ord-

nung der Geſchichte und werde mich hüten den Ordner ſelbſt zu leugnen. Wie ihn Michel Angelo auf eine Weltkugel geſetzt hat, ſo ſieht er nicht aus. Zufall, Dreiſtigkeit, Uebermuth, Verbrechen, Thorheit, jede Leidenſchaft des Kopfes und des Herzens ließ ich mit den Menſchen ſpielen, wie Tacitus in meinem poetiſchen Verſuche Nero ſagt:

Die Weltgeſchichte iſt nur kurz, ein klein Gedicht,
So kurz wie des Gerechten Traum
Beſchränkt auf eines Menſchenalters Raum.
Was draußen ſich begiebt,
Das iſt die Weltgeſchichte, die getrübt
Wird von den Nebendingen
Und Alles dehnt zu großen, aber leeren Ringen,
Zu einer Zeit, an Jahren unzählbar,
Was nur in Gott ein kleines Athmen war.

Die großen Perioden bedeuten nichts. Die große Weltgeſchichte iſt der Menſch.

Warum hat die Metaphyſik von Thales bis auf Hegel niemals überzeugen, das heißt, aus der Philoſophie eine Religion machen können? Die Herzen blieben damals nicht kalt, als Carteſius ſeinen Beweis entdeckte und Kant von unſern Anſchauungen mit ſeinem kritiſchen Skalpirmeſſer die zwiefache Haut: Raum und Zeit, ablöſte. Aber dieſe Wärme war nicht die der Ueberzeugung, ſondern die der Demonſtration und einer gewonnenen Einſicht in dieſelbe. Der Jubel des Heureka! war der einer eintreffenden Schlußfolge aus vorangeſchickten Behauptungen. Niemand ließ ſein Leben für ſeine Weisheit; dieſe Weisheit war — keine Religion.

Sie haben Alle darin geirrt, daß ſie mit dem Anfange begannen, da die Ueberzeugung nur im Ende liegt. Man conſtruirte vom Ei der Welt an oder von einer Prämiſſe: Eins iſt Alles, oder Ich iſt gleich Ich; oder man beginnt vom abſoluten Sein, von Thatſachen der Metaphyſik, die doch zunächſt nur Thatſachen der logiſchen Vorſtellung ſind. Wie kann man glauben? Einer Conſtruction, die doch nur vermeſſen, lächerlich iſt? Einer Entwicklung, die, durch und durch anthropomorphiſtiſch, in unſere Vorſtellung von Gott

unwillkürlich etwas von einem Mechaniker und Artisten einmischt?

Ich bestreite nicht die Resultate der Philosophie, nur ihre verfehlte Methode. Die Ueberzeugung liegt nur in dem, was vollendet ist. Werden wir nicht eine glücklichere Vorstellung von Gott fassen, wenn wir ausgehen von dem, was seine Erfüllung ist, wie schon die Gnostiker das Rechte ahnend sagten, von seinem Pleroma, von dem geschlossenen Kreise, und dann allmälig zurück in das gehen, was ja für das Ewige indifferent ist, in unsere Vorstellungen, die sich das Erfüllte immer nur in der Form des Werdens und der Zeit denken können? Dies retrograde Verfahren würde da enden, wo unsere Philosophen anfangen, und unsere Ueberzeugung würde längst befestigt sein, wo diese noch mit unsern Zweifeln kämpfen, da der Begriff des Anfangs, der Entwicklung und des Fortschritts für die Idee Gottes von matter Wirksamkeit ist.

Ich glaube, daß alle physischen und moralischen Handlungen darauf hinausgehen, Gott gewissermaßen zu produciren. Es ist untergeordnet für unsere Ueberzeugung von Gott, wie sich die Erde bildete, ob neptunisch oder vulkanisch, welch ein Verhältniß in beiden Fällen der Aether zur Gottheit hatte; aber mit der Tendenz dieses Weltkörpers beginnt unser Lauschen, mit der Kugelgestalt, die er annimmt, mit dem innern Triebe, einem Gesetze der Schönheit und der Harmonie zu folgen, mit dem Auf- und Niedergange der Gestirne und den gleichmäßigen, mathematisch richtigen Kreisen, welche die Sonne zu machen scheint und die Erde macht. Nicht, daß wir hier ein despotisches Gesetz annähmen, das über allen Dingen thronend dem Universum diese Bewegung gegeben hätte, der planetarische Umschwung ist freie Anbetung, Religion. Diese Hyperbeln und Parabeln sind die mystischen Hieroglyphen, welche den unaussprechlichen Namen der Gottheit schreiben, sie suchen eine Ahnung, einen Typus abzudrücken, der Allem, was sich regt und bewegt, vorgeschrieben ist. Rückkehr in Gott ist die Tendenz des Universums, die planetarische Bewegung ist die producirte und producirende Gottheit selbst, die Harmonie der Sphären

ist dieselbe Kraft, die sie schuf. Pythagoras lehrte, daß die Götter Musik seien. Ob wir sie, wenn wir die Augen schließen, hören werden, steht dahin. Das Weltganze rollt vielleicht über unsere Vernichtung hinweg.

Jede Erscheinung in den verschiedenen Reichen der Natur sucht die Rückkehr in Gott. Es ist unwesentlich, zu fragen: wie entstand die Natur? Die Frage ist die: was möchte sie sein? Denn alle Natur hat ihre Arme sehnsüchtig ausgestreckt, wie im Winter die kahlen Zweige gen Himmel langen, zackig, bittend; nichts kann hier über sich selbst hinaus. Die geringste Pflanze legt sich einen sinnigen Schmuck an; wenn sie eine rasch welkende Blüthe hat, so ist schon die Form ihrer Blätter Symmetrie, eine Zahl, die immer dieselbe ist, oder eine Gestalt, die für den Maler als Modell der schönsten Arabeske dient, wie an jenem Küchenkraute, mit dem die Alten ihre Sieger in den öffentlichen Spielen bekränzten. Selbst in den todten Metallen herrscht ein Streben nach vollendeter höherer Form. Die Krystallisation hat ihr Schönheitsgesetz. Die Erdschichten, Porphyr, Schiefer haben eine Tendenz gleichartiger Bildung. Und in Allem, was animalisch lebt, fehlt dieses göttliche Moment nicht — nennen wir so die Strebsamkeit — wenn es das Thier auch nur anknüpfen kann an eine Stufe der Gottheit, an den Menschen.

Uns Menschen ist das Leben und die Geschichte gegeben, nicht als etwas in sich Geregeltes, Abgeschlossenes oder einer besondern Vollendung Zureisendes, sondern als ein Stoff, der zu allen Zeiten vollständig genug da war, um die Bestimmung des Menschengeschlechts auszudrücken. Es hat zu keiner Zeit an den Voraussetzungen gefehlt, um einen dem Himmel wohlgefälligen Charakter ohne Lücke zu gestalten, und wenn die Zeiten wechseln, so ist es nur, weil die Kunst des Lebens immer Original und Meisterstück sein soll, nicht Copie. Die Geschichte und unser Antheil an ihr ist ein roher Block, den wir nach einem unsichtbaren, in uns liegenden Leitfaden bearbeiten. Wir hämmern und meißeln an dem, was Alles und was eigentlich Nichts ist, etwa, um etwas zu schaffen, um einen Werth für den Markt zu produciren? Wahrlich

nicht! Diese Thaten schwinden alle schnell und ihr Gedächtniß erhält von ihnen nur das, was ihre Seele war und die Nacheiferung entzünden kann. Ein göttliches Ideal wohnt in unserer Brust, ein harmonisches Gesetz der Tugend und der Schönheit, bei dem Einen als Gewissen, beim Andern als mystische Intuition. Dies Ideal — das ist vortäufig unser faßbarer Gott, der Urtypus unserer sublimen Begriffe und die Ahnung jener Bilder und Grundlagen der Ideen, die von Anbeginn der Dinge im Schooße der Weltschöpfung ruhten. Und um diesen Typus, diesen Gott, der in uns wohnt, zu erzeugen, leben wir; um ihn aus dem Nebel unserer Sinnennatur und dem unvollkommenen Bewußtsein eines in die Materie gebannten Geistes zu befreien, so daß er immer strahlender und deutlicher in seinen Zügen hervortritt. Darum schlagen, drechseln, formen wir an diesem Klotz des Daseins und arbeiten mit triefender Stirne, heiterer aber und seliger, je gerundeter, vollkommener unsere Leistungen werden. Wir erzeugen Gott, nicht indem wir ihm etwas nachbilden; ach! dieser Stoff des Lebens ist das windige Nichts, ein unnütz Ding, wie der Thon, womit der Künstler sein Modell macht, bevor er an den Marmor geht! Die Regsamkeit der Hände selbst, der Hebel, der aus dem Unklaren eines Bewußtseins, das nach Außen hin sich bewerkthätigen muß, allmälig das Bild der Gottheit hervorhebt, d a s ist die That. Daß wir leben, ist nur, daß wir Gottes Antlitz schauen lernen, bienieden schon und sonst vielleicht nie. Diese ungewissen Züge des Himmels, die unserm geistigen Auge vorschweben, diese Dämmerungen göttlicher Natur, die in unserer Brust auftauchen, sie setzen sich zu einem sprechenden Bilde zusammen und werden hell und sonnenlicht, je mehr wir an der äußern Form des Daseins formen und meißeln, so daß die vollendete Statue eines Charakters und eines selig beschlossenen Lebens nichts ist, als die Genugthuung innerer Ahnung und das in unserer Brust ausgeprägte Ideal der Gottheit, in deren Antlitz wir sehen.

An jedem Tage wird das Räthsel der Geschichte gelöst. An jedem Tage ist das Ende der Welt. Und müßtest du glauben, für deine Phantasie, für deine Lust an einer Ge-

wöhnung, daß die Geſchichte mit einer großartigen Production endete, mit einem Bau, zu welchem Cäſar, Attila, Napoleon, du ſelbſt und dein Nächſter einen Stein gelegt hat, ſo würde es ein hehres und erhabenes Götterbild ſein, geformt aus dem hiſtoriſchen Stoffe; und das Wunder des Pygmalion würde ſich auf's Neue bewähren, daß das Bild Leben blickte und Leben ſpräche und es würde geflügelt hinüberrauſchen in die Sphäre des Himmels und ſich auflöſen in die zahlloſen Energieen, welche die Natur und das Univerſum ſchufen, in jenen göttlichen Urtypus der Dinge, der alles Werdens Anfang war, und würde in dem höchſten Producte der Schöpfung, der idealen Menſchheit, wohnen und in ihm die Menſchheit.

Aber jedes Wunder iſt erhaben über Zeit und Raum und im Schooße der Ewigkeit liegt der eine Moment im andern. Jeder Tag ſpricht das große Geheimniß Gottes in ſeinen ſämmtlichen Stufen aus. Jeder Tag kann dir gewähren, was du nur als Ende der Dinge in deine ſinnliche Vorſtellung nimmſt. Wenn dein Auge bricht, ſo bleibt nichts von dir zurück, als Aſche. Was aus der Aſche ſteigt, iſt ein Gedanke, aber ein lebendiger, concreter Gedanke, der in dir wohnte, Gott. Und deine Seligkeit wird ſein, dich als einen Moment in Gott zu wiſſen und deine Auferſtehung die, dich zu fühlen in all' den Beziehungen, die du ſchon einſt zu deiner geahnten Seligkeit hatteſt. Und dies Erwachen zu einer Erinnerung deſſen, was du warſt, kann — hier ergieb dich! Dein Zorn auf die Götter iſt ohnmächtig wenn ſie dich täuſchten! — eine Auferſtehung des Fleiſches ſein, in dem Sinne, daß wir in einer höhern Sphäre einen friſchen Kreislauf wagen müſſen und zu neuen, hienieden unverſtandenen Dingen verſammelt werden.

III.

Börne's Leben.

(1839.)

Marcus Meyer, Feldhauptmann von Lübeck und Befehlshaber der hanſeatiſchen Truppen.

Krevet, Vogt von Lübiſch-Möllen.

Friedrich, Marcus Meyer's Knappe.

Henning Schepeler, Rathsbarbier in Lübeck.

Clemint, ein jütiſcher Fiſcher.

Henrik, deſſen Sohn.

Bruder Anſelmus.

Ein herzoglich Braunſchweig'ſcher Gerichtsdiener.

Eine Wirthin.

Ein Page der Anna Roſenkranz.

Ein Reichsbote. Diener des Lambert von Dalen.

Däniſche Reichsſtände. Schreiber. Trabanten. Ein Kerkermeiſter.

Däniſche Reiſige. Lübiſche Reiſige. Lübiſche Rathsherren. Däniſche Fiſcher. Pagen und Dienerinnen der Anna Roſenkranz. Zwei Mägde.

Der Schauplatz iſt theils in und bei Lübeck, theils in und bei Kopenhagen. Der Anfang des erſten Aktes auf der Inſel Alſen, der Schluß des letzten in Wolfenbüttel. Zeit: Vor und nach dem Jahre 1536.

Vorrede zur ersten Ausgabe.

Ursprünglich sollte diese Biographie die Einleitung zu einer neuen Ausgabe der in den deutschen Bundesstaaten erlaubten Schriften Börne's bilden. Das Unternehmen gerieth in's Stocken. Darüber wurde die Veröffentlichung dieser Einleitung dazu, die schon im Herbst 1839 vollendet war, länger hingehalten, als die zunächst daran betheiligten Freunde Börne's wünschen mochten.

Ueber eine kurze Charakteristik, welche ich Anfangs nur zu geben bezweckte, wuchs das Material hinaus. Von allen Seiten trug mir die Gunst des Zufalls Blätter und Zweige zu dem Ehrenkranze herbei, den ich einem Todten winden wollte. Ich wurde Biograph des Verfassers der „Briefe aus Paris", ohne es sozusagen zu wollen.

Wenn ich auf dem halben Wege, wo ich mich entschließen mußte, vor- oder rückwärts zu gehen, mich zum erstern entschloß, so geschah es, weil ich unter den jetzt wirkenden Schriftstellern einer der wenigen bin, die zu einer Entwicklung der Lebens- und Autorenmomente Börne's einen gewissen Beruf haben. Wenn ich, auch noch nach dieser Erwägung schwankend, mich endlich wirklich entschloß, an das schwierige Werk zu gehen, so gab den letztlichen Ausschlag meine durch Familienbande erleichterte Kenntniß des Bodens, auf welchem Börne wuchs und reifte. So wie man Goethe's Jugend und Bettina, wie ihren Bruder Clemens Brentano kaum ohne Kenntniß der Frankfurter Localitäten ganz ver-

ſtehen kann, ſo muß man auch für die Auffaſſung Börne's auf einem Terrain heimiſch ſein, das ja ohnehin für Poeſie und Verſtändniß des öffentlichen deutſchen Lebens von eigenthümlichen Anregungen iſt.

Mißlich war: Ich habe Börne nicht gekannt. Manche ſeiner näheren Freunde, die mir mit Rath und That beiſtanden, haben dies bedauert. Indeſſen beruhigt es mich, daß ich doch auch ſeine nächſten Freunde, die mit ihm gelebt, oft darauf ertappte, daß ſie mit ihm nicht gleichgeſtimmt empfunden hatten. Ihre Urtheile über den Verſtorbenen widerſprachen ſich. Sie hielten mit verzeihlicher Täuſchung allzuſehr am Menſchen feſt und wußten für jede geiſtige Lebensfunction des Freundes Gründe, die von den Andern wieder beſtritten wurden. So konnte ich, es ſchien mir wenigſtens ſo, vielleicht beſſer in die Wahrheit dringen, als wenn ich durch perſönliche Bekanntſchaft mit in dieſen Strudel von Widerſprüchen gezogen geweſen wäre. Das unmittelbare Zuſammenleben iſt ſelten ohne Verſtimmungen.

Von früh an habe ich die Neigung gehabt, mich in fremde Individualitäten hineinzuleben. Die beſten Menſchenkenner ſind die, die von den Tugenden und Schwächen der Andern Vortheile für ſich ſelbſt zu ziehen wünſchen. Die ihnen zunächſt kommen, ſind die, die einen Fanatismus daraus machen, gegen jedermann gerecht zu ſein. Mich erſchreckt es, wenn ich unbedingt verurtheilen höre; denn meine eigene Lebensentwicklung zeigte mir zu ſehr, daß wir in unſerm Gemüth von der Welt abweichen können, ohne deshalb Urſache zu haben, uns weniger gut und gerecht zu erſcheinen. Was ich mir ſelbſt geſchenkt wiſſen wollte, Vertrauen auf die individuelle Selbſtgerechtigkeit des Menſchen, habe ich Andern nicht entzogen, ja habe mir mit Leidenſchaft darin gefallen, Adern und Geflechte in fremden Seelen zu verfolgen und die Menſchen von Innen heraus zu beurtheilen. Was mich in der Poeſie zum Dramatiker, mußte mich in der Proſa vielleicht zum Biographen machen.

Ich zweifle nicht, daß dieſem Buche Berichtigungen und Erweiterungen bevorſtehen. Erſt wenn die Freunde Börne's leſen werden, wie ſich in ſeinem Leben eine gewiſſe Ordnung

nachweisen läßt, werden sie sich angeregt fühlen, diese Ordnung zu vervollkommnen. Es werden sich Anekdoten mancherlei Art an das nun vorerst einmal Gegebene ansetzen. Ich zweifle auch nicht, daß die Auffassung, die in diesem Buche herrscht, nicht allseitig genügen wird. Es war mir nicht möglich, mit den Lebensmomenten eines so merkwürdigen Mannes, wie Börne war, erst ein polizeiliches Verfahren anzustellen. Sollt' ich zu Gericht sitzen und von einem abgekühlten Standpunkt herab in Börne's Leben sichten und scheiden, hier einräumen, dort verdammen und aus einer Charakteristik einen gerichtlichen Anklageact machen? Das ging nicht. So wenig die Meinungen Börne's von seiner Zeit, der rücksichtslose Ton, wie er diese vortrug, von den Gährungen der Julirevolution zu trennen sind, so wenig mochte ich von der einfachen Erzählung seines Lebens das Colorit der Hingebung entfernen. Ein Biograph soll seinen Gegenstand mitdurchleben und in ihm mit so viel warmer Toleranz aufgehen, daß sogenannte „Rettungen", wie sie der menschenfreundliche Lessing von verkannten Geistern der Vorzeit schrieb, von vornherein nicht nothwendig werden.

Freunde und Bekannte des Verstorbenen haben mich mit Bausteinen zu diesem Gedächtnißtempel unterstützt. Ihnen meinen Dank! Viele, die dem Verstorbenen nahe standen, fürchteten sich, ihrer Beziehungen zum „Römer"*) wegen mit ihm zusammen genannt zu werden, oder hielten sich im Stillen für zu unbedeutend, die Aufmerksamkeit — des deutschen Bundes zu erregen. Manchen ging es noch eigner. Sie hatten mit Börne gegessen und getrunken und kein Wort, das er gesprochen, war ihnen im Gedächtniß geblieben. Es waren dies Männer, die sich selbst auszeichneten. So fein ist der Staub des Egoismus, der in menschlichen Seelen zerstreut ist! Sie leben mit Geräusch, jeder ihrer Tritte macht ein Echo, sie haben nie den Mund geschlossen, sie leben mit Händen und Füßen, und was um sie her vorgeht, für den Herzensschlag in der Brust eines Nebenmenschen haben sie kein

*) Dem Frankfurter Regierungsgebäude.

Ohr. Einen Augenblick zu ſchweigen und einmal den Andern reden zu hören, wäre ihnen ſonderbar. Nach zehn Jahren iſt der Andere eine europäiſche Berühmtheit und ſie müſſen ſich ſchämen, daß ſie mit ihm lebten, ohne von ihm Eindrücke empfangen zu haben.

Freilich kann hier eine Entſchuldigung eintreten. Börne gab ſich nicht, ſondern er wollte genommen ſein. Es fehlte ihm das Talent, mit ſich ſelbſt Komödie zu ſpielen, ſich als der, der er war, auch in Scene zu ſetzen und ſich jene Ruhe um ſich her zu erzwingen, die man braucht, um gehört zu werden. So haben viele ſeiner Freunde ſozuſagen einen unbeſtimmten Erinnerungsdämmer von ihm, ein wohlthuendes Flimmern des Gedächtniſſes, nichts aber Beſtimmtes darin, nichts, was ihnen des Notirens würdig erſchienen wäre. Auch dieſe Erſcheinung habe ich zur Charakteriſtik Börne's zu verwenden geſucht und ich hoffe, die Folgerungen, die daraus in meinem Buche gezogen ſind, wird man billigen.

Bücher, die ich benutzen konnte, habe ich an den betreffenden Stellen angezogen. Hauptquelle waren Börne's *eigene* Schriften und die Blätter der Geſchichte, wie dieſe ſeit der Scene im Ballhauſe von Verſailles bis zum Jahre 1837, wo Börne ſtarb, vor uns aufgeſchlagen liegen. Wo ich Lücken in Börne's Lebensmomenten fand, habe ich ſie getroſt durch die Geſchichte ergänzt; denn man kann annehmen, daß ſein innerer Menſch von Ebbe und Fluth in der Politik immer bedingt war. Sogar auf ſeinen Körper wirkten die Ereigniſſe ſo, wie bei uns Andern nur die Einflüſſe der Atmoſphäre. Wenn er Gichtſchmerzen hatte, konnte man annehmen, daß ſich das politiſche Wetter ändern würde. Papierſpeculanten hätten größere Stücke auf ihn halten ſollen. Wenn ihm das Eſſen nicht ſchmeckte, ſtak ſicher ein „Congreß" in der Luft.

Das überlang verzögerte Erſcheinen dieſes Buches erlaubte, daß ich erſt noch die Schrift leſen konnte: „*Heinrich Heine über Ludwig Börne.*" Dieſe iſt vor einigen Tagen erſchienen und ſcheint den Zweck zu haben, die in Deutſchland herrſchende und verſöhnte Stimmung über den vielverkannten, ungeſtümen, aber edlen Todten wieder zu zerſtreuen, meiner

angekündigten Biographie desſelben im Voraus den Glauben zu nehmen und um einen Namen, von dem allmälig der irdiſche Dunſt des Vorurtheils zu verziehen anfing, wieder auf's Neue eine erſtickende Atmoſphäre von Perſönlichkeiten zu verbreiten, die jede Beſchäftigung mit ihm beinahe verleiden muß, ſei's auch zum Theil auf Koſten deſſen, der dieſen Unrath in die Oeffentlichkeit hineinträgt! Wer die Schrift Heine's geleſen hat und an Börne kein tieferes Intereſſe nimmt, wird ſagen: Seht, da reiben ſich die beiden undeutſchen Männer gegen einander auf, der Todte an dem Verweſenden, der Jacobiner am Narren, die Revolution an ihren eigenen Excrementen! Dieſe Schrift Heine's, könnte man fortfahren, iſt eine große Unannehmlichkeit für Börne, ein Unglück für den, der ſie ſchrieb, und faſt ein Todesurtheil für die Sache, der beide gedient haben.

Ich tauche ungern meine Feder ein, um gegen Heine zu ſchreiben. Wir tauchten ja in unſer eigenes Blut! Es giebt viele Freunde der neuern Literatur, die es bedauern, daß unter den Gliedern derſelben keine Einigkeit herrſcht. Sie wollen für Ideen ſtreiten, ſagen ſie, und ſchlachten ſich der eigenen Eitelkeit! Ich weiß es, daß dieſe Selbſtbefehdungen der jüngeren Literatur den Feinden derſelben großes Vergnügen gewähren und würde mich nicht dazu verſtanden haben, über Heine auszuſprechen, was ich über ihn ſeit Jahren empfinde. Aber hier gilt es doch eine höhere Pflicht. Heine hat durch ſeine in ihrer Veranlaſſung unerklärliche Schrift auf die Bahn, die mein Buch über Börne zurücklegen ſollte, ſo viel Hinderniſſe geſtreut, hat auf die Region, in der ſich mein Buch bewegt, ſo vielen widerlichen Hautgout verbreitet, daß ich gezwungen bin, im Intereſſe Börne's und ſeiner Freunde gegen ihn aufzutreten. Ohne Beziehung zu Börne hätte ich Heine's Buch bemitleiden können; als Biograph des Angegriffenen werde ich es berichtigen müſſen.

Deutſchland wird nicht begreifen, was Heine mit ſeiner Schrift bezweckte. Der Titel: Heine über Börne, verräth, daß das Buch der Selbſtüberhebung gewidmet iſt und der Gegenſtand deſſelben das Axiom ſein ſolle:

Heinrich Heine geht über L. Börne, ein Axiom, das in lapidarer Kürze allerdings den Titel abweisen kann: Heinrich Heine **über** Ludwig Börne! Aber warum bleibt diese Entscheidung nicht der Kritik, nicht den Zeitgenossen der Nachwelt überlassen?

Die Schrift Heine's kommt in vieler Hinsicht zu spät. Zu spät — weil Börne todt ist und man solche Verleumdungen, wie sie hier gedruckt sind, nur vor einem Lebenden auszusprechen wagen sollte. Zu spät auch — weil Börne's Grab längst so dicht mit der freundlichen, versöhnten Anerkennung der deutschen Nation bewachsen ist, daß die Brennesseln Heine's keinen Platz mehr finden. Endlich zu spät — weil Heine die deutsche Nation wegen einer Frage beunruhigt glaubt, die uns diesseit des Rheins gleichgültig ist. Heine weiß nicht, daß man sich jetzt in Deutschland mit den wichtigsten Erörterungen über Kirche und Staat, mit den Untersuchungen über Protestantismus und jesuitische Reactionen, über Preußens und Rußlands Zukunft, über hundert wichtige Culturfragen, nur nicht mehr mit seinen „Reisebildern" beschäftigt. Heine ging vor zehn Jahren nach Paris und bildet sich ein, daß Deutschland noch immer auf Vollendung des Perioden wartet, den er gerade angefangen hatte, als sein Fuß das Hamburger Dampfschiff betrat, das ihn nach dem Havre transportirte. Er glaubt, wir knusperten noch immer an den kleinen Gedichten und Novellen der damaligen Taschenbücher, an seinem Streit mit Platen, an seinen Salonwitzen, an einem Bilde, das er von Friedrich von Raumer brauchte und ähnlichen, großartigen Leistungen, von denen er (S. 363) sagt: „Meine Leistungen sind Monumente, die ich in der Literatur Europas aufgepflanzt habe, zum ewigen Ruhme des deutschen Geistes." Weil Heine glaubt, daß wir um diese Monumente wie die Zwerge noch immer mit staunender Verwunderung herumgingen, so hielt er eine Schrift über seine persönlichen Differenzen mit Börne für ein Unternehmen, dessen Erscheinung man nicht zu motiviren brauchte.

Ob sich Heine für witziger, poetischer, unsterblicher als Börne hält, kann dem Biographen des letztern gleichgültig sein. Immerhin mag er ein Buch schreiben, dessen Thema

in folgenden Worten (S. 210) ausgesprochen liegt: Börne's Anfeindungen gegen mich waren am Ende nichts Anderes, als der kleine Neid, den der kleine Tambourmaitre gegen den Tambourmajor empfindet: er beneidet mich ob des großen Federbusches, der so keck in die Lüfte hineinjauchzt, ob meiner reichgestickten Uniform, woran mehr Silber, als der kleine Tambourmaitre mit seinem ganzen Vermögen bezahlen konnte, ob der Geschicklichkeit, womit ich den großen Stock balancire, ob der Liebesblicke, die mir die jungen Dirnen zuwerfen, und die ich vielleicht mit etwas Koketterie erwidere!" Allein diese Schilderung der eigenen Liebenswürdigkeit, des „fetten Hellenismus" seiner schönen Gestalt, der Liebesblicke, die ihm die jungen Dirner des Palais Royal zuwerfen, sie brauchte nicht auf Kosten eines Mannes zu geschehen, dessen sittliche und politische Bedeutung, publicistische Tiefe und römische Charakterfestigkeit, dessen schönes edles Gemüth und zarte Hingebung an Schmerz und Unglück, dessen Herz in allen seinen Lebensfunctionen ihn gegen Heine als einen Riesen erscheinen läßt, der ganz ruhig die Hand auf die „europäischen Monumente" Heine's legen und sagen kann: „Ich bin als Mensch doch größer als Du!"

Heine erzählt uns seine Berührungen mit Börne. Er erzählt, wie er ihn gefunden, im seidenen Schlafrock, mit der Pfeife im Munde, schwerhörig, heute krank, morgen unpäßlich. Auch diese Beschreibungen sind zum Theil wahr, theils ergötzen sie, weil sie aus dem Bestreben hervorgehen, zu zeigen, daß Heine schöner gebaut, corpulenter, liebenswürdiger, kurz ein Mensch sei, den man mit Börne nicht vergleichen könne. Mißlich aber ist es mit den Aeußerungen, die er Börne in den Mund legt. Diese füllen oft in einem Zuge mehr als sechs bis sieben Seiten. Sollte Heine schon vor zwanzig Jahren die Absicht gehabt haben, seine Memoiren zu schreiben und über die Aeußerungen der Menschen, mit denen er umgeht, bereits so lange Buch führen? Unmöglich. Diese langen Tiraden, die oft witzig, oft durch ihre Länge ungenießbar sind,

kann Börne nicht gesprochen haben. Heine, der ein so schwaches Gedächtniß hat, daß er sogar dasjenige, was ihm das Theuerste hätte sein sollen, seine Grundsätze, vergaß, Heine sollte den Kopfrechner Dase an Intensität des Erinnerungsvermögens übertreffen? Gegen die Echtheit dieser Diatriben müssen wir von vornherein protestiren. Sie sind ohne Zweifel durch einen schlagenden Einfall Börne's angeregt, aber in dieser Form ohne Widerrede von Heine ebenso erfunden, wie die Reden, die Cornelius Nepos jene Imperatoren halten läßt, die größer waren als er.

Alle Welt wird mit mir darin übereinstimmen, daß das, was Börne bei Heine redet, ihn eben nicht im liebenswürdigsten Lichte erscheinen läßt. Nicht nur, daß er sich wie ein unsinniger Coupe tobt in seinem politischen Fanatismus geberdet, er ist auch lasciv, gewöhnlich, nicht selten beinahe gemein. Diese Lüge in dem Buche Heine's hat mich — nächst der empörenden Mißhandlung eines edlen weiblichen Gemüths — am tiefsten gekränkt, hat mich um so mehr gekränkt, als sich vielleicht Börne wirklich manchmal hat gehen lassen, wenn er mit der saloppen Gesinnungslosigkeit, der witzelnden Blasirtheit, dem bekannten bauchgrimmenden Ennui Heine's zusammenkam. Wir sind Menschen und Börne war sogar ein guter Mensch. Wenn er in Heine's Gegenwart manches Lascive und Triviale sprach, so that er es aus Gefälligkeit gegen den Mann, der ihn besuchte. Börne war zu gutmüthig. Heine eine andere Sprache vorzuschlagen, als dieser in seiner Unterhaltung gewohnt ist. Zwei Juden — man kennt das! Wenn diese „Witze" nicht ganz erfunden sind, so beweisen sie nur, wie freundlich Börne in seinem Wesen war, wie wenig er den Streit liebte und mit wie viel Aufmerksamkeit er denen entgegenkam, die ihn besuchten. Womit sollte er Heine unterhalten? Er schätzte den jungen Mann, er setzte Hoffnungen auf seinen Styl, er glaubte ihn aufmuntern zu müssen und ging harmlos auf die Talmudwitze ein, an denen Heine mehr seinen Humor genährt hat, als an unserm Jean Paul, den er in diesem Buche einen „confusen Polyhistor" nennt. Werden doch zwei getaufte Juden von so lachlustiger Natur, wie Börne und sein Schatten,

tausend Gelegenheiten finden, an den drolligsten Vorkommnissen innerhalb der Synagoge und des Ghetto ihren Witz zu üben. Der „arme Börne" (Heine nennt ihn in seinem ganzen Buche nicht anders) ließ sich vor dem jungen Manne, der ihn besuchte, mehr als billig gehen und dieser benutzt jetzt dessen problematische Aeußerungen, um über Börne einen häßlichen gelben Nebel zu verbreiten. Möchte diese Aufklärung des wahren Sachverhalts ihn von dem Andenken des trefflichen, gerade in seinem häuslichen Gespräch immer gewogenen und besonnenen Mannes für immer verscheuchen!

Der politische Theil der mit Börne gepflogenen Unterredungen Heine's bezweckt, ersteren als einen republikanischen Narren, letzteren als einen Royalisten, oder wie man es von den ausgesöhnten Legitimisten in Frankreich nennt, als einen Ralliirten hinzustellen. Börne ist nach Heine ein Sansculott, er dagegen nur ein philosophisch-gemüthlicher Beobachter des Laufes der Begebenheiten, Börne gehört zur Parthei des Berges, Heine wahrscheinlich zur Parthei des „Sumpfes". Ich habe die zahme, royalistische Widerrufs-Politik Heine's mit Vergnügen gelesen, denn sie läßt hoffen, daß man die Polizei-Actuarstelle, welche Börne früher in Frankfurt bekleidete, vielleicht ihm überträgt und ihm dadurch Gelegenheit verschafft, sich im Vaterlande von dem geringen Gewicht, das man noch auf seine Worte legt, selbst zu überzeugen. Allein man bedenke: Die erwähnten Gespräche mit Börne sind zu einer Zeit gehalten, wo Heine selbst einer der unternehmendsten Jakobiner war, zu einer Zeit, wo seine Schriften mit der Marseillaise begannen und der Parisienne aufhörten; zu einer Zeit, wo seine Pamphlets nur verstümmelt erscheinen konnten, weil kein deutscher Drucker wagte, seine Finger zum Auftau all' der Guillotinen, die in diesen Raisonnements drohten, herzugeben. Nun ist nicht zu leugnen, und mein Buch wird darüber mit Ernst und Aufrichtigkeit urtheilen, daß Börne in den Tagen nach der Julirevolution sich der Hoffnung auf einen gewaltsamen Umschwung der Begebenheiten mit rücksichtsloser Leidenschaft hingab; allein was ist edler, wahrer und redlicher: diese Ansichten auch innerhalb seiner vier Wände vertheidigen, oder sie, wie es bei Heine der Fall war,

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Veſte Sonderburg auf der Inſel Alſen. (Rechts und links ſteiniges Geſtade. Im Hintergrunde ein Feſtungswall, rechts und links von zwei Thürmen mit Eingängen begränzt. Das kleine mit Eiſenſtäben vergitterte Fenſter des vom Zuſchauer links geſehenen Thurmes iſt matt erleuchtet. Durch die Schießſcharten ſieht man auf's Meer.)

Nacht. Gewitter.

Erſter Auftritt.

Brockdorp, Tycho Krabbe (treten mit bewaffneten Begleitern, welche Fackeln tragen, ganz vorn links auf).

Tycho.

Ihr müßt den Sturmwind ſchelten, Commandant,
Daß er uns ſo zur Nachtzeit, ungebeten,
An Eurer Veſte rauhes Ufer ſetzt!

Brockdorp.

Ein unerwarteter Beſuch! Und doch
Erwünſcht und heißerfleht, Herr Reichsmarſchall!

nur zur intereſſanteren Draperie ſeines Styles zu benutzen und nach einigen Jahren in Hoffnung auf die Frankfurter Polizei-Actuarſtelle,*) als nie dagewesen leugnen? Das dritte Wort in Heine's „franzöſiſchen Zuſtänden" iſt die Tricolore, die Guillotine, das Ca ira u. ſ. w., bei Börne war es auch das dritte Wort in der Converſation. Geſetzt, ſie wären beide in einem betrübenden Irrthum befangen geweſen, wer war redlicher, Börne oder ſein Verräther?

Heine hat die Abſicht, die patriotiſchen Erhebungen ſeit 1830 als lächerlich hinzuſtellen. Große Anfänge, die klein enden, fordern leicht den Witz heraus. Allein auch hier muß der Spötter Berechtigung haben und Heine, der jahrelang um die Gunſt der republikaniſchen Partei in Paris bahlte, hat dieſe nicht. Wenn über das Mißlingen des Hambacher Feſtes ein Mann von deutſchem Gefühl, Sinn für Gemeinwohl, ein Freund geſetzmäßiger Freiheitsentwicklung frohlockt, ſo wird man ihm vielleicht mit getheilten Empfindungen zuhören; allein Heine ſollte ein Recht haben, die ſüddeutſche politiſche Bewegung, die Vorfälle in Rheinbayern und das Aſſociationsweſen der deutſchen Handwerker zu beſpötteln? Er hat es einmal deshalb nicht, weil er früher ſeine Schriften mit den grellſten revolutionairen Farben überpinſelte, und zweitens auch darum nicht, weil überhaupt ein Herz ohne Gefühl, ein Charakter ohne Stetigkeit, ein Streben ohne Geſinnung nicht berufen iſt, in ernſten Fragen, die das Gemeinwohl berühren, eine Anſicht für oder gegen auszuſprechen. Wer ſo tief, wie Heine, im Jüdiſchen, Materiellen, in der Blaſirtheit des Jahrhunderts verkommen iſt, dem kann nicht einmal das Frohlocken über eine geſcheiterte Unbeſonnenheit geſtattet werden. Alle deutſchen Ehrenmänner, die den Gang der Begebenheiten ſeit 1833 billigen, werden darin einig ſein, daß ſie nimmermehr zum Organ dieſer Billigung Heine wählen möchten. Der deutſche Sinn iſt einmal ſo. Börne mit ſeiner etwaigen Uebertreibung ſteht uns immer noch ehrenwerther da, als Heine mit ſeinem Widerruf.

Die gänzliche Unfähigkeit unſeres leidigen Gewährsmannes,

*) Nach ſpäterer Kunde: Auf die Penſion Louis Philippe's.

sich in die Tiefe eines edeln Gemüths zu versenken, beweisen die schnöden Trivialitäten, die Heine über die religiöse Stimmung, die Börne am Abend seiner Tage für vieles Gescheiterte tröstete, sich erlauben zu dürfen glaubt. Auch über diese Erscheinung werden die nachstehenden Blätter sich wahrer aussprechen, so wie denn überhaupt mein Buch auch die einzig als wahr anzunehmenden Aufschlüsse über das Zerwürfniß zwischen Börne und Heine enthalten dürfte. Heine hat der Wahrheit durch seine Schrift zuvorkommen wollen; aber ich denke, da jene nach der Lüge erscheint, wird ihm das Aufräumen der Gegnerin um so leichter werden.

Ich gestehe, daß ich für manches Unterhaltende und Witzige in Heine's Schrift nicht unempfindlich bin. Heine ist ein munterer Kopf, der, ohne alle wissenschaftliche Bildung, mit einer, weniger poetischen, als poetisirenden Gabe ausgestattet ist, die ihm erlaubt an den Dingen mehr Seiten herauszugrübeln, als sich der Beobachtung des Verstandes auf den ersten Blick darbieten. Weniger Poet, als poetischer Dilettant aus der romantischen Zeit her, weiß er den Gegenständen seiner Beobachtung eine phantastische Appretur zu geben, die von einem angebornen Sinn für das Naive, das Detail, das Unwesentliche, Specielle unterstützt wird. Ohne Selbsterziehung, von den Schmeicheleien seiner Umgebung früh gehätschelt, angewiesen auf Lebenserneten, die sein Fleiß nicht zu säen brauchte, ein verwöhntes Kind der Familiencoterie, schlenderte er mit nachlässiger Indifferenz durch ein menschliches Dasein, das ihm der Zufall sanft genug bettete, blieb bei jeder Albernheit, die ihm das Leben der Straße bot, stehen und glossirte die Menschen, ihre Sitten, ihre Meinungen, ihre Schicksale, ihren Glauben. Nie hat Heine aus dem Kreise des kleinlichsten Egoismus heraustreten können. Nie empfand er für das, „Was", wie Goethe sagt, „der ganzen Menschheit zugetheilt ist." Zieh man ihn der Unwahrheit, nannte man ihn gesinnungslos, häufte man Vorwurf auf Vorwurf, — es ließ ihn gleichgültig, wenn man ihm nur — den Witz einräumte! Und in der That, das Talent, sich im fernen Paris in eine dunkle, versteckte Stube einzuschließen und von dort aus über die Lächerlichkeiten von tausend Menschen, denen er im Leben

begegnete, nachzugrübeln: dies Talent besitzt er. So muß ich gestehen, daß ich Einiges in seinem Buche über Börne belacht habe. Aber nun denke man sich, wenn man gezwungen werden soll, auf Kosten auch edler Menschen zu lachen! Wenn man mitten in einem spaßhaften Satze vor der beleidigenden Wendung desselben erschrickt und für einen Autor erröthet, der nicht mehr erröthen zu können scheint! Als ich von Heine's Witz gebrandschatzt wurde, auch über Edle zu lachen, war es mir, als bekäme man von einem Restaurant eine Fleischspeise mit pikanter, appetitreizender Sauce, striche diese mit dem Messer fort und würde plötzlich von einem Faulgeruch überfallen, den die Capern und Champignons verdecken sollten, oder man nähme einen Bissen in den Mund und müßte ihn aus Schreck über ein langes rothes Haar an der Gabel fallen lassen! Solche Schrecken bietet fast jede Seite der Heine'schen Schrift.

Auch ohne meine Rüge wird man die Mißhandlung einer edeln gebildeten Dame, die Börne in treuer Anhänglichkeit ihr Leben gewidmet hat, empörend finden. Das Verhältniß Börne's zu Madame Wohl (es wird in meinem Buche erzählt) gehört zu jenen schönen Begegnungen edler Seelen, die zum Glück der Dichter und Weisen nicht blos von ihnen nur zum Gegenstand ihrer Schöpfungen gewählt wurden, sondern die oft sie selbst beglückten und ihnen ein einsames Dasein verschönerten. Ganz Frankfurt, hierüber gewiß competent, stimmt darin überein, daß Börne's Verhältniß zu Mad. W. ein eben so wohlthätiges für den verlassen und einsam in der Welt stehenden Unverheiratheten, wie seiner Natur nach rein und sittlich war. Heine wahrlich sollte doch Einer der Ersten sein, der das Poetische einer solchen Beziehung mehr als Andere zu würdigen wüßte. Statt dessen bringt er diese Dame an den Pranger der Publicität. Er entwürdigt ihr Leben, er bezweifelt ihre Sittlichkeit, er schändet sie mit der Lascivität seines gemeinen Witzes. Eine Frau, die ihn durch nichts gekränkt haben kann, als durch ihre liebende Verehrung für Börne, ihr Gatte, der der Dritte in einem Seelen-Bunde war, für dessen Verständniß die alltäglichen Begriffe unseres Lebens nicht ausreichen, alle diese Beziehungen werden hier

von Heine's Spott so besudelt, daß sie wie ein unsittliches Verhältniß aussehen. Wie tief ist doch die Würde unserer Literatur gesunken! Ein Schriftsteller, der sich einbildet, „europäische Monumente" errichtet zu haben, kann sich darin gefallen, Kothhaufen aufzubauen, wie die Gamins der Straße! Wenn dieser zügellose Mißbrauch der Presse fortfrißt, welches sittliche weibliche Gefühl wird nicht zittern vor einer Berührung mit Dichtern und Schriftstellern? Hingebungen, wie sie Goethe, Bürger, Tieck, Schlegel fanden, werden aus Furcht, öffentlich gebrandmarkt zu werden, aussterben. Der Poet wird auch darin der Aermste werden, daß kein Frauenherz mehr seinem Frieden traut, und ihm, wie Heine's, des großen Sittenrichters, Beispiel lehrt, nichts übrig bleibt als die blinde Wahl unter den Nachtvögeln des Palais Royal.

Ich bin zu Ende. Heine schließt sein Buch mit einer von ihm schon abgenutzten Allegorie fast wie ein Testament. Er sagt: „Ich werde dick und fühle eine sonderbare Müdigkeit des Geistes." So wird auch bald, nach *solchen Büchern*, der schöne Ruhm, den er in der Literatur des Tages behauptete, sein Auge schließen und von Heine nichts mehr übrig bleiben, als ein ödes, nur mit spärlichem Grün bewachsenes *Gewesen*! Börne's letzte Schrift zeigte ihn uns edler, verklärter, als je. Selbst seine Feinde gewannen ihn lieb, als er sein letztes Buch geschrieben und starb. Heine's letzte Schrift aber zeigt ihn uns vollkommen in einer moralischen Auflösung. Börne war kein Dichter und schrieb wie ein Prophet. Heine affectirt ein Dichter zu sein und schreibt wie ein Gamin. Börne war nicht frei von Irrthümern, aber im Feuer seiner Ueberzeugung härtete sich ein stählerner Charakter. Heine schwimmt im Meer der Lüge und wird sich allmälig ganz auflösen in das „goldene" Nichts der Eitelkeit. Börne stritt gegen die Lebenden und versöhnte sich mit den Todten. Heine fürchtet die Lebenden und erst, wenn sie sterben, bekämpft er sie. Börne griff seine Feinde an: Heine nur die Gattinnen und Freundinnen seiner Feinde. Börne stritt, als er noch lebte, gegen Heine: Heine wartete und antwortete dann erst, als Börne gestorben war.

So mögen diese Blätter hingehen und für das Leben eines

merkwürdigen Mannes ein besseres Zeugniß geben, als die Lügenschrift seines Rivalen, der ihn um den Ruhm einer edlen Gesinnung und den Vorsprung eines gediegenen Charakters beneidete! Wenn Heine beabsichtigte, meinem Buche von vornherein beim deutschen Publikum die Glaubwürdigkeit abzuschneiden, so denke ich nicht, daß nach dem Inhalt dieser zu meiner Schrift nothwendig gewordenen Vorrede ihm sein schnöder Zweck gelungen ist.

Hamburg, den 10. August 1840.

Zur zweiten Ausgabe.

Die im Vorhergehenden ausgesprochene Vermuthung, es dürfte die erste Grundlage einer Biographie Börne's die Veranlassung zu weiterm Ausbau durch Mittheilungen und Ergänzungen seiner Freunde werden, bestätigt sich schon in dieser neuen Bearbeitung. Sie ist gegen das frühere thatsächliche Material so reich vermehrt, mit ungedruckten Briefen Börne's und den mannigfachen Erinnerungen seiner persönlichen Verehrer so reich ausgestattet, daß sie dadurch an und für sich schon ein neues Interesse erhalten hat.

Von Irrthümern der frühern Abfassung sind einige nicht unwesentliche berichtigt. Doch blieb im Ganzen der Standpunkt der Beurtheilung derselbe und im Einzelnen wagte ich sogar hie und da von den Notizen abzuweichen, die ich zur Berichtigung meiner frühern Behauptungen von Paris her empfing. Ein objectiver Abschluß ist bei einem so reichen Geiste nicht möglich und Meinungsverschiedenheiten gereichen einem bedeutenden Manne, der sozusagen aus dem Vollen lebte, nur zur Ehre.

Fortgelassen habe ich aus der Mitte des Buches die Fragmente über Villèle, von denen ich früher glaubte, sie seien ungedruckte Privatmittheilungen an Herrn Murhard in Kassel. Indessen hat sich herausgestellt, daß sie schon in Cotta's poli-

tischen Annalen standen, und jetzt befinden sie sich im fünften Bande der Stuttgarter Ausgabe von Börne's gesammelten Schriften. Diese Lücke ist durch bisher ungedruckte, in jene Periode fallende Briefe und Gesprächsäußerungen Börne's ersetzt, die ich wie fast das ganze reiche Ergänzungsmaterial dieser neuen Bearbeitung den unermüdlichen und treuen Pflegern des Börne'schen Gedächtnisses, Herrn und Madame Strauß-Wohl in Paris, verdanke.

Frankfurt a. M., den 11. August 1845.

Zur dritten Ausgabe.

In neuerer Zeit ist es Sitte geworden, über Ludwig Börne geringschätzend zu urtheilen.

Gervinus hat dafür den Ton angegeben. Die Frivolität unserer Epoche, verbunden mit dem Reichseinheitsgefühl, das sich in allerlei Gestalt, auch übermüthiger, ausspricht, hat seinem Urtheil nachgeredet. Unsere Jugend hat keine Zeit, etwas Anderes zu lesen, als die Journale, etwas Schopenhauer und Dies und Jenes, was dem Tage angehört. Die Mythenbildung über das an sich noch nicht Veraltete ist oft lächerlich, zuweilen abscheulich.

Gervinus, den ich schon 1838 mit derselben Charakterisirung seiner Methode in diesem „Leben Börne's" abfertigte, die jetzt über ihn allgemein ausgesprochen wird und für neu gilt, tadelte Börne nach der den Deutschen eigenen Weise, sich das Recht, nach obenhin gelinde freimüthig zu sein, dadurch zu erobern und zu sichern, daß man Fußtritte nach unten giebt. Wenn man Gervinus neuerdings „verzogen" und „verhätschelt" genannt hat und wenn er dies je gewesen ist, so war es jedenfalls in seiner ersten Zeit, in Frankfurt am Main der Fall, wo man schon in dem Lehrer an einer Erziehungsanstalt einen künftigen Thucydides sehen wollte. Natürlich mußte die gerade für Frankfurts maß-

gebende Regionen correcte Gesinnung vor dem Namen Börne's ein Kreuz schlagen.

Es haben aber auch Andere, selbst Solche, die Gervinus seiner politischen Gesinnung seit 1866 wegen nicht mehr grün sind, das Geschäft fortgesetzt, die Theorie von „Blut und Eisen" in's Literarische zu übertragen und frischweg die Erinnerung an den Ketzerproceß der Gegenwart als alten Plunder über den Haufen zu werfen. Ich will die Streber und Reptilienfondsaspiranten, die ich meine, hier nicht nennen. Sie werden sich ja, es sind Professoren darunter, bald kenntlich machen, wenn sie in ihrer Reichseinheitstrunkenheit noch dahin kommen werden, den seligen Regierungsrath Tzschoppe für einen ehrenwertheren Begründer des deutschen Reichs zu erklären, als die Schriftsteller, die unter diesem Manne gelitten haben.

Eine andere Richtung unserer Tage, die mehr frivole, glaubt es Heinrich Heine schuldig zu sein, Börne geringschätzig zu behandeln, und setzt ihn selbst da herab, wo die Alternative, Heine oder Börne, gar nicht geboten ist. Pietätlosigkeit, Undankbarkeit ist der Charakter unseres literarischen Treibens überhaupt. Festzuhalten unter allen Umständen, daß in den Jahren 1820—30 jeder gebildete Deutsche eine wahre Freude, einen reinen Genuß an den humoristischen Arbeiten Börne's, an seiner „Denkrede auf Jean Paul" u. s. w. hatte, und eine solche Thatsache, die ich in meiner Jugend an mir selbst erprobte, literarhistorisch und anständig allezeit ebenso festzuhalten wie den Satz, daß Lessing's Minna von Barnhelm das beste deutsche Lustspiel sei, das vermögen wir Deutsche nicht. Daran sind unsere Schulmänner schuld. Diese pflanzen der Jugend lediglich die Adoration vor Schiller und Goethe und ihrem Privatgeschmack ein. Daher das Chaos in den Köpfen selbst der Schreibenden über die Gegenwart und die jüngste Vergangenheit.

Für die deutsche Reichseinheit zu arbeiten, darauf kam es in einer fünfzigjährigen Friedenszeit, die auf Napoleon's Sturz folgte, noch nicht an. Einen deutschen Kaiser anzustreben, war vor 1848 geradezu lächerlich. Das Erz mußte erst wieder durch eine Revolution in Fluß ge-

kommen sein, um darüber nachzudenken, welche Gestalt man ihm zu geben hatte. Vorher war das Verdienst, das sich ein ehrlicher Deutscher, ob Staatsmann oder Schriftsteller, um die Nation erwerben konnte, nur darin zu suchen, ob er die Freiheit beförderte, die bürgerliche Emancipation, die Theilnahme des Volkes an der Sorge für sein eigenes Wohl und Wehe.

Die Freiheit hat Börne gewollt, dieser sein Leben gewidmet. Litt sein Andenken unter den Herabsetzungen des Gothaer Doctrinarismus, leidet es noch theils unter den hochfahrenden Machtsprüchen der Politiker des Erfolgs, theils unter der Ignoranz des kleinen belletristischen Feuilleton-Geziefers, so wird sich doch der eigenthümliche, Rousseau verwandte Geist dieses Schriftstellers durch diese Verkleinerungen seines Werthes hindurcharbeiten und noch manchem Literaturfreunde Veranlassung geben, sich die Kraft fühlbar zu machen, die diesen Mann vor Jahren so weithin wohlthuende Wirkungen im Vaterlande erreichen ließ.

Wieblingen bei Heidelberg, September 1875.

Börne's Leben.

Nichts leichter, als von achtbaren Eltern geboren werden, einen guten Schulunterricht genießen, mit guten Zeugnissen die Hochschule beziehen, mit Anmaßung sie verlassen, im schwarzen Frack die Runde bei den Staatsmännern machen, die ein Amt zu vergeben haben, es glücklich erhalten, den Eid der Treue schwören, wirklich treu sein, treu dem Fürsten, treu den Grundsätzen unserer Vorgesetzten, treu dem Geiste, in welchem uns unser Gehalt vierteljährlich von der Landeskasse ausgezahlt wird, fünfzig Jahre in diesem Geiste verharren, steigen bis zum wirklichen geheimen Rath und mit Orden bedeckt, von Kindern und Enkeln umringt, ein ehrlich erworbenes kleines Vermögen hinterlassend, endlich das Zeitliche segnen.

Und noch mehr! Du kannst dir manches Verdienst um deine Mitmenschen erworben haben und die Medaille mit Recht ansprechen, die in der fürstlichen Münze auf dein Andenken geschlagen wird! Du kannst die Residenz deines Landesherrn mit einer Pappelallee geschmückt und für Brunnen gesorgt haben, die deinen Mitbürgern ein besseres Trinkwasser geben! Du kannst eine Rentenanstalt begründet, die Lotterie abgeschafft, eine bessere Verwaltung des Armenwesens nach neueren Theorieen eingeführt haben! Du hast die Landwirthschaft deiner Provinz gehoben, indem du Wettpreise für den besten Flachs, das beste Obst aussetztest; die Pferdezucht, die

Schafveredelung, die Schulanstalten und sogar die Landesbibliothek, Alles kann durch dich gehoben, verbessert, neu begründet sein, und doch war dein Leben so, wie der Wind vorüberfährt. Was du thatest, that dein Amt, deine bürgerliche Stellung, deine nächste äußerliche Pflicht: du hättest auf die Art die Welt erobern können und doch nicht nöthig gehabt, dabei dein Bett zu verlassen. Man kann sterben und drei Tage lang mit Läuten der Glocken, mit angelaufenen Degen und Florbinden betrauert werden, und hat doch nicht wahrhaft menschlich gelebt.

Menschlich leben! Wahrhaft menschlich leben!

Es heißt mehr, als ein guter Vater, glücklicher Gatte, treuer Staatsdiener sein. Menschlich leben heißt ein Engel sein, der vom Himmel abkommt und sich in diese Welt verfliegt, irrend, nicht wissend, wo er ein Thor findet, um in seine Heimath zurückzukehren. Menschlich leben heißt nicht, wachen am Tage oder träumen in der Nacht; sondern: träumen am Tage, wachen in der Nacht. Vor allen Dingen heißt menschlich leben unglücklich sein, verkannt werden, in seinem heiligsten Glauben mißverstanden, in seinen Hoffnungen von einer schadenfrohen Wirklichkeit verspottet werden, geäfft vom Echo unserer Ohnmacht, wenn wir stolze und erhabene Wünsche mit donnernder Stimme in die Welt hinausgerufen haben, betrogen vom Nächsten und Entferntesten, verfolgt vom Feinde und noch mehr sogar belächelt und bemitleidet werden vom Freunde, der uns nicht versteht. Seht, so zwängt sich der Eine mit zusammengedrückten Schultern, gebogenem Rücken, gesenktem Kopf durch Alles hindurch, was das Leben an guter Ordnung, friedlicher Sicherheit, Netto-Ertrage darbietet; aber der Andere sucht gerade die Widersprüche unseres Daseins auf, will diese versöhnen und geräth zwischen die Räder einer Bewegung, die er zum Wohl des Ganzen hemmen wollte. Er sucht die ungebahnten Straßen, die versteckten Winkel des Lebens auf, bis in welche der Lärm des scheinbar glücklichen Jeden Tag Hineinlebens nicht gedrungen ist, er denkt an den Winter, während Jene sich im Sommer sonnen. Und nun bricht meinem Menschenfreunde eine Sprosse der Leiter, die er ansetzte, um eine köstliche Frucht für uns

Tycho.

Ich kenne mich zurecht. Ein taxfres, feſtes Schloß!
Wie ſo erwünſcht? Warum erfleht, Herr Brockdorp?

Brockdorp.

Leicht iſt ein Amt, das ſich auf Treue gründet;
Vertrauen hilft auch ſchwere Laſten tragen —
Doch dieſes Amt, Herr Reichsmarſchall —

Tycho.

Dies Amt?
Was ſcheltet Ihr dies ehrenwerthe Amt?

Brockdorp.

Es macht mich elend, Kerkermeiſter ſpielen, ...
Statt mit dem Schwert, mich ſo mit Schlüſſeln tragen!
(Er zeigt dieſe.)
Was iſt geſchehn in Kopenhagen, ſprecht!
Die Haft iſt um, Herr Tycho Krabbe, redet!
Gewiß, Ihr kommt, den König abzuholen.

Tycho.

Den König? Ei, Herr Commandant, ich hoffe,
Da oben an dem Thurm, der Schimmer kommt
Von einer ew'gen Lampe! Abzuholen?
Sagt, Brockdorp, ſelbſt! Ihr findet nirgendwo
Im ganzen Dänemark ſo feſte Thürme
Als hier in Sonderburg. —

(Eine tiefe Stimme ſingt von oben aus dem erleuchteten Thurme das Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!")

Alle zu holen — die Menge lacht. Er wendet sich zu ihr mit geistvoller schwärmerischer Rede, sie findet beim Einen Anklang, beim Andern Widerspruch, beim Dritten verleumderische Entstellung. Nun werfen sie sich sein Herz mit den innersten Geheimnissen desselben wie einen Spielball zu, suchen in großen Zwecken, die dem Allgemeinen galten, kleine auf, die sich die Person vorbehielt, stellen die Absichten und die zu ihrer Durchsetzung aufgewandten Mittel in einen lächerlichen Contrast und machen aus dem Erhabenen etwas Gemeines: — das, das heißt menschlich leben!

Ich las, daß einst ein geistvoller Denker sagte: „Die Möglichkeit, daß noch einmal ein Messias erscheine, ist für unsere Zukunft noch nicht abgeschnitten." Ich mußte lachen. Ein Messias kann erscheinen; wenigstens bedürfen wir seiner; um ihn aber anerkannt zu wissen, nimm uns erst die kleinliche Genußsucht unserer Zeit, nimm uns die hämische Begrüßung des Außerordentlichen, ein Product unserer frivolen Ohnmacht, nimm uns jene sogenannte Civilisation, die uns in den Ketten und Banden einer scheinbaren bürgerlichen Ordnung hält, nimm uns diese fürchterliche Controle unserer nächsten unschuldigsten Lebensäußerungen, und dann denke an deinen Messias! Oder glaubst du, ein „Sohn Gottes" hätte in einem Jahrhundert der Gensdarmen und der Pässe in die Welt kommen können? Warum nicht? wirst du antworten. Zum Gekreuzigtwerden haben wir Pilatusse und Golgathas genug. Aber drei Jahre konnte er lehren! Das wäre jetzt unmöglich. Nur zu bald würde man ihn tödten! Durch Nadelstiche. Durch tausend kleine Qualen schürte man ihm ein Feuer unter einem Rost, auf dem er langsam und schmerzlich ausathmen würde; nicht den Körper, das Gemüth tödteten sie ihm. Das ist der große Muth, den das Genie in unserm materiellen Jahrhundert haben muß — der Welt thöricht zu erscheinen; der Muth, entstellt zu werden, mit seinen persönlichen Verhältnissen an's Tageslicht gerissen, gekränkt in Vater und Mutter, Schwester und Gattin, geärgert von der rothwangigen Genügsamkeit, die seinem Treiben mit einer Art von Mitleid zusieht, verzerrt zu werden in eine Carri-

catur und als Märtyrer für etwas zu fallen, das selbst die nicht einmal anerkennen, denen zu Liebe es ersonnen und mit dem Tode besiegelt wurde!

Und wenn ich den edlen Mann nenne, welcher diese Betrachtungen bei mir weckte, Ludwig Börne, so gesellt sich zu ihnen noch eine andere, von der ich nicht weiß, soll man sie eben so schmerzlich oder einen Trost nennen? Kaum war die Kunde von Börne's Tod erschollen, so war das Urtheil der entgegengesetztesten Partheien versöhnt. Was man dem Lebenden nicht einräumte, räumte man dem Todten ein. Als man ihn bestattete, senkten alle Principien ihre Fahnen und sagten: Es war doch ein Charakter! Den Werth der Ideen, für die er gelebt hatte, ließ man unentschieden; man bewunderte wenigstens, daß er mit ihnen gestorben war. Er hatte nichts widerrufen, hatte keinen Priester an sein Bett kommen lassen, hatte keinen Brief an den Frankfurter Senat dictirt, Wolfgang Menzel nicht deshalb geschont, weil dieser ihn einmal gelobt, Heine nicht deshalb geduldet, weil dieser sich nach ihm gebildet hatte, er nahm weder seine Pariser Briefe noch seine Satyre auf die Schnelligkeit der Thurn- und Taxis'schen Eilwägen zurück, weder den Narren im weißen Schwan, noch einen Paragraphen seines politischen Glaubensbekenntnisses, es wurde nichts bekannt von Pensionen, die er bezogen hätte, im Gegentheil erfuhr man, daß er seiner Liebe zur Freiheit die uneigennützigsten Opfer zu bringen pflegte — da konnte man die Bewunderung nicht mehr zurückhalten. Unsere Zeit, sagte man, so schwach — und doch sollte Einer so stark gewesen sein?

Und das also die einzige Art, wie man sich mit euch versöhnen kann! Fest bleiben im Unglück, das diese Welt über uns verhängt, nicht weichen links oder rechts vor dem Koth, mit dem man beworfen wird, lächelnd durch eure Irrthümer und Täuschungen, eure Schwäche und euren Eigensinn hindurchgehen; darüber erstaunt man in einem Zeitalter, wo selbst ein Talleyrand so schwach wurde, in der letzten Stunde dem Papst sein Leben abzubitten. Soll man an dieser Versöhnung, mit der seit Börne's Tod sein Name genannt wird, Freude haben? Soll man sagen: Die Menschen

sind einmal so, daß sie nur durch ein Schauspiel erschüttert werden können? Oder soll man noch Vertrauen zu unserer Zeit schöpfen und denken: Es liegt noch etwas Edles in den Gemüthern verborgen, der Quell der Tugend ist nicht ganz versiegt und es ist immerhin möglich, daß Staatsmänner über das, was sie am Tage Böses wirken, des Nachts Thränen vergießen? Ich gestehe hier verläßt mich die Kenntniß meiner Zeit und ich begnüge mich mit dem an sich erfreulichen Resultat, daß Börne's Charakter jetzt nicht mehr dem Mißverständnisse so ausgesetzt ist, wie zu seinen Lebzeiten, daß sich die Urtheile über ihn auffallend berichtigt haben und dem Menschen in ihm schon dieselbe Genugthuung widerfährt, die der Schriftsteller Börne, der witzige, sinnreiche Kopf, der geschmackvolle Stylist und scharfsinnige Kritiker ohne Widerrede gefunden hatte.

Eine Rettung in der Art, wie sie Lessing von Horaz und minder bedeutenden Namen schrieb, würde bei Börne nun nicht mehr nöthig sein. Sein Leben hat Aehnlichkeit mit einigen Charakteren der französischen Revolution, von denen mancher durch den in Verlauf der Zeit sich mildernden Geist der Beurtheilung aus einem Ungeheuer sich allmälig in einen Biedermann verwandelt hat, den nur die fürchterlich beengenden Umstände der Revolution zu Handlungen zwangen, die seinem Naturell ganz fremd waren. Börne beschäftigte sich mit Betrachtungen über die französische Revolution; es war seine Absicht, einzelne Charaktere derselben durch den Pragmatismus der damaligen Begebenheiten zu erklären und in der Möglichkeit, ja Nothwendigkeit ihrer extremen Handlungen zu entwickeln. Der sittliche Leumund, der dem Privatcharakter einiger dieser Männer nachtönte, bestimmte ihn, ihr Wirken genauer zu prüfen. Da zog ihn in der That Alles an, was man über Robespierre's häusliches Leben erfahren hat, die Armuth, worin Danton's Gegner starb, die Einfachheit seiner Lebensweise, ja, um noch eins zu nennen, was für Börne's Seelenleben bezeichnend ist, die Kunde von Robespierre's Hypochondrie und Schüchternheit im Umgang. Der Menschenhaß, den man bei diesem schrecklichen Namen gewöhnlich als die Ursache seiner Grausamkeit

anzunehmen pflegt, schien Börne eher ein Unglück, als eine Leidenschaft zu sein. Je mehr er in Erfahrung brachte, daß Robespierre im Leben linkisch war, nicht reden konnte, sparsam lebte, an Hypochondrie litt, in einem kleinen Hause still und traulich bei seiner Schwester wohnte, endlich für Geld und Sinnlichkeit unempfänglich war, desto gerechtfertigter wurde ihm die historische Erscheinung und die furchtbare Stellung desselben in der Geschichte.

Das Leben Börne's ist, abgesehen von dem persönlichen Interesse, das daran die Neugier nehmen kann, noch in manchen Beziehungen merkwürdig. Angedeutet ist schon, wie uns dasselbe die Stellung des Genies und des Charakters zu unserer Zeit vergegenwärtigt. Auch in Börne's Stellung zur Literatur, wie sich diese allmälig ergeben hat, liegen Gedankenreihen, die man an ihn zuerst anknüpfen muß. Außer dem denkwürdigen Einflusse, den Börne auf die politische Bildung des deutschen Volkes hatte, gewann er, da er diesen Einfluß in geistreicher Form und Sprache geltend machte, noch im Besondern zur Literatur eine Stellung, die, man kann wol sagen, epochemachend gewesen ist. Es war aber die harmloseste Art, wie Börne zur Literatur kam, die unbewußteste. Bisher sind wir gewohnt gewesen, daß Beamte oder Gelehrte in ihren Mußestunden in die Leier griffen und das Lob der Frauen, des Frühlings, des Weines sangen; junge Studenten dichteten Dramen, versäumten, sich die Antworten einzulernen, die sie einst in den Staatsprüfungen zu geben hatten, und erwählten den Dichter- und Schriftstellerberuf als einen ausschließlichen, indem sie Zeitungen, Almanache, literarische Genossenschaften begründeten. Alle hatten sie von Goethe herab bis zum gewöhnlichsten Taschenbuchsnovellisten ein bestimmtes ästhetisches Ziel, das nur in den bisher der Literatur abgesteckten Grenzen lag. Seit den Befreiungskriegen dagegen traten Männer auf, die, ohne speciell für die Literatur als solche zu schreiben, doch tiefe Furchen in den Principien derselben zogen und jedenfalls ihre Grenzen erweiterten, Arndt z. B. Görres, Steffens und Andere. Doch zogen sie sich meist auf die Geschichte oder Philosophie oder sonstige wissenschaftliche Einzelgebiete zurück oder befaßen in Stil

und Vortrag nicht jene Saatkeime, die in eine neue Epoche für die Literatur aufschießen konnten. Börne gelang es, ohne es zu wollen, ein neuer deutscher Classiker zu werden. Dasjenige, woran er am wenigsten gedacht, das fiel ihm am ersten zu. Er beurtheilte die Dichter, die Schauspieler, die Philosophen, die Publicisten seiner Zeit, schrieb Satyren aus äußern Zwecken, trieb die schöne Literatur nur, um die Politik in ein erlaubtes Gewand zu hüllen, sprach von Schiller und Goethe, denkend dabei an Montesquieu und Metternich, schrieb fast immer nur auf äußere Veranlassung, getrieben durch eine herausfordernde Gelegenheit — und doch ist aus diesem Zufälligen etwas Nothwendiges geworden, die Zusammenstellung seiner vereinzelten Thätigkeit machte Epoche, er wirkte nicht blos auf Minister und Landstände, wie fast allein sein Wille zu sein schien, sondern auf den Verlauf unserer Literaturentwicklung, auf unsere Dichter, unsere Stylisten.

Wäre Lessing trotz seines Protestes nicht noch Dichter gewesen, so würde die Art, wie sich dieser zur Literatur seiner Zeit anregend und umwälzend verhielt, mit der, wie Börne auf die unsrige wirkte, zusammentreffen. Nicht einmal die Stoffe, die sie behandelten, sind durchaus verschieden. Börne wie Lessing, beide waren bei ihren kritischen Abhandlungen vom Stoff beherrscht; dieser verflüchtigte sich vielleicht zuerst und ging mit dem Augenblick verloren, während die Form blieb und die Thätigkeit der Andern befruchtete. Lessing's Dramaturgie war längst vergessenen französischen Dramen gewidmet, deren steife Regelrichtigkeit er der Natur gegenüber erröthen machte; die Stücke und Verfasser interessiren uns jetzt nur wenig; aber die Behandlungsweise Lessing's hat sich erhalten. So wird man auch von Börne mit Vergnügen seine Theaterkritiken in der Wage lesen, die er nur zum Theil in seine „Gesammelte Schriften" aufnahm; sie sind alle würdig, erhalten zu werden*); denn wenn auch die Herren Heigel, Otto, Urspruch, die Damen Busch, Pazkowska vergessen sind, so ist doch die Art, wie Börne die flüchtigen

*) Band V. der Stuttgarter dritten Auflage enthält eine Nachlese-

Leistungen derselben fixirte, so fein, witzig und mustergebend, daß sich die Belege derselben dauernd erhalten werden. Bedeutende Genien sind in ihren Schöpfungen harmlos, und was wir an ihnen am meisten bewundern, das schenkte ihnen vielleicht der Zufall im Spiele.

Das Leben Börne's ist nicht reich an überraschenden Motiven. Man würde kein Melodram daraus machen können; weit eher eine Idylle. Er bedurfte der Einsamkeit, um seinen Träumen über das Wohl des Vaterlandes nachzuhängen, er bedurfte des Umgangs weniger Menschen, weil ein Mann, dessen Leben nach Innen gerichtet ist, nicht mit vollen Händen Anregungen ausstreuen, noch weniger zu viel Eindrücke in sich aufnehmen kann. Es wird sich ein reiches Seelenleben in dem nachfolgenden Gemälde vor uns ausbreiten; aber grelle Tinten, überraschende Schlagschatten erwarte man nicht. Das Meiste, was Börne persönlich erlebte, kam von ihm selbst; von Außen her empfing er nur jene Eindrücke der Zeit, die in ihm Gemüthsumwälzungen und Gedankendurchbrüche schufen, die von einer seelischen Tragödie in seinem Leben sprechen lassen. Ein Zeitungsartikel, der ihm eine längst gefürchtete Nachricht bestätigte oder die Kunde eines irgendwo ausgebrochenen unverhofften Ereignisses gab, konnte ihn in die lebhafteste Aufregung bringen und ihn in Stimmungen versetzen, die Andere nur kennen, wenn sich das Schicksal mit Gunst und Ungunst ihren persönlichen materiellen Interessen nähert. Um Börne's Leben zu erschöpfen, müßte man die Zeitgeschichte von dem Augenblick an, wo ihm das Verständniß derselben als Jüngling aufging, bis zur Ueberantwortung der Juli-Revolution an die Stock-Jobberey der Börse wiedererzählen; ja man müßte sie nicht blos so darstellen, wie sie jetzt allmälig ziemlich aufgeklärt vor uns liegt, sondern so trüb und verworren, wie sie sich im Augenblick darstellte, wo auf eine sichere Nachricht noch hundert falsche Gerüchte kamen, von denen jedes in anderer Art die Nerven eines Gemüths erschütterte, das mit seinen geheimsten Fäden an das Geflecht der Geschichte angesponnen schien, immer dabei nach dem Glück oder Segen fragend, der aus den Ereignissen der Menschheit dem Vaterlande erwachsen würde.

Allgemeine Andeutungen müssen hier den Biographen von der Unmöglichkeit, das Einzelne richtig und erschöpfend zu treffen, loskaufen. Sinnige Leser werden durch ein empfängliches Studium der Schriften Börne's die Züge, die sich angegeben, ergänzen. Denn Börne mag in diesen behandeln, welchen Gegenstand er will, immer spiegelt sich in der krystallenen Klarheit seiner Darstellung seine liebenswürdige Persönlichkeit, sein eignes für Freud und Leid der Geschichte empfängliches Gemüth. Diese Empfänglichkeit für die Interessen der Außenwelt, welche sich in der Stimmung seiner größern oder kleinern Aufsätze leicht erkennen läßt, giebt seinen Schriften auch den Werth, daß sie als gleichzeitige Quelle wenn nicht für eine Geschichte der Ereignisse, doch für eine Geschichte der öffentlichen Meinung benutzt werden können.

Ludwig Börne wurde als Löb Baruch den 22. Mai 1786 zu Frankfurt am Main von jüdischen Eltern geboren. Diese Abstammung Börne's ist für seine spätere Geistesbildung zu entscheidend gewesen, als daß wir uns über sie nicht gleich an der Schwelle seines Lebens verständigen sollten. Börne war Jude. Seine Feinde haben dies oft genug geltend gemacht, entweder um seine angeblichen Verirrungen zu erklären oder sie damit zu entschuldigen. Die Einen, die Germanischen, die mit ihren blonden Haaren und blauen Augen unmittelbar von den Eichen der altdeutschen Urwälder abzustammen vorgeben, haben darum Börne nie recht an sich herankommen lassen, haben sich seines Geistes, seiner Gesinnungen erwehrt, selbst wenn diese, wie früher z. B. bei Görres, mit der Tendenz des Herausgebers der Wage im Allgemeinen übereinstimmten. Die Andern haben gerade den verbissenen Groll eines nicht emancipirten Juden geltend gemacht, um Börne's uneigennützige Liebe zur Freiheit zu verdächtigen, haben das Häßlichste, was man nur im Durchschnitt vom jüdischen Charakter zu behaupten pflegt, in das Gemüth Börne's, ob er gleich Christ geworden, zurück-

zuleiten gesucht und ihm jene Liebloſigkeit, jenen zerſetzenden Verſtand angedichtet, den man für das Erbtheil der Juden ausgiebt. Die Wahrheit iſt die, daß allerdings die jüdiſche Abſtammung auf Börne's Sinnes- und Denkweiſe von Einfluß war, daß ſie ihm aber auch um ſo mehr den Beruf gab, aus dem tiefſten Bedürfniß derſelben für Einige, für die Freiheit Aller zu wirken.

Es iſt wahr, Börne hat erzählt, daß ihn der Juif de Francfort, den einſt die Frankfurter Polizei in ſeinen Paß ſchrieb, gekränkt und geſtachelt hätte, ſich dafür zu rächen. Woran hat er ſich gerächt? Nicht an etwas, das er, um ſeinen Zorn zu kühlen, erfand, ſondern an dem Zuſammenhang jener thatſächlichen politiſchen Zuſtände, die es mit ſich bringen, daß wir die Leibeigenen unſerer Herrſcher und die Juden wieder die Leibeigenen unſerer Herrſchſucht ſind. Als ihm die Dinge und Menſchen klar wurden, fand er, daß dieſer Juif de Francfort nicht allein ſtand, ſondern daß eine und dieſelbe Kette, die den Juden in Abhängigkeit hielt, ihre Fortſetzung auch in die größten und kleinſten Kreiſe der chriſtlichen Exiſtenz hatte. Das Eine verſchmolz ihm mit dem Andern; es führte Alles zurück auf dieſelbe Quelle.

So wie die Lage der Juden in Deutſchland war und ja theilweiſe noch iſt, muß es ein unſeliges Gefühl ſein, unter ihnen geboren zu werden. Schon das Spiel des Kindes hat ſeine Grenze. Denn was der chriſtliche Knabe nicht durch ſein eigenes unſchuldiges Herz zu haſſen und zu verſpotten lernt, lehrt ihn der Haß und der Spott ſeiner Eltern. Eingepfercht in häusliche Gewohnheiten, religiöſe Sitten, für die dem jüdiſchen Knaben das Verſtändniß abgeht oder das er doch verliert, wenn die Bildung, die ſeinen Geiſt mit chriſtlichen Stoffen ſchwängert, über ihn kommt, ausgeſchloſſen von den Bahnen, die chriſtliche Geſpielen und Schulfreunde für ihre Zukunft einſchlagen, gefeſſelt an eine Geſellſchaft, die in ihrer Abgeſchloſſenheit in grelle Einſeitigkeiten und wunderliche Richtungen verfällt, die der reifere Verſtand bald durchſchaut, ausgeſetzt endlich den zahlloſen Gehäſſigkeiten, die ſich die Chriſten im bürgerlichen Verkehr, in der Geſellſchaft, in localen Beziehungen gegen die Juden erlauben — das muß

tief in ein edleres Gemüth einschneiden und Wunden hinterlassen, die, da der Zustand der Juden sich immer noch nicht bessern will, so leicht nicht vernarben können. Der jüdische Kaufmann zerstreut sich vielleicht durch den glücklichen Erfolg seines Gewerbes; aber der jüdische Gelehrte ist auf die Vereinsamung mit seinem Schmerz angewiesen. Hat er die Jugend mit den Nadelstichen für seinen Ehrgeiz hinter sich, so ist ihm bald die Zukunft versperrt. Er hat die Früchte der Wissenschaft und Kunst brechen gelernt so wie wir, aber er darf sie nicht genießen. Alle Voraussetzungen der Bildung sind bei ihm dieselben wie beim Christen, ja er kann durch wissenschaftliche Einsicht sogar vom Christenthum eine höhere Idee haben, als mancher christliche Gelehrte sie hat, und doch bleibt er ausgeschlossen von einer Wirksamkeit für das Allgemeine und muß, beschränkt auf seine Glaubensgenossen, eine Bitterkeit nähren, die seinem versöhnlichen Herzen sonst vielleicht fremd geblieben wäre.

Börne war noch unglücklicher, als gewöhnlich ein Jude es ist; er war ein Jude in Frankfurt am Main. Ueberall pflegt doch wenigstens die Bildung den Juden für den Umgang in der Gesellschaft zu emancipiren; in Berlin und Wien findet unter diesen Umständen kein Unterschied mehr zwischen den Bekennern beider Religionen Statt. Aber in Frankfurt ist die Schranke für das ganze Leben gezogen; denn selbst in Hamburg tritt die Großartigkeit des Weltverkehrs und der rein unternehmende Charakter des dortigen Handels bindend zwischen zwei Bereiche, die sich allerdings für die Gesellschaft auch dort ausschließen. Aber in Frankfurt ist der Judenhaß bei den Christen eine aus den ältesten Zeiten überkommene „Umgangstugend", eine Art fashionabler Sitte, von der sich weder der junge Elegant noch die junge Schöne ausschließt: selbst Bettina verräth in ihrem Briefwechsel, daß sie zum Judenhaß erzogen wurde. Der alte reichsstädtische Uebermuth erprobte seine Kraft von je an der Hülflosigkeit der Juden, wofür nicht nur in Frankfurt Gemälde zeugen, die früher dort an öffentlichen Gebäuden die Unterdrückung der „Schutzbürger" versinnlichten, sondern noch eine Menge von

Sitten und Rechten, die, da sie gesetzlich nicht aufgehoben sind, jeder Christ gegen einen Juden in Anwendung bringen dürfte, wenn sie durch die fortschreitende Bildung der Zeit nicht in Vergessenheit gekommen wären. In Börne's Jugendzeit wurden die Juden noch um eine bestimmte Stunde der Nacht in ihrem traurigen Quartier, der von Spindler zum Schauplatz eines Romans gewählten Judengasse, eingeschlossen; auf ihren Spaziergängen um den Wall durften sie nur den Fahrweg nicht den Fußweg betreten; das Mach' Mores, Jud! hat Börne selbst auf den Frankfurter Senat angewandt, der nun auch vor den fremden bei ihm eingelegten Garnisonen Mores machen müßte. Die vierzehn nur erlaubten jährlichen Ehen sind zwar der Aufklärung der Zeit gewichen; sogar einige der reichsten Banquiers sind in das christliche Casino aufgenommen; aber sonst dauert die Abneigung und die Trennung fort. Der jüdische Knabe ist in der Sprache der Stadt ein „Judebub"; die Casinos und die Gesellschaften vermischen sich nicht, die jungen noch so reichen und oft überraschend gebildeten jüdischen Damen kommen mit den weiblichen Sprößlingen der Patriziergeschlechter in keinerlei Berührung; nur im Theater und Concert läßt sich die Begegnung nicht vermeiden; sogar die Freimaurerlogen, die doch der Bruderliebe und dem „höchsten Wesen", mag es nun Brahma, Allah, Jehova oder Christus heißen, gewidmet sind, selbst diese schließen sich einander aus und mauern jede nach ihrem eigenen Religionsbekenntnisse. Wenn sich auch hier Manches zur Entschuldigung der Christen sagen ließe und die Absonderung, deswegen, weil die Juden meist wohlhabend sind und immer den Chef von Frankfurt, Rothschild, an ihrer Spitze haben, öfters beinahe wie eine Farce herauskommt, so kann sie doch für ein tieferes Gemüth nicht anders als verletzend wirken. Bei Börne war dies sicher der Fall; wenn ihm auch sein Talent, aus diesem Wust die Philisterei herauszuerkennen, davon eine mehr heitere, als trübsinnige Auffassung gestattete.

Ueberhaupt irrt man, wenn man bei Börne in Betreff seiner jüdischen Herkunft übergroße Empfindsamkeit voraus-

Tycho (nach einer Weile aufhorchend).
Wo kommt das her?

Brockdorp.
Muß ich das bittre Wort Euch wiederholen?
Von Eurer ew'gen Lampe!

Tycho.
Chriſtiern's Thurm?
Singt das der König? (Lacht.) Hält der Zwerg die Noten?

Brockdorp.
Der kleine Mann, den Ihr zum Könige
Als lächerlichen Zeitvertreib geſperrt,
Iſt krank. Da ſingt der König nächtlich ihn
Zur Ruhe . . .

Tycho.
Ihr ſolltet mindeſtens doch ſorgen,
Daß er nicht Wiegenlieder ſingt, Herr Brockdorp,
Die überall in Dänemark verboten!

Brockdorp.
Verboten? Lieder? In dem Land der Skalden
Verbot'ne Lieder? Wohl! Was weiß ich Neues!
Auf dieſem Felſenneſte ſitz' und glucke
Ich alte Henne ſchon die zwanzig Jahre.
Ja, ja, man ſagt, daß hinter dieſer Brandung
Ein Lärmen brauſen ſoll in allen Landen —
Und manchmal ſpitz' ich recht das Ohr und lauſche,
Und glaube wirklich was zu hören. Chriſtiern

setzt. Da er früh Christ wurde, und noch früher, schon als Knabe von vierzehn Jahren, in christliche Verhältnisse und Lebensweisen eintrat, mag in ihm diese Stimmung allmälig verklungen sein; in der Weise, wie sie sich z. B. in „den trauernden Juden von Babylon" und dem modernen „Judenschmerz" ausspricht, kam sie entweder bei ihm nicht mehr auf oder hielt nicht lange an. Um aufrichtig zu sein, Börne verhielt sich zu den neuern Versuchen für die Judenemancipation weniger emphatisch, als manchem seiner Frankfurter Freunde lieb war. Es störte ihn theils die Einseitigkeit einer solchen Freiheitserklärung, die gleichsam nur für eine Klasse von Menschen erfolgen sollte, während ihm die ganze Menschheit in Fesseln und Banden zu liegen schien; theils kannte er die innere Organisation der jüdischen Gesellschaft zur Genüge, um nicht zu fürchten, daß der Geist der Geldsucht, die rein materielle Richtung der meisten Juden sich mit den Drängern der Menschheit verbinden und sich auf die Masse des Volkes werfen würde. Deshalb wünschte er, daß sich die Rothschilds taufen ließen. Wenn er auch in seinen Briefen dagegen protestirt, daß er die Rothschilds hasse, so entsetzte er sich doch vor der politischen Stellung, welche die vorzugsweise jüdische Börse im modernen Europa einnahm, vor dem Geist der Anleihen und der Papierspeculationen. Mit den Thränen und dem Blut der Völker werden die Course der Staatseffecten gehalten. So viel Mitleid er mit dem armen jüdischen Mann hatte, der durch die Straßen seinen Zwerchsack trägt und nach den Fenstern der Häuser Handle! hinaufruft, so verhaßt war ihm der Vorschub, den die reiche Judenschaft der weltlichen Tyrannei leistet, so widerlich war ihm der Ehrgeiz der reichen Judenfamilien, wenn diese sich des Umgangs mit der christlichen Aristokratie rühmten und glücklich waren, ihre Töchter auf dem Ball eines Gesandten tanzen zu sehen. Börne wollte eine aufrichtige Germanisirung des Judenthumes; wenigstens lassen sich die Stellen in seinen Briefen, wo er den Mahnungen, sich der Judensache mehr anzunehmen, ausweicht, nicht anders erklären; vor allen Dingen war ihm diese Sache keine Frage für sich,

sondern sie hing ihm mit den Hoffnungen des ganzen deutschen Volkes, mit der Freiheit der Menschheit zusammen.*)

Börne's Großvater war Finanzagent am ehemaligen Kurfürstl. Cölnischen Hofe und wohnte in Bonn. Wer von ihm erzählt, nennt ihn einen „feinen Mann", worunter wol ein sicheres Auftreten in der Gesellschaft, ein rücksichtsvolles Benehmen gegen Vornehme und Niedere, gelernt in der Schule des Hofes, zu verstehen ist. Er soll bei einer Vacanz des kurfürstlichen Stuhles für einen österreichischen Erzherzog sich thätig bewiesen und ihm die Mehrzahl der Wahl-Stimmen im Capitel zugewandt haben, woraus sich zum Theil die freundlichen Beziehungen desselben und später seines Sohnes zum Wiener Hofe erklären lassen. Maria Theresia bekannte sich ihm für diesen, einem ihrer Söhne geleisteten Dienst verpflichtet und gab ihm die Versicherung, daß er und seine Kinder zu allen Zeiten in Oesterreich jeden Vorschub für ihre Unternehmungen finden würden. Im ererbten Besitz eines solchen Gelöbnisses mußte es Börne's Vater schmerzen, seinen Sohn auf politisch so unpraktischen Wegen wandeln zu sehen, wie derselbe später einschlug. Der Großvater kam öfters nach Frankfurt und beredete mit seinen Söhnen die Ausführung von Aufträgen, die er von seinem Hofe, vom Adel dortiger Gegend empfing. Im Revolutionskriege besorgte er für die belgisch-österreichischen Stände Lieferungen und veranlaßte dadurch, daß auch Börne's Vater wenig an seine häusliche Einrichtung gefesselt blieb, sondern fast immer auf Reisen war. Das Verhältniß des jungen Börne und seiner Geschwister zum Großvater war streng patriarchalisch. Sie waren gelehrt, ihn für einen außerordentlichen Mann zu halten, und standen in ehrerbietiger Entfernung, wenn sie den Gasthof zum weißen Schwanen besuchten, wo der Hofagent einzukehren pflegte. Der junge Börne, schüchtern und seiner Schweigsamkeit wegen von seinen Geschwistern geneckt, hatte sich bei einer solchen Gelegenheit des in der Familie wie ein heiliger Seherausspruch verehrten Wortes vom Groß

*) Spätere Anmerkung. Eine ziemliche Anzahl Frankfurter Israeliten hat sich seitdem als Franzosen nationalisiren lassen.

vater zu erfreuen: „Laßt mir den Jungen gehen; das giebt noch einmal einen großen Mann!“ Dieſe Prophezeiung wurde in der Familie nicht ſelten wiederholt und Börne ſelbſt kam ſpäter im vertrauten Kreiſe nicht ohne Humor darauf zurück.

Börne's Vater war ein ſtrenger, verſchloſſener Mann. Perſönlich ſelbſt gegen ſeine Eltern im Verhältniß der Abhängigkeit ſtehend, ſetzte er ein gleiches auch bei ſeinen Kindern voraus. Er beſaß Weltbildung genug, um die Verhältniſſe des Lebens mit Leichtigkeit zu überſehen, und Formen für den Umgang, ſich in ſie bald hineinzufinden. Er würde mit ſeinen eigenen Talenten mehr hervorgetreten ſein, hätte er ſich in einer ſelbſtſtändigeren Lage befunden. So aber zwang ihn die Beziehung zu ſeinen Eltern, Anſichten und Pläne zu verfolgen, die ſeiner eignen Bildung, ſeinen eignen Wünſchen nicht immer entſprachen. Um dem Ehrgeiz ſeines Vaters zu ſchmeicheln, bemühte er ſich, Vorſteher der jüdiſchen Gemeinde in Frankfurt zu werden, eine Ehrenſtelle, die nur durch den äußern Schein der ſtrengſten Anhänglichkeit an das jüdiſche Geſetz erreicht und behauptet werden konnte. Das Vertrauen ſeiner Glaubensgenoſſen zeichnete ihn auch in der That auf mannigfache Weiſe aus. Er wurde ein ſolcher Vorſteher und Mitglied vieler Ausſchüſſe, die bei außerordentlichen Gelegenheiten zu Nutz und Frommen der Gemeinde niedergeſetzt wurden. Er wurde auch Mitglied jener Botſchaft, welche die Frankfurter Juden auf den Wiener Congreß ſchickten, um ihr Bürgerrecht gegen die Eingriffe der Reſtauration zu ſichern. Ein ihm dafür von der Gemeinde angebotenes Geſchenk von 8000 Fl. wies er zurück.*) In ſeiner Häuslichkeit war Börne's Vater nicht ohne Liebe; aber er hatte den Grundſatz, daß man ſeine Liebe verbergen müſſe: er gab ſich den Schein der Strenge, ohne deshalb verhindern zu können, daß ſich die Kinder an die Maske gewöhnten, nicht an das, was dahinter ſteckte. Börne ſagte einmal von ſeinem Vater:

*) Börne's Familie bezieht noch jetzt von der jüdiſchen Gemeinde in Bonn eine Geldſteuer von nicht viel mehr als jährlich einem Gulden. Sie ſoll den Dank verſinnlichen, den ſie für eine vom Großvater geleiſtete Gefälligkeit ihm und ſeinen Nachkommen ſchuldig iſt.

„Er hatte zu viel Verstand für seine Stellung" und schien damit ausdrücken zu wollen, daß er sich den Umständen unterzuordnen pflegte: eine Weltklugheit, die er so gern auch bei seinem Sohne ausgebildet hätte. Es gelang ihm nicht und daher die fortdauernde Spannung zwischen ihnen. Die politischen Grundsätze, für welche Börne später auftrat, hatte sein Vater vielleicht „Verstand genug", als solche zu billigen, aber er fand es unbesonnen, sie auszusprechen. Ich lese gern, sagte er, was in seinen Schriften steht; aber ich wünschte nicht, daß es mein Sohn geschrieben. Hätte Börne den Empfehlungsbrief von Maria Theresia genommen und wäre damit nach Wien gereist und hätte sich in einem österreichischen Ministerium anstellen lassen, dann würde er gerade dasjenige getroffen haben, was ihn mit seinem Vater hätte aussöhnen können. — Börne's Mutter war eine einfache Frau, die ohne wesentlichen Einfluß auf Börne's Gemüthsentwicklung geblieben ist. Sie war eine überaus schöne Frau, wovon ihr Spuren bis in's hohe Alter blieben. Man sah sie an strengen Wintertagen, als sie schon nahe an die siebzig Jahre war, mit pelzbesetztem Atlaskleide über die Straße gehen. Von seinen Geschwistern liebte er vorzugsweise eine Schwester (Frau Spiro in Frankfurt) und einen zu früh verstorbenen, talentvollen jüngern Bruder. Zwei andere Brüder leben noch gegenwärtig in Frankfurt am Main.

Jakob Sachs, ein um die Fortschritte der Erziehung in Frankfurt am Main verdienter Pädagog, wurde als junger Mann von dem gerade in Lüttich abwesenden Vater Börne's schriftlich aufgefordert, die Erziehung seiner drei Söhne zu übernehmen und zu dem Ende das in der Judengasse belegene Baruch'sche Haus zu beziehen. Die Bedingung, die Herr Baruch stellte, konnte für den jungen Pädagogen nicht erfreulich sein, es war die strengste Anweisung, seine Erziehung lediglich auf die jüdisch-herkömmliche zu beschränken und auf die gewissenhafteste Beobachtung des Ceremonialgesetzes zu sehen. Die Kinder des Herrn Baruch sollten orthodox erzogen werden. Sie sollten zwar die Bibel nach der schon üblichen Mendelssohn'schen Uebersetzung verdeutschen lernen, zu gleicher Zeit aber auch in den Satzungen des Talmud

heimisch werden und streng befolgen, was dem frommen Juden die Sitte seiner Väter zu thun und zu lassen befiehlt. Der Vater, der sonst für einen aufgeklärten Mann galt, der sich auch in spätern Jahren allmälig von dem Gewissenszwang der Ceremonie lossagte und schon damals, auf seinen vielfachen Reisen wenigstens, sich nicht scheute, die Bequemlichkeit der christlichen Gasthöfe wie ein jeder Andere zu genießen, stellte doch den Grundsatz auf, daß sich für die Jugend Gehorsam unter das Gesetz zieme. Er wollte, daß die spätere moralische Freiheit seiner Kinder sich wenigstens aus einer positiven Grundlage hervorbilde. Verwandtschaftliche Rücksichten kamen hinzu. Man muß wissen, daß damals die Orthodoxie unter den Juden die Regel, die Aufklärung Ausnahme war, daß unter den Juden, ihrer Vermögensverhältnisse wegen, große Nachgiebigkeit gegen die Vorurtheile der Großeltern und anderer Verwandte zu herrschen pflegte und Verketzerungssucht denjenigen das Leben sauer machte, die ihre Kinder etwa freier erziehen ließen, als es Tanten und alte reiche Oheime erfahren durften. Bei Börne's Vater kam sogar eine Art philosophischer Maxime den äußern Rücksichten, die er zu nehmen hatte, zu Hülfe. Er war der Mann des „Correcten". Die Kinder sollten orthodox erzogen werden.

Der neue Lehrer bezog das in der Judengasse belegene Haus des Herrn Baruch. Man weiß, daß alle Juden damals in jener Gasse wohnen mußten, die sich ursprünglich bis zur Einmündung in die Fahrgasse erstreckte, wo jetzt Rothschild wohnt. Ein Brand war mitleidiger als der Senat Frankfurts, als er einen Theil der finstern Gasse zerstörte, worauf die obdachlosen Juden neues Quartier haben mußten, und nicht mehr in ihren Ghetto zurückkehrten. Vordem aber mußten selbst die reichsten Familien sich in den engen kleinen Häusern behelfen. Das Baruch'sche Haus, winklig, eng, mag jetzt wenige tausend Gulden werth sein; damals, bei überdies größerem Werthe des Geldes, mochte es gut und gern 20,000 gelten. In diesen kleinen Zimmern konnte von Pracht und Geschmack des Ameublements nicht die Rede sein, wenn auch ein gewisser Comfort der Wohlhabenheit nicht fehlte. Börne's Vater hatte die Absicht, nach Venn zu seinem Vater zu ziehen und kaufte

eine geschmackvolle Einrichtung. Als sich der Plan zerschlug, wurden die Möbel verkauft; in der Judengasse war kein Raum und zu wenig Licht, jene zu zeigen. Nach der Hofseite war die Wohnung freundlicher. Börne schrieb von Paris den 30. Januar 1832: „Bitten Sie doch den Straus oder sonst Einen, einmal, wenn er durch die Judengasse geht, mein elterliches Haus aufzusuchen. Es liegt, wenn man von der Bornheimer Straße kommt, auf der linken Seite, ohngefähr in der Mitte der Straße und hat Nr. 118. Das Haus hat zwei große Thüren, die durch einen breiten Pfosten getrennt werden. Wenn man in die erste Thüre (von der Bornheimer Straße kommend) eintritt, ist rechts am Pfosten die Jahreszahl 1794 eingehauen, in jenem Jahre von mir oder einem meiner Brüder. Ich möchte wissen, ob die Inschrift noch leserlich, und ob auch ein Monattag dabei steht? Daran knüpft sich eine Jugenderinnerung, von der ich vielleicht öffentlich sprechen werde."

Der Lehrer betrat das Haus und glaubte, ihm würde nur über zwei Knaben die Sorge anvertraut werden oder es wäre wenigstens der dritte nicht ein Kind vom Hause. Zwei Knaben waren beständig um die Mutter; einer stand abseits, nahm an dem, womit sich die andern beschäftigten, wenig Theil und schien fremd oder eingeschüchtert zu sein. Ist das ein angenommenes Kind? fragte der Lehrer bei einem vorläufigen Besuche. Die Mutter lachte und bemerkte, es wäre ihr zweiter Sohn, Löb. Er war der Gestalt nach unansehnlicher als die beiden andern Brüder; ein Flecken auf dem Auge gab seinem Blick etwas Unsicheres und Abgewandtes. Bald entdeckte der Lehrer, daß sich der Knabe nicht ganz aus freiem Antriebe so zurückgezogen hielt: er fand, daß er dem Herzen der Mutter zwar nicht fremd war, daß aber ein regierender Hausgeist es gern zur Entfremdung gebracht hätte. In jüdischen Familien fand man vor etwa dreißig Jahren, und auch wol oft noch jetzt einen ältern weiblichen Dienstboten, der von einer Generation zur andern hinüber vererbt wird und eine Herrschaft im Hause führt, der sich oft die Brotherren selbst nicht zu widersetzen wagen. Diese alten Rebecken,

Rachel, Roſinen, Täubchen u. ſ. w. haben ſchon die Eltern auf dem Schooß getragen, um ſo größer iſt ihre Macht über die Kinder und die Enkel. Sie lenken die Ordnung des Hauſes, ſie paſſen dem übrigen Geſinde auf den Dienſt, ſie wachen, daß bei der Zubereitung und Auswahl der Speiſen nichts dem Geſetz Zuwiderlaufendes vorkommt. Sie ſorgen dafür, daß ſich die Kinder den religiöſen Vorſchriften in keinem Falle entziehen und nehmen die Angebereien an, wenn eines das andere verklagt, daß ſich Iſaak am Sabbath den Rock gebürſtet, Nathan von einer unerlaubten Speiſe gegeſſen oder an einem Faſttage heimlich genaſcht hätte. Ein ſolcher ſtreng und eigenmächtig waltender Hausgeiſt war in der Baruch'ſchen Familie die alte Elle. Sie hatte wenig Neigung für den mittleren, minder hübſchen und verſchloſſenen Knaben und ließ es ihn entgelten. Gab es eine Näſcherei, ſo wurde ſie in ungleiche Theile zerlegt; Löb bekam den ſchlechteren. War eine Unordnung vorgekommen, wer konnte die Urſache anders geweſen ſein, als Löb? Sie verfolgte ihn mit einer Abneigung, die ſich ſelbſt der Mutter hätte mittheilen können, (der Vater war meiſt immer auf Reiſen) wenn nicht glücklicherweiſe der neue Lehrer dazwiſchen getreten wäre und den Knaben mit ſeinen Brüdern in gleiche Rechte eingeſetzt hätte.

Es iſt nicht zu verkennen, daß dieſe eigenthümliche Stellung, die Börne als Kind in ſeinem elterlichen Hauſe hatte, beſonders die ungerechte und hartherzige Verfolgung der alten Elle zur Entwicklung ſeines ſpätern Charakters beigetragen hat. Indem er ſich zurückgeſetzt fühlte, lockerte ſich das Band, das ihn an ſeine Umgebungen feſſelte. Eine gewiſſe Gleichgültigkeit beſchlich ſein Gemüth, er wurde minder reizbar für Freud und Leid und gewöhnte ſich, fremde Intereſſen mit einer Ruhe zu beobachten, die man ihm oft in ſpätern Jahren mit großem Unrecht als Herzloſigkeit ausgelegt hat. Zu gleicher Zeit fing der Knabe ſchon früh an, ſich gegen die Unbill namentlich der alten Elle mit den Waffen der Satyre zu vertheidigen. Da er ohnehin in ſeinen glücklichen Geiſtesgaben bald von ſeinem Lehrer anerkannt und nach Verdienſt bevorzugt wurde, gab er ſo muthige Antworten, daß er die ihm feindlichen Elemente des Hauſes zum Lachen zwang und

dadurch allmälig mit ſich ausſöhnte. Die Mutter, der der Witz und der Verſtand des Knaben ſchmeichelte, bezeichnete ihn mit dem ihm von der Elle gegebenen Namen Katcv (Witzbold), mit dem er ſpäter im Hauſe gerufen wurde. Beſonders mußte, je älter der Knabe wurde, die Elle ſeine Satyre erfahren. Sie ſuchte zwar ſeine Ausfälle zu erwidern, aber er blieb keine Antwort ſchuldig und griff zuletzt nicht ſelten zur Malice. Sie ſagte ihm einmal: „Wirſt du Rabbi, ſo läßt ſich die ganze Gemeinde taufen.“ „Nun,“ antwortete er, „ſo bleib' ich der einzige Jude und verderbe deinen beiden Söhnen (ſie hatte zwei und ſorgte ängſtlich für deren Wohl) ihren Handel.“ „Du kommſt gewiß in die Hölle;“ ſagte ſie ihm ein andermal. „Das thut mir leid,“ entgegnete er, „ſo hab' ich auch noch im Jenſeits keine Ruhe vor dir.“

Ungeachtet der Lehrer Alles aufbot, zwiſchen ſeinen drei Zöglingen jeden Unterſchied der Bevorzugung aufzuheben, ſo gelang es ihm doch nicht, dem Knaben die Neigung zum Iſoliren und Entferntſtehen, die einmal in ihm vorherrſchte, zu nehmen. Ungern ſchloß er ſich den anderen Knaben an; ſelten, daß er Theil an ihrem Spiel nahm. Er hatte keinen Sinn dafür; kaum, daß man ihn bewegen konnte, auf der Pfingſtweide vor den Thoren Frankfurts ſo wie andere Knaben ſeinen Drachen ſteigen zu laſſen. Er wurde des Spiels bald überdrüſſig und begnügte ſich, zuzuſehen oder ſich mit ſeinem Lehrer zu unterhalten. Seine Wißbegierde und Aufmerkſamkeit waren muſterhaft. Eben ſo glücklich war ſein Auffaſſen; doch ging die geiſtige Selbſtthätigkeit langſam von Statten; dafür haftete das einmal Erfaßte deſto dauernder und diente dazu, ſeine Denkkraft zu ſtärken. Sein Lehrer konnte früh abnehmen, daß unter den drei Brüdern der mittlere den meiſten Beruf zum Gelehrten haben würde.

Bei dieſer Wahrnehmung mußte es Jakob Sachs um ſo ſchmerzlicher ſein, daß der Vater den Umfang ſeines Unterrichts nur auf den Bereich des jüdiſchen Wiſſens ausgedehnt haben wollte. Man denke ſich einen Erzieher, der mit Eifer für die damals namentlich von Berlin ausgehende Idee einer Reformation des Judenthums auf dem Wege der Jugendbildung ſchwärmte, der, ſelbſt noch jung, gern Ge-

legenheit gehabt hätte, durch die Verpflichtung, in den Realfächern zu unterrichten, sich selbst zur weitern Ausbildung gespornt zu sehen, denke sich einen Erzieher, der im Grunde seines Herzens an der talmudischen Gelehrsamkeit und dem Ceremonialgottesdienst einen Ueberdruß hatte: wie mußte er bei den ewigen Vorschriften des Vaters leiden: Ueberschreiten Sie die traditionelle Erziehung nicht! Die Kinder erhielten von einem Lehrer, der in's Haus kam, mangelhaften Unterricht im Deutschen; der Hauslehrer mußte dagegen Hebräisch mit ihnen treiben. So viel als möglich suchte er auch hier dem neuen Geiste der Zeit zu huldigen. Er las mit seinen Zöglingen Stücke aus dem hebräischen Kinderfreund, dem Aftaljon von Wolfson (dem Lehrer Michael Wilhelm und Meyer Beer's). Er erklärte ihnen nach Friedländer das jüdische Gebetbuch und ließ sie die wichtigsten Stücke desselben auswendig lernen. Er begleitete sie in die Synagoge, die von den Kindern Morgens und Abends besucht werden mußte.

Alle diese Unterweisungen und religiösen Anleitungen nahm der junge Börne nur mechanisch auf. Möglich, daß seine Klugheit bald dem Lehrer abmerkte, mit welchem Widerwillen dieser die Zeit auf unnütze, später doch der Vergessenheit anheim fallende Dinge vergeudet sah, während er lieber, auch zu seiner eigenen Anregung, in Geographie, Arithmetik, in deutscher Sprache und Grammatik seine Zöglinge unterrichtet hätte. Die Lectüre der religiösen Schriften der Juden ließ den Knaben eben so kalt, wie der Besuch der Synagoge. Alles, was an den Gebeten der Juden eine poetische Färbung trug, gefiel ihm; Anderes kam ihm eher lächerlich, als erbaulich vor. Es gefiel ihm, daß man betete für die Wiederherstellung des Tempels und die Rückkehr der Juden in ihr Vaterland; es mißfiel ihm aber, daß auch die Opfer wieder hergestellt werden sollten. Die Wendung, die ihm geläufig war: *Das ist dumm!* kam hier oft vor. Und viele religiöse Vorschriften und Gebote, z. B. das Gebot: Halte richtiges Maß und Gewicht im Nassen und Trocknen! schienen sich ihm von selbst zu verstehen. Mit einem Wort, das ganze Wesen seines Glaubens und Volkes sprach ihn nicht an.

Obgleich der Knabe von Ehrfurcht vor den Büchern des

Alten Bundes durchdrungen war und in ihnen eine unmittelbare Offenbarung Gottes zu sehen gelernt hatte, so regten sich doch bei seinem zur Reflexion geneigten Verstande schon frühe manche Zweifel. Schiller's Sendung Mosis fiel ihm in die Hände. Er fand hier, daß der Erzählung von dem großen Gesetzgeber seines Volkes alles Mythische und Wunderbare genommen war, und erstaunte darüber um so mehr, als ihn sein Lehrer bedeutet hatte, daß sich die Christen zum Alten Testament mit demselben Respect verhielten, wie die Juden. Auch die jüdischen Briefe des Marquis d'Argens kamen ihm in einer deutschen Uebersetzung zur Hand. Diese waren gefährlich. Der Lehrer nahm sie ihm fort, ehe sich der Knabe noch über sie ein anderes Urtheil gebildet hatte, als daß er seine Verwunderung ausdrückte, wie ein Christ zu so viel hebräischer Gelehrsamkeit gekommen wäre! Bei alledem mußte er die Vorschriften des Gesetzes beobachten, durfte nie Brot essen, ohne sich die Hände gewaschen zu haben, und begann auch schon an den Fasttagen Theil zu nehmen. Ein alter Geistlicher, Rabbi Joseph, kam wöchentlich in's Haus, um in religiösen Dingen nach dem Rechten zu sehen, eigentlich aber wol nur, da er beschränkt war, um sich sein Almosen zu holen.

Der Lehrer gab sich alle Mühe, die aufstrebende Zweifelsucht des Knaben niederzuhalten; besonders aber suchte er ihn von einer bittern Beurtheilung des Verhältnisses der Juden zu den Christen abzubringen. Vergebens. Der Knabe grübelte fortwährend über die schimpfliche Zurücksetzung seiner Glaubensgenossen und bedrängte seinen Lehrer mit Fragen, auf welche sich nur seufzende Antworten geben ließen. Der Lehrer sagte ihm: Siehst du nicht, auch die Katholiken sind in Frankfurt zurückgesetzt und können sich nicht der gleichen Rechte mit den Protestanten rühmen? Börne fand dies noch um so auffallender, als ja der Kaiser selbst katholisch wäre. „Kaum," bemerkte er, „haben sie Den kürzlich mit großem Gepränge gekrönt und wollte er hier bleiben und in Frankfurt ansässig werden, könnte er ja nicht einmal Thorschreiber werden!"

Das erste Mal, wo er mit seinem Lehrer auf die Lage

Spricht ſeltſamlich von Rom, der kleine Zwerg
Von Wittenberg, und immer um die Wette
Mit allen Stürmen, mit dem Sang der Wogen
Erſchallt dies Lied, das ich nicht ſtören mag,
Weil immer, wenn's ertönt, ſo voll und heilig,
Der König auch von ſeinem Zorne ruht
Und Frieden einläßt in die irre Seele.

Tycho.

So iſt der grimme Trotz noch nicht gebrochen?

(Das Lied bricht plötzlich ab. Man hört von oben das gewaltige Klirren einer Kette.)

Brockdorp.

Gebrochen? Da! Hört Ihr dies heiſ're Aechzen?
So ſchlägt er mit der Kette an die Mauer.
Verloren, wen er träf' in ſeiner Wuth!
Nur ſeines Zwergen ſchont er, ſeines Kleinen,
Den er erwärmt am Buſen wie ein Kind.

(Eine wilde Stimme von oben ruft:)

Fluch Tycho Krabbe! Fluch dem dän'ſchen Adel!

Brockdorp.

Vernehmt Ihr das? Und ſtündlich ſolche Flüche!
Und immerfort der Ruf um blut'ge Rache!
Nehmt ihn aus meinem Thurme fort! Führt ihn
Gen Kopenhagen, oder gebt mein Amt
An einen Ritter, der wie ich von Chriſtiern
Nicht Gutes hat empfangen, da er herrſchte.

der Juden zu sprechen kam, war bei einem Spaziergange um die Thore Frankfurts. Es regnete stark und der Fahrweg war fast unwegsam. Wir wollen hinüber gehen in den Fußweg, sagte Börne zu seinem Lehrer. Weißt du nicht, antwortete dieser, daß uns der Fußweg verboten ist?! Die Antwort des Knaben, die hierauf erfolgte: Es sieht's ja niemand! nahm der Lehrer zum Anlaß moralischer Beherzigungen und sprach von der Heiligkeit des Gesetzes. „Ein dummes Gesetz!" fiel der Knabe ein; „wenn es nun dem Bürgermeister beikäme, daß wir Winters kein Feuer machen dürften, würden wir da nicht erfrieren?" Als einige fremde jüdische Bettelknaben von vorübergehenden Christenknaben mit Koth beworfen wurden, wunderte er sich erst, wie man darauf käme, das Wort Jude als Schimpfname zu brauchen, und sagte dann: „Sie lehren mich immer, die Christen hielten auch etwas auf's Alte Testament; aber steht denn nicht im Alten Testamente: Du sollst den Fremden nicht kränken; denn einst warst du auch ein Fremder im Lande Aegypten?"

Obgleich der Lehrer die Wahrheit dieser Aeußerungen mitfühlte, hütete er sich doch, die Erbitterung des Knaben zu nähren und war unermüdlich, ihm Beispiele der Toleranz zu erzählen, ihm die Gesinnungen besserer Christen seiner Bekanntschaft zu schildern. Aber auf Schritt und Tritt begegneten sie immer wieder einer neuen Beleidigung der im Juden nicht geachteten Menschenwürde. Wurden öffentliche Belustigungen vor dem Thore angesagt, kein Jude durfte hinaus. Blanchard stieg zum ersten Male in Frankfurt mit seinem Luftballon in die Höhe, die Juden durften den Segler nur aus ihrem Quartier verfolgen. Reisten hohe Herrschaften durch die Stadt und wurden mit Festlichkeiten geehrt, so schloß man die Juden in ihrer Gasse ab oder fing sie auf, wie bei der Krönung Leopold's I., wo die angesehensten Mitglieder der jüdischen Gemeinde auf der Straße arretirt und in die Hauptwache gebracht wurden. Die meisten Gasthäuser waren ihnen untersagt. Auf dem jetzt eingegangenen Schneidwall, im Roß, auf dem Römerberg an der Seite des Römers, in der Allee durfte sich kein Jude be-

treffen lassen; man hatte den Grundsatz: „wo ein grüner Raum, kein Jude!“ Jeden Sonntag, um vier Uhr Nachmittags, wurden die Thore der Judengasse verschlossen, und nur derjenige wurde aus- und eingelassen, der einen Brief zur Post oder ein Recept in die Apotheke trug. Wache stand am Thore und finster sagte einmal der Knabe Börne: „Ich gehe blos nicht hinaus, weil der Soldat da stärker ist, als ich!“ Und doch konnte sich der Knabe, der schon frühe Hang zur Wohlthätigkeit zeigte, entschließen, als er von zwei Bettelknaben, einem jüdischen und einem christlichen, angesprochen wurde, sein Almosen dem letztern zu geben. Warum giebst du deinem Volk nicht den Vorzug? fragte der Lehrer, verwundert und fast unwillig. Haben wir nicht gestern, antwortete der Knabe, Sprüche Salomonis gelesen, du sollst glühende Kohlen auf das Haupt deines Feindes sammeln? Der Lehrer war so gewissenhaft, daß er dies schöne Gefühl deshalb nicht aufkommen ließ, „weil es auf einer irrthümlichen Voraussetzung beruhe“, der, daß die Christen die Feinde der Juden seien. So bekam Börne eine Richtung, die verbissenen rückhaltigen Gefühle des Grolles zu unterdrücken, eine Richtung, die ihn in seinem spätern Leben auch in solchem Grade beherrscht hat, daß er von dem ingrimmigen Gefühl der Rache frei war und die Lage der Juden nach Vernunftgrundsätzen, nicht aus einem verletzten Ehrgefühl betrachtete. Sein Witz war ihm schon früh ein Hülfsmittel, sich aus widerwärtigen Stimmungen zu befreien. Als ihm der Lehrer erzählte, daß aus der Gefangenschaft in Babylon nur 40,000 Juden wieder nach Palästina zurückgekehrt wären, sagte er: „Wenn wir wieder nach Palästina zurück dürfen, gehen die französischen Juden gewiß nicht hin; die Frankfurter ganz gewiß.“

Die gleichzeitigen Vorgänge der französischen Revolution blieben zwar in ihren idealen Momenten dem Knaben unverständlich; aber einige Begriffe wurden ihm doch um so mehr klar, als sein Lehrer bekennt, mit vielen andern jungen Leuten von den schönen Hoffnungen, die man damals an die Erklärung der Menschenrechte knüpfte, für sein Theil selbst mit fortgerissen gewesen zu sein. Die jungen Leute bildeten

in der Frankfurter Judengasse einen Club, in welchem sie Ansichten und Neuigkeiten austauschten. Man nannte die Theilnehmer, um sie rasch weg mit einem Wort bezeichnen zu können, Jakobiner. Der Lehrer Börne's nahm die Kinder mit in diesen Club. Während seine Brüder mit andern Knaben spielten, hörte Börne zuweilen den Erörterungen der jungen Freiheitsfreunde zu. Die häufige Erwähnung des Adels bestimmte ihn, seinen Lehrer nach der Bedeutung dieses Ausdrucks zu fragen. Die Erklärung eines gegen unser natürliches Gefühl sich richtenden Instituts war ohne bitter zu werden nicht leicht. Gleich die erste Voraussetzung, daß ein Sohn von den Vorzügen seines Vaters auch für sich eine Auszeichnung in der Gesellschaft ansprechen dürfte, prallte an dem gesunden Verstande des Knaben ab. Die natürliche Belehrung, daß dafür der Adelige auch mehr Sorge zu tragen hätte, seine Kinder des Adels würdig zu erziehen, beschwichtigte ihn nur für einige Zeit. Er wollte den Adel nicht gelten lassen. In seinem zwölften, dreizehnten Jahre ließ er sich von seinem Lehrer über nichts mehr, was ihm unklar war, obenhin beschwichtigen. Er hatte die Art, oft Tage lang über eine ihm gegebene Antwort und Bedeutung zu schweigen und dann plötzlich, wenn der Lehrer längst den Gegenstand vergessen glaubte, mit seinen Bedenken hervorzubrechen. Der Schmerz, den man allgemein über die Hinrichtung Ludwig XVI. aussprach, theilte sich ihm selbst mit; er begriff nicht, auf der einen Seite wie man tugendhaft und so unglücklich sein könne, auf der andern, wie sich die große Idee der Freiheit von einem ganzen Volke so mißbrauchen ließe. Die Lösung dieser beiden Widersprüche gelang Börne erst im gereiftern Alter; wer weiß, ob nicht erst nach der Julirevolution.

Ein selten trügendes Wahrzeichen talentvoller Kinder, die Leselucht, ergriff auch den Knaben Börne mit solcher Gewalt, daß er sich Stunden lang in ein Buch vertiefen, Essen und Trinken darüber vergessen und seiner Umgebungen nicht gewahr werden konnte. Der Büchervorrath des Vaters und seines Hauslehrers bot wenig Abwechselung dar. Oft las er in einem Werke, das Aphorismen über Staat, Kirche und

vermischte Gegenstände enthielt. Es war aus dem Französischen des Borgne übersetzt. Schröckh's Weltgeschichte, Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Krieges, alte Memoiren wechselten mit Blumauer's travestirter Aeneide, Schubart's, des Patrioten, Gedichten. Dazu kamen alte Jahrgänge der Neuwieder Zeitung, die in den neunziger Jahren wegen ihres Freimuths beliebt war. Seinen eigenen spätern Aeußerungen zufolge las er (vielleicht erst später in Gießen) viel Romane von Lafontaine, die er sich ohne Vorwissen seines Lehrers zu verschaffen wußte. Jeder gedruckte Buchstabe schien ihm lesenswerth, so daß er sich sogar in Bücher vertiefte, die ihm nicht das geringste Interesse gewähren konnten.

Auf den Unterricht seiner Kinder verwandte Herr Baruch viel Sorgfalt. Da er sie nun fest glaubte in der Kenntniß des Hebräischen und der Religion, so räumte er auch eine weitere Ausbildung in Sprachen und Realwissenschaften ein. Ein Hauptgegenstand des Unterrichts war die deutsche Sprache. Obgleich die Kinder keinen Umgang mit gewöhnlichen Judenknaben und keine Gelegenheit hatten, sich ein fehlerhaftes Gewälsch in der Sprache anzugewöhnen, so bot doch selbst das eigene Haus nicht die sicherste Sprachschule dar und der Hauslehrer selbst gesteht, über die grammatischen Gründe und Regeln der deutschen Sprache damals nicht taktfest gewesen zu sein. Wie daher Sachs seinen Unterricht dazu benutzte, sich selbst noch auszubilden und mit seinen Zöglingen zu lernen, so bot auch der Unterricht in der deutschen Sprache um so größere Schwierigkeiten, als sich der Lehrer in der Auswahl einer passenden Grammatik vergriff und dem Unterrichte sogleich die philosophische Sprachlehre Adelung's zum Grunde legte. So dunkel und abstract nun auch die einzelnen Paragraphen derselben waren, so sehr sich auch der Lehrer selbst Mühe geben mußte, sie immer zu begreifen; der junge Schüler ließ sich diese Mühe nicht verdrießen, sondern dachte sich langsam, aber gründlich und bewußt in die Schwierigkeiten dieses übel gewählten Leitfadens hinein. Früh war bei ihm eine Anlage zu eigenthümlicher Ausdrucksweise bemerkbar; aber in der grammatisch orthographischen Regelrichtigkeit blieb der Zögling zurück. Der Hauslehrer räumt ein,

daß Börne die Grundlage der Grammatik erst bei seinem spätern Gießner Lehrer Dr. Schapper legte. Börne's erste schriftstellerischen Versuche scheinen mir in den Stylwendungen ängstlich. Wenigstens ist so viel wahr, daß die frühesten Manuscripte Börne's mit einer etwas unsichern Orthographie geschrieben sind.

Für die Erziehung und den Unterricht ihrer Jugend hatte damals die jüdische Gemeinde in Frankfurt noch wenig gethan. Nur zwei Lehrer gab es, welche die Häuser der reicheren Juden besuchten und nicht dem immer dringender werdenden Bedürfnisse nach Bildung abhelfen konnten. Christliche Lehrer gingen nicht in die Judengasse, um dort zu unterrichten. So fing man denn an, die Knaben den christlichen Lehrern in's Haus zu schicken. Der junge Börne ging zu seinem Schreiblehrer Ernst um so lieber, als er dort mit Toleranz und Schonung behandelt wurde und sich keiner Zurücksetzung gegen christliche Kinder versehen durfte. Als später die Emigrirten in Frankfurt einzogen und sich theilweise durch Lectionen ernähren mußten, boten sich den Juden bessere Aussichten für ihre Kinder dar. Der Klavierlehrer der Familie war ein kurkölnischer Emigrant, Namens Buchwieser. Abbé Marr aus Nancy gab den Unterricht im Französischen. Die feinen und artigen Manieren dieses Mannes machten auf den Knaben einen so günstigen Eindruck, daß er beinahe in seinem Vorurtheil gegen die Christen wankend geworden wäre, wenn er sich nicht damit geholfen hätte, zu sagen: „Herr Marr ist ja ein Franzose und die Franzosen sind keine Christen mehr." Als ihn sein Lehrer bedeutete, daß der Pfarrer Hufnagel der freundlichste Mann und den Juden innigst zugethan wäre, antwortete er: „Nun, er ist kein Frankfurter." Um Alles zu erwähnen, ist auch noch zu bemerken, daß Börne die Flöte blasen gelernt hat.

Nachgerade war es die Pflicht der Eltern und des Lehrers, die künftige Bestimmung des Knaben zu berathen. Die schwächliche Gesundheit und die geistigen Anlagen Börne's führten darauf hin, ihn studiren zu lassen. Dem Vater war jedoch dieser Plan nicht genehm. Er hatte viel dagegen einzuwenden, brach die mit dem Lehrer darüber gepflogenen

Unterhandlungen oft ab, bis dieser wol merkte, welches der eigentliche Grund seiner Weigerung wäre. Der Knabe mußte, wollte er studiren, lateinisch lernen und lateinisch ließ sich nur vom Gymnasium holen. Wie sollte Herr Baruch diesen Schritt vor dem Hofagenten in Bonn entschuldigen? Wo blieb bei dieser Berührung mit Christenknaben die Garantie, daß Löb nichts Anstößiges aß, die Fasten beobachtete und sich in seinem Wesen überhaupt religiös untadelhaft hielt! Da aber der Vater dem Plane, seinen Sohn Arzt werden zu lassen (denn dies nur konnte er werden) im Grunde nicht abgeneigt war, so sann der Hauslehrer auf eine Auskunft. Er machte sich anheischig, Moische, den Rector des Gymnasiums, zu überreden, daß er dem Knaben im Lateinischen Privatunterricht gäbe. Darauf ging der Vater ein. Moische erklärte sich bereit und begann seinen Unterricht, in dem sich Börne als fleißigen und gelehrten Schüler bewies. Auffallend aber, daß dem Knaben selbst die Bestimmung seines künftigen Schicksals gleichgültig war. Er wäre Kaufmann mit derselben Bereitwilligkeit geworden, wie er es aufnahm, daß er studiren sollte. Diesen Umstand gänzlich aus seinem Gemüth zu erklären, möchte nicht richtig sein. Es ist wahr, Börne's Jugend war im Allgemeinen so freudlos und unbehaglich, daß sich früh eine trübe Theilnahmlosigkeit seines Innern bemächtigt hatte. Er war gewohnt, keinen Willen zu haben, und vermißte auch wol in seiner ganzen Existenz die gemüthlichen, sein innerstes Wesen wohlthuend ansprechenden und befreienden Anknüpfungspunkte. Dazu kommen noch zwei Umstände. Einmal war der einzige Ausgangspunkt des Studiums für ihn der wahrlich nicht beneidenswerthe Beruf des Arztes und weitens konnte in Börne durch seine isolirte Erziehung nicht m mindesten Ehrgeiz und Sucht nach Auszeichnung geweckt werden. Durch die Rangordnung und das Klassenwesen in der Schule, durch Prämien und Zeugnisse werden früh in uns die unruhigen Geister des Ehrtriebes heraufbeschworen. Aber Börne besuchte keine Schule, brachte keine Censur nach Hause, keine öffentliche Belobigung, keine Prämie; so blieb er vor einer Leidenschaft bewahrt, die ihm in den Verfolgungen, die er wegen seiner Pariser Briefe auszustehen hatte,

eine leidige Trösterin gewesen wäre. Aber das brennende Verlangen nach Auszeichnung hätte uns vielleicht auch einen größern Schriftsteller in ihm entwickelt. So besaß er allerdings nicht die schönen Eigenschaften des Ehrgeizes, aber auch die häßlichen nicht. Er machte sich wenig aus dem Urtheil der Welt. Sein Bewußtsein genügte ihm.

Ueberhaupt scheint die Gemüthsentwicklung des Knaben auf den ersten Blick Räthsel zu bieten. Es sind Beweise vorhanden, daß Töne der zartesten Empfindungen fähig war und doch hätte eine gewöhnliche Beurtheilung leicht an seinem Gemüth irre werden können. Immer verschlossen, schien der Knabe nicht blos lebhafter Gefühle, sondern selbst lebhafter Mitempfindung und Theilnahme unfähig zu sein. Was Andere erregte, ließ ihn kalt. Der Maßstab seines Urtheils über Menschen und Begegnisse war nie das Gemüth, sondern der Verstand. Was ihm mißfiel, nannte er nie schlecht, sondern immer nur dumm. Diese Auffassungsweise blieb ihm für sein ganzes Leben. Er empörte sich weniger über die Schlechtigkeit, als über die Albernheit der Menschen. Wie oft hat er nicht von seinen und den Gegnern des Menschenwohls ausgerufen: Wenn sie nur klüger wären! Selten, daß er sich als Knabe über irgend etwas grenzenlos freute oder grenzenlos erzürnte. Thränen waren ihm nicht geläufig. Leidenschaft kam über ihn nur, wenn es sich um Unrecht, um Unterdrückung handelte. Dann wurden seine Aeußerungen heftig, seine Gefühle rücksichtslos. Man sieht, daß es seinem Gemüth nicht an Lebhaftigkeit fehlte, nur wurde es auf andere Art, als gewöhnlich, entzündet. Von Schalheit und Albernheit, die er früh durchschaute, umgeben, mußte sein Verstand schon früh zum überwiegenden Lenker seiner innern Thätigkeiten werden. Man machte ihm die Zumuthung, sich für Dinge zu erwärmen, die ihn geistig nicht berührten; kleinliche Familienereignisse traten mit Ansprüchen auf seine Theilnahme auf, die er nicht erwidern konnte. So bekam er früh sein eigenes Wesen, trennte sich von seinen Umgebungen und lebte sich in Gedankenreihen und Gemüthszustände ein, in welche ihm niemand von den Seinen folgen konnte. In der That bedurfte es der Verpflanzung in einen neuen Boden, um eine

geistige und gemüthliche Selbstständigkeit in ihm zu wecken und ihn darauf aufmerksam zu machen, daß das Leben für Jedes und Alles, was es bietet, ein Urtheil, einen Willen, ein Gefühl verlangt. Im Hause seiner Eltern befand sich sein geistiges Leben in chaotischer Unordnung.

Es ist wahr, zu den meisten im spätern Alter in uns auferstehenden Gefühlen und Stimmungen müssen wir schon in der Jugend den Samen gestreut haben. Die beseligendsten Gefühle des Alters sind die der Rückerinnerung an die Jugend. Eine Empfindung höherer Art wird uns erst dann recht glücklich machen, wenn sie uns in eine verwandte Stimmung unserer Kindheit zurückversetzt und dasjenige klarer ausspricht, was wir schon bei unsern Spielen ahnten. So sehe ich mich auch in Börne's Jugend nach den ersten grünen Keimen jener zarteren Blüthen seiner Schriften um, die uns in ihm den Mann von Herz und von so viel gebundener, latenter Poesie verrathen. Wie hat ihn nicht Jean Paul ergriffen! Wie gemüthlich hat er nicht gerade dessen idyllische Elemente, die von Jean Paul geschilderte bürgerliche Beschränktheit mit ihren poetischen kleinen Freuden und großen Entsagungen in sich aufgenommen! Wie rührend schildert er den ersten Frühlingseindruck, den Lamennais' Worte eines Gläubigen auf sein krankes, der ersten Genesungswonne entgegenschlagendes Herz hervorbrachten! Nun, wo ist in der Frankfurter Judengasse der grüne Fleck, an den er sich bei solchen Stimmungen erinnert fühlen konnte? Wo ist überhaupt in seiner Jugendzeit etwas ihn gemüthlich, poetisch und idyllisch Anregendes, ein Element, für welches er sich später so empfänglich zeigte? Keine Pfingstwonne, keine Weihnachtsfreude. Schel und alltäglich waren seine Jugendeindrücke, die Eltern kalt, jeder grüne Fleck verpönt, um ihn her nur niedrige Bestrebungen nach zeitlichem Gewinn, Furcht, die Laster, die die Unterdrückung erzeugt, wenig oder gar keine bedeutenden Einschnitte merkwürdiger Erlebnisse, keine Zerstreuung und Anregung des muntern Knabensinnes in der Schule oder im Umgang mit Spielgenossen — alles das zusammengenommen ist der beste Schlüssel, um das Räthsel des in trüber Gleichgültigkeit hindämmernden Knaben Börne zu lösen.

Die erste maßlos freudige Aufregung, die Börne empfand, war die, als er das väterliche Haus verlassen durfte und in einen ganz neuen Lebenskreis versetzt wurde. Dies geschah mit seinem 14. Jahre (1800). Es verlautete von einer Erziehungsanstalt, die, in Gießen von einem Professor Hetzel errichtet, in ihrer Art Ausgezeichnetes leisten sollte. Wenigstens hatte der Vorsteher des Instituts, ein bekannter Orientalist, ein Programm erlassen, worin er seine Schöpfung als die Pforte zum Tempel alles Wissens dargestellt hatte. Hetzel war als Gelehrter anerkannt, als Mensch ließ er sich durch die Folgen eines unordentlichen Haushalts zur Deckung der ihn fortwährend quälenden Verlegenheiten von Projectenmacherei hinreißen. Das wußte man nicht. Sein Institut stand, als er es schon als ein blühendes ankündigte, noch auf dem Papiere. Der Hauslehrer bestärkte den Vater, seinen zum Studium bestimmten Sohn in diese Pension zu geben; hier würde er eine hinlängliche Vorbereitung zur Universität finden und zu gleicher Zeit vor den Gefahren sicher sein, denen die Großeltern in Bonn ihren Enkel nicht ausgesetzt wissen wollten. Ein Hauptgrund, warum sich Herr Baruch entschloß, auf diesen Vorschlag einzugehen, war in der That der, daß sich mit Hülfe einer in Gießen lebenden entfernten Verwandtschaft Vorkehrungen treffen ließen, daß der Knabe nicht nöthig hatte, mit seinen christlichen Mitpensionairen zu essen, ja sogar Gelegenheit fand, bei einem dortigen Unterrabbiner die religiösen Studien fortzusetzen. Er sollte bei jenem Verwandten zu Tisch gehen und dieser Geistliche sollte ihn die Woche einigemal zum Religionsunterrichte besuchen. Der Knabe war glücklich, endlich in neue und freiere Beziehungen zu kommen. Denn auch sein Verhältniß zum Vater fing schon an, auf den Grund abweichender Ansichten, manche Störung zu erleiden. Herr Baruch wollte die Grundsätze nicht billigen, die sich sein Sohn aus dem allmäligen Verständniß der französischen Revolution entnommen hatte. Der Vater äußerte oft bestimmt, daß die hergebrachte Ordnung der Dinge in der Natur begründet sei, daß es, so wie es Kinder und Eltern gäbe, eben so auch Herr und Diener, König und Unterthan geben müsse

ınd ähnliche Gemeinplätze mehr. Doch waren des Vaters Beſorgniſſe noch nicht ernſterer Natur.

Gießen iſt von Frankfurt eine Tagereiſe entfernt. Der Weg führt durch die fruchtbaren Thäler und anmuthigen Berge der Wetterau. Sachs, der Hauslehrer, begleitete den vierzehnjährigen Knaben, der glücklich war, eine ſo heitere Veränderung ſeines bisherigen Lebens zu erfahren. Auf dem Poſtwagen geſtand eine junge Dame aus der Umgegend, daß ſie zuweilen an einem Liebhabertheater ſpiele, was dem Knaben Veranlaſſung gab, über dieſen Beruf mit ihr recht heiter zu ſcherzen. Börne beſuchte im Hauſe ſeiner Eltern regelmäßig alle vier Wochen das Frankfurter Theater, deſſen Mitgliedern er in ſpätern Jahren durch ſeine Kritiken ſo gefährlich werden ſollte. In Gießen ſtiegen ſie im Gaſthof zum Einhorn ab.

Gleich beim erſten Beſuche im Hauſe des Profeſſors Hetzel wurde dem Erzieher klar, daß die Anſtalt des Mannes bis jetzt noch Phantaſie war. Sie exiſtirte nur in ſeinem Prospectus. Durch die pomphafte Ankündigung hatte Profeſſor Hetzel bezweckt, erſt zu ſchaffen, was er als ſchon vorhanden anprieſen hatte. Das Ganze war ein Experiment, auf den Erfolg berechnet. Indeſſen wußte ſich Profeſſor Hetzel zu helfen. Er wies nach, daß bis dahin und dorthin dieſer Schüler dort, jener Lehrer von da eintreffen müſſe, wenn auch geläufig Börne erſt der zweite Penſionair der Anſtalt war. Einen geachteter Schulmänner wurden genannt, die den Unterricht leiten würden, ja es dauerte nicht lange, ſo war in That die kleine Erziehungsmaſchine in Bewegung geſetzt. Geläufig wurde der Knabe ſogleich als Student der Univerſität immatriculirt. Der Lehrer fand dies auffallend; Profeſſor Hetzel hatte ſeine Gründe, dies für beſſer aus geben. Wir kennen ſie nicht.

Ein Examen, das der Orientaliſt mit dem blutjungen Semiker anſtellte, zwang ihm vor den hebräiſchen Kenntniſſen deſſelben Hochachtung ab. Der junge Börne überſetzte Pſalmen mit einer Geläufigkeit, daß ſich Profeſſor Hetzel Angabe der Methode erbat, nach der ein ſo junger Menſch eine ſolche Sprachfertigkeit hatte erlernen können. Es

Tycho.

Dem Reichsrath will ich Eure Bitte melden,
Und Euer dankbar Herz ihm ſchildern, Brockdorp!

Brockdorp.

Ihr braucht in Kopenhagen Generale!
Des lüb'ſchen Bürgermeiſters Wullenweber
Armee wird ja nach Lübeck heimwärts ziehn —
Der junge Marcus Meyer iſt verſchollen —

Tycho.

Was Ihr nicht Alles wißt von Marcus Meyer
Und Wullenweber —! Nein, Ihr bleibt in Sonderburg.
In einem ſchweren, aber würd'gen Amte.
Einſtweilen mildert Euch vielleicht die Schrecken
Des einen Thurmes, was der andre birgt.
Für dieſen zweiten Thurm ſtell' ich Euch Miether:
Geſellſchaft ſollt Ihr haben hier auf Alſen!
Schaut her! Ein holdes Kind, das Chriſtiern's Flüche
Durch Beten mag entkräften, mildre Töne
An Euer zartes Ohr Euch hauchend, Brockdorp.

Brockdorp.

Wen bringt Ihr noch?

Tycho.

Platz da! Entblößt das Haupt!

war eine Art Hamilton'scher Methode, wonach Börne unterrichtet gewesen. Es scheint aber doch, als wenn diese Kenntniß erst durch späteres gründliches Studium der Grammatik hätte müssen befestigt werden; denn Börne vergaß in spätern Jahren in dem Grade sein Hebräisch, daß er nicht die kleinste Stelle des Alten Testaments im Urterte verstehen konnte. Er begriff oft nicht, wie sich Heine in seinen Schriften als einen so geläufigen Hebräer bewähren und noch immer auf so viel jüdische Ausdrucksweisen anspielen konnte. Er hatte in seinen spätern Jahren Alles vergessen, selbst jüdische Gebräuche, die er sich als ihm ganz neu mußte wiedererzählen lassen und deren oft sinnige Bedeutung ihn dann wol ansprach.

Die Lebensweise im Hause Hetzel's war Börnen wohlthuend. Einen so freien behaglichen Genuß des Daseins, wie der junge Mann hier traf, hatte er sich nach dem Zwang seiner häuslichen Verhältnisse nicht möglich gedacht. Da gab es Besuche, heitere Unterhaltung, Abendgesellschaften, gesellige Spiele. Gleich die erste Soirée, die Hetzel, ein Lebemann, veranstaltete, regte seine Phantasie an. Von dem Essen bei seinem jüdischen Anverwandten war keine Rede mehr. Der Unterrabbiner erhielt seine Bezahlung, ohne daß er das Hetzel'sche Haus betrat. Die Lehrer Dr. Schapper, Keppel und Andere waren unterrichtete Männer, bei denen er sich freute seine Ausbildung gründlicher verfolgen zu können. Nach Frankfurt schrieb er die heitersten, lesenswerthe, gutgesetzte Briefe, untrügliche Gradmesser seiner zunehmenden geistigen Bildung.

Je mehr Börne dem Jünglingsalter entgegenreifte, desto mehr veränderte sich seine Stellung zur Welt, seine Auffassung der Menschen, sein Urtheil über nahe oder entfernt Liegendes. An die Ordnung seiner neuen Lage sich bald gewöhnend, gewann er auch über die Gießener Welt bald ein Urtheil und verhehlte sich und den Seinigen nicht die Mängel seiner Lage. Bei seinen jährlichen Besuchen in Frankfurt sprach er sich offen über den Gang des Unterrichts aus und sagte von dem Geschichtsunterricht, den er empfing, mit einer Wendung, die schon dem spätern Schriftsteller anzugehören scheint: „Der Vortrag des Mannes hat den Kopf eines Riesen und die

Hand eines Zwergen." Er meinte damit das Unebenmäßige seines Aufrisses, indem er Unwichtiges gründlicher behandelte, als das Wichtigere. Sein Lehrer Schapper, der ihn einmal nach Frankfurt begleitete, wollte dafür auch in ihm nicht viel erkannt haben. Denn er äußerte: Er hat zwar Anlage zum schriftlichen Ausdruck, sonst aber wenig Kopf. Börne's Erzieher war jedoch durch dessen Briefe schon mit dem Unterrichtsgang in Gießen bekannt genug, um darauf mit Feuer erwidern zu können, daß daran lediglich die trockne, langweilige, grammatikalische Methode schuld sei. Schwerer zu beseitigen war der Einwand, daß der junge Akademiker nicht besonders fleißig war. Wie diese Urtheile auch ausfielen (ungerecht wenigstens auch insofern, als Börne's schwächliche Gesundheit dabei nicht berücksichtigt wurde), darüber blieb man einig, daß man dem jungen Manne eine gewisse Originalität, etwas Apartes in seiner Art zuzuerkennen hatte.

Inzwischen wurde Professor Hetzel durch seine derangirten Verhältnisse veranlaßt, einen Ruf nach Dorpat anzunehmen. Seine Anstalt überließ er dem Statistiker Crome, einem Gelehrten, der sich noch in späterer Zeit Börnen mannigfach gefällig bewies. Hetzel und seine Familie ließen in dem Stammbuche des Zöglings freundliche Zeilen zurück. Wenn man den Versicherungen der Stammbücher trauen dürfte, so hätte damals Börne in einem Kreise älterer und jüngerer herzlicher Bekanntschaften gelebt; wenigstens finden sich Schwüre und Freundschaften verzeichnet, die noch über's Grab dauern sollten. Bei einigen Namen hat Börne später ein Kreuz gemacht. Sie waren nach Jahr und Tag gestorben.

Es war jetzt Zeit, daß Börne oder, wie er damals hieß, Louis Baruch, bisher nur dem Namen nach Student, nun ein solcher wirklich wurde. Auf Gießen, als eine Gelegenheit, gründlich Medicin zu studiren, setzte man in Frankfurt kein Vertrauen. Doch bei jeder andern Universität war dem Vater die Selbstständigkeit seines noch so jungen Sohnes peinlich. Da kam man auf einen Mittelweg. Man scheute die Kosten nicht, um den angehenden Mediciner einem Manne anzuvertrauen, der in der gelehrten und praktischen ärztlichen Welt einen

berühmten Namen hatte, in der Gesellschaft eine ausgezeichnete Stellung einnahm und durch seinen jüdischen Ursprung den Sympathieen der Familie Baruch näher stand, als irgend ein Anderer — Marcus Herz in Berlin. Man wußte, daß Herz außer der rastlosen Thätigkeit, der sich der berühmte Mann in Berlin widmete, sich auch noch die Last auflud, in sein Haus junge Leute aufzunehmen, die unter seiner Leitung in Berlin, das damals noch keine Universität, sondern nur Kliniken berühmter Aerzte besaß, ihren medicinischen Cursus machten. Herz war Arzt am jüdischen Krankenhause und hielt Vorlesungen, die für ein größeres Publikum berechnet waren. Die Besorgniß, den jungen Börne an einen sittlich so verrufenen Ort, wofür Berlin galt, zu schicken, wurde durch die Beruhigung gemildert, daß er im Hause seines Lehrers unter Aufsicht stehen würde. Diese Pension kostete 100 Louisd'ors.

Auf Louis Baruch wirkte die Aussicht, nach Berlin zu kommen, erfreulich. Für ihn war damals Berlin, was dem Franzosen der Provinz Paris. Berlin war die Hauptstadt des damals noch unüberwindlich scheinenden Preußens, das sich die Miene geben durfte, der anschwellenden Lawine der Napoleonischen Herrschaft zu sagen: Bis hieher und nicht weiter! Berlin war der Sitz, der Haupttummelplatz der bedeutenderen Geister der Nation; Fichte, Schleiermacher, die Schlegel, Johannes von Müller wirkten von dort aus. Man braucht nur die Briefe der Rahel zu lesen, um sich lebhaft in die Geselligkeit jener Kreise zu versetzen. Die Sprößlinge reicher jüdischer Familien spielten eine nicht unbedeutende Rolle. Vor allen glänzte gerade Marcus Herzens Frau als ein Stern erster Größe. Das Haus dieser Dame, deren Ehegemahl ihr an Jahren weit voraus war (Börne bewunderte später oft, wie sich hier eine junge Frau so trefflich in das Wesen eines älteren Mannes zu schicken wußte), galt für das Stelldichein aller bedeutenden Köpfe Berlins; für den Pensionair eröffnete sich eine glänzend heitere Aussicht. Börne hat in spätern Jahren nie aufgehört, von Berlin einzugestehen, daß er es leiden möge. Selbst zuletzt, als das öffentliche Gespräch in Berlin sich nicht mehr um die Fragen

der Politik und Literatur, sondern, wie er selbst sagt, um die Tänzerinnen der Oper und die Prinzen des Königlichen Hauses bewegte, machte er sich anheischig, vier Wochen in Berlin mit der größten Befriedigung auszudauern. Dazu kam, daß sogar Börne von den Heiligthümern Preußens Eines hoch und wie keines vom gleichen Range verehrte, Friedrich den Großen. Noch später, als er schon die Pariser Briefe geschrieben hatte, hörte er im Gespräche nicht auf, von den klaren blauen Augen dieses Berliner Friedrich's zu reden, von seiner Enthaltsamkeit, Mäßigung, seinem Esprit, seiner Achtung vor berühmten Männern und dem Ehrgeiz, mit ihnen umzugehen. Friedrich der Große und Heinrich IV. von Frankreich waren die einzigen Könige, von denen Börne mit eingehender Theilnahme sprach.

Von den medicinischen Studien scheint indessen in Berlin nicht viel geworden zu sein. Marcus Herz war mit seiner Praxis beschäftigt. Die Beziehungen des Hauses, die häufigen Gesellschaften schufen Zerstreuungen, die den Studien nicht günstig sein konnten. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Börne die Zeit seines Berliner Aufenthaltes weit mehr zur Cultur seines innern und äußern Menschen, als zur Erlernung der Arzneikunde verwandte. Er wird viel gelesen, viel aus der bewegten Geschichte der damaligen Zeit in sich aufgenommen haben. Daß sich die Wärme seines Herzens regte und zartere geschlechtliche Neigungen ausbrütete, ist ohne Zweifel anzunehmen, wie ihn denn eine hoffnungslose Liebe zur geistvollen und schönen Herrin des Hauses, in dem er lebte, ergriff. Indessen war dies die Neigung eines jungen Mannes, dessen erste herzinnigeren Regungen kein glücklicheres Schicksal treffen können, als wenn sie sich einem uns entfernt und unerreichbar stehenden weiblichen Wesen von höherem Werthe anschließen. Als Börne nach dem plötzlichen Tode Marcus Herzens das Haus verließ, hörte er nicht auf, mit der von ihm hochverehrten Frau desselben in brieflicher (wenn auch oft gestörter und unterbrochener, doch nach einigem Verlauf immer wieder aufgenommener) Verbindung zu bleiben. Da war es Henriette Herz selbst, die den Eltern Börne's vorschlug, ihren Sohn nach Halle zu schicken und ihn dort der

Aufsicht des Reil'schen Hauses anzuempfehlen. Reil, der geistreiche Begründer einer neuen Fieberlehre, war ein Name, dessen Berühmtheit den Wünschen der Eltern vollkommen genug that. 1804 ging Louis Baruch von Berlin nach Halle. Er hatte jetzt den festen Vorsatz, die medicinischen Studien mit Eifer zu erfassen.*)

Der achtzehnjährige Student bezog das Reil'sche Haus. Freundlichst aufgenommen, fand er hier einen andern Ton, wenigstens eine andere Atmosphäre, als die ihn in Berlin umgeben hatte. Die Geselligkeit war eben so lebendig, aber mehr nach Innen zugekehrt, mehr auf die allerdings nicht schroff gezogenen Grenzen der Familie sich beschränkend. Liebenswürdige Töchter gaben dem Hauswesen ein freundliches, der Phantasie wohlthuendes Relief. Reil selbst, wie ihn Börne später schilderte, sein sanfter seelenvoller Blick, sein anregender Umgang, seine geistvollen, über das Gebiet der Medicin weit hinausgehenden Bemerkungen konnten nicht genug gepriesen werden. Reil's Vortrag war so allumfassend, daß man seine Einleitung in die Zweige der Arzneiwissenschaft eben so gut für eine Einleitung in einen Vortrag über Politik, Moral oder Aesthetik hätte halten können. Die philosophischen Ansichten Reil's, sein halber Brownianismus sowohl, wie seine allgemeinen Begründungen der Lehre vom Menschen verwandelten sich für Börne in Denkfactoren, mit denen er sich auch später die meisten Begriffe feststellte. Börne's erste

*) Spätere Anmerkung. Die im Jahre 1861 (bei Brockhaus in Leipzig) erschienenen Briefe des jungen Börne an Henriette Herz bestätigen und ergänzen die obigen Mittheilungen durch eine förmliche Wertheriade, die der junge Pflegebefohlene mit seiner schönen Pflegemutter durchführte. Die damals schon Achtunddreißigjährige verwies die Phantastereien des jungen Anbeters auf ein Tagebuch, in dem er sich anklagen und ihr jezuweilen es zeigen sollte. Sie selbst wandelte ja einen höheren Strich mit Schleiermacher. Manches in dem Tagebuche ist geradezu Nachahmung Werther's und bewußte Tollheit, die hintennach selbst über sich lacht. Diese Verliebtheit fehlte nur noch, um Schleiermacher's Urtheil, der junge Louis Baruch sei unfleißig und verdammere die Zeit, des Weiteren zu begründen. Doch begegneten sie sich bald darauf in Halle, wie es scheint, friedlicher. Junge Studenten, die nicht gerade an dem Karren voll Bücher, die sie selbst geschrieben, mitziehen helfen, sind den Professoren nicht sympathisch.

schriftstellerischen Versuche, die sich im Gebiet der theoretischen Politik und besonders der Cameralistik bewegten, sind auf Reil'sche Principien begründet. Börne besuchte gleich Anfangs fleißig seine Vorträge über Anatomie und stand um vier Uhr des Morgens auf, um sich auf die Klinik vorzubereiten.

Ueber das gesellige und wissenschaftliche Leben des damaligen Halle hat sich Börne in dem Aufsatze: „Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens" selbst warm und erinnerungsfroh ausgesprochen. Es ist dies einer der wenigen Aufsätze, in denen er uns selbst Materialien zu seiner Biographie darbietet. Bei F. A. Wolf hörte er wahrscheinlich über die griechischen Lyriker und Homer, von Schleiermacher, dem alten Bekannten von Berlin her, sagt er, er hätte die Theologie so vorgetragen, wie sie Sokrates gelehrt haben würde, wäre er Christ gewesen. Von Reil rühmt er die stete Jugendfrische, die sogar aus der Besorgniß zu veralten entstanden wäre. Reil hätte absichtlich nach dem Umgang mit strebenden Jünglingen und neuen Büchern verlangt, um nicht die Jugend des Geistes zu verlieren. An Horkel rühmt er sein emsiges Studium und seine Bescheidenheit, ganz besonders aber theilt er den Enthusiasmus, den damals Steffens für Naturphilosophie und was damit zusammenhing in der akademischen Jugend zu entzünden wußte. Zwölfhundert Studenten waren damals in Halle beisammen, recht als sollte diese Universität ihren schönsten Triumph feiern kurz vor ihrem Falle (den später Napoleon beschlossen hatte). „Sitten, Sprache, Kleidung," sagt Börne von den damaligen Studenten, „alles war an ihnen ungezogen. Sie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme mit rothen, weißen, grünen oder schwarzen Federn geschmückt, je nach der Landsmannschaft, der sie sich angeschlossen. So glichen sie von oben römischen Kriegern und von unten deutschen Postillonen." Börne war später einsichtsvoll genug, die Nachtheile zu erkennen, die unserer politischen und gesellschaftlichen Bildung aus den Eigenthümlichkeiten des deutschen Studentenlebens erwachsen sind; aber an seine Studienzeit in Halle dachte er gern zurück.

Von Halle aus wurden kleine Ausflüge in die nähere und entfernte Umgegend gemacht. Schon in den ersten Ferien besuchte er mit einem akademischen Freunde, Namens Grossing, das sächsische Erzgebirge und befuhr einige der bekanntesten Stollen desselben. Von Jena aus schrieb er den 30. März 1804 folgenden, bisher ungedruckten Brief: „Ich komme soeben von einer Wanderung zurück, die ich durch die Stadt gemacht habe. So weit ich gekommen bin, haben die Straßen eine gar klägliche Physiognomie, oder vielmehr gar keine. Die Häuser stehen alle so jämmerlich da, wie Tintenkleckse, Einem zum Aerger und Verdruß. Es herrscht eine langweilige Stille umher und das bischen Geräusch dient nur dazu, sie noch zu vermehren. Kein freundliches Gesicht ist mir aufgestiegen, und kein einziger Conditor taugt 'was. Vor und nahe bei der Stadt liegen Berge, die ragen hoch empor. Ich kann sie aus meinem Fenster sehen. Wie ich sie so ansah, kam es mir vor, als schauten sie spottend hinab in die finstern dumpfen Löcher, und redeten die Menschen an und sprächen: O, ihr dummen Thiere, was sperrt ihr euch ein da unten in eure finstern Hütten und raubet euch die Luft einander, kommt herauf; seht, wir reichen euch gerne unsern Rücken, kommt und lagert euch näher den Sternen! Wol, ihr Berge, hört Mancher eure stummen Töne, doch Keinen locken sie hinauf. Doch wenn ihr Gold bergtet in eurem Schooße, dann würden sie kommen; und schaarenweise strömen und graben in eure Eingeweide, ach, zerwühlend sich selbst." Des Winters wurden Ausflüge nach Dessau und Leipzig, oft zu Schlitten und im Maskenaufzug, unternommen. Besäßen wir von Börne über sein Leben Mittheilungen, so würde gewiß in diese Periode die Schilderung eines immer klarer werdenden Seelenlebens fallen. Börne wird damals die ersten Blicke in seine Zeit geworfen, die ersten Verständigungen über Menschen und Bildungsrichtungen, über Systeme und Bücher in sich erfahren haben. Die große Gährung der Geister, die gerade in jene politisch für Deutschland so unglückliche Zeit fiel, kann an ihm nicht spurlos vorübergegangen sein, wenn ihn auch seine angeborne Verständigkeit, seine satyrische Laune und die besondern Einflüsse seiner Na-

tionalität vor jener flammenden Ueberhitzung bewahrten, die damals oft die besten Köpfe mehr versengte, als erleuchtete. Den lebhaften Debatten, womit die jungen Studenten oft glaubten die Speisen der Reil'schen Tafel würzen zu müssen (Reil war gastfrei), hörte er mit ruhiger Enthaltung zu, gab aber zuweilen so treffende Zwischenbemerkungen, daß man auf den kleinen, zusammengedrückten, schweigsamen jungen Mann um so mehr aufmerksam wurde, als man ihn von Reil mit einer besonders sorgsamen Theilnahme behandelt sah.*)

So vergingen beinahe drei Jahre in heiterer Geselligkeit und gewissenhaften, wenn auch nicht übermäßig betriebenen Studien. Da kam die Umwälzung der Zeit dem preußischen Staate immer näher und eines der ersten Opfer, das da fiel, war der hallische Musensitz. Der Lärm der Waffen verscheuchte Minerva. Noch hob Napoleon die Universität nicht auf. Es geschah erst 1813, als er den auch von den Universitäten drohenden jungdeutschen Geist bei Bautzen und Groß-Görschen kennen gelernt hatte. Aber wer ein leichtes Gepäck hatte, wartete das fernere Geschick der Universität nicht ab. Börne nahm von dem ihm so lieb gewordenen Tummelplatz seiner ersten im volleren Jünglingsbewußtsein verlebten Jahre erst ein halbes Jahr nach dem Unglück Preußens Abschied und wandte sich dann der Universität Heidelberg zu.

*) Spätere Anmerkung. Die vermißten eigenen Mittheilungen Börne's über jene Zeit finden sich in den Briefen an die Herz. Sie bestätigen das eben Gesagte. Ein reiches Innenleben, durchkreuzt von üblen Gewohnheiten der Erziehung und seiner heimathlichen Lebenssphäre, (Neigung zur Trägheit, Naschsucht, gedankenloses Ergreifen jedes energisch gemachten Vorschlags) verarbeitet doch schon manchen bedeutenden Stoff. Die wissenschaftlichen Fragen der Zeit beherrschen wenigstens seine Ausdrucksweise. Neigung, originell zu sein, wie sie von den Stylreden junger Männer von achtzehn Jahren gewöhnlich verrathen wird, kämpft mit dem Trieb nach Wahrheit. Der witzige Einfall corrigirt sich im Entstehen. In dieser hallischen Zeit reiste er um die Weihnachtsfeiertage 1804 „mit Schleiermacher in Einem Postwagen" wieder nach Berlin. Eine Schwester seiner Gönnerin war erkrankt. Auch sie hatte sein Herz, aber mit andern, sanfteren Gefühlen. Vor dem Gedanken, in der Frankfurter Judengasse Arzt zu werden, erfaßte ihn ein Grauen. Doch besuchte er in den Ferien Frankfurt, um dann nach Halle zurückzukehren.

die sein Vater weit lieber mit Gießen vertauscht gesehen hätte. Auf dem Wege von den Ufern der Saale an die reizenderen des Neckar müssen sich im Innern des jungen Baruch eigene Gedankenreihen entsponnen haben. Es reifte in ihm der Entschluß, sich von der Medicin loszusagen. Drei Jahre des Studiums geopfert! Was ihn zu dieser Schreckensnachricht für seinen Vater bestimmt haben mochte, ist zu enträthseln nicht schwer. Er hatte den medicinischen Beruf ohne Wahl ergriffen. Dieser war damals der einzige, der ihm bei seinem Glaubensbekenntnisse eine seinen Studien angemessene bürgerliche Stellung möglich machte. Diese Rücksicht hatte sich inzwischen verändert. Die freie Reichsstadt Frankfurt hatte sich in ihren alten Spinnenweben von Gesetzen und Vorurtheilen müssen lüften lassen; die Resultate der französischen Revolution hatten Kastengeist und Privilegienunbill aus den Thoren verwiesen. Frankfurt hatte mit seiner Selbstständigkeit auch das Recht der Bedrückung gegen die Juden verloren. Diese erhielten vom Fürsten Primas, dem Großherzoge von Frankfurt — (eine eigene Art von Emancipation) — für eine bedeutende Summe das Recht, sich frei zu kaufen. Somit eröffnete sich den studirten Söhnen der Juden die Aussicht einer andern als nur medicinischen Wirksamkeit. Börne dachte sogleich an Jurisprudenz, ging aber auch von dieser, da der Beruf eines Advocaten ihn nicht reizen mochte, allmälig ab zur Cameralwissenschaft, die ihm eine Anstellung im Regierungsorganismus erwerben durfte.

Zu diesen Erwägungen mochte die Selbsterkenntniß kommen, daß ein Arzt zu sein, von einer andern Vorliebe für diesen Stand bedingt werden müsse, als sie Börne besaß. So sehr seinen höhern Erkenntnißsinn die aus der Philosophie und allgemeinen Naturkunde hergeleiteten Heischesätze der medicinischen Propädeutik ansprechen mußten, so wenig fühlte er sich in der Medicin heimisch, wenn er den Vorhof verlassen hatte und das innere Heiligthum jener Kunst selbst betrat. Seine Nerven gewöhnten sich schwer an den Anblick von Leidenden, ja ein gewisses Vorgefühl mochte ihm sagen, daß er in seinem künftigen Leben die Bestimmung haben würde, sich zur Medicin mehr als Patient, denn als Arzt zu verhalten.

Wenn man seinem spätern Mißtrauen gegen die Arzneiwissenschaft, das er oft genug ausgesprochen, folgen darf, so fühlte er sich bei seinem ernsten, wahrheitsuchenden Sinne durch die Unsicherheit ihrer Principien nicht befriedigt. Er besaß nicht den Muth, mit der leidenden Menschheit Experimente zu machen. Das mochte ihm vollends den Ausschlag geben, sich von einer Wissenschaft zu trennen, deren praktische Ausübung ihm keine Zukunft mehr vorspiegelte, die ihm erwünscht und willkommen gewesen wäre.

Man kann sich denken, wie der Vater diese Erklärung seines Sohnes aufnahm. Die außerordentlichen Summen, die derselbe bisher für die Ausbildung eines künftigen Arztes aufgewandt hatte, die drei Jahre eines, wie er gehofft hatte, gründlichen und gewissenhaften Studiums sah er für unersetzlich verloren an. Sein Zorn würde grenzenlos gewesen sein, wenn ihn nicht selbst die plötzliche, von den Zeitläuften geschenkte Möglichkeit, seinen Sohn sich in einer amtlichen Laufbahn bewegen zu sehen, überrascht hätte. Es kam dahin, daß er sich dem veränderten Entschlusse Louis' nicht gerade widersetzte, wenn er ihn auch nicht vollkommen billigte. Dabei hatte er noch immer nicht den Muth, seinen Sohn sich selbst zu überlassen! Er beauftragte wieder den Professor Martin, ihm in Heidelberg einige, sein Betragen regelnde Aufmerksamkeit zu schenken. Börne fühlte sich durch dies ewige Bevormunden unerträglich gedrückt. Wenn er die übrigen Studenten in freier Selbstständigkeit sich tummeln sah, mußte man bei ihm immer die Drahtfäden der väterlichen Wachsamkeit bemerken. Er lebte allerdings in Heidelberg ausschreitender als bisher. Man sah ihn öfter im Mannheimer Theater, als beinahe im Colleg. Er schloß sich großen Partieen in die herrlichen Umgegenden Heidelbergs an, schaukelte sich lieber auf den Wellen des Neckar, den er zu befahren liebte, als auf den Titeln der Pandekten; auch kostete dies mehr Geld, als ihm von Hause bewilligt war. Er machte Schulden, ein Schritt, der, wie er sich später noch manchmal äußerte, in Heidelberg gerade nicht so unerhört war. Nun aber kam der Vater und schlug einen Lärm, als wäre sein Sohn der ungerathenste Verschwender und das unartigste

Zweiter Auftritt.

Einige Reiſige bringen den ſchlafenden Prinzen Johann, einen Knaben, den zwei von ihnen, eingehüllt in Mäntel, tragen. Bruder Anſelmus beleuchtet mit einer Fackel den Prinzen. Die Vorigen.

Tycho.

Dem Wächter über gottgeſalbte Häupter,
Dem Commandanten Sonderburgs ſchickt hier
Der Reichsrath zu getreuer Hut den Prinzen
Johann —

Brockdorp.

Gefangen? Prinz Johann? Dies Kind?
Auch dies? —

Tycho.

Halt da! Weck' mir den Knaben nicht
Mit Deinem Mitleid, Alter! Ja, gefangen,
So wie das Samenkorn im Schooß der Erde,
So wie die Blume in der Knospe Haft!
Gefangen, wie die Puppe an dem Draht,
Wenn Bilder nackt die Wahrheit ſprechen ſollen.

Brockdorp (den Prinzen betrachtend).

O ſanfter Schlummer, den der Sturm nicht weckte!
Dem einerlei noch Welle oder Wiege!

Tycho.

Der zweite Thurm ſei dieſes Kindes Welt,

Kind, das es in ganz Heidelberg gäbe. Dies Zurückdrängen in eine kindiſche Sphäre verletzte ihn bitter. Er ſchämte ſich in die Seele ſeines Vaters, daß dieſer die ſoliden Grundſätze ſeines Frankfurter Handelsverkehrs auf ein freies und von vornherein bürgerlich unzurechnungsfähiges Leben übertrug. Was werden die Profeſſoren über dies philiſterhafte Verfahren meines Vaters gelacht haben! ſagte er zuweilen noch ſpäter. Herr Baruch hatte von den Schulden ſeines Sohnes in Heidelberg ein Aufſehen gemacht, als handelte es ſich um eine Falliterklärung an der Frankfurter Börſe.

Unter Börne's Papieren befand ſich folgender Brief an ſeinen Erzieher Sachs, der inzwiſchen ein Inſtitut gegründet hatte: „Heidelberg, den 16. Juli 1807. Mein lieber Herr Sachs! Sie erhalten hiermit einen Brief von Groſſing. Er iſt mir ſchon vor einigen Tagen zugekommen, und es wäre freilich artig geweſen, ihn Ihnen gleich zu ſchicken .... aber wie haben Sie auch auf den Gedanken kommen können, dem Groſſing eine ſolche Bedingung vorzuſchreiben als die iſt: wenn er einſt aus Ihrem Dienſte heraustrete, ohne Ihre Erlaubniß in Frankfurt keine Stunden zu geben? Ich glaube, Sie hätten ihm jährlich können tauſend Thaler bieten, ohne Ihre Erlaubniß keine Kirſchen zu eſſen, und er hätte ſich nicht dazu verſtanden, oder er wäre unwürdig geweſen mein Freund zu ſein. Mein Gott, welcher Menſch von Kraft und Geiſt wird ſich denn ſeinen Willen binden laſſen? Es hat mir gleich geahndet, daß die Negociation kein günſtiges Ende nehmen würde, als ich in Ihrem Briefe die Worte las: „Ich werde Groſſing noch heute Ordre geben abzureiſen.“ Wahrſcheinlich waren Sie beſonnen genug, gegen ihn ſelbſt dieſen Ausdruck nicht zu gebrauchen, denn das wäre ihm begreiflicherweiſe ſchon Urſache genug geweſen, die Ordre nicht zu pariren. Es thut mir leid, daß nichts daraus wird .... Da dieſer Brief keinen andern Zweck hat, als den ich erreicht zu haben meine, ſo nenne ich mich ſchließlich den Ihrigen Louis Baruch.“

Börne, der in dieſem Briefe ein ſchönes Beiſpiel des Einſtehens für einen Freund giebt, hätte ſo gern ſein neues Studium der Cameralwiſſenſchaft in Heidelberg zu Ende ge-

bracht, aber der Vater, der ihn durchaus mehr in der Nähe und im Zwange haben wollte, drang darauf, daß er nach Gießen ging. Im Jahr 1808 sah Börne einen Ort wieder, der ihm die erste freundliche Aussicht in die Welt geboten hatte. Es war die Macht der Gewohnheit, daß er Gießen nicht sehen konnte, ohne zum Fleiß gemahnt zu werden. Mit dem Vorsatz, gründlich sein neues Ziel zu verfolgen, kam er diesmal hin, und mit dem Bewußtsein, seinem sich selbst gegebenen Worte treu gewesen zu sein, verließ er es wieder. Auch bot Gießen zu wenig Zerstreuung, die ihn in seinem Eifer hätte erkalten lassen. Eine Parthie Piquet mit Herrn von Meseritz, dem späteren Verfasser der in unsern Zeitungen spukenden Tendenzberichte von der russischen Grenze, damaligem Lieutenant, war vielleicht Alles, was sich Börne erlaubte. Er verabredete mit dem durch gleiche Studien und das frühere Pensionatsverhältniß ihm doppelt nahe stehenden Professor Crome sein baldiges Gelangen zur philosophischen Doctorwürde. Er wurde noch in demselben Jahre, als er nach Gießen kam, den 8. August 1808, Doctor der Philosophie.

Vorher schrieb ihm Crome: „Carissime et honoratissime Domine Doctorande! Ihr Gesuch um die Ertheilung der philosophischen Doctorwürde habe ich mit meinem Bericht darüber, und mit Beischluß der beiden, von Ihnen eingereichten Abhandlungen, der philosophischen Facultät zum Votiren vorgelegt. Dieselbe hat einmüthig beschlossen, daß Ihr Wunsch erfüllt werde und Ihnen das ehrenvolle Diplom der philosophischen Doctorwürde ertheilt werden solle, und zwar in Hinsicht der mannigfaltigen schätzbaren Kenntnisse, die Sie in den obengenannten beiden Abhandlungen sowol, als auch sonst bei mir und bei mehren meiner Collegen, an den Tag gelegt haben, ohne weiteres Examen und Disputation. Doch habe ich dabei der philosophischen Facultät versichert, daß einer oder der andere von Ihren Aufsätzen in unser Journal Germanien unter Ihrem Namen solle abgedruckt werden. Hochachtend unterzeichne ich mich Dr. Aug. Friedr. Wilhelm Crome, Facultatis philosoph. Decanus."

Von den beiden in diesem Schreiben erwähnten Abhand-

lungen ist die eine, ein Jahr später, gedruckt worden. (Crome's Germanien Band III. Jetzt auch in der Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 14.) Sie führt den Titel: Ueber die geometrische Vertheilung des Staatsgebiets, und ist wahrscheinlich Bruchstück eines größern Werkes, das Börne damals entworfen hatte und zum Theil auszuführen begann. Crome machte in seiner Zeitschrift dazu folgende verbindliche Anmerkung: „Nachstehender Aufsatz wurde der hiesigen philosophischen Facultät, unter mehren Probeschriften, von dem hier studirenden jungen Israeliten, Herrn Dr. Louis Baruch aus Frankfurt a. M. übergeben, wie derselbe auf der hiesigen Universität im vorigen Jahre die philosophische Doctorwürde erhielt. Sie wurde gleich zum Druck bestimmt, da sie von den Talenten dieses jungen Mannes zeugt, der bei uns die Staats- und Cameral-Wissenschaften mit dem glücklichsten Erfolg studirte. Wir hoffen daher, das Publikum sowol als der Herr Dr. Baruch selbst werden den Abdruck dieser Schrift in unserm Journal mit Vergnügen bemerken, und letzterer unsere Zeitschrift noch mit mehren Aufsätzen aus seiner geschickten Feder beschenken. Dr. Crome."

Jenes umfassende Werk sollte, auch seinem Titel zufolge, über den Nutzen der Staatswissenschaften für die Beamtenwirksamkeit handeln. In den davon gedruckten Bruchstücken erstaunt man, auf eine Idee zu stoßen, die Börne's ganze spätere politische Wirksamkeit zusammenfaßt. Er spricht von der natürlichen Arrondirung der Staaten, kommt auf die damals gerade tausend Jahre alte Trennung Deutschlands von Frankreich durch den Vertrag von Verdun, und behauptet, daß beide Länder in ihrer Vereinigung das Geschick der Welt entscheiden würden. Eine solche Idee war damals, als Napoleon Staaten schuf und zertrümmerte, keine Chimäre. Die Entwicklung des Gedankenganges, sogar der Styl, alles trägt in diesen Fragmenten das Gepräge des spätern Börne'schen Charakters. Er entwirft ein lebhaftes Bild von der Lage Preußens vor der Schlacht bei Jena. Er nennt es den Geist der Mittelmäßigkeit, was damals regiert hätte; nur durch Gewöhnlichkeit hätte man sich in der preu-

fischen Verwaltung poussiren können. Seine Definition des Staates als eines umfassenden Bandes für jede freie menschliche Thätigkeit entspricht den später von ihm vertheidigten Ansichten. Doch ist seine Polemik noch völlig harmlos, seine Satyre noch in der Freude über die originelle Art, wie sie im Styl heraustritt, befangen. Vom Adel redend, sagt er: „Die Deutschen werden regiert von Menschen, die es sich zur Ehre anrechnen, von Wegelagerern abzustammen." Er dringt darauf, daß „die Fürsten sich mit den Philosophen befreundeten," für welche harmlose Bundesgenossenschaft die spätere Aufregung das Wort: „Geist der Zeit" substituirte. Manche Bilder verrathen den noch nicht ganz vergessenen Medieiner. „Das Leben," sagt er, „liegt nicht in den Nerven, nicht im Blut, nicht im Gehirn u. s. w., sondern in allen liegt etwas davon." Ein andermal heißt es: „Wozu klagt man über die Unzuverlässigkeit der Heilmethoden und vergißt dabei, daß man so leben solle, der Aerzte gar nicht zu bedürfen!" Indessen verrathen diese Aufsätze noch nirgends das Selbstbewußtsein und Interesse am Formellen eines werdenden Schriftstellers; der Stoff ist es, der in ihnen allein nach Klarheit ringt. Noch vor dem Erscheinen dieser Abhandlung brachte der vierte Band von Archenholz' Minerva (1808) einen Aufsatz von Börne: Das Leben und die Wissenschaft. (Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 4 ff.) Er ist freier und ursprünglicher geschrieben, als jene theoretische Abhandlung.

Als nun Börne nach Frankfurt zurückkehrte, wurde er in seinen nächsten Umgebungen mit Aufmerksamkeit, in entfernteren nicht ohne Mißtrauen aufgenommen. Seine Unstätigkeit, sein planloses Studiren, die Zwistigkeiten mit dem Vater hatten ihm einen Ruf gemacht, als sei er wankelmüthig und unzuverlässig. Die großartigeren Verhältnisse, in denen er bisher gelebt hatte, mochten ihm selbst die Anknüpfung an die zum Theil sehr kleinstädtischen Rücksichten Frankfurts erschweren. So kam er früh mit Manchen, die sich nicht die Mühe gaben, ihn genauer zu prüfen, in schiefes Verhältniß. Aeußere Auszeichnungen, die er erhielt, (z. B. wurde er den 5. November 1809 correspondirendes Mitglied der camera-

listisch-ökonomischen Societät in Erlangen)*) war er nicht der Mann herauszukehren; sich mit vermessener Selbstschätzung geltend zu machen, gelang ihm eben so wenig. Ob seine um das Jahr 1811 erfolgte Anstellung im Polizeifache die Frucht seiner eigenen Bemühungen war, ist zu bezweifeln. Der Vater, in der Weise seiner Glaubensgenossen auf Verbindungen mit einflußreichen Männern haltend, wird die Haupttriebfeder dieser einstweiligen Versorgung seines Sohnes gewesen sein. Man nennt den damaligen Polizeidirector von Itzstein als den Vermittler der Anstellung des jungen Doctor Baruch.

Zu den humoristischen Widersprüchen, die uns die Geschichte in ihrer Lust an Contrasten aufzustellen pflegt, gehört der Frankfurter Polizei-Actuarius Börne. Man giebt seiner Phantasie ein Räthsel zu lösen auf, wenn man sich den Verfasser der Briefe aus Paris in den finstern Actenstuben des Frankfurter Amthauses, des Römers, denken soll, wie derselbe Pässe visirt, Wanderbücher prüft, Protokolle aufnimmt und in Uniform und Degen bei feierlichen Anlässen die Würde der Polizei vertritt. Es wäre überdies irrthümlich, anzunehmen, daß hier Börne nur eine Rolle gespielt hätte, über welche seine Wünsche und Ansichten hinaus gewesen wären. Börne hatte damals nur theoretische Begriffe vom Wesen der Staatsverwaltung und beschränkte sich in seinen politischen Meinungen, wie alle seine Zeitgenossen, auf die Beurtheilung Napoleon's — für und wider. Börne bewunderte ihn, ohne in ihm seinen Lieblingshelden zu sehen. Er strebte damals kaum nach mehr, als dem Ruhm, in seiner Art ein tüchtiger Beamter zu sein. Er war einer der fleißigsten und unverdrossensten Arbeiter im Römer und zeichnete sich durch friedfertige Duldung seiner an Geist und Kenntnissen oft tief unter ihm stehenden Collegen und durch freundliche Zuvorkommenheit gegen die Bürger aus. Der Einsicht des nach-

*) In das Journal dieser Gesellschaft, Karl's Cameralcorrespondent, 1809 December, ließ er eine Abhandlung über das Geld einrücken. (S. Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 22.) In seinem letzten Lebenssommer (1836) zu Auteuil bei Paris erinnerte sich Börne mit Lebhaftigkeit dieser frühern Abhandlung, konnte sich aber nicht mehr darauf besinnen, wo sie gedruckt stand.

maligen Polizei-Directors von der Thann gereicht es zur Ehre, daß er Börne's Fähigkeiten zu würdigen wußte und ihm schwierigere Arbeiten fast ausschließlich anvertraute, Arbeiten, die dann nicht selten unter fremdem Namen gingen und Andern die Ehre brachten. Den Ruf der Unbestechlichkeit erwarb sich Börne bei vielen Gelegenheiten, wo ihm von streitenden Partheien, Grund- und Gerechtigkeitsbesitzern und ähnlichen Petitionären, Anerbietungen zu Gewinntheilungen und dergleichen maskirten Unredlichkeiten gemacht wurden. Daß ihm das häufige Annehmen der wichtigthuenden Amtsmiene bei seinen Collegen zuwider war, bezeugt der Unwille, den er später oft genug über die Brutalität der Polizei aussprach. Doch legte er auch, wo sie nöthig wurde, Proben von Geistesgegenwart ab. Als bayrische Soldaten, im Jahre 1813, bei ihrem Einrücken in Frankfurt, Plünderungsversuche machten, sah man ihn neben andern Polizeibeamten diesem Beginnen mit gezogenem Degen Einhalt thun. Es ist dies wol derselbe Degen, den einst in spätern Jahren noch ein Freund bei ihm in der Ecke stehen sah. „Fürchten Sie sich nicht vor ihm," sagte Börne, „es klebt kein Blut daran." Und später von diesem Abenteuer einmal erzählend, bemerkte er: „Wir standen an der Fahrthorbrücke, wo von drüben bayrische Kugeln pfiffen und dazwischen ein abscheulicher Zugwind wehte. Ich fürchtete den letztern für eine Erkältung mehr, als die ersteren."

Die erste locale Anerkennung seiner geistigen Gaben verschaffte sich Börne durch seine Vorträge in der jüdischen Maurerloge „zur aufgehenden Morgenröthe": In einem Gedenkbuch, das diese Loge 1833 für Brüder herausgab, ist einer derselben mitgetheilt, den er im Jahre 1810 hielt. (Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 57.) Friede und Liebe ist der Athem, der durch diese geistvolle Arbeit weht. Mit ergreifender Wahrheit wird darin das Thema umschrieben: Woher kommt es, daß der Geist der Logen, die Humanität, das Verborgene aufsuchen muß, um an seiner Vollendung zu arbeiten? Wer erkannte hier nicht schon die Keime der künftigen Entwicklung Börne's eben so wol wie das Verhältniß, in welchem er sich zur Freimaurerei fühlte? So

leidenschaftlich er früher für den Zweck derselben glühte, später erkaltete er. Das Particuläre störte ihn. Unter seinen Papieren befindet sich eine Zuschrift der Loge von Mannheim, die ihm unter dem 10. Januar 1810 für eine Abhandlung dankte, deren Gedankengange sie trotz der aufgewandten geistvollen Mittel des Verfassers doch nicht folgen könne. Er hatte darin gewissen Farbensymbolen eine Deutung gegeben, die der Mannheimer Loge nicht zureichend erschien. Diese Abhandlung müßte sich im Archiv der letzteren auffinden lassen. Aus Börne's späterer Zeit verdient hier zuletzt noch angeführt zu werden, daß er gelegentlich die Beschränktheit einer der christlichen Frankfurter Logen witzig widerlegte. Als die Rede darauf kam, daß die Loge Sokrates zur Standhaftigkeit keinen Juden zuließ, sondern den Aspiranten die Frage vorlegte: Bist du ein Christ? bemerkte Börne, daß in diesem Falle der eigene Schutzpatron der Loge, Sokrates, an der Pforte würde abgewiesen werden müssen.

Börne dachte damals noch immer nicht, obgleich er Manches anlegte (unter seinen nachgelassenen Papieren befinden sich Manuscripte mit den Ueberschriften: „Versuch über das Princip der Besteuerung"; „Staatswissenschaftliche Fragmente"; „Finanzwissenschaft"; „Ueber Ackerbau"), an zusammenhängende schriftstellerische Thätigkeit, wol aber mochte ihn dazu öfters der Reiz beschleichen, wenn er die Ergebnisse seiner umfassenden Lectüre übersah und sich der Vorzüge seiner Lieblingsschriftsteller bewußt wurde. Diese waren damals Johannes von Müller und Voltaire. Bei jenem zog ihn die gedrungene Taciteische Ausdrucksweise, der lapidare Charakter seines uns jetzt allerdings erzwungen und gekünstelt erscheinenden Styls an; bei diesem die Grazie, die Voltaire über die Behandlung ernster Gegenstände zu hauchen wußte, sein Witz, sein Urtheil, das, wenn unbestochen, unbezahlt, immer freimüthig war. Die ersten publizistischen Arbeiten, womit Börne auftrat, tragen unverkennbar das Gepräge eines sich an diesen beiden Mustern heranbildenden Studiums. Sie sind durch den Einfluß Johannes von Müller's nicht selten schroff, sogar unklar. L. Stifel, damals Redacteur des

Frankfurter Journals, hätte im Stande sein können, die seit dem Aufstand gegen Napoleon in jener Zeitung von Börne herrührenden anonymen kleinen Artikel näher zu bezeichnen. Sie tragen den Stempel einer fieberhaften Zeitaufregung, sind von lebendiger Vaterlandsliebe eingegeben, sprühen tödtlichen Haß gegen Frankreich und Napoleon und würden eine größere Wirksamkeit gehabt haben, wenn sie jenen rhetorischen Fluß besessen hätten, durch welchen Görres im rheinischen Mercur so außerordentlich wirkte. Einer dieser Aufsätze: „Was wir wollen" steht in dem oft erwähnten fünften Bande S. 67. Die Anschauungen sind markig, die Ausdrücke gewichtvoll. Er wendet sich an die „männernden Jünglinge," an die Bürger, die Frauen. Er schildert die einzige würdige Benutzung der errungenen Siege. Einen andern Aufsatz: „Nachtgedanken" überschrieben, war mir im Frankfurter Journal aufzufinden unmöglich. Börne erwähnt ihn 1814 in den an Dr. Stifel gerichteten Zeilen: „Machen Sie, daß meine Nachtgedanken (das eingeschlossen, was ich jetzt mitschicke) in die Zeitung kommen. Sie passen sich hinter die Constitution. Wenn man gegen die Dummheiten schreibt, die noch nicht existiren, so ist's Papier niemals verloren. Die Dummheiten kommen sicher hintennach. Ich lege es Ihnen an's Herz, sie morgen zusammen erscheinen zu lassen. Wenn Sie wieder so viele Commerz-Annoncen wie heute haben, könnten Sie billiger weise eine Beilage machen. Was ich über die Constitutio schreiben will, wird mich wenigstens 14 Tage beschäftigen. Ich muß schlechterdings meine Ideen (sie incommodiren mich und summen mir wie Mücken im Kopfe herum) über das Verhältniß des Reichs-Oberhauptes zu den freien Städten, und über die Juden, bei dieser Gelegenheit weitläufiger auseinander setzen. Ich werde dann meine Schrift zwar in Ihre Zeitung einrücken, aber zugleich eine eigene Broschüre daraus bilden. Quos ego! Sie können ja unterdessen selbst etwas, oder den Dr. Goldschmidt über die Constitution schreiben lassen. Den Anfang über die amerikanischen Gesandten in Gent müssen Sie jetzt weglassen, denn ich werde nicht Zeit haben die Fortsetzung zu liefern. Börne. Noch wiederhole

ich, daß wenn die Cenſur von den Nachtgedanken ſo viel ſtreicht, daß nicht wenigſtens vier erſcheinen können, ſie alle wegbleiben müſſen. Dann verſteht es ſich von ſelbſt, daß jede Nummer wegbleibt, worin auch nur etwas von der Cenſur ausgeſtoßen wird — notiren Sie ſich doch, was Ihnen von der Conſtitution einfällt oder was Sie von Andern hören, und theilen Sie mir's mit ...."

Börne, der den Aufſchwung des Vaterlands, wie man aus dieſen haſtigen Zeilen erſieht, mit allen Pulſen mitempfand, ahnte nicht, daß er eines der erſten Opfer des Sieges ſein ſollte. Kaum war die franzöſiſche Herrſchaft in Frankfurt gebrochen, ſo trat auch wieder die alte freiſtädtiſche Verfaſſung hervor. Der Senat nahm von ſeiner Souverainetät Beſitz, die Anſtellung eines Juden hob ſich von ſelbſt auf. Börne erhielt ſeine Entlaſſung, wenn auch nicht ſofort. Man glaubte ihn zuerſt durch Zurückſetzung zu bewegen, ſich dieſe ſelbſt zu nehmen. Man überwies ihm geiſttödtende Regiſtraturarbeiten, doch ſchlugen dieſe Berechnungen fehl. Börne that, was man ihm übertrug, und ſah den Intriguen mit Gelaſſenheit zu. Endlich, da man einen Juden nicht länger mehr im Amte laſſen wollte, entſchloß man ſich, ihn zu entfernen, konnte ihm aber vermöge einer Beſtimmung der Congreßacte hinſichtlich der Großherzoglich Frankfurtiſchen Staatsdiener die Penſion nicht entziehen. Börne nahm auf das Betreiben ſeines Vaters dieſe mit 400 Gulden an. Er hätte ſie leicht auf das Doppelte erhöht bekommen können, wenn ihn nicht ſein eingeſchüchterter Vater von einem ernſtlicheren Widerſtande gegen die Unbill der Reaction zurückgehalten hätte.

Gewöhnlich nimmt man dieſe bittere Erfahrung, die Börne in den Jahren der Befreiung machte, als den Wendepunkt ſeiner politiſchen Bildung an. Mit Unrecht. Perſönlicher Groll oder gekränkte Eitelkeit gab ihm nicht die neue Richtung ſeiner Ideen. Einmal war Börne durch ſeine Bildung und ſeinen Umgang darüber hinaus, daß ihm gerade die Erinnerung an ſein Judenthum beſonders hätte empfindlich ſein ſollen; ſodann war er zu unbefangen, um ſich eine Weltanſicht aus perſönlichem Mißgeſchick zu bilden. Das

aber war der Sonnenblick, an dem ſich ſeine politiſchen Begriffe aufhellten: der Zuſammenhang, in dem ſein eigenes Erlebniß mit dem ſtand, was ſich mit dem Jahre 1815 rings um ihn her vollzog! Deutlich genug ſah er, daß ſich eine ihm widerfahrene kleine Ungerechtigkeit an große Tendenzen lehnte, die immer offener hervortraten. Mit den entarteten Söhnen der Revolution wollte man auch die großen Wahrheiten umſtürzen, welche die Revolution gezeitigt und die ſie den Lauf um die Welt zu machen geheißen hatte. Die Couriere, die zwiſchen Wien und jenen Städten, wo die berühmten Reactionscongreſſe gehalten wurden, hin und her flogen, riſſen Furchen in das blutgedüngte Vaterland, in die man den Samen veralteter Meinungen und Vorrechte wieder zu ſtreuen wagte. So Vieles, was uns die Reſtauration brachte, ging ſcheinbar aus den edelſten Stimmungen des Zeitgeiſtes, aus einer ſchwärmeriſch erwachten Liebe zum Vaterlande, zur Mutterſprache, zum Chriſtenthum hervor; aber die Intrigue benutzte dieſe Gefühle, um in der trüben Dämmerung, in der ſie ſich hielten, die eigenen Vorrechte ſicher zu ſtellen. Viele ſonſt beſonnene Männer hatten das Unglück, erſt ſpäter das falſche Spiel zu durchſchauen und es unbewußt, nicht ſelten zu eigenem Verderben, in gutem Glauben mitzumachen. Andere überblickten ſchon früher den Gang, den die Ereigniſſe nehmen würden, befreiten ſich von jenen an ſich ſchönen Täuſchungen und Spiegelbildern eines neu erwachten Volksthums und bildeten ſich allmälig jene Theorie aus, die unter dem Namen des Liberalismus bald eine Parole des Partheiweſens werden ſollte. Börne, keiner der ſchönen Ideen von Vaterland, von deutſcher Einheit und Würde, Volkserziehung und ſittlich religiöſem Ernſte fremd, ahnte doch früh, wozu dieſe Namen würden mißbraucht werden und reifte in der Schule ſich drängender, wirrer Ereigniſſe, die dem Siege von 1815 folgten, zu einer politiſchen Intelligenz, wie ſie damals nur erſt Wenige in Deutſchland beſaßen. In kleinen anonymen Artikeln, die er dem Frankfurter Journal überließ, (leider wurden nicht alle gedruckt; ihre Länge geſtattete in dem damals ſehr kleinen Blatte die Aufnahme nicht) bildete er ſeine Darſtellungsgabe und das Talent aus, unter ſchwie-

Sein Spielplatz, ſein Turnierhof, ſeine Schule!
Auf dieſem Pergament leſt die Verordnung
Des Reichsraths, wie Ihr hegen ſollt und halten
Den jungen Prinzen, unſers Königshauſes
Unmünd'gen letzten hoffnungsvollen Sproß!
Neigt Euch in Ehrfurcht vor des Prinzen Lehrer,
Anſelmus, der ihn ſo erziehen wird,
Wie ihn der Adel will erzogen haben.
Ein unbeſchrieben Blatt iſt dieſes Kind,
Sein Inhalt komm' ihm nur von uns, daß dieſer
Ein König werde nach des Volkes Willen.
Dort das Vergang'ne, hier das Werdende!
Der eine Thurm ein Spiegel für den andern.
Zwei Thürme unſers Landes Sinnbild!
Ein wilder Kampf bricht los in allen Landen —
Was auch ſich regt, was ſich bewegt und ſchaukelt,
Die beiden Thürme müſſen ſtehn wie Felſen,
Wie Eiſenanker im Gebraus der Wogen.
Und nimmer gebt Ihr, ſelbſt wenn Dänenmund
Am Thor der Burg um Einlaß Euch erſuchte,
Die Schlüſſel anders als auf die Parole
Des Reichsraths und des Marſchalls Tycho Krabbe!

(Ein dumpfer Donner.)

Chriſtiern's Stimme (in ſingendem Tone eben ſprechend).

Wach' auf, wach' auf, ſchön' Ingeborg,
Es ſoll zum Tanze gehen!
Herr Olaf ſteht mit ſeinem Roß,

rigen Verhältnissen die Wahrheit, wenn nicht offen zu sagen, doch errathen zu lassen. Er widersetzte sich der zu großen Ausdehnung, die man der Reaction gestattete, und trat als Anwalt mancher guten Neuerung auf, die wir behalten sollten, ungeachtet wir sie der Fremdherrschaft zu verdanken hätten.

Börne's Charakter war zu harmlos, als daß er durch seine Amtsentsetzung sich hätte einem Abgrunde gegenüber fühlen sollen, einer dunkeln Zukunft, die er etwa geglaubt hatte durch irgend einen Entschluß sich erleuchten zu müssen. Allerdings wäre es leichtsinnig gewesen, hätte er sich vom Zufall so forttreiben lassen, er mochte wol auf Pläne und Entschließungen mancherlei Art sinnen; aber mit einer gewissen Elasticität das Ruder seines Schicksals zu ergreifen, dazu fehlte ihm das sanguinische Temperament. Dennoch setzen wir eine Eingabe her, die er in seiner damaligen Lage an die israelitische Verwaltungsbehörde richtete: „Hochlöbliche Verwaltungsbehörde! Dem Vernehmen nach sucht eine hochlöbliche Verwaltungsbehörde der israelitischen Gemeinde die Stelle eines Actuars, deren Erledigung bevorsteht, von Neuem zu besetzen. Mehre ihrer verehrten Mitglieder, bei denen ich meinen Wunsch, jenes Amt zu erhalten, mündlich äußerte, haben mir die gütige Zusicherung gegeben, bei dem sich ereignenden Falle sowol selbst auf mich Rücksicht zu nehmen, als auch zu meiner weitern Empfehlung so viel als möglich beizutragen. Auf diese Versicherung und noch auf andere Gründe gestützt, die, wie ich mir schmeichle, geeignet sind, mir das Vertrauen und die Gunst einer hochlöblichen Behörde zu verschaffen, wage ich es daher, mein Gesuch um das erledigt werdende Amt hiermit schriftlich gehorsamst vorzubringen."

„Ich darf hoffen, daß meine Befähigung zu jener Stelle nicht werde in Zweifel gezogen werden, da ich schon vier Jahre lang ein öffentliches Amt, nämlich das eines Actuars bei der hiesigen Ober-Polizei-Direction bekleidet habe. Wenn ich dasselbe im vorigen Jahre verlor, so geschah dieses, wie bekannt, aus keinem andern Grunde, als weil ich mich zur israelitischen Religion bekenne. So schmerzlich mir auch der Verlust meines Dienstes und des damit in Verbindung ste-

henden Gehaltes war, so gereichte es mir doch zu einer großen Beruhigung, daß damals meine Vorgesetzten ihre Zufriedenheit, die sie mir früher stets wegen meiner Geschäftsführung bezeigt hatten, besonders bei diesem Anlasse lebhaft äußerten und mir ihr Bedauern zu erkennen gaben, daß sie dem Drange der Umstände nachzugeben auch rücksichtlich meiner sich genöthigt sähen."

„Da nun bei Besetzung derjenigen Stelle, um welche ich ergebenst bitte, meine Religion kein Hinderniß ist, so hoffe ich, daß eine hochlöbliche Verwaltungsbehörde darum so geneigter sein werde, mir durch Ertheilung derselben einen Verlust zu ersetzen, der als ein von meinem Glauben gefordertes Opfer angesehen werden muß. Ich werde durch ununterbrochenen Eifer mich einer solchen Gunst werth zu machen und einen Beifall von Neuem zu verdienen suchen, den ich in meinen früheren Amtsverhältnissen erworben zu haben mir schmeicheln darf. In Erwartung einer geneigten Willfahrung meiner gehorsamsten Bitte verharre ich verehrungsvoll Frankfurt, den 28. November 1816. Einer hochlöblichen Verwaltungsbehörde ganz ergebenster Dr. Baruch."

Die Bedingungen, von denen seine Zukunft abhing, waren unter allen Umständen schwierig. Was blieb ihm als Juden offen? Sich taufen lassen — der Entschluß keimte; aber es gehört in einem gefühlvollen Herzen Zeit dazu, bis er reif wird. Rücksichten auf Eltern und Verwandte traten hindernd dazwischen. Zunächst konnte noch einige Hoffnung sein, daß das Benehmen der neuen Frankfurter Regierung gegen die Juden in Wien oder vom Bundestage könnte. cassirt werden; denn es widersprach aller Billigkeit. Die Judengemeinde in Frankfurt hatte sich durch die Summe von 440,000 Gulden das Bürgerrecht erkauft; Preußens und Oesterreichs Staatskanzler, die Fürsten Hardenberg und Metternich, versicherten die Abgeordneten ihrer thätigsten Verwendung und richteten selbst Zuschriften an den Frankfurter Senat, um diesen zu einer billigen Ausgleichung zu bewegen. Die Gemeinde schickte Börne's Vater, J. Gumprecht und G. G. Ussenheim zum Wiener Congreß, die Acte des Congresses wahrt im Artikel 16 die Rechte der Juden in Frankfurt; dennoch

vurden auf den Grund des Ausdrucks: Les institutions seront basées sur le principe d'une parfaite egalité der Zukunft die nähern Bestimmungen anheim gegeben, einer Zukunft, die Alles beim Alten ließ. Am liebsten hätte man wieder sämmtliche Juden in die Judengasse gesperrt. Börne besorgte damals im Auftrage der Gemeinde eine lichtvolle Zusammenstellung der Actenstücke, welche diese Frage erläutert; sie erschien 1816 unter dem Titel: „Actenmäßige Darstellung des Bürgerrechts der Israeliten in Frankfurt am Main."

Börne's Vater, der nicht umsonst in Bonn mit dem nachmaligen Fürsten Metternich zusammen in die Schule gegangen war (wenigstens erzählte man's in Frankfurt), war ein halber Diplomat. Er hörte zwar nicht auf, mit Eifer für die rechtliche Gleichstellung der Juden zu wirken, sah aber mit Schrecken, daß die Fürsten und ihre Rathgeber den erwachenden und von manchen Ideologen, sogar Rühs, Fries und Anderen genährten Judenhaß theilten. So veranlaßte er zwar seinen Sohn, eine Brochüre zu schreiben: „Die Juden und ihre Gegner", erschrak aber, als sie schon gedruckt war, so sehr von dem bösen Blute, das diese Schrift setzen konnte, daß er sie selbst unterdrückte; gewissenhaft genug muß er dies betrieben haben; denn man möchte schwerlich von dieser Schrift auch nur ein einziges Exemplar aufzutreiben im Stande sein. Eine kleinere Flugschrift von Börne unter dem Titel: Für die Juden, erschien auf Veranlassung der Posse: Unser Verkehr, in welcher damals der Schauspieler Wurm die jüdische Nationalität lächerlich machte. Sie wurde wenig verbreitet und ist ihrem Hauptinhalte nach in die „Gesammelten Schriften" aufgenommen.

Natürlich mußten diese verschiedenen Federproben in Börne den Gedanken, als Schriftsteller zu wirken, immer klarer ausbilden. Nur Mißtrauen in die eigene Kraft, vielleicht auch Mangel an Aufmunterung hielten ihn noch immer zurück, diesen Gedanken lebendiger zu erfassen und durchzuführen. Ueber die Richtung, welche die Welt zu nehmen anfing, hatte er so unermeßlich viel zu sagen und gerade weil er das Ende nicht absah, wußte er den Anfang nicht zu finden. Schon im

Jahre 1815 hatte er auf einer Vergnügungsreise nach Stuttgart Gelegenheit gehabt, den berühmten Buchhändler Cotta, der als ein Anhalt aller Talente bekannt war, zu sprechen; doch erfolgte keine nähere Verbindung. Cotta bot dem Dr. Baruch die Spalten seiner Zeitschriften an, die aber erst in späterer Zeit bestimmt waren, von seinen Aufsätzen geziert zu werden. Die Unentschlossenheit des angehenden Schriftstellers wurde noch durch die Gewissenhaftigkeit, wie Börne arbeitete, vermehrt, zum Theil auch wol durch den Mangel an Routine, der ihn bis an sein Ende nicht verließ. Er schrieb leicht nieder, aber die Gedanken mußten sich vorher schon im Kopfe gerundet haben, sie mußten sogleich fertig auf's Papier kommen. Dazu war Börne im Ausdruck wählerisch. Ein fehlendes Bild störte ihn lange und hatte er es, so sann er wieder auf die passendste Art, es anzubringen. Es war ihm gänzlich eine Haupttriebfeder des Schriftstellers, der Ehrgeiz, fremd; Neuerungssucht in dem Sinne, andere Menschen verbessern zu wollen, große Umwälzungen zu veranlassen oder wenn nichts, doch wenigstens Aufsehen zu erregen, kannte er nicht. Wenn er auch in seinem spätern schriftstellerischen Wirken von der Ansicht ausging, daß jede Arbeit ihres Lohnes werth sei, so konnte ihn Aussicht auf Gewinn eben so wenig locken. So gingen einige Jahre in planloser Zerstreuung hin. Seine Lieblingslectüre wurde um diese Zeit Jean Paul. Er las in den Häusern, die er am liebsten besuchte, bei Stiebel, Ochs, Reis, zuweilen den Frauen, deren Umgang er vorzugsweise liebte, vor, ließ sich aber von dem eigenen Interesse, das er an dem Dichter nahm, so bewältigen, daß z. B. über den Feldprediger Schmelzle sein Vortrag im unauslöschlichen Lachen, das er selbst nicht zurückhalten konnte, erstickte.

Dr. Stifel hatte im Jahre 1817 die Absicht, eine Zeitung im constitutionellen Sinne, doch zu Gunsten der Regierungen, herauszugeben. Freiherr von Otterstedt, der preußische Gesandte, ermuthigte ihn dazu, Cotta erbot sich zum Verlag. Börne sollte für diese unter dem Namen Ministerialblatt projectirte Zeitung gewonnen werden. Stifel und Börne reisten nach Stuttgart, konnten sich aber mit Cotta nicht einigen. Das Project zerschlug sich und

Börne wurde die Verlegenheit erspart, sich in ein Unternehmen eingelassen zu haben, das zwar Freimüthigkeit im Schilde führte, seinen Ansichten aber auf die Länge großen Zwang angelegt haben würde. Einem eben so verfänglichen Antrage wich Börne später aus. Im Jahre 1818 wurde er von zwei einflußreichen Frankfurtern wiederholt angegangen, die Geschichte der Jahre 1813 und 14 zu schreiben, dabei aber hervorzuheben, wie viel Rußland für Deutschland gethan; man wollte ihm zu dieser Auffassung, die wol von den Interessen Preußens Oesterreich gegenüber ausging, Material verschaffen, man suchte wiederholt und beredt ihm die Sache annehmbar zu machen. Er lehnte entschieden ab und sagte zu Vertrauten: „Ich sehe, daß man die Absicht hat, Rußlands Interesse in Deutschland vorherrschend zu machen, und dazu werde ich die Hand nicht bieten."

Im Juli 1817 verlebte Dr. Stifel mit Börne in Rödelheim bei Frankfurt einige angenehme Wochen. Sie besorgten dem Rath Schlosser die Correctur einer daselbst gedruckten Denkschrift für die Juden. Beide kamen sie damals fast in Lebensgefahr, bei einer Wasserfahrt auf der Ried, einem Flüßchen, das zuweilen gefährlich anschwillt.

Den 5. Juni 1818 that Börne einen Schritt, der ihm für sein ferneres schriftstellerisches Wirken unerläßlich schien. Er trat zum Christenthum, lutherischer Confession, über. Er war 32 Jahre alt. Pfarrer Bertuch in Rödelheim bei Frankfurt leitete die geistliche Handlung, an welcher dessen Sohn, der damalige Handelsbeflissene Bertuch (später in Italien etablirt) als Taufzeuge theilnahm. Von diesem Pathen nahm Börne noch den Namen Karl an, Karl Ludwig Börne. Wie er auf diesen letztern Eigennamen gekommen, ob er ihn selbst zusammengesetzt oder irgend woher entlehnt hat, ist nicht bekannt und wird am wenigsten durch seinen humoristischen Stammbaum in den Pariser Briefen, wo sich Börne vom großen Bör ableitete, klar werden. Lange blieb Börne's Religionswechsel unbekannt; selbst seine nächsten Bekannte, sein eigener Vater, der es später lange nicht glauben wollte, wußten davon nichts. Ein Beweis, wie wenig er durch seinen Uebertritt auf die Erlangung äußerer Vortheile oder

eine Veränderung seiner gesellschaftlichen Stellung gerechnet hatte. Vollends spricht dafür sein wunderliches Verhalten, als er sich im Winter desselben Jahres zur Aufnahme in die Frankfurter Lesegesellschaft meldete. Als Herausgeber eines Journals, (es waren die ersten Hefte der Wage erschienen und so schrieb er damals an einen der Vorsteher jener Anstalt,) wäre ihm die Zeitungslectüre so sehr Bedürfniß geworden, daß er sich gern unter den Mitgliedern jener Gesellschaft befände. Der Brief lautet: „Ew. Wohlgeboren. Ich erlaube mir, mich an Sie als einen der Vorsteher der hiesigen Lesegesellschaft zu wenden. Es ist mein Wunsch, derselben als Mitglied beizutreten. Zwar haben mich Freunde versichert, daß ich Hindernisse finden würde, wegen meiner Abstammung von einem, ich weiß nicht welchem, der zwölf Stämme Israels; indessen schmeichle ich mir, daß Sie meine herzliche Bitte berücksichtigen und mit Theilnahme für mich reden werden. Es ist mir nicht blos darum zu thun, den Vortheil und den Genuß einer Anstalt, die sonst jedem wohleingerichteten Menschen offen steht*), auch mir zuzuwenden; dieses allein würde meine Abneigung, in eine Gesellschaft einzutreten, wo auch nur Zwei mich ungern sehen, nicht haben überwinden können. Aber diese Lese-Anstalt ist mir unentbehrlich, da ich Herausgeber einer Zeitschrift bin (der Wage) und wir Journalisten, wie Sie wissen, weder Honig, damit zu erquicken, noch Wachs, damit zu leuchten, machen können, wenn wir nicht auf den literarischen Wiesen bald diese bald jene Blume aussaugen. Man hat mich versichert, daß Sie, wertheſter Herr, die Gefälligkeit selbst wären, und sich gewiß bemühen würden, meinen Wunsch in Erfüllung zu bringen. Ich habe die Ehre hochachtungsvoll zu unterzeichnen Ihr ergebenster Dr. Börne. Frankfurt, den 12. November 1818. (Im Johanniterhof in der Fahrgasse.)

Man schlug ihm sein Gesuch ab, weil die Gesetze der Anstalt Israeliten ausschlossen. Nun war er doch Christ und konnte sich als solcher geltend machen. Letzteres ver-

*) Börne tadelte später oft, daß von dieser (jetzt eingegangenen) „Lesegesellschaft" der gebildete Handwerker ausgeschlossen war.

schmähte er. Man erfuhr seine Religionsänderung erst, als er einige Jahre später einen verdrießlichen Handel mit der Polizei hatte, der ihn auf mehre Tage, wegen eines Mißverständnisses, auf die Hauptwache brachte. Der Actuar wollte damals, zur Einleitung des Verhörs, Namen, Stand, Religion u. s. w aufschreiben, hatte schon die Rubrik Religion mit: Israelitisch ausgefüllt und hörte zu nicht geringer Verwunderung, daß Beklagter Christ war.

Börne's Uebertritt wurde zwar zunächst nur durch das gleichzeitige Erscheinen seiner Zeitschrift: „Die Wage" veranlaßt; indessen mochte ihn doch vielleicht außer dem nur politischen Grunde zu diesem Schritt auch der Umstand bewogen haben, daß er dem Judenthum, seinen Gebräuchen und Lehren völlig fremd geworden war. Er wollte von seiner einseitigen Stellung zu seinen Glaubensgenossen frei werden und sich zu einem übersichtlichen Höhepunkt aufschwingen, von dem aus er alle Interessen Deutschlands überschaute. Der Einwand, daß er an diesen als Jude nicht betheiligt sein könne, mußte zuerst zurückgewiesen werden. Der Gedanke, als Publicist zu wirken, war zu lebendig in ihm aufgegangen.

In den geselligen Kreisen, wo Börne zu verkehren pflegte, hatte man ihn oft über den beklagenswerthen Zustand der deutschen Tagesblätter klagen hören. Es fehle ihnen Taktik, Geist, Styl, alles, womit sich die Ideen eine schlagendere Wirkung erobern könnten. Man ermunterte ihn, doch selbst mit einem Journal aufzutreten. Ich werde es auch! sagte er mit einem Ausdruck, der seine Bescheidenheit verrieth; denn daß man ihn aufforderte, machte ihm den Entschluß schon um Vieles leichter. Wie erstaunte man, als Börne, an dem man schnelles Auffassen eines Planes und langsames Ausführen gewohnt war, in der That nach einiger Zeit erschien und einem vertrauten Kreise seinen Prospectus zur „Wage" vorlas! Er gefiel allgemein und bald trat das erste Heft der neuen Zeitschrift an's Licht. Sie sollte in zwanglosen Heften erscheinen und bandweise bezahlt werden. Börne, der damals im Johanniterhof auf der Fahrgasse (österreichisches Besitzthum) wohnte, nahm selbst die Bestel-

lungen an.*) wandte selbst die ersten Ausgaben an seine Unternehmung und hatte bald einen so guten Erfolg, daß er das erste Heft in zweiter Auflage drucken lassen mußte. (Geheimerath Willemer besuchte ihn sogleich nach Erscheinen desselben; von allen Seiten kamen Briefe und ermunterten den noch ängstlichen Redacteur, in seinem Wirken fortzufahren. Wie, sagten die, die früher nichts Besonderes in ihm gesehen hatten, das ist dieser Doctor Baruch, der auf dem Römer nie ein ordentliches Protokoll abfassen konnte? Die Wage verbreitete sich zwar nicht in Massen, aber doch überall dorthin in Deutschland, wo Urtheil genug vorhanden war, den Geist derselben zu würdigen. Wie viel Aufsehen sie in Wien machte, beweist die günstige Meinung, welche Gentz über den Herausgeber zu Rahel Varnhagen aussprach. Diese schrieb im Jahre 1819: „Dr. Börne schreibt ein Journal: die Wage. Mir empfahl es Gentz als das Geistreichste, witzigste, was jetzt geschrieben würde, er empfahl es mir mit enthusiastischem Lobe; seit Lessing, sagte er mir, — er meinte einen bestimmten Artikel darin — seien solche Theaterkritiken nicht erschienen! Ich glaubte natürlich Gentz. Aber weit übertraf das Werk sein Lob an Witz, schöner Schreibart, ist scharf, tief, gründlich-wahr, muthvoll, nicht neumodisch, ganz neu, gelassen wie einer der guten Alten, empört, wie

*) Er schrieb unterm 17. Mai 1818 (wahrscheinlich an Justizrath Hermann in Rödelheim) z. B. folgendes Billet:

Mein theuerster Justizrath!

Sie sind ein miserabler Mensch, daß Sie allen Ihren Freunden, mir allein nicht geschrieben haben. Sie Sporteinkäfer! Ich schicke Ihnen hiermit eine Ankündigung zu meiner Zeitschrift, die hoffe ich früher oder Messias kommen wird. Ich ernenne Sie zu meinem Correspondenten für Ihre Residenz. Schaffen Sie mir nur viele Abonnenten in Ihrer Gegend. Ihr gnädiger Herr soll 20 Dörfer haben, und jedes derselben könnte wenigstens 4 Exemplare nehmen. Ich werde viel von der Landwirthschaft schreiben, vorzüglich von den Kirchweihfesten, die ich zum Gegenstand der genauesten Untersuchungen gemacht habe. Hier in Frankfurt habe ich schon 8000 Abonnenten, jeder Einwohner hat 2 genommen, sogar das Kind im Mutterleibe so wie die Todten im Grabe lesen meine Ankündigung mit dem größten Vergnügen. Wie geht es Ihnen, Theuerster? Schreiben Sie mir doch bald. Ihr ewiger Freund

Dr. Börne.

man ſoll, über Schlechtes in der Kunſt. Und ſo gewiß ich lebe, ein ſehr rechtſchaffener Menſch! Wenn Sie ſeine Theaterkritiken leſen und nie die Stücke geſehen haben, ſo kennen Sie dieſe, als hätten Sie ſie vor ſich. Den Stücken zeigt er ihren Platz an. Machen Sie ja, daß Sie ſeine Kritiken leſen. Sie lachen ſich geſund! Anderes von ihm kenne ich nicht. Gentz tadelte ſtark ſeine politiſchen Meinungen, fand aber begreiflich, daß er ſie hätte." Später wurde Rahel ſogar Mitarbeiterin der Wage. Das letzte Heft derſelben bringt Briefe, die zum Theil durch mancherlei Perſönlichkeiten unklar ſind, zum Theil aber auch ſeine „Aperçus und Apprehenſionen" (dies wird wol der beſte Ausdruck für ihre Art ſein) über damals geleſene und noch jetzt werthvolle Bücher bringen. Unter Anderm ſagt ſie: „Wenn Fichtens Werke Frau Fichte geſchrieben hätte, wären ſie ſchlechter? Oder iſt es aus der Organiſation bewieſen, daß eine Frau nicht denken und ihre Gedanken nicht ausdrücken kann?"

Daraus, daß die Regierungen auf die Wage aufmerkſam wurden, erſieht man wol, wie ſehr man den leitenden Gedanken Börne's, die Politik, verſtand. So wie ſich ihm die politiſchen Ideen als Rectificationsmittel der trüben Luft erwieſen, die ſich in unſern äſthetiſchen, moraliſchen, geſelligen Beziehungen angehäuft hatte, und er jene dadurch zu vertreiben ſuchte, daß er den Eſſig ſeiner Satyre auf den heißen Stein mißlicher politiſcher Verhältniſſe goß, ebenſo konnte er auch äußerlich nicht unterlaſſen, ſeine Bilder aus politiſchen Regionen herzunehmen und in der Färbung ſeines Ausdruckes zu verrathen, daß ihm die Politik immer gegenwärtig war. Sie ſchimmerte wie ein ſeidenes Unterkleid durch einen Gazeüberwurf immer wieder hervor. Konnte er doch ſogar bei ſeinen Theaterkritiken nicht unterlaſſen, einmal von einer an der Frankfurter Bühne gaſtirenden Dame vom ſtändiſchen Theater in Grätz zu ſagen: Wenn die Stände in Grätz ſo leiſe ſprächen, wie dieſe Dame, dann müſſe es um die Freiheit Steiermarks ſchlimm ſtehen. Börne hatte keine Vorſtellung davon, wie manche zahme Journaliſten eine neu begründete Zeitung mit der Bemerkung ankündigen konnten: „Die Politik iſt gänzlich ausgeſchloſſen", oder um es richtiger

zu sagen, Börne hat oft gerathen, allerdings solche, die Machthaber täuschende Erklärungen zu geben, aber er konnte nicht begreifen, wie man sie halten konnte. Er rieth den Freunden der Freiheit oft, Jesuiten zu werden; wo keine freie Einfuhr erlaubt sei, lieber zu schmuggeln; aber das einfältige Einhalten einer solchen Prospectusversicherung war ihm, den zu bekämpfenden politischen Mißständen gegenüber, unerklärlich. In Paris vollends schien ihm eine solche Erklärung verdammungswürdig. Die kurz nach der Julirevolution gestiftete Europe littéraire, die dem Gedanken Goethe's von einer Weltliteratur großen Vorschub hätte leisten können, aber bald der zu kostspieligen Begründung wegen eingehen mußte, hatte, um in Deutschland Eingang zu finden, erklärt: Die Politik bleibt von unsern Spalten ausgeschlossen. Dies schien Börne schimpflich: denn eine Freiheit haben und sie nicht benutzen, war ihm noch mehr als eine Thorheit. In Deutschland entschuldigte er die Wendung, wenn er auch nicht geschaffen war, sie einzuhalten. Der Erzähler mußte lachen, als ihm Börne Ende des Jahres 1836 von Paris aus sagen ließ, er wolle zu der in Frankfurt damals erscheinenden „Börsen-Zeitung" eine Sonntagsbeilage schreiben, ganz „mit Ausschluß der Politik". Ich wußte recht gut, daß Börne nur über die Taglioni und die Malibran zu schreiben brauchte und darum doch censurwidrig bleiben würde.

Wir müssen hier gleich an der Schwelle der Betrachtungen über Börne als Schriftsteller einen Punkt erwägen, der bedenklich scheinen könnte. Börne sprach in seiner Wage über Kunst, Literatur, Gesellschaft und hatte dabei immer nur den Maßstab der Politik. Es ist in neuerer Zeit zu einem folgenreichen Streite über die Frage gekommen: Inwiefern politische Maßstäbe zur Beurtheilung dichterischer Eigenthümlichkeiten ausreichen? Daß man sie anlegte, war gewiß eine Nothwendigkeit, die einmal in der Zeit lag. Unsere Literatur hat sich während der schönsten Zeit ihrer Blüthe nur in Zuständen heimisch gefühlt, die dem unmittelbaren Bewußtsein der Gegenwart fern lagen. In Griechenland, Rom, im alten Germanien, in den Nebeln des Nordens bewegten sich die Anschauungen der Dichter und die Philosophen beschäf-

Und wartet vor dem Königsſchloß,
Zum Tanze ſoll es gehen!

Tycho.

Ein luſt'ger Spruch, den Ihr Euch merken könnt.
Ich will ihn rufen, wenn einmal das Schickſal
Des Dänenvolks mich wieder über Nacht
An Euer Ufer führt, Herr Commandant!
Einſtweilen gebt die Schlüſſel! Denkt, Ihr haftet
Mit Euerm Leben für die beiden Thürme!

(Ab mit dem Prinzen, Anſelmus und den Uebrigen in den Thurm rechts. Inzwiſchen iſt die Morgenröthe am Horizont ſichtbar geworden.)

Predberg (allein).

Und zwiſchen beiden Thürmen ſteigt das Roth
Des Morgens auf und deutet einen Tag,
Vielleicht ein Schickſal unſres Dänenlandes,
Das Niemand weiß als Gott!

(Wiederholt Chriſtiern's Spruch.)

„Wach' auf, wach' auf, ſchön' Ingeborg,
Zum Tanze ſoll es gehen!
Herr Olaf ſteht mit ſeinem Roß,
Und wartet vor dem Königsſchloß,
Zum Tanze ſoll es gehen!"

O bittres Loos!
Der Dienſtmann läßt die Herren ſchalten, faltet
Die Hände ſtill und ſeufzt ohnmächtig: Amen!

(Ab in den Thurm rechts.)

tigten sich eher damit, das Räthel der Weltschöpfung zu lösen, als eine schwebende Frage der Zeit. Jedenfalls mußte gegen diese idealische Welt eine Reaction stattfinden, die um so gewaltiger wurde, als sie mit den Stürmen der politischen Ereignisse selbst heraufzog und sich nach und nach sogar mit Geistesrichtungen und Dichtern verbinden konnte, welche die Stimmungen des nächsten Moments der Zeitgeschichte wiedergaben und die Leier nur zu vaterländisch-freisinnigen Gesängen stimmten. Die Fürsten hatten am Aufschwung unserer classischen Literaturperiode einen Antheil gehabt, den ihre Söhne an dem ihr folgenden silbernen Zeitalter nicht mehr nehmen wollten, weil sie vor dem neuen Geist der Dichter und Schriftsteller erschraken. Diejenigen Heroen der literarischen Vergangenheit, die in die neue Gegenwart noch hinein lebten, konnten sich in dem Wesen derselben nicht zurecht finden und Goethe zeigte sogar unverhohlen, daß ihm das Studium der Gall'schen Schädellehre mehr Interesse gewährte, als die Neuerungen unseres öffentlichen Geistes seit dem Sieg über Napoleon.

So lange sich der patriotisch-freisinnige Zeitgeist gegen jene Thatsache entrüstete, war derselbe ohne Zweifel in dem vollen Recht, das die Gegenwart an sich selbst hat; das Fehlerhafte fing nur an, als man über diese Thatsache als solche hinaus ging. Nicht genug, daß man die vorzugsweise aristokratischen Ueberlieferungen der classischen Periode mit jener Sprödigkeit ablehnte, die der aufgeregten Stimmung nicht verdacht werden konnte; man dehnte seine Opposition auch über die Gegenwart aus und übertrug sie in eine Vergangenheit, die sich unter Umständen entwickelt hatte, die sie für den politischen Standpunkt von vornherein unzurechnungsfähig machten. Von den Gesinnungen ging man zum Talent über und glaubte, nachdem erwiesen, daß Goethe ein Aristokrat war, auch erweisen zu können, daß er kein Genie hätte.

Börne hat sich bei dieser Bilderstürmerei nie von dem Fanatismus fortreißen lassen, den Wolfgang Menzel zur Schau trug. Börne empfand die vornehme Excellenza Goethe's mißmuthig genug. Er geißelte die aristokratische Ruhe dieses Ueberglücklichen mit mehr als kaltem Spott, er

geißelte sie mit glühendem Zorn und nichtverhaltener Bitterkeit. Ueber die Gesinnung ging er aber kaum hinaus, sich anmaßend, dasjenige, was er verderblich nannte, auch stümmerhaft zu nennen. Börne trat eben nicht wie Menzel im Interesse anderer Richtungen, z. B. der Romantik auf, welcher die von Goethe's Schultern abgerissene Pracht und Herrlichkeit angeflickt werden sollte, sondern es war ein ur sprüngliches, rein menschliches Gefühl, das er durch Goethe's Stellung in Deutschland verletzt sah. Er verlor sich nicht wie Menzel in die frühesten Anfänge des Dichters, zergliederte nicht Goetz, Werther, Egmont schon in dem Geiste von 1819, sondern eben weil er diese Größe der Anfänge Goethen lassen mußte, war es ihm um so schmerzlicher, ihn für seine Fortentwicklung nicht lieben zu können. Erst in der heftigen Aufregung, in die ihn die gehässige Aufnahme seiner ersten Pariser Briefe versetzte, ließ er sich gegen Goethe zu offenen Ungerechtigkeiten hinreißen. Die Kritik der Goethe'schen Tag- und Jahreshefte im dritten Bande der Pariser Briefe ist nicht frei davon. Sie verwandelt das, was man an Goethe bemitleiden muß, in Haffenswürdiges, macht aus dem, den Goethe nach dem ganzen Verlauf seiner Bildung nicht hassen konnte, etwas, daß er seiner argen Natur nach nicht hassen wollte.*)

Um die Stimmung, die Börne gegen Goethe empfand, ganz gleich vollends zu würdigen, muß man wissen, daß sie seine Landsleute waren. Börne konnte den Bildungsgang Goethe'schen Jugend verfolgen; er wurde, so oft er von Frankfurt einen kürzern Weg nehmen wollte, durch die gemme Mauer, den Schauplatz des von Goethe erzählten Räubermärchens, an den vornehmen Geheimrath in Weimar erinnert. Er kannte die patricischen Einflüsse, die auf Goethe's Jugend gewirkt hatten. Er wußte das eigenthümlich Hochdeutsche und Frankfurterische in der Frau Rath genugsam

*) Auch schon 1819 in den Briefen, welche die nachgelassenen Schriften (Mannheim 1844) veröffentlicht haben, finden sich Aeußerungen einer Abneigung gegen Goethe, die man erklären, aber nicht in dem Grade, wie dort ausgesprochen, theilen kann.

zu würdigen, um sich Goethe in seiner Erscheinung klar zu machen. Die Abneigung Goethe's gegen das Judenthum, eingeimpft schon durch die Geburt, anerzogen durch die Frankfurter Sitte, mochte nicht wenig zu seiner Verstimmung gegen ihn beitragen. Und soll ich ganz sagen, was ich denke, so ist es mir oft, als hätte Börne darauf gerechnet, daß Goethe irgendwie seine Aeußerungen über ihn erfahren würde. Nicht als hätte ihn Eitelkeit dies wünschen lassen, wol aber gönnte er ihm in seiner vornehmen Abgeschiedenheit, in dem Schooß jener künstlich arrangirten Glückseligkeit, wo weibliche Sorgfalt jede Unannehmlichkeit von ihm abzuhalten suchte, zuweilen den Einblick in Meinungen und Urtheile über ihn, die von den aus Berlin jährlich zum 28. August ankommenden Weihrauchopfern verschieden waren. Er gönnte ihm, daß er noch vor seinem Tode erführe, wie ihn die neue Zeit fasse und wie ihn nichts retten könne vor einer Verurtheilung, die der erzürnte Genius des Vaterlandes, die beleidigte Göttin der Freiheit, über ihn verhängt hätte.

Sonst wüßten wir nicht anzugeben, daß Börne je etwas Geistloses und Gewöhnliches deshalb angerühmt hätte, weil es patriotisch und liberal gewesen; im Gegentheil konnte ihn nichts tiefer schmerzen, als Geist mit schlechten Gesinnungen vereinigt und bei guten mangeln zu sehen. Seine Briefe aus Paris verrathen später oft das unheimliche Gefühl, das ihn beschlich, wenn er enthusiastische Aeußerungen freier Ideen hörte und doch an dem, der sie aussprach, nichts fand, was ihn hätte anziehen können. Er hat seinen Ueberzeugungen nie den Geschmack geopfert. Er hat sich nie entschließen können, einen gewissen ästhetischen Aristokratismus an sich zu unterdrücken. Und dieser Formensinn wurde ihm sogar nicht durch das Studium Goethe's immer befriedigt. Er sagte oft, wenn er ein Buch von ihm las, während des Lesens: „Ich weiß nicht, mir wird ganz dumm im Kopfe.“ Jean Paul dagegen rege ihn so gewaltig an, daß er sich von einem Heere von Ideen umschwirrt fühlte, er könne nur zugreifen und hätte immer etwas Bedeutendes. Börne hatte die Absicht, noch einmal gegen den Faust zu schreiben. Doch hintertrieb er, daß seine Urtheile über Goethe in's Französische übersetzt würden. Börne

war einmal nahe daran, Goethen in Weimar vorgestellt zu werden; Holtei wollte ihn einführen. Doch schlug es Börne aus.

Börne kam zuweilen in verwickelte Collisionen seines Geschmacks für das Schöne und seiner Sympathie für das Richtige. Aus diesem Gesichtspunkt war mir aus seiner spätern Zeit seine Beurtheilung des „Trauerspiels in Tirol" von Immermann interessant. Es störte ihn etwas an dieser Dichtung und doch zog sie ihn an. Er fühlte an ihr etwas, das ihn lähmte, konnte es aber nicht recht ausdrücken und wiedergeben. Hundert Gedanken laufen ihm über den Weg, keiner ist der rechte und doch will jeder erwogen sein. Er räumt dem Dichter Alles ein und sagt zuletzt: Es ist doch, doch etwas darin, was mir fremd ist und bleiben wird. In einer solchen Stimmung greift er wol zur Dialektik, die er dann auch gegen Immermann's Hofer scharfsinnig genug in Anwendung gebracht hat.

Wenn bei Börne Fälle eintraten, wo die Idee der Freiheit mit dem Geschmack collidirte, so wird man nach dem Vorhergehenden nicht zweifelhaft sein, daß er der ersten das Vorrecht einräumte. Er ging, wie man an dem vorigen Beispiel sehen konnte, hart daran; „aber," sagt er, „in einer wüsten, kahlen, menschenleeren Zeit greift das Herz nach jeder Nahrung, daß es sich nur fülle, daß es nur fortbestehe." Indessen gab es doch einen Maaßstab, der ihm noch höher stand, als der politische: der moralische. Die moralischen Maßstäbe sind in Verruf gekommen, seitdem sie von der Prüderie und der Scheinheiligkeit angelegt wurden. Börne's moralischer Maßstab war ein höherer: es war das Maß des Gemüths und der Ehre. Das Malhonnette, Unhonorige war ihm verhaßt. Wir werden später, bei Entwicklung seines Charakters, auf diesen Adel des Herzens und eine eigenthümliche Form, in der sich derselbe bei ihm aussprach, zurückkommen; hier interessirt uns nur die Anwendung desselben auf seine Kritik. Börne verachtete z. B. den Schiller'schen Wilhelm Tell. Dieser gepriesene Held der schweizerischen Freiheit war ihm, schon in seiner Wage, nicht nur ein Philister,

sondern sogar ein schlechter, unedler Mensch. Börne konnte entschuldigen, daß jemand für die Freiheit seines Vaterlandes einen Mord beging, vielleicht einen falschen Eid schwur; aber er konnte nicht entschuldigen, daß jemand, der am Rütli fehlte, plötzlich, um Allen dienlich zu sein, sein Kind opfert. Daß Tell den Apfel vom Haupt seines Kindes schoß, empörte ihn; er ruft aus: „Tell hätte nicht auf seinen Sohn schießen dürfen und wäre aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden!" Etwas Trübes liegt, genau geprüft, allerdings auch in dieser Ideenverbindung, doch hängt sie mit andern dunkeln Gemüthsstimmungen zusammen, die wir später entwickeln werden; wenigstens beweist dieser Ausspruch, daß Börne kein starrer Begriffsmensch war, kein kalter Terrorist, wie man ihn zu schildern pflegt, sondern Gemüth genug besaß, daß ihm die Liebe eines Vaters zu seinem Kinde doch noch höher ging, als die Liebe zur Freiheit.

Will man Börne's politische Ideen darstellen, so muß man sie von der praktischen und theoretischen Seite auffassen. Jene sind sozusagen die sichtbaren blauen Adern, die sich auf der Haut seiner Schriften schlängeln, diese die tiefer liegenden Muskeln. Um jene zu schildern, muß man das Gemälde der politischen Lage Deutschlands aufrollen und die Geschichte erzählen, wie sie seit dreißig Jahren, von Napoleon's Invasion bis zur Ohnmacht der deutschen Ständekammern geworden. Börne ergriff als Publizist die Feder kurz nach dem Sturze Napoleons; die Abneigung gegen Napoleon, den Testamentsverfälscher der Revolution, verließ ihn niemals. War Börne nicht edel? Das Ende der französischen Herrschaft in Deutschland nahm ihm eine achtbare Stellung, die er auf der Frankfurter Polizei bekleidete, und doch erfüllt ihn der Gedanke an die Schmach des Vaterlandes stets nur mit Grauen. Er hat nie die Vorstellung jenes Napoleon verlieren können, der die Revolution nur deshalb bändigte, um sie zu seinem Pudel abzurichten; jenes Napoleon, der alle Traditionen derselben abschwur, nur um seine erzwungene Herrschaft mit der Legitimität, der kirchlichen und weltlichen, auszusöhnen. Er haßte die Verwaltungsgrundsätze Napoleons, seinen Verrath an der einzigen Frucht, die am Baume der Revolution zur vollende-

Reife gelangt war, der conſtitutionellen Freiheit, er
te ſeine Kriege, weil ſie die leichtſinnige Vergeßlichkeit der
nzoſen ſchüren und ihre Gedanken von Dem ablenken
ten, was ihnen Napoleon genommen hatte. Den Hoff-
gen, die der Sturz des Corſen nährte, entzog ſich Börne
t. Er war wirklich keiner von den Klugen, die nur des-
, weil ſie des Enthuſiasmus nicht fähig ſind, ſchon da-
s geſagt haben wollen: ich ſah das Alles voraus. Aber
ſo bitterer mußte Börne's Enttäuſchung ſein. Die feier-
Ankündigung der heiligen Allianz, der das einzig freie
Europas, England, nicht beitrat, weckte ſeine Beſorg-
die Verhandlungen des Wiener Congreſſes beſtätigten ſie.
alte Zerſtückelung des Vaterlandes blieb, aber noch
te man hoffen, der Bundestag würde mehr als eine nur
matiſche Repräſentation werden. Männer, die für Pa-
en galten, bildeten damals noch einen Theil dieſes Areo-
; aber bald wurde er, wie die großen Mächte ſagten,
rirt. Jene Reaction, deren ariſtokratiſche, hierarchiſch-
iſche, abſolutiſtiſche Zwecke von einer beſtens organiſirten
ei ſchnell in's Werk geſetzt wurden, trat auf den Con-
n in Aachen, Carlsbad, Verona immer unverhohlener
r; die freiſinnigen Staatsmänner, die mit dem Volke
ten, die letzten Kriege ſollten uns nicht blos von den
oſen, ſondern auch von jenen politiſchen Uebeln befreit
, die jene ſo leicht zu Siegern über uns gemacht hatten,
n genöthigt, ihren Abſchied zu nehmen und traten zum
ſogar in die Reihen der Oppoſitionen ein, die ſich bei
aller Eile gegebenen Verfaſſungen von ſelbſt bilden
n. Einzelne befangene, irrende oder beſtochene Köpfe
uchten ihr größeres oder geringeres Talent, um gleich-
priori politiſche Theorieen aufzuſtellen, die doch nur er-
waren, um die Anſprüche der Ariſtokratie zu begrün-
elbſt die Religion, die chriſtliche Religion, die Religion
reiheit, wurde gebraucht, um die Unterthänigkeit des
zu lehren. Freiſinnige Lehrer der Jugend wurden ver-
, viele ihrer Stellen entſetzt, manche eingekerkert. Die
n lockte etwas von einer Revolution hervor. Da man
iheit und die Nationaleinheit in der Idee, die das

deutsche Volk damit verband, bedroht sah, bildeten sich, sie zu schützen, geheime Vereine. Diese wurden entdeckt und die Gefängnisse füllten sich mit jungen Männern, deren Schicksal nicht hindern konnte, daß immer wieder Andere das aufnahmen, was die Vorhergegangenen verloren gegeben hatten. Um das Volk zu verwirren, wirkte man auf die schlechten Leidenschaften der Masse, auf den Zunftgeist, den Religionshaß; man ließ die Juden die Heloten der Neuerungslust werden, wenigstens behaupteten die Juden, daß sie in den freien Städten bei den Behörden einen für ihre bedrängte Lage unverhältnißmäßig lauen Schutz fanden. Es kam den Intriguanten damals Alles darauf an, daß die Begriffe von Freiheit und bürgerlichen Rechten dem Volke selbst verdächtig würden. Börne faßte auch in der Wage diese Verfolgungen der Juden richtig auf. Nicht wie Andere wandte er sich mit bittern Vorwürfen an die Christen, nicht wies er satyrisch, wie das leider nur zu sehr bei den Emancipationsschriftstellern Sitte ist, auf die „Religion der Liebe" hin; sondern er bemitleidete die Masse, die nur einem falschen Wahne, auf fremde Verführung, folgte. Er verglich noch später diese Judenverfolgungen mit der indischen Schlangenjagd. Um die Schlange zu erlegen, jage man ihr einen Ochsen in den Rachen; sie fresse sich an ihm satt und läge dann unbehülflich, jedes Kind könne sie tödten.

Mitten in der vollen Thätigkeit dieser rings um Deutschland befestigten reactionären Schrauben, die alles politische Leben hemmten und eine Freiheit nach der andern erdrückten, versuchte Börne, in seiner Wage über die Politik des Tages zu schreiben. Er griff die Gesetze, die zur Beschränkung der Preßfreiheit gegeben wurden, behutsam, aber desto treffender an. Er schrieb seine „Schüchternen Bemerkungen über Oesterreich und Preußen", in welchen er das Wesen beider Staaten in ihrer wechselseitigen Ergänzung darstellte, wol aber auch mehr als ahnen ließ, wie gefährlich für Deutschland diese Ergänzung werden müßte, wenn beide Staaten auf eine Gattung von Politik hinarbeiteten, an der sich damals noch zweifeln ließ, da ihre Werke noch nicht für sie zeugten. Zuweilen gab Börne Berichte über die damalige politische Lage, aus

denen das Zusammenwirken einer und derselben feudalistischen Parthei in Spanien, Italien, Frankreich und Deutschland sichtlich bewiesen hervorging; er theilte die Ansichten auswärtiger Publizisten über Deutschland mit. Aphorismen griffen kleinere Ereignisse aus der Tagesgeschichte auf und brachten diese unter den allgemeinen Gesichtspunkt seiner leitenden politischen Gedanken.

Neben den politischen Aufsätzen machten die dramaturgischen das meiste Aufsehen. Börne wagte sich Anfangs nicht selbst an die Theaterkritik. Er wollte sie einem gewissen Bourny, einem Lehrer, überlassen. Da dieser jedoch zu träge war, mußte er selbst diese Parthie übernehmen und zu seinem eigenen Erstaunen — es ging. Als Börne das erste Heft seiner Wage dem ihm befreundeten Schauspieler Weidner übersandte, sagte er in dem Begleitungsschreiben: „Für Sie sind die Theaterkritiken meines Journals nicht; sie sind nur für solche Leser, die einer Lockspeise bedürfen, um auch das Uebrige zu lesen."

Börne hat später oft die Strenge seiner dramaturgischen Urtheile bereut. Er sagt selbst, daß er die Anforderungen, die der Herausgeber der Wage an die Leistungen des damaligen Personals der Frankfurter Bühne machte, niedriger gestellt haben würde, wenn er sich schon damals überzeugt hätte, daß an den meisten deutschen Theatern nicht besser gespielt wird, als damals in Frankfurt. Börne ging an seine Theaterkritiken mit Gewissenhaftigkeit. Er suchte sich vor der Aufführung mit dem Stück selbst, falls dasselbe gedruckt zu haben war, bekannt zu machen; so konnte er seine Aufmerksamkeit allein auf das Spiel richten und gerieth nicht in Gefahr, vom Interesse der Fabel so beschäftigt zu werden, daß er darüber die Mängel der Darstellung übersah. Er stellte an die Schauspieler die Anforderung, daß sie ihm die Wirklichkeit täuschend wiedergäben und uns die Illusionen des Theaters vergessen ließen. Statt dessen fand er meist, daß die sogenannten Künstler ihr Spiel gerade nur für das Theater berechneten und selten in den Rollen, die sie wiederzugeben hatten, ganz aufgingen. Wer den Böswicht spielen sollte, fürchtete sich, seine angeborne Gutmüthigkeit zu ver-

leugnen; wer von den Damen alt sein sollte, verbarg nicht daß sie noch um einige Jahre jünger war, als ihre Rolle. Börne, ein Beobachter des menschlichen Gemüths, sehr empfänglich für den Anstand, war fortwährend auf der Folter, wenn er diese gänzliche Ermangelung aller psychologischen Wahrheit sich spreizen, im Lehnstuhl hin und her werfen, in leidenschaftlichen Momenten stöhnen und tragiren sah. Er kannte den Hof nicht, aber er wußte, daß kein Fürst mit seiner Frau so spricht, wie Clauren im Hotel de Wiburg einen sprechen läßt und der Schauspieler, nun gar noch outrirend, diese Sprechweise wiedergiebt. Man hat gut sagen, daß Börne sein Urtheil milder hätte aussprechen sollen! Nichts ist einem Mann von Urtheil und Geschmack so peinlich, als der Beifall, der den Fehlern der Schauspieler gespendet wird. Wer eine Zeitschrift herausgiebt, die das Schauspiel in den Kreis ihrer Besprechungen gezogen hat, kann so wenig wie die Satyre, so wenig seine wahre Meinung über einen Theaterabend unterdrücken. Wer keine Rücksicht auf ein Freibillet nimmt, von den Schauspielern bei ihren Benefizen kein Procent von der Einnahme erwartet, durchreisenden Schauspielern sich verleugnen läßt und die Empfehlungsbriefe, die sie mitbringen, uneröffnet in den Papierkorb wirft, wer nicht das Kaffehaus besucht, wo sich die Mitglieder des Theaters zu versammeln pflegen, sich vielmehr abstumpft gegen jede noch so lockende Gelegenheit, die nähere Bekanntschaft der ersten Liebhaberin zu machen, und dabei den Geist, die Kenntnisse und den Geschmack Börne's besaß, konnte nicht anders urtheilen, als er urtheilte. Einem freien Kritiker scheint etwas an der Ordnung der Dinge gestört zu sein, wenn die Intention eines Dichters von einem Schauspieler nicht verstanden oder aus übermäßigem Verständniß verzerrt wird. Er hat nicht eher Ruhe, bis dem Dichter, der Natur wieder ihr Recht geschehen ist und man möchte, wenn es auch lächerlich klingt, fast sagen, eine widerwärtige Lücke in der Weltordnung compensirt ist.

Börne war nicht nur streng gegen die persönliche Leistung des Schauspielers, sondern auch gegen den Regisseur. Im Verlangen nach täuschender Wiedergabe der Wirklichkeit,

konnte ihn im Arrangement der Stücke, ihrer Scenerie, namentlich aber in der Comparserie nichts so sehr verletzen, als was den Theaterplunder zu grell herausstellte, die nachgiebige Phantasie und Ergänzungskraft des Zuschauers zu sehr in Anspruch nahm. Ein bürgerliches Zimmer, das zu kostbar, ein Prunkgemach, das zu einer Bürgerwohnung gehören sollte, verdroß ihn. Fast komisch sind in seiner Dramaturgie die Klagen, daß z. B. für die Hölle im Don Juan zu wenig Feuerwerk verwandt wird, nicht genug Schwärmer prasseln und Alles nur auf eine jämmerliche Komödie berechnet wäre. Es ärgerte ihn der geringe Aufwand, womit die damalige Frankfurter Bühne Schlachten und Gefechte aufführen ließ. Sechs Mann von der Stadtmiliz sollten nicht selten ein Heer vorstellen und durch das Zusammenschlagen zweier blechernen Gefäße versuchte man, ein Gefecht hinter der Scene anschaulich zu machen. Wenn es hieß: Bauern, Volk, Soldaten u. s. w., so war die Anzahl, die davon zu sehen war, Börnen immer zu gering. Er spottete, ob sich wol eine Räuberbande durch fünf solcher Landdragoner gefangen nehmen ließe. Er hatte dabei den eigenen Ausdruck, daß er, auf dergleichen Mißstände kommend, fragte: „Und was war denn das da wieder" z. B. mit den drei bis vier Verschwornen, die einen Staat stürzen wollen? Um hiebei Börne's Gedanken richtig zu treffen, müssen wir hinsetzen, daß er in dergleichen Armseligkeiten eine kleinstädtische und spießbürgerliche Hungerleiderei erblickte und sich n allem Ernst, man sollte es kaum glauben, darüber ärgerte. Er verband damit die Vorstellung von einer knappen Engerzigkeit aller unserer Unternehmungen, einer reichsstädtischen Krähwinkelei, von leerer und nüchterner Spiegelfechterei, ie im Großen uns ebenso verblüffen sollte, wie hier im leinen.

Wie empfänglich sein in spätern Jahren leidendes Ohr ür die Reize der Musik war, hat Börne in den Pariser Briefen durch die Bewunderung, die er vor der Malibran usſprach, beurkundet. Es war nicht das meisterhafte Spiel eier Sängerin, das ihn allein so sehr in Anspruch nahm, ndern er war Kenner des Gesanges, so weit es sich um

Zweite Scene.

Lübeck. (Anmuthiger Garten des Rathsherrn Lambert von Dalen, mit der Aussicht auf Lübeck. Auf einer Terrasse hinten ist eine große Gastafel hergerichtet. Mit der Verwandlung werden sichtbar:)

Dritter Auftritt.

An der Tafel sitzend Lambert von Dalen, Hermelink, Krevet, Hans von Elpen, Oldendorp, Gotthard von Höreln, Tönnies von Stieten, Jochem Gerke und andere Rathsherren. Als Gast Prinz Swante Sture. Diener tragen Speisen ab und zu.

Dalen.

Auf Lübecks Wohlergehn!

Alle (aufstehend).

Hoch!

Hermelink.

Des Rathes Ansehen!

Gerke.

Des Handels Mehrung!

Oldendorp.

Der Bürgerschaft Freiheit!

Dalen.

Gilt, Herr Syndicus, unserm hohen Gaste noch

den Eindruck der Composition, um den Eindruck des Vortrages handelte. Die Mozart'schen Opern hatte er so in sich aufgenommen, daß er mit wahrem Schmerz fühlte, wie bei ihrer Aufführung in Frankreich der eigentliche Duft von ihnen weggeweht schien und es zwar noch die alten, ihm so vertrauten Töne waren, aber im Munde der Italiener, auf den Saiten der Franzosen, nicht mehr der echte classische Geist derselben. Früher hatte Börne auch in der vor Zeiten ausgezeichneten Darmstädtschen Oper, die von den Frankfurtern häufig besucht wurde, Gelegenheit, sein musikalisches Urtheil zu bilden. Die Töne aus der Haydn'schen Schule wirkten auf sein Herz am einschmeichelndsten. Er war glücklich, nach einer Oper von Rossini einmal wieder die Töne der Schweizerfamilie zu hören, wenn er auch Weigl's Tonmalerei in Nachtigal und Rabe für kindisch erklärte. Was mußte er später Rossini schätzen lernen, als erst die weichlichen Cantilenen von Bellini und Donizetti aufkamen, die nur für die Erschlaffung der Gemüther berechnet scheinen! Sein Aufsatz über die Sonntag, der ihm in Berlin so viel Bewunderer seines Talents der Bewunderung verschaffte, darf in dieser Verbindung nicht unerwähnt bleiben.

Für Börne, dessen Princip es war, die Poesie mit dem Leben zu verbinden, mußte der dramatische Dichter am höchsten stehen. Je größer ihm der echte Genius erschien, der das Leben in seinen tiefsten Räthseln, die Menschen in ihrer Wirklichkeit, das Erhabene in seiner unverkürzten Größe auf die Bühne bringt zur Erschütterung der Tyrannen, zum Beispiel der Nacheiferung für die Menge; so verächtlich und gefährlich erschien ihm der dramatische Stümper, der die gemeinen Sitten des Tages, die Lüge und die Verworfenheit unserer Standesbeziehungen ohne eine höhere sittliche Verklärung wiedergiebt, erschien ihm der Anmaßliche, der sich die Miene giebt, das Erhabene schildern zu wollen und doch nur eine Caricatur dafür ausgiebt und unsere tiefsten Gemüthserregungen für etwas Gewöhnliches und Schwächliches in Anspruch nimmt. Man muß sich die dramatische Literatur der Restaurationsperiode von 1815 bis beinahe 1830 vergegenwärtigen, um den günstigen Boden auszumessen, auf

dem sich Börne mit seiner Entrüstung und Satyre tummeln konnte. Als Schiller starb, hatte man ihm den deutschen Kothurn nicht mit in's Grab gelegt; Nachfolger genug wagten es, ihren kleinen Fuß auf ihm anzuschnallen. So sehr sich Börne vom Dichterfeuer eines Grillparzer erwärmen ließ, so fröstelte ihn bei Houwald's Armuth. Mit dem Schweiß des Angesichts kitteten dieser und ihm Aehnliche ihre papierne Welt wie Kartenhäuschen zusammen. Weil man das Erhabene nicht mehr aus seiner eigenen Combination zu schaffen wagte, so erfand man sich einen Spukbegriff, der jenen Puppen einer schwachen Erfindung etwas Schauerliches geben sollte, die Schicksalsidee. Diese polterte wie ein Justinus Kerner'scher Geist aus dem Zwischenreich hinter den Coulissen der Bühne und langte zuweilen geisterhaft die Gespensterhand von oben herab, die den Draht verrieth, an welchem die Figuren gelenkt wurden. Zuweilen schlich die Schicksalsidee, in Gestalt einer Ahnfrau, in langem, schwarzem Kleide über die Bühne und ächzte wie ein jahrtausendjähriges Verbrechen, das auf Erlösung harrt. Bald hockte der Kobold an der Schwelle eines „Leuchtthurms", bald hinter einem „Bilde," bald begleitete er einen armen zum Tode geweihten Hungerleider von Helden auf der „Heimkehr" in eine Försterswohnung. Börne unterhielt gegen diese Schicksalstragödien, die weit mehr Zufallstragödien waren, einen unaufhörlichen Kampf; er erklärte, dies tragische Schicksal nicht begreifen zu können. „Was sie unter Schicksal verstehen," sagte er, „habe ich nie verstanden; ich habe nie verstanden diese Mischung von antiker und romantischer Denkweise, dieses christliche Heidenthum. Entweder ist der Tod ein liebender Vater, der sein Kind aus der Schule des Lebens abholt, und dann ist das Schicksal untragisch; oder es ist der menschenfressende Kronos, der seine eigenen Kinder verschlingt, dann ist es unchristlich. Euer Schicksal ist ein Zwitter, unfähig zum Zeugen, wie zum Gebären." Die Börne'sche Analyse der Dramen, die damals auf die Schicksalsidee gebaut wurden, sind Meisterstücke der Kritik. Man machte ihm eine gewisse Neigung zu Consequenzen zum Vorwurf; Müllner sogar, den Börne, auffallend genug, schonte,

wollte in einer Kritik der Wage gleichsam sagen, der Verstand könne Alles lächerlich machen; aber die Fabel z. B. der Houwald'schen Stücke war doch meist so widersinnig zusammengesetzt, daß sie keine andere Kritik, als die der gesunden Vernunft verdiente. Von der Begeisterung, die diese Pseudo-Dichter selbst empfanden, setzten sie voraus, müßte auch der Zuschauer angesteckt sein, während ihre Gebilde auf diesen keinen andern Eindruck hervorbrachten, als den des Zweifels und der Verwunderung. Die besonnene Kritik konnte von den Strömen von Thränen, die allerdings um Houwald's Bild geflossen sind, nicht mitfortgerissen werden.

Zu diesen Ereignissen einer verspäteten und forcirten Romantik gesellten sich die abgestandenen Reste des Repertoirs von ehedem. Iffland schilderte deutsche Duodezzustände an den Höfen, die veraltet waren und neuen Untugenden, neuen Umtrieben der Fürsten und Beamten Platz gemacht hatten. Diese *edlen* Justizräthe und Präsidenten paßten nicht für eine Zeit, wo die Untersuchungscommissionen über demagogische Umtriebe niedergesetzt waren. Dann brachte das *neue* Repertoir die patriotischen Stücke, in welchen die Begeisterung von 1813 und der Triumph von 1815 kein Ende nehmen wollte, Stücke, wo alle Personen die Cocarde trugen und jeder junge Liebhaber früher freiwilliger Jäger gewesen war und Anspruch auf das eiserne Kreuz hatte. Die Kosacken wurden in diesen Stücken als Brüder und freisinnige Idealisten als Projectenmacher behandelt, von welchen letzteren im Schlußact herauskam, daß sie schon einmal gestohlen hätten, oder sie wurden als vierschrötige Turner ausgelacht. Die militairischen Spectakelstücke lösten die alten Ritterstücke ab. An die Stelle Wallenstein's oder Otto's von Wittelsbach kam der alte Dessauer, Friedrich der Große, wunderthätige Feldmarschälle, die das tragische Schicksal in der Patrontasche trugen und es als Tags- oder Militairbefehl austheilten. Wachtparaden zogen in den Stücken auf, Trommeln wirbelten, Kanonen wurden abgefeuert, Bivouaks gehalten, kurz es war Alles auf den Landsturm und die Einführung der allgemeinen Militairpflicht wie berechnet. Und trotz dieser Richtung, die bald von der der Vaudeville-Ueber-

setzer, mit welchen Angely und die Sieben Mädchen in Uniform aufkamen, abgelöst werden sollte, trotz dieser Unsumme von Trivialität war Börne kein Rigorist. Wo ihm eine natürliche, wenn auch noch so leichte Erfindung Lachen entlockte, gab er sich harmlos hin und selbst von Kotzebue sagte er: Da haben sie mir meinen allerliebsten unersetzlichen Kotzebue todtgestochen! Börne war besonnen genug, die Vielseitigkeit des Kotzebue'schen Talentes anzuerkennen, wenn er ihn auch mit der bittersten Lauge übergoß, wenn sich der durchtriebene Kenner der Bühne herausnahm, von uns für seine erlogenen Thränen Mitgefühl zu fordern. So oft die Gemeinheit Kotzebue's erhaben werden will und empfindsam, war er auch ihm unerträglich. Von Raupach, der sich damals erst entwickelte, hatte Börne kein schmeichelhaftes Vorgefühl. Doch soll er später einige seiner Dramen, z. B. Tasso's Tod nicht ohne Interesse gelesen haben.

Der rein politische Maßstab, angelegt an die Kunst, hätte Börne zu jenen Einseitigkeiten führen können, denen z. B. W. Menzel in seiner Kritik ganz anheimgefallen ist. Börne unterschied den praktischen Gesichtspunkt vom theoretischen. In dem, was ihm praktisch verwerflich schien, hat er auch sicher immer das Rechte getroffen. So empörte ihn in unserer dramatischen Literatur dieses Element des Alleruntertänigsten, empörten ihn diese Katzenbuckel, die der Bauer vor dem Schulmeister, der Schulmeister vor dem Pastor, der Pastor vor seinem Patron macht. Der Einwand, daß in diesen Beleidigungen der Menschenwürde unsere Sitten getroffen würden, genügte ihm nicht. Ist diese Hundedemuth da, so ist das Mittel, sie auf der Bühne lächerlich zu machen, nicht wirksam genug, sie auszurotten. Und wie oft wurde sie als gebührende Haltung dargestellt! Börne tadelte, daß unsere gehorsamen Diener von Dichtern die Fürsten immer edel und gut auftreten lassen oder, wenn sie doch nicht gut und edel *handeln*, die Schuld auf ihre schlechte Umgebung werfen. Die Unschuld, in deren Lichte Lessing sogar in der Emilia Galotti den Fürsten erscheinen läßt, mußte ihm um so bedenklicher vorkommen, als die Harmlosigkeit eines Fürsten bei einem so notorisch schlechten Untergebenen, wie Marinelli ist, un-

glaublich gewesen wäre. Es war die Weise des 18. Jahrhunderts, die Fürsten zu schonen und nur die Minister anzugreifen.

Börne bemerkt richtig, daß die Luft, in der allein ein dramatisches Talent gedeihen kann, politische Freiheit ist. Wo kein öffentliches Leben herrscht, muß nicht nur der dichterische Ausdruck seiner natürlichen Kraft beraubt werden, sondern die Gestalten werden auch nicht den freien Geist ureigenster Persönlichkeit athmen; Rücksichten entnerven die Sprache und lassen die Malerei des Lebens sich nur in dämmernden Andeutungen ergehen. England, so groß durch seine dem Einzelnen gestattete politische Freiheit, hat darum auch nie aufgehört, selbst beim unleugbar dort herrschenden Verfall der dramatischen Kunst ab und zu Stücke zu zeitigen, die eine feine Charakteristik, tiefe Menschenkenntniß verrathen; im vorigen Jahrhundert massenhaft. Börne bemerkt dies bei Gelegenheit des Cumberland'schen Juden und des Grafen von Esser. Ein Engländer kann in so nebelhafte Allgemeinheiten und unmögliche Specialitäten, wie sie die deutsche Bühne schildert, nie gerathen, weil ihn der freie Gebrauch seines Daseins das menschliche Dasein überhaupt richtiger verstehen lehrt. In neuester Zeit ist das Drama in England durch den vorherrschend episch-lyrischen Charakter seiner Dichter gesunken und dennoch, was wir von englischen Stücken übersetzen, zeichnet sich immer noch durch eine klare und täuschende Lebenswahrheit aus, so die Gebrüder Foster, der Bucklige, Bulwer's neueste Dramen und manches Andere, dessen die Uebersetzer sich nur allzurasch bemächtigen. Wie wäre in Frankreich diese schnell aufsprossende Blüthe des Theaters in neuester Zeit möglich gewesen, wenn sich nicht die Franzosen einer politischen Freiheit rühmen dürften, die ihnen die ängstliche Scheu deutscher Dichter, die von hundert Sujets nicht zehn auf die Bühne bringen dürfen, benimmt? Unsere Dramen bewegen sich meist in einer fictiven Welt, sogar die Sitten und Charaktere der Lustspiele sind nicht echt und wahrhaft aus dem Leben gegriffen. Die Theatertradition schafft diese Husarenobersten und Rittmeister, diese Herren von Lammersdorf und von Salbern, diese Wirthschaftsinspectoren, dies

ganze stehende Personal unserer heitern Familiengemälde. Sie sind aus alter Zeit überliefert, haben wol Zopf und Perrücke, Manschette und seidenen Rock abgelegt, wiederholen aber immer noch ihre alten Abenteuer vom Jahr 1790; selbst der Dialog hat sich wenig verändert. Man muß die seltsame Spannung auf dem Antlitz des Zuschauers beobachten, wenn einmal eine Thorheit oder Mode des Tages, z. B. die Homöopathie, die Wasserkuren oder dergleichen in unsern Dramen erwähnt wird, um zu wissen, daß diese Neugier wie aus dem Reiz nach dem Verbotenen entsteht. Unser Theater kann nicht aufblühen, so lange ihm die Lebensluft der Freiheit fehlt.

Börne hatte immer Gelegenheit, sich in seinen Kritiken über den Mangel an Lebenskenntniß bei unsern Bühnendichtern zu entrüsten. So wie ein Fürst oder Minister auftrat, erschrak er, weil er wußte, daß sie — hundert gegen eins — so sprechen würden, wie Fürsten und Minister nicht sprechen. Die Situationen, in welche wir die verschiedenen Grade der Gesellschaft bringen, sind fast immer unnatürlich. Was bei uns auf der Bühne die Soldaten thun, entlehnen die Dichter von den Studenten, was die Studenten, nicht selten von den Philistern. Kann jemand handwerksburschenartiger auftreten, als Maltitzens „Alter Student?" Eine echte wahre Charakter- und Situationen-Färbung, wenn auch nur im Geist der Genremalerei, besitzen wir nicht. Es finden da immer zwei Fälle statt: entweder kennen wir die Lebensäußerungen der Stände nicht oder wir dürfen sie nicht wiedergeben; Beides gleich nachtheilig für die Wahrheit der Bühne. Jetzt, um die Verschleierung des Lebens bis zu völligem Dunkel auf der Bühne zu bringen, erleben wir gar, daß eine Prinzessin für sie schreibt. Gäbe sie uns das Leben der höchsten Gesellschaft, des Hofes und der Ringe, die sich um die Höfe ziehen, so würden wir für ihre Bemühung, uns durch Lustspiele zu erheitern, dankbar sein; allein die Prinzessin Amalie von Sachsen schildert uns das Bürgerleben, das Dasein kleiner bescheidener Familien, das Leben der Landedelleute, die, um zu Geld zu kommen, sich mit Bürgerlichen verschwägern; sie schildert uns Aerzte, Landwirthe, Geistliche;

kann sie die Erfahrung anderswoher haben, als aus Büchern? Es ist nicht bekannt, daß sie wie Louis Philipp und seine Familie im Exil lebte, angewiesen auf bürgerlichen Erwerb und Umgang; woher sollte sie den Stoff zu diesen sich sogar als Sittengemälde ankündigenden Schilderungen anders entnommen haben, als aus Büchern!

Indessen hielt sich Börne's Kritik in der Wage nicht immer nur an diese mehr allgemeine Betrachtung der Bühnenstücke, sondern seine dramaturgischen Leistungen sind auch voll feiner Sonderbemerkungen, in denen er eben so viel Geschmack als Menschenkenntniß entwickelte. Ich mache besonders auf seine Erörterung über physische Gebrechen auf der Bühne aufmerksam. Müllner wollte im Morgenblatt bestreiten, daß Börne die Blindheit der Camilla in Houwalds Bild mit Grund getadelt und als nicht gemacht, um unser Mitleid zu erregen, dargestellt hätte. Börne entgegnete, daß uns physische Gebrechen im Leben das größte Mitleid abgewinnen könnten, auf der Bühne aber kalt lassen. Er erwiderte schlagend, daß das von Müllner angeführte Beispiel des blinden Oedipus den vorliegenden Fall nicht träfe. Oedipus ist blind *geworden* vor unsern Augen, wir kennen die Ursache derselben und empfinden diese Blindheit durchaus als ein zur Handlung gehörendes tragisches Motiv. Eine unmotivirte Blindheit aber, ein physisches Leiden a priori, das außer dem Zusammenhang der entwickelten Fabel liegt, nimmt, auf der Bühne wenigstens, neben der geschilderten Handlung kein *besonderes* Interesse in Anspruch. Börne hätte noch hinzufügen können, daß gerade in dieser Zumuthung Müllner's und Houwald's, uns für die unmotivirte, rein zufällige Blindheit einer ihrer dramatischen Figuren zu interessiren, die Grundschwäche der dramatischen Leistungen dieser Dichter erkennbar ist. Sie setzten Novellen in Scene, keine Handlungen. In der Erzählung kommt uns durch die Notiz, daß diese oder jene geschilderte Person *auch* noch obenein blind sei, ein eigenes Interesse zu ihrer sonstigen Stellung in der Fabel hinzu; im Drama nicht. Müllner und Houwald verwechselten das Dramatische mit dem Novellistischen; ihre Stücke sind dramatisirte Erzählungen, deren hauptsächlicher Fehler im

Mangel aller Charaktere liegt. Ihre Charaktere können außerdem, was sie in jenen Stücken sind, nichts weiter sein, sie dauern über den Theaterabend, über die Fabel des Ganzen, dem sie eingefugt sind, nicht hinaus.

Zwei der berühmtesten Kritiken Börne's sind aus dem Innersten seines Gemüths geflossen, die Beurtheilung des Tell von Schiller und die des Hamlet. Eine genügende Widerlegung der geistvollen und überraschenden Analyse, die Börne von diesen beiden berühmten Dramen gab, ist mir nicht bekannt.*) Börne traf hier das unwiderleglich Richtige, wenn auch mit dem Unterschiede, daß Schiller durch die Analyse verlor, Shakespeare durch die Zergliederung seines Hamlet gewann. Die Feigheit und Großsprecherei, die Börne dem Tell nachwies, kam aus Schiller's Hofrathsstimmung, seinen falschen Begriffen vom schlichten Biedersinn seines Helden, er machte eine Art Hofer aus dem Tell, er legitimisirte ihn. Bei Börne's Kritik über Hamlet, so geistreich und wahr sie ist, habe ich immer den Dichter um so mehr bewundern müssen, weil er Gestalten hat hinstellen können, denen Börne förmlich Vorwürfe macht, nicht als wären es Schöpfungen des Dichters, sondern wirklich lebende, für sich verantwortliche Personen. Denn daran dachte doch wol Börne nicht, Shakespearen die Unentschlossenheit Hamlet's zuzurechnen; im Gegentheil, Shakespeare hat sich ja ein Bewußtsein über diesen Mangel erhalten, wenn auch nicht mit den Nebenbegriffen, die Börne mit dem Charakter des Hamlet verband. Aber Börne putzt die Figuren dieses berühmten Dramas herunter wie unartige Buben, denen man die Lection lesen müsse. Kann etwas das Genie eines Dichters mehr herausstellen, als wenn die Gestalten, die er uns vorzaubert, in solchem Grade Fleisch und Bein haben, daß sie eine Wirklichkeit erreichen, die bei Weitem größer ist als die täuschende Aehnlichkeit jener gemalten Weintrauben, an welchen die Vögel pickten? Es war in Hannover im Winter von 1828 auf 1829, als Börne diese Kritik über Hamlet

*) Spätere Anmerkung. Die Idolatrie vor großen Namen, die gegenwärtig herrscht, hat deren allerdings genug gebracht.

schrieb. Nachdem sie beendigt war, sagte er: „Das hat mir viele Mühe gemacht. Ich habe tief graben müssen.“ Dann strömte er, — es wurde mir glaubhaft so erzählt — wie immer bei diesem Thema, in Bewunderung Shakespeare's über, den er Gott ähnlich pries, dem nichts verborgen, der Alles kenne, das Tiefste und das Höchste, vor dem in der Natur und der menschlichen Seele kein Geheimniß unergründet bliebe.

Da Börne nicht nöthig hatte, seine Theaterkritiken sogleich am Morgen nach der Vorstellung herauszugeben, so konnte er dieselbe Feile an sie legen, die allen seinen Arbeiten eigen ist. In monatlichen Berichten faßte er sein Theater-Tagebuch zusammen. Börne hat nur wenige davon der Aufbewahrung für würdig gehalten. Aber jetzt, wo wir das ganze Verständniß seines Geistes besitzen, ist uns auch das an den flüchtigen Moment Geknüpfte, in der Art, wie er es zu fesseln wußte, merkwürdig. Kann eine Kritik geistreicher sein, als die kurze: „Am 28. Juli 1819. — Die Rosen des Herrn von Malesherbes von Kotzebue. Demoiselle Lindner, Susette; Herr Otto, Malesherbes; Herr Schmitt, Peter; — Keine Rose ohne Dornen. Demoiselle Lindner war die Rose.“

Den Frankfurter Schauspielern jagte Börne durch seine Kritiken keinen geringen Schrecken ein. Die gefeiertsten Helden kamen in Gefahr, ihren Ruf zu verlieren. Das Lampenlicht verlor die Wirkung, die auch das Urtheil blendet. Es fehlte nicht an Drohungen und dunkeln Gerüchten von Mord und Hinterhalt. Börne hielt standhaft aus und schaffte sich ein paar Pistolen an, um auf alle Fälle gefaßt zu sein. Von seinen Freunden lachten einige darüber, andere vermehrten seine Besorgniß und riethen ihm ab, seine Kritiken fortzusetzen. Er ließ sie aber nicht; sie waren ihm ein Mittel, Dinge auszusprechen, die sich in anderer Form nicht sagen ließen. Er durfte stets auf seine Besonnenheit, im äußersten Falle auf seinen Muth rechnen. Man erzählt sich von einem gewaltthätigen Angriffe, den sich ein Schauspieler Heigel auf offener Straße gegen den Herausgeber der Wage erlaubt haben sollte. Es ist aber nichts Wahres daran

An Drohungen von dieser Seite fehlte es allerdings nicht und nur so viel wird von seinen Freunden zugestanden, daß Börne damals nur mit Sackpistolen ausging. Ob diese geladen waren, wird nicht gesagt.

Eine kleine Fehde mit dem Schauspieler Urspruch gab Veranlassung zu einem interessanten Briefwechsel. Im zweiten Heft der Wage sagt Börne bei Gelegenheit der Elise von Valberg Folgendes: „Herr Urspruch, Hofjunker von Külen. Im Leben wird ein ehrlicher Mann leichter zum Spitzbuben umgeschaffen, als auf der Bühne.“ Herr Urspruch fand diesen Satz so auf Schrauben gestellt, daß er seinen bürgerlichen Ruf dadurch beleidigt glaubte. Er forderte Börne auf, sich deutlicher zu erklären. Als ihm Börne darauf eine zwar nicht abweisende, doch kühle Antwort gab, wiederholte er sein Verlangen in einem Briefe, der nicht ohne Drohungen und Unarten war. Börne replicirte in der Wage. Er erklärte den Sinn seiner Worte dahin, daß er von Herrn Urspruch hätte sagen wollen, auf der Bühne wolle ihm die Schufterei nicht gelingen, ohne daran zu denken, ob er im Leben darin glücklicher sein würde. Dann griff er die kleinen Drohungen des Mimen wie Fangbälle auf, womit er artig spielte; und in der That sind seine späteren Urtheile über Urspruch milder, woran freilich der Umstand Schuld sein mochte, daß Betty Urspruch, die Tochter „des Mitarbeiters der Wage wider Willen“, wie ihn Börne genannt hatte, ihr theatralisches Debüt und auf Börne eine Wirkung machte, von der man in Frankfurt behaupten wollte, daß sie mehr als artistisch gewesen sei. Indessen alle Stimmen kommen darin überein, daß Betty Urspruch (sie lebte noch vor Kurzem als ein bejammernswerther Schatten ihrer Vergangenheit) eine bedeutende Zukunft versprach. Börne tadelte sie zuweilen, doch beinahe mit dem Schmollen eines Verliebten; er sagte ihr die schönsten Reden, gleichsam in der Voraussetzung, als sei er der Mann, der es ihr etwas machen könnte. Sie solle nur nicht übermüthig werden, sie solle sich's nur nicht zu leicht machen. Rühmte Börne, so entdeckte er selbst im Unwesentlichen bei Betty Urspruch Schönheiten. Sie hatte in: Die Waise und der Mör-

einen Ehrentrunk! Hoch Se. Hoheit der Prinz von Schweden!

Alle.

Hoch!

Swante (verneigt ſich).

(Alles ſteht auf und kommt jetzt nach vorn.)

Gerke.

Die Freiheit der Bürgerſchaft, Herr Syndicus, iſt uns im Glaſe ſitzen geblieben.

Kreyet.

Ei, Herr Jochem Gerke, Ihr habt ja ſchon die Hundertſechsundvierziger leben laſſen, und das iſt ſo gut, als müßt' Euch jede Hökerfrau am Aegidienplatze dafür danken.

Hermelink.

Redet doch nicht vom gemeinen Weſen! Wenn man ſo eben 1489er getrunken hat, was gehen uns da die 146er an! Im Rathskeller findet man keinen beſſern Rüdesheimer als bei unſerm wackern Herrn Lambert von Dalen.

Dalen (behaglich).

Ja, mein königlicher Prinz, ſehen Ew. Hoheit, ſo gedeihen wir hier in Lübeck! Das Leben iſt kurz, und wir laſſen's uns gut ſchmecken. Auf meiner Diele muß ich Euer Wappen aufhängen. Ihr ſeid der 23ſte Prinz, der an meiner Tafel geſpeiſt hat.

der Friederiken gespielt. „Unübertrefflich wahr und rührend," sagte er, „erschien Dem. Urspruch in der Scene, da sie zur Rettung des in's Wasser gefallenen Victorin nach Hülfe rief. Es wäre gut, wenn mehre unserer Schauspieler bei diesem jungen Frauenzimmer in die Schule gingen, um unter Anderm zu lernen, wie man mit Natur und Anstand die Stimme bis zum Schreien erhebe." Und in der That, von Stund' an fingen die Damen des Personals, denen an dem Urtheil der Wage gelegen war, an, der jungen Urspruch diesen inzwischen berühmt gewordenen Schrei nachzurufen. Theaterbesucher von damals versichern, es wäre nicht mehr auszuhalten gewesen, wie sich damals Alles bemüht hätte, kunstgerechte Schreilaute auszustoßen. Alles wollte, zum Wohlgefallen des Dr. Börne, wie die Urspruch schreien.

Daß es Börne mit seinen Kritiken zu gewissenhaft nahm und darüber oft grausam wurde, ist nicht zu bezweifeln. Was ihn stachelte, war die erste Begeisterung seiner methodischen journalistischen Wirksamkeit, es war der hohe Begriff, den er mit seiner Aufgabe verband, unverkennbar auch die Gelegenheit, die dem Witze Schauspielerschwächen bieten. Börnen war die Autorschaft damals noch so neu, daß er eines guten Einfalls wegen sein Urtheil nicht gern unterdrückte. Wenn ihn ein fremder oder einheimischer Künstler besuchte, so zeigte er es im nächsten Hefte der Wage an und ließ seine Leser über Wendungen, wie die folgende, lachen: „Herr Keller war bei mir, um mich zu bestimmen, seine Frau in der Rolle der Emma von Falkenstein zu schonen. Ich thue es hiemit." Er warnte alle Schauspieler ihn zu besuchen. Es würde ihnen das nichts helfen, da er nicht weichherzig genug wäre, die Leser seines Journals zu betrügen. Von den Schauspielern übertrug er seinen Zorn zuweilen auf die Regie, auf die Direction. Er machte ihr die bittersten Vorwürfe über ihr schlechtes Repertoir: „Alle Tage derselbe abgeschmackte Jammer, derselbe abgeschmacktere Spaß. Es ist nicht Heuchelei, nicht Spott, nicht Ziererei, es ist Ernst und Wahrheit, wenn ich meine Leser versichere, daß mich die Vorstellungen auf unserer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Brust beklommen ist, wenn ich an den

Theaterabenden diese fürchterliche Pein der Langeweile zu
ertragen habe." Bald verging auch dem gewissenhaften Dra-
maturgen die Lust. Die Hefte der Wage verspäteten sich
monate- und jahrelang und die beiden letzten, die in Tü-
bingen 1821 erschienen, ließen das Theater ganz bei Seite
liegen.

Der ruhmvolle Name, den sich Börne schon durch die
ersten Hefte der Wage erwarb, bestimmte den Buchdrucker
Wenner in Frankfurt, ihm die Redaction einer Zeitung an-
zuvertrauen. Das sehr zurückgekommene Staatsristretto
sollte unter dem Titel einer Zeitung der freien Stadt
Frankfurt wieder in Aufschwung kommen und niemand
wäre auch zu dieser Wiederbelebung geschickter gewesen, als
Börne, wenn es keine Censoren gegeben hätte. Vier Monate
lang, vom 1. Januar 1819 bis in den April, hielt Börne
diesen kleinen Guerillakrieg mit dem scheerenbewaffneten Cen-
sor (noch dazu seinem ehemaligen Collegen von der Polizei,
einem gewissen Severus) aus; er ist in seinen „Denkwürdig-
keiten der Frankfurter Censur" selbst der Historiograph dieser,
statt einer Schlacht ermüdenden Scharmützel geworden. Ein-
geteilt zwischen hundert Rücksichten auf Diplomatie und Senat,
wurde seine ganze Thätigkeit auf das Unbedeutende hinunter-
geschraubt; er sah ein, daß in der flachen Weise, wie in Frank-
furt (noch jetzt) Zeitungen nur erscheinen dürfen, jeder
andere dem Buchdrucker sein Blatt eben so gut und noch
mit weniger Kostenaufwand für diesen redigiren würde und
gab die Leitung ab. Diese vier Monate hatten ihm Nacht-
wachen, Geldstrafen, die witzigsten Gedanken und treffendsten
Wahrheiten gekostet und nichts eingetragen, als die Ueber-
zeugung, daß man unter dem Damoklesschwerte der Censur
höchstens für seinen Styl manche Feinheiten, manche diploma-
tische Unbestimmtheiten, graziöse Zweideutigkeiten lernen könne.
Börne sagte oft scherzhaft und ließ es drucken, daß man mit
Einführung der Preßfreiheit auch der Ausbildung des deutschen
Stils schaden würde; fein, witzig, behutsam, graziös ließe sich
nicht schreiben, wenn die Katze Censur mit uns spielte. Nach
Börne versuchte es Friedrich Murhard eine Zeitlang, in Frank-
furt den Postillon der Geschichte zu spielen; aber auch er

war der Sisyphusarbeit bald müde. Uebrigens blieb das Wenner'sche Haus auch für Börne ein Ort, den er, um sich zu erholen, gern aufsuchte. Mad. Wenner, die Schwester des bekannten witzigen Localdichters Malß, veranstaltete Leseabende, an denen Börne Theil nahm und die in andern Kreisen, in denen er zu verkehren pflegte, nachgeahmt wurden. Börne's Freunde, die Doctoren Goldschmidt, Stiebel, Reis, gebildete Kaufleute, wie Ellissen und Andere, rückten damals oft zu anregender Unterhaltung zusammen, an welcher Börne, obgleich ihn Vorlesen nicht fesselte, zuweilen in seiner Art, einfach und gemüthlich, Theil nahm. Es fehlte nicht an harmlosen Scherzen, nicht an Erörterungen der Tagesereignisse. Frankfurt selbst mit seiner Tageschronik lieferte den meisten Stoff. Börne ließ damals einen kleinen Zettel drucken, auf dem er einen durchreisenden Augenarzt, der sich etwas pomphaft angekündigt hatte, in einer Weise, die an Lichtenberg's berühmte Parodie der Anschlagzettel Philadelphia's erinnert, persiflirte. (Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 175.) Die Frankfurter Aerzte verdroß es, daß dieser englische Doctor Williams ausnahmsweise auf diplomatischem Wege die Erlaubniß erhalten hatte, Medicamente zu verkaufen. Börne nannte ihn Boaster (Prahler).

Die Herausgabe der in Offenbach gedruckten Zeitschwingen war in demselben Jahre 1819 ein journalistischer Versuch, den schleppenden Gang einer Monatsschrift durch wöchentliches Erscheinen zu beschleunigen und schneller mit dem Tage fortzugehen. Gleich die ersten Nummern fanden eine so lebhafte Theilnahme, daß der Verleger Fr. Wilmans in Frankfurt glücklich war, ein gutes Geschäft zu machen. Besonders hatte ein Artikel: Der kleine Hamann (gegen den Physikus Varrentrapp) locales Interesse erregt. Plötzlich war das fernere Erscheinen der Zeitschrift in Offenbach verhindert. Es war Börne aufgefallen, daß die Frankfurter Bundestagsgesandten sich häufig einzelne Nummern der Zeitschwingen abholen ließen. War doch die Zeit der Einkerkerungen, der Untersuchungscommissionen angebrochen. Börne wurde um seine Freiheit besorgt und der Frankfurter Aufenthalt erschien ihm peinlich. Er beschloß, nach Paris zu reisen. Die Gründe,

die ihn dazu bestimmten, wurden um so gewichtiger, als man
ihn mit Ertheilung des Passes hinhielt. So zog er vor, nach
Darmstadt zu Fuß zu gehen. (Es war im Spätherbst 1819,
urz nachdem er eine Rheinreise zur Erholung gemacht hatte.
Auf dieser hatte er Görres in Coblenz besucht, bei dem er
Schleiermacher und Benzenberg traf. In Bonn besuchte er
Schlegel und Arndt. Nachdem er noch Aachen und Köln ge-
ehen, kehrte er nach Frankfurt zurück, von wo er jedoch einige
Wochen darauf sich entfernen zu müssen glaubte.

Börne hat diese Pariser Reise in seinem Sodener Tage-
uch (Stuttgarter Ausgabe Band IV. S. 303 ff.) selbst er-
ählt. Er ging über Straßburg, nachdem er noch in Mann-
eim einen ihm nachgeschickten Paß vorgefunden hatte. Der
ste Eindruck von Paris verwirrte ihn, aber auf die ange-
ehmste Art. Die Blätter meldeten seine Ankunft. Man
annte ihn einen politischen Flüchtling. Man trug ihm die
Mitarbeiterschaft an mehren Zeitungen an. Sein Einblick
das innere Getriebe der Begebenheiten schärfte sich beson-
rs durch die Bekanntschaft mit dem Grafen Schlaberndorf,
n Varnhagen so gefeiert hat. Cotta, der unternehmende
uchhändler, setzte sich mit Börne in Verbindung, auch das in
eimar erscheinende literarische Wochenblatt. Doch bald sah
ein, daß die Besorgniß für seine Sicherheit in Frankfurt
e unbegründete gewesen war und daß er die für Cotta,
nders für das Morgenblatt projectirten Aufsätze eben so
in Deutschland schreiben konnte. Er kehrte Ende No-
ber desselben Jahres nach Frankfurt zurück. (Nachgelassene
riften Band I. S. 49 ff.)

Der Winter verging in gewohnter Weise. Die Zeit-
ingen hatten aufgehört, aber die Wage erschien noch fort.
Monat März 1820 ereignete sich ein Vorfall, der seine
nde in Schrecken setzen mußte. Börne wurde auf groß-
glich hessisches Ansuchen gefänglich eingezogen. Man über-
te ihn in seiner Wohnung, nöthigte ihn seine Papiere
mmenzuraffen (Bindfaden und einen Geldsack gab er in
Gemüthlichkeit selbst dazu her) und führte ihn auf die
twache. Die Kunde verbreitete sich schnell. Man zwei-
nicht, daß Börne seiner politischen Lehren wegen oder

wol gar als heimlicher Demagog in Untersuchung gekommen war. Seine Familie, mit der den Israeliten (freilich aus guten historischen Gründen) übermäßigen Aengstlichkeit, verbrannte einen Koffer voll alter Scripturen Börne's, unter denen manches für ihn selbst sehr werthvolle Document seiner Lebensgeschichte verloren ging.

Inzwischen vernahm Börne die Veranlassung dieses plötzlichen Ueberfalls. Er war beschuldigt, aufrührerische Schriften verfaßt zu haben, die ein gewisser Sichel aus Frankfurt sich das Vergnügen gemacht hatte, in Darmstadt auf heimlichen Wegen, im Schloßgarten und sonst, unbemerkt auszustreuen. Börne fiel aus den Wolken. Er war froh, Manuscript genug für seine Zeitschriften zu haben; nun sollte er sogar aufrührerische Flugblätter in den Wind streuen und mit Darmstadt, um eine Revolution zu stiften, angefangen haben? In der That war es ein guter Glücksfall, daß seine Unschuld bald an den Tag kam. Dieser Herr Sichel hatte geglaubt, einen Theil seiner Schuld dadurch von sich abzuwälzen, daß er die Autorschaft der von ihm so unbehutsam verbreiteten Plakate einem Manne zuschrieb, dem er nicht zu schaden glaubte; er hatte für gewiß gehört, Börne wäre nach Paris gereist, ohne wiederkommen zu wollen, und wäre noch nicht zurück. Vierzehn Tage mußte Börne auf der Hauptwache ausdauern, bis seine Unschuld an den Tag kam. Man hielt ihn streng, r .ym ihm, „um etwaigen Selbstmord zu verhindern", jedes schneidende Instrument; man schmeichelte sich, von ihm den wahren Zusammenhang des europäischen Carbonarismus zu erfahren. Die Tochter eines Hauses, wo er gern verweilte, Röschen O., ging des Tages zehnmal an der Hauptwache vorüber, und als sie einmal so glücklich war, ihn am Fenster seines Gefängnisses zu erblicken und ihm freundlich zunickte, wurde sie von dem „rauhen Krieger", der auf Schildwache stand, bedeutet, dergleichen ja unterwegs zu lassen. Börne's kränklicher Körper litt in dieser Zeit so sehr, daß er sich unglücklich fühlte. Er äußerte später noch oft die Absicht, diese Geschichte seines Gefängnisses zu schreiben, und hat eine kleine Skizze davon hinterlassen. (Nachgelassene Schriften Band II. S. 267 ff.)

Als ihm für seine Mahlzeiten nicht Gabel und Messer bewilligt wurden, sagte er dem Wärter: „Empfehlung an den Herrn Bürgermeister! Er soll mir das Fleisch kleiner schneiden lassen!“

Aus diesem unfreiwilligen Aufenthalte richtete er an seinen Freund Dr. Stiebel zwei Billets, des Inhalts: „Lieber Freund! Gestern Abend, da ich nach Hause kam, bin ich von der Polizei arretirt und nach Versiegelung meiner Papiere auf die Hauptwache gebracht worden, wo ich diese Nacht zugebracht habe. Lassen Sie dieses doch meiner Mutter wissen. Ihr könnt ganz ruhig sein. Dr. Börne. Donnerstag Morgen.“ Und darauf: „Lieber Freund. Sie wissen, daß es nicht meine Schuld war, die Mozart'schen Briefe so lange zurückbehalten zu haben. Meine Papiere sind mir versiegelt und jede Correspondenz war mir versagt worden. Können Sie mir Ihre Meinung über das Wunderglöckchen schriftlich geben? Sie brauchen sich nicht zu fürchten mit mir zu thun zu haben, meine Quarantaine ist zu Ende und die Staatsärzte haben erklärt, ich sei vom preußischen Tertianfieber nie angesteckt gewesen.“

Es konnte nicht fehlen, daß ein so umsichtiger und gebildeter Buchhändler, wie Cotta, auf das Talent Börne's aufmerksam wurde. Mit einer Handschrift, deren Unleserlichkeit Börne bei späterer Correspondenz zwischen beiden oft verwünschte, machte er ihm im Interesse seiner Zeitschriften Vorschläge, die für Börne eben so ehrenvoll als äußerlich vortheilhaft waren. Um aber den Zwecken des Buchhändlers wahrhaft dienlich zu sein, mußte sich Börne doch auf einem andern Terrain befinden. Von Paris aus konnte er der Allgemeinen Zeitung politische Berichte (doch hat er ihr nie welche geschrieben), den politischen Annalen zusammenfassende Uebersichten, dem Morgenblatt Sittenschilderungen und Genreskizzen aller Art übersenden. Börne, von den Beschränkungen, die für die deutsche Presse immer lästiger wurden, angewidert, mit seinem Vater in einem fortdauernden Mißverständniß, von der Einförmigkeit des Frankfurter Lebens gelangweilt, sann darauf, nach Paris zurückzukehren. Schrieb doch im Jahre 1835 aus Paris, daß es ihm in Frank-

furt eigentlich nur Donnerstags gefallen hätte, wenn es im „weißen Schwan" Sauerkraut gab.

Und man hatte in Frankfurt nicht einmal Sinn, seinen Spaß zu verstehen! Seine Monographie der deutschen Postschnecke war im Jahr 1821 in den verspäteten Heften der Wage erschienen, als ihn eines Tages ein Postconducteur besuchte und ihm das Unglück klagte, das er über ihn heraufgeschrieben hätte! Seine Vorgesetzten hätten nachgeschlagen, wer an dem Tage, als Dr. Börne nach Stuttgart fuhr, den Dienst am Eilwagen versehen, wer sich erlaubt hätte, wie es dort geheißen, einen blinden Passagier mitzunehmen! Der arme Mann würde seines Postens entsetzt worden sein, wäre nicht Börne zur Postdirection geeilt und hätte versichert, daß seine Aufnahme eines blinden Passagiers in die Postschnecke lediglich eine dem Humoristen und Dichter gestattete Licenz wäre, deren Strafbarkeit *ihn* allein treffen müßte.

Bald nach der Arrestation und Befreiung machte Börne eine Frühlingsreise an den Rhein. Eine Luftveränderung hatte immer etwas Stärkendes, Erquickendes für ihn. Im Spätherbst reiste er nach Stuttgart, wo er seine Verbindung mit Cotta enger befestigen wollte. Von dieser Reise stammt jene Postschnecke her. Er besuchte Schott, den Freisinnigen, Uhland, den Schweigsamen, Therese Huber, die Schaffnerin des Morgenblatts, der er einige Frankfurter Correspondenzen *hier* schrieb. Ueber Bruchsal kehrte er nach Frankfurt zurück.

Den Sommer darauf war er wieder in Stuttgart, wo es ihm zu gefallen schien. Er sah Cotta, die Huber, Haug, den Epigrammatisten, schrieb fleißig für die Wage, die in Tübingen gedruckt wurde, für das Morgenblatt, dessen literarische Beilage damals Müllner redigirte. Er blieb den September über. Im October kam sein Vater, der nach Wien reiste und ihn bis München mitnahm. Diese gemeinschaftliche Reise mag nicht die unterhaltendste gewesen sein.

In München labten ihn die musikalischen Genüsse, während für seine geselligen Bedürfnisse zunächst von seiner hier verheiratheten Schwester gesorgt wurde. Er besuchte die Gemäldesammlungen, die Kirchen, das Theater. Sein Project

von hier nach Wien zu reisen, soll später erzählt werden. Von hier knüpfte er auch mit der freisinnigen Neckarzeitung an und kehrte mit dem neuen Jahre (1822) nach Stuttgart zurück. Dort schrieb er seinen komischen Eßkünstler und verweilte bis zum Juni, um über Heidelberg zum zweiten Male nach Paris zu reisen. (Man vergleiche über diese ganze hier kurz bezeichnete Lebensperiode die nachgelassenen Schriften Band I. und II.)

Es ist hier der Ort, ein Verhältniß zu berühren, das durch die Adresse, an die Börne seine Briefe aus Paris richtete, über das Weichbild Frankfurts hinaus bekannt geworden ist. Es war im Winter von 1816 auf 1817, als Börne im Hause der Schwiegereltern seines Freundes Stiebel eine Dame kennen lernte, die in sein späteres Leben auf eigenthümliche Weise verflochten werden sollte. Madame Wohl war soeben aus einem ehelichen Verhältniß geschieden, das ihrer Neigung so wenig wie ihren geistigen Bedürfnissen zugesagt hatte. Freundin künstlerischer Unterhaltung und anregenden Gesprächs, gerieth sie mit den Lebensansichten ihres Mannes in einen Widerspruch, der nur mit dem Bande, das sie beide vereinigt hatte, selbst gelöst werden konnte. Eine aus solchen Ursachen geschiedene Frau ist für einen Mann von Phantasie schon an sich interessant, selbst wenn sie jene äußern und geselligen Reize nicht besessen hätte, durch welche Männer zunächst gefesselt werden. Aber sie besaß diese. Eine förmliche Erwägung solcher nothwendig zu einem Ehebunde führenden Umstände fand zwischen Mad. Wohl und Börne nicht statt. Das Interesse, das sie aneinander nahmen, war nicht die Folge einer plötzlichen Ueberraschung und Eingebung, sondern einer längern gemüthlichen Gewöhnung, einer reinen Freundschaft. Börne verkehrte in der Familie, wo sie wohnte, als täglicher Gast. Seine Pläne und Ansichten fanden bei den jungen weiblichen Mitgliedern derselben freundlich rathenden Vorschub, man ermunterte ihn, man genoß seinen anregenden Umgang. Mad. Wohl und Börne rückten zum Einverständniß über viele eigene Leiden und Begegnisse zusammen, die man sich nicht gestehen kann, ohne mit dem Bewußtsein, ein Geheimniß zu haben, auch den

Anſchein einer innigeren Vertraulichkeit vor der Welt zu gewinnen.

Dies Verhältniß erprobte ſich aber nicht blos bei perſönlichen Begegniſſen und im Briefwechſel, ſondern die Beziehung war geſellig faſt ſo eng wie die Ehe. Börne traf mit ſeiner Freundin auf Reiſen zuſammen, wohnte in ihrer Nähe, miſchte nicht ſelten die beiderſeitigen Exiſtenzmittel zu einer gemeinſchaftlichen Kaſſe und entbehrte, wenn ihn ſein kranker Körper an das Zimmer oder Bett feſſelte, keinerlei liebevoller Handreichungen, gerade ſo, wie ſich nur die Ehe in ſolchen äußerſten Lagen als eine milde Wärterin und Tröſterin zu bewähren pflegt. Börne war nachgerade in die Jahre gekommen, wo man ſich nach einem trauten Umkreis behaglicher Häuslichkeit ſehnt. Es iſt ein Troſt, Herzen zu wiſſen, die den Pulsſchlag unſerer eigenen Stimmung mitempfinden und ſich ein Gewiſſen daraus machen, auf unſerer Stirn zu leſen und Wünſche von unſern Lippen zu ſtehlen. Und die, welche mit der Welt in Hader leben, werden das Bedürfniß, einen felſenfeſten Punkt der Anlehnung inmitten der Wogen einer in ihren Geſinnungen zweifelhaften Geſellſchaft zu haben, nur um ſo dringender empfinden. Es muß Herzen geben, welche die geheime Werkſtatt unſeres Innern kennen, ja auf uns ſchwören, ſelbſt wenn die Welt uns verläßt. Dies war der Reiz, der Börne mit ſeiner Freundin verband. Sie wußte um ihn die traute Atmoſphäre einer Familie, die ſtärkende Luft einer Heimſtatt, den Troſt einer Heimath zu verbreiten. Daß es an vielen klugen Beurtheilungen dieſes Verhältniſſes nicht fehlte, verſteht ſich bei einer vom Gewöhnlichen abweichenden Thatſache von ſelbſt. Die Redlichſten waren noch die, die aus Rückſicht auf die Unredlichen einen legitimen Abſchluß des Verhältniſſes mit der Ehe wünſchten. Indeſſen waren Börne und ſeine Freundin gerade hievon am allerentfernteſten. Eine offenſtehende Thür, die zu betreten verboten iſt, iſt feſſelnder, als eine geſchloſſene. Weibliche Zaghaftigkeit, Börne's zunehmende, oft höchſt bedenkliche Kränklichkeit kamen hinzu, und den Ausſchlag gab vorläufig, daß Mad. Wohl durch Rückſicht auf eine altgläubige Mutter verhindert wurde, ſich taufen zu laſſen, was zur Ver-

bindung mit dem Chriſten Börne damals unerläßlich geweſen wäre. Andere Beurtheiler zogen den wohlthätigen Einfluß des Verhältniſſes auf Börne in Zweifel und ſtützten ſich dafür auf den allerdings richtigen Satz, daß geliebt zu werden meiſt eine große Seligkeit, zuweilen aber auch eine große Qual ſein kann. Nun würde es gewiß ungebührlich ſein, wollte man behaupten, daß Börne immer nur die Roſen, nicht auch die Dornen dieſer Freundſchaft geerntet hätte; aber es würde wol den größten Egoismus bei Jemand vorausſetzen heißen, wenn man annähme, Börne hätte von einem Weſen, das ihm ſein ganzes Leben widmete, nur ein ihm zu Gute kommendes Ausſtrömen von Aufopferung verlangt und nicht auch die in der Natur begründete Erſchöpfung in Kauf genommen, die überall eintritt, wo das Maß menſchlicher Kräfte waltet. Unentſchloſſenheit, Furcht, tauſenderlei Bedenklichkeit iſt einmal das Erbtheil der Frauen, eine Schaale, die hier den Kern einer ſteten und unermüdlichen liebevollen Einwirkung auf Börne's Thun und Schaffen einſchloß. Seine Freundin hielt mit einem den Frauen eigenen Ueberblick in ihm nicht ſelten das Bewußtſein ſeiner literariſchen Stellung aufrecht; ſie ſchürte ſeinen Ehrgeiz, ermunterte ſeinen Schaffenstrieb und war ihm, wie Frauen manchen andern berühmten Schriftſtellern, ein Maß deſſen, was ſich verſtehen ließ, ein Maaß des Styls und der Darſtellung. Hätte es Börne's leidende Geſundheit geleiſtet, ſeiner Freundin würden wir einen umfaſſenderen Umfang an Schriften verdanken. Ließ er einen Wunſch, Dies oder Jenes ſchreiben zu wollen, fallen, ſie ging darauf ein, brachte ihn zum Beginn und kam, wenn es liegen blieb, immer wieder darauf zurück. Sie ermunterte ihn ſpäter ſein Leben zu ſchreiben, früher, ſich im Roman zu verſuchen, zu dem er oft anſetzte. Er geſtand ihr, daß er ſchon früher eine Erzählung an das von Thereſe Huber geleitete Morgenblatt geſandt hätte, ohne etwas vom Schickſal derſelben erfahren zu haben. In Paris wollte er ein Leben Rouſſeau's, dann über deutſche Literatur ſchreiben und war ſchon in vollem Zuge, die Werke Hamann's, mit dem er zu beginnen dachte, zu ſtudiren; aber ihre Ermunterungen ſcheiterten an ſeinen körperlichen Leiden. Er ſchien beſtimmt zu einem Autor, der, wie er ſelbſt

Swante.

Das trifft ſich gut mit meinem Alter zuſammen.

Höreln.

So jung noch und ſchon ſo mancherlei erlebt!

Hermelink.

Iſt's denn wahr, Hoheit, daß Euch Herr Guſtav Waſa nur deshalb an den Hof von Lauenburg ſchickt, um — den letzten Sture — ſo zu ſagen —

Kreyet.

Ja, man ſagt, Prinz, daß die Nähe eines ſo ſichern Anſpruches auf den Thron Schwedens — ſo zu ſagen —

Höreln.

Eure Reiſe zu Herzog Magnus von Lauenburg wäre mehr eine Reiſe ſo zu ſagen in ein Gefängniß als zum Turnier und Minneſpiel —

Dalen.

Hoheit, ſprecht Euch aus; Ihr ſeid unter Männern, die etwas von den Welthändeln verſtehen und, Gott ſei Dank, dabei mitzuſprechen haben.

Swante.

Ihr Herren, ich weiß nicht, wovon Ihr redet.... Mein Name iſt Swante Sture und mein Oheim König Guſtav Waſa. Er ſchickt mich nach Lauenburg, um an eines deutſchen Fürſten Hofe ritterliche Künſte zu erlernen. Das Uebrige, was nach Eurer Meinung ſich an meinen Namen knüpfen ſoll, kümmert mich wenig.

ſagt, Bücher macht, nur indem er Blättchen auf Blättchen legte.

Die Reiſe nach Paris verabredeten Börne und ſeine Freundin gemeinſchaftlich zu machen; um aber das Aufſehen zu vermeiden, beſchloſſen ſie, ſich erſt in Heidelberg zu treffen und von dort weiter zu reiſen. Mad. Wohl kam nicht allein. Sie war von der nachmaligen Gattin des verdienten Advocaten Dr. Reinganum begleitet, der dieſe in Paris bei einem Beſuch erſt kennen lernte. Börne ging mit einer gründlichen Kenntniß des Franzöſiſchen ausgeſtattet; umſonſt war er nicht im Winter des Morgens mit einer Laterne zu Herrn Prevot gegangen, um ſich im Franzöſiſchen zu vervollkommnen! Und doch hielt ihn ſeine mangelhafte Ausſprache im Comptoir bei dem Banquier, auf den er angewieſen war, ungebührlich lange auf. Man verſtand nicht, daß ſein Name Börne mit einem B geſchrieben würde, und ſchlug im Regiſter der Contobücher im Buchſtaben P herum. In Paris hin- und herlaufen, um alle Merkwürdigkeiten zu ſehen, war des Ankömmlings Sache nicht. Den Zeitgeiſt, den Stand der Partheien wollte er kennen lernen, die Menſchen und die Dinge, wie die Franzoſen ſagen. Dabei war er mehr, als ſich für einen Reiſenden gebührt, auf ſeinem Zimmer. Man kennt die Reſultate dieſes Pariſer Aufenthalts aus den „geſammelten Schriften". Dieſe Schilderungen aus Paris ſind noch immer das Lebenvollſte und Geiſtreichſte, was wir über die franzöſiſche Hauptſtadt beſitzen. Sie ſind von dem, was Börne geſchrieben, das bei Weitem Gerundetſte und ſo fein ausgearbeitet wie Stahlſtiche. Es iſt hier am Ort, bei dieſer Gelegenheit über den künſtleriſchen Werth der Schriften Börne's einige Andeutungen zu geben.

Börne's Schriften tragen ein charakteriſtiſches Gepräge, deſſen Merkmale, obgleich meiſtentheils die Folge ſeiner conſequenten Geſinnung, doch durch dieſe allein nicht erſchöpft werden. Börne's Ausdruck und Behandlungsweiſe ſeiner Artikel, ſein Ton, ja wenn man ſagen will, ſeine Manier, laſſen ſich auf Muſter, nach denen er ſich gebildet hat, allerdings zurückführen; doch verhärteten ſich die ihm von Außen kommenden flüſſigen Stoffe ſeiner ſchriftſtelleriſchen

Bildung erst in seinem eigenen Feuer zu jener bronzenen Festigkeit und Sicherheit, die wir an seiner schriftstellernden Weise bewundern. Börne wie Lessing sollten es für alle Phasen unserer Literatur beweisen, daß, um Schriftsteller der Nation zu sein, der Gedanke und die Gesinnung zwar den Ausschlag geben, aber dafür allein nicht ausreichend sind. Der feurige, edle Wein des Geistes will nicht aus bleiernen Deckelkannen genossen sein, sondern aus kunstvollen Pocalen, wo das Gefäß den Inhalt ehrt. Börne's Styl und Darstellungsweise war dem Spruch gewidmet: Im schönen Leib die schöne Seele!

Man kann über die Kunst in Börne's Schriften nicht sprechen, ohne den Antheil zu bestimmen, den daran Jean Paul hat. Börne war nicht blos auf's innigste der Gesinnung und der gemüthvollen Weltauffassung des bayreuther Dichters zugethan, sondern auch den Wendungen und dem Styl desselben. Die erste Sympathie hat er durch seine Denkrede auf Jean Paul gefeiert, die zweite durch seine eigenen Schriften. Ihm behagte an Jean Paul dessen kindliche Unschuld, dessen edle unverkünstelte Natureinfachheit, sein warmes schwärmerisches Herz, das uns den Adel der Jugend in weit herrlicheren Idealen noch, als Schiller, gemalt hat, seine eigenthümliche Auffassung der Frauen von einer durchaus gemüthlichen Seite, wo uns die Frauen als gute Wirthschafterinnen und Engel zugleich erscheinen; ihn fesselte Jean Paul's Ironie, wenn er Fürsten und die vornehme Welt zu schildern hatte, seine Satyre auf Deutschlands politische Zustände, sein Freimuth über Religion und doch dabei seine innige Liebe zu allem Tiefen, endlich seine Scheu vor dem Geheimnißvollen. Mit dem Kindlichen und Erhabenen in Jean Paul zog auch die Lust an seiner Ausdrucksweise bei ihm ein. Die Fülle der Bilder beschäftigt unsere Phantasie, ihre Beziehung auf das, was sie erklären sollen, unsern Verstand. So sind wir bei Jean Paul immer in einer doppelten Geistesthätigkeit, indem wir theils die uns gemachten Mittheilungen in uns aufnehmen, theils aber auch an der Art, wie sie der Dichter uns vergegenwärtigen will, mitschaffen und unser eigenes Schöpfungsvermögen anstrengen müssen.

Indeſſen hat Börne etwas voraus. Er vermied die Fehler ſeines Lehrers. Ob ihm dies der Geſchmack eingab oder ob ihm der übergroße Reichthum an Phantaſie, worin gerade der Urſprung von Jean Paul's Fehlern lag, mangelte, oder ob ihn ſeine entſchloſſene Geſinnung zwang, immer den Leſer en face anzuſehen und ſein Viſir nicht einmal mit Blumen zu verhängen: er vermied dasjenige, was die Art Jean Paul's nur zu ſehr zur Manier gemacht hat. Er ſelbſt ſagt von den jean-pauliſirenden Nachahmern ſeines Meiſters: „Sie dünken ſich frei, weil ſie mit Ketten raſſeln, kühn, weil ſie in ihrem Gefängniſſe toben, und freimüthig, weil ſie ihre Kerkermeiſter ſchelten. Sie ſpringen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — ſie ſind hier oder dort; aber der Abgrund iſt geblieben; ſie verſtanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung iſt ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Geſichts, ſie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldſtücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wiſſen ſie es nicht ſchicklich zu gebrauchen und man ſieht ſie gleich jenem Häuptling der Wilden ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen."

Börne hat zunächſt nichts vom Styl Jean Paul's angenommen, als was deſſen großes und befruchtendes Princip für die neuere Literaturrichtung iſt, die Unmittelbarkeit und Subjectivität. Der Styl, in welchem Goethe ſchrieb, war nicht Goethe ſelbſt. Man leſe die früheſten Briefe Goethe's, z. B. die an die Gräfin Stollberg, die kürzlich erſchienen ſind, und man wird erſtaunen über die Unregelmäßigkeit ſeiner Schreibart. Eine Parthie ganz unmittelbar, wie ihm der Styl aus der Seele quillt — und plötzlich ein angeeigneter Periode, eine ſchriftſtelleriſche Paſſage, die ihm zwar nicht minder innerlichſt gehören mochte, aber doch mit Rückſicht auf den Leſer gebildet war. In ſpätern Jahren ſteigerte ſich bei Goethe dieſer Zwieſpalt ſo, daß ſeine Wahlverwandtſchaften und ſpätere proſaiſchen Leiſtungen in einem eigenen Kunſtſtyle geſchrieben ſind, der immer in einer gewiſſen Diſtanz vom unmittelbaren Entſtrömen des Gedankens aus dem Herzen entfernt lag. Dieſe Weiſe kannte Börne nicht.

Seine Briefe an die vertrautesten Freunde sind in derselben Manier, in der er drucken ließ, kurze Sätze, treffende Bilder, naive Wendungen, sicher und fest sich in der kleinen originellen Handschrift ausprägend. Börne war demnach ein ursprünglicher Künstler im Styl. Sein Gedanke formte sich von selbst, er kam gleich in seiner angemessenen Tracht auf die Welt; Börne konnte nicht anders denken, als wir ihn in seinen Schriften gewöhnt sind sprechen zu hören. Was er dabei von Jean Paul hat, ist außer mancher naiven Redewendung die Vorliebe für Bilder und Allegorieen. Doch scheute er sich nicht, auch ohne Bild zu sprechen, und hatte demnach vor Jean Paul, der nichts ohne Bild ausdrücken konnte, den Vorzug, daß jedes seiner Bilder zutreffend ist. Er zwang nie, wie Jean Paul gethan zu haben scheint, einem fertigen Bilde einen noch nicht fertigen Gedanken auf, sondern hatte erst den Gedanken und brauchte dann das Bild nur, um denselben deutlicher auszudrücken oder ihn zu verschönern. Bei Börne erhob sich der Jean Paulismus zu einer durchsichtigen, klaren, ebenmäßigen Methode. Da drängt sich keine Wendung ungebührlich vor, da duften nicht Wälder von Blumen betäubend auf uns ein, wo ein einfaches Veilchen oder gar nur ein grünes Blatt als Folie vollkommen genug war. Börne sagte einmal in dieser Beziehung im vertrauten Gespräch: „Ich muß Jean Paul lesen, nicht, um ihm nachzuahmen; im Gegentheil! Aber er ist mir was ein guter General ist, er giebt mir Muth, mich so kühn auszudrücken, wie ich sonst kaum wagen würde."

Börne besaß in seiner frühern Bildung ein Gegenmittel gegen die zu üppige Manier Jean Paul's. Dies war von Voltaire und von Johannes von Müller her seine Neigung zum Aphorismus, zur Sentenz, Antithese. Börne hatte sogar Talent zum Französischschreiben; nur jener rhetorische Abandon, der das eigentliche Geheimniß des französischen Styls ist, mochte ihm fehlen; das Talent der Antithese besaß er. Börne mochte dies fühlen und darum so oft von dem Wunsche, französisch zu schreiben, heimgesucht worden sein. Er hatte Aussicht, in Frankreich mit seinem Styl (war es ihm doch mehr um die Idee zu thun) heimischer zu werden, als Heine

dessen Manier in Frankreich nicht verstanden wird. Nur die Reclame hat Heine bei den Franzosen einzubürgern verstanden. Es finden sich Stellen bei Börne, die, wenn sie wörtlich in's Französische übersetzt würden, dort das größte Glück machen müßten; z. B. ist folgende in stylistischer Hinsicht durchaus französisch gedacht: „Mirabeau war der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu spielen verstand. Doch Mirabeau als Mensch und Bürger war schlechter, als Robespierre. Diesen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; jener ließ sich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbestechlich und würgte, Mirabeau hat Geld genommen und schonte. Wer sich zu einer Missethat bestechen läßt, der gesellt nur Unreines zum Unreinen, wer sich aber zum Guten bestechen läßt, der besudelt das Reine. Mirabeau nahm Geld vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: Das war ein Fehler seines Herzens. Er glaubte die Revolution leiten zu können: Das war eine Schwäche seines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als daß er ein großer Künstler war und zu reden verstand; die Natur in ihm war schlecht." (Gesammelte Schriften, Theil VII. S. 300.)

Das Vorbild Jean Paul's tritt uns wieder mehr in den kleinern humoristischen Aufsätzen entgegen. Börne bewegte sich hier sogar in der komischen Topographie Deutschlands, die Jean Paul ersonnen hatte, in Kuhschnappel und Flachsenfingen. Doch brachte er in diese Gegenden immer wieder satyrische Bevölkerungen, die Jean Paul später nicht mehr mit gleicher Umsicht und Freimüthigkeit aus den Zuständen des deutschen Vaterlandes auszuheben wußte. Jean Paul spricht vom Nürnberger Postreiter, Börne von der Thurn- und Tarischen Post, Jean Paul vom Kammergericht in Wetzlar, Börne vom Bundestag, Jean Paul vom Allgemeinen Anzeiger in Gotha, Börne vom Oesterreichischen Beobachter. Die Satyre, in der Jean Paul gegen das deutsche Reich vor dem Deputationshauptschlusse so treffend war, übertrug Börne auf die neuesten Verhältnisse, bei welchen sich Jean Paul, so oft er sie in den Jahren bis zu seinem Tode erwähnte, auf allgemeinere Andeutungen beschränkte. Selbst die mehr dich-

terischen Versuche Börne's, in welchen er der Form Jean Paul's gänzlich verfallen scheint, z. B. in der Allegorie: Honestus, ist Anwendung des Bildes, Situation, Moral doch immer die Frucht einer Börne eigenthümlich angehörenden Kenntniß seiner Zeit. Jean Paul ist allgemeiner, Börne treffender. Eine Gattung, in der sich Börne nicht weniger versuchte, die Novelle, findet sich bei Jean Paul nicht. Wir meinen jenes aus tiefstem Schmerz geborne Lebensbild: Der Roman, in welchem Börne in kurzen, aber kräftigen Zügen das gesellschaftliche Leid des gebildeten Juden schildert.

Wenn man von Börne's Kunst spricht, darf man nicht vergessen, zu bemerken, daß sich diese nie zum Selbstzweck erhob. Wir besitzen ausgezeichnete Schriftsteller, denen wir es nachsehen müssen, wenn sie in den Becher der Form, ist ihnen der Wein der Ideen ausgegangen, die Würfel des Zufalls verfen und wie blind mit ihrem Talente spielen. Börne brauchte das Roß seiner Kunst immer nur zum Tragen oder zur Erreichung eines Zieles, nie um damit Parade zu machen. Hat er in seinen kleinern humoristischen Aufsätzen je einmal den Schein, als lahmte der Gedanke hinter der vorausspringenden Form nach oder als überschliche ihn die blos äußerliche Formbildung, so weiß er schnell die belletristische Weichlichkeit durch unmittelbares, reines Quellwasser der Ueberzeugung aufzufischen. Er springt aus dieser Traumhaftigkeit auf den hellen Boden der Wirklichkeit zurück. Auch seinen Witz ließ er nicht frei sozusagen herumlaufen. War er nicht auf der Jagd oder bewachte Nachts das Haus, so lag er an der Kette. Sein Witz war wohlgezogen; er fiel niemanden anders an, als auf den ihn Börne hetzte. Er hatte nicht die Art des Witzes bei andern Humoristen, die wie Kläffer jeden vorübergehenden, jeden Wagen, jedes Pferd anbellen und den Herrn in tausend Unannehmlichkeiten verwickeln. Börne hatte nie die Prätension, ein Witzbold zu sein. Man konnte ihn nicht einladen und dabei annehmen, er würde sogleich, noch ehe er der Gesellschaft vorgestellt war, mit einem Witz über die Schwelle stolpern. Das hat viele Leute gewundert, daß Börne beim Umgang einen stillen, harmlosen Mann zu

finden, der nicht mit Bonmots und Calembourgs um sich warf und nicht einmal bei dem gesellschaftlichen Rundspiele: „Die Leber ist von einem Hecht" boshafte Malicen anbrachte. Börne hielt weder Reden, noch konnte er witzig auf Bestellung sein. Er mußte ebenso auch in seinen Schriften Stoff und Veranlassung zum Witze haben, und um recht witzig zu sein, mußte er aus dem Vollen greifen, wie seine „Schilderungen aus Paris" beweisen, die unter allen seinen Schriften noch immer für das schlagendste Zeugniß seiner Beobachtungsgabe und geistreichen Satyre gegolten haben. Daß Börne's Styl zuweilen nicht ganz correct gefunden wurde, kommt aus der Frankfurter Judengasse her. Theodor Mundt hat sich sogar die Mühe gegeben, beweisen zu wollen, daß Börne gar kein Deutsch schreiben könne. Doch hat es damit gute Wege. Einige Abweichungen seines Ausdrucks vom gewöhnlichen sind Provinzialismen. Eine wunderliche Art von Inversion in solchen Fügungen wie: „Die Treue, die das Band sollte sein, fehlte" ist davon das Auffallendste.

Börne konnte damals, als er (zum zweiten Mal) 1822 in Paris lebte, die jesuitisch-aristokratische Reaction ganz in der Nähe beobachten. Wie wenig sich die Bourbons befestigt hatten, beweist die spätere Möglichkeit der Julirevolution. Sie fühlten sich auf einem unsichern Boden, der unter ihren Füßen wankte und den sie zu stützen glaubten, indem sie sich blind der eisernden Ultraparthei in den Kammern überließen, rachgierigen Emigranten, die Frankreich wieder in die Tage Ludwig's XV. zurückversetzen wollten. Villèle hatte soeben das Staatsruder ergriffen und arbeite[te] mit großem Talent an der Aufgabe, sich so unpopulär als möglich zu machen. Börne griff das Villèle'sche System in Cotta's Politischen Annalen an, die damals von Murhard redigirt wurden. Siehe den V. Band Gesammelte Schriften. Stuttgarter Ausgabe. S. 374 ff.)

Wir schließen hier eine Reihe von Aeußerungen Börne's an, die nach mündlichen Gesprächen ohne sein Wissen niedergeschrieben wurden. Er sprach 1820 bei der Lectüre Wilhelm Meister's seine Abneigung gegen Goethe aus. Man kam an die Scene mit den Schauspielern. „Das gefällt

Ihnen?" sagte er. „Mich empört es, wie er diese Leute herabwürdigt, demüthigt. Welcher Hohn, welche Geringschätzung, welche Verachtung! Und seine kalten vornehmen Leute! Das ist eben der Goethe! So auch im Tasso . . . seine Sprache ist kalt. Und seine naturtreuen Schilderungen? Was schildert er denn? Welt, wie er, die Vornehmen, das glatte Volk. Was ist da dahinter! Und welche Unsittlichkeit, der er immer den Sieg einräumt! Wie er im Faust den Teufel mit Gott sprechen läßt: „der alte Herr!" Der ist kein Dichter, der den Menschen nicht erhebt, veredelt, tröstet. Sein Werther, da ist er Mensch! Man sieht, daß er damals noch nicht am Hofe lebte. Auch die Lieder des alten Harfners haben mich immer tief bewegt . . . Dieser Schmerz der Einsamkeit! Auch Mignon und seine italienischen Dichtungen." Merkwürdig sind diese Zugeständnisse an Goethe, die beinahe den Unmuth der ersten polternden Verurtheilung wieder aufheben.

Ein andermal bemerkte er: „Die Griechen . . . ja, das war ein schönes Leben. Auch der Tod war da schön. Alles heiter, froh und frisch. Aber die Spartaner mag ich nicht. Diese tolle Idee, das Individuum dem Staate zu opfern! Der Staat soll zur Wohlfahrt der Menschen dienen, aber nicht der Mensch dem Staate aufgeopfert werden. Die Römer mag ich ebenfalls nicht. Alles ist da düster und ernst. Eben wieder der Staat vorherrschend. Auch die Juden sind düster und ernst. Das ist ihr mitgebrachtes Aegyptisches."

Als im Jahre 1822 Gerüchte von Napoleon's Wiederkehr auftauchten, sagte er: „Der fehlt nun noch, um von Neuem die Tyrannei zu organisiren. Ich mag ihn überhaupt nicht. Friedrich II. liebe ich. Der hat beim Helden so viel Menschliches, Gemüthliches. Sein schönes, großes, geistvolles, blaues Auge spricht mich an. Daß er gern gut gegessen, ist ja gar kein Fehler. Auch im Essen kann Geist liegen. Und es ist eine glückliche Neigung; wenn viele Genußfähigkeiten absterben, bleibt doch die am längsten."

Ein andermal äußerte Börne: „Ich beurtheile immer einen Menschen mehr nach dem, was er mich reden macht, als nach dem, was Er redet." Wieder einmal: „Ich will

lieber selbst Sorgen haben, als mit sorgenvollen Leuten, d. h. Geschäftsmenschen umgehen. Der Adelige lebt wirklich in einer reinern Luft. Wir mit unsern Sorgen in einer verpesteten. Wir haben nur romantische Freuden, die Freuden — der Leiden!"

In einer lebhaften Unterhaltung in Paris (1823) äußerte er: „Wunderbar — Voltaire, der ist doch wie eine Naturkraft, ein Element. Ich denke mir immer, so wie Andere nachdenken müssen um etwas zu schaffen, so mußte er nur dämpfen um niederzuhalten, weil es zu viel war."

Das Gespräch kam wieder auf Napoleon: „Bleibt mir weg mit eurem Napoleon! Der schwächste, erbärmlichste Fürst ist mir lieber, er war stark genug den Despotismus zu gründen, vor den andern fürchte ich mich nicht. Wäre er nach Amerika gekommen, hätte er viel erobert, er war aber nicht geboren, freie Staaten zu regieren, sein Wille war zu stark — doch ist's freilich unvernünftig zu sagen, er hätte anders handeln sollen, man kann nicht doppelt sein." Als man von Hudson Lowe sprach, bemerkte er treffend: „Die Engländer sind hart gegen Gefangene, weil sie im eigenen Lande keine Gewalt ausüben dürfen." Ein Endresultat lautete: „Wer die Macht hat, mißbraucht sie, die Macht verblendet, der Mensch ist nun einmal so, deswegen müssen Gesetze sein. Und Hofleute sind wie Hunde, sie müssen nun einmal einen Herrn haben; so schmeicheln sie jeder Macht."

Man sprach von Auszeichnungen: „Wie man sich adeln lassen oder einen Orden tragen kann," sagte Börne, „das ist mir unbegreiflich! Lieber wollte ich eine Livree tragen und hinten auf die Kutsche springen. Der Fürst giebt Einem einen Orden, gewöhnlich hat man nichts Gutes dafür gethan."

Ein andermal war von Grimm, Diderot und der damaligen Zeit die Rede: „Die waren glücklich," sagte Börne, „glücklicher als wir. Bei diesen war das Gefühl für Revolution und Freiheit, wie das Gefühl der ersten Liebe — dieselbe Wärme, dieselbe Leidenschaft; wir aber sind schon in der Ehe. Wir lieben die Freiheit, wir erkennen ihren hohen Werth an, aber wir verhalten uns dabei ruhiger, besonnener."

Bei einem Besuch in Montmorency, an Rousseau's Grabe, sprach Börne, dessen Empfindungen zwischen Rousseau und Voltaire schwankten: „Rousseau wird Voltaire überleben. Alles was Voltaire so heftig angegriffen, was er mit seinem Witze, mit seiner Satyre bekämpft, ist jetzt schon ausgeglichen. Rousseau aber hat die ganze Natur und das menschliche Herz zur Basis, und das kann nicht erschöpft werden. Voltaire war im höchsten Grad Aristokrat, nur dem Pfaffenthum galt sein Kampf. Gewiß, hätte er die Revolution erlebt, er wäre der entrüstetste Gegner derselben gewesen. Der arme unglückliche Rousseau! Er war ein sehr verkannter Mensch! Er war wie ein unglücklich Liebender und die ganze Welt war seine Geliebte. Ueber Rousseau eine medicinische Abhandlung zu schreiben, wäre zugleich höchst interessant, wichtig, belehrend. Gleich wie ich in sein Zimmer kam und seinen niedern Schreibtisch sah, fiel mir's auf. Warum hat er nicht stehend geschrieben, das hätte ihm viel geholfen; und auch keinen Kaffee hätte er trinken sollen. Das hat ihn ganz zerstört. Ich kenne das."

Als Börne im Jahr 1824 Paris verließ, kehrte er nicht sogleich nach Frankfurt zurück, sondern lebte eine Zeitlang in Gesellschaft seiner Freundin, der ich die mitgetheilten Aeußerungen verdanke, in Heidelberg. Hier war es, wo zum ersten Male sein fortwährendes körperliches Leiden zu einem bedenklichen Ausbruch kam. Er wurde von heftigem Blutsturz befallen und dadurch so geschwächt, daß man für sein Leben besorgt werden mußte. In dem hierauf folgenden langen Krankenlager widmete ihm Mad. Wohl liebevolle Pflege. Langsam erholte er sich. Sein Lungenleiden schien ihm nun gewiß. Er ging mit ihm befreundeten und fremden Aerzten zu Rathe. Später, seit 1824, besuchte er fast jedes Jahr Ems. Ein deutliches Bild seines körperlichen Unbehagens, zu dem sich noch eine zunehmende Schwerhörigkeit gesellte, giebt ein aus Stuttgart datirter Brief an seinen Freund Dr. Striebel in Frankfurt, dem er schrieb: „Lieber Freund! Ich danke Ihnen für Ihr medicinisches Gutachten. Wegen der Aloe haben Sie Recht, und ich habe das Mittel sogleich eingestellt, nachdem ich es jetzt fast vierzehn Tage gebraucht hatte. Die erhitzende Eigenschaft der Aloe war mir bekannt, nur

Hörcln (bei Seite).

Der iſt ſchlau.

Oerke (bei Seite).

Der iſt ein Diplomat.

Dalen.

Ha, ha! Ew. Hoheit haben Recht, daß Sie auf unſre Neugier nicht Rede ſtehen. Wir ſind ein übermüthig Volk in Lübeck. Ja, ja! Wir ſtochern uns nach Tiſch gern die Zähne mit Reichsſceptern aus, und wenn wir Kegel ſchieben, werfen wir mit Kronen darnach. Solltet Ihr nun, da Ihr heut' Abend ſchon nach Lauenburg aufbrechen wollt, noch begehren, unſre Stadt in Augenſchein zu nehmen —

Oerke.

Wie gern hätt' ich Euch meine Fiſchteiche gezeigt, Hoheit —

Hörcln.

Meine Blumenbeete tragen nicht unfeine Gewächſe, die mir meine Schiffe aus Indien mitgebracht haben.

Stirten.

Ich prahle nicht gern mit meinem Landgute. Aber Mancher, der in Lübeck war, hat es bereut, nicht mein Vogelhaus geſehen zu haben. Erſt geſtern früh ſind Perlhühner aus der Türkei hineingekommen.

Oldendorp.

Mehr als die Bekanntſchaft dieſer Perlhühner, Hoheit, hätt' ich Euch die Bekanntſchaft einiger Per-

hatte ich nicht den Muth, meinem hiesigen Arzt zu widersprechen. Es ist wahr, daß ich Erleichterung dadurch gewann, ich rede mir aber ein, daß es schuld an dem stärkern Ohrenbrausen ist (im schwächern Grade hab' ich es immer), woran ich gegenwärtig leide. Mein Uebel, meine ich, müsse jedem Arzte sehr klar sein, es kommt nur darauf an, das rechte Mittel dagegen zu finden. Es ist offenbar eine Blutergießung in den Unterleibs-Eingeweiden, die sich aber durch die Brust entleert hat. Wie ist dem vorzubeugen? Diät allein hübe es wol nicht. Ich hatte seit sechs Monaten die strengste Diät geführt, gar keinen Wein getrunken und mir viel Bewegung gemacht, der Blutauswurf hat sich aber doch wiederholt. Es ist freilich wahr, daß ich das letzte Mal, meinen Schrecken ausgenommen, gar kein Uebelbefinden dabei hatte, das erste Mal aber war ich sehr krank, vielleicht weil unordentliche Lebensart vorhergegangen war. Bei meinem neulichen Anfall hatte ich sehr stark Schmerzen auf der rechten Seite unter den Rippen, wahrscheinlich von der Leber herrührend. Ich meine, dieses wäre sehr bezeichnend. In Schwefel setzte ich großes Zutrauen. Schon vor achtzehn Jahren verschrieb es mir Reil gegen irgend ein chronisches Uebelbefinden. Ich erinnere mich damals Schmerzen im Rückgrate gehabt zu haben, und daß Reil gesagt, es wären Hämorrhoidal-Dispositionen. Der achttägige Gebrauch des Schwefels gab damals meinem Gesundheitszustand eine ganz andere, ausdauernd bessere Richtung. Ich wollte, Sie schickten mir ein solches Recept, mit der vorgeschlagenen Mischung von Taraxacum oder andern bittern Mitteln. Datiren Sie das Recept auf den März vorigen Jahres zurück, damit ich es meinem Arzte als ein früher gebrauchtes vorzeigen könnte. Sie sind zu bescheiden, wenn Sie meine Recension von Windischmann („Ueber Etwas, das der Heilkunst noth thut") fürchten, oder Sie wollen sich über mich lustig machen. Sie wissen, daß ich von solchen Dingen nichts verstehe, und selbst in der einseitigen Art, in welcher ich solche Sachen zu behandeln weiß, ist es mir diesesmal mißlungen, so daß es mir lieb wäre, wenn die Recension gar nicht gedruckt würde, wie ich es fast erwarte, weil Anstößigkeiten gegen die Geistlichkeit darin vorkommen. Sie

würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie mir durch Gelegenheit (etwa wenn Louis Ochs hierher reist) Ihre Artikel von Windischmann und andere Ihrer Recensionen und Schriften mittheilen möchten: ich würde Ihnen die Sachen gut aufbewahren und zu seiner Zeit zurückschicken."

Das Siechthum Börne's hielt ihn von seinen meisten literarischen Unternehmungen ab und beschränkte seine Thätigkeit nur auf kleinere Aufsätze, die er ab und zu dem Morgenblatt schickte. Natürlich mußte hierdurch der Rückhalt, den er für seine Existenz bei Cotta hatte, wankend werden und die Beziehung zum Vater, wie lästig sie auch für ihn unter allen Umständen war, wieder angeknüpft werden. Börne war kein Finanzier. Ohne Verschwender zu sein, ohne selbst von dem vielen Gelde, das er brauchte, einen rechten Genuß zu haben, war er doch immer in einem Mißverhältnisse seiner Einnahmen und Ausgaben. Er hatte Liebhabereien, die nicht wohlfeil waren. Er kaufte gern Bücher, verschwendete viel an Blumen; eine von seinem Vater geerbte Liebhaberei: auch dieser pflegte zu Geburtstagen ihm befreundeter Personen mit ganzen Blumenbeeten aufzuwarten. Börne war Freund eines behaglichen Comforts, den sein leidender Körper schon um so mehr in Anspruch nehmen durfte, als er sich sonst so Vieles seiner Gesundheit wegen versagen mußte. Er liebte fashionable Lage seiner Wohnungen, Teppiche, Vorhänge, bequeme Bedienung. Wie man Talglichter brennen könne, begriff er nicht. Gern reiste er in seinem eigenen Wagen, schon der geistigen Anregung wegen, die ihm unterwegs am mächtigsten zuströmte. Ohne Elegant zu sein, wozu ihm Körperhaltung und Eitelkeit fehlten, liebte er doch die Elemente der Eleganz: feines Tuch, feine Wäsche, geschmackvolle Muster zu Westen, saubere Handschuhe. Er hatte eine Art komischer Freude daran, sich den Knoten seines Halstuches so zu binden, wie es die neueste Mode verlangte und mit einem gutmüthigen Selbstgefühl, wenn er auf einen Ball ging, den, der ihn musterte, zu fragen: Wie gefall' ich Ihnen? Boten sich Kunstgenüsse im Theater oder Concert, so war er nicht geneigt, sich diese zu versagen. Er liebte es, durch Geschenke zu überraschen; mit einem Wort, er war eine Lebensweise ge-

wohnt, die sich weit über die Decke seiner Einnahme streckte, und selbst wenn Plus und Minus mit einander gestimmt hätten, so war er kein Oekonom. Zu dieser fast aristokratischen Behandlungsweise des Lebens hatte ihn wahrscheinlich seine Pensionszeit in Gießen, Berlin und Halle verführt.

Unter diesen Umständen konnte Börne nie von seinem Vater unabhängig werden. Er mußte sich, da er den immerfort Grollenden nicht entbehren durfte, die Launen desselben gefallen lassen. Die Rücksicht auf die Geschwister, die schon selbstständig wurden, erzeugte manches Mißverhältniß; ja, ohne Vermittelung der Freunde Börne's, die auf den Willen des Vaters zu wirken suchen mußten, wäre für ihn nichts mehr durchzusetzen gewesen. Ging nun ein solcher Vermittler zu seinem Vater, so traf er in diesem einen wohlbeleibten Herrn, nur klein, aber fein und zierlich gebaut, mit kleinen Füßen und sorgfältig gepflegten zarten Händen. Seine Kleidung war sauber gebürstet, kein Stäubchen durfte darauf sitzen, feinste, blendend weiße Wäsche mußte auf der Brust ausgelegt sein, Gang und Benehmen waren gemessen. Ohne jüdischen Accent sprach Herr Baruch wohlgesetztes Deutsch, langsam, als wenn er das Gewicht jedes Wortes prüfen wollte, mit weichem Organ, wie sein Sohn. Seine Umgebungen zeigten Geschmack und Sinn für Eleganz, die Schnelligkeit, mit der seinen Winken gehorcht wurde, verrieth die patriarchalische Strenge, mit der er in seinem Hause waltete. Nur war es bedenklich, bei ihm die Saite seines Sohnes, des Schriftstellers, anzuschlagen. An seinen übrigen Kindern, die in der Welt „was vor sich brachten", erlebte er Freude; der Doctor aber hatte ihm 20,000 Gulden, wie er behauptete, gekostet und war nichts geworden, als der Verfasser von Schriften, die bei seinem Jugendfreunde, dem Fürsten Metternich in Wien, durchaus keine Billigung fanden. Was sollten der Welt die liberalen Verkehrtheiten? Sich Feinde machen! Die Großen angreifen! Paßt für seine Stellung nicht! Was ist er überhaupt in der Welt, daß er sich erlaubt, so ein Wort zu führen? Jetzt könnte er Arzt sein, könnte eine reiche Praxis haben, bekäme in jeder Messe seine Rechnungen bezahlt! Er ist Jurist geworden. Warum sieht man ihn nicht als Advocaten?

Er könnte noch auf den Römer gehen, könnte noch Eingaben machen, könnte Rothschild's Processe führen. Statt dessen schreibt er Bücher, verreist das bischen Geld, das sie ihm einbringen und versperrt sich durch seine gottlosen Bemerkungen über die Großen jede Gelegenheit, es in der Welt noch einmal zu etwas zu bringen!

Nun wehe aber dem, der auf diese Klagen des Herrn Baruch eingegangen wäre! Diese Vorwürfe wollte er dem nur gestattet wissen, der unter dem Gegenstande derselben zu leiden hatte. Die einzige Wendung, die ihm auf diese Aeußerungen von einem Dritten genehm war, durfte nur dahin lauten, daß es schade um die großen Talente des Sohnes wäre! Man würde sich sehr irren, nähme man an, Börne's Vater hätte die Gaben des Schriftstellers nicht zu schätzen gewußt; er beklagte nur, daß er von ihnen nicht den rechten Gebrauch machte. System, Gesinnung — nein, in der That, auch das war für Herrn Baruch kein Pariſari. „Aber wer verlangt das von meinem Sohn? Was braucht der in seiner Lage Gesinnungen? Solche Chimären! Wir Juden haben in der Welt eine andere Stellung, als ein großes Wort zu führen. Wir werden doch wahrhaftig den Weltlauf nicht ändern! Er schadet uns nur; er bringt uns in unsern Interessen zurück; ich schäme mich, wenn ich nach Wien komme und bei unsern langjährigen Verbindungen mit dem österreichischen Hofe einen solchen Sohn habe!"

Herr Baruch war Kenner der Politik genug, um zu wissen, daß sein Sohn auch immerhin kein Arzt, kein Advocat zu sein brauchte und doch eine einträgliche Stellung hätte haben können. Er brauchte nur nicht in Gesinnung zu machen. Hatte doch Herr von Gentz längst Börne's Styl, Fürst Metternich seine politischen Kenntnisse gelobt! Herr Baruch wußte, wofür Gentz, Friedrich von Schlegel, Pfeilschifter und Andere ihre Wechsel bezogen, er wußte, daß deren Talent darin bestand, aus gegebenen Materialien Zeitungsartikel zusammenzusetzen. Man erzählt sich, daß er, unbekümmert um seinen Sohn, in Wien daran gearbeitet hat, diesem eine Stellung zu verschaffen. Er wollte seinem Talent eine metallene Bahn brechen und schrieb ihm schon 1821 von Wien aus, als sich Börne von

Stuttgart nach München begeben hatte, er ſollte kommen und in Wien unter Aufſicht gewiſſer hoher Perſonen etwas Ordentliches werden. Als Börne die Zumuthung abwies, fuhr der Vater nicht gleich in den Harniſch, ſondern bot, da dieſe Frage ihm zu wichtig für des Sohnes Lebensglück ſchien, jedes beſonnene Mittel auf, ihn zur Reiſe zu bewegen. Und wohl wiſſend, daß Sanftmuth hier mehr wirken würde, als Zorn, ſo befleißigte er ſich aller Künſte der Ueberredung, ſprach zum Herzen des Sohnes als Vater, als Freund. Nein! hieß es. Nun denn, ſchlug er ihm vor, ſo ſollte er wenigſtens einmal nach Wien reiſen, um zu ſehen, wie es ihm dort gefallen würde; gefiele es ihm nicht, ſo blieb' es ihm ja unbenommen, wieder abzureiſen. Um wenigſtens für dieſen Vorſchlag den Sohn ganz zu haben, ſchickte er ihm nach München eine bedeutende Summe Reiſegeld und trug der in München bei ihrer Tochter lebenden Mutter Börne's auf, dem Sohne ſchwarze Kleider, Schuhe, kurze Beinkleider (alſo doch zu Staatsviſiten), ſeine Wäſche machen zu laſſen und ihm die Schnupftabacksdoſe wegzunehmen. So ſollte er nach Wien kommen, der öſterreichiſche Geſandte in München würde ihm einen Paß geben. (Nachgelaſſene Schriften Band II. S. 63.) Börne ſchauderte vor dem Gedanken, hinterrücks von ſeinem Vater ſo ſchon an die Wiener Staatskanzlei verkauft worden zu ſein. Er lehnte die neuen Kleider und die Schnallenſchuhe ab und reiſte, wie wir erzählt haben, nach Stuttgart. Noch ſpäter pflegte ſich Börne über dies Wiener Project ſo zu äußern: Meine Geſinnung kann und werde ich nie, um keinen Preis, ändern. Geſetzt aber auch, ich hätte es gewollt oder gekonnt, ſo würde ich gerade dadurch allen Einfluß verloren haben und ganz in die Kategorie jener verkauften Publiciſten geſunken ſein, denen, ſie mögen behaupten was ſie wollen, von niemanden geglaubt wird. Daß ich lieber gar nicht nach Wien ging, ſagte er zu ſeinem Freunde Stiebel, das war ich meiner eigenen Vorſicht ſchuldig. Denn ich bin ſchwach und wozu ſich da einer Verführung ausſetzen? Wer weiß, womit ſie mich gefeſſelt hätten! Sie würden mich in meine eigene Schwachheit, die ſie bald ausgemittelt hätten, verſtrickt haben.

Als Börne später zum zweiten Male in Paris war, hörten diese Verhandlungen mit seinem Vater nicht auf. Schon am 20. Nov. 1822 schrieb der Vater: „Ich reise nächstens nach Stuttgart, werde mich dort vierzehn Tage aufhalten, ich wünsche Dich zu sprechen. Willst Du dahin kommen, so antworte mir gleich hieher, damit ich Dir den Tag meiner dortigen Ankunft bestimmt angeben kann. Ich zahle Deine Reisekosten nach Stuttgart und wieder zurück nach Paris; schreibe mir, wie viel Du von Röthen hast, ich werde Dir's schicken." Und bald darauf vom 2. December: „Lieber Louis, ich bitte Dich, lese diesen Brief mit der nämlichen Aufmerksamkeit, wie ich den Deinigen vom 25. v. M. gelesen habe... Deine so hochgepriesene Unabhängigkeit — glaub' mir — ist precär; wird sie, oder kann sie immer bleiben? Warum sollst Du nicht endlich einmal auf ein festes Auskommen denken? Ich hoffe Dir in Wien eine ehrenvolle Stelle zu verschaffen, die ganz unabhängig ist. Und glaube ja nicht, daß man von Dir Sachen fordern wird, die gegen Deine Ansicht sind, dies würde weder nützen noch frommen — und was verlierst Du dabei, wenn Du hörst was man will, und wenn es Dir nicht gefällt, so kannst Du immer zurückgehen. Ich fasse Dich nicht, denkst Du denn nicht auf morgen? Und worin besteht Deine jetzige Glückseligkeit? Doch nicht in den 500 Francs? (Monatliches Honorar von Cotta.) Also um Dein Glück willen, entschließe Dich auf meine Kosten eine Reise nach Wien zu machen, wohin ich künftige Woche gehe. Ich beschwöre Dich, Dein Glück nicht zu verscherzen.... denn es wäre gegründet. Antworte mir nicht gleich, nehme Dir einige Tage Zeit zu überlegen, und einst wirst Du es mir danken, Dich von Deiner Idee — denn Du stehst allein — geheilt zu haben. Leb' wohl und antworte mir vernünftig. Dein treuer Vater J. Baruch. Frankfurt, 2. December 1822. — Du kannst mir unter meiner Adresse gerade nach Wien antworten, hier kennt niemand den Inhalt meines Briefes; willst Du Deinen Brief hieher adressiren, ist's auch recht."

Für Börne war diese Angelegenheit, seines Vaters wegen, Anlaß zum Kummer. Herr Baruch war in israelitischen Gemeindeangelegenheiten nach Wien gereist und einer seiner

Freunde erzählte noch später Folgendes: „Mehrmals ließ Fürst Metternich Versuche machen, Börne zu bewegen nach Wien zu kommen und dort seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Einmal geschah dies durch seinen in jener Zeit in Wien lebenden Vater, der dem Fürsten genau bekannt war, ein andermal durch Vermittlung der Brüder Rothschild, von deren Einfluß auf Börne der Fürst besondere Vorstellung haben mochte. Die Anträge gingen dahin, daß Börne mit dem Range und Gehalte eines Kaiserlichen Raths in Wien leben sollte, ohne zu irgend einer Dienstbarkeit gehalten zu sein. Für Alles, was er dort schreiben wolle, sei ihm völlige Censurfreiheit zugesichert; er solle sein eigener Censor sein. Wolle er seine Stellung in den ersten Monaten wieder verlassen, so werde ihm durchaus kein Hinderniß in den Weg gelegt werden. Trotz allen Vorstellungen, welch weites Feld seine Wirksamkeit im Interesse der Humanität und zeitigen Fortschritte in jenem Lande erreichen würde, trotz seiner damals etwas precären persönlichen Lage lehnte Börne jede Unterhandlung entschieden ab. Sein politischer und literarischer Charakter und Name, meinte er, sei auf immer zu Grunde gerichtet, wenn er unter was immer für Bedingungen auf einen Antrag dieser Art einginge. Nie würden seine Freunde und noch weniger seine Feinde glauben, daß es mit seinen Freiheiten wirklich diese Bewandtniß habe. Er selbst hegte ernstliche Zweifel über die aufrichtige Erfüllung jener Verheißungen, und abgesehen davon hätte ihm ja das Gefühl seiner Stellung strengere Fesseln anlegen müssen als die härteste Censur. Ob aber mit der Freiheit wieder abzureisen, wann es mir beliebt, es gar so strenge genommen werden würde, fügte er mit dem ihm eigenen Lächeln hinzu, ist noch eine andere Frage.

Das Zerwürfniß mit dem Vater mußte unter diesen Umständen immer mehr zunehmen. Als er in Heidelberg 1824 erkrankte und ihn um Geld ersuchte, fand sich dieser nicht sogleich bereit dazu, ob er gleich durch glänzende Geschäfte sich eben sehr bereichert hatte. Die israelitische Gemeinde wollte dem Vater, wie schon erzählt, damals ein Geschenk von 8000 Gulden für die ihr geleisteten Dienste machen. Er schlug

die Gabe aus. Dr. Goldschmidt bemerkte, er hätte davon wol einen Theil seinem Sohne zuwenden können, da dieser bereits mehrere Schriften für die Gemeinde verfaßt hätte, Schriften, die der Vater selbst bei ihm bestellt hätte. Börne hätte nie etwas für seine Mühewaltung erstattet bekommen. Doch ging der Vater auf diesen Wink nicht ein.

Auch für die Lübecker Juden setzte Börne folgende Eingabe an den Bundestag auf:

„An die hohe deutsche Bundesversammlung unterthänigste Denkschrift von Seiten der israelitischen Gemeinde zu Lübeck.

(Nachgesuchte Vollziehung des sechzehnten Artikels der Bundesacte u. w. d. A. betreffend.)

Hohe deutsche Bundesversammlung!

Das Schicksal der israelitischen Gemeinde zu Lübeck hat die öffentliche Aufmerksamkeit seit einigen Jahren in nicht geringem Grade erregt. Oesterreich, Rußland und Preußen haben sich für dessen Milderung, wiewol ohne Erfolg, verwandt, und während deutsche und auswärtige Journale das Benehmen einer Regierung tadelten, welche doch die nothwendige Vermuthung für sich haben muß, vorwurfsfrei gehandelt zu haben, haben auf der andern Seite Druckschriften, die man zum Theil als officiell betrachten kann, die Rechtlichkeit des beobachteten Verfahrens vor der Welt und dir[illegible] Erlauchten Versammlung zu schützen versucht. Die Stimme der Unterdrückten selbst hat aber bisher nicht sich vernehmen lassen. In der von Tage zu Tage und immer dringender gehegten Hoffnung, daß der sechzehnte Artikel der Bundesacte endlich seine Erledigung finden werde, zogen sie es vor, bis dahin lieber schweigend zu dulden. Bald aber sind fünf Jahre entschwunden und ihre Leiden haben den höchsten Grad erreicht. So unglücklich sind sie geworden, daß sie nichts mehr zu verlieren haben, und wenn nur der Schimmer einer Hoffnung noch ihnen leuchtet, so möge endlich eine unbefangene Darstellung der sie betreffenden Ereignisse Veranlassung geben, diese Erlauchte Versammlung bescheiden darauf aufmerksam zu machen: ob eine längere Verlegung der im sechzehnten Artikel der Bundesacte angekündigten Berathung

mit der Gerechtigkeit verträglich sei, welche die Erfüllung einer feierlich geleisteten und garantirten Zusage fordert.

Lübeck im December 1820.

Die israelitische Gemeinde zu Lübeck.
Und in deren Namen:
Die Aeltesten und Vorsteher derselben.

Als diese Deputirten der verjagten Lübecker Judengemeinde eines Morgens zu Börne kamen, war er im Ankleiden begriffen, um mit einem Bekannten nach Emmerichshofen zu reisen, dem Landsitze des Grafen Bentzel-Sternau, dem er durch jenen zum ersten Male zugeführt werden sollte. Die Deputirten boten Börne eine Remuneration an und wollten Gold auf den Tisch legen. Börne weigerte sich es anzunehmen und nahm es nicht. Als die Deputirten gingen, steckte er seine Kasse zu sich, die aus einigen Sechskreuzerstücken bestand.

Als Börne wieder im Frühjahr 1825 nach Frankfurt zurückkehrte, freute er sich, im dortigen Polizeiwesen manche Verbesserungen, in dem Aeußern der Stadt manche Verschönerungen anzutreffen. Gleich bei seinem ersten Spaziergange durch die freundlichen Anlagen, von denen Frankfurt umgeben ist, lächelte er wohlgefällig über den höflichen Styl, in welchem die Polizei auf den Warnungstafeln mit dem Publikum sprach. Da hieß es nicht mehr: „Bei fünf Thalern Strafe darf hier niemand den Rasen betreten!" oder dergleichen; sondern er las zu seiner Verwunderung: „Diese Anlagen sind der Sorgfalt des Publikums empfohlen." Er glaubte sich nach Paris versetzt. Ein so kleiner Fortschritt in der Cultur konnte ihn einen ganzen Tag glücklich machen. Für die Frankfurter Theaterverhältnisse bewahrte er noch immer viel Theilnahme, und in mancher Correspondenz, die er an das Morgenblatt einsandte, machte er seinen kunstrichterlichen Empfindungen Luft. Noch immer wog er in diesem Bereich die Worte nicht. Es war ihm eine Kleinigkeit, den damaligen Chef der Theateroberdirection, den Banquier Leerse, einen Tyrannen zu nennen, wofür ihn dieser zu verklagen drohte. Eine kleine Broschüre gab er bei Gelegenheit der Ankündigung der Berliner wissenschaftlichen Jahrbücher für

Kritik heraus. Er ahnte schon 1826 die vielen Einseitigkeiten, mit welchen dieses Institut in der That sogleich begann, und die Anarchie, in die es sich aufgelöst hat. Manche seiner Befürchtungen waren in seiner Abneigung gegen die Philosophie als Wissenschaft begründet. Der Literaturbeilage des Morgenblattes, die seit 1827 von W. Menzel redigirt wurde, sandte er die gründlichsten und geistreichsten Kritiken über Schriften, die gerade an der Tagesordnung waren. Aufgefordert, eine Beurtheilung des „Leben Napoleon's" von Walter Scott einzusenden, antwortete er in einem noch unter seinen Papieren befindlichen, wahrscheinlich nicht abgeschickten Briefe, daß ihm der Gegenstand dieses Buchs wenig genehm wäre. Er schrieb unterm 13. Juli 1827 an Menzel: „Verehrtester Herr Doctor! Um über Walter Scott's neues Werk zu sprechen, müßte ich dem großen Napoleon eine Schlacht liefern und mich vielleicht von ihm schlagen lassen — ein Regal, das nur fürstlichen Personen zukömmt. Ich bin nämlich ein kleiner aber erbitterter Feind des großen Napoleon. Ich liebe ihn und bewundere ihn nicht, und das ganze Heroengeschlecht ist mir verhaßt, sobald es aufhört mir gleichgültig zu sein. Ich berechne immer, daß eine Million kleiner Menschen dazu gehört, einen einzigen großen zu bilden, eine Art der Besteuerung, die mich am meisten ärgert, weil sie die Aermsten am meisten trifft. Der gute Napoleon hat nichts gethan, das verzeih' ich ihm, das könnten wir nachholen; aber er hat nicht genug zerstört und nicht genug todtgeschlagen, und hat todte Verhältnisse einbalsamirt und über der Erde gelassen, so daß sie uns den Platz wegnehmen — und das verzeih' ich ihm in meinem Leben nicht. Kurz, ich würde so ungebührliche Reden führen, daß sie Ihr Censor streichen müßte, er wäre denn mein Feind, der Lust hätte, mich an den Galgen zu bringen. Ich bedauere also, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können. Doch danke ich Ihnen, daß Sie sich meiner erinnert, und ich werde Ihnen, mich in Ihrem Andenken zu erhalten, nächstens einige Artikel schicken. Ich freue mich sehr auf Ihr Werk über die deutsche Literatur. Liesching hat mir schon im vorigen Jahre viel Gutes davon erzählt. Ich wundere mich jetzt schon, wie Sie ein Buch

len von Menſchen gewünſcht, Wullenweber's und Marcus Meyer's. Beide ſind leider nicht daheim! Ihr habt doch von ihrem Ruhm vernommen?

Swante.

Ihr Herren! ich ſag' Euch, mein König, Guſtav Waſa, wünſchte nur, daß ich raſch durch Lübeck reiſe, um in Lauenburg ritterliche Künſte zu lernen. Erlaubt, daß ich mich empfehle. (Zu Dalen:) Führt mich auf mein Zimmer, werther Herr. Vor meinem Ausritt hätt' ich gern noch Briefe geſchrieben.

Dalen.

Nun, wenn Ihr ſo eilig ſeid und nicht anders wollt, dann kommt!

Swante.

Lebt wohl, Ihr Herren! Ich dank' Euch allen für Eure Höflichkeit und unverdiente Freundſchaft! (Ab.)

Dalen und einige Rathsmänner.

Wir geben Euch das Geleit. (Folgen.)

Hermelink.

Das iſt noch ein ſehr junges Küchlein.

Höreln.

Wie geſtern erſt ausgebrütet.

Krenet.

Trägt noch die Schaale auf dem Kopfe.

Oldendorp.

Freilich! Da ſind Eure Jungen in Lübeck andre

über eine Sache haben schreiben können, die gar nicht existirt; denn die deutschen Bücher bilden so wenig eine Literatur, als die Deutschen ein Volk, ob es zwar mehre gute Bücher und 30 Millionen Deutsche giebt. Ich grüße Sie herzlich."

Das Museum, eine der Unterhaltung gewidmete Gesellschaft in Frankfurt, bedachte Börne mit seiner Denkrede auf Jean Paul, lieferte auch Manches für die Iris, eine Zeitschrift, die Berly, in dessen Hause Börne gern verweilte, herausgab. Jeden Dienstag kam er bei Berly zum Thee und war dann immer launig, gesprächig und aufgeweckt, besonders mit der Jugend und den Frauen. Die Ankunft der Sonntag begeisterte ihn zu seinem berühmten Artikel über die große Sängerin, der ihm in Berlin so viel Freunde machte. Ja das Interesse, das Börne für dies Phänomen ergriff, war so lebhaft, daß er sich sogar in eine Fehde über die Frage einließ: Ob ein Louisd'or zehn oder elf Gulden gälte? Die jetzige Gräfin Rossi hatte mit der Theaterdirection auf ein in Louisd'ors ausgesprochenes Honorar unterhandelt. Gute Rechner und Enthusiasten hinterbrachten ihr, daß man in Frankfurt unter Louisd'ors nicht Friedrichsd'ors à 10 Gulden, sondern Carolins à 11 Gulden verstehe. Die Gräfin Rossi war auf einem Handelsplatze, wo es Sitte ist, sich an den Cours zu halten. Sie verlangte Goldstücke zu elf Gulden. Nun gab dies Mißverständniß eine Fehde, deren Schauplatz die Iris und einige andere Frankfurter Blätter wurden. Börne war in diesem Punkte so sehr Sonntags-Enthusiast, daß er zum Nachtheil der Theaterdirection darauf bestand, sie sollte fest dabei bleiben: Unter elf Gulden thät' sie's nicht. Wie wenig ihm darum Ueberschätzungen der Virtuosen und Sängerinnen zusagte, beweisen folgende Zeilen, die er an die Redaction des Frankfurter Journals richtete. Die gesperrten Zeilen wurden beim Abdruck von der Censur gestrichen: „An den Herrn Redacteur des deutschen Journals. Ich hoffe, Sie werden so gutmüthig sein, diese Zeilen aufzunehmen, selbst wenn die Vorwürfe, die sie enthalten, auch Sie erreichen sollten. Es war wenigstens meine Absicht nicht, daß der ausgesprochene Tadel Sie treffe, denn ich bin kein regelmäßiger Leser Ihres Blattes und kenne es

nicht genug, es beurtheilen zu dürfen. Ich weiß nur, daß Ihr Journal in ganz Deutschland viel und gern gelesen wird, und ich habe keinen Grund zu zweifeln, ob es den Beifall, dessen es sich erfreut, auch verdiene."

„Die deutschen Blätter, die politischen sowol als die nicht politischen, sind, wenige ausgenommen, ganz unbeschreiblich abgeschmackt. Die Armuth hat doch sonst etwas Romantisches, die Bettelei hat etwas Rührendes; aber die deutschen Blätter haben von der Armuth nur das Widrige, von der Bettelei nur das Unausstehliche. Ich will diesen Gegenstand hier nicht umständlich abhandeln, ich dürfte doch nicht Alles sagen, was ich denke. Nur Eines will ich berühren. Alle Zeitungen sind alle Tage und aller Orten mit Berichten über Schauspieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unsere Blätter lesen — zu unserm Glücke verstehen sie kein Deutsch — müssen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdige Germanen nichts thäten, als spielen und singen, und für nichts Sinn hätten, als für Spiel und Gesang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauspiel und die Oper seines Orts besprechen; geschieht es nur mit Kenntniß und Feinheit, so hat das auch sein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Frankfurter daran gelegen sein, wie Herr der in München den Franz gespielt, wie Frau die in Berlin die Donna Anna gesungen hat? Schon einige Wochen lang sind unsere hiesigen Blätter mit Berichten angefüllt, wie Demoiselle Heinefetter da, wie Demoiselle Bamberger dort gesungen habe. Und was noch am lächerlichsten ist, diese Singgeschichten stehen nicht in dem belletristischen Theile der Zeitungen, sondern vermischt mit den politischen Nachrichten, so daß der Leser alles Maß verlieren muß, und endlich nicht mehr wissen wird, was wichtiger sei, Demoiselle Heinefetter oder Griechenland, Demoiselle Bamberger oder Spanien. In einem der hiesigen Blätter kommt heute gleich hinter der Nachricht, daß in der Kurmark die Eröffnung des Landtages bevorstehe, die andere: daß Demoiselle Sonntag morgen als Donna Anna auftreten werde. Ich habe nichts dagegen — Heil dem, der Demoiselle Sonntag singen hört; aber was nützt es dem Frankfurter Leser, am 4. October zu erfahren, daß am 29.

September Demoiselle Sonntag in Berlin die Donna Anna singen werde? Hat er denn Zeit nach Berlin zu reisen, um der Vorstellung des Don Juan beizuwohnen? Es ist eine Schmach! Man glaubt sich in die Zeiten des römischen Kaiserreichs zurückversetzt, wo entartete Fürsten und entartete Völker, vom Schlamme der Lüste über und über bedeckt, mit heißbürstigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachsahen und überhörten, daß die Barbaren schon die Thore stürmten.*)"

„Jedes Blatt soll seine örtlichen Verhältnisse besprechen, und werden diese Oertlichkeiten nur gehörig behandelt, dann verdienen und gewinnen sie allgemeine Theilnahme. Aber hier in Frankfurt ist Alles (daß es ja nicht bestäubt werde) mit dem Packtuche des Geheimnisses bedeckt, ob man zwar in nicht-politischen Dingen schreiben darf, was man will. Hat man je in den hiesigen Blättern ein Wort über den Proceß des Städel'schen Kunstmuseums gelesen, der nun schon zehn Jahre dauert und ganz Frankfurt angeht? Wurde je ein Wort über die neuen öffentlichen Gebäude, über die Bibliothek, das Waisenhaus, den Kirchhof geschrieben? Seit mehreren Wochen sind die Gemälde der verstorbenen und lebenden Frankfurter Maler öffentlich ausgestellt nnd keine Stimme läßt sich darüber vernehmen; man findet das der öffentlichen Verhandlung unwürdig, während man uns von dem Leben und Treiben der Demoiselle Bamberger in Berlin täglich die umständlichsten Berichte mittheilt.

Frankfurt, den 4. October 1827."

Von Vereinen besuchte Börne den sogenannten Gelehrtenclub, wo es ihm aber durch seine zunehmende Schwerhörigkeit gar oft an Empfänglichkeit und Mittheilsamkeit zu fehlen schien. Nur im engeren Kreise entfaltete er die Liebenswürdigkeit seines Umganges.

*) Spätere Anmerkung. Von der Censur gestrichen und wie passend noch heute!

Von seiner Denkrede über Jean Paul wünschte man einen besondern Abdruck und bat von Erlangen aus um die Erlaubniß. Börne schrieb einem Studenten dorthin: „Ich zähle Sie und Ihre Freunde nun auch zu den meinigen, denn fester und sicherer, als die Gewohnheit des Umgangs, bindet die Gleichheit der Gesinnung. Ich habe so wenig ein Eigenthumsrecht an meine Rede anzusprechen, als mir die Liebe für den herrlichen Jean Paul ausschließlich zugehört, ja es hätte mir nichts Erfreulicheres begegnen können, als die Verbreitung der Rede, die Sie durch Ihren Abdruck veranstaltet. Ich hatte den Gedanken, Deutschland zu Beiträgen für ein Denkmal Jean Paul's aufzufordern. Nein, den Gedanken hatte ich nicht, ich hatte den Trieb des Herzens es zu thun, aber als ich es bedachte, unterließ ich es. Was hätte es gefruchtet, in diesem kalten Lande gefriert Alles, selbst die Thräne im Auge. Sind wir auch warm in der Einsamkeit, ist es doch draußen Winter, und unsere Hoffnungen und Wünsche gestalten sich zu Eisblumen an Fensterscheiben. Mit dieser düstern Ofenwärme und dieser jämmerlichen Stubenflora müssen wir uns begnügen, bis der Frühling kommt. Daß dieser näher ist als die Einen hoffen, die Andern fürchten, dafür bürgen auch Sie und Ihre Freunde." Die Exemplare der Denkrede, die Sie mir zugedacht, werde ich mit Vergnügen annehmen. Unter der gebrauchten Adresse wird mir alles richtig zukommen; die Bezeichnung als Mitglied des Museums ist nicht nöthig. Ich grüße Sie herzlich. Frankfurt, 7. Januar 1826. L. Börne."

An O. Spazier in Baireuth, Jean Paul's Neffen, schrieb Börne: „Frankfurt, 8. Januar 1826. Nach meiner Rückkehr von einer Reise habe ich Ihren lieben Brief vorgefunden, und ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr er mich gefreut. Auch von vielen Andern ist meiner Denkrede auf Jean Paul freundliche Zustimmung geworden. Erlanger Akademiker haben die Rede besonders abdrucken lassen, um sie als Neujahrsgeschenk zu verbreiten. Es ist mein Glück, nicht meine Kunst, daß ich eine Saite berührt, die durch viele Herzen zieht. Doch erquickte mich die Schadenfreude, daß ohne Erlaubniß der hohen Polizei viele Deutsche in einer

Empfindung zusammengekommen. Ich habe recht gut verstanden, was Sie in Ihrem Briefe angedeutet. Weinen Sie, weil Sie noch Jüngling sind, einst werden Sie lachen, wie ich; man wird schlecht dabei, aber fett. Ich vierzigjähriges Kind hatte den Einfall, zur Errichtung eines Denkmals für Jean Paul aufzufordern; aber in diesen Jahren der Enttäuschung sind nur schöne Irrthümer von kurzer Dauer. Ich besann mich. Wir hätten keine tausend Gulden zusammengebracht. Und zu welcher Verwendung hätte man uns genöthigt? Vor zwei Jahren hatte ein sentimentaler Herr in Heilbronn die Laune, das alte Geschichtchen von den treuen Weibern zu Weinsberg zu verewigen. Auch bettelte er wirklich einiges Geld zusammen. Doch was that er dafür? Er ließ dort das Standbild von Erz des Kaisers Conrad aufrichten, desjenigen Kaisers, der Weinsberg belagert und die allerhöchste Gnade gehabt, die treuen Weiber mit ihrem Gepäck nicht in den Neckar werfen zu lassen, sondern ihnen zu verzeihen. Ein anderer empfindsamer Stadt-Physikus in dem Orte, wo Lessing geboren, machte den Vorschlag, seinem großen Landsmann zu Ehren ein Spital bauen zu lassen. Der Vorschlag wurde mit allgemeinem Beifalle aufgenommen und sie bauen jetzt. Den frohen Lessing, den Trinker, den Spieler, der an lauter Leben starb, durch ein Spital verewigen! Hätte ich den Vorschlag machen mögen, zum Andenken des edlen Jean Paul ein Zuchthaus errichten zu lassen, ich glaube, ich hätte es durchgesetzt mit dem Denkmal, doch ich mochte nicht scherzen in einer so betrübten Sache. Denken Sie von Zeit zu Zeit an Ihren Freund L. Börne." *)

Inzwischen wurde durch den 1827 erfolgten Tod seines Vaters Börne's äußere Lage günstiger gestellt. Zwar war das Vermögen des Vaters von den Unfällen, welche damals der Papierhandel jezuweilen erlitt, nicht verschont geblieben, zwar schien er im Testament gegen die übrigen Geschwister

*) Spätere Anmerkung. Es mußte erst das Denkmalfieber über die Deutschen kommen, bis auch Jean Paul sein Standbild erhielt.

auffallend zurückgesetzt, doch kamen immer noch 22000 Gulden auf seinen Theil, die ihn denn mit Einschluß einer Rente, durch welche er den künftigen Ansprüchen an das Vermögen der Mutter entsagte, und mit Einschluß seiner Frankfurter Pension von jetzt an auf ein jährliches sicheres Einkommen von etwa 1600 Gulden rechnen ließen. Diese Selbstständigkeit war für die Ruhe, mit der er die politischen Ereignisse betrachtete, nicht unwesentlich. Ein Proceß mit seinen Brüdern wurde von seinem Freunde und Anwalt, Dr. Goldschmidt, gütlich ausgeglichen; doch blieb zwischen ihnen eine Verstimmung zurück, die sich erst in spätern Jahren verlor. Als ihn sein ältester Bruder nicht lange vor seinem Tode in Paris besuchte, bot er Alles auf, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Er wurde so lebendig, wie lange nicht zuvor, sprach viel von vergangenen Zeiten und verrieth wol, daß sein Herz zu weich war, um lange einen Groll zu nähren. Das Verhältniß zu seiner Schwester blieb ungetrübt. Er schätzte sie und nahm an ihren Kindern innigen Antheil. Sein Neffe, der leider zu früh gestorbene junge Dr. Spiro, zog seine Aufmerksamkeit im hohen Grade auf sich, er verfolgte dessen Studiengang und konnte nur bedauern, daß sich dieser in Gebiete verlor, wo Börne gewohnt war, nichts als Untiefen und Falleisen zu sehen. Börne's talentvoller Neffe war Hegelianer geworden.

Im Frühjahr 1827 ließ sich Börne von Moritz Oppenheim malen. Es ist dies dasselbe Bild, das allen spätern Lithographieen und Stahlstichen von Börne's Gesichtszügen zum Grunde liegt. „Unsere Freunde," schrieb Börne an den ihm befreundeten Maler bald nach Beendigung der Sitzungen, „unsere Freunde finden das Bild ähnlich, und doch schön: ein Geheimniß Ihrer Kunst, das mir unerforschlich bleibt. Wenn die Stellung, die Sie dem Bilde gegeben, Ihre Wünsche für mich ausdrücken, dann habe ich Ihnen viel zu danken: umringt von gefälligen und geduldigen Büchern, die ich wie gebunt öffnen und schließen, stellen, legen und ordnen, ja muten kann, wie ich will, und die ich, wenn sie unartig sind und mir widersprechen, einsperren kann, und im warmen Schlafrocke der Stürme dieser Zeit spottend und ihre Tücken ver-

lachend, das ist ein schönes, ein königliches Leben! — Aber warum haben Sie mir den „Staatsmann" (von Pfeilschifter in Offenbach) in die Hände gegeben? Warum diesen steinernen Gast mir kalt und unbeweglich vor die Augen gestellt? Vielleicht sollte ich Ihnen nicht diesen Vorwurf machen, vielleicht ist es undankbar zu zeigen, daß ich Ihnen etwas zu vergeben habe, aber ich theile nur meine Trauer mit Ihnen, um auch meinen Trost mit Ihnen zu theilen. Von Offenbach kommt der „Staatsmann", von Offenbach kommen auch die köstlichen Pfeffernüsse, ich schicke Ihnen eine Düte von jenem angefüllt mit diesen. Das ist ein Bild des menschlichen Lebens, wie man es ohne Ihre Farben malen kann. Jetzt beten Sie aber auch für mich und sich, daß ich, am Ziele meiner Tage, durch keinen andern Richterspruch sterbe, als den der Natur — damit es Ihnen nicht wie dem armen Maler Spinarosa in Houwald's Bild ergehe. Entwischt' ich auch, wie er, der Gerechtigkeit, würde mich, wie ihn, das Bild ausliefern, und meine Freunde, die, wie ich mir schmeichle, der Schmerz närrisch machen würde, könnten sagen:

. . . . . solch ein Bild
mit diesem Fleiß und dieser Schönheit
zu malen — — sei nur das Werk
der schändlichsten Verrätherei.

Geschieht so etwas, dann mögen Ihnen diese Zeilen zur Rechtfertigung dienen. Frankfurt, 1. April 1827. Börne."

Und am 25.: „Lieber Freund! Jetzt, da ich das Gemälde in meinen Händen habe, lache ich Sie aus. Sie haben es um eine Million weniger fünf Carolin zu wohlfeil hingegeben. Eine halbe Million rechne ich für den Stoff des Bildes, eine halbe für die Arbeit daran. Aber Sie brauchen sich darum nicht zu schämen. So, so bescheiden war ich auch in meiner Jugend; aber das verliert sich, und man lernt endlich sich schätzen und überschätzen, wie Sie an mir sehen. Vielleicht sind Sie begnadigter als Andere, und lernen es nie. Horchen Sie meiner Weisheit! Reichthum ist ein Fels, Armuth eine Sandbank des Lebens. Vor der letztern kann uns eigene Kraft bewahren, vor dem andern nur Gottes Gnade. Er

ſchütze Sie. Es iſt ein Fluch im Gelde. Danken Sie mir, daß ich Ihnen ſo mäßig geflucht. Ihr Freund Börne."

Im Winter nach dem Tode ſeines Vaters führte Börne einen längſt gehegten Lieblingsplan aus. Er wollte wieder einmal Berlin ſehen. Berlin hatte nie aufgehört, ihn anzuziehen. Waren ihm doch großartige Eindrücke von da geblieben, und wenn er auch wußte, daß ihm die vorwiegende Richtung des Servilismus nicht anſprechen würde, ſo wußte er ſich doch von dem Vielen, das zugleich geboten wurde, Einzelnes herauszuleſen, das ihn feſſeln konnte. In der That ſah er Mad. Herz. Varnhagen und Rahel waren ihm von Frankfurt her bekannt und zugethan. Empfehlungen nahm er mehr mit, als er abgab. Er reiſte in ſeinem eigenen Wagen. Die Parade, die Willibald Alexis und Ludwig Robert mit ihm in der Mittwochsgeſellſchaft machten, hat er ſelbſt beſchrieben. „Hofrath — Börne — Sonntag — göttlich!" war der Refrain, den er des Tags hundertmal zu hören bekam. Jedenfalls meinte man es gut mit ihm. Die Berliner Belletriſtik war noch nicht ſo geſunken, daß einige Epigonen von den hinterſten Reihen der Hegel'ſchen Schule den Ton angaben. Die Anbetung Goethe's, die damals in Berlin Mode war, gab dem dortigen ganzen Weſen etwas Geordnetes, Zurückhaltendes; Niemand drängte ſich vor; Alle waren ſie nur die Geſellen eines einzigen unſichtbaren Meiſters. Börne mit ſeiner ſüddeutſchen Nachläſſigkeit, ſeiner politiſchen Terminologie, ſeiner Schweigſamkeit, hinter deren lächelnder Außenſeite gedankenſchwerer Ernſt verborgen ſein mußte, erſchien in dieſem Kreiſe als ein völlig Fremder; jeder mußte ſich erſt ſeine eigene Brücke bauen, um zu einem Verſtändniß dieſes kleinen unſcheinbaren, kränklichen Mannes heranzukommen. Die meiſten begegneten ihm von der dramaturgiſchen Seite, die nichts Verpöntes hatte. Daheim, er wohnte eine Zeitlang in der Friedrichsſtraße im Hauſe des Buchhändlers Logier, traf man ihn nur in dicke Tabackswolken eingehüllt, im langen Schlafrock und ein rothes Jakobinerkäppchen auf dem Haupte. Dieſes Käppchen beſtärkte manchen Verdacht, der gegen den Fremdling laut wurde. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß es gewiſſe Augen gab, die ihm, wie der preußiſche

Gensdarmenausdruck lautet, „auf den Dienst paßten". Der Buchhändler Logier war jedoch außer sich über den Tabacksgeruch, den Börne in seinem Hause verbreitete. Seiner Gesundheit und böser Zahnschmerzen wegen schien er eine Rauchkur zu gebrauchen. Herr Logier bat ihn, unter diesen Umständen auf die Ehre, ihn länger in seinem Hause zu haben, verzichten zu dürfen. Wenn sich übrigens Mad. Wohl entschließen wird, Börne's vertrauten Briefwechsel mit ihr herauszugeben, so dürften gerade die aus Berlin damals von ihm gekommenen Nachrichten denkwürdig sein.

Als Börne wieder nach Frankfurt zurückkehrte, ging er schon ernstlich mit einem Plane um, zu dessen Ausführung man ihn in Berlin wahrscheinlich eifrig ermuntert hatte. Schrieb ihm doch Hitzig, er wollte Haus für Haus auf seine Schriften collectiren gehen. Börne hatte die Absicht, die hier und da zerstreuten Denksteine seiner literarischen Thätigkeit zu einem einzigen Gebäude zusammenzutragen. So oft ihm seine Bescheidenheit dagegen einen Einwurf machte, so zweifelte er doch nicht, daß es sinnigen Lesern gelingen würde, aus den Fragmenten, die er nur bieten konnte, sich eine ernste, das Beste des Vaterlandes wollende und den innern Beruf des Wortes tragende Persönlichkeit zusammenzusetzen. Er knüpfte deshalb eine Verbindung mit dem Buchhändler Campe in Hamburg an, der sich durch einige freimüthige Verlagsartikel den Ruf eines unternehmenden, wagelustigen, gesinnungsfesten Verlegers erworben hatte. Trotz vieler Debatten über die Bedingungen dieser Ausgabe kam es später zu einem definitiven Abschluß über acht Bände „Gesammelte Schriften von Ludwig Börne". Börne erhielt für eine fünfjährige Entäußerung seines Verlagsrechtes 4000 Thaler. Ein launiger Prospectus sollte das Publikum zur Subscription einladen.

Den Sommer 1828 verlebte Börne am Rhein, in Geisenheim und Rüdesheim, mit der Familie des bekannten Componisten Aloys Schmitt und mit seiner Freundin Wohl. Hier ordnete er seine zerstreuten Schriften zum Druck. Im Herbst reiste dieser ganze gesellige Kreis nach Hannover, wo

Börne's Freundin bei dieser ihr verwandten Familie blieb und Börne über Braunschweig nach Hamburg ging.

Der großartige Weltverkehr Hamburgs überraschte ihn. Seewesen war ihm überhaupt etwas Neues. Er fühlte, daß sich in dieser Fülle von Zerstreuungen und lebendigen Anregungen auch ohne Empfehlungsbriefe auskommen ließ und gab von den vielen, die er hatte, die wenigsten ab. Seine Wohnung, die er im Hotel Belvedère nahm, gestattete ihm einen freien Blick auf die schön und voll sich schaukelnden Wassermassen des Alsterbassins. Der bedeutende Buchvertrieb in der Handlung, die seine „Gesammelte Schriften" verlegen sollte, sprach ihn an. Er ließ sich die großen Vorräthe derselben zeigen und äußerte besorglich: Wenn hier eine Feuersbrunst auskäme? (1842 kam sie!) Da er einige Titel der aufgestapelten Bücherballen las, verbesserte er sich und sagte: „Es ist wahr, Feuer kann ihnen nichts thun; es ist zuviel Wasser darin!" In dem Dramaturgen Zimmermann fand Börne einen begeisterten Verehrer. Zimmermann ist einer der seltenen Beweise, wie sich gründliche philologische Kenntnisse, ein gelehrter Beruf (er war Professor am Gymnasium) mit geschmackvoller Beurtheilung der neuern und neuesten Literatur, mit aufopfernder Hingebung an die Kunst und selbst ihre flüchtigsten Erscheinungen (an Theaterabenden) vereinigen lassen. Zu bedauern ist nur, daß seine sittliche Kraft nicht ausreichte, um diese beiden Elemente seiner Bildung im Gleichgewicht zu erhalten, und daß bei ihm zuletzt der Mensch dem Genius unterlag. Wie Börne diesen gründlichen Kunstkenner damals noch antraf, war derselbe noch verwendbar zum Umgange. Er wurde des von ihm hochverehrten Schriftstellers Cicerone, machte ihn mit Hamburgs Natur und Menschen, mit Hamburgs Sitten und Unsitten bekannt. Wer Hamburg verlassen, ohne seine Menschenkenntniß in allen Winkeln dieser Seestadt zu vervollständigen und seine Beobachtungen selbst da anzustellen, wo das Laster seine Orgien feiert? Mit scheuem Erstaunen blickte Börne in jene Tummelplätze der Sinnlichkeit, die man in Hamburg mit dem Ort für die diplomatische Welt verlornen Namen Salons bezeichnet. Mit launiger Gutmüthigkeit näherte er sich einem

Kerle! Die wiſſen ſchon in der Wiege, was die goldne Bulle iſt, und den Reichsadler zäumen ſie ſich als Steckenpferd.

Sticten.

Haltet Euern Groll zurück, Herr Syndicus. Eure Reden verrathen, daß aus Kopenhagen ſchlechte Nachrichten gekommen ſind.

Oldendorp.

Hättet Ihr beſſere, wollte Gott! ich nähme ruhig Euern Witz hin, ſelbſt wenn er beißender wäre. Es iſt wohl Zeit, daß man geht. Wir verbrauchen in Lübeck zu viel Stunden mit Eſſen und Trinken. Gehabt Euch wohl!

Elpen.

Seht da, Meiſter Scheyeler! Er bringt ſicher etwas Neues.

Scheyeler (tritt hinten auf und wendet ſich an den Tiſch, wo er an den Reſten ſpionirt und einige Neigen austrinkt).

Kreyet.

Heda, Meiſter! hierher, was ſucht Ihr da oben?

Hermelink.

Reſte, Scheyeler? Ihr, der Ihr ein ganzer Mann ſeid, Reſte?

Palen (kehrt zurück).

Der ſchwediſche Prinz hat ſich in ſein Cloſet eingeſchloſſen und ſchreibt unter Seufzern gereimte Briefe in die Heimath. Es ſoll ein Dichter ſein, der vor-

der weiblichen Geschöpfe, die bei Peter Ahrens ihre Reize zum Köder der Verführung machen, und reichte ihr, um den geistigen Bildungsgrad derselben zu erforschen, sein Portefeuille hin, etwas hineinzuschreiben. Es wäre bei der Ideenverwirrung dieser Wesen nicht auffallend gewesen, wenn sie ihm eine sentimentale Stelle, etwas aus Tiedge's Urania, eingezeichnet hätte; doch war das, was Börne zu lesen bekam, nur Unsinn. Wie erfreulich ist es doch, mit einem Philologen umzugehen! sagte Börne, als Zimmermann den Versuch machte, in das Gekritzel, wie in eine attische Inschrift, einen vernünftigen Zusammenhang zu bringen.

Noch im October 1828 reiste Börne von Hamburg nach Hannover zurück. Hier begab er sich sogleich mit einem ungewohnten Fleiß an die Redaction seiner Gesammelten Schriften, an neuere Aufsätze, die den alten schon gedruckten als Ergänzung dienen sollten. Die Sorge über gutes Papier, geschmackvolle Lettern, Correctheit des Drucks, die Sorge um das Format, die Censur, die Versendung seiner Schriften machte ihm viel unruhige Stunden. Wo soll ich all' das Zeug zu 120 Bogen hernehmen? seufzte er oft, wenn ihm das Format zu groß erschien. Campe in Nürnberg druckte die Schriften mit einer Eleganz, die dem Verleger, der die Kosten nicht scheute, Ehre machte; fünf lange Wintermonate arbeitete Börne in Hannover mit dauerndem Eifer. Hannover, schreibt er seinem Verleger, ist ein Ort, wo man nur die Wahl hat, entweder zu arbeiten oder an Langerweile zu sterben. Ich habe gefunden, schreibt er ein ander Mal, daß Hannover noch langweiliger ist, als mir meine Werke vorkommen. Dabei beobachtete er den Verlauf der öffentlichen Angelegenheiten in diesem Lande und äußerte sich: „Ich denke diesem guten Hannover früher oder später ein Ehrendenkmal zu setzen. Einen solchen Ort suchte ich mir schon lange." Einige der vorzüglichsten Artikel Börne's sind aus dieser Zeit, z. B. seine Kritik des Immermann'schen Hofer, an der er vierzehn Tage lang gearbeitet zu haben erklärte. Aufgefordert, Immermann's Friedrich II. zu beurtheilen, wies er das von Campe, dem Verleger desselben, gekommene Ersuchen ab, „weil er nicht Zeit hätte, jetzt die sechs Bände von Raumer's Hohen-

staufen durchzulesen". Schon damals beschäftigte ihn lebhaft der Gedanke, über Frankreich Zeitgemäßes und in periodischer Form zu schreiben. Er wollte nach Waiblinger's Art einen Almanach, wie dieser aus Italien, so einen aus Frankreich und mit Kupfern herausgeben. Doch stand er davon ab, als ihm der Verleger den Ueberschlag der Kosten machte. Damals erhielt er die Abrechnung über die kleine Broschüre, die er gegen die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik in Heidelberg hatte drucken lassen. Vier Thaler sechzehn Groschen kamen auf sein Theil. Das reicht gerade zu meinen Kirschen für den nächsten Sommer hin! schrieb er. Diesen Sommer aber von 1829 sollte er wenig Kirschen essen.

Auf der Rückreise von Hannover berührte er Kassel, wo ihm Friedrich Murhard (es gab auch einen Bruder desselben, Karl Murhard) ein befreundeter Anlehnungspunkt war. Murhard, dessen Gespräche sich am liebsten mit Politik beschäftigten, rühmt Börne's treffende Aeußerungen über die damalige Zeitgeschichte und die Ruhe, wie er abweichende Ansichten aufnahm. Börne war kein Proselytenmacher. Er haßte es, über Ansichten zu streiten, die sich nicht demonstriren ließen, sondern aus innerer Ueberzeugung geboren sein mußten. Aber in Kassel erlebte er einen heftigen Rückfall seiner körperlichen Leiden. Er mußte, von Dr. Harnier behandelt, eine längere Zeit dort bleiben, als er gewünscht hatte; denn Kassel war ihm ein todter und beklemmender Ort. Um Murhard zu beweisen, wie groß die Einsamkeit Kassels wäre, erzählte er ihm, er hätte auf einer Bank in der Karlsau (einem Park bei Kassel) einen Sechsbätzner zurückgelassen, um zu sehen, ob jemand in drei Tagen an den Ort würde gekommen sein. Er kam nach drei Tagen und siehe! er fand das Geldstück noch auf derselben Stelle, wo er es hingelegt hatte.

Damals nahm Börne in Kassel seinen Konrad in Dienst, diesen treuen Konrad, der in den Pariser Briefen so oft die Scene erheitert, seinem Herrn Gelegenheit zu so vielen humoristischen Einfällen giebt und ihm seine physischen Kräfte anbietet, falls er sich an seinen Feinden nachdrücklich gerächt haben wollte. Konrad schien bestimmt zu sein, nur der Literatur die Kleider auszuklopfen, nur schönen Geistern die Schuhe

zu putzen. Konrad war schon in Kassel in einer Druckerei, beim Redacteur der Kasseler Zeitung, Dr. Pinhas, Auslaufer gewesen. Konrad machte sogar Verse und erfreute damit seinen Herrn. Konrad schrieb Briefe, die würdig waren, gedruckt zu werden. Börne hätte oft gewünscht, Konrad wäre weniger ästhetisch und dafür geschickter und flinker auf den Beinen gewesen. Dieser Bediente war in Allem eine treue deutsche Seele, auch darin, daß er hundertmal etwas fallen ließ, das er nicht bezahlen konnte. Weit öfters war er selbst unbequem, statt ein Hülfsmittel zur Bequemlichkeit zu sein. Er würde sich oft in einem Lustspiel besser ausgenommen haben, als im wirklichen Leben. Dort hätte man doch wenigstens über das lachen können, worüber man hier zuweilen hätte weinen mögen. Und gerade mit allen diesen bösen Tugenden und glänzenden Lastern wurde er für Börne ein Bedürfniß. Konrad hing aber auch mit Liebe an seinem Herrn und lebte sich so in ihn hinein, daß er durch Börne's Tod wie vereinsamt stand. Börne's Freunde wollten ihn nach Deutschland mitnehmen, er wollte nicht zurückkehren. Tausend Franken, aus Börne's Verlassenschaft gezahlt, sicherten ihn vor augenblicklichem Mangel. Erst trat er in die Dienste Meyerbeer's, dann begleitete er einen Reisenden nach Italien, den bekannten Landschaftmaler Bertin, schrieb von dort aus originelle Briefe, kehrte nach Paris zurück, heirathete eine Französin und hat sich dann in der Nähe von Paris mit einem gewissen Wohlstande niedergelassen.

In Kassel hatte sich Börne's Gesundheitszustand so verschlimmert, daß er unmittelbar nach Wiesbaden reiste. Sein Uebel, rheumatische Lähmung, hatte sich so gesteigert, daß er von einem Bett zum andern getragen werden mußte und die heftigsten Schmerzen litt. „Verehrtester Herr Geheimerath," schrieb er an Dr. Löhr, seinen Arzt in Wiesbaden, „da das Wetter gut zu werden anfängt, habe ich mir vorgenommen nach Ems zu reisen. Ihnen mein Dankgefühl auszudrücken für die unendliche Güte, die Sie mir bezeigt, und für die unbeschreibliche Geduld, die Sie mit mir armen ängstlichen Menschen gehabt, würde ich vergebens nach Worten suchen. Möchte der Himmel, wenn er mich ferner mit Krank-

heiten heimsuchen will, mich zu meinem Troste dann immer in Ihre Nähe führen. Entziehen Sie die Theilnahme, die Sie für den Kranken hatten, dem Genesenen nicht ganz und erinnern Sie sich zuweilen dessen, der Ihnen für sein Leben und aus vollem Herzen ergeben sein wird." Diesen Brief begleitete das Honorar. Sein Dank für die ihm bewiesene Geduld ist insofern nicht ganz motivirt, als Börne bei seinen Leiden die größte Geduld, Ruhe und sogar Heiterkeit bewies und nie klagte. „Sehen Sie," sagte er oft, „körperliche Schmerzen, bestimmte, ausgesprochene, wenn auch noch so heftige, kann ich gut ertragen; nicht so gut hypochondrische Leiden oder Seelenschmerz." Der dem Arzt abgestattete Dank ist um so zartfühlender, als Börne anfing, sich gegen alles Mediciniren zu erklären und sich in ihm die Ansicht festsetzte, daß seine vielgenossenen früheren Arzneien seinen Zustand verschlimmerten.

Aus dieser Zeit setzen wir einen ungedruckten Brief an seine Schwester her. „Wiesbaden den 20. April 1829. Liebe Schwester! Dein Brief hat mir sehr viel Freude gemacht und ich danke Dir herzlich dafür. An der Verheirathung Deiner Kinder und Deiner Zufriedenheit nehme ich den brüderlichsten Antheil. Ich grüße Deine Töchter und Schwiegersöhne von ganzem Herzen. Die gute Therese soll mit mir zufrieden sein. Es braucht gar keiner Versöhnung und einer feierlichen Bezeugung derselben. Wenn wir uns treffen, soll es sein als wäre nichts vorgefallen. Ich wünsche auch sehr Dich vor Deiner Abreise nach München zu sprechen. Aber nach Frankfurt kann und mag ich nicht kommen. Ich habe sehr dringende literarische Arbeiten, muß nachholen, was ich durch ein dreiwöchentliches rheumatisches Fieber versäumt habe, und Frankfurt würde mich zu sehr zerstreuen. Auch ist mir der Aufenthalt dort immer unangenehm gewesen. Es wäre mir daher sehr erfreulich, wenn Du so gut wärest, mit mir an einem dritten Orte zusammenzukommen. Aus Gründen, die ich schriftlich nicht mittheilen kann, wünschte ich nicht, daß Du hieherkämest, lieber wäre mir, wir träfen uns in Mainz. Ich bleibe bis Anfang Juni hier, Du kannst also nach Belieben den Tag bestimmen. Schreibe mir denn, an welchem Tage

Du dort sein willst und in welchem Wirthshaus Du einkehrst. Du mußt aber dich genau versichern, wenn dein Brief hier in Wiesbaden anlangt, daß ich ihn etwa nicht zu spät bekomme. Ich freue mich sehr die jungen Weiber zu sehen. Willst du eine Nacht in Mainz bleiben, wäre es um so schöner. Wir könnten dann länger zusammenbleiben. Es wird mich sehr interessiren, mit Dir von Deinem Louis zu sprechen, aus dem ich in Berlin eigentlich nicht recht klug werden konnte. Aber er gefiel mir übrigens sehr. Herzlichen Gruß an Alle. Dein Dich liebender Bruder Börne." Die ersten etwas langsamen Erfolge seiner gesammelten Schriften (Sollte man glauben, daß der ersten Aufforderung zur Subscription kaum mehr als nur 150 Unterschriften gefolgt waren!) wartete Börne in Frankfurt ab. Kritisch wurden sie besonders in Berlin mit freudiger Anerkennung, ihrer formellen Reize wegen, begrüßt. Den Inhalt und besonders die politischen Theorieen, die durchschimmerten, mußten die ästhetischen Beamten, welche wie der Intendanturrath W. Neumann die Schriften beurtheilten, in Abrede stellen. Auf die Jugend machte diese Erscheinung einen bezaubernden Eindruck. Diese Frische, dieser Witz, diese großartige Perspective in Welt- und Zeitanschauungen, die man auf der Schule kaum ahnte und die auf der Universität zum Verbotenen gehörte! Von den Fesseln des Systems sah man sich erlöst; die freieste Ungebundenheit war zugleich zu einer in bunten Farben schimmernden Krystallisation der Darstellung kunstvoll verhärtet. Alle Formeln und Gesetze lösten sich vor der freien Gesetzgebung eines mächtigen Individuums auf, das nicht aus dem Hörsaal, sondern aus dem grünen Walde der Erfahrung und der Geschichte trat. Verklungene Debatten sah man wieder aufgenommen, ein patriotisch freier Sinn reagirte gegen die ästhetische Verflüchtigung, in welche wir uns gegen die Zeit hin, wo die Julirevolution ausbrach, zu verlieren fürchten mußten. Es waren nicht goldene Aepfel in silbernen Schalen, sondern frische, natürliche, den Reif des Gartens tragende Früchte in krystallenen.

Börne wurde jetzt in Frankfurt immer mehr ein berühmter Mann, dem der durchreisende Dilettant und Kunstfreund seine

Aufwartung machte. Auch das Handwerk sprach bei ihm vor. Heine, Saphir, viele Berühmtheiten des Tages besuchten ihn. Um Heine war Börne eifrigst besorgt. Er schätzte ihn von den gleichzeitig Strebenden am höchsten. Er wurde in Frankfurt der Colporteur des jungen knospenden Ruhms der Heine'schen Muse, empfahl Heine's Schriften und ehrte ihn selbst, als er durchreiste, in Person, ohne künftige Zerwürfnisse zu ahnen. Leider störte ihn oft mitten im Genuß solcher für ihn festlichen Augenblicke sein Körperleiden. Als eines Abends Saphir, Schnyder von Wartensee und mehre Andere bei ihm eingeladen waren, trafen sie ein dunkles Zimmer, nirgends eine Vorbereitung, Frau Wohl kam ihnen verstörten Blickes entgegen, Börne war soeben wieder vom Blutsturz befallen. Um Alles zu seiner Genesung zu versuchen, bezog er im Sommer 1830 das bei Frankfurt gelegene Bad Soden, das ihm die Aerzte angerathen hatten.

Das Tagebuchs-Idyll, das den achten Band seiner Schriften bildet, schildert einen Theil seines Sodener Aufenthalts. Frau W. war seine Nachbarin. Börne holte sich weniger an den vierzehn Quellen dieses Bades, als aus dem Einathmen der freien Natur, aus den Fesseln einer idyllischen Langenweile und den kleinen Zerstreuungen, wozu sich die Badegäste vereinigten, eine Stärkung seiner Gesundheit. Börne liebte den Umgang mit Frauen; hier war er in einem Frauenbade. Sie berichten auch von ihm, daß er an allen Gesprächen harmlos Theil nahm, sich nie vordrängte, sondern in einer solchen Zurückgezogenheit hielt, daß man ihn aufsuchen mußte, um seinen Geist recht zu erkennen. In seiner freundlichen und sinnigen Weise schloß er sich jedem gemeinschaftlichen Vergnügen an und hatte seine Freude an jedem kleinen Erlebniß der Umgegend, mochte es auch nur eine nach altem Ritus gefeierte Judenhochzeit sein, bei der er die Bedeutung der wunderlichen Ceremonieen mit Aufmerksamkeit verfolgte. Bei einer frühen Morgenwanderung auf den Dachberg ging er mit der Laterne voran, ein Kreis von Badegästen hinterher. Und was ihn über sein gewöhnliches Maß hier vollends hinaushob, war die Nachricht von der Julirevolution. Mit Ungeduld harrte er auf die Stunde, wo die Zeitungen ankamen. Er ging auf

die Landstraße hinaus und spähte nach der Ankunft des Boten, der sie von Höchst bringen mußte. Dauerte es ihm zu lange, so ging er selbst nach Höchst, um die wunderbare Begebenheit zu verfolgen. Lange hielt er es nun in Soden nicht mehr aus. Er kehrte nach Frankfurt zurück und setzte Alles durch das elektrische Feuer, das er aussprühte, in Erstaunen. Im Gelehrtenverein erkannte man den früher so schweigsamen leidenden Börne nicht wieder. Es schien ein Wunder mit ihm vorgegangen.

Versetzen wir uns jetzt wieder in Börne's politische Gesinnungen, so liegt der Gegensatz seiner Stimmung, wie ihn diese kurz vor der Julirevolution und unmittelbar nach ihr beherrschte, in den Pariser Briefen und dem Tagebuch seines Aufenthalts in Soden ausgesprochen. In dem letzteren zeigte sich der Grad, bis zu welchem seine Hoffnungen vor dem Juli 1830 erloschen, seine Wünsche verstummt waren. Er hatte keine einzige seiner Ueberzeugungen aufgegeben, aber die Welt war mit Schleiern verhängt; nur noch den Blüthenbäumen am Fuß des Taunusgebirgs vertraute er seine Gedanken, nur noch mit den Najaden der wunderthätigen Quellen in Soden plauderte er über Politik. Sein Tagebuch zeigt ihn uns, wie er nicht mehr Fürsten und Diplomaten, sondern die Gänse und Hühner im Gasthaus zum „Frankfurter Hof" beobachtet und sich aus ihrem Treiben an den Lauf der Welt erinnern läßt. Er spricht über Schiller und Goethe, über die sorglosen Träumereien und Zerstreuungen, denen sich die letzte Zeit der Restaurationsperiode hingab. Da endlich bricht die Julirevolution aus. Alle seine alten Gedanken springen wie niedergehaltene elastische Federn auf. Seine Pariser Briefe zeigen ihn uns mitten in den Fragen der Zeitgeschichte, er sieht das, was er längst behauptete, bewiesen, was er vorhersagte, eingetroffen. Er verfolgte, im schönsten Vertrauen auf eine muthige Erhebung der politischen Begriffe, die sich auch der Deutschen bemächtigt zu haben schien, den Verlauf der Ereignisse, wie sie auch bei uns nach und nach das Losschlagen einer vom Zeitgeist geheim gelegten Mine waren. Er mußte seinen Blick auf England, Belgien, Italien, Polen richten; denn Alles traf wie mit einem Zauber-

schlag zusammen. Die Bitterkeit der darauf folgenden Pariser Briefe ist weniger die Folge seiner übermüthigen Freude, als des Schmerzes, daß der Freiheit ihr Sieg verloren gehen könnte. In Deutschland hatte sie diesen, er sah es nur zu bald, nicht vollständig errungen, in Frankreich wurde sie darum betrogen. Die Freiheit hatte gleichsam eine große Erbschaft gemacht, aber der Banquier, bei dem sie diese ausgezahlt erhalten sollte, Louis Philippe, fallirte böswillig. Börne hatte ein scharfes Auge, diese Umtriebe zu durchschauen. Er konnte hier seine Erfahrungen aus den Zeiten der Wage und der Carlsbader Beschlüsse wieder aufnehmen; daß er es mußte, daß ihn die Wendung, welche die Erfüllung seiner Hoffnungen nahm, dazu zwang, gab ihm jenen Unmuth, der in den Pariser Briefen Dinge aussprach, die selbst manchen seiner Freunde verletzt haben.

Die praktischen politischen Ideen Börne's blieben auch damals dieselben. Er wollte ein einiges Deutschland, das dadurch von der Vielherrschaft seiner Fürsten befreit würde, daß keiner seine Souverainetät dem Wohl des Ganzen gegenüber geltend machen dürfe. Er verlangte von Preußen, daß es seinen Schwerpunkt nicht in Rußland, sondern in Deutschland suchte; er verlangte von Oesterreich, daß es seiner Politik des Stillstandes und seinen aufhaltenden Einflüssen auf die süddeutschen Höfe entsagte; er verlangte von diesen selbst und von den Schirmherren, Oesterreich und Preußen, die freieste Entfaltung des constitutionellen Systems. Erst wenn sich für diese Hoffnungen gar kein guter Wille bei den Fürsten zeigen wolle, dann war ihm die Republik lieber, als jede andere Verfassung, die ihm nun erst Veranlassung gab, zu fragen, ob sie dem Bürger gestatte, für sein irdisches Wohlergehen nach freiestem Menschenrecht zu sorgen. Es ist kein Zweifel, daß dies Börne's politisches Glaubensbekenntniß von seiner praktischen Seite war.

Ueberhaupt stimmt Börne's Theorie von Staat und Bürgerthum mit Rousseau's Contrat social zusammen. Sein Gefühl ließ ihn, um das Wesen des Staates zu bestimmen, von nichts Anderm ausgehen, als von den Menschenrechten. Sein politischer Grundgedanke war der, daß ihm die Gleichheit

noch höher ſtand, als die Freiheit. Börne hielt dieſe Ueberzeugung für ſo tief in der Menſchenbruſt begründet, daß er daraus den Grund herleitete, warum Napoleon die Franzoſen faſt zwanzig Jahre hindurch beherrſchen konnte. Napoleon nahm ihnen die Freiheit, ließ ihnen aber die Gleichheit. Er ſchuf einen neuen Adel, aber Jeder konnte in denſelben aufgenommen werden. Die Franzoſen hatten keine andern Rechte mehr, als das eine, Soldat zu werden und ſich für den Kaiſer todtſchießen zu laſſen; aber wenn dies Recht mehr für eine Pflicht angeſehen werden ſollte, ſo traf ſie als ſolche alle. Sklaverei wird leichter vergeſſen, wenn niemand von ihr ausgeſchloſſen iſt.

Manche theoretiſche Behauptung über den Staat in Börne's frühern Schriften wird man gemäßigter finden, als man einem Manne zutrauen ſollte, der allerdings mit der Ueberzeugung ſtarb, daß die Republik die einzige Geſellſchaftsverfaſſung ſei, bei welcher ſich ein geſunder Kopf und ein geſundes Herz beruhigen könne. Von der Volksſouverainetät, dieſer Parole des Streits der politiſchen Doctrinen, ſagt er (Bd. VII. der alten Ausgabe S. 35.): „Diejenigen, welche für die Volksſouverainetät ſtreiten, welches wünſchenswerthe Gut erwarten ſie von dem Siege? Soll Herrſchaft ſein, iſt es beſſer, ſie iſt in den Händen eines Einzigen, als in den Händen Vieler, beſſer, ſie iſt unwandelbar, als daß ſie wechsle. Nähme das ganze Volk an der Regierung Theil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht geſichert. Es kann das Volk ſein eigener Tyrann ſein und es iſt es oft geweſen.“ Börne giebt in dem Aufſatz, dem dieſe Stelle entnommen iſt, ſeine politiſche Meinung deutlicher an. Er ſagt, es handle ſich eigentlich nicht um Monarchie und Republik, nicht um abſolut oder conſtitutionell, ſondern um dasjenige, was in einem Staate als das Urſprüngliche geſetzt wird. Er ſagt, darum handle es ſich: „Iſt der Menſch frei geboren und die bürgerliche Geſellſchaft nur eingeführt worden, daß ſie die Freiheit wahre und ſchütze, wie der Becher den Wein: oder iſt der Menſch zur Dienſtbarkeit geboren und darf ihm nur ſo viel Freiheit verſtattet werden, als er bedarf, ſeine Kräfte für den Dienſt der Geſellſchaft

auszubilden und dazu zu verwenden? Kurz, es ist die Frage: ist der Staat Zweck, oder der Mensch in ihm?" Nicht das, fährt Börne fort, wäre an Ludwig's XIV. Ausspruch: Der Staat bin Ich! so gefährlich gewesen, daß er sich zur Hauptsache, sondern den Staat überhaupt zur Hauptsache gemacht hätte. „War Lykurg besser, als Robespierre?" fragt Börne. „Er war schlimmer. Robespierre opferte die Menschen. Lykurg die Menschheit. Robespierre opferte sie, er schlachtete sie nicht. Er war kein Menschenmetzger, wie alte Weiber und kindische Männer glauben: er war ein guter Bürger, im Sinne der reinsten Glaubenslehre. Der Staat war sein Gott, sein Staat, der republikanische — gleichviel. Er war ein Absolutist wie einer. Der Jacobiner hat gar nicht nöthig, sich zu bekehren, um ein guter Royalist zu werden; der Royalist braucht seinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun, was Bessières gethan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand sie sich auch befinde; beide streiten gegen die Freiheit, wer diese auch geltend zu machen strebt, sei es das Volk, sei es der Fürst." Indem wir auf jene Abhandlung hinweisen, bemerken wir, daß sie Börne's politische Philosophie am deutlichsten entwickelt. Sie ist so frei von Partheileidenschaft, daß Börne sogar die von der Opposition in Frankreich heftig angegriffene Milliarde, die Entschädigung der Emigrirten, aus Gründen der Billigkeit vertheidigt. Börne's administrativer Grundsatz war: Il ne faut pas trop régner. Das Zuvielregieren, mochte es nun von einem Robespierre oder Ferdinand VII. kommen, war ihm verhaßt; es opfert den Menschen der Maschine, den Bürger dem Staat, es tödtet die freie harmlose Benutzung unseres Daseins, das uns von Gott nicht gegeben wurde, um nichts als die Erbärmlichkeit unserer sogenannten polizirten Gesellschaftsverfassung zu genießen d. h. zu erdulden, sondern, um uns für eine höhere Weltordnung geistig und seelisch vorzubereiten. Er haßte dies ewige Bevormundetwerden, die Controle, die Beamtenarroganz, die Demuth, die uns dem verkörperten Gesetz gegenüber zugemuthet wird, die polizeiliche Schinderei, der wir ausgesetzt sind, wenn wir nur den geringsten Schritt aus unserer Häuslichkeit hinauswagen,

trefflich die Laute ſchlägt. Vor dem wird die Welt Ruhe haben. Ei, ei, Schepeler, brecht doch eine ganze an! Schickt ſich das für einen Rathsbarbier, ſeinem Schöffen die Bedienung zu erleichtern?

Vierter Auftritt.

Schepeler (in rothem Rock, etwas buckelig). Vorige.

Schepeler.

Allerſeits geſegnete Mahlzeit, wohledle Herren! Bitte, bitte! Ich weiß, was meine Stellung mit ſich bringt, Herr Lambert von Dalen! Mögen ſich unſre Faßbinder und Ankerſchmiede drängen, in den Rath zu kommen und an wohlweiſer Herren Tiſchen zu ſitzen, die Welt weiß, daß Henning Schepeler, der Rathsbarbier von Lübeck, dieſe Grundſätze verabſcheut und alte Gewohnheiten nicht den Neuerungen opfert.

Oldendorp.

Als Mitglied der 146er würde es ſich freilich nicht ſchicken, daß Ihr bei Kindtaufen und Hochzeiten Euch die Reſte von den Rathsherrntiſchen holtet.

Schepeler.

Herr Syndicus, Ihr ſitzt alle zwei Tage unter meinem Meſſer. Habt Ihr je gehört, daß ich in dem Augenblicke, wo Ihr eingeſeift mir nicht widerſprechen würdet, meine Liebe zum alten Weſen dieſer Stadt zu

z. B. eine Reiſe machen wollen. Humanität, echte Philanthropie, Friede, Liebe und Glückſeligkeit, dafür ſchwärmte Börne und hat in dieſem Sinne allein Alles ausgeſprochen, was nur je an politiſchen Maximen und Urtheilen in ſeinem Munde bedenklich erſchienen iſt. Er verlangte nichts, als daß die Beamten höflich ſind, die Collegien minder impertinent, die Polizeicommiſſäre minder patzig (um einen berliniſchen Ausdruck zu brauchen), er verlangte, daß jeder Bauer vom Amtsſchreiber Herr angeredet und Jedem, der, ohne ein Dieb zu ſein, auf der Amtsſtube erſcheinen muß, ein Stuhl angeboten wird; er verlangte, daß der vornehme grobe Staat ſich zu uns verfügt, wenn wir ihn nicht aufſuchen; er haßte die Einbildung der Offiziere, die Dreiſtigkeit der Adeligen, den übermenſchlichen Dünkel der Fürſten, — das iſt der Punkt, wo ſich ein harmloſes Gemüth, wie das eines Börne, entzündete und in Flammen auflodern konnte, die gefährlich waren. Hätten wir in unſerm politiſchen Leben Edelmuth, Offenheit, liberales Zuvorkommen, bei den Fürſten echte Menſchlichkeit, Achtung vor Gemeingeiſt und öffentlichem Urtheil, Zartheit in allen Berührungen, Biederſinn in dem, was man thut, und Milde in dem, was man verbietet; wie ſicher würden wir einer Beruhigung der politiſchen Leidenſchaften entgegengehen; wie würden wir unſere beſten und edelſten Geiſter ſich mit den herrſchenden Verhältniſſen über das, was ſich nicht in einer Sommernacht ändern läßt, verſtändigen ſehen!

Im Spätherbſt des Befreiungsjahres reiſte Börne nach Paris. Es ließ ihm in Deutſchland keine Ruhe mehr. Er wollte dem Herde der Ereigniſſe nahe ſein und dieſe nicht mehr von der Peripherie, ſondern vom Centrum aus beobachten. Die beiden erſten Bände ſeiner Briefe geben über ſeine perſönlichen Begegniſſe auf der Reiſe und den Winter über in Paris den vollſtändigſten Aufſchluß; ſie ſind ein Tagebuch, ein zuſammengeheftetes Journal, eine Art Zeitſchrift, die alle Reize und ebenſo alle Nachtheile periodiſcher Literatur vereinigt. Friſch, lebendig, aber auch voller Widerſprüche und ohne eine andere Einheit, als die einer geiſtreich urtheilenden, glühend hoffenden Perſönlichkeit. Ueberhaupt iſt der

richtigste Gesichtspunkt, um Börne's sechs Bände Pariser Briefe zu beurtheilen, der, daß man sie eine zusammengeheftete Zeitschrift nennt, mit allen Tugenden und allen Fehlern des Journalismus. Sie geben Nachrichten, die nicht selten begründet, nicht selten aus der Luft gegriffen sind; sie bauen Schlußfolgerungen auf, die schon vom nächsten Tage widerlegt wurden; sie sind abgerissen im Styl, im Gedanken, sie wollen nichts sein als das Echo des Tages, aufgefangen in einer Menschenbrust, die vor Freude und Zorn, vor Liebe und Haß, vor Hoffnung und Verzweiflung zu zerspringen droht. Man ist in diesen wunderbaren Briefen nie auf sicherm Boden, man wandelt wie über glühende Kohlen; Irrlichter locken uns in finstere Moorgründe; freundliche weiße Engelsgestalten winken uns hinter den Büschen wieder aus der Tiefe auf den geraden Weg. Nicht einmal als Gradmesser der persönlichen Temperatur Börne's möchte man diese Briefe gelten lassen; sie sind eine Zeitstimmung, ein Daguerreotyp [illegible]eier fiebernder Jahre, hier zierlich das Kleinste treffend, [illegible]rt Alles wie in schwarze Tusche verwischend, ohne Lichtüber[illegible]nge, schwarz und weiß, je nach der Parole des politischen [illegible]aubensbekenntnisses. Noch ehe sich Börne an die Abfas[illegible]g dieser Briefe begab, schrieb er bei der Nachricht von [illegible] in Deutschland ausbrechenden Tumulten am 22. Sept. [illegible]0 aus Paris an einen Freund: „Offen gesagt, ich freue [illegible] nicht über das revolutionaire Wesen in Deutschland. [illegible]onnen wird doch nichts dabei; nichts durch Gewalt, denn [illegible]ist noch nicht auf Seiten des Volkes; nichts durch Be[illegible]ng unserer Staatsmänner, denn die sind nicht zu bessern. [illegible] Alles wird keine andere Folge haben, als daß die Sei[illegible]n Flor kommen: ich bin gewiß, es wird viel gehängt [illegible]n.“ Der Gedanke, ein Journal, etwa mit Heine und in [illegible]chweiz, herauszugeben, beschäftigte ihn lebhaft. „Daß [illegible]ept arbeitet,“ sagte er, „ist nicht mehr Sache des Schrift[illegible], sondern des Bürgers.“ Er hätte so gerne mit Heine [illegible]rt Quartalschrift, eine wirklich zwischen ihnen unter[illegible] Correspondenz, herausgegeben. Heine, dem um Alles [illegible]nen mit Louis Philippe, seiner Pension wegen, be[illegible] waren, hatte keine Lust. Börne kam ein Jahr später

wieder auf diese Idee zurück und äußerte sich unterm 12. Oct. 1831: „Bei Heine, den ich übrigens wenig sehe, habe ich nichts von dem Eifer für die gute Sache gefunden, den ich ihm zugetraut. Er hat ihn nicht oder verbirgt ihn, was mir aber in Beziehung auf mich unerklärlich wäre, da er mich als einen Gleichgesinnten kennt, mit dem er nicht zurückzuhalten braucht.“ Dieser Glaube an Heine war in der That naiv.

Börne kam im Frühjahr 1831 nach Deutschland zurück. Seine Briefe waren noch nicht erschienen. Er fand, daß dem Aufschwunge der Deutschen unzählige Niederschläge drohten, daß aller Orten Fallen für die „jungen Füchse der Demagogie“ gestellt waren, aber noch schien ihm nichts verloren, noch konnte dem wild gewordenen deutschen Ackergaul durch Pfeifen und Rufen wieder Muth gemacht werden. Ein solcher Zungenschlag, womit der Reiter seinem Rosse die Ohren spitzt und es in bessern Trab bringt, sollten seine Briefe sein. Daß er darin Dinge gab, die sich nicht vor der gesunden Vernunft verantworten ließen, wußte Börne selbst; aber gerade durch diesen Sauerteig sollte das noch etwas fade Gebäck des erwachten Volksgeistes schmackhaft gemacht werden. Börne hätte das Alles auch wirklich beschwören sollen, daß er die Deutschen verachte, daß er ihnen auf der Kehler Brücke seinen Rücken und noch mehr zeigte, beschwören, daß man Könige ihrer Nase wegen verjagen dürfe u. dergl? Gewiß nicht; aber er dachte: Es ist gut, wenn Einer kommt und so das Aeußerste sagt: das bringt sie in Harnisch, hurtig, flink! das bringt Leben in die Sache — und darum ließ er diese Tauben fliegen. Daß sie ihm hernach kamen und Alles bewiesen haben wollten, daß sie Abhandlungen über jene Fürsten-Nase, Abhandlungen über das Verbrennen der Göttinger Bibliothek schrieben, daß sie Alles buchstäblich nahmen und in dem Buche Jedes, nur nicht das, was es sein sollte, einen elektrischen Leiter, sahen, das empörte ihn und gab ihm die Erbitterung, die in den folgenden vier Bänden allerdings methodischer, überlegter, unversöhnlicher auftrat. Börne war den Sommer 1831 über in Baden, wo er mit Männern freundlich umging, von denen er nicht

ahnte, daß sie sich bald in seine Feinde verwandeln sollten. Die Briefe erschienen endlich, ohne Censur, im Spätherbst desselben Jahres, als schon Warschau gefallen war und die Polen ihre Durchzüge durch Deutschland begannen.

Vor dem weitern Verlauf unserer Erzählung hier noch ein Brief, den er an den Maler Oppenheim aus Baden-Baden richtete: „Baden den 8. Sept. 1831. Lieber Freund! Mit dem größten Vergnügen will ich Ihnen mein Bild überlassen, so lange Sie es brauchen. Das alte fac-simile wie auch den Pfeilschütter bitte ich Sie wegzulassen. Ist es nicht besser gar kein fac-simile zu machen? So etwas und zu dieser Bestimmung erst geschrieben, wird immer affectirt, wenigstens erscheint es so. Wenn ich auch, wie ich gewohnt bin, nur immer ausspreche und niederschreibe, was und wie ich es gerade auf dem Herzen habe, so kann man doch in wenigen Worten seine Gesinnung und sein Gefühl und deren Aufrichtigkeit dem Leser nicht klar machen. Muß ich denn etwas in der Hand haben? Ein Stück Zwetschenkuchen wäre mir am liebsten. Als vorigen Sommer die Juli-Ordonnanzen kamen, welche die ganze Welt aus ihren Fugen rissen, rief ich vergnügt aus: Und Gott sprach: es werde Licht! Wollen Sie das als fac-simile gebrauchen? Dann könnten Sie mir den Moniteur 26 Juillet 1830 in die Hand geben. Aber das bleibt Ihrem Urtheil überlassen. Ich kann meinem Takte hierin nichts zutrauen. Auf jeden Fall lege ich das Zettelchen bei. Börne. — P. S. Soeben bemerkt mir Madame ***, wenn unter meinem Bilde stünde: Gott sprach, es werde Licht, könnten die Leute denken, das bezöge sich auf mich. Ich glaube, sie hat Recht. Ueberlegen Sie's."

Es ist wahr, Börne's Briefe aus Paris fanden mehr Widerspruch als Anklang. Sie konnten nicht nur von der Parthei des Widerstandes als schlagendes Beispiel benutzt werden, wohin wir mit den demokratischen Ideen kommen würden, sondern selbst die liberale Parthei, welche bei ihrem Erscheinen in den Kammern, in den Volksversammlungen und Zeitschriften im Vortheil war, konnte ihre gesetzmäßigen Fortschritte durch die Verwahrung geltend machen, daß man zwar auf Freiheit drang, aber die Zügellosigkeit eines Börne

verabscheute. Seine Briefe ließen sich als eine Verfürchtung und als eine Drohung citiren. Sie gaben ein Beispiel für das, was man gewärtigen konnte, und ein anderes für das, was man vermeiden wollte. Zwischen beiden Partheien standen jene literarischen Halblinge, deren Beruf es zu sein scheint, allen originell sich entwickelnden schriftstellerischen Persönlichkeiten das Leben zu verkümmern, Jedes zu bemäkeln und den Satz aufrecht zu erhalten, daß selbst das Ausgezeichnetste in der Welt nicht ohne Widerspruch sein dürfe. Ohne von der politischen Strömung erfaßt zu sein, kamen meist aus Berlin, Leipzig und zum Theil aus Hamburg, überhaupt aus der Gegend hinter der Elbe diese retardirenden, gewöhnlich vom Ei beginnenden Einsprüche. Es ist das eine alte Erfahrung bei uns. Es kann Einer eine fertige, abgerundete Physiognomie in der Literatur nach allen Seiten hin gezeigt haben, so kommt doch noch immer von dorther Einer und fragt: Womit vertheidigst du eigentlich deine Existenz? Wer bist du und auf wessen Namen bist du getauft? Passest du in die Definition, die ich von dir, noch ehe du warst, schon zu geben wußte? Und diese waren es auch, (z. B. in den Blättern für literarische Unterhaltung) deren Einspruch Börne am meisten verletzte; denn eigentlich sind diese Leute unwiderleglich; die einzige Verständigung, die mit ihnen möglich ist, bleibt die, bei seinem Wesen und in seinen Behauptungen zu verharren. Consequenz ist noch das Einzige, was auf die Phantasie dieser Doctrinaire Eindruck macht.

Unstreitig hat der später Börne so feindliche W. Menzel das Verdienst, die ersten Bände der Briefe aus Paris am richtigsten gewürdigt zu haben. Er sah in dem, was sich in ihnen nachempfinden ließ, aber mißlich auszusprechen und am wenigsten öffentlich zu billigen war, Börne's als Krankheit zurückgetretene Liebe zum Vaterlande. Die schönen patriotischen Huldigungen, die unsern Schriftstellern immer so bequem im Munde liegen, sind ja meist nur die Eingebung einer Liebe, die sich nicht auf Proben stellen läßt und, stellte man sie, nicht bestehen würde. Schmachtende Vaterlandsliebe kannte Börne nicht, sondern nur jene, die auch grollen kann, die Liebe, die erhebt und bessert, nicht die, die einschläfert und

in Küssen begräbt. Wir haben noch viele solcher Schwärmer, die mitten in den zahllosen Gebrechen unserer gesellschaftlichen Beziehungen, einer Nation, die sich diese gefallen läßt, schmeicheln zu müssen glauben. Gern würde Börne geliebt haben, hätte er gedurft. Seine Liebe war nicht mondscheinblasser Natur, sondern vollblütig, leidenschaftlich, eine Liebe, von der man sagen durfte, sie hat Temperament. Wenn er die Deutschen schmähte, so ist es möglich, daß er die Lage nicht berücksichtigte, die uns hinderte, die Ursachen seines Tadels so schnell wegzuräumen; aber er schmäht nicht aus Haß, sondern wo er zu hassen *scheint*, sieht man nur einen solchen Haß, der, wenn er gedurft hätte, sich bald würde in Liebe verwandelt haben. In keinem Lande wird mehr über die Vaterlandsliebe, von der Schule an bis in's Leben, declamirt, als bei uns, und doch trägt sie uns weit weniger Früchte ein, als in Ländern, wo sie ein unmittelbar im Nationalegoismus vorausgesetztes, mit der Muttermilch eingesogenes Gefühl ist und weit weniger besprochen wird. Börne durfte nur wieder in Paris sein, um sogleich sein deutsches Heimweh zu bekommen. Er pflegte im Umgang nie anders, als mit der größten Verehrung vom Vaterlande zu sprechen. Er haßte Goethe, aber die Franzosen sollten nichts davon erfahren, daß wir Deutsche unsere großen Genien hassen müßten. Hatte er etwas Tiefes in einem deutschen Schriftsteller gelesen, so sagte er oft: „Die Deutschen sind doch die erste Nation." „Lassen Sie," sagte er einmal, „die Deutschen nur einen Tag frei sein, über Nacht werden die großen Männer aus dem Boden wachsen." Er suchte oft sogar seiner Freundin diesen Ausspruch zu be*weisen*. Er führte ihr die Grundelemente des deutschen Wesens vor und schloß dann mit Schmerz, daß unsere politischen Verhältnisse uns, die wir die Herren der Geschichte sein könnten, leider nur zu ihren Sklaven gemacht hätten.

Einige der Gegner, auf welche Börne ein Gewicht legen zu müssen glaubte, hat er in der Fortsetzung seiner Briefe selbst widerlegt. Da diese Widersacher meist böswillig waren, so durfte er die Waffe des Spottes nicht verschmähen. Auch selbst auf grobe Keile setzte er nicht gröbere, sondern seine Polemik, wie gegen W. Alexis, L. Robert, E. Meyer in Hamburg, ist

immer fein und unterhaltend. Vielen seiner damaligen Gegner, die da glaubten, Vaterland und Vernunft gegen ihn vertreten zu müssen, mag wol jetzt ihr Zorn verraucht sein. Um so widerwärtiger ist es, wenn ein Literarhistoriker wie Gervinus in seinen „Gesammelten historischen Schriften" das ganze Wörterbuch leerer Beschuldigungen, die je gegen Börne ausgesprochen sind, wieder aufschlägt und mit selbstzufriedenem, scheinbar wissenschaftlichem Ernst darin herumblättert. Es könnte dies Urtheil über Börne's Pariser Briefe unerwähnt bleiben und zu den übrigen geworfen werden, wenn nicht Gervinus sich die Miene gäbe, der Ausdruck wissenschaftlicher Gründlichkeit und einer von Professorenvorurtheilen unabhängigen Unpartheilichkeit zu sein. Darum hier gerade über ihn einige Worte.

Ein von Hause aus mit Schematismen, Parallelen, Maximen, Aperçüs, verworrener Lectüre, vorgefaßten Bildungselementen ausgestatteter Kopf wie Gervinus ist geradezu unfähig, die freie Selbstständigkeit literarischer Persönlichkeiten zu entwickeln. Von hundert aus der vergleichenden Geschichtsmethode entnommenen halben Wahrheiten her, fallen ihm auf die Personen und Leistungen, die er zu beurtheilen hat, stets Schlagschatten, die ihn das Meiste in falscher Beleuchtung sehen lassen. Gervinus ist kein Literarhistoriker, bei dem die Dichter und Denker *selbst* reden. Immer redet er in die Dichter und Denker hinein. Er gruppirt sie dahin, wo er einen Schlosser'schen Erfahrungssatz für sie hat. Wissenschaftlicher Dilettant, über dessen Kenntnisse man ebenso erstaunen mag, wie über den falschen Gebrauch, den ihn sein übergroßes Selbstvertrauen und eine gewisse laienhafte und exoterische Leidenschaftlichkeit von ihnen machen läßt, hat er den Heißhunger, alles Originelle um sich herum abzugrasen, weil ihm das Bedeutende nur in der Form einer seiner Kategorieen, in der von ihm zugelassenen, sehr endlichen und vorgefaßten Nothwendigkeit gestattet erscheint. Er erschrickt auch vor keiner neuen Erscheinung. Jede muß etwas beweisen, das er auf anderem Wege schon *früher* gefunden hatte. Wo bleiben da die Genien? Wo bleiben da selbst die Individuen?

Wenn man sagt, daß Börne's Pariser Briefe ein ober-

flächliches Gemengsel von Tollheiten und Verbrechen sind, (Gervinus sagt das) so ist ein solches Urtheil eben so lieb los, wie unwissenschaftlich. Das letztere, weil es diese Briefe ganz aus dem Zusammenhange mit der Zeit, das erstere, weil es sie ganz aus dem Zusammenhange mit Börne als Menschen lostrennt. Wer die Aufregung der Zeit kannte, wird den Ton dieser Briefe zu würdigen wissen; wem auch dann noch Räthsel übrig bleiben, der gehe an die Quelle selbst, an das Gemüth des Autors, und überzeuge sich, ob dasselbe gesund oder krank und warum es krank war. In Büchern nichts als den Inhalt sehen, das soll allerdings die Aufgabe der Kritik sein. Aber die Literarhistorie würde wenig Achtbares zu verzeichnen haben, wenn es nicht auch Bücher gäbe, die sich nur um ihres Autors willen erhielten. Gervinus ist schon deshalb ein Feind dieser Briefe, weil sie keine Abhandlungen enthalten.

Gervinus benimmt sich gegen die Persönlichkeiten der Literargeschichte, wie ein Inquirent, der einen Inculpaten zu Protokoll zu nehmen hat. Aber nicht einmal einen denkenden Juristen würde er vorstellen. Ein Richter, der den Thatbestand eines Verbrechens aufnimmt, der sich das geistige Signalement des Thäters entwirft, wird vor der kleinsten Anomalie seines Urtheils stutzen und den kleinsten ihm auffallenden Zug festhalten, um vielleicht von diesem aus über die Natur des Angeklagten in's Reine zu kommen. Ganz anders Gervinus! Dieser Unpsycholog räumt Börne Uneigennützigkeit ein. Himmel, ist das eine solche Kleinigkeit, in einer Zeit, wo Alles käuflich ist, Seele, Leib, Feder, Gedanke? Hier sollte ein Schriftsteller der Gerechtigkeit nicht stehen bleiben, sollte nicht weiter forschen und einen Charakter von innen heraus zu erfassen suchen? Gervinus wirft dieses Zugeständniß so hin und vergißt, daß es die meisten seiner pedantischen Ansichten über Börne schon an und für sich verdächtig macht. Das Verdächtigste aber ist, daß Gervinus hiedurch beweist, wie wenig er Sinn für Individualität, für Charakter hat. Dieser Literarhistoriker scheint in der That völlig unfähig, selbstständige Erscheinungen unter der Beleuchtung ihrer selbst aufzufassen. Von Börne springt er

z. B. gleich auf Byron über. Sie haben gewiß Manches gemein und doch wie ist jeder so ganz ein Anderer! Das kümmert diesen Kritiker nicht. Er macht den einen für den andern verantwortlich, macht sie beide zu zwei Stationen derselben Richtung, nimmt, um eine Thatsache zu beweisen, die Arme von Byron, die Füße von Börne, den Kopf von Victor Hugo, den Rumpf von Chateaubriand, gleichsam als hätte hier eine Verabredung stattgefunden. Freilich, wenn man aus einem Menschen immer gleich Richtungen herleiten, aus einem Uebelthäter gleich ganze Verbrechercolonieen machen will, dann läuft alles das sehr angenehm in die Breite und in's Declamatorische, worin denn auch Gervinus und sein sonst ganz trefflicher Meister Schlosser ihre Hauptstärke haben.

All' die lächerlichen Theorieen, die Gervinus aus Börne's Briefen herleiten will, zu widerlegen, würde vergebliche Mühe sein. Was dieser schwarzsehende Hypochonder über die von Börne bezweckte Gesetzlosigkeit sagt, beweist, daß er nicht die Anfangsgründe der politischen Theorie kennt, die in Börne's Schriften zerstreut liegt. Man kann diese Irrthümer und falschen Beschuldigungen des Professors nur dadurch widerlegen, daß man von ihm selbst die Thatsache feststellt, wie wenig er fähig und geneigt ist, Börne zu begreifen. Gervinus hat eine angeborne Feindschaft gegen Alles, was sich durch sich selbst auszeichnet und in der Welt nicht übermäßig fleißig zu sein braucht, um dennoch eine Geltung anzusprechen. Er ärgert sich über geniale Personen und geniale Ausdrücke. Er hat einen wahren Fanatismus für Solidität, einen Heroismus für das Bürgerliche, als wollte er sagen: Das gerade ist das Geniale, häuslich zu sein; das ist das Excentrische, sich seiner Nachtmütze nicht zu schämen und selbst auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, um neun Uhr zu Bett zu gehen! Daher der Haß gegen Phantastisches, Ureigenes, die Neigung, für Außerordentliches gewöhnliche Ursachen aufzufinden. Behauptet er doch in dem Artikel über Börne: Die Neuerungssucht bei der Jugend käme im Grunde nur daher, daß die jungen Leute nur Furcht vor dem Examen hätten! Füge ich nun zu einer solchen Trivialität noch hinzu, daß Gervinus sagt, Börne könne nicht schreiben, weil

„in den sechs Bänden Pariser Briefe auch nicht ein einziger Periode zu finden" wäre, (das ist also seine Sehnsucht!) daß die Wendung: „Börne könnte nie sein Frankfurt vergessen", den Darmstädter verräth, der von Hause aus mit neidischem Aerger an eine Stadt denkt, wo die Darmstädter, die den Buchstaben R nicht aussprechen können, Gegenstand des Spottes sind: so haben wir das Bild dieses Kritikers vollständig nach der Natur gezeichnet und wissen, warum er eben unfähig ist, Börne zu würdigen. Dieser Eine sei nur ein Beispiel der Uebrigen.

Schmerzlicher mußte es für Börne sein, daß auch Freunde, die ihn kannten, an ihm irre wurden. Den Absagebrief Carové's ertrug er mit lachendem Muthe. Empfindlicher war ihm das Urtheil der näher Befreundeten. Börne ist toll geworden! Das ließ sich noch hören. Aber wenn ihn Andere entschuldigen wollten, mit Gründen, die Börne als künstlich ersonnen sogleich erkannte, so that ihm das weh. Die Einen kamen zu ihm: Daß die Leute nicht den Humoristen in Ihnen sehen! Sie haben uns zum Lachen bringen wollen, was ist da weiter? Die Andern sagten: Börne ist von Natur schwach; aber er fürchtet, es zu scheinen. Um diesen Schein zu vermeiden, übertreibt er; gleichsam wie Marat seine eigene Furcht dadurch vertrieb, daß er Andern welche einjagte. Am meisten verlegen waren wol die, die gern dieselben Zwecke mit Börne verfolgten, das Mittel einer Verspottung der Deutschen aber unvorsichtig gewählt fanden. Die Deutschen sind gewohnt, sich selbst stark zu rühmen. E. M. Arndt versteht das. Er giebt Schriften heraus mit dem Titel: „An meine lieben Deutschen!" In diesem kindischen Tone will bei uns die große Rasse behandelt sein. Das zu thun, hat Börne unterlassen. Er hat sich im Gegentheil eine größere Wirksamkeit auf den Ehrgeiz der Deutschen versprochen, wenn er ihnen stark die Wahrheit sagt. Lästig waren Börne die Einwendungen seiner doctrinairen Freunde. Diese räumten den Franzosen nur die Initiative der Freiheit ein, den Deutschen aber sprachen sie die organische Begründung derselben zu. Bei uns müsse alles nach dem Maß gegebener Zustände, auf dem Wege wissenschaftlicher Erörterung und allmäliger historischer Heran-

erkennen gegeben habe? Handl' ich wie ein großherziger Mann, so laßt mir meine Meinung auch jetzt, wo ich allerdings nicht in Gefahr bin, Euch Eure linke Warze am Kinn abzuschneiden.

Oldendorp.

Ihr seid in Euerm Haß gegen die neue Verfassung unsrer guten Stadt wenigstens ehrlich.

Hermelink.

Ja, Schepeler, Wullenweber hat oft gesagt, um die alte Partei lächerlich zu machen, brauchten wir Nichts als einen Menschen zu nehmen, der sehr schön gewachsen ist, einen rothen Rock an hat, Rathsbarbier ist, Schepeler heißt, und von Haus zu Haus Lübecks neues Regiment mit Seifenschaum bespritzt.

Schepeler.

Wird ihm übel bekommen, wird ihm übel bekommen, so spöttisch zu sein, dem Herrn Bürgermeister Wullenweber — sind spottschlechte Nachrichten da.

Paleu.

Hört man Etwas? Der Rath ist seit acht Tagen ohne Briefe von Kopenhagen.

Schepeler.

Ueble Nachrichten, zu Land hereingeschmuggelt — üble Nachrichten — man hat Verbindungen!

Oldendorp.

Wenn die holsteiner Bauermädchen Euch ihre Zöpfe verkaufen für die adligen Fräulein im Johannisstift, so

bildung gezeitigt, nicht aber übereilt und am wenigsten durch unzeitige Einschüchterung unserer vortrefflichen Fürsten verdorben werden. Börne hatte mit jeder dieser Einwendungen seine Noth. Eine solche Verwirrung der Urtheile hätte er seinen Briefen nicht zugetraut. Der Erfolg derselben übertraf auch in dieser Hinsicht seine Erwartung.

Da das kurze politische Leben, zu dem sich Süddeutschland aufgeschwungen hatte, bald von Einkerkerungen und Processen abgelöst zu werden anfing, so dachten auch die Lenker der Stadt Frankfurt daran, Börne für den Hohn, den er den deutschen Verhältnissen gesprochen, zu strafen. An Leib und Leben vorläufig unerreichbar, sollte er an Hab und Gut die Folgen seiner Unbesonnenheit fühlen. Man machte Miene, ihm seine alte großherzogliche Pension zu entziehen. Sie dürfte, behauptete man, nur in Frankfurt verzehrt werden. Börne, glaubte man vielleicht, würde Thor genug sein, wirklich zu kommen. Börne bevollmächtigte seinen Freund Reinganum, den rechtsgewandten Advocaten, auf dem Römer seine Sache zu führen. Es gelang diesem auch bald, die Richtigkeit der gestellten Bedingung zu erweisen und Börne eine Hülfsquelle zu sichern, deren Ursprung sich in Zeiten und Verpflichtungen verlor, über welche sich die Frankfurter Behörden nicht hinwegsetzen durften. Man beharrte auch nicht länger auf jener Bedingung, weil die Sache dann leicht hätte an die Bürgerschaft kommen und Gelegenheit zu anzüglichen Erörterungen geben können. Reinganum fand in den Actenstücken, die Börne einsandte, die Abweichung, daß statt des Ausdrucks les serviteurs du Grand Duché de Francfort, wie in der Wiener Acte die Beamten des ehemaligen Fürsten Primas genannt waren, Börne oder sein Pariser Notar gesetzt hatte: les fonctionnaires. Börne hatte sich bei der Abschrift wahrscheinlich geschämt, einen Franzosen wissen zu lassen, daß man in Deutschland die Beamten des Staats serviteurs nenne.

Börne begriff nicht, wie ihm seine Freunde so dringend abrathen konnten, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Man warnte ihn von allen Seiten. Er zweifelte nicht, daß man ihn für seine Pariser Briefe gefänglich einziehen konnte,

ber er rechnete auf eine Theilnahme, die der Sache, die jene
riefe vertheidigten, dann nur würde genützt haben. Er
chnete, wenn er in's Badische oder Rheinbayersche reiste, auf
ffentliche Verhandlung seines Processes und versprach sich
on den Debatten, wie von dem ihm ohne Zweifel günstigen
rtheil der Geschwornen (in Rheinbayern) einen in mancher
insicht wichtigen Erfolg. Zu Pfingsten 1832 war er auch
irklich auf dem Hambacher Feste. Frankfurter, die dem
r. Wirth einen Ehrensäbel brachten, mußten ihm vom
ömer erzählen, von den Versammlungen im „König von
reußen," von Adressen, Polenbewillkommnungen, liberalen
attinnen illiberaler Senatoren, von hundert Familienzwisten,
o der Sohn nicht mehr die Meinung des Vaters, der
chüler die des Lehrers theilte. Börne war vom politischen
ben um ihn her so überrascht, daß er damals eine Erhe
ung der Deutschen in Masse für nahe bevorstehend hielt. Den
genscheinlich hinfälligen Körper hielt die Hoffnung, dies
ch zu erleben, die Enttäuschung über so Vieles, was ihm
über an den Deutschen unglaublich geschienen hatte, aufrecht.
örne mischte sich in die dichtesten Haufen, schloß sich Pro
sionen an, hörte die Reden im geschlossenen Cirkel des
geren Ausschusses. Mitten unter dem Jubel über das
edererstandene Vaterland, mitten unter den aufrichtigsten
ldigungen, die ihm die Patrioten darbrachten, wurde ihm
seine Uhr gestohlen! Wenn ihn dabei etwas ärgerte, so
r es, daß der sich fühlende Volksgeist eben keinen schönen
fang gemacht hatte. Der Thäter wurde bald entdeckt; es
r Börne's Barbier, der beim Weggehen die Uhr zu sich ge-
t hatte.

Da trotz der Junibeschlüsse des Bundestages die liberale
che im Badischen noch immer im Vortheil war, so wagte
Börne, wie der Erfolg zeigte ungehindert, das ganze
oßherzogthum zu durchreisen. Er brachte wieder einige
t in Baden-Baden zu, wo gewöhnlich Dr. Kramer sein
t war, ließ dort einen russischen Offizier fordern, der ihn
ge Tage lang beim Eintreten in das Lesecabinet mit zwei-
tigen Blicken gemustert hatte, und reiste, als er eine ge-

nügende Erklärung erhalten, nach Freiburg ab, wo ihm Professoren und Studenten huldigten.

Im Allgemeinen hatte er wenig Freude an einem Liberalismus, dessen Cultus in diesen Gegenden nicht ganz ohne Eitelkeit getrieben wurde. Um sich recht lange die Gelegenheit zu schönen Reden zu erhalten, wurde ein badischer Separatliberalismus gestiftet, in dessen Interesse man durch Schmeicheleien und Concessionen mancherlei Art den „bürgerfreundlichen" Großherzog Leopold hineinzuziehen suchte. Börne besorgte, daß von dieser sich mit dem Deckmantel der Loyalität schützenden liberalen Schwätzerei für das Ganze nicht viel Gutes herauskommen würde. Er zog ehrenvolle Niederlagen zwecklosen Vermittelungen vor. Es ist besser, daß die Wahrheit unterliegt, als daß sie entstellt wird.

In Baden starb damals Ludwig Robert, Rahel Varnhagen's Bruder, den er bedauerte in seinen neuen Pariser Briefen heftiger, als man mit einem Todten zu thun pflegt, angegriffen zu haben. Aus Freiburg, wohin er im Juli reiste, schrieb er damals an einen Freund: „Welchen moralischen Eindruck meine Briefe in Deutschland hervorgebracht haben, glauben Sie kaum. Ich habe es selbst nicht erwartet. Meyer, Wurm und ähnliche haben drucken lassen: ich dürfte mich in Deutschland nicht mehr sehen lassen, ich würde aus jeder honetten Gesellschaft geworfen werden. Das sind Propheten! Seit ich in Deutschland bin, erfahre ich eine ununterbrochene Huldigung, nicht blos von Einzelnen, sondern von ganzen Massen, so daß ich, der immer Stille und Zurückgezogenheit geliebt hat, mir oft vor Angst nicht zu helfen weiß. Mein Zimmer wird nicht leer. Ich habe oft nicht Stühle genug für all' die Menschen, die mich besuchen. Ich war auf dem Hambacher Fest. Fast das ganze Land hat mich besucht, so daß ich krank von der Last geworden bin. Wenn ich in Neustadt über die Straße ging, erschallte es aus den Wirthshäusern, aus den vorüberfahrenden Kutschen: Es lebe Börne, der Verfasser der Briefe aus Paris! Die Heidelberger Studenten brachten mir dort ein Ständchen. Alle die Patrioten, die dort an der Spitze stehen, Wirth u. s. w. erklärten, mir hätte man die vaterländische Bewegung in Deutschland zu

verdanken, die andern wären erst nach mir gekommen. Mit thränenden Augen haben mich Viele an ihre Brust gedrückt und haben vor Bewegung kaum reden können. Hier in Freiburg war es ebenso. Die Studenten sind Abends, als ich schon im Bett lag, vor mein Haus gezogen, haben mir ein Ständchen gebracht und gerufen: Es lebe der Vertheidiger der deutschen Freiheit! Selbst die hiesigen Bürger, die einige Tage später einem liberalen badischen Deputirten, der in meinem Wirthshause wohnt, ein Ständchen gebracht, haben mich auch hinein gemischt und gerufen: Es lebe der deutsche Patriot Börne! Was werden meine Recensenten dazu sagen, die mich für einen schlechten Deutschen erklärt? Die öffentliche Meinung läßt sich nicht irre führen. Aber so verblendet sind die Aristokraten, solches närrische Vertrauen setzen sie in ihre alten Polizeipfiffe, daß sie nach dem Hambacher-Feste in einigen Zeitungen haben drucken lassen: Die Heidelberger Studenten hätten mir in Neustadt ein Charivari gebracht! Und Tausende waren dort, die das Gegentheil wissen. Bei den hiesigen Professoren habe ich die schmeichelhafteste Aufnahme gefunden. So auch bei den vielen Freunden aus allen Gegenden, die sich in Baden zusammengefunden, wo ich mich seit der Mitte April aufgehalten. — Meine Recensenten, so viele mir von ihren Kritiken in Paris bekannt geworden, habe ich in meinen neuen Briefen nach Verdienst heruntergemacht. Meyer und Wurm kommen noch am besten weg. Aber Häring und Andre werden an mich denken. Aus Häring und einigen seiner Geistesverwandten habe ich einen eigenen Artikel unter dem Titel: Härings-Salat geschrieben, der als Beilage hinter einem Briefe steht. Einer meiner (anonymen) Recensenten (Ludwig Robert), dem ich auch den Kopf gewaschen, hat mir vor einigen Tagen einen boshaften Streich gespielt und ist gestorben, welches mich sehr genirt, da ich manches über ihn gesagt, was man gegen Einen, der sich nicht wehren kann, schicklicherweise nicht sagen soll. Da muß ich denn Manches weglassen. Auch bete ich jetzt täglich zum lieben Gott, er möge meine Recensenten bei Leben lassen. Wenn mir der Häring auch stürbe, ehe meine Briefe

gedruckt sind, ich würde mich aus Verzweiflung in's Wasser stürzen." Darauf reiste Börne in die Schweiz und verweilte mehrere Wochen auf dem Gute des Grafen Bentzel-Sternau, Mariahalden. In seinen Briefen weiß er nicht Rühmens genug über die Aufnahme und Behaglichkeit, die er dort gefunden.

Es verdient hier bemerkt zu werden, daß die ersten Bände der Pariser Briefe rein aus einer Art Verlegenheit entstanden sind. Börne war den Abnehmern seiner gesammelten Schriften noch einige Bogen schuldig, die der Verleger gern zu einem Bande ausgedehnt gesehen hätte. Börne wußte nicht, wie er die dringenden Mahnungen anders befriedigen sollte, als daß er sich entschloß, das Anziehendste aus seiner Correspondenz mit Frau Wohl ausziehen zu lassen und dies dem Tagebuch aus Soden als Ergänzung zu einem Bändchen beizufügen. Als er die Hälfte der Briefe schon in aller Vertraulichkeit geschrieben hatte, fiel ihm dieser Plan erst ein, so daß man erst von den Briefen des spätern Datums annehmen darf, daß sie zum Druck bestimmt waren. Börne beauftragte seine Freundin von Paris aus, in Frankfurt eine Abschrift des Interessantesten aus seinen Briefen fertigen zu lassen. Diese aber, Alles hoch und theuer achtend, was aus Börne's Feder kam, stellte ein so großes Convolut von Auszügen her, daß Börne selbst über die Reichhaltigkeit seiner Mittheilungen erstaunte und mit seinem Verleger über die beste Art der öffentlichen Benutzung zu unterhandeln anfing. So ergab sich zuletzt die gesonderte Erscheinung derselben.

Als Börne wieder in Paris war, erschien die zweite Sammlung seiner Pariser Briefe. Obgleich größtentheils der Bekämpfung seiner Gegner gewidmet und wiederum nur sprungweise den Tagesgerüchten folgend, enthalten sie doch Parthieen von bauernderer Bedeutung. Die Urtheile über literarische Erscheinungen der Pariser Wintersaison von $18^{31}/_{32}$ erinnern an die gediegensten Urtheile der frühern Epoche Börne's. Einige dramaturgische Zergliederungen sind Meisterstücke, wenn auch das z. B. Victor Hugo gespendete Lob zum Theil mehr nur von der Vorliebe für alles Neue und Kämpfende, welcher sich edle Gemüther nie entziehen können, ein-

gegeben scheint. Ueberraschend waren die Bemerkungen über einige neue Schriften von Heine. Er nannte ihn einen Knaben, der auf den Schlachtfeldern nach Schmetterlingen hasche. Er warf ihm Wankelmuth und Egoismus vor und mahnte ihn, von seinem dichterischen Talente einen edleren und seiner eigenen Vergangenheit würdigeren Gebrauch zu machen. Die selbstgefällige Art, wie Heine in den Französischen Zuständen die wichtigsten Ereignisse nur zur Folie seiner Einfälle gemacht, hatte ihn indignirt. Dem Style opferte er die Ueberzeugung. Als das Verhältniß schon zum völligen Bruche gekommen war, äußerte Börne gelegentlich: „Es ist Heinen ganz einerlei, ob er schreibt: Die Republik ist die beste Staatsform oder die Monarchie. Er wird immer nur das wählen, was in dem Satz, den er eben schreiben will, gerade einen bessern Tonfall macht."

Börne war Heinen, seitdem er dessen literarische und persönliche Bekanntschaft machte, immer freundlich zugethan. Sogar mit Liebe sprach er von ihm. Ein Besuch Heine's in Frankfurt konnte ihn in Aufregung bringen. Als er ihn in Paris wiedersah, war er für Einflüsterungen und Verträgereien über den Charakter Heine's unempfänglich. Die Vergleichungen, die man zwischen ihnen beiden zog, störten ihn nicht; er ließ, so lange nicht bösliche Absicht oder gefährliche Entstellung wichtiger Partheifragen verlautete, Heine das vollste Recht seiner Selbstständigkeit. Heine, jünger, werber Meister seiner Leidenschaften, viel auf äußern Erfolg Publikum gebend, mochte vielleicht nicht ganz unbefangen en über das Aufsehen, das die Pariser Briefe machten. kam über die in Paris wohnenden Deutschen das Asso- onsfieber. Die zahlreichen deutschen Handwerker, Commis, hrte, die in Paris wohnten, wollten durch Adressen und liche Erklärungen die überrheinische Sache unterstützen; schrieb Versammlungen aus und bezeichnete die, welche hnen fortblieben, mit Namen, die vom Verdacht in Zeiolitischer Aufregung bald erfunden sind. Heine, der nur ffe von kleinen literarischen Bundesgenossenschaften hat, t vor diesen massenhaften Verbrüderungen und fühlte n den demokratischen Zumuthungen, die gerade an ihn

als einen Freiheits-Dichter ergingen, beläſtigt. Aus frühern Lebensverhältniſſen her war er gewohnt, ſich bei Namensunterſchriften ſchwierig finden zu laſſen; da ſollte alle Tage vermittelſt einer Adreſſe ein Fürſt vom Thron geſtoßen werden oder durch Subſcriptionsliſten für tauſend kleine politiſche Zwecke gewirkt werden und immerzu die Feder in der Hand und ſeinen Namen da hinzuſchreiben, — das war ihm unangenehm. Gern hätte er die von den Fäuſten der Handwerker ſchmutzigen Subſcriptionsbögen unter ſeinen Händen durchſchlüpfen laſſen, aber einige Terroriſten paßten auf und drohten nicht undeutlich mit der Guilloline, die vielleicht über Nacht die Ordnung des Tages werden konnte. Beſonders ärgerte es Heine, daß Börne, „der kränkliche Menſch", einen ſo fanatiſchen Königsfreſſer ſpielte und das ganze Ding mit der Revolution, das ſich nur gedruckt, in Vorreden, datirt „Paris am Tage der Baſtille" hübſch machte, ſo ernſt nahm und jede Tollheit, die Einer auf's Tapet brachte, mitunterſchrieb. Börne und Heine aßen zuſammen an einem Orte, wo viele deutſche Handwerker verkehrten. Zwiſchen der Suppe und dem Rindfleiſch kam regelmäßig eine ſchmutzige Subſcriptionsliſte den Tiſch herunter. Heine war in Verzweiflung. Er wartete die Gelegenheit ab, wo er losbrechen konnte und ergriff dieſe endlich, als ſich die Liſten unter anderm einmal auch gegen den Papſt und deſſen politiſches Verfahren in der Romagna ausſprachen. Was ſie der Papſt anginge? erklärte er unwillig und unterſchrieb ſich nicht mehr. Man kann nicht leugnen, daß Heine's Benehmen hier von vielem Verſtande zeugte. Nur hätte er ſich dann von dem Umgang mit ſo erhitzten Gemüthern zurückziehen und nicht nach dem Ruhm einer Popularität bei dieſen Leuten ſtreben ſollen. Da erſchienen endlich der dritte und vierte Band der Briefe aus Paris und in ihnen Börne's ſtrenges, aber durchaus nicht feindſeliges Urtheil über Heine's Franzöſiſche Zuſtände. Die Folge war ein offenbarer Bruch, den die Zwiſchenträger noch erweiterten und unheilbar machten. Heine ſollte Drohungen ausgeſtoßen haben; Börne, wie immer tapfer bis zum Drolligen, bemühte ſich, ſeine Furchtloſigkeit zu zeigen und ſogar ſie recht zur Schau zu

stellen. Heine, der Börne zu vermeiden suchte, kam in die größte Verlegenheit, weil Börne gerade Alles aufbot, daß sie sich begegnen mußten. Börne, der nie begreifen konnte, wie in Heine's „Salon" die Schlußfigur des „kleinen Simson" sich auf ihn beziehen ließ, kundschaftete die öffentlichen Orte aus, wo er Heine treffen konnte. Wo Heine aß, wollte er auch essen. Seine Umgebungen hatten Mühe, ihn von dieser Hetzjagd, die er auf Heine anstellte, zurückzuhalten. Später begegneten sie sich noch oft in Soiréen bei der Mutter des Componisten Hiller. So unbefangen sich Börne zeigte, so nahm er es doch übel, wenn Frau Wohl, von Heinen angeredet, diesem nich: den Rücken kehrte. Wie Sie mit meinem Feinde sprechen können, begreife ich nicht — sagte er unwillig zu seiner Freundin, die nicht wußte, wie sich hier Börne und zu gleicher Zeit dem Anstande willfahren ließ.

N. N. Spazier gab im Jahre 1835, verbunden mit dem polnischen Grafen Breza, eine Galerie berühmter Israeliten (Stuttgart bei Brodhag) heraus. Es mystificirte jemand Heine, daß auch er in diese Gallerie komme und zwar mit einer Biographie, die Börne von ihm abfassen würde. Heine ließ Börne sagen, wenn er das thäte und wenn man ihn überhaupt in eine Galerie von Israeliten brächte, so würde er sich durch eine Schrift gegen Börne und seine Freunde rächen. Es entstanden darüber neue Controversen, neue Reibungen, neue Drohungen; aber erst nach Börne's Tode hat Heine in seiner Schrift über Börne die Rache ausgeführt, ohne daß Börne je an Heine's Rückjubaistrung betheiligt war.

Auf die letzten Sammlungen Pariser Briefe (deren buchhändlerischer Vertrieb mit den größten Schwierigkeiten verbunden war) wandte Börne nicht gerade eine größere Sorgfalt als auf die frühern; aber schon die beruhigtere Stimmung, in der sie geschrieben wurden, brachte es mit sich, daß sie gerundeter und reifer ausfielen, als die frühern. Da der revolutionairen Vorsprünge, die der Liberalismus hie und da gehabt hatte, immer weniger wurde, so fehlte es Börne's „Feuerwerkerei" an Zündstoffen. Die Anknüpfung wurde schwieriger, weil wieder einmal in den Deutschen das Gesetz

der Trägheit vorwaltete. Börne hatte sich geirrt, wenn er glaubte, das jährliche Erscheinen seiner Briefe würde immer die gleiche Wirkung haben; geirrt, wenn er dem Buchhändler Brünet, jenem räthselhaften Unbekannten, der seine spätern Briefe verlegte, sagen ließ, er möchte das Erscheinen der Briefe immerhin verzögern, es sei besser, die Deutschen würden erst recht schlaff, damit sie dann durch ihn wieder lebendig würden. Ist der Rausch vorüber, dann sind die Deutschen nüchterner, als irgend eine Nation. Börne's letzte Briefsammlung ist unstreitig, stylistisch genommen, die vollkommenste; sie kam aber wenig unter's Volk und wurde dafür mehr von denen gewürdigt, die in Börne den angenehmen Schriftsteller lieber hatten, als den festen Charakter.

Obgleich fast immer leidend, vermochte sich doch Börne von dem Gedanken einer durchgreifenden Wirksamkeit nicht zu trennen. Er dachte daran, seine Wage wieder erscheinen zu lassen. Aber die Menge der Stoffe, die darin gewogen werden sollte, beunruhigte ihn. Das Material wuchs ihm über den Kopf. Dann wollte er die Politik einmal ganz von sich schütteln und schrieb am Schluß des Jahres 1832 an einen Freund: „Hören Sie, ich will Reisebilder à la Heine schreiben und da hab' ich einen fürchterlichen Eid geschworen, es soll kein Wort Politik hinein. Ich führe jetzt fünfzehn Jahre Krieg, ich will mich einmal ausruhen und wie ein Schäfer schreiben. Es müßte denn Krieg oder Revolution ausbrechen; dann ist es freilich ein Anderes." Mit der gewöhnlichen Verfassung des deutschen Buchhandels konnte er sich nicht befreunden. Er schrieb 1833 einem deutschen Buchhändler: „Ich habe schon von mehren Seiten gehört, Sie wären ein junger und unternehmender Buchhändler. Die Leute sagen: Zwar jung, aber unternehmend. Aber auf Ihre Jugend setze ich großen Werth. Die Art, wie Ihr Geschäft von den alten Buchhändlern getrieben wird, kam mir immer unleidlich perrückenartig vor, und fünfzigjährige Revolutionen in allen menschlichen und bürgerlichen Verhältnissen haben dem faulen deutschen Buchhandel noch nicht die kleinste wohlthätige Erschütterung geben können. Ich denke,

daß Sie einer neuern, bessern Generation angehören und ein revolutionairer Buchhändler sind."

Das allmälige Absterben aller Hoffnungen, die man noch kurz zuvor auf die Mündigkeitserklärung der Völker setzen konnte, machte ihn tief unglücklich. Mit der schwindenden Elasticität seines Geistes brach auch die Körperkraft immer mehr zusammen und es war die höchste Zeit, daß seine Freundin, die sich inzwischen mit einem Herrn Strauß verheirathet hatte, nach Paris zog und ihm in ihrer unmittelbaren Nähe die Beruhigung und sorgsame Pflege schenkte, deren er von jetzt an nur allzubedürftig werden sollte.

Diese behagliche Einfriedigung und Waffenruhe führt uns in das Innere Börne's zurück. Wir haben den rastlosen Schriftsteller verfolgt, sahen den Muth des hoffnungstrunkenen Vaterlandsfreundes, erfreuten uns an dem rüstigen Eifer, auf welchen Freund und Feind in den Jahren des Sturmes bei Börne rechnen konnte, und kehren nun in die traute Klause ein, die uns wieder den Menschen Börne näher beobachten läßt. Möge hier eine Entwicklung der gemüthlichen Stimmung, die Börne während seines Lebens beherrscht hat, um so mehr eingeschaltet werden, als sie uns zu einer tieferen Kenntniß der Seelenzustände führen wird, die Börne, im Schmerz über so viel Enttäuschungen, und im Vorgefühl des nahen Todes, von jetzt ab sichtbarer zu beherrschen anfingen, als früher. Es brach die letzten Jahre vor seinem Tode ein tieferes gemüthliches Bewußtsein in ihm hervor, das wir ohne Schilderung der Innerlichkeit des Vollendeten nicht würden vollkommen erklärlich machen können.

Sanftmuth und Adel waren die Grundzüge des Börne'schen Gemüthes. Der Charakter offenbart sich bekanntlich in Krisen und eine solche kann man wol den Augenblick nennen, wo Börne, selbst betroffen über die Wirkung seiner Pariser Briefe, von allen Seiten die bittersten Verletzungen seines Herzens und Ehrgefühls zu erfahren hatte. Es sind nicht die schlechtesten Geister gewesen, die in einem solchen Augenblick die geheimen und versteckten Dämonen ihres Gemüths entfesselten, sich mit kalter Lieblosigkeit am Feinde rächten und sich, um nur aufrecht zu stehen, an Mittel hielten, die ihrem

bleiben Euch immer ein paar davon im Nacken hängen, die Ihr Eure Nachrichten nennt.

Schepeler.

Keine Zöpfe; aber Haare ſollt Ihr drin finden, Herr Syndicus, ſehr verwickelte Haare! Fräulein Adelheid im Stift hat Briefe von ihrem Herrn Herrn Bruder, dem weiland Herrn Bürgermeiſter Herrn Nicolaus von Brömſen.

Gerke.

Schweigt doch, Schepeler —

Elpen.

Wißt Ihr nicht, daß dieſen Namen nennen zu hören jedes lübiſche Ohr beleidigt?

Dalen.

Schepeler, es iſt nicht ziemlich, in dieſer Geſellſchaft Brömſen's Namen auszuſprechen. Indeſſen könnte man doch — bedenkt, daß unſre Flotte in Kopenhagen auf dem Spiele ſteht — Nicolaus hat ſich von Brüſſel an den däniſchen Reichstag begeben, mit Empfehlungen vom allergnädigſten Kaiſer und der durchlauchtigſten Frau Statthalterin Gnaden, vielmehr Hoheit — nein Gnaden —

Oldendorp.

Verwickelte Haare ſeh' ich ſchon. Ihr verwickelt Euch in den Titulaturen, Herr Lambert. In den Etiketten Eurer Weine ſeid Ihr heimiſcher als in der Etikette der Höfe.

Charakter keine Ehre machten. Börne dagegen war ein so harmloses Gemüth, daß ihm, um sein verletztes Innere zu heben und sich selbst nicht zu verlieren, solche Aeußerungen nie beikamen. Er griff seine Gegner mit Spott an und wählte keine andere Waffe, als die, sie lächerlich zu machen. Er that dies weder auf Unkosten der persönlichen Stellung seiner Gegner, noch auf Unkosten der Wahrheit. Jeder Andere würde in der Stimmung, die in Börne die Aufnahme seiner Pariser Briefe von Seiten der Kritiker hatte hervorrufen müssen, in sich vor Zorn vergangen sein, würde sich in den ausschweifendsten Wiedervergeltungen überboten und erschöpft haben; Börne ertrug die Unbill sicher nicht ohne Verstimmung des Gemüths, aber sein Zorn löste sich bald in Wehmuth auf, die über das ganze irdische Treiben lächelte und ihn nicht an erstickтem Grimm, sondern am gebrochnen Herzen sterben ließ.

Alle Berichte stimmen darin überein, daß Börne's Gemüth seinen Verstand beherrschte, so freilich, wie eine zarte schwache Gattin selbst einen leidenschafterfüllten Helden fesseln kann: durch Sanftmuth und Besonnenheit. Gemüth und Verstand führten bei ihm eine glückliche, sorglose Ehe. Theilnehmend erwies sich Börne dem Freunde, rathgebend dem, der seinen Rath begehrte, gefällig und hülfreich kam er Jedem entgegen, der seiner oder überhaupt fremder Hülfe zu bedürfen schien. Selbst der finstre, meist zornige und unnahbare Wolfgang Menzel gestand mir einst: „Sie können nicht glauben, was Börne, als ich ihn zum ersten Male sah, für einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Ein kleiner schmächtiger Mann, sanft, harmlos, leidend der Farbe des Gesichts nach, aber Augen, so seelenvoll, wie ich noch nie in welche geblickt habe." Wie müssen W. Menzel, als er sich später in den franzosenfressenden Grimm forcirte, in seiner Erinnerung diese klaren Augen gequält haben!

Börne's Schriften bestätigen, was die, die ihn kannten, von ihm als Menschen erzählen. Er hatte die Waffen, um verheerend zu wirken, er hatte Witz und Satyre genug, um, unter Voraussetzung der deutschen Verhältnisse, mit Voltaire zu wetteifern, aber sein Gemüth zog ihn zu Rousseau hin,

dem er auch in dem edlen Gebrauch des Spottes, als der letzten Waffe der Indignation über bösen Willen und böse That, ähnlich ist. Jede Zeile seiner Schriften verräth den Menschenfreund, der, entfernt von Eitelkeit oder selbstsüchtigen Zwecken, sein Talent nur unter der Form des Berufes kannte. Er wollte die Menschen aufklären und glücklich machen. Daher auch die moralische Kraft seines Wortes, die überzeugende Klarheit seiner Auseinandersetzungen, die Treue und Glaubhaftigkeit seiner Versicherungen. Diejenigen Schriftsteller, die Börne die Uebermacht seines Geistes, seines Witzes fühlen ließ, Ludwig Robert, W. Alexis, wurden damals nur bemitleidet; die aber, die er mit der Wucht seiner moralischen Kraft, mit seinem Gewissen und seiner Ehre erdrückte, werden sich nie wieder erheben können.

Daß Börne zur Hypochondrie geneigt war, werden die unter seinen Gegnern, die ihn vielleicht entschuldigen möchten, am ersten zugeben. Sie werden seine Schriften aus den krankhaften Störungen des Unterleibes zu erklären suchen und alles das, was sie an Börne für excentrisch halten, mit seinen Ganglien in Verbindung bringen. Diese Betrachtungsweise über Börne ist durchaus verwerflich. Börne würde auch bei weniger körperlichen Leiden, bei besserm Appetit, besserer Verdauung nie eingeräumt haben, daß man das Leben nehmen müsse, wie es ist, und Gott, wie sie sagen, einen guten Mann sein lassen. Börne würde, körperlich ganz frei und in seiner Thätigkeit durch Leiden nicht behindert, im Gegentheil nur um so rüstiger gewesen sein, für seine Ueberzeugungen einzustehen. Er würde uns mehr Werke, als wir von ihm besitzen, hinterlassen haben und sich vielleicht darin nur von dem Börne, der dagewesen ist, unterscheiden, daß er die nächste Zukunft weniger trüb gesehen und über seinen Unmuth sich leichter getröstet hätte.

Es bieten sich für den Forscher in Börne's Schriften mancherlei kleine Züge dar, die, mögen sie nun von einem Hypochonder kommen oder nicht, jedenfalls dazu beitragen, uns sein Bild in die Nähe zu rücken. Es giebt in Börne's Schriften gewisse Wendungen, die öfters wiederkehren und

für die Richtung seines Gemüthes bezeichnend sind. Mögen hier einige dieser eigenthümlichen Lichter auf Börne's Antlitz und unser Gemälde seines Lebens rückstrahlen.

Börne war unverheirathet. Wäre er verheirathet gewesen, so würde ihn wol die Liebe zu seiner Frau bestimmt haben, an sie zu glauben und er vielleicht der Eifersucht nicht fähig gewesen sein. Seine Schriften indessen verrathen, daß er sich die Qual eines Eifersüchtigen mit so glühenden Farben, wie nur ein Hypochonder, malen konnte. Die Eifersucht kehrt in verschiedenen Beziehungen in seinen Kritiken und kleinern Aufsätzen wieder und es ist leicht möglich, daß Börne annahm, wahre Liebe könnte ohne Eifersucht nicht gedacht werden. Einigemale spricht er von der Eifersucht als dramatischem Motiv. Er sagt: „Die Eifersucht in ein Lustspiel? Die schrecklichste aller Folterqualen dem Scherze hingegeben? Was im Othello uns mit Grausen erfüllt, uns erschüttert, niederwirft, wäre es der blutige Ausgang allein, den dort die Leidenschaft herbeiführt? Nein, es ist diese Leidenschaft selbst, die Shakespeare so naturtreu dargestellt, so durchsichtig gemacht hat, daß wir alle Wendungen des Labyrinthes erkennen, in das die Liebe hineinfährt, nur ohne rettenden Faden. Woher geschieht's, daß dieser höchst tragische Stoff gewöhnlich zu Lustspielen vertändelt wird? Was ist doch der Mensch für ein sonderbares Geschöpf! Aber gut, daß er so ist, daß er den Verzerrungen des Schmerzes eine possierliche Grimasse, der furchtbarsten Leidenschaft ihre Lächerlichkeit abzugewinnen versteht. Dieses ist die Kühlung, womit das nahe Meer ein heißes, dürres Land erfrischt." Börne kommt in dieser Weise noch öfters auf die Eifersucht zurück.

Wenn es ein durchgehender schöner Zug im Gemüthe Börne's ist, daß er sich unter allen Umständen des unterdrückten Theiles annahm, so ist dies keineswegs blos die Folge seiner politischen Gewöhnung, die ihn zur Zeit das Unterdrückte noch immer als das Bessere zu betrachten lehrte, sondern diese Theilnahme war eine ursprüngliche Stimmung seines Herzens. Daß sie dies war, beweisen manche Fälle, wo sein Mitleid mit seiner politischen Ueberzeugung collidirte und er selbst

dem Feinde Achtung und menschliche Schonung gewährt wissen wollte. Die Art und Weise z. B. wie Wilhelm Tell den Geßler ermordet, fand Börne empörend. Schon von dem Sturm auf dem See sagte er: „Ist es nicht Verrath, ist es nicht ein schlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt sich auf dem See seiner Hülfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entspringt, es in die Wellen zurückstößt und wieder dem Sturme Preis giebt?“ Von dem Morde sagte er: „Ich begreife nicht, wie man diese That je sittlich, je schön finden konnte! Tell versteckt sich und tödtet, ohne Gefahr, seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubte.“ Es wäre nicht unmöglich, daß diese Art Kritik sich in Börne auf eine hypochondrische Quelle zurückführen ließe. Börne verstand in gewissen Dingen keinen Spaß und war mißtrauisch und argwöhnisch, wo ihm eine Absicht nicht geheuer schien. Jemanden, der sich setzen will, hinten den Stuhl fortziehen, ist ein dummer Streich, aber Börne hätte ihn auch für einen bösen Streich genommen und wäre über eine solche Handlung nicht wieder zu besänftigen gewesen. Es ist im Hypochondrischen immer das Gefühl einer gewissen Unbequemlichkeit und Beklommenheit im Zusammenleben mit Andern; durch die an einander vorüberstreifenden Interessen und oft rohen Sitten wird man nur zu leicht verletzt. Börne konnte Neckereien im Leben und auf der Bühne nicht ausstehen; er würde z. B. bei der Beurtheilung des Gamin de Paris den Autor über die Rolle, die er den Père Vizot darin spielen läßt, getadelt haben. Er würde gesagt haben: Darum, daß Vizot ein pedantischer alter Mann ist, der es in seiner Art gut mit dem Gassenjungen im Sinne hatte, darum soll ihn dieser lächerlich machen, ihn mit Papierkugeln werfen und ähnliche Streiche mehr an ihm verüben dürfen? Am schönsten und rührendsten kommt diese edle Richtung des Börne'schen Gemüths in seiner Beurtheilung des Immermann'schen Hofer zum Vorschein. Sein Eifer für das Rechtliche und Gewissenhafte reißt ihn hier fast über das Poetische hinaus; wenigstens würde man hier aus romantischen Gründen leicht Dinge entschuldigen dürfen, die Börne aus einem bürgerlich-soliden Gesichtspunkte beurtheilt. Z. B. heißt es:

„Als Lacoste (ihr treuloser Verführer) schläft, legt Elsi Feuer an und verbrennt das Haus und ihren alten Freund. Dann stürzt sie sich in einen Abgrund.... Das ist ein niederträchtiger Mord! Glaube Elsi ja nicht, uns mit ihren schönen Reden zu täuschen.... Das, was Elsi gethan, war kein gerechter Aufstand gegen die Franzosen, das war freche Empörung gegen die Natur." Ueberhaupt zeigt sich Börne in seiner Theilnahme für die Franzosen bei Beurtheilung des „Trauerspiels in Tirol" edelherzig und nicht aus politischen, sondern menschlichen Gründen. Er kann es dem Dichter nicht vergeben, daß er die Hinterlist der in ihren Schluchten versteckten Tiroler gegen die im Thale hinziehenden und von herabgerollten Felsblöcken zerschmetterten Franzosen so harmlos und con amore ausmalt. Er sagt: „Wir bemitleiden die Franzosen und ich wette, das geschähe, wenn dies Trauerspiel von der Treue der Tiroler durch die Aufführung uns recht lebendig vor die Augen träte. Die Franzosen streiten mit ihrer gewohnten Tapferkeit, die Tiroler von ihren unerreichbaren Bergen herab, hinter undurchdringlichen Felsen hervor. Wir sind keine ritterlichen Narren, die Ehre haben und fordern — behüte uns Gott! Die Tiroler in der Geschichte brauchen keine Tapferkeit, die Franzosen mit Ruhm zu besiegen; aber die Tiroler auf der Bühne hätten Tapferkeit gebraucht, unsere Herzen zu besiegen. Sie zeigten keine, die Steine behielten Recht."

Wo sich ein edles Gemüth mit freien Begriffen verbindet, muß das religiöse Bedürfniß in einer eigenen Form hervortreten. Man will in Börne's letzten Schriften religiöse Wärme entdeckt haben. Mich wundert aber nur, daß man sie nicht schon in seinen frühern Schriften fand. Es ist nicht die Rede von einem besondern Verhalten zur christlichen Religion, er begnügte sich mit einer allgemeinen religiösen Stimmung, die er selbst in den verschiedensten Offenbarungen an fremden Gemüthern ehrte. Börne's innerer Mensch war zu sehr von seinen politischen Ideen beherrscht, als daß er allgemeinere Philosopheme und ein bestimmtes religiöses Glaubensbekenntniß für sich hätte ausbilden sollen; aber schon die Art, wie er den politischen Gedanken erfaßte, die Frei-

heit, wie und worauf er ihn bezog, können beweisen, daß er die Menschen für Fremdlinge aus einer höhern Heimath ansah. Die Freiheit, die er seinen Brüdern erkämpfen wollte, schien ihm ein unveräußerliches Erbtheil Gottes, das wir unmittelbar aus seinen Händen empfingen und das von den Machthabern und Privilegirten nur als Fideicommiß und noch dazu untreu verwaltet wird. Börne's politische Ideen waren nicht destructiver, sondern organischer Art; wofür, wenn nicht schon alles Andere, so doch ganz gewiß seine Theilnahme für Lamennais zeugt.

In dem auch philosophisch anregenden Aufsatze: „Die Neophyten des Glaubens und die Apostaten des Wissens" verräth Börne eine Milde in der Beurtheilung religiöser Ueberzeugungen, die zugleich ein Beweis für seine Achtung vor jedem auch noch so verschiedenartig bestimmten Hinblick auf ein Jenseits ist. Statt die Apostaten ihres alten Glaubens, einen Z. Werner, Schlegel und Andere in Kürze zu verurtheilen, als entnervte Sinnenmenschen, die ermattet an der Pforte eines katholischen Domes zusammensanken, oder als Heuchler, die durch die Maske der Religion ihr geld- und ehrsüchtiges Buhlen mit politischen Tendenzen zu verbergen suchten, folgt er mit milder Zurückhaltung und Schonung dem labyrinthischen Wandel dieser Männer und nennt ihr Ziel nicht einmal Verirrung. Er wünscht ihnen nichts, als daß sie Ruhe fänden, und behält sich nur das Eine vor, zu bezweifeln, daß sie diese finden würden. Die Mystiker und Pietisten verdammte Börne nicht deswegen, weil sie es von vornherein verdienten, sondern weil sie das Gute, das man ihnen einräumen müsse, an sich entstellten. „Was uns gegen die Mystiker," sagt er, „so erbost macht, ist nicht das Falsche in ihrer Lehre, sondern das Wahre darin. Nämlich das wahre Tüchtige darin, das sie aus Eitelkeit überflittern; die sonnenklare Wahrheit, die sie aus Nervenschwäche mit Mondscheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die sie aus Zahnlosigkeit verdünnen, daß sie uns durch die Finger läuft; die frische trinkbare Wahrheit, die sie an ihrer Herzensbrunst verdünsten, damit der Dunst aufsteige und Wolken bilde, und sie dann die Wolken für den Himmel aus-

geben und sagen können: auf Erden sei keine Wahrheit und der Himmel Wenigen erreichbar." Börne hatte mit seiner politischen Reform so viel zu thun, daß er einer kirchlichen nur insofern nachhing, als sich die politische Tyrannei nicht selten auf eine falsche Auslegung der Religion stützte und die Religion selbst, ihre Würde verkennend, nur allzubereitwillig den weltlichen Verhältnissen die Lehre zu Füßen legte: daß wir uns in eine böse Welt zu schicken hätten und unterthan sein müßten der Obrigkeit. Wenn Börne dem katholischen Princip in der Kirche vor dem lutherischen den Vorzug gab, so kam dies wol nur daher, daß dieses seine Stütze einst in den Fürsten fand, jenes einen eigenen Schwerpunkt anspricht und, wie die neuesten Zeiten genugsam beweisen, sich nicht scheut, den Großen der Welt zu mißfallen. Börne würde sicher, hätte er die neuesten Ereignisse erlebt, in der Sache vielleicht für Preußen, in der Form für die Bischöfe gestimmt haben; eine Entscheidung, in der man ihm nicht zu folgen braucht. Die neuere sociale Bewegung der sogenannten jüngern Literatur, das Leben Jesu von Strauß, nahm er mit getheilter Empfindung auf. Alles, was er gegen erste geschrieben und gegen letzteres gesagt haben soll (Siehe die Schrift von E. Beurmann: Ludwig Börne, als Charakter und in der Literatur, Frankfurt a. M. 1837), hat hauptsächlich den Rückhaltsgedanken, daß durch eine solche Wendung des Neuerungsgeistes die Sache der Freiheit verallgemeinert und der Widerspruch gegen die herrschenden Thatsachen auf ein Gebiet gespielt wird, wo über dem Streben nach dem Ganzen vielleicht das Einzelne verloren gehen könnte. Es war ihm lieber, einen Sperling in der Hand, als hundert auf dem Dache zu haben. Doch auch von dieser mehr äußern Berechnung abgesehen, zu der sich allerdings die Besorgniß gesellte, das Volk könnte durch diese Ausdehnung der Opposition auch auf kirchliche Gegenstände gegen Neuerungen überhaupt mißtrauisch werden — mochte seinem Gemüth eine Richtung nicht zusagen, die für das Zerstörte nicht so schnell wieder Neues zu geben hatte. Vollends empörte er sich gegen das, was ihm in der neuern Richtung (und zum Theil wol mit großem Unrecht) als unsittlich erschien, wie seine Feuilletons im

Reformateur und in der Balance beweisen. Obgleich an diesem Mißverständnisse selbst betheiligt, werde ich jene religiöse Verklärung Börne's, die in den letzten Lebensjahren über sein leidendes und vom Schmerz über das Vaterland zerrissenes Gemüth kam, nie verdächtigen oder die Spöttereien billigen, die sich Heine über den „kleinen Simson", der den Namen Herr! Herr! nicht gelästert haben wolle, erlaubte. Schon die Pariser Briefe verrathen eine für Börne's Seelenstimmung merkwürdige Stufenfolge. In den ersten Bänden der wilde Freiheitsjubel, der Uebermuth eines Genesenden, der sich zum ersten Mal wieder einen Trunk Weines gestattet; in den spätern weit mehr Trauer und Schmerz. Er wendet sich von dem concreten Einzelnen zur Betrachtung abstracter Allgemeinheiten. Er wendet sich von den Adressen, Ständekammern, Zeitungsartikeln zum St. Simonismus, dessen Lehre er unhaltbar findet, sie aber doch mit dringlicher Aufmerksamkeit prüft. Vom Politischen scheint er sich in das allgemein Menschliche zu flüchten, wie ihm denn die Erscheinung Lamennais' in einer eigenen Glorie aufging; denn sie brachte ihm Freiheit, Religion und Poesie. Also weit entfernt, daß Börne in seinen letzten Lebensstunden frömmelte; es hatte sich ihm nur eine ergebene Stimmung mitgetheilt, ein friedvolles Träumen von einer bessern Welt, wo uns Gott das Räthsel lösen wird, warum er die Menschen frei erschuf und sie es hienieden doch nicht werden ließ.

Die Nachricht von einem „jungen Deutschland" regte Börne mächtig an. Getrennt vom Vaterlande, ohne zuverläßige Briefsteller, ohne Gelegenheit, sich die neuen literarischen Erscheinungen anzuschaffen, combinirte er sich unter jenem Begriff bald schädliche, bald lobenswerthe Tendenzen. Unter dem 20. Juli 1836 schrieb er nach Hamburg: „Haben Sie in Hamburg, oder sonst wo, nicht einen verständigen Literaten unter Ihren Bekannten, der aus Freundschaft für einen Collegen mir einen kleinen Bericht über das junge Deutschland macht? Seine eigene Meinung über das junge Deutschland zu haben, daran liegt mir wenig; denn ich bin gewohnt, meine Ansicht auf das Studium der Quellen zu gründen. Ich möchte nur einen historischen Bericht über die Schriftsteller

haben, die man zum jungen Deutschland zählt, ein genaues Verzeichniß ihrer Schriften und den Eindruck, den sie auf die öffentliche Meinung gemacht. Der unbekannte Freund, der mir darüber berichten soll, dürfte aber nicht unter solchen genommen werden, die selbst über oder gegen d. j. Deutschland geschrieben, denn sonst könnte es geschehen, daß ich zum Dank für seine Gefälligkeit später über ihn selbst herfiele, da ich Alles, was ich bis jetzt von den Gegnern des jungen Deutschlands gelesen, höchst erbärmlich gefunden." Eine nähere Verbindung Börne's mit den Mitgliedern dieser Schule, wenn man das Phantom einer Verbrüderung so nennen will, fand nur bruchstückweise statt. Laube schrieb ihm öfter, verletzte ihn aber durch die an den Clauren'schen Ton erinnernde Anrede: „Lieber Revolutions-Hofrath!" Dem Verfasser dieses Erinnerungs-Denkmals und L. Wienbarg sagte Börne mit Bereitwilligkeit seinen Antheil an einer im Jahre 1835 geplanten „Deutschen Revue" zu.

Die Erscheinung der Paroles d'un Croyant von Lamennais hatte schon im Jahre vorher einen erschütternden Eindruck auf Börne hervorgebracht. Nachdem er das Buch in den Zeitungen angekündigt und besprochen gesehen, konnte er die Zeit nicht erwarten, bis er ein Exemplar erhielt. Kaum hatte er es gelesen, so schickte er sich zu einer Uebersetzung in's Deutsche an. Den prophetischen Styl, die Salbung und biblische Sprechweise traf er um so glücklicher, als die deutsche Sprache dafür überhaupt mehr Anlage als die französische hat. Er schickte das kleine Buch, ohne Honorar zu verlangen, zum Druck nach der Schweiz und hatte die Freude, fast die ganze Auflage dort und in Frankreich abgesetzt zu sehen. Einige hundert Exemplare verschickte er an die deutschen Arbeiter in Paris. Eine zweite Auflage, die ein deutscher Buchhändler 1000 Exemplare stark anfertigen ließ, folgte bald darauf. Von dieser erhielt Börne 500 Exemplare als Honorar. In einem Billet schreibt er vom 2. Februar 1835: „Ich bin jetzt in die Lage gekommen, über die Schweizer Ausgabe meiner Uebersetzung von Lamennais frei schalten zu können, und wie ich gleich anfänglich beabsichtigt, wünsche ich Ihnen eine Parthie davon zu überlassen, um sie unter die deutschen

Handwerker zu vertheilen, sei es ganz unentgeldlich oder gegen eine geringe Vergütung für wohlthätige Zwecke, welches Ihrer Bestimmung überlassen bleibt."

Es ist keine Frage, daß Börne das poetische Colorit dieses Buches zu hoch angeschlagen hat. Das Partheiinteresse bestach den ästhetischen Geschmack. Man kann rhetorische Ergüsse dieser Art mit einer fremdher entnommenen poetisirenden Ausdrucksweise nicht füglich Poesie nennen. Richtiger ist der demokratische Gesichtspunkt, aus welchem Börne diese berühmte Schrift Lamennais' beurtheilte, ein Gesichtspunkt, der für Deutschland noch beachtungswerther als für Frankreich schien. Die Revolution war hier zur Pflicht der Religion gemacht; den Königen war die Anlehnung an die Bibel genommen. Börne kannte z. B. aus den Bauernkriegen die Deutschen genug, um zu wissen, daß sie im erträumten Bunde mit dem Himmel der größten Dinge fähig sind. Worauf konnten sich bis jetzt die Gegner der Revolution berufen? Auf deren Ursprung, auf die Sittenlosigkeit der „starken Geister" des vorigen Jahrhunderts, auf die Abschaffung Gottes in der französischen Revolution, auf das allgemeine Schwanken in Sitte und religiöser Ueberlieferung, eine Erscheinung, die von einer politischen Umwälzung in ihren ersten Stadien nie entfernt bleiben kann und die auch in der neuesten Zeit oft genug hervorzubrechen drohte. Lamennais hatte nun diese Anklage umgekehrt. Er hatte die Republik zur Ordnung des Himmels, die Monarchie zur Ordnung der Hölle gemacht; die glühendsten Farben und Bilder der Bibel malten diesen Gedanken zu einer Anschaulichkeit aus, von welcher Börne gehofft hatte, daß gerade die Phantasie der Deutschen ihr nicht widerstehen würde. Börne vergaß, daß zwischen den Katholiken und den protestantischen Pietisten, auf welche allerdings Beweisführungen dieser Art nicht ohne Eindruck würden geblieben sein, in der Mitte die religiösen Indifferentisten liegen, die große Mehrzahl, die den Ausschlag giebt.

Börne selbst hatte vor Lamennais' Person eine fast religiöse Verehrung. Nur einmal sah er ihn bei dem Bildhauer David, der von Börne ein Medaillon nahm. Börne war damals körperlich zu leidend, um eine nähere Verbin-

Dalen.

Jedem Ding ſein Name, jedem Mann ſeine Ehre! Nun, wie dem ſei, Schepeler —

Hören.

Hören kann man immer, was die Fräulein im Stifte für Botſchaft haben. Geht doch ſelbſt des Wullenweber's Schweſter, Meta, wie man ſagt, nicht ſelten zu den Damen hinüber —

Schepeler.

Da kommt Ihr auf mein Waſſer. Ja, dieſe Meta, die wird Augen brauchen, um ſich auszuweinen. Mit dem Marcus iſt's hin — keine Spur mehr von ihm — weg!

Alle.

Marcus Meyer?

Schepeler.

Todt — mehr als todt — gevierttheilt! So mußte dieſer Holofernes enden.

Elpen.

Aber ſagt doch, Schepeler, was redet Ihr für unſinnige Dinge!

Schepeler (zu Krevet).

Ich freue mich, daß Ihr jetzt von Möllen herein kommt und Stadthauptmann werdet. Wenn Euch Meta jetzt, Herr Vogt —

Oldendorp (bei Seite).

Kann man dem Schwätzer trauen?

dung anzuknüpfen; aber er bildete dafür im Stillen die Theorie jenes demokratischen Priesters weiter aus und kam auf diesem Wege zu einer Ansicht über den Katholicismus, die ihm diese Confession in einem ehrwürdigeren Glanze erscheinen ließ, als sie verdient. Hier war die Selbstständigkeit einer sich gegen den Staat waffnenden Macht möglich, die menschlichen Gemüther wurden an eine Ordnung des Himmels gebunden, deren irdisches Abbild in der That die Hierarchie in ihrer idealen Bedeutung war. Seit damals bekam er jene Richtung, die ihm ein unbedingtes Regiren aller historischen Vergangenheit verhaßt machte. Er wollte mit der Revolution die sittlichen und religiösen Güter des Volkes nicht verletzt sehen und mißtraute dem Umschwung der philosophischen Begriffe so sehr, daß er nicht blos gegen Heine's Salons-Philosophie, sondern auch gegen Strauß' Leben Jesu sich verstimmt fühlte. Er glaubte vorauszusehen, daß durch diese socialphilosophischen Debatten die Frage der politischen Wiedergeburt verallgemeinert werde und die Schaaren der bisherigen Opposition sich auffallend lichten würden. Doch die angeborne Sympathie, die Börne für alles Neue, Angegriffene, für alles in der Minorität Befindliche hatte, ließ ihn doch nicht dabei zu einem festen Abschlusse kommen. Es sind tiefgemüthliche Widersprüche, die ihn in den letzten Tagen seines Lebens bestürmten, die ihm aber auch zu gleicher Zeit eine Erhöhung seiner Denkthätigkeit und Anschauungsweise gaben, bis zu der er sich früher nicht aufgeschwungen hatte; seine nächsten Umgebungen bedauerten gerade auch darum seinen Tod so sehr, weil in dem Augenblick, wo sein Körper den Dienst zu versagen begann, in seinem Geist eine ganz neue Gährung ausgebrochen war.

In Venedey's „Geächteten" ließ Börne eine Phantasie über Lamennais' Worte eines Gläubigen einrücken. Er nannte sie „Rettung". Er hätte sie Genesung nennen sollen; denn es ist der Jubel eines Kranken, der nach langem Verschluß auf sein Zimmer zum ersten Male wieder die warmen, linden Frühlingslüfte begrüßen darf und jede Knospe in der sprossenden Frühlingswelt küssen möchte. Börne bewahrte seine Theilnahme für Lamennais bis an sein Ende. Der

Verfaſſer der „Erinnerungen an Börne“ (Telegraph, 1838, Seite 707.) erzählt: „Der Eintritt Lamennais' in die politiſche Tagespreſſe intereſſirte Börne ungemein. „„Sehen Sie,““ ſagte er, als die Journale angekündigt hatten, daß Lamennais die oberſte Leitung des Monde übernehmen werde, „„ſehen Sie, das möchte ich noch mit erleben, wie ſich die Preſſe unter Lamennais' Impuls geſtalten wird; aber mit mir wird's bis dahin zu Ende ſein.““ Börne ging im Zimmer auf und ab; wir hatten uns auf den Kaminmantel gelehnt; bei den letzten Worten hielt er den Schritt an und ſtellte ſich uns gegenüber; der Blitzſtrahl ſeines Auges durchzuckte unſer Inneres, wir fühlten uns bewegt und mußten alle Faſſung aufbieten, die Frage an ihn zu richten, ob wir den deutſchen Recenſenten glauben ſollten, daß er Hypochonder ſei? Noch ſehen wir Börne an jenem Abende vor uns ſtehen; der Glanz ſeines Auges ſtrahlte wie immer; aber ein unendlich tiefes Weh, das wir früher nie bemerkt, lag um ſeine Mundwinkel eingegraben; ſeine ganze Geſtalt kam uns gebeugter vor, als ſonſt, er fuhr mit ſeiner rechten Hand unter die Weſte nach dem Herzen hin und huſtete trocken. Eine unheimliche Ahnung überrieſelte uns; als Börne ſich nach dem Sopha hinwandte, blickten wir ihm nach; aber wir ſahen nichts mehr; irgend etwas, ich glaube Thränen, hatte unſere Brillengläſer verdunkelt.“

Börne hatte nie ſo viel Trieb zu ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit, als in ſeinen letzten Lebensjahren. So gern er im Verkehr mit Buchhändlern vom Ertrag derſelben Nutzen zog, ſo aufopfernd gab er ſich jedem allgemeineren, ſeiner Parthei dienenden Unternehmen hin. Auch Börne war unter den Schriftſtellern, die ſich zur Herausgabe des Reformateur, (dieſe Aufſätze ſind geſammelt in Fragmens politiques et literaires par Ludwig Börne. Paris, Pagnerre 1842.) einer Zeitſchrift, die von den Mitarbeitern ohne Honorar geſchrieben werden ſollte, vereinigten. Er lieferte einige Feuilletons, in denen er Heine's Salon, Wachsmuth's Geſchichte des deutſchen Bauernkrieges und einige andere Bücher beſprach. Er ſchrieb dieſe Aufſätze gleich ſelbſt franzöſiſch nieder und erntete dafür von Raspail das Geſtändniß, „es wäre dies

ein neues Französisch.“ Raspail wollte damit keinen verblümten Tadel aussprechen. Er war Kenner genug, um einzusehen, daß Börne ein Französisch ohne Rhetorik schrieb, daß er den Gedanken nie der Phrase opferte und darum doch der Phrase eine neue Grazie verlieh, indem er die Sprache wieder auf ihre ersten unverdorbenen poetischen Anfänge zurückführte. Seine Artikel im Reformateur setzten die Gedankenreihe fort, die in ihm Lamennais angeregt hatte. Er wog die politische Bedeutung der beiden christlichen Confessionen gegen einander ab und kehrte, durch Heine's Salon dazu veranlaßt, auf das Zeitalter der Reformation zurück. Was er über Luther, die Fürsten und das Volk sagt, verräth den einseitigen politischen Standpunkt, von dem sich Börne nie trennen konnte und der ihn mitten in seinen religiösen Debatten so beherrschte, daß er wol äußerte: „Und doch ist es besser, wenn die Wahl sein sollte, lieber keine Religion, als keine Freiheit zu haben.“ Von dem Satze ausgehend, daß die Wahrheit hienieden doch nicht gefunden würde und wir an Symbole verwiesen wären, schlug er die Irrthümer des Katholicismus deshalb höher an, als die Philosopheme des Protestantismus, weil in jenem die Priester, als Stellvertreter der himmlischen Ordnung, dem Volke näher stünden, als hier. Die Franzosen, die den Reformateur herausgaben, waren nicht ganz fähig, sich in diesen idealen Standpunkt Börne's hineinzudenken. Sie erlaubten sich eine Stelle, durch welche Börne sich von dem Verdachte, den Katholicismus in seiner papistischen Gestalt anzuerkennen, lossagte, zu streichen. Börne sagte: „Die dem Anschein nach antireligiöse Bewegung des vorigen Jahrhunderts hat nur bezweckt, die Verfassung der Kirche aus der gegenwärtigen monarchischen Form in eine populäre umzuändern. Sobald es keinen Papst, keine Bischöfe, keine stehenden Mönchs-Heere, keine schwarze Gensdarmerie mehr geben wird, sobald —“ diese Stelle hatte man im Redactionsbureau des Reformateur gestrichen. Börne bestand, als er den Artikel verstümmelt abgedruckt fand, auf der nachträglichen Berichtigung seines dadurch sinnlos gewordenen Raisonnements. Sie erfolgte in einer nächsten Nummer.

Börne war nie gewillt, seine deutsche Bildung, seine be-

sonnene Einsicht dem französischen Partheiinteresse zu opfern. In Börne's literarischem Nachlaß muß sich ein französisch geschriebener Aufsatz über Grangeneuve von Delatouche vorfinden, der für den Reformateur bestimmt war. Börne hatte versprochen, den ebengenannten Roman zu beurtheilen, allein den Abschluß der Arbeit immer hinausgeschoben. Als man ihn nach geraumer Zeit, im Namen der Redaction, an die Erfüllung seines Versprechens mahnte, erklärte er: „Ich kann den Artikel nicht drucken lassen; Raspail würde ihn ohnedies nicht aufnehmen; ich bin weder mit den Girondisten, noch mit den Montagnards zufrieden und müßte beiden Partheien die Wahrheit sagen können; das würde aber höchstens bei Ihnen und einigen Gleichgesinnten Anklang finden; alle Anderen, Republikaner oder Radicale, würden mich steinigen." (Telegraph; ebendaselbst. S. 748.)

R. O. Spazier suchte Börne zur Theilnahme an der Revue du Nord zu bewegen. Daß Philarète Chasles darin über deutsche Literatur reden sollte, war ihm bedenklich. Er fürchtete Ungeschicktes, Nachtheiliges für die deutsche Literatur. In großer Hast schrieb er darüber an Spazier: „... Ich habe mich so manchmal lächerlich gemacht und dazu gelacht, es thäte mir aber leid, wenn das Journal lächerlich würde. — Die Tieck'schen Novellen zu übersetzen finde ich durchaus zweckwidrig, abgesehen davon, daß sie ganz unübersetzbar sind, und den Franzosen schmecken würden, wie gekochte Rosen. Wir dürfen nicht mit den Franzosen als schöne Geister wetteifern, sondern als denkende, freie republikanische Geister, während sie — die vornehmen unter ihren Schriftstellern, aristokratische, die gemeinen Höflinge und lakaienartige sind, und das durch und durch trotz ihrer Constitution."

„Wenn ich eine Stimme bei der Redaction des Journals gehabt hätte, würde ich nicht zugegeben haben, daß ein Unternehmen, wobei deutscher Geist und Charakter sich geltend machen soll, von einem Franzosen (Philarète Chasles) eingeleitet würde. Das hieße, in einer Schlacht den Vorpostendienst gefangenen feindlichen Soldaten anvertrauen. Die Franzosen, welche die deutsche Literatur lieben, sind bis jetzt

doch nur wie unsere Gefangnen; in einem Kriege gegen ihr eigenes Volk ist ihnen nicht zu trauen. Und Krieg müssen wir führen. Das ist Ihre Meinung nicht. Sie wollen politisch verfahren. Aber unsere einzige Politik muß sein, keine zu haben. Wenn wir den Franzosen gefallen wollen, müssen wir damit anfangen sie zu beleidigen; wenn wir auf sie wirken wollen, dürfen wir ihnen nicht gefallen. Nur ihren Geschmack müssen wir schonen, denn darüber läßt sich nicht streiten, die Mode hat immer Recht. . . . . Es ist durchaus nöthig, daß im Journal Deutsche sich über die französische Literatur aussprechen, weil es kein besseres Mittel giebt, die Eigenthümlichkeit des Geistes und der Literatur der Deutschen zu charakterisiren, als wenn man sie der französischen gegenüber stellt. Und hiebei darf nicht zaghaft verfahren werden. Wer nicht an sein Recht glaubt, dem wird es nie gelingen sich Recht zu verschaffen. L. Börne."

Börne hatte die Absicht, eine Reihe von Betrachtungen über die französische Revolution herauszugeben. Er las den Moniteur und machte sich Auszüge. Er suchte nach seltenen Büchern und Flugschriften, die in Frankreich und Deutschland gleichzeitig mit der Revolution über diese erschienen waren. Sein Nachlaß enthält manche diesem Zweck schon gewidmete weitere Ausführung. Unfehlbar hätte sich Börne vom Standpunkt der französischen Historiker entfernt; er würde die Revolutionsmänner mehr in ihrer Individualität erfaßt haben. Er äußerte im vertraulichen Gespräch: „Die Männer der ersten Revolution sind für mich lauter bis jetzt noch unaufgelöste Probleme. Mit Marat kann ich mich nicht befreunden, obschon man neuerdings viel zu seiner Entschuldigung beibringt; übrigens kenne ich ihn noch nicht genau. Unter Allen, die ich seither kennen gelernt habe, scheinen mir Robespierre und Saint Just die ehrlichsten zu sein; jedoch bin ich weit entfernt, ihrem System zu huldigen. Ich glaube zwar nicht, daß die neuen Ideen ohne Blut in's Leben zu führen sind, aber daß im schlimmsten Falle Alle geopfert werden müssen, die eine abweichende Meinung haben — einem solchen Terrorismus widerstrebt mein Gefühl und ich könnte nie die Ungerechtigkeit billigen, sonst vielleicht gute Menschen

zu morden, nur weil sie anders zu denken und zu meinen wagen als ich. Robespierre und Saint Just meinten zwar, das Gefühl kommt in jenen Fällen nicht in Frage, sondern die Nothwendigkeit; allein damit nahmen sie den jesuitischen Grundsatz an, daß der Zweck die Mittel heilige; ich muß bekennen, daß ich glaube, diese Nothwendigkeit könne nie existiren." — Börne sprach von den Revolutionsmännern auch aus dem literar-historischen Gesichtspunkt. „Marat hat einen ungehobelten Styl; Camille Desmoulins schreibt hübsch; Robespierre und Saint Just stehen mir als Schriftsteller sehr hoch, besonders der erstere; lesen Sie in dem eben erschienenen Bande (October 1836) der Histoire parlamentaire von Büchez und Roux die goldenen Worte, die er über die Fach- und Schriftgelehrten sagt." (Telegraph S. 771 ff.)

Börne kam öfter auf den Gedanken, wieder seine alte Frankfurter Wage erscheinen zu lassen. Der Reformateur erlag den gerichtlichen Verfolgungen. Börne konnte in der Aufregung und Mittheilungslust, die ihn noch immer beherrschte, nicht füglich ohne Organ bleiben. So führte er denn mit Anfang des Jahres 1836 seinen Lieblingsplan in französischer Sprache aus. Er wollte die Franzosen für die Theilnahme an deutschen Interessen und deutsche Auffassungsweise gewinnen. Er wollte ihnen an praktischen Beispielen, an Urtheilen über Beranger, Victor Hugo und andere Tageserscheinungen die Gewissenhaftigkeit deutscher Kritik und die Natürlichkeit unserer Principien zeigen. Mainzer, Kolloff, Büret unterstützten ihn. Aber die Schwierigkeit, den Franzosen in einem, wie es Raspail genannt hatte, neuen Französisch verständlich zu werden, die Indolenz und der Egoismus der französischen Journalistik, die Hindernisse, die den Absatz der Monatsschrift in Deutschland aufhielten, endlich auch wol die eigene ermattende Kraft ließen die Balance nicht ihr viertes Heft erleben. Börne legte die Feder nieder und setzte sie nur wieder an, um das Geständniß zu geben: „Ich bin müde wie ein Jagdhund!"

Des Sommers in dem ländlichen Auteuil bei Paris, des Winters in der Stadt wohnend, genoß Börne in dem traulichen Kreise, den seine Freundin und deren Gatte, ein leiden-

schaftlicher Verehrer der Richtung seines Freundes, um ihn zogen, eine Pflege, die noch auf einige Zeit die Flucht seiner Lebensgeister hemmte. Fast immer war er leidend. Wenn ihn Freunde, wie Dr. Eder aus Frankfurt, besuchten, so flackerten seine Lebensgeister wol noch freudiger auf, er erkundigte sich nach den heimischen Verhältnissen, lachte über die Unsterblichkeit des Philisterthums; bald aber versagte der Körper den Dienst, er knickte zusammen und schlich, abgespannt, auf sein Zimmer, wo ihn der Schlaf (der ihm wie Lessingen nie versagte) erquickte. Seine Schwerhörigkeit hatte so zugenommen, daß Vieles an ihm unverstanden vorüberging und alle seine Sinne sich in stille Dämmerung verloren. Die Kunst der Aerzte mit einer Verachtung beurtheilend, die an Molière's Lustspiele erinnerte, griff er doch nach jeder neuen Entdeckung, die im Gebiet der Heilwissenschaft auftauchte. Eine Zeitlang war er Homöopath unter dem Dr. Roth. Dann verlor er sich in Oertel's Wasserkurschriften und fing mit seinem geschwächten Körper Waschungen an, die schwerlich auf seine Nerven wohlthätig wirkten. Mit einem eigenen Apparat betrieb er diese Kurmethode lange Zeit und mochte sich dadurch, wie wenigstens allopathische Aerzte versichern, mehr geschadet als genützt haben.

Traten zuweilen freie Augenblicke ein, so entzog er sich dem Umgang mit Freunden, dem Genuß der freien Luft und selbst der großen Gesellschaft nicht. Gern sah er seine politischen Freunde, die deutschen Flüchtlinge, bei sich, ließ sich von ihren Plänen erzählen und lächelte darüber, wenn ihm diese allzuabenteuerlich erschienen. Gern empfing er die Besuche der Fremden, die nach Paris kamen und ihm von Politik und Literatur der Heimath erzählen mußten. „Von seinen nächsten Bekannten ließ er sich sagen, in welchem Restaurant man zu Mittag gespeist, wie es jetzt in diesem oder jenem Kaffeehause aussähe, ob die schöne Dame noch am Comptoir sitze u. s. w. Börne kam in den letzten zwei Jahren seines Lebens in Paris nicht mehr viel herum; wenn er im Sommer vom Lande in die Stadt kam, pflegte er das Galignanische Lesecabinet, weniger die ihm wegen ihrer theuern Preise verhaßte Heideloff'sche Buchhandlung zu besuchen und vor dem

Nachhausefahren unter den Bäumen des Palais-Royal ein Glas Eis zu essen. Eine kleine Promenade über die Boulevards durch die Vivienne- oder Richelieustraße nach dem Louvre und Einkäufe in Conditoreien waren Winters seine einzigen Ausgänge. Viele von den kleinen Billetten, die er seinen Bekannten durch die Stadtpost schrieb, schlossen mit den Worten: Aber warum kommen Sie so selten? Ich bin fast jeden Abend zu Hause. Diese Zurückgezogenheit sonderte ihn jedoch keineswegs von Allem, was in der Hauptstadt vorging, ab, im Gegentheil er verfolgte die unbedeutendsten Aenderungen im materiellen Lebensgenuß, im Preise der Nahrungsmittel, in der Ausmöblirung der Zimmer, in der Ausschmückung der Kaufläden, in dem herabgesetzten Tarif der Cabriolets u. s. f. mit sorgsamen Blicken und forschte nach den kleinsten Details, die für ihn im genauesten Zusammenhange mit der allgemeinen politischen und socialen Bewegung standen, deren Lenker, Vertreter und Tonangeber er in seinem Zimmer die strengste Revüe passiren ließ. Salons und hohe Cirkel besuchte Börne seltener; der kleine, schwer hörende, nicht immer zum Sprechen aufgelegte, gewöhnlich lauschende und nur zuweilen kurz und scharf dazwischen redende Mann zerrann und verschwamm gleichsam in der Gesellschaft, die ihn mehr verdeckte, als emportrug, ihn mehr in den Schatten stellte, als hervortreten ließ. Im häuslichen Kreise fühlte er sich mehr daheim und behaglich; er konnte alsdann die Unterhaltung dem allgemeinen Gespräche überlassen, eine Weile still sitzen, sein körperliches Leiden bekämpfen, wieder dazwischen hören und plötzlich wieder eintreten und seine, den Nagel auf den Kopf treffenden Bemerkungen einstreuen. Wenn es ihm ganz wohl war, liebte er in freiem Witze, in Laune und Scherz sich zu unterhalten." (Eduard Kolloff im Telegraphen Seite 742.)

Bei bedeutenden artistischen Neuigkeiten fehlte Börne nie, wenn seine Kraft ausreichte. Der ersten Vorstellung der Hugenotten wohnte er bei und besuchte noch im vorletzten Winter, den er erlebte, einen Maskenball. Zuweilen sah man ihn bei Meyerbeer; doch mußte man ihn nicht fragen: „Wie befinden Sie sich?" Er hatte den Widerwillen gegen diese

Art der Begrüßung mit Goethe gemein, der sie ebenfalls nicht mochte.

Aus dieser Zeit rühren Billette her, wie folgende: „Ich habe Ihnen noch für Ihre Einladung zu danken. Ich wollte Sie genießen, aber da ward ich den Abend unwohl, bekam Kopfschmerzen, Herzklopfen, Nervenweh, den Arzt und noch mehre ausgesuchte Uebel. So mußte ich zu Hause bleiben. Es wird mich sehr für meinen Verlust trösten, wenn ich erfahre, daß unter den schönen Damen wenigstens eine war, die mich vermißt hat. Sie müssen mir das aufrichtig gestehen, wenn ich zu Ihnen komme. Meinen freundlichen Gruß an die schöne Faustine." Oder: „Ich werde, wenn ich bis Freitag wohl bin, was heute nicht ist, zu Ihnen kommen und Ihre neugierigen Hamburger kennen lernen. Ich wünsche, daß wir so schnell gute Freunde werden, als Ihr Töchterchen und mein Hund, die gleich in der ersten Minute sich lieb gewonnen. Es ist aber nicht zu hoffen. Ihr Börne."

Eine längere Mittheilung (vom 31. December 1834) lautete: „Ich schicke Ihnen mit Dank Ihre Bücher zurück und bitte auf ganz kurze Zeit um das Morgenblatt. Mit der hier beifolgenden Speisekammer, die ich für Sie und Herrn .... eigens habe bauen lassen, hoffe ich Sie angenehm zu überraschen, und noch mehr mit dem Versprechen, sie vom neuen Jahre an, jeden ersten des Monats, mit frischer Chocolade und andern gewählten Eßwaaren zu füllen. Eugène Sue hat mich nicht erquickt. Er hat alle Meere beschifft, fremde Welttheile gesehen und ist doch nicht aus Paris herausgekommen. Von den Bemerkungen, die ich bei Gelegenheit des Atar-Gull niedergeschrieben, theile ich Ihnen folgende mit, weil sie meine Ansicht von der unglückseligen Pariser Romanschriftstellerei ausdrückt und die Unerquicklichkeit, die ich ihr vorwerfe, zugleich erklärt und entschuldigt. Das moralische Klima, das seit fünfzig Jahren in Frankreich herrscht, hat ganz die nämliche Wirkung, welche das physische in den heißen Weltgegenden hat; es reift die Menschen früh und altert sie schnell. Die talentvollen französischen Schriftsteller, fast alle dem jüngern Geschlecht angehörend, sind mit jenem Fluche der Frühreife belastet. Sie erwachen schon um

Mitternacht aus ihren Jugendträumen und spotten derselben, ehe der Hahn kräht. Die Erfahrung und die Weisheit, die Andere vom Sonnenlicht erhalten, gewinnen sie beim Scheine der Kerzen, und so sind sie lebensmüde, wenn der Tag anbricht, und die Morgenröthe wird ihre Abendröthe. Gewiß sind die unglücklich zu nennen, die alle ihre Jugenderinnerungen schon als Trauben verzehrt; sie werden keinen Wein keltern für das Alter, und wenn der Winter des Lebens kommt, werden sie kaltes Wasser trinken müssen, und es wird sie fröstelu. Ihr Börne."

Seiner Schwester schrieb er in demselben Monate zweimal folgende Briefe: „Paris den 2. Dec. 1831. Liebe Schwester! Es thut mir leid, Dir melden zu müssen, daß ich den bisherigen Beitrag für *** für jetzt nicht länger entrichten kann. Ich hatte früher durch meine Schriftstellerei so viel Geld verdient, daß es mir nicht schwer fiel, jene Summe zu entbehren. Jetzt aber hören diese Verdienste auf, da bei der jetzigen Lage der Dinge niemand in Deutschland wagt, etwas von mir drucken zu lassen. Ich habe seit einem Jahre mich sehr viel einschränken müssen, um nur zu bestehen. Sobald ich wieder etwas erwerbe, was früher oder später geschehen wird, werde ich das alte Verhältniß wieder eintreten lassen und das Versäumte nachholen. Dein Louis (der Hegelianer), wie ich höre, ist wieder in Berlin. Das ist ein glücklicher Mensch, dem dort Alles gefällt! Ich glaube, er ist ein Mystiker, der es für gottgefällig hält, seinen Hals ohne Murren unter jedes Joch zu beugen. Wir haben doch eine merkwürdige Musterkarte von allerlei Menschen in unserer Familie! Wenn ich oder Dein Louis einmal in Gefahr kommen gehängt zu werden, was zu verschiedenen Zeiten uns beiden leicht begegnen kann, kann einer dem andern beistehen. Das ist sehr beruhigend."

Vom 22. December 1834: „Liebe Schwester! Ich danke Dir für die schnelle Besorgung meines Auftrags. Aber, um Gottes willen, wo denkst Du denn hin, daß ich in Noth sein soll? So habe ich es nicht gemeint. Ich habe nur für jetzt keinen Ueberfluß mehr. Die letzten drei Jahre hatte ich jeden Winter das Honorar für meine Briefe aus Paris.

Schepeler.

Ich halte meine Geſinnungen nicht zurück. Es iſt aus mit dem Marcus Meyer! Weg mit! Kopf herunter! Der Herodes hat ſeinen Meiſter gefunden. In England haben ſie dieſem Weſen ein Ende gemacht —

(Ein ferner Kanonenſchuß.)

Dalen.

Was iſt das?

Hermelink (der hinten ſtand).

Von Travemünde bugſiren ſie ein Schiff herauf.

Oldendorp (bei Seite).

Wenn ſich Schlimmes beſtätigte!

Schepeler.

Da werdet Ihr's zu hören bekommen! Schriftlich! Wullenweber hat Wolle gewebt, gewebt, gewebt in Kopenhagen, kein Rock iſt draus geworden, bis die Sache in London an die Raſchmacher gekommen. Nimmt der Marcus Meyer eine Zölle von unſern Schiffen, kann den Friedensſchluß nicht abwarten, ſagt dem Wullenweber: Schwager, Bruderherz! ich will da ein bischen in der Nordſee herumkrebſen, ein paar Holländer zum Zeitvertreib auf die Gabel nehmen, kommt ein Donnerwetter, contrairer Wind, hinüber, immer weſt-, immer weſtwärts an die engliſche Küſte, krach! geſcheitert, feſtgehalten, Seeräuber erklärt, in's Staatsgefängniß geworfen und runter mit dem Kopf! Der Heidenkerl, der hat's hier in Lübeck arg getrie-

Dieses Einkommen hört jetzt auf, weil solche Sachen nicht mehr gedruckt werden dürfen. Aber von Noth ist keine Rede, und von Sorgen gewiß nicht, denn meine glückliche Natur kennt die nicht. Meine Verhältnisse sind also jetzt nur darin anders, daß ich an Sachen arbeiten muß, die länger dauern und später Geld einbringen. Von meinen Interessen allein könnte ich hier nicht leben. Ich war diesen Sommer nicht verreist, sondern lebte in einem Orte nahe bei Paris, wo wir auch nächstes Frühjahr wieder hinziehen. Mit meiner Gesundheit geht es seit einigen Monaten ziemlich gut, nachdem ich 1½ Jahr lang sehr gelitten hatte. Aber ich hatte den glücklichen Entschluß gefaßt, bei keinem Uebel je wieder einen Arzt zu gebrauchen, und das, wie die Oertel'sche Kaltwasserkur, die ich seit Anfang vorigen Sommers gebrauche, hat mich sehr gebessert und wird mich hoffentlich noch weiter bringen. Jeden Morgen gleich nach dem Aufstehen wasche ich mich am ganzen Körper mit frischem Wasser, bei jeder Witterung und im kalten Zimmer. Es ist merkwürdig, was das gut thut. Dabei trinke ich den Tag über viel kalt Wasser und sonst nichts. Es soll mich freuen, wenn Dein Louis Aehnlichkeit mit mir hat, nur wünsche ich, daß er keine in schlimmen Dingen mit mir habe. Ich fürchte aber sehr, daß er die unglückselige Hypochondrie mit mir gemein hat, die mir den größten Theil meines Lebens verbittert, und ich fürchte sogar, daß bei ihm das Uebel ärger ist als bei mir. Bei mir lag die Hypochondrie nur im Körper, bei Louis aber liegt sie im Gemüthe. Da wird der arme Mensch viel zu leiden haben, und das ist ein Leiden, das Keiner begreift, wer es nicht selbst gehabt. Vielleicht hätte Louis besser gethan, nach Zürich als nach Berlin zu gehen. Er kann das später noch bedenken. In Berlin ist die Concurrenz selbst von talentreichen Menschen zu groß, in der Schweiz ist das nicht der Fall. Gruß an Alle. Dein Dich liebender Bruder Louis. Genire Dich nur nicht wegen des Portos, mir zu schreiben. Ich habe noch Geld für tausend Briefe."

Die Briefe sind abgedruckt ganz nach dem Ton der Harmlosigkeit, in dem sie geschrieben.

„Paris den 2. December 1835. Liebe Schwester! Da

Du Dich erboten hast, mir ferner meine kleine Commissionen zu besorgen, so will ich Deinen guten Willen wieder in Anspruch nehmen. Erstens bitte ich Dich, einliegende Inserate in die Frankfurter Postzeitung, das deutsche Journal und das Journal de Francfort einrücken zu lassen. Den Kostenbetrag stelle mir in Rechnung. Wie geht es dem Louis in Trier? Wenn Du Nachricht von ihm hast, theile mir sie mit. Professor Gans, der neulich hier war, klagte mir, Louis wäre so menschenscheu. Das muß er sich abgewöhnen. Mein Journal ist eine Finanzspeculation. Ich will einmal sehen, ob ich reich dabei werde. Sage mir doch, auf welche Art hat denn der *** in ... so schnell sein Glück gemacht? Er ist Professor, Geheimrath, Leibarzt, geadelt! Mit Verdiensten erreicht man so etwas nicht, wahrscheinlich ist er Jesuit. Er hatte Anlage dazu. Ich bitte alle die Unsrigen herzlich von mir zu grüßen. Frage doch bei B. an, ob ihm nicht Gutzkow ein Paket für mich gegeben, oder, wenn Du Gelegenheit hast, erkundige Dich bei Gutzkow selbst darnach. Er schrieb mir schon vor einigen Monaten, er hätte B. Bücher für mich gegeben. Dein Dich liebender Bruder Louis."

„Paris den 30. December 1835. Liebe Schwester! Deinen Verdruß über Louis mußt Du Dir aus dem Kopfe schlagen, es geht doch Alles wie es gehen soll und daran läßt sich nichts ändern. Man darf nichts gegen seine Natur thun, auch nichts gegen seine angebornen Fehler, man setzt es doch nicht durch und verliert nur Zeit dabei. Mir ist es trotz großer Mängel die ich in meinem Charakter habe, immer im Leben noch ziemlich gut gegangen, weil ich mir immer treu geblieben bei meinen guten Seiten und meinen Schwächen, und mir nie etwas vorgesetzt habe, wozu ich nicht gut oder nicht schlecht genug war. Dein Louis scheint für ein beschauliches Leben, zum Stubengelehrten von der Natur bestimmt zu sein und zu irgend einer praktischen Laufbahn weder Neigung noch Talent zu haben. Zwischen einem Staatsdienst und einer unabhängigen Lage als Advocat ist keinen Augenblick zu schwanken. Dein Louis wird mit seiner ehrlichen Natur nie in einem Staatsdienste Glück machen. Er glaube doch nicht, daß Talente befördern; wer nicht intriguiren kann, bleibt

immer zurück. Im Gegentheil, ausgezeichnete Fähigkeiten hindern nur am Fortkommen. Denn wenn ein Chef einen geschickten Arbeiter in seinem Bureau hat, verliert er ihn nicht gern und stellt sich seiner Beförderung in den Weg. Louis soll in Frankfurt bleiben. Seine praktischen Geschäfte werden ihm immer noch Zeit lassen, sich zum Schriftsteller auszubilden. Die Hauptsache ist, daß man sich einen Erwerb sichert, um unabhängig zu werden; man wird dann immer noch alt genug, um endlich seine Lieblingsneigungen zu befriedigen. Ich z. B., so wie ich bin, würde zwar nie, um Geld zu verdienen, etwas gegen meine Ansicht thun, aber das fiele mir sehr leicht, um des Erwerbs willen ein langweiliges Geschäft zu treiben und wenn es auch nur copiren wäre. Daß Louis sich nicht entschließen kann etwas Kleines zu schreiben, sondern mit einem großen Werke aufzutreten, das ist eine Art Faulheit, weil kleine Werke mehr Mühe kosten, als große. Ich sehe nicht ein, warum es Louis nicht zum Senator sollte bringen können. Vielleicht nicht durch seine guten Eigenschaften, aber doch durch seine Schwächen. Es giebt in Frankfurt eine mächtige Parthei, bei der ihn seine Fehler empfehlen können. Und dann braucht man ja nicht gleich Senator zu werden, es giebt ja noch andere Stellen. Wenn Louis durch irgend eine Schrift sich bekannt gemacht hätte, könnte ich vielleicht etwas dazu thun, ihm in Zürich oder Bern eine Professur zu verschaffen, da ich die einflußreichsten Personen der dortigen Regierungen kenne. Vielleicht wäre in der Zukunft daran zu denken. Vielleicht hast Du Dich gewundert, daß ich in meinem Vorigen — und überhaupt nichts von dem Schreiben gesprochen, das Du der Madame *** für mich mitgegeben. Dies habe ich aber erst vor vierzehn Tagen erhalten. Du siehst, daß es mit der Liebe der Mademoiselle *** für mich nicht so gefährlich war; sie ist schon Monate hier und hat sich nicht bei mir gemeldet. Die Madame *** habe ich zufällig vor Kurzem in einer großen Abendgesellschaft bei Cremieux gesehen. Ich grüße Dich herzlich. Dein Dich liebender Bruder Louis."

Zu den wenigen deutschen Blättern, die Börne in Paris zu Gesicht bekam, gehörte auch das Morgenblatt. Die von

W. Menzel redigirte Literaturbeilage desselben brachte seit der Fehde mit dem „jungen Deutschland" fast in jeder Nummer Beweise einer Apostasie, die man würde bemitleidet haben, wäre sie, um ihr eigenes Gewissen zu betäuben, nicht in ein sinnloses Toben und Poltern verfallen, dessen Gegenstand zuletzt auch Börne wurde. Das jungdeutsche Uebel, das Menzel ausrotten wollte, führte er auf das Juden- und Franzosenthum zurück. Man sah damals in Stuttgart einen Mann, der sich eine einflußreiche literarische Stellung durch blinden Fanatismus zu Grunde richtete; wilde Leidenschaft führte eine Feder, die sich in einen Besen verwandelt zu haben schien; unsinnige Vorwürfe wurden, ohne Prüfung, ohne den Stempel innerer Ueberzeugung, bis zum Lächerlichen wiederholt; Richtungen, deren Ungebühr man in ihren nächsten Aeußerungen ihm zugestand, wurden an Erscheinungen vergangener Jahrhunderte angeknüpft und von einer ungezügelten Phantasie zu so widersinnigen Mißgestalten ausgemalt, daß Menzel, von der Nation aufgegeben, von den Einen für schlecht, von den Andern für krank erklärt wurde. In trüber Schwärmerei sich einen Peter von Amiens dünkend, der einen neuen Kreuzzug predigte, entblödete Menzel sich nicht, die Großen und Mächtigen zum Schutz anzurufen. Er malte den Regierungen die Schrecken einer literarischen Richtung aus, der er, außer dem Vorwurf der Unsittlichkeit, auch den des politischen Verraths machte. Mit säuerlicher Schärfe und griesgrämlicher Verdächtigung wurde von Stund' an alles Französische besprochen. Der Traum, dem man sich eben hingegeben hatte, als könnte zwischen den Völkern ein Bund bestehen, der sie zu Genossen eines gemeinschaftlichen Kampfes gegen die Drangsale der Menschheit machte, wurde nicht etwa als eine Chimäre, was sie vielleicht ist, zerstört, sondern als eine Verrätherei denuncirt. Jeder weltbürgerliche Aufschwung, den sich ein Dichter in dem Gedanken an Napoleon erlaubte, wurde für eine niederträchtige, den Franzosen dargebrachte Schmeichelei erklärt. Wenn uns Menzel früher in eine Barbarei unserer ästhetischen Begriffe zu stürzen gesucht hatte, jetzt wollte er unsere politischen Begriffe verwirren und die Fortschritte des Jahrhunderts einem ausge-

blaßten, bei ihm aus persönlicher Eitelkeit aufgefrischten altdeutschen Enthusiasmus opfern.

Börne hatte von jeher Frankreich in zwei Theile getheilt. Der eine war jenes eroberungslustige, geldsüchtige, übermüthige Frankreich, das die Freiheit der Völker würde mit Füßen getreten haben, wenn sich nur ein neuer Napoleon gefunden hätte. Der andere war ihm jenes Frankreich, das ihm die Bestimmung zu haben schien, die Frage unseres Jahrhunderts zu lösen. Er räumte den Deutschen alle Reichthümer der Phantasie, des Gemüths und der Denkkraft ein; aber daß wir *selbst* für unsere Freiheit nicht zu sorgen wüßten, bewies es ihm nicht unsere Geschichte? Börne hatte von jeher den Gedanken, daß Deutschland und Frankreich die von einander gerissenen Theile eines großen Ganzen seien; er sah in Paris Richtungen, die den bisherigen Völkerverkehr mit einem System der Bruderliebe (wenigstens auf dem Papier ehrlich gemeint) vertauschen wollten, er sah so Vieles, was die Deutschen sich hätten aneignen sollen, um eine Größe zu erringen, die durch Phrasen vom Deutschthum nicht errungen wird. Wem kommt dieser hohle Enthusiasmus der *Franzosenfresser* zu Gute? Nur dem deutschen status quo, den Börne und mit ihm die ganze deutsche Nation so gern geändert gesehen hätte. Börne hielt es für unpolitisch, Haß gegen ein Volk zu predigen, von dem wir, wenn nicht wirklich lernen, doch uns, unsern heimischen Verhältnissen gegenüber, die *Miene* geben sollten, etwas zu lernen. Abgesehen vom Standpunkt der Klugheit, fand er auch in der Art, wie Menzel seine Vaterlandsliebe *begründete*, etwas, das sein Gefühl beleidigte. Empört über die Begriffsbarbarei, die Menzel in einem weitverbreiteten Blatte den Deutschen zuzumuthen wagte, schrieb er seinen *Menzel, der Franzosenfresser*.

Der Hauptgedanke dieser kleinen, in Frankreich, Deutschland und der Schweiz mit gleichem Enthusiasmus aufgenommenen Schrift ist der, die Vaterlandsliebe als eine Tugend darzustellen, die an sich schön, doch nur einem allgemeineren Antheile an der Geschichte unterzuordnen wäre. Börne weist nach, daß dem Publicisten in gegenwärtiger Zeit eine andere

Aufgabe gestellt sei, als die, Völker gegen einander zu hetzen. Der politische Gedanke unserer Epoche liegt nicht in der Rivalität der Staaten, sondern in der organischen innern Ausbildung derselben und ihren völkerrechtlichen Berührungen. Wenn eine solche Art, über öffentliche Angelegenheiten zu schreiben, wie die Menzel'sche, in Deutschland um sich griffe, so würde die Publicistik zwanzig Jahre hinter der Aufgabe, die sie jetzt zu lösen hat, zurückbleiben. Börne zeichnet dieser einen andern Wirkungskreis vor, als den, einer leicht in Abspannung verfallenden Nation zu schmeicheln. Alle diese Erörterungen sind mit den witzigsten Seitenblicken auf einzelne Erscheinungen der politischen und literarischen Gegenwart untermischt. Es war eine Gabe, die den Reichthum verrieth, über welchen Börne noch kurz vor seinem Tode gebieten konnte.

Was aber noch mehr als der Gedankengang und die verdiente Geißelung des auf dem Titel genannten Schriftstellers diesem Werke die Herzen aller Leser gewann, war der elegische Ton, der das Ganze durchwehte. Selbst die Satyre verrieth, daß sie diesmal nicht aus dem Uebermuth, den manchmal die richtigere Einsicht gewährt, sondern aus dem Schmerz über die Verblendung und die Möglichkeit, daß Menschen so irren können, geboren wurde. Kamen die Leser vielleicht dem Buche entgegen, daß es so versöhnend wirkte? War es die Enttäuschung über so viele Hoffnungen, welche die Geschichte der letzten Jahre in uns geweckt hatte und die mit der Resignation, die das Büchlein so charakterisirte, so befreundet zusammenstimmte? Den trüben Horizont, unter welchem es geschrieben schien, sahen wir Alle; die Hoffnung auf eine Zeit, wo die Wahrheit sonnenlicht durch die Wolken brechen würde, theilten wir Alle. Diese Schrift untergrub zwiefach Menzel's Stellung; sie fand keinen Widerspruch und Börne besiegelte sie durch seinen bald erfolgenden Tod.

„So lange ich Börne gekannt habe," erzählt E. Kollof (Jahrbuch der Literatur auf 1839, S. 150), „bewohnte er ein kleines viereckiges Zimmer mit einem einzigen Fenster, von wo man, des Winters, eine Aussicht in die Rue Lafitte

und gegen den Montmartre, Sommers die Aussicht auf den Place d'armes in Auteuil hatte. Ein gewöhnliches Stehpult zum Arbeiten, an dessen Seiten zwei Handleuchter mit Wachskerzen eingebohrt waren, ein Fauteuil à la Voltaire von rothem Maroquin, eine nicht sowol zahlreiche als ausgewählte Bibliothek mit deutschen, italienischen, spanischen, englischen und französischen Werken, ein Tisch mit Journalen und Broschüren bedeckt, eine Art Schrank mit numerirten Schubkästen für Briefe, Manuscripte u. s. w. — diese Gegenstände bildeten nebst einigen Fußteppichen das vollständige Ameublement des Wohnzimmers, worin Börne den größten Theil des Tages verweilte. In dem ganzen Cabinet waren nur noch zwei Plätze über dem Fächerschrank und über dem Arbeitspult leer; den ersteren füllte eine bronzene Büste J. J. Rousseau's, den letzteren ein weibliches Portrait, voll Milde und Anmuth in den regelmäßigen begeisterten Zügen."

Börne fesselte mehre französische Gelehrte und Journalisten gleich nach der ersten Unterhaltung. Eines Tages machte Nisard seine Bekanntschaft. Dieser strenge und allem Neuen abgewandte Kritiker wurde im Laufe des Gesprächs von Börne's Ideenreichthum so überrascht, daß er sinnend Abschied nahm und den folgenden Tag Börne bitten ließ, ob er ihm nicht die Hauptäußerungen seiner gestrigen Conversation niederschreiben wolle. Die Redacteurs des Reformateur mußten Börne erst in Auteuil besuchen, um ihn zu Beiträgen aufzufordern.

An Raspail, Herausgeber des Reformateur, schrieb Börne:

„Monsieur! J'ai l'honneur de vous envoyer ci-joint un article pour le réformateur, en vous remerciant infiniment de votre bonté à laquelle je dois tous les jours une lecture aussi intéressante. Je préfère votre journal à tous les autres journaux de Paris, parce qu'il m'instruit en même temps qu'il me fait plaisir. Je suis sur qu'après deux ans le réformateur sera à la tête de la presse periodique. et que toute la France reconnaitra les grands services qu'il a rendus à la chose publique.

Ce qui regarde mon article, c'est pour la première fois que j'ai essayé d'écrire en français. Voyez Monsieur, si cela

est corrigible. Si l'article ne vous convenait pas, à cause de sa longueur, de son contenu ou pour une autre cause quelconque, je vous prie de ne pas l'abréger ni d'y faire aucun changement, mais de l'écarter tout-à-fait. Dans ce cas là, je tâcherai de réussir mieux une autre fois. Mais cela doit dépendre d'un heureux hasard. Je sais bien que tout journal a outre ses maximes à suivre, encore certaines convenances, qu'il doit strictement observer, et j'en conçois la necessité. Mais quant à moi, il m'a toujours été impossible de me plier à des telles convenances. Quand en composant, l'idée d'une restriction me revint dans l'esprit, la tête m'est comme barrée et je ne peux passer outre. Ce n'est que la liberté la plus absolue, qui puisse un peu suppléer à l'insuffisance de mes talens.

Agréez les assurances les plus sincères de la haute considération, avec laquelle j'ai l'honneur d'être votre dévoué L. Boerne. Auteuil, 28. Avril 1835."

Aus dem letzten Winter Börne's schreiben sich die interessanten Aeußerungen her, welche E. Beurmann in seiner Schrift „Ludwig Börne als Charakter und in der Literatur; Frankfurt 1837" mit einer dem Kenner durch die Färbung derselben verbürgten Wahrheit verzeichnet hat. Dieser durch lebhafte Auffassung bekannte Schriftsteller regte, eben aus dem lauten Gewirr deutscher Bildungsfragen nach Paris kommend, Börnen zu treffenden Urtheilen über eine Menge damals besprochener Zeiterscheinungen, über Eckermann, Goethe, Strauß und vieles Andere an, Börne bedauerte nur, durch die mangelhaften buchhändlerischen Verbindungen zwischen Frankreich und Deutschland sich auf Hörensagen da beschränken zu müssen, wo er so gern aus eigener Anschauung geprüft hätte. Er bereitete damals seinen in Auteuil geschriebenen „Franzosenfresser" zum Druck vor.

Wir setzen hier noch einige Briefe und Billette aus seiner letzten Lebenszeit her: „Ich habe die Ehre Ihnen beifolgend einen kleinen Artikel im Reformateur mitzutheilen, den ich über einen Band Novellen einer Dame, die zum ersten Mal als Schriftstellerin auftritt, gemacht habe. Sie werden daraus ersehen, daß ich nicht blos grob sein kann, sondern auch

galant, wenn es nöthig ist. Das Buch ist aber wirklich vortrefflich, und ich empfehle es Ihnen. Es that mir leid, Ihnen mein Exemplar nicht mittheilen zu können, ich mußte es sogleich zurückschicken. Ich werde mir heute Abend das Journal wieder ausbitten."

Ein anderes. „Mein Appetit ist herrlich, ich bleibe vor jeder Boutique de comestibles wie angewurzelt stehen; so habe ich heute eine Viertelstunde lang vor Chevet's Thüre geschmaust und mir den Magen verdorben. Ihn wieder herzustellen, muß ich wenigstens drei Tage fasten, und da mir dieses an Ihrem Sybariten-Tische zu schwer fiele, wie ich neulich erfahren, kann ich Sonntag nicht zum Essen kommen, so gerne ich auch möchte. Aber nach Tische will ich mich einfinden und meine fünfzigjährige Liebenswürdigkeit mitbringen. Ich küsse Ihnen die Hand .... Auf Sonntag aber will ich mich rüsten."

Nach Hamburg richtete Börne den 18. November 1835 diese Zeilen: „Lieber Freund! Ich bitte Sie, dem edlen Conditor der, wie ich erfahren, bekannt gemacht, er nähme von Juden eben so gut als von Christen Bestellungen auf Torten an, meine Verehrung und Bewunderung zu bezeigen. Doch ist es nicht die einzige Ursache, weswegen ich Ihnen schreibe, auch will ich kein Rauchfleisch haben, sondern eine andere Gefälligkeit. Vom nächsten Januar an werde ich hier eine französische Zeitschrift in monatlichen Heften herausgeben. Sie ist hauptsächlich bestimmt, die Franzosen mit der deutschen Literatur und dem deutschen Leben bekannt zu machen. Eigentliche Politik bleibt ausgeschlossen. Aber Dummheiten anderer Art sollen darin mit dem Geiste und dem Feuer eines Meidinger besprochen werden, z. B. die Judenverfolgungen, wie sie neulich in Hamburg vorfielen, u. s. w. Ich lasse die Monatsschrift auf meine eigenen Kosten drucken, mit Buchhändlern werde ich in keine Verbindung treten. Meine Freunde in verschiedenen Gegenden werden mir, wie ich hoffe, zu Sammlung von Abonnenten behülflich sein. Darf ich auf Sie auch rechnen? In diesem Falle ersuche ich Sie, in dem Kreise Ihrer Bekannten eine Subscriptionsliste, welche anliegende Notiz abschriftlich an ihrer Spitz

trägt, circuliren zu lassen. Wenn Sie eine gewisse Zahl beisammen haben, bitte ich Sie die Abonnementsgelder zu sammeln und mir hieher anzuweisen. Die erscheinenden Hefte werden Ihnen oder einer andern von Ihnen bestimmten Person zugeschickt und von dieser unter die Abonnenten vertheilt. Ich wünschte von dem Erfolg Ihrer Bemühungen so bald als möglich unterrichtet zu sein, damit ich bestimmen kann, wie stark die Auflage gemacht werden muß. — Ferner bitte ich Sie, sich doch im Stillen umzuhören, ob sich nicht in Hamburg eine Person finde, die mir zum Correspondenten dienen könne, jemand, der mit Geist und Witz das dortige Leben zu schildern versteht. Im Vertrauen, halten Sie *** dazu fähig? Sie wissen, die Pariser wollen amüsirt sein. Es liegt ihnen nichts an der Sache, sondern an der Art, wie es dargestellt wird. Es liegt ihnen z. B. wenig daran, ob die Hamburger Juden Prügel bekommen, denn sie haben mit den Prügeln zu thun, die sie selbst bekommen, es kommt ihnen nur darauf an, wie die Sache erzählt wird. Giebt es nun solche Leute in Hamburg, die Banko-Witz haben und die mir interessante Berichte für mein Journal liefern können? Ich würde sie gut bezahlen. Es brauchte kein Schriftsteller von Profession zu sein. Ein gebildeter Mann, ein geistreiches Frauenzimmer aus den gebildeten Ständen sind oft viel geeigneter zu solchen Arbeiten. Dies ist es, lieber Freund, was ich von Ihrer Gefälligkeit erwarte, übrigens bin ich zu jedem Gegendienste alle Zeit bereit. Wenn Sie z. B. einmal Lust haben, in der Alsterhalle Kuchen zu essen, will ich Ihnen meinen Taufschein dazu leihen." Letzteres eine Anspielung auf die Verweisung der Juden aus der Hamburger Alsterhalle.

An August Lewald in Stuttgart: „Auteuil bei Paris den 25. April 1836. Die Brodhag'sche Buchhandlung hat mir Lenau's Faust geschickt. Ich ersuche Sie, derselben für mich zu danken, aber zugleich den Herren zu bemerken, sie möchten mir doch künftig keine Bücher durch die Post schicken. Ich habe 4½ Franken Porto für den Faust zahlen müssen, wahrscheinlich beträgt der Ladenpreis des Werkes nicht mehr. Solche Zusendungen pflegt man nur durch Fuhre zu machen.

ben, der hat's auch zuerſt aufgebracht, ſich nicht raſiren zu laſſen.

Alle (durcheinander).

Wär' es möglich — Marcus Meyer — entſetzlich —.

Oldenborp (bei Seite).

Die unglückliche Meta! Ihr Leute — lebt wohl! (will fort.)

(Ein Kanonenſchuß.)

Gerke.

Bleibt doch! Ihr Herren, ich hoffe, das iſt Schiffsnachricht aus Kopenhagen.

Palen (zu einem Diener).

Geh an den Hafen und höre, ob eine Botſchaft an den Rath eingelaufen. (Der Diener ab.) Bleibt doch in Hoffnung zuſammen! Herr Syndicus, es wird ſo ſchlimm nicht ſein — Was redet Ihr für böſes Zeug zuſammen, Schepeler! Schämt Euch mit Eurem verſtockten, abtrünnigen Herzen!

Schepeler.

Ich habe meiner Geſinnungen nie ein Hehl gemacht und hier in Lübeck noch Niemanden ungeſchoren gelaſſen. Achthundert Gulden hab' ich für meine Gerechtigkeit gezahlt, den Rath zu barbieren, und wär' ich ein Menſch von Eigennutz, ſo müßt' ich mich wegen der Perrücken, die ich in den Rath liefere, ja freuen, wie das ſo Alles hier ſeit vier Jahren in Lübeck gekommen iſt. Erſt das 36er Colleg, o du ehrbare Zeit!

Auch durch die Buchhändler — — kann ich nichts annehmen, die prellen ganz infam. Für ein kleines Packet Bücher, das mir Brodhag geschickt, ließ mich der Spitzbube *** 9 Franken Porto bezahlen. Ich möchte wissen, ob der Artikel Börne und der Patriotismus von Menzel nur mir so abgeschmackt vorkommt, weil er gegen mich gerichtet ist, oder ob er wirklich dumm ist? Sagen Sie mir doch Ihre Meinung darüber. Der Teufel ist ja in die ehemaligen liberalen Schriftsteller gefahren, und zwar ein recht langweiliger. Wenn ich aufhöre mir selbst zu gefallen, und davon bin ich gar nicht weit mehr entfernt, gefällt mir auch nicht ein Schriftsteller mehr. Heine, der mich früher zuweilen entzückt hat, ennüyirt mich schrecklich. Sie thäten mir einen Gefallen, wenn Sie mir gelegentlich Ihr Gemälde von München und ein paar Hefte Europa schickten. Lenau wünscht, ich möchte seinen Faust in der Balance kritisiren, das kann ich aber nicht. Erstens werde ich wahrscheinlich die Balance nach Erscheinung des dritten Heftes wieder aufgeben. Ich bin darin in meinem Ideengang zu sehr gestört. Hundert Dinge kann man im Französischen gar nicht sagen. Dann möchte ich bei Gelegenheit des Lenauischen Faust auch vom alten Goethe'schen sprechen, gegen welchen letztern ich Vieles einzuwenden habe. Es ist aber gegen mein Gefühl, in französischer Sprache etwas gegen Goethe zu sagen und die Hochachtung, welche die Franzosen vor ihm haben, zu stören. Ich will lieber den Lenau in einem deutschen Artikel besprechen. Ich grüße Sie herzlich Ihr ergebenster L. Börne."

An denselben: „Auteuil, den 5. Juni 1836. Verehrter Herr! Zum Tod hat mich Ihr Brief erschreckt, den ich zu beantworten eile. Denkt denn Herr *** daß ich solch ein niederträchtiger Mensch wäre, mich der Censur zu unterwerfen? Er könnte mir sein ganzes Vermögen für meine Werke geben, unter solchen Bedingungen verkaufe ich sie ihm nicht. Er soll also gar nicht mehr an die Sache denken. Ich bitte Sie zu meiner Beruhigung mir gleich zu antworten, und mich zu versichern, daß Herr — — durchaus keinen Schritt mache, der mich beschimpfen würde. Den Artikel über Lenau würde ich Ihnen, um mich Ihnen gefällig zu bezeigen, mit

dem größten Vergnügen mittheilen, aber ich schreibe ihn nicht. Es Ihnen im Vertrauen zu sagen, Lenau's Faust hält die Kritik nicht aus. Bei meiner gewohnten Aufrichtigkeit wäre ich gezwungen, ihn mehr zu tadeln als zu loben. Sie haben ja mit Ihrer Europa merkwürdiges Glück. Sie können die fünf angesehensten Pariser literarischen Journale zusammenrechnen und sie haben alle zusammen gewiß nicht so viel Abonnenten als Ihre Europa. Die Generosität der deutschen Buchhändler ist mir hinlänglich bekannt. Vor einigen Jahren bestürmte mich ***, ich möchte doch mitarbeiten, bot mir 30 Thaler für den Bogen und bat mich um Gotteswillen, ich möchte es ja keinem sagen, es würde alle deutschen Schriftsteller in Aufruhr bringen. Ein anderes Mal, zu einer Zeit, da ich der Politik so überdrüßig war, wie ich es jetzt wieder bin, bot ich einem Leipziger Buchhändler eine literarisch-ästhetische Monatsschrift an, die ich redigiren wollte. Sein Anerbieten war bis zu 1500 Exemplaren Absatz 20 Thaler für den Bogen, und weiter 25 Thaler. Ist das nicht eine merkwürdige offenherzige Prellerei? Als wenn man nicht berechnen könnte, daß dem Verfasser bei 1500 Exemplaren Absatz mehr als 20 Thaler für den Bogen gebührt. Ich begreife nicht, wie sie das hier machen. Es ist bestimmt nicht ein literarisches Blatt in Paris, das so viel Abonnenten hat als Ihre Europa; das gelesenste, die Revue des deux Mondes, hat noch lange keine 1000. Und doch wird von diesem Journale dem allergewöhnlichsten Schriftsteller, der seine Arbeiten hineinbettelt, 150 Francs für den Bogen bezahlt*), den angesehenern 300 Francs, den vom ersten Range noch weit mehr. Ich habe nie an hiesigen Monatschriften gearbeitet, und werde es auch nie, weil die Rücksichten der Kameraderie, die man hier nehmen muß, mir eben so verhaßt sind, als die Polizeicensur. Nur im Reformateur schrieb ich einige Male. Als ich anfing, kannten mich die Redacteurs noch gar nicht, sie hatten mich auf die Empfehlung eines Deutschen engagirt;

*) Kommt wol besonders daher, weil 1) diese Revue fast von den meisten Ministerien, ihrer politischen Uebersichten wegen, bezahlt wurde, und 2) weil die materielle Manipulation am deutschen Buchhandel kostspieliger ist, als am französischen.

und doch gaben sie unaufgefordert 240 Francs für den Bogen. Nachdem der erste Artikel von mir erschienen war, und sie sahen, daß er großes Aufsehen gemacht, sagten sie mir von freien Stücken, mir gebühre eine bessere Bezahlung, und ich solle fordern, was ich wollte. Aber ich schämte mich Eigennutz zu zeigen, weil das Blatt arm war, sämmtliche Mitarbeiter unentgeldlich aus Eifer für ihre Grundsätze schrieben, und der Redacteur selbst, der edle Raspail, der mit dem Blatt jede Nacht bis drei Uhr beschäftigt war, nur 300 Francs monatlich nahm. Wie viel bekommen Sie für die Redaction der Europa? Sie brauchen es mir nicht zu sagen, ich kann es ohngefähr errathen. Wenn Sie hier ein Blatt redigiren, das Sie in so kurzer Zeit auf 2300 Exemplare gebracht, würden Sie monatlich 1000 Francs für die Redaction bekommen. Ich will mich von keinem deutschen Buchhändler mehr prellen lassen. Ich bitte Sie noch einmal, wenn Sie mich nur ein bischen lieb haben und achten, den *** abzuhalten, daß er einen Schritt thue, der mich mehr als je etwas schmerzen würde. Wenn Sie mich lebend vom Galgen abschnitten, könnten Sie mir keinen größern Dienst erzeigen. Herzlich der Ihrige Börne."

Mit der Brodhag'schen Buchhandlung correspondirte Börne wegen einer neuen Ausgabe seiner Schriften, die nach seinem Tode dort auch erschienen ist. „Paris den 15. December 1836. An die Brodhag'sche Buchhandlung. Es kann leicht sein, daß Sie Recht haben, und daß der betreffende Punkt in meinem Vertrage mit Campe zweideutig ist. Es war aber in meinen mündlichen Unterhandlungen mit Campe (ich war damals selbst in Hamburg) bestimmt festgesetzt worden, daß nach Verlauf von fünf Jahren der Rest der Exemplare nicht verkauft werden dürfe. Indessen glaube ich, daß diese Concurrenz der neuen Auflage nicht vom geringsten Nachtheile sein werde, sobald sie verändert und wohlfeiler erscheint. Die neue Auflage wird sich von der alten dadurch unterscheiden, daß Artikel, welche die frühere nicht enthielt, darin aufgenommen werden. Erstens solche, die damals noch nicht erschienen waren; dann solche, die ich zufällig nicht hatte, als ich meine zerstreuten Aufsätze sammelte. Ich werde Ihnen zu seiner Zeit diese Artikel be-

zeichnen, und Sie werden dann auf dem Geschäftswege diese leicht herbeischaffen können. Was die Revision der alten Artikel betrifft, so verstehe ich mich zwar dazu, wegzulassen was ich in literarischer Beziehung unnütz finde. Aber Ihr Ausdruck: „was einen bedeutenden Anstoß finden könnte" zu unterdrücken, scheint anzudeuten, daß Sie darunter Mißfälliges in politischer Beziehung verstehen. Gegen diese Zumuthung muß ich feierlich protestiren. Ich werde dergleichen nicht auslassen, auch nicht ein einziges Wort, und ich würde in unserm Vertrage es zur strengsten Bedingung machen, daß Sie daran nicht rühren dürfen. Zu den neuen (das heißt ungedruckten) Artikeln, die ich etwa hinzufüge, würde ich aber nur solche Gegenstände wählen, die jede Verdrießlichkeit entfernt hielten."

Börne war sehr gastfreundlich, oft aber sagte er: „Und wäre ich Millionen reich, ich würde kein solcher Narr sein und große Essen geben. Oefters aber ein paar Freunde zu Tisch." In Paris war bekanntlich die Zudringlichkeit manches Deutschen, der sich wegen seiner Grundsätze etwas herausnahm, groß genug. Wenn sich einer von diesen selbst zu Tische einlud, konnte Börne verstimmt werden. „Bei Tisch ist meine liebste Zeit, wo ich nicht gern mit Jedem schwatze. Es ist mir gerade, als sollt' ich mich den Leuten nackt zeigen. Seel' und Leib ist bei mir in dem Punkt einerlei." — Besorgniß vor Spionen fehlte dabei ebenfalls nicht. Er schrieb: „.... Ihr meint, ein Spion das sei immer ein verrufener Mensch, ein armer Teufel, ein der Polizei gehöriger, Leute, die täglich für's Spioniren bezahlt werden; dem ist nicht so. Versteht sich, daß es auch solche giebt. Aber die gefährlichere und größere Zahl sind die, die man mit ihrem Ehrgeize, mit ihrer Eitelkeit ködert, Beförderung — in allen Fächern. Es dienen oft Leute und werden gebraucht, ohne daß sie es selbst recht wissen, wie sie gebraucht werden zu schlechten Zwecken." — So unbefangen und harmlos er sonst im Leben war, so vorsichtig und argwöhnisch war er in diesem Punkte, und daß es irgend jemanden gelingen könnte, ihn, ihm unbewußt, zu benutzen, zu überlisten. So vermied er auch allen Umgang mit Diplomaten und war über alle Vorstellung vorsichtig,

jemanden auch seiner Seits etwa durch Briefe zu compromittiren.

Bis zu seinen letzten Augenblicken schwärmte er für alles Neue in der Industrie und Wissenschaft, für Eisenbahnen, Dampfschiffe, Homöopathie, Wasserkuren u. s. w.. „Welch ein Glück für die Menschheit," sagte er, „wenn es keine Kranke und keine schweren Arbeiten mehr giebt."

Er hatte (1836) Mignet's Rede über Sieyes gelesen und äußerte: „Mignet ist nicht eingedrungen in eine tiefere Charakterschilderung von Sieyes. Das hätte ich anders und besser machen können. Er hätte zeigen und beweisen müssen, wie ein Mann, wie Sieyes, gar keinen Charakter gehabt haben kann." Ein andermal bemerkte er: „Die Revolution von 89 ist mit der von 1830 geschlossen. Der dritte Stand hat Alles erreicht. Dieser ist jetzt der Adel, die Geistlichkeit, und wie diese will er Alles für sich behalten! Die größere, mächtigere Revolution, das Volk, der vierte Stand, das muß noch kommen." Von Guizot bemerkte er: „Er macht Frankreich unglücklich. Ich halte ihn für einen ehrlichen Mann, aber er ist ein Pedant und hat ganz falsche Ansichten. Thiers ist mir weit lieber, obschon er schlechter, aber eben weil er beweglicher, nicht verstockt ist."

Als sich einmal (1836) Besuch entfernt hatte, sagte Börne: „Ja, das ist wahr, unsere lieben Landsleute sind manchmal sehr langweilig, und das ist ein Franzose nie oder selten; aber auf die Dauer gehe ich doch lieber mit Deutschen als mit Franzosen um. Ein Franzose ist wie eine Blume in einem Glas Wasser, ein Deutscher wie eine Pflanze, die in der Erde wurzelt. Ist ein Deutscher auch langweilig, so kann doch immer während dem Sprechen etwas Unerwartetes, überraschend Neues kommen. Das liegt in der Mannigfaltigkeit des deutschen Geistes, der Anschauung, der Charaktere, auch der Sprache. Aber die Franzosen sind alle über einen Leisten, alles eine Form, es spricht einer wie der andere. Viel liegt auch in ihrer Sprache. Ich weiß schon am Anfang das Ende, und das ermüdet."

Noch kurz vor seinem Tode las er die (sehr zweifelhaft echten) Memoiren der Marquise von Crequi und bemerkte:

„Daß Ludwig XIV. nicht verrückt geworden, ein zweiter Nebukadnezar, iſt mir der größte Beweis, daß er ein großer Geiſt war. Die Anbetung im Orient iſt nichts, da werfen ſich die Menſchen vor ihren Herrſchern nieder, wie vor einem wilden Thier. Aber bei Ludwig XIV. war es wirkliche Verehrung, Anbetung, Glauben. Ich weiß nicht, ich mochte ihn immer leiden, er war ſo ſchlimm nicht, und immer noch der Beſte, auch an Sitten, an ſeinem Hofe."

Einige Wochen vor ſeinem Hinſcheiden im Zimmer auf- und abgehend, war er im Geſpräche begriffen. Es war zehn Uhr Abends. Plötzlich hielt er den Kopf mit beiden Händen: „Der Kopf iſt mir ſo voll, ich weiß nicht, wo ich mit all' den Gedanken hin ſoll. Ich hätte noch ſo viel, ſo viel zu ſagen, — über Leben, Philoſophie, Kunſt, Wiſſenſchaft — ſo Vieles! Eigentlich habe ich noch gar nichts geſchrieben, dieſer unſelige politiſche Zuſtand läßt mich nicht zur Ruhe, zu gar nichts kommen!"

Sein wahrſcheinlich letzter Brief, den er am 1. Januar 1837 ſchrieb, lautete: „Meine lieben Freundinnen! Ich bin ſchon vierzehn Tage krank und ſophalägerlich, doch eigentlich nur acht Tage; denn da ich Nachts im Bette liege und ſchlafe, bin ich in dieſer Zeit ſehr geſund. Nur das ertrage ich ſchwer, daß ich heute nicht zu Ihnen kommen kann, um Ihnen Glück zu wünſchen, daß Sie ein Jahr älter geworden. Ich kann es nur ſchriftlich thun. Auch Herrn *** und *** meine beſten Wünſche. Herr *** kam geſtern Abend noch vor mein Bett, weckte mich auf und erzählte mir von Lady Stanhope, Karl dem Großen und Dr. ***, was mich Alles ſehr amüſirte. Die beiden Bonbonnièren voll der herrlichſten Chocoladebonbons ſind für Madame L. Da ich nicht weiß, ob Madame B. ſie liebt, habe ich nicht gewagt, ihr welche anzubieten. Für wen die Spielzeuge beſtimmt ſind, werden Sie leicht errathen. Der Schmetterlingskäfig kommt von Madame S. Ich hatte ſtatt der Orangehändlerin früher einen ſchönen Marquis ausgewählt, aber Madame S. rieth mir davon ab und bemerkte, ich könne ja nicht wiſſen, ob Sie nicht ſchon andere Abſichten mit Ihrer Tochter hätten. Noch

einmal meine herzlichsten Grüße an Alle. Paris, den 1. Januar 1837. Ihr Börne."

Mit dem Beginne des Jahres 1837 verschlimmerte sich Börne's Körperzustand so sehr, daß er seinen medicinischen Experimenten, den Kaltwaschungen und dergleichen, entsagen mußte. Dr. Sichel aus Frankfurt und mit ihm, ganz zuletzt, Dr. Hörle behandelten ihn, als es schon zu spät war. Die Grippe, die damals in Paris herrschte, gab den ersten Anstoß zu einem Leiden, das sich jetzt als unheilbare Brustkrankheit, Schwindsucht, ausbildete. Börne hatte die vollkommenste Gewißheit seines nahen Todes und erwartete ihn mit einer Ruhe, die eines Philosophen würdig war. Herzen, die ihm so nahe standen, nun betrüben zu müssen und nicht mehr trösten zu können, das that ihm am meisten weh. Doch behielt er die Heiterkeit seines Geistes bis zur letzten Stunde. Als ihn der Arzt fragte: Was haben Sie für einen Geschmack? scherzte er und sagte: Gar keinen, wie die deutsche Literatur. Wo bleiben denn die Jungen? hatte er noch einige Tage vor seinem Tode gefragt. Er verstand darunter seine jüngeren Freunde, die ihn sonst zu besuchen pflegten. Einige Tage vor seinem Tode sagte er: „Ich nehme keine Digitalis. Ich weiß doch, daß ich sterbe; diesmal erhole ich mich nicht wieder. Digitalis erschwert den Tod." Als der letzte Augenblick am 12. Februar immer näher kam, umstanden ihn seine nächsten Umgebungen mit thränendem Auge. Ein Lichtschirm fiel um. Zu seiner Freundin, Frau Wohl-Strauß, sagte er mit einem langen liebevollen Schmerzensblick: „Sie haben mir viel Freude gemacht! Nachmittags drei Uhr sagte er: „Machen Sie die Vorhänge auf!" Ich möchte gern die Sonne sehen." Man öffnete die Vorhänge, er setzte sich im Bette aufrecht. Dann wollte er Blumen haben. Man reichte ihm einen Strauß. Musik wollte er hören. Es war nur möglich, ihn eine Genfer Spieldose hören zu lassen. Er hörte sinnend zu. Nur zwei Tage lag er im Bett. Abends um neun Uhr fühlte er sich erleichtert, aber die Aerzte erklärten dies für den Beginn der Todesstunde. Der Friedensengel nahte sich leise, hauchte noch einmal eine sanfte Erleichterung

über den Ringenden und nahm ihn still in die Gefilde der Seligen hinüber. Um zehn Uhr war Börne todt.

Die Nachricht verbreitete Trauer unter allen, die seine Freunde, sogar Bestürzung unter denen, die seine Feinde waren. Man kam und sah den Todten, sah, wie der Heimgang in's Jenseits sein Antlitz verklärt und jeden Schmerzenszug aus ihm verwischt hatte. Man verabredete eine Leichenfeier, die des Verstorbenen würdig war, einfach und doch von Liebe und Verehrung zeugend. Ein Trauerzug von mehr als hundert Deutschen geleitete den Sarg von der Rue Lafitte über den größten Theil der Boulevards langsam nach dem Gottesacker des Père Lachaise. (Siehe Blätter für literarische Unterhaltung 1837. No. 69.) Hier angelangt, trugen die nächsten Freunde des Geschiedenen den Sarg zur Ruhestätte. Feierliche Stille, ein unbeschreiblicher Ernst bezeichnete den Augenblick, wo die Erde die Hülle des Vollendeten aufnahm. Venedey und Berly, jener ein Flüchtling, dieser ein in Frankreich etablirter Kaufmann aus Frankfurt, Sohn des obenerwähnten Berly, sprachen einige ergreifende deutsche Worte. Dann trat Raspail, der Gelehrte, der unerschütterliche Republikaner, vor und sprach französisch: „Ich glaubte nur Thränen auf dieses Grab weinen zu können, das Sie mit Blumen umkränzt haben. Aber die Freundschaft, welche über der unbelebten Hülle unseres großen Schriftstellers wacht, fordert mich auf, ihm einige Worte der Erinnerung mit in die Gruft zu geben; in diesem Augenblick einer so traurigen Feier hat die Freundschaft die Kraft eines letzten Willens: ich gehorche, meine Herren, und Sie werden meinem Beispiele folgen, indem Sie mir Ihre Nachsicht bewilligen; ich hatte mich nicht zu so großem Schmerz vorbereitet. — Meine Herren, ich habe die Hälfte unseres Philosophen, die diese Erde binnen Kurzem bedecken wird, nur wenig gekannt, und ich rechne dieses Mißgeschick zu meinen unglücklichen Ereignissen. Aber was die andere Hälfte betrifft, die uns bleibt, die tiefer als in Erz gegraben, die der Erinnerung des Herzens der Völker anvertraut ist, welche seine Feder getröstet hat, o! was diese unzerstörbare Hälfte betrifft, so habe auch ich sie genau gekannt, auch ich habe mich für würdig gehalten,

sie zu lieben; und ich kann mit Ihnen sagen, ich habe nicht Alles verloren. — Nicht, meine Herren, daß ich die Anmaßung hätte, Ihnen den Charakter, das Genie Börne's zu enthüllen, Ihnen die magische Kunst dieses Styls zu analysiren, welche ihn zum populärsten Schriftsteller Deutschlands gemacht hat; die Macht dieses tiefen Gedankens abzuwägen, eines Gedankens, der unter dem tiefen Schleier der glücklichsten Einfachheit so viel zu jener friedlichen Umwälzung beigetragen hat, die Deutschland an seinem Busen erwärmt. Bei der ersten Zusammenkunft mit Ihnen würde ich Sie darum bitten, mich diese letzte Pflicht erfüllen zu lassen, wenn die mangelhafte Erziehung, die wir in Frankreich erhalten, es mir möglich machte, die Schönheiten einer Sprache zu empfinden, die so süß zum Ohre und zum Herzen tönt. Leset, leset! würde ich Ihnen zurufen, wie man an Molière's Grabe den Misanthrop und Tartüffe las, an Börne's Grabe einige jener auserwählten Stücke, die Deutschland in fünfzehn Bändchen gesammelt hat, anscheinend eine umfassende Sammlung und doch zu kurz für den Leser. Wie manche nächtige Lampe des im Lesen dieser Sammlung Vertieften erlosch erst beim Beginn des Tages! Wiederholt uns eine jener Allegorieen, womit Börne mit jedem Federzug eine Wurzel des werdenden Despotismus abschnitt, wiederholt uns, zumal an diesem Orte, wo Thränen fließen, eine einzige jener tausend Saiten, wo Börne die Armen die Ergebung und die Reichen die Wohlthätigkeit, die Geächteten die Liebe zu einem Vaterlande lehrte, das sie zu vergessen schien; bewundernswürdige Werke, die man bei Ihnen in den Palästen, wie in der Hütte findet; denn sie zeichneten eine Zukunft, die keine andere Kategorie unter den Menschen gestatten wird, als die der guten Menschen untereinander, die sich gegenseitig hienieden unterstützen. Aber, meine Herren, auch ohne ihre Sprache zu verstehen, wurde mir das Glück zu Theil, Börne zu lesen und zu begreifen, und ich besitze ihn eben so gut, wie Sie. Er willigte eines Tages darein, in Frankreich die Sprache zu reden, durch welche er deutsche Herzen so tief bewegt hat, und er that Wunder; er wurde in Frankreich, wie in seinem Vaterlande verstanden, er hatte sich selbst übersetzt; und seit seinem De-

hut hatte er in der ersten Reihe unserer Original-Schrift-
steller Platz genommen. Mißgönnen Sie mir nicht ein Ge-
fühl, das aus Dankbarkeit sowol, wie aus Eigenliebe fließt,
es war in dem Reformateur, wo sich Börne als französischer
Schriftsteller zeigte. Hätte ich geahnt, in ihrer Mitte das
Wort zu nehmen, ich würde jene kostbaren Fragmente mit
mir hieher gebracht haben, deren Andenken meinen Kummer
verdoppelt. In seinem Style fand man Béranger und
Paul Louis Courier vereinigt; aber sein Gedanke war zehn
Jahre jünger; und zehn Jahre sind in der Revolution, in
der Jeder von uns begriffen ist, ein Jahrhundert des Fort-
schritts. Sie haben bemerken müssen, daß seine Feder im
Französischen diesen unbeschreiblichen Zauber bewahrt hatte,
der sich in geistreicher, oft sarkastischer Weise angekündigt und
mit einem tiefen Gedanken und einem hochherzigen Gefühl
endet, gleich jenen ausländischen Früchten, die mit einem pi-
quanten und fremdartigen Geschmack beginnen und sich in
Wohlgeruch auflösen. Börne, Israelite von Geburt, war in
seinen Schriften meiner, unserer Religion, der Religion der
guten Menschen aller Länder; er glaubte an die allgemeine
Verbrüderung, an die Gleichheit, die man annimmt und die
man nicht auferlegt; der Krieg der Völker untereinander
schien ihm ein Verbrechen, einzig und allein zum Vortheil
Einzelner begangen; die Nationalität ein ärmlicher Gedanke.
Die Natur hatte in seinen Augen der Geselligkeit keine Gren-
zen in schwarz oder roth gezogen; auf der Oberfläche einer
Erdkugel waren die Säulen des Herkules eine Chimäre; er
sah den Koloß des Fortschrittes beide Ufer des Flusses, der
zwischen Frankreich und Deutschland fließt, überschreiten und
den Völkern beider Ufer, indem er ihnen die Hand zur Ver-
söhnung reichte, es in's Gedächtniß rufen, daß sie einem
Geschlecht angehören und daß sie denselben Pflichten unter-
worfen sind. Und er sagte das Alles, ohne sich in einem
Lande etwas zu vergeben, wo die Gastfreundschaft Ihnen nur
unter stets beunruhigenden Bedingungen gewährt ist und wo
die wenige Sonne, um welche Sie uns bitten, mit einem
Schleier verhüllt wird, dessen äußersten Saum zu lüften
Ihnen nicht gestattet ist, wenn Sie sich nicht einem Sturm

Da saßen 36 Männer und waren wirkliche gravitätische Rathsherren, aus alten ruhmvollen Familien, bei denen man doch wußte, warum Lübeck die Krone der Hansa trägt und die erste Handelsstadt der Welt verdient genannt zu werden ohne Krieg mit aller Welt anzufangen. Dann aber ging's von unten los. Ankerschmiede und Schiffstaudreher, die in meiner Barbierstube einen Schilling zweimal ansehen, bis sie ihn in's Becken werfen, die wollten Lärm machen und mitregieren und es wird unruhig und ich bekomme zwölf neue Perrücken zu machen, die mir ebenfalls noch leidlich bezahlt wurden. Nun hatten wir statt 36er, 48er, die hier regierten. Aber noch nicht genug, das gemeine Volk wollte immer mehr seines Gleichen an die Regierung bringen. Die ersten zwölfe, die mir ihre Perrücken bezahlt hatten, das waren doch Leute noch aus dem Handelsstand, achtbare Männer, solide Kunden, aber nun kamen erst die 56er und gleich zwei Tage drauf die 64er. Herr Gott, wo die Perrücken hernehmen, schrie meine Frau! Das wär' eine Kleinigkeit, sagt' ich, ritt auf den Viehmarkt nach Möllen und kaufte Pferdeschwänze. Unterwegs dacht' ich aber: O rauften sie sich lieber selbst die Haare aus in ihrem Hader über Communalgut und die Kirchenordnung und die Gesangbuchsrevision und die Steuergroschen und den dänischen Krieg — gut denn! Es war nun so, aber Alles noch nichts, bis endlich der

aussetzen wollen. Es bedarf eines großen Talentes, um einen Schein von Freiheit inmitten so vieler Hindernisse zu bewahren, und große Dinge unter dem Degengeklirre so kleiner Geister in gehöriger Weise zu besprechen. Dieses Talent hat Börne in Frankreich zur höchsten Stufe der Vollendung getragen. In diesem durchsichtigen und ärmlichen Körper, der sich über die Erde wie über ein Vaterland schleppte, das ihm nicht angehörte, wohnte eine Seele, die für das Gute brannte, für das Schlechte litt, für die Vertheidigung der heiligen Sache des Volkes kämpfte; dieser Körper gehörte einem in sein Schicksal ergebenen Kranken an, einem tiefdenkenden und bescheidenen Schriftsteller, einem Märtyrer, bereit zu jeglichem Leid und jeglicher Duldung, und der sich den unglücklichsten Verhältnissen weihte; das Emblem der Tugend, die sein Talent ausmachte, malte sich in diesem unter Leiden lachenden Antlitz, in diesem satyrischen Ausdruck, den ein von der ausgesuchtesten Sensibilität entlehnter Blick belebte. Doch Ihre Literatur wird alle diese Dinge besser zu sagen wissen, als ich, und ich werde mich nicht so weit vergessen, das Gemälde vervollständigen zu wollen. Frankreich, in dessen Namen ich leider allein sprechen muß und das meinen Worten nicht widersprechen wird, Frankreich wird Börne Gerechtigkeit widerfahren lassen, die bei uns immer spät kommt, aber die niemals am Grabe ausbleibt. Börne ist weniger bei uns bekannt gewesen, weil man, um bei uns von sich reden zu machen, Genossen haben muß und Börne hatte nur Bewunderer. Aber der Tod versöhnt das Genie mit dem undankbaren Ruf und unsere Literatur wird, so hoff' ich, eine ihrer schönsten Kronen auf dieses Grab heften, welches die Natur mit den einfachen und natürlichen Blumen schmücken wird, mit denen sie stets am Grabe des Armen und an dem des Freundes der Armen so freigebig ist. Was mich betrifft, der ich hier nur den Tribut meines Schmerzes darbringe, so grüß' ich Dich, o Börne, nicht in dieser Gruft, die bald drei Fuß Erde decken werden, sondern in jenen lichten Räumen, wo unzählige Welten in unerforschter Harmonie über dieser kleinen Erde rollen, die wir unser Universum nennen; ich grüße Dich in jener großen Werkstatt der In-

telligenz, wohin Deine Seele emporſtieg, wie zu ihrer Quelle. Du empfängſt jetzt unſere Ehrenbezeugungen, nicht als leere Formen, ſondern als den Tribut der Gerechtigkeit; Du würdigſt jetzt Deine Schriften mit demſelben Auge, mit welchem wir ſie ſtets gewürdigt haben, Du haſt Deine Beſcheidenheit mit in's Grab gegeben, indem Du ſelbſt in die Heimath der Wahrheit übertratſt. Mögeſt Du ſelig ſein, o Börne! mögeſt Du Dich ſelbſt erkennen! Und wenn zwiſchen den Todten und Ueberlebenden ein Geſetz geiſtiger Mittheilung von den Regionen herab, wo Du wandelſt, beſteht, ſo ſende uns auf den Schwingen der Ahnung einige jener troſtreichen Wahrheiten, die Du jetzt im offnen Buche lieſeſt, für die Zukunft, die uns verborgen iſt. Inmitten des Schauſpiels ſo vieler ſyſtematiſchen Verderbniß, ſo vieler treuloſen Freundſchaft, das von Tage zu Tage mehr hervortritt, wird dieſer Traum den Kummer mildern, der uns drückt, den Kummer, daß wir Dir noch nicht gefolgt ſind nach Oben!"

Börne's Leiche wurde am 15. Februar 1837 beigeſetzt in drei Särgen, zwei eichenen und einem bleiernen, letzterer (soudé, verkittet,) zwiſchen den andern, in einem vier Metres enthaltenden Raum (genannt caveau).

Der Platz war als der damals beſt aufzufindende proviſoriſch genommen — wie auf dem Père Lachaiſe üblich bei Gräbern, die ein Denkmal erwarten.

David d'Angers hatte aus Verehrung für Börne ſich zur Ausführung des Denkmals erboten. Am 5. November 1842 wurde die Verſetzung des Sarges aus der proviſoriſchen Stelle nach dem Platze vorgenommen, wo ſich jetzt Grab und Denkmal befinden.

Der Bildhauer David gedachte Anfangs einen Marmorſarg zu formen, an deſſen oberm Ende eine Pyramide mit Börne's Bildniß ſtünde. Ein Verſuch, für die Errichtung eines ſolchen Monuments Börne's Freunde zu Theilnehmern zu machen, ſcheiterte Anfangs noch an der Furcht der Meiſten, ſich als Freunde Börne's offen zu bekennen. Nahe Freunde, namentlich in Frankfurt, trifft in dieſer Rückſicht der Vorwurf ſchmählicher Feigheit. An-

fangs begnügte sich die Familie, in deren Schooß Börne sein Leben aushauchte, den Hügel, der seine sterblichen Reste bedeckte, mit Blumen und einem Kreuze zu bezeichnen. Der Sturm, der die Höhen des Père Lachaise oft bestreicht, soll dieses Friedenszeichen eines Tages entführt haben. Die Einen werden sagen, daß das Kreuz dem nicht gebührte, der in seinem Unmuth einmal erklärt hatte, ihn reute das Geld, das ihn seine Taufe gekostet. Die Andern werden sagen: Es war ein unpassendes Symbol für einen Denker, dessen religiöses Glaubensbekenntniß über alle positiven Formen hinübergriff. Nein, wir wollen denken, daß jenes umgeworfene Kreuz keine Mahnung für Börne, sondern für uns sein sollte. Der Sturm wollte sich in Erinnerung bringen. Er wollte Blumen und Zeichen des Friedens von einem Grabe wehen, das uns nicht zur Klage, sondern zur That auffordert. Nicht mit Thränen will Börne seinen Hügel benetzt sehen, sondern aus dem Sturme ruft er uns zu, wach zu bleiben. Eine eiserne Lanze sollte man in dies Grab stecken und zwei freischwebende metallene Schilde daran aufhängen. Ewig vom Spiel der Winde bewegt, würde ihr Ton das redendste Denkmal eines Grabes sein, um welches kein Schweigen herrschen darf.

Ein späterer Bericht über das Denkmal lautete: „Börne's Grabdenkmal auf dem Kirchhofe des Père Lachaise, mit dessen Entwurf der berühmte Bildhauer David beschäftigt war, ist nun vollendet und daselbst errichtet, in der Nähe der Gräber von B. Constant, Foy und Manuel: eine gebührende Gesellschaft des tapfern deutschen Freiheitskämpfers, dessen Asche hier in fremder Erde liegt. Das Monument hat die Gestalt einer abgestumpften Pyramide von ausgezeichnet schönem an der Küste der Bretagne gebrochenen polirten Granit, und ruht auf einem Unterbau von gelbem Sandstein, der sich auf zwei Stufen erhebt. Das Ganze, vom Erdboden bis an den Gipfel der Pyramide, mißt an zehn Pariser Fuß. Am obern Ende der Pyramide befindet sich in einer runden ausgehöhlten Vertiefung Börne's Büste von David modellirt, von Richard und Eck gegossen und in antiker Weise an Schultern und Brust glatt abgeschnitten. Der Charakter des David'schen Modells spricht sich in Bronze trefflich aus. Zwar

ist es nicht der genau individualisirte Kopf, der unserer Erinnerung vorschwebt und als Mann, genial und unschuldig, wie ein Kind, in's Leben hinein sah, aber dort spricht das mehr idealisirte als ähnliche Gesicht, in dem ein sanft gemilderter Ernst und wie eine stillpoetische Wehmuth über das verkehrte Treiben der närrischen Menschen ausgedrückt ist. Zweckmäßig ist die Büste in einer Vertiefung angebracht und so gegen die schädlichen Einwirkungen der Witterung mehr geschützt, als viele andere Kunstwerke, die hier unter dem ungriechischen Pariser Himmel einen schlimmen Stand haben. Unterhalb der Büste, ungefähr in der Mitte der Pyramide, ist die einfache Inschrift mit Börne's Namen und Daten seiner Geburt und seines Todes. Den untern Theil der Pyramide schmückt ein Bronze-Relief in allegorischen Figuren, Frankreich und Deutschland vorstellend, deren Hände durch die Freiheitsgöttin zusammengegeben werden. Gewiß ist die Idee dieses ebenfalls in der Gießerei der oben genannten Herrn Richard und Eck besorgten Reliefs sehr glücklich zu nennen und vollkommen an ihrem Platze auf dem Grabdenkmal eines Schriftstellers, durch dessen Werke diese Idee als Haupt- und Grundgedanke durchgeht, nur hätte sie meines Erachtens in der Darstellung schöner und energischer ausgesprochen werden können. Die schmalen Seiten zeigen in den Zwischenräumen zwischen den Figuren und der Füllung Gestelle mit Waffen und Trophäen, und am Fuß derselben liest man auf jeder Seite den Namen von vier berühmten Autoren französischer und deutscher Nation. Links: Voltaire. J. J. Rousseau, Lamennais, Beranger; rechts: Lessing, Herder, Schiller, Jean Paul. In dem Unterbau ist das Gewölbe aufgemauert, wo Börne's Sarg aus der provisorischen Grabstätte, die nach hier üblichem Gebrauche für ihn ausgesucht war, nächstens beigesetzt werden soll. Das Ganze bildet eine ernste, schmucklose Masse, eines so einfachen und bescheidenen Mannes, wie Börne war, nicht unwürdig. Als Monument behauptet es ehrenvoll seinen Platz neben grandiosen Denkmalen, und zeichnet sich durch Simplicität sehr vortheilhaft aus vor vielen prunkvollen Mausoleen, deren Ziererei und Schnörkel in diesen groß

styligen Umgebungen wenig wohlthun. Der freie Platz um das Denkmal bietet eine schöne Aussicht auf Paris und einen großen Theil des längs eines Hügels sich hinstreckenden malerischen Todtenfeldes, auf welchem eine reiche Saat der Auferstehung entgegen reift, und welches einem Lustgarten mit schönen Anlagen, schattigen Spaziergängen und zahlreichen Monumenten gleicht."

Börne war klein und hager von Gestalt. Seine Haltung war nachlässig. Gern hielt er die Hand auf den Rücken gelehnt. Seine Gesichtsfarbe war bleich. Stark und dicht war das dunkelbraune Haar, das Auge hellglänzend. Ein starker Bart bedeckte die eingefallenen Wangen. Das in Lithographieen und Stahlstichen verbreitete Gemälde des Malers Oppenheim wird als ähnlich gerühmt. David arbeitete ein Medaillon, das dem Gemälde an Aehnlichkeit nicht gleichkommen soll.

Ein Freund des Verstorbenen schreibt mir von ihm: „Börne war von kräftigem, aber zartem Körperbau. Seine Stimme war angenehm wohlklingend, mehr hoch als tief und nicht stark. Sein Auge dunkel und feurig; sein Gesicht regelmäßig geformt. An seinem feinen und schönen Munde erkannte ein Physiognomiker leicht die Kraft seiner Ironie. Spuren des Tabacks entstellten zuweilen die gewählte, saubere Wäsche. Aeußerlich von einer ruhigen Gemüthsart, erschien er auch selbst dann ruhig, wenn es heftig in der Brust kochte. Die Ruhe war seine philosophische Art, nicht anerzogen oder erlernt. Außer sich konnte ihn nur die Nähe langweiliger Menschen bringen. Er war sehr mäßig, aß wenig, trank nie Wein. Auf Kleinigkeiten verbrauchte er viel Geld. Wenn er an einem Laden vorbeiging und es gefiel ihm etwas, so kaufte er es, selbst wenn es Spielereien waren, die er verschenkte. Er hatte oft die Taschen voll Naschwerk, um Frauen und Kinder damit zu füttern. Für seinen Umgang mit Frauen und Kindern machte ihn besonders auch seine unermüdliche, nur zu oft auf die Probe gestellte Geduld fähig, die ihn nur dann verließ, wenn man ihn langweilte. — Als ich Börne kennen lernte, war er sehr hypochondrisch. Zum Theil hatte diese Hypochondrie einen körperlichen Grund. Er

litt, sehr blutreich, an Congestionen nach Kopf und Brust. Zum Theil lag die Hypochondrie damals an dem Triebe, sein Talent durch irgend etwas geltend zu machen, während ihm dafür das rechte Material fehlte, bis sich später das Volksleben an ihn drängte und er sich von den Wogen der Zeitgeschichte treiben ließ; die Sorge um das Allgemeine ließ nun den eigenen Körper vergessen; die Klage um das eigene Unbehagen verhallte im Schwerzruf der Allgemeinheit. Mein eigenes prosaisches Verdienst dabei ist dies, daß ich ihm das Rauchen empfahl. Nun blies er seine Grillen in die Tabackswolken und wurde ein so leidenschaftlicher Raucher, daß darüber seine Hypochondrie in Dampf aufging. Durch seine Hämorrhoidalcongestionen hatte Börne mehrmals Anfälle von Bluthusten, welche ihn öfters in Lebensgefahr brachten. Organische Veränderungen in den Lungen fanden dabei nicht statt, und immer glückte es, ihn wieder herzustellen, bis sein Leiden in den letzten Jahren, wo diese Anfälle wegblieben, einen Charakter annahm, der ihm den Tod brachte." Noch möchte über Börne's Aeußeres Folgendes von Interesse sein. Es ist von David's Büste die Rede: „Zum Leitstern bei dieser Arbeit hatte der Künstler das Medaillon, wozu ihm Börne im Juni 1836 gesessen, und das von M. Oppenheim gemalte Bildniß Börne's. Eine tiefere Individualisirung und Beseelung war dabei nicht wohl zu erwarten, und wir dürfen uns schon zufrieden geben, daß wenigstens die Aehnlichkeit im Allgemeinen erreicht und herauszukennen ist. Ich möchte den Kopf mehr idealisirt als ähnlich nennen. Das vorstehende, spitz auslaufende Kinn hat nichts mit der Wirklichkeit zu schaffen; mehr der Wahrheit und Natur getreu ist der feingeschnittene Mund — ein auszeichnender Zug im Gesichte Börne's — welchen, wenn er zu heiterm Gespräch sich öffnete, das Lächeln der Milde und Duldung, des feinen Spotts und gutmüthigen Humors umschwebte. Doch der Ausdruck poetischer Wehmuth, welchen David in seiner Büste als vorherrschenden Zug hervorgehoben, ist mir nur in seltenen, vorübergehenden Momenten an Börne's scharfgezeichneter, streng zusammengefaßter, männlicher Physiognomie aufgefallen, in welcher Festigkeit des Charakters und große Klarheit des

Sinnes als die hervorstechendsten Züge heraustraten. Sein Kopf verrieth beim ersten Anblick nicht den vollen Puls der humoristischen Ader, noch den reichen Brunnen der schönen, sinnigen Laune, die wie ein lebendiger Quell unversieglich aus den Tiefen dieses wunderbaren Herzens und Geistes aufsprudelte; der Schalk steckte in ihm zu tief, als daß er sich etwa in leichten Zügen auf der Oberfläche des Gesichts hätte zeigen sollen. Vermissen wir auch alle diese feineren Bezüge in der Büste David's, so verdient doch die treffliche fleißige Arbeit lobende Anerkennung." (Blätter für liter. Unterhaltung. 1842. Nr. 238.)

In die voranstehende Erzählung der einfachen Begegnisse, die Börne's Leben bildeten, ist die Beurtheilung seines sittlichen und schriftstellerischen Charakters bereits verflochten. Börne sah das Loos, das ihn als Jude geboren werden ließ, als ein Glück an; denn er behauptete, er wäre dadurch vor dem „Philisterwerden" geschützt gewesen. Die unbestechliche Reinheit seines Willens, die Uneigennützigkeit seiner Handlungen, seine Wohlthätigkeit und Wahrheitsliebe werden selbst von seinen Feinden eingeräumt. Stellen wir seine sittliche Entwicklung in eine Parallele mit andern Bildungsgängen, die, gänzlich verschieden von ihm, nicht minder ehrenwerthe Charaktere erzielten, so würden wir nachstehende Betrachtungen uns nicht versagen dürfen.

Börne's Gemüthsbildung bekam durch die Unbefangenheit, mit der er sich zur Welt stellen durfte, eine eigene Färbung. Man wird in dem einfachen in diesen Blättern aufgerollten Leben eine harmlose Ruhe und oft eine Glückseligkeit finden, um die man Börne beneiden möchte. Geboren von vermögenden Eltern, bevormundet von einem Vater, der freilich oft zu seiner Qual sein „Bestes" wollte, der Sorge für die Zukunft durch Aussicht auf künftige Erbschaft überhoben, ohne den Ehrgeiz, in der Gesellschaft oder im Reich der Geister glänzen zu wollen, nahm er das Leben, wie es sich ihm bot, meist unbefangen und unbekümmert um Gegenwart und Zukunft. Erst wenn man ein Leben voller Mühe und Sorge dem Leben Börne's gegenüber hält, wird man aus dem Unterschied den Eindruck ermessen, den Börne's glückliches Schicksal

auf seinen Charakter hinterließ. Er kannte nicht, wie man in Armuth geboren wird, früh einen höhern Beruf in sich fühlt und schon als Knabe durch die Verzweiflung, von den Hülfsmitteln dazu verlassen zu sein, heimgesucht wird. Börne hat dieses Streben eines feurigen, über seine Geburt hinaus ringenden Geistes nicht gekannt. Fremd war ihm der Eifer des Jünglings, sich im Leben eine Stellung zu erwerben, einer Geliebten das Gefühl zu schenken, etwas Bedeutendes in ihre Arme zu schließen, fremd war ihm die verzehrende Gluth nach Auszeichnung und der Zwiespalt, in welchen hier so oft Ehrgeiz und Stolz gerathen. Er zitterte nicht vor dem leeren Nichts einer Zukunft, die uns verschlingen wird, wenn wir nicht rührig sind, emsig streben, aufwärts, vorwärts, immer ein Ziel im Auge, unverrückt, wie es kräftige Geister von Natur thun und minder kräftige durch ihr Schicksal zu thun gezwungen sind, da sie anders zu besorgen hätten unterzugehen. Das Bild des Horaz: die dunkle Sorge, die gespenstisch den athemlosen Reiter peitscht, kannte er aus eigener Erfahrung nicht. Nicht Weib, nicht Kind hingen sich an sein Dasein und schrieben seiner Handlungsweise Gesetze vor, die jemandem das Herz abdrücken können, wenn sie dem Gefühl widerstreben und doch von der Nothwendigkeit geboten werden. Nicht einmal als Schriftsteller verfolgte Börne ein Ziel. Er ließ sich vom Leben, von den Ereignissen bestimmen. Er hatte Muße und Bequemlichkeit genug, um sich aus hundert ihm angebotenen Lagen diejenige auszuwählen, die ihm am besten gefiel.

Kann dieser Mangel einer bedeutenden und poetischen Individualität, der Börne's Leben bezeichnet, einen Vorwurf begründen? Nimmermehr. Es ist nur ein Unglück für ihn. Die Menschheit liebt nur die ringenden Geister. Das rastlose Streben des Genius fehlte ihm. Er sah sich freilich dadurch vor vielem Unglück bewahrt. Auch sieht man aus jener Vergleichung, daß ihm in seiner Verfassung Manches leichter werden mußte, als es gemeiniglich Andern wird. Seine Ruhe ist nicht die Frucht eines Sieges, das Resultat einer weisheitsvollen Betrachtung und Ueberwindung seiner Leidenschaften gewesen, sondern eine angeborne Heiterkeit, die

von einer meist glücklichen Lage unterstützt wurde. Seine Harmlosigkeit und Herzensgüte, die wir rühmend anerkannten, war eine mehr negative Tugend, da sie sich ihrer selbst nicht bewußt war und mehr im Unterlassen, als im Handeln offenbarte. „Manche bittere Erfahrung hatte sein Gemüth verstimmt" — schreibt der Verfasser der oben erwähnten „Erinnerungen an Börne". Börne's Freundin widersprach dieser Aeußerung und sagte mir: „Nein, sie wisse davon nichts, er wäre immer heiter und ruhig gewesen." Ich gestehe, daß ich mich in diese Stimmung Börne's wohl versetzen kann; sie ist mir aber mehr eine Thatsache, als ein besonderer Ruhm. Ein wenig mehr Unruhe, Sorge, Thorheit würde man dem warmen Herzen eines edlen Menschen schon nachgesehen haben. Das Ruhmvolle für Börne liegt darin, daß er seine ja schon von Schleiermacher an dem unreifen Knaben gerügte Indolenz kannte und an die Beurtheilung fremder Persönlichkeiten mit bescheidener Prüfung ging. Meinungen verwarf er mit Entschiedenheit; Menschen zu beurtheilen, schien ihm schon bedenklicher. Er ließ fremde Bildungsprocesse mit großer Nachsicht gelten und nahm, wenn er Irrthümer verdammte, doch nicht selten die Art, wie sie entstanden, in Schutz. Er verwarf die Bestrebungen mancher Convertiten, die von Wien aus für die Restaurationsideen schrieben; aber von dem Bildungsgange derselben sprach er mit einer Mäßigung, die errathen läßt, wie wenig er sein eigenes, vom Zufall bestimmtes, von bürgerlich erträglichem Glück angelächeltes Dasein, ein Dasein behaglich-heiterer Ab- und Anspannung, das nur zuweilen von kleinen Kümmernissen unterbrochen war, für normal halten durfte.

Der nachhaltige Werth der Schriften, die Börne hinterlassen hat, liegt zunächst in ihrer Beziehung zur Zeitgeschichte. Der künftige Geschichtsschreiber unserer Epoche wird sie zwar nicht als Actenstücke brauchen können, um aus ihnen Thatsachen festzustellen; aber den Pragmatismus der Begebenheiten wird er aus ihnen entlehnen dürfen: die Lichter und Schatten seines Gemäldes; nicht die Melodie, wohl aber die Harmonie seiner Tonsätze. Denn diese Schriften spiegelten nicht immer die ewigen Sterne der Wahrheit ab, sondern oft

auch die Dunſtwolken, die ſich zwiſchen den Himmel und die Erde legen. Die Sage, das Gerücht drängte dem Verfaſſer die Feder in die Hand; oft hatte die Sage wahr geſprochen, oft iſt aber auch nur das Urtheil und die Geſinnung, die ſie hier hervorrief, wahr, ſie ſelbſt wurde berichtigt. So breitet ſich in dieſen Schriften die ganze gleichzeitige Epoche aus, mit ihren Hoffnungen und Wünſchen, mit ihren Schmerzen und Thorheiten, ſo weit nur ein freies, vom böſen Willen nicht umflortes Auge trug. Zu dieſem Quellen-Werth kommt die Natürlichkeit der in dieſen Schriften niedergelegten Weltanſchauung. Sie ſind ein Unterpfand, daß man auch ohne die Weisheit der Hörſäle ein Syſtem haben kann. Sie beweiſen, daß die beſte Philoſophie in der Schule des Lebens gelehrt wird. Börne war nicht eingeweiht in die Geheimniſſe der Katheberſprache und dennoch erſchrak er vor einer Frage nach dem Höchſten nicht. Fanden die Gelehrteren Gott im Grunde alles Seins, ſo fand er ihn in der Geſchichte; wußten jene das Räthſel des Lebens in eine Formel zu bannen, ihm ſprang es aus einer That entgegen. Börne war Naturaliſt in dem Sinne, wie es Leſſing war. Leſſing wollte keine Wahrheit, er war zufrieden mit dem Suchen derſelben. Börne's Schriften ſind ein Stahlbad, in das man, entnervt durch Abſtraction und Dachſtubenweisheit, niedertaucht und zu neuer Lebensfriſche ſich ſtärkt. Irgend einer ſeiner politiſchen oder äſthetiſchen Grundſätze mag einer höhern Speculation weichen müſſen, aber die Unmittelbarkeit, wie hier ſelbſt das Irrthümliche friſch aus dem Herzen quoll, hat etwas Stärkendes und wird dieſe Kraft ſo lange bewahren, als unſere Literatur dieſe jeweilige Lüftung ihrer Atmoſphäre, dieſen Anblick einer in Gottes freier Natur gewonnenen, auf dem Felde blühenden ſubjectiven Ueberzeugung immer noch bedürfen wird. Die geiſtreiche Form dieſer Schriften iſt das Salz, das ihnen für alle Zeiten die Friſche des Augenblicks ſichert. Ergebniſſe einer Journaliſten-Laufbahn, ſind dieſe kleinen Einzelheiten doch im feinſten äſthetiſchen Proceß ſo kryſtalliſirt, daß ſelbſt die winzige Tagesfliege, die gerade im Schöpfungsmoment zwiſchen die flüſſige Maſſe gerathen war, mit der ſchönen Geſtalt des Ganzen bleiben und noch der

Wullenweber kam, ein Mann, den ja hier keine Menſchenſeele vorher gekannt hat, ein Mann, der ſich hier förmlich erlaubt hat, das Unterſte zu oberſt zu kehren. Den fürnehmſten Herrn, Herrn Nicolaus von Bröm-ſen, zwangen ſie aus der Stadt zu entweichen. Jetzt ſitzt der Edelſte beim Kaiſer in Brüſſel und ſpaniſche Barbiere haben ihn unter den Händen und machen ihm Spitzbärte — Gott, wie muß der Mann ausſehen! Vierzig Jahre gewöhnt an den Lübecker Rathsſchnitt! Und mit dem Wullenweber, da ſchmetterte der Marcus Meyer — Gott hab' ihn ſelig — in die Stadt; in Copenhagen ſollen ſie ihm zierliche Bärtchen geſtutzt haben, hier aber ging der Menſch verwildert wie Rit-ter Roland, wie Herkules herum und alle Ladendiener und Gewürzſtößer machten's ihm nach und wollten auch Herkules ſpielen, und da ſtehen ſie jetzt noch, kriege-riſche Affen, auf allen Dielen und kleiſtern, ihrem und anderer Leute Gewerbe ſchadend, Düten mit ellen-langen Bärten, wie ſie Marcus Meyer trug, den nun Einer in England doch glücklich raſirt hat. Noch trug ich mein Schickſal. Da aber fing der heilloſe Krieg mit Dänemark und Schweden an — nun war kein Haltens mehr. Die Kinder auf den Straßen raſſelten und trommelten den ganzen Tag. Vom Oberbaum bis an den Unterbaum, vom Hundewall bis an die Teu-felsgruft ein einziges Feldlager, ein Leben wie in der Türkei, zwei Pudel, geſchoren nach Löwenart, hat mir

Nachwelt ein Anlaß der Erheiterung sein wird. Das Zufälligste wird hier in seiner an der Luft abgekühlten, sichern Form verharren. Selbst das Unbedeutende blieb ja in Pompeji und Herculanum in seiner zufälligen Form da das Schicksal es überraschte; so bleibt auch im Reich der Geister jede noch so zufällige Stellung, wenn sie vom Künstler überrascht wird.

Dafür hat Börne mit der größten Gewissenhaftigkeit an seinen Werken gearbeitet. Er warf nie etwas nachlässig auf's Papier, sondern selbst der kleinste Brief trug den Stempel einer, sich auch in seiner winzigen aber festen Handschrift kund gebenden Bedachtsamkeit. Mit den Vorarbeiten zum Niederschreiben war er länger beschäftigt, als mit dem letztern selbst. Die Gedanken boten sich ihm in bunter, neckender Fülle dar; aber er wählte nur die, denen sich ein schönes Kleid überwerfen ließ. Das Wort mußte bei ihm in züchtiger Schönheit auftreten. Einen wildwuchernden Styl, einen Gedankengang über Stock und Stein haßte er. So trug er das, was er niederschreiben wollte, lange mit sich herum und formte tagelang an einem Satze wenn er ihm nicht gleich die gewünschte schöne Rundung abgewinnen konnte. Es war dies nicht Koketterie, sondern die ihm angeborne Achtung vor dem Werth der Sprache. Er wußte, daß man auch den Gedanken eine reiche stylistische Mitgift geben muß, um sie an den Mann zu bringen. Die schönsten Ideen bleiben sitzen, wenn sie äußerlich arm sind. Börne brauchte oft zu einer kurzen Kritik vierzehn Tage. Um einen Druckbogen zu füllen, rechnete er eine Woche.

Wenn es die Aufgabe unserer Literatur sein sollte, sich in eine encyklopädische Thätigkeit zu zersplittern und nur noch die Thatsachen der Geschichte und des Völkerlebens widerzuspiegeln, dann würde Börne für diese Richtung werden, was Goethe für die schöne Literatur aus rein formellem Gesichtspunkte ist. Aber auch selbst dann, wenn die Literatur sich wieder einer speculativern Begründung ihrer Principien unterordnen sollte, würde Börne seine Stellung als Vertreter des reinsten Ausdrucks unmittelbarer Verstandeswahrheit, eine Stellung von großer supplementarischer Bedeutung, behaupten. Oder, was das Wahrscheinlichste ist, wenn die deutsche Lite-

ratur sich vereinfachen und ihre gegenwärtige Anarchie von künstlerischer Formenschönheit beschworen werden sollte, selbst dann wird Börne sich erhalten; denn ob er gleich nicht Dichter war, so wußte er doch die Stoffe der Dichtkunst weise zu sichten. Er empfiehlt diejenigen Formen und Behandlungsweisen, die dem Volke verständlich sind; er vertritt der ästhetischen Selbstgenügsamkeit den Weg und fordert, daß der Dichter sich dem Ideale, nicht das Ideal seiner Eitelkeit opfert. In allen diesen Beziehungen, mag die Zukunft nun das Schicksal unserer Literatur entscheiden, wie es die Musen wollen, hört Börne's Zusammenhang mit ihr nicht auf. Seine Schriften zeichnen unserer Literatur kein Ziel vor; aber sie werden einen Weg bilden, den sie nicht wird umgehen dürfen, um zu irgend einem zu gelangen.

Wenn wir die vergangenen Zeiten überblicken und im Reich der Geister für Börne eine Parallele suchen, so finden wir nur einen Namen, der mit ihm passende Vergleichungspunkte darböte, Jonathan Swift. Wunderbar, daß selbst in äußern Lebensverhältnissen eine Aehnlichkeit zwischen Börne und dem witzigen Dechanten von St. Patrik stattfindet. Beide standen sie zu weiblichen Wesen in einem Verhältniß, das sich im Bewußtsein seiner höhern Weihe dreist dem Urtheil der Welt aussetzte, beide verfolgten ihre entscheidendste Wirksamkeit aus einer Art von Verbannung; denn auch Swift war in Irland den politischen Händeln, denen er eine so große Aufmerksamkeit widmete, persönlich selbst entrückt. Freunde, die es bestätigen können, daß Börne niemals etwas von Swift gelesen hat, waren erstaunt, in der schriftstellerischen Art dieser beiden Männer so viel zutreffende Aehnlichkeiten zu finden. Beide kämpften gegen politische Mißbräuche, beide knüpften ihre Geisteserzeugnisse an Erscheinungen des Tages, beide besaßen das Talent, für ihre Ideen komische Situationen und Staffagen zu erfinden. Auch darin trifft die Aehnlichkeit zu, daß Börne und Swift, beide beschuldigt wurden, daß sie ihren Zorn über die Mißbräuche der Welt ihrer Hypochondrie verdankten; ein Vorwurf, der freilich bei dem Dechanten begründeter war, als bei Börne. Denn Börne starb mit lächelnder, wenn auch schmerzlicher

Resignation, Swift in geistiger Entkräftung. Auch der Styl beider Schriftsteller ähnelt sich in der Naivetät, mit der sie in ihren Darstellungen anzusetzen pflegen, um dann allmälig zu den ergreifendsten Consequenzen zu kommen. Beide erkannten, daß das Geheimniß des Witzes im plötzlichen Losschlagen einer harmlos angelegten Mine liegt. Freilich sind sie auch wieder in Anderem sich völlig unähnlich. Swift übertraf Börnen an combinatorischem Talent (Poesie kann man seine Allegorieen nicht nennen, am wenigsten die für Erwachsene zu kindischen und für Kinder zu ernsten Gulliver-Reisen), Börne übertraf ihn an sittlichem Ernst und Charakterfestigkeit. Swift war unendlich gelehrter als Börne, aber Börne's Darstellung hat auch darum um so weniger Ballast; man muß nicht bei ihm so viel Langeweile in Kauf nehmen, bis man an eine erquickliche, grüne Oase kommt. Swift schrieb mit einem Cynismus, für den ein heutiger Schriftsteller gesteinigt würde. Swift ist der ganze Börne, wenn man etwas hinzufügt, das Börne *nicht* kannte, Leidenschaft und Ehrsucht. Die schriftstellerische Haltung Swift's ist unruhiger, als Börne's, der, wenn auch mit allen Hunden und Recensenten gehetzt, doch immer eine würdevolle Ruhe behauptete. Swift's schriftstellerische Beweglichkeit geht sogar in Grimasse über, wenn er die Manieren anderer Schriftsteller nachahmt und ihre Bescheidenheit oder ihre Anmaßung, ihren Ungeschmack (Wotton) oder ihre moralisirende Heuchelei (Dryden) lächerlich zu machen sucht. Börne's Witz ist auch deshalb treffender als der Swift'sche, weil jener mehr gegen Einzelnes, dieser gegen Massen gerichtet ist. Braucht doch Swift fast immer die Menschen in ihrer Gesammtheit, um in seinen reformatorischen Humor zu kommen. Er ist ein hypochondrischer Pessimist, der als Folie seiner Satyre die Schlechtigkeit des Universums nimmt. Bei Börne kommen selten die Fälle vor, wo der Schriftsteller den gewissenhaften Menschen- und Zeitbeurtheiler überwältigt, wo er dem formellen Gelüst an einer witzigen Wendung eine Idee oder einen Menschen geopfert hätte; Swift verräth dagegen überall, daß sein Humor nicht würde bestehen können, gäbe es nicht so viel zu tadeln und schamroth zu machen in dieser Welt.

Swift's moraliſche Entrüſtung und politiſche Freimüthigkeit entſtand zum großen Theil auch daher, weil ſeine Klugheit wohl wußte, daß der Regierende immer auch in einer witzigeren Poſition iſt. Swift wurde am Ende ſeiner Tage von allen Geiſtesgaben plötzlich verlaſſen und athmete ſchon lange vor ſeinem Tode ſozuſagen ſeinen innern Menſchen aus. Börne dagegen wurde, je älter, je reifer und ſtarb nur daran, daß das irdiſche Gefäß für die überſchäumende Fülle ſeines Geiſtes zu klein zu werden ſchien.

IV.

Ueber Theaterschulen.

Ein Gespräch.

(1844.)

In einer reichen deutschen Handelsstadt tanzte die Elsler. Zwei Mitglieder einer Bühne, die an diesem Tage sicher war, trotz des schönen Spätsommerabends eine bedeutende Einnahme zu machen, benutzten die ihnen selten gegönnte Muße zu einem Spaziergange in ein nahegelegenes freundliches Dorf. Es waren Schauspieler. Der Altere, Freihart, schon seit einer Reihe von Jahren der ständigen Bühne des Ortes angehörend und in würdevollen Charakteren wie in drolligen Vätern gleich beliebt. Der Jüngere, Reinhold, noch schwankend zwischen Liebhabern, denen er zu viel Bitterkeit gab, und Chevaliers, Gecken, Bonvivants, in denen er wiederum nicht genug zum Geschmack der Menge hinunterstieg, jedenfalls ein Talent, das sich zu klären und zu kräftigen versprach. Reinhold hatte sich vor allen Mitgliedern dieser Bühne an Freihart angeschlossen, einen Schauspieler, der ihm vor Allem nach jener Naturwahrheit zu streben schien, die der wesentliche Reiz echter Menschendarstellung ist. Schien ihm auch manchmal Freihart's Natur zu derb, sein Pinsel etwas struppig, seine Farbe etwas zu grobkörnig, so schätzte er doch wieder auf der andern Seite diese durch die Leistungen Freihart's durchblickende Ursprünglichkeit seiner Person. Aufrichtiger und ehrlicher konnte niemand urtheilen als Freihart, wenn sich auch Reinhold sagen mußte, daß ein wenig mehr Zurückhaltung, ein wenig mehr Schonung die ausgesprochenen Ueberzeugungen Freihart's eindringlicher gemacht haben würde. Ueber das wahre Wesen der Kunst, über den Ernst und die poetische Weihe ihres Berufes waren sie beide einig. Lebhaft

aber konnten sie an einander gerathen, wenn sie auf gewisse äußere Formen und Bedingungen ihrer Kunst zu sprechen kamen. Erst kürzlich hatten sie einen Streit über die Frage gehabt, ob sich der darstellende Künstler mit Dichtern, Schriftstellern, vorzugsweise mit Kritikern befreunden solle. Beide waren darüber einverstanden, daß sie von einer gewissen Gattung von Berichterstattern und Theaterreferenten sich nur entfernt zu halten hätten, aber Freihart ging noch weiter, er wies sogar den Umgang mit Allem und Jedem, was zur Literatur gehörte, zurück. Reinhold war anderer Meinung und bedauerte nur, an dem Orte seiner jetzigen Wirksamkeit, die noch recht eigentlich eine Lehrzeit war, niemanden finden zu können, der, den wissenschaftlichen Kreisen angehörend, ihn einer nähern belehrenden Vertraulichkeit gewürdigt hätte. Noch von dem neulichen Gespräch über diesen Gegenstand etwas verstimmt, wählten sie zum Stoff ihrer Unterhaltung nur gleichgültige Veranlassungen, die ihnen die schöne Gegend, das herrliche Wetter und kleine Vorkommnisse der Coulissenwelt darboten, bis endlich Freihart eine ihm eigene sarkastische Miene annahm und das zwischen ihnen oft verhandelte Thema der Theaterschulen zur Sprache brachte. Wir setzen ihre längere Unterhaltung über diesen Gegenstand hieher.

Freihart. Nun, jetzt ist's ja reif! Jetzt wird's ja hoch hergehen! Haben Sie nicht gelesen? In Berlin?

Reinhold. Was meinen Sie? Was ist reif?

Freihart. Ei, Ihre Theaterschule wird nun doch eröffnet. Wie Schade, daß ich zu alt bin, um noch einmal von vorne anzufangen. Jetzt werden wir Schauspieler bekommen! Lauter Schröders, Eckhoffs, Iffands, Flecks! Himmel, was werden wir alten Komödianten uns verkriechen müssen!

Reinhold. Ich meine, Sie sollten jetzt froh sein, für Ihr eigenes Talent am jüngern Nachwuchs eine bessere Unterstützung zu finden. Als Sie neulich den Polonius spielten, klagten Sie, daß der junge Neumann, Ihr Laertes, nicht einmal stehen und Ihre Reisephilosophie ruhig mit anhören

konnte. Stehen und hören in einer Schule zu lernen, wäre immer mit Vortheil für die Sache verbunden.

Freihart. Glauben Sie denn, daß so ein Berliner Theaterprofessor je aus dem Neumann einen vernünftigen Schauspieler machen kann? Und wenn er das ganze Buch von dem ehrenwerthen Manne, der sich in Bromberg bemüht, die Schauspielerei in eine Wissenschaft zu verwandeln*), auswendig lernt, Neumann wird in seinem Leben kein Schauspieler.

Reinhold. Vom Auswendiglernen theoretischer Schriften wird doch wol auch in jener Theaterschule nicht die Rede sein.

Freihart. Von nichts Anderm, Reinhold, von nichts Anderm! Die größten Schwätzer und Phrasenmacher werden von dem Herrn Theaterprofessor die besten Zeugnisse bekommen. Wer nur immer recht den Shakespeare im Munde führt und mit jeder Rolle gelaufen kommt und sie vorgelesen und wissenschaftlich erläutert haben will, den werden sie für reif erklären und aus der Theaterschule mit Nummer Null, was bekanntlich auch beim Siegellack mehr als Nummer Eins ist, entlassen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Freund, keine Bühne hält's mit einem solchen aus Berlin verschriebenen Musterschauspieler aus. Mord und Todtschlag giebt das, wenn ein solcher Naseweis auswärts in ein Engagement tritt und Alles besser wissen will, als wir unwissenschaftlichen Naturalisten, die wir keine Namen und Jahreszahlen, keine Phrasen von Declamationsarsis und Declamationsthesis im Kopfe haben, sondern nur unsern Genius und will's Gott! manchmal ein bischen den Teufel im Leibe, der bekanntlich nach Voltaire unsere beste Inspiration ist.

Reinhold. Mephistopheles, erhitzen Sie sich nicht! Ich habe noch immer gefunden, daß Bildung den Schauspieler bescheiden macht. Könnt' ich nicht z. B., wie ich hier vor Ihnen stehe, ein Ableger aus der Berliner Pflanzschule sein? Wer sagt Ihnen denn, daß die Theaterschule fertige Meister zu liefern gedenkt?

Freihart. Es giebt nur eine Schule für die Schau-

*) Rötscher.

Marcus mit ſeiner gottloſen Cavalerie übergeritten, und als ich eines ſchönen Morgens wehmüthig am Rathhaus ſtehe und an die 64er denke und an meine Perrücken und an meine Pudel nach Löwenart, wird eine Fahne aus dem Fenſter 'raus geſteckt, und ſie ſchreien: Es leben die Einhundert und vier und dreißiger! Da fiel ich rücklings auf's Pflaſter, erſt über die Verwegenheit Lübecks und dann über den Schreck, wie bekommſt du von dieſen hundert bankrotten Schneidern und Klempnern, die da neu in den Rath kommen, dein Geld für die neu zu beſchaffenden althergebrachten Perrücken! Aber um dem Ding die Krone aufzuſetzen, was kommt nun? Mit Poſaunenklang wird von allen Thürmen geblaſen, die Singſchüler müſſen's auf allen Straßen abſingen —: die Perrücken ſind von Wullenweber für ewige Zeiten abgeſchafft! Von dem Tage an bin ich mit Lübeck im Reinen und rede, wie mir's jetzt zu Muthe iſt.

(Zwei Kanonenſchüſſe. Ein Diener kommt zurück mit einem Brief.)

Diener.

Ein Bergenfahrer — kommt vom Sund —

Dalen (erkennt die Aufſchrift).

Ein Brief von Wullenweber!

Schepeler.

Na, jetzt wird man's hören!

spielkunst, das ist die Bühne selbst. So haben wir Alle angefangen, so sind die größten Schauspieler entstanden. Wer schwimmen lernen will, muß in's Wasser.

Reinhold. Sie scheinen zu vergessen, daß der Vorschlag einer Theaterschule nur aus der entsetzlichen Verwilderung unserer Kunst hervorgegangen ist. Die Bühne ist dem Leben näher gerückt als je, und sie selbst ist doch dabei in ihrer Kunst nicht vorgeschritten. In alten Zeiten gab es ein paar bedeutende Gesellschaften, die sich mit einem gewissen Familienstamm zusammenhielten, in einer Art patriarchalischer Verfassung lebten, sich zuweilen ansiedelten, öfter noch die Wohnsitze veränderten. Diesen wenigen Gesellschaften blieb treu, wer einmal zu ihnen gehörte. Jetzt haben wir mehr als hundert Theaterunternehmungen, die Regierungen geben mit der größten Gleichgültigkeit Concessionen in alle Winkel der Provinzen, die Contractzeit ist kurz, der Schauspieler vagabundirt von einer Unternehmung zur andern, ein zahlloses Gesindel treibt sich von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, ein wahres artistisches Landsknechtswesen grassirt in Deutschland und Oesterreich: wo soll das hinaus? Wo bleibt in solcher Verwilderung der Personen die Sache? Wo kann sich bei dieser ewig precären Existenz ein Schauspieler bilden, wo nur sammeln? Es ist entsetzlich, so die Schauspielkunst rein dem Zufall überlassen zu sehen.

Freihart. Liebster Freund, das ist ja immer so gewesen. Nach 1815 waren doch die Freiwilligen. Die hatten die Zeit, etwas zu lernen, durch den Krieg versäumt, waren an das herumschweifende freie Leben gewöhnt und wurden massenhaft Schauspieler. Zum Glück schwang sich die Oper auf und der Strom konnte auch dahin abfließen. In allen Branchen hat sich die Zahl der Kräfte vermehrt. Kleine Städte wollen sich auch vergnügen. Natürlich müssen die Schauspieler zunehmen. Was die Vagabunden anlangt — Pauperismus ist einmal die Losung unserer Zeit! Und was will man? In kleinen Städten, bei reisenden Gesellschaften giebt es oft die frischesten Talente, Schauspieler, die man mit Vergnügen sieht. Hofschauspieler! Hofschauspieler! Das können wir nicht Alle werden.

Reinhold. Sie ſind mürriſch, ſind verſtimmt, Freihart! Sie ſollen mir mit Gründen, mit Vernunftgründen und Thatſachen antworten und wurmen und grämeln und knurren, als wenn es jemandem einfiele, Sie noch zum Fibelſchützen zu machen.

Freihart. Schicken Sie den Neumann nach Berlin, laſſen Sie ihn da ſechs Wochen in die königliche Theaterſchule gehen und Sie ſollen ſehen, daß er zurückkommt und mir auf offener Probe ſagt, ich ſei ein ſchlechter Naturaliſt, ohne Objectivität, ohne wiſſenſchaftliches Bewußtſein, ich wüßte nicht was beim Sprechen die Arſis wäre und nicht was die Theſis.

Reinhold. Was hülfe ihm dieſer Dünkel! Morgen wird er wieder den Laertes ſpielen und das Publikum wird ihn wieder auslachen.

Freihart. Ja gewiß! Aus dem Neumann wird im Leben nichts.

Der Wieſenweg, den beide wandelten, näherte ſich hier ein wenig der ſtaubigen, belebten Landſtraße. „Der Wolf in der Fabel!“ rief Freihart plötzlich und zeigte über ein ſchon gemähtes Kornfeld hinüber. „Neumann, wie er leibt und lebt!“ Reinhold blickte auf die Landſtraße und mußte die Entdeckung beſtätigen. Es war in der That der junge, mehrfach beſprochene dramatiſche Anfänger, der auch ſeinerſeits die ihm von der Elsler gelaſſenen Ferien benutzte und einſam ſpazieren ging. „Muß man nun nicht zugeben,“ bemerkte Reinhold, „daß dieſer junge Mann vortrefflich gewachſen, von ſchönem Ausdruck des Geſichts und in ſeiner Kleidung von gewählter Eleganz iſt?“

„Ein patentes Männchen!“ beſtätigte Freihart, „ſeine Wäſche, feines Tuch, ſchöne Halsbinde, ſehen Sie nur den hübſchen Fuß, kann aber drauf nicht ſtehen. Wird nie ein Schauſpieler.“

Indem hatte Neumann ſeine beiden Collegen aus der Ferne bemerkt, ſich aber ſcheu von ihnen abgewendet. Er ſtand ſtill und klopfte mit einem rothſeidenen Taſchentuche der

Staub von seinen Füßen. Freihart und Reinhold gingen vorüber, und da ihr Wiesenweg von der Landstraße wieder ablenkte, so verloren sie auch den sichtlich in Verlegenheit gerathenen Kunstnovizen aus dem Auge.

Ihr Gespräch fuhr fort:

Freihart. Unsere jungen Liebhaber sind alle nicht einen Schuß Pulver werth. Kerle, wie die Modenkupfer, ohne einen Funken Talent.

Reinhold. Und doch kann die Bühne ohne diese jungen Männer nicht bestehen. Wer diesen Neumann sieht, sollte der nicht sagen: Schade, wenn so treffliche Mittel der Kunst verloren gingen! Er ist schlank gewachsen, von regelrechter Proportion, er hat ein schönes Theaterbein, sprechende Augen, Sinn für Eleganz und im Leben keine üble Haltung....

Freihart. Auf der Bühne nicht! Er braucht drei Jahre, bis er das leistet, für was er bei uns engagirt ist.

Reinhold. Drei Jahre! Wenn ihn nun die Theaterschule in drei Monaten dahin brächte.

Freihart. Mit Ihrer Theaterschule!

Reinhold. Wenn irgendwo, so ist doch hier ohne Zweifel eine solche Anstalt an ihrem Platze.

Freihart. Sie sollte es sein, sie könnte es vielleicht sein. Aber auf dem Papier nehmen sich diese Theaterschulen anders aus als in der Wirklichkeit. Wir haben ja bereits in Berlin, Braunschweig, Hamburg mehre solcher Anstalten gehabt. Was ist daraus geworden? In Berlin verlor sich trotz mehrfacher Unterstützung durch den König ein Versuch der Art in Kinderspiel und hausirende Bettelei. In Braunschweig wurde die Theaterschule eine Gelegenheitsmacherei und mußte polizeilich geschlossen werden. In Hamburg richtet ein dramatischer Autor und früherer Schauspieler junge Männer und Mädchen für die Bühne ab und bildet nur Affen seiner eigenen Spielweise, die, wie Sie wissen, eine Mosaik komischer Grimassen war. Wenn so ein von ihm zugestutzter Schauspieler seine eingelernten sechs Rollen gespielt hat, steht er da

wie eine abgelaufene Spieldose, stumm und dumm, und kann zu nichts mehr gebraucht werden.

Reinhold. Sie vergessen, daß dies Alles nur Privatspeculationen sind und daß die in den wissenschaftlichen Kreisen uns so wohlgeneigten Freunde der Schauspielkunst eine Anstalt beantragen, welche vom Staate in ihren finanziellen Hülfsquellen sicher gestellt, vom Staate eingerichtet und beaufsichtigt werden müßte. Nicht Jeder, der sich zur Aufnahme in dies Lehrinstitut meldete, dürfte aufgenommen werden. Eine Vorprüfung müßte entscheiden, ob hier überhaupt von einer Befähigung die Rede ist. Die Anstalt müßte von der Zahl ihrer Schüler und deren Lehrgeldern völlig unabhängig sein. Wer auf die Länge kein Talent verräth, muß entlassen werden, unbekümmert um den Ausfall, der dadurch dem Schulfond erwachsen könnte.

Freihart. Also bezahlt soll werden?

Reinhold. Wer talentvoll und unvermögend ist, mag auch unentgeldlich zuhören und einen Revers unterschreiben, daß er von seinem künftigen Gehalte sich Abzüge gefallen läßt.

Freihart. Gerade wie bei den Agenten, bei Sturm und Koppe in Leipzig!

Reinhold. Nein, Bester! Vielmehr wie bei jeder Universität, wo die Unbemittelten das Honorar für die Vorlesungen bis zu ihrer Anstellung gestundet erhalten.

Freihart. Prächtig! Sie sehen das Alles schon in wundervoller Ordnung hergerichtet. Es fehlte nur noch, daß das ganze Schauspielwesen in die Zwangsjacke einer bureaukratischen Verwaltung eingeschnürt und kein Schauspieler an die Lampen mehr zugelassen wird, der nicht vorher sein Staatsexamen gemacht hat. Ein Theaterminister müßte an der Spitze stehen, vielleicht von Bundeswegen in Frankfurt am Main. Das ganze Bühnenwesen müßte eine Art Regierungsdepartement oder ein großes Kunstnetz werden, dessen Fäden die weltliche Gewalt in Händen hätte. So würden wir eine officielle Komödienspielerei erhalten und die Mimen, die an großen Hoftheatern sich ohnehin schon wie Beamte und Staatsdiener geberden, würden vollends erst unverletzliche, heilige Personen werden.

Reinhold. Sie spotten! Und wollte Gott, ein Theil Ihres Spottes träfe zu und würde Ernst. Leidet unser Bühnenwesen nicht genug an dieser ihrer zerfahrenen Anarchie? Ist die Verfassung der Schauspieler etwas mehr als ein Nomadenleben, eine artistische Zigeunerei? Wollte Gott, es käme in diese Verfassung etwas von der geregelten Ordnung eines Gemeinwesens! Der redliche Bekenner der Kunst würde nicht so oft in Verlegenheit sein, mit den Vagabunden und Nachzüglern der Zunft verwechselt zu werden.

Freihart. Diese Uebelstände sind traurig, Reinhold, aber von unserer Kunst nicht zu trennen. Der Trieb zur Menschendarstellung war von je eine Flamme, die zu ihrer Nahrung bald ätherische, bald pestilenzialische Stoffe wählte. Die Adepten der Bühne begegnen sich nicht nur aus allen Richtungen der Windrose, sondern auch aus den entgegengesetztesten Stellungen zum Leben und zur Gesellschaft. Der Student, der Soldat, der Jünger des Merkur, der Handwerker, wo ist ein Stand, der nicht aus seinem Schooße in Thaliens Hallen Priester einführte, von denen mancher zu den berufenen, einige zu den auserwählten gehörten? Die Muse weist keine Hand zurück, ob sie nun den goldenen Siegelring des Dandy oder die rußigen Spuren der Schmiedewerkstatt am Finger trägt. Eine Aristokratie der Bildung in die Schauspielerwelt einzuführen, heißt den Genius der Kunst und sein freies, allbeseligendes Walten zerstören, heißt, statt den Aufschwung der Dramatik befördern, die Hoffnungen auf eine goldene Zukunft für immer ersticken.

Reinhold. Sie machen mir die Erwiderung leicht; denn statt mein Gegner werden Sie mein Verbündeter. Wo könnte mir je einfallen, die schöne bunte Freiheit der Schauspielerentwicklung stören zu wollen! Sie mögen kommen die Priester Thaliens von allen Enden der Welt und allen Enden verfehlter Lebenspläne her. Die Werbetrommel ruft sie Alle, die den Funken in sich brennen fühlen, zur Fahne der lebendigen Bildhauerkunst, wie ich unsern Beruf nennen möchte! Aber die Nothwendigkeit der Lehrjahre werden Sie doch nicht wegleugnen können. Diese Lehrjahre dem Publikum zu ersparen, ist das Verdienst einer Theaterschule. Unsere Zeit

ist reifer, unser Publikum strenger geworden. Die Würde der Schauspielkunst steht in Gefahr verloren zu gehen. Mehr als je drängt sich diese Kunst in unserer Zeit hervor und mehr als je stellt sie ihre Blößen zur Schau. Während die Technik in allen Zweigen der Künste eine unglaubliche Höhe erreicht hat, entblödet sich die Schauspielkunst nicht, nach wie vor in ihrer lallenden Naivetät vor die Menge zu treten und in ihren Windeln sogar Prätensionen zu machen. Es ist nicht möglich, daß sich der Glaube an unsere Kunst erhalten kann, wenn wir die Lehrjahre der Schauspieler nicht durch ein Machtwort hinter die Coulissen verbannen. Haben nicht die Franzosen, die von Natur mehr geborene Komödianten sind als wir, doch in Paris ihre große Vorschule im Unterricht der dramatischen Akademie?

Freihart. Kein Bouffé, kein Arnal ist aus der Pariser Akademie hervorgegangen. Die Pariser Theaterschule ist eine Declamationslehranstalt für die französische Tragödie und meinetwegen auch für die Tradition, in der man dort noch den Molière spielt. Sie kann vielleicht eine einzelne große Erscheinung wie die Rachel durch Zusammenstoß glücklicher Umstände hervorbringen, darf sich aber an dem, was die eigentliche Blüthe der französischen Schauspielkunst ausmacht, nur einen sehr geringen Antheil zuschreiben.

Reinhold. Aber für das Theater français ist diese Schule desto wesentlicher. Und wir haben verhältnißmäßig weit mehr, sozusagen, Theater français in Deutschland als die Franzosen. Wir haben bei uns eine viel reichere Tradition classischer Stücke zu bewahren als Frankreich, dessen Repertoir fast ausschließlich den Dichtern der Gegenwart gehört. Uns, die wir Schiller, Shakespeare, Lessing, Goethe, Iffland, Schröder zu bewahren haben, uns thut die Garantie einer nicht aussterbenden musterhaften Darstellung dieser Genien weit mehr Noth als den Franzosen. Ist nicht schon nur für die anständige Bewahrung dieses alten Repertoirs die Theaterschule mit der Zeit unerläßlich? Kann der junge Mann, der, gezwungen von der Theaterkasse, seine ersten theatralischen Studien in den übersetzten französischen Vaudevilles oder in Wiener Possen macht, die hier allmälig erworbene

Fertigkeit als einen vollgültigen Geleitsbrief zu einer classischen Rolle ansehen?

Freihart. Ich habe über diesen Punkt meine eigenen Gedanken.

Reinhold. Sprechen Sie sie aus! Vielleicht befestigen sie mich in den meinigen.

Freihart. Mit dem alten Repertoir! Es ist damit ein eigenes Ding. Geben Sie ja Acht! Ich spreche gegen mein eigenes Interesse, denn wenn ich auf der Bühne gefalle, so gefalle ich in den alten Stücken, deren erste Zeit ich nicht erlebte, für deren Manier ich aber eine ziemlich entsprechende Natur haben soll. Man spricht von der großen unübertrefflichen alten Schauspielkunst, und ich weiß nicht, ich glaube nicht an Wunder. Das Geheimniß liegt anderswo: in der Literatur nämlich selbst! Jede Schauspielkunst entspricht, das ist mein Satz, dem jedesmaligen Charakter ihrer dramatischen Literatur. Sterben die Stücke ab, so stirbt auch ihre Darstellungsmanier ab. Es kommt mir eigentlich hohl und todt und gelehrt vor, ewig von classischer Darstellung classischer Stücke zu reden. An die lebenden Dichter schließt sich die Schauspielkunst an, nicht an die todten. Unsere jetzige mangelhafte Kunststufe liegt in der mangelhaften Literaturstufe. Und Conversationsstücke in Scribe's Art z. B. giebt man doch hier und da vortrefflich. Situationskomiker giebt es aller Orten viel bessere, als die alten plumpen Spaßmacher waren, die zur hochbelobten goldenen Zeit der Bühne wirkten. Früher wirkten Schauspielerinnen von mehr Wahrheit der Leidenschaft, jetzt haben wir elegantere weibliche Bühnenerscheinungen, als je zu Schröder's Zeiten gelebt haben können. Laßt das die Tadler unserer Spielweise mit den Dichtern abmachen! Greift Diejenigen an, die uns keinen bessern Stoff zur Darstellung geben, und bildet Euch nicht ein, daß ein gelehrtes Heraufbeschwören alter classischer Erinnerungen gute Schauspieler erzielen wird! Das Publikum will nur seiner Zeit leben, es geht vielleicht in Berlin in eine Vorstellung von Shakespeare's Richard II., aber nicht einmal besonders gern in Dresden, und in Leipzig und Hamburg vollends gar nicht. Ja, ich gehe noch weiter. Seit einigen Jahren haben wir ein

Streben nach Originalproduction unserer verwaisten Bühne sich annähern sehen und seit einigen Jahren hat sich manches tüchtige schauspielerische Talent bekannt gemacht, und von den neuen Stücken hört man aller Orten, daß sie mit Rundung in Scene gegangen sind. Es muß demnach nicht mehr so schlimm mit unserer Bühne stehen als vor fünf Jahren, wo wir noch zu sehr von den Franzosen abhingen. Ich ahne, daß wir mit Hülfe der Dichter uns immer mehr vervollkommnen werden, daß die praktische Bühne unsere beste Theaterschule werden wird und daß es durchaus überflüssig ist, mit den Träumereien einiger gelehrter Theoretiker in unsere freien Kreise ein fremdes Element zuzulassen, das nur Unfrieden und Verwirrung bringen wird.

Reinhold. Sie müssen doch fühlen, Freihart, daß es mit Ihrer Sache nicht so ganz sicher steht; denn sonst würden Sie nicht die gegenwärtigen Dichter zu Hülfe rufen. Diese freilich würden sich für eine Anstalt bedanken, die nur zur Einbalsamirung des classischen Repertoirs bestimmt wäre und statt ihrer den Sophokles tantièmenfähig machte. Nein, wenn diese Dichter ehrlich sind, müssen sie eingestehen, daß man ihre Stücke zwar in einigen Rollen oft recht wacker über Bord zu halten versteht, daß sie aber dennoch selten in den Fall kommen, mit Genuß bei der Totalität des Werkes, wie sich diese in der Darstellung ergiebt, auszuharren. Nein! Die Theaterschule muß nur nicht das Organ irgend einer ästhetischen Coterie werden. Sie muß nur nicht die Köpfe ihrer Zöglinge mit Verachtung der Gegenwart aufblasen. Verstehen die jungen Leute ein Shakespeare'sches Stück, so werden ihre Talente auch einem neuern Werke zu Gute kommen ....

Freihart. Freund, halt! Sie sagen: die jungen Leute! Hier ist mein Haupteinwand. Ich will Manches von dem, was Sie mir entgegenhielten, meinetwegen minder hartnäckig bestreiten; aber jetzt treten wir einmal dem Praktischen an dem Vorschlage näher! Junge Leute! Sie haben nun also eine Prima in der Schule, will ich einmal sagen, von zwölf Köpfen. Nun wollen Sie Emilia Galotti aufführen. Wie wird das nun? Für Emilia und ihre Mutter und die tolle Orsina mag der weibliche Seitenflügel des großen Akademie-

gebäudes sorgen; was liefert nun aber der männliche? Einen achtzehnjährigen Marinelli? Einen neunzehnjährigen Odoardo? Und wie ist das im Fiesco mit dem alten Papa Dogen? Ist Vater Andreas ein zwanzigjähriger Theaterschüler, der sich für die wirklichen alten Dorias oder nur für einen jungen Gianettino vorbereitet? Wie ist das mit den Rollenfächern? Spielen die Knaben, wenn sie auch meinetwegen nur den Körner'schen Nachtwächter aufführen, den alten Schwalbe auch zur Vorbereitung auf künftiges Engagement, oder wie ist alles das?

Reinhold. Diese praktischen Uebungen dürften doch wol nur den kleinsten Theil der Theaterschulbildung ausmachen, und wenn ich einen Plan derselben entwürfe, würde ich große und vollständige Stücke ganz ausschließen. Die Hauptsache würde immer die theoretische Ausbildung bleiben.

Freibart. Also immer wie Herr Eduard Devrient in seiner Schrift über diesen Gegenstand ausgeführt hat! Ein Theatergymnasium! Oberlehrer, Professoren, Klassensystem, halbjährige Zeugnisse, dreijähriger Cursus! Mythologie, Literaturgeschichte, Gypsabgüsse, Rhetorik, Poetik, Alles nachgeschrieben, heftweise, daß es eine Freude ist!

Reinhold. Sie mischen da viel nothwendige und viel überflüssige Dinge zusammen. Wenn die Zöglinge angeleitet werden, sich über ästhetische Thatsachen klare wissenschaftliche Begriffe zu bilden, wenn man sie in einen Antikensaal führt und ihnen über die Schönheit plastischer Gebilde, über geschmackvolle Stellungen und Haltungen Aufschlüsse giebt, wenn man sie mit den Gesetzen der Metrik, mit den Feinheiten des Sprachbaus und vor Allem mit den überlieferten Regeln einer natürlichen Declamation bekannt macht, so erkenne ich darin die eigentliche erste Grundlage einer geschmackvollen Schauspielerbildung. Dazu würde sich nach meiner Vorstellung noch gesellen müssen Unterricht in Tanz- und Fechtkunst. Können Sie leugnen, daß sich im Stillen jeder strebende Schauspieler, von andern rede ich nicht, aus eigenem Antriebe um Vervollkommnung in diesen Fächern bemüht? Jeder holt gern nach, was er im ersten Anlauf zur Kunst versäumte. Und wenn man dies Versäumniß eingesteht, so ist damit auch

die Berechtigung einer Anstalt ausgesprochen, welche später beschämende Geständnisse dieser Art unnöthig macht.

Freihart. Hm! Hm! Fasse ich also demnach, was Sie wollen, zusammen, so ist es Folgendes: Der Staat errichtet in der Residenz eine Theaterakademie, giebt dazu ein zweckmäßiges geräumiges Gebäude mit großen Sälen und einer hübsch eingerichteten Bühne, stiftet aber ganz besonders einen jährlichen Fond von mindestens 10,000 Thalern, von welchem auch die Lehrer zu besolden wären. Die Lehrer sind theils geistreiche theaterkundige Aesthetiker, theils gebildete, über ihre Kunst völlig klargewordene Schauspieler: dazu kommt ein Tanz- und ein Fechtmeister. Die Eleven melden sich. Sie müssen Zeugnisse bringen, daß ihre Eltern mit diesem Schritte einverstanden sind. Merken Sie wohl, Reinhold, die besten Schauspieler sind die geworden, die ihren Eltern durchgingen! Doch will ich Ihnen den Gefallen thun und auf Ihren Hokuspokus eingehen.

Reinhold. Thun Sie's ja! Die Macht der Wahrheit scheint Ihnen mit Gewalt beizukommen. Fahren Sie fort!

Freihart. Hm! Hm! Also die Eleven melden sich. Die Einen kommen, wie der Schüler im Faust, „mit leidlichem Geld und Muth", die Andern sind arme Teufel. Die Einen bezahlen ein monatliches Lehrgeld von — wie hoch schlagen Sie die Weisheit an?

Reinhold. Monatlich drei Thaler.

Freihart. Einen Ducaten. Wir erzeugen nur Gold, wir nehmen auch nur Gold. Die Andern unterschreiben einen Revers, daß sie von ihrer künftigen Gage (wenn sie je welche bekommen!) so lange fünf Procent abgeben müssen, bis sie ihr Lehrgeld bezahlt haben. Es sind junge Männer — auch junge Mädchen?

Reinhold. Natürlich!

Freihart. Aber die Herren doch mit einem andern Ausgang als die Damen? Und niemals Unterricht zusammen?

Reinhold. Nur die Tanzstunde.

Freihart. Ah die Tanzstunde! Wetter, daß ich nicht mehr jung bin! Gut! Die Eleven stehen im glücklichsten Alter von der Welt. Niemand wird von den Damen unter

Dalen (lieſt).

„An meinen werthen Freund, den ehrenfeſten Herrn, Herrn Doctor Oldendorp.“

Oldendorp.

An mich? Gebt her —

Schepeler.

Sage noch Einer, daß Wullenweber des Marcus Freund war! Er hätte doch ein ſchwarzes Siegel nehmen können.

Hermelink.

Der Syndicus durchfliegt das Schreiben, ob es Schätze enthält, die für uns gemeine Rathsherren zu koſtbar ſind!

Oldendorp.

Ich habe keine Heimlichkeiten mit Wullenweber! (lieſt.) „Werther Freund! In Eile ein paar Worte von Geſchäften! Wohl fühl' ich, wie eines Hochweiſen Rathes Mahnung, endlich mit Dänemark und Schweden zum Vergleich zu kommen, mich ſcheinbar mit einem Vorwurfe belaſtet. Iſt aber ..... Tycho Krabbe ..... Sundzoll ..... Chriſtiern in Sonderburg ..... All dieſem Heuchelweſen ein Ende zu machen bin ich um ſo mehr gewillt, als ſich endlich auch unſer tapfrer Feldhauptmann, Marcus Meyer —

Schepeler.

Jetzt kommt's.

fünfzehn und von den Herren unter siebzehn Jahren aufgenommen. Man prüft den Körper, seinen Bau, seine Befähigung. Wer buckelig ist, und wär's ein Genie, wie Ignaz Schuster, wird zurückgewiesen.

Reinhold. Um einen einzigen buckeligen Schauspieler, der je gelebt hat, wird man doch nicht gezwungen werden, lauter Krüppel aufzunehmen?

Freihart. Nein! Nur gesunde Kunstrekruten, deren Zulassung zur Bühne der Staat verantworten kann! Jetzt geht der erste Unterricht an; aber hier stocke ich gleich. Wollen Sie Fächersystem oder Klassensystem? Soll jede Wissenschaft oder die Anciennetät die Klasse machen? Giebt es Prima, Secunda, Tertia, oder hat jeder Professor sein Häuflein für sich, je nach seiner Wissenschaft, ohne Unterschied um den Vorsprung der Aeltern vor den Jüngern?

Reinhold. Eine zweckmäßige Verbindung beider Systeme wird wol das nützlichste sein. Im Allgemeinen muß es eine Stufenfolge geben: eine dritte, zweite, erste Klasse bei den Männern und eine zweite und erste bei den Damen oder Mädchen oder Jungfrauen, wie wir diese kleinen Kunstvestalinnen nennen wollen. Klasseneintheilung findet statt beim überwiegend theoretischen Unterricht; beim praktischen aber herrscht das Fachsystem; denn im Praktischen kann selbst der Vorgeschrittene immer dabei lernen, wenn er sieht, wie der Anfänger ihm nachgeschult wird, und dieser lernt ohnehin von dem Aeltern.

Freihart. Ho! ho! Sehr, sehr schwer das, lieber Freund. Wird viel Confusion setzen.

Reinhold. Doch nicht! Einmal haben wir es mit vernünftigen Leuten von siebzehn bis einundzwanzig, zweiundzwanzig Jahren zu thun. Sodann liegt im Wesen der Anstalt eine gewisse heitere Freiheit und fröhliche Ungebundenheit. Endlich muß die Gabe des Lehrers von der Art sein, daß er allseitig interessiren kann, und eine Gesellschaft, die z. B. aus ehemaligen Studenten so gut bestehen kann wie aus ehemaligen Handwerkern, immer in dem Einen vereinigt, was Allen Noth thut.

Freihart. Wenn aber nun ein ganz ungeschulter

Mensch, z. B. ein gewesener Schornsteinfeger, an die Thür der Theaterschule pocht?

Reinhold. Hat er Talent, Liebe zur Sache, so wird er eingelassen. Freilich muß der Director dabei unter der Hand Sorge tragen, daß Jeder, der in den ersten Schulwissenschaften zurückgeblieben ist, sich privatim ausbildet, und diese Bedingung muß von der Direction auf's strengste beaufsichtigt werden.

Freihart. Und wie liefern Sie dann Ihre Treibhauspflanzen ab?

Reinhold. Das Bedürfniß nach guten Schauspielern ist so lebhaft, daß sich die Directionen mit Vergnügen an den Vorstand der königlichen Theaterschule, gleichsam wie an eine Pepinière, wenden und von ihm die Vorschläge entgegennehmen werden, die ihnen über dieses oder jenes Talent gemacht werden können. Für das Fach der Liebhaber, Liebhaberinnen, Naturburschen und vielleicht selbst das Fach komischer Chargen wird sich jede Direction mit Vertrauen an die Theaterschule wenden dürfen. Liefert sie auch keine vollendeten Künstler ab, so liefert sie doch Schauspieler, in welchen der Stoff dazu vorhanden sein kann, Schauspieler, die zwei, drei Jahre mit Muße ihrer ersten Vorbereitung widmen konnten, Schauspieler, denen eine hohe Verehrung vor ihrem Berufe eingepflanzt ist und die wenigstens schon auf der Bühne stehen und gehen können, was Neumann nicht kann.

Freihart. So, so, so, so.

Freihart wurde hierauf schweigsam. Er hatte den fast überall verbreiteten alten Schauspielergroll gegen Theaterschulen ausgetobt und schien auch dadurch milder geworden, daß Reinhold selbst den Mund über die Leistungen einer solchen Anstalt nicht mehr gar zu voll nahm. Es fiel ihm seine eigene Jugend ein. Wie er zitternd die Bretter zum ersten Male betrat, wie er in Gefahr war, vor einem Publikum, das kein Herz zu einem unbekannten Menschen haben konnte, für irgend ein Versehen in der kleinen Rolle ausgelacht zu

werden. Er dachte an die Zeiten zurück, wo er, um nur leben zu können, in den Chor einer Bühne trat, und um ein Haar, wenn ihn der Zufall nicht hervorgezogen hätte, zeitlebens ein Chorsänger hätte bleiben können. Der Gedanke, was er geworden wäre, wenn er sich zwei, drei Jahre zu seiner Kunst ohne Angst und Risiko hätte vorbereiten können, und wenigstens der andere, wie viel Schmerzen er seiner Jugend erspart hätte, das Alles beschlich ihn mit wehmüthiger Gewalt. Er legte die Waffen des Spottes ab und schritt neben Reinhold, der ohne zu triumphiren im Stillen sich seines Sieges freute, langsam in das liebliche Dorf ein.

In einiger Entfernung vor ihnen her stolzirte Neumann. Sein Gang hatte etwas Schwänzelndes, sich Wiegendes. Sein Frack, seine Pantalons, Alles war von den feinsten Stoffen. Er schwebte wie ein moderner Adonis.

Neumann geht in den goldenen Löwen! sagte Freihart. Dann wollen wir nebenan in die Traube gehen. Das Wirthshaus ist schlechter als der goldene Löwe, aber ich mag den Affen, den Neumann, nicht sehen, ich mag ihn noch nicht als Collegen begrüßen.

Beide traten in die Traube. Ein freundlicher, wenig besuchter Garten empfing sie. In der Ferne spielten einige „Stammgäste" Kegel. Die beiden Künstler setzten sich an eine von wildem Wein bedeckte Wand, ließen sich einige Erfrischungen reichen und verloren sich in gleichgültige Gespräche.

Indem wurden sie auf Stimmen aufmerksam, die von nebenan, vom Garten des goldenen Löwen, herübertönten, sie mußten mit den Sprechern, unter denen sich Neumann befand, dos-à-dos sitzen.

Neumann unterhält sich, flüsterte Reinhold. Er macht sich populär. Es scheinen Beamte aus der Stadt zu sein.

Wie er die Worte kaut! sprach Freihart leise. Wie er jede Silbe gleichsam erst ansieht, ehe er sie ausgiebt! Gar keine Scheidemünze, lauter Doppellouisd'ors!

Ganz wie auf der Bühne, bemerkte Reinhold.

Wer immer verräth, sagte Freihart, daß er sich reden

hört, der wird nie ein natürlicher Redner. Wie brächte nun wol die Theaterschule Natur in einen solchen Menschen! Und wenn Sie ihn zwingen, hundertmal guten Tag! zu sagen, er wird immer glauben, er müsse dabei auf Stelzen gehen und die beiden einfachen Worte in etwas höchst Kostbares verwandeln.

Da Neumann über das Wetter, über die Elsler, über das Berliner Ballet sehr redselig wurde, niemals aber seinen pathetischen, die Worte wie Goldkörner behandelnden Ton unterließ, so sagte Freihart: Kommen Sie dort hinüber!

Sie wählten einen andern Platz.

Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als sie Neumann's Stimme nebenan an einem andern Orte vernahmen. Er schien den Tisch an dem Gartenzaune verlassen zu haben und in den Hof gegangen zu sein. Plötzlich vernahm man von dorther ein gewaltiges Plätschern wie von einem Eimer Wasser, der rasch ausgegossen wurde, und zu gleicher Zeit Neumann's Stimme. Freihart und Reinhold sprangen auf und entdeckten durch eine Ritze des Zauns, was vorgefallen war. Neumann war von einer darüber nicht wenig erschrockenen Magd mit einem Eimer Wasser übergossen worden. Seine Toilette war in einem zerstörten Zustande. Die Gäste lachten, die unglückliche Magd, die blindlings aus der Küche ihr Gefäß geleert hatte, ließ sich nicht mehr sehen, aber Neumann erhob, mit vollem Rechte, seine Stimme und entlud, indem er sich reinigte, einen solchen Andrang von Zorn gegen eine derlei Unschicklichkeit, daß der herbeieilende Wirth vom goldenen Löwen nicht Worte genug finden konnte, ihn zu besänftigen. Neumann wollte aber kein Gehör geben. Er zog seinen Geldbeutel, warf seine Zeche auf einen Tisch, verwünschte die Unanständigkeit dieses Wirthshauses und wandte sich, dem goldenen Löwen zum Aerger und zum Tort, der Thür der Traube zu. Als ihm hier theilnehmend seine beiden Collegen entgegentraten, begann er ihnen den Vorfall zu erzählen und hatte dabei ohne Zweifel den Nebenzweck, sich dem Wirthe nebenan hörbar zu machen. Endlich war er beruhigt. Man bot ihm an, Platz zu nehmen, als aber in der Ferne eine

Glocke ertönte, sagte er: Der Omnibus fährt in die Stadt zurück. Der Chausseestaub wird meine nassen Kleider verderben, in denen ich morgen den jungen Wildenberg spielen soll! Leben Sie wohl! Damit eilte er unter dem aufrichtigen Bedauern seiner Collegen an den Omnibus.

Diese hatten kaum ihr Lächeln unterdrücken können.

Freihart sagte: Reinhold, ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen! Und als der Omnibus fortrollte, bezahlten sie ihre Zeche und schlugen, auf das heiterste angeregt, den Rückweg ein. Als sie das Dorf verlassen hatten, stand Freihart plötzlich still und sagte ..... doch setzen wir ihre fernere Unterhaltung her.

Freihart. Reinhold! Das Geheimniß der Theaterschule ist entdeckt!

Reinhold. Jetzt erst? Und dies wäre?

Freihart. Himmel, haben Sie denn nicht bemerkt, was plötzlich der Neumann durch den Wassersturz für ein anderer Mensch geworden war? War denn das noch derselbe kostbarthuende Stelzengänger? Das war ja plötzlich ein Mensch geworden, wie wir andern alle. Erst nebenan der Zornausbruch gegen die Magd wie natürlich! Darauf die Vorwürfe an den Wirth! Besonders aber, als er in die Traube kam, diese ungeschminkte Erzählung des Vorgefallenen! Der Eindruck sprach unmittelbar aus ihm heraus und nebenbei hatte er die Absicht, daß ihn der Wirth drüben hören und sich entsetzen sollte. Wenn er als schwedischer Hauptmann im Wallenstein den Tod des Max so vorträgt, wie die Geschichte seines wasserbegossenen eleganten Fracks, so macht er Sensation. Jetzt glaube ich, Reinhold, das Specificum entdeckt zu haben, das in die Theaterschule eingeführt werden müßte.

Reinhold. Sie meinen, daß man die Eleven, um ihnen Natur beizubringen, alle Tage douchen sollte?

Freihart. Gewissermaßen ja! Aber noch mehr! Wer nicht lernen will, mit Natur und ohne Affectation Hülfe! zu

rufen, den muß Professor Rötscher nehmen und ohne Weiters in die Spree werfen. Da wird er's schon lernen!

Reinhold. Uebersetzen Sie mir das in Ernst! Ich fühle in der That, daß Neumann durch ein kräftiges Erlebniß ein natürliches Wesen geworden war. Könnte man daraus keine Schlüsse auf die Kunstbildung ziehen?

Freihart. Die allerreichsten! Die allerinteressantesten! Warum wurde Neumann plötzlich so natürlich? Weil ihm ein Factum naßkalt über den Rücken lief. Wenn Sie in Ihrer Theaterschule den unlebendigen Buchstaben walten lassen, ist die ganze Anstalt auf Sand gebaut.

Reinhold. Sie meinen, man soll in den Zöglingen das — Individuelle, das Gefühl des Wirklichen, das Menschliche und Unmittelbare wecken?

Freihart. Mehr noch! Hören Sie!

Reinhold. Es konnte mir ja keine größere Genugthuung werden, als Sie nun selbst Hand anlegen zu sehen, die Theaterschule richtig zu organisiren. Ich bin ganz Ohr.

Freihart. Freund, wenn Sie mir die Garantie geben, daß in der Theaterschule der im Menschen schlummernde Mime, im Eleven das schauspielerische Individuum geweckt werden soll, dann bin ich mit Leib und Seele für Theaterschule. Der erste Grundsatz muß der sein, durch die Theaterschule gleichsam auf die Anfänge der Schauspielkunst zurückzugehen. Woraus ist die moderne Dramatik, die dichtende und die darstellende, hervorgegangen? Aus der Improvisation. Alle Uebungen, die in der Theaterschule gemacht werden, müssen frei, augenblicklich sein. Es soll auswendig gelernt werden, ja! Die Kraft des Gedächtnisses soll gestärkt werden, ja! Aber nimmermehr wird man den Eleven Natur beibringen, wenn man sie nur solche Dinge sprechen läßt, die sie vorher auswendig gelernt haben. Was ist die große Kunst des Mimen? Heraustreten, sich an die Lampen stellen und sagen: Ich! Ob das Ich nun Hamlet oder Richard III. oder Commissionsrath Frosch ist, er muß sagen: Ich! Da bin ich! Seine Rolle muß er mechanisch wissen, aber spielen muß er sie, als wenn er sie eben erst selbst erfände, eben erst selbst erlebte. Die ganze Weihe

des Augenblicks muß auf ihm ruhen. Wenn Sie mir zusichern können, daß in der Theaterschule dies schauspielerische Handwerkszeug gelehrt wird, dann bin ich für Theaterschule.

Reinhold. Schauspielerisches Handwerkszeug? Was verstehen Sie darunter?

Freihart. Unsern Kalk, unsern Mörtel, unsern Hammer, unsere Kelle, unser Lachen, unser Weinen, unsere Leidenschaften, erhaben sein, rührend sein, gebrochen reden, stottern, betrunken sein, Pedant sein, edel und groß sein, kurz das Arsenal aller der Waffen, womit wir die Herzen der Menschheit erobern. Das, guter Freund, lernen wir nicht durch Aesthetik, Declamationsübungen, Gypsabgüsse, Commentare, Redensarten, Shakespeare und Calderon, sondern nur durch eine stufenweise Erziehung des Schauspielers in uns, von der Macht des nicht auswendig gelernten Wortes und dem Begreifen der Situationen an, gerade wie Neumann natürlich wurde, als man ihn mit Wasser begoß.

Reinhold. Sie gehen durch, Freihart! Drücken Sie sich verständlicher aus!

Freihart. Gesetzt, ich bekäme bei der Theaterschule ein Wort mitzureden, was geschähe? Ich ließe die jungen Männer und Mädchen immerhin tanzen, fechten, Geschichte lernen und etwas gelehrten Kram anhören, aber die Hauptsache müßten die praktischen Uebungen sein. Für diese würden Shakespeare, Schiller und Goethe gänzlich abgeschafft; für diese ist noch gar keine Literatur vorhanden. Auswendig wird nur mit Maß gelernt und fast immer nur improvisirt. Natürlich lauter Sachen, die dem Verständniß der Eleven angemessen sind. Ich ließe sie Komödie spielen, ohne daß sie's merkten. Ich erzählte beim Eintreten in den Saal eine Geschichte, schauspielerisch eingerichtet, mit Dialog, Situationen, die jemand von sich selbst erzählt, Pointen, die nur auf mimische Weise ausgedrückt werden können. Diese Geschichte benutze ich darauf folgendermaßen: Erstens rufe ich den Fähigsten auf, vorzutreten und sie ebenso wieder zu erzählen, wie ich sie vortrug. Die Andern helfen schon nach. Nach dem Fähigsten wiederholen Andere dieselbe Geschichte. Dann — setze ich die Geschichte in Scene

und vertheile, scherzhaft, die Rollen dazu aus dem Stegreif. Jetzt lasse ich sie spielen, von Diesem, von Jenem, abwechselnd nach Herzenslust. Die Scene kommt zur Anschauung. Die Mitspieler wissen vortrefflich schon den Ton für das Ganze zu finden, und da sie sich die Worte (natürlich sehr einfache!) selbst erdenken müssen, so kommen sie alle natürlich heraus. Jetzt ziehe ich aus der Tasche ein Packet Rollen! Dieselbe Geschichte ist — ja schon ein altes Lustspiel, das sie Alle nicht kannten, von Stephanie, Bretzner, Holberg, Regnard, Farqhuar, Kotzebue, welcher letztere zu viel geschrieben hat, als daß man jedes Stückchen von ihm sogleich kennen sollte, und nun haben die Elemente brauchbare Worte zu dem Charakter jener Rolle, die sie schon inne hatten, schon begriffen, schon darstellten. Reinhold, weckte das nicht die schlummernden mimischen Talente?

Reinhold. Ich fürchte, Freihart, das läuft auf — Possen hinaus. Komikern könnte es anschlagen.

Freihart. Keine Possen, lieber Freund! Keine Komiker nur! Auch die Tragödie soll Vortheile davon ziehen. Gesetzt, ich gebe Schiller's Kraniche des Ibykus einem jungen Manne zur Declamation. Was würde ich nach dieser Methode thun? Ich erzähle ihm das Gedicht in schlichter Prosa, einfach dem Sujet nach. Nun muß er einem Andern denselben Stoff eben so natürlich, eben so mittheilsam — einfach wiedererzählen. Erst nachdem er dies gelernt hat mit Wahrheit und Ueberredung zu thun, würde ich ihm sagen: In drei Tagen wollen Sie uns nun Schiller's Ballade über diesen Gegenstand wörtlich vortragen. Glauben Sie, daß er's noch pathetisch, noch mit leerer Schuldeclamation thun wird?

Reinhold. Ich kann mir wol denken, daß das sichere Erfassen der Quintessenz des Gedichtes ihn mehr an die wirkliche Handlung als an die Worte fesseln wird.

Freihart. Denken Sie sich folgende Uebung! Meine Eleven sitzen vor mir. Ich schicke davon Einen rechts in ein Nebenzimmer, Einen links, gebe Jedem eine interessante Lectüre mit, eine Novelle, eine Anekdote, ein kleines Stück, eine dramatische Scene. Ich setze inzwischen meinen Unterricht

fort. Nach einer halben Stunde laſſe ich den Einen eintreten, auf ein Podium ſteigen, und fordere ihn auf, uns das Geleſene zu erzählen. Wer ſich dabei kindiſch geberdete, lachte, ſich zaghaft benähme, den Mund nicht aufthun könnte, dem erklärte ich von vornherein, daß ich ihn in der Anſtalt nicht brauchen könnte. Hinaus mit ihm! Ein Schauſpieler muß ſich mittheilen können. Das iſt ſeine Kunſt, ſein Beruf. Er darf ſtottern, ſchwanken, das wird ſich mit der Zeit legen. Aber Phantaſie, Auffaſſung muß da ſein, oder man zahlt ihm das Lehrgeld aus, fort mit ihm! Oder wen ein zu großes Auditorium von Mitſchülern noch beängſtigt, den nehme ich allein vor, ſage ihm, leſe ihm eine Meldung, eine Erklärung, eine Tirade vor: er muß hereinkommen und dieſelben Worte nach ihrem Sinn aus dem Stegreif mir nachſprechen. Auf die natürlichſte Art wird ſich dadurch nicht nur der Vortrag, ſondern auch Spiel und belebende Geſticulation ergeben.

Reinhold. Sie fangen an mich für dieſe Idee zu gewinnen; aber bedenken Sie, was zu dieſen Improviſationsübungen und Stegreifkomödien für Lehrer gehören würden.

Freihart. Die finden ſich! Schade, daß z. B. ein Seydelmann geſtorben iſt. Sie wiſſen, ich bin ſonſt nicht eben Seydelmann's —

Reinhold. Bitte, bitte, wenn Sie mir nicht wehthun wollen, laſſen Sie heute das Thema gegen Seydelmann!

Freihart. Gut, aber das räume ich ein: Für eine Theaterakademie wäre Der ein wahrer Garrick geweſen.

Reinhold. Es ſcheint nun alſo doch, daß das Ergebniß unſerer heutigen Luſtwanderung ein ſehr erfreuliches war. Konnte meiner Ueberredung auch nicht Das glücken, was dem Waſſerſturz gelang, Sie ſind nun wirklich für Theaterſchule.

Freihart. Unter der Bedingung, daß man es erſt fünf Jahre zur Probe einmal verſucht, daß man die Leitung des Unterrichts in die Hände guter Schauſpieler und ſolcher Dichter giebt, die wie Tieck ſozuſagen latente, nicht zum Durchbruch gekommene Schauſpieler ſind, und endlich unter der Bedingung, daß man in den praktiſchen Unterricht vorzugs-

weiſe nur das Princip der Improviſation und des Extempore aufnimmt.

Reinhold. Es iſt ehrenvoll, wenn Aeltere im Stande ſind, ihre Vorurtheile zu bekämpfen. Geben Sie mir die Hand, Freihart! Dieſer Abend iſt, wie lange keiner, für mich lehrreich geweſen.

Seitdem ſind die beiden Freunde in ihren Anſichten verbundener denn je und harren nun täglich*) mit Spannung der Dinge, die von Berlin aus verſprochen worden ſind.

Neumann aber hat ſeit jenem Vorfall im Garten des Goldenen Löwen angefangen, mitunter in Frackrollen etwas natürlicher zu ſpielen. Dies kam wahrſcheinlich auch daher, daß er fühlte, wie er ſich — auf die blendende Wirkung ſeiner verdorbenen Garderobe allein nicht mehr verlaſſen konnte und er noch zu wenig Gage bezog, um ſich ſogleich eine neue anzuſchaffen.

---

*) Spätere Anmerkung. Seit dreißig Jahren harrt man vergebens. Die Anregungen kommen ab und zu; doch in der Regel nur von Solchen, die ſich ſchmeicheln, bei endlicher Verwirklichung des Planes ein Aemtchen zu erhalten.

Oldendorp.

„Glücklich und wohlbehalten von ſeiner abenteuerlichen Fahrt nach England wieder eingefunden hat —"

Schepeler.

Was?

Oldendorp (lieſt).

„Und es hoch an der Zeit iſt, ſeinem thatendurſtigen Muthe eine beſſere Nahrung zu geben, als er hier in den Verführungen einer üppigen Königsſtadt und den hochfliegenden Ränken einer gewiſſen Partei findet."

Schepeler.

Nicht geviertheilt? Wie ſo denn?

Oldendorp (lieſt).

„Das Nähere über Meyer's Schickſale ſchrieb ich meiner guten Schweſter Meta, die, endlich aus ihrer Verzweiflung erlöſt, Euch ſelber und allen wahren Freunden ihres Bruders mittheilen wird, wie und auf was Art — — — —"

(Hinter der Scene Bewegung.)

Daten.

Schweigt einen Augenblick, wer kommt denn?

Alle.

Meta!

Druck von C. Pätz in Naumburg a/S.

Fünfter Auftritt.

Meta (tritt eilig und freudig auf). Die Vorigen.

Meta (haſtig).

Vergebung, Ihr Herren, habt Ihr auch Briefe? Sie kommen zurück! Bald! Bald! Ach, Herr Syndicus, Euch ſuch' ich — iſt das an Euch —?

Oldendorp.

Von Eurem guten Bruder.

Meta.

Marcus lebt! Iſt geſund und wohlauf und läßt Euch alle viel tauſend, tauſend Male grüßen.

Schepeler.

Danke! Danke!

Oldendorp.

Schrieb er's Euch ſelbſt?

Meta.

Mein Bruder ſchreibt einen langen, langen Brief — o, wo hätte Marcus Zeit, jetzt an die Feder zu denken!

Krevet.

Wenn ihm nur manchmal nicht die Zeit fehlt, auch an Euch zu denken.

Meta.

Herr Krevet, grüß' Euch Gott! Ja, mit dem Stadthauptmann iſt's noch nichts, Herr Vogt! Mein Bruder kann nicht Worte finden, wie Marcus' Wiederkehr in

Kopenhagen Aufſehen macht. Alles will ihn wiederſehen, Alles bewirbt ſich um die Gunſt, ihn einmal nur geſprochen zu haben — und mit Geſchenken erdrücken ſie ihn!

Krevet.

Beſonders die Frauen! Vor ſeiner engliſchen Reiſe wenigſtens ſollen ihm die däniſchen Damen wie Delila dem Simſon, als Andenken ſüßer Stunden, alle Locken abgeſchnitten haben.

Schepeler.

Das konnte ihm nun wohl nichts ſchaden.

Meta.

Schämt Euch, Herr Krevet, daß jeder Gruß, den ich von Euch empfange, immer auch eine Beleidigung für Marcus iſt.

Palen.

Aber die wunderbare Rettung, erzählt uns doch, Jungfer Meta —

Meta.

Nein, wenn man das ſo lieſt und weiß, wie gut Alles abgelaufen, ſo hat man an der Erzählung ordentlich ſeine Freude. Das Warten auf den Friedensſchluß, wißt Ihr, dauerte dem Marcus zu lang. Er nimmt ein Schifflein und ſagt dem Bruder, er wolle ihm ein paar friſche holländiſche Heringe aus der Nordſee holen. Aber die waren geſalzen. Brr! Kommt ja das kleine Bretterdings vom Ufer ab, geht hoch in die

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.
3-598-51032-2
FN. 19178/070

See und ein kläglich zerfetzter Wrack wird an die englische Küste geworfen.

Schepeler.

Nun meine Nachrichten? Meine Quellen?

Meta.

Vor Hunger und Nässe fast umgekommen, schleppen sie den Marcus nach London und holländische Schiffer, die ihn erkannten und an die Schiffe dachten, die alle von ihm aus der Ostsee zum Sunde hinausgejagt wurden, schwören: Wart', Du Hanseat, Dir brocken wir's ein! Und richtig, sie erklärten ihn vor König Heinrich mit Eid und Schwur für einen berüchtigten Seeräuber.

Schepeler.

Nun, was sagt man? Meine Verbindungen?

Meta.

König Heinrich nicht träge, wenn's an's Hängen geht — hat doch der gestrenge Mann schon drei Weiber köpfen lassen —

Schepeler.

Der wird schon wissen, warum.

Krevet.

Von diesem König kann Euer Marcus Beständigkeit lernen.

Meta.

Ihr garstigen Männer!

Oldendorp.

Laßt Euch nicht ſtören, liebe Meta! Erzählt!

Meta.

Dicht dem Marcus gegenüber ſitzt im Tower die arme Königin Anna Boleyn, immer ſchwarz gekleidet, mit verweinten Augen. Als er die nicht mehr ſah, — ſie wurde hingerichtet, — ſoll er ſelbſt ſchon in den Tod ergeben geweſen ſein. Was geſchah aber? Als der König erfuhr, daß ſein Gefangener der Marcus Meyer aus Lübeck war, berief er ihn nach Windſor in ſein Schloß und ließ zwei hanſeatiſche Kaufleute kommen und beſchwören, daß es wirklich der Marcus wäre. — Und was that er? Der König nahm ſich ein gülden Kettlein vom Hals, ließ ſich ein Schwert bringen, hing das Kettlein dem Marcus über die Bruſt und ſchlug ihn Angeſichts aller Erzbiſchöfe und Lords — und die Kaufleute haben's in Kopenhagen meinem Bruder erzählt, wie poſſierlich ernſt und feierlich der Marcus dabei ausſah — ſchlug den Marcus vor allen Lords zum Ritter der engliſchen Krone.

Alle.

Zum Ritter?

Krevet.

Sieh' mal Einer an! Den Hufſchmied?

Oldendorp.

Ja, den Hufſchmied!

Schepeler.

Nun allerdings, Marcus Meyer war ein Hufschmied.

Oldendorp.

Und wenn er Alles, nur kein Bartkratzer war, so ist er jetzt der größte Held von der Elbe bis nach Hammerfest hinauf. Wers noch gut lübisch meint, der muß auf des neuen Ritters Wohl trinken.

Alle (wenden sich nach dem Tische zu).

Ja, ja — auf sein Wohl.

Krevet.

Wer weiß, was Marcus Meyer dem Könige für diese Begnadigung versprochen hat. Es sollte mich nicht wundern, wenn es die Auslieferung der Schlüssel zu den Thoren Lübecks wäre.

Alle.

O, o, Herr Vogt!

Gerke.

Herr Vogt, Ihr verrathet, daß Ihr von Meta schon viel Körbe bekommen habt, und daß Ihr Euch von Möllen wegsehnt, um Stadthauptmann in Lübeck zu werden. Bei Euch würde unsre Kriegsverfassung so recht in den alten Garnisonschritt kommen. Linken, Rechten, Linken, Rechten .... Nein, nein, das muß man sagen, Wullenweber und Marcus Meyer gereichen unsrer Stadt zu hohen Ehren. Schepeler hat die Reigen

geleert. Füllt noch einmal die Gläſer. Auf Wullenweber's und Marcus Meyer's Wohl!

(Diener füllen die Gläſer. Alle treten in den Hintergrund, wo ſie anſtoßen und „Hoch" rufen.)

Schepeler.

Jungfer Meta, wenn es ſich denn ſo verhält, daß Euer Verlobter bald zurückkehrt und ſeine verwilderten Haare in Kopenhagen bleiben, ſo will ich gehen und zu ſeinem Empfange einſtweilen die Meſſer ſchleifen. Hochedle Herren!

Dalen (mit einem Glaſe).

Nein, Meiſter Henning! Auf Wullenweber und Marcus Meyer!

Schepeler (ablehnend).

Ich danke! Ihr kennt meine Geſinnungen. Ich habe Charakter! (Ab.)

(Meta und Oldendorp ſtehen im Vordergrunde.)

Dalen (zurückkehrend von hinten mit den Andern, zu Meta).

Wir danken Euch für Eure Nachricht! Ganz Lübeck wird freudigen Antheil nehmen. Gehen wir auf's Rathhaus zu einer außerordentlichen Sitzung. (Gähnt.) Ich liebe die Nachmittagsſitzungen!

Alle (durch einander).

Lebt wohl! Lebt wohl! Auf's Rathshaus — auf's Rathhaus! —

(Alle ab. Es iſt ſtill.)

Meta (zu Oldendorp).

Sind das nun Menschen?

Oldendorp.

In Republiken muß man Niemanden einzeln betrachten. Nur der Gesammtwille ist groß.

Meta.

War ihr Wunsch nun herzlich? Ihre Theilnahme verlässig?

Oldendorp.

Bei Einigen, ja! Bei den Meisten ist es der Freudentaumel des Glücks, der sie immer in gute Laune versetzt, wenn Alles so recht nach Wunsch geht und im Kalender immer Sonnenschein steht.

Meta.

Wie giftig die Blicke dieses Krevet!

Oldendorp.

Verschmähte Liebe, schlechtverhaltener Neid! Habt Ihr ihm nicht im Scherz einmal gesagt, Ihr wolltet aus Eurem Hause eher eine Schmiede, als eine Schneiderherberge machen? Wir vergeben eher eine feindselige Handlung, als ein witziges Wort. Ja! Einigen von diesen Menschen ist nicht mehr zu trauen. Die lange Entfernung Eures Bruders diente wohl dazu, daß die Gährung sich abklärte und man nun unterscheiden kann, was oben im Neuen und Reinen bleibt, und was unten zum alten Bodensatz zurückfällt. Nun ist's aber die höchste Zeit, daß er wiederkehrt. Hoffahrt und

alte patriciſche Schwelgerei nehmen überhand. Man will die Mittel verpraſſen im eignen Genuß, nicht zu Lübecks großen Zwecken anwenden, zu Zwecken, von denen die Welt erzählt! — Meta! Wie Dich die Freude ſo geröthet hat! Leuchteſt Du doch wie verklärt, gutes Kind! Komm, zeige Dich ſo in den Straßen! Noch viele gute Lübecker werden ſich an Dich drängen, ſtaunend die abenteuerlich-frohe Kunde von Dir ſelbſt beſtätigt wünſchen. Fremder Muth weckt ja den eigenen! Komm! Zeige Dich ſo im Triumph Deiner Freude!

Meta.

Nein, guter Doctor! Gebt mir Euren Arm! Die Hollunderbüſche duften ſo würzig. Hinter den Hecken und Gärten wollen wir uns an meinen kleinen Erker ſchleichen, an Wiederſehen denken und an unſer ſtilles Glück!

(Beide ab.)

Dritte Scene.

Wullenweber's Herberge in Kopenhagen. (Ein gothiſches Zimmer mit drei Thüren. Tiſch mit Schreibzeug. Links ein Tiſch, auf welchem Theile einer goldenen Rüſtung liegen.)

Sechster Auftritt.

Marcus Meyer (im Begriff ſich kriegeriſch zu rüſten) kommt aus dem Seitengemach. Friedrich bedient ihn dabei, indem er vom Tiſch die Rüſtungstheile nimmt und ſie ſeinem Herrn anlegt. Bald darauf von rechts Wullenweber.

Marcus.

Ja, Friedrich, komm! Wir müſſen Staat machen, wenn wir heute mit den adligen Herren reden. Leg' mir die Sachen an! Das raſſelt hübſch! Reden kann ich nicht, das wird Jürgen thun; aber manchmal ſo einen Schlag auf den metallnen Bruſtkaſten hier, das unterſtützt ihn, wenn er ſich einmal räuſpern und innehalten muß. Ah, Jürgen, eine Poſt gekommen?

Wullenweber (tritt in Briefſchaften leſend ein und ſetzt ſich damit rechts).

Nein, Marcus, gehen ſoll eine. Der Augenblick iſt zu dringend; man kann nicht oft genug an dieſe

todten Wackelmännchen in Lübeck stoßen, daß Leben und Bewegung in sie kommt. Ich muß Alles frisch und rührsam finden, wenn wir heim sind. Brömsen sendet Landboten über Holstein und Lauenburg. Er steckt mit unsern Feinden zusammen und soll dem grimmigsten von ihnen, dem Heinrich von Braunschweig, schon unsern ganzen neuen Rath, im Geiste, zu Feuer und Schwert ausgeliefert haben.

Marcus.

Im Geiste? Wenn's ihm Vergnügen macht, laß ihm das im Geist! Ei, da seh' ich ja mein Gnadenkettlein vom König Heinrich! Ich hatt's ja in London an einen Schiffsrheder versetzt, daß er mich nach Kopenhagen zurück brachte. Wie kommt das —

Friedrich.

Herr Wullenweber hat die Kette eingelöst.

Marcus.

Redlicher Freund! Dank! Dank! Mein ganzes Herz lacht, nun ich das Ding wiedersehe. Ha! Ha! Die Krone von Dänemark hab' ich dem Heinz für die goldenen Linsen und Erbsen da versprochen. Wie viel hast Du dem Schiffer dafür bezahlt zum Einlös?

Wullenweber (sitzt indessen schon und schreibt an mehren Briefen zu gleicher Zeit).

Gezahlt? Jedenfalls nicht viel mehr, als Euch das Versprechen der dänischen Krone kostete! Wenn ich nach Lübeck schreibe, steck' ich immer in Zahlen. Laß

es nur. Es wird mir ganz ſchwindlig im Kopf vor all den Brüchen.

Marcus.

Jürgen, Ihr ſolltet da ſtehen, wo Cardinal Granvella ſteht. Dicht neben Kaiſer Karls Thron, und nur immer hineinlangen müßtet Ihr können in die Kaſten und Truhen von Spanien, Burgund, Oeſterreich — da wär' Euer Platz. Was ſo dabei auf den Boden fiele, das griffen wir auf, nicht wahr, Friedrich? Leg' mir die Feldbinde um!

Friedrich.

Die Euch Anna Roſenkranz ſtickte?

Marcus.

Warum nicht gar! Nein, die andere!

Friedrich.

Die von der ſchönen Schwedin? Wenigſtens behaupten alle Leute der Frau Anna, daß Siegbritt wirklich daran gearbeitet hat.

Marcus.

Beſonders ihre Rika, Dein kleiner Quälgeiſt? Nein! Welche Binde nur darf ich vor den Herren tragen? Die hanſeatiſche!

Friedrich.

Ich geh' und hole ſie. (Ab zur Seite.)

Wullenweber.

Dieſer Brief, Marcus, iſt an Meta! Im vorigen

ſchriebt Ihr nichts, hier in dem iſt noch ein Plätzchen leer. Wollt Ihr's ausfüllen?

Marcus.

Gern, gern! ... Aber ſieh, die verdammten Handſchuhe! — Sie gehen ſo ſchwer herunter! Grüß' ſie, Jürgen — es klingt ebenſo warm von Dir! Es mag ihr gut gehen.

Wullenweber.

Nun iſt doch zu wünſchen, Marcus, daß wir endlich reiſen.

Marcus.

Gewiß, gewiß! Aber es wird langſam gehen. Der Reichsrath wird uns ſchwer zu tragen geben.

Wullenweber (ſchreibend).

Und Euch die Frauen und die Schmeichler!

Marcus (ſcherzend).

Jürgen! Irr' Dich nicht in Deinen Briefen!

Wullenweber.

Als Ihr den Abſtecher nach London machtet, hatt' ich Angſt und Freude zugleich. Das Warten auf unſern Friedensſchluß bekam Euch nicht. Die Weiber gaben Euch zu viel Zuckerbrod. Ihr hättet Euch leicht den Magen verdorben.

Marcus (nach einer Pauſe).

Das iſt wahr, Jürgen! Und die Männer mir das Herz.

Wullenweber.

Nein, Bruder, davor bin ich ſicher! (Steht auf.) Wohl ſah ich, als unſre Schiffe von Norweg kamen und alles Volk den Helden von Aggerhuus anſtaunte, — was kommen würde. Vor wem liegt die Regentin dieſes Landes auf den Knieen?

Marcus.

Bitte, bitte Dich, Jürgen! Anna Roſenkranz iſt die Einzige, die ich hochſchätze, und ſie iſt nicht mehr jung.

Wullenweber.

Wenn ſie das hörte, wehe Dir! Aber iſt ſie nicht von den Schönheiten der Inſel umgeben? Rauſcht nicht Muſik auf allen ihren Wegen, duften nicht Blumen, wo ſie ihr Auge hinwendet? In dieſen Zaubergärten einer Fee war Marcus gefangen, Marcus, der nicht nur Kronen verſchenkt, ſondern ſelbſt vielleicht —

Marcus.

Jürgen, ſei ſtill! Was hat mich denn nach London getrieben, weg von unſrer Flotte und unſerm Harren und Warten auf den Friedensſchluß, was denn anders, als dieſe Daumenſchrauben, die man meinem Gewiſſen ſetzte?

Wullenweber.

Und nicht die Verzweiflung um die Abreiſe einer gewiſſen Siegbritt Ridderſtolpe?

Marcus.

Siegbritt? Mahnt mich nicht daran! Meta's Bruder steht meinem Gewissen zu nah. Weg mit diesen Erinnerungen! Gehen wir zum Reichsrath, alle Welt soll mich stolz neben Jürgen Wullenweber, dem kühnen lübischen Dictator, sehen, treu, unerschütterlich, Oreſt neben Pylades, was sag' ich, den Schüler neben seinem Meister.

Friedrich (kehrt mit der hanseatischen Binde zurück).

Ein Page steht vor der Thür und wünscht die Herren zu sprechen.

Siebenter Auftritt.

Ein Page tritt ein und sieht sich schüchtern um. Die Vorigen.

Marcus.

Man verlangt wohl nach Euch, Jürgen?

Wullenweber.

So zierliche Pagen kommen nicht zu mir. Es ist die Livree der Reichsoberhofmeisterin.

Marcus.

Man soll uns in Ruhe lassen. Was willst Du? Wir haben Staatsgeschäfte, gehen in den Reichsrath; schick' ihn fort, Friedrich. Hab' das satt mit dem Botenlaufen.

Wullenweber.

Zieh' nur immer Dein zierlich Briefchen hervor, ſchmucker Burſch. Er meint das nicht ſo zornig, wie ſich's anhört.

Page (verlegen).

Ihr irrt Euch, Herr Wullenweber — allerdings hab' ich mit dem geſtrengen Herrn Feldhauptmann — —

Marcus.

Kupplervorreden! Winkelzüge! Von der Reichsoberhofmeiſterin Frau Anna Roſenkranz kommſt Du und ſollſt mich reichsoberhofmeiſtern, daß ich geſonnen bin, ohne Abſchied vom Roſenburger Garten abzureiſen. Dieſe Frau mag zehn Prinzen und drei Könige erzogen haben, ich bin ihrer Schule überdrüſſig.

Wullenweber (Marcus in's Ohr mit Beſtimmtheit).

Wenn ſie nun für Dänemarks leeren Thron in Euch einen vierten König erzöge?

Marcus (erſchrickt, blickt zur Erde und ſpricht dann nach einer Pauſe).

Einen Zaunkönig!..... Wo iſt der Brief?

Page (überreicht ihn).

Marcus (unwillig).

Möcht' ich doch die Binde hier abwerfen, an die ſie mir die goldnen Franſen geſetzt hat.

Wullenweber.

Thu' das nicht, Marcus! Die Perlen auf dieſe Binde hat Meta geſtickt!

Marcus (öffnet den Brief und lieſt halblaut).

Verſchwommen iſt der Roſe Duft,
Verirrt der Falk' in hoher Luft,
Die Glocke läutet ohne Schall,
Im Walde ſpricht kein Wiederhall,
Der Stern erbleicht im blauen Meer,
Die Welt iſt ſchwül und ſtill und leer.

Wullenweber.

Marcus! Marcus! Eure Untreue macht Wahnwitzige.

Marcus (lieſt halblaut weiter).

„Da es Euch nicht drängt, Eurer mütterlichen Freundin den Gruß des Abſchieds zu bieten, ſo erſcheint Ihr im Roſenburger Garten vielleicht noch einmal, um das Medaillon, das ich von Euch beſitze, abzuholen, oder, wolltet Ihr mir's laſſen, um Siegbritt Ridderſtolpe — Lebewohl — zu ſagen. (Mehr für ſich und betroffen:) Seit geſtern iſt ſie von Schweden zurück. Ihr erſtes Wort war: Wie lebt Marcus Meyer? Die Frau, die Ihr ſo herzlos kränkt, antwortete: Er wird morgen um zwölf Uhr, während Wullenweber in den Reichsrath geht, bei mir vorſprechen, und Euch das Vielliebchen gewinnen laſſen, das Ihr mit ihm in meinem Treibhaus unter den Dattelpalmen gegeſſen habt.

Anna Roſenkranz."

Wullenweber (der die letzten Worte nicht hörte).

Bekommt die poetiſche Frau Antwort?

Marcus (wendet ſich ab. Bei Seite).

Siegbritt zurück!

Wullenweber.

Es ſchlägt vom Dome zwölf. Die Entſcheidung iſt da. Wir gehen?

Marcus.

Jürgen .... was ſoll ich ſitzen und zugaffen auf den hölzernen Bänken? Ich habe Frau Anna — — ſiehſt Du, Abſchied nehmen — ich meine, das wär' ich doch wohl ihrer Freundſchaft noch ſchuldig.

Wullenweber.

Schrieb ſie Euch über (zu ihm tretend und leiſe, aber energiſch) den däniſchen Feldmarſchallſtab? Ihr werdet hier bleiben und in däniſche Dienſte treten!

Marcus.

Jürgen!

Wullenweber.

Und?

Marcus.

Wirklich, was ſoll ich unter den Jungendreſchern! Führ' Du das Wort, ich führe die Klinge. Und wenn ich mich hinreißen ließe, wenn ich über unſere gerechten Forderungen —

Wullenweber (bitter).

Marcus!

Marcus.

Sie drängt mich nur in einer Sache, in der ich ſie wohl ſprechen ſollte —

Wullenweber.

Marcus, ich dachte mir das ſo ſchön, mit Euch zuſammen vor den Herren zu erſcheinen und, bürgerlich zugleich und gewaffnet, den Stolz der deutſchen Hanſa zu vertreten.

Marcus.

Brauchen wir Komödie zu ſpielen? Reiß' die Fenſter des königlichen Saales auf, zeig' hinüber auf die Strommenbucht, laß das Geſchütz von unſern 17 Orlogſchiffen donnern, und Du haſt (auf ſeinen Harniſch ſchlagend) dieſen blechernen Popanz nicht nöthig.

Wullenweber (gefaßt zum Pagen).

Sage Deiner Herrin, der Hauptmann würde kommen! (Page ab.) (Zu Friedrich:) Begleite ihn! (Friedrich auch ab.) (Drückende Pauſe.)

Marcus.

Ihr müßt mir nicht zürnen, Jürgen! Aufrichtig!.... Nun ja, die Schwedin iſt wieder da. Ich wollte von ihr Abſchied nehmen, einmal für allemal, für ewig!

Wullenweber.

Siegbritt Ridderſtolpe! Glaube mir, Marcus, darüber wäre der Bruder Meta's am leichteſten getröſtet. Ich kenne Deine lebensfrohe Art und laſſe ſie Dir. Aber nicht dieſes reizende Mädchen feſſelt Dich,

Anna Roſenkranz iſt es ſelbſt. Auch nicht Dein Herz liegt gefangen im Roſengarten, nein, Deine Seele! Dieſe merkwürdige Frau, hinweg über die Blüthe der Jahre, aber voll großer Pläne und Anſchauungen, eine nordiſche Semiramis, wahr und falſch zugleich, ewig jung durch eine allgewaltige Einbildungskraft und den nimmer ruhenden, kein Mittel verſchmähenden Geiſt der Geſtaltung und des Erfindens, dieſe hat ſich tief in Deine Herzfalten eingeniſtet. Dein gutes Herz gehört Meta, Du tändelſt wohl in ſpielendem Jünglingsübermuth mit blühenden Mädchen da und dort — das trägt ſie an Dir, das duldet ſie lächelnd — aber wahrhaft aufſtaunend und bewundernd beugſt Du Dich — glaube mir — dieſer nicht mehr jugendlichen Anna! Sie, halb mütterliche Freundin, halb Erzieherin, behandelt Dich wie einen ſeltenen und wunderbaren Stoff, aus dem ihre künſtleriſche Hand formen und bilden will das Kühnſte und Erhabenſte. Weißt Du, woran Du in tiefſter Seele leideſt, ehrgeiziger Freund? An der rußigen Hand, mit der Du den Rittern einſt — die Pferde beſchlugſt.

Marcus (ſchmerzlich getroffen).

Ha! Gieb mir nicht dieſen Stich in's Herz!

Wullenweber.

Marcus! Marcus! Was Dich ehren muß als den General einer Republik, das könnte Dich nur ſchän-

den als den, welchen Lübecks Feinde aus Dir machen wollen, Feldmarschall eines Königreiches.

Marcus.

Geh mir doch mit diesem Verdachte! Ich gesteh' es .... Ja, Jürgen, was mich zu Anna Rosenkranz gezogen hat, Du hast Recht, das ist nur der Stolz, wie eine Frau von solcher Bildung und Stellung aus mir, dem weiland nichtswürdigen Hufschmied, Etwas herausgefunden hat, was, ob es gleich nicht adlig ist, doch dem Adel angehören könnte. Sieh, Freund, das allein hebt mich bei der Frau, das trägt mich hoch empor über das Gewöhnliche, an dem ich keine Lust und Freude habe. Nicht König Heinrich's Ritterschlag ist mir so zaubervoll gewesen, als wenn diese Frau mich in ihre Gärten geleitete, mich hieß, in ihre Nähe mich setzen, an meinen Kleidern ordnete und zupfte und mir die Halskrause zurecht rückte und von der Geschichte erzählte, wie das Größte hervorgegangen ist aus dem Kleinsten —

Wullenweber (bedeutungsvoll abschneidend).

Gustav Wasa, der jetzige König von Schweden, war ein gewöhnlicher Edelmann vom Lande. Marcus, unsere Zeit liebt gewaltige Wandelungen und die schroffsten Gegensätze. Tycho Krabbe, ich weiß es, hielte Dich gern zurück als Kronfeldherr der Dänen, aber er fürchtet, daß sich Dein Marschallstab — in ein Scepter verwandelt

Marcus.

Jürgen!..... Nein, Freund, tritt in den Reichsrath, mach' Krieg oder Frieden, und wenn Du fertig biſt, dann ſprich im Roſengarten vor und ſage: Marcus, wir lichten die Anker, Deine Ehre ruft Dich! dann ſollſt Du ſehen, daß ich meinem Freund, meinem Wohlthäter, dem Manne, der mich Schlachten gewinnen ließ und meinen Namen glänzen machte in der Welt, freudig, und wär's als Landsknecht mit der Pickelhaube, folgen werde unter die Fahnen einer freien deutſchen Bürgerſtadt! Bis dahin hab' Vertrauen! Auf ehrliches Wiederſehn! (Ab.)

Wullenweber (ihm nachblickend).

Ein Alcibiades! Ich glaub' an ihn! (Nimmt die Briefe und ſeinen Hut.) Ja, es giebt Menſchen der That und Menſchen des Gewiſſens. Die einen ſteigen empor auf den Schultern der andern. Wollte man ihnen zeigen, was ſie dort am Wege zertreten, hier vom Abhang niederſtoßen, ſie würden innehalten in ihrem göttlichen Fluge und die Helden nicht mehr ſein, die wir in ihnen bewundern. Und dieſen da, den trag' ich: nicht weil ich ihn auf meiner ſchwindelnden Bahn bedarf, nein ich trag' ihn, weil ich ihn liebe!

(Ab durch die Mitte.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Der Thronſaal im königlichen Schloſſe zu Kopenhagen. (Die Eingänge links und rechts ſind offen. Im Hintergrunde oder zur Seite der Thron. Rings erhöhte Seſſel.)

Erſter Auftritt.

Tycho Krabbe und Graf Ridderſtolpe treten auf. (Während des letzten Theils ihres Geſpräches füllt ſich allmälig im Hintergrund der Saal mit den Perſonen des nächſten Auftrittes. Doch müſſen ſie das Geſpräch vorn kaum beachten und geräuſchlos ſich in Gruppen ſtellen.)

Ridderſtolpe.

Werft in den Tiegel, in dem Euer Gebräu ſiedet, Herr Reichsmarſchall, was Ihr wollt! Die Liebe meiner Tochter kann ich nicht.

Tycho.

Das würde ſo ganz in unſre Pläne paſſen. Eure Schwägerin hat nur mit dem bloßen Namen des ſchö-

nen Kindes es dahin gebracht, daß er sogleich spornstreichs in den Rosengarten eilte. Könntet ihr Siegbritt bewegen, seine Wünsche zu erhören, so wär' er auf immer für uns gewonnen.

Uddersholpe.

Das Herz der besten Kinder schlägt uns nicht mehr, wenn sie von ihrem Herzen zu reden anfangen. Seit Jahren trägt das Mädchen eine Neigung für ihren Jugendgespielen, den letzten Sprossen aus dem Geschlecht der Sture, Prinz Swante. Sie wurden zusammen erzogen und ich hätte gern gehabt, daß sie ein Paar würden, wenn Alles im alten Gleise geblieben wäre. Da kam das Blutbad von Stockholm, Arue Ulstands Verrath, des alten Sture Untergang, und Gustav, das wißt Ihr wohl, unser neuer Herr, liebt den Swante zu wenig, als daß er wünschen könnte, einer seiner Getreuen nähme ihn zum Eidam. Dennoch mag ich dem Mädchen den Zug ihres Herzens nicht wehren. Am liebsten wäre sie in Lauenburg, wo der junge Prinz auf den Wunsch unsers Königs beim Herzog Magnus mehr wie im Exil, als zum Vergnügen gehalten wird.

Echo.

Beileibe nicht! Ich wollte, dieser Magnet zöge den Meyer überall hin, nur nicht nach Deutschland wieder und in den Besitz von Lübeck. Er muß unser werden um jeden Preis!

Ridderstolpe.

Nur nicht um den Preis meiner Tochter! Triebe mich nicht das Geheiß meines Herrn von einem Staat zum andern, um für sein junges Königthum mit großen Mächten Verbindungen anzuknüpfen, ich wäre keinem Ding sehnlicher zugethan, als der Erziehung meines einzigen Kindes. So muß ich, früh entweibt, sie meiner Schwägerin lassen, die ihr eine zweite Mutter geworden. Aber mit Bangen seh' ich dem Wesen zu, das von Anna's abenteuerlichem Geist in das Herz meines Kindes überfließt. Sie weiß mit heißem Athem Blüthen aufzutreiben, die keine guten Früchte bringen werden. Die faulste Frucht wäre mir aber eine Verbindung mit diesem Marcus, dessen dunkle und geringe Herkunft das Blut der Ritterstolpe's nur schänden würde.

Tychs.

Auch dann, wenn unsere Pläne sich erfüllten? Seit dem halben Jahre, daß die lübischen Schiffe hier auf den Friedensschluß warten, hat sich ihre Bemannung an dänisches Leben gewöhnt. Jeder Matrose hat am Strand sein Liebchen, jedem Soldaten lacht die Aussicht einer doppelten Löhnung. Seit gestern hab' ich zwei Schreiber unter die Leute geschickt, die ausspreng en, sie blieben Alle in dänischem Dienst und Marcus Meyer träte in dem Kriege gegen die Hansa und ihren ganzen Anhang, wie vorauszusehen, auf dänische Seite.

als Feldmarschall. Mit einer solchen Rüstung könnten wir der Zukunft ruhig entgegen sehen und an einen solchen Schwiegersohn, Herr Graf, mein' ich, dürftet Ihr das Blut der Ridderstolpe's schon wagen!

Ridderstolpe.

Und für wen würde der neue dänische Feldherr Schlachten gewinnen? Für wen? (Halb bei Seite zu ihm:) Tycho, Tycho, verrathet nicht zu sehr, daß Euch nach einer Krone gelüstet.

Tycho.

Kann Einer dafür, daß er gern Krebse ißt? Dem Appetit wehrt keine Vernunft und ich find' es nicht so unvernünftig, wenn sich ein geborner Däne unter die Bewerber unsers Thrones stellt.

Ridderstolpe.

Wehe aber dann der Staffel, die Euch zum Thron geführt hätte! Mit einem Fußtritt würdet Ihr sie von Euch schleudern. Ihr seht, daß selbst ein dänischer Feldmarschall dem Vaterherzen kein gefundener Freier sein kann.

Tycho.

So wird Euch Siegbritt zwingen, Graf Ridderstolpe. Sie liebt Marcus.

Ridderstolpe (auffahrend).

Ihr seid ein großer Menschenkenner, Tycho, aber darauf erwiedre ich: Ihr lügt! Eher würd' ich glau-

ben, daß meine Schwägerin selbst nicht abgeneigt wäre, den neuen Ritter im Garne zu behalten für sich.

Tycho.

Für sich? Nein! Ihr kennt Eure Schwägerin nicht. Sie verachtet uns Männer. Sie hat ihre Hand den ehrenvollsten Bewerbungen verweigert. Sie konnte in Italien eine Fürstin werden.

Uddersstolpe.

Glaubt Ihr, daß sie sich jetzt, in ihrem vierzigsten Lebensjahr keiner Empfindungen des Herzens mehr fähig hält?

Tycho.

Ihr hattet die Schwester dieser Anna zur Frau und wart nicht glücklich, Graf. Sie starb, eh' Ihr dies Geschlecht verstandet. Wißt Ihr aus den Sagen Islands von jenen Zauberinnen, die mit dem Blick der Schlangen die Herzen der Menschen regieren, den freisten Willen fest machen und mit grauenvollen Runensprüchen selbst in die weiteste Ferne wirken? Eine solche Norne ist Anna Rosenkranz, und Euer Weib, das Euch quälte und von Euch gequält jung gestorben ist, hat einen Theil dieser zauberischen Kraft auf Eure Tochter vererbt. Ich glaube nicht an den Stein der Weisen und die Magie, aber ich glaube, daß Siegbritt haßt und liebt, was Anna Rosenkranz ihr zu lieben oder zu hassen aufgiebt.

Ridderſtolpe.

Teufliſcher Spuk, den ich zerſtöre! Mein Kind folgt mir nach Stockholm. Die Herren ſind verſammelt. Beſchleunigen wir die Entſcheidung, daß ich reiſen kann.

Tycho.

Noch ein Wort, Graf Ridderſtolpe! Vergeßt nicht, daß die Aufgabe, die Ihr hier zu löſen habt, ein Auftrag Eures Königs iſt. Schweden und Dänemark haben nur Einen Wunſch und Einen Willen. Wullenweber mag heimziehen, aber ohne ſein Heer, ohne ſeine Flotte! Wenn Euch, um dies möglich zu machen, Euer König beföhle, eine Tochter auf die Leimruthe zu ſetzen, würdet Ihr's verweigern?

Ridderſtolpe.

Mein König und Herr hat mir nur Eines befohlen, der deutſchen Hanſa heute den Handſchuh hinzuwerfen zu offener Fehde und morgen nach Stockholm heimzukehren. Das iſt Alles. Beginnen wir!

(Ein Tuſch von Trompeten und Pauken.)

Tycho.

Ihr habt allzuraſches Blut, Herr Graf! Zum Diplomaten müßt Ihr Euch noch ſehr abkühlen! Kommt denn!

(Noch zweimal Tuſch.)

Zweiter Auftritt.

Nicolaus von Brömſen, van Kampen, Munter, Bockbinder, viele Prälaten und adlige Herren, die Vorigen, Schreiber — waren alle ſchon eingetreten und nehmen nun ihre Seſſel ein. Der Thron bleibt leer. Nachdem die ganze Reichsverſammlung ſich geordnet hat, erhebt ſich der Reichsmarſchall.

Tycho.

Hochwürd'ge Herr'n und Stände Dänemarks!
Geſandte Schwedens, Hollands und des Kaiſers!
Leiht meinen Worten ein geneigtes Ohr.
Ein Bild zuvörderſt! Wie der Ackersmann,
Will er von ſeinen Feldern ſicher ernten,
Den Boden oft ein Jahr und drüber wohl
Läßt ruhen und ihn nicht beſät, ſo wißt Ihr,
Daß auch die Stände Dänemarks beſchloſſen,
Nach einer blut'gen Kriegs- und Leidensernte
Des Königs Majeſtät ſich ſelbſt zu ſein
Und ihre Treue gleichſam brach zu legen.
Der Seſſel hier iſt leer! Es iſt der Thron!
Von Königslaunen nicht umſchwirrt, umwiſpert
Von keiner Heuchelei! Geſpenſter nur
Umkreiſen ihn und langen gierig hin
Und möchten wohl dem donnernden: Ich will's!
Auf dieſem weichen Polſter wieder betten —
Doch ſchaut: Genießt mit langem Zug die Wolluſt,

Den Seſſel leer zu ſehn! Bei Gott: 's iſt wahr
Und keine Täuſchung!
(ſchlägt auf das Polſter)
Dieſer Stuhl iſt leer!
Thu' Jeder nun von Euch in dieſer Zeit
Der Zwiſchenherrſchaft, was ihm nützlich iſt!
Ihr Herren von der hohen Geiſtlichkeit,
Schwingt einmal noch mit alter Kraft den Krummſtab
Und wehrt, wenn Ihr es könnt und wollt, der Peſt,
Die ſich von Wittenberg verheerend naht.
Der Adel athme auf und hefte wieder
An jede Burg die alten Fahnen, laſſe
Von Schreibern ſich die alten Pergamente
Mit goldner Schnörkelſchrift neu malen, die
Der Bund der Fürſten mit den Stadtgemeinden,
Der Bauern mit den Bürgern uns zerriß!
In dieſem Rathſchluß ſind wir alle einig
Und alle Kugeln tragen gleiche Farbe.
Was nun die Zukunft bringen wird, das komme!
So lange ſich in unſern Rath kein Herrſcherwille,
Kein trotzig Pochen auf den Himmel miſcht,
Von dem die Könige ihre Sendung deuten,
So lange giebt ſich dies und das und wir
Gedeihen! —
Nur Eines ſchiebt der Augenblick uns zu
Und drängend will's uns auf die Finger brennen,
Und keine Liſt iſt ferner auszuſinnen,

Von der Entſcheidung Dän'mark zu befrei'n.
Das iſt der lüb'ſche Knoten! Schwer zu löſen!
Sechs Monat hielten wir in Frieden hin
Den ſtrengen Herrn, den lübiſchen Dictator!
Nun will nichts mehr verſchlagen, keine Kunſt,
Kein Wort vom Sundzoll, vom holländ'ſchen Handel,
Von unſern beſten Wünſchen für die Hanſa,
Nichts hilft mehr! Alles abgenutzt und morſch!
So will der Himmel, daß wir ehrlich ſind.
Und darum geht und ruft den Bürgermeiſter!

(Trabanten gehen zur Seite.)

Mynter.

Doch laßt zuvörderſt mich den Saal verlaſſen —

Bockbinder.

Auch mich —

Tychs.

Warum, Ihr Herren Bürgermeiſter
Von Kopenhagen und Malmö, warum?

Mynter.

Wir beide ſind in dieſem Rath verloren
Wie Oel im Waſſer! Rüttelt man uns auch
Und will uns miſchen mit den Adligen,
Wir werden immer doch geſchieden bleiben
Und nicht in Eurer Meinung untergeh'n!
Zwei ſchwache Tropfen! Deshalb macht für Euch
Mit Lübeck Eure Rechnung ab!

(Mynter und Bockbinder ab zur Seite.)

Tycho.

Lebt wohl!
Empfehlung an die gute Bürgerſchaft
Von Kopenhagen und Malmö! Daß Euch —
Die beiden Tröpfe! Fangen wir nun an!

Dritter Auftritt.

Wullenweber. Die Vorigen. Später ein Reichsbote.

Wullenweber.

Ich grüß' Euch, edle Herr'n von Dänemark!

Tycho.

Nehmt Platz, Herr Jürgen Wullenweber! Dank!
Viel tauſend Dank im Namen unſer Aller!

Brömſen.

Mich nehmet aus.

Tycho.

Ei wen? Wen nähm' ich aus?
Herr Niclas Brömſen —

Wullenweber.

Nur die Dänen grüßt' ich,
Rechtſchaff'ne Männer, die ihr Vaterland
Mehr als die Gunſt der großen Herren lieben.

Uddersſtolpe.

So meld' ich mich als Schwede, Wullenweber!

Wullenweber.

Ich grüße Jeden, der auf ſeinem Platz
Mit Ehren weiß zu ſiegen oder fallen.
Wer aber aus dem Cabinet Granvella's
Mit welſcher Liſt die Vaterſtadt verwirrt,
Den grüß' ein And'rer, nicht ein lübiſch Kind!

Tycho.

Nur Friede! Immer Friede! Friede! Ging' es
Nach meinem Sinn, Herr Jürgen Wullenweber,
Ihr müßtet mit dem Rath Euch da verſöhnen,
Mit dieſem ehrenfeſten Herrn von Brömſen.

Wullenweber.

Zur Sache!

Brömſen.

Nein, ein Wort zuvor durch mich!

Tycho.

Durch Euch, des Kaiſers Rath und Abgeſandten?
Sprecht, Niclas Brömſen!

Brömſen.

Zwiefach iſt
Die Pflicht, die mich hier reden heißt, Ihr Herren!
Zuerſt mein Kaiſerlich Mandat! Sodann,
Was Ihr dem Wullenweber, der es wagt
Von Lübeck Bürgermeiſter ſich zu nennen,
Auch einzuräumen oder andrerſeits
Ihm abzuſchlagen Euch entſchließen möget.

Ich proteſtir' in meiner zweiten Würde
Als einzig rechtlicher Vertreter Lübecks.

Tycho.

Der kaiſerliche Rath von Brömſen — Heda, Schreiber,
Schlaft Ihr, wenn deutſche Bürgermeiſter ſprechen? —
Nehmt das zu Protokoll! Er proteſtirt!
Geſchrieben ſteht das feſt und heilig! Aber,
Vergebt, Herr Rath, Ihr tragt auf Euren Reiſen
Vielleicht das wahre Lübeck in der Kapſel,
Die Euer Siegel birgt, mit Euch; wir aber,
Wir müſſen uns an jenes Lübeck halten,
Dem draußen ſeine Schiffe ſtehn im Hafen....
Dem iſt nun ſo — doch dürft Ihr proteſtiren!
Den Fremden ziemt mit Fug das erſte Wort;
Graf Ridderſtolpe, was ſpricht Guſtav Waſa?

Ridderſtolpe (zu Wullenweber, der einen Stuhl genommen).

Von Schweden ſoll ich Euch vermelden, Jürgen,
Daß unſer Herr und König ſehnlicher
Nichts wünſchen kann, als dieſer Fehde Endſchaft.
Ein jedes Land bedarf nach Außen Ruhe,
Um binnenwärts der guten Künſte Oelzweig,
Die Palme nützlichen Gewerbs zu pflanzen!

Wullenweber.

Da ſpricht Herr Guſtav, wie er ſoll, und ziert
Die Krone, die wir ihm gegeben!

Ridderſtolpe.

Prahlen
Und immer prahlen iſt die lüb'ſche Art!

Wullenweber.

Es iſt ein alter Fehler meiner Stadt,
Den ich nicht ändern kann. Was denkt der König
Für ſeine Krone als Entgelt zu geben?

Ridderſtolpe.

Das legt Euch ſelber aus! Der König ſpricht:
Weil Handel nicht erlaubt, daß Einer darf
Vorm Andern eines Vorzugs ſich berühmen,
Weil ferner Schweden ſelbſt geſonnen iſt,
Sein Holz, ſein Eiſen in Verkehr zu bringen,
So können wir die Häfen Niemand ſchließen
Und jedes Schiff wird uns willkommen ſein,
Ob es der Hanſa Flagge führe oder Hollands.

Wullenweber (fährt auf).

Hollands? .... Wir wollen uns nicht überhitzen,
Nein, nein, Herr Graf, des Zornes ſchäm' ich mich!
So lange Schiffe man noch nicht zu Lande
In unſre Oſtſee bringen kann, ſo lange
Zu Eurem jungen Handelsruhm der Sund
Der Paß muß bleiben, lachen wir der Drohung.

Drömſen.

Der Sund! Ihr ſprecht das rechte Wort. Der Kaiſer
Verlangt den Eingang in den Sund, die Pelte.

Wullenweber.

Für wen? Für Hollands Schiffe oder für
Die deutsche Hansa? Iſt der Kaiſer Freund
Des Reiches, Mehrer deutſcher Lande, oder
Gebraucht er nur ſein Anſehn für die Krone
Von Niederland? Und Ihr, Herr Brömſen, Ihr
Könnt, ein entartet Kind, den Todesſtoß
Auf Eurer Mutter Buſen zücken, gleich
Dem fluchbelad'nen Römer einſt, der treulos
Den Feinden ſeines Vaterlands gedient?

Van Kampen (erhebt ſich).

Ich theile das Mandat des Kaiſers! Ja
Im Namen ſeiner Niederländer red' ich
Und wiederhole meines Amtsgenoſſen
Euch geſtern ſchriftlich übergeb'ne Meinung,
Daß dieſen leeren Königsſtuhl der Kaiſer
Nur duldet, wenn Ihr Sund und Belt den Schiffen
Der Niederländer öffnet, nicht allein der Hanſa.

Uddersſtolpe.

Und ebenſo die Meinung Guſtav Waſa's!

Wullenweber.

Hinkt der ſchon wieder hinterdrein?

Uddersſtolpe.

Sprecht würdiger von meinem Herrn!

Wullenweber.

Und Ihr
Sprecht würdiger vom Herrn Eures Herrn!

Daß dieſer noch in einer Scheune ſteckte,
Wenn Lübeck nicht das Haupt der Hanſa wäre,
Das weiß die Welt und Eures Herrn Gewiſſen,
Dem Lübecks Tiſche wohlgefallen haben,
Als er vor Chriſtiern floh und Guſtav Trolle!
Wer gab ihm Schiffe, Geld, Soldaten, Muth?
Wer hat ihm Calmar, wer Stockholm erobert?
Ihr! Seht Euch vor, noch lebt ein Swante Sture
Und lebt in Lübecks Nähe, einer Stadt,
Die Könige macht!

Ridderſtolpe.

Ihr droht?

Wallenweber.

Mit Worten nicht!

(Pauſe.)

Jetzt, Tycho Krabbe, haben hier die Herren
Die Knöpfe ihrer Wämſer aufgelüftet
Und ausgeſprochen, was ſie drückt' und plagte.
Nun Ihr! Was ſagt die Krone Dänemark?

Tycho (ſteht auf).

Mein ehrenfeſter Herr und würd'ger Freund!
Ich ſeh' in Euch verkörpert gleichſam vor mir
Den ſtolzen Ruhm der deutſchen Städte glänzen,
Die zu dem Hanſabund ſich einſt vereinten.
Woher der Name, thut zur Sache nichts.
Gelehrte haben dies und das vermuthet,

Der Eine ſo, der And're ſo — genug,
Zur Oſt- und Nordſee führtet Ihr die Schlüſſel
Und Eurer Schiffe Furchen zogen Gold!
Die Hanſa war Neptunus zu vergleichen,
Deß Dreizack jeden feuchten Fleck beherrſcht,
Und wo ein Strom ſich mündet, ſchlugt Ihr ihn
Zum Zeichen Eurer Macht in's Meeresufer.
Da ſind die Ströme, ſo da heißen: Rhein
Und Elbe, Oder —

Wullenweber.

Oder ſchon genug!
Es iſt von einer Mündung nur die Rede,
Vom Sund! Wie ſteht's mit dieſem Waſſer?

Tycho.

Wenn
Zuvörderſt ich, vielmehr die Reichsverſammlung,
Wenn dort die Kaiſerliche Botſchaft — wenn
Die Krone Schweden —

Wullenweber.

Wenn und wenn und wenn!
Was habt Ihr an Bedingungen zu neſteln?
Hier ſteht der Abgeſandte jener Stadt,
Die Euch mit Gut und Blut beſchirmte! Laßt
Mit wenig Worten Euch das Bild genügen
Von dem Vergang'nen, das Euch uns verpflichtet!
Mit treuer Nachbarliebe drückten wir
Das Wohl und Wehe Dänemarks an's Herz.

Auf diesem Königsstuhle saß ein Fürst,
Ihr nanntet Nero ihn, Caligula,
Ihr rieft um Hülfe wider Christiern
Hinaus mit Weheschrei in alle Lande!
Und Niemand kam als wir! Der König floh,
Er mußte Schweden, Norweg, Dän'mark lassen,
Die alle seinem Scepter unterthan,
Er floh vor unsern Siegen, unserm Glück!
Ein kurzer Augenblick der Ruhe! Kaum
Schoß aus dem blut'gen Boden grün der Halm
Des Frühlings und der Hoffnung auf nach Frieden,
Da kehrt der abgesetzte Fürst, geschwellt
Die Nüstern, einem Thiere gleich, vor Wuth
Nach Rache schnaubend, wieder, wohlgerüstet.
Und schrecklicher als Kriegswehr mußt' Euch dünken,
Daß sich der Ruf verbreitete, die Reue
Ob der vergang'nen wilden Herrscherzeit
Sei oft auf Augenblicke in ihm wach
Und breite segnend weiche Fittiche
In Christiern's gramerfüllter Seele aus.
Der Bauer hofft auf ihn, der Städter jubelt,
Den Armen drückt der König an sein Herz,
Gelobt dem Himmel, milde zu regieren,
Und wendet sich der Lutherlehre zu,
Die wie ein Strahl ihm bricht in's dunkle Inn're.
Ihr zittertet! Ihr rieft! Wir kamen!
Nicht einen Spahn habt Ihr aus Euern Häfen

Auslaufen laſſen, als wir ſchon geſiegt
Bei Aggerhuus an Norwegs Felſenküſte.
Nun ſag' ich Nichts, daß Ihr des Meineids Schein
Auf unſ're Stirne drücktet, da den König,
Den wir Euch lieferten auf frei Geleit,
Ihr treulos, höchſt verrätheriſch und feige
Zu Sonderburg in einen Kerker warfet.
Ich ſage Nichts von jenem Prinz Johann,
Den ebenda zu einem ſchwachen Scheinbild
Für künft'ge Zeit Ihr Euch erziehen laßt.
Bekomm' Euch dieſes Zwiſchenreich! Wir wollen,
Die Heilung Eurer Wunden ja zu ſchonen,
Selbſt noch verzichten auf den Preis der Rüſtung,
Auf jene dreimalhunderttauſend Mark,
Die Dänemark für unſ're Opfer ſchuldet.
Nur Eines heiſchen wir als Löſungsſumme,
Als ſchleunigen Entgelt für Gut und Blut,
Als Preis für unſres Beiſtands ſchwere Mühe,
Daß Ihr der Welt erklärt, es ſei wie ſonſt
Die Oſtſee unſer Meer und keines Andern,
Und einer Flagge, weiß und roth, nur öffne
Des Sundes Mündung ſich, dem deutſchen Handel!

Tycho.

Ihr habt's verdient um uns! Gewiß, gewiß!
Tractate ſollen Euch den Vorzug geben.

Wullenweber.

Tractate? Nein, nicht Vorzug! Ha! wir haben

Zu oft geſehn, wie Ihr die Feder führt.
In allen Haffs, in allen Nehrungen
Der Oſtſee ſieht man Hollands Flagge; ja,
Wir wiſſen, daß Ihr ſchon aus Furcht vor Lübeck
Den Fremden habt gerathen, falſche Flaggen,
Die uns verbunden ſcheinen, aufzuſtecken.

Tycho.

Verläumdung!

Wullenweber.

Die wir Euch beweiſen können.
Genug! Zu Rande! Dieſer Augenblick
Entſcheidet über deutſches Wohl und Wehe!
Scheut Ihr den Kaiſer ſo, dem Niederland
Ein werther Schooßkind als das deutſche Reich,
So ſei's — nein, nein, noch dieſen Vorſchlag, Tycho!
Macht für den Sund und für den Zoll Tarife,
Legt fremden Schiffen Buße auf und Steuer,
Uns aber, die wir Opfer Euch gebracht,
Unſäglich, nicht zu ſchildern, innern Wohlſtand,
Die Ruhe Lübecks und der Oſtſeeſtädte,
Uns werde Sundzollfreiheit und dadurch
Ein Gleichgewicht mit jenem Handelsdrang,
Der England, Holland, Spanien, Frankreich jetzt
Ergriffen hat zum Nachtheil unſ'rer Hanſa!

(Ein Reichsbote bringt Tycho einen Brief.)

Tycho (erbricht ihn und läuft ihn raſch durch, bei Seite).

Uidderstolpe (bei Seite für sich).

Von Anna Rosenkranz? . . . .

Tycho (für sich).

Ist er gewonnen?
Sie hofft! Er schwankt! Was zaudern wir noch länger?
(Laut)
Und wenn ich, Meister Jürgen, nun Euch bäte,
Laßt's noch so lange bei dem alten Stand,
Bis wir ein Haupt für unsern Rumpf gewonnen,
Für diesen Stuhl den würdigsten Besitzer?

Wullenweber.

Kein Fuchsschwanzstreicheln länger! Heute, heute
Noch stechen wir in See! Erklärt Euch rasch!
Ich bin ein Kaufmann, Krämer schlagen vor.

Tycho (aufflammend).

Beim heiligen Ansgarius! Und wir
Sind Dänen! Wollt Ihr Krieg, Herr Jürgen? Heda
Auf welchen Namen tauft Ihr Eure Sache?
Um Eure Pfefferſäcke wollt Ihr Blut?

Wullenweber.

Was fahrt Ihr auf? Denkt nicht, wir würden nur
In unserm Schild die Krämerwage führen,
Auf unsre Fahne Loth und Unze sticken!
Ja, eine Wage soll im Banner prangen,
Die Wage des Geschicks für Meineid, Wortbruch,
Die Wage der Gerechtigkeit für Christiern —

Alle (ſpringen auf).

Ha!

Wullenweber.

Der Name ſchreckt Euch auf? Die Adelsgeißel?
Des Bauern Hoffnung und des Bürgers Sehnſucht?
Der Freund der heißerſehnten neuen Lehre,
Der unſer Schwert den Lichtweg bahnen wird?
Wohlan! Seht hier den Zipfel meines Kleides!
Ihr kennt den Römer, der, in ſeiner Toga
Zwei Falten ſchlagend, Krieg bot oder Frieden!

Die Dänen und Nidderſtolpe.

Krieg!

Wullenweber (ſchweigt einen Augenblick).

Wohl! Ihr kämpft für Euer Aeußerſtes!
Für Eure Frohnen, für Leibeigenſchaft!
Ihr kämpft, weil Ihr es müßt und weil Ihr fühlt,
Auf Euren Wegen bricht der Abend an!
Wie ich vor Euch noch waffenlos hier ſtehe,
Iſt's möglich, daß die kleine Stadt, die ich
Vertrete, nicht ratificirt und gutheißt,
Daß ich vom Boden Euern Handſchuh nehme.
Ich nehm' ihn auf! (Zu Brömſen) Herr weiland
Bürgermeiſter!
(während es draußen unruhig wird)
Ihr müßt noch lüb'ſches Blut im Herzen tragen,
Ihr müßt es fühlen, wie das hebt und kräftigt,
An eine ſtarke Wand zu lehnen, ja,

Ihr neidet mir es doch, hier so zu stehn,
Vertreter einer kleinen deutschen Stadt,
Die so mit Kronen Fangball spielen kann!
Kommt mit zurück! Herr Nicolaus, kommt!
Versöhnt Euch mit dem Volk, ein lübisch Kind!
Nach Mitternacht, da lichten wir die Anker
Und segeln ab mit brausendem Nordost. (Will fort.)

(Draußen ertönt Volksgeschrei. Man ruft:)

Friede! Friede! Hoch Christiern! hoch!

Wullenweber (zurückkehrend).

Hört Ihr's, wie einen Fremdling Euer Volk
Umjauchzt? Hört Ihr, was es begehrt? Den König!
Wie kannst Du Krieg begehren, schwacher Reichstag!
Der nicht einmal die Kraft hat, zu verhindern,
Daß dieses Volk in mir den Retter grüßt
Vom Druck des Adels und der Geistesknechtschaft!
Ertrage, Dänemark, dein stilles Leid!
Dich zu erlösen, rüstet sich ein Heer!

(Zu der Versammlung)

Wie Hagelschlossen wird es auf Euch wettern!
Ich sage nicht: Auf Wiedersehn! zu Euch.
Wenn ich in diesem Saale wieder stehe —
In dieser Hand die roth und weiße Fahne,
Find' ich Euch nicht! Ihr seid wie Spreu zerstoben
Und spurlos weggeweht in alle Winde!
Hier, diese leeren Sessel werden mir's

Verrathen, was Ihr dachtet, da ich ging,
Und wie Ihr zittertet vor einem Bürger!

(Er geht ſtolz ab.)

Uidderſtolpe.

Im Namen Guſtav Waſa's ſprech' ich Muth.

Kampen.

Vom Kaiſer wird die Acht zu Hülfe kommen,
Die längſt er über Lübeck ſchon beſchloſſen.

Tychs.

Dem Volk muß man ſich nun im Harniſch zeigen,
Nicht mehr im Wamms des Friedens! Von den Wällen
Löſt die Kanonen, doppelt alle Wachen!
Ein Regiment Soldaten, rottenweiſe,
Muß auf den öffentlichen Plätzen ſich
So lange zeigen, bis das letzte Segel
Der lüb'ſchen Flotte ausgelaufen iſt, —
Wenn ſie noch ausläuft! Hofft das Beſte, Freunde!
Dort drüben jene Pforte ſchützt vor'm Drang
Des Volks! Lebt wohl, Ihr Herr'n, habt guten Muth,
Die Sitzung iſt für heute aufgehoben!

(Alle ab.)

Uidderſtolpe (währenddeſſen).

Ihr hattet einen Brief von Anna Roſenkranz?

Tycho.

Nur einen angefang'nen Satz! Das Ende will ich mir ſelbſt von ihr holen.

Uidderſtolpe.

Und ich mir meine Tochter. Wir lichten die Anker nach Schweden.

(Beide ab.)

Zweite Scene.

Garten bei Frau Anna Rosenkranz. (Gewölbte Blumenbogen. Springbrunnen. Statüen. Links vom Zuschauer ein Eingang zu einem Gartenhause, dessen Säulen mit Epheu und Rosen umzogen sind. Ueberall freie Ein- und Ausgänge. Vorn vergoldete Tische und Gartenstühle.)

Vierter Auftritt.

Mit der Verwandlung hört man rechts aus dem Gartenhause zwei Harfen spielen. Zwei Pagen kommen von links und tragen in schönen Gefäßen Früchte in das Gartenhaus. Siegbritt und Marcus treten auf. Die Harfen tönen während ihres Gespräches fort.

Marcus.

Für Musik kann man nur mit Blumen und Früchten lohnen.

Siegbritt.

Die kleinen Fräulein haben Fortschritte gemacht.

Marcus.

Sind es nicht die Gräfinnen von Rantzau?

Siegbritt.

Von Moltke die eine, die andere eine Rantzau. Frau Anna hat nicht an jeder ihrer Schülerinnen so viel Freude.

Marcus.

An Euch ſicher die geringſte; denn Ihr ſeid aus ihrer Schülerin ihre Meiſterin geworden, ſchöne Siegbritt! Ich möcht' Euch auf der Zinne Eures Schloſſes in Gothland ſehen, der Mälar brauſt unten mit ſchäumendem Giſcht, Ihr ſteht oben am Fenſter im Mondenlicht und greift mit den weißen Fingern in die goldnen Saiten .....

Siegbritt.

Und was würd' ich wohl ſingen? Ein Willkommen oder ein Fahrewohl?

Marcus.

Ein Fahrewohl! Immer ferner würde das Lied an mein Ohr tönen; ich würde nicht fortkönnen von dem Bann Eurer Worte, aber mein Roß, das trüge mich, ich merkt' es nicht, und ritte in den Strom. Und aus dem Sang der Wogen, da tönte mir das Echo Eures Liedes noch immer fort, und ſo ging' ich unter und über dem Arme ſchlüge, alles Leid beendend, der Tod zuſammen.

Siegbritt.

O eine klägliche Geſchichte das, Herr Marcus! Gott ſei Dank, daß wir nicht in Gothland ſind.

Marcus.

Aber das Fahrewohl ertönt darum doch von Euern Lippen! Muß es denn ſein, ſo wollt' ich nur, es klänge nicht ſo herzlos und kalt!

Siegbritt.

Ja, das kommt, wir Mädchen haben nicht ſo viel Uebung im Abſchiednehmen als Ihr fahrenden Ritter. O wie künſtlich habt Ihr Euch dieſe Seufzer ſchon eingelernt! Wie glatt fließen dieſe ſchmerzlichen Reden aus Eurem Munde! Sagt mir doch, Ritter, wie oft iſt Euch das Herz ſchon gebrochen? Und wie macht Ihr's nur, daß das immer wieder geleimt wird, wie Kindern ihre Schaukelpferde, die das ganze Jahr entzwei und zu Weihnachten immer wieder ganz ſind?

Marcus.

Siegbritt! Es iſt ein rechter Triumph für ſchöne Frauen, einen Mann, der ſich einbildete, überall ſiegen zu müſſen, ſo aus dem Grunde zu quälen.

Siegbritt.

Sollt' ich nun das Alles von Euch anhören, geſtrenger Hauptmann? Wie lange währt's, ſo ſeid Ihr in Lübeck und bringt alle Eure ſchönen Sachen da an, wo ſie hingehören, bei Eurer Meta, die wohl glücklich zu preiſen iſt, weil ſie alles Das lauter und rein von Euch empfängt, was Ihr hier in falſcher Münze von Euch werft. Wie lange ſeid Ihr mit Meta verlobt?

Marcus.

Seit ich geboren bin.

Siegbritt.

Nun wieder ſcherzt Ihr, Marcus!

Marcus.

Meta iſt mein andres Ich, der Spiegel meines eignen Lebens, der Schatten meiner eignen Geſtalt, das Echo meines Willens, und ſo kommt's, daß ich immer in ihr lebe und immer doch von ihr wie von meinem Ich losmöchte. Ich werd' es nie können. Ich habe ſie viel betrübt und ſie hat mir viel vergeben!

Siegbritt.

Wenn Ihr nun ankommt in Lübeck, ſteht ſie wohl im Hafen, weht mit einem rothen, freudenrothen Tuche, und ſtürzt vor allem Volk Euch in die Arme?

Marcus (träumeriſch).

Meta?

Siegbritt.

Zeigt ſie ſich niemals, frei den Arm um Euch geſchlungen, einen Kranz von Roſen im Haar, den Helm Euch tragend in leichter Hand? Aber ja, der Helm iſt ſchwer! Nun weiß ich's, ſie klopft des Abends leiſe an Eure Kammer oder ruft zu Euch hinauf, daß Ihr herabſteigt und im Mondſchein noch eine Weile unter duftenden Linden mit ihr koſt und plaudert?

Marcus.

Meta!

Siegbritt.

Auch das nicht? Nun, ſo ſchlägt ſie die Laute, und Ihr ſitzt neben ihr, die Hand auf die Noten

gelegt, die in ihrem Schooße ruhen, und ſie blickt bald Euch, bald das Papier an, deſſen ſchwarze Pünktchen ſich in ihrem Munde in Wohllaut verwandeln, und Ihr, Ihr hört trunken ihrem Liede zu und ſchaut dabei in ihre flammenden, glücklichen Augen —?

Marcus.

Siegbritt! Eure Bilder flimmern mir vor den Augen, daß mir ſchwindelt. Der, den Ihr liebt, muß ein Gott werden, und hätt' ihn ein Töpfer aus Lehm geformt. Lebt nun wohl! Wir müſſen ſcheiden. Ich nehme auf ewig Abſchied von dieſem Himmel!

(Die Harfen haben ſchon aufgehört.)

Siegbritt.

Thut es drüben unter jenem Roſenſtrauch! Dort haben wir uns zum erſten Male geſehen! (Will ab.)

Marcus (will überwältigt folgen).

Fünfter Auftritt.

Anna Roſenkranz (tritt hinten ihnen entgegen). Dienerinnen. Die Vorigen.

Anna (in phantaſtiſcher Kleidung. ſibyllenartig).
Ritter Marcus, noch auf ein Wort!

Marcus.

Aber ein kurzes. Was wünſcht Ihr, Frau Anna?

Anna.

Siegbritt, die jungen Damen aus Holſtein hätten Dich gern geſprochen. Lehr' ſie, wie Du den Harfen die Stimmung erhältſt. Ich habe mit dem Ritter zu ſprechen.

Siegbritt.

Lebt wohl,.... Herr Marcus! Geh' es Euch gut..... auf allen Euren Wegen!

(Geht rechts in den Gartenſaal. Dienerinnen folgen.)

Marcus (küßt Siegbritt die Hand, ſammelt ſich allmälig. — Pauſe. —).

Wollt Ihr Euch an dem Anblick meiner Schwäche weiden?

Anna.

Setzt Euch! (Zeigt auf die Seſſel.)

Marcus.

Nein, nein! Ihr wollt Schule mit mir halten!

Anna.

Es thät' Euch noth, nur nicht in der Muſik. Da ſeid Ihr Meiſter! Ihr blaſ't vortrefflich die Flöte.

Marcus.

Erklärt Euer Bild ſelbſt! Ich brauche meinen Kopf zu beſſern Dingen.

Anna.

Seid Ihr nicht ein Schäfer geworden? In Arkadien blies jeder Schäfer die Flöte.

Marcus.

Ihr ſpottet, weil ich durch Euch ja gelernt habe, aus Weiberaugen mehr herauszubuchſtabiren, als was wir Männer ſchon wiſſen.

Anna.

Auch aus den Augen Fortunens, der Göttin des Glückes, die an Eurer Wiege ſtand? Marcus, es iſt Zeit, daß ich zum letzten Male mit Euch rede. Noch empfing ich nur ſchwankende Botſchaft aus der Sitzung des Reichsrathes, —

(Die beiden Pagen kommen aus dem Saale zurück und halten Marcus von den Früchten hin. Der eine hat einen Weinpokal auf einem ſilbernen Bret.)

Bedient Euch!

Marcus.

Ich danke.

Anna.

Nehmt!

Marcus.

Laßt's gut ſein, geht! (Pagen ab.) Ich kann nicht von Euren Süßigkeiten eſſen oder aus Euren Bechern trinken, ohne zu denken, Ihr wolltet mich vergiften.

Anna.

Ihr armen Reben!

Marcus.

Habt Ihr je geſehen, daß ich gern von Euren Weinen trinke? ... Ich fürcht' Euch, und oft möcht' ich ſagen, ich haſſ' Euch!

Anna.

Nun, bei Gott! Vieles iſt gut an Euch: aber das Beſte iſt Eure Ehrlichkeit. Das wird ſich geben, wenn Ihr bei uns bleibt und den Frieden genießt, den Wullenweber mit Dänemark ſchließen wird; denn wir werden ihm ja Alles bewilligen —

Marcus.

Wirklich? Frau Anna, Frieden — wir bleiben....? O das kommt mir ganz ſiedend heiß in's Blut.....

Anna.

Ha! Weil das Gift iſt! Schwacher Jüngling, meinen armen Kirſchen traust Du nicht, weil Du ſie für vergiftet hältſt, aber dieſe Lüge, die ich eben erfand, die ſchlürfſt Du gierig auf, die labt und erquickt Dich.

Marcus (aufſpringend).

Willſt Du mich denn ewig verſtricken? Wie konnt' ich glauben, daß es Frieden geben wird!

Anna.

Ihr glaubt nur das, Marcus, was Ihr gern hört. Nein, wir werden Krieg haben, ernſten, blutigen Krieg!

Marcus.

Daß ich daran zweifelte! Ich habe mich hier auf ewig empfohlen. Ich kehre nach Lübeck zurück und

verachte, was mich in unredlicher Abſicht hier feſſeln und halten wollte.

Anna.

Feſſeln? Halten? Dieſe armſelige Lüge habt Ihr Euch von Eurer Eitelkeit aufbürden laſſen! Feſſeln? Halten? Narciſſus, der Du in jedem Weiberauge Deinen Spiegel findeſt, glaubſt Du, daß Siegbritt wirklich, wie ſie ſagen, ein Köder wäre, den Dir der Genius Dänemarks entgegenhält? Schwacher Knabe, wie täuſcheſt Du Dich, täuſcheſt Dich durch Schmeichelei gegen Dich ſelbſt! Siegbritt liebt Euch nicht, und wenn ſie Euch liebte, würde die Gräfin Ridderſtolpe nie die Hand eines Hufſchmieds nehmen.

Marcus (zornig).

Anna!

Anna.

O greife doch zum Schwert! Drohe mir doch mit Deiner rußigen Fauſt! Sieh, die Welt ſagt, ich tändelte mit Euch, ich ſuchte durch Schmeicheleien Euch von der Bahn unſrer Feinde abzuziehen! Erbärmliche Anklage! Hörſt Du? Das Geſchütz donnert von den Wällen, der Handſchuh iſt geworfen, die Welt ſteht zum zweiten Male in Flammen, gehe hin und folge Deiner Fahne! Ich würde Dich verachten, wenn Du durch Weiberüberredung ſie verlaſſen wollteſt.

(Will ſich wenden.)

Marcus.

Anna! Bleibe! Denke Du für mich! Tod und Teufel, wenn Du mit mir redeſt, hab' ich keine Gedanken!

Anna.

Marcus! Ha! Ich trete noch einmal, zum letzten Male mit dem Worte der Ueberredung an Euch heran. Ja, bleibt in Kopenhagen! Fluch meiner Zunge, wenn dies Wort aus einem falſchen Schlupfwinkel des Herzens geſprochen wird! Bedenkt, was ich Alles mit Euch im Sinne hatte. Reißt Euch los von einer gewöhnlichen Verpflichtung! Gebt einer Betrachtung Eures höhern Werthes Raum und werft einen Blick auf die Möglichkeit einer glänzenden Zukunft!

Marcus.

Das ſagt Ihr mir nach der Erinn'rung —

Anna.

An Euern Urſprung? Daß Ihr kein Junker ſeid? Marcus, der Hufſchmied wird Euch überall in den Weg treten, wenn Ihr im Schmachten der Liebe vergeht. Eine Fürſtin kann einen Jüngling gewöhnlicher Herkunft lieben, aber niemals wird ſie ihrer Liebe ſich rühmen oder mit ſtolzem Bekenntniß ſie den Ihrigen eingeſtehen. Großherziger aber iſt die Liebe Fortunens! Die nimmt Dich mit muthigen Armen an ihr Herz, die trägt Dich empor mit flammender Begeiſterung und ſtellt Dich auf die höchſte Zinne der Geſchichte, wohin

die gemeinen Vorurtheile und zufälligen Vorzüge dieſer Erde nimmer hinanklimmen. Da ſollteſt Du ſtehen! Da Deinen Platz Dir erobern, der Dir beſchieden war in der Hütte, wo Deine Wiege ſtand! Es iſt eine Verirrung des Zufalls, daß ein ſo edler Stoff, wie er in Dir lebt, ſich erſt aus der Schlacke löſen muß. Ich habe Fürſten erzogen; es iſt nicht meine Schuld, daß ſie Kieſelſteine waren, die, noch ſo ſcharf von mir geſchliffen, niemals in ihrer hohen Lebensſonne einen Glanz warfen. Kannſt Du dafür, daß der Wind den Samen der Ceder von dannen führt und ihn auf gemeines Erdreich wirft? Der Gärtner ſieht den jungen fremden abenteuerlichen Sproſſen unter ſeinen niedrigen Gewächſen, lockert die Erde von der Wurzel und verpflanzt ihn auf die Libanonshöhen, wo ſeine wahre Heimath iſt.

Marcus.

O Gott! Ich war ein armer deutſcher Handwerksgeſell! In Niedrigkeit an der Elbe Strand geboren, hielt ich's für ein Glück, daß ich zu Hamburg, meiner Vaterſtadt, nicht in eine dumpfe, gemeine Werkſtatt kam, für eine Ehre, daß ich mich an den Huf edler Roſſe ſtellen durfte, und mein Herz jubelte, wenn die Thiere von meines Meiſters Schmiede davon ſprengten und auf dem Straßenpflaſter meine Funken ſprühten. Es hielt mich nicht länger. Ich ſchwang mich auf das Roß eines Ritters, der mich anwarb, Kriegsdienſte zu

nehmen. Ich verdiente meine erſten Sporen, focht im Reich, focht unter Sebaſtian Schärtlin im Türkenkrieg, kam in den Dienſt der königlichen Stadt Lübeck und gewinne Schlachten. Jetzt, wo ich auf der ſchwindelnden Höhe eines ehrlich erworbenen Ruhmes ſtehe, jetzt ergreift mich die bange Sehnſucht nach meines Meiſters Häuschen an der Elbe! Von St. Nicolai weckt mich die Glocke zum ſonntäglichen Kirchgang, der Sand auf der friſchgeſcheuerten Diele kniſtert unter meinen Füßen, oder es faßt mich, als ſtünd' ich im Winterſturm am Ambos, durch die halbgeöffnete Thür fegt der Wind den Schnee in die Werkſtatt, weiße Flocken oder die Thränen unbefriedigter Knabenwehmuth fallen ziſchend auf das Glüheiſen unter meiner geſchwungenen Rechten und ich vergehe unter dem Druck eines Geſchickes, das mich harmlos wie am Gängelbande führte, und dem ich gläubig vertraute ſeit den Tagen meiner Kindheit.

Anna.

Vertrau' ihm noch, Marcus! Ich will Dich führen durch die Irrgänge Deines Lebens! Allen ſollſt Du zu dienen ſcheinen und Jeden täuſchen, nur Deinen Genius nicht. Vergleiche die prahleriſche Krämerwirthſchaft Lübecks mit einem zukunftsreichen Staate wie Dänemark. Dort wirſt Du ewig unter den niedrigen Gewächſen ein guter Obſtbaum ſein, hier kannſt Du im Schatten einer königlichen Burg wie eine ſtolze

Pappel Dich erheben. Gemeines Erdreich hemmt jedes Wachsthum. Verkümmern wirst Du in Lübeck vor der Zeit; wirst von gewöhnlichen Verhältnissen in Fesseln geschmiedet werden, Deinen besten Lebensstoff an Gemeines verschwenden und wie ein edler Gaul im Karren des Bürgerdienstes ziehen, bis sie Dich mit magerm Futter als alternden Wächter an ihren Stadtthoren anstellen. Ha, Marcus! Wie beschränkt sind die Anschauungen eines solchen engen Kreises! Wie legt die Krämerelle einer nüchternen Beurtheilung sich an Deine Tugenden und Fehler! Wie keck stellt sich der schaale Kopf, dem nur Glück in seinem Handel lachte, zur Seite und unterwirft seiner eingebildeten Prüfung Dein eigenstes Wollen und edelstes Thun! Nein, hier grüßt Dich eine andere Welt! Menschen werden mit Dir leben, die früh lernten, sich unterordnen, gehorchen, bewundern. Hier, wo Könige herrschten, ist's mit der Milch eingesogen, daß es bevorzugte Naturen geben müsse auf den Stufen der Gesellschaft und daß das große Verdienst und der Ruhm sich kleiner Flecke nicht zu schämen brauche. Nicht, daß ich diese Bildung der Sitte und des königlichen Wesens vertheidige, nein, sie hat nur das Gute, daß sich freier in ihr leben läßt, unbewachter athmen, kraftvoller wirken, großartiger siegen oder untergehn!

Marcus (bei Seite).

O wenn ich ſtrauchelte, daß die, die mich verdammen würden, dieſe Worte gehört hätten!

Anna.

Zuerſt Feldherr der Krone! Und dann, Marcus — bedenke! Dieſes Land hat keinen Herrſcher und will keinen mehr aus einem Königshauſe. Ein Guſtav Waſa wurde Herr von Schweden. Marcus, wer jetzt beſitzt, muß verlieren; wer niedrig ſteht, muß ſteigen. Dieſe Zeit wirft Alles durcheinander, dieſe Zeit macht Könige.

Marcus.

Anna, Ihr verrathet Euch! Man ſagte mir einſt, Ihr wolltet Dänemark beherrſchen — durch mich!

Anna.

Durch Euch? .... (Pauſe.) Und wenn ich's wollte? Wenn ich die Lehren, die ich Prinzen gab, um dieſes Land glücklich zu machen, ſelber befolgen möchte und ausführen? Ja! Ich liebe Dänemark! Ich will ſeine Krone königlich getragen ſehen! (Geht in den Hintergrund.)

Marcus.

Man kommt —

Anna.

Graf Ridderſtolpe! Iſt der Reichstag beendet? Sagt, Schwager —

Sechster Auftritt.

Graf Ribberſtolpe. Die Vorigen.

Ribberſtolpe.

Beendet! Krieg! Und der Krieg iſt beſſer, als dieſer falſche Friede! Die Bürger ſind wie im Aufruhr. Man droht, die Kirchen und die Bilder zu ſtürmen. Die Bürgermeiſter Mynter und Bockbinder heben kühner ihr Haupt als je. Doch denk' ich wird das wilde bäumende Roß ſich ſchon beſchlagen laſſen, da Ihr (mit Beziehung) den Ritter Marcus hier behaltet.

Anna (bei Seite).

Dieſer unzeitige Spott?

Marcus (weich).

Ein ſolches Wort aus Eurem Munde kränkt mich nicht!

Ribberſtolpe.

Ich wüßte nicht, was Euch meine Worte ſo weich verbrämen ſollte! Ich will meine Tochter holen, Schwägerin! Ich denke, Ihr gebt ſie mir ſo zurück, wie ſie für die Welt zu brauchen iſt..... Ich reiſe morgen in der Frühe mit ihr über Holſtein nach Lauenburg.

Anna (erſtarrend).

Wohin? Nach Deutſchland? Ihr mit Siegbritt?

Ribberſtolpe.

Vom Reichsrathe in meiner Herberge einkehrend fand' ich eine Botſchaft von meinem Herrn und König.

Er ſendet mich im eiligſten Auftrag gen Lauenburg, um dort den Prinzen Swante Sture zu überwachen. Eine ſchmerzlich theure Pflicht für mich! Siegbritt wird mich begleiten. Ich hoffe, (mit Beziehung) da Ihr ihre Neigung kennt, Schwägerin, daß es ſie glücklich machen wird, mir dorthin zu folgen.

(Ab nach rechts in den Gartenpavillon.)

Anna (bitter).

Siegbritt nach Lauenburg? Nur auf eine kurze Luſtreiſe zwiſchen Roſen und Vergißmeinnicht entfernt von Lübeck? Lichtet die Anker, Marcus! Nehmt mein letztes Lebewohl!

Marcus.

Wer ſagt, daß ich in der Nähe dieſer Schwedin athmen will? Legt mir nicht meine eignen Schwächen in den Weg, ich zertrete ſie und die Hand, die mich lenken will und meiſtern!

Anna.

Ihr dankt dem Himmel, daß es Euch jetzt leicht gemacht iſt, dahin zu gehen, wohin Euch Eure niedere Natur zieht!

Marcus.

Verdammt! Es ſoll mir nicht leicht ſein! Ich will nicht folgen, wohin Ihr vorausſetzt, daß es mich ziehen müſſe. Bei Gott —

Anna.

Marcus, Du bleibſt? Es wäre möglich — Marcus?

Siebenter Auftritt.

Friedrich. Die Vorigen. Zuletzt Tyche Krabbe und Ridderſtolpe.

Friedrich.

Hauptmann —

Marcus.

Ha, nicht wahr, die Pferde, die auf die Schiffe ſollen, ſtutzen?

Friedrich.

Auch die Truppen, Hauptmann! Sie wollen nur mit Euch, oder nie wieder nach Lübeck zurück!

Marcus.

Was kommt dieſe Menſchen an? Will ich treulos ſein, ſo kann ich's für mich ſelber.

Friedrich.

Ganz Kopenhagen iſt im Aufruhr. Auf der Gotherſtraße wehen die Frauen aus allen Fenſtern mit Tüchern, als wenn wir bleiben würden. (In der Ferne Trompetenmarſch.) Hört!

Anna.

Was ſind das für Klänge?

Marcus.

Es iſt, als hört' ich den Hahn der Frühe krähen!

Friedrich.

Die Schwadron Eurer Eiſenreiter iſt's! Sie wollen Euch in die Mitte nehmen und durch die aufgeregten

Straßen geleiten. Wullenweber wollte ſie auffordern im Hafen zu bleiben. Aber nein! ſchrieen ſie: die Parole iſt des Hauptmanns, und aus dreitauſend Kehlen rief es donnernd: Die Parole iſt des Hauptmanns! Weiß und roth! war die letzte Antwort auf das hanſeatiſche Wer da! Bleibt's dabei, Hauptmann?

Marcus (für ſich).

Ich fühle die Umkehr meines ganzen Menſchen.

Friedrich.

Bleibt's bei der Parole, Hauptmann, ſo ſchickt zum Zeichen Eure Feldbinde und die Einſchiffung nimmt ihren Lauf. So lautet mein Auftrag.

Marcus.

Dieſe Binde?

Anna (greift darnach).

Marcus, ſie iſt die Schlinge Deines Untergangs!

Marcus (ſtößt ſie zurück).

Zurück....! Zauberin! Dieſe Binde iſt geweiht von einer Heiligen! Meta's Thränen fielen zwiſchen dieſe Perlen! Anna, ich ergründe Dich nicht, aber das fühl' ich, dies Zeichen iſt zu rein für Deine Berührung! Gorgone, zermalme mich mit Deinem Blick! Steig' auf, zornflammende Seherin, und rücke vermeſſen an den Geſtirnen, die mein Verhängniß bedeuten; ja, gieb mir Deinen Fluch zum Abſchied!

Friedrich (jubelnd).

Hauptmann!

Marcus.

In der Gefahr kommt dem Krieger der Schlachtplan! Federhelden zirkeln ihn vor dem Treffen aus. O, geh' ich zum Leben oder Tode, ich weiß es nicht! Aber alle Pulse meines Lebens ſagen fiebernd: Bleiben darfſt Du nicht! Fort zieht's mich, wie den ermatteten Schwimmer die ſtärkere Woge. Wo ſie mich hinführt, ich ergebe mich. Nicht ein Zeichen von mir ſollſt Du den Kampfgenoſſen zurückbringen! Schreite voran, Genius der Ehre — ich bringe mich ſelbſt!

(Er ſtürzt ab.)

Friedrich (folgt).

(Nach einer Weile ertönt draußen ein Trompeten-Tuſch und vielſtimmiges Hoch! dann der Ruf: nach Lübeck!)

Nidderſtolpe (kommt zurück und beobachtet Anna).

Anna (ſich allein glaubend).

Hinweg! Verloren! Nichts zurück, als ſein vergeſſenes Medaillon! (es betrachtend.) .... Schaudernd ſuch' ich nach Namen für das, was ich empfinde!

Tycho (kommt zornig und ſehr raſch von der Seite).

Glückauf! Ihr habt Euer Meiſterſtück geliefert! Da ſprengen ſie im Triumph an den Hafen! Keine Muskete bleibt zurück! Verlaſſen, wie ein Marktplatz am Morgen nach dem letzten Meßtag. Tod und Teufel! Das hätte mich Wunder genommen, wenn er geblieben

—

wäre! Warft Ihr die Larfe ab? Nahe genug habt Ihr's ihm gelegt, daß er um den Preis, in Dänemark ein König zu werden, Euer Gatte werden mußte!

Anna.

Ja! Elender! Der Schmerz einer Wittwe spricht aus mir, die Rache einer entthronten Königin! Wenn ich das Ungeheure errungen hätte und dieser Jüngling, angeekelt vom schaalen Geflüster kindischer Jugendliebe, dem gereiften Heldensinn eines Weibes die stählerne Rechte vermählt hätte, so hätte die Hölle diesen Zauber vollbracht, nur um Euch Alle zu zermalmen. Ich Euer Werkzeug sein? Nein, die Königin dieser Inseln hätte den Fuß auf Euren Nacken gestemmt und— Euch Kronenräuber, Königshenker, Euch Landverderber fühlen lassen, daß Dänemarks Zukunft muß geboren werden aus dem Geist und der Kraft! Grauer Feigling, keuche hinan zum Thron und setz' Dir mit zitternden Händen die Krone auf! Von Anna Rosenkranz erwarte nichts mehr, als daß sie die Hymne dichtet, die das dänische Volk singen soll an dem Tag, wo es König Tychy vom Throne zerrt und seinen gestohlnen Purpurmantel in Stücken in die Wogen wirft! (Ab.)

Ridderstolpe und Tychs (folgen staunend).

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Auf dem Pferdemarkt zu Mölln zwischen Lauenburg und Lübeck. (Ein Wirthshausgarten. Rechts und links eine Laube. Im Hintergrunde sieht man einen halb städtischen, halb ländlichen Platz. Die Thür zum Wirthshaus linke.)

Erster Auftritt.

Hinter der Scene hört man Jubelgeschrei und dazwischen Zigeunermusik von Trommel, Cymbel und Pfeife. Wirthin mit einem Bierkrug, dann Schepeler und Krevet.

Wirthin (nach draußen).

He! Habt Acht auf das Zigeunervolk! Was blank ist, das heren sie sich in die Tasche! (Auftretend mit Schepeler und Krevet.) Ei, die Freude, Euch wieder einmal auf dem Pferdemarkt zu Mölln zu sehen, Herr Rathsbarbier! Habt Ihr brav Haare gekauft? Wenn Ihr mir ein gut Wort gebt, ich weiß ein paar prächtige blonde Zöpfe!

Schepeler.

Doch nicht von Euch welche?

Wirthin.

Ach, Ihr müßt immer Euern Schnack haben!

(Schepeler und Krevet ſetzen ſich in die Laube rechts vom Schauſpieler.)

Schepeler.

Stell' Sie nur den Breihahn hierher.

Wirthin.

Das Plätzchen da iſt lauenburgiſch und für vornehme Herren beſtellt, die vom Markt drüben von Lauenburg her angeſagt ſind.

Krevet.

So müſſen wir ſchon in's Lübiſche zurück. Die Laube hier (gehen in die entgegengeſetzte) iſt vaterſtädtiſch. Wer will denn kommen, Frau Anneliese?

Wirthin.

Kann's nicht ſagen, Herr Vogt! Hohe Herrſchaften ſind's! Sie wollen Pferde kaufen oder Eulenſpiegels Grab ſehen.

Schepeler (der getrunken hat).

Euer Breihahn iſt ſo dünn, Frau Wirthin, daß man glauben möchte, Eulenſpiegel lebte noch und wär' in Mölln als Küfer angeſtellt.

Wirthin.

Ihr müßt immer Euern Schnack haben, Herr Schepeler! Wohl bekomm's! Heut kann man nicht Augen

genug haben. Zigeuner ſind da, und noch jeden Markttag ſind mir ſilberne Löffel weggekommen. Droht man dem Volk mit dem Amtmann, ſo wünſcht es Einem den rothen Hahn auf's Dach und's giebt Feuer.

(Geht ab.)

Schepeler (ihr nachrufend).

Euer Breihahn löſcht!

Krevet.

An Eurer üblen Laune, Meiſter Schepeler, merk' ich, daß die Dinge in Lübeck nicht zum Beſten ſtehen.

Schepeler.

Nicht daß ich ſagen könnte, Herr Vogt. Weil Möllner Markttag iſt, hab' ich mich unter'm Volk ſo mit hinausgeſchlichen zu Euch; allein könnte man's kaum wagen, ſo paſſen ſie auf.

Krevet.

Alle drei Tage kommt ein Commiſſarius herüber, um in meinem Amte zu inſpiciren. Als ich verwichenen Donnerſtag das Lichtchen am Aegidienthurm ſchaute, dacht' ich mir gleich, daß es nichts Gutes bedeutete.

Schepeler.

Habt Ihr's geſehen? Ja, ich kam gerade vom Rathhaus. Herr Lambert von Dalen keuchte die Treppe herunter und ſtöhnte mir zu: Schepeler, kommt morgen und raſirt mich um ſieben! Der Bart wächſt mir zu raſch vor Kummer. Da wußt' ich gleich, daß Wullenweber's Antrag durchgegangen war, jede Reſtitution

unſers Freundes Nicolaus von Brömſen abzulehnen — ſolch Volk, was der Kaiſer verlangt, ablehnen! Genug, ich rannte an St. Aegidien vorbei. Steht da des Thürmers Frau an der Treppe und klönt mit den Tandelweibern unter der Kirche. Was hat Sie Maulaffen feil, ſag' ich, geh' Sie hinauf, ſteck' Sie die Latern' an, in Oldesloe iſt Feuer! Rennt die Frau wie beſeſſen auf den Thurm, ſteckt die Latern' an und ſucht das Feuer in Oldesloe. Die ganze Stadt kommt in Allarm. Marcus Meyer ſprengt mit ſeinen Reitern durch die Straßen; denn ſie denken immer es gäb' Aufruhr oder ſonſt Unrath, und wie ſie dann ſahen, daß nirgends ein Strohwiſch brannte, kam des Thürmers Frau herunter und fluchte über meinen Schabernack. Ich wußte aber, daß Ihr die Laterne geſehen habt, und hatt' meine Freude an ihrem Aerger.

Krevet.

Fahrt nur fort, getreulich zu berichten! Wenn ich Euch manchmal ein Zettelchen ....

Schepeler.

Um Gotteswillen Nichts brieflich! Herr Vogt, nichts Geſchriebenes! Der Marcus Meyer hat an alle Thore Wachen aufgeſtellt, die jedem Bauer ſeinen Korbdeckel aufheben müſſen, und erſt vorgeſtern ſind alle Eier, die früh Morgens zu Markte kamen, aufgeſchlagen worden, weil ſich verbreitet hatte, Brömſen correſpondire zur Stadt hinein in ausgeblaſenen Eierſchalen. Ich

ſag' Euch, der ganze Markt ſah aus, wie ein ungekochter Eierkuchen.

Kreyet.

Wir wollen ſchon Mittel ausfindig machen, ſie zu täuſchen.

Schepeler.

Bitte, bitte, ſeid vorſichtig! Der Einzige, der noch was wagen kann, bin ich. Da begegnete mir neulich der Wullenweber bei der Mühlenbrücke, und wie ich ihn ſehe, wend' ich mich um und leſe zum Schein an der Wand einen von ſeinen prahleriſchen Maueranſchlägen. Da beibt er hinter mir ſtehen. Es wurde mir faſt heiß, als er eine Weile ſo hinterrücks ſtand und ich gar nicht that, als wenn ich's merkte. Da legt er ſeine Hand auf meine Schulter —

Kreyet (lacht).

Da konnte ſie recht flach und ſanft ruhen —

Schepeler.

Und ſagt: Ei guten Tag, Henning Schepeler! Wie leben wir denn? Sag' ich und drehe mich um: Ei guten Tag, Herr Jürgen Wullenweber, ſo, ſo! Wie er merkt, daß ich ihm ſein Prädicat als Bürgermeiſter nicht gebe, biß er ſich wahrſcheinlich auf die Zunge, ich ſah's nicht; aber er kam gleich auf Brömſen und ſagte: „Euer guter Freund, Rath Brömſen, läßt Euch aus Kopenhagen grüßen! In Brüſſel kann ihn keiner zu Dank raſiren: ſein Bart vermißt Euch

ſehr!“ Was ſagt' ich aber auf ſothanen Spott? Herr Jürgen, ſagt' ich, Ihr raſirt Euch ſelbſt, Ihr gleichet einem gewiſſen Tyrannen Dionyſio, der auch nicht den Muth hatte, ſich von einem Barbier mit entgegengeſetzten Grundſätzen raſiren zu laſſen. Herr Vogt, das ſchnitt ihn! Wuthentbrannt legte er wieder die Hand auf meine Schulter, und rief mir im giftigen Zornesblick zu und ſprach mit vor Grimm erſtickter Stimme nur die zwei Worte: „Närriſcher Kerl!“ Das war Alles! Dann ging er — die Leute ſtanden zu Hunderten herum — rechts nach der Königsſtraße zu; aber ich bin gewiß, ſo bald wird Wullenweber den Henning Schepeler nicht wieder anreden.

Krevet.

Wenn auch die Stimmen im Rath noch nicht günſtig fallen, ſo greift die Hauptſache doch im Geheimen um ſich. Der braunſchweigiſche Herzog hat mit dem Biſchof von Bremen einen Bund geſchloſſen, dem unruhigen Städteweſen zu ſteuern, die luther'ſche Lehre zu dämpfen, und wehe Einem von unſern Potentaten, wenn er in des ſchnaubenden Heinrich's Hände fiele! Glaubt man denn, daß die Kriegserklärung durchgehen wird?

Schepeler.

Es ſoll damit nicht zum Beſten ausſehen! Wie Wullenweber von Kopenhagen zurückkam, merkt' er wohl, daß er ſo raſch nicht mit der Thür in's Haus

fallen durfte. Der Friede war den Rathsherren und dem Säckelmeister der Stadt zu wohl bekommen, und von Stralsund, Rostock, Wismar, Hamburg, Greifswald, von allen verbündeten Städten bis Danzig und Riga hinauf war so ein Achselzucken und weinerliches Druckſen vernehmbar, als wenn das Unternehmen doch wohl über die Kräfte ginge. Da ſchickt Jürgen den Syndicus Oldendorp die ganze Küſte entlang und der brachte dann die tollkühnſten, vermeſſenſten Briefe aus allen hanſeatiſchen Rathhäuſern mit, und nun erſt hat er ſich an den Laden gelegt und trägt die Kriegserklärung an. Sie geht durch; denn der Bürger iſt ſchon froh, wenn nur die Soldaten wieder aus der Stadt kommen. Kein Menſch kann mehr ſeinen Nachmittagsſchlaf halten vor dem Heidenlärm, den Marcus Meyer in den Straßen verführt.

Krevet.

Laſſen wir nur Alles ſo fortgehen. Sein Stündlein wird bald geſchlagen haben. Schon iſt er ohne ſcheinbare Gefahr, die er dem Bürger vormalt, ſeiner Sache nicht mehr gewiß, und wenn's an's Letzte kommt, ſo ſagt der Kaiſer: Lübeck, ich ſollte Dich jetzt von Grund aus raſiren —

Schepeler.

Raſiren? Hat das der Kaiſer geſagt?

UNIV.-BIB. BERLIN.

Krevet.

Beruhigt Euch, Schepeler, der Kaiſer wird Euch nicht in's Privilegium fallen....

Schepeler.

Was Ihr für curioſe Ausdrücke wählt! Raſiren! Ich habe 800 Gulden für meine Gerechtigkeit gezahlt und man kann in jetziger Zeit vielerlei Expropriationes ſogar von obenher gewärtigen. Aber ich verſtehe ſchon, figürlich! Raſiren! Ja wohl, raſiren!

Krevet.

Brömſen ſchrieb mir's von Brüſſel, wo er wieder, ſeit er von Kopenhagen heim iſt, in hohen Ehren verweilt. Der Kaiſer will das Ding eine Weile noch ſo gehen laſſen und dem Reformiren, beſonders der Kirche, keinen Einhalt thun. Dann aber wird er den Bürgern ſagen: Jetzt bekommt Ihr die Acht und den tollen Herzog von Braunſchweig über den Hals oder Ihr bleibt in Statu quo, wenn Ihr den Wullenweber ſeines Amtes entſetzt und den Brömſen wieder aufnehmt.

Schepeler.

Statu quo? Ei, das iſt fein! Drum thun ſie im Stift auch jetzt ganz gelinde, wenn ein Wittenberger Prediger nach dem andern auf die Kanzel ſteigt. Alſo den Religionsſpectakel laſſen ſie uns, wenn wir nur die Verfaſſung nicht ändern! Ich finde das ſehr ſtaatsklug vom Kaiſer! Sehr ſpaniſch!

Krevet.

Wollt Ihr's dem Hermelink, dem von Dalen, Stieten und unsern andern guten Freunden vermelden?

Schepeler.

Mit tausend Freuden!

Krevet.

Schaut doch! Da kommen vornehme Herrschaften.

Schepeler.

Es werden die Lauenburger sein.

Krevet.

Eine Dame und ein junger Ritter. Ei, das ist ja der schwedische Prinz Swante Sture! Treten wir doch bei Seite.

(Treten in ihre Laube zurück.)

Zweiter Auftritt.

Swante Sture. Siegbritt. Vier lauenburgische Ritter. Wirthin. Vorige.

Siegbritt.

Habt Acht, Swante, der Ritter von Himmelstein ist ein Roßtäuscher, der Euch ein fehlerhaftes Pferd verkaufen will.

Wirthin.

Sind die hohen Herrſchaften —

Siegbritt.

Von Lauenburg. Habt Ihr uns das Plätzchen unbeſetzt erhalten?

Wirthin.

Wi. befohlen, hier im Lauenburgiſchen!

Siegbritt (lachend).

Alſo hier iſt noch lauenburgiſch Gebiet! Wo fängt denn das lübiſche an?

Wirthin.

Wo ich ſtehe, edle Dame. Die Gränze zieht ſich von hier ſo quer hinüber durch die ganze Stadt.

Siegbritt.

Das iſt luſtig! Nun geht, liebe Gränzlinie, und wenn Eins nach den Herrſchaften von Lauenburg frägt, ſo führt ihn hieher. Unſere Pferde ſind doch im Stalle gut verſorgt?

Wirthin.

Die Knappen müſſen an der Thür wachen. An Markttagen iſt Niemand vor Dieben ſicher. (Für ſich:) Zum Verzehren beſtellen ſolche hohe Herrſchaften nie Etwas. Wartet, Euren Pferden ſetz' ich dafür ſtatt Haſer Paſteten in die Rechnung.

(Ab. Reiſige folgen ihr.)

Siegbritt.

Da ſind Leute auf lübiſchem Grund. Fragen wir ſie nach dem Ritter von Himmelſtein!

Swante.

Laßt Euch nicht mit ihnen ein, Siegbritt. Euer Muth könnte uns in üble Händel bringen. Ich traue dem ganzen Geſchäfte nicht und würd' es nicht eingegangen ſein, wenn ich nicht ſo die Freude gehabt hätte, Euch noch auf Eurer Reiſe zu begleiten. Alſo hier ſcheiden wir! Nach dieſem kurzen Wiederſehn! Wie der Wind jagt Euer Vater in der Welt umher! Kaum in Lauenburg angekommen ſchickt ihn der König ſchon wieder nach Kopenhagen. Und die wunderliche Grille des Grafen, Eure holdſelige Nähe mir nicht zu gönnen! Wenn er nur in Hamburg Euch gleich am Thore in Empfang nimmt!

Siegbritt.

Ich hoff' es!.... Ja, Swante, es ſoll ſo ſein! In drei Wochen bin ich wieder bei Frau Anna in Kopenhagen und harre des Uebergangs dieſer ſchwülen Gewitter..... Nein, ſchaut, der Rothe ſtirbt vor Neugier, zu wiſſen, wer wir ſind. Ihr Herren!

Schepeler.

Gnädige Dame! . . . — (Zu Krevet:) Was das gleich für adlige Manieren ſind! O das alte Lübeck!

Siegbritt.

Seid Ihr in Lübeck bekannt?

Schepeler.

O du meine Seele! Kein Haar wächſt in Lübeck, das ich nicht gezählt hätte.

Siegbritt.

Da müßt Ihr entweder ein Barbier ſein oder ein Perrückenmacher.

Schepeler.

Beides, mein Fräulein!

Siegbritt.

Kennt Ihr in Lübeck einen Ritter von Himmelſtein? Er iſt erſt kürzlich aus Eſthland angekommen und ſoll herrliche Pferde bei ſich führen.

Schepeler.

Eſthland? Himmelſtein? Ritter von Höllenſtein aus Peſtland haben wir genug: aber den, den Ihr nennt, kenn' ich nicht.

Krevet.

Iſt Prinz Swante um dieſen Ritter hier?

Siegbritt und Swante.

Ihr kennt uns?

Krevet.

Bei Herrn Lambert von Dalen hatt' ich die Ehre, Ew. Hoheit gegenüber zu ſitzen.

Siegbritt.

Ha, ha! An der köſtlichen Tafel, wo man indianiſche Vogelneſter verzehrte!

Swante.

Ich entſinne mich! (Zu Siegbritt:) Tretet hier zurück! Die Sache ſcheint mir nicht geheuer.

Siegbritt.

Eure ewige feige Zaghaftigkeit! Es thut uns leid, Ihr Herren, daß Ihr uns keine Auskunft geben könnt! (Zu Swante:) Gehen wir eine Weile und ſehen dem Handel zu.

Swante.

Aber nur auf der lauenburgiſchen Seite. Ihr wißt, der Krieg Lübecks mit Schweden iſt vor der Thür, und Ihr kennt die Warnungen Eures Vaters.

Siegbritt.

Ich erlebe noch, Swante, daß Ihr in ein Kloſter geht. Kommt denn! Ja, ja! Wir wollen nüchtern ſein und nach der Regel die Linie halten!

(Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Krevet. Scheveler.

Krevet.

Was mögen die wollen?

Schepeler.

Hört, Herr Vogt (nimmt ihn bei Seite). Dahinter steckt etwas. Ein Unbekannter verweilt wirklich in Lübeck!

Krevet.

Ein Ritter von Himmelstein?

Schepeler.

Ob er so heißt, weiß ich nicht. Aber wirklich ist da jetzt Jemand wie ein Stein vom Himmel gefallen.

Krevet.

Ihr erlebt in der Stadt das Seltsamste, indeß ich hier auf meinem elenden Wachtposten verkümmere.

Schepeler.

Denkt Euch nur, seit acht Tagen sagen alle Leute, es ginge ein Geist um. An den geheimnißvollsten Orten will man eine hohe stattliche Figur gesehen haben, die Niemand kennt und die, wenn man sie anruft, Niemanden Rede steht. Die Einen sagen, es ist geradeheraus ein Gespenst, sie hätten's in der Nacht in die Marienkirche gehen sehen. Klügere Leute sagen, es ist ein Flüchtling. Aber woher? Wohin? So viel ist richtig, mit Wullenweber ist der Fremde auf Du und Du. Mit ihm zusammen soll er des Nachts ausgehen und ich schwör' Euch, die Einen meinen, es wäre der leibhaftige Doktor Luther aus Wittenberg, die Andern aber, und ihrer sind nicht Wenige, es sei noch jemand Anders, den ich kaum zu nennen wage.

Krevet.

Hört Ihr nicht einen Lärm, wie von Reisigen? Von der Landstraße her?

Schepeler.

Ich höre nichts. Ich bin etwas taub vom Geschrei unserer Volksversammlungen und das Getrommel des Marcus wird mir vollends den Rest geben. Aber, Herr Vogt, seid Ihr denn nicht neugierig auf meine Vermuthung?

Krevet.

Sagt mir lieber, in welchen Gegenden der Stadt man den Unbekannten am öftersten bemerkt hat.

Schepeler.

Ueberall, überall und nirgends... Aber das ist's! Glaubt mir, wir sind pfiffig. Pastor Bonnus, der ehrwürdige Herr, auch kein Freund des Wullenweber, weil der die Gemüther immer wieder von der Reformation abzieht auf die weltlichen Händel, Pastor Bonnus hat verwichnen Sonntag gegen Wullenweber gepredigt und ihn bezüchtigt, daß er geheime Verbindungen unterhalte mit den (geheimnißvoll) Wiedertäufern in Münster.

Krevet.

Alberne Possen! Man schadet unserm ernsten Werke nur, wenn man solche Mährchen erfindet.

Schepeler.

Herr Vogt, urtheilt nicht zu früh. Wenn das ein

Abgesandter des Johann von Leyden wäre? Die Schneider sagen's und die müssen's wissen, erstens, weil sie bei jeder neuen Mode immer die Ersten sind, und dann ist nicht der Jan von Leyden früher ein Schneider gewesen? Herr Krevet, solcher Kram, der fehlte uns nur noch! Bärte sollen die Kerle in Münster tragen, so lange, wie König Salomo! Aber wahrhaftig, da kommen Reiter —

Krevet.

Es ist Marcus Meyer —

Schepeler.

So wahr ich lebe — mit seinem Knappen —

Krevet.

Sie kommen in diese Herberge —

Schepeler.

Denkt Ihr, daß ich vor ihnen Furcht habe?

Krevet.

Seid Ihr bei Sinnen! Man darf uns nicht zusammen sehen.

Schepeler.

Geht Ihr! Ich fürchte mich vor zehn Marcus Meyer nicht.

Krevet (zieht ihn zur Seite fort).

Kommt, kommt! Seid kein Wagehals, Schepeler!

Schepeler.

Nein wirklich, ich seh' nicht ein —

Friedrich's Stimme (hinter der Scene).

Himmeltausend Donnerwetter!

Schepeler.

Ach so! Wenn Ihr denn doch meint, daß es besser wäre, so kommt! (Beide zur Seite links v. S. ab.)

Vierter Auftritt.

Marcus. Dann Friedrich. Zuletzt Ewante, die Wirthin und Siegbritt.

Marcus (tritt auf und ruft hinaus).

Was tobst Du denn, Fritz?

Friedrich (draußen).

Die Kerle sollen vom Stall weg!

Marcus.

Laß sie! Es sind die Lauenburger! Willst Du wohl herkommen! (Befehlend) Friedrich!

Friedrich.

Hauptmann!

Marcus.

Weißt Du denn nicht, ich bin hier überall nur der Ritter von Himmelstein, bis ich die Maske fallen lasse.

Friedrich.

Laßt mich nur sorgen.

Marcus.

Sei höflich mit den Lauenburgern und ſetz' ihnen vor, bis ſie unter die Tiſche fallen. Geht's nicht anders, ſo haltet ſie feſt. Wo iſt die Dame, die mit ihnen angekommen?

Friedrich.

Ich will ihr den Arm bieten und ſie an die Kaufbuden führen.

Marcus.

Haſt Du auch däniſche Höflichkeit gelernt, Junge? Sie iſt zu vornehm, um Deinen Arm anzunehmen. Zeig' Ihr die Stadt! Führ' ſie an die große Linde, wo die Zigeuner aufſpielen. Vor allen Dingen aber ſieh, ob es Siegbritt iſt!

Friedrich.

Siegbritt Ridderſtolpe? Die Verlobte des Prinzen? Ei, das wäre luſtig!

Marcus.

Vielleicht auch nicht luſtig. Ich hätte nicht gewünſcht, daß ſie bei dieſem Handel in der Nähe wäre.

Friedrich.

Da kommen ſie!

Marcus.

Wie ich erſchrecke! (Sieht ſich um.) Nein, er iſt allein! Suche die Dame und ſieh, ob ſie's iſt!

(Swante tritt mit der Wirthin auf.)

Marcus (zu Swante).

Nun, Prinz, hab' ich Euch von meinen Pferden zu

viel geſchrieben? Es ſind türkiſche! Ich kaufte ſie in Reval von einem Staroſten, der ſie von einem Paſcha erbeutet hat. Ich hoffe, daß wir handeleins werden.

Swante.

Seid Ihr der Ritter von Himmelſtein?

Marcus.

Der bin ich. Setzen wir uns, Prinz, ich bin vom Ritt ermüdet. (Setzen ſich in die Laube rechts.)

(Die Wirthin ſetzt Wein in Bechern vor.)

(Wenn ſie fort iſt, tritt Siegbritt von der Seite lauſchend auf.)

Siegbritt.

Marcus! Daß er mich nicht erkannte!

Friedrich (hinten).

Bei Gott, es iſt Siegbritt! Gnädiges Fräulein, laßt die Herren ihren Handel machen! Fräulein, ich zeig' Euch Möllen und wo Eulenſpiegel begraben liegt.

Siegbritt (halblaut).

Geht, legt Euch da nur ſelbſt hin, Ihr Schalksnarren! Das iſt ja Marcus von Lübeck.

Friedrich.

Fräulein, iſt denn Ulrika bei Euch?

Marcus.

Alſo, wie gefallen Euch meine Pferde? Wollt Ihr ſie kaufen, Prinz? Euer Herzog in Lauenburg hat keine beſſeren.

Swante.

Schlagt vor, was verlangt Ihr?

Siegbritt (ruft hinter der Laube).

Iſt Marcus Meyer ein Roßtäuſcher geworden?

(Geht hinter der Laube raſch ab. Friedrich folgt.)

(Marcus und Swante ſpringen auf.)

Marcus.

Dieſe Stimme! Siegbritt!

Swante.

Marcus Meyer? Was vermummt Ihr Euch in einen fremden Namen?

Marcus (bei Seite).

Sie war's!

Swante.

Gehabt Euch wohl! Die Dame kannt' Euch von Kopenhagen, Herr Ritter von Himmelſtein! (Will fort.)

Marcus.

Halt da, Prinz! Wir ſind noch nicht im Reinen. (Bei Seite:) Sie ſehen zu können, nur einen Augenblick!

Swante.

Ich bin nicht hier, meine alten Pferde von Marcus Meyer aus Lübeck beſchlagen zu laſſen, ſondern mir neue zu kaufen von dem Ritter von Himmelſtein aus Eſthland.

Marcus (bei Seite).

Ich muß dies raſch abmachen! (Laut:) Junges Blut, nicht hitzig!

Swante.

Was täuſcht Ihr mich? Wer ſeid Ihr?

Marcus.

Ich bin juſt der, deſſen Geſchichte Euch die Fraubaſen in Lauenburg ſchon erzählt haben, wie ich merke.

Swante.

Was begehrt Ihr?

Marcus.

Offen, Prinz! Ich ſucht' ein Gewerb' an Euch und wußte keine andere Liſt, vom Herzog Magnus Euch loszubekommen, als durch den Vorſchlag, hier in Möllen mit mir einen Pferdehandel zu ſchließen. Jetzt wißt Ihr's und nun ſetzt Euch!

Swante.

Die Weiſe, mich hieher zu locken, gefällt mir nicht.

Marcus.

Sie wird Euch ſchon gefallen, wenn Ihr mich erſt genauer kennen lernt. Trinkt!

Swante.

Nur mit Männern, die ich ſchätze, trink' ich. Es würd' Euch ſchöner ſtehen, Ihr wäret der, für den Ihr Euch ausgabt.

Marcus.

Hätt' ich an meiner erſten Lüge ſterben ſollen, Prinz, ich wäre nicht geboren worden. Meine Mutter erwartete ein Mädchen. Ich betrog ſie, weil ich ein Bub' wurde.

Swante.

Um es kurz zu machen, Eure Pferde gefallen mir nicht. Das eine ſtreicht die Heſſen, das andere hat einen Anſatz zur Huffäule.

Marcus.

Hoho! Jetzt lügt Ihr! Es ſind die beſten Pferde, die in der Türkei erbeutet wurden. Die alten Damen am Hofe des Herzogs Magnus ſagten Euch ja ſchon, daß ich mich darauf verſtehe. Und überdies einem geſchenkten Gaul — Ihr kennt doch das Sprichwort?

Swante.

Geſchenkt?

Marcus.

Ja, geſchenkt! Ich weiß, von mir nehmt Ihr nichts geſchenkt. Aber dieſe Roſſe ſchenkt Euch der Rath der Stadt Lübeck!

Swante (will aufſpringen).

Marcus.

Stille! Seid nicht unhöflich, Prinz! Wir wiſſen, daß Eure Mutter, Frau Sture, Euch nicht die fetteſten Taſchengelder ſchickt, und beim Herzog Magnus iſt nur der Name groß, ſeinem Schatze nach ſollt' er Parvus heißen.

Swante.

Vor welcher Schmiede habt Ihr ſo viel Latein gelernt?

Marcus.

Vor zehn Jahren vor der Schloßschmiede von Lauenburg. Der Herzog da hat nur solche lateinische Mähren im Stall, wie sie Schulmeister, Pfarrer und Doctoren reiten. Nehmt also nur Lübecks prächtiges Geschenk! Es kränkt die reiche Stadt, den Sohn des tapfern Sten Sture da in Lauenburg zu wissen, auf Thieren, die eher taugen, Schiffe am Elbstrand zu ziehen, als von einem Jüngling geritten zu werden, dem die Krone Schwedens gehört.

Swante (springt auf).

Verdammtes Wort! Mir gehört mein Kopf, keine Krone. Von Lübeck darf ich nach Lauenburg nichts zurückbringen. Ich stehe in der schwierigsten Obhut und jedes Wort, das ich mit Euch hier wechsle, ist gefährlich.

Siegbritt (erscheint von links und birgt sich in die andere Laube. Bei Seite).

Im Gedränge bin ich losgekommen. Was verhandeln sie nur?

Marcus.

Prinz Swante! Wurmt denn gar nichts in Euch vom Stolz Eures Vaters, des unglücklichen Sten Sture? Wem gebührt die schwedische Krone, dem Sohne des Reichsverwesers, der die nächsten Ansprüche an den von Christiern verlassenen Thron hatte, oder Gustav Wasa? Und Ihr hockt in Lauenburg, laßt Euch von klatsch-

haften Frauen dumme Mährchen erzählen, reitet dem alten Herzog seine lahmen Pferde in die Schwemme und glaubt ein Mann zu sein, wenn einmal beim Ringelstechen Euer hölzerner Säbel drei Ringe mehr aufgabelt, als der des dicken Stallmeisters Eures Herzogs und seiner Kämmerlinge?

Siegbritt (bei Seite).

Wo will das hinaus?

Swante.

Was an mir spöttisch ist, das werd' ich mir schon selber sagen! Laßt mich in Frieden!

Marcus.

Seht, Prinz, wenn ich an Eurer Stelle wäre, so ging' ich gleich jetzt mit nach Lübeck und unterschriebe eine Kriegserklärung gegen Gustav, sagte, die Lübecker führten die gerechteste Sache von der Welt, die Eurige, und dann Name und Siegel darunter. Punktum! Euer Königswappen — das hab' ich Euch schon stechen lassen.

Siegbritt (bei Seite).

Gott im Himmel!

Marcus.

Nun?

Swante (außer sich).

Seid Ihr wahnsinnig oder treibt Ihr Scherz? Lebt wohl!

Marcus.

Halt da! (Schlägt ihn auf die Schulter.)

Swante.

Hauptmann!

Marcus.

Hat Euch das weh' gethan? Verzeihung, Majeſtät, Lübecker Hände, die Kronen aufſetzen, haben ſchwere Wucht.

Swante.

Hauptmann! Um dem Scherz ein Ende zu machen, will ich thun, als meintet Ihr ihn im Ernſt. Laßt mich von dieſen Händeln aus! Wiſſet, ich bin groß geworden in Blut. In Thränen bin ich als Kind gebadet. Die Schreckensherrſchaft Chriſtiern's hat meine Seele früh mit zitternden Schauern erfüllt. Mein Vater ſtarb auf dem Blutgerüſt, meine Verwandten folgten ihm. True Ulſtand, ein Ungeheuer, lieferte ſieben meiner Vettern an Trolle's blutiges Meſſer. True Ulſtand ... nein, dies Seufzen, dies Stöhnen, dieſe Todesbanglgkeit in meiner nächſten Nähe hat mich früh mit einem Abſcheu vor der großen Welt erfüllt. Nach Ritterart will ich leben und gern in kriegeriſchem Spiel mich tummeln; aber Ehrgeiz kenn' ich nicht! Die ſchwediſche Krone bietet feil, wo Ihr wollt, ich begehre ſie nicht!

Marcus.

Herzog Magnus und ſeine Hofmeiſter ſprechen aus Euch.

Swante.

Nein, nur ſchmerzliche Wehmuth und die Gewißheit, daß auf dem Wege, den Ihr mich wollt wandeln laſſen, nur das Elend meiner harrt. Ich liebe ein holdes Mädchen; ſeit meiner früheſten Knabenzeit ſteht ſie meiner Erinnerung nahe, ſie war das einzige milde Licht in dem Jammer, der meine Seele früh umſchattete. Einige glückliche Wochen war ſie in meiner Nähe und kehrt jetzt mit ihrem Vater nach Schweden zurück, zu König Guſtav, der —

Marcus.

Siegbritt!

Swante.

Siegbritt Ridderſtolpe! Wohl! Sie kennt Euch von Kopenhagen her. Denkt Euch das Glück, wenn der König, Vertrauen gewinnend, mich in die Heimath zurückruft zu meiner weinenden Mutter, zu meiner harrenden Geliebten. Nach Gothland wollen wir ziehen, wo mein Schloß den Gütern der Ridderſtolpe's benachbart iſt. Da wird ſie mir entgegen fliegen ....

Siegbritt (wendet ſich mit trübem Sinne abwärts).

Swante.

.... wird mich in ihre Arme ſchließen, wird den ganzen Himmel ihrer Liebe über mich ausſchütten. Was frag' ich nach den Händeln der Politik! Friedlich werd' ich mit Siegbritt auf meinem Schloſſe wohnen und bei wenigen, aber treuen Dienſtleuten, unter Büchern,

die uns die langen Abende verkürzen, unter einigen gutgeſchulten Roſſen und einer Koppel jagdluſtiger Windſpiele, mit denen ich zuweilen über den Schnee im Tannenwald den Hirſch verfolge, ſo will ich eines ſtillen ungekannten Daſeins mich erfreuen.

Marcus (träumeriſch).

Und Siegbritt wird die Harfe ſchlagen in ſtiller Einſamkeit — — glücklicher Swante!

Swante.

Ja, glücklich! Die Dichtkunſt verbindet uns: ich wage zuweilen ein Lied der Minne und ſie begleitet mich. O dies einzige ſichere Gefühl meines Lebens, daß dieſe Liebe mein iſt! Der erſte Gedanke in Siegbritts erwachendem Bewußtſein, die erſte Knoſpe ihres Lebensfrühlings war dieſer treue Bund unſerer Herzen. Und alles das, Hauptmann, ſollt' ich opfern, das Glück dieſes beneidenswerthen Beſitzes um eitler Wünſche willen aufs Spiel ſetzen? Nein, entkleiden will ich mich aller Majeſtät, aller Anſprüche dieſer Erde, wenn ich nur Siegbritt behalte! Den Adel, der in mir lebt, kann mir ja Niemand rauben. Was hangen und bangen nach einer Auszeichnung, die mich von aller Welt beneidet, verfolgt, gequält machen würde! Den Beſitz meiner Siegbritt wird mir Niemand ſtreitig machen.

Siegbritt (bei Seite, entſchloſſen).

Niemand? Weichlicher Knabe! Dieſen Beſitz nehm' ich Dir ſelbſt! (Ab.)

Swante (nach einer Pauſe).

Und ſo, Herr Marcus, gehabt Euch wohl!

Marcus.

Noch ein Wort, Prinz Swante!

Swante (weich).

Was wollt Ihr noch? Erkennt meine gute Meinung von Euch, indem ich Euch zum Vertrauten meiner geheimſten Wünſche machte!

Marcus.

Prinz, die Schilderung Eurer glücklichen Hoffnungen, weiß Gott, ſie hat einen Zauber, der tief in mein Inneres dringen muß. Aber Euer Geſchick will es anders. Es will Euch zu einem Helden machen wider Euren Willen. Und aufrichtig, dieſe verliebte Flucht vor dem Schickſal bleibt trotz aller ſchönen Namen, die das Ding vergülden, immer grad' herausgeſagt eine Feigheit —

Swante.

Marcus!

Marcus.

Es thut mir weh im tiefſten Herzen, Euch aus Euern Träumen aufwecken zu müſſen. Warum ſteht Ihr hoch, warum ließ das Geſchick Euch in der Nähe des Thrones geboren werden! Ihr ſeid ein Mann, für den bis jetzt noch Andere denken müſſen. Beſteigt alſo nur immerhin eins von den geſchenkten Roſſen

und ſagt jetzt gleich perſönlich dem Rath von Lübeck Euren Dank dafür.

(Es treten rings Meyer's Reiſige auf.)

Swante.

Wie — gefangen?

Marcus.

In Lübeck findet Ihr Feder und Schreibzeug, eine Kriegserklärung an die Krone Schwedens, die unterſchreibt! Wir brauchen Euch, Prinz, und weil wir Euch haben können, ſo nehmen wir Euch, ... Ew. Majeſtät wollen unſre Freiheit allergnädigſt entſchuldigen.

Friedrich (kommt raſch).

Hauptmann! Denkt Euch, das Fräulein! Wie im Sturmwind fliegt ſie in den Hof, ruft: Die Roſſe vor! beſteigt einen weißen Zelter und auf und davon, daß die Funken ſtoben! Zwei von den Lauenburgern ihr nach! Da ſprengen ſie, ſtaubaufwirbelnd, die Hamburger Straße entlang! Sollen wir nach?

Marcus (bei Seite).

Hinweg! Aber die Hamburger Straße? Wenn ich ſie in Kopenhagen wiederſähe!

Swante.

Siegbritt, wir ſchieden vielleicht auf ewig! (Wuthentbrannt:) Was hält mich ab, Euch dies Schwert ins Herz zu ſtoßen? Schändliche Raubgeſellen, die Ihr den Frieden meines Lebens mir ſtehlt und wider

meine Schuld mich in Jammer und Elend ſtürzt! Tod und Verdammniß über Eure Stadt!

Friedrich und die Geiſtigen.

Dulden wir das?

Marcus.

Laßt ihn! Damit es Kronen zu erobern giebt, müſſen Andere ſie wegwerfen. Deinen Schmerz, armer Jüngling, verſteh' ich; aber das Rad der Zeit rollt ſauſend um und Ihr ſeid der Einzige nicht, der ſeinem Schickſal folgen muß!

(Man umringt Swante und führt ihn fort. Alle folgen.)

Zweite Scene.

Bei Wullenweber in Lübeck. (Einfaches Zimmer mit geringem, alterthümlichem Hausgeräth. Fenster. Großer Tisch.)

Fünfter Auftritt.

Wullenweber. Oldendorp eintretend durch die Mitte.

Oldendorp.

Entschieden ist's! Ihr habt den Sieg gewonnen,
Nun laßt den Abendtrunk Euch schmecken, Freund!

Wullenweber (aufgeregt).

Ich fand die Stimmung lauer, als sie sollte.

Oldendorp.

Es ist des Kaufmanns Art sich zu besinnen,
Er schweigt und macht verdrießliche Gesichter.
„Wie, tausend Mark? Zuviel, zuviel, ich halte
Von solchen theuren Dingen mich davon —!"
So grämelt er und weist den Handel ab.
Da plötzlich blickt er auf, das Angesicht
Erheitert, lachend, mutherfüllt, und spricht:
„Ein solches Ding muß man mit Macht beginnen,
Sonst ist's ein halb verlorner Bettel!
Wo denkt Ihr hin, was sollen tausend Mark?
Das ist dem heißen Steine nur ein Tropfen,
Nehmt hier nur gleich zehntausend hin zum Anfang.

Und braucht Ihr mehr, ſo ſagt's!" Und ſo ging's hier!
Getroſt könnt Ihr an Eure Rüſtung denken.

Wullenweber.

Das macht die ſchwarzen Kugeln mir nicht weiß!
Die ſieben ſchwarzen! Wüßt' ich, wer ſie gab!

Oldendorp.

Was denkt Ihr an die ſieben ſchwarzen Kugeln?
Beſchloſſen iſt's, daß Lübeck Euer Wort,
Das Kopenhagner Heldenwort, ſich einlöſt
Und Fehde anſagt Dänemark und Schweden.

Wullenweber.

Ihr ſprecht von Kaufmannsart, mein werther Freund?
Doch wiſſet, Glück ſchwellt Muth zum Uebermuth!
Wer neun und neunzig von dem Glück gewinnt,
Erhitzt ſich, daß es hundert nicht geweſen,
Und forſcht und keift und wurmt, warum nicht hundert!
Und dieſe ſieben Kugeln ärgern mich
Und gerne wüßt' ich, wer ſie mir gegeben.

Sechſter Auftritt.

Meta mit zwei Mägden, welche Breter mit etwa zwölf großen Römergläſern und Wein tragen. Vorige.

Meta.

Da ſtellt nur hin! (Die Mägde ſtellen die Gläſer und den Wein auf den Tiſch und gehen.) Ich nahm vom

beſten, Bruder. Guten Abend, Herr Syndicus! Seht Ihr Beide auch trübſelig aus? Ich weiß ſchon Eure Neuigkeiten! Der Krieg iſt wieder erklärt. Die Leute ſtehen auf dem Rathplatz und wiſſen nicht, ob ſie ſich freuen oder betrüben ſollen.

Wullenweber.

Du, liebe Meta, haſt nicht nöthig, zu den Leidigen zu gehören. Marcus bleibt daheim und zieht nicht mit in den Krieg.

Meta.

Daheim? Denkſt Du, daß ich das mit Freuden hörte? Die Ruhe wird ihm wenig frommen. Du weißt, daß er nicht gern feiert, wenn Andere arbeiten.

Oldendorp.

Marcus ſollte hier bleiben? Das überraſcht mich. So gern ich ſähe, daß ſeinem leichten Sinn und abenteuerlich fahrigen Weſen endlich einmal die Schnur übergeworfen würde, an der Meta nun ſchon manches Jahr im Stillen ſtrickt und webt, ſo würde der Feldzug doch nur halb von Statten gehen, wenn nicht auch Marcus mit hinaus ſollte.

Wullenweber.

Es wird ein ſchweres Wort werden, wenn ich Marcus ſagen muß: Du bleibſt! Dieſer Krieg erfordert eine andere Entfaltung als je ein früherer. Namen bedürfen wir von hoher Geltung vor der Welt, Männer aus ruhmvollen, fürſtlichen Häuſern ....

Meta.

Bruder, das ſag' ihm nicht!

Oldendorp.

Ihr kennt ſeinen Ehrgeiz! Das giebt Unfrieden!

Meta.

Er wird glauben, Du hielteſt ihn abſichtlich zurück um meinetwillen! O Bruder, glaube mir, ein Herz wie das meinige iſt treu und genügſam. Ich bin glücklicher ihn auswärts in ſeinem Glück zu wiſſen, als ihn hier zu ſehen, wie er vergeht und ſolche Ruhe nicht tragen kann.

Oldendorp.

Edle Seele, Ihr ſeid zu nachſichtig gegen ihn!

Meta.

O ſagt doch das nicht! Soll ich das Liebe nennen, was ihn unglücklich macht? Was iſt denn Liebe? Eigennütziger Beſitz und habſüchtige Begier, den Mann, dem unſre ganze Seele gehört, nun auch ganz in das enge Gehäuſe unſerer kleinen Gedanken und eitlen Wünſche einzuzwängen? Nein! Als ich den Muth hatte, mein Ich an ein anderes zu wagen, eine kleine Welt von Gefühlen in eine große von Thaten überzuſiedeln, da hab' ich nicht gehofft, nach meinem Glück und meinem Wunſche die Lebenswege des Geliebten vorzuzeichnen, ich habe geſagt: Gehe, wandle, zieh die Straße, die Dir gefällt, und dulde nur, daß ich mit meinem Auge Dich verfolgen, mit meinem Herzen

Dich begleiten darf; dulde nur, daß ich komme, wenn Du im Glücke ausruhst, und wähle mir im Unglück ja Niemand anders, der Dich tröstet, als mich! Nur um des Glückes willen geliebt sein wollen ist wahrer Liebe nicht würdig.

Oldendorp.

Gutes Herz, Du hast ihn selbst mit dieser Schwärmerei verzogen!

Aleta.

Wer das Geringe hofft, Doctor, den erfreut schon das Geringe. Sollt' ich's denn mit Marcus machen, wie die jungen Mädchen es alle thun? Ich hab' Dir meine Liebe geschenkt, nun will ich auch, daß Du keinen andern Gedanken hast, als mich, und daß Du mein armselig Ich, das eben von der Puppe und dem Ringeltanz kommt, immer auf dem Schooß hältst und Dein schönes freies Leben dazu verschwendest, mich, nur mich vergnügt zu machen! Ei, du leidige Liebe du, die Wunder was Großes zu thun glaubt, wenn sie sich für ihre paar goldnen Herzenspfennige von dem geliebten Mann ein ganzes Königreich von Freiheit und Lebenslust einschachert! Nein, laßt den Marcus nicht hier um meinetwillen, laßt ihn nicht, ich bitt' Euch!

Wullenweber.

Da ich selbst in der wankelmüthigen Stadt zurückbleibe, Schwester, und mit scharfem Regiment das

Ganze zusammenhalten muß, so sollt' ich schon deshalb die Kriegsführung andern Händen vertrauen und Marcus hier behalten.

Meta.

O das endet nicht gut!

Oldendorp.

Wünscht ihn Euch nicht nach Kopenhagen, Meta! Man vernahm so viel Schlimmes von der Luft, die dort am Sunde weht! Weichlich soll sie sein und verführerisch. Kopenhagen ist dieses Helden Capua geworden. Ich sage nichts mehr, weil ich Euer edles Herz nicht betrüben will.

Meta.

Und mich betrübt nur, daß ihr mich nicht verstehen wollt! Scheltet mir doch den Geliebten nicht! Wie ich noch so ein klein winzig Mägdlein war, nahm Marcus mich schon auf den Schooß und streichelte mir die Locken aus der Stirn und sagte: „Du sollst es werden! Aber — warten müßt Du lernen und schreien darfst Du auch nicht gleich, wenn ich einmal ein rosiges Mündchen an einer anderen Larve sehe und es gern küssen möchte." Und da hatt' ich eine Freundin, die hieß Gesina; ach, sie ist todt! Sie war so sanft und lieb und gut, daß ich sie immer nahm und sagte: Gesina, theile mein Glück. Und überroth wurde sie, wenn der böse Schelm, der Marcus, das nicht zweimal hörte und gleich mit einem Kuß bei der Hand war.

Und dann freilich ſah ich's wohl, daß ihm oft auch Solche gefielen, denen ich's gar nicht erlaubt hatte, daß ſie ihm gefallen ſollten, und da merkt' ich ſchon, daß diejenigen Männer, die uns grade die liebſten, die herzigſten ſind, auch am leichteſten denken, und viel, viel hab' ich dem unbeſtändigen lieben Narren ſchon nachgeſehen. Aber dann kommt er immer ſo freundlich und treuherzig und reicht mir die Hand und ſagt: Meta, Du wirſt es doch! Und ſeht, dann muß ich ihm um den Hals fallen und alles Leid iſt aus, aller Schmerz vergeſſen in einem einzigen Kuß.

(Sie ſinkt an Wullenweber's Bruſt.)

Wullenweber.

Edle Zuverſicht des Herzens!

Oldendorp.

Möchteſt Du nie getäuſcht werden!

Wullenweber.

Aber ſeht den Auflauf —

Meta (an's Fenſter).

Er iſt's! Hoch zu Roß mit flatterndem Helmbuſch. O wie groß und herrlich! Wen bringen ſie nur da?

Wullenweber.

Gelungen! Es iſt der Prinz!

Oldendorp.

Welcher Prinz? Ei das iſt ja der junge Swante Sture! Was hat der Meyer mit dem Prinzen?

Wullenweber.

Eile Dich, Meta, die Gäſte ſind im Anzuge. Iſt das Mahl drinnen bereitet?

Meta.

So gut es meine Kunſt vermag. Aber ſoll der Prinz unſer Gaſt ſein?

Wullenweber.

Dieſer nicht!

Meta und Oldendorp.

Ein anderer?

Wullenweber.

Ihr ſollt Alles erfahren. (Bei Seite zum Fenſter:) Der Prinz gefangen! Der Tollkühne! Nichts mißlingt ihm!

Oldendorp.

Ihr ſeid geheimnißvoll, Freund! Was ſoll's mit dem Prinzen?

Meta.

Ja, ſcheltet ihn nur recht, Doctor! Dem Marcus hängt Ihr immer etwas an! Der hat keine Geheimniſſe, der geht nicht tagelang mit düſtern Gedanken umher und ladet mir Prinzen zu Gaſt, ohne mir's anzuſagen. Ja, Bruder, der hat immer offen Viſir und läßt ſich gleich hinunter in's Herz ſehen. Und ſchaut's auch manchmal bunt drin aus und wild durcheinander gewürfelt, ſo kann man ihm doch gleich wieder in's Auge blicken und dreiſt ſagen: Schelm, Du

haſt das und das vor, und nimm Dich in Acht, Deine Gedanken hängen Dir aus dem Herzen heraus! Und dann giebt er gleich Alles zu und lügt niemals. Ach, das iſt ſchön von Marcus, das iſt göttlich! Er kann ja nicht lügen! Und weil er das nicht kann und ich ſeine Liebe zur Wahrheit ehren muß, ſo frag' ich ihn auch nie etwas. Aber Dich, Jürgen, ſiehſt Du, Dich möcht' ich den ganzen Tag fragen, Du (freundlich drohend) Politicus Du!

(Ab durch die Mitte.)

Oldendorp.

Ein Engel! Ein unbegreifliches Weſen!

Wullenweber (am Fenſter bei Seite).

Er führt ihn in den Junkerhof — in ſeine Herberge — verdoppelt die Wachen am Thor —

Oldendorp.

Was ſoll nur Prinz Swante? Marcus quartiert ihn bei ſich ein wie einen Gefangenen. Ein neues Räthſel und Ihr habt das alte noch nicht gelöſt — Wann erfahren wir, wer der ſonderbare Unbekannte iſt, den Ihr beherbergt?

Wullenweber.

Heute, in dieſer Stunde, Freund! Alles, Alles ſoll jetzt vom Herzen! Ich höre meine Gäſte kommen. Wahrheit iſt ein theuerwerthes Wort, aber in den Händeln, Freund, die uns einmal umſtricken, da iſt ein Geheimniß ſo lange unſer Gefangener, wie wir's

bei uns behalten. Geht's unter die Leute aus, ſind wir gefangen. Ach! Ich hab' dieſe arge Weisheit erſt gelernt, als ich mußte; angeboren iſt ſie mir nicht.

Siebenter Auftritt.

Lambert von Dalen. Jochem Gerke. Hermelink. Hans von Clyen. Gotthard von Hörein. Tönnies von Stieten und andere Rathsherren treten nacheinander, nicht alle auf einmal herein. Die Vorigen. Dann Marcus und Meta.

Lambert.

Guten Abend, Herr Bürgermeiſter!

Wullenweber.

Willkommen, Herr Lambert von Dalen! (Zu Oldendorp:) Es iſt mir, als ſäh' ich in jeder Hand eine ſchwarze Kugel. (Laut) Willkommen, Jochem Gerke! Ei, macht's Euch bequem! Nun, ausgeruht von der tapfern Rede gegen mich, Herr Hermelink?

Hermelink.

Ich? Gegen Euch?

Wullenweber.

Es iſt ja wahr! Ich träumte nur neulich, daß Ihr mir wacker zugeſetzt habt! Nein, nein, vergebt, Ihr wart heute ſo ſchweigſam, ſo beiſtimmend; ich kenne Eure Freundſchaft.

Oldendorp (bei Seite).
Und seine schwarze Kugel!

Wullenweber.
Nehmt einen Trunk zuvor, zum Willkomm!

Lambert.
Aber sagt, was ist das mit dem Prinzen Swante?

Alle (durcheinander).
Ja — redet — ei — ei — was hat Marcus Meyer — sprecht doch! —

(Marcus und Meta treten ein.)

Meta.
Nun ruht Euch — Ihr Herren, guten Abend! Da laß Dich nieder, Marcus! Ein heißer Ritt! Kühle Dich.

Alle (treten auf Marcus zu).
Guten Abend, Herr Marcus!

Hermelink.
Wetter, was habt Ihr denn den schwedischen Prinzen in Euren Junkerhof bugsirt?

Dalen.
Meinen Gast, der eigentlich mir zukommt!

Alle.
Ei, ei! Redet! Redet!

Marcus (winkt, Wullenweber soll reden, wendet den Rathsherren den Rücken und läßt sich am Fenster nieder).

Wullenweber.

Setzt Euch die Runde, edle Herr'n und Freunde!
Frisch, Meta, auf und ab, kredenze Wein!
Ich spräche gern vor dem bescheidnen Mahl,
Das ich Euch bieten kann, ein kurzes Wort!

(bei Seite)

Nun, Marcus?

Marcus (bei Seite).

Drüben sitzt er jämmerlich
Und greint in meiner Kammer! Wie ich's machte,
Um ihn zu fangen, denkt's Euch selber aus.
Daß wir ihn haben, ist genug gesagt.

Achter Auftritt.

Krevet. Die Vorigen.

Krevet.

Entschuldigt mich, Ihr Herr'n!

Alle.

Seht da — der Vogt
Von Möllen!

Krevet.

Ja, Herr Bürgermeister, wollt
Entschuldigen, daß ich mich ungeladen
In die Gesellschaft dränge!

Wullenweber.

Nun ich denke,
Ihr kommt vom Pferdemarkt Bericht zu bringen.
Heut' ging es ſchärfer her als ſonſt. Ein Füllen,
Ein junges, riß ſich von der Leine los,
Da gab es mit den Knechten ſchlimme Händel?

Krevet.

Ihr ſagt's im Bild! Und ohne weitern Umſchweif
Bericht' ich nur, daß kaum Herr Marcus Meyer
Mit ſeiner Beute aus dem Thore war,
(Nicht eine Stunde ſpäter, anderthalb!)
So kam von Lauenburg der Herzog Magnus
Mit zwanzig Rittern wie geflogen her,
Dem Hauptmann ſeine Beute abzujagen —
Doch war's zu ſpät! Der Herzog ließ die Ritter
Mit ihren Knechten in die Stadt, die tobten
Und ſchlugen Tiſch' und Bänk' entzwei und fluchten,
Und Händel gab es mit den Reiſigen.
Für Morgen bitt' ich mir ein zwanzig Mann
Für das, was weiter kommt, Verſtärkung aus!

Alle (ſehen ſich verwundert an).

Wullenweber.

Ihr ſeid erſtaunt und ſo erfahrt, Ihr Herr'n,
Ein jedes Ding muß kräft'gen Anfang haben.
Ich ließ durch unſern tapfern Marcus Meyer
Den Prinzen Sture uns nach Lübeck holen,
Mit ihm zu unterhandeln, was er wohl

Mit ſeinem Anſpruch auf die Krone Schwedens
In dieſer Kriegszeit zu beginnen denkt.

Gerke (zu Meyer).

Kam er von ſelbſt?

Marcus.

Er iſt jetzt da, Herr Gerke.

Meta.

Du biſt ſo mürriſch, Freund! Was ſtört Dich? ſprich!

Marcus.

Daß das, was man gethan, ſich nun erſt ſoll
Auflöſen noch in Worte....

Hermelink.

Rechenſchaft erlaſſen
Um ſolcherlei Begebenheiten, Hauptmann,
Wird Keinem hier in Lübeck, wißt Ihr das?

Marcus (ſteht auf).

Ihr Herren, guten Abend!

Wullenweber.

Marcus, bleibt!
Ihr ſeid in unſerm Rathe nöthig!

Marcus.

Rathsherr
Von Lübeck noch zu werden, Dank der Ehre!

Lambert.

So hätten wir denn jetzt zwei fremde Gäſte
In unſrer Stadt; der ein' *ein ſchöner Prinz*,
In meinem Garten hat er jüngſt gegeſſen....

Der andre Herr, ein völlig fremder, Jürgen,
Ihr ſagtet heut, Ihr habt den Unbekannten
In unſre Mitte führen wollen. Nun?
Wie iſt's?

Stieten.

Im Grunde wißt Ihr, Wullenweber,
Daß hier in unſerm Lübeck jeder Fremde
Auch einen Namen tragen muß ....

Krevet.

In Möllen
Würd' ich ſo lange keinen Fremden hegen,
Und wenn Herr Jürgen Wullenweber ſelbſt
Für ſeine Kreide unſren Wirthen bürgte.

Höreln.

Die Fremdenpolizei ward eigentlich
Von Euch verletzt ... —

Wullenweber.

Herr Vogt von Möllen, wenn ich
Euch offen meine Meinung ſagen darf,
So möcht' ich nicht in Eurem Amte forſchen,
Was dort für Botengänger ſich verlaufen.

Krevet.

In Möllen ſollt Ihr reine Straße finden.

Elpen.

So laßt doch Euer Schrauben und Secretiren!
Und wenn ein Mann, wie unſer Wullenweber,

Ein Stiftchen auch von unſrer Stadtuhr nähme,
Sie bleibt darum nicht ſtehn!

Hermelink.

Hoho, Herr Elyen!
Das wäre doch ein eigen Räderwerk!
In Nürnberg, mein' ich, hat man unſre Stadtuhr
Rechtſchaffen ſo gebaut, daß Niemand darf
In ihr Getriebe ſeinen Finger ſtecken.

Gerke.

Ei haltet endlich Ruh' und laßt ihn reden!
Vor Eurer Elle kommt man nie zum Kram!

Hermelink.

Die Elle iſt geaicht, trägt Kaiſers Stempel!
Die Ordnungen ſoll man beim Alten laſſen.

Oldendorp.

Wenn wir beim Alten nur geblieben wären,
Dann ſäßen wir nicht hier ....

Marcus.

Herr Syndicus!
Ich kenne nicht die Art, im Rath zu ſitzen,
Darf man ſich da wohl einen Trunk erlauben?
Das anzuhören macht die Kehle trocken.

Aleta.

Den kühlſten ſollſt Du haben, armer Rathsherr!
(Kredenzt ihm.)

Krevet (bei Seite zu Hermelink).

Von Brömsen bringt mich nur ein Brief hieher,
Ich muß Euch morgen im Kriegszeugamt sprechen.

Wullenweber.

Darf ich nun reden? Sind die kleinen Formen
Beseitigt? Die Grashalme, die Euch hindern,
Den Fuß zu setzen in die freie Waldung?
Dies ewige Verschanzen hinter Clauseln!
Was ich zu sagen habe, sollt' Euch freuen.
Nur Einen wird es schmerzen, ... Marcus ....

Marcus.

Mich?
Von Wäldern spracht Ihr, Jürgen? Nun, ich hoffe,
Der Fremde ist doch nicht von denen Einer,
Wo ich noch Bären angebunden habe?

Meta (für sich).

Wie lieb' ich ihn, wenn er so freundlich scherzt —
Und selbst im Unmuth heit're Worte spendet!

Wullenweber.

Nehmt Platz und hört denn nun in Ruhe zu!
Ihr wißt, die Welt ist unserm Wohl nicht hold.
Mißgünstig schaut sie her auf Lübecks Größe
Und neidet uns des Handels schwankend Glück.
Sind wir im Vortheil, übertreibt die Scheelsucht
Das schwer Errungene zu Tonnen Goldes!
Sind wir im Nachtheil, freuen sich die Nachbarn,
Die Fürsten, die den Städten abhold denken,

Und bei der Hansa nur ist treuer Antheil.
Wenn wir nun diesen Kampf beginnen werden,
So wird es heißen: Seht die geiz'gen Krämer,
Die um des Seckels nimmersatte Habsucht
Die halbe Welt in Brand zu stecken wagen!
Die guten Leute wissen eben nicht,
Daß der Gewinn des Kaufmanns nur die Blüthe
Und hundertfält'ge Frucht vom Einen ist,
Indeß vom hundertfachen Andern Täuschung
Und nur Verlust gedeiht. Um nun die Meinung
Für diesen Krieg gerechter zu gewinnen
Und eine Fehde anzustiften, die
Um mehr als unsre Noth ob Rechtens lodert,
So schien mir unerläßlich, daß ein Name,
Der in dem Rath der Fürsten Geltung hat,
Ein Kriegsheld von erprobter Kraft und Würde
Für uns in diesem Kampf — das Banner trägt.

Marcus.

Wer würde Feldherr?

Wullenweber.

Marcus, braust nicht auf!
Weiß Gott, es hat mich schwer gedrückt, dies Wort,
Das ich dem Manne meiner Wahl gegeben,
Vor diesem Augenblicke der Entscheidung
Von unserm Pact Niemand zu reden, selbst
Dem Freunde nicht.

Marcus.

Wen ſetzt man über mich?

Hermelink.

Herr Marcus Meyer, bläht Euch nicht ſo auf!
Ihr habt doch nicht gedacht, den Feldherrnſtab
In dieſem großen Kriege ſelbſt zu führen?

Marcus.

Steckt Eure Naſ' in Contobücher!

Dalen.

Ei,
Gemach, gemach, mein werther Stadthauptmann!

Marcus.

Macht Feldzugspläne, Herr, für Eure Tafel
Und ſprecht vom Sturm auf Eure ſpan'ſchen Weine!
Bei wem verdingt man mich zum Leutnantsdienſt?

Wullenweber.

Mit Freuden hätt' ich, Marcus, Dir, dem Sieger
Von Aggerhuus, dem Tapferſten der Welt,
Auch dieſes Krieges Führung anvertraut....

Marcus.

Wer iſt der Unbekannte? Iſt es Bayard?
Bin ich kein Ritter ohne Tadel, bin ich
So gut wie Der ein Ritter ohne Furcht.

Krevet. Dalen. Hermelink.

Beendet das!

Hermelink.

Und überhört ſein Prahlen!

Wullenweber.

Ich überhöre Nichts, was hörenswerth.
Der Marcus mag mit ſeiner wilden Rauhheit
Euch läſtig dünken und in Lübeck, wo
Man Ruhe liebt, zu viel Euch trommeln laſſen.
Ich ſchickt' ihn gerne fort: ich ließ' ihn freudig
Stockholm und Kopenhagen uns erobern,
Wenn nicht der Mann, den ich Euch wählen wollte,
Ein Herr aus deutſchem Fürſtenblute wäre,
Verwandter des gefangnen Chriſtiern,
Verwandter des gefangenen Johann,
Ein Feldherr, der den Dänen ſagen darf:
Ich komme als Befreier meines Oheims,
Ich komme als Befreier meines Neffen,
Ich komme als ein Oldenburger Erbe,
Ich komm' als Proteſtant, als Luther's Freund.
Und dieſer Herr, obſchon er nur ein Graf
Und arm nur iſt, kein Kurfürſt und kein Herzog,
Führt doch als Fürſt durch ſeines Namens Kraft
Aus Sachſen, Franken, wo die Trommel ſchon
Seit ſieben Wochen wirbt für ſeine Fahne,
Ein Söldnerheer uns zu, viertauſend Mann,
Die auf dem Anmarſch ſtehn von Niederſachſen.
Was nur an Kriegsvolk feiert, ſtrömt herbei,
Die allberühmten tapfern Oberſten
Von Hoya, den von Dohna, Baſtian
Von Jeſſen bringt er uns mit Reiterfähnlein.

Für Munition, metallne Donnerbüchsen
Bedarf es nur des Gelds zu raschem Ankauf.
Die Ritter, eben aus dem Bauernkrieg
Heimkehrend, wissen, wo davon das Beste
In deutschen Landen zu erstehen ist.
Und dieser Fürst.....

Oldendorp (begeistert).

Kein Andrer kann es sein,
Als Deutschlands Alcibiades, wie ihn
Melanchthon nannte, Niemand, Jürgen, als
Der lebensfrohe, hochgelahrte Herr,
Herr Christoph, Graf zu Oldenburg.

Alle (außer Marcus, freudig überrascht).

Ist's wahr,
Der Oldenburger?

Wullenweber.

Ja, der tapferste,
Ruhmvollste aller deutschen Kriegesfürsten!
Er ist es, der das lüb'sche Banner trage
In diesem großen Kampf! Seid stolz auf ihn!
Und wenn Ihr's ihm zu zeigen wünscht — hier ist er

Neunter Auftritt.

Graf Chriſtoph (im Mantel, den er abwirft, tritt von der Seite ein). Die Vorigen.

Chriſtoph (ſehr vornehm gekleidet, heiter und lebensfroh).

Nun, Gott ſei Dank! Der Faſching hat ein Ende.
Weg mit der Mummerei! Ja, ſeht mich an!
Ich hinke nicht am linken Bein und trage
Auch keine Hahnenfeder auf dem Hut.
Und dennoch, gleich als käm' ich aus dem Rauchfang,
Sind Eure Kinder, Weiber, ja im Dunkeln
Auch manchmal Männer vor mir fortgelaufen.

Wallenweber.

Herr Graf, willkommen hier im Freundeskreis,
Im Kreiſe der Bewund'rer Eures Ruhmes!

Chriſtoph.

Den hab' ich ſchlecht in dieſer Zeit genoſſen!
Nicht eine Maus hat mich erkannt .... Nun wohl,
Ich grüß' Euch Alle, ehrenwerthe Herren!
Der Ton iſt zwiſchen uns noch nicht recht warm,
Doch werden wir einander ſchon gewöhnen.

(Alle verbeugen ſich.)

Oldendorp (in freudiger Erregung).

Ihr kommt von Wittenberg, Herr Graf! Das wäre
Die Hände Euch zu ſchütteln ſchon genug.

(Thut es.)

Doch kommt Ihr auch als kühner Wetterſtrahl,
Um unſre Ehre donnernd zu vertreten.
Da theilen ſich die Wolken, Jeder ſtrahlt
Im Blau des Himmels, freudig, hoch entzückt!
In unſerm Schweigen hört Ihr unſre Achtung.

Chriſtoph.

Der Gruß thut wohl. Er kommt von wem?

Wullenweber.

Es iſt
Der Syndicus der Stadt, Herr Oldendorp,
Der rechte Kitt des ganzen Hanſabundes!
Und dies Herr Gerke, weiland Bürgermeiſter,
Von Elpen dies — Rathsherr von Elpen —

Chriſtoph.

Elpen?
Elpis, die Hoffnung! Gute Vorbedeutung!
Ihr ſeht, ich faſſ' Euch gleich beim Namen.

Wullenweber.

Hier
Herr Hermelink, Tönnies von Stieten, dies
Gotthard von Höreln, Handelsleute, Rathsherr'n,
In vielen Dingen nicht der gleichen Meinung,
Doch in dem Stolz auf Eure Freundſchaft einig.
Hier nehmt das Glas, Herr Graf! Auf Euer Wohl!

Alle (außer Marcus, ergreifen die Gläſer und ſtoßen freudig an).

Des Grafen Wohl!

Chriſtoph.

Auf Lübecks Wohl erwiedr' ich.
Recht und Gerechtigkeit in jedem Lande!
Auf Deutſchlands und der Hanſa Wohlergehn!
Dem deutſchen Dreizack beuge ſich die Oſtſee!
Für Dän'marks Bauer, Dän'marks Bürger, Schwedens
Erhebung von dem Adelskönigthum!
Für die Erlöſung Chriſtierns des Zweiten!
Und allermeiſt mit dreifach reinem Klang
Für Luther's Lehre und den Sieg des Geiſtes!

Alle (durcheinander).

Hoch! Hoch!

Oldendorp (zu Wullenweber).

Mir feuchten ſich die Augen, Freund!
Das iſt ein Mann recht nach dem Herzen Gottes!

Wullenweber.

Zu einem kleinen Abendimbiß kommt!
Herr Graf, Ihr müßt vorlieb mit Bürgern nehmen,
Die mich zu ihrem Meiſter machten, weil
Ich ihre Rechte ſchützte, aber nicht
Weil ich dahier der Reichen Einer bin.

Chriſtoph.

Nun, Fräulein Meta, kann ich endlich doch,
Wenn ich im Mantel Euch vorbeigehuſcht,
Ein Weilchen ſtillſtehn und im Dunkeln plaudern.

Meta.

Das Mahl iſt drinnen fertig, wenn's beliebt.

Chriſtoph.

Auch das muß ſein; denn der Lateiner ſagt:
Spiritus non potest habitare in sicco,
Der Geiſt kann nicht im Trocknen wohnen.
(Zu Oldendorp:)
Doctor,
Glaubt nur nicht, daß wir jetzt in Wittenberg
Nicht griechiſch mehr und nicht lateiniſch ſprächen!
Da heißt's: ich liebe Weiber, Sang und Wein
Und zwiſchendurch ein heidniſch Wort Latein.
(Zu Gerke:)
Ihr habt ſtudirt?

Gerke.

Zu Prag.

Chriſtoph.

Ich ſeh's Euch an
An Euern blaſſen, zärtlichen Geſichtern,
Ihr Alle, ja, Ihr ſitzt zu viel und hockt
An Actentiſchen, ſchluckt des Staubs genug,
Ihr armen Cröſuſſe.... Ei was, Ihr ſeid
(zu Krevet)
Im Waffenrock? Ihr ſeid gewiß — ein Feldſcheer?

Wallenweber.

Ja wohl, er ſcheert das Unkraut von den Feldern!
Es iſt der Vogt von Möllen.

Christoph.

Also doch
Ein Stückchen Kriegskamerad!

Krevet.

Erlaubt, Herr Graf,
Daß ich mir für den Dienst jetzt Urlaub nehme.

Wullenweber.

Bleibt doch, Herr Krevet!

Krevet (zu Marcus).

Hauptmann, morgen sprech' ich
In erster Frühe vor im Junkerhof! (Ab.)

Christoph.

Ein Hauptmann da am Fenster? Halt, bei Gott!
(Zu Marcus:)
Den hat das Zimmetstoßen nicht gebräunt!
So wird die Haut in Schlachten nur gebeizt!
Das ist, nicht wahr, ich rath' es fast, Herr Marcus!

Marcus.

Der bin ich, Herr.

Christoph.

Da schüttl' ich Eure Hand!
Ei Wetter, nein, was hab' ich von dem Stübchen, —
Wo Wullenweber mich versteckt gehalten,
Euch martialisch commandiren hören.

Marcus.

Zum Kriegsmann hab' ich mehr als nur die Stimme.

Chriſtoph.

Das wollt' ich meinen! Eine wackre Fauſt!
Sebaſtian Schärtlin hat mir oft erzählt,
Wie Ihr im Türkenkrieg bei ihm gefochten.
Und Euer Sieg bei Aggerhuus, davon
Erzählt die Welt! Und Alles das war wirklich
In einer Schmiedewerkſtatt einſt verborgen?
Nicht wahr, Ihr ſeid vom Hammer ja zum Schwert,
Vom Ambos an den Feind gekommen, den Ihr
Hufeiſen gleich zu klopfen lerntet? Gelt?

Marcus.

Von Hamburg bin ich, Herr, und meines Zeichens —

Chriſtoph.

Das muß Euch ehren, ſo vom Pferdehuf
Euch ſelbſt auf's Roß zu ſchwingen! Fräulein, wenn
Nach Hamburg Ihr einmal des Weges kommt,
Laßt am Burſtah Euch ja die Schmiede zeigen,
Wo Marcus Meyer einſt am Ambos ſtand,
Umglüht vom feuerrothen Schein! Jetzt glüht
Um ihn die Sonne ſeines Heldenruhms.
Iſt das nicht eine große Zeit, ihr Herren,
Wo edler Kern aus ſolcher Schale bricht
Und jeder Trieb ſich kann zum Lichte drängen?
So wird auch unſer Deutſchland ſich empor
Ein freier Adler in die Lüfte ſchwingen!

Nun, dies und Anderes beſprechen wir
Beim Mahl! Reicht mir den Arm, mein werthes Fräulein!
(Er begleitet die ſich ſträubende Meta. Alle, außer Marcus und Wullenweber, folgen freudeſtrahlend.)

Wullenweber.

Komm, Marcus! Komm! Und denk', ich mußte ſo.

Marcus (ausbrechend).

Du mußteſt ſo? Und ſo herabgeſtürzt
Von allem meinem Stolz zum Hufſchmied wieder?

Wullenweber.

Hat Dich dies Wort gekränkt? Er ſprach's in Güte
Und lobte Dich in edelſter Geſinnung.

Marcus.

Wie Falken wohl im Sonnenlicht den Flug
Der Schwalbe über'm Sumpf! Und dieſem dienen?

Wullenweber.

Nur unſer Werkzeug iſt er, wir nicht ſeines!
Denkſt Du, daß wir das Heft nicht kräftig halten,
Die Fäden nicht wie ſonſt regieren werden?

Marcus.

Du greifſt zu tief in meine Seele, Jürgen!
Zu viel preßt krampfhaft hier auf dieſe Bruſt!

Wullenweber.

Komm, Marcus! Nimm dies leicht! Erhebe Dich
Von der Betrachtung Deines eignen Werthes
Zum höhern Urtheil über Welt und Zeit!
(Man hört nebenan ein Hoch!)

Marcus.

Wie ſie der Mann entzückt, wie die Geburt,
Der Beifall eines ſo erlauchten Fürſten
Aus dieſen Krämern plötzlich Helden ſchafft!
Die Freiheit lebe! rufen ſie und meinen
Dabei im Stillen ihren Wallfiſchthran!
Und ſolchen Menſchen dienen! Pfui der Schande!
Das ewig Niedre, das Gemeine läßt
Uns nicht mehr los aus ſeinen ruß'gen Händen,
Wenn es uns einmal nur berührte! Nein!
Ich bleibe länger nicht in Eurem Dienſt:
Ich will zurück nach Hamburg, will mich wieder
An meinen Ambos mit dem Hammer ſtellen!

Wullenweber.

O Freund, es gilt den Aufſchwung unſrer Freiheit,
Das letzte Aufgebot der Kraft des Bürgers!
Tief ſchneidet mir in's Herz, daß ſo aus eignem,
In ſich gewiegtem ſtolzem Willen Nichts
Aus dieſem Volke mehr zu ſchaffen iſt!
Da muß der Wind aus allen Ecken blaſen,
Der Zufall muß mit lockender Muſik
Die Zagenden aus ihrem Schlafe wecken.
Der Augenblick, in bunten Lappen, muß
Antrippelnd mit behender Sohle kommen,
Und in dem Rauſch der Heiterkeit gelingt,
Was aus Entſchließung nie entſtehen konnte!

Ja, Marcus, ſieh hier nicht auf Dich! Erblicke,
Was meinen Augen wie im Nebel leuchtet!
Ein freies Deutſchland! Frei nur durch ſich ſelbſt!
Die Städte durch die Städte! Eine ſich
Der andern ſchweſterlich geſellend! Marcus,
Der Traum will ſchwinden! Fürſtenmacht
Naht wie das Thier, das lebend halb, halb Pflanze
Mit ſaugenden Schlingarmen um ſich greift,
Und eine Stadt verfällt ihr nach der andern.
Da giebt's nur Rettung, wenn wir ſelbſt die Arme,
Die ſaugenden, an unſern Körper ſetzen,
Uns ſelbſt in Sold die Gier der Fürſten nehmen
Und Alles, was in dieſer Zeit der Gährung
An wilder Herrenloſigkeit durch's Land
Mit brauſend losgelaſſ'ner Freiheit ſchwärmt,
Uns nützen, anerkennend unterwerfen
Und immer oben, immer mit im Strich
Des höchſten Fluges der Gewaltigen,
Auch uns erhalten auf der Freiheit Höhen!
Und da, Freund, denkſt Du noch an Dich? Denkſt immer
Bei Deinem Schwerte, wie es ſauſend fällt
Und da und dort nur blut'ge Garben ſchneidet?
Denkſt nicht an Deine Fahne, an das Wort,
Das einigend, begeiſternd, muthentflammend
Durch brave Kriegerſchaaren murmelnd fährt
Und tauſend Arme, tauſend Heldenſeelen
Durch einen Willen lenkt und einen Geiſt?

Ein edler Dienſt macht Herren aus den Knechten!
Ein großer Zweck macht groß! Vergiß Dich ſelbſt
In dem, was nun geſchieht! Ja, komm, mein Freund,
Und trinke Kameradſchaft mit dem Grafen! (Ab.)

Marcus (allein).

O müßt' ich jetzt nicht denken über's Meer!
Hinüber dorthin, wo in goldnen Banden
Die Seele wie in Zauberfeſſeln weilt!
Das Alles, was ſich Großes will begeben,
Soll nicht mit mir und nur mit Andern werden,
Am Thatendrang die That vorüberrauſchen
Und fremder Größe ſoll ich dienend lauſchen!

Meta (öffnet leiſe die Thür).

Marcus!

Marcus (ſie erblickend).

O Meta!

Meta.

Marcus! Treibt es Dich nicht jetzt recht von Herzen zu mir?

Marcus (umarmt ſie).

Meta! Wie den Ertrinkenden an's rettende Ufer!

Meta.

Wie mir das durch die Seele ſchnitt, daß Du bleiben ſollſt!

Marcus.

Soll ich es nicht!

Meta.

Wär' Dir nur wohl an meinem Herzen!

Marcus.

Ach, im Tode oder bei Dir!

Meta (freudig).

Marcus!

Marcus.

Weg mit Allem, was mit Bildern einer falschen Größe mich umgaukelte? Weg mit dem gleißenden Schimmer eines falschen Glückes? Meta, an Deinem Halse soll ich nur noch weinen!

Meta.

Und diese weinenden Augen sind mein! Beneidet mich um die Thränen eines Helden!

(Sie bleiben in der Umarmung verschlungen.)

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Lübeck. In Wullenweber's Hauſe. In der Ferne Kanonenſchüſſe.

Erſter Auftritt.

Wullenweber, Oldendorp, Hermelink, Stieten, Gerke, Dalen, Krevet (treten auf).

Wullenweber.

Ihr müßt mir nicht ewig in den Ohren liegen mit Euren kleinlichen Intereſſen und Unbequemlichkeiten. Wir haben Lebensmittel, noch ein Jahr lang die Belagerung des Holſteiners auszuhalten.

Dalen (ängſtlich) und **Hermelink** (ſpottend).

Großer Gott!

Dalen.

Vergeht Euch nicht in ſo ſündhaftem Prahlen, Herr Jürgen! Von dieſer Noth der Stadt Lübeck wird man in den ſpäteſten Zeiten noch reden. Sie iſt einzig.

Wullenweber.

Weil Ihr nicht gewohnt ſeid, eine Zeitlang Eure Luſtbarkeiten auszuſetzen, und nicht täglich friſches Wildpret für Eure Tafel habt. Schämt Euch! Der Plan unſeres neuen großen Feldherrn war wohl berechnet. Wegen alter Reibung plänkeln wir zum Schein gegen Holſtein, daß man in Dänemark glaubt, unſre Rüſtung nehme eine andere Richtung. Der Graf ſticht in See und läßt uns die kleine Plage des gereizten Holſteiners und der Lauenburger zurück.

Oldendorp.

Auch nimmt ja das Schießen ſeit geſtern ab. Es geht eine Veränderung im Lager vor.

Wullenweber.

Die Nachrichten aus Kopenhagen müſſen den Holſteiner beſtürzt machen. Zum zweiten Male wird Lübeck eine Königsſtadt erobern. Weiß und roth weht jetzt vielleicht ſchon auf der Frauenkirche in Kopenhagen, und ganz Seeland iſt in unſrer Gewalt.

Hermelink.

Indeß wir vor unſern Thoren keinen Rübenacker beſitzen.

Wullenweber.

Die lüb'ſche Flotte beherrſcht den Sund wieder und die Belte.

Hermelink.

Hier kann keine Fiſcherjölle die Trave herunterkommen.

Wullenweber.

O ſchämt Euch, das Echo der alten Weiber vom Kohlmarkt zu ſein.

Oldendorp.

Traurig, wie die Leute Euren Herold unterbrachen, Jürgen. Der kündigte mit vollen Backen an: Seeland iſt unſer! und die Bürger antwocteten: Aber Möllen iſt verloren. Fünfzehn Fahnen erobert, ſagte der Herold, die Bürger jammerten: Der goldene Wetterhahn von der Marienkirche iſt abgeſchoſſen. Der Roſenburger Garten iſt das lüb'ſche Lager geworden, — in meinem Gemüſegarten campiren die Schützen der Holſteiner! Da hat ein Schloß in Flammen geſtanden, — hier iſt wieder eine Scheune abgebrannt! Und ſo haben ſie bei allem Ruhm und Triumph in der Ferne in der Nähe ſo viel Zwicken und Zwacken, daß ich fürchte, dieſe kurzſichtigen Menſchen gäben alle drei nordiſchen Kronen hin, wenn ſie nächſten Sonntag nur wieder vor's Thor nach Iſraelsdorf gehen könnten, um friſchen Kirchweihkuchen zu eſſen.

Dalen.

Im Ernſt geſprochen, die äußere Belagerung ertrüge ſich noch, wenn wir von der innern nur frei würden. Iſt das ein Rumoren von dem Marcus Meyer,

als wenn der hölliſche Feind in der Stadt hauſte. Nicht nur vor den Thoren, nein, in unſern Häuſern ſind wir belagert. Nicht fünf Menſchen ſollen zuſammen ſprechen, bis neun Uhr ſollen die Straßen wie ausgefegt ſein. Wer mag die Plackerei ertragen, die von innen ärger iſt als von außen!

Oldendorp.

Die Vorſicht iſt nütze, der kriegsgerechten Vertheidigung wegen. Eine belagerte Stadt, in der Alles durcheinander liefe und jede Henne ihr gelegtes Ei auf dem Markt ausſchreien dürfte, würde ſich keine acht Tage halten. Und ſchlimm genug, daß man den nächſten Bekannten mißtrauen muß; denn man hört ſchlimme Sachen von Verrath und Hinterliſt. Brömſen iſt im Lager der Holſteiner.

Hermelink und Dalen.

Zu Brömſen's Zeit war's ruhiger in der Stadt.

Wullenweber (der ſich geſetzt hat und den Kopf aufſtützt).

O gütiger Himmel, ſtärke mir die Geduld! Ein großes, edles Werk begann ich für das Wohl meiner Vaterſtadt! Nicht in frevlem Muth löſt' ich die Ketten ſclaviſcher Abhängigkeit des Bürgers von einigen wenigen reichen Tyrannen; man hatte ſich ſelbſt die Ketten abgenommen und gab ſie mir und ſagte: Mach' ſie leichter! Wir wollen gehorchen, wir wollen Geſetze, aber um der Gerechtigkeit willen, wir wollen

Ordnung, aber um der Freiheit willen, und ein neuer Geiſt kam über das Ganze, ein Geiſt der Freude und des Stolzes, und gemeinſam war der Antheil am erworbenen Glück. Es war ein Staat, den Fürſten beneideten! Jetzt kommt nun einmal eine Begebenheit, wie ſie ſonſt aus der Ferne, beim Bierkrug mit prahleriſchem Behagen vorgetragen, mit den größten Thaten der Geſchichte verglichen wurde, in die nächſte Nähe dieſer Helden! Da fühlen ſie ſich in ihrem gewöhnlichſten Lebenslauf unterbrochen, geſtört in ihren gemeinſten Gewohnheiten, unglücklich über den geringſten Zwang, den ſie ſich anthun ſollen. Schaut doch hinaus über das Weichbild Eurer Stadt! Denkt doch, daß die Welt in dieſem Augenblick auf Euern Muth, Eure Beharrlichkeit beobachtend niederblickt und Eure Thaten mit Eurer Ausdauer vergleicht! Habt Ihr nicht die Größe, Euch ſelbſt ein Schauſpiel aufzuführen von Muth und republikaniſcher Tugend, ſo thut es um des Aufſehens willen vor Andern und knirſcht die Zähne zuſammen, um ſtark wenn nicht zu ſein, doch wenigſtens zu ſcheinen.

(In der Ferne hört man ein Trompetenſignal.)

Krevet.

Was iſt das?

Oldendorp.

Das Schießen hat aufgehört.

Dalen.

Heiliger Gott! Es wird Sturm bedeuten auf den Schneckenberg.

(Die Trompete kommt näher.)

Kircvet.

Nein, das iſt ein Parlamentär!

Oldendorp.

Ihr werdet ſehen, es iſt etwas vorgefallen im Lager. Wir bekommen Luft.

Dalen (am Fenſter).

In der That! das iſt ein Offizier von Rantzau's Regiment. Die Bürger umringen ihn. Wir werden auf's Rathhaus müſſen.

Zweiter Auftritt.

Schepeler. Die Vorigen.

Schepeler.

Herr Jürgen! Herr Vogt — wo ſind die Herren vom Rath?

Dalen.

Was iſt's, Schepeler?

Schepeler.

Eine ſtaunenswerthe Neuigkeit! Man ſucht den hoch- und wohledlen Rath aus allen Mauslöchern zuſammen — auf's Rathhaus, Ihr Herren! Es giebt

Luſt nach den friſchen Pfannenkuchen im Lachswehr zu!

Alle.

Friede?

Schepeler.

Wißt Ihr's denn noch nicht? Die Holſteiner ziehen ab. Herzog Chriſtian, der Holſteiner, iſt vom Adel in Skanderborg zum König von Dänemark gewählt.

Alle.

Zum König?

Wullenweber (bei Seite).

Glücklich unglückliche Wendung!

Oldendorp.

Das nimmt uns hier in der Nähe die Nadelſtiche und giebt uns in der Ferne Kolbenſchläge. Er wird ſich nach Kopenhagen wenden.

Wullenweber.

Bei dieſem Volke gilt es den Augenblick zu gewinnen.

Dalen.

Was wird uns der Herzog zu ſagen haben?

Wullenweber.

Wir werden's hören.... Auf's Rathhaus! Ach, Menſchen, wie Ihr ſeid! Und wie ich bin! Fällt mir's nicht ganz fröhlich auf's Herz! Und bin ich nicht gleich ausgeſöhnt! Da ſeid Ihr Schuld, Schepeler! Ja, ja, Schepeler, was hilft mir's, wenn ich

Friede mit dem Holſteiner ſchließe und nicht mit Euch! Brutus! Brutus! Ich fürchte mich, wenn Ihr die Maske Eurer Narrheit einmal abwerft und weiſe werdet. Dennoch habt Ihr in der Belagerung männlichen Muth gezeigt und viel, viel Blut geſehen, ſintemal unſre Rathsherren mannichfach erſchrocken ſind und ſich öfter zur Ader ließen, als ſonſt jährlich ihre Gewohnheit iſt.

(Ab mit den Andern.)

Schepeler (ſieht ihm drohend nach).

Herodes!

Krevet (kehrt zurück).

Ihr machtet mir ein Zeichen, Meiſter!

Schepeler.

St! Sind wir ſicher?

Krevet.

Habt Ihr etwas?

Schepeler (zieht einen Brief hervor).

Von Herrn Nicolaus von Brömſen! Als der Parlamentär über die Zugbrücke am Mühlenthor ritt, drängte ſich das Volk nach, und ein Bauer aus Schwartau ſteckte mir's im Umſehen in die Hand. Die Landsknechte paſſen erſchrecklich auf die Finger. Aber diesmal ſahen ſie alle auf den Trompeter und jetzt, leſ't!

Krevet.

Von Brömſen!

Schepeler.

Kann man was wiſſen, wie die Zeichen am Himmel ſtehen?

Krevet (lieſt).

„Der Holſteiner Herzog iſt zum däniſchen König in Skanderborg erwählt und muß die Blokade aufgeben, weil ihm gegen den Grafen von Oldenburg in Dänemark ein ſchwerer Kampf erwächſt und ſeine Macht dazu kaum hinreicht. Rantzau bietet Alles auf, mit großer Rüſtung gen Seeland zu ziehen. Jetzt ſorgt nur, daß Marcus Meyer von Wullenweber getrennt und nach Kopenhagen geſchickt wird. Iſt der Uſurpator allein, ſo dringt auf die Reviſion der Verfaſſung und auf neue Bürgerwahlen. In den Tumult, den dieſe Verhandlung ſetzen wird, ſoll wie ein Blitzſtrahl die Acht des Kaiſers fallen—"

Schepeler.

Die Acht?

Krevet.

„Die Proclamation iſt ſchon in meinen Händen. Ich halte ſie aber zurück, bis Herzog Heinrich von Braunſchweig zur Achtvollſtreckung gerüſtet iſt. Dann wird es, wenn auch vielleicht nicht an Trotz und Uebermuth, doch an Truppen fehlen. Und da vernehmt meine Weiſung! Ermuntert Jürgen zum Widerſtand, nehmt das Commando der Stadtwacht und ſchlagt ihm vor, im Bremiſchen, wo eben fünftauſend

Landsknechte, die aus dem Bauernkrieg in Franken kommen, zerſtreut liegen, Werbung anzuſtellen. Redet ihm zu, im Geheimen ſelbſt auf den Werbeplatz zu reiſen, und meldet durch unſern getreuen Schepeler die Stunde ſeiner Abfahrt in's Stift an meine Verwandten. Die haben geheime Wege, dies ſofort an den Biſchof von Bremen zu melden. Was dann kommt, ſteht in Gottes Hand!"

Schepeler.

In's Bremiſche? Steckt fort! Ich höre kommen.

Krevet.

Es iſt Meta!

(Draußen ertönt der Ruf: Friede! Friede!)

Schepeler.

Meta, mit dem ſchwediſchen Prinzen! Da hört Ihr's. Jetzt kriegen ſie wieder Courage. Ich will zuerſt aus dem Hauſe gehen; dann folgt mir. Es iſt immer gut, daß man Tapferkeit mit Vorſicht verbindet! (Will ab.) Seht, das iſt Die, die zu Euch geſagt hat, dies Haus könnte ſich wohl in eine Schmiede, aber nie in eine Schneiderwerkſtatt verwandeln.

Krevet.

Zur Hölle ſoll's ihr werden!

(Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Meta. Swante.

Meta.

Nun hebt die Flügel, junger Falk! Der Friede
Nimmt Euch die Kappe von den Augen! Steigt
Empor in's luft'ge blaue Reich der Hoffnung!

Swante.

Was soll ich mich an diesem Frieden freuen?
Der Donnerbüchsen Krachen, die Verwirrung
Der aufgeschreckten Stadt, dies Bangen, Zittern
Ergriff mich selbst und wirbelte die Sehnsucht
Aus meiner Brust heraus, der hoffnungslosen,
In's hoffnungslose allgemeine Bangen.
Mit Holstein schließt man Friede, nicht mit Schweden.

Meta.

O wie beklag' ich Dich, Du armer Fremdling,
Erborgte Ehre wider Willen tragend
Und schwer bedrückt durch ein geschenktes Glück!
Man preist die Hochgebornen; doch die Kunde,
Die uns von fernen Staaten wird und Ländern,
Erzählt nur immer von der Großen Leiden!
In hohen Bäumen wühlt der Sturm, die Thürme
Sucht sich der Himmel aus in seinem Zorn
Und wetternd schlägt der Blitzstrahl auf sie nieder.
Wie glücklich der, der vor der Fama sich
In einem stillen Winkel darf verstecken!

Swante (für ſich).

Und Siegbritt —

Meta.

Eure Liebe kommt mir vor,
Wie man in alten Fabelbüchern lieſt.
So liebten wohl im Lande der Provence
Die Troubadoure, wenn ſie auf der Bruſt
Die Farbe der Geliebten trugen, Lanzen
Für ihrer Schönen Gunſt zerſplitterten
Und ihre Reize auf der Cither ſangen.
Schlagt Ihr die Cither?

Swante.

Wohl, manch ſüßes Lied
Hab' ich in holden Tagen einſt geſungen
Und manchen Blumenſtrauß dafür zum Dank
Für meinen Hut gepflückt aus zarter Hand!
Und öfter ſang ich Lieder mir allein,
Die Luſt der Liebe und der Liebe Leid:
Doch Leid, das ſich nur ſcherzend ſelber quält.
Denn wahres Leid und wahrer Seelenſchmerz
Wird nimmer nach dem Troſt des Liedes greifen.

Meta.

Ihr tragt's zu ſchwer! Ich ſchaff' Euch eine Cither, —
Ein Lied wird Eure Schmerzen heilen —

Swante.

Nein,
Ein wahrer Schmerz, der raſ't, der kann nicht ſingen,

Der rüttelt an dem Käfig, kreiſcht in Wuth
Und heiſ're Töne ſtöhnt gequält die Seele!
O wär' ich fort aus dieſer falſchen Stadt!
Schon zweimal hab' ich mich in Bauerkleidern
An's Thor geflüchtet, jedes Mal erkannt,
Beſchämt zurückgewieſen. Läß'ſt Du ſo
Dein Königreich im Stiche, Swante Sture?
Rief Marcus Meyer mir im Spotte nach:
Und jetzt, ſelbſt wenn ich fliehen könnte,
Müßt' ich mich ſchämen, vor der Welt als Popanz,
Als buntes Lappenbild mich zu bekennen,
Und Guſtav Waſa würde nimmer glauben,
Daß ich gezwungen das gethan, gezwungen
Ihm Krieg erklärt und ſeinen Thron beſtritten!
So muß ich's faſt ein gutes Schickſal nennen,
Daß ich geſchützt hier weile! Wäre Siegbritt
Und in mir athmend nur mein Leben da!

Meta (für ſich).

Wie dieſer Jüngling von der Liebe ſpricht,
Ergreift es mich mit namenloſem Schauer.
So ſehnt ſich Marcus nimmer wohl — doch ſieh,
Da iſt er! Matt und bleich? Was mag er haben?

(Sie tritt mehr zurück.)

Vierter Auftritt.

Marcus (kommt verſtimmt und wirft Hut und Handſchuhe auf den Tiſch links). Swante (ſtützt rechts das Haupt auf). Meta.

Marcus.

Das war vorbei! Der Maulwurfskrieg beendet!
Die Küchengärten haben wieder Ruh'
Und den Salat kann Abends wieder friſch
Die Magd Euch waſchen am geſchwätz'gen Brunnen!
Ha jämmerlich Gewerb! .... Herr Swante Sture,
Wir haben Frieden! Wohl, jetzt können wir
Behaglich uns auf das Geländer ſetzen
Der Wipperbrücke und beim Sonnenſchein
Die Beine in die Trave baumeln laſſen.
Du, Meta, hier? Nun ſchau, wir haben Frieden.
Da ſitz' ich denn, ein abgetakelt Schiff!
(Legt den Degen ab.)
Weg mit dem ausgedienten Invaliden!
Wenn wir bei Winterſturm des Abends hocken
All' drei am Tiſch, beim Lichte Karten ſpielend
Und uns von Wullenweber Zeitung laſſen
Vom Kriege aus dem Norden vorerzählen
Und eine Maus die Unterhaltung ſtört,
Dann ſollſt (zum Degen) du dran, und von der Wand
genommen,

Noch Heldenschlachten liefern mit den Mäusen! ....
Wo ist Dein Bruder?

Meta.

Auf dem Rathhaus, Marcus!

Marcus.

Was meinst Du, Meta, wenn ich wieder mich
Auf's Schmiedehandwerk legte und das Ding
In's Große triebe, Pferdedoctor würde
Und mich bei Sr. Majestät von Schweden da,
Wenn sie nach Stockholm auszieht, für den Marstall
Anwerben ließe ....

Meta.

Spotte nicht!

Marcus.

Nein, Meta,
Der Mensch, so steht's geschrieben, soll sich immer,
Zu jeder Stunde prüfen, was er ist,
Und was er war, damit bescheidentlich
Vergleichen! Der da könnte König sein
Und trägt in seinem Sack die ganze Welt
Und könnte alle Reiche sich erobern,
Weil ihn Geburt auf hohen Gipfel stellte
Und ihm gesagt: Das, Mann, ist Dein! Und siehe,
Der will nur glücklich sein mit Siegbritt,
Will nur mit einem Weib der Liebe pflegen,

Und ich .... (faſt weinend vor Schmerz)
o Meta, neige Dich zu mir,
Küſſ' mir vom Auge die Verzweiflung fort!

Swante.

Ihr ſolltet Euch des ungeberd'gen Zornes
Um dieſes edlen Mädchens willen ſchämen!
In ſtillen Nächten webte ſie den Schleier,
Der durchgewirkt mit Thränen ihrer Sehnſucht
Am Altar ſollt' als frohe Braut ſie ſchmücken!
Jetzt iſt die Stunde da! Der Friede ſteckt
Den grünen Zweig der Hoffnung vor den Buſen —
Allüberall ſtrahlt helle Feſtesfreude
Aus jedem Auge, Alles eilt ſich froh,
Des Schickſals heit're Wendung zu genießen
Und auszuführen, was die rauhe Zeit
Im beſten Werden niederhielt und hemmte —
Nun ſollten Euch in's Ohr die Glocken tönen
Mit holdem Klang, mit heil'ger Himmelsweihe!
Und Ihr geberdet Euch, ein Raſender,
Daß nicht der Lärm der Trommel, Kriegsgeſchrei
Aus rauhen Kehlen durch die Straßen tobt!

Meta (ſcherzend).

Se. Majeſtät kann wie ein Pfarrer ſprechen.

Marcus.

Bei Gott! Der Schwede führt ſein Schwert im Mund!
Schon einmal hat er mich gerührt in Möllen
Und wieder ſchlägt er mich zu Boden. Meta,

Vergebung! Ja, es soll die Myrte blühen
Im Schatten dieses Friedens, nächsten Sonntag,
Wenn Dankgesänge von den Thürmen schallen,
Und Alles, angethan im besten Schmuck,
Zur Kirche wallt, dann sei mein liebes Weib!

Meta.

Marcus!

Swante.

Ich wünsch' Euch Glück zum edlen Vorsatz.

Marcus.

Ja könnt' ich's machen, daß an diesem Tag
Auch Siegbritt trät' in unsern Festeskreis,
Wie gerne gönnt' ich Euch ein gleiches Glück!
Vergebt Ihr mir, Prinz Swante? Wohl, es muß
Euch wurmen mich zu sehn!

Swante.

Es war bestimmt
Und mich zu führen wählte Euch das Schicksal!

Marcus.

Weiß Gott! Ich hab' an Euch nicht recht gethan
Und bitter reut mich längst der Ueberfall,
Der hinterlistige mit Lug und Trug;
Gutmachen kann ich leider meine Schuld
Durch Eure Freiheit nicht, denn die gehört
Nicht mir; doch wüßt' ich Euch der schönen Siegbritt
So nah zu bringen, treulich angeschmiegt,
Wie ich an meiner Meta Herzen ruhe,

Ich wollt' — und das ist viel — in meinem Leben
Nie einen Pallasch mehr vom Leder ziehn
Und hier in meines Weibes treuen Armen
Mich selbst vergessen — und noch vieles Andre!

Meta.

Ist Dir's denn Strafe, böser Mann, daß Du
In eines Weibes treuen Armen ruhst?

Marcus.

Ja Strafe, Meta, ... weil ich's immer fühlen,
Bei jeder Zärtlichkeit empfinden muß,
Wie ich es kaum verdient, dies gute Herz
Und wie die Liebe mir vom Himmel träufelt!

Fünfter Auftritt.

Oldendorp tritt eilig herein. Nach ihm Wullenweber, Krevet und Rathsherren. Die Vorigen.

Oldendorp (mit einem Briefe).

Da seid Ihr, Marcus! Hört und staunt, Ihr müßt
Sogleich Euch rüsten und nach Kopenhagen.

Meta und **Marcus** (fahren auseinander).

Oldendorp.

Der Hafen ist uns wieder frei und Schiffe,
Die längst mit Botschaft harren von dem Grafen,
Sind einbugsirt zur Stadt. Da hört es selbst!

Wullenweber (eintretend).

Weiß er es schon? Ja, theurer Freund, der Graf
Begehrt Verstärkung, dringende Verstärkung!
Was wir nur irgend missen in der Stadt,
Für unsern eignen Schutz entbehren können,
Das Alles soll sogleich zu Schiff, und Marcus,
So schreibt er selbst, der allersehnte Marcus,
Deß Namen schon allein für ein Geschwader
Und den er länger nicht entbehren könne, —
Du selber sollst ihm diese Truppen führen —

Marcus.

Meta!

Meta.

Ich wußt' es wohl, daß aus den Wolken
Zu früh gebrochen meiner Freude Strahl!

Wullenweber.

Marcus, ich seh' Dich ungern scheiden.... bleibe!

Krevet.

Wie sagt Ihr das? In diesem Augenblick,
Wo Holsteins ganze Macht, das starke Heer
Des Grafen Rantzau sich zum Marsche rüstet
Gen Seeland und gen Kopenhagen, braucht's
Der doppelkräft'gen Rüstung! Marcus' Name
Hat einen guten Klang in jenen Landen,
Und Kopenhagen ist noch nicht erobert.

Alle Rathsherren.

Ja, Marcus, geht!

Hermelink.

Man muß die Fehde jetzt
Mit größerm Nachdruck führen —

Dalen.

Nein, man kann
Den Oldenburger jetzt nicht ſitzen laſſen!

Alle.

Geht! Marcus! Geht!

Wullenweber.

Jetzt wieder Löwenmuth,
Ihr Haſenherzen, nun ſie in der Ferne
Nur aufeinander ſchlagen, nur Ihr ſicher
In Euren Gartenlauben leſen könnt,
Wie Andre für Euch kämpfen, dulden müſſen?
Nein, Marcus, bleibe! Düſter faßt es mich
Und zeigt mir einen Abgrund zwiſchen Dir
Und mir!

Hermelink.

Ihr fürchtet Euch allein zu bleiben?

Wullenweber.

Herr Hermelink!

Oldendorp.

Nur Eintracht, werthe Herren!
Mein wackrer Freund, bekämpft die trübe Ahnung!
Wir ſind dem Grafen jeden Beiſtand ſchuldig
Und hochverpflichtet, ſeinem Brief zu folgen.

Marcus.

Was ſagſt Du, Meta? Sprachſt Du Etwas?

Meta.

Nichts!

Marcus.

Ich glaubte, daß Du mir geſprochen hätteſt — (Pauſe)

Meta.

Mein guter Marcus, ſieh, ich weiß, es kämpfen
In Deiner Bruſt zwei feindliche Gewalten!
Die eine hat mit mildem Zauber, friedlich
Und hold, ſo wie Du faſt ſie nie gekannt,
Auf Deine Seele heute ſich geſenkt:
Es iſt die Wehmuth des gebrochnen Stolzes.
Die andre aber, die ſich fiebernd ſchon
Mit heißer Gluth durch Deine Adern wälzt,
Die kämpft die Regungen des Schmerzes nieder,
Schnellt Dich empor, befreit die wilden Geiſter,
Die in der Bruſt Dir angefeſſelt ächzen,
Und zaubert Dich hinaus in's offne Feld!
Schon blitzen Dir die Waffen in der Sonne —
Die Trommel ruft, die Siegesfahnen winken....
Ja, Marcus, blick' Dich um, Du weißt ſchon nicht,
Wohin Dein Auge fällt, Du kennſt die Wände,
Kennſt die Geſtalten dieſes Raums nicht mehr:
Du biſt ſchon mitten in der wilden Schlacht,
Auf hohem Roß, befehlend und gebietend
Und Dein Gebot vollziehend ſelber ſchon —

Du hebſt das Schwert — beſinne Dich, mein Freund.
Hier iſt ein Mund, der liebend und entſagend
Mit Freud' und Schmerz Dir zuruft: Gehe, Marcus,
Und wenn Du glücklich biſt, gedenke mein!

(Ab zur Seite.)

Oldendorp.

Die Cole!

Marcus.

Meta!

Wullenweber.

Engelgleiche Schweſter!

Swante.

Wollt Ihr, gewalt'ge Herr'n von Lübeck, ferner
In ſchimpflicher Gefangenſchaft mich halten,
Mich länger ſo zum Spielball Eurer Willkür
Den Gegenkönig Waſa's äffen laſſen
Und alle Rechte höhnend zum Geſellen
Des ſchändlichſten Verraths mich nutzen, redet!

Wullenweber.

Wir Alle gaben unſer Theuerſtes
Und, wie Ihr an der Klage meiner Schweſter hörtet,
Das Schmerzlichſte dem allgemeinen Zwecke!
Die große Zeit erfordert große Opfer.

Swante.

So hört! Ich will Euch eine Bitte ſtellen!
Mir iſt ein Wort ein heil'ger Klang! Die Ehre
Iſt mir der Inbegriff des ganzen Menſchen!

Wenn ich Euch ſchwöre, nur mit meinem Wort,
Mit meiner Ehre heil'gem Unterpfand,
Daß ich gefangen bin und bleiben will
Und das vertreten, was ich unterſchrieben,
Wollt Ihr geſtatten, daß ich mich mit Marcus
Nach Kopenhagen darf begeben, nicht
Als Prinz, als Freier nicht, gefangen, auch
In Feſſeln nicht gefangen, nein, ſchon ſo,
Wie Ritter wohl in alten Zeiten kamen
Mit Wüſtenthieren von dem Grab des Heilands,
Die zahm, gelehrig ihren Herren folgten,
Und nicht an Ketten folgten, nein, gefeſſelt
Schon von dem Blick des Herren, ſcheu ſich ſchmiegten
Und freie Luft für ihren Käfig nahmen?
Wollt Ihr mir das geſtatten? Sprecht!

Marcus.

Mit Siegbritt
Euch einen mildert einen Theil der Schuld,
Die ich an Eurem herben Schickſal trage!
Gewährt Ihr's ihm?

Wullenweber.

Der Fall iſt ſeltner Art!

Oldendorp.

Carthago that es ſo mit Regulus —
Ich denke, unſer Lübeck wäre recht
Ein Platz für alte Größe —

Alle.

Laßt ihn ziehn!

Wullenweber.

Nun denn! Es ſei!

Swante.

Von ganzer Seele Dank!
Ich hab' ein theures Lieb in Kopenhagen.
So theilt mein Athem doch die Luft mit ihr
Und meines Kerkers Eiſenſtäbe kann ich
Durch dieſes Glück mir wenigſtens vergolden! (Ab.)

Marcus (zu Wullenweber).

Ihr brach das Herz, als ſie mich gehen hieß!

Oldendorp.

Was ferner hier zu ſchaffen, fordert Eile.
Seht beide nicht ſo trüb'! Habt guten Muth!
Was ſo begonnen, muß mit Ehren enden,
Und wo die Dinge reden, ſchweigt der Menſch.

(Ab. Alle folgen.)

(Wullenweber und Marcus ſind allein.)

Wullenweber.

Marcus, der Abend naht! Es iſt nicht gut,
Daß uns das Schickſal von einander reißt!

Marcus (umarmt ihn).

Derſelbe Geiſt ſchützt mich und Dich —

Wullenweber.

Nein, Freund,
Prophetiſch ſagt es mir mein ahnend Herz,

Ich ſollte dieſe Trennung widerrathen!
Wir beide ſind ein Leib und eine Seele!

Marcus.

Du bleibſt zurück! Du biſt mein Unterpfand!
Und wenn Du aus der Ferne Kunde hörſt
Von dem, was ich gethan, mein Freund, dann glaube
Wenn nicht das Große mehr, doch noch das Gute!

(Wullenweber folgt den Rathsherren. Marcus folgt Meta.)

Zweite Scene.

Am Strand unweit Kopenhagen. (Dabei eine Hütte. In der Ferne dann und wann ein Kanonenſchuß, durch die ganze Scene.)

Sechster Auftritt.

Tycho Krabbe. Ribberſtolpe (in Mänteln). Henrik, ein Fiſcherknabe.

Henrik.

Hier wartet nur! Wir hiſſen gleich das Segel!
Mein Erik führt das Ruder wohl für zwei.

Tycho.

Hier ſcheint's wie ausgeſtorben! Treibſt Du ſelbſt
Die Wirthſchaft, Junge?

Henrik.

Ja, wir müſſen's wohl!
Den Bruder Erik mein' ich, Herr, und ich!
Die Mutter iſt ſchon todt und Vater kommt
Seit der Belag'rung nicht mehr aus der Stadt!

Tycho.

Wie ſteht's denn drüben?

Henrik.

Luſtig, Herr! Das kracht

Und wetiert; jeden Morgen in der Frühe
Da blaſen ſie zum Sturm und drinnen ſchreit
Das Volk: Herein! als wenn ein guter Freund
Zu Gaſt ſich lüd' und an die Thüre pochte.

Tycho.

Biſt Du kein gutgeſinnter Däne?

Henrik.

Ei
Das wollt' ich meinen! Aber gelt, Ihr haltet's
Doch auch wohl mit den Deutſchen und dem Grafen?
Kein Kopenhager Bürger iſt ihm bös,
Daß er die Stadt berennt! Dem Reichstag nur
Will er an ſeinen ſpan'ſchen Spitzenkragen.
Juchhe! Mein Vater wird die Mütze werfen,
Wenn erſt das Thor geſprengt der Citadelle
Und Tycho Krabbe mit der dän'ſchen Krone
Von Goldpapier auf einem Eſel reitet.

Tycho.

Das muß ein luſt'ger Aufzug ſein.

Ridderſtolpe (blätterte inzwiſchen in einer Brieftaſche und ordnete mürriſch ſeine Effecten).

Wie iſt's?
Steckt denn der Tycho Krabbe in der Stadt?

Henrik.

Ei wohl! Die andern Herren ſind entflohn
Nach Skanderborg und halten dort den Reichstag,

Wo ſie den Herzog Chriſtian von Holſtein
Zum König wählten über unſer Land.
Der Tycho aber ſteckt noch in der Feſtung
Und will die Stadt nicht geben.

Tycho.

So, mein Junge?
Was Du für prächt'ge Neuigkeiten haſt!
Wie heißt Dein Vater?

Henrik.

Clemint, Herr, der Fiſcher —

Uidderſtolpe (erſchrickt).

Der Fiſcher Clemint iſt Dein Vater?

Henrik.

Ja!
So kennt Ihr ihn? Vom Strande ſind die Fiſcher
Hier alle mit ihm in die Stadt gezogen;
Drum iſt's ſo leer....

Uidderſtolpe.

Geh' jetzt, mein Sohn!

Henrik.

Nicht wahr
Zwei Speciesthaler, Herr? Es iſt zu weit
Bis an die Schoonerküſte.

Uidderſtolpe.

Sollſt ſie haben!
Nur rudert wacker. Ruft mir meinen Knappen —

Henrik (blickt hinaus).

Der polstert Euch den Sitz mit weichen Kissen.
Ei ja! Da lass' ich mir's gefallen. Fährt
Er mit? Er könnte auch ein Ruder halten —

Uddersolpe.

Geh' nur!

Tycho.

Du bist ein Schwätzer. Richt' das Segel!

Henrik (ärgerlich).

Was schwatz' ich denn? Ihr habt mich ausgefragt!
(Geht ab.)

Tycho.

Wir haben Eile, Freund. Es ist gewagt,
Am Strande hier noch länger zu verweilen —

Uddersolpe.

Clemint, der Fischer, ist das der Corsar?

Tycho.

Für uns Corsar und Lootse für den Grafen!
Der wilde Segler schießt, der Möve gleich,
Von Haff zu Haff, von Belt zu Belt und krebst
Um Sonderburg herum und unsre Thürme.
Das wär' ein Fang, wenn er statt Kabeljau
An einem schönen Markttag Christiern
Nach Kopenhagen brächte auf den Fischmarkt.
An seinen Gräten hätten wir den Tod.

Uidderſtolpe (ſteht auf).

Wenn Elemint in der Stadt, ſo hoff' ich, wird
Die Ueberfahrt nach Schoonen wohl gelingen.

Tycho.

Der Wind iſt günſtig. Armer Pilgersmann,
Dem Winde ſeid Ihr ſelber zu vergleichen,
Bald hier, bald dort, von einem Hof zum andern!
Ich mag Euch nicht beneiden um die Gunſt,
Die Euer König raſchen Füßen zollt.

Uidderſtolpe.

Wenn mich mein gutes Kind nur nicht betrübte!
Bei Anna iſt nicht gute Hut für ſie!
Bei meiner armen Schwägerin! Sie kann
Der Wuth des Volks ſich ſelber kaum erwehren.
Die Bürgermeiſter Mynter und der andre,
Bockbinder heißt ja wohl der Demagog,
Der tolle, können kaum die eigne Würde
Als Schild noch legen über Anna's Leben —
Wie wird ſie Andre ſchützen!

Tycho.

Immer ward
Das Schwerſte dieſem Zauberweibe leicht.
Will ich doch ſelbſt in ihre Obhut mich
Begeben.

Uddersſtolpe.

Ihr?

Tycho.

Wo denkt Ihr, daß ich bliebe?

Uddersſtolpe.

In Skanderborg habt Ihr dem Adel längſt
Zur Königswahl Euch angeſagt.

Tycho.

Was wählen?
Was König? Unſres Witwenthrones Freier
Sind viel zu viel, um Einen zu begünſt'gen.

Uddersſtolpe.

Ihr gebt den Adel auf? Seid nicht mit ihm
Für Chriſtian? So flieht auf Euer Schloß!

Tycho.

Mein Schloß? Wo iſt mein Schloß, Herr Graf?

Uddersſtolpe.

In Jütland!

Tycho.

In Jütland? Hatt' ich je ein Schloß in Jütland?
Herr Graf, Ihr wollt mir doch die Abſchiedsſtunde
Durch Eure bittern Scherze nicht verkümmern?
Soll ich die Steine zählen, die davon
Der Bauer auf einander noch gelaſſen?

Uidderſtolpe.

So traf auch Euch das allgemeine Unglück?
Drum ſag' ich, haltet Rath in Skanderborg,
Erwägt, wie dieſem Unheil zu begegnen,
Der Bauernaufſtand klüglich noch zu dämpfen!
Spielt nicht für Euch allein ein nutzlos Spiel!

Tycho.

Des Adels Wimmern hab' ich ſatt; was hilft's!
In Jütland iſt die Flamme nicht zu löſchen.
Dies wilde Toben des empörten Volkes,
Dies Burgenbrechen, bäuriſche Rottiren
Stirbt in ſich ſelber ab. Die Schlöſſer, Klöſter,
Die fallen nur um ihrer Keller willen!
Da unten laßt das Volk am Faſſe ſitzen,
Zerſchlagen alle Reifen, Tonnen leeren,
In Mordgier, Trinkluſt wiehern, jubeln, prahlen.
Wenn ſie im Schlafe liegen, klatſcht man ſie
Wie über'm Zucker matte Fliegen todt.

Uidderſtolpe.

So ſag' ich Euch — kommt mit nach Schweden!
Flieht!

Tycho.

Zum Henker, geht mir doch mit Eurem Fliehn!
Vor wem hab' ich zu fliehn?

Uidderſtolpe.

Freund Tycho! Raſ't Ihr?
Seid Ihr im Fieber?

Tycho.

Fliehn! Zu fliehn iſt nur
Das Volk, das wildempörte, zügelloſe,
Der wilde Unfug jetzt in Kopenhagen,
Das herrenloſe Treiben auf dem Lande.
Iſt erſt die Stadt gefallen, hat der Graf
Auf's Schloß geſteckt die hanſeat'ſche Flagge,
Dann bin ich drüben!

Uddersſtolpe.

Ihr in Kopenhagen?

Tycho.

Ihr wundert Euch? Warum denn nicht? Der Graf,
Er liebt das Schach, ich werde mit ihm ſpielen;
Er liebt den Wein, ich werde mit ihm trinken;
Er tanzt, ich will ihm Bälle geben; Anna
Kann uns die Noten dazu ſetzen; — nein,
Ich fliehe nicht — was ſollt' ich fliehn! Vor wem?
Die Furcht iſt nur gefährlich, Furcht verdächtigt,
Ich fürchte nichts ſo ſehr, als mich zu fürchten.

Uddersſtolpe.

Dann geht und laßt Geſtirne für Euch walten!
Was an Euch menſchlich iſt, kann dieſen Weg
Euch nicht gerathen haben.

Tycho.

Seht, dort drüben,
Von Nyeholm ſteigen Feuerzeichen auf.
Das deutet Sturm! Die Citadelle wird

Sich kurze Zeit nur halten können; doch
Ich rechne ſo: In vierzehn Tagen etwa
Muß Kopenhagen ſich ergeben — Graf,
Bis dahin hab' ich ſchweren Stand, bald hier,
Bald dort mich zu verſtecken; aber fällt
Die Stadt, wie Seeland rings gefallen iſt,
So bin ich nirgends ſichrer, als beim Grafen....

Uidderſtolpe.

Wenn Ihr nicht anders wollt — grüßt mir mein Kind —
Und hütet ſie, ein anvertrautes Kleinod!

Tycho.

Ein köſtliches, die Königin von Schweden!

Uidderſtolpe.

O ſpottet nicht!

Tycho.

Des Königs Swante Braut
Wird dieſem Krieg den ſchnellſten Ausgang wünſchen.

Uidderſtolpe (für ſich, zornig).

O hätt' ich ihn!

Tycho.

Wen wollt' Ihr haben, Graf?
Was rollt Ihr ſo die Augen? Swante Sture
Iſt nur ein Popanz in der Hand der Deutſchen!

Uidderſtolpe.

Ihr glaubt doch, daß er mit dem Graen kommt

Tycho.

Der Prinz?

Uidderſtolpe.

Was ſoll es mit dem Prinzen? Nein,
Wen kann ich anders meinen als den Marcus!

Tycho.

Was habt Ihr mit dem edlen Prätendenten
Der dän'ſchen Krone? Fangen unſre luſt'gen
Geſchichten wieder an von vorn? Herr Graf,
Ob Marcus Meyer auf den Schiffen iſt —
Ich glaub' es faſt; — nun, bei Frau Anna werd' ich
Dies bald aus ihren Augen leſen können.

Uidderſtolpe (dumpf).

Und auch aus Siegbritts —!

Tycho.

Wie, aus Siegbritts Augen?

Uidderſtolpe (nach einer Pauſe).

O eine ſüße Laſt iſt wohl ein Kind,
Ein holdes Kind, das wir mit Müh' und Sorge
Auf treuer Vaterhand in's Leben tragen.
Wenn unſer Haar gebleicht, die Kniee wanken,
Des Greiſes Hand nach einem Stabe greift,
Dann trägt es uns dafür aus dieſer Zeit,
Aus unſerm welken Lebensherbſt heraus.
Doch einem Krieger, einem Staatsmann ſollte
Der Himmel keine Kinder ſchenken; immer

Wird ihn das Amt von ſeinem Heerde jagen,
Der Ruf der Zeit, die ſchmetternde Drommete
An Pflichten mahnen, die die falſche Welt,
Das eitle Herz und ſeine Ehrbegierde
Für höher halten muß als häuslich Glück.
Und ſo bleibt dies dem Miethling, der ſtatt ſeiner
Die Frucht der kindlichen Ergebung erntet
Und oft für's ganze Leben ihm entzieht,
Was ändernd ſich nach fremder Sinnesart,
In andrer Menſchen Weiſe ſich beſpiegelnd,
Ihm kaum noch halb gehört, dem ärmſten Vater!
So geht es mir mit Siegbritt, meinem Kinde.

Tycho.

Was iſt ſo plötzlich da geſchehen? Sprecht!

Uddersſtolpe.

Seit jenem Tag in Möllen, wo mein Kind
Mit eignem Aug' und Ohr bezeugen konnte,
Wie freventlich den armen jungen Prinzen
Der lüb'ſche Hauptmann zum Verrath gezwungen,
Hat jener Scherz, den Anna Roſenkranz
In ihrer wunderlichen Laune trieb
Und den im Lenz ich wenigſtens belachte,
Sich faſt in Ernſt verkehrt. Mein Kind, ein Falter,
Der ſpielend flog im bunten Reich der Blüthen,
Harmlos, zum Scherze nur geneigt, iſt krank
Und krank in ihres Herzens inn'rem Kerne.
Nicht reiner iſt der Schnee als ihre Liebe,

Die ſie im Buſen trug für Swante Sture,
Und inniglich erfreut' ich mich des Bundes,
Der mir in Lauenburg beim Wiederſehn,
Beim Anblick des bedächt'gen weiſen Jünglings,
Schon für die Ewigkeit geſchloſſen ſchien.
Seit jenem Tage aber hat ſie mir
Geſtanden, haßt ſie den Verlobten, kann
Des Prinzen Namen nicht mehr nennen hören,
Und daß ſie ihn, wenn er ihr Gatte würde,
Für ihr Verhängniß halt' und ihren Tod.
Da nachzuforſchen, wie der Froſt ſo plötzlich
In ſolche Blüthen winterlich gekommen,
Dazu bedürft' ich läng'rer Zeit, als mir
Die Sorge läßt um die polit'ſchen Händel.
Auch liegt's vielleicht zu tief, als daß ich's faßte.
Nur Eines ängſtigt mich, ich wünſchte nicht,
Daß Marcus Meyer, kommt er mit dem Grafen,
Wie ſonſt bei meiner Schwägerin verkehrt.

Tycho.

Er hat's ihr angethan, wie ich Euch gleich
Schon damals ſagte —

Ridderſtolpe.

Nein, das nicht! Mein Kind
Weiß, was ſie ihrer Herkunft ſchuldig iſt.
Doch haltet mir den frechen Buben fern!
In meines Königs Namen und in meinem,
Begegnet' ich ihm wo, dem Friedensbrecher

Und Menſchenräuber, meine Klinge könnte
Sich ſo entehren, nieder ihn zu ſtoßen.

Tycho.

Wie kann ich ihm, dem ſieggekrönten Helden,
Befehle geben —! Anna Roſenkranz
Kann kaum den ſichern Augenblick erwarten,
Wo ſie dem Abgott ihrer Tändelei
Ganz Dän'mark wieder darf zu Füßen legen.

Uidderſtolpe.

Die alten Pläne nimmt ſie wieder auf?

Tycho.

Die Zeit hat die Erwartung nur genährt.

Uidderſtolpe.

Ihr duldet das? Sie ſähe gern, Ihr hörtet's ja,
Auf ſeinem Haupt die Krone, die Ihr ſelbſt —

Tycho.

Schon gut! Ihr ſeid ein wahres Glückskind, Graf!
Allüberall, ob Einer, ob der Andre —
Ein König bleibt Euch ſo wie ſo als Eidam.

Uidderſtolpe.

Glaubt mir! Zwei müſſen fallen, Wullenweber
Und dieſer Marcus Meyer, früher nicht
Kommt Ruhe in die Welt —

Tycho (lächelnd).

Ein Vaterherz!
Wie das ſo raſch in vollen Flammen lodert!

Ihr habt die rechten Worte ausgesprochen,
Zwei Köpfe fort und still sind unsre Wasser.

Uddersstolpe.

Hier kreuzt sich Alles, was ich bin und habe,
Mein eigen Ich sich mit dem Pol der Welt!
Dem edlen Stur' empörende Gewaltthat!
Dem Vater nicht nur eine Tochter, nein
Auch einen Sohn geraubt, den ich geschätzt, geliebt,
Der mich dem Haus des Königs selbst verschwägert,
Des Königs, der den jungen Prätendenten
Nur noch mit dem Schaffot begrüßt in Schweden!
Zu jeder Rache biet' ich meine Hand
Und Rache ist hier Schutz, gezwungne Nothwehr!

(Es wird dunkler.)

Tycho.

Es drängt die Zeit. Die Schiffer seh' ich warten.
So hört in Eile denn den reifen Plan!
Nur Einen hab' ich wahrhaft selbst zu fürchten,
Und das ist Marcus, den Ihr selber haßt!
Vernehmt, das erste Schauspiel, das der Graf
In Kopenhagen wird dem Volke geben,
Kann jetzt zum Trotze gegen jede Wahl,
Die man in Skanderborg vollziehen dürfte,
Nur Christiern's Erlösung sein vom Kerker.
Nicht daß man ihm die Krone geben wird,
Man wird ihn nur aus Sonderburg zuvörderst
In einen stattlichern Gewahrsam führen.

Und dieſes Amt, den König einzuholen,
Sei Marcus Meyer's! Jetzt gebt Acht! Das Schiff,
Das zu dem Ende unter Segel geht
Gen Sonderburg, wird ſich mit leichtem Muth
Dem Wellentanze anvertrau'n; denn nirgends
Noch ſieht man eine Rüſtung wider Lübeck!
Nun eilt Euch! Leget in Karlskrona, wo
Die Schiffe Eures Königs ſtehn, die Karte
Der Oſtſee vor Euch auf und haltet nur
Den Zeigefinger auf die eine Inſel,
Wo Chriſtiern in ſeinem Thurme raſſelt!
Da ſteuert zu! Nicht links, nicht rechts, den Schwerpunkt
Nach keinem andern Orte ſonſt geworfen,
Als nur nach Alſen! Laßt die Welt in Flammen,
Stockholm, die ganze Schoonerküſte lodern!
Das kümmr' Euch nicht! An Alſen legt Euch an!
Und kommt dann träg' und ſorglos, einſam,
Das kleine Segel durch die Fluth gezogen,
Das ich bis zu dem fünfzehnten Auguſt —
Merkt's Euch, bis zu dem fünfzehnten Auguſt —
Nach unſern Thürmen hin entſenden werde,
So ſeht es nicht verächtlich an und denkt,
Die Barke lohne nicht den Enterhaken.
Es iſt der Marcus Meyer, den ſie führt!
Macht ihm die Jagd, und habt Ihr Euren Fang, ...
Behandelt ihn nach eigenem Gefallen!

(Ein ferner dumpfer Donner.)

Ridderſtolpe.

Ein ſolcher Menſch iſt uns ein Kaper nur,
Ein Priſenjäger, ein Pirat, kein Krieger,
Und nach dem Völkerrecht kann man ihn hängen!

Tycho.

Das überlaſſ' ich Euch —

Henrik (am Strande).

Nun, Herr, wir warten —

Tycho.

Ein Wetter zieht herauf —

Ridderſtolpe.

Ich fürcht' es nicht ....

Tycho (halblaut).

Begriffſt Ihr Alles —

Ridderſtolpe (halblaut).

Vierzehn Tage können
Wohl über unſre Rüſtung noch verſtreichen,
Dann wird der Schwede ſeine Mähne ſchütteln!
Der Schiffe Sammelplatz: Die Inſel Alſen!
Die Zeit der Einigung: Der fünfzehnte
Des nächſten Monats! So lebt wohl!

Tycho.

Neptun
Geleit' Euch!

Ridderſtolpe.

Und Ihr wagt's zurückzukehren?

Tycho.

Schon wieder Eurer Fragen Katechismus?
Wenn Euch die Wellen ſo gelind den Sund
Hinüberſchaukeln an die Küſte Schwedens,
Delphine ſo verdutzt die Floſſen heben
Vor Eurer Bark' und Aeols wind'ge Schläuche
So ſchweigſam Eurem Segel Füllung geben,
Wie mich die überraſchte Stadt empfangen,
Die Bürger ſtumm und glotzend grüßen werden,
So trinkt Ihr morgen früh ſchon Eure Milch
In einem ſchwed'ſchen Meierhof.

(Ein dumpfer Donner.)

Uddersſtolpe.

Nun denn
Ihr kennt die Menſchen! Spielt mit ihnen!....
Burſch,
Drei Speciesthaler, wenn Du wacker ruderſt!

(Beide ab.)

Dritte Scene.

Bei Anna Roſenkranz in Kopenhagen. (Saal mit großen Mittelthüren. Links und rechts gleichfalls Ausgänge. Tiſch, Stühle, links ein Fenſter oder ein Balkon.)

Siebenter Auftritt.

Anna Roſenkranz tritt haſtig von der Seite auf mit einem Blatt in der Hand. Mynter, Bockbinder folgen. Vier Rathsherren. Später Clemint und Volk.

Anna.

Genug! Was will das Volk? Nicht weiter ſchreib' ich!
Nehmt das zurück, Ihr Herren Bürgermeiſter!
Die freie Dänin wird ſich Niemand beugen!

(Steigender Lärmen draußen. Zwei Schüſſe.)

Bockbinder.

Sie laſſen keinen Stein hier auf dem andern,
Wenn Ihr in Eurem Trotz verharrt und nicht
Aus Kopenhagen weicht wie Tycho Krabbe.

Clemint's Stimme (draußen unter'm Volk).

Werft ſie in's Waſſer! Zum Kanal mit ihr!

Anna.

Daß ich hier ſterben ſoll von Mörderhand,

Iſt Eure Furcht, nicht meine. Mich beſudeln
Kann nie mein eigen Blut, nur Euch beſudelt's!

Clemint (draußen).

Tod der Papiſtin! Gebt ſie uns heraus,
Die Königsgouvernante, Prinzenamme!
Das dän'ſche Volk will ihr die Wiege treten,
Worin ſie Pfaffenkinder ſchaukelt. Sagt,
Was ſie verdient?

Alle.

Den Tod!

Mynter (zum Fenſter hinaus ſprechend).

Den Tod! Wollt Ihr den tollen Frevel enden?
Dies Schreckensbeiſpiel muß die Ordnung löſen
Der ganzen Stadt! Der Graf iſt an den Thoren,
Ein Friedensherold kommt er unſern Landen!
Dies Blatt hier, ſeht! Die Frau, die Ihr ſo maaßlos
Mit Eurem Haß verfolgt, bekennt, ſie wolle
In Demuth ſich hinfort dem Volke neigen,
Bereu'n, was ſie ihm Uebles all gethan,
Bereu'n, daß ſie mit Tycho Rath gepflogen.
Nicht will ſie ferner Boten ſenden nach
Italien, will mit Rom nicht Briefe wechſeln,
Dem Lutherthume will ſie ſich bekehren —

Anna.

Wo ſteht das? Habt das Leſen Ihr verlernt,
Herr Bürgermeiſter von Malmö —

Clemint.

Ihr täuſcht uns!

Alle.

Verrath!

Bockbinder (bei Seite).

Dies Weib verdirbt ſich ſelbſt!

(Draußen beginnt in der Ferne ein Trompeten- und Paukenwirbel, der ſich oft wiederholt.)

Der Graf! Er kommt!
Es ruft die Pflicht, den Sieger zu empfangen!

(Hinausſprechend)

Wir ſtellen dieſes Hauſes Unterſuchung
Dem Grafen ſelbſt anheim! Der ſoll entſcheiden!
Wer jetzt noch weilt, nicht ſeinem Meiſter folgt,
Den kann ich keinen braven Bürger nennen.

(Ab.)

Alle.

Dem Grafen hoch! Hoch Chriſtiern und Lübeck!

Achter Auftritt.

Anna. Mynter. Dann Bockbinder.

Mynter.

Wär't Ihr in Skanderborg, verehrte Frau,
Bei dem verſprengten Reichstag, Euren Freunden,
Ihr hättet ſolche Unbill nie erfahren.

Anna (ſinkt erſchöpft in einen Seſſel).
Ich bleibe da, wo meine Blumen blühn.

Hynter.
Ein Schnitter geht durch Dänemark, der mehr
Als Blumen nur mit ſeiner Sichel ſchneidet,
Ein finſt'rer Geiſt der Rache und Vergeltung!
In Jütland raſ't der Bauer, in den Städten
Zerſtört der Bürger, was erträumt, was wirklich
Ihm Anlaß ſeiner alten Leiden ſcheint.
Und dieſer wilde Drang des Glaubenskampfes!
Dies innere Gelüſt der Gottbegeiſt'rung,
Die, mit dem Schwerte Gideon's bewaffnet,
Rings Maccabäer ſchafft! Bedenkt, Frau Anna,
Ihr ſeid die Einzige, die kühn und offen
Dem alten Weſen nicht entſagen will,
Und Widerlegung kennt der Glaube nicht.

Anna.
Entſagen ich? Was iſt denn hier das Neue?
Was lehrt ſie denn, die blutbefleckte Lehre?
Von Prieſtern hör' ich, die die Meſſe leſen
Nicht mehr in fremder Sprache; gut, ich glaube,
Daß es erbaulicher dem Hörer iſt,
Wenn er verſteht, was früher unverſtanden
Wie ein bezaubernd magiſch Wort ihm ſcholl,
Wie eine Botſchaft aus dem Reich der Ferne,
Vom Jenſeits her, wo andre Zungen klingen
Und andre Wonnen unſer Herz durchglühn.

Vom Ablaß, den man nicht mehr kaufen will,
Da hör' ich viel, Vergebung unsrer Sünden,
Die nicht für einen Zettel mehr zu lösen,
Für klingend Geld, das in den Kasten springt:
Ich will es glauben, daß es besser wäre,
Sich stolz mit seinen Fehlern zu verstecken,
Sich selbst zu beichten, nicht vor aller Welt
An eines Priesters Ohre zu bekennen,
Daß man in Sünden wandle aller Wege.
Da streite sich die Welt, was besser ist,
Und wer der Sieger, dem will ich gehorchen.
Doch dieses Volk will nichts, nur nackte Wände,
Will keine Farbe mehr und keinen Duft,
Will keinen Ton mehr als das Sterbeglöcklein —
Dem Himmel wirft es seine Bläue vor,
Dem Untergang der Sonne ihre Röthe,
Was schön uns ist, bedeutsam, was gefällig,
Das soll mit einem Trauerflor verhangen,
Und ist's ein Bild, ein farbenbuntes Bild,
Ein Meisterwerk aus eines Künstlers Händen,
So soll's durchschnitten sein, zerfetzt wie Lappen.
Nie huldg' ich solchem Wahn und stemme mich
Mit meinem Leben wider diese Strömung.

Klynter.

Uns lacht des Südens blauer Himmel nicht!

Anna.

Und liegen grau die Wolken auf der Erde,

In unserm Innern kann die Sonne glühn!
Wie hab' ich mir dies heißgeliebte Land,
Mein Vaterland, dies Dänemark geträumt!
Wie hab' ich meiner Wünsche golden Füllhorn,
Das ich im Süden sammelte, so reich
Ausschütten mögen über dieses Land!
Den Königen schlug ich die Edda auf,
Das alte Sagenbuch des Dänenvolkes,
Wie Sänger durch die Länder zogen, preisend
Die Thaten Harald's mit dem goldnen Haare,
Die Thaten Sigurd's mit dem Schlangenring.
Die Künste wollt' ich säen wie den Mohn,
Aus dessen Körnern holder Schlummer wächst
Und süße Träume, die die Sitte mildern,
Den Menschen adeln, unser Dänenvolk
Zum Muster für Europa bilden sollten.
Statt dessen immerfort der jähe Kampf
Mit angeborner zügelloser Wildheit,
Der ew'ge Widerspruch der rohen Triebe,
Das sinnlos Allgemeine und Gemeine,
Der flache Blick wie über sand'ge Hügel,
Wie über's Wellenmeer die träge Fahrt —
Und dann ein Sturm wie dieser! So die Wuth
Des toll gewordenen Verstandes, schäumend,
Im Wahn sich wirbelnd um das dumme Ich,
So ganz auf sich gestellt und sein Gelüsten,
Daß Kinder selbst sich schon bewundern, Weiber,

Flach, dumm, mit Federn in dem Morgenhaar,
Wie Töchter Jephtha's durch die Städte rasen.

Mynter.

Der langgewohnte Umgang mit dem Adel,
Mit Königen, Frau Anna, hat den Wahn
In Euch erzeugt, man könnte so das Volk
Wie nassen Thon mit Künstlerhänden formen.
Wer herrschen will, muß seine Bildung nehmen
Vom Volk! Thut das, Frau Anna! Wahrlich, glaubt,
Ein jeder gute dän'sche Patriot
Muß wünschen, daß Ihr uns erhalten bleibt
Mit Eurer Liebe für das Vaterland,
Mit Eurem weisen Rath in dieser Trübsal,
Die trotz des Sieges uns bedroht; nehmt Lehre,
Nehmt Beispiel an vom Laufe dieser Zeit,
Den Ihr nicht ändern könnt! Versöhnt das Volk
Und haltet's mit der Wittenberger Lehre!

Anna.

Bin ich ihr Feind? Ich bin es nicht, Herr Mynter!
Wie Luther, bin auch ich in Rom gewesen,
Und kam nicht römisch heim. Ich hind're Nichts,
Was man zur Läuterung der Lehre thut.
Doch bilderstürmen kann ich nicht, nicht jauchzen,
Wenn Alles so in Trümmer bricht und wankt,
Nicht mit den Weibern um die Wette laufen,
Wenn sie sich in die Kirchen drängen, sich
Anneſteln jungen Wanderpred'gern; selbſt

Aus ihren neuen Liedern hat mein Ohr
Noch keinen Wohllaut ſich erſchmeicheln können.

Klynter (am Fenſter).

Der Graf ſteht auf dem Markt! Die Truppen ſchwenken —
(Von hier an beginnen in der Ferne kriegeriſche Fanfaren, die erſt enden, wenn Graf Chriſtoph auf der Scene erſcheint.)
Hieher wälzt ſich der Strom auf's Neue! Frau,
Seid weiſe, gebt dem Volke Preis, was Ihr
An kirchlichen Gefäßen, an Gewändern
Vom alten Schmuck der Kirchen noch verborgen!

Anna.

Das thu' ich nie!

Klynter.

Und dieſes Blatt — Ihr wolltet —

Anna.

Ich unterſchreib' es nicht!

(Man hört von außen ein wildes: Hoch!)

Klynter.

Ihr ſeid verloren!
Mich ruft die Pflicht, den Grafen zu begrüßen.
(Ab durch die Mitte.)

Anna (allein).

Daß ich in ſolcher Luft noch athmen kann!
Was feſſelt mich? Was hält mich hier zurück?
Das Halbverlorne wieder zu beginnen?
Noch einmal mich aus meinem Innerſten

Heraus an's Leben zu verrathen? Nein,
Ich darf es nicht! Ich muß erröthend ſchweigen,
Wenn Siegbritt mir erzählt, wie dieſer Jüngling,
Da Sture's Sonne ſich zum Abend neigte,
So große, rieſengroße Schatten warf!
Jetzt kehrt er wieder, doch ein Dienender,
Ein Zweiter neben einem Erſten, der
Ein Fürſt! Jetzt könnte nur Verrath, nur Treubruch
Erneuern, was ich ihm gezaubert hätte!
Und einmal ſchon ſprang er, ein ſcheues Roß,
Bei Seite, als das Schickſal, majeſtätiſch,
Ihm ſeinen Weg vertrat! Er will die Tugend!
Ein ſchönes Wort, doch ſchafft es keine Kronen,
Und einer Krone nur verrath' ich mich!
Nur einer Krone konnt' ich ſagen: Ja,
Verlache mich, verſpotte meine Triebe,
Tritt mich in Staub, zermalme mich, wenn Blicke
Der Liebe noch aus meinen Augen leuchten —
Doch für den Sclaven bin ich Eis, und grünte
Auch unter'm Winter mir ein ew'ger Frühling!
(Will ab nach rechts.)

Neunter Auftritt.

Siegbritt ihr entgegen, Anna. Dann Bockbinder.

Siegbritt.

Da biſt Du, Anna! Auf, wir müſſen fliehn!

Anna.

Warum erſt jetzt? Held Marcus kommt! Sieh her!
In dem Gedränge mußt Du ihn erkennen —

Siegbritt (nicht zum Fenſter gehend).

Und wer mit ihm? Ich war am Wall und blickte
Mit vielen Tauſenden den Kriegern zu,
Die jubelnd durch die Thore zogen. Da
Dringt hell und wohlbekannt der Ruf an's Ohr:
So grüß Euch Gott! Er kam von Marcus; doch
Im ſelben Augenblick ſchwingt eine Hand
Dicht neben ihm den Hut, wer war es? Swante!

Anna.

Wie das?

Siegbritt.

Die Feder am Barette ſchwenkt er
Hoch in die Luft und Beide ſprengten mitten
Durch alle Haufen an den Wall heran
Und grüßten; ich verlor mich, wie im Traume,
Und wie ich hierher kam, ich weiß es nicht.

(Draußen: Hoch!)

Pockbinder (tritt haſtig auf).

Da ſeid Ihr noch! Verehrte beſte Frau,
Was muß ich Euch für eine Botſchaft bringen!
Kaum hatte ſich der Graf auf meine Rede
In zierliche Erwied'rung eingelaſſen,
Da unterbricht ihn Clemint, ſchreit und tobt

Und will Erlaubniß, daß man dieſes Haus
Zur Freudenfackel des Willkommens wähle —
So zieht der Graf die Augenbrauen hoch
Und fragt: Frau Anna Roſenkranz, dieſelbe,
Von der Melanchthon mir ſo oft geſprochen,
Die beſte Griechin in ganz Dänemark?
Und alſobald giebt er dem Pferd die Sporen
Und lenkt hierher die Zügel — horch —

Anna.

Iſt Marcus,
Der lüb'ſche Feldhauptmann, mit ihm?

Bockbinder.

Hört Ihr ihn?
Mit blut'gen Köpfen ſchickt er ſchon die Rotte
Von Eurem Hauſe fort — Da iſt er!

Zehnter Auftritt.

Marcus (ſtürzt herein). Die Vorigen. Darauf Soldaten. Volk. Graf Chriſtoph. Wynter.

Marcus.

Anna!
Und Siegbritt! Darf ich Euch denn grüßen, ſo

Wie ſonſt? Bin ich denn recht? Iſt's hier, wie einſt
Hier dieſe Halle — dieſe Bilder — Gott! und da
Das Fenſter, das zu Euren Gärten führt!
Hier wieder ſo, wie damals? Siegbritt! Anna!
Habt Ihr Euch das geträumt, daß ich noch einmal
Den Fuß auf dieſen Boden ſtellen würde,
Noch einmal mir die ſüßen Melodieen,
Die hier noch ſchweben müſſen in den Zimmern
Wie luſt'ge Geiſter, noch in's Ohr ſoll locken
Und ſüßen Blumenduft einathmen! Freude,
Mit bruſtzerſprengender Gewalt befällt mich!
Was iſt Euch? Nun, Ihr redet nicht! Ihr ſeht
Nach Swante Stur' Euch um! Was ſagt Ihr? Gel
Das nenn' ich Höflichkeit, Ihr edlen Damen,
Und wahre Ritterſitte! Selber wißt Ihr,
Wie ich Euch inniglich verehrt, gehuldigt —
Was ſoll ich nüchtern erſt die Worte wählen! —
Und dennoch bring' ich Euch den Freund zur Stelle,
Den Prinzen Swante, — Himmel, wißt Ihr noch
In Möllen, als ich ihn gefangen nahm —

(Inzwiſchen ſind ſchon vorher Soldaten und der Graf eingetreten.)

Chriſtoph (harrt ſchon während Marcus' Rede auf deſſe Aufhören).

Marcus (ſich umwendend).

O bitte, Ihr beſchämt mich! Ich vergaß,

Daß wir von Aggerhuus nicht sind gekommen,
Und glaubte, daß ich — so entschuldigt mich!

(Er tritt niederblickend bei Seite. Die Fanfaren haben hier aufgehört.)

(Fischer mit Enterhaken, Rudern und Fackeln drängen hinter den Soldaten nach.)

Christoph.

Verzeiht mir, werthe Frau, daß ich so plump
Und ohne mich gehörig anzumelden,
In Eure glatten Zimmer trete — ja
Noch mehr, ich mußte mit Entsetzen hören,
Daß man dies schöne Haus verbrennen will!
Dies prächt'ge Schloß, die seltnen Teppiche,
Die bunten Wandgemälde! Nein, Frau Anna,
Wenn Ihr erlaubt, so lad' ich mich bei Euch
Zu Gaste ein und bitte, laßt mich gleich
Hier lieber selbst mich einquartieren. Darf ich?

Anna.

Herr Graf, wenn Ihr mich hier bewachen wollt,
Ihr seid der Sieger, ich bin die Gefangne.

Christoph.

Gefangne? Nein! Wir führen keinen Krieg
Mit Weibern. Wohl, ich weiß, Ihr haßt die Deutschen,
Haßt unser ganz Gewerb' in Dänemark,
Das mich hierher geführt, und gönnt mir nicht
Die Jubelbotschaft, die ich jetzt nach Lübeck

Von diesem Freudentage senden darf.
Hegt Ihr nun Pfaffen hier versteckt im Hause,
So schafft sie fort; ich liebe, wenn ich ruhe,
Und selten kommt mir diese Gunst der Ruhe,
Daß ich in weichen Federn ruhen darf.
Ja, ja, Ihr Männer da von Kopenhagen,
Ich schaffe Ordnung hier im Haus und fege
Den alten Sauerteig hinaus. Frau Wirthin,
Besonders nehm' ich mir die ganze Küche
Und ungetheilt den Keller in Beschlag.
So geht, Ihr Fischer! Nehmt die Feuerbrände
Und geht an's Meer den Lachs damit zu locken
Und guten Dorsch für's dän'sche Vaterland!
Geht, sag' ich, soll ich's wiederholen? (Donnernd)
Geht!

(Das Volk zieht sich zurück.)

(Wieder freundlich.)

Ihr Herren Bürgermeister, kommt und schreibt
Mit mir zusammen Proclamationen
An's Volk der Dänen, an die Geistlichkeit
Und an den Adel, der in Skanderborg
Sich aus den Fingern einen König kaut.
Lübeck ist König! — Hört Ihr das? Bis dahin
Wird es in dieser Stadt uns wohl gefallen.
Und so — ei, welch ein schönes Frauenbild?
Wer ist das Fräulein?

Anna.

Siegbritt Ribberſtolpe,
Die Tochter meiner Schweſter!

Chriſtoph.

Ei dieſelbe,
Auf die der Schwedenprinz ſo ſchöne Lieder
Im Lager uns geſungen hat? Er iſt
Nicht freien Fußes, doch ich will ihn gern
Zur Tafel herbeſcheiden. Ja, Frau Anna,
Der Wirthin werd' ich viele Sorge machen.
Zeigt mir die Säle, Eure ſchönen Bilder
Und Eure Gärten, die man rühmen will
Wie einſt die Gärten der Semiramis!
Gebt mir den Arm und ſprecht mit mir nicht griechiſch!
Ich kann Latein, Griechiſch nicht viel; ich hoffe
Noch Manches hier zu lernen, edle Frau!

(Er nimmt Anna's Arm.)

Anna (wirft einen langen ſchmerzlichen Blick auf Marcus, bleibt eine Weile ſtehen und folgt dann).

Siegbritt (zögert eine Weile).

Mynter (nimmt ihren Arm und folgt).

Alle (folgen).

Marcus (bleibt allein zurück).

Elfter Auftritt.

Marcus allein. Später Friedrich.

Marcus.

O bräche über mir dies Dach zuſammen
Und öffnete, mich zu verſchlingen, krachend
Sich dieſer ſtarre mitleidloſe Boden!
Was hab' ich hören müſſen! Wie verging' ich
Dem Tropfen gleich auf einem glüh'nden Eiſen!
Wie ziſchte da ein ganzes Menſchenleben
Und ließ zurück nichts als ein wenig Rauch!
Bin ich denn der, der einſt, ein Gott der Kraft,
Auf dieſe Schwelle ſchritt? Mit meinen Füßen
Wegſtoßend Kronen, Scepter, Majeſtät?
Und jetzt — zum Schweigen faſt verwieſen, wie
Ein Knabe, der ſich vorlaut in der Schule
Verging und ſprach, wo er nicht ſprechen durfte!
Ich bin in Kopenhagen! Ja, dies iſt
Die Stadt, die mich mit Blumen deckte, Pforten
Mit bunten Bändern mir gebaut, von Mädchen
In weißen Kleidern mich begrüßen ließ!
Und jetzt! So iſt es alſo wirklich wahr,
Daß uns Fortuna einmal nur begegnet!
Der bleiche Mund der Zaub'rin, die mir fluchte,
Als ihren Segen blöde ich verſchmäht, —
O flammend ſprach es von den ſtummen Lippen:
Da haſt Du Deine Welt, die Dir gehört,

Die Du Dir ſelbſt auf ewig haſt erkoren!
Ich bin in Lübeck! Ja, das iſt die Trave!
Des Wächters Horn ruft eben neunte Stunde
Und ſchon bin ich zur Ruh! O ſieh mich, Jürgen!
Sieh her auf mich! Ja ich, ich bin die Hanſa,
Ich bin dein kronenſpielend Lübeck! Sieh,
An Deinem Freunde kannſt Du lernen, was
Gemeiner Urſprung an der Tafel iſt,
Worauf die Götter die Geſchichte ſchreiben!
Ein Haar von eines Kindes Haupt, das einſt
In einem Purpur ſchlummerte, trägt mehr
Als alle Schiffe, alle Deine Flotten!
Und klagſt Du wieder, daß die Hanſa welkt,
Daß Fürſten Euch die Macht entwinden, — Jürgen,
Dann ſag' ich Dir, laß fahren hin, laß fahren,
Sieh Deinen Freund, er weiß nichts von der Welt,
Doch iſt ein Spiegel ihr ſein ganzes Leben,
Und was Du ſuchſt, hat ſich an ihm erfüllt!

(Er will ab. Kehrt zurück.)

Was thu' ich nun? Ich diene .... Nein, nicht hier!
Ich will es überall! Nicht hier! Wenn Anna —
Wenn ſie noch einmal — Ha — iſt nirgendwo
Ein Weg, mich wieder aufzuſchwingen? ... Sieh da,
Wer ſchleicht dort drüben in dem Corridor?
Irr' ich mich nicht — nein, nein, wie könnt er's
wagen —

Und doch er iſt's! Wahrhaftig, Tycho Krabbe,
Wie wagt ſich der hierher? Er ſieht mich nicht —
(Er tritt bei Seite an's Fenſter.)

Zwölfter Auftritt.

Tycho Krabbe. Marcus. Dann ein Page. Zuletzt Friedrich.

Tycho.

Das war gelungen! Niemand kannte mich!
Jetzt giebt es Manchen, der in's Angeſicht
Den Hut mit langer breiter Krempe drücken,
Den Mantel um die Schultern ſchlagen muß.
Frau Anna iſt zu Gnaden angenommen,
Und an der Tafel, wo ſie ſpeiſen werden,
Steht, denk' ich, noch ein Stuhl für mich. Man kommt —
Ich muß es wagen, denn wir zählen heute
Den zwölften des Auguſts — Sieh' da, ein Page!
Burſch, kennſt Du mich?

Page (erſtaunt).

Herr Reichsmarſchall!

Tycho.

Geh', ſage
Dem Grafen, daß der Freiherr Tycho Krabbe

Dem gnäd'gen Grafen ſich empfehlen wolle!
Was zögerſt Du, milchbärt'ger Knabe? Treibſt
Du auch ſchon Politik? Hinein und melde!

(Page ab.)

Marcus (tritt vor).

Ihr geht ſo in des Löwen Höhle —

Tycho.

Hauptmann,
Seid Ihr's?

Marcus.

Was bringt Ihr uns?

Tycho.

Ich bringe mich.

Marcus.

Der Graf wird Euch den Kopf zu Füßen legen.
Ihr kommt von Skanderborg, habt Chriſtian
Von Holſtein eben erſt gekrönt, Ihr Makler
Mit Kronen!

Tycho.

Daß ſie feil in Dänemark,
Das wißt Ihr ſelbſt!

Marcus.

Wie wagt Ihr Euch hieher?

Tycho.

Nur nicht an Zwiſchenträger ſich gemacht,
An Mittler zwiſchen Dienenden und Herren!
Die ſpreizen ſich und ſind die Uebermüth'gen

Im Siege! Nein, den Herren ſelbſt muß man
Aufwartung machen, gradezu die Klinke
Des kaiſerlichen Cabinets ergreifen
Und mit dem Kaiſer ſelber reden, nicht
Mit ſeinem Narr'n!

Marcus.

Erſchreckt Ihr nicht, der Page,
Ich meinte, müßte ſchon zurückgekehrt ſein,
Wenn man mit offnen Armen Euch empfinge!

Tycho.

Man ſieht, Ihr ſeid noch in Vorzimmern nicht
Gewohnt zu ſtehn —

Marcus.

Bei Gott, im Dienen ſeid
Ihr krumm geworden! Feige ſeid Ihr, doch
Iſt's Muth, daß Ihr Euch hier vor's Meſſer ſtellt!
Ihr habt allein ſo viel des Gifts gemiſcht,
So viel des beſten Blutes Eures Volkes —

Tycho.

Erlaubt, der Page will mir Botſchaft ſagen —

Page (war zurückgekehrt).

Der Freiherr Tycho Krabbe wird dem Grafen
Zu jeder Zeit willkommen ſein —

Tycho (verbeugt ſich triumphirend und geht ab).

Marcus.

Ha trefflich, Der mein Mitgeſelle jetzt!
Der mit mir eingeſpannt im gleichen Joch!

Ein Freiherr und zu jeder Zeit willkommen!
Ich war ein Thor, daß ich das Rechte wollte!
Daß ich der Mahnung einer kühnen Stunde
Mit prahlerischer Tugend widerstand!
Wie Mancher, der vor einem kleinen Fehler,
Vor einem dunklen Seitenwege stutzte,
Hat sich verloren von der größern Bahn
Und schleppte keuchend, mühbeladen, ärmlich
Sich hin zu einem kleinen Leichenstein,
Der seines Herzens Größe pries! ... Wenn ich —

Friedrich (rasch und eilig).

Ich such' Euch überall, der Schwede dringt
Und läßt Euch flehentlich ersuchen, ob
Es ihm erlaubt sei in die Stadt zu gehn!

Marcus.

Das hängt vom Grafen ab! Den soll er fragen!

Friedrich.

Ja, Hauptmann, wir sind ausgelöscht. Die Rika
Hat nur noch Augen für die goldnen Tressen
Des Kammerdieners seiner Gnaden! Hauptmann,
Und wißt Ihr's schon, man spricht von schlimmer Botschaft,
Die eben erst ein Schiff von Lübeck brachte —
Der Brömsen ist in Lübeck!

Marcus.

Wie?

Friedrich.

Ich lief,
Was ich nur laufen konnte, ob vielleicht
An Euch auch Briefe angekommen wären —
Doch fand ich nichts. — Man sagt, daß Wullen-
weber —

Marcus.

Was zögerst Du? So sag' es frei heraus!

Friedrich.

Da ist der Graf! Die Briefe, seht, er liest sie;
Die trug der Kammerdiener eben ihm
Hinein — Ich will mich in der Nähe halten!
(Tritt zurück.)

Dreizehnter Auftritt.

Graf Christoph. Tycho Krabbe. Bockbinder. Munter. Officiere. Rathsherren. Anna. Siegbritt (kehren zurück). Die Vorigen.

Christoph.

O schlimme Botschaft! Und Ihr selbst bestätigt,
Was ich in diesen Briefen lesen muß?

Tycho.

Landwärts ward uns dieselbe Kunde, Herr!

Marcus.

Was iſt geſchehen?

Chriſtoph.

Da es Tycho weiß,
So wird es ſich nicht mehr verbergen laſſen.
Wullenweber iſt geſtürzt!

Alle (außer Siegbritt und Anna).

Geſtürzt?

Chriſtoph.

Erlaubt, daß ich mich faſſen kann! (Große Pauſe.) Gleich nach Eurem Abzug, Marcus, erhoben ſich die verſteckten Häupter der alten patriciſchen Hydra. Menſchen, die Begeiſterung für das Große geheuchelt hatten, zeigten plötzlich ihre wahre Larve, und die Entmuthigung der Bürger, den Druck der Kriegsſteuer benutzend ſtellten ſie im Rath und vor der Bürgerſchaft gegen Jürgen Anklage auf Anklage. Noch konnte ſeine glühende Beredſamkeit und das Bewußtſein ſeines edlen Willens jeder Verläumdung die Spitze bieten, da bricht der Wetterſtrahl der kaiſerlichen Acht in dieſe dumpfe Schwüle. Karl der Fünfte, aufgereizt von entarteten Söhnen der Stadt, voll Mißgunſt der ſtolzen Handelsrepublik, der er zu Gunſten ſeiner geliebten Niederlande die Förderung deutſchen Handels und Mehrung deutſchen Wohlſtandes entreißen will, bedroht mit blutiger Execution die freie Stadt, die ſeit Heinrich dem Löwen das Recht hat, ſich ihre ei-

genen Gesetze zu geben, verlangt Wiederherstellung der alten patricischen Verfassung, Wiedereinsetzung Bröm-sen's, und wenn auch das Gefühl des Rechtes und der inwohnenden königlichen Kraft Lübeck zum Wider-stand bewogen hätte, Eines mußte Euern Freund stür-zen, des Kaisers Gelöbniß, er wolle, wenn man Alles dies verspräche, der neuen Religionslehre keine Schran-ken setzen. Da, gedenkend, wie der Kaiser mit spani-scher Tücke dem Aufschwung des neuen Glaubens überall hindernd in den Weg tritt, wie kaum an Blut-gerüsten vorüber die neue Wahrheit sich Bahn brechen kann, gedenkend, daß wenigstens diese Frucht seines edlen, uneigennützigen Strebens der Stadt erhalten werden durfte, legt Wullenweber sein Amt nieder und der vertriebene Verräther zieht triumphirend in die lautlos und düster ihn empfangende Vaterstadt.

Marcus.

Gebt mir ein Schiff! Ein Schiff! Wie beflügelte Drachen wollen wir über die Wellen rauschen und die ehernen Fittiche über diese schlechte Stadt vernichtend zusammenschlagen.

Christoph.

Diese edle Aufwallung macht Eurem Herzen Ehre! Aber die Sache, für die wir kämpfen, ist nicht an einen einzigen Namen geknüpft. Der neue Rath, Brömsen selbst versprechen in diesen Briefen die Fort-setzung des ruhmvoll begonnenen Krieges.

Marcus.

Sie täuschen Euch! Ihr seid verloren!

Christoph.

Um so dringlicher ist Euer Beistand und das redliche Beharren im einmal Begonnenen. Ein ganzes Volk sieht auf uns! Dänemark verwirft die Wahl des Adels in Skanderborg. Ich kämpfe für das angestammte Recht der entthronten Dynastie und will Däne sein mit den Dänen! Ihr, Tycho, habt bei mir offne Arme gefunden, wie sie Jeder finden soll, der — reuevoll der Sache entgegenkommt, deren Banner zu tragen ich beehrt wurde. Euern Rath, Tycho, jetzt das Gefängniß des unglücklichen Christiern und die Haft des jungen Prinzen Johann zu endigen, billige ich von ganzem Herzen. (Allgemeine frohe Bewegung.) Die beiden Thürme sollen sich dem Lichtstrahl der Volksliebe und der sehnsuchtsvollen Erwartung dieses Landes öffnen!

Tycho (bei Seite).

Gelung'ner Plan!

Christoph.

Und Ihr, Marcus, Ihr seid in voller Uebereinstimmung mit den Wünschen der Dänen dazu ausersehen, Euch morgen in aller Frühe nach Alsen zu wenden, dort die einzig wahre Widerpart von Holstein, die Widerlegung jeder ehrgeizigen Selbstsucht, zu befreien und begrüßt vom Dank des Volkes in Kopenha-

gens Stadt, beſät von Blumen, einzuziehen, ein Auferwecker von den Todten, ein Jaſon, der das goldne Vließ eroberte. (Frohe allgemeine Zuſtimmung.) Seid Ihr's zufrieden?

Marcus.

Haltet Ihr den Auftrag für ehrenvoll, ſo vollſtreck' ich ihn. Doch wär' ich lieber — (bei Seite) o Jürgen!

Chriſtoph.

Ihr ſchönen Damen, jetzt ſoll ich auf dem Schloſſe der Dänenkönige den Wünſchen des Landes Rede ſtehen! Weiß Gott! Ich gehe mit betrübtem Herzen um meinen edlen Freund in Lübeck! Bis ich die Abſichten Schwedens erkannt habe, thut mir leid, Marcus, den Prinzen Swante in Eure ſtrengſte Obhut geben zu müſſen. Nach einer Begrüßung ſeiner ſchönen Braut hat er Euch, ich kann nicht anders, nach Sonderburg zu folgen! Denn Ihr ſelbſt übernahmt es, für dieſes bedeutſame Haupt verantwortlich zu ſein. Frau Anna, ein Bankett für dieſen Abend nehm' ich an. Es iſt meine deutſche Schwäche, daß ich, wenn ich das Rechte gethan zu haben glaube, gern am Abend beim Becher auf den Tag zurückblicke. Lebt' wohl! (Er geht und hält inne.) Noch Eins! Tycho Krabbe! Man ſagte mir, daß Ihr es waret, der einſt den Thürmen in Sonderburg Leben und Bewohner gab.' Die Beſatzung iſt vom Reichsrath beeidigt und

und Bewohner gab. Die Besatzung ist vom Reichsrath beeidigt und ich möchte nicht, daß jene Thürme durch Blutvergießen erst erobert werden müßten. Dem dänischen Volke glaub' ich schuldig zu sein, daß Recht und Unrecht sich wett machen und Schuld durch Schuldner getilgt werde. So nur ist Aussöhnung zu hoffen, so nur des Landes wahre Beruhigung. Ihr werdet den Hauptmann begleiten.

Tycho (furchtbar erschreckend).

Graf! Bedenkt mein Alter!

Christoph.

Bedachtet Ihr die Jugend des Prinzen Johann? Bedachtet Ihr, daß Christierns Haar vor Kummer ergraute? (Ruft zwei Officiere.) Begleitet den weiland Reichsmarschall, daß er sich rüste, morgen früh mit vor Anker zu gehen.

Tycho.

Ihr nehmt mich — gefangen?

Christoph.

Nein, Tycho. Wir wissen Euch so zu schätzen, daß wir nur sicher gehen wollen, Euch den Unsrigen zu nennen. Führt ihn hinweg!

Tycho (wirft einen durchbohrenden Blick im Kreise herum und geht von Anna belächelt, zur Freude aller Anwesenden, begleitet von Kriegern ab).

Christoph.

Der muß fehlen, wenn über Dänemark Ruhe kom-

men soll! (Zu Marcus:) Wenn Ihr in Sonderbur seid, weist Tycho Krabbe einen von den Königsthürmen an. Ich überlasse Euch, den von beiden zu wählen, der Euch der festeste scheint! (Ab, begleitet von den Kriegern und Rathsherren.)

Münter und Dachbinder (folgen freudestrahlend).

(Draußen ein schmetternder Tusch.)

Siegbritt. Anna. Marcus (bleiben allein zurück).

Anna.

Marcus! Mein erstes Wort zu Euch wird auch mein letztes sein. Ich verlasse Dänemark; ich hab' auf diesem Boden nichts mehr zu thun. Ihr saht, welch ein großer Genius über das Land seinen Fittich legt! Marcus, Ihr sagtet einst, Ihr liebtet Siegbritt Ridderstolpe. Sie lächelte über diesen Scherz und in diesem Augenblick, wo Ihr der fernen Schwester des unglücklichen Freundes gedenkt, wär' es nicht an der Zeit, ihn zu erneuern. Doch sagt dem Prinzen Swante, daß ihn Siegbritt nicht mehr liebt.

Marcus.

Wie?

Anna.

Staunt, aber fragt nicht! Es giebt Empfindungen, die sich in Namen nicht fassen, und die wahre Natur der Liebe und des Hasses hat noch Niemand ergründet. Sprich, Siegbritt, was hast Du über die Zukunft Deines Lebens beschlossen?

Siegbritt.

Wir ſtanden einſam hier an dieſer Stätte, auf hoher Zinne, wo die Geiſterwelt, die Du mir aufgeſchloſſen, frei und ſchön, wie luft'ge Schleier, uns umkräuſelte! Ich ſchließe viel und viel Geheimnißvolles in mein innerſtes Herz ein. Ich will Dir folgen, Anna, wohin Du gehſt, und wenn ich in der Ferne nach einer Liebe mich ſehnen werde, die mich jetzt nicht mehr beglückt, dann will ich wiederkehren.

Marcus.

Unglücklicher Swante! Das ſoll ich dem treueſten Herzen ſagen!

Siegbritt.

Thut es ſo milde, wie Ihr könnt. Lebt wohl, Marcus! Was ich Euch noch zu ſagen hätte, das wird das Vermächtniß ausdrücken, das ich Annen hier für Euch in die Hände lege. (Sie drückt Anna raſch ein Medaillon in die Hand.) Und ſo lebt wohl! Auf ewig! (Stürzt ab nach rechts.)

Marcus.

Siegbritt! Was gab ſie Euch?

Anna.

Euer Bild! Nehmt es zurück!

Marcus (nimmt es).

Träum' ich?

Anna.

Jetzt nicht mehr, Marcus! Die Zeit der Träume

iſt vorüber. Viel hing an Deinem Herzen und wohl Dir, daß Du nicht ſahſt, was, ſich ſelbſt verborgen, geheimnißvolle Kreiſe um Dich zog. Wenn ich Dir ſagen ſollte, Jüngling, was ich empfand, als ich vor wenig Augenblicken Dein Einſt mit Deinem Jetzt verglich, meine Worte würden im Schmerz erſticken. Marcus! Marcus! Warum biſt Du mir nicht gefolgt?

Marcus.

Bringt denn die Zeit nur einmal Daſſelbe?

Anna.

Nur einmal! Ein neuer Stern iſt nächtig aufgegangen! Wie groß, wie edel dieſes Grafen Geiſt! Wie würdig des erhabenſten Schickſals! Möchte Dänemark das Glück lächeln, daß Er einſt dieſes Landes Scepter trüge. Ich möchte es ergreifen, ihm in die Hand drücken, ich thu' es nicht — um Deinetwillen nicht, Marcus! Denn wie ein Weib nur einmal liebt, ſo iſt eine That auch nur einmal groß!

Marcus.

Und wohin gehſt Du?

Anna.

Nach Italien, unter einen blaueren Himmel, unter mildere Sitten! Mag es hier leuchten in klarer Geiſteshelle, ich brauche Dunkel und ein Land, wo es ſtille Kloſterzellen giebt! Viel hab' ich gewagt, mehr noch erfahren und zur Betrachtung ward mir reiche Fülle. Geh' es Dir wohl auf Deinen Wegen, und

denkst Du meiner, so sage Dir: Das Größte hielt ich nicht zu groß für Dich und alle Himmel gönnt' ich Dir auf Erden. Ich habe Dich geliebt, wie Deine Mutter!

(Ab nach rechts.)

Marcus.

Anna! Anna! (Wie er sich allein sieht:) Durch Andrer Fügung herrschen — wäre nicht so schön, als so zu dulden durch sein eigen Schicksal! (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Straße in Lübeck. Nacht. (Rechts vom Schauspieler ein erleuchtetes Haus. In der Ferne ein Thor.)

Erster Auftritt.

Wullenweber. Oldendorp. Meta. (Treten auf, nachdem mehre Tacte lang Musik von dem erleuchteten Hause erschollen ist. Auch hört man von dorther Gläser klingen.)

Wullenweber.

Bis hierher! Weiter nicht! Am Thore steht
Mein Pferd! Es giebt nur Aufsehn! Laßt es nun!

Meta.

O nimmer sollten wir Dich ziehen lassen!
Mein theurer Bruder! Sichre Ahnung faßt mich,
Wir sähen Dich nicht wieder —

Oldendorp.

Veste Meta, nein!
Was eilst Du da so wild der Noth voraus?
Man trägt nur doppelt, dreifach, was gewaltsam
Man von dem Schicksal sich entgegenrafft.

Wullenweber.

Die Sorg' um mich ſollt' Euch die kleinſte dünken!
Mein gutes Roß, das bringt mich morgen ſchon
Bei Hamburg an den Elbſtrand! Sorgſam ſetz' ich
An's andre Ufer mit der Stader Fähre
Und reit' in's Bremer Land auf friſche Werbung.

Meta.

Das thuſt Du dieſer undankbaren Stadt,
Die Deines Anſehns Dich beraubt?

Wullenweber.

Ich thu's um mich
Um glückliche Vollendung meines Werks!
Ich thu' es um den Grafen, um den Freund,
Um den ſich immer dicht're Nebel ſpinnen —
Mein großes Werk wird nicht in Trümmer fallen!
Der Sund muß unſer bleiben, nie die Hanſa —

Meta.

Ach! Bruder, laß vom Menſchlichen mich hören!
Der Schrei des Herzens übertönt das Krachen
Von hundert Thronen, die zuſammenbrechen.
Gieb mir zum Abſchied Wahrheit! Sag', wie iſt's
Mit Marcus?

Wullenweber.

Tapfer hält er ſich auf Alſen!
Hab' ich, was wahr iſt, jemals Dir verſchleiert?

Oldendorp.

Noch hat es keine Noth! Ich hatte mich

Mit meinen Schriften auf dem Rathhaus früher,
Als sonst gewohnt, schon abgefunden, da
Begegnet mir der neue Stadthauptmann,
Herr Krevet — ganz in Waffenschmuck, um droben
Bei Brömsen heute fürstlich zu gastiren —
Horch wie sie jubeln! Wie die Gläser klingen! —
Nun gut, da sagt er, sich're Botschaft wäre
Von Kopenhagen angelangt und Marcus,
Der säße wohlbehalten noch in Alsen,
Zwar eingeschlossen und bedrängt von Schweden
Und Holstein, doch noch immer unbesiegt —

Wullenweber.

Und hat er anders seine Fahrt erzählt,
Als wir sie wissen ....

Oldendorp.

Angelangt bei Alsen,
Dem düstern Eiland in dem Inselmeere,
Erblickten sie am funfzehnten August
Von rechts und links, rings auf der Spiegelfläche
Der sonst so einsamen Gewässer, plötzlich
Von allen Seiten weiße Punkte, Segel,
Wie bald das Aug' entdeckt, und näher kommt
Ein ganzes Schiffsgeschwader, dessen Flagge
Sie als die schwedische erkennen mußten.
Der Tycho lief auf dem Verdeck von Mast-
Zu Mast und bald erkannte man, daß hier
Verrath im Spiele war. Die wenigen

Begleiter unſres Freundes wollten ſchon
Den falſchen Dänenhund in's Waſſer werfen —
Nur Marcus hindert' es und vom Gefecht
Der Worte kam es bald zum wirklichen;
Denn eingefangen wie im Netz ein Fiſch,
So zappelte das kleine Boot im Schooß
Der ganzen ſchwed'ſchen Flotte, die ſogleich
Feldſchlangen tückiſch ziſchen ließ. Da ging's
An's Aeußerſte! Der Admiral der Schweden,
True Ulſtand, blut'gen Angedenkens, ließ
Die Enterhaken wie Harpunen werfen,
Und nur des kleinen Boots Behendigkeit,
Die ſpitze Bauart ſeines Kiels erlaubte
Ihm hier und dort, den größern zu entſchlüpfen.
So ſchoß der kleine Segler an den Hafen
Von Sonderburg, und wie der Commandant,
Der Ritter Brockdorp, Tycho Krabbe ſah,
Der ihm zuletzt die däniſche Parole,
Des Reichsraths Loſung noch gegeben hatte,
So kam die innere Beſatzung muthig
Den Kämpfenden zu Hülfe, die zerſchoſſen,
Zerfetzt und leck am Kiel und Körper, ſich
In's offne Thor des Hafens werfen mußten.
Den Schwimmenden gelang's! Prinz Swante, Marcus,
Sein Knappe Friedrich, wenige Getreue
Gelangten in die inn're Veſtung, die
Von Ulſtand nun ſo hart belagert ward,

Daß ſie nichts mehr behaupten können, als
Allein den Thurm, worin der König hauſet.

Wallenweber.

Und Tycho Krabbe?

Oldendorp.

Der entkam, doch kläglich!
Er blieb im untern Deck des Schiffs, vergeſſen
Im Feuer des Gefechts von unſern Freunden.
Der kleine Zweimaſt brach in hundert Stücke;
Die ſchwammen auf der See. Herr Tycho aber
Kam in die Hand der Schweden ſo verwahrloſt,
So übel zugerichtet von dem Treffen,
Daß er in tödtlich Fieber ſank und elend
Wahrſcheinlich enden wird in irrem Wahnſinn;
Denn keines Sinnes ſoll er mächtig ſein.

Wallenweber.

So hält ſich Marcus! Tapfer, wie er iſt,
Und klug, wird er ſich ſchon zu friſten wiſſen,
Bis ihm Verſtärkung kommt vom guten Grafen,
Und meine Werbung ſoll er wacker ſpüren.

Aleta.

Seht da! Das Feſt iſt aus! Ich höre Stimmen!

Oldendorp.

Sie zechten wacker! O da bildet Jeder
Sich ein, Euch doppelt zu erſetzen. Tretet

Zur Seite! Man erkennt uns ſonſt und böte
Euch wohl noch gar des Mitleids Reiſepfennig.
(Sie treten links an die Häuſer.)

Zweiter Auftritt.

Nach einander kommen aus dem Hauſe rechts Dalen mit einem Rathsherrn und einem Diener, der eine Fackel trägt, dann Stieten, gleichfalls mit einem Rathsherrn und einem fackeltragenden Diener, dann Elyen, Höreln, dann Gerke, dann Hermelink, jeder, wie oben, zuletzt Krevet. Die Vorigen.

Dalen (im Vorübergehen).

Das war ein Abend, wie in alter Zeit!
Wie fein und zierlich Alles angeordnet!
So weiß man doch, wie Lübeck iſt und war! (Ab.)

Wullenweber (bei Seite).

Und was es ſein wird, wirſt Du bald erfahren!

Stieten (auch vorübergehend mit einem Rathsherrn und einem Fackelträger).

Ich haſſ' ihn nicht, doch immer nur gehorchen,
Nur das zu thun, was er von uns begehrte,
Das ziemt ſich nicht für eine freie Stadt. (Ab.)

Wullenweber (bei Seite).

Dem dünkt der Wechſel ſeiner Ketten Freiheit!

Elpen (vorübergehend).

Ich mein', er ſchied in ruhiger Ergebung!
Sein Sinn iſt allzu kriegeriſch! Die Werbung
Wird ihn zerſtreun und ſeinen Kummer heilen. (Ab.)

Wullenweber (bei Seite).

Der iſt ſo von den Guten Einer, die
Sich tröſten, wenn man nur nicht jammert, nur
Nicht das Geſicht verzieht im Schmerz und ſchweigt.

Oldendorp (bei Seite).

Der ewig Hoffende! Der Graf hatt' ihn
Sogleich erkannt!

Höreln (vorübergehend).

Was ließ ſich andres thun?
Der Kaiſer wollt' es und die Städte können,
Wenn ſie den Nachbarn nicht erliegen wollen,
Den fürſtlichen Beneidern unſrer Größe,
Nicht anders ſich erhalten, als allein
Durch Kaiſers Schutz und Privilegien. (Ab.)

Wullenweber (bei Seite).

Da hört man doch ein Urtheil! Politik
Und weiſe Vorſicht war es, mich zu ſtürzen!
Das Leichteſte iſt Solchen ſtets das Klügſte!

Oldendorp (bei Seite).

Wie, ſeh' ich recht? Der greiſe Jochem Gerke!
Selbſt der im neuen Glanz ſich ſonnend!

Gerke (tritt hervor, wie die Andern, geht aber ſchweigend über die Bühne).

Wullenweber (bei Seite).

Nein!
Der ließ mich nur mit schwerem Herzen fahren!
Um seines Heilands willen! Wenn ich Einen
Mit ausgesöhntem Herzen grüßen kann,
Ist's Gerke; denn ich bin ja um den Preis
Der Lutherlehre an die Spanier
Verkauft! Das giebt doch Trost für meinen Fall!

Meta.

Da kommt der Giftigste von Allen, der
Dich haßt, mit um so grimmerm Haß, weil er
Des Hasses keine Gründe weiß zu nennen!

Wullenweber.

So ist es Hermelink! Wie die Hyäne,
Die lachend nur aus Lust am Morde mordet!

Hermelink (tritt heraus mit den Andern).

Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so glaubt mir,
Im Grunde hab' ich immer nur gebilligt,
Was er für Lübeck that, ich konnte nur
Nicht leiden, daß es Wullenweber war,
Derselbe, der so ganz wie Unsereins,
Mit uns auf gleicher Linie stand, mit uns
In eine Schule ging, auf einer Bank
Mit uns gesessen und so plötzlich wollte
Ein Andrer sein, als wir. (Ab.)

Oldendorp.

O wahres Wort!

Das iſt der eigentliche Grund, warum
In Republiken Großes ſich nicht hält.
Sie ſtehen ſich zu nah! Sie dünken ſich
Zu menſchlich Einer bei dem Andern, neiden
Den Vorzug ſich, weil alle offnen Urſprungs
Und zu erkennen ſind in ihrem ganzen,
Von Kindesbeinen an bekannten Weſen.
Der haßt Dich, weil Ihr Schulkam'raden war't
Und Du voranflogſt ſeinem Schneckengange!

(Es ſchlägt eine Thurmuhr dreimal.)

Krevet (unruhig hervortretend, bei Seite).

In einer Viertelſtunde wollt' er reiſen!
Am Thore ſteht ſein Pferd geſattelt! Wenn ich
Noch einmal mich an Meta — nein, es muß!
Ich hab's gelobt und feierlich beſchworen!
Wie mich's ſo eiſig überläuft — mir iſt's,
Als hört' ich ſeines Roſſes Hufſchlag, ſähe
Den Ueberfall verkappter Reiter, hörte
Des grimmen Braunſchweigs Jubelflüche,
Wenn er dies aufgegriffene Wild der Straße —
Wo bin ich? Heda, Fackeln! War ich denn
Allein? Wo ſeid Ihr, Hermelink!.... Sieh dort —
An jenem Hauſe, Schatten? Sind es Menſchen?
Wer da?

Oldendorp (bitter).

Gut Freund.

Krevet.

Wart' Ihr beim Feſte —

(Er tritt näher)

Gott!

Ihr ſeid's! Was thut Ihr hier, und Meta — Jürgen,
Zur Reiſe ſchon gerüſtet —

Wullenweber.

Vom Kriegszeugamt
Erhalt'nen Auftrag zu beſorgen —

Krevet.

Jürgen —
Wenn ich Euch noch ein Wort — nein, Meta, blickt
Nicht ſeitwärts! Hört zum letzten Mal mich an!
Ihr wißt es, was mich Euch verfeindet hat!
Die alte Werbung wag' ich zu erneuern —
Bei Gott! Ich ſchwör Euch, daß ein Wort der Güte
Euch hundertfält'ge Früchte lohnen ſoll —
Gebt jede Hoffnung auf, man hört von Marcus —

Meta.

Was Ihr auch ſagen werdet, glaub' ich nicht!

Krevet.

Beſtät'gen wird es Euch am frühen Morgen
Ein Anſchlag an dem Rathhaus —

Wullenweber.

Was geſchah?
O daß ich über meines Wirkens Schickſal
Von Andern jetzt mich muß belehren laſſen!

Krevet.

Der neue Dänenkönig, Chriſtian
Von Holſtein, ſteht am Middelfahrter Sund
Und jede Poſt kann uns die Kunde bringen
Von einem Treffen zwiſchen ihm und Chriſtoph,
Der auch von Schoonen aus bedrängt iſt; Schweden
Verheeren ſiegreich alle dän'ſchen Küſten,
Und läge Tycho Krabbe nicht darnieder
An ſchwerem Siechthum noch in Sonderburg,
So hätten ſchon Verrath und offne Tücke
Den ganzen Bau der hanſeat'ſchen Sache
In Kopenhagen untergraben; glaubt,
Auch Marcus iſt dem Untergang verfallen —

Meta.

Ein jedes Wort iſt Lüge!

Oldendorp.

Seid beſonnen!

Meta.

Seht,
Wie er in der geſtohlnen Würde prunkt!
Iſt das derſelbe Hut, den Marcus trug?
Die ausgerupften Federn —

Wullenweber.

Bitte, Schweſter!
Wohl leider muß ich glauben, was Ihr ſagt!
Drum auf! Wir müſſen Menſchen haben! Menſchen
Die Würfel noch einmal gerüttelt! Fort!

Krevet.

Nein, Jürgen, hört ein letztes Wort! Vertraut mir!
Ich hab' ein gutes Werk im Sinne! Meta,
Zum letzten Male biet' ich meine Hand!
Stoßt mich nicht fort!

Meta.

Ihr denkt vielleicht,
Ihr habt mit Marcus' Amt auch mich geerbt?
Verbittert mir die Thränen nicht des Abschieds!
Zieht Eurer Wege!

Krevet.

Reue wird Euch kommen,
Wenn es zu spät!

Meta.

Nur Eines seh' ich hier
Zu spät, daß ihr von hinnen geht und äffend
Die tapfre Rolle eines Marcus spielt!

Krevet.

Nun denn, so wünsch' ich gute Nacht! Und Euch,
Herr Jürgen, — glückliche Verrichtung! (Ab.)

(Es schlägt ein Uhr.)

Wullenwever.

Horch,
Die Stunde schlägt! Dem Reitknecht wird gewiß
Die Zeit zu lang! Ihr hörtet, wie es drängt,
Und so lebt wohl!

Aleta.

Mein theurer, guter Bruder!

Oldendorp.

Lebt wohl! Und, hört Ihr, immer nur behutſam!
Nichts übereilt! Auch nicht zuviel des Soldes
Am Werbeplatz geboten! Sparſamkeit
Gefällt dem Bürger und ich weiß gewiß,
Wenn man erfährt, wohin in aller Stille
Ihr dieſe Nacht geritten ſeid, ſo ſtaunt
Die Stadt und liebt Euch wie zuvor. Es muß
Euch doch zuletzt das Ruder wieder werden!
Das iſt nur eine kurze Zwiſchenzeit,
Wo man Euch miſſend, Euern wahren Werth
Nur deſto höher ſchätzen lernt.

Wullenweber.

Geht nun
Nach Hauſ'! Ich ſchreib' Euch bald und hofft das Beſte!
Und hänge Deinem Trübſinn nicht ſo nach,
Hörſt Du mich, Schweſter? Denk' an Marcus nur
Wie an den ſtolzen Günſtling des Geſchicks!
Dem kann es niemals fehlen. Nun genug!
Und Deine Thränen ſpar' auf größern Schmerz!
In wenig Tagen bin ich wieder bei Euch.

(Er reißt ſich raſch los und eilt ab.)

Aleta.

Ich wünſcht', ich hätt' ihm Grüße geben können
Als ſchützende Begleiter — Bruder! Bleibe!

Oldendorp.

Laß,
Beruh'ge Dich, mein Kind! Sei ſtill! O groß
Iſt unſer Kummer, doch es läßt ſich viel ertragen,
Wenn unſer Leid, des Herzens tiefſtes Bangen
Mit dem Geſchick in gleichem Schritte bleibt!

(Er zieht Meta fort. Beide ab.)

Zweite Scene.

Das Innere eines der Thürme in Sonderburg. (Eine tiefe Decoration mit Schießscharten und einem niedrigen Ausgange zur Seite. Hinten eine große Oeffnung, durch die man nur in die Luft sieht.)

Dritter Auftritt.

Friedrich (sitzt auf dem Fußboden mehr links zur Seite und gießt aus altem Blei auf einer Kohlenpfanne Kugeln). Swante (sieht ihm zu, eine Cither in der Hand). Brockdorp (sitzt rechts an einem schlechten Eichentische, in Gedanken versunken, träumend).

Friedrich.

Ich will denken, Herr Prinz, daß Euer schönes Lied ein Segen für meine Kugeln wird. Sind sie auch für die Schweden bestimmt, so habt Ihr nicht viel Ursach, mit Euren Landsleuten zufrieden zu sein. Um ein Haar hatten sie Euch niedergeschossen aus den tückischen Feldschlangen auf dem Admiralschiff! Herr Commandant, was sind wir denn eigentlich bei Euch, Katz' oder Maus?.... Er hört nicht — der Alte ist recht eingerostet!

Swante.

Guter Friedrich! Mäuse müssen wir wohl sein!

Denn wären wir Katzen, ſo könnten wir uns Mäuſe fangen und würden nicht vor Hunger umkommen.

Friedrich.

So ſchlimm ſteht's mit der Zufuhr? Der Erzieher des jungen Prinzen bekommt zu ſtarke Rationen! Der wird fett und rund wie ein Prälat. Ihr müßt für beſſere Eintheilung ſorgen, Herr Commandant! Der ſchläft — ....

Swante.

Friedrich! Ein Magen hat ſich ja dieſe Nacht auf ewig geſchloſſen, der weiteſte von denen, die hier im Thurme hungerten.

Friedrich.

Der weiteſte? Das müßte der meinige ſein; aber wie ſo geſchloſſen? Ich ſag' Euch, Prinz, der ſteht ſperrangelweit offen.

Swante.

Sie ſenkten heute Nacht eine Leiche in's Meer. Der kleine Zwerg iſt geſtorben, der bei Chriſtiern eingeſchloſſen war. Der geiſteskranke Fürſt wollte den Kleinen nicht aus den Armen geben.

Friedrich.

Und der Kleine hatte den größten Magen? Da ſeh' Einer an, was der Menſch für ſein Unglück von der Natur immer wieder heimlich entſchädigt wird! Wir lachen ſo einen kleinen Knirps aus und freuen uns, daß wir keinen Buckel haben. Der aber lacht

uns aus und freut sich, daß er einen viel größern Magen hat. Auf wie lange haben wir denn noch Vorrath, Herr Commandant? ..... Schläft der den ganzen Tag und wacht blos des Nachts? Noch hab' ich keine vernünftigen zehn Worte von ihm gehört!

Brockdorp (spricht für sich).

Wach' auf, wach' auf, schön' Ingeborg,
Es soll zum Tanze gehn!
Herr Olaf steht mit seinem Roß
Und wartet vor dem Königsschloß,
Zum Tanze soll es gehn!

Friedrich.

Zum Tanz will noch der Alte? Mit seinen Beinen, die er trägt, wie eine Dame ihr Schleppkleid? Nun, der hat noch gute Hoffnung! Unser Proviant reicht noch auf drei Tage, meine Kugeln reichen auf vier. Da schlagen wir uns am letzten durch und sollten wir auch dicht an dem Backofen, den sich die Schweden da drüben gebaut haben, umkommen. Ich höre den Hauptmann!

Vierter Auftritt.

Marcus. Die Vorigen.

Marcus.

Nein, Luft müssen wir haben! Das schnürt die Brust zusammen, hier in dem feuchten Gemäuer zu

ſitzen, umgeben von Königen, von denen nicht Einer helfen kann! Heda, Alter! Klammert nur Eure Schlüſſel feſt! Wir entwiſchen Euch! Wir müſſen fort!

Brockdorp.

Bin ich nicht Euer Gefangener?

Marcus.

Ihr ſeid ein pünktlicher Soldat und wartet auf Eure letzte Ablöſung. Unſere Ablöſung iſt Sieg oder Tod.

Friedrich.

Hatt' ich nicht Recht, der Kerl, den wir geſtern beim Ausfall fingen, iſt ein Deſerteur und war Spritzenſoldat in Roſtock?

Marcus.

Wenn ich ihm trauen darf, ſo iſt ſeit drei Wochen in der Welt das Unterſte zu oberſt gekehrt.

Swante.

Erfuhrt Ihr Schlimmeres von Kopenhagen? Es iſt in des Holſteiners Händen. Der Graf iſt geſchlagen.

Marcus.

Was iſt Kopenhagen gegen eine Mördergrube, die ſich Wolfenbüttel nennt! Wullenweber iſt gefangen.

Alle.

Was ſagt Ihr?

Marcus.

In Wolfenbüttel liegt er, gebunden, in der Gewalt des wüthenden Braunſchweigers.

Friedrich.

Unmöglich, Hauptmann! Der Roſtocker hat Euch belogen.

Marcus.

O wär' es! Wir müſſen ausbrechen, um uns Zeitung aus der Welt zu holen.

Swante.

Wie wäre das gekommen?

Marcus.

In's Bremiſche wäre er heimlich bei Nacht geritten, um Truppen für den Grafen anzuwerben. Die böſe Rotte wußt' es und ſteckt' es dem Biſchof von Bremen, der ſich mit letzter Macht wehrt, ſeinen Ablaßkaſten herauszugeben. Bei Rothenburg paſſen ſie dem treuen Werber auf, in einem Hohlweg werfen ſie ihn nieder und ſetzen ihn in's Rothenburger Schloß. Der Biſchof, zu feig, der Bremer Bürgerſchaft die Verantwortung für ſolche Frevel vorzuenthalten, liefert ſeinen Fang an unſrer Hanſa grimmigſten Feind aus, den Herzog Heinrich zu Braunſchweig, den letzten Römling in dieſen Landen, und dem iſt's ein Leichtes, mit Feuer und Schwert, was er haßt, zu vertilgen. O Jürgen! Jürgen! Kann ich Dir denn nicht helfen?

Swante.

Eure Meta wird trübe Stunden erleben.

Marcus.

Wir müſſen hinaus! Sechs Wochen feſtgebannt an dieſen Thurm! Ein ganzes Heer uns umlagernd! Ein wahnſinniger König, weinend nicht um ſein Königreich, weinend um einen todten Zwerg, ein Knabe, der nicht von Thronen, nur von Klöſtern ſpricht, Ihr, Swante, in Eurem Leid — Luft! Luft! Das Alles ſchnürt zuſammen! Geordnet iſt ein kräftiger Ausfall. Immer näher ziehen ſich die ſchwediſchen Vorpoſten. Wenn wir durchbrächen, wenn ein Schiff von uns erobert würde! Greift Ihr mit an, Brockdorp?

Brockdorp (zu Friedrich, der inzwiſchen geladen hat).

Gegen die Schweden? Gebt her!

Marcus.

Nein, Alter! Wie dürft Ihr ſchießen vor einem Jüngling, dem kein Tropfen Muth in den Adern lebt!

Swante.

Wie kann ich gegen die Meinigen —

Friedrich.

Heda, Commandant! Dicht vorüber am kleinen Wall duckt ſich wieder die Geſtalt, die ich auf dem großen Schiffe commandiren ſah —

Brockdorp.

True Ulſtand wird es ſein!

Swante.

True Ulſtand? Der Mörder meines Vaters?

Friedrich.

Er reckt den Hals herüber — Teufel, eine verdammt lange Kreuzſpinne das — hinter ihm ſtehen ein paar Knappen — es ſind ihrer viele — ſie ſchleichen ſich an den Thurm — der Felsvorſprung verdeckt ſie.

Swante.

Er iſt's! So grinste er, als er meinen Vater an's Meſſer des blutigen Trolle lieferte —

Marcus.

Vergilt ihm!

Swante.

Dieſem Einen? Ja! Der iſt nicht werth, ein Schwede zu ſein! (Schießt. — Gleich darauf erfolgen unten mehrere entfernte Schüſſe.)

Marcus.

Getroffen, Prinz! Ha, das war die erſte Mannesthat, die ich von Euch geſehen! Meine Burſche brechen aus. Jetzt dran! Und wenn Du nicht auf die Schweden ſchießen willſt, Swante, ſo hilf wenigſtens laden! Mit uns iſt Gott und die gerechte Sache!

(Alle drei ab.)

Brockdorp (allein, während zuweilen Schüſſe fallen und die Trommel gerührt wird).

So lieg' ich hier und harre meiner Looſung
Seit vielen Tagen immer noch vergebens!

Wer iſt es, dem die Welt gehört da draußen?
Wer herrſcht in meinem theuern Vaterland?
Wo ſteht der Danebrog, daß ich mit Treue,
Anklammernd mich an meines Volks Panier,
In Ehren falle, über meinem Grabe
Mir noch verdienend, daß kreuzweis die Schwerter
Von bravem Kriegervolk ſich drüber ſenken!
Und doch erbeb' ich, wenn ich hören muß,
Daß Tycho Krabbe noch einmal die Glieder
Zuſammenraffte, einmal noch genäſe,
Um mir den Spruch zu rufen, der das Thor
Den Mördern öffnet! Kämpft, ſchlagt zu, ihr Burſche
Erbeutet Euer Leben nur drei Tage noch,
Daß eher wir vor Hunger ſterben alle,
Als daß Euch Tycho zum Schaffotte führt!
Sie drängen nach, was ſeh' ich, — Marcus weicht,
Sein Auge ſtarr auf einen Punkt gerichtet —
Sie ziehen ſich zurück, — das Gatter fällt —
Um einen Todten ſchaaren ſich die Krieger —
Wer iſt es? Wie, in einem Mantel tragen
Die Burſche einen Sterbenden in's Thor —
Sie kommen aufwärts — Marcus' Stimme klagend
Beſchuld'gen will er ſich des Mordes? O,
Wie herzzerreißend ſolch' ein Weh bei Kriegern,
Die doch den Tod nicht ſcheu'n —!

(Die Schüſſe hörten auf.)

Fünfter Auftritt.

Marcus und Friedrich (führen den verwundeten Swante herein. Dieser sinkt schon im Hintergrunde allmälig nieder). Hanseatische Krieger. Brockdorp.

Brockdorp.

Der Prinz verwundet?

Swante.

Ich dank' Euch! Laßt es sein! Hier legt mich hin —
Die Kugel hätte besser treffen sollen! (Er sinkt nieder.)

Brockdorp.

Wie kam dies?

Friedrich.

Kugeln wählen nicht ihr Ziel;
Doch diese traf, als hätt' sie ihn gesucht!
Zwei Knechte fielen uns, er wollte sie verbinden —
Und kam dem Rohr zu nah, das ihm bestimmt!

Marcus (kniet an ihm nieder).

Erkennt Ihr mich, mein Prinz? Ist Hülfe möglich?

Swante.

Und wäre sie's, ich nähme sie nicht an!
An einem Faden hing mein ganzes Leben
Und den schnitt längst die Parze ab! Lebt wohl!
Ich kann Euch keinen Auftrag geben, Marcus,
Ihr selbst seht Euch vergebens um nach Einem,
Der Eure letzten Grüße noch bestellt!

Und wohin ſollt' ich meine Seufzer ſenden,
Wem meine Thränen noch vermachen? Blumen
Durchduften nur den nächſten Raum; doch fernhin
Ertönt ein Klang, — der Geiſt trägt ſelbſt ſich weiter —
Und wo ich jetzt verklinge, wißt Ihr, Marcus!

Marcus.

Ein wunderbares Band hat uns vereint,
Im Leben und im Tod noch hält es uns!
Ich folg' Euch bald!

Swante.

Es iſt nicht werth zu leben,
Wenn Liebe nicht der Preis! Ich ſterbe leicht
Und ſterbe glücklicher, als Ihr! Euch weinen
Untröſtlich Augen nach, die nie zu trocknen!
Mich werft in's Meer — in's weite — öde Meer —!
Und ſeht, wohin mich wohl — die Welle trägt!

(Er wendet ſich und ſtirbt.)

(Von unten ertönt Chriſtierns Geſang: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott.)

Marcus.

Dir muß ein König ſeinen Segen ſprechen,
Ein gottgeſalbtes Haupt Dein Grablied ſingen!
Was kann ich thun, als reuevoll bekennen,
Daß ich Dein Mörder bin! Dein doppelter!
Du haſt es nie geahnt, wie grauſam ich
Die Blüthen Deines Lebens Dir geraubt!
Wie rührend liegt der ſchwermuthsvolle Irrthum

Auf ſeinem Antlitz! Lächt Du auch jetzt
Im Angeſicht der Wahrheit und vergiebſt?
Wir hätten unſre Looſe tauſchen ſollen —
Du edler Knabe! Was iſt nun die Welt
Und was iſt wohl das Leben!

(Der Geſang ſchweigt. Swante wird fortgetragen.)

Friedrich.

Hauptmann, auf!
Rings Kopf an Kopf, an Flucht iſt nicht zu denken —

Brockdorp.

Das Banner Dänemarks vereint mit Schweden!

Friedrich.

Und ein Geſpenſt dort an der Waldesecke!

Brockdorp.

Mein Auge iſt zu alt; ich irre mich — unmöglich!

Friedrich.

Ihr irrt Euch nicht — Die Todten ſtehen auf:
Das iſt der Reichsmarſchall!

Marcus.

Ha, Tycho Krabbe!
Er will die Könige von Dän'mark holen!

Brockdorp.

Ergraut bin ich im Dienſt und ſtehe hier
Auf Eidesſchwur verpflichtet — weiß er noch
Das Wort, das als Parol' er mir gelaſſen,
So muß ich ihm —

Tycho's Stimme (draußen).

Wach' auf, wach' auch, ſchön' Ingeborg,
Zum Tanze ſoll es gehn!

Brockdorp (ſchmerzlich).

Herr Olaf ſteht mit ſeinem Roß
Und wartet vor dem Königsſchloß —

Tycho (draußen).

Zum Tanze ſoll es gehn!

Brockdorp.

So muß ich öffnen! Nein, ich thu' es nicht!
Hier iſt mein Schwert, nehmt mich gefangen, Hauptmann!

Marcus.

Friedrich! Ihr Andern, die Ihr übrig noch!
Habt Ihr den Muth, ein Schickſal einzuſetzen?

Friedrich.

Wir müſſen uns ſchon deshalb geben, Hauptmann,
Um zu erfahren, ob es Euren Lieben,
Die jetzt daheim ſich nach uns ſehnen werden,
In dieſem Leben beſſer geht als uns!

Marcus.

Steck' Deinen Degen in die Scheide, Alter,
Und gieb mir Deine Schlüſſel!

Brockdorp.

Junger Held,
Du gehſt zum Tode!

Marcus.

Hörteſt Du das Wort

Des braven Knappen? Ja, ich könnte ſterben,
Im Handgemeng mich durch die Schwerter drängen,
In Andrer Wehſchrei meinen überhören
Und noch im Sinken mir zu leben ſchmeicheln!
Doch muß ich wiſſen, wie es draußen ſteht
Und ob es beſſern Menſchen beſſer geht.
Die Wanderſchaft iſt aus! Sie ging in's Reich
Der Freude! Ja, geſteh' es dankbar ein,
Dein Leben war umkränzt von Roſen! Milde
Umfächelte der Hauch der Liebe Dich,
Was Andern Schuld war, wurde Dir zum Ruhme,
Und was das Leben einem Manne Schönes,
Was dieſe Erde Himmliſches kann bieten,
Das ward Dir reich[illegible] Theil — und nur Dein Tod
Wird nicht der Tod des Helden ſein! Da, armer
Handwerksgeſell, mußt Du in Deine Heimath!
Die letzte Seite Deines Wanderbuches
Iſt vollgeſchrieben, nur noch Platz für ein'ge
Schweigſame — ſchwarze — Kreuze — und das Zeugniß
Des ewigen Geſchicks und beſſern Werthes!
Meta! Meta! (Pauſe. Er ergreift den Thorſchlüſſel.) Gebt
mir den Schlüſſel!
Er ſchließt mir mehr als nur die Pforte auf,
Die mich zum Tode führt — er ſchließt das Leben
Und meines Daſeins ungelöſtes Räthſel!

(Er nimmt den Schlüſſel und geht entſchloſſen ab. Die Andern folgen.)

Dritte Scene.

Wullenweber's Kerker zu Wolfenbüttel. (Gewölbter Kerker mit Mittel- und Seitenthüren. Erstere iſt ſo groß, daß ſie geöffnet in eine Vorhalle blicken läßt. Am Gitterfenſter Morgenröthe.)

Sechſter Auftritt.

Meta. Oldendorp (treten von der Seitenthüre rechts auf).

Oldendorp.

Ich kann's nicht glauben, daß ein deutſcher Fürſt,
Die Mahnung aller Menſchlichkeit verachtend,
Im offnen Mißbrauch ſeiner Hoheitsrechte
So frevelnd einen Bürger fremder Stadt
Der eignen Wuth und Rache opfern ſollte.
Das gäb' ein arges Beiſpiel für die Welt,
Die, zwiegetheilt in ihrem Glauben, nur
Des Zeichens harrt zu blutiger Vergeltung!

Meta.

So machtlos ſein, ſo nur mit ſchwachen Händen
An einen Felſen ſich zu ſtemmen, der
Zu ſtürzen droht! O hätt' ich tauſend Arme!
Mit tauſend Schwertern wollt' ich ſie bewaffnen,
Die ganze Welt für ihn zum Kampfe rufen —

Nicht eine Glocke dürfte ſchweigen, nirgends
Ein Männerarm, der rüſtig, müßig feiern,
Kein Weib am Heerd ihr ſpielend Tagwerk treiben —
Nur einer einz'gen großen That der Rettung,
Ihn zu befreien müßten Alle leben —

Eldendorp.

Und Euer Weg zum Herzog —

Meta.

Muthig wagt' ich
Eh'geſtern Nacht in's Schloß mich einzudrängen —
Nicht achtend der ſchlaftrunknen Dienerſchaft,
Nicht achtend der berauſchten Zecher traf ich
Den Herzog an und bat um gnädiges
Gehör. Ich ſprach, noch eh' er mir's erlaubt,
Ich hielt das Recht ihm vor, das menſchliche!
Und ſprach, was meine Pflicht. Der Herzog drauf,
Den Becher ſetzt' er eben von der Lippe
Und ſtrich den feuchten Bart — Genug, erſcholl's
Halb lallend aus des Uebermüth'gen Munde!
Die deutſchen Städte ſollen Kinderſpielzeug
Und warme Karpen für die Weiber machen,
Und nicht mehr Krieg! Der Krieg gehört den Fürſten,
Und dieſen Weltverwirrer Wullenweber
Den griff ich mir aus Eurem Wuſt heraus,
Aus Eurer wühleriſchen Ketzerei,
Aus Eurem trotz'gen Wettſpiel mit den Fürſten!
Mein Braunſchweig ſoll daran ein Beiſpiel nehmen,

Und Goslar, Münden, Einbeck, alle Städte,
Die noch auf ihre alten Rechte pochen —
Und dann auf seinen Namen spottend, der,
Statt Krieg zu führen, Wolle ihn zu weben
Gleich anfangs hätte lehren sollen, schwankt' er
Hinweg und Barthold Nayr, des Herzogs Großneigt,
Gab mir den leid'gen Trost: Wir machen's kurz,
Schon morgen hat die arme Seele Ruhe.

Oldendorp.

Du siehst, er hat es nicht gewagt. Von Hamburg müssen,
Von Stralsund Protestationen kommen,
Von Danzig, Riga selbst muß Einspruch werden.

Meta.

Vermag Graf Christoph nichts?

Oldendorp.

Ein armer Prinz!
Ein Nachgeborner! Selber treibt ihn jetzt,
Da unser Werk in Dänemark gescheitert,
Die Woge des Geschicks zu uns zurück.
Die Sitzung währte gestern lang. Sie war
Geheim, verschlossen alle Thüren! Sagt,
Was ist es nur, um das man ihn beschuldigt?

Meta.

Ich stand die ganze Nacht an seinem Lager
Und immer tönte mir sein ruhiges:
„Ich bin verurtheilt" an das Ohr! Er schlief,
Als hätt' er von dem nächsten Morgen nur

Wallenweber.

Erfüllung goldner Träume zu erwarten!

Oldendorp.

Ach, gutes Kind! Wer viel im Leben umtrieb,
Im Wirbel auf und ab am Maste stand
Und sich ein hohes Ziel zu stecken liebte,
Dem steht der Ruhe soviel gut geschrieben,
So Schuldner wird ihm Schlaf und nächt'ge Stille,
Daß er im Unglück sich erhält und pflegt,
Was oft im höchsten Glück ihn floh, den Schlummer.

Mete.

Ich hör' ihn kommen!

Oldendorp.

Großer Gott, welch Elend!

Siebenter Auftritt.

Wallenweber. Die Vorigen.

Wallenweber.

Sieh da! Freund Oldendorp! Nun, wißt Ihr's schon?
Seit ehegestern, wo Ihr mich zuletzt
In meiner armen Klause heimgesucht,
Erfuhr ich Schlimmes! Ja, ich bin verurtheilt!

Oldendorp.

Gerechter Gott! Wofür? Für welch Verbrechen?

Wullenweber.

Weil ich, des Kaiſers und des Reiches Feind,
In Lübeck ungeſetzlich Regiment
Geführt und wider göttliches Gebot die Kirche
Um alte Herrlichkeit betrogen hätte!

Oldendorp.

Und Krevet, Hermelink bezeugten das?
Verlangten nicht, daß man vor lübiſches Gericht,
Vor Euren heimathlichen Schöppenſtuhl
Euch ſtellt?

Wullenweber.

Sie dankten dem Gericht des Herzogs,
Daß unſrer Stadt die Mühe der Beſtrafung
Genommen würde für die Felonie
Des weiland Bürgermeiſters Wullenweber,
Der deshalb nur in Bremen Truppen werben
Und neue Rüſtung zu betreiben ging,
Um kriegsgewaffnet wieder heimzukehren,
Den hergeſtellten Rath, die alte Ordnung
Auf's Neu' zu ſtürzen und ſich ſelbſt zu krönen
Als wiedertäuferiſchen Herrn und König!

Oldendorp.

Verruchte Bosheit! Und der Herzog Chriſtian —

Wullenweber.

Der neue Dänenkönig? Klagt, daß ich
Sein Land verwüſtet, ihm den Krieg erklärt
Aus eigner frecher räuberiſcher Willkür;

Nur meines eigenen Gelüſtes wegen,
In Keines Auftrag —

Oldendorp.

Nicht in Lübecks Namen?
Im Namen nicht der deutſchen Hanſa?

Wallenweber.

Hanſa?
Was iſt die Hanſa? Ausgelöſcht ſteht ſie
Nicht länger auf der Tafel der Geſchichte.
Die deutſche Hanſa und das Recht der Städte,
In Völkerkämpfen noch zu zählen, frei
Noch Krieg zu führen, Frieden noch zu ſchließen,
Es ſtirbt mit mir und Tod iſt meine Looſung.

Oldendorp.

Nein, Freund, noch hat der Herzog nicht beſtätigt
Ein ſolches Urtheil, kann es nicht beſtät'gen —
Wo wäre Recht, wo wäre Treu' und Glauben
In dieſer Gotteswelt, wenn ſolche Lügen ſiegten?
Die Teufel ſaßen zu Gericht, ich gehe
Zum Herzog, drohe mit dem Reichsgericht,
Mit deutſchen Ständen! Wäre das erhört,
Was Du im Auftrag eines Staates thatſt,
Im Auftrag einer freien Stadt, Dir ſelbſt
Als eigenes Gelüſten anzurechnen —?

Wallenweber.

Vergebens, Freund! Du findeſt ihn, wie Meta,
Bei fröhlichem Gelag mit meinen Henkern,

Den Boten Lübecks, Dän'marks Abgeſandten,
Den Schergen aller geiſtlichen Gewalten,
Die hier im Umkreis dieſer deutſchen Lande,
Wo nicht das Licht des Evangeliums ſtrahlt,
Im letzten Todeskampf noch einmal jauchzen,
Ein Opfer ihrer Wuth zu haben —

Oldendorp.

Nein,
Ich geh' und ſollt' ich mir mit blut'ger Stirn
Den Weg zu dieſem Fürſten bahnen! Mord
Iſt das, nicht Strafe, kein Gericht! Verrath,
Verletzung aller Reichsgeſetze! Wie?
Die deutſchen Städte wären ausgelöſcht?
Die Fürſten dürften, wie in alter Zeit
Raubritter von der Straße Wandrer nahmen,
So jetzt aus der Gemeinden Schooß den Bürger
Mit frechen Händen greifen? Jeden ſtrafen,
Der, ſeine Straße ziehend, ſelbſt daheim
Sein Recht und ſeine eig'ne Freiheit hat?
Das iſt ein Gaukelſpiel, ein Lügenſpuk,
Den ich zerſtören will mit kühner Rede.
Nein, hoffe! Noch zerriß der Glaubensſtreit
Die Bande des gemeinen Rechtes nicht!
Noch ſind die Siegel unverletzt geblieben
Der Briefe, die von Kaiſerhand gekommen!
Noch giebt's ein deutſches Reich, und wenn Du fällſt,

So sollst Du nur auf Lübecks Boden fallen!
(Er will ab.)

Achter Auftritt.

(Man hört Trommeln. Darauf öffnet sich die große Thür. Soldaten, Richter, Freiknechte treten ein. Gerichtsbeisitzer mit dem Urtheilsspruch.)

Wullenweber (auf die Trommeln deutend).
Hört Ihr's? Da ist des Herzogs Antwort!

Meta.

Bruder!
Was deutet das? Kräht so der Hahn der Frühe?
Sie holen Dich zum Tode!

Oldendorp.

Nein! Unmöglich!
(Die Thür wird geöffnet und die Obengenannten treten ein.)

Meta (stürzt besinnungslos an des Bruders Hals).

Beisitzer (mit dem Papier vortretend). Es ist des Herzogs Heinrich zu Braunschweig und Wolfenbüttel durchlauchtigster Wille, daß das gestern verlesene Urtheil über Euch, Jürgen Wullenweber, als einen gefährlichen Feind der gemeinen Ruhe, Störer des

dänischen Landfriedens, Empörer gegen die geistliche und weltliche Obrigkeit der freien Stadt Lübeck, unverzüglich vollzogen und Ihr, um aller Störung des Rechtes und ohnmächtigen Einrede vorzubeugen, in dieser Stunde durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht werdet.

Meta.

Ich lasse Dich nicht!

Oldendorp.

Das ist ein Mord! Ich will
Zum Herzog! Laßt mich durch!

Beisitzer.

Herr Syndicus,
Der Herzog ist auf Falkenstein und kehrt
Vor zween Monden nicht hierher zurück!
Für die Vollstreckung dieses Urtheilsspruches
Sind wir dem Dienste unsres Herrn verpflichtet.

Oldendorp.

Das ist ein Mord! Ich ruf' es allen Zeugen
Der ewigen Gerechtigkeit! Ein Mord
Wird hier begangen, wie im dichten Wald,
Wenn Räuber einen Wandrer überfallen!

Wallenweber.

O gute Schwester! Also soll es enden!

Letzter Auftritt.

Graf Chriſtoph (hinter der Scene ſchon hörbar, tritt in gemeiner Reitertracht auf, einen Mantel übergeworfen).

Die Vorigen.

Chriſtoph (noch hinter der Scene).

Platz da! Ich habe Eile! Laßt mich durch!

Meta.

Das iſt ein Bote von dem Herzog, Bruder!

Chriſtoph (noch hinter der Scene).

Ei was! Ich bring' an Jürgen Wullenweber
Hier einen Brief — ſo laßt mich durch —

Oldendorp (bei Seite zu Wullenweber).

Die Stimme
Iſt mir bekannt —

Wullenweber (ebenſo).

Es iſt des Grafen Stimme —
Graf Chriſtoph iſt's von Oldenburg!

Oldendorp.

Unmöglich,
Wie dürfte ſich der Flüchtige hierher,
Der Lutherfreund zu Herzog Heinrich wagen?

Chriſtoph (tritt auf).

Herr Jürgen! Gott verzeih' es, daß Euch ſo
In dieſer bittern, jammervollen Stunde

Ein armer Reitersmann, ein niedrer Knecht
Auf Eurem schweren Gange stört.

Oldendorp und Wullenwebr (bei Seite).
Herr Graf!

Christoph (ausweichend).
Ich stand in Diensten einst beim Grafen
Christoph von Oldenburg, ich aß sein Brod,
Sang nicht sein Lied und nahm so eben Abschied.
Heimkehrend jetzt in's fromme Bayerland
Bekam ich einen Brief vom Grafen Christoph
An Euch in Wolfenbüttel — Weh' mir, dacht' ich,
Was soll der Mann in seinem Kerker wohl
Noch Briefe lesen aus dem dän'schen Land!
Gar Mancher starb dort, der kein Brieflein mehr
Daheim noch an die Sein'gen senden konnte!
Da hört' ich, daß Euch Gott das Sterbeglöcklein
Schon heute läuten will und, guter Heiland!
Da mein' ich, daß vielleicht in diesem Schreiben
Ein stärkend Wort noch steckt für Euern Pfad,
Und so verricht' ich meines Grafen Auftrag.
Der Brief ist nicht von ihm; er selbst hat ihn
Von einem Andern, der Euch werth, empfangen.

Wullenweber (nimmt und liest). „Lieber Bruder, das Spiel ist aus. Neue Saiten lassen sich nicht aufziehen, denn sie zerschlagen die Geigen. Ich gehe zum Tode. Ich lasse nicht viel Augen zurück, die für mich weinen werden. Einige sind schon ge-

ſchloſſen und die, die noch offen ſind, die tröſte Du, wenn Du glücklicher biſt als ich und von Deinem Glück an das beſte und edelſte Weſen der Welt, das ich tief betrübte, etwas abgeben kannſt. Tycho Krabbe —" Hier endet es ....

Oldendorp.

Das kommt —

Chriſtoph.

Von Marcus Meyer kommt's! Er ſchrieb
Dies letzte Wort, als er zum Tode ging.
Er ſtarb, wie Ihr ſollt ſterben, Wullenweber!
Die Dänen haben ihn enthaupten laſſen.

Aleta (die, unbemerkt von Chriſtoph, im Hintergrunde ſtand, wankt vor, ergreift das Papier, küßt es und ſinkt beſinnungslos auf das Ruhebett).

Wullenweber.

Ich danke Dir, mein wackrer Reitersmann!
Das giebt mir Muth, mein Haupt empor zu tragen,
Empor zum Lichte, wo mein Marcus weilt!
Du gingſt voran und reichſt die ſtarke Hand
Aus Deiner freien Höhe mir entgegen!

Chriſtoph.

Die Schmerzbetäubte — Gott! war Eure Schweſter?

Wullenweber.

Und unſres Marcus unglückſel'ge Braut!

Chriſtoph.

O hätt' ich das vorausgeſehn —

Wullenweber.

So laßt's!
Sie muß es tragen, braver Mann, und wird's!
Zum Dulden hat ſie eine Heldenſeele!
(Zu Oldendorp:)
Nimm ſie in Deine Hut! Sie wird erwachen,
Wenn ich geſchieden bin.... auf ewig, Freund!
Auf ewig! Ewig, das iſt lang, mein Freund!
Ich raffe, wie ein Fliehender aus Flammen,
Was ich auf meinen Schultern noch kann tragen
Vom Theuerſten und Leichteſten, mir auf:
So gerne möcht' ich noch ein letztes Wort
Auf meine ſchwere Reiſ' hinübernehmen,
Im Augenblick des Scheidens mich zu ſtärken....

Oldendorp.

Dein ganzes Leben nimm! Es ſtrahlt im Licht
Des Evangeliums und der Bürgertugend!
Entſagend edler Menſch, der Freude nicht,
Nicht Glück der Liebe ſich geſucht im Leben,
Der immerdar entbehrend, nur für Andre
Das Größte und das Edelſte erſtrebt!
Wenn einſt die Welt genug gehört die Namen
Der alten Römer, die ihr Leben ließen
Für ihres Volkes Wohl, genug gehört
Die Namen Pericles und Cimon, Ariſtides,
Dann wird man auch von Wullenweber ſprechen,
Dem lübiſchen Dictator, dem ein Volk,

Ein größeres, und eine beſſ're Stadt
Für ſeine Größe fehlte!

Wullenweber.

Geh's ihr wohl,
Der Vaterſtadt!

Chriſtoph (ſich vergeſſend).

Nein, daß ſie unterginge!
Im Feuer die Undankbarkeit Euch büße!
Klein ſoll ſie werden, öde ihre Gaſſen,
Leer ihre Truhen, niedrig ihr Gewerb!
Auf kleinen Flüſſen ſegle ihre Schifffahrt,
Entmaſtet ſei ihr Glück, gekappt ihr Anſehn,
Und eine Magd ſoll ſie den Kronen dienen,
Die ihr verſammeln wolltet auf ihr Haupt!

Gerichtsbeiſitzer.

Wer ſeid Ihr, daß Ihr wagt ſo freches Wort
Von dieſer Stadt, des Herzogs Bundsgenoſſin?

Wullenweber.

Es iſt ein armer Reitersmann, dem Lübeck
Für heldenmüth'ge Dienſte ſchlecht gelohnt!
Geh, Knappe! Suche Brot im Bayerlande!
Und wenn Du noch dem Grafen wo begegneſt
In Deinem jungen Leben, grüß' den Edlen!
Sag' ihm, ich hätte auf dem letzten Gange
Noch ſeiner treu gedacht und gern gewünſcht,
Noch einmal ſeine biedre Hand zu ſchütteln!

(Er ſchüttelt ihm die Hand.)

Aus einer wirren Zeit, aus ſchweren Kämpfen
Tret' ich heraus und ahne nur das Ende!
Im Lichte muß es ſein, im Sonnenaufgang,
Die alten Schatten kehren nicht zurück!
Ein freier Sund für jedes freie Denken,
Ein freier Sund für jedes freie Handeln,
Für jede gute That die freie Durchfahrt,
Ein freier Paß für's deutſche Vaterland!
Lebt wohl! Schützt mir dies brechend Herz! Dank!
Dank
Dem guten Grafen für die Trauerbotſchaft!
(Zu den Freiknechten:)
Legt mir die Binde vor die Augen! Kommt!
Der Herzog wird ſich bald zum Frühmahl ſetzen,
Ich merk's, Ihr hättet gern ihm angeſagt:
Es iſt geſchehn! Geſcheh' es denn und mag
Ihm dieſe That nie auf der Seele brennen.

Oldendorp.

Jürgen! Jürgen!

(Er droht umzuſinken.)

Wullenweber (zu Chriſtoph, der ihn hält).

Gieb dieſem Greis von Deiner jungen Kraft!
Man geht dem Tod entgegen leichtern Muthes,
Wenn man, wie ich, ſo von der Liebe ſcheidet!
(Ab.)
(Die Soldaten und die Uebrigen ſchließen ſich ihm an.)

Chriſtoph (als Oldendorp ſich erholt).

Vergebt mir, Doctor, daß ich Euch verlaſſe!
Ich muß ihm folgen, muß ihm noch im Tode
Mit meinem weißen Tuche Abſchied wehen!
Schon viele edle Männer ſah ich ſterben
Auf blut'gem Schlachtfeld, keinen größeren!
In Wittenberg muß ich's erzählen können,
Wie er geſtorben, Märtyrer und Held!
Nein, ſchweigt! Nein, redet nicht! Ich fürcht', Ihr klagt,
Und Euer Klagen nähme mir den Troſt!
Aus ſolchem Blut kommt uns die beſſ're Zeit! (Ab.)

Meta (erhebt ſich und ſieht ſich mit ſtarren Augen um, dann ſtürzt ſie auf Oldendorp zu).

Iſt er bei ihm?

(Trommelwirbel draußen.)

Oldendorp.

In dieſem Augenblick
Umarmen ſich die beiden Freundesſeelen!
O fühle dieſes Wortes Größe nach,
Dem Vaterlande fühl' es nach und ſprich
Es tröſtend Dir an ſeiner und an Marcus' Leiche:
Hier brach ein ſchöner Zweig der deutſchen Eiche!

Meta (umfängt Oldendorp ohne aufzublicken).

Der Vorhang fällt.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Illustrirte Prachtwerke.

Eine andere Welt, von Plinius u. Grandville.

Mit 200 Illustrationen, 20 davon color. 5⅓ Thlr. = 8 fl. C.-M. geb. 6⅔ Thlr. = 10 fl. C.-M.

Die Generale der Republik u. des Kaiserreichs.

Mit 30 Portraits in Tondruck. 5⅓ Thlr. = 8 fl. C.-M. geb. 6⅔ Thlr. = 10 fl. C.-M.

Die kleinen Leiden, von Plinius und Grandville.

2te Aufl. Mit 250 Illustr. 3⅔ Thlr. = 5 fl 30 kr. C.-M. geb. 5 Thlr. = 7 fl. 30 kr. C.-M.

Die Reise ins Blaue von Plinius und Johannot.

Mit 100 Illustr. 3⅓ Thlr. = 5 fl. C.M. geb. 4⅔ Thlr. = 7 fl. C.-M.

Das Consulat und das Kaiserreich von Thiers.

1r Band. Mit über 100 Illustr. u. Charten. 5⅓ Thlr. = 8 fl. C.-M.

Die französische Revolution von Ad. Thiers.

1. Band. Mit 100 Illustr. und Charten. à 5⅓ Thlr. = 8 fl. C.-M.

Die Donau, von O. L. B. Wolff und Bartlett.

Mit 80 Stahlst. und 100 Holzschn. 15⅓ Thlr. = 23 fl. C. M. geb. 16⅔ Thlr. = 25 fl. C.M.

Geschichte Napoleons von Laurent u. Vernet.

Mit 300 Illustr. 6⅔ Thlr. = 10 fl. C.M. geb. 8 Thlr. = 12 fl. C.M.

Friedrich der Große, von Kugler u. Menzel.

Mit 400 Illustrationen Preis 6⅔ Thlr. = 10 fl. C.M. geb. 8 Thlr. = 12 fl. C.-M.

Die Nachfolge Christi für evangelische Christen.

Mit Frontispice u. Titel in Farbendruck. 2 Thlr. 20 Ngr. = 4 fl C.M. geb. 3 Thlr. 10 Ngr. = 5 fl. C.-M.

Die Soldaten des Kaiserreichs von Vellangé.

Mit 30 color. Abbild. 5⅓ Thr. = 8 fl. C.-M. geb. 6⅔ Thr. = 10 fl. C.M.

Die Donaureiſe von Ulm bis Linz. 25 Stahlſtiche.
In eleg. Mappe. 4 Thlr. = 6 fl. C.-M.

Die Donaureiſe von Linz bis Wien. 25 Stahlſtiche.
In eleg. Mappe. 4 Thlr. = 6 fl. C.-M.

Die Donaureiſe von Wien bis Sulina. 25 Stahlſtiche.
In eleg. Mappe. 4 Thlr. = 6 fl. C.-M.

Naturgeſchichte des deutſchen Studenten von Plinius dem Jüngſten.
Mit 41 Illuſtrationen von Retzſch. 2te vermehrte Auflage. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. = 2 fl. C.-M.

Schöne Literatur.

H. Conſcience. Geſchichte des Grafen Hugo von Craenhove und ſeines Freundes Abulfaraqus.
Preis 1 Thlr. 10 Ngr. = 2 fl. C.-M. = 2 fl. 24 Kr. Rh.

Moritz Hartmann. Kelch und Schwert.
2te Aufl. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. = 2 fl. C.-M. = 2 fl. 24 Kr. Rh.

Heinrich Laube. Drei Königsſtädte im Norden.
2 Bände. Preis 3 Thlr. = 4 fl. 30 Kr. C.-M. = 5 fl. 24 Kr. Rh.

Ernſt Dronke. Die Maikönigin.
Preis 1 Thlr. = 1 fl. 30 Kr. C.-M. = 1 fl. 48 Kr. Rhein.

Ernſt Dronke. Polizeigeſchichten.
Preis 1 Thlr. = 1 fl. 30 Kr. C.-M. = 1 fl. 48 Kr. Rhein.

Carl Gaillard. Bilder aus Tſcherkeſſien.
2te Aufl. 12 Ngr. = 36 Kr. C.-M. = 42 Kr. Rhein.

Carl Gaillard. Cola Rienzi.
Preis 22½ Ngr. — 1 fl. 8 Kr. C.-M. = 1 fl. 21 Kr. Rhein.

Die ungöttliche Comödie. Aus dem Polniſchen.
Preis 1 Thlr. = 1 fl. 30 Kr. C.-M. = 1 fl. 48 Kr. Rhein.

Dina. Jugendblüthen. Dichtungen.

Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M. = 1 Fl. 43 Kr. Rhein.

A. Mickiewicz. Herr Thaddäus.

2 Bände mit Portrait. Preis 3 Thlr. = 4 Fl. 30 Kr. C.-M. = 5 Fl. 24 Kr. Rhein.

Ossian. Deutsch von Adolf Böttger.

Preis 2 Thlr. = 3 Fl. C.-M. = 3 Fl. 36 Kr. Rhein.

J. S. Tauber. Gedichte.

Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M. = 1 Fl. 43 Kr. Rhein.

Tr. Welp. (Ed. Pelz.) Petersburger Skizzen.

4 Bände. Preis 5 Thlr. 10 Ngr. = 8 Fl. C.-M. = 9 Fl. 36 K. Rhein.

Carl Gutzkow. Vermischte Schriften.

3 Bände. Preis 4 Thlr. 15 Ngr. = 6 Fl. 45 Kr. C.-M. = 8 Fl. 6 Kr. Rhein.

Adolf Böttger. Auf der Wartburg.

Preis 12½ Ngr. = 36 Kr. C.-M. = 42 Kr. Rhein.
eleg. geb. m. Goldsch. 25 Ngr. = 1 Fl. 15 Kr. C.-M. = 1 Fl. 30 Kr. Rh.

J. van den Hage. Gesammelte Werke.

13 Thlr. 20 Ngr. = 20 Fl. 30 Kr. C.-M. = 24 Fl. 36 Kr. Rh.

1.—6. Band. Der Schafhirt, hist. Roman.
7.—9. „ Schloß Leevestein, hist. Roman.
10. „ Erzählungen.

Th. Hook. Gesammelte Werke.

20 Bände à 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Band 1—4. Jack Brag.
„ 5—8. Gilbert Gurney.
„ 9—12. Braut und Gattin.
„ 13—16. Des Pfarres Tochter.
„ 17—20. Maxwell.

Boz' ſämmtliche Werke.

Wohlfeile und vollſtändige

illuſtrirte Taſchen-Ausgabe.

63 Bände mit 400 Illuſtrationen.

Preis eines Bandes 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Inhalt.

Die Pickwickier. 6 Bände. Mit 43 Illuſtrationen.
Oliver Twiſt. 3 Bände. Mit 24 Illuſtrationen.
Nikolas Nickelby. 7 Bände. Mit 39 Illuſtrationen.
Joſeph Grimaldi. 2 Bände. Mit 2 Illuſtrationen.
Londoner Skizzen. 4 Bände. Mit 24 Illuſtrationen.
Humphrey's Wanduhr. 9 Bände. Mit 85 Illuſtrationen.
Barnaby Rudge. 8 Bände. Mit 74 Illuſtrationen.
Amerika. Reiſeerinnerungen. 3 Bände.
Martin Chuzzlewit. 10 Bände. Mit 40 Illuſtrationen.
Der Weihnachtsabend. Mit 8 Illuſtrationen.
Die Sylveſterglocken. Geiſtergeſchichte. Mit 4 Illuſtrationen.
Das Heimchen auf dem Herde. Mit 4 Illuſtrationen.
Italieniſche Reiſebilder. 1845. 2 Bände.
Dombey und Sohn. 10 Bände. Mit 20 Illuſtrationen.
Der Kampf des Lebens. Mit 4 Illuſtrationen.

Karl Gutzkow's

Dramatiſche Werke. 1.—6. Band.

1. Band. Richard Savage. — Werner.
2. „ Patkul. — Die Schule der Reichen.
3. „ Ein weißes Blatt. — Zopf und Schwert.
4. „ Pugatſcheff. — Das Urbild des Tartüffe.
5. „ Uriel Acoſta. — Der dreizehnte November.
6. „ Wullenweber.

8. eleg. geh. Preis eines jeden Bandes 1⅔ Thlr. = 2 fl. 30 kr. C.-M. = 3 fl. rhein.

H. C. Andersen's
Gesammelte Werke.

Das Märchen meines Lebens.

2 Bde. Preis 20 Ngr = 1 Fl. C.-M. = 1 Fl. 12 Kr. Rhein.

Der Improvisator.

Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M. = 1 Fl. 48 Kr. Rh.

O. T.

Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M. = 1 Fl. 48 Kr. Rh.

Nur ein Geiger.

Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M. = 1 Fl. 48 Kr. Rh.

Gesammelte Märchen.

4 Bde. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. = 2 Fl. C.-M. = 2 Fl. 24 Kr. Rh.

Bilderbuch ohne Bilder.

Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Reiseschatten.

Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Eines Dichters Bazar.

4 Bde. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. = 2 Fl. C.-M. = 2 Fl. 24 Kr. Rh.

Raphaella.

Tragödie. Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Der Mulatte.

Drama. Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Agnete und der Meermann.

Dramatisches Gedicht. Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Die Glücksblume.

Märchenkomödie. Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Gesammelte Gedichte.

3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M. = 1 Fl. 48 Kr. Rh.

Ahasverus.

2 Bde. Preis 20 Ngr. = 1 Fl. C.-M. = 1 Fl. 12 Kr. Rh.

Neue Märchen.

Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rhein.

Carl Bernhard.

Geſammelte Werke.

13 Bände. Preis 12 Thlr. = 18 Fl. C.-M. = 21 Fl. 36 Kr. Rh.

1. Bd.: Die Hoſpital-Verlobung. Novelle.
2. „ Eine Familie auf dem Lande.
3. „ Der Eilwagen. Ein Sprichwort.
4. „ Die Declaration.
5. „ Der Commiſſionair. Tante Franziska.
6. „ Der Kinderball. Scheerfünken.
7—9. „ Chriſtian der VII. und ſein Hof. 3 Bände.
10—13. „ König Chriſtiern der Zweite und ſeine Zeit. 4 Bde.

Bernhard v. Beskow.

Dramatiſche Werke.

Deutſch von Adam Oehlenſchläger.

3 Bände. Preis 2 Thlr. = 3 Fl. C.-M. = 3 Fl. 36 Kr. Rh.

1. Band. Guſtav Adolph.
2. „ Torkel Knutſon.
3. „ König Birger.

J. L. Heiberg.

Dramatiſche Schriften.

Deutſch von Prof. Dr. K. L. Kannegießer.

2 Bände. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M. = 1 Fl. 48 Kr. Rh.

1. Band. Ein Abenteuer im Roſenberger Garten.
Die Elfen.
2. „ Fata Morgana.

H. Hertz.

Geſammelte Werke.

1. Band König Renés Tochter.
2. „ Svend Tyrings Haus.
3. „ Geſammelte Gedichte.

Preis pr. Band 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

England von Léon Faucher.

2 Bde. gr. 8. 4 Thlr. = 6 Fl. C.-M. = 7 Fl. 12 Xr. Rhein.

Oesterreich von P. E. Turnbull.

2 Bde. gr. 8. 4 Thlr. = 6 Fl. C.-M. = 7 Fl. 12 Xr. Rhein.

Ungarn und Siebenbürgen von Paget.

2 Bde. gr. 8. 4½ Thlr. = 6 Fl. 45 Xr. C.-M. = 8 Fl. 6 Xr. Rhein.

Siebenbürgen von A. de Garando.

2 Bde. gr. 8. 4 Thlr. = 6 Fl. C.-M. = 7 Fl. 12 Xr. Rhein.

Norwegen von G. P. Blom.

2 Bde. gr 8. Mit color. Karte. 4 Thlr. 15 Ngr. = 6 Fl. 45 Xr. C.-M. = 8 Fl. 6 Xr. Rhein.

Italien von L. Mariotti.

2 Bde. gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr. = 8 Fl. C.-M. = 9 Fl. 36 Xr. Rh.

Die Donau, von O. L. B. Wolff und Bartlett.

Mit 80 Stahlstichen und 100 Holzschnitten 13⅓ Thlr. = 20 Fl. C.-M. geb. 16⅔ Thlr. = 25 Fl. C.-M.

A. Petzholdt. Beiträge z. Geognosie von Tyrol.

gr. 8. mit Abbild. 2⅔ Thlr. = 4 Fl. C.-M. = 4 Fl. 48 Xr. Rh.

London von Reigebaur und Moriarty.

In Leinw. geb. 2 Thlr. = 3 Fl. C.-M. = 3 Fl. 16 Xr. Rh.

Dresden von J. F. Reigebaur.

Mit 80 Abbild. In Leinw. geb. 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Xr. C.-M. = 1 Fl. 48 Xr. Rhein.

Leipzig und seine Umgebungen.

Mit Karte u. Illustr. 20 Ngr. = 1 Fl. C.-M. = 1 Fl. 12 Xr. Rh.

Hiſtoriſche Hausbibliothek.

Herausgegeben von

Profeſſor Dr. Friedrich Pülau.

Preis eines jeden Bandes von 25 — 30 Bogen 8. mit Stahlſtich 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M. = 1 Fl. 48 Kr. Rh.

Franz Kugler. Geſchichte Friedrichs d. Großen.
Mit dem Portrait Friedrichs gezeichnet von Schadow.

Hendrik Conſcience. Geſchichte von Belgien.
Mit einem Stahlſtich: Egmonts Tod, nach de Hoy.

P. M. Laurent. Geſchichte d. Kaiſers Napoleon.
Mit dem Portrait Napoleons nach Delaroche.

Groß-Hoffinger. Geſch. d. Kaiſers Joſeph II.
Mit dem Portrait Joſephs in Stahl geſt. von Weger.

Groß-Hoffinger. Geſch. d. Erzherzogs Karl.
Mit dem Portrait Karls in Stahl geſt. von Weger.

J. de la Gravière. Nelſon und die Seekriege von 1789—1815.
Mit dem Portrait Nelſons nach Abbot.

Ed. Pelz. Geſchichte Peters des Großen.
Mit dem Portrait Peters nach de Roy.

C. de Bonnechoſe. Huß u. d. Concil zu Coſtnitz.
Mit dem Portrait Huß'.

F. A. Mignet. Die franzöſiſche Revolution.
Mit dem Portrait Mirabeau's.

C. Williards. Geſchichte von Nordamerika.
Mit dem Portrait Waſhingtons.

☞ Ausführliche Proſpecte von dieſem Werke ſind in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Exemplare des Werkes zur Anſicht vorliegen.

Karl Gutzkow's

Dramatische Werke.

Siebenter Band. Erste Abtheilung.

Liesli.

1931. 342

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1850.

Liesli.

Ein Volkstrauerspiel

in drei Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

Mit drei Liedern von C. G. Reißiger.

1934 5424

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1850.

BIBLIOTHEK

An

Reinhold Köstlin

in

Tübingen.

Einige erläuternde Worte, die ich dem in diesem Bändchen enthaltenen Drama voranschicken möchte, erlaub' ich mir deshalb an Sie, verehrter Herr, zu richten, weil ich außer der Voraussetzung, daß Sie sich Ihren früheren Antheil an dem neuen deutschen Schauspiel erhalten haben, auch noch den Wunsch hege, Sie möchten in Ihrer Eigenschaft als Rechtslehrer und in Ihrem schwäbischen Stammgefühl die sittliche Veranlassung und ästhetische Ausführung dieses dramatischen Seelengemäldes prüfen. Denn sowohl vom juristischen Standpunkte wie vom provinziellen Lokalgeiste aus kamen mir vorzugs-

weiſe die Milderungen der Bedenken, die man gegen Wahl und Behandlung dieſes Stoffes erheben konnte.

Vielleicht laſen Sie in Ihrem vaterländiſchen Merkur bei Gelegenheit, daß ein Schmidt in Herrenberg ſeine Frau erſtach, weil ſie ihm nicht nach Amerika folgen wollte, eine That, die er unmittelbar darauf durch Selbſtmord ſühnte. Ich geſtehe Ihnen, daß mir dieſe Begebenheit in dem Falle, daß ſich die Ehegatten liebten, eine unmittelbare Aufforderung an die tragiſche Muſe ſchien. Die Theorie verlangt in der Tragödie den feindlichen Zuſammenſtoß zweier gleichberechtigten ſittlichen Prinzipe. Wie, wenn hier das Prinzip der Liebe mit dem eines gleichberechtigten unüberwindlichen Heimathgefühles zuſammenſtieß und eine That erzeugte, die der Juriſt würde beſtraft haben, der Dichter aber entſchuldigen muß? Auszuſchmücken, zu erfinden gab es hier wenig; eine einfache pſychologiſche Entwickelung der That von den erſten Anfängen ihrer äußeren Bedingung bis zu dem

höchſten Gipfel ihrer irgend denkbaren Möglichkeit genügte vollkommen, um hier dem räthſelhaften Menſchengeiſte eine ſeiner Wahrheiten oder eine ſeiner Verirrungen nachzudichten.

Ein Handwerker, dem die Früchte ſeines Fleißes nicht blühen wollen, gedenkt nach Amerika auszuwandern. Seine Frau, ſonſt anhänglich und treu, vermag es nicht über ſich zu gewinnen, ihm dahin zu folgen. Eine Erklärung dieſes Räthſels verſucht' ich dadurch, daß ich erſtens das Heimathsgefühl in ihr als urſprünglichen Gegendruck gegen die Abſichten des Mannes vorausſetzte, zweitens ihr etwas von dem ſchwäbiſchen Trotz zurechne, den Sie ſchon in Käthchen von Heilbronn und Auerbach's ſo ſelbſtgenügſamem Lorle finden, und drittens, daß ich verſuchte, in den zwiſchen den beiden Ehegatten bei aller Liebe waltenden Zwieſpalt geheimnißvoll die Kinderloſigkeit hineinſpielen zu laſſen.

Schweizerheimweh und Schwabentrotz bedürfen keiner Erläuterung. Jenes kommt zwar vorweg-

genommen hier in Anwendung, vor der Trennung von der heimathlichen Scholle; aber warum sollte bei der großen Leichtigkeit, mit der der Deutsche sein Vaterland aufgiebt, nicht ebenso wirksam und mächtig das Gegentheil in uns anzunehmen sein, wie beim Franzosen, dem außerfranzösisches Leben nur ein halbes Leben ist? Mir wenigstens scheint es, als wenn die, welche die Auswanderung aus politischen Gründen eine Feigheit nennen, weit eher und richtiger sagen wollen, es gäbe im heimischen Boden eine ursprüngliche Kraft, die sie allein stark macht, allein sie im Zusammenhang mit ihrem theuersten Streben fühlen läßt. Auswandern, um drüben für sich frei zu sein, ist doch wohl mehr Trotz und Egoismus als Heldenthat. Wenn man die Freiheit erstrebt, für wen ist es anders, als für die allgemeine Nationalität? Die Unfähigkeit, sich nach Amerika überzusiedeln, liegt im Gemüthe begründet. Kommt zu ihr jenes erwähnte Element des Schwabentrotzes, so mußte die Weigerung, dem Manne dorthin zu folgen, sich bei Liesli in einen Starr-

krampf verwandeln. Sie kennen das Naturell Ihres Stammes! Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn die Erinnerungen an frohe, in Ihrer Heimath verlebte Jugendtage mir sagen, daß zur Schwabennatur recht eigentlich dies festgebannte Verweilen auf einer einmal ergriffenen Idee gehört. Es ist dies der Quell vieler Verstimmungen dieses Stammes, aber auch der seines tieferen Denkens und seiner Poesie.

Dennoch würden, so dacht' ich wenigstens, diese beiden Gegengründe sich noch nicht gewaltig genug gegen die Auswanderung mit dem Gatten angestemmt haben, wenn nicht dem Satze gegenüber, für den geliebten Mann müsse der Frau jedes Opfer möglich sein, sich das lähmende, alle Thatkraft und alle Lebenslust in Liesli untergrabende Gefühl geltend gemacht hätte: Du hast dem heißblutigen, nur durch Familienglück zu sänftigenden Manne nach so langer Ehe keine Kinder geben können! Sie kennen das Recht nach Naturprinzipien. Glauben Sie, daß die Natur die Fort-

ſetzung einer kinderloſen Ehe geſtatten würde? Ich weiß nicht, was die Prätoren und Juſtinian darüber geſagt haben: ich glaube faſt, die vorhandene Erlaubniß, ſich wegen mangelnder Kinder ſcheiden laſſen zu dürfen, rührt nicht vom germaniſchen Prinzip der Minne, ſondern vom römiſchen der Familie her. Ich weiß ſehr wohl, daß es der ſittliche Stand unſrer Gefühle mit ſich bringt, die Stimme der ſinnlichen Natur zum Schweigen zu bringen, ich fühle, wie verächtlich ein Mann daſtehen würde, der eine Ehe getrennt zu ſehen verlangte, die ihm keine Kinder bringt; allein im Weibe iſt darum doch die Scheu und der Schmerz, daß ihr die Natur ihre Pflichterfüllung verſagte, durch Reflexion nicht überwunden. Lady Macbeth fühlte das und ſuchte ihren Gatten durch Befriedigung ſeines Ehrgeizes für die mangelnden Kinder ſchadlos zu halten. Wie tief hat der Dichter kurz und faſt obenhin angedeutet, daß zwei ſo männliche Naturen durch Thaten der Liebe nicht verbunden ſein konnten! Als Macbeth den Tod

der Lady erfährt, verräth er, daß die Bestimmung ihrer Vereinigung von Hause aus verfehlt war. Sie hätte gelegener sterben können! ruft er ihr mit einsylbiger Trauer nach. Sagt in meinem Stücke dem Bodmer, Liesli würde ihm ein Kind gebären, er würde ebenso in der Heimath geblieben sein, wie Liesli in diesem Falle ihm mit Freuden nach Amerika gefolgt wäre.

Aus solchen und ähnlichen Betrachtungen entstand die erste Fassung des nachfolgenden Stückes, wo Bodmer sein Weib erstach. Ich muß Ihnen aber gestehen, daß diese Lösung im Publikum Entsetzen erregte. Es mag wahr sein, daß die Elbflorentiner (ich spreche von der Dresdener Aufführung) in Theatersachen ein wenig verweichlicht sind und jeden gesellschaftlichen Schaden gern in Güte und Liebe ausgeglichen wünschen, es mag ferner sein, daß trotz der vorzüglichen Darstellung Bodmer sowohl wie Liesli von den Repräsentanten dieser Rollen zu wenig schroff angelegt waren: so viel blieb mir doch ersichtlich, daß auch die Technik

des Dramas eine Aenderung dieſer Löſung verlangte. Man hatte das Recht, einen Incidenzfall in den Verlauf der Handlung hereinbrechend zu erwarten. Dafür wird ja Komödie geſpielt, daß man nicht giebt, was ſich von ſelbſt verſteht, ſondern neben dem Nothwendigen muß auch etwas Zufälliges kommen, was uns überraſcht. Wenn der Schluß eines Dramas nur das Fazit zweier Prämiſſen zieht, ſo giebt es eine dramatiſirte Chronik. Erſt durch das incidirende Dritte, wie in einer chemiſchen Miſchung, brauſt die dramatiſche Wirkung auf, nur muß dies Dritte ſchon nothwendig im Beginne „angelegt" geweſen ſein, und dies war im vorliegenden Falle ohne Zweifel Bodmer's Liebe. So entſtand der jetzt vorliegende Schluß, der ſich auch bei anderen Vorſtellungen beſſer bewährt hat als der frühere.

Ueber die Verſtöße gegen das ſchwäbiſche Idiom urtheilen Sie nachſichtiger! Der geborne Schwabe wird über manche Wendung lächeln. Im Ganzen aber folgte ich doch der Erinnerung, die mir von

Stuttgart noch im Ohre klingt. Schöne Zeit, wo man noch in einem beſcheidenen Stübchen bei armen Winzern wohnte, in Häuſern, deren einziger Schmuck am Giebel eine Guirlande von welſchem Korn war! Abends ſetzte man ſich traulich zu den guten Leuten, nahm vorlieb mit ihren Grundbirnen und gekochtem Aepfelbrei und durchlebte die kleinen Leiden und Freuden der Töchter des Hauſes und ihrer nachbarlichen Freundinnen! Dann kam das Feſt der Weinleſe. Die Einen ſammelten emſig, die Anderen braunten Pulver auf, die Dritten ſangen Lieder im ſchwäbiſchen Dreiklang, wehmüthig in der Melodie, ſelbſt wenn ſie Luſt bedeuten. Der Abend führte die Fröhlichen heim, Arm in Arm, ſelbſt die alten pietiſtiſchen Großmütter und die duckmäuſernden Väter hatten vom ſüßen Weinmoſt ſich eine heitre Licenz geholt und kurzſichtigere Augen. Die Buben wurden oft wild und ſchlugen zu Hauſe übermüthig auf die Tiſche, die Mädchen guckten noch eine Weile zu den Sternen hinaus und ein Tübinger Stiftler,

der zur Ferienzeit herüberkam, fieng noch in später Nacht drüben im Dachkämmerchen die Flöte zu blasen an und der Nachtwächter sang an der Straßenecke mit zierlichem Hochtenor sein herzbrechendes „Wohl um die zehn Uhr" .... von Alledem ist mir mancherlei Erinnerung auch im Schwabenworte übrig geblieben. Erbaue Sie's, wenn Sie's richtig angewandt finden und überhaupt sich das ganze Werkchen Ihrer Theilnahme erfreuen darf!

Baden-Baden, den 22. September 1849.

Karl Gutzkow.

Liesli.

Ein Volkstrauerspiel

in

drei Aufzügen

Personen.

Griesinger, Gemeindevorstand.
Bodmer, ein Zimmermann.
Liesli, seine Frau.
Katharina, deren Base.
Fecht, ein Schlosser.
Ein Reisender.
Matthes, Gemeindebote.
Auswanderer.

Die Handlung spielt in einem schwäbischen Dorfe.

Erſter Aufzug.

Gartenplatz vor Bodmer's Hauſe. Links vom Zuſchauer der Eingang in das Haus ſelbſt. Vor ihm ein Tiſch und zwei Schemel. Rechts vom Zuſchauer mehr zur Seite ein friſcher Balken auf einem Geſtell, an dem Bodmer arbeitet. Daneben liegen Zimmermannsgeräth und abgehauene Spähne. Ein Schemel in der Nähe des Balkens. Im Hintergrund, etwas erhöht, Gebüſch und ſchöne Fernſicht in ein gebirgiges Dorf.

Erſter Auftritt.

Bodmer bearbeitet mit der Axt den Balken. Nach einer Weile erſcheint hinten im Gebüſch Fecht.

Fecht

(tritt hinten über einem kleinen Abhang auf und ruft ſich behutſam umſehend).

Pſt! Pſt!

Bodmer

(der dem Hintergrund den Rücken zukehrt, wendet ſich um).

Seid Ihrs, Fecht? So kommt doch daher!

Fecht (ſich nähernd).

Keine Luſt? Kein ſcheeler Willkomm? Euer Weib gönnt mir nicht die gute Stunde.

Podmer.

Sie ist drüben im Garten und verschneidet Bohnen. Nun was bringt Ihr? Ihr seid bald wieder da von Herrenheim.

Lecht.

Der Wind blies in die Frackschöß, da gabs 'ne lustige Fahrt. Nun, Freund, einen schönen Gruß vom Oberamtmann und die Sach' ist einmal so und es bleibt dabei.

Podmer.

Bleibt dabei? Ist einmal so? Habt Ihr den Oberamtmann nicht zur Hand gekriegt?

Lecht.

Daß Dich! Ich möcht', Ihr hättet mich reden gehört, Freund! Nicht Eure Spähne da fliegen so, wie's Redensarten setzte in der Armensünderstub' und doch nichts gesteckt.

Podmer.

Doch nichts? Dacht' mirs! Dacht' mirs!

Lecht.

Einen Lump über den andern warf er mir an den Kopf. Wie ich dazu käm', andrer Leute Vormaul zu sein und es setzt' einen Nichtsnutz über den andern!

Podmer.

Aber das Recht — das Recht! Das bleibt sich doch gleich, ob der oder der sein Büttel wird.

Lecht.

Sagt' ich auch und klagte, wie's meine Schuld nicht wäre, wenn mir alles hinter ſich ginge.

Bodmer.

Nun, — nun —?

Lecht.

Aber da kam ich übel an. Er wüßt' es wohl, wie wir's daheim trieben und das Oberamt kenne Alles, was wir da oben auf den Fildern anſtelleten. Was wäre das? fragt' ich und zog ein Geſicht dabei. Meuterei, Wilddieberei, Holzdieberei, Auswanderei und ſolche faule Eier ganze Neſter voll, daß der ſchuftige Schreiber, der dabei ſaß und als hört' er nichts, ſich die Feder ſchnitzelte, ſein grüngelb Geſicht zum Lachen verzog und erwiederte: Herr Juſtizrath, ſo eine Lection hat ſchon lang' einmal gefehlt!

Bodmer.

Hat ſie? Hat ſie?

Lecht.

Ich trug ihm nun Eure Sach vor.

Bodmer.

Daß ich das Holz aus dem Gemeindewalde nehmen dürfte . . .?

Lecht.

Verexplicirts ihm, aber da hättet Ihr den grüngelben Schreiber ſehen ſollen — der Kerl kroch zuſammen wie ein Stacheligel und hatt' auf Jedes, was ich

vorgebracht hab', immer sogleich eine gistige Antwort, daß ich nimmer weiter konnte.

Bodmer.

Also doch — der Baurath! Der soll's haben?

Lecht.

Der Baurath hats schon und ausgelacht haben sie mich, als ich sagte: Geht zehn Meilen in die Runde, ihr findet keinen Zimmermann, wie den Bodmer in Haslach. Das Gemeindehaus hat er gezimmert, wie einen Nähkasten so accurat, ein Schächtelchen im andern, ein Geviertchen im andern; warum soll er das Schulhaus nicht auch zimmern? Warum soll der Verdienst nicht im Orte bleiben? Warum soll ihm die Gemeinde nicht das Holz vorstrecken und sagen: Da ist der Wald, hau zu und sieh, daß Du dabei selbst auf einen grünen Zweig kommst!

Bodmer.

So ists! Ich dank' Euch, Freund. Aber es hat nichts geholfen.

Lecht.

Ja, Bodmerle! Das sprach ich. Aber der Bau, sagten sie, ist licitirt und der Mindestfordernde hat ihn und das ist der Herr Baurath aus der Stadt. Aus Stuttgart bringt der den Zimmermann, den Schlosser, den Maurer mit, die Balken sind aus seinem großen Holzhofe, die Steine liefern seine Brennereien, er kommt, sieht sich die Geschicht wie ein Prälat an, spricht seinen

Segen drüber und in der Regierung unten, da schreiben sie's aus einem Buch ins andere, hier Soll, da Haben, da Haben, da Soll, dann giebts noch ein goldnes Dankeschön in die Hand für den Herrn Regierungsrath und ein kleinsilbernes Seidsogut für das Oberamt und ein Gratiale für den grüngelben Schreiber und Ihr, Meister Bodmer, der Zimmermann, der kein Capital hat, keinen Holzhof hat, keine Fürsprache hat, Ihr könnt Gott danken, wenn der Herr Baurath Euch noch wenigstens am Gerüst mit anstellt um einen erbärmlichen Gesellenlohn.

Bodmer.

Aber der Gemeindewald —

Lecht.

Gemeindewald hin, Gemeindewald her! schrie der Oberamtmann. Ihr Sackermenter, wer erlaubt Euch, aus dem Gemeindewalde Holz zu verkaufen auf Borg oder Abschlag für bankrottes Volk, das über seinen Giebel hinaus will und kurz vor seinem Ruin zu spekuliren anfängt!

Bodmer.

Aber der Gemeindebeschluß, daß sie mir's Holz wollen borgen auf drei Jahre, wenn ich den Schulbau zugeschlagen bekomme und der Verdienst im Orte bleibt?

Lecht.

Sicherheit! Sicherheit! guter Vetter Bodmer! Genug, es ist damit nichts und schlagt es Euch nur aus dem

Sinn. Gingt Ihr hinunter, Ihr könntet nicht schärfere Bolzen auflegen, als mein Mundwerk that, aber Euch hätt' es noch getroffen, daß Ihr Euch selbst verwund't hättet im Zorn —

Bodmer.

Wohl möglich.

Lecht.

D'rum war es besser, daß ich gesprochen hab' und Ihr fangt nicht mehr davon an und denkt an was Besseres. Als ich mir die Kehle durstig geredt hatt', ging ich zum Waldbornwirth. Johe! Da blies es lustiger, Freundchen! Erst war ich grimmig und der Obersulzbacher wollt' nicht schmecken. Dann aber kam Sieghard von Niederstetten, Ihr kennt ihn ja, und der Aible von Hardlingen in fein' manchesterne Hosen, und dann wißt Ihr, Augusti, der Seifensieder am kleinen Graben, da kamen wir unser vier auf die Hauptsache ... also hört! Es sind wieder Briefe hereingekommen. Wenn Ihr guten Rath nehmen wolltet, schnürt' ich mein Bündel und sagte: Sackauf! Das thät' ich, wenn ich der Bodmer wär', und meine Stunde die hätte dann auch geschlagen.

Bodmer.

Was sind für Brief' hereinkommen?

Lecht.

Von Fritz Fanninger aus Missouri und die Gritli hat ein Schreiben erlassen, die Gritli von Saulgau,

Ihr müßt ſie kennen, die Gritli, dem Fanninger ſein Geſchwiſter ...

Dodmer.

Was ſchreibt die Gritli?

Lecht.

Es iſt zu ſchad, daß Ihr's nicht habt hören können, was ſie ſchreibt. Nun, es geht ihnen allen über die Maaßen prächtig! Wie ſie drüben ankommen ſind, haben ſie gleich nach des Rible ſeinem Vetter gefragt und der hat ſie ja aufgenommen wie ein Fürſt, und hat ihnen alles geſagt, wie's anſtellen ſollten und ſo viel Bekanntſchaften haben ſie alle gemacht, daß ſie gedacht haben, ſie kämet in's Herrgottsparadies hinein, ſo freundſchaftlich und zuthunlich ſind die Leut geweſen und nun — ſchreibt die Gritli — hätten ſie ſich für ein Spottgeld ein Stück Lands gekauft, fünfundfünfzig Morgen Wieſenwachs und Buſchwerk, etwas ſumpfig, aber gut zu roden, und ein Haus, ſchreibt die Gritli, wär' im Nu aufgebaut, weil ſie alles zur Hand hätten und was Eiſenwerk und ſonſtige Zuthaten betrifft — ſchreibt die Gritli — alles wohlfeil zu haben auf dem Markt in St. Louis und ſchon jetzt — ſchreibt die Gritli — hätte ihr Fritz die Ernte für's nächſte Jahr verkauft. Denn die Käufer reiſen im Lande und ſind honett und willig — ſchreibt die Gritli — ſchießen auch vor, wer Capital haben will und wer noch ein Menſch wär, der Luſt hätt' am Leben, ſchreibt die Gritli, und dem's noch ſtett um's Herz wäre, ſchreibt

die Gritli, der sollte doch keinen geschlagenen Augenblick verpassen, schreibt die Gritli, und sollt' kommen, schreibt die Gritli, und das bälder denn bald, schreibt die Gritli.

Bodmer.

Ich geh' auch, ich geh' auch.

Lecht.

Ja Ihr schwätzt als so, Bodmer! Ihr habts schon ins dritte Jahr gesagt: Ich geh'! und ein Frühjahr verschleppt's ins andere. Ihr seid ein Stubenhocker.

Bodmer.

Ueber Nacht zieht keiner einen neuen Menschen an. Das ist ein Gang auf Tod und Leben.

Lecht.

O Mensch, nur ein paar Hand voll Kronenthaler Mensch, ich besönne mich nicht soviel, als wollt' ich über'n Mühlbach springen. Leidige Welt, leidige Welt, wenn Eins gebunden ist ans Misere — o nur eine Hand voll Kronenthaler — hätt' ich die, Bodmer, ich wollt' am großen Mast auf dem Verdeck da stehen, wie der Admiral Nelson dagestanden hat und die Wallfische sollten Respekt vor mir haben. Aber ach! ach! ach! Capital! Capital! Capital!

Bodmer.

Aible hat Verstand, warum fängt der nicht an?

Lecht.

Hört Ihr denn gar nichts aus der Welt? Die Leut' sind all' im besten Zug. Es muß ja einen

Fortgang nehmen; wir müssen auch heraus, so oder so. Wandert doch aus! krächzte der Oberamtsschreiber, zusammengeknickt wie ein Federmesser. Wir halten keinen, fiel die andere Oberweisheit hinterm Aktentisch ein; wer seine Schulden bezahlt, seine Landskindspflicht unterm Gewehr und vorm Schilderhäusle veratteſtirt hat, der kann gehen, wo ihn der Teufel holt. Aber Menschenhandel leiden wir nicht! huſtete der Schreiber ...

Bodmer.

Menschenhandel?

Lecht (ſich umſehend).

Im Vertrauen, Bodmer. Der Apfel muß reif werden. In Herrenberg ſind nun ihrer ein Dutzend, die mitmachen, hier auf den Fildern, in Mosbach und ſonſt, kurz im ganzen Oberamt ringsherum, weiß ich ihrer über hundert Köpfe, die hinauswollen. Bodmer, es reiſen eine Menge Agenten im Lande, die allerlei Geſtalten annehmen —

Bodmer.

Seelenverkäufer.

Lecht.

Oberamtstitulatur! Sie ärgern ſich doch, daß ſo ein Tauſend nach dem andern im Land erklärt, anderwärts möcht's doch wohl hübſcher ſein und dem Kronenwirth Majeſtät in Stuttgart die Kundſchaft nimmt. S'iſt heillos verpönt, daß die Herren im Lande reiſen und den Leuten lachende Wirthſchaft überm Ocean an-

bieten und mit den Würfeln im Becher klimpern, ob Einer sein Glück versuchen will. Haltet Euch daheim, Bodmer! Noch heut vor Abend soll's bei Euch anpochen, ob Ihr vielleicht ein Nöfel Branntewein oder Essig im Vorrath braucht.

Bodmer.

Gebt mir weg damit! Essig, mein' ich, hab' ich genug im Vorrath!

Fecht.

Ha ha! Seht Ihr, daß Ihr gut zum Landdragoner paßt! Ueberm Löffel balbirt!

Bodmer.

Treibt keinen Schabernack. Mein Herz ist schwer. Was ists?

Fecht.

Nun, macht's leicht und sprecht mit dem Mann, den ich in Herrenheim beim Waldhornwirth auf Nr. 7 gesprochen. Ein feines Herrle! Reist auf Spiritus, Essig, Baumwollenwaaren und dergleichen und ist seines wahren Zeichens ein Spediteur für Amerika, hat Ueberfahrtsbillets, Ländereien in der Tasche, ist so zu sagen ein Werber, Freundchen, der Handgeld giebt für's gute Glück und die bessere Zeit. Wenn er kommt, nehmt ihn 'auf Eure Kammer oder gebt in den Busch und redet mit ihm. Schüttet ihm auch Eure Siebensachen in der Wirthschaft hin und fragt, was er dafür zahlen möchte. Es wird Euch leicht werden, wenn Ihr

den Plunder da, das Haus und die paar Obſtbäume, den Krautſalat, die paar Hinkel, die Zieg' und all Euer Kummer, Aerger und Haslacher Herzleid um einen Pfandſchein auf die neue Welt losgeſchlagen habt und Eure Frau ...

(Man hört Liesli ſingen.)

Iſt die bei der Hand? Sie iſt mein Freund nicht; ich will gehen; ſie könnte falſch ſingen, wenn ſie mich ſähe. Aber ihr zwei Menſchen kommt doch nicht in die Harmonie, wenn ihr nicht endlich einmal die Backen voll nehmt und Euer Lebensfünkchen anblaſt, daß es Helle giebt. Alſo ... Amerika! und ein neues Leben!... Jetzt ſprecht mit dem Seelenverkäufer! (Es iſt ein reſpectabler Herr, und ich denke, den nächſten Winter haben wir zum letzten Male Schnee geſehen. Ich gehe zum weißen Kreuzwirth. Bei Mondlicht ſpring' ich noch eins herüber. Adjes, Bodmer! (Ab.)

Bodmer

(bleibt, während Liesli ſingt, noch eine Weile nachdenklich ſtehen und fängt dann wieder an ſeinem Holz zu arbeiten an).

Liesli (hat geſungen:)

Grüß mein Lieb, grüß mein Lieb,
Daheim viel tauſendmal!
Und ſag' ihr nur, ich käm' auch bald,
Wann erſt die Zweiglein grün im Wald.
Im Wald, im Wald,
Die Lerche ſingt im Thal!

Und ſag' ihr nur, die Welt iſt rund
Und daß ich mein Glück nit fand,
Erſt lauf' ich noch ab ein Paar neue Schuh,
Dann ſitz' ich bei meinem Lieb' in Ruh,
In Ruh', in Ruh'
Daheim in Schwabenland!

Zweiter Auftritt.

Liesli tritt, noch den Schluß ſingend, mit einem Korbe Gemüſe, das ſie ſich zu putzen links am Hauſe hinſetzt, auf. Sich umſehend bemerkt ſie erſt Bodmern.

Liesli.

Schau, ſchau, biſt daheim, Bodmer? Hab' ich doch gemeint, Du ſeiſt in's Holz gegangen, um Dir die Bäume anzuzeichnen für den Schulbau.

Bodmer.

Daß ich mich auslachen ließe! Der Baurath hat den Schulbau.

Liesli.

Iſt's ſchon gewiß?

Bodmer.

Gewiß.

Liesli (wehmüthig).

O je! . . . (Sie ſetzt ſich traurig zum Rübenſchaben.) Schwere Zeit! Wie ich die Rüben aus dem Land zog, ſagt' ich

immer bei jeder, die ich dem Beet entlang nahm, kriegt er den Bau, kriegt er ihn nicht? Und am Ende der Reihe ſtanden zwei grüne Büſchel ſo dicht aneinander, daß es beides bedeuten ſollte. Auf Aberglauben iſt nichts zu geben.

Bodmer.

Auf Hoffen und Glauben auch nichts.

Liesli.

Sag' das nicht, Bodmer! Wenn Fecht ſo ſpräche, würd's ihm zukommen. Aber Andere ſollteſt Du nicht aus Dir reden laſſen.

Bodmer.

Fecht ſteht ſchon da, wo wir Alle noch hinkommen werden, wenn der Wind erſt ganz ausbleibt und wir auf'm Sand ſitzen.

Liesli.

Nicht doch! Der Baurath wird ſagen: Bodmer, Ihr habt eine fleißige Hand, Ihr ſeid der beſte Arbeiter auf den Fildern, Ihr ſollt ein gut Stück Geld an dem Baue verdienen ...

Bodmer (ſetzt ſich erſchöpft auf den Seſſel).

Liesli (ſpringt auf).

Jeſus, was iſt Euch, Mann. Ihr ſeht ſo blaß.

Bodmer.

Der Artſchlag ſoll verflucht ſein, den ich für einen Andern an dem Hauſe thue.

Liesli.

Pfui! Pfui! Welche Reden! Ein Gotteshaus! Ein Schulhaus! Wenn Eltern das hörten, die ihre Kinder dahin zum Segen schicken wollen. Es ist sündhaft.

Bodmer (nach einer Pause).

Wir haben keine Kinder.

Liesli (wendet sich nach einer Pause).

Wir haben keine ... (Wehmüthig) Gott weiß es.

Bodmer.

Wir sind leicht — wir haben mühlose Fahrt.

Liesli.

Sag das nicht, Bodmer! Kränk mich nicht! Du weißt, Du sprachst schon einmal so, als Du von Amerika anfingst. Gott will, daß wir arm sind; aber wir darben nicht, und wenn er uns keine Kinder gab, so hat er uns vielleicht vor Schmerzen bewahren wollen. Ach, ich wünschte, Du bautest das Schulhaus. Wie wollt' ich beten, daß ein Tempel Gottes draus würde und alle Eltern ihr Theuerstes und Liebstes dort geheiligt und gesegnet wüßten!

Bodmer.

Es ist nicht mütterlich gedacht, bei Kindern gleich zu fürchten, daß sie schlimm sein könnten.

Liesli.

Mein Herz sprach das nicht, das weißt Du wohl. Der Pfarrer sagte mir oft, wenn ich wein', in solchen Sachen sollte man die Vernunft hören.

Bodmer.

Wann war das, als ich von Amerika geredt habe?

Liesli (wieder heiter).

Weißt noch, Bodmer! O das war närrisch. Die Gritli vorm Jahr, da Alles in Feuer und Flammen über Amerika war und kein Alter, kein lediger Bursch mehr daheim bleiben wollte, weißt Du, wie die Gritli sagte, in den Ortschaften drüben, da fände man's pure Gold auf der Straße. Ha, ha, ha!

Bodmer.

Sie hat nun geschrieben und wird Recht behalten. Sie haben wohl einen goldnen Grund gefunden, Arbeit und Absatz die Hülle und Fülle.

Liesli.

Mag sie's. Ich gönn's 'ner Närrin, daß sie mit Straußenfedern stolziert.

Bodmer.

Es braucht keine Straußenfedern, Liesli; Federn zum Aufschwung von dem erbärmlichen Boden, auf dem wir kriechen, sind schon genug. Was plag' ich mich jetzt in's zehnte Jahr, daß es einen Fortgang haben soll!

Liesli.

Warum sagst gerade die Zeit, die wir geheirathet sind? ... Ich brachte Dir dies Häusle von den Eltern, da den Pflanzengarten und ein paar Morgen Erdäpfelland und sagte Dir ja: Bodmer, willst Du's so

Dodmer.

Laß mich nur mit den Kindern! Daß's Uebel noch ärger wär' und ich erſt recht nicht wüßt', wo ich hinaus ſoll? Was mich kränken muß, iſt, daß ein Mann von meiner Geſchicklichkeit, ein fleißiger rühriger Arbeiter, Tage- und Wochenlang lauern muß, bis ihm einmal ein Schärflein Verdienſt zufällt, bis einmal Eines des Tages kommt und ſagt: es iſt ein Balken ſchief, da giebt mein Dach nach, da iſt ein' Bank verbrochen . . .

Liesli.

Geh' nach Ulm oder nach Eßlingen!

Dodmer.

Ohne Geld?

Liesli.

Du bringſt's heim.

Dodmer.

Das iſt all' nichts. Was ich will, iſt nicht mehr und nicht weniger, als was die Bäume im Walde wollen. Sie ſtehen anfangs wie kleine Büſche da und laſſens ſich nicht verdrießen, denn ſie wiſſen, Sonnenſchein und Regen iſt ihnen gewiß, ſie können wachſen. Wachſen, ſich ausdehnen, was werden, das hält einen Mann aufrecht, das läßt ihn Sturm und Ungewitter ertragen. Warum ſoll ich nicht denken: Da iſt ein freier Platz, ſo groß, wie unſer Acker, auf dem liegen Bäume gefällt und Balken geſchält, und man hört die Geſellen ſägen und zimmern und die Jungen lernen

die Art schwingen, und ich gehe drunter auf und ab und lege den Zollstab da hin und dort hin und ziehe mit der Kreide die Linie, die gesägt werden soll, und mache zu neuen Häusern Grundriß' auf dem Papier — hab ich's nicht gelernt? Warum soll mein Pfund vergraben liegen in der Erde? Warum soll ich nicht aufgeben wie ein Weizenkorn, wenn es nicht verdammt war, auf den Weg zu fallen?

Liesli.

Vodmer! Vodmer! Das ist der Hochmuth, der aus Dir spricht.

Vodmer.

Hochmuth! Wenn die Leut' immer das nur getrieben hätten, was bei ihnen die nächste Kundschaft bestellte, dann fräßen wir noch wie sonst die Eicheln von den Bäumen, wie sie's weiland thaten, und keine Menschenseel' wär' aus den Lehmgruben hervorgekrochen. Weiß ich doch, daß in Amerika ein Mann aus mir wird! Da wird gebaut, da wird geschafft! Das Holz ist wohlfeil, nicht wie bei uns so theuer, als würd' es auf der Wage beim Krämer gewogen. Giebt mir hier Einer Arbeit? Hab' ich hier ein Recht auf meine Arbeit? Kann's hier dem gelingen, der nicht schon was hat, dem, der nicht spekuliren kann? Ich bin und bleib' hier ein Flickschneider mein Lebenlang. Aber in Amerika, da unternimmt man was, rüstige Hände, flinke Beine, ich geb' Dir Geld, Du giebst mir Arbeit, ich geb' Dir Arbeit, Du giebst mir Geld, Ga-

pital wird vorgeschossen, Gewinn getheilt — o Gott im Himmel, Du lässest die Sonne scheinen über Gute und Böse, laß doch auch denen wenigstens ihren segnenden Strahl, die fleißig sein wollen, damit sie wachsen, wie Deine Bäume im Walde!

Liesli.

Nun, ich sagt's schon! Laß uns unser Haus verkaufen. Wir gehen nach Ulm, nach Eßlingen —

Bodmer.

Weiter! Weiter!

Liesli.

Nach Stuttgart oder nach Augsburg —

Bodmer.

Weiter! Weiter!

Liesli.

Bodmer!

Bodmer (sich umsehend).

Es kommt wer. Es ist der lahme Matthes. Was will der?

Dritter Auftritt.

Matthes. Die Vorigen.

Matthes.

Ei da treff' ich Euch ja, Bodmer!

Bodmer.

Was soll's?

Matthes.

Sollt zum Gemeindevorſtand kommen.

Bodmer.

So? Da ſoll alſo Einer gleich ſein Geſchäft hinwerfen und hinunterlaufen. Der Grieſinger hat nichts zu thun. Er kann mir's ſelber ſagen, was er will.

Matthes.

So ſeid doch nicht all' aus und all' ein ſo ſtörriſch! Man mag Gutes oder Schlimmes bringen, s'iſt in einem Weg, um ſich von Euch ein ſchief Geſicht zu holen.

Bodmer.

Was Ihr mir Gutes bringt, möcht' ich keinem Freund anbieten und ſagen: Halbpart!

Matthes.

Was es heut' iſt, weiß ich nicht. Aber es iſt ein Brief vom Oberamt gekommen — Euretwegen!

Bodmer.

Meinetwegen? Vom Oberamt?

Matthes.

Wenn Grieſinger nicht wär' und ſein hochwohlweisliches Anſehen, wüßt' ich längſt, was drin ſteht; ſo aber hat's ihm ſchon leid gethan, daß er von ſeinem Geheimniß nur ſo viel hat hergeben müſſen, als nöthig iſt, um die Gemeindeherren zu berufen.

Bodmer.

Die Gemeindeherren?

Matthes.

Das ſah ich wohl, er ſchüttelte den Kopf, als wenn er aus den Wolken fiel und brummte dann: — Ihr kennt ſeine hochnothpeinliche Art — Bodmer wird ſich freuen.

Liesli.

Freuen?

Matthes.

Ich meine, s'iſt wegen dem Schulbau.

Liesli.

Bodmer! Siehſt! Es iſt wegen dem Schulbau — Du bekommſt ihn doch — da, Du ungläubiger Mann! — Bodmer, ſo eil' Dich! Hier iſt Dein Rock — zieh' ihn an! Da, Deinen Hut — ſetz' ihn auf! Freuen ſoll Dich's? Wenn's der Grieſinger geſagt hat, weiß er, was allein in der Welt Dich freuen kann ...

Bodmer.

Wann ſind die Gemeindeherren beſtellt?

Matthes.

In einer Stund', wo ich ſie treffe. Dem Ochſenwirth hab' ich's ſchon angeſagt und dem Gundelmeyer auch. Jetzt ſuch' ich die Andern. Macht nur, daß Ihr herunterkommt, und wenn Ihr den Bau kriegt, Meiſter, ſo vergeßt nicht, wenn Ihr den Kranz aufricht't und Ihr oben auf dem Gerüſt Eure Red' haltet, daß ich Euch das Glück zuerſt in's Haus gebracht hab', wär's auch nur von wegen dem zinnernen Teller, den

ich unten will umgehen lassen. Nu, gute Verrichtung! (Ab.)

Liesli.

Bodmer, was sagst!

Bodmer.

Liesli, Liesli, daß es die höchst Zeit ist, zu wissen, wie man mit dem da Oben d'ran ist. Wie Du's mit den Rüben vorhin im Acker gemacht hast und hast gefragt: Ob oder ob? so halt' ich mich jetzt an Rücken oder Schneide, wie mir beim Gemeindevorstand so zu sagen das Messer hinfallen wird. Glaub' mir's, Liesli, es steht immer Einer, den man nur nicht sieht, hinter Einem und redt mit uns und zeigt uns tausendmal die Gelegenheit: Thu' jetzt was! Handle jetzt! Mach dem Ding ein Ende! Liesli, wir haben uns zwölf Jahre in Freud und Leid ertragen und uns lieb gehabt, wenn auch nicht immer in Worten, doch still im Herzen, und dann gewiß, wenn Eins elend wurd' oder schmerzhaft zum Andern aufblickte und ein stummer Seufzer sagte: Hilf mir, ich hab' ja nur Dich, der mit mir lebt und stirbt ... Liesli, nimm Dein ganzes Herz zusammen und mach' Dich bereit, mit Deinem Leben für unsre Lieb' einzustehen und was zu wagen, wenn's gewagt sein soll. Nun, schau, Liesli, da will ich denn sehen, was es ist. (Ab.)

Liesli.

Geb's Gott, daß er sein' Ruh findet. (Setzt sich zum Rübenputzen und singt:)

Und ſag' ihr nur, die Welt iſt rund,
Und daß ich mein Glück nicht fand,
Erſt lauf' ich noch ab ein Paar neue Schuh,
Dann ſitz' ich bei meinem Lieb' in Ruh,
In Ruh, in Ruh
Daheim in Schwabenland!

Vierter Auftritt.

Reiſender (tritt behutſam ſich umſehend auf). Liesli. Später Bodmer.

Liesli (ſieht ſich um).

O je, ein Herr ...

Reiſender (tritt näher).

Liesli (für ſich).

Was mag der ſchaffen?

Reiſender (immer einfach und herzlich).

Vergeben Sie, liebe Frau. Iſt dies die Wohnung des Herrn Zimmermeiſters Bodmer?

Liesli.

Ach du mein Gott, der wohnt da und er heißt auch ſo, aber der Titel iſt doch gar zu lang für ihn ...

Reiſender.

Ich dächte, daß mir die Adreſſe ſo bezeichnet wurde.

(Er ſieht in ſein Portefeuille.)

Liesli.

S'iſt ſchon richtig und auch der Meiſter iſt richtig, aber es klingt doch gar zu vierſpännig. Wenn Sie warten wollen, er iſt ausgangen, oder kann ich dienen?

Reiſender.

Ich weiß nicht, ob Sie von der Angelegenheit unterrichtet ſind ... die mich hierher führt ... Herr Fecht wird Sie darüber unterrichtet haben ...

Liesli.

Herr Fecht? Das iſt auch ein Herr? Hören Sie, das iſt ein ſaubrer Herr! Nein, nein, was der Fecht mit Ihnen ausgemacht hat, davon will ich gar nichts wiſſen und wenn's noch ſo große Geheimniſſe wäret.

Reiſender.

Allerdings ſcheinen die Verhältniſſe des Herrn Fecht nicht im geordnetſten Zuſtande zu ſein —

Liesli.

O, Herr, die ſind in gar keinem Zuſtand. Das iſt ein Menſch, der ſagt: Hier bin ich! Und wenn er das geſagt hat, dann gehen die andern Leut' gleich fort. Das ſind ſeine ganze Verhältniſſe.

Reiſender.

Er iſt ein gelernter Schloſſer, ſo viel ich weiß ...

Liesli.

Ja! Das iſt er! Aber zehn Meilen Wegs giebt ihm keiner einen Schlüſſel zu repariren — und wer

ein Schloß hat an der Thür, der schiebt ebender noch ein Riegel da dazu, wenn man ihn kommen sieht.

Reisender.

So stände dieser Mann in keinem ehrlichen Rufe?

Liesli.

Das eben nicht! Nein, eingebrochen hat er noch nicht, da müßt' ich lügen. Aber Anfangs, da hat er ein hübsches Vermögen gehabt und viel verdient. Aber das flotte Leben verdarbs. Sein Mundwerk, seht, Herr, das geht wie ein Mühlrädle immer rundum rundum und wenn's trocken war, mußt' eine Kanne auf die andere 's wieder auffrischen. Da ist ihm denn sein ganz' Hab und Gut so allmälig mit der Zeit flüssig geworden und wer einen Schlüssel im Ort verloren hat, sprengt die Thür lieber mit dem Beil auf, als daß man den Fecht sollt' mit einem Dietrich kommen lassen.

Reisender.

Dann ist ihm freilich nicht zu verdenken, daß er sein Glück in Amerika versuchen will.

Liesli.

Da gehört er hin! Glückliche Reise! Da soll er nur hübsch von vorn wieder anfangen und ich wünscht', er ginge ebender heut als morgen.

Reisender.

So scheint Ihnen die Sache nicht bekannt zu sein, derentwegen mich Fecht zu Ihrem Mann bestellte —

Liesli.

Welch Sach'?

Reisender (bei Seite).

Ob ihr der Auswanderungsplan ein Geheimniß ist?

Liesli.

Sie verschweigen da etwas ... Was für'n Sach'? Was wollen Sie denn mit dem Bodmer ausmachen?

Reisender (bei Seite).

Ich nehme Anstand, sie von dem Plane zu unterrichten ... (laut) Es ist ... ich bin — ich bin ein Reisender, der den Landbewohnern zu billigeren Preisen manche Bedürfnisse zuführt ... Leinewand ...

Liesli.

Die machen wir in Haslach selbst.

Reisender.

Cattun- und Baumwollenwaaren aller Art ...

Liesli.

Die kaufen wir vom Jud' Aaron in Göppingen.

Reisender.

Auch Spirituosa — Weine besorg' ich durch ein Mainzer Haus ... Liqueur, Essig —

Liesli.

Essig? O je. Da sehen Sie 'mal, Herr, die freundliche Miene von dem Bodmer, wie er da gelaufen kommt, ob der wohl Essig braucht? ...

Bodmer

(kommt hastig zurück, ohne den Reisenden zu sehen).

Liesli (ihm entgegenlaufend).

Biſt da! Biſt ja ganz im Feuer, was haſt? Haſt den Schulbau, Männle? Sag' ja, ſag' ja, Männle!

Bodmer.

Herzensweible, denk Dir! Ja, es iſt ein Brief kommen vom Oberamt und der Fecht — nein der donnerſchlächtige Spitzbub der ...

Liesli.

Sagt ich's nicht alleweil?

Bodmer.

Den werd' ich wieder ausſchicken! Iſt ja kein wahres Wort an der Sache, daß ſie mich ſo ohne Weiteres herabgeputzt hättet. Künftighin, ſchreibts Oberamt, ſollt' der Bodmer aber ſelber kommen und ſein Sach von keinem naſeweiſen Deputirten erſt vertreten laſſen.

Liesli.

Siehſt Du! Siehſt Du, da haſt's. Nun, Herr, da höret Ihr gleich, wie der Fecht da zu Land angeſchrieben ſteht.

Bodmer (ſieht den Reiſenden).

Ei —

Liesli.

Der Herr hat nach Dir gefragt, der Fecht hätt' ihn zu Dir geſchickt ... Es iſt ein Reiſender, der Geſchäfte machen will ...

Bodmer (begreift und iſt in Verlegenheit).

Ja, ſo, Herr, ... o nehmts nicht übel —

Liesli.

Uebers Jahr, Herr, wann wir den Schulbau fertig haben und ein paar Gulden daran erübrigt, dann sprecht einmal wieder vor. Dann legt man sich ein Fäßchen guten Wein in Keller oder kauft sich einen neuen karrirten Ueberzug für die Bettung ...

Reisender (freundlich).

Ich wünsche den besten Erfolg für dieses Geschäft. (Notirt sich im Portefeuille die Bestellung.) Glück zum neuen Schulbau ...

Bodmer.

Das heißt, Kindsköpfle, so weit sind wir noch nicht. Das Oberamt schreibt hinauf, daß, wenn die Gemeind' damit einverstanden wär und auf mein Hab und Gut als Hypothek oder Caution die Auslagen machen wolle, so blieb's der Gemeind' überlassen, wen sie für das Schulhaus wählen möchte, nur müßt das Oberamt die Gewißheit haben, daß das Ganze mit gehörigem Nachdruck und allem nöthigen Rückhalt angefaßt und zu einem soliden und dem wichtigen Zwecke angemessenen Ende geführt würde. Siehst Du! Und da sind denn die fünf Gemeindherrn jetzt versammelt, haben das Grundbuch aufgeschlagen und berechnen eben, ob sie's mit mir wagen dürften ...

Liesli.

Das wird gute Wege haben. Der Ochsenwirth ist ja meiner seligen Schwester ihr Pathe gewesen und Gundelmeyer thut Jahr ein Jahr aus so schön mit

Einem, daß man kaum merkt, daß er seine dreißig tausend Gulden schwer wiegt, und der Müller, dem Du noch neulich das Kammrad gefelgt hast, sagte Dir schon oft: Bodmer, Ihr habt ein geschicktes Händle und was Ihr anfaßt, muß wohl gethan sein, und da hast schon drei und wenn drei Ja saget, könnet ihrer zwei getrost mit ihrem Nein nachgehockelt kommen, wie der alte Matthes hinter'm Gemeindverstand hockelt. Also grüß Gott, Herr, und über's Jahr da kommt einmal wieder in unser lustig Thal und fragt alsdann nach, ob wir noch lebet und allerweil guter Dinge sind. O je, nun ists aber die höchste Zeit, daß die Rüben ans Feuer kommen. (Bei Seite zu Bodmer.) Du, halt Dich mit dem nicht zu lang auf! (Ab mit dem Korbe in der Hand.)

Bodmer.

Verzeiht nur, lieber Herr ... Ich weiß wohl ..

Reisender.

Eure Frau schien von dem Plane nicht unterrichtet. Ich brauchte den Vorwand, den Euch Recht gesagt haben wird. Inzwischen scheinen sich ja aber auch die Verhältnisse geändert zu haben.

Bodmer.

Herr, ich hab's wie eine Fügung Gottes nehmen wollen. Krieg' ich den Schulhau, bleib' ich zu Haus.

Reisender.

Bis wann dürfte sich Das entscheiden?

Bodmer.

In einer Stunde. Sieh, sieh, es pocht mir ordentlich das Herz ... Wenn die Gemeindeherren kein Vertrauen hätten!

Reisender.

Warum sollten sie nicht ...! Ich habe mein Wägelchen am Wirthshaus drüben stehen lassen und will weiter machen. Außer Fecht wäre in diesem Orte wohl Niemand, der sich anschlösse?

Bodmer.

Ich wüßt' jetzt keinen. Der Ort ist im Ganzen wohlhabend.

Reisender.

So lebt denn wohl, lieber Bodmer. Geh' es Euch gut! Einmal auf Wiedersehen! (Will ab.)

Bodmer.

Nein, bitte, bitte ... (in unruhiger Verlegenheit) wenn Sie wüßten, Herr, was ich noch vor einer halben Stunde mich gesehnt habe, Sie zu sprechen ... und nun ...

Reisender.

Es ist der erste Grundsatz meines Vereins, Niemanden zur Auswanderung aufzuwiegeln.

Bodmer.

Ihres Vereins? Was für eines Vereins?

Reisender.

Des Texasvereins, als dessen Agent ich reise.

Dodmer.

Texasverein! Davon hab' ich reden gehört! So, so! Alſo Sie werben für den Texasverein! Wo liegt denn das Land, Herr?

Reiſender.

Es iſt das Gränzland zwiſchen Mexiko und den Vereinigten Staaten.

Dodmer.

Hab' davon gehört. S'ſind ihrer viele ſchon nach dem Ländle da. Und dafür hat's einen Verein?

Reiſender.

Um die Anſiedelung auf dieſem Boden zu erleichtern, die deutſchen Einwanderer vor den Gefahren völliger Rathloſigkeit auf fremdem Boden zu ſichern. Zu dieſem Zwecke iſt am Rhein eine Geſellſchaft deutſcher Standesherren zuſammengetreten. In der fruchtbarſten Gegend der ſchönen milden Provinz der Vereinigten Staaten hat dieſe Geſellſchaft große Landſtrecken angekauft, giebt ſie für ein Billiges an fleißige und wohlberufene Einwanderer und viel Tauſend deutſcher Landsleute haben ſich ſchon dort brüderlich zuſammengefunden und genießen die Vortheile eines ſolchen geordneten Vereintwirkens.

Dodmer.

Hm — hm — hm. Wie heißt denn die Hauptſtadt des Landes?

Reiſender.

Galveſton.

Dodmer.

Sieh, sieh, das ist Galveston. Hab' den Namen schon oft gehört und gelesen.

Reisender.

Die Mainzer Agentur befördert die Reisenden von Rotterdam nach Galveston.

Dodmer.

Hm! hm! Wenn Ihr aufrichtig sein wollt, Herr, rathet Ihr einem ehrlichen Manne lieber dahin oder wo die Meisten hingehen, nach Boston zu oder New-York oder da herum?

Reisender.

Ihr könntet glauben, lieber Freund, daß ich für meine Unternehmung partheiisch spräche, aber ich versichere Euch ohne alle Partheilichkeit, daß es thöricht ist, dahin zu gehen, wo die Menschenmasse schon zu dicht gedrängt bei einander wohnt und die Concurrenz dieselben Uebel erzeugt hat, denen Ihr ja hier entfliehen wollt.

Dodmer.

Wohl! Wohl! Das ist schön gesagt. Das ist ganz mein Gefühl.

Reisender.

Die Niederlassungen in Texas sind nun aber größtentheils neu. Die Dörfer müssen erst abgezirkelt, die Häuser müssen überall frisch gebaut werden. Für Euch nun, einen Zimmermann, würde sich die günstigste Gelegenheit zu umfassender Beschäftigung darbieten, und

wenn Ihr Euer stattliches Haus verkaufen wolltet, den Garten und Acker dazu, der der Eurige zu sein scheint, so wäre nicht nur die Ueberfahrt für Euch und Euer Weib, Eure Kinder bezahlt, sondern auch noch so viel erübrigt, daß Ihr von Galveston gleich Eure Thätigkeit im Großen eröffnen könntet.

Dodmer.

Hab' keine Kinder, Herr! Hm, hm — — aber wie wär' es möglich, dafür sobald einen Käufer zu finden, wenn man nicht sündhaft verlieren wollte? S'sind schlechte Zeiten.

Reisender.

Auch dafür weiß unser Verein Rath. Ich könnte Euch an den Kaufmann Kranzmeyer in Eßlingen verweisen, der gern bereit ist, Auswanderungslustigen ihre liegende Habe nach üblichem Werthe abzukaufen. Im Fall Ihr Euch zur Uebersiedelung entschließen könntet, hab' ich vom Kranzmeyer Vollmacht, das Eurige abzuwerthen und Euch für die Ueberfahrt und Ansiedelung in Anschlag zu bringen. Der Eßlinger Kaufmann steht mit dem Mainzer Verein in Abrechnung.

Dodmer.

Wie hübsch das ist! Wie schön berechnet! Mir wirbelts im Kopf. Aber . . . ich hab' einmal gesagt, der Schulbau soll ein Fingerzeig Gottes sein.

Reisender.

In acht Tagen wollte sich eine Gesellschaft aus Herrenheim, den Dörfern Mittenwang, Heidenheim,

Sulm und von einzelnen Höfen hier oben aus den Fildern zusammenthun, hundertfünfundsiebzig Köpfe. Ein braver Mann, wie Ihr, Bodmer, wäre ein Kleinod darunter gewesen; aber fern sei mir's, Euch zu einer unüberlegten Handlung aufzuregen.

Bodmer.

Unüberlegt? Das nicht! Seit drei Jahren, Herr, lebt der Gedanke in mir. Seit drei Jahren läßt's mir kein' Ruh mehr; nicht Sonntag, nicht Feiertag rührt mich mehr, nicht Kirche, nicht Gesangbuch kann mich halten. Ueberall ist die Erde des Herrn, ruft mirs zu aus Busch und Baum, ich freue mich nicht, wenn Eines lacht, mich rührts nicht, wenn Eins weint; es ist, als hätte mirs ein Engel angethan und ich weiß nicht, obs ein guter oder ein böser ist.

Reisender.

Warum ein böser? Seit zehn Jahren sind Hunderttausende deutscher Brüder über den Ocean gezogen und haben dem deutschen Namen jenseits Ruhm und Ehre gebracht.

Bodmer.

Hm — hm! Aber, Herr, kanns Euch denn freuen, so viele Menschen aus ihrem Erdreich an der Wurzel herauszunehmen? Habt Ihrs denn selbst mit Augen geschaut, daß sie drüben gedeihen? Es wird soviel geschrieben für und gegen die Sach', daß Eins oft den Muth verliert. Es ist doch ein Entschluß, der soviel

ſagt, als erſt ſterben und dann nochmals geboren werden.

Reiſender.

Ich war nie drüben; aber warum ſoll ich nicht ruhig zuſehen? Wie wenige werden daheim wahrhaft glücklich! Und wer glücklich zu ſein nicht verdiente, vielleicht lernt er's drüben, vielleicht zieht er einen neuen Menſchen an. Und dann hab' ich immer mit Traurigkeit geſehen, wie dieſe guten Landsleute in der Fremde dem deutſchen Vaterlande verloren gehen. Seht, da lernt ich einmal einen Grafen am Rhein kennen. Es war in Caſſel, Mainz dicht gegenüber, ich ſaß gerade auf der Terraſſe am ſchwarzen Bären. Halte ſonſt nicht viel von den Rittern und Grafen im lieben Vaterlande, aber was mir da der Herr vom Texasverein, dem er angehörte, erzählte, ſeht, das freute mich. Ich ſah, daß ſo die Deutſchen drüben zuſammenſchaaren und in der Vereinigung mit dem alten Mutterlande in Verbindung bleiben konnten. Da gedacht' ich, was alles Deutſchland ſein und werden könnte, wenns nur recht zuſammenbleiben und ſich zu jedem guten Ding, ſo auch zur Auswanderung, immer die Hand reichen wollte, und da nahm mich der brave Herr ſo ein, daß ich, ohnehin ſchon Kaufmann und Reiſender für ein Mainzer Geſchäftshaus, dieſen Auftrag noch mit auf die Reiſe nahm, und trotzdem, daß die Regierung die Erleichterung des Auswanderns verbietet und ich oft mit den Aemtern Unhelligkeit und Verdruß habe, doch es dahin

gebracht habe, daß sie mir vom Rhein die besten Briefe schreiben und mein Wirken besonders im Schwabenland loben. Ich bin jung und dies nützliche Wandern durch die Dörfer, durch die Leiden und Freuden der Menschen, durch die Hoffnungen auf eine bessere Zukunft in der neuen Welt, jenseits des großen Weltmeers, gefällt mir. Hab' ich nicht recht, Bodmer?

Bodmer.

Hört auf, mir brichts Herz. Es giebt einen Stein, der zieht's Eisen an und so zieht's mich nach Amerika, als wär die ganze Küste drüben hinterm Wasser voll von dem Gestein. Aber ... ich seh wohl, ich soll nicht hinkommen und ich werde siech und krank drüber werden.

Fünfter Auftritt.

Fecht. Die Vorigen.

Fecht.

Ei potztausendmohrenelement, was ist denn das? Bitte um Verzeihung; ... Herrgott, da ist ja der Tex-laner schon — was hör' ich ... Das Dorf ist voll von einem gnädgen Brief vom Oberamt und sie haben ein Postscriptum gemacht: Du solltest ein andermal keinen verdorbenen Schlosser zum Boten nehmen. Ei, da müssen sich ja alle Dietriche der Welt vor der Stutt-

garter Schatzkammer mausig machen, wenn ich vor meiner Meerfahrt nicht noch dem grüngelben Schreiber die Beine einschlage!

Reisender.

Bodmer bleibt da. Die Gemeindeherren werden das Geld zu dem Bau aus der Gemeindekasse geben.

Lecht.

Ists so andem, Bodmer?

Bodmer.

Es ist ihm so.

Lecht (zum Reisenden).

Und er weiß Alles von Texas und von dem Grafen an der Rheinbrücke im schwarzen Bären — weiß Alles von der heiligen Einigkeit und der großen Vorschußkasse in Galveston — Galveston an der Galvestonbay, 100 Grad nördlicher Breite, 1000 Grad südlicher Länge ...? Dicht bei Californien, wo's Gold wie der Straßenstaub liegt? Was?

Reisender.

Alles.

Lecht.

Und er bleibt um ein Schulhaus für das aufblühende ABC von Haslach? Herr Gott, Mensch, für den Ruhm, unserm hungernden Schulmeister einen glänzenden Käfig für sein Elend zu bauen, hängst Du die Anstellung als geheimer Landoberbauraths-directorium von Texas an den Nagel?

Bodmer.

Schweig, Fecht! Wer ſo wie Du hier verſpielt hat, muß wohl wie ein Gaudieb davon gehen.

Fecht.

Das alſo jetzt mein Dank, weil das Oberamt ungeachtet aller groben Redensarten ſich Deiner erinnert hat? Nein, Herr Terikaner, kommt, die Schaafe müſſen ſich von den Böcken ſondern; die Hörner wachſen mir, wenn ich noch lang bleibe, ich werde toll, wild, ſchrecklich anſtößig.

Reiſender.

Haltet Friede, ihr Herren! Einer langen, vielleicht ewigen Trennung ſollte kein Zorn vorangehen.

Fecht.

Trennung? Wo kann ich denn mit, wenn mir Bodmer nichts vorſchießt für die Schlöſſer und Krammen, die ich an ſeinen Bauten in Amerika alle machen werde? Das giebt einen Strich durch die Rechnung ſo dick! Oder nehmen mich Ihre Rheingrafen vom ſchwarzen Bären in Mainz vielleicht ſchon deshalb mit, weil ich für ihre Idee die rechte Begeiſterung habe?

Reiſender.

Deshalb gerade müßten wir Sie hier laſſen, damit Sie um ſo mehr dafür wirken.

Fecht.

Bodmer! Bodmer! Die Ueberfracht, die ich Dir in Rotterdam verurſacht hätte, würde nicht ſo ſchwer

gewesen sein, wie die Last, die jetzt Dein Gewissen drücken muß! Der Schulbau muß Dir viel, viel Geld einbringen, wenn Du gegen mich Deine Schuld bezahlen willst. Weißt Du, was Du mir schuldig bist? Du bist mir 'ne Million schuldig, die ich mir in Amerika drüben würde verdient haben.

Reisender.

Ihr bekommt Besuch, Bodmer.

Sechster Auftritt.

Griesinger. Matthes. Die Vorigen.

Matthes.

Hier! Da ist er bei Wege, Herr Gemeindevorstand.

Griesinger.

Bodmer, ich denke es ist Euch lieb, daß ich — Ihr habt Besuch ... entschuldigt Herr ... aha Fecht, wie gehts, Fecht?

Fecht.

Danke! Danke! Griesinger! Schließen noch alle Eure Kisten und Kasten? Keine Reparaturen nöthig? Niemanden krumm schließen? Seit Ihr Gemeindevorstand seid, haben die Schlosser wenig zu thun.

Matthes.

Das ist von wegen der außerordentlichen Clemenz des Herrn Gemeindevorstandes.

Griesinger (zu Bodmer bei Seite).

Der fremde Herr —

Lecht.

Ein Reisender in Essig und Oel, Wein, Baumwolle und Südfrüchte.

Griesinger.

Ah! Das Wägele am Ochsenwirth ist also wohl Ihnen?

Reisender.

Zu dienen! Wünschen Sie meine Legitimation?

Matthes (bei Seite).

Sieht mir aus wie so ein Bremer Rattenfänger.

Lecht.

Mein Freund Bodmer hat für die Kranzrede und das Gesellenplaisir am Richttag ein halb Orhoft Oberingelheimer bestellt.

Griesinger.

Ja, von wegen dem Schulbau. Bodmer, das Glück kommt in Scheffeln oder 's kommt gar nicht. Es ist nichts mit dem Schulbau.

Bodmer.

Griesinger, für einen Spaß klingt das zu ernst.

Griesinger.

Spaß! Von wegen Spaß! Was muß sein, da schick Dich drein! Die Gemeindeherren haben ein Langes und Breites discurirt, die Grundbücher nachgeschlagen, aber die Gemeindekasse und unsre Mittel reichen nicht aus.

Bodmer.

Ich bekomme nicht den Bau?

Grieſinger.

Wir laden uns damit eine Laſt auf, Bodmer, die der Mühe nicht lohnt.

Bodmer.

Aber ein Verdienſt, der im Orte bleibt, ein ehrlicher Arbeiter, der einmal einen Aufſchwung nehmen will, der ihm 's Leben lohnt?

Grieſinger.

Ich ſagt es ſelber den Fünfen: Leute, Ihr ſeid vermögend und wer was hat, iſt bequem und Euch iſt's eben nur zu weitläufig, die Schreiberei ans Oberamt, die Caution, die Vorſchüſſe, die Anweiſungen auf den Gemeindewald, die tägliche Controle ... da ſchlugen ſie die Bücher zu, machten ein Protokoll, Punktum, ich mußt's ſiegeln und nun geht's ans Oberamt zurück. Sie ſollten nur den Herrn Baurath aus Stuttgart ſchicken, daß er das Ding groß und mit Geſchick anfängt und bald. Da iſt der Brief —

Matthes.

Ich trag' ihn nach Oberzell auf die Poſt.

Bodmer.

O Leut! Leut! Stoßt's Meſſer nicht zu tief!

Lecht.

Hunde ſinds! Verfluchte Hunde! Krötenherzen! Aalpaſteten! Ich ſchwöre zehn leibliche Eide, daß der

Ochſenwirth ſchon die Zimmer ausgeſucht hat für den gnädigen Herrn Baurath und der Müller ſpekulirt auf eine amerikaniſche Mühle, die ihm der Baurath als Zugabe wohlfeiler herrichten ſoll zum Dank für den Schulbau, und des Gundelmeyer's Frau ſieht ſich jetzt ſchon im Spiegel, ob ſie auch von dem Baurath Madame getitulirt kriegt! O tauſend Spitzbuben mit Brecheiſen ſollen über dieſe Bande kommen und über ihre Geldſpinden! O daß ich als rachſüchtiger Schloſſer mit meinem Bund Dietriche jede Nacht vor ihren Fenſtern raſſeln könnte, daß ſie auf ihren Geldſäcken 's Zittern kriegten, als ob ſie die Geiſter der Verſtorbenen ſähen, durch deren Elend ſie reich geworden ſind! Gomorrha war nicht ſo ein ſchlecht Neſt, als Euer Haslach da.

Grieſinger.

Es thut mir leid, Bodmer. Aber Bauern ſind wunderlich und was von ihnen einen Batzen im Sack hat, das iſt gar erſt eigenſinnig Volk. (Zum Reiſenden.) Adjes, Herr. Gute Kundſchaft, wenn Ihr ein lang Maaß und ſchwer Gewicht habt! (Zu Bodmer.) Alſo, Bodmer, laßt nur dem Glück ein Thor offen! Auch im Herzen, hört Ihr? Einmal kommt's ſchon. (Ab mit Matthes.)

(Pauſe.)

Reiſender.

Ihr ſagtet, Bodmer, Ihr wolltet dem Schickſal die Vorhand geben.

Bodmer.

Was ich wollt' und was ich gelobt habe, das geſchieht. Meines Bleibens iſt nimmer daheim. Du haſt's Loos geworfen, Gott im Himmel. Die alte Zeit hat verſpielt, die neue kommt. Amerika! Herr, macht nun ein End'! Sagt, was geſchieht! Da habt Ihr mich!

Lecht.

Juchhe! Flagge hoch! 'S Schiffle fängt zu tanzen an.

Reiſender.

Ein in der Aufregung gefaßter Entſchluß dürfte Euch ſpäter reuen.

Bodmer.

Nichts da. Keine Aufregung! Alles vorbedacht. Ich geh in Ihr Land, Herr! Mein Leben hat da ausgeſpielt. Ich bitte, bleibt bis Morgen, daß wir den Verkauf ausmachen mit dem Eßlinger. Nicht drei Tage mag ich mehr in dem dumpfen Qualm hier leben, ſonſt verſtick' ich.

Reiſender.

So will ich mein Pferd ausſpannen und bis morgen machen wir das Geſchäft richtig. (Bietet die Hand. Bodmer ſchlägt ein.)

Lecht.

Ich geh mit zu dem Ochſenwirth. Dem wollen wir eins auf die Herberg trommeln, daß er denken ſoll, die Franzoſen kommen — Sakerblut, hätt Eins jetzt nur mehr Franzöſiſch gelernt! Was wollt' ich für'n

gesegneten Fluch aussprechen! Bodmer, je suis — in 'rer Rage — daß ich — Sakkernongtemetzlewurst ... Kommt, Herr Terikaner! Marschieren wir in den Ort hinein, daß alle fünf Gemeinderäthe nicht wissen sollen, in welch Mausloch sie sich verkriechen sollen.

Reisender.

Bodmer, überlegts! Wir sprechen also jetzt ordentlich davon. (Ab mit Recht.)

Bodmer (steht eine Weile in Gedanken versunken.)
(Nebenan ertönt Liesli's Gesang.)

Liesli (singt):

Ob die Stern' am Himmel stehen,
Blumen blühen roth und bunt,
Doch der Liebsten Aug zu sehen
Und zu küssen ihren Mund,
Nichts mir so gefällt, nichts mir so gefällt
Auf der weiten, weiten, weiten, weiten Welt!

Bodmer (geht langsam an die Thür, hält inne, kehrt an den Tisch zurück. Endlich).

Es muß sein! Amerika! (Entschlossen besteigt er die Stufe zu seinem Haus und geht hinein.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Ebendaſelbſt.

Erſter Auftritt.

Katharina. Bodmer kommen raſch aus dem Hauſe.

Katharina.

So ſeid Ihr alle Zeit geweſen, ein harter, ſtörriſcher Mann.

Bodmer.

Es iſt aber eine alte Sach' und gar nichts Neues mehr, was ich geſagt hab'.

Katharina.

Platzet da herein wie's Ungewitter in den Schornſtein! Ich denke, die Baſ' trifft der Schlag.

Bodmer.

Er hat mich auch 'troffen, als ich die liebloſe, ſchmähliche Behandlung der Gemeinderäth' erfahren. Aufſpringen hätt ſie ſollen wie ein' Otter, die man tritt, als ich's ihr ſagte, daß ich den Schulbau nicht bekommen hab', nicht bekommen von meinen eignen Leuten, meinen eignen Nachbarn, die mit mir aufgewachſen ſind im Ort, und da lacht' ſie ...

Katharina.

Lacht? Ein ſchön Lachen, wenn's Einem iſt, als drückte Einem die Verzweiflung 's Herz ab.

Bodmer.

Und wie ich Balſam auf meine Wunde haben will, wie ich Troſt aus ihrer Liebe meinem verſchmachtenden Herzen begehr' und ihr ſage: in drei Tagen ſind wir ledig und frei und machen nach Amerika, läuft ſie davon und rennt in's Feld, daß ich denk', die Tarantel hab' ſie geſtochen.

Katharina.

Ihr Mannsleut denkt, ein Weib ſoll ſich gleich ſo erklären können, wie Ihr, die Ihr im Grund all dergleichen aus keinem andern Grund thuet, als aus lauter Deſperation. Eine vernünftige und überlegte geſunde Beſchließung iſt mir noch bei keiner Mannsperſon vorgekommen. Im Wirthshaus ſchlagen ſie auf den Tiſch und verfluchen ſich in alle drei Teufels Namen, daß ſie das oder das thun wollen und hernacher, wenn ſie nüchtern geworden ſind, da müſſen's ſchon thun, nur um das Geſpött nicht zu haben, 's iſt ihnen aber längſt ſchon gottsjämmerlich leid! So ſind die Weiber nicht.

Bodmer.

Ich bin ſehr nüchtern, Kathrin!

Katharina.

Trunken und voll ſeid Ihr vom Zorn. Der hat Euch mehr berauſcht, wie neuer Wein. Ein Weib geht auf kein bloßgeſtreckt Meſſer ſo zu, wie Ihr. Sie geht

dem tollen Hund aus dem Weg und ist nicht fürwitzig. Greift's dann aber auch mal einen Entschluß beim Kragen, dann ist sie niet- und nagelfest und kann durch kein Erdbeben mehr drin wankend gemacht werden, während Ihr grausammuthige Männer kaum einen Schnupfen kriegt und schon über Eure Heldenthaten ganz kleinwinselig und gottserbärmlich werdet. Da hat man Beispiele davon.

Bodmer.

Nun, Kathrin, hier daheim, könnt Ihr gewiß sein, verkält' ich mich nicht mehr, und den Schnupfen, den ich über's Meer krieg', der wird mich auch nimmer zurückbringen. Das ist eine beschloss'ne Sach'. Das Haus wird verkauft. Schulden stehen Gott sei Dank noch auf keinem irdenen Hafen in der Wirthschaft.

Katharina.

Bodmer! Bodmer! Das ist ein Entschluß!

Bodmer.

S'ist einer. Aber Hoffnung ist ein Paß für's Narrenhaus. S'Liesli weiß's und hat's tausendmal gehört, daß es mich nimmer leid't im Haus. Ich muß hinaus, ich muß hinaus! Sie hat's schon an die tausend Tag überlegen können, und nun kommt's ihr wie ein Donnerschlag, sie sieht mich groß an, wie ein Gespenst und rennt wie dumm in's Feld? S'ist ein Wunder, daß sie nicht zum Fenster 'nausgesprungen ist.

Katharina.

Eine Frau überlegt nichts, ehe sie's nicht muß.

Hinträumele über Ding', die nicht sind, das können die vornehmen Weibsen Abends in ihren weichen Federdaunen. Wer aber einen gesunden Schlaf hat, der legt sich ohne all' Gedanken in's Bett und schnarcht, und wenn's auf der einen Seite ausgeschlafen hat und wacht auf, so fängt's nicht zu simuliren an und zu träumele, sondern legt sich auf die andre Seit' und schlaft die auch aus So hat's die Liesli alleweg gehalten, schon als sie noch klein war und ich sie erzogen hab', das liebe goldige Ding das.

Bodmer.

Da sie nicht vorgedacht hat, mein' ich, daß sie nun nachdenken wird. Und die Bas denk' ich, die Bas wird ihr in's Gewissen reden.

Katharina.

Ach was, das wird nicht nöthig sein. Sie wird mitgehen, weil's Eure Frau ist und sie Euch von Herzen lieb hat.

Bodmer.

Unser Bündel ist auch leicht.

Katharina.

Sagt Ihr das nicht so oft! Unser Bündel ist auch leicht! Das soll heißen, weil Gott nicht gewollt hat, daß die Arme Euch Kinder gäb. Seid froh, daß Euer Hochmuth nicht über Kinder stolpert. Da würd's Euch bald mürb' machen, wenn Ihr so ein flügg Nest von Kindern solltet aus dem Baum ausnehmen, wo's

ſo friedlich gezwitſchert, ſo lieb geſungen und gewohnt hat; ihr würdet bälder an Andre denken, denn an Euch. Wer keine Kinder hat, hat meine Mutter all ihr Lebtag geſagt, iſt hart. Wer keine Kinder hat, dem fehlt etwas, was zur menſchlichen Natur gehört, wie die Rebe zum Weinſtock. Thut Ihr doch manchmal, als hätt' ſich die Liesli vor Euch zu verſtecken, daß ſie ſo unglücklich iſt und kein' Kinder hat! Schämt Euch!

Bodmer (will arbeiten).

Eine Mutter iſt ein gehorſamer Weib.

Katharina.

Ach was, gehorſamer! Eure Balken und Klötz die könnt Ihr behauen und nach Eurem Sinne ſchälen und putzen, ein Menſchenherz aber iſt ein weich Ding, das man nicht mit Art und Beil regiert. Sie wird ſich in Gottes Fügung ſchicken und s'Euch überlaſſen, den Schritt vor'm ewigen Heiland zu verantworten. (Sieht hinterwärts.) Da kommt ſie! Mit verweinten Augen! Macht's jetzt gut, Bodmer! (Weint.) Denkt, daß die Liesli mein Geſchwiſterkind iſt und daß ich ſie wie mein Auge geliebt hab' und nun ſoll die alte Kathrin denken, in drei Tagen geht ſie in die Welt hinaus, daß ſie ſie nimmer im Leben wiederſieht ... Das iſt gewiß. Wär' ich jünger, nur um ein paar Jahr, ich ließ ſie nicht, ich ging mit hinaus, das iſt gewiß; aber ich bin krank, es iſt zu viel für die paar Stunden, die ich noch zu leben hab' und da muß ich von der Liesli Abſchied nehmen für d'Ewigkeit. Das iſt aber für

Euch all nix. Da ſeht Ihr immer auf Eure Balken und denkt, ſo hart muß ein Herz auch ſein und die Schmerzen in ſo einer Menſchenbruſt die ſind Euch eben nichts wie Hobelſpähne ... Bodmer, Bodmer! Seid ein braver Mann und redt mit ihr ... in Güte und Liebe! (Ab in's Haus.)

Zweiter Auftritt.

Liesli und Bodmer.

Liesli
(kommt von hinterwärts, langſam und mit geſenktem Kopf).

Bodmer (nach langer Pauſe).

Liesli!

Liesli.

Was iſt?

Bodmer.

Was gingſt denn vorher davon?

Liesli.

Ich mußte.

Bodmer.

Du mußt's? Haſt's überlegen wollen? Haſt's denn nun überlegt?

Liesli (Pauſe).

Ja.

Podmer.

Der fremde Herr, wo da war, ist ein Agent für das schöne Land, Texasland, und Kaufmann Kranzmeyer in Eßlingen kauft mir das Land und den Hof und die paar Morgen Ackers ab, daß ich das Reisegeld hab'. Ist Dir's Recht?

Liesli (Pause).

Ja.

Podmer.

Morgen geh' ich nach Herrenheim in's Oberamt und laß' mir den Consens geben. Es wird keinen Umstand haben, da ich dem Staat nichts mehr schuldig bin und die Militairzeit verdient hab'. Ich denk', ich kann nächsten Sonntag, wenn die ganze Bagag' vorbeikommt, mich anschließen und mit an den Rhein nach Mainz machen. Von da geht's in's Holland nach Rotterdam und dann in Gottes Namen nach Texasland, was ein schönes Land ist! Ist Dir's Recht?

Liesli (zitternd).

Ja.

Podmer.

Auf's Haus bin ich keinen Kreuzer schuldig, es ist Dein Eingebrachtes, Dein' Eltern haben drin gewohnt, wir habens wie neu hergerichtet vom gemeinsamen Erwerb, meine Hand hat manchen neuen Balken hineingeschlagen, wir können wohl sagen, daß es nun schon gemeinsam uns Beiden gehört. Für Alles ineinander denk' ich ein fünfzehnhundert Gulden zu lösen.

Liesli (Pauſe).

So viel?

Bodmer.

Ei, ich denke ſchon. Es muß aber auch. Die Ueberfahrt iſt nicht gering. Zwei Köpfe und im ſchlechteſten Deck möcht' ich auch nicht gern zuſammengepreßt ſein.

Liesli.

Zwei Köpfe? ... Haltſt alſo doch den Fecht frei? Das ſollteſt Du nicht thun.

Bodmer.

Den Fecht? Behüt' es! Den nimmt der Agent, glaub' ich, zur Belohnung umſonſt mit, weil er die ganze Beſcheerung von 175 nunmehr 178 Köpfen doch ſo in einem Jährle zuſammengebracht hat.

Liesli.

Bodmer, ich muß Dir was ſagen.

Bodmer.

Was denn, Liesli?

Liesli.

Bodmer ... ich geh nicht mit nach Amerika.

Bodmer.

Liesli ... ſchwätz nicht ſo!

Liesli.

Bodmer ... ich geh nicht mit nach Amerika.

Bodmer.

Geh in's Haus, Liesli! Biſt krank!

Liesli.

Ich bin nicht krank, Bodmer. Ich hab' mir's schon überlegt. Ich geh nicht mit in's Amerika.

Bodmer.

Liesli, sag' das nicht wieder! Ich werd' verrückt!

Liesli.

Sieh', Bodmer! Wie Du's mir vorhin sagtest, Du hättest den Schulbau nicht und gingst nun da hinaus, da gab's mir'n Schlag vor den Kopf und ich meint' umzusinken; ich wußte eben, daß es nun Dein Ernst ist. Auf'm Feld draußen hab' ich am Boden gelegen, hab' mir immer den Kopf gehalten und nichts, gar nichts mehr fassen und begreifen können. Aber was ich auch zu denken versucht habe, es hat immer Einer bei mir gesessen und gesagt: Du gehst nicht mit nach Amerika und da bin ich hergekommen, Bodmer, und sag' nun, was ich sagen muß: Ich geh nicht mit nach Amerika.

Bodmer

(geht herum und macht, um sich zu besänftigen, gewaltsame Gebehrden. Dann sich endlich fassend tritt er an sie heran).

Liesli, warum nicht?

Liesli.

Siehst Du, Bodmer ... frage mich nicht! Ich kann Dir's nicht sagen. Ich weiß es eben nicht. Ach, Bodmer, ich leb' so nicht mehr lang ... ich will Gott im Himmel bitten, daß er seinen allmächtigen Schutz über Dich aus-

laſſen möcht' ... aber, ſchau Bodmer ... Dein Liesli laß in Gottes Namen; geh' Deinem Glück nach, Bodmer, in die weite Welt, in Amerika. Bodmer, geh' Deinem Glück nach; aber Dein Liesli, ſiehſt Du ... ich kann nicht mit nach Amerika.

Bodmer.

Liesli, Du denkſt vielleicht, s'iſt beſſer ſo: Du meinſt, daß Du mir vielleicht eine Laſt wäreſt: aber Liesli ... Du weißt doch ſchon ... weißt doch ſchon ... (mit Thränen) wie ich Dich lieb'!

Liesli.

(Ihre gepreßte Bruſt löſt ſich. Sie ſtürzt auf Bodmer zu und umklammert ihn.)

Ach!

Bodmer (während Liesli an ſeiner Bruſt liegt).

Wie würd' ich denn eine Freud' haben auf der Gotteswelt und hätte nicht Dich dabei. Wie könnt' ich denn einen Kummer haben und hätte nicht Dich dabei! Und alle Glückſeligkeit der Erde wäre mir ſchon nichts, wenn Du ſie nicht theileteſt. So würd' ich ja nur elend ſein und keinen ruhigen Tag mehr im Leben haben — ohne Dich!

Liesli (an ſeiner Bruſt zu ihm aufblickend).

Liebſt mich ſo?

Bodmer.

Wie ich's in Worten thue, weißt Du ſchon, wenn ich's auch nimmer ſo oft ſage! Wie ich's im Herzen

thue, kannſt nicht ſehen, denn da lieb' ich Dich, auch wenn ich ſchelte. Mein Zorn iſt mein Lieb'; denn nur wo Eins liebt, Herz, da kann's ſich wild zeigen und in Eins raſend werden, wenn's nicht gleich ſtimmt wie's ſtimmen ſollte. Liesli, wenn ich Dich laſſen könnte ... nein, nein, würgt mir's nicht im Hals, als ſollt' ich ſticken! Du haſt Dir gedacht, daß Du mir eine Laſt biſt: ich ſoll vorausgehen, gelt, erſt den neuen Heerd bauen, dann wollteſt Du nachkommen, gelt, Liesli, haſt Dich ſchwer hineingedacht in die ſchnelle Entſchließung, ob ſie mir gleich ſeit drei Jahren auf den Lippen ſchwebt und im Herzen ſeit fünf. Siehſt Du, es ſummt ja ſchon ſeit neun Jahren im Schwabenland umher, wie in einem Bienenſtock. Dies Schwärmen hat mich angeſteckt, wir müſſen mit hinaus, mit fort in's neue Land und neue Leben, und mein Weib, mein braves, gutes Weib, geht mit mir, wie die Sonne, die auch drüben lachen wird, auch drüben im Weſten golden aufgehn und golden untergehn.

Liesli (geht nachdenkend zur Seite).

Bodmer (nach einer Pauſe).

Liesli, Du red'ſt ja nicht?

Liesli

(läßt den Kopf ſinken und verfällt wieder in ihre ſtarre Beſchaulichkeit).

Bodmer.

Man könnt' meinen, Du hättſt einen Geiſt geſehen. Richt' einmal den Kopf auf! Sei doch da, bei der Sach'! Mach's ein End' ... Ei Du ... Wird's bald ...?

Liesli (ſtürzt wieder auf ihn zu).

Bodmer!

Bodmer.

Laß mich! Das Ding iſt verdrüßlich! Faß jetzt an! Sei rührſam! Der Reiſende kommt wieder und macht den Anſchlag. Pack ein, was wir mitnehmen! Wenig, das Nothwendigſte! Mein Handwerkzeug vor Allem, das leinene Geräth und die Kleidung auch! Ei, ſo mach nun fort.

Liesli.

Bodmer! Gott im Himmel! Ich geh' nicht mit nach Amerika.

Bodmer.

Biſt toll, biſt toll, ſieh Dich im Spiegel! Die Kinder werden Dich ausſpotten, wenn ſie Dich im Dorf ſo ſehen, wie Du ausſchauſt. Fort! Mach fort! ... Rührſt Dich nicht? Kannſt nicht vom Fleck? Bleibſt da ſo, wie ein unſinniger Baumklotz? Liesbeth! (Er tritt wild gegen ſie an.)

Dritter Auftritt.

Katharina. Die Vorigen.

Katharina.

Was iſt's? Um Gotteswillen, Leute, was habt Ihr?

Bodmer.

Trotzkopf und kein End'! Wie ein ſtätiger Gaul! ... Sie will nicht mit.

Katharina.

Liesli, was haſt'?

Bodmer.

Was ſie hat? Störriſche Mucken hat ſie, wie ein toller Gaul!

Katharina (halb weinend).

Geh' mach' ein End, Liesli. Es muß ſo ſein! Ich helf Dir, Liesli. Wir packen ein, was man brauchen kann auf der Reiſ'. Beſſer auch, ſo was geht raſch.

Liesli.

Kathrin! (Sie ganz zuverſichtlich anſehend.) Ich geh' nicht mit nach Amerika.

Katharina.

Liesli! Sprich kein ſo einfältig Zeug. Es iſt Dein Mann; was er will, iſt Dein Befehl. Er mag's verantworten; aber die Schrift ſagt's doch einmal: Und er ſoll Dein Herr ſein! Komm! Faß Dich! Hier iſt nichts zu thun, als ſich zu ergeben und zu ſagen: Herr, wie Du willſt! Folgſt'? Haſt ein Einſehen?

Liesli (ſchüttelt den Kopf und ganz feſt).

Ich geh' nicht mit nach Amerika! (Ab in's Haus.)

Katharina.

Ei, was iſt denn das?

Podmer.

Trotz, Eigensinn, Lieblosigkeit ist's. Die Früchte sind's, daß ich Euch nie recht gewesen bin. Da seht Ihr Euer Werk von dem ewigen Tuscheln und Kopfzusammenstecken! Aber sie mag bleiben! (In's Haus hineintretend.) Sie denkt mich zu beugen! Wie eine Weidenruthe denkt sie soll ich mich krümmen, weil sie gesagt hat: sie ginge nicht mit! Bleib da! Spinn Flachs für die Gemeinderäthe in Haslach! Grüß die Spatzenscheuchen, die Deinen Mann da fortgetrieben haben!

Katharina.

Es treibt Euch Niemand fort, als Eure eigene Unruh und der Hochmuthsteufel.

Podmer.

Seht Ihr, wer spricht dazwischen? Seht Ihr, wer mir Gesetze vorschreiben will? Ich bin ein freier Mann, ich will keine Handschellen am Leib' tragen und wären sie (zornig an seinen Verlobungsring denkend) von Gold! (Faßt dahin.) Wär' er nicht zu fest eingewachsen in's Fleisch ...

Katharina (fällt dazwischen).

Gottloser Mann! Keine Versündigung!

Podmer.

Bleibe! Bleibe! Ich werde Dir schicken, daß Du nicht umkommst. Ich will hungern drüben, daß Du hier magst in Seide gehen, in Seide Deine Schande verdecken! Hut und Federn sollst Du tragen, daß sie vor Dir die Mützen abnehmen müssen, die sie eben sitzen ließen, wenn sie Dich blos als eine Frau be-

trachteten, die ihren Mann in die Welt ziehen läßt und ihm nur das Geleite giebt! Sie denkt mich wankend zu machen! Glaub's ja nicht! Ich geh' von dannen! — Nicht einmal umsehen werd' ich mich, wer hinter mir bleibt!

Katharina.

Es kommen Leute! Schweigt! schweigt! Ich werde schon sehen, ob sich's nicht in Güt' mit ihr wird ausrichten lassen. Einfältig's Zeug! Sie wird nicht mitgehen in's Amerika! Ich weiß nur zu gut, daß ich sie die längste Zeit gesehen hab'! (Ab in's Haus.)

Vierter Auftritt.

Reisender. Bodmer (in großer Aufregung). Dann Hecht.

Reisender.

So! Mein Pferd hab' ich untergebracht. Ich denke bis Morgen dazubleiben. Aber besser ist's, wir verständigen uns noch heute über das Geschäft für den Eßlinger.

Bodmer.

Das können wir, Herr.

Reisender.

Ihr scheint mir sehr aufgeregt, Bodmer.

Bodmer.

S'ist mir nur —

Reisender.

Ich kann mir wohl denken, wie schmerzlich Euch der Beweis einer so geringen freundnachbarlichen Gesinnung sein muß —

Bodmer.

Wohl! wohl!

Reisender.

Man klagt da die Regierungen an und meint, sie trügen die Schuld, daß es nicht besser geht. Aber wie oft hab' ich mich überzeugt, daß in den Gemeinden selbst mehr Herrschsucht und Mißgunst waltet, als von Oben her. Man würde erstaunen, wenn man oft in ganz kleinen Städten die Intriguen und Feindseligkeiten aufgedeckt sähe, die sich daselbst aneinander reiben und oft zermalmen würden, wenn nicht die Regierung von Oben her ein Einsehen nähme und solchem allgemeinen Egoismus entgegenträte.

Bodmer.

Wohl möglich! Möglich!

Reisender.

Erlaubt Ihr mir jetzt, daß ich von Eurer ganzen Liegenschaft Einsicht nehmen kann?

Bodmer.

Nach Gefallen, Herr! Das Haus, hier (rechts vom Zuschauer hinauszeigend) der Arbeitsplatz bis zu dem Zaun, drüben der Garten und das kleine Feld bis zu dem Brückle rechts und den drei Weiden links. Es ist

ſchuldenfrei und Grund und Boden ſteben hier im mittlern Preis.

Reiſender.

Ich habe mich darnach bereits erkundigt und werde Alles aufſchreiben, verläufig taxiren und Euch eine Vollmacht vorlegen, die Ihr zur einſtweiligen Erhebung einer Summe von Kranzmeyer in Eßlingen zu unterſchreiben habt. Ich trage das Nöthige dazu bei mir. Bei dem Bauer find' ich das nicht immer beiſammen und es vom Schulmeiſter holen zu laſſen, erregt Verdacht ...

Podmer

(räumt den Tiſch links vom Fuhrmann ab).

Macht's Euch da bequem, Herr'

Reiſender (zieht Papier, einen Tintenlecher, eine Feder heraus und breitet Alles aus).

Lecht (ein trällernd auf).

„In die Weite muß ich ziehen — ziehen — za: ze zie zu — ziehen" ... Ah, ſchon die Vermeſſung vorgenommen. Schmelzt den Boden aus, ſchmelzt den Boden aus, daß es pures Silber giebt! Freund, der Ochſenwirth hat eine Todesangſt vor mir gehabt. Wie er mich nur zu Geſicht bekam, quetſcht' er ſeinen dicken Corpcrus durch die Stallthür, wo er eben Futter abmeſſen wollte für unſern Teraner da und ſeinen Gaul. O, ehender geh' ich nicht aus Schwabenland, bis dieſe fünf weiſen Richter nicht ihr Examen über ein paar friſche Haſelruthen beſtanden haben ...

Dodmer

(legt sich an den Balken, auf den er den Kopf stützt).

Reisender (schreibt).

Fecht.

Der Schulmeister kann die dann auch gleich für die Buben in seinen neuen Tempel einführen. Aber hört: Ich war bei dem Magister und hab' mir's nachschlagen lassen, wie's eigentlich in dem Texas ist . . .

Reisender (schreibt).

„Eine Gebäulichkeit dreißig Fuß die Länge, zwanzig in der Tiefe, ein Stock hoch mit Dachgiebel . . ."

Fecht.

Statt dem kriegst ein Land von 10,000 Quadratmeilen, wie's der Schulmeister heißt, halb ein gebügelt Hügelländche, halb ein geschniegelt Hochländche, wie unsre Fildern da und blos vor der Hand 400,000 Menschen drin, ohne das erschreckliche viel Vieh, die Büffel und die Rößle mit lange Roßhaarschwänz' . . .

Reisender

(schreibt und blickt dabei immer sich orientirend hinaus im Saal).

„Ein Gemüsgarten von einem Morgen in der Breite, etliche Dutzend Obstbäume, kleine Beerenhecken . . ."

Fecht.

Dafür hast türkisch Korn und Baumwolle, Reis und die schönste Pflanze, so Gott geschaffen hat, das Tabaksstäudle, so daß Eins nur so ein Blättle abzu-

pflücken braucht und etliche Mal in der Hand umdreht und gleich ſein prächtig Cigarrle fertig hat.

Reiſender (ſchreibt).

„Ein Morgen Erdäpfelland und wohl ein halber Rübenacker ...“

Lecht.

Dafür kriegſt drei große anmuthige Städtle, die ich nur mit Namen vergeſſen habe, einige ſchrecklich große Flüſſe mit Zuckerrohr aber ohne Krokodille und ſo viel Kaffee, als die Weibsleut nur trinken mögen und Alles ſo wohlfeil, als bei uns im heurigen Herbſt die Zwetſchen auskommen müſſen ...

Reiſender.

Geſtattet Ihr mir, daß ich ins Haus gehe und mir die weitere innere Einrichtung anſehe?

Bodmer.

Geht! Geht, Herr.

Reiſender (geht hinein).

Lecht.

Männle, ſei doch ein biſſel allegro! Wanns Dich gar ſo gewichtig aufs Herz drückt, kannſt ja kein Freud' am Geſchäft haben. Es iſt ein ehrlich Herrchen da, der Texikaner! Denk Dir! Hat mirs verſprochen, mich umſonſt zu ſpediren, wenn Ihr All zuſammen nur die Zehrungskoſten auslegt. Morgen zu guter Stund ſetz' ich mich zu ihm aufs Wägele und wir fahren beid' auf Herrenheim, richten die Sach' am Oberamt aus —

Bodmer.

Ich werde selber gehn.

Lecht.

Deſto beſſer, ſo kehren wir mitſammen heim und Samſtag Abends machen wir auf Gßlingen zu. In 'ner Tage drei können wir in Mainz ſein.

Reiſender (kommt betroffen zurück).

Bodmer! Was iſt das mit Eurem Weib? Seid Ihr nicht einig über die Reiſe?

Bodmer.

Warum?

Reiſender.

Wenn Ihr ein gebrochenes Herz zurücklaßt, ſo bitt' ich Euch um Gottes Willen, bleibt daheim!

Lecht.

Zurücklaßt? Geht d'Liesli nicht mit?

Bodmer.

Macht mir den Anſchlag, Herr!

Reiſender.

Nein, Bodmer! Das Ding iſt in Eurem Haus noch nicht reif. Nehmt keine Reue auf den Weg mit, das iſt ein furchtbarer Reiſebegleiter!

Bodmer.

Sagt mir, Herr, was es austrägt!

Reiſender.

Seht Euer Weib, Bodmer! Die Frau, die bei

ihr ſitzt, ringt die Hände. Ihr werdet doch nicht reiſen, wenn Euer Weib nicht mit will?

Bodmer.

Herr, Ihr habt kein Weib, wenn Ihr ſo reden mögt zu einem Mann! Macht ein End' und ſagt, was Euch die Sach' am Werth iſt. Ich will es wiſſen.

Reiſender (ſetzt ſich, ſchreibt und rechnet).

Nun denn ...

Lecht.

Bodmerle, Bodmerle ... Das ſieht mir ja grad' aus, als wenns daheim bliebſt. Ei, ſo ein Schwabenkopf! Dacht mir's gleich mit der Liesli! Die iſt wie ein jung Kalb; s'rennt mit ſeinem verbieſterten Kopf immer wieder da hin, wo's eben will, und wenn Du's tauſendmal ſo drehſt wie's Du's haben willſt, immer ruckt's um und taumelt nach ſeinem eignen verbieſterten Kopf.

Bodmer.

Was trägt's aus, Herr?

Reiſender (zögernd).

Bodmer —

Bodmer.

Was trägt's aus?

Reiſender.

Ich bringe, wenn ich das Haus 800 Gulden rechne, etwa 1580 Gulden zuſammen.

Bodmer.

1380 Gulden.

Lecht.

Reich ſind wir nicht, Herr Terikaner!

Bodmer.

Und wie verrechnet ſich das?

Reiſender.

Kranzmeyer in Eßlingen würde hierauf 1000 Gulden zahlen, womit die Ueberfahrt und erſte Ankunft beſtritten wird. Auf den Reſt, der ſich vielleicht durch Auction noch ſteigerte —

Bodmer.

Mach' ich ſelbſt keinen Anſpruch. Der mag ſo lang da ſtehen bleiben, bis ich meinem Weib vom Verdienſt was' ſchicken kann.

Lecht (für ſich).

O je! Was hat nur die Liesli?

Reiſender (zögernd).

Indeſſen . . .

Bodmer.

Und wenn nun Euer Verein, Herr, ſieht, daß er mit einem ehrlichen Kerl zu thun hat . . .

Reiſender.

Es bedarf keiner weiteren Förmlichkeit. Ihr erhaltet Land und die erſte Ausſaat in Vorſchuß . . .

Bodmer.

Herr, gebt mir die Feder! Ich unterschreib' und da ists richtig ... (er will entschließen an den Tisch).

Fünfter Auftritt.

Liesli kommt kurz vorher an die Thür. Katharina. Die Vorigen.

Liesli (stürzt vor).

Schreib nicht, Bodmer!

Bodmer (schleudert sie zurück).

Fort!

Liesli.

Auf den Knien bitt ich Dich, Bodmer, verkauf Dein Seel' nicht!

Bodmer (lacht wild).

Reisender.

In der That! Sie fassen die Sache zu leidenschaftlich, liebe Frau!

Recht.

Frau Lisli, Ihr werdet doch mehr Muth haben, als die albrig Gretel.

Liesli.

Gehts Eur Weg, all, die Ihr Euch drängt zwischen mich und meinen Mann! Bodmer, mit Dir hab' ichs allein! Du, Du, bist mein ganz Leben. Bodmer!

Ich hab's nur mit Dir zu thun, laß die Andern schweigen, wenn ich mit Dir zu reden hab.

Reisender.

Wir können uns entfernen.

Bodmer.

Nein, bleibt! Bleibt mit dem Papier da, Herr! Die Feder! Ich will doch sehen . . . (reißt sich von Liesli los.)

Katharina.

Ungestümer Heid', nehmt Vernunft an!

Liesli.

Bodmer! Bodmer!

Bodmer (innehaltend mit der Feder).

Was kannst sagen?

Liesli.

Sieh, Bodmerle, Du hast mich gefragt, was mir nur wär', daß ich so ein' Abneigung gegen die Reis' hätt'. Ich hab' nichts gewußt, was ich drauf sagen sollt', weil ich nur gefühlt hab', wie mir's im's Herz ist und was Eins fühlt, Bodmer, kanns denn Eins sagen? Nun hab' ich aber drin gesessen und hab' mir's ausdenken wollen, was mir so deutlich, so deutlich im Herzen vorgesagt wird und was ich nur nicht in Worte so bringen kann, als ich gern möchte. Und da hab' ich mich erst gefragt: Warum willst denn Du eigentlich nach Amerika? Du, Bodmer? Sag! Was treibt Dich dahin?

Bodmer.

Das iſt meine Sach' und Du weißt's ſchon lang.

Liesli.

Ich weiß nur, daß wir zur Stund' noch leidlich gelebt haben. Wir leben, wie eben tauſend andre Leut' auch leben. Aber nun ſei mir nicht bös, Bodmer! Siehſt Du, Du willſt hinaus, weil Dich nur die Unruhe treibt, weil ſich andre Leut' an Dich hängen, ſchlechte, ſchimpfliche Leut' ...

Fecht.

Erlaub' ſie, Frau Liesli —

Bodmer (zu Fecht).

Scheert Euch, Fecht!

Reiſender (mit den Papieren).

Ich geh' ins Haus.

Katharina.

Kommen Sie, Herr, vielleicht daß Sie ihr Herz ausſchütten und ſich begreifen lernen. (Reiſender mit den Papieren und Katharina ins Haus ab.)

Fecht (indem er ſich immer weiter zurückzieht).

Nun ſeh Einer — ich hab' mir's ja gleich gedacht — und nicht einmal vertheidigen ſoll man ſich — nicht einmal ſein Sach ſelbſt in Augenſchein nehmen — nicht einmal —

Bodmer (heftig).

Schweigt ſtill!

Lecht.

Sie bringt ihn herum! (Ab.)

Liesli.

Jetzt komm, Bodmer! Setz Dich daher! Sei gut und gieb mir ein freundlich Wort. (Sie zieht ihn neben sich an den Tisch.)

Bodmer.

Freundliche genug! Wenn Du mir nicht vom Bleiben sprichst . . . (Er setzt sich.)

Liesli.

Ich will nicht sagen, Mann, daß die Leut all', die nach Amerika gangen sind, schlecht gewesen sind, Spieler, Schlemmer, liederlich; es ist Armuth genug im Land und Manchen mag die Noth getrieben haben. Die Meisten aber sind gegangen aus Neugier und aus Gedankenlosigkeit, weil sie's eben machen wie die Schaafe. Wo eins hingeht, gehen sie all' hin. Sag mir nichts von der albernen Gritli, von dem dummen Fanninger, von dem simple Bahnreiter und all' denen, die letztes Frühjahr weg sind!

Bodmer.

Auch Hetzenegger, der ein reicher Mann geworden? Auch der Kohlbrand, der der gescheuteste Mann zwischen Eßlingen und Ulm war?

Liesli.

Siehst Du, da hast Du mich schon geschlagen und ich weiß nimmer viel. Es mag sein um die, wo

Du genannt haſt. Ja, das ſind geſcheute Köpf' geweſen.

Bodmer.

Was hindert mich, daß ich nicht auch meinen Weg mache? Ich habe mein Geſchäft gelernt, im Großen und Kleinen. In Stuttgart ſtehen ihrer ſiebzehn neue Häuſer hinterm Schloſſe, die ich ſo zu ſagen allein gerichtet hab'. Da hab' ich Dich geheiratbet, da hab' ich ein alleiniger Herr ſein wollen, bin da hinausgezogen und was iſt's geworden? Im Winter eingeſchneit, im Sommer wie eingeſchlafen — wer ſucht mich auf — wer weckt mich auf? Keine Menſchenſeel' und da iſt's die höchſte Zeit, daß ich mich noch kurz vor Thorſchluß reſolvir', ob ich ſolch ein Leben fortmachen will oder nicht.

Liesli.

Wir wollen eben nach Stuttgart gehen.

Bodmer.

Mit ein zehntauſend Gulden in der Hand, ja! Sonſt bin ich da nichts als ein Geſell und ich will das ſein und bleiben, was ich nun einmal hier geworden bin, ein Meiſter in meinem Gewerk'. Nein, Liesli! Von Amerika bringt mich nichts ab.

Liesli.

Bodmer!

Bodmer.

Und wenn's jetzt ſchon nur wär', um meinen Wil-

len zu haben und zu sehen, ob ein Weib vergißt, was es vor Gott in der Kirche geschworen hat.

Liesli.

Du hast auch geschworen, Du sollst es nicht in Versuchung führen und ihm ein christlicher Mann sein.

Bodmer (ihn zur Sanftmuth zwingend).

Liesli ... Warum willst nicht mit nach Amerika?

Liesli. (Pause.)

Ich kann nicht, aber nimm mich! Sag, Du mußt! Bind' mich!

Bodmer.

Mit Gewalt? Nein!

Liesli.

Wirf mich gebunden auf den Wagen! Sag, Du mußt!

Bodmer.

Aus freiem Willen — anders nicht.

Liesli.

Dann bleib ich.

Bodmer (lacht wie wahnsinnig).

Liesli.

Siehst Du, Bodmer, hätt' ich Kinder und wär's ein einziges, dann dürft' ich Dir Dein Kind nicht nehmen, das müßte Dir ja folgen und — wo mein Kind wär', da wär' auch die Mutter ... aber ...

Bodmer.

Was also die Mutter thät' um ihr Kind, das müßte nicht die Frau auch thun um ihren Mann?

Liesli.

Nein.

Bodmer.

Hast drum den Pfarrer gefragt?

Liesli (schamrot den Kopf).

Hab' ihn nicht gefragt.

Bodmer.

Was ist Dir da zu Land lieber, als ich?

Liesli (nach einer Weile).

Der Tod.

Bodmer.

Kennst Du Weiber, die dageblieben sind, wenn die Männer auswanderten?

Liesli.

Ach, es sind ihrer wenig, die ihre Männer wahrhaft lieben.

Bodmer.

Und weil Du mich liebst, willst Du da bleiben?

Liesli.

Weil ich Dich lieb, will ich sterben.

Bodmer

(wie Einer, den das Nichtbegreifen toll machen konnte, springt er auf).

Nun, dann leb wohl!

Liesli.

Bodmer! Bleib daheim! ... Sag, ſag mir's aufrichtig und ſieh mir dabei ins Auge ... für das, Bodmer, warum Du gehſt, ſag mir, Bodmer, brauchſt Du mich dafür wohl in Amerika?

Bodmer (ſchweigt).

Liesli.

Siehſt Du, daß Du verſtummſt, und weil ich das fühle, daß Du mich nicht brauchſt, weil ich weiß, daß Du nicht um unſer häuslich Glück, ſondern um Dich allein, um Deinen Stolz und Deinen Ehrtrieb geben willſt, ſo kann ich den tauſend Engeln, die mir ſagen: Bleib da, Liesli, Du mußt hier ſterben! auch nichts zum Widerpart ſagen, kann mir keine Kraft zum Entſchluß geben, kann nur ſagen: Geh hin und ſei glücklich auch ohne Dein Liesli!

Bodmer

(ſtemmt den Arm auf den Baumſtamm, vorſchüttelnd, mehr für ſich).

Sie läßt mich allein gehen!

Liesli.

Ach, bleib daheim! Sieh unſer ſchönes, liebes, gutes Land! Sieh, dieſe hohen Berge, wo's ſo lind hernieder weht, wenn der Abend kommt! Sieh, wie

(Es wird allmälig dunkel und das Abendroth ſtellt ſich ein.)

die Blumen ordentlich ihre Aeuglein zuthun! Das Mühlrad hält ſtill am Bach, weil's Feierabend iſt.

Sieh, wie die Wieſen am Berg ſo roth glänzen — an die Kirchenfenſter fallts wie pures Gold von der Sonn' herüber — ſieh nur die Pracht ...! Schau Dich um!

(Man vernimmt das Heerdengeläute.)

Hör, Bodmer, hör, wie die Heerd' heimkommt — wirſt Du je den Ton wieder vernehmen, wird Dir's Herz nicht brechen, wenn Du denkſt, um die Stund' wird's in Haslach ſtill, die Küh' kommen von den Fildern und jedes ſucht ſein' Thür, wo's zu Haus iſt! Bodmer, ſiehſt Du, das Alles iſts, was mich wie mit eiſernem Arm umklammert hält und mich auf den Platz niederdrückt, wo ich geboren bin und auch ſterben ſoll ... weil ich nicht fortkann. O Bodmer, das iſt wie von einer Geige ſo ein zarter, weicher Klang in mir, der ganz durch meine Seel' durchgeht und es iſt mir, als wär' die ganze Gegend da nichts als der Arm von meiner ſeligen Mutter, die mich mit allgewaltiger Lieb' feſthält und ihr Kind, ihr armes Kind, nimmer losgeben will! (Sie weint.)

Bodmer

(ohne ſich umzuwenden, nur für ſich.)

Sie läßt mich allein gehn!

(In der Ferne ertönt das Läuten zum Abendgebet.)

Liesli.

Hörſt, Bodmer! Die Glocke geht zum Abendſegen. Ach, ach! Kannſt das hören und Dir ſagen, noch zwei, drei Tage und es iſt damit zum Letzten geweſen! Wenn

Du auf den Wagen ſteigſt, Bodmer, und denkſt, das war das letzte Mal, daß Du die Kirche geſehen, wo Du gebetet haſt, das letzte Mal, daß der Bach Dir ins Ohr brauſete, den Du ſo lieb hatteſt, und unten vom Thal ſingt ein Hirtenknab' zum letzten Mal ein herzig Schwabenliedle herauf ... (Sie ſtürzt auf die Knie) O du Gott da oben, wenn ich eine Sünd thu' und dein himmliſch Gebot nicht achte, gieb's mir im Traum ein, daß ich im Irrthum bin, denn ich kann's ja nicht ſehen mit wachendem Aug! Laß mich's wiſſen, was mir den Fuß anhält, daß ich ſtehe, wie vor einem Fels und bete: Herr, Herr, gieb Waſſer! Waſſer! Ich verſchmachte! Erquicke mich durch deinen Frieden, und erleucht' mich, Herr, durch dein ewiges Licht! Im Tode werd' ich's faſſen können, was zu mir ſpricht, ich ſoll dein Gebot erfüllen, Herr, und dein Geſetz ſoll meine Leuchte ſein! (Sie liegt faſt auf der Erde. Es iſt Alles ſtill. Längere Pauſe.)

Katharina

(kam ſchon längere Zeit vorher heraus).

Um Gotteswillen! Was haſt, Liesli!

Reiſender

(kam gleichfalls und will nun gehen).

Bodmer.

Herr! Das Papier!

Reiſender.

Bodmer, Ihr wolltet ...

Bodmer

(nimmt das Papier und ergreift die Feder).

Liesli (ſpringt auf).

Bodmer! Nein!

Bodmer.

Nach Amerika! ... Ich unterſchreibe.

Liesli

(ſinkt mit einem Schrei um. Katharina fängt ſie in ihren Armen auf).

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Dieselbe Scene.

Man sieht die Vorbereitungen zur Reise und des Auszugs aus dem Hause. An diesem und mehr auf der linken Seite vom Zuschauer stehen ländlich einfache Hausgeräthschaften, ein zusammengeschnürtes Bündel Betten, Bettstellen, mancherlei Küchenzeug, Alles durcheinander. Rechts an dem Balken steht ein großer offener und gepackter Koffer. Daneben liegt ein alter Mantel. Die kleineren Zimmermannswerkzeuge sind alle zusammengestellt, liegen nicht mehr durcheinander.

Erster Aufzug.

Liesli. Katharina. Jede mit einem Bündel kommen aus dem Hause.

Liesli

(erschöpft, läßt am Tisch ihr Bündel fallen und setzt sich nieder).

Ich kann nicht weiter.

Katharina.

Da hilft nun nichts. S'ist einmal beschlossen.

Liesli.

Hab' ich das je 'denkt, aus dem Hause zu müssen!

Katharina.

Das hättſt Du vorberathen ſollen, nun iſt's nicht mehr zu ändern.

Liesli.

Baſe, wirſt mich denn bei Dir leiden mögen?

Katharina.

Dumme Red'! Wenn Du bei mir wohnſt in meinem Stüble, brauch' ich nimmer zu Dir zu kommen. S'iſt bequemer für mein' alte Füß'.

Liesli.

Haſt ihm Alles z'recht gelegt in ſeinem Koffer?

Katharina.

Er findt ſein' Strümpf' und ſein' Hemden, als hättſt Du ſie ſelbſt hineingelegt. Wo er nur ſtickt! Man ſieht ihn gar nicht mehr.

Liesli.

Geſtern war ich ein Viſſel hinaus'gangen in die Waldung. S'war ſo heiß drinnen und ich hab' Dir eine Sehnſucht, Kathrin, allein zu ſein, ich kann Dir nicht ſagen, wie! Sitz' ich an der ſchönen Buch' hin, die am Kreuzweg ſteht linker Hand und bitt's Gott ab, daß ich nicht weinen kann. Weiß Sie, Baſe, ſeit ich am Mittwoch Abend ſo auf den Knieen lag und gebetet hab', kann ich nimmer weinen, und ich weiß eben nicht recht, iſt das ein Troſt oder iſt's eine Halsſtarrigkeit, daß mir die Augen brennen wie Feuer, aber auch nicht ein Thränle Waſſer geben, um's Feuer zu löſchen. So ſitz' ich an der Buch' und will ſchlafen. Kommt's

ja mit Einem aus dem Busch. S'ist der Bodmer und steht ganz wie irrig vor mir und sieht mich groß an und redt nichts. Liesli, sagt' er nach einer Weil', Liesli gehst mit? Bodmer, sagt' ich, Du weißt schon: ich geh' nicht in's Amerika. Da macht' er ein Gesicht, so, Base, wie ein böser Bub', der Frazzen schneidt. Es war nimmer der Bodmer, es war ein ganz andrer Mann, der mir das Gesicht machte und dann war er fort. Ich möcht' glauben, er sei's gar nicht gewesen, sondern ein böser Geist von ihm, der mir auch künftig kein' Ruh lassen wird.

Katharina.

Narrenspossen! Bist ein schwächlich Ding, dem die Reis' auch so nicht bekommen wär'. S'ist ein Geschicht, wie sie nicht sein soll, aber da sie eben ist, so läßt man's gehn, wie's eben geht. Geh', Liesli, trag Dein Bündel hinüber in mein Stüble. Ich bleib' noch da und helf' in der Ordnung.

Liesli

(steht auf und nimmt ihr Gepäck. Sie sieht die Hausthür an).

Das ist mein Haus gewesen, wo ich geboren bin! Da ist mein' Mutter gestorben und mein' Geschwister selig haben's auch herausgetragen! Ich werd's nimmer ansehen können, wenn and're Leut' aus dem Fenster gucket! Auf der Bank hab' ich manch Fädle gesponnen, mein Hochzeitshemd und auch mein Sterbehemd! (Sieht auf die andre Seite hinüber.) Da! ... Da hat er gestanden und hat gearbeitet treu und gut — und manchmal

hat er herübergeſchaut zu mir und hat mich gegrüßt: Liesli, bring' mir einen Trunk, grüß Gott, Liesli, s'macht heiß alleweil und ſonſt wußt er ein Liedle um's andre. Seit drei Jahren aber iſt kein Ton mehr aus ſeinem Mund gekommen und die ſchönſten Verſ' hat er all vergeſſen ... es wird mir auch ſo gehen, Baſ'!

Katharina.

Es werden wieder gute Zeiten kommen.

Liesli.

Meinſt? (Schüttelt mit dem Kopf.) Nimmer! ... Iſt das ſein Koffer da? (Sie geht heran, bückt ſich und ſieht nach, ob alles ordentlich gemacht iſt.) So ſäuberlich! So lieb Alles geordnet ...

Katharina (bei Seite).

Es bricht Einem's Herz.

Liesli

(nimmt ein kleines buntes Tuch von der Bruſt).

Ich will noch ein Tüchle drin verſtecken ... vielleicht findt er's auf der Reiſ' und denkt dabei an die Liesli. (Sie küßt das Tuch, benetzt es mit Thränen und legt es dann verſteckt in den Koffer.) ... (Nach vor gehend.) Baſ' (zeigt auf ihr Bündel), helf Sie mir's aufheben!

Katharina (hilft ihr das Bündel untern Arm).

Liesli (geht langſam ab).

UNIV. BIBL. BERLIN.

Zweiter Auftritt.

Katharina. Dann Bodmer.

Katharina

(begleitet Liesli etwas in den Hintergrund, dann kommt sie nach vorn zurück).

O, die bleibt nicht mehr lang' auf der Erd'! Mein Liesli! Du arm Herzle!

Bodmer (tritt eilig auf).

Nun, Kathrin! Ist alles gericht't? Die Stund' rückt heran. Von Dorf zu Dorf naht der Zug. Es soll ein lustig Bagag' sein.

Katharina.

Ich dächt' eher ein traurig!

Bodmer.

Wie man's nimmt. Der Agent schon dagewesen?

Katharina.

Hab' ihn nicht gesehn.

Bodmer.

Der vernünftigste Mann, wo ich in meinem ganzen Leben kennen gelernt habe. Hat nur Gutes im Sinn und Großmüthig's. Das hätt' einen Pfarrer geben sollen, so versteht er sich auf die menschliche Noth. Und der muß verstohlen durchs Land reisen, muß allerhand Lügen und Praktiken erfinden, damit sie ihn nicht attrapiren, wenn er aus dem Ländle ein paar

Rekruten für die Stuttgarter Wachparad' herausſchmuggelt! Einen Orden ſollten ſie dem Mann geben, daß er der irrenden, leidenden Menſchheit einen Weg zeigt, wie ſie zu einem glückſeligeren Ziel ankommen könne, die Stubenhocker die, die Schreibernaſen, die Tinteklexer!

Dritter Auftritt.

Fecht zur Reiſe gerüſtet. Felleiſen über der Schulter, Wachstuch um den Hut, Knotenſtock in der Hand.
Die Vorigen.

Fecht.

Nun, da ſind wir! Ausgeſtattet wie die Edelritter, wenn ſie in die Kreuzzüge mußten. Juchhe! Es iſt mir, als wenn heute mein erſter Geburtstag wär', wo der Menſch erſt ein Viertelſtund' alt iſt.

Dodmer.

Kommen die Leut' ſchon heran?

Fecht.

Von den Fildern her ſieht man den Zug bei Rapolsdorf um die Bergecke biegen. Es kann noch ein gut' Stund' dauern. Unſer Rößle frißt ſich für die Reiſe nach Mainz ſchon im Vorrath ſatt. Wenn der Baldrian zurückkommt, Kathrin, kann er Ihr erzählen, wie's uns bis dahin ergangen iſt.

Katharina
(die während dem immer gepackt und geordnet hat).

Um Euer Verlebniß auf der Reis' iſt's mir nicht neugierig.

Fecht.

Aus Rotterdam ſchreiben wir den erſten Brief, aus Galveſton den zweiten ...

Katharina.

Die Hälft' davon wird erlogen ſein.

Fecht.

Denkt Ihr, daß ich aus Schaam übertreiben werde, wie's die Dummköpfe thun, die nicht wiſſen, warum ſie fortmachen? Ich ſchreib pure Wahrheit und das wird doch die Wahrheit ſein, daß ich mein Herz hier laſſe, bei Euch, Kathrin? Schlimm für Euch! Ihr ſeid um Euern beſten Freier gekommen.

Katharina.

Geht! Es iſt mir nicht ſpöttiſch zu Muth! Ihr werdet ſchreiben: Ihr ſitzet mitten im Ueberfluß und kriegtet einen runden Bauch und doch kommen immer die Bitten, man möcht' Euch engere Wämms nachſchicken.

Fecht.

Von mir nicht! Von mir nicht! Keine engern Wämms! Und überdem Kathrinle, in dem Texas, da gehets die Leute halbnacket ...

Katharina.

Pfui, schäm' Er sich! Ganz Haslach wird einen Segen sprechen, wenn Ihr aus dem Ort hinaus seid! (Geht ins Haus.)

Fecht (ihr nachrufend).

Das schöne G'schlecht nicht, Kathrinle!

Bodmer.

Da hab' ich noch mein Handwerkszeug nicht all in Ordnung . . .

Fecht.

Vergiß nichts, Bodmer. Meine Raspeln, meine Feilen, meine Dietriche, alles was ich zu meinem Glück brauche, hab' ich auch sorgfältig bei mir. Leider ist der Schraubstock zu übergewichtig, sonst hätt' ich den am ehesten nöthig, da er ein theuer Stück ist.

Bodmer (packend).

Soviel ich weiß, sitzt er auch zu fest. Er ist beim Kaulla in Herrenheim angeschraubt.

Fecht.

Mag er in Israel dableiben! Es wird sich schon Alles wiederfinden. Unser Agent ist ein Capitalmännle. Er hat mir einen Brief an einen Grafen in Wiesbaden gegeben, worin er schreibt, daß ich zwar ein halber Lump, aber nur aus purer Desperation wär'. Sie möchten mir mit einem guten Vorschuß aufhelfen' und sie würden sich überzeugen, daß ich bei täglicher Gelegenheit doch ein Spitzbub zu sein justement der

honetteſte Menſch in ganz Texas ſein würd', Dich ausgenommen, Bodmer. Sackerlot (in den Koffer ſehend), was biſt gut ausgerüſtet. Du reiſt ja wie ein Prälat ...

Bodmer (ſieht Liesli's Tuch).

Fecht.

Ei das iſt ein ſchön Tüchle! Aber 's muß naß gelegen haben ...

Bodmer

(begreift, was Liesli that und wirft einen Blick gen Himmel, indem er ſchwer ſeufzt).

Fecht.

Nun, was hat's denn?

Bodmer.

... Schau doch aus, ob du den Grieſinger nicht ſiehſt!

Fecht.

Unſern Gemeindekönig? Sein ganzer Hofſtaat hat ſich ſeit drei Tagen verkrochen und denkt, wir würden mit unſern 189 Köpfen noch erſt im Ort ein fürchtigs Blutbad anrichten ... Aber ſieh, mein Seel, da kommt ſie ja eben, die Weisheit aus Morgenland ... wahrhaftig! Noch der Grieſinger! Da kann ich mich auch gleich in ſein Stammbuch hineinſchreiben. Guten Tag, Gemeind'vorſtand!

Vierter Auftritt.

Grieſinger. Die Vorigen.

Grieſinger.

Guten Tag, ihr Leut! Ihr habt mich noch ſprechen wollen, Bodmer.

Bodmer.

Guten Tag, Grieſinger. Da, gebt mir die Hand! Ihr habt's nicht ſchlimm mit mir gemeint, Grieſinger.

Fecht.

Nein, Herr, man könnt' Euch loben, wenn Ihr nicht der Kopf von einem fünffüßigen Ungeheuer wäret.

Grieſinger.

Wir Bauern laſſen nun einmal nicht von unſrer Art. Es iſt wenig Freundſchaft im Ort.

Fecht.

Das weiß Gott!

Grieſinger.

Aber auch nur Wenige ſind da, die ſie verdienen. Bodmer, Ihr hättet ſie verdienen ſollen. Der Herr geleit' Euch!

Bodmer.

Dank Euch, Grieſinger. Was ich Euch noch ſagen wollt' — mein Haus, das wißt Ihr?

Grieſinger.

Der Kranzmeyer in Eßlingen hat's gekauft. S'iſt

ſchon in's Buch einzutragen. Ich will drüber mit dem Reiſenden ſprechen.

Bodmer.

Es ſind drauf ſtehen geblieben ...

Grieſinger.

583 Gulden, die Euch bei einem ehrlichen Mann wie Kranzmeyer mehr als gewiß bleiben ...

Bodmer.

Es iſt die Zehrung für mein Weib bis zu der Zeit, daß ich geſchrieben hab' und vom Verdienſt was hineinſchicken kann.

Grieſinger.

Bodmer, wißt Ihr, was ich denke! Ihr macht ohnehin über Eßlingen und nehmt den Reſt auch noch mit!

Bodmer.

Was denkt Ihr? Soll mein Weib darben?

Grieſinger.

Ihr verſteht mich nicht! Was glaubt Ihr nur! Wenn's ſo weit iſt, daß Ihr Abſchied nehmet, ſitzt ſie auf dem Wägle hinten drauf, giebt Euch einen Kuß und hui! macht Ihr alle Beid' auf und davon.

Bodmer.

Da kennt Ihr d'Liesli ſchlimm, Grieſinger.

Grieſinger.

Es iſt ſchon hundertmal vorgekommen. Bald wollen die Weibſen hinaus, da will der Mann nicht. Dann

will der Mann hinaus und die Weibsen wollen nicht. So giebt's ein Gekeif und ein Gezänk und ein Geheul und wenn die Stund' kommt, sitzen sie doch all lustig beisammen.

Bodmer.

Meint Ihr? Ich glaub's nicht.

Griesinger.

Es ist eben ein furchtbar Wort: Amerika! Und ich sag' Euch, Bodmer, ich könnt's nit. S'ist mir zu wüst, zu weit, zu unbekannt und sonderbar. Seht Ihr, so nach Polen hinein oder in's Rußland oder Siebenbürgen an die Donau hinunter, ei ja, das ist Alles der Boden, der so unter Einem steht und gestanden hat und man kann immer sagen: Den Weg find'st wieder, wenn Du nach Haus willst ... aber Amerika!

Lecht.

Duckmäuserle! Duckmäuserle!

Griesinger.

In ganz jungen Jahren, wo man über alle Dinge lacht und immer was Neues haben will, da versuch's Einer, just wie man hört, daß die Soldaten mit 'nem Rausch in die Bataille geh'n, aber so in gereiften Jahren!

Lecht.

Bitte, bitte! Die Liesli ist noch nicht an die Achtundzwanzig ... seid manierlich!

Griesinger.

Wenn ich sage, gewisse Jahr', so mein' ich halt, daß die Liesli mir müd' vorkommt, recht müd'. Seht sie nur an im Feld, wie langsam sie schreitet, wie sie so abgewandt ist von den andern Leuten und dann wieder auf Eins so lustig, daß es Einen mehr erschreckt ... als freut ... Sie hat die Kathrin' lieb, sie denkt vielleicht, wie lang macht die Alte noch und ist sie Euch nicht vielleicht im Weg, wenn Ihr drüben Euern Aufschwung nehmen wollt? Geht sie nicht heute gleich mit, so kommt sie Euch morgen nach. Wie lang' dauert's, geht ein neuer Trupp ab!

Lecht.

Was wird's mit der Zeit noch 'mal im Schwabenland so still werden!

Podmer.

Griesinger, Ihr meint's gut. Aber s'ist anders. Sie geht nicht.

Griesinger.

Gebt Acht! Sie geht noch heut.

Podmer.

Sie geht nicht, ich weiß.

Griesinger.

Warum nicht?

Podmer.

Weil sie einen harten Kopf hat und immer gesagt hat: Amerika wär' ihre Sach' nicht.

Griesinger.

Nun, wenn's weiter nichts ist, dann seid gewiß, daß Ihr beim Kranzmeyer keinen Kreuzer stehen laßt, mir auch nichts zu ihrer Obhut und Pflege anzuvertrauen braucht, sie springt Euch in einer Stund auf Euer Wägle nach! Glaubts! Wer im Handeln ein Schneck' ist, ist in der Reue kein Has. Lebt vorerst wohl! (Will ab.)

Lecht.

Adjes, Herr Gemeind'vorstand. Ich schreib' Euch auch aus Amerika ein paar neue Sprichwörter. Und nehmt Euch in Acht, daß's Euch nicht noch zum Minister machet in Stuttgart! Grüßt mir das Oberamt und den grüngelben Schreiber in Herrenheim! Und den fünf Weisen Griechenlands sagt, sie thäten gut, wenn der Zug kommt, ihre Lichtlein unterm Scheffel zu halten...

Griesinger

(geht lächelnd und kopfschüttelnd während dem ab).

Lecht.

In dem feinen Hirnkasten sieht die ganze Welt wie's Schwabenland aus! Bodmer, soll ich Dir noch was helfen?

Bodmer.

Laß nur! S'ist alles beisammen da! Mein' Werkzeuge noch... Die kleinen Messer und Stemmeisen steck' ich in die Brusttaschen da... Laß nur und paß auf den Zug, wann er kommt!

Lecht.

Dann will ich noch ein paar Mal durch Haslach auf- und abspazieren und zu guter Letzt einen stattlichen Eindruck hinterlassen. Vielleicht, daß sich noch ein paar Mädle finden, die jetzt begreifen, was sie sich in mir für eine Partie haben entgehen lassen. Ich mocht's nur Deinetwegen nicht sagen, Bodmer, aber ein schöner Mann darf nirgend abreisen, wo's nicht hinter grünen Hecken und aus allen Fenstern 'ne Sündfluth giebt. Weiberthränen, Freund, sind Männerstolz. Und nun (singt) „in die weite Welt hinaus — ade!" Bodmer, mach, daß's nachkommst! Ich hab' einen Augenspiegel nöthig, in dem ich meine guten Vorsätze beschauen kann! Ein Mensch soll aus mir werden, ein Mensch! Ich möcht' schon jetzt den Hut vor mir abnehmen, wenn's mich nicht zu stolz machte. Adjes, Kathrin! Adjes, Schwabenland! (singt) „Ade! Ade! Ade!"

Bodmer (allein).

O, du lustig Menschenkind! Und ich wett', ihm sehen mehr weinende Augen nach, als mir! Sie ist fortgezogen! Keck und frei! „Ich geh' nicht mit nach Amerika!" und ewig: „Ich geh' nicht mit nach Amerika." Und sie wird's halten und ich, ich stürz' mich da mit Wuth hinaus und weiß doch, wenn sie nicht bei mir ist, bleibt mein ganz Leben daheim und ich taumle wie ein Schatten fort und werde mich nachher unsinnig auf dem Boden wälzen, wie ein Thier, daß

sie mich auslachen. Wenn ich blieb'! Wenn ich die Schwachheit hätt', ihren Willen zu thun! Mein Lebtag hätt' ich meine Ehr' als Mann verloren und wie einen Zwirnsfaden würde sie mich um den Finger wickeln! Draußen Spott, da Spott ... Und sie kann sagen: Geh', ich bleib'! Geh', ich bleib! Kann's sagen! Kann's! ... (Stampft mit dem Fuß.) Herr Gott, kann's, kann's! Darf das ein Weib sagen? (Er faßt sich mit Zorn in's Haar. Bleibt eine Weile so stehen, dann wendet er sich.) Darf sie das?

Fünfter Auftritt.

Liesli. Bodmer. Dann Katharina.

Liesli

(kommt langsam vom Hintergrund und setzt sich vorn an den Tisch).

Bodmer.

Da ist sie! (Er wendet sich rückwärts und schlicht den Koffer, indem er erst noch manches vom Inhalt zurechtlegt, dann mit dem Fuß darauf stemmt und dies Geschäft des Zuschließens allmälig beendet.)

Katharina

(kommt aus dem Haus. Sie trocknet sich mit der Schürze die Augen).

Die Abschiedsstunde! (Geht zu ihr.) Liesli!

Liesli (giebt ihr die Hand).

Katharina.

Hast Du ihn gesprochen?

Liesli (schüttet den Korb).

Katharina (geht zu Bodmer).

Soll ich helfen?

Bodmer.

Es ist gut, Kathrin! Nun, Kathrin, ich dank Euch für die saure Arbeit, die Ihr in den drei Tagen gehabt habt. S'ist nun Alles soweit richtig. Der Kranzmeyer hat mir's Geld gezahlt. Davon hab' ich 800 Gulden genommen für die Reis' und den ersten Anfang drüben ... der Rest von 583 Gulden ist auf's Gemeind'buch eingetragen und der Kranzmeyer trägt's ab in monatlichen Zahlungen von zwanzig Gulden zu der Liesli ihrer Zehrung, daß sie anständig kann leben und meinem Namen keine Schand' macht, bis ich schreib' und von meinem Verdienst hineinschicke ...

Katharina.

Seht sie nur an! Sie wird nicht viel brauchen.

Bodmer.

Abschied ist ein schwer Ding.

Katharina.

Das verwindt Eins sein Lebtag nimmer.

Bodmer.

S'ist ihr Wille gewesen und so mag's sein ... Habt doch all' die Sachen zu Euch hingebracht, die ihr die liebsten waren, die alte Schlaguhr, das Vogelhäuschen und die heilige Leidensgeschicht' aus Porzellan ...

Katharina.

Ihr Stübchen drüben sieht aus wie du.

(Man hört in weiter Ferne den ersten später gesprochenen Vers eines Liedes, gesungen von den Auswanderern.

Liesli (erhebt sich, ihre Brust hebt sich).

Katharina.

Liesli, sie kommen! (Sie stürzt auf Liesli zu).

Bodmer.

Ja, ja! Sie kommen! Zeitiger, als ich dachte. Sieh, sieh, wie sie von den Hügern herniedersteigen! Weib und Kind! Greise, Männer, Frauen! Wagen auf Wagen! Hochgepackt und die Sonne scheint drüber wie der Segen Gottes, der sie begleitet. (Er spricht den gesungenen Vers nach.)

Amerika, wo Freude quillt,
Du Stern auf unsrer Bahn!
Der Anker steigt, das Segel schwillt,
Du nimmst uns freundlich an!

Katharina.

Es ist für die Lebenszeit.

(Die Auswanderer singen etwas näher den zweiten Vers.)

Katharina.

Red' mit ihm!

Liesli.

Ich kann nicht.

Katharina.

Bodmer, ich bitt' Euch um Gotteswillen, muß es denn sein?

Bodmer.

Kathrin, seh' Sie nur den langen Zug! Da sind sie schon an den Pappeln! Wie sie sich umschauen, als wollten sie zum letzten Mal die deutsche Erde sich in die Erinnerung bringen. Ich muß sie begrüßen. Muth, Muth, Freunde! Muth zur neuen Fahrt! Setzt Euer Leben dran, Eure Ehre! Freiheit! Freiheit, Glück und Ehre! (Spricht:)

Amerika, du nimmst uns an,
Reichst uns die Bruderhand
Und wirst dem deutschen Pilgersmann
Zum neuen Vaterland! (Ab.)

Liesli (furchtbar aufgeregt).

Kathrin! Wo ist er hin? ... Bodmer! Bodmer!

Katharina.

Er kommt wieder.

Liesli.

Kommt er wieder, Kathrin? Komm, führ' mich Ich muß mich in den Brunnen stürzen ...

Katharina.

Kind —

Liesli.

Ich kann nicht leben.

Katharina.

So faß Dich, so entschließ Dich, mach's rasch, er kommt wieder, sag' Ja! Geh mit!

Liesli.

Ich will sterben.

Katharina.

Versündige Dich nicht! Sag' ihm ein herzhaft Lebwohl, es ist nun so oder so ... ich will nicht in Dich drängen. Das ist Erleuchtung. Kommt Dir die nicht von Oben, Worte können's nicht geben.

Liesli.

Könnt' ich nur, Kathrin! Aber ich steh' eingewurzelt ... Da am Boden hälts mich fest. Ich hab mir's gesagt, seit drei Jahren, da er zum ersten Mal mit der Sach' anfing, ich hab mir's innerlich gelobt, ich ging nicht mit nach Amerika. Ich hab's nicht begreifen können, wie man sein' Heimath so verlassen kann, und das ist mir so fest, so fest geworden im Herzen, daß es nur der Tod ausreißen kann.

Katharina.

Aber die Lieb' und, Kind, der Gehorsam!

Liesli.

Er geht um sich, Kathrin; er geht um sein Glück. Ich habe kein Glück, ich gebe kein Glück; ich hab' keine Kinder, Kathrin! Ach, Kathrin, hätte Gott die Gnade mir verliehen, die Gnade! Aber was soll ich draußen, was soll ich in der andern Welt? Es rührt mich nichts, es sieht mich nichts an; es ruft mich nichts, es faßt mich nichts. Ja, griff' er mich und schleuderte mich hinter sich auf den Wa-

gen, dann wollt' ich gehorchen und dulden, aber aus freien Stücken das thun, was mir im Grund der Seele seit Jahren widerſträubend und feindſelig geweſen iſt, das kann ich nicht ... ich wandre nicht aus, o Gott, ich kann ja nicht ...

Katharina.

Kind, die Leut kommen — verſteck Dich, daß ſie den Kummer nicht ſehen — Es ſchimpfirt Deinen Mann und Dich — komm! komm!

Liesli.

Nein, ich muß ihn noch einmal ſehen ...

Sechster Auftritt.

Die Auswanderer haben kurz vorher noch einen Vers angeſtimmt und treten ſingend im Hintergrunde auf in Gruppen, theilweis bergab kommend, theils links vom Zuſchauer von der Seite. Sie ziehen langſam und geräuſchlos vorüber. Bodmer. Die Vorigen.

Bodmer.

Glück auf, ihr Leute, den Augenblick komm' ich noch ... Hier, meine Geräthſchaften ...

Liesli (fällt ihm um den Hals).

Bodmer! Ich laß Dich nicht!

Bodmer.

Bist Du da, Liesli?

Liesli.

Ja, Bodmer.

Bodmer.

Du läßt mich nicht? Denkst, daß ich da bleibe?

Liesli.

Ich denk nicht, daß Du da bleibst.

Bodmer.

Also — was kann Eins thun, als sich die Hand geben und sagen: Leb wohl!

Liesli.

Leb wohl!

Bodmer.

Du sagst's?

Liesli.

Aus tiefstem Herzensgrund. Leb wohl, Bodmer. Siehst mich nicht wieder. 'S nächst' Frühjahr bin ich todt. Willst dann ein ander Weib nehmen, so segne sie Gott.

Bodmer.

Ich will kein ander Weib nehmen.

Liesli.

Mußt's, Bodmer! Wirst Kinder haben und Deine Freud' am Leben.

Bodmer (sich furchtbar bekämpfend).

Liesli! ... Komm mit!

Liesli.

Laß mich da, Guter! Ich bleib' daheim. Gottes Engel seien um Dich! Leb' ewig wohl! Ewig! (Will ab.)

Katharina (hält sie).

Hodmer.

Liesli — folgst Deinem Mann nicht? Gehst nicht mit?

Katharina (schüttelt den Kopf).

Hodmer (im höchsten Zorn).

Daß ich ... — (er besänftigt sich). Ihr Leut' da, kommt Eins her — hebt mir den Koffer auf! (Er winkt Vorüberziehenden).

(Zwei Burschen kommen und tragen den Koffer fort.)

Hodmer.

Tragt ihn an mein Wägle ... hab doch all meine Sachen ... (tastet an seinen Taschen und der Brusttasche) tragt ihn voraus, Leut', ich komm' hintennach ... ich ... (als wollt' er gehen, bleibt wie er stehen und kommt wieder zurück).

Katharina.

Laßts nun genug sein! Gott behüt' Euch! Lebt wohl!

Hodmer

(geht und wendet sich hinten noch einmal um).

Liesli! ... (Er kehrt zurück und nimmt seinen vergessenen Mantel unter den Arm). Kathrin! Auf Wiedersehen! (Er umarmt Katharina.) Dermaleinst! (Der Mantel entfällt ihm. Er bückt sich darnach. Indem fällt ihm ein Messer aus der Brust. Er hebt den Mantel auf, ohne das Messer zu beachten.)

Katharina (weinend).

Da, Bodmer! Euer Messer! (Sie wendet sich abseits.)

Bodmer

(nimmt das Messer gedankenlos, behält's aber frei in der Hand. Er wendet sich noch einmal zu Liesli, halb bittend).

Liesli! Folgst Deinem Mann nicht mit nach Amerika?

Liesli (schüttelt den Kopf).

Bodmer.

Liesli —

Katharina.

Um Gotteswillen — laßt's gut sein — geht!

Bodmer.

Liesli, folgst Deinem Mann nicht mit nach Amerika?

Liesli (will verneinend geben).

Bodmer.

Nichts — nichts bewegt Dich — kein Blitz vom Himmel. — Kein Zorn des ewigen Gottes — kein Schmerz? ... Du kannst's! ...

Liesli (schweigt).

Bodmer (will gehen, kehrt aber wieder um).

Kannst's! Soll ich den Berg zertrümmern? — Folgst nicht? (Indem er gleichsam sucht, womit er sie erschüttern solle.) Erschrickst vor keinem Schwur? Vor Nichts? Alles Luft, alles Worte für Dich? Nichts? Nichts? Vor Nichts? (Er tritt vor, immer wie nach etwas suchend, was sie in ihrer Weigerung wankend machen solle. Er erblickt das Messer

in seiner Hand und sticht sich in die Brust vor Zorn und Verzweiflung.) Auch davor nicht?

Liesli

(wandte sich um und stößt einen furchtbaren Schrei aus, indem sie Bodmern um den Hals fällt).

Bodmer (sinkt).

Katharina (die nur halb hinsah).

Um Gotteswillen!

Letzter Auftritt.

Reisender. Griesinger. Landleute. (Die eben vorüber wollten.) Die Vorigen.

Reisender.

Was geschieht da?

Griesinger.

Herr des Lebens! Er hat sich umgebracht.

Katharina.

Er stirbt! Bodmer, was habt Ihr gethan?

Bodmer (liegt auf der Erde).

Liesli (wie leblos über ihm).

Reisender.

Dahin konnte sich Eure Liebe verirren?

(Die Auswanderer singen ihr Lied in der Ferne.)

Bodmer.

Mein Zorn, Herr! ... Sagt nicht, daß das aus dem Herzen eines Menschen kam! Das kam von Oben! Gott hat mir ein Recht gegeben, so zu strafen und zu richten. Soll ein Weib sagen, ich theile nicht mit Dir Dein Glück und Dein Unglück, Deine Tugend und Dein Verbrechen und die Welt so groß und unermeßlich sie ist?

Das zugleich.

Griesinger.

Unglücklicher Mann! Mäßigt Euch! ...

Reisender.

Ist Hülfe möglich?

Katharina.

Bodmer! Was habt Ihr gethan?

Bodmer.

Gesprochen, wie die sprechen, die lieben! ... Nun wand're ich aus in's ewige Land! Dorthin folgst mir doch, Liesli? O ich weiß — nun fühlst's: — Und — er soll — Dein — Herr sein! (Er senkt sein Haupt und stirbt.)

Liesli

(richtet sich langsam auf, sieht nicht mehr auf Bodmer, streicht die Haare aus der Stirn und sagt irr redend und bald die frühere Melodie singend):

„Amerika ... wo Freude quillt,
Du Stern auf unsrer Bahn!"

(Wahnsinnig heiter.) Amerika! Bodmer! Nach Amerika! (Halb singend.) „Der Anker steigt! Das Segel schwillt."

Liesli.

Ha! Hört! Freunde! — Bleibt — bleibt! Bodme
Bodmer! Ich folge. (Sie stürzt nach hinten auf die Anhöhe z

Katharina (will nach).

Reisender (hält sie zurück).

Laßt! Laßt!

Liesli.

Ich geh mit nach Amerika! Bodmer! Bodmer
Ich gehe ja mit! Bleibt! Bleibt! Ich komme! Bod
mer! Nimm mich mit! Nimm mich mit! Nach Ame
rika! (Sie ist jetzt oben, breitet die Arme aus und stürzt sich in
die Tiefe.)

(Wie Liesli fällt, läßt Katharina einen Schrei aus und sinkt über
Bodmer's Leiche.)

Griesinger.

Da ist nichts zu thun — als zu beten! (Er faltet
gen Himmel blickend die Hände. Der Reisende beugt sich über die
ohnmächtige Katharina.)

Der Vorhang fällt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nr. 1. Liesli.

Vers 1, heiter vorgetragen.

Moderato.

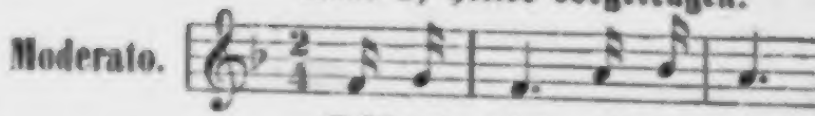

Wieder etwas

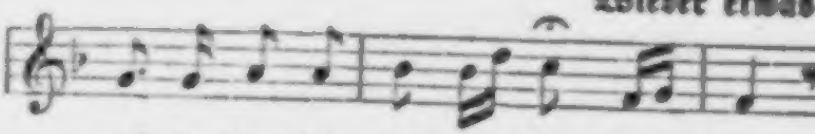

Vers 2.

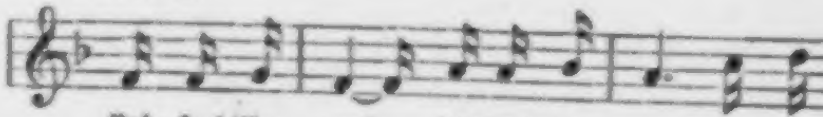

Wieder ru

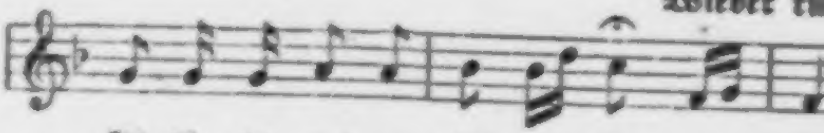

Nr. 2. Liesli.

Einfach.

Schnelles Tempo.

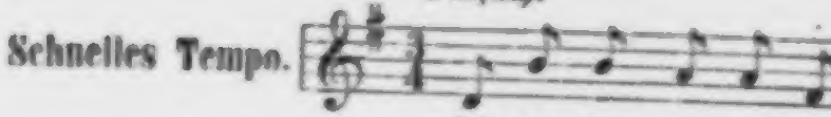

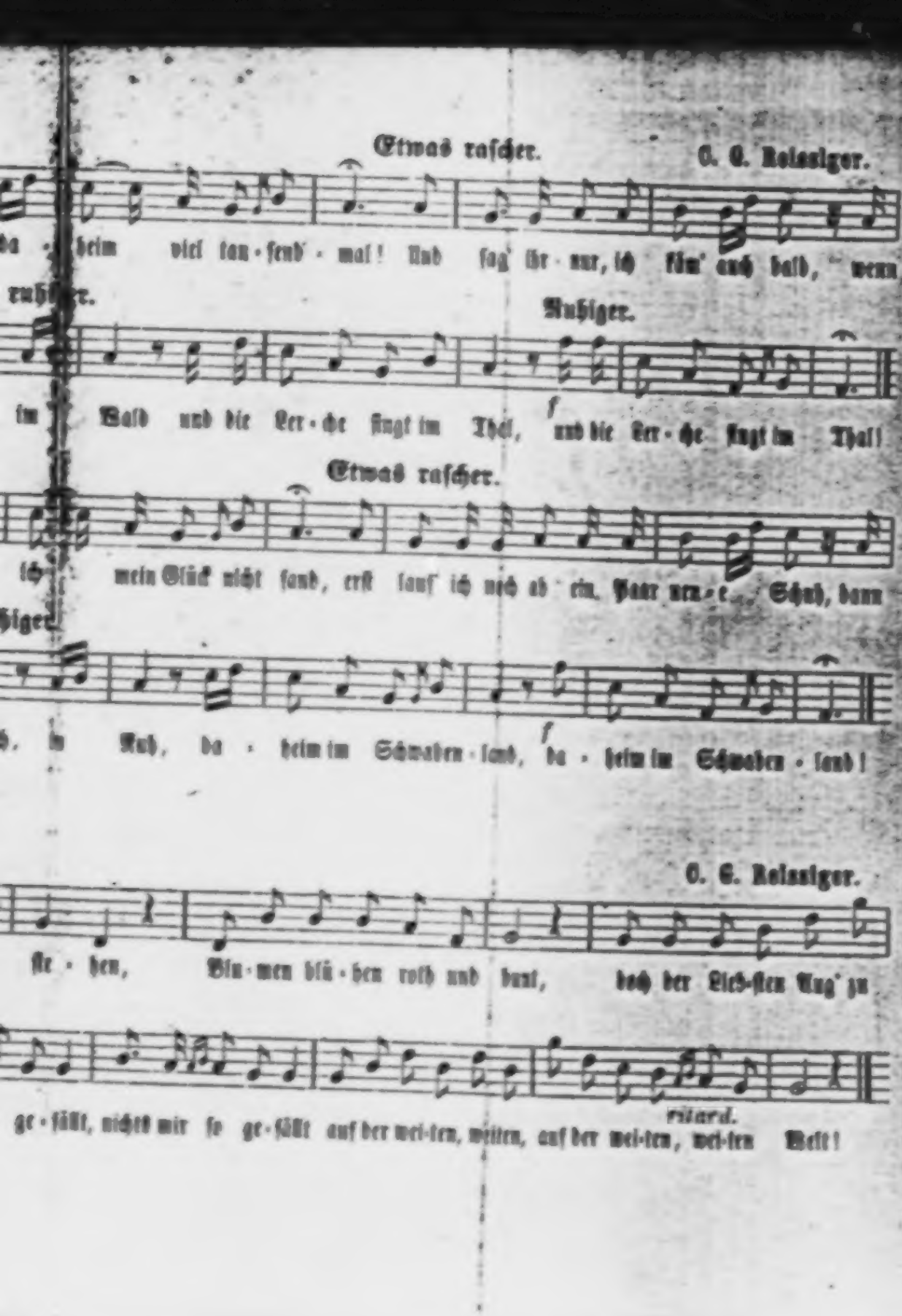
Etwas rascher.
C. G. Reinsiger.
da - heim viel tau - send' - mal! Und sag' ihr nur, ich
ruhiger.
Ruhiger.
im Wald und die Ler - che singt im Thal, und die Ler - che singt im Thal!
Etwas rascher.
ich mein Glück nicht fand, erst lauf' ich noch ein Paar neue Schuh, dann
higer
ch. in Ruh, da - heim im Schwaben - land, da - heim im Schwaben - land!
C. G. Reinsiger.
ste - hen, Blu - men blü - hen roth und bunt, doch der Lieb - sten Mund zu
ge - fällt, nichts mir so ge - fällt auf der wei - ten, weiten, auf der wei - ten, wei - ten Welt!
ritard.

Nr. 3. Coro. (Mehr traurig.)

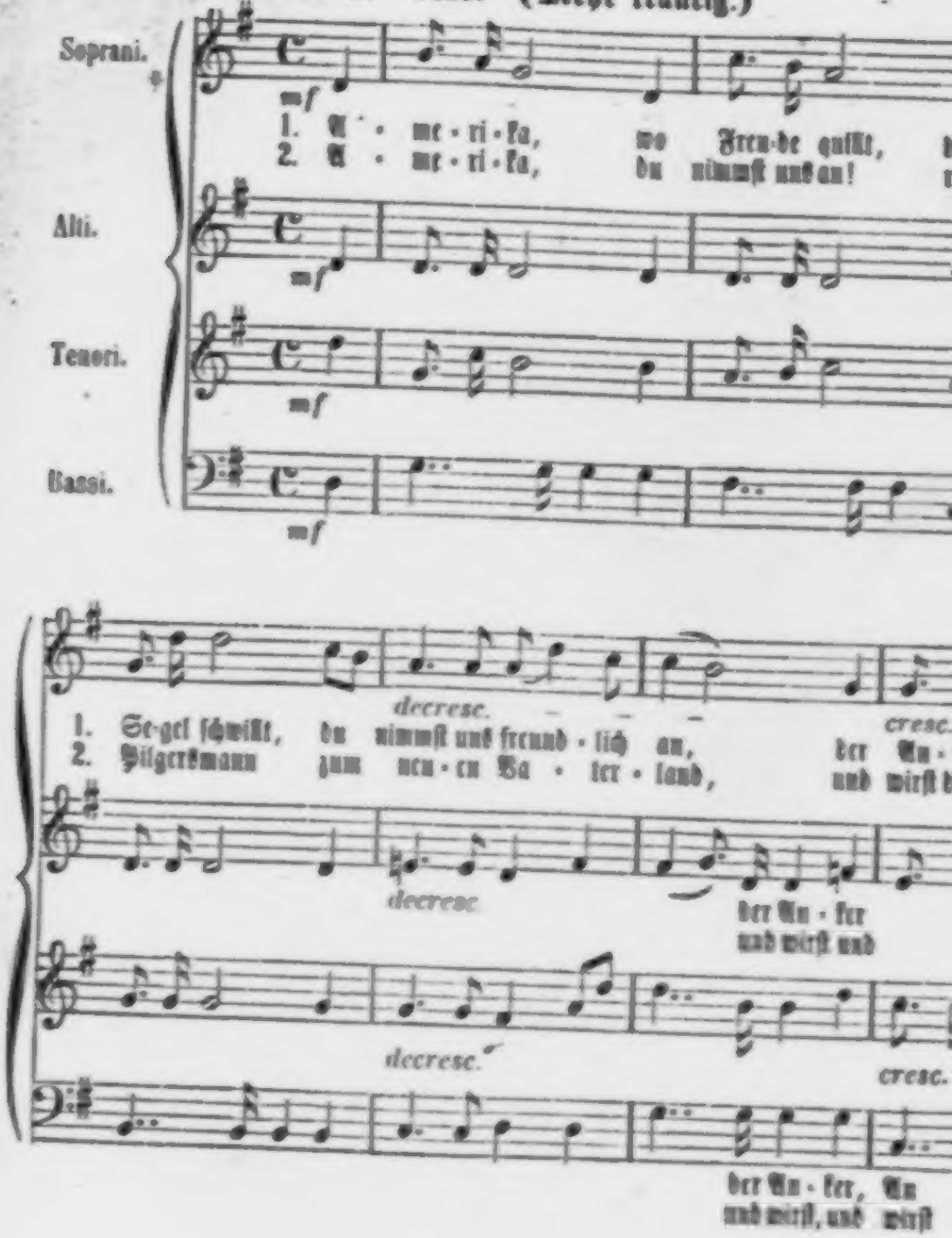

C. G. Reissiger.

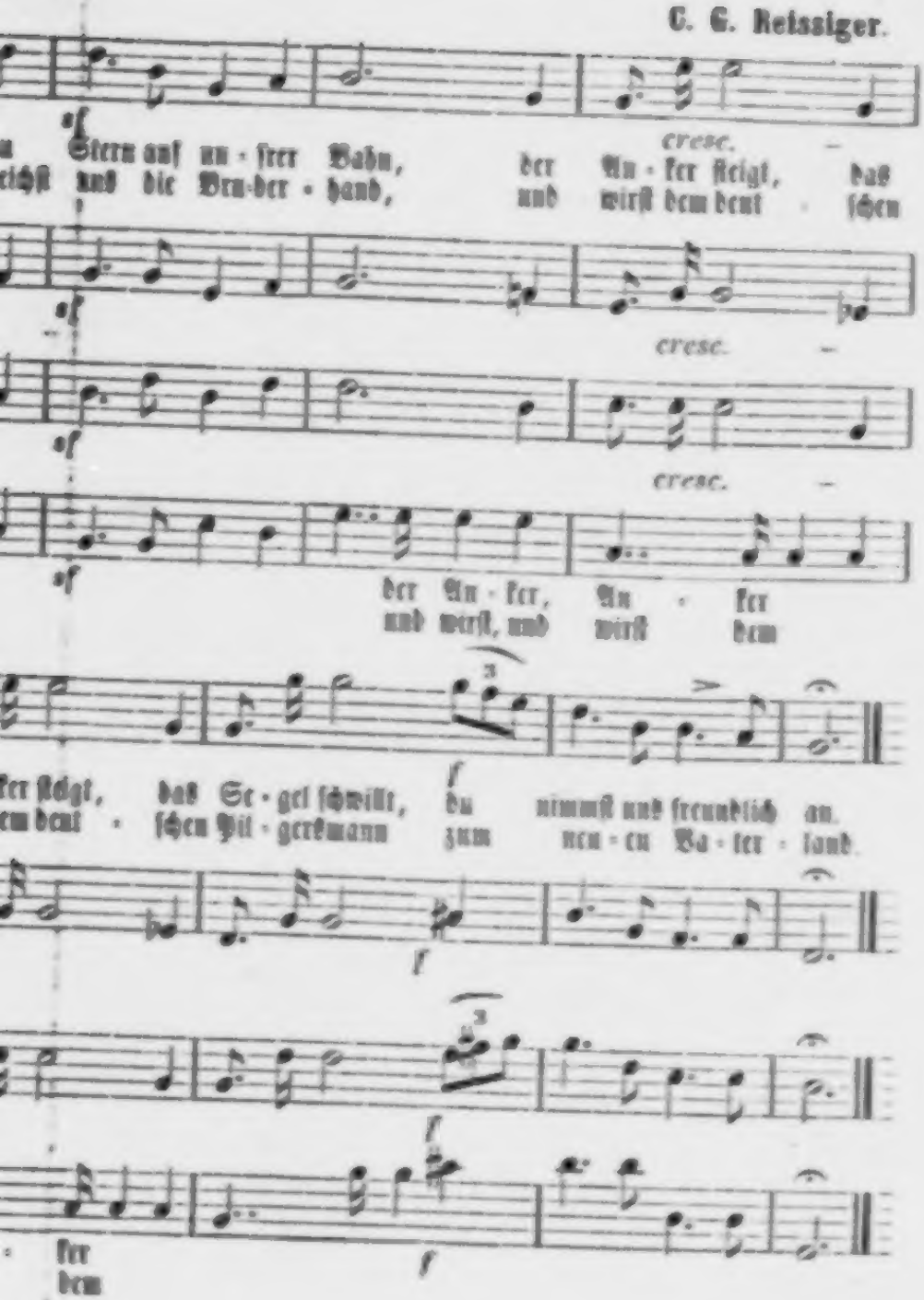

Karl Gutzkow's

Dramatische Werke.

Siebenter Band. Zweite Abtheilung.

Der Königsleutenant.

Leipzig:
J. A. Brockhaus.
1852.

Karl Gutzkow's

Dramatiſche Werke.

Siebenter Band. Zweite Abtheilung.

Der Königsleutenant.

1931. 42.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1852.

Der

Königslieutenant.

Lustspiel

in vier Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

1851. 3½

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1852.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

Zur hundertjährigen Geburtsfeier Goethe's wurde das nachfolgende kleine Zeit- und Sittenbild vom Verfasser als eine Festesspende dargebracht, bei der die Gelegenheit die zögernde Muse etwas mit Gewalt an der Hand vorführen und der gute Zweck das aufgewandte Mittel entschuldigen mußte. Der Hinblick auf Goethe's Geburt konnte nur vorzugsweise die Erinnerung an seine Jugend wecken, und wo ist eine Jugend lieblicher, umwoben vom Sonnenglanz der Erinnerung reizender dargestellt, als in Wahrheit und Dichtung? Ein Kinderleben liegt dort ausgebreitet wie ein großes schönes Märchenland, so unergründlich tief und endlos weit, so überwölbt mit dem Sonnenblau der Schönheit, so ahnungsreich noch in seinen äußersten Grenzen. Das ganze Jahrhundert, wie es dem Kinde erschienen war und wie es Goethe, der Jüngling und Mann, dann selbst ummodeln half, liegt in diesen Jugendbekenntnissen mit treuen Umrissen vor- und nachgezeichnet. An

dieſe Quelle nur konnte man ſich in jenen Feſtestagen begeben und aus ihr um ſo erquickter ſchöpfen, als die ſchwere Zeit des Sommers 1849 mit dunkeln Wolken verſtimmend und erſchlaffend auf den Gemüthern laſtete.

Ein aus Dichtung und Wahrheit entnommenes Feſtſpiel bot große Schwierigkeiten. Der dramatiſchen Elemente in dieſen heitern Erinnerungen giebt es ſo viele. Gretchen, die Liebe Wolfgang's zu dem einfachen Bürgermädchen, der Zwieſpalt mit den Eltern, die Gefahren durch zwei leichtſinnige Verwandte der Angebeteten, die als Wechſelfälſcher Wolfgang's Ruf gefährdeten, die Entdeckung eines weitverzweigten ſchlimmen Complottes, Wolfgang's Trauer gerade zur Zeit der Kaiſerkrönung, ſeine Apathie bei einem öffentlichen, alle Welt ergreifenden Vorgang ... man kann ſich kaum des Dranges erwehren, dieſe in die Hand gegebenen Fäden zu verknüpfen. Dennoch ſchreckte hier die Sentimentalität des Stoffes ab. Der Goethe von Seſenheim iſt ein reifer Jüngling, der aber aus der Weißadlergaſſe, wo Gretchen gewohnt haben ſoll, ein Knabe, dem ein heftig empfundener Liebesſchmerz auf der Bühne nur komiſch würde geſtanden haben. So drängte ſich eine andere Verknüpfung von Scenen auf, die ſich auf die Zeit der franzöſiſchen Oc-

cupation Frankfurts und des Vaters feindseligen Zusammenstoß mit dem bei ihm einquartierten Gouverneur der Stadt bezogen.

Die Elemente des nachfolgenden Scherzes finden sich im dritten Buche von Dichtung und Wahrheit unverkennbar wieder. Thorane, Alcidor, St. Jean, selbst Mittler sind, wenn nicht vollständig, doch andeutungsweise dort so gegeben, wie sie hier auftreten. Alcidor wäre jener Derones, in dessen Schwester der schon jung so liebereiche Wolfgang sich gleichfalls verliebt hatte und bei der er jenes Bild antraf, das ihm von den gewürfelten fremden Komödianten mit mancherlei romantischen Anspielungen halb erklärt wurde, halb dunkel gelassen blieb. Thorane übertritt seine eigenen Duellgesetze und konnte sich zu einem solchen leichtsinnigen Schritt doch wohl nur aus Gründen hinreißen lassen, die mit der von Goethe gegebenen Schilderung seines wunderlichen, tragikomischen Charakters sehr tief zusammenhiengen. Ich gebe da ein Beispiel meiner gewagten Verknüpfung der factischen Fäden. Sie konnte immer nur eine mißliche sein. Es ist sehr leicht, die einzelnen dramatischen Elemente, die sich gleichsam schon von selbst bildenden Scenen in Wahrheit und Dichtung aus dem Gegebenen heraus zu erkennen, und doch gewaltig schwer, diese

Einzelnheiten zu verbinden. Fragmente duldet die Bühne nicht. Es mußte ein so tricter Zusammenhang entweder herausgefühlt oder erfunden werden, daß alle einzelnen Fäden zu einen Gewebe zu verarbeiten gestattet war. Dies Geschäft war in dem Grade schwierig, daß diejenigen Kritiker, die in ihrer Behaglichkeit immer nur das fremde Mühen und Schaffen kalt einzuregistriren und zu verurtheilen haben, die Sorge wohl hätten in Anschlag bringen können, wie wohl all diese von Goethe gegebenen Materialien zu verbinden und zum möglichst wahrscheinlichen Zusammenhange zu verquicken waren.

Goethe sagt von sich, er wär:, sehr jung noch, schon in die verworrensten Familienverhältnisse eingeweiht und verwickelt gewesen. Was ihn uns so groß geschaffen hat, war die Welt. Sie war seine Schule, das Leben selbst der Spiegel, in dem er zuerst sein geistiges Bild entdeckte. So, dacht' ich, kann mir die gewagte Voraussetzung seiner Theilnahme an dem nachfolgend dargestellten Vorgang schon hingehen. Daß es dabei harmlos, ohne Prätension der künftigen Bedeutsamkeit, ohne gesuchte Verherrlichung herging, glaubt' ich Goethe, dem natürlichsten Genius von der Welt, schuldig zu sein und von ihm am ehesten verziehen zu erhalten.

Verbietet die Oekonomie eines Dramas ohnehin, ſich bei Ausmalungen, die außerhalb der Motive des Stoffes liegen, allzulange aufzuhalten, ſo war ohne Zweifel Goethe auch immer nur ein Knabe, der ſich mit dem wirklichen Spielzeug ſeiner wahren Kindheit, nicht mit den ſchon vorweggenommenen Attributen ſeiner künftigen Herrlichkeit trug. Das — gewiſſen Berliner Naſerümpfern auf die Frage: Iſt denn hier auch ein würdiger Goethe zu finden?

... Eine denkwürdige Erfahrung, die ich bei dieſem harmloſen Gelegenheitsſtücke über die Bildungsgrundlage der deutſchen Bühnen machte, darf zuletzt nicht übergangen werden. Die franzöſiſche Einquartierung bedingte nämlich das Auftretenlaſſen von Franzoſen. Ich half mir in dieſer ſchwierigen Lage durch Elſaſſer und den ohnehin komiſch wirkenden Ausweg, die Hauptperſon à la Riccaut de la Marlinière einzuführen. Auch Wolfgang muß Franzöſiſch verſtehen und außerdem müſſen es zwei Nebenfiguren. Wieviel Theater glaubt man nun wohl, daß es in Deutſchland giebt, wo eine junge Liebhaberin, zwei Liebhaber und ein Held ſo viel Franzöſiſch verſtehen, um dieſe Rollen zu übernehmen? Von den fünfzig deutſchen Bühnen kaum zehn! Bei einigen der größten Hoftheater war kein

alterer Liebhaber als Held, oft der Herr Regisseur selbst, zu finden, der den Thorane gespielt hätte!

Sollten indessen nun doch seit zwei Jahren einige dieser Herren, die damals ihrer Schulbildung ein so trauriges Armuthszeugniß ausstellten, die allerdings wenigen Stunden, die ihnen ihr schweres Amt, ihr unablässiges Studium, die große Zahl der in Deutschland üblichen Proben und das Antichambriren bei ihrem Intendanten übrig ließ, dazu verwandt haben, etwas Französisch zu lernen, so wollt' ich nur bemerken, daß Graf Thorane seine Versuche in der deutschen Sprache nicht gestockt, nicht gezogen, nicht gedehnt vorzutragen hat, sondern in der verzeihlichen Einbildung, sich für einen vortrefflichen Sprachenkenner und ganz geläufig deutsch redenden Kosmopoliten zu halten. Eine Eselsbrücke für schwache Gedächtnisse ist diese Rolle keineswegs. Nur mit Feuer, nur polternd und höchst geläufig vorgetragen kann sie von Wirkung sein.

Dresden, den 15. September 1851.

Der

Königslieutenant.

Lustspiel

in

vier Aufzügen.

Perſonen.

Graf Thorane, General und Gouverneur von Frankfurt während der franzöſiſchen Occupation.
Althof, ſein Adjutant.
Rath Goethe.
Frau Rath Goethe.
Wolfgang, ihr Sohn.
Mittler, ein penſionirter Profeſſor.
Seekatz, Maler aus Darmſtadt.
Frau Seekatz, ſeine Gattin.
Alcidor, ein franzöſiſcher Schauſpieler.
Belinde, eine franzöſiſche Schauſpielerin.
Hirth, Schütz, Junker, Trautmann, Frankfurter Maler.
Mack, Sergeant-Major.
Gretel, Dienſtmagd im Goethiſchen Hauſe.
Franzöſiſche Offiziere und Ordonnanzen.

Schauplatz: Frankfurt am Main.
Zeit: Während des ſiebenjährigen Krieges.

Erſter Aufzug.

Zimmer im Hauſe des Raths Goethe. Rechts vom Zuſchauer ein Fenſter, an welches ein Schreibtiſch dicht angerückt iſt. Links ein Tiſch mit Seſſeln. Eine Thür in der Mitte und eine zur Seite links. Spiegel, Servanten, Schränke, Alles von Nußbaumholz und im Geſchmacke der Zeit.

Erſter Auftritt.

Wolfgang

(ſitzt beim Fenſter an dem Schreibtiſch, mit dem Rücken gegen die Scene. Er ſchreibt auf einem ſaubern Blatte, indem er das Geſchriebene laut wiederholt).

Sur un ruban de soie léger comme le vent
Repandent de l'amour les dieux et du printems
De feuilles et de fleurs tant d'odeurs et richesses,
Qu'il faut pour les appas des reines des déesses.
Qu'il porte un zephyr ce ruban —

Ce ruban — und immer ce ruban! Wenn's nur erſt da wäre! Ich dichte die wundervollſten Schönheiten auf ein Band, das eben erſt von der Gretel auf der Neuen Kräm erhandelt wird. Ich ſage: Belinde, dies Band iſt würdig, von Göttinnen getragen zu werden, und die Gretel ſagt vielleicht eben: Herr Gontard, dies

Band iſt mit zwei Gulden zwei und vierzig Kreuzern viel zu theuer bezahlt. (Steht auf.) Schnöder Gegenſatz zwiſchen Poeſie und Proſa! Die Liebe ſucht jene luſtige Brücke zu ſchlagen, die beide verbindet — aber ach, wenn man nur nicht auf ihr zu oft den Hals bräche oder von ſtrengen Vätern und gewiſſenhaften Müttern geſehen würde, die uns anrufen: Wo willſt du hier hin, Schlingel! Iſt das der Weg zur Schule? Das die gerade Linie zu deiner künftigen Anſtellung? (Komiſch exaltirt.) Belinde! Belinde! Wo iſt die Stelle, wo ich Ruhe finde? Am Baume ſchreib' ich deinen Namen in die Rinde. Am Bache ruf' ich ihn in alle Winde! Im Garten ich ihn gar aus Frühlingsblumen binde! Ha! Und doch quält mich die fürchterlichſte Eiferſucht! Seitdem ich das ſchwarze verdeckte Bild geſehen habe, ſeitdem der Name Thorane und immer wieder Thorane auf deinen Lippen ſchwebt — wer iſt dieſer Thorane? Belinde — wer iſt — Man kommt! . . .

Zweiter Auftritt.

Frau Rath Goethe, Mittler treten durch die Mitte ein. Sie bemerken Wolfgang erſt nicht.

Mittler.

Wie ich Ihnen ſage, Frau Gevatterin. Es wird ſchon zum Stadtgeſpräch, die Leut' ſtecken die Köpfe

zusammen. Wo man hinhört, kriegt man's aufgetischt von dem Wolfgang und seinem anstößigen Benehmen —

Frau Rath (Wolfgang bemerkend, bei Seite).
Pst!

Mittler.
Ah, guten Morgen, Mußje Wolfgang.

Wolfgang (bei Seite).
Ich glaube, es war von mir die Rede.

Mittler.
Schon so fleißig? Praeparatio in Virgilii Aeneïdem?

Wolfgang.
In Ovidii Nasonis Tristia ex Ponto! (Bei dem Worte Nasonis deckte Mittler die Nase auf das Geschriebene und Wolfgang schloß es in die Schublade, indem er ein Buch ergreift.)

Mittler.
Das sind löbliche Vorsätze! Frau Gevatterin (einen andern Ton annehmend), man muß gestehen, die Einrichtung Ihres Hauses fesselt bei jedem neuen Besuche mehr.

Frau Rath (halblaut, besorgt).
Was sagen die Leut' vom Wolfgang?

Mittler.
Die Gemäldesammlung des Herrn Gevatters macht seinem Geschmacke Ehre. So sollten die Fürsten denken, wie hier ein einfacher Privatmann dachte. Ich sagt' es aber schon damals, als der Herr Rath nach Italien auf Reisen ging —

Frau Rath (bei Seite zu Mittler).

Ins Ohr ſetzen laſſ' ich mir nichts; wenn's was Unrechts iſt, muß's erſt bewieſen werden. (Laut.) Belieben Sie ein Gläschen ſüßen Wein —

Mittler.

Danke! Danke!

Frau Rath (will an einem Klingelzug ſchellen).

Die Gretel ſoll ein Gebackenes bringen —

Mittler.

Danke! Danke! (Bei Seite, lächelnd.) Der Gretel dürften Sie lange ſchellen.

Frau Rath.

Sie iſt zu Haus.

Mittler (halblaut).

Pſt! (Bei Seite, mit einem Blick auf Wolfgang.) Wenn die Frau Gevatterin wüßte —

Wolfgang (bei Seite).

Was flüſtern ſie nur?

Frau Rath.

Wüßte? Was iſt mit der Gretel?

Wolfgang (bei Seite).

Die Gretel?

Mittler (bei Seite).

Wären nur der Herr Sohn nicht gegenwärtig. (Räuſpert ſich.) Alſo den Herrn Gevatter Seekatz erwarten Sie aus Darmſtadt. Ein ſtattlicher Künſtler!

Schade, Schade, daß er auf allen ſeinen Bildern ſeine Frau anbringen muß! Seine Bilder unten ſind die ſchönſten, die ich von ſeinem Pinſel kenne.

Wolfgang.

Und Sie kennen viele Pinſel.

Mittler.

Wie ſo?

Wolfgang.

Ich meine, weil Sie den Vater ſchon bereden haben, einen Rembrandt zu kaufen, den eines ſchönen Morgens, als uns Trautmann beſuchte, dieſer gute Frankfurter Apelles für eine von ihm ſelbſt gemachte Copie eines Rembrandt erkannte.

Mittler.

Junger Mann! Unter Kennern iſt ein ſolcher Irrthum nichts Seltenes. (Bei Seite.) Jetzt bring' ich ihn fort! (Laut.) Rembrandt, mein lieber Wolfgang, müſſen Sie wiſſen, Rembrandt wurde geboren im Jahre 1606 den — den — ſieh, ſieh, welches Datum war es doch!

Wolfgang.

Den 15. Juni in der Mühle ſeines Vaters, der ein Müller war.

Frau Rath (die ſich gelent hat)

Sehen Sie, Herr Gevatter, daß der Wolfgang es weiß.

Mittler.

Nein, nein, es iſt nicht richtig, wenigſtens nicht in der Zahl! Gehen Sie doch in die Bibliothek des Vaters — Sie kleiner Spötter, ſchlagen Sie einmal im Dictionär des Bayle nach —

Wolfgang.

Verlaſſen Sie ſich darauf, den 15. Juni.

Mittler.

Nein, nein, Muſje Wolfgang, ſchlagen Sie nur einmal im Dictionär des Bayle nach, ſo was muß man genau wiſſen.

Wolfgang.

Ich habe hier mit dem Ovid zu thun.

Frau Rath.

Es ſind zwei Schritte — Geh in die Bibliothek, daß man weiß, wann der Rembrandt auf die Welt kommen iſt und das läppiſch Gered ein End hat!

Wolfgang (ſteht auf, bei Seite).

Ich glaube gar, ſie wollen mich nur forthaben! — Wenn's nicht meine Frau Mutter wär', ich könnte faſt meinen — hier paſſirten Geſchichten!

Frau Rath.

Wird's?

Wolfgang

(bei Seite, ſich langſam anſchickend, ſeine Sachen wegzulegen).

Wenn die mir wieder auf der Brücke zwiſchen Poeſie und Proſa begegnen und mir gute Lehren geben wol-

len, dann weiß ich jetzt auch, was ich antworten werde. (Ab durch die Mitte.)

Mittler.

Gott ſei Dank, die Luft iſt rein.

Frau Rath (ſitzend)

Nun, was hat's jetzt?

Mittler.

Liebſte Frau Rath, vergeben Sie mir, wenn ich — (will ihr die Hand küſſen).

Frau Rath.

Laſſen Sie nur jetzt all die Sachen weg, und bleiben Sie auf der Hauptſtraß'!

Mittler.

Nun denn! Gräuliches, Unerhörtes von dem Wolfgang! Sagen Sie, Frau Gevatterin, was hat der in der franzöſiſchen Comödie?

Frau Rath.

Frei Entrée hat er! Der Großvater hat ihm ſein Senatorsbillet gegeben, dabei ſoll er franzöſiſch lernen.

Mittler.

Aber von wem? Von den Actricen in ihren Ankleidezimmern?

Frau Rath (immer ſitzend).

Ach, das iſt noch kein Unglück. Auf die Kanzel ſoll er nicht ſteigen.

Mittler.

Sie wissen also nicht, daß er eine förmliche Liaison hat mit der jungen theatralischen Circe, der Demoiselle Belinde?

Frau Rath.

Ich weiß das schon. Er besucht ihren Bruder, den Schauspieler Alcidor. Mit dem übt er sich im Sprechen, von dem lernt er, wie man Trauerspiele schreibt. Sie ist ein gebildetes, artiges Frauenzimmer, das mit ihrem Bruder zu eingezogen lebt, als daß ihr ein Mensch etwas Schlimmes nachsagen könnte. Wird ein so achtbares Wesen sich mit einem Kinde in ein unerlaubtes Verhältniß einlassen? Da müssen Sie andere Säckelchen anbringen, wenn Sie mich in Harnisch jagen wollen.

Mittler.

So? Der Theaterauslaufer, der bei der Mamsell die Bedienung hat, hat mir's selber erzählt, wie das junge Blut, der Goethe's Wolfgang, stundenlang vor dieser Person auf den Knien liegt und in exaltirten, hochgeschraubten Redensarten, sesquipedalibus verbis, mündlich und schriftlich sie adoriret. Neulich, als er auf ihrer Toilette ein schwarzes Kästchen erblickte, so das Porträt eines jungen schönen Mannes in einer Kapsul enthielt, sehen Sie, da weiß ich mit diplomatischer Gewißheit, ist er vor Eifersucht fast rasend geworden und seinen Degen hat er gezogen, um sich geradeswegs vor ihren Augen zu erstechen. Alcidor kam dazu

und hatte ihm nur ſanft zureden müſſen, um das Aeußerſte zu verhüten — er müſſe ſich ja auch in das Unabänderliche fügen, hat Alcidor geſagt, und da hätten ſie aus allen möglichen Trauerſpielen ſo viel gotteslästerliche Schwüre und unchriſtliche Klagen durcheinander ausgeſtoßen, daß ſie alle Drei erbärmiglich geweint hätten. Denken Sie ſich, Frau Rath, dieſer Wolfgang! Alle Drei haben ſie um die Wette geweint und ſich dann wieder geküßt — und dann wieder geweint und dann wieder geküßt — kurz die Nachbarn haben die Fenſter aufgemacht, ſo ein Lärm iſt das in der Bibergaſſe geweſen.

Frau Rath (weinerlich).

Sie ſind entſetzlich! Sie machen mir rechten Kummer. Das arme Kind! So fürchterlich zu weinen! Das Kind iſt unglücklich!

Mittler.

Aber ich bitte — nun fangen Sie auch an —

Frau Rath.

Sie haben kein Mitgefühl.

Mittler.

Ich? (Zieht ſein Taſchentuch.) Theure Freundin, wenn Sie weinen, bin ich der Fünfte in dem Bunde.

Frau Rath (ſteht jetzt auf).

Ich will nichts mehr wiſſen. Ich habe mir vorgenommen, meine Kinder anders zu erziehen, als ihr's

gewohnt ſeid nach euerm verbrauchten Herkommen. Die Cornelia iſt in Offenbach bei André's, um ſich in der Muſik zu vervollkommnen, Wolfgang muß dieſe Franzoſen ſehen, es geſchieht mit meiner Bewilligung. Ich wußte Alles, was Sie mir von der Belinde erzählt haben. Alte Geſchichten! Neue Grundſätze! Adieu, Herr Gevatter! (Will ab nach Rechts v. S.)

Mittler.

Dann behalt' ich alſo Das von dem ſeidenen Bande und der Gretel für mich.

Frau Rath (kommt zurück).

Der Gretel?

Mittler.

Theure Freundin, ich war bei Gontards auf der Neuen Kräm, ſteh hinterm Comptoirtiſch und plaudere über die gegenwärtigen politiſchen Conſtellationen, über den Fritz von Preußen, Maria Thereſia, die Franzoſen und den nunmehro, Gott ſei's geklagt, vierjährigen ſchrecklichen, verwüſtenden Krieg —

Frau Rath (ungeduldig).

Machen Sie ihm ein Ende.

Mittler.

Dem Krieg, liebe Frau — o könnt' es Eins! Wenn das Cabinet von Verſailles —

Frau Rath (ärgerlich).

Die Gretel!

Mittler.

Die Gretel! Nun kommt die ja in den Laden und fragt — die Gretel — ob das Band fertig wäre?

Frau Rath.

Was für ein Band?

Mittler.

Sethanes Band, so der junge Herr Wolfgangus Goethe bestellet habe —

Frau Rath.

Ein Band?

Mittler.

Die Gretel sagte, sie wollte das Band nur gleich mitnehmen, und was es kosten thät, und es kostete einen Brabanter Thaler und es war fertig und sie wickelte es ein und sie steckte es zu sich und sie ging und sie nahm es mit und sie hat's und sie bringt's.

Frau Rath.

Und nun — was ist dabei?

Mittler.

Nichts, als daß ich gefraget hab', was das für ein Band wär' und die Antwort hieß: es ist ein bunt und schön gemalt seiden Band gewesen mit einem prächtigen Namenszug an der Schleife: Buchstabe B So stands im Buch bestellt. Weich B, Frau Gevatterin, nicht P. B—e Be—l—i—n—lin—d—e—de—Belinde! (Wolfgang schleicht herein.)

Frau Rath (wendet sich erstaunt ab).

Hm, Hm! Wenn die neuen Grundsätze Geld kosten —

Mittler.

Was meinen Sie, Frau Rath! Wie viel Brabanter Thaler wird Ihnen wol dieses besinnungsvolle Kind noch an die Schauspielkunst verhandeln?

Dritter Auftritt.

Wolfgang kam zurück mit einem Folianten. Frater Gretel. Die Vorigen.

Wolfgang

(schlägt den Folianten auf Mittler's Schulter).

Mittler (entschlummt).

Au!

Wolfgang

(wirft das Buch auf den Tisch links von ihm).

Den 15. Juni 1606, in der Mühle seines Vaters und unter dessen Eseln.

Mittler (sieht in das Buch).

In der That! (Reibt sich.) Schlagend richtig! O ich sagte immer, unser Musje Wolfgang versprechen viel, haben eine so glänzende Zukunft vor Augen ....

Wolfgang.

Daß ich darum für die Gegenwart doch nicht blind bin! (Bei Seite.) Wart, dir wollen wir aufpassen (sieht sich um). Fahren Sie jetzt im Verleumden nur fort.

Mittler.

Im Verleumden? Ich spreche von Seelazens Bildern! Wenn ihm seine Frau erlauben wollte, Modelle von solcher Liebenswürdigkeit zu wählen wie — (will der Frau Rath die Hand küssen).

Frau Rath.

Genug! Da ist die Gretel!

Gretel

(kommt rasch mit einem großen Marktkorbe schon unter der Thür hervor).

Da sind Sie ja, Frau Rath! Wissen Sie was Neues — die Leute laufen all an's Thor — es kommen ja wieder Franzosen!

Mittler.

Da! Die hats auch mit den Franzosen!

Frau Rath.

Komm näher.

Wolfgang (bei Seite).

Die Gretel!

Gretel.

Die Regimenter kommen von Höchst. Der Thürmer von der Katharinenkirch hats heruntergerufen. Alles

läuft auf die Dächer und will ſehen, was's für Regimenter ſind.

Frau Rath.

Das wird Sie wenig kümmern — Sie gehört zu meinem Regiment. Wo ſteckt Sie? Wo iſt Sie geweſen?

Gretel.

Erlauben Sie, Frau Rath. Ich hab Commiſſionen gehabt für den Herrn Rath, und der Herr Großvater, der Herr Schöff, hängen Einem auch immer gleich ein Amt auf, wenn man einmal auf der Friedberger Gaſſe was zu beſtellen hat.

Frau Rath.

So? Und auf der Neuen Kräm?

Gretel
Wolfgang (bei Seite).

Neue Kräm!

Frau Rath.

Zeig den Korb! Was für ein Amt war das auf der Neuen Kräm? Was trägſt Du ſo verdeckt? He?

Mittler (geht mit hinein).

Ach, die ſchönen Gemüſer und die prächtigen Kirſchen! (nimmt einen Teller davon heraus und präſentirt ihn der Frau Rath, die ihn auf den Tiſch ſtellt) iſt's gefällig? — und die neueſten Zeitungen — und etwas von der fliegenden Literatur des Tages — und —

Wolfgang (bei Seite).

Himmel!

Frau Rath.

Ein Band! Was soll das Band? Wo ist das Band her? (Betrachtet es.)

Mittler.

Ah, wie schön! Wie flackert das! Wie knistert das! Ein Band der Liebe neben ein paar zarten abgerupften Turteltäubchen! (Sieht hier und dorten.)

Frau Rath.

Herr Professor! Ich wünsch Ihnen einen angenehmen guten Morgen.

Mittler.

Sie sind ja so betroffen, meine Liebwerthe̊ste! Was haben Sie? (Bei Seite.) Sie werden doch meine Absichten —

Frau Rath.

Lassen Sie's jetzt nur gut sein —

Mittler.

Wenn ich hätte ahnen können, daß Sie dieser Gegenstand so alteriren würde —

Frau Rath.

Durchaus nicht — Adieu!

Mittler.

Nun denn! Mein ergebenstes Compliment an den Herrn Rath — und wenn der Herr Gevatter Seekatz

kommt, vorläufig meinen ſchönſten Gruß, und wenn ich erfahren kann, was es für franzöſiſche Regimenter ſind ....

Frau Rath.

Zerbrechen Sie ſich nicht den Kopf darüber — Adieu!

Mittler.

Ach! Ich will ja nur in Frankfurt das häusliche Glück und den allgemeinſten Familienfrieden befördern! Meinen ſchönſten guten Morgen! (Ab durch die Mitte.)

Gretel.

Frau Rath, das Band —

Frau Rath.

Trag Sie die Sachen in die Küch und die Zeitungen zum Herrn!

Gretel.

Aber das Band, Frau Rath, darf ich bitten — es gehört — es iſt —

Frau Rath.

Was quält Sie ſich denn ſo, eine Lüge zu erfinden! Verlang ich die Lüge denn? In die Küche!

Gretel (bei Seite, weinerlich).

Wer ihr das nur geſagt hat mit dem Band! (Ab durch die Mitte.)

Wolfgang (bei Seite).

Jetzt wird ſich etwas entwickeln! So eine ſonderbare feierliche Stimmung! Mein Freund Alcidor nennt das in der äſthetiſchen Kunſtſprache: die große Pauſe.

Frau Rath (die das Haus nimmt).

Wolfgang!

Wolfgang.

Liebe Mutter!

Frau Rath.

Setz Dich daher!

Wolfgang

(erstaunt, nimmt einen Stuhl, bei Seite).

So fangen auf der Bühne die Familiengemälde an!

Frau Rath.

Willst Du nicht ein paar Kirschen essen? (Reicht ihm den Teller hin.)

Wolfgang.

Danke, liebe Mutter! (Bei Seite.) Die Scene wird nicht zu tragisch enden.

Frau Rath.

Wolfgang, Du besuchst das Theater

Wolfgang.

Das französische, liebe Mutter. Es bildet in verschiedener Hinsicht. Erstens —

Frau Rath.

Genug! Es thut mir leid, daß Du das Vergnügen seltener genießen wirst —

Wolfgang.

Das wäre ein Nachtheil für den Geist, liebe Mutter!

Frau Rath.

Der Großvater wünſcht ſein Freibillet zurück.

Wolfgang.

Der Gro — will der noch in ſeinen alten Tagen moderne Richtungen einſchlagen und das Theater beſuchen?

Frau Rath.

Er will der armen verſchuldeten Truppe die Koſten erſparen und verzichtet auf das Freibillet. Nicht wahr, es ſind recht gute Kirſchen?

Wolfgang (betroffen.)

Ein bischen ſauer, liebe Mutter!

Frau Rath.

Apropos, wie alt biſt Du jetzt, Wolfgang?

Wolfgang (weinerlich).

Jetzt eben, chère mère? Ich meine jetzt eben, ich wär' noch kein ſieben Jahr alt.

Frau Rath.

Lieber Sohn, Du biſt ein Jahr älter, als meine Pathe Bertha d'Orville in Offenbach. Weißt Du, daß morgen ihr Geburtstag iſt?

Wolfgang.

Morgen? In der That? Ich ſoll ihr vielleicht — den Reſt — dieſer Kirſchen ſchenken?

Frau Rath (zieht das Band hervor).

Das Band ſollſt Du ihr ſchenken.

Wolfgang (bei Seite).

Mein Band?

Frau Rath (laut).

Iſt es nicht reizend?

Wolfgang.

O — ſehr — aber —

Frau Rath (laut).

Sieh nur, wie ſchön! Und ein B darauf gemalt.

Wolfgang.

Und ein B darauf gemalt!

Frau Rath.

Bertha d'Orville!

Wolfgang.

Bertha d'Orville — in Offenbach!

Frau Rath.

Sage, war das nicht ein guter Gedanke von mir?

Wolfgang.

O ſehr treffend! (Bei Seite.) Himmel!

Frau Rath (ſteht jetzt auf).

Da ſiehſt Du, wie ich an Alles denke. Setz Dich nun hin, ſchreib einen kurzen Glückwunſch, ich werde das Band ſchön einwickeln; Deine Schweſter Cornelia, die ſich in Offenbach ſo gut gefällt, daß ſie noch länger dorten verweilen wird, ſoll das Ganze der Bertha d'Orville unter einen Kuchen legen, und ſo zeigſt Du,

daß Du ein gutes Kind biſt, ein aufmerkſamer Verwandter und daß Du auf die Freundſchaft etwas hältſt. Nicht wahr?

Wolfgang.

Unter einen Kuchen! Darf man wol fragen, ob das ſchöne Band unter einem Kuchen nicht leiden wird? (Will es anfaſſen.)

Frau Rath.

Noch mehr unter Deinen Kirſchenfingern! Geh weg! Es koſtet einen Brabanter Thaler.

Wolfgang.

Nichts abgegangen?

Frau Rath.

Die Gretel hat das Geld ausgelegt. Ich will's ihr wiedergeben.

Wolfgang.

Du — ihr? O gütige Mutter!

Frau Rath.

Jetzt, Wolfgang, will ich die neuen franzöſiſchen Truppen ſehen. Wärſt Du ein galanter Sohn, ſo würdeſt Du mir den Arm bieten und mich zu dem ſchönen Schauſpiel begleiten.

Wolfgang.

Liebe Mutter, ich habe an franzöſiſchen Schauſpielen für den Augenblick zwar einen Thaler gewonnen, aber den Geſchmack verloren.

Frau Rath

Das wäre nicht gut, Kind! So weit Deine Ausbildung an der französischen Comödie interessirt ist, wird der Vater schon das Freibillet wieder ersetzen, und wenn sonst etwas von Frankreich her in Deinen Kopf kommt, was die Unterstützung und den Rath eines guten Freundes erfodert, so wendet man sich (mit Nachdruck) an das zärtliche Herz einer Mutter und nicht an die Mägd im Hause, die unsere zartesten Geheimnisse in den Gemüskörben auf den Markt tragen und beim Salat, den sie *erhandeln*, die Angelegenheiten ihrer Herrschaften in den Preis geben. Verstanden, mein poetischer Herr Sohn? Das Band wird nach Offenbach besorgt! Bertha d'Orville! Und eine zarte Gratulation, mein braves, gutes Kind! Nicht wahr? N'est ce pas, mon fil-? — Und nun will ich sehen, was heute für neue Truppen einziehen. (Ab durch die Mitte).

Wolfgang (allein).

Da steh' ich — wie ein Schulknabe! Eben ein Gott und nun wieder hinuntergeschleudert auf die Secundanerbank! Und ich begreife doch — sie ist nur beleidigt, weil ich sie nicht zur Vertrauten gemacht habe! Die gute Mutter, die mir so gern das Studium der höhern Seelenlehre gestattete, wenn ich ihr eignes Herz als Handbuch aufschlüge! Mein himmlisches, blumenreiches Band (er küst es), das um Belindens schlanken Leib gewunden werden sollte und nun

nach Offenbach in die Verwandtſchaft kommt! Ach! das ſind nun keine Roſen mehr, nun keine Nelken! Gemalte Offenbacher Gänſeblümchen ſind's, wie ſie bei Oberrad auf der Wieſe blühen, und das zierliche B könnte nun eben ſo gut heißen: Dieſes B ruft Bertha'n zu: Wir ſpielten einmal: Blindekuh!

Vierter Auftritt.

Gretel durch die Mitte. Wolfgang.

Gretel.

Sie iſt fort — Herr Wolfgang! Da! Leſen Sie! (Wirft ein Billet ins Zimmer.) Ich muß ans Thor und die Franzoſen ſehen!

Wolfgang (hält ſie feſt).

Dageblieben! Gebeichtet!

Gretel.

Hernach, hernach! Leſen Sie nur! Ich muß die Franzoſen —

Wolfgang.

Das Papier kann ich nachher leſen! — es iſt die Rechnung! Sie hat geplaudert! Beichte, Sünderin!

Gretel.

Ich geplaudert? Gretel, ſagte immer der franzöſiſche Sergeant, der nach der Schlacht bei Roßbach bei

meiner damaligen Herrschaft in Aschaffenburg verwundet lag und von mir mit Geduld und Liebe und allem Zubehör gepflegt wurde, Gretel, Du hast viel nachtheilige Eigenschaften, sehr nachtheilige, aber Deine Ehrlichkeit und Deine Gewissenhaftigkeit, und Deine — und wie gesagt, der Sergeant hätte mich geheirathet, wenn er nicht hätte unter die Fahne zurückmüssen, der er früher geschworen hatte, als mir, sagte er beim Abschiede, und blos darum verließ er mich.

Wolfgang.

Verließ er mich! Siehst Du! Das wars! Es ist kein Verlaß auf Dich! Da liegt nun mein Band, weißt Du wol, was inzwischen ein unsichtbares räthselhaftes Fatum darüber beschlossen hat? Ich muß es der Bertha d'Orville schicken.

Gretel.

Nach Offenbach?

Wolfgang.

Nenne den Verräther der Poesie an die Prosa!

Gretel.

Hören Sie, Wolfgang, hinterm Ladentisch bei Gontard schielte, wie ich das Band holte, etwas so Verdächtiges hervor, was sich gleich versteckte, als ich in den Laden kam — sehen konnt ich's nicht, es war zu dunkel, aber so ein paar graue Augen blitzten manchmal hervor — wenn's der Professor war!

Wolfgang.

Rittler? Rembrandt'ſches Helldunkel?

Gretel.

Sehen Sie, ſo hängt's gewiß zuſammen. Aber nun muß ich an's Thor und leſen Sie doch gleich den Brief!

Wolfgang (hebt das Papier auf).

Ein Brief? Von wem?

Gretel.

Der franzöſiſche ſchöne junge Herr iſt mir begegnet — der Herr Alcidor — der immer die feurigen Rollen ſpielt —

Wolfgang.

Belindens Bruder — Alcidor?

Gretel (ſich umſehend).

Er hat mir das Billettchen für Sie gegeben —

Wolfgang (öffnete den Brief).

Wie? .... Mon jeune ami! (Er lieſt weiter.)

Gretel.

O das heißt: Mein ſchöner Freund! Das weiß ich noch von meinem Sergeanten her. Er war beim 27ſten Regiment, hieß Mack und war eigentlich ein Elſäßer und ſprach koſtbar deutſch und ſchlecht franzöſiſch. Aber ami mit hinten was dran, ſagte er mir, heißt Freundin, und ami ohne hinten was dran, heißt Freund. (Ganz in der Ferne Trommeln, die fortdauern, bis der

(Rath Einiges geſprochen hat.) Ha! Was iſt das? Hören Sie nicht? Trommeln? Sie ſind's! O, wann's die Sieben und zwanziger wären! Da muß ich dabei ſein! (Rennt ab.)

Fünfter Auftritt.

Rath. Wolfgang.

Rath

(von links vom Zuſchauer mit Hut und Stock will ausgehen und wendet ſich dann zu Wolfgang, der inzwiſchen träumend dageſtanden hat).

Nun? Wie ſiehſt Du denn da?

Wolfgang (verdeckt den Brief).

Rath.

Woran denkſt Du denn? Träumſt Du? Haſt nichts gehört?

Wolfgang.

Sprachſt ja mit der Gretel, Vater.

Rath.

Ich? Mit der Gretel? Lebſt immer ſo in die Luft hinein? Wolfgang! Wolfgang! Das iſt es, was ich an Dir tadeln muß, was mich oft mit Schrecken vor Deiner Zukunft erfüllt.

Wolfgang.

Lieber Vater, ich dachte an den Ovid! Siehſt Du, da liegt er ja. Ich präparirte mich auf die Triſtien.

Rath.

Du haſt die unglückliche Gewohnheit, ins Blaue zu ſtarren, gedankenlos über Nichts zu brüten. Das bekümmert mich, mein Sohn! Sei wahr! ... Hörſt Du? ... Wenn Dich die Außenwelt nicht berührt, wenn Krieg oder Frieden an Deinem theilnahmloſen Innern vorüberziehen, nun ſo will ich mich damit tröſten, daß Du die Leiden noch nicht fühlſt, die ein Patriot empfindet, wenn er an ſein zerriſſenes Vaterland denkt, an dieſen Krieg der Preußen mit dem Reiche, an dieſe Einmiſchung der Franzoſen und alles Das, was unter unſern Augen ſich täglich bejammernswürdig genug begiebt. Ergreife dann wenigſtens Etwas, was Dich vor einer völlig zweckloſen Träumerei bewahrt. Nutze die Augenblicke Deines jungen Lebens! Kind, ſie ſind kürzer, als Du denkſt ... Wie iſt es mit der mathematiſchen Aufgabe, die ich Dir neulich zu löſen gab?

Wolfgang.

Lieber Vater, ich ſtieß auf einen Bruch. Die Rechnung ging nicht auf ....

Rath.

So ließeſt Du ſie liegen. Du ſollſt aber nichts halb thun und beſchäftigen ſollſt Du Dich immer. Ja, ja, Wolfgang, oft ergreift mich eine rechte Bekümmerniß um Dich. Ich ſehe Dich nicht mehr auf dem geraden Wege, auf dem ich Dich zu Deinem Lebensberufe

führen wollte. Deine Neigung für die Mathematik, für die edle Meßkunſt, für das fleißige und ſaubere Copiren guter Bilder ſtockt. Ich begnüge mich, ſtatt weiterer Erörterung Dir nur einfach meine Freude auszudrücken, daß glücklicherweiſe die franzöſiſche Comödie Frankfurt verlaſſen wird.

Wolfgang.

Alſo wirklich? (Bei Seite.) Wie Belinde mir ſchreibt ....!

Rath.

Siehſt Du, wie Du betroffen biſt! Seitdem Du Franzöſiſch lernſt, haſt Du Dein Italieniſch vernachläſſigt. Ich hoffe, daß Du zu meinem alten Erziehungsplan zurückkehreſt und die Gefahren der hin- und hertaſtenden Selbſtausbildung wohl einſehen gelernt haſt. Adieu! mein Sohn! Willſt Du die Franzoſen marſchiren ſehen?

Wolfgang.

Wie? ſie reiſen ſchon ab?

Rath.

Ab? Reiſen? Wer?

Wolfgang.

Die franzöſiſchen Schauſpieler.

Rath.

Wer ſpricht von ihnen? Von dieſen Vagabunden? Ihre Päſſe ſind noch nicht in Ordnung und ihre Ver-

bindlichkeiten noch nicht gelöst. Schulden sind die häßlichen Insekten auf den Bouquets, die ihre falsche Kunst dem verweichlichten Geschmack bietet.

Wolfgang.

Sieh! Sieh! Vater, der Gedanke an Schulden macht Dich ordentlich poetisch.

Rath.

Hörtest Du denn nicht — daß Marschall Broglie durchmarschirt, um dem Corps des Herzogs Ferdinand von Braunschweig eine Schlacht zu liefern?

Wolfgang.

Ja wohl! ja wohl! Man erzählte davon —

Rath.

Und doch, ich tadle es nicht, wenn Du dieser verworrenen Politik keine Aufmerksamkeit schenkst. Bleibt doch dem Biedermann in diesen Tagen nichts übrig, als sein Urtheil zu verschließen und vor den unbehaglichen Verhältnissen des Vaterlandes und den Schrecken des Krieges sich in den Frieden der Familie zu flüchten. Da ein' traulicher Herd, da eine stille kunstgeschmückte Wohnung, wie die unsere hier, da ein gutes Weib und hoffnungsvolle, für bessere Zeiten aufbewahrt bleibende Kinder, das ist eine Abschlagszahlung für die Zukunft, bei der man wenigstens die Freude am Leben und die Hoffnung nicht ganz verlieren kann. Was an Dir ist, Wolfgang, hoff' ich, Du wirst Deinen Theil dazu bei-

tragen, Deinem Vater dies gemeſſene Glück zu begründen und zu erhalten. (Ab durch die Mitte.)

Wolfgang (allein).

Nein, hier iſt mein Schickſal! Hier die Bahn eines fühlenden Herzens! (Lieſt unter ſich das Billet.) „Mein junger Freund! Belinde ſagt Ihnen ein herzliches Lebewohl! Unſere Geſellſchaft geht nach der Schweiz. In Soleure — Soleure? Ah! Solothurn ... werden wir Klytemnäſtra's Reuethränen weinen und an Phädra's gebrochenem Herzen ſterben. Wir wollten anfangs nach Mainz, aber bei den Franzoſen ſteht dort ein Mann, den wir gezwungen ſind, zu fliehen. Sie kennen das Medaillon, das wir Drei mit unſern Thränen benetzten. O junger Freund, Sie wiſſen nicht, welche innere Qual mich zwingt, vor dem Grafen Edmond René de Thorane zu fliehen ....."

(Draußen in der Ferne Trommeln, die fortdauern bis zum Schuß.)

Zu fliehen? Fliehen vor Thorane, den ſie liebt? Thorane alſo mein einziger Feind auf der ganzen Erde! Der war es, der neulich die tragiſche Scene anrichtete! Alcidor's Mienen, ſeine niedergeſchlagenen Augen beſtätigten mir's ja, daß dies das Bild des Mannes iſt, den Belinde liebt! Und dieſer Edmond René de Thorane wäre in der Nähe! Ein Offizier! Ein Franzoſe! Nun fühle ich etwas von dem Haſſe meines Vaters gegen Frankreich! Ja, ich will mich — (ein Kanonenſchuß). Was iſt das?

Sechster Auftritt.

Gretel stürzt herein. Wolfgang.

Gretel.

Ich sterbe —

Wolfgang.

Von dem Kanonenschuß?

Gretel.

Die Siebenundzwanziger sind da! Und er auch — ich hab' ihn in der Nähe gesehen — von Weitem gesprochen — lassen Sie mich — ich falle jetzt in Ohnmacht — (sinkt in einen Stuhl).

Wolfgang.

Was bedeutete der Schuß?

Gretel.

Weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß der Mack an mir vorbeimarschirt ist, gerade am Weidenbusch vorüber auf dem großen Steinweg. Gretel! schrie ich ihm zu, Mack! antwortete er und schwenkte den Hut. Hirschgraben Litera F. Nr. 74. rief ich. Merci, rief er, das heißt Danke, merci! das weiß ich noch von Aschaffenburg, merci heißt Danke! und vorüber war er.

(Ein Kanonenschuß.)

Wolfgang.

Aber was bedeutet das Schießen?

(Flintenschüsse durcheinander.)

Gretel.

Ha!

Wolfgang.

Das iſt ja ein Kampf! (Will ſeinen Hut nehmen.) Da muß ich fort —

Siebenter Auftritt.

Mittler. Die Vorigen.

Mittler.

Halt! Ums Himmels willen bleiben Sie da! Verrath! Ueberfall! Meuterei!

Gretel.

Verrath? Hier iſt der Verräther!

Mittler.

Was will Sie, Gretel! Laß Sie jetzt alle Privatfehde — Auf der Zeil begiebt ſich etwas Furchtbares!

Wolfgang.

Elender Schleicher! Aus dem Hinterhalt wißt Ihr giftige Bolzen zu ſchießen, aber wo es Kugeln gibt, flieht Ihr davon — Was war das mit meinem Band? Profeſſor, Menſch, was war das auf der Neukräm?

Mittler.

O, ich will Alles geſtehen — ja, ich habe — aber, Freund, die gemeinſchaftliche Sache des Vaterlandes — alle Parteien müſſen ſich jetzt vereinigen, — lieber Junge —

Wolfgang.

Alſo Du geſtehſt —

Gretel.

Sie waren es, der hinterm Tiſche lauerte —

Mittler.

Aufſchub aller Privatangelegenheiten, — das Vaterland hängt an einem ſeidenen Faden!

Wolfgang (nimmt das Band).

Und die Verräther ſollen an einem ſeidenen Bande hängen!

Mittler.

Ha! Sie werden doch nicht —

Wolfgang.

Eine Galgenfriſt ſei Dir gegönnt, Gemäldekenner, ſchleichender Profeſſor emeritus — Wenn's einmal zum Ausbruch kommt und wir Abrechnung halten werden mit Allen, die uns gequält und gemartert haben und die Leiden eines gefühlvollen, ſeiner Zukunft überſchwänglich entgegenſchlagenden Herzens nicht verſtehen wollten, dann wehe Ihnen und Ihresgleichen! Jetzt muß doch Eins ſehen, was es auf der Zeil gibt. (Ab durch die Mitte.)

Mittler (auf einem Stuhl).

Ach, ich bin mehr todt, als lebendig! Gretel, iſt Sie auch ſo unverſöhnlich — (Läuten der Sturmglocken.) Gretel, kennt Sie keine Vergebung —?

Oretel (am Fenſter).

Sie ſtürmen! Wie die Leut rennen — alle todtenblaß — ſie ſchießen ſchon wieder — was iſt das — (will fort).

Mittler (wirft ſich ihr in den Weg).

Sie bleibt da! Will mich denn Alles verlaſſen?

Achter Auftritt.

Frau Rath blaß. Die Vorigen.

Mittler (auf ſie zulaufend).

Ach, allerliebſte, beſte Frau Rath! Sind Sie's denn und wirklich noch am Leben? Nun ſagen Sie mir um Gotteswillen — was iſt das? Innerhalb Ilions Mauern!

Frau Rath

(erſchöpft im andern Seſſel gegenüber).

Wo iſt mein Mann? Wo iſt Wolfgang?

Oretel (am Fenſter).

Fürchten Sie nichts — das Schießen hört auf —

Frau Rath.

Verſtehen Sie das Alles — begreifen Sie es?

Mittler.

Bin in dem gleichen Fall — verſtehe nichts, rein gar nichts — obgleich ich Profeſſor —

Frau Rath.

Ich bin am Bockenheimer Thor, sehe die Soldaten marschiren, folge, als die Zeltwagen kommen, ruhig dem Zuge, und bin kaum an der Weißadlergasse, so hör' ich auf einmal schießen. Die Leute rennen und schreien: — Was ist? was gibt's? Kein Mensch hat eine Antwort! Die Einen meinen: die Preußen sind in der Stadt, die Andern: die Oestreicher —

(Das Läuten hört hier auf.)

Neunter Auftritt.

Rath. Die Vorigen.

Rath.

O schändlich! Schändlich! Unerhört!

Alle.

Was ist?

Rath.

Die Franzosen haben die Stadt genommen.

Mittler.

Die Stadt genommen?

Frau Rath.

Wie das? Dürfen sie's denn?

Rath.

Dürfen? dürfen? Was sind Traktate? Was sind geschriebene, beschworene Verträge? Seit vier Jahren,

daß der Krieg wieder begonnen, zogen Tausende von Truppen durch Frankfurt, als neutrales Gebiet, und alle betraten das eine Thor und gingen ehrlich durch das andere. Die Zeit ist vorüber. Die Stadt hat ihre Freiheit verloren.

Mittler.

Durch die Alliirten des Kaisers? Das ist ja eine politische Unmöglichkeit!

Rath.

Die Gewalt der Waffen entscheidet und der Besitz gibt das Recht. Wie die Colonne auf die Zeil rückt, tritt unsere Stadtmiliz an der Constablerwache unter Gewehr, wie es seit Jahren zur Ehrenbezeugung geschah, und man durfte annehmen, die Franzosen würden die Allerheiligengasse hinaufmarschiren, auf Bornheim oder Bergen zu. Statt dessen machen sie plötzlich am Türkenschuß Halt, zwei Kanonen werden abgeprotzt, man feuert, glücklicherweise blind geladen und mehr zum Schrecken, als aus Mordlust. Mit gefälltem Bajonett rückt die Infanterie auf die Constablerwache, unsere Mannschaft, völlig unvorbereitet und erschreckt, löst sich auf und nach einigen Flintenschüssen ist die Stadt in der Hand des verrätherischen Feindes. Man sagt, der Herzog von Broglie hätte den Ueberfall in eigener Person geleitet.

Oretel (für sich).

Oder der Mack hat's angestellt, wegen dem Hirschgraben Litera F.

Mittler.

Und was wird die Folge sein, Herr Gevatter?

Rath.

Große Drangsal. Brandschatzung, Kriegssteuer, Verkürzung aller unserer Gerechtsame —

Zehnter Auftritt.

Wolfgang reißt die Thür auf. Die Vorigen.

Wolfgang (ruft).

Einquartierung!

Frau Rath
Mittler (zugleich).
Rath

Himmel!
Großer Gott!
Dacht' ich's doch.

Wolfgang.

Ha, Ha! Das war lustig anzusehen, o zu lustig, wie unsere tapfern Soldaten von der Fahrgasse hergelaufen kamen. Das war ein trojanischer Krieg! Er hat zehn Secunden gedauert.

Mittler.

Einquartierung? A la bonne heure! Ich nehme Niemanden in mein Haus. (Draußen Trommelwirbel.)

Wolfgang (am Fenster).

Man wird Sie fragen! Da! seht, wie rasch das geht! Immer Trupps von 12 Mann — trapp, trapp! Wie sie sich umschauen nach den Hausnummern. Bon jour, Monsieur! Da? Nein dort! So? Richtig! Und die Herren von unserer gesinnungslosen Polizei zeigen ihnen gleich, wo's am schönsten ist! Herr Mittler, jetzt geht's auf Ihr Haus zu —

Mittler.

Ich bitte Sie um Gotteswillen —

Wolfgang.

Jetzt, jetzt — nein! sie gingen vorüber. Es sah ihnen zu schmal in Ihrer Küche aus. Aber bei Leerse's klingeln sie! (Neuer Trommelwirbel.)

Rath (zu Wolfgang).

Sieh nach! Ich glaube, es kommen immer mehr.

Gretel (bei Seite).

Ich weiß nicht — mir wird so ängstlich zu Muthe — wenn sich bei uns was ereignete — Mack oder ein schöner Offizier — (Draußen, aber mehr nach unten der Ruf: Halt!)

Alle (durcheinander).

Halt? Sie kommen — bei uns — es klingelt — (es klingelt sehr stark unten).

Mittler.

Halt? Das ist ja deutsch! Bester Freund, Sie irren sich vielleicht! Es sind die Preußen —

Rath (ſehr aufgeregt).

Laßt! (Er geht, ſie Alle zur Ruhe bedeutend, an die Mittelthür. Man hört draußen Tritte. Dann geht die Thür auf.)

Eilfter Auftritt.

Mack tritt ein und ſalutirt. Zwei Grenadiere bleiben draußen. Die Vorigen.

Mack.

Salut aux Messieurs et Mes Dames!

Alle.

Franzoſen!

Gretel.

Jeſus, das iſt ja der Mack!

Mack.

C'est ici chez Monsieur Goethe, Conseiller de Sa Majesté impériale de l'Autriche? (Alle ſchweigen.)

Gretel.

Ei, Mack! (Nach einer Pauſe, wo ſie ſich reſolvirt hat.) So mach Er doch kein ſo dummes Zeug, Mack, und ſprech Er, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt!

Mack.

Gretel, ich freue mich, Dich wieder zu ſehen, aber beim Vorpoſtengefecht — silence!

Frau Rath (nimmt die Gretel).

Sie kennt den Barbaren?

Oretel.

J, das iſt ja der Sergeant Mack vom 27. leichten Regiment, das ich vor drei Jahren in Aſchaffenburg in Garniſon gehabt habe.

Mittler (bei Seite).

Dieſe Perſon!

Mack.

Meine Herren und Damen! Sie will ſagen, ſie hat mich gepflegt und gut conſervirt. Und da ſie dieſes mit mehr als chriſtlicher Nächſtenliebe gethan hat und ſie die Aufmerkſamkeit beſaß, mir gleich beim Einmarſch am Weidenbuſch Ihre werthe Adreſſe zuzurufen, ſo war es ein Gefühl der Dankbarkeit für mich, die fürnehmſte Einquartierung unſerer ganzen Armee in dieſes Haus: Hirſchgraben Lit. F. Nr. 74 zu verlegen.

Rath
Frau Rath
Mittler } (zuſammen).

Das verdanken wir Dir?
Sie muß aus dem Hauſe.
Ei, ei, ei, ei!

Oretel.

Ach, nun komm' ich ſchön an.

Mack.

C'est de la part du Lieutenant du Roi, que j'ai l'honneur, de vous faire mes compliments respectueux.

Mittler (zum Rath ſchadenfroh).

Lieutenant du Roi! Beſter Freund, wenn ich recht verſtehe, ſo wird gewiſſermaßen in Ihrem Hauſe das Hauptquartier aufgeſchlagen.

Rath (zornig zu Mack).

Mein Freund, ſagen Sie gefälligſt Sr. Excellenz, daß ich ihn bäte, die Ehre ſeiner Bewirthung —

Mack.

Pardonnez, Mr. le Conseiller de Sa Majesté imperiale de l'Autriche! Mon maitre vient de venir — kommt ſo eben ſchon — avec tout l'état major —

Rath
Mittler } (zugleich).

Mit?

Frau Rath.

Was hat er geſagt? L'état major?

Wolfgang.

Liebe Mutter, das heißt, das ganze Offiziercorps wäre bereits mit dem Leutenant des Königs unterwegs, um ſich auf dem Hirſchgraben im Goethe'ſchen Hauſe häuslich niederzulaſſen.

Rath (will zornig auf Mack zu).

Sag Er —

Alle (halten ihn zurück).

Vater — Herr Rath —

Mack (in Poſitur).

Monsieur!

Wolfgang.

Vater, laß, laß. Ich werde zeigen, was ich in der franzöſiſchen Comödie gelernt habe. (Zu Mack, feierlich und wie auf dem Kothurn.) Mon brave! (Mack legt die Finger an den Tschako.) Quoique ce serait pour nous un grand honneur, de reçevoir la lieutenance du Roi, et — et — vous comprenez, Monsieur?

Mack.

Vollkommenement! Mais —

Wolfgang (nimmt ſeinen Hut).

Je vous accompagnerai, mon brave, et nous espérons, que, que —

Mack.

Nichts que, que, que —

Wolfgang.

Nun denn, ſo geh ich allein — Ayez la bonté de me dire le nom de votre maitre —

Mack.

Mon maitre, Monsieur? C'est le Lieutenant du Roi, Monseigneur le Comte de Thorane.

Wolfgang (läßt den Hut fallen).

Wer?

Alle.

Was iſt ihm?

Wolfgang.

Wie?

Mack.

Monseigneur le Comte Edmond René de Thorane!

Wolfgang.

Edmond René de —

Mack.

Thorane!

Wolfgang.

Ha! (Sinkt in Ohnmacht.)

Frau Rath.

O siehst Du, Vater! Er wollte sich ermannen, er wollte uns retten vor der Intrigue dieses abscheulichen Mädchens, das seiner Herrschaft freiwillige Einquartierung aufbürdete, aber er kann nicht mehr, seine Kräfte schwinden . . . Wolfgang!

Mittler.

Herrliches Kind! Es ist der Schmerz ums deutsche Vaterland!

(Während die Gruppe um Wolfgang beschäftigt ist und ihn an den Sessel nach vorne führt, wendet sich Mack militairisch, die Soldaten folgen.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Das Prunkzimmer im Goethe'schen Hause. Die Einrichtung ist einfach, aber gewählt. Besonders die Bilder in goldnen Rahmen an den Wänden recht angenehm hervorstechend. Sie müssen meist Landschaften darstellen. Die Möbel sind von Nußbaum, aber hier und dort mit Bronze verziert. Canapé und Stühle mit weißen Ueberzügen. Zur Rechten vom Zuschauer zwei Fenster mit großgeblümten langen Vorhängen. Zwischen ihnen ein Spiegel, unter dem aber noch Platz für ein Landschaftsbild sein muß. Hinten und links vom Zuschauer Thüren.

Erster Auftritt.

Gretel stäubt die Möbel ab. Dann Mittler.

Gretel (allein).

Es ist wie ein Ungewitter, was über Einem schwebt! Jeden Augenblick kanns losbrechen. Der Herr Rath sieht mich mit keinem Auge mehr an, die Frau Rath weiß mir nicht Schlimmes genug zu sagen und was hab' ich denn gethan? Kann ich dafür, daß der Mack so ein einfältiger Mensch geworden ist und blos nur noch für seinen Herrn ein Auge hat? Ich habe keinen Segen davon, daß ich ihm unsre Nummer sagte, und Vergnügen auch nicht.

Mittler (blickt durch die Mittelthür).

Pſt! . . . . Kann man's wagen?

Gretel.

Nein!

Mittler.

Er iſt doch nicht bei Wege?

Gretel.

Daß er Sie nur nicht erwiſcht. Der verſteht keinen Spaß. Dem ſollte mal Einer in ſeinen Torniſter ſehen!

Mittler.

Von wem ſpricht Sie denn?

Gretel.

Von dem Sergeant-Major.

Mittler.

Wer fragt nach dem Sergeant-Major! Dem Königsleutenant galt die Erkundigung — Excellenz ſchon ausgegangen?

Gretel.

Er läßt ſich juſt friſiren. — Machen Sie, daß Sie fortkommen! Der iſt noch menſchenſcheuer, als der Sergeant-Major.

Mittler.

Hab' ich in der That gehört. Soll ja ein höchſt merkwürdiges Exemplar von einem Cavalier ſein, ſo zu ſagen eine species hypochondriaca.

Gretel.

Grob iſt er.

Mittler.

Hört' ich auch. Andere meinen wieder sehr fein.

Gretel.

Ihnen wird er vielleicht blos recht höflich die Thür weisen.

Mittler.

Die Thür — glaubt Sie das?

Gretel.

Er kann die Frauenzimmer nicht leiden.

Mittler.

Bin ich —

Gretel.

Wenn er hört, wie Sie andere Menschen ins Unglück bringen können, hält er Sie für eine Frau Baf'.

Mittler.

Gretel, laß Sie jene schönere Vergangenheit, wo man noch um ein seidenes Band, um theatralische Verhältnisse sich misverstehen konnte, jetzt leben wir in einer Schreckenszeit, wo die Guten, die Edlen zusammenhalten müssen — (will sie umarmen).

Zweiter Auftritt.

Mack. Die Vorigen.

Mack.

Was ist hier? Wer spricht hier? Excellenz lieben das nicht. Margarethe, was thut Sie da?

Gretel (fährt mit dem Wedel über Mittlern).

Ich ſtäube ab, wie Er ſieht.

Mittler (zeigt an die Wände).

Dieſe Bilder — ſind meiner beſondern Obhut anvertraut. Ich pflege ſie zuweilen zu inſpiciren — zu revidiren —

Mach.

Auch die Weibsbilder? Hier hat Niemand was zu inſpiciren und zu dividiren. Dieſe Zimmer ſind das Quartier des Herrn Königsleutenants. Wer hier etwas zu ſuchen hat, den meld' ich Sr. Excellenz. Soll ich Sie — (will hinein).

Mittler.

Um Gotteswillen nein — Adieu, leben Sie wohl! Auf Wiederſehen! (Schiebt hinaus.)

Mach.

Gehört der ins Haus?

Gretel.

Es iſt der Hausfreund.

Mach.

Bei Ihr wohl? Sie hat recht changirt — die Farbe gewechſelt ſo zu ſagen —

Gretel (fährt hinten in ihrer Arbeit fort, indem ſie ſich ſchnippiſch abwendet).

Hm — gegenſeitig.

Mach (bei Seite).

Hübſch iſt ſie! Sehr hübſch! Aber —

Gretel (steckt die Gardinen zurück).

Mack.

Zugelaſſen! Hier kein Tageslicht herein! Wir lieben das Dunkle in der Beleuchtung.

Gretel (macht wieder zu).

Nu, nu, freß Er Einen nur nicht! Die Herren Franzoſen haben hier zu befehlen! Schlimm genug, daß wir in ſolche Hände gerathen ſind! (Will ab.)

Mack.

Marguérite! — . . . Donnerwetter, Ordre parirt! Still geſtanden!

Gretel (bleibt mit ihrem Kehrbeſen ſtehen).

Mack (ſich ihr zärtlich nähernd).

Marguérite, wenn Du wüßteſt — Ein ſchmuckes Soldatenmädel gäbſt Du — aber — ſiehſt Du — es gibt Verhältniſſe, wo die große Nation . . . .

Gretel.

Als der Herr Sergeant von Roßbach kam, ſah die große Nation recht klein aus.

Mack.

Ruhe! Sacre nom de . . . Gretel, ich will Dir was ſagen! Weißt Du, was die Miſogyne iſt?

Gretel.

Miſegiene? Das iſt wohl jetzt ſeine Schöne? In Ihm hat ſich ein redliches Mädchen ſchrecklich geirrt.

Ich wünſchte, Er hätte ſich am Weidenbuſch verhört und wär' in ein anderes Haus gezogen, als hierher, wo ich meinen Dienſt wegen der Einquartierung verlieren werde.

Mack.

Frankreich hält Diejenigen ſchadlos, die ſeinetwillen leiden. Frankreich war immer großmüthig. Ein Platz, Gretel, als Marketenderin —

Gretel.

Pfui, ſchäm' er ſich! (Will ab.)

Mack.

Margarethe! Bleib'! Du haſt Grundſätze! Das wußt' ich ſchon in Aſchaffenburg und logirte meinen General nur deshalb hierher, um zu ſehen, ob Du Dich in ihnen befeſtigt haſt. Aber ſiehſt Du, Gretel, — die Miſogyne —

Gretel.

Ich glaube, Er iſt verrückt geworden. Wer iſt denn das?

Mack.

Gretel, vor vier Jahren war ich bleſſirt und dabei ſehr vergnügt, jetzt bin ich geſund und bin ſehr melancholiſch. Ich habe die Miſogyne.

Gretel.

Melankoliſch? Miſogyne — was ſind denn das für Krankheiten?

Mack.

Melancholie nennt man eine Trauer, die ſo ſchrecklich iſt, daß ſie gar keinen Grund und keine Urſache hat.

Oretel.

Mein Gott, Mack, Er hat doch keinen Kummer?

Mack.

Dieſes nicht, aber grundloſen Kummer nennt man Melancholie. Mein Herr haßt die Frauen, ich liebe ſie folglich nicht mehr. Mein Herr weint ſehr viel, ich lache folglich nicht mehr. Das nennt man Miſogyne. Marguérite, für dieſe traurige Dienſtbefliſſenheit bekomm' ich nach dem Kriege einſt eine Stelle als Intendant auf den Schlöſſern meines Grafen.

Oretel.

Ein Intendant! Iſt das Viel, Mack?

Mack.

Es iſt ſo zu ſagen Alles. Ein Intendant auf einem Schloſſe iſt die Herrſchaft ſelbſt, — wenn ſie nämlich verreiſt iſt.

Oretel.

Und ſo einen Poſten verſchafft Dir die ſchreckliche Krankheit, die Miſogyne?

Mack.

800 Franken, frei Holz, frei Koſt und Logis, aber lebenslänglich — keine Frau'

Gretel (weinend).

Keine Frau!

Mack.

Ach!

Gretel (ſchluchzend).

O!

Mack.

Schreckliches Leiden!

Gretel.

Die Miſogyne! . . . Und die kann auch wohl gar nicht curirt werden?

Mack.

Sie könnt' es, Gretel! Wenn ich mich vergäße — wenn ich die ſchönen Tage und Mondnächte von Aſchaffenburg — ich werfe die falſche Hülle ab, ich werfe die Ausſicht auf die Schlüſſel von allen Schlöſſern der Erde weg, wenn ich Dich —

Gretel.

Nein, Mack! Ich bin ein gefühlvolles Weſen, ich will Dein Unglück nicht. Bringt Dir das einen Poſten, daß Du mich verabſcheuſt, ſo bin ich ein deutſches Mädchen und entſage. (Schluchzt.) Man hat in den Kriegszeiten ſchon viel erlebt, aber daß Einquartierung kommt, die die Miſogyne hat, iſt wohl noch keinem Stubenmädchen vorgekommen. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Graf Thorane militairiſch gekleidet, mit einem Buch in der Hand, von der linken Seite eintretend. Mack.

Thorane.

St. Jean! . . .

Mack (ehrerbietig).

Mon général!

Thorane.

Ça me fait beaucoup de plaisir, de me rappeller le peu d'allemand, que j'ai appris dans ma jeunesse. Ich verſtehen dieſen ganzen Buch ſehren gut.

Mack.

Mais pourquoi la langue d'un pays —

Thorane.

St. Jean!

Mack (klagend).

Mon général!

Thorane.

Wir wollen immer ſprechen deutſch!

Mack.

Bien obligé.

Thorane.

Deutſch!

Mack.

Wie Ew. Excellenz befehlen.

Thorane.

Zwar es wird ſein eine Sack ſehr diſſicile, — allein es iſt eine Pflicht, zu ehren die arme Land, die iſt in der Nothwendigkeit zu ſehen uns als eine Feind ... (Zu Mack.) Iſt das geweſen eine deutſche Sprak?

Mack.

Superbe, mon général.

Thorane.

Deutſch!

Mack.

Vortrefflich!

Thorane.

Entends-tu — wenn ick weiß nicht der Wort zu ſagen en allemand — tu les traduiras —

Mack.

A votre service!

Thorane.

Deutſch!

Mack.

Zu dienen, Excellenz!

Thorane.

Gut. — Dieſe Haus iſt eine ſehr commode — (ſieht ihn an).

Mack.

Bequeme.

Thorane.

Dieſer Tableaux — (ſieht ihn an).

Mach.

Gemälde —

Thorane.

Gemälder ſein ſehr ſchöner Stücker von Cabinet, aber ik glaube, der maitre (Sieht ihn an.)

Mach.

Meiſter —

Thorane.

Meiſter des Hauſes iſt eine Mann ſehr ein wenig impoli.

Mach.

Unhöflich, ſtellenweiſe grob.

Thorane.

Ah!

Mach.

O c'est exécrable, comme ce —

Thorane.

Deutſch!

Mach.

Ein Schwerenothskerl — und die ganze Bande reif hier zum Aufhängen!

Thorane.

Nicht ſo geſchwind!

Mach.

Aufhängen?

Thorane.

Spreken!

Mack.

Excellenz! Es iſt eine verfluchte Wirthſchaft in dem Hauſe hier wie in der ganzen Stadt! Keine freundliche Miene, kein Reſpect. Dieſe Frankfurter — Excellenz, ich habe einmal eine Geſchichte gehört von Einquartierung in einer Stadt Namens Sicilien, wo auch einmal Franzoſen plötzlich bei Nacht .... na, ich ſage nichts, wenn wir hier einmal das ſicilianiſche Veſperbrod erleben!

Thorane.

Les vêpres siciliennes! Der ſizilianiſche Veſperbrod! Ich mir dieſen Ausdruck will merken. Aber, mein guter St. Jean, es nicht kann ſein ein großer Vergnügen, zu haben fremde Menſcher in ſeinen .... propriétés.

Mack.

Eigenthümern —

Thorane.

Eigenthümern. Auch es iſt wahr, daß iſt Deutſchland eine ſehr unglücklik Land ...

Mack.

Finden Sie das?

Thorane.

O eine ſehr unglücklik Land, weil es hier hat gehabt immer zwei Parteier und die andere Nationen haben Nutzen gemakt von der Feindſchaft von dieſer zwei Parteier ...

Mack.

Deshalb haben wir im Elsaß auch vorgezogen, uns gar nicht mehr mit Deutschland abzugeben.

Thorane.

Abzugeben? Que c'est ça? Ah, Abgaben! Zahlen der Abgaben? O es ist eine sehr unglücklik Land, welches hat zuviel der Souveränen, welche alle wollen leben von der Abgaben.

Mack.

Einverstanden, Excellenz. Aber Frankfurt ist eine freie Stadt und sehr reich und sie könnte sich's zur Ehre schätzen, einmal an einen ordentlichen schönen Fürsten zu kommen, z. B.. an Sr. Majestät den König von Frankreich. (Es klopft leise.)

Thorane.

On frappe. —

Mack.

Et bien timidement. (Sieht nach.)

Thorane.

Wer ist? Ich hoffe nickt, daß es sind Damens —

Mack.

Excellenz, wo werd' ich erlauben, daß Damen — (zuckt die Achseln, geht an die Thür, hat geöffnet und blickt zurück). Der junge Sohn des Herrn Rath. (Meldet.) Le jeune fils du Conseiller!

Thorane.

Entrez, mon ami!

Vierter Auftritt.

Wolfgang elegant gekleidet. Die Vorigen.

Wolfgang

(verbeugt ſich, wirft einen ſcharfen Blick auf Thorane, geht dann links an die Fenſter und nimmt zwiſchen ihnen ein Bild herunter, mit dem er wieder hinausgehen will).

Thorane

(ſieht ihm verwundert zu. Wie Wolfgang an der Thür iſt, ruft er)

Au voleur!

Mack.

Halt den Dieb!

Thorane.

Quelle impertinence, jeune homme?

Wolfgang.

Pardon, Monsieur! C'est de la part de mon père —

Thorane (zornig).

Deutſch!

Mack (ebenſo).

Allemand!

Wolfgang.

Das Bild gehört meinem Vater und ich hole es in ſeinem Auftrage.

Thorane.

Dieſe Bilde gehören an mir und Herr Ihr Vater ſind ein .... voleur — (ſieht Mack an).

Mack (eben ſo ernſt).
Dieb, nach Umſtänden Spitzbube, Excellenz!

Wolfgang (zieht an ſeinen kleinen Galanteriedegen).
Monsieur!

Thorane (zu Mack).
Preus lui son épée!

Mack
(nimmt Wolfgang, der ſich zu wehren ſucht, den Degen, und behält ihn in der Hand, bei Seite brummend).
Allgemeine Entwaffnung!

Thorane.
Junger Mann! Man nicht kommt mit der Degen in die Zimmer des Lieutenant du Roi! Sie werden mir laſſen dieſe Bild, welche jetzt iſt meine Beſitzung.

Wolfgang (bei Seite).
Monsieur, vos Beſitzungen sont peut-être en France —

Thorane.
En Allemand!

Wolfgang (für ſich).
In Deutſchland?

Mack.
Deutſch ſollſt Du ſprechen, junger Rebell!

Thorane.
C'est ça.

Wolfgang.
Nun denn, Herr Königsleutenant! Mein Vater

hat mich beauftragt, dieſes Bild zu ihm hinauf zu holen, weil es noch nicht vollendet iſt. Der Maler, Herr Seekatz aus Darmſtadt, iſt ſo eben angekommen und hat die Abſicht, hier die letzte Hand anzulegen. Sie werden ſich überzeugen, daß ſowohl der Baumſchlag —

Thorane.

Pas trop vite!

Mack.

Nicht ſo ſchnell!

Wolfgang (langſam ſprechend).

Daß — ſowohl — der Baumſchlag (bei Seite). — Muß ich meinem verhaßten Feinde noch Sprachunterricht geben!

Thorane.

Was iſt Baumſchlag —?

Mack.

Baumſchlag —? Der junge Mann will wohl Schlagbaum ſagen, Excellenz. Das iſt der große Balken, welcher quer —

Wolfgang.

Ueber die Stirn eines Dummkopfs geht. Baumſchlag c'est le feuillage, Monsieur!

Thorane.

Ah! (lächelnd.) St. Jean! St. Jean!

Mack (brummiſch).

Ins Maleriſche erſtreckt ſich meine connaissance nicht (tritt etwas zurück).

Thorane (ſetzt ſich).

Jeune homme! Jk lieben ſehr der Malers und der ſchönen Könſt —

Wolfgang (bei Seite).

Künſte? Aha! Die dramatiſchen Künſte!

Thorane.

Jk haben mir gefreut zu ſehen dieſe ſchöne Bilders in dieſem Hauſe und juſtement dieſer paysage — (ſieht ſich nach Mack um).

Mack (zuckt die Achſeln).

Länderei —?

Wolfgang.

Landſchaft, mein Herr!

Thorane.

Juſtement dieſer Landſkaft iſt mir geweſen eine große Freude. Es iſt einer ſo ſchöner blauer Luft darunter —

Wolfgang.

Darüber —

Thorane.

Daß ich gezwungen bin, immer zu denken an meine ſchöne Schloß in der ſchöne Land die Provence.

Wolfgang (bei Seite).

Er iſt's!

Thorane.

Aber ik haben verſtanden mit großem Vergnügen, daß der Meiſters von dieſem Landſkaft noch leben.

Wolfgang.

In Darmſtadt, gegenwärtig eine Treppe höher in unſerer Manſarde.

Thorane.

O c'est très heureux! Dieſe Deutſchland haben einen Maler, wie Claude Lorrain —

Wolfgang.

Alle die Bilder, welche in dieſem Zimmer aufgehängt ſind, rühren von Malern her, welche ſämmtlich in Frankfurt leben.

Thorane.

Dieſe Bilder ſind gemalt in einem Geſchmack, den ich liebe ſehr, weil es iſt der Geſchmack der Natur und des Herzens.

Wolfgang (bei Seite).

So kann nur ein raſend Verliebter ſprechen!

Thorane.

La peinture! Und der Muſik! Und der Dichtkonſt! Wenn man iſt gezwungen zu ſein unter die Waffen, wenn das Auge muß ſehen die horreurs de la guerre et on a le coeur sensible aux émotions — (unterbricht ſeine Empfindung) oh mon jeune homme, Sie ſein nok zu jung, um zu begreifen mir und meine Schmerzen.

Mack (bei Seite).

Jetzt kommt die Miſogyne!

Wolfgang (für ſich).

Der Heuchler verſtellt ſich und thut, als wenn er nicht geliebt wäre!

Thorane (zu Wolfgang).

Mein junger Freund! Es iſt eine ſchöne Empfehlung für Herrn Ihren Vater, zu lieben die ſchönen Könſte und zu beſchützen der Meiſters, welche leben in unſerer Nakbarſchaft. Der Talent muſſen ſein cultivé —

Mack.

Geackert.

Thorane.

Geackert! Auch das Studium muſſen ſein geackert — auch der succès muſſen ſein geackert. Auch die Fürſten müſſen ſein cultivateurs —

Mack (kennt ſich).

Ackerslen — Ne! Das ſtimmt nicht —

Wolfgang.

Ich begreife vollkommen, was Sie ſagen wollen, Excellenz (bei Seite.) Er iſt auch ſchon ſehr geackert und hat Furchen!

Thorane.

Ich will maken der Bekanntſchaft von die Könſtlers alle, welche aben gemalt dieſe Bilder. Ik beſitze eine ſchöne Schloß in die Provence an die Ufers der Meer Méditerranée, zwiſchen Thalern von Oliven und Orangen — o mein Freund, eine Baumſchlag, ſo ſüße, ſo mélancolique —

Mack (weinerlich).

Schwermüthig!

Thorane.

O eine ſo ſchwermüthige Baumſchlag! Der Nakt gall ſingen in der Zweig — et les souvenirs . (tritt ab) mais passons là dessus.

Wolfgang (bei Seite).

Die Sehnſucht ſcheint ihn zu verzehren.

Thorane.

In dieſe Schloß ſollen mir malen dieſe gute Ma lers von Frankfurt auch meine Erinnerungen an dieſ Deutſchland! Aber ik ſehen, mein junger Mann, da Sie noch nicht haben ein großes Vertrauen in mir Die Bewohner dieſer Stadt haſſen uns, weil wir ha ben genommen Beſitz von ihnen. Aber dieſes iſt ge weſen eine Nothwendigkeit von Krieg. Sie ſind fü Preußen, mein Freund, oder Sie ſind für Oeſterreich

Wolfgang.

Ich bin zu jung, über dieſe Dinge eine Meinun zu haben, allein das geſteh' ich ſchon, daß ich weni Urſache habe, für die Franzoſen zu ſein.

Mack (räuſpert ſich martialiſch).

Hm! Hm!

Thorane.

Ich weiß, die Jungen in Deutſchland ſind für de Haus Preußen und die Alten ſind für der Haus Oeſter

reich. Aber wie können Sie lieben einen König, der nicht liebt seine Vaterland? Frederic ist eine Mann von einer großen Genie, aber er sein ein Egoist, der nur will maken groß seinen Land und seine Ruhm. Und was ik muß verakten an ihm, ist, daß er nicht liebt der Sprache seines Vaterlandes.

Wolfgang.

Excellenz sind ungerecht. Die deutsche Sprache ist noch nicht reif, alles Das zu sagen, was ein Mann von Geist unsrer Zeit sagen möchte. Der gute Kopf will eine Idee nicht nur begriffen sehen, sondern auch gut vorgetragen, und so kommt es, daß Friedrich in einer Sprache schreibt und spricht, die gebildet ist, während die deutsche ihm leider noch alltäglich und gewöhnlich erscheinen muß.

Thorane.

Raison de plus, um zu sein ärgerlit auf die Deutschen! L'exercice —

Mack.

Das Exercieren —

Thorane.

Bête!

Wolfgang.

Die Uebung —

Thorane.

Die Uebung maken der Meister und wenn ein König schreibt der Sprake seines Landes, werden auk schrei-

ben alle ſeine Unterthanen dieſer Sprake und der Sprake wird haben davon den Vortheil. (Recht friſch.) Par exemple! Wenn Sie wollen lieben, mein Freund, werden Sie maken eine Gedikt auf der Geliebte franzöſiſch?

Wolfgang (in Verlegenheit).

Es kommt auf die Umſtände an

Thorane.

Mais — mon ami! Sie wollen ſpreken franzöſiſch, wenn Sie wollen ſagen: Ik lieben Dir?

Wolfgang.

Wenn es zufälligerweiſe eine Franzöſin wäre —

Thorane.

Ah le petit coquin! Aben auk ſchon gekoſtet von der böſe Gift? Wer ſein denn der angebetete Göttinne?

Wolfgang (bei Seite).

O ich zittre nicht! (Laut.) Eine dramatiſche Künſtlerin!

Thorane.

Une actrice, die der junge Enthuſiaſt bewondert? — Vielleicht in Verſen? O Sie müſſen mir zeigen die franzöſiſchen Verſe, welche Sie haben gemakt auf einer franzöſiſchen Schauſpielerin. Wie ſie heißt?

Wolfgang (bei Seite).

Ich werde ſeine Miene ſehen! (Laut.) Demoiſelle Belinde!

Thorane.

Belinde? Eine sehr unbekannte Priesterin der Müsen!

Wolfgang (bei Seite).

Er kennt sie nicht?

Mack (bei Seite).

Der junge Mensch hat kein Talent für die Misequne!

Thorane.

Die Verse! Die Verse! Geben Sie mir — Ik werde sie lesen.

Wolfgang (bei Seite).

Ob ich sie ihm —

Thorane.

Tenez! Tenez! St. Jean, gebe er zurück diesem jungen Minnesingär seine Degen, denn er verdient sie zu tragen. Hier, mon ami! Ik reichen über dieser Degen mit allen honneurs de la chevalerie et vous me donnerez vos vers galans!

Wolfgang (zieht ne aus der Tasche).

Les voila!

Thorane (lieſt).

A Belinde. — An Belinde, en lui donnant un ruban colorié — als ik ihr gab eine gemalt seidenes Band — Reft? —

Wolfgang (bejaht).

Thorane.

Charmant! (Er lieſt für ſich.)

Wolfgang (ſteckt ſich den Degen wieder ein).

Mack (für ſich).

Die Miſegyne iſt heute nicht ſtark bei ihm — ſo viel hat er ſeit drei Jahren von Frauenzimmern nicht geſprochen — (als wollt' er ein Geſpräch mit Wolfgang anknüpfen, ſich räuſpernd) Hm! Hm!

Wolfgang (für ſich).

Wenn ich ihm ſagte — das iſt dieſelbe, die Du mir entreißen willſt. Dieſelbe, die vor Dir flieht und Dich dennoch anbetet! Ihn! Mit ſeinen Vierzigen, die er nicht verbergen kann . . .

Thorane

(bricht ſeine Worte ab, kommt auf Wolfgang zu, ſchüttelt ihm feierlich die Hand. Nach einer Pauſe).

Mein junger Freund! Dieſer kleine Gedichte enthalten ſehr viele von ſchöner Gedanken, viele von ſanfter Gefühlniſſe, allein es iſt gemakt in einer Manière von ſehr ſchlechter Franzöſiſch. Die Sylbe ſind nicht gezählt richtik, die Reime ſind nicht gemakt für die Ohr, die Rhétorique iſt nicht nach der Regeln von Boileau und Ariſtote. Aber ik mir abe gefreut über der brillante Gedanke. Jeune homme, un jour, quand vous serez pris de l'amour d'une — wenn Sie werden lieben eine deutſche Mädchen, ſo werden Sie dichten auf ihr eine chanson auf deutſch und — eh bien! —

wiſſen Sie, was Sie mir können maken für eine complaisance?

Mack.

Gefälligkeit.

Wolfgang.

Befehlen Sie, Excellenz!

Thorane.

Dikten Sie dieſer ſchöne Gedanken noch einmal — aber auf der deutſchen Sprake — wollen Sie maken dieſe Verſe in eine deutſche chanson?

Wolfgang.

Ich werd' es verſuchen.

Thorane.

Brav! Ik liebe nikt der Frauen, aber ik liebe mir zu freuen an der ſchönen Konſt, wenn mein Geiſt war müde von der Politik et des fatigues de la guerre. St. Jean! Er weiß, daß ik will ſehen keine Menſchen um mir, excepté —

Mack.

Die Frauenzimmer?

Thorane.

Nein! Nein! Dieſer junge Mann ſoll ſein immer um mir, und ohne ihn zu melden ein. Nehmen Sie die Bildniß von dieſem Claude Lorrain de Darmſtadt. Er ſoll es maken d'après sa fantaisie und ik werde kennen lernen alle die braven deutſchen Könſtler de

Frankfort und gerne bezahlen, was ſie werden von mich verlangen. (Mit ſeelenvollem Ausdruck.) Denn es iſt keine gute Zeit für der Konſt. Und Die, welche verjagen die Müſen durch der Krieg, ſollen ſein gezwungen, ſie zu rufen wieder zurück durch ihren Geld und Geſmaak, et de guérir les blessures, qu'on frappe à l'humanité. Adieu, mon ami, à revoir! (Ab zur Seite, winkt Mack, ihm zu folgen. Mack folgt mit Nachdruck.)

Wolfgang (allein).

Das Schickſal ſpielt mir ſchadenfrohe Streiche! Statt mit meinem Gegner mich auf Tod und Leben zu ſchlagen, gibt er mir eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen auf! Undurchdringliches Fatum, du ſchwebſt über den Menſchenhäuptern, wie der Adler, kreiſend in luftiger Höhe über — über — über — Dies pindariſche Bild, das ich ein andermal ausführen werde, ſagt zu viel und zu wenig für meinen Zuſtand! — Wie geräuſchvoll es draußen iſt! Man möchte glauben, eine Schlacht ſollte hier geliefert werden! Säbelklirren — Sporenraſſeln — ſo hört ſich's auf einer Wachtſtube an — (Er öffnet. Der Vorplatz iſt voller Soldaten und Offiziere verſchiedener Waffengattung, die alle eintreten).

Fünfter Auftritt.

Offiziere von der Cavalerie und Infanterie. Wachtmeister. Gefreiter. Alle in charakteriſtiſchen Uniformen aus der damaligen franzöſiſchen Armee. Schleppſäbel, Sporen, militairiſches Auftreten. Alle ſprechen lebhaft unter einander mit Geſtikulationen. Althof. Wolfgang. Dann Mittler.

Althof (raſch durch die Mitte).

Entrez, Messieurs! Vous serez expediés de suite. (Ab nach der Seite zum Grafen.)

Wolfgang (bei Seite).

Armer Vater, der du deinen ſtillen Frieden ſo preisgeben mußt! Ich will ihm zum Troſte wenigſtens Seekatzens Bild hinauftragen. Vielleicht find' ich einen Dachſtubenwinkel, um meine Ueberſetzung zu machen. Ich glaube, es iſt gefährlich, dieſen Schnurrbärten etwas abzuſchlagen. Sie ſcheinen ſich von der Schlacht bei Roßbach recht erholt zu haben. Aber wartet, Fritz von Preußen wird euch zeigen, daß er zwar franzöſiſch ſchreibt, aber nur auf dem Papier! Auf eurem Rücken werdet ihr bald erfahren, was er für ein kräftiges Deutſch verſteht. (Ab durch die Mitte.)

Mittler

(hat ſich inzwiſchen an der Wand herumgedrückt).

Da bin ich wieder! Und ich darf hier ſein; denn ich habe einen Auftrag, eine Commiſſion, ein Geſchäft! Dieſe Franzoſen haben gewiß lange nicht getanzt; ga-

laut ſind ſie nicht mehr. Wenn mir nur mein Franzöſiſch nicht im Hals ſtecken bleibt. Hm — (räuſpert ſich.) Es ſcheint, als würde ſich dieſe Audienz in die Länge ziehen.

Althof

(tritt mit Papieren von der Seite wieder herein und übergibt einen davon an eine Ordonnanz, die nach Empfang abgeht).

Les avertissements pour le cantonnement de Hanau.

(Ordonnanz ab.)

Mittler (bei Seite).

Die Ankündigungen für die Einquartierung in Hanau! Aha, die Hanauer! Denen gönn' ich's!

Althof (zu einem Andern).

Une lettre au sénat de cette ville. (Der Angeredete mit dem Brief ab.)

Mittler (bei Seite).

Ein Brief an den Senat dieſer Stadt! Wird kein Liebesbrief ſein.

Althof

(winkt mehreren Offizieren, die näher treten).

Messieurs! Une ordonnance du Roi!

Mittler (bei Seite).

Meine Herren! Ein Befehl vom König!

Althof.

Les duels sont défendus rigoureusement!

Mittler (bei Seite).

Die Duelle ſind auf's Strengſte verboten.

Althof.

Chaque contravention dans l'armée de Sa Majesté sera punie par les peines conclues de cette ordre.

Mittler (bei Seite).

Jede Uebertretung dagegen bei der Armee Sr. Majeſtät wird beſtraft werden durch die in dieſer Ordre eingeſchloſſenen Strafen. (Die angeredeten Offiziere ab.)

Althof (zu einem Profoß).

Communiquez les mêmes ordonnances aux soldats. Le duel est défendu le plus rigoureusement. (Profoß ab).

Mittler (bei Seite).

Theilen Sie dieſelben Befehle den Soldaten mit. Das Duell iſt auf's Allerſtrengſte verbo —

Althof (ſchlägt ihm leiſe auf die Achſel).

Monsieur!

Mittler.

Ah! Monsieur! — je foulais — vous tire, — que, que, que, que —

Althof.

Sprechen Sie deutſch, mein Herr, ich werde Sie vollkommen verſtehen.

Mittler.

Bitte recht ſehr, Herr General, warum wollen Sie ſich die Mühe geben?

Althof.

Ich bin der Leutenant Althof, Adjutant des Grafen Thorane, vollkommen ungenirt, das Deutsche zu sprechen, da es meine Muttersprache ist.

Mittler.

Ei, was Sie sagen, mein Herr! Wie so Muttersprache? Dürft' ich wohl wissen, wer Ihr Sprachmeister gewesen ist?

Althof.

Die Geschichte, mein Herr! Ich bin aus dem Elsaß und habe für meine Lectionen nichts zu bezahlen gehabt.

Mittler.

Aha! Ich bin ganz confus. Richtig! Sie haben nichts gezahlt, aber Deutschland desto mehr . . .

Althof.

Was wünschen Sie von dem Königsleutenant?

Mittler.

Eine Angelegenheit führt mich zu ihm — im Interesse mehrerer hochachtbarer Bürger hiesiger freien Stadt, die bisher betheiligt gewesen sind an den Einnahmen und Ausgaben einer gewissen schöngeistigen Gesellschaft, — der französischen Comödie — wenn ich die Gnade — haben dürfte —

Althof.

Da kommt der Königsleutenant! Tragen Sie ihm selbst Ihre Sache vor! (Tritt etwas zurück.)

Sechster Auftritt.

Thorane. Mack. Die Vorigen.

Thorane (zornig und polternd).

Der König sind indignirt über der Duell und es soll sein die strengste Strafe, wenn die Franzosen, anstatt sich zu lassen tödten vor der Feind für der Vaterland, sich tödten von einander selbst für die Dummheiten der falschen point d'honneur —

Mack.

Punkt der Ehre —

Thorane.

Punkt der Ehre.

Althof (corrigirend).

Ehrgefühl —

Thorane.

Ehrgefühl? (Aergerlich.) Meinen guten St. Jean haben manchmal einen schlechten Lexikon. Wer ist dieser Mann?

Mittler (verbeugt sich tief).

Thorane.

Was Sie wünschen, mein Herr —

Mittler.

Excellenz.

Thorane

(ärgerlich über die Unterwürfigkeit, äfft ihm nach).

Excellenz!

Mittler

(ſieht ihn verblüfft an, beſinnt ſich, bei Seite).

Himmel, ich hab ihm zu wenig gegeben (verbeugt ſich) Monseigneur —

Thorane (ebenſo übertreibend).

Votre Altesse!

Mittler (ganz verdutzt, bei Seite).

Altesse? Königl. Hoheit? Ah, er iſt ja Stellvertreter des Königs — (verbeugt ſich, kräftig:) Sire!

Thorane (zornig).

Mein Gott! Der König von Frankreich verbieten der Duelle und der Kaiſer von Deutſchland ſollten verbieten der Complimente. Wie heißen Sie?

Mittler.

Mittler.

Thorane.

Eh bien! Sehen wir uns. Was will der Mittler von der Thorane?

Mittler (bei Seite).

Der Mittler von der Thora —? Die Welt geht unter! Die Etikette hört auf.

Althof.

Herr Mittler hat ein Anliegen wegen der hieſigen franzöſiſchen Comödie.

Mittler.

C'est çà!

Thorane.

Eh bien! Alſo in der Deutſchland es gibt eine franzöſiſche Theater!

Mittler.

Ja! Die franzöſiſche Theater iſt in Deutſchland das — wollt' ich ſagen — die Rendezvous der ſchönen Welt.

Thorane.

Eh bien! Was wollen die Rendezvous der ſchönen Welt?

Mittler (radebrecht aus Höflichkeit).

Die Rendezvous wollen der Unterſchrift Ew. Excellenz für — der gewiſſe Päſſe. Dieſe edlen Schauſpieler haben viel Schulden gemacht. Sie wollten abreiſen, ohne ſie, was man ſagt, zu bezahlen. Dies widerſtreitet unſern ſtädtiſchen Gewohnheiten. Was geſchah in Folge der Geſetze? Meine Freunde haben die Garderobe und die Decorationen der vortrefflichen Geſellſchaft verkauft, haben damit die Schulden bezahlt. Das Verhältniß iſt auf's Schönſte geordnet und ausgeglichen, und es fehlen nur noch die Päſſe, um dieſe braven Künſtler in Länder zu expediren —

Thorane (ſteht auf).

Wo man ſpielt der Comödie *ohne* die Garderobe und der Decorationen? Nein, mein Herr, das iſt eine Grauſamkeit gegen meine Landsleute. Dieſe armen Künſtler ſind verloren, wenn ſie nikt haben Coſtüme,

womit ſich zu kleiden, und keine bunten Tapeten für der Fantaiſie! Sie ſollen bleiben in Frankfurt und ſie ſollen verdienen ſo viel Geld von meine Offiziers, bis ſie können bezahlen die Schulden an Ihre Freunde. So verdienen wir Alle. Sie verdienen Ihr Geld, die Könſtler verdienen der Garderobe und der Offiziers verdienen der Vergnügen. Sind Sie zufrieden mit dieſe résolution?

Mack.

Abſchlägige Antwort.

Mittler.

Sie iſt würdig — eines Königs Salome. (Wendet ſich und erblickt Wolfgang.)

Siebenter Auftritt.

Wolfgang mit einem Papier. Die Vorigen.

Mittler.

Freuen Sie ſich, lieber Wolfgang, Se. Excellenz haben ſoeben beſchloſſen, daß die franzöſiſchen Acteurs hier bleiben.

Wolfgang.

Das konnte man erwarten.

Thorane.

Ik muß aben Vergnügen für der Armee.

Mittler

(der Thorane's Sprachfehler immer aus Höflichkeit wiederholt).

Für der Armee.

Wolfgang.

Und für Sie selbst.

Thorane.

Du tout, mon ami. Ik besuchen nitt der Theaters. Aber Sie, mein Freund, Sie werden sein glücklich, zu sehen noch lange die gute Freundin, auf der Sie haben gemakt die flekte französische Verse —

Wolfgang (blickt nieder).

Mittler (bei Seite).

Der weiß das auch schon! (Uebermäßig laut.) Ei, ei —

Thorane.

Was ist das? — Was maken Sie für der Lärm?

Mittler.

Der Lärm? Ich, Excellenz —

Thorane (zu Althof).

Oder heißen es das Lärm?

Mittler.

Das Lärm! Die Lärm! Der Lärm! Wie Sie wünschen, Ew. Gnaden — allein, ich — (hält sich den Mund zu).

Althof.

Dieser brave Mann ist so höflich, Herr General, daß er sogar Ihre Sprachfehler wiederholt.

Thorane (ärgerlich zu Mittler).

Adieu; Esclave!

Mittler.

Erlauben Sie, ich bin Profeſſor — man könnte in gewiſſen Fällen wirklich zweifelhaft ſein, ob nicht die oder der oder das Lärm — es kommt auf die Schulen an, wo ſothanes Lärmen ſtattfindet, ob Knaben — oder Mädchenſch —

Thorane (barſch).

Silence! Sie ſollen nikt maken ſo vieler Complimenter. Sie ſollen ſagen, wie ik. Ik ſage, Adieu, Mittler! Und Sie ſollen ſagen —

Mittler (verſchluckt ſeine Verlegenheit).

Adieu, Thorane! (Geht ab, ſich lauernd verbeugend.)

Thorane (zu Wolfgang).

Eh bien, mon ami! Sie aben ſchon gemakt der Ueberſetzung?

Wolfgang.

Vielleicht zu raſch, als daß ſie gelungen ſein könnte.

Thorane.

Der Diktonſt müſſen maken raſch, wenn ſie ſoll kommen aus du ciel — (ſieht Mack an).

Mack (zeigt affectirt gerührt gen Himmel).

Thorane.

Ciel!

Mack.

Ach Gott! (Zeigt wieder gerührt hinauf.)

Althof (überſetzt).

Himmel!

Mack (leidenſchaftig).

Das ſagt' ich ja!

Thorane.

Der gute St. Jean haben überſetzt ſehr wahr, denn es ſind ſo viele Saken, die man kann nikt ſagen, ſondern die man kann nur fühlen — und zeigen an mit der Blick —

Wolfgang.

So wird es wohl mit meiner Ueberſetzung auch ſein.

Thorane.

Eh bien! Ecoutons! (Setzt ſich.)

Wolfgang (zieht ein Papier und rauuert ſich).

Thorane.

Mais —

Mack (dringt hinaus).

Mon général!

Thorane.

Es iſt hier etwas in der Zimmer, was mich iſt fremd —

Althof.

Befehlen Sie etwas, Herr General?

Thorane.

Es iſt etwas geſchehen in dieſer Zimmer, was mich macht nicht ruhig.

Mack.

Ich höre nichts — (bei Seite.) Jetzt kommt ſie wieder.

Thorane.

Nein, nein, für der Auge iſt hier etwas, was mir makt Unruhe — ah, je me rappelle — der ſchöne Landſkaft von der Maler Seekatze? Aben Sie beſtellt der Maler Seekatze?

Wolfgang.

Er war ſehr glücklich über Ihren Beifall.

Thorane.

Aber auch der andern Malers, ik will ſie alle ſehen — alle! Alle Malers von Frankfurt ſollen ſein morgen in dieſe Zimmer. Aber dieſe leere Platz an die Wand geniren meine Auge, welche iſt gewöhnt, dort zu ſehen eine Bild! St. Jean, holen mir der ſchwarze Bild!

Mack.

Excellenz, (ſiebenmal) die ſchwarze —

Thorane.

Holen mir die ſchwarze Bild!

Mack.

Wirklich, General?

Thorane.

Die ſchwarze Bild!

Mack (mit gemachter Rührung ab).

Heute iſt die Miſogyne ſehr ſtark!

Thorane.

Sie ſind immer meine Gaſt, junger Freund, ik wünſche, daß Sie eſſen oft an meine Tafel — Sie dürfen nehmen und ſehen alle meine Uhren und Ringer und Tabatièren, aber ik wünſche nicht, daß Sie ſollen ſehen — eine Sake — welche iſt eine verborgene Sake —

Mach

(kommt mit einem Bilde in einem ſchwarzen Käſtchen mit Schieber).

Thorane (nimmt es).

Hier! Dieſe Bild!

Wolfgang (bei Seite, aber ſehr deutlich).

Himmel, gerade wie das, was Belinde hat!

Thorane.

Dieſe Bild ſein verſchloſſen! Sie ſein das Porträt von einer Engel und von einer Böſewicht — es ſein die Züge von einer Kinde, das nicht kannte der Dankbarkeit, die Züge von einer Braut, die nicht kannte der Treue, die Züge von einer Schweſter, die iſt nicht werth von eine Bruder. Iſt ſie noch in der Leben, — ſie nicht ſoll ſehen die Liſt des Tages — und wenn ſie ſchon iſt geſtorben und ſie hat gefühlt der Reue vor der Throne der ewigen Gottes ....

Mach (bei Seite).

Jetzt hat ſie ihn!

Thorane

(erwacht aus ſeinem Gefühl, hängt das Bild auf, er unterdrückt eine Thräne, um ſich zu ermannen).

Ah —

Althof.

Mon général, l'heure de la parade —

Thorane.

Die Zeit von der Parade auf der Roßmarkt. Encore dix minutes for die Gedikt von die junge deutſche Diktär! Commencez, mon ami. (Setzt ſich erſchöpft.)

Wolfgang.

„An Belinde, als ich ihr ein ſeidenes Band ſchicken — wollte."

Thorane.

Wollte?

Mach.

Voulait!

Thorane.

C'est la même chose! Was der Herz haben gewollt, das haben der Herz auch gethan.

Mach (bei Seite).

Sie hat ihn heute recht feſt.

Wolfgang (lieſt langſam):

Kleine Blumen, kleine Blätter —
Streuen mir mit leichter Hand —
Gute junge Frühlingsgötter —
Tändelnd auf ein luftig Band!

Thorane.

Charmant! charmant! (Wiederholt.)

Kleiner Blumen, kleiner Blätter
Streuen mich mit leichter Hand —
Gute junge ... (Stockt.)

Wolfgang.

Frühlingsgötter —

Thorane
Wolfgang } (Beide zusammen.)

Tändelnd auf ein luftig Band.

Thorane.

Tändelnd! C'est, en plaisantant, joli! très joli! Continuez!

Wolfgang (fließt):

Zephyr, nimm's auf deine Flügel —

Thorane.

Savoir: le ruban, der Band?

Althof.

Der Zephyr soll nehmen das Band —

Thorane (gefällig lächelnd).

Je comprends.

Wolfgang (fließt).

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid!
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Roſen ſich umgeben,
Selbſt wie eine Roſe jung:
Einen Blick, geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genung!

Thorane (ſteht auf).

Ravissant, c'est trop touchant! (Schmelzend.)
Eine Blick, geliebte Leben,
Und ik bin belohnt genung!

Wolfgang (ſehr feurig):

Fühle, was dies Herz empfindet!
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein ſchwaches Roſenband!

Thorane

(umarmt ihn und drückt ihn an ſein Herz).

A mon coeur, jeune ami! Dieſer Verſe haben gegoſſen Wohllaut tief in meiner Seele, die iſt ſehr malade. Und wenn Sie auch nicht ſind erhört von dieſer grauſame actrice française, die wird ſein (ſehr ſtark) wie alle Frauenzimmers ſein, falſch und treulos und undankbar, o ſo hat Sie doch angeſehen der deutſche Diktkonſt mit einem Lächeln ſo freundlich, ſo ſüße, daß Sie können ſagen:

Eine Blick, geliebte Leben,
Und ik bin belohnt genung!

(Er umarmt ihn nochmals und geht ab durch die Mitte.)

Mack

(geht an Wolfgang vorüber und gibt ihm mit komisch-stummer Rührung die Hand).

Jetzt weiß ich, was gegen die Misogyne gut ist. Frankreich dankt Ihnen! (Folgt Theresen.)

Althof (mit seinem Gefühl hervorbrechend).

Nein, junger Mann, nehmen Sie für dies liebliche Gedicht den Dank eines Deutschen, der mit schwerem Herzen unter den Fahnen Frankreichs kämpfen muß! (Ab, ihm die Hand schüttelnd.)

Wolfgang (allein).

Meine Schmerzen machen Euch Vergnügen? Ah, Ihr habt gut reden! Lern' ich so, was — ein Dichter ist? (Ab.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Daſſelbe Zimmer wie im zweiten Akt.

Erſter Auftritt.

Wolfgang tritt nach einer kleinen Pauſe durch die Mitte.

Wolfgang.

Ich irre umher, wie ein Verzweifelnder. Sie läßt ſich von Niemand ſprechen! Sie ſtellt ſich krank, iſt es vielleicht — und ich kann nicht bei ihr ſein, darf nicht ihren Athem belauſchen! Der Director hat angekündigt, die Truppe würde weiter ſpielen, aber ich ſehe nur Luſtſpiele auf dem Repertoire, ein Beweis, daß die Königin der Tragödie krank iſt. Und ihr Bruder, was ſoll ich von Alcidor denken? Seine räthſelhaften Fragen nach meinem Vater! Ob mein Vater Advokat wäre? Hm! Hm! — Ich höre Geräuſch. Es iſt die Stunde, wo die Maler zu ihrem neuen Mäcen kommen ſollten. Die guten Frankfurter Raphaele fühlen ſich geſchmeichelt, fürchten aber kein Geld zu bekommen. Wahrſcheinlich iſt's damit auch nur eine franzöſiſche Prellerei! (Wirft ſich in einen Seſſel.) Ah, hier iſt der einzige Ort, wo ich mich jetzt noch in der aufgeregten Stadt erholen und ſammeln kann. Da hängt das ge-

heimnißvolle Bild. Wie der Baum im Paradieſe — mit einem Verbot! Warum ſoll man's nicht ſehen? Weil kein Auge würdig wäre, — oder wie war's, was er ſagte? — Eine Dame muß es ſein — aber Belinde nicht! Wer wohl? Wenn ich das Verbot überträte — wenn ich ſelbſt meine Eva wäre — (Man hört draußen die keifende Stimme der Frau Seekatz.) Himmel, das iſt eine Eva, aber keine paradieſiſche! Es iſt die Frau Seekatz.

Zweiter Auftritt.

Frau Seekatz. Seekatz. Wolfgang.

Frau Seekatz.

Solche Beſtellungen oder gar keine! Nach Frankreich — an's mittelländiſche Meer — da ſoll mir Einer kommen — daß Du Dich nicht —

Seekatz.

Liebe Frau —

Frau Seekatz.

Guten Tag, Muſje Wolfgang! Sagen Sie ſelbſt, ob eine ehrliche Frau mit anſehen kann, daß ein gutmüthiger Mann, der ſich des Jahres hundertmal betrügen läßt...

Seekatz.

Gertrud, ich beſchwöre Dich!

Frau Seekatz.

Und was werden das für Sujets ſein, die Du ihm malen ſollſt! Davon hab' ich Dinge gehört — Dinge —

Seekatz.

Die Du doch vor dem jungen Mann nicht wiederholen wirſt?

Wolfgang.

Der Graf liebt allerdings die Bilder, die man nicht zeigt. Sehen Sie, da hängt gleich eins, was man nur anſehen kann, wenn man den Schieber zurückzieht.

Frau Seekatz.

Ich bin des Todes! Mein Mann! Mein einfältiger chriſtlicher Mann! Siehſt Du, ich ſagte gleich, Seekatz, ſagt' ich, dieſe Reiſe nach Frankfurt bringt ein Unglück. Und hier in dem reſpectabelſten Hauſe von ganz Frankfurt ſoll mir mein Mann verführt werden; mein Mann, der zu meinem Unglück ein Künſtler ſein muß!

Seekatz.

Na, na, na, na! (Bei Seite, ſeufzend.) Gott, was iſt doch zu viel Liebe für 'ne Qual! (Laut.) Kind, mein Beruf iſt nun einmal —

Wolfgang.

Soviel ich den Geſchmack des Herrn Grafen, liebe Frau Seekatz, beurtheilen kann, werden dem gefeierten Pinſel Ihres Mannes Landſchaften mit kleinen mythologiſchen Staffagen zufallen —

Frau Seckatz.

Mythologiſchen! Das kennen wir. Das iſt es ja eben. Das Mythologiſche — das hat der Satan erfunden! So was ſoll ſich der Franzoſe in Italien malen laſſen, aber hierher kommen, nach Deutſchland, nach Frankfurt, wo noch die Bande der Sitte auch in der Kunſt —

Seckatz

(endlich ärgerlich und mit erhobener Stimme einfallend).

Unmöglich machen, daß ein Maler ein anderes weibliches Modell benutzt, als ſeine eigene Ehehälfte — beruhige Dich, Schatz, wenn der Graf eine Juno verlangt, ich male Dich, wenn er eine Hebe verlangt, ich male Dich, wenn er die Venus ſelber verlangt, ich male Dich. Biſt Du nun zufrieden?

Frau Seckatz.

Ja, Seckatz.

Seckatz.

Jetzt, liebes Kind, geh! Du weißt —

Wolfgang.

Wir erwarten ſämmtliche Frankfurter Maler, — den Schütz, den Trautmann, den Hirt, den Junker —

Frau Seckatz.

Aha, da kommen die Pfuſcher! Was ſind die gegen meinen Mann!

Dritter Auftritt.

Schütz. Trautmann. Hirt. Junker, bescheidene, spießbürgerliche Figuren treten nach einander ein, jeder mit einem Portefeuille oder einer Mappe unterm Arm.
Die Vorigen.

Wolfgang (bei Seite).

Welche Ideale! An diesen Künstlern würde sich Raphael zu seiner Schule von Athen nicht begeistert haben.

Frau Seekatz (knixt schnurrisch gegen Jeden).

Alle Maler

(verbeugen sich tief und steif gegen sie und Wolfgang).

Wolfgang.

Meine Herren, der Graf wird sogleich erscheinen und Ihre persönliche Bekanntschaft machen. Sie werden einen Mann finden, der die Kunst außerordentlich liebt —

Frau Seekatz.

Und hoffentlich ordentlich bezahlen kann.

Seekatz.

Pst! Liebe Frau — (zu Wolfgang, bei Seite.) Sehen Sie, Mußje Wolfgang, so schaut's auf dem deutschen Parnaß aus — die Prosa in Gestalt einer Ehehälfte und Feindschaft und Neid in Gestalt der Collegen!

Alle Maler

(stutzen sich und sehen, indem sie dem Publikum den Rücken kehren, die Bilder an, hinten überm Rücken die Arme verschränkend).

Vierter Auftritt.

Gretel bringt auf einem runden Servirbrete zwei Flaschen Wein und fünf grüne Römergläser. Die Vorigen. Später Mack.

Gretel.

Ein schönes Kompliment von Herrn und Frau Rath und sie schicken hier eine kleine Erfrischung für die Herren Malers — (sie stellt es hin und schenkt ein).

Alle Maler.

Danke! Danke der Frau Gevatterin!

Wolfgang (bei Seite).

Alles meine Pathen! Wenn da der Genius ausbleibt, sind die Musen nicht Schuld daran!

Frau Seekatz (bei Seite, Gretel betrachtend).

Wie sich das Ding benimmt!

Gretel

(präsentirt den Malern, die alle mit vielen Komplimenten zugreifen. Kommt zu Seekatz).

Seekatz (freundlich).

Nun, Gretchen, aus so hübscher Hand —

Frau Seekatz

(dazwischen tretend und ihr das Brett wegnehmend).

Nun, Gretchen, aus so langsamer Hand —

Gretel.

Ach! Ach! Haben Sie keine Angst, Frau See-

ſatz, daß er mich in der Eile malen möchte! (Ab durch die Mitte.)

Alle (lachen).

Wolfgang.

Meine Herren! Das war ein ſehr hübſcher Stoff zu einem Genrebilde!

Alle (lachend).

Ja wohl! Ja wohl!

Wolfgang.

Ein Maler, dem ein junges Mädchen einen Becher mit Wein kredenzt. Er betrachtet ſie mit Kenneraugen. Seine Gattin tritt dazwiſchen und verhindert, daß ſeine Phantaſie nicht zu lange beim Studium ihrer Schönheit verweilt!

Alle (lachend).

Sehr gut! Sehr gut!

Frau Heckatz.

Hören Sie, Muſje Wolfgang — ich will Ihnen einmal etwas ſagen — Es iſt längſt ſtadtkundig, was Sie für ein Lüftchen geworden ſind. Ihr Ruf iſt ſchon bis Darmſtadt gedrungen. Pfui! Schämen Sie ſich! — (Immer einſchenkend.) Die Bilder meines Mannes ſind nicht umſonſt ſo geſucht. Man weiß, daß ſein Styl tugendhaft iſt.

Alle (lachen).

Frau Heckatz.

Was? Hier in Frankfurt wird über die Tugend gelacht!

Wolfgang.

Nur über ihre falsche Anwendung, liebe Tante! Ha! (Am Fenster.) Der Graf!

Frau Seekatz.

Der Graf? Ich bleibe! Es werden hier Gegenstände besprochen werden, die meinem Manne schaden könnten —

Wolfgang.

Liebe Tante, ich versichere Sie, der Graf ist ein Sonderling. Bitte — gehen Sie! (Er geht an die Thür.)

Frau Seekatz.

Ich bleibe.

Wolfgang.

Ich versichere Sie, der Graf und seine Umgebung sind misogyn in einem Grade — (Er öffnet die Thür. Man erblickt vor ihr Mack, der eben Gretelen umarmt.)

Frau Seekatz.

Ha! (Ueber diesen Anblick halb ohnmächtig.) Welche Scenen! Welche schlüpfrige Bilder! Das ist — zu — viel — für — eine — deutsche Frau! (Sie nahm dabei ihr Taschentuch, ging an das verschlossene Porträt, hing das Tuch darüber, um es somit ganz zu verbergen; dann nahm sie ihren Fächer, hielt ihn so, daß sie sich ganz hinter ihm versteckte und ging an Mack und Gretel, die auseinander gefahren sind, mit hohem Tugendstolz vorüber. Die Maler sehen ganz verwundert auf das verhüllte Bild.)

Fünfter Auftritt.

Thorane. Mack. Die Vorigen.

Thorane.

Pardon, Madame! (zur Frau Seckatz, mit der er im Eintreten karambolirt.)

Alle (verbeugen sich tief).

Thorane (vorn an der Thüre).

Es sein in dieser Hause so viele von Frauenzimmers! St. Jean, ik nikt kann sehen der Frauenzimmers! Warum der Frauenzimmers?

Mack.

Excellenz — (wischt sich noch den Mund).

Thorane.

Wer ist gewesen der kleine dicke Frauenzimmers?

Wolfgang.

Madame Seckatz de Darmstadt.

Thorane.

Die Frau von der armen Maler, die nikt will aben einen anderen Modellen für der Phantasie von ihrer Mann, als sich allein? Oh ces femmes! Monstres! Wer ist gewesen der andere Dame auf der Treppe —?

Mack.

Das dienende Wesen?

Thorane.

Nein, die Madame, der ſchöne und junge —

Mach.

Die ſchöne junge auf der Treppe! La maitresse de la maison!

Thorane.

Die Mutter von meine junge Freunde! Brillante Augen, ſchöner Mund, wie, wie — comme des — wie heißen der Frucht?

Mach.

Zwetſchen?

Thorane.

Cerises —

Mach.

Kirſchen.

Thorane (ſeufzend).

Zwetſchken oder Kirſken, es iſt egal, wenn ſie ſind in einem Garten, der nikt gehören uns! (Er kommt nun erſt nach vorn, links vom Schauſpieler. Er ſieht die Maler, die ſich immerfort verbeugen, flüchtig an, legt Hut und Handſchuhe auf den Tiſch links und erblickt das Bild.) Was aben Sie gemakt mit dieſer Bild?

Wolfgang.

Un Mannequin, pour chasser les oiseaux.

Thorane.

Für zu verjagen der kleine Vögel von dieſe Zwetſken? (Zu Wolfgang.) Ik hoffen, daß wird ſein meine

Wort mehr von Kraft, als dieſe Foulard de soie (nimmt es weg). Wer ſein dieſe Herren? Des affaires? Des querelles?

Wolfgang.

Es ſind die Maler von Frankfurt, Excellenz.

Alle (verbeugen ſich).

Thorane.

Ah, soyez les bienvenus. Und der Claude Lorrain von Darmſtadt, die brave Seekatze?

Seekatz (verbeugt ſich).

Thorane (gibt ihm die Hand).

Sie ſein ein ſehr guter Maler, aber ein armer, unglücklicher Mann, daß Sie immer müſſen malen Ihre Frau. Ces femmes!

Mack (ballt die Fauſt und droht in die Luft).

Seekatz.

Excellenz! (mit gutmüthigem Nachdruck.) Der Friede des Hauſes iſt die Muſe des deutſchen Künſtlers!

Thorane

(gerührt, nach einer Pauſe, während der er die Antwort überlegt).

Meine gute Mann! Dieſe brave Antwort macken ſchön alle Bilders von Ihre Frau .... Wer ſind die andere Herren?

Wolfgang (ſtellt Hirth vor).

Dies, Excellenz, iſt Herr Hirth. Dieſer Künſtler iſt am ſtärkſten in Eichen- und Buchenwäldern, die er

weniger mit Menſchen, als mit Vieh ausgezeichnet zu ſtaffiren verſteht. (Präſentirt im Menagerieton Trautmann.) Dies iſt der Gevatter Trautmann, der Frankfurter Rembrandt, der Schrecken aller Gemäldeſammler, denn ſeine Feuersbrünſte und Scheunenhöfe mit Stalllaternenbeleuchtung im Styl der Nachahmungen Rembrandt's verkaufen Spitzbuben für ächte. (Präſentirt Schütz.) Dies iſt Herr Schütz, ein beſonders beliebter Künſtler, ſo zu ſagen ein Modemaler. Dieſer Apelles beſchränkt ſich ausſchließlich auf den Rhein, deſſen maleriſche Punkte er mit der größten Leichtigkeit abzulauſchen verſteht. Man bezahlt ihn gut. Beſonders iſt ſein blauer Duft ſehr angenehm. — Endlich, Herr Junker! Die Blumenſtücke dieſes Künſtlers ſino nach der Natur gemalt. Seine Kirſchen iſt man verſucht zu eſſen und aus ſeinen Blumen möchte man Sträuße winden.

Thorane.

Wollen Sie eine größere Lob? Eh bien! Meine Herren! Setzen wir uns! (Alle thun es gegernd.) Ik Ihnen werde ſagen, das was ik will haben gemalt von Ihnen und will ſchicken in die ſchöne Provence, welke iſt meine Vaterland. Aber daß Sie können maken ſelbſt eine ſchöne Erfindung, ik Ihnen will erzählen aus meiner Leben, was iſt nöthig zu wiſſen für Sie.

Wolfgang (bei Seite).

Vielleicht macht er Geſtändniſſe, ohne zu wiſſen, wen ſie verwunden!

UNIV BIBL BERLIN.

Mack (bei Seite).

Jetzt wird's wieder maleriſch. Meinem Dictionär fehlen hier ein paar Seiten.

Thorane (ſitzt rechts v. S.).

Ik bin der Graf Edmonde René de Thorane, geboren in Graſſe, an der ſchönen See Mittellandiſcher. Ik mir haben gebaut eine Schloß, dikt an der Uſer von die Meer. Ik Ihnen das ſage, damit Sie haben für Ihre Einbildungskraft die rekte Nourriture —

Mack.

Verpflegung —

Wolfgang.

Nahrung —

Thorane.

C'est çà: Nahrung!

Mack (bei Seite).

La même chose! Wenn man nur ſatt wird.

Thorane.

Denke Sie ſik dieſe Schloß! Dieſe Meer! Dieſe blaue ciel!

Mack (zeigt nach oben).

Thorane.

Dieſe blaue Himmel! Dieſe melancholiſche Baumſchlag! Dieſe Naktigall! Dieſe Saken alle, und Sie wiſſen, wo ik will haben Bilders von Ihre Pinſel de Francfort et de Darmstadt! Sie ſollen maken, was

Sie wollen, aber alle Tableaux in eine gewiſſe Ton von Traurikkeit —

Mach (bei Seite).

Nun kommt ſie wieder!

Thorane.

In eine Ton, wie iſt geſchrieben die neue Heloiſe von Rouſſeau.

Mach (zieht ſein Schnupftuch).

Eine Räubergeſchichte.

Thorane.

St! Sie müſſen, meine Herren, immer denken, dieſe Tableaux ſoll betrakten eine Mann, der einſt hat gehabt eine große Freude und der ſie hat verloren, weil die Menſchen ſind ſehr ſchlecht und die Welt iſt ſehr undankbar...

Beckatz (für ſich erſtaunt).

Das iſt ja ein kurioſer Heiliger!

Thorane.

Und Sie müſſen immer denken, daß die Konſt ſoll ſein eine Troſt für der zerbrockene Herz, un dernier rayon, dorant encore une fois la terre, que le jour fuit .... O meine junge Freund, ſagen Sie auf der deutſche Diktkonſt, was ik will aben für eine Charakter in dieſe Bilders —

Wolfgang.

Dieſe gefühlvollen Maler verſtehen die Intentionen Eurer Excellenz vollkommen, doch würden ſie ſich in

ihrer Arbeit ſicher ſehr gefördert ſehen, wenn ſie auch erfahren könnten, wie alle dieſe Schmerzen und Leiden äußerlich beſchaffen ſein ſollen, ob drei oder fünf Fuß hoch, zehn oder zwölf Zoll lang —

Alle Maler (geben Zeichen der Zuſtimmung).

Thorane.

Sie meinen der Quadratfuße und der Rahmen um dieſe Traurikkeiten? Macken Sie das in Ihrer Bequemlichkeit. Sie müſſen ſik unter ſik reden ab und müſſen ſein von Einikkeit —

Wolfgang.

Das iſt ſchwer, Excellenz! Denn es thut mir leid, Ihnen ſagen zu müſſen, daß dieſe vortrefflichen Männer unter einander ſehr uneinig leben.

Alle Maler (durcheinander und alle aufſtehend).

Oh, Muſze Wolfgang — was ſagen Sie — behüte!

Thorane (ſitzend).

Wie? Was hör' ich? Sie ſeien nikt alle die Freunde von einander? Mais mon Dieu! Meine Herren —

Junker
Trautmann
Hirth } (zuſammen und ſich ſetzend).

Uebertreibung!
Ein Irrthum!
Mißverſtändniß!

Thorane.

Ah ik ſehe, daß iſt Alles wahr, was Sie wollen cacher —

Mack.

Einſtecken —

Thorane.

Dieſe kalten Herzen bei eine ſo warme Konſt! (Kenrig.) Was dann iſt das einzig Band unter der Menſchen, ſie zu vereinigen, als der Liebe für der Konſt und der Schöne? Ah! Ah! Ik aben eine Idee. Sie ſollen ſein Freunde durch der Konſt, Sie ſollen ſagen, der Lieutenant des Königs von Frankreich haben gemakt, zu geben uns unſere Hand für der ganze Leben! Voilà (Er zieht ſein Portefeuille.) hier ſein eine Wechſel von 1000 Louisdors, welche ik werde geben an die Bankierhaus von Metzler et Compagnie. Und wenn Sie die Gemälde aben fertig, werden Sie ſein baar bezahlt, ob ik bin in Frankfurt oder ik werde ſein in meinem Schloß an die Meer Mittellandiſcher. Mais — hören Sie! Sie ſollen malen zehn Bilders, aber alle zuſammen ſollen Sie malen an die zehn Bilder zugleik, der Eine ſoll malen der Bäume und der Andere ſoll malen der Waſſer, und Sie ſollen ſein gezwungen, zu ſpreken alle Tage mit einander und ſik zu ſehen immer mit gute und freundlike Augen an. Ik das will! Je le veux! Je commande! (Seelenvoll.) In eine Zeit, wo die Völker ſein in die blutige Kriege gegen einander, ſollen ſein die Menſchen gute Freunde durch der Konſt,

und die Könſtler ſollen ſie geben eine ſchöne große Beiſpiel für der Könige auf der ganze Welt, zu wiſſen, daß iſt dieſe Erde beſtimmt für den Glück und das Frieden und der Liebe der ganzen Menſkeit. Und darum Sie ſollen malen alle fünf immer zuſammen an eine Bild, damit Sie können geben eine gute Beiſpiel, nikte nur für die Menſchen, welche bezahlen die Bildern, ſondern auk für die Menſchen, welche nur ſie ſehen an, um zu verbeſſern ihr Erz und ihre Empfindungen. Eh bien! Commencez, Messieurs! Soyez unis! A l'ouvrage! C'est ma volonté! Adieu! (Ab.)

(Die Maler ſtehen ganz beſtürzt und ſehen ſich an.)

Wolfgang (bei Seite).

Fünf verſöhnte Pinſel!

Hirth
Schütz
Trautmann } (zuſammen).

Aber, wie iſt mir denn —?
Alle fünf an einem Bilde?
Das werden Tapeten, aber keine Bilder —

Junker.

Für 1000 Louisdors — Hm!

Schütz.

Deponirt bei Metzler — Hm!

Seekatz (im Abgehen Aller).

Liebe Collegen, theilen wir brüderlich und hören

wir auf, an einander zu mäkeln und zu reiben. Wir berathen unſere Pläne bei Freund Goethe. Die Frau Rath liefert den Kaffee und der kleine Schlingel da hält uns durch ſeine Eulenſpiegeleien meine Frau in der Ferne. Denn das muth' ich Ihnen nicht zu, daß wir die mit in unſern Accord nehmen!

Alle (lachen).

Trautmann (an der Thüre ſchon).

Der närriſche Kauz da (zeigt Thorane nach) iſt ſchon werth, daß wir ihm ſeinen Willen thun. Wenn's nur die Winkelmaße erlauben! (Alle Maler kopfſchüttelnd und ſich hinter den Ohren kratzend ab durch die Mitte.)

Wolfgang (nach der Thüre Thorane's hin).

Das nenn' ich imponiren! «Je le veux! Je commande!» Da hab' ich etwas gelernt! (Nimmt die Stellung ſeiner Statue an.) Auf dieſe Art könnt' ich mir denken, daß ich einmal Miniſter wäre! Je le veux, je commande! — Das Feld iſt rein — jetzt an das Bild! O, er denkt vielleicht, er hat mein Herz erobert: er ahnt vielleicht, daß in meinem Innern tauſend Stimmen für den närriſchen Mann zu ſprechen anfangen und ihn einen guten, edeln, herrlichen Menſchen nennen wollen — aber nein, keine Schwäche! Freundſchaft kann entſagen, aber die Liebe iſt ſich ſelbſt am nächſten. (Er will an das Bild, da fällt draußen in der Ferne ein Kanonenſchuß.) Was iſt das? (Ein zweiter.) Noch einer? (Ein dritter.)

Sechſter Auftritt.

Althof. Dann Mack und Thorane. Zuletzt eine Ordonnanz.

Althof

(tritt raſch durch die Mitte ein, will rechts an das Zimmer, geht aber wegen der Schüſſe erſt links noch an das Fenſter und trifft Wolfgang).

Ah, mein Freund, wenn Sie ein merkwürdiges Schauſpiel erleben wollen — gehen Sie auf einen Kirchthurm! Es wird eine Schlacht geliefert werden. (Will ab zu Thorane.)

(Mack öffnet, tritt heraus. — Thorane hinter ihm.)

Althof.

Mon général, les Prussiens!

Thorane.

Der Preußen? Seien Sie auf riktik avertirt?

Althof.

Von Fulda herüber nähert ſich die Armee des Herzogs von Braunſchweig. Von den Thürmen der Stadt kann man deutlich die Bewegungen des Feindes erkennen. Marſchall Broglie hat Befehl gegeben, die Truppen von den umliegenden Dörfern zuſammenzuziehen. (Drei Kanonenſchüſſe.) Man alarmirt die Regimenter zu einem forçirten Marſch, um dem Feinde die Anlehnung an den Main abzuſchneiden. Es kann noch heute zum Treffen kommen. (Ordonnanz tritt ein. Sie übergibt eine Depeſche an Thorane.)

Thorane (erbricht ſie).

Vom Marſchall Broglie! Der Vorpoſten von der Feind ſtehen ſchon bei Hanau. Eh bien, (zu Mack) mon epée .... (Mack ab und kommt ſogleich mit Piſtolen und Degen zurück. Thorane blickt in die Depeſche.) Der Marſchall will liefern an den Herzog von Braunſchweig eine Slakt. Ik werde kommandiren der Reſerven. (Zur Ordonnanz.) Mon ami, les chevaux! (Ordonnanz ab.)

Althof.

Ich begreife die Eile des Herzogs von Braunſchweig nicht. Er kommandirt die ſchlechteſten Truppen der preußiſchen Armee.

Wolfgang.

Erlauben Sie, Sie ſcheinen nicht gut unterrichtet zu ſein.

Thorane.

Wer iſt da? Der kleiner Spion! Allez vous en!

Wolfgang.

Ich verſichere Sie —

Thorane.

Ik verſichere Sie, daß ik kann ſein ſehr bös in der Politik. En avant! Marſch! (Wolfgang geht zögernd nach hinten. Mack eskortirt Thorane.) — (Kanonenſchüſſe.)

Thorane.

St. Jean, Du kannſt bleiben in dieſe Haus —

Mack.

Excellenz, ich zu Hauſe? Point du tout! Mein Platz iſt auf dem Felde der Ehre —

Thorane.

Deine Ehre iſt, gut zu waken über meine Appartements. Ik habe auf der Parade gehört ſo ſchlekte Saken von der Bourgeoisie de Francfort, daß man muß ſein ſehr a sa garde! Sie wollen alle, daß wir ſein geſchlagen —

Wolfgang (halb bei Seite).

Und das ordentlich!

Thorane.

Quoi? Immer nok! Allez vous en! In der Matière von Politik ik verſtehen keinen Spaß —

Althof (mit einem Wink).

Bitte! Gehen Sie! (Wolfgang geht nur zögernd in den Hintergrund.)

Mack.

Excellenz, unmöglich! Ich kann Sie nicht verlaſſen —

Althof.

Der Beſitzer des Hauſes wird gewiß die ſtrengſte Sorgfalt tragen.

Thorane.

Ah ce propriétaire! Ik kenne dieſer Mann nikt und ich abe gehört von der Offiziers, die mir beſuchen,

daß er keinem gibt einen Gruß. Und ik ſelbſt weiß nicht, wie er ſieht aus!

Mack.

Mittlere Statur, etwas breitſchulterig, fünf Fuß und ſoviel Zoll.

Thorane.

C'est une infamie, zu haben dans sa maison le lieutenant du Roi und nikt zu maken ſeine compliment —

Althof.

Die Bedienung ſchien mir fleißig und aufmerkſam.

Thorane.

Le service est bon — aber ik willen ſehen den Maître de la maison, (zornig) denn ik weiß, der ganze Stadt iſt von einer ſo böſe Geiſt, von einer ſo méchante Antipathie gegen der Einquartierung, daß man kann fürchten der ſicilianiſche Veſperbrod — (Klingelt heftig.)

Wolfgang.

Me voilà, mon général.

Thorane.

Noken immer? Jeune homme! Sagen Sie Ihrem Herrn Vater, er ſollen kommen sur le champ in dieſe Zimmer, zu maken die Honneurs du propriétaire oder iken ſein ſehr —

Mack.

Rabiat! Dies ſoll geſagt werden. Entendez vous!

Wolfgang.

Wenn ich vielleicht meine Mutter ſchickte —

Mack (bei Seite).

Unglücklicher! Schweigen Sie!

Thorane.

Ihre Vater! . . . Allez vous en! (Wolfgang geht endlich brummend ab.)

Thorane.

Ik ſein eine ſehr gute Mann — aber ce que s'attache a l'honneur de la France — ik werde zeigen dieſer dummen diables allemands, daß ſie können ſagen von großer Ehre, wenn ſie haben eu visite les Français.

Mack.

Die Viſite des Prussiens wird auch nicht umſonſt ſein'

Thorane.

Und wenn ſie werden haben die visite des Prussiens, ſo werden ſie ſein erſtaunt zu ſehen, wer haben mehr von Delicateſſe, les Français ou les Prussiens.

Althof.

Die Unabhängigkeit von beiden Partheien wäre wohl dieſen kleingeiſtigen Bürgern jedenfalls das Liebſte.

Thorane.

Weil ſie haben keine Parthei, müſſen ſie ſein geſtraft von alle Partheien. Die Officiers ſich beklagen über der unhöflike Geiſt von dieſer Bourgeoisie de

Francfort, alle ſie haben die Geſinnung de la Prusse. (Geht im Zimmer auf und ab.) Sie maken der Complots und der Verſchwörungen — o, ſie wollen uns werfen heraus aus dieſer Stadt, aber der Lieutenant du Roi werden, um uns zu ſichern der Rücken — geben eine Beiſpiel — (es klopft). Entrez!

Siebenter Auftritt.

Rath Goethe. Die Vorigen.

Rath (tritt ruhig ein und verbeugt ſich mäßig).

Thorane (ſehr gereizt).

Vous êtes le bourgeois?

Rath.

Le propriétaire de la maison.

Thorane.

Ik verlaſſe für einige Zeit dieſe Haus, aber ſie bleiben die meine! Warum ſein Sie noch nikt gekommen, um zu erfüllen die Pflikten der Wohlanſtändigkeit?

Rath.

Meine Uebung in der franzöſiſchen Sprache iſt nicht geläufig genug.

Thorane.

Aber Sie müſſen haben gehört von Herrn Ihrem Sohn, daß ik ſpreken der deutſchen Sprake à perfection.

Rath.

Ich glaubte, Sie mit meinem Beſuche zu beläſtigen.

Thorane.

It liebe zu ſpreken Ihre Sprake, wenn ik habe Vergnügen; aber Sie maken mir keine Vergnügen, wenn Sie negligir' der Aktong für der Nation, que j'ai l'honneur de représenter.

Rath.

Ich glaubte, der fremde Krieger ſucht gute Bewirthung und tröſtet ſich, wenn er dabei die Mienen des Wirthes nicht ſieht. Ich hielt es für beſſer, Ihnen den Anblick der meinigen zu erſparen.

Mach (bei Seite).

Für Belagerungszuſtand ſpricht der Mann ſehr frei.

Thorane.

Geben ik Urſake mir zu maken eine Miene, die nikt iſt gut? Es iſt wahr, Sie haben getheilt mit mir Ihre Haus, es iſt wahr, daß meine Amt als Gouverneur der Stadt ruft viele Menſchen in dieſe Zimmers, aber der Mann von hospitalité kommen entgegen der fremde Soldat mit Liebe und freundliche compliments.

Rath.

Um zu heucheln iſt der Deutſche zu ehrlich.

Thorane.

Oder Sie ſollen ſagen, zu flekt erzogen. Es iſt

oft nothwendig in der Leben zu zeigen eine Geſicht, welche man nikt hat.

Rath.

Ich verſtehe dieſe Kunſt nicht.

Thorane.

Und für was beklagen Sie ſich? Es iſt jetzt die Krieg! Heute kommen die Soldaten mit die blaue Röck und morgen kommen die Soldaten mit die rothe Röck. C'est toujours la même chose.

Mach.

Immer ein Auswaſchens.

Rath.

Der Franzoſe, der ſo ehrgeizig auf ſein Vaterland iſt, ſcheint zu vergeſſen, daß auch der Deutſche ein Vaterland beſitzt.

Thorane.

O Vaterlande! Vaterlande! Welche ſchöne Name! Aber die Vaterlande, das iſt der Sprake und der gute Sitten von einer Land. Der Politik nicht immer kennt eine Vaterlande. Der Politik und der Glück des Krieges ſchneidet der Vaterlande mitten durch der Landkarte —

Rath.

Und mitten durchs Herz.

Thorane.

Aben der Frédéric de Potsdam eine Vaterlande, der Erzog Carl von der Solitüde in Stuttgart eine

Vaterlande? Sie ſchneiden durk der deutſche Herz mitten durk, und ik kenne wohl eine deutſche Sprake, die ſehr ſchön zu ſpreken aus und zu hören an, aber ik kenne keine deutſche Vaterlande.

Roth.

Die Kriege, die Deutſchland zerreißen, ſind traurig genug. Doch die Wunden werden heilen, die Feinde werden ſich verſöhnen, aber nur vor Einem möge der Genius unſeres Volks bewahrt bleiben, der Hülfe der Fremden, vor der Einmiſchung der Franzoſen.

Thorane.

Eh bien, Monsieur, ſagen Sie mir, wer aben gerufen der Engländers auf die deutſche Boden? Die Prussiens. Wer aben gerufen der Schweden und der Ruſſen und der Franzoſen auf der deutſche Boden? Les Autrichiens. Mein Herr, die Deutſchen haben einen ſchönen Land, aber ihre Politik iſt eine erbärmlike Politik, und weil ſie gerufen aben der Franzoſen für zu bekämpfen den Könik von Preußen, ſo wollen wir auk ſein aufgenommen wie der gute Freunde und wir verlangen alle der égards, die man iſt ſchuldig einem Volke, das iſt gerufen von dem Kaiſer ſelbſt, c'est à dire du l'empereur de l'Allemagne. Comprenez vous?

Mach.

Haben Sie verſtanden?

Rath (ſieht Mack verächtlich an).
Wer ſpricht da?

Althof (vermittelnd).
Sie ſollten es vermeiden, Herr Rath, die reizbaren Saiten der Nationalgefühle zu berühren.

Rath (aufflammend).
Das muß ich aus dem Munde von Deutſchen hören, die unter franzöſiſchen Fahnen kämpfen? Aus dem Munde jener ſchimpflichen Elſaſſer, die, weit entfernt, ihre Trennung von der gemeinſamen Muttererde zu beklagen und ſtill ihr Unglück zu ertragen, vielmehr die Affen der Franzoſen ſind und ſich wechſelſeitig überbieten, ihre deutſche Natur zu verbergen, um ja recht zu thun, als wenn das Alles ächt angeboren wäre, was ſie ſklaviſch ihren Gebietern nur nachahmen!

Thorane (wüthend).
Monsieur!

Althof
(tritt erſchrocken auf Thorane's Seite, um ihn zurückzuhalten).

Thorane.
Monsieur — Sie aben eine Frau, die ik akte ſehr, Sie aben eine Sohn, den ik liebe ſehr — aber je vous donne ma parole d'honneur — ik abe große Luſt, Sie zu laſſen züchtigen für Ihre böſe Wort ....

Rath.
Ich rede frei, weil ich mich in meinen eigenen vier Wänden befinde — das iſt deutſches Hausrecht.

Thorane.

Dieſe Appartements ſein die meine —

Rath.

Wie?

Thorane.

Dieſer Stadt Frankfurt aben aufgehört zu ſein einer Stadt ohne einen Souverän. Dieſer Souverän iſt der König von Frankreich —

Rath.

So weit ginge der ſchimpfliche Verrath?

Thorane.

Ik hören die Ankunft von meine Offiziers — wenn ik Sie laſſen arretir vor der ganze Corps de généralité —

Rath.

So werd' ich wiederholen, was ich Ihnen allein geſagt habe —

Thorane.

Ik aben gevakt, Sie ſein eine Mann, der kennt der Geſchikte und aben die Philoſophie zu ſein eine Kosmopolit, ein Mann ohne der Vorurtheile einer Education négligée. Ik aben geglaubt, Sie wiſſen, daß iſt Frankreich immer gerufen von die erbärmliken Electeurs —

Mack.

Auswähler!

Thorane.

Electeurs —

Mack.

Auswähler!

Althof.

Kurfürſten!

Thorane (heftig).

Kurfürſten von die Deutichland! (Mack verwundert ſich.) Der Kurfürſten aben geſagt zu Richelieu und Mazarin: Gebt ihr mich Geld zu maken große Parade in meine kleine Résidence und ik werden euch geben intrigues und querelles in der deutſche Vaterland! Und Richelieu und Mazarin ſie haben geſagt: Voilà l'argent! Der Kurfürſten haben dafür gemakt alle ſlekte Streiche für zu erniedrigen la maison d'Autriche und der Einigkeit von Ihre deutſche Vaterland.

Rath.

Dieſe Zeiten ſollten vorüber ſein. Die Ohnmacht des deutſchen Reiches wird enden. Die Kaiſerkrone hat keinen Glanz mehr. Friedrich von Preußen aber iſt erſtanden und kämpft glorreiche Schlachten für den deutſchen Namen. Wir werden eine Einheit finden durch uns ſelbſt, nicht durch die Einmiſchung der Fremden.

Thorane.

Und dennoch haben uns gerufen der deutſche Kurfürſten. Das iſt der Mandat, den wir werden zeigen an die Bayonettes de la Prusse.

Rath.

Und bei Roßbach werden dieſe Bayonette die Antwort geben.

(In der Ferne ertönt ein vollſtimmiger Marſch von Trompeten, der immer fortdauert bis zu Wolfgang's Eintritt.)

Thorane (im äußerſten Zorn).

Bei Roß — Ah, on nous appelle à la bataille. Glauben Sie, flekte Bürger von dieſer kleiner Stadt Frankfurt, daß dieſe eldenmütige Orkeſter, welche Sie hören blaſen dieſer Geſänge für der Schlacht, uns ſollen rufen an eine zweite Roßbach?

Rath.

Ich kann nicht in die Zukunft ſehen, ich kann nur ſagen, was ich wünſche.

Thorane.

Was Sie wünſchen? Und ik will hoffen, daß es iſt Ihre Wunſch, dieſe Generalmarſch uns ſollen blaſen zu einer ruhmvollen Victoire über der Erzog Ferdinand de Brunswic. N'est-ce pas?

Rath (wüthend).

Ich wünſche, es iſt der Generalmarſch, mit dem Ihr Alle zum Teufel fahrt! (Will raſch ab, die Thür geht auf.)

Achter Auftritt.

Mit lärmenden Säbeln und in raſcher Bewegung tritt die franzöſiſche Generalität (etwa 10 Offiziere und Adjutanten) ein. Rath (prallt zurück). Die Vorigen. Dann Frau Rath. Mittler. Gretel. Zuletzt Wolfgang.

Thorane.

Halte là! Au nom du Roi! Ce Monsieur est votre prisonnier!

Rath.

Wie?

Thorane.

Ik dieſe Mann laſſe ſtellen vor die Kriegsgeſicht! Eine Verräther an der Ehre der franzöſiſchen Nation! Laſſen Sie ihn nehmen gefangen. (Offiziere dringen auf den Rath ein.)

Frau Rath (ſtürzt vor).

Um Gotteswillen! Was iſt? Was geht hier vor?

Rath.

Wie Du ſiehſt! Gefangen im eignen Hauſe —

Thorane.

O Madame, Ihre Mann aben verdient eine Kugel vor der Kopf!

Mack (zur Frau Rath).

Gehen Sie — Sie machens Uebel ärger —

Mittler (kommt hervor).

Allerdurchlauchtigſter — großmächtigſter —

Thorane (zu Alles).

Sie geben die Befehle, daß wird geführt dieser Mann gefangen auf der Constablerwake.

Rath.

Erschießen Sie mich jetzt! (bitter) Nach der Bataille werden Sie keine Zeit mehr dazu haben.

Thorane.

Weil Sie glauben, daß wir werden sein auf der Flukt? Sie sollen erfahren, daß wir noch werden haben genug von Makt, um zu strafen die Verräther an Frankreik. Madame, leben Sie wohl! Diese Haus bleiben in Ihrer Garde!

Oretel.

Gnade! Gnade! Mack, so sprich doch ein Wort. Er ist ja Schuld an der ganzen Einquartierung.

Mack.

Wer ist Sie? Ich kenne Sie nicht.

Oretel (zu Thorane, will knien).

Herr Leutenant!

Rath (reißt sie zurück).

Keine Erniedrigung! Noch wird man ungestraft keinem Bürger dieser Stadt die Freiheit und das Leben rauben.

Thorane.

Sie sehen, Madame, welches ist der Alsstarrikkeit von dieser onwürdige Mann, aber ik geben Ihnen mein

Wort, ich bin in meiner nationale Stolz eine Tyrann und ich schwöre Ihnen —

Offiziere (wollen ziehen).

Vive le! (Die Frauen schreien.)

Wolfgang (tritt auf und drängt sich dazwischen).

Zurück! Was geschieht hier? Vater! Graf Thorane ... Ist es möglich? Meinen Vater tödten? Ihn gefangen nehmen?

Thorane (zu den Offizieren).

Dans la bataille! Suivez moi!

Wolfgang.

Nein, so nicht! So nicht, Graf Edmond René de Thorane! Den Wirth Eures Hauses über die Straße führen wie einen Verbrecher zum Schimpf der ganzen Stadt — Unmöglich!

Thorane.

Es ist vergebens! Geben Sie!

Wolfgang

Er ist frei?

Thorane.

Gefangen. Adieu!

Wolfgang.

Thorane!

Thorane (bleibt stehen).

Que me veux tu? Adieu! (Pause.)

Wolfgang

(hält ihn zurück, sieht ihn schmeichlerisch an und spricht halblaut und zart):

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter,
Tändelnd, auf ein lustig Band.

Theane (wendet sich ab).

Wolfgang (führt schmeichelnd und süß fort):

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid,
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung,
Einen Blick —

Theane (lässt ganz leise und still für sich ein):

. . . . geliebte Leben
Und ich bin belohnt genung!

(Alles ist gewonnen. Pause.)

Wolfgang.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir Deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Thorane (nach einer Pauſe zärtlich).

Madame! . . . (Beſinnt ſich.) Monsieur! Ik aben zu viel von Aktong für der Madame votre épouse, und zu viel von Zärtlichkeit für Monsieur votre fils, um Sie zu ſtrafen ſchon vor der Bataille. Der König von Frankreik haben mir gegeben in unſerer Armee der Jurisdiction . . . et — Ik lieben der Gerektikkeit. Ik werde ſtrafen Ihre Verbreken, wenn ik werde ſein zurück aus der Bataille. Geben Sie mir Ihre parole d'honneur, daß Sie wollen bleiben in dieſer Stadt freiwillik als Gefangener des Königs von Frankreik bis zu unſerer Zurückkonft?

Rath.

Ich — gebe — es.

Thorane.

Eh bien! En avant, mes camarades! Au combat! (Marſch ab.)

Offiziere (folgen alle).

Rath.

Was war das?

Mack (ganz frappirt).

Sagen Sie mal, das war wohl Sympathie? (Folgt noch immer umſehend.)

Mittler.

Der Tauſend! Wodurch haben Sie das zu Wege gebracht, Muſje Wolfgang?

Wolfgang.

Durch den Zauber, der alle Nationen verbindet —

Frau Rath (umarmt und küßt ihn).

Durch die Poesie!

(Gruppe. Der Vorhang fällt).

Vierter Aufzug.

Das Zimmer des vorigen Aktes. Der Tisch, der bisher zur Linken vom Zuschauer stand, ist aufgeklappt und in die Mitte gestellt oder besser zwei kleine Tische zusammengerückt. Sie sind mit weißen Tüchern bedeckt, auf denen ein vollständiges feines Kaffeeservice steht mit 7 bis 8 Tassen, rundherum.

Erster Auftritt.

Wolfgang steht an Therese's Thür. Die Maler sitzen alle in ihrem Malercostüm um den Tisch. Frau Rath und Frau Seekatz treten eben ein. Seekatz kommt mit seiner Frau am linken, Frau Rath am rechten Arm.

Seekatz (zur Frau Rath).

Da haben Sie uns in voller Arbeit, Frau Gevatterin! Erholen Sie sich im Kreise Ihrer Freunde' Es wird noch Alles gut werden.

Frau Rath (winkt Allen Platz zu nehmen).

Ja! Ja! Stärken Sie sich nach der Arbeit! (Sie nimmt das eine Ende des Tisches ein).

Frau Seekatz

(fällt in einen Sessel am andern Ende mit einem lauten Seufzer).

Ah!

Schütz.

Auf die Antwort des Senats bin ich begierig.

Trautmann.

Die Stadt muß ihn in Schutz nehmen, einen Bürger von solcher Geltung in der Gemeinde!

Hirth.

Von solchen Verwandtschaften!

Junker.

Einen Rath des Kaisers!

Frau Seckatz (seufzt noch lauter).

Ah!

Seckatz.

Und diese unglückselige Spannung über den Ausgang der kriegerischen Operationen!

Frau Rath.

Daß man die Nachrichten so absperrt, scheint mir ein schlimmes Zeichen für die Franzosen.

Junker.

Und die vielen Verwundeten!

Frau Seckatz (seufzt ganz laut).

Ah! ... Es scheint, als wenn hier kein Mensch mehr für die nächsten Leiden ein Ohr hat!

Wolfgang

(tritt von der Thür, wo er lauschte, näher).

Was ist Ihnen, schöne Frau?

Frau Seckatz (hält seine Hand).

Wenn ſich nicht die Jugend noch unſerer annähme — man möchte glauben, unter Barbaren zu ſein.

Seckatz.

Gertrudis! Du leideſt?

Wolfgang.

Nicht wahr, ſchöne Frau, das Nervenfieber hat Sie angegriffen! Eine Dame mit ſo zarten Nerven! Onkel Seckatz, Sie ſchätzen die Aufopferung Ihres Ideals nicht hoch genug!

Zweiter Auftritt.

Gretel bringt einen großen zuckerbeſtreuten ſogenannten Reindeer- oder Rahmkuchen auf einer Schüſſel herein. Die Vorigen.

Alle.

Ah!

Frau Rath (zu Frau Seckatz).

Grämen Sie ſich, liebe Freundin! Kehren Sie ins indiſche Leben zurück und ſervieren Sie dieſen böſen Männern, aber von indiſcher Speiſe, da ſie himmliſche nicht verdienen. (Frau Seckatz nimmt das Meſſer, das ihr die Frau Rath darbietet, und ſchneidet den Kuchen mit ängſtlicher Erſchöpfung.)

Wolfgang (bei Seite).

Der unglückliche Alcidor da drinnen! Er wird dieſe ſüßen Düfte riechen und in ſeinem Verſteck, während er ein Luſtſpiel von mir corrigirt, verſchmachten!

Trautmann (zu Gretel, die ihm präſentirt).

Ei, unſer hübſches kleines Genrebildlein! Wie wär's, Herr Collega, wenn wir an unſerm gemalten Quintetto dieſes kleine Cantabile ... (Will ſie kneifen.)

Gretel.

Au!

Beckatz.

Keine Diſſonanz, Freundchen!

Frau Beckatz.

Herr Trautmann, machen Sie das bei Rembrandt'ſcher Beleuchtung ab. Verſtehen Sie mich! So was malt man in meiner Gegenwart dunkel!

Wolfgang.

Den Charakter der Schwermuth, den der Graf verlangte, brauchten Sie dabei nicht zu erfinden. Unſere Gretel ſcheint verſtimmt.

Junker (der eben ein Stück Kuchen eſſen will).

Freilich! Einen Sergeantmajor in der Schlacht zu haben —

Gretel.

Herr Maler! Verbrennen Sie ſich den Mund nicht — der Kuchen iſt noch heiß.

Seckatz.

Wir lachen und Niemand denkt an das Elend vor den Thoren! Wie ſteht's denn draußen? Erfährt man nichts, Gretel?

Gretel.

Zwiſchen Friedberg, Gelnhauſen, Hanau iſt ſchon Alles abgemacht — Und (ſchluchzend) ſo viel Todte und ſo viel Bleſſirte liegen auf den Dörfern! (In der Ferne hört Kanonenſchüſſe.) Sie ſitzen hier beim Kaffee und jetzt ſtehen ſie ſchon bei Bergen.

Alle (erheben ſich).

Bei Bergen?

Schütz.

Sieh! Sieh! Das iſt eine Retirade.

Wirth.

Die Franzoſen verlieren.

Junker.

Wenn man das vom Gſchenheimer Thurm mit anſähe?

Gretel.

Nein! Bleiben Sie nur ja da! Es gehen Patrouillen auf Patrouillen durch die Straßen. Kein Menſch ſoll ſich blicken laſſen.

Dritter Auftritt.

Mittler ſchleicht herein. Die Vorigen.

Mittler.

Pſt!

Alle.

Herr Profeſſor!

Junker.

Nur näher!

Seckatz.

Wie ſteht es, beſter Freund!

Mittler.

Pſt! Ruhe, Ruhe, Kinder!

Frau Rath.

Hören Sie nichts von meinem Manne? Er begibt ſich in Gefahr — wiſſen Sie nichts?

Mittler.

Es iſt merkwürdig, dieſer Rath Goethe! Sonſt ein Mann, ſo zu ſagen nach der Schnur, kalt, ſo zu ſagen ein Pedant —

Frau Seckatz.

Eine ſittliche Frau läßt ihren abweſenden Ehegemahl niemals kalt nennen.

Alle.

Et!

Wolfgang.

Liebe Tante, ſchonen Sie Ihr Feuer!

Mittler

(nimmt ein Stück Kuchen und kaut im Sprechen).

Ich war auf dem Römer. Der Herr Rath, wie gesagt, haben gesprochen wie ein Held

Alle.

Nun — nun?

Mittler.

Ja, so stand ich auch und erwartete was. Aber es kam nichts. Sie zuckten die Achseln und blieben bei Belagerungszustand und bei Kriegsrecht und all den hübschen neuen Erfindungen mehr, und Ihr Herr Vater, Frau Rath, der Herr Schöff Textor waren noch der Verwegenste, denn dieser brave Mann äußerte, daß er einen kräftigen Protest aufsetzen und in triplo nach Wien, Wetzlar und Regensburg expediren wollte —

Alle.

Einen Protest?

Wolfgang.

Das wird was Rechtes helfen! Meine Herren, geben Sie wieder zu Ihren Staffeleien zurück! Mutter, beruhige Dich! Wir werden den bösen Feind schon zu besänftigen wissen und wenn Du ihm noch einmal entgegentrittst und wenn Frau Seekatz vielleicht eine Attitüde annimmt —

Frau Seekatz.

Ich? Wolfgang! Schweigen Sie! (Bei Seite.) Ich glaube, er hat das verdeckte Bild gesehen!

Wolfgang.

Dann werden wir dieſen Stein erweichen und der Vater wird gerettet ſein.

Frau Rath.

Der Vorſchlag iſt nicht übel! — Wenn ich, Frau Seekatz und Frau Hirth — (Trinnen fällt etwas, aber ſehr ſtark.)

Alle.

Ha!

Wolfgang (bei Seite).

Alcidor regt ſich.

Alle (ſehen nach der Thür).

Was war das?

Wolfgang.

Bitte! (bei Seite.) Wenn ſie den Schauſpieler entdeckten!

Alle.

Was iſt?

Wolfgang.

Hört Ihr nichts?

Alle (horchend).

Wo? Im Zimmer drinnen?

Wolfgang.

Nein! Spitzt die Ohren. Vernehmt Ihr nicht in der Ferne Klänge? Das ſind Trommeln. Trommeln und Pfeifen — kriegeriſcher Klang! Gretel, die Taſſen fort — ſie kommen! Sie kommen!

Alle (beſtürzt).

Wer?

Wolfgang.

Oeffnet die Fenſter! Ströme herein, balſamiſche Luft der Freiheit! Hört, hört, es ſind die Preußen!

Alle.

Die Preußen?

Wolfgang.

Da, Onkel Seeklatz, nehmt die Taſſe — und Sie, Herr Hirth, hüten Sie dieſe gemalte Heerde auf dem Teller da, hier, Herr Junker, das Blumenſtück auf Porzellan. Jeder nehme — raſch! Raſch! Friedrich's Geſchwader ſind an den Thoren — über der Zeil ſchon rufen ſie: Sieg! Sieg!

Alle.

Wirklich? Was? Iſts möglich?

Wolfgang.

Freut Euch, die Retter des Vaterlandes haben geſiegt — faß an, Gretel, tröſte Dich über Mack's Miſogyne und hebe den Tiſch weg! (Gretel hebt einen Tiſch nach Rechts v. S.) Die Decken ausgeſchüttelt! Keine Broſamen auf die Erde! Ums Himmelswillen! Wenn der Herzog von Braunſchweig hier einkehrte! Die Stühle zurück — helfen Sie, meine Herren! Da, Tante Seeklatz! Sie nehmen die große Kaffeekanne. Da, Hausfreund Mittler, Sie nehmen den Kuchen! Mutter, Dir dies Bouquet von Blumen! Hinaus! Hinaus! Und immer leiſe! immer leiſe! Immer nach der Geiſter Weiſe! Fort! Bedutſam müßt Ihr wandern! Wie verliebte

Katzen ſchleichend — Alle der Gefahr entweichend — Einer halte ſich am Andern! — Geht und ſeht, von dieſem Ort fegt ein Geiſterbauch Euch fort — fegt Euch fort ein Zauberbeſen! Schatten weicht! Ihr ſeid geweſen! (Was er ſagte, iſt geſchehen. Das Zimmer iſt in Ordnung. Alle ſind von ihm, Jeder das tragend, was er nannte, fort ecartirt. Er ſchlägt hinter ihnen die Thür zu und kommt lachend zurück.) Ha, ha, ha! Das nenn' ich mit der Proſa Kehraus machen! Alles, was ich hörte, war erfunden! Ja! So muß es ſein! Mein braver Alcidor, meine theure Belinde, nicht vergebens bin ich in der Schule der Muſen und Grazien geweſen! Mit franzöſiſcher Gewandtheit die ſchweren deutſchen Stoffe bewegen, den leichten ſchäumenden Wein der Champagne in grüne deutſche Römergläſer gießen und von den altfränkiſchen deutſchen Burgen die Rohheit und Geſchmackloſigkeit wie altes Geginſter und Dorngeflecht reißen, daß nichts von ihnen übrig bleibt, als der ſchöne mondſcheinhelle Duft der Sage, durchwoben von Tapferkeit, Geſang und Liebe ... O ich fühle, das könnte eine Beſtimmung ſein, für die ich Worte finden möchte, Worte von hinreißender Zauberkraft. Schüttle dich, Welt, in deinen Angeln, raſe über die Länder hin, antlitzverzerrte Bellona, es muß ein Friede kommen, wo wieder die Saat des Geiſtes blüht und keine zerſplitterte Lanze, keine blutgezeichnete Fahne hoch genug iſt, über die beſcheidenen Blumen der Dichter emporzuragen. (Ab zur Seite an Alcidor, der ihm, während krauſen Trommeln ertönen, entgegenkommt.)

Vierter Auftritt.

Alcidor, ein junger, hübſcher, elegant gekleideter Franzoſe, kommt aus der Seitenthür. Wolfgang.

Alcidor

(mit Bezug auf die noch lärmenden Trommeln raſch).

Mon ami, les Français?

Wolfgang.

Les Français, mon ami. Mais —

Alcidor.

Adieu, mon ami!

Wolfgang.

Mais, mon ami! Un instant — Mon ami —

Alcidor.

Laissez moi, laissez moi, mon ami!

Wolfgang.

Mais, mon ami, mon père —

Alcidor.

Votre père? (Wollte die Mittelthür öffnen und prallt zurück.) Ah!

Wolfgang.

Qu'y a-t-il?

Alcidor

Par ici! (Flieht hinter den zweiten Seitenvorhang.)

Wolfgang.

Vous avez peur, mon ami?

Alcidor.

Peur? Non, mon ami!

Wolfgang.

Mais — dites moi — mon ami ... (Sie ſind verſteckt.)

Fünfter Auftritt.

Frau Seekatz kommt ſehr raſch und trippelnd geſchlichen.

Frau Seekatz.

Es iſt der letzte Augenblick! Die Franzoſen kommen. Jetzt kann's noch ſein! Ich muß mich überzeugen, was das für ein Gemälde iſt, das der Graf gewagt hat, in der Nähe deutſcher Hausfrauen aufzuhängen. Wenn mein Mann das geſehen hätte! Wenn er es noch jetzt zu ſehen bekäme! Ich muß mich ſelbſt überzeugen. Ah! Dieſe Franzoſen! Nichts iſt ihnen heilig! Aber mir ſollte Jemand wagen, in mein Haus ein ſolches Bild — (Sie hat es abgenommen und iſt damit an den Tiſch rechts gegangen). Ich höre Geräuſch — Himmel —

Mack's (Stimme draußen).

Tonnerrrrre de Dieu —

Frau Seekatz.

Ah! (Sie läßt das Bild auf den Tiſch fallen und flüchtet ſich vorn hinter den erſten Fenſtervorhang.)

Sechſter Auftritt.

Mack. Die Vorigen.

Mack (mit Sack und Pack).

Donnerwetter! Wird man hier ſo empfangen? Keine Menſchenſeele, die Einem mit Blumen oder ſonſt was Erfriſchendem entgegen kommt? Kuchen, merke ich, iſt gebacken worden, aber nicht für die Sieger von Bergen, für uns, l'armée victorieuse de la France. Aber wartet, jetzt wird ein Strafgericht erfolgen, daß Euch die Freimüthigkeit und die Elſäſſer Affen vergehen ſollen. Zwei Mann Wache hab' ich vor ſein Zimmer poſtirt. Pulver und Blei! Sieben Fahnen, acht Standarten, vierundzwanzig Geſchütze erobert, da kann's hier auf einen Bürgermeiſter mehr oder weniger nicht mehr ankommen — (ab nach Rechts).

Frau Seekatz (ſchleicht aus ihrem Verſteck und läuft ab).

(Alcidor und Wolfgang treten vor. Alcidor ſtürzt auf das Bild und öffnet es.)

Alcidor.

Le portrait!

Wolfgang.

Le portrait!

Alcidor.

C'est lui!

Wolfgang

C'est elle!

Alcidor.

Héloise!

Wolfgang.

Ma Belinde!

Mack (tritt wieder heraus, auch in gleichem Ton).

Oh! Que vois-je?

Alcidor.

Ah! Est-il possible?

Mack (erkennt Alcidor).

Monsieur?

Alcidor (erkennt Mack).

St. Jean?

Mack.

C'est vous?

Alcidor.

C'est moi! Et vous?

Mack.

C'est moi!

Alcidor.

Adieu, adieu! Pour jamais. (Stürzt ab. Mack steht ganz starr.)

Siebenter Auftritt.

Thorane durch die Mitte, Alcidor begegnend. Mack. Althof. Wolfgang.

Thorane.

Qu'y a-t-il?

Mack.

L'avez-vous vu?

Thorane.

Qui?

Mack.

Lui!

Thorane.

Qui?

Mack (eilt weg weg).

Lui!

Thorane.

Qui lui?

Mack.

Lui d'elle!

Thorane.

Lui d'elle?

Mack.

C'était lui.

Thorane.

Lui? (Zu der ersten Person.) Lui! Lui, qui —! Le même? Le même? Je suis mort! Suivez moi, suivez moi! (Er nach rechts. Mack eilt.)

Wolfgang

(geht nach dieser Scene, die wie ein Blitz gespielt werden muß, darf da; nachdem er eine Pause gemacht hat).

Ja, was war denn das? Das ist ja rein um den Verstand zu verlieren! Waren die Drei verrückt oder bin ich es? Lui — qui — lui — elle — Ah — Oh! — Ich habe in der französischen Comödie dergleichen Sce-

nen hundert Mal gesehen, und ich, der ich hier
Vertrautenrolle spiele, begreife kein Wort davon!
Bild — das seh' ich — ist Belinde! Sie selbst,
was jünger, noch lieblicher, heiterer als jetzt, schö
nicht, aber glücklicher! Welches namenlose Räthsel
schwebt diese reizenden Züge? Belinde, wie kom
Du — Und Alcidor, der meinen Vater um Rath fr
Werd' ich denn nichts über dies Alles erfahren,
einen Commentar, der aus lauter Ah und Oh beste

Althof (tritt heraus).

Junger Herr, im Auftrag Sr. Excellenz, wie h
der junge Mann, der soeben mit Ihnen in dies
Zimmer war?

Wolfgang (bei Seite).

Ich werde es am Ende nicht sagen!

Althof.

Ist es nicht (laut) Jean Desiré Gaston Marqu
Boissy d'Anglade et de Vasmenil?

Wolfgang.

Nun wird's mir zu bunt! Jean Desiré — sage
Sie nochmal —

Althof.

Jean Desiré Gaston Marquis Boissy d'Anglad
et de Vasmenil!

Wolfgang.

Nein, mein Herr, jetzt hab ich genug! Dieser jung
Mann ist ein armer Schauspieler, der meine dramati

schen Versuche corrigirt, mir Unterricht in der richtigen Anwendung der Vertrautenrollen in der Tragödie gibt und ganz einfach Monsieur Alcidor heißt.

Althof.

Monsieur Alcidor! Und seine Wohnung?

Wolfgang.

Bibergasse Nr. 39, am Stadtgraben, drei Treppen hoch. Punktum. Dixi. Animam salvavi et caetera. Herr, was wollen Sie?

Althof.

Ich danke Ihnen. (Ab.)

Wolfgang.

Ich danke Ihnen? Weiter nichts! Ich danke Ihnen! Nicht einmal ein Mißverständniß? Wirklich Lui — elle — qu'elle — qui und Jean Desiré — jetzt geh' ich hinein, da muß ich Licht haben — und sollt' ich —

Mach (ihm entgegen).

Wohin?

Wolfgang.

Zum Grafen —

Mach.

Pardon, Monsieur. Ich habe den Auftrag, im Namen Sr. Gnaden Ihnen zu sagen, daß er auf Sie sehr ungnädig ist. Sie haben das Verbot übertreten und ein gewisses Bild beaugenscheiniget, welches Excellenz so streng verboten, und deshalb —

Wolfgang.

Das Bild — wenn der Graf wüßte —

Mack.

Der Graf will nichts wissen, als daß Sie bei ihm in Ungnade gefallen sind. Punktum. Sie haben diese Zimmer zu vermeiden —

Wolfgang

Aber ich versichere Sie, ich könnte den Grafen über diese Züge —

Mack.

Winkelzüge! Sie haben, wie der Herzog Ferdinandus von Braunschweig, jetzt blos an die Rückzüge zu denken — also vorwärts marsch —

Wolfgang (rückwärts zur Thür sich zurückziehend).

Aber — sagen Sie dem Grafen —

Mack.

Keine Parlamentage! Gewehr gestreckt! Pulver und Blei! Und überhaupt Ihre Dollmantscherei und Ihre Sympathie und das sind meine Geschäfte hier — Verstandez-vous? — (drängt ihn fort.)

Wolfgang.

Neid! Kabale! Verrath! Intrigue! Jetzt weiß ich einen Ort nur, wo ich Ruhe finde — Belinde! Belinde! (ab.)

Achter Auftritt.

Thorane ſehr aufgeregt. Althof. Mack.

Thorane.

Sie werden ſich erkundigen genau, ob es iſt der Rekte.

Althof.

Ich möchte es kaum glauben, mein General. Ein Schauſpieler —

Thorane.

Nie ik habe den Böſewikt geſehen — aber St. Jean ſagen —

Mack.

Ich ſchwör's auf was Sie wollen: Es war der Marquis mit dem langen Namen. Wie er mein Geſicht erkannte, lief er davon, als wenn ihm alle hölliſchen Geiſter im Nacken ſäßen —

Thorane.

Alcidor! Welch eine Name der Verführung! Kommen Sie, mein braver Althof. Es iſt ſehr eine Demüthigung, daß wir nach der ſchönen Slakt, welche wir gemakt haben unter dem tapfern Marſchall Broglie, uns ſollen ſchlagen mit eine Mann, der iſt der flekteſte Menſch —

Althof.

Schlagen, General? Sie wollen ſich mit dem Marquis ſchlagen?

Thorane.

Seit ſechs Jahren ſuche ich dieſen Marquis, um ihm zu zeigen der kleine Mund von einer pistolet.

Althof.

Aber mein General, der König —

Thorane.

Aben verboten alle der Duelle, aber nikt aller Gefühle für der Ehre! Seit ſechs Jahren iſt dieſe Stunde geſukt als die wichtigſte meines ganzen Lebens!

Althof.

Ein Geſetz, General, das Sie ſelbſt veröffentlicht haben — der König haßt die Duelle der Offiziere — Sie haben ſelbſt die Strafe der Caſſation darauf geſetzt —

Thorane.

Finissez, mon ami. Ik aben großen Reſpekt vor der Könik, meine Souverän, aber ik aben einen Reſpekt noch größeren vor mir ſelber und meiner Perſon, welche hat geſchworen, von dem Marquis zu verlangen Heloiſe de Vautreuil oder ſeine Leben .... Venez, mon ami! Suken wir dieſe flekte Mann, und wenn es iſt Jean Desiré Gaston Marquis Boissy d'Anglade et de Vasmenil, ſo arrangir wir auf der Stelle die affaire d'honneur, die ich geſworen habe ſechs Jahre lang — St. Jean!

Mack.

General —

Chorane.

Chargez les pistolets!

(Alle Drei gehen durch die Mitte ab.)

Neunter Auftritt.

Mittler

(Steckt nach einer Pause den Kopf durch die Mittelthür).

Pst! .. He! .. Keiner da? .. Hm! Hm! ... Alle Drei ausgeflogen! Wie toll schossen sie davon. Sie haben Blut geleckt. Jetzt wird's an die Halsprozesse gehen. Wohl Dem, der sich nun in den Zeiten der Krisis hübsch in der Mitte gehalten hat! (Zur Thür zurück.) Kommen Sie nur! Das Feld ist rein.

Zehnter Auftritt.

Gretel trägt eine Staffelei mit einem Carton herein. Frau Rath hält den Carton, daß er nicht herabfällt. Mittler hilft dabei.

Gretel.

Lassen Sie nur, Frau Rath! Ich kann mein Kreuz allein tragen.

Frau Rath.

Gretel, geb Sie sich zufrieden! Wir haben All' unsre Last und Noth —

Mittler.

Liebste, beste Freundin, zwei Mann Wache v
dem Hause?

Gretel.

Hierher?

Frau Rath.

Dahin, Gretel! So! Trag Sie's nicht zu schwer –
Sie wird schon einen Andern bekommen, und wie wär
denn auch möglich, so weit, bis ins südliche Frankreic

Gretel.

Bis ins südliche Frankreich! .. Ach! .... W
weit ist es wohl bis dahin?

Frau Rath.

Zweihundert Stunden und die Ewigkeit! Der Gi
kann die Frauen nicht leiden. Der Sergeant wird e
nen solchen Posten Deinetwegen nicht aufgeben.

Gretel (immer weinerlich).

Achthundert Franken und Intendant!

Frau Rath.

Laß Sie's geben! Hab' ich nicht auch mein Herz
leid? Was wird aus dem Rath werden? Gefangen
nach wie vor und kein Beistand — keine Hülfe!

Mittler.

Könnte denn nicht der Trost, einen Freund zu b
itzen, der — Wesen — wie — (will galant sein geg
Frau Rath.)

Frau Rath.

Nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie nicht auch noch ein Feind der Frauen werden!

Mittler.

Wie ſo?

Frau Rath.

Weil Sie auch einmal bei Einer ſo ſchlimm ankommen können, daß Sie Zeitlebens genug daran haben werden.

Mittler.

Aber, beſte Freundin, Sie zürnen mir! Kann ich dafür, daß ich den Frieden Ihres Hauſes fördern will? Kann ich dafür, daß Sie einen Sohn haben, der ſchon wieder auf ſchlimmen Wegen geht? So eben ſah ich den Muſje Wolfgang nach der Bibergaſſe rennen, mitten durch die Franzoſen durch —

Eilfter Auftritt.

Rath. Die Vorigen An der Thür zwei Grenadiere.

Rath (zu den Grenadieren).

Deux mots, mes amis. (Eintretend mit einem Papier in der Hand.) Liebe Frau, in der That! Warum verweilſt Du in dieſen Zimmern —

Frau Rath.

Der Königsleutenant —

Rath.

Iſt glücklicherweiſe in dieſem Augenblick nicht da und wenn er zurückkehrt —

Frau Rath.

Soll ich nicht für Dein Schickſal einen letzten Verſuch der Bitte wagen?

Rath.

Nein! Nimmermehr! (Zeigt auf einen geöffneten Brief.) Ich vermuthete Wolfgang hier! Ein junger franzöſiſcher Schauſpieler, Namens Alcidor, bittet um meinen juriſtiſchen Beiſtand — er hätte aus Frankreich wegen eines zärtlichen Abenteuers entfliehen müſſen — er wäre ein geborner Marquis und wünſcht den Weg zu wiſſen, ſein Vermögen zu reclamiren — er beruft ſich auf Wolfgang. Und ſolchen Umgang ſucht mein Sohn! Dieſen Kummer noch in den allgemeinen Drangſalen!

Mittler.

Mäßigen Sie Ihre Zunge! Mann, Sie ſind bewacht — Ihr Schickſal hängt an einem ſeidenen Faden ...

Rath

(zu Gretel, die inzwiſchen noch eine Staffelei hereintrug).

Was ſollen dieſe Staffeleien?

Frau Rath.

Die Maler wollen ihre Bilder zeigen. Vielleicht, daß ſie den Grafen durch die Kunſt beſänftigen —

Rath.

Wie ihn ſchon Wolfgang beſänftigte durch eine Vertraulichkeit, die auf ſcherzhafte und unſittliche Lieder begründet war? Von wem waren dieſe frivolen, ſicher nur aus dem Franzöſiſchen überſetzten Verſe?

Mittler.

Lieber Freund! Laſſen Sie jetzt dieſe Angriffe auf die franzöſiſche Literatur! Sie ſind nicht zeitgemäß! Ich bitte Sie .... Was iſt denn Klopſtock gegen dieſe zarten Verſe? Haben Sie doch Geſchmack!

Rath.

O, das Herz muß brechen, nicht über die Gefahr, die von Außen droht, nein! über die innere der wachſenden Geſinnungsloſigkeit. Eliſabeth, hier iſt Dein Platz!

(Er bietet ſeiner Frau den Arm und führt ſie durch die Mitte ab.)

Mittler.

Er rennt in ſein Verderben! Gretula, ſind Ihre Grundſätze denn auch ſo excentriſch?

Gretel.

Ich höre Säbel .... Nehmen Sie ſich in Acht! Wenn der Graf kommt —

Mittler.

Ich will zur Frau Seekatz gehn. Dieſe treffliche Frau, fühl' ich recht, iſt ſo zu ſagen ganz allein mit mir noch auf einen Accord geſtimmt. (Ab durch die Mitte.)

Gretel.

Da ſteht ja ein Wagen vor der Thür — verdeckt. Die Fenſter geſchloſſen — Himmel, der Graf! (Springt bei Seite.)

Zwölfter Auftritt.

Gretel rückt noch an den Staffeleien, dann tritt ſie ſcheu zurück und verbirgt ſich hinter ihnen. Graf Therane. Althof. Mack durch die Mitte.

Althof
Mack } (führen den Grafen.)

Mon général —

Therane

(blickt den Herrn in der Runde, ſehr aufgeregt).

Laissez, laissez! (Er geht langſam.) Ik will ſein alleine! (Bedeutet Mack und Althof, zu bleiben, und will nach der Seitenthür.)

Venez, Althof! (Er zur Seite, Althof folgt.)

Mack

(der unterm Arm ein ledernes Paket trägt, dieſes auspackt, legt es auf den Tiſch und macht ſich ordentlich auf einen Stuhl).

Ah!

Gretel (kommt vor).

Mack.

Das war 'ne Affaire! Von der Bibergaſſe gleich nie's Donnerwetter an den Stadtwall — Degen oder Piſtol —? Der Marquis hat Courage. Wenn Sie's

geschworen haben, Graf! Punktum. Hinunter in den Stadtgraben — zwei Schildwachen die Zeugen. Eins, Zwei, Drei! Puff. Abgemacht. Zwei richtige Kugeln und die eine Canaille streift' ihm den Arm!

(Er wickelt das Paket auf und nimmt zwei Pistolen heraus.)

Gretel

(ist vorgeschlichen und erblickt die Pistolen gerade in dem Augenblicke, als sie sich an Mack bemächtigen will. Sie schreit auf.)

Ah!

Mack (lacht).

Du? Fürchte Dich nicht, Gretel! Unsere letzte Stunde ist noch nicht gekommen.

Gretel.

Letzte Stunde, Mack? Ist Alles aus?

Mack.

Gretel, wenn es heißen wird: Trennung, Marqueritel! Dann ...

Gretel.

Mack! Um Gotteswillen! Sich totschießen? In Frankreich gibt's der Mädchen genug —

Mack.

Keine, die Gemüth hat und deutsches Sauerkraut kocht.

Gretel.

Nur wegen der Küche sollt' ich mit?

Mack.

Ich suchte den Strolchen von vieler Seite zu fassen.

Ich schilderte ihm die verschiedenen gastronomischen Nützlichkeiten, wenn er von seiner Misogyne abließe, aber sie erlaubte es ihm nicht. Gretel —

Gretel.

Mack!

Mack.

Es sind Dinge vorgefallen, die meinen Grafen bestimmen, sich vom Schauplatz der Begebenheiten zurückzuziehen — Gretel!

Gretel.

Mack!

Mack.

Ich werde Dir schreiben!

Gretel.

Du wirst's vergessen.

Mack.

Ich werd's nicht vergessen! (Weinerlich.) Gretel!

Gretel (ebenso).

Mack!

Mack.

Wenn nach uns Einquartierung kommt, Gretel, vergiß die nicht, die vorher da war.

Gretel.

Nein, Mack!

Mack (lächelnd).

Und wenn — nein, es ist zu niederträchtig! Um 800 Franks —

Gretel (weinerlich).

Vielleicht gibt er 900 — Mack' Du wirst Intendant und ich entsage. So hab ich's einmal in einem Buch gelesen und ich bin, das weißt Du aus Erfahrung (schaudert), ein deutsches Mädchen! (Ab durch die Mitte.)

Mack.

Ich nehme sie mit! Sie muß mit und sollt' ich was mit ihr anstellen! Sie hat Gefühl, sie übersieht meinen Kalender, der gar nicht mehr auf Jüngling steht — sie ist (es klingelt drinnen) er ist — wir sind — Nous sommes — vous êtes — ils sont — sonnez vous (es klingelt wieder) und das ganze Hauptquartier (es klingelt in Einem fort.) Es wird ihm wohl Angst, daß er die Duellgesetze übertreten hat? (Geht hinein.)

Dreizehnter Auftritt.

Frau Rath kommt wieder vorsichtig herein.

Frau Rath.

Was hör' ich? Er will fort, sagt die Gretel. Und läßt uns hier in der Gefangenschaft zurück? Einem Nachfolger, der vielleicht noch grausamer ist, als er? Nein, jetzt muß ich ihn sprechen, muß ihm seine Liebloſigkeit verbalten und wenn er mich auch hundertmal mit seinen Blicken zermalmen möchte — Er kommt! (Tritt bei Seite und kommt allmählig hinter der Staffelei vor.)

Vierzehnter Auftritt.

Thorane, Arm in der Binde, Brief in der andern Hand. Althof. Mack. Frau Rath.

Thorane

(feierlich und ernst überreicht er einen Brief an Althof.)

Voici ... An den Maréchal de France, Duc de Broglie!

Althof (lesend).

Mon général —

Thorane (sehr aufgeregt).

Irrévocablement! ... Es sein beschlossen, als ich habe gefehlt selber gegen den Gesetz, welches ich war obligirt zu halten aufrecht — sans phrase! — Geben Sie! — (Mack an.) St. Jean!

Mack.

Excellenz!

Thorane.

Der Marquis d'Anglare ist ein schöner junger Mann —

Mack.

Mit Ew. Gnaden nicht zu vergleichen —

Thorane.

Ein tapferer, sehr tapferer Cavalier, aber un fripon —

Mack.

Schuft.

Thorane.

Bist Du gewesen niemals in dieser théâtre français von Frankfort —?

Mack.

Jamais.

Thorane.

Diese arme Heloise! Er hat nicht gesagt, wo sie ist — mais qu'importe — auch sie ist eine frizonne.

Mack.

Schuftin — sagt man nicht, Excellenz — mehr Spitzbübin!

Thorane.

Eine Spitzebübin! (Er macht einen heftigen Gang durchs Zimmer.) Geh und sage, der kleine Musje von dieser Haus, Mr. Wolfgang, sollen kommen und mir besuken —

Mack.

Wegen der Ausdrücke für Spitzbuben brauchen Excellenz keinen andern Dollmantscher kommen zu lassen. Da könnt' ich doch noch selbst —

Thorane.

O nikt wegen der Perüken! Nein, nein! Ah, da sein schon der Gartens von die Bilders! Auf der Maler sollen kommen — (Mack will ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Wolfgang reißt die Thür auf. Thorane. Max. Frau Rath.

Frau Rath (bei Seite).
Wolfgang kommt mir vielleicht zuvor!

Wolfgang (sehr eilig).
Sie sind verwundet, Herr Graf?

Thorane.
Ein wenik von die Bataille!

Wolfgang.
Bataille? So? Im Stadtgraben?

Thorane.
Sie wissen schon? (Auf- und abgehend, wie vorher.) Ja, ja, mon ami, c'est une histoire —

Wolfgang.
Und eine sehr dunkle, und ich würde bitten, mir darüber einige Aufklärung zu geben.

Thorane.
Sie sein zu jung, um zu verstehen solche histoires —

Wolfgang.
Wie? Aber das weiß ich, daß ich darin auf eine höchst räthselhafte Weise verwickelt bin. Ich kenne nun unser Verhältniß. Es ist die Schauspielerin Belinde.

Thorane.
Wer?

Wolfgang.

Dieſelbe Dame, auf die ich jene Verſe machte!

Thorane.

Dieſe Dame? — Lachen (er ſpielt das Spiel). Dieſe?

Frau Rath (bei Seite).

Was treibt der Junge für Geſchichten!

Wolfgang.

Alcidor, mit dem Sie ſich geſchlagen haben, iſt der Bruder Belindens, dieſer jungen Dame, die ich anbete —

Thorane.

Sie? Heloiſe?

Wolfgang.

Belinde!

Thorane.

Nein, mein Freund, Heloiſe de Vautreuil? Sie ſein hier?

Wolfgang.

Am franzöſiſchen Theater!

Thorane.

Actrice? Actrice? Heloiſe maken der Gären auf die Theater! O mon Dieu! (Er ſteht in einem Winkel.)

Frau Rath (bei Seite).

In was für Sachen ſich das Kind verwickelt!

Wolfgang.

Ich war bei Belinde, ich ſah Alcidor vom Duell zurückkehren, ich forſchte ihn aus, er ſchwieg, ich forſchte

die Schweſter aus, ſie ſchwieg; ich forſche Sie aus, Sie ſchweigen auch'

Thorane.

Schweſter? — Heleiſe Alcider's Schweſter? Meine guter Freund, ich kenne eine Geſchichte, wo Jemand iſt die Schweſter von einem Mann und die Tochter von einem Mann —

Wolfgang.

Schweſter und Tochter zugleich?

Thorane.

Noch mehr, noch mehr' Auch der Frau von einem Mann'

Wolfgang.

Was?

Frau Rath (hat Zeit, ſich die Ohren zuzuhalten).

Himmel, was werd' ich hier zu hören bekommen'

Thorane.

Das iſt eine Räthſel für den jungen deutſche Diktät Setzen Sie ſich, mein Freund' Ich Ihnen will geben auch Unterricht in der Kunſt, zu maken Schauſpiele'

Wolfgang.

Erzählen Sie mir einen Stein

Frau Rath (tritt herzu)

Kennt' ich nur den'

Thorane.

Ich Ihnen will geben die Stoff zu einem kleinen Dramolet, welches Sie können nennen: die Geschwister! und ich Ihnen will geben die Stoff zu einer tragédie, welche Sie können nennen: Der unnatürliche Tokter!

Wolfgang.

Die Titel finden ich. Nur das Sujet! Also: Es war einmal ein Mann —

Thorane.

Eine junger Mann, eine Mann von sechs und zwanzig Jahren!

Wolfgang.

Rolle für den ersten Liebhaber!

Thorane.

Wir wollen ihn nennen — Egmont!

Wolfgang.

Egmont! (bei Seite.) Er wird's selber sein.

Thorane.

Egmont war ein junger Graf. Egmont hatte einen Vater, der noch war in Leben —

Wolfgang.

Père noble!

Wolfgang.

Dieser Vater empfing eines Tages ein kleines Mädchen.

Wolfgang.

Doch von Egmond's Mutter?

Thorane.

Nein!

Wolfgang.

Von wem denn?

Frau Ruth (bei Seite)

Es wird die höchste Zeit —

Thorane.

Der Vater von dem kleinen Mädchen war der Graf von Bautreuil! — Sein Diener — ik ihn will nennen St. Jean —

Wolfgang (bei Seite)

St. Jean!

Thorane.

St. Jean hat gedrückt dem Grafen von Bautreuil zu die Augen, als er ist gestorben, und der Graf, der war sehr arm und hatte keine Testament zu machen, hatte nichts, als diese liebe Kind, Heloise von Bautreuil — und den Diener St. Jean und den Freund, der Vater von der junge Graf Egmond. Geh, sagte der Graf Bautreuil zu St. Jean, und bringe diese meine kleine Kind an den alten Grafen Egmond — und sage ihm: er soll erziehen diese kleine Kind, wie er hat erzogen seine Sohn. St. Jean brakte diese kleine Kind und der alte Graf Egmond weinte und sagte zu seinem Sohn: Mein eher Sils, mein lieber

Sohn, hier iſt eine arme Waiſe, die kleine Heloiſe von Vautreuil, die Tochter von meiner todte Freund — ſie wird ſein meine Tochter und ſie wird alſo ſein — Deine Schweſter.

Wolfgang.

Aha! Die Schweſter haben wir!

Frau Rath (bei Seite).

Gott ſei Dank, die Geſchichte iſt unſchuldiger, als ich erwartete.

Thorane.

Aber der Vater von Egmont ſtarb und Heloiſe war für den jungen Grafen Egmond nun nicht mehr die Schweſter, ſondern war geworden nun — der Tochter —

Wolfgang.

Sehr natürlich! Denn er übernahm die Pflichten des Vaters und erzog ſeine Schweſter. Die Schweſter war nun die Tochter — gut! Aber —

Thorane.

Egmond hat Heloiſen erzogen mit der ganzen Liebe von einem Vater. Heloiſe war eine Engel. So ſchön! So gut! Nur eine kleine Kind ſo fleißig! Sie hat gelernt alle die Sprachen. Sie hat geſpielt der Harpe, dem Clavecin, das Gitter von die Troubadours in die Provence. Sie hat gehabt eine Stimme, wie der Nachtigall und einen Herz, eine Seele, ſo rein, ſo fromm, wie der Unſchuldigkeit ſelbſt!

Wolfgang (bei Seite).

Es iſt Belinde.

Frau Rath (bei Seite).

Er weint?

Thorane (mit Ernſt).

Da iſt ſie gekommen — in die ſiebzehnte Jahr — und weil Edmond ſie hat geliebt als ſeine Tochter — le pauvre homme, il oubliait ses quarante ans — er hatte vergeſſen ſeine vierzig Jahren und er hat geliebt ſeine Schweſter und ſeine Tochter auf als ſeine Frau — als ſeine future, ſeiner zukünftigen Gemalin, und ſie war erzogen ſo in der Einſamkeit von einem ſchönen Schloß, daß ſie hat geſagt: Edmond, Du biſt geweſen meine Bruder, Du biſt geweſen meine Vater, Du wirſt auch ſein meine Mann'

Frau Rath (bei Seite).

Wie er mich rührt'

Wolfgang (bei Seite).

Er weint?

Thorane.

Darauf es geſchieht, daß Edmond macht eine Reiſe nach Paris. Er läßt zurück ſeine Schloß in der Sorgfalt von Heloiſe und von ſeinem Bedienten St. Jean Marc, helas — un jour — da iſt gekommen einer junge Cavalier! Er kam, um zu ſehen meinen Schloß, meinen melankoliſchen Baumſaal, meiner Terraſſe auf die große Meer mittelländiſchen, meine Tableaux, die

gemalte und die, die hat gemakt die große Natur mit ihrem majeſtätiſchen pinceau von ſelbſt — Und er ſahe Heloiſe! Und meine Schweſter, meine Tokter, meine Geliebte — me quittait, hat mir verlaſſen — iſt ge-gangen davon mit dem Verführer in der weite Welt und ik — (er beſinnt ſich) und Edmond ſein zurückge-kommen von Paris und haben verloren die ſechszehn Jahr von ſeinem Leben, haben verloren Heloiſe und ſeine ganze Glück, ſeinen Glauben an die menſchlike Herz et le calme et la paix de son âme pour tou-jours .... Was ſagen Sie von dieſer Stoff, junger Freund?

Wolfgang.

Bravo! (bei Seite.) Nun verſteh' ich Alles! (laut.) Ich vermiſſe aber .... einen Schluß.

Thorane.

O es iſt eine Schluß! St. Jean fiel Edmond zu Füßen, er war unſchuldig an dieſer niederträktige Flucht! Edmond nahm Pferde de relais und reiſte durch die Welt, um zu finden der undankbare Heloiſe. Aber er fand den Verführer nicht und nicht ſie. Er ging in die Kriege, er hat gekämpft in der Schlachten, um zu vergeſſen ſeine Schmerzen, und nach ſechs Jahren voll Kummer und fatigues er findet hier den Marquis Boissy d'Anglade et de Vasmenil —

Wolfgang.

Den Schauſpieler Alexis.

Thorane.

Ja, mein Freund!

Wolfgang (erregt).

Er fragt ihn, wo Heloiſe wäre?

Thorane.

O nein! O nein!

Wolfgang (heftig).

Er will wiſſen, wie ihn das Schickſal dahin getrieben hat, ſich durch die Bühne zu ernähren —

Thorane.

O nein! O nein!

Wolfgang.

Er fragt ihn, ob Heloiſe ihn wirklich, wahrhaft liebte, wirklich ihm gefolgt ſei aus Zärtlichkeit für ſeine Jugend —

Thorane.

O nein! O nein!

Wolfgang.

Er fragt ihn, ob Heloiſe von Ormond Verzeihung erbitten kann —

Thorane.

Jamais! Er fordert ihn zum Duell.

Wolfgang.

Ah! Sie ſchießen ſich, und der Marquis verwundet noch Den, der Genugthuung von ihm verlangen will. Iſt das der Schluß?

Thorane.

Das ist die Ende von meiner Histoire.

Wolfgang.

Das soll ein Dichter so brauchen für die Bühne? Das soll rühren? So befriedigen?

Thorane.

Mir? Ja!

Wolfgang.

Aber die Dichtkunst nimmermehr! Nein, Graf, wissen Sie, was noch fehlt? Es fehlt das Herz, es fehlt die Liebe, es fehlt die Versöhnung! Es fehlt die sichtbare Hand des Schicksals, die sich läuternd und versöhnend über die Leidenschaften legt. Und da wir Dichter sind, brauchen wir auf dies Schicksal nicht erst zu warten, ob es so gefällig sein will, zu kommen. Jetzt, wo ich den Zusammenhang kenne, jetzt, wo ich Egmond und Alcidor zu Liebe selbst entsagen kann, eil ich in die Biebergasse, um dies Schicksal, den einzigen ästhetischen und moralischen Schluß und die Hand der Götter selbst zu holen (will ab durch die Mitte).

Frau Rath (tritt ihm in den Weg).

Wolfgang.

Meine Mutter!

Thorane.

Madame!

Frau Rath.

Vergebung, ich habe Alles gehört. Ich war glück-

lich zu hören, daß Sie ein Herz benützen — aber Du, Wolfgang —

Wolfgang.

Mutter — ich — Verzeih — Andere Woche hören erst die Ferien auf . . . .

Frau Rath (von ihrem Gefühl überwältigt).

Nein, mein Sohn! Gehe! Folge dem Trieb Deiner Seele! Ergreife die Hand der Götter, wo sie nur aus den Wolken herniederlangt! Geh! Geh! Du hast von mir keine Fesseln Deines Genius zu fürchten.

Wolfgang (sie umarmend).

Du liebevolles, treues, gutes, gutes Herz! Wenn ich werde, was ich sein möchte, hört ihr, ihr unsichtbaren Zeugen einer erträumten Zukunft, so dank' ich es nicht den Griechen, nicht den Römern, nicht dem Studium der Bücher, nein, ich dank' es dem Herzen einer Mutter! (ab durch die Mitte.)

Thorane.

Madame, quel Genie! Er mir hat gebrakt ganz aus die Contenance! Ik abe gewikkelt in eine großen Schleier meine Geschikte und er hat gleik gewußt, daß ik selber bin der Ermend.

Frau Rath.

Excellenz! Ich wagte nicht hervorzutreten. Ich hörte die rührende Erzählung, ohne sie zu unterbrechen. Aber jetzt, jetzt, wo ich erfahren habe, daß Sie die Leiden der Liebe kennen —

Thorane.

Der Liebe, Madame? (bei Seite.) Que me veut-elle?

Frau Roth.

Bleiben Sie in dem ſchönen Strom Ihrer Empfindung, verſchließen Sie die Regungen nicht, die in Ihrer Bruſt zittern, und verbreiten Sie Glück und Freude, wo Sie es können.

Thorane.

Madame, Sie maken mir eine ſehr große Glück und Freude, Sie zu ſehen, Sie ſein eine ſo ſchöne, eine ſo aimable Dame — aber —

Frau Roth.

Geben Sie der Gattin eines braven Mannes Gelegenheit, Ihnen aus innigſtem Herzen zu danken.

Thorane.

Ah c'est ça. Ihre Mann! C'est ce que j'avais oublié.

Frau Roth.

Iſt er frei?

Thorane.

Madame, er hat mir beleidigt ſehr — aber eine ſo ſchöne Munde, die für ihn ſprechen, eine ſo ſchöne Auge —

Frau Roth.

Kann ich ihm die Botſchaft ſeiner Freiheit bringen?

Thorane.

Ja ihn will pardonnier —

Frau Rath.

Iſt er frei?

Thorane.

Er es iſt — aber für der gute Aufnahme in Ihre Hauſe ik muß danken einer Dame, die iſt ſo aimable — (Er küßt ihre Hand).

Mack (kommt die Thür).

Excellenz, die Malers!

(Frau Rath reißt ſich voll Freude los und eilt ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Mack. Thorane. Frater Seelaß. Hirth. Krautmann. Junker. Schütz.

Mack (ganz Bart und verdutzt meldet nochmals).

Die Malers, Excellenz. Excellenz, was war denn das? Mit einem Frauenzimmer? Excellenz, die Miſogyne?

Thorane.

Ach! Wenn der Frauen ſein liebenswürdig, man nikt kann ſein der Miſogyne.

Mack.

So, Excellenz? Dann wollt' ich doch auch gehorſamſt gebeten haben von wegen eines jungen, ſehr charmanten und reſpektabeln —

Thorane.

Die Maleŕs!

Mack (bei Seite).

Ne, jetzt bin — Na warte, du komm mir wieder mit Miſogyne! Excellenz, wirklich, wenn ich ganz gehorſamſt —

Thorane.

Silence! Voici les peintres!

(Die Maler treten mit Mappen ein. Thorane ſteht erſchöpft und lehnt ſich erſt langſam. Die Maler verbeugen ſich. Er kann ſich noch nicht zurecht finden.)

Mack (bei Seite).

Die Liebe ſcheint ihn für ſeine Jahre ſehr angegriffen zu haben!

Thorane.

Meine Herren —! Die Franzoſen haben gemakt eine große Bataille —

Mack (bei Seite).

Bei der es ſcharf hergegangen iſt. Er kann gar nicht zu Athem kommen.

Thorane.

Und Sie aben gemakt der Plane von meine Bilders . . . Ik ſehe mit Vergnügen —

Siebzehnter Auftritt.

Frau Roth zieht ſpäter den Roth herein. Die Vorigen.

Thorane (die eine aufgerollte Zeichnung betrachtend).

Ah, das iſt gemalt recht ſchön. Von wem iſt der erſte Idee?

Seckatz

Von mir, Herr Graf.

Thorane.

Es iſt eine Landſchaft.

Seckatz.

Mit untergehender Sonne — die Sonne und die Beleuchtung wird Herr Trautmann malen. (Trautmann verbeugt ſich.) Vorne das Vieh, das ſich ſchlafen legt, wird von Herrn Hirth geliefert werden — (Hirth verbeugt ſich.)

Thorane.

Charmant! Der kleine Schafe ſeien von einer großen Müdigkeit.

Seckatz.

Das Rebengeländer hat ſich Herr Schütz vorgenommen zu malen und Herr Junker hier im Vorgrunde das Binſenkraut und die Waſſerlilien am Sumpfe — das Uebrige werd' ich ſelber vollenden.

Roth (der Thorane an Seckatz).

Seckatz' Wiſſen Sie, die Preußen haben ſich wieder geſammelt.

Frau Rath.

Wende Dich zu ihm' Sag ihm Deinen, unſern Dank'

Beckalz (bei Seite).

Bei Geinhauſen in der größten Ordnung — Aber das Neueſte aus Frankreich — Ich hörte auf dem Caſino — die neuſten Pariſer Nachrichten —

Thorane (kommt immer vor dem Pult).

Ich bin verſtanden ein Wollen Sie zeigen eine andere Zeichnung. (Hirth legt eine auf.) Was iſt dieſe Bild?

Hirth (ſchüchtern).

Nach meiner Idee' Ein Rudel Hirſche und Rehe, das in der Ferne den Ton der Jagdhörner hört und darüber

Thorane.

Sich verlieren in ſtille Betrachtungen. N'est ce pas? (Er erwartet dabei immer, daß der Rath ihn unterbrechen ſolle.)

Hirth.

Wenn Excellenz ſo gnädig ſein wollen, es ſo aufzufaſſen — ja' (Thorane betrachtet das Bild durch eine Lorgnette.)

Beckalz (auf Seite zum Rath).

Die Pompadour hat ſich wieder ihre alte Herrſchaft erobert und die nächſte Folge wird Broglie's Abſetzung ſein, die Uebergabe des Commandos an Soubiſe

Thorane (zum Rath).

Sind Sie auf zufrieden mit dieſer Rudel Hirſche?

Es ſcheint, daß die kleine Rebe haben der Ahnung von einer große Jagd, die bald wird kommen durch die Wald.

Rath.

Ja wohl! Sie ahnen es ordentlich, daß ihre Stunde bald geſchlagen hat.

Thorane.

Es iſt ſehr ſchön! Aber ich möchten doch, daß auf dieſe Bild ſein eine Beweis von Ihrer Collegialität und daß auch Ihre Freunde ſich machen bemerkbar auf dieſer Jagdpartei, Herr Seekatz —

Seekatz.

Excellenz —

Thorane.

Und Sie müſſen auf auf dieſe Bild malen die kleine Figur von Ihrer Frau —

Seekatz.

Excellenz — wie iſt das möglich — meine Frau in der Stille des Waldes'

Mack (der Letzte).

Er hat's jetzt mit den Frauen!

Trautmann

(ebenfalls zum Rath, nachdem er hinter der Staffelei herumgekommen iſt).

Die Franzoſen können den Sieg bei Bergen nicht behaupten, ſie werden ſich über den Main ziehen Seitlitz rückt an —

Thorane.

Sehen Sie da, nun aber Seckatz, da iſt eine ſehr ſchöne Platz in der Schatten von der Eiche, um da zu maken hin eine Dame —

Seckatz (der halb Krautmann's Worte hörte).

Excellenz! Wenn ich bitten darf — Alles, nur diesmal nicht ſchon wieder meine Frau

Thorane.

Wann it bezahl, werden Sie maken mit Ihrer Pinſel, was ich will —

Seckatz.

Nein, Excellenz, das werd' ich bleiben laſſen! Sie mögen ein reicher Mann ſein, Sie mögen Bilder bezahlen können wie der Schach von Perſien, aber Sie müſſen dem Künſtler keinen Zwang anlegen

Frau Rath (bei Seite).

Himmel, nun fängt der auch an!

Thorane.

Monsieur Seckatz!

Mack.

Sacré nom —

Rath.

In der That, Herr Graf, die Kunſt ſollt' ich denn doch auch meinen —

Frau Rath (bei Seite).

Jetzt geht's von vorn an

Alle Maler

Ja wohl, Herr Graf'

Rath.

Es ist allerdings nicht genug anzuerkennen, daß Sie in einer so musenfeindlichen Zeit, wie die gegenwärtige, die Jünger und Meister der Kunst unterstützen, indessen —

Feckatz (bei Seite).

Nur Muth, die Preußen rücken vor.

Rath.

Indessen stellen Sie doch Anforderungen an diese braven Künstler, die sie nur mit schwerem Herzen erfüllen können —

Frau Rath (bei Seite).

Ich bin die unglücklichste Frau von der Welt. (Die Maler neben sich die Leiden der Armuth.)

Chorane

Mein edler Gönner!

Rath.

Nicht die Vollkommenheit des Gegenstandes giebt einem Gemälde den Reiz, sondern die Persönlichkeit des Künstlers, die sich in seiner Auffassung zu erkennen giebt. Wenn ein Bild nicht die Spuren eines Menschen trägt, der sich allein und nur sich mit den Farben aussprechen wollte, so sinkt es zur Tapete herab, zum Decorationsbild.

Achtzehnter Auftritt.

Althof. Die Vorigen.

Althof (überreicht dem Grafen eine Depesche).

Thorane (erschrickt, erbricht sie).

Pardon, meine Herren! (Er ist sehr bewegt, bei Seite.) Meine Démission! (Er kämpft mit allen seinen Empfindungen.)

Frau Rath (geht zu ihm hinüber).

Was ist Ihnen, Excellenz?

Mack (bei Seite).

Urlaub nach Wohlgefallen, Abschied ohne Wartegeld —

Neunzehnter Auftritt.

Mittler stürzt herein auf den Rath zu. Die Vorigen.

Mittler.

Bester Freund, ist es wahr, sind Sie —

Alle (ruien).

Pst!

Thorane.

Meine Erren, — — da ist abe gesehen, daß die Künstlers, welche sind gewesen Feinde, sich aben ausgesöhnt durch der Nothwendigkeit, zu arbeiten gemeinschaftlich, so ist meine wahre Absicht befriedigt und Sie

können nun malen, meine Erren, eine Jeder von Ihnen seine eigene Bild.

Alle Maler

(geben Zeichen einer ihnen abgenommenen lästigen Bedingung).

Thorane.

Die Bilders sein bezahlt, Sie können malen, so lang Sie wollen daran. Sie aber, mein Err Rath Goethe, ik bin gewesen erzürnt, weil wir eben gehabt zwei Ansichten in der Politik; allein die Völkers, welche müssen sein Feinde aus Politik, sollen sich versöhnen durch der Könste und Wissenschaften, und da ik gefunden abe in Ihrem Hause eine so große Liebe von der Malerei, eine so schöne vaterlandische Begeisterung für der deutsche Nation und eine so talentvolle Genie von Ihrem Herrn Sohn und eine Frau von solcher Tugend — so will ik jetzt nehmen von Ihnen Allen für immer meine Abschied in der Liebe und in der Freundschaft. Meine Erren, ik werde Frankfurt verlassen.

Alle (durcheinander).

Wie? — Abschied? — Verlassen?

Thorane.

Es ist gewesen eine Nothwendigkeit, daß ich genommen habe meine Abschied. Der Herzog von Broglie hat ihn accordirt und ik werde gehen nach Frankreik auf meine einsame Schloß in der Provence ... Das Gefühl, das mir begleiten wird — ist das da Traurikeit und des Schmerzes —

Letzter Auftritt.

Wolfgang mit Belinde, die verschleiert ist, und Alcidor traten schon vorher langsam ein und harrten an der Thür. Gretel mit einem frischen Blumenkranz und einem Blumenkörbchen. Die Vorigen.

Wolfgang.

Nein! Das Gefühl der Versöhnung und Liebe! Hier bin ich mit dem Schlusse des Stücks! (Belinde und Alcidor werfen sich Thorane zu Füßen.)

Thorane.

Heloise! Vous même?

Frau Rath.
Mittler.
Rath. (zusammen.)

Die beiden Geschwister?
Die Komödianten?
Mein Client?

Wolfgang.

Geschwister? Wir kennen das! Leider, leider, Mutter, sind wir schrecklich betrogen worden. Aber sie lieben sich, Edmond! Sie haben Alles ertragen, Elend und Entbehrung, um sich nicht zu trennen. Sie verloren ihr Vermögen — Alcidor processirte durch meinen Vater mit Frankreichs Gerichten — vergebens! Sie haben nichts, als die Kunst, sich selbst und — Edmond's Herz! Edmond ist ein edler Mann, aber

ſeine Phantaſie vergaß über ſeinem eigenen Glück d
Glück der Andern und den Lauf der Welt. Edmon
es iſt Heloiſe, nicht die Schweſter, nicht die Geliebt
es iſt Heloiſe die Tochter! Die Ehre der Welt iſt g
rettet, Edmond! Rette auch die Ehre des Herzen
Schließe ſie in Deine Arme!

Thorane (außer ſich).

Héloise — et Vous, mon adversaire — ma fille —

Pelinde (ihm an den Hals ſtürzend).

Ta soeur!

Thorane.

Non, non, ma fille! (zieht Beide an ſein Herz.) Nou
sommes réconciliés! Allons ensemble in der ſchön
Provence! Ja, ja, ik will verlaſſen dieſer Stadt, we
ik habe geliebt der Ehre mehr, als die Befehle von d
Könik von Frankreik, aber ihr ſollt mir begleiten, mi
jetzt nur noch Euern Vater! Mes enfants, dans c
cabinet! (drängt Beide zur Seite ab.)

Wolfgang

(führt Pelinden und Aleider rechts ins Cabinet).

Thorane.

Adieu, Madame! Adieu, mes amis! In weni
Tagen ik werde ſein in meine Vaterland. Ihre Bil
ders werden mich folgen und ſollen mir erinnern a
dieſe brave Deutſchland

Mack.

Aber die Gretel, Herr General, die uns hier schon die kleinen Blumen und die kleinen Blätter zum Abschied gebunden hat — (Alle blicken zu ihr hin)

Gretel (zur Frau Rath).

Da ich doch die Hausnummer verrathen habe —

Mack.

Und die Misogyne geheilt ist, Herr General —

Thorane.

Eine Erinnerung von dieser Hirschgraben mit uns nach Frankreik? Eh bien! Sie soll sein die Gemahlin von der Intendant auf meine Schloß. (Mack und Gretel umarmen sich.) Eine Trennung mir aber ist die schwerste von allen, die von diesem kleinen Kinde, die von Monsieur Wolfgang, einem Kinde von einer große Schicksal und einer erhabene Zukonft — (zu den Eltern) O, Sie haben hier einen Sohn, von dem ich Ihnen gebe der Prophezeiung, daß er nicht sein wird bloß eine große Mannsperson für der Deutschland, sondern für alle der Nationen, welche noch lieben die Natur und der menschliche Herz —

Mittler.

Wie so? Das unterschreib' ich nicht'

Thorane.

In dieser Stadt sind gekrönt die Könige und der Kaiser mit zerbrechlichen Kronen, er aber wird sein,

mein junger Freund, der einzige König, der hier wird ſein geziert mit einer Krone, die glänzen wird ewig! — Adieu, mes amis! Adieu, pour toujours! Pour toujours! Adieu! Adieu! Adieu! Pour toujours! (Ab ins Cabinet.)

Wolfgang.

Vater! Der Quell der wahren Poeſie iſt das Leben! Der Geiſt hat keine andere Schule, als die Welt!

Rath.

Darauf hin, mein Sohn, ſei Dir das Schwärmen und Komödieſpielen dieſer Tage hiermit feierlichſt verziehen! (Alle umringen verwundert Wolfgang und Gretel ſetzt ihm den Kranz auf.)

Der Vorhang fällt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's

Dramatiſche Werke.

Achter Band. Erſte Abtheilung.

Ottfried.
Fremdes Glück.

1931. 342

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1854.

Ottfried.

Schauspiel

in fünf Aufzügen.

Fremdes Glück.

Vorspielscherz

in einem Aufzuge.

Von

Karl Gutzkow.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1854.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

Inhalt.

	Seite
Ottfried, Schauspiel in fünf Aufzügen	1
Fremdes Glück, Vorspielscherz in einem Aufzuge . .	147

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.
3-598-51032-2
FN. 19179/071

Verbesserungen.

Seite 21, Zeile 9, v. u. lies wird hindurchdringen statt wird sie durchdringen.
„ 84 „ 6 v. o. „ Die Liebe statt Deine Liebe.
„ 86 „ 11 v. u. „ fällt die Bezeichnung (sie unterbrechend) weg.
„ 96 „ 5 v. o. „ Hahnruf statt Hahn.

Ottfried.

Ein Schauspiel

in

fünf Aufzügen.

Personen.

Commerzienrath Wallmuth.
Sidonie von Büren, eine junge Wittwe, } seine Töchter.
Agathe, }
Harriet, seine Enkelin.
Graf Hugo von Schönburgk.
Baron Brunneck.
Herr von Walden.
Herr von Rostofsky.
Oberlin, Pfarrer in Schönlinde.
Gottfried, dessen Sohn.
Hedwig, Haushälterin beim Pfarrer.
Gertrud, Haushälterin bei Wallmuth.
Diezmann, ein Förster.
Schulze, } Bediente bei Sidonie von Büren.
Krüger, }
Müller, Bedienter beim Grafen Hugo.
Krause, Bedienter bei Wallmuth.
Erster } Gast.
Zweiter }

Gäste von Civil und Militar.

Der erste Akt spielt auf dem Lande, die drei folgenden in einer Hauptstadt, der letzte theils in der Residenz eines fremden Hofes, theils auf dem Lande.

Erſter Aufzug.

Die Pfarrwohnung in Schönlinde.

Das niedrige Zimmer iſt in ländlichem Geſchmack, aber mit Zeichen von Wohlhabenheit ausgeſtattet. An den Fenſtern rankt Weinlaub herein. Tiſche und Schränke ſind von altem Nußbaumholz und in geſchweiften Formen gearbeitet. Ein Bücherſchrank. Zwiſchen der Mittel- und einer der Seitenthüren ſteht ein gedeckter Tiſch, der zum Mittagsmahl ſpäter vorgerückt wird.

Erſter Auftritt.

Mit Aufgehen des Vorhangs hört man in der Ferne Orgelklänge, die bald nach den erſten geſprochenen Worten verklingen. Gertrud und Hedwig treten im Sonntagsſchmucke, jene mehr ſtädtiſch, dieſe mehr ländlich gekleidet durch die Mitte ein. Beide haben Geſangbücher in Händen, die ſie verſchließen.

Hedwig.

Das iſt gewiß — ſprechen kann er ſchön! Wenn er nur darnach handeln wollte!

Gertrud.

So war's Ihnen heute ſchon wieder nicht Recht, Jungfer Hedwig? Was wollt' ich meinen Schöpfer prei-

sen, wenn wir in der Stadt einen Mann hätten, der so zum Herzen reden könnte, wie der Herr Pfarrer!

Hedwig.

Ach, ich habe das nun schon dreißig Jahre lang von Einem Sonntag zum andern so gehört und in ihn selbst dringt's doch nicht. Vom verlornen Sohn predigt er und nun lassen Sie mal heute den Gottfried vor ihn hintreten...

Gertrud.

Reuig! Demüthig! Demüthig, hat er gesagt. Dann wird er ihn schon aufnehmen. Er hat's ja Jedermann zu verstehen gegeben.

Hedwig.

Warum reuig? Warum demüthig? Ich kann's nicht leiden, wenn wir erst dann mitleidig sind, wenn wir so ganz erbärmiglich drum angesprochen werden. Entgegen kommen muß man dem eingeschüchterten armen Gemüth und überhaupt, was kann er dem Gottfried denn so Schlimmes vorwerfen? Ich habe das Kind erzogen, ich habe — was war's für ein Engel, wenn er Einen so treuherzig anblickte —

Gertrud.

Ich habe! Ich habe! Wie er vor zwanzig Jahren war! Wie er jetzt ist, das seh' ich täglich, wenn er insgeheim um's Haus hier schleicht und kaum ein Auge für unsereins hat, der hochmüthige, eingebildete Herr Obenaus der!

Hedwig.

Ei! Sie wissen ja, Jungfer Gertrud, daß seine Augen immer Jemanten suchen, der für ihn ganz allein in der Welt da ist. Und da kommt's denn wohl, daß er Sie übersieht.

Gertrud.

Agathen? Sind wir darum nach Schönlinde gekommen? Er hat das arme Kind, das eine Zeit lang hier auf dem Lande bei Ihrem Herrn Pfarrer, dem Lehrer der seligen Frau Commerzienräthin, wohnen sollte, mit seinem Herzeleid bis an den Kopf angefüllt, ja bis über den Kopf. Ihr ist ganz wirblig davon. Keine Nacht hat sie Ruhe: immer träumt sie von Aussöhnung zwischen Vater und Sohn und heute während der Predigt, wo der Herr Pfarrer so rührend ausmalte, wie das mißrathene Kind von den Trebern lebt und die Heerden seines Vaters hüten muß, da flossen ihr die Thränen, daß ich sie einmal über's andere anstoßen mußte: Agathe! Agathe! Die Leute sehen ja auf Dich!

Hedwig.

Und meinem frommen Herrn waren die Augen so trocken, wie sonst. Dem war die Geschichte wie's tägliche, liebe Brod. Ja, es war mir ordentlich, als wollte er sagen: Seht, ich weiß, mein Sohn, der drei Jahr verschollen war, ist da drüben an der Schwelle des Vaterhauses bloß und nackt angekommen und wohnt im Walde beim Förster Diezmann und schleicht im Mond-

schein um den Gartenzaun herum: aber ich seh's doch nicht, ich hör's doch nicht, ich will's nicht sehen und nicht hören, wenn er nicht kommt und sich demüthigt, so recht in den Staub demüthigt! O! Jungfer Gertrud, lehren Sie mich den Mann kennen, dem seine Frau starb (Gott hab sie selig — ich war schon vor ihr in dem Pfarrhaus) und der die Rede an ihrem Grabe selber halten konnte und nicht zwei oder drei Thränen dabei vergoß, ja, nicht zwei oder drei, ich hab' sie gezählt und drum sag' ich: Es ist der Herr Pfarrer und reden kann er wie gedruckt, aber darnach handeln, das ist eine andere Sache, von der nichts geschrieben steht. Abgemacht. Sela.

Zweiter Auftritt.

Diezmann. Die Vorigen. Dann Agathe.

Diezmann (steckt den Kopf in die Thüre).
Allerseits gehorsamsten guten Morgen!

Hedwig.
Ei der Tausend! Der Diezmann!

Gertrud.
Herr Diezmann! Ist's denn möglich!

Diezmann.
Ja! Da ist er! Wohl und gesund! Und die ganze Jagdtasche voll Neuigkeiten und Grüße.

Gertrud.

Gradewegs von der Stadt, Herr Diezmann?

Diezmann (seine Sachen fortlegend).

Wie er geht und steht. Gestern früh kam ich endlich los, hab' den folgenden Abend bis Marienberg gemacht und heute um fünf bin ich wieder ausgefahren und so ist die Tour eben bestanden. Nun, es ist Alles wohl in der Stadt. Und hier? Frau Hedwig, wie ist's gegangen? Schlecht und recht? Ei, Sie hat ja einen ganz rothen Kopf. Hat's Zank gegeben? Die Sonntagssuppe übergelaufen? Sollte mir leid thun, denn ich hoffe, über Mittag hält mich der Herr Pfarrer fest. Wo ist er denn? Noch im schwarzen Rock drüben? Eben kommen die Leute aus der Kirche.

Hedwig.

Es war noch ein Kind zu taufen. Bleibt nur hier, wenn Ihr in der großen Stadt kein Kostverächter geworden seid.

Diezmann.

O bitte, beim Herrn Pfarrer —? War ja nur ein Spaß. Nein, nur einen Augenblick verweil' ich und will dann in mein Eulennest hinüber. Es steht nun vierzehn Tage einsam und verlassen.

Gertrud.

Verlassen? Herr Gottfried schützt Euch Haus und Hof.

Diezmann.

Sitzt der noch immer drüben? Noch nicht am Tisch hier für ihn gedeckt? Wahrhaftig, vier Teller nur! Sind denn die beiden Herren von Stein und Eisen, daß es immer nur Funken zwischen ihnen giebt?

Hedwig.

Am Alten liegt's. Ihr kennt ihn ja, Diezmann.

Gertrud.

Am Jungen liegt's. Er kann kein gutes Wort geben. Das kam ihm gerade recht, das Jägerhaus zu bewachen und daß Ihr in's Rentamt hinunter mußtet. Da hat er sich eingenistet in Eure Stube, wo all' die hartnäckigen Hörner und Hirschgeweiher an den Wänden hängen und füttert Eure Hunde, richtet Vögel ab, schießt einmal über's andere in den Wald hinaus und Abends kommt er herüber und macht mir meine Agathe verwirrt. Wenn das meinem Commerzienrath zu Ohren kommt, werd' ich schlimm bestehen. Was macht denn der Alte?

Diezmann.

Hören Sie! Ein scharmanter Mann! So ein vornehmer Mann und so leutselig, Jungfer Gertrud, nein so ein herzensguter Mann —

Gertrud.

Ach, der!

Diezmann.

Was? Seien Sie nicht undankbar! Er läßt Sie

viel tauſend mal grüßen und wenn ich nur von ſeinem Töchterchen Agathe ein Wörtchen ſprach, ſagt' er: Sie iſt ein Engel und die Thränen liefen ihm über die Backen.

Gertrud.

Thränen! Das kenn' ich!

Hedwig.

Schämen Sie ſich, Jungfer Gertrud, ſo von Ihrer Herrſchaft zu ſprechen. Was man nur von dem alten Herrn Commerzienrath in der Reſidenz hört, iſt nichts als Herzensgüte und Edelſinn.

Gertrud.

Schöne Redensarten!

Hedwig.

Herr Wallmuth würde es nicht über's Herz bringen, gegen ſein leibliches Kind ſo hart zu ſein, wie....

Gertrud.

Hart? Weswegen ſind wir denn hier? Störten wir den Herrn Commerzienrath nicht überall? Und waren wir der Frau Baronin nicht überall im Wege?

Hedwig.

Verläumdung!

Diezmann.

Jungfer Gertrud, es ſcheint als hielten Sie unſer Schönlinde hier für eine verwahrloſte Beſſerungsanſtalt. Wegen ihrer Geſundheit iſt das Fräulein hier, wegen unſerer köſtlichen Luft. Diezmann, ſagte der Com-

merzienrath zu mir, es hat mir in die Seele weh gethan, mein Kind von mir zu geben. Aber die Molkenkur und die Landluft und die Kuhställe und kurz — die Aerzte wollten's so, sagt' er und der alte Oberlin war der Lehrer meiner seligen Frau... sagt er —

Hedwig.

Da weinte er, nicht wahr?

Diezmann.

Das that er; er schluchzte ordentlich. Der alte Pfarrer Oberlin war der Lehrer meiner seligen Frau, sagt' er. Schönlinde hat eine reizende Lage und gesunde Luft. Diezmann ist auch ein Mann von rechtem Schrot und Korn...

Hedwig.

Und da gab er Euch die Hand? Nicht wahr?

Diezmann.

Er schüttelte sie mir, Jungfer Hedwig! Und wie hat er sie geschüttelt, wie ein echter deutscher Mann! Es ist ein seelensguter Herr und genug, er that mir fast leid, wie's ihn angriff, daß er sein Töchterchen so einen ganzen Sommer auf's Land geben müßte und Euch auch, Jungfer Hedwig — Euch auch —

Hedwig.

Ach, geht mir weg!

Diezmann.

Wahrhaftig! Euch auch! Ich denke mir jetzt so mein Theil: dreißig Jahr schon bekannt mit ihm; wie

der Mann von Ihnen sprach, Jungfer Gertrud — Wer weiß! Wer weiß!

Gertrud.

Diezmann, lassen Sie den Spaß! Die Jungfer spricht gegen ihre Herrschaft und verdient sie gar nicht so gut.

Hedwig.

Wie Sie den Herrn Pfarrer nicht!

Diezmann.

Sie hätten nur sehen sollen, wie er sich freute, daß Sie nun zurückkommen.

Hedwig
Gertrud } Zurück?

Diezmann (zieht Briefe hervor).

Ja spätestens in acht Tagen zurück.

Hedwig
Gertrud } Ja, warum denn?

Diezmann.

Es sind wichtige Dinge vorgefallen. Hier steht Alles ausführlich angegeben.

Gertrud (sieht den Brief an). An Agathen?
Hedwig Das gute Kind soll uns verlassen?

Dritter Auftritt.

Agathe. Die Vorigen.

Agathe.

Ich höre ja, der Diezmann! Ei, da seid Ihr! Glücklich und wohlbehalten wieder daheim? — Ach, das sind Briefe — Von Auguste Werling — Von Fanny Reinhard — Was für 'n starker Brief von Fanny Reinhard! Die gute Seele! Und der von — von — sieh, sieh von Louise Hartung — wie freundlich, daß Louise mich nicht vergessen hat! Und der da — von Papa?

Gertrud.

Der dünnste von allen von Papa und von Sidonien oder vielmehr gnädige Frau von Büren gar keiner.

Agathe.

Sie wird nicht Zeit gehabt haben.

Diezmann.

Frau von Büren? Freilich nicht! Lesen Sie nur, was es giebt. Hochzeit giebt's!

Gertrud.

Was?

Agathe (die gelesen hat).

Und vielleicht bald.

Gertrud.

Kaum sechs Monate nach dem Trauerjahr?

Hedwig.

Sieh, ſieh, die gnädige Frau Schweſter...

Gertrud.

Mit wem denn?

Diezmann.

Das weiß man nicht — aber ich vermuthe faſt, unſer Graf —

Agathe (leſend).

Gertrud, wie wir's immer ſagten: Graf Hugo.

Hedwig
Diezmann } Graf Hugo!

Gertrud.

Erſt ein Baron, dann ein Graf. Die ruht nicht, bis der Dritte ein Fürſt iſt.

Agathe (immer leſend mit Vorwurf).

Gertrud!

Hedwig.

Ja, ſchelten Sie nur, Agathchen. Was die heute ſchon für üble Nachrede von allen Leuten hatte! Selbſt von dem edlen Herrn Commerzienrath!

Gertrud.

Ja! Ja! Ganz wie Sie über den Herrn Pfarrer.

Agathe (blickt niedergeſchlagen zur Erde).

Diezmann.

Aber Fräulein, was iſt Ihnen? Sie ſehen ſo blaß... Was haben Sie?

Agathe.

Gertrud, wir müssen Schönlinde verlassen. Es ist heute hier der letzte Sonntag, den wir feiern.

Gertrud.

Die letzte Predigt? Sie wissen gar nicht Ihr Glück zu schätzen, Jungfer Hedwig.

Diezmann.

Lassen wir das Fräulein allein, daß sie ihre Briefe liest! Leider ist's wahr, daß Sie reisen sollen. Er will Sie zu Hause haben. Ich hab's dem Commerzienrath gesagt, das ganze Dorf würde darüber in Kummer gerathen. Daß aber Ihre gnädige Frau Schwester unsern Grafen heirathet und meine Försterei nun ordentlich mit in Ihre Familie kommt, Fräulein, das trifft sich wie bestellt. Na, gehen wir jetzt und lassen das Fräulein allein. Ich will noch einen Gang in die Kirche thun und sehen, weß Geisteskind heute getauft wird. Wohl dem lahmen Matthes sein Neuntes? Nein, die Menschen! Sie hungern und Kinder — Na, Jungfer Hedwig. Soll's sein, ich bring' einen stattlichen Appetit mit. So, nun lesen Sie Ihre Briefe, Fräulein — und in einem Viertelstündchen — zur gesegneten Mahlzeit. (Geht hinaus.)

Hedwig (geht rechts hinein).

Gertrud (links).

Vierter Auftritt.

Agathe iſt allein. Dann Gottfried.

Agathe.

Jetzt ſcheiden? Ehe geſchehen iſt, was geſchehen ſollte? Ich kann die Briefe nicht leſen. Der letzte Sonntag verloren für das Werk der Liebe! Seine edlen Worte haben mich ſo ermuthigt, ich hatte gehofft ihn allmälig vorzubereiten und nun müßt' ich zu einer Ueberraſchung greifen, die vielleicht Alles auf's Spiel ſetzt! Was thun?

Gottfried (öffnet eine der Seitenthüren).

Fräulein Agathe!

Agathe.

Sind Sie es? Gottfried? Wie kommen Sie?... Zur hellen Mittagsſtunde?

Gottfried.

Ich war in der Kirche.

Agathe.

Sie?

Gottfried.

An einen Pfeiler gelehnt ſtand ich ſicher im Schatten. Es konnte mich Niemand geſehen haben....

Agathe.

O hätte Sie Ihr Vater geſehen! Heute, gerade heute!

Gottfried.

Als er vom verlornen Sohn ſprach? Es war mir als wüßt' er, daß ich zugegen war.

Agathe.

Und nun Sie die Worte hörten, die er mit ſo rührendem Ausdruck betonte: Komm, komm an mein treues Vaterherz! ſo ergreift es Sie mächtig. Sie bleiben hier? Sie ſöhnen ſich mit ihm aus?

Gottfried.

Haben Sie nicht bemerkt, wie leidenſchaftlich er das Elend des reuigen Sohnes ſchilderte? Ich kann nicht ſagen, daß ich gekommen bin, um mich von ſeinen Trebern zu ernähren. Es fehlt ihm das Verſtändniß meines Weſens. Zählen kann man die Worte der Liebe, die zwiſchen uns gewechſelt wurden.

Agathe.

Holen Sie ſie nach! Was ſollte Sie dauernd trennen? Ihre Gemüther ſind ſo gleichgeartet.

Gottfried.

Wohl! Die Aehnlichkeit unſerer Charaktere trennt uns. Nur entgegengeſetzte Naturen ziehen ſich an. Ich verlor früh meine Mutter, kam früh aus dem Vaterhauſe, entriß mich der gewaltigen Hand eines Mannes, der die Rechte auf ſein Kind für ewig beanſpruchte. In den tiefſten, geiſtigen Zwieſpalt gerieth ich mit ihm, wir verſtanden uns nicht. Ich hatte keine Neigung zu dem ſtillen beſchränkten Daſein, in dem er den künſti-

gen Beruf ſeines Sohnes erblicken wollte. Beſuchte er mich auf der Univerſität und hoffte mich im einſamen Studirſtübchen zu finden, ſo begegnet' ich ihm wohl am Thore, vielleicht auf einem muthigen Renner, umſauſt von adligen Genoſſen, in deren Nähe mich ein Zufall führte. Bin ich damals nicht ganz frei von Eitelkeit geweſen, ſo war es, weil ich dem Pfarrersſohn die Ehre zuwenden wollte, zu beweiſen, wie wenig die adlige Geburt das ausſchließliche Anrecht auf ein freieres Erfaſſen des Lebens giebt. Es iſt wahr: ich focht, ich ſchoß, ich ritt, ich jagte, ich nahm die Paſſionen der mir befreundeten adligen Jugend von ihrer heitern Seite und blieb hinter Niemand von ihnen zurück, da mir das Glück wohlwollte und ich früh den Zauber erprobte, daß der, der niemals vor der Welt die Miene des Entbehrens annimmt, auch immer vollauf beſitzt. So, liebe Agathe, hab' ich wohl ein ſonderbares Leben geführt... dennoch —

Agathe.

O, ſo ſegnen Sie den glücklichen Anlaß, der Sie wieder in den Schooß Ihrer angebornen Verhältniſſe zurückführt!

Gottfried.

Glücklichen Anlaß? Vielleicht! Doch im erſten Augenblick ſchmerzlich genug. Bittere Enttäuſchung führte mich wieder auf meinen Urſprung zurück. So gewaltig kam dieſe Anwandlung über mich, daß ich mit allen

meinen neuen Bekanntschaften brach und eine Weile zwecklos in der Welt umherirrte. Als ich den Drang empfand, meinen Vater wieder zu sehen, schrieb ich ihm. Das bereu' ich nicht, Fräulein Agathe. Auf einen dritten oder vierten Brief erst bekam ich die Antwort: „Die Welt ist groß genug für uns Beide, Schönlinde zu klein: Bleibe fern von mir und auf Deinen Wegen."

Agathe.

Und dennoch werden Sie sich mit Ihrem Vater aussöhnen, Sie werden es noch heute, eh' ich von dem würdigen Lehrer meiner Mutter Abschied nehme.

Gottfried.

Wie? Abschied? Sie verlassen Schönlinde?

Agathe.

Ein häusliches Ereigniß ruft mich aus dieser schönen Natur wieder in die Stadt zurück. Aber ich kann von Ferne den Giebel dieses Daches nicht schwinden sehen, wenn ich nicht weiß, daß unter ihm ein Vater seinen Sohn wiedergefunden. Versprechen Sie mir, es mit seinem Herzen zu wagen. Wir gehen zu Tische. Ich stelle noch einen Stuhl für einen Gast hierher, ich frage den Vater, ob er ihn aufnehmen wolle und in dem Augenblicke treten Sie ein — Herr Eberlin, sagen Sie — Wollen Sie das?

Gottfried.

Ihrer Führung sollt' ich vertrauen, Fräulein Aga-

the — und dennoch — Sie kennen die ſtarre, unbeugſame Natur meines Vaters nicht.

Agathe.

Ich vertraue auf die erwärmende, zündende Macht des Augenblicks — auf den Nachhall ſeiner ſchönen, an heiliger Stätte geſprochenen Worte, auf den ſonntäglichen Frieden, der ſo milde, ſo feierlich uns umfangen hält ... (In der Ferne hört man wieder die Orgel.) Er kommt — Gottfried, gehen Sie dort hinein. Laſſen Sie mich mit dem Triumph ſcheiden, daß ich ein ſo ſchönes Werk der Liebe habe vollbringen helfen!

Gottfried.

Agathe, hätte ich im Vaterhauſe eine Schweſter gefunden, ſie würde mich nicht ſo ſehr wieder zum Kind gemacht haben, wie die holde Unſchuld Ihres edlen Weſens. Ich ſtehe in zu dunklen Umriſſen vor Ihnen, zu unbeſtimmt iſt der Kern meines Weſens noch in Nebel verhüllt, aber die Sonne wird ſie durchdringen. Sie werden mich kennen lernen, wie ich bin, im Geiſt der Wahrheit, ein Mann, dem alle eingebildeten Beſitzthümer verloren gehen mögen — (mit offenem Bekenntniß) Sie aber, Agathe, Sie, in dieſem Leben niemals mehr! (Ab nach innen.)

Agathe

(erſchrickt über das Geſtändniß ſeiner Liebe).

Ah!

Fünfter Auftritt.

Hedwig kommt von außen mit zwei Mägden, die die Suppe und andre Speisen hereintragen, sie auf den Tisch stellen, diesen in die Mitte rücken und Stühle hinsetzen. Sie bringen noch ein fünftes Couvert.

Hedwig.

Endlich! Endlich! Was das heute lange dauert mit dem geistlichen Handwerk. Flink! Setzt die Stühle heran! Eins, zwei, drei, vier, fünf Couverts, hier sitzt der Diezmann.

Agathe.

Noch ein sechstes dann! Hört Ihr, Hedwig, da drüben an der Ecke noch ein Stuhl!

Hedwig.

Ein sechstes?

Agathe.

Ihr sollt schon sehen, was es zu bedeuten hat. Stellt nur hin! Geht, Kathrine! Holt noch ein paar Teller mehr. (Die Mägde ab. Sie bringen zwischen der folgenden Handlung noch Servietten, Teller, Löffel.)

Hedwig.

Aber sagt nur, Fräulein — was...

Agathe

(bedeutet sie geheimnisvoll zu schweigen. Die Orgel hört auf).

Sechster Auftritt.

Pfarrer Eberlin (nicht mehr im Ornate). Diezmann. Die Vorigen. Dann Gertrud und zuletzt Gottfried.

Eberlin.

Brav, Diezmann! So muß es kommen, wenn man Euch einmal aus Eurem Wald hervorlocken soll. Recht so! Aha, da ist ja mein schmuckes Pathchen auch schon. Ich weiß noch, Agathe, Du hast auch die Taufgäste so lange auf Dich warten lassen. Deine Mutter wollte damals nicht anders. Ich selbst mußte vom Land in die Stadt kommen und Dich zur braven Christin machen, und Du warst so zahm, so geduldig, daß ich in meiner Predigt kein Ende finden konnte und die andern Herren und Damen ärgerlich wurden, weil es schon vom großen Saale herüber kräftiglich nach würziger Chokolade duftete. Beim lahmen Matthes wird's so hoch nicht hergehen. Schick' doch etwas hinüber, Hedwig. Die Leute wissen sonst nicht, warum sie Kindtaufe haben.

Hedwig.

Hat ihnen das Ihre Predigt nicht gesagt?

Eberlin.

Jeden Sonntag bei Tisch kommt Hedwig's Kritik!

Diezmann.

Sehen Sie, Herr Pfarrer, ich mache schon Unlast.

Eberlin.

Glaubt's nicht, die Hedwig ärgert sich doch wohl nur, daß solche Menschen betteln und das neunte Kind taufen lassen. Gelt?

Hedwig.

Sie wissen wohl selbst, Herr Pfarrer, was man für Freude an Kindern erlebt.

Eberlin.

Hm!

Gertrud

(die vorher eingetreten war).

Sie meint Ihre schöne Predigt, Herr Pfarrer. Wie haben Sie uns heute wieder zum Herzen gesprochen. Wenn in unserer Stadtkirche solches Manna von der Kanzel fiele ...

Eberlin.

Die Suppe dampft.

Gertrud.

Ja dann würde man drinnen nicht so viel Sünde und Schelmerei erleben.

Eberlin.

Glauben Sie das nicht! Ich spreche kräftig, weil ich bei meinen Bauern nicht über die Herzen so hinsäuseln kann, wie so ein weicher Redner in der Stadt. Nun, Kinder, ich hab' heut' viel gesprochen. Redet Ihr! Ich esse. (Alle setzen sich.)

Eberlin

(ihm gegenüber das leere Couvert erblickend).

Noch ein Stuhl? Habt Ihr den steinernen Gast geladen?

Agathe.

Ja, Väterchen, das halbe Dutzend muß heute voll sein.

Eberlin.

Wen habt Ihr denn noch? Laßt ihn doch eintreten.

Ottfried (tritt ein).

Eberlin

(erhebt sich und hält sich am Stuhl, Vater und Sohn sehen sich mit zweifelhaften Blicken an. Die Andern sind gespannt. Sie sitzen. Vater und Sohn stehen).

Agathe

(hält rasch das Tischgebet, setzt sich allmälig und zwingt dadurch Alle, sich auch zu setzen).

Wie uns Deine reichen Gaben,
Großer Schöpfer stets erfreu'n!
Was wir nur zu danken haben,
Soll zum Dank Dein eigen sein.
Jede Regung unsrer Herzen,
Unsre Mühe, unser Fleiß,
Soll wie lichte Weihnachtskerzen
Prangen Dir zu Ruhm und Preis.
Wie man von dem Dankestriebe
Guter Kinder nimmt im Scherz,
So nimm unser Thun in Liebe
An Dein großes Vaterherz

Eberlin und **Gottfried**

(sind durch diese Worte an einer Erörterung verhindert und haben, wie gezwungen, Platz genommen).

Agathe.

Und nun, Herr Diezmann, was haben Sie uns noch Alles zu erzählen! Von meinem kleinen Kanarienvogel, von meinem Kaninchen, von unserm Garten! Nicht wahr, der ist stattlich? Der Jacob hat Sie doch recht herumgeführt? Welches Gewächshaus hat Ihnen am besten gefallen? Das chinesische mit den Camelien oder das italienische mit den Cactus und Oleandern?

Diezmann

(in Verlegenheit über Vater und Sohn, die Beide mechanisch essen).

Fräulein . . .

Agathe.

Ich kann mir denken, daß Euch Beide nicht gefallen haben. Wer so wie Ihr an den schönen großen Gotteswald gewöhnt ist, dem kommen Gärten, die man mit Oefen heizt, gewiß recht lächerlich vor. Ihr solltet nur sehen, was der Nußbaum vor Eurem Fenster so reich und voll trägt, und für den Duft eines Nußbaumblattes geb' ich allen Patschouli der Welt hin. Meiner Schwester dürfte man freilich damit nicht kommen. Haben Sie mit ihr gesprochen und ihre Gemälde gesehen?

Diezmann.

Nun, eigentlich nicht. Aber das heißt, da bin ich gewesen, aber sie war gerade nicht zu Hause. Und

dann war ich wieder einmal da — wissen Sie, ich hatte sehr viel mit meiner Abrechnung auf dem Hauptrentamt und mit dem Graien zu thun, der nicht genug Geld aus seinem Walde schlagen kann — es wird bald mit dem Holz auf Erden zu Ende sein und wenn nicht die Steinkohlen wären — Danke, danke Jungfer Hedwig — Sie legen mir zu viel vor — ja nun, wo blieb ich denn stehen? Richtig, im Busch, im Holz, im armen Wald — nein, vor der Thüre der gnädigen Frau Schwester.

Gertrud.

Vor der Thüre! Kann mir's denken!

Diezmann.

Ja, vor ihrer Malerstubenthür oder wie's heißt. Sie wollte mir Audienz geben, aber es war zu viel Besuch da. Aber lachen hab' ich doch müssen, so sehr ich mich, ich kann's wohl im Vertrauen sagen, wieder andererseits geärgert habe. Nämlich über das kleine allerliebste Ding, ihr Töchterchen, Fräulein Harriet.

Gertrud.

Das glaub' ich wohl.

Diezmann.

Nicht geärgert. Au contraire .... eigentlich wieder Plaisir gehabt. Denken Sie sich, Herr Pfarrer! Die Kleine springt im Hofe wie ein Kobold, klettert an Stangen herauf wie ein Eichhörnchen und rutsch! ist sie wieder 'runter und Alles wie an der Schnur. Ein Herr

mit einem langen Bart ſtand dabei und paßte auf, daß ſie nicht aus Verſehen das Genick brach. Das nannte der Bediente: Fräulein nimmt Turnſtunde. Und ins Waſſer muß die Kleine gehen, wie ein Pudel. Denken Sie, Herr Pfarrer, ein Kind von ein Jahrer achte.

Gertrud.

Sie wird wie ihre Mutter werden. Und ſtanden der Herr Commerzienrath nicht dabei und klatſchten in die Hände?

Diezmann.

Wie beſeſſen ſag' ich Ihnen! Jedesmal, wenn Fräulein Harrietchen einen Purzelbaum geſchoſſen hatte, kriegte ſie einen Bonbon von ihm. Es waren viel Herren oben am Fenſter und gratulirten ihm.

Gertrud.

Diezmann, ſchweigen Sie ſtill. Mir ſchmeckt ſchon das Eſſen nicht mehr.

Diezmann.

Warum denn? Es ſah ganz plaiſirlich aus. Mir fiel ein, wie ich meine jungen Hunde dreſſire. Aber Schade, die gnädige junge Frau Mutter hab' ich nicht zu ſehen gekriegt. Die ſoll ganz erſchrecklich ſchön ſein, ſehr regelmäßige Züge ſoll ſie haben, und ein Ueberfluß und ein Reichthum, hören Sie — ſechs Pferde ſtanden im Stall und der Reitknecht zeigte mir's, ſie freſſen alle aus Krippen von Porzellain.

Hedwig.

Diezmann! Diezmann! Was habt Ihr Euch Alles aufbinden laſſen.

Diezmann.

Jungfer Gertrud, ſagen Sie ſelbſt! Pures Porzellain!

Gertrud.

Leider!

Diezmann.

Frau Baronin kommen ja ſehr oft in den Stall und erkundigen ſich, wie ihre Pferde geſchlafen haben.

Gertrud.

Sie iſt ſehr gefühlvoll für Pferde.

(Die Mägde gehen ab und an. Hedwig legt vor.)

Diezmann.

Und ſo hab' ich acht Tage lang in der Stadt allerhand Curioſes erlebt. Einmal ſchickte mir der Commerzienrath ein Billet in die Komödie. Da wär' ich nun lieber nicht hingegangen, denn es war eine zu rührende Geſchichte und es hat mir eigentlich leid gethan, was ſie geſpielt haben. Die Leute waren curios, gerade wenn die Komödianten ſchrecklich unglücklich waren und weinten, dann gefiel's ihnen am beſten und ſie klatſchten ſogar über einen Juſtizcommiſſarius, der ſehr ſchlimm ſpielte. Aber er machte ſeine Sache gut, das ſah ich wohl. Ein rechter Spitzbube, nach'm Leben. Schöner war's in der Reiterbude, wohin mir der Graf

ein Billet gab. Den Grafen sollten Sie sehen (zu Gottfried gewendet), Doctor, den kennen Sie gar nicht wieder... Sie haben ja früher mit den Herren Grafen und Baronen —

Agathe

(verweist ihm mit einem Blicke, nicht davon zu reden).

Diezmann.

Und so könnt' ich den ganzen Tag erzählen, aber jetzt hab' ich keine Geduld mehr, ich muß hinüber in den Wald und nach meinen Hunden sehen. Die mögen schön gejammert haben! Phylax besonders! Na, es war aber Alles in der besten Verwahrung! Vielen Dank, Doctor, und vergessen Sie nur nicht ganz das Jägerhaus. Ne, ne, Jungfer Hedwig, lassen Sie mich jetzt los. Es hält mich nun nicht länger mehr. (Steht auf.) Es ist zwar recht unschicklich, Herr Pfarrer, wenn man gegessen hat, gleich fortgehn — Aber ich kann nicht anders, ich muß. Es leid't mich nun nicht mehr. Danke, Herr Pfarrer, für's Genossene, und wenn Sie noch was wissen wollen aus der Stadt, so kommen Sie auch einmal zu mir in meinen Wald und sitzen Sie nicht immer in den Büchern und fangen Sie keine Grillen — Sie werden alt und der Mensch, sag' ich immer, soll partoutement dem Alter nicht zu Gefallen leben, sondern immer jung sein, den Kopf hoch halten, daß man ordentlich erstaunt, wenn so Einer, wie zum Exempel der Herr Commerzienrath, sagt: Rathen Sie mal, wie alt ich bin! Nun, Gott sei Dank, Ihnen sieht

noch keiner die Sechzig an. Alſo Nichts für ungut! Leben Sie wohl, Herr Pfarrer. Allerſeits geſegnete Mahlzeit. (Wendet ſich zum Abgehen. Die Mägde decken ab und ſtellen den Tiſch zurück. Gertrud und Hedwig machen ſich dabei zu ſchaffen und entfernen ſich allmälig. Eberlin ſteht auf und ſetzt ſich in einen Lehnſtuhl zur Seite. Agathe blickt bald auf ihn, bald auf Gottfried und geht langſam ab. Eberlin und Gottfried ſind allein.)

Gottfried.

Wir ſahen uns ſeit drei Jahren nicht, Vater...

Eberlin.

Seit einer Stunde nicht. Ich beobachtete Dich in der Kirche.

Gottfried.

Du entdecktеſt mich — in der Kirche? Und Deine Rede blieb dennoch ſtreng und kalt?

Eberlin.

Streng und gerecht. Wer wie ich dreißig Jahre an derſelben Scholle klebte, wird ſich an einen Augenblick nicht verlieren. (Zieht die Schublade des Tiſches, an dem er ſitzt auf.) Hier ſind die Vorläufer Deiner Rückkehr! (Giebt ihm mehre Wechſel.) Ich habe borgen müſſen von einem Wucherer, um Deine verfallenen Wechſel einzulöſen. Sie hatten ſich aus der großen Welt in mein kleines Dorf verirrt.

Gottfried.

Ich ſchrieb Dir darüber. Seit ſechs Jahren lebt' ich ſelbſtändig und würde auch hier Rath gewußt haben. Ich bedaure, daß man unſre Verhältniſſe nicht kannte.

Eberlin.

Es iſt Dir weniger läſtig, jenen Gläubigern, als mir ſchuldig zu ſein? Ich verlange Nichts zurück. Könnt' ich auch wünſchen, daß Du mich durch Deine Fertigkeit im Spiel bezahlt machteſt? Deine ſechsjährige Selbſtändigkeit verdankteſt Du ja Deiner gewandten Hand.

Gottfried.

Vater!

Eberlin.

Es ging Alles in Ehren zu. Man bewunderte an Dir die hohe Vortrefflichkeit Deiner geſellſchaftlichen Tugenden. Du reiteſt wie ein Stallmeiſter, triffſt in zehn Duellen den Knopf am Rock, den Du zu treffen gewettet haſt; im Spiel ſollſt Du Deinen Meiſter ſuchen . . .

Gottfried.

Was liegt nur ſo Verbrecheriſches darin, daß ein Pfarrersſohn nicht mit gebückter Haltung, ſcheuem Blick und ungelenkem Benehmen durch's Leben geht? Ich habe nicht dulden mögen, daß man mich über die Achſeln anſah und das Leben gehört ja Jedem, nicht einer einzelnen Kaſte. So dacht' ich wenigſtens damals, und weder mein innerer Menſch, noch mein Trieb nach Wiſſenſchaft und Kenntniſſen iſt darüber verloren gegangen.

Eberlin.

Gottfried! Es iſt der Sinn Deiner Mutter, der

in Dir lebt. An ihrem Stolze brach mein Herz. Sie, die Frau eines Geiſtlichen, ſie ſtarb an den Folgen eines rauſchenden Balles, als ſie Dich unter ihrem Herzen trug. Ich hatte in meinem einz'gen Sohn mir ein andres Glück vom Leben gehofft. Ein einfacher, biedrer Sinn ſollte Dich als treuen Lebensbegleiter in meiner Nähe halten. Wählen hätteſt Du können den Beruf, den Du wollteſt, aber einen Sohn, dacht' ich, würde ich haben, der ſeinen Vater mit in den Mittelpunkt ſeines Lebens aufnähme, ihn Theil nehmen ließe an ſeinem jugendlichen Streben. Bin ich deſſen unwerth? Verſchließ' ich mich gegen irgend etwas, was unſre Geiſter hätte im Bunde erhalten können? O, Du ſtürzteſt Dich lieber in den Strudel der Geſellſchaft, machteſt Dich zum Schleppträger dieſes leichtſinnigen Hugo Schönburgk, den das Unglück Dir ſchon zum Jugendgeſpielen gab, folgteſt ihm von ſeinem väterlichen Schloſſe drüben, das er nun ſeit Jahren nicht mehr geſehen, durch alle Wirbel des Lebens auf und ab, und ich kann einmal nicht anders, als Dich da in der Tiefe erblicken, wo Du glaubteſt auf der Höhe zu ſtehen.

Gottfried.

(Er reicht ſeine Hand, die der Vater nicht annimmt.)

Laß es gut ſein, Vater! Du ſprichſt von vergangenen Dingen. Jetzt glaub' ich Dir näher zu ſein ... So wenig Werth hab' ich Dir, daß Dich dies Geſtändniß nicht erfreut? Du frägſt nicht, wohin ich plötzlich

vor drei Jahren verschwand? Es kümmert Dich nicht, warum ich nach Schönlinde zurückkehre?

Eberlin.

Was weiß ich! Ich denke an den Abschluß meiner Tage und einen Sohn hatt' ich schon längst nicht mehr.

Gottfried.

O Du verdientest nicht, daß ich Dir offen gestehe: Ich kehre gedemüthigt wieder, geknickt, elend und bejammernswürdig wie Dein Sohn im Evangelium —!

Eberlin (horcht auf).

Gottfried.

Schon seit drei Jahren hab' ich mit der großen Welt, in die mich Schönb[illegible] einführte, für immer gebrochen. Ich fühlte mich einst wohl in ihr, ich gesteh' es. Es schien mir so kraft- und muthvoll, so männlich zu sein, vor keiner Schwierigkeit zu erschrecken, sich nicht ausgeschlossen zu sehen von der großen Tafel des Lebens, wo doch Jedem gedeckt wird, der nur zulangen will. Ich fand Freunde, die es vergaßen, daß ich nicht von Adel war. Bürgerliche schlossen sich gleichberechtigt an, ich hab' es für sentimental gehalten, von der Glätte des Parketts, von der Lügenatmosphäre des Salons zu sprechen. Daß ich die Wissenschaft vernachlässigte, glaub' ich in Zukunft beweisen zu können: es ist, denk' ich, nicht nöthig, nur im zerrissenen Schlafrock und mit niedergetretenen Hausschuhen zu studiren. Aber Eine Erfahrung weckte mich aus allen meinen

Träumen und ſie iſt wahr genug, Dir die Aufrichtigkeit meiner Sinnesänderung zu verbürgen.

Eberlin.

Dieſe wäre?

Gottfried.

Wie wohl thut mir's, daß Du noch etwas fragen kannſt, was mich betrifft, iſt's auch gleich etwas Schmerzliches, das ich Dir geſtehen muß. Eine Täuſchung weckte mich auf. Ich war Schönburgk's wahrer Freund und dieſe Freundſchaft erſtreckte ſich auf ſeine Angehörigen; vor allen auf Comteſſe Franziska, ſeine Schweſter. Gleichberechtigter Theilnehmer aller Lebensbeziehungen des Hauſes, täglich in der Geſellſchaft ihr begegnend, war ſie an mich ſo gewöhnt, daß die Comteſſe mich liebte. Der Bruder ſchien einverſtanden, beförderte ein Verhältniß, das ſich offen zwiſchen uns ausſprach. Ich Thor wußte kaum, daß eine Verbindung hier unmöglich war! Eines Abends, auf einem Ball wurde ich dem jungen Baron Waldſtein vorgeſtellt, den drei Tage, drei Tage, zum Verlobten der Comteſſe, und etwa einundzwanzig zu ihrem Gatten machten. Wie mich dieſe Erfahrung niederwarf, will ich Dir nicht ſchildern. Als ich mich bei Hugo beklagte und ein einziges, Vater, ein einziges ironiſches Lächeln mich auf unſren Abſtand aufmerkſam machte, der ohne Weiteres dies Räthſel einer offenen Treuloſigkeit ja von ſelbſt löſen mußte ... damals hat ich Dir viel ab, aber

ich war zu stolz es in zornigen Worten über mein Geschick zu thun. Ich nahm die letzte Summe, die ich noch — mit einer Wette freilich — gewonnen hatte, warf alle Kennzeichen meiner angemaßten Existenz von mir, zog über einen einfachen Rock eine Blouse und wanderte zu Fuß, wie ein Handwerksbursch, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Ich habe in diesem Aufzuge ganz Deutschland, die Schweiz, Italien durchwandert und mich von einem sonderbaren Handel ernährt. Bei Büchertrödlern kauft' ich für geringes Geld vortreffliche alte mit Staub bedeckte Werke, die ich berühmten Gelehrten mit Gewinn wieder anbot; eine nicht eben einträgliche Industrie, die aber doch dem Literaturkundigen nur möglich war. Ich konnte existiren — und so bin ich denn heute da wieder angekommen, wo meine Wiege stand und die Parze mir den Faden spann einer untergeordneten Bestimmung.

Eberlin.

Ein Extrem! Der Stolz hat nur eine andere Gestalt angenommen.

Gottfried.

Auch das ein Extrem, Vater, daß ich keine andere Sehnsucht kannte, als zu Euch zurück in Eure stille, vielleicht dulsam milde Nähe? Zurück nach Schönlinde? Da wußt' ich, daß ein Mann lebt, dessen Dasein ich mir vergegenwärtigte! Ein Mann, der einst auch seinen vollen Anspruch auf das Glück der Erde hatte und

davon ſo wenig finden ſollte! Liebteſt Du nicht Agathen's Mutter, die Dir verſagt einen reichen Handelsherrn heirathete, den jetzigen Commerzienrath? Ich ſah Dich in Ergebung auf der Scholle Deiner Pflichten. Ein Greis mit ergrauten Locken begleitete mich in die Ferne und ſtand vor mir, wie er einſam durch die Blumen ſeines Gärtchens wandelt, mit ſtummem Schmerze unter dem weiten Baldachin des Himmels geht über die Wieſen ſeines Dorfes, nur gegrüßt von Menſchen, die ihn nicht verſtehen, ihn nicht faſſen können, einen Mann, der ſonntäglich zur Kirche über einen Raſen ſchreitet, unter deſſen kühle Decke ſie ihn einſt verſenken werden...

Eberlin (erhebt ſich gerührt).

Mein Sohn!

Gottfried.

Und als ich mir ſagte: Dieſer Greis iſt dein Vater! da mußt ich zurück und an die Thüre ſeines Hauſes pochen. Nicht rief er mir: Herein! Hinwegſcheuchten mich meine zurückgeſandten Briefe, aber ich hielt mich feſt an meine Sehnſucht und wich nicht aus dem Banne meiner Liebe. Die Kühle des Waldes nahm mich auf, Diezmann's freundliche Wohnung. Einen magiſchen Kreis zog ich um den Vater — er mußte fühlen, daß ſein Sohn da war, ohne ihn zu ſehen —

Eberlin.

Ja! Ja!

(Agathe tritt durch die Mitte herein und bleibt freudig lauſchend im Hintergrund.)

Gottfried.

Ein lichter Engel ſtand in ſeiner Nähe und bahnte mir den Weg zu ſeinem Herzen. Wollt' ich vor dem harten Vater fliehen, ſo ſprach ſie mir Muth zu, zu bleiben. Empfindungen, die ich nie gekannt, lehrten mich dulden, hoffen. Ein goldnes Netz umſpann mich, das Agathe webte. Ach, vergebens! Im Mondenſchein, drüben unter der Linde, ſprach ich zu einem Herzen, das ich mir vielleicht *gewann*, von einem Vaterherzen, das ich auf ewig verloren.

Oberlin.

Nein! Nein! Freude herrſchte im Hauſe des reichen Manns im Evangelium, als er den Sohn erkannte und an ſein Herz drückte. Gottfried, der Friede Gottes ſei über dieſer Stunde!

Agathe.

Darf ich ihn theilen?

Gottfried.

Vater! Ein neues Leben ſei begonnen! Und wenn Agathe will — an ihrer Hand!

Agathe

(hat den rechten Arm um den Pfarrer geſchlungen und ſieht dieſen fragend an).

Wenn ich darf — (da der Vater zuſtimmt, zu Gottfried) ich will.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

In der Residenz. Sidonien's Maleratelier.

Erster Auftritt.

Sidonie sitzt an der Staffelei. Hinter ihr stehen und sitzen die Herren von Rostofsky, Brunneck, Walden und noch drei oder vier andere Herren in Civil und Militär. Alle mit ihren Hüten in der Hand. Rechts sitzt Commerzienrath Wallmuth, in Uniform eines zum Hofe Zugelassenen mit einer Anzahl Orden, die jedoch nicht sehr bedeutend sind. Er läßt sich von Sidonien malen. Harriet macht sich im Zimmer bald da, bald dort zu schaffen. Sie setzt sich den Herren auf den Schooß. Sie liebkosen und streicheln sie. Zuletzt Müller.

Alle Herren.

Vortrefflich! Charmant! Ausgezeichnet!

Walden.

Das Lüstre ....

Brunneck.

Die Emaille ....

Roſtoſsky

(ſpricht etwas gebrochen mit polniſchem Accent).

Das Rouge und der Noir! Sehr gut! Sehr gut! Meine Gnädige, Sie ſind Malerin ſehr gut!

Walden.

Eine zweite Angelika Kaufmann!

Brunneck (leiſe zu Walden).

Pſt! Schweigen Sie doch von Kaufmann. Man könnte das hier für eine Anſpielung halten!

Sidonie.

Wiſſen Sie, ob Angelika auch Civilverdienſtorden zweiter Klaſſe gemalt hat?

Wallmuth.

Dritter Klaſſe, mein Kind! Schmeichle Deinem Papa nicht! Dritter Klaſſe! Die Verdienſte belohnen ſich langſam.

Harriet.

Großpapa hat aber ſieben Orden und Mama malt nur ſechs.

Alle (lächeln und ſprechen durcheinander).

Nur ſechs? Wie ſo? Sehr gut? Gut!

Harriet.

Die große kupferne Medaille.

Alle.

Kupferne Medaille?

Wallmuth (leiſe zu Harriet, die bei ihm ſteht).

Dummes Ding, was haſt Du für Unſinn zu ſprechen! (Laut, ſie liebkoſend.) Das holde liebe Kind erinnert mich an die ruhmwürdigſte Periode unſres Vaterlands. Zu Zeiten der franzöſiſchen Invaſion bekamen Alle, die ſich in die letzte Reſerve der Vaterlandsvertheidiger ſchaarten und vor den Thoren Schanzarbeiten verrichteten, die kupferne Medaille für Nichtcombattanten. Noch neulich hatt' ich die Ehre Sereniſſimus zu ſagen, daß mir dieſes kleine patriotiſche Andenken das liebſte aller der mir gewordenen Auszeichnungen wäre, doch fühlen Sie wohl ſelbſt, meine Herren, wie gering der maleriſche Effekt geweſen wäre, den dieſe Medaille auf dem Kunſtwerke meiner Tochter hervorgebracht hätte.

Uoſtoſsky.

Sehr gut! ſehr gut! Herr Commerzienrath, Sie urtheilen ſehr gut!

Brunnech.

Doch können Sie nicht leugnen, Herr von Wallmuth, das Gemälde verliert dadurch etwas an hiſtoriſcher Treue.

Walden.

Auf Ehre! Für die Nachwelt dürft' es dadurch nicht authentiſch genug werden.

Uoſtoſsky.

Sehr gut! ſehr gut! Auch Sie, meine Herren, urtheilen ſehr gut!

Wallmuth (sich unterbrechend zu Sidonie).

Doch, liebe Sidonie, es stört Dich wohl, wenn ich zu viel rede?

Sidonie

(schüttelt langsam den Kopf und malt ironisch lächelnd weiter).

Wallmuth.

Also, meine Herren, glauben Sie nur nicht, daß ich Ihre kleine Moquerie nicht durchschaute!

Alle.

Oh! Oh! Wie so? Moquerie?

Wallmuth.

Meine Verdienste sind bescheidener Natur und es ist meine Schuld nicht, daß man sie von Oben herab so freundlich belohnt hat ...

Walden.

Ehrenmitglied aller technologischen Gesellschaften —

Brunneck.

Für die Erzeugnisse Ihrer Gärten und Treibhäuser mit Preisen geschmückt —

Wallmuth.

Spotten Sie nur! Die jungen Herren haben wenig Sinn für die Fortschritte, die die Zeit in den Erfindungen macht, und doch will ich die anwesenden Garçons auf etwas Neues aufmerksam machen. Noch diesen Morgen war ich entzückt über eine neue Kaffeemaschine, die ein einfacher proletarischer Klempnermeister in Mühlhausen erfunden hat ...

Alle.

Ah! Erzählen Sie! Erzählen Sie!

Walden.

Eine Kaffeemühle?

Wallmuth.

Sie irren, Kaffee-Maſchine!

Walden.

Ja ſo! Nur aus Mühlhauſen! Richtig. Alſo?

Wallmuth.

Das Ganze iſt ein kleiner Thurm von drei Stockwerken: unten im rez de chaussé die Sahne, in der bel étage der Kaffee und im zweiten Stock der Spiritus ...

Walden.

Der Spiritus oben?

Roſtoſsky.

Oben! Sehr gut! Sehr gut!

Wallmuth.

Wie ich Ihnen ſage! Der Spiritus oben! Das iſt das Neue —! Aber Sie werden ſehen, alles durch Luftdruck! Die Maſchine ſteht hier — (in Sidonien) aber meine Bewegungen geniren Dich wohl?

Sidonie (ſchüttelt wieder den Kopf).

Wallmuth (faßt an ſein Ordensband).

Ich will das Kreuz ein bischen herauslegen... daß Du es beſſer ſiehſt, ... alſo die Maſchine ſteht hier!

Nun müſſen Sie wiſſen, gehen von oben herab Röhren, die in Henkelform der Maſchine ein angenehmes Profil geben. Aus dieſen Röhren entwickeln ſich Dämpfe.

Walden.

Dämpfe? Woher?

Voſtoſsky.

Sehr gut gefragt.

Wallmuth.

Aus einem Waſſerbehälter, welches über dem Spiritus angebracht iſt.

Voſtoſsky.

Sehr gut geantwortet.

Brunnech.

Das Waſſer iſt auch oben?

Voſtoſsky.

Auch ſehr gut gefragt.

Wallmuth.

Das Waſſer iſt auch oben.

Voſtoſsky.

Wieder ſehr gut geantwortet.

Wallmuth.

Nun beginnt die Dampfentwickelung Die Dämpfe ſteigen durch die Röhren erſt herab, dann nach der Theorie des Luftdruckes ſo hoch empor, daß die bel étage allmälig ſich erwärmt. Das dauert drei Minuten.

Plötzlich ſtülpt ſich in Folge des Dampfes die bel étage ... ſtülpt ſich die bel étage hopp! um —

Harriet (iſt inzwiſchen im Zimmer herumgeſprungen. Sie zerſchlägt durch einen Sprung eine Vaſe).

Alle (erſchrocken).

Ach!

Wallmuth (ſpringt auf).

Harriet! O! O! (Mit der Linken ſtreichelt er ſie und ſagt laut:) Biſt erſchrocken, mein Engelchen? (bei Seite.) Du unartige Megäre! Was brauchſt Du hier zu ſpringen —?

Harriet (weinerlich).

Großpapa! Die Vaſe hatte ſchon einen Sprung.

Brunneck.

Sie hatte ſchon einen Sprung? Da konnte ihr alſo der zweite gymnaſtiſche Sprung nichts ſchaden?

Roſtoſsky.

Sehr witzig! Sehr ein witziges Kind'

Brunneck.

Sie vergeſſen, Herr von Roſtoſsky, dieſen Witz hab' ich gemacht.

Roſtoſsky.

C'est ravissant! Mr. de Brunneck est jaloux de l'esprit d'une enfant.

Wallmuth.

Mach', daß Du fortkommſt, Du — Du — Du kleine Turnkünſtlerin Du' (giebt ihr eine Düte Bonbons. Sie

(springt, sie öffnend, damit ab.) Süßes Kind! (Bei Seite.) Während ich spreche, mich zu stören! (Laut.) O, meine Familie — Das ist meine Schwäche . . . (Bei Seite.) Während ich das Wort habe — Warte nur!

Müller (meldet).

Graf Schönburgk! (Er läßt diesen eintreten und nimmt nachher die Scherben auf, die er mit fortträgt.)

Zweiter Auftritt.

Graf Hugo. Die Vorigen.

Hugo.

Guten Morgen! Eine akademische Sitzung — gelehrte Streitfragen, bei denen — was? — eine Vase daraufgegangen ist?

Brunneck.

Graf, Sie haben eine sehr interessante Zeitfrage versäumt. Wir haben hier eben auf eine ganz neue Methode Kaffee gekocht.

Hugo.

Und dabei eine große Tasse zerschlagen? Unser guter Commerzienrath hat Ihnen wahrscheinlich denselben Kaffee vorgesetzt, den er neulich auf der Mühlhäuser Maschine bei der portugiesischen Gesandtin braute. Dieser Mocca war so dick, daß man ersucht wurde,

ihn mit Meſſern und Gabeln zu ſerviren. (Verneigt ſich vor Sidonien.)

Sidonie (erwiedert nichts).

Hugo.

A propos, meine Herren! Eine Neuigkeit? Götz iſt wieder angekommen!

Alle (ohne Sidonie, Wallmuth und Roſtofsky).

Wie? Götz Eberlin?

Hugo.

Götz Eberlin.

Roſtofsky.

Was iſt Götz?

Hugo.

Ein Charakter, wie es Wenige giebt. Er war zwei Jahre wie verſchollen.

Brunneck.

Götz iſt wieder da! Bringen Sie ihn doch heute mit aufs Caſino!

Walden.

O thun Sie das, Graf! Es iſt mit ihm die Seele der Geſellſchaft verloren gegangen. Aber kommen Sie, Brunneck. Wir müſſen Schönburgk zeigen, daß wir uns auf guten Ton verſtehen und (bei Seite) ſeine Tête à Têtes nicht ſtören. Guten Morgen, gnädige Frau, und eilen Sie, daß Ihr Bild auf die Ausſtellung kommt.

Brunneck.

Es wird ſchon durch ſeinen eigenen Werth aller Augen auf ſich ziehen. Sollte man jedoch Kabale genug ſpielen laſſen, es zu vernachläſſigen, gnädige Frau, ſo haben ſich zwanzig meiner Freunde das Wort gegeben, vor ihm Wache zu ſtehen, nur dies Bild zu umringen und ſich von Morgens bis Abends wechſelſeitig ſo abzulöſen, daß mindeſtens immer fünf Perſonen allein mit dem Bilde beſchäftigt ſind. Das iſt das neuſte Mittel, auf Gemäldeausſtellungen die Concurrenz niederzuſchlagen. Herr Commerzienrath — und die Kaffeemaſchine?

Wallmuth.

Beim portugieſiſchen Geſandten waren die Bohnen ſchlecht. Reine Verläumdung! Ich mache übrigens den Verſuch, dieſe neue Filtration auf Thee anzuwenden: Wenn die Herren morgen mir das Vergnügen machen wollen —

Alle (ſich empfehlend).

Sehr angenehm. Morgen Abend zum Thee. Sehr angenehm. (Ab.)

Roſtofsky

(der das Deutſche gerade gelernt hat, ſpricht das Franzöſiſche geläufig).

Et nous aurons une petite partie, Monsieur?

Wallmuth.

Tant qu' il vous plaira, Monsieur.

Roſtofsky.

J'ai l'honneur de vous saluer, Madame! (Ab.)

Grafen.) Monsieur, n'oubliez pas que vous me devez encore une revanche pour votre bonne fortune de l'autre jour. Au plaisir de vous revoir ... à demain. (ab.)

Wallmuth.

Ich will zu Harriet in den Garten gehen und ein bischen Deine Cactus revidiren. Herr Graf, kann ich vielleicht für Morgen auch auf Herrn von Götz rechnen?

Hugo.

Kein Herr von Götz!

Wallmuth.

Die Familie Götz von Berlichingen? Die mit der eisernen Hand?

Hugo.

Nichts von Berlichingen! Ein einfacher Gottfried Eberlin, Sohn des Pfarrers in der Nähe unseres Gutes. Götz ist Gottfried.

Wallmuth.

Eberlin, Pfarrer in Schönlinde?

Hugo.

Bei dem Ihre liebe Agathe jetzt verweilt.

Wallmuth.

So! So! Der! Liebe Sidonie, Du bist ...! Graf, heitern Sie sie ein wenig auf! Sie hat etwas humeur. Ja, ich sage aber auch, es ist kein Wunder, wenn man sich so albern benimmt, so ungezogen wie diese Harriet. Mitten in meiner polytechnischen Auseinander-

ſetzung! Empörend! In der That man ermüdet, ſich vor der Welt ewig den Schein der Zurückhaltung geben zu müſſen. Käme es auf ſolche kleine Geſchöpfe an, ſo müßte man ſich, kaum ſechszig Jahr alt, ſchon in die Grube legen. Ich bin ein ſehr guter Mann, ein Mann von Gefühl, von Empfindung, von himmliſcher Geduld und von einer (zornig) wahrhaft exemplariſchen Herzensgüte, die nie an ſich denkt, nie an ſich, aber... anerkannt wird's nicht, anerkannt wird's doch nicht, (ordnet am Spiegel ſeine Orden und ſetzt ſeinen Federhut auf) es wird doch nicht anerkannt. (Ab.)

Hugo.

Himmel! Gnädige Frau, geſtehen Sie ſelbſt, daß ich von heute an zur Familie gehöre! Der Commerzienrath zeigt ſich in dieſem Glanz ſeines an Widerſprüchen ſo reichen Charakters nur denjenigen Perſonen, welche mit ihm durch die Bande des Blutes verbunden ſind.

Sidonie (ſteht auf).

O! Iſt es denn zu ertragen? Kann man denn noch leben in einer Welt ſo ſchaaler Eindrücke? Welche Geſpräche! Welche Menſchen! Ich bin das unglückſeligſte Geſchöpf von der Welt!

Hugo.

Sollte vorhin der Ausbruch des väterlichen Unwillens wirklich nur von der Kaffeemaſchine hergekommen ſein?

Sidonie.

Doch! Doch! Ich verstehe meinen Vater, so unerträglich auch er ist. Es wohnt, ja es wohnt in ihm auch ein strebsamer unverstandener Geist. Er will bedeutender sein als seine Kräfte erlauben ... das ist komisch; aber er hat Recht, Egoismus spricht selbst schon aus den Kindern in dieser Zeit!

Hugo (bei Seite).

Schlecht geschlafen! Eine kleine Falte entreckt!

Sidonie.

Es war sonderbar, wie sich Alle plötzlich entfernten, als Sie kamen.

Hugo.

Man traute mir vielleicht die Fähigkeit zu, heute die ungeheure Leere Ihres Innern, an der Sie wie Ihr Herr Vater leiden, auszufüllen. Ich Aermster! Man weiß nicht, daß ich bestimmt scheine, diesen krankhaften Zustand eher zu vermehren. Nun wohlan! Sidonie, ich werde reisen.

Sidonie.

Reisen? Wohin?

Hugo.

Ich habe Aussicht den längst gewünschten Gesandtschaftsposten zu erhalten. Und — die Gattin — folgt — mir?

Sidonie.

Gattin! Lieber Hugo! Irr' ich nicht, so ist dies

einer von den Posten, wohin die Politik lieber Garçons als Verheirathete schickt. Aufrichtig, ich würde Sie dort in Ihrer Carriere geniren, Graf.

Hugo.

Sie sind übler Laune, Sidonie! Sie haben das Bedürfniß der Liebe, aber einer Liebe, in der es Schwierigkeiten zu überwinden giebt. Bei mir geht das Alles so prosaisch, so natürlich her!

Sidonie.

Sie sind bitter!

Hugo.

Wirklich? Soll ich meinen Posten allein bekleiden, Sidonie?

Sidonie.

Freilich müßt' ich dann Ihre Briefe lesen, Graf, und seien Sie gerecht...

Hugo.

Nun kommen Sie in Ihr Element! Sie lachen! Sie können spotten! Ja, ich schreibe langweilige Briefe. Ich weiß es. Aber die Welt, Sidonie, hat uns doch gewissermaßen für einander bestimmt und da ich eine sehr prosaische Natur bin, Sie die Poesie selbst sind, so passen wir ja auch für einander. Sie wollen unglückliche Liebe — Sie haben bei mir Gelegenheit dazu. Sie können als Gräfin Schönburgk immer ausrufen, daß Sie nicht verstanden werden, daß Sie in den Fesseln der Etikette schmachten, daß die Leere Ihres In-

nern noch immer nicht ausgefüllt iſt. Können Sie das im Beſitz einer idealiſcheren Natur als die meine? Kann eine glückliche Liebe Sie glücklich machen? Nein, Sidonie, Sie müſſen zeitlebens die Selbſtändigkeit Ihrer Laune behaupten, Sie müſſen in Verhältniſſen ſchmachten, die Ihnen Veranlaſſung geben auf eine melodiſche und alle Welt bezaubernde Art mit ihren Ketten zu raſſeln und weil Sie Niemanden finden werden, bei dem Sie dies Unglück ſo glücklich überſtehen und den ſüßen Leidenskelch ſo ganz à votre aise genießen würden, ſo nehmen Sie mich! Sie finden Niemanden, der Sie in der Ehe als ſo ſclaviſch unterdrückt, als ſo angeſchmiedet frei, als ſo leidend intereſſant erſcheinen ließe.

Sidonie.

Wenn Sie wüßten, Graf, wie wenig ich in ſolchen Phraſen das finde, worauf Sie ungemein eitel ſind. Sie glauben, das iſt alles unendlich originell und geiſtreich, was Sie da ſprechen. Sie ſtellen Diogenes im Frack vor, gehen mit der Laterne auf's Caſino und ſuchen beim Ecarté Menſchen. Die Geſchöpfe, die Sie finden, lieber Hugo, bewundern auch Ihren Geiſt. Ich finde aber gerade, daß Ihre geiſtreiche Einbildung, über allen Vorurtheilen zu ſtehen, Ihr größtes Vorurtheil iſt. Nein, Nein! Graf! Nur die Leidenſchaft kann glücklich oder unglücklich machen! Die Leidenſchaft, verſtehen Sie mich wohl, die Leidenſchaft einer blinden Ueberzeugung, mag ſie vom Geiſte oder ſelbſt von der

Beſchränktheit ausgehen... mein Vater hat Recht, er wird auch nicht verſtanden.

Hugo.

Vortreffliches Compliment für die Leidenſchaft der Beſchränktheit. Alſo ein ſchwarzer Othello wäre Ihnen lieber als ein weißer? Man muß bei Ihnen eiferſüchtig ſein wegen eines batiſtenen Schnupftuches! Ich ſehe, Sidonie, unſer Roman bekommt immer pikantere Kapitel und da ich in mir etwas habe, was Herz oder richtiger geſagt, eine Art Surrogat des Herzens iſt, und da in dieſem Surrogat etwas für Sie ſchlummert, was ein Surrogat für die Liebe, vielleicht die Liebe ſelbſt iſt, ſo werde ich nicht ungeduldig, trage ſtill mein trauriges Geſchick und hoffe von dem romantiſchen Begriff, den man die „ſchönere Zukunft" nennt, endliche Erlöſung. Für heute möchte ich Ihnen anbieten, ſoll ich Sie zum Fürſten Ludolphi begleiten? Er zeigt heut' ſeine Bilder.

Sidonie.

Er verkauft ſie ja nicht. Ich werde ſie noch öfter ſehen können.

Hugo.

Oder in eine Ausſtellung meiner Tante, zum Beſten der Kleinkinderbewahranſtalten?

Sidonie.

Die Gewinnſte, die auf meine Looſe fallen, ſchenk' ich Ihnen. Adieu!

Hugo.

Spötterin! Alſo gar nichts, was mir vor der Welt, die uns förmlich verlobt hat, den Schein geben könnte, wirklich der Sclave Ihrer liebenswürdigen Launen zu ſein?

Sidonie.

Noch etwas Toilette muß ich machen — Adieu! Adieu! (Will gehen.)

Hugo.

So ſoll ich denn gehen. Ich will es thun und meinen Freund Götz umarmen, der vielleicht ſchon auf mich wartet. Ich will mit ihm über den Humor des Schmerzes reden! O, o! Sidonie, Sie quälen mich ſehr! Dennoch küß' ich mit etwas verbrauchter Galanterie Ihre weiße Hand und bitte: Schreiben wir unſern Roman.... nicht zu lang! Ich beſchwöre Sie:... Sidonie! Zwei Bände.... weniger! (Er geht.)

Sidonie

(macht eine Pauſe, geht an den Tiſch und klingelt).

Müller (kommt).

Sidonie (deutet, daß er die Staffelei wegſtellt).

Müller (thut dies und räumt überhaupt auf).

Sidonie.

Anſpannen! Ich will hernach ausfahren!

Dritter Auftritt.

Wallmuth. Sidonie. Müller.

Wallmuth

(kehrt mit einem Brief in der Hand zurück).

Kind, da biſt Du noch? Denke Dir die Neuigkeit! (Winkt dem Bedienten zu gehen.) Wie langſam der geht! Raſch! Raſch! Raſch!

Müller (eilt ab).

Wallmuth.

Ha! Ha! Wer hätte das denken ſollen! Seit geſtern trag' ich mich mit einem vierzehn Seiten langen Brief von Agathe in der Taſche: Schönlinde, Montag den 15. datirt. Ich leſe endlich; ich finde wieder ihre ſtyliſtiſchen Schulübungen, ihre ſchwülſtigen Naturbeſchreibungen, ich ennuyire mich über die unverbeſſerlich alberne Horizontalität des Mädchens. Ich laſſe die Lectüre. Eben ſetz' ich ſie aber aus Aerger im Garten für mich fort und was entdeck' ich? Geſtändniſſe! Geſtändniſſe über ihr Herz, über eine Liebe. Ich würde das lächerlich finden, wenn mich nicht der Name ihres Verehrers frappirt hätte. In ausführlicher Schilderung erzählt ſie mir von Verſöhnungsſcenen in der Pfarrwohnung, von Sonntagsglocken und Mittagsmahlzeiten, und das geht Alles ſo bunt durcheinander fort, daß ich nur aus ſo vielem klug werde, ſie will ſterben, wenn ich nicht meine Einwilligung gebe.

Sidonie.

Ich denke, Du wirſt ſie leben laſſen. Mit wem denn?

Wallmuth.

Mit dem Pfarrersſohn, dem Götz! Einem Candidaten der Theologie, mit dem ſie auf's Dorf ziehen will. Gottfried Eberlin, der Sohn des alten Eberlin.

Sidonie.

Jener Götz, von dem Graf Hugo ſprach?

Wallmuth.

Mit der eiſernen Hand, wo ich die Exiſtenz machen muß! Ein Candidat, der beim Grafen das Gnadenbrot gegeſſen hat, vielleicht ein Hauslehrer.

Sidonie.

Lieber Vater, Du kennſt Agathen's beſcheidene Anſprüche und was der Graf von Götz äußerte....

Wallmuth.

Die adligen jungen Herren haben ihn freigehalten. Was iſt das für ein Schwiegerſohn! Ich ahne, das wird Scenen ſetzen! Das wird Prüfungen meines Herzens koſten!

Sidonie.

Lieber Vater, ich würde Dir rathen: Nimm meinen Wagen und fahr' doch zu Hugo. Dort wirſt Du den guten Gottfried — Nein! Nein! Gottfried! Agathe und Gottfried! — gerade antreffen. Lad' ihn doch zu Deinem morgenden polytechniſchen Thee ein! Ha ha! Indeſſen

rüſte die Ausſteuer und freue Dich, Veranlaſſung zu finden, zuweilen Deine Enkel auch auf dem Lande zu beſuchen.

Wallmuth.

O ich unglücklicher Vater! Alles das wird ohne Weiteres wieder vorausgeſetzt! Nein, ich will einmal — aus Caprice will ich einmal grauſam ſein!

Sidonie.

Papa!

Wallmuth.

Von Dir ſprech' ich nicht! Apropos! Du haſt ſo viel Unkoſten mit dem Bilde — da! (Er zieht ein kleines Portefeuille.)

Sidonie.

Was ſoll das, Vater?

Wallmuth.

Nein, nein, nimm! Es iſt bloß für die Oelfarbe! Nein, nein, — liebes Kind, behalte — für die Oelfarbe — für die Oelfarbe — nein, nein, nein, nein! — für die Oelfarbe! Aber dieſer Agathe will ich es fühlen laſſen —

Sidonie.

Papa!

Wallmuth.

Wie kann das Mädchen vorausſetzen, daß mein Herz hier ohne Weiteres Ja ſagt! Ich.. bin Wallmuth... Commerzienrath... hab' ſechs Orden... Er ſoll ſie ſehen! Ich fahre zu Hugo! Ja! Wenn ich ihm den

Ueberblick der Verhältniſſe gäbe... Wenn ich nun 'mal aus meiner gewohnten gemüthlichen Rolle fiele und ſagte: Nein! Nein! Ich bin ein Tyrann! Ich dulde keine Mesalliance! Uebrigens muß ich Dir ſagen, daß Graf Hugo, — er mag zehnmal Graf ſein — Graf Hugo hat dem Vater Aufmerkſamkeit zu zeigen. Sein Eintritt war eine Rückſichtsloſigkeit, eine Nichtachtung gegen den Mann — noch leb' ich! Noch exiſtir' ich!

Sidonie.

Fahr' zum Schönburgk'ſchen Palais! Du findeſt dort Deine beiden Schwiegerſöhne! Zerſchmettre ſie! Ha, ha! Gottfried!

Wallmuth.

Ha! Ha! Ha!

Sidonie.

Dieſe Erklärungen müſſen ſehr komiſch geweſen ſein! Ha! Ha! Ha!

Wallmuth.

Na! Ich will ein Auge zudrücken. Ich will ſie ihm geben. Aber ein Jahr lang mindeſtens muß ich mein Recht als Vater behaupten. Der Doctor ſagt: Zu viel Herz untergräbt den Menſchen, macht ihn bei Zeiten alt. Menſchen! Man muß hart ſein, muß ſeinen Willen haben, muß Conſequenz zeigen; man wird noch einmal ſo alt!

Sidonie.

Du biſt der komiſchſte Tyrann, den es je gegeben

hat, Papa! Ein Tyrann aus diätetiſchen Rückſichten! Geh! Quäl' ihn ein wenig! Aber ich werde mich doch rüſten, an Agathen's Brautkleid zu denken, das ich ihr doch ſchenken darf, ha, ha, der Frau Pfarrerin?

Wallmuth

(klopft auf ſein Herz, zeigt gen Himmel, umarmt Eldonien, thut als wenn er weinte, ſieht die Thräne an, ſchleudert ſie von ſich und geht ab).

Zweite Scene.

Vierter Auftritt.

Zimmer beim Grafen Schonburgk. Gottfried. Hugo.

Hugo.

Endlich! Endlich! Nach drei Jahren! Götz! Wo haſt Du in der Zeit geſchwärmt?

Gottfried.

Ich danke Dir für Deine freundliche Aufnahme, Hugo.

Hugo.

Danke? Freundliche Aufnahme? Warum ſo förmlich?

Gottfried.

Man wird auf der Landſtraße zum Einſiedler. Ich verlernte wohl meinen Knigge.

Hugo.

Haſt Du Deine tolle Grille ausgeführt und den

zweiten Seume gemacht: ein Spaziergang nach Syrakus?

Gottfried.

Ich war in Italien.

Hugo.

Du biſt förmlich, Freund. Warum das? Du liebteſt meine Schweſter. Auch Franziska liebte Dich und dennoch heirathete ſie den Baron Waldſtein. Das iſt leider in der Ordnung. Aber höre Deine Revanche! Die Gräfin Waldſtein, meine Schweſter, iſt eine ſo langweilige Ehefrau geworden, daß Du Dich nicht zum zweiten mal in ſie verlieben würdeſt. Auf Deiner Fußreiſe nach Syrakus haſt Du hoffentlich auf Frau von Waldſtein keine Elegieen gedichtet: Du würdeſt nicht den Muth haben, ſie jetzt im Druck herauszugeben.

Gottfried.

Dein Humor iſt derſelbe geblieben, Hugo. Früher tändelteſt Du dadurch den Unterſchied unſers Standes hinweg.

Hugo.

Alſo wäre Gottfried Eberlin, Candidat der Theologie, in der Reſidenz angekommen mit einem ſchwarzen Frack, ſich nach nichts erkundigend als nach einem Wohnungsanzeiger, um nachzuſchlagen, wo der Miniſter des Unterrichts, der Präſident des Conſiſtoriums wohnen und welches die Stunde iſt, wo ſich dieſe Herrſchaften zu Audienzen herablaſſen?

Gottfried.

Mein Signalement.

Hugo.

Du willſt alſo einen Faſchingsſpaß aufführen. Freund, wir ſind zu nordiſch für Carnevalslaune.

Gottfried.

Ich will meinen Vater in ſeinem Berufe unterſtützen. Er wird alt, ſchwach und was ſoll ich werden? Ich habe ein Jahr Philoſophie gehört, eins die Rechte, eins die Theologie, irgend eine Bahn muß ich doch zuletzt verfolgen und da weiß ich keine andere als die, auf die mich meine Geburt hinweiſt.

Hugo.

Götz mit der eiſernen Hand! Du willſt unter die Miltenberger und Speſſarter Bauern gehen? Frägſt nicht nach unſerer Reitbahn? Nicht nach unſerm Nachmittagskränzchen mit den klappernden Dominoſteinen? Es hat ſich viel im Vaterland ſeither verändert; aber die Caſinos, die Reitpferde, die Dominoſteine ſind geblieben, und wenn ich auch gegen jede Reaction ſtimme, für die Reaction der Freude und des Vergnügens conſpirir' ich mit der halben Welt.

Gottfried.

Aufrichtig! Lieber Freund, unſere Bahnen gehen auseinander.

Hugo.

Nein! Nein! Du kommſt heute Abend auf unſern

Jockeyklubb. Wir haben, um mit dem Zeitgeiſt fortzugehen, Söhne von Banquiers, emancipirte jüdiſche Schöngeiſter, die reſpectabelſten demokratiſchen Elemente aufgenommen. Wir exiſtiren wie ſonſt, nur weniger excluſiv und die Geſelligkeit iſt auch noch heute dazu erfunden, das Philiſterwerden zu verhindern. Was ſoll ich Dir für einen Beweis geben, daß ich Dich liebe wie ſonſt — ah, ich errathe! Darum ſo gedrückt? Nervus rerum gerendarum? Aide toi, le ciel t'aidera. (Er ſchließt ſeinen Schreibtiſch auf.) Da! Hier liegen meine alten Billetdoux, die ich ſammle, um einmal einſt meine Memoiren zu ſchreiben, hier meine unbezahlten Rechnungen. Hier iſt meine gegenwärtige Kaſſe mit einem Pack entwertheter Staatspapiere, aber doch noch immer mit circa 150 Louisd'ors, die (betonend) Dir zu Dienſten ſtehen. Hier auch Piſtolen, wenn Du welche brauchen ſollteſt! Nimm Dir, was Du willſt. Blättere, wühle darin, ſteck' zu Dir — ganz wie ſonſt — hörſt Du — Von jedem Louisd'or das ganze Agio und wenn Du willſt auch umgekehrt! Greif zu! Beſinne Dich nicht. Einſtweilen ſchreib' ich Dir drüben Deine Einführungskarte in unſern Jockeyklubb. (Ab zur Seite.)

Gottfried.

Seh' ich denn aus wie ein Bettler? Beſcheidenheit iſt Dürftigkeit? Nein, ſo kann ich nicht mehr unter Euch weilen! So gedemüthigt! Pfui, wie könnt' ich — (er will fort).

Fünfter Auftritt.

Wallmuth. Gottfried. Zuletzt Hugo.

Wallmuth (an der Thür).

Ah, le voilà! Der Graf läßt ihn antichambriren, wie's der Reſpekt mit ſich bringt. (Räuſpert ſich.)

Gottfried.

Graf Schönburgk wird ſogleich wieder kommen.

Wallmuth (bei Seite).

Eine intereſſante Situation! Ein Schwiegervater, der den Prätendenten ſeiner Kaſſe und einer ſeiner Töchter incognito kennen lernt. (Räuſpert ſich wieder.) Schon lange in der Reſidenz?

Gottfried.

Sieht man mir an, daß ich vom Lande komme?

Wallmuth (bei Seite).

Ho! Ho! — (Laut, räuſpert ſich.) Jugendgeſpiele des Herrn Grafen?

Gottfried.

Wer?

Wallmuth.

Sie!

Gottfried (bei Seite).

Welche alberne Neugier!

Wallmuth (nach einer Pauſe).

Sind Candidat?

Gottfried (gereizt und unwillig).

Dem Miniſter gegenüber.

Wallmuth.

Miniſter? Ich? Bitte, ich Miniſter? Nein.

Gottfried.

Die Orden dazu hätten Sie.

Wallmuth.

Mit wem habe ich die Ehre?

Gottfried.

Man demaskirt ſich nur dann, wenn man weiß gegen wen.

Wallmuth.

Wie? Welche — (bei Seite) das iſt impertinent. Mein Herr, Sie geben mir alſo eine Aufforderung, mich Ihnen vorzuſtellen. So erlauben Sie mir, Ihnen das zu bleiben, was ich bin, ein Unbekannter.

Gottfried.

Welches Betragen!

Wallmuth.

Es giebt Lebensſtellungen, mein Beſter, hm — hm — wo man ſehr nöthig hat, den Demüthigen zu ſpielen und ſich gewiſſen Perſonen gegenüber auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Haben Sie mich verſtanden?

Gottfried (flammt voll Zorn auf und greift nach den Piſtolen in dem geöffneten Sekretair).

Herr, Sie ſchützt Ihr graues Haar — ſonſt müßten Sie mir dieſe Beleidigung bezahlen.

Wallmuth (ſinkt faſt mit Todesſchreck um).

Was? Hülfe!

Hugo (kommt zurück).

Entſchuldige, lieber Freund. Was iſt das? Herr Commerzienrath!

Wallmuth.

Herr Graf, ich habe nur — in aller Eile — aber mit Gefahr meines Lebens — Ihnen ſagen wollen — daß ich auf das Vergnügen rechne — Sie morgen Abend — zu meinem verbeſſerten polytechniſchen Thee erwarten zu dürfen. Daß im Hauſe ſeines Sohnes ein Vater ſeines Lebens nicht mehr ſicher iſt, gehört alſo auch zu den Errungenſchaften der Neuzeit? Ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen. (Ab.)

Hugo.

Was ging hier vor?

Gottfried.

Ein Menſch, der die Frechheit hatte, mir Beleidigungen zu ſagen und mich zu behandeln wie einen Bettler!

Hugo.

Bravo! Braviſſimo! Der Candidat ausgezogen? Laß Dich umarmen! Uebrigens, dieſer Herr iſt mein künftiger Schwiegervater, Commerzienrath Wallmuth.

Gottfried.

Wer?

Hugo.

Ich habe die Caprice, ſeine Tochter Sidonie zu heirathen.

Gottfried.

Sidonie Wallmuth —?

Hugo.

Was iſt daran auffallend?

Gottfried.

Ich liebe Sidonien's Schweſter Agathen! Ich wollte von Dir zu dem Manne da — und ihn um die Hand eines Engels bitten.

Hugo.

Götz! Götz! Ein Freier, der ſeinen Schwiegervater mit der Piſtole in der Hand begrüßt? (Uebergiebt ihm die Karte.) Du biſt ein Ariſtokrat und bleibſt es! Heut' Abend erwartet Dich die Partie im Jockeyklubb. (Umarmt ihn.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Zimmer in Wallmuth's Hause.

Erster Auftritt.

Agathe (sitzt mit Stickereien in der Hand am Tisch und schläft), Gertrud (steht vor ihr und weckt sie auf).

Gertrud.

Eingeschlummert? Agathe?

Agathe (erwacht).

Du bist es, Gertrud? Ich träumte so süß.

Gertrud.

Du gingst doch gestern nach der Gesellschaft zeitig zur Ruhe.

Agathe.

Aber ich weinte die ganze Nacht.

Gertrud.

Armes Kind! Du bist zum Unglück geboren! Ja, ich hätt' ihn zermalmen können, den Herrn Commerzienrath, wie er gestern in der Gesellschaft am Spiel-

tisch saß, so charmant, so amüsant, und wie er an den Polen und die andern Herren eine Rolle Dukaten nach der andern verspielte und sein Kind muß dabei auf und ab sein, die Honneurs machen, den Tod im Herzen — so war er schon bei der seligen Mutter. Er, immer Er! Immer seine Würde, immer sein Wohl! Begierig bin ich nur, was er dem jungen Oberlin geschrieben hat.

Agathe.

Geschrieben?

Gertrud.

Heut' in der Frühe trug Jakob einen Brief zu ihm, fand ihn aber nicht zu Hause; jetzt ist er wieder hin: er soll Antwort bringen.

Agathe.

Was kann er von ihm wollen? Wären wir nur vor ihm angekommen!

Gertrud.

Ich war nicht für diese Verbindung, Agathe.

Agathe.

Und jetzt?

Gertrud.

Ich bin dreißig Jahre in diesem Hause. Deine gute Mutter liebte den Vater Deines Freundes. Das Schicksal beschloß es anders und versagte ihr das einzige Glück. Wie hat sie gelitten unter Wallmuth's Launen! Seit ihrem Tode, seit seiner beständigen Furcht und Angst, so wie andere Menschen mit den Jahren

mitgehen zu müssen, ist manches mit ihm besser geworden, sonst aber...

Agathe.

Gertrud!

Gertrud.

Es ist Dein Vater! Aber daß Sidonie glänzen darf, Du nur zurückgesetzt wirst, darum hass' ich oft den Mann, wenn er auch zuweilen thut, als könnte er kein Kind betrüben, der gewaltthätige Mann!

Zweiter Auftritt.

Wallmuth. Die Vorigen.

Wallmuth (im Schlafrocke).

Jakob schon zurück?

Gertrud.

Er hat so viel Commissionen, daß er einen Fiaker nehmen müßte, wenn er schon wieder da wäre.

Wallmuth.

Recht klug geworden auf dem Lande! Recht ausfallend mit ihren Einfällen! Warum steht Ihr Beide so zusammen? Warum keine Thätigkeit? Ich verlassener Mann habe mich lange genug hier behelfen müssen. Und zur Revision des Weißzeugs Deiner Schwester seh' ich noch immer keine Anstalt.

Agathe.

Ich habe die Schweſter ſeit den drei Tagen, daß wir zurück ſind, noch nicht ſprechen können und kenne ihre Wünſche nicht.

Gertrud.

Es iſt ſehr lieblos von Frau von Büren, daß ſie nicht geflogen kommt und hier ihre Schweſter umarmt. Einmal war ſie da, während wir in Küche und Keller zu ſchaffen hatten. Eine Minute hätte ſie ſchon warten können.

Wallmuth.

Bei einer Frau von Geiſt ſind die Minuten gezählt. Uebrigens werdet Ihr Euch noch genug beſprechen können. Wir werden heute bei ihr diniren. Sie hat einen intereſſanten Cirkel gebeten.

Agathe.

Ich werde nicht gehen, Vater!

Wallmuth.

Was fällt Dir ein?

Gertrud.

Sie haben ein Rabenherz! Wollen Sie das Kind unter die Erde bringen?

Wallmuth.

Jungfer Vorlaut!..

Gertrud.

Ich will Ihnen was vorlauten, daß Ihnen die Ohren gellen ſollen. Das Kind ſchüttet Ihnen ſein ganzes Herz in einem Brief aus, von dem Sie ſo gut

wie keine Notiz nehmen. Sie kennen den Namen des jungen Mannes, der sie liebt, in Ehren liebt; er kommt wenige Tage vor uns an, läßt sich dreimal bei Ihnen melden. Sie nehmen ihn nicht an. Er schreibt Ihnen. Sie weisen seinen Brief zurück. Sie setzen sich vor dem Kind auf ein hohes Pferd und wissen doch, für die Frau eines Pfarrers, eines Lehrers, eines bescheidenen Mannes ist sie gut genug. Und wenn sie durchaus Grafen und Fürsten zu Schwiegersöhnen wollen, so haben Sie ja noch eine andere Tochter, die Ihnen dreimal damit dienen kann.

Wallmuth.

Ah! Ah! Daß die ökonomische Existenz der Menschheit an solche alte Register gebunden ist!

Gertrud.

Alte Register? O ich bin ein altes Register, ein Register zum Nachschlagen für Ihr ganzes Leben, Herr Commerzienrath! Vor der Welt, da spielen Sie den Gefühlvollen und thun, als könnten Sie keine Mücke leiden sehen, und innerlich möchten Sie Weib und Kind und Dienstboten und Jeden, der das Unglück hat mit Ihnen unter einem Dach zu leben, vergiften, wenn's nur so ginge, mit Worten und giftigen Blicken und Redensarten! Und warum? Warum? Weil Sie in Verzweiflung sind, daß die Menschen alt werden müssen! Sidonie, die schmeichelt Ihnen, die rapportirt Ihnen: Die Frau Gräfin X hat gesagt, Sie hätten eine

weiße, zarte Hand und die Frau Baronin Y hätte gesagt, Sie müßten in Ihrer Jugend unwiderstehlich gewesen sein. Ich weiß, wie Sie gewesen sind. Unausstehlich, wie immer. Wenn Sie heute aus der Welt gehen, kein Auge wird auch nur ein bischen naß d'rum werden, sehen Sie nicht so viel, nicht um einen Tropfen naß — das arme Kind hier ausgenommen, das Sie von sich stoßen und dessen Liebe Sie nicht werth sind. Das schreiben Sie sich in ein Buch und wenn Sie's wieder hören wollen, dann schlagen Sie nur nach, bei mir, ja, bei dem alten Register! (ab.)

Agathe.

Vater, vergieb! Warum antwortest Du mir nichts auf meinen Brief aus Schönlinde? Auf die wichtigste Angelegenheit meines Herzens?

Wallmuth (küßt sich, zieht sein Taschentuch).

Das ist ja zum Ersticken! Nein, um seinen Lebensfaden für immer zu verlieren! Diese mechante Person! Solche Frauenzimmer muß der Mensch dulden, nur deshalb, weil sie wissen, wie viel Tischtücher und Servietten man hat! Um unsere weiße Wäsche, um einen fehlenden Knopf, um ein Diner mit ein paar guten Freunden, um einen Thee, wenn man sich erkältet hat, um unsere letzten Augenblicke — muß man ein solches Geschöpf —

Agathe.

Vater!

Dritter Auftritt.

Krauſe (ein junger Bedienter in ſtattlicher Livree). Die Vorigen.

Krauſe (bringt einen Brief).

Frau von Werthen dankt für die Blumen, Frau von Hohenheim für die Kupferſtiche. Bei Gräfin Ahlcorf mußt' ich warten, ſie wird ſchreiben. (Will ab.)

Wallmuth (ruft ihm nach).

He! Sonſt nichts?

Krauſe.

Nein, Herr Commerzienrath!

Wallmuth.

Frau von Werling?

Krauſe.

Frau von Werling hat meine Livree gelobt.

Wallmuth.

Hat ſie? Auch den Hut?

Krauſe.

Die Treſſen, Herr Commerzienrath —

Wallmuth.

Die Treſſen blos? — Hm! (Wohlgefällig.) Iſt gut.

Krauſe (ab).

Wallmuth.

Liebe Agathe, — die Treſſen blos? Warum die Treſſen blos? Was hat die Societät an dem Hut meiner

Dienerschaft auszusetzen — Hm —? Wovon sprach ich doch — von — von — die Livree hat man gelobt — ja Kind, ich bin nicht abgeneigt, jetzt den Empfindungen Deines Herzens Gehör zu geben.

Agathe.

O ich wußte es, Dein Herz wird sich nicht verleugnen.

Wallmuth.

Ich bin ein Mann, dessen Leben eine ununterbrochene Kette von Aufopferungen ist. Aber die Opfer müssen dann auch in derjenigen Reihenfolge kommen, die mein Selbstgefühl auch nicht zu sehr verletzt. Das bin ich mir schuldig, als Mann, als Vater, als Glied der Gesellschaft, daß mein Schwiegersohn, wie dieser nicht nur, nein jeder und wär' es ein Fürst, ein Graf, meine väterliche Autorität anerkennt. Drei Tage ließ ich ihn, ob er auch auf dem Casino eingeführt ist oder nicht, das natürliche Uebergewicht meiner Stellung fühlen, drei Tage war ich, wie ich's neulich im Theater den Hamlet sagen hörte, grausam, aber keineswegs unnatürlich... Lies die Antwort, die er mir auf meine freundliche Zuschrift hier gegeben hat!

Agathe.

Vater! Ist es möglich? (Sie erbricht und liest.) „Geehrter Herr, ich hatte das Unglück, als ich Ihnen zum ersten male begegnete, Sie zu beleidigen. Meine schriftliche Abbitte schickten Sie unerbrochen zurück, wie ich

es anliegend mit dem eben von Ihnen empfangenen Briefe gleichfalls thue"

Wallmuth.

Was?

Agathe (zitternd).

„Da ich aber — dem Verlangen, Ihr theures Kind, Fräulein Agathe zu sehen, nicht widerstehen kann, so mach' ich den letzten Versuch und werde noch einmal die Ehre haben, anzufragen, ob Sie mich persönlich empfangen wollen".

Wallmuth.

Ha! Nein! Nein! Er sollte sich heut um drei Uhr Frau von Büren vorstellen, die ihn zu sehen wünscht; das Weitere sollt' er getrost in die Hände eines Vaters geben.... eines Vaters, dem man seine Briefe zurückschickt?

Krause (meldet).

Herr Eberlin!

Agathe.

Mein Gott!

Wallmuth.

Nicht angenommen! Hinaus! Hinaus! O ich Niobe von einem Vater! Diese Kinder! Diese Kinder!

Vierter Auftritt.

Gottfried (in moderner eleganter, faſt Dandy-Tracht, ganz entgegengeſetzt dem früheren Eindruck ſeines Erſcheinens). Die Vorigen.

Gottfried (tritt auf Agathen zu).

Theuerſte Agathe! Wie lange hab' ich meine Sehnſucht unterdrücken müſſen! Drei peinliche Tage!

Agathe.

Mein Freund! (Weiſt auf Wallmuth.) Mein Vater!

Gottfried

(ſieht von dem Schlafrock Wallmuth's betroffen).

Herr ... Commerzienrath ...

Wallmuth (bei Seite).

Ich glaube faſt ...

Gottfried.

Ich kam zur ungelegenen Zeit —

Wallmuth (bei Seite).

Mein Schlafrock genirt ihn? Nein, ich bin ein unglücklicher Vater, wie König Lear! (Laut.) Bitte, Sie haben etwas ſagen wollen?

Agathe (hält ihn bei Seite).

O Vater, mach' es ihm nicht zu ſchwer.

Wallmuth.

Sie müſſen wiſſen, Herr Oberlin, daß dies herrliche Kind mein Augapfel iſt, daß ich ihn nur weg-

geben werde, um den Preis vollkommenſter Ueberzeugung von der Würdigkeit des Mannes, dem ich ein Weſen ...

Agathe.

Vater! Mein geringer Werth....

Wallmuth.

Ich weiß, was ich in Dir beſitze! (Bei Seite, zufällig ſeine Aermel ſehend.) Die Manſchetten abgeriſſen, Agathe!

Ottfried.

Ich komme, Herr Commerzienrath, um Ihnen zu ſagen, daß ich Fräulein Agathe in einer Situation kennen lernte, wo ſie mir als der Schutzengel meines Lebens erſchien. Ich liebe ſie, ſie kennt mein Herz und will ihm Vertrauen ſchenken. Meine äußern Verhältniſſe ſind nicht glänzend. Ich ſuche ein geiſtliches oder ein Schulamt. Der Miniſter hat mir Hoffnungen gegeben, ich will wünſchen, daß ſie keiner zu entfernten Zukunft angehören mögen.

Wallmuth (zieht ſeine Doſe).

Herr von Brandenſtein? Der Miniſter? Hm! Iſt mein Freund. Man kann ſich verwenden; man kann die Zukunft abkürzen. Ich liebe mein Kind ſo warm, ſo väterlich, daß ich im Stande wäre, ihr ohne Weiteres ein Sort zu geben, bei dem keine Anſtellung, ſondern nur ein dankbarer Schwiegerſohn nöthig wäre, der anerkennt, was Eltern für Kinder thun. Ich habe

ein gutes Herz, ich bin ein Vater von Gefühl, ich habe nur die einzige Schwäche, daß man mich lieben muß...

Gottfried (bei Seite).

Ich soll auch ihm zu Füßen sinken!

Wallmuth (bei Seite zu Agathe).

Ein hartnäckiger Charakter das!

Agathe.

Seien Sie auch hier ein guter Sohn, Gottfried!

Gottfried.

Dankbar werd' ich annehmen, was ich nur erbitte, die Hand Ihrer edlen Tochter. Aber nicht unter Verhältnissen, wie Sie sie andeuten, Herr Commerzienrath. Haus und Herd begründe sich der Mann selbst oder nimmermehr wird er an ihm froh werden...

Wallmuth.

Bitte! Bitte! Die Gnade meines Freundes, des Herrn Ministers — (Schmerzt.)

Gottfried.

Nicht durch die Gnade des Ministers hoff' ich zu einer Stellung zu kommen, sondern durch mein Verdienst...

Wallmuth.

Das muß doch sehr gering sein, mein Lieber, wenn Sie in einem Alter von 25 Jahren, wie ich Sie ungefähr schätze, noch so zu sagen vis à vis de rien sind.

Gottfried (wallt auf).

Herr Commerzienrath!

Wallmuth (hebt an).

Den Menſchen beleidigt Alles. Je suis fatigué!

Agathe.

Mein Himmel, iſt es denn möglich, daß zwei edle Menſchen ſich ewig ſo misverſtehen!

Wallmuth.

Dieſe Zeit! Dies Jahrhundert! Er macht Augen, wie wenn er wieder die Piſtolen ſuchte!

Gottfried.

Was lebt nur in mir, daß ich die Demuth nicht lerne —! Agathe!

Wallmuth.

Zurück! Dieſe Angelegenheit wird jetzt zur ernſteſten Familienfrage. Ich beſitze eine Tochter, Frau von Büren, durch deren Geiſt und Menſchenkenntniß ich mich in den wichtigſten Angelegenheiten meines Lebens pflege beſtimmen zu laſſen. Wenn die ſchweſterliche Liebe Sidonien's in Ihnen den Freier erblickt, der das Glück dieſes Kindes begründen kann: wohlan! ſo will ich meine eigne Abneigung bekämpfen und mich heute Abend, wenn Sie um drei Uhr einen Beſuch bei Frau von Büren werden gemacht haben, erklären, (formig) ob der Hirt ſelbſt den Wolf an das Lamm — oder viel mehr ob das Lamm den Hirten an den Wolf — o mein Herr, ich muß Ihnen ſagen — in Hufeland's

Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern, wird vor ſolchen Aufregungen, wie Sie ſie mir bereiten, gewarnt. Wiſſen Sie das? Junger Mann! O! O! Sie nehmen eine ſchwere Verantwortung auf ſich! (Geht nach innen.)

Gottfried.

Agathe! Ewig, ewig zu ſtolz!

Agathe.

Ich Unglückliche!

Gottfried.

Und was muß ich hören, Agathe, ſeit drei Tagen hören, wo mich die Sehnſucht folterte, Sie zu begrüßen! Sie werden von Ihrem Vater tyranniſirt! Sie ſind verurtheilt, die Dienſte des Hauſes zu verrichten, ſind gehalten wie ein Stiefkind und ich ſoll Ihrem Peiniger zu Füßen fallen, da ich komme, Sie von Ihrer Sclaverei zu erlöſen?

Agathe.

Gottfried! Ich habe das Theil des Lebens gefunden, das ich verdiene. Ich fühle mich glücklich im beſchränkten Kreiſe und weiß, daß Sie ſelbſt ja nicht mehr begehrten, als ein einfaches kindliches Herz, das in ländlichem Frieden, ländlicher Einſamkeit ſeine wahre Heimat finden wird.

Gottfried.

O wohl! Ich denke an Schönlinde. Ich denke an den ſtillen Traum unter dem Nußbaum am Rande des

Waldes. Ich denke an den Mond, deſſen goldne Strahlen durch die Zweige zitterten. Agathe, wir ſind beſſer da draußen und ruhiger wogt es in unſrer Bruſt. Vergeben Sie mir!

Agathe.

Dies Wiederſehen! Wie hofft' ich, Sie in dieſe ſtillen Räume meines beſcheidenen Lebens einzuführen, Ihnen zu zeigen, wo ich die Mädchenjahre geträumt hatte von einem Glück, das ſich mir in Ihnen erfüllt ... und nun iſt der Augenblick da und Alles ... ſo anders, ſo anders!

Gottfried.

Ich bin kalt geweſen — auch gegen Sie — ich bereue es. Welchen Frieden dank' ich Ihnen nicht! Sie verſöhnten mich mit meinem Vater!

Agathe.

O, Gottfried! Wenn ich Sie ſo betrachte — wie muß ich Ihnen erſcheinen —?

Gottfried.

Wie mein angebetetes Mädchen ....

Agathe.

Ach! Das iſt nicht die Pfarrſtube von Schönlinde mehr. Gottfried, Gottfried, wenn ich Sie näher, ſo in Ihrer — Größe — Ha, ich gebe Ihnen das Wort zurück, das uns vor Ihrem Vater verlobte!

Gottfried.

Agathe, was überkommt Sie?

Agathe.

Nein! Nein! Nehmen Sie den Segen Ihres Vaters zurück! Ich bin zu werthlos, zu gering für Sie! Auf ewig!

Gottfried.

Himmel! Agathe! Bleiben Sie!

Agathe.

Wie Sie — da — eintraten vorhin, dieſe Hoheit, dieſer edle männliche Stolz ... Sie ſind ein Andrer ... Sie ſind nicht der, der am Pfeiler in der Kirche des Dorfes ſtand, den Worten des Vaters mit Thränen im Auge lauſchte ... Sie waren dort ſo gering, ſo klein wie ich — und jetzt ... jetzt ſind Sie empor-gewachſen ... ſo hoch, ſo hoch! (Sieht ihn ſtarr an.) Ich fürchte mich vor Ihnen ... Wir haben uns nie geſehen! Leben Sie wohl! (Will ab.)

Gottfried.

Agathe! Nein, ich bin der, der ich Dir war und bleiben werde. Was iſt denn geſchehen? Was hab' ich denn nur gethan? Nein, nein, Agathe! Sagen Sie: Ich glaube! Sagen Sie nicht: Ich zweifle. Wollen Sie glauben? Nicht zweifeln, Agathe?

Agathe.

Ich ſollte dem ſüßen Ton Ihrer Stimme kein Gehör geben! Ich ſollte nicht aufblicken zu Ihnen — Reich' ich denn empor ... mindeſtens ... (mit Thränen) an Ihr Herz?

Gottfried (umarmt ſie).

Hier ruhſt Du ſanft, Agathe. Was von Menſchen kommen kann, ſoll uns nicht trennen. Was uns verbunden hat, war zu groß dazu! Ja, führe mich zu Deinem Vater, Agathe! Er ſoll mich anders kennen lernen! Deine Liebe geleite mich!

Agathe (führt ihn widerſtrebend zur Seite ab).

Zweite Scene.

Salon bei Sidonie.

Fünfter Auftritt.

Sidonie. Schulze. Bald darauf Krüger.

Sidonie.

Die Loge beſtellt? Nach dem Diner will ich in die Oper fahren ... Iſt mein Bild in die Akademie geſchickt?

Schulze.

Zu Befehl.

Sidonie (mehr für ſich).

Ich hoffe, daß man es zweckmäßig hängen wird. (Laut.) Vor dem Diner Niemand mehr annehmen, außer einen gewiſſen ...

Krüger

(aus der Mitte. Bringt eine Viſitenkarte herein).

Wünſcht aufzuwarten.

Sidonie.

Ah, da iſt er ſchon! (Bei Seite.) Papa ſchickt ihn mir, förmlich als ſollt' ich ihn in Examen nehmen. (Laut.) Doch nein! Das iſt er nicht! Oder doch? Sonderbar... Dieſe Karte gab er ab?... Ottfried Eberlin? Ottfried? Ottfried? Ich entſinne mich doch nicht... Laß ihn eintreten... Aber... Ottfried? — Verſtanden? Vor dem Diner für Niemand mehr...

(Beide Bediente ab.)

Sidonie (lieſt).

Ottfried Eberlin? Ein einziger weggelaſſener Buchſtabe bringt mir einen ganz andern Menſchen vor die Phantaſie. Ich erwarte einen ſchüchternen Pfarrerſohn vom Lande, einen Chriſtian Daniel Gottfried, und nun — Ottfried? Ein Name, ſo wohllautend, wie man ihm nur in Dichtungen begegnet. (Setzt ſich.)

Sechster Auftritt.

Gottfried tritt ein. Sidonie.

Sidonie (muſtert ihn und ſpricht überraſcht für ſich).
Ah! Wirklich Ottfried!

Gottfried.
Gnädige Frau, man hat gewünſcht...

Sidonie (immer ſitzend).
Erlauben Sie... ſind Sie denn wirklich derſelbe,

den ich erwarten soll? Auf Ihrer Karte las ich einen Namen ...

Gottfried.

Der nicht ganz der meinige ist. Es sind Karten, die ich vor einigen Jahren stechen ließ. Es würde sich, da ich nur einige wenige Besuche zu machen gedenke und keine neuen Karten fertigen ließ, sonderbar ausgenommen haben, wenn ich Ihnen eine mit Bleistift verbesserte neue Auflage vorgelegt hätte.

Sidonie (winkt leicht, daß er sich setzen möge).

Gottfried

(nimmt unbefangen neben ihr einen Fauteuil ein).

Sidonie.

Dann bitt' ich aber doch um Auskunft, wie Sie früher auf diesen hübschen poetischen Namen gekommen sind und warum Sie ihn aufgaben?

Gottfried (sie unterbrechend).

Haben wir doch Alle ein zweites Leben und sollten wenigstens suchen, auch zum zweiten male geboren zu werden. Das Eine giebt uns das Schicksal, das Andere die Reflexion. Im Einen sind wir abhängig, im Andern sind wir frei, heißt es schon im Faust. Ohne Scherz, wir sollten uns Alle das Recht nehmen, in einem gewissen Alter uns einmal selbständig über unsere Stellung zur Gesellschaft, über unsern Stand, unsere Religion, selbst über unsern Namen aussprechen zu dürfen.

Sidonie (bei Seite).

Ich ſtaune ... (laut.) Und warum trugen Sie den frühern nicht gern?

Gottfried.

Es gab eine Zeit, wo Zweifel über mich kamen. Jedesmal, wenn ich damals meinen Namen Gottfried ſchreiben ſollte und mir dachte: Haſt Du denn den Frieden in Gott, den er von Dir ausſagt? erſchrak ich und fühlte mich von meinem Namen ſo beängſtigt, daß ich ihm aus dem Wege ging und mir jenen andern beilegte.

Sidonie.

Ihre Freunde nannten Sie Götz?

Gottfried.

Wiſſen Sie um dieſe Thorheiten?

Sidonie.

Wie vielerlei Anderes, das aber nicht ſo thöricht iſt, wie Das, was Sie mir von Ihrem Namen erzählen. Ich geſtehe Ihnen, ich bin faſt in Verlegenheit, Sie unter die Charaktere, die ich ſchon kenne, auf den erſten Blick unterzubringen.

Gottfried.

Ich hoffe, daß Ihnen das auch lange noch recht ſchwer bleiben ſoll, gnädige Frau! Die Eitelkeit beſitz' ich ſchon, Sie zu bitten: Legen Sie nur immer ein neues Fachwerk für mich an!

Sidonie.

Ich glaube, daß das — nöthig wird! Mit mir wird es Ihnen leichter werden! Sie ſcheinen einen durchdringenden Blick zu haben.

Gottfried.

Die Frauen machen in der Regel immer anfangs den Eindruck, als wären ſie Mitglieder einer einz'gen großen Familie, und erſt allmälig löſt die genauere Kenntniß die einzelne Erſcheinung von der Maſſe ab und ſtellt ſie unter die Beleuchtung ihrer beſondern Verdienſte oder ihrer eigenthümlichen Schönheiten.

Sidonie.

Wir Frauen werden Alle darauf erzogen, daß wir nicht auffallen ſollen, und wahrhaft auszeichnen können wir uns ſelten durch mehr als — durch unſer Schickſal! Sie ſind nicht zum erſten mal in dieſer Stadt, Sie kennen Baron Walden, Herrn von Brunneck...

Gottfried.

Graf Hugo Schönburgk iſt mein werther, lieber alter Freund.

Sidonie.

Ich habe davon gehört. Sie waren ſchon viel auf Reiſen? Sie haben Neapel geſehen? Und ohne das bekannte Sprichwort wahr zu machen? O, glauben Sie mir, man kann recht gut Neapel geſehen haben und noch recht lange leben. Die Welt iſt voller Ueberraſchungen.

Gottfried.

Ich sah schon zu viel des Schönen. Man sollte sich die Genüsse einer befriedigten Reisesehnsucht auf spätere Jahre aufheben; nicht zu rasch vorwegnehmen . . .

Sidonie.

O, Sie philosophiren über Ihr Leben? Das ist nicht Recht. Sie sollen keine Berechnungen anstellen —

Gottfried.

So dacht' ich sonst. Ich befand mich nicht gut dabei. Ich flog von Täuschung zu Täuschung. Was blieb übrig? Ich will jetzt den Genuß des Daseins in mir selbst finden, in dem Gefühl meiner Kraft, im Bewußtsein meines Willens, im Stolz meiner Ausdauer, ja im Trotz gegen mein Geschick. Das ist die beste Lebensauffassung; denn — die Regel dieses Lebens ist sie nicht grausam? Millionen sind unglücklich, damit einige Wenige glücklich sind. Soll ich schleichen, mich schleppen, stöhnen, ächzen und den Schöpfer anwinseln: gieb mir Glück! Ich habe vorgezogen, kein Glück zu begehren und darin find' ich meine Zufriedenheit. Aber ich behellige Sie mit langweiligen Principien . . .

Sidonie.

Nein! Nein!

Gottfried.

Ihre Zeit . . . .

Sidonie.

Wo denken Sie hin! Bleiben Sie! Ich hoffe, dies ist kein Convenienzbesuch ....

Gottfried (bei Seite).

Und kein Wort von Agathe? Wer soll zuerst beginnen?

Sidonie.

Ich erhole mich schwer von dem Erstaunen, Sie so völlig anders zu finden, als ich die Vorstellung hatte —

Gottfried.

Ihr Geist hat sicher jetzt eine Gattung gefunden, bei der Sie mich unterbringen können?

Sidonie.

Hm! Ja! Ein wenig glaub' ich Sie ergründet zu haben. Was meinen Sie, ich halte Sie für ein klein wenig eitel.

Gottfried.

Gnädige Frau!

Sidonie.

Ja, zürnen Sie mir nur! Ich halte Sie für eitel auf das Gewöhnliche, für stolz auf Ihre Bescheidenheit! O, ich komme Ihnen noch näher! Ich behaupte, die Philosophie, die Sie mir vorhin auseinandergesetzt haben, ist nur Produkt der Umstände. Sie entsagen, weil Sie müssen, nicht weil Sie wollen. Hab' ich Unrecht?

Gottfried.

Ich möchte darüber nicht nachdenken, gnädige Frau. Es wäre ſchlimm, es wäre gefährlich, wenn Sie Recht hätten. Ich würde mich dann nur in einer Kriſis befinden, die ich ſchon glaubte überſtanden zu haben.

Sidonie.

Bah! Sie haben noch nichts überſtanden! Gar nichts haben Sie überſtanden. Was ſprechen Sie von überſtanden? Abſchließen? Sie entſagen! Glauben Sie mir, die Welt, ja ich, ich ſelbſt, ich, ich wollte Sie ſchon ſo verwirrt machen, daß Sie noch einmal zu hoffen und neu zu leben anfingen. Entſagen! Die großen Flügelthüren des Lebens hätt' ich Ihnen nur wieder aufzureißen, um Sie in den wilden Kampf der Erſcheinungen blicken zu laſſen! Was ruft da nicht Alles! Da ſind die Künſte, die Wiſſenſchaften, die Menſchen durcheinander, die Fragen der Zeit, da iſt ſo viel ungelöſt, unbefriedigt, unbewieſen, da mittenhinein müßte man Sie wieder ſtellen und ich wette, Ihre entſagende Philoſophie ergäbe ſich bald als das Produkt ... darf ich ſagen ... wovon?

Gottfried.

Ich bin neugierig.

Sidonie.

Sie werden mir's übelnehmen.

Gottfried.

Ihnen, gnädige Frau?

Sidonie.

Ich ſehe, Sie können ſchmeicheln. Das iſt hübſch von Ihnen! Aber das harte Wort bekommen Sie doch. In dem Allen, mein Theuerſter, erkenn' ich Phlegma.

Gottfried.

Phlegma?

Sidonie.

Das iſt es, mein Freund! Trägheit! Abſpannung, Ermüdung. Das Meiſte, was ſich ſo oft für Moral, Philoſophie, Syſtem ausgiebt, iſt Abſpannung, Ermüdung. Man will nicht mehr denken, nicht mehr handeln, man will nichts mehr in ſich aufnehmen. So viel ich beſchränkte Perſon von der Geſchichte weiß, haben ſich zu keiner Zeit die Leute ſo früh abgeſchloſſen. Ich ſehe das ja an mir ſelbſt. Ich bekam eine außerordentlich geſuchte Erziehung, ich las, ich malte, muſicirte, und weil mich die frühe Reife, zu der ich dadurch gelangte, anſtrengte, erſchöpft hatte, hatt' ich's eben bald zum Ueberdruß. Und im Grunde befind' ich mich noch immer in dieſem Zuſtand. Ich weiß aber ganz gewiß, daß ich noch gar nichts weiß und daß ich mich gewaltig anſtrengen müßte, aus der Lethargie, in der auch ich mich befinde, herauszukommen. Ich leider kann mich nicht aufraffen, es fehlt der zündende Funke, der von außen kommen müßte... es fehlt... doch das iſt zu ſpät. Sie können es noch! Sie ſollten dieſe düſtren Philoſophieen aufgeben und wiſſen Sie, wonach Sie

ſtreben ſollten: Nach dem Unmöglichen! Das wäre etwas, was ſich der Mühe lohnt! Denn glauben Sie mir, wir leben in einer Zeit, in der ſich Alles realiſirt, wonach man nur ſtrebt. Und iſt's nicht das Unmögliche, was wir erreichen, ſo iſt's das Unglaubliche.

Gottfried (erhebt ſich).

Ich bewundere Sie! Sie ſind eine Zauberin! Sie können Geiſter in Flammen ſetzen.

Sidonie.

Bleiben Sie! Wir unterhalten uns vortrefflich. Oder... ja! Ich ſehe, es iſt Unrecht, Sie in Vorſätzen wankend zu machen, die Sie vielleicht mit vieler Ueberlegung gefaßt haben. Wie haben Sie ſich hier eingerichtet? Wen kennen Sie?

Gottfried.

Wie kann ich jetzt darauf Antwort geben? Wenn ich wirklich — zu früh — Nein, nein, Sie werden über mich lachen, gnädige Frau, über meine Erregung. Ich komme auf meine früheren Sätze zurück, ich habe vorgezeichnete Pflichten, ſichre und gerade Wege, die mich zu einem beſcheidenen Ziele führen. Sie wiſſen, gnädige Frau, weshalb ich hier bin. Ich lerne in Ihnen die Schweſter eines Weſens kennen, das ich....

Schulze (meldet).

Herr Commerzienrath und Fräulein Agathe!

Sidonie.

Sollen doch unten bei Harriet oder im Treibhaus warten... bis servirt wird... gleich, gleich!

Schulze (ab).

Sidonie.

Bleiben Sie sogleich zu Tische. Papa, Graf Schönburgk... nur einige Gäste werden da sein.

Gottfried.

Lassen Sie mich —

Sidonie.

Sie sind mir bös. Geben Sie mir die Hand!

Gottfried.

Gnädige Frau, ich muß Ihnen befangen erscheinen.

Sidonie.

Sie können mir schon die Hand geben. Ich bin eine Mutter.

Gottfried (küßt ihr die Hand).

Eine sehr junge... Ich komme mir wie ein erlöster Gefangener vor, der Jahre lang in einem dunklen Kerker schmachtete. Das Licht flimmert so unbestimmt um mich, ich weiß mich nicht auf die Gegenstände mehr klar und deutlich zu besinnen. Es ist besser, lassen Sie mich so gehen.

Sidonie.

Was thun Sie nun, wenn Sie jetzt gehen?

Gottfried.

Ich will mir einen stillen einsamen Platz im Parke

ſuchen. Vielleicht wart' ich den Untergang der Sonne ab. Aber Unſinn! Sie lachen über mich.

Sidonie.

Ueber Sonnenuntergänge? Ich male ja welche... Haben Sie ſich nie mit der ſchönen Kunſt beſchäftigt?

Gottfried.

Ich glaube ein Muſiker zu ſein, ohne daß ich ein Inſtrument ſpiele.

Sidonie.

Es giebt eine innere Muſik, der Seele wenigſtens. Gott! Sie und abſchließen? Sie, ein Titane, ein Sohn der Götter, dem die Welt gehört!

Gottfried.

Nein! Ich bin Nichts — Nichts — Nichts! An jede Frage hab' ich mich einſt gewagt und ihr in meinem Innern erſt gewiſſenhaft die Grundlage der Thatſachen gegeben. Plötzlich ſtäubte ich die Gelehrſamkeit ab und warf mich in den Strom des Lebens. Die Geſichtskreiſe erweiterten ſich, ich ſah Alles anders als früher, ja ich fand, daß das Leben, ſoll es uns ganz erfüllen, mit nervigter Hand muß ergriffen werden. Da ich das nicht konnte, durfte, ſollte, will ich mich zurückziehen in mich ſelbſt.

Sidonie.

Nein! Nimmermehr! Ihnen ſteht noch die ganze Welt offen.

Gottfried.

Von der Ebene aus mag ich nicht auf die Berge ſehen. Oben muß man ſtehen, hoch auf den Kuppeln, muß die aufgehende Sonne früher erblicken können, als die Schläfer im Thale, die erſt der Hahn der Pflichten weckt. Dieſe Stellung hab' ich nicht, find' ich nicht. So ſeh' ich denn all' die Keime einer Entwickelung, die in mir leben könnte, ruhig und mitleidig an und ſage: Duckt euch, verſteckt euch, ihr grünen Hälmchen; ich habe kein Erdreich, keine Sonne für euch und glauben Sie mir, ſie ziehen ſich auch ganz ruhig und ſtill in den Boden zurück, in das ſogenannte Herz, dieſen kleinen Fleck im Menſchen, den wir nicht reich genug beſäen, nicht tief genug pflügen können. Dem Herzen ſchadet keine Täuſchung. Dem Herzen ſchaden die unvollendeten Wünſche nicht, die Ahnungen eines beſſern Zuſtandes nicht: das Herz lebt und gedeiht ja vom Gefühl des Richtigen.

Sidonie.

Und welches Ziel ſtecken Sie ſich?

Gottfried.

Ein Ziel! Sie ſagen, ich ſollte das Unmögliche wählen. Ich denke, ſicherer geht die Wahl des Möglichſten. Schrecklich denk' ich mir das Leben hinbringen mit einem ewigen Suchen, und vielleicht ſogar noch kurz vor ſeinem Tode eine Neuigkeit, eine plötzliche Erfahrung erleben und mit einem Fragezeichen auf

dem Antlitz ſterben. Nein, nein, auf das Grab ſoll man uns einen Punkt, kein Komma ſetzen. Wir müſſen zu Ende ſein und das kann man nur dann, wenn man ſich früh gewöhnt ... in nicht ſo langen Perioden zu ſprechen, wie ich es eben thue, indem ich Ihre Geduld zu lange in Anſpruch nehme. (Er verbeugt ſich, als wollt' er gehen.)

Sidonie.

(Bei Seite.) Ich bin entzückt! (Laut.) Ich bitte Sie... nein! Wie können Sie — jetzt, jetzt, wo ich... aber ich muß Sie oft ſehen, oft, ſehr oft. Kommen Sie Morgen um acht Uhr. Wollen Sie zum Thee, um acht Uhr ...

Krüger (meldet).

Graf Schönburgk! (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Hugo Schönburgk. Die Vorigen. Dann Wallmuth und Agathe.

Hugo.

Du hier, Götz! Vortrefflich! Frau von Büren hält Dich zu Tiſche da. Oder.... (er überſieht die Situation von Beiden) ja ſo!

Gottfried

(ſucht etwas zu ſprechen, vermag es nicht, giebt Hugo herzlich die Hand, verbeugt ſich gegen Sidonien und geht).

Hugo (zu Sidonien, die abgewendet ſteht).

Nun, wie finden Sie meinen Freund Götz? Nicht wahr, eine intereſſante Erſcheinung? Wie ſanft ſieht er aus und mindeſtens hat er ſchon ſeine vier Duelle gehabt... zweien wenigſtens hab' ich ſelbſt ſecundirt.

Agathe und **Wallmuth** (treten ein von der Seite).

Agathe.

Sidonie, kann ich Dich denn endlich umarmen? Sei mir viel tauſend tauſend mal gegrüßt!

Sidonie.

Du gute Seele! Ich freue mich, Dich wiederzuſehen.

Wallmuth.

War er da? Nun was ſagſt Du? Iſt es nicht ein Scandal? Bin ich nicht verurtheilt, mit meinen Schwiegerſöhnen — guten Tag, Graf!

Hugo.

Commerzienrath!

Wallmuth.

Dieſer Mangel an Attention! An Conduite!

Agathe.

Er war hier!

Wallmuth.

Fandeſt Du den Mann würdig —?

Sidonie.

Der zärtlichſten und begeiſtertſten Liebe!

Agathe.

Schweſter?

Sidonie.

Wer ihn zu beſitzen verdient, den nenn' ich das glücklichſte Weſen der Erde. Vater, Deinen Arm!

Wallmuth.

En verité? Nein wirklich? Das hätt' ich nicht erwartet!

Hugo (bei Seite).

Arme Agathe! (Er bietet ihr den Arm.) Liebe Schwägerin! Darf ich?

Alle gehen ab.

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Bei Hugo Schönburgk.

Erſter Auftritt.

Hugo und Gottfried treten aus der Mitte auf. Es iſt gegen Abend.

Hugo.

Lieber Freund! Noch auf ein Wort! Du willſt nach Hauſe und zu Deiner Verlobung Toilette machen. Aber vorher noch eine Frage. Setz' Dich!... Sage, beſter Freund, wenn Du Jemanden beleidigt hätteſt, würdeſt Du noch Satisfaktion geben?

Gottfried.

Wen hab' ich beleidigt?

Hugo.

Mich. Du wirſt Dich mit mir ſchlagen müſſen.

Gottfried.

Du ſcherzeſt.

Hugo.

Bei einer Cigarre können wir dies Thema noch bequemer behandeln. Willſt Du?

Gottfried.

Ich danke...

Hugo.

Ich gelte in der Welt ſo ziemlich als der Verlobte Sidonien's von Büren. Ich habe in Dir einen gefährlichen Nebenbuhler bekommen. Wir müſſen uns alſo die Hälſe brechen.

Gottfried.

Ich verlobe mich mit Agathen.

Hugo.

Das hindert nicht. Aber wenn Du willſt, hören wir vom Duell auf. Die Thatſache ſteht darum nicht weniger feſt: Sidonie liebt Dich.

Gottfried.

Ich glaub' es faſt.

Hugo.

Und mein Freund Götz liebt ſie wieder. Darauf ſchweigſt Du?

Gottfried.

Nenn' es einen Rauſch! Nenn' es einen Taumel! Sidonie hat mir die Sinne verwirrt. Als Du mich bei ihr antrafſt, vor acht Tagen, ging ich von ihr ohne Bewußtſein, ich mußte mich ſammeln — es währte in die Nacht, bis ich zur Ruhe kam. Schon wenige

UNIV. BIBL. BERLIN.

Stunden nach dieſer erſten Begegnung ſchrieb ſie mir. Es hätte auf dem Blatte nichts zu ſtehen brauchen; ſchon das Couvert, das Papier, der Duft, der mich anhauchte, hätten eine magiſche Wirkung auf mich gehabt. Was ſie mir ſchrieb, war an ſich harmlos, aber es bewies, daß ſie ſich mit mir beſchäftigte. Ich that dies ſelbſt mit geſteigerter Erwartung, bis ich ſie wiederſah. Freund, bin ich wahnſinnig! Nur in ihrem Boudoir zu ſitzen, nur unter den Füßen die weichen Teppiche, die Flamme in der großen mattgeſchliffenen Glaskugel auf dem Tiſche, ſie ſelbſt in ſeidenen Gewändern, hingelehnt auf ihrer Chaise longue und dabei geiſtreich, voll Intereſſe, anregend und der Anregung ſelbſt bedürftig, eine Lebenskünſtlerin von den tiefſten Anſchauungen ... Ich bin aus Allem, was ich mir als meine wahre Welt zuſammenleimte, heraus. Ich geſtehe Dir, ich weiß nicht wie ich aus dieſem Bann mich befreien werde.

Hugo.

Alſo Ritter Tannhäuſer! Gefangen im Venusberg! Ich erwiedre Dir mit gleicher Aufrichtigkeit. Vorläufig hab' ich Dir freies Feld gelaſſen und mich zurückgezogen. Einen Wettkampf mit Dir kann ich nicht eingehen, dafür wirkſt Du zu effektvoll. Indeſſen! Verſteh' mich recht; ich liebe Sidonie ungefähr wegen derſelben Dinge wie Du, das Hinlehnen auf der Chaise longue ausgenommen, das mir etwas zu kokett erſcheint. Wie

geſagt, ich fordere jetzt weder ein Ja, noch ein Nein heraus, ich ziehe mich zurück, laß' Euch gewähren und warte, wie alle Diplomaten, meine Zeit ab.

Gottfried.

Wenn dieſe nun nie mehr käme?

Hugo.

Sie wird kommen. Nicht nur meine Finanzen, von denen ich nicht ſprechen will, ſondern auch meine Sympathieen für Frau von Büren geben mir die ganze Zähigkeit der Ausdauer. Und Deine heutige Verlobung mit Agathen iſt ja nicht abbeſtellt. Man wird Gäſte bei Sidonien ſehen, man wird ſoupiren, der Alte wird eine Rede halten. Nach einer ſolchen ſolennen Verlobung wirſt Du mit dem armen Kinde nicht brechen können.

Gottfried (blickt nieder).

Hugo.

Du biſt ein Herz und eine Seele mit unſerm polytechniſchen Schwiegerpapa geworden, rühmſt ſeine Kaffeemaſchinen, ſeine Treibhäuſer, machſt mit ihm Beſuche in allen Fabriken, wo er den Kenner ſpielt und durch ſeine lächelnde Herablaſſung die Induſtrie des Landes aufmuntert, kurz Du ennuyirſt Dich fürchterlich, um durch ihn eine Pfarre, ein Schulamt zu bekommen ... oder etwas Aehnliches.

Gottfried.

Gott! Gott!

Hugo.

Dich ſelbſt ſchon täuſchest Du nicht mehr, Du täuſchest nur noch Andere und das iſt wider Deine Natur. Es wird eine Aenderung eintreten und Sidonie iſt ja bereits eine Witwe, ob vom erſten oder zweiten Mann, ob die Witwe einer Ehe oder die Witwe eines kleinen Romans; ich ſehe das noch einige Zeit in der Entwickelung mit an und bitte Dich nur, bleib' möglichſt aufrichtig gegen mich!

Gottfried.

Während ich Agathen täuſche!

Hugo.

Ich kann mir denken, wie das gekommen iſt. Meine Schweſter beleidigte einſt Deinen Stolz. Du ſpringſt in ein Extrem, das Deinem Gemüth Ehre macht, in die Demuth. Du ſöhnſt Dich mit Deinem Vater aus. Ein junges Mädchen aus der Stadt vermittelt dieſe Ausſöhnung; die Hände ſind zuſammengelegt, ob zwei mehr oder weniger, darauf kam's Dir im Drang der Gefühle nicht an. Die Gruppe ſtand einmal feſt und, gut wie Du biſt, quälſt Du Dich nun, dieſe Gruppe wahr zu machen, kamſt hieher, ſpielteſt Armeſünderſcenen mit dem Alten und zappelſt an Händen und Füßen, daß Du nicht wieder loskannſt. Soll man die Scheere anſetzen und den idylliſchen Käfer vom Zwirnsfaden der Gewöhnlichkeit abſchneiden?

Gottfried.

Spotte nicht! Agathe iſt ein engelreines Gemüth, weich und ſanft, nicht ohne Geiſt, nicht ohne feſten Willen, der nur unterdrückt wurde.

Hugo.

Ich halte diejenige Form der Liebe für die unglücklichſte, wo ſich in die Liebe Mitleiden miſcht. Das arme Kind iſt das Aſchenbrödel des Hauſes. Du ſahſt, daß etwas, was Du lieben wollteſt, von Andern zurückgeſetzt wurde. Du wollteſt gerecht ſein, ausgleichen, helfen und nun erſcheint Dir doch Alles plötzlich aſchgrau, gewöhnlich und Du leideſt ſelbſt unter dieſer Zurückſetzung.

Gottfried.

O, wahr! Wahr!

Hugo (ſteht auf).

Eine kurze Reue erſetzt hier einen langen Schmerz.

Gottfried.

Nimmermehr!

Hugo.

Närriſcher Menſch, der Du biſt! Das Eine reizt Dich und das Andere feſſelt Dich. Sieh, ich bringe mich ja ſelbſt zum Opfer. Liebe Sidonien, ſo lang' es Deiner Phantaſie wohlthut! Du wirſt es nicht ewig können, dafür bürgt mir Deine Natur, die eine andere, als die meine iſt. Aber mit Agathen —

um Dir nun doch meine Meinung zu ſagen, mit Agathen brich jetzt, brich noch heute!

Gottfried.

Hugo!

Hugo.

Höre weiter! Der Entſchluß, zu Deinen erſten Studien zurückzukehren, iſt eine Thorheit. Theologie! Lieber Himmel, haſt Du etwas von einem Theologen! Geſchichte, Rechtswiſſenſchaft, Politik triebſt Du mit größerer Leidenſchaft als das Studium der Kirchenväter. Menſchen Deiner zuſammengeſetzten Bildung ſind die, die die Lücken fremder Bildung ausfüllen müſſen. Ich habe meinen Geſandtſchaftspoſten erhalten. Er iſt mittleren Ranges, aber der Ereigniſſe wegen, die ſich an ihm kreuzen, ſchwierig. Begleite mich als Secretair meiner Legation!

Gottfried.

Du meinſt: Auch die Theologen ſind nur die Diplomaten des Himmels!

Hugo.

Siehſt Du, wie wenig die Kirche Urſache hat, Dich zu feſſeln? Der Plan gefällt Dir? Du lächelſt? Ich brauche Deine Kenntniſſe und Deinen Geiſt. Mein Poſten hat verwickelte Beziehungen: Du ſollſt ſie mir aufklären. Ich habe vielleicht doppeltes Spiel zu ſpielen: Du ſollſt die Eine Rolle übernehmen, ich die

andere. Endlich hab' ich Depeſchen zu ſchreiben ... mein Styl iſt nicht eben klaſſiſch. Schlägſt Du ein?

Gottfried.

Das ſind Träume.

Hugo.

Träume, aber von Ruhm, von Glück, glänzenden Erfolgen und einer zukünftigen Stellung, die Deiner würdig iſt. Götz, ſchlag' ein.

Gottfried.

Hugo ....

Hugo.

Und folgſt Du mir nicht gutwillig, ſo entführ' ich Dich mit Gewalt. Kannſt Du mit Aufrichtigkeit an Agathen's Finger einen Verlobungsring ſtecken? Mußt Du nicht wünſchen, daß irgend eine force majeure Dich von einer Verpflichtung entfernt, die Dir quälend ſein muß? Freilich müßteſt Du dann auch von Sidonien —

Gottfried.

Von ihr — von ihr hinweg! Für immer! Aber welche Phantaſieen!

Hugo.

Was meinſt Du, wenn Dich der Staat binnen drei Stunden mit einer Miſſion nach Wien ſchickt? Wir leben in einer Zeit, wo ſich leider jeden Augenblick eine Ueberraſchung findet, die Eile hat. Als Cabinets-

courier, der nach Wien geht, könntest Du Dein erstes Probestück ablegen.

Gottfried.

Wenn ich mit Agathe mich jetzt verlobte — ja es wäre ein Betrug. Meine Augen würden nur auf Sidonien blicken! O wenn Du ein Mittel gefunden hättest, mich an das Ende der Welt zu jagen ... (Eine Zimmeruhr schlägt sechs.)

Hugo.

Vorläufig erst nach Wien. Es ist die Stunde, wo der Minister Audienz giebt. Folge mir! Nur Eine Vorstellung und die Sache ist in Ordnung. Ich wähle Dich als meinen Secretair. Götz! Götz! Brich diese Fesseln! Wenn Du Dich mit Agathen verlobst, wirst Du ewig nur Sidonien lieben! Fliehe Beide und vielleicht rettest Du Dir wenigstens Dich selbst —

Bedienter (meldet).

Der Wagen!

Hugo.

Komm, mein Freund! Zum Minister! Ein Auftrag des Königs führt Dich aus Widersprüchen hinweg, an denen Deine Ruhe und Dein Herz zu Grunde gingen.

Gottfried.

Wohlan! Ich will folgen.

(Beide ab nach außen.)

Zweite Scene.

Der Verlobungsabend bei Sidonien.

Zweiter Auftritt.

Drei bis vier Bediente in reichen Livreen tragen Flambeaux in einen Salon, deſſen Flügelthüren geöffnet ſind, ordnen die Seſſel und entfernen ſich. Darauf der Commerzienrath. Dann Harriet.

Wallmuth.

(Kommt durch die Mitte, nur mit einem ſeiner Orden ballmäßig gekleidet; er zieht ein Lorgnon aus der Taſche und ſieht hinaus, um ſich zu überzeugen, ob Alles nach Geſchmack angeordnet. Dann nimmt er ein Papier aus der Bruſttaſche, ſieht ſich um, ſetzt ſich vorn, räuſpert und ſpricht:)

„Geehrte Verſammlung! Die Empfindungen, welche ein Vaterherz an dem heutigen .... (er ſtockt und ſieht in's Manuſcript) Jubelfeſte .... an dem heutigen Jubelfeſte ergreifen müſſen, kommen ſo unvorbereitet zur Sprache oder .... Ausſprache? (Sieht in's Manuſcript.) Nein „zur Sprache“ .... kommen ſo unvorbereitet zur Spra .... das iſt wohl nicht gut geſagt. Die Sache kommt zur Sprache? Man könnte glauben, dieſe Empfindungen wären etwas Strafbares .... kommen ſo unerwartet zum — Ausſpruch — ab, oder .... Ausbruch? Das iſt gut, Ausbruch! Maleriſcher! Man ſieht das gleichſam ausbrechen. „Zum Ausbruch“ .... daß

ich um Nachsicht bitten muß, wenn ich mir erlaube, aus .... (stockt, sieht in's Manuscript) aus dem Stegreif ... aus dem Stegreif einige Worte zu sprechen, wie gesagt, ganz unvorbereitet. Meine Freunde! Wenn schon überhaupt ...."

Harriet (kommt, schön geputzt, geschmückt).

Großpapa, heut' ist Hochzeit ...

Wallmuth.

Hochzeit nicht! Verlobung! Aber pst ... das soll Niemand erfahren ...

Harriet.

Großpapa, ich möchte lieber Hochzeit haben, als Verlobung.

Wallmuth.

Eines vor dem Andern! Komm 'mal her. Da nimm 'mal das Papier und überhöre mich, wie ich sprechen will. Da! Hier! Wenn schon überhaupt ...

Harriet (liest).

Wenn schon überhaupt das menschliche Leben ...

Wallmuth.

St! Langsam! Ich will ja sprechen. Du sollst nur nachlesen: „Wenn schon überhaupt das menschliche Leben von der Wiege bis zur Bahre reich an bedeutungsvollen Einschnitten ist, wenn —" (stockt) Na?

Harriet.

„Wenn schon überhaupt" ...

Wallmuth.

Ach, das iſt ja die erſte Reihe. Die haben wir ja ſchon längſt! Weiter! „Wenn“ . . .

Harriet.

„Wenn der Knappe . . .“

Wallmuth.

„Der Knabe, der Jüngling, der Mann und der Greis . . .“ nun?

Harriet (ſtockt).

„Der Knabe —“

Wallmuth.

Ach Du verſtehſt auch gar nichts! (Entreißt ihr das Papier.) Ungezogenes Kind! Was verſchwendet man für Geld auf Dich! Nach ganz neuen Prinzipien erzogen! Nun bin ich ganz aus dem Contert gekommen.

Harriet (ärgerlich).

Ich kann aber ſchon recht ſchön leſen, Großpapa . . .

Wallmuth.

Nichts kannſt Du . . .

Harriet.

Die Tante weiß aber, daß ich ſchon recht ſchön leſen kann.

Dritter Auftritt.

Agathe. Die Vorigen. Später Bertrand.

Agathe (im festlichen Anzug).

Ach lieber Vater! Du bist gefahren, ohne mich erst zu sehen.

Harriet (vordirend).

Nicht wahr, Tante, ich kann schon recht schön lesen?

Agathe

O gewiß! Wo ist Mama, Harriet?

Wallmuth (zu Agathen's Anzug).

Recht schön! Recht schön! Uebrigens, Kind, ich suche die Einsamkeit. Meine Empfindungen sind noch so in Anspruch genommen ... Hernach! Hernach!

Harriet.

Der Großvater hatte was auswendig gelernt —

Wallmuth.

Willst Du wohl! Wirklich, ich bin recht gerührt von diesem Abend. Geh! Willst Du gehen, Harriet! Ich denke, liebe Agathe ...

Agathe.

An die gute Mutter? Nicht wahr, Vater, hätte sie diesen Tag erlebt!

Wallmuth.

Du machst mir wehmüthige Empfindungen. Das ist nicht recht von Dir. Ja, ja, ich dachte an die gute

Mutter! Komm', Harriet, ich will — drüben in der Erinnerung an ſie — Adieu, Agathchen — auf Wiederſehen! — ich will mich ein bischen — (zieht ein Schnupftuch) ein bischen drüben ſammeln. Komm, Harriet!

Harriet.

Ich kann aber doch ſchon recht ſchön leſen! (Ab mit Wallmuth durch die Mitte.)

Agathe.

Wie bin ich beklommen! Und ich weiß nicht, ob es vor Freude iſt? O fänd' ich ein Herz, dem ich mich ganz vertrauen könnte! Tauſend Empfindungen durchkreuzen ſich namenlos in der Bruſt... nein, nein, es iſt nicht Seligkeit, iſt nicht Jubel... ein Grauen erfüllt mich, wenn ich das Rauſchen dieſes feſtlichen Kleides höre, in den Spiegel blicke —

Gertrud

(ſtreckt rechts vom Zuſchauer den Kopf aus der Thüre).

Pſt! Agathchen!

Agathe.

Gertrud!

Gertrud

(ſchleicht ſich ein paar Schritte näher und nickt ſich um; ſie iſt feſtlich gekleidet, hat aber eine Schürze vor).

Kind, ich habe für die Tafel zu ſorgen. Der franzöſiſche Koch kehrt das Unterſte zu Oberſt. Aber eine Neuigkeit hab' ich, eine himmliſche, prächtige Neuigkeit.

Agathe.

O ſage mir etwas Gutes! Ich brauch' es, um mich halten zu können!

Gertrud.

Keine Grillen, Agathe! Hätt' ich gedacht, daß das Alles ſo raſch und nach Wunſch kommen würde... aber meine Neuigkeit behalt' ich für mich, bis es Zeit iſt...

Agathe.

Sprich doch!

Gertrud.

Ein Gaſt! Kein geladener Gaſt, aber der beſte von Allen!

Agathe.

Der beſte? Ein Gaſt? Wer wär's — Ahn' ich recht....

Gertrud.

Ja, ja...

Agathe.

Aus Schönlinde?

Gertrud.

Da kommt die Baronin und wie ſeh' ich aus!

(Rennt raſch zurück.)

Vierter Auftritt.

Sidonie. Agathe.

Agathe.

O! Nun bin ich glücklich! Guten Abend, liebe Schweſter! Ich bin zu früh gekommen. Nicht wahr?

Sidonie (iſt leidend und wirft ſich auf einen Seſſel).

Agathe.

Dir iſt nicht wohl?

Sidonie.

Migräne! (Sie klingelt.)

Ein Bedienter kommt.

Sidonie.

Die Portièren noch zuziehen! Das grelle Licht macht Kopfſchmerz.

(Bedienter zieht ſie zu und geht ab.)

Agathe.

Wie ſchön Du biſt! Du wirſt die Königin des Abends ſein.

Sidonie.

Dieſe Rolle gebührt Dir.

Agathe.

Wie könnt' ich wagen ... neben Dir ...

Sidonie.

Deiner Toilette ſieht man aber wirklich an, daß Dir dabei die Schweſter fehlte. Wie ſitzt das!

Agathe.

Schlecht, ich weiß es.

Sidonie.

Die Haltung fehlt.

Agathe.

Gieb mir heute keine Lehren! Gieb mir schwesterliche Liebe!

Sidonie.

Du bist recht übermüthig. Ich sagte Dir schon, ich bin krank!

Agathe.

Himmel, eine Thräne im Auge? Sidonie, wann hab' ich Dich weinen sehen? Was hast Du? Kummer? Theil' ihn mir mit!

Sidonie.

Mittheilen! Kummer! Phrasen!

Agathe.

Bin ich dessen so unwerth oder zu unbedeutend, Deine Schmerzen zu verstehen?

Sidonie.

Das Gefühl Deines Glückes giebt Dir Selbstvertrauen: ich schätze das.

Agathe.

Ich hörte immer, daß wir Frauen durch die Liebe erstarken.

Sidonie.

Wie majestätisch!

Agathe.

Verſpotteſt Du mein heiliges Gefühl?

Sidonie.

Almanachserinnerung!

Agathe.

Sidonie! Noch immer ſoll ich Deine Sclavin ſein?

Sidonie.

Es iſt nicht meine Schuld, daß Du Dich Dein ganzes Leben hindurch eclipſirt haſt. Du hätteſt Dich geltend machen ſollen! Ich habe Dich für das genommen, für was Du Dich giebſt.

Agathe.

Auch bin ich nicht mehr. Ich laſſe Dir ja den ganzen ätheriſchen Glanz, der Dich umgiebt. Ich bin mit meiner Dunkelheit zufrieden.

Sidonie.

Eine Dunkelheit, in der Dir ein Stern aufging! Was haſt Du gethan, welches Verdienſt Dir erworben, daß Du mit ſo ruhiger Unbefangenheit einen Beſitz hinnimmſt, den Du ſchwerlich verſtehſt?

Agathe.

Sidonie!

Sidonie.

Glaubſt Du, daß Ottfried Dich liebt? Er that es nie und nimmer wird er Dich lieben.

Agathe.

Schweſter ...

Sidonie.

Ich erwartete Gottfried Oberlin, den Sohn eines Pfarrers, eine ſchüchterne, eine beſchränkte unbedeutende Perſönlichkeit. Wen fand ich? Einen Jüngling von Poeſie, Schwärmerei, von Anſprüchen an ein großes Leben. Wie er den Muth hatte, ſich ſeinen Namen ſelbſt zu beſtimmen, ſo hat er ein Recht, ſich auch ſein Daſein ſelbſt zu ſchaffen. Er könnte abſchreckend ſein und ich würde ſagen, Du verdienſt ihn nicht. Was ſollſt Du mit einem geflügelten Sonnenroß? Was ſoll eine ſolche Feuerſäule auf dem kleinen Altar Deiner häuslichen, beſcheidenen Wünſche und Hoffnungen? Verzehren wird Dich dieſe Flamme, fallen laſſen dieſer Segler der Lüfte! Wagteſt Du nach ſolch einem Beſitz Deine Hand auszuſtrecken, Du begingeſt ein Verbrechen, das Du durch nichts wieder gut machen könnteſt.

Agathe.

Das hören zu müſſen! Von einer Schweſter! Mein Himmel, ja, Gottfried würdigt mich ſeiner Wahl, aber kann ich mein Vergehen, ſeine Hand anzunehmen, nicht wieder gut machen durch meine Liebe?

Sidonie.

Redensarten aus einem Leſebuch, das Dir Jemand zu Weihnachten ſchenkte! Was willſt Du gut machen durch Deine Liebe? Nachdem dieſe Liebe ihn in den Staub gezogen hat, an Gemeines, Alltägliches

ſchmiedete, an die Sorge, an die Reue, an die Verzweiflung! Glaubſt Du, daß eine ſolche Zärtlichkeit, die für einen Sonntag Nachmittag paßt, ausreicht, um alle die Wunden, die in ſein Herz geſchnitten wurden, zu heilen, all' die Seufzer zu unterdrücken, die bald kummervoll und verzweifelnd genug aus ſeiner Bruſt ſie. löſen werden?

Agathe.

Mein Gott ... Du biſt fürchterlich.

Sidonie.

Agathe, ich will ſanft mit Dir reden. Ich meine es ehrlich, gut, aufrichtig. Ich bin Deine ältere Schweſter. Prüfe Dich, Kind, ob Deine Arme ſtark genug ſind, einen Mann wie dieſen zu tragen! In einer Abſpannung ſeines Gemüths iſt er Dir begegnet, er hat Dein beſcheidenes Weſen beobachtet, es hat ihn gerührt, er hat Dich mit ſeinem freundſchaftlichen Wohlwollen, das die Geſtalt der Liebe annahm, emporrichten wollen. Hat Dich, als Du ihn wiederſahſt, niemals ſeine majeſtätiſche Erſcheinung erſchreckt? Biſt Du nicht Staub geworden im Anblick eines Mannes, der mit ſeiner Liebe Dich geiſtig nur tödten kann? Ich nenne das Vermeſſenheit, auf ein Weſen ſolcher Art Beſchlag zu legen und von einer ſolchen Zukunft ſagen zu wollen: Sie iſt mein!

Agathe.

Ich ſehe, Du liebſt ihn. Ja! Das kümmert mich

nicht. Das könnte mich nur um so stolzer machen. Hat Dir Ottfried, wie Du ihn nennst, je gestanden, daß er mich nicht liebt?

Sidonie.

Es giebt Geständnisse, die der Worte nicht bedürfen.

Agathe.

Nein? Nein sagst Du? Du kannst nicht sagen, daß Ottfried Dir je ein Recht gab, so mit mir zu sprechen?

Sidonie.

Laß das! Laß das! Laß das!

Agathe.

Nun denn, Schwester! Ich erkenne Deinen hohen Geist an, ich beuge mich vor ihm in Allem ... in Jedem ... darin aber nicht, daß ich Dir zu Gefallen diesem Besitze entsagen sollte. Ich fühle, was Du von meiner Unwürdigkeit, einen solchen Mann mein zu nennen, sprachst, fühl' es nur zu tief; ich fühle, daß ich ihn nur durch meine Liebe mir erhalten kann, aber was kann mich berechtigen, von dieser Liebe gering zu denken? Mit meinem Herzen kann ich so stark sein, wie Du mit Deinem Geist. Ich weiß nicht, Schwester, ob Du bemerkt hast, daß ich ein armes Stiefkind des Lebens bin. Ich war arm, freudenarm, eine Bettlerin, wo Du eine Königin warst, und nun soll ich das Einzige hingeben, was mir der Himmel als Ersatz für meine Leiden schenken wollte? Ich habe Alles für Dich

gethan: ich war im Stande, im Gewitter mich auf die Erde zu werfen, damit Du trocknen Fußes über mich hinwegschreiten konntest, ich gehorchte in Allem, was den Geist betrifft, Deiner Einsicht und Deinem Befehl... denn wir sind so erzogen worden... Aber hier, in einer Frage des Herzens, gehorch' ich nur mir. Hab' ich Ursache, das zu verschmähen, was mir Ottfried giebt? Noch giebt er mir seine Liebe, voll und rein, offen und frei, ungezwungen und unerbeten! Dies mein einziges, mein letztes Glück, das erhalt' ich mir; dieser Liebe werd' ich nie entsagen. Hörst Du's aus meines Herzens tiefstem Grunde? Nie! Nie! (Sie geht nach innen.)

Fünfter Auftritt.

Die Portièren werden aufgezogen. Eine Musik beginnt. Die Gäste treten vor. Bediente stehen an den Eingängen. Wallmuth. Bald darauf Hugo.

Wallmuth.

Wohin? Wohin? So stürmisch? Wie das wogt, wie das klopft, glückliches Kind! Aber es ist sonderbar... Sidonie... Hast Du keine Anzeige von unserm Doctor? Wo steckt die Hauptperson des Festes...? Unser Souper...

(Die Musik geht in eine melodramatische Färbung über.)

(Alles wendet sich. Hugo tritt rasch ein.)

Hugo.

Ich bitte um Entschuldigung! Guten Abend, meine Herrschaften! (Zu Agathen.) Mein Fräulein, erschrecken Sie nicht...

Agathe (sieht ihn bebend an).

Was ist?

Hugo.

Sehr! Sehr mal à propos! Eine unangenehme Störung! Aber wir leben in einer bewegten Zeit und die öffentlichen Angelegenheiten gehen den privaten vor. Herr Commerzienrath, ich komme vom Minister des Auswärtigen und freue mich, Ihnen anzeigen zu können, daß mein neulicher Plan, Freund Ottfried nicht in enge, ihm so wenig zusagende Verhältnisse, sondern auf das große Gebiet der Diplomatie einzuführen, vollkommen gelungen ist. Er ist zum Secretair meiner Legation ernannt.

(Allgemeines Erstaunen.)

Wallmuth.

Das ist ja höchst überraschend? Wo ist er, daß man zugleich auch — diese Wendung — (Bei Seite.) Meine Rede!

Hugo.

Der Minister hatte eben eine höchst wichtige Londoner Nachricht empfangen, die eine augenblickliche Beförderung nach Wien verlangte, und unser junger Diplomat mußte sogleich einen Beweis seiner wirklichen

Verwendbarkeit geben. Freund Götz hat soeben seine Carrière begonnen; er ist im außerordentlichen Dienst nach Wien als Courier expedirt worden.

(Allgemeines Erstaunen. Agathe, ahnend, schwankt.)

Sidonie (erhebt sich mit triumphirender Freude).

Ich denke ... Wir können darum doch zusammenbleiben ... Meine Herrschaften ...

Wallmuth (zu Agathe).

Mein gutes Kind, tröste Dich! Das giebt ja ganz neue Perspectiven in die Zukunft. (Bei Seite.) Ich modificire meine Rede und spreche von der Diplomatie, statt von der Ehe.

Hugo.

In wenig Wochen wird er wieder zurück sein und unverzüglich, hoff' ich, kommt von Wien eine briefliche Erklärung von ihm.

Wallmuth.

Kommen Sie, Herr Graf! Alle, alle, meine Herrschaften! Keine Unterbrechung! Der Staat geht in allen Fragen voran. Das bringt die öffentliche Wohlfahrt mit sich. Aber bitte, bitte, wir bleiben Alle zusammen. (Für sich.) Meiner Rede läßt sich jetzt sogar eine humoristische Färbung geben. Macht weit mehr Effekt.

(Ab mit Allen.)

Sechster Auftritt.

Agathe (allein). Pfarrer Oberlin (von Rechts). Gertrud (ſteht in der Thür).

Oberlin

(geht langſam in die Mitte und wendet ſich dann zu Agathen, ſtreckt die Arme aus und wartet, daß ſie aufblickt).

Mein Kind!

Agathe

(ſieht ihn und ſtürzt auf ihn zu).

Mein Vater!

(Er drückt ſie mit ſtummem Schmerz an ſeine Bruſt.)

Der Vorhang fällt.

Fünfter Aufzug.

Nach einem Jahre.

Erſte Scene.

In einer mittleren Reſidenz bei Sidonie von Schonburgk.

Erſter Auftritt.

Diener begleiten Gäſte hinaus mit Leuchtern. Gottfried. Roſtofsky. Mehre Gäſte kommen aus den innern Zimmern in das Entreezimmer, das etwas dunkel iſt.

Gottfried

(nimmt aus ſeinem Portefeuille einen Wechſel)

Zweiundneunzig Dukaten.

Roſtofsky.

Mais Monsieur vous êtes trop presse.

Gottfried.

C'est au nom du Comte. Nein, nein, der Graf will die Schuld nicht anſtehen laſſen ... Nehmen Sie nur ... auf den Commerzienrath ... Die Summe wird ausreichen.

Rostofsky.

Sur Monsieur de Vallmouth? A vue! Communauté des biens! L'effet du mariage!

Erster Gast (mit Orden).

Herr Legationssecretair! Ich vergaß dem Herrn Grafen den vortrefflichen Artikel zurückzugeben... ein ausgezeichneter — ein offiziöser; man muß die Feder der Gesandtschaft bewundern...

Zweiter Gast.

Der Styl ist ausgezeichnet...

Rostofsky (auf seinen Wechsel sehend).

Monsieur le Comte schreiben seit seiner Verheirathung mit Frau von Büren einen sehr glänzenden Diktion... (Alle ab.)

Gottfried (begleitet sie und kehrt zurück).

So gehen hier seit drei Monaten alle Abende hin! Spiel, Phrasen, getödtete Zeit fand ich sogleich, als ich vor einem Jahre hieher kam; aber jetzt! Seit das möglich war! Mit Sidonien — Ha! Auch der Wein wirkt jetzt in diesen Salons! Welch ein verbrauchtes undiplomatisches Mittel der Anregung!

Zweiter Auftritt.

Wallmuth (leicht angetrunken). Mehrere Diener. Gottfried.

Wallmuth.

Heda, Jakob?

Schulze (ruft Wallmuth's Bedienten).

Heda, Krauſe!

Wallmuth.

Wer ſagt Krauſe? Das war vor einem Jahre, bei uns zu Hauſe, als die Volksaufſtände regierten. Jetzt heißt er Jakob, und er, er heißt Chriſtian, und der da, heißt wieder Michel! Das iſt Michel, das iſt Chriſtian, das iſt Jakob! Ihr ſeid namenloſe Weſen, keine Perſonen, dienende Begriffe in Livreen geſteckt! Geſtickte Abſtractionen! Nicht wahr, Staatsmann?

Gottfried.

Gut geſagt, Commerzienrath! Geſtickte Abſtractionen!

Bediente ziehen ſich zurück.

Wallmuth.

Haha! Wir behaupten uns! Legationsſecretairchen, wo iſt die Gräfin, meine Tochter, hat ſie nicht Geſchmack? Schöner Abend geweſen! Mir zu Ehren! Ihrem Gaſt! Biſt ſo einſilbig, lieber Junge! Lange nicht an Agathe geſchrieben? Sie iſt nach Schönlinde — gutes Kind — o, ich fühle mich ſehr geſchmeichelt, hier der Schwiegervater eines Geſandten zu ſein, aber

unterkriegen, Gottfriedchen, unterkriegen thun ſie mich doch nicht. Wer zu gut iſt, Gottfriedchen, wer zu gut iſt, der ſpielt bald aus — oben muß man bleiben und drum muß man nicht zuviel Herz haben, Herz ſchadet, Herz kürzt das Leben ab — man muß Alle zappeln laſſen und jede Sache recht ſchwer machen, ſo ſchwer, ſo fürchterlich ſchwer, Junge, daß ihnen angſt und bange werden ſoll und keiner wagt, über unſern ſouveränen Willen hinwegzuſpringen. Souverän! Das iſt das Wort, das muß ſein, denn — Leben iſt unſre Beſtimmung, ewige Jugend, ſage ewige, Ottfriedchen, und eigentlich Haha — iſt der Menſch — ein Raubthier. Ha, ha, ha! Nicht wahr, Ottfriedchen? Ein Raubthier. Frage die Naturforſcher! Ja, ja! Ein Raubthier! Sieh nur im menſchlichen Munde die Vorderzähne, hier, (gähnt noch dahin, hat aber keine Zähne mehr, für ſich) Ja ſo ... (rückt ſich, halb ärgerlich, halb traurig ſeine Cravatte) 'Spät heute! Jakob! ... Gute Nacht! Der — Burgunder bekommt mir nicht mehr. Man iſt ... man wird doch ... Ah, c'est vrai! Man — man iſt ein Siebziger. Man iſt alt ... s'iſt nichts mehr mit dem Raubthier. (Geht ab.) Und — will wirklich nicht mehr ſo lange aufbleiben. Wär' überhaupt beſſer, man reiſte ab. Ottfried, Agathe hat lange nicht geſchrieben — iſt ein gutes Kind, Agathe — Bei Papa in Schönlinde ... Ich glaube, es wäre auch für mich geſünder, ſo in Gottes freier Natur Landleben, als hier Dirlomatie mitzumachen. Der Burgunder — Kopfweh — — gute Nacht —, Ottfried, biſt ſo

gedrückt? Iſt wol Manches nicht ſo im Haus hier wie — Was? Man ſagt's nur nicht! Schweigen? Schweigen? Nicht wahr, Diplomat! Schweigen wie's ... Grab! Schon wieder's Grab! Gute Nacht! Gute Nacht, Ottfried! (Geht ab zur Seite mit Jakob, der wiederkam und leuchtete.)

Gottfried

(führt ihn. Er kehrt zurück und geht an's Fenſter, das er öffnet).

O, die Luft dieſes Hauſes iſt verpeſtet! .... (Am Fenſter athmend.) Du reiner, erquickender Strom! Wie dehnt ſich dir die beengte Bruſt! Wie kühlſt du die überhitzten Augen! Glänzende Lüge! Sind das deine Tempel? Das deine Altäre, wo ſie ihren Göttern opfern mit rollendem Gold, ſpielendem Gedankenabfall, gewiſſenloſen Empfindungen? Ein Leben im Leichentuch!

Dritter Auftritt.

Hugo. Gottfried.

Hugo.

Ei, Götz! Wo bleibſt Du? Die Geſellſchaft vermißt Dich! Treibſt Du Aſtronomie?

Gottfried (ſchließt das Fenſter).

Sternſchnuppen beobachtet' ich.

Hugo (wirft ſich in einen Seſſel).

Papa ſchon zu Bett? Er war von der beſten Laune.

Haſt Du Roſtoſsky meine Spielſchulden bezahlt? Er wollte noch in den geheimen Klubb bei Vanini. Daß ſelbſt jetzt noch zuweilen meine Finanzen ſtocken! Papa will die Güter bei Schönlinde übernehmen. Die Schwierigkeiten des Grundbeſitzes mehren ſich von Tage zu Tage. Du haſt das Alles ſehr treffend in unſerm Memoire ausgearbeitet.

Gottfried.

Es freut mich, wenn man Deine Talente würdigt.

Hugo.

Sei nicht bitter, Götz! Es iſt peinlich genug, fremde Arbeiten für ſeine eigenen ausgeben! Weißt Du übrigens, was wir mit unſern Depeſchen ausgerichtet haben?

Gottfried.

Nichts, wie immer.

Hugo.

Was den Gegenſtand anlangt, haſt Du Recht, was uns anlangt, immerhin etwas. Ich habe Mittheilung erhalten, daß wir avanciren. Wir ſind an jenen Hof verſetzt, von dem Du weißt, daß jeder Diplomat, um ſich dort mit Erfolg behaupten zu können, verheirathet ſein muß. Durch ſeine Frau muß man den unverheiratheten Premierminiſter ſondiren. Ich ahnte und wünſchte dieſe Beförderung und drängte daher auch deshalb neben der Rückſicht auf meine Finanzen auf eine Entſcheidung wegen Sidonien. Da Du ſie flohſt,

keinen ihrer Briefe beantwortetest, so blieb ihr nichts übrig, um in Deine Nähe zu kommen, als — mich zu heirathen.

Gottfried.

Laß! Laß!

Hugo.

Glaubst Du, daß ich diese Absicht nicht durchschaut habe? Es ist nicht die erste Heirath, die deshalb geschlossen wurde, um eine größere Freiheit zu gewinnen.

Gottfried.

Hugo! Deine gesellschaftliche Philosophie war früher originell, sie ist jetzt frivol geworden.

Hugo.

Sei tugendhaft auf Deine Rechnung, ich bin es auf meine. Sidonie willigt endlich ein; seit drei Monaten ist sie Gräfin Schönburgk. Du bleibst bei uns; Du wirst eine Beförderung erhalten. Die Gräfin Schönburgk verbindet ihre Bitten mit den meinigen.

Gottfried.

Ich werde diese Sphäre verlassen und in die meine zurückkehren.

Hugo.

Götz! Welche Thorheit! Um einen Roman, der sich nicht nach Deinen Voraussetzungen abspann, willst Du Dein Lebensglück opfern? Gegen mich eine rauhe Seite herauskehren, die ich nicht verdient habe? Handelst Du nicht so klein gegen Sidonie, wie Sidonie

gegen ihre Schweſter handelte? Du flohſt ſie, weil Du ſie nicht lieben, Agathen nicht täuſchen, durch eine Verbindung mit der Einen die Andere nicht in Deinen Lebenskreis ziehen wollteſt. Sie macht dieſem Zuſtand, den Du ernſt nimmſt, ein Ende und erinnert ſich der Verpflichtungen, die ſie für mich übernommen, ſie wird Gräfin Schönburgk... Das Alles verletzt Deine Eitelkeit!

Gottfried.

Du irrſt! Hat ſie doch das Eine erreicht, was ſie allein wollte! Sie hat mich ihrer Schweſter nicht gegönnt! Sie hat ein Weſen, das ſtets die Sclavin ihrer Launen ſein mußte, fühlen laſſen wollen, wie wenig ſie Berechtigung hätte, irgend zu einer Hoffnung des Lebens ihr Haupt zu erheben. Ihre Wünſche ſind erfüllt. Agathe beweint ihren Glauben an die Menſchheit und ich habe die ganze Kraft noch nicht, das verlorne Gut ihr zurückzugeben!

Hugo.

Sagt' ich nicht, daß Du der Einen dieſelbe Qual, Dich nicht zu beſitzen, gönnteſt, wie der andern? Du biſt ſtolz, Götz, und haſt ein Recht dazu. Wir haben Dein Selbſtvertrauen ſehr genährt. Ueberwinde alle dieſe kleinen Zweifel und Rebellionen Deines Innern! Gewöhne Dich an den Gedanken, daß Sidonie Dich nur ihrer Schweſter nicht gönnte und daß der Roman ihres Herzens in dem Augenblick ausgeſpielt hatte, als Du plötzlich bei jener Verlobung fehlteſt.

Sie hat für Deine beſſere Entwickelung, für Dein Glück ſorgen wollen. Du ein Landpfarrer! Um eine thörichte Liebe ſeine Lebensbahn verfehlen! Konnte Sidonie den Genius lieben und das ruhig mit anſehen? Sie liebte in Dir die Hoheit Deiner Beſtimmung, liebte die ſtolze Erfüllung eines wahren Männerberufs, und darum zürnſt Du ihr nun und kannſt nicht ertragen, daß ſie nicht Dich, Dich ſelbſt, Dein perſönliches Ich geliebt hat, wenigſtens nicht ſo ſehr, um nicht Gräfin Schönburgk zu werden.

Gottfried.

Wie Deine Schweſter ... Franziska!

Hugo.

Das iſt nicht ganz der Standpunkt, lieber Freund! Giebt er Dir aber Kraft, ſo will ich ihn nicht beſtreiten — im Stolze liegt eine große Macht der Heilung. — Nach meiner Meinung müßteſt Du der Gräfin danken. Einmal hat ſie unſere Finanzen gerettet. Dann biſt Du, durch Sidonien, im Train einer Carriere. Du wirſt von Erfolg zu Erfolg ſteigen. Die Zeit iſt vorüber, wo ſich dem Bürgerlichen plötzlich ein Schlagbaum zieht, auf dem geſchrieben ſteht: Bis hierher und nicht weiter! Du bleibſt bei uns! Ertrage das Gefühl, daß Sidonie die Gräfin Schönburgk werden konnte. Jetzt, wo Du bei uns weilſt, biſt Du uns Freund, — Bruder —

Gottfried.

Hugo! Ich habe große Luſt, ein Anerbieten anzunehmen, in's Miniſterium einzutreten, wenn auch nur in untergeordneter Stellung.

Hugo.

Nein! Nein! Wir gingen nun ein Jahr ſo friedlich nebeneinander? Wir ergänzten uns? Du ſchriebſt Berichte für mich, ich ſchrieb Berichte über Dich? Die Miniſter ſchätzen Dich, ſie würden es, ich kann mir's denken, lieber ſehen, Dich ſelbſt zu beſitzen. Aber intriguire mir nicht, in die Reſidenz verſetzt zu werden! Hörſt Du, alter Freund! Bleibe bei uns und was Deinen Roman mit Sidonien anbetrifft... Die Gräfin!

(Vorher ſchon hörte man im Nebenzimmer lachen.)

Vierter Auftritt.

Sidonie (mit einer Anzahl Herren, unter ihnen Brunneck). Bediente. Die Vorigen.

Herren (durcheinander).

Charmant! Allerliebſt! Ha! Ha! Ha!

Hugo.

Was giebt es Komiſches? Lachen iſt mein Metier, ſagt Montaigne.

Brunneck.

Die Gnädigſte erzählt uns, um die verſchiedenartige

Wirkung von Gemälden zu beweisen, eine hübsche Anekdote. Ein junger, ungebildeter Landjunker soll heirathen. Sein Papa führt ihn in die Residenz. Zufällig ist das Bild der ihm bestimmten jungen Dame auf die gerade eröffnete Kunstausstellung gegeben. Sie wurde gemalt, wie sie sich gerade von einer Dienerin ihr Haar aufbinden läßt. Beide Figuren Porträt, Beide, die junge Comtesse und ihr Kammermädchen. Der Papa nimmt seinen edlen Sohn, den Landjunker, auf die Ausstellung und führt ihn vor dies Bild seiner Zukünftigen. Na, was sagst Du, Hans? frägt der Vater, beiläufig ein Millionär. Die ist schön, ruft Hans aus. Ja! Die ist schön! Die nehm' ich! Der Vater, glücklich über die Ermuthigung, führt den Sohn bei der gräflichen Familie ein: dieser stolpert zur Thür herein und geht statt auf die Comtesse, auf das gerade anwesende frische, derbe, rothwangige Kammermädchen zu. Auf dem Bilde war ihm nicht die feine und graziöse Schönheit der Gräfin, sondern das Landmädchen als die Hauptsache des Bildes aufgefallen. Es währte lange, bis sein Geschmack die Richtung bekam, zu verstehen, was in einem Bilde Vordergrund und Hintergrund ist.

Hugo.

Die Staffage! Die Staffage! Neunundneunzig Menschen auf Einen nehmen sie für die Hauptsache, blicken immer um sich, ob sie auch mit dem Kirchthurm harmoniren,

mit jener Pappel da zusammenstimmen! — Sich abheben von allen Umgebungen, die Staffage nur zu seinem eignen Effekt benutzen, das ist die Kunst des Lebens. Der arme Junker kannte nur die Schönheit seiner Milchmägde... Sie brechen schon auf?

Drunnech.

Es ist sehr spät! Im anregenden Gespräch mit der Gnädigsten verschwinden die Stunden wie Minuten. Gute Nacht! Schönburgk! Frau Gräfin —

(Alle wenden sich zum Abgehen. Die Diener folgen.)

Sidonie

(legt ein kleines Portefeuille wie in der Zerstreuung auf einen von Hugo entfernt stehenden Tisch).

Unser Freund scheint verstimmt? Was haben Sie, Eberlin?

Hugo.

Der politische Horizont beschäftigt ihn....

Ottfried.

Der arme Landjunker. Ich erschrecke, was der Gute muß gelitten haben, bis er soweit kam, den frischen, gesunden Hintergrund dem blassen, kränkelnden Vordergrunde vorzuziehen.

Hugo.

Wollt Ihr noch Aesthetik treiben? Gute Nacht!

(Er will ab.)

Sidonie (halblaut).

Ottfried! Lesen Sie dort in meinem Portefeuille! (Laut.) Gute Nacht!

Hugo.

Unſer Freund denkt an Vorbereitungen zu einer Flucht.

Sidonie (erſchrickt).

Wie?

Hugo.

Er will in die Reſidenz, vielleicht auf's Land zu Agathe. Er kann nicht begreifen, wie der Menſch Schöpfer ſeines Geſchickes iſt. Nennt er ſich Gottfried, ſo will er Glocken läuten hören; nennt er ſich Ottfried, ſo giebt ihm der Klang, mit dem man ihm ruft, einen andern Schwung. Der Künſtler, das iſt wahr, ſetzt keinen Ton auf die Leinwand, ohne ihn nicht mit den umgebenden Farben in Harmonie zu bringen. Wenn aber der Lebenskünſtler dieſe Gewiſſenhaftigkeit nachahmen ſollte, gingen wir ewig wie die Schnecken oder wie die Krebſe. Ich wäre glücklich, Freund, Dich unſern Schwager zu nennen, doch ein Attaché ſoll ſich nicht verheirathen. Faſſe das Leben, wie Goethe ſagt: Wenn man es gar zu ernſthaft nimmt, was iſt denn dran? (Bei Seite.) Was man für Noth mit den verblendeten Phantaſieen der Menſchen hat! (Laut.) Frau Gräfin, Ihren Arm!

(Hugo und Sidonie gehen nach innen.)

Gottfried.

„Leſen Sie dort — in meinem Portefeuille"? (Er nimmt es, ein Blatt fällt heraus, er lieſt): „Ich verzweifle. Alle Blüthen meines Lebens ſind abgeſtreift. Drei Monate des Elends! Gerungen hab' ich mit Kämpfen der Seele,

die namenlos ſind. Ottfried! Ottfried! Ich muß Sie ſprechen, muß mich dem Genius, der mich allein verſteht, offenbaren! Ich beſchwöre Sie! Morgen um elf im Pavillon des Gartens". (Er ſteht ganz ſtarr. Nach einer Weile.) Nein! Dieſer Welt — ſag' ich auf ewig Lebewohl! (Ab.)

Zweite Scene.

Der Pfarrgarten in Schönlinde. Vorn eine Laube. In der Ferne läutet die Dorfglocke.

Fünfter Auftritt.

Eberlin (rauchend und mit einem Buche), Agathe (ſich zuweilen bückend und Blumen brechend).

Eberlin

(ſieht Agathen zu und ſetzt ſich allmälig).

Nein, Agathe, ich werde es morgen in meiner Predigt ſo wenden: Die Menſchen haben Unrecht, ſich zu beklagen, daß die Spanne Zeit, die ihnen für ihr Daſein gemeſſen, ſo ereignißlos vorübergeht. Wir theilen ſie nur ſelten richtig ein. In dem Drang, dies ſchöne Leben zu genießen, überſtürzen wir uns! Es giebt ſo viele Freuden, deren wir nicht achten, Freuden, die wir uns ewig entgehen laſſen. Die Natur bietet einen Ueberfluß daran. Ihr Kommen und Gehen, ihren Wechſel und ihre Dauer zu beobachten, welche unzähligen ſtillſeligen Pulsſchläge der Schöpfung ſind das,

die wir alle mitfühlen können und es nicht thun! Nur die Pulsſchläge des Lebens werden ewig geſucht. Die gehen freilich oft viel ſtürmiſcher, oft aber auch bleiben ſie ganz aus. Da will man denn verzweifeln, am regelmäßigen Lauf der Dinge untergehen und verliert Jahre und Jahrzehnten ſeines Lebens und ſich ſelbſt.

Agathe.

Ich freue mich, daß der Vater zu der gleichen Einſicht gekommen iſt —

Eberlin.

Für den wohl zu ſpät! Das war eine trübſelige Botſchaft! Auf dem Schloß des Grafen will er wohnen! Landluft genießen!

Agathe.

Vielleicht lernt er Deine Philoſophie, kleine Ereigniſſe für große halten, auf eine Blume warten, die ſich morgen, übermorgen, in acht Tagen erſchließt... Sieh, ſieh, was die Nelken hier zahlloſe Knospen haben!

Eberlin.

Die Knospen ſoll ſich Dein Papa gewöhnen zu zählen. Dann kann er hier noch zehn Jahre, die ich ihm von Herzen gönne, ſo genießen, als wären es dreißig.

Agathe.

Die Hedwig kommt ſo eilig? Immer denk' ich, wenn Einer die Schritte raſcher nimmt als gewöhnlich, der Vater iſt da. (Die Glocke hört auf.)

Sechster Auftritt.

Hedwig. Die Vorigen.

Hedwig.

Agathe! Agathe!

Eberlin.

Dort bei den Nelken!

Hedwig (bei Seite).

Ach, der iſt da..

Agathe.

Was bringen Sie, Hedwig?

Hedwig (blinkt ihr mit den Augen).

Agathe (freudig).

Kommt der Vater?

Hedwig

(nickt mit dem Kopf und zieht ſie bei Seite).

Ja! Aber der Diezmann — der Diezmann ſucht Sie — er hat noch etwas abzugeben.

Agathe.

An mich?

Hedwig.

St! Seien Sie ruhig! Es iſt ein Geheimniß — der Diezmann hat einen Brief — da iſt er — Daß nur der Alte nichts ſieht —

Siebenter Auftritt.

Diezmann. Die Vorigen.

Diezmann.

Fräulein, ich soll den Brief selbst bringen — da! (Er zeigt einen Brief.) Aber zuerst, hat er gesagt, sollt' ich eine rechte Einleitung machen, nämlich —

Hedwig } St!
Agathe } Wer?

Eberlin (blickt aus der Laube vom Buche auf).

Was giebt's denn da?

Diezmann.

Ei, Hedwig, der Herr Pfarrer!

Agathe.

Ein Brief? Von wem?

Diezmann.

St! Nun kann ich meine Einleitung doch nicht — Nehmen Sie nur so! Sie werden's schon verstehen! (Er giebt ihr den Brief hinterrücks.)

Agathe

(nimmt ihn und erschrickt die Handschrift der Adresse zu sehen).

Ha!

Eberlin.

Was hat's denn da für Geheimnisse?

Diezmann (will seine Aufmerksamkeit ablenken).

Na, lieber Herr Pfarrer! Die Zimmer auf dem

Schlosse sind nun alle eingerichtet. Nun kann der Herr Commerzienrath kommen und die Landluft genießen und hier, wenn er will, hundert Jahr alt werden. Denn das ist doch wohl die eigentliche Absicht des Herrn Commerzienraths. Ja, wahrhaftig! Hat mir doch mein Vater selig, der bei dem alten Grafen Schönburgk diente, gesagt, daß die alte Excellenz von all den Gastereien, Maskeraden, Abendgesellschaften, von den Lichtern und dem Staub und den Lampen und dem Dunst eine ganz schwarze Lunge gehabt hat, als sie todt war. Man hat nachgesehen, alles inwendig geräuchert und schwarz. Und blos von dem —

Eberlin.

Hat das Bezug auf Agathe?

Agathe

(geht zu Eberlin und giebt ihm den unerbrochenen Brief).

Eberlin.

Von — Gottfried! Seit einem Jahre schreibt er zum zweiten Mal?

Hedwig (bei Seite).

Nun wird's wieder —!

Eberlin.

Wie kommt Ihr denn, Diezmann —?

Diezmann.

Da es heraus ist, ja, Herr Pfarrer. Herr Legationsrath, denn das ist er seit ein paar Tagen geworden und zwar in der Residenz, nicht mehr bei un-

ſerm Grafen, Herr Legationsrath ſchicken den Brief an Fräulein Agathe und daß er von ihm iſt, weiß ich ganz gewiß, denn er gab ihn mir ſelbſt.

Eberlin } Wie?
Agathe } Ha!

Diezmann.

Er iſt da! Herr Gottfried ſelbſt! Wieder wie vor zwei Jahren! Wieder im Wald draußen! Bei mir! Bei meinen Hunden! Aber diesmal ...

Eberlin.

Zur Verſöhnung mit Dir, Agathe! Ich ahn' es. Lies den Brief!

Agathe (wendet ſich, das Haupt ſchüttelnd ab).

Eberlin.

Agathe! Die Fürſprecherin von Einſt wendet ſich ab? Du gehſt? Mädchen! Was ſoll ich mit dem Brief?

Achter Auftritt.

Gottfried (tritt hinten auf). Die Vorigen.

Gottfried.

Agathe!

Agathe (will entfliehen).

Nein! Nein! (Hedwig und Diezmann wollen ſie zurückhalten.) (Beide ſtehen ſich ſo gegenüber, wie im erſten Akte Vater und Sohn.)

Eberlin

(erbrach den Brief und las gerade ſo raſch einfallend, wie im erſten Akte Agathe das Tiſchgebet hielt).

„Wenn einſt der verlorne Sohn zum Vater zurückkehrte und er ein Herz fand, das ſeinen Empfindungen Worte lieh, die ihn nicht demüthigten, ſo möge daſſelbe treue weibliche Herz ſich auf's Neue bewähren. Agathe, ich floh Dich vor einem Jahre, weil ein Weſen mich blendete, das Dir zu nahe ſtand, um Dich, wenn ich blieb, nicht unglücklich zu machen. Damals gab Deine Schweſter meinem Geiſte Schwingen, die ich ihm entfallen glaubte, ſie riß mich von einer zu frühen Beſchränkung empor. Das dank' ich ihr ewig. Aber die Welt, in die ſie mich trieb, kann nicht ſo, wie ſie wollte, meine Heimat bleiben. Ich habe Kraft gewonnen, mir ſelbſt und der Wahrheit zu vertrauen. Ich habe ſie erkannt die Lüge der Geiſter gegen ſich ſelbſt, den Uebermuth des ungehinderten Fluges durch eine luftige, pflichtenloſe Welt, ich habe ſie erkannt, die Untreue, die ſich den Schein der höheren Verpflichtung giebt für Erhabeneres, als was die Convenienzen der Erde mit ſich brächten. Agathe, ich lernte Beſcheidenheit und Entſagung ſchätzen. Heute, heute endlich bring' ich den Ring der Verlobung, zu der Du Dich einſt vergebens ſchmückteſt. Nimm ihn, nimm ihn verſöhnt von meiner Hand, von der Hand Deines mit hingebendem Herzen Dir hoffnungsvoll entgegentretenden Gottfried."

Agathe
(die abgewandt ſtand, ward immer mehr ergriffen.)
Gottfried? Gottfried?

Gottfried (ſtürzt in ihre Arme).
Ja, Gottfried! Dein! Dein!

Ein Poſthorn in der Ferne.

Eberlin
Agathe } Und wer noch?

Wallmuth
(tritt in ländlichem Coſtüme, Mütze und Sonnenſchirm mit Bedienten hinten auf).

Agathe.
Vater! Vater!

Eberlin
Diezmann
Hedwig } Herr Commerzienrath!

Wallmuth.
Verlobung hier? Aber eine Rede kann ich jetzt nicht extemporiren.

Agathe.
Den Segen ſpricht (zeigt auf Eberlin) ein Mund, der mein ſprödes Herz beſchämte.

Eberlin.
Du hatteſt mehr zu vergeben, als ich. Aber alle Wandlungen des Geiſtes, alle Wandlungen des Herzens ſind ja nichts gegen Ihre Umkehr, Com-

merzienrath! Iſt es wirklich nur die Landluft, die Sie zu uns führt?

Wallmath.

Nein, Kinder! Es iſt das Ergebniß einer ſehr ernſten Conſultation mit meinem beſten Arzte, meinem Gewiſſen. Mein Gewiſſen ſagte: Die ewige Jugend ſuchen wir, wie unſere gute Sidonie, von der ich leider ihre höchſte Leiſtung, die alle ihre Gemälde übertreffen wird, nicht mehr werde leſen können, ihre Memoiren, in der Anregung. Aber Beruhigung, Commerzienrath, fuhr mein Gewiſſen fort, Friede mit dir ſelbſt und mit denen, die uns lieben. Darum hab' ich die Diplomatie aufgegeben, werde den Sommer auf Schloß Schönburgk verweilen, wo ich Jeden zu einfachen ländlichen Freuden einlade, im Winter aber will ich zu Euch Beiden ziehen und mich dann höchſtens nur noch ausnahmsweiſe einmal wieder auf mein altes Fach werfen, nämlich die Menſchen zu peinigen und zu quälen, wenn ſie (er umarmt Agathen) mein Herz nicht anerkennen wollen.

(Man umringt ihn in einer Gruppe.)

Der Vorhang fällt.

Fremdes Glück.

Vorspielscherz

in

einem Aufzuge.

Personen.

Der Bruder.
Die Schwester.
Der Freund

Ein Zimmer.

Erſter Auftritt.

Der Bruder (legt die letzte Hand an ſeine Toilette).

Bruder.

Sieh! Sieh! Ich vermiſſe in meiner Bedienung die gewohnte Ordnung. Wo gab es ſonſt ein Stäubchen auf meinen Kleidern! Wo fehlte ein Bändchen oder eine Schnalle an meinen Weſten! Ha! Der Knopf am Handſchuh — (Er hatte ihn eben angezogen und zieht ihn nun aus.) Da iſt es weit gekommen mit Marie! Sie legt dem Bruder die Handſchuhe zwar zurecht, dicht an oder in ſeinen Hut, vergißt aber ſchon nach den Knöpfen zu ſehen! Und dieſe abſcheulichen Handſchuhknöpfe. (Er geht an den Schrank und holt ſich ein Paar neue Handſchuhe, die er in den Hut legt.) Sie ſind die größte Plage der Toilette und eine verdammt kluge Berechnung der Handſchuhmacher. Ja, es iſt weit mit Marie gekommen und wenn nicht meine brüderliche Liebe, ſchon meine eigene Exiſtenz zwingt mich, ſie zu fragen, warum ſie zer-

ſtreut iſt, was ſie bekümmert. Marie! Was fehlt Dir nur? Ich höre ſie kommen. Ich muß ſie nach ihrem Kummer fragen.

Zweiter Auftritt.

Die Schweſter. Der Bruder.

Schweſter (erſchrickt den Bruder noch zu finden).

Ah!

Bruder (bei Seite).

Sie erſchrickt?

Schweſter.

Ich glaubte Dich längſt ausgegangen und freute mich, Dich auf der Promenade zu wiſſen.

Bruder.

Ich danke Dir, wenigſtens für dieſe Aufmerkſamkeit! (Er zieht die neuen Handſchuhe an.)

Schweſter.

Dieſe Aufmerkſamkeit? Wenigſtens dieſe? Weißt Du wol, lieber Bruder, daß Du mir ſeit einiger Zeit rechten Kummer machſt?

Bruder.

Ich Dir?

Schweſter.

Ich weiß nicht, es iſt mir, als quälte, als drückte Dich ſeit einiger Zeit etwas, lieber Otto —

Bruder.

Ja, liebes Kind, in dieſem Augenblick drücken mich die neuen Handſchuhe, die ich meiner Morgenpromenade widmen muß —

Schweſter.

Neue Handſchuhe? Die geſtrigen waren ja doch noch wie neu — ah, ſieh, ein Knöpfchen fehlte! Nun ja! Da haſt Du ja gleich ein Beiſpiel, wie zerſtreut Du biſt — (Sie zieht ihm die Handſchuhe von den Fingern und nimmt vom Tiſch eine Nähnadel und einen Knopf aus dem weiblichen Toilettenkäſtchen und beſſert die alten Handſchuhe aus, die ſie dem Bruder dann giebt und die dieſer auch anzieht.)

Bruder.

Wie zerſtreut — ich — bin?

Schweſter.

Sonſt — ... komm, Otto, ſetz' Dich noch! Die Promenade iſt noch nicht belebt genug. Du wirſt mir unter den ſtillen Bäumen nur noch Einſiedler und fängſt Grillen. Was haſt Du? Vertraue Dich mir! Es drückt Dich etwas?

Bruder

(während er einen Stuhl holt, bei Seite).

Das iſt ja faſt, wie es den Magnetiſirten ſein ſoll! Sie ſehen etwas außer ſich, was in ihnen ſelbſt vorgeht. (Setzt ſich.) Alſo, liebe Schweſter, was haſt Du mir denn Kummervolles mitzutheilen?

Schweſter

(will ſich auch ſetzen mit dem Handſchuh, den ſie näht, erſchrickt aber).

Ich? Ich Dir? Kummervolles? Ich habe Dir nichts mitzutheilen....

Bruder.

Ja ſo! Was red' ich. Du willſt meinen Kummer hören. (Laut ſeufzend.) Ah! Ah! Ja, ja, liebe Schweſter —

Schweſter.

O ſprich Dich ganz aus! Otto, Du weißt, daß ich mein eignes Glück von jeher nur in dem Deinen gefunden habe... (Sie vergißt eine Weile ihre Arbeit.)

Bruder.

O gewiß, liebe Schweſter. Ja, ja, Du haſt Recht — ich (bei Seite). Sie bekümmert mich. Was hat ſie nur —!

Schweſter

(fährt fort in der Reviſion des Handſchuhes).

Otto! Bisher gefiel Dir dieſe Führung unſerer kleinen Wirthſchaft, wie ich ſie eben verſtand. Seit einiger Zeit biſt Du ernſter geſtimmt. Es ſcheint in Deinem Innern etwas vorzugehen. Du biſt geheimnißvoll, verſchloſſen gegen mich. Freilich haſt Du einen Freund gefunden, der Dir näher zu ſtehen ſcheint, als Deine eigene Schweſter... (Sie trägt die neuen Handſchuhe hinten in den Schrank oder in die Kommode zurück.)

Bruder.

Einen Freund? Walter?

Schweſter (an dem Schrank).

Ich wage nicht, Waltern anzuklagen, daß er mir das Herz meines Bruders entzieht — aber —

Bruder.

Waltern? Ich kenne Waltern ſeit meiner früheſten Jugendzeit. Er war mein Mitſchüler, mein Spielgenoſſe.

Schweſter.

Ich dachte ſchon, ob nicht die Urſache Deines Kummers in Walter's ſeltener gewordenen Beſuchen, in ſeiner geringen Theilnahme für Deine Zufriedenheit und Dein Glück begründet wäre —

Bruder.

So! So! Ja, liebe Schweſter, da triffſt Du allerdings —

Schweſter

(geht zum Bruder zurück und legt ihm den Arm auf die Schulter).

Da ſiehſt Du es! Das iſt es, Otto, was Dich verſtimmt! Darum dieſe Einſilbigkeit! Darum dieſe in ſich gekehrte Nachdenklichkeit, die mich mit wahrer Betrübniß erfüllt!

Bruder (thut verlegen).

Liebe Marie, ich weiß... Schweſtern ſind in einem gewiſſen Punkte mit ihren Brüdern niemals einig — es iſt ſo ein eigenes Verhältniß, das ſich doch einmal ergeben könnte, wenn man ſich —

Schweſter (wendet ſich).

Aber hör' ich denn recht,... Bruder, wirklich... Du liebſt?

Bruder.

Lieben, Kind, das iſt ein großes Wort! Lieben! Wie kommſt Du nur gleich auf Lieben?

Schweſter.

Du ſprichſt ja von Deiner möglichen Verheirathung? Du haſt ein Weſen gefunden, das ich Schweſter nennen ſoll? (Steht auf.) O bitte, bitte, ſprich Dich aus! (Liebkoſt ihn.) Was haſt Du Schelm? Was treibſt Du für Sachen? Siehſt Du, daß ich hinter Deine Sorgen komme!

Bruder.

Liebe Schweſter, es macht Dir alle Ehre, daß Du nicht zu jenen Fräulein Griesgrams gehörſt, die ihren Brüdern die ſüße Gewohnheit des Daſeins unter ihren ſchweſterlichen Schooßhündchen und klappernden Kaffeetaſſen für das höchſte Erdenglück darſtellen. Aber, liebes Kind! Das iſt ſo eigentlich doch noch nicht der rechte Statusquo meiner Situation. Ich will heirathen, das iſt vorläufig Alles.

Schweſter.

Bruder, wie kann man von der Ehe ſprechen, ohne dazu erſt durch die Liebe veranlaßt zu ſein?

Bruder.

Gutes Kind! Das iſt auf Deinem Standpunkte

sehr richtig. Ihr liebt zuvörderst und laßt Euch erst hinterher sagen, daß es für diese edle Himmelsempfindung eine gewisse weltliche Form geben muß, die man gewöhnlich die Ehe nennt. Das ist bei uns Männern anders. Durch die Reihe von Jahren gleicht unser Herz einem allmälig ganz übervollen Gefäße, das beim geringsten Anstoß gleich in die Lage kommt, sich ohne Weiteres der Ersten Besten, die nur irgendwie paßt, auszuschütten.

Schwester.

Du willst also, daß ich gewissermaßen für Dich auf die Werbung gehe? Ich soll Dir Vorschläge machen, Du Schelm?

Bruder.

Ja! Ja! Ja!

Schwester.

Warte! Du Böser!

Bruder.

Lenke meine Phantasie, Schwester! (Bei Seite.) Ich werde dabei der übrigen folgen.

Schwester.

Da sieht man, was Ihr für Männer seid und wie man Euch Alle, Alle zu nehmen hat! Nun! Wie wär' es denn — mit — Aurelien?

Bruder.

Aurelie? Hm!

Schweſter.

Wie wir neulich die Partie im Gebirge machten, hm?

Bruder.

Da gab ſie mir immer ihren Shawl zu tragen —

Schweſter.

Sie iſt ſchön, geiſtreich, gewandt —

Bruder.

So ein ewiges Shawltragen durch's ganze Leben hindurch —

Schweſter.

Ich ſehe ſchon, Du biſt wähleriſch. Nun, Antonie! Antonie hat Dich ſehr gern, ich weiß es. Wir Frauen haben Augen für dergleichen.

Bruder.

Das hindert Antonien nicht, ſich nächſtens mit dem Millionär (forſchend) Bartholdy und Compagnie zu verloben.

Schweſter.

Der junge Bartholdy?

Bruder.

Ja, mein Kind, der junge Bartholdy! Das iſt eine Thatſache, die ich von ihr ſelber habe. Sie erkundigte ſich bei mir nach der Zuverläſſigkeit des Papierhandels.

Schweſter.

So! So! Antonie und der junge Bartholdy! Wie

doch in der Welt nichts überraſchender kommt, als eine Verlobung! Nun.. Eugenie? Eugenie paßte wirklich ganz für Dich! So lebhaft, ſo munter! Sie war mit den Eltern im Bade...

Bruder.

Eugenie iſt auch aus dem Bade wieder wohlbehalten zurückgekehrt, und zwar mit einer Verlobungskarte mit dem Hauptmann von — wo hab' ich doch? Drüben, liebe Marie — Ja, das iſt jetzt die Frau Hauptmann von — Vergieb mir, daß ich die Karte vergeſſen habe.

Schweſter.

Eugenie verlobt! Mit einem Hauptmann!

Bruder (bei Seite).

Alſo auch nichts von der Armee? (Laut.) Weiter! Weiter! Eine Andere! Schweſter, eine Andere! Ich brenne vor Ungeduld, unter irgend einen ſeidenen, liebenswürdigen Pantoffel zu kommen.

Schweſter.

Du denkſt, die Partieen fallen ſo aus dem Aermel! Apropos, Aermel! Was meinſt Du zu einer Wittwe? Frau von Krautheim! Als die Krautheim neulich auf der Gebirgspartie an den Brombeerhecken ſich den Aermel zerriß und Ihr Alle ſo geſchäftig um ſie her waret — nun, Du ſiehſt ja ganz nachdenklich?

Bruder.

Auf ihr Geld ſpeculirt Reimann — auf

ihren Humor, so viel ich weiß, mein alter Freund, der immer fröhliche Bestelmeyer — und auf ihre Connexionen sogar der Professor Norden —

Schwester

(fühlt sich durch keinen der hervorgehobenen Namen berührt und lacht).

Bruder, welche Menschen! Wie mit der Baronin der Esel durchgegangen war und sie sich den Aermel zerrissen hatte, zog nicht Baron Theerbusch ein Necessaire hervor und wollte ihr selbst den Aermel wieder zunähen?

Bruder.

Die Krautheim ist sehr schön, sehr geistvoll — Lache nicht! Und wie reich! Unser Vetter in London hinterläßt uns nicht halb so viel, wie Einer mit dieser Partie gewinnen könnte; denn bei einer Wittwe bin ich allerdings dafür, daß sich auch äußere Vortheile damit verbinden...

Schwester.

Nun wohlan! Versuche Dein Glück! Die Krautheim zeichnet Dich aus, sie hat mir schon oft die schönsten Dinge über Dich gesagt, noch neulich nannte sie Aurelien kokett gegen Dich...

Bruder.

Als ich der den Shawl trug —

Schwester.

Es war Eifersucht auf Aurelie —

Bruder.

Marie, Du irrſt! Ich kann Dir allerdings nicht verſchweigen, daß mir die Krautheim außerordentlich gefällt. Allein ſie iſt ſo von Bewerbern umgeben, daß ich jede Hoffnung aufgeben muß. Nicht nur Reimann, Beſtelmeyer, Norden, und der, der ihr den Aermel zunähen wollte, Baron Theerbuſch — ſondern ſogar Walter —

Schweſter (erſchrickt).

Walter?

Bruder.

Walter liebt ſie ...

Schweſter.

Walter?

Bruder.

Warum nicht Walter?

Schweſter.

Walter? Dein — Freund?

Bruder.

Was ſoll ihn hindern, Jemanden eine Huldigung darzubringen, deren glücklichen Erfolg Du mir ſelber gönnſt?

Schweſter.

Dein Spielgenoſſe, Dein Jugendgefährte?

Bruder.

Konnt' ich ahnen, daß mein alter Kamerad an ſeinen Gütern und Häuſern, ſeinen Bibliotheken und

Hypotheken noch nicht genug hat und es trotz ſeiner Apathie gegen Damen noch auf die Renten der Krautheim anlegt? Ich täuſche mich nicht. Auf der Gebirgspartie ſaß Frau von Krautheim auf einem Eſel, der erſt ſehr ruhig ging, ſehr piano trottelte, plötzlich aber bekam er den Koller —

Schweſter.

An der Schweizermühle —

Bruder.

Das Thier wurde ſcheu, weil ſich die Verehrer um Frau von Krautheim ſo drängten, daß Einer dem Andern auf die Füße trat. Walter, wie ein Held der Romantik, wirft ſich dem Eſel in den Weg, faßt ihn an beiden Ohren und bringt ihn ſo entſchloſſen zum Stehen, daß Frau von Krautheim, während Theerbuſch ihren Aermel nähte, erklärt hat, ihm auf ewig verpflichtet zu ſein. Bei einer Frau von ſo viel Reſerve, wie Frau von Krautheim, will eine ſolche unbedachte Aeußerung etwas ſagen. Walter kam den ganzen Tag nicht von dem Eſel weg, ſah keine Teufelsbrücke, ſah keinen ſtürzenden Waldbach mehr, ſondern immer nur die Gefahren einer Dame, in die er, wie es ſcheint, bis zur Raſerei verliebt iſt. (Er ſteht auf und ſtellt ſeinen Stuhl weg.)

Schweſter.

Die Einzige, die für Deinen Charakter, Deinen Humor und die Ruhe Deines Lebens paſſend wäre!

O verlasse sich noch einer auf Freunde, auf Treue, auf Liebe, auf stille Rücksicht! Bruder! (Traurig.) In diesem Augenblicke bin ich nicht im Stande, Dir eine andere Wahl vorzuschlagen — Ich will mich in die Einsamkeit meines Stübchens begeben, da unter meinen Blumen mich damit beschäftigen, fernere Fragen an mein Gedächtniß zu richten, über — Dein Glück, Bruder! O geh' auf die Promenade! Die Handschuhe will ich mitnehmen. Ja — Du hast sie ja schon an — Ist Dein Halstuch gut gebunden? Deinen Hut muß Franz besser bürsten. Wie unordentlich da wieder Alles liegt!

Bruder.

Bitte, bitte! Räume nichts!

Schwester.

Das Zimmer muß gelüftet, muß morgen gescheuert werden.

Bruder.

Nein, nein, nein, nein! Scheuern? Das ist mein Kummer gar nicht gewesen.

Schwester.

O nun weiß ich, Bruder, was Dich so lange schon quälen mußte! Du armer, verrathener Freund! Zerstreue Dich, nimm vorlieb mit den kleinen Erheiterungen dieser trübseligen Stadt, gedenke der Zukunft, sammle Dich und sei auf's Innigste überzeugt —

Bruder

(faßt ihre Hand, führt sie an ihr Zimmer und bricht mit Ironie und Mitgefühl ihre Rede ab).

Von Deiner treuen, schwesterlichen Sorge für mein Glück, einzig und allein nur für mein Glück! (Er führt die Schwester ab zur Seite.)

Dritter Auftritt.

Bruder (allein).

Also das war das Geheimniß, das allmälig der Ruin meiner Existenz werden konnte! Darum diese übersehenen Handschuhknöpfe, diese vergessenen Bändchen und Schnallen, und wie sie alle heißen, diese kleinen Entbehrungen, über die die besten Menschen allmälig die Plage ihrer Zeitgenossen werden können! Marie liebt! Die Gute hat gewartet, hat Körbe gegeben, mich gepflegt und gehegt — um Walter! Um ein Verhältniß, das ein geschwisterliches geworden ist und das sie mir nimmer gestehen würde... Das giebt eine traurige Collision. Mein guter alter Kamerad ist dem schönen Geschlecht gegenüber von einer Unempfindlichkeit, die an Frauenhaß grenzt und seit einiger Zeit ist auch er verstimmt. Ich höre Jemanden. Er ist's! Es ist Walter. Er kommt selten. Er ist so eigen —. Ich muß ihn um die Ursache fragen, warum er uns vernachlässigt... Auch er hat seit einiger Zeit einen Kummer...

Vierter Auftritt.

Der Freund. Der Bruder.

Freund (noch unter der Thür).

Sieh! Sieh' Da biſt Du ja noch, Otto! Du ſcheinſt unſre Verabredung ganz vergeſſen zu haben?

Bruder.

Eben war ich im Begriff... Ich denke, in der Mittagshitze dürfen wir ohnehin unſern Spaziergang nicht zu weit ausdehnen. Geſtern wollteſt Du noch bis an den Mühlengrund. Schon an der Brücke bewies ich Dir, daß wir hin und zurück eine geographiſche Meile gemacht hatten.

Freund.

Geſtern? Otto, das war vorgeſtern. Es iſt merkwürdig, was Du zerſtreut biſt. Sag' einmal, lieber Freund, wenn ich Dich ſo ſehe, wie Du Deine Rendezvous verſäumſt, die Spaziergänge nach geographiſchen Längengraden beurtheilſt, ſo beſtätigt ſich mir immer mehr eine Wahrnehmung, die ich ſeit einiger Zeit gemacht zu haben glaube. Du haſt... irgend einen Kummer?

Bruder (bei Seite).

Ich? Der auch?

Freund.

In allem Ernſt! Wende Dich nicht ab, alter Freund! (Legt ſeinen Hut auf den Tiſch.) Das muß ein-

mal zur Sprache kommen. Ich sehe Dich leiden! Wo soll das hinaus? Freundespflichten zwingen mich, einmal ein ernstes Wort mit Dir zu reden.

Bruder (bei Seite).

Dasselbe somnambüle Phänomen!

Freund (nimmt einen Stuhl).

Das Glück eines Freundes geht uns über Alles. Wir nun vollends haben unser ganzes Leben so ineinander versponnen und manchmal sogar auch hübsch bunt verworren, daß wir aus lauter Harmonie schon zuweilen uns zankten. Aber jetzt, wo wir besonnen, ruhiger und geradezu gesagt, alt werden, jetzt darf sich kein Mißton mehr zwischen uns drängen. Sage nur, Otto, was Dich drückt?

Bruder (bei Seite, auch sich setzend).

Ich will einmal eine ähnliche Methode versuchen, wie vorhin. (Laut, sich räuspernd.) Hm! Hm! Mit dem Altwerden magst Du Recht haben, lieber Bruder! Ich fange schon an, die marktschreierischen Anzeigen über die produktive Wirkung von Haaressenzen, Eau de Lob und ähnliche löbliche Mittel der kosmetischen Chemie nicht mehr zu überschlagen.

Freund (sieht sich schüchtern um).

Leider folgst Du da nur — meinem eignen — Beispiel! Doch sagen alle Damen, daß uns die hohen Stirnen etwas Denkendes, etwas — Speculatives, Shakspearisches geben ...

Bruder.

Das Denken und der Shakspeare sind doch sonst nicht eben die Passion der Frauen. Indessen diese Sorgen sind sehr vorübergehend. Wer so wie wir dem weiblichen Geschlechte gegenüber — seinen Entschluß gefaßt hat —

Freund.

Natürlich!

Bruder.

Wer so wie wir entschlossen ist, die Menge von Enttäuschungen, die man ja täglich im Familienleben beobachtet, nicht zu vermehren —

Freund.

Natürlich!

Bruder.

Der kann nur mit Unbehagen sich fortwährend in langweilige Herzensangelegenheiten verwickelt sehen ...

Freund.

Hast Du schwierige Scheidungsprozesse?

Bruder.

Das nicht, Alter! Diese Prozeduren gehen schon von Tage zu Tage leichter. Ich meine diese unerträglichen Vermittelungen, diese Zumuthungen an unsre Theilnahme. So dieses Treppheraufstürmen, sich ins Sopha werfen, einen Brief hinschleudern: Da, Freund, lies! Was räthst Du mir! Soll ich? Darf ich?

Iſt das Liebe, iſt das bloße Höflichkeit oder iſt es Verſtellung — dieſe Ungewißheit —

Freund

(ergreift bewegt und raſch des Bruders Hand).

O Freund, Du ſprichſt meinen ganzen Kummer aus!

Bruder.

Deinen Kummer?

Freund (ſich beſinnend).

Den Kummer ... Dich ſo leiden zu ſehen.

Bruder.

Da iſt die Aurelie! Von der Gebirgspartie! Deren Shawl ich immer tragen mußte — (Bei Seite.) Sie intereſſirt ihn nicht. (Laut.) Doch dieſe Confidenzen gingen noch. Aber nun ſo ein Fall wie — Du kennſt den jungen Bartholdy? Bis dieſer junge Menſch begriffen hat, daß ein Korb, wenn es ein wirklicher Korb ſein ſoll, keinen Henkel haben muß, o — ich ſage Dir — Du kennſt doch die allerliebſte Blondine, die Antonie —

Freund (zerſtreut).

Wie? Was ſagteſt Du?

Bruder.

Ich ſpreche von dem jungen Bartholdy und Antonie?

Freund.

Nein! Nein! Du ſagteſt etwas über die Körbe, lieber Freund ...

Bruder.

Ueber die Körbe, die Antonie austheilt?

Freund.

Wer? Antonie — Was ſoll Antonie! Nein! Ueber die Körbe im Allgemeinen ſagteſt Du etwas.

Bruder.

Die Körbe im Allgemeinen?

Freund.

Ja, die Körbe mit dem — Henkel!

Bruder.

Ah! Das iſt ganz einfach, lieber Freund. Wenn Körbe Nein! bedeuten ſollen, ſo verſteht man das ſehr bald, aber auch ein Ja! ſagt ein Mädchen ganz unbedingt ſo hin, gleich beim erſten Antrag, in den ſeltenſten Fällen.

Freund.

Ha! Ein kokettes Spiel, ein halbes Ja, ein halbes Nein, ein Erobertſeinwollen um jeden Preis, ein ewiges ſich Demüthigenmüſſen! Nein in dieſem Falle —

Bruder.

Siehſt Du! Dieſe Henkelkörbe erregen Deinen ganzen Unwillen und ich ſelbſt ſage: Geht mir mit Eurer Liſt und Verſchlagenheit! Da wird gemarktet, gezögert, gehänſelt —

Freund (fährt ebenſo in ſelbem Tone fort).

Genarrt, geäfft —

Bruder.

Am Fädchen hin und her zappeln gelaſſen, bis man ſchon beim erſten Eintritt in die Ehe —

Freund (ebenſo).

Ein completter Hanswurſt iſt —

Bruder.

Und immer fühlen ſoll, daß man gleichſam nur —

Freund.

Aus Gnade und Barmherzigkeit genommen wurde — (Springt auf.) O!

Bruder (ſpringt auch auf).

O! (Bei Seite.) Der muß irgendwo einen fürchterlichen Korb bekommen haben!

Freund.

Dieſe Henkel würd' ich nie erfaſſen! Die Blumen, die in einem ſolchen Korbe liegen, würd' ich nie als ſymboliſche Lockung verſtehen! Gerade heraus, offen und ehrlich! Hier bin ich, das hab' ich, das will ich, das iſt mein Herz, das meine Situation, und nun ſage, willſt Du mich, willſt Du mich nicht? Dann ſind wir Eins und keine Macht der Erde ſoll uns trennen.

Bruder.

O ganz mein Syſtem! Ganz daſſelbe Glaubensbekenntniß, das ich dem jungen Bartholdy und Compagnie ausgeſprochen habe! Nein, da macht' es doch der Hauptmann von — wie heißt er doch — der ſich da in dem Bade — in Karlsbad — Wetter, mit der Eugenie —

Freund (ruhig).

Eugenie Frensdorf —? Der Name iſt gleichgültig.

Bruder.

Gleichgültig? (Bei Seite.) Sollte wirklich die Krautheim? (Laut.) Du erinnerst Dich doch unsrer Gebirgspartie — ?

Freund (gespannt).

Ja?

Bruder.

An der Schweizermühle . . . ?

Freund.

Ja? Ja?

Bruder.

Wo der Esel durchging?

Freund.

Ich weiß — mit der Krautheim —?

Bruder.

Die Du vom Untergang gerettet hast, als die Bewerbung dreier Narren den Esel wild machte — Bestelmeyer soll Hoffnung haben —

Freund.

Ich dachte der Professor Norden, der an einem Buche arbeitet, worin er zu beweisen gedenkt, daß seine Vorfahren von Adel waren. Ihm gebührte an dem Esel der Baronin die nächste Stelle.

Bruder (bei Seite).

Wetter, die Eifersucht macht uns Alles, nur nicht witzig. Die Krautheim ist es also auch nicht? — Wenn gar — Marie? (Laut.) Marie! Marie! Meine Schwester!

Freund.

Deine Schweſter?

Bruder.

Dieſe gewohnte Ordnung, die mich ſeither ſo beglückte, dies friedliche Zuſammenleben ...

Freund.

Was iſt denn?

Bruder.

Höre nur! Unſer Vetter da — in London — Er iſt reich, ſein Vermögen würde vielleicht uns zugefallen ſein, vielleicht aber auch nicht, wenn es ihm beigekommen wäre, ſich wieder zu verheirathen Nun iſt ihm das vielleicht wirklich beigekommen und zwar auf eine für uns allerdings unfehlbare Art. Wenn er, wie er geſchrieben hat, herüberkommt, wenn er wirklich, wie man aus einer Andeutung faſt entnehmen möchte ... die Schweſter mit ſich nähme ...

Freund.

Aber was hör' ich denn? Marie wollte ...

Bruder.

Es iſt bis jetzt zwiſchen uns nur ſo im Allgemeinen angedeutet worden. Der Plan ſteht ihr noch nicht in ganzer Reife vor Augen. Allein ... ich werde doch wol meine alten Tage ...

Freund.

Otto! Das wäre ja mehr als unſchweſterlich! Das wäre ja ein Horreur von Liebloſigkeit! Dein Glück! Deine Ruhe! Deine Zukunft! Haſt Du ihr nicht Alles geopfert? Haſt Du ſie nicht wie Dein eignes Kind erzogen? Ihr zu Liebe die Zeit einer jugendlichen Wahl und einer Heirath nach eigner Neigung vorübergehen laſſen? Und nun ſollſt Du einſam, Du allein daſtehen, freudlos ſo hinleben, während ſie nach London geht ... O Ihr ſeid längſt einig! Ich weiß es! Es ſollte mir nur verſchwiegen werden! Mir, mir —

Bruder.

Dir?

Freund (betroffen ſich beſinnend).

Ich dächte denn doch — eine ſo langjährige Freundſchaft —

Bruder (bei Seite).

O das iſt ja ein Geſchenk des Himmels! Er giebt ſie nicht heraus! (Laut.) Herzensbruder, ich höre, Marie kommt. Ich habe einige kleine Geſchäfte hier in der Nähe abzumachen. Bleibe! Sprich Du mit ihr. Gegen London! Sag' ihr nichts von meinen Empfindungen. Sprich gegen London aus geographiſchem Intereſſe! Nebel, engliſche Beefſteaks, Auſtern, Porter! Sprich gegen London! Aber nur in naturhiſtoriſch-ethnographiſcher Beziehung —

Freund.

Laß Du mich nur machen! O jetzt versteh' ich Deinen Kummer, armer Freund! Sei überzeugt...

Bruder (mit ironischem Humor).

Von nichts, Walter, als von Deinem treuen Freundesherzen, von Deiner liebevollen, mitfühlenden Sorge für mein Glück, einzig und allein für mein Glück!

(Geht ab durch die Mitte.)

Fünfter Auftritt.

Der Freund (allein).

Wär's denn möglich! Marie sollte nach England gehen, uns verlassen! Marie, die ich liebe, Marie, die seit frühester Jugend mir ein so sanftes, leuchtendes Gestirn, ein Himmelsbild der Unschuld und Güte war! Marie, Dich sollt' ich verlieren?

Sechster Auftritt.

Die Schwester. Der Freund.

Schwester (erschrickt).

Ha!... Sie sind es, Walter?

Freund.

Guten Morgen, Fräulein. Otto wird bald wieder-

zurückkommen. Ich wollte ... nur in ſeinen Büchern etwas ... nachſchlagen ... (Wendet ſich den Schränken zu.) Ein Gedicht — von Byron —

Schweſter.

Die engliſchen Werke ſtehen dort links —

Freund.

Die engliſchen Werke? Sieh! Sieh! Sie ſind ſehr bewandert in den engliſchen Werken!

Schweſter.

Suchen Sie ein ſchönes Gedicht von Byron, ſo mache ich Sie auf eines aufmerkſam, das Ihre Freundſchaft für meinen Bruder nicht oft genug leſen könnte...

Freund.

Ha! Ein Gedicht der Entſagung oder der Trennung, des Abſchiedes wohl?

Schweſter.

O gewiß! Ein Gedicht der Entſagung!

Freund.

Das berühmte Farewell Byron's, als der Lord die kreidigen Felſen der engliſchen Küſte verließ? O freilich würde es nur einiger Modificationen bedürfen, um dieſen Abſchied ganz für die Lage unſres armen Freundes paſſend zu machen.

Schweſter.

Die kreidigen Felſen der engliſchen Küſte?

Freund.

Es iſt ein Beiwort von Byron! Dieſe Felſen, nach denen ſich gewiſſe Herzen ſehnen! Wie heißt es doch von dem ſchönen Ufer Englands —

„Du kreidiges Geſtad . . .!“

Schweſter.

Die Kreide erinnert mich an Schulden, lieber Walter! Es giebt auch Gläubiger des Herzens, die auf die Tafel der Freundſchaft ihre Empfindungen mit Kreide niederſchreiben könnten!

Freund

(immer in einem herausgenommenen Buche blätternd).

Gläubiger des Herzens? (Bei Seite.) Sie iſt ſo empfindlich — was hat ſie?

Schweſter (bei Seite).

Er ſcheut ſich vor mir und lieſt. (Sie ſeufzt.)

Freund.

Warum ſeufzen Sie denn?

Schweſter.

Betrogen zu ſein von ſeinem beſten Freunde! Sich in ſeinen glücklichſten Hoffnungen getäuſcht zu finden durch die Hand derer, die die Pflicht hätten, Alles aufzuwenden zu ihrer Verwirklichung —

Freund.

O, das iſt ein ſchreckliches Schickſal! Aufopferung giebt es nicht mehr —

Schweſter.

Die Märchen nur erzählen noch davon — Byron hatte wohl Recht, die Welt zu haſſen —

Freund.

Sie brauchen nicht immer an die engliſche Literatur zu erinnern. Schon unſer großer Schiller genügt hier vollkommen. Die Bürgſchaft! Ha! Ha! In den Schulen deklamirt man noch die Bürgſchaft!

Schweſter.

Wie heißt es dort: „Seid mir, gewährt mir die Bitte" —

Freund.

„In Eurem Bunde der — (erſchrickt) Dritte?"

Schweſter (erſchrickt zugleich, für ſich).

Der Dritte?

Freund (räuſpert).

Der gute Schiller, er kannte die Welt nicht. Er rühmt nur Entſagung, Liebe, Freundſchaft. Unnatürliche Verhältniſſe, die in unſerm Zeitalter durch Eiſenbahnen, Luftfahrten, Reiſen nach England für immer beſeitigt werden!

Schweſter.

Nach England? Was haben Sie denn immer mit England?

Freund.

Es wird mir unvergeßlich bleiben, mit welcher

Wehmuth der Bruder die Worte aussprach: London! Seine Nebel! Seine — Beefsteaks! Seine Austern!

Schwester.

Ha! Ha! Sprachen Sie mit ihm vielleicht über eine Reise, die die Baronin von Krautheim gleich nach ihrer Vermählung über den Kanal zu machen gedenkt? Ueber den Aermelkanal! Diese Dame muß allerdings nach jener Partie, die so merkwürdige Folgen hatte, zuerst an den Aermelkanal denken —

Freund.

Fräulein! Was wollen Sie denn immer mit der Krautheim?

Schwester.

Walter! Ist es denn wahr, daß Sie so herzlos sein könnten, so grausam — O! Mein Bruder, er wird entsagen, er wird wie schon oft im Leben sein Gefühl bekämpfen, er wird die Heilung seiner Herzenswunde in der Erfüllung seiner Berufspflichten finden — und dennoch — dennoch —!

Freund.

Aber, mein Himmel, wovon reden Sie denn? Otto sprach allerdings sehr viel von der Krautheim —

Schwester.

Weil er sie liebt, weil er die Hoffnung seines ganzen Lebens auf den Besitz dieser schönen, unermeßlich reichen Frau gesetzt hatte —

Freund.

Großer Gott! Mein Freund Otto —

Schwester.

Ja, Ihr Freund Otto!

Freund.

Und bei diesem Kummer, den er mir hinter Wehmuth und Humor verbarg, hat der Unglückliche noch den Schmerz zu erfahren, daß ihn sein Liebstes auf der Welt verlassen und nach England gehen will?

Schwester.

Die Reiseroute der Frau von Krautheim wird ihm sehr gleichgültig sein.

Freund (außer sich).

Marie! Und das sagen Sie selbst. Sie selbst sprechen mit einer so heillosen Geringschätzung über die Ruhe seines Lebens! Sie, Sie, die den Frieden seines Gemüthes allein in Händen hat?

Schwester.

Was kann denn ich dafür, daß ihm bei seiner Bewerbung schon Andere zuvorgekommen sind?

Freund.

Bestelmeyer?

Schwester (außer sich).

Walter!

Freund.

Neumann?

Schweſter.

Walter!

Freund.

Profeſſor Norden, wollt' ich ſagen, von Norden?

Schweſter.

Ha, ich ſehe wohl, Walter, Ihre Verſtellung verräth die tiefſte Beſchämung! Sie erröthen, daß ich ſchon weiß, wie grauſam Sie am Bruder handeln, an Ihrem beſten, Ihrem uneigennützigſten Freunde.

Freund.

Ha, ha! Mein Fräulein! Denken Sie an England! Was reden Sie von meiner Beſchämung!

Schweſter.

Ich glaube, Sie haben den Spleen, Walter, daß Sie immer von England ſprechen.

Freund.

Wenn jene Ehe mit der Krautheim den Bruder tröſten ſollte, ſo paßt dieſe Ehe nicht für ihn —

Schweſter.

Sie ſind entſetzlich eitel, Walter —

Freund (nähert ſich ihr zutraulich).

Fräulein! Wie kommen Sie nur auf dieſen Vetter? Iſt dieſer Vetter ein Schickſal, das Sie blenden, von dem einzigen Bruder entfernen kann, von dem Bruder, dem Sie Alles ſind, der ohne Sie nicht leben kann, Marie!

Schweſter.

Der Vetter? Ich ſollte lachen, Walter, daß mein Bruder, um ſeinen Kummer zu verbergen, Ihnen ein ſolches Märchen aufgeheftet hat —

Freund.

Was?

Schweſter.

Er hätte wohl ein anderes Mittel ergreifen können, ſeinen Unmuth zu verbergen.

Freund.

Ein Märchen?

Schweſter.

Um die unglückſelige Wahl der Frau von Krautheim und ihre Folgen für ſein Gemüth zu verbergen —

Freund.

Laſſen Sie doch dieſe alberne Frau von Krautheim und Ihre Wahl — was ſprechen Sie von Ihrem Projekte mit London? Das wäre ein Märchen?

Schweſter.

O mein Gott! Schämen Sie ſich, Walter! Wie ſprachen Sie ſoeben von Ihrer künftigen Gemahlin! Die alberne Frau von Krautheim?

Freund.

Fräulein Marie, Sie leiden an humoriſtiſchen Anflügen, die ich nicht verſtehen kann.

Schweſter.

Sie verleugnen Ihre Verlobte?

Freund.

Meine Verlobte?

Schwester.

Die mein Bruder liebt, dieselbe Frau, die Sie nicht einmal den Muth haben, als Ihre Liebe öffentlich zu erklären; denn der Muth des Herzens fehlt Ihnen, Walter!

Freund.

Ihr Bruder Otto... liebt wirklich, ohne allen Scherz die Krautheim?

Schwester.

Mehr als sein Leben! Aber leider nicht mehr als seinen undankbaren Freund!

Freund.

Aber das ist ja unglaublich! Ich und die Krautheim? Ich eine Frau — und diese! Aber was thu' ich! Ich klage eine Dame an, die Ihr Bruder liebt —

Schwester.

Und die Sie ihm nicht rauben wollen, Walter?

Freund.

Ich ihm die Krautheim rauben? Ich lasse sie ihm sammt Esel, Aermel, Schweizermühle, Hausfreunden, Renten und Allem, was sich nur auf den Namen einer Frau in der Mode beziehen kann —

Schwester.

Walter, Sie lieben —

Freund.

Nur . . . Ihren Bruder und . . . ich ſagte ſchon, wichen Sie mir nicht über England aus —

Schweſter.

Walter, Sie ſind der edelſte Menſch unter der Sonne! Sie lieben die Krautheim nicht —?

Freund.

Wenn Ihr Bruder ſich um dieſe Frau in einen Abgrund ſtürzen will — meinetwegen!

Schweſter.

Wirklich? Mein Bruder darf glücklich lieben! — Ihr Herz iſt frei? Dank Ihnen! Dank! Herrlich! Nun geh' ich an meinen Schreibtiſch. Nun entwerf' ich einige Zeilen an Frau von Krautheim, die ihre vortrefflichen Seiten, beſonders ihre Renten hat, und der ich ſchon längſt eine Aufmerkſamkeit von meiner Seite ſchuldig bin. Ich lade ſie zu einem Concert ein, das einige meiner Freundinnen veranſtalten wollen. Otto holt uns ab. Sie ſehen ſich bei dieſer Gelegenheit wieder, erneuern die Annäherung der Gebirgspartie, ſie werden ſcherzen, lachen, Erinnerungen durchſprechen, mein Bruder wird ſich entwickeln in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit und wir Beide, Walter, wir Beide haben das Gefühl —

Freund (der auf der Kelter geſtanden).

Ja das Gefühl — Was für ein Gefühl . . .?

Schweſter (fein).

Daß das Glück der Andern zu befördern, den ſüßeſten Lohn durch unſer eignes giebt! (Eilt in ihr Zimmer.)

Siebenter Auftritt.

Der Freund (allein).

Das iſt ja das Unglaublichſte, was ich hier erfahre! Otto liebt die Krautheim, bildet ſich ein, daß ich ſein Nebenbuhler wäre, ſein glücklicher noch dazu und in ſeiner nun mir leicht erklärlichen Melancholie ſcheint er ſogar ſo ſchwarz zu ſehen, bei Marien eine überſeeiſche Abſicht vorauszuſetzen. Da iſt er!

Achter Auftritt.

Der Bruder. Der Freund.

Bruder (tritt raſch ein und legt den Hut ab).

Freund.

Freund! Ich bekümmere mich ſehr um Dich.

Bruder (bei Seite).

Immer noch?

Freund.

Nach einer kurzen, aber ſehr inhaltſchweren Ver-

ſtändigung mit Marie, glaub' ich entnommen zu haben, daß Du in Betreff Englands Dich unbegründeten Beſorgniſſen hingiebſt ...

Bruder.

Ergab ſich das im Laufe der Debatte?

Freund.

Marie ſprach mit der größten Gleichgültigkeit von jenem Projekt ...

Bruder.

O das trifft ſich nach Wunſch. Denn ich erhalte ſoeben, wie ich das Haus betrete, einen Brief aus London ...

(Er zeigt einen erbrochenen Brief.)

Freund.

Der Vetter wird außer ſich ſein, daß das Projekt ſich nicht realiſirt ... Du haſt ihm wohl ſchon Hoffnungen gegeben?

Bruder.

Er ſpricht allerdings wieder von Marien's Zukunft, aber diesmal, Gott ſei Dank, auch von der meinigen; es iſt glücklicherweiſe weiter nichts, als er wird nun ſelbſt den Continent beſuchen und die Abſchrift eines Teſtamentes bringen, das er endlich für uns gemacht hat ...

Freund.

Ohne dafür Marien's Hand zu verlangen?

Bruder.

Er iſt ſehr uneigennützig, der gute Vetter! Er will uns nur das Teſtament vorleſen und dann hoffentlich wieder mit dem Gefühl abreiſen, daß wir ihm — Geſundheit und ein ſehr langes Leben wünſchen.

Freund.

Wie konnteſt Du nur daran denken, auf dieſe Art Dich Marien's zu entledigen!

Bruder.

Entledigen?

Freund

Die Witwe! Die Krautheim! Wirklich, Freund! Freund, Du liebſt dieſe ...

Neunter Auftritt.

Die Schweſter. Der Bruder. Der Freund.

Schweſter

(mit einem Briefe, als wollte ſie durch die Mittelthür).

Franz! Hier beſorge — Ha, Otto! Lieber Bruder, was Du nur von Waltern dachteſt! Er wünſcht ja nur Dein Glück! Er iſt ja völlig uneigennützig! Sieh, dieſe Adreſſe! (Hält die Hand darauf.) Rathe!

Bruder (nimmt den Brief und lieſt).

„An Frau von ...“

Freund (blickt auch hin, schaudernd).

Krautheim!

Schwester.

Ich suche die Annäherung und dadurch die allmälige Entscheidung zu befördern. Ich hab' ihr recht zärtlich geschrieben, schon recht schwesterlich ...

Bruder.

Aber was fällt Dir denn ein?

Schwester.

Denke nur nicht, daß ich taktlos war. O ich habe nur ganz im Allgemeinen — nicht wahr, Walter, Sie billigten ja vollkommen meine Idee, die Einladung zum Concert — Nicht wahr? Der Bruder holt uns ab — begleitet uns — bleibt in der Nähe .... man verständigt sich ....

Bruder.

Liebe Schwester, erlaube, daß ich den Brief an mich nehme. Deine Absicht ist sehr lobenswerth, sehr edel und liebenswürdig. Aber — Rosige Wolken, die am Horizonte der Phantasie vorüberstreiften! Ein seliger kurzer Traum, eine Vision, wie wenn man sagen wollte: Auch ich war in Arkadien geboren und dann: Prosaische Enttäuschung —'

Schwester. (Zugleich und der Seite, aber jedes in anderer Stimmung.) Entsetzlich!
Freund. Schaudervoll!

Bruder.

Hier, liebe Schwester, zwei Verlobungskarten, die

mir ſoeben von Franz übergeben wurden, eine für mich, eine für Dich ....

Schweſter (nimmt die eine und lieſt):

Adelheid von Krautheim.

Freund (nimmt die andere).

Baron von Beerbuſch! Der Ritter mit der Stopfnadel!

Schweſter.

Abſcheulich! Dieſe Wahl!

Bruder.

O! Die Ehen nennt man deshalb im Himmel geſchloſſen, weil die Verlobungskarten gewöhnlich aus dem Monde fallen!

Schweſter.

Ich beklage Dich, Bruder!

Freund.

Nein! Ich preiſ' ihn glücklich. Dieſe Liebe wäre eine Thorheit geweſen —

Bruder.

Ach, Du kennſt die Liebe nicht, Walter — legt Euern Empfindungen übrigens keine Feſſeln an. Ich bin vollkommen gefaßt. Es iſt vorüber. Das Leben hat mich wieder; nach dieſem Beerbuſch kann ich die Kritik der Wahrheit ertragen. O in dieſer Wahl liegt etwas, was den Riß meines Herzens zunäht! Aber jubelt nicht zu früh! Ein neues Schickſal, ein neuer Schlag wie aus heiterm Himmel fällt auf

uns nieder. Die Regierung scheint geahnt zu haben, daß ich nach der Verbindung der Krautheim mit dem Baron von Theerbusch nur noch mit höchst menschengefährlichen Gesinnungen in dieser Stadt wohnen könnte. Ich bin — versetzt worden.

Schwester
Freund (traurig und staunend). Wie?

Bruder.

Versetzt in die Residenz. Hier das Schreiben des Ministers. An sich mein liebster Wunsch. Auf jede Sorge käme doch immer sogleich wieder ein Trost und wenn uns dann der Vetter von London noch besuchte —

Schwester.

Der Vetter?

Bruder.

Er will uns sein Testament verlesen .... Aber ich verstehe wohl ... Ihr seid über die Versetzung bestürzt?

Freund.

Allerdings! Diese Versetzung bietet Dir die größten Vortheile. Aber ich hatte mich hier soeben erst eingerichtet, lieber Freund, Dir zu Gefallen hab' ich ein Gut in der Nähe gekauft ....

Bruder.

Dein Gut ...

Freund.

Bitte, Deine längstgewünschte Versetzung —

Bruder.

Bitte, Deine delikate Auffassung des Urtheils der Welt, wenn Du uns auch allenfalls aus Liebe für mich folgtest —

Schwester (die eine Auseinandersetzung merkt).

Ich glaube, lieber Otto, man hat schon drüben gedeckt ... Wir müssen doch wohl zu Tische ...

Bruder.

Walter ißt mit uns. Das bin ich so gewohnt. Das muß auch so bleiben! Das darf sich nicht ändern, trotz aller Versetzung!

Freund (zärtlich auf Marie blickend).

Otto! Es war Dir so unerträglich hier zu leben; wegen Deiner ruhte man nicht, bis die Versetzung endlich kam und nun —

Schwester.

Die Suppe wird kalt ... besprechen wir das ein andermal ... wenn wir gesammelter sind.

Freund.

Ich bin ganz gesammelt, liebe Freundin. Sie werden in der Residenz Verehrer finden. Otto, Du wirst eines Tages dann verlassen, einsam dastehen und in der Verzweiflung auch irgend einen gefährlichen Schritt thun, Dich auch verheirathen, Menschen um Dich nehmen, die meine alten Rechte nicht anerkennen ...

Bruder.

Walter! Du bist grausam! Du schilderst mir eine Lage, die entsetzlich sein muß.

Schweſter.

Die Suppe — die Suppe!

Bruder.

Ihr ſeid bald fertig mit dem Wort. Ihr vermögt Euch leicht über meine Bedürfniſſe hinwegzuſetzen! Wie hab' ich mir das ausgemalt! Wenn ich alt werde! Da ſteht mein Lehnſtuhl! Da ſind meine Bücher! Da duldet, da ehrt man meine Cigarren! Ihr baut mir bei Euch ein Neſtchen, traut, warm, behaglich —

Freund.

Bei uns ſollteſt Du den Himmel auf Erden haben —

Bruder.

Bei Euch?

Freund.

Ja, allerdings! Wenn die Häuslichkeit Deiner — verheiratheten Schweſter —

Schweſter.

Die Suppe! Die Suppe!

Freund.

Bleiben Sie, Marie! Ihre Suppe kann eher kalt werden, als unſre Verhandlung über Otto's Glück. Es wird nichts anderes übrig bleiben, liebe Marie, als daß Sie ſich im Intereſſe Ihres geliebten Bruders entſchlöſſen . . .

Schweſter (niederblickend).

Otto! Die Sorge um Dein Wohl....

Freund.

Deinen Frieden —

Schweſter.

Deine Ruhe —

Freund.

Deine Behaglichkeit —

Schweſter.

Dein Glück...

Bruder.

O Kinder! Nie, nie werd' ich vergeſſen, daß Ihr mir und meinem Glücke den Gefallen thut (legt ihre Hände humoriſtiſch zuſammen), Euch ſchon längſt zu lieben (Beide beſtätigen es durch innige Umarmung.)

Der Vorhang fällt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's

Dramatische Werke.

Achter Band. Zweite Abtheilung.

Lenz und Söhne.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1853.

Karl Gutzkow's

Dramatiſche Werke.

Achter Band. Zweite Abtheilung.

Lenz und Söhne.

19 J. 342

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1855.

Lenz und Söhne

oder

Die Komödie der Besserungen.

Lustspiel

in

fünf Aufzügen.

Von

Karl Gutzkow.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1855.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

DIETERICHSCHE BUCH... GÖTTINGEN

Die Aufführung dieses Lustspiels ist nur mit Zustimmung des Verlegers gestattet.

Wir besitzen in Deutschland eine Gattung von Lustspielen nicht, die sich in Frankreich durch ihre Versform als Dichtungen ankündigen, die ihrer Natur nach nicht auf jenem realen Boden stehen, den man sonst beim Lustspiele voraussetzt.

Von Molière bis in die neueste Zeit gibt es in Frankreich fünfactige Lustspiele in Alexandrinern, einer Dichtform, die, wenn wir sie hätten, für das nachfolgende Drama die geeignetere gewesen wäre. Der Vorwurf, den der Autor zu hören bekommen hat, dies Stück schildere eine Unmöglichkeit, würde dann weniger bestimmt erhoben worden sein, ja, man würde vielleicht anerkannt haben, daß hier eine Arbeit vorlag, an welche auch in vielem Uebrigen der gewöhnliche Maßstab dramatischer Composition nicht zu legen ist. Schon die Monologe, mit denen sich die Hauptfigur des Stückes einführt, hätten die Kunstrichter darauf aufmerksam machen sollen, daß ihnen hier eine nur symbolische Handlung, sozusagen ein Zeitmärchen im Frack, vorgeführt wurde.

Aber nicht nur die Form, sondern auch die Tendenz hat in Leipzig und Dresden nicht verständlich werden wollen. Daran sind theils übermäßige Kürzungen, theils aber auch Voraussetzungen schuld, wie sie sich der Verfasser nicht möglich gedacht hatte. Die sociale Frage, die dies Stück nur spielend und ironisch und bei den schwierigen Verhältnissen der modernen Bühne die ganze Wahrheit nur ahnen lassend anregt, ist zu umfassend als daß sie ein Theaterabend lösen könnte, zumal, wenn ein gemischtes Publicum sich nach allen Seiten hin von einem zu lebhaft vorausgesetzten de te fabula narratur beunruhigt fühlt.

Die vorliegende Gestalt des Stückes, das ich um Conflicte da zu vermeiden, wo ein Autor immer nur mit ungleichen Waffen kämpfen wird, von den Bühnen zurückgezogen habe, ist theils die ausführlichere ursprüngliche, theils eine nach den Ergebnissen der äußern Wirkung und einer wohl- oder übelwollenden Kritik in getroster Erkenntniß hie und da geänderte.

Dresden, im Februar 1855.

G.

Lenz und Söhne

oder

Die Komödie der Besserungen.

Lustspiel

in

fünf Aufzügen.

Perſonen.

Commerzienrath Lenz, Chef des Hauſes „Lenz und Söhne“.

Sigismund, Sabina, Clara, } ſeine Kinder.

Selbring, ſein Schwiegerſohn, Procuraführer des Hauſes „Lenz und Söhne“.

Marieſe Beltrami.

Antonie, ſeine Frau.

Dr. Friedborn, deren Vater.

Hofräthin Menglerchen.

Karl v. Hubert, v. Kiſerizki, v. Lilienſtröm, Brandt, Berr, v. Baltefren, } Spieler.

Anna Leutheff.

Günther, Buchhalter im Lenz'ſchen Hauſe.

Dreſel, Selbring's Bedienter.

Frau Dreſel.

Fritze, ihr Sohn.

Leberecht, ein Knabe.
Der Zimmerkellner der „Stadt London".
Greif, } Executoren.
Dachs, }
Franz, } Bediente des Herrn von Hubert.
Heinrich, }
Bediente im Lenz'schen Hause.
Bedienter des Markese Beltrami.
Spieler. Casinomitglieder. Casinoaufwärter. Mitglieder der Armencommission. Polizei. Gäste u. s. w.

Der Schauplatz ist in einer großen Haupt- und Handelsstadt.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Eine Straße. Links und rechts im Vordergrunde die Eingänge in ſehr ſtattliche Häuſer, von denen man nur die untern Stockwerke ſieht. Der nächſte Hintergrund iſt eine Promenade mit Bäumen. Vorn eine ſteinerne Bank. Das Eckhaus rechts hat die Inſchrift: „Friedborn's Beſchäftigungsanſtalt". Das Eckhaus links (immer vom Darſteller aus) eine noch größere in durchbrochenen vergoldeten großen Buchſtaben: „Caſino". An der Thüre deſſelben ein öffentlicher Briefkaſten.

Erſter Auftritt.

Greif und Dachs. Zwei Executoren, zwar mit Blechſchilden auf der Bruſt, aber anſtändig in Grau gekleidet, kommen aus dem Friedborn'ſchen Hauſe.

Greif.

Das iſt doch ein hartherziger Mann —

Dachs.

Nennt ſich nun Vater Friedborn —

Greif.

Vormund der Waiſen, Beiſtand der Witwen, was ſonſt nicht Alles —

Dachs.

Und läßt doch in der Vorſtadt pfänden bis auf den letzten Strohſack. (Ruft plötzlich:) Halt da! Halt!

Greif.

Was iſt denn? Was iſt denn?

Dachs.

Da drüben an der Ecke, Greif! Ging da nicht eben der Baron Hubert?

Greif.

Hubert? Baron Hubert? Richtig! Dem wir heute noch aufwarten ſollen? Ich glaube, er iſt's, und wieder mit allerlei von ſeinen alten Spießgeſellen.

Dachs.

Den müſſen wir einholen, daß wir noch vor Auflöſung ſeiner Erbſchaft ankommen und ihm unſere Wechſel präſentiren. Vorwärts, Greif! Vorwärts! Halten wir uns an ihn!

Greif.

Fängt der Hubert ſchon wieder ſeine alten Streiche an! (Beide ſchnell ab nach links.)

Zweiter Auftritt.

Sigismund Lenz tritt in leichtem Paletot mit amerikaniſchem Matroſen-Glanzhut auf dem Kopfe, Händen in den Rocktaſchen, von rechts auf und ſpricht in verdrießlicher Stimmung.

Sigismund.

Zwei Bettelvögte — oder zwei Executoren? Ich dachte, das Betteln und Schuldenmachen iſt jetzt hier zu Lande privilegirter. Veränderungen, wo man hinblickt. Seit drei Jahren hier ein ganz neuer Stadttheil entſtanden. Das ſtattliche Haus da iſt (lieſt) das „Caſino" und hier — „Friedborn's Beſchäftigungsanſtalt". Beſchäftigungsanſtalt? Ei, das wäre ja Etwas für mich. (Er nimmt ſich eine Cigarre und zündet ſie allmälig an.) Ich ſuche ja Beſchäftigung. Meine Papiere ſagen ganz einfach: Einziger Sohn eines Millionärs, komm' ich von einer dreijährigen Bildungsreiſe nach England und Amerika zurück, finde unſer altes Contor, unſere ſonſt bewährte hundertjährige Firma Lenz und Söhne wieder, finde auch, wie ſonſt, jährlich einen Viertelcentner Stahlfedern verbraucht und kann doch — ſpazieren gehen! Die Geſchäftsleute, die mich noch wiedererkennen, freuen ſich zwar, in dem jungen Sigismund Lenz einen vollkommnen Yankee wiederzuſehen; die Damen hoffen, daß ich mir noch Etwas vom deutſchen Gemüth erhalten habe, Sinn für die

Romantik des Garnabwickelnlaſſens, indem man ewig vor ihnen auf den Knieen liegt — Ueberall Vorausſetzungen über meinen Charakter, meine Solidität, meinen Eintritt in die Geſchäfte unſeres Hauſes und dennoch will der Rauch der Cigarre da gewiſſe Mücken nicht verjagen, Mücken, die mir im Kopfe ſchwirren — über — Sieh da! Mein Schwager! Geht wahrſcheinlich ins Caſino? Sein Bedienter in vertraulicher Unterhaltung mit ihm. Meine Familie hat ſich verändert wie die Stadt und das Coſtüme der Bettelvögte. Wahrhaftig, ich erkenne nichts mehr wieder, am wenigſten mich ſelbſt in meinem allzu ergebenen Humor — der — Verzweiflung — (Er geht rauchend langſam zur Seite ab.)

Dritter Auftritt.

Solbring, elegant mit goldener Brille, Schnurrbart und Henriquatre. Dreſel in Livree, mit hochtoupirter Perücke.

Dreſel (beginnt ſchon hinter der Scene).

Nein, Ew. Gnaden! Einmal für allemal. So geht's nicht weiter mit uns fort. Was denken Sie denn, Herr Solbring? Mit jährlich dreihundert Thalern erhalt' ich Ihren geheimen Leberecht nicht länger. Der Junge wird ja täglich größer, das Brot immer kleiner. Wirklich, Herr Solbring, geben Sie keine

Zulage, ſo meld' ich ihn hier in Doctor Friedborn's Beſchäftigungsanſtalt und laſſ' ihn wie meine eigenen Jungens draußen bei den Kattundruckern Muſterknabe werden.

Solbring

(nimmt ſeine Brille ab und ſäubert ſie mit dem Taſchentuche).

Dreſel!

Dreſel.

Herr Solbring!

Solbring.

Sieh mich einmal an!

Dreſel (zieht ſeinen Hut).

Gefall' ich Ihnen, Herr Solbring?

Solbring.

Iſt an Dir abſcheulichem Menſchen nun wol irgend Ein echtes Haar?

Dreſel.

Sie meinen meine Perücke?

Solbring.

Bin ich an dies Subject gefeſſelt, wie der Verbrecher an die Galeere! Um einen Jugendfehltritt, der ihm allein bekannt iſt, muß ich ihn im Hauſe meines Schwiegervaters dulden, muß ich alle ſeine ſchlechten Streiche mit Stillſchweigen übergehen, muß ihn in Schutz nehmen, wenn er mit ſeinem falſchen Titus da auf den Tanzſälen paradirt, Mädchen die Ehe verſpricht, während er längſt verheirathet iſt —

Dreſel.

Und wie verheirathet, Herr Solbring! Sechs Kinder und ein gewiſſer geheimer Penſionär! Wirklich, glauben Sie mir, Ihr Johann Fürchtegott Heinrich Leberecht —

Solbring.

Will Er ſchweigen! Dieſes ewige Erinnern an überwundene Standpunkte, wie — Hegel ſagt. (Für ſich.) Er weiß, ich brauch' ihn zu meinem Verhältniß mit der Italienerin, nun fängt er an, mich wieder in die Höhe zu treiben und auf gewohnte Art zu ſchrauben! (Laut.) Dreſel!

Dreſel.

Ew. Gnaden! Ich habe einige ſehr wichtige Commiſſionen für den Herrn Commerzienrath —

Solbring.

Hier ſind zwölf Dukaten!

Dreſel.

Das iſt preſſanter. Danke Ew. Gnaden!

Solbring.

Und nun endlich einmal eine vernünftige Auseinanderſetzung! Seit ich mich gewiſſer höherer Studien befleißige, die über meinen Beruf als Kaufmann hinausliegen, wollen wir uns philoſophiſche Klarheit angewöhnen. Alſo erſtens ſorgt dafür, daß in Eurer Wohnung Alles ſauber und mit der nöthigen Discretion hergeht. Die Vereine für Volkswohlfahrt haben

bereits ſämmtliche Stadtviertel unterſucht. Es geht jetzt an die Vorſtädte. Leicht möglich, daß meine Gattin nächſtens Eure Wohnung betritt und dort Eure ſämmtlichen Familienverhältniſſe unterſucht.

Dreſel.

Haben Sie keine Sorge, Herr Solbring! Auf dieſe Beſuche ſind wir immer vorbereitet. In einem Zimmer Porzellan und Silber und im andern Kummer und Elend.

Solbring.

Zweitens: Da Du leider, obgleich Du ein heilloſer Taugenichts biſt oder, wie Hegel ſagt, ein ganz ſchlechter Kerl —

Dreſel.

Bitte? Wer unterſteht ſich das?

Solbring.

Da Du leider, nach jeder Philoſophie, nichts taugſt und doch mein ganzes Vertrauen beſitzeſt — für Leberechten werd' ich, wenn er ſechs Jahre alt iſt, jährlich vierhundert Thaler auswerfen — ſo ſag' ich Dir, daß ich im Begriff bin, ein gewiſſes neues Verhältniß anzuknüpfen. Hier iſt ein Brief. Damit gehſt Du in das Hôtel de Rome! Dort wirſt Du einen Markeſe Veltrami finden, der ſich auf eine ſehr glänzende Weiſe daſelbſt eingerichtet hat. Er wohnt mit ſeiner Schweſter, die im Hôtel für ſeine Frau gilt. Beide hab' ich kürzlich in den Bädern von Aachen kennen gelernt und war ſelbſt

die Veranlassung, daß sie mir hierher gefolgt sind. Daß man im Hôtel de Rome Dich nie ausforscht! Daß Du niemals Rede stehst, wenn ich etwa Abends — im strengsten Incognito — an jenem Orte erscheine und daselbst längere Zeit verweile —

Dreſel.

Bis die Italienerin eine eigene Wohnung gefunden hat. Natürlich!

Solbring.

Bis sie eine eigene Wohnung gefunden hat —

Dreſel.

Die Sie miethen werden, Herr Solbring, natürlich —

Solbring.

Die ich miethen werde, natürlich. Ich habe ein Landhaus vor den Thoren bereits in Unterhandlung. Die Briefe gehen bis dahin erst ins Casino, hier holst Du sie ab! Und käme einmal irgend eine Störung dieses Verhältnisses, mischte sich irgend eine unberufene Neugier in diese Beziehung, so ist ja das ganze Leben, das ich mit Bewilligung meines Schwiegervaters führe, ein Deckmantel aller dieser Dinge. Ich will Staatsmann werden, Gesetzgeber, unser gegenwärtiger Census erlaubt mir in die Erste Kammer zu treten, und dazu bedarf ich Grundbesitz. Mein Italiener ist an der belgischen Grenze begütert — folglich —

Dreſel.

Verlaſſen Sie ſich ganz auf mich. Wer neugierig iſt, was wir im Hôtel de Rome zu thun haben, dem ſag' ich: Der reiche, gelehrte, Tag und Nacht ſtudirende Herr Solbring will erſter Kammerherr werden und belgiſche Güter kaufen. Aber bitte, ſtudiren Sie nicht zu viel, und beſonders nicht den Hegel, es könnte Sie auch in Ihren Anſichten über Unſereins —

Solbring.

Keine Weitläuftigkeiten! Fort! Da ſeh' ich den Wagen meines Schwiegervaters.

Dreſel.

Große Sitzung heute im Beſſerungsverein — Hôtel de Rome — Güter ankaufen — erſter Kammerherr werden. Alles pünktlich beſorgen. (Ab.)

Solbring (allein).

Wie weit iſt doch unſer Leben entfernt von den freien ungebundenen Standpunkten der Natur! Ich habe eine Frau. Das iſt eine vollendete Thatſache, ein fait accompli. Muß ich unglücklicher Menſch nach Aachen in die Bäder reiſen, muß da die brennenden Augen einer Italienerin in einem Moment auf mich gerichtet finden, wo die Abwechſelungen der Reiſe, die bezaubernde Fahrt auf den Wogen des Rheins, die tauſend neckiſchen Geiſter und Kobolde der grünen Tiſche, der Table'hôten, der Weinkarten die verjährten Vorurtheile eines zwanzigjährigen Contor-

lebens über den Haufen werfen und ich mir manchmal vorkomme, als ſchwebte ich — ſieh, mein Schwager.

Sigismund

(kehrt zurück mit ſeinem Portefeuille beſchäftigt).

Guten Morgen, lieber Solbring! Iſt ſchon Börſenzeit, daß du aus biſt?

Solbring.

Börſenzeit? Die Börſe beſucht Günther und Du wirſt Dich ihm anzuſchließen haben. (Will ab.) Guten Morgen, lieber Schwager!

Sigismund.

Bitte ein Wort, Solbring. Ich fand für mich im Contor keine Arbeit angewieſen, ſuchte mir daher ſelbſt welche und habe im Portefeuille Nr. 14 die in dieſer Woche fälligen Wechſel gefunden, unter ihnen einen auf einen gewiſſen Karl von Hubert.

Solbring.

Karl von Hubert — Eine Bekanntſchaft des Vaters.

Sigismund.

Einen Wechſel von dreitauſend Thalern, drei mal prolongirt —

Solbring.

Möglich! Möglich!

Sigismund.

Heute iſt die Summe fällig. Was thu' ich damit?

Solbring.

Wenn der Wechsel fällig ist, kassir' ihn ein. Das, denk' ich, weiß ein Kaufmann am ersten Tage, wo er Debet von Credit unterscheiden lernt. Guten Morgen, lieber Schwager! Es thut mir leid — ich habe im Casino — eine Freihandelssitzung. (Ab ins Casino.)

Sigismund (allein).

(Pause.) Eine — Freihandelssitzung! Und das Haus Lenz und Söhne, in das sich dieser Mann als einfacher Commis vor sechs Jahren hineinheirathete, hat drei blühende Runkelrübenzuckerfabriken im Gange und müßte denen zufolge zum Schutzsystem halten! Setz' ich zu Hause meine Gründe dafür auseinander, so predig' ich tauben Ohren. Solbring treibt höhere Handelskosmopolitik, mein Vater Philanthropie, meine beiden Schwestern Innere Mission. Bitt' ich um einen stillen abendlichen Thee, wo ich ihnen gemüthlich auseinander setzen möchte, daß sie sämmtlich Narren sind — Papa natürlich mit allem schuldigen Respect — so ist Niemand zu haben. Das Haus Lenz und Söhne sitzt bis tief in die Nacht in dem großen Riesenspinnetze des allgemeinen Vereinswesens und ist von Morgens bis Abends so unterwegs, daß ich — ich brauche mich nur umzusehen — richtig! Da! Da fährt schon wieder einer unserer Wägen. Es sind diesmal meine Schwestern. Sie steigen aus. Sie kommen hieher. Ich mag ihnen nicht begegnen. — Hier in dieser

Straße ſoll Karl von Hubert wohnen — Promenade 19, a oder b. — Ich muß meinen Zorn zu zerſtreuen ſuchen — Vielleicht dort — (Tritt wieder ruhig zurück und ſieht ſich um, die Hausnummer zu finden.)

Vierter Auftritt.

Bedienter, Clara und Sabina, dann Sigismund. Zuletzt Greif und Dachs.

Bedienter (ſpricht in die Scene zurück).

Hier, gnädiges Fräulein! Hier! Am Caſino iſt ein Briefkaſten.

Clara (hinter der Scene).

Geh' nur, geh', Anton! Ich werde ihn ſelbſt hineinwerfen. (Bedienter tritt zurück.)

Sabina.

Aber, meine gute, liebe Clara, bedenkſt Du auch, was Du thuſt?

Clara (zieht ein Briefchen hervor).

Es iſt das letzte mal, liebe Schweſter. (Will an den Briefkaſten.)

Sabina.

Halte inne! Wenn man jemals unſere Handſchrift entdeckte.

Clara.

Wie kann man das, Schweſter?

Sabina.

Und jede Hoffnung, einen Mann wie Hubert zu beſſern, iſt und bleibt ja vergebens. Das iſt nun ſeit einem Jahre der vierte anonyme Brief, zu dem ich Dir meine verſtellte Handſchrift leihen muß! Wenn Du auch nur aus Mitleid an den Protegé des Vaters zuweilen eine Stelle aus Jean Paul, einen erhabenen Gedanken aus Schiller, einen ſchönen Vers von Goethe durch mich niederſchreiben läßt und dieſe Worte zierlich couvertirt auf die Stadtpoſt wirfſt, in Deinen Träumen verwandelt ſich Mitleid in Liebe, und ich wette, wenn Du einſt hörſt, der unglückliche junge Mann, der durch ſeinen Leichtſinn das Geſpräch der ganzen Stadt geworden iſt, hat vielleicht eine reiche Gräfin gefunden, die alle ſeine Schulden bezahlt, ſo wirſt Du, die ihn erziehen, ihn beſſern wollte —

Clara.

Nein! Nein, Schweſter! So werde ich eingedenk des neuen Geiſtes, der über alle unſere Lebensverhältniſſe gekommen iſt, immer nur ſagen: Mitten in die wilde Laufbahn des jungen Mannes, der in unſerm Hauſe vor tiefſtem Schamgefühl über ſeinen öffentlichen Ruf kaum den Blick emporzuheben wagte, warf eine Fügung des Himmels, die ja will, daß unter den Menſchen Einer den Andern, ſoviel er kann, vom Uebel erlöſe, zuweilen durch uns ein edleres Wort in ſein Ohr, zuweilen ein ſittlicheres Bild

vor ſein umdüſtertes Auge. Was iſt mir Karl von Hubert? Ein Gedanke, ein Traum! Laß ihn getroſt dieſe unbefangenen Worte der Mahnung leſen, die ich ihm zuweilen aus uneigennützigſtem Drange nur — für ſeine Seele ſchreibe. Sie ſind wie ein Glockenklang von einer Kirche. Hundert mal hört man ihn rufen und rufen und geht vorüber. Endlich folgt man doch dem mahnenden Klange und betritt die heilige Schwelle — immerhin, Schweſter, mit Deiner Gräfin, die ſeine Schulden bezahlen mag! Laß ihn getroſt noch dieſen Einen Brief leſen! Ich verſpreche Dir's. Es ſoll der letzte ſein! (Geht an den Briefkaſten.)

Sabina.

Clara, Du biſt eine Schwärmerin und wirfſt die ſchönen Perlen Deines Herzens ins endloſe, unergründliche Meer! (Clara wirft den Brief hinein.) Sieh da, Sigismund!

Sigismund

(kommt zurück und betrachtet immer noch in Gedanken den Wechſel).

Drei mal prolongirt? Drei mal?

Clara
Sabina } (zugleich).

Guten Morgen, Sigismund!

Sigismund.

Seid Ihr noch da? Ihr wartet vielleicht auf Selbring? Er iſt hier im Caſino.

Sabina.

Mein lieber Mann weiß, wir machen um dieſe Zeit unſere wohlthätigen Runden. (Wollen ab.) Guten Morgen, lieber Bruder.

Sigismund.

Wohlthätige Runden? Hört doch! Ein Wort! Kennt Ihr vielleicht zufällig einen gewiſſen (ließt ab) Baron Karl Heinrich Hubert von und zu Hubertsberg?

Sabina.

Allerdings!

Clara (erſchreckend).

Was iſt mit ihm?

Sigismund.

Ich habe hier einen Wechſel von dreitauſend Thalern auf dieſen Herrn, über den ich eben von einigen vorübergehenden alten Freunden Erkundigung eingezogen habe. Ich bin erſtaunt, wie der Vater zu dieſem ſtadtkundigen Taugenichts kommt. Drei mal hat er den Wechſel prolongirt. Da er heute fällig iſt, will ich ihn präſentiren.

Clara.

Himmel, Du wirſt doch nicht —

Sigismund.

Was denn? Kennt Ihr ihn?

Sabina.

Sehr oberflächlich.

Sigismund.

Der Vater hat ihm wahrſcheinlich ſo oft die Prolongation geſtattet, weil er auch dieſen Taugenichts wie die ganze Welt durch Geduld und Nachſicht zu beſſern hofft.

Clara
Sabina (zugleich).

Allerdings!

Sigismund.

So will ich, da ich keine Verhaltungsmaßregeln habe, ihn einſtecken laſſen.

Clara
Sabina (zugleich).

Sigismund!

Sigismund.

Nehmt auch Ihr ein Intereſſe an ihm?

Sabina.

Perſönlich nicht im Mindeſten.

Clara.

Aber Du kennſt das Syſtem des Vaters!

Sigismund.

Dies Syſtem wird nimmermehr das meinige. Guten Morgen!

Clara (in großer Aufregung ihm nach).

Sigismund, ums Himmelswillen! Der Vater würde ja außer ſich ſein. Er iſt im Allgemeinen

Hülfs- und Besserungsverein. Schwester, eilen wir! Wir müssen ihm von diesem Vorfall Anzeige machen.

Sigismund (seine Rede unterbrechend).

Aber sagt mir nur, wie kommt der Vater und das ganze Haus Lenz und Söhne in den drei Jahren meiner Abwesenheit zu diesem systematischen philanthropischen Wahnsinn?

Sabina.

Bruder, Dich für diesen lieblosen Ausdruck tief zu beschämen, würde eine Auseinandersetzung erfodern, die zunächst — für unsere armen Pferde dort, die in unserm Hause nicht gewohnt sind, auf die Herrschaft zu warten, zulange dauern würde. Gewöhne Dich daran, Sigismund, daß die Devise unsers Hauses lautet —

Clara
Sabina } (zugleich).

Güte, Schonung, Duldung, Liebe, Nachsicht und Vertrauen! (Beide ab.)

(Bedienter, der zurückbleibt, folgt.)

Sigismund.

Güte, Schonung, Duldung, Liebe, Nachsicht und Vertrauen!

Greif und Fachs (kommen zurück und wollen vorüber).

Greif.

Wie im Handumdrehen war er uns aus den Augen.

Dachs.

Schon gut, wir melden uns in seiner Wohnung.

Sigismund (ein Petzng auf ihr Amt).

Gott sei Dank! Es gibt noch andere Principien in der Welt! Meine Herren! Kennen Sie nicht zufällig in der Nähe die Wohnung eines Herrn Baron von Hubert?

Greif.

Hubert? Zu dem gehen wir eben.

Dachs.

Wir haben eben bei ihm eine Amtspflicht zu erfüllen.

Sigismund.

Vielleicht den kategorischen Imperativ der Gesetze zu vertreten in Form von Personalarrest?

Greif } (zugleich).
Dachs }

Leicht möglich!

Sigismund.

Dann schließ' ich mich Ihnen an, meine Herren! Ich bin ein Bevollmächtigter der hiesigen Firma Lenz und Söhne. (Beide geben voran.) Ich muß mein Haus in die Kur nehmen. Das Wesen eines verfallenen Wechsels ist bei einem echten Kaufmann nicht Zahlung auf Nachsicht, sondern so lange die Welt und mit ihr Handel und Wandel bestehen, in solchen und ähnlichen Fällen Zahlung nach Sicht! (ab.)

Zweite Scene.

Zimmer bei Karl von Hubert. Drei Eingänge, Mitte, rechts und links. Fenster mit einem Vorhang links. Schrank. Tisch. Fauteuils. An der Seite links hinten ein großer grüner Spieltisch, der mit Karten und Geldmünzen belegt ist.

Fünfter Auftritt.

Kiseritzki, Liljenström, Baltekron, Brandt, Herr und noch drei Andere sitzen und spielen ein Hazardspiel. Franz und Heinrich sind im Begriff, Champagnerflaschen zu öffnen.

Baltekron

(jung, aber sehr dick und in einer Fistelstimme sprechend).

Heiß! Heiß! Heiß! Ich bitte um Wasser.

Alle.

Wasser, ha, ha, Baltekron und Wasser!

Baltekron.

Sodawasser, mein' ich. Sodawasser mit Zucker, Kohlensäure mit Zucker, Donnerwetter, mit einem Worte Champagner!

Alle (durcheinander).

Ah! Champagner! Das lassen wir uns gefallen.

(Champagnerkorke springen.)

Sechster Auftritt.

Karl von Hubert (durch die Mitte). Die Vorigen.

Hubert.

Guten Morgen! Hier geht es ja wieder luſtig her!

Baltekron.

Alter Junge, wo ſteckſt Du? Wir reſidiren hier auf Deinen Zimmern, ziehen die Vorhänge zu, amüſiren uns, während Du, wie es ſcheint, philoſophiſche Morgenpromenaden hältſt.

Hubert (legt Stock und Handſchuhe ab).

Ihr ſeid doch ein wunderbar zähes Volk! Hab' ich Euch nicht gebeten, ein wenig mehr die erſten jungen Frühlingskeime meines ſich beſſernden Rufes zu ſchonen und nicht mehr auf meinen Zimmern Eure verdammten Rendezvous zu halten —?

Alle.

O, o, Hubert.

Baltekron.

Iſt das nun Vernunft! Haſt Du, fünf Jahre unſer Genoſſe, plötzlich in aller Stille eine Erbſchaft von 40,000 Thalern gemacht! Bezahlſt Deine Schulden! Ich will nichts dagegen haben, finde ſich jeder mit ſeinen Zeitgenoſſen ab nach Geſchmack: aber iſt es auch erlaubt, mit uns zu brechen?

Hubert.

Ihr habt ja ein neues Haus gefunden, wo Ihr alle Eure Künste anbringen könnt, im Nothfall selbst die Volte ſchlagen — ja, ja, bei einem, glaub' ich, aus den Bädern von Aachen angekommenen Italiener Beltrami —

Baltekron.

Volte ſchlagen? Beſter Freund. Voltigiren haſt Du von mir nicht gelernt. (Alle lachen etwas in Beziehung auf ſein Embonpoint.)

Hubert.

Für den Augenblick bekomm' ich eben einen Beſuch. Für Euch ein ſehr unangenehmes Rencontre.

Alle (ſpringen auf).

Was iſt?

Hubert.

Ein Stück Polizei iſt draußen!

Alle.

Polizei? Teufel! Den Tiſch fort! Hinein! Hinein!

Franz und **Heinrich** (tragen den Tiſch hinein).

Hubert (bei Seite).

Ich ſchäme mich, ſo lebt' ich fünf Jahre! (Laut.) Die Herren Greif und Dachs ſind's, die gewiß auch einige Wechſel in der Taſche haben, die auf Euch laufen —

Balkchron.

Nur ruhig! Nur ruhig! Verſteckt Euch dos-à-dos von mir! Mein Rücken iſt breit genug! Ich gebe Euch Deckung! (Alle ziehen ſich dicht an die Thür links.)

Siebenter Auftritt.

Greif und Dachs. Die Vorigen.

Hubert.

Nur herein! Herein! Meine Frühlerchen von ehedem! Meine Morgennachtigallen, die Ihr mich oft zur Unzeit geweckt habt! Ihr ſtaunt, daß ich zwar ſeit einiger Zeit anfange, wie man ſagt, bewunderungswürdig ſolid zu werden, aber doch immer noch die Ehre Eures Beſuches genießen muß —

Greif.

Allerdings, Herr Baron —

Dachs.

Sie bezahlen doch ſeit kurzem alle Ihre alten Anſtände und immer noch —

Hubert.

Immer noch kleine Reſte? (Beide ziehen Papiere hervor.)

Balkchron (bei Seite).

Er läßt ſich noch auf Execution ein! Das gibt Vertrauen auf Beſſerung!

Hubert (zieht ein Portefeuille und blättert darin).

Meine Erbschaft geht zu Ende und einige meiner Gläubiger hätt' ich wirklich am liebsten gar nicht bezahlt; die Mitglieder des Bundes, die mich vor einem Jahre wegen 3000 Thalern in das neue vor den Thoren gebaute Lazareth für Wechselfieberkranke schicken wollten. Da ist zuvörderst ja wol Euer Herr Hofkleidermacher —

Greif.

Mit 214 Thalern.

Hubert (im Blättern).

Euer Herr Hofsattlermeister — Hofhandschuhmacher — Hofriemermeister —

Valtekron (laut).

Die verspätete Bezahlung dieser ledernen Artikel ist den Herren sehr gesund, denn wegen ihrer Höflichkeit, scheint es, hat man sie nicht zu Hoflieferanten gemacht.

Greif
Dachs (zugleich).

Ei, Herr von Valtekron!

Greif

(sieht gegen die Thür und greift in sein Portefeuille nach Wechseln).

Und da, Herr von Kiseritzki.

Dachs (ebenso).

Herr Berr — Herr von Brandt —

Baltekron.

Gehorſamer Diener, wir ſind alle verreiſt. Lauter erwieſene Alibis! Wir haben die Ehre, guten Morgen zu wünſchen! (Schlägt die Thür zu.)

Hubert (rennt ihnen an der Thür nach).

Seht Ihr, mit welchen Gefahren es verknüpft iſt, mit mir noch länger umzugehen? Gebt mich auf! Gebt mich auf! Sans phrase. (Für ſich am Tiſch.) Keine Briefe gekommen? Nichts von meinem unbekannten Schutzgeiſt? Für wen fang' ich nur jetzt an, ein Philoſoph zu werden! Ich glaube faſt, ich muß es für mich ſelber thun. (Lacht.) Alſo, jetzt kommen Sie, lieben Freunde! Die Geldſäcke ſtehen da drinnen! Auch meine grimmigſten Peiniger ſollen bezahlt werden und dann, denk' ich, nehmen wir von einander Abſchied, hoffentlich für immer.

(Ab mit Greif und Dachs nach rechts.)

Achter Auftritt.

Friedrich (läßt) Sigismund (ein). Dann kehren Greif, Dachs und Hubert zurück.

Sigismund.

Wo ſind ſie denn?

Friedrich.

Wer, mein Herr?

Sigismund.

Die Handlanger der Gerechtigkeit, Herr Greif, Herr Dachs, wie sie sich nannten. Und der Herr Baron?

Friedrich.

Der Herr Baron wird sogleich wieder erscheinen.

(Geht an die Thür links und, wenn Hubert kommt, ab.)

Sigismund (für sich).

Kling! Kling! Das ist ja wie Gold? Das werden die Spieler sein, die sich hier regelmäßig versammeln. Seit ich die beiden Gerichtsdiener sprach, kämpf' ich mit mir selbst, ob ich nicht bei den Spielern gleich Handgeld nehmen soll. Wie behandeln Lenz und Söhne ihre Wechselschuldner! Und nicht nur ihre eigenen. Wer kein Geld hat, wendet sich an Lenz und Söhne. Wer falliren will, bekommt dort Bürgschaft. Wer stehlen will, nein, sogar wer schon gestohlen hat, ist dort liebevoll aufgenommen. Kann das so fortgehen? Find' ich das Vertrauen zu unserm hundertjährigen Geschäft nicht tief erschüttert? Mein Vater ist dabei ein Tyrannin seinen Ueberzeugungen — er nimmt keinen Widerspruch an — mein Schwager entwindet sich mir mit einer Glätte und Behendigkeit, die auf nichts mehr Rede steht, — meine Schwestern — (Sieht dabei in sein Portefeuille.)

Friedrich.

Der Herr Baron!

Hubert

(kehrt mit Greif und Dachs zurück).

So, lieben Leute. Da noch für Eure Mühe! Und nun geht in Mercurs und der heiligen Themis Namen! Für die da drinnen seid heute blind, sie versicherten Euch ja, sie wären vereist. Was mich betrifft, wie gesagt, auf Nimmerwiedersehen!

Dachs.

Leben Sie wohl, Herr Baron!

Greif.

Viel Glück zum guten Vorsatz! (Machen beim Hinausgehen zu Sigismund winkende Zeichen, als würden sie unten warten.)

Sigismund (bei Seite).

Der scheint heute bei Kasse zu sein?

Hubert.

Ein Fremder? Wer sind Sie, was wünschen Sie von mir?

Sigismund.

Ich bitte um Entschuldigung. Man ließ mich ein. Ich bin hier recht bei Herrn — (Liest vom Portefeuille) Baron Karl Justus Heinrich Hubert auf und zu Hubertsberg?

Hubert.

Der Name (bei Seite) eines meiner verspielten Güter! (Laut.) Ich vermuthe fast —

Sigismund

(zieht einen großen zerknitterten vielbeschriebenen Wechsel hervor).

Ja ganz recht! Sie vermuthen ganz recht. Eine Kleinigkeit von Lenz und Söhne —

Hubert.

Nichts konnte mir erwünschter kommen. (Er wendet sich zum Schranke.) Bin vollständig vorbereitet —

Sigismund (bei Seite).

Der ist solid geworden? Ich hätte ihm gern Vorschläge wegen seiner Spielergesellschaft gemacht —

Hubert (im Zählen von Papiergeld).

Sie scheinen erst seit kurzem in dem Geschäft? Die frühern Termine kam ein anderer Herr —

Sigismund.

Ja! Herr Günther, der alte Buchhalter war's. Ich bin erst seit kurzem in dem Geschäft.

Hubert.

Ich werde Ihnen Papier geben, es ist transportabler. (Zählt Banknoten auf.)

Sigismund.

Wie Sie wünschen. (Bei Seite.) Da müssen wir Contreordre geben. (Er geht ans Fenster und winkt hinunter, als sollten Greif und Dachs nur gehen. Er macht diese Zeichen fast dialogisch, z. B. Geldzählen in der Luft und dergl.)

Hubert (bemerkt es, aber immer im Zählen).

Ei, was machen Sie denn da für Gesticulationen?

Sigismund.

Ich telegraphire mit den beiden Herren —

Hubert.

Die eben hier waren? Sie glaubten, ich würde nicht bezahlen können?

Sigismund.

Es wäre nicht ganz unmöglich gewesen.

Hubert.

Und Sie wollten mich einstecken lassen? Hat Ihnen Ihr Herr Principal diesmal so strenge Ordre gegeben?

Sigismund.

Ich würde haben auf eigene Handeln müssen. Der Fall war zufällig nicht vorgesehen.

Hubert.

Gut, gut, gut, mein Lieber! (Zärtlich.) Die Erbschaft der alten Tante, die zehn Jahre vor ihrem Tode schon ein so schwaches Gedächtniß hatte, daß sie meine Enterbung vergaß, schmilzt zwar immer mehr zusammen, indessen Sie müßten eigentlich die ersten Ansprüche haben: 3150 Thaler, die Zinsen eingerechnet — und meine Empfehlung an Herrn Lenz. Ich würde mir nächstens die Ehre geben, ihn wieder einmal nach langer Unterbrechung zu besuchen und ihm nochmals zu danken. Ja, ich war einige male in seinem Hause, vernachlässigte es leider später; die Prolongationen genirten mich. Das Haus ist die Güte selbst. Die Töchter — Fräulein Clara heißt ja wol die Eine —

eine liebenswürdige junge Dame. Auch Frau .... Frau ....

Sigismund

(im Nachsehen der Summe und die Echtheit der Scheine am Lichte prüfend).

Solbring.

Hubert.

Solbring. Sehr viel Bildung, viel Geist —

Sigismund (immer noch einstreichend).

Viel Herz —

Hubert.

Ein treffliches Haus. Der Vater ein Mann, dem die Gesellschaft nicht genug danken kann. Herr Lenz ist der erste Philanthrop seiner Zeit! Immer unterwegs, immer in Thätigkeit, und für wen? Für das Allgemeine. Wenn ich den merkwürdigen Mann sehe, begleitet von zwei Bedienten, die großmächtige Mappen tragen, worin die neuesten Geschäfte sämmtlicher Wohlthätigkeits- und Besserungsanstalten notirt sind, erscheint er mir wie ein Stück der Vorsehung. Ich glaube, kein Verbrecher, kein Armer lebt in der Stadt, dessen Verhältnisse der merkwürdigste aller Kaufleute nicht erforscht hat. Die jungen Damen sind an allen Vereinen betheiligt, auch Herr Solbring wirkt für die politische Seite dieser wohlthätigen Bestrebungen; es ist ein seltenes Haus —

Sigismund (für sich, mit großem Nachdruck).

Es ist ein tolles Haus'

Hubert.

Ich höre, daß der eigentliche Erbe und künftige Chef auf Reisen ist?

Sigismund

(hat nun erst das Geld ganz in sein Portefeuille gelegt).

Er ist vor kurzem zurückgekehrt.

Hubert.

Man setzte auf ihn die künftige merkantile Hoffnung des Geschäfts, das uralt sein soll und vielleicht in seinem Bestehen durch den Sohn —

Sigismund (für sich).

Die künftige Hoffnung? Predigt man ihm täglich; aber gebt Acht, er wird aus der Art schlagen.

Hubert.

Vielleicht mach' ich die Bekanntschaft des jungen Amerikaners, wenn ich Herrn Lenz meinen Dank sage für seine mir bewiesene fast wunderbare Geduld und märchenhafte Nachsicht. Adieu, lieber Freund! Grüßen Sie den närrischen Kauz, Ihren Herrn Principal! (Will ab an den Spielern.)

Sigismund

(zögert höchst erregt an der Thür. Ein Entschluß ist durch das seinem Vater gespendete Lob noch reifer geworden).

Hubert.

Wünschen Sie sonst noch etwas?

Sigismund (nach einer Pause).

Herr Baron (noch mit sich kämpfend), ich bitte, halten Sie es nicht für eine Indiscretion! Sie haben oft des

Morgens eine gewiſſe Geſellſchaft bei ſich. Die Herren von der Stadt ſagten mir, daß ſich jeden Morgen eine Geſellſchaft von — Spielern in Ihren Zimmern befinde.

Hubert.

Eine alte Gewohnheit meiner Freunde, die ich ſo leicht nicht ausrotten kann.

Sigismund.

Das Spiel iſt eine zerſtreuende Unterhaltung.

Hubert.

Mit denen da drinnen nicht, lieber Freund! Mit denen weit gefährlicher als angenehm.

Sigismund.

Da drinnen? Wohl links? Bitte, Herr Baron, es würde mir eine intereſſante Bekanntſchaft ſein, wenn Sie mich vielleicht bei den Herren einführen wollten.

Hubert.

Wie? Einführen? Wozu?

Sigismund.

Ich bin im Spielen zwar nicht leidenſchaftlich, allein ausnahmsweiſe wag' ich ſchon eine kleine Partie.

Hubert.

Was fällt Ihnen ein?

Sigismund.

Bitte, Herr von Hubert, um mich paſſend einzuführen, kann ich ja, wenn es die Herren wünſchen, ſelbſt die Bank übernehmen. An Mitteln dazu fehlt es mir durchaus nicht. Sie ſehen, ich bin bei Kaſſe.

Hubert (aufwallend).

Versteh' ich recht? Sie wollen das Geld Ihres Principals verspielen?

Sigismund.

Mein Principal ist, wie Sie wissen, ein Philanthrop. Aber auch ohne Ihre Wechselzahlung bin ich ausgestattet. Da hier! Die Ersparnisse einer längern Reise, sie werden ausreichen, des Vertrauens jener Herren mich würdig zu beweisen. Ihre Zahlung von vorhin würd' ich erst ganz zuletzt angreifen.

Hubert.

Wie? Unglücklicher! Soll es heißen, man hätte dieselbe Summe, die ich dem Hause Lenz und Söhne schuldete, die ich endlich, endlich zahle, auch bei mir wieder verspielt?

Sigismund.

Was thut denn das, Herr Baron! Die Verbrechen haben ja aufgehört. Wenn's zu Ende ist, schießt man sich eine Kugel vor den Kopf, was indessen durchaus nicht meine Absicht ist — (Will nach links.)

Hubert.

Zurück! (Nimmt mit äußerstem Zorn aus seinem noch geöffnet stehenden Bureau rasch ein Pistol.) Ich sprenge Ihnen vorher die Hirnschale entzwei, wenn Sie sich unterstehen, diese Schändlichkeit hier in meinen Zimmern an Ihrem Principal zu begehen — Wie? Himmel? Was hör' ich? Da draußen die Stimme — Ist das nicht?

(Man hört Lenzens Stimme.)

Sigismund (für ſich).

Mein Vater!

Hubert.

Danken Sie Gott, es iſt Ihr Principal! Rechnen Sie auf meine Discretion! Sie ſind beſtürzt, ſammeln Sie ſich! Da, nicht in dem Zimmer! Hier! Hier herein! Nein, da ſtehen meine Geldſäcke. Dort hinter den Vorhang! Junger Mann! Ich werde Ihren Leichtſinn verſchweigen. Aber beſſern Sie ſich!

Lenz (draußen).

Ich muß ihn ſprechen! Wo iſt er? Laſſen Sie mich ein!

Sigismund (tritt hinter den Fenſtervorhang).

Neunter Auftritt.

Lenz (ſchwarzer Frack und weiße Halsbinde. Er trägt ein Ordensband im Knopfloch. Seine Art iſt feurig, raſch, begeiſtert und hochkomiſch im Molière'ſchen Stil). Hubert. Sigismund. Zwei Bediente (vor der Thür mit großen rothen Mappen).

Lenz

(ſtürzt athemlos herein und ergreift das Piſtol, das Hubert noch in Händen hat).

Halt! Die Piſtole weg! Das konnt' ich mir denken, Herr von Hubert, Sie wollten eben einen Act der Verzweiflung begehen.

Hubert.

Ich? Einen Act der Verzweiflung?

Lenz.

Sie wollten ſich eben todtſchießen.

Hubert.

Todtſchießen? Ich? Warum?

Lenz.

Um 3150 Thaler! — Mir das? Mir — Heute, wo ich bereits drei Menſchen habe, die ſich wegen leichtſinniger Schuldenanhäufung erhängt haben! Hubert, haben Sie kein Vertrauen zur Menſchheit mehr?

Hubert (für ſich).

Zum Donnerwetter! Aus Gutmüthigkeit muß ich jetzt am Ende zwei mal bezahlen. Ich mache, wenn ich die Wahrheit ſage, den Commis nur unglücklich! (Laut.) Herr Commerzienrath, die heute fällige Summe hab' ich allerdings zahlen *wollen* —

Lenz.

Wollen und Nichtkönnen! Das *ſind* ſie, die beiden Achſen, um die ſich das ganze neunzehnte Jahrhundert dreht! Wollen und Nichtkönnen! Das iſt das Zeitalter der Epigonen auch in finanzieller Hinſicht.

Hubert.

Der Wechſel iſt präſentirt worden, Herr Commerzienrath — indeſſen —

Lenz.

Sie ſollten verhaftet werden. Ich weiß es ja.

Meine Töchter ſagten es mir, als ſie mich aus dem Beſſerungsverein abriefen. Man hat Sie gedrängt, hat mit dem Gefängniß gedroht? Hat Ihr Ehrgefühl ſchon wieder an der Wurzel angegriffen! O, Sie haben ihn ſchon, den ganzen Verbrecherblick, den ich ſeit drei Jahren ſtudire, dies verlegene Nichtaufblickenkönnen. Baron, wenn man wiederkommt, ſo ſagen Sie, ich, ich, der Chef des Hauſes Lenz und Söhne, wäre in eigener Perſon dageweſen und hätte verboten, ſage verboten, irgend einen Menſchen wegen meiner zur Verzweiflung zu bringen. — Geht und wartet draußen vor der Thüre. (Bediente mit den Karren ziehen ſich zurück. Die Thür iſt zu.)

Hubert.

Aber, Herr Commerzienrath! Sagen Sie mir endlich! Ich bitte! Woher dieſe wunderbare Güte, Langmuth und Geduld, grade mit mir, Herr Commerzienrath?

Lenz.

Grade mit Ihnen? Sie denken, ich hätte irgend einen geheimen Grund dazu?

Hubert.

Was bin ich Ihnen denn nur? Ich bitte!

Lenz.

Sie ſind mir nichts als ein verwahrloſter, ſittlich verkommener Menſch.

Hubert.

Herr Commerzienrath — ich habe aus tausend Ursachen die Absicht —

Lenz.

Ich mache Ihnen keine Vorwürfe. Sie sind das, was Sie sind, infolge Ihrer jedenfalls höchst mangelhaften Erziehung. Was mögen Sie gelernt haben? Sagen Sie aufrichtig: Nichts.

Hubert (lächelnd).

Herr Commerzienrath —

Lenz.

Sie haben nichts gelernt. Sie sind ein höchst liebenswürdiger junger Adeliger, verloren frühzeitig Ihre Eltern, erbten verschuldete Güter! Und da tritt Sie denn das Leben an, da gerathen Sie in Verirrungen, da machen Sie die Bekanntschaft heilloser Spieler! Unbefangen gibt sich Ihr vielleicht noch kindlich unverdorbenes Herz der Verführung der großen Welt preis und einmal im Strudel der Verlegenheiten, konnten Sie nicht wieder empor.

Hubert.

Wahr! Wahr! Aber wie gewann grade ich Ihre rettende Hand?

Lenz.

Das war ein Zufall für Sie, eine Bestimmung für mich. Sie traten mir damals vor einem Jahre im Schuldgefängnisse entgegen, ich sah Ihre leidende

Miene, Ihre Demüthigung, ich ſah die Gefahr, in die Sie eben für Ihr ganzes Leben geſtürzt werden ſollten. Man verſchüttete mit einer einzigen Strafe, die Sie zeitlebens nicht mehr würden überwunden haben — Ihre ganze Zukunft! O — das iſt ein Verbrechen, welches die Geſellſchaft an der Geſellſchaft begeht. Warum nahm in Sie in meinen Wagen? Warum verbürgt' ich mich für Sie? Warum zahlt' ich dreitauſend Thaler und prolongirte Ihren Wechſel drei mal? Etwa, weil ich eine gewiſſe unbeſtimmte Aehnlichkeit zwiſchen Ihnen und Ihrem ſeligen Herrn Vater erkannt hatte, den ich zu kennen gar nicht die Ehre gehabt habe? Oder weil Sie blaue Augen haben und ein Menſch mit blauen Augen es geweſen ſein könnte, der mich vor ſechzig Jahren, als ich noch ein Kind von Einem Jahr und elf Monaten war, einmal aus dem Waſſer zog, in das mich eine Wärterin — gar nicht hat hineinfallen laſſen? Lächerliche Theater-Vorausſetzung! Sie begegneten mir vor einem Jahre in keiner andern Eigenſchaft, als in der, ein Menſch zu ſein, ein — offen herausgeſagt — ſchlechter Menſch, mit dem man Geduld und Nachſicht haben muß, um ihn auf den Weg der Tugend und Moral zurückzuführen. Andere mögen an Ihnen kalt vorüber gegangen ſein, Baron; ich that es nicht. Ich habe mein Leben der Aufgabe gewidmet, ein Beiſpiel zu geben, daß unſere Behandlung der irrenden Menſchheit falſch iſt; falſch die

Strafe, falsch die übliche Besserung, falsch unsere gewöhnliche Wohlthätigkeit. Was Einer für die wahre Innere Mission des Zeitalters thut, thun kann, weil seine Verhältnisse es erlauben, wird die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber in Anspruch nehmen, wird Europa in seinen innersten Grundschäden heilen, wird es vor Gefahren retten, denen es mit Riesenschritten entgegeneilt, und deshalb sagen Sie meinem Sohne, wenn er kommt und Ihnen den Wechsel zum zweiten male mit Beihülfe der Gerichte präsentiren will, es wäre sein Vater bereits dagewesen und hätte verboten, Sie zur Verzweiflung zu treiben.

Hubert (erschreckend).

Wie? Wem — soll ich — das sagen?

Lenz.

Meinem Sohn. Er war der Ueberbringer des Wechsels.

Hubert.

Ihrem — Sohn?

Lenz.

Ein junger hübscher Mann mit einem englischen Backenbarte.

Hubert.

Das war Ihr Sohn?

Lenz.

Mit einem Matrosenhut von Wachstuch. Die närrische Mode hat er aus Neuyork mitgebracht. Er

war drei Jahre auf Reisen — ist ein perfecter Kaufmann geworden. Ein herrlicher, höchst solider Junge

Hubert.

Solid? Ihr Herr Sohn —

Lenz.

Nun warum soll's denn nicht mein Sohn gewesen sein?

Hubert.

Herr Commerzienrath, Sie sagen, die Welt würde nicht begreifen können, warum gerade Sie mit mir und wieder Sie gerade mit mir so viel Geduld, Langmuth und Nachsicht hätten haben können. Hat Sie nun ein Zufall mit mir zusammengeführt oder eine Fügung des Himmels, das Verdienst, das ich mir um Sie erwerben will, das soll nachkommen! Verlassen Sie sich darauf! Von meiner Dankbarkeit sollen Sie hören!

Lenz.

Brav, brav, junger Mann! Und nun sage noch Einer, daß unser Wirken keine Resultate hätte! (Vertraulich ihm auf die Schultern klopfend.) Fahren Sie so fort! Sie sind auf dem besten Wege der Besserung, Baron! Und damit's Ihnen nicht an Gelegenheit zum Guten fehlt, damit Sie eine würdige Beschäftigung haben, da — hier — da — nehmen Sie! Lotterie Nr. 414 (sucht in seiner Brusttasche), zwei Rückenkissen, drei Klingelzüge, vier Lampenuntersetzer, fünf Teppiche — lauter wohlthätige Lotterieen zur Beförderung

des Glücks der Menschheit! Da übernehmen Sie eine Collecte! Eine Collecte von hundert Loosen! (Gibt ihm ein Packet.) Setzen Sie sie unter Ihren guten Freunden ab. Das Loos Einen Thaler!

Hubert.

Herr Commerzienrath!

Lenz.

Sie sind nicht bei Kasse? Thut nichts! Ich lege aus. Nicht auf's Geld kommt's uns an, sondern auf die Gesinnung. Leben Sie wohl, auf dem Pfade der Tugend sehen wir uns wieder!

(Ab durch die Mitte.)

Hubert (zu dem zornig vortretenden Sigismund).

Haben Sie gehört? Sind Sie nicht tief beschämt? Erschüttert? Gedemüthigt? Was werden Sie nun beginnen?

Sigismund

(sieht eine Weile voll Ungeduld und Zorn über die gehörten Aeußerungen, schlägt sich an die Stirn und spricht dann mit der ganzen ausbrechenden Kraft der diesen Entschluß vorbereitenden vorherigen Stimmungen herausfodernd).

Bessert mich auch, wenn Ihr könnt! Ich spiele und sollt' ich mein Leben einsetzen. (Eilt zu den Spielern nach links.)

Hubert (folgt ihm in staunender Entrüstung).

Zweiter Aufzug.

Das elegante Arbeitszimmer des Commerzienraths. Mittel- und zwei Seitenthüren. Die nach links vom Darsteller gehende iſt von Glas. Ein Mahageni-Arbeitsbureau zum Stehen, rechts daneben Tiſch und Stühle. Auch links ein Tiſch mit Stuhl. Ein Spiegel. Im Hintergrund ein Tiſch.

Erſter Auftritt.

Dreſel (bringt durch die Mittelthür Briefe und Zeitungen, die er rechts aufs Pult legen will). Ihm folgt Fritze (ſein Sohn, in einer Blouſe).

Dreſel.

Junge, wie oft hab' ich Euch draußen in der Michaelisvorſtadt nicht ſchon geſagt, daß Ihr mich hier in meinem Dienſte nicht beunruhigen ſollt!

Fritze (künſtlich- und trotzig weinerlich).

Aber Mutter läßt Ihnen ſagen, Vater: Die Hanne will nicht in die Schule gehen und der Wilhelm muß ein Paar neue Schuhe kriegen und die Louiſe iſt auch

ſchon ſeit vorige Oſtern aus ihrem grüngelben Kattunrock herausgewachſen.

Preſel.

Nein! Lauter (buchſtabirt aus den Brochüren auf dem Arbeitsbureau:) Pro-le-täriſche Zuſtände! Und dabei ſoll man ſeinen Kopf zuſammennehmen, Feſtordnung machen für den Bedienten-Ball, den der Commerzienrath zur Belohnung der dienenden Claſſen geben will! (Zornig.) Sage Deiner Mutter, daß mir endlich unſer Chambre-garnie vermiethet wird!

Fritze (in heiterm Ton).

Das iſt ja vermiethet. Seit acht Tagen ſchon. An eine Mamſell!

Preſel.

An eine Mamſell? Und da wollt Ihr (ihn ſchüttelnd) Blutſauger noch Geld von mir? Hier ſind zwanzig Silbergroſchen und wenn Du noch 'nmal in Deinem Vater ſeinen Dienſt kommſt und ihm hier unangenehme Viertelſtunden machſt, wirſt Du was Anderes beſehen.

Fritze.

Zwanzig Groſchen blos? (Wieder künſtlich-weinerlich.) Mir fehlt aber 'ne neue Mütze und die Rieke kann auch nich mehr in 'n Korb ſchlafen, ſie muß 'ne neue Bettſtelle haben.

Preſel.

Sie ſoll bei Leberechten ſchlafen!

Frike (weinerlich).

Bei dem ſchläft ſchon die Karline.

Dreſel.

Nein! Allgemeiner (buchſtabirt wie vorhin) Pau-pe-rismus! Ein Bedienter, der zwei Familien ernähren ſoll! Eine im Dienſt, was er ſelber iſt, und eine in der Vorſtadt, was ſeine Gemahlin iſt mit ſechs unerzogenen Kindern und einem Penſionär!

Zweiter Auftritt.

Solbring (aus der Mitte, mit einem Briefe, den er offen hält). Die Vorigen. Zuletzt Sigismund.

Solbring (im Eintreten, aufgeregt).

Ha! Dreſel! Da hab' ich Dich ja! ... Wer iſt das? Da der Knabe?

Dreſel.

Aengſtigen Sie ſich nicht, es iſt meiner.

Frike (bei Seite, verſchmitzt).

Iſt das Leberechtens Vater?

Dreſel (bei Seite).

Dummer Junge! Willſt Du wohl —

Solbring (gibt ihm Geld).

Hier nimm das, mein Kind. Geh' dafür in die Reiterbude!

Fritze.

Heißa! (Springt ab, das Geld beſehend.)

Dreſel.

Sie verderben mir meine Erziehungsmethode, Herr Solbring. Sparbüchſen müſſen blos beim Vater in Verſchluß ſtehen.

Solbring.

O ſchweige! Du verdienſt es wirklich nicht um mich, daß ich gutmüthiger Menſch ſeit ſieben Jahren ſchon Wohlthaten über Dich häufe, die an den undankbarſten und abſcheulichſten Menſchen verſchwendet ſind.

Dreſel.

Was iſt denn, Herr Solbring —?

Solbring (ſetzt ſich).

Einer höhern Beſtimmung folgend, die mich auf die Bahn des Ruhmes und der Auszeichnungen, vorzugsweiſe aber der Freiheit von dieſem verdammten Contorleben, drängt, ſtudirt man, excerpirt, abonnirt, ſubſcribirt, ſchafft ſich alle Werke an, die in periodiſchen Lieferungen erſcheinen, um ſie, wenn ſie endlich complet ſind, wenigſtens einbinden zu laſſen! Und ſo eine einfache Mahnung (zeigt auf einen Brief) an unſer Gewiſſen macht trotz Converſationslexikon und Fremdwörterbuch Verſtand und Herz wieder ſo dumm wie einen Ballen Baumwolle!

Dreſel.

Aber, Herr Solbring — was jammern Sie denn ſo? Der Brief da?

Solbring.

Elender! Hab' ich Menſchen wie Dir ein trauriges Geheimniß meiner Vergangenheit, das mich ſeit Jahren drückt und verfolgt, anvertraut — Wer iſt eine gewiſſe Anna Leuthoff —?

Dreſel.

Anna Leuthoff?

Solbring.

Anna Leuthoff, die bei Ihm wohnt? Gartenſtraße Nr. 714?

Dreſel.

Das iſt wol meine neue Chambregarniſtin?

Solbring.

Lies! Lies dieſe Ueberraſchung, die ich eben von einem Beſuch im Hôtel de Rome zurückkehrend im Contor drüben vorgefunden habe!

Dreſel.

Das iſt mir zu klein geſchrieben. Bitte, Herr Solbring!

Solbring (lieſt).

„Geehrter Herr! Der Zufall führt die Endesunterzeichnete in einen Familienkreis der Vorſtadt, wo nicht ſo ſehr die bitterſte, als die verworfenſte Armuth herrſcht. Ich würde dieſen Fall ſittlicher Verwahr-

losung einfach den edlen Menschen anzeigen, die sich jetzt mit der Besserung des menschlichen Elends beschäftigen, wenn ich nicht unter sieben Kindern eines gefunden hätte, das sein Dasein einem der vornehmsten und einflußreichsten Männer dieser Stadt verdankt."

Dreſel.

Wie? Was? Das —

Solbring.

„Unter diesen Kindern befindet sich ein schöner, mit sanften Gesichtszügen ausgestatteter Knabe, dessen unglückliche Mutter ich einst gekannt habe. Louise Eisenhardt war eine Pflegbefohlene meiner verklärten Aeltern. Ihr Liebreiz gewann einst in dieser Stadt das Herz eines jungen Mannes, der ihr alle Bürgschaften seiner Liebe und Treue gegeben hatte und der dennoch — ein Opfer seines Leichtsinns — nicht nur um einer reichen Heirath willen verließ, sondern auch das Kind — das ihm —"

Dreſel.

Wie? Herr Solbring, diese Person wohnt bei mir jetzt Chambre-garnie?

Solbring.

Anna Leuthoff! Ein Name, so fremd meinem Ohre, wie meinem Herzen diese grausamen Zeilen —

Dreſel.

Ha! ha! ha! „Wenn Sie nicht heute Abend auf der Promenade unter die Bank bei der dritten

Gaslaterne zweihundert Thaler hinlegen, so sind Sie ein bürgerlich und moraliſch verlorner Menſch.“ Steht das nicht hinten als Poſtſchriftum? Ich kenne ja die Droh- und Brandbriefe. Nein, laſſen Sie's gut ſein, Herr Solbring! Die Antwort vom Italiener haben Sie wol ſchon im Caſino vorgefunden. Das iſt doch wieder eine anſtändige Eroberung für einen Herrn, wie Sie, Herr Solbring! Und nun müſſen Sie das alles wieder ſo im Stillen abmachen! Müſſen nichts als Zeitungen und Bücher für die erſte Kammer leſen, müſſen ſtudiren, Vocabeln lernen, fremde fürchterliche Wörter radebrechen. Und Alles blos um ſich Ihre Jugend zu garantiren — um nicht vor Verzweiflung umzukommen bei den Redensarten, die hier im Hauſe Mode ſind — (Man hört Sigismund's Stimme: Dreſel! Dreſel! rufen und dabei heftig von links und fortgeſetzt klingeln.) Und auch das noch; ſeit Herr Sigismund zurückgekehrt iſt aus dem Lande der ſchwarzen Sklaverei in das Land der weißen Sklaverei — denn weiße Sklaven ſind wir, ſagt der Commerzienrath, unglückliche Proletarier, ausgeſtoßene, bemitleidenswerthe —

Solbring.

Genug! Mein Gewiſſen betäubſt Du nicht! Auch könnte uns Sigismund überraſchen. Ein Entſchluß muß gefaßt werden. Ich bin ein Menſch von Herz und Gefühl; ich lebe wirklich in Verzweiflung, daß die Umſtände mich ewig in ein falſches Licht ſtellen! Wer nun auch dieſe Anna Leuthoff ſein möge — Du

wirſt darüber nähere Erkundigungen einziehen — ihr Brief beunruhigt zu ſehr mein Gewiſſen. Ich werde dreißig Dukaten einwickeln und einige Worte an ſie ſchreiben, Worte, die ihr beweiſen können, daß ich leichtſinnig nicht aus Grundſatz bin, nicht aus Inſtinkt, nicht aus — ſondern, wie ſoll ich ſagen, aus Phantaſie oder, wie Hegel ſagen würde, aus einem gewiſſen namenloſen unglücklichen Drang nach irgend einem gewiſſen namenloſen überſchwenglichen Etwas, ach einem Etwas, von dem ich wahrhaftig nicht weiß, unter welchem Buchſtaben ich's im Converſationslexikon aufſchlagen ſoll, das aber unverkennbar zuſammenhängt mit den geheimen ſocialen, idealen, ſubjectiven, objectiven Strömungen unſres Jahrhunderts, Strömungen, die — von denen — von welchen — die Rede, die ich vor den Wählern bei meiner Candidatur für die Erſte Kammer halten werde, wird ſich darüber ebenſo ausführlich ausſprechen, wie über Alles, was, Gott im Himmel, nicht nur an meinem Herzen nagt, ſondern bereits an meinem aus Rand und Band gegangenen Verſtande! (Schlägt ſich an die Stirn und geht ab nach rechts.)

(Sigismund's Klingeln und Ruf: Dreſel! Dreſel!)

Dreſel.

Nein auch ein weißer Sklave! Das unglückliche Opfer ſeiner viel zu glücklichen Verhältniſſe!

Dritter Auftritt.

Günther (durch die Mitte ſchon vorher). Dreſel. Später Sigismund.

Günther

(mit Briefen, die er auf des Kommerzienraths Tiſch legt).

Dreſel! Dreſel! Hören Sie denn nicht? Der junge Herr iſt ja von einem Ausgang zurückgekommen und ruft nach Ihnen.

Dreſel

(ſetzt ſich in einen Lehnſtuhl und ſchreibt in ein Portefeuille).

Laſſen Sie mich in Ruh'! Herr Erſter Buchhalter! Greis mit Silberlocken, wie Fräulein Clara ſagt. Ich bin mit Staats- und Familienangelegenheiten beſchäftigt. (Für ſich.) Anna Leuthoff? Eine merkwürdig verſchmitzte Perſon. (Er notirt den Namen in ſeine Brieftaſche.)

(Klingeln und Sigismund's Ruf: Dreſel! Dreſel!)

Günther.

Dreſel! Dreſel!

Sigismund (tritt ſtürmiſch von links herein).

Aber iſt es denn erhört? Ich komme von einem Geſchäftsgang nach Hauſe zurück, will zu meiner endlichen Stärkung und Erfriſchung ein Frühſtück nehmen, klingle, ſehe den Menſchen da durch die Glasthür in behaglichſter Unterhaltung — Ein Frühſtück.

Schurke! (Wirft ihn halb zur Thür hinaus.) Oder bitte um Verzeihung! Wir sind ja selbst Schuld daran, wenn wir schlechte Dienstboten haben. Nehmen Sie's nicht übel, Herr von Dresel! (Er zieht seinen Hut und legt ihn auf den Tisch.)

Dresel.

Bitte recht sehr! Uebrigens — darin bin ich ganz Ihrer Meinung, Herr Lenz junior! (Bei Seite zornig.) Der soll hier erst noch gezogen werden. (Ab durch die Mitte.)

Sigismund.

Günther! Günther! Welch ein Haus!

Günther.

Na, Sigismundchen! Es ist Manches nicht so, wie es sein sollte. Aber nun bist Du — sind Sie ja da, Sigismund, Sie, die Hoffnung, Sehnsucht, die Stütze des Ganzen. Wir sehen uns doch auf der Börse?

Sigismund.

Vielleicht.

Günther.

Nicht vielleicht! Gewiß! gewiß! Ihre Procura steht ja vor der Thür. Sigismundchen, nun sind Sie — bist Du ja zurück, prächtiger Sohn, nun kommt wieder Dampf in die Locomotive! Wir sehen uns auf der Börse, Sigismundchen. Und — bitte um Verzeihung, wenn ich den Respect gegen Dich —

gegen Sie aus den Augen setze. Ich bin ja halt noch immer der alte Günther. (Ab durch die Mitte.)

Sigismund (allein auf- und abgehend).

So ein artiger, wohlgezogener Säugling bin ich ihnen! Ich soll für sie Alle arbeiten! Ich soll für sie thätig sein! Ihr werdet Euch wundern. 150 Dukaten hab' ich schon gewonnen. Herr von Hubert rannte dazwischen, drohte mit Mord und Tod und lief meinen Vater zu holen. Laßt ihn nur kommen! Ich will ihm reichliche Gelegenheit geben, an mir die ganze Menschheit zu bessern.

Lenz (außerhalb).

Schon gut! Dummes Zeug! Beruhige Er sich! Es wird so schlimm nicht gewesen sein. Genug! Ruhe, sag' ich.

Sigismund.

Er kommt. Auch die Schwestern sind es! Dresel hat mich verklagt? Ich ziehe in das Hotel de Rome oder die Stadt London, nehme mir fünf Bediente, die mich ausplündern sollen, bis meine amerikanischen Ersparnisse zu Ende sind oder mein Humor. Ich weiß, ich sehe, was in diesem Hause auf dem Spiele steht. (Er zieht sein Portefeuille und rechnet.)

Vierter Auftritt.

Lenz. Sabina. Clara. Sigismund. Später Dreſel.

Lenz.

Ah! Sigismund! Ei, da biſt Du ja.

Sabina (legt Hut und Shawl ab).

Der arme Dreſel! Was hatteſt Du nur mit ihm?

Clara (ebenſo).

Dreſel iſt ja außer ſich, lieber Bruder.

Sigismund.

Außer ſich? Ich hätte Urſache, außer mir zu ſein. Ich will frühſtücken. Laßt Euch nicht ſtören!

Lenz.

Na, na, na, na! Das iſt gut, daß Du da biſt! Ja, Sigismund! Eine kurze gelegentliche Verſtändigung, — (am Pult) was da wieder für eine Menge Einläufe gekommen ſind — ſeht doch, ſeht doch! — (Gibt davon ſeinen Töchtern.) Ja, Sigismund, was ich ſagen wollte — Deine Schweſtern klagen, Solbring klagt, Dreſel klagt, Alles klagt, und zwar über Dich. Einmal für Allemal! Setz Dich! Höre mir zu! ... Ja, mein lieber Sohn, Du warſt drei Jahre auf Reiſen. Inzwiſchen hat ſich meine Stellung zur Welt auf eigenthümliche Art verändert. Ich wurde Commerzienrath, Stadtrath, Gemeinderath, ich bekam Ehren-

amt über Ehrenamt, und da ich nichts halb thue, ſo ſucht' ich gewiſſen auf wirklichen Rath angewieſenen Dingen auf den Grund zu kommen. Da fand ich denn, daß unſer Zeitalter ſich in einer großartigen Bewegung befindet, in einer Bewegung — die Dir Beiſpiele am Beſten erläutern können. Du warſt ja heute im Begriff, einen jungen Wüſtling ins Gefängniß werfen zu laſſen. (Sieht dabei aber ſchon immer wieder in die Papiere.)

Sigismund.

Er hat bezahlt.

Lenz
Clara (zugleich).

Hat er bezahlt?

Sigismund.

Das Geld iſt in die Kaſſe gegeben.

Lenz.

Wenn er ſich nur nicht aufs neue derangirt hat! Alſo was wäre denn nun aus dieſem jungen Menſchen geworden, wenn Der ſeinen alten ruhmvollen Namen am Pranger des öffentlichen Urtheils geleſen hätte? Hätte der ſich gebeſſert? Der Trotz, die Wuth auf die Geſellſchaft, die ihn brandmarkte, hätten ihn nur geſtachelt, ihr den Fehdehandſchuh für immer hinzuwerfen, wie ſonſt in England die vornehmen Wegelagerer zu Pferde thaten: La bourse ou la vie! Erinnert Ihr Euch noch des Thalheim's —

Schwiegersohns meines braven Doctor Friedborn? Oder, um näher liegende Beispiele zu nehmen, sieh nur einfach unsern Dresel! Dein Schwager brachte ihn ins Haus. Er war ihm empfohlen worden. Von keinem Menschenkenner. Denn nur zu bald stellte sich heraus, daß Dresel durchunddurch ein unglücklicher Mensch ist. Unglücklich, weil schlecht, mein Sohn! Soll man nun einen solchen Menschen von sich stoßen und nur deshalb ihn ewigem Verderben preisgeben, weil er uns lästig und unbequem ist?

Sigismund.

Schade nur, daß an der Stelle, wo ein Verbrecher gehegt wird, ein Tugendhafter —

Sabina (von einer Broschüre aufblickend im Sitzen).

Nenn' ihn dem Vater und er wird ihn an sein Herz ziehen!

Sigismund.

Neben dem Schurken? Die Zahl der Arbeiter vermehren, wo sie nicht nöthig sind? In ein Contor dreißig Arbeitskräfte verpflanzen, wo zwölf nicht wissen, was sie zu thun haben? Deshalb nicht wissen, weil das Auge des Herrn, der Befehl des Meisters fehlt?

Clara
Sabina (zugleich).
Lenz

Sigismund!

Sigismund.

Sind wir denn Wilde? Sind wir denn auf-

gewachsen in einer Gesellschaft, um die nicht seit Jahrtausenden ein gemeinsames Band der Gesittung geschlungen ist?

Clara
Sabina } (zugleich)
Lenz

Sigismund!

Dreſel

(bringt auf einem Plateau das Frühstück herein und stellt es auf den Anrichtetisch an der Wand).

Lenz.

Du bist zu jung! Du verstehst noch das Leben nicht! Du — Aha! Du willst frühstücken. Ich wünsche Dir gesegnete Mahlzeit und für das Uebrige laß (streng) den alten Commerzienrath sorgen. Das öffentliche Vertrauen der Stadt, ja des Staates, blickt auf mich. Ein solches Vertrauen darf und werd' ich nicht täuschen. Meine Mittel erlauben mir's und damit Punctum! (Wendet sich ab.)

Dreſel (legt, um zu decken, den Hut vom Tische).

Das ist so ein amerikanischer Sklavenhut! Onkel Tom's Hüte!

Sigismund.

Vorwärts, Schur — — wenn Sie die Gnade haben wollten!

Dreſel.

Bitte! (Deckt und bedient, eignet sich später Manches von

Frühstück an, will auch z. B. einen Korkzieher, den ihm Sigismund leiht, für sich behalten und gleichsam in Gedanken einstecken, worauf ihn Sigismund bedeutet, ihn herauszugeben. Durch Aehnliches mehr belebt er die Scene.)

Lenz

(in den Papieren und sie auch an die Töchter austheilend, die sich an den Tisch neben dem Pulte setzen).

Eingänge von den Suppenanstalten, Gesindebelohnungsanstalten, Sonntagsschulen, Warteschulen, Freischulen, Armenschulen, Gefängnißreformvereinen, Freihandel — Freihäfen — Frei — Alles, was frei ist, ist für Solbring. (Geräth in die Lectüre der Schriften und Papiere auf dem Pulte. Sabina und Clara sitzend ganz ebenso.) Wo sind die neuesten Steckbriefe? Dresel, die Steckbriefe? Die Gerichtszeitung, Publicist, Themis, Geschworne, Polizeianzeiger —

Dresel (zieht einige kleinere Zeitungen aus der Rocktasche).

Hier! Herr Commerzienrath! Na, das ist curios. Da steht heute ein Steckbrief auf einen Falschmünzer drin. Denken Sie sich, Herr Commerzienrath, das ist ein Zinngießer. Und was hat er gemacht? Nicht etwa falsches Courant, sondern falsches Papiergeld.

Lenz (schreibend).

Papiergeld? Ein Zinngießer?

Dresel.

Fünfthalerscheine, Herr Commerzienrath! Ein Zinngießer! Ich dachte auch erst, es wäre ein Irrthum.

Lenz.

Fünfthalerſcheine?

Dreſel.

Wenn's noch Courant geweſen wäre, nicht wahr, ſo könnte man ſagen, es ſchlüge in ſein Fach.

Lenz.

Ein Zinngießer, der Banknoten macht! Nun überzeuge Dich ſelbſt, Sigismund! Eine ſolche geniale künſtleriſche Anlage kommt nun zehn Jahre ins Zuchthaus!

Dreſel.

Unverantwortlich!

Sabina

(hilft Dreſeln decken und Alles zur Bequemlichkeit des Bruders mit anordnen).

Clara (ebenſo und zu Sigismund halblaut).

O, Du kalter Rechenmeiſter! Warum ſollen wir denn nur Alle ſo ſtumm nebeneinander hergehen? Warum ſoll es denn nicht Harmonieen geben, die wie Lieder ohne Worte die Menſchen in einen Einklang bringen, von dem ſo manche Seele kaum eine Ahnung hat. Fühlſt Du denn nicht auch, Sigismund —

Sigismund.

Daß dieſe Cotelettes beſſer gebraten ſein könnten.

Clara
Sabina } (zugleich).

Abſcheulich!

Sigismund (bei Seite).

Es ſind Engel; aber ihnen hilft nichts Andres mehr. (Halblaut, in Bezug auf den Korkzieher, den Dreſel eben einſteckte.) Halt da! Das war ja wol meiner — oder wenn es Ihnen Vergnügen macht — ich rechne mir's zur Ehre — bitte —

Lenz.

Was iſt? Was iſt? (Am Pult immer halblaut mit Lebhaftigkeit leſend und vergleichend.) Wo iſt unſer Miniſtercandidat Solbring? Ich glaubte ihn zu Hauſe. Wir wollten ja mit ihm eine philanthropiſche Recherche aus dem noch nicht begründeten Miniſterium der Humanität anſtellen.

Sabina,
Clara (zugleich).

Wegen Thalheim — Da iſt er!

Fünfter Auftritt.

Solbring. Die Vorigen. Dann Günther.

Solbring (mit einem beſchwerten Briefe).

Dreſel, hier — Ah, Ihr ſeid zurück?

Dreſel (bei Seite).

Die Dukaten — (Langt mit der Hand hinterwärts.)

Lenz.

Guten Morgen, Solbring! Schon fleißig geweſen auf dem Caſino? Sitzung gehabt? Cobden ſtudirt, Adam Smith? Hegel ſogar? Wenn's nur nicht die Engländer wären, die den Freihandel ſo emſig betrieben. (Leſend.) Ein gewiſſer alter kaufmänniſcher Egoismus ſagt mir immer noch: Unſere Runkelrübenzuckerfabriken —

Sabina.

Vater wünſchte von Dir eine Vermittelung, Oskar —

Clara.

Sie waren ja dieſen Sommer in Aachen, Solbring?

Sabina.

Das Bad hat ihm ſo vortrefflich gethan Haſt Du nicht auch Appetit?

Solbring.

Danke! Danke! Aber was iſt mit Aachen? (Er ſetzt ſich an den Tiſch, weil mehre der Eingänge für ihn beſtimmt ſind.)

Lenz.

Ja, Solbring! (Im Leſen.) Doctor Friedborn, der Vater aller Witwen und Waiſen, mein würdiger, nur in der Behandlung der Verbrecher von mir abweichender College im Fache der Menſchheitsveredlung, Doctor Friedborn, fragte mich heute, ob Sie nicht in Aachen Verbindungen angeknüpft hätten?

Sabina.

Wegen einer Familienangelegenheit wünſchte Doctor

Friedborn zu wiſſen, ob Du nicht einmal nach Aachen wegen eines gewiſſen Herrn von Thalheim ſchreiben könnteſt —

Lenz.

Das heißt, Herr von Thalheim wird ſich dieſer Taugenichts in Aachen nicht genannt haben. Hier ſteht eine Anzahl falſcher Namen, unter denen dieſer Unglückliche mit Friedborn's verlorner Tochter in der Welt reiſen ſoll. Polniſche, franzöſiſche, italieniſche Namen nimmt er je nach Umſtänden an. Ein gewandter Abenteurer.

Günther

(kommt während deſſen mit vielen Briefen herein, die er bald Lenz, bald Solbring zum Unterſchreiben vorlegt).

Lenz und Solbring

(unterſchreiben auch, aber gedankenlos und indem ſie in ihrem Dialog fortfahren).

Lenz.

Ein Abenteurer, der vor einigen Jahren hier das Herz der Tochter Friedborn's gewann, ſich begütert zu ſtellen wußte, zu ſpät aber als ein mit Schulden belaſteter höchſt leichtſinniger Spieler erkannt wurde.

Sigismund (bei Seite).

Lauter Protegés des Hauſes!

Sabina.

Der Schwiegervater zog ſeine Hand von ihm zurück. Auch von ſeiner Tochter.

Lenz.

Vater Friedborn hat in der Strafttheorie ein anderes Syſtem als ich. Ueber dieſen Thalheim nun, lieber Solbring — (in Günther's Papieren) Günther, der Kaffee ſteht ein Achtel höher, als Sie ihn notirt haben. Von dieſem Thalheim nun und ſeiner Gemahlin ſoll man in Aachen eine Spur entdeckt haben. Ich wäre dafür — (Zu Günther, der immer zum Unterſchreiben vorlegt.) Iſt das immer noch die alte Differenz mit dem Hauſe van der Meulen in Amſterdam —?

Günther.

Immer noch, Herr Commerzienrath, wegen des Kaffees — beſte Javaſorte.

Lenz.

Kurz, Solbring, Sie müſſen nach Amſterdam, wollt' ich ſagen, nach Aachen ſchreiben, ob man nicht dort die Spur des alten van der Meulen — wollt' ich ſagen, des abenteuerlichen Paares entdecken könnte —

Solbring.

Mit Vergnügen, ich notire mir's ſchon.

Günther

(demonſtrirte Lenz an den Briefen, die zu unterſchreiben ſind).

Ferner läßt auch Hofräthin Menglerchen eben anfragen, ob Sie wegen des jungen Mädchens von heute früh ſchon einen Entſchluß gefaßt hätten?

Lenz.

Ah, das iſt merkwürdig! Ja, Frau Hofräthin

Menglerchen, die ſprach mir im Beſſerungsvereine da von. Ja, Kinder, was Ihr mir von dieſem Falle erzählt habt, es war ja wol Nummer —

Sabina und Clara

(ſchlagen in ihren großen Portefeuilles auf).

3714.

Solbring (bei Seite).

Dreſel? Sie waren in der Vorſtadt?

Dreſel (bei Seite).

Nein, das iſt die Nummer vom allgemeinen Unterkunfts- und Verſorgungsverein — (neckt etwas von den Speiſen in den Mund.)

Sigismund (bei Seite).

Es iſt hier ein förmliches Paß- und Polizeibureau.

Lenz.

Merkwürdig! Höchſt erfreulich! Dies edle Mädchen verdient unſere ganze Aufmerkſamkeit —

Günther (immer in ſeinen Papieren blätternd).

Aus Elberfeld ſchreibt Wichelhauſen, ob wir nicht wegen der uns angebotenen Salzſoole „Gutglück", die uns aus der Maſſe von Heyden & Comp. zugefallen, einen Entſchluß faſſen wollten? Na, laſſen Sie ſich nicht ſtören! Ich werde ſchreiben, „bis auf weitere Ordre." (Legt die Papiere zuſammen und geht allmälig ab.)

Lenz.

„Bis auf weitere Ordre!" Das iſt ein Schatz, der alte Günther!

Alle (ohne Sigismund und Drexel).

Der brave Günther!

Sigismund (bei Seite).

Unſer ganzes Haus wird bei dieſer Art die Geſchäfte zu behandeln bald auch eine Salzſoole „Gut glück" —

Lenz.

Alſo Nummer 3714. Wie war doch der Vorfall?

Solbring.

Ich ſtehe auf Kohlen.

Lenz.

Kohlen? Nein! Günther ſprach von Wichelhauſens Salzſoole?

Solbring.

Bis auf weitere Ordre, Papa.

Lenz.

Bis auf weitere Ordre! Alſo wie war der Fall? Sigismund, guten Appetit? (Setzt ſich jetzt erſt ſelbſt.)

Sigismund.

Danke, Papa.

Lenz.

Sabine lies! Wie war der Fall?

Solbring (ſeufzt für ſich).

O' qualvolle chriſtliche Liebesdeckmäntel für die ewig junge Poeſie meines Herzens! (Alle ſetzen ſich.)

Sabina (aus dem Notizbuch halb ablesend).

Hofräthin Menglerchen erfuhr heute, daß vor ei-

nigen Tagen ein junges Mädchen vom Lande in die Stadt gekommen iſt, die Tochter eines kürzlich verſtorbenen Landgeiſtlichen, eine hülflos und allein daſtehende Waiſe.

Lenz
Clara } (vergleichen ihre Notizen und laſſen ein).

Eine hülflos und allein daſtehende Waiſe.

Lenz (leſend).

Ohne Vermögen, eine kleine Penſion für die Erziehung ihres jüngern Schweſterchens verwendend, möchte ſie in dieſer Stadt ihre ſprachlichen und muſikaliſchen Kenntniſſe verwerthen und würde ſich gern auch den Vereinen zugeboteſtellen, welche ſich jetzt mit der Beſſerung des menſchlichen Elends beſchäftigen.

Clara
Sabina } (zugleich).

Beſſerung des menſchlichen Elends beſchäftigen.

Lenz (leſend).

Hofräthin Menglerchen erfuhr von einigen Geiſtlichen, die ihren Vater kannten, über dieſes junge Mädchen Züge ſeltenſter Charakterſtärke und ſchlägt deshalb vor — ſie — ſie — wie war es doch?

Clara.

Bei der zweiten „Krippe" anzuſtellen.

Lenz.

Bei der zweiten Krippe. Gut! Gut! Sehr gut die Krippen. Könnte man aber ein ſo junges, liebliches,

blühendes Mädchen — ein Mädchen, das so außerordentlich musikalisch sein soll — das so mannichfache Sprachkenntnisse besitzt — nicht doch lieber in eine Sphäre bringen — wo —

Dresel.

Nicht so viel Kindergeschrei — Herr Commerzienrath —

Alle.

Stille!

Sigismund (bei Seite, frühstückend).

Hier eine allgemeine Versorgungsanstalt.

Sabina.

Ich dachte, ob man nicht den Versuch machen könnte, sie als Gesellschafterin zu empfehlen.

Lenz
Clara } (zugleich).

Hm! Hm!

Aber doch auch nicht immer eine glückliche Lebensstellung. Denkt nur an die Waise von Lowood!

Lenz.

Ei, Clärchen! Clärchen! Sieh! Sieh! Du bist mir seit einiger Zeit immer so melancholisch. Spielst mir so selten Deine lieblichen Lieder ohne Worte. Was meinst Du —? Wenn man vielleicht —

Sabina.

Clärchen zu Liebe —

Clara (glücklich).

Das junge Mädchen ins Haus nähme?

Alle (außer Treſel).

Bravo!

Sigismund (für ſich).

Immer beſſer!

Lenz.

Natürlich müßte man noch einige nähere Erkundigungen einziehen, ob dieſe Mamſell Leut — Leut — Wie hieß ſie doch —

Sabina
Clara } (zugleich).

Leuthoff — (Aus ihren Notizbüchern.) Anna Leuthoff.

Solbring (erſchreckt heftig).

Wie?

Lenz.
Sabina.
Clara. } Anna Leuthoff.

Solbring (ſpringt auf und bei Seite).

Die Briefſchreiberin?

Treſel (hebt ſeine Kattigen an).

Meine Chambregarniſtin?

Lenz.

Die Hofräthin hat die Adreſſe ihrer Wohnung. Wirklich! Ich hätte nichts dagegen, wenn die junge Dame bei uns als Geſellſchafterin einträte.

Solbring.

Nimmermehr.

Alle.

Warum nicht?

Solbring.

Zu uns! Ins Haus? Sabine!

Dreſel.

Wer weiß, ob die Dame nicht bereits irgendwo einen längern Miethscontract —

Lenz.

Schweig' Er! Warum nicht, Solbring?

Solbring.

Neue Elemente — lieber Vater, hier ins Haus? Jetzt, wo ohnehin Sigismund zurückgekehrt iſt?

Sigismund.

Ich bitt' ums Wort! Damit die Dame ins Haus käme, könnt' ich ja ausziehen, oder wenn Ihr dem jungen Mädchen eine noch beſſere ſociale Poſition geben wollt, könnt' ich ſie Euch zu Gefallen ja heirathen?

Alle (außer Dreſel).

Sigismund!

Solbring (rasch).

Laſſen Sie ſich nicht durch dieſe Zwiſchenbemerkung kränken, Papa! Ich weiß ein anderes Mittel. Ich beſinne mich auf ein Haus, wo man kürzlich eine Geſellſchafterin zu engagiren wünſchte. Eine fremde Familie, die ich in Aachen kennen lernte. Ja, ja! Da-

hin will ich das treffliche Mädchen empfehlen. Ich werde selbst an Frau Hofräthin Mengierchen schreiben und sie ersuchen, das junge Mädchen ganz nur meiner ausschließlichen Fürsorge zu überlassen.

(Rasch aufeinander.)

Sabina. Braver Mann!
Lenz. Das gefällt mir!
Dresel (bei Seite). Er gibt sie zur Beltrami!

Solbring.

Dresel, komm! Ich werde an die Frau Hofräthin unverzüglich schreiben. Wir wollen alle erdenklichen Schritte thun, um diese Dame soviel als möglich unschädlich, wollt' ich sagen, die Unschuld vor allen Gefahren des Lebens sicher zu stellen. (Ab nach rechts.)

Dresel (folgt. Im Gehen bei Seite).

Staatsmänner müssen sich zu helfen wissen.

Lenz.

O, man muß sagen, unser Solbring ist ein herrlicher Mensch! Dieser praktische Blick, diese Umsicht, diese schnelle Fassungskraft! (Kehrt zu seinem Pult zurück.)

Sabina.

Von jeder Badereise kommt er angeregter zurück. (Sie nimmt ihre Toilettengegenstände, um zur Seite abzugehen.)

Clara (ebenso).

Welches Haus mag er meinen?

Lenz.

Gewiß ein bedeutendes, ein sehr ansehnliches. Ich muß sagen, Solbring entwickelt sich vortrefflich.

Sigismund (erhebt ſich gähnig).

Sabina (ſich zur Thür wendend).

Die Frucht ſeiner nächtlichen Studien —

Clara (ebenſo).

Die Conſequenz ſeiner leider etwas verſtandesmäßigen Principien —

Lenz (am Pulte).

Nein, der wird dem Vaterlande die rechte Vermittelung zwiſchen dem Freihandel und dem Schutzſyſtem zeigen! Der wird für die Abhülfe der Schäden, die wir entdecken, als Geſetzgeber auftreten. O, wenn Sigismund (ſchreibend) demnächſt die Procura bekommt, wird Solbring eine Zierde der Erſten Kammer ſein —

Sigismund (tritt wild dazwiſchen).

Eingeſchenkt!

Alle.

Was iſt?

Sigismund.

Keine Bedienung da? Wein her! Wein! (Klingelt heftig.)

Sabina.

Um Himmelswillen! Was biſt Du materiell geworden, Sigismund!

Clara.

Du leerſt ja ein Glas nach dem andern! Bruder!

Sigismund (klingelt. Ein Bedienter kommt geſprungen).

Abräumen und noch 'mal dieſelbe Sorte! Ich will Euch Beine machen!

Alle.

Sigismund!

Sigismund.

Die Flaſche dagelaſſen! War noch ein Reſt drinnen! Das Glas auch — dagelaſſen. Noch 'mal dieſelbe Sorte, Ew. Gnaden! Und dann die ganze Geſchichte auf mein Bureau — ins — Contor! Die — Flaſche — wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, gefälligſt ins Contor! (Er ergreift die Flaſche und hält das Glas bald taumelnd.)

Sabina. Clara. Lenz. } Sigismund! Ums Himmelswillen!

Ein anderer Bedienter (meldet).

Herr Baron von Hubert wünſcht ſeine Aufwartung zu machen.

Sabina. Clara. } Hubert! O mein Gott!

Lenz.

Sapperlot, was iſt denn das?

Sechster Auftritt.

Hubert tritt eilig ein, überſieht die Scene, die er faſt erwartete, ſtutzt aber über die Anweſenden. Die Vorigen.

Hubert.

Vergeben Sie — (Bei Seite.) Meine Ahnung! — (Laut.) O, meine Damen, Herr Commerzienrath —

Sabina
Clara } (bei Seite).

Die Schande! (Wollen ab zur Seite.)

Lenz.

So bleibt doch! Guten Tag, Herr von Hubert! Sigismund! Was haſt Du denn vor?

Sigismund.

Nichts — gar nichts — blos noch 'mal — dieſelbe Sorte!

Hubert.

Herr Commerzienrath, ich bitte tauſend mal um Verzeihung! Rechnen Sie dieſen Anblick nur mir allein zu! In meinen Zimmern war eine fröhliche Geſellſchaft, an der Herr Lenz bei wiederholter Präſentation des Wechſels theilnahm. Man ſcherzte, man lachte, man war fröhlich. Ein Wort gab das andere. Man redete ihm zu, zu bleiben, zu trinken — die Folgen ſah ich voraus. Erlauben Sie, meine Damen! Darf ich mit Ihrem Herrn Bruder, Herr Lenz, mit Ihrem Herrn Sohne, einen Augenblick allein ſprechen?

Clara (bei Seite).

Ich Unglückliche!

Sabina (zu Clara).

Arme Clara!

(Beide ab nach rechts.)

Lenz.

Ei! Ei! Ei! Sigismund! Sieh' Dich werd' ich

wieder Wechsel einkassiren schicken. Du bist mir ein schöner Engländer geworden. Na, geh' an die Luft, mein Sohn! Erhole Dich! Mach' einen Gang ins Freie! Aber Herr von Hubert, Herr von Hubert! Es geht doch noch recht langsam mit Ihnen! Beruhigen Sie ihn! Adieu, mein Sohn! Adieu, Herr von Hubert! (Bei Seite.) Wilde Kerls das! Aber junges Blut muß austoben. Wer recht weise werden will, muß ja erst ein Thor gewesen sein. (Ab zur Seite.)

Hubert

(sieht sich um, verriegelt die Thür und tritt energisch auf Sigismund zu).

Herr Sigismund Lenz! Hier ist ein Spiegel! Betrachten Sie Ihr Ebenbild! Ein Spieler! Ein Trunkenbold! Pfui! Wenn Sie wüßten, wie ich Sie verachte.

Sigismund

(in anderm Ton, seinen Zorn bekämpfend).

Herr von Hubert! (Stellt die Flasche hin, wirft das Glas zu Boden und gibt den Schein der Trunkenheit auf.) Was wünschen Sie?

Hubert.

Was seh' ich? Himmel!

Sigismund

(sammelt sich, macht einen Gang durchs Zimmer).

Haben Sie — schon — größere Reisen gemacht?

Hubert.

Herr Lenz! Ich bitte — Sie sind das nicht, was Sie scheinen?

Sigismund.

Waren Sie nicht in Paris, noch nicht in London? Da Sie die Absicht haben, mit Ihrer Vergangenheit zu brechen, sollten Sie reisen, sollten die Welt, die Menschen studiren, den Niagara donnernd in die Tiefe stürzen, das Weltmeer an die Felsen von Mexiko sich brechen sehen. Lassen Sie Sturm um Ihre Schläfe spielen, die Sonne der Tropen auf Ihren Scheitel brennen und durchbebt vom mitempfundenen Pulsschlag der Schöpfung, da erst werden Sie die Wonne fühlen, ein neuer Mensch zu sein.

Hubert.

Herr Lenz! Versteh' ich recht? Sie spielen — Komödie?

Sigismund

(halblaut und in ausbrechender Erregung).

Ich spiele Komödie, um das Vaterhaus vom Untergang zu retten! (Mäßigt sich.) Leihen Sie mir Ihren Beistand, leihen Sie mir Ihre Verbindungen, Ihren Namen, den Namen Ihrer Freunde — ich besitze die Mittel, meine Rolle durchzuführen. Warum sollt' ich es nicht thun? Warum nicht den Muth besitzen, die Meinigen zur Vernunft zu bringen, die sie anders nicht annehmen? Väter, richten sie sich denn nicht wie oft in ihrem Verhalten nach der Ehrfurcht ein, die sie der Zukunft ihrer Söhne schuldig sind? Mütter, blicken sie nicht beschämt zur Erde nieder, wenn die Reize aufblühender Töchter sie

erinnern, daß die Tage gekommen ſind, wo ſie den Schmeicheleien der Welt entſagen müſſen? Kinder, ſind ſie es denn nicht wie oft, die die Eintracht geſtörter Ehen wiederherſtellen und die Regenbogenbrücke des Friedens und der Verſöhnung auf dem dunkeln Hintergrund ehelicher Verſtimmungen wieder aufbauen müſſen? Warum ſollte nicht auch einmal ein Sohn in die Lage kommen können, mit feſtem Willen, bewußter Abſicht, muthig ins Auge gefaßtem großen Ziele, ſeinem Vater, ſeinen Geſchwiſtern, ſeinem ganzen verblendeten Hauſe eine heilſame und große Lehre zu geben?

Hubert.

Freund — ich bin erſtaunt — (will ihn umarmen).

Siebenter Auftritt.

Solbring. Dreſel. Die Vorigen. Zuletzt ein Bedienter.

Solbring.

Hurtig, Dreſel, hier ſind die Briefe! Dieſe Gefahr ſoll noch glücklich parirt werden! An Mamſell Leuthoff, an Hofräthin Menglerchen! An die Frau Markeſina von Beltra —! Aber was ſeh' ich! Herr von Hubert, welche Ueberraſchung! Sind Sie ſchon gemeldet worden?

Hubert.

Ich bin nur hier um meinen Freund Sigismund Lenz abzuholen —

Solbring.

Das trifft ſich ja erwünſcht. Es war ſchon lange meine Abſicht, Herr Baron, da ich mich für die politiſche Laufbahn mit Grundbeſitz verſehen muß, Sie wegen Ihrer Güter zu fragen, die ich gern an mich gekauft hätte, Herr von Hubert —

Hubert.

Thut mir leid! Ich habe mein letztes ſoeben vor einer Stunde an Ihren Herrn Schwager (mit Nachdruck auf Sigismunds Plan eingehend) verſpielt!

Bedienter (meldet).

Herr von Kiſeritzki — Herr Brandt —

Zweiter Bedienter.

Herr Berr — Herr von Lilienſtröm —

Sigismund.

Herein! Herein! Alle! Alle! Willkommen! Willkommen!

Solbring.

Was ſoll das?

Achter Auftritt.

Kiseritzki, Brandt, Herr, Liliensström und noch zwei der Spieler sind theils draußen sichtbar, theils treten sie ein.

Die Einen.

Wir holen Sie ab —

Die Andern.

Stören wir nicht? —

Kiseritzki / **Brandt** (an der Thür).

Hubert!

Herr / **Liliensström** (an der Thür).

Ausgesöhnt?

Hubert (umarmt Sigismund).

Ein Herz und Eine Seele!

Sigismund

(bei Seite, mit Gefühl ihm die Hand drückend).

Meinen Dank! (Laut wieder verstellt.) Solbring — Oskar! Staatsmann, ich bitte, mir — heute Ferien zu lassen. Die Bekanntschaft dieser Herren muß ich — nach Standesgebühr feiern. Zweiter Casimir Perier! Zweiter Lafitte! Ich halt' es mit Château Lafitte! (Schlägt Dreieln auf die Schulter.) Bitte! Nur ein Beweis meiner Hochachtung. (Singt:)

Drink! drink! drink!
On, Mylords and gentlemen!
Fill the cup and fill the can!
Go ahead! Hurrah! Hurrah!

Hubert.

Hurrah! (Sigismund umarmt Hubert, drückt ihm den Hut auf Ein Ohr und geht, ihn umschlingend, ab.)

Alle (lachen und folgen).

Solbring

(steht erstarrt und zieht sich die Presse auf die Stirn).

Dreſel.

Herr Solbring, es scheint mir, das geht übers Conservationslexikon.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Bei Herrn von Beltrami im Hôtel de Rome.

Reich mit Flambeaux erleuchteter Salon. Rechts und links v. S. Ausgänge, offene Thüren mit Portièren. Im Hintergrund befindet ſich in der Mittelwand ein Vorhang und läßt in ein gleichfalls hell erleuchtetes Vorzimmer ſehen. Seſſel. Sophas. Blumen.

Erſter Auftritt.

Antonie von Beltrami kommt geführt von Baltekron, nachdem ſolgen Kiſeritzki, Herr Lilienſtrom, Anna Lenthoff in eleganter, aber nicht überladener Toilette, geführt von Beltrami ſelbſt. Mehre Herren, die ſich mit ihr unterhalten. Links v. S. ſitzen Frau von Herr, Frau von Lilienſtrom und mehre Damen. Baltekron und Beltrami behalten die Mitte. In der Ferne (hinten) eine Quartettmuſik. Bediente präſentiren Kaffee und Liköre. Alles kommt ſoeben von einem Sechs-Uhr-Diner.

Baltekron.

Muſik! Muſik! Nach einem dîner à la française? Wieder ein Beweis mehr der hereinbrechenden Barbarei des Zeitalters.

Alle

(geben ſich Zeichen des Beifalls des Vorgeſchlagenen Mahlzeitwünſchens. Zu gleicher Zeit wendet man ſich fragend an Baltekron).

Barbarei?

Baltekron.

Wenn nach einem ſo vortrefflichen Diner, wie wir ſoeben die Ehre gehabt haben, bei Ihnen einzunehmen, Frau von Beltrami, die Zauberklänge der Muſik von unſern Zahnſtochern accompagnirt werden?

Beltrami

(ſpricht ein klein wenig fremdartig. Er iſt jung. Bart, Kleidung und Benehmen ſind die eines gewandten und intereſſanten Weltmannes).

Bravo, Herr von Baltekron! Sie ſind ein ſo großer Freund der ſchönen Könſt, daß ich hoffe, Sie werden nach einer Partie Écarté heute Abend noch mit den Damen tanzen Française.

Baltekron.

Galopp! Galopp! Herr von Beltrami!

Alle (lachen).

Herr.

Ein Anblick für Götter!

Beltrami.

Ich für Sie ſchon jetzt engagir die junge Dame Anna von Leuthofen, eine Verwandte des belgiſchen Grafen von Leuthofen, dem ich in Aachen habe abgekauft einen Theil ſeiner Güter an der Grenze.

Alle

(ſorgnetiren theilweiſe und kommen näher zu Anna).

erwarten. Baltekron, mein dicker Freund! Edler Kiseritzki, guten Abend! Gnädige Frau, ich lege mich Ihnen bewunderungsvoll zu Füßen mit einer Ehrenrettung unserer deutschen Sitten. (Er zieht ein Etui.) Die gnädige Frau muß für die Anerkennung auch unseres poetischen Vaterlandes gewonnen werden und deshalb aß ich mit ihr eine Mandel mit zwei Kernen.

Alle (außer Antonien und Anna).

Ein Vielliebchen?

Sigismund.

Das ich heute früh auf der Promenade beim Vorüberreiten an Ihrem Wagen verloren habe, Herr von Beltrami! Ich löse meinen Verlust ein, indem ich Ihrer Frau Gemahlin diese einfache Blume überreiche —

Frau von Kiseritzki.

Eine Rose!

Alle.

Mit Diamanten —

Antonie.

Mais, Monsieur —

Sigismund.

Nur eine Blume, sagten Sie, gnädige Frau! Ich bringe eine gewöhnliche Rose, an der zufällig nur ein paar Thautropfen hängen geblieben sind.

Alle.

Allerliebst!

Valtekron (für sich).

Bittere Mandeln, die Vielliebchen Mandeln.

Sigismund.

Sind die Gemälde der römischen Campagna angekommen, die ich für Frau von Veltrami auf der Ausstellung gewählt hatte?

Valtekron (zu Hubert).

Alter Freund! Der Mensch ruinirt sich hier ja methodisch!

Sigismund.

Die Rahmen gefielen mir nicht. Ich mußte andere bestellen. So werden sie wol erst in kurzem ankommen können und hoffentlich den Anfang einer häuslichen Einrichtung bilden, die Sie (zu Antonien hinüberneigend), Frau von Veltrami, für dauernd bei uns begründen müssen.

Valtekron (zu Hubert).

Der Anfänger geht ja hier in alle Falten!

Veltrami.

Herr Lenz, worin kann man sich Ihnen gegenüber noch auszeichnen, als au comble de defaites durch eine kleine Partie vingt et un! Allons donc! Messieurs et Mesdames! Die Tischen sind arrangirt. Darf ich bitten? (Paare bilden sich.) Mademoiselle de Leuthoven? Sie werden die schwere Aufgabe haben, diese große Schiffe da in Bewegung zu setzen (gegen Valtekron, der mit Hubert spricht).

Anna (aufstehend)

Herr Marquis, ich bitte —

Deltrami (bei Seite rasch zu anderem Tone)

Machen Sie keine Umstände, Sie setzen sich an den grünen Tisch und führen Conversation

Anna (bei Seite).

Nimmermehr. O, mein Gott, wo bin ich hingerathen!

Deltrami (bei Seite)

Sie werden doch keine Scene aufführen?

Anna (bei Seite)

Beruhigen Sie sich! Ich werde Niemanden hören, aber ich verlasse Ihr Haus auf der Stelle (Ab nach rechts.)

Alle (umherblicken und hinter ihr)

Was ist? Was gibt's?

Deltrami.

Niente, Niente! Eine kleine Unwohlsein! Meine nièce noch ein wenig ist ermüdet von der Reise. (Bei Seite zu Antonie.) Die Närrin! Suche sie zu beruhigen! Wo sind die Diamanten? (Steckt sie ein, rasch.) Kommen Sie Alle! Alle! Die Damen retourneront à l'instant. En avant, Messieurs et Mesdames, en avant, Messieurs et Mesdames, Herr von Hubert, Herr von Lenz, zur Partie! A la bonne fortune! (Nimmt eine Dame am Arm. Alle gehen nach links, ausser Sigismund und Hubert. Antonie und Anna gingen nach rechts.)

Dritter Auftritt.

Sigismund. Hubert.

Hubert.

Nun, wir ſind ja ganz vortrefflich im Zuge! (Setzt ſich.)

Sigismund.

Was war nur dem jungen reizenden Mädchen? Ich bemerkte ſie in dem vermaledeiten Hauſe ſchon einige male.

Hubert.

Das iſt eine von den einſtudirten Statiſtinnen oder Satanellen, wie ſie zu einer richtig geheizten Spielhölle gehören.

Sigismund.

Sie hat einen ſo ſeelenvollen unſchuldigen Blick — Ja, Hubert! Es lebe der Humor! Es lebe die Kunſt Komödie zu ſpielen! Ich hatt' es glücklicherweiſe leicht, durch Dich als Taugenichts en vogue zu kommen. Wie mancher Spielpartie hab' ich ſeit drei Wochen ausweichen können, blos weil Du mich, bravſter aller Taugenichtſe, unter den Arm nahmſt und ſagteſt: „Komm, ich weiß eine noch viel amüſantere Geſellſchaft!" Wir gingen in die Stadt London, ſchloſſen uns in meine Zimmer ein, tranken eine einfache Taſſe Thee und Jedermann ſchwur, daß ich mich mit Dir

an einen Ort hätte begeben müſſen, wo bis zur Verzweiflung hoch geſpielt wurde.

Hubert.

Das ſind die Vortheile der Aſſociation.

Sigismund.

Das Mittel wirkt. Der Familienconvent iſt in Allarm. Bald kommt Günther, bald ſchickt Clara die Sabine, bald die Sabine die Clara, bald kommt ein Drohbrief von Solbring. Es geht vortrefflich — Nur Papa ſchweigt noch. Er wird ſich in der Kriſis befinden.

Hubert.

Ich bin der Wallung Deines Gefühls gefolgt: ich glaube auch, daß Dein kaufmänniſcher Egoismus Dir höher geht als das ſogenannte Wohl der Menſchheit; indeſſen erſchrickſt Du nicht vor den Folgen Deines neuen Rufs? Ich kenne die Macht des Vorurtheils, das uns für immer, wir mögen beginnen was wir wollen, in der öffentlichen Meinung gezeichnet hat.

Sigismund.

Oeffentliche Meinung! Kaufmänniſcher Egoismus! Ich bin der Sohn meines Vaters, aber Der war der Sohn des Seinigen und ſo Gott will, ſoll er auch noch einſt auf ſeinen Knieen Enkel ſchaukeln. Die Firma unſers Hauſes beſteht hundert Jahre. Der goldene Anker iſt ihr Symbol. Der kleinſte erworbene Beſitz iſt ein Königreich und welcher Herrſcher

wird nicht einräumen müssen, daß er Verpflichtungen für seine Nachfolger hat? Gegenreden nimmt mein Vater von mir nicht an. Der Credit unsres Hauses ist tief im Sinken begriffen. Ich vertrete keinen andern Egoismus, als den des Zusammenhaltens der Mittel, die uns möglich machen, wohlthätig zu sein, keinen andern Egoismus, als den, daß wir selbst erst Etwas sein müssen, wenn wir dem Ganzen dienen wollen. Ist Selbring eine Bürgschaft für unsere Zukunft? Kann es Clara's künftige Wahl sein, die, wie ich höre, eine unglückliche Liebe zu einem mir unbekannten Verschwender haben soll? Oeffentlicher Ruf! Ich bin jung, ich habe mich selbst in Händen Und tret' ich einst in unser Geschäft zurück, so deckt mich dessen Firma wie ein glänzender Schild, ich bin Das, was mein Name ist, der überlieferte hundertjährige Name Lenz und Söhne. Reuß-Schleiz der 75ste oder 76ste, wenn nur die Würde des Ihrones erhalten wird!

Hubert.

Du sprichst wie ein Adliger

Sigismund.

Adlig ist Jeder, der eine Persönlichkeit besitzt, über die er frei zu schalten und zu verfügen den Muth hat. Und setzen wir zu viel von unsrer Ehre ein, mehr, als meine Zukunft wieder gutmachen kann, wohlan, dann gehen wir mit dem ersten besten Eisen

bahnzuge nach Paris, nach London, überall hin, nur nicht auf den Comptoirbock meines Vaters.

Hubert.

Zum Glück erwirbst Du für Dein Geld Weltkenntniß. Dieser Beltrami iſt ein ausgemachter Spitzbube. Für die Polizei wie eine Miſpel überreif. Mach' Dich gefaßt darauf, daß hier eines Abends das ganze Neſt ausgenommen wird.

Sigismund.

Mein Vater wird die Gefängniſſe nicht mehr verbeſſern, wenn darin ſein eigener ungerathener Sohn zu ſitzen kommt.

Hubert.

Sieh da! Der Marquis wittert, ſcheint es, ſein nahes Ende? Er iſt unruhig und überläßt die Bank an Riſeritzki. (Wollen hinein.)

Beltrami (tritt ihnen entgegen).

Aber, meine Herren, wo bleiben Sie? Herr von Lenz, Sie werden allgemein vermißt —

Sigismund.

Herzensmarkeſe! Wir ſind leider ſo en vogue, ſo in Beſchlag genommen, ſo engagirt — entſchuldige, für Dich haben wir heute nur zwei Augenblicke und höchſtens noch fünfzig Dukaten übrig. (Beide treten ein nach links.)

Beltrami (allein in großer Aufregung).

Ein doppelter Griff für Selbring wäre in ſei-

nem Schwager gefunden, aber er hätte früher kommen ſollen — früher, ehe mein Incognito, wie alle Anzeichen verrathen, entdeckt iſt. Mußte ich mich von einem Narren beſtimmen laſſen, hieher zu reiſen, hieher, wo der falſche Schein, den ich mir gebe, meine Sprache, meine fremde Herkunft nur ſo lange vorhalten können, bis ich die Blindheit dieſes Selbring's — (Nach links, als wenn man ihm winkte.) Ah! Man verlangt nach mir. Me voilà! Me voilà! (Folgt beunruhigt und nimmt einen Doppelleuchter mit, daß es etwas dunkler wird.)

Vierter Auftritt.

Antonie. Anna (in Hut und Mantel). Dann Beltrami.

Anna.

Vergeſſen Sie nicht meine einfache und beſcheidene Wohnung! Michaelisvorſtadt, Gartenſtraße Nr. 714. Dort finden Sie ein Herz, das früh vom Schickſal beſtimmt ſcheint, in die Nachtſeiten des Lebens zu blicken.

Antonie.

Eilen Sie! Sie kennen Thalheim's Entſchloſſenheit nicht. Ha, da iſt er.

Beltrami (kehrt zurück).

Wo bleiben Sie? Was iſt das? Sie wollen gehen?

Anna.

Herr von Beltrami! Ich vergebe Ihnen den Irrthum, der Sie glauben ließ, ich würde auch nur Einen Tag noch länger in die Bahn Ihres bemitleidenswerthen Lebens passen.

Beltrami.

Wie? Was ist das? (Macht die nach innen zurückgelehnten Thürflügel links an.)

Anna.

An dem Misverständniß, wie Menschen voll Güte und Liebe mich, die hier einen bescheidenen Wirkungskreis suchte, gerade in Ihr Haus empfehlen konnten, und wie ich seit vierzehn Tagen, muthlos zum Zweifeln und doch nicht beschränkt genug zum Glauben, bei Ihnen bleiben konnte, seh' ich nur zu schmerzlich die Folgen weiblicher Hülflosigkeit. Um dies arme Opfer (auf Antonien zeigend), das in ihrem Vaterlande von Ihnen erlöst ist, werde ich von Allem, was ich in diesem Hause erlebte, schweigen. Bin ich auch arm — meine geringe Habe werd' ich bitten, mir morgen verabfolgen zu lassen — bin ich auch hülflos, halten Sie mich nicht für so schwach, als ich scheine. Mein Auge kennt Sie. Bricht das Gute, das wir im Stillen für uns allein zu unternehmen den Muth haben, auch aus tausend Hindernissen erst langsam ans Licht, vor der Macht der Gesetze wer-

den die Künste eines verfehmten Spielers, wie Sie, zuschanden werden. (Ab durch die Mitte.)

Beltrami.

Ha! Antonie! Was ist das? Du willst mich verlassen? Was sinnst Du! O mein Gott! Ja, Antonie! Vor Dir selbst trug ich nie die Maske, die mich vor der Welt verbirgt. Die Hoffnungen Deines jungen Lebens hab' ich einst gebrochen — aber ich schwöre Dir, eine Zeit wird kommen, wo die unselige Leidenschaft des Spiels mich verlassen wird und ich hoffen darf, zu meinem wahren Namen zurückzukehren

Antonie.

Thalheim! Sechs Jahre folgte Tony Friedborn dem Unglücklichen, der einst hier die Hand eines vertrauensvollen jungen Mädchens nur zu leicht gewann. Ein heißgeliebter Gatte, der sie in eine glückliche Häuslichkeit führen wollte, führte sie auf die offene Heerstraße des Lebens. Die von ihrem Vater Verstoßene zwang er in fremden Ländern zur unwürdigen Rolle der Gattin eines Spielers. Jetzt, jetzt, wo Thalheim sogar wagt, sein Weib zum Gegenstand von Speculationen zu machen —

Beltrami.

Antonie!?

Antonie.

Ich weiß Alles. Ich kenne das Spiel, das Du mit meiner und Deiner Ehre treibst. Man unterschlägt

gewisse an mich gerichtete Briefe, aber ich ahne die geheime Unterhandlung mit jenem leichtsinnigen Solbring, den wir in Aachen kennen lernten und dessen glänzende Anerbietungen Dich bestimmen konnten, Dich mit mir — vor ihm als Deiner Schwester! — an einen Ort zu wagen, wo Du aus alter Zeit dem Gesetze verfallen bist. Ich durchschaue die Huldigungen aller dieser Männer, die Ehre, Gesundheit und Vermögen hier aufs Spiel setzen. Ich weiß, Du täuschst sie, weil Du mich kennst, ja sogar — weil Du mich liebst; nie wär' es Dein Ernst, von Solbring mehr zu verlangen, als nur den Tribut an Dein unglückliches Leben; allein dem Himmel sei Dank! Endlich muß dies Dasein aufhören. Ich bin in der Nähe meines Vaters. Er war einst hart, grausam gegen mich, er hat mich verstoßen. Doch zu Gott hoff' ich es änderte sich sein jahrelang mir verschlossen gebliebenes Herz; er widmet sich, wie ich höre, den Werken der Wohlthätigkeit und Liebe. Versagt er mir die rettende Vaterhand, so bleib' ich im Verborgnen und flüchte mich in irgend ein unbekanntes Loos. Thalheim! Thalheim! Mein Vater ist reich. Kommt einst die Stunde, wo ich aus dem Dunkel der Schande hervortreten darf und vielleicht es muß als seine Erbin, der das Gesetz beistehen wird, und bist Du in der Fremde der Liebe, die ich Dir nie verweigerte, würdiger geworden, (mit Thränen) Thalheim, o so denke, daß das Herz einer beweinenswerthen Gattin für Dich viel-

leicht noch ſchlagen wird. Für jetzt — lebe wohl! (Sie geht nach innen.)

Beltrami (allein).

Ein Abſchied alſo für ewig! .... Am Narrenſeile führte mich ein Dämon der Hölle an den Ort meines Verderbens. Ich kann nicht länger bleiben. Der Vater verfolgt mich, die Gerichte haben meinen wahren Namen geächtet. Schon hört' ich, daß man meine Päſſe auffallend findet, ſchon fanden Erkundigungen in dieſem Hauſe ſtatt nach meinem Umgange, nach meinem Aufwande. Ich muß fort! fort! Wer weiß, ob nicht dieſe Nacht ſchon, ja ob nicht ein Ueberfall im Augenblick mich dazu zwingt — Woher Mittel nehmen? Geld! Geld! Und Solbring läßt ſich nicht ſehen! (Bedienter kommt.) Ha, wer da —?

Bedienter (meldet).

Der Diener des Herrn Solbring iſt zugegen, in Begleitung eines Herrn, der ſich nicht zu nennen wünſcht.

Beltrami (für ſich).

Solbring vielleicht? (Laut.) Eintreten! Die Lichter fort! Die Muſik aufhören! Morgen wiederkommen! Signora iſt ſchon auf ihren Zimmern. Die Damen werden gehen, nur die Herren bleiben zum Spiele. Und Champagner! Champagner! Niemanden einlaſſen, der nicht empfohlen iſt und eine gewiſſe Karte mitbringt. (Für ſich.) Ich ahne — va banque! (Bedienter durch die Mitte ab. Die Muſik hört auf.)

Fünfter Auftritt.

Dreſel (erſchien ſchon vorher im Hintergrunde. Er hat ſich elegant ausſtaffirt, mit hohen Vatermördern, Frack, weißer Weſte, Lorgnette u. ſ. w.). Beltrami. Dann Solbring.

Dreſel.

Muſje Italiano — voliamo machen la visita a vostra excellenca —

Beltrami.

Sprechen Sie deutſch, ich verſtehe Sie vollkommen. Was wünſchen Sie?

Dreſel.

Signore Solbringio —

Beltrami.

Solbring? Herein! Herein!

Dreſel.

Bitte! Incognito strengissimo!

Solbring

(in einem Mantel, den Hut in die Augen gedrückt).

Ha! Beltrami! Sind wir unbemerkt?

Beltrami.

Endlich! Endlich! Iſt das die in Aachen beſchworene Freundſchaft? Vierzehn Tage, daß ich Sie nicht habe geſehen!

Solbring (athemlos und erschreckt).

Sie haben Gesellschaft?

Dreisel

(vergnügt, überall, läßt Alles an, trinkt etwas von den übriggebliebenen Likören und dergleichen).

Beltrami.

Petit comité.

Solbring.

Daß ich von Niemand gesehen werde! Dreisel, recognoscire das Terrain!

Dreisel (nachdem er getrunken).

Bona Maraskino! (geht in den Hintergrund, kommt und verschwindet zuweilen hinter dem Mittelvorhang.)

Beltrami.

Sie können sich denken mein Erstaunen, wie ein Herr von Baltekron bei uns einführte Baron Hubert und dieser wieder Ihren Herrn Schwager. Die junge Dame, von der Sie mir vor vierzehn Tagen schrieben, hab' ich, da sie hier völlig unbekannt ist, vorgezogen, lieber zu nennen gleich meine Nichte. Meine Discretion a l'ordinaire kennen Sie.

Solbring.

Ich bewundere in allen Lagen Ihre Fassungskraft, am grünen Tisch von Aachen, wie im Salon der Residenz. Gestatten Sie mir einen Augenblick der Erholung. Ich bin seit vierzehn Tagen nicht zu mir selbst gekommen. (Zeigt her.) Sehen Sie die Tinte an mei-

nen Fingern! Ach Sie wissen nicht, was alte Schulden, Reste, ich meine Arbeitsreste, seit Monaten unerledigte Correspondenzen sind. Alle. Anna Leutheß — ich glaube, das war der Name — das Mädchen befindet sich wohl bei Ihnen?

Beltrami.

Haben Sie gehört eine Klage?

Solbring.

Warum sollt' es ihr nicht gefallen bei Ihren glänzenden Bällen und Soupers?

Beltrami.

Die Freude ist die zehnte der Musen, ohne die es nicht gibt die andern neun. Erhielten Sie meinen Brief?

Solbring.

Ich erhielt ihn. Seit vierzehn Tagen das einzige Lebenszeichen von Ihnen —

Beltrami.

Lasen Sie —?

Solbring.

Mein italienisches Dictionair ist noch beim Buchbinder. Da ich jedoch Einiges davon verstand, so eilte ich mit Windesflügeln. Ueberlegen Sie mir Ihre Mittheilung gefälligst im Zusammenhange selbst!

Beltrami (für sich).

Soll man nun Anstand nehmen, einen solchen Narren zu prellen? (Nimmt den Brief und liest.) „Mio caro!

Mein verehrter Freund Solbring! Warum vernachläſſigen Sie uns? Antonia, die wie Sie wiſſen hier für meine Gemahlin gelten muß, weil ich ein Haus machen wollte, hat ſich erklärt. Meine Schweſter iſt die Ihrige! Der Kampf währte lange, aber ich bot Alles auf, ihren Widerſtand zu brechen. Den Plan, ein einſames Landhaus zu beziehen — wo Sie ſie täglich ſehen können — billigt ſie vollkommen. Ich verlaſſe dieſe Stadt, dieſes Land. Sie wiſſen, ich bin nicht glücklich. Ich lehne Ihre Hülfe nicht ab. Späteſtens bis morgen früh acht Uhr erwarte ich die verſprochenen 500 Dukaten. Leben Sie wohl und machen Sie meine arme vielgeprüfte Schweſter glücklicher, als ich es habe gekonnt. Markeſe Beltrami."

Solbring

(liest mit stummem Spiel. Umarmt ihn dann, blickt auf den Spiegel, sieht sich geschmeichelt darin an, wischt sich eine Thräne und gibt ihm eine Rolle mit Gold. Lange dauert es, bis er sich von seinem Entzücken sammelt, die Stirne trocknet und endlich stammelt)

Wo iſt ſie?

Beltrami.

Sie ſchläft. (Für ſich.) Lebe wohl, reines Licht meines Lebens!

Solbring.

Und die Andere —? Die ſogenannte Nichte —? Die ich Ihnen empfohlen habe — Sie iſt blond? Nicht wahr? Ihre Mondſcheinsgefühle laſſen darauf ſchließen.

Beltrami.

Sie hat ſich überraſchend eng an Antonien angeſchloſſen. Sapyho und Grimma.

Solbring.

Auch das dank' ich Ihnen — (Thut als wollte er ihm nochmals Geld geben.) Ja ſo — Sie haben ſchon —! (Endlich hat er ſich geſammelt.) Beltrami! Leider ein Wort der Verſtändigung. Die Umſtände zwingen mich — Mein Schwager — nicht Sie — ſondern der junge Lenz —

Beltrami.

Der junge Lenz iſt zugegen.

Solbring.

Iſt zugegen? Wie?

Beltrami.

Ihr Schwager. Dort nebenan.

Solbring (ſpringt auf).

Himmel, dann nur ein Wort, und ein entſcheidendes. Beltrami! Ich verſpreche Ihnen noch 100 Dukaten. Ich ſchicke ſie Ihnen nach Homburg! Die Saiſon findet in Homburg auch im Herbſt und im Winter ſtatt. Reiſen Sie nach Homburg! Alle Drei! Sie, Antonie und die Nichte! Alle Drei! Wollen Sie?

Beltrami.

Das Ihre Antwort? (Für ſich.) Er gibt ſie ſelbſt auf?

Solbring.

Beltrami! Ja, ich muß Ihnen ein Geſtändniß machen. Ach, auch ich kann ſagen, wie, ich glaube Bulwer

oder Voß gesagt hat: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust. Die Eine will sich manchmal von der andern trennen.“ Alle Jahre, gewöhnlich Mitte Juni, wenn die Rosen blühen und die Geschäfte still stehen, bekomm' ich Anwandlungen der Phantasie von gewissen verschleierten Existenzen, wie Hegel sagt, von gewissen romantischen Erholungen zwischen Börse und Mittagszeit und ähnlichen Bildern einer früher sehr poetisch gewesenen Jugend, die ich rasch abschließen mußte, um, wie Sie wissen, ein reicher, aber in vieler Hinsicht höchst genirter Mann zu werden. Bis Mitte October find' ich mich, einem bedeutenden Deficit von Dukaten gegenüber, gewöhnlich wieder mit der überlieferten Moral zurecht. Daß ich dies Jahr dem Vorurtheil schon sechs Wochen früher und vielleicht auf längere Zeit werde folgen müssen, liegt an meinem Schwager. Dieser Mensch kommt von Reisen zurück, spielt einige Wochen lang im Hause den Voltron und demaskirt sich endlich als einen systematischen Taugenichts. Ich unterscheide systematische Taugenichtse von Denen, die wissen, wie weit sie gehen können. Der künftige Chef des Hauses Lenz und Söhne darf auf dieser schwindelnden Bahn des Verderbens nicht weiter. Die ganze Familie, der Wohlstand und die Blüte unsres Geschäfts sind zu lebhaft dabei interessirt. Wenn sich Hoffnungen geben, daß mein Schwager Vernunft annimmt, wenn zu erwarten steht, daß vielleicht die Ansprache seines Vaters — Schicken Sie ihn unverzüglich in die Stadt

London, es hätte Jemand von dort sehr dringend nach ihm verlangt — kurz Beltrami, wenn man weiß, woran man ist, wenn man Garantieen für sein geschäftliches Gewissen, Bürgschaften für die Solidität des Hauses Lenz und Söhne hat, so schreibe ich Ihnen nach Homburg! Ach, dann soll auch die kleine geheime Villa, die ich vor dem Thore halb und halb schon gemiethet hatte, noch Zeuge werden eines stillen verschwiegenen Glücks. Rosen sollen eine Stirn umkränzen, auf der Sie jetzt nur den Schweiß der fürchterlichsten Contoranstrengungen erblicken, der Becher der Freude soll im Kreise der Freundschaft auf und niedergehen, während mir jetzt Merkur mit seinem Stab die verhängnißvollen Worte in die Wolken geschrieben hat: Mensch, versuche die Götter nicht!

Beltrami.

Wir reisen morgen früh. Meine unglückliche Schwester!

Selbring.

Thränen, Beltrami, Thränen? O Sie besitzen die ganze Gefährlichkeit Ihres angebornen italienischen Nationalcharakters, aber es sind Funken deutschen Gemüths in Ihnen! (Nach Antonicens Zimmern.) Antonia! Gedenket mein in Homburg! (Vermeidet die Spielbank! Beltrami!) Freund! Das sind, das bleiben Sie mir! (Pointiren Sie nicht mehr so hoch!) Schwager! Es müssen noch Tage des Glücks kommen — (Wenn Sie in Verzweiflung sind, ziehen Sie auf mich!) O!

Thränen auch in meinem Auge? Beltrami! Addio! A revedersi! Addio! (Ab.)

Dreſel.

Leben — Sie — wohlio! (Folgt.)

Beltrami.

Dieſe Narrheit macht ja Schurkerei, die ſie prellt, zur Tugend! Gleichviel, die Mittel zur Reiſe ſind da. Der Eiſenbahnzug nach dem Weſten, dem Meere zu, geht die Nacht. Mich treibt mein verlorenes Geſchick. Antonie! Antonie! Weine Dich aus am Herzen Deines Vaters und wünſche dem Gatten, den Du nie, nie wiederſiehſt, in Amerika: Ein neues Leben! (Er geht nach links mit dem letzten Leuchter. Es wird dunkel.)

Zweite Scene.

Sigismund's Wohnung in der Stadt London.

Sechster Auftritt.

Kellner. Dann Sigismund. Hubert.

Kellner.

(tritt ſingend auf mit Licht und öffnet rechts und links die Seitenthüren).

La! La! La! Die beiden Thüren ſoll ich aufſchließen? Will ſich Herr Lenz hier noch weiter ausdehnen? La! La! La! (Draußen Gaſthofklingeln.) Das ewige Geklingel! Wenn man ſo langausgebildete muſikaliſche

Ohren hat, wie ich! O die Muſik! Die Muſik! Wenn ich erſt ſo weit bin, ſelbſt ein Hôtel zu übernehmen, führ' ich eine neue Art von Klingelzügen ein, muſikaliſche. Zimmer Bellini, Zimmer Donizetti. Das theuerſte iſt das Zimmer Meyerbeer, da muß der Klingelzug „Robert den Teufel" anziehen. Die Klappe geht auf und durch künſtleriſche Veranſtaltung hört man ſogleich die Melodie —

Hubert
Sigismund (draußen).

„Ha, das Gold iſt nur Chimäre" — (Sie treten ſingend ein.)

Sigismund.

Guten Abend, Konrad! Prompter Empfang heute! Schon Licht? War nicht eben Jemand auf meinem Zimmer? (Singt im Recitativ.) „Bringen Sie uns zwei Portionen Thee und etwas kalte Küche!"

Kellner (ſingt).

„Wie Sie befehlen!" (Für ſich.) Nein, der Meyerbeer trifft's immer! (Ab.)

Sigismund.

Wenn die nächſte neue Oper gegeben wird, ſchick' ich meinen Schweſtern dieſen muſikwüthigen Konrad in ihre Loge. Das Syſtem Lenz und Söhne bringt ſolche Unterſtützungen angeborner Talente mit ſich. (Zieht ſich aus.) Ah! Welche angenehme behagliche Ruhe! Nach dieſem öden Aufenthalte bei Beltrami! — Bitte! Bediene Dich! Mache Dir's beauem' Schläfſt doch dieſe Nacht hier?

UNIV. BIBL. BERLIN

Hubert.

Wir hätten bei Beltramis bleiben ſollen. Ich bin überzeugt, daß es dieſen Augenblick dort ſehr bunt hergeht.

Sigismund.

Du glaubſt wirklich, die dunkeln Geſtalten vor dem Hauſe waren —

Hubert.

Polizeicommiſſäre! Verlaß Dich darauf.

Sigismund.

Treiben wir nun nicht Studien über die Beſſerung der Menſchheit, die uns kein Philanthrop nachmachen kann! Leben muß man unter den Gegenſtänden derſelben, mitfühlen, mitempfinden, was ſich in ihrem Innern regt! Wo iſt da Wahrheit, wenn ſich die Vereine aus der höchſten Sphäre des Adels um die Bedürfniſſe des unterſten Volkes unterrichten zu können glauben oder wenn die Humanität einer Familie, wie die meinige, nur einer modernen Schwärmerei ſich ergibt und die Zufriedenheit mit ſich verwechſelt mit den Reſultaten, die ſie bei Andern hervorbringt?

Kellner

(bringt Zurüſtungen zum Thee auf einem Plateau und ordnet den Tiſch).

Hubert (für ſich).

Ich unterſtütze Jemanden, ein Taugenichts zu ſein und er macht mich zu einem ſoliden Menſchen, der froh iſt, Abends zur rechten Zeit ſeine Taſſe Thee zu bekommen und einen anregenden Discurs zu haben.

Sigismund.

Nun Konrad, was gibt's Neues? Was macht der Tannhäuser? Die Musik der Zukunft? Die Frauenwelt? Der Venusberg? Hübsche Damen im Hôtel? Bonnen — Dergleichen?

Kellner.

Ha, ha! Capitel der Lohnbediente. Herr Lenz! Apropos, Lohnbediente! Die sind unterwegs, Ihre sämmtlichen gewünschten Rechnungen einzufodern. (Ab.)

Sigismund.

Gewünschte Rechnungen einzufodern? Wer wünscht denn meine Rechnungen? Wol ein Misverständniß unseres nur mit — Noten beschäftigten Kellners. Jetzt, (macht den Thee) plaudern wir von Deinen Angelegenheiten, Deinen anonymen Briefen! Glücklicher! Wer mag es sein, der ein Interesse an Deiner Besserung nimmt, das Dich seit den vierzehn Tagen unserer glücklichen Freundschaft ewig in grübelnder Melancholie erhält?

Hubert.

Meine Gläubiger vielleicht.

Sigismund.

Ein unbekannter Schutzgeist! Nicht die Hülfe meines Vaters brachte den innern Menschen bei Dir zum Durchbruch, sondern anonyme Briefe, die Du seit einem Jahre empfingst. Warum sah ich erst einen davon? Es wäre eine Abendlectüre zu unserm Thee gewesen.

Hubert.

Ein Scherz, den ſich ein Spötter mit mir erlaubte, der an die Wahrheit meiner Abſicht, aufs Land zu ziehen und mich der Verwaltung meiner überſchuldeten Güter zu widmen, nicht glauben wollte.

Sigismund.

Nein, nein, nein, nein! Was Du mir davon erzähltest, klingt nicht wie Spott. Du bekommſt ſeit einem Jahre anonyme Briefe! Sechs oder ſieben —

Hubert.

Nur fünf.

Sigismund.

Auch fünf iſt eine heilige Zahl. Du erbrichſt ſie, lieſt, findeſt eine zierliche Handſchrift, die Du nicht kennſt, Worte, die wie Muſik erklingen, Töne, Klagen, die Dich rühren, Dich beſtimmen, ein Muſter von Solidität zu werden, bis ich, ich Dich leider wieder linksum führen muß — (Ein Klavier begann ein ſchönes Muſikſtück von Chopin oder Mendelsſohn, vielleicht des Letztern Frühlingslied, zu ſpielen.)

Hubert.

Höre die Ironie Deiner Phantaſieen!

Sigismund.

Der, den Du mir citirteſt, enthält Alles, was ich ſo oft ſelber fühle. „Wir nützen der Welt, ſagt Jean Paul, glaub' ich, nur durch Das, was wir uns ſelber ſind. Hebe

Dein Selbſtgefühl, bilde Deine Kraft zum Guten aus. Das Dunkel des Lebens — das Dunkel des Lebens —"

Kellner (kommt mit Rechnungen).

Hubert.

Konrad bringt Rechnungen. Die werden durchaus nicht dunkel ſein.

Sigismund.

Konrad, wer ſpielt da immer jeden Abend ſo in nächtlicher Stille?

Kellner.

Es iſt die berühmte Pianiſtin Lindenthal. Sie wohnt bereits drei Wochen in unſerm Hôtel und kann keinen paſſenden Saal für ihre Concerte finden.

Sigismund.

Das heißt, auf dem Subſcriptionsbogen ſchwimmen blos ſo ein paar unglückliche fingirte Namen herum? Aber die arme Perſon ſpielt ſehr hübſch, ſie hat einen gefeierten Namen in den Zeitungen und bringt kein Concert zuſtande. Sagen Sie ihr, Konrad, ich abonnirte auf hundert Plätze.

Kellner.

Hundert Plätze?

Sigismund.

Man denkt an alles Malheur der Welt jetzt, aber die armen Proletarier der Künſte und Wiſſenſchaften ſcheinen ſich ſelber überlaſſen! Hundert Billets! Sie können ſogleich bezahlt werden.

Kellner.

Herr Lenz! Da bitt' ich nur um Eins! Nehmen Sie die Billets von mir. Ich habe der Lindenthal, im Vertrauen gesagt, Vorschüsse gemacht, die sie mir mit Billets zurückbezahlt. Ich lasse die Billets zum halben Preise.

Sigismund.

Dann Zwei Hundert!

Kellner.

Zweihundert Plätze! (Triumphirend.) Der Saal ist gedeckt! (ab.)

Hubert.

Das ist ein speculativer Romantiker!

Sigismund.

Nein! Ein braver Kerl, der Konrad. Er unterstützt die Kunst! Ein Armer hilft dem Armen! Ihr Philanthropen, dieser Kellner lehre Euch den wahren Pauperismus der Welt und wie er allein zu heilen! Nicht von Oben nach Unten nützen Eure Nothbehelfe, kräftigt den Mittelstand und von dem aus wird sich Glück und Segen verbreiten.

Hubert.

Das heißt den Dürstenden ans Weltmeer verweisen! Staat, Gesellschaft, Alles müßte ja bei uns anders werden. Aber, bester Freund, weise die Muthlosigkeit ab, die Dich zu überschleichen scheint, seitdem Du —

Sigismund (öffnet das Fenster).

Wie lind der Abend, wie mild die Luft! Wie ſanft dieſe Klänge! Und zwei — privatiſirende Taugenichtſe, die auf ihrem Zimmer Thee trinken und vor unverſtandener Sehnſucht zerfließen wollen! (Das Klavierſpiel immer bewegter.)

Hubert.

Dir gaukelt das Bild der Satanella bei Beltramis vor den Augen! Lies Deine Rechnungen! Das iſt ein probates Mittel, zur Vernunft zu kommen.

Sigismund (laut leſend).

Die mit Thau beträufelte Roſe — Gemälde vom Kunſtverein — ein Offenbacher Phaëthon — Aber was iſt denn das? Die Rechnung vom Juwelier iſt ja bezahlt? Ich nahm ſie ja abſichtlich auf Credit.

Hubert.

Bezahlt?

(Das Klavierſpiel hört auf.)

Sigismund.

Dankend quittirt. Da iſt Jemand draußen, der auf das Geld wartet? (Will nach der Thür.)

Hubert.

Nein! Bleibe! Sieh da, die Rechnung des Pferdehändlers! Vierhundert Piſtolen ſind bezahlt.

Sigismund.

Bezahlt? Was soll denn das?

Hubert.

Und hier der Wagenbauer — da der Kunstverein — die Loge im Theater — Alles ist ja bezahlt.

(Lenzens Stimme draußen.)

Sigismund.

Himmel! Was hör' ich? Ist das nicht mein Vater? Es geht mir — Hubert, ich glaube gar —

Hubert.

Farbe gehalten! Kein Mensch darf jetzt ein gutes Haar an uns finden —

Sigismund.

Ich bitte Dich — Wie kann ich dem Vater ins Angesicht — Wir müssen nach Paris reisen. Auch Günther scheint er —

(Günther's Stimme draußen.)

Hubert.

Muth! Muth! Wir sind vorläufig Beide verloren auf ewig.

Siebenter Auftritt.

(Die Thür geht auf. Ein Tiſch mit brennenden Kerzen und bedeckt mit Couverten und Aufſätzen wird hereingetragen.)

Lenz. Günther. Bediente. Die Vorigen.

Lenz.

Wünſche allerſeits einen angenehmen guten Abend!

Sigismund.

Papa, ich bin erſtaunt! Dieſe Ueberraſchung! Und ich glaube gar, wir ſollen mit Dir ſoupiren?

Lenz.

Allerdings! Hieher! So! Da in die Mitte! So! Ja, das ſollſt Du, mein Sohn.

Sigismund.

Sehr dankbar, Papa! Aber (für ſich) Himmel, was ſoll denn das nur?

Hubert.

Herr Commerzienrath, da im Nebenzimmer warten leider einige Freunde auf uns.

Lenz.

Bitte um Entſchuldigung. Da im Nebenzimmer da wohn' ich.

(Ein Bedienter tritt von rechts mit einem Doppelleuchter ein.)

Sigismund (bei Seite).

Immer beſſer!

Hubert.

Herr Commerzienrath! Wirklich! Einige Bekannte, die die Güte hatten, uns Geld zu borgen und und ſich nicht gern zeigen möchten — (zeigt links) ſie warten hier in dieſem Zimmer —

Lenz.

Das iſt auch nicht wahr, Herr von Hubert! Da wohn' ich auch.

(Wieder ein Bedienter mit Doppelleuchter.)

Sigismund.

Himmel —

Lenz.

O wir Beide, o wir wollen uns ſchon amüſiren. He, holla, hurtig, tummelt Euch! Das Souper! (Bediente ſpringen ab.)

Sigismund.

Aber Vater —

Lenz.

Günther! Stellen Sie die Caſſette dorthin. Ein Souper wird aufgetragen, wie es ſich für Deine Laufbahn ziemt! Was haſt Du von mir geglaubt, mein Sohn? Was ich an Tauſenden that, das ſollt' ich an Dir unterlaſſen? Dir ſollt' ich nicht meine ganze Geduld, meine ganze Langmuth, meine Ausdauer widmen bis zu der Stunde, wo Du aus Dir ſelbſt heraus wieder zum Guten zurückkehrſt? Biſt Du nun das Opfer der Verführung oder haſt Du nur die Maske von dem Charakter abgeworfen, den

Du Unglücklicher auf Deinen Reisen Dir anciegneteſt; ich ſehe, der Himmel will, daß ich meine ganze Sorgfalt auf Dich allein beſchränken ſoll. Aber glaube nicht, daß ich die Thorheit habe, Dich nur mit Ermahnungen zu verfolgen, ich begleite Dich auf Deiner Bahn, ich will Dir nahe ſtehen als Vater, Freund, als Diener, wenn Du's über Dein Herz gewinnſt! Ich will nicht, daß Du borgſt, daß Du Schulden machſt. Hier iſt eine Dir wohlbekannte Caſſette. Günther, ſtellen Sie ſie dorthin —

Sigismund.

Vater —!

Lenz.

Sie enthält 6000 Thaler. Vorläufig genug, daß Du Dich nach Luſt ergeben kannſt. Naſe in dies Leben hinein, wenn es Dir Bedürfniß iſt! Die Stunde der Beſinnung wird auch Dir noch ſchlagen. O das iſt's ja, was wir mit der irrenden Menſchheit wollen: Erkenntniß durch Geduld, Erkenntniß durch Langmuth und Nachſicht! Nur heute, mein Sohn, nur heute laß uns gemüthlich beieinander ſitzen. Da! Hier iſt der Tiſch gedeckt! Setzt Euch! Setzt Euch!

Sigismund (will auf ihn zuſtürzen).

Vater! Dein gutes Herz —

Hubert (bei Seite, ihn zurückhaltend).

Iſt nicht geheilt. (laut.) Herr Commerzienrath! Wir würden mit Vergnügen Ihre Einladung anneh-

men, aber wir haben heute noch ein Rendezvous mit einigen Perſonen, die wir nicht vernachläſſigen dürfen. Aufrichtig geſtanden —

Lenz.
Günther. } Mit Damen?

Sigismund.

Nur zwei Couſinen von Herrn von Hubert. Aber lieber Papa, mir recht, mir recht. Widme Dich Deinem Sohne! Alles, Alles wird ſich dann zum Beſten wenden! Nur für heute, für heute allerdings würde es uns wegen der Couſinen —

Lenz.

Ich mache Dir ja keine Vorwürfe! So bleibe doch! So bleibe doch! Günther, halten Sie ihn auf!

Sigismund (immer dazwiſchen).

Sehr angenehm! Ganz willkommen; aber für heute — (er ſucht von dem ihm zuſprechenden Vater loszukommen und ſein Blick fällt auf die ſtehengebliebene Caſſette.) Vater, die Caſſette! Die Caſſette! (Sie ſind ſchon Alle zuſammen im Hintergrund.)

Lenz
Günther } (zurückeilend). Ha!
Alle Wetter!

Sigismund (bei Seite, ausrufend).

Er widmet ſich ſeinem Sohne! Unſere Carrière kommt in Gang! (Beide entſpringen.)

Lenz.

Günther! Halten Sie ihn auf! Beide! Beide! Ah! (Die Caſſette fällt auf die Erde.) Ah! Ah! Nun haben ſie einen Vorſprung, ehe ich mich mit ihm verſtändigt habe. Günther! Er wird mich fürchten, er wird mich fliehen — O, die Beſſerung wird uns zu ſchaffen machen! Aber ſich einen Sohn gewinnen, Günther, das wiegt mir jetzt das Glück der Menſchheit auf.

(Beide folgen raſch.)

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Die Straße vom Anfang des erſten Acts.

Erſter Auftritt.

Solbring. Später Dreſel.

Solbring (athemlos).

Nun wahrhaftig! Das wäre in der That zu ſtark! Wenn ſich das beſtätigte, wenn ich wirklich ſo, wie Hegel ſagt, an der Naſe herumgeführt worden wäre, dann könnte man einräumen: Ja, ich bin reif, in allen Kammern der Welt für die Intereſſen der Völker zu ſorgen.

Dreſel (tritt wieder als Bedienter auf).

Herr Solbring, da bin ich!

Solbring.

Dreſel, ehe Du den Mund aufthuſt, eine Neuigkeit. Ich bin entſchloſſen, von heute an der ſolideſte Menſch auf Erden zu werden.

Dreſel.

Wollen Sie ſich nicht gefälligſt einen Knoten ins Schnupftuch machen, damit Sie's nicht vergeſſen, Herr Solbring?

Solbring.

Rede! Berichte! Was hörteſt Du auf der Polizei?

Dreſel.

Der Italiener iſt fort! Als man die Spielhöhle geſtern Nacht öffnete, war er über alle Berge.

Solbring.

Weiß ich. Er iſt nach Homburg. Aber die Schweſter! Antonie? Die Nichte?

Dreſel.

Für die Polizei ſind ſie kurz vor dem geſtrigen Ueberfall ſämmtlich verſchwunden. Es ſind lauter Betrüger! Betrüger mit fünferlei Namen! Ich habe die Steckbriefe ſelbſt geleſen!

Solbring.

Und ich quälte mich, ihnen zuliebe italieniſch zu lernen! Glaubſt Du, daß ſie mir aus Homburg Aufklärung ſchicken werden, die mir wenigſtens den Glauben an meinen geſunden Menſchenverſtand wieder herſtellen kann?

Dreſel.

Da müſſen Sie Hegeln fragen. Aber was meinen Sie? Auf dem Stockhaus ſah ich meinen Jungen, den Fritze. Meine Bengel kriegen da manchmal

Nachtquartier, wenn ſie ſich Abends irgendwo in einer Ladenthüre geirrt haben. Hör' ich ja, die Mamſell Leuthoff iſt ſeit geſtern wieder in ihr Quartier zurückgezogen.

Solbring.

Wie?

Dreſel.

Sie hatte ſich auf vier Wochen bei mir die Chambregarnie freigehalten, weil ſie's in dem Hauſe, wo Sie ſie hingaben, erſt probiren wollte.

Solbring.

Weiß ich ja, weiß ich ja. Aber Beltrami verſprach mir doch —

Dreſel.

Das Nähere werden wir bald erfahren können; ich gehe in meine Wohnung, um da überhaupt 'mal zu revidiren. Für die dreißig Dukaten hat die Mamſell damals Leberechten einen neuen Anzug machen laſſen, neue Hemden, neue Strümpfe, auch's Schulgeld bezahlt; ich denke, es muß noch ein Ueberſchuß da ſein.

Solbring.

Nach dem ich jetzt ſelbſt fragen werde! Dreſel! Ich habe dieſe Verfolgungen meiner Ehre ſatt, ich muß dem Zuſammenhang dieſer empörenden Verſchwörung gegen meine geſunde Vernunft und meinen Geldbeutel endlich auf den Grund zu kommen ſuchen. Der Vater ging ſchon in aller Frühe aus, um Sigismund

wieder im Hôtel zu überraſchen und mit ihm eine Beſſerung anzuſtellen, bei der man nicht ſicher iſt, ihm an allen Ecken und Enden der Welt zu begegnen. Geſtern liefen wir ihm faſt in die Hände. Von den furchtbarſten Arbeitsanſtrengungen, in die mich Sigismund's Treiben ſchleudert, hab' ich eben einen kurzen freien Augenblick. Hier iſt das Caſino. Wenn ich gefrühſtückt haben werde, komm' ich zu Euch.

Dreſel.

Gefrühſtückt? Das könnten Sie bei mir auch, Herr Solbring. Es wäre nicht das erſte mal, daß Sie bei mir ein Rendezvous gehabt hätten.

Solbring.

Ein Rendezvous? Mit wem?

Dreſel.

Mit Mamſell Leuthoff. Merken Sie denn noch immer nicht, was hinter all der Zudringlichkeit eigentlich ſteckt?

Solbring.

Faſt ſcheint es ſo. Aber keine Verſuchung mehr! Eile in Deine Wohnung! Sorge dafür, daß Anna Leuthoff um 11 Uhr auf ihrem Zimmer iſt, ich werde hier auf dem Caſino hören, was man von den Vorfällen der Nacht erzählt, ob mein Name dabei genannt wird, ob, — ob — o es iſt wahr, ich bin ſo gehetzt, ſo verfolgt, ſo verwirrt, daß ich allerdings, wie Hegel ſagt, ein auf ſich bezogenes ſtilleres Frühſtück vor

ziehen sollte! Dresel! Hier im Casino beim Koch bestellt man auswärtige Menage, kalte Pastete, irgend etwas Geflügel würde genügen Richte es so ein, Dresel, daß ich bei Euch um 11 Uhr ein Frühstück vorfinde. Auch Champagner könntest Du hier bestellen. Aber unser Champagner zu Hause ist besser — Wie kommst Du nur zu unserem Sillery? Müßtest unter irgend einem Vorwande den Schlüssel zum Keller zu bekommen suchen —

Dresel.

Dafür ist gesorgt!

Solbring.

O ich verdiene es, der Spielball aller Spitzbuben der Welt zu sein!

Dresel.

Wie viel Couverts wünschten Sie, Herr Solbring?

Solbring.

Wie viel? Versucher! Eins! Oder — ich glaube allerdings — daß es zu gemüthlicherer Verständigung — mit dem mir völlig unerklärlichen, heute bei einer Krippe, morgen bei einem Spieltisch angestellten Mädchen besser wäre —

Dresel.

Zwei Couverts!

Solbring.

Dresel, bis Sigismund gebessert ist, die letzte partie fine, die ich mache. Aber — meine Toilette — (Ordnet seine Cravatte.)

Dreſel (ihn muſternd).

Ganz Modejournal. Reine Akademie!

Volbring.

O es iſt doch wahrhaftig ein Schwung über mich gekommen, der mich gar nicht mehr losläßt, ein Schwung, der mich hebt — mich hebt — ein Paroxysmus, der mich auf den Flügeln des neunzehnten Jahrhunderts an die Sonne tragen will, bis ich, ich ahne so etwas, niederſtürzen werde, wie — Ibykus glaub' ich — nein Ikarius. Dreſel, zwei Couverts! (Beide raſch ab nach links ins Cabinet.)

Zweiter Auftritt.

Sigismund (tritt haſtig auf).

Sigismund.

Nun geht's ja prächtig, nun geht's ja herrlich. Man will nur mir allein leben und es kommt jetzt darauf an, ſie in Athem zu erhalten. Werd' ich's durchführen können? Wo ſoll ich all' die Verſuchungen hernehmen, in die ich mich zu ſtürzen habe? Wie ſoll ich die Auseinanderſetzungen vermeiden, die mir ans Herz gehen werden und meinen ganzen Plan zunichte machen müſſen? Ich muß mit Hubert berathen, was zu thun iſt, ob ich in dieſer Stadt bleibe oder plötzlich über Nacht verſchwinde. Geſchlafen hab' ich in dem Hôtel de Rome, das der fixbübiſche falſche

Italiener bewohnte, der die Nacht durchgebrannt iſt mit ſeinen beiden Frauen. Hubert verſprach mir hier oder im Caſino Rendezvous zu geben. Es iſt — (ſieht die Uhr) 10 Uhr ... Wetter, ich habe noch eine Uhr. Die müßte ja auch hebräiſch lernen, wie bereits meine Ringe und Vorſtecknadeln — Den guten Ruf, den ich bei den Pfandverleihern verliere, werd' ich, denk' ich, ſchon herſtellen können. Sieh da! Zwei Damen — verſchleiert — hübſch — elegant — (tritt etwas zurück).

Dritter Auftritt.

Antonie und Anna (kommen verſchleiert aus dem Friedbern'ſchen Hauſe). Sigismund.

Anna.

Dort ſteht der Wagen, liebe Freundin! Beruhigen Sie ſich und halten Sie feſt an mich! Ein Vater, der ſeine Tochter verſtößt, ſie nach ſechs Jahren wiederſehen könnte, ſie nicht anerkennen, nicht annehmen will! O, Ihre Thränen zu verbergen, kennen Sie ein Aſyl. Sie haben das Herz einer mitfühlenden Freundin gefunden. (Beide ab.)

Sigismund.

Himmel! Der Gang, die Haltung — das war ja Beltrami's Nichte, die von der belgiſchen Grenze her,

und die Andere — ist die Italienerin selbst — Wetter, da steigen sie in einen Wagen — — Halt! Fort sind sie — Nachkommen ist unmöglich. Waren sie hier in — (liest) „Friedborn's Beschäftigungsanstalt"? — Richtig! Das ist ja der Friedborn, von dem neulich an dem entscheidenden Morgen die Rede war und von dem man schöne Dinge hört, wie von mehrfachen Menschheitsverbesserern. Die Einen bessern die Menschheit, weil sie einen Stern der Liebe in der Brust haben, die Andern, weil sie einen Stern auf der Brust haben wollen. Die Einen, die wollen mit ihrem guten Herzen verschwiegen sein, die Andern können nicht prahlend genug genannt werden, nur damit das Auge der Großen und die Gunst des Fürsten auf sie fällt! Der hier nun gar, ein Geizhals, baut im Armenviertel Häuser und Straßen, um seine Capitalien zu 15 Procent zu verwerthen, denn die Vereine, die zahlen ja die Miethe. Seine Wohnungen stehen niemals leer, seine Einnahmen sind immer gesichert. O, Ihr Philanthropen! Eure Wege muß man kennen lernen. (Er eilt in das Haus.)

Vierter Auftritt.

Lenz und Günther (mit der Gazette).

Lenz.

Kommen Sie, Günther! Hier ist eine Bank. Hier

wollen wir uns ausruhen und für unser heutiges Geschäft Kräfte sammeln.

Günther.

Sie werden sehen, er nimmt Extrapost und geht auf und davon.

Lenz.

Dann reis' ich ihm nach. Ich bin ein Vater, der seine Pflichten kennt. Das ist Friedborn's Beschäftigungsanstalt. Der hat sein Kind vor Jahren hinausgestoßen, wie ich es nicht thun will.

Günther.

Ein strenger, gottesfürchtiger Herr, der Herr Doctor Friedborn.

Lenz.

O, das die Folgen einer dreijährigen merkantilischen Bildungsreise! Der fleißige Solbring! In vierzehn Tagen sollte mein sechszigster Geburtstag sein —

Günther.

Alles freute sich darauf. Auch Sigismund's Rückkehr sollte zugleich gefeiert werden, mit Musik, mit lebenden Bildern und nun —!

Lenz.

Günther, mit dem Sigismund muß etwas versehen sein. Ja, ja, auch von meiner Seite. Günther, auch von meiner Seite. Was es ist, kann ich noch nicht finden — aber finden muß es sich.

Günther (aufspringend).

Herr Commerzienrath!

Lenz.

Was ist?

Günther.

Da! Der Sigismund!

Lenz.

Wo?

Günther.

Von Friedborn!

Lenz.

Alle Wetter! Von Friedborn! Richtig! Nur vorsichtig! Immer discret! Mit solchen desperaten Charakteren kann man nicht vorsichtig genug umgehen.

Fünfter Auftritt.

Sigismund. Die Vorigen.

Sigismund

(kam aus dem Hause zurück. Er hat sein Portefeuille aufgeschlagen und notirt sich im Gehen).

Merkwürdig! „Vorstadt Nr. 714. Anna Leuthoff" — Die Andere wollte man nicht kennen. Sie hatte nur mit dem alten Rechtsverdreher allein sprechen wollen, hatte ihm nur ein Billet geschickt, er nahm sie

nicht an. Anna Leuthoff — Anna — Leuthoff — Wo hört' ich denn schon einmal diesen Namen? Vorstadt Nr. 714. Da muß ich hinaus und mir Licht verschaffen.

Lenz und Günther (rufen).

Halt!

Sigismund.

Ei! Papa!

Lenz.

Guten Morgen, mein lieber Sohn! Bestens willkommen! Gut geschlafen die Nacht?

Sigismund.

Danke, Papa!

Günther.

Außer dem Hause!

Lenz.

Stille! Keine Vorwürfe! Gehen wir hier ins Casino, mein lieber Sohn, und frühstücken zusammen. So soll Dir das jetzt alle paar Tage einmal passiren und denkst Du denn, ich könnte nicht auch Austern essen und Porter trinken?

Sigismund.

Was wirst Du denn nicht? Charmant, Papa! Ganz recht! Hier im Casino! Vortrefflicher Porter von Perkins, Barclay und Compagnie! (Bei Seite.) Wie komm' ich nur los!

Lenz.

O der ſoll uns vortrefflich ſchmecken! Was? Das iſt ganz meine Etikette! Alſo wo? Hier im Caſino. Parterre oder eine Treppe hoch?

Sigismund (bei Seite).

Eine Treppe hoch iſt das Leſezimmer, da darf nicht geſprochen werden. (Laut.) Ja, lieber Vater, mit Vergnügen. Frühſtücken wir zuſammen. Eine Treppe hoch!

Lenz.

Eine Treppe hoch! Vorwärts! Vorwärts! Günther, ſehen Sie, es macht ſich. O, der Fond iſt gut! Der Fond iſt gut!

Sigismund.

Papa! Eine Treppe hoch?

Lenz.

Eine Treppe hoch.

Sigismund (bei Seite).

Ins Leſezimmer.

Zweite Scene.

Das Lesezimmer im Casino.

Eine geschlossene Rotunde mit von oben hereinfallendem Lichte. Eine Bibliothek. Büsten, Statuen von Schiller, Goethe, Lessing ꝛc. Auch eine Statue: Harpokrates, der die Finger an den Mund legt und Schweigen andeutet. Darunter das Wort: „Tace!“ An den Wänden hängen in Masse Zeitungen in allen Formaten. Einige Tische, worauf Schreibmaterialien. Wassercaraffen, Lampen mit grünen Schirmen, ohne zu brennen, im Hintergrunde eine Spieluhr. Glasthüren rechts und links ganz vorn. Ueber dem Eingang links vom Darsteller steht: Silence! No spoken!

Sechster Auftritt.

Eine Anzahl Herren sitzt und liest Zeitungen. Andere arbeiten. Andere sprechen leise. Bediente in reich galonnirter Livrée bedienen, indem sie entweder Zeitungen überreichen, andere einheften oder Wasser serviren. Selbring sitzt rechts in großen Zeitungen lesend. Später Sigismund und Lenz.

Selbring

(erst nach einer Pause hörend und dann mit Flüstern antwortend).

Meine Herren, ich staune. In den Bädern von Aachen habe ich allerdings den Namen gehört. Thalheim? Thalheim? (Lesendes Nicken der Herren.) Und

man ſagt, dieſer Schwiegerſohn des Doctor Friedborn wäre jener Beltrami? (Mucken.) Dann müßte die Begleiterin ja ſeine Gemahlin geweſen ſein? (Mentienlation der Andern.) Es iſt merkwürdig, was man auf dem Caſino alles Neues hört. (Die Herren gehen nach hinten.) (Bei Seite.) Ich bin ſchön geprellt worden.

Sigismund (tritt ein und ruft laut aus).
Die Times!

Alle (ſpringen auf).
Si! Si!

Volbring (bei Seite).
Mein Schwager!

Sigismund
Ja ſo. (Küßert.) Garçon! Die Times! (Zuſammen.)

Ein Diener.
(Mentionirt. Die Times würde geleſen.)

Sigismund (küßert dem bezeichneten Herrn zu).
Sir! For this paper! After you! (Ab.) Er parlamentirt noch draußen, ob nicht Günther mit hinein kann und beſtellt das Frühſtück, dem ich beizuwohnen keinen Muth faſſen kann!

Lenz (tritt ein und ruft ganz laut).
Die Augsburger Allgemeine Zeitung!

Alle.
Si!

Lenz (bei Seite).

Ja so, hier herrscht pennsylvanisches System.

Einige Herren (leise).

Ah! Herr Lenz! (Sie erheben sich und grüßen.)

Solbring (bei Seite).

Himmel! Mein Schwiegervater! Der denkt, ich sitze zu Hause und arbeite auf dem Contor über Rindsleder und Büffelhäute.

Sigismund (für sich).

Die Conversation wird hier nicht zu lebhaft werden. (Geht nach hinten und sucht in den Journalen an der Wand.)

Lenz (für sich).

Wo ist er denn? Ah da! — Ich bin lange nicht hier gewesen — da sitzt Hofmüller und Comp. — Riesemenschel und Hartemeyer — lauter Freihändler, die von Morgens bis Abends Zeitungen lesen. Da leb' ich mir meinen Solbring! Der Arme ist auch für den Fortschritt der Zeit, sitzt aber zu Hause und arbeitet höchst conservativ unsere russische Correspondenz auf. — Sigismund soll sich schon machen. Günthern durft' ich hier nicht einführen. Lächerlicher Kastengeist! (Geht zu Sigismund.) Also, mein Sohn? Hm? Unser Frühstück? Es wird eben draußen arrangirt. Komm!

Sigismund.

Sehr angenehm — aber (als wenn er heiser wäre) eigentlich morgens — für mich weit besser Sodawasser, Papa.

Lenz.

Sodawaſſer? Siehſt Du! Das ſind die Folgen! So wird die Conſtitution ruinirt. Aber — (hält ſich den Mund) keine Vorwürfe.

Solbring (bei Seite).

Er politiſirt mit ihm über Conſtitutionen. Wenn mich dieſer ſpitzbübiſche Thalheim an ihn verrathen hätte! Wie komm' ich nur fort! (Die Spieluhr beginnt die Cavatine aus „Robert".*) Die Spieluhr rückt auf elf an. Iſt das nicht —? Richtig, der alte Friedborn! Der will hier wahrſcheinlich die neueſten Steckbriefe leſen oder er ſucht ſchon mich —

Siebenter Auftritt.

Friedborn (mit ſchwarzem Käppchen). Die Vorigen.

Friedborn (zu einem Aufwärter ſprechend).

Mein Lieber! Bringen Sie mir doch die neueſten „Nachrichten aus dem Reiche Gottes"!

Diener (geht und holt ein kleines Blättchen).

Lenz.

Guten Morgen, Friedborn! Was hört man Neues? Haben Sie Briefe aus Aachen?

*) Zwei oder drei Flöten und Kagot hinter der Scene werden den Eindruck einer Flötenuhr hervorbringen.

Friedborn.

Aachen?

Lenz.

Von Frau von Thalheim, die in Aachen ſoll geſehen worden ſein?

Friedborn.

Wer iſt Frau von Thalheim?

Lenz.

Mann! Ihre Tochter?

Friedborn.

Ich habe keine Tochter. (Zum Aufwärter, der zwei kleinere Zeitungen bringt.) Danke! Auch gleich der „Evangeliſche Liebesbote“? Danke, danke!

Lenz (bei Seite).

Es iſt ein completter Heuchler.

Friedborn (flüſternd).

Hofräthin Menglerchen erſtaunt. Sie ſeit ein paar Tagen nicht mehr im Beſſerungsverein zu finden.

Lenz.

Da iſt — (zeigt auf Sigismund) mein Beſſerungsverein!

Friedborn.

Der iſt verloren, Freund! Einige ſehr rechtſchaffene Juden, die geſonnen ſind, zum chriſtlichen Glauben überzutreten und die ich zu dieſem Zweck aus freiem Antriebe in unſern Heilswahrheiten unterrichte, verſichern mich, daß ſie ihm Capitalien nur zu 50 Procent borgen.

Lenz.

Die ſollte man nicht mit Waſſer, ſondern mit Pech und Schwefel taufen.

Friedborn.

Was meine Tochter anlangt, ihre Spur iſt gefunden. Sie war eben bei mir.

Lenz.

Wie?

Friedborn.

Habe ſie nicht angenommen.

Lenz.

Friedborn!

Friedborn.

Grundſätze! In der chriſtlichen Liebe zum Volke ſind wir einig; in der Straftheorie hab' ich ein anderes Syſtem als Sie! (Ab in den Hintergrund.)

Lenz (vor ſich).

Seine Tochter nicht angenommen! Und kann ſo ruhig da jetzt — die Gnadenarie mit anhören?

Solbring

(zieht hinter ſeinen Zeitungen ſein Portefeuille und breitet Briefe aus, um ſich bücken zu können).

Falls er mich bemerkt, muß ich nur ſcheinbar zu arbeiten anfangen. „Geehrter Herr!" Das iſt die Zuſchrift der Pfarrerstochter — — (lieſt) „Unter ſieben Kindern eins gefunden, das ſein Daſein einem der vornehmſten und geiſtreichſten — wollt' ich ſagen, einflußreichſten Männer dieſer Stadt verdankt —"

Sigismund (kommt vor, für sich).

Vielleicht schüttl' ich ihn und sein Frühstück durch eine List ab. (Äußernd.) Papa! Hier ist der Niederländische Handelscourant. In Amsterdam wird die jährliche ostindische Auction angekündigt, 300,000 Säcke Kaffee. Die Ernte ist vortrefflich gerathen. Da sollte man einkaufen.

Lenz.

Wie steht der Kaffee?

Sigismund.

Mittelsorte — %. Man sollte an van der Meulen und Comp. schreiben und ihm für uns Aufträge geben. Freilich! Van der Meulen hat lange von uns keine Aufträge erhalten. So müßte wohl der Chef unseres Hauses ihm persönlich schreiben.

Lenz (an einem Tische mit Schreibmaterialien).

Das kann man machen, mein Sohn! — Papier — Feder — Tinte hat man hier zur Hand. (Die Flötenuhr spielt die gleichfalls ganz für zwei oder drei Flöten sich eignende Kavatine der Prinzessin aus dem zweiten Acte der „Robert", zweiter Theil.)

Solbring (bei Seite).

Er schreibt? Wahrscheinlich wieder nach seiner Besserungsmethode für ihn Wechsel. Das Gute daran ist, daß die Passage frei wird. Es ist 11 Uhr. (Will fort.) Aber immer besser, da kommt ja auch der

Hubert. (Blickt ab und lieſt, um ſich zu verſtecken.) „Louiſe Eiſenhardt war die Pflegebefohlene meiner verklärten Aeltern —“ (Murmelt weiter.)

Lenz (ſieht ab und ſchreibt).

Achter Auftritt.

Hubert (hat ſchon vorher ſpähend ein und ſuchte Sigismund). Die Vorigen.

Hubert (leiſe flüſternd).

Sigismund! Intereſſante Neuigkeiten!

Sigismund.

Die intereſſanteſte hier! Mein Vater correſpondirt um einen Ankauf von Kaffee, will mit mir frühſtücken und da ich ſeine Vorwürfe fürchte — aber was iſt?

Hubert (laut).

Beltrami iſt geſtern entflohen. Es iſt richtig nur ein gewiſſer Thalheim, der ſchon ſeit Jahren hier und anderwärts mit Steckbriefen verfolgt wird, ein Schwindler erſter Claſſe, der Schwiegerſohn eines hieſigen reichen, ehemaligen Notars, Namens Friedborn —

Sigismund.

Der da drüben wohnt?

Hubert.

Ein Beitrag zu den Ironieen des Zeitalters. Die

Beltrami die verstoßene Tochter eines Mannes, der Geschäfte in christlicher Liebe macht! Thalheim-Beltrami soll nur allein auf und davon sein. Weder von Deinem Vielliebchen noch von Satanellen der Zweiten hat man irgend eine Spur —

Sigismund.

Doch! Doch! Himmel! Als Taugenichtse bessern wir Beide die Menschheit mehr als Papa, wie er nahe daran war, den Handel mit Colonialwaaren aufzugeben, weil der die Sklaverei beförderte. Die Satanellen sind gefunden! Vorstadt Nr. 714. Ich wette, in fünf Minuten ist er aber wieder hinter uns. (Ab mit Hubert.)

Solbring.

Sie sind fort. Elf Uhr. Mein Frühstück ist arrangirt. Göttlicher Clauren, der du unter allen Classikern mir doch noch immer der liebste bist, o du hast Recht: Der Zug — (Er geht vorsichtig hinter Lenz weg nach links, läßt aber einige Papiere liegen, die er beim Oeffnen seines Portefeuilles und scheinbarer Beschäftigung auf dem Tisch vergessen hat.) des — Herzens — ist des — Schicksals — Stimme. (Ab.)

Lenz

(schreibt noch eine Weile, dann steht er auf und ruft ganz laut, als wenn er zu Hause wäre):

Günther! Den Brief siegeln! Auf die Post!

Alle (springen auf).

Wie, was ist das?

Lenz.

Ja ſo! Das hab' ich vergeſſen! Ich bin auf dem Caſino!

Friedborn (lächelnd).

Freund! Freund! Was ſind Sie zerſtreut! (Setzt ſich leicht an den Tiſch rechts wo Solbring ſaß.)

Lenz (für ſich).

Wo iſt Sigismund? Schon wieder geprellt?

Friedborn (fand die Solbring'ſchen Papiere).

Hören Sie doch! Saß nicht Ihr Herr Sohn hier? Da liegen ja allerhand Briefe. „Lenz und Söhne". „Vorſtadt Nr. 714".

Lenz.

Richtig! Geben Sie her! Das hat er ſich vorhin aufgeſchrieben, wie er aus Ihrem Hauſe kam, hartherziger Mann — Geben Sie her! Vorſtadt Nr. 714. Für dieſe Beſſerungscarrière muß ich eine Equipage mehr anſpannen laſſen. (Wurde wieder lauter.)

Friedborn (im Gehen).

No spoken! No spoken! Schließen Sie ſich nicht unſern heutigen Runden an? Ich hole Madame Solbring und Fräulein Clara ab. Wir kommen heute an die ſocialen Zuſtände der Michaelisvorſtadt.

Lenz.

Ich habe mit meinem Sohn zu thun.

Aufwärter

(brachte schon vorher von rechts eine Tafel, an der zu lesen steht: „Neueste Telegraphische Depeschen vom Kriegsschauplatze", und ging damit von der einen Seite nach der andern hinüber ab).

Alle

(standen auf, gingen nach hinten, zogen Lorgnetten und Schreibtafeln und folgen).

Friedborn.

Auch nicht die telegraphischen Depeschen?

Lenz.

Nichts! Nichts! Erst das Haus und dann die Welt!

(Beide ab.)

(Die Musik verklingt.)

Dritte Scene.

Dreſel's Wohnung in der Vorſtadt.

Ein niedriges, aber freundliches Zimmer mit vier Ausgängen. Einigen Gegenſtänden der Ausſtattung kann man anſehen, daß ſie in die reiche Lenz'ſche Haushaltung gehören.

Neunter Auftritt.

Dreſel (mit einem Korb Champagner, den er durch die Mitte hereinträgt). Frau Dreſel.

Dreſel.

Iſt das feierlicher Empfang hier? Wie ich's beſtellt habe? Neue Vorhänge? Elegante Decken? Hier

den Tisch in Ordnung, rasch, Messer und Gabeln heraus! Alles heraus, was ich bei Commerzienraths ge —, geschenkt gekriegt habe. Der Korb hier, der kommt da hinein. (Oeffnet vorn links und stellt den Korb hinein.)

Frau Dreſel.

Aber du meine Güte! Was soll denn heute hier aufgeführt werden, Dreſel?

Dreſel.

Sollte Herr Solbring kommen — so sag' ihm noch nichts von der andern Dame, die die Nacht hier geschlafen hat. Weib, das war ja polizeiwidrig!

Frau Dreſel.

Gestern Abend kam die Mamsell und zog wieder auf ihr Chambregarnie. Wie wir Alle schon zu Bett gehen wollten, klingelt's und eine verschleierte Dame tritt herein und frägt nach Anna Leuthoff. Kaum hat die drinnen sie reden gehört, kommt sie auch schon herausgesprungen, umarmt sie, ruft: Sind Sie da? und nun in ihr Zimmer geführt und weiter weiß man noch nichts.

Dreſel.

„Sind Sie da"? Das Einwohneramt wird uns bei „Sind Sie da". Jetzt hier den Tisch gedeckt, ringsum tiefste geheimnißvolle Stille — Der Koch aus dem Casino darf nicht hierher schicken. Trüffelpasteten würden für die proletärischen Zustände zu sehr auffallen. An Vater Friedbornstraßenecke erwart' ich seinen Bur

ſchen und trage dann das Frühſtück hier ſelbſt herauf. Alte! Vielleicht bekommſt Du nun bald auf einer gewiſſen geheimen Villa einen Ruheposten als verſchwiegene Burgverſchließerin, Du ehrwürdiger alter Kaſtellan Du! (Ab durch die Mitte.)

Zehnter Auftritt.

Frau Dreſel. Dann Anna.

Frau Dreſel.

Ja, ich verſtehe aber kein Wort. Herr Solbring kommt heute? Zum Frühſtücken? (Sie holt aus einem Schranke ſeines Tiſchzeug und fängt an zu decken.)

Anna (ſieht aus der zweiten hintern Thür links).

Liebe Frau, iſt ſchon Mittagszeit, daß Sie decken?

Frau Dreſel.

Herr Solbring will mit Ihnen frühſtücken.

Anna.

Mit mir? Wer?

Frau Dreſel.

Herr Solbring. Aber er wird ſich wundern, zwei Damen ſtatt einer zu finden. Da hören Sie! Er kommt wol ſchon?

Anna.

Iſt es Herr Solbring, ſo ſagen Sie ihm noch

nichts von meiner Freundin. Wenn er nach mir verlangt, ſo rufen Sie mich! (Tritt zurück.)

(Man hörte ſchon draußen Sigismund's und Hubert's Stimmen.)

Elfter Auftritt.

Sigismund. Hubert. Frau Dreſel.

Sigismund (draußen).

Ja, wie iſt denn aber das? Hier iſt's bei Dreſeln? (Im Eintreten.) Guten Tag, Frau! Sind Sie die Frau von dem ſchlechten Kerl?

Frau Dreſel (bei Seite).

Herr Gott, wer iſt denn das? Es iſt doch nichts vorgefallen?

Hubert.

Sie denkt, wir kommen von der Polizei.

Sigismund.

Sieh! Sieh! Was Herr Dreſel für Silberzeug hat! Und die feinen Servietten und Tiſchtücher ... Richtig. J. L. Jakob Lenz! Das iſt hier das communiſtiſche Viertel.

Frau Dreſel (bei Seite).

Aber — wer ſind denn die Herren?

Sigismund.

Und Chambregarnie wird hier vermiethet? An Damen, die ſich als Lehrerinnen der italieniſchen

Sprache und Musik in Friedborn's Beschäftigungsanstalt ankündigen? Wo sind sie denn? Ich habe Lust, bei ihnen Unterricht zu nehmen. Sagen Sie, Herr Sigismund Lenz und Herr von Hubert wären da.

Frau Dresel (Rechend).

Wie? Was? Herr Sigismund Lenz — Sie sind — der junge schöne Herr, der aus Amerika zurück ist! — Ach, wie haben Sie sich verändert! Na, das wird ja dem Dresel eine Ehre sein — Aber in dem Augenblick — eben, eben — kommt Jemand die Treppe herauf. Wenn Sie uns ein andermal die Ehre geben wollten — Ha! Ha! Sind Sie der junge Herr, der jetzt so lustig leben soll! (Man hört Lenzens Stimme.)

Sigismund (horcht).

Donnerwetter! Hubert! Schon wieder mein Vater?

Hubert.

Der jagt Dich, daß Du den Athem verlierst — Hier herein! Da ist ein Thaler, Frau! Sagen Sie unter keiner Bedingung, daß Herr Lenz junior hier ist. Verstanden? (Weist ab durch die vordere Seitenthür links.)

Zwölfter Auftritt.

Lenz. Frau Dresel.

Lenz (aufgeregt mit dem Briefe).

Ha! Wo ist sie? Sie, die diesen Brief schreiben konnte! Diesen Brief aus Vorstadt Nummer 714

an einen Menſchen, der kein anderer Menſch ſein kann, als mein Sohn?

Frau Dreſel.

Herr Commerzienrath! Sie ſind's!

Lenz.

Der Brief hatte kein Couvert! Der Brief hier, der auf dem Caſino liegen blieb, iſt an Sigismund! Und Weib, Weib, ſo ſteckt Sie mit meinem Sohne unter Einer Decke? Räuber und Mörder! Was ſehe ich, Silberzeug? Kryſtall? O, das iſt mir ja längſt bekannt, daß Ihr Spitzbuben ſeid. Wen hör' ich da draußen? Das iſt ja Solbring! Was will denn der hier?

Frau Dreſel.

Ach, Herr Commerzienrath!

Lenz.

Sie iſt alſo die Dreſeln? Hier bin ich alſo bei Dreſels! Das iſt ja eine von Grund aus verwahrloſte Geſchichte mit Euch Allen! Anna Leutboff! Wo iſt das herrliche Mädchen, das dieſen Brief an Sigismund geſchrieben hat — Es kann nur Sigismund ſein, der ſchon damals — Iſt's denn nur glaublich?! ... Richtig! Solbring iſt's. Der brave Menſch ſoll noch nichts wiſſen! Wenn Sie ein Wort hier verliert, daß ich da drinnen ſtecke, ich, der alte Lenz, ſo ſoll Sie noch extra an mich denken. In meinem Hauſe geht etwas vor, von dem ich keine Ahnung hatte, ſolange

ich mich um die Schurkerei der ganzen Welt bekümmerte! (Geht nach rechts.)

Frau Dreſel.

Nun ſoll ich nicht 'mal was ſagen!

Sigismund (öffnet die Thür).

Was iſt denn das? Ein Brief an mich? Von Anna Leuthoff?

Dreizehnter Auftritt.

Solbring. Dreſel (mit einem großen Korbe). Die Vorigen.

Solbring.

Ha! Ha! Ha! Dreſel! Dreſel! Du ſchleppſt ja wie ein Pudel ſeinen Knochen, wenn er aus Appetit alle Augenblicke 'mal ſtill hält und pränumerando ſchnuppert! Ha! Ha! Ha! Guten Tag, Dreſeln! Schon gedeckt? Die Dame unterrichtet? Alles in Ordnung? Doch endlich einmal wieder ein freier poetiſcher Augenblick! Momente, die vielleicht für immer verloren ſein werden!

Dreſel (für ſich).

Daß es zwei ſind, weiß er noch gar nicht — ich kenne darin ſeinen Geſchmack nicht.

Solbring.

Da drüben wohnt ſie? Nicht wahr? Jetzt ſagen

Sie, ich wäre da und wünschte mich mit ihr über gewisse ewige Tracasserieen zu verständigen.

Dreſel (klopft an Anna's Thür).

Fräulein! Fräulein! Herr Solbring erſucht Sie jetzt —

Lenz (an der Thür, bei Seite).

Ja aber, was will denn nur eigentlich hier der Solbring? (Macht zu.)

Sigismund (an der Thür, bei Seite).

Die Mitglieder der Erſten und Zweiten Kammer vereinigen ſich zu einer gemeinſchaftlichen Sitzung. (Macht wieder zu.)

Dreſel.

Mit wem ſpricht ſie denn?

Frau Dreſel (bei Seite).

Dreſel, komm, komm! Ich muß Dir was ſagen. (Zieht ihn fort.)

Dreſel.

Alte! Ich bitte Dich, nur nicht zärtlich!

(Ab mit Frau Dreſel.)

Vierzehnter Auftritt.

Anna (tritt ein). Solbring. Nebenan Lenz, Sigismund, Hubert.

Solbring (bei Seite).

Himmel! Welche blendende Erſcheinung!

Anna.

Herr Solbring, Sie kamen nicht allein?

Solbring.

Ich bin allein, mein Fräulein — (Bei Seite.) Bezaubernd!

Anna.

Ich hörte reden —

Solbring.

Mein Diener war es und Ihre Wirthin, liebes Fräulein. In der That, Sie erscheinen mir in so fragwürdiger Gestalt, wie Hamlet's Geist sagt —

Anna.

Herr Solbring — die dreißig Dukaten, die Sie mir schickten —

Solbring.

O bitte! Reden wir doch davon nicht! Sagen Sie mir ums Himmelswillen, was ist das mit Beltrami? Er heißt Thalheim. Hätt' ich ahnen können, daß ich Sie durch die Hofräthin Menglerchen in ein solches Haus empfahl! Aber es scheint Ihnen dort gefallen zu haben? Setzen wir uns doch, Liebe!

Anna.

Herr Solbring!

Solbring.

Thalheim ist wahrscheinlich nach Homburg. Warum sind Sie nicht mit? Bitte, setzen Sie sich! In Homburg würden Sie sich an eine unbefangene Auffassung

des Lebens noch mehr gewöhnt haben, als Sie es ſchon im Hôtel de Rome am grünen Tiſch des ſogenannten Markeſe thaten. Zum Henker, Beltrami hätte mir die Wahrheit ſagen ſollen. Um zwei ſo liebenswürdige Erſcheinungen, wie Sie und Antonie, wäre mir's, um ihn vor Verlegenheit zu ſichern, auf ein paar Dukaten mehr oder weniger nicht angekommen.

Lenz
Sigismund } (bei Seite).

Wie?

Solbring.

Sagten Sie etwas?

Anna.

Herr Solbring! Ich weiß nicht, wovon Sie ſprechen. Einige Freunde meiner Familie verwieſen mich an eine Hofräthin Menglerchen. Dieſe empfahl mich auf Ihre Veranlaſſung in jenes Haus, das Sie ſelbſt vollkommen gekannt zu haben ſcheinen. Täglich hofft' ich Ihnen dort zu begegnen. Vielleicht kamen Sie, aber nur wie mit böſem Gewiſſen, bei Nacht, im Dunkel, der unglückliche Thalheim verhinderte unſere Begegnung. Nach der Kataſtrophe, die geſtern über ihn hereinbrach, hör' ich, daß Sie mich endlich zu ſprechen wünſchen. Wohlan! Ich ergreife die Gelegenheit, Sie auf's Neue an jenen Gegenſtand zu erinnern, über den ich Ihnen ſchreiben mußte.

Lenz
Sigismund } (bei Seite). { Wem? Ihm?
Hört! Hört!

Solbring.

Ah! Was kommen Sie nur auf dieſe ſchmerzlichen Verhältniſſe zurück!

Anna.

Weil Sie die lebendige Erinnerung derſelben, ſtatt ſie zu verbannen, ſtets vor Augen haben ſollten! Weil Sie, in Glück und Glanz lebend, ein Menſchendaſein verkommen laſſen, das, mit Schimpf in die Welt tretend, nur allein auf einen Vater angewieſen ſein mußte, der die Mittel beſaß, ſeinem Sohne eine Ausbildung zu geben, die ihn und Andere den Makel ſeiner Geburt vergeſſen ließ.

Solbring.

Ich verſpreche Ihnen aufrichtig, ich will nachholen, was ich an meinem Sohne verſäumte.

Lenz (öffnet).

Seinem Sohne —

Sigismund (öffnet).

Ein Großvater wundert ſich!

Solbring (bei Seite).

Dreſel belauſcht uns wol? Sie bezaubert mich! (Rückt ihr näher.) Fräulein! Der holde Ton Ihrer Stimme, ein gewiſſes Etwas in Ihrem liebenswürdigen Weſen — Sie haben ſoviel, was mich an Luiſen erinnert —

Lenz
Sigismund } (bei Seite).

Luiſen?

Anna.

An Luiſe erinnert Sie, daß auch ich einſam ſtehe, wie die arme Mutter Ihres Sohnes. Weil auch ich rath- und hülfslos in die große Welt trete, wie einſt jene unglückliche Luiſe Eiſenhardt, die Tochter eines kleinen herrſchaftlichen Beamten, der auf dem Lande in der Nähe meiner Aeltern gelebt hatte. Muß ich Sie erinnern, Herr Solbring, daß Sie einſt die Liebe dieſes armen ſchutzloſen Mädchens gewannen, ihr alle Rechte gaben, zu glauben, daß ſie einſt nur Ihnen angehören ſollte? Die Entdeckung mag Sie überraſcht haben, daß die Augen der Tochter Ihres Principals mit Theilnahme auf Ihnen ruhten. Natürlich opferten Sie ein Mädchen, das ſchon ein Opfer Ihrer Leidenſchaft geworden war.

Solbring.

Mein Fräulein, ich bitte. Sie wecken mir wirklich Erinnerungen —

Anna.

Noch mehr! Um das großartige Glück, das Ihnen beſchieden war, nicht zu ſtören, verließ Luiſe die Stadt, zog ſich in die ſtille Gegend auf dem Lande zurück, wo ſie mit ihren Aeltern gelebt hatte; ja, ſie that Alles! Alles! Um Ihnen jede Reue zu erſparen, that ſie Ihnen den Gefallen und ſtarb.

Solbring.

Laſſen Sie! Ich bitte — das Leben iſt allerdings ſehr düſter — beſſer ein Vorhang darüber!

Anna.

Es waren meine Aeltern, zu denen die unglückliche Luise Eisenhardt kam, sie kam elend; denn ach, sie hatte geliebt! Ein Kind war ich damals, aber ich sehe sie noch vor mir, die junge Mutter — bleich und lächelnd — — einige Wochen nach der Geburt starb sie. Gern hätten wir die Sorge für den armen Knaben übernommen, da kam eine Frau und holte das Kind in Ihrem Auftrage ab. Sie waren der Sohn eines Millionärs geworden, Sie wollten Ihr Kind erziehen lassen, was konnten wir anders, als es voll Vertrauen hingeben? Sechs Jahre verflossen. Meine Aeltern starben. Ich komme in die Stadt, um für mich und mein noch auf dem Lande lebendes Schwesterchen die Mittel zu suchen, uns für die Prüfungen des Lebens besser vorzubereiten. Ich entsinne mich auf Bekannte meiner Aeltern, entsinne mich des Namens der Frau, die einst Ihr Kind holte. Ich suche auch sie auf. Was entdeck' ich? Der Schwiegersohn eines Millionärs, der glückliche, im Reichthum schwelgende, weltbekannte Herr Solbring läßt sein Kind eines sittlichen und geistigen Todes sterben, läßt es aufwachsen in einem Hause voll Dieberei und Verworfenheit. Der arme Knabe trägt die schönen Züge seiner Mutter und dennoch dulden Sie, Sie, ein Mann von Bildung, ein Verwandter guter, sich um die Menschheit mühender Seelen, daß diese edlen, an ein armes verklärtes Opfer der Liebe Sie mahnenden Spuren

der Vergangenheit — verwildern durften. Schande, Schande über Sie, Herr Solbring. (Steht auf.)

Solbring.

Sie haben Recht — wohl, wohl — ich verdiene es; aber (Bei Seite.) — Mein Himmel, das Leben iſt ja nur für die Lebenden! (Laut.) Ich verſichere Sie, meine Erinnerungen ſind mir eine heilige Stätte — Bitte! Bleiben Sie! Reichen Sie mir — Ihre Hand zur Verſöhnung —

Anna.

Für das, was ſich für mich ziemte, Ihnen zu ſagen, bin ich zu Ende. Laſſen Sie das Uebrige von einer andern Erfahrung hinzufügen.

(Die Thüre links öffnet ſich.)

Solbring.

Ha! Antonie! (Für ſich.) Kommt denn Alles zuſammen?

Sigismund (bei Seite, ſchon ernſt geworden).

Die Biographie wird vollſtändig —

Funfzehnter Auftritt.

Antonie. Die Vorigen.

Antonie.

Herr Solbring, Sie erſtaunen, daß mein Gemahl nicht die Talente beſaß, die Grundſätze dieſes jungen

Mädchens, in dem Sie mir eine Freundin zugeführt haben, in vierzehn Tagen umzuändern. Thalheim konnte auch mich nie zu Dem ſchaffen, was er in mir zu beſitzen bemüht war, am wenigſten zu ſeiner Schweſter.

Solbring (bei Seite, ſchlägt ſich an die Stirn).

Staatsmann! Staatsmann! (Laut.) Wo iſt der — bemitleidenswerthe Thalheim?

Antonie.

Entflohen! Könnt' er ſeinem Gewiſſen entfliehen!

Solbring.

Und Ihr Herr Vater? Herr Notar Friedborn?

Antonie.

Verſtößt mich.

Solbring.

O das iſt empörend! Das iſt ja grauſam! Hier muß gehandelt werden, Misverſtändniſſe berichtigt. Meine Damen, ich verhehle Ihnen meinen Charakter nicht. Es würde vergeblich ſein, ihn beſchönigen zu wollen. Ich bin nicht immer bedacht, vor einer ſtrengen Kritik im günſtigſten Lichte zu erſcheinen. Aber ich habe wirklich, ich habe ein gutes Herz! Glauben Sie mir, ich habe ein gutes Herz. Ich beſitze weder Das, was Ihnen an mir gefühllos erſcheint, noch kenne ich den Geiz. Ich verſichre Sie, was nur irgend geſchehen kann, um Ihre Lage zu beſſern —

Anna
Antonie } (zugleich).

Herr Solbring —

Solbring.

Noch mehr! Noch mehr! Auch mich ſollen Sie beſſern!

Anna
Antonie } (zugleich).

Herr Solbring!

Solbring.

Warum nicht? Ich verſichre Sie, in meinem Hauſe herrſcht eine Confuſion, in meinem Leben ein Mangel an Häuslichkeit, in meinem Gemüth eine Sehnſucht nach idylliſchem Glück, ich verſichre Sie, es ſind Elemente von — von Poeſie in mir. Sie ſind arme, ausgeſtoßene, ſchutzloſe Weſen — (Zieht ſie zum Sitzen nieder.)

Anna
Antonie } (zugleich).

Herr Solbring —

Solbring.

Es muß für Sie geſorgt werden! Wahrhaftig! Sie ſind ja Beide verlaſſen. Wohlan! Sie lieben die Einſamkeit. Wie wär' es, ich habe — ja, ja, das wird gehen. Ich habe durch dritte Hand vor den Thoren eine Villa gemiethet; Fräulein Anna, beziehen Sie dieſe Villa! Meinen Leberecht, für den Sie ſich bereits ſo lebhaft intereſſiren, geb' ich Ihnen zur Erziehung. Das Haus iſt

allerliebſt, ein ſchöner Garten liegt daran, mit einem Thor, das hinten ins Freie geht. Ein Schlüſſel würde mir Gelegenheit geben, mich dann und wann nach den Fortſchritten meines Sohnes zu erkundigen, und wenn in der That Doctor Friedborn ſo grauſam ſein ſollte, Sie nicht anerkennen zu wollen, ſo ziehen Sie, liebe Frau von Thalheim, ziehen Sie zu Ihrer Freundin. Wollen Sie? Ich bitte Sie! Nehmen Sie von mir dies uneigennützige Anerbieten an!

Antonie
Anna } (zugleich).

Wie könnten wir —?

Solbring.

Warum denn nicht? Wirklich! Sie erziehen mir Beide meinen Leberecht! Sie wohnen in jener Villa — ich — ich komme Abends, um mir Leberecht's Schreibhefte zeigen zu laſſen — wir plaudern beim Thee über Erziehungsmethoden — kurz, ich verſichere Sie, ich befinde mich ganz auf der Höhe einer philoſophiſchern Auffaſſung unſers Lebens, der zufolge man ſich wohl denken kann, wie Ein gemeinſchaftliches Band drei höchſt vernünftige Weſen umſchlingt und man immer mehr zu der höhern Gewißheit gelangt —

Sigismund

(kommt heraus, ſeine Entrüſtung bekämpfend).

Daß wir ja ganz kapitale Heuchler ſind!

Hubert (mit dem Korb Champagner).

Bei Ihren philoſophiſchen Rendezvous, Herr Solbring, hier der Champagner dazu!

Solbring, Antonie, Anna (zugleich). Was iſt das?

Himmel!

Lenz (tritt ein, ruhig und entſetzt).

Erſchrecken Sie nicht, meine — Damen —

Solbring.

Ha! Mein Schwiegervater!

Lenz.

Ja, ich bin — der unglückliche Vater der ſchwunglosen und unpoetiſchen Frau dieſes Mannes! Bleiben Sie! Bleiben Sie! Dies ſind noch — Thränen des — Zorns, die ich weine, nicht Thränen, die — Ihres Herzens würdig ſind. Und Sie Antonie? Antonie Friedborn?

Solbring.

Ein Misverſtändniß —

Sigismund.

Die Berichtigung ein andermal — Es kommen Menſchen — ich höre Stimmen; eine ganze Geſellſchaft — (Die Thüre öffnet ſich.)

Hubert.

Es iſt die Beſſerungscommiſſion!

Solbring. } Himmel!
Lenz. } Auch das noch!
Sigismund. } Willkommen! Willkommen!

Sechszehnter Auftritt.

Friedborn. Hofräthin Menglerchen (mit blauer Brille). Zwei Damen. Sabina. Zwei oder drei Herren im Frack mit gelben Blechbüchsen und großen Büchern. Die Vorigen.

Friedborn (unter der Thür).

In die Wohnungen der Armuth tretend, wo Milde und Barmherzigkeit — Ei, ei! Was ist hier?

Antonie.

Ha! Mein — Vater!

Sabina.

Solbring! Du hier?

Antonie (kürzt Friedborn zu Füßen).

Vater!

Friedborn.

Wer? Was? Hinweg von mir!

Lenz.

Doctor! Nehmen Sie Ihr Kind auf! Sie wissen nicht, welche Schätze Sie an ihm besitzen. Aber nicht

zu wiſſen, was man an ſeinem Buſen hegte, nicht zu wiſſen, was man aus dem Pfuhl der Sünde —

(zugleich) **Sabina.** Sigismund! O mein Gott! Bruder!
Hubert (bei Seite, mit Ernſt). Gott ſei Dank, wenigſtens die jüngere Schweſter nicht zugegen.

Sigismund.

Ja, ich, ich, Schweſter! Ich bin es, den der Vater hier überraſchen mußte! O ſtehen Sie doch auf, Frau von Thalheim! Doctor Friedborn iſt nur hier, um pauperiſtiſche Studien zu machen. Ja, meine Herrſchaften! Was ſuchen Sie hier? Alles, nur Das nicht, was Sie finden, was Sie finden ohne es vielleicht zu verſtehen. Ich will Ihnen ſagen, was der Schärfe Ihrer Augen hier entgeht! Sie finden die Lüge! Die Lüge, humoriſtiſch geneckt von den Launen der Wahrheit. Schweſter! Sieh' um Dich! (Er ſetzt ſich halb auf den Tiſch und zieht ſein Cigarrenetui.) Dein Bruder iſt es, der hier nichts taugt. Vater, nur ich bin es, der hier nichts taugt. Doctor Friedborn, nur Ihre Tochter iſt's, die hier öffentliche Rüge verdient. Solbring, Ihre Gewiſſenhaftigkeit ſuchte hier nur den Leichtſinn — Ihres Schwagers auf. Wir, wir ſind die Ausgeſtoßenen, deren Stirn das offene Zeichen trägt! Uns beſſert! Uns! Und da ſich gerade die Gelegenheit fügt, ſo hört noch Dies! Ja, es ziehen lichte Weihnachtsengel über die Erde und tragen die weiße Fahne der Liebe und Barmherzigkeit. Ich kenne ſie, die treuen,

edlen Herzen, die sich dem Volke widmen. Sie bringen Ströme von Gold und von Zeit, Ströme von Liebe und von Güte. Ich kenne Tausende, die Euch zu Bevollmächtigten ihres guten Herzens machten, die ihr Scherflein in Eure Büchsen warfen mit einem Blick gen Himmel, daß Der da oben es hundertfältig segnen möge! Aber — Werdet Ihr nicht besser, kann die Welt nicht besser werden. Seid Ihr nicht edel, kann das Volk nicht Eurem Beispiel folgen. Die Vorstadt taugt nichts, weil die Stadt nichts taugt. Das Volk taugt nichts, (Solbring fixirend) weil wir ihm unsere Schäden nur zu flicken geben, unsere Sünden ihm nur zuzudecken — —! Und somit ersuche ich die ehrenwerthe Commission, diese Hütte ein andermal zu besuchen, wenn ich mir mit meinem Freunde Hubert hier keine Rendezvous gebe. Der Champagner war nur für uns bestimmt.

Sabina. Sigismund!
Anna. Kommen Sie, Freundin.
Antonie. (Zeigt.) Vater —! (Weibe. erschrecken über den falschen Schein ihrer Situation, eilen an ihr Zimmer.)

Lenz.

Auch Dich geb' ich also auf und wie Schuppen fällt es mir von den Augen. Auch Du folge Deiner Bahn! Ich gehe hinfort die meinige! (Ab. Alle, außer Sigismund, Anna und Hubert folgen.)

Hubert.

Freund! Freund, Du haſt die Ehre Deiner Schweſter gerettet. Aber wie ſühnſt Du, was Du an dieſem Mädchen verbrachſt? (Auf Anna.)

Anna

(ſtand noch an der Thür. Sie ſieht in ihr Zimmer).

Sigismund (eilt ihr nach).

Hubert, durch die Liebe! Engel! Bleibe!

Hubert.

Jetzt magſt Du Deine Laufbahn allein fortſetzen. Ich will Deinem Vater nacheilen, ihm die Beruhigung geben, die das Ende Deiner Rolle vorbereitet. Du biſt in Wahrheit ein Sohn, der ſeine Familie erzieht! (Ab.)

Sigismund.

Allein bin ich mit dem zündenden Blitzſtrahl, der in meine Seele fällt! Dieſe Freude errungen durch ſolchen Schmerz! Dies Glück aus ſolcher Verzweiflung! — Anna! Siehe! Ich werfe mich vor Dir nieder in den Staub der Schwelle. Anna, Du tapferer Paladin der Liebe und der Wahrheit! Du thuſt recht! (Er rüttelt an der Thüre.) Scheide mich ab von Deinem Paradieſe, Bote des Lichts! Verpeſtet iſt hier die Luft. Aber, ſo gewiß meine Seele abſtammt von den guten Geiſtern des Lichts, ſo gewiß ich das nicht bin, was ich ſcheine, ſo gewiß werd' ich nur Dich zur Königin meines Lebens erheben, nur Dich lieben, nur

Dich mein Weib nennen; denn die Blume muß von der Sonne leben, von ihr allein blüht sie, von ihr allein hat sie Farbe, Duft und Dasein!

Siebzehnter Auftritt.

Ein Knabe (mit Schulmappe und Tafel und einigen Blumen in der Hand). Sigismund.

Sigismund.

Ein Kind! Zeuge Du für mich! Rede Du für mich! Wie heißt Du?

Knabe.

Leberecht, Herr!

Sigismund.

Ha, wer ist Dein Vater?

Leberecht.

Ich habe keinen Vater.

Sigismund.

Deine Mutter?

Leberecht.

Die ist todt.

Sigismund.

Du das Opfer! Wem bringst Du diese Blumen?

Leberecht.

Tante Anna!

Sigismund.

Sage der Mutter! Der Mutter Anna! Und wenn ſie Dich frägt, wer mit Dir geſprochen hat, wenn ſie Dich frägt, wer Dich geküßt hat, wenn ſie Dich frägt, wer ſie grüßen läßt, Knabe, dann ſprich: Dein Freund war es! Dein Erzieher! Dein Vater! Denn der will von dieſer Stunde an Ich ſein, ſo wahr Gott mir helfe! (Er küßt den Knaben und eilt ab.)

Fünfter Aufzug.

Vierzehn Tage ſpäter.

Erſte Scene.

Das Arbeitscontor des Commerzienraths wie im zweiten Act. Es iſt Abenddämmerung. Auf dem Tiſche am Pult ſteht ein Zuckerhut mit Blumen umwunden.

Erſter Auftritt.

Lenz (ſchreibend am Arbeitsbureau). Günther (neben ihm mit Papieren, im Frack und weißer Halsbinde).

Günther.

Herr Commerzienrath, hören Sie auf, hören Sie auf. Es iſt bald acht Uhr und Sie verderben ſich die Augen.

Lenz.

Gleich, gleich, Günther! — Der alte van der Meulen hat ſehr verbindlich geantwortet — ich wollte ihm nur noch meine Freude darüber zu erkennen geben.

Günther (bei Seite).

Ganz vertieft in die Geschäfte jetzt! Man muß ihn erst wieder erinnern, daß heute sein Geburtstag ist und die jungen Leute ein Fest arrangirt haben mit lebenden Bildern.

Lenz.

Es ist auch wahr, Günther. Es wird finster. Meine Augen sind nicht mehr die alten. Schlag acht Uhr, sagt' ich aber doch dem Dresel, sollt' er die Lampen bringen und er kennt die Bedingung, unter der wir uns nur aus Rücksicht auf seine Kinder noch länger mit dem Menschen befassen wollen.

Günther.

Eben schlägt es acht. (Eine Stutzuhr nebenan schlägt acht.)

Lenz (zählt am Pult stehend die Schläge nach).

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht!

Zweiter Auftritt.

Dresel bringt auf den Schlag acht eine große Astrallampe, die er auf den Tisch links und eine grüne Arbeitslampe, die er rechts stellt. Er trägt nicht mehr seine Perücke, sondern ist kahlköpfig und sieht höchst demüthig aus.

Die Vorigen.

Günther (bei Seite).

Dresel ist ja wie umgewandelt. (Laut.) Herr Commerzienrath, da sind die Lampen!

Lenz.

Sein Glück! Der dritte Verſtoß gegen den Contract bringt ihn aus dem Hauſe. Einen rothen Strich hat Er ſchon.

Dreſel.

Herr Commerzienrath, wie die Lämmer, wenn ſie zur Schlachtbank müſſen.

Lenz.

Schweig' Er! (Schreibend.) Wenn man ſolche Frevel geſehen, wie ich ſie in ſeiner (für ſich) Mordhöhle erleben mußte —

Günther (für ſich).

Da ſind ſeit vierzehn Tagen Dinge vorgekommen, aus denen Keiner klug werden kann.

Lenz.

Indigo iſt in Liverpool aufgeſchlagen, aber eine directe Beſtellung in Bombay mit der Ueberlandspoſt brächte uns vielleicht noch die alten Preiſe. Ich ſchrieb über Trieſt — die Poſterpedition iſt leider ſchon geſchloſſen.

Dreſel (für ſich).

Er wird mich doch nicht noch auf den Bahnhof ſchicken?

Günther.

Das Perſonal wird ſchon entlaſſen ſein. Wie kommen die Briefe noch in den Bahnhof?

Lenz.

Dreſel ſoll ſie hinaustragen!

Dreſel.

Herr Commerzienrath, eine halbe Meile von hier? Es iſt leicht möglich, daß ich bei den lebenden Bildern noch einen neapolitaniſchen Pescatore vorſtellen muß.

Lenz.

Pescatore? (Dreht ſich um und ſieht ihn durchdringend an.)

Dreſel (verliert die Contenance).

Sind die Briefe fertig, Herr Commerzienrath?

Lenz (siegelt).

Am Bahnhof draußen liegt der Apolloſaal. Da konnte der üppige Menſch des Abends heimlich um elf Uhr hinausſchleichen und bis vier Uhr Morgens tanzen, daß man nicht wußte, was er in den Gliedern hatte, wenn er ſeine Dienſtpflichten erfüllen ſollte.

Dreſel.

Herr Commerzienrath haben ja ſelbſt den großen Bedientenball im Apolloſaal geben wollen.

Lenz.

Weil ich Thor mir einbildete, daß die Menſchen Eures Schlags nur erſt auf uns warteten, bis Ihr Euch erlaubt, Vergnügen zu ſuchen! Als wenn nicht jede Creatur von ſelbſt nach dem Lichte ſtrebte und Freuden und Erholungen und Glückſeligkeiten in Dingen fände, von denen wir kaum eine Ahnung haben! Was ſoll der Zuckerhut?

Günther.

Er wurde von einer Deputation gebracht, die

ihren Dank bezeugte, daß Herr Commerzienrath unſere Rübenzuckerfabrik in Neubrunnen nicht wollen eingehen laſſen.

Lenz.

Die Gerechtigkeit zwingt mich, einzugeſtehen, daß dieſer Zuckerhut auch mich beſchämt. Ich war nahe daran, in Neubrunnen eine Verbrechercolonie oder ſonſt Etwas gründen zu wollen, wodurch man den Pauperismus, ſtatt ihm abzuhelfen, nur zu einem gleichſam anerkannten geſellſchaftlichen Schaden erhebt, an dem ewig gequackſalbert wird, ohne doch das Rechte zu treffen. Wohlthun iſt unſere Pflicht, auch die Vereine wirken Gutes, aber ich habe mich überzeugt, wir doctern und curiren an den Schäden herum, deren wahrer Sitz tiefer liegt, unendlich tiefer, als unſere Phraſenmacherei begreifen will.

Günther (für ſich).

Alles das der Kummer über den ungerathenen Sohn?

Lenz (hat nun geſiegelt).

Hier iſt die Trieſter Correſpondenz! Alſo jetzt Feierabend! — Und nun, was hört man denn Neues, Günther? Von der braven Anna Leuthoff? Von der guten Antonie? Von Sigismund? Von allen Wendungen, Wandlungen und Wechſeln des Schickſals? Keine Briefe von Sigismund durch Hubert gekommen? — (Zu Dreſeln.) Warum geht Er denn nicht?

Dreſel.

Jetzt bin ich ſelber ſehr neugierig, Herr Commerzienrath, wie ſich das Alles ſeither —

Lenz.

Den zweiten rothen Strich?

Dreſel (lenkend ab).

Günther.

Der iſt ſeit vierzehn Tagen recht curirt, Herr Commerzienrath! Aber nun auch Feierabend. (Ordnet alles am Tiſch.) Man hört ſchon die Wagen anfahren. Ihr ſechszigſter Geburtstag! Da iſt die Liſte der Gäſte ... aber halt! Sie ſollten ja eigentlich von Allem überraſcht werden.

Lenz (in eine Liſte ſehend).

Ich danke für Eure Ueberraſchungen. Friedborn kommt auch? Der Heuchler, der ſeine unglückliche Tochter nur deshalb aufnimmt, weil ſein öffentlicher Ruf darunter leiden könnte! Von Wem hab' ich mich führen, von Wem alles mit frommen Redensarten bethören laſſen! Hofräthin Menglerchen? Sie, die durch ihre blaue Brille alles Gelbe grün ſehen muß? Dieſe Frau, die nur aus Neugier alle Strohſäcke der Welt umſchütteln möchte, nur aus Neugier, aus ewig gehetzter innerer Unruhe von jedem Topf den Deckel abhebt und mit ihren lächerlichen Anträgen im Beſſerungsverein geradezu den weiblichen Don Quixote ſpielt! O, die Menſchheit liegt im Argen, aber mit dieſer neumodiſchen Art ſie zu beſſern hab' ich für immer

gebrochen. (Oben hört man ein Klopfen.) — Aha! Das nenn' ich geheime Ueberraſchung! Herr von Hubert iſt alſo der Arrangeur der lebenden Bilder? Seit jenem verhängnißvollen Morgen muß ich geſtehen, daß Herrn von Hubert's Art ſich uns zu nähern —

Günther.

Herr Commerzienrath, die Augen weg!

Lenz.

Was iſt?

Dritter Auftritt.

Clara (in einem idealen Fiſcherinnencoſtüme, wie es zu einem lebenden Bilde ſich eignet, blickt zur Thüre herein). Die Vorigen. Später Sabina und Hubert.

Clara.

Väterchen! Beeile Dich doch!

Günther.

Ei, ei, allerliebſt.

Clara.

Ich ſuche Solbring —

Lenz.

Was ſoll Solbring? Spielt der auch mit? Solbring ſpielt ſchon wieder — Was ſpielt er denn?

Clara.

Einen büßenden Pilger, Vater, einen frommen Wallfahrer — (Will nach links und ſucht.)

Lenz.

Aha! Von den Thälern der Phantaſie zu den Höhen der Erkenntniß. (Bei Seite.) Muß ich nun noch obenein von dem Menſchen Alles vertuſchen! (Laut.) Günther, gehen wir uns anzukleiden.

Clara.

Papa —

Lenz.

Was iſt?

Clara.

Hat Selbring Dir vielleicht —

Lenz.

Was ſoll Selbring?

Clara.

Er verſprach mir vor dem Feſte noch — von Herrn von Hubert —

Lenz.

Von Herrn von Hubert —? Gehen Sie, Günther! (Bei Seite.) Ich ahne ſchon wieder Etwas —

Günther (ab).

Lenz.

Was iſt mit Herrn von Hubert? Was ſoll vor dem Feſte noch abgemacht werden — über Herrn von Hubert, den Genoſſen Sigismund's —?

Clara (verſchämt niederblickend).

Lieber Vater, die Wirklichkeit, die — uns umgibt, iſt ſie denn nicht ſo oft nur die vergängliche Blüte einer höhern Gemeinſchaft, — wo Geiſt dem Geiſte, Herz dem — — Herzen —

Lenz (einfallend).

Der langen Rede kurzer Sinn? Herr von Hubert hat seit vierzehn Tagen sich uns genähert, hat Versicherungen über Sigismund gegeben, seine Reue darüber ausgesprochen, daß er ihm Gelegenheiten zur Verführung gab. Was geht das Dich an? Was hast Du mit einem Taugenichts vor, den ich schwacher Mann schon wieder in meinem Hause dulde?

Clara.

Schon wieder?

Lenz.

Ich rede von — Dresel.

Clara.

Lieber Vater, es gibt eine Kunst, aus Handschriften auf Stand, Charakter und Beruf eines Menschen zu schließen. Auch Solbring beschäftigte sich mit ihr —

Lenz.

Wie mit andern brotlosen Künsten — Also?

Clara.

Neulich besuchte Solbring Herrn von Hubert, der bei Dir war, um Dir anzuzeigen —

Lenz.

Daß Sigismund dem herrlichen trefflichen Mädchen, der Anna Leuthoff, die aufs Land zurückkehrte, nachzureisen gewagt hat, in dem Wahne, die Liebe eines solchen Mädchens zu gewinnen —! Wen besuchte Solbring?

Clara.

Herrn von Hubert — um ihm ſein Bedauern auszudrücken, daß er ſein Anerbieten, den Ankauf von einigen verſchuldeten Gütern ſeiner Freunde zu vermitteln, nun nicht mehr annehmen könne.

Lenz.

Weil Solbring die Staatscarrière, die Nationalökonomie und die Erſte Kammer ein für allemal aufgegeben hat.

Clara.

Da beſprach Solbring das heutige Feſt, veranlaßte Herrn von Hubert daran Theil zu nehmen und Dir wenigſtens von ſeiner Seite ſeine aufrichtige Reue zu bezeugen.

Lenz.

Der treffliche Solbring! Ja, Herr von Hubert hat ſich von Sigismund äußerlich losgeſagt, das ſpricht allerdings für ihn — indeſſen — was iſt?

Clara.

Bei dieſer Gelegenheit entdeckte Solbring einige Couverts von Briefen, deren Handſchrift ihm zufällig bekannt war.

Lenz.

Briefen? Couverts?

Clara.

Herr von Hubert gab Solbring eine Anzahl Briefe, die Herr von Hubert ſeit einem Jahre anonym em-

pfangen hat und die auf ihn einen eigenen, tiefen, geheimnißvollen Eindruck —

Lenz.

Eindruck? Briefe? Was enthielten die Briefe? Geld?

Clara.

Die Briefe enthielten nur abgeriſſene Stellen aus Dichtern, allerlei Anſprachen aus unſern Claſſikern an ein irrendes Herz, Accorde aus dem Reiche der Unendlichkeit — Schau in Dich! Schau um Dich!

Lenz.

Und Solbring erkannte die Hand und die Briefe kamen —

Clara.

Vier mal, lieber Vater — (beſchämt) von meiner guten Schweſter Sabina und ein mal — ein mal — von — — —

Lenz.

Dir?! Ihr ſchriebt anonyme Briefe an Herrn von Hubert?

Sabina

(in einem neugriechiſchen Coſtüm ſah ſchon durch die Glasthür und tritt ein).

Sabina
Clara } (zugleich).

Um ihn zu beſſern, Papa!

Lenz.

Zu beſſern? Himmeltauſend — Soll mich denn

die Besserung der Menschheit noch an den Bettelstab bringen? O ich bin selbst schuld daran, kann mich ja nur selbst anklagen, meinen heillosen Wahn von Güte, Schonung, Duldung, Liebe, Nachsicht und Vertrauen! Der Baron erfuhr die Namen der Briefstellerinnen?

Hubert (tritt aus der Glasthür heraus).

Er erfuhr ihn, Herr Commerzienrath! Er ahnte ihn seit einem Jahre! Aber er hatte nicht den Muth, sich einzugestehen, daß es noch Menschen geben könnte, die an sein besseres Selbst glaubten. O, Herr Commerzienrath, diese Briefe enthielten nichts als nur einige jener tiefen Gedanken, an denen unser Auge nur zu oft vorüberstreift, wenn wir sie nur in todten Buchstaben, nur in Büchern lesen. Geschrieben aber, als geheimnißvolle Ansprache eines an uns persönlich gerichteten Briefes traten sie mir entgegen wie Grüße aus meiner verlornen Jugend. Ach! Ich sah, ich fühlte, es gibt noch eine schönere Weltordnung, der auch ich mich eingereiht wünschte und als der Zufall mich erfahren ließ, wer diese Theilnahme noch an meiner innersten Seele empfinden konnte, wer mir diese Mahnerin wurde, da hielt mich nichts mehr. Ich stürzte hieher, bat Madame Solbring um ihr Fürwort, warf mich meinem Engel zu Füßen und flehte ihn an, mir mehr zu schenken als nur sein Mitleid, ich bat um — Vertrauen und Liebe!

Lenz.

Ja, iſt mir denn —? Und die wurde Ihnen gewährt? Kinder beſſern ſich Taugenichtſe, um ſie hernach heirathen zu können? Mein Syſtem! Mein Syſtem! Mein Syſtem!

Sabina.

Herr von Hubert wird an meinem Manne ein ihm ewig vorleuchtendes Beiſpiel haben.

Lenz.

An Solbring? Herr von Hubert kennt allerdings unſern vortrefflichen Solbring — (Bei Seite.) Der zweite Schwiegerſohn iſt ſchon in der Familie ſo heimiſch, daß ich gar kein Geheimniß mehr vor ihm haben kann!

Hubert.

Herr Commerzienrath, die Schule des Lebens, die auch Herr Solbring durchgemacht hat, ſoll ſich an uns Allen bewähren und wird es auch an meinem trefflichen Freunde Sigismund, deſſen Herz Sie nie miskannt haben. Die glühendſte Liebe für ein edles Mädchen hat ihn wie mit Zaubergewalt ergriffen. Was mir Ihres Kindes holde Augen geworden ſind, leuchtende Sterne in meiner bisherigen Lebensnacht, das wurde Anna für Sigismund. Noch eben mit den Vorbereitungen zum Feſte beſchäftigt, erhielt ich einen Brief von ihm: er kommt vom Lande zurück, hat Hoffnungen gewonnen, glückliche Hoffnungen, und vielleicht ſchon heute werden Sie die Bekenntniſſe ſeiner Liebe

und ſeiner Reue aus ſeinem eigenen Munde vernehmen. Gewiß! Sie nehmen ihn liebevoll an Ihr Herz?

Sabina.

Verſöhnt werden wir ihn Alle begrüßen und auch mein Gatte wird ihm ohne Groll entgegentreten.

Lenz (bei Seite).

Der? Das glaub' ich! (laut.) Herr von Hubert, Sie kennen mich ſeit länger als einem Jahre. Sie kennen mich in den verſchiedenartigſten Situationen meines Lebens, in denen des unbegrenzteſten Vertrauens zur Menſchheit, in denen der Täuſchung und Verzweiflung. Ich bin jetzt ein Schiffer auf hoher See, der ſein Steuer verloren hat. Ich lebte dem Allgemeinen und vernachläſſigte mein Haus. Ich werde mich zurückfinden wieder auf die ſchöne Straße des Wohlthuns und der Nächſtenliebe, der Straße, die wir Alle mitwandeln müſſen, wenn wir ein Herz im Leibe haben, ob es auch hundert mal getäuſcht wird; allein ehe ich nicht wieder meinen Sohn an mein Herz drücke und die Zukunft des Hauſes Lenz und Söhne geſichert ſehe, eher bin ich nicht fähig, ſelbſt ein mir ſo naheſtehendes Glück, wie das Ihrige, zu befördern. Bringt mir meinen Sohn zurück und ich werde wieder aufthauen aus dem Winterfroſt, der ſich um mein Herz legen will, werde wieder wie ein Baum, den das Schickſal und der Wahn faſt entwurzeln wollte, Blüten treiben und Früchte für Andere

Wohl. Fester Boden unter und dann ein schöner blauer Himmel über uns! Bringt mir meinen Sohn zurück! Erst Sigismund! Meinen Sohn! Meinen Sohn! (Ab nach rechts.)

Hubert.

Sigismund ist da — und wenn ich Ihnen Alles gestehen soll —

Clara und Sabina.

Wir ahnen fast.

Hubert.

Verlassen Sie sich! (Längeres Klingeln.) Die letzte Gruppe, die wir stellen, wird die der Liebe und Versöhnung sein. (Alle ab.)

Zweite Scene.

Die Straße wie Anfangs des ersten Acts. Es ist dunkel. Ein Posthorn bläst und verhallt.

Vierter Auftritt.

Sigismund trägt Leberecht und Anna's kleine Schwester, die er, eben gleichsam wie aus einem Reisewagen genommen, absetzt. Anna. Beide verhüllt von Mänteln. Franz und Heinrich, Hubert's Bediente.

Sigismund.

So! Kinder! Jetzt geht mit dem Franz und dem Heinrich voraus, damit wir nicht Alle auf einmal ins Haus brechen. Der Wagen mit unserer Garderobe folgt nach. Marsch und denkt an Eure Rolle!

— Allerliebſte Kinder! (Die Kinder ſpringen davon. Franz und Heinrich folgen.)

Anna (kommt mit Sigismund nach vorn).

Lieber, herrlicher, einziger Freund! Mir ſchlägt das Herz vor banger Erwartung —

Sigismund.

Anna, hier war's, wo ich zuerſt die Spur Deines wahren Weſens entdeckte, eine Spur, die Dein himmliſches Auge mir ſogleich hätte verrathen ſollen!

Anna.

Du einſt bei Beltrami! Und wie jetzt! Bin ich es denn, die Dich mein nennen darf! Die Dich gewann, als ſie vor Dir floh! Die ſich nicht umſehen wollte, wenn ſie hinter ſich die Betheuerungen Deines guten Herzens hörte! Endlich konnt' ich nicht widerſtehen. In unſerm Dörfchen macht' ich Halt und Du Schalk liegſt mir zu Füßen und erzählſt mir, daß Du ein Taugenichts nur zum Scheine biſt.

Sigismund.

Vor Dir gerechtfertigt, ſetz' ich mich über das Urtheil der Welt hinweg.

Anna.

Du wirſt lange mit ihm zu kämpfen haben.

Sigismund.

Die innere Stimme wird mich freiſprechen, wenn nur Du, mein Leben, mein Alles —

Anna.

Man kommt —

Fünfter Auftritt.

Dreſel eilt vorüber. Die Vorigen.

Dreſel.

Zwei Liebende! Auf offener Promenade! Zeiten, die geweſen ſind.

Sigismund.

Heda, das war ja die Livree meines Vaters!

Anna.

Es ſchien Dreſel.

Sigismund.

Dreſel! Heda! Dreſel!

Dreſel.

Was? Herr Sigismund und meine Chambregarniſtin? (Bei Seite, mit Bezug auf das von ihren Mänteln bedeckte Coſtüm der nächſten Scene.) Wie ſehen die aus? Herr Gott! Zwei complette Herumtreiber!

Sigismund (bei Seite).

Er ſcheint von nichts unterrichtet zu ſein. Das iſt ein gutes Zeichen der häuslichen Beſſerung. (Laut.) Iſt zu Hauſe die Geſellſchaft ſchon verſammelt?

Dreſel.

So wollen Sie Beide doch nicht vor den Herrn Commerzienrath treten?

Sigismund.

Allerdings! Wir ſpielen bei den lebenden Bildern mit.

Das fünfte ſtell' ich, meine Frau hier, Leberecht, und was wir ſonſt an Dreſel'ſchen Penſionärs zuſammenraffen konnten. Wir ſtellen die fünfte Nummer des Programms: „Der Taugenichts und ſeine Familie."

Dreſel.

Herr Lenz! Ihre Frau?

Sigismund.

Im Bilde! Kommt und ſeht Euch die Vorſtellung mit an!

Dreſel.

Den Brief da muß ich in den Bahnhof tragen. Es iſt eine Handelscorreſpondenz, die Eile hat. Aber wirklich! Auf die Art wollen Sie Ihrem Vater gleichſam die Piſtole auf die Bruſt ſetzen?

Sigismund.

Allerdings. Sonſt warft Ihr aber die Briefe, die Euch zu beſorgen läſtig war, in den erſten beſten Kanal, — oder werft ihn hier am Caſino da in den Briefkaſten! Mein Eintritt mit Anna Leuthoff, die ich liebe, die ich dem Vater vorläufig im Bilde als Gattin vorſtelle, wird Effect machen. Wie geſagt, in allem Ernſt, wir ſtellen den Taugenichts und ſeine Familie. Werft den Brief in den Kaſten! Kommt mit!

(Drei Thurmuhrſchläge.)

Dreſel.

Herr Gott, drei Viertel ſchon! — Herr Lenz!

Neugierig bin ich, und wo ſeit ſechs Jahren in dieſer Haupt- und Reſidenzſtadt etwas vorgefallen iſt, da hab' ich gewiß nicht gefehlt. Allein ſeit dem Vorfall vor vierzehn Tagen, den Sie wol kennen werden, dem Frühſtück mit Hinderniſſen, ſehen Sie, da bin ich ſchon aus Zorn wol dreißig mal um meine Entlaſſung eingekommen und jedesmal fand ſie keinen Anſtand. Man gab ſie mir. Nun hab' ich Kinder, Fräulein wiſſen, ich halte etwas auf Erziehung und Herr Solbring würde mich wol auch, damit ich gewiſſe Ihnen bekannte Dinge verſchweige, in meinem Elend nicht ſinken laſſen. Indeſſen wegen meiner Kinder und auch aus Liebe zu dem unglücklichen Herrn Solbring, der wirklich der gutmüthigſte Menſch auf Erden iſt, hab' ich mich zu vorläufiger Beſſerung entſchloſſen. Der Commerzienrath hat einen Contract mit mir gemacht. Es ſteht mit mir, wie mit den Journälern, ſagt Herr Solbring, drei Verweiſe und die Caution wird zurückgezahlt. Einen hab' ich nun ſchon, ich konnte aus Verſehen wieder 'mal eine Nacht die rechte Hausnummer nicht finden. Den zweiten würd' ich heute kriegen, wenn ich aus Neugier zu früh retour käme — und für den dritten iſt mir nicht bange. Wenn Sie nur noch zwei Thaler auszugeben haben, Herr Lenz, halten Sie den erſten feſt, den zweiten hat kein Menſch mehr in der Gewalt.

Sigismund.

Dreſel! Ihr geht wirklich auf den Bahnhof?

Presel.

Auf den Bahnhof, und wenn ich zurückkomme, unterhalte ich mich geschmeichelt mit den stillen Belohnungen eines auf Reinlichkeit haltenden Gewissens. (Ab.)

Sigismund.

Unser „Goldener Anker" bekommt wieder festen Grund! Wohlan denn! Erziehe Du mich nun täglich, bessere Du nun stündlich an mir, strafe mich, um Rückfälle zu vermeiden, mit dem Blick Deiner Augen, und wenn ich mir Küsse als Belohnung für meinen guten Willen zu gewinnen weiß, so will ich zeitlebens vor meinem Vater wie ein nur unter der polizeilichen Aufsicht der Liebe stehender Taugenichts erscheinen, der immer wieder gefährliche Rückfälle haben kann, immer wieder nur von Deinen Küssen zum Guten zurückgeschmeichelt werden muß —

Anna.

Komm, komm! Gefährlich bist Du! Aber — dem Herzen. (Beide ab.)

Dritte Scene.

Ein festlicher Saal im Lenz'schen Hause. Alles reich und glänzend. Kronenleuchter werden eben erst von oben herabgelassen. Es ist gerade der Moment, wo das dritte Tableau lebender Bilder aufgehört hat. Im Hintergrunde befindet sich eine etwas erhöhte Bühne mit rothem Vorhang. Stufen führen von ihr herab. Der Rahmen dieser kleinen Bühne ist brocirt wie ein Bilderrahmen.

Sechster Auftritt.

Gäste. Herren und Damen sitzen oder stehen in zwei Reihen der hintern Bühne zugewandt an den Seiten. Lenz (vorn zur Seite), Clara und Antonie (neben ihm). Auf der andern Seite Hofräthin Menglerchen, Doctor Friedborn, Günther und Andere.

Alle (außer Lenz, applaudirend).

Bravo! Bravo! Bravo!

Hofräthin Menglerchen.

Zu reizend! Die Sabina war — was war die Sabina?

Alle.

Palikarenbraut.

Friedborn.

Sündige Weltluft, liebe Frau Hofräthin, aber mit Geschmack ausgeführt!

Menglerchen.

Palikarenbraut? Ach, richtig, das ist eine indianische Völkerschaft. Die Missionäre haben mir davon erzählt. Aber der vortreffliche Programm — von wem wurde der gesprochen?

Friedborn.

Prolog! Prolog! (Bei Seite.) O Halbbildung!

Clara.

Von Herrn von Hubert, Frau Hofräthin —

Menglerchen.

Herrn von Hubert? Aha! Dem Freund Ihres saubern Herrn Bruders?

(Alle: St.)

Clara.

Frau Hofräthin! Dafür, daß der Schein oft trügen kann, dächt' ich, wär' ein Beispiel (zeigt auf Antonie) in unsrer Nähe.

Antonie (für sich).

Er würdigt mich keines Blickes.

Friedborn (seufzt laut, bei Seite).

Ich werde meinem öffentlichen Rufe ein Liebesopfer bringen müssen. O!

Lenz.

Friedborn, Sie stöhnen ja Klagelieder Jeremiä!

Friedborn.

Wenn man so plötzlich zu Kindern, ja zu Enkeln kommt, man weiß nicht wie!

Menglerchen (halb bei Seite).

Ein zurückgelassener Sohn des Thalheim? Und es scheint, diese Aventüriers hängen alle wie die Kletten zusammen. Der Sigismund und der Hubert, der Hubert und der Thalheim — Alles die besten Freunde, wie Orest und Pilatus.

Friedborn.

Pylades! (Es klingelt stark. Die Kronenleuchter gehen in die Höhe. Alles wird dunkel.)

Alle.

Nummer vier! Nummer vier! (Eine Gondelmusik beginnt hinten.)

Menglerchen.

Wird Herr von Hubert wieder den Programm ſprechen?

Friedborn (bei Seite).

Prolog!

Clara.

Das Bild erklärt ſich ſelbſt. Es iſt Nummer vier: „Die Fahrt zur Trauung".

Menglerchen (bei Seite zu Friedborn).

Die Clara hat, glaub' ich gar für den Herrn von Hubert eine Declination? Hinter alle dieſe Sachen muß man noch zu kommen ſuchen — Lauter verſteckte, geheime Dinge ſind das, lauter fungirte Namen — und wäre ich nicht, bis ich mich genau unterrichtet habe, in allen ſolchen Dingen ſo außerordentlich ſkroſulös —

Alle.

St! (Es klingelt wieder ſtark.)

(Der hintere Vorhang geht auf. Es wird das bekannte Bild dargeſtellt: „Ein italieniſches Paar auf der Gondel zur Trauung fahrend, ihm gegenüber ſitzt ein Eremit" [Solbring.])

Lenz.

Iſt der Alte da nicht Solbring? Richtig! Das iſt Solbring! (Bei Seite.) So mußt' es kommen!

Der Freihändler! Der Staatsmann! Der Miniſter-candidat —

(Alle klatſchen. Der Vorhang fällt.)

Alle.

Da capo! Da capo! Da capo!

Menglerchen.

Doctor! Doctor! Dieſe Bilder haben gewiß alle was Geheimes vor! Ich merke hinter alledem ſo was von Tendenz — Nichts iſt gefährlicher, als Tendenz — Es wird Colliſionen geben.

Friedborn.

St!

(Es wird wieder geklingelt und das Bild wiederholt, was nicht umgangen werden kann, da dies bei lebenden Bildern Sitte iſt.)

Lenz.

Er hat ſich etwas erholt! (Bei Seite.) Den muß ich nun ewig im Auge behalten. Der Freund muß dem Freunde leben, der Nachbar dem Nachbar, der Nächſte dem Nächſten — Wer wird die Räthſel unſrer irdiſchen Beſtimmung löſen!

(Es klingelt. Der Vorhang fällt wieder. Alle geben Zeichen des Beifalls durcheinander. Die Kronenleuchter kommen wieder herab. Helle. Bediente ſerviren. Clara und Antonie ſind dabei beſchäftigt.)

Antonie

(nimmt dem Bedienten ein Tret ab und reicht ihrem Vater Erfriſchungen).

Friedborn.

Keine Nachrichten von dem da — von dem —

Antonie.

Vater! Thalheim iſt nach Amerika.

Friedborn.

Gott ſei Dank! Da mag er in Californien ſein Glück ſuchen.

Antonie (halblaut).

Sehen Sie, wie fremde Menſchen bemüht ſind, mich der Achtung der Geſellſchaft wieder zurückzugeben!

Friedborn.

Ich werde Dir etwas ausſetzen, aber ſein Kind, das er Dir zurückließ — das könnte man in Vater Friedborn's Muſteranſtalt geben.

Antonie.

Vater! Dem Kinde werd' ich eine treue Mutter ſein!

Friedborn.

Was das Alles für Ausgaben ſind!

Menglerchen (lieſt vom Programm).

„Der Taugenichts und ſeine Familie". Nummer fünf. (Hubert tritt ein.)

Clara.

Der Epilog!

Alle.

Nummer fünf. Der Epilog! Der Epilog!

Menglerchen (bei Seite).

Epilog! Doctor, und vorhin ſagten Sie Prolog! Ihr Lateiniſch iſt, glaub' ich, auch am Ende!

Lenz (für ſich).

Narrheit! Narrheit! Das wäre Alles, was uns übrig bleibt? (Es klingelt.)

Siebenter Auftritt.

Hubert (tritt in einem komiſchen Charaktercoſtüm von der Seite auf und geht ganz nach vorn). Die Vorigen.

Hubert.

Ein letztes Bild! Wir ſind am Ziel
Und Eurem Richterſpruch verfallen,
Ob nicht zu bunt des Scherzes Spiel
Sich neckt' und jagt' um ernſte Hallen?
Ob nicht in Dem, was unſ're Hand
Geſchaffen, daß es Euch ergötzte,
Doch mancher Pinſelſtrich ſich fand,
Der hier und da ein Herz verletzte?

Die Liebe iſt ein heilig Wort,
Geprieſen ſei ſie nach Bewährung!
Des Schwachen Troſt, des Armen Hort,
Verdient Bewund'rung und Verehrung.

(Geſteigert.)

Doch — thut des Guten nicht zuviel!
Der Trieb des Armen muß erkalten,
Läßt man ihm ſeiner Kräfte Spiel
Nicht frei zum eig'nen Wohle walten.
Der Arme muß mit Müh' und Schweiß
Des Tages Nothdurft ſich erwerben,
Indeſſen Lumperei es weiß,
Des Lebens flotten Theil zu erben.

Wen man gewöhnt an milde Hand,
Wem immer nur wird zugetragen,
Der glaubt ſich im Schlaraffenland
Und hat am Elend ein Behagen

Lenz (gibt Zeichen der Zuſtimmung).

Hubert.

Das Herz zu rühren, macht nicht Müh',
Man ſchneidet ſeine Jammerfratzen,
Hat man nicht Kinder, ſtiehlt man ſie,
Man miethet ſie um wenig Batzen.

(Munt. Das bekannte Lied: „Grad' aus dem Wirthshaus komm ich heraus".)

Vom Land ein armes Findelkind,
Ein Schweſterchen von ſeinem Weibe,
In Sonnenſchein, in Sturm und Wind
Lebt ſich's zum ſchönſten Zeitvertreibe

(Es klingelt. Die Kronenleuchter gehen an. Man sieht das bekannte Greuter'sche Bild: „Der Taugenichts und seine Familie". Sigismund stellt den Mann, Anna die Frau, Lebrecht und Röschen die Kinder vor.)

Hubert.

Der Taugenichts wird dann zum Stand'
Zum zeitgemäßesten von allen!
Man ißt sein Brot aus fremder Hand
Und kann durchs Leben heiter wallen!
Ich bitt' Euch, gebt Euch nicht die Müh',
So einen edlen Lord zu bessern!
Es wäre nur als hofftet Ihr,
Die Flüss' und Meere zu entwässern.

Bei dem schlägt ein'ge Hoffnung noch!
Man muß sich an sein Weibchen wenden —
Die Frauen haben immer doch
Mehr oder wen'ger uns — in — Händen —

Lenz (immer mehr aufgeregt).

Ja, aber was ist denn das? Clara! Sieh' — dort die Züge!

Sigismund

(reißt den Bart ab, wirft das rothe Tuch fort und kommt auf das Podium herab).

Vater!

Alle (stehen auf).

Sigismund?

Einige.

Und das —

Sigismund.

Ein Taugenichts! Nur noch zum Schein!
Im Herzen iſt er treu und bieder.
Sein Spiel beendet darf es ſein,
Zum Vaterhauſe kehrt er wieder.

Sabina.
Clara. } Bruder!
Lenz. } Wie verſteh' ich?

Solbring

(kommt in ſeinem Eremitencoſtüm mit Sabina nach vorn).

Sigismund (mit Ueberrecht).

Wohlan, Sie, mein ehrwürdiger, tugendbelobter frommer Eremit! Hier, hier müſſen Sie erſtens einen Segen ſprechen über Ihr — (Er beherrſcht ſich.) Doch ich beſinne mich, Waiſenvater Friedborn hat die Vorhand. Ja, frommer Doctor, Armuthströſter, Liebesopferer, hier haben Sie Etwas für Ihr edles Herz und die künftige Erbſchaft Ihres Vermögens — einen Enkel!

Friedborn

(auf Antonie, die ihm Ueberrechten zuführt).

Iſt er das? Ei! Ei! Der ganze Thalheim! Wie er leibt und lebt! Finden Sie nicht auch, Frau Hofräthin?

Menglerchen.

Wenn hier keine fiscaliſche Täuſchung ſtattfindet, unverkennbar. Was meinen Sie, Herr Solbring?

Solbring

(nimmt Leberechten hoch empor und küßt ihn).

Fürchtegott Leberecht! Mein lieber Sohn, fürchte Dich nicht vor meinem Barte! Ich bin ein ſehr weiſer Mann geworden und ſchon in jungen Jahren zu der Erkenntniß gekommen, daß in dieſer ſchönen Welt zuletzt — ach, Alles eitel iſt! (Er behält den Knaben, zur Seite ſitzend, bis zum Schluß auf dem Schooß.)

Sigismund.

Drittens, Vater, Du kennſt hier (führt Anna vor) dieſen tapfern weiblichen St. Georg —

Clara.
Sabina. } Anna! Unſere Schweſter!

Menglerchen.

Die ich für die zweite Krippe empfohlen habe?

Anna.

Ich danke Ihnen, Frau Hofräthin, für dieſe Empfehlung. Sie brachte mich durch wunderbare Schickſale bis zu dieſem Augenblick, der erſt dann ganz mein ſein darf, wenn ich vorantreten laſſen darf ein Paar, das verbunden iſt durch den ſchönſten Glauben an alles Reine, Edle und Kindliche im Menſchenherzen, — Clara und Herrn von Hubert — einen Glauben, der auch Ihnen, Herr Commerzienrath, trotz ſo vieler Täuſchungen, die Ihr gutes Herz erfahren mußte, und Niemanden für das Glück der Erde verloren gehen möge!

Clara
Hubert } (treten vor)

Lenz.

Ein solches Zeugniß überwindet —

Sigismund.

Meine Herren, meine Damen! Sie waren heute bei Lenz und Söhne zu lebenden Bildern eingeladen. Letzte Scene! Vater — und Sohn? (Sinkend nach Lenz die Hand ausstreckend.)

Lenz.

Sigismund! — Ich bin — so glücklich, so gerührt, so gehoben — aber — aber — Manchmal, du Wettervolk hier durcheinander, manchmal ist's mir ja fast als hättet Ihr Alle (leise aufbrausend) mit mir Komödie gespielt?

Sigismund.

Vater, die erst in vielen, vielen Jahren ganz zu lösende Komödie der Besserungen. Aber vorläufig ist all unser Leben Komödie. Der Souffleur im Herzen — der Dichter — hört eben!

Der Vorhang fällt.

Druck von A. H. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's

Dramatiſche Werke.

Neunter Band. Erſte Abtheilung.

Lorber und Myrte.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

Karl Gutzkow's

Dramatiſche Werke.

Neunter Band. Erſte Abtheilung.

Lorber und Myrte.

1931. 342

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

Lorber und Myrte.

Historisches Charakterbild

in

drei Aufzügen.

Von

Karl Gutzkow.

Ap 54. 342

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

STAATS-BIBLIOTHEK BERLIN

Die Aufführung ist nur mit Zustimmung des Verfassers gestattet.

Lorber und Myrte.

Hiſtoriſches Charakterbild

in

drei Aufzügen.

Perſonen.

Cardinal Richelieu, Miniſter Ludwig's XIII. von Frankreich.
Gabriele, Marquiſe von Combalet, ſeine Nichte.
Prinz Gaſton.
Herzog von Lamballe.
Vicomte von Chataigny, Oberfalkenier des Königs.
Marquis d'Effiat, Präſident des oberſten Gerichtshofs zu Paris, } Akademiker.
Abbé von Beisrobert, Secretär des Herzogs von Aiguillon, } Akademiker.
Marquis von Scudery, } Akademiker.
Jean de Mayret, } Akademiker.
Matthäus von Lamperières, königlicher Oberrechnungsrath.
Emérence, ſeine Tochter.
Pierre Corneille, Advocat und dramatiſcher Dichter.
Dubois, Hausbofmeiſter Richelieu's.
Pagen und Diener Richelieu's.

Große des Hofes. Offiziere. Akademiker.
Pagen und Diener.

Die Scene iſt in Richelieu's Palaſt zu Paris.
Zeit: 1636.

Erſter Aufzug.

Der berühmte Hausgarten im Palaſte Richelieu's.

Offene Saulenhalle. Rings ſtehen ſüdliche Gewächſe und auf erhöhten Piedeſtalen marmorne Bruſtbilder oder kleinere Statuetten. Im Hintergrunde ſieht man in ganzer Höhe der Bühne Theile einer Glaswand, von denen man annehmen darf, daß ſie zum Vor- und Zurückſchieben ſind. Ueberall hin ſind Ausgänge. Durch die Mitte hat man jenſeit der Glaswand den Blick in andere Gemächer. Hohe Stühle und ein Tiſch mit Papier und Schreibzeug.

Erſter Auftritt.

Dubois, dann Marquiſe von Combalet, treten von der Mitte auf. *)

Dubois

(ſpricht am Eingange redend und laut zurück in die Scene hinaus nach Links zu einer Verſammlung, die man nicht ſieht).

Ich bitte, nur die Namen! Nur die Namen!
Der Cardinal lieſt alle Meldungen!

---

*) Rechts und Links iſt immer vom Darſteller aus zu verſtehen.

Schon gut! Schon gut! Ei was! Nicht krank! Nicht krank!
Es wird ſich finden! Später!
(Verbeugt ſich ärgerlich nach hinaus.) Ganz gehorſamſt!

Marquiſe (converſirend mit Dubois).

Wenn nicht in Trauer mein Gemüth ſich hüllte,
So müßt' ich lachen, Dubois! Doch ich denke,
Ihr irrt Euch, Alter!

Dubois.

Irren? In dem Grunde,
Warum ich Niemand melden kann und darf
Bei Seiner Eminenz? Marquiſe, nein!

Marquiſe.

Seit wann bemerktet Ihr das Seltſamſte?

Dubois.

Seit er zurückgekehrt iſt von Ruelle!

Marquiſe.

Noch eben gönnt' er ſich die Luſt der Jagd,
Sich zu erholen von den Staatsgeſchäften
Auf unſerm ſtillen altergrauen Schloſſe,
Da treibt ein neues — Trauerſpiel, der Cid,
Von einem wenig noch genannten Autor,
Corneille, glaub' ich, iſt ſein Name, ihn
Zur Stadt. Ich hielt die Neugier nur für Vorwand
Der Schreckenspläne, die mir wieder drohen!

Dubois.

Ob Sie dem Looſe, arme Frau, entgehn,

Zum zweiten mal Ihr Herz der Politik
Zu opfern, weiß ich nicht —

Marquise.

Der Abgesandte
Des Herzogs ist zugegen?

Dubois.

Boisrobert,
Ob als der Bote Herzogs Aiguillon,
Der von dem Sitz des fürstlichen Gebieters
Die Vollmacht aus Lyon empfing, zu werben
Um Ihre vielbegehrte Hand, — ob nur
Als Akademiker, ich kann nicht sagen:
Doch glaub' ich fast das Letztre —

Marquise.

Dubois,
Ihr wollt mich trösten!

Dubois.

Nein, Marquise! .. Drüben
Hat Richelieu zum Frühstück sich die Dichter,
Die wider jenes Trauerspiel, das Sie
Genannt, geschrieben (namenlos und ihm sich
Allein enthüllend), eingeladen — Dort
Noch warten sie im Rubenssaal! (Zeigt rückwärts nach Rechts.) Abbé
Von Boisrobert, von Scudery und Mayret!
Drei Dichter, so bevorzugt, während schon
Acht Tage alle Staatsgeschäfte ruhen,

Der Cardinal ſei krank! die Welt beängſtigt,
Der König Boten über Boten ſendet
Und jeden Augenblick von Saint Germain
Zurückerwartet wird, weil Niemand ahnt,
Was man erleben muß!

Marquiſe.

Ich kann's kaum glauben!
Die Muſe, eine alte Jugendfreundin,
Die oft ihn ſchon geplagt, beſucht ihn wieder!
Und warum jetzt? Doch nicht, weil der Erfolg
Des Cid ihn reizt?

Dubois.

Ob dies — ob — Iſt's erhört!
Ein Mann wie Richelieu plagt ſich mit Dichten!
In einem Augenblick, Marquiſe, wo
Der Feind an allen Grenzen! In Vincennes
Ein Lager neuer Truppen ungemuſtert!
Der Marſchall Guébriant, die Oberſten
Des Kriegsraths ohne Feldzugsplan!
Wenn er, Marquiſe, Ihnen ſich vertraut,
(Er konnte Ihre Ankunft kaum erwarten)
So bitt' ich, ſteuern Sie dem Unfug!

Marquiſe.

Dubois!
Wie ſprecht Ihr! Einmal ſchrieb mein Oheim ſchon
Ein Drama, das am Hof gefallen hat!
Er glaubt, daß er ein Dichter wäre, der

Sie Alle übertreffen würde, wenn er
Die Zeit nur hätte, wie die Andern!

Dubois.

Thorheit!

Marquiſe (mit ängſtlichem Blick nach Rechts).

Still! Still! Er tritt aus ſeinem Cabinet!
Zwei Schreiber hinter ihm! Er ſpricht mit ihnen?

Dubois.

Nein, nein, mit ſich! Er phantaſirt! Die Schreiber
Sind ſeit acht Tagen ihm die einzigen
Vertrauten!

Marquiſe.

Zitternd folgen ſie.

Dubois.

Notiren,
Was er dictirt, bei Strafe der Baſtille,
Wenn wo ſie plauderten! Ich lauſchte geſtern —
Nein, bitte, hören Sie!

Marquiſe.

Fürwahr, das ſind
Nicht Feldzugspläne! Nicht Depeſchen ſind's!
Er greift ſich an den Kopf! Er ſtreckt die Hände!
Er ſieht nach Links und Rechts — Ei in der That —

Dubois.

Er dichtet! Richelieu ſchreibt Trauerſpiele!
Jetzt wendet er zum Rubenszaal! Er ſieht Sie!

Er winkt! — Marquiſe, Ihnen wird er ſich
Vertrauen! Es iſt der Eid, der ihn nicht ruhn läßt! —
An jenem Abend, als er ihn geſehen,
Den ungeheuerſten Erfolg erlebte,
Kam er beſinnungslos nach Hauſe, ſah
Und hörte, ſprach nichts mehr, und ſchloß ſich ein
Und ſchreibt nun auch ein Trauerſpiel!
Dabei (lachend) die Meldungen! Der Menſchenandrang!
Dies Fragen, Forſchen — und ſchon wieder halb
Der Vorſaal voll! Nun Jedem ſagen müſſen:
Wir haben Staatsgeſchäfte! Wichtiges
Begibt ſich in Madrid, in Wien, Stockholm,
Die Schweden haben eine Schlacht geſchlagen
Und Tilly in die Flucht — und Richelieu
Dictirt: „Ihr ew'gen Götter!“ „Erſter Act“ und
„Schauplatz
Ein Tempel“, „Geht nach Links“, „Nach Rechts“ und
„Vorhang fällt“ —
Nein! Setzen Sie ein Ende, daß ich wieder,
Wie ſich's gebührt, die Meldung machen kann:
Bei Eminenz begehrt Europa Einlaß
Und das Jahrhundert kommt, um Sie zu ſprechen!
(Eilt ab zur Mitte.)

Marquiſe.

Er ſchreibt ein Trauerſpiel! Und für die Bühne!
Als ſchrieb' er für das Leben nicht genug! (Ab nach Rechts.)

Zweiter Auftritt.

Vicomte von Chataigny (hält von der Mitte kommend Dubois auf). Dubois.

Chataigny (immer leicht und humoristisch).

Nun, Dubois — (Sieht jetzt erst nach vorn.)
Ha! War das nicht die Marquise?
Seit wann ist sie zurück?

Dubois.

Seit gestern Abend!

Chataigny.

Und flieht vor mir?

Dubois.

Sie hat Sie nicht gesehn!

Chataigny.

Und Alles kirchhofstill hier?

Dubois.

Ist der König
Bereits von Saint-Germain zurück?

Chataigny.

Natürlich!
Sich zu erkund'gen, ob noch Frankreich lebt!
Was treibt Ihr hier? (Liest Dubois vor.)
Was geht denn vor? Man sagt,

Vor Niemand läßt der Cardinal ſich blicken?
Was hat er denn?

Dubois (geheimnißvoll raunend).

Herr Oberfalkenier —

Chataigny (tritt näher und hält das Ohr hin).

Ihr wißt es! Jetzt heraus damit!

Dubois.

Es ſind —

Geheimniſſe! Ich höre neue Meldung! (Wendet ſich zur Mitte.)

Chataigny.

Geheimniſſe? Nein, alter Cerberus!
Ich wollte mich gefaßt, gelaſſen zeigen,
Ein Diplomat, auf Sammetpfötchen ſchleichen,
Doch ſoll's nicht ſein! Ich blaſe Lärm! Halloh!

Dubois.

Ums Himmelswillen, Herr von Chataigny!

Chataigny.

Sie wiſſen, Dubois, daß man eine Dame,
Die Nichte Richelieu's, und wider Willen,
Zur Herzogin von Aiguillon erhebt!
Da drinnen ſchließen ſie die Ehepacten!
Da — (ſtockt und mit komiſcher Verzweiflung)
Schützen ſie die Leiche ab, daß Niemand
Verzweifelnd ſich darin ertränken könne!
Nein, redet jetzt! Schon einmal war es ſo,

Als Gabriele, wie im Baumverwechſeln,
Als halbes Kind ſchon, wie im Haſchenſpiel,
Statt meiner (der ſie liebte, als ſie noch
Mit Puppen ſpielte!) Marquis Combalet
Sich Gatten nennen mußte um den Oheim!
Die Politik ſchloß dieſen Bund! Und wieder,
Da kaum die Witwe aufgeathmet, kaum
Auf die verlorne Jugend ſich beſonnen,
Auf Chataigny, den Falkonier des Königs,
Der ewig ihre Farbe tragen wird,
Hört man von Herzogskronen! Wie? Abbé
Von Boisrobert iſt drüben? Sagt es offen!
Entführen will der ſüße Unterhändler
Nach Frankreichs Süden ſie? Ja, nach Lyon!
Zu Herzog Aiguillon, dem Haupt der Feinde
Des Oheims, friedlich ſie zu zügeln, ſanft
Die Fäden der Verſchwörungen zu löſen —!
Nicht, Dubois? Stumm zu Allem? Immer nur
Den Kopf mir ſchüttelnd und in Mitleid lächelnd?

Dubois.

Wir ſind, Vicomte von Chataigny, im Hauſe
Des Cardinals von Richelieu! (Ab zur Mitte.)

Chataigny.

Sagt Euch
Das Alles? Nein, ihr Diplomaten! Diesmal
An allen Glockenzügen will ich läuten!
Kanonen löſen, meinen Klageruf

Zu unterſtützen! (Er bemerkt die jenſeit der Glaswand Herbeitretenden und von Dubois Abgefertigten.)

Wie? Sind das Notare?
Schon Zeugen, Schreiber, Akademiker,
Die ganz allein zu Seiner Eminenz,
Sagt man, den Zutritt hätten? Hochzeitlieder
Seh' ich auf ſeidnen Bändern ſchon gedruckt!
Iſt es denn möglich, jeder Ruf vergebens!
Wie — in dem neuen Trauerſpiel, dem Cid,
Don Sancho nur die Luft erfüllt mit Klagen,
So ſoll auch ich verzweifeln und entſagen?

(Tritt zur Seite Rechts.)

Dritter Auftritt.

Unter mehren Fremden wurde auch Pierre Corneille von Pagen eingelaſſen und von Dubois draußen empfangen. Er gab einen Brief an ihn ab. Die Andern gingen wieder.

Dubois

(mit dieſem Briefe, außerordentlich überraſcht, führt Corneille vor).

Corneille (ſieht ſich ſtaunend ringsum).

Hier bin ich in Italien!

Dubois.

Es ſind
Die Zauberei'n der Frau von Combalet!

(Geht zu Chataigny, dem er mit Geberden der Ueberraſchung mittheilt, daß man in dem Ueberbringer des Briefes den Dichter des Cid kennen lerne.)

Corneille (mehr zu ſich).

Rings Marmorbilder, die zu leben ſcheinen!
Ein Schattengang von Oleanderbüſchen!
Granaten dort! Hier Myrt' und Alee!
Zu jedem Baume traulich gleich der Gott,
Dem er gewidmet, angeſiedelt!

Chataigny

(verlieh den Pagen, die abgingen, und Dubois ſein Erſtaunen).

Wie?

Dubois (zu ihm, aber laut).

Ja! Pierre Corneille! (Dann zu Corneille.)
Ich will dies Schreiben hier
Der gnädigen Marquiſe überreichen!
Doch möglich, daß es eine Weile dauert:
Denn ein'ge Räthe Seiner Eminenz
Iſt eben ſie beſchäftigt zu empfangen (geht nach hinten Rechts)
Dort in dem Rubensſaal! Hier (zeigt links) ſind — die Blumen,
Die kürzlich aus Italien uns gekommen!
(Zeigt noch entfernter links.)
Daran die Bibliothek! ... Ein Brief des Bruders
Der Frau Marquiſe aus Rouen iſt ihr
Von hohem Werthe. Warten Sie indeſſen! (Für ſich.)
Corneille in Paris? Bei Richelieu?
Die Concurrenz in allernächſter Nähe!
(Schnell ab nach Rechts.)

Chataigny (für ſich).

Hört' ich denn recht? Corneille? Pierre Corneille?

Der für Don Sancho mich als Muſter wählte?
(Tritt mit Entſchiedenheit näher zu ihm heran.)
Erlauben Sie, mein Herr, daß ich mich nenne!
Vicomte von Chataigny! Ein Sonnenſtäubchen
Vor Frankreichs Sophokles! Ich kenn' ihn nicht,
Den Sophokles — ich bin ein Kämmerling
Des Königs, Oberfalkonier der Jagd
Und Luſtigmacher an der Tafel, wenn
Sie nicht zu ſchlecht beſetzt, was öfters vorkommt —
Doch Ihre Werke —! Bitte, ohne Spaß,
Examiniren Sie!

Corneille (für ſich, freudig überraſcht).

Vicomte von Chataigny?
Das trifft ſich — (laut)
Sie verbinden mich, Vicomte!

Chataigny.

Und bitte, ſehn Sie dieſe Augen an!
Die weinen ſonſt nur, wenn auf öder Haide
Im Herbſt, bei ſcharfem Ritt, der Wind aus Oſt
Um ihre Wimpern fegt, vom Staub ſie reinigt —
Die Augen ſahn den Cid! Was ſag' ich, ſahn?
Mir floß zum dritten male ſchon der Cid
In Eine Thräne!

Corneille.

Dank für ſoviel Güte!
(Zur ſich freudig.) Um die Marquiſe, hört' ich in Rouen,
Soll ſchon ſeit Jahren ſeine Neigung werben!

Chataigny.

Sie kommen aus Rouen? Sie bleiben bei uns?
Der Bruder der Marquise, Gouverneur
Der Normandie, hat Sie uns hergesendet?
Doch nicht etwa um — einer — Hochzeit — willen —?

Corneille.

Ich komme, weil ich Ihrem Einfluß mich
In einer wicht'gen Sache zu empfehlen hoffe,
Zugleich weil mich die Ungeduld getrieben,
Ein drängendes Gefühl, soll ich es Muth,
Soll ich es Kampflust nennen, das dem Tapfern,
Wie Sie, Herr Vicomte, kein Geheimniß ist.

Chataigny.

Die Ungeduld? Was fürchten Sie?

Corneille.

Sechs Wochen,
So lange etwa mag es her sein, daß sich
Der Cid die Herzen von Paris gewann
Und ein Erfolg sich darum festgestellt,
Weil einen Abend um den andern Künstler,
In ihrem Spiel sich selber übertreffend,
Die Fehler meines Werks verschleierten.

Chataigny.

Der Cid hat keine Fehler!

Corneille.

Für das Herz

Vielleicht geringere. Doch hat Paris
Sich bald besonnen. Auf die erste Rührung
Der leicht erregten Sinne ist das Urtheil
Der kälteren Vernunft gefolgt. Man stutzt;
Man hat dem Stoffe sich gewöhnt; man staunt,
Wie man so hastig sich ergeben konnte.
Erst gestern kam ich an — ich wohne hier
Bei meinem Freunde, Jean Dufresne, er spielt
Den Cid —

Chataigny.

Und meisterhaft, so jung er ist.

Corneille.

Schon nach Rouen schrieb mir Dufresne, der Angriff
Beförd're zwar den Beifall, aber wie
Im Ringkampf, wenn die Furcht, zu unterliegen,
Die Kraft verdoppelt, Spiel in Ernst verwandelt,
So wüchse auch die Fehde! Beifall zwar,
In jeder Vorstellung der immer gleiche,
Doch gift'ger zischten an den Straßenecken,
Am Louvre, im Palais-Royal die Vipern,
Aus Schriften züngelnd, die sie, anonym
Und räthselhaften Ursprungs, unentgeltlich
Dem Bürger in die Hände stecken: „Aufruf
An die Vernunft", „Aufruf an die Pariser",
„Aufruf der trag'schen Muse" — was nicht Alles —
Den Mann zu stein'gen, der den Cid geschrieben!
Dies trieb (nächst einem andern Grunde, der

Persönlicher mich trifft), mich her und jetzt,
Inmitten erst der wachsenden Gefahren,
Kann ich wol sagen, jetzt erst wird mir wohl.

Chataigny.

Ich staune, das zu hören von Corneille!
Sind es denn nicht die wahren Siegeszeichen,
Wenn fliehend den geschlagnen Feind die Wuth
Der Ohnmacht nur zur Fackel greifen läßt,
Um durch Verwüstung seinen Weg zu zeichnen?
Ihr Drama macht ein unerhörtes Aufsehn!
Ein nirgendwo, zu keiner Zeit erlebtes!
Sie haben die Bewunderung der Welt
Für sich! Die Zofe, Magd, die Edeldame,
Vom Brunnen bis zum Throne spricht
Von Don Rodrigo und vom Leid Chimenens!
Der König wiederholt bei jedem Anlaß,
Wo irgend passend, einen Vers des Cid:
Die jungen Prinzen führen Scenen auf,
Die man im Cid nur angedeutet hört,
Den Kampf Rodrigo's an des Ebro Ufer
Mit Abderrhaman und (geheimnißvoll, sich umsehend)
— Corneille, wenn
Ich einem Mann, wie Sie, vertrauen darf,
So sag' ich mehr noch, blicken Sie empor!
Man hat am Hofe etwas vor mit Ihnen!

Corneille.

Mit mir?

Chataigny.

Ein öffentliches Zeugniß, daß
Der König ſeine Zeit zu ehren wiſſe!
Ich ſage nichts — doch drängt's ihn ſich zum Ausdruck
Der allgemeinen Stimme zu erheben,
Sich ſelbſt, die Krone! Denn Sie ahnen nicht,
Wie grade in (leiſe) gewiſſen Regionen
Ihr Meiſterwerk gewirkt, in jener Sphäre,
Wo unſre Köpfe niemals ſicher ſtehn,
Daß eine (ſieht ſich um) wichtigſte Perſon —

Corneille (erſchrickt).

Vicomte —

Chataigny (dringend, aber leiſe).

Ihr Werk — malt — uns — die alten Adelszeiten —

Corneille.

Die nur gelebt, um nimmer zu erſtehen!

Chataigny.

Ein Bild der Tage, wo auch unſer Frankreich —

Corneille.

Geworden wäre nimmer was es jetzt iſt!

Chataigny.

Wo noch die Fehde, noch der Zweikampf konnte —

Corneille.

Die ſtärkre Kraft des großen Ganzen ſchwächen!
Wie hätt' ich Richelieu beirren mögen

In ſeinem großen Kampfe für die Krone:
Nein, nein, Vicomte, die Deutung kann nicht gelten.

Chataigny.

Ihr Dichter ſeid, euch ſelber unbewußt,
Ausleger nur der Stimmungen und Träume,
Die ohne Löſung in der Menſchheit ſchlummern!
Was ſich Prinz Orléans, was ſich die Großen,
Die Guiſen, die Condés, die Aiguillons,
Von Zeiten träumen, die mit Blut die Hand
Des Cardinals gelöſcht zu haben glaubt,
Von jenen Zeiten, die im Cid mit Farben,
Mit wunderbarſten Tönen Sie verklärten,
Das widerlegt Ihr beſter Wille nicht.

Corneille.

Der Cardinal denkt unbefangner. Selbſt
Sah er den Cid und rief in ſeine Loge
Die Künſtler, ſcherzte, lobte Dufresne's Spiel —

Chataigny.

Er lebt in heitern ungeduldigen
Erwartungen der Hochzeit, die die Nichte,
Marquiſe Combalet, ihm ſchließen ſoll!

Corneille.

Man hörte ſonſt, daß Vicomte Chataigny —

Chataigny.

O, beſter Freund! Ich wünſchte nicht, daß Sie

Dem Stoff zu Liebe einſt noch Anlaß nähmen,
Ein Trauerſpiel zu dichten mit dem Titel:
„Ein Falkonier Ludwig's des Dreizehnten
Und ſeiner Jugend goldner Traum!“ — Wenn ich
Davon ein ander mal — — Man ſtört uns —

(Er ſieht ſich um.)

Corneille (ſah ſich gleichfalls um und erſchrak plötzlich, halblaut).

Sie iſt es!

Chataigny.

Wer? Die Marquiſe? — Nein, Corneille — doch ſieh'!
Sehr reizend! Jung und lieblich! Kennen Sie
Den Alten, der die Dame führt?

Corneille.

Es iſt —
Es ſind — aus einer Stadt mit mir gekommen —
Aus Rouen, der Oberrechnungsrath der Steuern,
Von Lamperières und ſeine edle Tochter!
Ich unterbrach Sie — bitte Herr Vicomte —

Chataigny.

Von Lamperières? Das iſt doch etwa nicht
Das weltberühmte — Taufkind Seiner Eminenz?

Corneille.

Der Oberrechnungsrath der Normandie,
Johann Matthäus Herr von Lamperières,
Iſt würdig aller Gnaden, die ſein Schulfreund
Seit Jahren ſchon auf ihn zu häufen pflegt.

Chataigny.

Haha! Sein Schulfreund! Richelieu! Ganz recht!
Sie iſt es!

Corneille.

Einſt auf der Schule ſaßen ſie zuſammen,
Und öfter noch im Carcer. Dann traf ſich's,
Da Richelieu das Waffenhandwerk wählte,
Dann wieder ſeinen Lederkoller auszog
(Des Biſchofſitzes wegen von Luçon,
Der uralt erblich ſeinem Haus gehörte),
Daß zu der erſten geiſtlichen Verrichtung
Sein Schulfreund, der ſich kurz zuvor vermählte,
Dies Töchterchen zur Taufe gab!

Chataigny.

Zur einzigen,
Die Richelieu vollzogen — ausgenommen
An Schiffen und Kanonen!

Corneille.

Dankbar blieb er
Und immer wohlgeſinnt dem alten Freunde,
Nahm ihn aus kleinen Actenſtuben, gab
Ihm Aemter bei dem Schatz des Staates, gab
Den Adel ihm und hat ſogar die Hand ſich
Des Mannes vorbehalten ihr zu wählen,
Der ſeinem vielgeliebten Taufkind künftig
Sich Gatten — nennen dürfe —

Chataigny.

Wie? O Himmel —

(Er zieht raſch einen Brief.)

Dubois (kehrte von Rechts zurück).

Ich muß bedauern, Herr von Chataigny,
Der Cardinal iſt unzugänglich, falls
Sie nicht vom König eine Meldung hätten!

Chataigny.

Im Gegentheil! Der Cardinal erwartet mich!

(Zeigt auf ſeinen Brief.)

Ein dringendes Geſchäft! Hier ſteht ein Auftrag! O,
Den ich ſehr ernſt genommen!

Dubois.

Dann erſt
In einer Stunde! Früher keine Möglichkeit!
Auch dieſes Schreiben, Herr Corneille, wollte
Mir nicht gelingen, Frau von Combalet
Schon einzuhänd'gen. Wenn es Ihre Zeit
Geſtattet —

Corneille.

Gerne wart' ich, umſomehr,
Da Bilder Sie genannt und Blumen, Bücher —

Dubois.

Sie werden ſich zu unterhalten wiſſen —!
Doch Sie, Herr Vicomte —

(Für ſich ihn betrachtend und über ſeine Geſticulationen ſtaunend.)

Ei, der phantaſirt auch?

Chataigny (betrachtete kopfſchüttelnd nur den Brief).

Ja, ja, mit Gott, Corneille! Mit Gott! Sie gehen.
Von Frau von Combalet gerufen, hör' ich?

Corneille.

Vicomte, mich ruft bis jetzt nur noch die Hoffnung!
Sie kennen ſie, die leichtbeſchwingte Göttin,
Die hoch auf Wolken thront! (Von den Statuen rings angeregt.)
Die Künſtler geben
Ihr in die Rechte die Granatenblüte!
Sie lüftet mit der Linken das Gewand ſich,
Um zu dem Heiligthume aufzuſteigen
Des Gottes, den die Alten einſt verehrten,
Des Gottes, den die Dichter noch verehren,
Der Gottheit des Erfolgs! —
(Er verbeugt ſich und wendet ſich zum Gehen.)
Vicomte, ich nehme
Mit Ihnen die Begegnung für ein Zeichen,
Ein glückbedeutendes dem ſtillen Hoffen!
(Mit einem ſpähenden Blicke nach dem Hintergrunde und mit Dubois ab nach Links.)

Chataigny (erwacht wie aus einem Traum).

Für Roſen — Lilien!
(Lieſt aus dem hervorgezogenen Briefe.) „Mein beſter Chataigny!
„Ich kehre nächſtens nach Paris zurück,
„Und bitte, daß Sie mir ein Freund und Rather ſind
„In einem Plan mit einem jungen Fräulein,
„Das ich gelobte würdig zu vermählen!
„Zwar meldet ſich bereits ein Prätendent!

„d'Etioles, der Akademiker! Doch wünsch' ich
„Vornehmlich Ihren Rath! Sie übersehn
„Die Jugend Frankreichs, kennen Die, die gerne
„Sich Richelieu's Gewogenheit erwerben
„Und außer seiner Gunst und einem Mädchen
„Voll Lieblichkeit, von seltenster Erziehung
„Und baare zwanzigtausend Pfund —" Hier stockt' ich!
Für Gabrielen, eine Liebe, ach!
Die nur mit meinem Leben enden wird,
Ein Wechselbrief von zwanzigtausend Livres!
Noch — dacht' ich — endossirt voll Lieblichkeit
Auf einen Buckel gar vielleicht —! Doch wirklich —
(Sieht nach hinten.)
Kein Buckel! Nein! Was aber hilft es! Wenn
Auch zwanzigtausend Livres mir zu Statten kämen,
Ich werde nie auf dieser Liste stehen (zieht eine lange Liste),
Die provisorisch ich entworfen habe
An einem schönen Morgen, als Manasse
Und mehre andre gottesfürchtige
Hebräer in den Wald von Saint-Germain
Zu mahnen kamen Seine Majestät
Und unsern ganzen hohen Adel! Ach!
Es war ein allgemeines Trauern, was
Ein Richelieu aus uns gemacht! — Da ist sie!
(Tritt zur Seite.)

Vierter Auftritt.

Schon vorher ſah man im Geſpräch mit Pagen Matthäus von Lamperières. Emérence, ſorgſam und befangen nach Links ſpähend, blieb allein. Chataigny trat nach Rechts zurück.

Matthäus.

Es iſt unmöglich, hör' ich, ihn zu ſprechen.

Emérence.

Von ihm befohlen, ſind wir doch gekommen!

Matthäus.

Nur ein'gen Akademikern, erfährt man,
Gewährt er Audienz. Vielleicht, wer weiß,
Auch d'Etioles!

Emérence (ablehnend).

O Vater!

Matthäus.

St! Ein Cavalier!

Chataigny (tritt vor).

Der gern erbötig wäre, einer Dame
Den Augenblick zu kürzen, den zu lange
Der Cardinal Sie warten läßt!

Matthäus (tritt dazwiſchen).

Wir wurden
Gemeldet!

Chataigny.

Aus der alten Stadt Rouen
Vernehm' ich, daß Sie nach Paris gekommen!

Matthäus.

Wir kommen aus Rouen — Rouen iſt alt — (bei Seite)
Des Argus hundert Augen braucht ein Vater,
Der mit 'ner Tochter nach Paris verreiſt!

Chataigny (bei Seite).

Der Alte ſcheint beſorgt, daß in Paris
Sein junger Stammbaum Schaden leiden könnte!
(Laut.) Sie ſind ſeit heut' erſt hier?

Matthäus.

Seit heute!

Chataigny.

Und
Mit Ihrer Wohnlichkeit zufrieden? Bitte,
Herr Oberrechnungsrath . . . (Sucht den Namen.)

Matthäus (hilft ein).

Von Lamperières!

Chataigny.

Ja!
(Sich vorſtellend.) Vicomte von Chataigny!

Emérence (freudig bei Seite).

Freund der Marquiſe!

Matthäus.

Ich danke, Herr von Chataigny! Seit Jahren

Bin ich gewohnt, in dem Hôtel Condé,
Dicht am Theater liegt es, abzusteigen.

Emérence.

Der große Prinz Condé verlangte, Vater,
Daß seinem Namen jetzt ein andrer folge!

Matthäus.

Zum Cid! Ganz recht, wir wohnen, Herr Vicomte,
Zum Cid!

Chataigny.

Zum Cid?

Emérence.

Der große Prinz Condé
Verlangte, als er kürzlich in Paris
Und zum Besuch in jenem Hause weilte,
Daß man nur jetzt zum Cid und nicht nach ihm
Wie ehedem es ferner nennen möge!

Chataigny (für sich).

Wie lieblich! Wie beredt! (Laut.) Ich kam erst heute
Aus Saint-Germain zurück und muß somit
Das Neu'ste aus Paris von Ihnen hören!
Condé! So, so!
(Mit Bezug auf das Interesse der Adeligen für den Cid.)
Mich überrascht das nicht!
Der Dichter, der mit Recht Gefeierte,
Ist Ihnen näher wol aus Rouen bekannt?

Matthäus.

Nur flüchtig! Aeußerst flüchtig! In Rouen

Führt er Proceſſe für die Kaufmannſchaft!
Es iſt ein Advocat, ein Bürgerlicher —

Chataigny.

Dort drüben weilt er in der Bibliothek
Und bringt die Protection des Gouverneurs!

Matthäus.

Wir wiſſen's!

Eminence (für ſich, ſchmerzlich).

Ihn verleugnen!

Matthäus

(blickt, um weitere Erörterungen abzubrechen, raſch nach Links und begrüßt Dubois).

Seh' ich recht?
Mein würd'ger alter Freund und Gönner,
Herr Dubois! (Schüttelt ihm die Hand.)

Dubois (kehrt Links zurück).

Vernommen ſchon! Ei, Fräulein,
Wie hold erblüht! Sie treffen leider uns —

Matthäus.

Im Chaos! Wie zu aller Zeit! (Sieht Rechts.)
Ein Lichtſtrahl!
Dort die Marquiſe! Wer bei ihr?

Chataigny (bei Seite, da er den Bezeichneten erkennt).

O Himmel!

Dubois.

Der Secretär des Herzogs Aiguillon!

Ich bitte, in die Galerie! Ich habe
Die ſtrengſte Weiſung, Niemand vorzulaſſen!
Auch Sie, Herr Vicomte! Führen Sie vielleicht
Die Seiner Eminenz willkommnen Gäſte?

Chalaignz *(für ſich).*

Abbé von Boisrobert bei ihr! (Laut.) Mein Fräulein,
Ja, bitte, kommen Sie! Und Eines, Eins noch:
Sind Sie nicht auch mit mir der gleichen Meinung,
Daß dieſe Erde — einem Gott gehört,
Der ſie unmöglich kann geſchaffen haben!
Denn Blumen pflanzen und ſie welken laſſen,
Den Edelſtein im tiefſten Schacht vergraben,
Gold, Silber prägen und den Umſatz hemmen,
Wie reimt ſich das? Kann ein Geſchöpf die Liebe
In ſeinem Buſen wie des Himmels Funken
Von einem Stern herabgeſprungen fühlen,
Allzündend, allbelebend, allbegehrend —
Und dennoch Väter, Mütter, Muhmen, Onkel, Tanten —!

Emérence (nimmt einfallend ſeinen Arm).

O wahres Wort!

Chalaignz.

Philoſophiren wir!

Matthäus.

Doch bitt' ich, nicht die Logik zu vergeſſen!

(Alle Drei ab nach Links.)

Fünfter Auftritt.

Dubois (allein).

Das iſt ein Knäuel von Verwirrungen!
Hier Liebe, da die Poeſie!
(Er zeigt nach Rechts mit Beziehung auf Richelieu.)
Der neue Dichter
Schon der Marquiſe demaskirt! Sie kennt
Den Titel eines Trauerſpiels, das da
Den Cid des jungen Manns ſoll überflügeln!
Noch hat ſie ihm ein unverbrüchlich Schweigen
Geloben müſſen, überraſchen will er
Die Welt, Apoll und die neun Muſen ſelbſt!
(Blickt nach Rechts.)
Sie macht ſich von den Gleißnern los, in denen
Corneille kaum ſeine Feinde ahnt! ... Was mag nur
Der wollen? (Ruft halblaut und ſehr dringend.)
St! St! Frau Marquiſe! Frau Marquiſe!

Sechster Auftritt.

Marquiſe von Combalet tritt nur halb aus den Blumen hervor. Dubois.

Marquiſe.

Was iſt? Ich ſah Vicomte von Chataigny.

Dubois.

Er wartet drüben.

Marquiſe.

Niemand kann ich jetzt ſehn.
Heut Abend im Theater, in dem Eid vielleicht.

Dubois.

Marquiſe hier — ein Brief!

Marquiſe.

Nichts darf ich nehmen
Von Chataigny!

Dubois (ſucht den Brief).

Nein! Nichts von Chataigny!

Marquiſe.

Wer war die Dame nur, die Chataigny
Geführt?

Dubois.

Sie kommt aus einer Stadt — hier — mit
Dem Brief!

Marquiſe.

Von meinem Bruder, Dubois?

Dubois.

Vom Gouverneur der Normandie!

Marquiſe.

Erquickung
Dem Auge und dem Herzen Troſt! Was ſchreibt er?
(Lieſt halblaut und raſch.)

„Der Herzog Aiguillon .... wir zittern Alle —
„Du widerſtrebteſt — —“

Dubois.

Bitte, das Poſtſcript!
Corneille wartet! Pierre Corneille!

Marquiſe (hört ſtaunend).

Wer?

Dubois (drängt auf Bitte).

Es wird im Brief ſtehn!

Marquiſe.

„Schließlich, liebe Schweſter,
Empfehl' ich Dir des Briefes Ueberbringer,
Herrn Pierre Corneille —“ Corneille?

Dubois.

Ja! Der
Den Eid gedichtet!

Marquiſe.

Wie? (Lieſt.) „Corneille bittet
Mich dringend, Deiner Gunſt ihn zuzuweiſen,
Da er durch Dich bei unſerm Oheim ſich
In einer wicht'gen Sache zu empfehlen hofft.“

Dubois.

Bei ſeinem Concurrenten!

Marquiſe.

Das wird gut!
Corneille in dem Lager ſeiner Feinde!

Dubois (zeigt plötzlich nach Rechts).

Die Muſen kommen näher!

Marquiſe.

Dubois geht!
Corneille unterhalte ſich mit Chataigny!
Wer iſt die Dame?

Dubois.

Emérence iſt's
Von Lamperières!

Marquiſe.

Wie? Mit dem Vater?

Dubois.

Beide
Aus Rouen berufen von dem Cardinal!

Marquiſe.

Corneille kennt Emérence?

Dubois

Nein! Nein! Nein! Nein!
Sie kehren ſich den Rücken!

Marquiſe.

Den Beſuch,
Den müßt Ihr melden! Eilt! Ich rufe Beide
Dann lieber ſelbſt und Chataigny! Indeſſen
Will ich mich mit Corneille unterhalten.

Dubois

(eilt mit komiſcher Geſchäftigkeit nach Rechts hinein).

Marquiſe

(zieht ein von Richelieu ihr ſchon anvertrautes Manuſcript hervor).

Fürwahr! Da hab' ich ſein Geſtändniß ſchon!
Ein Stoff aus Afrika! Die Sophonisbe!
Die hingeopfertſte der Heroinen!
Und daß ich ſelber dieſer Heldin gleiche,
Der politikverkauften Afrikanerin,
Und jenes willenloſe Mädchen dort
Vielleicht nicht minder, ja das ſieht er nicht!
Er naht! (Blickt nach Rechts.) Wie iſt er aufgeregt! Und ſchon
Gehoben von dramatiſchen Erfolgen,
Die er befiehlt, wenn ſie von ſelbſt nicht kommen!
(Sie wendet ſich nach Links und ſagt mit Beziehung auf Emérence's Willenloſigkeit.)
Ich will die Opfer dieſer Erde rufen
Und mit dem Dichter von dem Himmel träumen!
(Ab nach Links.)

Siebenter Auftritt.

Richelieu, Boisrobert, Mayret, Scudery, Dubois von der Seite rechts. Dann Matthäus, Emérence, Chataigny von Links.

Richelieu

(ſchon draußen, ſucht voll Humor und äußerſt angeregt Matthäus und ſieht ihn dann von Links kommen)

Wo iſt er denn, des Königs Säckelmeiſter?

Pennal! Was ſtehſt Du draußen wieder, wie
Ein Stipendiat, der auf den Freitiſch wartet!
Umarme mich! Ja ſo, ich bin ein Heil'ger
Und Cardinal! Da, küß' die Hand! (Matthäus küßt die Hand.)
Und dort —
Dies Kind da, Emérence? Ueberraſchend!
Wie eine Roſe iſt das aufgeblüht!
Hier — geb' ich mir Dispens! (Küßt ihr ſelbſt die Stirn.)

Matthäus.

Wir ſind gekommen,
Mein großer Freund und —

Richelieu.

Nur nicht Reden halten!
Das greift in (vorſtellend) Marquis Scudery's Bereich!
Der hat den Grandenſtil!
(Mit Anſpielung auf Scudery's etwas kurteſes Anſehen.)
Den ſpaniſchen!
(Vorſtellend.) Mayret, der Dichter der Virginia!
Dies Boisrobert, der Secretär des Herzogs
Von Aiguillon!

Chataigny (räuſpert ſich, wie er von Aiguillon hört).
Hm! Hm!

Richelieu.

Ah! Schon heim von Saint-Germain,
Mein lieber Herr von Chataigny?

Chataigny.

Der König

War höchſt beſorgt um Euer Gnaden Wohlſein!
Man hörte von Paris das Seltſamſte!

Richelieu.

Und wird's noch länger hören! Dieſe Stunde,
Wo ich den alten Freund und Emérence,
Mein holdes Taufkind, hier die Dichter
Begrüßen konnte, iſt nur — Epiſode
In einem höchſt verwickelten Geſchäfte,
Das mich auf lange vom Gewühl der Welt
Entfernt noch halten wird! Wo die Marquiſe?
Ich hoffe, daß ihr hier im Hauſe wohnt?

Matthäus.

Im Hauſe! O die Ehre! Nein, vielmehr
Wenn ſich der Plan, um den uns Du — um den Sie
Geſchrieben, länger (verbeſſert ſich wieder)
— nein Dein Plan — Ihr Plan
Geſchrieben — länger hinzieht —

Richelieu (fällt mit Humor ein).

Als Geduld
Ich habe, ſo mit anzuſehn, wie Du
Mir zappelſt, ob mit Du, mit Sie, mit Ihr, mit Dein —

Matthäus.

O allzu gnädig, alter — (Steckt wieder.)

Richelieu (gibt humoriſtiſch das geeichte Wort).

„Kamerad!“

Wie manchen Streich, den ich begangen, mußteſt
Im Carcer Du ſtatt meiner büßen!

Matthäus.

Bitte!

Richelieu (immer abſchneidend).

Man nennt mich undankbar —!

Mayret. Boisrobert. Scudery. Matthäus.

O, Eminenz!

Richelieu (ununterbrochen fortfahrend).

Verpflichtung drücke mich —

Matthäus (fällt glückſelig ein).

Ich bin gehoben
Durch Ihre — Deine Gunſt zum Sohn Fortunens!

Richelieu.

Und ſollſt es ferner bleiben!
(Er kommt auf Emérence's Vermählungsplan und seinen an Chataigny geschriebenen Brief.)
Chataigny!
Wie iſt es mit der Liſte? Angefertigt?

Chataigny.

Hier iſt ſie! Fünfundzwanzig Edelleute —
Ganz nach dem Alphabete — die Geſchmack
Und (bei Seite zu Richelieu) Schulden haben. Supplemente ſtehn
Zu Dienſten.

Richelieu (laut).

Danke! Doch ich höre
(er lieſt und ſpricht dabei theils auf Chataigny, theils auf Emérence)
Ja neuerdings vom — Präſidenten d'Etioles?

Emérence (für ſich).

O Gott!

Richelieu.

Der ſchrieb mir, daß er in Rouen,
Bei einem Ball des Parlaments, ein Weſen
Geſehn — er ſchilderte den Anblick — O,
Freund d'Etioles iſt Akademiker!
Ein großer Dichter! Meine Herren vom
Parnaß, Sie kennen d'Etioles' Verſe?

(Mayret, Boisrobert, Scudery ſchweigen voll Geringſchätzung.)

Richelieu.

Nun?

Boisrobert.

Wer kennt ſie nicht, die kleinen zierlichen —

Mayret.

Schönpflästerchen der Muſen —!

Scudery

(den Charakter der d'Etioles'ſchen Schäferpoeſie parodirend).

„Ein Käfer ſchwirrte ſumm, ſumm, ſumm,
Um eine Roſe ſüß!"

Richelieu.

Seid Ihr von Sinnen!
Das iſt die Roſe ja, die er beſungen
In unſrer letzten Sitzung! Emérence,
Vergebung ſolchem Neid! Man nennt d'Etioles

Anakreon den Zweiten! . . . Doch viel lieber
Säh' ich — auf — dieſer Liſte hier — und ſuchte —
(Pauſe, in der er bald auf Chataigny blickt, bald die Namen überfliegt, die dem von ihm bekämpften Adel angehörten.)
Ei Wetter ja! Die Liſte iſt authentiſch!
Das muß ich ſagen! Schöne Cavaliere!
Freund Scudery! Sie ewiger Gascogner
Mit Ihrer Neigung für das Spaniſche
Und ſpaniſches Ritterthum! . . . .
Ich ſchätze, was
Einſt unſer Adel auf den Mauerzinnen
Jeruſalems für Frankreich that, die Banner
Der fremden Völker niederriß, daß nur
Die Kniee der Franzoſen an der Schwelle
Des Heil'gen Grabes ſich zuerſt gebeugt!
Das war die alte Zeit! Ein knorriges
Gewächs! Es wuchs zu wild! Des Adels Lichtung,
Die mit der Art ich hieb —
(Beruhigt ſich von ſeiner plötzlichen Aufregung.)
Doch gut! Ich will
Die Wünſche nur des eignen Herzens hören.
Nicht immer kann man's, guter Chataigny!
Wenn an dem Tage, wo an Aiguillon
Von meinem Aug' ich meine Freude gebe,
Um ſeiner Neigung heiße Glut zu ſtillen —
(Für ſich.) Und die Verſchwörer in Lyon zu hüten —
(Laut.) Ich heiter blicken ſoll, ſo wünſcht' ich wol,
Der Vicomte Herr von Chataigny, dem König
Ein werth'ſter Freund, höchſt liebenswürdig, jung

Chataigny.

Wie? Was?

Richelieu.

Von altem Adel —

Emérence (für ſich).

Gott!

Richelieu (der ſich nicht unterbrechen läßt).

Hm! Würde
Für euch —

Malthäus (bei Seite).

Mein Schwiegerſohn!

Richelieu.

Ich meine Cavalier —
Nur Führer durch Paris, das täglich ja
(Spielt mit dieſem Sachiren ſeiner eigentlichen Andeutung.)
Sich ſo erweitert —

Chataigny (dringend ablehnend).

Bitte, Cardinal!

Richelieu (läßt Niemand zu Wort kommen).

Geleiten Sie die Dame! (Bei Seite.) Die Verbindung
Befreit mich von der läſtigen Bewerbung
Um meine Nichte!

Chataigny

(ablehnend und die Führerſchaft durch Paris als unnöthig darſtellend).

Herr von Lamperières
Wohnt nicht hier in der Nähe, kennt Paris —

Richelieu (hört nicht darauf und fährt fort).

Wo nahmſt Du Herberg'?

Matthäus.

Am Theater, Freund!

Richelieu.

Und wo dort?

Matthäus.

Gaſthof zum Condé!

Emérence und Chataigny

(dieſer mit ärgerlichem Ausdruck, weil Richelieu nicht auf ihn hören wollte).

Zum Cid!

Matthäus.

Zum Cid, ganz recht, in dem Hôtel zum Cid!

Richelieu. Mayret. Boisrobert (erſtaunt)

Zum Cid?

Matthäus (bei Seite).

Kind, hoffe nichts! Corneille ſcheint
Hier eben nicht zum beſten angeſchrieben.

Richelieu (befremdet).

Das Gaſthaus zum Condé liegt am Theater!

Beudery.

So wiſſen Eminenz und Sie noch nicht? Man hat
Das Gaſthaus zum Condé zum Cid benannt!

Richelieu.

Iſt Cid Condé? Condé der Cid? Wie reimt das?

Scudery.

Der Prinz Condé war kürzlich in Paris
Und sah den Cid! Da hob die Macht der Sage,
Das span'sche Colorit, das leider nur
Corneille nicht begriff —

Emérence (will widersprechen).

Scudery (sie niederblickend).

Die Heldenseele
So mächtig, daß ihm Thränen rannen in
Den Bart, und bei den Worten: „Auf Castilianer!
Auf Navarresen! Auf in Kampf und Tod!"
(Sie sind gestohlen aus dem Romanzero,
Das ich zur Laute mich erbieten will
Bei jedem Gastmahl öffentlich zu singen!)
Er wen'ger mit den Händen klatschte, nur
Den Degen immer in die Scheide stieß
Und rasselte und stampfte mit den Sporen!
Dann heimgekehrt in das Hôtel Condé
Befahl er, was dem Stoff ich gerne gönne,
Daß jetzt das Haus man nach dem Cid benenne.

Richelieu.

Dem Cid? Condé? Und Castilianer? Wie — (Tritt ab.)
Empfohlen meinem Angedenken, geht!

Matthäus.

Mein alter —

Richelieu.

Wiedersehen!

Matthäus.

Eminenz!

Chataigny (bei Seite).

Vom Carcer iſt nicht mehr die Red' —!

Emérence.

Ich bitte —

Richelieu.

Ein ander mal! Hier, Vicomte Chataigny!
Die Liſte iſt erledigt! (Gibt ſie zurück.)

Chataigny (halblaut).

Mit Proteſt!

Richelieu (höchſt aufgeregt).

Zum mindeſten
Begleiten Sie die Dame durch Paris,
Das man in vierzehn Tagen — Cid — Condé —?

Chataigny (gibt Emérence den Arm).

Als Cicerone denn! (Bei Seite.) Corneille, eile
Und wirb Dir der Marquiſe Schutz!

Emérence (nimmt widerſtrebend den Arm, für ſich).

Was iſt nur?

Matthäus.

Heil — (Er ſieht nach Richelieu's Stimmung.)
Euer Gnaden — wenn Du — oder — wenn Sie —

Richelieu (alle Drei unterbrechend).

Auf Wiederſehn! Genug! Genug! Genug!

(Alle Drei, Emérence zögernd nach links blickend, ab durch die Mitte.)

(Mayret, Beisrobert, Senderv geben ſich Zeichen triumphirender Spannung.)

Richelieu.

Was muß ich hören!
Als Sie von Ihrem Angriff auf den Cid
Gesprochen, Boisrobert, was stockten Sie
Bei Ihrem fünften, sechsten Grund, warum
Dies Werk so wider sein Verdienst entzücke?
(Alle Drei verlegen wegen der Nothwendigkeit, von Politik zu sprechen.)
Sie schweigen? — Flüchtig nur und aufgeregt,
Zerstreut bin ich dem Cid gefolgt — Condé —?
Warum Condé? Des Adels Führer? Ha! Ein Zweikampf
Ist, wie ich mich entsinn', im Cid geschildert!
Ein Zweikampf, dem (jetzt schon begreifend)
ein Herzog Bouteville,
Ein Graf Chapelles als Opfer fallen mußten,
Weil ich den Zweikampf mit Schaffot bestrafe?
So sprecht!

Boisrobert.

Der Grund, den wir gedruckt nicht wagten —

Mayret.

Als wahren Anlaß des Erfolgs zu nennen —

Scudery.

Obgleich er offen vorliegt im Sujet —

Boisrobert.

Nicht alle Große denken wie mein Herzog —

Mayret.

Doch auf Schaffoten bluteten die Häupter
Von Pairs — die nur allein bedeckten Haupts —

Scudery.

In Spanien noch vor ihrem König ſtanden —

Boisrobert.

Und dieſe Welt feudaler Sitte iſt —

Mayret und Boisrobert.

Dies alte Ritterthum —

Alle Drei.

Verklärt im Cid!

Richelieu (für ſich).

Schlug mich denn Blindheit, als ich das nicht ſah!

Boisrobert.

Vergebung, Cardinal, wenn wir berührten —

Mayret.

Was anzudeuten ſchon erſchrecken mußte —

Scudery.

Ein Feld iſt dies, wo ehrenvoller wir
Den Streit vermeiden, als ihn ſchüren helfen.

Alle Drei.

Die Frau Marquiſe!

(Alle Drei begeben ſich, ſeine Aufregung und die Erwähnung der bedenklichſten politiſchen Dinge fürchtend, in den Hintergrund.)

Achter Auftritt.

Marquiſe kehrt zurück. Die Vorigen.

Marquiſe
(fröhlich in die drückende Pauſe hineinſprechend).

Und nun zum Mahl, ihr Herrn'
Wie? Stockend das Geſpräch? Mich feſſelte
Ein Zauberer der Rede, der mir Bücher
In Menſchen wandelte! Die todten Bilder
Wie lebend von den Wänden ſprach! Ja, Oheim,
Was dieſe Herren auch geſchrieben haben,
Wozu ſie Ihnen auch verſchworen kamen,
Iſt irgendwo aus dieſer rauhen Welt
Ein Ausweg möglich nach den ſchönen Landen,
Die in der Fabel blühten, wirklicher
Uns ewig blühen in dem Innerſten,
So bahnt der Eid den Weg und führt uns aufwärts!

Richelieu.

Hat ſich die Welt verſchworen? Nun — auch Du?

Marquiſe
(deutet auf die Akademiker, deren Neid ſie für die Urſache dieſer heftigen Erregung hält).

Das Gift des Neids wird Ihnen widerſtehn!

Richelieu.

Was ſoll der Eid?

Marquiſe.

Seh' ich ihn heute Abend,

Vielleicht, daß ich die ſtrengen Rhadamanthen
Dort weniger verachte; jetzt leb' ich
Im Sonnenlichte von Sevilla nur!
Der Nebel der Jahrhunderte ſenkt roſig
Sich auf des Ebro Ufer! Gondeln rauſchen
Beim Schwirren der Guitarren! Alles plaudert
Von Märchenluſt, von Liebe, Tapferkeit —
Nicht nur der Maurenzeit — ganz Afrika,
Erſchloſſen wie die Kammer Aladin's,
Seh' ich im Dichterglanz verſunkner Zeiten!
Die alte Welt ſchon bis Karthago hin!
Bis Sophonisbe —!

(Deutet fein auf das Manuſcript in ihrer Taſche und bei Seite.)

O, ich las ſchon! Act
Eins! Erſte Scene!

Richelieu (ergreift das Manuſcript).

Papilloten laſeſt Du — —
Für Deine Locken! (Zerreißt das Manuſcript.)

Marquiſe
(greift danach und rettet es theilweiſe).

Wie? Iſt's möglich! Oheim?

Richelieu.

Zum Rubenſaal, ihr Herrn! Wir ſprechen weiter!

(Alle Drei verbeugen ſich und gehen triumphirend nach Rechts.)

Marquiſe (den Zuſammenhang ſuchend).

Ja, was geſchah denn nur, und was begibt ſich?

Richelieu

(in Bezug auf die in Afrika ſpielende Sorbonisbe).

Der Löwe ſchlummerte in Afrika!

Marquiſe.

Wie find' ich Sie erregt?

Richelieu.

So blendete
Die Eiferſucht das Auge mir und ſtopfte
Das Ohr, daß ich vertauſendfacht nur mich
An jenem Abend im Theater ſah!
Mit einem Lorber ſah, der nicht erkannt,
Mit meinem eitlen: Ich auch bin ein Maler!

Marquiſe.

Ja — wie begreif' ich —?

Richelieu.

Wie nur — ging der Cid?
Wie war's? Ein caſtilianiſcher — Ritter — den
Die Mauren Cid, Seid, heißt Herr, genannt,
Rodrigo — liebt Chimene — ſie liebt ihn —!
Da fügt — ein Zufall — daß Chimenens Vater —
Der Vater ſeiner Angebeteten —
Mit Don Diego, Don Rodrigo's Vater —
In Streit geräth — der Graf beſchimpft den Greis —
Verwundet tödtlich Don Diego's Ehre,
Der ſelbſt zu ſchwach, um Rechenſchaft zu fodern,
Dem Schwerte des Beleidigers den Sohn,

Chimenens Liebe, in die Schranken ruft!
Rodrigo folgt entſetzt, rächt ſeinen Vater,
Erſchlägt im — Zweikampf den Vermeſſenen,
Den Vater ſeiner eigenen Geliebten,
Und dieſer Streit der Kindespflicht und Liebe,
Des Haſſes, der in Liebeswahnſinn ſpricht,
Des Haſſes, der ſich Haß aus Liebe nennt —

Marquiſe.

Ich ſtaune Ihrer Prüfung, Cardinal!

Richelieu.

Der Streit iſt ſchön — er hat auch mich gerührt
Und Aehnliches zu ſchaffen überredet.
Doch Don Fernando, König von Caſtilien,
Am Schluß, den ich zur Hälfte kaum gehört —
Legt Beider Hände, Don Rodrigo's blut'ge,
Chimenens zitternde, zuſammen, läßt
Dem Zweikampf jedes Recht, vertagt die Strafe
Auf eine Friſt der Zeit, wo Niemand urtheilt
Als nur das Herz. Ergriffen von dem Zauber
Der Milde raſſeln ſie mit Schwertern, jubeln
Dem Königthum, das Adelsrechte ſtütze!
Mein gutes Kind! Wir kannten nicht den Cid
Und der, der Dir ihn ſchilderte, noch wen'ger.

Marquiſe (ganz heraustretend).

Cornellle — — nicht den Cid?

Richelieu.

Wer ſagſt Du?

Marquiſe.

Er,
Er ſchilderte ſein Werk!

Richelieu.

Corneille?

Marquiſe.

Mir
Empfohlen aus Rouen von meinem Bruder
In einer wicht'gen Sache, die perſönlich
Er Ihrer Gnade zu vertrauen wünſcht!

Richelieu

(mit der ganzen Kraft ſeines ausbrechenden Mistrauens).

Sich zu entſchuld'gen ſchon, daß abſichtlos
Der Cid geprägt zur Loſung meiner Feinde?

Marquiſe.

Das glaubten Sie? Den Cid verleumden Ihnen
Nur ſeines Ruhmes Neider!

Richelieu.

Nein! Nein! Nein!
Schlägſt Du den Einen Kopf, es wachſen zehn —
Es wachſen hundert — Bin ich Richelieu! (Er klingelt.)
Dubois! Zum Louvre!

Marquiſe (immer noch nicht im Klaren).

Himmel, was geſchieht nur?

Neunter Auftritt.

Dubois eilig mit einem Briefe. Die Vorigen.

Richelieu.

Nichts von Geſchäften! Sänfte vor! Die Sänfte!
Mit meiner Garde! Allen Pagen! Auf!
Zum Louvre! (Er beſinnt ſich.) Ich beſinne mich, der König
Iſt noch in Saint-Germain.

Dubois.

Er iſt zurück!
Und ſchleunigſt will er dies (übergibt den Brief)
an Sie befördert!
Vicomte von Chataigny begleitete
Die Fremden aus Rouen, als ihm Trabanten,
Dies Eurer Eminenz zu überbringen,
Mit Windesſchnelligkeit begegneten!
Der Antwort harrt er in dem Vorgemache! (Tritt zurück.)

Richelieu (öffnete und las).

Ha! Grauſam rächt ihr euch, ihr eitlen Muſen,
Daß ich mich eurer Jugend noch genaht!
Lies da! Was man erlebt vom eignen König!
Ein Staatsminiſter! Richelieu von Ludwig!

Marquiſe (lieſt).

„Mein lieber Cardinal! Ich ſchreibe dies
Im Einverſtändniß mit dem Adel Frankreichs!

Die Krone muß dem Advocaten Corneille,
Der uns den Cid gedichtet, ſich verpflichtet
Schon vor der Nachwelt fühlen. Darum will ich
Zum Zeichen meiner ganz beſondern Gnade,
Zur Anerkennung ſeiner ſeltnen Gaben,
Ihn in des Reiches — — Adelſtand erheben
Und heiß' Euch dieſem obbenannten
Und jetz'gen Edelmann, Herrn von Corneille —"

Richelieu (ſchlägt den Brief nieder).

Sein Wappen und ſein Pergament zu ſchreiben!
Geht, Dubois, geht! Laßt noch die Sänfte! Hört Ihr?
Vergeſſen hatt' ich ganz das Mahl der Dichter!

(Dubois, der hinten ſtand, aber Alles hörte, halb ab, zögernd und lauſchend.)

Richelieu.

Ein offner Fehdebrief des Hofs und Adels! ....
Hebt Ihr die Häupter wieder? Ward vom Blute
Der Montmorencys angeſpritzt die Locke
Selbſt nicht der Greiſe, tapfrer Prinz Condé?
Ich ſchnalle meinen Harniſch wie der Cid!
Ich zeige meine Farbe wie der Cid!
Ich werfe meinen Handſchuh wie der Cid
In angemeſſen wohlerwognen Schranken!
Es wird mein erſter Kampf nicht mit Gedanken!

(Will ab.)

Marquiſe.

Nein, Oheim! Wie? ... Und — (ſchmeichelnd) Sophonisbe?

Richelieu

(mit einer eigenthümlichen eleglichen Koketterie).

Mein erſtes Stück! Ich nannte es Mirame!
Es war nur halbe Kraft! ... Mahnt mich's auch ewig,
Daß ich zum Staatsmann nicht geboren wurde,
Zum Krieger nicht, es ſei denn Eines Urſprungs
Die ſchaffende Gewalt mit dem Beruf
Des Dichters, ſoll — es — doch — nicht ſein! Mir bleibt
Die Dichtkunſt nur, die Staaten lenkt —! 's iſt wahr!
Den Erdball, dieſe Sonne, die Geſtirne
Schuf auch ein Künſtler einſt, der größte Dichter!

(Pauſe.)

Dem — ſtümpr' — ich — nach! ... Für Deine Locken, Kind!
Nichts mehr davon! Haarwickeln! Haarwickeln!

(Er wendet ſich noch einmal.)

Und nicht für Deine Hochzeitslocken!

Marquiſe (freudigſt).

Oheim!

Richelieu.

Die Großen bind' ich mir, das ſeh' ich wol,
Mit Roſenketten nicht! Sie wollen Eiſen!
Haarwickeln! Haarwickeln! Für Deine Locken! Nichts
mehr davon! Zum Mahle!

(Zur Rechten ab mit der Marquiſe, die noch einen Blick nach der Mitte hinauswirft.)

Dubois

(allein. Er ſieht ein auf dem Tiſch von dem zerriſſenen Manuſcript zurückgebliebenes Blatt).

Da liegt das Stück in Stücken! — Nur der Titel —?

Wie hieß es denn? So — Sopho — Sopha —
Sophanipſe! Gott
Sei Dank, daß er bei Zeiten klug geworden!

(Er ſteckt das Papier zu ſich und folgt ſchnell nach Rechts.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Ebendaſelbſt.

Erſter Auftritt.

Dubois. Dann Chataigny.

Dubois (horcht nach Rechts).

Das iſt ein Lärm! . . . Das geht da durcheinander!
Burgunder, Ariſtoteles und Auſtern!
Akademie, Strachino und Corneille!
Den, ſcheint es, ſpeiſten ſie am liebſten Alle
Als Fricaſſée —! Den Cid — (horcht) „vernichten!“
— Schweigen
Geloben ſie, als wären ſie Verſchworne!
Jetzt redet die Marquiſe! Und wie fein!
Sie ſchützt den Dichter, weil er ihr empfohlen!
Weil er ein Freund des Herrn von Chataigny —
Wie ſchlau! Sie weiß es, mit dem Cardinal
Iſt nicht zu ſpaßen! Doch man überſtimmt ſie!
Was ſoll denn werden? Ich verſtehe nicht — (horcht näher.)

Chataigny (kommt durch die Mitte).

Nun, das iſt einzig! . . . Hat man mich vergeſſen?

Dubois.

Ja ſo! Vicomte! Sie noch? Sie ſollen warten!

Chataigny.

Ich „ſoll"? „Sie ſollen" warten? Herr Haushofmeiſter!
Das heißt mich nur mein Herr und König!

Dubois.

Blitz!
Sie ſind bei Cardinal von Richelieu! (Will ab.)

Chataigny.

Ja leider! Leider! Dubois, der Brief,
Der eben überbrachte, findet Anſtand? Hm!
Wie war die Wirkung?

Dubois.

Indiscrete Frage! (Will ab.)

Chataigny.

Nun, nun! Pſt! Hören Euer Gnaden doch!
Zugegen noch Corneille?

Dubois.

Gegangen!

Chataigny.

Dubois!
Noch eine Frage! Und die ſchmerzlichſte!
Wann gibt es Hochzeit?

Dubois.

Wenn da drinnen

Abbé von Voisrobert die Glocken läutet
Und Postillone nach Lyon bestellt!
Heut ist's ein Dienst, den Athem zu verlieren!
(Ab durch die Mitte.)

Chataigny (allein).

Grob? ... Grob! Mir recht! Das ist ein gutes Zeichen!
Dann sieht man die Verlegenheit der Großen!
Ich fange an zu hoffen! Seit dem Zorn,
Als man Condé und castilian'sche Ehre
Genannt — und nun des Königs Brief — seitdem
Zieht er die Hand zurück vom Adel, den er
Durch Milde sich am wenigsten versöhnt.
Ein Freund Condé's, ein Aiguillon? Das ist
Kaum möglich mehr! Er zuckte so die Brauen —
Der alte Schulfreund sprang um dreißig Jahre
Ins Dunkel der Vergessenheit zurück.
Der Cid wirft Alles um! Nur leider,
Wenn es Corneille büßen müßte? — Ah, da ist sie!
Und aufgeregt? Was wird sie haben?

Zweiter Auftritt.

Marquise kehrt erregt zurück. Chataigny.

Marquise.

Nein!
Das ist ja unerhört! Das ist — Sie sind es!

Chataigny.

Ich bin's! Was haben Sie?

Marquiſe (in Verlegenheit, ob ſie ſich entdecken ſoll).

Nichts!

Chataigny.

Nichts? Nichts?
Iſt das ein Wort? Nach vierzehn Tagen — Nächten —?
Denn Nächte ſchläft man nicht, wenn man vernimmt,
Herzöge ſpukten hier! Iſt es denn möglich,
Was ich in Saint-Germain vernehmen mußte!
Warum ich hergeflogen nach Paris!
Belohnt man ſo den rückſichtsvollſten Freund
Der Jugend, der mit Ihnen auferzogen,
Der Reiten Sie gelehrt, mit Falken jagen,
Der aus Verzweiflung, als Sie Combalet
Eroberte, im Wald von Fontainebleau
Auf ewig ſich als Jäger unſichtbar
Der Welt entzog, dann ſich der Witwe wieder
Nur ſeufzend nahte, ſtill den Bügel hielt,
Beim Jagen die geladne Büchſe ruhig
Mit einem: Hier ein leiſer Druck! gereicht —
Nichts wollte, nichts begehrte, und für Alles,
Was eines Paladins der alten Zeiten,
Don Sancho's würdiger geweſen — Wiſſen Sie,
Don Sancho aus dem Cid?

Marquiſe.

Gewiß! Dem Cid!

Dem Cid! Wir haben von dem Cid den Kopf
So voll —

Chataigny.

Vom Cid?

Marquiſe (bei Seite).

Ich muß dem Dichter helfen!
Mein Bruder hat ihn mir empfohlen! Mehr noch!
Es iſt ja Frauenpflicht, auch ſich den Nachruhm,
Ein Blättchen nur in ſolchem Kranz zu ſichern!

Chataigny.

Sie ſprachen — von dem Cid —?

Marquiſe.

Nein — nein —

Chataigny.

Von meiner Liebe!
Nein! Liebe muß im Herzen wohnen, nicht
Im Kopf! Ach Gabriele! Dieſe Zukunft,
Die ich mit Schaudern ſchon mir nahen ſehe!
Da ſitz' ich einſt auf einem Ruheposten
Als ausgedienter Jäger! Nur ein Hund
(Der alte Tiras, ach, Sie kennen ihn),
Der kauert gichtgeplagt ſich neben mir
Und um die Wette huſten wir Erinnerungen
An alte Zeiten in den Wald hinaus!
An manche Entenjagd, die aus der Ferne
Vom weißen Zelter Sie betrachteten,

Belachten, wenn ich mit dem Tiras tief
Im Röhricht watete —

Marquiſe.

O Chataigny!
Wenn auch der Oheim plötzlich auf die Großen
Von einem Zorn ergriffen iſt —

Chataigny.

Iſt's möglich!

Marquiſe.

Die Zeiten, wo wir hofften auch für uns,
Sie ſind vorüber!

Chataigny (wirft ſich ihr zu Füßen).

Nein, ſie leben!

Marquiſe.

Chataigny —

Chataigny.

Hier iſt mein Platz! Nur Sie ganz Schülerin
Des Pater Joſeph! Diplomatin nur
Vom Scheitel bis zur Zehe! Gabriele —!

Marquiſe.

Auf! Chataigny! Wir ſind bei Richelieu!
Und was nur klagen Sie! Er zeigt ſich Ihnen ja
Von ganz beſondrer Güte! Eminence
Von Lamperières —

Chataigny.

Ja ſo — Ach das? (Steht auf.) Er denkt
An meine Schulden —

Marquiſe.

Sie iſt jung und ſchön —

Chataigny.

Viel zu gelehrt für mich! Ja, denken Sie!
Als Cicerone führt' ich eben Beide,
Das Fräulein und den Vater durch die Straßen,
Erklärte hier 'nen Platz und da 'nen Brunnen:
Vor jeder Inſchrift blieb ich ſtehn und legte
Den Finger an die Naſ' und ſagte: Dies,
Mein Fräulein, dies, dies iſt, dies iſt — Lateiniſch!
Ganz recht, ſprach dann der Alte, überſetzt' es,
Die junge Dame hilft und flüſtert mir
Die Schnitzer weg, als wenn ich ſie verſtünde!

Marquiſe.

Die Käufer Seiner Majeſtät, erfuhr ich,
Sind ſchuld, daß man bei dieſem Unterrichte
Sie ſtörte, jenen Brief zu überbringen —

Chataigny.

Die Antwort ſoll ich holen! Iſt ſie günſtig?
Sie haben etwas? In Betreff des Briefes?
Corneille droht doch, hoff' ich, keine Strafe
Für Seiner Majeſtät Gewogenheit?

Marquiſe.

Sie ſind ein Freund Corneille's —

Chataigny.

Bewundrer!
Und wenn ſein Cid die Aiguillons verdrängt,
Dann iſt es unſre Pflicht ihn anzubeten!

Marquiſe.

Es droht ihm leider, fürcht' ich (dreht ſich um) ein Verdruß —

Chataigny.

Ich hoffe Denen nur, die ihn verehren?

Marquiſe.

Man öffnet hoffentlich nicht die — (Stockt.)

Chataigny.

Baſtille?
Corneillen? Wie? Corneillen die Baſtille?

Marquiſe (dreht ſich um).

Chataigny.

Sie ſchweigen? Blicken um ſich? Richten klug nur
Ihr Auge — Ein Geheimniß zwiſchen uns!

Marquiſe.

Sie freuen ſich zum Unglück andrer Menſchen?

Chataigny.

Mit meinem Degen ſtoß' ich Jeden nieder,
Der meines Königs Freund, Herrn von Corneille,

Dem Freund der Götter will ein Gärtchen krümmen!
Doch — ein Geheimniß zwischen uns! O Himmel!
Der süßeste Besitz der treusten Liebe!
Es macht mich halb verwirrt! Was wird dem Eid?
Gewalt? Gericht? Verbot? Ein Scheiterhaufen?

Marquise.

Nein! Anders wird es kommen, Chataigny! (Sieht sich um.)
Die Akademiker, die Pamphletisten,
Die mit dem Oheim drüben eingeschlossen,
Empfehlen einen andern Weg der Strafe!

Chataigny.

Man wird ihn hoffentlich (sieht bald den Degen) verrennen können!

Marquise.

Die Akademie von Frankreich soll entscheiden
In öffentlicher Sitzung, ob den Eid nicht
Als schlechte, aller Regeln spottende
Und unerlaubte Neu'rung sie verwerfe!
Sie soll in einem Manifest verkünden,
Daß ihm der Kenner echter Beifall fehle!
Daß nur beschämt zur Erde blicken dürfe,
Wer diese Stümperarbeit je gelobt,
Gestützt, geehrt, und träf' es selbst den König!

Chataigny.

Das ist ein saubrer Plan! Doch, noch versteh' ich
Nicht recht — die Akademiker?

Marquiſe.

Es ſoll'n die Akademiker
Von Frankreich — vierzig Namen, die im Leben
Schon zur Unſterblichkeit privilegirt ſind,
Entſcheiden, ob der Cid nicht Pfuſcherarbeit
Und nur dem Spiel verdankt, wenn er gefallen.

Chataigny.

Und Richelieu? Das hat er anbefohlen?

Marquiſe (weicht aus).

Chataigny.

Und keine Hülfe da? — Mit Tinte kann ich
Den Akademikern nicht dienen —!

Marquiſe.

Wenn
Ich mich auf Sie verlaſſen dürfte —

Chataigny.

Ha,
Auf mich! Sie hätten —? Was?

Marquiſe.

Ein Mittel hätt' ich!

Chataigny.

Und welches? Ja, ich bin zu Allem fähig!

Marquiſe.

Es iſt ein Wageſtück! Ein luſtiges,
Wenn es gelingt; ein höchſt bedenkliches,
Wenn nicht!

Chataigny.

Heraus damit! Was kann es ſein?

Marquiſe.

Corneille muß ſich freilich einverſtanden,
Den Plan zu unterſtützen zeigen —

Chataigny.

Nun?

Marquiſe.

Sie wiſſen, daß mein Oheim — — Dichter iſt?

Chataigny.

Zum Schrecken ſeiner Zeit! Die Nachwelt wird
Davon die Kunde nur mit Staunen hören.

Marquiſe.

Und dennoch lebt er ſo vertraut der Bühne,
So mit den Dichtern freundſchaftlich verbunden,
Daß man den Glauben (leiſe, ſich umſehend) leicht ver-
breiten könnte,
Der Cid verdanke — ſeinen Urſprung der Berathung —

Chataigny.

Verdanke ſeinen Urſprung der Berathung —?
Ha! Ha! Mit — Richelieu — doch nicht?

Marquiſe.

Und doch!
Dergleichen etwas — oder Aehnliches —
Man müßte ſich Corneille's vergewiſſern —

Chataigny.

Corneille soll den Cardinal als Quelle —?
Als Quelle für den Cid —? Ha, ha! Wie ist das?

Marquise.

Begeben Sie sofort sich zu Corneille —!
Man kommt! Der Oheim ist's! Ich sag' es drinnen.

Chataigny.

Das ist ein Teufelsweib, wär's nicht ein Engel!

(Beide schnell ab nach links.)

Dritter Auftritt.

Richelieu (zum Ausgehen bereit) kommt mit Boisrobert, Mayret, Scudery zurück.

Richelieu.

So recht! So bahnt es an! Das scheint ein Ausweg
Zu der Genugthuung, die ich bedarf?

Boisrobert (reicht ihm ein Papier).

Richelieu.

Vortrefflich! Diesen Antrag stellt! Schon heute!
Zur Abendsitzung fordert die Collegen —!
Ich selbst enthalte der Debatte mich!
Thut das der Präsident, auf den man blickt
Und dessen Wort man gern zuerst vernähme,

So wird ſein Schweigen bald errathen laſſen,
Was er — bedarf in Anbetracht der Deutung,
Die ſeine Feinde dieſer Dichtung geben!
Das Uebrige entſcheidet dann natürlich
Nur — Ariſtoteles! Dank, Boisrobert!

(Gibt das Papier zurück.)

Mayret.

Vorläufig läßt man einen Ausſchuß wählen —

Scudery.

Zu dem wir uns am beſten eignen würden!

Richelieu.

Falls man Sie Richter nicht in eigner Sache
Wird nennen. Doch das findet ſich! Man ſtellt
Die Frage: Hat der Sie Berechtigung,
Die Regeln des Geſchmackes zu beirren?
Das Publicum ſo hinzureißen? Steht
Der Scenenbau im Einklang mit dem Ganzen?
Sind die Perſonen dem Sujet entſprechend?

Mayret.

Iſt die Diction untadelig?

Boisrobert.

Sind die
Motive überzeugend?

Scudery.

Hat Guillem de Caſtro
Und Don Juan Perez de Vellerade

Auf ſpan'ſchem Boden nicht den erſten Anſpruch
Auf die Erfindung?

Richelieu.

Das dann ſo der Welt
Mit — griechiſchen Citaten hingeſchleudert —
Erſt ſpottet man, erſt wird man widerſprechen
Und endlich bleibt denn doch der Makel haften!
Vernichtet iſt der Eid und lächerlich
Sind Die, die ihn gelobt, um mich zu kränken!
(Alle Drei drücken ſich die Hände.)
Das habt Ihr neid'ſchen Schelme da wol nicht
Erwartet, als ich heute Euch geladen,
Mich zu zerſtreuen und ich Euch gefragt —
Nach — hm — afrikaniſcher Mythologie! — (Klingelt.)

Dubois (kommt durch die Mitte).

Boisrobert (bei Seite).

Die Muſe triumphirt! Doch leider fürcht' ich
Für Herzog Aiguillon und meinen Auftrag!

Richelieu.

Zum Louvre alſo! Dubois! Die Sänfte!
Die Herren ſind zu jeder Zeit willkommen
Und eingelaſſen ohne weitre Meldung!

Dubois (zeigt nach Links hinein).

Dort, Eminenz, noch Herr von Chataigny!
(Ab durch die Mitte.)

Vierter Auftritt.

Die Marquiſe, Chataigny (kehren von Links zurück). Die Vorigen.

Richelieu.

Sie blieben um die Ehre unſers Schützlings,
Herrn von Corneille's?

Chataigny.

Der König wünſcht das Siegel —

Richelieu.

's wird ausgeſtellt! Nie ſetzt' ich einverſtandner
Den Namen unter ein Diplom! Der Bann
Der Einſamkeit, den — dringende Geſchäfte
Mir auferlegten, iſt vorüber. Sagen
Sie Seiner Majeſtät, daß ich zum Louvre
Mich unverzüglich einzufinden käme;
Vielleicht, daß ich Condé begrüße, Conti,
Lamballe und Herzog Aiguillon — ja ſo —
Der wartet in Lyon — Ich laſſ' ihn grüßen —
Abbé von Boisrobert!

Chataigny.

Auch ich!

Boisrobert (bei Seite).

Ein Korb!
So muß ich mich am andern Siege halten!

Richelieu.

Und leider nähmen jetzt mich die Geschäfte
Des Staats zu sehr in Anspruch —

Chataigny (beginnt ein abgekartetes Spiel).

Und noch mehr!
Noch vieles mehr! D'Cardinal —
(Tritt ab.) Zum Louvre!

Richelieu.

Was mehr?

Chataigny.

Zum Louvre sagten Sie? Im Louvre
Da wird die Neugier sich beruhigen!

Dubois (kommt geschäftig zurück und will etwas melden).

Richelieu.

Der ew'gen Kunkelwirthschaft! Dubois!
Zu Hofe! Chataigny begleitet uns!

Chataigny.

Nein unbegreiflich! Da auch die Marquise —
Sie will nicht Rede stehn.

Richelieu (sieht die Marquise an).

Worüber denn?

Marquise.

Ein sonderbar Gerücht, den Cid betreffend —

Richelieu.

Den Cid! Genug! Dubois, die Nacht

Schlaf' ich im Lager von Vincennes, um morgen
Die Musterung zu halten!

Dubois (meldet, was er vorhin sagen wollte).

Regiment
De Foix kommt, Seiner Eminenz Geleit
Zu geben von dem Seineufer eben
Herauf und —

Richelieu (unterbricht ihn rasch).

Zu dem Louvre reit' es! Grüße
Die Wiederkunft des Königs! Ist er wohl?

Chalaigny.

Der König schrieb den Brief an Eminenz
Mit Heiterkeit, bemerkend: Pah! Es mag
Den Eid geschrieben haben, wer da wolle,
Wir können nur uns an Corneille halten!

Richelieu.

Was ist — denn das — schon wieder?

Chalaigny

(tritt bedeutungsvoll an Richelieu näher heran).

Eminenz
Ein einz'ges Wort nur! War Corneille, Herr von
Corneille, nicht vor etwa sieben Jahren
Ich glaube von — Rotrou —

Marquise (flüstert).

Johann Rotrou —

Chataigny.

Johann Rotrou, dem Autor Klytämneſtrens —
Sehr protegirt? Sie protegirten wieder
Rotrou —?

Richelieu.

Rotrou? Was ſoll Rotrou?

Pagen (reichen ihm Papiere zum Unterſchreiben).

Chataigny.

Rotrou ſoll manchen Stoff von Eminenz
Damals empfangen haben — iſt's nicht ſo?

Richelieu.

Vor ſieben Jahren?

Marquiſe (zu den Akademikern).

Wiſſen Sie's?

Mayret. Boisrobert. Scudery.

Gewiß!

Richelieu

(nichts ahnend, nur mit dem Unterſchreiben beſchäftigt).

Man ſagt es, allerdings!

Marquiſe.

Es iſt erwieſen!

Richelieu (ſchreibend).

Von Jean Rotrou werd' ich's nicht leugnen können!

Chataigny.

Rotrou iſt todt! Was liegt zum Greifen näher,

Als, da Corneille die Stoffe von Rotrou,
Rotrou vom Cardinal empfangen, daß —

Alle (gerührt).

Daß —

Chataigny

(nach einer Pause. Dann mit gemütlicher und geistreicher Breitheit).

's war vor sieben Jahren etwa! Damals,
Obgleich ich Capitän schon bei der Garde,
War ich ein Kind doch noch (das heißt, ein Kind
In belletristischen, ästhet'schen Dingen):
Doch denk' ich wonnevoll des Abends,
Als man geheimnißvoll, höchst feierlich,
Im Saale drüben uns — ein Stück: Mirame spielte!

Boisrobert. Scudery. Mayret. Richelieu

(dieser schreibend und nur halb hörend).

Mirame?

Chataigny.

's war ein Werk von dunkelstem
Ursprung! Der Stoff aus Paphlagonien!
Oder Kolchis! Ja, ein Prinz liebt' eine Dame,
Die Dame ihn nicht —! Kurz! Es steht lebendig
Mir noch vor'm Auge, rauscht im Ohre, Stürme
Von Beifall (und dazwischen knallte,
Nach jedem Actschluß frisch herumgereicht,
(Champagner) .... Cardinal! Sie sagten damals
Dem Fanatismus unsers Applaudirens
(Wir Offiziere ließen nichts uns nehmen)
Das Beste an dem Stücke wäre Herrn

Von Scudery's (zeigt auf diesen) Maschinerie gewesen,
Der es in Scene setzt' als Regisseur:
Das war Bescheidenheit! Das haben Sie
Auch neulich wieder bei dem Cid gethan,
Als in die Loge Sie die Künstler riefen
Und das Gestüm nur lobten, nur die Helme,
Die Rittertracht, die langen Damenschleppen —

Richelieu (erhebt sich jetzt und hört erstaunt)
Versteht man das, Marquise?

Marquise.
Halb begreif' ich's!

Chataigny.
Kurz, Cardinal! Beflügeln Sie die Schritte,
Die Sie zum Louvre führen! Alles harrt
Voll staunender Bewunderung! Der König —
Schon an dem Briefe mußten Sie es merken —
Die Guises, Prinz Condé, sie Alle wissen's,
Wie wunderbar — der Dichter der Mirame
Im Lichte wieder seines Genius glänzt'

Mayret.
Im Lichte —?

Boisrobert.
Dichter —?

Scudery.
Glänzt —?

Richelieu.
Mirame?

Chataigny.

Ich ſage nichts — als: Schütze uns der Himmel
Noch lange Richelieu! Den größten Staatsmann,
Den größten Feldherrn des Jahrhunderts! Ja
Der, wenn er nur die Zeit beſäße, auch
Der größte Dichter uns geworden wäre!
Denn Stücke ſchreiben! Einen Plan erfinden
Und zu Rotrou zu ſagen: Alter, hier
Gib Acht! Hier haſt Du Actus Eins vom Cid!
Schreib' Du ihn weiter! Oder willſt Du ſelbſt
In höhrem Auftrag nicht dies Drama dichten,
So gib 'ner jüngern Kraft das Material:
Verwenden ſoll ſie es, wie's ihr beliebt:
Soll ſich den Ruhm davon behagen laſſen!
Das nenn' ich Größe! Das Unſterblichkeit!
Erſtaunen Sie und ſehn mich an mit Blicken,
Die nicht begreifen? Alle ahnen's — wiſſen's!
Zum mindeſten bei Hofe, bei dem Adel —

Alle (außer der Marquiſe ihn unterbrechend).

Ja was?

Chataigny

(ſchweigt. Geheimnisvolle Pause. Dann leiſe).

Daß es — zum Wohle — unſers Frankreich,
Wenn Alles, was die öffentliche Meinung
Von jener Höh', auf die Paris Sie ſtellten,
Sich wie des Bergſtroms Woge wälzen ſieht,
Nur Ihren Namen trägt! Nur Sie das Bett,

In dem die Ströme ſich verein'gen müſſen,
Ob ſie vom höchſten Sitz der Staaten ſchmelzen,
Ob vom Parnaſſe — Sie! ... So jetzt ſchon wieder
Ein neuer Ruhm! Lawinenartig wachſend!
Corneille von Retrou — Retrou vom Cardinal —
Der Cid in — höherem Auftrag — ſchon vor ſieben
Jahren —
Der eigentliche Autor, ein gewiſſer —
Ein Unbekannter, den wir Alle kennen —
Kein Wort! Kein Zweifel mehr! Nein, nein, die Kunde,
Daß in Corneille wir Richelieu bewunderten,
Auf' ich Paris und den Jahrhunderten!

(Eilt ſchnell ab und entfernt ſich durch die Mitte.)

Richelieu.

Iſt dieſer Chataigny verrückt? Was ſchwätzt er?

Boisrobert.

Unglaublich!

Mayret.

Wunderbar!

Scudery.

Höchſt dunkel!

Marquiſe.

Dunkel?
Im Gegentheil! Mir ſchien es höchſt verſtändlich!

Richelieu.

Der Hof nicht nur — er ſagte, halb Paris
Befände ſich —

Sendern.

In diesem tollen Irrthum?

Marquise. Boisrobert. Mayret.

Ha! Toll? Wie? Wer?

Boisrobert (der Letzte).

Das wird gefährlich ſchon!

Marquise.

Iſt's denn erwieſen nicht, daß Sie ſoeben
Den Stoff zu einer — Ariadne hörten,
Den Ihnen Eminenz als einen ihm
Seit Jahren werthen alten Lieblingsplan
So hingegeben wie der Krösus Schätze?
So findet ſich die Quelle jetzt vom Cid!

Alle (außer Richelieu).

Marquise!

Marquise.

Und warum denn nicht? Ich halte
Mit meinem Zorne länger nicht zurück!
Nur allzu gütig ſchlägt Ihr Herz, mein Oheim,
Für dieſe Akademiker! Sie haben
Mit ihrer Schwäche allzu lange Mitleid!
Was ſteht Ihr noch? Warum belagert Ihr
Mit Eurem Neide uns? Mit Eurer Scheelſucht?
Jetzt, nach dem Wort des Herrn von Chataigny,
Nach ſolchem Glauben, wär' er auch nur Wahn,
Liegt es ja auf der Hand — muß man ja wünſchen,

Den Antrag der Akademie vertagt?
Zum mindesten vertagt! Nicht wahr, mein Oheim?

Mauret.

Marquise!

Boisrobert.

Kann man glauben?

Beaudry.

Wie?

Marquise.

Nein! Nein! Nein! Halten
Sie sich nicht länger auf! Und dies noch nehmen
Sie auf den Weg sich zur Beachtung mit:
(Mit Ernst.) Für Alles, was Sie hier vernommen haben,
Was Sie vom Cardinal erfuhren, was
Im Schooße noch der Zukunft liegen möge,
Ein Schloß im Munde, fest —

(Sie stockend) wie die Bastille!

(Die Vier springen zurück, verbeugen sich dann erschreckt und laufen hinten angekommen, starren. Pause. Marquise lacht und klatscht hinter ihnen her.)

Richelieu.

Der Eid von mir? Nun, das verwickelt sich!
Wird immer besser! Ei, wahrhaftig, ja,
Da hätt' ich gleich im Augenblicke schon
Genugthuung! Die sicherste! Die kürzeste!
Nur leider ist der Spaß nichts Andres als
Ein Stück von Chataigny!

Marquiſe (fährt in ihrer heitern Laune fort)

Von Chataigny

Der Cid?

Richelieu.

Marquiſe — macht Ihr mich denn toll?

Marquiſe.

Kann ich verhindern, was die Menſchen glauben?
Sie werden glauben!

Richelieu.

Werden — glauben — daß — ich —?
Corneille wird ſich bedanken.

Marquiſe.

Richtig, ja,
Wie ſuchen wir Corneillen zu gewinnen?
Vielleicht gefällt ihm ſelbſt der Spaß.

Richelieu.

Der Spaß?

Daß ich den Cid geſchrieben?

Marquiſe.

Ei, wer ſagt
Soviel denn gleich? Den Cid geſchrieben! Nein,
Daß Sie nur ſeine Quelle waren!

Richelieu.

Iſt
Zu wenig, wenn es nützen ſollte. Hm —
Ein guterfundner Plan! Sieh! Sieh! Und wenn
Corneille gar Gefahren fähr —

Marquiſe.

Wie? Gefahren?
Nein, Oheim! Keine Drohung! Nur Gerüchte!
Nur dunkelſte Gerüchte! Chataigny
Verbreitet ſie! Die Großen werden ſtutzen!
Der König wird befangner leben! Lange
Doch währt es, bis Corneille's Einſpruch, falls er
In ſeinem Ruhme ſo empfindlich wäre,
Dem leichtbeſchwingten Fluge Chataigny's
Wird folgen können! Halb Paris ſchon weiß es —

Richelieu.

Wahrhaftig — dieſer Teufelsjäger iſt im Stande —?

Marquiſe.

Der bringt es in die Welt — ruft's in den Straßen —'
(Draußen hört man Volksgetümmel und ein Hoch auf Richelieu! Hoch dem Cardinal!)
Da hören Sie!

Richelieu.

Wie — was — wer?

Dubois (tritt ein).

Cardinal!

Marquiſe.

Dubois?
Sie rufen Hoch dem Dichter des Jahrhunderts?
Dem erſten, der — wie Dubois! Was ruft man?

Dubois.

Nein, Seiner Eminenz, dem Neuerſtandnen,

Der Welt Zurückgegebenen! Die Sänfte, die
Zum Louvre Sie zu tragen ſteht, umringt
Das Volk, voll Jubel, wieder Sie zu ſehen!
Die Menge will zum Schloſſe Sie geleiten!
Und Muſiker —

(Es beginnen Fuchs von Trompeten und Pauken.)

Beritten aus Vincennes,
Die Boten Guebriant's —

(Hochs! Jubel und kriegeriſcher Lärm draußen.)

Richelieu.

Was ſoll das! Fort!
Wer drängt ſich zu mir?

Dubois.

Generale, Räthe
Der Stadt, der Bürgermeiſter, Syndicus,
Die Abgeordneten des Parlaments,
Die allzu lange Ihrer warteten,
Weil Sie beſchäftigt waren mit dem — nein,
Politiſchen Geſchäften wollt' ich ſagen.

Richelieu.

Heut' Abend will ich ſie empfangen! Jetzt —
Jetzt muß ich an den Hof! Der Lärm ſoll ruhn!
Genug! Genug!

Dubois.

Nur Eminence ließ ich
Von Lamperières und ihren Vater ein!

Sie bittet dringend um Gehör bei Ihnen,
Marquiſe! Flehentlich! Da iſt ſie! (Ab.)

(Die Trompeten blaſen einige kurze melodiſche Sätze in lebendigem Rhythmus.)

Fünfter Auftritt.

Emérence. Matthäus. Die Vorigen.

Emérence (äußerſt aufgeregt, hereinſtürzend).

Nein!
Nein, laß mich —!

Matthäus.

Mäß'ge Dich!

Emérence.

O, Frau Marquiſe,
Ich bitte — Ha, der Cardinal!

Matthäus.

Da ſiehſt Du!

Richelieu.

Was iſt? Was ſoll die Haſt?

Matthäus.

Vergebung! Sie
Iſt ungeſtüm und wild in allen Dingen!

Richelieu.

Und worin jetzt? Was gibt es, Emérence?

Eminence.

Ich wollte, — ach — ich meint' — ich wußte nicht —

Matthäus.

Was haſt Du Meinungen? Was kannſt Du wiſſen?

Richelieu.

Tyrann! Laß ſie doch reden!

Eminence.

Iſt es wahr,
Was man vernimmt? Was alle Welt erzählt?

Richelieu.

Ja was?

Eminence.

Daß Pierre Corneille —

Richelieu.

Ja? Ja?

Eminence.

Soeben —
Von Seiner Majeſtät geadelt wurde?

Richelieu (ärgerlich, ſich getäuſcht zu ſehen).

Ach! Alte Sachen!

Marquiſe

(bei Seite, triumphirend über ein ſchon gewonnenes Eingehen auf den Ausweg).

Nicht das Allerneueſte!
Er fängt es an zu wünſchen! Halb zu wollen!

Matthäus.

Was drängſt Du Dich hervor mit Deinen Fragen?

Marquiſe.

Doch ſtaun' ich dieſes Antheils, dieſer Freude —
Mein Himmel! Wie ergreift mich's! Wär' es möglich?
Johann Matthäus Herr von Lamperières!
Rouen wird ſicher wol den Edelmann,
Herrn von Corneille, erſtaunt begrüßen?

Matthäus.

Das
Gewiß! In den drei Lilien — dieſes iſt
Das adlige Caſino, gnäd'ge Frau,
Hat er jetzt Zutritt! Ohne Zweifel wird
Dies innerhalb der beſſeren Geſellſchaft
Ihm Stellung geben!

Marquiſe.

Hören Sie und ſtaunen!
Corneille iſt die — Liebe Emérence's?

Richelieu. Emérence. Matthäus.

Ha!

Marquiſe.

Das war Corneille's Wunſch? Das ſeine Bitte?
Die auszuſprechen er verhindert war?
Und die er ſich bekämpfte zu verrathen?

Emérence.

Er wählte —

Matthäus.

Wählte? Was? Wer ſpricht von Wählen?
Wir nehmen nur! Vergebung dieſer Schwätz'rin!

Seit dreißig Jahren hab' ich immer nur
Von meinem alten Schulfreund angenommen!

Richelieu.

Wie — redet — ihr? Was — haben da — die kleinen
Kobolde des Geſchickes mir geſchmiedet?
Corneille — iſt — die Liebe — Emérence's?

Marquiſe (bei Seite).

O Himmel! Wie erregt ihn die Entdeckung —?

Matthäus.

Es iſt ein Bund, der ſich im Stillen ſchloß —
Und den ich nimmermehr, wenn Du — wenn Sie —

Richelieu.

Ich bin es, der (bei Seite) mit Einem Schlag ſich helfend,
Die Märchen Chataigny's beſtät'gen könnte?

Marquiſe (bei Seite).

Jetzt muß Corneille? O Gott, was that ich!

Richelieu (bald bei Seite).

Nein, nein! Wie träum' ich! Dennoch — wenn Corneille
Es wollte, wollen müßte — Ha, das nicht —!

Marquiſe (bei Seite).

Unglückliche! Er hält den Ausweg feſt
Und zwingt ihn jetzt und will den ganzen Ruhm?

Matthäus.

Im Gegentheil! Nein, wenn es Anſtand findet —

Richelieu.

Warum denn Anſtand?

Emérence.

Dank!

Richelieu.

Du liebſt — das heißt —
Ihr liebt Euch Beide? Und Corneille gibt —
Er gibt ſein Alles, Dich nur zu beſitzen?

Marquiſe (bei Seite).

Den Eid an Ihn, als Preis für ihre Hand —
Die ihm verloren iſt, wenn — o, was that ich!

Richelieu.

So rede doch! Du liebſt — ſprich, Emérence!
Wie liebſt Du ihn? Laß doch mich Alles wiſſen!

(Draußen hört man ein melodiſches Reiterlied der abziehenden Truppen.)

Emérence.

So lieb' ich ihn, als lebte meine Seele
Ihr Leben nur allein in ſeinem Sein,
Als wäre ausgetauſcht ſein Athem mein,
Sein Wort ein Ton und Hauch der eignen Kehle!
Und dennoch — wenn ich Worte ſuch' und wähle,
Zu ſagen: Ach, ſo, Einz'ger, bin ich Dein!
Muß ich bei allem Glücke ſtumm nur ſein,
Stumm gleich der Blume, Perle, dem Juwele,

Die nicht begreifend ihren Schöpfer loben,
Sich ſelbſt nur geben, wie ſie ſind, nur leben
Vom Duft, vom Glanz, vom Farbenſchmelz umwoben!
Denn ſagen, was die Liebe, ganz enthüllen,
Wie Liebe kann ein treues Herz erfüllen,
Das ward von Sterblichen nur Ihm gegeben!
(Das Lied draußen verhallt allmälig.)

Richelieu (aufs heiterſte einfallend).

Die Dichterin dem Dichter?

Matthäus.

's iſt der Geiſt
Der Mutter!

Richelieu.

Ja, der Deine nicht, das kann
Ich zeugen! — Geht! Und hofft! Und wartet drüben,
Bis ich zurück bin von dem Schloß, indeſſen
Die Frau Marquiſe mit Corneille geſprochen!

Marquiſe.

Worüber, Oheim? Nein, ſo nicht! So nicht!

Richelieu.

Sie ſchreibt an ihn! Sie wird ihn rufen! Laß
Uns Freunde ſein! Corneille und ich! Wir Beide
Nur Hand in Hand! Du weißt, worauf ich ziele!
(Bei Seite.) Verdankt Corneille mir den Cid, ſo bin
Ich kurz des ganzen Handels überhoben!
(Laut und feſt.)
Mein iſt der Geiſt des Tages, des Jahrhunderts!

Ich bin ſein Herrſcher, muß es ſein! .... Auf Alpenfirnen
Sieht man das Wetter werden! Hier ein Wolkenball,
Er ſinkt zu Thale! Da ſteigt einer auf!
Der ſchwarz, der weiß, hier einer roſig ſchon
Vom Frühroth angeglommen, jener dunkelnd!
Nun wogt's! Nun wallt's! Es wälzt ſich durcheinander,
Bis endlich von der Wahrheit Sonne ſiegreich
Ein jeder Dunſt zerſtreut iſt oder grau
Aus Einer Farbe ſich der Himmel malt,
Die wir — die öffentliche Meinung nennen!
Ein Staatsmann muß ſie nützen, wenn er ſich
Ein Ziel ſo kurz als mühelos erreicht!
Verſtanden, Gabriele? Geht und hofft! — —
Der kluge Schalk da wird uns Allen helfen.

(Er wendet ſich. Pagen und Diener im Hintergrunde. Er reicht noch einmal Emérence und Matthäus die Hand zum Kuſſe. In der Ferne hört man noch einmal das Reiterlied. Während deſſen:)

Marquiſe

(am Tiſche rechts, zögernd und ſchaudernd für ſich).

Gefangen in dem eignen Netz! . . . Entſetzlicher,
Wie rächt es ſich, mit Dir zu ſcherzen! Was
Nur thu' ich! Was beginn' ich! Darf ich ſchreiben?
Wie hätt' ich das geahnt! Zwei Herzen ſo
Geſetzt aufs Spiel; denn weigert ſich Corneille —
Die Feder zittert in der Hand mir!

(Sie wendet ſich, Richelieu's Blick fällt auf ſie.)

Furchtbar
Iſt ſeines Auges ſiegende Gewalt!

Er will? Ich muß?

(Setzt ſich zum Schreiben, während alle Drei abgingen.)

Ihr armen Liebenden!
Die Myrte ſeh' ich blühend Euch umſchweben;
Doch muß Corneille ſeinen Lorbeer geben.

(Indem ſie ſchreibt und vorher die Andern abgegangen, fällt der Vorhang.)

Dritter Aufzug.

Ebendaſelbſt; doch da es Abend iſt, mit Beleuchtung.

Erſter Auftritt.

Marquiſe. Dubois. Dann Richelieu und Präſident d'Etioles. Pagen und Diener.

Marquiſe (ſitzt, das Haupt geſtützt).

Dubois.

Soeben kommt der Cardinal zurück!
Und wie es ſcheint, in beſter Laune!
Der Präſident d'Etioles begleitet ihn! (Tritt näher.)
Der Präſident d'Etioles vom Blutgericht!
Und immer heiter! Jetzt ſogar verliebt!
Er wirbt ja wol um Emérence's Hand?

Richelieu und d'Etioles (durch die Mitte).

d'Etioles (verbeugt ſich vor der Marquiſe).

Begrüßen wir die Sonne von Paris!

Richelieu

(außerordentlich angeregt und in humoriſtiſcher Zerſtreutheit zu d'Etioles).

Sie Schäfer aus Arkadien! Anakreon!
Sie ſingen Lieder von der Liebe Band,
Die nur die Herzen eint, die ſich verſtehen,
Und wiſſen doch, Sie warben um ein Mädchen,
Das ſchon gewählt? Geht Dubois! Den Harniſch
Gerüſtet — Schwert und Schärpe! Dieſe Nacht
Will ich im Lager ſchlafen von Vincennes!
Die ungeduld'gen Truppen Guébriant's!
Was mahnen ſie! Was ſchicken ſie mir Boten!
Beim erſten Frühroth denk' ich ſie zu muſtern!
(Ruft ihm noch nach.)
Mit funfzig Reitern! Die Drommeten laßt
Herolde unſers Kommens ſein!

Dubois

(im Gehen glückſelig, daß ſich Richelieu wiederfindet).

Triumph! (ab.)

Marquiſe (bei Seite).

So ſiegreich ſchon?

Richelieu.

Ja, lieber Präſident d'Etioles!
Es thut mir leid, denn ich vernahm die Klage
Des jungen Mädchens, deſſen Glück mir theuer
Und daß ſie nur in eigner Wahl es finde!
Die Wahl iſt — (Bei Seite zur Marquiſe.) War Corneille da?

Marquiſe (bei Seite).

Noch nicht!

Richelieu (bei Seite).

Du haſt nach ihm geſchickt?

Marquiſe (bei Seite).

Er kommt!

Richelieu (zeigt nach links, bei Seite).

Und dort
Die Harrenden?

Marquiſe (bei Seite zu ihm).

Voll Hoffnung!

Richelieu (heiterer Laune, zerſtreut).

d'Etioles,
Wovon nur ſprachen wir! Ja! Ja! Die Sitzung
Der Akademiker — Man ſchickt Sie mir
Als Boten?

Marquiſe (bei Seite).

Doch die Akademiker?

Richelieu (bei Seite).

Auf alle Fälle ließ ich ſie berufen!
(laut.) Nun d'Etioles, was woll'n die Akademiker?

d'Etioles.

Wir fragten Mayret, fragten Boisrobert,
Wozu die Eile? Welch ein Gegenſtand
So dringend unſre Gegenwart erheiſche?

Sie ſchwiegen, zuckten nur die Achſeln, riethen,
Da man zu ſtürmiſch in ſie drang, an Sie
Die Meldung auszurichten, was Sie wünſchten?

Richelieu.

Was flüſterte die Neugier?

d'Etioles.

Von — Pamphleten,
Die um den Cid erſchienen, ging die Rede!

Richelieu.

Man billigt ſie?

d'Etioles.

Ob das der Einzle denkt,
Doch ſchweigt die Maſſe. Jetzt jedoch, wo plötzlich
Vom Hof ſich ein Gerücht verbreitete
Von Quellen, die Corneille benutzte —

Marquiſe (bei Seite).

Wirklich?

d'Etioles.

Iſt jeder Ausweg der Vermuthungen
Verſperrt, die ſich ſogar ſoweit erſtreckten,
Daß man in den Statuten — Hinderniſſe,
Die plötzlich ſelbſt für Boisrobert und Mayret
Bedenklich wurden —

Richelieu (hört kaum).

Laßt's genug jetzt ſein!
Schickt ſpäter mir die Secretäre,

Eh' ich ins Lager reite von Vincennes!
Im Uebrigen, mein lieber d'Etioles —
Was Ihre Neigung anlangt, Ihren Wettkampf —
Nicht mit Corneille allein — auch Chataigny —

d'Etioles.

In Ihre Hände legt' allein der Vater
Die Wahl, die er zu treffen hätte! Von
Corneille freilich — iſt ein Anſtoß wen'ger —

Richelieu.

Ich weiß nicht, was uns Boisrobert und Mayret
Und Scudery mit dieſer Sitzung wollen!
Heut' Abend denn! In einer Stund'! Ade!
Und Emérence betreffend, lieber Freund,
So müſſen Sie nicht melancholiſch werden,
Bei Ihren Verſen, die ſo heiter ſind,
Obgleich Sie täglich Schwert und Rad dictiren!
's iſt nichts mit dieſer Wahl! Und doch vielleicht —
Es wird ſich finden! Kommen Sie! Ade!
In einer Stunde! Hoffen — nein — und doch —
Es wird ſich finden!

Marquiſe (bei Seite).

Wie aus Würfelbechern
Wirft er die Herzen!

d'Etioles (verbeugt ſich und geht).

Richelieu.

Denkt der alte Narr

Noch eine ſolche Liebe zu gewinnen!

(Nachdem die kleine Scene im raſchesten Ton von ihm abgemacht worden jetzt mit heiterſtem Triumph.)

Nun, Gabriele! Was wirſt Du vernehmen!

Marquiſe.

Sie kommen aus dem Louvre?

Richelieu.

Saint-Denis!

Wer hätte das gedacht! Erſtaune! Schon
Die Offiziere am Portal des Louvre,
Sie ſalutirten anders als gewöhnlich!
Die Damen Ihrer Majeſtät der Königin,
Die Kammerherren ſchwirrten, ſtanden, lachten:
Iſt es denn möglich, Cardinal, Sie haben
Den Cid — veranlaßt, ſagten ſie, noch nicht
Gedichtet! Wieder: Gaben Sie einſt wirklich
Rotrou den Plan und der gab ihn Corneillen?
Ich ſtand und ſprach nur: „Was beliebt?“ „Was iſt?“
Und that als hätt' ich das Gehör verloren!
Sie ließen nicht! Der König kam, ich ſah es,
Wie er verlegen ſtand bei Orléans!
Bei ſeinen Adligen! Den Zweikampfrittern!
Den ewigen Verſchwörern! Meinen Feinden!
Da reizte ſelbſt mich Chataigny's Erfindung!
Jetzt iſt ſie mir genehm! Will es Corneille,
Mir recht! Er wird es wollen, kann es, ſoll es!

Marquiſe.

Soll es? Wie, Oheim — ſoll —?

Dubois.

Herr von Corneille!

Richelieu.

Willkommen meiner Nichte! Emérence
Mit ihrem Vater iſt zugegen drüben!
Fort, Dubois! Feſſle Beide, bis der Fall
Von (zur Marquiſe) Dir erledigt!

Dubois.

Das iſt heut' ein Tag!

(Ab nach links.)

Marquiſe.

Er ſoll es? — Davon weiß ich nicht zu reden —

Richelieu.

Wenn ich Corneille's Glück in Händen habe?
Es muß nun ſein! Ich kann nicht mehr zurück!
Genugthuung bedarf ich! Eine muß
Mir werden! Laß ihn wählen! Und das Beſte,
Es rolle der Humor und das Gerücht:
Es kommt der Cid von Dem, — ha ha — den Ihr mit ihm
Getroffen glaubtet! Ei! Ich ſag's ja nicht!
Ich wiederhol's ja Niemand, ſchweige — dulde!
Das iſt der Gang der Politik! Man nützt
Den Zufall — nützt das Eiſen wie den Staub,
Der in der Sonne ſich zu Fäden wirbelt!
Ich half am Cid? Nun gut! Warum denn nicht?

Bin ich nicht der Verfaſſer der Mirame?
Der Fall iſt abgethan und ich kann — lachen!
Vor ganz Paris, vor Frankreich, vor Europa
Bin ich nur Matador und bleib' es! Pah!
Sprich weiſe mit dem Advocaten, der
Dich bald verſtehen wird! Ich will ihm Freund ſein
Sein Leben lang! Verlangt er mehr als Emérencen,
Ich ſchenk' es ihm, und wär's — 'nen halben Tag
Im Schatz des Reiches ihn allein gelaſſen!
Ich will mit ihm des Orients Märchen ſpielen!
Will Fortunatusſäckel mit ihm leeren! . . . .
Du haſt mir Bündniſſe geſchloſſen, haſt
Mir Schlachten weggetändelt —

Marquiſe.

Schlimme Künſte,
Die ich in Ihrem Dienſt gelernt!

Richelieu.

Man nimmt
Die Menſchen, wie ſie ſind! Gewaffnet den
Gewaffneten! Die Poſition iſt gut:
Er Emérence — Ich den Cid! Ah bah!
Er theilt den Lorber! 's ſind ja kleine Menſchen!
Sie dienen uns in mehr als wir begehren!
Sie laufen uns mit ihrem Dienſte nach!
Sie können jammern, wenn wir ſie nicht treten!
Das iſt des Mächt'gen Zauber! Wär' er nicht,
Ich ſtünde da nicht, wo — ich — ſtehe! (Ab zur Seite rechts.)

Marquiſe (allein).

Es iſt Corneille! Mir klopft das Herz, als ſtünd' ich
Vor einem Prieſter eines andern Glaubens,
Als den im Dienſt des Oheims ich gelernt
Und den ich üben muß als Geiſtesſklavin —
Du armer Dichter, — ärmre Gabriele!

(Sie ſteht ſinnend, dann rafft ſie ſich auf.)

Zweiter Auftritt.

Corneille trat ein und verbeugte ſich. Marquiſe.

Marquiſe.

Herr von Corneille! Ich ließ — Sie rufen, weil
Uns heute eine Störung kam. Jetzt endlich
Bin ich im Stande, ganz Sie anzuhören;
Bin auch im Stande, Ihnen Glück zu wünſchen
Zur Gunſt des Königs, die Sie ſchon vernommen?

Corneille.

Empfangen hab' ich ſie als eine Bürgſchaft,
Wie ſelbſt der Zwieſpalt der Geſellſchaft nicht,
Nicht Unterſchied der Stände hindern dürfen,
Im Schönen uns als Brüder zu bekennen!

Marquiſe.

Dann hat der Adel Werth, wenn er der Lohn
Des Triebs der Bürger nach dem Edeln iſt. (Setzt ſich.)
Sie ſprachen Herrn von Chataigny?

Corneille.

Heut' früh —

Marquiſe.

Er ſucht Sie — eben jetzt?

Corneille.

Nein, Frau Marquiſe!

Marquiſe.

Ich rief Sie, weil mein Bruder mir geſchrieben
Von Bitten, die Sie an uns richten wollten,
Und heute früh im Reiz der Unterhaltung
Von Ihrem Drama hatt' ich ganz vergeſſen —
Ei richtig, das! Noch Eine Frage! Ja
Und eine, der Sie, glaub' ich, ſchon die Antwort,
Die allzu leichtvergeſſ'ne gaben — Sagten
Sie von dem Stoff des Cid nicht, daß Sie ihn
Aus welcher Quelle doch genommen hätten?

Corneille.

Aus ſpaniſchen Gedichten, deren Kenntniß
Ein Herr Chalons mir in Rouen verſchaffte.

Marquiſe.

Ganz recht! (Deutet Platz zu nehmen.)
Entſinnen Sie ſich nicht der Zeit,
Wo Sie ein Jüngling noch mit andern Dichtern,
Mit Jean Rotrou verkehrt —?

Corneille.

Rotrou? O wol! (Er ſetzt ſich.)

UNIV. BIBL. BERLIN.

Oft war ich damals im „Burgunderhof",
Wo unſre Bühne ſtand, eh' Richelieu
Sie zum Theater Seiner Majeſtät erhoben.
Ich konnte nicht die Gunſt des Cardinals
Für meine Muſe damals mir gewinnen,
Zu unreif war ich, zu begründet ſtanden
Die Namen Scudery, Mayret, Boisrobert —

Marquiſe.

Und ſelbſt dem Großen muß man ſich gewöhnen!
Noch dies — eh' Sie von Anderm ſprechen — ja,
Von Stoffen, die mein Oheim damals
In dem Burgunderhof, bei Jean Rotrou,
Den Dichtern gab, war manchmal nicht auch einer
Aus ſpan'ſchen Quellen?

Corneille.

Möglich, Frau Marquiſe!

Marquiſe.

Geſchah vielleicht nicht damals ſchon Erwähnung
Von jenem Cid, wie ihn die Mauren nannten?
Man hat am Hofe heute wiſſen wollen,
Der Cardinal entſänne ſich, daß Sie
Von ihm zuerſt Chimenens Klagen hörten.

Corneille (harmlos).

Vom Cardinal?

Marquiſe.

Das heißt, nur durch Rotrou.

Sie von Rotrou — Rotrou vom Cardinal —
Rotrou iſt todt —

Corneille.

Ich glaube nicht, Marquiſe!
Auch müßt' ich ſolchem Wahn mich widerſetzen
Seit den Verfolgungen des Cid!

Marquiſe.

O wol,
Sie haben Feinde!

Corneille.

Seh' ich darin wieder,
Daß man den Cardinal beſchuld'gen will,
An meinem Schimpf auch ſeinen Theil zu tragen!

Marquiſe.

Wer weiß, ob es dem Cardinal nicht ſchmeichelt,
An Ihrem Werke mitgepfuſcht zu haben,
Ob zehn mal auch, — doch das beiſeit — nein
lieber beſſer,
Ich ſag' es offen — ſchmeichelt, wiederhol' ich —
Ob zehn mal auch von der Akademie
Ein Bannſtrahl Ihrem Werke droht.

Corneille.

Ein Bannſtrahl?

Marquiſe.

Doch laſſen wir, was Sie betrüben muß!
Zu etwas Anderm, Beſſerem! Sie hatten,
Schrieb mir mein Bruder, an uns eine Bitte —?

Corneille.

Die hab' ich, gnäd'ge Frau! .. Doch wär' es möglich,
So weit verirrte ſich — ich kann's nicht glauben —
Ein Bannſtrahl der Akademie? O nein,
Der Cardinal iſt Präſident! Er wird,
Er kann nicht dulden, daß ein Beisrobert,
Ein Mayret, der den lächerlichen Aufruf
„An die Pariſer" ſchrieb — ſoweit ſich wagten!

Marquiſe (ſchweigt).

Corneille.

Sie ſchweigen? Wirklich — doch beſchloſſen? (Steht auf.)
Ein öffentlicher Spruch! Ich achte ſie,
Die Herren der Akademie, nicht ganz
So hoch, als ſie ſich ſelber dünken; doch
Gibt ſolch ein Tribunal Beſtätigung
Dem Mäkeln dieſer neid'ſchen Dichter, wahrlich
Dann möcht' ich wünſchen, daß die Lampen lieber
An Frankreichs Bühne ich gelernt zu putzen,
Als für ſie ſchreiben!

Marquiſe (ſteht auf).

Dennoch wird's geſchehn!

Corneille.

Es wird geſchehn? Nein! Nein! Niemals! Niemals!
Ich ſage, Frau Marquiſe, dieſer Fall
Iſt ganz unmöglich!

Marquiſe.

Wie unmöglich?

Corneille.

Urtheil

Fällt die Akademie nur dann, wenn ſich
Ein Autor ihren Spruch begehrt!

Marquiſe.

Wie iſt das?

Corneille.

Sich ſelbſt begehrt, Marquiſe! Das vor allem
Iſt die Bedingung der Statuten. Eben
Erfuhr ich, daß die Akademiker
Verſammelt ſind, geheimen Rathſchlag haltend!
Schon am Theater hört' ich, daß die Rede
Von einem Schritte gegen mich! Da ward
Von jenes Paragraphen Schutz erzählt!
Ich ſchlug in den Statuten nach und finde,
Daß ſich ein Autor, den man richten will,
Den Spruch der Richter ſelbſt begehren müſſe!

Marquiſe (bei Seite).

Die Hinderniſſe d'Etioles'!

Corneille.

Um mich nicht,
Nur um die Neider, um die Splitterrichter
Verweigr' ich dieſe Zuſtimmung! Steht rathlos,
Ihr Herren Akademiker! Ich will
Dies Urtheil nicht! Beati possidentes!

Marquiſe (bei Seite).

Wenn er nicht ſeinen Lorber mit ihm theilt,

Straft jetzt ihn das Gericht und die Baſtille!
(raut.) Doch, — wiſſen Sie auch ſchon, Herr von Corneille,
Daß man den Cid nicht ganz nach jenem Sinne,
In dem Sie ihn geſchrieben, deuten will?
Die Großen finden mehr in ihm als Sie!

Corneille.

Ich hört' es ſchon von Herrn von Chataigny!
Doch iſt dies nicht die Meinung Ihres Oheims.

Marquiſe.

Es ſchmerzt ihn doch die Deutung! Mindern Sie
Gefahren, die ich wachſen ſehe, wenn
Ein ſolches Urtheil der Akademie
Erſt möglich wird von Ihrer Zuſtimmung!

Corneille (bei Seite erhebend).

Der Cardinal mein Gegner!

Marquiſe.

In der That —
Es rüſtet mancherlei ſich um Sie her —!
Doch könnten Sie ſich jeden Feind entwaffnen!

Corneille.

Wodurch?

Marquiſe.

Sie werden Großes ſchaffen, Kränze
Den Siegern gleich im Hain Olympia's
Auf Ihre Schultern ſammeln! Für den Cid —

Um ihn und Sie vor Schaden zu bewahren —
Ist dies vielleicht — (Steht.)

Corneille.

Dank! Dank der edeln Güte!
Ich höre staunend —

Marquise.

Fühlte sich mit Tasso
Verpflichtet jedem Baum im Park Ferraras
Und schenkte seine Dichtung: „Das befreite
Jerusalem" dem edeln Herzog, fast —
Als wäre dessen Werk, was der nur — schützte?

Corneille.

Nur schützte? Ich verstehe nicht den Fall,
Worin er ähnlich —

Marquise.

Sehen Sie, Corneille,
Im Glauben schon des Hofs den Weg, der Ihnen
Aus diesem Labyrinth den Ausweg zeigt!

Corneille (noch immer barmlos).

Was glaubt der Hof?

Marquise.

Je nun, daß Sie — daß — Tasso,
Wenn Richelieu der Bruder Leonorens,
Der Herzog wäre von Ferrara, — ja —
Von seinem Gönner den Befehl empfing —
Tancred — was red' ich — ja den Cid dichten —

Corneille (jetzt begreifend).

Befehl empfing?

Marquiſe.

Verbinden Sie den Oheim —
Und ſprechen Sie: „Ihr Narren, wenn Ihr wüßtet,
Wer an dem Eid am meiſten ja betheiligt!“

Corneille (mit immer größerem Ueberblick).

Der Dichter der Miram' am Eid betheiligt?

Marquiſe.

Er gab den Stoß Retrou, Retrou an Sie!
Betheiligt an dem Eid der Cardinal!

Corneille.

Marquiſe! Ganz gewiß! Die Zeit, in der
Wir leben, bringt noch immer Wunder!

Marquiſe.

's iſt
Die Zeit des Cardinals von Richelieu!

Corneille (erſchaudernd, aber halblaut).

Des Mannes, der in unerſättlichſter
Begier der Ehre mir durch Frauenmund
Gefahren zeigt, die nirgend denkbar ſind,
Die nirgendwo im Schoos der Zukunft liegen,
Gefahren, die allein die Abſicht ſchuf,
Mich ſo in Furcht und Schrecken einzuzwängen,
Daß ich, da Alles ſeinen Namen trägt,
So auch das Neuſt' ihm laſſen muß — den Eid!

Marquiſe.

Corneille! Welch ein Wort! Spricht das ein Mund
Bei Richelieu, den Sie bedürfen?

Corneille

(verzweifelnd erwachend zum Gedanken an Ximenen).

Ach!

Marquiſe.

Sie kämpfen?

Corneille.

Nicht mit Furcht, Marquiſe! Nicht mit
Gemeinem Stolz! Was iſt zuletzt ein Lorber!
Ich kämpfe mit der Zeit und dem Jahrhundert!

Marquiſe.

Ein Leben voller Glanz, wie ſtrahlend nimmer
In eines Dichters Daſein er gefallen,
Erwartet Sie! Beſtät'gen Sie die Sage!
Belächeln Sie die Meinung, die Ihr Werk
Aus Richelieu's Berathung fließen läßt,
Mit jener klugen Unentſchloſſenheit,
Die halb geſteht, halb widerlegt mit Nein!
Was ebenſo ein Ja bedeuten kann!
Zu wunderſüchtig iſt die Welt! Sie glaubt
Dem Räthſelhaften! Will das Räthſelhafte!
Sie ſtürzt dem Seltnen zu, weil es das Seltne!
Dann iſt der Neid verſtummt, der Argwohn ſchwindet,
Entwaffnet ſind die Gegner! Geben Sie
Dem Oheim Theil an Ihrem Ruhm, verbinden

Sie Ihren Namen mit dem seinigen!
Mag er sich sträuben, überrascht erscheinen,
Sind Sie nur fest in Ihrem Wort: Den Eid
Verdank' ich Richelieu! dann stehen Sie,
Im Acheron gehärtet, wie Achilles,
Von Menschenhand kann Sie kein Loos mehr treffen!

Corneille

(kommt mit sich, schlägt die Hände zusammen, macht eine lange Pause des tiefsten Seelenkampfes und bricht endlich voll Schmerz aus).

O Einsamkeit! Du süße Zeit, wo still
Die Keime unsrer Schöpfungen sich regen!
Ein Baum steht in der Blüte schon der Ahnung,
Ein Früchteschwerer schon in Einer Nacht,
Ein kurzer Traum zeigt uns ein Werk vollendet!
Doch langsam wächst ihm nur die Arbeit nach,
Treibt aus dem spröden Boden Wirklichkeit,
Ein Wachsen, Gliedern, Formen und Gestalten —
Wie wird ein Werk uns werth! Wie ruht die Hand
In sonnigen und trüben Tagen drauf!
Wie senkt das Schwierige in tiefste Zweifel,
Erhebt zum Glauben das Gelungene uns!
Ein Kind der Seele, liebend groß gezogen
Mit Aelternlust und heil'gem Aelternschmerz
Ist Dichterschöpfung! ... Endlich wandert sie
Mit unserm Segen in die Welt hinaus!
O wohl ihr, wenn beschattet dann ein Plätzchen
Vom rauschenden Gewühl des Tags zur Prüfung
Der Kennerschaft sie scheiden! — Doch — die Bühne

Iſt dieſer ſtille Tempel nicht! Ihr Licht
Fällt aufgeſammelt vom gewölbten Dache
Der Kuppel nicht, nicht Marmorwände ſprechen
Des Tadelwortes leiſes Echo nach;
Sie ruft zum Kampf! Es ſchmettert die Drommete!
Der Vorhang rauſcht, wie Nebel vor der Schlacht!
Da Mann an Mann! Der ſprechend, dort die Menge
Aufhorchend nur! Und ſtimmbegabter lagert
Kein Schweigen auf dem weiten Plan der Wüſte,
Kein Schweigen auf dem weiten Plan des Meeres,
Als ſolch ein Schweigen dumpfe — Donner — rollt
Dem Ohr des Dichters, bis — er endlich fühlt:
Nun regt es ſich im Rieſen! Murmelnd künden
Die Zeichen des Verſtändniſſes ſich an!
Das Urtheil ſteckt, beginnt aufs neue, lauter
Erhebt ein Flüſtern ſich, wird Sprache, Urtheil,
Wird Widerklang des Herzens — held'ſter Antheil!
Nun rauſcht's im Ohr des Glücklichſten der Erde
Nicht wie Orkan, nicht wie im Sturm die Woge —!
Ob tauſend Händ' auch ineinander ſchlügen,
Den Beifall hört der Dichter nicht! Ihm tönt
Ein Klingen nur des Schalls von Einer Saite,
Doch iſt ſie ausgeſpannt wie durch die Himmel!
Sie zieht die Seele nach, die endlich,
Vom namenloſen Druck der Furcht, der Hoffnung,
Des hingezognen Bangens frei geworden!
Ein ſel'ger Augenblick reißt dann ihn hin,
Führt ihn an einer unſichtbaren Hand

Zum Feſtaltar! Ein Kranz ruht ſchwer und golden
In ſeiner Hand — er weiß nicht, wem er mehr
Gebührt! Soll er dem Glück gehören? Darf er
Es wagen, ganz ſich ſo ihn hinzunehmen?
Noch ſteht er zögernd, ſinnt und ſchwankt und träumt —
Da ſtößt ihn eine Hand zurück vom Altar!
Zerriſſen liegt der Kranz, zerfetzt, in Stücken!
Ein Lachen durch das Haus, ein höhnendes:
„Du Stümper, haſt dein Werk ja nicht allein,
Mit fremder Hülfe haſt du dir's gedichtet!“
Und weſſen Hülfe? Wem biſt du verpfändet?
Du würdeſt deinen Kopf mit Freuden geben,
Doch kann durch ihn dir nur die Seele leben!

Dritter Auftritt.

Emérence trat ſchon vorher erregt ein, Matthäus wollte ſie zurückhalten. Die Vorigen.

Emérence.

Durch Richelieu die Seele?

Matthäus (will ſie zurückhalten).

Raſende!

Emérence.

Der Lorber, der Corneille's Schläfe kränzt,
Steht höher als die Myrte Emérence's!

Corneille.

O zeuge Dir nicht falſch! Die Myrte, blühend
Um Emérence's Locke iſt mein Lorbeer!

Emérence.

Verwelken würde ſie, zum Tod ſich neigen,
Wenn ſich Corneille ihr erniedern könnte!

Corneille.

Verloren jede Hoffnung!

Emérence.

Nichts verloren,
Lieſt nur in goldner Schrift dereinſt die Nachwelt:
Den Eid ſchufſt Du, Dein Beiſtand war die Muſe,
Und wer von allen Sterblichen, als Dir
Die Götter nahe, am entfernteſten ſtand,
War Cardinal von Richelieu!

Corneille.

Emérence!

Matthäus. (zugleich)

O Himmel!

Marquiſe (zu Matthäus)

Kommen Sie!

Matthäus.

Mich faßt der Zorn!

Des Vaters Zorn, der Mutter edles Abbild
In ihren Zügen nicht mehr zu erkennen!

(Geht nach Rechts hinüber und bleibt dicht am Ausgang.)

Marquiſe.

Corneille weiß den Stand der Dinge. Bleiben
Mit Ihrer heil'gen Regung Sie allein!
Das Herz dem Herzen! Ach, ich will bekennen,
Sie haben mich beſchämt! Zum Tod beſchämt!
Doch kann ich ſo nicht reden, wie ich möchte,
Nur rathen kann ich, kann Sie nur beſchwören!
Vor allem, Schweſter, Dich! Fühl' Dich, ach ganz
Nur hingegeben, angeſchmiegt dem Freunde,
Ein zitternd Vögelchen an ſeiner Bruſt!
Denn Wetter ziehn herauf, Ihr ſeht ſie nicht!
Denn Donner roll'n, das Ohr mag ſich verſchließen!
Erwägt die Nacht, in der Ihr Beide ſteht,
Und blickt empor vom dunkeln Pfad gen Himmel!
Mit milden Sternen mag er Euch erleuchten!
Ein Augenblick iſt kurz! Ein Leben — — lang!

(Ab mit Matthäus, der ihr folgt. Rechts an Richelieu.)

Vierter Auftritt.

Emérence und Corneille. (Beide in höchſter Aufregung.)

Emérence.

Am Grabe unſrer Liebe ſtehen wir!

Corneille.

Am Grabe nur der Zeiten! Emérence,
Sowie wir Beide hier im Arm uns halten
Der bangen Liebe, athmet Alles Leben
In unserm Frankreich — zitternd! Hörtest Du
Was man begehrte?

Emérence.

Daß den Cid nicht Du,
Der Cardinal geschrieben!

Corneille.

Mehr, daß ich
Wenn ich mit ihm den Lorbeer nicht getheilt,
Ihn mir zerreißen lassen muß von der
Akademie!

Emérence.

Auch Das!

Corneille.

Und ich muß selbst
Dies Urtheil bitten!

Emérence.

Nimmermehr!

Corneille.

Nur so
Gewinn' ich Dich!

Emérence.

Und zagend kannst Du stehn!
Kannst Das gewähren? Deinen Lorbeer geben?

Corneille.

Den Akademikern, nicht Richelieu!
Ihm müßt' ich lügen! Die Akademie —
Ihr laß' ich meine Schöpfung!

Eminence.

Nimmermehr!
Was dort die Läſterzunge ſprach, was hier
Ein Neider aufgefunden, ging verloren
Im allgemeinen Antheil, galt als Stimme
Des Einz'len nur. Nun ſoll in Eins verbunden
Des Einzelnen Geſchrei zum Chore werden?
Beſiegelt ſoll, verbrieft, beſtätigt, — faſt
Wie vom Geſetz der Regel aufgedrungen,
Soll jetzt der Makel offen liegen: o der Cid
War ſchön, als er uns überraſchte! Nun
Sieht man die Fehler, die ein Richterhof
Von erſten Geiſtern nachgewieſen! Das
Um mich? Um mich? Um meine arme Liebe?

Corneille.

Laß' ſie ihr Urtheil fällen, Richelieu
Wird man allein verdammen und die Richter!

Eminence.

In fernen Zeiten, ja! Die Gegenwart
Sieht Dich gebeugt! Die dunkeln Schatten ſuchſt Du!
Nicht in Paris, nicht in Rouen mehr heimiſch,

Wird jedes Auge Dich in Mitleid grüßen,
Wenn Mitleid Dir erſcheint, was nur zu bald ſich
Als Schadenfreude wird Dein Argwohn deuten!
O Freund! Wie war der Eid uns werth! Wie ſah ich
Die Schörfung an als Blüte unſrer Liebe!
Von jedem Verſe klang der ſüße Wohllaut
In der Geliebten Ohr zuerſt! Ich ſcherzte
Als Ariadne Dich durch Labyrinthe
Der ſchwierigen Verwicklungen hindurch!
Ich plauderte hinein mit Aberwitz
Und ſtellte mich, als wäre unbegreiflich,
Was öfter, öfter nur der Welt ich mochte
Und endend nimmermehr geſchildert wiſſen!
Mein eigen Leben iſt der Eid geworden!
Und dieſe Hand — ſie ſelber ſoll ihn morden!

Corneille.

Entbehren Dich? Dich Emerence? Nein!
Zu neuer That kannſt Du mich nur begeiſtern!
Du biſt der Zukunft Muſe mir allein!
Was wär' ich ohne Dich, die ich gewonnen
Durch einen einz'gen Blick, der mich ergriff
Wie eine räthſelhafte Frage! Ach,
Da ſaßeſt Du! Ich trat in Euern Kreis!
Von Frauen, Mädchen, Männern ſchloß er ſich,
Die ſchmeichelnd mich umringten, plauderten —
Du ſaß'ſt zur Seite, blickteſt ſtumm mich an
Mit einem einz'gen langen, ew'gen Blicke,

Der Fäden einem, die die Parzen weben —
Ach, in dem Blicke lag mein ganzes Leben!

Emérence.

Ich suchte aus dem Advocaten mir
Den Dichter!

Corneille.

Fühlt' ich's nicht? Und lag ich
In diesem Blicke nicht die tiefste Mahnung,
Das ganz zu sein, was ich erst halb verrathen?
Jetzt bleib' auch mein! Du machst das Abenddunkel
Des Cid zur Morgenröthe neuen Ruhmes!
Laß mich nur frisch, nur frei, ein Ringer sein!
Nur die gebogne Weide schnellt empor
Mit neuer Kraft! Die Sehne muß zurück
Sich stemmen lassen von des Schützen Hand,
Wenn sie den Pfeil mit krafterfülltem Schwunge
Zum aufgesteckten Ziele schleudern will!
Durch kurze Demuth machst Du mich nur stolzer!

Emérence.

Corneille!

Corneille.

Abgethan —?

Emérence.

Du könntest —

Corneille.

Horch,
Die Schritte des Tyrannen nahn —

Emérence.

Corneille,
Ich kann nicht ſehn, daß Du Dein Urtheil foderſt!

Corneille.

Ein fernes Ziel hab' ich gewählt! Die Bühne
Verlangt im Dichter einen Menſchen, der
Das Herz ſich regeln läßt von dem Verſtande!
Ich ſehe um mich — ſehe jetzt den Neid im Lichte
Der offnen Namen, und am offenſten
Steht Richelieu! In ſeinem Herzen brennt
Ein doppeltes Gefühl: die Eitelkeit,
Daß etwas, was der Welt gefiel, ſich nicht
Zugleich an ihn geknüpft. Mehr noch: der Zorn,
Daß in dem Gid der Geiſt verherrlicht ſcheine,
Den er bekämpft! Du weißt, ich bin kein Freund
Der Grauſamkeit und Härte ſeines Wirkens:
(Mit plötzlicher Inſpiration.)
Doch, was er Frankreich gab, die Einigkeit,
Nothwendig war ſie! Freudig will ich opfern,
Verwindend meinen Schmerz und meine Klage,
Den Schmuck der Schläfe um das Vaterland!

Emérence.

Um mich!

Corneille.

Nein, nicht um Dich allein! Ich fühl' es,
Dies Urtheil muß ich fodern, als ein Theil

Des Ganzen, dem ich angehöre! Wie? Geadelt?
Ein Bürgerlicher bleib' ich an Geſinnung:
Ein Advocat, fühl' ich, daß nie die Dichtkunſt
Ein Anhalt werden dürfe jenes Moders,
Der Moos und Unkraut auf Verwittertem
Zum ſchimmernd grünen Kleid des Lebens macht!
Das fühlſt Du meiner Mannespflicht nicht nach —
Doch ſind's die Großen, ſind es die Barone,
Die Frankreich niedertraten, Bürgerglück
Aus ihrer Fehden blut'gem Streit verjagten,
Die ich im Eid gefeiert? Stand ich nicht
An einem See nur, der mit Trauerweiden
So hold umkränzt mir ſchien, ſah aus den Nebeln
Nur die Vergangenheit und Was einſt ſchön geweſen
Im Lichte ſeiner Zeit Geſtalt gewinnen?
Wie dacht' ich an die blut'gen Kämpfe, die
Dem Mutterſchoos des Vaterlands die Blüte
Der Segnungen des Friedens nie gegönnt!
Das unterwirft mich Richelieu! Das macht
Zum Sieger mich, auch unterliegend! Bald
Weiß es Paris: die Akademiker,
Sie wagten ſich an meinen Lorber — bald
Erfährt die Welt es, daß ſie's nicht vermögen,
Wenn anders ich den Spruch mir ſelbſt nicht ſpreche,
Ich ſelber nicht das Urtheil mir begehre —
So ſei's um Dich, um Vaterland und Ehre!

(Er will ab, ſieht Schreibmaterialien am Tiſche, ſetzt ſich und beginnt ſchnell zu ſchreiben.)

Eminence.

Und wie Chimene ſteh' ich? Ueberſelig
Und doch zum Tod betrübt?

Fünfter Auftritt.

Chataigny. Die Vorigen.

Chataigny.

Ha, endlich!
Da ſind Sie ja, Corneille! Ich ſuchte Sie
Den ganzen langen Tag, bald hier, bald dort,
Allüberall! Ei, guten Abend, Fräulein!
Was ſchreiben Sie? Sie ſprachen die Marquiſe?

Corneille.

Ich ſchreib' an die Akademie von Frankreich,
Daß ich ihr Urtheil wünſchen müſſe über
Den Cid —!

Chataigny.

Den Cid? Sind Sie von Sinnen, Freund?
Das würde Eminenz den Cardinal
Aufs allerhöchſte beleidigen!

Corneille (immer ſchreibend).

Weil er am Cid betheiligt iſt! Wir kennen
Die Seifenblaſen des Gerüchtes!

(Hinten wird es auf der Szene lebendig.)

Chataigny.

Seifen —

Die Seifenblasen —? Freund — Sie bringen sich
In eine Tinte, die mit keiner Seife
In Ihrem Leben je zu tilgen ist!
Und hier — die Traulichkeit? Dies Einverständniß
Mit Emérence —? Der schreibt und schreibt und schreibt!
Was wird der König denken und die Großen?
Sie nahen sich! Prinz Conti! Herzog von
Lamballe! — Corneille! Hören Sie denn nicht?
Ha! Da schon Richelieu! Jetzt gibt es hier
Merkwürdige Confrontationen!
Noch zieh' ich mich zurück ins — Unverbürgte!

(Tritt zur Seite links.)

Letzter Auftritt.

Lamballe, Conti, alle Große und Edelleute kamen bereits durch die Mitte. Dann Boisrobert, Mayret, Scudery. Am Schluß der Scene traten ein Richelieu (im Harnisch über dem Cardinalskleide mit Wehrgehäng, Degen, spanischem Hut mit Feder, ganz im Charakter der kriegerischen Cardinäle jener Zeit, die im Felde commandirten), Marquise, Matthäus. Später Dubois. Pagen. Offiziere. Die Vorigen.

Richelieu

(lieſt in zorniger Ungeduld Depeſchen und Briefe).

Vincennes ist stark wie die Bastille!
Was mahnen sie, die Lärmenden?

Marquiſe (ihn zurückhaltend, halblaut).

So, Oheim,
So ſind Sie groß! Dem Lorber rückgegeben,
Den Klio's Hand um Ihre Schläfe windet!
Doch einmal ſehn Sie noch zurück! Ein Friede,
Ein letzter noch der Herzen hier geſchloſſen —
Dann denken Sie an Frankreich, an die Welt!

Richelieu.

Soll ich mich beugen, wo ich brechen kann?

Marquiſe (bei Seite).

Nein! Nicht Gewalt! Noch löſt ſich Alles friedlich!
Dort nahen ſich die Akademiker!
Wo Chataigny — die Großen — hier (Bemerkt Corneille vor) Corneille! (Große Pauſe.)

Richelieu

(ſich bekämpfend, ſchreitet langſam auf Corneille zu).

Ich grüße von Corneille, den Edelmann!
Vor ſieben Jahren hab ich im Burgunderhofe
Sie ſchon geſehn!

Corneille.

Bei Jean Rotrou!

Alle.

Rotrou?

(Spannung. Pauſe.)

Richelieu.

Bei Jean Rotrou! ... Es war ein großer Meiſter

Zu dem Natürlichen! Sie bieten — ja —
Im Cid ſich, hör' ich, an — wie war — die Quelle?

Corneille.

Den Stoff verdank' ich (allgemeine Verwunderung) einem Secretär
Der weiland ſpaniſchen Geſandtſchaft in
Madrid, Herrn von Chalons — im Uebrigen
Schrieb ich den Cid — allein!

Alle.

(Allgemeines Erſtaunen und gemildertes Murmeln.)

Ha!

Chalaigny (halb hervorſtehend).

Er ſieht ſich um (zugleich)
Nach mir!

Corneille.

Geſtatten Eminenz die Bitte!

(Zeigt auf die Akademiker.)

Dort ſind' ich meine Feinde! Das Gerücht
Hat ihre Namen nicht ſo ſchnell enthüllt,
Als ihre Ungeduld, die Wirkungen
Des ſchlechtverhehlten Neides zu beſchleun'gen!
Sie ſollen mehr gewinnen! (Männlich ſtolz.) Cardinal!
Ein Spruch der Richter, die Sie eingeſetzt,
Um eine winterliche Zeit der Schrecken
Mit mildem Hauch der Künſte aufzuthauen,
Ein Urtheil der Akademie von Frankreich
Beweiſe, was barbariſch, regellos,
Verirrung Ihres Ziels an meinem Werke!

Alle

Sie wollten — wie — Cornelle —

Corneille. (ungleich)

Die Akademie

Beurtheile den Cid!

Alle Große.

Nein, nie —

Corneille. (ungleich)

Hier iſt

Die Petition, wie die Statuten wollen!

Lamballe und ein Theil der Großen.

Des Königs Freund?

Conti und der andere Theil. (einfallend)

Ein Edelmann?

Corneille.

Aus goldnen Saiten

Der Völkerharfe rang ich dich, mein Lied,
Im Spiele nicht und wie im Tändeln los!
Ein Ringen warſt du um die höchſte Gunſt,
Den ſtillen Laut der Zeiten zu verſtehen!
Sei wieder Zwietracht, holde Harmonie!
Sei ungebundner Elemente Chaos!
Zerreiß' das Ohr, das deinem ſanften Ton
Undankbar ſich gewöhnt! Leb' wohl, mein Lied!
Leb' wohl, du ſtolzer Cid!

(Die Großen in Aufregung.)

Lamballe, Conti und alle Große.

Ha! Nimmermehr!

Richelieu (zur Marquise).

Siehst Du den Aufruhr?

(zugleich)

Conti.

Gab der König nicht
Dem Dichter seinen Ritterschlag?

Lamballe.

Ein Wappen,
Ein goldenglänzendes, im Banner Frankreichs?

Corneille.

Ein Act des Bürgers ist es, nicht des Dichters —
Hier — Cardinal! Und meine Gegenwehr
Sei einzig die, daß mein Gedicht gedruckt
Erscheint! Die Nachwelt mag dann richten. Frankreich
Mag jetzt schon richten! Ja, dasselbe Frankreich,
Das Sie — gerettet haben, Cardinal!
Gerettet aus den Trümmern der von Ihnen
Besiegten Anarchie! Aus den Gefahren
Der Sitten, die ich absichtslos verklärte!
Und daß es Alle wissen, wie ich nimmer
Mit meiner Dichtung Ihren Feinden diente,
Daß es beglaubigt scheine aller Welt,
Darf ich des Druckes Widmung also stellen:

Vom dankerfüllten Autor dargebracht
Der Frau Marquiſe —?

Boisrobert (verſtehend).

Herzogin bis dahin —!

Richelieu

(Corneille um die ihm gebrachte Huldigung bewundernd und nun voll Humor und Greiſe ausbrechend).

Von Aiguillon doch nicht? So lebt mein Name
Bei Frankreichs Jugend? So im Bürgerthum?
(Zur Marquiſe.)
Der Advocat da — bringt mein ganzes Herz —
In — Freudenrauſch! Wie war es, Gabriele?
Wie ſoll die Widmung lauten?

Chataigny (tritt vor, halblaut).

Der Vicomteſſe
Von Chataigny?

Richelieu.

Ah! Wo ſteckten Sie denn? Sicher
Bei Göttin Fama, ihrer falſchgeſtimmten
Tuba die Beulen auszuklopfen?

Chataigny (um Verzeihung bittend).

Cardinal,
Die glücklichſte der Stunden ſchlägt uns Allen?

Richelieu.

Hier iſt die Bittſchrift!
(Zu den Akademikern.) Haltet Eure Sitzung.

Ihr Rhadamanthen!

(Die Akademiker nehmen sie. Draußen Fanfare.)

Doch — eh' ich den Mahnern
Da draußen folge — alter Freund Matthäus!

(Matthäus springt hinzu.)

Richelieu.

Des bürgerlichen Dichters, der den Lorber
Nur aus dem Haine seines Vaterlands
Sich brechen will, Herrn von Corneille's — Liebe —
Ist — hör' ich —

Alle.

Emérence von Lamperières?

Richelieu.

Ein neuer Adelsanwuchs seid uns! Blühet,
Ihr jungen Stämme, um die Wette!

Corneille (umarmt Emérence).

Dank!

Emérence.

Corneille!

(Draußen Trommelwirbel.)

Richelieu.

Und nun zu seinem Handwerk Jeder!
Zu einem — Zweikampf Ihr vielleicht, Ihr Großen!
Zum mindesten in Eure Loge, dort allein
(mit dem Zeichen des Applaudirens)
Zu secundiren, wenn Rodrigo auslegt!

Den Zweikampf duld' ich nur auf dem Theater!

(Zu den Akademikern.)

Ihr da — zum — Aristoteles! Ich ahne —
Doch — alles Neides Ende! Ist der Cid
Auch nach den Regeln nicht gedichtet, richten
Sich künftig wol die Regeln nach dem Cid
Und werden sich der Zukunft Schule nennen!

(Sich zu Corneille und Emérence zurückwendend.)

Ihr Glücklichen bei alledem! Ihr dürft
Dem Schönen leben! Laßt

(auf die Marquise deutend) von Der Euch sagen,
Von meinem Schutzgeist, den ich Keinem gönne,
Den ich allein nur lieben will und plagen, (zieht sie an sich)
Wie schwer ich mich —

(Die Marquise übergibt ihm mit komischer Vertraulichkeit die Reste des Manuscripts von Sophonisbe; er steckt sie in seinen Koller. Dubois gibt heimlich auch noch das von ihm Aufgelesene hinzu.)

von Euern — Musen — trenne!

(Trommeln und Tusch.)

(Er geht hinten den Offizieren entgegen. Alle wenden sich. Sogleich aber bildet sich eine feste Gruppe. Richelieu spricht mit den Offizieren, von denen er Rapporte entgegennimmt.)

Chataigny.

Ja, aber ich? Wenn sich mein Ohr nicht irrte,
Des Lebens Traum ist wieder mir zerronnen
Und all mein Hoffen bleibt ein ewig Träumen?

Marquise.

Ja, Chataigny! Und doch hat es gewonnen

(Sie reicht ihm die Hand.)

In ſonnenhellen, unſichtbaren Räumen
In (zu Corneille und Racine, huldigend)
— Euerm Land des Lorbers und der Myrte!
(Mit einem vollen und mächtigen Accord der kriegeriſchen Muſik fällt der Vorhang.)

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig

Aus der Zeit und dem Leben.

Aus der

Zeit und dem Leben.

Von

Karl Gutzkow.

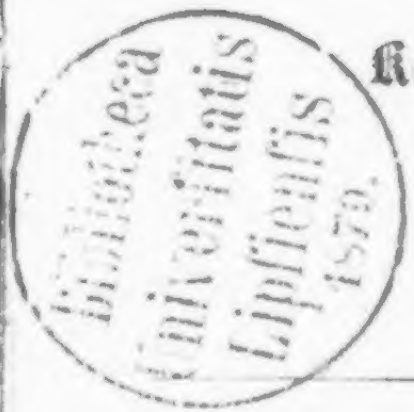

962

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1844.

Inhalt.

		Seite
I.	Die Königin der Nacht	1
II.	Winterphantaſieen	57
III.	Zerſtreute Blätter über Zeiterſcheinungen	99
IV.	Italieniſche Fragmente	147
V.	Die Kunſt, Könige zu bedienen	343
VI.	Dieſe Kritik gehört Bettinen	371
VII.	Rehfues	397
VIII.	Erinnerungen an Karl Seydelmann	417

I.

Die Königin der Nacht.

1.

Bleistift-Striche aus der Brieftasche Eugen's von Zastrow,

aggregirten Second-Lieutenants beim Garde-Cuirassier-Regiment Prinzessin mit gelben Aufschlägen.

Den 2. Februar.

Hübsch gemacht, das Ding! Meiner Cousine einen Dankbrief dafür schreiben. Will mir alles darin notiren, was den Kopf zu sehr angreift. Parole: Prinz Eugen; (der edle Ritter) NB. der dienstwidrige Zusatz ist von mir.

Den 3. Februar.

Morgengebet: Cartiere! Im Café international zehn Dukaten verloren. Will nicht

mehr spielen. Mehrere edle Vorsätze. Knote
im Schnupftuch, damit ich mich besinne, ei
solider Mensch zu werden. Adalgise gut gesun
gen, dreimal applaudirt. Gute Handschuhe kau
man: Cavalierbrücke No. 7. Parole: Landsturm
NB. ohne Witz.

Den 4. Februar.

Morgengebet: Carriere! Ich will mir alle
genau aufschreiben, damit, wenn ich einmal Feld
marschall bin und Jemand geneigt ist, mein Le
ben zu schildern, er Gelegenheit hat, sich be
dieser Gelegenheit u. s. w. Lange Perioden lieb
ich nicht. Liebe! Liebe! Schöne Stimme, schön
Figur. Parole: Montecuculi. Wiederholte
Verbot: alles dienstwidrige Entstellen, Bewitzeln
und Belächeln der Parole ist verboten.

Den 5. Februar.

Sehnsucht nach Carriere. Heut die Nacht
wandlerin Lodoiska = Amina. Ob es wo

wahr ist — ?! — ? — ? — Sr. Durchlaucht — Parole: Balken. Nämlich das hängt so zusammen — doch Commentare sind untersagt.

Den 6. Februar.

Zunehmende Sehnsucht nach Carriere. Die Nachtwandlerin gesungen. Lodoiska göttlich. Große Wahrheit und merkwürdig viel Gefühl. Allerliebste Toilette. Man zieht mich mit ihr auf. Als Amine über den Mühlensteg geht, fällt ihr's Licht aus der Hand — ganz perplex gewesen. Der Erbprinz — schändliche Verläumdung! Parole: Kette. Nämlich für meinen künftigen Geschichtschreiber: Balken und Kette sind Wappenzeichen der Prinzessin Braut. In drei Wochen ist die Hochzeit des Erbprinzen.

Den 7. Februar.

Carriere! Lodoiska kennen gelernt. Ganz toll. Zu ihr hingegangen, anmelden lassen, an-

genommen, sehr schöne Einrichtung, etwas An
aber alles gut gegangen. Hinter den Couli
noch schöner als bei Lichte. Allerliebste Morg
toilette: Kaisertuch von Bronzefarbe, schlich
Kleid, Leibchen, reiche Posamentirarbeit, lan
Cachemire, Capote von Sammt: Muß in's A
denjournal. Die Unterhaltung sehr lebhaft. E
sagte: Herr Baron von Zastrow. Ich antw
tete: Gnädiges Fräulein! Das war die E
leitung. Dann setzten wir uns. Ich, oder vi
mehr erst sie auf eine chaise longue, ich a
einen niedlichen fauteuil, auf Rollen, wodu
ich bei meiner Aufregung fortwährend ausrutsch
Darüber entspann sich folgendes Gespräch, d
ich für einen künftigen Bearbeiter der allgem
nen deutschen Kriegs- und Militair-Geschic
hierher setzen werde:

Kodoiska. Sie sehen, Herr Baron,
meinem Zimmer kann man Schlitten fahren.

v. Zastrow. Ja wohl, gnädiges Fräulei

man hat ja das Sprüchwort: Wenn dem Eſel zu wohl wird, geht er auf's Eis.

Lodoiska. O bitte, Herr von Zaſtrow —

v. Zaſtrow. Ich meine mich, gnädiges Fräulein. Bloße Redensart. Vorgeſtern geſungen à merveille!

Lodoiska. O! Sie ſind zu gütig, Herr von Zaſtrow —

v. Zaſtrow. Nein, auf Ehre, en vérité. Nachtwandlerin nie ſo geſehen. Die Löwe ein Pudel dagegen.

Lodoiska. Bitte, Herr von Zaſtrow —

v. Zaſtrow. Entſchuldigen Sie! Meine Stellung zur Cavalerie entſchuldigt — oder vielmehr ich ſpreche wie mir mein Schn —

Klingel. Brief, den Lodoiska mit großer Neugierde erbrach. Faſt erſchrak ich, weil ich das Siegel des Erbprinzen zu erblicken glaubte, doch war es wol nichts, denn ſie zerknickte es beinahe mit Heftigkeit. Ich wollte ſie auffor-

dern zu lesen, sie sagte aber mit etwas erzwungenem Lächeln: Sie blieben bei Ihrem — Nun lachte sie wirklich und ich ärgerte mich, daß wir grade bei der Redensart: Wie meim Schnabel gewachsen ist! abgebrochen hatten. Sie sagte dann: Ist es also ganz bestimmt, daß der Erbprinz sich vermählt?

v. Zastrow. Parolebefehl.

Lodoiska wollte etwas erwidern, warf sich aber auf ihrer chaise longue so unmuthig herum, daß ich befürchtete, sie wäre krank. Ich sprang auf, der Roll-fauteuil flog weit hinter mir fort, so daß ich beim Niedersitzern ihn beinahe verfehlt hätte. Ich habe mich vorgestern, sagte Lodoiska, im Theater etwas erkältet.

v. Zastrow. Wahrhaftig aber auch keine Kleinigkeit, als Nachtwandlerin, wo die Nächte jetzt so kalt sind —

Lodoiska hörte nicht. Sie schlug ihr großes schwarzes Auge gen Himmel, wo ein verhängter

Kronleuchter — überhaupt fürſtliche Einrichtung! Uebrigens merke ich erſt heute, daß ich Styl habe. Sie zerknitterte den Brief, ich balancirte auf meinem Stuhl, ſtand auf, ergriff ihre Hand, küſſe ſie — der Brief, den ich dicht vor mir hatte, ſtraf' mich Gott, roch nach double Extrait Héliotrope, Lieblingsodeur des Erbprinzen. Ich war ſehr verwirrt, ſchwöre aber auf ihre Unſchuld und habe mich außerordentlich gut amüſirt. Parole: Tilly vor Magdeburg.

Den 8. Februar.

Bei der Vermählung einige Beförderungen. Alle Gardeofficiere weißlederne Buchſen und hohe Stulpſtiefeln zum fürſtlichen Beilager. Täglich üb' ich mich, in Stulpſtiefeln zu gehen. Es iſt ſehr ſchwer. Parole: Honneur et fidelité. Das H in Honneur wird nicht ausgeſprochen.

Den 9. Februar.

Nur an Carriere gedacht. Ich habe Lodoiska vergessen wollen. Aber sie ist zum — NB. hier ist Poesie anzubringen. Die ganze Welt weiß, daß ich sie besucht habe. Bei der Parole allgemeine Rede davon. Dumme Wortwitze: Erbprinz und Prinzenerbe. Man verläumdet Lodoiska. Sie hat nie ein Verhältniß mit unserm Chef gehabt. Ich wäre im Stande, meinen Handschuh — Cavalierbrücke No. 7 findet man echte Pariser von Tetot Rue de Jena No. 14. Parole: Waterloo.

Den 10. Februar.

Unser alter Generalfeldzeugmeister ist 96 Jahre alt gestorben. Er hat sechs Schimmel überlebt. Wir rücken alle um einen Grad vorwärts. Ich bin endlich enrolirt, nicht mehr überzählig. 23 Jahre und 96 Jahre! O, ich kann noch Marschall werden. Lodoiska! Nächstens Zauberflöte.

Lodoiska: die Königin der Nacht. Sie will ihren Abschied nehmen. „Dies Bildniß ist bezaubernd schön!“ Mozart, Bellini, Donizetti, Dominante, Polacca, Cavatina. Ich lese jetzt viel musikalische Recensionen, weil ich Lodoiska wieder besuchen werde. Gute belletristische Blätter und Conditoreien bilden den künftigen — — — Parole: Generalfeldzeugmeister. Cito geschrieben und mit Unterbrechung.

2.

Das Theatergebäude der Reſidenz hing mit dem Schloß zuſammen und war ſo übergroß, daß einige Stockwerke und Seitenflügel bewohnt ſein konnten. So kam es, daß Lodoiska, die Sängerin, im Theater ſelbſt wohnte. Durch einige Corridore gelangte man in eine Behauſung, die allerdings den impoſanten Eindruck machte, der den Verfaſſer der obigen Tagebuchnotizen ſo ſehr geblendet hatte. Um nicht mißverſtanden zu werden, ſagen wir nicht, daß die Einrichtung fürſtlich war. Aber was nur Comfort und Eleganz im Bunde vorausſetzen

und zaubern konnten, das alles fand ſich hier auf das geſchmackvollſte vereinigt Teppiche, ſeidene Vorhänge, Gemälde, Girandolen, weniger zahlreich als ſinnreich angebracht. Eins paßte zum Andern. Von dem ſchreienden Luxus eines Novizen in der Gunſt des Geſchicks keine Spur. Das Glänzende ordnete ſich einem zarten Sinn für das Wohnliche und Bequeme unter. Nichts lauſchiger, als dies kleine Boudoir, mit dem ſauber geordneten Schreibtiſch gegen das Fenſter und zur Rechten eine Etagere, die koſtbare Moſaiken, Bronzearbeiten, zierliche Statuetten und elegante Papeterien bedeckten. Zur Rechten ein kleiner Muſikſaal, mit einem aufrecht ſtehenden Piano, in Geſtalt einer Lyra, die Fenſter hier ohne Vorhänge, die gemalten Wände ohne Tapeten, um die Reſonanz des Schalles, den Nachhall der Stimme und des Inſtruments nicht zu hindern Und dies alles nur einzig bewohnt von Ledoiska.

Ueber den Urſprung dieſes Glanzes war nichts entſchieden. Die Stimme der Künſtlerin war einſt friſcher und metallener, als jetzt, wo man mehr ihre Kunſt, als ihren natürlichen Fond bewunderte. Sie hatte früher Reiſen gemacht, von denen ſie mehr Ruhm als Glücksgüter mitbrachte. Sie war bei Zeiten mit dieſem Ruhm in eine kleine Reſidenz gezogen, und erhielt ſich in ihm, da ſie klug war, ihn nicht mehr durch neue Reiſen auf die Probe zu ſtellen. Was ſie feſſelte, war ihr Glück; wer ihr dies Glück ſchuf, war ein Geheimniß.

Die Cavaliere des Landes galten für arm. Einige Banquiers waren reich, ohne daß ſie verſtanden, ihren Reichthum zu benutzen. Lodoiska erfreuete ſich eines Rufes, der mit ihrer äußern Exiſtenz im Widerſpruch ſtand. Man fand bei ihr Künſtler, Gelehrte, ältere Beamte, die ſich durch rege Theilnahme an der Bühne eine gewiſſe Jugendlichkeit erhielten. Der Ver-

kehr war ein öffentlicher und durchaus flüchtiger. Der Fürſt war ein alter Herr, der nie mehr ſein Zimmer verließ. Nur vom Erbprinzen Max wollte man behaupten, daß er an Lodoiska mehr als ihre Talente bewunderte.

Beweiſen ließ ſich nichts. Prinz Max war ein ritterlicher Held, von großer männlicher Schönheit. Er hatte ſeine Jünglingszeit auf Reiſen hingebracht und ſich in der That, was ſelten iſt, auf ihnen von den Merkwürdigkeiten der Länder und allem Wiſſenswerthen, das die fremden Zuſtände darboten, beſchäftigen laſſen. Zurückkehrend in ſeine künftigen Staaten nahm er an den Branchen der Regierung, die den meiſten perſönlichen Einfluß von obenher vorausſetzten, lebhaften Antheil, ſtand dem Kriegsweſen perſönlich vor und lebte ſeinem künftigen Berufe ſchon jetzt mit einem Ernſte, der ihn von allen rauſchenden Zerſtreuungen abzog. Prinz Max lebte auf den Umgang einiger wenigen

Freunde beſchränkt, und auch von dieſen konnte ſich Niemand rühmen, ſein gänzliches Vertrauen zu beſitzen. Den Frauen ſchien ſein Sinn abgewandt. Er hatte eine höfliche zuvorkommende Weiſe, die ihn immer im Umgang mit dem weiblichen Geſchlechte liebenswürdig erſcheinen ließ, ohne daß man je von ihm einen Uebergang zu innigern Verhältniſſen nachweiſen konnte. Man hätte ihn trotz ſeiner angenehmen Manieren eher für einen Weiberfeind erklären können.

Wie es möglich war, bei dem ſchroffgezeichneten, enthaltſamen Charakter des jungen Prinzen ihm doch eine Beziehung zu Lodoiska zuzuſchreiben, gehörte ebenſo ſehr zu den Räthſeln, wie Lodoiska's „Sort" ſelbſt. Von dieſem klugen, liebenswürdigen Mädchen ging nie, auch nur die leiſeſte Spur einer dahin zielenden Andeutung aus. In ihrem künſtleriſchen Berufe lebte ſie rein nur der Aufgabe, die ſie zu löſen hatte, ließ ihre Blicke nur dorthin ſchweifen,

wohin die Leidenſchaft des dargeſtellten Momentes ſie verwies und wich allen Indiscretionen mit einem Talente aus, das ihrem Herzen und ihrem Verſtande Ehre machte. Man behauptete nur, daß auf den Corridoren, die das Schloß, das Theater und die Wohnung Lodoiska's verbanden, oft eine dunkle vermummte Geſtalt geſehen würde, die die Schildwachen anzurufen keinen Muth hätten. Man wollte nur behaupten, daß der Prinz Max auf ſonderbare Art mit allen Vorkommniſſen des Theaters vertraut wäre und von der Intendanz ſelten Dinge erführe, die er nicht ſchon aus andern Quellen richtiger dargeſtellt erhalten hätte. Sahe man indeſſen wieder, wie wenig von dem jungen Fürſten dieſe wunderbare Allwiſſenheit zum Nachtheil der Künſtlerinnen, die mit Lodoiska rivaliſirten, benutzt wurde, ſo mußte man doch von der Vermuthung eines geheimen Zuſammenhan-

ges zwiſchen beiden wieder abkommen. Der Kammerdiener des Prinzen war ſein Milchbruder, ein felſenfeſter Charakter, den Einige für ſtumm hielten, weil er ſelten oder nie ſprach.

3.

Die Nothwendigkeit, daß Prinz Max sich endlich zu einer Heirath entschloß, lag in der Politik. Man fand, als das Gerücht von der bevorstehenden Vermählung des Erbprinzen mit der schönen und geistreichen Prinzessin eines befreundeten Hofes verlautete, zwei Dinge sehr auffallend; einmal, daß es in der That schien, als wenn Prinz Max seine Verlobte, die Prinzessin Jucunde, liebte, und dann, daß Lodoiska, statt darüber verstimmt, eher heiter schien, wenn anders eine gewisse Ausgelassenheit, ein gemacht scheinender Scherz, große Sorglosigkeit in ihren Aeußerungen, Zerstreutheit und aufgeregtes Wesen Heiterkeit genannt werden können.

Prinz Max hatte seine ihm bestimmte Braut als Kind gesehen. In der gewissen Voraussetzung, eine Convenienzehe schließen zu müssen, sah er eine entfaltete Jungfrau wieder. Ihr Wesen sprach ihn auch jetzt noch nicht an. Wie wenig Gelegenheit hat ein so hoch gestelltes Mädchen, sich in ihrem innersten Bedeuten frei zu entfalten! Zurückhaltung, so nothwendig von den Umständen geboten, erscheint bei Frauen ohnehin immerhin wie Beschränktheit. Große Proben sind ihnen nicht immer möglich. So ist schon das Geschick zu preisen, wenn es ihnen gelingt, bei geringfügigen Veranlassungen, fast unmerklich, aus dem Kreise des Gewöhnlichen herauszutreten und eine über sie schon abgeschlossene Rechnung oft mit einer einzigen Bemerkung, einem einzigen unerwarteten Charakterzuge umzuwerfen. Der Prinz war erfreut, seine Braut zuweilen Urtheile fällen zu hören, die ihn um so mehr überraschten, als sie mit

harmloſer Ruhe und ohne alle Prätenſion vorgetragen wurden. Er entdeckte kleine artige Talente an ihr und wurde zuletzt faſt überwältigt von einer Ueberraſchung, die er in den Orangeriehäuſern ſeines Schwiegervaters erlebte. Prinzeſſin Jucunde kannte die Bäume und Pflanzen wie ein Gelehrter, der zugleich Gärtner und Blumenmaler wäre. Sie entdeckte, ordnete, zog, malte die Blumen. Sie hatte es hier zu einer Verbindung zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft gebracht, die den Prinzen ſtaunen machte. Wenn ſchon die Männer, die jeden Stein zu benennen, jeden Grashalm in eine Gattung einreihen können, einen großen Vorſprung vor denen voraus haben, welche über die Natur nur in Abſtractionen leben, ſo mußte an einem ſo hoch geſtellten weiblichen Weſen, wie Jucunde, der Reiz, den dieſes Talent ausübte, ein doppelter geweſen ſein. Sie übernahm bei Spaziergängen, auf den Luſtſchlöſſern wie

in den Gärten ihres Vaters, ohne es zu wollen, die Rolle des Cicerone. Der kluge, verständige Sinn des Prinzen lauschte der anspruchslosen Ausbreitung dieser sinnigen Kenntnisse. Was ihn erst befremdete, fesselte ihn später, und von diesem Punkte aus war es denn auch, daß Jucunde, die ihm erst so interesselos erschien, eine höhere Bedeutung gewann. Die liebenswürdige, immer heitere, immer lind und bescheiden angeregte Prinzessin beherrschte ihn, ehe er's sich versah.

Wie ungegründet nun auch die Vermuthungen über ein Verhältniß des Prinzen zu Lodoiska sein mochten, so fehlte es doch nicht an scharfer Beobachtung der Stimmung, in der sie die bevorstehenden Vorgänge bei Hofe aufnehmen würde. Zuerst wunderte man sich, sie auch in Nichts verändert zu finden. Dieselbe Ruhe, diesselbe kleine air von Protection, dieselbe sich unterordnende und ihr Innerstes mas-

kirende äußere Pflichterfüllung. Je länger aber der Prinz ausblieb, deſto mehr glaubte man an ihr eine Unruhe zu entdecken, die ſich in der Form des Humors kundgab. Sie, die erſt dann gern lachte, wenn Andere Drolliges thaten, ſuchte jetzt ſelbſt die Munterkeit anzuſchüren. Man ſah ſie viel außer ihrer glänzenden Wohnung, die ſie ſonſt ſelten verließ. Man fand ihr Spiel, das immer etwas zu gemeſſen war, plötzlich degagirter, fand es aber auch natürlich, wenn plötzlich der Zettel ankündigte, ſie wäre heiſer, unpäßlich, krank. So dauerte es einige Wochen fort, und ein guter Menſchenkenner, der über ſie nach ſeiner Anſicht gefragt wurde, mochte wol Recht haben, ſich zu äußern: Sie kommt mir in ihrer plötzlichen Regſamkeit und Beweglichkeit vor, wie ein Schmetterling, der mit aufgeſchreckter Haſt die Flamme umflattert, in der er nur zu gewiß ſeinen Tod findet.

4.

Der Verlobung des Erbprinzen mit Prinzeſſin Jucunde folgte in wenig Wochen die Vermählung. Der Vater des fürſtlichen Bräutigams war ſonſt an einen ſtrengen Haushalt gewöhnt. Bei großen, in des Intereſſe ſeines Hauſes tief eingreifenden Veranlaſſungen jedoch hielt er mit ſeinen aufgehäuften Schätzen und Koſtbarkeiten nicht zurück. Alle Vorbereitungen zum Beilager ſeines Sohnes wurden in verſchwenderiſchen Umriſſen angelegt und das Ganze, wie dies nur zu oft geſchieht, mußte ſich mehr auf Glanz und Maſſe, als auf Geſchmack begründen.

Am Tage vor der Hochzeit ſollte in der Oper dem Publicum Gelegenheit gegeben werden, die künftige Landesherrin als Braut zu ſehen. Man hatte eine Feſtoper mit theuern Koſten aus Paris verſchrieben, mit Eifer einſtudirt und glänzend in Scene geſetzt; aber plötzlich erklärte ſich Lodoiska unfähig, darin mitzuwirken. Es fiel dies allgemein auf. Man ſah darin deutlich die Folgen einer Vorausſetzung, die an ſich ſelbſt ja ſo wenig feſten Halt hatte. Als man Prinz Max die Nachricht brachte und ihm die Urſache der Störung nannte, behauptete man, ſoll einen Augenblick ein düſterer Zug, wie man ihn ſonſt an ihm nicht kannte, über ſeine Stirn gefahren ſein. Prinzeſſin Jucunde, ſeine Braut, lächelte. Da man an dieſem Hofe, wie überall der Meinung iſt, daß man große Hoffeſte durch Schauſpiel nicht ſo würdig begeht, wie durch die Oper, ſo fragte man bei Lodoiska an, in welcher Oper ſie mit-

wirken wolle. Sie antwortete nach langem S
ſinnen: In der Zauberflöte.

Wenn wir eben bemerkt haben, daß J
cunde lächelte, ſo ſoll dies mehr als die Be
achtung einer bloßen Zufälligkeit ſein. Sie
chelte, ſie ſah ſeitwärts zum großen Fenſter h
aus auf den belebten Schloßplatz. Prinz M
nicht minder gedankenvoll. Es iſt wohl nic
von Gerüchten ſo klein, nichts ſo geringfüg
werthlos, was nicht den Hochgeſtellten du
Vertraute und nicht ſelten Unberufene mitg
theilt würde. Grade an die Ufer, wo ſi
machtlos die Wellen brechen, ſtrömen ſie unau
haltſamer an. Prinzeſſin Jucunde wußte alle
was man ſich über eine Beziehung des Prinz
zu Lodoiska geheimnißvoll in's Ohr raunte. S
verzweifelte bei dem Gedanken, das Herz ein
Mannes, den ſie liebte, mit einer Andern the
len zu müſſen. Sie ſprach von Lodoiska, d
Prinz ſah zum Fenſter und trommelte auf d

Scheiben. Sie faßte ſich ein Herz und flüſterte, hinhauchend, beklommen, mit halb erſtickter Stimme die einzigen Worte: On dit que le Prince la protège! Der Prinz, blutroth, ſtieß kurz und heftig das Wort heraus: Mensonge! Jucunde erblaßte, denn dies Läugnen war für ſie ſchreckhaft. Sie fühlte, daß dies Mensonge nur heißen konnte: La vérité!

Sie war erſchüttert, ſie verzweifelte. Zum erſtenmale faßte es ſie mit unterwühlendem Schmerze. Ihr kluger Sinn ſagte ihr, daß ſie keine Anſprüche hätte auf die Vergangenheit ihres Verlobten. Ja ſelbſt das dauernde Verbleiben Lodoiska's in ihrer bisherigen Stellung zum Theater würde ſie nicht geſtört haben, wenn Max nur Wahrheit geſprochen hätte. Dies ſchnelle und in ſichtlicher Verlegenheit ausgeſprochene: Es iſt nicht wahr! machte ſie für ihre Zukunft zittern. „Hätt' er mir's geſtanden, hätt' er mich in die Tiefe ſeines Herzens blicken

laſſen!“ Sie wußte, daß nur das todt iſt, was man begräbt. Sie ſah dieſe Liebe, die ihr ſo gewiß und ausgemacht ſchien, wieder aufwachen. Sie war von einem ahnungsvollen Blick in die Zukunft ſo ergriffen, daß ſie nur wenig Augenblicke in dem abendlichen Zirkel des Hofes verweilen konnte und unter bittern Schmerzen ſich zum Schlaf in ihre Kiſſen drückte.

Am folgenden Morgen war ſie beruhigter. Sie wollte nur ein offenes Geſtändniß, ſie wollte allein das wiſſen, was Niemand wußte, ſie wollte Wahrheit. Für das Andere und Zukünftige hatte ſie ja Liebe und Vertrauen! Am Abend war die Vorſtellung der Oper. Je näher die Stunde kam, deſto beklommener fühlte ſie ſich. Alles, was ſie von der Favorite ihres künftigen Gatten gehört hatte, trat jetzt in ſchreckhafter Deutlichkeit vor ihr Auge. Sie ſollte ſie ſehen, hören, dieſe verborgene, ſo räthſelhaft geheimgehaltene Leidenſchaft! Grade dies Geheim-

niß ſchien ihr ſo bedenklich; denn es bewies, wie ſehr ihn Lodoiska gefeſſelt haben mußte.

In dieſer Stimmung ſaß ſie an der Tafel. Es ſchlug ſechs. Um halb ſieben trat ſie an der Seite ihres Verlobten in die fürſtliche Loge des feſtlich erleuchteten Opernhauſes.

5.

„Ein ſchönes Paar.“

„„Er ſcheint wirklich verliebt zu ſein.““

„Sie iſt ſehr ernſt.“

„„Sie ſoll gelehrt ſein.““

„Sie ſchreibt ein Buch über Botanik.“

„„Hübſche Toilette.““

„Wenn Lodoiska auftritt —“

„„Geben Sie Acht.““

„Mein Glas iſt ſcharf, ihre Miene ſoll mir nicht entgehen —“

„„Weſſen?““

„Der Prinzeſſin.“

„„Ach, Schnack.““

„Was? Glauben Sie denn, daß sie von etwas weiß?“

„„Oho.““

„Still, still!“

Lodoiska sang. Alle Gläser auf die Prinzessin gerichtet. Ihre Miene zuckte. Es war ein furchtbarer Schmerz, der ihr Innerstes durchwühlte. Sie sah fort auf den vor ihr liegenden mit Goldbuchstaben gedruckten Theaterzettel. Sie blickte, von unten auf, den Prinzen an. Seine Ruhe, seine Gleichgültigkeit, diese Affectation hätten ihr Thränen entlocken können. Es fiel ein Tropfen — grade auf den Namen: Lodoiska.

Wie sehr der Prinz Jucunden ehrte, konnte man aus der sinnigen Ausschmückung der Corridore und der Vorgemächer der fürstlichen Loge sehen. Eine Reihe von Gemächern hatte sich förmlich in eine Anpflanzung verwandelt. Die herrlichsten Blumen, die seltensten Gewächse verdeckten die Wände. Man wandelte durch Oran-

gerie, durch tauſend Blumen, die ihre Düfte entſtrömten, durch Rankengewächſe, die oft den Weg zu verſperren ſchienen. Rings um die Spiegel, die hier und da zum Widerſchein der Girandolen angebracht waren, zogen ſich die Kränze der Primula praenitens oder die bläulichen Glocken der Cobea scandens. Thyrſusartig hoben ſich aus dem Schaft der Aloe ihre blaßrothen Blüthen. Die Treppen auch der entfernten Räume waren mit Polyandern oder Magnolien geſchmückt. Dazwiſchen die Passiflora alata mit ihrem blauen Strahlenkranze, oder die ſcharlachrothen, gegen Alles grell abſtechenden Staubfäden der Calotamnus quadrifida, blaue Rhododendren, gelbe Azaleen, Hibiscus aller Arten — man glaubte ſich in einen Feentempel aus tauſend und einer Nacht verſetzt.

Den Preis aber von allen dieſen Wundern trug eine Grotte davon, die aus einem entfern-

testen Raume von magischen Lichtern geblendet herüberschimmerte. Hier war mehr als eine Blume, hier galt es eine Feierstunde der Schöpfung. Umgeben von einfachem grünen Rankgewächse stand in diesem dämmernden Raume jene wunderbare Pflanze Cactus grandiflorus, die Königin der Nacht. Grade in den Stunden, die eben angebrochen waren, sollte diese Zauberblume ihren Kelch eröffnen. Es war ein Schauspiel, das der Prinz seiner Braut zuletzt vorbehalten hatte. Schon duftete der Kelch seinen Wonnegeruch aus, schon regte sich geheimnißvoll die Blütenkrone, um schamhaft ihre weißen Blätter auseinander zu breiten. Die gelben Staubfäden trieben ihre zarte Hülle immer mehr und mehr, ein geheimnißvolles poetisches Leben rang nach Licht und Offenbarung. Dies Blühen war kein organisches Gesetz mehr, sich wiederholend in einem bestimmten Kreislauf der Zeit, sondern eine freie große That, ein

Entschluß, eine bewußte göttliche Kraft. Alles an dem wunderbaren Baume schien zu leben. Selbst der Schaft mit seinen stachlichten quadrirten Aesten schien zu zittern. Ein Wonneschauer bebte in dem ganzen Bau der Pflanze, der sich in diesem Augenblicke, wie bezaubert, mit seiner schönen, im Osten heilig gehaltenen Blüte krönte.

Der Prinz hielt diese Feier geheim. Seine Braut sollte von ihr überrascht werden. Um jede Störung des geheimnißvollen Vorganges, jede Beschädigung dieser Blume zu verhindern, war ein Officier beordert, an ihr zu wachen. Es war Eugen von Zastrow.

6.

Man würde sehr Unrecht thun, wenn man aus den oben mitgetheilten Tagebuchnotizen schließen wollte, daß Lieutenant von Zastrow ein fat war. Er war nicht klüger und nicht beschränkter, als der größere Theil seiner Waffenbrüder. Nur was ihn ganz speciell in den Ruf eines Landjunkers gebracht hatte, war der Besuch bei Lodoiska. Dieser Besuch lag so ganz außer dem Bereich des Ueblichen und Hergebrachten, widersprach so auffallend der Stellung, die man dieser Künstlerin stillschweigend einräumte, daß man ihn auch nur mit Zastrow's Unkenntniß der Residenz-Geheimnisse entschuldigen konnte. Seit kurzem erst in Dienst getreten, faßte er

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.
3-598-51032-2
FN. 19180/072

alles mit jener eigenen Mischung von Dreistigkeit und Gutmüthigkeit an, die unsere jungen deutschen Adeligen oft komischer erscheinen läßt, als es sich für Söhne des Mars zu geziemen scheint.

Dem Unmündigen lächelt aber immer das Glück. Zastrow hatte Lodoiska in einer Zeit besucht, wo sie grade Gesellschaft, Zerstreuung, Anhalt bedurfte. Sie gab ihm Aufträge, ließ ihn rapportiren, fragte ihn über die Neuigkeiten der Stadt aus. Ja, indem er für ihren Ruf stritt, zog man ihn auf, daß er durch sie eine glänzende „Carriere" machen würde. Dies war ihm, wie er sagte, von der ganzen deutschen Sprache das liebste Wort. Auch war seine militairische Haltung, seine Conduite, vortrefflich. Nur, um es gleich zu sagen, von Botanik verstand er nichts.

Mit wonnetrunkenem Blick hatte er Lodoiska erzählt, daß er am Vorabend der Vermählung

den Dienſt bei Ihren Hoheiten haben würde. Er ſprach mit Begeiſterung von den Vorbereitungen zu dem Empfang im Theater, von den ausgeleerten Gewächshäuſern, von ſeiner Galauniform, und ſtutzte, als ihm Lodoiska darauf erwiderte: Hüten Sie ſich vor den Elfen! Wie ſo? fragte er. Lodoiska ſagte, die Elfen wären Blumengeiſter, die aus den Kelchen der Pflanzen kämen und es ſchon manchem Sterblichen angethan hätten. Zaſtrow antwortete ganz verwirrt: „Ach ſo! Mythologie!"

Es ſchlug acht. Zaſtrow ſtand gedankenlos an dem Eingang der Niſche, die die Königin der Nacht barg. Er wußte nichts von Cactus grandillorus, nichts von Piſtillen und Cryptogamen. Er ſeufzte nur vor ſich hin: „Verflucht ennúyant!" Der Blumenduft hatte ihn faſt betäubt. Es war alles ſo einſam um ihn her, die poetiſchen Gewächſe ließen ihn ſo kalt, ſo leer, er beſaß die Phantaſie nicht, an ſie die

Wunder des Orients und der Tropenländer anzuknüpfen. Drinnen scholl die Musik, tönte der Gesang, scherzte der Humor. Niemand kam in die scheinbar verlassene Gegend. Er fühlte sich auf seinem Posten, dessen Bedeutung er nur in sofern kannte, daß Niemand hier etwas abpflücken sollte, vernachlässigt und sank in Betrachtungen über die Möglichkeit eines demnächst ausbrechenden Krieges oder einer schnellen Sterblichkeit unter seinen Vorgesetzten.

Plötzlich fielen Zastrow Lodoiska's Worte von Blumengeistern ein, und indem er noch über das Unvernünftige solcher Ansichten lächelte, hörte er es hinter den Palmen und den großen Feigenblättern, die die Wände bedeckten, gespenstisch rauschen. Dabei kicherte es neckisch und es war ihm, als riefe Jemand: pst! pst! Er sah sich um und entdeckte nichts, das Rauschen und Schlüpfen aber dauerte fort, bis sein Blick auf die dunkle Grotte fiel und er, zusammen-

ſchreckend, die Mythe von Blumengeiſtern, für ihn ängſtlich genug, beſtätigt fand. Aus dem rieſigen Cactus, dem die Königin der Nacht eben entblühete, ragte ein wunderbares Weib hervor in einem ſchwarzen langen Gewande und gleichfarbigem Schleier, dicht überſäet mit goldenen Sternen, das Haar aus dem Schleier herausquellend und niedergleitend in die grünen Aeſte des Stammes, die wunderbare Erſcheinung deutlich ſich herauslöſend aus dem Gezweige, ja wie es Zaſtrow ſchien, aus dem Kelch der eben ſich erſchließenden Blume ſelbſt. Von den Lichtern geblendet, ſeinen Sinnen nicht trauend, dringt von drinnen wie geiſterhaft der Jubelchor an ſein Ohr:

„Es lebe von Zaſtrow, von Zaſtrow ſoll leben — "

Ein Lachen — ein Dämmern vor ſeinen Augen — ein lautes Knicken von etwas, das gegen ausdrückliches Verbot von den Pflanzen

abgebrochen wird — ein Rauſchen — dazwiſchen der Elfen höhnendes Singen, der Triumphchor der Teufel:

„Es lebe von Zaſtrow, von Zaſtrow ſoll leben —"

Er blickte noch einmal nach dem Blumengeiſte, er ſah ihn nicht mehr; aber — Himmel! er trauete ſeinen Sinnen nicht — die wunderbare Cactus-Blüte war verſchwunden!

Nach dem Chor:

„Es lebe Saraſtro! Saraſtro ſoll leben!"

(den Eugen von Zaſtrow auf ſich bezogen hatte) wollte nun endlich der Prinz ſeine Braut zu dem magiſchen Schauſpiel führen, mit welchem er ſie, die große Kennerin der Pflanzen, zu überraſchen gedachte. Eine gewiſſe Verlegenheit war ohne Zweifel den ganzen Abend über, wo er dem Publicum ſich mit ſeiner Wahl preisgegeben hatte, an ihm ſichtbar geweſen. Jetzt, erlöſt von dieſer Pein, athmete er auf, bot ſeiner Braut den Arm und führte ſie durch die Blumengänge der Corridore und Vorzimmer der

fürſtlichen Loge, durch alle dieſe flimmernden und duftenden Zauber, die ſie jetzt erſt mit kundigem Auge näher prüfen ſollte. Eine Cortege von Hofdamen neben der Prinzeſſin, die Adjutanten und bedeutendſten Hofchargen im Gefolge des Prinzen.

Zaſtrow ſtand wie auf glühenden Kohlen. Die Verlegenheit um die abgebrochene Blume, auf der der Haupteffect der Ueberraſchung beruhen ſollte, trieb ihm den Angſtſchweiß auf die Stirn. Er bot einen beklagenswerthen Anblick dar. Je näher der Hof herankam, deſto höher ſtieg ſeine Angſt. Er hörte die Prinzeſſin ſchon in der Ferne laut ihre Freude äußern, er hörte den Prinzen von Blumen mit einer Theilnahme ſprechen, die er früher nur für Pferdeſchabracken gekannt hatte. Jetzt waren ſie bei den Oleandern, jetzt bei den Rhododendren, nun kamen die Cactus, Cactus simplex, Cactus quadratus, Cactus — Zaſtrow fühlte, daß in dieſem

Augenblick ſeine ganze militairiſche Laufbahn auf dem Spiele ſtand. Immer näher kam der Zug, immer drohender die Gefahr. Grand ciel, ertönte jetzt die Stimme der Prinzeſſin: grand ciel que vois-je! Cactus grandiflorus!

Was nun folgte, war Alles ein Moment. Der Prinz, der etwas kurzſichtig war, ſagte: Und blühend in dieſer Stunde! Die Prinzeſſin antwortete: Blühend? Wie? Der Prinz, näher tretend: Himmel! was iſt das! die Blume iſt abgebrochen! von Zaſtrow hielt ſich an einem Orangenbaum.

Der dienſtthuende Officier! — knirſchte der Prinz.

Von Zaſtrow! hieß es.

Wo iſt die Königin der Nacht?

Armer Zaſtrow! Konnte er jetzt vom Blumengeiſte ſprechen? Konnte er ſich auf die Elfen berufen? Auf der Zunge lag ihm etwas von überirdiſchen Mächten, Sternenſchleier, Pe-

tiscus' Mythologie, er ſtotterte: Ew. Durchlaucht, total unfähig —

Im höchſten Zorn fuhr der Prinz heraus: „Sie ſind, Sie ſind, Sie ſind — caſſirt!" Der Prinz zog ſeine Braut von dieſem Schauplatze frevelhafter Zerſtörung fort und lehnte ſich, erſchöpft im Uebermaß des Aergers über eine ihm verdorbene Ueberraſchung, an eine Karyatide, die ihn halten mußte.

„Eine ſolche Blume abzupflücken, die Königin der Nacht, eine Blüte von nur zwölf Stunden Dauer! Es iſt ein Sacrileg, ein Kirchenraub, Tempelſchändung. Entdeck' ich den Thäter, die Strafe ſoll exemplariſch ſein. Wer war's?"

Zaſtrow war verſtummt und zuckte halb ohnmächtig mit den Achſeln, Jucunde hatte nicht gehört, welche große Strafe der Prinz dem Thäter zuerkannte; ſinnend ſtand ſie und blickte mit ihren ſchönen Augen gen Himmel.

Mir iſt, ſagte ſie, als könnte die geraubte Blüte nicht weit ſein.

Wo, Jucunde?

Dort hinter den Palmen!

Man ſuchte und fand ſie nicht.

Sie muß nicht fern ſein; etwas weiter.

Wie wäre das —

Zu entdecken, ſehr leicht.

Die Pflanzenkennerin fuhr fort: Ein Duft, wie der, den die Königin der Nacht ausſtrömt, dieſes würzige Vanille-Arom, wäre unverkennbar aufzufinden. Man ſolle ihr folgen.

Sie drängte ſich hinter die Palmen. Hier fand ſich eine leis angelehnte Thür. Der Prinz, der ganze Hof drängte nach, mit Ausnahme des unglücklichen und aus allen ſeinen Himmeln geſtürzten, der Blumenmyſtik wegen unglücklichen von Zaſtrow. Die angelehnte Tapetenthüre führte in einen dunkeln Gang, der ſich um die Logen herumzog und in die Nähe der Garde-

robe des Theaters führte. Die Prinzessin stand zuweilen still, besann sich und sagte dann: Vorwärts, meine Botanik soll uns schon helfen, Prinz. Dieser, nach der ihm angebornen Gutmüthigkeit, war schon milder geworden und schwieg. Ein Theil des Gefolges hielt es für angemessener, in dem dunkeln Gange mit dem Brautpaar nicht allein zu bleiben und hielt sich zurück. Die Prinzessin schritt vorwärts.

Ein herrlicher Duft erfüllte den Raum. Es zog vor ihnen her wie eine Wolke aus dem Lande Yemen. Die Spur war so unfehlbar wie ein sichtbarer Luftstreifen, wie fliegender Sommer, der in der Abendsonne spielt. Erst schien sie auf die Bühne selbst zu lenken. Die Prinzessin mußte die Sache nun von der scherzhaften Seite nehmen, sie lachte und der Prinz fühlte, daß seine Aufwallung nachließ. Sie kamen aber von der Bühne und dem Theaterraume, wo das Erscheinen der hohen Herrschaf-

ten eine allgemeine Verwirrung hervorzubringen drohete, wieder ab; dem Prinzen ſchien jetzt die Spur verloren.

Nein, ſagte lachend die Prinzeſſin, nun ſind wir bald am Ziele. Ich muß meine botaniſche Ehre behaupten. Damit wies ſie hinüber in den dunkeln, von Schatten und Schweigen eingehüllten Flügel, in welchem man durch mehrere unbeſuchte Gänge nur zu Lodoiska's Wohnung gelangte. Die Cavaliere des Hofes ahnten etwas, das ſie nicht wiſſen ſollten, und blieben zurück. Jucunde hängte ſich an den Arm ihres Verlobten und zog den Sträubenden muthwillig-weiter. Hier und da eine Schildwache, die verwundert das Gewehr präſentirte. Säulen, verfallene Treppen, ſpärliche Flammen unter großen ſchwarzgebrannten Lampenſchirmen, am Fußboden niedergefallener Gyps von den Stuckarbeiten der Decke. Der Prinz hielt an und ſagte: Es iſt genug. Keh-

ren wir um! Die Prinzeſſin aber zog ihn und bemerkte plötzlich: O welch ein Duft! Hier ſind wir am Ziele. Der Prinz erblaßte. Stumm wollte er ſie weiter führen. Jucunde behauptete ganz in der Nähe des Räubers zu ſein, ſah ſich ſcharf um und entdeckte eine überkalkte Wandthüre, die ſie öffnete. Dem Bräutigam vergingen die Sinne, er beſchwor ſie zu bleiben. Die Thüre führte eine kleine enge Treppe hinauf. Drei Schritte, ſagte ſie, ſo ſind wir am Ziele und haben den Dieb. Bleiben Sie zurück. Der Prinz blieb, unwillkürlich, wie angewurzelt. Jucunde ſtieg die Stufen hinauf, ſah ſich auf einem kleinen Flur, der zu einer gewöhnlichen häuslichen Einrichtung zu führen ſchien, ging weiter, ſah durch eine offene Thür einen Lichtſchimmer fallen, fühlte von dorther den Wohlgeruch der Blume duften, lehnte behutſam die Thüre zurück und ſtand in einem reizenden, von Dämmerlicht erhellten Gemache.

Auf einem Divan lag eine ſonderbar gekleidete Dame in ſchwarzen Gewändern, die abgepflückte herrliche Blüte vor ihr. Jucunde täuſchte ſich nicht. Lodoiska war die Räuberin.

8.

Arme Lodoiska! War die Stunde gekommen, die sie dir prophezeit hatten, wo der schöne Nachtfalter sich in die Flamme stürzen würde?

Sie lag in Thränen gebadet. Der Duft der Blume und die Macht der eignen Schmerzen hielten ihre Sinne gefangen. Sie sah nichts von dem, was sie umgab. Sie bemerkte nicht, daß eine hohe stolze Gestalt im festlichen Gewande (es hätte ja auch Pamina sein können, die sie rief) im Halbdunkel des Gemaches vor ihr stand und sie mit neugierigem und gerührtem Auge betrachtete. Sie lag hingestreckt auf den Divan, eingehüllt in ihre Sternengewänder,

das Haupt in die weiße ſchöne Hand geſtützt, vor ihr die Blüte, die ihre Entwurzelung noch nicht zu ahnen ſchien, zwei Königinnen der Nacht!

Und wie Jucunde ſo das ſtille Schauſpiel betrachtete, wie ihr Auge rings auf Gemälde, Statuen, auf Dinge fiel, die in geheimnißvoller Anſprache ſie zu grüßen ſchienen, wie alles umher ſie neckte und doch wieder ſie tröſtete, ſie anlachte und doch wieder ſie beruhigte, war es ihr klar, daß Lodoiſken einſt das Herz ihres Mar gehört hatte, klar aber auch, daß die, die es jetzt beſaß, ſie ſelber war. Zürnen, ſtrafen konnte ſie nicht. Hatte ſie doch das Schickſal auf ſeinem zarteſten Wege hierher geführt, war es doch ein Engel der Blumen, deſſen Hand ſie hierher geleitet hatte!

Indem erwachte Lodoiſka aus ihren Träumen und ſchlug ihr großes ſchönes Auge auf. Sie ſah die Fremde, erhob ſich, erkannte ſie

und ſank beſinnungslos zu den Füßen der Prinzeſſin. Dieſe hob ſie milde auf, legte ihre Schleier zurück und begann mit ſanftem Tone: Ich ſuchte die Königin der Nacht.

Lodoiska lächelte ſchmerzlich, als wollte ſie ſagen, ſie wär's.

Jucunde erkannte den Irrthum und berichtigte ihn. Lodoiska erſchrak: Dies iſt dieſe koſtbare Blume, von der man ſo viel Wunder erzählt?

Jucunde hörte weniger auf das, was ſie ſagte, als auf ihren Ton, ihrer Stimme Ausdruck, auf das Athmen ihrer Bruſt. Sie dachte ſich ſtill: Warum ſollte ſie ihn nicht gefeſſelt haben?

Lodoiska geſtand mit bebender Stimme, daß ein unerklärlicher Reiz ſie getrieben hätte, dem Feſte von einer verborgenen Thüre zuzulauſchen. Sie wäre verſcheucht worden und hätte gedacht, wenigſtens eine Erinnerung wolle ſie ſich aus dieſen Blumen zur Eingangspforte zum künfti-

gen Glück der Prinzeſſin wählen. Dieſe Blume hätte ſie ſich gebrochen und wäre ſo behend entſchlüpft, wie ſie gekommen wäre.

Es lag in dieſem Bekenntniß für Jucunde viel, ja alles. Sie ſchlug die Augen nieder, ſie fühlte, was Lodoiska ſagen wollte. Sie fühlte, daß das arme ſchöne Mädchen auf die Liebe des Prinzen ein Recht hatte, und mußte Lodoisken an ihr Herz drücken, um nicht zu wanken. Nur eine einzige Blüte hatte ſie von dem Feſte nehmen wollen, nur eine! Zur Erinnerung, zum ſymboliſchen Zeichen ihres Anrechts an dieſem Beſitzthum!

So ſtanden die beiden Frauen, Arm in Arm verſchlungen, eine Weile. Dann aber ermannte ſich Jucunde und mit einem Tone, der ernſt, faſt feierlich war, ſprach ſie:

Sie brachen eine Blüte und wußten nicht, daß es eine ſo koſtbare war. Nach der Sage blühet dieſe Blume nur Einmal in hundert Jah-

ren. Lange Sorgen und des Gärtners treueſte Pflege gehen den wenigen Stunden voran, in denen die Menſchen zu erfreuen dieſer Wunderpflanze vergönnt iſt. So gehört ſie, wenn ſie ſich entfaltet, auch nicht einem Einzelnen, ſondern Allen. Nie kann ſie ein Geſchenk der Liebe oder Freundſchaft ſein, nie kann ſie, und wenn im ſchönſten Glaſe, an eines Einzelnen Fenſter ſtehen. Sie kommt zu Niemand. Wer ſie ſehen will, muß ſie ſuchen, in der Stunde der Nacht. Ihr Duft iſt nicht beſchränkt wie bei Veilchen und Roſe; er dehnt ſich aus, überwölbt Alles, athmet Allen! Sie iſt der Fürſt der Blumen. Sie darf geliebt werden, aber, da ſie Allen gehört, ſich nie verſchenken.

Lodoiska verſtand die ſinnige Allegorie, die auf die Blume und auf Max paßte, und ſank mit dem erſtickten Ausruf: Vergebung! zu den Füßen der klugen Prinzeſſin. Dieſe nahm die nun ſchon welkende Blüte von dem Divan,

drückte einen Kuß auf Lodoiskens Stirn, ſprach leiſe: Vergeben Sie mir, und rauſchte in ihren ſeidenen Gewändern über die Teppiche hin, die ihr Fuß nur ſchwebend zu berühren ſchien.

Die Zauberflöte wurde zu Ende geſpielt. Lodoiskens Arien blieben aus. Der Prinz hing ſtumm an dem Arme ſeiner Braut. Der Hof bewunderte die pflanzenkundige junge Fürſtin, als ſie die geraubte Trophäe zurückbrachte. Wo ſie die Blume gefunden, blieb Geheimniß. Um alle Erinnerung an das Ereigniß zu verwiſchen, wurde auch Zaſtrow in Gnaden wieder aufgenommen.

Der Prinz wollte Jucunden Erklärungen geben. Sie ſagte lächelnd: Sechs Wochen nach unſerer Vermählung! Man ſagt, ſie wären auch da noch nicht erfolgt, weil ſie nicht nöthig waren. Beide leben glücklich.

Lodoiska verließ die Reſidenz. Sie lebt am Rhein in einer ſchönen Villa im Schatten des

Niederwalds. Nur noch ein Jahr war ſie im Dienſte der Muſen geblieben, hatte in allen Partien, die ſie übernahm, geglänzt; am liebſten ſang ſie Mozart. In Don Giovanni lieber die Elvira, als Donna Anna, niemals aber mehr die Königin der Nacht.

II.

Winterphantasieen.

1.

Nimm dieſe Denkblätter hin, wie ſie geboten worden! Laß ſie wie Athemzüge deine gedankenernſte Stirne umfächeln; laß ſie kniſtern, wie kleine blaue Flämmchen, die aus den elektriſchen Begegnungen unſerer Geiſter zucken! Wenn ich dir nahe, fühl' ich's mich anwehen. Ich höre deinen Fußtritt, leiſe über die Teppiche rauſchen, ich höre den ſanften Gruß deines ſüßen Mundes und im Augenblick ſteh' ich umgewandelt vor deinem holden Blicke, neugeboren vor deinem holden Lächeln. Alle Laſt und Mühe des Tages fällt wie ein irdiſch Gewand von meiner Seele. Ich fühle mich jung, wie einſt; gut, wie einſt; unſterblich, wie einſt!

Laß sie rauschen und wogen, die Wellen der Zeit, können sie uns erschüttern? Laß sie toben und rasen, die Stürme des Lebens, können sie uns beugen? Am dunkeln Meere weht der Orkan die Riesenflamme aus, die den verirrten Schiffern die Nähe der freundlichen Mutter Erde kündet: die kleine Leuchte, die in tiefster Nacht uns ewig schimmern wird, kann nicht erlöschen.

2.

Tritt hinaus mit mir auf den ſchneebedeckten Altan in die heilige Winternacht! Hülle dich in meinen Mantel, ſchmieg' dich an die klopfende Bruſt des Freundes mit dem Klopfen der deinen.

Sieh, wie die Sterne dort oben im dunkelblauen Meere ſchwimmen. Sie zittern, ſie winken, ſie fliehen, ſie ruhen — wer dieſe Ruhe fände der ewigen Geſtirne! Wer ſo durch die Bahnen der Welt in ſchönem Geſetze rauſchte, ſo majeſtätiſch ſchreitend, ſo unbeweglich bewegt, ſo groß in der Freiheit, ſo erhaben im Geſetz!

Schmiege dich feſter an mich! Was uns

fröſteln macht, iſt nicht der ſchneidende Zug des Oſtwindes. Was uns ſo kalt überläuft, iſt die Ferne, dort droben die Ferne — die Ferne!

3.

Der Schnee ſeufzt unter den eiſernen Radrändern der Wagen. Knirſchend ſchallt der Froſt zu uns herüber. Dunkle Geſtalten huſchen über die öden Plätze. Die Lichter flackern, wie beengt in ihrem glühenden Athmen vom Druck der zuſammengeſchnürten Atmoſphäre. Eine ungeheure Nebelwolke liegt wie eine Decke von weißem Flor über der Stadt.

Noch ſind die Sterne fern und wir müſſen athmen mit den Menſchen. Noch müſſen wir Liebe in den Schleier des Geheimniſſes hüllen. Noch unſer Unglück bergen vor Spott, unſer Glück vor Neid, unſere Wohlthaten vor dem

Undank. Noch müſſen wir athmen, wie das geängſtigte Inſekt unter den grauſamen Verſuchen des gelehrten Forſchers. Dank dir Welt für deine Freude, Dank euch Menſchen für eure Liebe! Hier, an meinem Herzen, hier ſind noch Stellen für eure Wunden, hier ſind noch Narben, die ihr aufritzen, in dieſem Buſen noch Hoffnungsſchimmer, die ihr ganz erlöſchen könnt! Füllet noch voller den Becher des Lebens mit dem Schierlingstranke eures Urtheils, voller bis an den Rand, daß er überſchäumt und ſelbſt die Klage in die Wirbel der Verzweiflung hinunterſpült! Gib, was du beſitzeſt, lieber ſelbſt, daß ſie dir's nicht rauben können! Gib deinen Stolz hin, ehe ſie ihn zermalmen, deinen Namen, ehe ſie ihn ſchänden, deine Thränen, ehe ſie ihrer ſpotten! Hoffe nichts und vielleicht überraſcht dich noch etwas! Zertrümmere deine Werke; vielleicht rührt dich ein Steinchen, daß dir der Zufall von ihnen wiederbringt. Sei

todt, damit du die polternden Erdſchollen nicht hörſt, die ſie ſchon auf den Sarg deines Lebens werfen!

Der Mantel reicht nicht aus für zwei. Und nicht wahr, es wird kalt an meinem Herzen?

Laß uns hineintreten!

4.

Kniſternd leuchtet es im Kamin, behagliche Wärme ſtrömt aus der zierlich gebauten Flammengrotte. Rothe Lichter hüpfen über die Ecken des dunklen Zimmers, dort und da hinſpringend, je nach dem Züngeln der Flamme. Da erleuchten ſie ein Bild, dort eine kleine weiße Statue, hier den Spiegel, dort die leere Wand. Nur dein Auge beſtreifen ſie nicht. Es iſt blitzender, als die Flamme.

So laß uns ſchweigen. Denn Worte ſagen nicht, was ich fühle.

Wird Schweigen einſt die Sprache der Engel ſein? Wenn die, die es einſt werden wol-

len, hienieden beiſammenſitzen, unter dem Glanz von Kerzen, der auf feſtliche Kleider fällt, wenn ſie von den eignen Tugenden und den fremden Laſtern reden, wenn ſie die Zeitung des Tages wiederkäuen und geiſtreiche Geſpräche zupfen in Geſellſchaften, die ſie Salons, Cirkel, Soiréen nennen, wenn ſie alle Sprühteufel ihres Witzes und ihrer Affectation losgelaſſen haben und plötzlich, wie verabredet, eine Erſchöpfung, eine Pauſe eintritt, wo man nichts, als einen klappernden Theelöffel hört, dann ſagen ſie: Ein Engel geht durch's Zimmer! Alſo werden wol die Engel ſchweigen.

Oder wenn ſie reden, ſo werden ſie eine Sprache haben für das, was wir nur in der Nähe der Liebe fühlen können. Sie werden mit einem einzigen Worte alles zuſammenfaſſen, was wir nur in ſchwerfälliger Aufeinanderfolge auszudrücken wiſſen. Sie werden das Wort zur Klangfigur nicht wie wir Menſchen von

Tönen, ſondern von Accorden machen. Wie kann ich ſagen, was ich alles nicht vereinzelt, ſondern verſchlungen, in ſüßer Umarmung, in ſeliger Umrankung der Ideen fühle? Es iſt Zagen, was mich, der Liebe gegenüber, bewegt, und im Zagen doch die ſeligſte Hoffnung, Freude und Schmerz, Zerſtören und Schaffen, Muth und Reue, Freude am Tod und höchſte, gipfelnde Erregung zum geſundeſten Leben. Die Sterne ziehen mich und laſſen mich. Schwebend zwiſchen Himmel und Erde, wo fühl' ich ſichern Stand?

5.

So laß uns denn reden! Reden von Thaten, reden von Irrthümern, reden von der Welt. Rolle auf, Vorhang, der die Bühne der Zeit verbirgt!

Betracht' ihn erſt noch eine Weile, dieſen Vorhang. Viele nehmen ihn für die Bühne ſelbſt. Als ich Kind war und zum erſten Male die geharniſchte Jungfrau im Opernhauſe zu Berlin fechten und ſterben ſah, ging ich früh in den mir neuen, ungewohnten Tempel der Muſen. Den Vorhang hielt ich armer Junge beim Eintritt ſchon für das aufgeführte Stück. Ich ſah einen Rundbau von Säulen, in der

Mitte einen Altar, auf dem die Prieſter einem langgeſchenkelten, ſchlanken Apollo opferten. Die aufſteigende Rauchwolke beſchäftigte meine Phantaſie. Sie ſchien mir eine wirkliche zu ſein, ſo hoch verlor ſie ſich bis an den Kronenleuchter. Wie erſtaunt' ich, als die Muſik begann, dieſe Säulen, dieſe Prieſter, dieſer Apollo ſich um ſich ſelber wickelten und hinten eine ganz neue Welt aufging! Der Vorhang, der unſere Zeit verbirgt, iſt die Oeffentlichkeit des Tages, die Preſſe, die Lüge, — wie viele nehmen ſie für die Wahrheit!

Sieh ihn dir an, dieſen Vorhang, mit ſeinen gleißenden Farben, ſeinen verzerrten Arabesken, ſeinen bunten Fratzen, mit ſeinen geſchwänzten Menſchenleibern, menſchenähnlichen Affengeſichtern, ſeinen Sonnen von Goldſchaumpapier, ſeinen Sternen von Blech, dieſen Vorhang, bedeckt mit Kobolden und Meerkatzen! In der Mitte ſchwebt über die Fläche hin ein

langbeiniges, ausgemagertes Weib, das eine lange hölzerne Posaune zum Munde führt, die Fama des neunzehnten Jahrhunderts, eine Hekate, die abgefeimte Metze der Oeffentlichkeit. Ihr Gewand sind die Tagesblätter, zusammengeklebt mit dem Kleister einer neuerfundenen Zeitungssprache, für die man bald eigene Idiotica wird herausgeben müssen, sowie man Wörterbücher der Zigeuner- und Gaunersprache hat. Mit ihrem Haupte will die lange Gestalt zu den Sternen an und mit den Fersen schleift sie im Schmutz der Gassen. Was hinter diesem Vorhang rein und fleckenlos dasteht, hier vorne auf der großen Schandtafel „Oeffentlichkeit" weiß man von ihm nur Unreines. Was hinten für sich selber spricht, muß hier vorn sich erst durch Andere vertreten lassen. Was dort Tugend ist, ist hier Eitelkeit; was dort Genie, hier Anmaßung; was dort schon ewig lebt, wird hier bereits der Vergessenheit übergeben. Und doch,

welche gleißende Außenseite! Wie viel Wahrheitsliebe, wie viel Unparteilichkeit wird hier verbraucht: wie groß weiß man sich zu entfalten, wie erhabene Worte auf die Aushängeschilder des Charlatanismus zu schreiben! Alle sind sie gerecht, alle duldsam; entrüstet nur gegen das, was Entrüstung verdiene! Es ist ein Chaos, das viele verwirrt, manche überzeugt, alle betäubt.

Rolle auf, du lügnerischer Vorhang, daß wir die Wahrheit sehen!

6.

Wer in Neapel war, weiß, daß man aus dem Zorne des Veſuvs ſeine Suppe eſſen kann. Die geronnene und verhärtete Lava fügt ſich der bildenden Hand des Künſtlers zu Bechern und Tellern. So hängen wir die Erinnerungen an die Revolution an den Wänden unſerer Zimmer auf. Das achtzehnte Jahrhundert mit ſeinem blutigen Rechnungsabſchluß iſt zur Kinderklapper geworden. Wenn man Europa wie einen Topf am Küchenfeuer ſieden und wallen ſieht, wer möchte glauben, daß dieſem Welttheil einſt Vulkane heiß gemacht haben!

Seit zehn Jahren haben wir unſägliche Angſt ausgeſtanden. Wir fürchteten uns vor der Guil-

lotine von rechts, vor der Knute von links. Die Gefahr iſt vorüber. Die Klingen ſind nicht gezogen, nur die Federmeſſerklingen der Diplomatie. Die Diplomatie iſt eine heilige Kunſt. Talleyrand iſt unter den Segnungen eines Prieſters geſtorben!

O wie gönn' ich dir dieſen Frieden, Europa! Wie gönn' ich deinen Fluren grüne Saaten, deinen Bergen ſchwere Trauben, deinen Strömen bewimpelte Nachen! Wie gönn' ich dir Segen, Glück und Ruhe! Die Erſchütterungen des europäiſchen Staatenkörpers ſeit dreihundert Jahren ſind noch nicht verwunden, dieſe blutigen Aderläſſe noch nicht erſetzt, dieſe Wunden noch nicht vernarbt. Die Nacht des Mittelalters barg eine friedlichere Ruhe. Die Grauſamkeiten waren roher, aber gegen Einzelne gerichtet. Man kannte noch nicht dieſe Umwälzungen der Maſſe, dieſe Federſtriche, die mit einem einzigen Zuge die Willensfäden von Tau-

senden durchschneiden; man kannte diese verheerenden Mordinstrumente aus feigem Hinterhalt, die Kraft des Pulvers, noch nicht, man kannte noch nicht die fremden Welttheile, deren Bewohner wir in die Reihe der Thiere stellten und einen Begriff der Sklaverei erfanden, den nicht das Alterthum, nicht einmal der Orient kannte.

Je mehr Licht in die Nacht des Mittelalters fiel, desto ungeschlachter die Bewegungen des aus seinem Schlaf gerüttelten Riesen. Wie wälzte sich die Menschheit auf dem Boden der Erde, als zum ersten Male die Spitzen der Berge sich vergoldeten und der Hahn zu krähen anfing! Alle Nebel, die vor dreihundert Jahren von der Pforte zum Himmel wichen, schienen sich herabzusenken auf die Erde. Verdüstert wurden die Pfade, blutig wurden die Spuren der aufgeklärten neuen Lehre, unversöhnlicher die Leidenschaften, erschöpfender die Niederlagen, un-

ſicherer die Triumphe. So hat das Streben nach Licht und Recht das Band der Völker und Staaten Europas ſeit den Scheiterhaufen der Huß und Servet nur immer mehr verſengt, der ungeheuerſte Egoismus, in einer Geſtalt, wie ihn ſelbſt die Römerwelt nicht kannte, iſt das Princip der Geſchichte und der Politik geworden. Alle Striche Europas, alle Völker von Ehrgefühl und Namen ſind von den Anſtrengungen dieſer Vergangenheit erſchöpft. Die Ideen ſind geboren; wer möchte der gemarterten Mutter nicht den Frieden gönnen, der das Bedürfniß der Welt geworden iſt?

Friede, kühle lind die erhitzte Stirn der Kämpfenden! Friede, lächle ſonnenhell in die trüben Fluren! Friede, ſtreue das Füllhorn deiner goldenen Segnungen über die Menſchen nieder! Nah' uns mit Sonntagsglockengeläut, nah' uns mit Alpenreigen und füll' lind die Bruſt mit unausſprechlichem Heimweh nach beſ-

seren Landen! Friede, ziehe durch die Auen, wie ein Spielmann, am Hute die Feder, in der Laute frohe Lieder, erquickend die Müden, ermunternd die Schlummernden, singend von Gottes Herrlichkeit und von Luſt und Liebe!

7.

Europa bedarf des Friedens, aber es verſteht ihn nicht. Europa hat den Frieden, aber als ein Organ, nicht als einen Zweck. Weltweiſe träumten einſt von der Ewigkeit des Friedens, Dichter ſangen von der Ewigkeit des Streites. Der Krieg iſt der Vater aller Dinge, ſagten ſie; aber was' der Vater erzeugt hat, hat die Mutter geboren. Die Mutter iſt der Friede, der dem Kinde die Milch der Liebe reicht und es wandeln lehrt am Lenkſeil guter Lehre.

Europa bedarf des Friedens, hat ihn und wird ihn haben. Wer einen Baumſtamm findet und hat den Mund zum Reden, der beſteige

ihn und predige: Halte feſt deine Krone, daß niemand dir ſie raube! Aber laß den Frieden deine Krone, nicht die Mütze ſein, die dir im Schlaf die Schläfe wärmt! Deine Krone, deine Herrlichkeit, deinen Tag, der dich zu Thaten weckt, nicht die Nacht, die deine Unthaten birgt! Denn beſſer wäre der Krieg, der uns zum Guten führt, als der Friede, der zum Böſen.

Warum lieſt du, König, wenn du vom Frieden hörſt, nur in dem Schuldbuch deiner Ahnen; warum lächelſt du, Staatsmann, wenn im fernſten Winkel Mexicos, in Syrien, in China das kleinſte Fort der Erde die Waffen ſtreckt und der Zündſtoff des Univerſums kaum noch länger leuchtet, als man bedarf, um ihn ohnmächtig im Winkel einer Zeitung verpraſſeln zu ſehen? Warum hüllſt du, Prieſter, bei dem Sonnenſchein des Zauberwortes: Friede, dich nur tiefer in die Kapuze und murmelſt dunkle Sprüche, als wenn du böſe Geiſter ſäheſt?

Warum trotzest du, Soldat? Warum wucherst du, Kaufmann? Warum errichtet ihr euch alle im Uebermuth des Friedens güldene Kälber und betet an im Staube vor dem widerlichsten aller Götzen, vor dem Moloch des Eigennutzes?

Der Friede soll euch heiligen und er entweiht euch: er soll euch zähmen und er bewaffnet euch! Ihr schlafet, aber die Hand am Schwert: ihr bietet euch die Rechte, aber bewehrt mit eisernem Handschuh! Ist der Krieg nicht besser als ein solcher Friede?

Europa bedarf des Friedens, weil ihm noch nicht eine einzige der großen Segnungen des seit drei Jahrhunderten freigewordenen Geistes unverkümmert zu Theil geworden. Wir hatten die Zeit der Märtyrer, aber noch nicht die Zeit der Glorie, wir hatten Lorbern, aber noch keine Palmen. Das Sonnenlicht der Freiheit hat erst geblendet, noch nicht erhellt, noch weniger erwärmt. Drei Jahrhunderte sind in die An-

nalen der Geſchichte mit Blut geſchrieben, damit die Welt freier, der Staat begründeter, die Idee reiner werde: jetzt iſt es Zeit, daß endlich die Welt frei, der Staat tief und die Idee rein iſt.

8.

Drei Parzen ſpinnen den Lebensfaden Europas.

Die erſte, ein ſchwärmeriſches Weib mit dunkelglühenden Augen, umfloſſen von katholiſchem Heiligenſchein. Die zweite, majeſtätiſch, lichtblond, blauen Auges, ernſtſinnender Stirn. Die dritte, eine Reiterin, in enganſchließender Amazonentracht, wild und ſinnlich.

Europa trennt ſich in das lateiniſche, germaniſche und ſlaviſche. Helden — Staatsmänner — Regenten. Republik — Conſtitutionalismus — Monarchie. Katholicismus — Proteſtantismus — griechiſche Kirche. Glaube und

Indifferentismus — Zweifel und Intoleranz — Theokratie und Formelhienſt.

Katholicismus und Slavismus — die beiden äußerſten Pole, die die entfernteſten ſcheinen und ſich wieder am nächſten berühren. Hier wie dort eine päpſtliche Suprematie, hier wie dort das Extrem des Unglaubens und der abſtracteſten Weltbildung. Beide Pole gleich kirchlich und gleich außerhalb der Religion. Das höchſte Prieſterthum mit der ungebundenſten Laienſchaft.

Katholicismus und Slavismus — im politiſchen Extrem Republik und Despotismus. Espartero und Paskewitſch — Arguelles und Herr von Cancrin — Barcelona und Archangel. Bei den Ruſſen wird das Weltliche zum Göttlichen erhoben, der Tſchako des Czaren zur Tiara des Hohenprieſters, ein Gebet des Kaiſers zum Opfer für ganz Rußland, — in Spanien löſen ſie das Göttliche in das Weltliche auf, ſchmelzen die

Kirchenglocken zu Kanonen, die Becken des Weihwassers zu Piastern für die Rothschilde und die Aguados. Das Griechische scheint römisch, das Römische ist griechisch geworden.

Das germanische Europa liegt mitten inne. Es will nicht die Republik, nicht die Monarchie; nicht den Zweifel, nicht den Glauben; nicht das Gemüth allein, nicht den Verstand allein. Heut' ist es poetisch, morgen philosophisch. Es ergründet alles und begründet nichts. Es borgt mehr von der Geschichte, als es der Geschichte wiedergibt. Viel Vergangenheit, wenig Zukunft. Der Kampf der Ideen, wie er in England und Deutschland durchgekämpft wird, ist interessant im Einzelnen, ermüdend im Ganzen. Ewige Debatten, keine Resultate. Groß in Schulstuben, klein auf dem Markt des Lebens. Hätte das germanische Europa nicht das Genie der Erfindung, die Ausdauer im Gewerbe, den Fleiß im Ackerbau, die Emsigkeit im Han-

del, die Tugenden der Familie und die mittlere Temperatur des Klimas, die alle seine geistigen Thätigkeiten schärfer stachelt, als die Extreme südlicher Glut und nordischer Kälte, — wir würden nicht die große Rolle verdienen, die wir wenigstens auf dem Papiere spielen.

Sollen wir lernen von den beiden Principien, zwischen die wir eingekeilt sind?

Den Gedanken haben wir. Lernen wir vom Norden den Willen und vom Süden die That.

9.

Der Geiſt des Tages! Wer kann ihn haſchen, den entſchlüpfenden Proteus? Wer kann ſagen: Hier iſt er! Und wiederum: Hier iſt er nicht! Wie dem „Zergliederer der Freuden" würd' er erſcheinen

„bald grau, bald grün,"

der Geiſt des Tages iſt ein Chamäleon.

Was iſt jetzt der Menſch? Im vorigen Jahrhundert brach er die Feſſeln der Erde und bezog ſich nur auf Gott. Ueber dem „Dunſtkreis" war ſeine Heimat. Jenſeitig war ſein Leben. Jetzt? Wir haben den Himmel zur Erde herabgezogen, haben Gott in den Blütenkelch des

Menſchen als den Duft, als die Seele unſeres edelſten Sinnens und Denkens, gebannt: Gott iſt kleiner geworden, aber der Menſch darum größer? Wo ſchlägt das Menſchliche in üppiger Pracht hervor? Wo ſind begeiſterte Seher, die uns mit ihren ſegnenden Armen hinaufziehen zu erhabeneren Welten? Wo wachſen Cedern auf unſern Sandbergen? Wo wallt es, glüht es; wo iſt der Jordan einer neuen Taufe?

Eine neue Philoſophie iſt gefunden, aber keine neue Religion. Denken lehrt man neu, wer lehrt uns fühlen? Oder fühlen wir richtig mit unſern alten Gemeinplätzen? Reichen die alten Hausregeln, reichen die hundertjährigen Kalenderwahrheiten des Herzens aus? Ach, daß da ein Kopernikus käme! Ein Weiſer, ein Dichter, ein Genie, zu dem wir hundert Anſätze haben, hundert flackernde Sternſchnuppen, ohne einen einzigen urgeiſtig und urweltlich feſten Strahlenkern. Ein Meſſias für die Herzen

fehlt, ein Gemüths-Luther, — für hundert Professoren der Philosophie nur einen einzigen Prediger der Philosophie!

Wer es verstünde, in die Seelen den Grundstein einer unsichtbaren Kirche zu legen! Wer so Priester sein könnte, ohne Talar, Vertrauter aller Menschen ohne Beichtstuhl, Redner ohne Kanzel! Wer nur so umwälzen, so ohne Blut, so mit dem Weihwasser der Thräne umwälzen könnte, wie Rousseau! Hunderte meinen es so gut, wie Jean Jacques, vielleicht besser, als der nur durch ein Paradoxon (die umgekehrte Preisfrage einer Akademie) zum Reformator gewordene philanthropische Misanthrop. Aber die Offenbarung schweigt, der Weltgeist gibt das Zeichen nicht: im Buche der Geschicke steht davon nichts auf dem Blatte des neunzehnten Jahrhunderts, wenigstens auf dem seiner ersten Hälfte nichts.

Wem rollt denn die Erdkugel zu? Dem

Glück. O behagliches Jahrhundert, verjage dir die Mücken, die dir deinen kühlen Sommerabend stören! Diese Unbequemlichkeit, nur ein Kissen am ruhenden Haupt entbehren zu müssen! Sieh den lächelnden Fabrikgeist, wie er dich durch seine Besitzungen führt! Hier die Oefen, die Kohlengruben, die Maschinen! Dort meine Meierei, mein grüner Grund, mein Park, mein Häuschen, meine Familie, meine reichen Schwiegersöhne, meine reichen Schwiegertöchter! Behaglichkeit im Drei-Achtel-Takt — ist Genußsucht. Noch von der französischen Revolution ist unser Blut in einer hüpfenden Bewegung. Unser Jahrhundert hat einen schnellen Pulsschlag und so ergibt sich: zum phlegmatischen Ziel sanguinische Schritte! Man nennt diesen Widerspruch Materialismus.

Die Staatsweisen? Machtbegierig und doch das après nous le déluge fürchtend. Unklar über Zweck, Ziel und Wesen aller Dinge. Nichts

zerſtörend mehr, aber auch nichts ſchaffend. Beauftragt vom Augenblick. Temporiſirend. Aerzten gleich, die ſich nur auf die Diagnoſe verſtehen.

Die Volksredner? Schmeichler nach unten. Gemeinplätzler. Ohne Muth, von der Meinung derer abzuweichen, die die Toaſte und Ständchen bringen. Sklaven einer feinſollenden Conſequenz. Auch die Zeitungen ſind Volksredner. Windfahnen.

Die Gebildeten? Ironiker, die alles von zwei Seiten betrachten und auch für beide gleich triftige Gründe haben. Sittlich aus diätetiſchen Rückſichten. Erzogen durch die Literatur und doch die größten Feinde derſelben. Eitel. „Ein Leſſing thut uns noth," hört' ich einen Gebildeten ausrufen. Nach einer kleinen Weile fügte er murmelnd hinzu: „Wenn ich nur Zeit hätte!"

Die Maſſe? Strebend, lernbegierig, aber nicht aus Wahrheitsdrang, ſondern aus Eifer-

ſucht. Der Communismus iſt nicht aus der Armuth entſtanden, ſondern aus dem Ehrgeiz. Die mangelnde Idealität unſers Jahrhunderts wird ſich an dem ſittlichen Zuſtand der Maſſe rächen. Die Armen leben auch geiſtig von der Luft. Sie horchen den geheimnißvollen Klängen. Es iſt das Zubrot ihrer Armuth und ihre Religion. Aber dieſe Luft iſt leer. Staatsmänner und Philoſophen, hängt Aeolsharfen aus!

10.

Woher und wohin?

Woher?

Aus der ewigen Nacht. Aus der Unterwelt, wo die Todtenkönige ſitzen mit goldenen Kronen und glühenden Sceptern. Aus den Schrecken der elementariſchen Welt über die geängſtigte, geiſtige Kreatur. Aus dem Chaos von Recht und Unrecht, von Gewalt und Furcht, von Thier und Menſch. Aus einer Geſchichte, wo die Menſchen zitterten vor den Würgengeln, die mit Skorpionen über die Länder fuhren und nach Laune, Willkür und Frevelmuth die Brüder peitſchten, bis auch über ſie wieder von Oſt oder Weſt, von Nord oder Süd ein mächtigerer

Dämon kam und mit ſeinen Greifenflügeln ſie zerſchmetterte. Von dorther, wo in ſtiller Kammer der Verfolgte ſeufzt, der Gerechte ſein Haupt auf die müde Hand ſtützt und zweifelnd in die graue Zukunft blickt; von dort, wo der Denker verzagt ſein Buch zuſammenſchlägt, daß die eiſernen Klammern dröhnen und ausruft: Bis hierher und nicht weiter! — Von den Schädelſtätten herab, wo die Gekreuzigten das Haupt auf die durchſtochenen Arme neigten, wo die Scheiterhaufen loderten, in denen die Märtyrer, Pſalmen ſingend, zu Aſche zerſtoben. Von den Katakomben her, wo die Tauſende modern, die ohne Urtheil, ohne Verhör geendet. Von den Richtſtätten, wo Themis in ihrer Blindheit nicht ſah, daß zu den Gewichten ihrer Schalen die Gewalt das eiſerne Schwert unzähliger Juſtizmorde legte.

Woher?

Nicht blos aus der Nacht, auch aus der

Dämmerung. Ja, aus jenem Zwielichte, wo Wahrheit und Lüge ineinander fließen, wo die festen Dinge schwankende Schatten werfen und die Phantasie sich anklammert an Wesenloses und nur Geträumtes. Ja, auch von jenen Thälern her, über die ein oft so täuschender Duft von Glückseligkeit gelagert scheint, und in denen es nur wohnlich ist dem hüpfenden Irrlicht, von jenen Gegenden, über welche scheinbar segenspendende Hände streifen, Hände, die da geben, ohne zu wissen wem, die das Gute wollen, ohne das Bessere zu kennen, Hände, die die Staaten lenken, wie Väter die Familien, ohne zu wissen, daß die mündigen Söhne nach Freiheit dürsten. Ja, noch mehr, auch von dem Dämmerfluge der Minervaeule selbst, von jener Philosophie, die uns die Menschen in todte Begriffe, die Staaten in Pflanzen verwandelt, wie sie in dieser Unform kein Eden und kein Herbarium aufzuweisen hat. Von jener Philosophie,

die ſelbſt mit ihrer trüben Oellampe einer Politik den Weg weiſen will, die auch ohne ſie mit ihren grauen Augen im Dunkeln zum Ziel zu kommen glaubt. Von einer Zeit her, wo des Großen, Herrlichen, Uebermenſchlichen unvergeßlich viel geſchehen, nichts aber oder nur Scheiterndes für den Menſchen ſelbſt, wie er daſteht in ſeiner unmittelbaren Beziehung zu Gott und zur Natur.

Und nun wohin?

Ins Licht, in ewige Klarheit, in Sonnennähe. In Rechte, die Niemanden ausſchließen, in Freiheiten, die Allen gehören. In gleiche Vertheilung der Arbeit, und gleichen Genuß der Ernte. In einen neuen großen Anfang der Geſchichte, die von der Vergangenheit nur behält, was die Zukunft belehren kann, in neue Strömungen des Geiſtes, neue Bahnen der Sitte, in Schöpfungen die, wie die erſte aus dem Nichts, ſo jetzt aus dem All hervorgehen.

In Staaten, wo man das „verſchönernde Erz der Jahrhunderte" nur an den Formen duldet, welche in ihrer Grundmaſſe nicht, wie einſt das corinthiſche Erz, zuſammengefloſſen iſt aus Zerſtörung, Eroberung, Flammenwuth. In Staaten, die ihr Heil nur darin finden, daß in ihnen der Menſch frei hervortritt, in der Urſchöne ſeines Geiſtes, ſelbſt da hervortritt, wo Unverſtand und an der Scholle klebende Trägheit das Bedürfniß der Freiheit nicht zu empfinden ſcheinen. Wer ſagt euch, daß die Staaten, die beſtehen, um ihrer ſelbſt willen da ſind? Und wenn ſie zuſammenſänken, dieſe Mauern, die dem Zahne der Zeit zu trotzen ſcheinen, wenn ſie brächen, dieſe Improviſationen irgend eines Herrſchers, was liegt dem freien Menſchen daran, der ſchon ſeinen Bruder wieder erkennen, ſchon ſeinen Freund wieder umarmen und die Kette einer neuen geſellſchaftlichen Ordnung ſchließen würde — auch ohne Euch!

Wohin?

Nicht in das Land der Wahrheit, nicht in Fabeln, nicht in Träume. Aber in das Land des Glaubens, der Begeiſterung, der Hingebung. Es glätte ſich die ſpöttiſch gefurchte Miene des Zweiflers, es ſinke die Nebelkappe des trügeriſchen Dialektikers; ſelbſt eine Wolke umarmt, ſtatt des Ideals, iſt Götterumarmung, wenn die Täuſchung beſchienen war vom roſigen Licht der Sonne.

Ja, wohin?

In Experimente, wenn unter der Retorte des Staatsphyſikers nur kein lebendig pulſirendes Menſchenherz zuckt! Zähe iſt der Geiſt des Einzelnen, bildſam der Geiſt der Maſſe. Die Geſchichte iſt eine Wanderung der Menſchheit. Glaubt ihr, daß ſie zurückkehren wolle in ihre alten verlaſſenen Wohnungen; der Hirte mit ſeinen Heerden auf die abgegraſten Weideplätze der Vergangenheit, der Ackersmann auf Fluren,

welche von ſtürzenden Trümmern und zerbröckeltem Geſtein bedeckt ſind? Nur Greiſe und Kinder träumen von dem, was ſie erlebten oder wovon ihnen die Sage erzählt. Der Jüngling, der ſtrebende Mann hält nervig den Pilgerſtab in der Hand und ſchreitet vorwärts in neue Zeit, in neues Land. Wo jene tagt, wo dieſes liegt, wer wüßte die Stunde zu nennen, wer die Grenze zu bezeichnen? Wiſſen wir nicht wohin, wiſſen wir doch woher. Irrend, pilgernd, wallfahrtend kann die Menſchheit ſich wol betreten auf einem Punkt, den ſie ſchon kennt, auf einem Ort, wo ſie einſt ſchon lebte, einem Irrthum, für den ſie einſt ſchon blutete, ſie erſchrickt aber und wendet ſich um, in andere Richtung und hinge ſie noch ſo dicht von grauen Nebeln umſchleiert. Wir wiſſen nicht wohin? aber, Heil uns, wir wiſſen wenigſtens woher?

III.

Zerſtreute Blätter über Zeiterſcheinungen.

I.

Tzschoppe.

Ein Beitrag zur Seelenkunde.

Nicht von Jean Paul's unsterblichem Schoppe soll dies Blättchen reden, sondern von dem verstorbenen Herrn von Tschoppe, weiland königl. preußischem Oberregierungsrathe und wirklichem Präsidenten des Obercensurcollegiums in Berlin.

Ob wol die Leser ein Gefühl verstehen werden, das ich ihnen beschreiben will?

Wandelnd im Lichte seiner Gedanken, sich anschmiegend an Gott und das göttliche Leben der Geschichte, still bewegt vom Drang des in-

nersten Herzens und frei geworden in sich, frei vom fesselnden Buchstaben des Gesetzes, frei von den trüben Beklemmungen des irdischen Dunstkreises, demüthigt plötzlich unsern Stolz, entmuthigt unsern Glauben die kläglichste Anforderung des irdischen Daseins. Einem Schmetterlinge nachjagend, verirren wir uns in einen Blumenhag, aus dem uns ein Büttel hinausweist. Auf der Landstraße schlendernd und still für uns mit dem Weltgeist redend, fährt uns barsch die Wegepolizei mit einem Verlangen nach unserm Passe an. Die redlichsten Wünsche werden verdächtigt, die Keime und Blüten des in uns wachsenden Dranges nach geistliger Bewährung werden mit roher Hand abgeknickt. Man kann von den Citronen und Orangen Italiens schwärmen, von Roms Größe und Neapels Schönheiten, und die Polizei untersagt Dir, hinzureisen. Man nennt das die Civilisation und die moderne gesittete Gesellschaft.

Mit Gefühlen dieser Art hab' ich mehre Male in der Behrenstraße zu Berlin vor dem Casinogebäude, wo Herr von Tzschoppe wohnte, gestanden. Die Umstände machten es mir zur unumgänglichen Bedingung, wenn ich in Berlin unangefochten bleiben wollte, den Chef des gesammten allgemein literarischen Verdächtigungswesens zu besuchen. Wehmüthig schlenderte ich unter den Linden, um mir den Muth zu holen, bei Herrn von Tzschoppe einzutreten. Es empörten sich meine heiligsten Empfindungen gegen diese klägliche und demüthigende Begrüßung, ich lächelte die Rebellen meines Herzens fort, bat Gott, sich die Leiden freier Seelen in seinem Buche der ewigen Ausgleichung aufzuschreiben und trat die Stiegen hinauf zu dem allmächtigen Polizeiwart der Literatur, von dem jetzt die preußischen Blätter selbst eingestehen, daß er sich in Wahnsinn aufgelöst hat, in Wahnsinn gestorben ist.

Ich mußte Herrn von Tzschoppe zweimal sehen. Das erste Mal war er so eben geadelt worden. Es ist dies jetzt sechs Jahre her. Das zweite Mal stand er auf dem Zenith seines Glückes und war schon im Sinken begriffen. Es war dies kurz vor dem Tode Friedrich Wilhelms III.

Herr von Tzschoppe war ein kleiner, noch jugendlicher Mann, Blondkopf, mit angenehmem Aeußern. Er sprach viel und lebhaft. Sein Dialekt gehörte der schlesisch-sächsischen Mischung an, er sprach, wie man in der Niederlausitz spricht, mehr singend als sprechend. Weit entfernt, die Gegenstände zu berühren, wegen deren man ihn besuchte, sprang er auf hundert entfernt liegende Dinge über. Statt mich über die Bedrängnisse, die man meiner literarischen Thätigkeit setzte, zu beruhigen, sprach er von Norwegen und den Romanen Henrik Steffens, die ihm missielen. Von Steffens

ſprang er auf Bernadotte, von Bernadotte auf den bremer Wallfiſchfang über, und entließ mich mit dem Gefühl, mich in dieſer Art von einem höchſt geiſtreichen, ſchlauen und durchtriebenen Kopfe — myſtificirt zu ſehen. Der Erfolg bewies aber, daß das, was ich für Witz gehalten hatte, ſchon die Anfänge der Geiſtesſchwäche waren.

Beim zweiten Beſuche hätt' ich ſeine Krankheit vorausſagen können. Herr von Tzſchoppe ſchien mir liebenswürdiger geworden, aber es iſt ſchlimm, wenn man dazu erſt wahnſinnig werden muß. Statt mit mir über die fortgeſetzten Bedrückungen der Preſſe zu reden, führte mich Herr von Tzſchoppe in ſeine Bibliothek, zog eine hebräiſche Bibel hervor und ſagte: „Sie müſſen mir das Zeugniß geben, daß ich gebildet bin; denn ich kann ſogar hebräiſch!“ Dabei beſtieg er eine Leiter und kletterte an einen Bücherſchrank hinauf, aus welchem er ein altes

Heft vergilbter Papiere holte, die er mir mit großer Emphase und den Worten überreichte: „Sehen Sie da, hier haben Sie meine hebräischen Präparationen.“ Nicht genug, mich auf so komische Art mit den Anfängen seiner Bildung bekannt gemacht zu haben, rühmte er die Gelehrsamkeit seines Vaters, eines Senators in der lausitzischen Stadt Görlitz, und zeigte mir eine zahllose Menge von Handschriften, die sich alle auf die Geschichte von Görlitz bezogen. Der arme, schon schwache Mann hatte die Absicht, Geschichtschreiber von Görlitz zu werden. Kaum hatte er diesen Gegenstand erschöpft, so trieb ihn eine ängstliche Hast, wieder in ein anderes Gebiet der Mittheilung überzuspringen. Er führte mich von Schrank zu Schrank, um mir seine kostbaren Ausgaben alter Classiker zu zeigen. Besonders verweilte er bei Glossarien, Wörterbüchern, großen Sammelwerken, und knüpfte an jeden dieser Folianten die kurioseſten

Details aus seiner Studienzeit. Endlich schien ihn wieder ein Vernichtungsgedanke zu überkommen. Es fiel ihm seine inquisitorische Stellung ein, und mit einer Miene, die mir Angst machte, fragte er: „Wissen Sie, wie Alba ausgesehen hat?" Ich erfuhr, daß Alba sein Held war. Er stieg wieder die Leiter hinauf und holte mir einen alten Holzschnitt, der das bekannte Portrait des niederländischen Würgers wiedergab. „Welche Größe in diesen Zügen!" Herr von Tzschoppe verlor sich in die tiefste und andächtigste Betrachtung seines historisch-politischen Ideals. Endlich, um mir noch zum Schluß einen Begriff von seiner großen Allmacht zu geben, zeigte er auf eine geschlossene Mappe, die so eben ein Kanzleibote gebracht hatte. „Wissen Sie, was hierin enthalten ist?" Schon ganz erschöpft von dieser sonderbarsten aller Audienzen, schwieg ich mit leidender Erwartung. Der neue Bücher-Alba öffnete und zeigte mir

eine Liste aller der Personen, die den Abend vorher unentgeldlich im königlichen Theater gewesen waren. Obgleich diese Liste wol nur zur finanziellen Controle angefertigt war, so wehte es mich doch ganz schauerlich und geheimpolizeilich an: ich dachte an die Schicksalsfäden der Inquisition und die dunkeln, verhängnißvollen Register der Santa casa. Mit der charakteristischen Bemerkung: „Ich war es, der Professor Raupach als Theaterdichter angestellt hat!“ entließ mich Herr von Tzschoppe. Ich wußte nicht, was diese Bemerkung sollte, verstand die ganze Audienz nicht und war innerlich so vernichtet und gekränkt, daß ich nach dieser verkehrten, lieblosen Unterhaltung über den Lauf der Welt, über Erdenloos und Menschenschicksal, über mein eignes Dasein, über Himmel und Erde hätte verzweifeln mögen.

Ich theile diese Charakterzüge nicht der bloßen Curiosität wegen mit. Ich frage: wie war

es möglich, einen Mann, der so unverkennbare Spuren von Wahnwitz verrieth, über das geistige Leben und den geistigen Tod von Dichtern und Publicisten entscheiden zu lassen? Ich frage, da zwei Dinge entschieden sind, einmal der Wahnsinn dieses armen Mannes und zweitens die unumschränkte Herrschaft, die er zehn Jahre lang über die preußische Preßgesetzgebung ausübte, ich frage: ob diejenigen Autoren, die durch Herrn von Tzschoppe gekränkt wurden, nicht die gerechtesten Ansprüche auf eine ehrenvolle Genugthuung haben? Es ist viel für die Presse geschehen, aber noch nicht alles.

2.

Eine Pauſe.

1842.

Biſt du endlich erſchöpft, ſchwärmendes Vaterland, von deinen Feſten und goldnen Jubeltagen? Haſt du endlich die Kränze aus deinen Locken genommen, Germania, und die feſtlichen Kleider in die Tempel gehängt bis zur Jahrhundertwende? Sind' ſie endlich ausgeraſt die Träume des Entzückens, die Träume der Größe und jene ſchwindelnden Phantaſien, zu welchen die Könige die einlöſende Kraft ihrer Worte liehen? Iſt es nun Arbeitstag wieder, Wochen-

ordnung und Werkeltag? Wir haben viel gefeiert, wir werden viel arbeiten müssen.

Es ist ein eignes Gefühl, den Schauplatz einer großen Handlung sehen, einen Tag, nachdem sie vorüber ist. Wie feierlich dieses Schweigen, wie beklemmend diese Ruhe! Noch hallen in den festlichen Räumen die großen Worte und man sieht sich um nach den großen Thaten. Man erholt sich noch. Noch läßt man das Gerüst eine Weile stehen. Man zeigt den Sockel, wo jener Redner gestanden, man zeigt die Bundesfahne, unter deren Schatten man sich umarmt hatte. Es ist eine Pause, zwischen dem Wort und der That, eine Pause zwischen dem Versprechen und der Erfüllung, dem Beginn und der Vollendung. Auch diese Pause ist heilig. Wer wollte sie entweihen?

Ich war in Mainz, einen Tag nach dem letzten Feste der Naturkundigen. Sie waren zerstoben nach allen Windrichtungen. Der ge-

waltige Raum der Fruchthalle, wo ſie geredet, gegeſſen, geſungen, getanzt hatten, noch glatt parkettirt; die Fahnen und Wimpel, die Wappen der Fürſten und Wahrzeichen der Städte noch alle bunt an den Wänden, und in dem großen Raume noch hin und herwispernd viel tauſend jauchzende Grüße und Worte der anſchmiegſamſten Behaglichkeit.

Ich war in Cöln, einige Wochen nach der Domrede. Ich ſah die Ufer des Rheins vom Stolzenfels bis Cöln noch betäubt von den Tauſenden der geſprochenen Alaafs, die Felſen noch geſchwärzt vom Dampf der Pechkränze und rieſenhohen Feuerbecken. Am Dome hofft' ich nun ein großes Regen und Weben zu finden, etwa wie man eine Feſtung zaubert, wo Tauſende graben, hämmern, ſchütten, bauen. Man arbeitete um den Dom, aber mit Gemächlichkeit. Man wird ſich Zeit nehmen. Man wird mit dem Ende des Jahrhunderts noch fertig

werden. Vorn an der Fronte zählt' ich 5, schreibe fünf Steinmetzen, hinten aber und zur Seite waren ihrer mehre. Nach dem Dombaufeste hätte man glauben sollen, das würde ein Summen um den Krahn sein, wie von einem Bienenschwarm; aber nur da und dort nistete ein Arbeiter und meißelte still für sich an der Nationaleinheit fort. Es wird eine Pracht sein, wenn der Dom vollendet ist. Man zwirnt ihn fertig, es ist ja eine architektonische Spitzenarbeit.

Ich bin in Hamburg, Monate nach dem Brande. O das ist eine furchtbare Pause! Wie hab' ich dich verlassen, wie seh' ich dich wieder, du arme Hansastadt! Was früher in Hamburg Vorstadt war, ist die City und die City ist die Vorstadt geworden. Was früher eine so enge, unwegsame, winklichte und doch stolze Wirklichkeit war, ist jetzt eine windige, lustige Sage. So entstehen die Mythen. Wo der Verstand

mit ſeinen Löſchanſtalten und Brandkaſſen aufhört, da fängt die Dichtung an. Aber dieſe Ruinen ſind eine Threnodie, es iſt eine Elegie, mit Thränen als Endreimen. Ich finde noch die Straßen. Wie hell jener dunkle Platz, wo du einſt mit einem Freund geſeſſen! Eine Trümmerhaide, die der Wind beſtreicht und uns fröſteln macht, fröſteln vor Zugluft und Wehmuth. Nichts iſt erhalten, als zu den Häuſern, die fehlen, die Stiegen, die ſonſt zu ihnen führten. Dieſe ſteinernen Vlieſen ſind nicht geſchmolzen mit den Eiſenklammern, die ſie zuſammenhielten. Die wohlbekannte Stiege, die hier zu deinem Beruf, dort zu einem traulichen Abend führte, ſonſt iſt nichts mehr da. Dort ſtand ein Haus, das ich zwei Jahre in Freud' und Leid bewohnte! Ein Gärtchen lehnte ſich daran, ein hoher Lindenbaum beſchattete das kleine Arbeitszimmer. Der Lindenbaum, das Gärtchen, das

Haus ſind hin, und ſo hin, daß man ſuchen muß, wie ſie einſt können geweſen ſein.

Es gibt zwei Arten von Schriftſtellern. Solche, die vor den Ereigniſſen kommen, und ſolche, die nach ihnen. Die Einen ſind Vorreden, die Andern Regiſter. Die Vorreden prahlen und verſprechen oft mehr, als die Regiſter halten. Die Maſſe läuft den Vorreden nach und kommt ſelten über ſie hinaus. Die Regiſter, oft ſo nützlich, ſind unpopulär.

Wo man jetzt hinblickt, ſieht man Vorredenliteratur. Das ereifert ſich, das lärmt, das jubelt! Alle Zeitungen ſind voll von Schlagworten, die überall den wohlfeilſten Effect hervorbringen. Am Pregel ſingt man vom Rhein und in der Schweiz machen ſie Oden auf eine deutſche Flotte. Die Vorredenpubliciſtik bechert und trinkt am Mozartfeſte in Salzburg, am Walhallatage in Regensburg, in Mainz, in Frankfurt, in Carlsruhe, am Zollcongreß in Stuttgart, in Cöln

beim Domfeſt. Wo iſt jetzt ein Winkel, wo eine deutſche Zeitung, in der Deutſchland nicht frei, groß und einig wäre?

Ihr armen Regiſterpoeten! Ihr kommt nach Mainz, wenn die Tafel abgedeckt iſt, nach Cöln, wenn die Alaafs verklungen ſind, nach Hamburg, wenn nicht die Flammen mehr in glühender Rede für ein neues Leben zeugen, ſondern nur noch die todten Steine — ſchweigen. Verurtheilt uns! Aber dürfen wir denn nun jetzt endlich, da es zum Winter geht, ſchüchtern hervortreten und fragen: Sind die Feſte vorüber, ſind die Phantaſien verträumt, ſchweigen die großen Feiertagsglocken endlich und rufen ſtatt ihrer die kleinen Alltagsglöckchen zur Arbeit? Iſt endlich der Montag da mit ſeiner Erfüllung der großen Sonntagsverſprechungen? Rührt ſich nun alles und tummelt ſich, Euren ſchönen Glauben wahr zu machen, eure heiße Liebe zu bethätigen, eure

süße Hoffnung glorreich zu erfüllen? Klingt das Eisen und der Hammer da, wo früher der Becher geklungen? Und folgen auf die großen Worte nun die großen Thaten?

3.

Ueber Partei und Parteifähigkeit der Deutſchen.

Frei zu ſein iſt eine Tugend, zur Partei zu gehören, eine Kunſt. Kennen wir dieſe Kunſt? Ueben wir ſie? Worin würde ſie beſtehen müſſen? Die Partei will ſiegen und zum Siege bedarf ſie Kraft. Kraft aber iſt nur da, wo Einheit iſt. Die Partei darf ein mildes Urtheil gegen die Fremden, ſie muß es gegen die Ihrigen haben. Sie muß nach Verallgemeinerung ſtreben, ſie muß desindividualiſiren, d. h. die Individuen dadurch aufheben, daß ſie ihnen die

vollſte Freiheit läßt. Partei machen iſt eine Kunſt, zu der nicht nur Klugheit, ſondern noch weit mehr — Selbſtüberwindung gehört. Um einen Bundesgenoſſen nicht zu verlieren, wird ihm die Partei etwas nachgeben. Man wird fürchten, daß ſich die gegenüberſtehende Lüge bei dem, der immerhin der Wahrheit noch nicht ganz nahe, einſchmeicheln könnte. Man wird an die zuſchauende große Maſſe denken, die parteilos hin- und herſchwankt und ſich der Meinung anſchließt, welche die ſtärkſte iſt. Das große Ziel, das die Partei erreichen will, vor Augen, opfert ſie nicht ſelten ſelbſt ihren Geſchmack und duldet die Individuen.

Ob dieſes Syſtem zu billigen? A priori ſchwerlich, aber es iſt möglich, daß es durch Umſtände nothwendig iſt. Es iſt möglich, daß die Klugheit der jenſeitigen Partei die diesſeitige zwingt, ihr die Klugheit abzulernen. Geht drüben alles geregelt, beſonnen, plangemäß her, ſo

würde es vielleicht hüben thöricht sein, ungeregelt, unbesonnen, planlos zu verfahren. Jedenfalls wird dies Eine unumgänglich nothwendig sein, daß man die Personen den Sachen unterordnet.

Ueberzeugt man sich nun auf den ersten Blick, daß die gegenwärtige deutsche Literatur, soweit sie ein allgemeines Interesse anspricht, in Parteien-zerfallen ist, so bedarf es kaum eines zweiten, um sich zu überzeugen, daß diese Parteien sich selbst nicht begreifen. Statt einer großen allgemeinen Sache zu dienen, dienen sie nur den Personen. Von Taktik, nothwendiger Unterordnung, gemeinschaftlicher Handlungsweise keine Spur. Keine geistige Verwandtschaft wird anerkannt, kein gleicher Ursprung heilig gehalten. Irgend ein Papierdrache, irgend eine Zeitschrift mit ihren oft so kleinlichen buchhändlerischen Interessen, mit den Interessen ihres Redacteurs und seiner nächsten Mitarbeiter wird zum Po-

panz aufgerichtet, vor dem man anbeten ſoll. In die Wunden, die Einer oder der Andere im Kampfe erhalten, ſoll man gläubig ſeine Finger legen und andächtigen Gehorſam ſchwören. Statt Bruderliebe verlangt man Vaſallentreue.

Mitten in dieſen täglichen oft kindiſch lächerlichen, zuweilen brutal empörenden Parteiloſigkeiten der deutſchen Parteipreſſe, doch dem Gemeinſamen treu zu bleiben und auszuharren in der gleichen Richtung, das iſt eine Selbſtüberwindung, die man noch nicht anerkennend geehrt hat. Dieſe Nachſicht mit dem Unverſtand der Partei iſt eine Tugend, wie es keine modernere geben kann. Wie erhaben das Schweigen des Dr. Strauß, wenn über ihn der theologiſche Sansculottismus eines B. Bauer den Stab bricht! Wie würdevoll Dr. Marheineke in Berlin, wenn er für ſein den jüngern Hegelianern günſtiges Separatvotum in den deutſchen Jahrbüchern den ärgſten Un-

dank erntet! Man muß die Sache der Freiheit und Wahrheit in glühender Liebe umfassen, um nicht durch die Taktlosigkeit, den Undank und den Terrorismus derer, die unsere Freunde sein sollten, in seinem Glauben und seiner Hoffnung zu erkalten.

Taumelt der literarische Egoismus in dieser Weise fort, scheiden die Wortführer der Partei nicht gewisse feile Handlanger und Mitesser, die in die Reihen nur Verwirrung bringen, als gefährlichen Ueberfluß aus, nehmen diese Selbstvernichtungen der Partei nicht ein Ende, so ist die allgemeine Niederlage der Partei und der Untergang der bessern Sache unvermeidlich. Den gekränkten Individualitäten wird nichts übrig bleiben, als zu denken an die dann zur äußersten Nothwendigkeit gewordene Selbsterhaltung. Die Persönlichkeiten werden sich vernichten untereinander, die gemeinsamen Wappen und Fahnen werden unter den Füßen der

Kämpfenden zertreten werden und die Gegenpartei wird es ſein, die den Moment benutzt und den unverſtändigen Wortführern ihr vae victis! in die Ohren donnert, wenn es zu ſpät iſt.

4.

Die Freiheit der Zerrbilder.

Trotz Herwegh-Ausweisungen, Zeitungsverboten und Concessionsrücknahmen kann man die gewaltigen Fortschritte der deutschen Presse nicht leugnen. Selbst in den Actenstücken, die die neuesten so viel besprochenen ministeriellen Reactionen auf ihre Gründe zurückführen, findet man Zugeständnisse, die man dem vor drei Jahren noch so verhaßten Zeitgeist nicht gemacht hat. Welche Lebendigkeit jetzt auf einem Felde, wo man früher nur mit Filzschuhen auftreten durfte! Die Zeit von jetzt würde der Zeit von damals ein Gräuel scheinen.

Die heutige Presse setzt mit rührigen Hebeln Begriffe in Umlauf, die man früher kaum nannte, geschweige erörterte. Die preußische Presse war in eine Lethargie versunken, von der man nicht wußte, ob sie eine Folge des Gebots von oben oder des freiwilligen Gehorsams von unten war.

Man kann es nachweisen, ob dieser großartige und ewig denk- und dankwürdige Aufschwung der öffentlichen Meinung mit oder gegen den Willen Friedrich Wilhelms IV. erfolgte. Dieser Nachweis soll uns hier nicht beschäftigen. Die Thatsache ist an sich eine so erfreuliche, daß wir ihren Quellen nicht nachspüren wollen. Die preußische Presse hat die übrige deutsche mit fortgerissen und es wird starker Reactionen bedürfen, sie so bald wieder in das alte Bett ihrer früheren Trägheit zurückzudämmen.

Friedrich Wilhelm war im Lande der freien

Staatsformen und der freien Preſſe. An ſeinen vorjährigen Beſuch in England knüpften ſich große Erwartungen. Es war eine Reiſe, die der König nur aus perſönlichen Motiven unternommen zu haben ſchien. Der König hat Englands Preßzuſtände ſtudirt, er hat mehr aus England zurückgebracht als den Honny-soit-Orden; — die noch nicht genug gewürdigte Freiheit der Carrikaturen.

England iſt die Wiege der Zerrbilder. Zu allen Zeiten waren gezeichnete ſatyriſche Anſpielungen dort an der Mode, ja Hogarth hat dieſes Genre zur Kunſtform erhoben. Die engliſchen Zerrbilder ſind in die Geſchichte des Landes verwebt. Sie haben für die Volksfreiheit, für den Parteienkampf mitgeſtritten. Die Republik, die Reſtauration, der Untergang der Stuarts, die Kämpfe der Whigs und Tories, Pitt, Fox, Canning — alle Phaſen der neuern engliſchen Geſchichte haben ihre politiſchen Zerr-

bilder, und oft wichtige, oft entſcheidende aufzuweiſen. Die neueſte Zeit war daran überreich. Georg's Wahnſinn wurde nicht geſchont. Wellington wurde im Bilde greller hingeſtellt, als in den Memoiren der Wilſon, H. B.'s berühmter Griffel hat alle möglichen „Lamm"-Anſpielungen in ſeiner Verfolgung Lord Melbourne's erſchöpft. In England iſt das Zerrbild eine politiſche Waffe.

In Frankreich iſt die Freiheit jünger und das Ehrgefühl der Perſonen empfindlicher. Die franzöſiſche Carrikatur iſt zu allen Zeiten graziöſer geweſen und muß den verwöhnten Schönheitsſinn der Deutſchen mehr anſprechen, als die engliſche. Bei alle dem hat aber das Zerrbild in Frankreich nicht Wurzel ſchlagen wollen. Das Charivari von heute darf ſeit geraumer Zeit keine politiſchen Carrikaturen mehr bringen. Es geißelt nur noch die Thorheiten des pariſer Le-

bens und seine ergiebigste Quelle sind die Travestissements und Quiproquos des Carnevals.

Als man vor einem Jahre etwa in Berlin Carrikaturenfreiheit decretirte, werden wol Viele erstaunt sein. Ich gestehe, zu diesen Staunenden mitgehört zu haben. Man verweigert uns die Freiheit der Feder und gibt die schwarze Kreide des Lithographen frei? Man gibt uns nicht die Freiheit der Presse, sondern die Freiheit der Carrikaturen. Wer hat diese Freiheit begehrt? Wo liegt in unserm Volk der Sinn für Zerrbilder? War in einer Zeit so bittern Ernstes das Bedürfniß zum Scherze da?

Ich wiederhole, daß ich diese Carrikaturenfreiheit nicht begreife. Man gibt Arabesken frei und nicht das innere Bild. Man gibt Randverzierungen frei und nicht den Spruch, den sie einschließen. Kein Mensch hat diese frivole Freiheit der Zerrbilder begehrt. Sie entspricht keinem einzigen Zuge im deutschen Charakter. Wir

haben nichts von jener hämiſchen Spottſucht, mit der der ohnmächtige Italiener ſo gern ſein Müthchen kühlt. Bei uns würde die Säule des Pasquino leer ſtehen, ſelbſt wenn ſie von Rathswegen in jeder Stadt aufgeſtellt würde.

Die Carrikatur iſt eine Superfötation des politiſchen Lebens. In dieſem Sinne erfreut ſich England an ſeinen Carrikaturen. Wo Preßfreiheit herrſcht, iſt der Misbrauch der Carrikatur unſchädlich. In einem Lande, wo man mit ſeinem ganzen Daſein ſich der Oeffentlichkeit preisgeben muß, gibt man auch ohne Leidweſen herzlich gern ſeine Naſe, ſeinen Buckel, ſeinen deutungszuläſſigen Namen preis. In England iſt die Carrikatur der Humor der Preßfreiheit. Sie hebt den furchtbaren Ernſt dieſer Inſtitution auf, ſie iſt bei aller Bitterkeit im Vergleich zur Macht der Preſſe etwas Harmloſes und ſo faßt ſie auch die eng-

liſche Geſetzgebung. Die engliſche Juſtiz beſtraft Libelle, aber keine Carrikaturen.

Die Freiheit der Zerrbilder kann wie die heilige Preßfreiheit der Fluch eines Volkes werden. Was nützt uns die Schwimmkunſt ohne Waſſer? Was kann eine Maſchine, die man ohne Gegenſtand arbeiten läßt, anderes, als ſich ſelbſt zermalmen? Preßfreiheit ohne ein freies Volksleben, ohne freie Inſtitutionen, ohne Geſchwornengerichte, ohne eine durch alle Poren unſeres öffentlichen Lebens ſchon gedrungene politiſche Toleranz würde für die Nation eine Plage werden. Carrikaturen endlich ohne Preßfreiheit arten vollends in widerwärtigen, ſittenverderblichen Schabernack, in äffiſche Straßenneckerei, in gemüthloſe Poſſenreißerei aus. Erleben wir es nicht jetzt ſchon in Berlin? Einige Zerrbilder haben großen Erfolg gehabt und weckten den Speculationsgeiſt der Bilderhändler. Seitdem die drolligen Zuſammenſtellungen von

Straußen, Bauern, Böttchern u. ſ. w., die beziehungsreichen Gruppen aus der politiſchen Thiersymbolik verboten ſind, macht der geweckte Induſtrialismus Satyren auf die Elsler, auf die deutſche Flotte, auf jede öffentliche Perſon und zuletzt auf ſich ſelbſt. Treibhauspflanze iſt alſo auch dieſe Freiheit. Sie gehört einem fremden Klima, einem fremden Himmelsſtriche an und ſoll ſie uns gehören, müßten erſt gewaltige Aenderungen in unſerer Temperatur vor ſich gehen.

Der Zweck dieſer Rüge iſt nun nicht der, der preußiſchen Regierung die Zurücknahme ihrer Carrikaturenfreiheit anzurathen. Im Gegentheil, man gebe ihr eine ſittliche Begründung. Dieſe ſittliche Begründung iſt keine andere, als die Preßfreiheit. Aber man gebe auch die Preßfreiheit nicht, wenn nicht mit der ſittlichen Begründung der freieſten öffentlichen Inſtitutionen. Statt das Haus der Freiheit von oben zu bauen, fange man vernunftgemäß von unten an. Die

Carrikaturenfreiheit iſt die äußerſte Spitze eines ſolchen Baues, der Beſen des luſtig ſingenden Schornſteinfegers aus dem höchſten Rauchfang, der Richtjubel der Zimmerleute, wenn ſie dem fertigen Dach den Kranz aufſetzen. Den Bau der Freiheit aber mit Carrikaturen von unten anzufangen, die Zerrbilder in das Erdgeſchoß zu verlegen, heißt die Menſchheit verwirren und ſtatt Engel Kobolde zu ihren Tröſtern machen.

*

Sie iſt zurückgenommen.

5.

Der Biſchof Eylert über Friedrich Wilhelm den Dritten.

Freilich würde man dies vielbeſprochene Buch gründlicher beurtheilen können, wenn wir vom Biſchofe Eylert etwas mehr kennten, als ſeine Ordensreden. Der Charakter jedes Biographen iſt das Prisma, durch welches die Lichtſtrahlen des von ihm behandelten Gegenſtandes gebrochen werden. Mistrauen gegen die aukhentiſchen Aeußerungen und beſonders die langen Reden des nur als wortkarg bekannten Königs fällt uns nicht ein. Wol aber möchte man wiſſen, auf welchen Ton die Taucherglocke geſtimmt iſt,

mit welcher der Bischof aus dem dunkeln und unbekannten Grunde des geschiedenen Monarchen so viele Perlen heraufgebracht hat. Nach vielen Stellen des Buches scheint der Bischof Eylert ein Gefühlsenthusiast zu sein, ein Geistlicher aus jener rheinischen Homiletenschule, der auch Strauß mit seinen „Glockentönen" angehört. Die Verstandesbildung dieser Richtung muß gewiß gegen die gemüthliche sehr zurücktreten. Ein gewisses unbestimmtes Flimmern in religiösen Dämmerungsregionen dürfte wol ein eigenthümliches Kennzeichen dieser westfälischen Geistlichen sein. Auch Weltklugheit scheint nicht zu fehlen, schwankendes Dilettiren zwischen allerhand Gegensätzen hindurch, ein an sich kindliches Herz, aber auch viel Gerede darüber, ein wenig gemachte Naivetät und in Bausch und Bogen genommen viel Unpraktisches, was aber im kälteren deutschen Norden an diesen Geistlichen als Originalität bewundert wird. Ob der Bischof dieser

Richtung angehört, ob ſie auf ſeine Beurtheilung des Verewigten von Einfluß war, bedauern wir, nicht beſtimmen zu können.

Friedrich Wilhelm wird uns in dieſem Buche als ein Menſch von hoher Religioſität geſchildert. Die Religion und ganz entſchieden in der Form des poſitiven Chriſtenthums war die Grundlage ſeines Lebens. Der Glaube an den hiſtoriſchen Chriſtus beſeligte ihn und es war das Leben ſelbſt, es war ſein Schickſal, das ihn zu dieſem Glauben hinführte. Die herbſten Schläge des Geſchickes hatten ihn getroffen. Der unglückliche Krieg von 1806 nahm ihm die Hälfte ſeiner Staaten. Gedemüthigt von den Siegern, mit Vorwürfen beladen von ſeinen eignen Unterthanen, gepeinigt von tauſend Undankbaren, die von ihm abfielen und den neuen Geſtirnen zuflogen, traf ihn noch der Verluſt einer Gattin, deren kräftiger, entſchloſſener Sinn ihn im Unglück aufgerichtet hatte. Als ein Vaſall Napo-

leons mußte er in Berlin regieren, gegen seinen alten Bundesgenossen sogar einen Theil seines zusammengeschmolzenen Heeres stellen, auf die Achtung seiner eigenen Unterthanen mußte er verzichten. Der Bischof schildert diesen zerrissenen Gemüthszustand des unglücklichen Königs, schildert eine Lage, die soweit ging, daß der König sich vom Haß des Volkes und dem Uebermuth der Fremden fast persönlicher Insulten versehen mußte, schildert dies Alles in wahren und ergreifenden Zügen. In dieser trostlosen Zeit bildete sich des Königs Mistrauen, seine Menschenscheu, sein Hang zur Einsamkeit. Nun aber kommt der Aufschwung des Volkes, der Sieg, der Triumph. Der gedemüthigte Herrscher überschreitet den Rhein, ja das schwindelnde Glück wird ihm zu Theil, zweimal in die stolze Hauptstadt des entthronten Weltherrschers einzuziehen, seine Länder fallen ihm wieder zu, vergrößern sich sogar, das Unglaubliche, ihm

unmöglich Geschienene war geschehen und von diesem Augenblick, wo ein minder bescheidener Sinn sich würde überhoben haben, glaubte er an eine fast unmittelbare Einmischung Gottes in die Schicksale der Menschen. Es überkam ihn eine Gottesfurcht, für deren Reinheit und Wahrheit der Bischof zu sprechende Beweise anführt, als daß man an ihr zweifeln könnte. Es war diese Gottesfurcht Friedrich Wilhelms noch etwas Anderes, als die des Pietismus. Es war keine gewaltsame Leidenschaft für die Religion, sondern eine milde Verklärung des ganzen Charakters, eine Herabstimmung des innern Menschen unter ein ewiges Gesetz, eine Unterordnung aller seiner geistigen und gemüthlichen Thätigkeiten unter die Stimme des Gewissens. Der Bischof schildert eine religiöse Entwickelung, die sich in ihrem unausgesetzten Ernst und einem unbefangenen, aufrichtig sich Rede stehenden Denkvermögen fast bis zu einer Theologie des Her-

zens steigert. Man wird dies Gemälde einer bis in's Kleinste gehenden, religiösen Innerlichkeit, dies Bild eines nach Gottseligkeit ringenden Verlangens, das selbst, wie Eylert andeutet, bis zu einer Selbstpeinigung ausartete, nicht ohne Rührung betrachten. In ältern Jahrhunderten würde man einem solchen Christen den Beinamen des Heiligen gegeben haben.

Hatte sich somit der König für sein Leben einen eignen Standpunkt gewählt, so muß man über die Art, wie er ihn einnahm, noch Folgendes hinzufügen: Er impfte das Christenthum, nach seiner Auffassung, auf einen Menschen, der mit dieser Auffassung des Christenthums harmonirte. Die Grundlage dieses Menschen war schon eine homogene. Güte und Wohlwollen scheinen dem Herzen des Königs von Natur eingewohnt zu haben. Er konnte nicht leiden sehen, weil ihn fremdes Leiden selber schmerzte, die Schule des Unglücks erhöhte diese Empfind-

ſamkeit des Gemüthes. Wie bei einem Menſchen, der einmal einen furchtbaren Schrecken erlebt hat, oft für ſein ganzes Leben in den Geſichtszügen oder den Nerven der Eindruck nachdauert, ſo war auch bei dieſem Fürſten eine entſchiedene Neigung zur Wehmuth und zu trüben Gefühlen vorherrſchend. Man mußte ſich fürchten, ihm unangenehme Eindrücke zu bereiten, ja er fürchtete ſich ſelber vor ihnen. Er konnte nicht traurige Geſichter ſehen und malte ſich die ihm bekannt werdenden unglücklichen Zuſtände anderer Menſchen mit einem Schmerze aus, der ihn trieb, überall, wo Heilung und Hülfe möglich war, zu helfen. Ein durchgehender Zug ſeines Weſens war die Entſagung. Oft getäuſcht in ſeinen Hoffnungen, hatte er ſich gewöhnt, an die Hoffnung keine Anſprüche mehr zu machen. Den meiſten Dingen ging er, weil er ſie zu verfehlen fürchtete, von ſelbſt aus dem Wege. Vieles, das er ganz gewiß erreichen konnte, gab

er freiwillig auf, da, wo der Erfolg auch nur zweifelhaft war, ſtellte er nie eine Probe an. Auch dieſe Entſagung, geübt auf dem Throne, hat etwas Rührendes. Gemüther von dieſer trüben Dämpfung macht nichts glücklicher als das Unerwartete. Daher des Königs Neigung zu Ueberraſchungen, zur ſtillen Vorbereitung von Freuden, geheimer Erfüllung von Wünſchen. An Zügen dieſer Art ſind die Mittheilungen des Biſchofs beſonders reich. Einige davon runden ſich wie kleine Familiendramen ab und ich glaube wol nicht, daß Jemand die Geſchichte von dem Pfarrer Kärſten S. 290 u. folg. ohne Thränen wird leſen können.

Das Bild des Menſchen, welches in dieſem Buche aufgerollt wird, iſt ein durchaus wohlthuendes, ja es möchte in der Regentengeſchichte einzig daſtehen. Eine andere Bewandtniß hat es freilich mit den Tugenden des Regenten. Nicht, daß Friedrich Wilhelm nicht

von ſeinem hohen Berufe auf das Heiligſte durchdrungen geweſen wäre, nicht, daß man irgend Urſache hätte, an ſeiner Gerechtigkeitsliebe, Sparſamkeit, an ſeinem Geſchäftsfleiße, an ſeiner ſpeciellen Sorgfalt für alle und jede Einzelheiten der Verwaltung zu zweifeln, nein, auch in dieſem Betracht wollen wir dem Verfaſſer unbedingt das Beſte glauben. Nur dieſe Frage ſei uns geſtattet: Iſt es nicht ein ſehr großer und in ſeinen Folgen höchſt bedenklicher Widerſpruch, wenn ein König in demſelben röthlichen Schimmer am Horizonte ſeine Abendruhe findet, in welchem ſein Volk das Morgenroth erblickt? Das Jahr 1815 wurde für Friedrich Wilhelm ein Wendepunkt ſeines innern Menſchen. Der Feind war geſchlagen, ſein Land ihm wieder gegeben. Nach ſo vielen Demüthigungen war der Gedemüthigte Sieger geworden. Die Glocken läuteten Frieden. Der Krieger verwandte ſein Schwert wieder zum Eiſen

seiner Pflugschar. Für Friedrich Wilhelm schien die Frage der Zeit abgethan. Er kehrte, mit Dankgebeten gegen Gott, in sein Inneres ein, widmete sich der Religion, stiftete mit den heiligen Bund, entwarf die Union der getrennten protestantischen Confessionen, setzte eine neue Agende des Gottesdienstes auf, schützte die Künste des Friedens, gab den Künstlern freie Plätze zu großen Bauten, bereicherte die Museen und Galerien. Sein einziger Gedanke nach außen war Völkerfriede, Gottesfriede nach innen. Wo aber war Friede? Begann nicht mit dem Jahre 1815 grade ein neuer Krieg, ein Kampf, der endlich von der militärischen Gewalt freigewordenen Geister? War die Revolution der Welt beendet oder erst eine militärische Episode derselben? Standen die Völker still oder begannen sie nicht erst jetzt ihre Wege und Märsche, die folgenreicher werden sollten, als die Züge über die Alpen und die Märsche nach Rußland? Von diesem triumphi-

renden Jahre 1815 an begann jener noch jetzt andauernde Zwieſpalt zwiſchen dem, was man beendet glaubte, und dem, was nun erſt beginnen mußte.

Mit dem Jahre 1815 kehrte Friedrich Wilhelm in ſich ſelber ein. Er wollte Friede und Ruhe. Er wollte, daß ſein Volk mit ihm den Durſt nach jenſeitigen Dingen theilte. So wie ſein eignes Leben eine Vorbereitung für das Ueberirdiſche wurde, ſo hätte er gern ſein ganzes Volk mit ſich in höhere Gegenden hinaufziehen mögen. Erſt folgte ihm ſeine Zeit, es war eine Zeit des Dankes gegen Gott, dann aber kamen Verwirrung, Hader, Misverſtändniß. Die Union ſelbſt, die Agende, ſeine raſtloſen Bemühungen für die Wirkung eines reineren kirchlichen Lebens wurden das Signal einer erbitterten Polemik, die ihm trübe Stunden bereitete, ihn verſtimmte. Er führte ſie eine Zeitlang und gab ſie dann auf. Er zog ſich von

einer Welt zurück, die ihn nicht begreifen wollte. Er schloß sich in seinen Familienkreis ein, er isolirte sich von den Menschen und, was bedenklicher ist, von der Zeit. Der Bischof bestätigt diese Erfahrungen durch seine Berichte und wir erschrecken darüber. Wir sehen einen König Privatmann werden auf dem Throne. Er beglückt die, die in seiner Nähe sind, und vermeidet die Entfernten. Er sucht sie nicht auf, selbst die Freunde nicht und vergibt den Feinden, noch ehe er sie gehört hat. Das Princip der Ruhe und der Stabilität wird Staatsprincip.

Es liegt in der Darstellungsweise des Bischofs Eylert etwas, was fast glauben macht, er wird im fernern Verlauf seines Werkes diesen Widerspruch eines an sich so edlen Menschen mit seiner Regentenpflicht nicht ohne Freimuth berühren. Der König sagt in seiner christlichen Weise so oft, daß er den Ruhm dieser Welt nicht gesucht hätte. Warum sollte

der gewiſſenhafte Beurtheiler verſchweigen, daß in einer ſo lärmenden und unruhigen Zeit dieſe an ſich ſo rührende Demuth und Vereinſamung an einem Regenten nicht zu billigen war?

IV.

Italienische Fragmente.

1.

Würzburg.

Iſt das der Main? Iſt das derſelbe träge, charakterloſe, gelbe Strom, an welchem die Geldſäcke Frankfurts liegen? Sind dies dieſelben Wellen, die ohne Poeſie, ohne plätſcherndes Murmeln, ohne belebendes Fiſchgewimmel, ohne den Spiegel grüner Uferränder ſich in das große Gedicht des Rheins verlieren? Man erkennt ihn hier nicht wieder, den alten, mürriſchen frankfurter Börſenſpeculanten. Er hat eine Jugend, die jenes Alter nicht ahnen läßt. In ſeinen Anfängen keine Spur von dem hypochondriſchen Herrn, der ſich in ſeinen alten Tagen

hinſetzt, um Capitalien zu hüten und
papiere zu bewachen. Der Main hat
eine Jugend, wie Ihr ſie Alle hattet, ein
tere, ſtrahlende, luſtig geſchlängelte J
An ſeinen Ufern ſonnt ſich auf bergigen
ſen die würzige würzburger Traube, B
trümmer ragen von kantigen Felsvorſp
herab auf ſeine ſchäumenden Strudel; du
Speſſart kämpft er ſich wie ein kühne
ger mit Lurleyecho und Bingerſtrudel
durch. Erſt hinter Aſchaffenburg fäng
Holland an.

Die Würzburger zürnen nicht, wen
ihre Stadt unſchön gebaut nennt. Ih
druckten privilegirten Wegweiſer ſagen
„Würzburg iſt nicht ſchön, aber fromm.“
Frömmigkeit wird wenigſtens ausgedrückt
eine Unzahl von Erinnerungen an die alte
liche Herrſchaft, an jene wilden Prieſte
ſowol, wo, wie in Goethe's Götz, die B

auf der Altane des Bergschlosses mit ihren singenden Liebetrauts und ihren liebenden Adelheits kredenzten, Schach spielten und in Ovid'schen Witzspielen sich übten, wie an jene mildern Priesterzeiten des vorigen Jahrhunderts, wo sich gerade dieses Bisthum des eignen Glückes erfreute, von einer Reihe kunstliebender und wahrhaft hochgesinnter geistlicher Herren beherrscht zu werden. Diese alte Priesterzeit mit ihren steinernen Reliquien sitzt dem jetzigen Würzburg wie ein weitbauschiges, tausendfaltiges, für eine wohlgemästete Körperfülle berechnetes Chorhemd. Es schlottert dieser baierschen Kreishauptstadt am Leibe herum und der Körper von heute müht sich vergebens, die Hülle von gestern auszufüllen. Nun stehen sie da diese unermeßlich weiten Jesuitencollegien, diese langen, öden Convicte, diese Klöster und die prächtigen Hallen eines in seiner Art einzigen, durch Pracht und einen wahrhaft stolzen Grundriß ausgezeichneten

Residenzschlosses. Es war eine Welt, die einst in freien, großartigen Pulsschlägen hier lebte, und jetzt stockt der Organismus, aus den Steinen ist die Seele entflohen, und wie sich auch der Staat bemühen möge mit Schulen, Beamten, Soldaten und neumodischen Religionsstiftungen diese Räume wieder auszufüllen, die alte bischöfliche Hoheit weist stolz diesen erniedrigenden Provinzialgeist der Bureaukratie und der Administrativ-Verwaltung zurück. Hunderterlei entgegengesetzte Verwaltungszwecke hat man oft in ein einziges dieser großartigen alten Gebäude eingepfercht, aber man kann die Ruine nicht wieder beleben, man kann dem Ganzen jenen entflohenen Geist wahrhafter Größe nicht wieder einhauchen.

Mit Wehmuth ruht das Auge auf der Façade des Residenzschlosses. Ein Gebäude von Selbständigkeit, durchaus nicht so sklavisch den französischen Vorbildern nachgeahmt, wie andere

Sitze dieſer Art. Italiener, nicht Franzoſen, haben hier gebaut, gemeißelt und gemalt. Ein anmuthiger Kunſtgarten ſchmiegt ſich an das erhabene Gebäude. Der Mairegen hatte die Blütenbäume erquickt; in friſcher Fülle lachte die üppige Natur dem durch die Wolken dringenden Sonnenſtral entgegen. Ein ſchönes Geſetz, das mir beſſer gefällt, als die Abbitte vor dem Bilde des Königs, ſchützt mit den nachdrücklichſten Strafen die Singvögel vor jeder Verfolgung, ihre Neſter vor jedem Raub, und ſo zwitſcherte es luſtig in den Zweigen und die kleinen Sänger hüpften vertraulich, keines Ueberfalles gewärtig, ſicher gemacht durch ihren rechtlichen Schutz, in den verſchlungenen Wegen vor dem Wanderer her, ſcharenweiſe, faſt mit den Händen greifbar. Und überall tönte doch nur das Echo der Einſamkeit! Der Nachhall eines Verlaſſenſeins, das mir unwillkürlich den Gedanken weckte: Wie viel hat Deutſchland

an Kraft vergeudet? Wie viel Leben, wie viel Geſchichte auf Nichts verwandt! Was iſt übrig geblieben von einer Fülle der kräftigſten Anſtrengungen, von unermeßlichen Volksleiden und von Regentenreihen, die ſich einbildeten, für die Ewigkeit zu ſchaffen? Was Frankreich und England mit dem Fleiß und dem Mark von Jahrhunderten zuſammentrug, das ſteht doch jetzt da in Kraft und Fülle, iſt ein Beſitz der Nation, ein Wall„ eine Mauer im Gebäude des Ganzen. Wofür hat ſich aber Deutſchlands Geſchichte gemüht? Jahrhunderte arbeiteten und die Frucht iſt jetzt eine Seufzerallee, ein melancholiſcher Gartenhain, in dem die Nachtigallen niſten, ein ödes Schloß, das Niemand bewohnt, deſſen Höfe, Treppen und Gänge geſpenſtiſch widerhallen, deſſen kunſtvolle Deckengemälde abbröckeln, ein Reſt, eine Errungenſchaft, einträglich nur noch für einen alten Caſtellan, der uns für ein Trinkgeld die öden Zimmer aufſchließt.

Noch rührender, aber zugleich sehr lehrreich, ist die Stellung, welche eine andere weltlich-geistliche Reliquie hier zur Gegenwart einnimmt. Die berühmte Stiftung des Bischofs Julius, das weltberühmte Juliusspital, hat sich in segensreicher Wirkung erhalten. Bei einem Werk der Pietät, bei einem Bau, der Menschenliebe gewidmet, war es gleich, ob ein Krummstab oder eine Krone, ob Priester oder weltliche Beamte diese Länder regieren. Das hinfällige Alter ist ewig; das Siechthum der Leidenden und die Krankheiten des Gemüthes, die in diesem Hospital eine so berühmte Pflege finden, werden nie aussterben. Es ist ein grauenhafter Gedanke, Millionen an Bauten verschwendet zu sehen, deren Bedeutung auf dem Vergänglichsten begründet ist, auf dem Geschmack. Der Geschmack ist wandelbar, die Liebe aber beständig. Alle eure Prachtgebäude, die ihren Zweck nur in sich selbst haben, wie leicht kann

eine spätere Zeit sie als geschmacklos stehen lassen! Aber an dem steinernen Koloß des Juliusspitals geht man nicht vorüber, wird man nie vorübergehen.

Man betritt einen großen geräumigen Hof, wo man rings die Greise und Matronen in dem milden Sonnenstral sich wärmen sieht. Sie sitzen unter den Arkaden, oder streifen an der offenen Küche vorüber, wo der Inhalt ungeheurer Gefäße schon am Feuer brodelt und siedet, neugierig prüfen sie, was der milde Bischof Julius vor dreihundert Jahren befohlen hat, ihnen heut zu Nacht vorzusetzen. Das Juliusspital hat ein jährliches, reines Einkommen von sechsmalhunderttausend Gulden, das sich durch den Ertrag eigner Heerden, eigner Weinberge, eigner Wälder, eigner Fischgerechtigkeiten bis über eine Million erhöht. Jene langen Fenstergalerien sind die Säle der Kranken. Ein eben angekommener, sonderbar verschlossener Wagen

brachte einen neuen Irren zu den Vielen, welche in dem Hospitale schon Aufnahme fanden. In dem hintern Garten wandeln die unschädlichen Gemüthskranken, trübsinnig oder mit kindischen Geberden, durch die botanisch gepflegten Beete und legen wol selbst Hand mit an, dem Gärtner seine Arbeit zu erleichtern. Auf den Bänken sitzen genesene Bauern und Handwerksburschen in weißen Kitteln und athmen den stärkenden Balsam der Frühlingsluft ein. In der Klinik dieses Juliusspitals liegt der Ruhm und die Stärke der würzburger medicinischen Facultät. Hier werden die merkwürdigsten Krankheitsfälle behandelt. Unheilbare suchen hier ihren letzten Trost und die, welche vom Leben scheiden müssen, und vorher die Pflege des frommen Julius erlebten, müssen es sich gefallen lassen, auf jenen kleinen Tisch gelegt zu werden, wo sie der Professor zerschneidet und gliedweise an die lernbegierigen Studenten zum Prä-

pariren austheilt. Ein diesem Zweck gewidmetes grauenhaftes kleines Häuschen steht zur Rechten des Gartens, dicht an einem steinernen Bassin, in welchem für die Botanik oder die Apotheke Sumpfpflanzen gezogen werden. Ein Haufen Knochen moderte an den feuchten Mauern. Hätte man diese trübe, letzte Nothwendigkeit der Armuth und des Elends nicht etwas weiter von den Lagerstätten des vielleicht schon aufgegebenen und doch noch hoffenden Siechthums entfernen können?

Man sagt, daß es sich in Würzburg trotz des Spitales sehr heiter und fröhlich leben lasse. Nach der Musik in den öffentlichen Gärten, nach den lebhaften Debatten über das eben geschlossene Wintertheater, nach dem glänzenden Tanzsaale des auch literarisch vortrefflich ausgestatteten Museums zu urtheilen, muß man es glauben. In allem Uebrigen liegt das bairische

Bier mit dem edlen Frankenweine im Streite. Ich ſchied mit dem Wunſche: Möchte die Kelter nie dem Bottich, der Geiſt der Rebe hier nie dem Geiſt des Hopfens erliegen!

2.

Italien und die Italiener.

Es ſchwebt mir ein Buch über Italien vor, wie ich es ſelbſt nicht ſchreiben kann, das man aber ſchreiben ſollte. Wer war nicht von Goethe bis auf Nikolai in Italien? Ich meine gedruckt, in italieniſchen Skizzen, Bildern aus Italien, in Jenſeits der Berge u. dergl. Aber wie eigenthümlich auch bei Dieſem oder Jenem die Auffaſſung des ſchon hundertmal dageweſenen Stoffes ſein mag, ſo ſind ſich doch alle Reiſeberichte darin gleich, daß ſie ſich mit nur ganz ſubjectiven Eindrücken beſchäftigen. Man läßt das Italien von heute bei Seite liegen und

gräbt ſich nur das antike aus den alten Mauerreſten, oder lorgnettirt ſich das mittelalterliche Italien aus den tauſend Ellen bemalter Leinwand heraus. Dem Italien von heute widmet man nur Klagen über die Gaſthäuſer und Flöhe, Klagen über die Grenzviſitationen und die tauſend Unbequemlichkeiten, denen nordiſche Verwöhnung im Lande des Südens ausgeſetzt iſt. Von der Lage des Volkes im Großen aber, von den politiſchen und commerziellen Zuſtänden, von den Stadt- und Landbehörden, vom häuslichen und geſellſchaftlichen Leben der Italiener erfährt man nichts.

Ich ſage, daß ein Werk ohne dieſe Lücken zu ſchreiben auch mir nicht möglich iſt. Es gehört dazu nicht nur eine Kenntniß der italieniſchen Sprache, wie ich ſie nicht beſitze, ſondern auch ein langjähriger Aufenthalt, der ſich's in den Städten bequem gemacht hat, der die Gaſthäuſer, die großen Hauptſtraßen, die Baudenk-

máler, die Statüen und Gemälde der italieniſchen Reiſemode überläßt und keine Mühe ſcheut, von der Oberfläche in das Innere dieſer fremden Zuſtände einzudringen. Möglich, daß ein ſolches Studium ſehr zum Vortheil der Italiener ausfällt. Die italieniſchen Gelehrten, die ſich durch große Zuvorkommenheit auszeichnen, würden Verſuche dieſer Art nach Kräften unterſtützen, und Raumer, der in ſeinen Schriften über Italien als eine ſehr ehrenvolle Ausnahme von dem üblichen italieniſchen Reiſeſtyl zu nennen iſt, kann bezeugen, daß man in dieſem Falle eine reiche Ernte wenigſtens von allerhand ſtatiſtiſchen Notizen erhält. Die Palme des Verdienſtes, ein ſolches Werk über Italien, wie es wirklich iſt, geſchrieben zu haben, iſt noch immer zu erobern, und es ſcheint in der Natur der Sache zu liegen, daß der, welcher ſie einſt bricht, kein Engländer oder Franzoſe, ſondern ein Deutſcher ſein wird.

Die italieniſche Reiſeliteratur, da ſie ihrer Natur nach ſubjectiv iſt, wimmelt auch deshalb von Unrichtigkeiten. Selbſt von denen, die gründlich erſcheinen, werden Kirchen, Maler und Bildhauer verwechſelt. Ein Wuſt von Notizen wird auf Treu und Glauben, ohne Prüfung, aus einem Buche in das andere verſchleppt. Ja, es ſcheint, als wenn man erſt ſeit ganz kurzer Zeit anfängt, dieſen Ballaſt der Guides des voyageurs einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Iſt man doch nicht einmal über das Aeußerlichſte, über Naturſchönheiten, im Reinen. Die Borromäiſchen Inſeln im Lago Maggiore, früher das Elborado aller italieniſchen Reiſeſehnſucht (wozu auch der gute Jean Paul, der Italien nur aus Kupferſtichen kannte, mit beitrug), ſelbſt dieſe Inſeln müſſen ſich jetzt gefallen laſſen, in ihrer verkünſtelten Cultur von neuern Reiſebeſchreibern geſchmacklos genannt zu werden. Den Preis der Oberflächlichkeit verdie-

nen ſich aber auch hier wieder die in Italien ſo angebeteten Franzoſen. Selbſt Schriftſtellern, wie Alexander Dumas, die in Italien monatelang wohnten, können Lächerlichkeiten, wie folgende, paſſiren. Alexander Dumas ſchreibt in der Revue de Paris, er hätte einmal wieder Italien beſuchen wollen, aber in dem erſten Grenzſtädtchen ſchon hätte er eine Barbarei gefunden, die ihm ſo unausſtehlich erſchienen wäre, daß er ſogleich wieder die Rückreiſe angetreten hätte. Ueber einem kleinen Laden eines Städtchens im Fürſtenthume Monaco hätte er geleſen: chi si vende pani e articoli da moda. „Wie," ruft Dumas entrüſtet aus, „will dieſes Land immer mehr verwildern! In Italien verkauft man in demſelben Laden Brod und Modeartikel! die Bäcker ſind Modiſten. Wer weiß, ob hier nicht auch die Modiſten nebenbei Bäcker ſind!" Alexander Dumas hat hier nur einen Beweis der den Franzoſen eignen Flüchtigkeit gegeben. Die

gute Modiſtin im Fürſtenthum Monaco war keine Bäckerin, ſondern nur ein ſchlechter Orthograph; ſie hatte in pani ein n ausgelaſſen, und Alexander Dumas hätte wol ſelbſt errathen können, daß unter ſeinem „pani" panni, Tücher gemeint waren.

Solche Fehler verbeſſert man nun ſehr bald durch das Wörterbuch. Wo aber iſt der Schlüſſel, der uns den Charakter der Italiener aufſchließt? Wir kommen nach Italien mit dem beſten Willen, gegen dieſe Nation gerecht zu ſein. Wir wollen ſie nicht nach unſern Räuberromanen beurtheilen. Wir überreden uns heilig, es wäre unmöglich, daß eine ganze Nation nur aus prellenden Gaſtwirthen beſteht. Und doch begegnet uns wenig, was uns beſtimmen könnte, zu dieſem Volk ein beſonderes Vertrauen zu faſſen. Wenn man in einer italieniſchen Stadt an einem Platze ſteht, ungewiß, welchen Weg man einſchlagen ſoll, wenn man

einen reinlich gekleideten Menschen anredet: „Sagen Sie mir den Weg zur ungarischen Husarenkaserne," wenn er ihn uns beschreibt, dann aber den Hut abnimmt und sich dafür ein Trinkgeld ausbittet; dann kommen alle unsere guten Vorsätze in Gefahr, umgestoßen zu werden. Man fühlt plötzlich zwischen sich und diesem Volke eine unübersteigliche Scheidewand. Man vermißt die Höflichkeit und das immer artige Wohlwollen der Franzosen, die oft plumpe, aber zuverlässige Solidität der Engländer, vollends aber die biedere Zutraulichkeit der Deutschen. Man sieht ein Volk, das uns jedes Anschmiegens an Andere, ja an sich selbst unter einander, unfähig scheint. Sie isoliren sich Alle; Jeder geht den eignen Weg, von dem er glaubt, daß er ihn zum Ziele gewinnreicher Geschäfte führen wird. Nichts Herzliches, Trauliches, was sie unter einander vereinigte, sondern die Vereinzelung ist als Volkscharakter so ausgesprochen, daß

ſie bei den gebildeteren Claſſen die abſchreckendſte Geſtalt des Egoismus annimmt. Man braucht es in der Phyſiognomik nicht bis zum Phrenologen gebracht zu haben, aber der Beſuch der Wirthshäuſer, der Caffee's, des Theaters reicht ſchon hin, um auf allen dieſen ſcharfgeprägten Geſichtszügen eine ſich überall gleichbleibende Linie wiederzufinden, dieſen kalten Zug der Vereinzelung, der Gleichgültigkeit gegen den Andern, dieſer Sorge, ſich nicht durch die Unbehaglichkeit des Nebenmannes behelligt zu fühlen, dieſen Zug einer beim gemeinſten Italiener wunderbar ausgebildeten ſelbſtändigen Individualität, einen Zug, in welchem die ganze ſubjective Kraft der Selbſterhaltung, aber auch ein ganzes Gefolge liebloſer Eigenſchaften liegt. Sei es nun von Natur oder durch politiſche Umſtände, der Italiener iſt ganz Privatmenſch. Sein Sinn für's Allgemeine erſtreckt ſich nur bis zum Rhetoriſchen, das heißt, bis zum Ruhme, für den er

glüht, für den er ſich in Leidenſchaft verzehrt. Die häßliche Entartung des Ehrgeizes, die Ruhmſucht hat eine noch häßlichere Stiefſchweſter: den Neid. Die Italiener ſind untereinander neidiſch. Auf innere Vorzüge, wie auf äußere Ehre, auf Reichthum, auf Glück, auf Verdienſt. Daß ein italieniſcher Maler ein ſchönes Bild ſeines Nebenbuhlers zu vernichten ſuchen kann, iſt gewiß. Daß Künſtlerneid die Schuld jenes Brandes war, der das Atelier des berühmten mailänder Bildhauers Pompeo Marcheſe verzehrte, ſoll erwieſen ſein.

Heinrich Leo hat in ſeiner, jenſeit der Alpen ſehr geachteten und überſetzten italieniſchen Geſchichte den Iſolirungstrieb der Italiener ſehr wahr und treffend als ein Merkmal ihrer Geſchichte hervorgehoben. Die Uneinigkeit der Italiener iſt nicht jene deutſche Uneinheit, die eine erzwungene, von den Umſtänden verſchuldete iſt. Es iſt wahr, fünf Franzoſen, die ſich

verſammeln, werden ſich ſchnell entſchließen, nur eine Meinung und eine That zu haben. Fünf Deutſche haben leider fünf Meinungen, aber wenn es zur That käme, würden ſie ſich, wenn auch etwas langſam und immer verſpätet, doch nur zu einer einzigen That entſchließen. Fünf Italiener aber haben fünf Meinungen und fünf verſchiedene Thaten. Nach Karl Ritter's Weiſe, den Charakter der Geſchichte eines Volkes aus ſeinen geographiſchen Bedingungen herzuleiten, hat auch Heinrich Leo die Iſolirung der Italiener mit jener eigenthümlichen Thälerformation des Landes, die eine Folge des Laufes der Apenninen iſt, in Verbindung gebracht. Das Land gleicht ſeiner Gebirgsbeſchaffenheit nach einer Schieblade mit vielen kleinen Fächern. Gefach verhält ſich gegen Gefach gleichgültig, und nur die Sprache iſt es, die die Bewohner aller dieſer Thäler verbindet.

Es iſt gewiß charakteriſtiſch, daß in der ita-

lieniſchen Poeſie die Vaterlandsliebe in jener Form, wie dieſes Element der Begeiſterung in der franzöſiſchen und engliſchen Literatur lebt, ſich nicht ausgeprägt findet. Wir ſtoßen zwar überall auf blumenreiche Schilderungen der Schönheit Italiens, wir finden, daß die mehr beziehungsreiche Poeſie Italiens viel heiße und wahre empfundene Klagen über Italiens Werth und verfehlte politiſche Bedeutung ausſtößt, aber in dem warmen Tone, in welchem Schiller ſpricht:

Ans Vaterland, ans theure, ſchließ' Dich an,
Das halte feſt mit Deinen ſtarken Armen!

im Tone einer Vaterlandsliebe, die zugleich Bruder- und verklärte Menſchenliebe iſt, in dieſem Sinne möchte man Beiſpiele, die vertrauensvoll im Tone der Hoffnung und der Zuverſicht von der Anhänglichkeit des Italieners an ſeine Heimat ſprechen, nicht finden. Die politiſche Poeſie der Italiener iſt gerade darin ſo ergreifend, daß

der Zorn und die Wehmuth der Dichter eben ſowol den öffentlichen Gebrechen, wie der Schlaffheit des Volkes, der Ohnmacht, Gleichgültigkeit und Zerſplitterung der Parteien gilt.

Das Urtheil, welches die Italiener über ſich ſelbſt fällen, lautet meiſt ſehr ungünſtig. Sie werden nicht geneigt ſein, eine andere Nation der ihrigen vorzuziehen, und doch haben ſie ihren Landsleuten tauſend Dinge vorzuwerfen. Ich habe gebildete Männer in Italien geſprochen, die vor jedem Einzelnen den Hut abziehen und ſie Alle zuſammen Canaille nennen. Man ſieht, es iſt der Privat-Geſichtspunkt, wie ich ihn oben nannte. Menſch gegen Menſch, Familie gegen Familie, Stadt gegen Stadt, nichts Allgemeines und Durchgreifendes. Napoleon war ein Italiener und die Italiener haben nicht wenig Urſache, auf ihn ſtolz zu ſein, aber es iſt bekannt, daß Napoleon ſeine Landsleute verach-

tete und vor allen andern Nationen gerade ſie am wenigſten der Freiheit für würdig hielt.

Die Italiener können ſich übrigens dieſe Beurtheilung ſchon gefallen laſſen, wenn man hinzufügt, daß ſie, ihrer urſprünglichen Begabung nach, das geiſtreichſte Volk der Erde ſind. Auch wiſſen ſie dies ſelbſt ſehr gut und ſehen mitleidig auf die Fähigkeiten anderer Nationen herab. Der Italiener verbindet eine lebhafte Einbildungskraft mit einem verſchlagenen Combinationstalente. Vermuthungen und Schlüſſe zu machen, geht ihm raſch von der Hand. Beim gemeinen Mann findet man die Fähigkeit zu leſen und zu ſchreiben nur ſehr ſparſam, aber wenn das Mädchen, das zu einem der öffentlich ſitzenden Schreiber tritt, um ſich von ihm einen Brief ſchreiben zu laſſen, dieſen Brief ſelbſt dictiren wollte, ſo würde er gewiß lebhafter und origineller lauten, als ein von einer deutſchen Bürgerstochter zierlich geſchriebener,

der ſich meiſt in flachen ſentimentalen Gemeinplätzen ergeht. Die Sprache des Volks iſt reich an treffenden Sprichwörtern, ja man würde ſelbſt das urſprüngliche Talent des gelehrten Italieners erſt dann richtig zu würdigen wiſſen, wenn man unterſuchen wollte, wie ſehr er ſeine oberflächlichen Kenntniſſe durch ſcharfſinnige Vermuthungen, durch keckes Taſten und Speculiren zu ergänzen verſtanden hat.

Nach dem Zeugniſſe: hà spirito! geizt Alles. Der Philoſoph auf dem Katheder, wie der Dandy des Corſo, der Staatsmann wie der Morrhaſpieler in der Weinſchenke, — Jeder will, daß man von ihm ſagt: hà spirito. Geiſt haben, iſt hier ſchön ſein; brutus, was in allen Sprachen dumm heißt, heißt im Italieniſchen häßlich. Wer klug iſt, kann nach dem Glauben des Italieners ſich Alles geben, ſelbſt die Schönheit. Man möchte bei einem Volke, welches mitten in Schönheitsanſchauungen auf-

wächſt, nicht glauben, daß es im Stande wäre, die Dummheit noch für garſtiger zu halten, als die Häßlichkeit. Freilich iſt auch hier wieder bezeichnend, worin der Italiener den Geiſt findet. Da ihm die Bildung fehlt, wahres Talent vom falſchen, das Tüchtige und Edle vom Angemaßten und Eitlen zu unterſcheiden, ſo iſt er mit ſeinem Prädicat: hà spirito! auch ſehr verſchwenderiſch. Er ſchenkt dieſes nicht nur dem denkenden Philoſophen, ſondern auch jeder Narrheit, die im Stande iſt, die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Bringt dieſe Aufmerkſamkeit gar noch Geld ein, ſo iſt ihm jeder Harlekin ein Genie. Wer in Italien von ſich reden machen kann, iſt der Weiſe des Tages. Es gibt in Mailand Elegants, deren Geiſt man deshalb bewundert, weil ihnen eingefallen iſt, ſich auf ihren Pferden ſo abgeſchmackt nachläſſig zu halten, daß auf dem Corſo alle Vorübergehenden ſtilleſtehen. Ein Anderer fährt in einem kleinen

Wagen auf dem Corso zehnmal ventre à terre auf und ab. In England, dem Vaterlande dieser Narrheiten, würde man damit kaum aus der Masse des Modeunsinns hervortreten; in Italien, wo man im Allgemeinen außerordentlich nüchtern und vernünftig ist, hält man solche Geckereien für genial. Ein Knabe ging vor mir her durch mehrere Straßen, schrie wie ein Besessener, schlug mit roher Unart an alle Thüren und geberdete in einem Lande, wo zwar alles laut ist, aber nichts kreischend, nichts vor der schon genug lärmenden Masse hervortretend, sich so unsinnig, daß alles stillestand — und ihn bewunderte! Wenn man in einem italienischen Gasthofe durch einen Nachtunhold, der sich einbildet, eine schöne Stimme zu haben, bis lange nach Mitternacht schlaflos erhalten wird, so ist es nicht Feigheit, daß sich kein Fenster öffnet, um den nächtlichen Schreihals zur Ruhe zu verweisen, sondern die gehorsame Unterordnung

unter Jeden, der die geiſtreiche Dreiſtigkeit hat, ſich vor uns irgend etwas Verrücktes herauszunehmen.

Vielleicht liegt auch hierin der Schlüſſel, warum man in Italien die deutſche Beſcheidenheit Dummheit und die franzöſiſche Entſchiedenheit Genie nennt. Doch iſt dies mehr eine politiſche Frage.

3.

Tedeschi. Franzese. Biscontini.

Von den Deutschen iſt in Italien nicht viel mehr beliebt, als höchſtens ihr blondes Haar. Man kann es den Italienern kaum verdenken. Jahrhunderte lang haben ſie neben der Tyrannei ihrer eignen kleinen Beherrſcher den ungezügelten Kriegerübermuth der Deutſchen ertragen müſſen. Die römiſchen Könige kümmerte es wenig, ob ſie die Länderſtrecken von den Alpen bis zur Tiber mit Feuer und Schwert verwüſteten, wenn ſie nur mit der römiſchen Kaiſerkrone wieder heimkehrten. Die Krone der Lombardei, geſchmiedet, wie es heißt, aus einem

Nagel vom Kreuze Chriſti, lag eifern genug auf Oberitalien. Gleichſam als wenn man über die nachwuchernde und unverwüſtliche Kraft dieſes Landes ohne Sorge war, übte man für hier und da erlittene Unbill flugs grauſame Rache und Vergeltung. Wie oft iſt Mailand zerſtört worden! Wie oft wurden die reichen Städte der Plünderung von Miethstruppen übergeben, die man nicht bezahlen konnte! Wenn auch die Franzoſen in Genua und Pavia blutige Spuren ihrer Rache zurückgelaſſen haben, ſo ſchienen die verheerenden Kreuz- und Querzüge der Deutſchen in Italien förmlich von dem Brauch vieler Jahrhunderte geheiligt zu ſein.

Italien hat mit Ausnahme des Kirchenſtaates in allen ſeinen Theilen eine Reihe ſo gewaltſamer Umwälzungen erlebt, es iſt ſo endlos oft der blutigen Gewaltthätigkeit einzelner Dynaſtien und einzelner Tyrannen preisgegeben geweſen, daß man faſt geneigt ſein möchte, beim

Italiener eine schon ursprünglich gewordene Bestimmung zum Gehorchen anzunehmen. In der That sind die Proben von Selbständigkeit, die diese Nation zuweilen abgegeben hat, für seinen Freiheitssinn nicht besonders überzeugend ausgefallen. Ohne Uebereinstimmung keine Kraft und keine Kraft ohne Intelligenz. Italien liegt tief im Nebel einer Priesterherrschaft, die die ihr drohenden Gefahren des aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts glücklich überstanden hat und die große Mehrheit des Volkes in einem süßen Taumel, wenn nicht von geistiger Unmündigkeit, doch von Gleichgültigkeit gegen alle höheren Dinge zu erhalten weiß.

Oberitalien steht unter der Botmäßigkeit der Oesterreicher. Man würde sehr unwahr sein, wollte man behaupten, daß diese Regierung schon dauernde Wurzeln auf einem Boden geschlagen hätte, der ihr länger als seit einem Jahrhundert angehört. Man wird es auffallend finden,

daß eine Tugend der österreichischen Regierung die Ursache dieser mindergünstigen Stellung ist. Oder glauben die Italiener, daß sie je von Frankreich so milde würden regiert werden, wie sie es vom Hause Habsburg sind? In wenig Ländern mögen so geringe Steuern bezahlt werden, als in der Lombardei. Die blühendsten Gewerbszweige entfalten sich ohne allen äußern Druck, ohne alle finanzielle Plusmacherei. Es ist wahr, Oberitalien ist mit Militair überfüllt, aber mehr zu polizeilichem Zweck für die innere Sicherheit und den Schutz des Landes, als aus Mistrauen und zur verschärften Obhut politischer Befürchtungen. Die Steueransätze sind äußerst gering. Der bereits fabricirte Seidenstoff zahlt dem Staate nur vier bis fünf Procent seines Werthes. Ein Bürger, der in Mailand sechs oder sieben Gulden jährlich für sein Gewerbe entrichtet, hat in seiner Werkstatt schon eine große Anzahl Gesellen arbeiten.

Rechnet man nun dazu, daß die Hauptrichtung aller Thätigkeit dieſes geſegneten Oberitaliens die merkantiliſche iſt, erwägt man ferner, daß das öſterreichiſche Prohibitivſyſtem, welches ſogar die Erzeugniſſe der öſterreichiſchen Provinzen untereinander ausſchließt, die franzöſiſche und engliſche Einfuhr in Schranken hält, ſo wird man kaum begreifen können, wie dieſes Volk dem deutſchen Namen ſo abgeneigt und den Franzoſen ſo zugethan ſein kann.

Die Erklärung liegt aber ziemlich nahe. Sie liegt im Charakter des Italieners. Die öſterreichiſche Regierung, die ſich das Verdienſt erworben hat, eine Reihe vortrefflicher Straßen, Brücken, öffentlicher Gebäude dem Lande geſchenkt zu haben, hat bei allen ihren Anſtrengungen es nicht dahin bringen können, dem Italiener zu imponiren. Imponiren muß man dem Italiener. Das iſt das Geheimniß, ihm Achtung abzugewinnen. Furcht und Liebe

müſſen bei ihm zuſammenſchmelzen, ſonſt iſt man ſeinem Witz und ſeiner Neckerei bald preisgegeben. Seitdem die Deutſchen verrathen haben, daß ſie glauben, man müſſe Italien milde regieren, haben ſie auch ſchon Alles verloren. Dieſes Volk will ſcharf im Zügel gefaßt, ſcharf angeſpornt werden. Sein wildes Naturell geht mit einem ſanften Reiter durch. Es will keine im Stillen beglückende, ſondern eine lärmende Regierung. Es will Pomp, Aufzüge, energiſche Maßregeln und jeweilige Beiſpiele von unerbittlicher Strenge. Ob der humane Act, mit welchem Kaiſer Ferdinand I. ſeine Regierung begann, die Begnadigung der politiſchen Flüchtlinge und Gefangenen, die Früchte getragen hat, die man ſich davon verſprach? Man hat allen Grund, es zu bezweifeln. Statt einen ſolchen Act mit Gutmüthigkeit, deutſch gerührt, engliſch ſentimental, hinzunehmen, hat man ihn mit kalter Malice beſpöttelt als einen Beweis haltloſer

innerer Schwäche. Der Italiener gehört recht eigentlich zu den Menschen, die in jeder Selbstbeherrschung Dummheit sehen. Der Kaufmannssinn dieses Volkes wird ihn nimmermehr glauben machen, daß sich Jemand entschließen könnte, seinen eignen Vortheil freiwillig aufzugeben. Der Narr! der Thor! würden hier die Urtheile über Charaktere sein, die man jenseit der Alpen Weise und Heilige nennt.

Die Art, wie die Franzosen Italien regiert haben, kann den Italienern noch nicht aus dem Gedächtniß entschwunden sein. Sie müssen sich eingestehen, daß Frankreichs Art, ihre Eroberungen mit Frankreich zu acclimatisiren, die rücksichtsloseste von der Welt ist. Der Franzose spricht französisch und erwartet, daß der Italiener sich die Mühe gibt, ihn zu verstehen. Der Deutsche lernt italienisch. Die Oesterreicher stellen nur Italiener an, oder solche Deutsche, die Italienisch können. Frankreich zwingt seine hei-

mischen Formen der Fremde auf, spricht Recht nach französischen Gesetzen, hebt Rekruten aus, treibt rasch die Steuern ein, alles in kurzer dictatorischer Weise. Wie wenig aber dies Alles hindert, hier den Franzosen dennoch beliebt zu machen, beliebt zu erhalten, sieht man in täglichen Erscheinungen. Signore è franchese? fragt die Italienerin, die uns ein Compliment machen will. Erziehung der höhern Classen, die Bildung der feinern Stände, der Unterhaltungsstoff, alles ist nach der französischen Mode zugeschnitten. Die österreichische Rigierung in ihrem milden System glaubt das Rechte zu treffen, sich dieser Neigung nirgends zu widersetzen. Die bekannten Napoleonsbilder und Napoleonsstatüen findet man überall, ja selbst in Seide gewirkt, auf der mailänder Industrieausstellung, von einem Lorbeerkranz der preisrichtenden Commission bedeckt. Wenn auch die Zahl der zugelassenen französischen Zeitungen beschränkt ist, so

scheint man gegen Bücher duldsamer zu sein, und die Damenwelt, die jungen Elegants, sind so begierig, mit Paris au courant zu bleiben, daß an einem einzigen Tage von einem Buchhändler in Mailand, der Victor Hugo's Burgraves an den Straßenecken anschlug, vierhundert Exemplare verkauft wurden.

Die österreichische Regierung vermeidet Alles, was an ihren deutschen Ursprung erinnern könnte. Weder die deutsche Sprache noch deutsche Kunst und Wissenschaft finden für ihre Verbreitung in Italien bei ihr Vorschub. Diese Indifferenz mag bei Völkern, die auf ihre Nationalität stolz sind, bei den Polen, Ungarn, Böhmen, am Platze sein, in Italien ist sie es nicht. Träte die österreichische Regierung den Italienern mit der ganzen imponirenden Kraft deutscher Originalität gegenüber, sie würde damit weiter kommen. Man würde wenigstens von ihr sagen: hä spirito! Man würde durch

die ſtarke Umarmung ſich ſelbſt erſtarkt fü
und ſich größer vorkommen, je weniger
Herren ſich klein machen. Es verſteht ſich
ſelbſt, daß die Strenge es nicht allein iſt, d
die es den Deutſchen möglich werden wi
den Franzoſen in Italien den Rang abzula
Der Hinblick auf Deutſchland müßte freier
großartiger eröffnet werden. Man müßt
den beiden Hauptzeitungen des Landes
Deutſchland mehr vernehmen, als nur die
ſen, Hochzeiten und Entbindungen hoher
ſchaften. Von Frankreich läßt man die D
tirtenverhandlungen zu, von Deutſchland
Berichte über Ordensverleihungen, Eiſenb
vorfälle und ähnliche Erſcheinungen, die es
den Italiener mit der Türkei auf eine S
ſtellen. Bemühte ſich die öſterreichiſche R
rung, mit Deutſchland in Italien Ehre ei
legen, ſo würde ſie auch Ruhm und jene in
Kraft erringen, die ihr auf die Gemüther

Man wird erstaunen, daß ich, um eine wichtige politische Frage zu erörtern, so viel äußerliche und rein formelle Dinge erwähne. Allein ich glaube, daß bei dem Italiener nichts in die Tiefe geht. So träge, als man sie sich gewöhnlich vorstellt, sind die Italiener nicht. Fleißig arbeiten sie im Felde. In Mailand hämmern und klopfen die Handwerker bis tief in die Nacht. Wo ihnen die lachende Aussicht des Gewinnes winkt, werden sie ihre ganze Kraft nicht allein zusammennehmen, sondern überbieten können. Aber ist der nächste Zweck erreicht, so sinkt ihnen die Hand in den Schooß. Die Schwierigkeit ist überwunden und dies genügt. Eine eigne freie Arbeit, eignes Forschen und Ringen, selbstgespornte Thätigkeit findet wenig statt. So schöpft man die Begeisterung für Frankreich auch ganz aus der Oberfläche. Kaum weiß man, worauf sie beruht. Erblickt man irgendwo jene politisch-philosophische Unruhe, die

sich der Franzosen bis auf die untersten Classen gegenwärtig bemächtigt hat? Man klagt über die verbotenen französischen Blätter, aber wer würde sie lesen? Man gehe den ganzen mailänder Corso auf und ab und beobachte an jedem Caffeehause diejenigen Leute, die eine Zeitung in der Hand haben; es sind nur Fremde. Alle jene jungen Elegants, mit den schön frisirten Bärten, die canna d'India in der Hand wiegend, — wird nicht einer von ihnen, wenn er seine Tasse Levante bestellt hat, nach dem überall aufliegenden Journal des débats greifen? Nicht Einer. Die, welche lesen, sind Fremde und sind es Italiener, so lesen sie die Mystères de Paris. Ich muß mehr sagen, ich finde den Geist der gemüthlosen Oberflächlichkeit nicht nur in den Caffeehäusern, sondern hier auch in den Kirchen, in den Theatern, ja auf den Kathedern. Ueberall fehlt die kräftige Haltung, Männlichkeit, Ernst. Die Devise der Journale

heißt: de tout un peu! Die gangbarsten Bücher sind solche, welche lehren, wie man in drei Tagen französisch lernen und in vier und zwanzig Stunden gescheidt werden kann. Gründliche Werke bleiben unberücksichtigt und nur das hat Erfolg, was der flüchtigen Erwerbung einer oberflächlichen Scheinbildung dienen kann.

Um gerecht zu sein, muß man zu den Ursachen dieser bei dem begabtesten Volke der Erde so auffallenden Geistesnullität noch das schlechte Beispiel einer geistesträgen und denkfaulen Geistlichkeit rechnen. Auf diesem Gebiete kann man selbst von Oberitalien nur das Unerfreulichste berichten. Welch ein Heer von schwarzen Strümpfen! Und die Ueberzahl der Geistlichkeit scheint sie nur um so sicherer zu machen. Joseph II. hob die Klöster auf; noch sind ihrer wenige restaurirt worden, aber fast möchte man glauben, die Klöster hätten das Gute, diesen Schwarm geisttödtender fauler Menschen vom offenen Markt

des Lebens zu entfernen und der Ansteckung vorzubeugen, die von diesen in Weltpriesterkleidung einhergehenden Mönchen unter die große Menge kommt. Da wo die Geistlichkeit auf einer so niedern Stufe steht, wie in der Lombardei, möchte man getrost wünschen, die Klöster wären noch in der alten reichen Zahl vorhanden. Sie sind in diesem Falle wenigstens eine unschädlichere Absperrung des Aberglaubens. Man versichert, daß der Regierung selbst kein Bundesgenosse so lästig sein kann, als diese Geistlichkeit, die immer lärmt, immer intriguirt und für den Fall, daß die nächsten Behörden auf ihre lichtscheuen Ideen nicht eingehen wollen, sich unverweilt nach Wien selbst wendet. Da es auch unter der lombardischen Geistlichkeit nicht an ausgezeichneten Talenten fehlt, die ihre Muße den Wissenschaften widmen, da einige der höchsten Kirchenbehörden, z. B. der Erzbischof von Mailand, ein Tyroler, der Aufklärung geneigter

sind als der Finsterniß, so hat sich jetzt ein förmlicher Glaubensbund organisirt, der unter dem Namen der Biscontini mit den historischen Christusvereinen in Preußen und ähnlichen pietistischen Propaganden Aehnlichkeit hat. Dieser Bund verfolgt ein planmäßiges Verfahren, um dem katholischen Glauben seine alte Reinheit zu erhalten; er hat sich, unterstützt durch die Reichthümer vieler bigotter Menschen, die sich als seine Werkzeuge brauchen lassen, einen Einfluß angemaßt, der zunächst nur moralisch und in der Dummheit der Massen begründet ist, den aber darum selbst die Regierung zu fürchten hat. Die Biscontini sind gleichsam eine vornehme Muckerpartei der katholischen Kirche Italiens. Die Biscontini krönen und ächten; sie üben eine Vehme, die der Aufgeklärte verachten kann, aber oft bitter empfinden muß. Durch die Biscontini werden Aemter besetzt, Candidaten zurückgewiesen und vorgeschlagen, Ehren und Be-

lohnungen ertheilt. Sie haben Schriftsteller im Solde, die ihnen zu Liebe in zwanzig Bänden die Weltgeschichte nach hierarchischen Grundsätzen umschreiben *). Sie schicken Tractate unter das Volk, kurz sie entwickeln ganz jene emsige Glaubensindustrie, die wir freilich unter andern Bedingungen auch in Deutschland so einflußreich wirken sehen. Als ich zu meinem großen Erstaunen auf der mailänder Gewerbeausstellung die kunstvollsten Arbeiten nur anerkennend belobigt, einen Prozessionsbaldachin aber, eine silberne Monstranz und die Leistungen eines Wachslichterfabrikanten mit Lorbeerkränzen ausgezeichnet fand, mußte ich annehmen, daß die Commission der Preisrichter auch aus Biscontini's bestanden hat.

*) Cantu.

4.

Einfahrt in Italien.

Durch das wilde Steingerölle des sich erst später zu einem Weltstrom bildenden Rheins, durch Felsenstraßen, mit bewunderungswürdiger Ausdauer hart an himmelhohen Abgründen hingezogen, durch Thäler, deren Vegetation schon immer weniger und weniger von den Früchten milderer Zonen erzeugt, gelangt man hinter der graubündischen Hauptstadt Chur endlich in die Region, wo man es glaubt, daß es Schnee gibt, der so alt, wie die Welt ist. Wunderbare Gesteine rechts und links am Wege, sonderbare Ueberreste ungeheurer neptunischer Um-

wälzungen der Urzeit, und immer zwerghafter die Bäume, immer kleiner ſelbſt die traurige Tanne, die unſer treuer Begleiter in die Schneegefilde ſein wird. Im Dorfe Splügen kann man von der diesſeitigen Welt Abſchied nehmen. Es war ein heiterer Maitag und doch fuhr ein eiſiger Hauch durch die Luft. Im Kamin des Wirthshauſes loderte ein praſſelndes Feuer. Der Blick in die Höhe zeigt, daß wir rings vom Waſſer umgeben ſind. Die Sonne erinnert uns an einen Februartag unſerer Heimat, wo die Hoffnung auf Thauwetter durch ein plötzliches Schneegeſtöber wieder getäuſcht werden kann. Alle dieſe weiß und blau gemiſchten Wolken werden hierher noch lange nicht den Frühling bringen. Dohlen und Krähen flattern hier noch ganz in ihrem Element.

Der Poſtwagen ſteigt nun den ſplügener Berg hinan. Lebewohl, was hinter uns bleibt! Dieſer kleine hellgrüne Schaumſtreifen dort un-

ten in dem ungeheuren Kieſelbette der Tiefe iſt der Rhein, iſt ein Zwillingstheil von ihm, der ſich unten bei Reichenau mit dem Hinterrhein verbindet Ahnt dieſer ſtürzende kleine Bach, was aus ihm die Zukunft kann werden laſſen? Abſchiednehmend blickt das Auge noch immer hinterwärts auf eine Welt zurück, an deren Stelle jenſeit jener Wolkenſchleier drüben eine neue Schöpfung uns aufgehen ſoll. Werden wir den Frühling drüben wiederfinden? Faſt verzagen wir, wenn die Pferde immer ſchwerer ziehen, die Achſe immer tiefer ſeufzt und uns auch die Krähe nicht mehr folgen will, die hinunterſchießt in die grauen ſteinerfüllten Thäler. Erſt liegt der Schnee hier und da zerſtreut am Wege, hinter Felſen, zwiſchen den Zweigen einer Tanne. Man denkt: Das ſind Reſte von den weißen Oſtern, die man hier gefeiert hat; morgen werden ſie geſchmolzen ſein! Bald aber finden ſich die verdächtigen weißen Flecken auf

der Straße ſelbſt und rechts und links hängen in die Tiefe ſchon ganze lange weiße Laken hinunter. Bald feſſeln den Blick nicht mehr die weißen, ſondern nur noch die grauen Punkte, die Steine, die aus der wachſenden Schneemaſſe hervorgucken — und nun iſt Alles Schnee. Aber die Roſſe ziehen noch, die großen Güterwagen haben tiefe Spuren im Wege zurückgelaſſen, die geſchmolzen ſind, noch geht es eine Stunde muthig hinan. Da ſtockt plötzlich der Zug, der Schnee liegt fußhoch, die Räder verſagen den Dienſt. Güterwagen, Eilpoſten ſtehen ſchon in Menge an dieſer Grenze und werden entweder umkehren müſſen oder ausgeladen werden. Für Räderfuhrwerk gibt es keine Straße mehr. Ein kleines Stationshaus beherbergt Arbeiter, die der Poſt zu Hülfe kommen. Der Inhalt des Eilwagens wird auf kleine einſitzige Schlitten geladen, die Paſſagiere, je zwei und zwei, müſſen hinaus in die Winterluft und, in Mäntel, Pelze,

Fußſäcke gehüllt, ſich zu demſelben Beförderungsmittel bequemen. Eine lange, peinliche Stunde vergeht auf dieſe Vorbereitungen. Dann bekommt jeder der kleinen Schlitten ein Pferd, der leere Poſtwagen bleibt zurück und die kleine Karavane ſetzt ſich in Trab. Erſt geht das recht anmuthig fort. Der Schnee iſt zu beiden Seiten aufgeſchüttet, man fährt luſtig und lachend durch dieſe Wälle hindurch. Bald hören aber auch dieſe Bequemlichkeiten auf. Der Weg wird uneben, der Schlitten ſchleudert hin und her, die beiden Paſſagiere müſſen ihre Kenntniſſe von der Theorie des Gleichgewichts praktiſch anwenden. Unten im Thale war Sonnenſchein; hier fängt es an zu ſchneien. Der ſchärfſte Oſtwind treibt den Schnee in die Augen, die ſchon, von der glänzenden Weiße aller Umgebungen geblendet, den Dienſt verſagen. Die Arbeiter am Wege, die den ſchmalen, kaum ſechs Fuß breiten Weg nothdürftig unterhalten,

tragen grüne Brillen vor den Augen, was einer Gruppe von Mehren, die nebeneinander ſtehen, ein ſonderbares Anſehen gibt. Schon fahren wir zwei Stunden, aber noch lange nicht iſt die Höhe des Berges erreicht. Zuweilen öffnen ſich rechts und links die Wälle und man fährt dicht an unergründlichen, aber trügeriſch mit Schnee verhüllten Abhängen hin. Der Schlitten ſchleudert hin und her, ein einziger Fehltritt des ſtrauchelnden Pferdes und man läge auf immer verloren in der Tiefe. Plötzlich hält der Zug. Man hört Schellen in der Ferne. Eine Karavane kommt uns entgegen. Das wird Schwierigkeiten geben, aber es gibt noch mehr, es gibt eine Scene aus den Zeiten des Fauſtrechts. Der Stärkere wirft den Schwächern bei Seite. Der Weg reicht kaum für die Breite eines Schlittens hin, ſo muß alſo der zweite beſeitigt werden. Man drückt ihn mit Mann und Maus in die Schneewand hinein. Wir waren die Schwäche-

ren und mußten in unſerer Schneeniſche die Herabkommenden an uns vorüberpoltern laſſen. Sonderbare Phyſiognomien, die wir in unſerer traurigen Lage wenigſtens belachen konnten. Die Meiſten ſchienen Touriſten zu ſein, die in Italien überwintert hatten und zur Saiſon nach London, in deutſche Bäder, zur Rheinreiſe zurückeilten. Ergötzlich waren auch hier, wie immer, meine berliner Landsleute. Ein zweiter Nicolai, fröſtelnd in leichter Kleidung, warf uns einen wahrhaft tragikomiſchen Blick zu. In dieſem Blick lag das Reſultat einer ganzen italieniſchen Reiſe. Ohne zu wiſſen, ob wir Deutſche wären, rief er uns händeringend im berliniſchen Accent zu: „Ja, ſagen Sie, iſt ſo was nun menſchenmöglich?“ und dabei ſträubte ſich ſein Haar, ſein Unglück paarte ſich mit Zorn, er hätte die ganze Verwaltung dieſer Straße beim berliner Kammergericht verklagen mögen. Nie habe ich einen Blick von ſolcher Beredtſamkeit

gesehen; es lag Alles darin, eine ganze Beschwerdeschrift über Italien in zwei Bänden, ein Feldzug gegen alle Flöhe, gegen alle Gastwirthe, gegen alle Straßen dieses ungemüthlichen, liebloſen Italiens und nun noch diese Schrecken der Rückreiſe, wo man in jedem Augenblick ein dem Staate und ſeiner Familie ſchuldiges Leben riskirt, wo man ſpurlos im Schnee abhanden kommen und vielleicht erſt nach Jahren durch leichenwitternde, ſchnuppernde Hunde entdeckt werden kann. Endlich war der lange Zug vorüber. Wir wurden aus unſerer Niſche wieder hervorgezogen, vom Schnee geſäubert, und ſtiegen rüſtig empor. Nach einer Stunde erklärte uns unſer Führer, daß wir bald auf der Höhe wären. Sechstauſend Fuß über die Oberflächlichkeit des menſchlichen Daſeins erhaben! Zwar kaum die Hälfte von der Höhe des Montblanc, aber doch troſtreich genug.

Nun ging es bergab. In weiter Ferne

leuchtete über den noch immer unabsehlichen Schneemassen und durch das Schneegestöber hindurch am Himmel ein einziger blauer Streifen. Das ist Italien! jauchzte es in der Brust. Und nun hing sich der Blick ganz an den blauen Streifen fest und wollte nicht mehr ablassen, und merkte nicht, daß grade jetzt erst die Fahrt besonders gefährlich wurde. Denn nun ging es jählings in die Tiefe, das arme Roß taumelte hin und her, knickte mit Vorder- und Hinterfüßen ein und erregte durch seine grotesken Tänzersprünge unser tiefstes Mitleiden mit dem so geängstigten, edlen Thier. Die Passagiere mußten jeden künstlichen Balancierversuch aufgeben und sich ganz dem hinten sitzenden Kutscher überlassen, der den Schlitten wie eine Tretorgel behandelte, denn wenn er umstürzen wollte, warf er ihn immer mit den Füßen im Fluge auf die andere Seite. Aber rasch ging es. Der blaue Streifen wurde immer größer, die weiße

Schneefläche neigte ſich immer ſanfter abwärts. Günſtige Vögel flatterten ſchon wieder mit heiſerem Gekreiſch über den Weg und nicht lange, ſo erhob ſich aus dem Schnee die öſterreichiſche Douane. Das war ein Lärm, ein Fluchen, ein Toben in dieſem Karavanſerai von Fuhrleuten und betrunkenen Zollwächtern! Dabei ſtand man mitten im Waſſer, weil hier von dem vielen Verkehr der Schnee ſchon ſchmolz. Jetzt Päſſe, Kofferöffnungen, die erſten Wirkungen der magiſchen Kraft der „Zwanziger," der erſte Verſuch, ſich italieniſch auszudrücken. Wo das Wörterbuch nicht ausreicht, nimmt man die Börſe zu Hülfe. Endlich auch hier Erlöſung; nun noch eine gute halbe Stunde Schnee, dann ein mitten auf der Haide ſtehender leerer Poſtwagen, der uns und unſer Gepäck wieder aufnimmt und nach einer ſechsſtündigen, mühevollen und doch unvergeßlichen Alpenüberfahrt in raſchem Fluge uns in das erſte italieniſche Gebirgsthal hinunter führt.

Es war Abend geworden. Um das graue Geſtein wob ſtille Dämmerung. In der Ferne glühte noch eine Schneekette vom Abendroth der Sonne, die hier unten geſchienen hatte, während es oben ſchneite. Donnernd raſſelte der Wagen durch jene wunderbaren Galerien, welche hier die Kunſt des Wegebaues mitten durch granitne Felſen geſprengt hat. Dieſe italieniſche Auffahrt des Splügen iſt in ihren felſigen Schneckenwindungen von der ſchwindelnden Höhe der kahlen Alpen herab bis in die Tiefe des ſteinigen Giacomothales, eine der wunderbarſten Straßen Oberitaliens, bequem und maleriſch zugleich. Eine Cascade, die in tanzenden Sprüngen, von Abhang zu Abhang in die Tiefe ſtürzt, ſcheint mit ihr um die Wette zu laufen. Es iſt Nacht. In den kleinen Dörfern das Gewälſch der am Wege verſammelten Thalbewohner, das Bettelgeſchrei der Kinder, die ſich um einen Sou untereinander die Haare ausraufen, und wenn man

nicht den zweiten ſpenden will, zuletzt nach vielem Betteln uns noch auslachen. Es iſt neun und der Wagen rollt in die erſte italieniſche Stadt, in Chiavenna ein, das ſchon ſeinem Namen nach (Chiavenna, Schlüſſelchen) ſich als die Eingangspforte zu Italien ankündigt. Wir erkundigten uns nach dem Namen des Fluſſes, der das Giacomothal durchſchnitt. Es iſt die Lira. Welche Vorbedeutung für das Land der Muſik, der erſte Strom, den wir in Italien ſehen, heißt die Lyra! flüſterte eine empfindſame Engländerin. Ein praktiſcher Deutſcher bemerkte aber: „Miß, unter der Lira kann man auch die Lira austriaca verſtehen, den Zwanziger!“ Er hatte Recht. Der Zwanziger iſt auch ein Symbol Italiens.

5.

Die Seen Oberitaliens.

Von den drei großen italieniſchen Seen macht' ich die Bekanntſchaft des Garda-See's vor zehn Jahren. Er wird ſich ſeitdem nicht verändert haben. Wie ein jeder dieſer Seen ſeine eigenthümlichen Reize hat, ſo iſt auch der Garda-See, wenn auch im Ganzen einfacher und beſcheidener, als die beiden andern, doch reich an lieblichen Schönheiten. Mit Wonne und Wehmuth gedenke ich jener Fahrt mit damals befreundeten Menſchen über den glatten Spiegel dieſes freundlichen Waſſers, deſſen Ufer ſich von der ſchroffeſten Alpennatur herab bis zu den

ſanften Umriſſen der lombardiſchen Ebene abdachen. Von Roveredo herüberkommend ſpringt uns auf der Spitze des kalten und rauhen Monte Baldo plötzlich der ganze ausgebreitete Spiegel des Garda-See's entgegen. Mächtig ſchlägt die Welle an den Molo des kleinen Hafenortes Torbole an; ein leichter Nachen führt uns von den ſteinigen Ufern rechts und links bald hinunter zu freundlicheren Erſcheinungen. Dort zur Seite das Städtchen Riva; der tobende Wildbach Torrente Albola und ein anderer, der Varrone, werfen ſich ermüdet vom Zickzack ihrer Gebirgswanderungen durch feuchte, moosbewachſene Felſenſpalten in den See hinunter. Wir ſahen den Ponalfall. Es ſteht Alles noch vor mir: die kleinen Häuſer, dicht an der ſchäumenden Cascade angeniſtet, die ſchwanken Breter, über die der Fuß ſchaumbeſpritzt, doch ſicher hinüberſchreitet, die beladenen Eſel, die zuverſichtlich um den donnernden Fall herum in die Höhe klettern,

das Klappern von Mühlrädern, die der Wildbach, ehe er im See ſich ruhen kann, noch bewäſſern muß, und die feuchten Kleider, die man, weiter ſegelnd, auf dem ſchaukelnden Kahne an der brennenden Sonne trocknet. Zur Rechten die großen Citronenpflanzungen eines Grafen, deſſen Namen wir wol an irgend einem Palaſte Veronas ſuchen müſſen. Die erſten vom Baum gepflückten Citronen, aus Enthuſiasmus noch mit Zwanzigern aufgewogen, wurden ſorgfältig aufbewahrt bis Venedig, wo ſie in die ſelbſtbereitete Limonade ausgepreßt wurden. Es kam die Nacht. An einem kleinen Flecken zur Linken, Malceſine, landeten die Schiffer und ein Nachtquartier bis zur zweiten Morgenſtunde, wo die Schiffer mit dem friſchen Winde zur weitern Fahrt ihre Segel füllen wollten, wurde bezogen. In dieſem Orte oder in der Nähe hatte einſt Goethe jenes Abenteuer, das er in ſeiner italieniſchen Reiſe ſo anmuthig beſchreibt. Wol

ſahen wir aus der Nacht jene Mauerüberreſte eines alten Schloſſes herausdämmern, die damals Goethe, ihrer maleriſchen Lage wegen, zeichnen wollte. Das Volk verſammelte ſich um ihn und rief den Podeſta, der ihn verhaften wollte, weil er eine Feſtung der Republik Venedig abzuzeichnen gewagt hätte. Es entſtand eine parlamentariſche Verhandlung zwiſchen dem Dichter und der Stadt. Es rettete ihn hier kein Fauſt, kein Mephiſto, kein Geheimerath, keine Berufung auf das in Malceſine völlig unbekannte Herzogthum Weimar, ſondern das Zufälligſte, das von Goethe nicht immer hochgehaltene Frankfurt, ſeine Vaterſtadt. Um der Republik Venedig zu ſchmeicheln, hatte er ſich endlich nach vielen vergeblichen Vorſtellungen entſchließen müſſen, auch ſich für einen Republikaner auszugeben und dies rettete ihn, nicht etwa der Republik wegen, ſondern weil plötzlich aus der unruhigen Menge ein Mann hervortrat, der in Frankfurt bei dem

Kaufmann Bolongaro in Dienſten geſtanden. Nun war die Verſtändigung leicht und Goethe ſchiffte weiter, wie damals auch wir, ſeine dankbaren Schüler. Am Vorgebirge Virgilio vorüber, landeten wir in Bardolino, mitten in der üppigſten Fülle des italieniſchen Herbſtes, unter Weinguirlanden, Feigen und Oliven.

Jetzt nach zehn Jahren ſah ich den zweiten dieſer weltberühmten Seen, den Lago di Como. Dieſer verhält ſich zum Garda-See, wie ein Oelbild zu Aquarell, wie ein farbenglühender Tizian zu einem Wandgemälde Paul Veroneſe's. Der Garda-See eine Vorſtudie, der Comer-See das volle innere Heiligthum. Was dort zerſtreut, wimmelt hier in dichten Gruppen; dort Felſen, hier höhere; dort Gärten, hier Wälder voll ſüdlicher Schönheit. Dem Comer-See geben die Italiener ſelbſt vor allen dreien den Vorzug; er hat den Schnee der Alpen in der Höhe und eine ſüditalieniſche Vegetation am

Fuße ſeiner Ufer. Die Woge iſt ſtürmiſch und mildbewegt. Das Klima, durch alle Schichten der Luftveränderung hindurch, mit ſanfter, niemals ſchädlicher Abwechslung. Von Colico bis hinunter nach Como wechſelt der Anbau der Ufer zwiſchen den Staffagen eines einfachen Fiſcherlebens und den eleganteſten mailänder Villeggiaturen ab. Hierher flüchtet die vornehme und reiche Welt von Milano, wenn die Trottoirs daheim zu brennend werden. Unzählbar iſt die Menge der lieblichſten Landhäuſer, die rechts und links am Ufer, bald auf grünen, wieſenartigen Landzungen, bald auf ſchroffen und mit Oelbäumen und Cypreſſen düſterbepflanzten Felsvorſprüngen gebaut ſind. Hier iſt der Ort, wo die Kaufleute von Mailand zwei Monate im Jahre liebenswürdig werden. Hier nehmen ſie die Fremden auf, denen ſie zehn Monate in Mailand ihre Paläſte verſchließen. Hier werden ſie Mäzene, kaufen Statüen, Bilder, Bücher

und Koſtbarkeiten des Luxus. Hier waſchen ſie in reinen Bergquellen, die von den Felswänden ſtürzen, ihre vom Zahlbret eingegrauten Hände. Hier lauſchen ſie den melodiſchen Klängen, die von einer roſendurchflochtenen Altane hernieder-tönen, und erſtaunen, daß dieſe Harfe, dies Piano von den Fingern ihrer Töchter, deren Talent ſie nicht kannten, berührt wird. Unter dieſe Mailänder-Zwanziger-Cröſus miſchen ſich ruſſiſche Fürſtinnen, die von ihrer Reiſewuth endlich hier auf einer Villa ausruhen, wenn der Kaiſer ſo gnädig iſt, ihre Päſſe zu verlängern; berühmte Virtuoſen, die ſich in Europa Geld genug zuſammengeſtrichen und gehämmert haben, um hier auf einem Fleck der Erde zu vergeſſen, daß man ſie ſelbſt nur zu bald vergeſſen wird; müde Seelen, die viel gepilgert ſind und keinen Ort der Welt ſo tröſtend fanden, als dieſen See mit ſeinen Cypreſſenufern und Nachtigallenhainen. Die Paſta hat hier eine Villa, die Taglioni

eine, und ich bin überzeugt, alle Dichter und gefühlvollen Philosophen der Welt würden hier eine haben, wenn sie sie bezahlen könnten.

Nach der winterlichen Alpenüberfahrt, welch ein Erwachen in Chiavenna! Ich will die Unbequemlichkeiten eines Gasthofes, der sich als deutsch ankündigte und schlechter als ein italienischer war, nicht sehen, nichts hören von den Klagen eines gichtkranken Engländers, der begleitet von Söhnen, Enkeln und Enkelinnen hinter einem großen Glase Porterbier über die ihm noch bevorstehenden Schrecken der splügner Fahrt die Hände rang. Ich will meine Augen nur weiden an diesem Grün, das vor mir über die kalkige Mauer eines Gartens herüberragt. Der Frühling ist wieder gefunden und um wie viel reicher, wie viel schöner, als wir drüben von ihm Abschied nahmen! Jene langen, grünen Bogengänge sind Weinlaubdächer; die spitzen Zacken der Aloes scheinen diese Festons zu tra-

gen; die edelsten Obstbäume gemischt mit Oliven, die der unkundige Blick nicht mehr mit Weidenbäumen verwechseln wird. Und jene kahlen Bäume sind nicht solche, die erst keimen sollen, sondern die ihre Pflicht schon gethan haben; Maulbeerbäume, deren Blätter für den Seidenwurm schon abgepflückt sind. In der Ecke eines Gartens, hinter Aprikosen- und Pfirsichspalieren, versteckt sich der erste Feigenbaum.

Doch sind diese lieblichen Umgebungen Chiavennas noch erst ein frühreifes Wagniß der Natur; der Weg zur nördlichen Spitze des Comer-See's führt noch durch ein unfruchtbares, sumpfiges Thal, dessen felsige Seitenwände öde und düster auf uns herabblicken. Scharf faßt uns auch der Wind, der aus den Uferkrümmungen des See's entgegenbläst. Der Weg führt durch eine öde, seichte Fläche, die von dem See abgelagert zu sein scheint. Ziegen und magere Kühe holen sich mühsam das kümmerliche Gras

hervor, das hier zwiſchen Millionen kleiner Kieſelſteine wächſt. Erſt in Colico gewinnen wir Vertrauen zu der Gegend und bald wird dies Vertrauen königlich belohnt. Dicht am Ufer des See's führt eine kunſtvoll gebaute Straße durch kleine Stationen, deren wohllautender Name auch im Einklang mit der immer üppiger werdenden Vegetation ſteht. Nun verſchieben ſich die grünen Ufer ſchon auf höchſt maleriſche Art. Durch Felſengalerien, in welche herabtröpfelnde Bergquellen ſich den Weg zu bahnen wußten, raſſelt man ſchnell hinab nach Bellano und Varenna. Zur Rechten winkt Menaggio und nun theilt ſich der See in zwei Arme, von denen der eine nach Lecco, der andere nach Como fließt. Hier iſt der rechte Mittelpunkt der pittoresken Schönheiten des See's. Links donnert der Fiume di latte und ſpritzt ſeinen weißen Giſcht oft in ſo viel Milliarden Tropfen umher, daß die darauf fallende Sonne ihn mit einem fernhin ſichtbaren

Regenbogen umzieht. Von Varenna führt uns ein Boot nach dem Vorgebirge, wo ſich die beiden Arme des See's trennen, nach der Punta di Belaggio, einem Felſen, der auf der nördlichen Seite mit rauhen Tannen, auf der ſüdlichen mit der ſchönſten Blumenpracht und allen Früchten Italiens bewachſen iſt. Hier ſchon ſieht man jene Roſenbüſche, die in vielfachen Verſchlingungen mit dem Epheu wetteifernd, in dunkle Myrthenbäume hinaufranken. Die Pförtnerin der Villa Serbelloni geleitet uns auf die höchſte, ſehr kunſtvoll ausgearbeitete Spitze und dann hernieder in die duftenden Bergabhänge, in dieſe zwar künſtlich angelegten, doch dem geſegneten Erdſtrich nun ſchon zur Natur gewordenen Gärten. Dort die Villa Melzi, wo uns die geſchmackloſe Marmorgruppe eines von ſeiner Beatrice zu den Sternen geleiteten Dante, der aber das armſelige Anſehen eines Schneiders hat, nichts von unſerm frohen Humor nehmen

soll. Winkt uns doch drüben die Villa Sommariva, diese Centifolie der bildenden Kunst. Hinüber! Vorbei an der Cadenabbia, an die vornehme Schwelle dieses fürstlichen Palastes! Welch ein Eingang! Welch ein Gruß der Nachtigallen, die in einer Ueberfülle südlicher Naturschönheiten jetzt hier mehr zu beklagen scheinen, als nur ihre eignen Schmerzen. Diese Villa Sommariva, diese Erblassenschaft eines Mannes, der seinem Schönheitssinne sein Vermögen opferte, soll demnächst an den Meistbietenden versteigert werden. Graf von Nassau, Kurfürst von Hessen, hier ist etwas für eure Sucht, Häuser- und Gütercomplexe zu kaufen! Hier ist ein fürstliches Asyl entsagender Zurückgezogenheit, hier kann man Memoiren nicht über ein einfaches Dichter- und Künstlerleben, sondern über Staatsumwälzungen und Regentenlaufbahnen schreiben! Ein großartiger, in einfach edlem Styl erbauter Palast enthält in seinen Corridoren

und Sälen Sculpturen und Bilder älterer und neuerer Meister. Und nicht etwa Modelle nur und arme Gypsabgüsse, mit denen wir übrigen Sterblichen uns befriedigen müssen, sondern die echten eigenhändigen Schöpfungen Thorwaldsens und Canova's. Von jenem den Alexanderzug, den Napoleon bestellte und Graf Sommariva nach der Katastrophe von Waterloo einlöste. Von diesem Amor und Psyche in einer Umarmung, die ganz das Werk jenes zarten, duftigen, anhauchenden Meißels ist, den nach Canova noch kein Bildhauer wieder geführt hat. Von den Gemälden würde eine gewählte Kritik viel ausrangiren; sie gehören größtentheils jener römisch-französischen Schule an, die im Genre Appianis Sinnlichkeit unter dem Deckmantel griechischer Schönheit verbarg. Dazwischen frostige Nachwehen des republikanischen Römergeschmacks, den Napoleon adoptirte und der in seinen prätentiösen Zeichnungen und kalten Far-

ben zu den häßlichſten aller artiſtiſchen Rococos gehört. An der lüſternen Ausbeute einer gewiſſen Sphäre der griechiſchen Mythologie, beſonders des Kapitels von den mehren Verwandlungen Jupiters, kann man die Bildung errathen, die der Sammler dieſer Schätze vom dem Geſchmack des vorigen Jahrhunderts erbte. Es ſind die Götter Griechenlands, die auf der Villa Sommariva herrſchen und wenn man die üppige Blumenfülle ihrer Umgebung durchwandelt, wird man ſich wol vorſtellen können, wie in dieſen berauſchenden Blütengängen, unter Geranien, Kaiſerkronen, Azaleen, Roſen, Heliotropen, Lilien und Orangenblüten, die Satyrn und Nymphen einſt verſtanden haben, ihnen auch zu opfern.

Ein längerer Aufenthalt in dieſer Gegend müßte reizend ſein. Ein Obdach in den Gaſthäuſern wäre bald gefunden, doch müßte man nicht an einem Punkte, ſondern überall woh-

nen. Man müßte den See für festes Land nehmen und sich mit einer Gondel das Gebiet seiner Ausflüge vergrößern. Am frühen Morgen durchwandelte man die schattigen Gänge der Sommariva; bei guter Zeit kommt das Dampfboot von Como und bringt Gesellschaft, Briefe, Zeitungen. Mit der Hitze flüchtete man sich an das Ufer, das nach Menaggio führt; hier läßt die Krümmung des See's immer einen kühlen Luftzug wehen. Das Ufer dieser Bucht ist nicht so reich bepflanzt, aber doch kann man an einem ungeheuern, noch hoch in den Wolken mit Schnee bedeckten Felsen stehen, an dessen Fuß aus einer Spalte mit seinen großen, dunkeln Blättern und Ranken ein Feigenbaum wächst. Die Zierde des Mittagstisches bilden die im See gefangenen Fische; Musik lockt uns auf den Balkon, ein Boot kommt mit Sang und Klang von Bellaggio. Aus allen Ecken

läuten grellgeſtimmte Kirchenglocken. Immer gleich ſchallt das Rauſchen des fernen Fiume, ein Piſtolenſchuß hallt im Echo der Berge donnergleich wieder. Die ſinkende Sonne röthet nach den Alpen zu die weißen Schneekuppen der Berge und endlich legt ſich die Nacht mit ihren funkelnden Sternen über Ufer und See. Nichts hört man, als die klagenden Nachtigallen des ſeligen Grafen Sommariva und das Seufzen der am Ufer liegenden und von den Wellen geſchaukelten Gondeln.

Oder auch es hüllt ſich alles in Regen und Nebel. Man beſteigt das Dampfſchiff und entflieht betrübt, links und rechts an vielen Villen vorüber, nach Como, welches eine herzlich langweilige und dringend zur Abreiſe auffordernde Stadt iſt.

Der dritte See, der Lago Maggiore, hochberühmt, vielgeprieſen, vielerſehnt. Iſola Bella und Iſola Madre ſind Namen, die wie Muſik

an unſer Ohr klingen, die auf deutſche Jünglinge und Mädchen einen paradieſiſchen Zauber haben. Leider entzog mir für diesmal Regen und Nebel die Bekanntſchaft dieſes See's. Um ihn zu beſuchen, ging ich von Como über Vareſe nach Seſto Calende. Der vareſer See bietet einen Sommeraufenthalt für diejenigen Mailänder, die mit ihrer Villeggiatur noch Agricultur-Zwecke verbinden. Man hat neben dem See hier eine Ebene, in der man die Ernte beobachten und im October auch einen Haſen ſchießen kann. Seſto Calende liegt am ſüdlichſten Zipfel des Lago Maggiore, aber er bietet ſich hier ſo unvortheilhaft dar, daß man ſich an einen mecklenburgiſchen oder pommeriſchen Landſee verſetzt glaubt. An einer ſchmutzigen Lache fröſteln einige kahle Maulbeerbäume, nüchtern und träge ſpiegelt der See das Bild des grauen Himmels wieder und im Schilfe beginnen die Fröſche ſo wohlbekannte, vaterländiſche

Concerte, daß man unwillkürlich an Schmidt von Werneuchen denkt und Goethe's Muſen und Grazien in der Mark aus der Taſche ziehen möchte. Ich nahm die Poſt und fuhr nach Mailand.

6.

Mailand.

Die Hauptſtadt der Lombardei kann man das italieniſche Brüſſel nennen. Statt des Flämiſchen liegt das Italieniſche zum Grunde. Die Tünche, die äußere Politur und die Tendenz der Stadt iſt Paris. Brüſſel iſt aber viel origineller. Der flämiſche Grundſtoff iſt mannhafter, kernichter, als der italieniſche. Brüſſel iſt auch von der geiſtigen Cultur der Pariſer beherrſcht, von der franzöſiſchen Literatur, von den Journalen, von dem Parteigeiſt und der Politik. Nach Mailand ſcheint aber bei allem Gallicismus doch aus Paris nichts gekommen zu

sein, als nur das Modejournal. In Allem, was Zimmerverzierung, Form der Kleider, der Bärte, Frisur, Lehnstühle, Sophas, Wagen, des äußern Anstandes oder jener anstandslosen Rohheit, die oft die Tournure der jungen Männerwelt unserer Zeit ist, betrifft, hängt Mailand von Paris ab, und, was das Trostloseste ist, nichts ist erreicht. Die im pariser Sinn gedachten Kaffeehäuser sind eng, schmutzig, ohne anständige und zuvorkommende Bedienung, ohne Journale, oder wenigstens Menschen, die sie lesen. Seine Tasse Kaffee bekommt man eine halbe Stunde, nachdem man sie bestellt hat. Mag man die Kleider nach französischem Zuschnitt tragen, man sieht sie nicht; das elegante Mailand existirt gar nicht zu Fuß, es existirt nur per Achse. Man hat eine Art von Boulevards, aber ohne die elegante Bevölkerung derselben. Mailand ist in dem Grade eine Stadt der Carossen, daß sie dem einfachen Fußgänger nur

die tödtlichſte Langeweile bietet. Es gibt ſchöne Frauen, aber nur hinter dem Kutſchenſchlag. Das Mailand, welches wir armen Fußgänger genießen müſſen, iſt ein enges, ſtinkendes, ſchmuziges Winkelwerk, in dem ſich auch nicht ein einziger großer freier Platz findet, wo man ſich von dem Geſtank der Käſe und der in der Sonne ſchwitzenden Speckſeiten erholen könnte. Und nicht einmal Arkaden hat dieſe italieniſche Stadt. Ihre Arkaden in der Sonnenhitze ſind die Vorhänge der Läden, die einen zwei Fuß breiten ſchattigen Weg bilden, auf dem man in Gefahr kommt, erdrückt zu werden. Und ſo laſſen ſich die Nachtheile der Vergleichung mit Brüſſel und Paris bis auf die größern und kleinern Punkte ausführen.

Mailand iſt eine große Stadt. Sie gehört zu denen, die ſich europäiſch nennen dürfen. Deshalb legt man einen ſtrengen Maßſtab an und fühlt es ſchmerzlich, daß man hier Dinge

vermißt, die man billigerweiſe finden ſollte. Ein Volksleben exiſtirt nicht. Die Noja, die Langeweile, liegt erdrückend über dies Gewimmel der großen und kleinen Häuſer, Straßen und Winkelplätze. Statt der Mandoline Abends der Leierkaſten. Um zehn Uhr iſt alles todtenſtill und man muß es pure Anmaßung nennen, daß die Theater ihre Vorſtellungen von neun bis zwölf geben. Wenn man um zwölf aus der Scala nach Hauſe kommt, flackert noch hier und da ein Lichtchen in einem Kaffeehauſe, aber die Straßen ſind ſo öde, daß man nur den Fußtritt der Schildwachen, den Anruf der Patrouillen hört. Mailand iſt labyrinthiſch gebaut. Der geübteſte Ortsſinn hat Mühe, ſich zurecht zu finden. Das wäre ganz gut bei einer Stadt, die ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert allmälig entwickelt hat. Das jetzige Mailand iſt aber keineswegs von ſo altem Datum, und man behauptet, dieſes Zickzack der Straßen ſollte der

Stadt eine Feſtung erſetzen. Mit Kanonen läßt ſich hier nicht operiren, oder man müßte Kartätſchenſchüſſe erfinden, die ihr Ziel erreichen, nachdem ſie von drei oder vier Mauern abgeprallt ſind.

Wer dieſer Stadt einen längern Aufenthalt widmet, findet ſich mit der Zeit wol zurecht. Es zieht ſich um die ganze Stadt eine theils bereits recht ſchattige, theils neuangelegte Allee. Schöne, zuweilen kunſtreiche Thore, führen mit langen Corſis in die Mitte des Ganzen. Der Waffenplatz mit ſeiner im einfach edlen Styl gebauten Friedenspforte gibt der Stadt eine vielleicht zu künſtliche Ausdehnung. Durch dieſe Friedenspforte fährt man von Seſto Calende herein. Es iſt ein großes Portal mit zwei kleinen Seitenthoren. Das öſterreichiſche Kaiſerhaus hat hier ſeine Friedenspolitik verſinnlichen wollen. Einige Reiter werfen ſolche Kränze, wie ſie ſich an dem Portal des Metternich'ſchen

Schloſſes auf dem Johannisberge finden, über das beglückte Italien herab. Ein Reiſegefährte verlangte, daß die Pferde anſpringen ſollten. Als wenn man den Frieden im Galopp bringen könnte! Das Monument in ſeiner Idee und Ausführung iſt ſehr trefflich, aber ob es politiſch iſt? Ob die Italiener es ſo gemüthlich beurtheilen, wie wir? Ob es nicht rathſamer geweſen wäre, gegen den prahleriſchen Arc de l'étoile in den pariſer Champs élyſées einen Pendant aufzurichten, der die Namen jener Schlachten aufgezählt hätte, in denen Frankreich von Aspern an bis Waterloo erlegen iſt? Mich ergriffen immer wehmüthige Gedanken, wenn ich von dieſem blendenden Monument des Friedens durch die dunkeln, einfachen Alleen des Waffenplatzes nach Sonnenuntergang luſtwandelte. Drüben jenes Caſtell ließen die Visconti errichten, um die widerſpenſtige Stadt zu zügeln. Zweimal zerſtörten es die Mailänder.

Jetzt iſt von dem alten Gemäuer noch ſoviel übrig, daß es für öſterreichiſche Soldaten eine Kaſerne werden konnte. Ich ſage öſterreichiſche, warum nicht deutſche? Gehört das Alles uns? Dürfen wir auf dieſen Beſitz ſtolz ſein? Müſſen wir befürchten, ihn wieder zu verlieren?

Den Mittelpunkt der Stadt bildet der Dom. Erhabene Schauer durchrieſeln Jeden, der ihn zum Erſtenmal erblickt. In ſeiner blendenden Marmorweiße, mit ſeinen zahlloſen Kuppeln, Pfeilern, Bildwerken ragt dieſer wunderbare Bau über den Dunſtkreis menſchlicher Leidenſchaften empor. In ſeinem milchweißen Geſtein ſcheint dieſer Gottestempel von ewigem Mondſchein umfloſſen. Am Abend, am Morgen, bei Sonnenſchein, bei Sturm und Regen, immer der gleiche, jungfräuliche Vollmondsſchimmer, der den Dom von Allem abſcheidet, was ihn umgibt. Ein Deutſcher ſoll ihn gebaut haben und ſagen müſſen wir uns: Warum gehören

dieſe wunderbaren Tempel einem Volk, das ihre heilige Bedeutung nicht empfindet? Wo ſind hier Augen, die andächtig zur Höhe dieſes ſtolzen und doch demüthig gedachten Tempels aufblickten? Das Ganze ſtrebt kühn empor und hält plötzlich inne. Ein Thurm könnte und müßte dieſem Bau fehlen, denn entweder würde er ſo winzig ausfallen, wie die kleine geſchmackloſe Spitze, die wirklich darauf gebaut iſt, oder er würde ein Rieſencoloß geworden ſein, der vielleicht die Schönheit gehoben, aber die Symmetrie der Demuth zerſtört hätte. Drinnen, wie groß nimmt uns das auf! Wie ſtrömt das beklommene Herz in eine unendliche Weite, in einen unbegrenzt ſcheinenden Raum, der hier gewiß dem Schöpfer gehört! Ein majeſtätiſcher Eichenwald ſcheint ſich über unſern Häupten aufzuwölben, und wie verlockend, wie tröſtend und beruhigend dieſe ſanfte Dämmerung, die aus den durchſichtigen Teppichen dieſer bunten

Fenſter quillt! Es iſt ein Licht wie aus den Reflexen von Millionen glühender Edelſteine zuſammengefloſſen. Nie habe ich Glasmalereien von einer ſolchen Farbenwahl, einer ſolchen kaleidoſkopiſchen Ineinandermiſchung von Hell und Dunkel, von Sternſchimmer und Karfunkelglanz geſehen. Dies Roth ſind Rubine, dies Gelb Topaſe, dies Blau Saphire. Die Ueberfülle benimmt dem Dome das Licht, aber hier fühlt man, daß es wol eine Dämmerung geben muß, in der es ſich ſeliger lebt, als im Lichte.

Und dieſer wunderbare Bau, weſſen Lob verkündet er? Das Lob des Herrn, des ewigen Gottes, der Himmel und Erde geſchaffen hat? Wo dachtet ihr hin, ihr frommen Seelen, als ihr ſolche Tempel ſchuft? Wer ſoll ſie erfüllen? Vielleicht die Zerknirſchung einer ganzen Nation, wenn einmal Krieg und Peſtilenz die Menſchen in die Gotteshäuſer treibt. Für unſere täglichen großen und kleinen Sünden aber, für das religiöſe

Bedürfniß, wie es kommt und geht, ſind ſie zu groß. Da liegen Hunderte von Menſchen auf den Knieen und kaum merkt man ſie vor einem der Altäre, die in den Niſchen angebracht ſind. Der übrige ungeheure Raum hallt wieder von dem Fußtritt der Neugierigen, der Lungernden, der Bettelnden, eine unwürdige Bevölkerung dieſes Domes, den man ſeiner Beſtimmung völlig entrückt hat und in ſeiner Heiligkeit misbraucht. Dazu kommt, daß der Dom ebenſo wenig wie Nôtre Dame in Paris zur faſhionablen Modeandacht beſtimmt ſcheint. Auch der mailänder Dom gehört den armen Leuten. Selten eine Equipage an ſeiner Marmortreppe; wenig anſtändig gekleidete Beterinnen, die dort mit ſtummer Gleichgültigkeit einem meſſeleſenden Prieſter zuhören. Die vornehme Andacht ſucht, wie in Paris, die kleinen entlegenen Gemeindekirchen auf, und allerdings macht ein ſchönes Auge, hinter einem Schleier, in einer

Laube mehr Effect, als auf dem offenen Felde. Was ist selbst der schöne Mensch im Dom von Mailand!

Im Gewölbe zeigt man die durch ihre Pracht berühmte Kapelle des heiligen Karl Borromeo. Der heilige Karl, einer von den berühmten Fürstenbrüdern Borromeo, ist nach Sanctus Ambrosius der Schutzheilige Mailands. „Wir fürchteten nicht die Cholera," schrieb kürzlich ein im Solde der Biscontini stehender Feuilletonist der mailänder Zeitung, „denn wir haben den heiligen Karl!" Die Kapelle dieses, wie die Todtenliste der Cholera ausweist, doch sehr unwirksam gewesenen Präservativs gegen die Cholera ist von Marmor, mit Gold und Silber überladen. Wenn uns der Kirchendiener in die Gruft führt und mit seiner Fackel die Kerzen am Altare, über dem der Sarg des Heiligen ruht, anzündet, so erstaunt man über diese Verschwendung edler Metalle. Die silbernen

und goldenen Basreliefs, welche Scenen aus dem Leben des seliggesprochenen Fürsten schildern, machen beim flammenden Licht den lebhaftesten Eindruck. Der Altar ist bedeckt von einer Menge kostbarer Weihgeschenke, die von den vornehmsten Personen, ja selbst von regierenden Fürsten hierher verehrt worden sind. Napoleon wußte den massiven Gehalt dieser Kapelle wohl zu schätzen und legte auf den mailänder Dom allein eine Brandschatzung von vier Millionen Franken. Der Dom zahlte und die Kapelle blieb unberührt. Der Priester hat uns aber noch größere Schätze zu zeigen, als nur Gold und Silber. Er nimmt ein weißes Meßgewand vom Altare, legt es sich nicht ohne Feierlichkeit um und rollt mit einer eigenthümlichen Schraubenmaschine einen Vorhang auf, hinter welchem in einem Sarge von durchsichtigem Bergcrystall die sterblichen Ueberreste des heiligen Fürsten sichtbar sind. Es ist ein Ske-

lett, beſäet mit Gold und Edelſteinen. An den Knochenfingern ſtecken Ringe, am Haupte goldene Reifen. Zu ſeinen Füßen ſteht eine mumienartige kleine Figur, ein modeneſiſches Prinzlein, das der Ehre, in dieſem Sarge beigeſetzt zu werden, vielleicht deshalb gewürdigt wurde, weil der Heilige ſein Pathe war. Der ſtarke Schädelknochen des Borromäers hat einen eigenthümlichen Ausdruck, aber ich müßte unwahr ſein, wollte ich ſagen, daß er anzöge. Es liegt etwas Maſſives, Stieres und Dumpfes in dieſer Knochenbildung, und man begreift hier jenen Fanatismus, durch den ſich Carlo Borromeo den Geruch der Heiligkeit verdiente. Denn nächſt ſeinen Reichthümern fielen für ſeine Seligſprechung jene Verdienſte in die Waage, die ſich dieſer Cardinal durch die Begründung des Borromäiſchen Bundes erwarb, einer Liga, die mit Geld und Intoleranz die Flammen des dreißigjährigen Krieges ſchürte. Der Proteſtant

wird mit unheimlichen Gefühlen dieſen Sarg wieder ſchließen ſehen und ein Grabmal verlaſſen, deſſen verſchwenderiſche Pracht ſonderbar mit dem überall angebrachten Wahlſpruch des Heiligen, **Humilitas**, contraſtirt. In den Anfangsbuchſtaben dieſes Wahlſpruches iſt auch regelmäßig die Fürſtenkrone verwebt.

Das Sehen von Merkwürdigkeiten darf nicht bei Jedem Syſtem werden. Die Ermüdung macht ungerecht. Zwiſchen dem Beſuch einer Kirche und dem eines Muſeums eine Sieſte von mehren Tagen, wo man nur genießt und prüft, was man im Volksleben mit der Hand greifen kann! Dieſe Methode iſt koſtſpieliger, weil ſie mehr Zeit erfordert, aber bequemer und zugleich gründlicher. Ich bin viel in Mailand umhergeſchlendert; ich war in den Buchläden, wo man nur Kirchengeſchichte, katholiſche Theologie, italieniſche Poeſien und eine Flut von kleinen encyklopädiſchen Bildungsſchriften findet. Es kommen

auch Journale in Mailand heraus. Der „Politechnico" iſt eine ausgezeichnete Monatsſchrift. Auch Revüen hat man, die monatlich erſcheinen, und ſogar, obgleich verworren genug, über deutſche Literatur berichten. Man will alles ſo nachmachen, wie es in Frankreich iſt, aber es fehlt denn doch die Gründlichkeit, die ſelbſt die Franzoſen noch vor den Italienern voraushaben. In den belletriſtiſchen Blättern, die nebenbei noch von erlaubtem Nachdruck zu leben ſcheinen, wimmelt es von Theatergeſchwätz. Man wird hier vergebens eine Auskunft über deutſches, engliſches und ſelbſt franzöſiſches Theater ſuchen, gewiſſenhaft aber Berichte finden, mit welchen italieniſchen Sängern in Berlin, in Gibraltar und Conſtantinopel das neueſte Werk des Sommo Maeſtro Donizetti „Fanatismo" erregt hat. Die witzig feinwollenden Autoren befleißigen ſich eines Styls à la Jules Janin, deſſen Manier ſie aber ſo übertreiben, daß ein wahrer stylo scara-

muccio herauskommt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man bei jedem Buche, welches man zu kaufen wünſcht, handeln muß. Die Frage: Was wollen Sie geben? vorgelegt in einem groſſen Kaufgewölbe, iſt ſo ſchmutzig, daß man ſich darüber verſucht fühlt, oft den ganzen Handel abzubrechen. Man fordere den Preis, unter dem man eine Sache nicht laſſen kann und muthe uns nicht ein Markten und Feilſchen zu, zu dem wir weder die Geduld noch den Krämerſinn haben.

Mein Lieblingsweg ging täglich über den Corſo in die Gardini publici, die ebenſo wenig, wie die in Venedig, beliebt ſind. Links hört man an dem hohlen Widerhall einer Militairorcheſtermuſik, wie ſparſam der heutige Beſuch des Reitercircus iſt. Drüben liegt das Tagtheater della Stadera, wo man heute hohe Stelzentragödien, über die alles weint, morgen die albernſten Farcen gibt, über die alles lacht. Die

Gärten ſelbſt gehören nur den Kindern und den Hunden, die ſich zuſammen auf den grünen Raſen tummeln. Eine Terraſſe führt auf den ſchöneren Theil des Walles; links das ſaftige Hellgrün der königlichen Gärten, rechts die Kette der noch ſchneebedeckten Alpen. Der Weg führt an einem Correctionshauſe vorüber, wo das Lachen und der luſtige Geſang der Gefangenen zwar auf ein ſehr humanes Pönitentiarſyſtem ſchließen läßt, die Abſchreckungstheorie aber für die Menge Vorübergehender und neugierig Zuhorchender doch zu ſehr aus den Augen geſetzt wird. Aus dem Thore rechts kommt man nach der Eiſenbahn, die nach Monza führt, auf welcher der dem Italiener eigne Verſchönerungsſinn einen Fehler gemacht hat, der keine Nachahmung verdient. Rechts und links hat man die Bahn mit Bäumen bepflanzt, wodurch für das vorüberfliegende Auge ein wahrhaft krankhafter Reiz entſteht. Endlich an der Porta Vicentina kehrt

man in die Stadt zurück. Hier und an der Porta Ticineſe hat man das Leben des gemeinen mailänder Volkes; es iſt ſehr einfach, ſehr proſaiſch, ſehr langweilig. Die Menſchen ſitzen und glotzen vor ihren Boutiken und warten, daß ein ungariſcher Grenadier eintritt, um ſich ein Viertelpfund Käſe zu kaufen. Die Frauen beſſern alte Lumpen aus, die Kinder ſchreien dazwiſchen und zuweilen fährt eine vornehme Caroſſe durch dies Gedränge von Menſchen, die entweder die Fröhlichkeit nicht kennen, oder denen ihr dumpfer, brütender Zuſtand ſelbſt ſchon das größte Vergnügen iſt.

Am Dom vorüber, von der Porta Orientale herauf, finden des Abends jene geprieſenen mailänder Corſofahrten ſtatt. Wer an ihnen etwas Unterhaltendes findet, muß eigne Begriffe von der Langenweile haben. Mir erſchienen ſie lächerlich und abgeſchmackt. In einer engen Straße, die noch Raum für zwei Reihen Fuß-

gänger und die Tiſche der Sorbettiere haben ſoll, ſchießen auf- und abwärts aneinander zwei Reihen Caroſſen vorüber. Die Wagen ſind ſehr elegant, obgleich geſchmacklos grell in ihren Farben. Die Pferde, liebe, treue Landsleute aus Holſtein und Mecklenburg; die Damen wahrſcheinlich ſehr ſchön und vornehm; aber nirgends ein Punkt, dieſe zahmen olympiſchen Spiele gut zu beobachten. Der Corſo iſt nicht einmal mit Gas erleuchtet. Dürftig ſchimmert das Licht aus den Läden und Kaffeehäuſern. Und nun ein Wagen nach dem andern, der uns nichts angeht und den wir nichts angehen. In Hamburg, Berlin und Wien kann man bei jeder beſuchten Oper dies Schauſpiel beſſer genießen. Man hat dort wenigſtens den Vortheil, die ſchönen Frauen ausſteigen zu ſehen. Wenn in Mailand der Corſo breit genug und die vornehme Welt harmlos genug wäre, in der Mitte ihre Wagen kutſchiren zu laſſen und nebenbei

auf dem Trottoir anmuthig hinzuſchlendern, ſo ließ' ich mir gefallen, eine Stunde lang vom Café de Servi aus eine ſolche Corſofahrt zu beobachten. So aber, wie ſie iſt, trieb ſie mich entweder ins Theater oder ins Bett.

Eines Abends, die Sonne war eben hinter dem Monte Roſa verſchwunden, führte mich ein ſchlendernder Spaziergang an eine entlegene Gegend der Stadt, in den Vorhof einer einfachen, niedrigen Kirche. Es war San Ambrogio, eine der älteſten chriſtlichen Kirchen. Alles ſtill in den Kreuzgängen, die die niedrig gelegene Kirche umgeben. Nicht ein einziger verlorner Beter in dem dunkeln, ſtillen Gotteshaus. Schauer erfaßten mich, wenn ich dachte, was an dieſer Stätte, die vor dem Dome die Kathedrale Mailands war, ſich alles ſchon begeben. Jene eiſernen drathüberflochtenen Thüren wagte einſt der heilige Ambroſius vor dem Kaiſer Theodoſius zu verſchließen, der mit blutbeſpritz-

ten Händen, hier draußen, in dieſem Vorhofe, anpochte, um nach der grauſamen Züchtigung von Theſſalonich Gott anzubeten. Sind die Thüren nicht die echten, ſo ſind es doch die Angeln, die Pfoſten, die Pfeiler; iſt es doch die Schwelle, auf die Theodoſius ſich reuevoll niederwarf und in dem Muthe des entſchloſſenen Kirchenfürſten die ſtrafende Hand Gottes erkannte. Hierher geht, ihr Oberhofprediger, die ihr an jedem Sonntage in euren fürſtlichen Schloßkirchen eine neue Tugend des Landesvaters zu rühmen wißt; hier lernt den evangeliſchen Muth, ihr Geiſtlichen, und den evangeliſchen Gehorſam, ihr Fürſten! Friedrich Barbaroſſa, der für einen albernen Mummenſchanz, den die Mailänder mit ſeiner Gemahlin getrieben, die damals ſchon große und mächtige Stadt Mailand der Erde gleich machte, hat in ſeinem, wie Profeſſor Schubert in München behauptet, „gerechten" (!) Zorne San Ambrogio

verſchont. Den Zerſtörungen Attila's und Barbaroſſa's verdankt Mailand ſeine Armuth an antiken Bauwerken. Wie großartig das alte Mediolanum angelegt und geſchmückt geweſen, beweiſen die an dem Corſo der Porta Ticineſe gelegenen ſechszehn antiken Säulen, die man ſonderbarer Weiſe immer mit der in der Nähe befindlichen eleganten St. Lorenzokirche in Verbindung bringt. Es war für mich der Anblick dieſer verwitterten und doch ſo grandioſen Säulen ein Begegnen mit dem Alterthum, eine Ahnung der Schönheiten Roms, die mich mit wonnigem Schauer ergriff. Wie ernſt, wie hoheitsvoll blicken dieſe ſechszehn Zeugen geſchwundener Zeiten auf die kleine Welt herab, die hier an ihrem Fuße Kirſchen und Melonen ausſchreiet, Käſe wiegt, auf ihrem Schafte Bilderbögen voller Heiligen, Schwefelhölzer, Kaffeekannen und blecherne Suppenlöffel ausgebreitet hat! Es ſoll die Façade eines Herkulestempels geweſen ſein.

Der ſtereotype Beſuch jedes Fremden, der nach Mailand kommt, gilt der Brera und der Ambroſianiſchen Bibliothek. Die erſtere iſt eine Art Akademie und enthält Sammlungen für alle Zweige der Kunſt und Wiſſenſchaft. Die Gemäldegalerie enthält in leider zu dunkeln Sälen viel Ausgezeichnetes. Die Ordnung der Bilder iſt wiſſenſchaftlich. Auch dient ſie zur Ergänzung für eine Malerakademie, deren Eleven man hier und da, leider immer ſtörend genug, vor den ausgezeichnetſten Bildern auf hohen Bretergerüſten arbeiten ſieht. Die Reiſehandbücher führen alles getreulich auf, was man hier von ſchön gemalter Leinwand finden kann. Wer, wie ich, im Allgemeinen leider gegen dieſe Kunſt kalt iſt, wird nicht viel finden, was ihn dennoch zwingt, ſich vor ihrem Genius zu beugen. Was iſt an jener Madonna von Guido Reni, vor der zwei Dilettanten an Copien arbeiten? Iſt die Mutter Gottes wirklich eine ſo vornehme italie-

niſche Prinzeſſin geweſen, wie ſie uns hier mit einer abſchreckenden ariſtokratiſchen Hoheit anblickt? Sie hält ihr Kind uns entgegen, nicht als den künftigen Erlöſer aus Liebe, ſondern aus Gnade, mit dem ganzen Stolz eines altadeligen Hauſes, das ſich in dieſem Sproſſen die Fortdauer ſeines erlauchten Namens geſichert hat. Einen ſehr ſauber ausgearbeiteten und ſchöngemalten Kopf ſieht man von Raphael Mengs, von Leonardo da Vinci einen geretteten Frescokopf mit der gewöhnlichen Tiefe ſeiner Charakteriſtik. Ein Schweißtuch von Guercino gemalt, iſt grauſenhaft wahr. Man glaubt die heißen Tropfen, vermiſcht mit Blut, herabrinnen zu ſehen. Die berühmteſten Bilder dieſer Galerie ſind bekanntlich das Spoſalizio Raphaels und die Ausweiſung der Hagar von Guercino, zwei kleine Bilder, vor deren tiefanregender Schönheit man allerdings ſtundenlang verweilen kann. Das Verlöbniß Maria's mit Joſeph iſt

eine Jugendarbeit Raphael's, eine erſte Pinſelprobe; man würde dem ſpätern Meiſter weder die ſtereotype Aehnlichkeit aller der hier gezeichneten Figuren, noch den Schattenmangel, noch den geſchmackloſen großen Tempelkaſten, der den Hintergrund bedeckt, haben hingehen laſſen. Aber wie iſt dennoch das Ganze ſo lieblich! Welcher Hauch ſüdlicher Milde weht durch dieſe ſanften Farben! Wie rein offenbart ſich ſchon hier jene hinreißende Idealität, die in allen Schöpfungen des größten Meiſters lebt! Auch hier iſt alles rein menſchlich, rein wirklich, gemüthlich, anſchmiegſam. Der Eindruck des Ganzen iſt ein einiger. Nichts zieht uns hier oder dort hin, ſondern alles lebt in dem einen Gedanken, dem Verlöbniſſe zweier gottgeliebter Menſchen. Ein Gegenſtand, der ohne alle kirchlichen Schnörkel, ohne alle myſtiſche Allegorien, ohne alles Beiwerk fremdhergeholter Symbolik rein menſchlich und deshalb auch ſo rein poetiſch aufgefaßt und

wiedergegeben ist. Aller Zweifel ist fern. In dem Augenblick, wo der Priester die Ringe wechselt, blickt wol manche der Jungfrauen rechts und mancher der Jünglinge links abwärts, aber keiner mit Verstandesglossen, keiner, der nicht mitten in der Sache und tief ergriffen wäre von dem magnetischen Moment dieses symbolischen Actes. Es ist, als durchzuckte ein Blitz die ganze Versammlung. Gespannte Neugier bei den Mädchen, ernste Billigung bei den Männern. Der Schimmer der beiden Reifen scheint sie alle zu blenden; sie scheinen alle zu glauben, daß in dieser Minute sich etwas begibt, was jenseit aller menschlichen Berechnung im Reich der Ahnung und des Wunders liegt. Es ist eine Scene, wie sie nicht vor tausend Jahren in Palästina sich ereignete, sondern wie sie alle Tage in jeder Landkirche, vor jedem Hausaltar stattfinden kann. Und dies Alltägliche gerade ist der Schlüssel ihrer so lieblich überredenden,

so einschmeichelnd fesselnden Wirkung. Wenn man von dem Bilde scheidet, geht man erheitert, denn man fühlt, so etwas muß und wird ewig leben.

Anders ist es nun mit dem berühmten Guercino; hier ist Schmerz, Zerrissenheit, tiefe Wehmuth. Abraham entläßt Hagar, weil sie ihm außer Ismael keine Kinder mehr gebiert. Mit Sara, die uns nur den Rücken zuwendet, besteht das Bild aus vier Personen; das Ganze ist Kniestück. Jede Figur hat ihren eigenen Ausdruck, und einen so tiefen, daß man ihm nachhängend in die düstersten Betrachtungen sich verliert. Wenn man den Abraham, nicht seiner frischen, lebensstrotzenden Züge, sondern seines weißen Bartes wegen für zu alt findet, als daß er sich über die Unfruchtbarkeit seines Weibes wundern könnte, so ist dies eine mehr witzige Bemerkung, die die patriarchalische Einfachheit des Bildes eben darum nicht stört, weil für

Hagar dieſer greiſe Abraham in gehorſam weiblicher Hingebung ein Jüngling iſt. Er verſtößt ſie, es iſt hart, aber ein höherer Geiſt, jener prophetiſche Geiſt, der ſich in der verklärten Hoheit ſeiner Züge ausgeprägt findet, entſchuldigt dieſe Härte. Es iſt nichts Leidenſchaftliches, nichts Frevelndes in dem ſtolzen Blick ſeines Auges. So, wie er einſt das Meſſer ergreifen wird, um ſein Kind dem Höchſten zu opfern, ſo ſagt er zu Hagar: Gehe, weil es der Herr will, gehe, weil du nicht bleiben darfſt! Und Hagar klagt dieſe Marmorruhe nicht der Marmorkälte an, ſie ringt nicht die Hände, wie ſie würde ein Franzoſe gemalt haben, ſie zeigt nicht ſtolz auf den kleinen weinenden Ismael. Weder Uebermaß des Schmerzes, noch Trotz in ihrem feuchten Auge, ſondern etwas ganz Anderes, viel Höheres, viel Tieferes. Es iſt Gehorſam, Scham und ſtiller Schmerz, daß es ihr nur einmal gelang, für die Umarmungen eines Mannes in

einem Kinde ihm Dank zu ſagen. Es iſt das zerknirſchte Selbſtbekenntniß der Unfähigkeit, an der Spitze einer großen Familie zu ſtehen, und in einer gewiſſen Härte der Formen, in einem gewiſſen harten Tone der Incarnation hat der gedankenreiche Künſtler dieſe Unfähigkeit mit bewunderungswürdiger Zartheit angedeutet. Es ſind nicht zwei Menſchen, die ſich trennen, trennen aus Grauſamkeit, ſondern zwei Principe, die ſich trennen müſſen aus Nothwendigkeit. Der kleine Ismael beweint dieſe Nothwendigkeit. Hagar weint über Ismael's Thräne. Auch in Abraham's tiefſtem Innern quillt ſie, doch das Auge des Sehers drückt ſie zurück. Was nun auch der Beſchauer über dieſe Scene empfinden mag, dafür gibt uns der Künſtler den breiten Rücken der Sara. Auf dieſen Rücken kann man ſchreiben, was man will und eine etwas ſchnippiſche Wendung des Haubenſtriches über die Achſel deutet an, daß ſich auch in die-

ser heiligen Sphäre die Eva-Natur eines triumphirenden Weibes nicht wird verleugnet haben.

Auch in der Ambrosianischen Bibliothek, deren Hauptschatz ihre berühmten Manuscripte sind, findet man gute Bilder. Sie sind freilich nicht so kostbar umrahmt, wie die in der Brera, sie sind auch meist nur klein und geben von berühmten Meistern oft nur Studien und kleine Tischabfälle. Aber sie bekommen gerade dadurch einen antiquarischen Charakter, der uns mit besonderer Neugier bei ihnen verweilen läßt. Für den Raphael'schen Carton: die Schule von Athen, hätte ich mir ein schäferes Auge gewünscht. Allerhand kleine Tiziane hängen zerstreut umher. Auch Köpfe von Leonardo und groteske Zeichnungen von Michel Angelo. Wahrhaft geschämt habe ich mich, mitten in diesen werthvollen Arbeiten eine lächerliche Pinselei, die Bekehrung des heiligen Eustachius darstellend, als ein Werk Albrecht Dürer's angegeben zu finden. Schon

der Blick auf einen allerdings auch nicht sehr schmackhaften, abgeschlagenen Johanniskopf von der Hand dieses Malers (welcher arme nürnberger Diebeskopf mag ihm zu dieser Studie von der Scharfrichterei seiner Vaterstadt geliefert sein?) kann beweisen, daß Albrecht Dürer eine solche Arbeit nicht hat liefern können. Auf diesem Bilde kommen Pferde, Hunde und Hirschkühe vor, die aus Lebkuchen gebacken oder aus Holz gedrechselt scheinen. Die Bäume sind von lakirtem Blei und die Wolken von Glas, kurz die Arbeit ist so stümperhaft, daß man die Behörden auffordern möchte, Untersuchungen anzustellen, ob dieses Bild wirklich mit Recht Dürer's Namen trägt. Man möchte glauben, die Italiener hätten dieses Bild aufgehängt, um die altdeutsche Kunst lächerlich zu machen.

Am Frohnleichnamstage, dessen glänzend vorbereitete Prozession an dem regnichten Wetter scheiterte, besuchte ich in Begleitung des geistrei-

chen und gefälligen Professors Menini, dem die deutsche Literatur für seine ihr gewidmeten Bemühungen zum höchsten Dank verpflichtet sein muß, die Werkstatt Pompeo Marchese's. Die Italiener, die den Thorwaldsen der Welt überlassen, halten den Pompeo Marchese für den ersten jetzt lebenden Bildhauer Italiens. In der That ist sein Name in die neuere Kunstgeschichte mannichfach verflochten und die Zahl seiner öffentlich ausgestellten Leistungen so groß, wie die seiner Schüler. Selten wird man hinter einer kleinen Thür, die der Eingang eines kahlen und unbedeutend scheinenden Hauses ist, zu einer so enttäuschenden Ueberraschung eintreten. Das Atelier Marchese's ist schon seiner lieblichen Lage wegen sehenswerth. Um einen nicht großen, aber in üppigster Blumenpracht blühenden Garten ziehen sich die reichen Hallen, bald der Werkstatt, bald des Museums in gefälliger Symmetrie. Der Fuß schreitet über

Marmorsäulen; rechts und links vollendete oder in Arbeit begriffene Sculpturen, Modelle berühmter Werke, die man von Marchese in Wien, Mailand und viel mehr im übrigen Italien sehen kann. Auch Meister Goethe, wie er nur von einem Italiener, der nichts von ihm gelesen hat, kann wiedergegeben werden, sitzt im Modell gar stattlich in einer Ecke dieser weiten Hallen. Die Ausführung war bekanntlich ein Geschenk, welches einige in Mailand etablirte reiche frankfurter Kaufleute der Vaterstadt am Maine verehrt haben. Selten ist wol eine reiche Gabe unter so ungünstigen Verhältnissen zugedacht und so kalt aufgenommen worden, wie dieser Marchese'sche Goethe in Frankfurt am Main. Es läßt sich an der Statue nichts aussetzen. Sie ist in dem Styl, wie die italienischen Bildhauer alle ihre berühmten Poeten, Historiker, Philosophen, Nationalökonomen u. s. w. zur Anschauung bringen. Daß Goethe sitzt, statt

zu ſtehen, hat mir wegen ſeiner bekannten Liebe zur goldenen Behaglichkeit immer beſſer geſchienen. Nun aber traf es dieſe Statue ſehr übel. Die Frankfurter hatten es endlich ſoweit gebracht, daß ſie in der Zeit des jetzt geheilten Denkmalfiebers auch ihren Goethe haben wollten. Und zwar einen recht ſtrammen, ſtattlichen, bronzenen, mitten in die dankbare Stadt hinein, auf einem großen Platz oder am Ende einer großen Straße. Mit Thorwaldſen und Schwanthaler wird unterhandelt, ein Comité errichtet ſich, Geldbeiträge fließen leidlich zuſammen. Siehe, da kommt mitten unter die Subſcriptionsliſten ein fix und fertiger marmorner Goethe aus Mailand, ein Geſchenk dreier patriotiſcher Frankfurter, die den bedeutenden Preis, den Pompeo Marcheſe für ſeine Arbeiten nimmt, aus ihrer eigenen Taſche bezahlt hatten. Sie boten ihren Goethe nicht zum Verkauf, ſondern zum Geſchenk. Sie wollten die Speſen, die Koſten

der Aufrichtung, alles übernehmen, dieſe ehrenwerthen Männer. Aber man nahm ihr Anerbieten nicht an, betrachtete die Arbeit des Italieners mit Gleichgültigkeit und hat ſie jetzt in das Veſtibul der Bibliothek geſtellt, wo ſie anſehen kann, wer da will. Den echten frankfurter Goethe wollen ſie nun auf den Comödienplatz ſtellen, gegenüber den drei Haſen, umgeben von Häuſerchen, die im Hypothekenbuch ihrer Lage wegen recht hoch angeſchrieben ſtehen mögen, in der That und Wahrheit aber eine des Dichters unwürdige Staffage ſind. Des Abends werden die Kutſcher, die ihre Herrſchaften aus der Loge abholen, dem Dichterfürſten mit der Peitſche um die Ohren knallen, oder ſie werden, wenn man ihn durch eine Schildwache ſchützt, die Statue zu jenem Ziele machen, welches die Wagenlenker der Alten bei den Ludis circensibus im Umſchwenken vermeiden mußten. Die Alten wählten aber zu dieſer ſoge-

nannten Meta gewöhnlich einen Obelisken oder einen ſtumpfen Kegel, keine Statue, auf welche mit Andacht und Bewunderung das Augenmerk eines ganzen Volkes gerichtet iſt.

Doch zurück zu Marcheſe. Mag ihm auch die deutſche Heroenwelt verſchloſſen ſein, die italieniſche beherrſcht er meiſterhaft. Von ſeinen allegoriſchen Gruppen werden die einfachſten am meiſten anſprechen. Für die vielen geſchmackloſen Civil- und Militairbehörden, die ſich kopfweiſe hier aufgeſchichtet finden, kann die Kunſt nicht, die nach Brod geht. Wahrhaft lächerliche Fratzen ſieht man da, Köpfe die nicht werth ſind, aus Brodkrumen nachgeformt zu werden, geſchweige aus Marmor. Einige Denkmäler zu Sarkophagen ſind wahr empfunden. Vor der Gruppe, welche die Kreuzesabnahme Chriſti darſtellt, ſollen Kenner mit Bewunderung ſtehen. Wer verdenkt es dem Künſtler, daß ihm der Ruhm, den er für dieſes Werk erntete, ſüß

ſchmeckt und er ſich ein wenig zu oft in der Wiederholung ähnlicher Ideen bewegt? Im Allgemeinen bemitleide man jeden Künſtler, der in die Lage kommt, viel Geld zu verdienen. Er hört auf, ſein eigener Herr zu ſein. Der Geſchmack der Beſteller wird ihm erſt Befehl, allmälig Gewohnheit. Er wird in Welten heimiſch, die ſeinem Genius hätten fremd bleiben ſollen. Dies Gefühl erwecken beſonders die religiös-kirchlichen Arbeiten des Künſtlers. Die Bildhauerei gehört der Erſcheinungswelt an, die Religion der Welt der Ahnungen. Iſt ſchon die Verzierung jenes ungeheuern Sockels, den ich eben in Arbeit fand, auf welchem Blumenguirlanden mit allerdings wunderbarer Feinheit in Marmor ausgehauen waren, deshalb eine Verirrung, weil das Weſen der Blume recht eigentlich der Malerei angehört, ſo geht doch jene gewaltige Gruppe, die auf dieſen Sockel geſtellt werden ſoll, eine plaſtiſche Allegorie der Reli-

gion, völlig über die Grenze hinaus. Eine Himmelskönigin mit einem todten Christus im Schooß, umringt von Gruppen Andächtiger. Weiber, Kinder und Greise, die sich drängen, die Fußzehen des Gekreuzigten zu küssen. Ist das eine Allegorie der Religion, oder eine Allegorie des Aberglaubens? Die Himmelskönigin hat eine Stralenkrone ums Haupt. Stralen, Lichtstralen, durch Marmor ausgedrückt! Wohin geht ihr wieder, ihr Künstler? Ist das nicht eine Conception im alten jesuitischen Geschmack? Fehlt da noch etwas, daß man nicht den Tüncher ruft, den Marmor zu übermalen, oder wenigstens den Gürtler, die kalten Marmorstralen zu vergolden? Man forderte mich auf, in ein Besuchbuch, welches der Künstler offen liegen hat, einen Denkspruch zu schreiben. Ich hätte, im Gefühl, daß mir ein einziger schöner Kopf, eine einzige schön gegliederte Figur lieber ist, als dies heillose allegorische Gruppen-

werk, ihm ſchreiben mögen: Vergäße doch die Bildhauerkunſt nie, daß ſie der Triumph der Einfachheit ſein ſoll!

Wie proſaiſche Gemüther es gibt, hört man recht beim Urtheil über einen Kunſtgenuß, der zu den ergreifendſten gehört, die die Wanderung durch Italien nur darbieten kann. Von Leonardo da Vinci's Abendmahl heimkehrend, ſagen ſo viele Reiſende: „Der weite Weg nach Santa Marie della Grazie belohnt ſich nicht. Das berühmte Bild iſt an der Wand eines häßlichen, dunkeln Saales, ſo gut wie nicht mehr vorhanden.“ Und grade dieſe Wanderung hat mich tief erſchüttert. Von dieſem berühmten Abendmahl, von dieſem edlen, in ſo einfacher und faſt architektoniſcher Harmonie gehaltenen Bilde, ſind tauſend und abertauſend Copien faſt in jedem chriſtlichen Hauſe irgendwo in einem Winkel zu finden; ſchon Millionen Confirmanden haben vor ihm die heiligen Schauer der erſten Einladung zum

Tische des Herrn gefühlt und von diesem Bilde, wie es Leonardo da Vinci mit eigner Hand malte, ist so gut wie nichts mehr übrig. Er malte es für den Eßsaal eines Klosters. Die Mönche müssen begieriger in ihre Schüssel, als nach jenem Symbol des Geistes, in dem sie sie leeren sollten, geblickt haben; früh schon zeigte es Spuren von gleichgültiger Behandlung. Dann kamen die Zeiten der Barbarei, die Revolution und aus dem Speisesaal des Klosters wurde ein Stall für die Pferde französischer und österreichischer Cavalerie. Leonardo da Vinci war bekanntlich ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber. Das berühmte Roß, das der auch als Bildhauer große Mann fertigte, zerschossen ihm vor seinen eignen Augen französische Reiter, die es zur Belustigung als Zielscheibe wählten. Auch sein Abendmahl ging durch Pferde und Stallknechte zu Grunde. Später entdeckte man die Barbarei und hat von der weltberühmten Schö-

pfung ſo viel gerettet, daß wenigſtens noch einige Figuren mit bläßlichem Farbenſchimmer aus dem Chaos der zerſtörten Wand auftauchen. Zu dieſen gehört Chriſtus ſelbſt. Den Ausdruck ſeiner Miene im Original erreichen alle Copien nicht. Dieſes gebrugte blonde Haupt, mit dem tiefen Schmerz in den geſenkten Augenwimpern, verräth ſelbſt noch in der Zerſtörung den erſten tiefſinnigen Anhauch des Künſtlers. Nie habe ich das hundertmal geſehene Bild ſo verſtanden, wie hier, vor der Quelle ſeines Urſprungs. „Einer iſt unter Euch, der mich verrathen wird!" — Um dieſes Wort dreht ſich der Ausdruck aller Phyſiognomien. Ich? oder Ich? Wie könnte Ich? Das ſagen ſie Alle. Und nur Judas ſtutzt. Chriſtus aber, nach dem Ausdruck auf dieſer verwitterten Kalkwand, nach den ausgeblaßten, dreihundert Jahre alten, von Sätteln, Riemzeug und Piſtolenhalftern zerriebenen Farben, verräth um die ſchmerzlich geſchloſſenen

Mundwinkel den Gram, den tiefen Gram, daß Einer aus ſeiner nächſten Nähe, Einer von ſeinen zwölf Begleitern, Einer von ſeinen theuerſten Freunden — alle Liebe ſo für ihn opfern und ihn ſeinen Feinden überantworten konnte! Es iſt auch hier etwas Reinmenſchliches wie beim Raphael, was uns anzieht, und nur unſere modernen Heiligenmaler haben dieſe brütende, ſäuerliche Myſtik erfunden, die ihre Bilder, trotz der palettendick aufgetragenen Frömmigkeit ſo ungenießbar macht.

Von ſolchen und ähnlichen Eindrücken bewegt, flüchtete ich mich immer in das Hôtel Reichmann zurück, wo man deutſch unter Deutſchen behaglich aufgenommen iſt und bei reinlicher Koſt, luftigen Zimmern, Sauberkeit der Bedienung vergißt, daß man ſich in einer Stadt befindet, wo viel Schönes, viel Erhabenes zu ſehen iſt, es aber doch, was die phyſiſche Exiſtenz anbetrifft, Läden gibt, in denen

zu gleicher Zeit Käſe, Seife und Salatöl verkauft wird. Bei Reichmann iſt man wenigſtens ſicher, daß man ſich nicht mit Käſe waſchen oder mit Seifenſpiritus ſeinen Salat anmachen ſoll.

7.

Die Mailänder Scala.

Es war an einem heißen Julitage, als ich vor einigen Jahren mit einem Freunde, der nach Hamburg zum Besuch gekommen war, durch die an ihr Flammenschicksal noch nicht denkende Hansastadt wanderte. Unser Weg führte uns an einen der berühmtesten Austerkeller Hammonias vorüber. Schade, sagte ich zu meinem Besuch, daß Sie nicht zur Austernzeit gekommen sind und Hamburg von einer seiner geschmackvollsten Seiten kennen lernen. Indem fiel mein Blick auf einen Haufen vor der Kellerthür aufgeschichteter Austerschalen, ja noch

mehr, das bekannte Wahrzeichen frisch angekommener Austern, ein Fäßchen mit einigen Austerschalen darauf, machte mich stutzen. Wie, man hat frische Austern, sollte die kühle Witterung der vorigen Woche den Transport möglich gemacht haben? Und freuderfüllt zog ich den lüstern gewordenen Freund die Kellerstufen hinunter. Frische Austern? fragte ich zweifelnd einen die Stelle des Wirths vertretenden Kellner. Zu dienen, hieß es, und einige Dutzende waren sogleich bestellt und standen bald, sauber zugerichtet, vor uns. Mangel an Appetit verhinderte mich, diesem außerordentlichen Genusse heute besonders zuzusprechen. Mein Gast aber ließ es sich wohl schmecken. Behaglich schlürfte er den wässerigen Gallert ein, tröpfelte Citronen darauf, würzte ihn mit Pfeffer, spülte ihn mit Porter hinunter und pries das in seinen physischen Genüssen unübertreffliche, einzige Hamburg. In dem Augenblicke ging draußen die Kellerthür; der Wirth

trat ein, hob die rothe Gardine von der Glasthüre, welche den Vorplatz von dem kleinen Cabinete trennte und schien wie vom Schlage getroffen, als er einen wohlbekannten Kunden in einer Arbeit begriffen sah, die ihm nicht munden wollte. Ab und zu gehend trat er endlich ein und blickte meinem Beginnen, auch meinerseits mir einige der delikaten Schalthiere auszuhöhlen, mit Entsetzen zu. Wie ich eben im Begriff war, eins davon an den Mund zu bringen, sprang er auf mich zu, nahm mich bei Seite und sagte: Herr Doctor, Sie werden doch diese Austern nicht essen? Ich sah ihn groß an und hinderte meinen Gast, den Rest zu sich zu nehmen, indem ich ihm zu seinem Erstaunen bewies, daß die noch übriggebliebenen nicht eben die besten wären. Sie sind so gut wie die andern, sagte er befremdet. Nein, nein, kommen Sie nur, bedeutete ich ihm und zog ihn fort. An der Kellerthüre nahm mich der Wirth

zur Seite und ſagte mit jener biedern Treuherzigkeit, die den hamburger Mittelſtand bezeichnet: Aber wie haben Sie mir das zu Leide thun können? Wiſſen Sie denn nicht, daß das blos Fremdenauſtern ſind? Fremdenauſtern? ſagte ich ganz erſtaunt über dieſe neue Gattung, die ich noch nicht neben den engliſchen und holſteiniſchen hatte nennen hören. Ei, ſagte der Wirth, im Sommer kommen ſo viele tauſend Fremde nach Hamburg, die alle nicht wieder abreiſen wollen, ohne Auſtern gegeſſen zu haben, für dieſe putzen wir mit Mühe und Noth eine Waare heraus, die Sie, ein ſchon Eingebürgerter, nicht eſſen dürfen. Das ſind die Fremdenauſtern!

Grade ſo geht es mir mit der Scala. Wer hätte ſich nicht gefreut, einer Vorſtellung auf dem erſten Operntheater der Welt beizuwohnen! Die Scala! Die Bühne, ohne die es für den italieniſchen Componiſten keinen Ruhm gibt, die

höchſte Inſtanz für das Schickſal jeder neuen Oper, die Tonangeberin des muſikaliſchen Geſchmacks, ewige Ruhmeshalle für die, die hier ihre erſten Lorbern verdienten, Klippe für Unzählige, die ſingend und componirend hier ſchon geſcheitert ſind. Aber welche bittere Enttäuſchung! Wie in Hamburg Fremdenauſtern, gibt es in Mailand eine Fremdenſcala. Die echte Scala ſingt jetzt in Wien, Venedig, hier und da in der Welt zerſtreut und nur zur Winterſaiſon, zur stagione carnavalesca findet ſie ſich wieder in der lombardiſchen Hauptſtadt ein.

Die Sommerſcala wird von einer Truppe unterhalten, deren mittelmäßige Leiſtungen nur für die Fremden berechnet ſind. Der Mailänder verſchmäht dieſe falſchen Auſtern. Die Logen ſind leer, das Parterre füllt ſich nur, wenn es irgend eine neue Oper, irgend ein neues Ballet, welches der Sommerimpreſſario aufzuführen wagt, auszupochen gibt. Für dieſe

Fremdenoper fehlt alle Verehrung, alle Rückſicht und ſelbſt gute Talente, die ſie aufzuweiſen hat, können gegen das einmal ungünſtige Vorurtheil nicht aufkommen. Auch fehlt deshalb aller Fleiß. Drei einſtudirte Opern, drei Ballette müſſen für den ganzen Sommer ausreichen. Sie werden alle Tage vorgeſetzt und rechnen nur darauf, von den Fremden bewundert oder wenigſtens bezahlt zu werden.

Mag nun auch der Inhalt verſchieden ſein, die Schale der Auſter iſt im Sommer und Winter ſich gleich. An dem Aeußern der Scala wird ſich im Winter wenig ändern. Nur wird dieſe Unzahl kleiner Logen in der gewaltigen Runde beſuchter ſein. Es wird mehr ſchwärmen und ſummen in dieſen Zellen, die mit einem Bienenſtocke große Aehnlichkeit haben. Das Rund des Hauſes iſt gewaltig. Das iſt ja kein Theater, das iſt ein Platz, ſagte die Lutzer, als ſie erſchrak, hier ſingen zu müſſen. Die Bühne

ſelbſt iſt außerordentlich breit. Das Orcheſter, von einem Violin ſpielenden Dirigenten geleitet, kann ſich frei und behaglich ausdehnen. Die Logen ſind allerdings nicht mehr als geſperrte Sitze. Sie haben Corridore und Vorzimmer, in denen man von der Hitze des Saals ſich erholen kann. Ob dieſe kleinen Vorzimmer Hülfsmittel der verbotenen Romantik ſind, ob man, wie behauptet wird, hier Rendezvous gibt und die tragiſchen Scenen, die draußen auf der Bühne geſpielt werden, drinnen nachahmt, weiß ich nicht. Nur ſoviel iſt gewiß, daß ſich in den Logen nur ein einziger Sitz befindet, von dem aus man bequem auf die Bühne ſehen kann.

Vor dem Eingang der Scala befindet ſich eine Art muſikaliſcher Börſe. Hier kann man in den Muſikhandlungen und Kaffeehäuſern zu jeder Stunde des Tages Gruppen von Menſchen zuſammenſtehen ſehen, bei denen die Muſik entweder Leidenſchaft oder Erwerb iſt. Hier

werden die Contracte zu neuen Opern abgeſchloſſen; hier zwiſchen Dichter und Componiſten die Vorzüge eines Sujets vor dem andern abgehandelt. Jene ängſtlichen, etwas gereizt um ſich blickenden Geſtalten, mit meiſtentheils übertrieben eleganter Toilette ſind Sänger, die ein Engagement ſuchen und durch ihr Aeußeres dem Impreſſario verrathen wollen, daß ſie noch lange nicht gezwungen wären, einen Contract mit ſchlechten Bedingungen einzugehen. Jener ſtolze Herr, der zur Unterſtützung ſeines Embonpoints den Stock mit beiden Händen hinten nachläſſig über den Rücken hängen läßt, iſt ein Engagementsmakler, der Inhaber eines Theatergeſchäftsbureaus, der in der einen Taſche die Engagements ſuchenden Mitglieder, in der andern die offenen Stellen hat. Dieſer Mann bezieht Briefe aus dem Orient, aus Spanien, ja aus Südamerika und Berlin, überall her, wo Nachäfferei oder Stümperhaftigkeit der eignen Ge-

ſangstalente die ſchlechte Mode eingeführt hat, eine italieniſche Oper zu unterhalten. Hier begegnet man auch den Chefs der Claque, den Herausgebern der Journale, die ſich mit ſataniſchem Lächeln bei dem Kapellmeiſter nach dem Erfolg der von einer neuen Oper angeſtellten Proben erkundigen. Die zuweilen vorüberhuſchenden Damen grüßen höflichſt einen am Kaffee der Dilettanti ſitzenden hagern, langen und pedantiſch ſeine Chocolade ſchlürfenden Herrn. Es iſt der Muſikmeiſter, um den ſie nach Italien gekommen ſind. Sie leben hier entweder auf Rechnung irgend einer wohllöblichen deutſchen Hoftheaterintendanz, die ſie hier zu künftigen lebenslänglichen Primadonnen ausbilden läßt, oder ein alter Papa hat ſie hergeführt, um den letzten Reſt ſeines Vermögens an die Ausbildung einer Kehle zu ſetzen, deren Klang ſich in ſeinen alten Tagen wirklich verſilbern ſoll. Ueberall in den Winkeln Mailands hört

man irgend eine ſolche Stimme gurgeln und die Scala flöten, eine Zukunftsſtimme, die ſich in einigen Jahren vor die Schranken der unbeſtechlichen transalpiniſchen Bühnenkritik ſtellen wird. Auf dieſer muſikaliſchen Börſe wird das Schickſal der Novitäten, die gegenüber aufgeführt werden, ſchon vorher entſchieden und es muß wol von dem dabei in Scene geſetzten bedeutenden Aufwand von Neid und Intrigue kommen, daß mir hier, am Ausfluß der Straße Santa Margaritta immer nur unheimlich zu Muth geweſen iſt.

Italieniſche Theatervorſtellungen ſind oft beſchrieben. Es iſt alles wahr, was man von ihnen erzählt hat. Man betrachtet das Theater als eine geſellſchaftliche Erholung, die uns neben der muſikaliſchen Unterhaltung auch alle Annehmlichkeiten einer ungeſtörten Converſation bietet. Und wenn ich eine Stimme von funfzehnkaratigem Silber hätte, ſo möchte ich für alle

Schätze der Welt kein italienischer Sänger sein. Singen müssen in diesem Geschwätz, in diesem wogenden Meer von Gleichgültigkeit, bei diesen unartigen Unterbrechungen, es gehört die Gefühllosigkeit des Italieners dazu, um dafür, daß man Geld verdient, eine solche Mißhandlung zu ertragen. Es ist nämlich ganz richtig, was man uns erzählt hat, daß Niemand auf den innern Zusammenhang und den organischen Verlauf der Oper Acht gibt. Der gesungene Dialog geht ganz verloren; eine Arie erzwingt sich vielleicht Aufmerksamkeit, aber dann trällern zehn alberne Narren in unserer nächsten Umgebung die Melodie des Sängers mit. Und gelingt es endlich einer Stelle, daß sie mit allgemeinem Stillschweigen angehört wird, so bricht das furore, das man jetzt hier fanatismo nennt, in so betäubender, Nerven erschütternder Raserei los, daß man sich physisch und moralisch verletzt fühlt. Moralisch, weil man den

Uebergang in dieses Extrem durch nichts vermittelt findet.

Ich sah einige Opern und unter andern den Don Pasquale von dem angebeteten Donizetti. Man begreift diesen Enthusiasmus für Donizetti, wenn man in Anschlag bringt, wie sehr das wirkliche Talent dieses Componisten gegen eine Menge Mittelmäßigkeiten absticht, deren Musik sich die Italiener vorspielen lassen. Hört man dies Geklingel der übrigen Maestri, so muß man wenigstens von Donizetti rühmen, daß alles bei ihm Hand und Fuß hat. Ob sein Don Pasquale in Deutschland gefallen wird? Dem Sujet läßt sich kein großes Glück prophezeihen. Eine verschmitzte Witwe, die einen alten Hagestolz heirathen zu wollen vorgibt und, um ihn von seiner Leidenschaft für sie zu heilen, plötzlich an ihren kleinen Sammetpfötchen die Krallen zeigt, den armen Alten wie ein weiblicher Petruchio behandelt und ihn endlich nach

allen ihren Grobheiten und unſchönen Malicen auslacht, das iſt eine Intrigue, mit der ſich der deutſche Zartſinn nie befreunden wird. — Auch Ballette ſah ich und wohnte der erſten Aufführung eines neuen bei. Die Beurtheilung deſſelben war ſtreng, aber im Allgemeinen geſchmackvoll. Ich mußte mir ſagen, daß das, was ausgelacht wurde, auch wirklich immer verfehlt war. Jedes geſchmackloſe Arrangement wurde ſtreng verworfen. Jeder Tanz, der ſich dem Walzer oder Hopſer näherte, wurde als unwürdig zurückgewieſen. Das in unſern Balletten übliche Herumraſen des Chors, das Walzen bei Feſtſcenen, das Hopſen und Springen von Kindern wurde als gemein und alltäglich ausgeziſcht. Auch ſo manchem Andern, was bei uns für ſchön gehalten wird, wollte man keinen Beifall ſchenken, dazu gehörte beſonders das übliche Manöver, mit welchem die Tänzer bei uns ihre pas de deux zu beſchließen pflegen: das Auf-

gehobenwerden der Tänzerin durch den Tänzer. In Deutſchland, wo man immer gern in die Art zurückfällt, wie Hans und Grete auf der Kirchweih tanzen, wird immer ſehr geklatſcht, wenn der Gott zuletzt die Bajadere über die Hüften nimmt, ſie eine halbe Mannslänge über ſich emporſchleudert und ſie zu irgend einer gezwungenen Attitüde wieder zu ſich herunterfallen läßt. Dieſer Coup, von einem Tänzerpaar, das ſo eben aus England kam und Gaſtrollen gab, mehrfach wiederholt, wollte im Lande der Citronen nicht die Wirkung hervorbringen, wie im Lande der Beefſteaks. Man fand ihn unanſtändig und ſchrie ſo oft: ò, ó durcheinander, daß die arme Engländerin Giovannina King ganz die Beſinnung und für all' ihre folgenden Tänze das Gleichgewicht verlor. Mit einem Wort, das Ballet fiel durch, was jedoch nicht hinderte, daß es ſeitdem zwanzigmal wiederholt worden iſt.

Man ſoll alles nach ſeinem Elemente beurtheilen. Iſt das Element des Italieners die Muſik, ſo muß ich geſtehen, daß mir dieſes merkwürdige Volk grade in der Scala abſtoßend erſchienen iſt. Hier haben die Unterdrückten endlich eine Gelegenheit zum Herrſchen und wie üben ſie dieſe Herrſchaft! Phlegmatiſch liegen ſie auf den Bänken, gähnen laut, toben und perſifliren die Handlung oder die oft verfehlte Bemühung des Sängers mit den liebloſeſten Interjectionen. Soll eine Sängerin, die nicht beliebt iſt, zärtlich ſein, ſo miauen ſie ihr nach, wie die Katzen. Soll ein Sänger poltern, ſo belfern ſie ihm nach wie die Hunde. Mislingt etwas, ſo hilft man nicht, wie in Deutſchland und Frankreich, der Lücke mit Klatſchen nach, ſondern alles bricht in Schadenfreude aus. Möglich, daß ich hier auch nicht den Italiener im Allgemeinen, ſondern nur das vornehme, junge Mailand kennen gelernt habe. Was hier geübt

wird, iſt vielleicht nur der Witz moderner faſhionabler Jünglingswelt, der in dem üppig gekräuſelten Barte, ihrer einzigen Zierde, Verſtand und Herz ſitzen geblieben ſcheint. Einen Haupttonangeber dieſes Parterres ſah ich am andern Morgen im Café della Scala, dem Theater gegenüber. Er ſtürzte herein, beſtellte ſich ſein misto frutto, griff weder nach einem franzöſiſchen noch italieniſchen Journal, ſondern ſtellte ſich von einer Spiegelwand zur andern. Er bekam ſein Eis und ſtand noch immer vor dem Spiegel. Ich hatte Lamartine's neueſte Rede durchgeleſen und der mailänder Elegant war verſchwunden. Er ſtand an einer andern Ecke des Saales vor einem andern Spiegel. Er zählte ſeine Sous, indem er verſtohlen zu einem dritten Spiegel hinblickte, der hinter dem Buffet angebracht war. Zuletzt zog er ſeine Uhr, ſah nach der Zeit und ſpiegelte ſich wieder hinten in dem polirten Gehäuſe. Alles verwandelte

ſich dieſem jungen Narciß in einen Spiegel. Ohne Spiegel konnte er nicht leben und nun frage man noch, was ihn während der Vorſtellung am Abend ſo foltern mußte, daß er nicht aufhören konnte zu gähnen, zu grunzen, zu nieſen und zu huſten? Wahrlich, wenn ich bedenke, daß die moderne italieniſche Muſik berechnet iſt, den Fanatismus einer ſolchen Oberflächlichkeit zu erregen, dieſe ſpiegellüſternen Dandys zu bis, bis und bravis hinzureißen, ſo nimmt meine Vorliebe für ſie bedeutend ab und ich muß geſtehen, daß auch die italieniſche Oper eines jener Dinge iſt, die man, um nicht die Achtung vor ihnen zu verlieren, nicht an der Quelle ſtudiren muß.

8.

Zwiſchen Mailand und Genua.

Es wurde endlich Zeit zum Scheiden. Bei Reichmann hatt' ich die hartnäckigſten Zauderer überdauert, immer drückender fiel die Sonne in mein kleines Arbeitszimmer No. 18, wo ich mir ein ſtilles, rechts und links nur von wohlklingender Muſik unterbrochenes Einſiedlerleben geſchaffen hatte. Um Abſchied von Mailand zu nehmen, beſtieg ich den Dom. Staub und die der Hitze eignen Sonnennebel verhüllten freilich den Blick in die Alpen, aber es war doch erhaben, doch großartig, ſo herabzuſchauen in das Gewühl der Stadt, hinüber dort bis nach Monza, dort bis

nach Pavia. Und den Blick in die Ferne gibt man auch gleich auf, wenn man die Wunder betrachtet, die in der Nähe ſind. Da iſt dieſes herrliche, architektoniſche Kunſtwerk mit ſeinen zahlloſen Bögen, Pyramiden und Statuen. Ein Garten von Marmor, da oben, durch den wir wandeln. Ein Flor der ſchönſten Frühlingsblumen, die hier verſteinert blühen. Es iſt hier oben, in dieſer luftigen Höhe, alles kühn, alles muthig. Dieſe Pyramiden, wie weit ſie vorgeſchoben ſind, wie zart, wie dünn geſpitzt, wie ſchwindelnd die Statuen, die auf ihnen wie Wetterfahnen hin- und herzuſchwanken ſcheinen! Und dieſe Bildwerke ſind nicht etwa Dutzendarbeit. Meiſter haben ihre beſten Arbeitsblüten hierher geliefert; jener Napoleon, an deſſen Rücken ſich der Blitzableiter des Domes lehnt, iſt von Canova, jene ſchwindelnden, einſam in der Luft ſchwebenden Statuen, die verächtlich in den Corſo hinunterſchauen, ſind von Marcheſe und dem nicht min-

der geſchätzten Monti. Noch iſt hier das Ende nicht gefunden. Noch ſollen ſich zwei Marmortreppen, mit ihrer kunſtvollen durchbrochenen Filigranarbeit in die Höhe ſchlängeln und dieſes Soll iſt kein papiernes, keine cölner Domidee, kein Anfall fliegender Nationalhitze, ſondern eine verſiegelte und verbrieſte Wahrheit, die auf maſſivem Grund und Boden ruht, auf Gold- und Silberbürgſchaft und was mehr iſt, auf einem Enthuſiasmus, der nie erkalten kann, der ſich ſtets neu und neu erſetzt, auf der Religion nämlich oder, wenn man will, dem Aberglauben. Teſtamente, Legate, Gelübde bauen dieſen Dom aus. Wer ihm zwanzigtauſend Lire ſchenkt, will damit Gott und nicht den Menſchen gefallen. Es iſt ein Ablaßgeſchenk, das man zahlt und ſchwerlich wol vor Gott ſo rein, wie vielleicht der kleine Centeſimo, der unten an der Pforte in den Almoſenkaſten geworfen wird, aber Dome ſind Dome, Kirchen Kirchen,

nur Religion kann vollbringen, was Religion begonnen hat.

Hier noch eine Berichtigung in Betreff Pompeo Marchese's. Sein großes Standbild, die christliche Religion vorstellend, liegt ihm mit Recht am Herzen. Es ist vielleicht das größte Marmorwerk der Christenheit und wird die mailänder Kirche, für die es bestimmt ist, unvergänglich zieren. Um so mehr liegt dem gefeierten Meister daran, richtig beurtheilt zu werden. Die Stralen um das Haupt jener weiblichen Figur, die die Religion vorstellt, sind keine Neuerung, deren ästhetische Geltung er zu vertreten hätte. Canova, Thorwaldsen, einige Andere vor ihm haben sich freilich auch der Stralen bedient. Indessen fühlt der Künstler selbst, wie wenig diese Nachahmung der gemalten Glorien dem Meißel entspricht. Er findet, wie wir, den Marmor, um einen Sonnenstral auszudrücken, zu kalt. Er liebt die Kunst mehr als die Tra-

dition. Und doch iſt es ſchwer, von dieſer Tradition abzuweichen. Welches Symbol erfinden, um dieſer weiblichen Figur den Ausdruck einer überirdiſchen Beſtimmung zu geben? Wo hört die allgemeine Allegorie dieſer Geſtalt auf, wo fängt die Verwechſelung mit der Mutter Gottes an? Der Künſtler will dieſe Verwechſelung entſchieden vermeiden, er will die Religion wiedergeben, die den Erlöſer in ihrem Schooße trägt, er will aber auch, daß dieſe Religion das Kennzeichen ihrer hohen Abkunft trägt, ja er will endlich auch, daß die ſteinernen Lichtſtralen ſeinem edlen Werke nicht den Stempel einer unäſthetiſchen, ſeiner Kunſt widerſprechenden Anomalie aufdrücken. Mit jugendlichem Muthe, zugänglich dem Rathe der Kritik, hat ſich Marcheſe auf einen ihm von mir in aller Beſcheidenheit gemachten Vorſchlag, entſchloſſen, die Stralen am Haupt der Religion aufzugeben und an ihre Stelle einen kleinen fünfkantigen Stern zu ſetzen. Dieſe Idee

iſt gewiß glücklich. Sie iſt neu und was das beſte iſt, plaſtiſch. Die Bildhauerei ſoll Körper geben, nicht die Ausſtrömungen von Körpern, den Mond auf dem Haupt der Diana, nicht Mondenſchein, Sterne, nicht Sternenlicht. Auch bringt der Stern mehr Sinn in das ganze Kunſtwerk. Es iſt die Nacht, die Chriſtus erhellt, es iſt die ſuchende Sehnſucht, die endlich gefunden, was auf ihren Knieen ruht, es iſt Ahnung und Gewißheit, idealiſch verſchmolzen. Mag das gläubige Volk den Stern als den des Morgenlandes deuten, immerhin, die Deutung iſt chriſtlich. Mag der Kritiker in dem Stern etwas Aegyptiſches wittern oder gar eine Anſpielung auf den Stern der Iſis, immerhin, dieſe Deutung wäre philoſophiſch. Denn Aegypten iſt das Land der Myſterien, die Heimat der Religion, und Iſis, die Natur, iſt die erſte Offenbarung Gottes, während Chriſtus, die zweite, in ihrem Schooße ruht. Ich bin begie-

rig, ob der Künſtler dieſer weſentlichen Verbeſſerung ſeines in allem Uebrigen meiſterhaften Werkes treu bleiben wird. Eine kurze, aber inhaltreiche perſönliche Begegnung mit dem trefflichen Meiſter bleibt für mich eine wohlthuende Erinnerung.

Die Gegend zwiſchen Mailand und Pavia ſieht traurig aus. Lüneburger Haide nannten ſie die Reiſegefährten. Und doch wächſt hier Reis, der freilich einen ſumpfigen Boden bedarf. Dem Ticino ſind eine Menge kleiner Kanäle abgewonnen worden, die den ohnehin ſchon feuchten Boden noch mehr bewäſſern müſſen. Die Ausdünſtung dieſes todten Waſſers iſt ungeſund. Man begreift nicht, wie man mitten in einer ſo traurigen Atmoſphäre die Univerſität Pavia laſſen konnte.

Die berühmte Certoſa nimmt hier die ganze Aufmerkſamkeit des Reiſenden in Anſpruch Welch ein Gebäude! Wieder eine ganze

Welt von Pracht und Größe, die sich hier mitten aus der Wüste erhebt. Durch nichts vorbereitet, unangekündigt, unerwartet ragt hier ein Münster gen Himmel, der sich mit den schönsten Kirchen Italiens messen kann. Jahrhunderte haben an diesem Kloster und seiner Kirche gearbeitet, alle Zeitalter der Kunst, seit dem Anfange des geläuterten Geschmacks, haben in Bildern, Statuen und Ausschmückungen jeder Art hier ihr Gedächtniß zurückgelassen. Es ist wieder ein Werk, das über die Kunst hinausliegt und groß wie eine geschichtliche That ist.

Der Begründer des mailänder Doms, Johann Galeazzo Visconti, hat auch dies Kloster gegründet. Fast möchte man der Nachricht Glauben schenken, daß alle diese excentrisch erhabenen Gebäude eine große Sünde gut machen sollten. Johann Galeazzo, der erste Herzog von Mailand, hatte sich diese Würde bekanntlich durch ein Verbrechen erkauft. Herrscher von Pavia,

gefürchteter Krieger, schlauer Staatsmann, zeigte er eines Tages seinem Oheim, Barnabo von Mailand, an, er hätte in Varese, zwischen dem Comer- und Langensee, ein Gelübde zu erfüllen. Scheinbar friedlich an Mailand vorüberziehend, wird er von seinem Oheim und dessen Söhnen feierlich bewillkommnet. Sein Plan war aber eine Gewaltthat. Er bemächtigte sich der Person Barnabo's, warf ihn gefangen in das feste Schloß Trezzo und nahm von Mailand Besitz. Daß er den Oheim, seinen eigenen Schwiegervater (Barnabo's Tochter war seine zweite Gemahlin) durch Gift ums Leben brachte, wird zwar von den Chronisten behauptet, ebenso wie man den Ursprung der Certosa von seiner Reue über diese That herleitet. Doch wie räthselhaft muß uns eine solche That erscheinen, wenn man weiß, daß Johann Galeazzo unter der Zahl der italienischen Tyrannen einer der weisesten, gerechtesten, kraftvollsten war.

Vielleicht mildert die Verworfenheit Barnabo's, seines Oheims, die schaudervolle That, wenn sie stattfand, vielleicht löst die Psychologie das Räthsel, wie sich in kraftvollen Charakteren Tugenden und Laster das Gleichgewicht halten können. Unter den Statuen auf dem Dache des mailänder Doms steht Johann Galeazzo mit aufgerichtetem Speer im eisernen Harnisch und blickt trüb und ernst auf das Gewühl des Erdenlebens hinab. In seiner Certosa haben ihm die Karthäuser ein glänzendes Grabmal errichtet, auf dem er in seiner ganzen, mehr kleinen als großen Figur abgebildet ist. Die hundert Embleme dieses Mausoleums mögen Schmeicheleien sein, die Züge Johann Galeazzo's, des reuigen Mörders, sind echt. Man erstaunt über das Gemisch seines physiognomischen Ausdrucks. Kraft und List, Trotz und Furcht, Bigotterie und wirklich fromme Züge malen sich merkwürdig ineinander. Die Reue scheint bei ihm echt

gewesen zu sein, selbst wenn sie nicht in so wunderbaren Ergüssen spräche, wie der Dom von Mailand und diese Certosa bei Pavia.

Merkwürdig genug, die Certosa wie der Dom von Mailand sind von Deutschen erbaut. Welcher deutsche Name hinter Camodia oder Zamodia, wie mit Veritalienirung der Erbauer der Certosa genannt wird, eigentlich stecken mag, ist schwer zu sagen; wenn aber die Italiener den Erbauer eines Tempels, auf den sie stolz sind, selbst einen Deutschen nennen, so darf man ihnen schon glauben. 1396 wurde der Grundstein gelegt und dann von Jahr zu Jahr an dem Werke fortgeschritten. Die letzten Ausschmückungen der innern Räume reichen bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinab, wo es mit dem Geschmack bald ein Ende nahm. Bis 1780 diente die Certosa ihrer ursprünglichen Bestimmung. Vier und zwanzig Karthäuser lebten streng abgesondert in jenen vier und zwanzig

kleinen Häusern, die durch einen majestätischen Kreuzgang verbunden werden. Jeder eintretende Mönch bekam seine gesonderte Wohnung, die er nur am Donnerstag verlassen durfte, wo man gemeinschaftlich in der Gegend lustwandelte und sich in einem großen Eßsaale, freilich wieder an abgesonderten Tischen, für die Entbehrungen einer Woche schadlos hielt. Diese kleinen Gebäude haben alle eine Thurmspitze, bilden zwei Stockwerke und werden nach hinten von einem Gärtchen begrenzt, dessen Pflege eine Hauptbeschäftigung der Karthäuser ausmachte. Müde Seelen können sich hier nicht unglücklich gefühlt haben. Wer viel gerungen und viel gelitten, wer sich einen Schatz von Täuschungen im Leben erworben hat, wer mürbe geworden von den Schlägen des Daseins, der kann sich sammeln in dieser Einsamkeit, in diesen kühlen Zellen, unter diesem stillen Weinlaubdache, das sich an den Fenstern der Klause entlang zieht.

Warum nicht sich selber sein Grab graben? Warum nicht schlafen in seinem Sarge? Warum nicht schweigen, wenn man so viel geredet hat und doch nicht verstanden wurde! Würden nur diejenigen Karthäuser, für welche der heilige Bruno den Orden gestiftet hat, diese Gestalt des Mönchthums wäre noch die einzig wahre, die sich vertheidigen läßt. Joseph II. überzeugte sich wohl, daß die Karthäuser von 1780 nicht mehr die des heiligen Bruno waren. Der Welt entsagen in einem Kloster, das über eine jährliche Rente von einer Million zu gebieten hat, ist allerdings ein Widerspruch, wo eine Partei nachgeben muß. Die Million verschwand und mit ihr die Karthäuser. Die Revolutionen gingen schonend an der Certosa vorüber. Das Kloster lieferte nur das Blei seiner Dächer zu den Kugeln. Die Revolutionen sind beseitigt, der Friede wirft von der Porta del Sempione seine Metternich'schen Eichenkränze und die Kar-

thäuſer werden, wie es heißt, noch in dieſem Jahre in die Certoſa zurückkehren. Wahrſcheinlich ohne die Million und in dieſem Falle mag die Reſtauration gelten.

Als Franz I. bei Pavia geſchlagen und gefangen war, zogen die Ritter, die ihn führten, an der Certoſa vorüber. Die Mönche ſangen in der majeſtätiſchen Kirche eben die Meſſe. Als Franz eintrat, vernahm man die Worte des Pſalms:

„Wie Milch iſt mein Herz geronnen und ich gedenke deines Geſetzes.“

Der König, den die verlorne Schlacht und Freiheit tief darniederbeugte, ſtimmte ſchmerzlich in den folgenden Vers mit ein:

„Gut, daß du mich erniedrigt haſt, damit ich deine Gebote erkenne.“

Pavia, die Univerſität mit ihren kanoniſchen Rechtsſpaltungen und anatomiſchen Secirtiſchen, macht einen düſtern Eindruck. Wohl

denen, die in Halle und Jena ſtudirt haben! Hier gibt es keine bunten Mützen, keine Pfeifenquäſte, keine Commerſe. Gelangweilt ſtehen die italieniſchen Muſenſöhne vor den Cafés und rauchen eine öſterreichiſche Regiecigarre. Das ungariſche Militair ſcheint mehr die Stadt zu beherrſchen, als der Student. Die kleinen Einſpänner, die den Corſo hinunterfliegen, lenkt der ſchnurrbärtige Magyar. Man ſieht es dieſer Univerſität an, daß eine drückende Cenſur auf ihr laſtet. In den Buchläden findet man von der Literatur nur die ſcientifiſchen Handbücher und von belletriſtiſcher Lectüre — nur die Kirchenväter. Dennoch ſcheinen die Studenten fleißig zu ſein. Ich vermuthe wenigſtens, daß es eine Anſpielung auf die Studenten von Pavia iſt, als man jenem abſcheulichen Affen, der ſich durch ſein braun und blaues Sitzfleiſch auszeichnet, den Namen Pavian gab.

Gleich hinter dem Ticino betritt man die

Staaten des Königs von Sardinien. Statt des Doppeladlers glänzt nun an den Mauthhäusern das weiße Kreuz. Eine Schiffbrücke führt über den Po. Man ist in Uebergangsgegenden. Alles scheint charakterlos, Haide, Fläche, kahles Gestein bieten nüchterne Aussichten. Man ahnt, daß hier eine Länderschicht zu Ende ist. Die Natur hat sich erschöpft. Jenseit jener Hügel wird es schöner sein. Die Hügel erheben sich, werden Berge, die Berge werden schroffe Felsen, der Mond spinnt einen zaubervollen Schleier über dies Gemisch von Bleibendem und Kommendem, Altem und Neuem. Man sieht nicht, was geht, man ahnt nicht, was kommt. Endlich bricht aber der Morgen an und eine wunderliche Erscheinung überrascht das Auge. Eben noch hatte die Sonne ihre Ankunft ahnen lassen, als ein dichter Nebel das ganze kahle Felsgebirg umhüllt. Das ist das Meer, der Nebel ist sein Bote. Hinunter rollt es die steilen Berge, im-

mer freundlicher wird die Vegetation, immer dichter das Gedräng der Oliven- und Feigenbäume, wir haben Italien wieder und ein um wie viel ſchöneres, reicheres, als früher! Die ſtolzeſte Sonntagsmorgenſonne verjagt die Nebel, wir ſehen einen blauen Streifen: das Meer! Wir ſehen einen Golf, belebt von Maſten und Paläſten: Genua.

9.

Genua.

Nur wenig Phantasie bedarf es, um durch Shakespeare's Othello und Shylok sich in Venedig, durch Goethe's Egmont sich in Brüssel heimisch zu fühlen. Man braucht Venedig und Brüssel nie gesehen zu haben und weiß doch, wo wol die Gondeln schwanken, oder wo die Bürger von Brabant sich im Armbrustschießen üben konnten. Man weiß es, oder bildet sich ein, es zu wissen. Es ist ein phantastisches, erträumtes Venedig und Brüssel, in dem wir leben. Es ist ein Venedig, ein Brüssel, wie es ist und nicht ist. Ein Venedig und Brüssel, wie es

nie war und doch ſein könnte. Warum iſt die Wirklichkeit nicht unſer Traum, warum die Proſa eines topographiſchen Planes, den man für drei Franken kauft, nicht die Poeſie unſerer Vorſtellung!

Auch in Genua glaubt' ich längſt heimiſch zu ſein und fand es doch völlig von meiner idealen Geographie abweichend. Ich glaubte mit Mulei Haſſan, dem Mohren des Fiesko, durch allen Windungen und Krümmungen dieſer Hafenſtadt ſchon geirrt zu ſein. Ich glaubte, man könnte wie Katzen über Genuas Dächer kriechen. Ich ſah ſchon den Wetterhahn der Lorenzokirche, auf dem man neunzigmal um ſich ſelber gewirbelt werden konnte. Ich hatte Genua mit ſeinen Dogen, ſeinen Gräfinnen Imperiali's, Genua mit ſeinem Hafen, ſeinem Arſenal und dem Revolutions-Glockengeläute, das der ſelige Theaterdirector Schmidt in Hamburg ſo düſter und ſchauerlich zu organiſiren

wußte, vollkommen inne und habe mich doch getäuſcht!

Es ſind die Reiſebeſchreiber an dieſer Täuſchung mehr Schuld, als Schiller. Jene verwirren uns den Kopf mehr, als die Dichter. Schiller, der Genua nur aus ſeiner Phantaſie kannte, hat die ſtolze Meereskönigin beſſer beſchrieben, als die entzückten Touriſten, die größtentheils an dem unausſtehlichen Fehler der Uebertreibung leiden. Es iſt nicht alles Orangenbaum, was in Italien grün iſt. Es gibt auch Diſteln und Neſſeln, Haidekraut und mooriges Schilf, in dem Fröſche gurgeln. Die Beſchreibungen Genuas, die ich geleſen, hatten mich verführt, eine Stadt zu erwarten, die ſich vom Meere zum hohen Gebirg hinaufdacht in gleichmäßigen Terraſſen, erſt eine Lage Häuſer, dann eine Lage Gärten, dann wieder eine Lage Häuſer, wieder eine Lage Gärten, in der Art, wie die wiener Torten gebacken ſind. Das macht

sich nun aber in der Wirklichkeit alles anders. Die Gärten sind da, aber meistens außer der Stadt, die Häuser blicken eins aufs andere, aber nur von den Dächern aus, wo die Katzen wohnen. Einige großartige Paläste mit ihren meerwärts gehenden Galerien kann man nicht rechnen. Das Hufeisen, auf das Genua gebaut ist, ist lange nicht so eng, als man es beschrieben hat. Nach der Riviera di Ponente hin ist Platz zu noch zwei so großen Städten, wie Genua ist. Höher hinauf, dem kahlen, kreidigen und wahrhaft unschönen Felsgestein zu, sind gewaltige Lücken offen, wo die Gartenkunst, die hier die Stelle der Natur vertritt, noch großen Spielraum gewänne. Diese Schilderung soll nicht die unleugbare Majestät der Lage Genuas beeinträchtigen, sondern nur die Vorstellungen berichtigen, die uns der übertriebene Enthusiasmus einseitiger Touristen beigebracht hat.

Die ſtolze Lage Genuas läßt ſich nur von der Vogelperſpective aus würdigen. Man muß von der Terraſſe irgend eines kleinen Gaſthofes abſtrahiren und nur das Ganze, die impoſante Hoheit der Geſammtheit betrachten. Von der Carignanobrücke aus, vom Garten des Marquis Durazzo am Kloſter Fieschine, vom Doriapalaſte aus, vom Leuchtthurme oder einem tüchtigen Vorſprunge, den wir im breiten Kahn auf das Meer hinauswagen, von dieſen Geſichtspunkten ſteht die Wirklichkeit weit über der Einbildung. So iſt Genua erhaben. So ſtralt es wie ein Diadem, ſo flammt es im Abendroth wie eine Rieſenfackel, die bis in die fernſten Oceane leuchtet. Es iſt ein heiliger Schauer, der uns überkommt, wenn wir an dieſe wogende Welt von Schiffen, Paläſten, Thürmen die Erinnerungen einer großartigen Geſchichte knüpfen. Dort zur Rechten hin Rom, hier zur Linken das kleine Dorf, wo Columbus geboren wurde,

hinter uns Corſika, wo zwiſchen ſchneebedeckten Felſen Napoleon geboren wurde, Afrika und Aſien durch die Welle des Meeres ſo nahe gerückt, Flotten, die einſt hier landeten, Erinnerungen von geſtern an bis zur Welt der Römer und Carthager zurück, man fühlt, daß hier der Focus jener Geſchichte iſt, die nicht, wie bei uns oben, die Jahrzehende, ſondern die Jahrhunderte erſchüttert hat. Alles, was von hier gekommen iſt, trat mit breiten Dimenſionen auf. Columbus ſuchte eine neue Welt, Napoleon wollte das Mittelmeer zum franzöſiſchen See machen und Aegypten in die Departemente Frankreichs aufnehmen, hier iſt nichts Enges, Begrenztes, Stubenmäßiges. Die Fremden in den Gaſthäuſern kommen nicht mehr von ihren Gütern in Holſtein, Schleſien oder Mecklenburg, ſondern es heißt: Herr Meyer aus Malta, Madame Müller aus Corfu, Herr Krüger aus Barcelona. Man vergißt hier ſeinen Kant

und Hegel und ordnet ſich dem großen Weltgeiſte unter.

Die Handelsblüte Genuas iſt nicht ſo verwelkt, wie die Venedigs. Es hat an der Küſte keinen ſo mächtigen Rivalen gefunden, wie Venedig an Trieſt, einem der blühendſten Häfen des Mittelmeeres. Dennoch iſt auch Genua nur noch der Schatten ſeiner frühern Größe. Um es zu heben, hat man es zu einem Freihafen gemacht, dieſe Freiheit aber nicht auf die Stadt ſelbſt ausgedehnt. Ein enges Baſſin geſtattet den Zugang von Schiffen und Waaren jeder Art; jenſeit dieſes Baſſins aber beginnt ſchon die ſtrengſte Douane. Viel Bewegung im Handel und Verkehr iſt dabei nicht möglich.

Die Genueſer waren ein Handelsvolk, voll Unternehmungseifer, tapfer, ja in Fällen, wo ihr Intereſſe bedroht ſchien, grauſam und gewaltthätig. Die Erinnerungen an die rohe, räuberiſche Art, wie dieſe Stadt ihren Handel trieb,

ſind ſtörend genug. Ueberall findet man hier Spuren einer Brutalität, die uns glauben macht, daß dieſe Stadt eher von gewinnſüchtigen Fiſchern und rauflustigen Matroſen, als von ehrlichen, gediegenen und friedlichen Kaufleuten regiert wurde. An mehren der älteren Kirchen findet man Bruchſtücke jener Kette aufgehängt, mit welcher die Genueſer den Piſanern ihren gefahrdrohenden Hafen verſchloſſen. Auf die plumpſte Art zwang man die Handelswelt, nur in Genua einzukehren. Wo ein Hafen in der Nähe zu vielen Beſuch erhielt, machte ſich ſogleich der Neid der Genueſer auf und verdarb ihn durch verſenkte Schiffe oder Felsſteine. Das Handelsprincip entwickelte ſich eben in Genua in ſeiner abſchreckendſten Geſtalt, in der abſoluten Form des Egoismus, der allerdings das Gewerbe des Kaufmanns, vom communiſtiſchen Standpunkt, nur als eine raffinirte Räuberei erſcheinen läßt. Aus dieſem unſaubern Grund-

element entwickelten ſich die Reichthümer der Republik und durch die Reichthümer eine Geldariſtokratie, deren ehemalige Exiſtenz in wundervollen Paläſten, umgeben von Pracht und dem wetteifernden Aufgebot der Künſte, uns allerdings Staunen abnöthigt. Mit überwältigter Bewunderung durchwandern wir dieſe Marmorhüllen einer noch immer nicht ganz entſchwundenen Herrlichkeit. Noch empfangen uns in den Paläſten Diener, noch ſind dieſe mit Gold, Lapis lazuli und ſchwer ſeidenen Tapeten verzierten Säle bewohnt, noch hängen in ihren Galerien die aus alter Zeit vererbten Gemälde der ausgezeichnetſten Maler vergangener Kunſtperioden. Hier und da weht uns allerdings ſchon etwas vom Don Ranudo de Colibrados entgegen. Die alten geſchnörkelten Rococoſtühle, die alten abbröckelnden Goldleiſten, die durchgeſeſſenen Sammt- und Seidenſtoffe machen hier und da wirklich einen lächerlichen,

Don-Quixotiſchen Eindruck. Kann man den Palaſt des Marquis Serra wol ohne Ironie betrachten? Man zeigt hier einen Saal, den der Bediente des Hauſes für den koſtbarſten in der Welt ausgibt. Er ſoll in der That eine Million, man weiß nicht, ob polniſcher Gulden oder Kronenthaler gekoſtet haben. Es iſt ein kleiner dunkler Saal mit ſechszehn Marmorſäulen, die man zum Ueberfluß mit Gold überzogen hat. Vor dieſem Saale ſaß ſonſt der frühere Beſitzer im Zuſtande trauriger Geiſtesabweſenheit und unterhielt ſich mit ſeinem Bedienten über den Preis der Küchengemüſe. Jetzt iſt der arme Beſitzer des reichen Saales geſtorben, aber dafür zeigt ſich mit großer Prätenſion eine andere Narrheit. Aengſtlich befliſſen öffnet der Bediente von der Wand ein bewegliches Portrait in Lebensgröße und läßt uns in günſtigſter Beleuchtung als eine große Merkwürdigkeit, nicht etwa eine berühmte Fürſtin, oder

Heldin oder eine Figur van Dyk's ſehen, ſondern die gegenwärtige Beſitzerin des Palaſtes, eine ältliche Dame in der geſchmackloſen Mode von 1824, wo die kurzen Taillen und die Gigotärmel für ſchön galten. Der Bediente iſt dafür angeſtellt, dieſe Merkwürdigkeit mit großer Feierlichkeit jedem Fremden vorzuführen. Es fehlte nur noch das Portrait des Schooßhundes der alten Dame.

Am weſtlichen Eingangsthore der Stadt liegt einſam der Palaſt des Andreas Doria. Es iſt mehr Luft als Grün, mehr Zug als Gebäude hier. Der Palaſt ſcheint nur eine Durchgangspforte zu dem einfachen Garten zu ſein, den die Welle des Meeres beſpült. Wenn die Züge jenes Neptuns, der eine Waſſergruppe des Gartens beherrſcht, wirklich, wie man verſichert, das Bild des Andreas Doria wiedergeben, ſo ſah der alte Seeheld kräftiger aus, als ihn unſere invaliden Andreas Doria-Spieler im Fiesko

wiedergeben. In den Steinen, die den am Ende des Gartens liegenden Hafen verſchüttet haben, begegnet man zum erſtenmal den Erinnerungen an jenen ehrgeizigen Grafen Lavagna, der es für einen ſchönen Traum hielt, ſich dieſer Meereskönigin als Gatte zu vermählen, an der Verwirklichung dieſes Traumes aber mit Leib und Leben ſcheiterte. Um es dem Dogen unmöglich zu machen, von ſeinem kleinen Hafen aus mit der Stadt in Verbindung zu bleiben, ließ Fiesko ihn durch Felsſtücke, die noch jetzt ſichtbar ſind, verſenken. Bewohnt wird dieſer Palaſt von einem Grafen Doria, der bald in Rom, bald hier verweilt.

An den Kaſernen vorüber, wo die Soldaten der Hitze wegen in unterirdiſchen Sälen exercirten, über einen Platz, den einſt eine Napoleonsſtatue von Canova zierte, die aber der Pöbel im Jahre 1815, als Genua wieder eine Republik zu werden hoffte, zertrümmerte, zur Linken

eines Arſenals, das die Genueſer dem Chriſtoph Columbus gewidmet haben, nachdem ſie vor dreihundert Jahren verſäumten, durch ihn die Beſitzer der neuen Welt zu werden, gelangt man in den Palaſt des Marcheſe Marcellino Durazzo, der jetzt ein Eigenthum des Königs von Sardinien und ſeine Herberge iſt, wenn er des Jahres, wie man ſich beklagt, leider nur einen Monat in Genua zubringt. Man kann eben nicht ſagen, daß uns dieſer Palaſt mit königlicher Majeſtät begrüßt. Sein Aufgang kommt den Portalen anderer genueſiſcher Paläſte nicht gleich. Ueber Marmorſtufen führen hölzerne Treppen-Gelände. Man reſtaurirt ſo eben die Zimmer, macht aus einer alten Ahnengalerie einen Speiſe- und Tanzſaal und verſpricht auch für die innere Einrichtung der königlichen Gemächer Fortſchritte, die in der detaillirten Genauigkeit, mit der man ſie uns mittheilte, Niemand intereſſiren werden. Die größte architektoniſche Schönheit dieſes Pa-

laſtes iſt ſeine Terraſſe. Sie gewährt einen weiten Blick ins Meer, in das Gewühl des Hafens und führt durch einige neuangelegte Verbindungen ins Arſenal. Ob dieſe Verbindung mehr eine Bequemlichkeit oder ein möglicher Rückzug aufs Meer zu nennen iſt, bleibt unentſchieden. Leider hat die im Sommer übliche Reinigung der Paläſte mich hier, wie in den meiſten andern, um den vollen Genuß der ſonſt aufgeſtellten Bilder gebracht. Manches bedeutende Werk mußte hinter einem alten Lehnſtuhl, den man eben aufpolſterte, hervorgeholt werden. Andere Zimmer waren vor den Arbeiten der Fußbodenpolirer gar nicht zugänglich. Mit voller Freiheit ließ ſich von den bedeutenderen Werken nur die Fußwaſchung des Paul Veroneſe betrachten. Es iſt die Fußwaſchung einer jener bibliſchen Gegenſtände, in deren Auffaſſung, wenn ſie uns anſprechen ſoll, viel Weltlichkeit gelegt werden muß. Vom geiſtlichen Stand-

punkte wird uns dieſer Actus nie intereſſiren. Die Sitte, daß Einer dem Andern aus Höflichkeit die Füße wäſcht, iſt uns zu fremd, als daß wir mit dem, der da wäſcht, oder dem, der ſich waſchen läßt, beſonders ſympathiſiren können. Mag die Wäſcherin noch ſo viel geiſtliche Huldigung in ihre Handlung legen, der, der ſie annimmt, wird uns immer als ein bequemer, weltlicher Satrap erſcheinen. Sieht man nun die Jünger gar noch dieſen Act verhindern, ſo laſſen alle Verbindungsgefühle, die uns an dieſen Gegenſtand feſſeln können, vollends nach, denn nun wiſſen wir nicht mehr, wo aus, wo ein, was hier das Einzelne und was das Ganze ſagen ſoll, und nehmen eine noch ſo ſchön gemalte Darſtellung dieſer Geſchichte mit einer Kälte auf, die eine Ungerechtigkeit gegen den warmen Pinſel des Künſtlers iſt. Außer einer ſchönen Vertheilung der Farben gefiel mir denn an dieſem berühmten Bilde beſonders die Ein-

heit der Handlung, wenn ſie auch etwas tumultuariſch und beinahe, möchte ich ſagen, theatraliſch iſt. Die gewöhnlichen Fußwaſchungen nach dem Moment des Zürnens der Apoſtel, dieſe Fußwaſchungen, wo das Nachtmahl ſeinen ruhigen Fortgang hat und in einer dunkeln Ecke die Schweſter des Lazarus ſitzt und dem Heiland ſtill für ſich die Füße wäſcht, haben etwas völlig Befremdliches und Abſpannendes. Ein gekreuzigter Chriſtus von van Dyk erinnerte an daſſelbe Bild von Guido Reni in der mailänder Brera. Doch möchte ich van Dyk den Vorzug geben. Der Moment, wo es heißt: Und die Erde ward finſter, dieſe Schauer der Natur, dies Zittern der Erde, ſchienen mir in dieſem Bilde großartig wiedergegeben. Ich wiederhole mein Bedauern, durch die Unordnung, die hier einer größern Ordnung vorangehen ſollte, im Genuß aller dieſer Bilder geſtört worden zu ſein.

Bequemer traf es ſich im Palaſt des Philipp Durazzo, deſſen freiſchwebende, weiße Marmortreppe ſogleich einen impoſanteren Anblick bot. Die Gemälde, wenn auch von ſehr verſchiedenem Werth, ſind alle ſehr anſprechend geordnet. Wäre ich nicht, außer der büßenden Magdalena von Correggio, allen Magdalenenbildern abhold, ſo hätte hier die Magdalena von Tizian wol ein längeres Verweilen verdient. Wie Tizian denn immer die Frauen malte, wie ſie ſind oder wenigſtens wie ſie in Bologna ſind, ſo iſt auch dieſe ſeine büßende Magdalena eine wirkliche Sünderin in der Liebe. Ihre Augen ſind eingefallen, die Züge des Geſichts ſind nicht mehr mit jenem bekannten Tizianiſchen Fleiſche überzogen, ſondern zeigen eine Magerkeit, die mit dem hochquellenden Buſen auffallend contraſtirt. Was ſollen aber alle dieſe gemalten Verſinnlichungen der Reue? Man kann den Glauben malen, die Frömmigkeit, die Ent-

zückung und vielleicht die Seligkeit ſelbſt. Aber kann man die Reue malen, dieſe tiefſte Verſenkung des Menſchen in ſich ſelbſt, dieſe gänzliche Abſtraction von der Welt, dieſe höchſte Wahrheit, bei der man, wenn ſie echt ſein ſoll, aufhören muß, ſich ſo oder ſo, ſchön oder häßlich, intereſſant oder abſtoßend auszunehmen? Correggio iſt der Einzige geweſen, der uns eine Magdalena gemalt hat, an deren Reue man glaubt. Hingeſtreckt liegt ein ſchönes Weib, ein wundervoll geformter Körper, der die höchſte Fähigkeit zu ſündigen hatte. Und dieſer ſchöne Körper liegt nackt auf hartem Boden, ein Strick, als Symbol der Geißelung, zur Seite; für die heißen Lippen, die ſonſt ſie küßten, ein grinzender Todtenkopf. Und dieſe Magdalena von Correggio blickt uns nicht an. Sie kann nicht den letzten Verſuch machen, uns ſelbſt in ihrer Entſagung noch intereſſant zu erſcheinen, ſie kann auch, weil ſie bereut, nicht kleinlich, verzagt

und unbedeutend erſcheinen, ſondern ſie entzieht uns alle dieſe Möglichkeiten durch ihr geſenktes Haupt, ihr verborgenes Auge. Sie lieſt in einem Buche, ihre Blicke ſind beſchäftigt, ihre Gedanken abgewandt von ſich ſelbſt. Einer ſolchen Magdalena glaubt man ihre Reue, nicht aber jenen armen Sünderinnen, die uns mit verweinten Augen anblicken und ſelbſt in ihrem zerknirſchten und gedemüthigten Zuſtande noch immer die beaux restes ihrer Vergangenheit zeigen. Die Reue ſpielt mit Recht eine große Rolle in der Theologie. In der Kunſt aber muß ſie mit Vorſicht behandelt werden, wenn ſie uns rühren und nicht eher einen kläglichen Eindruck auf uns machen ſoll. — An den Bildern des Marcheſe Philippo weiter wandelnd, trifft man eine Ceres von Tizian, für welche, als die Göttin der Fruchtbarkeit, des Meiſters ſaftiger, fleiſchiger Ton recht an der Stelle war. Einige ſehr ſauber ausgeführte Familiengemälde

ſtammen von van Dyk her, der den Stolz der engliſchen Ariſtokratie, ihre Kinder und ihre Jagdhunde, vortrefflich zu malen verſtand. Sehr komiſch iſt es, daß in einem vom Bedienten überreichten, gedruckten Kataloge zwei an ſich abgeſchmackte Bilder, Heraklit, der weint, und Demokrit, der lacht, ſo verdruckt waren, daß hier Heraklit der Lachende und Demokrit der Weinende war. Ein großer Achilles-Saal, der rings an den Wänden Scenen aus dem Leben des großen Peleïden darſtellte, iſt mehr freundlich als bedeutend. Die Art, wie der kleine Achilles hier in den Styx getaucht wird, um unverwundbar zu werden, erinnerte faſt an die Art, wie man Krebſe und Hummer kocht. „Römiſche Liebe," von Guido Reni, vergegenwärtigt uns jene bekannte Anekdote, nach welcher ein Römer im Gefängniß ſich an den Brüſten ſeiner Tochter vor dem Hungertode rettete. Schade, daß das Unnatürliche des Gegenſtan-

des etwas Abstoßendes hat. Der Ausdruck der Tochter, die glücklich ist, mit einer kleinen Ueberwindung ihrer Scham ein so theueres Leben zu erhalten, ist sehr lieblich. Sinnig ist ferner der Zug, daß der Künstler den Vater die Hände falten läßt. Will dieses Gebet nicht sagen, daß Gott die Abweichung von der Natur verzeihen möge?

An dem prächtigen Palast Turfi Doria vorüber, der mit seiner lieblichen Terrasse und dem in die Strada Nuova herunter ragenden Feigenbaum von seltener Größe jetzt den Jesuiten gehört, kommt man zu dem äußerlich unbedeutenden, aber innerlich desto reicheren Palaste Brignole. Leider aber auch hier zwei ungünstige Umstände. Die besten Sachen hat der Marquis Brignole nach Paris genommen, wo er seit Jahren sardinischer Gesandter ist. Und die zurückgebliebenen waren durch die Restauration der Zimmer fast ungenießbar. Zu diesen

gehörten viele van Dyk's und Rubens. Eine Kleopatra von Guercino ſchien mir ausgezeichnet behandelt. Auge und Gefühl bekamen eine gleiche Befriedigung. Die ſinnliche Schönheit des Körpers war auf das Großartigſte verſchmolzen mit dem phyſiſchen Schmerz in den Zügen der Selbſtmörderin. Und was mehr war, ein Rahmen von wahrhafter Erhabenheit zog ſich hier um einen Gegenſtand, der nur zu oft durch kleinliche Behandlung ins Kokette herabgezogen zu werden pflegt. Hier ſteht auch jener originelle Chriſtuskopf des Guido Reni, der ſo auffallend von der überlieferten byzantiniſchen Form des Chriſtuskopfes abweicht. Es ſpricht ſich aber in den erhöhten Mundwinkeln dieſes Kopfes eine Entſchloſſenheit aus, die der leidenden Tendenz des Heilandes nicht ganz anzugehören ſcheint. Und doch muß man ſich wieder geſtehen, daß dieſe Abweichung von der Ueberliefe-

rung etwas Anziehendes hat. Gar lieblich ist der Eindruck eines kleinen von Guercino herrührenden Bildes: Gott, der sich die Welt besieht. Vor einer kleinen Figur, die im Brustbild einen würdigen alten Herrn darstellt, liegt die Erdkugel, umfangen von einem kleinen pauschbackigen Engel, der nicht dem christlichen Himmel anzugehören scheint, sondern geradezu der der Venus entlaufene Gott Amor ist. Der Blick Gottes auf die Erdkugel ist von unaussprechlicher Milde. Fast scheint es, als wäre der gute Weltenvater eher neugierig über das, was hienieden vorgeht, als erzürnt. Der kleine Liebesgott scheint bittende Fürsprache zu thun für dies wunderliche Menschengewimmel, an dem es durch das einmal eingepflanzte, liebebedürftige Herz der gute Weltenschöpfer doch von vorn herein schon versehen hat. Noch war beim Marquis Brignole eine Ueberraschung vorbehalten, die um so grösser war, da kein Neigebaur und kein Lewald

auf sie vorbereitet. Der Führer hatte von einem modernen Bilde gesprochen, das in diesen Sälen zum Kauf ausgestellt sei. Wir standen plötzlich vor einer Staffelei, auf der ich diese neue Arbeit vermuthete, und schon war die Kritik in Bereitschaft, wie ein Stachelthier schwirrend alle ihre Borsten auszustrecken, da las ich über dem Bild auf der Staffelei mit goldenen Buchstaben die Worte: Opus Raphaelis Sanzii Urbinatis. Eine heilige Familie von Raphael! Unverkennbar echt, durch und durch den Stempel jener lieblichen Würde und sinnigen Einfachheit tragend, durch welche sich die Werke des großen Meisters auszeichnen. Der Glaube an dieses, erst kürzlich aufgefundene Bild würde bei aller in die Augen springenden Classicität dennoch mir nicht so langsam gekommen sein, wenn die Reinigung, deren dies Bild aus einem gänzlich vernachlässigten Zustande bedurfte, ihm nicht einen zu grellen und ganz wie neuen Far-

Frauenzimmer, welches vor dem König Herodes üppig zu tanzen verſtand, ums Leben kam, ſo darf ſich nach einem ausdrücklichen Maueranſchlage, bei Strafe der Excommunication, kein Frauenzimmer dem Altar des vorchriſtlichen Märtyrers nahen. Zwei franzöſiſche Jeſuiten, ein offner und ein heimlicher, gefielen ſich darin, einigen anweſenden Damen mit vielem Aufwand von ſüßlich zudringlicher Galanterie dieſe Myſterien der Johanniskapelle zu erläutern. So frivol dieſe beiden Herren erſchienen, ſo bigott wurden ſie plötzlich in einem kleinen Kämmerchen, wo uns das Palladium Genuas, der berühmte heilige Graal, gezeigt wurde. — Mit dieſer Reliquie hat es ſeine Bewandtniß, wie mit allen übrigen. Sie iſt nicht ſo echt, wie die Alterthümer von Herkulanum und Pompeji, aber auch nicht ſo unecht, wie das Blut des heiligen Januarius. Jenes Gefäß, das die Königin von Saba ihrem dichteriſchen Anbeter,

dem Könige Salomo, als Geschenk für seine Tempelbauten verehrte, das sodann, man weiß freilich nicht durch welche Veranlassung, in die Hände jenes vornehmen Protectors des Christenthums, des Josephs von Arimathia, kam, jene Schale, die Joseph von Arimathia für die Kreuzigung herlieh, damit darin das Blut des Heilandes aufgefangen würde, wo mag sie anders sein, als in der Märchenwelt? Die Schale, die in Genua dafür ausgegeben wird, ist aber auch kein Glasscherben von gestern, sondern wirklich ein Gefäß, das man mit Theilnahme betrachtet.

Die beiden Jesuiten, die anfangs von der Existenz der Sacra Catena nichts gewußt hatten, dann aber die grüne Schale für ein Waschlavoir des Heilandes hielten und endlich von einem Magistratsdiener mit bedeutender Entstellung der Sage hörten, die Königin von Saba hätte aus Handelspolitik diese Schale der Republik Genua geschenkt und diese sie zur Kreuzigung hergeliehen, ereiferten sich jetzt, die günstige Gelegenheit einer so heiligen Reliquie zu benutzen. Sie drückten flugs allerhand Ringe und Kreuze an die Schale, um damit in der Heimat vielleicht an irgend einem vornehmen, gläubigen Beichtkinde Wunder zu thun. Mir stiegen beim Anblick dieses Gefäßes ganz eigne Jugenderinnerungen auf. Dreht sich nicht die ganze Poesie des Mittelalters um den heiligen Graal? Ist es nicht jener zauberhafte Edelstein, aus dessen Anblick sich Wolfram von Eschenbach seine mystischen Entzückungen holte? Den heiligen Graal (Sanguis Realis oder Sangrealis) trugen Engel aus Palästina nach Spanien. Von Spanien kam er nach Indien, wo jenseit des Magnetberges und des Lebermeeres, der uralt greise Priester Johannes in einem tiefen, unzugänglichen, von seinem eignen ausströmenden Licht erhellten Heiligthum, über ihn

Wache hält. Dorthin lassen die mystischen Dichter der angelsächsischen, normännischen und deutschen Poesie ihre Helden wandern. Dorthin nach Indien, zum heiligen Graal, sehnen sich Arthus und die Tafelrunde, sehnen sich Percival und Titurell. Ob ihn die Genueser durch ihre Handelsverbindungen, wie die Griechen einst das goldne Vließ aus Kolchis, nach Europa entführt haben, ob ihn der Priester Johannes bei einem reichen genueser Banquier versetzte und einzulösen vergaß, oder ob der genueser Graal gar nicht jene hochheilige, poetische Monstranz des Wolfram von Eschenbach ist, weiß ich nicht. Durch eine Reise nach Paris hat das mit Gold verzierte Gefäß ein Loch bekommen, wie Wolfram von Eschenbach's Poesie durch den menschlich reinen und fröhlichen Walter von der Vogelweide, wie die Orthodoxie durch Lessing, wie Schelling durch Hegel. Napoleon und seine Juweliere, die sich darauf verstanden, echte und

unechte Reliquien, Reliquien für die Frömmigkeit und Reliquien für die Staatskasse, zu unterscheiden, ließen ein Stück aus dem angeblichen Smaragd herausbrechen und siehe — die Sage vom Edelstein war — eitel Glas! Unheilige Kritik!

In der St. Stephanskirche, in welcher eine feierliche, wahrhaft heilige Stille webte, wo ich Beter sah, die mit solcher Inbrunst vor einem leeren Beichtstuhl knieten, daß man glauben mochte, ein furchtbares Verbrechen laste auf ihrem Gewissen, zeigte man ein Doppelbild, an dem Julio Romano und Raphael gearbeitet haben. Leider hat das großartige Werk so nachgedunkelt und die Beleuchtung war so ungünstig, daß ich mich in seinem Genuß nicht zurecht finden konnte. Ueber die Partie, welche Raphael gemalt hat, findet man die abweichendsten Angaben. Wenn man bedenkt, daß man die Bilder von oben zu malen anfängt und Ra-

phael wol von Julio Romano, aber dieſer nicht umgekehrt von jenem abgelöſt wurde, ſo möchte von Raphael's Pinſel die obere Partie herrühren, die uns den Heiland darſtellt, wie er dem unten geſteinigten Stephanus tröſtend und ermuthigend erſcheint.

Die Kirche Annunziata wird jetzt glänzend reſtaurirt. An und für ſich ſchon in einem luxuriöſen Styl gebaut, wird dieſe Kirche nach Vollendung ihrer Wiederherſtellung einer der prächtigſten Gottestempel Italiens werden. Die ſchon fertige Kuppel und zwei Seitenkapellen machen durch die verſchwendeten Goldmaſſen und Ultramarinfarben einen wahrhaft überraſchenden Eindruck. Seitdem ich weiß, daß den Franziskanern dieſe prächtige Wiederherſtellung einer ihnen gehörenden Kirche von den reichen Familien Genuas geſichert iſt, begreife ich die fröhlichen Mienen, mit welchen die Bekenner dieſes Ordens in Genua herumwandeln. Neu waren

mir hier Mönche, die grüne Brillen trugen. In Italien wird man ſo natürlich, daß man hier auch über Officiere mit Regenſchirmen nicht lachen würde.

Ein feſtlicher Sonntag bereitet uns in dieſem Lande, wo die Religion in Aeußerlichkeiten gänzlich untergeht, die wunderlichſten Eindrücke. Man feierte auch in Genua das Feſt der Maria del Carmine. Schon von Ponte decimo aus waren am Wege die Kirchen und Häuſer mit kleinen Papiertöpfen geziert, die am Abend zur Illumination ſich erhellen ſollten. In Genua ſelbſt war Alles in Bewegung. Die Frauen liefen in ihren weißen Schleiern, die das Schöne heben, das Häßliche aber nur um ſo häßlicher hervortreten laſſen, von Kirche zu Kirche, griffen in die Weihwaſſerſchalen, verbeugten ſich einigemal vor dem Hochaltar und machten die Runde wieder weiter nach einer andern Kirche. Auf dem kleinen Platz der Annunziata, in deſſen

Nähe wenigſtens noch fünf andere Kirchen liegen, war das ein Schwirren, wie im Foyer eines Theaters. In einer, vornehmlich der Heiligen des Tages gewidmeten Kirche fand eine Feierlichkeit ſtatt, die ſich nur mit einem Feſte der Oper vergleichen ließ. Die Decke, die Chöre und die Säulen dieſer Kirche waren ſo mit rothſeidenen, goldbetreßten Decken verhängt und umwunden, Blumenkränze und Blumenkronen hingen in ſo verſchwenderiſcher Fülle umher, hunderte von Kerzen ſtanden mit dem hellen lichten Tage in einem ſo ſonderbaren Widerſpruch, daß man einer, im Schauſpielhauſe gegebenen muſikaliſchen Matinée beizuwohnen glaubte. Die rauſchendſte Militairmuſik ſpielte dazu Stücke aus den neueſten Donizettiſchen Opern und ein Kapellmeiſter zappelte mit Händen und Füßen, um eine, wahrſcheinlich von ihm für dieſen Feſttag componirte Cantate, von einem unſicher eingeübten Chor ſo weit zu Ende

bringen zu laſſen, daß wenigſtens ſein guter Eifer anerkannt werden mußte. Dieſer Spektakel dauerte bis gegen Abend, wo ihm durch eine gedankenloſe Prozeſſion noch die Krone aufgeſetzt wurde. Wer nur irgend geneigt iſt, im Katholicismus Alles poetiſch zu finden, der laſſe ſich in Italien von dieſer Neigung heilen.

Durch ihre Lage iſt die Kirche Carignano unſtreitig die anziehendſte von ganz Genua. Sie liegt auf der Höhe jenes Hügels, den die kühngedachte Brücke gleiches Namens mit der Altſtadt verbindet. Man bekommt einen Begriff von der Macht und dem Stolz der alten genueſiſchen Patrizier, wenn man erfährt, daß dieſe Brücke und Kirche ihren Urſprung der Rancune zwiſchen zwei vornehmen genueſiſchen Familien verdanken. Auf dieſem Hügel wohnte nämlich Fiesco. Von einer ſolchen Höhe herab könnte man faſt den Wunſch, das unter uns liegende Genua beherrſchen zu wollen, verzeihlich finden.

Schiller muß ſich über die Wohnung des Grafen von Lavagna orientirt haben; denn die Ausſicht, die man von dieſem Berge aus über Genua nach dem Meere hin genießt, ſcheint in der That das Bild zu ſein, an welches Fiesco ſeinen berühmten Fenſtermonolog richtet. Der Palaſt, auf deſſen Balkon er geſtanden haben kann, iſt nicht mehr da. Ein Haufen Steine bezeichnet die Stätte, wo einſt die Wohnung des ehrgeizigen Revolutionairs ſtand. Senatsrache und Volkswuth haben ſie nach dem Sturze Fiesco's zerſtört. Die Kapelle aber, die einſt zu dieſem öden, kahlen Platze gehörte, ſteht noch, aber auch ſie hat man die Strafe des Staatsverräthers fühlen laſſen; ſie iſt in ein Magazin, in das Depot einer angrenzenden Kaſerne verwandelt. Dieſe Kapelle aber iſt es, der Genua ſeine ſchöne Kirche und ſeine Brücke von Carignano verdankt. Es pflegten nämlich die vornehmen Bürger und Patrizier Genuas in der

faſhionablen Kapelle des Grafen von Lavagna Sonntags ihre Meſſe zu hören. Der Weg zu dem Hügel herauf, den Fiesco bewohnte, war lang und in der Sonnenhitze beſchwerlich. Oft geſchah es wol, daß ſich die vornehmen Damen mit ihren Sänften, die ſie in die Meſſe tragen ſollten, verſpäteten. Sie kamen an, wenn das heilige Amt ſchon begonnen hatte. Fiesco, mehrfach angegangen, mit ſeiner Meſſe zu warten, bis die alten und jungen Damen Genuas mit ihrer Toilette fertig wären, war nicht galant genug, den Wünſchen der ſchönen Welt zu willfahren. Ja der vornehmen und ſtolzen Marquiſe Sauli ließ er durch ſeine Lakaien ſagen, die Marquiſe möchte, wenn ſie bei ihm die Meſſe hören wollte, ſich einen kürzern Weg wählen. Und würdig, eine Engländerin zu ſein, nahm die Marquiſe ihren Gatten beim Wort und ruhte nicht eher, als bis er ihr von ihrem Hauſe aus bis zu dem Gipfel des Berges, auf

welchem Fiesco wohnte, über die Straßen der Stadt hinweg, mitten in die Luft eine Brücke aufschlagen ließ. Und um die Rache vollständig zu machen, bauten die Sauli's die schöne Kirche Santa Maria di Carignano. Soll man hier die Leidenschaften anstaunen, oder jene gewaltigen Kräfte bewundern, über die einst diese Republik gebieten konnte?

Beim Anblick der Kirche selbst muß man sich daran gewöhnen, daß sie im Interesse der Plastik aufgeführt worden ist. Man findet kein Gold und keine Farben, zwei Zierrathen, an welchen sich das Auge in Italien schon so verwöhnt hat, daß uns der erste Eindruck dieses nach einem Plane von Michel Angelo erbauten Tempels kahl, fast möcht' ich sagen, protestantisch erscheint. Bald aber gewöhnt sich das Auge an die einfache, edle Symmetrie dieses Baues und das ausgezeichnete Standbild des heiligen Sebastian von Püget scheint uns recht

eigentlich der Harmonie dieſes Tempels anzugehören. Der an einen Baumſtamm gebundene und die Pfeile ſeiner Mörder erwartende Märtyrer iſt eine Arbeit, an der Michel Angelo ſeine Freude gehabt hätte. Die Lage des Körpers erlaubte die gründlichſte Entfaltung anatomiſcher Studien und doch ging der Meißel des Künſtlers über das einzuhaltende Maß der Schönheit nicht hinaus. Rundung und Ecke ſind ſo ſanft verſchmolzen, daß man ſagen könnte, an dieſer Statue iſt das Geheimniß gelöſt, die krumme Linie ebenſo graziös darzuſtellen, wie die Wellenlinie. Ein Bild von Piola, einem jungen Genueſer, den Künſtlereiferſucht ermordet haben ſoll, verſpricht allerdings eine Zukunft, die manchem Rivalen, und nicht dem mittelmäßigen allein, hätte gefährlich werden können. Der ſich aufrichtende Gichtbrüchige, der zum erſtenmal die wiedergewonnene Kraft ſeiner Glieder erprobt, iſt in Zeichnung und Colorit vortreff-

lich. Einfach ſchön iſt wieder ein Bild von Guercino, das uns den entzückten Augenblick ſchildert, wo der heilige Franziskus die Idee ſeiner Ordensſtiftung faßte. Das Schöne an dem Bilde liegt beſonders darin, daß es grade nicht mehr und nur das gibt, was es geben will. In allen Künſten iſt dies das Zeichen der Claſſicität. Nur die Manieriſten umgehen das, was ſie ſagen wollen, und bieten uns Symbole, Beiwerke und grillenhafte Zufälligkeiten für eine Hauptſache, der ihr nüchterner Sinn nicht gewachſen iſt.

Auf einer andern Höhe, näher den unſchönen, kahlen Felſen zu, liegt das Kloſter der Fieſchine, ein Nonnenkloſter, in welchem jene berühmten künſtlichen Blumen verfertigt werden, in denen Genua mit Paris wetteifert. Die künſtliche Blume iſt recht eigentlich eine Nonnenerfindung und ihre Bereitung hat ſich mit mancherlei, die Farbenmiſchung betreffenden Ge-

heimniſſen von Kloſter zu Kloſter vererbt. Wie manche Thräne, die auf dieſe Battiſtblumen fiel, mag die armen Nonnen gelehrt haben, wie ſich die Emaille der Thautropfen, die ſie ſo artig anzubringen wiſſen, nachahmen läßt! In Genua gibt man ſeine Kinder in das Kloſter, um dort erzogen und durch Blumenmachen beſchäftigt zu werden. Die Bedingungen dieſer Uebergabe ſind ſo ſtreng, daß für mich jene Blumen, welche eine Nonne aus dem Sprachgitter zur Auswahl herausreichte, etwas Grauenhaftes bekamen. Kunſtvoll ſind ſie, dieſe Nachahmungen der bunten Kinder einer Flora, die in Italien noch eine ganz andere Göttin zu ſein ſcheint, als bei uns in unſern geheizten Treibhäuſern. Wie zierlich ſtellen ſich hier die Geranien mit ihren federartigen Staubfäden neben den ſchneeigen oder panachirten Camelien; wie ſcheinen die kleinen Dijonröschen ſo friſch, die Veilchen ſo duftend! Und doch behauptet man, daß die

künſtliche Blumiſtik in Paris noch Zarteres vollbringt. Sollte ſich auch hierin offenbaren, wie unendlich weit doch die freie Kunſt der todten, mechaniſchen überlegen und eine pariſer Fleuriſtin doch noch poetiſcher, als eine italieniſche Nonne iſt?

Nach den künſtlichen Blumen mußten die natürlichen im offenen Garten des Marquis Durazzo, in den ich eintrat, um ſo würziger duften. An die hier im Freien wachſenden Korypháen unſerer nordiſchen Treibhäuſer ſind wir in Italien ſchon ſo gewöhnt, daß uns Alleen von Oleandern, Camelien, die unter künſtlich gezogenen Tannen blühen, halb freiwachſende Bananen kaum noch überraſchen. Ein berauſchender Duft ſtrömte von einer Pflanze aus, die der Gärtner Gardenia nannte und von der einige mitgenommene Blüten Tagelang noch das Gedächtniß an Genua wach erhalten können.

Im Uebrigen fand ich Alles todt. In Carlo

Felice war unſere Sophie Löwe, hier Signora Loëwe Sofia genannt, verſtummt. Die wandernde königlich preußiſche Kammerſängerin, die zu ſtolz iſt, einen eingeſtandenen faux pas öffentlich zu bereuen und nach Deutſchland zurückzukehren, war mit ihrer Truppe und den ſechs Rollen, die ſie in Italien nur zu ſingen braucht (Beatrice di Tenda ſteht oben an), ſchon in irgend eine andere Stadt gezogen. Ein Kaffeehausleben, wie in Venedig, ein Corſofahren, wie in Mailand, konnte ich nicht entdecken. So ließ ich mich des Abends hinausrudern in den Hafen, in den Golf, wo ich träumen konnte, im Reiche des Triton zu ſein. Aus den kleinen Barken ſpringen von allen Seiten nackte Geſtalten in die kühlende Woge, kugeln ſich jubelnd über eine Schiffstonne, die ſie im Waſſer hin- und herhänſeln, ſpritzen ſich mit vollen Backen den ſalzigen Schaum entgegen, oder prahlen mit der Stärke ihrer Bruſt, wenn ſie im Schwim-

men ſich ſo laut zurufen, daß es an den alten Mauern des Molo widerhallt. Schon glüht das Abendroth an dem weſtlichen Ufer. An der Riviera di Levante zieht ſich der Abendnebel in langen violetten Streifen hin. Fern von der Stadt herüber läuten die Glocken und träumeriſch ſchweift das Auge über die ſanft bewegte Fläche hin. Da zuckt ein Lichtſtral in jenem hohen Thurm zur Linken auf, im Leuchtthurm zündet man die Lichter an, die, aufgefangen in einer ungeheuern Reverbère, dem nächtlichen Schiffer als ſicherer Wegweiſer dienen. Ein zweiter Blitz zur Rechten. Man löſt eine Kanone zur baldigen Abfahrt des Dampfers, der nach Livorno fährt! Bald werd' ich ihm folgen.'

V.

Die Kunst, Könige zu bedienen.

Ueber die Kunſt, König zu ſein, haben ſchon die Jeſuiten geſchrieben, über die Kunſt, Könige zu bedienen, werden wir jetzt von Hanover belehrt. Es war einem Manne mit einem Titel von ſechs Nonpareil-Druckzeilen vorbehalten (dem Herrn von Malortie, Hofmarſchall des Königs von Hanover), dieſe Kunſt in ein wiſſenſchaftliches Syſtem zu bringen. Wir benutzen das ſo eben erſchienene Werk: „Der Hofmarſchall. Handbuch zur Führung und Einrichtung eines Hofhaltes. Hanover, bei Hahn," zu einer ebenſo zerſtreuenden wie belehrenden literariſchen Unterhaltung. Ein ſo naives Buch iſt lange nicht erſchienen.

Zuvörderſt hätte uns Herr von Malortie wol über ſeinen Gegenſtand etwas Geſchichtliches geben können. Wie wurden die Könige in Juda, in Macedonien und Rom bedient? Welche Grundſätze hatte man über das Hofſtaatsweſen, über königliche Küchen- und Kellerämter im Mittelalter? Die Königin Eliſabeth hatte bekanntlich ein ſehr einfaches Syſtem, ſich bedienen zu laſſen. Sie hatte eine Liſte ihrer vornehmſten und reichſten Adeligen. Fühlte ſie in ihren Hülfsquellen Mangel, ſo kündigte ſie ihren Pairs der Reihe nach ihren Beſuch an. Ein ſolcher Beſuch der Königin Eliſabeth, ſo ehrenvoll er für die Getreuen der Krone war, ſo gefährlich wurde er für deren Finanzen. Man fürchtete ſich vor der Ehre ihres Beſuchs. Sie ließ Ehrenbezeigungen, aber nicht einen Kreuzer Geld zurück. Die Kunſt des Hofmarſchalls wird wol damals in der bequemſten Art beſtanden haben, zum Gebrauch des Hofes alles nur Mögliche zu

requiriren, keinen Riegel zu ſchonen, Küche und Keller gründlich auszubeuten und für die Reiſe ſoviel mitzunehmen, bis das wandernde Hofgeſinde mit der königlichen Gebieterin wieder auf einem andern Schloſſe eines reichen Grafen oder Herzogs anlangte.

Die Epoche des l'État c'est moi bewirkte auch hier Veränderungen. Herr von Malortie hätte uns wol einige Beiſpiele jener heilloſen Verſchwendungen geben können, die ſonſt in dem Haushalt der Könige üblich waren. Wieviel Silberdiener, wieviel Küchenjungen hatte Ludwig XIV.? Unſer conſtitutionelles, leider ſehr freigeiſtiſches Zeitalter würde dadurch die Fortſchritte kennen gelernt haben, die wir zum Syſteme der Sparſamkeit machen. Wir würden, wenn uns bei Herrn von Malortie zuweilen zu Muthe wird, als ſchilderte er den Hofſtaat eines aſiatiſchen Sardanapals, einſehen, daß man vor hundert Jahren noch ganz anders

auf das Vermögen des Landes losgelebt hat, als gegenwärtig.

Wir sind es Herrn von Malortie schuldig, zu bemerken, daß er bei seinem Systeme, Könige zu bedienen, keine Souverainetät besonders im Auge gehabt hat. Es ist nicht der Hofstaat von Modena, nicht der von Hanover, nicht der des Schahs von Persien, welchen Herr von Malortie seinem hofökonomischen Systeme zum Grunde legte. Wenigstens versichert Herr von Malortie, daß diese Vermeidung jeder Bezüglichkeit seine Absicht gewesen sei. Dennoch war er nicht immer consequent in Verfolgung derselben. Er liefert S. 220 seines instructiven Werkes den Kostenanschlag einer königlichen Reise nach Ems. Er berechnet den Etat für sieben Wagen, gezogen von 26 Pferden, für die Postillonstrinkgelder und Reisediäten der Dienerschaft. Man sieht, wie wohlfeil man es einrichten kann, wenn ein König ins Bad reist

und einen guten Hofmarſchall hat. Die Reiſe fängt von einem unbekannten Orte an. Da aber die erſte Poſtſtation Pattenſen, die zweite Elze heißt, ſo werden hier wol die Badereiſen der Könige von Hanover gemeint ſein? Ich fürchte ſehr, daß dieſe patriotiſche Anomalie die wiſſenſchaftliche Harmloſigkeit der übrigen Theile ſtören wird.

Der Verſuch, eine Kunſt wie die, Könige zu bedienen, zur abſoluten Wiſſenſchaft zu erheben, muß mit großen Schwierigkeiten verbunden ſein. Man ſieht dies an den unbeſtimmten und völlig haltloſen Definitionen, mit welchen Herr von Malortie ſein Werk eröffnet. Dieſe vielen Möchte, Dürfte, Könnte wol und ähnlichen Wendungen entſprechen nicht etwa der griechiſchen Ironie, mit welcher ein Herr von Rumohr dieſen ſchlüpfrigen Gegenſtand behandelt haben würde, ſondern entſtehen geradeweges aus dem Bewußtſein, daß der königliche Wille

ſtark genug iſt, wieder alle Paragraphen eines ſolchen häuslichen Staatsgrundgeſetzes je nach Laune und Bequemlichkeit, je nach Gewöhnung oder Willkür umzuſtoßen. Wenn nun demnach die Einleitung des Buches völlig unbefriedigt läßt, ſo iſt dies weniger die Schuld des Verfaſſers, als die Schuld eines Gegenſtandes, der nach den Wünſchen der betreffenden Fürſten tauſenderlei Modificationen erleiden kann.

Ja, Gott ſei Dank, es gibt noch Fürſten, die von der Hofordnung des Herrn von Malortie abweichen! Es gibt noch Fürſten, die von dem Grundſatze ausgehen, eine Anſtellung in ihrer Nähe bedeute mehr, als ein bloßes Engagement als Maſchine, als Mittel zum ökonomiſchen Zweck. Herr von Malortie geht von ſehr praktiſchen, aber ſehr unköniglichen Grundſätzen aus. Er fängt wie billig von unten an, mit den Lakaien. Er will das Lakaienalter nur zwiſchen 20—40 Jahren geſtatten. Er will euch alle

nicht dulden, ihr treuen Lakaienſeelen, die ihr ſchon bei der Königin dientet, als ſie noch ein kleines Mädchen am heimatlichen Hofe lebte! Ihr folgtet der kronprinzeßlichen Braut, ihr theiltet ihre Trauer, ihre Freude, ihr habt die kleinen jungen Prinzen auf den Armen getragen, habt ausgehalten in allen conſtitutionellen Stürmen des modernen Staatslebens, bei hohen Geburtstägen, Sterbefällen und allen Emeuten, und Herr von Malortie will euch entlaſſen? Ja noch mehr, er will den Lakaien verbieten, ſich zu verheirathen. Wo iſt der Hof, der ſo ſchnöde Grundſätze befolgt und die Lakaien zu einer Art katholiſchen Prieſtern macht, die nur im Cölibat leben dürfen? Leidet auch der Tafelabhub ein wenig, wenn die kleinen, ihren Herrſchaften oft ſo ähnlich ſehenden Lakaienkinder ein Stück Gebackenes vom Hofe bekommen, warum deshalb bei Hofe das Cölibat einführen! Dieſer Abſchnitt, S. 8, hat uns faſt gegen das

Gemüth des Herrn von Malortie eingenommen; wird es uns jetzt wundern, wenn S. 9 die Bestrafungen der Lakaien sechs Paragraphen und die Belohnungen nur einen bilden? Wird es uns wundern, wenn die Lakaien ihre Douceurs, die sie von fremden hohen Herrschaften empfingen, abliefern müssen in eine Generalkasse, die chargirten Personen aber, z. B. die Hofmarschälle, ihre Pretiosen behalten dürfen?

In dem Kapitel über das Ceremoniell bemerkt Herr von Malortie: „Ueber alle besondern Vorfälle am Hofe wird ein sehr gründliches Tagebuch geführt. Daß ein solches Journal für spätere Jahre besonders interessant bleibt, bedarf keiner nähern Erörterung, da dasselbe die genaueste Schilderung des fürstlichen Familienlebens enthält und insofern auch für die Landesgeschichte eine nicht unerfreuliche Quelle bleibt." Vielleicht benutzen unsere Historiker

dieſen Wink und ſuchen ſich einige dieſer „nicht unerfreulichen“ Quellen zu verſchaffen.

Jetzt aber nähern wir uns dem eigentlichen Kern des Werkes.

Herr von Malortie ſetzt uns das ganze Detail eines fürſtlichen Hofhaltes auseinander. Er übergeht die kleinſten Bedürfniſſe nicht, die nur bei der Exiſtenz eines erlauchten Weſens vorkommen können. Alle Bedürfniſſe der Majeſtät, wenn ſie wacht für das Wohl des Landes ſowol, wie wenn ſie ſchläft, um neue Kräfte zum Regieren zu ſammeln, werden aufgezählt und in tabellariſche Form gebracht. Bei den hundert großen und kleinen Requiſiten der Tafel vermißt' ich wirklich nur einen Poſten, den nämlich für Zahnſtocher.

Ob die Tabellen, in deren Entwurf Herr von Malortie außerordentlich erfinderiſch iſt, die mannichfachen Misbräuche der Verſchwendung und Verſchleuderung, die Misbräuche des Un-

terſchleifs, dieſen Krebsſchaden aller weitläufigen Haushaltungen, heben werden, vermögen wir nicht zu entſcheiden. Oft erzeugt dieſes tabellariſche Regieren einen Schein von Ordnung, der in Wahrheit nicht vorhanden iſt. Man beruhigt ſich mit den ausgefüllten gedruckten Schemen und die Plusmacherei und Verſchleuderung, vor welcher Herr von Malortie ſo dringend warnt, findet dennoch offenes Thor. Um nur den einen Poſten der abgebrannten Lichtſtumpfe zu nehmen. Herr von Malortie gibt S. 195 u. folg. über die königliche Wachs- und Talglichtconſumtion Winke, die ohne Zweifel aus gründlichſter Erfahrung geſchöpft ſind und dennoch erſchrickt man vor der Angabe, daß an einem einfachen und wohlgeordneten Hofe des Monats circa 4000 Wachs- und 2000 Talglichte verbraucht werden. Erwägt man nun noch die ſpecielle Liebhaberei mancher Fürſten, ſich von dem beſtallten Hofmaler die Wachsker-

zen mit bunten Arabesken, etwa aus dem Sagenkreise der Nibelungen, bemalen zu lassen, so wird man über das Gewicht erstaunen, mit welchem ein fürstlicher Hofhalt auf dem Volke, wollt' ich sagen, auf dem Budget lastet. Deshalb glaub' ich auch wol, daß Herr von Malortie in dem Kapitel der Beleuchtung um so mehr zu weit gegangen ist, als sein Ansatz noch nicht einmal für die Wintermonate, sondern nur für den October gilt, wo es noch so helle, freundliche Abende gibt.

Bei den königlichen Consumtionen ist Herr von Malortie gezwungen, sehr viel von den Abgiften zu sprechen. Dieser Ausdruck bezieht sich nicht etwa auf die Furcht mancher unumschränkten Herrscher, wie weiland in Spanien und Portugal, vergiftet zu werden (im Gegentheil ist die Instruction, die Herr von Malortie den Mundköchen ertheilt, sehr harmlos), sondern auf die Abgänge von der herrschaftlichen Ta-

fel. Abgiſte ſind die Schüſſeln, von denen man nur naſchte oder für die ſich gar keine Liebhaber gefunden haben, weder in dem Souverain, noch in dem geladenen Oberhofprediger. Hier nun hab' ich einen Zug von Liebenswürdigkeit an Herrn von Malortie bemerkt, der mir unendlich wohlgethan hat. Man kennt nämlich die oft ſehr unreinliche Art, wie vornehme Herrſchaften eſſen. Nichts ſchmutziger als ein abgetragener Teller, nichts unordentlicher als ein zerwühltes, angekoſtetes und angenaſchtes Deſſert. Bei der Frage, ob man dieſe zernagten, angebiſſenen und nicht ſelten ausgeſpienen Abgiſte an gewiſſe Delikateſſenhändler und italieniſche Keller in der Stadt verkaufen ſoll, ſagt Herr von Malortie offen und frei: „Ich habe gute Gründe, die Benutzung fürſtlicher Tafelreſte an dritte Perſonen nicht zu empfehlen.“ Kann man ſich humaner und delikater ausdrücken? Dieſes Suprême de Vo-

laille, welches Sereniſſimus, der vielleicht kurzſichtig und ein großer Freund vom Tabacksſchnupfen iſt, eine halbe Stunde lang durchwühlt, ob es ihm gefällig iſt, davon ein Stück zu nehmen, — vor dieſer Schüſſel, auch wenn ſie ſonſt unangerührt bleibt, Perſonen zu warnen, hat Herr von Malortie gute Gründe. Wir errathen ſie, wir wiſſen, was „anſtändig eſſen" heißt. Dieſer Zug an Herrn von Malortie iſt hübſch und macht ſeinem Herzen Ehre.

Wenn ſich unſere Leſer vielleicht wundern ſollten, daß wir ſoviel vom Eſſen und Trinken reden, ſo müſſen wir bemerken, daß denn auch allerdings der größte Theil des vorliegenden Handbuches für die Bequemlichkeit der Könige die Sorge um Küche und Keller ausmacht. Wo ſeid ihr hin, ihr naiven Zeiten, wo ich als Knabe noch glaubte, ein Fürſt lebe wie der Himmliſchen einer von Nektar und Ambroſia? Kennt ihr am königlichen Schloſſe in Berlin

den Winkel, wo noch vor einigen Jahren ein alter Sonderling von Antiquar mit vergeſſenen alten Büchern handelte? Gewiß erinnert ihr euch des wunderlichen Kauzes. Jeden Morgen kam er mit einem Sack Bücher, die er auf die Geſimſe des königlichen Schloſſes aufſtellte, alte, vergeſſene Werke von Friedrich dem Großen, Machiavell, Büſching's Geographie, Heinitzens deutſchen Briefſteller und Cujas' franzöſiſche Grammatik. Wir Scholaren fürchteten uns vor dem ſtrengen, oft hämiſch lachenden geiſtesverwirrten Büchertrödler, den wir ſcherzweiſe: Herr Profeſſor! nannten, indem wir ihm verſtohlen uns näherten und ihn an den langen tombacknen Ringketten zweier Uhren zupften, die er regelmäßig in beiden Weſtentaſchen trug. An dieſer Stelle bin ich zum erſten Male an dem blinden Vertrauen auf die kartenkönigliche Majeſtät irr' und conſtitutionell geworden. Nicht durch des alten Trödlers Büchervorrath, ſondern

durch einen unbeſchreiblichen würzigen Geruch, der aus den Kellerfenſtern des Schloſſes an der Stelle hervorquoll, wo die Bücher ſtanden. Dieſer himmliſche, warme Duft kam aus einer fürſtlichen Küche. Das war ein Arom, wie aus tauſend würzigen Kräutern und allen Trüffeln der Erde gezogen. Die berliner Lazzaroni ſtellten ſich oft an die Küchenfenſter, um zu dieſem Geruch ihr trockenes Brod zu eſſen. Es waren die koſtbarſten Mittagsmahlzeiten, die man in Berlin ohne Geld und mit viel Phantaſie nur haben konnte. Da Berlins beide Hälften durch jene Paſſage verbunden ſind, da Alles, was in Berlin nur geht und wiedergeht, hier vorüber muß, ſo vermuth' ich, daß die jetzige conſtitutionelle Richtung an der Spree von dieſem fürſtlichen Küchengeruche ausgegangen iſt. Er erweckt zu eigenthümliche, antimonarchiſche Empfindungen.

Ich fürchte, Herrn von Malortie's Enthüllungen haben einen ähnlichen Erfolg. Man muß sich, wenn man seine Anordnungen für eine königliche Tafel lieſt, gestehen, daß es trotz aller Ständekammern und systematischer Oppositionen doch ein großes Vergnügen sein muß, König zu sein. Und dabei hat Herr von Malortie noch das System der Sparsamkeit! Er zieht für die Tafel einige gründliche Gerichte aller Unzahl kleiner luftiger Schüſſeln vor. S. 148 theilt er einen Küchenzettel mit, den er, wie er sich äußert, bei keiner Gelegenheit, auch dem glänzendſten Besuche nicht, vergrößern würde. Wenn also z. B. der Kaiser von Rußland nach Hanover käme, so würde man daselbſt essen:

Diner le 18

92 personnes.

8 services.

Koch N. N. hat zu liefern:
- 1 d'un potage à la *moligotawny*.
- 1 d'un potage clair au quenelles de volaille et aux pointes d'asperges.
- 1 d'huitres au naturel.

Koch N. N. 1 de saumon du Rhin garni de filets de sandarts à la orly, sauce à la tartare et sauce de *Johnbull*.

Koch N. N.
- 1 de poulardes de Strasbourg à la *chipolata*.
- 1 de truffes à la *bourguignotte*.
- 1 de ris de veau à la *Saint-Cloud* au ragout fin.

Koch N. N.
- 1 de filets de perdreaux à la *polonaise* en croustades.
- 1 de haricots verts garnis de côtelettes de mouton glacées et de saumon fumé.

Koch N. N
- 1 de hûre de sanglier à l'aspic, sauce à l'orange.
- 1 de paté des oies gras de Strasbourg en bordures à la gelée.

Bratenmeister N. N.
- 1 de filets de chevreuil rotis.
- 1 de faisans d'Angleterre rotis.

Koch N. N.
- 1 de compotes d'abricots.
- 1 de crêmes à la Sicilienne en glaçon.
- 1 de gelées *tutti frutti* au vin de champagne.

	1	de beurre et du fromage.	
	1	de glaces panachées.	
Conditor N. N.	12	assiettes de bonbons divers.	Dessert.
	12	„ de conserves diverses.	
	12	„ de patisserie diverse.	
	36	„ de fruits divers conservés ou naturels selon la saison.	

Herr von Malortie sorgt aber nicht nur für die allerhöchsten Herrschaften, sondern auch für das dienende Personal. S. 97 liefert er einen Küchenzettel für die Lakaien. Dieser lautet:

Mittags.

Linsensuppe.

Steckrüben und Kartoffeln mit Rindfleisch.

Abends.

Eierkuchen mit Compott.

Die Zusammenstellung dieser beiden authentischen Küchenzettel muß ganz eigne communistische Ideen erwecken. Linsensuppe und eine Suppe à la Moligotawny! Ich glaube, daß Rousseau, als er noch Bedienter bei einem sa-

vopischen Grafen war, in dem Augenblick, als er seine Linsen verdauend eine solche wahrscheinlich aus indianischen Vogelnestern gekochte Suppe à la Moligotawny ins Zimmer trug, auf den Gedanken kam, einst seinen Contrat social zu schreiben.

Es würde die Grenzen eines Aufsatzes, der keine gelehrte Abhandlung sein will, überschreiten heißen, wollten wir Herrn von Malortie in alle Einzelnheiten eines Werkes folgen, das, wie wir gezeigt haben, Gelegenheit zu so ernsten Betrachtungen gibt. Nur noch diese kleine Frucht- und Aehrenlese zufälliger Anmerkungen wagen wir dem vorzugsweise monarchisch-gesinnten Theile unserer Leser zu empfehlen:

S. 20 spricht sich Herr von Malortie unbedingt dafür aus, daß das Versenden der Köche nach Paris ein sehr empfehlenswerthes Mittel ist, um die Hofküche immer au niveau der neuesten Fortschritte in der Kochkunst zu erhal-

ten. Man sollte diesen Grundsatz doch ja auf die Staatsräthe und Professoren ausdehnen.

S. 24 läßt sich Herr von Malortie unbedingt dagegen aus, daß die königliche Küche, gleich dem königlichen Keller, sich selbst ihre Consumtibilien verschreibt. Er empfiehlt nur den Ankauf durch Zwischenhändler. So sehr wir mit den finanziellen Vortheilen dieses Systems übereinstimmen, so möchten wir doch aus monarchischer Hingebung rathen, Fische, Austern, Hummer und Caviar lieber selbst zu beziehen, da gerade hier nicht immer angenommen werden kann, daß der Zwischenhandel und eine Entreprise der Qualität der Waaren besonders günstig ist. Auch in Betreff der Conditorei weiß ich nicht, ob Herr von Malortie Recht hat, eine eigne Hofconditorei im Schlosse selbst unvortheilhaft zu finden. Soviel ich weiß, hatte der hochselige König von Preußen eine eigne Mundconditorei, die im alten Seitenflügel des berliner

Schlosses, sinnig genug dicht neben der Hofapotheke lag. Ueberhaupt vermißt man bei Herrn von Malortie nach den vielen Anweisungen, sich den Magen zu füllen, auch ein Capitel für den Fall, daß man sich bei Hofe den Magen verdirbt. Keine Andeutung über die Hofapotheke? Sollte dies nicht ein Mangel seines Handbuches sein?

Sehr gediegen sind S. 38 die Andeutungen über die Schonung des fürstlichen Silbergeschirres. Herr von Malortie räth, nicht immer von Gold und Silber zu essen, sondern mit dem Porzellan abzuwechseln, weil durch gewisse Speisen das edle Metall zu sehr verdorben wird. Von Porzellan müssen z. B. gegessen werden: „Austern, weil die Schalen ungemein kritzeln."

Die Formulare der Dienstinstructionen sämmtlicher hohen und niedern Hofchargen zeichnen sich durch Umsicht und Bündigkeit aus.

Dem Kammerdiener wird S. 70 die Weisung ertheilt: „Alle zu seiner Kenntniß kommenden Staats- oder Familienangelegenheiten seines Allerhöchsten Herrn, welche nicht öffentlich bekannt sind, hat er aufs strengste geheim zu halten.“ Dieselbe Instruction wird S. 80 dem Silberlakai wiederholt, ferner S. 87 dem Silbergehülfen, dem Leibjäger, dem Heiducken, dem Hoflakai, dem Tafellakai, dem Tafelgehülfen. Für den Norden würde sie der Verfasser auch S. 93 dem Kaminheizer haben geben müssen. Dennoch ist diese Instruction nicht ganz gut gefaßt. Wie sollen Leibjäger, Heiducken und Silberlakaien wissen, was von Staatsangelegenheiten „nicht schon öffentlich bekannt ist?“ Plaudern sie, so liefert ihnen dieser Satz die beste Ausrede. Lieber hätten wir gesehen, Herr von Malortie drückte sich so aus: diesen Schloßofficianten wäre verboten, außerhalb ihres Dien-

ſtes überhaupt von den Allerhöchſten Herrſchaften zu reden und je einen Gegenſtand irgend welcher politiſcher Natur in den Mund zu nehmen. Vielleicht benutzt der Herr Verfaſſer dieſen Wink für die zweite Auflage.

Zweckmäßig iſt die Inſtruction für die Hof-Kaffee-Küche. Doch vermißt man die Berückſichtigung von Chocolade. Ob vier Loth Kaffee für die Taſſe des Königs nicht etwas zu viel iſt und leicht Wallungen, Reizbarkeit und Ueberhitzung erzeugen kann, überlaſſen wir dem Ermeſſen des betreffenden Leibmedicus und der Conſtitution, nicht des Landes, ſondern des Fürſten.

Geſchmackvoll gedruckt iſt S. 130 folgende Anſage zu einer Hoffeſtlichkeit:

Anſage.

Zur Feier

des

Allerhöchſten Geburtsfeſtes

Seiner Majeſtät u. ſ. w.

iſt am

Sonnabend, den ten **184**

im

Reſidenz-Schloſſe, Abends 8 Uhr,

Cour und Ball.

Die Herren in Uniform mit weißem Unterzeuge oder in franzöſiſchem Hofkleide mit dem Ordens-Bande über dem Rock.

Die Damen in Manteaux, Federn und Barben.

....., den 184

Aus dem Ober-Hof-Marſchall-Amte.

Dem Herrn .....

Im Fall des Nichterſcheinens wird um Antwort gebeten.

In rührendem Contraſt zu dieſem Geburtstagsſchema ſteht auf den folgenden Seiten ein

Programm

zu dem

feierlichen Leichenbegängniſſe

Seiner Majeſtät u. ſ. w.

Der Raum verbietet es, das Ceremoniell einer ſo betrübenden Hypotheſe nach Herrn von Malortie hier wiederzugeben. Nur zu oft bietet ſich Gelegenheit dar, das, was hier die Phantaſie eines geſchmackvollen und treuen Staatsdieners erfindet, in „lugubrer" Wirklichkeit dargeſtellt zu ſehen. Wir ſcheiden von Herrn von Malortie mit dem Zeugniß, daß ſein „Hofmarſchall," trotz mancher Lücken und kleiner Ungenauigkeiten, die wir rügen mußten, doch eine weſentliche Bereicherung unſerer Literatur

genannt werden kann und auf dem weiten Gebiete der Heraldik, Etikette- und Complimentirbücher ganz einzig dasteht. Die Kunst, Könige zu bedienen, ist eine ebenso ehrenvolle, wie schwierige.

VI.

Dieſe Kritik gehört. Bettinen.

Nil divini a me alienum puto.

Wie man nach einem Mittagsmahle, wo man beizende Speisen zu sich genommen hat, die uns austrocknen und einen brennenden, kaum zu ertragenden Durst erzeugen, einen Trunk des reinsten, erquickendsten Quellwassers die verschmachtende Kehle hinunterschüttet und mit Wollust die benetzte Lunge zum Athmen ausdehnt, so erquickt, so erfrischt das neue Königsbuch Bettinens. Im Krystallglase ihrer stylistischen Schönheiten, mit all' den wunderlichen, eingeschliffenen Blumen ihrer gewohnten Darstellungsweise kredenzt die anmuthige Zauberin uns diesmal nicht etwa berauschenden Schaumwein, der uns

die Welt im phantaſtiſchen Roſenlichte zeigen ſoll, nicht ſüdliches Rebenblut, durchduftet von den Blüten des Orients oder gewürzt von zerſtoßenen Perlen der Märchenwelt, ſondern diesmal nur reine, friſche Quellflut, reines kryſtallhelles Naß vom Borne der Natur, aus der Ciſterne der geſunden Vernunft. O welche Labung, dies herrliche, gedankenklare, geſinnungsfriſche Buch! Nach ſo viel tauſend gewürzten Speiſen, die uns die Philoſophie dieſer Tage aufgetiſcht hat, nach dieſer täglichen ſalzigen Häringskoſt unſerer modernen Litteratur, nach dieſem ewigen Sauerkohl unſerer philiſterhaften Denk-, Schreib-, Leſe- und Lebensmethode ein ſolches Buch! Ein ſolcher Trunk aus den Bergen, ein volles Glas, wo die Felſenkühle mit tauſend Tropfen die innere Wand beſchlägt! All' ihr modernen Rheinweinpoeten und knallenden Champagnerſänger, das konntet ihr nicht geben, was Bettina gibt: Labung und Kühlung,

Erquickung und Stärkung, Troſt für das Vergangene und Muth für das Werdende!

Das neue Königsbuch dieſer merkwürdigen Frau iſt kein Buch in dem Sinne, daß es wie herbſtliches Geblätter eine Weile raſcheln und unterm Winterſchnee vergeſſen ſein wird, ſondern es iſt ein Ereigniß, eine That, die weit über den Begriff eines Buches hinausfliegt. Dies Buch gehört dem König, es gehört der Welt. Es gehört der Geſchichte an, wie Dante's Komödie, Macchiavelli's Fürſt, wie Kant's Kritik der reinen Vernunft. Es ſagt Dinge, die noch Niemand geſagt hat, die aber, weil ſie von Millionen gefühlt werden, geſagt werden mußten. Man wird dieſe Dinge beſtreiten, man wird des Frauenmundes, der ſie ausſpricht, ſpotten und man beſtreitet und ſpottet ſchon luſtig in den Allgemeinen und gemeinen Zeitungen unſerer Tage. Aber bei Erſcheinungen dieſer Art heißt es, das ſtarke Ende kommt nach. Mit

des kühnen Strauß' Leben Jesu ging es ebenso. Vor dem wahrhaft Bedeutenden erschrickt man erst, ehe man vor ihm niederfällt.

Wer noch nicht nach den beiden kleinen Bänden gegriffen hat, wer noch schwankt, ob man ein Buch interessant finden soll, das man nicht wie einen Roman in einem Zuge, sondern in den „bekannten sieben Zügen," wie die Studenten sagen, trinken und allmälig in sich aufnehmen muß, dem diene Folgendes als Erläuterung: Das merkwürdige Buch trägt seinen persischen Titel wirklich mit vollem Recht. Es ist keine Affectation in diesem Titel. Dies Buch gehört wirklich dem König und mußte so heißen, durfte nicht anders. Es ist ein Brief, ein offener Brief, an den König geschrieben und geradezu an Friedrich Wilhelm IV. Es ist eine Adresse der Zeit, von einem Weibe, einer muthigen Prophetin verfaßt und deshalb von Tausenden von Männerunterschriften bedeckt, weil

Bettina hier nur das Organ einer allgemeinen Anſicht, die kühne Vorrednerin iſt, die Jeanne d'Arc, die nicht mit ihrem Arme, ſondern mit ihrer Begeiſterung, mit ihrem Glauben das Vaterland retten will. Traurig genug, daß nur ein Weib das ſagen durfte, was jeden Mann würde hinter Schloß und Riegel würde gebracht haben. In dieſem wunderbaren Zuſammentreffen von Umſtänden, in dieſem Zufall, daß eine Frau, der man die „Wunderlichkeit" ihres Genies und ihrer geſellſchaftlichen Stellung wegen nachſieht, aufſteht und eine Kritik unſerer heutigen Politik, eine Kritik der Religion und der Geſellſchaft veröffentlicht, wie ſie vor ihr Tauſende gedacht, aber nicht Einer ſo reſolut, ſo heroiſch, ſo reformatoriſch-großartig ausgeſprochen hat, darin liegt etwas, was göttliche Vorſehung iſt. Dem bedrängten Kampfe der Zeit iſt ein Engel mit feurigem Schwerte zum Entſatz gekommen. Windet euch, baut Bücher auf

Bücher auf, sprecht Anathema über Anathema, die Macht einer Inspiration, die Macht einer Offenbarung, ausgesprochen in einem Weibe, das keine Professur, keine Ehre und irdische Anerkennung haben will, diese Glut einer Ueberzeugung, die sich wie ein feuriger Strom durch die Lande wälzen wird, ist nicht zu dämpfen, nicht auszulöschen. Den Handschuh für die Freiheit wirft hier die Poesie hin; und die Poesie ist immer ein Ritter, gegen den alle Streiche in die Luft fahren.

Bettina gehört zu denen, die ohne Falsch wie die Tauben, aber auch klug wie Schlangen sind. Sie redet zunächst nicht zum König von Preußen. Sie malt zwar seine Politik, die Politik seiner Rathgeber, sie malt einen gewissen Minister nach dem Leben, aber, ihrer Poesie und dem „Anstand" gemäß, kleidet sie ihre Polemik in das Gewand der Allegorie. Sie spricht scheinbar von anno 7, scheinbar von Frankfurt am

Main und Napoleon, und läßt die Frau Rath, Goethe's Mutter, ſtatt ihrer reden. Sentimentale und Tartüffe-Gemüther, die immer wollen, daß man die Sachen von den Perſonen ſcheidet und deren ſteter Jammer die „Indiscretionen" ſind, werden es ſchreckhaft finden, wie man der in geweihter chriſtlicher Erde auf dem frankfurter Friedhof ſchlummernden Frau Rath die Verantwortung ſo himmelſtürmender Gedanken, wie Bettina ihr in den Mund legt, andichten kann. Wer aber zu Schleiermacher's Füßen geſeſſen, weiß, welche Rolle Sokrates in Platon's Dialogen ſpielt. Xenophon, der auch vom Sokrates berichtet, mag den anregenden Lehrer nur die Dinge reden laſſen, die er wirklich geſprochen hat, Plato aber machte aus Sokrates einen Begriff, eine poetiſche Individualität, wie ſie der Dramatiker ſchafft. Sokrates ſpricht beim Plato, was Plato will. Und Sokrates wird dafür im Jenſeits nicht mit Plato zürnen. Der

Vater iſt verantwortlich für den Sohn, der Staat für den Bürger (Bettina führt dieſe Pflicht mit beſonderer Vorliebe aus), der Lehrer für den Schüler. Von großen Menſchen bleiben die Genien nachwirkend und leben fort in dem, was aus ihrem Geiſt geboren wird. Und ſo iſt auch jenes Dämonion, jene höhere Weihe und plötzliche Offenbarung, die der Frau Rath innewohnte, wie dem Sokrates, nicht mit ihr verweht und verflogen, ſondern hat mit geiſterhaften Fittichen erſt ihren Sohn Wolfgang umrauſcht und umrauſcht noch jetzt Bettinen, die es wagen darf, den kühnen Heldengeiſt jener Frau mitten unter den Truggeſpenſtern des Tages zu citiren und ſie von den Grimm's, von Ranke und Humbold reden zu laſſen, als wenn ſie vom Pfarrer Stein und dem Bürgermeiſter von Holzhauſen redete.

Der erſte Band des Königsbuches iſt der Religion, der zweite dem Staate gewidmet. Die

Beweisführung in beiden iſt die des urſprünglichſten Radicalismus. Ein Geiſt, gefeſſelt ſeit Jahrhunderten an Vorurtheil, Lug und Trug, ein Genius, niedergehalten von tauſend Rückſichten der Selbſttäuſchung und Denkohnmacht, ſcheint ſich hier zu erheben, wie Pegaſus aus dem Joche auffliegt mit ſeinen geflügelten Hufen, der Bahn der Sonnenroſſe zu. Wie die roſenfingerige Eos ſtreut Bettina Morgenröthe aus. Sie hat die Tafel eines neuen Geſetzes in ihren kühnen Händen, noch ſind ſie leer; aber nicht ein Wort der Lügen, die darauf ſtanden und die ſie mit dem Hauche ihres Mundes von ihnen tilgte, wird wieder auf ihnen ſtehen dürfen. Sie gibt Negation, aber in der Negation die vollſte Poſitivität des freien Menſchengeiſtes. Dieſe Freiheit iſt keine indiſche. Sie iſt kein Behagen, keine träumeriſche Wolluſt in ſich ſelbſt, ſondern ringende, kämpfende Freiheit, griechiſche Freiheit, wie ſie ſich in der Paläſtra,

in der Akademie, auf den olympiſchen Spielen erprobte. Auch dieſe Freiheit baut, aber nicht lichtſcheue Kapellen im Waldesdunkel, ſondern freiſchwebende Warten und Tempel auf den luſtigen Bergeshöhen. Die blinkende Axt bahnt den Weg durch Geſtrüpp und Geniſt nicht ins blinde, wilde Ungefähr hinein, ſondern nach einem erhabenen, edlen Plane, nach einem Grundriſſe, der das All umfaßt, Gotteswürde und Menſchenwohl. Sie iſt conſervativ dieſe Polemik im höchſten, majeſtätiſchen Styl; denn was verdiente mehr conſervirt zu werden, als die Natur, die Vernunft und der freie Geiſt!

Die übliche, ſalarirte, verdammende und ſeligſprechende Theologie unſerer Zeit wird über den erſten Band ihr ſchwarzes Kleid zerreißen und ſiebenmal Wehe! rufen. Dieſer erſte Band ſteht vom chriſtlichen Standpunkte auf dem Fundament einer abſoluten Glaubensunfähigkeit. Bettina weiſt hier jede Vermittelung zwiſchen der

Vernunft und dem Dogma ab. Kein myſtiſches Blinzeln mehr mit den geheimnißvollen Möglichkeiten der Nachtſeite des Lebens, keine Deutung mehr, keine Allegorie, ſondern die einfache Frage: Kann Wein Waſſer, kann Waſſer Wein werden? Man ſage nicht, daß ſich Bettina durch dieſe abſolute Negation des Chriſtenthums ganz aus den Vorausſetzungen der modernen Welt herauseskamotirt. Ein Blick auf unſere Zeit und ihre wiſſenſchaftliche Kämpfe lehrt, daß für die Freiheit ſchon unendlich viel gewonnen wäre, könnten wir nur auf der Hälfte des Weges, den Bettina ſchon zurücklegte, Hütten und Zelte bauen, geſchweige Kirchen im Sinne dieſer Hälfte.

Eingreifender aber noch und unmittelbarer wirkend iſt der zweite Band. Man hat dieſe Partie des Buches communiſtiſch genannt. Man höre, was er enthält und erſtaune über dies ſonderbare Neuwort: Communismus. Iſt die

heißeſte, glühendſte Menſchenliebe Communismus, dann ſteht zu erwarten, daß der Communismus viele Anhänger finden wird.

Dieſer zweite Band iſt den Verbrechern und den Armen gewidmet. Man hat ſchon drucken laſſen, Bettina wolle die Verbrecher zu Märtyrern ſtempeln und zöge die Diebe den ehrlichen Leuten vor. Das Letzte iſt kindiſch, das Erſte iſt wahr. Man ſchreibt ſo viel Bände über die Gefängniſſe, über die Verbrecher, über die Strafheorien, man ſtiftet auch Beſſerungsanſtalten, und doch bleibt es unwiderleglich, daß die wahre Politik, die Politik im Lichte unſerer Zeit, die ſein ſollte, den Verbrechen zuvorzukommen. Mögen wir nun an die urſprünglich gute oder urſprünglich böſe Menſchennatur glauben, ſo haben wir doch wenigſtens von unſerer Erziehung und Bildung einen ſo hohen Begriff, daß wir von ihrer Anwendung auf die Menſchennatur Wunder vorausſetzen. Warum verachten wir

dieſe Wunder ſo ſelten? Warum miſlingen ſie ſo oft? Unſere gewöhnlichen Quackſalbereien müſſen doch wol nicht ausreichen, um die immer garſtiger werdenden Schäden der Geſellſchaft zu heilen. Die alte Leier von den Volksſchulen u. ſ. w. iſt ganz verſtimmt, ſie lockt keinen Hund mehr vom Ofen, geſchweige daß ſie bezaubere und Menſchen zu Menſchen mache. Der Cholera gegenüber war es mit aller Medicin aus. Da ſchuf man neue Spitäler, neue Quarantainen, neue Geſundheitsdiſtricte und behielt vom Alten nichts mehr, als höchſtens die ſonſt ſo verachteten Hausmittel. Nun, die moraliſche Cholera iſt da: jeder Winter z. B. in Berlin bringt die ſittliche Brechruhr, nicht etwa ſporadiſch, ſondern ſo allgemein, daß die Gefängniſſe keinen Platz haben. Man vermehrt die Zahl der Nachtwächter und Gensd'armen, die Bürger treten zuſammen und bilden unter ſich eine Sicherheitsgarde. Einer ſperrt ſich ab gegen

den Andern und der Störer dieſes atomiſtiſchen Staates wird unſchädlich gemacht. Wenn eine ſolche Politik von der Noth des nächſten Augenblicks geboten wird, ſo muß man ſie gelten laſſen; erhebt man aber ihren praktiſchen Werth zu einer theoretiſchen, dauernden Bedeutung, ſo fragt man billig, iſt die chriſtliche Welt darum achtzehnhundert Jahre alt geworden? Gibt es keinen Ausweg, die Verbrechen ſchon im Keime zu erſticken? Iſt der Staat immer und ewig nur ein Conglomerat von Egoismus, in dem ſich nur Der lauter, rein und glücklich erhält, den gleich bei der Wiege die holde Gunſt des Zufalls angelächelt hat?

Neulich hat ein Geiſtlicher an einem vielbeſprochenen Grabe ein herrliches Wort geſagt. Die Leiche des im Duell gefallenen Herrn von Göler in Karlsruhe wurde beſtattet und der Geiſtliche, der keinen Beruf hatte, dieſer Leiche ſo zu ſchmeicheln, wie es die Zeitungen gethan

hatten, äußerte in seiner würdigen Rede, als er vom Duell sprach: Er müßte für das Christenthum erröthen, wenn er bedächte, daß der milde Geist der Christuslehre noch so wenig in die Menschheit eingedrungen wäre, um nicht Vorkommnisse, wie jenen Streit, für immer unmöglich zu machen. Er sagte: Erröthen! Der Geistliche, ein frommer Diener des Wortes, erröthete für die geringe Wirkung seiner Lehre. Erröthet wol ein Beamter für den Staat, der ihn besoldet, ein Minister für die Lappalien, die er in seinem Portefeuille einschließt, erröthen unsere Richter für die Verbrecher? Nein. Höchstens der arme Knecht zittert, der die Delinquenten abthun muß. Was nennen sie denn noch im neunzehnten Jahrhundert Politik? Was conserviren unsere großen Staatsmänner nur als sich? Wie ist es möglich, daß durch diese Politik der Bureaukratie, der Edicte, der Verbote, der Allianzen, Paraden, Gleichgewichtsinteres-

ſen u. ſ. w. ein Lichtſtral jener wahrhaft conſervativen Politik dringen kann, die vor allen Dingen den Menſchen dem Menſchen bewahrt? Bettina erhebt ſich, wenn ſie auf dieſes Gebiet kommt, zur Seherin, zur Prophetin. Sie richtet an den König, dem ſie ihr Buch gewidmet hat, ſo hinreißende, ſo feurige Apoſtrophen, daß es rührend iſt, wenn man ſich ſagen müßte, der Brief iſt unſterblich, aber er wird ſeine irdiſche Adreſſe verfehlen.

Wer im zweiten Bande jede Behauptung der Frau Rath wörtlich verſtehen wollte, bewieſe nur, daß er zu den Langweiligen gehört. Kein Langweiliger hat Sinn für den Humor. Humoriſtiſch iſt aber ein großer Theil der ſittlichen Revolutionen zu verſtehen, die die kühne Oponentin mit den Verbrechern zu ſtiften vorſchlägt. Es iſt ihr wahrhaftig nicht darum zu thun, einen Räuberhauptmann zum Feldherrn, einen Schinderhannes zum Kriegsminiſter zu

machen, ſondern ſie beklagt in greller, ihr eigenthümlicher Ausdrucksweiſe, daß das Capital von Muth, Schlauheit und Standhaftigkeit, das von den Verbrechern conſumirt wird, nicht auf edlere und dem Geſammtwohl nützliche Zwecke verwandt wird. Die Dialektik dieſer Beweisführungen iſt theils Ueberzeugung, theils Neckerei. Es iſt durchaus ein Platoniſch-Sokratiſcher Geiſt, der die kunſtvollen Geſpräche belebt, mit dem Scharfſinn und dem hohen Fluge der Divination zugleich gepaart, jene Sokratiſche Ironie, die ſcherzend die ſchon gefangenen Vögel der Gegenpartei wieder flattern läßt, um ſie nach kurzer Freiheit wieder aufs Neue einzufangen. Faſt im ſchäumenden Uebermaß dieſer Ironie ſind die „Geſpräche mit einer franzöſiſchen Atzel" geſchrieben. Hier iſt ſelbſt die Frau Rath die überflügelte. Der ſchwarze Vogel auf dem Ofen mit ſeinen klugen Augen, ſeiner kecken Federhaube auf dem Kopfe, ſcheint ein verzau-

berter Höllenbote zu ſein. Der kleine Spitzbube wettert und ſchimpft, wie ein Kapuziner, der nicht dem Himmel, ſondern dem Teufel dient. Er möchte, daß die ganze Welt des Teufels wäre und ſchwätzt die Dinge, die oben ſtehen, kopfüber nach unten und umgekehrt. Es wird nicht an Leuten fehlen, die die Elſter beim Wort nehmen und die wilden Plaudereien als baare Blasphemie an die geiſtlich-weltliche Hermandad denunciren werden. Bettina wäre mit der phantaſtiſchen Lyrik ihrer Seele humoriſtiſch genug, für die Atzel aufzutreten und ſie zu vertheidigen, wie einſt auf einem Concil ſogar die Heuſchrecken ihren Anwald fanden. Verſchluckte einſt eine Ratte eine Hoſtie und verrichtete Wunder, warum ſoll der Teufel nicht in eine Atzel fahren? Die Polemik, die die evangeliſche Kirchenzeitung gegen dieſe Atzel eröffnen wird, wird ſehr komiſch ſein.

Das ausgezeichnete Werk behandelt aber zu

ernste Fragen, als daß es komisch schließen dürfte. Es schließt mit dem Septimenaccord des tiefsten Schmerzes, es schließt erschütternd, herzzerreißend, tragisch. Wessen Auge über dieser Schilderung des Elends im berliner Voigtlande verweilen kann, ohne in Thränen zu schwimmen, der muß ein Herz von Marmelstein haben. Bettina theilt die Aufzeichnungen eines edlen Menschen mit, der in dem sogenannten berliner Voigtlande die von der Armuth bewohnten Häuser durchwanderte, an die Thüren pochte, eintrat und sich nach den bittern Lebensumständen, die hier zusammengepfercht sind, gründlich erkundigte. Die Namen sind genannt, die Thüren bezeichnet, hier hört jede Fiction auf. Tausende von Menschen leben hier in Hunger und Kummer, schlafen auf Stroh, stündlich gewärtig, ausgepfändet und auf die Straße geworfen zu werden mit Greisen und Säuglingen, im ewigen Kampf, entweder zu hungern oder zu

betteln oder aus Verzweiflung zu stehlen, gehetzt von der Polizei und verlassen von jener Behörde, die ihr nächster Schutz und Schirm sein sollte, der städtischen Armendirection. Für die Mittheilung dieses Gemäldes verdient Bettina den Dank jedes fühlenden Herzens. Jede Thräne dieses Bildes wiegt die kostbarsten Brillanten einer stylistischen Phantasie auf; dieser echte, lebenswahre Murillo steht höher als jede idealische Transfiguration. Es kriecht Ungeziefer durch diese Farben, aber die Farben sind echt und der Fürst, dem sie ihr Buch widmete, hat in dem Augenblick, als er diese Schilderung las, sicher einen Hofball abbestellt, sicher die Zurüstungen eines glänzenden, nur Staub aufwühlenden Manoeuvres auf die Hälfte des angesetzten Etats reducirt. Denn nicht die Armuth allein durchschneidet hier unser Herz, nein, auch die Schilderung der Tugenden, die noch in der Verzweiflung dieser Menschen nicht erstorben sind,

die Schilderung einer hochherzigen Anhänglichkeit an das Vaterland und den Fürsten, die sich selbst in diesen Lumpen noch erhalten hat. Eine arme Bettlerin überbrachte der Ordenscommission fünf Orden, die ihr gestorbener Mann im Freiheitskriege erworben. Die Ordenscommission gab ihr ein für alle Mal fünf Thaler (kaum den äußern Werth der Decorationen) und nun hungert sie. Wenn auch die hohen freisinnigen Philosopheme der kühnen Frau, die dieses Werk geschrieben, von den Menschen, die sie in dem Pfarrer und dem Bürgermeister treffend charakterisirt hat, verworfen werden, von diesem Anhang kann man nicht glauben, daß er spurlos vorübergehen wird. Nicht nur, daß die berliner Armendirection, eines der unpopulärsten Institute der Residenz, einer gründlichen Reorganisation unterworfen werden muß, auch die höhere, den ganzen Staat umfassende, ja ich nenne sie die communistische Frage: was soll

geſchehen, um den Menſchen dem Menſchen zu retten, das Band der Bruderliebe wieder anzuknüpfen und einer unheilſchwangern, furchtbar drohenden Zukunft vorzubeugen? Dieſe Frage wird um Antwort drängen und die Antwort wird nicht in Phraſen, nicht in Almoſen, ſondern in durchgreifenden Schöpfungen beſtehen müſſen. Und der edlen Frau, die dieſe Frage dicht an den Stufen des Throns aufwirft, auf dem Parquet der eximirten Geſellſchaft, unter Luxus, ſybaritiſcher Indolenz und transcendentaler, nichtsnützliger Naſen- und Bonzenweisheit, dieſer edlen Frau ſteht der beſcheidene Feldblumenkranz eines ſolchen Verdienſtes prangender,* als weiland ihre ſchönſten Blumenkronen aus der Periode ihrer romantiſchen Naturmyſtik.

Mit beklommener Erwartung ſehen alle die, welche von dem Buche ergriffen wurden, nun auf den, dem es gewidmet iſt. Numa Pompi-

lius hatte seine Egeria, eine geheimnißvolle Sybille, die ihm die Weisheit lehrte, mit der er Rom aus einem Räuberstaate zu einem geordneten Gemeinwesen erhob. Der König von Preußen wird Bettinen nicht zu seinem ersten Minister machen, aber er hat ihr Buch in der Handschrift durchblättert, er hat die Widmung gestattet und es mit seinen tausend censurwidrigen Freiheiten vorweg gegen die Verfolgung der Polizei in Schutz genommen. So darf Deutschland und Preußen insbesondere hoffen, daß von der mächtigen Beredtsamkeit einer Feuerseele, die hier im Namen der Zeit wie eine Prophetin am Wege, ihn angesprochen, wenn nicht ein begeisternder Funke, der zur That zündet, doch eine warme Erregung, die Schonung und Duldung übt, in ihm zurückgeblieben ist.

VII.

Ph. J. von Rehfues.

Das Grab bedeckt die sterblichen Reste eines Mannes, welcher als Schriftsteller, dichtend und denkend, in jenem stillen grünen Schatten stand, den Immermann die „Literatur der Einsamen" nannte. Nicht daß er dorthin floh, vertrieben von der mangelnden Gunst des Publicums; es müssen äußere Verhältnisse gewesen sein, die den Dichter des „Scipio Cicala" bestimmten, seine Persönlichkeit dem Streite des Tages zu entziehen und mit verhülltem Haupte durch die Dornen- oder Lorbeerhecken der Kritik zu schreiten. Nach allem, was ich persönlicher Beziehung zu dem Verstorbenen entnehmen konnte, war die poetische Pro-

duction bei ihm keine Sache des Ehrgeizes, sondern ein inneres Bedürfen, dessen süßeste Befriedigung auf ihn selber zurückfiel, ein Drang nach Zerstreuung und Erholung, der ihn in seinen vielleicht einförmigen und oft drückenden Berufsgeschäften mit um so größerer Gewalt überkam, als sich an die erste, vielbewegte Hälfte seines Lebens die zaubervollsten Erinnerungen an Hesperien, die pyrenäische Halbinsel und die buntesten, dort empfangenen poetischen Eindrücke knüpften. So stellte er sich mit Vorbedacht zur Seite, ließ den Lärm der Ereignisse, das Gewirr der Parteien an sich vorüberrauschen und war glücklich, wenn seine poetischen Gebilde hier oder da ein Auge fanden, das theilnehmend auf ihnen ruhte und im Anschauen ihrer Reize sich verlieren konnte.

Die äußern Lebensverhältnisse Philipp Joseph's von Rehfues sind bekannt. Bekannt ist, wie er nach vieljährigem Aufenthalt im südlichen

Europa den damaligen Kronprinzen, jetzigen König von Würtemberg, als Secretair begleitete, durch eine patriotische Schrift in der Krisis der Befreiungsjahre die Aufmerksamkeit Stein's erregte, in preußische Dienste trat und sich von Stufe zu Stufe eine an Auszeichnungen aller Art reiche gesellschaftliche und politische Stellung errungen hat. Die Verdienste, die sich ein energischer Charakter wie der seinige erwerben konnte, mußten besonders auf dem Felde der Organisation liegen. Er besaß für das Leben wie für die Kunst ein umsichtiges, scharfblickendes Gestaltungsvermögen, eine rasche Hand, die zwischen Entschluß und Ausführung nicht zauderte, eine praktische Ueberschau positiver Bedürfnisse, die sich bei träumerischen Illusionen nicht lange aufhielt, sondern, das Nothwendige rasch erkennend, es ebenso lebhaft zur Ausführung brachte. So mußten sich seine Talente ganz besonders auf einem Terrain geltend machen, wie das war,

welches ſich am Rhein nach den Befreiungsjahren für ihn vorfand. Zweifelhaften Zuſtänden einen entſchiedenen Charakter aufzudrücken, zerfallene Richtungen des öffentlichen Lebens unter einem praktiſchen Geſichtspunkte zu vereinigen, hier zu erweitern, dort zu beſchränken und ſtreitende Gegenſätze durch eine höhere Einheit zu vermitteln, auf dieſem höheren Gebiete adminiſtrativer Politik hat ſich Rehfues Verdienſte erworben, die nicht nur von ſeinen Vorgeſetzten, ſondern auch von den Folgezeiten anerkannt und belohnt wurden.

In der unabänderlichen Nothwendigkeit, daß zu einem ſolchen Zweck mehr negative als poſitive Mittel gebraucht werden mußten, lag natürlich auch der Anſtoß zu vielen Misverſtändniſſen und Verſtimmungen. Der Verſtorbene ging in jener Nothwendigkeit mit aller Ueberzeugungs- und Amtstreue auf, allein ſein poetiſch milder und humaner Geiſt hat nie verber-

gen mögen, wie ſehr er oft unter ſeiner Stellung gelitten. Es lag ein trüber Dämmerflor auf ſeinem öffentlichen Leben, ein Schleier von innerer Nichtbefriedigung und Wehmuth, den er nur in den vertrauteſten Stunden und denen lüftete, welche ſeines Gemüthes dichteriſche Grundſtimmung verſtanden. Wie ſehr er ſich aus dieſer überwiegend negativen Stellung nach großartigeren poſitiven Organiſationen ſehnte, beweiſen eine Menge Vorſchläge, die er nach Berlin ſandte und deren Ausführung, von ſeinem Freunde Altenſtein zwar mit Wärme aufgenommen, damals noch an Inſtanzen ſcheiterte, die des Enthuſiasmus einer an die Menſchheit glaubenden Erneuerungsluſt nicht fähig waren. Die Rehfues'ſchen Cenſurvorſchläge, die von einer damals nicht gern geſehenen poſitiven Anerkennung der Literatur ausgingen, enthielten wahrhaft befruchtende und befreiende Keime, und ſelbſt das in Münchengrätz übergebene Mémoire sur le

malaise actuel de l'esprit public hat ſeine Nichtbeachtung ſchwerlich dem Umſtande zu verdanken, daß die darin enthaltenen Vorſchläge nur rein polizeilicher Natur geweſen wären.

Der Menſch des neunzehnten Jahrhunderts iſt mehr als jeder andere das Product der Umſtände und ſeines Bildungsganges. Das Allgemeine hat die Herrſchaft über das Individuum, und wol nur denen, die ſich vom Allgemeinen als Dichter oder Künſtler emancipiren, möchte es möglich ſein, ſich auf der Landkarte des Lebens eigne Straßen zu zeichnen. Rehfues, dem mit der Abendröthe ſeines Lebens die Poeſie mit unwiderſtehlicher Macht ſich wieder genaht hatte, nannte jene Freiheit nicht mehr ſein, und ſo kam es, daß ſeine letzte literariſche Entwickelung dieſen Charakter des Anonymen, Zurückgezogenen, ja, einer vornehmen Discretion trug, die eine maſſenhafte Wirkung unmöglich machte. Die Parteileidenſchaft ging ſogar ſoweit, den Dichter

dem nichtbegriffenen Staatsbeamten zu opfern, eine üble Angewohnheit unſerer Kritik, die Frankreich und England nicht kennen, Frankreich, wo die politiſche Verblendung Chateaubriand's noch heute der Beurtheilung ſeiner Atala nicht geſchadet, England, wo Waverley niemals darunter gelitten hat, daß Walter Scott den Tories angehört.

Scipio Cicala iſt ein bleibendes Meiſterwerk der deutſchen Literatur. Weder Tieck (in ſeiner Vittoria Accorombona) noch Steffens (in früheren, an ſich trefflichen Arbeiten) kommt ihm gleich, — von neueren Verſuchen im Gebiet des hiſtoriſchen Romans, trotz mancher guten Leiſtung, ganz zu ſchweigen. Ich wußte nie, ob man am Scipio Cicala mehr die üppige Fülle italieniſcher Natur- und Sittenſchilderungen, die geſchmackvoll ausgebeuteten gründlichen Studien aus dem Bereich der Volksſage und Geſchichte, endlich die geiſtvollen kunſtgeſchichtlichen Digreſ-

sionen und in der Darstellung die epische Ruhe des Styls und die heitern Dialoge im Volkston mehr bewundern soll, oder ob das aufgerollte Lebensgemälde selbst, die Anekdote des Buches mit ihren Trägern, der bunteſten Mannichfaltigkeit anziehender und naturwahrer Charaktere, den Preis verdient. Jedenfalls ſind alle dieſe Elemente zu einem herrlichen Ganzen verſchmolzen. Ohne Zwang ſchlüpft der Reiz des wunderbaren und nächtlich Schauerlichen durch Situationen von rein-menſchlicher, tageshelter Lebenswahrheit. Der ſchon verwöhnten Neugier des effectſuchenden Romanleſers werden, auf dem natürlichſten Wege, ebenſo viel Befriedigungen geboten, wie ſie der reflectirende Leſer findet, der ſich noch lieber an glücklich eingefugte Epiſoden und ſolche Einzelheiten hält, die den Lauf der Erzählung, wie Waſſerſchleuſen, nur darum unterbrechen, um ihn nach dem Sturze der aufgehaltenen Maſſe in deſto ſchnellere Bewegung zu

ſetzen. Daß ſich dieſer Roman, der zu ungünſtiger, aller ſelbſtändigen Poeſie nachtheiliger Zeit erſchien, allmälig doch zur Anerkennung durchgerungen hat, beweiſt die ſeither nöthig gewordene zweite Auflage.

In der „neuen Medea" begegnet man derſelben Kraft der aufgewandten poetiſchen Mittel. Daß mit ihnen nicht derſelbe harmoniſche und allſeitig befriedigende Zweck erreicht wird, wie im Scipio Cicala, liegt an dem ſpröderen Stoffe, an der mangelnden Einheit des anekdotiſchen Sujets und dem geſonderten Intereſſe, welches hier nicht einer einzigen, ſondern zwei Perſonen gewidmet iſt. Dennoch iſt auch dieſe Dichtung reich an blendenden Schönheiten. Die Naturſchilderungen ſtehen denen im Scipio Cicala an der Seite, und der pſychologiſche Blick des Autors ſcheint hier noch mehr in die Tiefe der menſchlichen Seele zu gehen, als in ſeinem mehr heitern und daſeinsfrohen Vorgänger. Das

Wunderbare, von dem ſich, wie ſchon der Titel verräth, auch in dieſem Gemälde die düſterſten Schlagſchatten vorfinden, ſteht zwar nicht in dem ſchönen Einklange mit der Tendenz des Ganzen, wie im Scipio, aber wenn es diesmal auch hätte fehlen können, ſo wirkt es doch nicht ſtörend. Wahrhaft ergreifend ſind Jaques Pierre's Abenteuer in den apuliſchen Wäldern, ſeine Begegnungen mit jener frommen chriſtlichen Gemeinde, die, ohne Zweifel ein verſprengter Reſt der überall mit Feuer und Schwert bekämpften Waldenſer, hier unter uralten Olivenſtämmen, in dunkeln Grotten und Burgentrümmern Gott nach ihrer Weiſe durch Geſang und Predigt anbetet. Es liegt auf dieſer Epiſode wie Sabbatsruhe. Sie wird jedes gefühlvolle Herz überwältigen und läßt ſich unbedingt jenem claſſiſchen Capitel des Scipio Cicala an die Seite ſtellen, wo Scipio in den Kerkern Neapels die Bekanntſchaft jenes Welt- und Gottesweiſen

macht, der hier seit Menschengedenken gefangen gehalten wird, einstmals selber Bücher geschrieben hat und im Augenblick der Befreiung, wo das Auge den Lichtschimmer kaum erträgt, wo ihm die Kenntniß und Uebung der Schriftzüge verloren gegangen ist, seine eignen Bücher nicht mehr lesen kann. Auch der Schluß der neuen Medea ist hochpoetisch. Sie endet grausam und doch versöhnend; wir fahren auf vor Schmerz über das Geschick von Personen, die uns so lieb geworden sind, und doch hat es des Dichters Kunst so zu fügen gewußt, daß uns dies Geschick nicht empört, sondern nothwendig, ja, beruhigend erscheint, wie der einfache Tod selbst, dem Niemand entgehen kann.

Nehfues muß in seinen frühern Lebensjahren viel vorgearbeitet haben, sonst begreift man nicht, wie er bei seinen Berufsgeschäften doch für literarische Neigungen soviel Zeit erübrigen konnte. Er übersetzte aus dem Spanischen die in vier

ſtarken Bänden erſchienenen Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz del Caſtillo, eine Hauptquelle für die Geſchichte des Ferdinand Cortez und die ſpaniſchen Beſitzergreifungen von Südamerika. Auch die Sorge für einen anſehnlichen Gütercompler im Siebengebirge nahm ihn vielfach in Anſpruch, regte ihn ſogar zu ökonomiſchen Studien an und iſt unſtreitig die Veranlaſſung jenes intereſſanten Werkes: „Ueber Vermögen und Sicherheit des Beſitzes; Geſpräche zwiſchen dem Beamten, dem Freiherrn und dem Kaufmann", das erſt vor einem Jahre, wiederum ohne Namennennung, von dem Verſtorbenen erſchienen iſt. Man ſieht es dieſer Schrift an, daß ſie zunächſt aus perſönlichen Erfahrungen hervorgegangen ſein muß, und in dieſer äußern Veranlaſſung liegt eines ihrer Verdienſte. Wir werden hier in der Form des Geſpräches mit den ſtreitenden Gegenſätzen unſerer Zeit, ſoweit ſie ſich auf Beſitz und Erwerb beziehen, bekannt

Der Freiherr vertritt den Grundbeſitz, der Kaufmann Handel und Induſtrie, beide klagen den modernen Staat der Ungerechtigkeit gegen ihre Intereſſen an, und beide finden in der Perſon des Beamten einen Gegner, der es wenigſtens verſucht, den Staat zu vertheidigen oder die beiden ſtreitenden Parteien durch ein höheres Drittes zu verſöhnen. Ein beſonders originelle Gedanke dieſes Buches iſt der Vorſchlag des Freiherrn, die Staatsſchulden auf den Grundbeſitz zu vertheilen und dadurch ſowol die Verzinſung derſelben wie die Grundſteuer zu erleichtern, ein Vorſchlag, der gewiß Beherzigung fände, wenn es nicht Thatſache wäre, daß das neunzehnte Jahrhundert überwiegend von der Stockbörſe regiert wird.

Die Penſionirung des rüſtigen Sechszigers erregte Aufſehen. Ob ſie in den Umſtänden oder in ſeinem Wunſche lag, dieſe zur Beurtheilung neuerer Zuſtände ſehr intereſſante Frage

zu erörtern, iſt hier nicht der Ort. „Weil ich öfters zu Höherem tauglich geſchienen, glaubte man mir nicht, wenn ich das otium philosophicum über Alles ſtellte.“ Es ſind dies ſeine eignen Worte. Er ſchrieb ſie mit dem heiterſten Vertrauen auf eine ergiebige Zukunft, er hatte die Möglichkeit vor Augen, ſeine Muße nun erſt recht zur Ausführung aller ſeiner alten Lieblingsplane auszubeuten. Den Sommer am Rhein unter ſeinen Obſtbäumen und Weinbergen, dachte er für den Winter an Reiſen, ſelbſt nach Paris, nach Italien, das für ihn immer das Land ſeiner Sehnſucht, ſeine zweite Heimat blieb. Die Aufzeichnung ſeiner Erinnerungen, die Sammlung ſeiner zerſtreuten Schriften, Beides lag ihm gleich nahe, und es ſteht zu hoffen, daß die nur kurze Muße, die ihm der Himmel vergönnte, für die geſpannte Erwartung, mit der man dieſer Thätigkeit entgegenſehen durfte, nicht ganz ohne Erträgniß geblieben iſt. Seine zerſtreuten

Schriften, beſonders die über Italien und Spanien, verdienen wol eine Erneuerung. Sie gehören größtentheils einer Periode an, deren Auffaſſungsweiſe keineswegs veraltet iſt, ſondern im Gegentheil recht eigentlich mit den Anſchauungen von heute übereinſtimmt. Wer z. B. das italieniſche Volksleben, die Sitten Neapels, die Handelswelt Livornos, Italien überhaupt in ſeinen geſelligen und häuslichen Details kennen lernen will, findet, wenn er die ältern Schriften von Rehfues nachſchlägt, mehr Belehrung, als er aus den neueren, vorzugsweiſe ſich nur mit Kunſteindrücken beſchäftigenden Werken über Italien entlehnen kann.

Da dem Dahingeſchiedenen für die größere Hälfte ſeines Lebens das Recht einer freien Selbſtbeſtimmung nicht zu Gebote ſtand, er vielmehr dem Mechanismus einer vielgegliederten Bureaukratie ſich fügen mußte, ſo liegt auf dem Totaleindruck, den die Nation von ihm

empfangen hat, zur Zeit noch eine nebelhafte Unbeſtimmtheit. Dieſe wird ſich aber lichten und die Contouren eines charaktervollen Lebensgemäldes werden hervortreten. Der Geiſt unſerer Zeit wird ſich in mancher Partie dieſes Gemäldes nicht heimiſch fühlen, Meinungen und Tendenzen können ſich wie ein trennender Strom zwiſchen die Intereſſen einer ältern und das Intereſſe unſerer Zeit legen, aber der Rahmen, der ſich um das Leben dieſes geiſtvollen Mannes zog, die magiſche Gewalt, die ſein ganzes Wirken zuſammenhielt, die muß Jeden feſſeln, denn ſie entſprang dem Herzen — dem edelſten —, dem Gefühl — dem wärmſten — einem Gemüthe, das unter der Decke eines anſcheinend kühlen und verſtändigen Weſens nur um ſo inniger pulſirte. Die Literatur verlor einen geiſtvollen, die Freunde des Verſtorbenen verloren einen edlen Menſchen. Beweiſe der Herzensgüte, des innigſten Wohlwollens, Beweiſe einer Freund-

ſchaft und Menſchenliebe, die ſich in die innerſten Bedürfniſſe des Andern verſenken und raſtlos ſich mühen konnte, dieſe zu befriedigen, Beweiſe für den ſchönſten Menſchentrieb, den Trieb, ſeinen Nächſten glücklich zu machen, könnte und würde ich in reicher Zahl aus meiner eignen Erfahrung geben, wenn mein Verhältniß zu dem Verſtorbenen nicht eher eine Anomalie unſerer Tagesrichtungen ſchiene, eine Anomalie jenes ſtereotypen Parteigeiſtes, die ich hier nicht näher erläutern kann. Gäbe der Himmel, daß daß alle diejenigen, welche conſervativen Grundſätzen huldigen, ſich ſo den Blick für das Allgemeine und die unabweislichen Rechte der fortſchreitenden Geſchichte erhalten könnten, wie Rehfues, der nie Zelot war, nie ſeiner Leidenſchaft Gehör gab, ſondern das Menſchenrecht in jeder Entwickelung des Menſchengeiſtes anerkannte, mochte ſie auch ſeiner eignen Erkenntniß, ja, ſogar ſeinem eignen Intereſſe widerſprechen! Sein

Gemüth bewahrte ihn vor jeder Schroffheit. Da, wo Widerſtand Pflicht wurde, litt oft ſein eignes Herz mehr als das Gefühl des Gegners. Er hatte einen zu hohen Welthlick, eine zu umfaſſende Lebenserfahrung, als daß er ſich je der Herrſchaft des Kleinen hätte unterwerfen können. So bewahrte er ſich die Ruhe ſeines Gewiſſens, die innere Würde ſeines Bewußtſeins und einen unwiderſtehlichen Drang nach Gerechtigkeit, der ſeinem ſittlichen Menſchen die höchſte Weihe verlieh.

Möchten dieſe wenigen Zeilen vorläufig als ein wohlgemeinter Beitrag zu einer Charakteriſtik angeſehen werden, die über das Leben und die Verdienſte eines unſerer ausgezeichnetſten Zeitgenoſſen von einer andern und tiefer eingeweihten Seite her nicht ausbleiben wird.

VIII.

Erinnerungen an Seydelmann.

18**

Eine Handvoll Erde und Ade!

Ein dumpfer Beifall, dieſe hohl auf den Sarg nachſtürzenden Erdſchollen. Der Geiſtliche, der auf dem Friedhofe in Berlin den letzten katholiſchen Segen über die leere Hülle des Künſtlers ſprach, nahm eine Handvoll Erde und warf ſie dem Unvergeßlichen nach. Die zahlloſen Leidtragenden, die die Leiche geehrt hatten, folgten dem Beiſpiele des Prieſters. Dieſer hohle, polternde Klang war des großen Schauſpielers letzter Applaus.

Der Künſtler hört ihn nicht mehr, der Beifall belohnt, ſpornt ihn nicht mehr. Hin iſt die

ſeine Ironie auf ſeinem denkenden Antlitz, wenn man ihn hervorrief. Seydelmann war! Iſt man jung, gewöhnt man ſich ſchwer an den Tod. Man glaubt ihn nicht, man hält es für unmöglich, daß dies Auge geſchloſſen, dieſer Mund verſtummt ſein kann. Seydelmann ſoll fehlen? Und doch, es iſt. Er iſt ausgeſtrichen. Eine Lücke, eine kurze ehrfurchtsvolle Pauſe und die Glieder rücken zuſammen. Stand hier früher einer? Die Generation nach zehn Jahren wird keine Ahnung davon haben. Seydelmann war.

Wenn bedeutende Menſchen ſterben, ſo haben ſie ein Recht, ihre Seele hienieden in die Hände ihrer Freunde zu befehlen. Dafür haben ſie mit ihnen gelebt, dafür haben ſie ihnen ihr Innerſtes gezeigt. Wie die ſcheidenden Freunde ein Recht, haben die überlebenden eine Pflicht. Sie ſollen Zeugniß ablegen von dem, der nicht mehr für ſich ſelber reden kann, ſie ſollen Vor-

urtheile widerlegen, Misverſtändniſſe berichtigen, ſie ſollen von dem, was die Welt an dem Todten beſeſſen, die innern Verbindungsfäden zeigen. Auch geht der Strom der Zeit ſo ſchnell! Die Flut verſchlingt, was geſtern noch in grüner Fülle lebte. O dieſe Zeit weiß zu abſorbiren! Es iſt ſchrecklich, wie kalt, wie bald ſie vergeſſen kann. Und nun ein Schauſpieler! Wiederholen wir keine Gemeinplätze, aber der Schauſpieler ſchreibt ſein Gedächtniß in Wüſtenſand, den der Wind verweht, in Wellengekräuſel, das von ſelbſt zerrinnt. Kein Menſch wird leichter zur Sage, als der dramatiſche Darſteller.

Und noch betrübender ſteht es um die Dauer des Seydelmann'ſchen Gedächtniſſes, wenn man bedenkt, daß ſein Talent das Unglück hatte, ſich nur in einer dramatiſchen Uebergangsperiode zu bewähren. Er hielt den hereinbrechenden Verfall der deutſchen Schauſpielkunſt eine Weile

auf. Er ſpielte größtentheils ein altes Repertoir, jene dramatiſchen Rollen-Mumien belebend, die ſich ſeit funfzig Jahren in der Theaterwelt erhalten haben. Es wurde ihm nicht zu Theil, was ich ihm vor acht Jahren in zwei Aufſätzen: Phantaſien über Seydelmann *) ſo ſehnlichſt wünſchte, die Verſchwiſterung ſeines Talentes mit einer neuen literar-hiſtoriſch bedeutend werdenden Richtung. Die von mir damals verheißene Richtung der dichtenden Talente auf die Bühne hin iſt wirklich eingetroffen, Seydelmann war ihr nicht fremd geblieben, aber das Schickſal rief ihn zu früh von Beſtrebungen ab, die in zehn Jahren ſchon andere Reſultate werden geliefert haben, als das kühle und ſcheelſüchtige Mistrauen der alten Herren und das neidiſche Schelten der productionsunfähigen jüngern jetzt

*) Beiträge zur Geſchichte der neueſten Literatur, Stuttgart 1836. Erſter Theil. S. 195.

für möglich hält. Nur noch zehn Jahre hätte er leben ſollen, um wenigſtens fünf Rollen, die bis dahin geſchrieben ſein und ſich erhalten dürften, zum erſten Male geſpielt zu haben. Wir wiſſen nicht mehr, wie Garrick, Eckhoff, Schröder, Fleck ſpielten, aber wir haben Shakeſpeare, Goethe, Schiller, Schröder's und Iffland's eigne Productionen und nach dieſen erhält ſich die Vorſtellung, die Ahnung ihres Spieles. Wenn man an Seydelmann herummäkelte, ihm heute das Genie, morgen das Gemüth abſprach, ſo war zum großen Theil ſein Repertoir daran ſchuld. Sein Repertoir waren damals, als er alle Federn in Bewegung ſetzte, Rollen, die jeder ſchon ein Dutzendmal in ſeiner Jugend von andern Schauſpielern geſehen hatte und, wenn irgendwo, gilt es in der Schauſpielkunſt: Wer zuerſt kommt, mahlt am beſten. Das Geheimniß, warum in Frankreich die großen Schauſpieler nie ausſterben, liegt eben auch in dem

ewig jungen Repertoir. Seydelmann traf es unglücklich. Die Zeit von 1815 bis noch vor wenig Jahren weiß zwar von einem sehr muntern Bühnenleben, von hunderttausend Vaudevillen und einer glänzenden Opernperiode zu erzählen, aber national und literarisch wurde die deutsche Bühne nur schwach unterstützt, und so kam in die Leistungen vortrefflicher Schauspieler von selbst etwas Gemachtes, Künstliches, stubenmäßig Ausstudirtes, was man denn auch Seydelmann und überwiegend mit dem größten Unrecht vorgeworfen hat.

Ich sah Seydelmann zum ersten Male in Stuttgart vor zwölf Jahren. Ein zwanzigjähriger junger Mann, der den Kopf voll Politik hatte, verstand ich nichts von der Bühne. Ein Galeriebesucher kann nicht harmloser sein, als ich damals im Parterre saß. Es erfreute mich eben Alles. Ich weinte und lachte, wie es grade an jeder Stelle sein sollte, und die Dar-

ſteller ſelbſt floſſen mir ſo ziemlich in ein Kaliber zuſammen. Die Gewöhnung ſtumpfte freilich ab und machte den Geſchmack raffinirter. Aber doch geſteh' ich, von Seydelmann's damaligen Leiſtungen wol Eindrücke, aber keine Meinung zu haben. Ich ſah ihn meiſt in den Raupach'ſchen Stücken, die alle ſchnell hintereinander gegeben wurden, weil der jetzt verſtorbene Graf Leutrum ſeine damals noch junge Theaterintendanz mit dem Meiſterſtück begonnen hatte, bei ſeiner Anweſenheit in Berlin Raupachen ſeine ſämmtlichen Manuſcripte abzukaufen. Die Hohenſtaufen marſchirten alle im Parademarſch auf. Seydelmann kam gar nicht aus dem Hermelin und Purpur mehr heraus. Wenn ich ſage, das ewige Jambengebelfer klingt mir noch im Ohr, ſo bitt' ich um Verzeihung für dieſen Ausdruck, aber ich weiß das Echo, das ich von jenen Abenden habe, nicht anders zu bezeichen. Der Eine rief immer: „Dem Kai-

ſer gehört die Welt" — der Andere: „Dem Papſt gehört ſie zu" — und ſo ging es durch ein ganzes Winterabonnement hindurch. Außer den Hohenſtaufen ſah ich noch viele andere Stücke, aber alle von Raupach. Von einem Trauerſpiel, das einen neugriechiſchen Stoff behandelte, hab' ich noch die Vorſtellung Seydelmann's als greiſer Türk Abdallah, mit der Fackel auf dem Kirchhof ſeine Tochter ſuchend. Ykelula! Ykelula! klingt es mir noch immer im Ohr. Auch Oſſip ſah ich, eine Rolle, in der Seydelmann viel Anfechtung erdulden mußte. Wie Abdallah immer rief: Ykelula! rief Oſſip immer: Arinia! Meine Arinia! Seydelmann ſoll den Oſſip mit gebrochenem Deutſch geſprochen haben. Namhafte Schauſpieler verſichern mich, daß er hätte weinen können, wenn man die Intention nicht verſtand, die er damit verband. Ich geſtehe, daß ich dieſe Intention auch nicht würde verſtanden haben, doch weiß ich nicht mehr, ob er wirklich

gebrochen ſprach. That ers, dann hab' ichs ſicher ganz gläubig hingenommen und es damals gewiß ſehr ſchön gefunden. Ich reflectirte nicht. Auch Till wurde geſpielt. Dazwiſchen einiges Andere und oft von der leichteſten Art, z. B. Commiſſionsrath Froſch und ſogar Hähnchen im Feſt der Handwerker, wo freilich des verſtorbenen Röſicke's Berliner al Fresco-Colorit nicht erreicht werden konnte.

Diejenigen Rollen, durch welche ich über die künſtleriſche Bedeutung Seydelmann's klarer wurde, waren der Abbé de l'Epée, der Paraſit, ganz beſonders aber Mephiſtopheles, den Seydelmann damals zuerſt auf die ſtuttgarter Bühne einführte.

Seydelmann's Abbé de l'Epée hat man ſpäter nicht empfunden nennen wollen. Mich rührte er, aber mehr weiß ich nicht davon zu ſagen. Klarer iſt mir der Paraſit. Dieſe Wiedererweckung eines von Schiller bearbeiteten fran-

zösischen Lustspiels war ein Verdienst, das sich Seydelmann speciell erwarb und von dem engern Kreis der stuttgarter Theaterfreunde sehr anerkannt wurde. Seydelmann selbst war in der Rolle des Selicour sehr ausgezeichnet. Er spielte nach der französischen Maxime: glissons, n'appuiyons pas! Einen besondern Reiz gewährte sein hier passend angebrachtes Klavierspiel, in dem Seydelmann bekanntlich eine sehr achtbare Fertigkeit besaß. Mephistopheles aber überragte Alles, was ich bisher von dem so fleißigen Künstler an Eindrücken empfangen hatte. Diese Verlebendigung der hundertmal gelesenen Worte hatt' ich mir nicht möglich gedacht und noch jetzt, wo ich viele Teufel auf der Bühne gesehen habe, bleibt mir der Seydelmann'sche der eindringlichste, weil der wesenhafteste. Interessant ist aus dem Munde des unvergeßlichen Künstlers folgende Bemerkung: „Ich habe den Mephistopheles erst verstanden,

als ich in Weimar den Herrn von Goethe sah. Diese Ironie! Dieses ungeheure satyrische Uebergewicht über die Menschen! Diese Weltverachtung! Ich stand vor ihm wie der Schüler vor Mephisto. Seitdem bildete ich mir das aus, was ich geben wollte."

Schon damals begegnet' ich dem Künstler dann und wann persönlich. Es war dies bei W. Menzel, einem Landsmanne Seydelmann's, der ohne Zweifel das [illegible]e Verdienst hatte, daß er nachdrücklicher auf ihn aufmerksam machte. Menzel widmete den einzelnen Leistungen Seydelmann's im Morgenblatte ausführliche Besprechungen, ja sattelte sogar seinen Hippogryph zu einigen Distichen, die sich in seiner „Reise nach Oesterreich" wieder abgedruckt finden. Beide Naturen hatten etwas Verwandtes und hielten sich dadurch in einem wechselseitigen Verhältnisse, das beinahe etwas ängstlich Respectvolles hatte. Im Mistrauen waren sie sich Beide

gleich, im Beherrſchen einer urſprünglich choleriſchen und nur mit Mühe niedergehaltenen heftigen Natur, mußten ſie Beide den gleichen Lebensmaximen folgen. In der gegenſeitigen Verehrung dieſer in vieler Hinſicht gleichartigen Menſchen, mochte bei aller Ehrfurcht vor einander, doch eine gewiſſe beklemmende Spannung liegen, die einen innigeren Freundſchaftsbund nicht aufkommen ließ. Auf Seydelmann's Neigung zu hiſtoriſchen Portraitirungen, waren wol W. Menzel's hiſtoriſchen Liebhabereien nicht ohne Einfluß.

Nachdem ſah ich den Verſtorbenen erſt mit dem Ende des Jahres 1834 wieder. Der Geſichtskreis für dramatiſche Beurtheilung hatte ſich erweitert, die Vergleichung der Leiſtungen von Bühnen: wie Manheim, München, Prag, Dresden, Berlin, Leipzig, Hamburg bot einen Maßſtab, auf welchem ſchon der Verſtand und die kühle Kritik ihre Zeichen eingekerbt hatten.

Der Genuß, den ein wahrer Künſtler bot, mußte jetzt, da ich ihn zergliedern konnte, ſich ſteigern. Erſt jetzt hob ſich mir das Spiel Seydelmann's aus ſeinen Umgebungen hervor. Ich wußte, was eine Rolle verfehlen heißt und genoß es jetzt erſt, wenn ich ſie getroffen ſah. Seydelmann's unermüdlicher Fleiß entfaltete ein Gebild nach dem andern. Mochten auch vielleicht ſeine damaligen Leiſtungen in Stuttgart mehr Reſte des unmittelbar vorhergegangenen Studiums tragen, gleichſam nicht ausgewiſchte Linealſtriche, mochte er als denkender Darſteller grade in jener Zeit die meiſten Spuren des Ateliers mit auf die Bühne bringen, ſo war es doch eine harmloſe Periode, in der er ſich gab, wie er war. Er hatte noch nicht die vernichtenden Vorwürfe von Verſtandescalcül, mangelndem Gemüthe, berechnetem Studium gehört; man hatte ſein innerſtes Künſtlerbewußtſein noch nicht untergraben und ſo war das, was er da-

mals in Stuttgart gab, unstreitig viel frischer, lebendiger, unternehmender, als was ich später von ihm in Berlin sah. Er befand sich damals in der Zeit der vollsten Mannesblüte. Was ihn im bürgerlichen Leben zwickte und zwackte, das ertrug er damals nicht mit jener rührenden Resignation, an der er zuletzt untergegangen ist, sondern er lärmte und tobte sich aus und das war gut für seine Natur, noch besser für seine Kunst. Seine Gebilde trugen das Gepräge der innersten Spannung, der subjectivsten Elasticität, während sie in späterer Zeit oft zu einer Objectivität herabsanken, die ganz dicht neben der Natur stehen mochte, aber auch etwas Mattes, Gedrücktes, Bestäubtes hatte, was er in seinen Geständnissen zu Gemüthern, die ihn verstanden, selbst einräumte. Er wies es nicht zurück, wenn man ihm sagte: „Spielten Sie doch zuweilen Ihre Hähnchens, wie in Stuttgart, Ihre Nathans würden dadurch frischer werden!“

Seydelmann ſtand damals auch einer mit dem Stuttgarter Hoftheater verbundenen Theaterſchule vor. Daß ſeine auf dieſe Anſtalt verwandten Bemühungen fruchtlos waren, lag an dem gänzlich bühnenunfähigen Naturell der Schwaben. Schon der unausrottbare Dialekt bot unüberſteigliche Hinderniſſe. Auch bei Concerten entzog er ſich der erbetenen Unterſtützung nicht und bildete jene Neigung zur öffentlichen Declamation aus, die ...n auch in Berlin nie verlaſſen hat.

Theaterintriguen kannt' ich damals nur dem Namen nach. Ob deren in Stuttgart ſtattfanden, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß Menſchen, die ſpäter Todfeinde wurden, damals in der beſten Freundſchaft zuſammenlebten. A. Lewald, der noch ein Jahr zuvor, eben aus Paris kommend, von Seydelmann wenig hielt, war allmälig ſein leidenſchaftlicher Bewunderer geworden. Durch ein langes Theaterleben ab-

gestumpft für theatralische Eindrücke, ging er nur in die Vorstellungen, um Seydelmann in seinen besten Scenen zu sehen. Er sammelte damals den Stoff zu einem Buche über Seydelmann, das aus wirklicher Hingebung für den Verstorbenen geschrieben ist. Auch Moritz, der später die Ursache werden sollte, daß Seydelmann Stuttgart verließ, fehlte damals dem Freundeskreise nicht. Jeder gab sich noch frei und unbefangen. Noch hatte der unselige Dämon der Zwietracht seine von glatten Mienen bedeckten Rückhaltsgedanken nicht ausgesäet. Lewald, der ein Talent für solche Gedächtnißfixirungen hat, mag einmal diese Zeit beschreiben. Er vergesse aber dabei weder die Pilgerfahrt zum landwirthschaftlichen Feste und das Mittagsessen im cannstädter „Ochsen", noch seine eignen humoristischen Kalbsbratenabende, noch die nächtlichen Pickenicks bei dem Jüngsten in dem vierblättrigen Kleeblatt, dem Referenten selbst, zu dem

über eine enge Treppe drei Menschen hinaufstiegen, die später in so grimme Opposition gerathen sollten. Lewald trug unterm Mantel einen riesenhaften Kalbsbraten, Seydelmann in den Rocktaschen Wein und Würste, Moritz Delicatessen, alle drei damit bepackt von ihren Frauen. Brod und Spielkarten fand die ambulante artistische Gesellschaft bei mir — und all' die Anekdoten, Witze und hundert drolligen Einfälle, all' dies schallende Gelächter, alle diese gemüthlichen Eindrücke konnten sich später verwischen, konnten wahrhaft in Pech und Schwefel aufgehen?!

Das Einzige, was Seydelmann damals für seine künstlerischen Bestrebungen vermissen mochte, war ein größeres und anregungsfähigeres Publicum. Die Schwaben, meist sinnig und in sich gekehrt, freuen sich über die schönen Eindrücke der Bühne erst, wenn sie nach der Vorstellung zu Hause bei ihrem Salat sitzen. Dann

hab' ich sie oft recht entzückt und enthusiastisch gefunden. Im Theater sind sie aber mäuschenstille. Aergerliche politische Verstimmungen mochten damals noch hinzukommen, eine Anstalt, die das Land zwar unterstützt, an der aber der Hof die meiste Freude hat, nur kühl zu beurtheilen. Seydelmann nannte sein Verhältniß zum stuttgarter Publicum eine Ehe zwischen einem jungen lebensfrohen Mann und einer alten dicken Witwe, die zwar Geld gibt, aber auch dafür Liebe verlangt, die man nicht empfindet. Der Vorschlag einer reisenden Gesellschaft im größten Style, die im Interesse des classischen Dramas Deutschland durchzöge, kam damals unter uns zur Sprache. Die Schauspieler haben später über diesen Vorschlag viel gelacht und Seydelmann beschuldigt, er hätte junge, unpraktische literarische Phantasten mit solchen Chimären an der Nase herumgeführt. Warum diese böswillige Beschuldigung? Man bedenke die Zeit, wo die-

ſer Vorſchlag gemacht wurde. Vor zehn Jahren fielen Ideen dieſer Art nicht auf. Das Theater, wie es war, ermangelte einer innigeren Beziehung zu den Bedürfniſſen einer höheren Bildung. Die Jugend wußte vollends nicht, was ſie damals mit der Bühne anders machen ſollte, als ſie in der Art, wie ſie war, zu verneinen. Selbſt eine ſo praktiſche Bühnenroutine, wie die Lewald's, konnte damals auf den Gedanken gerathen, in der Weiſe der von ihm beſchriebenen Mittenwalder Paſſion (im bairiſchen Hochgebirg) große Naturtheater unter freiem Himmel vorzuſchlagen, Theater, zu welchen nicht das Publicum, ſondern ein Volk pilgern ſollte, um darauf ohne Couliſſen, aber mit coloſſaler Comparſerie dargeſtellt zu ſehen Shakeſpeare, Schiller und was ſonſt noch eigends für dieſen Zweck geſchrieben werden ſollte. Von einem Manne, der zu gleicher Zeit für die praktiſche Bühne eine Theater-Revue

(bei Cotta) eröffnete, nahm ſich das gar ſtattlich aus. Seydelmann folgte dieſen Flügen, und ſchlimm genug, wenn der Schmerz über die ihm in Berlin geſchenkte kalte Aufnahme eines Theiles der dortigen Kritik ihn ſo herabſtimmen mußte, daß er Gott und den neun Muſen dankte, wenn er hinfort nur mit ſeinen großen und kleinen Rollen fertig wurde.

Um noch einen Schritt weiter zu gehen, ſo glaub' ich nicht, daß Seydelmann ſo ſehr das Bedürfniß eines neuen Repertoirs hatte oder den Wunſch nach einer Wiedergeburt unſerer dramatiſchen Literatur ausſprach, wie ſich dies wol bei andern gebildeten Schauſpielern in unſerer Zeit findet. Er ſcharrte ſich alte Rollen hervor und hauchte ihnen ein neues Leben ein. Man muß dies ganz natürlich finden bei einem Schauſpieler, der den Ehrgeiz hatte, ſich den höchſten Muſtern anzureihen. Es umgaben ihn damals in Stuttgart viel dichteriſche Talente

aber man kann ihm sehr den Vorwurf machen, daß er Niemanden zur dramatischen Production anregte. Er sehnte sich darnach, das ganze alte Schröder'sche und Iffland'sche Repertoir durchzuspielen, was bedurfte er der jüngern, noch dazu unreifen und wenigstens damals der Bühnenanforderungen bis zur Naivetät unkundigen Literatur? In Berlin wurde das freilich anders. In Berlin, im Strom einer nimmer ruhenden dramatischen Bewegung, faßte ihn diese Bewegung wider Willen. Auch mußt' er es müde werden, sich ewig den Vergleichungen mit Fleck und Devrient ausgesetzt zu sehen. Er fand, daß es für seinen Ruhm einträglicher sein würde, wenn er neue Rollen creirte, als wenn er alte neubelebte. Eine Rolle wie „Reckum" rentirte ihm mehr, als Polonius und Anderes, wobei er mit dem Vorurtheil zu kämpfen hatte. Und so soll es auch sein. Nur wer sei-

ner Zeit ſich widmet, der gehört ihr unvergeſslich an.

In Seydelmann lebte damals über ſeine Künſtlerſchaft eine ſo ſichere Beruhigung, daß bei ihm ein Plan, den ich ihm im Jahre 1835 von Frankfurt aus vorlegte und der von der Schauſpielkunſt, als ſolcher, entfernt lag, Anklang fand. Nach einem glänzenden Gaſtſpiel auf der frankfurter Bühne kamen nämlich einige Actionaire derſelben auf den Gedanken, ihm bei einer im Werk ſtehenden Umgeſtaltung derſelben ihre Leitung zu übergeben. Auch der Titel eines Intendanten ſtand dabei in Ausſicht, wenigſtens hatte ihn Franz Grüner, an deſſen Entlaſſung gearbeitet wurde, bisher geführt. Der bekannte Liedercomponiſt, Wilhelm Speyer, Seydelmann perſönlich befreundet, verwandte ſeinen in artiſtiſchen Dingen für Frankfurt gewichtigen Einfluß, um den Künſtler zur Annahme dieſer Directionsführung zu bewegen. Man hätte der frankfur-

ter Bühne nur Glück wünschen können. Sie würde eine Pflanzschule bedeutender Talente geworden sein, da sie so recht in der Mitte liegt, um der lockenden Werbetrommel eines Namens, wie Seydelmann, auch ein allgemeines Echo zu geben. Dieser Name war damals im westlichen Deutschland von zauberhaftem Klang.

Ob Seydelmann den ihm von Frankfurt gemachten Antrag benutzte, um seinen stuttgarter Contract zu verbessern, weiß ich nicht. Der Tod Ludwig Devrient's gab wol jedenfalls seinen Wünschen und Plänen eine andere Richtung. Ob es ihm gleich Anfangs, selbst wenn er in Berlin gefiele, Ernst sein mochte, in Berlin zu bleiben, bezweifle ich fast. Es lag in seiner Art, ganz eigenthümliche Combinationen zu machen. Er hat ganz gewiß zwischen dem Gedanken gewählt: Entweder in Berlin, auf dem großen Markt, mit allen Klippen einer beendigten Carriere, oder in Stuttgart, zurückge-

zogen auf ein Terrain, das dir gehört und wo du Muße haſt, dich auf Gaſtſpiele vorzubereiten, die dich der Welt ewig jung, friſch und neu erhalten. Ich ſage nicht, daß er ſo combinirte. Ich ſage nur, daß ſeinem beſorgten und überlegten Gemüthe ſolche Combinationen ähnlich ſehen.

Endlich im Frühjahr 1835 reiſte Seydelmann zu ſeinem Probe-Gaſtſpiel nach Berlin. Er ging über Frankfurt. In ſeinem ganzen Weſen drückte ſich die innere Spannung des Ehrgeizes und einer bänglichen Beſorgniß aus. Er ging einer Prüfung entgegen, die zu ſeinem Nachtheil ausfallen konnte. Zwiſchendurch erhob ihn wieder ſein inneres Bewußtſein zu einem faſt gereizten Selbſtvertrauen, ſodaß man kaum wußte, ſollte man ihm die Dinge, die ſeiner in Berlin warteten, als ſchwer oder leicht vorſtellen. Bald ſah er mit nachdenklichem Ernſt und wie verloren in die bunten Bläschen einer Taſſe

Chocolade bei Georgi und hörte Alles an, was es in Berlin für ihn würde zu beobachten geben, bald klapperte er fröhlich mit dem Löffel und war wieder seines Sieges gewiß. In den literarisch-artistischen Kreisen Frankfurts herrschte damals noch mehr Einigkeit und gemeinsame Begeisterung als jetzt. Schnell war ein Festessen zu Ehren des Gastes veranstaltet. Der Becher kreiste. Heiterkeit belebte die Unterhaltung. Seydelmann trug einige dramatisirte Anekdoten aus dem Schauspielerleben vor und erregte namentlich durch eine Scene aus der münchner Coulissenwelt großes Gelächter. Wenn man bezweifelte, ob Seydelmann eine angeborne schauspielerische Anlage besaß, so konnten für sein ursprüngliches Talent grade diese und ähnliche Anekdoten zeugen, die er beinahe unbewußt immer im Charakter der handelnden Personen vortrug. Ein von mir ohne vorhergegangene Berechnung, in der „Blüte des Augenblicks" ge-

ſprochener Toaſt ſagte ungefähr: Seydelmann möchte nach Berlin gehen und den Kranz der Meiſterſchaft, der dort auf den Gräbern Iffland's, Fleck's und Devrient's läge, nun auch auf ſein Haupt ſetzen, ein Geleitswunſch, den mir Profeſſor Gubitz, Fleck's Schwiegerſohn, ſo übel genommen hat.

Es iſt bekannt, daß Seydelmann damals in Berlin ſich zwar die Anerkennung einer großen künſtleriſchen Bedeutung erwarb, zu gleicher Zeit aber von dem überwiegenden Theile der Kritik vielerlei Anfechtungen zu erdulden hatte. Es war nicht die Rollenauffaſſung, über die man ſtritt, ſondern ſein ganzer höherer Werth wurde in Abrede geſtellt. Man wollte alles an ihm kalt und überlegt finden. Man ſtritt ihm die höhere Weihe, vor Allem aber die Weihe des Gemüthes ab. Er überwältige nicht, hieß es, wie Devrient gethan, er wäre ein ſtudirtes Talent, kein urſprüngliches Genie. Bedenkt man

nun, daß diejenigen, welche damals an Vorwürfen dieſer Art unerſchöpflich waren, ſpäter ſeine eifrigſten Lobredner wurden, Männer von unbeſtechlicher Selbſtändigkeit, von Geiſt ſogar und langer Theatererfahrung, ſo ſollte ſich die Kritik daraus eine Lehre nehmen und dem erſten Eindruck, ob er nun günſtig oder ungünſtig, kein Vertrauen ſchenken. Noch kleinlicher war es, daß man den Künſtler die Theilnahme entgelten ließ, die er bei einer Literaturrichtung gefunden, die grade damals von Berlin aus mit Misgunſt und Leidenſchaftlichkeit verfolgt wurde. Auch das Lewald'ſche Buch erwies ſich Seydelmann eher nachtheilig als förderlich.

Seydelmann hatte ſehr zu kämpfen mit dem erſten Eindrucke ſeiner Perſönlichkeit. Das etwas volle Geſicht erlaubte kein lebendiges Mienenſpiel, die blauen Augen konnten es braunen oder ſchwarzen an bald rollendem, bald ſtechendem Ausdruck nicht gleichthun. Dem Organ

gab die Schwere der Zunge einen breiten, hohlen Klang. Es schien ihm Mühe zu machen, die Worte hervorzupressen. Bei leidenschaftlichen Stellen des Dialogs schlug die Stimme zwar nicht über, ließ aber zuweilen kreischende Töne vernehmen, welche, fast möchte man sagen, etwas Thierisches hatten. So bedurfte es denn einiger Gewöhnung, ehe man mit dem nicht günstigen ersten Eindruck fertig wurde. War man einmal an den Klang dieser Stimme gewöhnt, so bekam sie dem Ohre wohl. Man entdeckte in ihr eine Melodie, einen angenehmen Tonfall und jetzt, da der treffliche Künstler geschieden ist, bin ich gewiß, es klingt dem berliner Publicum noch immer die Seydelmann'sche Redeweise im Ohre nach, wie ein altes Lied, dessen Rhythmen uns mit wehmüthigen Jugenderinnerungen erfüllen.

Die Darstellungseigenthümlichkeit Seydelmann's stand im vollen Gegensatze zu dem, was

man ſeit dem Ueberhandnehmen der Schiller'ſchen Richtung und den Idealitätsdramen für ſchauſpieleriſche Meiſterſchaft gehalten hatte. Die Darſteller ſollten durch ihre Mittel hinreißen. Die Perſönlichkeit ſollte das Studium vergeſſen machen und nur zu oft gaben die Schauſpieler ſtatt des Studiums nur ihre Perſönlichkeit. Den höchſten Culminationspunkt dieſer ſubjectiven Darſtellungsweiſe erreichte die Kunſt durch die Art, wie ſie Ludwig Devrient trieb. Schon Fleck traf (nach Tieck) nur das, was ſeinem Naturell zuſagte und Devrient verfehlte bekanntlich Alles, was außer dieſem Naturell lag. Er hat nie mehr vermocht, als ſich in ſeinen Leiſtungen eines beſtimmten dämoniſchen Naturells zu entledigen; was über dieſe, ſeine dämoniſche Urkraft, gewöhnlich Genie genannt, hinauslag, das wußte er nicht zu bewältigen. Gegen den Reiz einer ſolchen Subjectivität etwas einwenden zu wollen, wäre thöricht. Sie hat bezaubert und

ſich in unvergeßlicher Erinnerung erhalten. Aber fern ſollt' es jedem Aeſthetiker bleiben, ſich von Erſcheinungen ſo meteoriſcher Art blenden zu laſſen oder gar ihre Art und Weiſe für die allein bedeutungsvolle auszugeben. Seydelmann bezeichnet die Reaction der Schule gegen das Naturell *). In dieſer rein objectiven Bedeutung ſeiner Stellung hätte man ihn ſchon damals in Berlin anerkennen müſſen.

Es geſchah dies auch von der jungen philoſophiſchen Kritik. Die Begeiſterung, deren grade die wiſſenſchaftlichen Kreiſe für Seydelmann fähig wurden, ging nicht aus der damals in Berlin herrſchenden Sucht hervor, jede bedeutende und hervorragende Erſcheinung gleich für die

*) Was Seydelmann für das Charakterfach, iſt Emil Devrient für Liebhaber und jugendliche Helden. Emil Devrient's Spiel iſt die poetiſche Verklärung des P. A. Wolf'ſchen Studiums.

Partei zu gewinnen, ſondern die philoſophiſche Kritik war wirklich von der Einheit, innern Gliederung, Conſequenz und objectiven Ruhe in Seydelmann's Gebilden überraſcht. Die Zahl der Künſtler, die ſich über den Geiſt ihrer Rolle, über den Gedankeninhalt ihrer Worte Rechenſchaft zu geben wiſſen, iſt ſehr klein. Es iſt noch nicht damit gethan, daß man Shakeſpeare und Goethe dem Wortſinne nach verſteht, bewundert und nach den hervorragendſten Schönheiten wiederzugeben weiß. Die Totalität einer Rolle will erfaßt und gleichſam aus dem Bewußtſein des Künſtlers reproducirt ſein. Dieſe Täuſchung gab Seydelmann. Seine Leiſtungen waren neben der urſprünglichen Virtuoſität auch Producte einer gewiſſenhaften Bildung, und dieſe Bildung, dieſe Grundlage reifer und ernſter Studien, dieſes ſichere Fundament eines ganzen Künſtlerlebens lernt man grade in dieſer Sphäre, wo ſich Routine und ſlackerndes

Talent ſo anſpruchsvoll bewegen, am gebührend-ſten ſchätzen.

Seydelmann's zweites berliner Gaſtſpiel war eine Ergänzung zu dem erſten. Hätte er vielleicht erſt ſeine ſtuttgarter Stellung behalten mögen, ſo trieb es ihn nun, ſich in Berlin ganz zu geben, keine Rolle zurückzuhalten, das Terrain ſich um jeden Preis zu erobern. Reizbarer als je mochte er in ſeine heimiſchen Verhältniſſe zurückkehren. Der Humor, mit dem er früher die beſchränkten Einſichten ſeines ſtuttgarter Intendanten *) ertragen hatte, wollte ihm nicht wiederkommen. Er witterte überall Verrath

*) Seydelmann ſagte einmal zu dieſem, dem verſtorbenen Grafen Leutrum: „Herr Graf, wiſſen Sie, daß Immermann angekommen iſt?“ — „Weiß es, weiß es — antwortete der gräfliche Theatervorſtand — Immermann iſt angekommen: kann ihn aber nicht ſpielen laſſen!“ Er hielt ihn für einen vacirenden Schauſpieler und verwechſelte ihn mit Jerrmann.

und Misgunſt. Eine ſeiner reizbaren Stimmungen gerieth in Widerſpruch mit der andern. Eine Menge Rückhaltsgedanken, die er früher nicht ausgeſprochen hatte, äußerte er jetzt mit ſchneidender Schärfe. Es war in ſeinem Innern eine Kriſis eingetreten, die nicht anders geheilt werden konnte, als durch den Umzug nach Berlin. Es war ihm Bedürfniß, ſich vor einem Publicum, deſſen entſcheidende Competenz ihm drückend war, vollſtändig zu entwickeln, in ſeiner ganzen Kraft, in ſeinem ganzen Werthe.

Außerhalb Berlins verbindet man mit den Abſichten, die Seydelmann nach Berlin gezogen haben, ſehr verkehrte Vorſtellungen. Man glaubt allgemein, ſein Ehrgeiz hätte nach einer Stellung getrachtet, wie ſie ehedem Iffland einnahm. Dieſe abenteuerliche Vorſtellung war Seydelmann fremd. Er dachte nicht daran, ſich durch ſolche Pläne ſeine künſtleriſche Unbefangenheit zu trüben. Auch würde ſeinem praktiſchen und weltklugen Blicke

bald ein ſolches Ziel unter den gegenwärtigen Verhältniſſen unerreichbar erſchienen ſein. Iffland konnte an einer Bühne Director werden, die ſich eben erſt aus dem Zuſtand einer ſogenannten Truppe zu einem feſteren Geſellſchaftsbande vereinigte; aber wie iſt jetzt unſer Bühnenweſen organiſirt! Die oberſte Behörde iſt eine glänzende Hofcharge, mit der man noch lange nur die Adeligen betrauen wird. Die Schauſpieler, ſind ſie an einem Hoftheater lebenslänglich engagirt, halten ſich für Staatsdiener und ſind ſehr unglücklich, daß man ſie noch nicht ſtatt mit Händeklatſchen mit Orden auszeichnet. Die Vermittelung zwiſchen dem Chef und dem Perſonale bildet ein förmlicher Beamtenorganismus, eine Bureaukratie, deren Rang- und Stufenweſen dem Schauſpieler jede Ausſchreitung aus der ihm gezogenen Bahn unmöglich macht. Die Bühne iſt in ihren Finanzen vom Hofe abhängig und es iſt bekanntlich nicht

die Sache der Höfe, wartende Wünſche, ſich zurückziehende Anliegen, ſchlummernde Bedürfniſſe zu erkennen. Seydelmann mußte ſich glücklich ſchätzen, den Beifall Friedrich Wilhelms III. zu erhalten. Drüber hinaus würden dem Könige ſeine Entwürfe närriſch, wenn nicht gar vermeſſen vorgekommen ſein. Und in der That, Seydelmann war mit ſeinem Künſtlerruhm vollkommen zufrieden. Schon die Regie wird am berliner Hoftheater für eine ſo impoſante Würde gehalten, daß er für ein ſtufenweiſes Erklimmen jener höhern Charge weder die Jahre noch die Luſt haben konnte. Die Wünſche und ſtillen Neigungen, die ſeine Bruſt verſchloß, lagen in einer ganz andern Region, als im Schauſpielhaus drei Treppen hoch, Eingang von der Charlottenſtraße.

Ich ſah Seydelmann 1840 und 1841 wieder. Wie hätt' ich ahnen mögen, daß ein ſo nahes Scheiden bevorſtand!

Das Erſtemal war er heiterer, ſtrebender und beruhigter als je. Er nahm in der Gunſt des Publicums eine Stellung ein, die keine Kritik mehr zu untergraben vermochte. Auch ſeine Gegner waren ſeine Bewunderer geworden. Das Schickſal keines neuen Dramas ſchien geſichert, wenn unter den Mitwirkenden nicht Seydelmann's Name auf dem Zettel ſtand. Graf Redern, dem ſich das Engagement dieſes Künſtlers zum Verdienſt anrechnen ließ, erkannte ihm jede nur einigermaßen ſeiner Perſönlichkeit entſprechende Rolle zu. Die Einführung des Fauſt auf die Bühne hatte Kaſſe gemacht und machte ſie täglich, ſo oft er nur angeſetzt wurde. Es war für Seydelmann eine Freude, mitten im Engagement eine ſolche Zugkraft zu üben. Die Bildung ſeines Publicums hob ihn. Es ſpornte ihn, vor berühmten Gelehrten, ſtrebenden jungen Studenten, vor Künſtlern und der Elite weiblicher Bildung zu ſpielen. Er war immer

gewiß, daß seine Darstellung anregte und nur dann Widerspruch fand, wenn sie doch Veranlassung geistreicher Erörterung wurde. Mit Entschlossenheit blickte er damals dem Leben ins Auge und versah sich von ihm noch reicher Freude, noch der tiefsten Anregungen. Seine Rollen spielte er leichter als je. Die Zeit des ängstlichen Austipfelns war vorüber. Nicht mehr wie sonst schrieb er sich selbst seine Rollen ab und markirte sie sich mit Zeichen und Linien. Er lernte rasch, wie es das wechselnde Repertoir erforderte. Altes mischte sich mit Neuem, Bleibendes mit Vergänglichem. Nie war er als Darsteller so sehr Virtuose wie damals. Er spielte leicht und gefällig, er spielte innerlich, herzlich. Den Verstand hatte er an die Kette gelegt, er störte ihn nicht mehr so wie früher. Nie hatte er früher diese Laune entwickelt, nie den Gegenpol derselben, die Rührung, so wahr und ergreifend getroffen.

Dabei hielt er noch lange nicht dafür, auf der Höhe seiner Leistungen angekommen zu sein. Nicht nur, daß in seinem Rollenverzeichniß manche Figur stand, die er noch, seines Ruhmes wegen und um der leidigen Vergleichung willen, zu geben hatte, auch die Bildung eines neuen Repertoirs hatte ihm Interesse abgewonnen. Karl Blum pflegte ihm manche drollige Figur aus dem Italienischen oder Französischen zu übertragen, Raupach war noch nicht ganz verstummt, Holtei legte ihm Mancherlei ans Herz und von allen Seiten drängten sich junge Dichter an ihn heran, die ihm historische Charaktere von Noah an bis Napoleon zu schreiben versprachen. Besonnen hörte er die Analyse jedes Planes an und ermunterte zur Ausführung, wenn er wirkliches Talent sah. Mancherlei Zudringliches lag ihm freilich so zur Last, daß er nicht wußte, wie er es abschütteln sollte. Vorschläge, die sich innerhalb der Bühnenpraxis

hielten, waren ihm die liebſten. So hätt' er nichts lieber geſehen, als wenn ich ihm die Idee ausgeführt hätte, ihm einen Charakter zu ſchreiben, der mit ſeiner Stellung zur Welt Aehnlichkeit haben ſollte, einen Charakter, an dem das Schickſal des Verkanntwerdens nagte. Ein Stück, worin Jemand den Ruf der Herzloſigkeit durch edle, aber nur in der Stille gekannte Tugenden Lügen ſtrafte, ein Drama, wo die Kataſtrophe einen verkannten, von aller Welt aufgegebenen und mit Undank und Mediſance verfolgten Menſchen entweder ſchauſpielartig zur rechten Zeit oder tragiſch zu ſpät rechtfertigte, ein Drama dieſer Tendenz hätte ſeinen ganzen Menſchen ergriffen, er hätte ſeine ganze Seele hineingehaucht. Stünd' ich einer Bühne ſo nahe, wie man es muß, um Gedanke und That ſchnell in Eins fließen zu laſſen, Seydelmann hätte gewiß noch von

ſolchen und ähnlichen Charakteren Spuren zurückgelaſſen.

Und Seydelmann war ein Anderer, als wofür ihn ein großer Theil der Welt halten wollte. Im Kampf des Lebens, in der Nothwendigkeit, unverrückt ein vorgeſtecktes Ziel zu erreichen, mochte er ſich eine Philoſophie ausgebildet haben, die etwas Hartes, Schroffes, vielleicht Egoiſtiſches hatte. Das Herbſte an ihm war aber keine Untugend, ſondern ein Unglück, nämlich das Mistrauen. Es lag ein Flor über ſeinen Augen, der ihm Alles ſchwarz erſcheinen ließ. Das Leben, die Schläge des Schickſals hatten dieſen Flor gewoben. Er konnte nicht dafür, daß ihm der Glaube an die Menſchen wankend geworden war. Wer im Leben etwas Ernſtes erſtrebt, wer etwas Bedeutendes im Kampf gegen Neid, Misgunſt und Gleichgültigkeit der Menſchen durchſetzen will, der kann nicht Jedermann heiter ins Geſicht lachen und ein

immer fröhlicher Allerweltsfreund ſein. Unglücklicherweiſe war Seydelmann in der Lage, daß er heiter ſcheinen mußte, wo es ihm düſter zu Muthe war und daher das Unheimliche, dämoniſch Aengſtliche und moraliſch Unſichere in den Annäherungen an ihn. Der Widerſpruch des angebornen und eingewurzelten, an ſich aber ſchmerzlichen Mistrauens mit den tauſend Gelegenheiten, wo er unbefangen ſcheinen und lächeln ſollte, dieſer Widerſpruch läßt ſich nicht ſo leicht wegwiſchen. War er nicht ſichtbar, ſo fühlte man ihn doch und daher die Anklage gegen Seydelmann's Herz, die ſich, wenn man es gekannt hätte, in Mitleid verwandelt haben würde. Dies Herz konnte aufthauen, konnte ſich gänzlich auflöſen. Dies Auge konnte weinen — weinen über ſich ſelbſt! Dieſe Hand konnte krampfhaft die unſrige faſſen und durch einen Druck ſagen, was die Zunge verſchwieg. Auch dann ſah uns der Arme noch feſt ins Ge-

ſicht, bohrte ſich tief in unſer Auge und forſchte: biſt du falſch? Und erſt wenn keine Falte in unſern Mienen zuckte, wenn die Tafel des Antlitzes offen und hieroglyphenlos vor ihm lag, wenn ihm aus unſerm Auge die vollſte Wahrheit ſonnenhell entgegenſtralte, dann verwandelte ſich dieſer gefürchtete Talleyrand der Bühne in ein heiteres, glückliches Kind, umarmte uns und war eines Enthuſiasmus fähig, wie wir ihn nur in den Weihemomenten kennen, wo wir lieben und wo die Claviatur unſeres Weſens um viele Töne höher geſtimmt iſt.

Unvergeßlich liebe Stunden waren mir die, wo ich mich mit ihm verabredete, unmittelbar nach Tiſch zu ihm zu kommen und die Zeit bis zum Theater in anregendem Geſpräch zu verplaudern. Die Sonne drückte und lag ſengend auf dem großen Dönhofplatze, an dem er wohnte. In ſeinen Zimmern hatte ers ſich ſchattig kühl gemacht. Er wohnte, obgleich verheirathet, wie

ein elegant eingerichteter Garçon. Links neben einem Empfangssaale lag ein freundliches Zimmer, das an den Wänden und in den Ecken überall die Spuren einer geschmackvollen Bildung verrieth. Die Bibliothek zeigte ältere und neuere Werke in zierlichem Einband. Ein Flügel von schönem Klang stand immer offen. Seydelmann phantasirte auf ihm zuweilen mitten im Gespräch. Dies Gespräch war das harmloseste und erheiterndste. Wir hatten der gemeinschaftlichen Berührungspunkte so viele. Fertigte er mit kurzem kaustischen Witze die Vorkommnisse der täglichen Bühnenchronik ab, so bot oft eine einzige Rolle Stoff zu stundenlanger Debatte. Nie wies er den Tadel seiner Auffassungen zurück, nie fühlte er sich durch die Rüge einer seiner Leistungen, wenn man sie motiviren konnte, gekränkt. Die in diesen Fällen gewöhnliche aufbrausende Empfindlichkeit der meisten Schauspieler war ihm gänzlich fremd. Sein sinniges und

sinnendes Wesen gab immer Gehör und wo er überzeugt war, erntete man gewiß die Anerkennung, daß er sagte: Ich will's künftig so machen. Freilich lieferte er auch oft Zeichnungen von so correcter Schönheit (z. B. Alba im Egmont), daß man nicht ein Stäubchen darin hätte entdecken mögen. Auch manche Rollen, die er gern gespielt hätte, aber der Concurrenz wegen am königlichen Theater nicht spielen konnte, gaben Stoff zu Besprechungen, in welchen er reich an neuen Gesichtspunkten war. Zu diesen gehörte ganz besonders Wallenstein. Auf diese Rolle, zu der ihm die Fähigkeit nur von der bornirtesten Theaterroutine abgesprochen werden konnte, hatte er ein sehnliches Verlangen. Wir waren darüber einig, daß diese Rolle meistentheils vergriffen wird. Man gibt sie im Heldentone und vergißt, daß sie vom Dichter in einer Weise gezeichnet wurde, die von den Auffassungen Alba's, Cromwell's und ähnlicher Cha-

raktere nicht ſehr verſchieden iſt. Ich möchte ſagen, man ſpielt den Wallenſtein fett und er muß mager geſpielt werden. Sternenſeher und Zeichendeuter haben kein Embonpoint. Daß für ihn dieſe Rolle an der Kette lag, verſtimmte ihn, doch hat er gegen den Darſteller, dem ſie in Berlin gehörte, ſich niemals gegen mich leidenſchaftlich geäußert. Es war dies Rott, zu dem er in einer a priori ſchiefen Stellung ſtand, einer Stellung, zu deren Beurtheilung mir die Materialien fehlen.

Seydelmann's Collegialität hat man nicht gerühmt. Man muß aber auch hier gerecht ſein. Entſprang ſein Mistrauen aus der, gleichviel ob wahren oder eingebildeten Vorausſetzung, viele Feinde zu haben, ſo glaubte er deren die meiſten grade unter ſeinen Collegen zu finden. Und darin hat er ſich nicht geirrt. Man höre die Urtheile beſonders älterer Schauſpieler über Seydelmann! Sie wiſſen nur ſein Glück zu rüh-

men. Einige Federn hätten ihm einen Namen geſchrieben, in summa wär' er ein kalter Rechenmeiſter geweſen. Man muß nämlich wiſſen, wir Deutſche beſitzen eine Menge Garrick's und Talma's, die nur zu bequem ſind, von Burtehude auf Reiſen zu gehen und in Berlin und Wien die Lorbeerbäume kahl zu machen. Eine leichte Inſpiration nennen dieſe Herren Genie, ſie thun ſich etwas zu Gute darauf, von ihrem Genie rühmen zu hören, daß ihm nur die rechte Pflege mangle und verdutzen ein kleines Publicum ein halbes Jahrhundert hindurch mit Rollen, die ſie mit etwas rhetoriſchem Talente dem Souffleur nachſprechen. Wo ſie den Souffleur nicht verſtanden haben, machen ſie Kunſtpauſen, legen ungewaſchene Phraſen eigner Erfindung ein oder umſchreiben den ihnen vorgeflüſterten Dialog mit einer Dreiſtigkeit, die jeder Achtung vor dem Autor Hohn ſpricht. Während jüngere Talente ſich nach Seydelmann bil-

deten, verfolgten ihn dieſe unentdeckten Talma's mit geifernder Verachtung. Seydelmann wußte dies, und ſo groß, wenn auch ſtillſchweigend ſeine Achtung vor Schauſpielern war, die in andern Sphären ihm völlig ebenbürtig, z. B. Emil Devrient oder vor berühmten Komikern, ſo beſorgt und faſt beklommen er ſich nach den Fortſchritten jüngerer Talente, z. B. Th. Döring's erkundigte, ſo war er doch im Allgemeinen gegen die Schauſpielerwelt kühl und ſchloß ſich vertrauend nur an die Frauen auf der Bühne an. In Berlin zumal, wo allerdings die collegialiſchen Verhältniſſe auf einem ſehr polirten, faſt ceremoniellen und kalt noblen Fuß eingerichtet ſind, fehlte doch die innigere Verbindung mit den Uebrigen. Oft während Seydelmann ſpielte, hätte er in den Couliſſen die harte Kritik ſeiner Collegen hören können. An einer Bühne, die grade wie die berliner, für ein-

zelne Genres so viele interessante Talente darbietet, strebt eben Jeder nach Anerkennung, Jeder ist einmal beklatscht und hervorgerufen worden. Im Jahre 1841, als Seydelmann's körperliche Verstimmungen anfingen, fiel eine recht nachdrückliche Störung des collegialischen Friedens vor, eine Störung, die auf seine Gesundheit einwirkte.

In einer Vorstellung des Tell, während der Rütliscene, wollte Seydelmann nämlich bemerkt haben, daß zwei seiner mitspielenden Collegen die darzustellende Situation parodirten. In einer Aufwallung seines so leicht gereizten Mistrauens bezog er die Scherze, die er gehört haben wollte, auf sich, oder wenn auch nicht, es hatte sich schon lange bei ihm die Ueberzeugung festgesetzt, es wäre nothwendig, diesen während der Scenen bei großen Ensembles, wie er behauptete, üblichen und tiefeingerissenen Possen und Plaudereien ein Ziel zu setzen. Er schrieb

an die beiden Mitglieder einen Brief, deſſen Wirkung er kaum überlegt haben mochte. Es war ein unmittelbarer Erguß ſeines Zorns, bittere Lauge voll beißender Kraftausdrücke. Seydelmann's urſprüngliches Genie zeigte ſich nie mehr, als in ſeinem Dialog, in ſeinen Briefen. Da fehlte jene Glätte ſeines Spieles gänzlich. So ſauber ſeine Handſchrift, ſo regellos, wild und voll anſchauungsreicher Originalität war ſeine Ausdrucksweiſe. Keine Curialphraſen, keine Umſchreibungen im Tone des Geſchäftsſtyles, ſondern Alles unmittelbar, kurz, ſchlagend, voll Gedanken und ungeſuchter, treffender Bilder. In dieſem Styl war auch jener Beſchwerdebrief geſchrieben. Mit dem Einen der Betheiligten erfolgte bald eine Ausſöhnung, der Andere verklagte ihn. Seydelmann, den längſt der erſte Brief (es folgten mehre) wieder reute, war ſehr niedergeſchlagen, daß man ihn wegen ſolcher im Intereſſe der Kunſt ausgebrochenen Mißhelligkei-

ten vor einen bürgerlichen Gerichtshof ziehen wollte. Doch war ihm Kleinmuth fremd.

Seine Vertheidigung setzte er selbst auf, und, meines Erachtens, völlig unjuristisch. Er räumte alle Anklagen des Gegners ein, machte keinen Versuch, sich zu entschuldigen, benutzte aber die Gelegenheit, gründlich und ausführlich seinen Zorn über die von ihm gerügten Misbräuche auszuschütten. Weil ich denn doch ins Zuchthaus muß, sagte er, so will ich auch die volle Wahrheit sagen. Es lag in diesen seinen schriftlichen Gegenreden eine durchaus adelige, tüchtige Gesinnung. Doch griffen sie ihn gemüthlich an. Der ganze Handel wirkte untergrabend auf sein Inneres. Er vermißte das Künstlerische, Collegialische an dem Streite und sein Unmuth wuchs, wenn er bedachte, daß sein Gegner ein junger Darsteller seines Faches war, der sich ihm früher vertrauensvoll angeschlossen hatte. Es ist ein Kennzeichen so trübgestimmter Gemüther,

daß ſie Liebe zwar nie und nirgends vorausſetzen und doch unglücklich ſind, wenn ſie ſie nicht finden.

Im Jahre 1841 fingen die augenblicklichen Störungen ſeiner Geſundheit an. Vorſtellungen wurden aufgeſchoben, und oft, wenn er ſich die Kräfte nicht zutraute, plötzlich abgeſagt. Sein Leiden war eigner Art. Man kann nicht ſagen, wieviel davon im Gemüth, wieviel im Körper ſeinen Sitz hatte. Hat die Obduction das Räthſel dieſes Nervenſiechthums gelöſt? Haben die Scalpiermeſſer der Chirurgen gefunden, wo es in ihm krankte und nach Hülfe oder Erlöſung rang? Ueber die theuerſten Intereſſen ſeines Innern hatte die Sage damals viel zu erzählen. Die Gerüchte widerſprachen ſich im Einen und ähnelten ſich im Andern. Zwei Dinge ſcheinen mir unerſchütterlich feſt zu ſtehen. Einmal Seydelmann's reinſte Sittlichkeit. So lebhaft er empfand, ſo zauberhaft die Schönheit

des Weibes auf ihn wirkte, er beherrſchte dieſe Regungen mit einem ſittlichen Ernſte, der noch eine Nachwirkung ſeiner erſten Jugenderziehung war. Eine zweite Tugend war ſeine zarte Scheu, Dinge zu berühren, über welche ihn zudringliche Neugier oft nur zu gern ausgeforſcht hätte. Erſchloß ſich ſein Inneres von ſelbſt, hatte er an Freundesbruſt das Bedürfniß, ſeine innern zerriſſenen Zuſtände mit ungeheuchelten Thränen auszuweinen, ſo verließ ihn ſelbſt dann nicht eine edle, zartfühlende Discretion. Er ſchilderte Schmerzen, ohne die zu nennen, die ſie ihm verurſachten: es war, man kann wol ſagen, etwas Anonymes, in das er den Freund blicken ließ. Ein tiefverzweigtes Seelenleiden war unverkennbar. Es zu zergliedern, iſt nicht an der Zeit. Man hat die ihm feindlichen Lebensmächte oft genannt, aber auch in deren Schilderung nicht immer das Rechte getroffen. Er hatte viel heilige Scheu vor ge-

wiſſen Ueberlieferungen, ein treues und dankbares Gemüth, das dem, was ihn vielleicht aus übergroßer Fürſorge quälte, doch nimmer wehthun wollte. Grade in dieſem Zwieſpalt ſeines Innern, in dieſem Bedürfniß nach Umänderung und der Anhänglichkeit an die Gewöhnung, die ſo oft, wie er klagte, wieder die Geſtalt von Liebe und Freundſchaft annimmt, in dieſen Kämpfen lag ſein Leiden. Mag nun dies Leiden von den Nieren, Eingeweiden und dem ſonſtigen Flickwerk unſers Daſeins ausgegangen ſein, oder umgekehrt die Krankheit der Eingeweide von den Verſtimmungen der Seele, Eines bedingte jedenfalls das Andere und ſtand und fiel mit ihm. Die Gedanken an einen plötzlichen Tod, ja an einen Tod, wo ein finſterer Dämon ſich ſeiner willenlos bemächtigen und ihn jählings in die Tiefe ſtürzen könnte, verließen ihn nicht mehr. Er konnte ſich wol im traulichen Geſpräch, beim perlenden Schaumweinglaſe,

unter vier Augen, zu einer Excentricität ſteigern, wo Alles in ihm glühte und alle Nerven zuckten, aber die allmälige Abſpannung, bei einer Fahrt durch die ſchattigen Alleen des Thiergartens, warf auch wieder einen ſo langen Schatten von Melancholie über ihn, daß man nicht ohne die tiefſte Rührung von dem ausgezeichneten und ſo unglücklichen Manne ſcheiden konnte.

Ein Beweis, wie verläumderiſch jene Anklagen ſind, die ſein Spiel nur aus dem Verſtande herleiteten, liegt in der Thatſache, daß damals auch ſeine dramatiſchen Gebilde die Krankheit ſeines Herzens verriethen. Sein Spiel wurde mehr als je Abdruck ſeiner Seele. Alle ſeine Rollen umflorte eine unendlich rührende Wehmuth. Die Thräne ſtand ihm näher als je und er hielt ſie nicht zurück. Der Ton ſeiner Stimme war matter geworden. Man mußte ſich anſtrengen, ihn immer deutlich zu hören. Wenn ich oft, unklar über das, was in ſeinem

Innern vorging, ihm ſagen mußte: „Seydelmann, geſtern Abend wieder Mattſilber" — ſo lächelte er und ſagte: „Sie ſind die hamburger Freskomalerei gewohnt" — und doch hatten wir Beide Recht. Seydelmann ſpielte damals zum erſten Male den Schewa. Es war eine Leiſtung, die im vollſten Maße Beifall fand und Beifall verdiente. Sie war aber ſo zart angelegt, ſo ängſtlich unſcheinbar umriſſen, ſo beklemmend tonlos vorgetragen, daß ſie im Zuſchauer einen Schmerz zurückließ, der nicht blos in der Rolle lag, ſondern eben auch in Seydelmann's damaliger Tonart, in dem Moll, in welchem damals alle ſeine Leiſtungen geſetzt ſchienen.

Von einer Badereiſe hoffte Seydelmann Geneſung. Sein leidender Zuſtand nahm aber immer mehr zu. Lange Pauſen unterbrachen ſein künſtleriſches Wirken. Die Pein für einen Mann, der ſo mit ganzer Seele ſeiner Kunſt gehörte, muß fürchterlich geweſen ſein. Und dieſen Zu-

ſtand, ſollte man es glauben, hielt die auswärtige Theaterwelt — für Verſtellung. So eingewurzelt war das Vorurtheil gegen den gefeierten Künſtler! Er will ſich neu erhalten, hieß es, er ſpielt Comödie, er will ſich nicht unter Herrn von Küſtner ſtellen laſſen. Trauriges Loos, wenn man die Wahrheit ſeines Lebens durch den Tod beſiegeln muß.

Das Erſchütternde in Seydelmann's plötzlichem Heimgang lag in dem Unerwarteten, kaum Geahnten, ja auch in unſerer Beſchämung. Man hatte dieſen Schmerzen nicht glauben wollen und jetzt war der Arme das Opfer dieſer Schmerzen geworden. Und auch das Großartige ſeines Todes liegt in dieſer Beſchämung. Er war ehrlicher, als die Menſchen glaubten. Oder nennt ihr den Tod auch eine Theaterkrankheit?

Ich hätte dieſe in Traurigkeit geſchriebenen Erinnerungen lebendiger machen können durch Einflechtung von Briefen, die ich ſeit Jahren

von des Verſtorbenen Hand beſitze. Doch liegt mir theils im Augenblick nicht Alles vollſtändig vor, theils dürften die Briefe noch zu viel friſch im Andenken ſtehende Gegenſtände berühren. Seydelmann war in ſeinen Briefen kein Diplomat. Er nannte Alles bei ſeinem Namen, hielt nie etwas von ſeiner Ueberzeugung zurück und war ſo vielſeitig gebildet, ein ſo aufmerkſamer Beobachter ſeiner Zeit und beſonders ſeiner Umgebungen, daß man in ſeinen Briefen über vieles, was dem Tage angehört, die freimüthigſten Aeußerungen findet. Seydelmann's correctes Spiel ſprach ſich faſt ſchon in ſeiner Handſchrift aus, die ein Muſter von Kalligraphie ſein konnte, und ſelbſt dann, wenn er ſchnell ſchrieb, dem Auge wohlthat. Sein Styl war das baare Gegentheil dieſer Handſchrift. So flüſſig und ſymmetriſch dieſe, ſo zerriſſen und fragmentariſch jener. Seydelmann's Briefſtyl war etwas ihm ganz eigenthümlich Angehörendes. Der nächſte

Ausdruck war ihm der willkommenſte. Wo die Worte nicht genug ſagten, nahm er die Interpunktionszeichen zu Hülfe. Für den, der ihn kannte, lag in der Anwendung dieſer Zeichen eine vollſtändig ausgemalte Scene. Wollt' er den Unwillen über irgend eine Dummheit ausdrücken, ſo ſchrieb er:

„! — o! — !"

Wollte er die gänzliche Grundloſigkeit einer Sache ausdrücken, ſo ſchrieb er?

„Warum??? — ?? — ??"

Ein ſolcher Brief war eine Unterhaltung; denn die vielen Zeichen und Parentheſen zwangen, ſich mit ihm ſo zu beſchäftigen, daß man auch zwiſchen den Zeilen las. Seinen Unwillen über etwas Schlechtes drückte meiſt nur ein einfaches kurzes

„Pfui!!!"

aus. Auf weitere Erörterungen ließ er ſich ſel-

ten ein. Wo ihm etwas gleichgültig war, ſchrieb er:

„Bah!!“

einen Laut, den er auch im Geſpräch oft kalt wie ein Franzoſe ausſprechen konnte. Es war in dieſer Ausdrucksweiſe nichts Geſuchtes, ſondern etwas ihm Natürliches. Den Wort- und Wendungenvorrath bot die übliche Theaterſprache, boten die Reminiscenzen aus tauſend und einer Rolle; nur die Anwendung war bei ihm neu und eigenthümlich.

Ich bin am Ziele. Hat mein Gedächtniß ſich nicht erſchöpft, mein Herz hat ſich ausgeſprochen. Die Huldigung, die dem Künſtler, die Werthſchätzung, die dem Menſchen gebührte, liegt in dieſen Blättern ſelbſt, die fragmentariſch ſchon geſagt haben, wie groß und edel der theure Todte war. „Alles Schöne iſt ſchwer,“ hatte Seydelmann unter ſein Bild geſchrieben. Er wünſchte, daß man dieſen Spruch als eine

Ironie gegen einen Theil seiner Collegen anse-
hen möchte, er wollte nicht sagen, daß der
Schönheit der Schweiß an der Stirne stehen
müsse. Nie gab Sevdelmann eine Leistung, die
mit jenen Gypsabgüssen zu vergleichen gewesen
wäre, an welchen sich noch die nicht abgefeilten
Spuren der Drähte, die die Form zusammen-
hielt, wiederfinden. Seine Schöpfungen, bei
der Lampe überdacht, waren doch freie, heitere
Gebilde, wenn sie vor die Menge traten. Oft
auch war die Natur sein Studirzimmer. In
Charlottenburg wohnend, wählte er jenen neuen,
von Lenné so heiter umgestalteten Theil des
Thiergartens zu seinem Atelier. An einem rau-
schenden Giesbach, unter hängenden Weiden,
auf einer grünen Gartenbank befestigte er die
Rollen, die er auch wortgetreu in seinem Ge-
dächtnisse hatte. Er war ein Künstler in jedem
Athemzuge seines Lebens. Die Ideale nur
schwebten seiner ringenden Seele vor, er hörte

nicht auf, zu formen und zu gestalten. Wo er ging und stand, war seine Phantasie angeregt, es war der heiligste Ernst, in dem er für seine Kunst erglühte. Fern war ihm frivole Erholung, Kartenspiel, Gelage, gedankenlose Zerstreuung. Er geizte mit der Zeit, die ihm das Geschick so spärlich zugemessen hat. Bedurfte sein immer thätiger Geist der Abspannung, so ging er in Gesellschaften, denen er sich harmlos mittheilte, suchte das Gespräch des Gelehrten, des bildenden Künstlers, am meisten aber der Frauen, gegen welche er eine nie zudringliche, nie eitle, aber doch stets aufmerksame und heitere Galanterie entwickelte. Er lernte in solchen Augenblicken, wo er sich zu erholen schien. Nie verließ ihn jenes sinnende Lächeln, das stets auf seinen Mienen lag und ihnen diesen schalkhaften, klugen und nur von beschränkten Menschen gefürchteten Ausdruck gab. Seine Leutseligkeit, seine Gefälligkeit, die man stets in Anspruch

nehmen durfte, waren Zierden seines Charakters, die innig mit seiner Künstlerbildung zusammenhingen. Sie waren der Ausdruck jener künstlerischen Harmonie, die sein ganzes Sein durchdrang. Man hat diese über einem innern Vulkan schlummernde Seydelmann'sche Ruhe selten verstanden. Man hat sie Weltklugheit, Diplomatie genannt, man hat diese Ruhe gefürchtet, wie den stillen Wasserspiegel eines unheimlich grundlosen Sees. Mit schreiendem Unrecht! Seydelmann's Ruhe war die Frucht seiner Bildung. Es war die sittliche Beherrschung seiner Leidenschaften, die Goethe'sche, objective Klarheit eines Künstlergemüths. Der Mensch wurde der Abglanz des Künstlers.

Die Classicität der Seydelmann'schen Gebilde wird sobald nicht wieder erreicht werden. Ich will die Ueberlebenden nicht gering schätzen, manche verdienen Bewunderung, mindestens Hochachtung, einige dürften selbst Seydelmann an Ursprüng-

lichkeit des Talentes überlegen sein; allein zu seiner abgerundeten Meisterschaft, zu seiner Harmonie, Consequenz und Objectivität wird im Charakterfach sich so leicht ein Anderer nicht durchbilden können. Auch dazu muß früh der erste Grund gelegt werden. Wir haben denkende Schauspieler ohne Gefühl, fühlende ohne Gedanken. Wir haben Schauspieler, die gelehrter sind, als Seydelmann war, aber mit aller Gelehrsamkeit holen sie sich vom Himmel nicht das Naturell herab, das Seydelmann als göttliches Geschenk besaß, das Ewige, das seine zeitlichen Formen sich selber schafft, dies Künstlerische, das auch ohne Arme und Beine Künstler geworden wäre. Es ist grauenhaft, wenn man sieht, wie sich die Reihen der dramatischen Künstler lichten. Seit zehn bis zwölf Jahren schieden L. Devrient, Eßlair, Paulmann, Pauly, Vespermann, Lemm, Wolff, Schmidt, Lebrün — wo kommt Ersatz? Unser ganzer Besitz, auf

den ſich in Deutſchland jetzt die dramatiſche Muſe noch verlaſſen kann, ſind keine ſechs Namen, Döring unter ihnen der Erſte im Charakterfach. Und dabei nicht eine einzige Bühne, die unmittelbar unter dem Schutz eines, das höhere Schauſpiel mit Opfern und leidenſchaftlicher Hingebung liebenden Fürſten ſtünde! Nicht Eine! Hundert Vorſchläge zu einer Theaterakademie. Niemand legt Hand ans Werk. Und die Bedeutung der Bühne ſteht höher als all' eure Muſeen und Walhallen, all' eure kölner Dome und Freskogemälde! Es iſt traurig an ſich und noch trauriger, wenn uns die hingeben, die wenigſtens den Verfall der Bühne aus eignen Mitteln eine Weile noch aufhielten.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der

Dreizehnte November.

Dramatisches Seelengemälde

in

drei Aufzügen

von

Karl Gutzkow.

H. 1914, 358

(Als Manuscript gedruckt).

Perſonen.

Lord Arthur Douglas.
Sir Eduard Holiday, ſein Verwandter.
James Marſton.
Fennimor Stafford, eine junge Wittwe.
Doktor Scott.
Jenny, ſeine Frau.
Robert, Flora, ihre Kinder.
Trilbie, Haushofmeiſter des Lord Douglas.
Toms, Bedienter bei Lord Douglas.
Kitty, Mädchen bei Doktor Scott.
Gärtner, Landleute.

Die Scene iſt theils beim Doktor Scott, theils auf Douglas-Caſtle, in den ſchottiſchen Hochlanden. Zeit: 1825.

Bemerkungen.

Dies [beiläufig gesagt: nicht nach einer Novelle, sondern nach e
Idee gearbeitete] Stück beruht besonders auf einschmeichelnder und gerun
Darstellung der Hauptpersonen. Arthur ist ein schwärmerisch jugendliche
rakter, Holiday muß von einem feinen jugendlichen Intriganten g
werden, Marston geckenhaft, aber nicht übertrieben. Doktor Scott
rüstiger Sechs- und Dreißiger, höchstens Vierziger. Tribie eine en
dende Charakterrolle.

Das Gewitter am Schluß des ersten Aufzugs darf nur aus ungefähre
deutungen bestehen. Nur vor dem einzigen Donnerschlag S. 14 ein Blitz.
kein Blitzen und immer nur, wo Donner angegeben ist, die Andeutung
fernen dumpfen Rollens.

Auf die letzte Scene des dritten Aktes ist alle Aufmerksamkeit zu verwe
Der Hauptmoment mit dem Spiegel kann nicht sorgfältig genug arra
werden.

Das Stück, welches zur Füllung des Abends noch hinzugegeben wird,
ein Vorspiel und braucht nur sehr kurz zu sein.

Erſter Aufzug.

Auf Douglas-Caſtle.

Die Bühne ſtellt ein Zimmer vor mit alterthümlichen Verzierungen und altfränkiſchem, aber reichem Hausrath. Rechts, links und in der Mitte Thüren. Ein Fenſter zur Linken vom Schauſpieler. Es darf nirgends ein Spiegel ſichtbar werden. Rechts vom Schauſpieler an der Wand muß ſich ein Spiegel befinden, der aber eben verhängt wird.

Erſter Auftritt.

Toms (ſteht auf einem Seſſel und befeſtigt mit Hammer und Nägeln einen Vorhang über den vorhin erwähnten Spiegel).

Toms. So! . . . Wird der Nagel halten? . . . . . Ich denke, ich ſchlage nicht zu feſt zu: wie lange wird's dauern, ſo muß ich ihn doch wieder ausziehen . . . . . (hämmert). Sonderbare Grille das von unſerm Haushofmeiſter, im ganzen Schloſſe die Spiegel zu vernageln! . . . . Es muß einen Grund haben, einen geheimen, wahrſcheinlich einen anonymen Grund! Bei Tiſch wird nicht mehr von Silber, ſondern von Porzellan geſpeiſt . . . . Die neuen ſilbernen Eßlöffel, die ich früher nicht blank genug putzen konnte, ſind mit alten maſſiveren, aber blinden und recht ſchmachtend matten vertauſcht . . . . Wie ſoll das werden, wenn man hier ſeine anmuthigen Geſichtszüge nicht mehr erblicken kann . . . .? (ſteigt herunter und zieht eine Haarbürſte, die hinten einen Spiegel zeigt, aus der Taſche). Gott ſei Dank, daß es portative Spiegel giebt! Die Cultur iſt auch in die ſchottiſchen Hochlande gedrungen! (betrachtet ſich kokett in dem kleinen Spiegel). Wohl dem, der noch ſchamhaft erröthen kann, wenn er ſich ſelber ſieht! Netter Junge das! . . . . (ſteckt die Bürſte raſch ein und horcht). Der Haushofmeiſter kommt . . . . nebenan hab' ich noch drei Säale und zwei Cabinette in dem verwünſchten alten Schloſſe zu entſpiegeln . . . . Wenn nicht deine ſchönen Augen wären, Mary . . . . . oder vielmehr Betty, nein Kitty hat ſchönere . . . . oder Liddy — Liddy hat braune . . . . Fanny grüne . . . . ein ganzer Spiegelſaal von ver-

liebten Augen das in den Küchen und Ställen der Nachbarschaft! Es soll mich selbst wundern, welche von ihnen einst mein Bild am schönsten wiederstrahlen wird. Kitty? .... oder Liddy? .... oder Betty .... oder Fanny? oder Sophy? oder Mary? (geht dabei ab zur Linken vom Schauspieler, mit Hammer und Werkzeug).

Zweiter Auftritt.

Trilbie. Doktor Scott (von rechts vom Schauspieler).

Trilbie. Nun, Herr Dokter, wie haben Sie ihn gefunden?

Scott. Ueber alle Beschreibung besser, als ich erwartet hatte. Schon die Ruhe, die über sein Wesen gekommen scheint, läßt mich eine durchgreifende und günstige Veränderung hoffen.

Trilbie. Grade diese Ruhe .... Herr Doktor .... grade diese Ergebung kommt mir so bedenklich vor.

Scott. Sein Puls geht langsam, sein Blut ist dick, schwer, Sie vermögen so viel über den Lord, lieber Trilbie! Was hockt er in dem düstern, durch die grünen herabgelassenen Vorhänge melancholischen Zimmer? Ich überraschte ihn bei Lord Byrons Manfred. Welche menschenfeindliche Lektüre! .... Solche Bücher sind Gift für einen Zustand wie der, in dem sich Lord Douglas befindet. Da (zeigt ans Fenster) suchen Sie ihn zu überreden, auf die Berge zu steigen, die Büchse in der Hand, einen Freund, einen Diener, oder auch nur einen treuen Hund zur Seite .... wir haben einen fast sommerlichen Herbst. Welche milde Luft! Man möchte glauben, ein Gewitter steht noch im November im Anzuge — Sie sollten den Lord bewegen, seine Hypochondrie dort hinaus in die Wälder zu tragen.

Trilbie. Hypochondrie nennen Sie's? .... Der Lord reiste vor fünf Jahren fröhlich und gesund nach dem Continent, plötzlich verlor man seine Spur, man hielt ihn für verschollen, für todt ... da kehrt er zurück, nach fünfjähriger Abwesenheit, auf einem Schiffe, das ihn direkt an die schottische Küste brachte. Er berührte nicht London, nicht Edinburgh, kommt hier vor vier Wochen an, beschenkt alle Armen der Umgegend und schließt sich dann in dem alten melancholischen Schlosse seiner Väter ein und erweckt Besorgnisse, die mir, dem alten, vieljährigen Diener des Hauses, ans Herz gehen.

Scott. Medizinisch nenn' ich das Uebel des Lords Hypochondrie, moralisch nenn' ich es .... haben Sie schon einmal von Leuten gehört, die man blasirt nennt?

Trilbie. Blasirt? Nein, was ist das?

Scott. Sehen Sie, lieber Alter, wie es Menschen giebt, die den Tisch voll Delikatessen stehen haben und davon nichts essen mögen; wie

es Frauen giebt, die, kerngesund, immer klagen — ach und weh — weil sie recht gut wissen, daß ihnen das leidende Air einen Anflug von Interessantheit giebt; wie Uebersättigung überhaupt die Nerven des Genießens abstumpft — so giebt es auch geknickte und erschöpfte Gemüthszustände, die sich am Großen nicht mehr begeistern, am Schönen nicht mehr erfreuen können, kurz Menschen, die dem Schöpfer dafür, daß er sie entstehen ließ, täglich mit einem Injurienprozesse drohen — und diese Menschen, Alter, nennt man blasirt.

Trilbie. So, so, so, so! Den Namen hab' ich noch nicht gekannt. Nun, Herr Doktor, dann können Sie mir auch wohl sagen, ob diese passierten oder wie sagten Sie, blasirten Menschen denn alle einen so sonderbaren Abscheu vor ihrer eignen Person haben —

Scott. Ja wohl, ja wohl!

Trilbie. Und ob es denn bei allen so ist, daß sie sich selbst nicht anblicken mögen und vor sich selbst erdentlich erschrecken?

Scott. Sie meinen wegen der Spiegel, die Sie überall verhängen lassen? Ich kann es nicht ganz billigen, daß Sie seinem Trübsinn so entgegenkommen. Er strebt nach Ruhe, nach Indifferenz gegen Alles, was ihn aus seiner Hypochondrie aufstören könnte; es ist eine immer sich gleichbleibende Erfahrung, daß diese Kranken das, was ihren Zustand nur verschlimmert, für eine Heilung desselben ansehen. Befolgen Sie meine Rathschläge! Reißen Sie ihn aus dieser Lethargie heraus! Wenn Sie ihn bewegen könnten, meine kleine Besitzung zu besuchen. Ich bin zwar immer unterwegs, im Gebirge bald hier, bald dort .... aber meine Frau erhält Besuch von einigen englischen Damen, man könnte ein heitres, schönes Zusammenleben für den Winter stiften ... Der Winter beginnt bei uns spät .... welcher herrliche Anblick der Natur! Heute noch am 13. November —

Trilbie (erschreckend). Dreizehnten? ....

Scott. Ich irre mich — Sonntag, Montag — der eilfte! Der eilfte! Es ist wahr ... haben Sie etwas am dreizehnten November?

Trilbie. Wir erwarten — die Ankunft — des Baronet Eduard Holiday.

Scott. Holiday, den Vetter des Lord?

Trilbie. Erbe und künftiger Lord Douglas, — wenn mein Herr ..... (blickt gen Himmel).

Scott. O Alter, nicht verzweifelt! Diese Erbschaft wird Holiday sobald nicht antreten. Sieh, sieh, dieser Besuch — kommt er dem Lord erwünscht?

Trilbie. Holiday war Mylords Jugendfreund, sein Reisegefährte, bis auf die letzten zwei Jahre, wo Holiday nach England zurückkehrte. Nur den Vetter wollte Douglas sehen, keinen Andern, am 11. versprach Holiday — (am Fenster) ha, wenn ich nicht irre, ein Reisewagen, der sich langsam den Hügel herauf bewegt .....

Scott. Ei, ei! Da kann ich ja mit beruhigtem Herzen scheiden . . . Gesellschaft, Umgang, vertraute Zwiesprach zwischen Freunden und Verwandten? Davon dürfen wir uns Besserung und mehr als das, die sicherste Genesung versprechen. In einigen Tagen bin ich wieder da, alter Freund! Mein Wirkungskreis geht die Runde herum, zehn Meilen, immer im Cirkel, wie das Leben, und immer zu Pferd, immer im Galopp, wie der Tod! Nein, nein, keine Furcht! Er wird leben! Aber (im Abgehen lächelnd und Trilbie auf die Schultern schlagend) blasirt nennt man das! Blasirt! Eine Krankheit, Alter, vor der wir beide sicher sind! (Beide ab).

Dritter Auftritt.

Toms (kommt ohne Werkzeug von links heraus).

Kitty . . . Ich glaube, Kitty wirds werden. Kitty, beim Doctor Scott, — sie ist nicht bloß schön, sondern sie hat auch regelmäßige Züge. (Man hört draußen ein Posthorn). Besuch? Himmel, Besuch! Endlich einmal etwas Anderes, als eine Lordschaft, die in einem alten Thurme wohnt, von der gebildeten Menschheit sich abschließt, kein Oberhaus, kein Unterhaus, keine Zeitungen, keine Trinkgelder, ... ach, das ist vornehmer Besuch! Zwei Herren, neueste Londoner Mode, elegante Gentlemen das! Sie kommen — und nun kein Spiegel da! Die werden sich umsehen.

Vierter Auftritt.

Holiday (im Mantel). Trilbie. Toms. (Später) Marston (stutzerhaft).

Holiday. Willkommen, willkommen, alter Trilbie. (Legt Reisegegenstände, unter andern einen schwarzen Kasten auf den Tisch und wirft den Mantel ab). Nun Sie kennen doch noch Ihren alten Wildfang Eduard — den übermüthigen Burschen, der Ihnen Plage genug gemacht hat?

Trilbie. Gnädiger Herr!

Holiday. Es war die höchste Zeit, daß wir eintrafen. Ein Gewitter ist im Anzuge. Um diese Jahreszeit!

Trilbie. Seien Sie uns viel tausendmal willkommen!

Holiday. Das war eine Reise wie auf Flügeln des Windes. Ich bringe einen Freund mit . . . .

Marston (tritt ein). Herrlich! Romantisch! Ganz eine alte Burg wie bei Walter Scott!

Holiday. Das, lieber Marſton, iſt Trilbie, das Faktotum meines Vetters .... und dieſer Herr, lieber Trilbie, iſt Sir James Marſton —

Marſton. Das Faktotum Sir Eduard Holidays?

Holiday. Wie Sie wollen, Marſton! Trilbie, Sie werden Sorge tragen, Sir James mit aller der Gaſtfreundſchaft und Zuvorkommenheit zu bewirthen, die im Hauſe der Douglas erblich iſt.

Toms (bei Seite) Aha! Er ſpielt ſchon auf die Erbſchaft an.

Marſton. Ich ſage Ihnen, Holiday! Douglas Caſtle hat meine ganze Bewunderung! Grade wie das alte Schloß des Bradwardine im Waverley von Walter Scott.

Holiday. Und nun unſer Vetter! Wo iſt Arthur, daß ich ihn in meine Arme ſchließe! Ich hörte ſchon auf der letzten Station, daß er leidet.

Marſton. Der Ton des Poſthorns ſcheint bis zu dem romantiſchen Flügel, wo Lord Arthur wohnt, nicht gedrungen zu ſein.

Toms. Der gnädige Herr wohnt in einem Thurm mit ſehr dicken Mauern.

Trilbie. Vergebung, meine Herren! Wenn Sie bereits von dem leidenden Zuſtande des Lord erfuhren, ſo bin ich der unangenehmen Pflicht überhoben, Ihnen davon die erſte Anzeige machen zu müſſen. Der gnädige Herr wohnt in dem entfernteſten Flügel des Schloſſes und ich werde mir die Ehre geben, Sir Eduard Holiday dorthin zu begleiten.

Holiday. Ich brenne vor Verlangen, ihn zu umarmen. Dorthin? Folgen Sie, Marſton! (Wendet ſich zum Abgehen nach rechts).

Marſton (will folgen).

Trilbie (ſteht dies und zögert).

Holiday. Nun, Sie meinen doch dieſe Thür?

Trilbie. Ich bitte um Vergebung, wenn ich Anſtand nehme, zum gnädigen Herrn einen Fremden zuzulaſſen.

Holiday. Sir James, meinen Freund? Der auch der Freund meines theuern Vetters werden wird? ....

Trilbie. Der Zuſtand des Lords iſt ſo bedenklich, daß das plötzliche Entgegentreten einer ihm unbekannten Perſon ſeine Nerven vielleicht in eine Spannung verſetzen dürfte, die ....

Holiday. So leidend? Himmel, das betrübt mich! Marſton, bleiben Sie ſo lange hier, bis ich den Lord auf Ihre Bekanntſchaft vorbereitet habe. Nehmen Sie's nicht übel! Die gütige Fürſorge des Miſter Trilbie (klopft ihm auf die Schulter) — ein braver, zartfühlender Diener des Hauſes Douglas das, unſer guter Trilbie! .. (Holiday und Trilbie links ab).

Toms (bei Seite) Trilbie wird die beſten Trinkgelder bekommen. Ich will mich an den Andern halten. (Räuſpert ſich).

Marſton (der ſeinen Mantel auch ausgezogen und mancherlei Gegenſtände auf den Tiſch gelegt und ſich's bequem gemacht hat). Nicht wahr, das iſt Euch Allen unerwartet gekommen?

Toms. Wie meinen Ew. Gnaden? Ew. Gnaden Beſuch unerwartet?

Marſton. Das nicht! Ich meine die Rückkehr des jungen Lords von ſeiner abentheuerlichen Reiſe.

Toms. Ja ſo! Die Rückkehr des gnädigen Herrn! Ja wohl, ja wohl! Sehr unerwartet! Ich hatte grade die Abſicht, eine Stelle in Glasgow als Dampfſchiffkellner anzunehmen, als man mir Eröffnungen auf dies hochländiſche Schloß machte.

Marſton. Ah, ſo gehörſt Du nicht zu den Erbſtücken des Hauſes?

Toms. Erbſtücken? (bei Seite). Der ſpricht auch von der Erbſchaft. (laut). Nein, gnädiger Herr, ſeit der Rückkehr des jungen Lord hatte Trilbie das dienende Perſonal des Hauſes auf einen Fuß von einen zwanzig Füßen vermehrt. Mylord entließen aber ſogleich die ſämmtlichen Kutſcher, Bediente, Köche, Jäger, Pferde, Hunde und nur mich hat man beibehalten.

Marſton. Er der einzige Diener im Schloſſe? Wieder ſehr romantiſch das, alterthümlich! Wo liegen die mir angewieſenen Zimmer? Meine Toilette befindet ſich in einer deſolaten Unordnung .... Wenn mich der Lord rufen ſollte und ich ihm in dieſem Koſtume als Lion von London entgegenträte —

Toms (zieht ſeine Bürſte). Darf ich Ew. Lordſchaft meine Dienſte?

Marſton (nicht darauf achtend). Ich werde mich kaum ſo ſehen laſſen können — (ſieht ſich um) habt Ihr denn keinen Spiegel hier?

Toms (bei Seite). O weh, nun geht's an.

Marſton. Sonderbar, in einem ſo eleganten Salon nicht einmal ein Spiegel? Wahrſcheinlich verlangt es ſo der Styl des hochſchottiſchen Mittelalters! Indeſſen doch unbequem! Wozu iſt denn dort der Vorhang?

Toms (bei Seite). Was ſoll ich nur ſagen!

Marſton (geht an den Vorhang, ſieht dahinter einen Spiegel und zerrt ihn ab). Iſt das aus Geiz, daß man hier die Spiegel verhängt? (Macht ſeine Toilette).

Toms. Der Staub der Jahrhunderte! Gnädiger Herr, — (bei Seite) Er hat den Vorhang abgeriſſen!

Marſton. Trage die Sachen da in die mir beſtimmten Zimmer. Hörſt Du? Jack oder —

Toms. Toms, gnädiger Herr!

Marſton (immer noch am Spiegel ſich ordnend). Toms, gut! Wenn Du Dich meiner mit Aufmerkſamkeit annimmſt und mir über Mancherlei, was ich Dich fragen werde, über die Reichthümer des Hauſes Douglas, über Schottland und die Hochlande und das ſchottiſche Erbrecht, hörſt Du, Auskunft verſchaffen willſt, Toms, ſo ſoll es Dein Vortheil ſein.

Toms. O, gnädiger Herr, fragen Sie nur! Ich kann über Alles Antworten geben. Ich habe einen ſehr guten Schulunterricht genoſſen.

Marſton. Dummer Kerl! (geht an den Tiſch). Da, trage den Mantel hinunter, dieſe Pelzhandſchuhe, die Mütze und da — Was hat denn Holiday in dem Kaſten?

Toms (der den Mantel und die genannten Gegenſtände über den Arm gelegt hat). Vielleicht die Geldchatoulle?

Marſton (hebt und wiegt den Kaſten). Unſre Geldchatoulle? Nein, dafür iſt ſie zu ſchwer — zu leicht wollt' ich ſagen. Hab' ich doch im Wagen dieſen Kaſten nicht bemerkt . . . .

Toms. Vielleicht eine Handbibliothek oder . . . . das Raſirzeug?

Marſton. Ich entſinne mich, Holiday hatte den Kaſten zu ſeinen Füßen . . . .

Toms. Alſo ein Fußſack.

Marſton. Da iſt ein Drücker! Er giebt nach! (Der Kaſten ſpringt auf und zeigt zwei Piſtolen).

Toms. Brr! Zwei Piſtolen! Wenn's erlaubt iſt, ich werde erſt dieſe Gegenſtände hinuntertragen und hernach die andern! (ſchnell ab).

Marſton. (das offen bleibende Käſtchen betrachtend). Piſtolen? Das wird immer romantiſcher! In drei Tagen ſind wir von London hierher geflogen, um am eilften November anzukommen. Am eilften? Warum grade am eilften? Das war das Erſte, was an dieſer Reiſe myſtiſch iſt. Die Gegend iſt wundervoll, ſo düſter, ſo ſchaurig — das einſame Schloß mit ſeinen alten Thürmen und knarrenden Wetterfahnen . . . . Wenn nun noch vielleicht irgend etwas Geiſterhaftes —

Holiday (tritt aufgeregt ſchnell wieder ein). Ah, da ſind Sie noch!

Marſton. Was iſt Ihnen? Sie erſchrecken mich! Haben Sie ſchon Geſpenſter geſehen?

Holiday. Erſchütternd, erſchütternd! Laſſen Sie mir einen Augenblick Ruhe! Ich muß mich erholen. (fällt in einen Seſſel).

Marſton. Vortrefflich! Haben Sie den großen Fergus Mac Ivor erblickt — oder den alten Bradwardine — oder den tapfern Vich-Jan-Vor, oder eine der bärtigen Hexen, welche —

Holiday. Keinen Scherz! Sie ſehen mich in einer großen Beſtürzung —

Marſton. Was haben Sie denn? Ihre Bläſſe entfärbt mich!

Holiday (in Unruhe). Sie wiſſen, Marſton, ich bin mit meinem Vetter Arthur erzogen. Sein Vater, Lord Douglas, war eines plötzlichen Todes geſtorben, als wir noch unmündig, noch kleine Raufbolde waren. Hier das Schloß, dies iſt der erſte Tummelplatz unſrer Spiele; von hier traten wir beide zuſammen unſre Reiſe in's Leben an. Nach vollbrachten Univerſitätsſtudien bezweckte Arthur eine längere Reiſe auf den Continent. Er bereitete ſich in London einige Jahre darauf, vor und

trat endlich die Pilgerschaft durch einen Theil der Welt in meiner Begleitung an.

Marston. Man hat Ihnen allgemein den Vorwurf gemacht, daß Sie aus dieser Reise nicht mehr Vortheile für Ihre Finanzen gezogen haben.

Holiday. Den Werth des Geldes hab' ich erst schätzen lernen, als ich es entbehrte. Ich war gewohnt, die Vormünder Arthur's auch für mich sorgen zu sehen. Als aber unsre Ausgaben in Florenz, in Rom, in Neapel . . . .

Marston. So in's Fabelhafte stiegen, daß die Hülfstruppen der schottischen Hochlande plötzlich abgeschnitten wurden . . . .

Holiday. Sie irren sich! Arthur war nahe daran, bald der eigne Herr seines Vermögens zu werden. Nein, nicht die Ausgaben waren es, die uns plötzlich den Einspruch der Vormünder gegen diese Reise zuzogen, sondern die Folgen derselben . . . .

Marston. Aha! Arthur's Gesundheit. Ganz recht, Sir Eduard! Man behauptete, Sie hätten Ihren Vetter deshalb in einen Strudel von Vergnügungen und wahnsinnigen Excessen gestürzt, um ihn . . . . desto früher beerben zu können.

Holiday. Londoner Geschwätz! Alberne Chronik Ihres Spielclubbs!

Marston. Wo ich das Vergnügen gehabt habe, 10,000 Pfund von Ihnen zu gewinnen, um die ich in der Hoffnung, sie von der Gute Ihres Vetters einzukassiren, diese Reise gemacht habe.

Holiday. Reden Sie doch nicht von dieser Bagatelle!

Marston. Zweiter Zweck meiner Reise — der erste ist die Romantik! Doch fahren sie fort!

Holiday. Die Folgen unsres wilden und leichtsinnigen Lebens warfen den Lord in eine tödtliche Krankheit. Man bezweifelte seine Genesung. Ich befand mich dabei in einer sonderbaren Lage.

Marston. Am Sterbebett von 40,000 Pfund Renten stehen, die man zu beerben hat . . . . Das war eine kitzliche Position für so gefühlvolle Seelen, wie Sir Eduard!

Holiday. Arthur genas, aber kaum wagte er seine ersten Ausgänge, als ihn der fürchterliche Schlag einer mir noch jetzt dunkel gebliebenen Nachricht aus London traf.

Marston. Dunkel? Nur dunkel! Das ist grade das, was ich hier gesucht habe.

Holiday. Arthur verfiel nach dieser Nachricht in einen Anfall von Wuth, es schien sich um eine Treulosigkeit zu handeln, die ihn dem Wahnsinn nahebrachte. Eines Abends auf einem Balle, wo ich eben mit einer reizenden Italienerin zum Tanze antrete, erhalt' ich eine verschlossene Karte von Arthur, mit den einfachen Worten: Arthur Douglas, pour prendre congé.

Marſton. Pour prendre congé? Das kann Mancherlei bedeuten.

Holiday. Ich eile in unſre Wohnung. Arthur iſt fort, — Niemand weiß wohin. Ich machte der Polizei Anzeige, keine Spur war von ihm zu entdecken. Ich ſetzte Preiſe aus, unmöglich! Arthur Douglas gehörte zwei Jahre zu den Verſchollenen, noch vor vier Wochen zu den Todten!

Marſton. Ohne Todtenſchein! Ich erinnere mich der komiſchen Miene, mit der Sie damals die Glückwünſche zu Ihrer möglichen Standeserhöhung und Erbſchaft annahmen. Sie hatten zwei Jahre lang erſtaunlichen Credit, ſonſt würden Sie ſchwerlich die Chance haben wagen können, mich mit 10000 Pfund zu ſprengen. Armer Holiday! Der Vetter war im Orient, in Perſien, in Indien, hat den Koran ſtudirt, die Vedas, den Confuzius, und iſt nun plötzlich auf dem Wege der egyptiſchen Seelenwanderung wieder in Schottland angekommen. Sie werden mir einräumen, daß ich verſchwiegen bin. Hätte man in der Geſellſchaft dieſe Wiederkunft ſobald erfahren, wie ich ſie erfuhr, Sie würden keine Zeit gehabt haben, Ihre verwickelten Angelegenheiten zu ordnen und abzureiſen. Aufrichtig, was verſprechen Sie ſich nach dem Wiederſehen von der Zukunft?

Holiday. Die Ausſicht der glänzenden Erbſchaft, die Ausſicht des Lordtitels iſt vernichtet. Mit Schulden bedeckt, im Begriff, mich um die Hand der ſchönen Lady Fennimor Stafford zu bewerben, bleibt mir nichts übrig, als mich der Großmuth meines Vetters in die Arme zu werfen. Aber — Ich bin erſchüttert von dieſem Wiederſehn. Wie ich eintrete, liegt er träumeriſch in einem Zimmer, deſſen grüne Jalouſieen herabgelaſſen ſind, hingeſtreckt auf einem Sopha, eine bleiche des Mitleids würdige Geſtalt. Starr blickt mich Arthur an, er erkennt mich, ſpringt auf und ſtürzt ſich mit leidenſchaftlicher Gebehrde und dem ſonderbaren Ausrufe Lebewohl! an meine ängſtlich klopfende Bruſt. Die Worte erſtarben mir im Munde, als ich ſeine kalte Hand mit der meinigen drückte. Trilbie, rief er, alter Trilbie, er kam zu rechter Zeit! Es iſt der eilfte, erſt der eilfte November, betonte er, und nun auf's Neue ſich an mich wendend, faßte er mich mit Schmerz in's Auge, blickte mich mit herzdurchbohrender Wehmuth an und ſtürzte mit einer ſolchen Fluth entſtrömender Thränen an meine Bruſt, daß ich beinahe wankte und ſelber mich nicht mehr faſſen konnte. Jetzt in dieſem peinigenden Augenblicke ſcheint Arthur plötzlich das Bewußtſein zu verlieren, ſein Schluchzen nimmt die Art eines Krampfes an, er winkt heftig mit der Hand, als wenn ich ihn bemitleiden, ihn allein laſſen ſollte und Trilbie, ſelbſt in Verzweiflung über dieſen Anfall einer räthſelhaften Leidenſchaftlichkeit, drängt mich hinaus. Fort, fort! flüſterte er mir zu. Ich ging und noch weiß ich nicht, wie ich im Andrang der erſchütterndſten Gefühle hier wieder zu mir ſelbſt gekommen bin!

Marſton (horcht auf). Sonderbar! A propos, Sie erwähnten Fennimor Stafford .... Sie hat London verlaſſen ....

Holiday. Sie befindet ſich hier in den Hochlanden, um den Winter bei einer Freundin zuzubringen.

Marſton. Dies beweiſt, daß dieſe Dame mit mir auf gleicher Höhe des Geſchmacks ſteht. Aber ich höre Geräuſch! Man kommt — ſo haſtige Schritte!

Fünfter Auftritt.

Trilbie (tritt eilig ein). Die Vorigen.

Trilbie. Sir Eduard! Der gnädige Herr, er kommt ſelbſt — (auf Marſton blickend) bitte — wenn Sie die Güte, die Schonung hätten —

Holiday. Marſton, gehen Sie! Ihr Anblick, ſo unvorbereitet, würde ihn befremden, würde ihn vielleicht erſchrecken — gehen Sie!

Marſton. Mir durchaus nicht unerwünſcht. Die Steigerung vermehrt ſich, wenn ich mir die Haupteffekte zuletzt laſſe. Ich gehe, um dies alte feudale Schloß ferner mit Bradwardine im Waverley zu vergleichen. Sie haben mich ganz angegriffen, Holiday, mit Ihrer nervöſen Geſchichte! (bei Seite) Benutzen Sie übrigens dieſe poetiſchen Ekſtaſen Ihres Vetters zur Regulirung Ihres Finanzetats! (geht).

Trilbie. Der zweite Corridor links!

Marſton. Bitte, bitte! Ich kenne dieſe alten Schlöſſer! (ab).

Trilbie. Er folgte mir auf dem Fuße .... Da iſt er!

Sechſter Auftritt.

Arthur. Holiday. Trilbie.

Arthur (mit leidender Miene und ſtarrem Geſichtsausdruck. Er trägt einen ſchwarzen Hausüberrock, Binde loſe umgeknüpft und mit etwas verwildertem Bart). Vergebung! Mein guter, theurer Freund! (ſchüttelt Holiday die Hand). Ich freue mich, Dich noch einmal zu ſehen.

Holiday. Was war es nur, Arthur, das Dich ſo plötzlich erſchütterte?

Arthur. Die Erinnerung, Eduard! Es liegen gewaltige Geiſter in der Menſchenbruſt, ſie liegen angebunden! Kommt dann ſo eine Freundeshand, ſo ein Freundesblick; dann reißen ſie ſich los und bäumen ſich zu Rieſen, vor denen wir mit unſerm kalten Stolze uns beugen müſſen.

Trilbie (bei Seite). Der Spiegel — iſt ja nicht verhängt!

Arthur. Nein! Nein! Es iſt nicht wahr, daß das Haus der Douglas ſich vor dem November zu fürchten hat. In dieſem düſtern Monde, mitten unter dem Blätterfall, kommt der alte Freund, der Gefährte meiner Leiden und Freuden!

Trilbie (auf den Spiegel blickend bei Seite). Ich hatte doch Toms —

Holiday. Das Haus der Douglas hatte ſich vor dem November zu fürchten? Kenn' ich doch die Geſchichte unſrer Ahnen gut genug, um zu wiſſen, daß ſie in jedem Monat des Böſen und des Guten genug erfuhren.

Arthur (ſetzt ſich, auf Trilbie zeigend, ohne daß er den Spiegel ſieht). Das da iſt ein alter Maulwurf! Er hat mich Zeitlebens vor dem November gewarnt.

Trilbie. Gnädiger Herr!

Arthur. Hier oben in Schottland, Bruder, da haben ſie merkwürdige Schnurren. Das doppelte Geſicht läßt ſie Nahes und Fernes zu gleicher Zeit ſehen und ſo ſtehen auch in den Familien geheimnißvolle Dinge feſt, für deren Begriff es ſchwer iſt, mit gewöhnlichem Verſtande auszureichen. Geh, alter Trilbie, ſorg für die Bequemlichkeit unſrer Gäſte!

Trilbie (zögernd für ſich). Die verwünſchte Nachläſſigkeit dieſes Burſchen . . . ich ſagte doch — die Spiegel ſollten . . . .

Arthur. Hurtig, hurtig, altes Legendenbuch!

Trilbie (für ſich). Tyll Eulenſpiegel hätt' ich bald geſagt, wenn nicht ein Spiegel in dem Namen ſteckte! (geht zögernd).

Holiday. Arthur, wie ſoll ich Dir ſchildern, welchen Schrecken mir Deine plötzliche Entfernung aus Rom verurſachte! (ſetzt ſich zu ihm). Es war die Zeit des Carnevals. Du kamſt aus dem ſüdlichen Italien in einem leidenden Zuſtande.

Arthur. O ſage mehr, Eduard! Wir hatten der Jugendkraft etwas zu viel zugemuthet: der Becher ſchwoll über, das war nicht mehr Genuß, das war Rauſch und grade über dieſe Erinnerungen, über den Ekel an dieſer Unerſättlichkeit bin ich mir ſelbſt verhaßt geworden.

Holiday. Verhaßt? Arthur! Welch' ein Ausdruck!

Arthur. Der kluge Doktor ſagte zu Trilbie: blaſirt! Er weiß vielleicht nicht, daß blaſirten Menſchen nur die Welt nicht gefällt, ihr eignes Ich aber immer im Roſenlichte erſcheint: bei mir iſt es umgekehrt: ich habe keine Liebe zu mir.

Holiday. Das iſt räthſelhaft! Früher war mir Dein Geiſt geheimnißvoll, jetzt iſt es mir Dein Gemüth. Hältſt Du noch immer das Siegel auf jener Nachricht, die Du vor zwei Jahren aus London empfingſt und die Dich damals ſo furchtbar zu erſchüttern ſchien?

Arthur. Ach, lieber Freund, wo kommt aller Schmerz, der an uns nagt, anders her, als aus dem großen Muskel da in der Bruſt — aus dem Herzen! Du wirſt es vielleicht für unmöglich halten, daß ich

in dieſem Muskel bei unſerm Aufenthalt in Neapel eine reine, ätherreine Liebe trug.

Holiday. Ich ahnte es.

Arthur. Ein Mädchen, das ich in ſtiller Verſchwiegenheit vor der Welt geliebt hatte, ein Mädchen, das in mir einſt Reichthum, Ehre und mehr als das, ewige Liebe zu beſitzen gewiß war, ein Weſen, über deſſen Abſchied ich von London bis Paris, wie Du weißt, die Sprache, die Beſinnung verloren zu haben ſchien . . . .

Holiday. Ich vermuthete eine Neigung, wagte aber nicht, Dich über den Namen und die Verhältniſſe auszuforſchen . . . .

Arthur. Ich kann ſie nennen. Ganz London war über die plötzliche Heirath des blühenden jungen Mädchens mit einem rohen, altersſchwachen Seemanne erſtaunt . . . . Ich hatte den Bund der innigſten Liebe mit ihr geſchloſſen. Erſt entzückten mich ihre Briefe, die ich auf dem Continente empfing; nach den wilden Tagen in Florenz, Rom und Neapel wurden ſie ſeltner und als ich kaum von einer tödtlichen Krankheit geneſen war, da erhielt ich eines Tages die Kunde, daß dieſe Königin meines Herzens, dieſer Engel an Güte und Hingebung im Stande geweſen war, ſich einem Andern, dem Commodore William Stafford zu vermählen.

Holiday (beſtürzt). Wie? Fennimor Leslie?

Arthur. Fennimor Leslie einſt! Ich hatte gehofft: Fennimor Douglas! Und jetzt Fennimor Stafford!

Holiday (bei Seite). Welche Entdeckung!

Arthur. Gefoltert, zerriſſen von Schmerz wollt' ich erſt nach England, aber da ich die Beſchreibungen las, die man in den Londoner Blättern über unſren Aufenthalt in Italien machte, da ich nicht wußte, wie ich mit der ganzen Kraft meiner moraliſchen Würde der Treuloſen gegenübertreten ſollte, floh ich in den Orient, reiſte wie ein Muſelman, pilgerte nach Mekka, drang bis Indien durch, vergebens! Schon ſeit meiner frühſten Jugend liegt etwas in mir, dem ich nicht Namen geben kann, ein Zug zum Schmerz, ein Zug zur Trauer, ein Zug zum Tode! Nichts war im Stande, mich aus dieſem geknickten Bewußtſein, aus dieſer Ohnmacht meines innern, mit Zweifeln kämpfenden Menſchen aufzuraffen. So verſtrichen dem von Fennimor Verrathenen und Lebensſatten zwei freudloſe Jahre. Oft ſchon wollt' — ich — mich . . . Ach! . . . Da beſinn' ich mich eines Tages, daß Trilbie, unſer alter Diener, mich vor einem Tage des Novembers gewarnt hatte, der den Douglas gefährlich wäre. Dieſe Warnung verwandelte ſich für mich in eine glückverheißende Prophezeihung. Ich ſah eine dunkle Wolke vor mir, die mich zog und zog, die mir den Weg zurück wies nach Europa, in die Heimath, in das Land der Untreue, in dieſe düſtern Berge, in dieſe finſtern Hallen, die den rückkehrenden Wandrer ſchon aus der Ferne grüßten,

als hingen Todtenkränze an ihren Mauern, als winkten ſchwarze Fahnen von ihren Zinnen und Thürmen .... Ich wanderte gedankenlos, blickte endlich auf, pochte in Schottland wieder an das Thor meiner Väter, ſahe die Wappen unſres Hauſes verwittert, zerbröckelt an den Wänden des alten ſchweigſam düſtern Schloßhofes und bin nun hier, erwartend, was eine höhere Macht über mich beſchließen wird!

Holiday. Arthur, man erwartet Dich im Parlament, in der Geſellſchaft Londons .... Dein entflohener Lebensmuth wird dort zurückkehren.

Arthur. Sprich mir von dieſen Thorheiten nicht! (ſteht auf) Sieh, wie unrecht war es ſchon von mir, zurückzukehren und Dich um Deinen Ehrgeiz, Deine Talente, Deinen Lebensmuth, Deine ſichere Ausſicht zu betrügen, meine Titel und mein Vermögen zu erben.

Holiday (ſich abwendend). Woran erinnerſt Du — mich?

Arthur. Eduard! Ich ließ die Welt glauben, daß ich nicht mehr am Leben wäre und kehre nun plötzlich wie ein Feiger zurück. Iſt das ehrlich gehandelt gegen die, denen ich Anrechte gegeben hatte, mich zu betrachten als einen nicht mehr Lebenden. (Wendet ſich allmählig ab nach dem Spiegel zu)

(Es wird dunkler auf der Bühne).

Arthur. Hörſt Du — laß Dich — in keiner — Deiner Unternehmungen, in keiner Deiner Hoffnungen auf meinen Tod ſtören! Gewöhne Dich, ſtatt meiner, Arthur Douglas zu ſein, ein glücklicherer als der, der bald — (blickt ſich im Spiegel) ha! ſiehſt Du — mein Schatte das! Nicht ich mehr! Wie kann ein Menſch, der zu leben gedenkt, ſolche Schleier über ſeinem Antlitz tragen, ſolche Furchen, ſolche Gräber — das ſind die Gedankenſtriche der Natur, deren Sinn die Welt nicht verſteht, Merkzeichen, die wir uns ſelber an der Stelle legten, wo wir im Buche des Lebens zu blättern aufhörten ...! So, ſo biſt Du einſt nicht aus Fennimors Armen geſchieden ... Du freudloſer Zweifler am Werthe des Lebens! Biſt Du's noch? (Ein leiſes Donnerrollen in der Ferne). Schwindeſt Du, wie eine Nebelgeſtalt auf den gewitternden Höhen, — wo in den Wolken Oſſians Harfe klingt! Haucht Dich ein unſterblicher Sonnenſtrahl hinweg, ein Morgengewölk ſchöneren Daſeins, Du Phantom eines Menſchen, Geſpenſt — (Ballt die Fauſt).

Holiday (faßt ihn und reißt ihn zurück). Freund! Douglas! Wende Dich ab! Erſchreckt es Dich, Dich ſelbſt zu ſehen? .... Du biſt krank ....

Arthur. Nein, nein! Die Vorboten des Todes bringen Geſundheit!

Holiday. Melancholiſcher Träumer! Verlaß dies düſtre Schloß, dieſe ſpukhaften Berge, dieſe neblichten Thäler! ....

(Wieder ein leiſes Donnern.)

Holiday (ſich umſehend). In ſo ſpäter Jahreszeit ein Gewitter?

Die schwüle Luft dieser Hochlande ist allein die Mutter aller der Wunder, die hier die Gemüther seit Jahrhunderten ängstigen .... Komm zu Dir! Arthur!

Arthur (sieht sich um. Pause. Er erblickt das offene Pistolenkästchen). Was hast Du da? (Er geht an den Tisch, ergreift die Pistolen und betrachtet sie mit starrer Neugier, spricht aber scheinbar gleichgültig und seine Aufregung niederdrückend). Sieh! Gute Arbeit! (Große Pause). Wo gekauft?

Holiday (nach einer Pause). In Lüttich.

Arthur (nach einer Pause). Man macht — gute Waffen in Lüttich.

Holiday (nach einer Pause, ihn aus der Ferne fixirend, bei Seite). Dieser Blick in den Spiegel! Dieses gebannte Betrachten der Waffen! —

Arthur (mit gepreßter Ruhe). Trilbie — hat die Pistolen — meines seligen Vaters in Verschluß — und meine eignen — Ich will sie mit den Deinigen vergleichen. Willst Du den Abend bei mir zubringen? Beim Schein einer düstern Lampe — wie wir's einst auf der Schule liebten, wenn wir Seneca de consolatione lasen .... Damals hatten wir Trost und noch keine Leiden — jetzt haben wir Leiden — und der Trost? Schick doch das Kästchen hinüber zu mir, hörst Du? Ich erwarte Dich in meinem kleinen Zimmer, wo wir unsere Waffen vergleichen wollen. Also bis dahin, edles Herz — Guten Abend! Guten Abend! (Geht ab nach rechts.)

Holiday (begleitet ihn in einiger Ferne bis an die Thür und kehrt dann erregt zurück). Was hab' ich entdeckt? — Jemmimor Stafford einst Arthurs Geliebte? Und diese Rückkehr in's Leben, die mich erst um Alles zu bringen schien .... jetzt, ha, die Wolken meines Schicksals öffnen — sich diese Mienen — dieser Blick auf die tödtlichen Waffen .... Furchtbare Entdeckung .... Er brütet — über Selbstmord! ....

(Ein Donnerschlag).

Siebenter Auftritt.

Marston. Holiday.

Marston. Sir Edward! Eine überaus mystische Entdeckung!

Holiday. Was haben Sie?

Marston. Das Gewitter bringt Geistererscheinungen: ich fange an mich zu fürchten.

Holiday. Legen Sie Ihre Narrheiten ab!

Marston. Wenn Sie den Winter über bei Ihrem kranken Vetter bleiben wollen, so haben Sie für Unterhaltung gesorgt.

Holiday. Ich verstehe Sie nicht.

Marston. Oder wußten Sie vielleicht nicht, daß die Jugend-

freundin, die Fennimor Stafford zu beſuchen gedachte, die Frau eines Doctor Scott iſt, der nur zwei Stunden von Douglas-Caſtle entfernt wohnt!

Holiday. Wie?

Marſton. In einer glänzenden Carroſſe nach dem neueſten Pariſer Geſchmack, mit Bedienten, Kammerjungfern fuhr ſie ſo eben vorüber. Das Gewitter ſchien ſie zu beſtimmen, hier eine Zuflucht zu ſuchen. Von einem großen gothiſchen Fenſter erblick ich, wie ſie ſich aus dem Wagenſchlag lehnt, wahrſcheinlich nach dem Namen des Schloſſes frägt —

Holiday. Himmel?

Marſton. Aber ſonderbar, im Nu winkt ſie mit dem Taſchentuch, die Pferde ziehen an und ſetzen ſich in wilden ſtürmiſchen Galopp. Es wird die Herrſchaft ſein, ſagte der Bediente, die beim Doktor Scott erwartet wird.

Holiday. Nicht einen Laut über Fennimor Stafford!

Marſton. Was iſt denn? Sie kommen mir auch ganz ſpukhaft vor!

Holiday. Ihr Zuſammentreffen — nein, nein — nur einige Tage Zeit! Nur einige — bis zum — nahebevorſtehenden (nimmt den Piſtolenkaſten) Ausbruch der Cataſtrophe! (leiſer Donner).

Marſton. Was iſt denn? Haben Sie Viſionen? Sie müſſen mir Aufklärungen geben — Wie fanden Sie Ihren Vetter? . . . Befindet er ſich wirklich ſo krank?

Holiday (kämpft nach Gleichgültigkeit). Er befindet ſich wohl, er iſt auf dem Wege der Beſſerung —

Marſton. Und unſre kleine Spieldifferenz?

Holiday. Sir James! Es ſteht hier mehr auf dem Spiele, als wir bei unſrer letzten Karte uns träumen ließen. Kommen Sie! (ab).

(Vorhang fällt während eines leiſen Donners).

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Zimmer in der ländlichen Wohnung des Doktor Scott. Links vom Schauspieler ein Fenster. Rechts Tisch, Sopha, Stühle nebst den Resten eines Frühstücks à l'anglaise. Ueber dem Sopha ein Spiegel. Thür rechts und Mittelthür.

Erster Auftritt.

Fennimor (schwarz gekleidet in Sammet, sitzt auf dem Sopha; an ihr sich schmiegend) Flora und Robert. Jenny (macht sich mit dem Servirn des Thee's zu schaffen). Kitty (bedient).

Jenny. Fennimor, Du trinkst nicht? Noch eine Tasse!

Fennimor (winkt verneinend).

Jenny. Die Landluft soll bald ihre Wirkung thun. Ihr Londoner Damen könnt Euch keine Vorstellung machen, was wir hier eben prosaisch werden! Wir essen hier den ganzen Tag und wirklich essen wir mit unsern Zähnen von Elfenbein und unsern Korallenlippen solche massive Gegenstände wie Rauchfleisch und gedörrte Fische! Kinder, was seid Ihr der Laute so zur Last!

Fennimor. Laß sie doch, liebe Jenny. (Streichelt ihnen die Locken) Wie sie Deinem guten Scott so ähnlich sehen! Hätt' ich je geahnt, daß Du es einmal sein würdest, die mir das Asyl einer so trauten Häuslichkeit öffnen würde.

Jenny. Du mußt nur so — Kitty räume ab! —

Kitty (räumt ab, indem sie durch die Thür rechts ab- und zugeht).

Jenny. Du mußt nur so vorlieb nehmen! Du hast Dein Trauerjahr nicht in London verleben mögen, hast Dich Deiner alten Jugendgespielin Jenny, die in den Hochlanden eine Frau Doktorin geworden ist, in Liebe erinnert und mußt Dich mit dem stillen Leben, das wir Dir bieten können, so begnügen. Im Sommer genießt man hier frohe Tage; freilich im Winter —

Robert. Da gibt es Weihnachten!

Fennimor. Ja wohl, Robert! Und ich freue mich — auf Eure Freude! Flora, welcher schöne Name! Blumenkönigin!

Jenny. Schöne Blumenkönigin das! Da hätten die Wäscherinnen im Olymp viel zu thun, wenn die Königin der Blumen so oft umgezogen werden müßte, wie die da!

Flora. Wir haben noch immer Blumen im Garten.

Fennimor. Siehst Du! Sie beschämt Dich, Jenny. Sie will zeigen, daß sie ihres Namens wohl würdig ist. (Küßt die Kinder) Geht, wer holt uns welche!

Flora (läuft fort). Ich —

Robert (folgt). Nein ich —

Kitty (folgt den Kleinen, die durch die Mittelthür hinaushüpfen).

Jenny. Theuerste Freundin, man sieht, daß Deine Ehe nur ein Jahr gedauert hat. Du siehst noch alles von der rosigen Seite an, so vom Pensions-Standpunkte!

Fennimor. Macht Dein Gatte Dich nicht glücklich?

Jenny. Nicht glücklich? Welche Frage! Es rieselt Einem dabei ja ganz kalt über den Rücken. Nein! Ich habe den edelsten, trefflichsten Mann — unter der Sonne kann ich nicht sagen; denn so lang die Sonne scheint, reitet und fährt er in der Gegend umher und besucht seine Kundschaft, die im Gebirge zerstreut ist. Erst gegen Abend kehrt er heim, dann kann es aber auch in ganz England keine fröhlicheren Menschen geben, als uns.

Fennimor. Doch ein schwerer Beruf für ihn, einen so weitläuftigen Wirkungskreis ausfüllen zu müssen.

Jenny. Freilich wohl! Städte haben wir hier oben keine, nur kleine Weiler und unsere meißen Patienten sind in der Gegend zerstreut. Da ein altes Schloß und da ein Pachthof, und da eine Hutte am Strande, vornehm und gering, der Tod meidet sich überall und überall erklären wir ihm den Krieg.

Fennimor (am Fenster). Nicht weit von hier liegt auch das alte Douglas-Castle?

Jenny. Ja wohl, nicht zwei Stunden von hier! Das ist freilich ein großes herrschaftliches Wesen, ein altes Schloß mit Zinnen und Laufgräben, das schon in den alten Schottenzeiten, als noch Madame Macbeth lebte und die Kokette Maria Stuart ihre Männer umbringen ließ, eine große Rolle gespielt hat. Wir haben der Merkwürdigkeiten hier so viele, daß ich hoffe, Dein Trauerjahr wird Dir unter mehr Abwechslungen vergehen, als Du erwartet hast und wenn wir Alles gesehen, alles Merkwürdige satt haben, dann fängst Du auch an zu erzählen und gibst mir eine Geschichte Deines Lebens von dem Augenblick an, wo wir uns in der Pension trennten, eine Geschichte Deiner vornehmen Ehe mit dem — was war er doch, Großadmiral?

Fennimor. Warum nicht gar? Commodore — Befehlshaber einer kleinen Flotte.

Jenny. Aha! Zu Waſſer war es doch etwas! Nun, Du wirſt mir das Alles ſchon ausführlicher erzählen! Vergieb jetzt, daß ich ſchon wieder tief in die Proſa ſinke und nach eben beendigtem Frühſtück für das Mittagseſſen ſorge! Ja, das iſt der tägliche Lebenslauf einer Frau, die vor fünf Jahren auch einmal von Flotten und Armeen geträumt hat und dann plötzlich ſo inkonſequent war, einen Kreisphyſikus liebenswürdig zu finden. Wir haben keinen Charakter, keinen Charakter, Fennimor, und zur Strafe dafür muß ich täglich mit meinen Mägden berathen, welches Gemüſe mir die Liebe meines Gatten erhalten wird. In einer halben Stunde bin ich wieder da. (ab nach rechts vom Schauſpieler.)

Fennimor (allein). Keinen Charakter? — (ſeufzt) . . . . . Dorthin prägte ſie, läge Douglas-Caſtle! Es war mir, als ſtürbe mir die Frage auf den Lippen und ihre Antwort preßte mir das Herz ab. So nahe der Ort ſeiner Geburt! Und Holiday . . . . plötzlich dorthin abgereiſt — ſollte es wahr ſein, daß Arthur nicht mehr lebte oder wäre Holiday mir nachgefolgt? Nein, nein, das will ich nicht denken! Ich wollte Ruhe, ich mag ihm hier nicht begegnen . . . . (bleibt am Fenſter ſinnend ſtehen).

Zweiter Auftritt.

Kitty. (Dann) Tomß. Fennimor.

Kitty. Gnädige Frau — hier wünſcht Sie Jemand zu ſprechen.

Tomß. Kitty, (bei Seite zu ihr) ich werde mich für Dich entſcheiden.

Kitty. Gnädige Frau — ein Bedienter —

Tomß. Kammerdiener! Kitty, das könnte mich beſtimmen, mich mehr für Sophy zu erklären.

Kitty. Ein Brief an Ew. Gnaden aus Douglas-Caſtle. (ab).

Fennimor (nimmt den Brief). Wie? Douglas — Von Holiday? — Mein Himmel, ſchon verrathen! (erbricht und lieſt unruhig). „Mylady! Ich wußte, daß Sie in die Hochlande reiſten, aber mit freudiger Ueberraſchung hab' ich gehört, daß Sie in der Nähe von Douglas-Caſtle bei einer Jugendfreundin verweilen. Seit geſtern häuslicher Angelegenheiten wegen mit meinem Freunde Marſton hier angekommen, werd' ich nicht verfehlen, unverzüglich dieſem Rufe des Schickſals zu folgen und einer Dame — die —" (lieſt leiſe).

Tomß. Ha, welche Wohlthat, ein Spiegel!

Fennimor (bei Seite). Ob ich ihm antworte?

Toms (zum Spiegel rückend). Man verliert ganz das Bewußtsein seiner selbst!

Fennimor (bei Seite). Nenn' ich es Freundschaft oder Zudringlichkeit?

Toms. Fanny in der Pfarrers-Küche sagte: „Toms! Der erhitzte Teint steht Deiner Livrée sehr interessant!“ —

Fennimor (hat's erschrocken). Wie? „Ich folge dem Boten auf dem Fuße?“

Toms (bei Seite). Libby auf dem Pachthofe meinte: Die Cravatte könnte etwas unternehmender gebunden sein .... Libby liebt das Muthige —

Fennimor. Ihm hier begegnen? (erschrickt) Ha, da ist er schon.

Dritter Auftritt.

Holiday. Fennimor. Toms.

Holiday. Mylady, mit Windeseile flog ich dem Ort entgegen, der so glücklich ist, Ihnen ein gastliches Dach anbieten zu dürfen. Seien Sie gegrüßt von ganzer Seele! (küßt Fennimor die ihm zögernd überlassene Hand).

Fennimor. Diese schnelle Erfüllung Ihres so eben mir eingehändigten Briefes —

Toms. Nicht wahr, Mylady — Vor zwei Stunden bin ich angekommen?

Holiday. Führe so lange, bis ich wiederkehre, das Pferd in den Stall.

Toms. Nicht wahr, Mylady? Seit ungefähr siebenviertel Stunden haben Sie diesen Brief? (im Abgehen). Ein Unglück, wenn man so viel zerstreuende Bekanntschaften hat! (ab)

Fennimor (zeigt Holiday einen Stuhl und setzt sich selbst auf das Sopha).

Holiday. Ich glaubte nicht, Mylady, daß Sie Ihren Entschluß, eine Weile der Welt zu entsagen, sobald ausführen würden.

Fennimor. Kommt es so selten vor, daß Frauen ein feierlich gegebenes Wort halten?

Holiday (lächelnd mit Beziehung). Auch bei den festesten Charakteren finden sich zuweilen kleine Inkonsequenzen!

Fennimor (bei Seite). Wohl wahr! Wohl wahr!

Holiday (bei Seite). Sie fühlt die Beziehung. (laut) Sie befinden sich hier im Hause eines trefflichen, sehr gerühmten Arztes?

Fennimor. Jenny Scott ist eine Freundin von mir und der Pension. Werden Sie in Douglas-Castle dauernd Ihren Aufenthalt nehmen?

Holiday. Dies hängt von Ereigniſſen ab, die vielleicht ſehr bald eintreffen.

Fennimor. Die Friſt, bis zu welcher Sie Ihre glänzende Erbſchaft antreten dürfen, ſcheint abgekürzt zu werden?

Holiday. Abgekürzt, Mylady?

Fennimor. Ich las in einer Zeitung, daß man aus Perſien für ganz beſtimmt den Tod . . . . (Sie ſtockt).

Holiday (bei Seite). Wie, Douglas' Rückkehr iſt ihr noch unbekannt? (Laut) Die Zeit, Mylady, bis zu welcher eine Perſon, von der es an Nachrichten fehlt, für verſchollen erklärt wird, iſt von dem Gebrauch auf eine lange Reihe von Jahren angeſetzt. Jene Nachricht beruhte nur auf einem Gerüchte. Ich habe inzwiſchen merkwürdige Entdeckungen gemacht —

Fennimor. Entdeckungen? In der Kunſt, bei Wettrennen immer zu gewinnen?

Holiday. Scherzen Sie nicht, Mylady! Ich erinnere Sie daran, was mich zum erſten Male in den beneidenswerthen Beſitz Ihrer Bekanntſchaft brachte! Ihr verſtorbener Gemahl, Sir William Stafford, führte mich in Ihr Haus ein, er ſprach mir von Ihrer Leidenſchaft für italieniſche Kunſt und Literatur und da ich drei Jahre in Italien verlebt hatte, ſo mußt' ich wohl im Stande ſein, einer ſo geiſtreichen Dilettantin zuweilen Antworten auf ihre Fragen zu geben. Inzwiſchen glaub' ich der wahren Urſache des allerdings flüchtigen Intereſſes, welches Sie mir zu ſchenken ſo gütig waren, jetzt näher gekommen zu ſein.

Fennimor. Wahren Urſache, Sir Eduard? Ich hörte Sie gern von Ihren Reiſen erzählen. Sie wiſſen, wie traurig es mich ſtimmte, Italien nicht aus dem Augenſchein zu kennen.

Holiday. Alle Achtung vor Mylady's Liebe zur Kunſt und ſchönen Natur — der Schleier Ihrer Melancholie iſt mir durch eine andere Thatſache gelüftet worden. Ich hätte nie geglaubt, daß jene zierlichen Briefe, die Lord Douglas auf unſrer Reiſe ſo häufig empfing, von einer Hand geſchrieben waren, auf deren Züge ich mich jetzt nicht mehr vergebens entſinne — von der Ihrigen!

Fennimor. Wie?

Holiday. Arthur Douglas, mein Freund, war verſchwiegen wie das Grab und dennoch weiß ich jetzt, daß er während der Zeit, wo Ihr Vater bei der Marine in Indien diente, in dem Hauſe, wo Sie nach dem Austritt aus der Penſion in Obhut und Pflege gehalten wurden, Ihre Bekanntſchaft machte, Ihnen Liebe ſchwur, von Ihnen die Verſicherung gleicher Gefühle empfing, den Continent bereiſte, glückſelig ſchwelgte in der Wonne, einſt mit dieſem geheimen Seelenbunde vor die Welt treten zu dürfen und nach drei Jahren der innigſt wiederholten Schwüre ewiger Liebe und Treue — (rückt mit dem Seſſel rückwärts).

Fennimor (ſteht auf und geht an ihm vorbei). Halten Sie ein!

Was — berechtigt Sie — ah! — (Sie hält sich einen Augenblick aufrecht und droht zu sinken).

Holiday (fängt sie schnell auf). Mylady! Vergebung, daß ich gewagt habe, Sie zu erschüttern. Ich hätte nicht geglaubt, daß die Erinnerung an diese Dinge Sie so überwältigen würde.

Fennimor. Was giebt Ihnen ein Recht, mein Herr, so grausam in die Tiefen einer unglücklichen Seele zu greifen?

Holiday. War die Thatsache unrichtig, von der ich sprach?

Fennimor. Um alles in der Welt! Schweigen Sie von Dingen, die alle Geister meines Innern in Aufruhr bringen!

Holiday. Sie gaben Douglas auf, weil ihn ein böser Leumund verfolgte, weil die Welt von ihm erzählte, daß er mit seinem Freunde Eduard Holiday in den Wonnen des südlichen Himmels schwelgte, weil er, eine Fennimor Leslie zu besitzen, sich unwürdig gemacht hatte!

Fennimor. Wie? Wer sagt das? Holiday, wie hätte ein solcher Gedanke je meine Seele beflecken können! Douglas meiner unwürdig? Douglas, der irren, der straucheln konnte, aber dessen Gemüth ewig kindlich, ewig rein geblieben ist, so wie er vielleicht jetzt droben in besseren Welten schwebt!

Holiday (bei Seite). Sie hält ihn für todt. Furchtbare Aufgabe, wie werd' ich dich lösen! (Laut). Aber dann, Mylady, welches könnte der Grund gewesen sein, daß eine Fennimor Leslie dem Manne, den sie liebte, die Treue brach?

Fennimor (gefaßt). Dieser Grund liegt in meinem Innern begraben und bleibt es vielleicht mit mir!

Holiday. Fennimors Vater kehrt aus Indien zurück, er ist krank, hinfällig, aber unendlich reich, er bedarf keines Schwiegersohns, der ihn in eine bessere Lage versetzte. Er nimmt seinen Abschied und eines Morgens, zur Verwunderung der Welt, heißt es, Fennimor Leslie hat den Commodore Stafford, einen Greis, geheirathet, den Commodore Stafford, einen Charakter von so zweideutigem —

Fennimor. Schweigen Sie! — — (Mit Würde) Der Commodore ist todt!

Holiday. Mylady, in dem Hause des Commodore Stafford ward ich mit Wohlwollen aufgenommen. Ich sah Sie Ihr Haupt neigen, wie eine Blume, der des Lebens erquickender Thau genommen ist: ich liebte Sie! Ich gestand Ihnen meine Gefühle: Sie hatten kein Ohr dafür. Der Commodore starb: ich betete Sie an, Sie flohen. Jetzt, Mylady, jetzt würd' ich Ihnen zu Füßen sinken . . . .

Fennimor. Nein, Holiday! Ich habe meine Rechnung mit der Welt abgeschlossen. Wer einst einen Douglas liebte —!

Holiday. Einst Douglas? Wissen Sie, Mylady, daß Douglas lebt, daß er auf Englands Boden seit einem Monat zurückgekehrt ist, daß er in Ihrer Nähe weilt, daß diese Hand, die ich krampfhaft auf meine erstickende Brust drücke, noch eben die seinige berührt hat?

Fennimor (folgte Holidays Rede mit steigendem Entzücken). Wie — Douglas — Douglas lebt? Diese Hand (ergreift Holidays Hand und hält sie einen Augenblick in äußerster Ekstase) — berührte Arthur?! Für mich ist er todt! (Stößt seine Hand zurück und stürzt vernichtet auf einen Sessel hin. Pause).

Holiday. Nein, Mylady, ich seh's — ich — ich bin todt für Sie!

Fennimor. Sir Guard, glauben Sie wirklich, daß Ihren Bewerbungen nur Arthurs Leben im Wege steht? Aber was red ich? (Sie steht auf). Unnütze Worte in die erstickende Luft! Fliehen muß ich, wo Arthur weilt, — ihn wieder zu sehen ist unmöglich! — Sir Guard, vergeben Sie den Tumult meiner Gefühle! Es jagt mich mit tödtlicher Angst von der Stelle, wo sein edles Leben athmet — ich bin unwürdig, die Luft zu theilen, die ihn umgiebt, — leben Sie wohl!

Holiday. Mylady! Die Gründe Ihrer Vermählung mit dem Commodore müssen so heilig, so gebieterisch nothwendig gewesen sein, daß selbst Arthur diese Gründe ehren wird. Sie sind frei, Ihre Liebe zu ihm ist dieselbe geblieben, auch Douglas —

Fennimor. Keine Täuschung! Keine schmeichelnde Hoffnung! Der Schmelz der Liebe erblindet mit dem ersten unreinen Hauche .... ein Wesen, das die Treue nicht halten konnte, hat im Garten des Lebens ihren Duft verloren!

Holiday. Sie wollen keine Verständigung abwarten?

Fennimor. Nichts, nichts! Wenn Arthur in späten fernen Jahren, wo ich sie erlebe, meine Rechtfertigung begehrt, so werd' ich sie ihm vielleicht noch früher geben, als vor Gottes Throne. Jetzt ist es unmöglich. Es darf nicht sein! Oder wie? Kamen Sie in seinem Auftrage?

Holiday. Mylady, er hat keine Ahnung Ihrer Nähe ....

Fennimor. So werden Sie sie ihm verschweigen! Ihm hier mit dem vollen schweren Bewußtsein meiner Schuld zu begegnen, nein, das ist zu furchterlich. Sir Guard, ich reise ....

Holiday. Reisen? (kämpft mit seiner sonstigen Unruhe). Und wo sehe ich Sie wieder, Mylady?

Fennimor. Geben Sie jede Hoffnung auf! Wer wie ich gezwungen war, einem Manne, an dem die ganze Seele hieng, die Treue zu brechen, der hat sich Vorsätze für die Ewigkeit genommen. Sir Guard, leben Sie wohl! (Ab).

Holiday (folgt mit Theilnahme und kehrt dann zurück; allein). Räthsel, die ich nicht lösen kann! Aber sie geht, — sie verläßt diesen Ort. Das ist mehr, als ich von der Gunst des Augenblicks erwarten konnte! Der Grund, warum sie Arthur aufgab, muß von einer Nothwendigkeit gewesen sein, daß sie ihn, wenn der Zufall beide zusammenführte,

unfehlbar von ihrer Unschuld überzeugen und seinen Lebensmuth zu neuen Flammen anfachen würde! . . . . Lebensmuth? . . . . Wie mich dieser dämonische Gedanke seines nahen Todes nicht verläßt . . . . meinen Geist umgaukeln die Schatten betrügerischer Hoffnungen! Glück, Ehre, Reichthum, vielleicht selbst durch Beharrlichkeit die Hand dieses himmlischen Weibes . . . . alles in bunter Möglichkeit vor mir! Aber — wird sich der Blitzstrahl in der dunkeln Wolke, die sich mit dumpfer Schwüle um eines Lebensfaden Haupt zusammenzieht, wird er sich entzünden? . . . . Ist es Mord, daß ich mich nicht zwischen seine Melancholie und eine zum Selbstmord ausgestreckte Hand stürze? Ich seh' ihn vor mir wie mit verbundenen Augen an einem Abgrunde wandeln, noch ein Schritt, noch eine Linie, ich kann ihn retten, ihn fassen, — ich kann ihn halten — Ha, ich will ihn nicht fassen, ich will ihn nicht halten! Er stürze hinunter in die ewige Tiefe! (bricht) Marstons Stimme!

Vierter Auftritt.

Marston (mit Sporen). Holiday. (Später) Toms.

Marston. Teufel, da sind Sie ja! Ich erblicke auf einem Spazierritte an der Pforte eines niedlichen Mayerhofes Toms und das kleine altmodische Gabriele, dessen Sie sich heut früh erklärten bedienen zu wollen, und höre mit Vergnügen, daß Sie sich unter diesem freundlichen Dache befinden. Ohne Zweifel ist dies die Wohnung, wo Sie Lady Fennimer zu finden hofften. Stellen Sie mich ihr vor!

Holiday. Zu spät! Lady Fennimer wird diese Gegend noch heute verlassen.

Marston. Verlassen? Ohne daß ich ihr vorgestellt bin?

Holiday. Marston, ich wiederhole meine Bitte! Mischen Sie sich in nichts, was Ihnen auf diesem Ausflug in die Hochlande sonderbar und befremdlich vorkommen wird.

Marston. Selbst der Mangel an gutem Ton? Das ist nun schon das zweite Mal, Holiday, daß Sie dagegen verstoßen! Indessen halt' ich mich an das Pittoreske unsrer Reise. Wissen Sie, Sir Eduard, ich habe schon das große Felsenloch aus dem Waverley entdeckt.

Holiday. Sie werden Gelegenheit finden, noch mehr Entdeckungen zu machen; denn ich fürchte, Marston, unser Aufenthalt wird sich in die Länge ziehen.

Marston. Das ist gut für mein Album, aber unangenehm für meinen Wechsel.

Holiday (ärgerlich). Sie haben einen kleinen Geist!

Marston. Das ist das Motto, lieber Freund, welches Sie auf alle Ihre Antworten an Ihre Gläubiger setzen. Sie hatten mich durch

Ihr früheres enormes Spielglück bis auf mein Costüme ausgezogen. Jetzt, wo Ihnen die Karten fehlschlagen, lacht mir Fortuna und Sie gaben mir Ihr Ehrenwort, philisterhaft zu sein und nicht Bankrott zu machen. Wenn ich jetzt nach London zurückkehre mit 10,000 Nullen, die Sie mir schuldig sind und nicht bezahlen können, dann werd' ich höchst wahrscheinlich beweisen müssen, daß ich ein großer Geist bin. Denn es kann nichts poetischer sein, als in den Schuldthurm wandern.

Holiday. Sie werden befriedigt werden! Geduld!

Marston. A propos, von Thürmen zu reden . . . .

Holiday (drängt zum Gehen). Kommen Sie!

Marston. Nein, nein, Sir Eduard! Wirklich von Thürmen! Sie haben einige Male etwas vom 13. November fallen lassen. Auch darüber hab' ich eine Entdeckung gemacht.

Holiday. Sie? Vom dreizehnten — Was wäre das!

Marston. Das ist sehr weitläufig, ich erzähle es Ihnen unterwegs —

Lomé (tritt ein). Mylords und Gentlemen!

Marston. Ich fahre mit Sir Eduard zurück. Meinen Braunen kannst Du nach Hause reiten.

Holiday. Einspannen! Einspannen! (Lomé ab). Was hat es mit dem dreizehnten? Reden Sie!

Marston. Uebereilen Sie nichts! Ich habe ein gewisses Darstellungstalent, wenn ich etwas erzähle! Die Hauptrolle in meiner Episode spielt auf Douglas-Castle der Park, ein förmlicher Wald, in dem ich mich beinahe verirrt habe, sodann ein sonderbares Gebäude, so zu sagen, ein chinesischer Pavillon — alle Fenster zugenagelt — die Thüre halb verbaut — Spinngewebe, Vogel- und Eulennester an allen Winkeln des düstern runden Gebäudes und jetzt kommt die Hauptsache: Ueber der Thür dieses Pavillons sieht eine alte verwitterte Inschrift, in Stein, die folgendermaßen lautet: „Tempel des Friedens. Den 13. November 1795."

Holiday. Sonderbar!

Marston. Nicht wahr! (mit Beziehung) Kleine Geister entdecken manchmal auch etwas? „Tempel des Friedens. Den 13. November 1795."

Holiday (sinnend). Das war das Todesjahr seines Vaters!

Marston. Wessen? Arthurs? Bezweifle ich fast, denn als ich von dem alten Brummbär Trilbie einen Commentar zu dieser Inschrift verlangte, erhielt ich eine sehr impertinente Abfertigung.

Holiday (bei Seite). Vor dem dreizehnten warnte ihn Trilbie! Wenn hier der Weg zur Entscheidung vorüberführte! Nur Trilbie kann Rede stehen!

Marston. Nicht wahr? Sagten Sie nicht, wenn Walter Scott diesen Pavillon gekannt hätte — was meinen Sie, Holiday, wenn wir beide zusammen einmal versuchten, einen Roman zu schreiben . . . . .

Holiday. Ha' Sie ſpielen vielleicht ſchon in einem, ohne es zu wiſſen

Marſton (erſchrocken) Ohne es zu wiſſen? In einem Roman? Sir Edward, wenn das eine Anſpielung auf meine Schuldforderung iſt —

Holiday. Sie ſind unerträglich! (ab.)

Marſton (folgend) Ich verſichere Ihnen, wenn Sie mich auch für einen kleinen Geiſt halten, daß in Fragen des Wechſelrechts das Romantiſche aufhört. (Beide ab).

Verwandlung.

Zweite Scene.

Auf Douglas-Caſtle.

Arthurs Zimmer. Bücherſchränke. Gyps-Büſten darauf. Unordnung. Tiſch mit Schreibzeug. Stühle. Die Fenſtervorhänge ſind herabgelaſſen. Wo möglich ſind alle Möbel und die Fenſtervorhänge grün. Es iſt dunkel. Kein Spiegel im Zimmer. Statt der Thür rechts vom Schauſpieler ein Vorhang.

Fünfter Auftritt.

Trilbie (trägt eine Studierlampe, über welcher ein Schirm. Später) Arthur. (Bei Trilbies Eintreten muß es etwas heller werden, aber nicht zu hell. Man muß nur annehmen, daß der ſpärliche Abglanz der Studierlampe das Zimmer erleuchtet).

Trilbie. Alle Vorhänge zu? Draußen noch heller Tag und hier ein künſtlicher Abend! Holiday bleibt lange aus .... er wollte den Doktor ſprechen .... noch ſcheint die Ankunft der Fremden auf Arthur von keiner Wirkung zu ſein .... Wenn wir nur erſt über dieſe duſtre Jahreszeit hinaus ſind! Alle Berge ſind in Nebel gehüllt. Ich höre den Lord ...

Arthur (tritt durch den Vorhang ein, mit einem Buch in der Hand und weiter nach auf's Ruhebett, um zu leſen).

Trilbie. Sir Edward wird von einer kleinen Spazierfahrt bald zurück ſein.

Arthur (blickt auf, ſchweigt und lieſt weiter).

Trilbie. Der Herr Vetter iſt in Begleitung eines Miſter Marſton angekommen, der ſchon längſt wünſchte, Ihnen vorgeſtellt zu werden.

Arthur (ſchüttelt den Kopf und lieſt weiter).

Trilbie. Beim Doktor Scott hör' ich, ſind Damen aus London angekommen. Es würde Sie vielleicht zerſtreuen, Mylord, wenn Sie des Doktors nähere Bekanntſchaft ſuchten

Arthur (ſchüttelt den Kopf und lieſt weiter).

Trilbie (bei Seite). Wenn ich nur wüßte, was er lieſt. (Laut). Mylord, der Doktor meint, er hätte neulich kein gutes Buch vor Ihnen aufgeſchlagen geſehen. Es giebt ſo viel verkehrte Bücher, wo die Poeten ſich gebehrden, als ſollte um ihretwillen die Welt untergehen.

Arthur (zeigt ſtumm Trilbie das Buch, in dem er lieſt, indem er den Titel aufſchlägt).

Trilbie (ſieht es an und erſchrickt). Verzeihung, Mylord ... (erſchrocken bei Seite) Es iſt — das Neue Teſtament! (Wendet ſich zum Gehen und geht bis an die Thür).

Arthur (ruft, als Trilbie an der Thür iſt, ihn zurück). Trilbie!

Trilbie (umkehrend). Gnädiger Herr!

Arthur. Mein Vater war ein großer Liebhaber der Jagd ... ich weiß doch, er hat Waffen hinterlaſſen?

Trilbie. Sie ſind verroſtet, Herr!

Arthur. Ich entſinne mich aus meiner Jugend eines Piſtolenpaars von meinem Vater, das Du ſehr heilig hielteſt.

Trilbie. Sie ſind — aus der Mode — gnädiger Herr! Wollen Sie ſich mit Ihrem Beſuch vielleicht ein Vergnügen an der Scheibe machen? Warum geben Sie nicht lieber auf die Jagd? Wie kommt es, Mylord, daß Sie ſelbſt keine Waffen haben? Ein Gentleman, der ſchon ſo manches Duell beſtand!

Arthur. Idioſyncraſie! (beſinnt ſich eine Weile). Doch das verſtehſt Du nicht — Siehſt Du gern — daß die Hausleute mit Licht in die Schmauß gehen?

Trilbie. Nein, das wahrhaftig nicht — aber (bei Seite) was will er damit ſagen?

Arthur (nimmt einen Streifen Papier und ſchreibt etwas, ſtreut Sand darauf und giebt den Zettel an Trilbie). Wenn mein Vetter nach Hauſe kommt, gieb ihm dieſen Brief.

Trilbie. Brief? Er iſt nicht verſchloſſen, Herr.

Arthur. Lies ihn nur!

Trilbie (buchſtabirt). Caro amico ... das verſteh ich nicht ...

Arthur. Der Brief iſt alſo doch verſchloſſen.

Trilbie (den Zettel anſehend und im Abgehen pfiffig). Caro — hm, hm — Er war lange in Deutſchland — caro amico — das iſt ganz gewiß deutſch! (ab).

Arthur (allein. Groß Pauſe. Dann ſchlägt eine Wanduhr fünf). Wie langſam die Zeit vorwärts ſchleicht! .... Ich hab' ein Gefühl, als hätt' ich ein halbes Jahrhundert gelebt! .... (Zum Buch, in dem er geleſen). Tiefſinniges Buch, auch aus Dir lernt man am Leben keine Freude! Märtyrer haben Dich geſchrieben, Märtyrer, die da lebten, immer nur mit entzücktem Auge in's Jenſeits blickend! — (ſteht auf) Und doch — Sollt' ich denn des finſtern Geiſtes nicht mächtig werden, der mich umkreiſt? Sollt' es unmöglich ſein, frei zu werden von dieſem

magnetiſchen Zuge, der mich wie mit Rieſenarmen hinunterzieht in das Reich der ewigen Nacht? Was iſt es denn, was ſchon ſeit meiner Knabenzeit an mir nagt und mich mit Angſt vor dem Tode erfüllte, den ich dennoch ſuchte, den ich auf tauſend Proben ſtellte und der nicht von mir ließ, wie ein angebornes Gelüſt des Diebſtahls, wie eine im Blute uns beherrſchende unbezwingbare Leidenſchaft! Selbſtzerſtörung — räthſelhafter Trieb unglücklicher Menſchennaturen! Wie im Fieberwahn ſchwanken im Leeren, taſten nach Hülfe, nach Rettung und ſie nicht finden — nicht in der eignen Bruſt, nicht in fremder Liebe! Einſam wandeln — keinem Menſchen zur Freude, keinem zum Gewinn, furchtbare Macht der Gedanken, wenn ſie einmal gebannt ſind auf dieſe einzige Straße .... nichts bringt ſie von dem dunkeln Wege wieder ab, alles, was das Leben uns bietet, wird in die Strömung dieſer Empfindungen hinuntergeriſſen und ſo vertraut wird man mit dem Grabe, daß es uns Feigheit erſcheint, wenn man ihm aus dem Wege geht! — Italien! Jemmimer! — Ah! — (Pauſe). Iſt der Menſch Herr ſeines irdiſchen Daſeins? Hat er ein Recht, dieſen ſchönen Garten der Natur, dies bunte Gewühl des Lebens, dieſen Tempel ſo vieler großen und edlen Pflichten vor der Stunde zu verlaſſen, die der Glockenſchlag des Schickſals angiebt? .... O, wenn ich eine Hand wüßte, die mich mit tyranniſcher Gewalt in's Leben zurückführte, eine Hand, deren kraftvoller Druck mir in die erſtarrten Adern Muth und Wärme göſſe, nein, nein, ich folgte Euch nicht, ihr winkenden Dämonen! Ich klammerte mich an's Leben, wie an meine Mutter, ich riſſe mich los von dieſem nagenden Gelüſt, den Schleier des Jenſeits zu heben und gehörte noch einmal mir ſelbſt wieder, noch einmal der Hoffnung, dem Glauben und der roſig lächelnden Schönheit des Daſeins! Ja, ja! Ich will bleiben, ich will leben! (Stößt auf einen Sopha).

Sechſter Auftritt.

Holiday. Arthur. (Zuletzt) Tom.

Holiday (hat den ſchwarzen Piſtolenkaſten in der Hand, den er auf einen Tiſch links ſtellt. Er tritt langſam vorwärts). Guten Abend, Arthur!

Arthur. Ah, Du biſt es, Eduard!

Holiday. Du verlangteſt — meine Piſtolen!

Arthur. Trilbie gab Dir einen Zettel —

Holiday (weiſt auf das Käſtchen; nach einer Pauſe, in der er ſich ſelbſt ermuthigt und dann mit ſchwankender ſcheinbar gleichgültiger Stimme). Hier ſind ſie!

Arthur. We? — — Ich danke Dir!

Holiday. Du ſcheinſt Dich heute beſſer zu befinden?

Arthur. Es geht wohl! Leidlich!

Holiday (scheinbar gleichgültig, aber in der Absicht, Arthur's Todesgedanken zu nähren). Ich machte einen kleinen Ausflug, um die Gegend kennen zu lernen. Ein melancholischer Anblick, diese herbstliche Natur! Die Berge sind wie bekränzt von Nebelguirlanden! Düster schauen oben die Tannen hernieder. Krähen und wildes Gevögel schießt träge und langsam mit schlaffen Fittichen über das düstre Gemälde; hülflos zittern die entlaubten Gesträuche am Wege, bittend scheinen die letzten röthlichen Blätter uns anzublicken, ehe sie fallen. Es hat mich erschüttert dies stille Sterben der Natur.

Arthur (bei Seite). Er weiß nicht, daß das mordende Worte sind!

Holiday (bei Seite). Habe Muth, Du geschliffener Dolch im Munde! (Laut, wieder scheinbar gleichgültig) Ich begegnete auf meiner Rückfahrt dem Arzte. Es ist entsetzlich, wie ein solcher Mann sich an die Nachtseiten des Lebens gewöhnt. Dieser ewige Anblick hülfloser Zustände, diese Vertrautheit mit dem Fluch unsres Daseins, der Hinfälligkeit und den Mysterien des schleichenden Todes .... Ich hätte kein Geschick gehabt zu einem solchen Berufe.

Arthur. Und doch willst Du Gesetzgeber werden und im Oberhaus meine Stelle einnehmen?

Holiday. Arthur! Was sprichst Du! Aber ist es nicht wahr, sind diese politischen Aerzte besser als die andern? Gewöhnen sie sich nicht mit derselben stumpfen Gleichgültigkeit an diese Uebel der menschlichen Gesellschaft, an diese, wie sie sagen, nicht zu ändernden Leiden des Volkes? Wenn man diese Kämpfe der Partheien beobachtet, denen man bei uns das Interesse der Menschheit zum Opfer bringt, muß uns nicht ein Grauen überkommen, zu sehen, wie Jahrhunderte lang der wahre Zweck des Lebens — — verfehlt wird.

Arthur (bitter lächelnd). Der Doktor würde solche Ansichten blasirte nennen.

Holiday. Empörender Ausdruck! Als wenn die menschlichen Gedanken nur von einem ungestörten Organismus abhingen! Warum soll man die Nerven eines Landmannes zum Richter über die Nerven des Weisen machen! Ist denn diese Maschine (auf sich deutend) eine Lüge! Wenn Ihr einräumt, daß nicht Jedes Zunge geschaffen ist, salzig und bitter zu unterscheiden, wenn Ihr nimmermehr verlangen könnt, daß derjenige, dem etwas sauer schmeckt, es für süß ausgeben soll, wie kann man aus seiner heilen Haut heraus so kalt die blasirte Richtung unserer Zeit verdammen, eine Richtung, die vielleicht eine Krankheit der Geister, aber doch nimmermehr — eine — leere Einbildung ist.

Arthur. Nein! Nein! — Aber Du wirst nicht läugnen können — ich habe Menschen gekannt, die die Maske des Weltschmerzes vornahmen, nur um interessanter zu erscheinen.

Holiday. Manche, manche, aber es bleibt dennoch ein eigenes Ding

mit unſerem Leben! Die Einen klammern ſich mit kindiſcher Beſchränktheit an Alles an, was ſich den äußern Sinnen als erfaßlich darbietet, ſie geizen mit dem Augenblick, wuchern mit den Jahren, man möchte glauben, daß ſie vom Jenſeits eine beſchränkte Vorſtellung haben. Die Andern freilich ſchreiben dem armſeligen Leben einen zu geringen Werth bei . . . . . Doch genug davon! Wohin verirr' ich mich — ich verlor mich in alte Zeiten, wo wir ſo ſtritten und unſere Ideen auszutauſchen liebten . . . . Dieſe Jugendſchwärmerei iſt . . . . verunber! Arthur, geſtatte mir, Dir eine perſönliche Angelegenheit vorzutragen.

Arthur (grübelnd und nicht gleich darauf achtend). Ah! Wünſcheſt Du noch etwas von mir?

Holiday. Noch? . . . Bin ich Dir unwillkommen?

Arthur. Nein, nein! Was iſt's?

Holiday. Du wirſt nicht läugnen können, Arthur, daß Du in Rom unter Anzeichen verſchwandeſt, die mich glauben machen konnten — (ſtockt).

Arthur. Daß ich mich nicht mehr unter den Lebenden befände.

Holiday. Du ſagſt, was ich mir damals vergeblich ſelbſt überreden mochte. Aber Du weißt es, der Menſch iſt das Geſchöpf der Umſtände. Was ich ſelbſt nicht glauben mochte, glaubte die Welt. Ordnung in meinen Ausgaben hab' ich leider nie gehalten . . . . die Vorausſetzung, daß ich einſt . . . .

Arthur. Ich verſtehe . . . . Dich um Hoffnungen zu betrügen, die ich Dir durch mein damaliges Betragen für ſo gewiß einflößen mußte; es war unedel von mir!

Holiday. Arthur!

Arthur. Nein, nein, Holiday! Du biſt ein Mann von Thatkraft, von Lebensmuth. Du biſt ehrgeizig, ich ſchätze das an Dir! Dich von der Höhe einer für Deine Lage glänzenden Hoffnung, von der Ausſicht, meinen Sitz im Oberhauſe einzunehmen, ... von allen dieſen Gipfeln einer erträumten, mir ſchaal erſcheinenden Lebensſtellung herabzuſtürzen — Laß, — — laß, Freund, das war eine Ungerechtigkeit gegen Dein Schickſal — und ich verſpreche Dir, bald ſollſt Du Dich nicht mehr über mich zu beklagen haben.

Holiday. Arthur, es handelt ſich nur um die Anerkennung einiger nicht unbedeutenden Ausſtände —

Arthur (bei Seite). Arme Schöpfung! Aus deinem eignen Staub nur kannſt du Leben ſchaffen; auf die Gräber derer, die da gehen, baut du denen die Wiege, die da kommen! . . . (Laut) Was ich habe, iſt Dein, Dein (ſchüttelt ihm die Hand mit abgewandtem Geſicht). — Dein! —

Holiday. Theurer Bruder! Dein trüber Blick, Dein entfärbtes Angeſicht bekümmern mich. Was iſt Dir? Ich ſehe Dich leiden, tiefer leiden, als mir die Verfälle Deines Lebens erklären können. Wirf Dich an meine Bruſt und laß den Strömen Deines Gefühles freien Lauf!

Arthur. Verzeihe mich!

Holiday. Vergebens sinn' ich über eine geheimere Ursache Deines Kummers, als sie in Fennimors Treulosigkeit liegen kann. Du bist Menschenhasser und in dem schrecklichsten Grade, den es giebt, in dem, wo man sich selber haßt. Du fliehst Deinen eigenen Anblick, Du bist Deiner selber überdrüssig.

Arthur (wendet sich ab).

Holiday. Ja, noch mehr! Du hast die krankhafte Ahnung, daß ein Tag des Novembers Dir Unglück bringen wird. Ich weiß wohl, es ist ein Aberglaube unseres Volkes, dem November zu mißtrauen. Und sonderbar! Aufmerksam gemacht von einem Bekannten, der mich hieher begleitete, hab' ich im entferntesten Theile des Parkes einen Pavillon entdeckt, dicht verhüllt von alten Trauerweiden, die ihm ein düsteres Ansehen geben. Die Jalousiern an den Fenstern des Pavillons sind niedergelassen, die Thür ist verschlossen und über dem Eingang las ich deutlich die Worte: „Tempel des Friedens. Den 13. Novbr. 1798."

Arthur. Siebzehn Hundert —

Holiday. Acht und neunzig —

Arthur. Das war das Todesjahr meines Vaters?

Holiday. Es muß auf dem Pavillon irgend ein Schleier ruhen.

Arthur. Wo ist Trilbie? Starb mein Vater am 13. November? Trilbie muß das wissen — (will klingeln).

Holiday. Nur um dich von einer quälenden Vorstellung zu befreien! Aber Freund, Nichts übereilen! Der Alte wäre fähig, grade Dir gegenüber sein Geheimniß zu verschweigen.

Arthur. Er muß es sagen, er muß es!

Holiday. Wenn hier ein Geheimniß ist, schweigt er. Laß uns etwas Anderes versuchen — halt, das geht — ich werd' ihn rufen. Verweile hinter jenem Vorhang in dem neben anstoßenden Salon.

Arthur. Warum sollt' er mir, dem Herrn, ein Geheimniß meines Vaters verschweigen?

Holiday. Wohl wahr! Aber Du kennst seine ausweichende Art. Ueber den 13. November hat er stets nur in so dunkeln Andeutungen gesprochen, als müßten die Douglas diesen Tag fürchten . . . .

Arthur. Gut denn! Verschweig' ihm meine Anwesenheit! Ich will endlich Klarheit sehen!

Holiday. Wir haben heute den zwölften — vielleicht feiern wir morgen irgend ein Erinnerungsfest unseres Hauses — (Klingelt.) Es wird sich in eine harmlose Anekdote auflösen.

Tomé (kommt.)

Holiday. Auf Trilbie und sage: ich, verstehst Du, ich, nur ich wollt' ihn sprechen.

Tomé (ab.)

Arthur. Das Todesjahr meines Vaters! 1798! Was hat es mit diesem Tempel des Friedens? Mit dem dreizehnten November? — Ich entferne mich. Trilbie muß glauben, mit Dir allein zu sein. Beschwör' ihn bei seinen silbernen Greiseslocken — ich hör' ihn kommen. Sei ein Zauberer, ein Geisterbanner! Wecke gute Geister! Geister des Friedens! (Er geht rechts hinter den Vorhang, wo er nicht sichtbar ist, ab.)

Holiday. Trilbie kommt. Ich ahne eine entscheidende Wendung.

Siebenter Auftritt.

Trilbie. Holiday. (Zuletzt) Arthur.

Trilbie. Sie wünschen mich zu sprechen? Wo ist Mylord?

Holiday. Drüben in der Bibliothek. Trilbie, ich habe so eben über meinen Freund und Vetter einen Vortheil gewonnen, der auch deine gute und treue Seele erfreuen wird. Mylord gedenkt sich mit mancherlei Zerstreuungen zu beschäftigen: er will den Park verschönern, noch mehr, er will bauen.

Trilbie. Sie überraschen mich! Das wäre ja ein erfreuliches Zeichen der Genesung.

Holiday. Mit Geschmack hat er mir den Plan einer Umgestaltung des Parks entworfen; aber ich erschrack, als er dabei die Absicht verrieth, jenen Pavillon — am äußersten Ende — den da mit den dunkeln Trauerweiden — niederzureißen.

Trilbie. Den Pavillon?

Holiday. Ja, Trilbie. Ich machte Einwendungen dagegen; doch ging Mylord in die Bibliothek, um nachzuschlagen, welche geschichtlichen, dem Hause Douglas ehrwürdigen Ansprüche jener ziemlich neue Pavillon auf sein Bestehen machen kann.

Trilbie. In Büchern wird er darüber nichts finden.

Holiday. Ueber dem Gebäude steht die Inschrift: „Tempel des Friedens, den 13. November 1798." Dies war das Todesjahr von Mylords Vater? (Pause)

Trilbie. Das Todesjahr.

Holiday. Auch der Todestag des Lord Donald Douglas?

Trilbie (zögernd). Auch — auch der Todestag.

Holiday. Hm! Der Pavillon wird den Bauplänen des Sohnes geopfert werden müssen.

Trilbie. Nimmermehr.

Holiday. Warum nicht? Ein kleiner Gartenpavillon?

Trilbie. Der selige Herr ließ den Pavillon mit der Inschrift: Tempel des Friedens kurz vor seinem Tode bauen. Das Datum fügte ich hinzu.

Holiday. Thut mir leid! Er ließ drüben den halben Flügel bauen und doch wurde er später von einem geschmackvolleren Baumeister eingerissen. Die Gründe, warum Sie den Pavillon erhalten wollen, werden Sie dem Lord mittheilen müssen.

Trilbie. Unmöglich!

Holiday. Vergessen Sie nicht, Trilbie, mit wem Sie zu thun bekommen werden, mit Ihrem Herrn! Er wird Aufklärungen verlangen — Sie werden ihm sagen müssen, warum Sie den dreizehnten November schon so oft als einen Unglückstag der Familie bezeichneten.

Trilbie. Ich bereue längst diese Uebereilung.

Holiday. Das hilft Ihnen nichts: die Furcht vor diesem Tage hat sich zu tief in Arthur's Seele eingegraben. Es ist ein Charakter von Poesie und Schwärmerei.

Trilbie. Leider.

Holiday. Trilbie, wir lassen den Pavillon abbrechen.

Trilbie. Sir!

Holiday. Können Sie uns das verbieten! Ich billige das Projekt des Lords, ich unterstütze es: morgen am dreizehnten November steht von dem Pavillon kein Stein mehr auf dem andern.

Trilbie. Sir — ich beschwöre Sie — geben Sie diesen Gedanken auf — lassen Sie — das unglückliche Gebäude — bedenken Sie: Tempel des Friedens!

Holiday. Ich verachte den Aberglauben dieser Gegenden. Ich werde dem Lord nicht ein Wort von Ihren Bedenklichkeiten verschweigen: ich werde ihm sagen, daß dieser Pavillon ein Geheimniß verbirgt.

Trilbie. Er verbirgt kein Geheimniß, Sir! Das Häuschen hat in seinem Innern nur leere Wände; aber ich kann nicht zugeben, daß das Gebäude zerstört wird — nein, der Sohn wird —

Holiday. Der Sohn achtet die Schörfungen seines Vaters, aber diese armselige Hütte wird niedergerissen. Sie thun, als wäre der Lord dort begraben! Er ruht wie alle seine Ahnen in der Familiengruft.

Trilbie. Und dennoch! Sir! Versprechen Sie mir — Versprechen Sie mir, Sir, daß Sie die Aufmerksamkeit des Lords von diesem Pavillon ablenken wollen — . . . .

Holiday (schneidend kalt). Unmöglich! Der Pavillon wird demolirt. Ich sehe keinen Grund der Erhaltung.

Trilbie. Sie werden ihn sehen — Ha! Sie sollen ihn sehen — Schwören Sie mir, nie zu verrathen, was ich Ihnen gestehe, auf Ihr Gewissen Ihnen gestehe, schwören Sie mir —

Holiday. Mein Manneswort ist Schwurs genug — ich begreife Ihre Aufregung nicht . . . .

Trilbie (mit zitternder Erregung). Durch die Familie der Douglas zieht sich seit Jahrhunderten von Vater auf Sohn, von Sohn auf Enkel ein düsterer, melancholischer Zug. Genährt von alten Sagen und

finſtern Geſchichten, genährt von der aufgeregten Schwärmerei dieſer Hochlande hat ſich in der Familie ein Hang zu düſtrer Schwermuth, zu gefährlichem Trübſinne vererbt! Die Geſchichte dieſes Hauſes iſt ſeit den Zeiten der alten Schottenkönige ſo reich an Unglücksfällen, daß es ein Uebereinkommen der Familie wurde, die wahre Geſchichte des Hauſes nur durch mündliche Ueberlieferung fortzupflanzen, um durch die Leiden der Väter die Hoffnungen der Enkel nicht zu verdüſtern. Das Alles hinderte aber nicht, daß den Einen der Tod dort, den Andern da früher ereilte, als die Jahre der Sterbenden zu verlangen ſchienen. Manche — grauenvolles Gedächtniß! Manche — fielen durch eigne Hand!

Holiday (bei Seite). Blutige Saat in ſein lauſchendes Ohr!

Trilbie (ſich ſteigernd). Seit wenigen Jahrhunderten hat der Hängemonat unſeres Volkes, der finſtre November, drei, vier Opfer aus dem Hauſe der Douglas gefordert. Der Großvater Arthurs fiel im Zweikampfe an jener Stelle, wo Lord Donald Douglas den Tempel des Friedens bauen ließ, und Lord Donald ſelbſt, der Vater Arthurs, ein Mann voll Güte und Liebe gegen alle Welt, ein Engel ſchon unter den Lebenden, Lord Donald, mein Herr, drei Jahre nach dem Tode ſeines angebeteten Weibes, in äußerer Fülle des Glückes, geliebt vom engliſchen Volke, geſchätzt bei Hofe, geachtet als Redner des Parlaments, aber geſoltert von ererbter Melancholie und unzerſtörbarem Hang zur Schwermuth hat dort — in dem von ihm erbauten Häuschen — in einer rauhen ſtürmiſchen Novembernacht, am dreizehnten — 1798 — ſich erſchoſſen.

Arthur (nebenan, ſtößt einen Wehruf aus).

Trilbie (außer ſich). Ha! Was war das? Sir Eduard? Was war das? Das war die Stimme — (will an den Vorhang).

Holiday (hält ihn). Bleiben Sie!

Trilbie (läßt wie wahnſinnig Holiday). Herr — Sie — Sir — Sie haben — Sie haben mir mein Geheimniß entlockt! Sir, Sir — Sie haben ſich — Ha, ha, ha! von mir ein Mährchen — Ha, ha, ha — ein Mährchen aufbinden laſſen — von dem alten Plauderer Trilbie — — aus Ammenſtuben — Ha, ha, ha! ein Wintermährchen . . . .

(Pauſe).

Arthur (tritt gefaßt heraus). Was haſt Du, Trilbie? Wozu dies Lachen?

Trilbie (halb ohnmächtig ſich zur Heiterkeit zwingend). Ein Wintermährchen! Ha, ha, ha!

Arthur. Trilbie, trag mir den Kaſten dort in mein Schlafkabinet!

Holiday (macht eine ängſtliche Bewegung, als wollte er den Kaſten fortnehmen). Nein!

Arthur. Trilbie! Den Kaſten!

Trilbie (nimmt ihn; ſieht abwechſelnd Holiday und Arthur an und zwingt ſich mit furchtbarem Aufwand ſeiner letzten Kräfte zur Heiterkeit). Sir Eduard, ein Märchen! Gelt — wir ſind luſtige Leute — die ſich die langen Winterabende zu verkürzen verſtehen mit Märchen, mit Kindermärchen! Ha, ha, ha! Sir Eduard Holiday! Ha, ha, ha — Die Wette gewonnen! Gewonnen! Ha, ha! Gewonnen! (er wankt, ſich kaum aufrecht haltend und immer rückwärts gekehrt, dabei die Andern fixirend durch den Vorhang rechts ab).

Holiday. Arthur, Vergebung! Wie konnt' ich ahnen —

Arthur (mit hervorbrechendem Schmerz). Mein Vater! Armer Geiſt, der Du vor Dir ſelber fliehen mußteſt! Fliehen aus einer Welt, wo Du keine Stätte fandeſt! Der Erbgeiſt verjagte Dich, der Fluch unſers Blutes!

Holiday. Daß ich die Urſache dieſer entſetzlichen Entdeckung wurde!

Arthur. Nein, Eduard! Was Du thateſt, war mein Wille. Deinen Schwur, mir nichts zu verrathen, (ſchmerzlich lächelnd) brauchſt Du ja nicht zu brechen . . . .

Holiday. Ich bleibe bei Dir dieſen Abend — nur dieſen vor dem Tage des unglücklichen Gedächtniſſes!

Arthur. Nein, nein — laß mir das Andenken an die finſtern Douglas, laß mir Sammlung über dieſe Räthſel der Natur! Mein Vater! Wenn ich einſt ſterbe, Eduard, und alles hier Dein iſt, Du kluger Geheimnißergründer, ſage mir: wirſt Du den Pavillon zerſtören, Eduard? Wirſt Du?

Holiday. Welche beſchämende Frage! Einen Tempel ſo ſchmerzlicher Erinnerungen!

Arthur. O, dann iſt's gut! Künftiger Erbe der Douglas! Laß mir den Pavillon ſtehen: laß mir den Pavillon meines Vaters ſtehen — hörſt Du — laß ihn ſtehen — nur den — nur den! Und nun gute Nacht! (ab nach rechts).

Holiday (allein). Die Würfel fallen! Am vierzehnten November bin ich Lord Douglas! (ab).

(Der Vorhang fällt).

Dritter Aufzug.

Im Hauſe des Doktor Scott.

Das Zimmer aus dem zweiten Akt.

Erſter Auftritt.

Scott. Jenny (eintretend rechts vom Schauſpieler).

Scott. Nein, nein, es darf nicht ſein — wir müſſen es zu verhindern ſuchen.

Jenny. Geſtern nach dem Beſuche der Londoner Herren war ſie in einer grenzenloſen Verwirrung. Heut früh machte ſie mir ihren Entſchluß abzureiſen bekannt und nun den ganzen lieben Tag haben ihre Mädchen und Bediente wieder zu ordnen und zu packen. Morgen in der Frühe will ſie uns verlaſſen.

Scott. Das geht nicht — nach dieſem Geſtändniß geht es nicht . . . . ſeitdem ich heute Mittag auf Douglas-Caſtle war und von dem alten Trilbie die erſchütterndſten Eröffnungen bekommen habe, darf ſie ſich der Löſung des Knotens nicht entziehen.

Jenny. Ich bitte Dich um Gotteswillen, verrathe nicht, daß Du weißt, was ſie mir geſtanden hat.

Scott. Ach was! Wenn eine Frau einer andern Geſtändniſſe unter dem Siegel der Verſchwiegenheit macht, ſo weiß ſie, daß der Ehemann davon ausgenommen iſt.

Jenny. Verdirb mir nichts mit Deiner raſchen Art! Jennimor iſt ein Weſen, das mit zarter Schonung behandelt ſein will.

Scott. So? Iſt das ſo gegen meine Natur? Du biſt mir recht! Zarte Schonung! Als wenn ich . . . . Uebrigens eine Treuloſe! Eine Ungetreue! Wenn etwas dem Gemüth des Lord Douglas den erſten Stoß gegeben hat, ſo iſt es dieſe in der Ferne doppelt kränkende Erfahrung geweſen, daß ſie ihm, dem Jünglinge, einen Greis wie Stafford vorziehen konnte.

Jenny. Du ſprichſt, wie Du's verſtehſt!

Scott. Verſtehſt Du es denn anders? Heraus damit, wenn noch Geheimniſſe im Rückhalt ſind!

Jenny. Miſch' Dich in dieſe Dinge nicht weiter, als nöthig iſt.

Scott. Als nöthig iſt? Dieſe Angelegenheit greift in meine Praxis ein und da ſoll mich nichts — aha, die Thüre geht, ſie kommt.....

Jenny. Scott, nur nicht ſo überrumpeln und ſo grauſam, wie Eure Art iſt!

Scott (komiſch empfindlich). Frauenzimmer! Du thuſt, als wär' ich ein Zahnarzt!

Zweiter Auftritt.

Fennimor. Jenny. Scott. (Später) Kitty.

Fennimor (eilig). Liebe Freundin, die Poſtpferde werden doch .... Ah, Miſter Scott.

Scott. Ja wohl, die Poſtpferde werden abbeſtellt.

Fennimor (befremdet). Jenny ....

Scott. Mylady, Aerzte ſind Beichtväter. Ohne mich im Entfernteſten in die Geheimniſſe eines ſo erfreulichen liebenswürdigen Beſuches, der uns den langen lieben Winter hindurch unſre häusliche Abgeſchiedenheit zu verſchönern, unſre langweilige Ehe zu verzaubern gedachte ..... (zu Jenny). Nun, kann man zarter zu Werke gehen?

Jenny. So, auf meine Koſten? Langweilige Ehe? Vergebung, theure Freundin! Mein guter Scott liebt die gewaltſamen Kuren —

Scott. Glauben Sie das nicht! Ein Arzt, der nur alle vier, fünf Tage an das Bett ſeiner Patienten treten kann, verſchreibt kein Brunnenwaſſer. Ich war in Douglas-Caſtle ....

Jenny. Er wünſcht ſeine Ueberredungskunſt anzuwenden, Dich noch eine Weile, noch lange, lange hier zu behalten. Gieb ihm Gehör, willſt Du? Ich gehe! Widerlege wenigſtens ſeine Gründe, wenn Du darfſt und kannſt, hörſt Du? .... (Bei Seite zu Scott). Zu viel Galanterie brauchſt Du auch nicht anzuwenden. Sieh, wie er ſich freut auf das Tête à tête mit der ſchönen Frau! Du — Du — Führt es Beide zum guten Ausgang! (hüpft noch rechts ab).

Scott. Mylady, jetzt ein kurzes, aber ernſtliches Wort! Sie fliehen vor Lord Douglas —

Fennimor (erſtaunt). Doktor!

Scott. Vergeben Sie die Indiscretion meiner Frau: es handelt ſich um mehr, als Dinge, die nur in der Vergangenheit liegen.

Fennimor. Sie wüßten —

Scott. Daß Sie vor Lord Douglas fliehen, dem Sie einſt vor

Ihrer Vermählung mit dem Commodore Stafford Ansprüche auf Ihre Liebe gegeben hatten.

Fennimor. Auf meine Treue, Doktor!

Scott. Schlimmer das! Doch es ziemt nicht mir, nicht meiner Gattin, in Geheimnisse zu dringen, die in Ihrem eignen Gewissen Ruhe finden mögen. Ihre Anwesenheit versprach auf unser Haus eine so wohlthätige Wirkung, meiner Frau ist durch Sie die erste Zeit ihrer Jugend wieder lebendig vorgeführt worden, Ihnen selbst dürfte das ländliche stille Leben von einigem Werthe sein. Wegen Lord Douglas können Sie bleiben; denn Ihr ehemaliger Freund ist bedenklich krank.

Fennimor. Wie!

Scott. Vor vier Wochen ward ich zum ersten Male nach Douglas-Castle gerufen. Direkt von einem Schiffe, das den Lord an die schottische Küste gesetzt hatte, war er leidend und hinfällig nach fünfjähriger Abwesenheit im Schlosse seiner Väter zurückgekehrt. Ich trat an sein Ruhebett und fand einen jungen Mann, der sich, verführt von Andern, die ihn früh zerstören wollten, die Freuden des Daseins allzurasch vorweggenommen zu haben schien, einen edlen, interessanten, poetischen jungen Mann, aber so geknickt in seiner äußern Erscheinung, daß ich anfangs bei ihm an ein schleichendes Uebel dachte und ihn einer regelrechten Behandlung unterwerfen wollte. Aber vergebens! Medizinische Hülfe wies er zurück und er hatte Recht: sein Zustand leitet sich aus dem Gemüth her, seine Seele scheint mir zerrüttet.

Fennimor. Himmel!

Scott. Der Antheil, den Sie an ihm nehmen, verräth mir, daß Ihr Herz ihm noch nicht ganz entfremdet ist.

Fennimor. Arthur .... entfremdet? (Bezwingt sich). Bitte, fahren Sie fort!

Scott. Im Scherz nannt' ich ihn gegen einen alten treuen Diener blasirt. Ich bereue diesen Ausdruck. Ich müßte ein oberflächlicher Menschenkenner sein, wenn ich mir einbildete, Seelenzustände durch ein Wort so abthun zu können. Es liegt einmal zu allen Zeiten in den Geistern ein krankhafter Modezug. Im vorigen Jahrhundert nannte man, besonders bei unserm Volke, diese Melancholie Spleen, in neuerer Zeit hat man andere Ausdrücke dafür. Aber die Ausdrücke erschöpfen den Begriff nicht. Wer fest und gesund in seinen Nerven sitzt, dem fehlt von solchen krankhaften Zuständen eine klare Vorstellung und doch erlebt man täglich, daß diese Zustände sich bis zur Monomanie steigern können, ja sogar leider — bis zum Selbstmord.

Fennimor. Allmächtiger Gott!

Scott. Lord Douglas liebt die Einsamkeit, liest den unglückseligen Welt- und Menschenverachtenden, wenn gleich tief poetischen Byron und scheint mir mehr an der Idee einer zerrütteten Gesundheit,

als wirklich an ihr zu leiden. Hypochonder ſtehen oft ſtundenlang vor dem Spiegel, um in den Zügen ihres blaſſen Antlitzes die Spuren der hippokratiſchen Linien zu ſuchen, von welchen man behauptet, daß ſie dem Tode vorangingen. Lord Douglas that das ſtundenlang und im Anblick ſeiner eignen Perſon erwuchs ihm ein ſolcher Mißmuth, daß ich ſeinem Diener Trilbie nicht Unrecht geben kann, wenn er ihm lieber alle Gelegenheit, ſolche düſtern Betrachtungen anzuſtellen, entzog und die Spiegel, wo ſich deren in den Sälen und Zimmern fanden, verhängen ließ. Ich hoffte auf dieſe Art eine ſich entwickelnde Geneſung. Aber heute Mittag hat mir leider der alte ehrwürdige Diener Entdeckungen gemacht ſo bedenklicher Art . . . .

Fennimor. Welche wären dies? Mein Himmel!

Scott. Erlaſſen Sie ſie mir! . . . .

Fennimor. Nein, nein, ſagen Sie Alles! Alles!

Scott. Mylady, ich brauche mich nur mit den einfachen Worten zu begnügen, daß ich fürchte, Lord Arthur beabſichtigt, freiwillig aus dem Leben zu gehen.

Fennimor (ſtößt einen Schmerzensſchrei aus). Ha! Furchtbar!

Scott. Wollen Sie uns — jetzt noch — verlaſſen?

Fennimor (in höchſter Aufregung). Die Bruſt — will mir — zerſpringen — was ſoll ich thun?

Scott. Die Hand reichen zu Mylords Geneſung!

Fennimor. Wie kann ich — Ich, die ich einen Theil der Schuld an ſeinen Leiden trage!

Scott. Ja, Mylady, die tragen Sie! Und nicht den geringſten! Aufrichtigkeit gegen Aufrichtigkeit! Wenn etwas den edlen jungen Mann dem Leben wieder gewinnen kann, wär' es nicht Freundſchaft, wär' es nicht Liebe? Ein Freund ſteht an ſeiner Seite, gegen den mir Trilbie ein ſonderbares Mißtrauen eingeflößt hat . . . .

Fennimor. Holiday? Nein, nein! Er drang darauf, daß ich mich aus dieſer Gegend entferne!

Scott. Entferne? Dann iſt er des Lords Freund nicht! Sie heiratheten einen Greis, der Himmel ließ Sie nach einem Jahre Wittwe werden, Sie ſtehen in Ihrer ſchönſten, reinſten, jungfräulichſten Blüthe da und ich kann mir nicht denken, daß ein edles Weſen wie Sie die Treue an einem Manne, dem Sie Rechte auf ſich gegeben hatten, um einer Kleinigkeit willen gebrochen hat.

Fennimor. Nein, bei Gott! Nicht um eine Kleinigkeit!

Scott. Nun denn, Mylady! Oeffnen Sie Ihre Bruſt einem redlichen Manne! Sie lieben Arthur noch jetzt wie einſt. Sie ſind frei; was könnte Sie vor dem armen Kranken rechtfertigen? Giebt es nichts, was aus Ihrem Munde ihm den Glauben an die Menſchen wiedergeben könnte? Geſtehen Sie mir den Grund, warum Sie den Co-

modore Stafford heiratheten: öffnen Sie Ihr Herz der Bruſt eines redlichen Mannes!

Fennimor (kämpft mit ſich. Nach einer Weile). Wollen Sie mir ſchwören, das Geheimniß, das ich Ihnen mittheile, zu bewahren?

Scott. Ich ſchwöre — es nur mit Mylord Arthur zu theilen.

Fennimor (erſchrickt). Mit Arthur? (faßt ſich dann). Nun denn, ihr abgeſchiedenen Geiſter, vergebt mir, wenn ich rede!

Scott (ſieht an die Thüren, die er verſchließt, kehrt zurück, nimmt einen Stuhl neben Fennimor, die auch ſitzt). Alſo ſprechen Sie, Mylady!

Fennimor. Mein Geheimniß iſt kurz und einige Fragen, die ich an Sie richten werde, ſollen es Ihnen ſelber verrathen. Was erzählt die Welt vom Commodore Stafford?

Scott (betroffen). Mylady!

Fennimor. Ohne Rückhalt, ſagen Sie offen, was von meinem Munde nur mit Beſchämung würde geſtanden werden.

Scott. Der Commodore Stafford? Ein alter Seemann war das, nicht ohne Bravour im Kriege, aber, wie nur leider oft bei dieſen Helden, im Frieden ohne Eigenſchaften, die ihm hätten die Achtung der Welt erwerben können. (Pauſe).

Fennimor. Fahren Sie fort!

Scott. Ich bin zu Ende, wenn ich ſage, daß er auf ſeiner Station in Indien allgemein verhaßt, verachtet war, daß er nach England zurückkehrte, ein Verſchwender, ein Spieler, ein — vergeben Sie mir, Mylady, daß ich von ſeiner in ſo hohem Alter verächtlichen Leidenſchaft für die Frauen ſchweige.

Fennimor (gefaßt und ernſt). Genug, Sie überheben mich einer weiteren Schilderung. Und nun — mein Vater — was weiß die Welt von meinem Vater?

Scott. John Leslie? Beamter am Gouvernement in Indien? Er hatte Sie die Mühſeligkeiten eines fremden Klimas nicht wollen theilen laſſen. Sie wurden während ſeiner Abweſenheit in England erzogen, bis eines Tages Ihr Vater zurückkehrte . . . .

Fennimor. Er hatte den Abſchied von der Verwaltung genommen . . . .

Scott. Bekommen, Mylady, bekommen!

Fennimor. Nein, Sir! Genommen, ſelbſt genommen.

Scott. Möglich, möglich! Indeſſen . . . . Er war ſehr reich: er hatte für die Oeconomie der Marine zu ſorgen . . . . er ſchien an ſich ein ſanfter, milder Mann, liebte das Geld . . . .

Fennimor. Sagen Sie Alles, was zu ſagen mich ſelber ſchmerzen würde.

Scott. Mylady, Sie ſind Leslie's Kind, aber nicht von ihm erzogen. Er kehrte aus Indien zurück und ſchien mit ſeiner Liebe für

das Geld nur noch eine Leidenschaft zu theilen, die für sein einziges Kind, für Sie, die er anbetete . . . .

Fennimor. Sie vergessen noch eine andere Leidenschaft . . . . Sie vergessen die Ehre!

Scott. Die Ehre? — die Ehre? Mylady, ohne Sie kränken zu wollen — bemitleidenswerthe Eltern hatten oft die edelsten Kinder, edle Eltern verworfene . . . . Sie sind nicht verantwortlich für den entsetzlichen Ruf, den Ihr Vater aus Indien brachte . . . .

Fennimor. Bei Gott, — Sie schonen ihn nicht!

Scott. Mein' Ihr Vater ist todt . . . . Seine Tochter ist eine Zierde der Gesellschaft . . . . Den Vater eines Engels . . . nein, nein, man kann ihn keinen Teufel nennen!

Fennimor. Sir! Wie — Das ist zu hart!

Scott. Ja! Ja! Vielleicht zu hart. Aber, Mylady, ich bin Britte, ich liebe mein Vaterland, ich kann nicht verschweigen, daß Ihrem Vater aus Indien der Fluch der mit Füßen getretenen Eingebornen folgte, daß das Gerücht Ihrem Vater Handlungen zuschrieb . . . .

Fennimor. Halten Sie inne! (Pause, in der Sie sich bekämpft, ihre Augen füllen sich mit Thränen). Nein, nein — Sie müssen fortfahren.

Scott. Man drohte Ihrem Vater mit einem Prozeß — man vermied ihn in der Gesellschaft . . . . es zogen drohende Wolken gegen seine Freiheit zusammen . . . . Alles war bereit, ihn zu vernichten; eine Anklage selbst auf sein Haupt war vorauszusehen . . . . aber es fehlte . . . . nach den Gesetzen — ein offner, ein entschlossener, ein muthiger Ankläger!

Fennimor (mit krampfhaftem Schmerz). Ein Ankläger!

Scott. Die Bedrückung der Beamten gegen die Eingebornen war leider hergebracht, obgleich die härtesten Strafen darauf stehen. Aber von John Leslie verlautete, daß er das Königsgut der Marine bestohlen — Vergebung! Vergebung! Ich entschlüpfte mir das fürchterliche Wort, Mylady, Vergebung, Sie sind ein Engel, aber von Ihrem Vater glaubte ganz England das Gegentheil. Dies Gegentheil zu beweisen, daran fehlte es nur, ich wiederhole es, an dem Muthe eines entschlossenen Anklägers.

Fennimor (erhebt sich und sieht sich wild um). Nein, Doktor, es fehlte nicht! Der Ankläger war da! Kein Bote des Himmels, sondern ein Abgesandter der Hölle. Versetzen Sie sich im Geist in die prachtvolle Wohnung, die mein Vater bezogen hatte. Denken Sie sich einen von Natur guten, altersschwachen Mann, den die Liebe zum Gelde, vielleicht aus Liebe zu mir, zum Verbrecher gemacht hatte. Denken Sie sich einen Vater, mit Silberlocken — mit Thränen, die über die eingefurchten Wangen rollen . . . . Denken Sie sich, daß ein Vater vor seiner Tochter weint und die Verzweiflung eines ängstigten Gewissens aus-

stöhnt vor einem jungen Mädchen, das seinen Vater liebt — Doktor — seinen Vater! . . . . und dann denken Sie sich, daß dieser Unglückliche nur noch den letzten Trost hat ausrufen: Man kann mich nicht vernichten, ich habe keinen Ankläger! Und in diesem Augenblick öffnet sich die Thür, was sag' ich, die Unterwelt und hereintritt ein Wesen mit bleicher todesverachtender Miene, schlotternd, hinfällig, dämonisch lachend, und auf seinen Lippen, auf seinen verworfenen Lippen liegt das nicht ausgesprochene und doch furchtbar uns entgegengedonnerte: Dein Ankläger — bin ich!

Scott. Entsetzlich!

Fennimor. Fünf lange Wochen dauerten diese fürchterlichen Qualen, diese Drohungen, diese Geldererpressungen. Mein Vater verzweifelte. Einer konnte ihn verderben, Einer konnte ihn zu schimpflicher Deportation, vielleicht — ha, ich will das Bild nicht ausmalen, Einer nur konnte ihn vernichten! Es war sein Mitschuldiger, ein Mensch, dem es gleichgültig war, wie er aus dem Leben schied. Aber, hören Sie, die Scene verändert sich. Der lüsterne Böswicht begehrt für sein Schweigen, für das Schweigen seines verrätherischen Mundes, nicht mehr Geld, nicht mehr Theile unsres Vermögens, er will Alles, er will den höchsten Preis, den mein Vater ihm geben konnte, mich, sein Kind! Denken Sie sich diese fürchterliche Eröffnung eines liebenden Vaters an eine Tochter, die ihm die Liebe zu einem edlen Jüngling eingestanden hatte, denken Sie sich den Kampf zwischen dem Schwure hier und dem Leben eines Vaters dort, den Kampf zwischen einer reinen, edlen, unauslöschlichen Jugendliebe für einen fernen Gegenstand und der kalten, gebietenden, grausam tyrannischen Pflicht, durch Selbstaufopferung die Ruhe, die Ehre, das kurze Leben eines Greises, der mein Vater war, zu retten und Sie werden begreifen, wie ich die Liebe eines Douglas opfern und werden konnte, was ich wurde, des Commodore Stafford unglückliches Weib! (Sie sinkt in den Sessel).

Scott (überlegt eine Weile). Mylady, wenn noch ein Funke Lebensmuth in Ihnen ist, ich schüre ihn zu Flammen an! Mylady, Sie werden glücklich sein, Arthur wird genesen: Mylady, Sie haben den Kampf bestanden wie ein Engel, nein, wie ein Mensch! Denn mehr zu thun, als was Sie gethan, ist in den Schranken dieser Erde nicht möglich. — Mylady, Sie werden bleiben. Ich vertrete Sie vor Douglas. Erholen Sie sich! Jenny! Jenny! (Es klopft). Ich höre Geräusch. Wer stört uns in diesem Augenblick. (Es klopft). Wer ist da? (Oeffnet).

Kitty (reicht einen Brief herein). Ein Brief aus Douglas-Castle — Ein Bote brachte ihn eilends —

Scott (nimmt den Brief). Von Trilbie! (Liest). Mit der Aufschrift: „Eilt!" Der Bote warte draußen, bis ich näheren Bescheid gebe.

Kitty (ab).

Fennimor. Aus Douglas-Castle?

Scott (erbricht den Brief und lieſ't in Aufregung). „Mein verehrter Herr Doctor, ich beſchwöre Sie und ſollte die Nacht hereinbrechen, einem theuern Menſchenleben zu Liebe noch heute zu uns herüber zu kommen! Vergeben Sie die ſchlichte Ausdrucksweiſe einem des Schreibens ungewohnten Manne! Holiday, ich zittere, es dem Papiere anzuvertrauen, Holiday erſcheint mir immer mehr in dem Lichte, das Ihr Scharfſinn auf ihn geworfen iſt. Bedenken Sie: Er iſt der Einzige, der durch des Lords Tod gewönne!"

Fennimor (begleitet das Vorleſen des Briefes mit den entſprechenden Ausdrücken ihres Gefühls). Entſetzlich!

Scott (fährt fort). „Ich glaube nicht, daß er dem Lord die mir abgedrungene Entdeckung vom gewaltſamen Tode des Vaters verrathen hat —"

Fennimor. Wie?

Scott. „Aber er hat Befehl gegeben, den Pavillon zu öffnen, hat ihn dann, als ich mich weigerte, mit Gewalt ſelbſt öffnen laſſen. Das Aufſehen, das dieſe Handlung machte, kann nicht verfehlen, auch die Aufmerkſamkeit des Lords zu wecken. Was aber mehr, als Alles, mich beunruhigt, iſt eine Aeußerung, die er gegen ſeinen Reiſegefährten wagte: In einigen Tagen wäre Lord Douglas nicht mehr unter den Lebenden!"

Fennimor. Wehe!

Scott. „Marſton, ein geckenhafter, aber gutmüthiger Menſch, plauderte mir befremdet Holiday's Aeußerungen aus und nun beſchwör' ich Sie, edler Mann, eilen Sie zu uns herüber, bedenken Sie: es iſt heute der dreizehnte November. Ihr gehorſamer und ergebener Trilbie."

Fennimor. Was werden Sie thun? Was iſt mit dem dreizehnten November?

Scott. Mylady, Sie werden mir folgen!

Fennimor. Nach Douglas-Caſtle?

Scott. Sie kennen Holiday? Iſt er Arthurs Freund?

Fennimor. (ſtaunend). Um Arthurs Bild — in mir zu verwiſchen, hat er ihm — die entſetzlichſten Dinge nachgeredet . . . .

Scott. O, die größten Mordthaten ſind die, die ohne Blut am Geiſt, die, die ſcheinbar nur in Worten begangen werden!

Fennimor. Großer Gott!

Scott. Wenn er ihm verriethe, daß am dreizehnten November . . . . ich kenne die Wirkung unheimlicher Vorbilder . . . . die geheimnißvolle Macht von Ahnungen . . . . Mylady, Sie werden mir folgen.

Fennimor. Wenn ich ſicher bin, nur — Holiday zu ſprechen.

Scott. Und Arthur dann, wenn es Noth thut! Einen Für ſprecher haben Sie an mir, der Ihnen den Weg bahnen wird zum Herzen, zur Wiedergeburt, zum neuen Leben des Freundes. Sie, Sie müſſen ihm als ein Engel vom Himmel erſcheinen, der troſtreich, voll Verſöhnung

und Milde ihn zurückführt aus dem Labyrinth des Zweifels zum Glauben und zur Liebe! (Faßt Fennimor, um mit ihr abzugehen. An der Thür begegnet ihnen Jenny, die verwundert sie anſieht). Eine Entführung, Jenny, ja, ja! Wir gehen beide durch! Halt' uns nicht auf! (An der Thür). Der Bote soll nicht warten, wir kämen selbst!

Fennimor (umarmt mit stürmischem Gefühle Jenny und folgt Scott).

Dritter Auftritt.

Jenny. (Dann) Tomé.

Jenny (ſieht beiden verwundert nach). Das ſind mir ja ſchöne Sachen! Jetzt glaub' ich, fang' ich an, wirklich eiferſüchtig zu werden.

Tomé (ſieht herein). Es wird finſter! Bekomm' ich die Antwort?

Jenny. Was will er? Komm' er 'mal herein!

Tomé (kommt). Mylady —

Jenny. Er kommt mir grade recht! Warum beunruhigt er mir meinen ganzen Hausſtand?

Tomé. Ich? Hausſtand?

Jenny. Ja Er! Ich werd' ihn lehren, meinen Mägden Narrheiten in den Kopf ſetzen. Der Kitty hat er die Ehe verſprochen und der Lidy und der Betty und der Mary und der Sophy .... er ſoll ſich in Acht nehmen und hier wieder Briefe herbringen. Das iſt die Antwort! Mach' er ſich jetzt fort! Verſteht er mich? (folgt den beiden Andern.)

Tomé (zornig). Doch kurios das! Einen Mann zu beleidigen, der reelle Abſichten hat und aus Edelmuth nur nicht weiß, welche er glücklich machen ſoll! (Geht an den Spiegel und rückt ſich ſeine Cravatte in Ordnung). Ich glaube, ich habe mich geärgert. (Setzt ſich ſeinen Hut auf ein Ohr). Wie ſelten ſind jetzt Männer, die ſich zu fixiren gedenken! Ich glaube, die Frau hat mich abſichtlich beleidigt, damit ich krank werde und ihrem Manne die Praxis verbeſſern helfe! (zornig ab).

Verwandlung.

Zweite Scene.

Das Innere des Pavillons im Park von Douglas-Caſtle.

Ein düſterer Saal in Rundform. Die Wände müſſen ſo gemalt ſein, daß ſie nach allen Seiten hin von Spiegeln bedeckt ſein könnten. An den Stellen, wo keine Spiegel ſind, muß eine dunkelfarbige Draperie die Wand bedecken und

so eingerichtet sein, daß sie auseinander fallen kann. Ein Divan zieht sich rings um die Wände. Links vom Schauspieler Tisch und Sessel, mit demselben dunklen Zeuge, wie die Draperieen. Rechts vom Schauspieler eine Thür, deren Wand aber auch durch ein Spiegelglas bekleidet ist. Ueberall, wo die Zwischenräume der Seitencoulissen, sind Fenster anzubringen, also wenn die Dekoration kurz genommen wird, mindestens rechts eines. Hinten der Haupt-Eingang. Beleuchtung düster. Der Mond fällt durch's Fenster *).

Vierter Auftritt.

Holiday. (Dann) Marston.

Holiday (öffnet draußen mit schweren Schlüsseln und tritt dann ein). Ah! Hier ist's. (Ruft rückwärts Marston) Marston! Wo sind Sie? Kommen Sie doch?

Marston. Eine stürmische Nacht! Das also ist der verwünschte Pavillon? Wenn Sie doch wenigstens eine Laterne hätten!

Holiday (legt die Thür hinten sorgfältig wieder an). Man soll vom Schlosse hier kein Licht sehen.

Marston. Ich gestehe Ihnen, Holiday! Hier sind ich es denn doch zu schauerlich.

Holiday. Trilbie hat mir die Schlüssel ausliefern müssen. (Bei Seite) Er ahnt nicht, daß ich schon diese Nacht den geheimnißvollen Ort besuche.

Marston. Holiday, ich bemerke hier Spuren bedeutender Eleganz! Das Ganze spielt etwas ins Rokoko! Sehen Sie nur diese Draperieen, die Spiegel; ich wette, die früheren Lords Douglas haben hier in dem entlegenen Theile des Parks zuweilen im Sommer kleine Diners en particulier gehalten.

Holiday. Ja, Marston, und es geht die Sage (lächelnd), daß jetzt die Geister derselben jede Nacht hieher kommen, um zu soupiren.

Marston. Machen Sie keine Scherze, Holiday! Der Ort ist nicht dafür. Sehen Sie! Steht da nicht Jemand?

Holiday. Furchtsamer Mensch: das sind Sie ja selbst!

Marston. Ja so! Es ist mein Spiegelrester. Sagen Sie mir nur! Was wollen Sie hier?

Holiday (bei Seite). Vielleicht steh' ich auf der Stelle, wo sich einst Lord Donald . . . . Schauerliche Erinnerung!

*) Am Besten ist, wenn zu dieser Scene eine eigne Dekoration gemalt wird. Wo dies nicht möglich ist, hat die Scenerie wenigstens die Hauptsachen in der obigen Beschreibung zu befolgen und ihr Hauptaugenmerk auf die Spiegelthür rechts vom Schauspieler zu verwenden. Ein geschlossenes Zimmer hat den Vortheil, daß man die Spiegelthür rechts, auf die Alles ankommt, recht in die Mitte bringen und von den Seitencoulissen entfernen kann.

Marston. Was murmeln Sie nur mit sich selbst? Holiday! Kommen Sie! Solche Burgverließe und Klostergemäuer — Soll ich Ihnen etwas sagen — Ich lese so etwas lieber.

Holiday. Die Fenster haben Jalousien: Wenn man eines öffnete! — (Geht an das Fenster, öffnet und stößt draußen die Jalousie zurück).

Marston. Sie sind so verwegen, Holiday! Es wird doch nicht heller. Der Mond steht hinter Wolken und dieser finstre naßkalte Park.. ..Ich friere. In dieser Form bekommt man von der Romantik einen Katarrh. Bedenken Sie, wir haben heute den 13. November! (Draußen hört man einen kurzen klirrenden Schlag). Was war denn das?

Holiday. Der Wind schlug die Jalousie an das Fenster. Man muß sie draußen befestigen. (Geht und lehnt sich am Fenster hinaus).

Marston. Stecken Sie doch nicht den Kopf hinaus!

Holiday. Wenn es hier Geister giebt, so sind sie nicht draußen, sondern drinnen!

Marston. Ah, Holiday! Sie haben leicht scherzen. Sie sind ein Freigeist! Aber ich, Sie müssen wissen — ich glaube an etwas Höheres.

Holiday. Erlauben Sie, da scheint mir — Was ist das dort an dem prächtigen Spiegel .... etwas wie ein Drücker .... Hier muß ein Seitengemach sein ....

Marston. Bewahre! Sie sehen ja, es ist ein Trümeau.

Holiday. Der Drücker weicht .... (öffnet die Spiegelthür) ein Cabinet! Eine dünne papierne Wand trennt das Cabinet vom Salon.... Allerliebst! Die Thür in Form eines Spiegels ....

Marston. Recht niedlich, aber — ich beschwöre Sie — gehen Sie da nicht hinein!

Holiday. Nur einen Augenblick! Ah, da führt ja eine Treppe in ein oberes Stockwerk.

Marston. Holiday! Sie sind vorwitzig!

Holiday. Das muß man doch untersuchen — Ich muß meine künftigen Besitzthümer kennen lernen — Ich komme sogleich zurück! (Geht ab durch diese Spiegel-Thür rechts).

Marston (allein, ihm nachrufend). Sind Sie toll, Holiday!? Welche Grausamkeit — er läßt mich allein! Jetzt komm' ich mir vor, wie der junge Georg Brown in der weißen Dame. Diese Oper spielt ungefähr in diesem Theile von Schottland — Georg Brown war aber ein Offizier vom 17. leichten Regiment — der mußte ordonnanzmäßig mehr Muth haben, als ein Londoner Löwe, wie ich! .... (Ruft) Holiday — (Singt). Komm' weiße Dame!..... Barmherziger Gott! Wenn mir hier wirklich eine weiße Dame erschiene! Nein, das ist denn doch etwas zu stark: Holiday läßt mich allein. Er antwortet nicht einmal. Diese gespenstische Einsamkeit — Diese Spiegelrestere — Ich habe heute meinen Wechsel von Holiday bekommen — die Wirklichkeit beginnt, das Roman-

liſche hört auf. Wenn ich einmal dieſes Abentheuer hier in den Londoner Clubbs erzählen werde, dann werd' ich mich in dieſem Pavillon ſehr behaglich fühlen, aber für den Augenblick leſ' ich ſo etwas lieber! Holiday! Er hört nicht! Ich kehre um. In fünf Minuten bin ich durch die große Allee wieder im Schloß. (ab).

Holiday (von drinnen). Nun Marſton! Ich komme — Da bin ich ja! (Tritt heraus). Wo iſt er? Das Haſenherz hat die Flucht ergriffen. (Ans Fenſter). Da läuft er quer durch den Park, die Rockſchöße in der Hand! .... Auch oben — überall Spuren von Wohnlichkeit: es muß der Lieblingsaufenthalt des Lord Donald geweſen .... Tempel des Friedens! Ein Jahr vor ſeinem Tode ließ er dieſe zweideutige Inſchrift darauf ſetzen .... Ich kann dieſe Nacht nicht ſchlafen .... In jedem Augenblick glaubt mein Ohr einen Schuß zu hören .... Dieſes Gute Nacht! Das er mir geſtern und heute ſagte .... Dieſes Gute Nacht! Es war ein Abſchied auf ewig! (Draußen ſchlägt es, etwas weit ab, vom Thurm eilf). Eilf Uhr! Noch eine Stunde und der verhängnißvolle Tag, der mich auf den Gipfel meines Glückes bringen ſollte, iſt vorüber! .... (Er geht und lüftet die Draperien, die auf die Spiegel fallen; am Fenſter vorbeigehend hält er plötzlich inne). Ha, was ſeh' ich! Eine dunkle Geſtalt wankt vom Schloſſe her .... es iſt nicht Marſton ..... nein, nein! Ein Mann nähert ſich dem Pavillon .. .. Der Sturm wühlt in dem flatternden Mantel .... Der Mond tritt aus den Wolken .... Die Schatten der Bäume bergen ihn .... Jetzt ein Strahl, der auf ihn fallen muß .... Er iſt's .... Es iſt Arthur .... Er kommt an die blutige Todesſtätte ſeines Vaters! (Pauſe). Der Angſtſchweiß ſteht mir auf der Stirn ..... Wenn er hier .. hier ſein und mein Werk vollendete! .... Ich darf nicht weilen .. .... Ha, dort! Dort hinter dem Spiegel werd' ich mich verbergen können. (Geht durch die unverhüllt bleibende Spiegelthür ab).

Fünfter Auftritt.

Arthur (allein. Später) **Scott** und **Trilbie.**

Arthur (kommt im Mantel, ohne Hut, verſtört und mit ſtarrem geſpenſtiſchem Ausſehen. Er tritt langſam ein, bleibt zweifelnd ſtehen, ſieht ſich ſcheu um, tritt dann mehr vorwärts; legt den Mantel ab und die Piſtolen ruhig auf den Tiſch von ihm links). Hier war's! Hier der Tempel des Friedens! Verklärter Geiſt — was trieb Dich hier zum Tode? Der Schmerz des Lebens? (Wirft ſich in einen Seſſel). Ich ahnte den düſtern Zug, der durch die Geſchichte unſres Hauſes geht, ohne von ihm zu wiſſen! Es iſt was dran an dem Eiſen, das im menſchlichen Blute liegen

soll! Die Geister winken mit magnetischen Händen und wir folgen .... müssen folgen — mit stiller Ergebung! .... Von wem nehm' ich Abschied? Von Fennimor? .... Das ist vorbei! Von der Natur? .... sie geht zu Grabe. Von dem Freunde? War Holiday mein Freund? Seit gestern, wie er Trilbie das Geständniß durch Lügen entwand, hab' ich ein Grauen vor ihm .... Trilbie, den Alten wird es Thränen kosten .... Sonst keinen — sie werden mich still zu Grabe tragen! Ha — nun thut Euch denn auf, ihr großen Geheimnisse des Daseins! Sind wir zu Ende mit dem Staube oder beginnt etwas Neues? Diese Frage hat mich oft so entsetzlich gereizt, daß es mir war, als fehlte nur noch — — das Pulver auf der Pfanne, um loszudrücken. Es gibt kein Recht, das meinen Geist zum Unterthan dieser hinfälligen Bürde machen könnte. Ist mein Geist nur das künstliche Ergebniß der äußern Zusammensetzung der Fibern meines Gehirns, dann entflieh' ich der Maschine, die klüger sein will, als mein eigner Gedanke, die mir bei jedem großen Worte, das in meiner Seele wiederklingt, zurufen kann: Ha, ha, Du Thor, was Du Dir einbildest auf den kleinen Stift, der Dein Gebäude zusammenhält! Und so nagt es immer fort an dem kleinen Stift, fort und fort — bis er endlich nachläßt, das Gebäude wankt und der unruhige, zornig gewordene Geist selbst den Schleier von den verhüllten Geheimnissen reißt! ... Nun, da werden wir denn sehen, warum das Alles so wurde, warum dieser Erdball, diese Sterne, diese Sonne, diese Würmer, die sich Menschen nennen, werden sehen, was die Ursachen sind von dem, was uns Freude machte und von dem, was Schmerz .... warum die Wolken da draußen .... und die Wolken (zeigt auf sein Herz) da drinnen .... und vielleicht theilt sich eine dieser Wolken und ich sehe Fennimor, wie sie lieben, schwören und falsch schwören konnte. Ach! (steht auf) es muß sein! (Betrachtet die Pistolen). Waffen hab' ich immer vermieden, wo ich durfte. Ich sah sie an und immer war mir wie in einem erleuchteten Zimmer dem Schmetterling; er fliegt und flattert, er fliegt und flattert .... und in die Flamme muß er doch! Ha, ha! Holiday mußte mir selbst die Pistolen geben .... (Er untersucht sie) .... Wie das Eisen zieht! Wie kalt das Metall! Und wie warm, wie glühend es überreden kann! (Er bewegt sich etwas vor). Es muß sein! Kurz! Kurz! (Er legt die Hand vor die Augen und geht immer mehr dem Spiegel entgegen, dabei hat er das Pistol in der rechten Hand gesenkt). Ich fühle — es ist Krankheit —! Menschenwitz, der vom Leben so große Stücke hält, würde sagen: ich helfe Dir, ich heile Dich .... aber im Fieber war mir auch so .... ich wußte wohl — was ich im Fieber that, das war ohne Willen, das durfte so nicht sein, wie ich es that, und ich that es doch — ich mußte — es zog mich ....

(Scott und Trilbie öffnen leise die Thür. Man muß sie durch etwas Lichtschimmer von draußen gleich erkennen. Scott hält Trilbie zurück und bedeutet ihn zu schweigen. Sie lauschen vorsichtig und treten nicht ein.)

Arthur. Ich sehe mich, wie ich bin! Ich war einst edel
ein blühender Jüngling, man rühmte die Locken meines Haares
jetzt sind sie grau geworden — die Spitzen weiß . . . . wie sch
wie schnell! (Er läßt die Hand von dem Auge allmählig weg und sp
seinem Bild im Spiegel ganz wie mit sich selbst). Nein, nein! (V
Augen wieder mit der linken Hand). Der Geist ist schon entrüc
Augen bedeck ich und mit schwarzen Höhlen seh' ich mich sel
Rasch! die Mündung an die Stirn . . . Da, wo die
Todesboten, die Kreuze und Gräber der Schwermuth liegen
kann ein Mensch sich selbst hassen — in seiner eigenen Wohnu
nicht heimisch fühlen? (Hat wieder vorher die Hand leise so fortgenommen
starr sich im Spiegel selbst sieht). Nein es muß — Gräßlich —
— Stirb! (Er drückt los und schießt sein Bild im Spiegel. Der
zertrümmert. Das Pistol entfällt ihm, er schwankt. Scott und Trill
so nahe vorgerückt, daß Arthur in Beider Arme fällt. Kurze Pause)

Trilbie. Mylord!

Scott. Licht! Licht!

Letzter Auftritt.

Leute mit Windlichtern treten herein, (nicht Toms darunter). F
mor zeigt sich zögernd an der Thür. Arthur liegt in den Arm
Trilbie und Scott.

Arthur (nachdem alles ruhig geworden und sich die Gruppe
gestaltet hat). Wo bin ich? Welche Stimmen?

Trilbie. Die Stimmen Ihrer Freunde! Mylord! Komm
zu sich! Der würdige Doktor Scott hält Sie in seinen Armen!

Arthur. Wie ist mir?

Scott. Der milde Geist der Genesung senkt sich auf Sie
Mylord! Vertrauen Sie! Gewöhnen Sie sich an Ihre Umgebung
sen Sie den liebevollen Zuspruch Ihrer Freunde nicht zurück!
ken Sie Fennimers!

Arthur (sich sammelnd). Fennimors?!

Scott. Die Sie liebt, mit allen Athemschlägen ihres Herze

Arthur. Die Falsche! Die mich opfern konnte!

Scott. Und die Sie dennoch anbeten müssen! Fennimor,
opferte — um ihrem Vater, einem Verbrecher, einem Greis da
zu erhalten.

Arthur. Wie? der Commodore —

Fennimor (nähert sich in einer Kreisbewegung langsam).

Scott. War der Ankläger Leslies! Er forderte, als P
den Vater die Hand der Tochter!

Arthur. Gerechter Gott . . . . Fennimor wäre —

Scott. Ein Engel, Mylord! Aber mehr — mehr — Mylord! Fennimor iſt frei! Nach einer kurzen, einer Trennung mehr, als einem Bunde ähnlichen Ehe ſtarb der Elende .... noch jetzt iſt ſie Ihrer würdig, Mylord! .... Sie haben eine Freundin .... die Sie liebt, ewig lieben wird. Mylord! blicken Sie um ſich ....

Arthur (ſieht Fennimor). Ha!

Fennimor (ſtürzt in ſeine Arme). Arthur!

(Sie halten ſich umſchlungen).

Arthur. Bin ich an den Pforten der Ewigkeit angekommen? Fennimor!

Fennimor. Arthur? Mein? Mein?

Arthur. Sind das Träume? Was geſchieht mir? Was that ich?

Trilbie, (der ſich am Spiegel inzwiſchen zu ſchaffen machte. Beſtürzt). Sir! Hier iſt mehr getroffen als ein Schatte! (Oeffnet zu allgemeinem Entſetzen die Thür).

Holiday (hält ſich verwundet kaum aufrecht und wankt einige Schritte vorwärts). Die Hölle über Euch! Ich vergaß ..... auch ich bin ein Douglas! Der dreizehnte hat ſich an mir erfüllt! (Er ſinkt nieder).

Arthur. Großer Gott — Von meiner eignen Hand?!

Scott. Erſchrecken Sie nicht, Mylord! Ihre Hand lenkte die Gerechtigkeit des Himmels! Seit Jahren hat ein Böſewicht den Grund der Melancholie, den die Natur in Sie pflanzte, genährt .... ein Erbe Ihres Namens, Ihres Vermögens wollte Sie tödten durch Sie ſelbſt! Zeitig vor der Kataſtrophe angelangt, belauſchten wir vor zwei Stunden Ihren Abſchied von Holiday. Der Unglückſelige wußte, was in Ihnen dämmerte .... ſtatt Licht zu geben, vermehrte er das Dunkel Ihrer Seele! Ein unblutiger Mörder, hat er Ihnen die Waffen des Todes in die Hand gegeben .... wir folgten Ihnen — wir ſahen, daß Ihre Sinne ſich verwirrten .... daß Sie den Widerſchein Ihres eignen Ichs verwechſelten mit ſich ſelbſt .... Dieſer Irrthum war die Kriſis — Sie ſind gerettet!

Arthur. Fennimor, Du wirſt ſchaudern vor einer Hand —

Fennimor. Die ich mit meinen Küſſen bedecken werde, die ich mit meinen Freudenthränen rein waſche von aller Schuld!

Arthur. Holiday! Warſt Du nicht mein Freund?

Holiday. Dein Mörder — von Deiner frühſten Jugend — ha, ha, es iſt — vorbei! Italien — (ſtirbt).

Arthur. O ewiger Richter dort oben! Der Wahn entſchwindet, die Liebe bleibt. O nun muß ich leben, leben nicht mehr dem Tode, nein leben dem Leben, bis Du mich einſt rufſt (Gruppe) aus dieſen — in Deine Arme!

(Vorhang fällt).

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Erster Band.

Unterhaltungen

am

häuslichen Herd.

Herausgegeben

von

Karl Gutzkow.

Erster Band.

Leipzig:
F. L. Brockhaus

1853.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. In gebundener Rede.

Die verlassene Insel, von Klaus Groth 192
Der Bergbau, von Isidor Löwe . . . 480
Ein bäuerlicher Bauer, von Fritz Reuter 728

II. Erzählungen.

Ein Mädchen aus dem Volke. Erzählung von Herausgeber . . . . . 3—111
Der Gerlinger, von Wilhelm Hauff 129—139
Die Landleute. Novelle von Herausgeber . . . . . 145—171
König Franz in Fontainebleau. Novelle von Herausgeber . . . . . 208—218
Musikalische Leiden und Freuden, von Ernst Moritz . . . . . 225—279
Der weiße Schleier. Eine Erzählung 305—341
Eine Novelle aus Guatemala, von Josef von Rosty . . . . . 353—393
Ein Sonntag oder die amerikanische Ehe, von Berthold Auerbach . . . 417—485
Meine Pfarrkinder, von Anastasius Grün . . . . . 492—545
Die Sängerin, von Hermann Grimm 541—575
Am Ring oder die Bibliothek. Erzählung von Herausgeber . . . . . 577—684
Die gefrorenen Kleider, von C. Justen . . . . . 693—694
Fader Götz und der Hauptmann von Capernaum. Episode von Ernst Müller 721—744
Wie ich durch einen Schwarzen zu meiner Frau kam. Mittheilung aus den Erinnerungen eines humoristischen Freundes von Adolf Ernstig 792

III. Lebensbilder und Skizzen.

Das Hexenbad im Ohre . . . . . 11—14
Die Gefängnisse der Pharisäer . . . 33—37
Mythisches und Sprachliches von Weihnachtsbräuchen . . . . . 49—52
Auch ein Aufwandsverbot . . . . . 63—64
Schweizerheimweh . . . . . 111—112
Ein blutiger Ball, von Paul Lindau 113—115
Die Frauen im deutschen Räuberleben, von Dr. Klein . . . . . 115—122
Die Perle des Mittelalters 159
Hochzeitsbrauch . . . . . 177—179
Flußbäume, von Ludwig Bamberg 179—184
Schutt und Asche, von Julia Kaiser 249—256
Das deutsche Hausgeräthe 289
Das Rauhe Haus bei Hamburg 337
Die Kinderdiebin . . . . . 382—383
Ein Konzert im Klingelbeutel . . . . . 401—402
Ein Pferdehieb in der Armee . . . . . 456—457
Der Prinzessinnen-Saal in Versailles . . . . . 481—486
Besuch einer Blindenanstalt . . . . . 571—572
Der Brennus 589
Ein Regierungsrath vor einhundert Jahren . . . . . 618—629
Ein Tischlerlied von Fr. L. Jahn . . . 705—712
Das neue russische Zollvereinsgesetz . . . 737
Der hochdeutsche Dialekt. Bemerkungen zu einem Aufsatze aus Ehren 769

IV. Stimmungen und Richtungen der Zeit.

Victor Hugo 61
Das gegenwärtige Paris . . . . . 81—113
Die geistige Bewegung . . . . . 94—96
Schweizerstimmungen . . . . . 257—259
Persönl. Erfahrung in der Geschichte der verschollenen Jahrhunderte . . . 289—320
Der Skeptiz. als Denker und eine Apologie der Skepsis . . . . . 321—332
Englands heutiges Wesen . . . . . 340—344
Die hellenischen Bauern . . . . . 385—399
Ein herrlicher Gedanke . . . . . 389—399
Die Emancipation der Israeliten 396
Eine deutsche Novelle . . . . . 544—547
Die Auswanderung 569
Eine geistige Tagesfrage . . . . . 593—594
Deutsche Gegenstände 594
Aus unserm Freiheitsleben . . . . . 615—620
Deutsche Dichter in Böhmen . . . . . 649—653
Mittheilungen aus Paris, von der Pfahlbauer Augusta . . . . . 553—571
Das geistige Eigenthum 570
Zeichen der Zeit . . . . . 697—699
Die große Kartenschlacht bei Trebbin 1813 . . . . . 713—715
Ein russisches Schlachtfeld 719
Ein deutsches Tischlerleben 765
Die Deutschen in Posen 784
Das Glaubensbekenntniß der Bremischen 777
Ein Schwindler-Typus 784
Das lustige England 784

Seite

V. Völkerzustände, Reisen, Gitten- und Ortsschilderungen.

Die Volksstämme der Engländer ... 65—69
Noch einmal die englischen Volksstämme 128
Gerstäcker, der Weltreisende ... 160
Cannibalen ... 193—222
Negergeschichten ... 208
Wie wird das Gold in Australien gewonnen? 222
Völkermischung ... 239
Australien allmälige Entdeckung ... 239
Das Land der Gegensätze ... 272
Pfingsttage in Krakau ... 347—350
Shakspeare's Aufenthalt über Wien ... 350—351
Die Montenegriner, von J. G. Kohl 393—397
Mac-Donnagh oder die Abschaffung der Sklaverei ... 385—389
H. Hettner's griechische Reisebilder 861—883
Die Engländerinnen ... 472—478
Mittheilungen aus Kronprinzen des deutschen Bluts ... 486
Eine Frühlingsreise durch Italien 507—510
Eine deutsch-französische Fußwanderung 545—551
Ein rasender Frühlingsmorgen ... 555—558
Eine Schwarzwaldkirche ... 656
Die Stammeseigenheiten der Türken ... 671
Deutsches Gastrecht ... 672
Schloß Egg an der Donau ... 688—702
Die Arbeit in Paris. Eine Reiseerinnerung von Herausgeber ... 825

VI. Geschichte.

Die Kriegskunst des Mittelalters ... 175
Deutsche Geschichten ... 240
Der falsche Demetrius ... 270
Der Verlauf der Jahrhunderte ... 432
Maria Theresia und Katharina II. 191—494
Joseph von Oesterreich und Friedrich von Preußen ... 618—618
Marcello von Lennau, von Karl Gutzkow 654—669
Die Vorläufer des Colonialkrieges, von J. G. Kohl 753—792
Ein Zweikampf unter Königen. Historische Skizze von Karl Frenzel ... 805

VII. Der Mensch.

Das Athmen in hygienischer Beziehung 171—209
Traum und Ego ... 174—175
Ueber Unsterblichkeit der Seele ... 412—453
Die letzten Menschen, von Professor Cotta 665—687
Die thierische Seele ... 679
Ueber Gedächtniß und Aufhebung von Professor Hartinger ... 505—543
Geist oder Materie? ... 511—512
Ueber Gewöhnung und Gewohnheit, von Professor Hartinger ... 569—571
Der Aberglaube im heutigen Oberland 623—624
Die alten und neuen Aerzte ... 685
Ist unsere Seele materiell? ... 820

VIII. Die Erziehung.

Wie erzieht man zur reinen Humanität? ... 10
Das Kinderhaus ... 129
Wie erzieht man in England? ... 190—204
Erziehung der Geschlechter ... 253
Ernst und Lehre ... 470—480
Dr. Wichern und sein rauhes Haus 497—503
Deutsche Literatur auf Schulen ... 669—671
Die Uebermedizin im Unterrichtswesen ... 696
Deutsche Mädchenerziehung. Eine Zuschrift an den Herausgeber ... 780
Das stille Walten der Seele ... 784

IX. Philosophie.

Ein Selbstdenker ... 80
Ueber Ideen-Association und Gedächtnißkunst, von Professor Hartinger ... 625—669
Gedächtnißgegenwart und Aufmerksamkeit, von Professor Hartinger ... 712—747

X. Materielle Lebensbedingungen.

(Kleider — Hausrath — Nahrungsmittel — Heizungsmittel.)

Ein telegraphischer Wunder ... 270—271
Baumwolle oder Leinen? ... 285—287
Die wunden rechter Daumen, von Professor Hempel ... 296—298
Ueber Messer und Gabeln, von O. Sturm 341—347
Der elektrische Telegraph ... 387—395
Ericsson's neue Erfindung ... 416
Wärmeschutz für Dampfschiffe ... 430—431
Das Wasser im Menschenhaushalt, von Karl Müller ... 551—555
Die Chemie und die Mechanik, von Professor Schlömilch ... 620—623
Besuch einer chemischen Fabrik, von Professor Schlömilch ... 625—653
Der Lieutenant Maury und sein Schiffahrtsverein ... 831

XI. Allgemeine Naturbetrachtung.

Das Buch der Natur ... 14—16
Die Herrlichkeit der Jahreszeiten ... 125—126
Die Natur kann nur bis fünf zählen 298—299
Gesammelte Naturbeschreibung ... 304
Die Schönheit der Natur ... 399
Die Natur und die Kunst ... 605—606
Das Große im Kleinen ... 655
Zu Melchiori's Erscheinen ... 656
Der Zweck der Schöpfung ist der Mensch 671—672
Die Naturseele ... 697—698
Alexander von Humboldt ... 725
Das Schweigen der Natur ... 730
Kleine Ursachen, große Wirkungen ... 765
Die Einheit der Natur ... 831

XII. Die Wahrheiten der Natur.

Ein Wunder des Mittelalters ... 28—29
Voltaire's Nachtwache ... 29—31
Ostern ... 32
Gebetsgang auf der Haide ... 69
Die Marburginger ... 234—235
Das Eisbrechen vor Bremen (über zu Bonn am Rhein ... 604
Der temperirte Tisch ... 677—678
Die heutigen Obstgrammatikanerei ... 698
Die Gottheit der Menschenseele ... 709—709
A. von Humboldt's „ungemein verbreitete Thatsache" ... 792
Der Weltumsegler und „Jungfer Pantalis" in Wien ... 805—807
Das Leben der Blumenwelt ... 838—849
Die physiologische Farbe von Eisbrechen 853—856

Seite

Zur Geſchichte des Schillerdenkmals 717—719
Lug aller Erziehung 720

XIII. Die Erde und ihr Leben.

Das Waſſer und die Meere, von Karl Müller 41—46
Der Regen, von Karl Müller 75—79
Eine galvaniſche Batterie auf dem Meere 79—80
Die Erde als Ellipſoid 83—125
Die Quellen, von Karl Müller 151—158
Die Seeſtürme und das Barometer 228
Die Flüſſe und das Meer, von Karl Müller 209—232
Schwankungen der Erdoberfläche 397—399
Eiſen und Gas, von Karl Müller 407—412
Zur Bildungsgeſchichte der Erde, von Armin Graſen zur Lippe-Weißenfeld 535—540
Erinnerungen der Vorwelt, von Profeſſor Cotta 652—654
Die Gebirgsluft und die Pendelſchwingungen 685—687
Die Polarlichter 702—703
Das Grundwaſſer, von Profeſſor Cotta 727
Die ſchwimmenden Blocher 730
Erzgänge, von Profeſſor Bernhard Cotta 775
Der See. Eine Naturſtudie von Hermann Masius 785—822

XIV. Das All und die Himmelserſcheinungen.

Die Grenzen der Welt 31—32
Das jüngſte Neuliche 158—159
Zwei jüngſte Naturerſcheinungen 191—192
Die Sternenwelt 559
Der Wiesenwurm 575—576
Wetterſteine und Wetterzeichen 719—720
Die Planeten 734
Licht und Schall 750
Die Harmonie der Sphären 783

XV. Pflanzen- und Thierwelt.

Aus dem Leben der Pflanze 63
Der Floche 143—144
Der kaiſerliche Thiergarten in Schönbrunn 289—295
Lorpiſche Geſpräche im ſächſiſchen Erzgebirge 431—432
Sinn und Sprache der Pflanzen 558—559
Lichatſch's Thierleben der Alpenwelt, von Wilhelm Wagner 744
Die Cypressen. Eine naturhiſtoriſche Skizze 759

XVI. Sprache und Geſchichte der Literatur.

Schiller und Goethe 45—48
Ein Lied zum Schillertage 81
Leſſing und Nathan 112
Eine praktiſche Anſicht von der Literatur ſchon in alter Zeit 287
Winternächte 297—329
Duft und Sprache 432
Die Theaterzettel zu Shakſpeare's Zeit 544
Der Tuchter und Herrndemacher Jahrmarkt von Wilhelm Hübbetter 561—605

XVII. Kritiſche Miscellen.

Was wir bringen 1—3
Geſchichte der Dämonen 94
Onkel Tom's Hütte 97—99
Ein empfehlenswerther Roman 111
Berthold Auerbach's neueſte Dorfgeſchichten 161
Julie Burow 178
Wahre Kritik 185
Perſer- oder Glasſeer? 192
Der häusliche Herd 223—224
Die Dolchträger 271
Thackeray 289
Die Welt der Träume 304
Ein Roman in reinen poetiſchen und proſaiſchen Zeitgemälden 361—362
Unſere gegenwärtige Literatur 369—400
Die Muſikbriefe von Mrs. Harriet Beecher Stowe 405—417
„Noble“ oder „Gilt“ in der Literatur 433
Heinrich Heine 481
Ueber Poeſie und Pietismus 487—491
Aus einem wiener Notizbuche 496
Warnung vor gewiſſen Literaturgeſchichten 509—511
Ludwig Tieck 543—544
Gubitz's Worte an Georg Ludwig Tieck 544
Ein Centralorgan für Literatur 573
Ein Kleinſtädter in Bayreuth 593—594
Koch aus der Tiefenwelt 750
Das Stuttgarter Hyperionmuſeum 775
Roman, Novelle, Erzählung 799
Almanache, Albums, Sammlungen und ſonſtige Werke der Gemeinſchaft 800
Was beſitzt Dichten? 809
An einen jungen Dichter 816

XVIII. Bildende Kunſt.

Die Schönheit des Alters 15
Zauber der Oertlichkeit 96
Schwarz gegen Kaulbach 112
Landungsbilder 177—180
Schiller und Goethe als Tagesheroen 294—296
Eine Reklamirung der münchener Galerie 339—340
Ein neues Kunſtblatt 319
Deutſche Holzſchnitte 447—448
Ein engliſcher Stahlſtich 463—464
Die Vorwelt als Kunſtquelle 525—527
Prayer und Maler 817
Hütte und Tempel 832

XIX. Musik und Musik.

Richard Wagner'ſche Muſik 126—128
Das Drama und die Muſik bei Lagrè 184—185
Eine Artigkeit Bellini's 208
Sigismund Thalberg 238—239
Die Geſchichte der Violoncelloſoli 249
Die Wanderungen der Orgelmuſik 329—330
Ein harmloſes Anliegen an den deutſchen Bundestag 336
Mozart's „Don Juan“ 342
Ein Abſchiedsgruß an Eduard Devrient 365—367
Liederſpiel und Liederverwandtſchaft 528
Im Abendlage 573—575
Das Kunſtwerk der Zukunft 596
Eine Klappe der Schauſpielkunſt 526
Aus dem Muſikleben Italiens 589—591
Ein verborgener muſikaliſcher Schatz 689
Das Gott auf der Bühne 696
Die deutſchen Schauſpieler in London 734

XI. Zur Kunst des Lebens.

Seite

Die Albumgedanken ... 16
Menschenverachtung ... 32
Thatkraft ... 32
Meine Lebensregel für die „Gesellschaft" ... 48
Eine Gefahr der Weltklugheit ... 64
Hochmuth und Sorglosigkeit ... 80
Vor einem Kalender ... 80
Der Preußische Thaler ... 96
Ein übergöttlicher Zufall ... 112
Zorn der Liebe ... 128
Nahrungssorgen ... 144
Antauf zum Lebensmuth ... 144
Geistes- und Herzensreichthum ... 176
Zur Kunst des Lebens ... 208
Grundsätze ... 208
Schmerz hat sein Gutes ... 208
Unfreiwillige Komik ... 224
Die Männernatur ... 240
Die Kunst der Unterhaltung ... 256
Ein Mittel gegen die Ehrsüchtigkeitsliebe ... 256
Der Geist in jungen und alten Tagen ... 256
Die Prüfung ... 272
Warnung ... 288
Die eingezogene Neblichkeit ... 304
Die Liebe des Mannes ... 304
Die socialen Verhältnisse ... 320
Ein Rath für Schriftsteller ... 336
Lebensaufgabe ... 336
Schlaf und Tod ... 352
Der Besitz einer Bibliothek ... 367
Das Bedürfniß des Glaubens ... 367–368
Zur Lehre von der gesellschaftlichen Unterhaltung ... 368
Der Aberglaube des Herzens ... 369
Die poetischen Menschen ... 368
Die Perle alles Wohlwollens ... 384
Die ächte Hülle ... 384
Des Wahnes Ungeduld ... 384
Nachgiebigkeit ... 400
Auf Veranlassung Goethe's und seines Umgangs ... 416
Innere Treuelosigkeiten ... 416
Pedanterie ... Seite 416
Ein Umgangstrost ... 416
Verschiedene Lehrart ... 432
Allerlei Geist im Leben ... 447
Sicherstellung gegen manche verderbliche Ueberraschung ... 448
Das Selbstbewußtsein der Güte ... 464
Aus meinen Tagebüchern ... 476–477
Familienabende ... 477
Zur Wetterfunde des Lebens ... 496
Die Grüße des öffentlichen Lebens ... 512
Zur Lehre vom Dienen ... 512
Die Lehre vom Schönen ... 512
Des Herzens wahre Heimat ... 512
Verbrechspiele unsers Lebens ... 544
Zur Charakterprüfung ... 544
Ein alter Wahlspruch ... 544
Eine leidige Thatsache ... 560
Das Erste und das Zweite ... 576
Die Gegenständlichkeit des Ich ... 608
Zur Kunst des Erzählens ... 608
Lebensanschauungen ... 624
Die Gewöhnung ... 640
Der Mensch ... 640
Der Skeptiz ... 656
Die Religion des Alters ... 672
Theorie und Praxis ... 672
Was ist ein treuer Freund? ... 672
Ein Wahlspruch ... 672
Der Gelehrte und der Dilettant ... 688
Ein Mangel im Reichthum ... 704
Mahnungen an unsern Werth ... 704
Ein Wahn der Kritik ... 720
Zur Aesthetik des Schönen ... 736
Die Gewöhnlichkeit ... 736
Zum himmlischen Heer ... 752
Am Ziele ... 768
Zur Lehre von der Freundschaft ... 784
Eine Regel für die Ehe ... 800
Wär ich und hätt ich ... 800
W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin ... 811
Die Gefahren der Gutmüthigkeit ... 816
Bei einer Musterung durch die Weltklugheit ... 816
Das Selbstverständliche ... 832

Unterhaltungen
am häuslichen Herd.

Herausgegeben
von
Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 1. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Was wir bringen.

Ob sich etwas bestimmen läßt, was noch Alles aus Frankreich, Deutschland, Mittelasien, dem Zollverein und dem Kloster der Gräfin Hahn-Hahn werden wird — das ist so dunkel, so unverbürgt, so in den dämmernden Lampenschein eines Salons-Lesezimmers mit der Thürüberschrift: *Silentium!* eingehüllt, daß wir uns Dank zu erwerben glauben, wenn wir eine Zeitschrift gründen, die sogleich erklärt, sich mit solchen Gegenständen nicht beschäftigen zu wollen.

Fern von aller Politik, fern von kirchlicher Zechte und geheiztem Meinungsstreit, wo Jeder nur glaubt, hört, sieht, was er glauben, hören, sehen will und was ihm zu glauben und zu hören und zu sehen zweckdienlich scheint, gibt es doch einige gewohnte Stellen, wo blaue Luft Allen blaue Luft und echte Farbe Allen echte Farbe ist. Im Wald die grünen dämmernden Schatten, an wogender See der blaudunkle Spiegel, in der Luft die gefiederten Sänger und summenden Käfer, an den Gestirnen ihr zitternd Gefunkel, an gethürmten Bergen ihr erhabenes majestätisches Schweigen — da sind alle Staatssysteme und alle Religionen gleich, die Herzen von einer Nation und Aller Augen sehen nur nach einem und dem selben Sehwinkel der Theorie. Alle, die sich eben stritten, was Freiheit ist, — ob noch Einige unter ihnen eine Feder statt hinter den Ohren gar am Hute stecken hatten — Alle werden sich in dem Zugeständniß vereinigen: Ordnung ist das erste, Freiheit das zweite Gesetz, wenn sie an moosbewachsenen Eichbaumwurzeln in das Gewirr der Ameisen oder in das Treiben der Bienen sehen, die aus Blumensaft Honig bauen. Es gibt noch Plätze, wo wir nur Menschen sind und nichts höher stehen als unsere sittliche Würde und kein vortrefflicheres Mittel dazu kennen als Bildung.

Unterhaltungen über das Allgemeinsame — Natur, Geschichte, Menschenleben, Kunst, Geselligkeit, Erziehung, allgemeine Betrachtungen unsers Daseins —

sind der Zweck dieser Blätter, die Politik, kirchliche Polemik und streng-wissenschaftliche Kritik von ihrer Aufgabe ausschließen. Unterhaltungen sind es — am häuslichen Herde, an jener Stätte des Friedens, wo der Kämpfende von seinem Kampfe ausruht; denn all' unser Leben, die tägliche Arbeit, ja die nur von den vier Wänden eingefriedigte Sorge einer Gattin und Mühe einer Mutter ist ein dauernder Kampf und der Tag soll ja kämpfen, die Arbeit soll ja ringen, die Ueberzeugungen sollen sich ja messen, ihre stolzen Banner am Sonnenlicht entrollend, wo sie auf freiem Felde oder auf offener Heerstraße sich am Tage begegnen. Der Abend aber — den laßt uns preisen, wenn er auf die müde Pflichterfüllung erquickend sich noch niedersenkt! Wer den Abend am häuslichen Herde feiern kann, als behütender All-Schirmherr der Seinen, als Hüterin nur der heiligen Herdesflammen des Hauses allein, als ein gerngesehener, vertrauensvoll zugelassener Gast, dem Licht und Wärme im eigenen ihm nicht beschirmenen Familienleben fehlen: Dem ward der Abend mit doppeltem Glück verliehen und er wird ihn heilig halten wie ein Gebet, ob er ein solches nun spricht oder stammelt oder nur denkt.

Unterhaltungen am häuslichen Herde, wie wir sie bieten, sind eines solchen zugelassenen Gastes Gastgeschenke. Man vergibt dem Fremden, der für traute Aufnahme danken will, wenn die Opferspenden, die auch er in die gemeinsamen Flammen werfen möchte, nicht viel mehr als nur den guten Willen bezeugen. Nach köstlichem Sandelholz, Myrrhen und Aloe duftet (fragt nur die Kritiker!) nicht all' unser geschrieben und gedrucktes Menschenwerk, zumal wenn es neben Skizzen und Bildern aus Auffassung des wirklichen Lebens, neben Betrachtung über gegebene Natur, gegebene Menschen, gegebene Sitten, im übrigen Bereiche aus dem Holze der eigenen Erfindung schnitzen will. Leset ein Buch über Forstcultur und sagt euch sogleich selbst, was im Holze alles für Krankheiten lügen können: Wurmstich, Borkenkäfer und das bekannte falsche Leuchten bei Nachtzeit. Aber da denkt, wie schon lange in der Literatur nicht mehr das Was so sehr, sondern nur noch das Wie regiere, und daß von allen poetischen Gattungen und allen schlimmen Richtungen nur die Langeweile bekanntlich als die unhaltbarste gilt. Wir wollen uns bemühen, diese leider verbreitete Schmarotzerpflanze so fern wie möglich zu halten und hiermit denn in der Hoffnung beginnen, die Erwartung der Lesewelt werde uns vertrauensvoll, aber doch nicht so hochgespannt entgegenkommen, daß es uns nicht noch gelingen möchte, im fernern Verlaufe dieser Blätter und im Verein mit einigen namhaften und ausgezeichneten Talenten, die uns unterstützen werden, mehr zu leisten, als wir im Beginne glauben versprechen zu dürfen oder wünschen können, von der Lesewelt schon erwartet zu sehen.

Zu 52 Bogen geben wir dann zwar keine Prämie von Stahlstichen oder Lotterielose zu auszuspielenden Cartons von Kaulbach oder Gerzelius, noch aber ein ehrliches Inhaltsverzeichniß, einen luftigen bunten Umschlag und auf einem eigenen Blatt noch einmal sauber gedruckt den inzwischen vielleicht traulich und gewohnt gewordenen Titel. Und hoffentlich erwarb sich bis dahin unser Inhalt die Anerkennung, daß die 52 Blätter nicht verlegt, sondern gesammelt und gewissenhaft aufbewahrt blieben. Eingebunden dann in die Familienbibliothek gestellt zu werden, wäre diejenige Belohnung, die ihnen als das ehrenvolle Ziel winkt, dem sie nach Kräften und bei dem guten Winde Eurer Gunst hiermit entgegenzusteuern beginnen wollen!

Ein Mädchen aus dem Volke.

Erzählung in sieben Capiteln.

Es mag nicht allgemein bekannt geworden sein, daß vor einigen Jahren nächtlicher Weile in den Straßen einer großen norddeutschen Hauptstadt ein mordlings Verwundeter gefunden wurde, der nach einem einzigen räthselhaften Worte, das später die Ursache der Entdeckung seiner Mörder wurde, den Geist aufgab. Die nähere Geschichte dieses Verfalls würde billigerweise den Sammlungen von Criminalfällen einzureihen sein, vielleicht auch vorzugsweise nur den Seelenforscher interessiren, da das Leben des Ermordeten — es war ein Mann, angeblich aus dem Lehrerstande, hieß Ludwig Wächter oder, wie ihn die an seinem Tode näher betheiligten untern Stände nannten, Lude Wächter — voll merkwürdiger Thatsachen für die Erfahrungsseelenkunde sich ergab. Jedoch diese Umstände allein würden uns nicht bestimmt haben, sie zum Gegenstand unserer Darstellung zu machen. Es waren vielmehr in die Geschichte dieses, wie sich später bei öffentlicher Gerichtsverhandlung ergab, eigenbrunenen Mannes Lebensumstände noch anderer Personen verwickelt, und diesen zunächst gelten die folgenden Blätter. Sie werden die Verhältnisse Ludwig Wächter's, sein Ende und das räthselhafte Wort, das zur Entdeckung seiner Mörder führte, nicht verschweigen, haben es aber zunächst nur mit zwei Lebensläufen zu thun, deren Darstellung selbst in den Leiden, die sich in ihre Geschicklichkeiten verflechten, den Leser hoffentlich fesselt oder wenigstens in ihm Stimmungen zurückläßt, die erheben, nicht niederziehen.

Erstes Capitel.

Eine Ueberraschung bei Gerson's in Berlin.

Ob über wogende Kornfelder hinweg oder durch die saubergefegten Gassen stillgewordener Städte von den läutenden Sonntagsglocken die Lüfte erklingen, Sonntagsfrühe ist erquickend und anregend für Alle, auch für den Einsamen, selbst für den Trauernden. Der Arbeiter erwacht ohne den mahnenden Ruf seiner Alltagspflichten. Die Spuren des mühseligen Wochenberufs werden entfernt; das frische Quellwasser und der geöffnete Wäschschrank schaffen neue Menschen. Sonntagsfrühe, ob gefeiert im Chor der Gemeinde unter rauschenden Orgeltönen oder im Blättergrün des Waldes unter plätschernden Vogelstimmen, ob gefeiert sogar nur unter aufgeschlagenem geheimen Geschäftsbüchern und bei stillprüfender Uebersicht der Wochenabschlüsse, wie sie in Sonntagsvormittagsruhe der sorgende Geschäftsmann liebt, oder gefeiert durch ein fesselndes Buch oder eine Musik, die man seinem Instrumente aus Scheuung anächtiger Seelen vielleicht nicht während der Kirchenzeit entlocken wird ... Sonntagsfrühe ist belebend und erhebend wie die Sonne selbst, in deren köstlichen Strahlen für die Natur und den Menschen eine viel gewaltigere Kraft zu liegen scheint als in ihren westlichen.

Aber der Sonntagsnachmittag! Du wonnen- und poesiereiches Abschnitt des Tages der Ruhe und der Freude! Wer sie nie gefühlt hat die unendliche Leere eines einsamen Herzens, wer nie in seiner ungestillten Sehnsucht nach Liebe und Freundschaft sogar von Thränen sich beschleichen ließ (die sonst nur ein armes Mädchen kennt, das elternlos und elternd immer mehr ihres Looses, nie geliebt zu werden, inne wird), wer immer Freunde, immer Zerstreuungen fand, immer von Andern gesucht wurde, der kennt auch nicht, ihr Stimmungen der Wehmuth, die Sonntagsnachmittage werden können! Die

Straßen sind öde und leer. Ausgeflogen über Feld und Flur ist Alles, was an Familienleben, an die Liebe oder auch nur an einen einzigen Freund sich anlehnen kann. Still, einsam Alles ringsum. Die Sonne wirft träge Schatten. Die Plätze sind menschenleer. Die Kutscher sogar mit ihrem Nachmittagsgottesdienste für ältere Dienstherren, arme Hospitalfrauen ruhen nicht an ihre hohen Portale. Es ist, als ruhten sich auch ihre Werkzeuge von der vormittägigen Andacht aus. Kein Genuß eines Vorübergehenden. Nichts erblickt man als vielleicht eine alte taube Kinderfrau, die daheimgeblieben als Hüterin eines Hauses, einer Wiege; da ein paar Blumentöpfe am offenen Fenster, eine Katze, die auf einem Blumenbrett sinnend ausruht. ... Der Sonntagsnachmittag ist die unglückseligste Zeit für junge, sehnsuchtzerschnittene Herzen, die entweder einsam leben oder, was noch schmerzlicher, die einst schon glücklich waren, einst schon Freundschaft und Liebe genossen, einst mit Gütern des Herzens gesegnet waren und nun entbehren, darben müssen.

Ernst Oswald, ein junger zum Staatsdienst sich vorbereitender Rechtskundiger, empfand diese Vereinsamung eines melancholischen Sonntagsnachmittags in ihrer ganzen drückenden Schwere. Selbst die Kaffeehäuser und die Billardtische in ihnen standen öde und wie gelangweilt. Oswald, schlank und gefällig, von brauner Locke, brauner Wange, mit schwarzen Sternen in braunen Augen, schlenderte durch die Straßen der großen Stadt, die seine Heimat nicht war. Vor Jungen erst und der Prüfung gekommen, wollte er an den obern Gerichten seine letzten Prüfungen bestehen. Empfindsamkeit suchte er von sich zu weisen, suchte sogar — im lichten Sommergewande, dann und wann mit dunkelrothem Taschentuch die heiße Stirn trocknend und den leichten Strohhut lüftend und im stillen Genuß einer Cigarre — auf den einsamen Straßen ein Behagen zu haben. Aber er täuschte sich. Die Stimmung blieb die des drückendsten Verlassenseins. Ernst Oswald gedachte der Heiterkeit, die in diesen Stunden auf dem ländlichen Besitzthum seiner Aeltern waltete. Er berechnete, wie um diese Stunde seine Mutter zu einer Fahrt nach einem nahegelegenen Badeorte rief, die Schwester sich schmückte, der Vater aus seinem Nachmittagsschlafe sich erhob, selbst Apollo, der Wächter des Hauses, aus seiner Hütte sprang und heilend die kühnsten Trampelsprünge an der Kette zum besten gab, und wie endlich dann der Einspänner aus der Wagenschauer gezogen wurde. Er sah die Fahrt nach dem kleinen Bade durch einen Buchenwald, sah die Ankunft an der einfassigten Quelle, einem Stahlwasser, wo seine Schwester regelmäßig aus einem von haarfeinen Rindern dargebotenen Glase zu nippen pflegte, sah das Glas in der Sonne blinken, sah sogar die Gasperlen des Wassers in ihm aufwirbeln ... ach so deutlich stand die Ferne vor ihm! Und ihn, ihn umfing die ödeste Oede, die es innerhalb der Civilisation nur geben kann, der Sonntagsnachmittag einer großen Stadt.

Oswald hatte einen Freund, Scharfeneck, einige Jahre im Leben und auch in der gemeinsamen Laufbahn ihm voran. Mit Scharfeneck verflogen ihm sonst die Stunden, auch die geschäftlosesten. Der geistreiche, treffend urtheilende, frühgereifte Genosse war verreist, war eben in jenem kleinen Bade, das seine Aeltern, seine Schwester um diese Stunde besuchten. Scharfeneck war der Sohn eines reichen Grundbesitzers, dem die kleine eingefriedigte Quelle und das zu ihr gehörende ländliche Gasthaus gehörten. ... An wen nun sollte sich Oswald halten? An sich selbst? Ah! Der teuflische Fleiß und die civilistische Selbstbeschäftigung hat ja Augenblicke, wo sogar große Denker sagten: Ich fühle mich glücklich, jetzt ganz dumm, aber auch nur ganz dumm zu sein! Nur die systematischen Geister genügen sich immer. Oswald war kein Geist, weder systematisch, noch auf Instinct. Mit pochendem, hingegebenem Herzen hatte er jüngst drei Empfehlungsbriefe aus der Heimat an einflußreiche Personen der großen Stadt abgegeben. Mit welchen frohen Erwartungen hatte er die Straßennummern sich aufgesucht, auf welcher das dicke Adreßbuch der Stadt ihn für seine Empfehlungen vermied! Wie weh, wie wohlgethan

war er sich vorgekommen, wenn er sich dachte: Dieser Geheime Obertribunalrath Wolfhard war der Jugendgenosse seines Vaters, mit dem er in den Befreiungskriegen unter denselben schwarzlaubbekränzten Fahnen stand! Dieser reiche Handelsherr, ein Millionär, Finanzagent Strack, war ihm von dem Kaufmanne Neubert, einem Geschäftsfreunde seines Vaters, der ihn empfohlen, als ein wohlwollender, entgegenkommender Mann, sein Haus als ein Asyl der Gastfreundschaft bezeichnet worden! Endlich war die dritte Adresse gerade eine solche gewesen, wie wenn die verwittwete Frau Justizkanzleidirectorin von Weimarn seine eigene Mutter hätte werden müssen! Dieser Empfehlungsbrief war soeben von dem Geistlichen seines Heimatortes gekommen. Und was war das Ergebniß aller dieser geträumten glänzenden Anknüpfungen gewesen? Der Geheime Obertribunalrath war ein grämlicher Hagestolz, der auf den kostbaren Teppichen seiner einsamen und stillgelegenen Wohnung zwei Hunde lieber zu halten schien als einen Menschen. Er hatte an sich ganz freundlich nach dem Vater, der die militärische Laufbahn fortgesetzt und sich mit dem Range eines Hauptmanns auf die Bewirthschaftung eines alten Gebäudes zurückgezogen hatte, gefragt, hätte sich über die Flucht der Zeiten gewundert, dem Sohne eines alten Waffengefährten die Hand geschüttelt und ihm für seine Laufbahn feierlich jedes Glück gewünscht mit den an sich wahren und ohne Zweifel treffenden Bemerkung: Jede gesegnete Zukunft hätte der Mensch in seiner eigenen Hand und gegen das Außerordentliche gäbe es eben keinen andern Verband als die Stählung der eigenen sittlichen Kraft und ein lebendiges Gottvertrauen! Der fromme Obertribunalrath bot auch Oswalden die Mitbenutzung seines Stuhles in einer Kirche an. Der Finanzagent, der reiche Herr Strack, schrieb sich Namen und Wohnung des Empfohlenen mit großer Genauigkeit auf und ließ etwas von seinen Winterbällen fallen, worauf ihm jedoch die Geschäfte schon so wieder auf die Finger brannten, daß Oswald wegen der überzugewährten Stunde um Entschuldigung bat. Endlich die dritte Adresse, Frau von Weimarn, die Wittwe eines Justizkanzleidirectors, war nicht einmal anwesend. Mit frühestem Lenze reiste diese Dame auf ihre Güter zu gehen. Was hatte also Oswald von allen seinen erträumten Beziehungen? Herbe Verletzungen eines jungen, zur Schwärmerei geneigten Herzens. Er wanderte an den prächtigen drei Häusern, die er vor Wochen mit so frohen Hoffnungen betreten hatte, an diesem Sonntag mit dem Gesicht vorüber: Wie ist die Welt so anders, als man sie sich ausmalt! Und diese Häuser waren heute erst recht stumm und still. Und das der verwitweten Wittwe war noch nicht einmal so öde als das des frommen Obertribunalrathes, der so freundlich gewesen war, ihm die Mitbenutzung seines Kirchenstuhles anzubieten, worin doch vielleicht, wie Scharfeneck bemerkte, des Mannes Absicht, Oswald's Garderobe zu bessern, wohlwollend und gutgemäß ausgesprochen lag.

Schon war Oswald einer der vielen Vorstädte eines Ortes, der ihm heute recht wie ein Gefängniß erschien, näher gekommen, als ihm plötzlich ein Wort des Vaters einfiel, das dieser ihm beim Scheiden gesprochen. Lieber Ernst, hatte der noch rüstige Greis zu seinem einzigen Sohne, dem Sprossen einer zweiten Ehe, nachdem die erste kinderlos geblieben, gesagt, lieber Ernst, ich habe Unrecht gethan, dich nur auf den kleinen Universitäten der Provinz studiren zu lassen. Franz, der Sohn unseres Nachbars — er meinte Scharfeneck — kennt das Leben besser. Er besuchte die Schulen großer Städte. Doch, denk' ich, wird dein reines und immer auf das Gute und Edle gerichtet gewesenes Bestreben sich schon zurechtfinden. Die Empfehlungsbriefe von mir, von unserm guten Neubert und von deinem Seelsorger, dem braven Dämmer, werden die trefflichste Dienste thun. Sie werden dich in die große Welt einführen, die so schwer zugänglich, aber für deinen Beruf fast unentbehrlich ist. Lassen wir deine Studien, deine Prüfungsarbeiten und die vielen Zerstreuungen, die ohne Zweifel die Folge dieser Empfehlungen sein werden, einmal eines Tages Zeit genug, um einen verlorenen Augenblick nicht allzu sehr zu

brennen, so sieh' dich doch einmal irgendwo um, ob du nicht einen alten Invaliden, Namens Waldmann, vor den Thoren der großen Stadt entdecken kannst. Der alte Knabe war mein Unteroffizier, als ich mit der damaligen Jugend dem Rufe des Vaterlandes folgte. Ich überholte ihn und wurde bald sein Lieutenant, sein Capitain, indessen er es mühsam nur bis zum Quartierschreiber brachte — denn eben das Schreiben war seine schwächste Seite. Als ich aber vor Jahren zum letzten male in der Hauptstadt war, besuchte ich die treue, ehrliche Seele wieder und fand ihn wohlgeborgen bei seinem Sohne, der ein junger tüchtiger unternehmender Mann schien und sich als Gärtner in einer der Vorstädte niedergelassen hatte. Hast du Zeit, so such' einmal meinen alten Waldmann auf, wenn er noch lebt, grüß' ihn von mir und sag' ihm, daß du mein Sohn bist!

Dies Wort des Vaters kam in Ernst Oswald's lebendigste Erinnerung, als sich die Häuser immer mehr vereinzelten, lange hölzerne von Wind und Wetter geschwärzte Planzäune sie verbanden und hier und da durch einzelne Gitter freundliche Gärten dem Anblick sich darboten mit gefälligen, meist von wildem Wein umrankten Wohnungen, die die Ueberschrift „Kunstgärtnerei" trugen. Oswald entsann sich des Namens Waldmann sehr wohl, erkundigte sich bei einer dieser Gärtnereien nach einem Geschäfte solches Namens, erhielt den Bescheid, daß ein derartiges, und sogar in der Nähe, bestünde und richtete seinen schon ermüdeten Fuß nach der bezeichneten Straße hin. Er erreichte den Zaun, auf den man ihn aus der Ferne schon verwies. Das Haus mußte im Garten liegen. An einer mit neuen Planken ausgebesserten Thür und dicht unter der laufenden Nummer der einsamen Gasse fand er demnach die vierte Adresse seiner Empfehlungen. Sie hieß: „Wilhelm Waldmann, Kunstgärtner."

Der erste Anblick, der sich beim Oeffnen der unverschlossenen Thür dem Sonntagsnachmittagsgaste darbot, war ein freundlicher. Der Hof des Häuschens war mit dem Garten verbunden und dieser selbst dehnte sich mit Gemüse-, Blumen- und Obstanlagen in ziemlicher Entfernung aus. Kinder verwiesen den Gast an den noch lebenden Großvater, der an der dem Garten zugewandten Seite des Hauses auf einer Bank saß und ein kurzes Pfeifchen schmauchte. Auch der Sohn, selbst schon gealtert, war bald in der Nähe und die Freude, den Sprossen des Hauptmanns Oswald zu begrüßen, schien nicht gering. Eine Mutter fehlte dem Hause, sie war seit einigen Jahren todt; von den zahlreichen Kindern aber waren schon einige erwachsen und wie es schien verständig genug, um die Pflichten einer Mutter an ihre eigenen helfenden Hände zu vertheilen. Die Zahl der Kinder, eigenes und Nachbarvolk, war endlos. Immer wieder kam noch ein anderes mehr oder minder sonntäglich erhaltener verständiger kleiner Weltbürger aus einem Hof oder über einen Baum oder über eine niedrige Zwischenmauer gesprungen. Und jedesmal war das Angenehmste — vielerlei junger Mädchenflor, der sich neugierig genug um Oswald versammelte. Die meisten davon schienen Nachbarinnen. Auch einige Männer, die wol Freunde der erwachsenen Söhne oder Gehülfen des Vaters waren, auch städtische Gestalten fehlten nicht. Es war das eine feine belebte Welt, die Oswald, trotz der einfachen Meierstoffe, der besungenen Haltung und der gebräunten, nicht immer edlen Gesichtsformen, schon einen Reiz abgewann. Man nöthigte Oswald sogar, zu einigen großen Schalen saurer Milch zu greifen und bediente sich dabei mehrfach einer bedauerlichen Wendung, die sprach als Verrichtung gespendet wurde, es wäre Schade, daß Ernestine noch nicht da wäre. Dies war die älteste Tochter und seit dem Tode der Mutter die eigentliche Lenkerin des Hauses, obgleich Brüder da waren, die wieder wol auch über sie commandirten. Ernestine wurde jeden Augenblick erwartet und erschien auch jetzt. Hatte Oswald schon durch die Erklärung, wie dies junge Mädchen zu dem Namen Ernestine, der seinem Vornamen entsprach, gekommen, sich gleichsam wie auf ein verwandtschaftliches Verhältniß mit ihr hingeführt sehen müssen — denn letzten Besuche des Hauptmanns hatte man

seinem Sohne Ernst zu Ehren die gerade zur Welt gekommene Enkelin des alten Quartierschreibers Ernestine getauft —, so war der Eindruck des persönlichen Entgegentretens ein in der That überraschender. Oswald fand ein blühendes, schlankes junges Mädchen, nicht so gebräunt wie die ganze übrige weibliche Gesellschaft, ein Mädchen, zwar in bescheidener Tracht und einer dem Kreise, in dem es sich hier bewegte, wie es schien entsprechenden Bildung; doch lag ein so angenehmes Lächeln in den von der Ueberraschung und Verlegenheit gerötheten Zügen des regelmäßigen Antlitzes, es war eine so wohlthuende Art, wie Ernestine den Hut in ein Stadtel von Weinlaub flocht, ein leichtes Tuch, das sie sich abnahm, kurzweg über einen Heckenbusch warf, daß Oswald augenblicklich sich gelöster fühlen mußte. Er nannte Ernestinen scherzend seine Namensschwester. Wenn sie darauf erwidern wollte, gestalteten sich ihre Antworten zwar zu keinem zusammenhängenden und treffenden Sinne, — nur lange währt es nicht auch bei jungen Bildungsüberjütterten, bis sich ihnen, Mädchen oder Jünglingen gegenüber, trotz alles Wissens und Könnens ein vernünftiger Satz mit einem tüchtigen Argumente, Punctum' rundet' — aber ihr Verkehr mit der übrigen Gesellschaft war so unbefangen, daß Oswald aus ihm schon einen lebhaften Geist und ein rasches Urtheil entnehmen mußte. Ernestine Waldmann hatte schwarzes, dichtes, goldblondes, in Flechten gebundenes um den ovalen Kopf rings umschließendes Haar, dunkle große klare Augen, die frischeste Haut, einen schlanken, in den Hüften sich scharf abzeichnenden Wuchs und einen Mund, der bei dem wohlwollenden Lächeln, das ihn umspielte, zwei Reihen der schönsten Zähne zeigte. Und Oswald scherzte nur deshalb so viel mit dem kleinen Kindervolk, um sich an dem Zauber dieser schönen Zähne zu weiden, wenn Ernestinens leises und allmähliges Lächeln ihre Lippen in die Mundwinkel zurückdrängte. Anmuth ist allen Männern mehr werth als Schönheit, und Ernestine wäre jetzt eine Schönheit geworden, wenn sie sich ihren Teint auf einige Wochen von der Salonluft eines Theaterfelds hätte bleichen lassen können.

Oswald schied von der Laube, in der er unter nicht gerade armen, aber, wie es schien, doch nicht im Ueberfluß lebenden Menschen vortreffliche saure Milch mit mürbem Schwarzbrot gespeist hatte, ziemlich spät. Er kam, da er den Kindern etwas schenken mußte, schon den folgenden Tag wieder; dann auch ohne Geschenk schon wieder am Mittwoch; darauf bezwang er sich, drei Tage auszubleiben, aber am Sonntag fehlte er gewiß nicht und es währte nicht vierzehn Tage, so wanderte er schon fast jeden Abend in die Gartenstraße, saß jeden Abend unter den Kindern eines Gärtners und den Enkeln eines armen Soldaten in einer Geißblattlaube und Ernestine fragte nicht einmal, wie das möglich wäre. Niemand fragte. Diese abendliche Wanderung war ihm Bedürfniß, den Andern Gewohnheit geworden. Die Wirkung seines viertausendzweihundertsechsundsechzigsten Empfehlungsbriefes war eine vollendete Thatsache und wenn es nach dem Erwarten seines Vaters gegangen wäre, so hätte sein Sohn Ernst gerade mit diesem Eifer, mit dieser Hingebung an den Dienst des Oberribunalraths, an den Seiten des Finanzagenten und den anderweitigen, noch unbekannten Gehilfen der noch immer auf ihren Gütern befindlichen Frau von Wolmann theilnehmen sollen. Einmal war Oswald in der That beim Finanzagenten Strack zu Tisch geladen gewesen, fand eine große Gesellschaft, aß vortrefflich, entfernte sich aber zeitig, um noch nach seiner Gartenstraße zu kommen. Es war Sonntag; rath- und thatlose Sonntagsnachmittage kannte er nicht mehr. Die Vorstadt hatte ihn ganz erobert.

Vor seinem Freunde Scharfeneck, der inzwischen zurückgekehrt war, hielt Oswald diese enge Beziehung zu einer armen Gärtnerfamilie denn doch geheim. Er konnte dem Freunde zwar nicht ganz ableugnen, daß ihn in der Vorstadt eine mit seinem alten Vater bekannte Familie fesselte; er gestand auch dem sarkastischen Lächeln des Freundes zu, daß sich im Schooße derselben allerlei blühende junge Welt befände, daß man scherze, tändle, lache; aber ein ihn bindendes Verhältniß konnte er um so mehr in Abrede stellen, als

in der That ein solches mit Ernestine Waldmann nicht bestand. Ernst Oswald war zwei- undzwanzig Jahre. Es ist dies ein Alter, wo die Sehnsucht nach Liebe im Gemüthe der Jugend ebenso schwebt, wie die Verehrung der Frauennatur eine fast andächtige ist. Kein Jüngling liebt in diesen Jahren mit der stürmischen Ungeduld des Mannes, der nur erobern, nur besitzen will. Der Jüngling würde seine Liebe zu entweihen glauben, wenn er sich das schöne Bild seiner Verehrung zu bald zerstörte. Er sieht die Rose blühen, athmet ihren Duft und betet sie an. Unsere und Besonnenheit in einem Mäd- chen weiß eine solche Hingebung Jahre lang an sich zu fesseln, ja in Schach zu halten, ohne daß jenes entscheidende Wort fällt, das oft so gefahrvoll und in mancher Lage, wie hier, vielleicht unmöglich ist. Oswald lebte in jenem Kreise wie unter den Ge- schwistern. Er liebte, aber eine Erklärung war nicht gegeben. Sie stand vielleicht demnächst bevor, am wenigsten aber deshalb, weil sie etwa verlangt wurde.

Mitten in diesen zweifelhaften Zuständen sagte einst Ingolf Scharfeneck, als dieser mit seinem Freunde von ihrem gemeinschaftlichen Mahle heimkehrte, wie beiläufig zu Oswald: Bester Freund, deine dritte Arreste ist angekommen! — Frau von Wolmann? — Frau von Wolmann, eine Witwe, von der ich zu meinem Erstaunen gehört habe, daß sie jung, reizend, hochgebildet und reich sein soll. — Oswald bestätigte, daß auch er inzwischen in Erfahrung gebracht, daß Frau von Wolmann einst einen bejahrten Gatten genommen hatte, früh Witwe wurde und mit Herrn Dämmer, dem Pfarrer seines Ortes, in freundlichem Zusammenhange stand. Sie war von ihm erzogen worden und stand mit ihm noch in Briefwechsel.

Oswald erklärte, er hätte keine Neigung, diesen Empfehlungsbrief abzugeben. Warum nicht? fragte Scharfeneck. Die Antwort, die er erhielt, war unbestimmt. Oswald wich einem klaren Geständniß aus, sagte, auf eine junge, vornehme Weltdame wär' er nicht im mindesten vorbereitet, sprach von der Unzuständlichkeit solcher Besuche, dem „moralischen Kosten", in die man sich zu setzen hätte, erklärte alle diese Beziehungen mit der großen Welt für lügnerisch, eitel, nichtig und führte die geringen Ergebnisse seiner beiden andern Briefe an, um zu beweisen, daß er Recht thäte, auf diesen dritten nicht mehr zurückzukommen.

Scharfeneck schwieg eine Weile. Dann forderte er den Freund auf, mit ihm seine nahegelegene Wohnung zu betreten. Unterwegs schien er von dem Gegenstande abge- kommen. Doch in seinem Zimmer angelangt, nahm er ihn wieder auf. Die Fenster vor der Herbstluft schließend, eine Kiste Cigarren vor Oswald öffnend, das Streichholz- zeug ihm hinschiebend, sagte er wie in leichter, abgebrochener Anmerkung: Der Finanz- agent wird dich schwerlich wieder einladen. — Wie so? fragte Oswald. — Ich habe ge- hört, alter Freund .... Scharfeneck stockte. Oswald mußte lange drängen, bis er fortfuhr. Scharfeneck that es mit den Worten: Ich habe gehört, alter Freund, daß dich Herrn Gundel's Familie kürzlich complet ausgelacht hat. — Oswald sann. Er dachte an das letzte- dene Sonntagsdiner und besann sich, was ihm dabei Neues widerfahren sein. Scharfeneck erzählte aber einen ganz andern Fall. Man hatte, sagte er, in jenem Hause kürzlich eine Spazierfahrt beschließen und machte sie in eine entlegene Waldgegend an dem obern Ufer unsers Stromes hin. — Dort im Sande langsamer fahrend, entdeckt man eine lautschreiende, lachende, lärmende Gesellschaft unter den breiten Aesten der herrlichen Eichen und Buchen, die daselbst beisammen stehen. Man kommt näher und findet ein Durch- einander von jüngern und ältern Leuten, in Hemdärmeln, theilt sich lagernd und schmau- send, theilt in dem idyllischen Spiele, das man Plinsefuß nennt, den andern begriffen. Die Leute schienen dem Handwerkerstande anzugehören. Mein Berichterstatter, unser College Dankmar Wollmann, der die Ehre hatte, die Partie des Finanzagenten und dessen Damen zu begleiten, erkannte sogar aus seiner Criminalpraxis einige gerichtige, ihm schon unter verschiedenen Umständen vorgekommene Physiognomien, aber die merkwürdigste Figur von

Allen war doch ein junger Gigant, der mit verbundenen Augen im Hochzeitsrock hier und da tastete und eben einige junge, allerliebste Mädchen jagte, Mädchen, die allerdings darunter sein mochten als Manche, die ihr Lebensziel darin finden, Chopin und Schulhoff vom Blatt zu spielen . . .

Oswald sprang auf. Die Glut der Scham färbte seine Wangen. Der Gedanke, bei dieser kürzlich in den Wald unternommenen Landpartie der ganzen zusammengerafften Vorstadtbekanntschaft beobachtet, erkannt, lächerlich gefunden zu sein, lächerlich gefunden von dem weiblichen Theile einer ihm bekannten gebildeten Familie, . . . machte ihn sprachlos. Sein Stolz, durch diese Erzählung zu sehr gedemüthigt, konnte sich kaum sammeln.

Scharfeneck schwieg eine Weile. Es schien seine Absicht zu sein, den Stachel gründlich wirken zu lassen. Er zog ihn nicht heraus, bohrte ihn im Gegentheil nur noch tiefer ein, indem er die Verschleppung der Finanzagententöchter, so satirisch, wie er gethan, den ganzen Tag über den Anblick des Blindekuhspieleck zu lachen, mit allerlei Scherzen begleitete. Die Wirkung blieb bei Oswald dieselbe. Er war vernichtet, beantwortete keine einzige der Fragen, die Scharfeneck über die jungen Mädchen an ihn richtete, besonders eine, die Malwina hieß, an Reiz sogar Ernestinen überstrahlte und eine, wie er jetzt erst erfuhr, bewunderte Schönheit der ganzen jungen Stadt Gentry war. Endlich aber reichte Scharfeneck dem Freunde die Hand und sagte:

Mein theurer Freund! Schließ Frieden mit deinem Stolz und faß' einen männlichen Entschluß! Diese kleine Welt ist deiner nicht würdig. Du hast dich in sie geflüchtet, um nicht mehr den schmerzlichen Druck des Verlassenseins zu fühlen! Du sehnst dich nach Liebe, Hingebung, gemüthvoller Anlehnung. Ich kenne dein gutes, weiches Herz. Aber sei aufrichtig und geh' einen Schritt weiter! Was wir Gemüth nennen, ist es denn nicht so oft nur unsere Muthlosigkeit, ja geradezu unsere Trägheit? Die ganze deutsche Nation beschönigt ihre Muthlosigkeit und ihre Trägheit mit diesem blumengestickten Aushängeschilde des Gemüths. Du gibst dich den nächsten und zufälligsten Umständen hin, weil du nicht mögen willst, die andere zu erobern. Diese große Welt, die dir bis jetzt nur verschlossene Thüren und den Rücken gezeigt hat, will erobert, gewonnen, von der Hand eines kräftigen, markvollen Ringers gebändigt sein. Du fürchtest diesen Kampf vielleicht nicht aus Trägheit, ich denke, du kennst ihn nur nicht. Du glaubst, die hingeworfene Verachtung dieser großen Welt als einer nur herzlosen, kalten, egoistischen Sphäre genüge vollkommen, sie dir werthlos zu machen. Und was ist die Folge dieser Verachtung? Du setzest in deinem Werthe dich selbst herab. Ich kenne vollkommen den Reiz dieser kleinen Welt, wo uns Alles mit offenen Armen entgegenkommt, ja durch unsere Herablassung sich geehrt fühlt. Aber selbst an dem stolzen Gigant unsers Goethe habe ich doch nie leiden mögen, daß der Dichter uns die ritterliche Gestalt eines Helden, der sein Haupt für die Freiheit seines Volkes auf den Block legen mußte, in einer, allen geschichtlichen Erinnerungen unverantwortlich widersprechenden Art, zum galanten Cavalerielieutenant, zum tändelnden nächtlichen Buhlen eines Bürgermädchens macht, die mit dem goldenen Schnur- und Litzenwerk seines spanischen Gestüms tändelt. Es hat einen weltschmerzenden Reiz, ein gutes Mädchen zu lernen, das, wenn noch ein Knopf am Rocke losgegangen ist, ihr Nähtischchen öffnet und ihn im Handumwenden wieder annäht; allein sich so mit seinem ganzen Werthe, mit seiner ganzen Zukunft an eine Idylle und an einen solchen Knopf mit annähen zu lassen, das kann nur ein Brackenburg thun, der mir immer wie ein weichmüthiger, neu etablirter junger Tischlermeister erschienen ist, trotzdem daß er von Brutus spricht und auf der Schule lateinische Exercitien gemacht haben will. Theurer Freund! Aufwärts den Blick! Immer emporgeschaut zur Höhe eines großen Zieles! Und wäre der Weg hinauf voll schwindelnder Klippen oder regenglatter Wege, müßte die Hand auch an knorrigen, dornendurchzogenen Aesten von wildem Strauchwerk

sich erschaffen, um nur einen ersten Vorsprung zu gewinnen, bestimmte die Brust auch die Angst um die fast unmöglichen Rückkehr oder die Anstrengung des Steigens oder die Furcht vor einem verfehlten Wege oder vor bösen Geistern gar, die uns im Dunklichte des Mondes, wenn uns die Nacht überrascht, ein verzerrtes Antlitz zeigen und uns in Abgründe locken wollen, aufhalten muß man und nur emporschauen in die Höhe, zu den Wolken, zu den Sternen! Was hinter uns ist, das zeuge erst für uns, während wir schon wieder weiterklimmen. Du vollends, Oswald, bist eine Natur, die sich keine Ruhe gönnen darf, die den Muth besitzen muß, mit Irrthümern zu brechen, selbst wenn sie die wie deine Lieblingswahrheiten ansehen. Ich sage nicht, daß du den Tribunalrath hättest zwingen müssen, dir eine Stelle in seinem Testamente statt einen Stuhl in der Kirche anzuweisen, aber ich sage, daß ein Mann wie du, jung, gefällig, nicht ohne Mittel, jedenfalls nicht ohne die Mittel des Geistes, den Finanzgenten hätte zwingen müssen, eine Heirath mit einer von seinen, wie ich höre liebenswürdigen und gebildeten Töchtern zu bewilligen. Und ich wäre auch nicht einmal für einen solchen frühen Abschluß. Jeden Kahn, der dich eben an irgend ein Ufer gebracht hat, stoßt du noch hinter dir wegstoßen. Die Welt nennt das Egoismus. Der Egoismus aber, der in kleinen Erfolgen Befriedigung findet, der sich genügt, im Unbedeutenden ein Herrscher zu sein, der ist viel größer und verwerflicher. Ueberlege dir, was du, um dich als Mann zu retten, in diesem Falle zu thun hast!

Oswald dankte dem Freunde von ganzem Herzen. Er erklärte, sein Entschluß bedürfe keiner weiteren Erörterung; er würde die Vorstadt nie wieder besuchen; es verstünde sich von selbst, daß er sich von einer Neigung losrisse, die nur eine gemüthliche Schwäche gewesen wäre. Ueberdies versprach er, bei der jungen Witwe den dritten Brief abzugeben und, im Fall er freundliche Aufnahme fände, auch den Freund daselbst einzuführen. Beide schieden voll Uebereinstimmung und neu befestigter Herzlichkeit.

Um sich zu zerstreuen, die brennenden Wunden seines Stolzes und doch auch einen schon sich meldenden leisen Schmerz des Entsagens so traulich gewesener Gewohnheiten zu betäuben, ging Ernst Oswald dem Gewühl der innern Stadt zu. Was sonst selten geschah: er blieb bei manchem Schaufenster stehen, betrachtete glänzende Läden, sah auf manche Erscheinung des öffentlichen Lebens, die ihn sonst gleichgültig gelassen hatte. Oswald bekämpfte sich eben. Er suchte sich durch die Welt schon zu bezwingen. Wie er sich so durch die engen Durchgänge an den ersten Modemagazinen der Stadt vorbei einem kleinen freien Platze zuwandte, bemerkte er daselbst, dicht vor einem Modemagazin von europäischer Berühmtheit, aus einem vornehmen herrschaftlichen Wagen zwei Damen steigen, von denen die eine eine so außerordentliche Aehnlichkeit mit Ernestine Waldmann hatte, daß er auf den ersten Anblick hätte schwören mögen, sie wäre es selbst. Seines Irrthums gewiß, ging er weiter, verlor sich, mit Schmerz der nothwendigen Trennung gedenkend, in andere Straßen; die Aehnlichkeit der Dame mit Ernestine Waldmann war auffallend, aber doch nur eine Aehnlichkeit gewesen. Jetzt sah er, wie schön Ernestine war, wie gefällig sie hätte erscheinen können, wenn sie nicht arm und ohne Bildung gewesen wäre. Der Zufall führte ihn aber an die Stelle des ersten Anblicks zurück und unter mehren herrschaftlichen Wagen, die inzwischen vor dem großen Magazine sich hingefunden hatten, hielt noch dasselbe leichte elegante Gespann von vorhin. Oswald blickte, mehr wie um seine drückenden Empfindungen loszuwerden, als aus sicherer Erwartung, durch die Spiegelscheiben des berühmten Magazins. Es war voller Menschen. Die Ausdehnung dieser Räume hinderte, sie ganz zu übersehen. Den in glänzender Livree harrenden Bedienten der Equipage zu fragen, wem sie gehöre und welche Dame so sehr Ernestinen gleichen könnte, würde ihm eine Thorheit erscheinen sein, um so mehr, als mit diesem Bedienten Jemand sprach, den er kennen mußte: ein

gewöhnlicher Mann in einem weißen Hute, den er schon öfters in den Kreisen der Vorstadt getroffen hatte und der ihm sogleich eingefallen war, als er vorhin von Scharfeneck hatte hören müssen, Dankmar Waldungen hätte bei jener Partie Pflegegeschwister erblickt, die der Criminalpflege nicht unbekannt wären. Oswald besann sich, daß dieser immer mit weißem Hute gehende kleine gebrückte, etwa in den Dreißiger zählende Mann mit sonderbarer Vertraulichkeit von diesen geringen Menschen gewöhnlich Lude Wächter genannt wurde. Es war Oswald doch, als er diesen Mann sah und vielleicht nun doch Ernestinen wirklich in der Nähe vermuthen konnte, als schnürte ihm etwas den Athem zu. Er konnte nicht reden, nicht fragen; er unterdrückte mit Gewalt den Glauben, wirklich Ernestinen gesehen zu haben. Darauf entfernte er sich. Kaum war er aber einige hundert Schritte weiter gegangen, als er, sich umwendend, dieselbe Equipage erblickte, die rasselnd auf dem Straßenpflaster hinter ihm herflog. Die Damen fehlten nicht. Die eine saß ihm abgewandt und konnte nicht erkannt werden, die andere war in der That Ernestine. Daß sie es war, bestätigte ihm nicht nur ihr Erröthen, ihr erschreckendes Zurücklehnen, sondern ihr halber und doch ausdrücklicher Gruß. Oswald mußte an die Thür eines Hauses treten, um sich zu halten, um sich zu sammeln. Es war ihm, was er da sah, wie eine Traumerscheinung. Ernestine Waldmann in einem glänzenden Wagen, mit kostbaren Kleidern, wie er sie nie an ihr erblickt! Jede Vermuthung, daß sie plötzlich in die Dienste einer vornehmen Herrschaft hätte eingetreten sein können, wurde durch diesen reichen Spitzenhut, durch einen türkischen Shawl, den sie bereit auseinandergelegt selber trug, widerlegt. In Oswald tobte und raste jetzt Alles nach Aufklärung. Er eilte zurück an das große Magazin — wir dürfen es weil nennen, es war das Gerson'sche in Berlin —, suchte an den noch haltenden Carossen jenen Ludwig Wächter, den er jedoch nicht mehr fand, trat dann im Magazin ein, fragte nach den beiden Damen, die eben die Räume verlassen haben mußten. Seine Lippen bebten ... Da die weitläuftigen Räume überfüllt waren, mußte erst dieser und jener Comptoirdiener gerufen, diese oder jene Verkäuferin befragt werden ... Man kannte die Damen nicht. Beide hatten sich Stoffe zeigen lassen und vorläufig nur einige Kleinigkeiten gekauft. Oswald trat aus dem glänzenden Hause und verglich sich einem Wanderer, den ein Irrlicht verlockte, oder mit dem Helden eines Märchens, mit dem ein Kobold im Walde Versteckens spielt. Zuletzt mußte er sich sagen: Die Gaukelbilder sind nur in dir, in deinem eigenen verschlossenen Auge! Welche Wirklichkeit lebte um dich her? Mit welchen Menschen verkehrtest du? Was hast du Alles dort draußen in der Vorstadt und unter dem Volke nicht gesehen! Wer ist Ernestine, die du ein Mädchen der Armuth schon und die jetzt in einem glänzenden Wagen wie eine Fürstin an dir vorüberrollte?

Es läßt sich denken, daß er seinen Entschluß, für immer mit der Vorstadt zu brechen, auch um einen Tag aufschob.

(In der folgenden Nummer das zweite Capitel: Der Umgeblick.)

Das Heimchen im Ohre.

Bleib' du fern und suche nur Ruh'!

Das bekannte Heimchen im Herzen, der ewigsingende Mahner zur Gewissens, bringt mich auf eine Geschichte auch von einem Heimchen im Ohre.

Eine Reise von Frankfurt am Main nach dem Bade Homburg war ehedem vor dem ihre Verrichtung in geographischen Kenntnissen berühmt. Man kam, wer noch jetzt, von den Verlockungen des grünen Tisches leichter im Beutel zurück, aber reicher

in Orientirung über unſer liebes deutſches Vaterland. In den drei Stunden, die die Fahrt nach Homburg von Frankfurt am Main in Anſpruch nahm, konnte man ein halbes Dutzend Dörfer paſſiren und vor jedem derſelben einen Pfahl mit einem andern Herrn Wappen und mit einer andern Landes Farben ſehen. Gieß kam die freie Reichsſtadt Frankfurt, dann ſah man ein paar blühende Morgen Großherzogthum Heſſen, dann einige reiche Baum-Aecker Naſſau, dann einige Hütten Kurheſſenland und plötzlich das Reich Homburg vor der Höhe mit ſeinen gehegten Reben, ſeinen Ludwigs- und Eliſabethenquellen und ſeinen hochherzigen, lange noch nicht genug gewürdigten unermüdlichen edlen Gruppiers, den Herren Gebrüdern Blanc, den wahren Dynaſten des Landes.

Im Sommer eine heitere Fahrt, wenn nicht im Juli die Witterung oft wandelbarer wäre als im April. Eine Fahrt nach Homburg auf Sonnenſchein beſtellt, und ausgeführt bei düſtergrauem Himmel, der nur der Phantaſie eines Wetterkundigen für den Nachmittag die ſchönſten Aufklärungen verſprechen konnte — das war das Werk einer Dame, die zu jenen weiblichen Charakteren gehörte, die bei einer Landpartie mit Herzog ſagen: Nichts kann ſie irre machen und wenn Himmel und Erde einſtürzen! Und der Himmel fiel in der That an jenem Julitage ein. Vom Taunus bis zum Melibocus hinüber hingen Waſſerhoſen, die um Mittag ſo zu ſagen in allen Röhren platzten. Ein Regen ergoß ſich, deſſen Ströme alle Wochenblättchen der Umgegend auf vierzehn Tage mit Schauerlichkeiten befrachteten. Brücken, Dämme wurden niedergeriſſen, Ufer blieben Tage lang unſichtbar, Saaten und Früchte lagen niedergeworfen. Alle Schlagbäume der verſchiedenen Länder, die die von der herriſchen Dame aufgebotene Geſellſchaft zu paſſiren hatte, drohten ihre Farben zu verlieren und jeder aus ihnen herausgelangte Chauſſeegeldbeutelſtock war im Nu ſo waſſergefüllt, daß das bezahlte Geld ſich in Gründen und Bächen umdrehte.

Der Leſer denkt vielleicht, ein geſchloſſener Wagen mit zugelegten Fenſtern oder auch nur mit zugeknöpftem Seitenleder hätte den ſechs Paſſagieren einen ſolchen Ueberblick über die Verheerungen eines Platzregens nicht geſtatten können. Der Leſer ſetzt vielleicht voraus, daß der Erzähler den berühmten Platzregen der Münchener Galerie von Dürkel vor Augen hat, deſſen ländliche Sündfluten, watenden Kühe, irrenden Schafe und die von den Dächern ſtürzenden Gießbäche er von Oel zur Tinte abſchreibt?... Nicht im mindeſten. Dies Wetter wurde unmittelbar empfunden, unmittelbar bis auf die Haut durchlebt. Die Dame, der die Roſſe und der Wagen gehörten, war eine von den Heroinen der Abhärtung. Sie fand in dieſer Sündflut nur eine ſanfte Erquickung der Natur. Ihr heißes Blut kühlte ſich ab, je mehr die Tropfen aufprickten, je mehr ihre Wangen glühten. Sie lüftete ſich wie bei Hundstagshitze, athmete wie in Jasminlauben. Sie fand in den entfeſſelten Elementen die ſüßeſte Befriedigung ihrer zu den unverſtandenen Seelen gehörenden Natur. Ich hätte immer dieſe Frau am liebſten auf einem Throne geſehen. Sie war reich, geſchmackvoll, unternehmungsfähig, Verächterin aller Rückſichten auf die gewöhnlichen Schwächen der Menſchheit, mit ſünfzig Jahren noch jung, eine geborene Semiramis, eine Katharina, die zwölf Städte hätte aus Nachmittagslaune niederreißen und hundert andre auf ein Freundeswort wieder aufbauen laſſen können. Wenn eine ſolche königliche Amazone ſpricht: Zieht es Ihnen doch nicht, Doctor? Haben Sie doch nicht naß? Erkälten Sie ſich doch nicht? wer könnte da als Mann ſeines Jahrhunderts, als ſouveräner Herr der Schöpfung, als Erſtgeborener des Paradieſes, von Rheumatismus und der Nothwendigkeit eines von allen Seiten entſchieden zu ſchließenden Wagens ſprechen? Im Gegentheil! Welche angenehme Luft das! Welche erfriſchende Kühle! Wie ſo etwas von grundaus wohlthut! Wie die Nerven ſich ſtärken und abhärten! Unvergeßliche Fahrt nach Homburg! Die rechte Schulter war zwar bis auf die Haut durchnäßt, aber man lief: In dem balſamiſchen Gewitterregen ginge ja das ganze Herz auf!

Das Opfer einer ſolchen geſellſchaftlichen Lüge — es gibt deren größere — war endlich froh, als der Wagen über den durchweichten Kieſelſand von Homburg rollte und unter dem trockenen Verdau des Curhauſes anfuhr. Es ſollte gerade ein Concert gegeben werden von fremden Muſikern. Schon erſuhr man, daß vor einem bei ſolchem Wetter vorauszuſehenden kleinen Publicum die Muſiker ſich eilten, ihre Stücke abzuſpielen; denn allzu lange feierte nicht gern Herrn Blanc's verhängnißvolle Kugel im Roulett, das ſo lange als Polyhymnia im Saale walten durfte entfernt wurde. ... Wie wir in den Saal traten, brauſt eben vom Orcheſter herab eine rauſchende Muſik, wunderbar widerhallend, mächtig, von Cymbeln und von Flöten anſchwellend zum Poſaunenton. Und von dieſer erſten Sinnenwirkung auf einen durch und durch erkälteten Körper ſchreibt ſich die Geſchichte vom Heimchen im Ohre her.

Wohl dir, lieber Leſer, wenn du dieſen Hausbewohner bei dir nicht zu bergen haſt! Wohl dir, wenn du ihn gar nicht kennſt und gar über ihn lachſt, über dieſen ungebetenen Gaſt, der ſich's in den innern Gängen deines Gehörs für immer bequem machen kann und aus dem Schallbecken, dem Steigbügel und dem Trommelfell nicht mehr auszutreiben iſt! O dieſer ewige Reiter mit den Schlägeln vor ſich, dieſer kleine Keſſelpaukenſchläger bei der Cavalerie der Gedanken! Dieſer ewige, quälende Ton, der in allen Schlüſſeln, aus Dur und Moll, in deinem Ohre ſpielen kann, bald in die hohe Octave ſpringt wie eine Pickelflöte, bald in den tiefen Alt wie ein unheimlicher Uhrenruf! Das erſte Mittel ihn herauszulocken, ein rüttelnder Finger in der äußern Höhle, wurde vom Heimchen wie Kinderſpott verlacht. So lockſt du mich nicht mehr weg von meinem ſtillen Plätzchen! Der Unhold, der dort faſt wie zum Scherze neckt und nur Verſteckens zu ſpielen ſcheint, ſummt und ſummt und klingt und klingt. Wart, du Eindringling, du ſollſt ſtärkere Proben kennen lernen! Eine ſpaniſche Fliege wird dich fangen! Die Fliege wird angelegt, zieht und zieht und ſpinnt und ſpinnt, das Heimchen läßt ſich nicht fangen. Vampyre hinters Ohr, Schröpfköpfe! All' nichts: Heimchen ſitzt tief, tief in den Nerven und die Vampyre haben nur Kraft über Adern und Blut. Ein Dampfbad! Umſtimmung des ganzen Körpers! Hilft Alles nichts. Die homburger Fahrt, die Lüge männlicher Eitelkeit und die erſte überraſchende Erregung nach der Erkältung, die zufällig das Gehör getroffen, weicht vor ſeinen Waſſerdämpfen und vor ſeiner Douche und unter ſeiner Brauſe mehr. Das Ohr ſummt und ſummt — und ſummt und ſummt in Ewigkeit.

Es war dies Uebel erſt wie eine ſitzende Fliege auf der Naſe, die man haſchen will und die doch nicht aufhört, uns zu necken. Man fing mit ihr ein Jagen, ein Verſteckſpielen an. Biſt ſtill! hieß es voll Zorn. Das Summen hörte nicht auf. O, man greift dich ſchon! Man rannte auf und ab, ſang, griff in die Taſten eines Klaviers, trommelte mit Händen, mit Füßen — Geht? Biſt weg? Ueberſtändt? — Aber die Hände und Füße ermüden und der ewige Tonfluß rinnt doch nur rinnt und rinnt und gießt nur gießt, ein hörbarer allgemeiner Landregen, ein wie von einem künſtlichen Wehr niedergleitender innerer Seelenbach. Ich will dich aber nicht hören, ſchnöder Ton! ... Man nimmt Hut und Stock, rennt zum Thor hinaus ins Feld, man ſingt, man pfeift. Aha! Das rechte Ohr hört ſchon ſich ſelbſt nicht mehr — bei einem Gruße nicht, bei einer zufälligen Ueberraſchung nicht, einem neuen Gegenſtande nicht — ſonſt — ach! Sowie man wieder allein iſt mit der ſtillen, gewohnten Anſchauung, ſummt es und gießt und gießt. O ſo komm denn Schlaf! Komm, du rettende Nacht! Holder ſüßer Schlaf! Das Heimchen geht doch wol mit zur Ruhe? Vielleicht? Gewiß? Es ſingt ſein Wiegenlied eine Weile, höflich andächtig, immerhin ſänftig, aber — auf die Länge? Nein! Das Ohr kann das feine Schlummertönen nennen — man ſpringt auf, zündet Licht an, lacht, weint vor Zorn, man lieſt ein Buch, man ſieht in die Nacht hinaus, aber das Heimchen lieſt immer mit, ſteht immer mit zum Fenſter hinaus, wo die ſtillen Brunnen gehen — erſt als

das Auge, zu übermüdet, zu erschöpft sich endlich schließt, erst da ist der Gast All, vergessen, wie der Schlummernde sich selbst vergißt.

Das Heimchen im Ohre hat seitdem seit Jahren nun schon einen sichern stillen und festen Wächterposten in uns bezogen. Es steht Schildwache schon seit mancher Lebenskrisis am Ohre nicht nur, sondern dicht am Herzen, es läßt gute und böse Gedanken ein, ermuntert die einen, mahnt, straft, richtet die andern, und vor dem Heimchen muß sich Alles beugen und Alles rechtfertigen. Ist man einsam, so kann man schon sagen, man wäre nun doch nicht allein. Man ist immer zu Dreien: Du, die Welt und der Dolmetscher zwischen uns Beiden, der Sänger im Ohre. Seit man ihn ruhig als Kameraden bei sich duldet, hat er sich auch seine jeweiligen Klagelieder, die über das eigentliche Thema hinausgingen, abgewöhnt; er bleibt nun bei der Dominante, dem einen Ton, der immer gleich, Tag und Nacht derselbe ist. Dieser Ton ist nun schon wie eine einzige gerade Linie, auf der man sein Leben hinschreiben möge, wie ein untergelegtes Linienblatt des Friedens und der Ergebung. Man vergißt sich noch oft, noch oft geht's hoch hinaus in der Seele über die Linie hinweg oder auch tief hinunter in die Nacht des Zweifels an sich selbst und der Welt, aber nach einigen kurzen Augenblicken der Besinnung sagt das Heimchen im Ohre sogleich, wo die gerade Linie gezogen. Wollte man des Heimchens Gesang in Worte übertragen, so spräche es wol vom Morgen bis Abend:

Ich singe dir die ewig rinnende Zeit! Ich singe dir, was weit, weither von einem hohen wolkenumschleierten Berge kommt, und was dahinfließt weit, weit wieder abwärts zu einem tiefen Meere der Zukunft hin. Weit? Es ist vielleicht nicht so weit, es kann unabsehbar fern, es kann auch nahe sein; aber tief ist's gewiß und auch zu einem Ziele geht's, wo plötzlich Alles schweigt, dein Denken, dein Fühlen, dein Thun und dann auch mein Mahnen und mein Singen! Wirf nun auch in den Strom deines Lebens hinein, was du noch willst; das Bett ist gemacht. Der eine Ton — die Linie — die Zeit — das Maß! Was auch dahineinfällt, es muß nun schon mit — muß mit hinunter den Strom — vorwärts, vorwärts zu dem letzten Ziele! Erwachst du jetzt schon, so bin ich dein erster Gruß, entschläfst du, bin ich dein letzter und selbst im Traume wecke ich dir Bilder des Stromes, Bilder vom Meere, Bilder von einem sanft hinuntergleitenden Nachen, der dein Leben trägt und dein beruhigtes Herz!

Wohl dir, wenn du dich *selber* hören kannst! Bleibe dir's *wohnlich* in dir! Lerne, *dich* bei dir selbst beherbergen und fürchte nicht Menschen, fürchte nicht Dinge — fürchte nur dich!

Anregungen.

Das Buch der Natur.

Kosmos, das All, das Weltall und Alexander v. Humboldt's Name! Man erwartete im Kosmos die Lösung des Welträthsels: „Entwurf zu einer physischen Weltbeschreibung" .... Warum sollte man nicht nur zu erfahren gehofft haben, wie und warum die Welt geworden, sondern auch wozu sie überhaupt da sei und was noch aus ihr werden würde und was jede Erscheinung auf ihr, namentlich der Mensch, vorstelle und was besonders aus Dem dereinst werden müsse... Bittere Täuschung! Der große Naturforscher hatte den Stein der Weisen auch nicht. Die Laien waren bestürzt und nur die Naturkundigen wußten, was sie hatten erwarten dürfen.

Die Alten behandelten die Naturwissenschaft fast so wie noch jetzt die wundersüchtigen Laien. Anstatt die Natur selbst zu befragen und zu beobachten, begnügten sie sich, über dieselbe zu philosophiren. Wir haben den Alten von eigentlicher Naturerkenntniß nur wenig zu danken. Was sie davon wußten, blieb das Eigenthum einer geringen Anzahl Bevorzugter. Ja man bewahrte sogar die Naturerkenntniß, wie z. B. bei den Aegyptern, als ein Geheimniß, dessen Inhaber, die Priester, vom Volke als Zauberer angestaunt wurden und als solche angestaunt

ſein wollten. Von einem Volke wie die Römer war wenig für die Wiſſenſchaft zu erwarten und die Völkerwanderung ließ derſelben keinen andern Zufluchtsort als die Klöſter. Die Gelehrten des Mittelalters, Mönche, ſchlugen wiederum den Weg der Alten ein. Goldmacher, Herenmeiſter, Schwarzkünſtler, Teufelsbanner waren berühmt und gefürchtet, bis der Engländer Baco von Verulam einen Grundſatz geltend machte, der ſo einfach iſt, daß jedes Kind ihn übt, der aber damals für neu galt und ſtarken Widerſpruch fand. Baco forderte: Man ſollte vor allen Dingen die Natur beobachten und möglichſt viele Erfahrungen ſammeln. Dieſer Grundſatz wirkte Wunder. Männer wie Galilei, Kepler, Newton geſtalteten die Weltanſchauung um und gaben der Naturforſchung, namentlich der Phyſik, einen neuen Aufſchwung. Der Strom der neuen Forſchungen und Entdeckungen war ſo waſſerhaltig, daß die damals größte Macht der Erde, die Macht der Kirche, nichts dagegen ausrichten konnte. Es iſt unmöglich, die wichtigſten der ſeitdem gemachten Entdeckungen auf einem kleinen Raume auch nur anzudeuten. Ganz neue Wiſſenſchaften entſtanden, wie die Chemie und Geologie. Auch die Elektricitätslehre iſt kaum hundert Jahre alt. Der Einfluß der Naturwiſſenſchaften auf alle Lebensverhältniſſe ſtieg zu nie geahnter Höhe und wir leben heute mitten unter Wundern der Wiſſenſchaft und Induſtrie, deren jedes unſere Vorfahren in das höchſte Erſtaunen verſetzt hätte. Vor dem elektriſchen Telegraphen würde ein Phyſiker des vorigen Jahrhunderts ſo rathlos ſtehen wie ein Eingeborener Grönlands vor einem Palaſte Venedigs. Unſere Fernrohre zeigen uns am Himmel die Vergrößerungsgläſer im innern Baue der Geſchöpfe Dinge, von denen die Alten keine Ahnung hatten. Eine Reiſe um die Erde, ein Wagniß, dem man kaum drei Jahre widmen mußte, wird bald ein leichtes Abenteuer, eine Luftfahrt von wenig Wochen werden. Die Weltenlehre, kaum ein Menſchenalter alt, legt uns in den Stand, der feinſten aller Naturerſcheinungen, dem Lichte, ſeinen Weg ſo genau nachzurechnen, daß man z. B. im Stande ſein würde, vorher zu berechnen, welche Farbe auf einer Seifenblaſe erſcheinen müßte, der man eine beſtimmte Größe und Dicke geben wollte. Die verſchiedenen Perioden, welche unſere Erde bei der allmäligen Ausbildung ihres Aeußern und Innern durchlaufen hat, ſtehen dem Geologen ſo beſtimmt vor Augen, daß er nur etwa in Nebenfragen noch zweifelhaft iſt, ja daß er genau beſtimmt, in welcher Weltenfolge die Geſchlechter der Pflanzen und Thiere auf der Erde entſtanden ſind, und ohne die Wünſchelruthe eines Schatzgräbers entſcheiden kann, wo man einſchlagen müſſe, um Erzadern oder Steinkohlenlager zu finden oder einen artéſiſchen Brunnen zu bohren. Die Steinkohlenlehre, die Chemie, ſagt, womit man einen Acker düngen und was man am beſten darauf bauen müſſe, ja ſie macht ſich jetzt ſchon zum Geſetzbuche für die neugeſtaltete Arzneikunde. Und doch bleiben noch ſo viele der ſchwierigſten und feinſten Fragen zu unterſuchen! Was iſt „Nerventhätigkeit“? Was iſt „Leben“? Die Furcht, nichts mehr zum Forſchen übrig zu behalten, quält keinen Naturforſcher.

Die Naturwiſſenſchaft hat noch einen andern Fortſchritt gemacht. Sie hat ſich die Aufgabe geſtellt, ins Volk zu dringen. Noch im vorigen Jahrhundert war die Wiſſenſchaft ausſchließlicher Eigenthum der Gelehrten, die es ſogar unter ihrer Würde hielten, ſie der größern Menge zugänglich zu machen. Heute ſuchen die beſſern Gelehrten einen Ruhm darin, allgemein verſtändliche Werke zu ſchreiben, und die berühmten Bridgewater-Bücher, die populären Schriften von Brandes, Littrow, v. Leonhard, Burmeiſter, Schleiden, Vogt, v. Humboldt, Carus, Liebig, Valentin und ſo vielen Andern fanden ſo viel eifrige Leſer, daß die von ihren Nachfolgern und Nachahmern herbeigeführte Flut dieſer Literatur kaum mehr zu bewältigen iſt. Kein Mann von Bildung rühmt ſich mehr, wie es vor nicht langer Zeit ſelbſt viele Gelehrte thaten, in ſolchen Dingen unwiſſend zu ſein. Die Naturwiſſenſchaften ſind, wenigſtens in Deutſchland, bis in die niedrigſten Schulen gedrungen und haben ſich auf höhern einen ehrenvollen Platz, ſogar eigene Anſtalten, wie Real- und techniſche Schulen, erobert; die öffentlichen Muſeen, die Sammlungen der Anſtalten und Privaten mehren ſich täglich und aufgeſtellte Naturgegenſtände finden begierige Beſchauer, ſodaß eine neue Pflanze ſogar Reiſende aus der Ferne anlockt. Der verſtändige Landmann fragt jetzt ſchon nach den chemiſchen Beſtandtheilen ſeines Ackers, ſorgt dafür, daß ſein Sohn ſich genauere Naturkenntniſſe erwirbt, als er ſelbſt beſitzt. Geläuterte Anſichten über eine Menge Verhältniſſe der Natur und des Lebens werden Gemeingut Aller. Der Aberglaube zieht ſich immer mehr in ſeine äußerſten Schlupfwinkel zurück und ein hier und da bemerkliches Aufflackern deſſelben iſt vielleicht, was Naturthatſachen anlangt, das Letzte vor dem Erliſchen. Das Buch der Natur wird nicht ſo klein werden, daß die „Aufklärung“ es wie ein Taſchenformat handhaben kann; aber es wird auch immer mehr aufhören, jenen rieſigen Folianten zu gleichen, die mit wunderbaren Zeichen und Bildern geſchmückt, nur der Beſchwörung eines eingeweihten Zauberers verſtändlich waren.

Die Schönheit des Alters.

Wem kann sie verborgen geblieben sein, die gewaltige Strömung der Gemüther jetzt nach dem Ernst und dem tiefern Sinne des Lebens hin! Es ist dieses Orts nicht, die Strudel und Klippen aufzuzählen, die dieser Richtung in die wogende und mächtig wallende Bahn treten können. Klage und schlaue Menschenfischer sehen wir genug von dieser Strömung Vortheil ziehen. Der Mißbrauch hebt aber die Thatsache, die er auszubeuten sucht, selbst nicht auf. Ernster und feierlicher gestimmt denn je sind die Gedanken unserer Zeit. Selbst dem Scherze und seiner Ausgelassenheit sieht man an, daß er nur eine kurze Unterbrechung der Trauer, eine kurze Aufsicherung zum Vergessen ist.

„Diese Bemerkung drängt sich auf, wenn man seit einigen Jahren die Bilder des Spaniers Murillo immer höher in der Gunst des großen Publicums steigen sieht. Es ist fast, als hätte sich das Auge wenn nicht satt, doch etwas müde gesehen an den Reizen der italienischen Schule. Rafael's Madonnen, so heitere, so glückliche, lächelnde Mütter, seine Jesuskinder, so natürliche, fertglos spielende Knaben, sie sind nahe daran, von den ernsten, verklärten, wehmüthigen Madonnen des Spaniers und der feierlichen Erhabenheit des großen Mutterholzes, den sie selbst anbetend auf ihren Knien trägt oder in ihren Armen hält, verdrängt zu werden. Diese Umwandlung des Geschmacks liegt eben in der Zeit.

Ich sah kürzlich in Paris ein Bild von Murillo, das mich mehr erhob als die heitere Ruhe der Sixtinischen Madonna. Es ist das 54ste in der neuen Anordnung des Louvre. Ueber fünf Fuß hoch, vier Fuß breit, stellt es, von einer Himmelsglorie, vom Gestirne und von der Taube behütet, die Jungfrau mit dem Kinde dar, dies selbst ein Kreuz entgegennehmend von dem Kinde Johannes, das Elisabeth emporhält. Die blaue, noch mehr aber die mattrothe Gewandung der Madonna verbreitet über dies Gemälde einen Duft, der wie ein eben aufsteigender Frühlingsmorgen verklärend, reiz- alles Lebende und Lebloſe verschönernd, in eine mit Worten unaussprechliche Stimmung versetzt. Es ist nicht ein Widerschein wie der der Rose, der in diesem Bilde so mächtige Zauber wirkt; auch nicht ein Widerschein wie der der Granatblüthe, auch nicht die dunkle Glut der Nelke würde in solcher Wirkung strahlen, sondern es ist, wie wenn am Fuße eines Altars am Marientage ein kleiner Wald von abgebrochenen Kirschen- und Aprikosenzweigen hingestreut läge, so farbige, rothe und weißgemischte Lichter liegen auf diesem Bilde.

Und dennoch würde das von der Farbe berauschte Auge sich von dem Eindrucke losmachen, würde dem Maler ein unverkennbares Sterben nach Nähe, sogar ein bewußtes, ja kokettes Spiel und soll ein vornehmes Wesen — wie für die Bettkapelle einer Fürstin bestimmt — vorwerfen, wenn nicht alle diese Einwürfe verschwänden gegen die überwältigende Wirkung einer einzigen Figur, zu den Füßen der Madonna, der heiligen Elisabeth. Unter so viel Jugend, Schönheit und Glanz die heilige Elisabeth, eine Matrone, eine Greisin, ja, um das ganze Geheimniß des Meisters auszusprechen, die Mutter einer Mutter, eine Großmutter. Die Idealitätsmaler sagen vielleicht: Was ist da weiter? Sie würden auch diese Großmutter gemalt haben mit den hergebrachten Verschönerungen des Alters, die Runzeln ausgeglichen, die welken Lippen gewölbt. Das ist es eben nicht, was hier wirkt. Murillo malte eine wirklich alte Mutter einer Mutter, eine Großmutter in all ihrem strengen Ernste, in allen Spuren ihrer durch die Erfolge vielleicht nicht belohnten Mühen, mit allen Furchen ihrer noch wachen Sorgen, eine vollkommene, echte Matrone. Und diese Greisin, dies Alter so mitten unter dem Lichtglanz der Jugend und der aufkeimenden Schönheit, dieses mitaufgenommene Endziel all' unseres Lebens verklärt das ganze Bild. Das Alter gibt ihm Jugend. Die ungeschminkte Wahrheit schmückt es. Man sieht nun eine wirkliche, echte Familie in ihren ab- und aufsteigenden Altersstufen, von dem lockigen Schädel eines Kindes an bis zu dem Schnee im ehrwürdigen Haar einer Matrone. Die Wahrheit und Würde dieses Bildes ergreifen das ganze Herz.

Das Album-Fabrikat.

Ein Schauspiel für Götter, wie die Dichter singen, würde sicher dann immer gefeiert werden, wenn die Menschen in allen Lagen so handeln und immer so denken wollten, wie sie sich in Stammbüchern und Alben geben.

Wie erzieht man zur reinen Humanität?

Nach dem Grundsatz, daß unsere meisten Fehler übertriebene Tugenden sind.

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 2. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Ein Mädchen aus dem Volke.

Erzählung in sieben Capiteln.

Zweites Capitel.

Der Emporblick.

Ernst Oswald hatte den Beruf der Rechtskunde und Gerechtigkeitshandhabung zwar nicht aus besonderer Neigung gewählt, aber so weit war ihm doch der leitende Grundsatz der Juristen: „Jeder Mensch gilt so lange für schlimm, als nicht von ihm das Gegentheil bewiesen ist", gegenwärtig, daß er sich auf dem Wege nach der Vorstadt in Vermuthungen über Ernestine Waldmann und ihre Begleiterin erging, die nicht frei von sittlichem Mißtrauen waren. Er fand Ernestinen nicht daheim. Auch der Vater war in Geschäften abwesend und die ältern Brüder arbeiteten in einer Fabrik, nicht, wie er anfangs geglaubt hatte, im Gartengeschäft. Der alte Großvater war, was er schon lange bemerkt hatte, kindisch und unzurechnungsfähig, aber von den im Hause befindlichen kleinern und mittlern Geschwistern erfuhr er so viel, als ihm hinreichend schien, sich schmerzlich genug aufzuklären. Man erzählte ihm auf seine Fragen über den gestrigen Tag, daß es keineswegs eine Fürstin oder Gräfin gewesen wäre, mit der die Schwester in einem glänzenden Wagen sich befunden haben konnte, sondern jene schöne vielbesprochene Malvina Wilde, die sich seit geraumer Zeit nicht hätte sehen lassen, gestern aber in einem prachtvollen Wagen, in Sammet und Seide und mit einem Bedienten vorgefahren gekommen wäre und erzählt hätte, sie wäre durch eine unerwartete Erbschaft plötzlich steinreich geworden. Wie man noch gegafft und gestarrt hätte, wäre Ernestine von ihr ersucht worden, sie zu begleiten. Sie hätte es gethan und eben wäre wieder die Schwester bei der Freundin...

Oswald hatte genug gehört. Er verstand, was Malvina Wilde eine „Erbschaft" nennen konnte... Das Herz zuckte ihm in innerster Brust. Er sah Ernestinen noch unschuldig, aber in grenzenlosester Gefahr. Sich nun zwischen diese Gefahr werfen, eigenmächtig in ihr Schicksal und ihren Lebensweg eingreifen, weiterfragen, weiterforschen, handeln — dazu hätte er Scharfeneck's so tiefgebilligte Mahnung zum Emporblick und den Gedanken an

seine Würde vergessen müssen. Sein Inneres war schmerzlich bewegt, zerrissen. Er schie zögernd, voll Wehmuth sogar, beschloß auch anfangs, wiederzukommen — den Vater z warnen, die Brüder zu warnen; doch wieder allein mit sich, verschob er diese Wiederkunf von Tag zu Tag — von Woche zu Woche. Er riß zuletzt mit Gewalt den Gedanke an Ernestinen aus seinem Herzen, sich zwingend, an den ganzen Kreis, in dem er damal gelebt hatte, nur noch mit entrüstetem Stolz und völliger Nichtachtung zurückzudenken.

Darüber verfloß der Winter. Schon daß man nicht aus der Vorstadt das geringst Zeichen des Erstaunens über das plötzliche Abbrechen seiner Besuche gab, bestätigte ihn den Verdacht, daß auch Ernestine, verleitet durch Malvina Wilde, einem bekannten traurigen Loose der Armuth verfallen war. Ihn in seinem Schmerze aufzurichten fand sich manche Zerstreuung und seine besondere Zuflucht wurde das Haus der Frau von Wolmany. Diese Dame war allerdings nicht mehr so jung, als Scharfeneck geglaubt hatte. Sie war in dem Uebergangsalter von einer Jugend, die man nicht mehr, auch dem Scheine nach, behaupten kann, zu demjenigen Alter, dem man, wenn man ohne Kinder und ohne unerlaubte Gefallsucht ist, allmälig die Unterlage eines höhern und darum dauernden Reizes für die Gesellschaft zu geben bemüht ist. Frau von Wolmany wollte gefallen, aber innerhalb edler Grenzen. Sie war reich genug, ihr Haus zum Mittelpunkte der interessantesten Begegnungen zu machen. Künstler, Gelehrte, Staatsmänner fanden nicht nur die entsprechendste Aufnahme, sondern wurden, wie dies bei allen Geistesarbeitern, um sie zu fesseln, nothwendig ist, ausdrücklich von ihr gesucht, mit Absichtlichkeit von ihr herangezogen, sogar verwöhnt und um etwaige Vergeßlichkeit oder Außerachtlassung sonst üblicher Rücksichten nicht im mindesten mit Empfindlichkeit bestraft. Sie hatte jeden Abend Gesellschaft. Fast immer war bei ihr eine Unternehmung im Werke, eine musikalische oder literarische Vorbereitung, und sollte aus letzterem Bereiche auch nur die Vorlesung eines neuen Dramas oder einiger gefälligen Gedichte zur Ueberraschung kommen. Mit besonderer Vorliebe pflegte sie ihre Montage, an denen jeder ihrer Hausgäste, die es damit wagen durften, der Reihe nach einen Vortrag hielt. Oswald war in nicht geringer Verlegenheit, als er im November erfuhr, daß auch ihn die Reihe, etwas lesen zu müssen, etwa im Februar treffen würde.

In dies gesellige, anregende, immer offene Haus ward auch Scharfeneck eingeführt. Die ruhige, klare, wohlwollende und auf Prüfung sich stützende Weise dieses jungen, mit gefälligen Formen ausgestatteten Mannes wußte sich einen ganz besonders sichern Erfolg zu erwerben; doch trat Oswald darum nicht in den Schatten. Sein inneres und äußeres Wesen wuchs. Eine lange etwas niedergehaltene Kraft der Entwickelung sprang wie mit stählernen Springfedern empor und gegen die Frühjahrszeit hin hatte Scharfeneck nicht nöthig, einige male auf den Kreis, in dem Oswald im Sommer gelebt hatte, mit Ironie zurückzukommen. Er fragte nach einem, in einer großen Fabrik angestellten Buchhalter Wenk, nach einem jungen Commis Sigmund Hartmann, nach einer Wäscherin Pelzer, nach einem Händler mit gewöhnlichen Lebensmitteln Vietz. Oswald, fast verletzt, wich aus und wollte nicht Rede stehen. Befremdender und zur Neugier reizend konnte es scheinen, als zuweilen Malvina Wilde, auch Ludwig Wächter genannt wurde, aber Oswald ging auf nichts mehr ein. Griff da nun mit unausweichlicher Macht die Vergangenheit wieder auf, als Oswald eines Tages Scharfeneck auf einem Verhörzimmer des peinlichen Amtes besuchen wollte und dieser zu ihm sagte: „Ernst, verlaß das Zimmer! Jeden Augenblick kann Jemand eintreten, den so wiederzusehen dich mit schmerzlichen Empfindungen erfüllen müßte!“ Wie Oswald noch zögerte, noch die Fürsorge des Freundes bei seiner Möglichkeitsvorstellung unterbringen konnte, kam die Sorge schon zu spät. Die Thür öffnete sich und ein junges, einfach gekleidetes Mädchen trat blaß und schüchtern herein. Es war Ernestine.

Sie zu grüßen und anzureden vermochte Oswald in einer ihn sogleich sprachlos machenden Bestürzung nicht. Aber auch um sich zu entfernen fehlte ihm die Kraft. Er trat von dem hohen Lehnstuhle, auf dem Scharfeneck neben seinem Protokollführer saß, zwar zurück, brachte aber seinen Entschluß, nicht Zeuge der hier bevorstehenden Verhandlung zu werden, nicht weiter zur Ausführung als bis zum letzten Fenster des Saales. Er wandte den Rücken und Scharfeneck hatte schon mit der im Gegensatz zu dem Tage bei Gersons fast ärmlich Gekleideten ein Verhör begonnen, das wörtlich so lautete:

Wie heißen Sie? — Wilhelmine Ernestine Waldmann. — Wie alt sind Sie? — Neunzehn Jahre. — Wo wohnen Sie? — Oswald erstaunte nicht, eine andere Wohnung als die des Vaters zu hören. — Leben Ihre Aeltern noch? — Nur mein Vater, ein Gärtner in der Vorstadt. — Womit beschäftigen Sie sich? — Die Pause, die hier eintrat, griff Oswald so ins Herz, als streckte eine eisige Hand gegen ihn krampfhaft ihre Finger aus. Ernestine sagte: Ich nähe Wäsche für ein Nachweise-Bureau, das unter der Leitung des Frauenvereins steht. — Wie viel Brüder besitzen Sie? — Fünf. — Ist Ihnen bekannt, daß der Aelteste, Heinrich, schon zwei mal in Untersuchung war? — Ja. — Kannten Sie die Betheiligung des zweiten Bruders Wilhelm? — Nach der Untersuchung gegen Heinrich. — Kennen Sie die Vergehen, deren sie schuldig sind? — Diebstahl bei Nachbarn. — Seit wann sind Ihnen diese Vergehen bekannt? — Seitdem ich das Haus meines Vaters verließ. — Ihr Vater ist schwach und vernachlässigt seine Pflichten? — Die Mutter fehlt. Meine zweite Schwester läßt sich an, ihr ähnlicher zu werden, als ich es leider bin. — Warum leider? — Weil ich meinen Brüdern gegenüber keine Gewalt habe. — Kennen Sie Malvina Wilde? — Ja! — Seit wann? — Sie ist Schulfreundin von mir. Auch wohnten ihre verstorbenen Aeltern in unserer Nähe. — Wie kannten Sie Malvina Wilde von Charakter? — Froh und gutmüthig, unwahr und eitel. — Sind Sie früher von der Verbindung unterrichtet gewesen, durch die Malvina Wilde im vorigen Herbst drei Wochen lang eine auffallende Existenz führte? — Ernestine erröthete und sprach ein festes: Nein! — Sie behauptet aber, ihre Einkäufe immer mit Ihnen gemacht zu haben? — Einmal nur! Ich ließ mich von einer ihrer fast unwiderstehlichen Unwahrheiten, in denen sie Meister ist, täuschen. Das Vorfahren in einem Wagen mit einem Bedienten schien mir zu überraschend, um eine Erfindung zu sein. Ich war Thörin genug, ihr einige Tage zu glauben. — Haben Sie sie seitdem wiedergesehen? — Auch nur einmal. — Auf welche Veranlassung? — Sie kam mit Thränen zu mir, klagte, daß sie Feinde hätte, die ihr das Leben verbitterten und all ihr Glück zerstört hätten. Man hätte sie als Schwindlerin verklagt. — Was verlangte sie von Ihnen? — Ich sollte von den kostbaren Dingen, die sich jetzt hier auf dem Gerichte von ihr befinden, aussagen, daß sie diese sämmtlich mit mir damals schon im Herbste auf unserer ersten und einzigen Ausfahrt sich für ihr damals schon besessenes Geld gekauft hätte. — Haben Sie sich diese Dinge draußen angesehen? — Ja. — Können Sie bezeugen, daß sie sämmtlich damals von Ihnen gemeinschaftlich gekauft wurden? — Nur von einem Hute kann ich es und von einem Shawl; sie waren beide für mich zum Geschenk bestimmt. Ich nahm sie nur deshalb in dem Laden an, um das Aufsehen zu vermeiden, wenn ich diese Sachen zu tragen ablehnte, stellte aber nach einer halben Stunde schon Beides zurück. Malvina hat diese Dinge, gutmüthig wie sie ist, mir noch immer aufbewahrt. Alles Uebrige an Ringen, Brochen, Kleidungsstücken ist mir unbekannt und kann erst in neuerer Zeit von ihr angeschafft worden sein. Ich will dies beschwören. — Sie können abtreten, wenn Sie vorläufig das Protokoll noch einmal durchgelesen und unterschrieben haben. — Ernestine ergriff die Blätter, stellte sich so, daß sie Oswald's nicht ansichtig wurde, las wahrscheinlich ohne Bewußtsein, voll Vertrauen,

unterschied und entfernte sich mit mühsamer Fassung, aber in einer unverkennbaren f
lichen Erhebung und Würdevoll.

Oswald hatte die Hand ans Herz gelegt. Es drohte ihm zu zerspringen. Es fie
bei ihm fest, daß er zwar das selbst von ihm verkannte, arme, eingeschüchterte und be
eine leichtsinnige Freundin so beschämte Mädchen hier nicht anreden konnte, aber er hä
sich der entschiedensten Herzlosigkeit anklagen müssen, wenn er nicht beschloß, sie noch hen
in der von ihr genannten Wohnung aufzusuchen. Es lag in Ernestinens Ton, in ih
Haltung, in ihrer Art sich auszudrücken etwas so unendlich Ungleiches, etwas so neu- u
Anziehendes, daß er ihrer, obgleich sie von der Frische, die die freie Luft des Gartens so
ihren Wangen angehaucht, schon verloren hatte, jetzt wieder mit wahrer Schwärmerei g
denken mußte. Die sanfte Blässe, das klarere Gröthen gaben ihr in seinen Augen gerade
etwas Verklärtes. Und Scharfeneck ahnte wohl die Folgen dieser zufälligen Begegnun
Er sprach sich auch, als beide Freunde nach einem geheimen Verhör, das Scharfen
noch mit Ludwig Wächter, dem Manne mit dem weißen Haar, anstellte, und sie spät
wieder zusammentrafen, darüber mit ängstlicher Besorgnis aus. Es that mir leid, Os
wald, sagte er, daß du Zeuge einer solchen Szene werden mußtest. Dem verkannte
armen, allerdings interessanten Mädchen war diese Herausnehmung vor Gerichte nicht zu e
sparen. Daß sie so grausam dadurch geschärft sein mußte, tut zu begreifen, thut m
herzlich leid. Uebrigens muß ich dir sagen, es ist kaum glaublich, was sich damals Alle
im Gassen um dich her bewegt hat, sich vor dir verborg und von deinem gutmüthi
Alles verschönernden Auge nicht beobachtet wurde! Schon seit sechs Wochen hat' ich v
Verwickelungen ganz einfacher, ihren Keimen nach in einer ländlichen Idylle entsprung
ner Thatsachen und Begegnungen zu lösen. Ich will heute Abend versuchen, denen e
Bild in der Vorlesung zu geben, die ich bei Frau von Wolmany halten muß. I
möchte dir das Versprechen abnehmen, Oswald, daß du Ernestinen nicht früher wied
aufsuchst, bis auch du meinen Vortrag gehört hast.

Oswald hatte Bedenken, fürchtete, etwas Ernestinen Verletzendes, vielleicht ga
ihm selbst Betreffendes zu hören. . . Aber Scharfeneck sagte: Du trugst neulich eine M
Dorfgeschichte aus unserer Heimat vor. Ich will einmal eine Stadtgeschichte vortragen
bei der du weder mit verbundenen Augen, noch sonst in deinem und leider so allgemei
verbreiteten harmlosen Glauben an das „edle, sittliche, gute" Volk persönlich selbst ge
kränkt werden. Versprich mir jedoch —

Oswald brach des Freundes Bedenken ab. . . Der Abend kam heran. Eine große Gesell
schaft hatte sich versammelt. Die Kerzen brannten. Frau von Wolmany hatte den Tis
des Vorlesers mitten unter Blumen und hängende Rankengewächse gerückt und Scharfene
trat vor, blickte etwas sarkastisch, suchte nach Oswald, der sich in einem Winkel verborgen
hielt, und begann erst mit einer Bitte um Nachsicht für eine städtische Dorfgeschich
Glücklicherweise, sagte er, haben wir es in unserm Geschmack dahin gebracht, uns für di
kleinen Abenteuer von Bauern, Milchmägden, Viehhirten, Rekruten ebenso zu interessiren
wie man sich sonst für Undine und Köhlerborn, Schiemihl und seinen Schatten, Goethe's
Eugenien und Theresen, Natalien und Ottilien interessirte. Ich bitte, mein kleines Lebens
bild zu nennen: „Die Weihe der Arbeit", oder wenn Sie einen humoristischen
Titel lieber wollen: „Die Kartoffellesen."

Man lachte und ermuthigte dadurch den allerliebsten jovialen jungen Mann, zu be
ginnen. Oswald horchte zu erfahren, mit welchen Menschen er nun eigentlich umgegan
gen wäre. Er war auf eine Satire gefaßt und eine mit den derbsten Strichen.

Drittes Capitel.

Die Weihe der Arbeit.

Ich führe, lab Scharfenerk, die Aufmerksamkeit der geehrten Hörer — die Hörerinnen stell' ich bei so unromantischen Gegenständen aus Artigkeit in zweite Linie — auf eine Gruppe von Menschen, die sich in der Nähe einer großen Stadt eine eigenthümliche Aufgabe gestellt haben. Sie wandern, einige zehn oder zwölf Köpfe stark, aus Männern, Weibern, Kindern bestehend, von den Thoren des rauschenden staubigen Chaos, in dem sie leben, an einem Sonntage in aller Frühe hinaus aufs Feld und wollen, es ist im Monat Mai, acht Tage nach dem grünen Pfingstfeste, jenen Spruch des Dichters: „Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo man eine Frage an das Schicksal frei hat", auf ein Stück Ackerfeld beziehen, das in der Ausdehnung von hundert Quadratschuhen zwischen einem blühenden Weizengrunde und einem Maisenwald von Hopfenstangen sich mehre Jahre als ergiebiger Boden für eines Bauern Kapsaat bewährt hat und diesmal in der Brache gründlich ruhen sollte. Ihre Hoffnung auf eine Ernte ist auf das tägliche Brot des Jahrhunderts, die Kartoffel, gerichtet. Mit der Kartoffel wagen sie einen Dilettantenversuch im Ackerbau, der in großen Städten nichts Seltenes ist. Man miethet einem Bauer, der Armen und Reichen täglich die Milch bringt, ein Stück Feld ab zu einer einmaligen Kartoffelernte. Man entlehnt von ihm, wenn er Se billig gibt, die Saatknolle. Im andern Falle bringt man auch selbst seinen Sack voll Aussaat mit und sieht dann zu, was Gott bescheren wird.

Es versteht sich von selbst, daß die Gruppe dieser „Kartoffelsieger" nicht etwa aus unsern reichen Brauherren oder Bäckern oder Fleischern besteht. Es sind geringe Leute, die mit dem ersten Sonnenstrahl heute vom Bett sich erheben und die ihnen einzig übrige Zeit, den Sonntag, anwenden, um die von ihnen gemietheten hundert Quadratschuh umzugraben, dann mit mehren vom Bauer entliehenen Hacken Gruben und Gräbchen zu machen und diese mit einer Aussaat zu füllen, die der Bauer gleichfalls bereit halten wollte. Doch sind es auch wieder nicht Bettler, die daher vom Thore wandern, an den Kirchhöfen und Schenken vorüber, das erste größere Dorf bei Seite liegen lassen und um sieben Uhr endlich an dem Notwerke Augenweide anlangen. Es sind Leute aus den Mittelschichten, Handwerker, Gesellen, auch ein Meister unter ihnen, deren Weiber, Hausfreunde und die mit Körben beladenen Kinder. Die Männer gehen in Hemdärmeln. Ihre Röcke tragen sie auf Ziegenhainern oder krummgehaltenen Schlehenspazierstöcken. Im Sonnenschein funkeln die reinen Hemden, die eine scharfe Kritik ertragen müssen, denn die Führerin des ganzen Zuges und ihre leitende Seele ist eine berühmte Wäscherin.

Der Bauer und sein Gesinde waren in die Kirche nach Buchenau hinüber. Doch hatten einige Kinder die Instruction erhalten, die „Stadtmenschen" (im Gegensatz zu den „Bauerbüben") zum Feld hinauszuführen und ihnen einige kleine Säcke voll Kartoffel aufgesat und eine Anzahl Spaten, Rechen, Handhauen zur Verfügung zu stellen. Nach einem herzhaften Frühstück ging man um halb acht Uhr an die Arbeit, die sich keineswegs gering anließ, denn der Bauer gab seinen Acker gerade nur so, wie er im vorigen Jahre seinen letzten Raps von ihm gerntet, ihn dann umgepflügt und so zu einer längern Pause bestimmt hatte. Der Gatte der Wäscherin, Steinsetzer, brummte über den Mangel an Vorbereitung nicht wenig; aber seine Frau, seine Schwester, sein Schwager, ein Schneider von, einer besondern Muthigkeit, dessen Aligarell, ein dürres, flügges Junggesellenkind, drei erwachsene Töchter des Schneiders, ein besonders anmuthiges, sehr gefälliges Mädchen, das man Malvina nannte, Alles ermunterte sich wechselseitig, den Muth nicht sinken zu lassen, sondern mit dem Werke um so mehr zu beginnen, als von Stunde zu Stunde

neue helfende Hände von der Stadt nachkommen würden. „Die Männer ließen Getränke wandern. Die Kinder sangen. Die Frauen lachten. Es ging flink und lustig und die anfeuernde Kriegsmusik kam besonders von zwei Menschen, die, obgleich mit verschiedenen Mitteln, doch zugleich die Hände und den Geist in Bewegung setzten. Die eine muthige Trompete blies Malvina, die andere ein junger Mann mit feinern Gesichtszügen, zierlichem Bart um Lippe und Kinn, sauber gefälteter Wäsche, ein junger Mann, den man Hartmann nannte, die Kinder wol auch Sigmund. Malvina trillerte und wirbelte wie eine Lerche, jubelte und zwitscherte. Sie wußte die Arbeiter anzufeuern mit den schönsten Opernreminiscenzen; denn sie hatte sehr oft Billets und sogar an einem Abend für sämmtliche Theater zwei. Sah man das volle, blühende junge Mädchen mit dem Spaten, den auch sie führen wollte, und verglich dabei ihre städtische Tracht, den zierlichen durchbrochenen Strohhut mit fliegenden langen Seidenbändern, eine schwarze Scharpe von Seide und ein Sommerkleid, unten mit dreifachen Volants, so hätte man wirklich glauben dürfen, hier würde eine Theaterscene gespielt. Es war Margarethe in den Hagestolzen und gerade so wie aus der Maskerade gekommen. Die zarten Hände, die nur das feinste Bügeln bei Frau Peltzern, ihrer „Tante", besorgten und die im Kräuseln und Plätten der schwierigsten Chemisettenfalten ihres Gleichen suchten, fanden sich zwar mit dem Spaten nicht zurecht, das zierliche Füßchen mit den leichten Sommerkamaschen von Nanking und den Perlmutterknöpfchen daran konnte dem eisernen Scheit keinen Nachdruck geben, aber ihre Mitwirkung war und sollte nur sein eine moralische. Sie belebte die ganze Unternehmung. Sie lachte, sie scherzte, sie sang, sie spottete, und in dem Altgesellen Leimgang, der sichtlich, trotz seiner Jahre, und vielleicht gerade wegen ihrer in sie verliebt war, in dem hätte sie heute geradezu einen Wettkampf mit allen Arbeitern des Hercules hervorbringen können. Tante Peltzer warf ihr zuweilen gewisse Blicke zu, die von einem Nachsinnen Kunde gaben, das viel ausdrücken konnte. Der Hauptsinn dieser oft schmunzelnden, ja zuweilen unheimlichen Blicke war jedenfalls der: „Schone dich nur, Malvina, sonst liegst du da und hast die Bescherung!"

Die andere Belebung und Anfeuerung, die von Herrn Sigmund Hartmann, einem jungen Handlungscommis, ausging, war gleichfalls eigenthümlich. Der ergriff auch den Spaten, merkte jedoch bald, daß seine Cigarren mit solcher Arbeit in Collision kamen. Er hatte sich dieser Partie nicht etwa als Interessent an der Ernte, sondern nur deshalb angeschlossen, weil er in Malvina eine Liebe zu ihm voraussetzte. Er ließ bei Frau Peltzer waschen und zog sich die Achtung dieser umsichtigen Frau besonders durch seine Genauigkeit, deutsch: Accuratesse, zu; denn Sigmund Hartmann war einer derjenigen ihrer Kunden, die am schwierigsten zu behandeln waren, obgleich sie für einen Geheimrath und sogar einen jungen Grafen wusch, dessen Vertrauen sie selbst in der Auswahl seiner Completirungen genoß. Sie war es, die dem jungen Grafen Luchsfuchs die Leinwand ankaufte, sie ließ für ihn nähen und hielt ihm auf eine Art das Haus zusammen, die ohne Zweifel den Neid seines ersten Bedienten, Herrn Morbiller, erregt hätte, wenn nicht Beide in allen diesen Geschäften, wie noch in einigen andern, vorgezogen hätten, Hand in Hand zu gehen. Sigmund Hartmann war indessen noch „eigner" als Graf Luchsfuchs, der doch seinerseits für einen jugendlichen und nur seinen Erfolgen lebenden Don Juan galt, „eigner" und accurater sogar als sein Kammerdiener Morbiller, der im Punkt seiner Vorhemden mit seiner sonst besten Freundin, Frau Peltzer, nicht immer harmonirte.

Und Malvina schien wirklich Sigmund Hartmann zu lieben, obgleich dieser auf den ersten einfachsten Kennerblick ein Tyrann war, ein junger Mann voll Eitelkeit und dem gefährlichsten Selbstgefühl. Sie bewies ihre Liebe durch Neckereien. Da es Herrn Hartmann unmöglich war, beim Graben, Gehen, Schaufeln seine Cigarren zu rauchen, deren er sich ein Dutzend für den Sonntag in einem Strohetui mitgenommen, so gab er sich

das Ansehen, als stünde er über dem ganzen Vorhaben dieser Gesellschaft, und ließ sie es merken, daß sie es sich zur Ehre anrechnen sollte, wenn er sie unterstützte. Und sie rechnete es sich wirklich zur Ehre. Sie ertrug, daß Hartmann unausgesetzt die Hoffnungen verspottete, die man auf die Octoberernte setzte. Allgemein war die Bewunderung vor seinem „Auch nicht übel! A la bonne heure! Merkst du was? Zwei Schritt vom Leibe!" und ähnlichen sogenannten „Witzen". Hartmann war in Frankreich gewesen, und ohne seine eigene Muttersprache richtig zu sprechen, warf er mit französischen Brocken um sich, die sich in eine ans Aeffische streifende Nachahmung verloren. Wenn er dann und wann seinen Spaten ergriff und Miene machte, einen Haufen Erde abzustoßen oder zuzudecken, so rief er wie ein französischer Ausfäder: Hé! Hola! Houp! womit er eine unbeschreibliche Wirkung bei Jung und Alt hervorbrachte. Mochten diese aber noch so sehr über ihn lachen, noch so sehr sein Hé! Hola! Houp! bewundern, wie wir einen ikessenden Einfall von Swift oder Voltaire bewundern, das hinderte ihn nicht, in dem Falle, wenn ihm von ihren Spaten auch nur ein Sandkörnlein an seine weißen Piquebeinkleider sprang, in hellen Zorn auszubrechen und Worte zu rufen von eisiger Gemüthskälte. Diese Gemüthskälte wurde von Allen als Sinn für Sauberkeit und Ordnung aufgenommen, und in der That, auch Malvina schwärmte für ihn.

Soll ich noch einige dieser edeln und echten Volkscharaktere genauer schildern? Genug! Es kam endlich der Bauer Thomas mit seiner ganzen Familie aus der Kirche zurück. Er mußte nicht wenig erstaunt sein, die Arbeit auf seinem Felde in so munterm Fortgange zu sehen. Der Bauer lachte, nicht ohne einen kleinen Anflug von Neid, wie er dem Landmann eigen ist. Zu einem Lächeln, zu einem Kopfschütteln sogar und zu einem Kratzen hinterm Ohr war zuletzt Raum genug gegeben. Wie dem schulgerechten Reiter der lateinische lächerlich erscheint, so lateinisch und laienhaft mußte dem Bauer Thomas, seinem Weibe und seinen Knechten diese Ackerwirthschaft der „Startminschen" erscheinen. Er stopfte sich die Pfeife, setzte sich unter einen großen Weißliederbaum, der seinen Räder-, Deichsel- und Pflugvorrath beschattete, und sah der in der Erde wühlenden, übermüdeten, halbtrunkenen Gesellschaft lachend von Ferne zu. Zur höchsten Freude der Frau Pelzer und zur Erlösung von langer Spannung hatte diese sich inzwischen durch zwei neue Gäste vermehrt, den Kammerdiener des Grafen Luchsifuchs, Herrn Jean Morbilier, und einen blassen, aber wohlgekleideten Mann in einem weißen Hute, Namens Lude Wächter.

Lude Wächter? rief eine Dame von Scharfeneck's Zuhörerinnen. — Er hielt inne. — Ist das, sagte die Dame schüchtern, jener Ludwig Wächter von der schlesischen Grenze, den einst mein seliger Schwager, der Landrath von Werthern, als ein Muster der seltensten sittlichen Anlagen, die nur im Volke schlummern können, aus einem Dorfe herausnahm und nicht eher ruhte, bis dies Kind auf Staatskosten erzogen wurde?

Scharfeneck erschrak fast, daß er so unvorsichtig gewesen und Wächter's wahren Namen ausgesprochen hatte. Indessen bejahte er die Frage und fuhr fort:

Wenn man den Kammerdiener des Grafen Luchsifuchs mit einigen kurzen Strichen äußerlich kenntlich machen wollte, brauchte man nichts, als ihn einen Mann zu nennen, der zu seinem Leibrock eine Elle Tuch mehr als andere Mitmenschen brauchte, ein behäbiges Doppelkinn hatte, das sich tief in seine leichtgeknotete weiße Halsbinde einwühlte, einen rothen Backenbart, Ringe an den Fingern und Ringe in den Ohren. Frau Pelzer rief ihm ein lautes Ach! der Freude entgegen, Malvina fast ein Ach! des Schreckens. Ludwig Wächter bezog diesen Schrecken auf sich. Dieser gebückte, schmächtig gebaute, verdrießliche Mann mit blasser Miene, stechenden grauen Augen, fast bartloser Lippe war ein halber Gelehrter. Er gab Unterricht in Elementarkenntnissen. Seine Herkunft war unbekannt, Alle aber wußten, daß er ein geregeltes Leben führte, hohe Gönner hatte und sich durch Stundengeben in den untern Sphären allmälig eine Summe Geldes erspart

hatte. Berechnete man freilich, wie gering der Ertrag aus solchen einzelnen Groschen sein konnte, so begriff man wiederum nicht, welche Kunst der Oekonomie Herrn Wächter zu Gebote stand. Man behauptete, daß er zugleich die Functionen jener öffentlichen Schreiber verrichtete, die in Rom, Venedig, Paris in ihren Buden auf offenem Markte den jungen Burschen und Mädchen, die nicht schreiben können, ihre Herzensangelegenheiten in briefliche Formen bringen. Für diese Thätigkeit, die sich auch auf schriftliche Eingaben bei Gerichten, ja sogar auf schwungvolle Gelegenheitsgedichte erstreckte, hatte der, wie man sagte, „verdorbene" Lehrer Lude Wächter — der Ursprung dieses vertraulichen Vornamens war unbekannt — einen weitverbreiteten Ruf. Er mußte in eine Menge von Geheimnissen eingeweiht sein, mußte die Lebensbeziehungen von Menschen kennen, die sich selbst Niemandem verriethen, am wenigsten in der Eigenschaft, nicht lesen und nicht schreiben zu können. Er schrieb dem Schneider alle halbe Jahre seine Rechnungen, einem mitarbeitenden Krämer führte er sein Jahresbuch, er war in allen Familien heimisch, bei keiner eigentlich beliebt, bei Niemandem eigentlich gern gesehen und doch überall zugegen. Lude Wächter schien auch von Malvina zu wissen, daß sie nicht gut schreiben konnte, wenigstens da nicht so, wo man nicht gern verräth, daß einer so reizenden Außenseite so wenig innere Bildung entspricht. Malvina erschrak vor Lude Wächter wie ein freigelassener Verbrecher vor seinem ihm zufällig begegnenden frühern Inquirenten. Die hübsche Närrin wird nicht viel mehr von Lude Wächter sich haben schreiben und aufsetzen lassen als allerhand ablehnende Huldigungen, aber sie war eitel und verrieth nicht gern, daß sie nur unorthographisch und eigentlich so gut wie gar nicht schreiben konnte, am wenigsten aber verrieth sie dies gern in Gegenwart des Herrn Morbiller, des Kammerdieners beim jungen liebenswürdigen und schwarzgelockten Grafen Luchsfuchs.

Herr Morbiller und Lude Wächter halfen noch, jener, trotz seines Siegelringes am Finger, dieser, trotz seiner geringen physischen Kräfte, an der Kartoffelsaat. Es war noch immer ein großes Stück Arbeit zurückzulegen. Man fand es zu gnädig, daß auch Herr Morbiller hier helfen wollte. Doch zog dieser wirklich den Frack aus, legte sich ein seidenes ostindisches Tuch unter sein mächtiges Knie und fing an mit aufgekrämpten Armen zu wühlen, zu setzen, zu häufeln. Wer die geheimen Gedanken errathen hätte, die da mit in die Erde vergraben wurden! O du heiliger Boden der Natur! Welche Hände berühren dich! Welche Blicke wurzeln sich in die unbefleckte Reinheit deiner Schollen ein! Der Eine durchwühlt dich hier und schon halbtrunken, der Andere voll innerer Verwünschung um all die Plage, der Dritte mit dem Geize eines Harpagon, der Vierte mit den Folterqualen der Eifersucht, ein junges leichtsinniges Mädchen mit Ringen am Finger, die über ihren Stand hinausfunkelten! Nur die Kinderhände arbeiteten mit freudiger Hingebung an die Sache selbst; den Kindern schwebte einzig und allein von ihrer Mühe das erreichte Bild einer geernteten Saat vor! Sie wußten von der Schule her, wie reich sich der Segen Gottes in dieser Frucht bewährt, wie sie von fernem Meere kam, eine Wohlthat der neuen Welt wurde, und wohl erinnerten sie sich, im letzten Herbst gesehen zu haben, wie ein solcher grüner Strauch, den man anfangs für die Frucht selbst hielt und vor hundert Jahren kochen wollte, allmälig abwelkend herausgehoben wird, und was für ein Gewimmel und Gedränge das war! Da hingen an den Wurzeln große und kleine Knollen, Früchte von der Größe eines Weihnachtsapfels bis zu den kleinsten, die einer Erbse glichen! Und wie viel bunte und wunderliche Figuren durcheinander! Früchte, die wie Eier, andere, die wie Kegel aussahen, manche zu zwei, Zwillinge, ein Alter und ein Junges wie zusammengewachsen, das Bild einer Familie, eines ganzen Stammbaumes der Fortpflanzung, eine Caritas der Natur!

Gegen sechs Uhr war denn endlich das mühselige Werk vollendet. Die Sonne stand noch golden. Aber manche der müden Arbeiter waren schon unbeschreiblich ungeduldig

dig geworden. Hartmann entwickelte Charakterzüge, die der Hinneigung, die Malvine in der That mit aller Reinheit der Gesinnung für seine „Absonderlichkeit" und seine „Eigenheit" fühlte, jeden Halt nahm. Sie liebte ihn. Lude Wächter wußte es. Sie hatte bisher noch allen Lockungen und Huldigungen der Welt widerstanden; doch war sie wie eine zu aufgeblühte Rose, die den Gärtner bittet, sie noch in einen schönen Kranz zu winden, ehe sie sich entblättern würde. Die Sonntagsspaziergänger kamen schon von Buchenau herüber und standen an dem Acker still, wo Stadtleute wie Bauern arbeiteten. Sie lachten. Die Scham reihte sich jetzt an Aerger. Der Schneider, der Ehrgeiz und bedeutende Kunden besaß, blickte kaum auf. Der Steinsetzer begann mit den Gaffenden einen Zank. Morbiller seufzte und sprach vom Walde und vom Kaffee, den man selbst hatte kochen wollen, sprach von Brombeerhecken und den grünen Rasenplätzen. Endlich war man zu Ende. Hartmann gab dem ganzen Werk, wie er sagte, den „Segen", indem er mit seinem rechten „Vernietstiefel" einen Bogen rund über das Feld zirkelte und sich dabei auf dem linken Absatz umdrehte. Man belachte auch diese Wendung des glücklichsten aller erzwungenen Komiker, reinigte sich am Brunnen des Bauern und ging dem Walde zu, wo man die im Auge gehabte grüne Stelle, um sie nicht andern Spaziergängern abzutreten, von einigen Kindern hatte bewachen lassen. Der levantische, dünne, aber doch heiße Trank, den man sich auf zusammengerafftem Reisig selber braute, belebte einigermaßen die erloschenen Lebensgeister. Hartmann ergriff schon seine neunte Cigarre. Malvina schwieg. Sie war am meisten erschöpft, sie streckte sich auf einem Umschlagetuche, das sie über dem Rasen ausgebreitet hatte und sah gedankenlos oder gedankenvoll, wer konnte es errathen, in den staubigen Kiefernwald, der sich, da plötzlich Regenwolken heraufzogen, zu verdunkeln anfing.

Morbiller hatte ihr schon einige mal zugeraunt, sie möchte ihm für einige Worte Gehör geben; er hätte ihr eine Mittheilung zu machen. Endlich brach man auf. Bei der Wanderung durch den Tannenwald drängten sich drei Menschen um Malvina. Sie hatte den Hut in der Hand und schlenkerte ihn an den seidenen Bändern hin und her. Ein ihr zuweilen in dem langen Kleiderbesatz fest sich nestelnder Tannenzapfen gab Gelegenheit, daß sich bald Morbiller, bald Hartmann, bald der durch alle außerordentlichen Eindrücke dieses Tages in Ekstase gerathene Altgesell Leimgang ihr dienstbar beweisen wollten. Eine solche kleine Kokette der Bürgerwelt — wahrlich sie genießt mehr Huldigungen als alle gebildeten „Töchter edler Herkunft", welche die Sprache der Liebe nur aus ihrem geltgeschnittenen Gelbei oder der minniglichen Amaranth kennen. Ihr Armen, all euer Französisch, euer Englisch, eure Musik, euer romantisches Schwärmen trägt euch nicht halb so viel Befriedigung der innern Sehnsucht ein, wie eine solche kleine Königin der Dachstuben- oder Kellerwelt an einem einzigen Sonntage erntet! Malvina tändelte mit der Beflissenheit der drei Männer (im feurigen Ofen der Eifersucht), wie ein Escamoteur mit seinen Bällen spielt. Endlich aber gelang es doch dem Kammerdiener, sie an einem Busch festzuhalten, während Hartmann eilte, aus Furcht, das Gewitter könnte seine „Vernietstiefel" überfallen. Fräulein —! sagte Morbiller und hielt Malvina so fest, daß sie hinter dem Busche stehen bleiben mußte. Was wollen Sie? fuhr sie auf und wollte sich losreißen. Lesen Sie! flüsterte Morbiller. Ein Brief vom Grafen. Er drückte ein zierliches Billet in die von einem schwarzen Florettehandschuh bedeckte Hand Malvinens. Diese aber stieß das Billet hocherröthend zurück und sagte: Hier, daß ich's nicht vergesse! Ich brachte den Ring heute der Tante zurück. Sie wollte ihn nicht nehmen. Jetzt nehmen Sie ihn! Aber Morbiller war schon weitergegangen. Der zierliche kleine Brief mit gräflichem Wappen lag schon zwischen dem Buschwerk mitten unter den Dornen und den Brennnesseln. Des Mädchens Hand zuckte nach dem Papiere. Welche Ueberredung liegt nicht in drei Zeilen, die zugesiegelt und an uns

abwesend sein, und noch sage von seiner Hand! Sie streckt mit flehentlichen Gesten und wollte — Ja! Mariane! Du weißt? Und weißt du! Bei jeder Wiederkehr Stunden im Leben mit Schreiben schwer, aber wo kommt so Zeit, Gedanke, nahezu Schwermut beiseite! Mariane mußte von Verzweifeln wissen, mußte sich's von Leben Wiederkehr verbieten lassen und hörte dann durch das gellige Organ aller vierer Menschen folgende Worte: „Mariane! Angebetete! Ich schwöre dir, nie mich zu verlassen, treu zu sein auf ewig! Soll mich bessern! Ein Wort der Liebe von deiner Hand, deiner sanften Mißbilligung will bessern! Sei mein, und dein Leben soll geadelt werden, wie es deiner Schönheit, deiner Liebenswürdigkeit gebührt! Rechne auf mich in jeder Lage deines Lebens! Ich will dir Alles sein, wenn du mir es bist! Dein Eugen!" Peter Michael gab den Brief ruhig an Mariane zurück und ging. Jeanne hielt das schlafende gewordene Mädchen und sandte traurige Blicke zu Hinten. Ottolie aufgeregt durch die Unterbrechungen rasch Lage verwandelten sich ihr die Augen. Sie sah nicht aus Dem, und an sie der war. Sie sah nur den jungen, verwegenen, reichen, schönen Eugen, der viele Zeilen schrieb, die so schreiben konnte! Sie sah ihn, wie ihren einmal — als sie in Augenblicken der Laune bei Mariane war und Eugen eintrat und sie anfangen wollte und sie ihn zurückhielt; und doch sah sie jetzt die bunten Teppiche, die Bilder, die Vorhänge wieder, die ihr damals einen Eindruck machten wie mit tausend Liebenswürdigkeiten zu Hinten. Sie blickte auf. Mariane's gespanntes Antlitz mit den rothen Haare und den Augen im Ohr stand vor ihr. Sie sprach: Nun? Nun? Aber sie sah: Lassen Sie mich! Sich ihn zurück und entfernt. Mariane hatte den Brief rasch wieder an sich genommen. Mir wollte es ja vorläufig nicht, diesen einen Mensch, den nur ein Dummkopf, nur eine weiße Lappe über den Kopf sehen, um ihn zu einem schönen Gesichtsmann auf den Glanzpunkt von Lappe zu machen.

Auf dem Lustgut Langfeld kam man gerade zur rechten Zeit an; denn eben brach das Wetter los. Das war in den Wirthschaft ein Gewühl, ein Rennen, ein Verlangen, ein Drängen, ein Canlen von Lebend, ein Wünschen von gierigen Händen, ein Schreien der Kinder, begreiflich die lebhaften Pakket mit schwarzem Inventar. Der Einzelgen war schon so „weit", daß er sich mit dem Einlegen Packs brach und mit einem derben Handschlag einen Tisch eroberte, der, wie der Augenschein zeigte, von Vätern belegt war, die eben tanzten. Er prüfelte bei dieser Gelegenheit einen Spiegel, der eine augenblickliche Confiscation des Nachbarzimmers seiner Hose von Seiten der Wirthin zur Folge hatte. Halb Deutsch und halb er sich mit dem Tuch mit dem Ellbogen auf, einer Cantone, über die von am Grimmwollen am Kopf hervorragenden Schreiber ein Gewande kam, als wollte er sagen: Gleich Lust Ein Bayer kam von Schlesien Kartoffeln! Mariane tanzte. Halb mit Hartmann, halb mit Baron, wie sie aufforderten, mit Mandern, wer sie schon konnte. Hartmann hatte auch im Tanze mehr die Gestalten, sich als Tänzer zu zeigen, als die Mädchen, durch den Tanz dem Herzen einen Mädchens näher zu kommen, von dem er wußte, daß sie ihn liebte. Mädchen sich unter jungen geher'n Handwerkern und Arbeitern, von denen einige Bäcker, andere Schreinerarbeiter, andere Söhne wohlhabender Bürger und der Umstadt waren, junge wilde Männer, wie Mariane sie kannte, die aber hier noch wenig verwandt. Die Schreinerarbeiter und Bäcker gehörten einer sozialen Mehrheit an, die Bürger waren ihre Konkurrenten, Alles gesellschaftlich, verachtigtes Volk, mit dem es gefährlich sein konnte. Gestern Eintreffen war neues Erstaunen, neues Lang und neue Begeisterung der Liebe so gehabten, daß es Tag' dort waren. Heute Abend. Die „Fremden" waren hier, und „Vergnügen" gehörte auch zu Nächstes, zu Tanz, selbst wenn es nicht regnete, sehr wahrscheinlich. Der Regen schien Man mußte nach den Dummheit Gästen und den Bauern um einen Zahlungen selbst möglichst Verachtung durch ein Schauspiel bieten. Nach einer Stunde, die ganze Gesellschaft, Tanzlungen, Gerichte der Bauern Umgang, kam endlich die Kunde von Bauern

mit einem breiten Wagen, wo ich auf aufgeschnittenem Stroh die ganze Gesellschaft von der zu Markt gefahrenen Kälber gerichtigen mußte. Trimgang, von allen Seiten mit rohen Zurufen umrauscht, mußte ich hinauf getragen werden. Hartmann hatte alle Gegenwart des Geistes, das Interesse an Malvinen und sogar an seinen Schriften verloren. Als man den total betrunkenen Gutsherrn ins Stroh hineinlegte, riefen die Kinder halb weinend mit Lust lachend: Ei! Bräutigam! Bräutigam! . . .

Beim Thore am warteten die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft bald da, bald dort abgetreten. Zuletzt blieb nur noch Mortillier, Malvina und Pater Wächter. Der Knecht wollte nicht weiter. Es war spät, es drängte, aufzubrechen zu bärten. Malvina sing an Pulcinell bei Grafen aus. Mortillier erlaubte sie eingetreten, da er ihr einen Regenschirm leihen wollte. Pater Wächter ging, um seinen weißen Hut zu schonen. Das große Portal öffnete sich, der ganze Personale brachte. Mortillier sprach von einem Regenschirm. Malvina trat nun auf der Schwelle der Portierstube. Es war dunkel. Mortillier wollte die Hausgang anzünden. Und Schwierigkeit gestatte nicht. Malvina trat vorab näher. Es öffnete sich eine Thür . . . Herein! . . . Der Sonntag war zu Ende.

Frühkartoffeln gab es unter der Hand schon im Juli, auf dem Markt freilich erst im August. Um diese Zeit konnten die Kartoffeln im Vorwerk Augustenhof nicht graben. Der Bauer Thomas wunderte sich, daß so wenig Nachfrage kam. Nur der arme Teufel ging hinter einige male auf der Stadt herum und sah verwundert die weißen Mäuse an, die man auf der verschwenderischen wildwachsenden Pflanzung füttern konnte. Der Bauer schüttelte, es würde sich schon machen. Im Spätherbst hätte die Ernte nur Mehr und Kalk hineingebracht werden können, aber sie war nicht benutzt. Nicht der schöne Theil der ganzen Früchte war aufgegangen. Die Blattpflanzen waren bereits, die gefüllten Knollen, welche Symbole der allmächtigen Gottheit der Natur. Die Theilung ergangte einen Theil, der Theorie Verwandtschaft, der nicht hierher gehören.

Als der Schnee geschmolzen war und die ersten Knollen sprangen, sind die Bauern beide Pflanzstücke hier den ausgeschnittenen Acker und sich das ausgeschnittene Korn auf die Erde zu sein. Sein Auge sah nicht und sich hatte auch schöne bei Vergnügt, wenn das Korn sich zu wenden hatte. Er hielt den Pflug mit sorgiger Hand. Natürlich es da auch dort noch einen glänzenden Gegenstand, eine Hausmagd, eine gebräunte Nachbarin, ist es ein Recht augenscheinen Eigentum, es kümmerte ihn nicht in seinem ernsten Werk. In seinem Herzen selbst der Acker mit neuer Kraft trugen und gerade die Kartoffel, um deren Gegenwart Thomas sein Herz besonders schien. Mit sicherem Maße pflegte er die Saat ein. Zwei Pflüge hintereinander. Einer, der die Furche für — Saat öffnete, der andere, der sie deckte. Neuen gestürzten den Reihen, nicht die Früchte zu eng zusammen, noch Schäden und Hinder im Wachsen wirken und schaden können. Und an Zeitschrift trug der Acker hundertfältige Früchte. Und Lage der Liebe hatte die kostbaren Knollen unter der Erde bewacht, sie vor Nässe, mehreren Einfluß und ungeheuren Einwirkungen gehütet. Als die gewonnene Schrift Saat an Saat heimkamen konnten, suchte der Bauer freilich nur an den möglichst guten Verkauf auf dem Markte, aber wenn es dem Planter den ganzen Vorteil, was ich ihn schätzen, erzählt hätte, er würde darin doch vielleicht gelegt haben.

Der Natur ist nur bis zu einem gewissen Grade Pflanze. Sie kann schmücken, wenn aber nur Treue, der sie liebt und pflegt. Der Natur hört auf ein treue Knecht zu sein, wenn man Lust, auch sie in gute bringt, die einer Nothwendigkeit hält, wo sich von selbst versteht. Sie kann auch durch mannichfache Gefühle, die wir nicht verstehen, überraschen. Sie kann Gegenstände hervorbringen, die kaum möglich scheinen. Naturspiele und Zufälle. Aber in Treue, auch der Mensch sie gewachsen und auch es war sie verwendet, schenkt

[illegible] einem heiligen Gebiet, wie eben erste Werk, das gerichtet und gelungen soll. Auch die Arbeit hat ihre Weihe.

Die Gesellschaft arbeitete. Alle Personen, die sich anfangs gründeten, in Bildern, seinem Marmein auch entsprechen hatten, verschwanden vor einer Wand, die die geschlossene Szene als eine Art Allegorie oder symmetrisch auf [illegible] Unterschied zwischen Vordergrund und Hintergrund erscheinen ließ. Man unterschied die nähere Forschung nicht, warum der Verleger einer Person, gegen Ludwig Bücher, nicht die Verantwortlichkeit gegeben hätte, die durch die Anwesenheit der Damen, denen Schwager sich so gerühmt, verhindert schien. Scharfsinnig nach näheren Erkundigungen über alle diese Verhältnisse und man sagte: Ich bin kein Dichter und kein Philosoph, jetzt Sie mit der Phantasie gefunden, die ich gegeben habe, um auch einmal das Volk so zu schildern, wie man es gewöhnlich nicht schildert!

Schade aber — Schade war sie verletzt, innerlich verwundet. Nein! Nein! sie ist es in ihm. Nicht das ganze Volk ist so verschlungen wie diese künstlichen Gebilde schlangen! Es gibt auf diesem niedern Boden noch kräftige und schöne Blüten! Du hast deinen Zweck verfehlt, Freund! Ich glaube an das Volk und suche mir in der Schule den edlern Kern! — Er riß sich los von der Gesellschaft und, brachte eine schlaflose Nacht zu und sichte am Morgen den Plan auf, der bei ihm unwiderruflich schien, und neue anzuknüpfen mit seinem für ihn und ein reines Auge rein und geschlechtlich beschränkten Mädchen auf dem Dorfe.

(In der folgenden Nummer das zweite Gedicht: Bater vom Dache.)

Ein Wunder des Mittelalters.

Die Ordalien oder Gottesgerichte waren die Rechtsmittel, zu welchen die einmal aufgeklärten Judex im Mittelalter griff, wenn sie auf keine andere Weise sich von der Schuld oder Unschuld einer Angeklagten überzeugen konnte. Die Einrichtung derselben war sehr verschieden. Unter anderen war es gewöhnlich, daß der Angeklagte einige gewisse Ceremonien mit blossen Füßen auf ein glühendes Eisen treten oder über eine Anzahl glühender Eisen hinwegschreiten oder ein solches in die bloße Hand nehmen und eine gewisse Zeit lang festhalten mußte. War er unschuldig, so durfte ihn darauf kein Schaden erleiden, er mußte unverletzt die Probe aushalten; denn der barmherzige Gnade nahm an, der Himmel würde sich hier ins Mittel schlagen und die Unschuld auch gegen die Gesetze der Natur schützen. Merkwürdigerweise erzählt die Geschichte einer Menge solcher Fälle, in denen der Angeklagte wirklich unverletzt blieb. Die Erzählungen sind so genau, daß man an ihrer Wahrheit nicht zweifeln kann. Die bekanntesten Fälle betreffen gewöhnlich fürstliche oder sonst ausgezeichnete Personen, wie z. B. die Gemahlin Karls III. von Frankreich, die laut Gottesgericht wirklich bewiesen war, daß sie betrogen von Verleumder ihr Unrecht erlitten. Greift hier wirklich eine höhere Macht unmittelbar ein oder hat auf einen Augenblick die Naturgesetze auf? Die neuere Zeit hat das Ordal gänzlich.

Bis auf den heutigen Tag leben wir, wer Feuerproben und Schwören anführen, sie wären glühende Eisen in die Hand nehmen, mit bloßen Füßen darauf treten, geschmolzenes Blei in den Mund gießen u. s. w. Man glaubte zwar zu wissen, daß sie Hände oder Füße mit irgend einem Mittel bestreichen, aber das würde ja nicht genügen, die Verbrennung zu hindern. Die Gerichte gelangen aber. Auch vorher ist man jetzt im Klaren.

Vor einem hundert Jahren machte ein Dr. Schmidt die merkwürdige Erfahrung, daß ein Leydner Becher, der auf heißem Metall sehr schnell verdampft, in einem glühen-

den eisernen Löffel nicht verbrannt, nicht ins Kochen gerieth, ja nicht einmal sehr heiß wird. Er trübt sich nicht stark, bleibt rund, breitet sich unendlich weit aus und nimmt gar nicht merklich ab. Wenn der Löffel aber Löcher macht, fängt der Tropfen an zu kochen und verdampft sehr schnell, jedoch er bleibt gänzlich verschwindet. Ist das nicht ebenso merkwürdig wie der Versuch mit der Kanonkugel unserer Taschenspieler? — Vielleicht kennte sich die Sache noch erklären und bis auf die neueste Zeit erzählten sie die Lehrbücher der Physik als sonderbare, unerklärliche Thatsache, an deren weiterer Untersuchung sich kein Physiker wagte. Gewiß hat die neueste Zeit die Sache aufgeklärt und nachdem die physikalischen Lehrbücher versucht hatten, auf diese oder jene Weise eine vernünftige bündige Deutung der Sache zu geben, hat der französische Physiker Boutigny, der sich Jahre lang damit beschäftigte, sie so weit auch Acten gebracht, daß Jedermann ohne weitere Vorbereitung die Kanonkugel unserer Taschenspieler nachahmen und die Feuerprobe der alten Gottesgerichte ohne Gefahr wiederholen kann.

Den Leidenfrost'schen Versuch, über den man eine wissenschaftliche Erklärung von Dr. Pabst im T. Museum findet, erklärt man ungefähr in folgender Weise: Die Wärme geht von erhitzten Körpern auf gewisse Art in andere, kältere über, durch Mittheilung, wie wenn wir heiße Körper etwa mit der Hand berühren, und durch Strahlung, welche auch die Kälte einer heißen Ofens ist so unerträglich macht, die aber durch einen Schirm sogleich unterbrochen wird. Der Tropfen auf dem glühenden Metall umgibt sich schnell mit einer Atmosphäre von Dampf, die sich zwischen ihn und das Metall drängt und ihn gleichsam trägt. Damit fällt die unmittelbare Berührung und zugleich die Mittheilung der Wärme weg. Die strahlende Wärme wird aber nicht nur von den Körpern nach Art der Lichtstrahlen zurückgeworfen, wie z. B. durch den Ofenschirm, sondern sie kann auch durch die Körper hindurchgehen, ohne sie zu erhitzen. Pabst mag bei dem Worte strahlende Wärme verstehen, soviel es sich nicht so weit erklären kann, um ins Kochen zu kommen. Man ist über diese Erklärung keineswegs ganz einig, aber nicht weil es an Meinungen fehlt, sondern vielmehr, weil man deren zu viele hat, und noch nicht weiß, welche man am meisten gelten machen soll. Boutigny brachte damit jene Taschenspielerkunststücke in Verbindung; konnte aber lange Zeit sie weder selbst zu thun bekommen, noch Personen finden, die sie gethan hatten. Endlich hörte er, daß ein Arbeiter in einer Gießerei die Hand in geschmolzenes Eisen tauchen könne, ohne sich zu verbrennen. Nun gelang es ihm, mehre zu finden, die es vor seinen Augen thaten. Endlich versuchte er es selbst. Er sah sorgfältig aus, erzählt er, als ich zuerst einen Finger, dann die ganze Hand in die rothe, glühende flüssige Eisenmasse tauchte, dann mit der Hand auch durch die ganze Masse fuhr, aber unversehrt zog ich die Hand zurück. Letzteres ist der Versuch unter den Arbeitern jener Eisenwerke zu einem gewöhnlichen Kunststücke geworden. Nur bei vollkommen trockener Hand, an der es nicht zu vertrocknen gibt, könne es gelingen. Jedoch wird die Hand niemals so gänzlich trocken. Man kann sie auch zu größerer Vorsicht vorher anfeuchten.

Natürlich erklären sich außer einer Menge anderer Erscheinungen auch jene Kunststücke der Indianer, sowie jene Kunststücke der Arbeiter, von denen sich vor mehren Jahren einer unter dem Namen des Feuerfestigen großen Zulauf zu erfreuen hatte.

Voltaire's Nachtwache.

In Paris bekümmert man sich zu gewissen Zeiten nur um Politik und überhaupt um wichtige Dinge. Man sieht die Marquis des Reichs oder die Gerichte des Prinz-Präsidenten Zutritt besuchen. Die Gesellschaften der Schriftsteller und von

lichkeit auch die Kunst. Die Wahrheit und Besserung der unteren Gesellschaften wird allmälig und der geheimnißvollen Plätze der Pantoffe Lemaure, in welche der Gebieter von dem einst seine Blicke und Entwürfe legte. Die Liebe, diese große Hauptliebe Sorge, ist das Werk der Mutterliebe einiger Directricen in den Magazinen des Faubourg St.-Honoré — kurz Paris beschäftigt sich nur noch mit Dingen, die außer der Zeit und dem Raume liegen, mit den Mysterien und dem Magnetismus.

Wo man in Paris hinhört, Gespräche über Träume, Hellsehen und Schlafwandeln. Das Tischrücken geht man auf. Man beschäftigt sich nur noch mit dem Jenseits. Haben Sie Demoiselle Clairville besucht? Das mag früher so gewesen haben, als sagte man: Waren Sie bei der geheimen Königin der großen Oper? Bei der siebenundsechzigjährigen Schauspielerin am Vaudeville? Jetzt heißt es: Waren Sie bei jener Somnambule, die in einem mit Teppichen belegten, sogar am Tage erleuchteten Zimmer Bilder und Gedanken nicht mit verschlossenen Augen, bei Mademoiselle Clairville, welche die innersten Gedanken eines Menschen erräth, den ihr Magnetiseur mit ihrem innern Schauen in Verbindung setzt? Wie wunderbar die Geheimnisse der Menschennatur sind, hat die Wissenschaft auf diesem Gebiete längst anerkannt; wie künstlich man aber auch durch erfahrenen Betrug oder Kartenmischer in Paris die Phantasie des Hellsehens zu spielen versteht, das hat Herrlich der Presse jener Wochen verrathen, der mit einer homöopathischen Apotheke vor genau sechs Jahren nach Paris wanderte, kaum Französisch lernte, den Charlatan im Großen spielte und sich einen merkwürdigen Einfluß auf die pariser Welt eroberte. Wochen war befonnt das Orakel aller der Damen in Paris, die mit zwanzig Jahren vor an die Liebe, mit dreißig schon verstimmt an Voltaire, mit vierzig noch verstimmter an Hahnemann, mit fünfzig aber ganz entsagend nur noch an den Somnambulismus und jetzt an den berühmten Herrn Alexis glauben.

Herr Alexis hat einen Einfluß in Paris, um den ihn der Prinz-Präsident beneiden könnte. Louis Napoleon beherrscht doch nur als den Staat, das Heil von Frankreich, aber Herr Alexis beherrscht bereits in Paris die „Gesellschaft". Die Gesellschaft, die gewählte, gebildete, sittliche Gesellschaft Frankreichs war bekanntlich von Paris seit dem zweiten December noch nicht anerkannt. Aber Herr Alexis ist längst der Lieferant dieser Welt, ihr Orakel, ihr Priester, ihr Zauber Virgilius. Dieser Herr, ein junger hübscher Schauspieler, auf der Bühne ohne Talent, vor den Lampen nur mit seinem Reize bemannt, spielt dafür größere in der tellurischen Welt, auf jenen Teppichen und in jenen am Tage erleuchteten Zimmern. Ob er bei diesen Rollen der Mutter- und Wahrsagerin mehr Talent entwickelt als auf der Bühne, ob er ein Künstler bleibt Hochst der Selbstbetäubung ist, darüber gibt es abweichende Meinungen. Wir wagen kein Urtheil, aber seine magnetische Gabe ist bewährt, so bewährt, daß wir auch Berlin täglich erfahren, die Hauptstadt Friedrich's des Großen hätte trotz mal die Nachbil von Paris sein können lassen, gerade schon Magen, jetzt wär' es im Werke, eine Einladung abgehen zu lassen an diesen Alexis.

Es ist eine verbürgte Thatsache, die hier erzählt wird, daß jüngst Minister des Innern nach Paris kam und die somnambule Kraft des Schlafwandlers Alexis prüfen wollte. Er that, wie Baron Taxonis in seinem Glauben an die Kräfte der Menschennatur schon verfahren — Baron Taxonis läßt die Menschen gehen, stehen, sitzen, sich niederlegen, ganz nach der Kraft seines Willens und ganz nach dem Systeme jener amerikanischen Lehrerin, bei Vergleich in Anwendung, wo man seiner mehr Menschlichkeit in der in Paris von Physiologen, für eine ähnliche und möglichst humanisirende Behandlung seiner menschlichen Gattung aufgestellt wurde, — ich sage, jener Minister trat in den Saal, wo Alexis gerade eine Vorstellung seiner Hypnotismen und Hellsehereien gab. Der Minister glaubte an Taxonis, aber er wollte an sich selbst glauben. In diesem Gedanken hatte er einen Vertrauten mitgebracht, den er in die Nähe eingeladen hatte, um seine

Nacht tut er an den Schlummerarbeit und gerate in voller Tag- und Nachtruhe beschäftigen Kreis und sich durch den Magnetismus den Schwerpunkt der Wundermacht sagen, ob ihm der im Traum verschiedener Gegenstand freundlich wäre und welche Verstärkungen, Erinnerungen, Erleichterungen ihm brächte wurde?

Christ sagte im Schlaf:

„Ich sehe — einen alten Mann — gebückt — krumm — nachdenklich — an einem Schreibtische sitzen. — Der Greis hat die Feder in der Hand — Seine Stirne ist gerunzelt — seine Augen brechen — er lächelt — um ihn treten hier die Bilder seiner Frauen auf — in schönen Gestalten — in Seidenkleidern — Perlenreife — galonnierte — gepuderte — schön sich in dem — mit Goldleisten verzierten Zimmer — Gemächlich zu machen — die Stimme kommt im Zimmer — die Bilder der Greises stehen in einem Kreis — hinter dem auf schwarzem Gestell hängt — eine Perücke — er taucht die Feder in ein Tintenfaß ein und beginnt einen neuen Bogen zu beschreiben — er bläst — ich sehe es — es ist die Komödie.

„Unser Traum — nächst — wir erzählen eine beglaubigte Thatsache —, daß er erschüttert sich von dem Tage und Gefängnis hätte entlassen und in die Verpflegung gebracht gehen müssen. Er schrie trotz sein Lach. Es war eine in ihm eingeklagte gewesene Nachtmütze, die Voltaire einst zu Ferney getragen, eine Nachtmütze, die von einem deutschen Reisenden als Reliquie an den Rücken der Komödie einst gerührt über die Alpen und so nach Kopenhagen gekommen war.

„Wir lassen über diesen merkwürdigen Traum Jeden seine eigene Empfindung. Voltaire's Donnerkeile und die Pfeile seiner Feder haben Monarchen getroffen, aber auch im 19. Jahrhundert noch seine Nachtmütze gegen sein eigenes Geschoß gezogen, so können Sie einmal selber Ihnen helfen möchte, und ist eine Komödie des Jahrhunderts, über die ein großer Dichter vom Himmel einen Blick machen und in ihm die Kindische Vergänglichkeit einer höheren Weltordnung oder ein Schalkhaftes Gemüt der unsterblichen Hoffnung spielt haben mögen, der über all unseren Thränen, Gräbern und Thron im ewigen Wechselgespräche schwebt und lächelnd auf die großen Ringen herabblickt, daß wir vom Nichts sagen kann:

Es hatten wenn hätt und auch nicht wo.

Anregungen.

Die Gesetze der Welt.

Es gehört zum Charakter des Menschen, daß er sich über die Dinge, die er wahrnimmt, eine Vorstellung zu machen sucht. Welchen größeren und wichtigeren Gegenstand aber könnten wir haben, als den, mit unserer Fähigkeit, zu begreifen, über uns und außerhalb Räumen, als der Welt? Und welche Welt hat Gemeinschaftliches als [illegible] „Natur" nennen? Können wir aber [illegible], jemals von dem All eine deutliche Vorstellung zu gewinnen, und wo abgeschlossen ist begonnen? Wie können zu entdecken? Eine [illegible] Durchdringung von einem Gegenstande hat [illegible] aber dann, wenn ich seine Gesetze kenne, [illegible] kann, heißt und die Gesetze der Natürlichkeit [illegible]? Wie müssen Dinge sehen wie es [illegible] [illegible] einige Tausend [illegible] und Tausend Sterne, und noch weiter hinaus eine unendliche Sternenwelt, den wir die Milchstraße nennen. Was sind diese Sterne? Wie groß sind sie, wie kann man sie messen, wie berechnen? Was ist die Milchstraße? Diese Fragen kann unser Auge nicht beantworten, aber sie geben der Phantasie freien Spielraum. Auch die Milchstraße wurde die Phantasie und gibt, geringen den [illegible] den Geiste nicht. Es scheint eine Stufe der Kraft Dinge, die seiner Sichtbarkeit die auf Entfernung verwandelt, daß Leichten. Dem Leichten verdanken wir eine Erweiterung unseres Kreises von dem Weltall. Wir sehen die Gegenstände [illegible] [illegible] Dinge scheinen. Und wo kann die uns gegebenen Thatsachen und Wunder besser [illegible] als durch [illegible] unsere Welt. [illegible] Sonnen und Welten eines Weltsystems, daß wir

die Größe, die Schwere, die Dichtigkeit der Planeten kennen, daß wir die Größe ihrer Bahn wissen, daß wir den Abstand der Fixsterne auf ihnen so genau berechnen können wie auf unserer Erde: — das Alles ist wenig, wenn der Mensch und die Planeten sich nahe nächsten Nachbarn. Wir stehen in weiten Fernen. Das Teleskop zeigt uns auch Sternnebeln, wo unsere Sonne schon mehr klein: es zeigt uns, daß die Milchstraße aus ungeheuren Millionen von Sternen besteht. Aber wie groß sind diese Sterne, wie weit sind sie von uns entfernt? — Niemand kann uns auch das Teleskop keine Antwort geben; aber die Mathematik, auf ihre Gesetze gestützt, die so unendlich sind wie die Naturgesetze, macht auch uns Gebot das Unmöglichscheinende möglich. Wissen wir, wie der mächtige Gesichtswinkel von einem Fixsterne und die Größe der Erde um die Sonne gebildet wird, dessen Durchmesser 40 Millionen Meilen beträgt, so wissen wir die Entfernung dieser Fixsterne, und wissen wir seine Entfernung, so können wir seine Größe berechnen, und jetzt ist erlangte Gewißheit wieder die Basis für neue Berechnungen mit neuen Resultaten. Und es ist uns gelungen, die Entfernungen einiger Fixsterne zu berechnen, die uns die nächsten sind. Die nächsten freilich, aber diese Nähe ist eine so ungeheure Ferne, daß von den erlangten Zahlen die kühnste Phantasie sich keine Vorstellung machen kann, so schnell auch die Worte „3 Billionen" oder „30 Billionen Meilen" ausgesprochen sind. Wenn man aber die nächsten sind, wie steht es mit den fernsten? Wie weit den nebelhaften Sternen der Milchstraße! Was ist denn jenseits der Milchstraße die Welt zu Ende? Haben wir ihre Grenze gefunden? Unsere Astronomen behaupten, daß unsere Sonne mit ihren Planeten zu einem großen Sternsystem gehört, und sie hat Grenzen der Milchstraße erreicht. Alle Sterne der Milchstraße, zu welchen auch unsere Sonne gehört, und überhaupt alle Sterne, die wir schon kennen, bewegen sich um einen gemeinsamen Mittelpunkt, einen Centralstern, welcher Mitter in der Milchstraße, die zu den Grenzen der Fixsterne gehört, gestanden haben soll. Aber jetzt steht ungeheuren Gedankenschwung, daß zu durchfliegen selbst der lichtschnell angenommene Zahlenraum braucht, zeigt uns das Teleskop noch gewaltige Nebelflecken im Sternenraum, die sich zum Theil auch in Sterne auflösen lassen, während die breiten von ihnen auch in ihre kleinsten Lichtpunkte nimmer zur Sternenwelt Nebel bleiben. Was sind nun diese Nebelflecken? Gehören auch sie den Sternsystemen an, die wir sehen, daß sind Sternbilder ähnlich unserer Milchstraße? Oder sind sie Welten für sich?

Hier beginnt unser Wissen.

Hier beginnt auch der Raum für unsere Phantasie.

Licht.

Vor einiger Zeit brachte die Allgemeine Zeitung eine Reihe von Licht-magnetischen Briefen, die zu den schon von Magnetismus aufgeschriebenen geheimnißvollen Kraft zu die allmählig wachsende Kraft der Erkenntniß unsrer Wunder und unsrer Nichtigkeit sagen. Wie nämlich die Erscheinungen des Sonnenlichtes, hier dem Magnetismus entsprechen, und einer krankhaften Körperbeschaffenheit Vergleichen sind und, daß durch von außerher einwirkende Einflüsse hervorgerufen werden, so soll die elektromagnetische Kraft im Menschen eine gesunde Anlage sein und als schädlichen Organ in einer völlig gesunden Körperbeschaffenheit wirken. Der Licht-Magnetismus, vom Verfasser der Briefe auch Sensitive genannt, soll durch Licht, Farbe, Wärme, Kälte, Schall, Geruch, die Pflanzen, Metalle u. s. w. viel höher gebildete Wirkungen in seinen Nerven empfinden, als die gewöhnlichen Menschen; so soll z. B. die unter einem Grabe vorsichgehende Versetzung einer Leiche, ihr phosphorescirender Verbrauchen über ihm in Verfall wirklicher, vom Dunkel der Dämmerung abhängender Wolkenbildung stehen. Es hat schon sehr viele Briefe gegeben, die diesen Anlaß nahmen, daß ihre Empfindlichkeit zum Beweis Menschen-Menschen benutzen werden können. Aufmerksamkeit ist wenigstens den Erscheinungen der Naturlehrigen. Das vorliegende Heft Dr. leitet der Verfasser von bestimmten Erscheinungen, der auch den Empfindungen Chin, Chinesen, Gut gegen Grunde liegt und benennt sie Od-Kraft, Durchdringungen und Elektrizität bezeichnet wurde.

Wortbedeutung.

Die hohen und stolzen Menschen gleichen oft schönen Gegenden, die im Sommer und Herbst der Fruchtbarkeit. Das nicht erkennen, weil sie im Sommerschein ihren wahren Reichthum hat. Solche Liebe und der Glaube an sie gehe ihnen die wahre Erleuchtung und sie werden und in ihren wahren Werthe erkennen!

Thatsache.

Das wahre Glück und Wohlbefinden gar Ehre liegt nur über den Höhen Wunderschönheit ruhiger Lebensgenuß.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus, verlegt und Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 3. [Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Die Reichthümer der Phantasie.

Humoreske.

Du kennst, lieber Leser, ohne Zweifel den „Guten Hans", die „Schatzkammer von Tausend und Einer Nacht" und was noch sonst unter dem Namen der Feen-Mährchen bekannt ist, aber die Personen dieser beliebten Kinderschriften sind dir unbekannt. Ich vermuthe dir lieber, daß diese Feenwesen durch glänzenden Schein und ihren reichen Besitz brandschatzende Menschen sind. Du siehst, in einer ewigen Anregung ihrer Einbildungskraft zu leben, genießen sie ihres Lebens nicht mehr von der gewöhnlichen Wirklichkeit. Wenn sie einen Spaziergang nach dem Berge, an dem Anblick der schönen Natur sich ergötzen, in einen schattigen grünen Wald treten, so sieht sie doch nur das Geld, was die Natur, was den Wald; aber wie entzückt jene berühmten Neu-Romantiker' Gleiten ihrem Blicke Licht und Schatten, mit jener einzigen Ueberraschung, bei jeder einzelnen Stelle springt und dem Dichter Bewunderung aus seinen Augen blitzt oder das Lachen ab; so jubelnd Begeisterung, so ihr Andern Alle aus Verwunderung starrt und so dem zu einem Bilde entgeisterten Gemälde von Bildern, Schluchten und Büchen nach weilet, ergreift diese Armen Leute und entzückt vor einem prächtig hineinleuchtenden Gedanken, die sie plötzlich in der Mitte ihrer Armuth. Die Unglücklichen, von denen man Wunderdinge erzählt, können sie hundert Schritte gehen, ohne sich nicht rückwärts zu wenden, nicht aus Lust zu sehen, sie nicht einer Strecke der Art, wie sie ihre Capitel zu schätzen pflegen, besonders Einzelne den Sie, Himmel, was weiß, ob man sie nicht eben vorgestern wollte' Mutterne' rufe Sie einer Ihre Haushälterin an und bringt von seiner Suppe mit. Mutterne' Sprich einer Sie die Leute ein wenig zu stark gewürzen' Welche Leute, ihre Suppen? Ihre Suppe schmeckt ich, es wollte allenfalls sagen. Nachempfindt, Mutterne' Aber es überzeugt, daß es gefährlich sein würde, zu versuchen, es fürchte Niemand in der Suppe, es schmeckt ich und sagt nur Leipzig, eine Suppe eine Gemüsesuppe' Ich es einen Gott, und kann es allein speist, ganz allein, was weiß, ob diese in dem Ge-

gedacht, wo er gerade ein Stück Kopenmen an der Gabel hat, nicht wahrhaftig weiß, ja der Gabel noch ein Messer ergreift, sich auf den Schultern von ähnlichen Situationen wirft — ihn — doch nein! Der unglückliche Dichter bekennt sich. Die Schwachheit ist menschlich. Aber du — du stets Menschen — Frauen, Mütter, Bräuer! Habt das junge Weib am Arme ihres Gatten! Sie hat auf der Straße den Brief einer alten und der Pflicht gehorchenden Jugendfreundin, der sie antwortet! Der Mann! Er hat in der Redaktion eine Rechnung von der Putzhändlerin für seine Gattin! Zwei Freunde, die sich nach Jahren wiedersehen, umarmen sich, küssen sich, — warten ab! — es sind Verräther! Einer wird den Andern um sein Vermögen bringen — Alles, Alles ist ordnet, als es sich gibt, Alles ist falsch, verlogen, trügerisch, selbst der Hund an, der dem Schornsteinfeger, eben so gutmüthig schaut, eben so treuherzig unsere Hände leckt, er hat — Himmel! — ein Document zerrissen, das das Glück einer ganzen Familie enthielt! Ha! ha! Der bunte Vogel über dem Käfig, und dem man ihn frei gelassen, der Vogel hat vor einigen Secunden einen silbernen Löffel verschleppt, und Mädchen des Hauses wird ihren Dienst verlieren, sie wird für eine Diebin gelten, sich rächen, sie plündert das Haus an, beschmiert das Schaffot, in ihrer letzten Stunde singt ein Vogel über sie her, der den silbernen Löffel noch im Munde hat, den er in die Flammen fallen läßt. .... Nein! Der Dichter bekennt sich auf seine eigenen Fehler, seine eigenen Dummheiten, seinen eigenen Vogel, er geht lächelnd zu dem armen bunten Thierchen und gibt zur Belohnung seiner Unschuld ihm ein Stück Zucker. Ein Stück Zucker! Der Zucker ist unschuldig ... Aber — der Vogel hat einen spitzigen Schnabel — wenn du den Zucker ihm mit der Hand geben könnt — wenn du eine junge Dame wärst und der Vogel bisse in deine Hand und die Hand schwölle an, blutete, und die Wunde verschlimmerte sich und ein italienischer Doctor heile die Wunde abscheulich schön und die einst schöne Dame würde und Intriguen hätte und die Dame wäre — eine Modle und sie hieße die Gräfin mit der abscheulichen Modle und mein Roman hieße die Gräfin mit der abscheulichen Modle und dieser Roman gäbe sechzig Feuilleton und die „Presse" zahlte — à Feuilleton — à Spalte — à Zeile — wie viel? Ach die Arithmetik bringt den gehetzten Dichter wieder zur Besinnung und zur Achtung auf die Wirklichkeit.

Es geht ab Zweiter Act.

Der Zweite Act hat die Nerven doch nur wenig angegriffen, wenn seine Phantasie Abenteuerlichkeiten und Situationen verwirrt mit ihm Freundschaft, Liebe, Familienleben, Kirche, Staat, Gesellschaft bunt durcheinander auf den Kopf tanzen. Aber Alexander Dumas muß ab der Vorgestalten mehr sein. Alexander Dumas kann keinen Abend allein sein, daß sich ihm nicht die Bücher an den Wänden abheben und plötzlich seine eigene lebendige Menschen zeigen. Ei Alexander Dumas ist nicht nur sein Situationen eine andere, als sie scheint, sondern sogar seine Gestalten sind anderer, als er bedingt. Ein offenes Schlüsselbuch, das ruhig hochmuthig Jeder einer Deutung verschließt, das jedoch herausfordert, aufschlagend Schlüssel gibt es für Alexander Dumas nicht mehr. Er verachtet das Schlüsselbuch eine Weile und kaum hat sein Auge einige Minuten darauf geruht, so strafft sich — ein langer, langer Trieb hindurch, immer länger, immer länger wird der Trieb, er krümmt sich selber, er wächst, er will ihn weg selbst verlangen, den verwünschten, verhaßten! Nein! Der Trieb geht selbst an ihm zerstören, an seinem Schwerlichkeit. Da krümmt er sich, immer tiefer, heftiger, schiefer, der Trieb wird Unsinn, der Trieb stört das Schloß zum beschädigt das Schmetterzeug — Hilf! ruft Alexander Dumas, springt an die Thür, reißt sie auf, ruft: Herr Du! Alles hilft. Seine Phantasie hat ihn gerächt. Sein Trieb, sein Unsinn da. Aber auf dem Gesichte — da ist so unheimlich hell. Nur sein eigenes Ohr unheimlich. Ausrichte ob da nicht wie ein Lachen auf einer fernen Treppe? Nein! Auch ganz Einbildung da — ganz Einbild — wenn

kleiner grauer Florfetzen, in seinem Winkel ein Weben verborgen scheint? Wer da? Wer hebt hier? Was alter Schwerknochen! Hamletes Gegenstand! Hamlet! Warum steht dieser Schwerknochen da? Er steht so still, so seltsamlich ruhig — Wer hieß den Beinen hier zurück? Wer hat ihn vergessen? Er ist krank — todt! Noch an den Knochen? Das ist Blut! Hier hat man Blut aufgeschnurrt! Alexander Dumas sieht sich um — besinnt sich — die äußersten Stufen der Treppe sind roth — es ist Farbe von der Treppe. Er geht in sein Zimmer zurück und durchirrt, was er sah, vermißend mit der Hetze — Der modernste Poet findet in jedem Augenblick seine Stoffe. Er reist. Die Eisenbahnen befördern ihn rasch in die schönsten Gegenden der Welt, aber die Benutzung der Locomotive — wie unregelmäßig die ist! Diese verfluchten Viaducte! Es gibt Zusammenstöße; es gibt Brüche von Verfassung. Man kann allein sein mit einem einzigen fremden Unbekannten in einem einzigen Coupé. Der Lampenschimmer fällt unheimlich von oben herab. Der Unbekannte sieht nicht auf, er wendet die Blicke so seltsamlich ab, er drückt sich in eine Ecke und nur zuweilen scheint ihn sein Mitpassagier zu interessiren, wie den lauernden Tiger die Gazelle interessirt. Jetzt donnert der Zug durch einen Tunnel, — Alles kracht, splitt schmettert — man hört seine Stimme, wie einen Hülfe rufen würde. Der Unbekannte springt auf, wirft sich mit teuflischer Mordlust über das Opfer der Situation, krallt seine Nägel dem Mitpassagier in die Gurgel, — Hülfe! Der Poet dankt allen seinen (Opium hat Ambrosia ehemals) Musen, wenn das Signal einer neuen Station gegeben ist. Aber denn in den Gasthöfen, besonders in den Gasthöfen kleinerer Städte oder einsamer Stationen — da ist zuvörderst gleich das Bett. Es sieht so seltsam — nach Mord! — Sollte vielleicht — Lag vielleicht vor einigen Stunden hier noch — eine Leiche! In der That — Wenn die Thüren nicht schließen oder wenn eine Verfassung plötzlich das Bett um Mitternacht einen Stock tiefer trüge oder wenn auch der Deckel ein Guillotine-Hammer oder ein beschwertes Brett wie in polnischen Räubermenschhöhlen in hohen Schuß auf die Füße niederfiele und die Füße der Reisenden zusammenquetschte! Aber was! Man zieht die Schlafmütze über, man legt sich zu Bett — man schläft — man erwacht gerädert, man pudert die Cigarre an, das Frühstück mundet, — und in der That! Wie ist dieser Ort so schön, diese Haut, das gestern eine Mörderhöhle schien, so traulich! Die Gemächer, die Zimmer, wie sind sie so freundlich! Und jetzt pocht es. Der Barbier! Willkommen, ich bin lange nicht rasirt. Eintreten! Man legt sich Tuch — ein seltsamer Barbier das! Er ist so still, — er spricht vom Wetter — er schleift das Messer so lange, — wenn der Mann epileptisch wäre — sein Messer gleitet — er blickt so seltsam — was! Auf die Worte am geöffneten Schreibtischen blickt er — Schurke! Man springt auf. Was ist, mein Herr! — Schauen Sie meine Gurgel, meine Haut wollt' ich sagen. Ihre Messer tragen wie eine Säge! Das Gesicht entschuldigt sich und sieht Alexander Dumas leben. Der Dichter kann sich entkleiden, kann ungestraft jetzt — ein Bad nehmen. Er erkundigt sich nach einer Badeanstalt. Es ist sehr gefällig ein Schiff auf dem Fluß, an dem die kleine Stadt liegt. Die Situation ist ausgesucht. Ein Bad auf einem Schiffe! Der Dichter reservirt, noch ehe er entkleidet ist, ein Capitel: Das Badeschiff. Er steigt in das Schiff, entkleidet sich, sieht, sich abtrocknend, durch ein Fenster Dumas auf den ruhigen Wasserspiegel — auch diese Natur ist ausgesucht. Er liegt: — Einen Tag — kein rothes Schiffsvolk — rein englischen Dienst zur Verfügung. Man hatte bemerkt, daß der eine Matrose über Nacht die Reinlichkeit seiner Haut so sehr vernachlässigt hatte. Der Matrose besuchte gewöhnlich ein Gasthaus. Der Verfassung seines Körpers und der nach seinem Gehör gestigten Vermuthung hatte einen Taucher gewonnen — Ein gefährliches Capitel über diesen Taucher — der Taucher stammt aus Ostindien, war ein gelernter Perlenfischer, einer Perlenfischerei hatte ihn weiten ins Meer gebracht, nämlich unter den Lauchergürtel — diesen Taucher — Matrose natürlich, gefährlich, verdächtig,

stellenweise eng, natürlich heiter, aber angefüllt bei der Marine in Brest als Schwimmlehrer, Schiffbruchstrümmerfischer, Hafengrundbodenreiniger — alles diese Taucher — es liebt natürlich eine Herzogin, die Herzogin liebt ihn in manchen Stunden, wo sie der Civilisation überdrüssig ist, als ein Phänomen wieder, — und da die weiße Gesellschaft sich endgültig auf den gelben Sohn der Natur verlassen kann, so braucht sie ihn zur Vernichtung des Marquis, ihres Exlieb, auf dem Todesschiffe — sie braucht sein Gift, seine Instinkte, sie hat Schulden, ihr Civilisationsanbeter ist ein Wüstling — sie braucht Gift — der Taucher kappt also heimlich die Ankertaue des Todesschiffes, natürlich in der Nacht, bei Sternenhimmel und gerade vor dem dreigehnten Tote — natürlich einem Tode mit Kräutern, Giftkräutern, angerichtet schon lange von einem bestochenen Arzte oder vielleicht dem Malayen selbst — der Malaye wird später wieder den Arzt, einen Schuft guter Klasse mit sentimental-sathanischer eleganter Verzierung, aus dem Wege räumen, da der Arzt sich als unzuverlässig zeigt — kurz der Malaye kappt das Schiff an und kappt sämtliche Taue in der Nacht vor dem dreigehnten Kräutertode — schauerliche Schilderung vom Rudern und Plätschern des Tauchers in der stillen Sternennacht — nur noch an zwei Tauen hängt beim dreigehnten Tode das tolle Todesschiff. Der Marquis besteigt die Todesbrücke, geht in seine Zelle, entkleidet sich, merkt etwas so sonderbar unter seiner Zimmerwanne hin und herrutschen, es ist der asiatische Taucher, der unter ihm wegrudert wie eine Seeschlange. Das Schiff — es schwankt — es taumelt — ein Ungewitter — gut — eine Sturmbe, man sieht — das Schiff sinkt, die Todesten sinken, ertrinken, der Malaye schwimmt unter den Delphinen wie der Hechtfisch im Meere, zieht sie hinab in die Tiefe. Hülfe! — Man hört sterben. Um Gottestwillen, was ist! Alexander Dumas ruft selbst: Hülfe! klingelte selbst. Er bestimmt sich. Einmal Zuckerbrot gemahlen werdend, sagt er einfach: Le tango! Die Milche! Mein Todesbrot! Drei Leintücher zum Abtrocknen; aber gut durchwärmt! — Unser Dichter, der es liebt, die Haut ein wenig stark zu reiben, verläßt mit Behaglichkeit die Zelle, das Todesschiff, die kleine Stadt, von der er nichts gesehen hat als den Marquis, den Malayen, die Herzogin, drei Leintücher und ein durchwärmtes Todesbrot.

Man versichert, daß Dumas und Sue Tage haben, wo sie den Regungen ihres Herzens, ja sogar ihrem Ruhme mißtrauen. Sie essen von silbernen Schüsseln, aber sie kommen sich dabei doch vor wie Bettler, die vor den Thüren um ein Almosen bitten. Wer klopft? Der arme Alexander Dumas, er bittet den Grafen von Monte-Christo um eine Schüssel Erbsen oder ein Gericht Linsen; ihn hungert. Es kommen seine glänzend galonnirten Diener, sie bringen Speise, Erquickung, sie bringen ihm auf einer Schüssel die Gedichte statt Erbsen. Wie unglücklich machen ihn da die Gedichte des Grafen von Monte-Christo!

So leben diese Dichter über Zeit und Raum hinaus. Für sie gibt es nicht Wirklichkeit mehr, sondern nur die Phantasie. Daß die Grenzen der Phantasie Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit heißen, ist ein abgeschaffter Satz, und so muß es viel kommen, daß sie an sich selbst irre werden und andere Menschen sogar statt ihrer leben lassen. Der Grafe von Monte-Christo hat, wie bekannt, seit Jahren einen Schatz von Menschen um sich, die ihm überall hinlaufen und überall von ihm geprüft und getauft werden. Einige nennen sie seine Schmeichler, andere seine Freunde, andere seine Mitarbeiter. In Wahrheit sind es aber nur die Organe seines eigenen Lebens. Sie hören, schreien, lachen, essen, trinken für ihn. Diese Umgebungen muß er haben, um an sein eigenes Dasein zu glauben.

Das Testament der „Femme" bringt jetzt die Memoiren dieser Dichterin. Sie wird darin ohne Zweifel wie Karl V. auch schon sein Leichenbegängniß lesen. Sie wird die Reden wiederhören, die an seinem Grabe werden gehalten werden, sie wird den Sarg, der mit Immortellenkränzen behängt ist, auch der Name Hallen, es wird erzählen, daß

sich plötzlich der Doctor öffnete, der Letzte sich regte, die Augen aufschlug, die Geschichte seines Schlaftrunkes zu erzählen begann, und die Redaction der „Presse“ wieder ungestört. Wir freuen uns, den Lesern für den Beginn des neuen Quartals von den heute eigentlich mit dem Tode des Herrn Alexander Dumas beendigten Memoiren desselben eine Fortsetzung versprechen zu können, ein neues Werk unter dem Titel: „Die Geheimnisse des Louvre“ in zwanzig Bänden nebst einem Epilog: „Das Thal Josaphat.“

Ein Mädchen aus dem Volke.

Erzählung in sieben Capiteln.

Viertes Capitel.

Unter dem Dache.

Oswald hatte in der von Graffinen im Portefeuille bezeichneten Richtung vier Stiegen hinter sich und hielt jetzt einen Draht ohne Griff in der Hand, der eine Klingel betreiben sollte. Eine alte Frau öffnete. Die Nähterin, die für den Frauenverein arbeitete, hieß es, wäre nicht daheim, würde aber jeden Augenblick kommen. Oswald fragte, ob er warten dürfte. Mit dem größten Vertrauen öffnete man ihm eine auf den engen Vorplatz hinausgehende Thür. Er trat in Graffinens kleines, aber freundliches Zimmer. Nur ein Fenster erhellte es; es ging auf's Dach hinaus. Eine Schlafkammer nebenan war geschlossen. Unter den schrägen Seitenwänden der Mauer nach der Straßenseite zu standen eine Kommode, ein geschlossener Waschtisch. Die Fensterseite selbst war verstellt mit einem Tisch, auf dem unter mancherlei Nähapparaten ihre Schulhefte und Bücher auflagen. Auf dem Fensterbrett stand ein Tintenfaß mit einem Federhalter, das wahrscheinlich Stahlfedern enthielt. Die Weinhauer'sche bunte Gesellschaft der Stahlfedern lag wenigstens auf dem Tische zerschnitten zu kleinen Sternen, auf denen Zwirn und Seide aufgewickelt war. Die Wirthin, die mehr aus Höflichkeit als aus Mißtrauen den wahrscheinlich seiner Weiß-Wäsche wegen so hoch geehrten Herrn aufhalten wollte, erzählte ihm von Graffinens Fleiß und sachte über die Bücher und Schreibhefte. Oswald, mit entschuldigendem, daß Graffine die Bücher hatte, ihre wissenschaftliche Ergänzung einmal zu berichtigen, blätterte darin. Es waren französische Elementarbücher, Rechenbücher, Briefbücher mit verschiedenen Schriftarten. Der Lehrer, erfuhr er, war auch hier meistens Herr Wächter. Oswald grübelte in den Gedanken, ob dieser Zweig der Geldbildung weil über Graffinen gekommen wäre, seit sie sich so plötzlich seinem Interesse für sie bemerkbar hatte? Einige Augenblicke darauf nahm ihm Graffine selbst diesen Gedanken und sagte ihm als nächste Veranlassung dieser Studien eine ganz andere Veranlassung.

Graffine war nach wenigen Minuten erschienen. Sie erschrak weil, was aber von dem Scharfe Oswald's nicht übersehen. Sie gestand ihm offen, daß eine innere Stimme sie gesagt hätte, ein Ihr aus ihrer Familie früher so freundlich gesinnter Mann würde nach der traurigen Begegnung vor den Schranken des Gerichts sie nicht unbesucht gelassen haben, um ihr ein Wort des Trostes zuzusprechen. Oswald erkannte Graffinen von dem Gefühl ihres Verlustes mit den Gedanken sich ganz allein erfüllt zu sehen. Er hätte viel lieber gehabt, in Graffinens Seele nur das eine Gefühl, daß das Schwergefühl aus das Verbrechen durch seine Trennung angerichtet. Zur Gegenwehr, diese Trennung gerechtfertigt sich für Graffinen, wie sie sagte, von selbst. Was hätte er auch länger in ihrem Hause, in ihren beschränkten Verhältnissen unter ihren Gesellschaften, die sie ihm angefangen hatten Schande zu machen? Von ihrer gänzlichen Unkenntniß mit der

immer ehrerbietiger geworden und doch nach Scharfenek's Erzählung ist beunruhigend wenig. Malvina sprach sie wie von einer großen „Unerfahrenheit", welche die Quelle aller ihrer gegenwärtigen Mißgeschicke geworden wäre. Und als Oswald sie über den Grund beruhigte und von ihrer dem Inquisitorium, seinem Freunde, vollkommen erwiesenen Nichtbetheiligung an dem Leichtsinne eines Mädchens, das später auf drei Namen bald des Grafen, bald seines Kammerdieners überall entliehen und geborgt hatte, sprach, mußte er die mit wahrer Angst ausgesprochene Frage hören: „Aber kommt denn das nicht Alles vors öffentliche Gericht?" Oswald beruhigte sie und erstaunte, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß Ernestine Ehrgeiz besaß. Sie gestand ihm, daß sie zum ersten male über ihre mangelhafte Bildung erschrocken wäre, als sie, wegen ihrer Brüder vor Gericht gerufen, lesen, schreiben und einige dabei vorgekommene Zahlenverhältnisse hatte ausrechnen sollen. Man hätte damals manches Wort, das sie oben gesprochen, in der Niederschrift verbessert; seitdem wage sie kaum den Mund aufzuthun in der Angst, die Sprache mal irrthümlich zu gebrauchen. Sie war darüber so in Sorge gerathen, daß sie beschlossen hatte, nachzuholen, was bei dem traurigen Frühverbrauch der Kinder zu den Zwecken des Hauses und der väterlichen Gewerbe bei den Kindern der Armen auch an ihr versäumt worden wäre. Oswald erstaunte über alle diese Aufklärungen, die Ernestine in einer eigenen Mischung von Scherz und Ernst gab. Anderen von Bedeutung gab ihr bald ihre Darstellung der Lagen, in denen sie seither sich befunden, und eigentlich rasste sie Alles mit Aengstlichkeit zusammen, was sie an Thatsachen nur auftreiben konnte, um nur ihren Ernst zu unterhalten oder weil noch nicht, um einer gewisse Leere und Oede nicht eintreten zu lassen, die bei einem geistvollen Gegenüber mit Männern für Frauen oft so verhängnißvoll wird. Oswald hatte freilich des plaudernden Mädchens Hand ergriffen, aber es lag so viel Unbefangenheit in ihr, daß er seiner aufwallenden männlichen Empfindung Schranken setzte. Inzwischen kam auch eine Störung. Herr Wächter, der Lehrer, hatte draußen geklopft. Oswald erhob sich mit der Bitte, sich zuweilen nach Ernestinens Wohl und Wehe erkundigen und sie mit seinem Rathe unterstützen zu dürfen. Ernestine errötete und dankte befangen. Den hingleitenden Seitenblick des draußen harrenden Lehrers, der einen Stoß von Büchern unterm Arme trug, bemerkte Oswald im Gehen um so weniger, als für sein mildert Gesicht schon bei Scharfenek's Eintritt etwas Röthendes in dieser Abhängigkeit der Bildungsbedürftigkeit von einem verkommenen Lehrer gelegen hatte.

Und wenn es denn nicht schon so ergangen, daß er zu einer Begegnung mit einem weiblichen Wesen sich mit allen Einflüsterungen seiner Einsicht und seiner Phantasie rüstete, sich ausmalte, wie er vor Augen, von denen er sich bezaubert wähnte, stünde, wie sie niederschlügen, wie sprechen, was erwidert hören würde, und zurückkehrte an den Ort, wo die Phantasie oder die Einsicht ihre triumphirenden Erwartungen sich ausmalte, wie fühlte man sich enttäuscht, beschämt, nicht selten von einem edeln, würdevollen und tugendhaften Weibe beschenkt! Oswald hatte ein ähnliches Gefühl. Er hatte geglaubt, er würde von Ernestinen sich heute nicht trennen können, ohne daß sie verwundet in seinen Armen läge; er hatte geschwelgt in dem Gedanken, sie würde ihre Zukunft an seinem Herzen ausweinen; und nun war der Eindruck so völlig anders! Sie saß so gefaßt, entwickelter als früher, wenn auch die Röthe ihrer ersten Ueberraschung sich verloren hatte und dafür die Röthen der schönen vollen Farben Augen gerichtet waren. Aber ihre ganze Erscheinung wirkte heute mehr ästhetisch abwehrend, als magnetisch anziehend. Diese Mittheilungslustigkeit, wie erbarmen sie ihn, wie erfüllten sie ihn mit stummer Achtung! Aber daß er nicht auch Ernestinens Geheimnisse hatte abnehmen können, sie blickte nur im Vorübergehen auf ihn an wie eine Enttäuschung! Und durfte vor der gerichtlichen Oeffentlichkeit warnen sie! Daß Gustav alle Mittel seiner Ankunft sei — und doch, doch mußte auf die Klage wegen ihrer ganzen Erscheinung. Die Beschämung des ersten Grades, so

hell, so friedlich — diese freie selbständige Walten einer Naturkraft für sich, — diese engbegrenzte, ihr allein angehörende Welt, — diese Wärme der Hand, die er einige Minuten gehalten hatte, — diese räthselhaften und so viel verschleyernden Augen, — diese schwere Goldfülle angehörte einer blühenden, schönen Mädchens — alles Das schmückte ihre Erscheinung mit neuen Zauberen und war wiederum einer so Verlobten für Oswald's sanftes Gemüth, daß er zu Scharfeneck hätte eilen und ihr sagen mögen: Auch in dieser kleinen Welt, die du verachtest und so herabsetzest, gibt es Erscheinungen, welche die Seele ergreifen und die dein „emporgerichtetes" Auge lange prüfen müßte, bis es ihren Grund und ihr wahres Wesen ganz erforscht hätte.

In weichen Seelen wirkt die Liebe elektrisch; in starken magnetisch. Für Scharfeneck's Natur wäre es unmöglich gewesen, sich durch Ernestine angezogen zu fühlen. Oswald liebte sie. In Ihrer er sie sah, wußte seiner wurde sein Bekenntniß. Ein beschäftigte ihn und nicht etwa nur sein Gefühl des Verlassenseins, sein Bewußtsein des traurigen Sichaufschwingens, wie er sich zuweilen vorwarf und mahnend sich anklagte; nein, die Wiederherstellung dieses Umgangs war dennoch Bedürfniß. Trug seine dem Irdischen zugewandte Natur die Schuld, so konnte er diese Natur nicht ändern. Er sah Ernestinen fast jeden dritten Tag, schrieb ihr oft in der Zwischenzeit, schickte ihr Bücher zum Lesen, holte sie an Orten ab, wo er sie zu finden hoffen konnte. Und weil ihn zu diesen Huldigungen Liebe trieb, reine und lautere Liebe, so wagte er in bellemmender Betrachtung seiner Gefühlsaufregung am wenigsten stürmische Bewerbung. Wieder fürchtete er, jede Berührung der Hand müßte die ganze Lustspielerzählung seines gegenwärtigen Lebens zerstören. Es war wieder wie in der Werkstatt. Und ist nicht reine Liebe das Gegenbild Pygmalion's? Pygmalion konnte nicht ertragen, daß ein Marmorbild von unendlicher Schönheit unter seiner Hand nur kalter Stein blieb, die Götter entscheidenden, die Göttin des sinnlichen Genusses schenkten ihm eine in seinen Armen Fleisch und Blut gewinnende Galathea. Die Liebe der christlichen Welt kennt die Wirklichkeit, daß volle, warme, pulsirende Leben in Gegenstände der Anbetung um, in Marmorbilder, der Andacht und Verehrung geweiht.

So verflossen bis zu einer hereinbrechenden Katastrophe Monate. Oswald konnte vor den Augen der Nachbarn nur für Ernestinens Geliebten gelten und wie sehr er es war, bewies ihm die unbedingte Hingebung ihres Vertrauens. Würde sie sein Werben, seine Besuche, seine Aufmerksamkeiten geduldet haben, wenn sie davon nicht beglückt gewesen wäre? ... Und fast ein Jahr ging so hin. Ernestine war von der Nothwendigkeit eines häuslichen Erscheinens an den Schranken des Gerichts vorläufig gehindert. Ihre Brüder waren von der Stadt, die sie für ihre Thätigkeit traf, endlich wieder hier geworben; auch Malvine, die „bei verschlossenen Thüren" ein Unrecht getroffen, war auf seinen Höhen und hatte sich vom Schauplatz ihrer Verirrungen nach Hamburg entfernt. Oswald vernachlässigte seine Landbahn nicht. Er arbeitete in Gedichten und mit Fleiß. Er schrieb den Aeltern regelmäßiger als in der Zeit, wo er bei Ihnen von Weimaren verkehrte. Er war höflich, beschäftigt durch sich selbst, durch seine Lage, durch Ernestinens Liebe, die ihm diese schenkte über einen Gedanken an die Zukunft. Sie wußte, daß sie nicht das einzige Mädchen aus dem Volke war, das einem von der Gesellschaft über sie hinaus gehobenen Jüngling einen Tages nicht sein würde als ein entzogenes Heiligthum und über ein Opfer der Nichtachtung, die einer gesunde Verwandte in der Ordnung finden mußte. Oswald's Gattin ... das war ein Begriff, der unter ihrer Liebe nicht aufgesprochen wurde.

Scharfeneck war zurück in die gemeinschaftliche Heimat. Wie in einigen in seinen Briefen wurde Oswald einen Tages von einer bösartigen Krankheit überrascht, in der er Ernestinen hatte. Sie hatte schon oft in großer Angst um gebangt, daß ihr Bräu-

sie belästigten, Geld von ihr erpreßten, sie des Hochverraths anklagten und auf solche Art ihr friedliches Leben störten. Sie hatte nicht den Muth hinzuzufügen, daß die Brüder auf ihrem Verhältniß zu Oswald Berechtigung pochten, sie mit Spott und Hohn zu behandeln. Sie sagten ihr wol, sie sei nur Ihresgleichen und kaum mehr als Mobilien Milde .... Oswald ahnte diesen Zusammenhang nur, glaubte, als er sie an jenem Tage in äußerster Unruhe antraf, ihr die Versicherung geben zu müssen, daß er sie vor den Belästigungen ihrer Verwandten schützen würde. Es war aber, wie sie sagte, eine andere Ursache, die sie in diese Aufregung versetzte. Oswald forschte. Unter Zusicherung des unverbrüchlichsten Schweigens erfuhr er, daß ihr entdeckter, unermüdlicher Lehrer, ihrer Wächter, ihr eine ansehnliche Summe Geldes übergeben hätte, die sie ihm aufbewahren sollte, er fürchte in seiner Wohnung seit einiger Zeit für deren Sicherheit. Oswald fand dies Vertrauen lästig. Er sah darin eine Zudringlichkeit. Schon längst war ihm aufgefallen, daß er in dem nahe an die Vierzig gerückten Manne, obgleich er vor ihm seinen weißen Hut immer bis tief zur Erde zog, eine Art Rivalen hatte. Ernestine nannte Wächtern einen vortrefflichen und bewundernswerthen Menschen. Immer furchtsam, gedrückt, ängstlich hatte Wächter ihr schon oft gesagt: er schme sich, die Liebe nur eines einzigen Menschen auf Gottes Erde zu gewinnen. Es ist ein schmutziger Geizhals, erwiderte Oswald, ein Angeber, ein Zuträger, einer der Menschen, wie ich deren Vielen schon begegnete, einem Fritz Hockert, einem Privat-Schreiber Schmeljing und ähnlichen unächten Leuten, ohne die leider die Gerechtigkeit nicht den Arm über die Werke der Nacht ausstrecken kann! Ernestine hatte diese Anklage entschieden in Abrede gestellt und ihren Lehrer mit einer Wärme vertheidigt, die Oswald mit Schmerz und doch verwundert aufnahm. Nun fand er das Vertrauen Wächter's, Ernestinen eine Summe von fünfhundert Thalern zur Aufbewahrung zu übergeben, gerades wegs auffallend. Es sah darin eine ganz offene Bewerbung, eine Darlegung seiner Glücksumstände und nannte das Geld einen Köderlohn. Nein, erwiderte Ernestine, ich weiß, daß Wächter seit Jahren spart, schon als Kind in einer Erziehungsanstalt ein eigenes kleines Vermögen erworben hat, weil sich vornehme Gönner für ihn interessirten, er darbt sich den Bissen vom Munde und lebt mit der Uhr in der Hand. Nun, sei Oswald ein, dann ist die Verantwortlichkeit, die man für die Bewahrung einer so ansehnlichen Summe hat, nicht minder gefahrvoll. Ernestine gab ihm Recht und versprach, dem Lehrer das anvertraute Gut schon morgen zurückzustellen.

Es war an einem Sonntagabende. Scharfeneck war zurückgekommen und hatte dem Freunde tausend Umarmungen und Grüße von der Heimat gebracht. Oswald nahm auf seinem Zimmer alle Beweise der Liebe mit gleicher Stimmung entgegen, unterrieth aber doch, daß auf die Länge ihm Scharfeneck's Besuch lästig wurde: es war die Zeit, wo er gewöhnlich schon jeden Abend zu Ernestinen ging. Aber gerade, als wenn Scharfeneck geahnt hätte, daß Oswald eilte, gerade deshalb blieb er. Er rauchte nicht einmal, streckte sich nicht behaglich, wie er pflegte, auf dem Sopha, sondern trommelte mit den Fingern auf den Tisch und erzählte Dies, erzählte Jenes und blieb. Als Oswald nahe daran war, nach der Uhr zu greifen und damit ein bittendes Zeichen seines Ungestüms zu geben, begann Scharfeneck ein Geständniß, bat den Freund seine Uhr, seine gewechselte Stunde und für heute Ernestinen vergessen hieß. Scharfeneck berichtete seine Verlobung mit Sabinen, Oswald's Schwester. Der überraschte Bruder sprang auf, warf sich dem Freunde an die Brust und mit Thränen, die ihm vor Freude und Rührung in die Augen traten, rief er: Sabine verlobt? Und mit wem? Noch mit wem? Scharfeneck mußte erzählen, wie er die längst im Stillen gehegte Neigung der Schwester für ihn erkannt und wie er dann gekommen, sich anzubieten. Eine Schwester, eine gute und liebliche Schwester kann einem schlechten Bruder über Nacht gehen. Statt mit Thränen

an dem weiblichen Geſchlechte oft haſſen, verſtanden wir — wer will es widerlegen! — den Erfahrungen an Bräuten oder Gattinnen, und was wir an ihm wahrhaft liebten, verdankten wir der Erinnerung an unſere Mutter und an eine Schweſter, die ſich bewährte zum Glücke war.

Nachdem Scharfeneck dem Freunde ſein ganzes Glück erzählt, war natürlich ſein heute Löwald's Plan, Graſſinen zu ſehen, aufgegeben.

Am folgenden Morgen kamen Briefe von Hauſe, Anfragen, Auftrage, Grüße wieder an den Freund, die er ſelbſt ausrichten mußte. Er ſuchte Scharfeneck ſchon in aller Frühe auf, und ſo neubefeſtigt war jetzt der Zuſammenhang beider Herzen, ſo viel gab es zu erzählen und ſo endlich Pläne zu entwerfen, daß Löwald wieder den ganzen Tag von Scharfeneck geſtohlen blieb. Und konnte ſich der jüngere Freund verſchweigen, daß in dem Bunde Scharfeneck's mit ſeiner geliebten, in gereifter, edler, reifer, in der Würde der Hausfrauenkraft aufgewachſenen und von ihr behüteten und nun ihm plötzlich ganz wie der verklärten Schweſter etwas lag, was ihn mit der Geſchichte ſeines eigenen Herzens gegen den Freund tief herabdrückte? Hätte Scharfeneck die Hand der Frau von Wylmann, wie man lange glaubte, gewonnen gehabt oder ſich mit einer von den Lieutenantsgeſtalten verlobt, ſein Verhältniß zu einem armen Mädchen aus dem Volke würde ihm nicht nur mit der vollen Parole einer höhern Berechtigung dagegen beſtanden haben, ſondern es hätte ſein Gefühl an Wahrheit und innerer Begründung noch überwogen. So aber gegen dieſe ruhiggeſchloſſene, zwei ehr Familien beglückende Verbindung, gegen dieſe von den heiligen Laren des Hauſes geſchützte Liebe, die eine hoffnungsloſe geweſen war, da Graſſine nicht glauben konnte, bei Scharfeneck mit den Erſcheinungen der großen Welt wetteifern zu dürfen, gegen dieß traumhaft reinigte Erklären der Gefühle des Freundes an dem kleinen Drama des Duells, am Rande der eingeſtürzten Eiſchlaufe, in den traulichen Schatten eines nahegelegenen Parkes, der einſt Scharfeneck ſelber gehörte, gegen dieſe tiefe, gehaltvolle, innere Einfachheit des Glückes ſeiner einzigen Schweſter trat ſein Traum mit einem Mädchen des Parkes, einer Schweſter verbrecheriſcher Brüder, einer Proletarierin, die vor der Bewerbung eines anheimlichen Menſchen, der ihr, um ſeine Mittel zu prüfen, ſechshundert Thaler aufdrängt, wie vor einem moraliſchen und faſt in ernſtliche Ueberlegung zu ziehenden teufliſchen Ehevertrage erſchrecken mußte, entſchwand in den Schatten. Er ſchwieg zwar nicht, als ihn Scharfeneck nach Graſſinen fragte, er vermied ihm ſeinen Stand noch mußte er ſchweigen, als der Freund ſagte: Deine Augen ſind nicht wenig betrübt über dieſe Verirrung, wie ich ſie nennen muß. Er haben von mehr als einer Seite darüber die grauſamſten Erkundigungen eingezogen. Pfarrer Dämmer erzählt jeden Tag Neues. Man glaubt ſich verloren. Ich gab aber dem Vater Recht, der mir ſagte, ſein Stolz verböte ihm, die über dieſe unglückſelige Folge einer Bekanntſchaft zu ſchreiben, die er leider ſelbſt veranlaßt hätte. Ich erklärte Allen, daß du dich ſammeln würdeſt. Und in der That ſammle ich wieder auf meinen alten Gott zurück. Ich ſprach von Chamiſſo's Gang vor länger als einem Jahre, heute an Jean Jacques Rouſſeau's. Was wäre aus dieſem großen Geiſte geworden, wenn er ſich von dem unwiderſtehlichen Drange nach den ewigen Anfängen der Geſellſchaft hätte befreien können! Die Großen gegen die Armen und war weil er häßlich war und ſich eingreifend benehmen konnte, erklärte er die Großen für falſch, beſtechlich, erbärmlich und lebte immer wieder in den Schmutz einer geringen Größe zurück mit einem Ekel wie Thersit bezeugen. Weiß, du willſt ſein Schickſal ſein und ich will dich nicht ſchelten, wenn ich Graſſinen Wylmann mit Thersit bezeugen vergleiche. Es mag ein Traum, mit einem ſtarken Geiſt begabter und ungeſtalteter Menſch ſein. Aber die Umgebung, Freund! Dieſe Menſchen, die an ihr hatten! Wie konnte es Tod kommen von ihr, einem verbrecheriſchen Vater, verbrecheriſche Brüder, ſchändliche Verwandtſchaft! Da lagt vielleicht, du mögeſt ihr ein reiner und treuer Freund

wen wie Nachtluft der Gott der Erde beim Dichter das verlorene Kind der Sünde! Aber der Gott, der zu dem reinen Aether einer vorurtheilslosen Welt führt, wird du durch eine Heirath mit diesem Mädchen nie werden. Im Gegentheil, mit ihr verbunden, kann beginnt erst die irdische Bedrängung, dann hört die Entwickelungsfähigkeit, die sich jetzt an deiner Hand zu bilden sucht, auf; dann tritt der Abschluß des Philisterthums und nicht weiter! sogar unter dem Glorienschein der häuslichen Tugend und der bürgerlichen Tüchtigkeit auf. Selbst dies Abwerfen der angeborenen verwandtschaftlichen Elemente würde mich an dem Mädchen erschrecken. Ich würde immer fürchten, ein solches Wesen büße etwas von der Reinheit ihres Herzens ein, wenn man sich vor den Besuchen eines unwürdigen Vaters verleugnen muß, wenn man rathgeberisch kalt und schroff gegen Brüder, Schwestern, Verwandtinnen aufzutreten hätte. Ich würde dich ewig bemitleiden, Freund, wenn du die diese Zukunft bereitetest. Noch ist es Zeit, daß du dich entraffst! Noch gelingt die ein männlicher Entschluß und wenn du Liebe bedarfst, wenn du sehen mußt, daß deine Person mit klopfendem Herzen irgendwo erwartet wird, so knüpfe irgendwo ein Verhältniß an! Geh' von diesen kleinen Wiesenrainen fort! Die Wolmany, eine Mitvorsteherin des Frauenvereins, hat nicht gelacht, als man ihr sagte, eine gewisse Ernestine Waldmann würde von der Liste der Arbeiterinnen ausgestrichen sein, seit sie die ihr übergebenen Arbeiten unregelmäßig ablieferte und ihren Unterhalt von einem jungen Referendar Namens Ernst Oswald bestreiten ließe — sie ist klug genug wie die Schlange, die sie zu vertreten hatte; sie sah noch im Speisesaal nach Marienbad; ich wette, daß diese Frau Alles aufgibt, Literatur, Kunst, alle Musen, Goethe, Schiller, die Vorlesungen, Alles, Alles, wenn du dich entschließen könntest. ...

Oswald unterbrach den Freund. Zürne Deiche auf mich, sagte er, aber vergiß sie nicht!.. Aufgeregt schritt er im Zimmer, sprach von Uebertreibung, schwelgte sogar, aber dies neue Bild, — daß mit der Näherarbeit, dem Frauenverein und der Frau von Wolmany — daß wirkte wie damals der Bericht Tantzmar Wildungen's vom Blutschuh-Spiel im Walde. Er sah diese Arbeiten, er hörte seinen Namen genannt. Dies Gefühl, sich gegenständlich unter den Leuten zu wissen und im Munde Anderer und als Schatten an der Wand und besprochen und erörtert in einem verborgenen Verhältnisse — daß war ihm furchtbar. Es verging wieder ein Tag, bis er sich entschließen konnte, Ernestinen wiederzusehen.

Scharfeneck bewegte diese Stimmung. Die Nachmittage, die Abende schnitt er dem Freunde gewaltsam ab, beschäftigte sich seiner und gab ihn ohne Gewalt nicht mehr heraus. Ernst Oswald, ein Gemüthsmensch, verzweifelte an seiner eigenen Schwäche. Er wollte schreiben und zerriß die Briefe. Er wollte gehen und erschrak vor seinem sechsten Tage, wie er sein Ausbleiben bis zum vierten, fünften entschuldigen sollte. So gingen zehn Tage hin. Mit Gewalt legte er sich Entfernungen auf, die er zurückgelegen hatte, er nahm Bücher und fuhr weit über Land, um sich zu zwingen, zu sich zurückzukehren, Abends spät erst wieder in der Stadt einzutreffen. Vergebens! Bei einem dieser gezwungenen Spaziergänge überkam ihn in Mitten einer Wildniß, an dem stillen Spiegel eines kleinen Sees, wo am Ufer zerfallene Schilf und Moos hüllenherzen Vergißmeinnicht blühten, eine solche Wehmuth, daß er an sein gefolztes Herz greifen und laut ausrufen mußte: Ich ertrag' es nicht länger! Er rannte durch den Wald der Landstraße zu, rief den ersten Wagen an, den er vor der Stadt zurückkehren erblickte, sprang hinein und bezahlte für die beschwerliche Fahrt das Doppelte. Noch war die Sonne nicht untergegangen, als er am Eingang der Straße, wo Ernestine wohnte, still halten ließ, den Wagen verließ und mit stürmischem Drange die Stufen zu dem bescheidenen Kämmerchen im Dache hinaufsprang. Er klopfte. Man öffnete nicht. Er klopfte. Man näherte sich seinem Thürchen und bebutsam. Die alte Frau, wie vom Amt gerufen zu seyn schien, sagte langsam: Wer da? Es

wald wandte sich. Man schaute und berichtete jetzt Dinge, die ihm das Haar zu Berge stehen machten. ... Draußen war gründlich eingepackt. Die Zimmer war untersucht, ihre kleinen Habseligkeiten waren verstaut worden. Ludwig Wächter, den lieben Gott Vierzig, hatte man auf einem der am Wasser gelegenen Quais in verschneiter Nacht erwarten gelassen.

(In der folgenden Nummer das sechste Capitel: Ludwig Wächter.)

Das Wasser und die Wolken.

Einleitung zu einer Reihe von Naturbildern von Karl Müller.*)

Den Bewohner des Binnenlandes ergreift ein eigenthümlich erhebendes Gefühl, sobald er sich auf seinen steilen Bergen heraufwärts und sein Blick zum ersten male über den Ozean hinweg schweift. Eine unendliche Majestät ist über die breiten mächtigen Flächen der Erde ausgebreitet, welche hier als Festland und Ozean, als zwei schroffe Gegensätze, nebeneinander ruhen. Im einfachen kindlichen Naturgemüte stählt sich der Wanderer durch die Unermeßlichkeit des Meeres und seiner Einheit vielleicht ebenso kampfesfreudig wie jene Völker der unendlichen Steppe, in denen ihnen, z. B. den Juden, vielleicht gerade durch den Eindruck des Unendlichen ihrer Wüsten der Gedanke eines einigen Gottes zuerst aufging. Schützern — weil des Meeres noch unkundig — bleibt er weit von den mit Donnerbrausen hochstürmenden Meereswogen entfernt in tiefen Gedanken versunken stehen und wagt es erst ihm zu nahen, sobald er den Bewohner des Meeresufers jauchzend an dem Saume der Wellen vorbeischreiten sah. Das großartige Leben in den brausenden Wogen und das Riesige der Wassermasse im Verhältniß zu seiner eigenen Winzigkeit hatten ihn unwillkürlich erschreckt, ihn, der in seinen Gebirgen nur Bilder des Ewigen Starren sah und der nun am Ozeane die einst so gefürchteten schroffen Gebirgsküste seiner Heimat als so winzige Zwerge erkennt. Allmälig gewöhnt aber auch er sich an das Großartige. Vielleicht nun gelagert in einem engen Dünenthale, wo ringsum ihn der milde Meereshauch durch den Dünenhafer säuselte, schweift sein Blick auch aufwärts zu den Wolken. Das Staunen hat einem ruhigen Sinnen Platz gemacht. Nun findet er in der unendlich mannichfaltigen Welt der Wolken die Wogen des Meeres wieder, die, wie erlösgewordene Kinder, durch die erlösenden Sonnenstrahlen auf ihren Wegen emporgetragen, auf den Flügeln der Winde sich hinaufschwingen in die weite Welt, wo es zu seinen gibt mit tausenden und abertausenden von Diamantsternen, welche sie schon mit dürstenden Augen erwarten. In weiter Ferne, umgeben von mächtigen Bergketten und grünenden Wäldern, sieht er sie im Geiste als Regen herniederklingen auf die Blumen, Regen sprossend den Pflanzen der Haine und der Flüsse des üppigen Ackerbaues. Lebender Quellen sieht er aus dem Busen bewaldeter Gebirge hervorsprudeln, grüne Matten erzeugend, wo sich schöne Heerden des Landwirthes umhertreiben. Bäche sieht er entstehen, wo sich Quellen mit ihren Wässern vereinen; Flüsse, wo sich Bäche verbinden; Ströme, wo sich Flüsse vereinigen zur ewigen Wanderung. Endlich sieht er die ehemaligen Wogenbrüder, die Wellen, wieder heimkehren zum großen Vaterhause, zum Meere, um vielleicht bald wieder eine ähnliche Wanderung über neue Länder zu beginnen und so fort in ewigem Wechsel, in ewigem Himmelsdurst und ewigem Erdenweh, von Jugendlust glänzt

*) Der Mitherausgeber der allgemeinen Familienzeitung „Der Natur" beginnt hiermit eine Reihe von populären Darstellungen aus der elementarischen Welt und gedenkt der Leser

bis der Sommer zu dem alten Neste mit seinen Vögeln, wie der Winter wieder zur alten Heimat der Nacht zieht.

Damit ist der Mensch in seinem Sinnen an der Grenze des höchsten Naturrätsels angekommen. Er sieht, noch einmal zurückblickend, den großartigen Kreislauf des Lebens nicht allein um die Erdkugel, sondern auch über sie hinweg, in sie hinein und zum alten Platze zurück. Er sieht die ganze Nichtigkeit seines Bildes, welches den Leben als das Herz der Erde darstellte, von welchem die Tiere, Pflanzen und Gesteine der Continente wie Adern ausgingen und gleich den Adern des thierischen Leibes ihr Blut auch wieder zum Herzen zurückführen.

Aber wozu dieser ewige Kreislauf? Mit dieser Frage beginnt sich sein Geist den Weg zu einer neuen Welt der Anschauung. Sie ist es, zu der auch wir unsere Wanderung beginnen!

Wir möchten das Wasser begleiten als einen Helfer und sind ihm die Antwort auf jene Frage, wozu denn der ewige Kreislauf der Bewegungen diene. Für den Naturforscher, beweist es seinen Bewohnern, wie man einen Stoff erklärend nennt. Wenn sich die Pflanze von den Stoffen der Erde nährt, so erhöht sie dieselben, indem sie die Erde zu etwas Höherem, zu einer Pflanze verklärt, indem sie die Erde frei macht von der untergeordneten Stufe des unorganischen Reiches, seines Reiches, in welchem das Leben der chemischen Verwandtschaft zu einer durch und durch gleichen Masse ohne besondere Organe oder Werkzeuge zu Grunde kommt. Wenn das Thier sich von einer Pflanze ernährt, dann bildet sein Körper die Pflanzenstoffe zu thierischen Zellen um, verklärt sie also zu einem Wesen voll Empfindung und selbstständiger Bewegung. So ist auch die schreiende leblose Erde durch die Vermittelung der Pflanze im Thierkörper erhöht. Diese Naturbetrachtung ist eine so einfache und auf der Hand liegende, daß man darüber nicht weiter zu sagen nöthig hat. In dem großen Haushalte der Natur erhält überall ein Stoff den andern, weil sich Alles nöthig hat zu seinem Bestehen. Es drängt sich jedoch zunächst noch die andere Frage auf, ob diese Erhöhung der Stoffe sich auch auf den Menschen und seine geistige Thätigkeit erstreckt? Wir beantworten sie schon im voraus mit einem lauten Ja! und werden uns bemühen, so kurz und klar als möglich die Beweise dafür beizubringen. Wir werden sehen, wie die Erhöhung der Stoffe unmittelbar gleichzeitig auch die Erhöhung des Menschen zu höherem leiblichen Gedeihen und zur Bildung des höchsten Seelenadels bringe. Wir haben hierzu als Beispiel die Erhöhung durch die Stoffe des Wassers gewählt.

Betrachten wir die Wolken! ... Schon der erste Anblick der Bewegungen in Wolkengestalt greift tief in den Haushalt der Natur ein. Wir wissen, wie verschieden die Einwirkung der Sonne auf die Erde bei wolkenlosem und bedecktem Himmel ist. Wir fühlen es an dem Grade unserer eigenen Wohlbehaglichkeit; wir sehen es an unseren Gluten. Halten wir nun hier die Gegenstände der Erde nebeneinander, unseren nackten, weiß brennenden Himmel neben den tiefblauen der warmen und heißen Länder gestellt den Wintertagen, neben einen Himmel, von dessen Kälte und unserer Handlungen nur einen sehr schwachen Begriff geben: denn kann man sich alsdann eine kleine Vorstellung davon machen, wie verschieden die Länder in ihren Pflanzenprodukten sein müssen, je nachdem die Sonne ihre Strahlen der Erde unmittelbar oder erst durch Wolkenschleier sendet. Jeder weiß, daß das Thermometer im Schatten tiefer steht als in der Sonne. Dem Schatten ähnlich wirkt auch der bedeckte Himmel; und wenn wir im Schatten gemächlicher Bäume sitzen und weniger sich entkleiden als wir in unmittelbarer Sonne, dann wird — weil auch jeder Jeder weiß — kein besonderer Zwang für den Grad nöthig sein, daß die Wolkenbildung einen bedeutenden Einfluß auf das Pflanzenleben haben müsse. Auf der einen Erde mag vielen Einfluß ein nothwendiger sein, auf der anderen ist er ein

unbedingt nothwendige. Es ist jedem gebildeten Gärtner nicht unbekannt, wie die Gewächse Westindiens in unsern Treibhäusern eine auffallende Reizbarkeit gegen directe Sonnenstrahlen zeigen. Dies erklärt sich leicht durch das Klima Westindiens, wo täglich dichte Nebelwolken vor der Sonne vorüberziehen und den Gewächsen des südlichen Archipels einen Schutz gegen die Sonnenglut bringen. Darum sieht sich der Gärtner genöthigt, seinen Treibhauspflanzen durch Bedeckung einen ähnlichen Schutz gegen die Mittagssonne zu verleihen. Dies ist nur eine Art der Einwirkung der Wolken.

Es ist ferner bekannt, welche außerordentliche Mannichfaltigkeit in der Wolkenbildung herrsche. Howard unterscheidet zuerst drei besondere Arten von Wolken: 1. Die Federwolke, wenn die Wolken als feiner weißlicher Federpinsel oder wie gekräuselte Locken am blauen Himmel erscheinen; 2. die Haufenwolke, wenn die Wolken zusammengeballt am Horizont, Gebirgen ähnlich oder wie Halbkugeln über der Gränze erscheinen; 3. die Schichtwolke, wenn die Wolken als deutliche, oben und unten magrechte Nebelschichten über Wiesen und Gewässern schweben. Die beiden ersten Arten vereinigt bilden die übrigen Haufenwolken oder die Schäfchen, alle drei zusammen die Regenwolke. Es versteht sich von selbst, daß diese drei Arten und ihre gegenseitigen Zusammensetzungen nur die am deutlichsten zu erkennenden Formen sind. Mächtig trägt diese Wolkenbildung dazu bei, den Ländern ihre Eigenthümlichkeiten zu geben, an denen der aufmerksame Reisende oder der Fremde bald jeden Menschen seine Heimat erkennt, so bald er so manche gehört; der braune der heitere, sanglustige Italiener unter seiner reinen Himmelsbläue und der ernste Skandinavier unter meist bedecktem Himmel. „Welch einen Unterschied macht nicht das Klima in dem Lebensgemüth! Wie widersprechend sind unsere Gefühle, wenn wir auf schwarze, halb in Wolken eingehüllte Berge blicken und eine andere Kette durch den blauen Duft eines schönen Tages sehen! Auf eine Zeit lang können die einen einen sehr erhabenen Eindruck machen, aber die andern stimmen das Gemüth heiter und glücklich." So sagen auch wir mit dem erfahrenen Reisenden Darwin. Wie viel Schönes, aber auch wie viel Grauenhaftes hat nicht schon der Mensch in den Wolken gesehen, je nachdem sie sich ihm in jenen drei Arten darstellten! Die Dichter der Dichter sind voll davon; dem menschlichen Gedanke der Wolken auf das fühlende Menschenherz Wort und Form zu verleihen und der Maler gesellt sich mit bereitem Pinsel an seine Seite. Hier gehen tausend Schäfchen auf der Weide; dort mischt sich die Sonne mit der Erde, indem die Wolke ihr Schleier wird; dort streckt sich die segnende Hand Gottes aus den Wolken über die Erde: es ist wiederum die Sonne, die mit ihren Wolkenfreundinnen der Erde üppige Weiden und Flauen verheißt. Das Auge Gottes lacht durch die Wolken mit freudestrahlendem Antlitze auch heißt die Sonne das warme Mutterherz und treue Mutterauge. Hier regiert der Herr über die sündige Menschheit und fährt donnernd, eingehüllt in Gewitterwolken, wachend über den Erdkreis und zertrümmernd mit seinen Blitzen. Bei den nordischen Völkern ist es der Thor, der Donnergott mit seinem Hammer, mit seinem Geißbock und Kriegswagen, bei den Griechen Zeus, und die Juno fährt auf Wolkenwagen durch die Lüfte. Dort in grauer Vorzeit der Griechen und Römer saß der Augur, der in dem Fluge der Vögel und dem Flange der Wolken las, was das unerbittliche Geschick über den sündigen Menschen beschlossen. Auf leichtem Wagen (Wolken) schwingt sich Christ zum Himmel empor. Hier singt wonnevoll ein Dichter von Vögeln auf hohem Fall; dort von dem Friedensbogen, den sein Gott ihm senkte durch die Hand der Sonne und mit Wolkenwinden entfaltet. Naturforscher sieht am Hange des wolkigen Berges der Faustschleuderer, die Bilder der Wolken ziehen an seinem Auge vorüber, darf prüft er sich die geheimnißvollen Gestalten in Seele und Magen: er weiß, daß den Gewalten ohne diese Bilder nur ein Summen, Brausen sein würde. Nun ohne Dichter, weiß er, wie das Herz des Liebenden jeden Hauch in den Wolken zu deuten sucht, wenn er am Busenbuch

seiner Braut sieht noch einmal hinaufeilt auf den Berg mit flammenden Wunden. Er hat auch den Landmann gesehen, der im Abendrothe des goldenen Weinfeldes den Vorübergehenden des nächsten Tages sucht. Er hat auch die stille Thräne gesehen im Auge des Greisen, der gern seinen Kummer mit dem verhüllten Antlitze des Himmels vergleicht. Er hat in den Geschicken des Menschen gelesen, wie auch überall die Sonne in einer Strahlenglanze leuchtete, wenn sie [illegible] schon verschwunden schien, durch dunkle Wolken verhüllt.

So greift die Wolkenbildung mächtig ein in den Haushalt der Natur; ist ein wesentlicher Factor des *Klimas*; hilft die Pflanzenkinder der Natur erziehen zur Gesundheit und Nahrung des Menschen; erweckt Tausende von Vorstellungen in seiner Seele; hat Theil gehabt an seiner Geschichte seit Beginn des Menschengeschlechts, und wird ihn darum auch haben bis in alle Ewigkeit. Wo solche Stimmen sprechen, darf man wol auch von einer Erlösung durch das Wasser reden? Hunderte von hierher gehörigen Vorstellungen werden sich dem Leser von selbst aufdrängen. Wir wollen ein nächstes mal vom Regen sprechen.

Schiller und Goethe.

Einleitung zu literarischen Unterhaltungen.

Schiller und Goethe — sind gewesen.

Die Möglichkeit, daß noch einmal wieder Dichter aufstanden, die wenn auch nur auf einige Zeit Deutschland so ergriffen und beschäftigten wie Schiller und Goethe oder wie noch jetzt etwa Humboldt die Naturwissenschaften, Liebig die Untersuchung der Erde, Jakob Grimm die Sprachforschung beherrscht, eine solche Möglichkeit kann kein Deutscher, der die großen Entwicklungen seines Volkes und die Kraft der Schultern kennt, mit denen Einzelne unserer Stämme oft ganze Epochen tragen, in Abrede stellen wollen. Für den Augenblick aber stehen die gekrönten *großen* olympischen Stühle leer.

Einige ältere Dichter leben noch. Immergrüne Kränze schmücken ihre greisen Schläfe. Arndt wirft noch manches kräftige, oft gereimte Wort in die Zeit; aber ein großer Umkreis derselben ist sein sonst frischer und männlicher Geist nie gewesen. Tieck ist dem weiten Geschlecht völlig abgewandt, sammelt nur und legt sich mit Behagen in schöne Vergangenheit zurück. Uhland, der Dichter der Natur im Sonnenschein, reist viel noch durch deutsche Lande, aber mit dem bescheidensten Incognito. Er besucht auch alten Volksfesten. Seine Bescheidenheit aber sein abscheulichst Geheimnißvergrabenes entsteht, wo er nur kann, den nächtlichen Einbrechern, die ihm wenigstens die Verehrung noch bringen wollen. Diese Greise, die mit Aeltern jung verehrten, wie einfach schön sie schon, wenn ein berliner Kritiker in der Vossischen Zeitung bei Gelegenheit einer Besprechung einer auf der dortigen Kunstausstellung befindlichen Gemäldes über Uhland's Oberhard der Rauschebart von der „Hauptstadt der deutschen Intelligenz" deutlich genug lesen konnte: „Wir haben diese Ballade leider nicht sogleich zur Hand." (Siehe Vossische Zeitung, Nr. 222.) Rückert endlich, der Kunstvollste der Poeten und noch gereimten nur der goldenen Reimschmiede Einer, Rückert arbeitet gewiß, und wird und wieder vom Verlangt die jetzt modegewordene sogenannte östliche Schule durch ihr klügeres Donnerwetter, als solcher, in der nichts wiederhallt wird, als Echo die Berge! Vivat die Schmiede! mit kräftiger Hand verjagen. Aber sein Einziger dieser Greise, selbst wenn sie in den Vordergrund treten, schwinge Genius wie Schiller auch wie Goethe.

Zum Trotz für die Kleinen, die gern die Größheit von Weimar und Jena angetan hätten, läßt sich gweierlei sagen.

Goethe und Schiller waren zu ihren Lebzeiten entweder nie oder nur kurze Zeit so bewundert, wie sie es jetzt sind. Gedultet euch also! Goethe und Schiller hatten Feinde und Neider wie ihr! Es gab Zeitschriften und Musenalmanache, wo ihre Namen so klein gedruckt waren wie jetzt eure, wo ihre jetzt erragen müßt, daß man euch wie im Messkatalog alphabetisch aneinanderreiht! Haltet nur aus, ihr Modernen! Weswegen ist Goethe so emporgeschossen? Man könnte vielleicht sagen: weil er trotz aller Kritik die volle Neugier, das Interesse, die Spannung (selbst der Feindschaft) für sich hatte; aber es gefällt euch gewiß besser, wenn wir hinzufügen: Es bildete sich eine Clique für ihn. Ja in der That, zwei, drei Namen allein hielten ihn auf ihrem Schilde empor. Zuletzt gab es endlich eine neue Richtung, die romantische Schule, die ungeahnt Anklang fand, die überall verhetzte, überall zurückgewiesen, nicht gelesen wurde; diese konnte sich, um zu Anerkennung zu kommen, nicht anders helfen, als daß sie den seit dem anfangs verachtungswürdigten „Tasso", seit der an Einfachheit oft überreichen „Iphigenie" und Versen wie:

Gott übergnügt, der Mensch, euch zu gefallen,
Beleiht die Braut von Isthmus, der vor euch
Auf diese Bühne tritt. Und stellt es euch
Nicht heute gleingen, so verzeiht doch ja,
Daß unser Kunst mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat; u. s. w.

Chor:

Alles geht natürlich.
Wo hätt' es seine Mutter, seinen Platz
Gesucht. Aber dann, wenn eben das
Gelingt; wenn Alles geht, wie möglich es war
Wo gäb'n dann heute Menschen sich vereher
Dem Kunst gebrochen; u. s. w. *)

ich sage, eine Schule, die den damals etwas abwärtsgehenden großen Lichter des „Kunst" zu ihrem König und Herrn, sich zu Schülern und Parteigängern machte und ihn mit einem Nachdruck pries, der von einer Minorität ausgehend endlich größere Kreise zog und gelegt sich in die unbestreitbare Thatsache der nationalen Verwunderung wandelt. Ja, man darf euch verrathen, daß selbst Schiller, als er in Jena zu philosophiren anfing, in seiner schwebenden Gelehrt- und Geschichtsbetrachtungskammer zwar nicht so verhetzt wurde wie in seinem öffentlich zur Schau getragten Phrasenhaften Gehabe einst von Nicolai, aber ungern und mürrisch sah man allgemein die Gefahr, in die Schiller durch die Nähe Weimars gerieth. Erst durch seine geschichtlichen Dramen wieder brach sich Schiller die Bahn zum alten Herzen des Volkes, dem er, auch vielleicht noch — ein neuer freilich bitterer Trost! — in unterdrückender Folge seines frühen Todes, sein geliebtester Dichter geblieben ist. Es ist erstaunlich, daß die in Literatursachen herrschende öffentliche Meinung, die Empfehlung der Literatur durch die Kritik, durch die Gesellschaft, die Schule, den Universitätskatheder und den sammelnden Literaturbericht von Schiller und Goethe Jahre lang prüfend und ihren herumging, während man sich mit Klopstock, Hölty, Voß, Bürger, Klopstock, Jean Paul und Anderen zugleich auf den Weg einer fast unbegrenzten Verwunderung setzte.

Dies ist der eine Trost. Und der andere liegt darin, daß auch die Zeit der Alleinherrschaft großer Dichter nicht mehr gänzlich ist. Wir hörten gestern von den gewaltigen Völkerwanderungen der Schweiz. Eine solche Wanderung, Schicht auf Schicht, Geschichte auf Geschichte rückend, ist nun bereits seit fünfzig Jahren mit den Massen auch

*) Goethe's Werke. Bd. 6.

im Geſchichtlichen eingetreten. Alles drängt beängſtigt auf irgend einen Widerſtand und beſinnt auf irgend eine Erhebung in neuer Lebensform. Wer vermag in ſolchem Tumult die einzelne Geiſteskraft, die, wenn ſie wirken will, Gelegenheit haben muß, ſich in der Welt ruhig auszuarbeiten und ihre eigenen Zuckungen in den Zeitgenoſſen zur Ruhe bringen zu können! Man kann jetzt wol einmal etwas, wie die Schießbaumwolle, den Schwefeläther und was nicht ſonſt erfinden und anbringen; man kann dieſe große Heilswanderung einen Moment ſprengen oder bei Seite ſchieben oder den Ehrgeiz der Maſſe betäuben; man kann irgend einmal etwas Neues oder Ueberraſchendes auf kurze Zeit der Welt in den Weg ſtellen; aber ein intenſivdurchlebtes Leben, eine Entwickelung, ein Geſchichtverſtehen- und Geſchichtbeſtimmenwollen anzuregen auf die Zeit hin, daß die dabei ruhig zuſähe oder ſich Umwandelung durch den Genius gefallen ließe, das ſcheint faſt unmöglich geworden. In der Dichtkunſt nun vollends muß Das, was die Herzen aller Höre zwingt, immer doch auf jenem unfreiwillig glücklichen Behagen kommen, das unſerer Zeit nicht gegeben iſt und ihr wol noch lange verſagt bleiben wird. Ein Einzelner kann nur in ſtiller Ruhe Weiten bauen. Nicht in, ſondern nach den Perſerkriegen blühte die griechiſche Dichtkunſt. Sie weilte mit dem Beginn der inneren Kämpfe zwiſchen Sparta und Athen. In der Ruhe des Auguſteiſchen Zeitalters, in der allgemeinen Sehnſucht nach ruhiger Freiheit von der Willkür einzelner Parteiführer, ſangen Virgil und Horaz. Unter Eliſabeth's glücklicher Scepterführung dichtete Shakſpeare. Unter Ludwig XIV., deſſen äußere Kriege die innere franzöſiſche Welt wenig berührten, ſchrieben Corneille und Racine. In der träumeriſch-idylliſchen Zeit von 1770—90, wo der Fürſt im Ordensſterne den Bettler im „Leinwandkittel" an ſein nur für philanthropiſche Ideen ſchlagendes Herz drückte, legten Schiller und Goethe die feſteſten Grundlagen ihres ewigen Ruhmes.

Anregungen.

Wahrſagung aus der Hand.

Wenn ſonſt vom Walde her einer kleine Lappen ſchalte und um das Heil der Dörfer der Zigeuner gegen, die aus Furcht vor dem rothen Hahn im Dorfe ſelbſt ſich nicht ſehen laſſen durften, ſo ging man, um ſein künftig Schickſal zu hören, hinaus zu ihnen und reichte den „Herrnmüttern" ſeine Hand, aus deren Linearien man erſahe, was uns beſchieden. Jetzt — nimmt man einen Thaler, einen Gitterſen Papier, den man ſelbſt beſchrieben, und ſchickt Beides nach Leipzig an die Illuſtrirte Zeitung. Dort gibt bereits ſeit einem Jahre ein ſonſt unbekannter, aber jedenfalls geiſtreicher und ſcharfſinniger Kopf (der Henze heißen ſoll) über jede ihm vorgelegte Handſchrift ein Urtheil ab, demzufolge man erfährt, was man von Leuten muß aus einer ihm zugeſandten Schrift erſehe, von den Phrenologen noch jetzt aus ſeinem Schädel erſehet, welche Anlagen, welchen Charakter, welche Verbindungen unſere Schickſale mit in und ſelbſt beſitzen. Der Andrang zu dem leipziger Handſchriftendeuter muß noch viel größer ſein, als er ſich in den Spalten jener Zeitung öffentlich zu erkennen gibt. Man ſchickt ihm Pasquille, um ihre verſtellte Handſchrift auf die wahre zurückzuführen; man frägt bei ihm an, ob man wol um die Hand einer Dame werben dürfe, welche dieſe oder jene Handſchrift ſchriebe; man will Auskunft über den künftigen Beruf eines Sohnes haben; man hofft, durch eine Probe der Handſchrift zu erfahren, ob man wichtige Angelegenheiten, Theilnahme an Geſchäften, Anſtellungen in die Hand von Menſchen legen dürfe, die ſo oder ſo ſchreiben u. ſ. w. Man muß geſtehen, unſere Zeit aber hat noch immer etwas von den Orakeln zu Delphi, von den Hainen zu Dodona und jenen weiſſagenden Höhlern, von deren Myſtik noch Goethe oft das Schickſal Rom und Griechenlands abhing.

Muſter Inſeratengel für die „Gartenlaube".

Wir werden immer gut thun, Gurkenkäſe, die auf Schienbein nur im Scherz gemacht wurden, ruhig als im Ernſt gemeint hinzuſetzen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 4. [Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Wirbel und Strudel des Bühnenlebens.

Wer von der gewaltigen Macht des Bühnenlebens einmal erfaßt wurde, bedarf der Hand des gnädigen Schicksals, um von ihr errettet zu werden, wenn die Kraft den ungünstigen Wogen Trotz zu bieten nicht ausreicht. Der eigene Wille, die eigene Selbstbeherrschung hat selten Jemanden zur Besinnung zurückgeführt, der im Bühnenleben seinen Anker verlor und nicht selten Grund gewinnen konnte. Die unglaublichsten Wandelungen erlebt und beobachtet man, wenn man diese dämonische Wirkung, welche die Bühne auf ihr einmal Verfallene ausübt, verfolgt. Talentlosigkeit schleppt sich ein ganzes Leben hindurch im Komparsichte hin. Zurückgesetzt, geschmäht sogar kann mancher Darsteller in der Blüte seiner Jahre, wo ein neuer Erwerb noch mit männlichem Entschluß und männlicher Kraft sich anbahnen ließe, nicht die Kraft über sich gewinnen, sich loszureißen von diesem magischen Bann des Theaterlebens. Menschen hat man gesehen, die ihr Vermögen der Bühne opferten und doch den unwiderstehlichen Drang sogenannter Directionsführung nicht unterdrücken konnten. Man braucht nicht an den Vater der Gräfin Hahn zu erinnern, der schon vielen Mitgliedern am Theatermanie vergeudete und noch jetzt eine kleine Pension, die ihm gnädigen, dazu anwendet, in Stade, Flensburg, Itzehoe und ähnlichen kleinen Städten an der Niederelbe bei herumreisenden Gesellschaften die Rolle eines Impresarios zu spielen, Contracten zu schmieden und bei Gewitterscenen für Blitz und Donner zu sorgen. Es gibt Beispiele weniger abschreckender, Beispiele edlerer Art für den Gewalt, wie scharfe harpyenartige Hände die theatralischen Masken unter ihren griechischen Gesichtern verbergen.

Gerade darin, daß die Theaterwelt eine kleine Welt für sich, ein abgeschlossenes Leben ist und den ganzen Mikrokosmus der großen Welt und des großen Lebens, gerade darin liegt der Zauber der Bühne. Es ist nicht der Reiz des Spiels, der Reiz der Wirkung auf die Masse, der allein so gefangen hält. Leider ist die eigentliche Aufgabe der Bühne so mit ihr Nebenzweck' Mein, die Macht liegt in dem abgeschlossenen Kleinleben für sich selbst. Da gibt es Klatsch, Moden, Anzeigungen, Gerüchte, Revolutionen, Katastrophen,

Alles für sich und auf sich selbst nur bezogen. Bei Hunderten von Schauspielern, die an großen Bühnen sich für kleine Rollen erhielten, ist ihr Dasein im Grunde ein gezwungener Müßiggang; aber keiner von diesen, oft in acht Tagen kaum einmal mit einigen Worten auftretenden Schauspielern oder Sängern merkt seinen Müßiggang. Die Spannung der Maschine, der Hochdruck, der von oben oder von unten, von einem Minister, von einer Intrigue oder einer Cabale oder dem eigenen Ehrgeize kommt, hält den ganzen Menschen in einer elastischen Spannung. Wie viel mehr muß diese Spannung leben und in interessen Anstalte versetzen, wenn man an Bühnenleben ein beherrschend Glied des Ganzen ist oder wol gar das Ganze selbst geleitet, selbst eine Zeit lang den herrlichen Bau seines Königreichs gebildet hat!

Ich gebe abschreckende, praktische Beispiele dieser theatralischen Manie, — die tägliche Erfahrung bietet deren —, ich will ein frei poetisch erzählen.

In den Zwanziger Jahren war die darmstädter Bühne eine der ersten Deutschlands. Der damalige Großherzog Ludwig leitete sie selbst. Nicht nur, daß er ihr seinen Schutz und eine gewisse, der Bühne so wohlthuende persönliche Theilnahme widmete, Großherzog Ludwig war der eigene Dirigent seiner Anstalt und verwandte unverhältnißmäßige Summen auf eine Pflege der Scenerie, welche die Opernvorstellungen Darmstadts in ganz Süddeutschland zu einem noch jetzt nicht verklungenen Ruhme erhoben. Der Großherzog leitete die Proben, gab die Tempi an und ließ Gesandte, Minister, Räthe in den Vorsälen des Theaters warten, während er noch mit einem Finale von Spontini oder Gluck beschäftigt war. Seiner Neigung, auf einem für Darmstadt unverhältnißmäßig großen Theater vorzugsweise in den Opern Glanz zu verbreiten, konnte kein Talent geeigneter entgegenkommen als das eines mittelmäßigen Schauspielers, Namens Franz Grüner, der kurz nach den Befreiungskriegen am Theater an der Wien Karl Moor und Wallenstein ohne besonderen Erfolg gespielt hatte, jedoch Kenntniß und Einsicht genug für die Einleitung eines Regisseurs besaß. Dem Theater an der Wien, das durch Einleitung steterer Reminiscenzen der Scenerie mit den kaiserlichen Theatern in Wien zu wetteifern pflegte, brachte Grüner eine eigentliche Phantasie und die Kunst, Massen auf der Bühne zu vertheilen und in gefällige Bewegung zu setzen, bereits mit, vervollkommnete aber dies Talent unter dem prachtliebenden Großherzog zu einer Meisterschaft, deren nächstes Terrain die große Oper in Paris gewesen wäre. Auch verweilte er in Paris einige Zeit, als mit des Großherzogs Tode der für Darmstadt unverhältnißmäßige Theaterluxus aufhörte und eine Pension, die der leichtsinnige Fürst ihm jedoch sogleich verkaufte, seine Zukunft hätte sichern können. Sein Ruf als Arrangeur, seine glänzende Einrichtung der „Stummen von Portici" verschafften Grüner's die Anstellung als Director des Stadttheaters in Frankfurt a. M. Man Darmstadt bisher besessen hatte, wollten die reichen Kaufherrn Frankfurts besitzen. Ja sie überhoben sich sogar in dem Grade, daß sie Franz Grüner zum „Intendanten" ihres Theaters ernannten. Die Folge war Verlust auf Verlust. Der neue Intendant hatte nur seine verschiedenen Grimassen im Kopfe, verschiedene Schauspiel und einfache Oper, träumte nur Ballet, Chöre, Triumphmärsche, türkische Orchester, Feuerregen, bengalische Flammen und Massen, Massen! Einige Jahre währte die Herrschaft dieses theatralischen Cerberus. Während darüber die Kasse leer war, die Zuschüsse sich mehren mußten, die Actionäre in Zank und wilde, ja blinde Parteiung geriethen, übte der Intendant doch einen Zauber durch seine Künste der Scenirung aus. Er hatte Mozart's „Don Juan" neu eingerichtet und mit großen Kosten hinter der Bühne ein Reservoir von Wasser angelegt, aus welchem Röhren zur Bühne hinaufgingen und natürliche Springbrunnen hervorbringen sollten. In der Gartenscenerie Don Juan's, während des Tanzes der bekannten Menuet, erhoben sich hinter den Tanzenden natürliche Springbrunnen in der ganzen Höhe der Bühne und ergossen sich, zu den weichen Accorden der Musik, zu

dem Geschick der Menschen, dem edlen Stil der Decoration, dem sittlichen Charakter der darauf abgebildeten Natur durch ihr helles Plätschern stürmischen Applaus. Wenn der Intendant bei seinen Actionären einen Zweck erreichen wollte oder eine Untersuchung seiner Finanzverwaltung erwarten konnte, setzte er „Don Juan" an und ließ die Wasser springen. Plätscherte das so lustig, so spanisch, so romantisch, so bezaubernd südländisch, so hinreißend zum eigenen Antheil an dem bunten Maskenfest, so war Franz Grüner immer wieder im Vortheil. Die reichen Banquiers klatschten. Sie waren in Spanien. Sie vergaßen die Kartoffeln und Chrysanthemen, die Arbeiter und die Dreiprocente, die ihnen auf der Börse so viele Kummer machten; Franz Grüner zauberte ihnen spanische Poesie und seine Bücher wurden mit Nachsicht beurtheilt.

Endlich aber half das Wasserspringen doch nichts mehr. Der spanische Carbonaro mußte die Anstalt. Man entließ ihn.

Von da an führte Franz Grüner ein kummervolles Leben. Er war wie ein verarmter Timon. Gestern in Fülle und Herrlichkeit lebend, sah man ihn jetzt wie den Fluch jeder Bühne. Das ist der Kassenverwüster' war der Ruf, der hinter ihm herscholl und seine reichen Kenntnisse, seinen großen Vorrath theatralischer Ideen zu seinem Lebensfluche machte. Ein sogenannter Oekonom der Bühnenverwaltung, ein Sparer, ein Geizhals, selbst wenn er die Kunst mit Füßen träte und in prosaischer Zähneknirschigkeit die eigentliche Aufgabe seines Berufs mißhandelte, wird immer mit offenen Armen begrüßt werden — aber ein Verschwender, ein Liebhaber der Pracht und des Luxus, selbst wenn seinen Verschwendungen eine poetische Genialität zum Grunde läge, wird gesteinigt. Franz Grüner trug die Pyramiden Aegyptens, das Parthenon Athens, das Colosseum Roms in seiner Phantasie und schleppte sich durch Armuth und Elend kümmerlich hindurch. Man gab ihm an den meisten Bühnen keine Possen, die ihm zur Noth das Leben fristeten. Er besaß, wie Graf Hahn in Hahnhof, mit dem Theaterbuche in der Hand auf dem Hoftheater hinter den Coulissen stehen und den Schauspielern sagen, wann sie auftraten und wo sie abgingen. Aber auch diesen Possen eines sogenannten „Nachlesers" verlor er und ging nach Berlin ins Elend.

Seine Erholung und sein Trost war ein Werk, das er über die Kunst der Scenerie schreiben und mit dem alten decorationswüthigen Aufwande von Kupfern, Plänen, Rissen, Schnitten erscheinen lassen wollte. Kein Verleger erklärte sich bereit dazu, ein von ihm wirklich vollendetes, aber zu prachtvoll angelegtes, vier oder fünf Kunstfoliobände in Europa allein interessirendes Werk herauszugeben. So saß Grüner denn Tage lang unter seinen Plänen und Zeichnungen. Er grübelte und, wie — sprechen zu Gluck's „Alceste" der Vorhang aufgehen würde ... die leidenschaftliche Ouverture ist verhallt, die Trompete ertönt, ein Herold tritt auf, der Chor umsteht ihn in angemessener Gruppirung — der eine Sänger hört, der andere da — wir sind in Delphi — Alceste tritt auf — die Priester des Apollo in langen Schleppgewändern nahen sich in majestätischem Zuge, paar auf paar, in diesem Tempo, da aufsteigend, da abschwenkend, dort abgehend — so schwelgte Grüner allnächtlich in seiner Armuth, sah die Lichter, hörte die Musik, schrieb jeder Bewegung von Menschen, die er sich dachte, so und so viel Fuß nach links und rechts vor, zeichnete diese Anordnungen auf und träumte eine Ausführung in höchster Vollendung. Gerade, wenn ein solcher wirklich ausgeführter Abend in Darmstadt oder Frankfurt glücklich vorüber war, trank der Intendant Champagner; jetzt trank er Wasser. Aber die Meisterwerk der großen Oper, Gluck's mythologische Pracht, Mozart's „Titus", Spontini's „Vestalin" lebten um ihn und in ihm. Er hoffte auf eine Zeit, wo seine Pläne neu erstehen, seine Gedanken und Bühnenanordnungen Leben gewinnen und sein Werk wenn nicht im Druck erscheinen, doch noch einmal vor einem Fürsten wie Großherzog Ludwig von Darmstadt in Ausführung gebracht werden.

Ein deutſcher Theaterfürſt beſuchte ihn einige Jahre vor ſeinem Tode in Eckh. Ein Theaterfürſt iſt ein Direktor. Dieſer Gemeinen ſuchte brauchbare Kräfte für ſein heimiſches Königreich. Als einſt Ingeb beim Beſuch der Bühne ſeine Kleider ſich von Del beſchmutzt hatten, erzählte man ihm von einem Fleckenreiniger, dem er ſeine Kleider zur bringen ſollte; der Mann, ein Greis, lieferte gute Arbeit und er verdiente ſich auch einen Gottlohn, wenn er in des Fleckenreinigers Dachkammer ſtieg; es wäre der alte Jahren verſchollene ehemalige Intendant der frankfurter Bühne, Franz Grüner. Der Direktor, kaum an die Möglichkeit eines ſolchen Sturzes glaubend, ſtieg in die Dachkammer. Er fand einen abgelebten kranken Greis, zuſammengekauert unter ſeinen Kleidern, die er von Flecken reinigte. Erſchüttert redete er den einſt von Glanz umgebenen unglücklichen an und bot ihm Hülfe, Unterſtützung nach Kräften, reichte ihm Geld, fragte nach ſeinen nächſten Bedürfniſſen. Aber er fand Timon. Kein Wort des Dankes, keine Gegenannahme des Mitleids, keine freundliche Erwiderung. Ich will Ihr Almoſen nicht! ſagte der Greis, kaum von ſeinen alten ſchmutzigen Kleidern aufblickend. Wenn Sie einmal für mich thun wollen als Direktor einer Theaters, da ſind meine Meiſter-Schöpfungen! Da iſt die „Kirche“ Gluck's! Da iſt „Iphigenia auf Tauris“, „Orpheus und Eurydice!“ Führen Sie meine Pläne aus! Laſſen Sie wenigſtens mein Werk auf Endſcenen bringen! Ihr Almoſen nenn' ich's! Es kann mir nicht helfen!

Damit ſtieß der auf der Erde ſitzende abgelebte Theater-Leur gewig die Bürſte auf die Kiſte zurück, griff nach ſeinen Fleckſeifen, ſeinen Terpentinflaſchen, rieb die auf Gütern verdorbenen Kleider, die auf Maskeraden, wie er ſie einſt unter ſeinen ſprungvollen Weiſen angeordnet hatte, mit Champagner und Saucen köſtlicher Speiſen verunreinigten Gewänder der Damen und trieb auf einem alten Ofen, hinter dem aufgeſchichtet die Trümmer ſeiner Phantaſie lagen. Er verachtete die wirkliche Welt. Ob er hier auf ſeinen kleinen Flecken roch, ob er hungerte und fror, er war ein König in ſeiner wahren Welt, ein Herrſcher der Welt des Kompendiums. Hinter jenem Ofen lagen in Fetzen alle ſeine Ideen über Scenerie. Er konnte ſich ſagen: Wer in Europa denkt z. B. über den zweiten Akt von „Orpheus und Eurydice“ nach! Wer weiß, wie da die Hölle des Tartarus anzudeuten, der Furienchor einzuführen, dieſer bis vom 18. Jahrhundert bewunderte gewiſſe Scenen mit dem erſchütternden Nein! mit einem Schritte vorwärts zu begleiten hat! Wer lebt wie ich mit Iphigenien am Opferſteine? Wer weiß die Höhe der Griechen dort aufzubauen, wer die Krieger zu gruppiren! Wer hat über alles Das nachgedacht, Studien gemacht, Jahre lang geforſcht und Scene für Scene jede Stellung, jedes Coſtume, jeden Proſpect niedergeſchrieben ...! Er verachtete ſeine Mitwelt.

Franz Grüner iſt im Elend geſtorben; er hat ſicher gehofft, es käme noch eine Zeit, die ſeinen Directionsſtab und Arrangementsregiſter wieder hervorziehen würde, und mit ihr auch erſt ſein Werk nach ſeinem Tode. Den Gedanken etwas an eine Möglichkeit ſeines ganzen ſchönen Schatze, die jeder Intendant, der einmal beſchloſſen würde, Glück zu geben, in wenigen Tagen neu hervorbringen würde, hat er nicht laſſen können. Er hätte ein Jahrtauſendfeſt einen Tag lang dem Artiſten zu Gebote ſtehen dürfen, er würde nur Hunderte gegriffen haben, um ſich wieder ein Theater zu machen, große Aufführungen zu geben, Trompeterchöre hinter die Bühne zu ſtellen, Statiſten marſchiren, Waſſer ſpringen zu laſſen. Die Macht der Bühnenmaſſen iſt eine dämoniſche. Wer je in ihren Reich auch nur eine einzige glückliche Stunde verlebt hat, iſt ihrem Zauber auf ewig verfallen.

Ein Mädchen aus dem Volke.

Erzählung in sechs Capiteln.

Fünftes Capitel.

Ludwig Wächter.

In großen Städten verdrängt ein Ereigniß das andere. Nur der Anfang und das Ende dunkler Verwicklungen beschäftigt eine Zeit lang die allgemeine Neugier. Der Anfang über den Tod Ludwig Wächter's brachte eine Darstellung, die, aus vielerlei abweichenden Meinungen herausgelesen, etwa so lautete: Ein Privatlehrer wäre in der Nacht auf offener Straße, am Kopfe mit einem scharfen Gegenstande stark verwundet, gefunden worden. Man hätte unter den Effecten seiner Behausung nach dem möglichen Anhalte irgend eines Verdachts gesucht und unter seinen Papieren die Bemerkung gefunden, daß von ihm ein Ersparniß, im Betrage von fünfhundert Thalern, an Ernestine Waldmann, eine von ihrer Hände Arbeit lebende Gärtnerstochter, die er, wie das Gerücht hinzusetzte, hätte ehelichen wollen, wäre anvertraut worden. Die Polizei stattete bei diesem Mädchen einen Besuch ab, fand sie auffallend bestürzt, verlangte das übergebene Geld und traf sie unvermögend, das Eigenthum des Erschlagenen auszuliefern. Da sie die Auskunft, wo das Geld geblieben, verweigerte, auch über den Tod des Lehrers bis zur Verzweiflung in Thränen ausbrach und nicht etwa über den Tod des Lehrers selbst so sehr, sondern über Umstände, die mit ihm zusammenzuhängen schienen, so hätte man kein Bedenken getragen, sich sogleich ihrer Person zu versichern. Die Untersuchung führte der kürzlich der Staatsanwaltschaft beigegebene Assessor Scharfeneck. Und wie sich in tragische Dinge oft ein komischer Zufall drängt, eine derjenigen Störungen, die das öffentliche Verfahren für Verbrecher, die vielleicht binnen kurzem aus dem Leben zu scheiden haben, ganz besonders grausam folgern kann (wir erinnern nur an die komischen Wirkungen der Zeugenschaft in dem Processe des Grafen Bocarmé), so wurde auch bei dem Tode des allbekannten Lude, wie ihn das Volk nannte, ein zum Lachen reizendes Wort erzählt. Der bis zum Tod Verwundete hätte nämlich nur noch so viel Kraft gehabt, den Namen irgend eines Fischs auszusprechen. Seine letzte Besinnung, als man ihn aufhob, in einer Tragbahre von dannen trug, war mit dem Namen eines Fisches erfüllt, den er, wie die Leute sagten, vielleicht gern aß oder der, wie die Aerzte erklärten, ihm durch die Hallucinationen des erschütterten Gehirns kam, vielleicht auch durch die Ideenverbindung des Orts, wo ihn der mörderische Ueberfall traf; denn es war dicht am Wasser, in der Nähe der beliebt ausgestellten Fischkästen. Erst einer spätern Zeit sollte es aufbehalten bleiben, aus diesen letzten von Ludwig Wächter ausgesprochenen Worte ganz andere Schlüsse zu ziehen.

Ein Odmald begann nun eine Zeit der Trauer. Er bot sich als Vertheidiger Ernestinens an. Da er aber selbst ein Zeuge im Processe werden mußte, konnte er als Vertheidiger nicht bestätigt werden. Er wünschte Einlaß zu ihr, Unterredung. Sie wurde ihm verweigert. Scharfeneck versicherte, daß die moralische Ueberzeugung vorhanden wäre, Ernestine wäre an der blutigen That selbst völlig unbetheiligt, aber ohne Zweifel wüßte sie den Mörder. Bei ihren Verwandten hätte man nichts Auffallendes entdeckt, so lange sie aber die Auskunft über das ihr von dem Ermordeten anvertraut gewesene und bei ihr nicht gefundene Geld verweigerte, könnte sie nicht auf freien Fuß gesetzt werden. Uebrigens würde sie gut gehalten und dürfte sich noch Manch bestätigen. Ein nähe, übe, schreibe und lese sie manchmal in einem heiteren Nachtevalen. Scharfeneck versicherte nicht,

daß sie auf seine Erinnerung an Oswald gerade diesen am wenigsten zu sehen und zu sprechen verlangt hätte.

Oswald hatte das Doppelgefühl des innern Vorwurfs, Ernestinen zehn Tage aufgegeben zu haben und das des Schmerzes über den Vorfall selbst. Er sah Ernestinen, wie schon einmal, wieder in ein Gewebe von räthselhaft entsetzlichen Scheinindizien verstrickt, und doch stand sie ihm rein und schuldlos da. In seinen eigenen Zeugnissen für sie hatte er Erklärungen gegeben, die über die Fragen des Richters hinausgingen, ja einem öffentlichen Geständniß seiner Liebe gleichkamen. Auch kannte man bereits sein ganzes Verhältniß zur Angeschuldigten. Begreifen läßt sich, wie ihn dieser Vorfall der Gesellschaft gegenüber ungünstig stellte. Nur das einzige Haus der Wolmany besuchte er noch. Seinen Blick die Menschen und die Welt übersehend, zog ihn diese wohlwollende Frau ausdrücklich in sich. Hier war es, wo er sich allmälig sammelte, allmälig für die Umgebungen wieder empfänglich wurde. Die alten Wintervorlesungen begannen. Man brachte, was Jeder bringen konnte, und nahm, was geboten wurde. Er selbst kaufte sich von der Nothwendigkeit, lesen zu müssen, durch eine Anzahl Gedichte ab, die seine Stimmung in möglichster Allgemeinheit aussprachen. Scharfeneck dagegen gab wieder aus seiner Criminalpraxis eine Ueberraschung. Bei der endlichen Oeffentlichkeitsreife des Processes über den Tod Wächter's hatte er die Anklageacte abzufassen gehabt und durfte sich eine Mittheilung über die Persönlichkeit, um die es sich vorzugsweise dabei handelte, und deren inzwischen näher bekanntgewordenen Ruf um so mehr erlauben, als die Oeffentlichkeit bald jede Verschleierung aufhob. Oswald kannte die Discretion seines Freundes. Er durfte es wagen, einer Vorlesung beizuwohnen, zu der sich ein außerordentlicher Zustrom, ja sogar Menschen gedrängt hatten, die sonst in die Kreise der Wolmany nicht für immer aufgenommen waren. Scharfeneck las die Geschichte Ludwig Wachter's und nannte seinen Vortrag: Der Wahrheitstrieb.

An den Landrath eines der schlesischen Grenze nahegelegenen Verwaltungsbezirks, begann er, gelangte vor länger als dreißig Jahren eines Morgens die Meldung, daß einem benachbarten Gutsbesitzer aus einem mit vielen Kosten angelegten Fischteiche die schwersten Karpfen wären gestohlen worden. Der Gutsbesitzer bäte, Alles aufzubieten, den Dieb zu entdecken und natürlich wo möglich noch mit den Karpfen selbst.

Der Landrath, nach einigen seiner üblichen Betrachtungen über die Sündhaftigkeit des Zeitalters und die verderbenen Sitten sogar der unschuldigen Landbewohner, rief den ihm zu seiner praktischen Polizeipflege beigegebenen Gendarmen und trug ihm auf, sein Pferd zu satteln und alle nur erdenkliche List und Spürkraft anzuwenden, den Räuber eines Fischteiches kennen zu lernen, dessen leckern Inhalt der Landrath aus den Meldungen, die der Gutsbesitzer, Herr Semmler, den Standespersonen der Umgegend zu geben pflegte, vollkommen zu würdigen wußte.

Der vom Landrath beauftragte Gendarm war in seiner Truppe ein Unteroffizier. Er nahm seiner Gewohnheit gemäß den ihm ertheilten Auftrag mit ruhiger Aufmerksamkeit entgegen. Er bedurfte dieser Zurückhaltung, denn sein Chef hatte die Gewohnheit, statt seinerseits Winke über mögliche Verdachtsspuren zu geben, immer die in Anzeige gebrachten Polizeifälle nur mit einer Fülle von allgemeinen Erwägungen zu begleiten, die bei jeder Contravention gegen die gute Ordnung und den allgemeinen Landfrieden, und wenn es sich um einen aufgenommenen Karpfenteich handelte, Politisches, Irreligiöses und sonstig Himmelschreiendes in einer Flut von Irrenleben zur Rüge brachte. Kam dann noch die Frau Landräthin hinzu und ließ auch sie sich in Erörterungen über die näheren Umstände solcher Vergehenheiten ein, so konnte man, wie der Gendarm diesmal bei dem auch im Hause des Gutsbesitzers vortrefflich gubereiteten Karpfen mit Recht und ohne alle Bigotterie sagen durfte, auf der Gasse gar nicht mehr herauskommen und verlor jenen Vorsprung, der bei allem „Gelingen der praktischen Polizei" das erste und Hauptverdienst ist.

Der Gendarm beſchloß zuerſt zu Herrn Semmler ſelbſt zu reiten. Der Landrath hatte von der Art, wie ſein Untergebener dieſen wichtigen Fall behandeln wollte, zwar eine andere Auffaſſung, allein ein für allemal hatte ſich der Unteroffizier ſchon bedungen, daß die Ausführung ſeiner Recherchen und Vigilationen ſeine eigene Sache wäre. Langheinrich hieß dieſer Gendarm. Es war einer der eigenthümlichſten Menſchen, die jemals einen grünen Rock mit blauem Kragen und ditto Aufſchlägen getragen haben. In ſeiner frühen Jugend auf eine freiere Laufbahn angewieſen, hatte Langheinrich Militärdienſte genommen und lange Zeit ſich befliſſen, in der Artillerie, die ſeine Waffe war, es bis zur ſilbernen Degenkoppel zu bringen. Leichtſinn, fröhlicher Jugendübermuth verdarben dieſe Pläne. Seines früheſten Zeichens Oekonom, hatte er nach mancher Störung der neun Jahre, die er im doppelten Tuche zugebracht, ſich von dem letzten Reſte eines kleinen Vermögens auf den Verſuch einer Pachtung gelegt und Landwirthſchaft getrieben. Verheirathet mit der Tochter eines armen Wirths konnte er bei ſeinem ſorgſamen Eifer einige Erfolge vorausſehen. Doch blühten ſie ihm nicht. Mißwachs, üble Wahl der Pacht, Unglück mit dem angekauften Viehſtand, offenbarer Betrug eines Capitaliſten, der ſich an Langheinrich's Gewinn betheiligen wollte, alle dieſe Umſtände kamen zuſammen und zwangen den auf einem gefährlichen Gebiete operirenden Neuling, von ſeinem Wagniß abzuſtehen. Langheinrich liquidirte. Rathlos, ohne Mittel, verlaſſen von jedem Beiſtand, ergriff er die ihm als Hülfsarbeiter der Polizei möglich gemachte Rückkehr in den Militärdienſt und war bereits ſeit geraumer Zeit an der ſchleſiſchen Grenze als Unteroffizier eines Gendarmencorps poſtirt. Er fügte ſich in dieſen ſchweren, aber eine gewiſſe, beinahe möchte man ſagen poetiſche Freiheit geſtattenden Dienſt mit einer zuweilen humoriſtiſchen Ergebung. Von ſeiner frohen Jugendlaune hatte er ſich einen Reſt leichter Lebensauffaſſung erhalten, die ihm leider durch manche häusliche Noth mit Weib und Kind, durch die dienſtliche Abhängigkeit und gewiſſe, oft melancholiſche Anwandlungen getrübt wurde. Sein Amt ſelbſt trug nicht wenig zu dieſer jeweiligen Verſtimmung bei, die ihn mitten unter den Seinigen und ſelbſt bei gelungenen Unterſuchungen und dem Lobe ſeiner Vorgeſetzten überfiel. Langheinrich hatte ebenſo viel Herz wie Verſtand. Dieſe Charaktere ſind nicht glücklich. Sie möchten Alles leicht nehmen und doch treibt ſie ihr Eifer, ihre Gewiſſenhaftigkeit bis an das Ziel, das ihnen entweder ihre Pflicht oder ihr Ehrgeiz ſteckt. Er ruhte und raſtete nicht, bis er ein Verbrechen entdeckt hatte, und wenn er den armen Gräber von ſeinem Weibe, ſeinen Kindern, ſeinen Aeltern und Geſchwiſtern mit ſich nehmen mußte, brach ihm das Herz. Die Nothwendigkeit, ſo Vieles gegen ſein Gefühl unternehmen zu müſſen, hatte ihn ſchwermüthig gemacht. Oft wenn er einſam durch die Föhrenwälder ritt und der Säbel an den Weichen ſeines Pferdes klirrte und klapperte, traten ihm Thränen in die Augen. Er gedachte dann der Vergangenheit, alter glücklicher Tage und verglich ſie mit ſeiner Gegenwart, die ihn zum Knechte eines drückenden und ſchmerzlichen Berufs machte.

Bei Herrn Semmler hatte Langheinrich alle nur möglichen Unterſuchungen angeſtellt. Der ſchöne, von Hängeweiden umſchattete Teich war in einer ſtürmiſchen Nacht faſt gänzlich ausgefiſcht. Die Spuren von Tritten, die wol im Wieſenrunde des Teiches ſichtbar waren, verloren ſich zur Hinterpforte des Parkes, von da aber in das hier allgemeine Element, den Sand. Drei Tage lang ſpähte Langheinrich in der ganzen Gegend. Mit einer ihm, ſo lange ſein Ehrgeiz gereizt war, eigenen Schlauheit und pfiffigen Umſicht wußte er auf die treuherzigſte Art da und dort „auf den Buſch zu klopfen". Gaſtwirthen, Müllern, einſamen Bündnern ſah er faſt wie zufällig im Vorbeireiten in die Küche. Mit Geſchick ſchälerte er. Alles vergebens. Die geſtohlenen dreißig bis vierzig Karpfen blieben unentdeckt. In den nahegelegenen Städten waren Karpfen verkauft worden, aber unter verdachtloſen Umſtänden. So blieb trotz der Prämie, die Herr Semmler ausgeſetzt

hatte, trotz der nun immer unwirscher werdenden Mienen des Landraths der Thäter unentdeckt. Langheinrich konnte nichts erwidern, wenn die Landräthin murrte und über die nächste Weihnacht klagte, wo sie seit Jahren gewohnt war, nach der Bescherung die ihnen vom Herrn Semmler verehrten Karpfen und eine aus ihrer ostpreußischen Heimat geschickte Schachtel Marzipan zu verzehren.

Am vierten Tage nach jener Anzeige ritt Langheinrich in der Abenddämmerung zum „Schloß" des Herrn Semmler, um den betrübenden Bericht von der Erfolglosigkeit aller seiner Bemühungen und das tiefste Beileid der Frau Landräthin abzustatten. Er ritt langsam und wollte nicht einmal, wie sonst gewohnt und jedem Gendarmen zukommt, rechts und links lugend und forschend um sich blicken. Schäme dich! sprach er zu sich selbst. Du hast die Bäume am Weg, die Aehren auf dem Felde in Verdacht, Böses zu thun! In jedem Busch schläft dir ein Verbrechen, bei jedem Lüftchen meldet sich dir eine Unthat! Du willst hier auf deinem Gaule thronen wie der einzige Gerechte, und wer weiß, ob du nicht noch Mißtrauen in dich selber setzest und die Karpfen vielleicht in deinen eigenen Pistolenhalftern stecken!

Wie Langheinrich so mißmuthig um sich herblickte, näherte er sich einem Dorfe, das er gleich am ersten Tage eines kleinen durch seine Gärten fließenden muntern Baches wegen, die Illritz genannt, mit Späheraugen durchsucht hatte. Wie er dicht bei den Hecken ist, welche die von der Illritz durchschnittenen Kohlgärten des Dorfes einfriedigen, sieht er einen Knaben daherlaufen, barfuß, mit ärmlichen Kleidern. Der Knabe winkt ihm schon von ferne, duckt sich unter die Hecken und macht eine Miene, als wenn er ihm etwas zu sagen hätte. Langheinrich hält seinen Fuchs an. Der Knabe, sich umsehend, schleicht näher und steht mit geöffnetem Munde vor dem Gendarmen, bei dem er offenbar ein Anliegen hatte. „Was willst du, Junge?" frägt Langheinrich. Und als der Knabe, ein Kind von vielleicht neun Jahren, schweigt, frägt er wieder: „Wer bist du? Wie heißt du?" Der Knabe antwortete in offenbarer Aufregung: „Ich bin Wächter's-Lude." „Nun? Was gibt's Lude?" fragte Langheinrich, betroffen von dem blitzenden unruhigen Auge des Knaben. Jetzt fiel dieser mit den Worten heraus: „Herr Gendarm! Ich weiß, wer die Karpfen gestohlen hat!" „Die Karpfen? Welche Karpfen? Aha! Nun, wer denn?" Es währte eine Secunde. Der Knabe sammelte Kraft zum Geständniß und sagte dann: „Mein Vater hat sie gestohlen."

Bei diesem überraschenden Worte eines Kindes, das seinen Vater als Dieb anklagte, war es Langheinrich, als hätte sein sonst so scharfes Ohr nicht recht gehört. „Wer?" wiederholte er mit aufgezogenem Augenlid. ... „Mein Vater hat sie gestohlen!" wiederholte der Knabe mit einer wunderbaren Festigkeit. „Kommen Sie nur hinters Haus bei uns. In der Illritz ... da sind sie alle." „Aber warum gibst du denn deinen eigenen Vater an?" fragte Langheinrich, seiner eigenen lieben Kinder gedenkend. „Weil sie mein Vater gestohlen hat!" sagte Lude. „Heut Nacht soll meine Mutter die Karpfen nehmen und die Karpfen in die Stadt tragen auf den Markt. Sie will nicht. Da hat sie der Vater geschlagen. Er ist eben zum Müller gegangen. Kommt er wieder und die Mutter geht nicht, so hat er gesagt, wollt' er sie umbringen. Drum sag' ich's Ihnen, Herr Gendarm, daß der Vater die Karpfen gestohlen hat." „Also deine Mutter schickt dich?" fiel Langheinrich sich von seiner Bewegung allmälig sammelnd ein. „Ihr habt mich auch schon die Landstraße heraufreiten sehen und habt Angst gekriegt?" „Nein, ich wollte selbst zu Ihnen und allein, Herr Gendarm", sagte der Junge mit immer gleicher Festigkeit. „Die Mutter weiß es nicht."

Langheinrich mußte jetzt schweigen, mußte sich sammeln: es erschütterte ihn zu sehr, ein Kind zu sehen, das seinen eigenen Vater zum Verbrecher machte, der nun der strafenden Gerechtigkeit anheimfiel! Da der Knabe still stand und mit ernster [illegible]

heit zu dem Pferde hinaufsah, sagte Langheinrich noch: „Sind's denn noch alle Karpfen?" „Nein, sagte der Junge, vier hat der Vater an den Müller drüben verkauft. Die andern aber sind alle noch in der Illritz. Die Mutter soll sie nach der Stadt tragen oder er schlägt sie todt." „Geh nach Hause, Lude Wächter!" fiel der Gendarm ein. „Laß dir nichts vor deinem Vater merken, auch vor der Mutter nicht! Sei still oder sie schlagen dich jetzt alle Beide todt." Damit gab Langheinrich dem Pferde die Sporen und wie er sich noch einmal umsah, war Ludwig Wächter, der Angeber seines Vaters, hinter den Hecken verschwunden.

Erschüttert von dem Vorfall trabte Langheinrich zuerst zu dem bezeichneten Müller. Der wohnte in einsamer Abgelegenheit. Die Sonne war schon untergegangen, doch blieb es hell genug, um noch Untersuchungen und im Dorfe Verhaftung vorzunehmen. Unterwegs begegnete Langheinrich schon dem Vater Lude's, der eben vom Müller kam. Es war eine kurze stämmige Figur. Offenbar scheuen Blickes und eilfertigeren Ganges als die Landleute, wenn sie unter den Feldern wandeln, daherschreitend, bestätigte sein Erscheinen schon des Sehnes Angabe. Und doch hätte Langheinrich dem Mann, der ihn vermeiden zu wollen schien und gerade durch sein Gewissen doch gezwungen wurde, mit einem kräftigen Guten Abend! dicht an ihm vorüberzugehen, zurufen mögen: Wächter! dein eignes Kind hat dich verrathen! ... Er bezwang sich natürlich, grüßte sogar scherzend, machte Halt und fragte, ob der Müller daheim wäre, er hätte ihn wegen der Steuer zu fragen. „Der Müller nicht", stotterte Wächter, „aber seine Frau!" „Ist auch gut!" sagte Langheinrich und gab die Sporen. Mit befremdetem Blicke sah Wächter den Gendarmen über ein Brückchen der Illritz reiten und hinunter zur Mühle. ... An der Mühle erdurfte es für Langheinrich's scharfes Auge keiner langen Ueberlegung, wo er sich zuerst hinwenden sollte. Er stieg vom Pferde, band's an einen Zaun und ging die paar Schritte in das Haus zu Fuß, um, wie er sagte, sich einen Span aus der Küche zu holen, den er für sein Riemzeug bedurfte. Eine Magd der Müllerin war zugegen. Ein paar Scherze scheinbarer Galanterie, dabei einige Blicke auf die Töpfe und den Herd der Küche stellten sogleich heraus, daß heute und gestern hier Fische verzehrt waren. Die Magd lobte ganz unbefangen die Nase des Gendarmen, der sogleich von Fischen sprach und ließ ihn erst auf Hechte rathen. Dann sagte sie selbst, es wären Karpfen gewesen, und die hinzugekommene Müllerin konnte nicht anders als bestätigen, daß ihr Mann diese Karpfen von dem Büdner Wächter erstanden hätte; wo der sie her hätte, wisse sie nicht. „Aber doch wol aus einer reinen Quelle?" sagte Langheinrich scherzend, bestieg seinen Gaul, und ritt zum Dorfe hinauf. Spornstreichs. Seine Gedanken waren schon wie nur von der Sache selbst gehetzt. Er begriff nicht, wie sich Karpfen in der Illritz lebendig erhalten konnten, da ein rinnender Bach kein stilles Wasser ist, wie es jene bemoosten Häupter bedürfen. Der sogleich requirirte Ortsschulze erschrak nicht wenig und erklärte den Fall wegen der Illritz für unmöglich, folgte aber rasch und sogleich mit einem Zuge, der sich schon aus der jungen müßigen Dorfbewohnerschaft gebildet hatte. Es ging in des Büdner Wächter's Haus. Wächter war im Garten, die Frau in der Küche. Die wurde sofort bleich wie die Wand, als sie den Gendarmen und all die Leute sah. Wächter und Lude standen im Kohlfeld, durch das sich die schmale kleine Illritz schlängelte. Beide hatten eben Weidenzweige in der Hand, die der Vater von einem Baume schnitt und der Sohn über den Bach legen sollte. ... Langheinrich hatte immer einige harmlose Redensarten bereit, wenn er eben seinen Gaul sicher schon in der Hand hatte. Hier brauchte er nur zu grüßen. „Wetter, sagte er, flandert ihr einst bei den Kanonen? Macht ihr Faschinen, Wächter? Guten Abend! Wie geht's! Teufel, was habt ihr denn da mit der Illritz vor? Soll die nicht hinunter mehr nach Waldbüren fließen? Das muß ich sagen! Der Teich da ist doch zu klein für die Karpfen! Da dächt' du sie bei Lemmler'n lassen sollen,

Wächter! Wächter, laßt nur Alles jetzt ruhig liegen und kommt nur in Gottes Namen mit mir!“

Es zeigte sich, daß Wächter der durch das Dorf ohnehin mit nur wenig Wasser fließenden Illritz — der Müller half sich unten durch Schleusenwerke, Abfallgräben und allerhand Wiesenrinnsale — ein eignes Bette abgegraben hatte, in dem zwei Sanddämme das Wasser in stiller gestauter Ruhe erhielten. In diesem künstlichen Tümpel wimmelte es von schwarzgoldglänzenden Karpfen. Die geschnittenen Weidenzweige sollten den Raub bedecken. Es war zu spät. Mit stummer Ergebung und wie zum Tod zusammenbrechend, folgte der überführte Dieb dem Ortsschulzen und der lautlosen Menge, welche die That des sonst unbescholtenen Mannes, eines ehemaligen und noch jetzt zur Landwehr verpflichteten Soldaten, nicht begreifen konnten. Man empfand nicht Hohn, man empfand Mitleid. Es gab Allen einen tiefinnern Schreck, als Wächter nur nach seiner Mütze fragte und ohne Abschied von seiner jammernden Frau und dem einzigen, abwärts gewandten, auf die Kohlfelder blickenden Knaben so von dannen gehen mußte. Man brachte seine Mütze; sie hatte eine Cocarde und ringsum einen rothen Streifen. Langheinrich buldete nicht, daß Wächter diese Mütze aufsetzte. Er behielt sie, als seiner unwürdig, in der Hand, während der Verbrecher durch das Dorf in den Gewahrsam des Schulzen geführt wurde. Man nahm ein Protokoll auf und noch in derselben Nacht ließ Langheinrich erst einen berittenen Amtsgenossen requiriren, dann geleiteten Beide den Karpfendieb in aller Frühe in das Inquisitoriat der nahegelegenen Stadt, wo man gerade am großen Wochenmarkte vorüber mußte, gerade an den Fischbehältern, wo es munterer und fröhlicher herging als in dem Herzen Dessen, der seinen Fang hier geglaubt hatte heute verwerthen zu können.

Als Langheinrich dem Landrath den ganzen Vorgang, so wie er ihm mir erzählt wurde, mitgetheilt hatte, brach sein Chef in die Worte aus: „Wunderbar und ohne Gleichen! Soll man denn noch glauben, daß Sittlichkeit, Tugend, Moral und christliche Gesinnung in dieser Canaille wurzeln! Dieser unwürdige Landwehrmann! Und ein Kind, das jetzt auf Ruhe und Ordnung im Lande sehen muß! Merkwürdig! Ein Junge, der seinen eigenen Vater angibt! Ich lasse anspannen! Das hoffnungsvolle Kind muß ich kennen lernen.“ Langheinrich erlaubte sich eine Entgegnung. „Es ist ja gerade, Herr Landrath“, sagte er, „als glaubten Sie, der Junge hätte die Anzeige nur zu Liebe gemacht?“ „Wem denn sonst!“ erwiderte der Landrath! „Alles, was Sie mir von dem Vorfalle auch bei der Arrestation des Taugenichts, der dem Kriegsheere Schande macht, erzählen, beweist ja die pure Seelengröße des Jungen, eine Conduite, wie mir so etwas unter solchen Umständen noch gar nicht vorgekommen ist! Sagen Sie selbst, Langheinrich, wenn der Junge eine entsprechende Erziehung erhielte, was könnte aus dem nicht werden!“

Langheinrich hatte den Muth nicht, seine Gedanken auszusprechen. Er strich sich seinen Knebelbart und bemerkte nur: „Der Junge wollte seine Mutter vor Schlägen behüten und gab deshalb lieber den Vater an.“ „Ach was!“ fiel der in allen Lagen immer eines gewissen Schwunges bedürftige Landrath ein und ging dabei in seinem Zimmer auf und ab, daß die Tassen auf der Servante klapperten. „Die Prügel, die der Wächter seiner Frau angedroht hat, wenn sie die Karpfen nicht auf den Markt trüge, werden die ersten nicht gewesen sein, die die Frau schon bekehen hat, ohne daß sie davon gestorben ist!“ „Es soll gegen den Mann doch sonst nichts vorliegen.“ „Geprügelt hat er seine Frau! Längst! Ich weiß das! Hier zu Lande prügelt jeder seine Frau, bei den Deutschen wenigstens! Drüben die Wenden weniger. Die glauben noch Heiden- und Hexenkram und wo dergleichen noch aufkommt, stehen sich die Frauen besser. Nein, Langheinrich, dafür haben Sie die Bildung nicht, das zu begreifen. Ich weiß es. Die Wächter hat alle Wochen ein paar mal ihren Degen gekriegt, so gut wie jede andere deutsche Frau hier, und an die Mutter hat der Junge den heroischen Schritt nicht

gethan! Das war Seelengröße, Ordnungsliebe, Sinn fürs Gesetzliche, und ich lasse mir's nicht nehmen, ich muß das Kind sehen und drüber Bericht machen. Ohnehin haben wir Herrn Semmler zu seinen Karpfen zu gratuliren."

Der Landrath ließ anspannen. Langheinrich versprach, bis zur Ilitz ihn zu begleiten. Zu Herrn Semmler selbst mochte er nicht eintreten. Er wollte den Schein vermeiden, als beanspruche er eine Belohnung. Das Einzige versprach ihm noch der Landrath, das Geheimniß des Kindes hier in der Gegend vor aller Welt aufrecht zu erhalten. Niemand dürfte die That des Jungen erfahren, am wenigsten die Mutter; „denn", setzte der Gendarm hinzu, „ich habe es dem Kinde versprochen. Glauben Sie mir, die Mutter würde jetzt ruhig die Hehlerin abgeben, wenn sie den Stehler aus dem Inquisitoriat wieder zurück hätte. Lude hat sich zwischen zwei Stühle gesetzt."

Der Landrath ließ sich nicht irre machen. Mit den Worten: „Drum muß man ihm helfen! Von Staats wegen! Das verstehen Sie nicht, Langheinrich! Diese Geschichte liegt tief im Herzen und unter den Nieren! Da könnte ein Prediger einen Vers drüber machen!" bestieg er seinen Einspänner, den er gewohnt war selbst zu führen.

Im Hause des Büdners und Landwehrmannes Wächter an der muntern Ilitz sah es inzwischen gar traurig aus. Die Dorfleute arbeiteten im Felde. Doch einige Alte und die Kinder, die daheimgeblieben, folgten dem im Dorfe einfahrenden Landrath und dem Gendarmen, um die Karpfengrube noch einmal mit betrachten zu können. Ein eigenes Urtheil, eigene Justiz wenn auch nur in Mienen und Worten hatten diese Dorfbewohner nicht. Diese Gegenden des Vaterlandes sind so seit Jahrhunderten gewohnt, nur regiert und geführt zu werden, daß sich überall da, wo die Autorität ihre Hand walten zu lassen hat, ein Schweigen und Gehenlassen zur Gewohnheit gebildet hat. Diesen militärisch-disciplinirten Stämmen geschah es schon zu oft, daß sie da, wo ihr Rechtsgefühl einmal sich in natürlichem Ausbruche gern Luft gemacht hätte, von der Autorität zurückgewiesen wurden mit Worten: Ob sie mitzureden hätten? Ob sie Dies oder Das was angingen? Ob sie Advocatenspesen bekämen oder Gerichtskosten zu bezahlen fürchteten? So sah man hier tausend mal, daß selbst das Urtheil über Diebe und Mörder dem Volke nicht gestattet wurde, und Diebe und Mörder gegen Die, die „ihre Nase in fremde Dinge steckten", von den Gendarmen und Ortsbehörden in Schutz genommen wurden. Genug! Die Frau des Büdners saß in der Küche und rührte stilltraurig in einem Topfe. Der Landrath polterte in der armen Hütte seine Verwünschungen aus, lechzte aber in alle Winkel mit sehnsüchtigen Augen nach Lude. Im Garten, in einem kleinen Kohlfelde stand der auch ganz geruhig und verlas von den blaugrünen Blättern die Raupen. „Wieder etwas Sauberes und Accurates!" sagte der Landrath zu Langheinrich, als er draußen an der Ilitz die eigenthümliche Verrichtung untersuchte und den Jungen so still da raupenlesend antraf. Der Ortsschulze, vom Felde requirirt, erklärte alles Geschehene noch einmal aufs deutlichste, während Langheinrich schwieg und seine Augenweide an seinem Ehef, dem Ordnungsschwärmer hatte, der Lude Wächter wie einen Genius betrachtete. „Einzig! — Merkwürdig! — Baarfüßiger Junge — Verliest die Raupen! Schmeißt sie alle in einen alten Topfscherben! Bringt sie den paar Hühnern da auf dem Miste! Sieht und hört nichts! Gibt seinen Vater an! Lebt nur im Recht und in der Ordnung. Dem König möchte man privatim drüber schreiben. Was kann aus so einem Jungen noch, richtig angefaßt, Alles werden!..." Diese Worte brummte der Landrath zwischen seine Verwünschungen der Räuberbagage und die jammernden Klagen der Mutter immer zwischen durch. In die glänzendsten Zeugnisse, welche die Frau der sonstigen Solidität ihres Mannes gab, Fluch und Armuth als Gründe seines Verbrechens geltend machen wollte und den Landrath bei allen Verheißungen des ewigen Lebens bat, sie Wächter's in der Stadt ein mildes Urtheil zu verwirken, polterte er: „Wird sich finden! Gerade beschwerlich! Mühe noch

tragen wollen! Sieh' mal! Ein Jahr Steine klopfen! Mit Schimpf ausgestoßen aus dem Bataillon, wo ich sein Major bin! Mir das anthun! Donner!" Und dann ganz sanft zu Lude, als dieser eben den Schüsselscherben in der Asche ausschwenkte und in die Hütte zurücktragen wollte: „Thut dir's denn leid, daß sie deinen Vater geholt haben?" Er winkte dabei dem Gendarmen, aufzuhorchen, was der Genius der Gesetzlichkeit erwidern würde. Lude schwieg. Er blinzelte nur zum Gendarmen hinüber, der polternd losbrach: „Junge, wenn der Herr Landrath was frägt, antwortet man." Die Geschwätzigkeit des Schulzen unterbrach des Kindes nähere landräthliche Seelenprüfung.

Der Landrath bestieg seinen Einspänner wieder und fuhr langsam zum Orte hinaus. Langheinrich gab ihm das Geleit bis zur Mühle, wo er abschwenken und heimreiten wollte. Die Gründe, warum sich sein Chef immer höher in seiner Bewunderung Lude Wächter's steigerte, konnte er nicht in Abrede stellen. In der That hatte das Kind sich in der schwierigen Situation mit Haltung, ja mit einer gewissen Würde benommen. Ohne Furcht zu verrathen, gab es kein Zeichen auch des Trotzes. Langheinrich hätte sich sagen dürfen: Das Kind vertraute eben dir, deiner Verschwiegenheit, deinem Schutze! Es konnte nicht wissen, ob der Landrath von seiner That unterrichtet war. Dieser aber war bei dem wiederholten Ausrufe geblieben: „Mann! Dieser Blick! Diese Festigkeit! Diese Ruhe! Dieser erhabene sittliche Stolz! Es war eine Conduite, die der König erfahren muß! Ich ruhe nicht eher, bis für den Jungen etwas geschehen ist! Aus Staatsmitteln! Hier würde man eine Sünde begehen, wenn man das so unterm Miste verkommen ließe! Mit sprechen noch davon."

Nach einigen Wochen überraschte der Landrath seinen Untergebenen mit einer Nachricht, die diesem die schon fast entschwundene Erinnerung an Ludwig Wächter zurückrief. Der Vater war zu acht Monaten Strafarbeit, Cocardenverlust, künftiger Einstellung in eine Strafcompagnie verurtheilt, die Mutter tagelöhnerte und „Luden hab' ich die Karriere eröffnet", sagte der Landrath. „Keinem Menschen hab' ich hier den Vorfall mitgetheilt, auch Herrn Semmler nicht, aber der Frau Oberpräsidentin hat meine Frau einen langen Brief geschrieben. Der Junge macht jetzt seinen Weg. In Erwägung, daß sein Taugnichts von Vater nichts für ihn wird thun können und die Mutter nicht das liebe Brot im Hause hat, wird Lude für elternlos angesehen und kommt drei Meilen von hier ins Militärwaisenhaus. Mit dem Schulzen und der Mutter ist Alles richtig gemacht. Die Mutter kann das Kind sehen so oft sie will. Ohnehin wird sie bei den Wenden drüben mehr Arbeit suchen müssen als in unserer Gegend, wo man ihr auf dem Wege geht. Heute noch holt meine Frau den Jungen ab. Wir bringen ihn selbst an den neuen Ort seiner Bestimmung. Jetzt geben Sie Acht, Mann! In drei Jahren sprechen wir uns wieder!"

Ich bin begierig! sagte Langheinrich voll wahrer Freude über diese Wendung. Es wehte ihn ein Trost an, als schützten unsichtbare Engel auch vielleicht einmal seine Kinder, wenn sie von ihrem Vater auch nicht angeben konnten, daß er gestohlen hätte.

Das Militärwaisenhaus lag noch in dem Bezirke des Landrathes, und Langheinrich, der inzwischen zum Wachtmeister befördert war, behielt die Umgebungen auch dieser berühmten und von der Regierung sehr großmüthig gepflegten Anstalt im Auge, wenn auch in dem Städtchen, an dessen Eingang das große stattliche Gebäude mit seinem von einem Eisengitter eingefriedigten Spiel- und Exercierplatze lag, andere Diener der öffentlichen Sicherheit die nächste Aufsicht hatten. Zwei Jahre waren vergangen, als Langheinrich zum ersten male wieder Lude Wächter's ansichtig wurde. Der Knabe grüßte ihn, als er eines Tages, im Begriff, eine Inspectionsrunde zu halten, an dem zwischen den beiden mächtigen Flügeln des Militärwaisenhauses gelegenen Spielplatz vorüberritt. Obgleich Lude durch die gute und gerechte Erziehung sich fast bis zur Unkenntlichkeit statt-

sich entwickelt hatte, so konnte ihn doch der Gruß des uniformirten Knaben nicht irre führen. Er ritt heran und fragte nach seinem Befinden. Lude dankte und lobte die Anstalt. Von seinem Vater hatte er, wie er erzählte, einmal einen Besuch erhalten. Hinzugetretene Lehrer und Aufseher der Zöglinge schilderten dem Wachtmeister das Wiedersehen zwischen Lude und seinem Vater als eine besonders ergreifende Scene. Lude schlug dabei, auch bei dem vielen Lobe, das ihm gespendet wurde, die Augen nieder. Sein Geheimniß verstanden die Lehrer nicht; nur zwischen ihm und Langheinrich waltete es. Befragt, welche Laufbahn der Zögling denn einst einschlagen würde, antworteten die Lehrer, vielleicht daß er in den Kaufmannsstand treten würde. Es hätte sich nämlich der reichste Mann im Orte gefunden, der Ludwig Wächter seines Sohnes wegen mit besonderer Zuneigung behandle. Julius Handtke wäre zufällig in nähere Bekanntschaft mit dem immer stillen und zurückgezogenen Militärzögling getreten und hätte an ihm, wie eben die Schwärmerei und das Bedürfniß der Hingebung in solchen Kinderseelen wirke, einen so mächtigen Gefallen gefunden, daß man gern gestatte, oft Tagelang den Zögling in das Haus des Herrn Handtke zu geben, der auf dem Markte der kleinen Stadt die Haupt-Spezerei- und Materialwaarenhandlung inne hatte, gerade dem Schwarzen Adler gegenüber, einem Gasthofe, der von einem Bruder des Kaufmanns gehalten wurde. Die Gebrüder Handtke waren somit die Honoratioren der Stadt und die Auszeichnung, die Lude Wächter durch Julius Handtke fand, konnte für ein ausnehmend glückliches Loos gehalten werden. Der Vater seines Freundes war bereit, ihn als Lehrling in seine Handlung zu nehmen. ... Langheinrich wünschte Ludwig Wächter'n zu diesen Aussichten für seine Zukunft Glück, konnte aber doch nicht umhin, da er Julius Handtke als einen wilden, oft übermüthigen und verzogenen Knaben kannte, ihn zu warnen, sich von dem gefährlichen Beispiel seines Freundes anstecken zu lassen. Es war schon Manches mit Julius Handtke vorgekommen, was sogar in eine Berührung mit der öffentlichen Sicherheit geführt hatte. Er hatte Pulver abgebrannt, wo er nicht sollte, Nester ausgenommen, Laternen zerschlagen und galt im Orte für einen von den Seinigen, dem Vater und dem Onkel zwar ziemlich strenggehaltenen, aber auch naschhaften und vergnügungssüchtigen Knaben. Lude Wächter hörte die Warnung ruhig mit an und erklärte, daß er sich schon hüten wolle. Auf die Frage, ob er denn Julius Handtke gern hätte, blieb die Antwort nicht aus, daß er sein bester Freund wäre. Und diese Versicherung bekam noch mehr Bedeutung, da einer der Lehrer, den Wachtmeister begleitend, als Beide allein waren, hinzufügte: „Es ist auch sein einziger. In der Anstalt wollen die Kameraden keine gemeinschaftliche Sache mit ihm machen!" Dies auffallende Wort blieb ohne nähere Erläuterung; denn die Aufmerksamkeit Langheinrich's wurde schon wieder von einigen Grüßenden abgezogen, auf die er, mit seinem ohnehin unruhigen Gaule, zur Bewillkommnung ansprengen mußte.

Den Gendarmen des Ortes fand der Inspicient abwesend und zwar in Sachen eines Diebstahls, der kürzlich im Schwarzen Adler vorgekommen. Man hatte dem Bruder des Kaufmanns Handtke aus dem Nebenzimmer seiner eigenen Gaststube kürzlich seine goldene Uhr gestohlen. Der Ortsgendarm hatte viel Mühe, den Thäter zu entdecken und glaubte ihn jetzt in einem Handwerksburschen gefunden zu haben, der kürzlich im Schwarzen Adler übernachtete und in der Gaststube, in die er seiner Aermlichkeit wegen nicht hingehörte, einige Augenblicke verweilt hatte. Langheinrich wartete auf die Rückkehr seines Unteroffiziers, konnte sich aber dabei nicht erwehren, auch seinerseits wegen der mit dem Uhrschlüssel und einem Petschaft daran gestohlenen Uhr rechts und links seine Augen über Dieses und Jenes streifen zu lassen. Er besuchte den Gastwirth, sah sich die Localität, die Umgebungen an, die Hausbedienung, die üblichen Gäste. Nichts kam ihm verdächtig vor. Auch den Kaufmann gegenüber besuchte er, fand den Ludwig Wächter wieder mit seinem Freunde und überzeugte sich, daß dessen Vater in der That ein gast-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.
3-598-51032-2
FN. 19181/073

müthigsten Absichten mit einem Knaben hatte, dessen, wie er sagte, stilles und apartes Wesen ihn ausnehmend gefiel und ein wahrer Schatz für seinen etwas verwilderten Sohn und dessen fernere Zukunft wäre. Auch von der goldenen Uhr war die Rede und der Schrecken, in einem so gut gearteten Orte einen Dieb zu wissen, kam in entschiedensten Ausdrücken dabei zur Erörterung. Auf einige sonst achtbare Bürger war schon Verdacht gefallen, andere hatten erklärt, sie zögen vor, unter solchen Umständen den Schwarzen Adler nicht mehr zu besuchen, Allen lag daran, daß der Thäter jener Handwerksbursche gewesen sein möchte, nach dessen Verhaftnahme der Ortsgendarm ausgeritten war. Dieser kam am folgenden Tage zurück mit dem von ihm verhafteten muthmaßlichen Thäter. Diese Angelegenheit berührte Langheinrich nicht weiter. Nach einigen geschäftlichen Rücksprachen ritt er von dannen... Es war zeitig. Noch tiefe Morgenfrühe. Kaum war Langheinrich an dem Militärwaisenhause, den Kohl- und Kartoffelfeldern der Ackerbürger des Oertchens vorüber, als er hinter sich rufen hörte: „Herr Wachtmeister! Herr Wachtmeister!" Langheinrich sah sich um. Ein Zögling des Waisenhauses lief ihm nach und sein scharfes Auge ließ ihn sogleich aus der Uniform heraus Ludwig Wächter'n erkennen. Was will der? sagte er zu sich und hielt seinen Braunen an. Als der Knabe näher kam, rief Langheinrich: „Lude, was gibt's denn noch?" Stumm und sich ängstlich umspähend sprang Lude in den Chausseegraben, der ihn halb deckte, und kam so zu dem unter einem Baume haltenden Wachtmeister. „Ich will Ihnen sagen", begann er sogleich, „wer die Uhr gestohlen hat. Es ist Julius Handtke."

Langheinrich erschrak. Die Erinnerung an den Vorfall vor zwei Jahren erschütterte ihn. „Junge, bist du des Teufels?" rief er, faßte mit der Linken rasch die Mähne seines Gauls und war im Nu herunter. „Julius Handtke hat die Uhr gestohlen?" „Ja!" sagte Lude mit derselben Festigkeit, wie er einst seinen eigenen Vater angegeben. „Warum sagst du das?" fuhr ihn Langheinrich fast zornig an. Lude schwieg. Langheinrich besann sich, daß es seines Amtes nicht war, Jemanden zu schmähen, der das Gelingen der praktischen Polizei unterstützte; aber im ersten Gefühle hätt' er den Säbel ziehen und mit der Klinge den Angeber durchsuchten mögen. Sich bekämpfend fragte er nur: „Weißt du denn das auch ganz gewiß?" Lude erwiderte: „Julius hat schon oft gestohlen. Er will bei seinem Vater noch einbrechen und dann nach Amerika gehen. Ich soll ihn begleiten. Die Uhr hab' ich bei ihm gesehen." „Aber Lude, deinen Freund verlierst du ja nun! Verlierst ja deine ganze glückliche Zukunft! Der Kaufmann wird dich ja nicht mehr ansehen wollen. ..." Lude schwieg und blickte nieder. Er schien an die Folgen seiner Entdeckung nicht im mindesten, sondern nur an die Wahrheit selbst gedacht zu haben. Nach einer Weile rathlosen Schweigens auch des erschütterten Wachtmeisters, der von diesem Knaben so viel Vertrauen genoß, sagte Lude nur noch: „Der Handwerksbursche ist's doch nicht gewesen, Julius Handtke ist's gewesen. Die Uhr steckt in seiner Tasche. Ich habe sie gesehen." Langheinrich überlegte, welches der wahre Grund dieser Anzeige war. Vielleicht selbst Liebe für den Freund? Vielleicht Besorgniß, der Verführung desselben nicht widerstehen zu können? Er war völlig ohne Entschluß, wußte nicht, was er mit dem Geständnisse machen sollte und blieb auch ohne Entschluß. Lude, um für seine Entfernung nicht bestraft zu werden, eilte inzwischen spornstreichs zurück. Er hatte sich versteckt nicht seiner Anzeige, sondern seiner Entfernung wegen. Und Langheinrich, einer der edelsten und gefühlvollsten Menschen, die je in die schwierigen Collisionen von Pflicht und Rücksicht gekommen sein mögen, sah ihm schwermüthig nach, bestieg seinen Gaul, ritt im Kreise auf und ab, ohne zu einem Gedanken zu kommen. Er wußte nicht wie, er hatte Lude Wächter'n jetzt selber lieb. Es schien ihm ein tragisches Geschick zu sein, das diesen Knaben ewig folterte und quälte, die Dinge, wie sie sind, nicht verschweigen zu können. Er sah einen Unschuldigen leiden und gab lieber seinen eigenen

Freund an! Er gab ihn an in der dunklen Ahnung, daß er dem Freunde und vielleicht seinem eigenen sittlichen Selbst nütze! — Und doch — sollte er das Bekenntniß brauchen? Sollte er ohne weiteres zurück in die Stadt, den Sohn eines angesehenen Kaufmanns auf offener Straße anhalten lassen, seine Kleider untersuchen, ihn, die Aeltern, den Angeber selbst unglücklich machen? Es waren zu viel und in der That zu ernste Vorstellungen, die ihn bestürmten. Er beschloß, sich Jemandem anzuvertrauen, der den Fall unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit ihm erörtern sollte; er wählte dazu diesmal nicht den Landrath, sondern den Pfarrer von Walddüren, dem Orte, wo auch der Landrath und in dessen Nähe er selber wohnte.

(Der Schluß dieses Capitels und der Anfang des sechsten: Die Brüder, in nächster Nummer.)

Anregungen.

Aus dem Leben der Pflanze.

Nach Roßmäßler's mikroskopischen Untersuchungen.

Die grüne Farbe.

Die wichtigste Farbe für das Pflanzenreich ist die grüne Farbe. Das Mikroskop sagt uns, daß sie stets in Form von Kügelchen im ungefärbten Zellensaft erscheint. Der Botaniker nennt diesen Farbstoff Blattgrün. Es ist der am weitesten verbreitete Stoff und steht in unmittelbarer Beziehung zum Sonnenlicht. Ohne Sonnenlicht kein Grün. Der Spargel erhält erst dann sein grünes Köpfchen, wenn er über der Oberfläche steht. Die Kartoffelkeime in den Kellern, die Graskeime unter einem Bret oder Ziegelstein sind weißlich, gelblich, weil ihnen das Sonnenlicht fehlt. Das Gold der Sonne macht die Erde grün, grün ist die Farbe der Hoffnung und hinauf zum Himmel, zum Lichte schauen auch wir, wenn die Hoffnung uns belebt.

Die Pflanze und das Wasser.

Das nothwendige Ernährungsmittel der Pflanze, Kieselerde, bedarf 1000 Theile Wasser, um aufgelöst zu werden. Dies angewendet auf die Pflanzenwelt eines ganzen Landes, begreift man, welch ungeheure Wassermenge fortwährend aus dem Boden aufgesogen werden muß, um die nöthige Quantität jenes Auflösungsmittels zu erhalten. So wird die Pflanzenwelt gleichsam der Schwamm, der das Wasser an der Erdoberfläche festhält. Es geht daraus deutlich der Nachtheil für eine Gegend und die Nothwendigkeit ihres Klimawechsels hervor, wenn ihre Wälder unvorsichtig ausgerottet werden. Schon im Verlaufe eines Menschenalters kann man dies bemerken. Unsere großen Ströme zeigen ein viel weiteres Bett, als sie jetzt ausfüllen, weil die Waldungen viel ärmlicher und spärlicher geworden sind in Vergleich zu den ungeheuern deutschen Waldungen früherer Jahrhunderte. Es ist ein Verbrechen an einem Lande und an seinen Bewohnern, die Waldungen leichtsinnig niederzuschlagen.

Die Pflanze und das Thier.

Die Pflanze bedarf zu ihrer Nahrung Kohlensäure, Ammoniak und Wasser. Die erstere ist überall in der Atmosphäre; das Wasser zieht die Pflanze zu sich heran und Ammoniak, eine Art Stickstoff, ist überall, wo organische und namentlich thierische Stoffe in Fäulniß übergehen. Die Kohlensäure, eine Verbindung von Kohlenstoff und Sauerstoff, ist eine dem thierischen Leben höchst schädliche Luftart; die Pflanzen aber saugen sie am Tage fortwährend ein und reinigen so die Luft, daß das thierische Leben den ihm so nöthigen Sauerstoff rein genießen kann, während der thierische Körper fortwährend Kohlensäure ausathmet und so der Pflanze Nahrung gibt. Wäre unsere Atmosphäre reicher an Kohlensäure als sie es ist, so würde das thierische Leben aufhören. Es gab eine Zeit, wo die Atmosphäre 8—9% Kohlensäure enthalten haben muß, während sie jetzt in reiner Gestalt nur ein Tausendtheil davon hat. Da wurde die Pflanzenwelt Erretter: sie wuchs in ungeheurer Macht auf und konnte so die Luft von der dem thierischen Leben so gefährlichen Kohlensäure reinigen. Die unermeßlichen Braun- und Steinkohlenlager der Erde geben uns von dem Reichthum vorweltlicher Pflanzenvegetation das sicherste Beispiel. Wir treiben jetzt unsere Dampfwerke, wir heizen unsere Wohnungen mit dem unermeßlichen Vorrathe von Verkohlung einer untergegangenen Welt.

Auch ein Auswandererbild.

Die Phantasiebilder des Elends, die man sich früher heranbeschwor, wenn man in Havre, in Bremen, Rotterdam, Antwerpen deutschen Auswanderern begegnete, haben seine Wahrheit mehr. Nicht die Armen wandern aus,

nicht die Uebervortheilten, mit Steuern Ueberladenen, sondern die vermöglichern Landbewohner, und was sie über die See zieht, wird nachgerade eine so gedankenlose, leere und nichtige Sucht der Neuerung, daß sich dem Auswandern endlich einmal ein gemeinsames deutsches Gesetz, ein Halt! der Besonnenen entgegenstellen sollte.

In Antwerpen sah ich viele Hunderte von Auswanderern. Sie zogen allerdings in den abgetragensten Kleidern ihres Dorfes durch die Straßen, sie hatten kranke Kinder und hinfällige Greise zu hüten, sie schliefen in den Herbergen auf Stroh, sie begnügten sich mit der einfachsten Kost und wohl fühlte sich ein deutsches Herz gedrungen, zu ihnen heranzutreten und ihnen bewegt Lebewohl zu sagen. Aber die Männer gaben die Hände nicht gern, weil sie in ihren Taschen — die mit eingewechselten Souvereigns gefüllten Börsen hüten mußten.

Es sind zwei Dinge, die an den Auswanderern geradezu abstoßend und peinlich sind. Einmal der Mangel jenes allen Nationen tief einwohnenden Heimathsinns, dieser Mangel, den fast alle Deutsche theilen. Die Auswanderer treibt nicht die Noth, nicht eine Betrachtung über das deutsche Vaterland hinweg: nur die deutsche Abenteuerlust und der uralte Hang unsers Volks zum nichtsnutzigen Weltwandern. Ganze Länderstrecken bei uns leben jetzt in diesem amerikanischen Sehnsuchtstaumel, der sich auf nichts begründet als auf einen, nur den Deutschen eigenen Köhlerglauben an alles Fremde und Entfernte... Der zweite Schatten in den alten sentimentalen Auswanderergemälden ist die widerwärtige Vermischung der Lebensalter, der Geschlechter und der Sitten. Wir meinen hier nicht das wilde Durcheinander, das auf den Auswandererschiffen herrscht, allein; wir meinen schon auf der Wanderung zur See das Umspringen aller Ordnung, das aus Mund- und Band-Gehen jeder Rücksicht, das Umschütteln und Umrütteln aller naturgemäßen Beziehungen unter den Familien selbst. Wir beobachteten einen Naturzustand, der kläglich war. Junge Burschе still, traurig, ja feige; Greise wie Kinder hüpfend, faselnd, von den Kindern gestoßen und zurechtgewiesen, weil sie sich ungebärdig benahmen, frivol sogar und sittenlos. Frauen, weggenommen von ihrer Erbscholle, von ihren Pflichten und Gewohnheiten, ohne Anhalt und ohne Rücksicht, abenteuerlich gestimmt, ohne Verlaß. Die geöffnete Welt, der große blaue Horizont, das Meer, alle niegesehenen Wunder des Lebens bringen unter diesen Menschen dämonische Wirkungen hervor.

Man klagt über die Wildheit und Sittenlosigkeit des deutschen Volks. Man kann einen Hauptgrund derselben in dieser lumpigen und völlig gedankenlosen amerikanischen Sehnsucht finden.

Gespräche mit Dämonen.

Woher das Stillschweigen über eine Schrift, die der Phantasie und dem Charakter Bettinens von Arnim zu neuen Thaten gereicht? Unverkennbar sind es die in unserm öffentlichen Leben gemachten neuesten Erfahrungen, die ihrem merkwürdigen allegorischen Buche, das den obigen Titel trägt, seine Deutung geben. Der schlafende Fürst, den sie verhängnißvoll handeln, der Träumende, den sie Ehrerbietig, als er thut, denken läßt. Beides sind verkörperte Hoffnungen, getäuschte und immer neu sich belebende. Bettina beschwört in ihrer reichen, bildergeschmückten Sprache Erinnerungen herauf, die wie Banquo's Geist mitten unter der lachenden Gegenwart aus der Erde steigen. Sie scheint die Geschichte der letzten fünf Jahre in allen Nerven fast mit physischem Schmerze durchlebt zu haben; denn oft verläßt sie die Besinnung und mehr ein bewußtloses dunkles Tasten scheint sie dann zu leiten als klarer Gedanke. Dem großen Völkerturnier, womit sie ihr Buch wie mit einer prächtigen Vision beschließt, wird man nicht die ganze Berechtigung der Wahrheit einräumen können. Wie schmückt die Vorkämpfer einiger Nationen, die sie schildert, nach gemalten Bildern aus.

Victor Hugo.

Victor Hugo besitzt eine glänzende Phantasie, Witz und Scharfsinn, aber er gefällt sich zu sehr im Echo seiner Worte. Weil er zu viel sagen will, sagt er zu wenig. Selbst die Franzosen, die rhetorischen Pomp ertragen können, werden zugestehen müssen, daß Wiederholungen, die zwölf mal im Bilderschmuck Dasselbe sagen, von geringerer Wirkung sind als die einmal erzählte einfache Thatsache.

Eine Gefahr der Bescheidenheit.

Höre zu, wenn man dich tadelt! Höre aber auch zu, wenn man dich lobt! Vermeidest du deinen Tadel zu hören, so wird deine scheinbare Anmaßung eher als Das erkannt, was sie zuweilen ist, Furcht, muthlos zu werden, als daß der Schein von Anmaßung, wenn du dein Lob vermeidest, für Bescheidenheit genommen wird.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 5. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Anstandsbegriffe der Engländer.

Die Engländer sind wunderliche Leute. Sie haben zwar das Sprüchwort: „Thu' in Rom, was man in Rom thut!" aber wir Alle wissen, daß sie in Rom, Paris, Berlin, Dresden und Wien nichts Anderes thun, als was sie in Laterfall, Gainsborough und Tickohill thun. Sie müssen überall die Theebüchse zur Hand haben, überall hin folgt ihnen ihr Rasierspiegel, ihre übliche Eßzeit, ihre Dinner-Toilette, ihr langweiliger Sonntag und ihr System über Religion, Sitte und Anstand. Sie sind die Chinesen Europas, stabil und exclusiv. Voltaire hatte Recht, Japan und Großbritannien in eine Parallele zu bringen.

Ueber das Verhältniß der Sitte zum Gesetz hat Montesquieu vortrefflich geschrieben; mag man in seinem „Geist der Gesetze" nachlesen, wie sich die befohlenen Sitten, die Peter der Große in Rußland einführen wollte und eingeführt hat, zur russischen Nationalsitte verhielten. Die Geschichte der Sitten ist eine geheime. Man kann die Gebräuche nur schildern und weiß selten ihren Ursprung. Man kann seine eigenen Gebräuche verwerfen und vermag sich doch nicht von ihnen zu trennen. Die moralische Luft eines Volkes schreibt sich von den räthselhaftesten Bedingungen her. Höflichkeit, Anstand, Ceremoniel beruhen auf Veranlassungen, die bei dem einen Volke den bedeckten Kopf, bei dem andern den entblößten zum Zeichen der Achtung machen. Sittenforscher haben über diese Gegensätze viel lesenswerthe Untersuchungen angestellt.

Im Allgemeinen hat die europäische Bildung die Neigung, für die Formen des Umgangs immer mehr einer gewissen Wahrheit natürlicher Verhältnisse entgegenzukommen. Fast alle Völker Europas haben in dieser Beziehung Fortschritte gemacht. „Erlaubt ist, was gefällt", gilt schon lange für den einzigen moralischen Maßstab der Männer. „Erlaubt ist, was sich ziemt!" ist die Lebensregel der Frauen geworden. Freilich ist die Lehre sehr allgemein, und, angewandt auf die Erziehung, weiß manches junge Mädchen darum doch noch nicht, wie sie sich zu benehmen hat, wenn sie Mittags mit der Sonne allein ist und ihr eigener Schatten es wagt, dicht auf dem Sopha oder an ihrem Arbeitstische neben ihr zu sitzen. Vielleicht hat sie einen Anflug englischer Erziehung be-

kommen. Ihr unglücklichen Wesen dann, wenn ihr mit der Bewunderung vor Byron's süßem „Leb' wohl und wär's für immer!" auch in der Bewunderung vor Englands Anstandsgesetzen aufgewachsen seid! Die englische Umgangsmoral ist die heuchlerischste, die es nächst der chinesischen nur geben kann.

Beschäftigen wir uns ein wenig mit den englischen Anstandsbegriffen.

Delicacy, Fashion und Respectability! Ihr schauerlichen Grenzpässe, die man erklimmen muß, um zur Höhe der englischen Sittlichkeit zu gelangen! Wie unerbittlich wird auf diesem Wege gerichtet über Jung und Alt, Sprache und Benehmen, Kleidung und Geschmack, Empfindung und Lebensphilosophie, Fortkommen in der Welt und Anwartschaft auf einen guten Namen auch dann noch, wenn man sie schon verlassen hat! Wer gegen die Fashion verstößt, gehört nicht in die Gesellschaft, wer gegen die Respectability verstößt, ist bürgerlich todt, wer gar gegen die Delicacy sündigt, der streicht sich aus dem Umgange mit der sittlichen Welt aus. Keine Nation ist in diesen drei Punkten so streng, keine hat auch mit solcher Einstimmigkeit hunderttausende von kleinen Scherben und Steinchen bereit, einen Verbrecher gegen diese drei Gesetze aus der Gesellschaft zu verbannen, wie man in Athen mit kleinen Scherben verbannte, in Palästina mit größern steinigte. Die Geschichte des englischen Genius ist eine Geschichte des Kampfes gegen die englischen Begriffe von Anstand. Von Swift, Milton, Sheridan, Fox an bis herab zu Shelley und Lord Byron erzählt die Geschichte Englands nur von den Opfern einer Moral, die dem freiesten, wildesten, zügellosesten Volke des Mittelalters, dem englischen, im Laufe der Zeiten wie angeflogen gekommen ist. Noch zu Shakspeare's Zeiten, noch unter der jungfräulichen Königin Elisabeth herrschte ein Geist in England, der wie in den Tagen Eduard's III. das Strumpfband einer Dame zu einem Orden für die Christenheit erheben und ausrufen konnte: Honny soit, qui mal y pense! Wer hätte glauben können, daß eine Nation, wo Frauen, wenn auch in Masken, den Ausgelassenheiten Shakspeare'scher Narren beiwohnen konnten, wo man die Geschichte der Päpstin Johanna auf öffentlicher Bühne darstellte, wo die Damen oft nicht anders zu Pferde saßen als mit einem Herrn hinter sich auf demselben Sattel, der sie mit beiden Armen umfangen hielt, und wo die Urgroßmütter der jetzigen mondscheinverklärten Misses des grünen England zum Frühstück Rinderbraten aßen und eine Kanne Bier tranken, jemals so weit kommen könnte wie jetzt, wo die Engländerinnen den Anstoß der Prüderie für die ganze europäische Frauenwelt zu geben drohen, und dadurch ein verschwommener, weichlicher, seelenkokettierender Geschmack sich gebildet hat, den der Herausgeber vor einiger Zeit im „Deutschen Museum" als die Romantik des Lovely bezeichnete.

Die englische Prüderie stammt von den Puritanern. Noch Königin Elisabeth war nicht im mindesten prüde. Aber bald mehrte sich die Herrschaft einer dumpfen Welt- und Lebensauffassung. Die Bühne wurde verpönt. Geistliche gaben den Ton des Hofes und der höhern Gesellschaft an. Immer enger schnürte sich die Brust mit der Herrschaft der spätern französischen Mode auch in geistigen Dingen zusammen. Die Bühne verspottete wol die Prüderie in vielen Lustspielen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts; Lady Malaprop in Sheridan's „Nebenbuhlern" ist eine Figur, die sich fast in allen Komödien jener Zeit wiederfindet (in dem Stücke „The country wife" — die Frau vom Lande — aus dem Jahre 1784, macht eine Lady ihrem Manne den Vorwurf, wie er so unanständige Ausdrücke, als „nackte Thatsachen" und dergleichen gebrauchen könne), und dennoch gab sich immer mehr selbst bei großen Geistern, wie z. B. Gibbon, das Bestreben kund, die Natürlichkeit zu verschleiern. Eine üble Folge dieser zu weit getriebenen Delicatesse ist der Verlust einer Menge von bezeichnenden Worten für den laufenden Sprachgebrauch. In diesem Augenblicke ist die Prüderie in England auf dem höchsten Gipfel. Die Herrschaft einer Königin, die fast abgöttisch mit der hohen Gemahlin des Prinzen Albert ge-

triebene Verehrung trägt nicht wenig dazu bei, die Gesetze des englischen Geschmacks und Lebenstaktes bis zum leersten Formalismus zu ätherisiren. Die englischen Gedichte sind schon geklügelte Wohllautsspiele nur noch zwischen den Begriffen von Blumen, Sternen, Herz, Auge, Seele u. s. w. Die Romane schließen Alles aus, was sich nicht innerhalb des Familienlebens abspinnt. In der Gesellschaft lacht man nicht, man lächelt nur; man spricht nicht, man flüstert nur; man tanzt, aber mit Auswahl der Tänze; einen Walzer gestattet man einem Mädchen nur mit ihrem Bruder. Man spricht von Liebe, aber nicht von Hochzeit. Die zarte Sitte corrigirt von Morgens bis Abends an den natürlichsten Aeußerungen des Menschen und die Schamhaftigkeit ist in dem Grade zur Regel aller Gedankenäußerungen gemacht, daß die Unschuld entweder gefährlich zu grübeln beginnt und ihre Unbefangenheit verliert, oder aus Furcht vor schlimmen Gedanken eine wahre Furcht bekommt vor allen Gedanken.

Hat die Delicacy sich einen Meilenzeiger errichtet, dessen Hände somit nach Himmel und Erde zugleich deuten, so athmet man etwas leichter auf, wenn man der zweiten schroffen Sittenklippe der Engländer, der Fashion, sich nähert. Woher die Fashion den Engländern zugekommen, ist nicht zu sagen. Der Normanne hat sie nicht mitgebracht; denn Mode ist nicht Fashion. Fashion müßte denn vielleicht Façon sein. Fashion kann man wahrlich einen mächtigen Götzen und Fetisch nennen. Fashion steht schon an der Wiege des Kindes, wenn es eben geboren ist. Fashion regiert in der Kinderstube, Fashion bestimmt die künftige Laufbahn und lehrt die Kinder in der Religion und Politik — diesen beiden Achsen des englischen Lebens — denjenigen Weg einschlagen, der der Ehre ihres Namens entsprechend ist. Ein Mann von Stande muß der Hochkirche angehören. Glaube, Ueberzeugung, was ist das Alles! Es ist fashionabel, zur anglikanischen Kirche sich in ordnungsmäßiger Observanz zu halten — Verdienst, Ehre, das Gold beider Indien, nichts kann locken, nichts bestimmen, was bei diesem oder jenem Sohne eines gemachten Mannes fashionabel ist. Wer mit dem Bewußtsein, fashionabel zu sein, in ein Gemach tritt, welche Würde leiht er seiner Haltung, welche Grazie seinen Bewegungen! Jedes Wort, das seiner Lippe entschlüpft, fällt wie geläutertes Gold unter die unwürdige Menschheit, die mit eifrigem Ohre lauscht und die Ersten gewesen zu sein sich rühmt, die mit dem Helden des Tages in einem günstigen Momente in Berührung kamen. Als Lord Byron, ein junger Mann in London, seine ersten Gesellschafts- und Dichterdebuts machte, war es sein Glück, daß er fashionabel auftrat. Nichts glich dem Drängen und Haschen, ihn kennen zu lernen und ihn zu seinen Festen zu laden. Freilich wie schnell wird ein solcher allbewunderter Held des Tages auch wieder vergessen! Eine Abwesenheit während einer Saison, eine Krankheit, irgend ein Hinderniß, in gewohnter Weise vor dem Publicum zu erscheinen, macht ihn vergessen. In London in der Mode zu sein ist every thing, und nicht in der Mode sein heißt unbekannt und unerkannt im Schatten seiner eigenen Verdienste ruhen.

Endlich — Respectability! Ob wir dafür Achtbarkeit setzen dürfen? Nein! Die Respectabilität hängt in England eng mit der öffentlichen Meinung zusammen. Sie bestimmt nicht das specifisch moralische Gewicht des Menschen, sondern nur das relative des Bürgers. Ein individueller Geschmack, ein selbständiges Urtheil darf sich nicht geltendmachen, wenn es die Würdigung eines respectabeln Mannes gilt. Vereinzelt dazustehen, mit seiner Denkweise gegen den Strom zu schwimmen, das ist höchst unrespectabel und wäre man ein zweiter Sokrates oder Cato von Utica. Respectabel sein heißt die Berechtigung der Gesellschaft achten und in der Ueberzeugung, nur ein Glied des Körpers zu sein, sich dem Allgemeinen, wenigstens einer Partei unterzuordnen. Wie man sich schon dem Staate gegenüber mit Pietät den Gesetzen unterwirft, so fügt man sich auch, anbetrachts der Gesellschaft, der Respectabilität eines Gegners. Mit dieser Geringschätzung

der Vereinzelung könnte man sich schon befreunden. Aber das Gefolge der Respectabilität! Man muß als respectabler Mann sich allen Gewohnheiten des Landes unterwerfen, muß seine Diener Morgens in sein Frühstückszimmer kommen lassen, um ihnen ein Morgengebet vorzulesen, das sie — hoffentlich — gegen die Versuchung des Begehrens, was eben der Herrschaft aufgetragen wird, unempfindlich macht. Am Sonntage geht der Respectable mit Frau und Kindern, in ihren besten Kleidern, in die Kirche, wo sie eine Predigt erbaut; der Respectable wandert Sonntags zu Fuße durch Regent's-Park, während seine Rosse, wenn er deren hat, daheim in Sonntagsruhe ihren Hafer fressen. Vor jedem Hause befindet sich der ganzen Länge nach ein Balcon, ein kühles Plätzchen sollte man meinen in der beengenden Atmosphäre einer Stadt, die der Athem von einer Million Sterblicher durchzieht. Nein! Die Respectabilität hat längst geboten, nie und unter keiner Bedingung hinauszutreten auf dies freie Plätzchen des Balcons, um von da den Blick über Himmel und Erde schweifen zu lassen. Kein Ausruhen von dem vis-à-vis der grauen Mauern gegenüber! Ein Haus in England ist einem Gefängniß gleich. Wollte irgend ein schönes Köpfchen sich aus dem Fenster wagen, ein wenig trällern, ein wenig lachen, so riefe die Respectabilität sogleich ihr gebieterisches: „Zurück!" und die Vorwegene dürfte für ihr ganzes Leben nicht ungestraft dieser Mahnung Trotz geboten haben.

Die Respectabilität fodert allerlei Dinge in Betreff der Dienerschaft und geht mit der Zahl derselben, deren Alter, deren Wuchs Hand in Hand. Das Kleinste auf dieser Stufe ist ein Tiger — ein Knäbchen in enger Jacke mit blanken Knöpfen, der die Thür des Hauses öffnet. Die Köchin holt ein Pfund Reis von dem nächsten Gewürzkrämer. „Wie viel Leute hält Ihr Herr?" fragt der Gewürzkrämer. „Ich bin maid of all work." Hm! brummt der Mann und bedient sie künftig mit der gleichgültigsten Miene. Der Tiger trägt am Sonntage das Gebetbuch der Dame auf dem Wege zur Kirche ihr nach, ein Anblick, der stets erbaulich auf die Vorübergehenden wirkt. Es steht dies ganz besonders respectabel aus. Der nächste Schritt auf dieser Leiter ist dann ein Gig, ein Einspänner, wodurch man des fatalen Gebrauchs eines Miethwagens überhoben wird. Wer indessen so unglücklich ist, kein eigenes Pferd halten zu können, der läßt wenigstens seinen Tiger neben dem Kutscher Platz nehmen, damit der Vorübergehende doch gewahre, daß man trotz des gemeinen Gebrauchs eines Fiakers eine gewisse Stellung in der Welt hat. Ein respectabler Mann kann auch Schulden machen; es ist sogar gewöhnlich und sehr unrespectabel, keine Rechnungen zu haben; unrespectabel, in einen Laden mit einer vollen Börse zu gehen und von dem Kaufmanne drei Procent auf der Rechnung gestrichen zu finden, weil man baar bezahlt hatte. „Wenn mich der Mensch nicht wenigstens noch ein Dutzend mal gemahnt hat, bezahl' ich ihm die zweihundert Pfund nicht, die ich ihm für Cigarren schulde", spricht ein junger Lord, der mit einundzwanzig Jahren in Besitz seines unverschuldeten großen Güter getreten ist. Ein reicher Mann muß thun, als wenn ihn sein Credit nicht im mindesten beunruhige. Und das Schlimmste an der Respectabilität ist, daß kein Handwerker gute Arbeit liefert, sobald die Person, die sie gefodert, nicht respectabel ist; wo sie gut zahlt, macht ihm keinen Unterschied. Ich arbeite für Milady Soundso, sagt der Schuhmacher mit Stolz und mißt herablassend den Fuß einer Bürgerin. Die Damenschneiderin wirft einen Blick durchs Fenster, und ist ihre neue eintretende Clientin zu Fuß gekommen, so entfernt sie sich und schickt eine Arbeiterin statt ihrer, um die neuen Kunden zuzumessen. Will die Frau eines armen Poeten ein neues Kleid anfertigen gemacht haben, um unter ihres Gatten hohen Beschützern damit zu erscheinen, so kommt sie den Wagen einer ihr oder ihrem Manne freundlich gesinnten Milady und fährt dann bei einer Schneiderin vor. So erst wird sie nach Wunsch bedient werden.

Man sagt vielleicht: Das ist die Herrschaft des Geldes! Es ist nicht das Geld allein, das hier so entscheidende Wirkungen hervorbringt. Es ist die Sitte, die Ueberlieferung

das Conventionelle, das Vorurtheil und der Anstand. Richtiger wäre vielleicht zu sagen: Das ist die Herrschaft des Credits! Und in der That, alle diese schönen Dinge über Delicacy, Fashion und Respectability schreiben sich aus den Zeiten her, wo die Engländer anfingen ein handeltreibendes Volk zu werden und sie gewissermaßen die Erbschaft der Spanier überkamen, die in den Zeiten, als der damals bekannte Welthandel diesen allein gehörte, gleichfalls ähnliche pedantische Casuisten des Credits und stolze Petitmaitres der Ehre waren, wie Jedem bekannt sein wird, der seinen Calderon oder Lope de Vega noch nicht vergessen hat.

Ein Mädchen aus dem Volke.

Erzählung in sieben Capiteln.

Fünftes Capitel.

Ludwig Wächter.

(Schluß.)

Unglücklicherweise wollte der Zufall, daß Herr von Werthern, Langheinrich's Landrath, bei dem Pfarrer von Waldbüren gerade zugegen war. Seit einiger Zeit hatte der Landrath, der bei allen Sonderbarkeiten ein wahrheitsstrebender und sogar etwas schwärmerischer Mann war, mit dem Pfarrer mancherlei Streitigkeiten. Der Pfarrer, ein bejahrter Herr schon, gehörte der alten sächsischen Vernunftschule an, der Landrath aber, der in seiner Art gern auch etwas Theologie trieb, segelte mit dem Winde, der aus den frommen Kreisen der Residenz wehte, so wenig sein dialektischer Charakter, sein eigenwilliger und nächst dem Könige sich selbst am meisten vertrauender Sinn mit diesem Winde in seinem ganzen Wesen so zu sagen aus einer Ecke blies. Er mußte sich zur Auffassung der Oberkirchenbehörden mit Gewalt bekehren und ergriff nun jede Gelegenheit, wo sich etwas Räthselhaftes ereignete, davor still zu stehen, alle seine Logik und vernünftige Erklärung gefangen zu geben und auszurufen: „Nein, es ist etwas dran an dem Mystischen! Es ist etwas dahinter! Ich lasse mir's nicht nehmen!" Als Langheinrich seinen Landrath entdeckte, mochte er nun nicht in die Pfarrerswohnung. Herr von Werthern hatte jedoch ein scharfes Ohr und hörte den Säbel eines berittenen Waffenträgers schon in weitester Ferne. Er erblickte seinen Wachtmeister kaum im Dorfe, als er ihn auch schon von der Straße herüberrief und zum Zeugen eines lebhaften Streites machte, in dem er eben mit dem Pfarrer begriffen war. Der Pfarrer lachte über einen Vorfall, den der Landrath sehr ernst nehmen wollte. Sagen Sie selbst, Langheinrich, war es nicht merkwürdig, was uns Beiden in Wielka, drüben in dem Wendendorfe, neulich begegnet ist?" „Die Geschichte mit der schwarzen Katze?" sagte Langheinrich. „Kommen Sie herunter und erzählen Sie, Wachtmeister!" befahl der Landrath und sah dabei rauchend auf seine Meerschaumpfeife mit der Bernsteinspitze fast wie ein Fakir herab, der andächtig seine Nase betrachtet. Er zwang also den Wachtmeister, abzusteigen, sein Pferd draußen anzubinden, in das niedrige, aber freundliche Haus des Geistlichen einzutreten und den Vorfall zu erzählen, wie er in Wielka, einem alten wendischen Stammorte mit allerhand wunderbaren Sitten, z. B. der, daß dort sogar die alten Frauen Taback rauchten, kürzlich ein Feuer hätte löschen helfen, das bei einem reichen Bauer ausgekommen war. Die Bauern, erzählte Langheinrich, wollten nicht löschen, einige wenige fremde Zuzüger ausgenommen, unter denen der degradirte Landwehrmann Wächter, der auf dem Hofe arbeitet, einer der eifrigsten war. Ich hörte von dem dummen Volk, es würde nicht viel helfen. Das Feuer wäre ja von dem Drachen gekommen, der dem Bauer das viele Geld brächte. Dem

Drachen, den er heimlich im Hause auffüttere, hätte der Bauer diesmal zu viel heiße Hirse gegeben; davon wär' ihm die Zunge angebrannt und nun hätt' er Flammen speien müssen und solche Drachenflammen lösche man vergebens. Als ich erwiderte, mit Hülfe Wächter's wäre man ja doch des Feuers Herr geworden, sagten sie: Das wol! Der Drache wäre auch aus dem Brande davongeflogen; sie hätten ihn Alle gesehen... Wohin denn, ihr Narren? fragt' ich. Einstimmig bezeichneten sie mir einen alten hohlen Baum in der Nähe, dem sich jetzt Niemand, und wenn man Geld geboten hätte, nähern wollte. Ich denke, ich mache es, wie ich einmal von dem alten Heidenbekehrer Bonifacius gelesen habe, und lasse den Baum umhauen. Für einen Wachtmeister der Gendarmen ziemt sich's, Aberglauben so mit Stumpf und Stiel auszurotten. Aber du liebe Zeit! Keiner erbietet sich, dazu auch nur eine Art oder eine Säge zu leihen. Alles weicht scheu und ergrimmt über meine Methode zurück. Dem Tagelöhner Wächter, der mich unterstützen wollte, verbot ich's, weil der seinen üblen Ruf wiederherstellen muß und Freunde bedarf. Ihr Augenichtse! rief ich. Die Bäume im königlichen Forst sind euch nicht heilig, aber den da, wo euer Drache, der zu heiße Hirse gefressen hat, drinnen sitzt, den wollt ihr schonen, obgleich er keinen grünen Zweig mehr hat? Gebt Acht, ich will euern Drachen schon hervorlocken. Damit requirir' ich Leute aus Walddüren. Herr Landrath kommen selbst mit und eigentlich — unterbrach sich Langheinrich — eigentlich sehr ergrimmt auf mich — ...

Weil Sie Aberglauben ausrotten wollten? rief der Pfarrer lachend dazwischen.

Hören Sie nur! sagte der Landrath bedeutungsvoll und auf seine Tabakswolken voll erzwungener Andacht blickend.

Wir nahmen, fuhr Langheinrich fort, Sägen und Aexte und fingen die Arbeit an. Rings stehen die Wenden und schauern zusammen über unsere Tollkühnheit. Sie erwarten nicht anders, als daß der Drache uns sämmtlich verschlingen würde. Die Arbeit dauert eine halbe Stunde. Endlich ist der Baum zum Umstürzen durchsägt, wir stoßen ihn nieder, da fährt aus der Höhlung, die nun zu Tage kommt, eine dicke, große schwarze Katze heraus, rennt mitten durch die schreienden Wenden hindurch und verschwindet im nahestehenden Korn. Zu erwischen war sie nicht und freilich wir standen beschämt da. Die Wenden hatten Recht, der Drache hatte sich in die schwarze Katze verwandelt.

Und nun frag' ich, rief der Landrath, gibt's nicht Dinge, über die sich gar nicht reden läßt? Alle unsere Vernunft reicht dabei nicht aus und die Ober-Kirchenbehörden haben Recht: Man muß sich blindlings unterwerfen!

Ein Ausspruch, dem der Pfarrer Alles entgegenstellte, was man in einem solchen Falle nur von einem gesunden alten hallischen und leipziger Standpunkte erwidern konnte.

Die Erwähnung des gebesserten Wächter aber und die feierliche Stimmung des Landraths verführten den Wachtmeister, in des exaltirten Mannes Gegenwart sein neues Erlebniß mit Lude, Wächter's Sohne, nun dennoch anzubringen. Die Bewunderung war beim Pfarrer, der zum ersten male von diesem Knaben hörte, nicht minder groß als das erneute Erstaunen des Landraths. Dieser, noch erfüllt von dem Wunder des heiligen Wendenbaumes, sah jetzt geradezu in Lude Wächter ein Mysterium. Es geht nicht anders, schloß er, Ex Pfeife ausklopfend, diesem Knaben muß geholfen werden! Dieser Lude ist zu Großem berufen! Und auch der Pfarrer meinte, nach Langheinrich's Erzählung läge hier allerdings ein Fall vor, über den man nachdenken könnte. Er griff hinter sich, lüftete einen Vorhang und langte auf seine Bücherbreter, um Reinhard's „Moral" herunterzuholen. Alle Drei kamen darin überein, daß Lude Wächter vor den Folgen seines Wahrheitstriebes am besten dadurch zu schützen wäre, daß auch Julius Handtke diesmal noch ohne Strafe bliebe und die Uhr so wiedergefunden würde, daß über den wahren Dieb im Orte ein ewiges Geheimniß bliebe. Wie das aber anfangen? fragte der Pfarrer. Da weiß unser pfiffiger Wachtmeister schon Rath, sagte der Landrath, klopfte Langheinrich auf

die Schulter und ſchickte ſich zum Gehen an, denn es brannte ihn ſchon, ſeine Frau zu ſuchen, dieſer wieder den merkwürdigen neuen Fall mit Lude zu erzählen, diesmal ſelbſt an die Gemahlin des Oberpräſidenten zu ſchreiben und für Lude Wächter jetzt die weitere Carrière zu eröffnen. Aber, Herr Landrath, fiel Langheinrich ein und fand die Aufgabe, die er ihm zurücklaſſen wollte, ſchwierig. Sie wiſſen ſchon, ſagte ſein Chef. Fällt Ihnen nichts ein? Erinnern Sie ſich nicht, wie Sie's damals auch in Wielka machten, als die zwanzig Thaler Claſſenſteuer dem Schulzen geſtohlen waren?

Damals beging ich, ſagte Langheinrich, auch eine gottloſe Sünde an dem heiligen Wendenthum. . . „An dem heiligen Wendenthum?" fragte der Pfarrer. Auch fremden Glauben muß man heilig halten. . . polterte der Landrath dazwiſchen. Wie war das damals? hieß es, und Langheinrich, ſich orientirend über die Möglichkeit, die Uhr durch Liſt herauszubekommen, erzählte, er hätte vom Schulzen in Wielka, der die Claſſenſteuer nicht ſtimmend fand, einen Bauer bezeichnet erhalten, der die ihm fehlenden zwanzig Thaler wahrſcheinlich geſtohlen hätte. Er hätte darauf den Schulzen beſtimmt, ſämmtliche Bauern Abends in der Schenke zu verſammeln und wohl darauf zu achten, daß auch der Verdächtige käme. Wie er dann wie durch Zufall eingetreten wäre, hätte er in gebrochenem Wendiſch Allen den Fall erzählt und mit der Erklärung geſchloſſen, unfehlbar hole Den, der dies Verbrechen begangen, nächſtens und vielleicht ſogleich Czernebog, der ſchwarze Geiſt. Dann hätte er, da man über dieſe Erklärung ſtill und kleinlaut wurde, ſeine Briefta ſche hervorgezogen, ſie geöffnet, einen glücklicherweiſe ſchwarzen Bleiſtift genommen, ihn drei mal angeblaſen und dem Zunächſtſtehenden anzufaſſen gegeben. Der hätte dann zugreifen müſſen auf die Gefahr, wenn er der Thäter wäre, plötzlich durch Czernebog's heimliche Berührung ſchwarz zu werden. Der Erſte blieb weiß, der Zweite auch, der Dritte auch; ſo ging es die Reihe herum, bis aus der engen, überfüllten Stube heimlich einer von den Zitternd-Beklommenen verſchwunden wäre. Langheinrich hätte gethan, als bemerkte er die Angſt eines Menſchen, der ſchwarz zu werden fürchtete, nicht und wäre mit ſeinem feierlichen Gottesgericht fortgefahren. Plötzlich hätte man die Thür aufgeriſſen, die Magd des Schulzen wäre hereingebrochen und hätte gerufen: Eben wäre ein Sack mit Geld durchs Fenſter in die Küche geflogen. Sie brachte den Sack. Er enthielt die vermißten zwanzig Thaler. Das Geld wäre demnach dagewe ſen und die Bauern wüßten heute noch nicht, wer von ihnen es geweſen, der, um den Teufel durch Reue zu verſöhnen, ſich ſo ſtill davongeſchlichen.

Nun gut, ſagte der Pfarrer, wenden Sie jetzt etwas Aehnliches an; nur bitte, incommodiren Sie dabei den Czernebog nicht wieder, der bei dem Herrn Landrath eine geweihte Perſon zu ſein ſcheint.

Langheinrich beſtieg ſein Roß und ſprengte ins Städtchen zurück. Es war faſt Abend. Zuerſt beſtimmte er Lude Wächter'n, den er ſich aus „Privatgründen" von der Direction des Waiſenhauſes frei erbat, zu ſeinem Freunde zu gehen und ihn einzuladen, zum Onkel in den Schwarzen Adler zu kommen, wo Abends auch ſein Vater verkehrte und faſt alle wohlhabenden Männer der Stadt. Vorerſt ſollte er ſich wieder die Uhr von Julius zeigen laſſen, ſie mit dem daran befeſtigten Schlüſſel aufziehen und dann, ohne etwas zu ſagen, zurückgeben. So geſchah es. Um acht Uhr trat Langheinrich in die von Tabacksrauch gefüllte Gaſtſtube zum Schwarzen Adler, wo etwa zwölf Herren und auch bereits die Knaben Julius Handtke und Lude Wächter beiſammen ſaßen. Nach einem Guten Abend! und dem Erſtaunen über ſeine Rückkehr ſagte Langheinrich: „Meine Herren, vor drei Tagen iſt um dieſe Stunde aus dem Nebenzimmer dieſes Saales in Gegenwart der meiſten hier verſammelten Anweſenden Herrn Handtke die goldene Uhr geſtohlen, vielleicht iſt ſie aber auch nur verlegt worden. Wohl weiß ich, daß die geehrten Herren ſämmtlich achtungswürdig ſind; dennoch erlaub' ich mir, Sie zu bitten, mir Jeder die Uhr zu ge-

ben, die er bei sich trägt. Das Weitere wird sich dann schon finden." Man war bestürzt, nicht beleidigt. Wer sollte nicht selbst die Hand dazu bieten, daß ein Dieb, als der nicht zu erscheinen Jedem gelegen sein mußte, entdeckt oder die Uhr als nur verlegt betroffen würde? Als Langheinrich sämmtliche Uhren in Händen hatte, gab er sie dem Wirth zur Aufbewahrung außerhalb des Zimmers und zugleich ordnete er an, daß auch die Lichter hinweggenommen wurden und die Versammlung ganz im Dunkeln blieb. Man stand erschrocken auf und begriff nicht, was werden sollte. Als die Uhren und die Lichter fort waren und der Wirth noch die Bedeutung bekommen hatte, auf den ersten Ruf: Licht! sogleich mit einem brennenden Lichte hereinzutreten, bat Langheinrich die durcheinandergerathene, an Tischen und Stühlen sich in der Finsterniß stoßende Gesellschaft jetzt durchaus ruhig zu sein, aber auch so ruhig, daß man Mäuschen könnte wispern hören. Halb betroffen, halb lachend über das Beginnen des Wachtmeisters hielten die Gäste sämmtlich den Athem an. „Nun bitt' ich", sagte Langheinrich, „daß Sie sich ganz auf mein Gehör verlassen! Befindet sich in diesem Zimmer noch irgendwo eine Uhr, so werd' ich sie unfehlbar entdecken. Ich höre jede Uhr auf zehn Schritte. Und nun still!" ... Nach einigem Räuspern und Hin- und Hertreten wurde es feierlich still. Langheinrich horchte auf. Es währte geraume Zeit, bis er das Ticken einer Uhr vernahm. Endlich unterschied er deutlich den leisen, gleichmäßigen Schall einer Pendelschwingung. Pst! sagte er. Ich werde jetzt Licht! rufen, aber Alles bleibt still und an seinem Platze. Licht! rief er nun donnernd. Der Wirth trat herein; Langheinrich bezeichnete einen Platz am Fenster, wo die Uhr sich befinden müßte. Niemand war am Fenster als Julius Handke. Dieser stand jedoch unerschrocken. Die Uhr tickte viel höher, weit über ihm. Langheinrich, der geahnt hatte, daß sie von dem Knaben in der Dunkelheit würde fortgeschafft werden, stieg auf einen Fenstertritt, hob einen daselbst befindlichen dichtverwachsenen Blumenstock in die Höhe und zeigte die Uhr. Die demnach „verlegt gewesene" Uhr lag zwischen den Aesten eines Blumenstocks. Noch in demselben Augenblicke wurde Befehl ertheilt, dem armen Handwerksburschen die Freiheit zu geben. Man lachte viel, verwunderte sich, spöttelte auch wol der „lange nicht begossenen" Blumen und deutete damit die Furcht oder Reue nach einem doch wol stattgehabten Diebstahl an; aber es genügte, daß die Uhr wieder da war. Dem eigentlichen Diebe konnte nicht weiter nachgeforscht werden.

Vierzehn Tage nach dieser Begebenheit wurde Lude Wächter in ein berühmtes Pädagogium als Alumnus gegeben. Zwei Jahre darauf wurde er aus dieser Anstalt in ein Schullehrerseminar versetzt. Schon ein Jahr darauf kam er als Hülfslehrer an eine öffentliche Lehranstalt. Als mehre Lehrer dieser Anstalt wegen ihrer Gesinnungen in eine Untersuchung geriethen, wurde die ganze Anstalt aufgelöst und Lude Wächter an eine neue als ordentlicher Lehrer versetzt. Von dieser Zeit an stockte äußerlich seine für einen armen Landtagelöhnerssohn immerhin glänzende Laufbahn; er kam in seinen Verhältnissen nicht recht weiter. Die Wahrer der öffentlichen Ordnung, die vier-, fünf mal auf seine Angaben hin wichtige Thatsachen entdeckt hatten, wollten sich seiner als eines Agenten bedienen und machten ihm Anträge, in die höhere Polizei einzutreten. Dem Staate zwar verpflichtet, der Alles für ihn gethan hatte, widerstand Wächter dennoch, aber er blieb der vereinsamteste Mensch von der Welt. Ueberall hin verfolgte ihn unklarer Haß und Mißtrauen. Man hat Aeußerungen von Wächter, daß ihn auch als Lehrer jede aufgehobene Hand eines Kindes, das einen Mitschüler angeben wollte, erschreckte. Sie schien ihm eine aus dem Grabe hochsende Hand eines Kindes, das seine Aeltern gemordet hätte. Er hatte die Unbefangenheit des Umgangs mit allen Menschen, ganz besonders aber mit der Jugend verloren. Wer die Menschennatur in ihrer Lebendigkeit, wildwachsenen Frische und ihrem üppigen Aufwuchern nicht harmlos hinzunehmen gelernt hat,

wird sich nimmermehr unter der Jugend heimisch fühlen. Der Lehrer Wächter war ausgezeichnet mit dem Einzelnen, aber mit der Masse besinnungslos, feige sogar und ängstlich, schüchtern bis zum Kinderspott. Wer die geheimen Gründe jenes Schlusses einer in ihrem Lehrerbestande anstößig gewordenen Schule kannte, sagte, das böse Gewissen ließe Wächter'n keine Ruhe. Aber man irrte sich. Wächter war sich bewußt, damals, als durch ihn Menschen ihr Brot und ihre Freiheit verloren, nur einer gesetzlichen und verdienstvollen Pflicht gefolgt zu sein; aber in ihm selbst war es einsam und elend. Er zog vor, Privatstunden zu geben. Sein scheues ängstliches Wesen gefiel in der großen Welt nicht, an die er die glänzendsten Empfehlungen hatte; so sank er immer mehr zur kleinen herab, wurde Misanthrop, Geizhals, Cyniker. Man nannte ihn einen verdorbenen Lehrer, aber es war ein verdorbener Mensch, verdorben in dem Sinne, daß er ein Lebensziel gänzlich verfehlt hatte. Es war ein edler Stoff in ihm gewesen; denn der Wahrheitstrieb ist eine der schönsten Eigenschaften eines reinen Herzens. Aber die Bedingungen, die nicht nur die Welt, sondern gerade die Tugend stellt, verlangen, daß Jeder, der die Wahrheit üben will, auch ein Zeuge oder Märtyrer dieser Wahrheit werden muß. Nur da ist die Wahrheit groß und bewunderungswürdig, wo ihr Zeugniß mit dem Einsatz aller Gefahren, die nur zu oft in ihrem Gefolge gehen, abgelegt wird. Nur wer sich durch die Dornen seines Wahrheitstriebes hindurchringt, Mißachtung, Spott, Schande, Rache erträgt und doch im Leben immer bei der Wahrheit bleibt, nur der ist groß zu nennen. Ludwig Wächter war ein Kind von großer sittlicher Kraft, aber man entzog ihn den Rückwirkungen dieser sittlichen Kraft. Sein Heroismus wurde klein. Er war zu wohlfeil erkauft. Der Haß eines Vaters, die Züchtigung einer Mutter nach seinem ersten Wahrheitszeugnisse, die Mißgunst eines reichen Mannes, der ihn von sich gestoßen hätte, der Fluch eines Freundes nach seinem zweiten Wahrheitszeugnisse, wären Prüfungen für ihn geworden, an denen er seine sittliche Kraft hätte stählen müssen. So aber entzog falsche, einseitige und abstracte Lebensauffassung, die schon beim besten Willen soviel Unheil über die Welt gebracht hat, ihn regelmäßig den Rückwirkungen seines Wahrheitstriebes und die Folge war, daß ihn zuletzt die furchtbarste Rückwirkung traf; denn ohne Zweifel sind es nur Menschen aus dem Volke, in dem er sich zuletzt haltlos verlor, sind es Verbrecher gewesen, die von ihm eine Entdeckung fürchteten und ihn erschlugen. Und noch im Tode zeigte sich Merkwürdiges. ... Als ich von dem inzwischen längst aus Walddüren geschiedenen, jetzt in andern Sphären wirkenden Langheinrich die Geschichte Lude Wächter's bei gerichtlicher Aufnahme, so wie sie hier erzählt, erfuhr, war der Ausruf des Ermordeten: „Bei den Karpfen!" erklärt. Mit der Entdeckung jener Fische, die man auch aus ihrem Elemente genommen hatte, wie ihn, begann eine Laufbahn, die mit dem Tode endete, und wenn auch Langheinrich sagte: So sollte sich Lude verändert haben? So sollte er, wie unser braver, in trüber Andacht und fast religiösem Tiefsinn verstorbener Landrath es auch gedeutet haben würde, ordentlich mit Thränen im Auge gestorben sein und in seinem letzten Augenblicke an Herrn Semmler's Karpfenteich und die kleine künstliche Diebesgrube in der Illrith gedacht haben? Nein —

Bis hierher hatte Scharfeneck gelesen, als sein Vortrag von einem Diener unterbrochen wurde, der geräuschvoll eintrat und mit einem: Herr Assessor! die fast überreizte Spannung unterbrach. Es bedurfte nur eines einzigen zugeflüsterten Wortes, als auch schon Scharfeneck, ohne seinen Satz zu beenden, das Manuscript zusammenrollte und den Saal verließ. ... Die Gesellschaft stand befremdet auf, sah nach der Thür, folgte ins Vorzimmer, die Damen waren in ängstlicher Bewegung und ihre Nerven ohnehin ergriffen. Frau von Wolmany bedeutete Alles, sich zu beruhigen. Es war fast als wenn man den Ruf: Es brennt! fürchtete. Es hieß, draußen wären die Commissarien der Polizei. In die allgemeine Bestürzung, die sich indessen bei Erwägung der Stellung

des Vorlesers zur Staatsanwaltschaft löste und einer Erörterung der gehörten Lebensskizze Raum machte, kehrte Scharfeneck zurück und erklärte laut:

Den Schluß meines Vortrages, Verehrteste, muß ich ändern. Ich kann es mit zwei Worten und thu' es aus dem Stegreif. Langheinrich zeigt mir soeben an, daß die wahrscheinlichen Mörder von ihm entdeckt sind. Der scharfsinnige Langheinrich wollte an meine sentimentale Deutung der von Lude Wächter gesprochenen letzten Worte nicht glauben. Er besichtigte noch einmal den Ort des Verbrechens. Es sind dies die Quais unserer Stadt. Sein Blick fiel auf die in dem ruhigen und schlammigen Wasser aufgestellten Fischkästen, in denen die Fischer der Vorstadt für die Marktzeit ihre Vorräthe aufbewahren. Er ließ diejenigen durchlöcherten Kästen öffnen, in denen man gewöhnlich Karpfen aufbewahrt. Schon beim zweiten oder dritten Kasten entdeckte man einen schweren Beutel mit einigen Hundert Thalern. Der Besitzer desselben, ein leichtsinniger junger Fischer der Vorstadt, ist meinen vorjährigen Zuhörern schon bekannt. Er wurde gerade mit denselben Gärtnerssöhnen, die damals die Verwirrung im Tanzsaal zu Buchenau anrichteten und schon damals auf Wächter's Angabe verhaftet und bestraft wurden, zusammenbetroffen. Sie sind verhaftet und eben eil' ich einen Thatbestand aufzunehmen, der wahrscheinlich beweisen wird, daß noch das letzte Wort Lude Wächter's eine wahrscheinlich unwillkürliche Huldigung an die Wahrheit ist, die ihm aber zum ersten male in seinem Leben unmittelbar die Folgen eintrug, vor denen die alten Wahrheitspfleger zu seinem Verderben ihn bisher behütet hatten.

Scharfeneck entfernte sich eiligst. Die Worte: Ich begleite dich! die er hinter sich auf der Stiege hörte, konnten nur von Oswald kommen, der den Hut ergriff und das Schmerzlichste, was er auch hören mochte, den Debatten vorzog, die sich wie aufgezogene Schleusen über die diesmalige, und wie es schien ansprechendere Darstellung seines Freundes ergießen mußten. Und war es denn schmerzlich, was er eben vernommen? Ernestinens Geheimniß lüftete sich. Schon am folgenden Tage, als sie die Gefangennehmung ihrer Brüder erfuhr, hörte, daß die Spuren eines Ruderhakens in Wächter's Kopfwunden paßten, und die Gemeinschaftlichkeit des begangenen Verbrechens zwischen fünf Ergriffenen auf der Hand lag, gab Ernestine eine Darstellung ihrer Schuld, die ihr nach der öffentlichen Verhandlung augenblicklich Freiheit erwirken mußte. Oswald hätte selbst zu ihr fliegen, selbst sie in dem unwürdigen Gewahrsam an sein Herz drücken mögen, aber Ernestine bat unter Thränen, gerade Ernst Oswald ihr nicht vorzuführen. Scharfeneck schien andere Gründe für diese Bitte zu haben, als die der Freund aus dem Zartgefühl des Mädchens herleitete; doch begnügte man sich vorläufig mit der einfachen Thatsache: Ernestine ist unschuldig! Ihre Seelengröße stand noch reiner, ihr Charakter heroischer da als früher; denn gerade ihre schwesterliche Liebe war es gewesen, die das Opfer eines Gewebes von Schandthaten geworden war, das wir vorzustellen im Folgenden versuchen wollen.

Sechstes Capitel.

Die Brüder.

Ernestine hatte fünf Brüder. Zwei davon, die älter als sie selbst waren, Heinrich und Wilhelm, sind uns in ihrem Leichtsinn bereits bekannt. Doch übertraf sie Alle ein, Ernestinen selbst gleichaltriger, Dritter, Namens Gustav, äußerlich fast liebenswürdig und von einem Schein gefälliger Solidität. In jener großen Fabrik, die Wilhelm und Heinrich, obgleich sie auf kurze Zeit schon in Gefängnissen gewesen waren, aus Nachsicht als Arbeiter duldete, stand Gustav, äußerlich unbescholten, als Comptoirist. Seiner scheinbaren Treuherzigkeit war es immer gelungen, die Brüder dem reichen

Fabrikherrn wieder zu empfehlen, während seine eigene Geißnerei, seine versteckten Ausschweifungen und Unredlichkeiten nicht zu Tage kamen. Erneſtine kannte dieſes Guſtav's ganze Kehrheit. Sie verabſcheute ihn mehr als die beiden ältern Brüder, die nur aus Wildheit und ſchlechtem Umgang, beſonders mit den Söhnen eines wohlhabenden Fiſchers Namens Brunck, auf ihre unregelmäßige Bahn gezogen wurden.

An einem Morgen, wo lautloſe Stille um Erneſtinen herrſchte, ihre Miethsleute auf Arbeit ausgegangen waren, hatte es leiſe bei ihr angeklopft. Sie öffnete...

(Die Fortſetzung dieſes Capitels in nächſter Nummer.)

Der Regen.

Ein Naturbild von Karl Müller.

Man hört nicht ſelten im Munde des Volkes beim Ausbruche eines nächtlichen Gewitters den Ausſpruch: die Wolken überſteigen den Mond. Es iſt überflüſſig, denſelben zu widerlegen. Nach ziemlich verläßlichen Beobachtungen erheben ſich die Wolken auf ihrer großartigen Wanderung über den Erdkreis zu folgenden Höhen: Die Haufenwolken von 3000—10,000 Fuß, die Federwolken von 10,000—24,000 Fuß. Humboldt ſah noch über dem Gipfel des Chimboraſſo zarte weiße Schäfchenwolken. Durch dieſe bedeutende Erhebung werden die Wolken geſchickt, ſich über ſehr hohe Bergſpitzen zu erheben und in ferne Länder zu eilen, obwol dies ſeine Einſchränkung hat durch die Gebirgsketten und andere Urſachen. Je nachdem ſie nämlich auf ihrem Fluge in mehr oder minder kalte Luftſchichten gerathen, wird ihr nebelförmiger Zuſtand in einen dichten, in Regen verwandelt, der natürlich an dem Orte ſeiner Bildung niederfallen muß.

Dieſer einfache Vorgang greift wiederum tief in das Leben der Creaturen ein. Ohne Regen würde die ganze Erde nur Wüſte ſein. Erſt durch das Waſſer werden die Beſtandtheile der Erde gelöſt, durch welche ſich die Pflanze erhalten kann; denn die Stoffe wirken nur, wenn ſie — wie einer der älteſten Sätze der Chemiker ſagt — gelöſt ſind. Ohne Waſſer würde nichts leben; kein Leichnam würde verfaulen; aus dem Dünger würde keine Blume auferſtehen können. Dieſe Erfahrung iſt ſo einfach, daß ſie bereits den älteſten Menſchen auffiel. Daher ihre theilweiſe ſo ſchönen Vorſtellungen vom Waſſer. Schon der Verfaſſer der Moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte dachte ſich den erſten Anfang der Erde als Waſſer, über welchem der Geiſt des ſchaffenden Gottes ſchwebte. Schöner noch dachten ſich die alten Indier die Bedeutung des Waſſers. Nach ihrer uralten Religion, dem Brahmanismus, gibt es drei ſchaffende Naturkräfte, die ſie ſich als Götter vorſtellten: Brahma, Siwa und Wiſchnu. Brahma war die Sonne, der Leuchtende, das Urweſen. Siwa oder Schiwa war die zerſtörende Urkraft der Natur, das Feuer. Wiſchnu endlich, d. h. der Durchdringer, war die eigentlich belebende Kraft, das Vorbild des Friedens: Luft und Waſſer. Daher dachten ſich die alten Indier auch ihren Gott in einem Paradieſe ſchlafend und beſtimmten zu ſeiner Verehrung die vier Monate der indiſchen Regenzeit. Die Erben der altindiſchen Weisheit, die Griechen, ſchauten die Natur nicht beſſer und nicht ſchlechter an. Bei den Perſern war das Waſſer mit der Erde, den Bäumen und dem Monde weiblicher Natur, während Himmel, Metalle, Wind und Feuer als zeugende Väter gedacht wurden. Man ſieht in dieſer Anſchauung wenigſtens die Aufmerkſamkeit, welche dies alte Volk dem Waſſer ſchenkte. Naturwiſſenſchaftlich würde es richtiger ſein, das Meer oder das Waſſer als männlichen Geſchlechts zu denken, da das Waſſer der frei machende, befruchtende, löſende Stoff, und die Erde der aufnehmende, weibliche iſt.

Inſofern Feuer, Waſſer, Luft und Erde gerade die vier allgegenwärtigen Stoffe ſind, kann man ſie noch recht wol als Urſtoffe, Elemente gelten laſſen. Im Sinne der

Scheidekunst (Chemie) sind sie's sämmtlich nicht; denn diese nennt nur den Stoff ein Element, welchen sie selbst nicht mehr in andere Stoffe zerlegen kann. Vom Wasser fand schon im Jahre 1766 der Scheidekünstler Cavendish, daß dasselbe aus Wasserstoff und Sauerstoff bestehe, folglich kein einfacher, kein Urstoff sei. Die Rolle, welche das Wasser bei den chemischen Vorgängen im Erdenleben zu spielen hat, ist, wie schon gesagt, eine auflösende und insofern es damit gleichsam den Herd für die chemischen Vorgänge bildet, verdient es in diesem Sinne gleichfalls den Namen eines Elements oder Urbildners. Man muß genau diese Rolle des Wassers kennen, sonst kann man sich keine Vorstellung von seinem lösenden Wesen machen. Dies bewährt das Wasser nicht allein bei leicht löslichen Stoffen, wie bei Salz, Zucker u. s. w., sondern auch bei sehr festen. Auch Glas wird wie der härteste Kiesel allmälig in kleinen Mengen von ihm aufgelöst. Am deutlichsten kann man dies an den blinden Fensterscheiben gewahr werden, wo Regen in Verbindung mit Sonnenschein die überschüssige Potasche oder Soda des fehlerhaft zusammen gesetzten Glases herausgeschieden hat. Der Pfannenstein oder der fälschlich sogenannte Salpeter in den Kochtöpfen der Küche ist ähnlich vom Wasser aus den Felsen, durch welches die Quellen drangen, gelöst. Wir werden die Wichtigkeit dieser lösenden Kraft bei der Betrachtung der Quellen deutlich finden. Das Regenwasser hat dieselbe Bestimmung. Daneben übernimmt der Regen noch die wichtige Rolle, die Luft zu reinigen. Die atmosphärische Luft besteht an sich aus Sauerstoff und Stickstoff, mechanisch gemengt. Solche Luft ist die rechte zum Einathmen. Allein durch die unendlich vielen Vorgänge der Fäulniß und Ausdünstung verschiedener anderer Luftarten wird diese Luft auch wieder sehr verunreinigt. Hierher gehören z. B. Schwefelwasserstoff aus Schwefelquellen und Düngergruben; Kohlenstoffverbindungen aus Gasanstalten, Bierbrauereien, als Kohlensäure oft auch aus der Erde dringend wie in der Hundsgrotte bei Neapel, bei Pyrmont im Bückeburgschen, Mainberg im Lippeschen, in der Nähe des Laacher Sees in der Eifel, wo täglich gegen 600,000 Pfund Kohlensäuregas ausströmen sollen; hierher gehört Phosphorwasserstoff, aus den Leichen todter Thiere und Menschen ausgeschieden; das Sumpfgas, welches in den Pontinischen Sümpfen Italiens so tödtlich auf das thierische Leben wirkt. Alle diese Stoffe hat der Regen aus der atmosphärischen Luft niederzuschlagen. Darunter findet sich auch noch ein sehr wichtiger Stoff, das Ammoniak, welches wegen seines Stickstoffgehalts eine bedeutend ernährende Rolle im Pflanzenleben spielt und bei gewitterartigen Vorgängen in der Atmosphäre gebildet wird. Das Wasser sättigt sich vorzugsweise mit allen diesen Luftarten leicht und führt sie darum auch ebenso leicht dem Pflanzenleben zu, da es eine so große Verwandtschaft zu den meisten Stoffen der Erde hat. Das Regenwasser ist an sich selbst ziemlich rein, doch nicht so vollkommen, wie man noch vor kurzem allgemein annahm. Auch die aus dem Ocean emporsteigenden Wasserdünste reißen bei ihrer Verdunstung noch geringe Mengen eines im Salzwasser stets enthaltenen Metalls, des Jods, mit empor und führen dasselbe im Regen auch in unsere süßen Gewässer über, in denen es erst die allerneueste Zeit nachgewiesen hat.

Es leuchtet aus diesen Vorgängen die gewaltige Bedeutung des Regens für alles Erdenleben ein. Daher kommt es auch, daß nasses Wetter ungleich günstiger auf die menschliche Gesundheit einwirkt als anhaltende Dürre. Damit stimmen sämmtliche ärztliche Beobachtungen überein. Tritt die Dürre in ihrer ganzen Entsetzlichkeit auf, wie das nach Darwin in den Jahren 1827 und 1830 namentlich im nördlichen Theile von Buenos-Ayres und dem südlichen von Santa-Fe der Fall war, dann wirkt sie furchtbar. In dem ersten Lande schätzte man den Verlust an Rindvieh allein, gering gerechnet, auf eine Million. In Heerden stürzte sich das Rindvieh in die Sümpfe, ertrank in denselben, unfähig, sich ob seines Hungers, seiner Kraftlosigkeit zu retten. So starben Hunderttau-

sende und verpesteten die Luft der Art durch ihre auf den Fluten des Parana schwimmenden Leichname, daß man die Straße von San-Pedro nicht mehr passiren konnte. Andere Thiere retteten sich nach dem Süden, vermischten sich aber in solcher Anzahl, daß Niemand sein Eigenthum mehr herausfinden konnte und die Regierung sogar in die Streitigkeiten der Bewohner schlichtend eingreifen mußte. Der durch die anhaltende Trockenheit in die Luft emporgehobene Staub war so bedeutend, daß er die Grenzpfähle verschüttete und Niemand mehr die Grenzen seiner Güter kannte.

Der Regen ist darum eine große Wohlthat der Natur. Glücklich das Land, welches den Regen kennt! Nicht jedes besitzt ihn. Es gibt Länder, wo vielleicht noch kein Mensch den Regen sah, wie es andere gibt, wo noch Niemand eine Schneeflocke gesehen. Länder ohne Regen finden sich am Gary, dem größten Flusse Südafrikas, wo es oft fünf bis neun Jahre hindurch keinen Tropfen Regen gibt. Ebenso kennt die grauenvolle Wüste Sahara in Afrika diese Wohlthat nicht: die schreckliche Sonnenglut, die durch den heißen Wüstensand noch vermehrt wird, hindert jede Verdichtung der nahenden Regenwolken. Dieses entsetzliche Klima beginnt schon in Oberägypten, bei Kahira. Es bemerkt ein neuerer Schriftsteller sehr gut, wie hier im regenlosen Lande Gespräche über das Wetter, wie sie in Europa der gewöhnliche Beginn der Unterhaltung sind, nothwendig wegfallen müssen. Eine Menge von Vorstellungen in der Seele der Menschen, eine Menge von Anknüpfungspunkten des Gespräches gehen also mit dem Regen verloren. Kein Wirth steht zwischen Furcht und Hoffen vor der Thür, wenn seine Kirmeß naht; Keiner, der zum Markte will, kein Reisender kennt diese Gefühle: es ist ein Leben ohne Abwechselung, einförmig, todt. Der Mensch trägt diesen Tod auf seiner Stirn, in seiner bedeutungslosen Geschichte. Es liegt ein tiefer Sinn darin, wenn der Dichter singt:

— Die ganze Natur
Mit all ihrer herrlichen Sonnenpracht
Wär' unerträglich ohne Nacht.

Sie muß es auch ohne den Regen sein. In Südafrika, im Caplande, regnet's oft drei Jahre lang keinen Tropfen: ganze Flüsse vertrocknen und mit ihnen verschwindet das Wunder der afrikanischen Flüsse, das Nilpferd. Ebenso befindet sich selbst an der Küste des Stillen Meers, vor der Spitze von Parilla bis an den Wendekreis von Chile hinaus, im Südwesten der Anden von Bolivia ein langer schmaler Streifen, fast 1000 Meilen lang an der Küste gelegen, wo es fast nie regnet. Es ist die sogenannte Wüste von Atakama. Der Mensch fristet hier ein erbärmliches Leben. Seine Häuser sind so zerbrechlich gebaut, daß sie bei dem ersten Regenguße zusammenstürzen würden. An die Wüste gewöhnt, die ihnen in ihren Steppelpflanzen einen so kärglichen Unterhalt gewährt, fürchten sie, was wir uns als Wohlthat herbeisehnen, entsetzt den Regen, wie jene Spanier aus Malaga, welche beim ersten Anblick eines Schneegestöbers in Hamburg in Schrecken geriethen. Und doch ist es wieder ein Glück für die Bewohner der Wüste von Atakama, daß sie des Regens Wohlthat nicht kennen. An der Küste eines großen Weltmeers, wo fort und fort der Ocean seine Wogenkinder auf die Wanderung sendet, müßten jene Bewohner, das tägliche Schauspiel der Wolkenzüge vor Augen, die Höllenqualen eines Tantalus erdulden, der hungrig und durstig nach den Aepfeln über sich greift und keinen erlangen kann, da sie sich ihm fort und fort entziehen. So werden auch jenem Wüstenbewohner die Wolken seiner eigenen Heimat von den ewig andauernden und regelmäßigen Passatwinden dieser Gegenden in weite Ferne entführt. In Wüsten kann der Mensch seine hohe geistige Aufgabe nicht verwirklichen. Er lernt keine Baukunst, weil sie ihm überflüssig ist. Er gründet keine Tempel für Kunst und Wissenschaft, weil er sich noch nicht einmal eine bequeme Hütte bauen kann. Kunst und Wissenschaft aber verlangen ein festes Haus. Ganz anders die Menschen im Regenlande. Hier zwingt

ſie die Noth, der Regen, zu feſten Wohnungen. Iſt erſt der erſte Schritt gethan, folgt bald der zweite, ihn zu höhern Anſtrengungen zu treiben. Die Freude an dem gelungenen kleinen Werke treibt ihn zum größern; Bequemlichkeit und Ueppigkeit, dieſe zwei mächtigen Triebfedern der Menſchenbruſt, thun darauf das Ihrige. Eine Kunſt bedingt die andere; ebenſo die Wiſſenſchaft: der Menſch bildet ſich nach allen Seiten. So erweckt wieder das Waſſer in Regengeſtalt tauſend neue Geiſtskeime im Menſchengeſchlechte, führt ihn empor zum Throne des Beherrſchers der Elemente.

Betrachten wir den Gegenſatz. Wie ganz anders iſt es da in den Ländern mit periodiſchem Regen! Gehen wir zum Nil nach Aegypten! Wie arm würde dies regenloſe Land ſein, wenn nicht das periodiſche Anſchwellen und Ueberſchwemmen des Nils wäre, während es dadurch die Kornkammer für den Orient und die benachbarten Wüſtenbewohner geworden iſt. Dieſes Anſchwellen verdankt der Nil nur den periodiſchen Regengüſſen, die ſich in den Ländern, wo ſeine Quellen liegen, alljährlich in Abyſſinien und den benachbarten Ländern wiederholen. So ruht hier in Afrika der grauenvollſte Tod der Wüſte Sahara neben dem unendlichen Leben Aegyptens. Am wunderbarſten tritt aber die Erlöſung der Creatur durch den Regen in den heißen Ländern auf, wo bekanntlich der ganze Winter nur aus täglich ſich wiederholenden, mit der heißeſten Sonnenglut abwechſelnden Regengüſſen beſteht, wie in Indien und beſonders in Südamerika, dem waſſerreichſten Erdtheile. Man muß einen Meiſter der Schilderung, man muß Humboldt hören, wenn er die durch den Regen neubelebten Ebenen, Steppen (Llanos) Südamerikas ſchildert. Im Tropenſommer erſcheint die Steppe unter dem ſenkrechten Strahle der nie bewölkten Sonne wie verkohlt. Alles Gras iſt in Staub zerfallen. Der Boden klafft. Dampfartig ſteigt der Sand der Steppe in trichterförmigen Wolken gen Himmel. Dem Höhenrauche gleich verfärbt der Sand den goldenen Sonnenſchein, jetzt trüb und ſtrohfarbig. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die Luft iſt erſtickend, backofengleich. Statt Kühlung führt der Oſtwind neue Glut herbei, wie er über den lang erhitzten Boden hinweht. Allmälig verſchwinden die Lachen, welche die gelb gebleichte Fächerpalme vor der Verdunſtung ſchützte. Ueberall verkündet Dürre den Tod. Tief vergraben ſchlummert im trockenen Thon das Krokodil und die Boa-Schlange. Bei all dieſem Tode verfolgt den Dürſtenden, im Spiele des gebogenen Lichtſtrahles, das Trugbild des wellenſchlagenden Waſſerſpiegels. In finſtere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durſte geängſtigt, ſchweifen Pferde und Rinder umher: dieſe dumpf aufbrüllend, jene mit lang geſtrecktem Halſe gegen den Wind anſchnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftſtromes die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen. Das Maulthier ſucht eifrig den ſtachlichten Melonen-Cactus auf, unter ſeinen furchtbaren Dornen noch das waſſerreiche Mark vorſichtig zu gewinnen. Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der für immer gleich langen Nacht, ſo können Rinder und Pferde auch dann noch nicht ſich der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuſe ſaugen ihnen, während des Schlafes, das Blut aus, oder hängen ſich an dem Rücken feſt, wo ſie eiternde Wunden erregen, in welchen Moskuitos und Scharen anderer ſtechender Inſekten ſich anſiedeln. „Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, ſo verändert ſich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den ſchwarzen Raum im Sternenbild des Südlichen Kreuzes. Der ſanfte phosphorartige Schimmer der Magellaniſchen Wolken verliſcht. Selbſt die ſchwindelrechten Geſtirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetiſchem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erſcheint einzelnes Gewölk im Süden, ſenkrecht aufſteigend am Horizonte. Nebelartig breiten allmälig die vermehrten Dünſte ſich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündet der ferne Donner. Kaum iſt die Oberfläche der

Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit den mannichfaltigsten Gräsern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen ihre gesenkt schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüten der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genusse des Lebens. Das hoch aufschießende Gras birgt den schön gefleckten Jaguar. Im sichern Verstecke auflauernd und die Weite des einigen Sprunges vorsichtig messend, erhascht er die vorüberziehenden Thiere, katzenartig wie der asiatische Tiger. Bisweilen sieht man — so erzählen die Eingeborenen — an den Ufern der Sümpfe den befruchteten Thon sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt." Bald erscheint die Steppe durch das Ueberschwellen der Flüsse wie ein unermeßliches Binnenmeer, welches die Thiere nun zwingt, als Amphibien zu leben, sie, die im Sommer vor Durst verschmachteten. Majestätisch stehen daneben in neuer Pracht die unendlichen Wälder Südamerikas, nur noch von Palmen überragt, welche wie Wächter der Tropen ihre Häupter zum Himmel emporsenden, leichtfüßigen Affen und Vögeln allein noch zugänglich. Ein üppiges Grün lacht wohlthätig dem Auge entgegen. Breiter entfalten sich die Blätter. Fleischiger ist ihr Mark. Unendliches Leben schließt sich in rankenden Pflanzen mit herrlicher Blütenpracht an ihnen empor. Von tausendjährigen Stämmen herab schaut die wunderbare Blütenwelt der Knabenkräuter, der Orchideen, mit lilienartigem Dufte. Auch die Vanille ist darunter. Wie verschieden im wasserarmen Australien! Mimosen mit dürren, lederartigen, flachlichten Blättern, Myrthen-Pflanzen mit hornartigem Laube. Das ist der allgemeine Anblick der Urwälder. Auf dem regenarmen Caplande Südafrikas daneben die Haidekräuter in unendlicher Fülle, mehre hundert Arten auf kleinem Raume! Wol ist auch die Haide schön, aber — fruchtbar ist sie nicht. Nur Europa, das Land der Mitte, der sanften Uebergänge, erfreut sich einer mäßigen Pracht. Es hat keine Palmenwälder, aber auch keine Wüsten. Es hat keine Llanos, aber auch keine Krokodile. So erweckt im rechten Maße das Herz der Erde, der Ocean, durch seine Regen Leben aus dem Schooße der Erde und tausendfältiges aus dem Busen des Menschen. Wie wahr dachten hierüber die alten Indier, wenn sie sich, wie am Eingange erwähnt, ihren Gott des Wassers, Wischnu, in einem Paradiese schlafend dachten! Sie kannten die Wohlthat des Regens, denn sie kannten auch die Wüste, deren Nachbarn sie waren. Ein neuer Schutz von Geist ging aus dieser Kenntniß der Wüste ihrer Seele und dem ganzen Menschengeschlechte auf. Die Indier am Indus, die Aegypter und die Völker der Ebene am Euphrat und Tigris sahen sich genöthigt, den Himmel zu beobachten, um die Zeit des Regens und der Ueberschwemmungen kennen zu lernen, nach denen sie ihre Ackerwirthschaft einzurichten hatten. Dadurch wurde der erste Grund zur Sternkunde gelegt. Wieder war es das Wasser gewesen, das den Menschen auf eine höhere Stufe vorwärts drängte.

Anregungen.

Eine galvanische Batterie auf dem Meere.

Wer hätte nicht schon einmal wenigstens zum Scherz versucht, wie ein Schlag thut, den man von einer mit Elektricität geladenen Leydener Flasche erhält, und wie oft hat nicht der experimentirende Physiker bei diesem Versuche hinzugesetzt, man würde mit Hülfe einer hinreichend starken Maschine die größten Thiere tödten können? Versucht hat es aber noch Niemand. Auch Dr. S. in Bremen, der im Winter physikalische Vorlesungen für das größere Publicum

hält, that bei jenem Experimente dieselbe Aeußerung. Es fiel es einem der Zuhörer, dem Kaufmann K., ein, ob man nicht derartige elektrische Schläge vielleicht beim Walfischfang anwenden könnte. Er theilte seinen Einfall dem Dr. G. mit und Beide verfolgten die Sache. Nach anderthalbjährigen Berathungen und Versuchen waren sie von der Ausführbarkeit der Sache überzeugt, und vor einem Jahre ging von Bremen aus der erste Walfischfahrer mit galvanischer Batterie unter Segel. Bei den Azorischen Inseln wurden die glücklichsten Versuche mit Haifischen gemacht. Beim ersten Schlage, den ein Haifisch erhielt, schwamm das Thier todt auf den Wellen. Das Schiff fuhr nach der Südsee, wo die Versuche mit Walfischen einen ebenso günstigen Erfolg hatten. Die Erfinder haben noch nichts Näheres über die angewendete Methode bekannt gemacht; indessen kann jeder Physiker die wahrscheinliche Einrichtung sehr leicht selbst angeben. Wir erleben noch, daß man im Kriege galvanische Batterien statt der Vierundzwanzigpfünder auffährt.

Ein Selbstdenker.

Eine neuere Philosophie verspottete die Bezeichnung eines Selbstdenkers. Sie ließ zwar gelten, daß man selbst essen und selbst trinken müsse, um seinen Hunger und seinen Durst zu stillen, aber daß man, um sich und Andern klar zu werden, auch mit eigenem Geist denken müsse, schien ihr keines besondern Nachdrucks werth. Sie lehrte ohnehin sogenannte objective Gedanken, d. h. solche, die sich an den Dingen von selbst verfinden.

Dennoch thut man wohl, einen Ausdruck beizubehalten, dessen Werth sich bei so vielen gedankenlosen und unselbständigen Schriften, denen wir vorzugsweise auf dem Gedankengebiete begegnen, in seiner ganzen Bedeutung kundgibt. Das Wiederholen der sogenannten objectiven Gedanken hat uns jene philosophische Trivialität geschaffen, die wir auf Katheedern genug von hochbesoldeten Professoren Jahr aus Jahr ein gelehrt finden.

Einer ursprünglichen Denkkraft begegnet man in der leider mit einem allzu gelehrten Titel eingeführten Schrift von Arthur Schopenhauer: „Parerga und Paralipomena“ (zwei Bände, Berlin 1851). Nicht daß wir die Ansprüche des Verfassers auf ein eigenes philosophisches System, das er bereits seit dreißig Jahren unter dem ungünstigsten Widerstande, den ein Autor finden kann, dem des Ignorirens, lehrt, unterstützen mögen; die vorliegende Schrift beschäftigt sich nicht ausschließlich mit dem bekannten Gegenstande seiner Philosophie, die Welt als Wille und Vorstellung zu fassen. Er gibt vielmehr über einzelne Thatsachen und allerlei Denkgegenstände, die jeden Gebildeten interessiren müssen, eine Fülle der geistreichsten und scharfsinnigsten Eigengedanken, sodaß ihm der Name eines Selbstdenkers auf jedem Gebiete, selbst da, wo er über Liebe, Ehe, Frauen, Gesundheit, Träume, und ohnehin, wo er über Religion und Philosophie spricht, in höchstem Grade gebührt. Seine Polemik gegen die Universitätsphilosophie wird Manchem zurückstoßend, die Zuversicht, mit welcher der Verfasser seine Anerkennung von spätern Jahrhunderten erwartet, vielleicht anmaßend erscheinen. Diese Flecken lassen aber die glänzenden Verdienste der tiefen, immer auf den Grund der Erscheinung gehenden Forschung nicht im geringsten erblinden. Wer sich einmal von den üblichen Landstraßengedanken über Moral, Sitte, Leben, Tradition u. s. w. losreißen und durch einen freien Geist, der über den Vorurtheilen schwebt, erquicken oder wenigstens zu dem Muthe, im Wirrwarr unserer Verhältnisse und der nur künstlich aufrechtgehaltenen Lehren und Meinungen seine eigene Lebensanschauung zu behalten, stärken will, der schaffe sich dies Buch an und lese nur dann und wann in ihm. In einem Zuge wird man des oft polternden und cynischen Tones müde. Am schwächsten sind die Meinungen des Verfassers über den Staat. Vielleicht selbst ein Capitalist, der von seinen Renten lebt — er preist wenigstens dies Glück der Selbstständigkeit —, scheint er in der Beurtheilung politischer Verhältnisse nicht frei von persönlichen Besorgnissen. Da er die Aufgabe des Menschen, leben zu müssen, für eine große Qual hält, so fehlt ihm auch durchgängig Liebe. Sein starrer Stoicismus wird dann Egoismus. Doch bricht das Gemüth aus der Eisdecke seiner Weltverachtungslehre dann und wann in anderer Gestalt hervor. Er spricht mit Andacht von den Hindus und mit wahrer Zärtlichkeit von den Thieren.

Frohmuth und Sorglosigkeit.

Frohmuth ist die Freude eines Vogels auf dem Felde; Sorglosigkeit ist nur die Freude eines Vogels im Käfig.

Vor einem Kalender.

Hüte dich vor dem Ausfallenlassen der Tage! Diese Zwischentage zwischen den reich angestrichenen Tagen der Freude, der Erwartung, der Sehnsucht bringt die ins Gott zurück!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 6. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Das gegenwärtige Paris.

Erinnerungen einer Frühlingsreise.

I. Die Kamelien-Dame.

Am ersten Tage eines Frühlingsaufenthalts in Paris sah ich ein Stück, das in einer einzigen Reihenfolge des verflossenen Winters mehr als hundert Vorstellungen erlebt hat. Man gab es an jedem Abend mit jener immer sich gleichen Hingebung an die Sache, die den französischen Schauspielern eigen ist. Jeden Abend war das Theater „Vaudeville" am Börsenplatze überfüllt. Jung und Alt, Vornehm und Gering, Männer und Frauen, Alles war ergriffen, hingerissen, weinte. Es war die „Kamelien-Dame" vom jungen Dumas, dem Sohn des jetzt in Brüssel lebenden Alexander.

Kein Uebersetzer hat es gewagt, dieses fünfactige Schauspiel einer deutschen Bühne darzubieten. Man wußte, daß die deutschen Sittengesetze ein solches Stück von unsern Brettern verbannen. Eine zweideutige Frau, in der sich Madame Doche mit großer Naturwahrheit, wie man sagt, selbst spielte, fodert in diesem Drama für ihr Geschick Theilnahme bis zu Thränen heraus. Jung, schön, geistreich, — wo sie in der Welt erscheint an einem sie immer begleitenden Strauße von Kamelien erkennbar, kündigt sie sich als eine jener verlorenen Existenzen an, die einmal die Sitten unsers Jahrhunderts mit sich brächten. Sie spricht durchweg in einem elegischen Tone und verräth ihre tiefste Sehnsucht nach wahrem Glück und reiner Liebe, die ihr versagt wären. Ein junger Mann fesselt sie endlich durch sein Herz, während sie Andere nur durch ihr Gold fesselten. Sie zieht mit ihm aufs Land und lebt mit ihm in einem Arkadien von Glück, das indessen weder ein Priester gesegnet noch der Maire irgend einer Commune zu Protokoll genommen hat. Die eigene bürgerliche Wohlfahrt des jungen Mannes zwingt sie endlich, diesem Glück zu entsagen. Sie nimmt einen Abschied vom Freunde, ohne daß er ihn merkt, vom Publicum, das ihn sehr wohl merkt; einen Abschied, der uns glauben läßt, sie würde sich mindestens mit Kohlendampf ersticken. Der Tod, den sie sich dem Freunde zu Liebe gibt, ist kein anderer, als daß sie wieder in die pariser Welt zurückkehrt und wieder am Arme

von Männern erscheint, die mit Gold zahlen. Diese „sociale Stellung" ist eben ihr Verhängniß. Der Verfasser muthet uns zu, daß diese Rückkehr zu dem Besitz einer Equipage, zweier Bedienten und einer eleganten Wohnung in der Straße du Helder ein Act des erhabensten Heroismus wäre und daß davon seiner Heldin das Herz bräche. Sie stirbt moralisch, aber nur einige Wochen lang, ihr Freund versöhnt sich mit ihr, sie wird wieder arm, Arkadien kann aufs neue beginnen; es ist zu spät, sie stirbt jetzt physisch. Sie verscheidet den ganzen fünften Act hindurch. Seit Adrienne von Lecouvreur stirbt man in Paris auf der Bühne nur noch nach pathologischen, am Krankenbett im Lazareth gemachten Studien. Es ist eine Folter, diese Zuckungen, diese Delirien, diesen wahnsinnigen Jubel zu sehen, wenn im Augenblicke des Verschwindens aller ihrer Kräfte der frühere Geliebte erscheint und sie in seinen Armen halb lachend, halb weinend unter seinen Küssen den endlich ruhefindenden und schreckhaft nur mit der Erde beschäftigten Geist aufgibt. Gott vollzieht vor unsern Augen eine förmliche Hinrichtung.

Die aufgebotenen Mittel, um diese bis zur äußersten Sentimentalität gehende Verschönerung von Dingen, die sich in der Wirklichkeit ganz anders machen, zur Wirkung zu bringen, sind an sich erschütternd. Man wird nicht rasenden Beifall spenden wie die Pariser, wird nicht Thränen vergießen, wie sie ringsum vergossen wurden, aber Entsetzen ergreift den deutschen Zuschauer jedenfalls über die Wahrheit des Spiels, über die bis zum Blick auf die Uhr und die Etikette am Medicinglase gehende Anatomie eines Sterbeacts, und zuletzt über die Möglichkeit, daß solche in der Luft schwebenden moralischen Voraussetzungen so auf eine ganze Bevölkerung wirken können. Dieser junge Dumas zeigt sich hier in jeder Beziehung als der Sohn seines Vaters. Er ist aufgewachsen in der Welt des neuen Romans und der neue Roman hat für ihn eine Wahrheit wie das Evangelium. Er ist der Zögling einer Schule der Willkür und der Phantasie, die sich Alles erlaubt, was darstellbar ist und die erlaubte Darstellbarkeit für die wirkliche Welt nimmt. Darin liegt etwas Erschreckendes. Der junge Autor hat diese tolle und willkürliche Welt der Ausnahme mit einer Art Andacht, ja mit einer einschmeichelnden Naivetät wie die Regel erfaßt. Es liegt eine Einfachheit in seinem Stücke, die vielleicht Talentlosigkeit ist, hier aber gerade wie ein Erguß der unmittelbarsten Natur und Empfindung sich gibt. Noch mehr, es liegt etwas Kindliches in seinem Stück. Kindlichkeit in diesem wilden Leben der regellosesten Gesellschaft! Kindlichkeit in der Voraussetzung, daß ein so illegitimes Arkadien (mag es Jeden auf seine Privatverantwortlichkeit glücklich machen, wir wollen hier keine Sittenrichter sein!) seine vollste, allgemein sociale Berechtigung hat! Kindlichkeit in dem mit ohne Zweifel ihm selbst geflossenen Thränen geschilderten Tode der Kamelien-Dame und dem Schlußworte des Stücks: „Denen, die viel geliebt haben, soll viel vergeben werden!" Es ist charakteristisch. Paris nimmt diese Naivetät als vollgültig an. Es läßt die Berechtigung gelten, daß zur Schilderung des von der Sitte Verbotenen alle die Motive genommen werden, die sonst nur der Schilderung des Erlaubten gehören. Die Ausnahme ist hier durch ihre Consequenzen wieder Regel, die Unmoral durch die Leidenschaften und bessern Gefühle, die auch bei ihr erregt werden können, Moral geworden. Die Kamelien-Dame rührt die Pariser, als wenn man ihnen „Paul und Virginie" vorgespielt hätte.

Charakteristisch auch für die gegenwärtigen Zustände Frankreichs hat der Herr Graf von Morny, der Vertraute des Präsidenten, dieses Stück von einem Verbote gerettet und vor ganz Frankreich die Widmung des Drucks angenommen. Kann man sich wundern, wenn man in Paris die Aeußerung hört: „Wir leben unter der Herrschaft der Kamelien-Damen?"

Machen wir (mit nächster Nummer) in der großen Oper nun zuvörderst die Bekanntschaft des Präsidenten, Prinzen Ludwig Bonaparte, worauf einige andere Capitel aus der Sitten-Chronik des gegenwärtigen Frankreich folgen mögen.

Die Erde als Tropfen.

I.

„Fest wie der Erde Grund" konnte Schiller zu unserer Zeit schon mit Recht sagen, wenn wir nicht gerade dabei an Erdbeben, Bergstürze und ähnliche Erscheinungen denken wollen. Es gab aber eine Zeit, freilich ohne lebende Zeugen, in welcher jener Ausspruch von unserer Erde durchaus nicht gelten konnte. Die Erde war einst flüssig. Sie war ein Tropfen, wie er von der benetzten Hand niederfällt, oder vielmehr, wie er von einer brennenden Kerze oder einem schmelzenden Bleiklumpen niederträufelt.

Woher hat die Erde ihre runde Gestalt? Die runde Gestalt ist in der Natur fast immer aus dem fließenden Zustande hervorgegangen. Sehen wir ab von runden Früchten, Eiern u. dgl., weil im Pflanzen- und Thierreiche noch eigenthümliche Bildungskräfte mitwirken, so finden wir, daß jede Flüssigkeit, wenn sie sich selbst überlassen bleibt, runde Körper, Tropfen bildet. Sie würden sich von beliebiger Größe bilden können, wenn nicht immer die Schwere sie bald niederzöge zur Erde, an der sie sich gleichsam breitdrücken. Sollte die Erde wol auch als heißflüssiger Tropfen vorhanden gewesen und in diesem Zustande rund geworden sein? Sie wäre dabei nicht auf einen andern Körper gefallen und hätte sich also nicht breitdrücken können. Der Grund der Tropfenbildung, die allgemeine Anziehung, die aller Materie, allen körperlichen Stoffen innewohnt und, wo sie frei wirken kann, wie in Flüssigkeiten, allen vorhandenen Stoff um einen Mittelpunkt zusammenhäuft, mußte im Großen ebenso wirken wie im Kleinen, in einem flüssigen Erdballe ebenso wie im Wassertropfen. Wenn eine weiche Kugel oder ein Tropfen Flüssigkeit sich schnell um die eigene Achse dreht, so wird der runde Körper eine etwas breitgedrückte Form annehmen, er wird an den Achsenenden oder Polen abgeplattet. Man kann dies an jeder weichen Thonkugel sehen, die z. B. auf der Töpferscheibe schnell umgedreht wird. Man kann dies so weit treiben, daß die Kugel ziemlich linsenförmig erscheint. Nun zeigt aber die Erdkugel auch diese Abplattung an den Polen, sie ist mehr pomeranzenförmig. Stimmt das nicht mit der Annahme überein, daß sie einst flüssig war?

Wir kennen hauptsächlich zwei Mittel, die festen Körper in flüssigen Zustand zu versetzen, die Auflösung im Wasser oder in andern Flüssigkeiten, und die Schmelzung durch Feuer. Salze, Zucker, auch die gewöhnliche Erde lösen sich leicht im Wasser, Pech und Harze in Spiritus, Kautschuk in Terpenthinöl, Eisen und andere Metalle in Säuren, z. B. in Schwefelsäure, im sogenannten Vitriol. In der Hitze schmelzen nicht nur leicht die Fette, Wachs, viele Salze, Harze, sondern auch die Metalle, und selbst die strengflüssigsten, wie Platina, denen das gewöhnliche Ofenfeuer gar nichts anhaben kann, hat man in künstlich erzeugten höhern Hitzgraden schmelzen lernen. Sehr schwerflüssige Steine, z. B. Quarz, die sogenannten Kieselsteine, schmelzt man in den Glashütten leicht durch Zusatz von Salzen. Kurz, alle festen Körper lassen sich auf irgend eine Art flüssig machen. Ja alle festen Körper, die wir auf der Erde kennen, waren schon einmal wirklich flüssig, der Körper der Menschen und Thiere sogar zieht seine Nahrung nur aus einer Flüssigkeit, dem Blute, und die Pflanzen leben nur von flüssigen Nahrungsmitteln. Viele Körper überspringen sogar den flüssigen Zustand und gehen in der Hitze sogleich in einen noch höhern, den dampf- oder gasförmigen über, wie z. B. Arsenik, und eine noch größere Hitze, als wir gegenwärtig erzeugen können, würde wahrscheinlich alle Körper ohne Ausnahme in Dampf verwandeln; doch lassen wir den dampfförmigen Zustand bei unserer gegenwärtigen Betrachtung dahingestellt sein. Genug, daß wir wissen, alle festen Körper können flüssig werden, konnten es einst wirklich sein, und es frägt sich nun, ob auch die Bestandtheile unserer Erdkugel es einst wirklich waren.

Sehen wir uns die Bestandtheile der Erde näher an! Sie besteht, soweit wir

in ihre Tiefe gedrungen sind oder soweit vulkanische Ereignisse die innern Bestandtheile zu Tage gefördert haben, durchgängig aus den uns bekannten Mineralien, die wir gewöhnlich in die vier Classen der Metalle, der Erde und Steine, der Salze und der Brenze oder brennbaren Mineralien eintheilen. Sie sind zusammengesetzt aus etwa 60 einfachen Stoffen oder Elementen, wie sie uns die neuere Chemie kennen gelehrt hat. Einige wenige Erden, hauptsächlich Kieselerde, Kalkerde und Thonerde bilden bei weitem den größten Theil der Erdrinde, und viele Elemente kommen nur in sehr geringen Mengen vor. Gräbt man tief in die Erde hinein, so treffen wir zuerst auf lauter geschichtete Gesteine, Schichten von Lehm, Sand, Thon, Sandstein, Braun- und Steinkohlen, Kalk, Thonschiefer (der gewöhnliche Dachschiefer), Glimmerschiefer und Gneis. Außer diesen finden wir eine Anzahl nicht geschichteter Gesteine, Massengesteine, die gewöhnlich in großen formlosen Massen vorkommen, zu unterst immer den körnigen Granit, ferner Syenit, Basalt, Porphyr, Serpentin, Grünstein und andere. Diese Massengesteine sind oft von unten durch die Schichtgesteine heraufgedrungen, haben die Schichten durchbrochen, gehoben, und wir treffen sie daher, wie z. B. den Granit, oft auch an der Oberfläche zu Tage ausgehend, ja sogar auf den höchsten Bergen.

Fassen wir zunächst die Schichtgesteine näher ins Auge. Wir sehen häufig in Lehm- und Thongruben, beim Brunnengraben u. s. w., daß unter der gewöhnlichen Erde, der sogenannten Gartenerde, die eigentlich ein Gemenge aus vielerlei Bestandtheilen ist, Lagen von Sand, Grus oder Kies, Lehm, Thon, Mergel oder thon- und sandhaltigem Kalk so übereinander liegen, daß jeder dieser Bestandtheile eine eigene, horizontale, von den übrigen deutlich abgesonderte Schicht bildet. Wo man eine gerade, senkrechte Wand abgegraben hat, wie bei Brunnen, ist dies oft sehr deutlich zu sehen. Ebenso folgen nun aufeinander in größerer Tiefe die oben genannten Lagen von Kalk, Sandstein, Braun- und Steinkohlen, Thonschiefer, vielfach abwechselnd und sich wiederholend, bis man endlich auf Schichten von Glimmerschiefer und Gneis, zuletzt auf die ungeschichteten Massen des Granits stößt. In vielen Gegenden liegen diese Schichten alle noch vollkommen horizontal, wie die ruhige Fläche eines stehenden Wassers. An andern Orten liegen sie mehr oder weniger schief, geneigt, aber immer noch in parallellaufenden Schichten oder Platten und so, daß man gewöhnlich das emporgedrungene Massengestein, durch welches sie gehoben wurden, auch unter ihnen antrifft. Beim Brunnengraben, bei Kanal- und Uferbauten, in Steinbrüchen, namentlich aber in den Gruben der Bergwerke sind alle diese Verhältnisse vielfach beobachtet worden. Wie kömmt es nun, daß diese verschiedenen Bestandtheile der Erde sich voneinander sondern und diese horizontale oder wasserrechte, geschichtete Lage annehmen konnten? Es konnte dies nur im Wasser geschehen. Wir sehen noch täglich ähnliche schichtenartige Absonderungen entstehen, die im Kleinen ganz Dasselbe darstellen. Wo in Sümpfen, Lachen, beim Austreten der Flüsse, ja in Pfützen auf Straßen und Plätzen sich schmutziges Wasser sammelt, welches aus der Umgegend Sand, Staub, Schlamm, Steine und andere Bestandtheile der Erde zusammengeschwemmt hatte, sehen wir, wie sich der ganze Inhalt nach und nach zu Boden setzt, das Wasser hell wird und nach und nach vertrocknet. Es bleibt nun eine ebene, oft ganz glatte, trockene Fläche übrig. Graben wir hinein, so finden wir, daß alle die verschiedenen Bestandtheile des Gemisches sich in horizontale Schichten geordnet haben. Das Schwerste sank zuerst zu Boden, und die leichtern Bestandtheile folgten nach und nach, die unterste Schicht besteht vielleicht aus größern und kleinern Steinen, auf diesen liegt eine Schicht von Sand, dann folgt eine Lage von Lehm, Schlamm, und zu oberst vielleicht noch eine Decke von ganz leichten Körpern, Laub, Spreu u. dgl. Nur dadurch wurde diese Schichtung möglich, daß anfangs Alles frei im Wasser schwamm, in welchem sich die Bestandtheile nach ihrer verschiedenen Schwere sondern konnten. Hätte man dieselben Bestandtheile trocken auf

einen Haufen geworfen, so würde keine Schichtbildung eingetreten sein. Der flüssige Zustand war also nothwendige Bedingung. Man kann den ganzen Vorgang leicht im Kleinen nachahmen und wiederholen so oft man Lust hat. Man bringe in ein Arzneiglas z. B. Quecksilber, Sand, Wasser und Oel, schüttele Alles durcheinander und lasse es einige Augenblicke ruhig stehen, so wird man sehr bald Schichten entstehen sehen, das schwere Quecksilber zu unterst, dann nach der Reihe Sandschicht, Wasserschicht, Oelschicht. Beim Schlämmen von Kalk, Thon, Sand, Farbestoffen beobachtet man Aehnliches. Ja wir können Dasselbe jeden Tag in der Haushaltung an Speisen und Getränken beobachten, wo diese Erscheinung so gewöhnlich ist, daß man kaum darauf merkt. Jeder sogenannte Bodensatz ist ein Beispiel dazu. Jeder Topf mit erkalteter Fleischbrühe zeigt zu unterst eine Schicht von Fleisch- und Knochentheilen, darüber die noch flüssige oder gallertartig gewordene Brühe, oben eine geronnene Fettschicht. Daher pflegen wir überall, wo wir horizontale Schichtung sehen, sogleich den Schluß zu ziehen, daß hier der flüssige Zustand vorausgegangen ist. Sollten nun nicht die Schichten der Erdrinde sich auch aus dem Wasser niedergesetzt haben? Alles spricht dafür, nichts dagegen, und es mögen also wol einst alle diese Schichten im Wasser aufgelöst, also flüssig gewesen sein. Dieser soeben durchgeführte Beweis ist ein so augenscheinlicher und handgreiflicher, daß sich wol nichts dagegen sagen läßt.

Im Bernstein, der in Menge an den Ufern der Ostsee, im Meere wie in der Erde, seltener in Braunkohlenlagern vorzukommen pflegt, finden wir bekanntlich oft Insekten verschiedener Art, z. B. Fliegen, eingeschlossen und so deutlich erhalten, daß man alle einzelnen Theile, Kopf, Flügel, Beine noch ganz unverletzt sieht. Wie sind diese hineingekommen? Eine Oeffnung führt nicht hinein. Haben sie darin gelebt? — Unmöglich. Es bleibt uns keine andere Annahme übrig, als daß der Bernstein einst flüssig war. Da er eine harzähnliche Substanz ist, so läßt sich dies auch leicht denken. Wir finden derartige Einflüsse noch täglich in dem Harze unserer Nadelbäume, welches bekanntlich aus Oeffnungen in der Rinde des Baumes in fast vollkommen flüssigem Zustande heraustritt. Bleibt ein Insekt aus Versehen darauf kleben, so wird es bald in dem herabfließenden Harzstrome eingeschlossen sein, ganz so, wie wir die Fliegen im Bernstein sehen. Aehnliche Fälle lassen sich leicht in Menge aufzählen. Finden wir eine Fliege in geronnenem Fett, eine Biene mitten in eine feste Wachsmasse eingeschlossen, so nehmen wir sogleich an, daß diese Insekten nur in eine flüssige Masse gekommen sein können, die später fest geworden ist. Wenn das Insekt gut erhalten ist, so mußte die Masse schon sehr dünnflüssig sein. Fremdartige Einschlüsse von festerer Beschaffenheit, z. B. Stecknadeln in Pech, Mandeln im Kuchen, eiserne Nägel in Blei, erforderten wenigstens einen dickflüssigen, teig- oder breiähnlichen Zustand. Ganz ähnliche Erscheinungen treten uns aber auch bei näherer Untersuchung der Erdschichten in Menge entgegen. Viele Schichten, auch zum Theil schon sehr tief in der Erde liegende, schließen eine Menge Körper ein, die ursprünglich nicht in der Masse, woraus die Schichten bestehen, vorhanden sein konnten. Es sind dies besonders Ueberreste aus dem Thier- und Pflanzenreiche, zum Theil so gut erhalten, daß wir genau die ganze äußere Form, z. B. die Muscheln und Fische, den innern zelligen oder faserigen Bau der Knochen und Zähne, die Fasern und Zellen im Innern des Holzes, die Adern der Blätter u. s. w. unterscheiden und bei den meisten die Arten bestimmen können, welchen sie angehörten und welche sich zum Theil gegenwärtig gar nicht mehr auf der Erde vorfinden. Diese Körper sind für die Kenntniß des Innern unserer Erde so wichtig geworden, daß sie den Gegenstand einer eigenen Wissenschaft, der Petrefactenkunde oder Versteinerungslehre bilden. Man findet mitten im festesten Kalkstein und Sandstein eine Menge Muscheln, so schön erhalten, wie wir sie am Ufer des Meeres auflesen, und oft in solcher Menge, daß mancher Kalkstein fast nur

aus Muscheln zu bestehen scheint. In den Thonschichten, welche die Steinkohlen begleiten, finden wir Abdrücke von Pflanzen, z. B. von Blättern vieler Farrenkräuter, so scharf und schön, daß man sich beim ersten Anblick überzeugt, hier muß wirklich ein solches Blatt gelegen haben, wenn auch die Substanz des Blattes selbst sich nicht mehr vorfinden sollte. Die Muscheln konnten aber doch gewiß nicht mitten im festen Kalk- oder Sandstein leben, sondern nur im Wasser, und diese Farrnkräuter und Schilfarten konnten nicht mitten in der Masse dieses Schieferthons grünen und gedeihen, sondern nur an der Oberfläche der Erde. Die Sache läßt sich durchaus auf keine andere Weise erklären als durch Annahme des flüssigen Zustandes. Alle diese Kalk-, Thon- und Sandmassen mußten einst aufgelöst oder fein zertheilt mit jenen Thier- und Pflanzenresten im Wasser schwimmen, aus welchem sie sich endlich schichtenweis zu Boden setzten. Unsere Altvordern, die noch im vorigen Jahrhunderte die Möglichkeit, daß ihr fester Erdball einst flüssig gewesen sei, nicht denken konnten und mochten, waren sehr geneigt, diese versteinerten Pflanzen und Thiere als Naturspiele anzusehen, wie etwa einen Kieselstein, den das Wasser kugel- oder eiförmig abgerieben hat, oder wie eine Wolke, die etwa eine fischähnliche Gestalt zeigt. Hätte man sie vor die Petrefactensammlung eines heutigen Geologen geführt, sie würden augenblicklich jeden Gedanken an Naturspiele aufgegeben haben. Wer nur einmal diesen Kalk- oder Sandstein mit den eingeschlossenen Muscheln, oder jenen Thon mit seinen schönen Pflanzenabdrücken gesehen hat, der wird jeden Zweifel schwinden lassen, daß jene Erdschichten einst flüssig gewesen.

Mit den Massengesteinen, denen die Schichten meistens ganz fehlen, ist die Sache freilich anders. Nicht nur, daß sie keine Schichtenbildung zeigen, sie bestehen auch größtentheils aus solchen Substanzen, die sich im Wasser gar nicht, oder nur in äußerst geringer Menge auflösen. Hier läßt sich also ein wasserflüssiger Zustand nicht voraussetzen, und wir müssen uns daher nach andern Beweismitteln umsehen. Hier müssen wir es „mit Feuer zwingen".

Wenn irgend ein fester, harter, nicht leicht verbrennlicher Körper dem Feuer ausgesetzt gewesen ist, so pflegt er uns dies schon durch sein bloßes Aussehen zu verrathen. Der gebrannte Thon ist hart geworden und hat gewöhnlich seine Farbe geändert, wie dies alle unsere gebrannten Thongefäße zeigen. Die Backsteine, die Ziegel kommen, an der Luft getrocknet, lehmfarbig in den Ofen, roth gefärbt und klingend hart werden sie herausgezogen. Läßt man sie noch länger in heftigem Feuer, so erscheinen sie angeschmolzen, verglast. Die Abgänge bei Schmelzprocessen in den Hüttenwerken, Glas- und Thonfabriken, welche unbrauchbar sind oder nicht vollständig schmelzen wollen, bilden Das, was wir Schlacken nennen. Sie sind hart, glänzend, von scharfem, eckigem Bruche, inwendig blasig, streifig gefärbt, rissig, schließen oft fremde, ungeschmolzene Körper ein, sodaß man eine solche Schlacke, auch wenn man sie fern von allen Feuerwerkstätten findet, auf den ersten Blick als solche erkennt und ihr den feurigen Ursprung ansieht. Dieselben Erscheinungen finden wir in der Erde wieder. In der Nähe der Vulkane kann man noch täglich Dasselbe beobachten. Die Lava besteht aus geschmolzenem Gestein, erkaltet können wir sie Schlacke nennen. Ebenso der Bimstein. Angeschmolzene, verschlackte Steine werfen die Vulkane in Menge aus. In Gegenden, wo längst keine Vulkane mehr wüthen, wie in Böhmen, am Rheine, hat man dennoch eine Menge alter, ausgebrannter entdeckt, und hat sie nicht nur an den noch vorhandenen Kratern erkannt, sondern auch an einer Menge dort vorkommender schlackiger, blasiger, bimstein- und lavaartiger Gesteine. Der Basalt, der durch seine oft vorkommende schön säulenförmige Zerklüftung bekannte schwarze Stein, zeigt sehr häufig ebenfalls das schlackige, blasige, geschmolzene Ansehen jener Feuerproducte, und eben seine Zerklüftung deutet auf allmälige Erkaltung hin. Die Thonlager in der Nähe des Basalts und des Porphyrs zeigen häufig sehr deutlich den

nten Zustand, der sich in weiterer Entfernung davon verliert. Mit demselben Rechte
ei den Schlacken schließt man daher auch beim Basalt, beim Porphyr, bei lava-
imsteinähnlichen Gesteinen, daß sie einst sich im geschmolzenen Zustande befunden
Auch in der Nähe vorkommende Metalle und Erze zeigen sich oft an ihrer Ober-
so deutlich gestossen, daß man sie ebenfalls für angeschmolzen halten muß.
Krystalle sind Körper, welche von geraden Flächen nach äußerst merkwürdigen,
n Gesetzen eingeschlossen sind. Jedermann kennt wol wenigstens die schönen Kry-
des Zuckers, den sogenannten Kandies, und Krystalle dieses oder jenes Salzes,
launs, des Eisen- oder Kupfervitriols. Die Mineraliensammlungen zeigen solche
r Erde vorkommende Krystalle in Menge und von den verschiedensten Formen.
Körper können aber nur im flüssigen oder wenigstens fein zertheilten Zustande kry-
ren, weil nur dann ihre kleinsten Theilchen sich frei bewegen und zu jenen regel-
en Gestalten zusammenschießen können. Man kann sich sehr leicht selbst Krystalle
n, wenn man irgend ein Salz im Wasser auflöst und langsam eintrocknen läßt.
man gewisse Metalle, z. B. Wismuth, schmilzt und langsam erkalten läßt, die
harte Rinde auflöst und den noch flüssigen Inhalt herausgießt, so findet man
Zerschlagen der Masse den ganzen innern Raum mit schönen Krystallen ausgekleidet.
Krystallhöhlen, Krystalldrusen genannt, finden sich in großer Menge auch im
n der Erde. Wo kein freier Raum, keine derartige Höhlung sich bilden konnte,
en zwar auch keine vollkommenen Krystalle, wol aber zeigt uns dann die Masse
noch im Innern einen Anfang des Krystallisirens, gleichsam eine Neigung dazu,
sie sich in einzelne Körner absondert, die durchweg blätterig, spaltbar nach gewissen
ngen sich zeigen, ganz wie die Masse im Innern der einzelnen vollständigen Kry-
sodaß hier offenbar nur Mangel an Raum die Entstehung vollkommener Krystalle
ie. Wir nennen solche unvollkommen krystallisirte Massen krystallinisch. So zeigt
r gewöhnliche weiße Zucker, den man in thönernen Formen, welche vollgegossen
n, zu den bekannten Zuckerhüten erkalten läßt, nur krystallinisch, der Kandies hin
den man in mit Fäden durchzogene Töpfe tröpfeln läßt, vollständig krystallisirt.
finden sich aber in der Erde, und zwar nicht nur in den aus Wasser niedergeschla
Schichtgesteinen, sondern auch in den ungeschichteten Massen, die im Wasser unlöslich
Krystalle und krystallinische Massen in Menge und zeugen hier von dem einstigen
olzenen Zustande. So besteht der Granit aus krystallinischen Körnern von Feld-
Quarz und Glimmer, die sich aber bisweilen, wo es gerade der Raum gestattete,
llkommenen Krystallen ausgebildet haben und zwischen denen sich hin und wieder
einzelne Krystalle von fremden, zufällig damit gemengten Substanzen vorfinden
so verhält sich der Syenit, der, ebenfalls von körnigem Aussehen, aus Feldspath
Hornblende besteht. Im Basalt finden wir nicht selten gleichsam eingebacken, wie
eln im Kuchen, die schönsten schwarzen Krystalle von Augit oder Hornblende. Hier
erstlich die Krystalle in einer flüssigen Masse entstanden und dann, bereits fertig,
n ebenfalls noch flüssigen Basalt gekommen sein, wie die Mandeln in den Teig.
s ist die Sache durchaus nicht denkbar. Auch die Porphyre enthalten in ihrer
, nicht krystallinischen Masse eine Menge von krystallinischen Körnern, häufig auch
che Krystalle. Aehnliche Erscheinungen zeigen Gneis und Glimmerschiefer, die aber,
s scheint, nicht mehr in ihrem ursprünglichen Zustande sich befinden, und bei deren
ng vielleicht Wasser und Feuer wirksam gewesen sind. Alle diese Krystallisations-
ltnisse aber, der krystallinische Zustand der Massengesteine selbst, das Vorkommen
ündiger Krystalle und das Eingeschlossensein derselben in anderm Gestein beweisen,
diese Massengesteine einst flüssig waren, und zwar heißflüssig, geschmolzen.

(Ein zweiter Artikel demnächst.)

Ein Mädchen aus dem Volke.

Erzählung in sieben Capiteln.

Sechstes Capitel.

Die Brüder.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wilhelm trat ein. Er war noch unter Ernestinens Brüdern der Treuherzigste, während sie dem ihr verhaßten Gustav verbot, sich je vor ihr blicken zu lassen. Aber schlechte Gesellschaft hatte auch Wilhelm verdorben. Ernestine hatte schon oft Thränen, Worte der Liebe verschwendet, ihn von dem Pfade, auf dem sie ihn wandeln sah, abzubringen, ihn vor böser Gesellschaft zu warnen. Wenn der junge, scherzende, lachende Mensch damals in dem Garten seines Vaters erschien, hatte Oswald niemals Ahnung gehabt, was diesen Jünglingen schon Alles an den Fersen haftete.

An jenem Tage in der Frühe, als Alles um Ernestinen still war, tritt Wilhelm bleich, verstört, düster bei ihr ein, setzt sich, stützt den Kopf auf und seufzt mit tiefster Herzensangst. Er erzählt, er würde die Stelle in der großen Fabrik, wo man ihn aus Freundlichkeit und durch die Fürsprache des schmeichelnden Gustav wieder aufgenommen, bald für immer verlieren. Auch wär' es besser, er lebte nicht mehr! fuhr er fort. Wie? rief die Schwester entsetzt und horchte auf. Seine Tage kämen ihm ohnehin gezählt vor, sagte Wilhelm, und stieß dabei dumpfe Worte aus, die er mit den auffallendsten Geberden unterstützte. Ernestine erschreckt, drängt nach der Ursache seines Kummers, räth auf ein böses Gewissen, auf einen neuen Leichtsinn, dessen Entdeckung Wilhelm fürchtete, auf ein Verbrechen wol gar. ... Wilhelm antwortete nicht und bestätigte durch sein düsteres Schweigen nur der Schwester entsetzliche Ahnung. Nach langem Drängen stößt er endlich einen herzzerreißenden Seufzer aus und sagt mit halb wahnsinnigem Lachen: Das wird nun Zuchthaus und mindestens zehn Jahre! Um Gotteswillen! schreit Ernestine auf, schließt alle Fenster, sieht nach den Thüren auf dem Vorplatze. Alles still, Alles hinlänglich ruhig, um die Verwünschungen auszusprechen, die sich ihr zwischen ihre Thränen drängten. Elender! rief sie voll Verzweiflung. Was hast du begangen? Wilhelm schwieg und sagte nur: Du kannst mir und uns Allen doch nicht helfen! Als sie dies Wort und die Andeutung eines ganzen Complots hörte, war es ihr erst, als wenn das ein Wort wäre, hervorgegangen aus einer erlangten Wissenschaft von dem anvertrauten Gelde Ludwig Wächter's. Es war ihr geradezu gewesen, als wenn bei diesem Worte: „Du kannst uns doch nicht helfen!" die Augen des jungen Wüstlings einen unheimlichen Blitz entsendet hätten auf die Thür des Schlafkämmerchens nebenan, wo in einer Truhe dicht an ihrem Bette über eine Woche schon fünfhundert Thaler verschlossen lagen; Wächter hatte sie wieder abholen wollen. Der Gedanke an das Geld gab ihr Kraft. „Bube!" rief sie. „Wenn du unverbesserlich bist, so verlaß meine reine Schwelle, Wirf dich ins Wasser wo du willst, ein Mühlstein an den Hals eines Diebes!" Es war die Sprache der Verzweiflung, die so schon mit dem Aeußersten sich gegen Schreckliches wehrte. ... Wilhelm, statt sich zu erzürnen, breitete die Arme kreuzweise auf den Tisch, legte den Kopf auf und fing zu weinen an. Das Schluchzen eines feigen Mannes kann für Frauen erkältend wirken bis zur Verachtung. Hier untergrub es aber ihren Widerstand und lockte selbst Thränen hervor. Ernestine, außer sich über die Dinge, die einer solchen Verzweiflung, solch einer plötzlichen Furcht eines verwegenen Menschen zum Grunde liegen konnten, wehrte sich noch gegen ihr Mitleid. Sie ließ hellauf wieder ihren Zorn lodern, trat an Wilhelm heran und rüttelte ihn, faßte ihn

am Kragen ſeines Rocks, tobte die ganze Entrüſtung einer ſittlichen Natur aus, die mit den furchtbarſten Anſtrengungen ſich wehrt gegen den Gedanken an Entſetzliches und nicht glauben will, nicht glauben kann und die tiefſte Verzweiflung empfindet vor der dennoch beſtehenden Wahrheit. Wilhelm ließ Alles geſchehen und brachte ſie eben dadurch in Verzweiflung bis zum Weinen. Er bewahrte ſein Geheimniß. Als kennte er die Natur eines Weibes, ließ er Erneſtinen ſich erſt in ihrem Zorne austämpfen und wußte dann wohl, daß die Erſchöpfung mildere Saiten aufziehen würde. Mitten in dieſem Aufruhre aller Gefühle der durch die ohnehin durch Oswald's faſt zehntägiges Ausbleiben und den offen ihr damit ausgeſprochenen Bruch im Zuſtande kraftloſeſter Erſchöpfung Befindlichen hörte ſie Geräuſch auf dem Vorplatze. Sie öffnete. Wie auf Verabredung kam leiſe die Treppen heraufgeſchlichen Heinrich, der älteſte Bruder. Schüchtern grüßte er die Schweſter, die über den Anblick des ohne Zweifel Betheiligten erſtarrte. Heinrich that, als wiſſe Erneſtine nichts von der Verlegenheit der Brüder. Er wollte Wilhelm nur, wie er ſagte, herausrufen und endlich mit ihm gehen heißen. Wilhelm ſtand auf und wollte gehen. „Du bleibſt!“ rief Erneſtine entſchieden und drückte mit einer ſie wie ein Krampf überkommenden Gewalt der Hände den Bruder nieder. „Du kommſt herein!“ herrſchte ſie den Andern an, warf die Thür zu und drückte Heinrich feſt an die Wand. „Was habt ihr vor?“ ſtöhnte ſie. „Was gibt's unter euch!“ Heinrich war ſonſt kurz und bündig. Heute ließ er Alles mit ſich geſchehen und nur wie mit böſem Gewiſſen ſagte er: „Was iſt denn? Was willſt du denn? Wilhelm ſoll herunter kommen, Hartmann iſt da. Wir haben mit ihm zu ſprechen.“ „Hartmann?“ rief Erneſtine außer ſich und ein neuer Schauder überfiel ſie; denn ſie ſah einen Zuſammenhang von Menſchen und Verhältniſſen, die ihr entſetzlich waren. Sie ſah wie damals, als ſie Oswald verlaſſen hatte, den Grund in ihren Umgebungen, ſie ſah jetzt, wo ſie wieder ihres Looſes, von Oswald eines Tages vergeſſen, preisgegeben zu ſein, inne war, Menſchen in ihrer Nähe, die reine Naturen von ihr entfernen mußten. Dieſer Hartmann! Sie wußte nichts von ihm, als daß er zu den vielen Burraukräften der Fabrik gehörte, wie ihr Bruder Guſtav, dabei ein eitler Prachter, ein Elegant war, den Malvina Wilde liebte, dieſelbe Malvina, die ſchon einmal ſo verhängnißvoll in ihr Leben eingegriffen hatte. Als Malvina an jenem Abend einer Landpartie, die wir kennen, ermüdet und ohne Halt (in ſich oder in einem eitlen jungen Manne, dem ihr Herz gehörte), ein Opfer des Zufalls und der Intrigue geworden war, hatte ſie das Loos, das ihr der junge Graf Edgar — Fuchsfuchs war nur ein ſcherzender von Scharfeneck erfundener Name für den Sproß einer großen und reichen Familie — auf kurze Zeit, bis ſeine Aeltern Einſprache thaten, bereitete, als Ueberläufung ihrer Scham benutzt. Als der junge Graf ſie aufgeben mußte, die gemietheten Bediente und Pferde von ſeinen Angehörigen unterſagt erhielt, er ſelbſt verheirathet wurde, hatte ſie die Demüthigung eines ſo ſchnellen Sturzes nicht ertragen mögen und dennoch ihre ſchimmernde Exiſtenz fortſetzen wollen. Die Gerichte machten dieſem Beginnen ein Ende. Für einige Zeit, die ſie theils im Gefängniſſe, theils auswärts zubrachte, verſchwand ſie. Sie kehrte zurück mit aller Liſt und Verſchlagenheit, die allmälig die Folge eines ſolchen immer tiefer gehenden Verfalls, ſelbſt bei ſonſt nicht gerade ſchlimmen Naturen, iſt; doch war ihr die Anhänglichkeit an jenen Sigmund Hartmann geblieben, den ſie, faſt möchte man ſagen gerade ſeiner Sprödigkeit und Herzloſigkeit wegen, nicht in ihrem beſſern Innern hatte aufgeben mögen. Sie traf mit dem jungen Manne wieder zuſammen. Wie ihr näheres Verhältniß war, wußte Erneſtine nicht. Sie hatte die verlorene Jugendfreundin mit Strenge von ſich abgewieſen, ſo viel auch Wächter, der ſie noch öfter ſah, von ihr erzählte. Mit einem, tief aus gepreßter Bruſt wie ein Hülferuf ſich löſenden und ſchon mit Thränen, die von ihrer nachlaſſenden Kraft kamen, gemiſchten Seufzer, ſagte ſie auf einen Stuhl ſinkend: „Was ſoll Hart-

mann? Was habt ihr? Redet!“ ... Heinrich wollte Wilhelm nun wegziehen und meinte trotzig: „Das ginge sie ja all nichts an! Was Wilhelm sich hier aufhalte!“ Wilhelm aber erwiderte: „Die Schwester könnte helfen; sie hätte einen Freund, der reich wäre!“ „Freilich“, setzte er hinzu, „anders als mit etwas Ordentlichem ist uns nicht geholfen!“ Oswald also sollte Geld geben! Das war das Ziel! Diese Erwähnung Oswald's mehrte Erneſtinens Schmerz. Schon konnte ſie unter erſtickten Thränen nicht mehr als wiederholen, was es mit Hartmann ſolle, und ſo erfuhr ſie denn:

Seit geraumer Zeit hätte ſich, freilich unter ganz neuen Bedingungen, wieder jener Kreis zuſammengefunden, der ſich vor Jahr und Tag wegen der Kartoffelausſaat und auf dem Tanzſaale in Buchenau erzürnte. Dieſe Ausſöhnungen ſind im Volksleben charakteriſtiſch. Der Kreis von Bekannten iſt bei geringen Leuten ſo klein und doch ſind die Leidenſchaften und der Egoismus groß. So kommt das Ende immer wieder in den Anfang zurück. Frau Pelzer, trotz eines Proceſſes, regierte wieder und veranſtaltete wieder Partien. Hartmann, Malvina, die Brüder Wilhelm, Heinrich und Guſtav Waldmann, die Brunck's, das wäre, erfuhr ſie, ein Verkehr geworden, wo Einer den Andern im Wetteifer überbot. Man hätte mehr Geld ausgegeben, als man durfte. Man hätte geborgt, Einer vom Andern. Man hätte ſich zu helfen geſucht wie es eben ging, bis die anvertrauten Geſchäfte der Fabrik wären veruntreut worden. Seit einigen Wochen ſchon hätte man Zahlungen nicht eingetragen, in den Büchern Irrthümer verdeckt, ja ſogar einen Wechſel gefälſcht. ... Die Entdeckung ſtünde jeden Augenblick bevor und nur zwei Wege der Rettung gäbe es, entweder Flucht aller Betheiligten oder ein verſteckter, die Unordnungen deckender Einbruch in die Kaſſe der Fabrik, zu der die Brüder riethen. ... „Allmächtiger Gott!“ unterbrach Erneſtine; „ihr geht mit Tollkühnheit an ein zweites Verbrechen, um ein erſtes gut zu machen!“ ... „Was bleibt uns übrig!“ ſagte Heinrich. „Auf meinen Theil könnt' ich wol hundert Thaler wieder zur Stelle ſchaffen.“ „Und ich durch Brunck's zweihundert Thaler“, ſagte Wilhelm. Aber Beide ſetzten hinzu, daß Guſtav, der die Seele dieſer Comtorverbrechen war, ſich nicht helfen könnte, wenn er nicht ſechshundert Thaler ſogleich zur Hand hätte. Hartmann hätte ſich durch Malvinen geholfen. Sie könnten den Bruder nicht im Stiche laſſen, umſoweniger, als ſie ſelbſt verſchuldet wären und nicht wüßten, wie frei bleiben. So müſſe denn Rath geſchafft werden! So oder ſo! Wollte ſie die Schweſter angeben, wär's Recht. Sie hätten mit dem Leben längſt ihre Rechnung gemacht. Neulich hätten ſie im Fluſſe geſchwommen, Wilhelm hätte einen Krampf im Fuß bekommen und wäre geſunken, Fritz Brunck hätte ihn nur ſollen ſinken laſſen ... ſie müßten ſich jetzt ordentlich helfen und (Heinrich ſtieß Wilhelm's Kopf gegen die Wand als den eines Feiglings, der ſie hier an die Schweſter verieth) ... es bleibe dabei ... in der Nacht käm' es zur Ausführung ... was der Schwager, Herr Oswald, ſolle, Geizhals wäre der immer geweſen ... Guſtav's falſcher Wechſel wird heute entdeckt. — „Komm! Komm!“ herrſchte Heinrich und riß den Bruder an ſich, um ihn mit fortzuziehen. — Erneſtine ſprang dazwiſchen. Sie hatte ein anvertrautes Pfand von fünfhundert blanken Thalern im Nebenzimmer liegen. Gab ſie dies Geld zur Deckung des Defizits her, ſo beſaß ſie die Mittel nicht, durch ihrer eigenen Hände Arbeit ſie Ludwig Wächter'n je wieder zu erſtatten! Oswald um ein Darlehn anzugehen? Wie konnte ſie das über ſich gewinnen, ſelbſt wenn ſie nicht von ihm verlaſſen geweſen wäre! Der älteſte Bruder drängte, tobte, ſah zum Fenſter hinaus, ſprach von Guſtav's Verzweiflung und Hartmann's Ungeduld, dem ſie ſchuldeten. Heinrich ſagte: man könnte ſie alle herausrufen, ſie ſtänden unten. ... Nein! ſchrie die verzweifelnde Schweſter. Eine Herberge von Räubern und Dieben hier? Sie kannte Hartmann nicht, ſie mochte ihn nicht ſehen und nun hörte ſie draußen ſchon Tritte. Sie öffnete. Guſtav ſtand auf der Treppe, bleich wie die Wand, ſcheu wie das böſe Gewiſſen und, als Er-

neſtine öffnete, wie auf der Flucht. Sprachlos winkte ſie ihm. Das Wort [illegible] Munde ſchien auch ihm zu ſtocken. Er deutete auf Jemanden, der unten warte. . . . So ließ ſie die Thür der Hand entgleiten und verlor die Beſinnung. Sie ſah ſich mit allen dieſen Menſchen ſchon vor Gericht, ſah ſich nicht mehr herauskommen aus dem Fluche ihrer niedern und ſo unglücklich bedingten Herkunft, ſie ſchwankte zurück, taumelte, ſie wußte nicht, was ſie that, als ſie die Kammerthür öffnete, die Truhe aufſchloß und den flammenden Brü. dern, die in der That nur einen Brief an Oswald, den reichen Sohn eines Gutsbeſitzers erwartet hatten, den ſchweren Beutel mit Geld übergab. Die Brüder waren ſtarr. Sie umarmten Erneſtinen. Wilhelm küßte der Schweſter die Hände. Heinrich wandte ſich abwärts und ſchien ſeine Gedanken zu verbergen. Das Geld gehört Wächter'n, ſagte Erneſtine, ich werde ſchon ſehen, wie ich mit ihm fertig werde. . . . Draußen hinter der verſchloſſenen Vorplatzthür näherte ſich Guſtav, ſie rief aber: „Fort! fort! Laßt mich allein!" In wenig Augenblicken waren die Brüder verſchwunden und Erneſtine war allein — mit dem furchtbaren Gefühl, was ſie Ludwig Wächter'n ſagen würde. . . Und vierund. zwanzig Stunden darauf wurde dieſer ermordet gefunden.

Oswald hätte den Namen eines Rechtskundigen nicht verdient, wenn er nicht nach dieſer, ihm allerdings ſogleich nicht im Ganzen vorliegenden Aufklärung geſagt hätte: Dieſe Schurken ſind dreifach ſtrafbar! Sie ſind Mörder, Diebe und Betrüger! Sie wußten, daß Wächter, der ſich mit ihnen hielt, das Geld ihrer Schweſter gegeben und waren uneinig, ob ſie es einfach ihr rauben oder durch Liſt abgewinnen ſollten. . . Er fuhr fort: Jenem Siegmund Hartmann trau' ich die Theilnahme an dieſem Ueberfalle kaum zu. Malvina iſt bei dem ganzen Strich nur genannt worden, weil man von Erneſtinen wußte, daß ſie eher Alles thun würde, als ſich etwa bei ihr erſt nach dem Zuſammenhang erkundigen — und ſo ſprach Oswald dieſe und jene Vermuthung aus und ſah auch zu, daß man vielleicht auf ihn ſelbſt und ſeine eigene Kaſſe es abgeſehen hatte; wie aber Wächter's Tod? Erfuhr Wächter das Schickſal Erneſtinens? Was ſagte der zu dem verlorenen Gelde? Er ſuchte es ſich wahrſcheinlich ſelbſt wieder, vermuthete Scharfeneck; denn nur Vermuthungen ließen ſich ausſprechen, da Wächter auf ewig ſtumm war. Ob er die wahre Geſchichte der nothgedrungenen Veruntreuung Erneſtinens erfuhr, kann zweifelhaft erſcheinen: fuhr Scharfeneck fort; ſicher blieben ihm die Namen verborgen. Doch ſuchte er ſie ſich ſelbſt. Sein Inſtinct konnte ihn, als Erneſtine ſich ihm offenbart hatte, nur auf die Brüder führen. Ich denke ſo. Er paßte dieſen Menſchen auf, ſchlich ſich nächtlicherweile ſie irgendwo entdeckend nach, fand ſie mit den Söhnen des Fiſcher. meiſters Brunck auf einem gemeinſchaftlichen Wege. Wohin? Zu deſſen Fiſchbehältern. Konnten ſie der Schweſter trauen? Mußten ſie nicht eine Unterſuchung gewärtigen? Er. rechten ſie nicht, als Wächter genannt wurde, dem ſie ſchon einmal Gefängniß ver. ſchafften? Wo das Geld verbergen? Bei ſich ſelbſt? Irgendwo vergraben? Sie trugen es zu die verſchloſſenen Fiſchbehälter, deren Schlüſſel die jungen Brunck's führten. Dort muß er ſie beobachtet haben. Als ſie von den Fiſchbehältern zurückkehrten, begab ſich Wächter ohne Zweifel ſelbſt an die Käſten, wo man einen ſchweren Gegenſtand eingeſenkt hatte. Die Räuber kehren noch einmal zurück, entdecken ihn, ſie ſehen ſich verrathen, ver. folgen den Fliehenden und ſchlagen ihn nieder. Das einzige Wort, das er noch ſprechen konnte, verrieth ſie.

O, rief Oswald aus, gibſt du nun nicht zu, Freund, daß Erneſtine ſich aus allen dieſen Schrecken wie ein Phönix von ſeinem Flammenneſte erhebt? Könnteſt du noch einen Funken von Achtung vor mir haben, wenn ich dies edle und ſeltene Mädchen ihr grau. ſames Schickſal entgelten ließe, ſie nicht vielmehr wie eine gehetzte Unglückliche an mein Herz zöge und ſie in meiner Liebe die Ruhe finden ließe, welche die Arme nach ſo vielen [illegible]

Scharfeneck schwieg. Der Freund wallte in schmerzlicher Empfindung auf. Sprich nicht mehr vom Augenblick! sagte er, ich würde mich selbst nicht mehr achten, wenn ich die Hoffnungen täuschte, die das Mädchen auf mich setzen darf. . . .

Scharfeneck erwiderte nichts, zog sein Portefeuille, öffnete es und gab Oswald ein von seiner eigenen Hand geschriebenes Blatt.

Was soll das? fragte Oswald.

Hier, Ernst! sagte Scharfeneck. Dieser Brief von Ernestine Waldmann wurde in der Brieftasche des Erschlagenen gefunden. Das Original mit Blut bespritzt liegt bei den Acten und wird nicht zur öffentlichen Verhandlung kommen. Die Abschrift ist von mir. Ich kann dir die Kenntnißnahme dieser Zeilen nicht ersparen.

Oswald las einen Brief, den Ernestine Waldmann einige Stunden nach dem Ueberfalle, den die Brüder auf ihr gläubiges und schwesterliches Herz versucht und glücklich ausgeführt hatten, mit gewandter, zierlicher Handschrift an Ludwig Wächter gerichtet hatte. Er lautete, auch in stilistischer Hinsicht überraschend, folgendermaßen:

„Lieber Herr Wächter! Sie haben mir durch allzu großes Vertrauen den Muth gegeben, in einem der quälvollsten Augenblicke meines Lebens die Feder zu ergreifen und nach Fassung ringend mich mit Ihnen schriftlich auszusprechen. Ihr Leben haben Sie mir seit dem letzten Jahre unserer Bekanntschaft so oft erzählt, daß ich es wage, die gute Meinung, die ich immer von Ihnen hegte und die ich oft genug gegen Ihre Feinde vertheidigte, heute zu meinen Gunsten sprechen zu lassen; denn ich habe Ihnen Schmerzliches anzuzeigen. Die Summe, die Sie mir anvertrauten, besitz' ich nicht mehr. — — Wie ich dazugekommen, ohne Sie zu fragen, die Ersparnisse Ihres freudlosen Lebens an Jemanden auszuleihen, der nicht im Stande ist, mir auch nur die geringste Bürgschaft der Wiedererstattung zu leisten und sie auch schwerlich jemals wiedererstatten wird, darüber lassen Sie mich mit Stillschweigen hinweggehen. Sie kennen mich zu gut, lieber Herr Wächter, als daß Sie nicht glauben sollten, ich hätte Ihr Vertrauen nur erst nach den fürchterlichsten Prüfungen getäuscht, nach Prüfungen, die mir das Schicksal auferlegen wollte. — — Ich fühle mich jetzt Ihre Schuldnerin. Was Sie seit länger als einem Jahre zu meiner Ausbildung thaten und ferner noch ohne Ansprüche auf Entgeltung thun wollten, das hab' ich dennoch immer mit meiner Hände Arbeit und nach Ihren geringen Foderungen gutgemacht. Wie ich aber den Verlust Ihres Eigenthums gutmachen und die Ersparnisse Ihres Lebens, die Hoffnung Ihrer Zukunft Ihnen ersetzen soll, das ist ein Gedanke, der mich vernichtet. Erwerben kann ich es nicht; noch weniger kann ich den Freund, den Sie kennen, um Beistand angehen; denn Sie wissen, daß ich seit dem Tage, wo er zum ersten male nicht wieder in unsere bescheidene Hütte, damals in der Vorstadt, die leider nicht die Hütte der Unschuld und Tugend war, zurückkehrte, die Ueberzeugung gewann, ein so Hochstehender könnte ein armes Dasein wie das meinige durch Freundschaft nur dann auszeichnen, wenn es ihm nicht verpflichtet ist. Ich fühle oft, daß es doch wol ein unreiner Geist war, der mir einflüsterte: Du mußt die Spuren deiner Armuth und deinen Mangel an Bildung verwischen, wenn du die Freundschaft eines solchen Mannes verdienen willst! Ach, Sie wissen, lieber Herr Wächter, wie ich, von thörichter Verblendung getrieben, gerungen habe, aus meinen häuslichen Verhältnissen mich frei zu machen und meinen Mangel an Bildung zu verdecken! Wenn ich mir die Schreckensaugenblicke vergegenwärtige, wo ich das mir von Ihrem Vertrauen übergebene Pfand aus meinen Händen geben konnte, so muß ich mir zu meiner tiefsten Beschämung gestehen, daß es wieder nur die Furcht war, vor dem Freunde im düstern Lichte zu erscheinen, umgeben von Verhältnissen, die ihn in der That auch jetzt schon wieder von mir entfernt haben. Er wird nicht mehr zurückkehren. Seit zehn Tagen von ihm gemieden, fühl' ich, daß der Augenblick gekommen ist, wo ich von einer thörichten Einbildung, die meine

eit wie schon seit zwei Jahren gefangen nahm, mich auf ewig trennen muß. Ach, eine Verblendung! Seit einigen Wochen erhielt ich Briefe aus Oswald's Heimat, Beauftragten seiner Aeltern, welche die Trennung mir zur Pflicht machen. Die Be- g auf meine Vernunft hat mich bestimmt. Ich raubte edlen Aeltern einen edlen ! Ich habe das Vertrauen eines Geistlichen, der mir aus Oswald's Heimat schrieb, täuschen wollen, habe die Briefe des Herrn Dämmer dem Freunde nicht mitgetheilt. unwürdig wie ich bin, jemals Oswald's Gattin zu werden, muß ich meinem Wahne Opfer bringen und endlich, endlich mit Gewalt selbst der Möglichkeit verbergen, er Freund, wie schon einmal, so auch jetzt aus alter Gewohnheit je wieder zu mir kehrt. Ich muß diesen Wahn aus meinem Herzen reißen und ginge damit mein hin und — — auch aus seinem; denn er gehört andern, edlern Verhältnissen! . . . ehen, lieber Wächter, wie es in meinem Herzen aussieht! Ich bin nicht im Stande, Vermögen Ihnen zurückzugeben. Ich muß Sie beschwören, fußfällig beschwören, es zu fordern. Ich muß Sie bei Allem, was Sie mir je über Ihre Zuneigung zu mir Ihre Wünsche seit drei Jahren schon gesagt haben, anflehen: Lassen Sie jede Unter- g! Fragen Sie mich nie, was aus diesem Gelde geworden ist! Ich kann es Ihnen wiedergeben, ich kann Ihnen auch nicht sagen, wem ich es geben mußte. — in arm und habe nichts, womit ich Sie einigermaßen zufrieden stellen kann. Seit Jahren schon sagen Sie mir, daß Sie mich lieben. Sie haben mir oft gesagt, daß s einzige Glück Ihres Lebens werden könnte. Seit drei Jahren folgen Sie mir Schritt und Tritt und duldeten ruhig, daß ich Sie zurückwies, Ihrer anfangs spot- dann Ihnen die Huldigung eines Jüngern und Reichern vorzog. Sie störten nie unglücklichen Bund; Sie harrten aus und behüteten mich, wie ein Vater sein Kind ! Sie bildeten mich aus, soweit meine Anlagen reichen. Daß ich diese Zeilen schreiben kann, wem verdank' ich es denn anders als Ihnen? Mitleid und Dank sind es, die ich für Sie gefühlt habe in jeder Stunde meines Lebens, seit ich Sie Sie hofften auf Liebe! Ich kann Ihnen schwärmerische Liebe nicht geben. Aber wär' es , ganz mit diesem Leben hier zu brechen, wär's möglich, das Meer zu gewinnen Amerika irgend ein ehrliches Gewerbe gemeinschaftlich zu treiben, so könnt' ich ntschließen, mich loszureißen und, um alle Brücken mit der Vergangenheit abzubrechen, . Herr Wächter, in Geduld und im Vertrauen auf Gott, der helfen wird, zu "

Als Oswald diesen Brief, den offenbar nicht die Verzweiflung, sondern eine ruhige, e Fassung in die Feder dictirt hatte, gelesen, mußte sein Herz zucken. Was half , während dem er las, in Zorn gegen Pfarrer Dämmer, ja seine eigenen Aeltern dern! Was half es ihm auszurufen: Herr des Himmels, bin ich denn verdammt, ig Getäuschte der Dinge zu sein, die sich ohne mich hinter meinem Rücken machen? half es ihm, von dem Todten auszurufen: Mit dieser wie fußfälligen Bitte um wiegenheit in Händen konnte dieser Elende nach dem ihm verlorenen Gelde dennoch , dennoch spüren! Was half es ihm endlich, sich zu sagen: Wächter suchte aber viel- das Geld, um nach Amerika zu gehen, mit seinem Rettungsengel, meiner verlorenen Es half nichts. Seine Kraft war gebrochen. Scham und Wehmuth, beide war- in einen Zustand, aus dessen rathlosesten und ohnmächtigsten Entschlüssen er sich ufraffen konnte. . . .

Ueber die Fischerssöhne und die drei Gebrüder Waldmann wurde in Folge ge- Vertheidigung nur eine dreijährige Zuchthausstrafe ausgesprochen. Ernestine, die richt nur noch als Zeugin zu erscheinen hatte und durch die Sicherheit ihres Auf- , die Bestimmtheit ihrer Antworten allgemeine Bewunderung erregte, wurde sofort heit gesetzt. Oswald kämpfte mit sich, ob er ihr dennoch trotz dieses Briefes an

Ludwig Wächter seinen Schutz und Beistand anbieten sollte. Aber noch ehe er wagte, dem unwiderstehlichen Drange seiner noch immer nicht erloschenen Liebe Gehör zu geben, war Ernestine verschwunden. Niemand wußte, wohin sie sich begeben. Es währte lange, bis man erfuhr, daß sie nach Osten zu gereist, in Stettin ein Schiff bestiegen und sich nach Petersburg begeben hatte, von wo sie aller Nachforschungen ungeachtet spurlos im Innern Rußlands sich verloren.

(In der folgenden Nummer das siebente und letzte Capitel: Der Himmelsblick.)

Anregungen.

Ein Toast zum Schillertage.

Den 11 November.

Es lebe ein Mann, den ich mit Namen nicht zu nennen weiß! Es lebe ein Unbekannter, ein räthselhaft Namenloser, von dem ich, um ihn kenntlich zu machen, nichts zu sagen vermag, als daß er irgendwo, an einem bestimmten Orte, bei einem bestimmten Anlaß erschien, in einen Mantel gehüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt, einer Huldigung der Liebe und des Schmerzes anwohnte und dann spurlos verschwand.

Als sie Friedrich Schiller in die Gruft senkten — die nähern Umstände seiner Bestattung sind Gegenstand einer ganzen Literatur geworden —, folgte dem Sarge in nächtlicher Weile nur eine geringe Zahl von Leidtragenden. Man hat ihre Namen verzeichnet. Es sind schlichte Bürger und mittlere Beamte Weimars gewesen, die Schiller'n einst das letzte Geleite gaben, und so hoch hat sich seit funfzig Jahren der Schmerz um die geringen Ehren, die man damals dem großen Todten widmete, gesteigert, daß deren Namen wie in Erz verzeichnet stehen gleich alten Griechen oder Römern, die bei einer Waffenthat sich opferten. Zu dem Leichengefolge, dessen kleine Zahl man entschuldigt, wenn man den zu wenig hervorgehobenen Umstand bedenkt, daß in Weimar damals ein pestartiges Sterben herrschte — und von Perikles bis in die Tage der Cholera kennt man die Gemüthswirkung der Epidemien —, gesellte sich, als der Zug auf den Platz bei der Stiftskirche einbog, ein Unbekannter, folgte dem Sarge tiefverhüllt und verschwand nach der feierlichen Beisetzung. Scheu schied sich Niemand an. Alles schlief, als die Fackel dem Zuge voranleuchtete. Kein Sängerchor, keine Marschälle mit Trauerstäben, kein Andrang des Volks; zwanzig Männer, deren Namen man kennt — und ein einziger Unbekannter!

Oft schlug schon deutschen [illegible] in bebender Ahnungsweune die Brust [illegible] Gedanken: Das war Goethe! Die [illegible] des kurzen Augusteischen Zeitalters unserer Literatur gaben uns selbst das Recht, mit einer andern Hoffnung die Ahnung zu wagen: Das war Karl August! Bande des Bluts, vermuthet man jetzt, waren es, die den unbekannten Leidträger an den dahingegangenen Unsterblichen fesselten, und man nannte Karl von Wolzogen... Laßt uns sagen: Es war der Genius des deutschen Volks, der in irdischer Gestalt dem Liebling der Nation die letzte Ehre erwies für uns Alle! Der verhüllte Träger einer Jahrhundertspflicht! Der stumme Vollstrecker einer Volkshuldigung! Der Unbekannte von der Stiftskirche!

Die geistige Bewegung.

Zu allen Zeiten gab es in der Geschichte neben den großen Begebenheiten des Zufalls und den Bestrebungen des persönlichen Ehrgeizes noch eine große Strömung der Gemüther, die neben den geschichtlichen Thatsachen den Epochen ihren wahren Ausdruck verlieh. Unabhängig von der Politik, regelte diese Strömung die Politik. Von Moses an, der ein Gesetzgeber für Zustände war, die sich factisch fast von selber machten, von allen den mythischen Namen an, die nur als Gesetz zusammenfaßten, was sich durch die Sitte inzwischen als nothwendig gebildet hatte, bis zur neuesten Zeit, immer gab es neben den großen Thaten und Ereignissen, die von Personen oder dem Zusammenstoße der Völker herrührten, geistige Strömungen des Universalgeistes der Menschheit.

Wenn man sagen wollte, daß jede Periode der Geschichte ihren Zeitgeist hatte, so würde dies Wort noch nicht vollkommen ausreichen. Der Zeitgeist ist sehr oft nur ein Schleppenträger der großen Begebenheiten gewesen. Wenn Goethe den Geist der Zeiten „der Herren eigenen Geist, der in den Zeiten sich bespiegelt", nannte, so weiß man, daß an diesem wie an ähnlichen Sprüchen sich nur eine unverbesserliche Kaste des geistigen Hochmuths erfreut, deren Reihe von Tag zu Tag sich in Deutschland lichtet; aber daß der Zeitgeist der Mode huldigt, daß er nach der Sonne des Glücks, nach der

Kraft der Erfolge geht, werden wir durch die tägliche Erfahrung belehrt. Dem Zeitgeiste sind die größten Märtyrer geopfert worden, der Zeitgeist war in Irrthümern befangen, die späterer Erkenntniß weichen mußten; man gedenke nur der Begriffe, die das Mittelalter als sich von selbst verstehend hinnahm und selbst in Sachen der willkürlichen Gewalt und des Blutes in der Ordnung fand. Der Zeitgeist brachte Vieles mit sich, was die vorhin angedeutete große Geistesströmung verwerfen mußte. Diese Geistesströmung ist vielleicht noch etwas Höheres, als was Tacitus im Gegensatze zur leidenschaftlichen Willkür und zum täglichen Rechtsbruche seiner Zeit „Säculum", das Jahrhundert, nannte. Sein Säculum opferte mit voller Zustimmung der „öffentlichen Meinung" die ersten christlichen Märtyrer, während doch das Christenthum eben, was fast gleichbedeutend, die damalige, fast möchte man sagen pietistische Auklammerung an das Heidenthum eben die tiefe, geheime, immer mächtiger umsichgreifende Geistesströmung seiner Zeit wurde.

In den Zeiten der Reformation unterscheidet man ganz besonders deutlich die doppelte Strömung der Geschichte. Die eine ganz auf die Außenseite gerichtet und ganz dem Zeitgeiste anheimfallend, die Reformation selbst. Die tiefere, geheimere aber; die Wiedererweckung des Alterthums und die Sehnsucht nach Kunst und Natur. Die Reformation war schon eine historische Trübung. Leidenschaften und Einseitigkeiten aller Art gingen in ihren Gefolge. Die große gemeinsame geistige Bewegung jener Zeit und das eigentliche Hinderniß der Reformation war jener religiöse Indifferentismus, jene antike Lebenssehnsucht, jener künstliche Schönheitsdrang, dessen großartigster Ausdruck gerade in den Häuptern der alten Welt, die man stürzen wollte, in den Päpsten jener Zeit, selber lag. Italien, wo Pietro Bembo von den Pergamenten der Klöster die Gebete löschte und unter dem Ave und Confiteor Lucrez, Virgil und Ovid erstanden; Italien, wo Rafael malte, Tasso dichtete, seine Lebensweise von den Höfen mildernd auf die Sitten des Volkes überging. Italien war die Sehnsucht jener Zeit. Antike Erinnerung und philosophischer Drang zur Erkenntniß der allgemeinen Menschennatur und der Denkgesetze wurde damals jenes Dritte, in dem sich zwei Gegensätze wenn nicht einigten, doch abmilderten; jenes Dritte, das vor die Geschichte unsers Erdtheils vor einem großen Umwege zu dem Ziele, das sie dennoch erreichen wird, behütet haben würde, wenn nicht Ignaz Loyola damals die römische Kirche vor dem ihr so gefährlichen Indifferentismus gerettet hätte.

Im Zeitalter der Revolution ging es nicht anders. Das Heere der Verbündeten, die mit dem Manifeste des Herzogs von Braunschweig nach Frankreich kamen, waren selbst von einem Geiste beherrscht, der erst sämmtlicher nationaler Demüthigungen, die Napoleon später über die Völker verhängte, bedurfte, um von der Bewunderung des französischen Aufschwungs zur Besinnung zu kommen. Auch hier gab es ein gemeinsames Drittes, eine Strömung der Geschichte, die Alles mit fortraffte, eine Zeit lang wol einen scheinbaren Widerspruch im Interesse Einzelner ordnungsmäßig herstellte, aber nach kurzer Zeit die Siegenden selbst besiegte und die Befehlenden selbst gehorchen ließ.

Es frägt sich nun, was wol in diesem Augenblicke durch alle Lande als ein Gemeinsames geht und über der so künstlichen und mislichen Gestaltung der ersichtlichen Thatbestände als wahrer Ausdruck unserer Epoche genommen werden kann? Legt man sein Ohr an die Erde und wollte horchen, wo der alte Maulwurf des Weltgeistes sein Schwere! ruft, man wird etwas lange irre gefahren werden, bis man ihn dicht unter sich fühlt. Man wird bald bei schon mehr bedeckten Trümmern kaum angefangener Neubauten stehen, bald im Kriegslager unter jubelnden Soldaten, bald in Wahlstuben, wo man Den wählt, dessen Wahl dem herrschenden Augenblick entspricht; bald bei Katheedern, wo eine blasirte und gleichgultige Jugend „nachzuschreiben sich befleißt, als diktir' ihr der heilig Geist"; bald in Versammlungen, wo man für die protestantische Kirche die Privatbeichte verlangt; bald auf staubigen Landstraßen, wo entzückte Hörer Wanderpredigern folgen; bald in den Räumen der großen Industrieausstellung, wo unter Blumen und Springbrunnen die Erzeugnisse mühevollen Fleißes fernster Zonen sich begegnen; bald auf jenem Dampfboot, das den elektrischen Draht in die Tiefen des Weltmeers auswirft; ... tausend auffallende Erscheinungen unsers großen Kulturlebens ... und wo ist ihre Deutung, welches ihr Ziel, welches ihr geheimer innerster Zusammenhang?

Ich will die Meinung Derer nicht bestreiten, die von Monarchie oder Republik, von Kirche und Glauben, von Besinnung nach langem Schwindel, von Rückkehr zur Ordnung, von der Herrschaft der materiellen Interessen, vom Wohl der arbeitenden Klassen, von Frieden oder Krieg, von Barbarei oder Kultur, vom Verein brechen gewaltsamer Katastrophen, von der Möglichkeit verbrecherischer Geltendmachung internationaler Leidenschaften, und einer Wiederanknüpfung unserer Tage [illegible] an die verlorene Schlacht von Waterloo denken — unsere Blätter sind nur einer allgemeinen Zeitbetrachtung gewidmet. Aber wäre es widersinnig, wenn man das geistige

Band aller vereinzelten Thatsachen, die der Augenblick darbietet, darin fande, daß die wahre Bewegung unserer Epoche die Disciplin des Massengeistes ist? Die Geschichte hat ihre Heroenzeit gehabt, den Glanz und die Schrecken derselben; die Heroenzeit wird (gegen Thomas Carlyle's Vergötterung der Menschengötter) nicht sobald wiederkehren. Die Herrschaft des Massengeistes bezeichnet die neuere Geschichte. Wir haben bis jetzt nur die Schrecken des Massengeistes gehabt, die großen Schrecken schon seit den Bauernkriegen und der Reformation, die subtileren bis in die neuesten Tage; denn schrecklich ist der Massengeist, wenn die Masse in sich wie Schiefer sogleich zerbröckelt, Übergeiz den Unterstern treibt, sich wo möglich oben geltend zu machen und, kaum sich fühlend, schon vor dem Nebenmann sich auszuzeichnen. Der undisciplinirte Massengeist ist das Chaos und eine Schule der Anti-Isolirung scheint mir die Richtung dieser Tage. Dieser Disciplin des Massengeistes dient, was ihr gebieten will. Ihr nützt, wer sich ihr zu schaden einbildet. Die Berufung auf die Kriegsheere und die Berufung auf sieben Millionen fünfmalhunderttausend Stimmen haben im großen Rath der Weltgeschichte den gleichen Sinn. Die Geschichte muß lernen mit großen Zahlen rechnen. Die Menschen, zurückgeführt auf die Natur, das Gegebene, das sie selbst Bindende, werden die Kraft der Uebereinstimmung kennen lernen, die sie bis jetzt an den Concentrirungen des Dampfes ohne Nutzen für sich selbst betrachtet zu haben scheinen. Es würde zu weit führen, für die Symptome dieser Zeitrichtung alle Beweise anzuführen und nur noch den jetzt so außerordentlich betriebsamen Herren und Frauen von der „innern Mission" möchten wir in Betreff Deutschlands zu erkennen geben, daß alle ihre Mühe etwas Anderes hervorbringen wird, als sie zunächst bezwecken. Sie werden keine unduldsame Form des Christenthums, kein Phantom einer unmöglichen sichtbaren Kirche, keine „Zucht" der Gefangennahme seiner gesunden Vernunft befördern, sondern nur anbahnen mithelfen den Organisationstrieb des Gemeinwirkens und die, wie es scheint, weltgeschichtlich zu werden bestimmte Kunst der Unterordnung.

Zauber der Oertlichkeit.

In großen Bildergalerien geschieht es wol, daß man mit geringerem Interesse an Gemälden vorübergeht, die uns an dem Orte, wo sie entweder gemalt wurden oder [illegible] ihre erste Bestimmung erhielten, [illegible] und nicht selten überraschende Beden[illegible]

Es ergeht gewiß Jedem so, wenn er die Wirkung vergleicht, die ein Bild von Albrecht Dürer in der Brera von Mailand oder in der Moritzkapelle von Nürnberg auf ihn macht. Diesen Zauber der Oertlichkeit empfanden wir jüngst bei den Bildern der Brüder van Eyck und Johann Memling's. Im berliner Museum und in der St.-Sauvekirche zu Gent ist die „Anbetung des Lammes" geradezu Ereigniß. Dort, wo sich sechs Tafeln dieses berühmten Bildes befinden, hat uns die Leistung der Brüder Hubert und Johann van Eyck nur einen kunstgeschichtlichen Werth; dort wird das Auge von der verschiedenen Formenschönheit der italienischen Säle angezogen und auch die Theorie stört uns, die nazarenische, altdeutsche, sonderthümliche Schule, die uns an diesen Anfängen der Kunst immer sogleich eine Vertiefung über den wahren Geschmack, die wahre Vertiefung und das eigentliche Ziel der Malerei halten will. Wie anders aber wirken die Ergänzungstafeln jener allegorischen Composition an dem Orte, wo die Meister lebten! Wie ist da die richtige Anschauung so schon vorbereitet durch Alles, was man von Ueberbleibseln der alten Zeit an einem Tage dort reisend gesehen hat! Wie lesen Häuser, Paläste, Kirchen, geschichtliche Erinnerungen und die jetzt noch waltenden Sitten [illegible] auf die stille Betrachtung solcher alten [illegible], wie auch ein solches der Schrein der h. Ursula in Brügge ist! Nun erst, im Zusammenhang der Zeiten und der Oertlichkeiten, entdeckt man die wahren Schönheiten, nun erhebt sich das so Anspruchslosscheinende zu einer staunenswerthen Bedeutung und man sieht diesen ersten Anfängen der wiedererwachten Kunst das bewußte Vermögen, schon absichtliche Wollen und treuherzige, gemüthvolle Ausführen an. Die Traulichkeit in den Bildern van Eyck's ist bezaubernd. Die gefällige Anordnung der Figuren, die Gewissenhaftigkeit des Details, die wohlthuende, in der Perspective überraschende Zuthat der landschaftlichen Staffage, Alles tritt uns wie niegesehen vors Auge. Die Oertlichkeit verklärte diese Bilder aber, will man es richtiger sagen, sie verklärte die Gerechtigkeit unsers Urtheils.

Der Preußische Thaler.

Wenn wir etwas für unsere Bildung verausgaben sollen, so hat uns der Thaler immer dreihundertundsechzig Pfennige. Geben wir etwas für unser Vergnügen aus, hat er nur 30 Silbergroschen.

Verantwortlicher Redacteur: [illegible] Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 7. | Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Onkel Tom's Hütte.

Ein Glück, daß die deutsche Flotte verkauft ist; ein Glück, daß wir keine Colonien haben; ein Glück, daß uns die Frage über die Nothwendigkeit oder die Abscheulichkeit der Sklaverei nicht im mindesten persönlich berührt. Wir dürfen somit das Werk der Frau Stowe in Deutschland mit der ganzen Gemüthsruhe lesen, die unser Buchhandel voraussetzt, seitdem wir von ihm mit „Onkel-Tom's-Hütten" in allen möglichen Formaten und Schriftsorten überschwemmt werden. In Amerika wird dies mit dem ganzen leidenschaftlichen Feuer und der nachdrücklich kaltblütigen Entschiedenheit, deren in solchen polemischen Dingen auch nur Frauenherzen fähig sind, geschriebene Buch mannichfachen Widerspruch gefunden haben; die Engländer und Engländerinnen dagegen fanden hier eine vortreffliche Tröstung, erstens für die enormen Summen Geldes, die ihnen — wie manche gemüthlose Nationalökonomen versichern, etwas übereilt und im Ganzen genommen, wie sie sagen, zum Fenster hinausgeworfen — die Emancipation der Neger kostete, und zweitens Trost für die geringen Wirkungen, welche die gründliche Verachtung Nordamerikas von Seiten aller englischen Ladies und Misses bisher noch immer auf die nordamerikanischen Zustände selbst hervorgebracht hat. Eine Amerikanerin bietet ihnen hier die Waffen des Angriffs gegen ihre eigenen Landsleute dar und wie werden sie geschwungen! Auch die englische Buchhändlerwelt ist außer sich; schon hat sich in London dieses farbigen Stoffes die Bühne bemächtigt, „Punch" wird nächstens Herrn d'Israeli als den Sklavenhändler Haley kenntlich machen.

Für uns Deutsche aber ist es zuvörderst sehr angenehm, dies Buch ohne alle nationalökonomische Kritik lesen zu können. Würde Einer bei uns mit gleicher Schonungslosigkeit Proletarierleben, Judenfrage, politische Gefängnißzustände darstellen wollen, wir würden von Uebertreibung, von raffinirter Absichtlichkeit sprechen oder mindestens getheilter Meinung sein, während die Negerfrage ganz entschieden nur unser Herz, nicht im mindesten unsern Kopf beschäftigt, ja uns die Versicherung, unsere Kattunkleider, Cigarren und Zuckerbäckereien hingen mit dieser schwarzen Frage sehr eng zusammen, auch nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit hat, einige berühmte Gelehrte und Staatsmänner vielleicht

aufgenommen, die zu der bekannten Schule gehören: „Dem Reichen ist sein Genuß Arbeit und dem Armen seine Arbeit Genuß."

Genießen wir also das Werk der Mistreß Stowe mit derselben ungetheilten glücklichen Uebereinstimmung wie eine norwegische Winterjagd oder der Frederike Bremer, bei der unser warmer Ofen und alle schrecklichen Bärengefühle behaglich wegthaut, oder einen Seesturm von Scheerbart, bei dem wir nicht nöthig haben, in Verzweiflung auf einem scheiternden Schiffe dem überfüllten Rettungsboote nachzurufen: Barmherzigkeit! Nehmt uns auch noch mit! Wir sehen an dem Buche dieser talentvollen und trefflichen Frau nur Das, was menschlich ist und haben ist jede Seite so vollbeschrieben mit Charakterzügen, daß sie unsere ganze Liebe und Bewunderung verdient. Alle sagten schon, so leidenschaftlich streng, so begeistert parteiisch, so unverhohlen und nicht selten grausam einseitig kann auch nur ein Frauenherz sich äußern, wenn das einmal ein Uebel der Sitte, der Zeit, des Vorurtheils, des Mißbrauchs sich zu bekämpfen vorgenommen hat. Wir Männer würden dem Hasse hundert kleine Ausnahmen gestatten, wir würden jetzt mal wieder unsern Verstand zeigen wollen, wenn wir ein mal unser Herz zeigen, wir würden so viel Ja's! und Aber's! Freilich's! und Wenn's! mit in unsern Plan, immerhin streng und polemisch sein zu wollen, mit aufnehmen, daß wir die Frage statt aufzuhellen wie immer nur erst recht verwirrten. Jene Frau thut das nicht. Sie geht dem Gegner ohne Gnade zu Leibe, sie duldet keinen Einwand, sie zieht alle Verschleierungen unbarmherzig von der Blöße Dessen, weil sie als Lüge und Verbrechen erschienen ist, hinweg, sie ist von einer linerschütterlichkeit, die Consequenzen ihres Themas zu ziehen, daß sie die Uebel bis an die Wurzel verfolgt. Sie kennt die Anwandlungen der Schwäche nicht, die uns Männer mitten in den unthätigsten Entschlüssen überkommen. Gebt den Frauen Gelegenheit, mehre solcher Mißbräuche, wie die Sklaverei der „Niggers" aufzurotten, sie werden wahrlich und in kürzerer Zeit mehr zu Stande bringen als, in allem Ernste gesagt, je wir sogenannten thatkräftigen Männer.

Neben der Tendenz des „Onkel Tom" ist auch die Charakteristik vortrefflich. Diese Gestalten sind nicht, wie wir deutschen Autoren leider fast alle schreiben, im Zwielicht einer dämmernden Einbildungskraft erfunden oder um Gotteswillen auf Fußwanderungen von der Landstraße, und den Wirthshäusern und von einigen plaudersamen mittheilsamen Landbewohnern zusammengelesen. Wir wollen darum unsere Stubengurren nicht verachten. Sie entsprechen einem Volke, das seine Bildung aus Büchern schöpft und seine Anwendungen zum Handeln meistens nur aus den Instructionen einer Anstellung nimmt oder aus sonstigen Motiven der europäischen Civilisation, die uns Alle doppelbeleidigt macht, Amphibien halb auf dem Continent unserer Pflichten, halb im stillen Ocean der Sehnsucht oder auf den blumenbedeckten Waldseen unserer romantischen Phantasien. Noch mehr, wir haben Augenblicke, wo wir die träumerische Abstraction unserer Romangestalten dem Uebermaße empirischer und nordamerikanischer Realität vorziehen und uns nur verwundern müssen, wie unsere empfindsamen englischen deutschen Damen Gefallen finden können an Figuren, wie wie Mister Wilson, des Malatten Georg früherer Herr, jede seiner nachdrücklichen Meinungsäußerungen mit einer gestreckten Lobung „Jauche" und dem im Munde gekauten Tabacks-Priemen begleitet. Indessen der so viel Leben und Wirklichkeit geht das Lesen leicht und gefällig mit. Es ist wunderbar, wie diese resolute Verfasserin das Dasein der Menschen in Küche, Keller, Wirthschaft, Frühstückszimmer, bei Mittag- und Abendessen, Toilette, [illegible] Bügeln, Nähen beobachtet hat. Das übrige Leben, die Kirche und die geistigen [illegible] ra aufgenommen, scheint der Verfasserin etwas verschlossener zu sein. [illegible]ihy thut nicht viel und ihr Mister St.-Clare noch weniger. Man lern[illegible] ihren Beziehungen zu Gutsinnen, Kindern und zum Gesinde kennen. Die [illegible]nnerd, der vor seinen Rechnungsbüchern sitzt oder von

Morgens acht bis vier, auch sieben Uhr Abends arbeitet, fehlt in ihrem Buche, wie sie auch das Loos der Sklaven immer nur schildert, wenn sie gerade gewünscht werden oder verkauft oder in der Küche, im Hauswesen ab- und zugehen, aber wenig in der Plantage, wo sie eigentlich hingehören, als arbeitende und, wie die südlichen Staaten der Union behaupten, unerlässliche Hülfskraft. Es thut uns leid, von einer so anziehenden, edlen, geistreichen und muthigen Frau, wie Mistreß Stowe ist, wiederum doch auch die alte Erfahrung bestätigt zu sehen, daß wenig Frauen den Mann unter dem Drucke seiner Pflichten, den Mann des Berufs kennen. Auch bei ihr gibt der Mann immer nur und dem Schreibpulte das Wochengeld heraus; wie es aber hineinkommt, das ist eben die zweite den Frauen meist verschlossene Hälfte des Männerlebens, die Rückseite der Medaille, die man weiß auch, ein wenig anderslautend, bei Mistreß Stowe's feuriger Advocatenfreiheit der Humanität und der christlichen Liebe wird gelten lassen müssen.

Mistreß Stowe wird und konnte schon deshalb ein herzgewonnener Name bleiben, weil ihr Buch so außerordentlich reich ist an den lieblichsten Charakterzügen und den rührendsten Situationen. Wir wagen kein Urtheil über sie zu fällen als Dichterin im höhern Sinne des Worts. Es gilt vorläufig von ihr: Pectus erat, quod disertum facit. Aber mit Begeisterung ersaßte Gegenstand machte sie zur Dichterin. Die Verknüpfung ihrer Genrebilder ist nicht eben bedeutend. Es flickt sich Scene an Scene etwas lose an. Auch der Sklavenjargon ermüdet und die Versuche, aus dem Dialekte der Camera obscura und des bloßen Auffangens der Wirklichkeit herauszutreten und mehr zu geben, als die mit unglaublicher Treue aufgefaßten Lichtbilder der Erfahrung, scheinen nicht ganz gelungen zu sein. Miß Evangeline wenigstens ist eine etwas hallose Erfindung, eine Art Miß Nonnen des Pietismus, ein altklug Kind, das in ihrer evangelischen Weise Dinge sagt, die sehr kostbar und jedenfalls unnöthig sind. Es ist glaublich, daß die frommen Misses Englands gerade in Evangelinen, namentlich, da sie so rührend sterben muß, ihre ganze Seele bestrickt finden; indessen geht dies kleine verkörperte Gebetbuch mit Gebetschnitt, besonders wenn man die nervenschwache Herzlosigkeit ihrer Mutter und den — beiläufig gesagt meisterhaft geschilderten — Indifferentismus ihres Vaters bedenkt, über die Grenzlinie der Natur hinaus und wirkt schon gerade wieder so, wie nur irgend unsere deutschen Kritiker unsere eigene Dachstuben-Romanenwelt mit Vorliebe willkürlich und gemacht finden können.

Alles in Allem genommen hat „Onkel Tom's Hütte" die vollen Ansprüche, von aller Welt, was hier im eigentlichen Sinne zu nehmen ist, verschlungen zu werden. Nur die französischen Autoren werden es wahrscheinlich für Frankreich nicht aufkommen lassen; die Franzosen haben einen merkwürdigen Stolz auf ihre eigene Literatur und würden diesen deutschen Pfennigs- und Silbergroschen-Industrialismus für ein fremdes Buch nicht begreifen, so geradezu abschreckt finden. Wie Deutsche indessen, bekanntlich die Handwaaren aller Welt, schließen an diese kleinen Randbemerkungen unsere nach guter Kritikerart untergemischten, sonst feurigen Lobes nur noch den einen Wunsch, daß sich die edelmüthigen Sprache dieser freien Amerikanerin jetzt erbauen, doch auch bereitwillig finden möchten, andere, namentlich deutsche Mißbräuche, als verwerflich anzuerkennen, falls sich denken ließe, daß eine Feder verkäufliche, sie so lebendig darzustellen, wie in „Onkel Tom's Hütte" eine Frau verstanden hat, der ganzen gesitteten Welt die Leiden der Neger ans Herz zu legen.

Das gegenwärtige Paris.

Erinnerungen einer Frühlingsreise.

II. Ein Abend in der Großen Oper.

Man gab den „Ewigen Juden" von Halevy.

Die Franzosen sind, mindestens gesagt, mit ihrem Ewigen Juden nicht recht gescheut. Die Manie für Alles, was sie vom Ewigen Juden nur in Erfahrung bringen können, will nicht aufhören. Klang' es nicht zu zweideutig, es gäbe bei ihnen schon Kaffeehäuser, Verkaufsmagazine, Läden „Zum ewigen Juden", wie es eine große Kleiderhandlung auf den Boulevards zum „Propheten" gibt, wahrscheinlich weil Bockolt, einer der Wiedertäufer, ein Schneider war. Wie wir Deutsche, auch vielleicht zu oft, den „Faust" im Munde führen, so die Franzosen den Ewigen Juden. Er drückt ihnen die ganze Philosophie der Geschichte aus. Ahasver ist ihnen die leidende Menschheit, die achtzehnhundert Jahre unter dem Drucke der großen Thatsachen, unter den Kriegen und Eroberungen, den Blutbädern und Verheerungen zwar unversehrt, aber auch nicht besonders glücklich hindurchgekommen ist. An die Juden selbst, etwa an Herrn Gould oder Herrn James von Rothschild, denken sie dabei nicht; um so weniger, als bei ihnen die Juden bereits den übrigen Menschen gleichgestellt sind.

Den Halevy'schen Ahasver wollen wir den Franzosen lassen. Weder die Fabel des Textes, noch die Ausschmückung desselben mit Musik kann die Mühe belohnen, die es kosten würde, ein so auf massenhafte Hülfsmittel, auf Glanz und Seltsamkeit der Decorationen berechnetes Werk über unsere Bretter zu bringen. Für unsere Theatercensur würde auch der Schluß der Oper, der Uebergang in die jenseitige Welt, die seraphische Ruhe, die der ruhelose arme Jude endlich unter den Heerscharen des Himmels findet, etwas nahe an Blasphemie streifen und der vierten Abtheilung des Criminalgerichts in Berlin oder sonst einem Tribunal unserer Preßgesetzgebung anheimfallen. Allein Idee und Musik verlohnen die Mühe des Einstudirens und den Schutz einer rettenden Cabinetsordre nicht. Idee und Musik gehören dem Decorationsmaler. Herr Dejechin schlug die Prospecte vor, die man malen konnte, die Versatzstücke, die sich aufschlagen ließen, die Verwandlungen, die in ihrer Aufeinanderfolge am meisten überraschen würden, und die Herren Scribe und Halevy gaben dazu die Illustration, jener von Worten und Scenen, dieser von einem unbestimmten Nebel und Flimmer haltloser und unabgerundeter Musik.

Die kleine anmuthige, zum Herzen singende Dresdnerin, Emmy La Grua, gab die Tochter Ahasver's. Sie wurde ausgezeichnet, konnte jedoch nicht ganz gegen ihre Mutter aufkommen. Keine Oper mehr ohne Mutter. Seit Fidès muß jedes Opernsujet eine Mutter haben. Dies ist ein Glück für unsere lebenslänglich engagirten deutschen Hofopernsängerinnen. Es wird von jetzt an doch immer Opern geben, wo neben [illegible] noch nicht der Scene ganz kundigen Anfängerinnen — der große Mangel an Stimmen hat die Pariser mit der talentvollen und liebreizenden Emmy La Grua trotz aller Spuren der Anfängerschaft befreundet — sich auch bewährte, gediente, geprüfte Damen halten können. Sängerinnen, die man nach der Höhe ihrer Tonlage, nicht ihrer Jahre schätzen muß. [illegible] des „Ewigen Juden" ist eine Flamänderin, mit der Ahasver im vier[illegible]dert in einer Ehe begriffen war, die er verlassen mußte, weil ihm [illegible]ht beschieden ist — ganz im Gegensatz zum wirklichen Judenthum, das [illegible] Jahre lang im Familienglück für seine Leiden einen Trost gefunden hat [illegible]ders auswanderte als mit Weib und Kind. Daß jene

Gattin des „Ewigen Juden“ gerade eine Flamänderin sein mußte, beweist, wie in Paris die Dichter sich an die gerade vorgeschriebenen Bedingungen anzupassen verstehen. Madame Tedesco, die Rivalin der Emmy La Grua, ist sehr groß und stark, ja man könnte bei ihr von Embonpoint sprechen wie bei einer deutschen lebenslänglichen Hofopernsängerin. Diesem Embonpoint zu Liebe ist Theodora, die Gemahlin Ahasver's, eine Dame flämischer Geburt.... Daß alle diese Bedingungen zusammenstimmen, Embonpoint, Süjet, Musik u. s. w., wird in Paris weise vorgesehn. Die Poeten, Componisten, Regisseure, Decorationsmaler, Costümiers, Balletmeister sitzen am grünen Tische eines Conferenzzimmers und Melpomene oder Euterpe führen in Ergebenheit nur das Protokoll. Den Parisern gefielen die „kolossalen Gliedermassen“ und schwarzen Augen der Tedesco mehr als die zartern Formen und braunen Augen der La Grua. Doch gab es auch Hände genug, die sich für die mildere und sanfte Leistung der Debütantin in Bewegung setzten. Das gewaltigere Aussichherausgehen, das der Pariser verlangt, wird die junge Dame schon noch lernen, wenn sie bei der Aufgabe, ein ganzes Jahr lang wöchentlich zwei mal immer nur eine und dieselbe Rolle zu singen, nicht zu Grunde geht.

Man gab den „Ewigen Juden“. Man gab ihn in den Soli vortrefflich, schlaffer in den Chören und in der Belebung der Scene lange nicht mit der Umsicht und dem Eifer, der auf diesen Brettern sonst herrschte. Bei dem besten Willen, von den republikanischen Formen Gutes zu berichten — Polonius sagt: Wahr ist's, es ist Schade und Schade, daß es wahr ist: — von der Bühne muß man eingestehen, daß ihr die Monarchie besser ist. In der Monarchie spielt, singt, arrangirt man fleißiger als in der Republik. Die Republik hat die Volkssouveränetät an Orte gebracht, wo sie nicht hingehört. Sie hat sie erstens in die Restaurants gebracht. Kein Kellner hebt einem Gaste die Serviette auf, wenn diese ihm gerade von den Knien fallen sollte. Sie hat sie zweitens in die Kaffeehäuser gebracht; kein Journal wird die mit der Bereitwilligkeit vom Garçon entgegengebracht, wie dies unter Ludwig Philipp I. und Einzigen geschah. Sie hat sie drittens auf die Straße gebracht; kein Fiaker, falls nicht ein freundlicheres Naturel bei ihm unabhängig von allen Staatsformen Sitten und Manieren schon angebahnt haben, geht aus einer phlegmatischen Gleichgültigkeit heraus, wenn man von ihm gefahren sein will. Die Republik hat die Volkssouveränetät auch viertens unter die Frauen gebracht, wo sie am wenigsten hingehört — davon ein andermal. Aber auf den Brettern taugt die Volkssouveränetät gar nichts. Dies schlaffe Spiel der Massen, diese Zerstreutheit der Statisten, diese Gleichgültigkeit der Comparsen, diese Verachtung des Publicums und jedenfalls des Regisseurs, der doch sicher seine Aufträge mit demselben Eifer ertheilte, wie vor fünf Jahren unter den Königen, überraschen. Man führt auf der Scene nichts mehr so aus, wie man Dergleichen sonst ausgezeichnet in „Robert“, den „Hugenotten“, der „Jüdin“ und der „Stummen von Portici“ ausgeführt sah.

Ob Ludwig Napoleon auch der Bühne helfen wird, wie er allen Leiden der Gesellschaft helfen zu können vorgibt? Wir lauschten auch darauf, als er endlich erschien.

Ein Platz in der Großen Oper ist eine Art umgekehrten Lotterieeinsatzes. Man weiß, wie man herauskommt, aber nicht wie hinein. Es gibt Plätze aller Art, so viele fast wie Gerichte auf einem Speisezettel. Und in demselben Range wieder fünferlei Schattirungen. Die allerschlechteste Schattirung ist unfehlbar die, in des Hufeisens äußerste Spitze zu gerathen und vom „Ewigen Juden“ nur alles Das zu sehen, was nach Osten liegt. Glücklicherweise war das die natürliche Tendenz des Ahasver. Die Klage aber um den Platz verwandelte sich plötzlich in eitel Lobgesang, als die Menschen im Corridor sich häuften und sich an die kleinen Fenster unserer Loge drängten. Gerade gegenüber saß der Präsident. Er war eben mit zwei Begleitern gekommen. Die Damen nebenan, die mit sehr vielem Aufwande von Edelsteinen und Blumen, aber sehr wenig

Aufwand wenigstens von germanischer Würde in ihrer Lage hin- und herrannten und oft dem Publicum den Rücken kehrten, gehörten gleichfalls dem Elysée an. Im Hintergrunde erblickte man General Magnan. Man hatte somit den ganzen siegreichen Zweiten December beisammen.

Ein scharfes Glas mit mehrfacher Lichtbrechung brachte das Bild des Mannes, der vor einigen Tagen die Napoleonischen Adler an die Truppen vertheilt hatte, sehr nahe. Von allen Porträts sind die, welche früher im „Charivari“ standen, die gelungensten, nur die Locken an den Schläfen sind nicht so kühn gedreht wie vom Griffel des Satirikers; sonst aber stehen Nase und Bart zu den übrigen Gesichtsflächen in jenem eigenthümlichen Verhältniß, das dem Ganzen ein etwas groteskes Ansehen gibt und an italienische Bühnenmasken erinnert. Weiße Halsbinde, schwarzer Frack, ein rothes Ordensband über der weißen Weste, gelbe Handschuhe. Ein Cabinet, angelehnt an die von der Bühne entfernetere Logenseite, verbirgt den Gegenstand der allgemeinen Neugier vor einem Publicum, das zum großen Theile aus Fremden besteht, die noch von den Majestäten zurückgeblieben sind. Nur von der Bühne und jenen Logen aus, die man nur nimmt, wenn alle Plätze vergriffen sind, kann man den durch die Umstände interessant gewordenen Anblick ganz genießen.

Ein Phrenolog hätte nur auf der Bühne, die allein ganz sichtbar war, seine Zeitgenossen lesen können, der Physiognomiker wußte ihm zu Hülfe kommen. Was drückte diese Persönlichkeit aus? Etwas Unbedeutendes? Keineswegs. Die Dissonanz, in der sich die beiden Begleiter hielten, war allerdings vielleicht eine künstliche. Man konnte zuweilen glauben, daß diese drei Männer Komödie spielten. Man konnte glauben, sie hätten sich gesagt: Lieber Persigny, du sigelst dort, lieber Edgar Ney, du sprichst da, ich einer guter Freund sitze hier, wir haben keine Geheimnisse untereinander, wir haben unsere Schwermereien Alle drei schon so oft in die Feuerstufen einer großen Arrac-Bowle getaucht, die Damen nebenan kennen unsere sämmtlichen Schwächen und Eigenheiten, es ist ein reines Incognito, das wir hier aufführen! Das denkt man eine Zeit lang. Dies Bild verschwand aber, wenn es auch wiederkehrte. Es ging und kam. Die anwesenden Damen nebenan, die steife Haltung der beiden weißen Halsbinden, ein seltsames Lächeln, das zuweilen über den Reihen streifte und von den Gesellschaftern erwidert wurde, das jeweilige Aufstehen, das behagliche Ausruhen in einem Vorzimmer der Loge, alles Das konnte auf die Vermuthung führen, der Präsident gäbe nur den Namen her zu einem Vereinitmirken, das man die Gesellschaft des Elysée nennt. Und doch würde man, glaub' ich, Unrecht thun, diese Meinung festzuhalten.

Jener düstere Mann, der nicht gut geruht zu haben scheint, weil er unaufhörlich gähnt, gehört sich, scheint es, in den wichtigsten Dingen allein an. Er hat Nüchtheitsgedanken, die er nicht Jedem ausspricht. Beim ersten Anblick glaubt man einem jener jungen modernen Hidalgos zu begegnen, wie wir deren in neuester Zeit, wo der Adel sich auf manche alte Ritterkünste verlegte, seit der Schilderhebung des Don Carlos Viele sahen. Man denkt eine Weile an Fürst Lichnowsky und seine Genossenschaft, die in Homburg und Baden-Baden Diplomatie und Romantik trieb, sich früher in den Zeiten der Paulskirche einen Schwung von geschichtsbefruchtender Thatkraft gab und in kritischen Augenblicken ebenso kühn ein Va banque! in der Politik gerufen haben würde, wie am grünen Tische der Herren Blanc und Benazet. Die Umgebungen des Präsidenten gehören noch jetzt dem Anschein dieser modernen Cavalierperspective an. Er selbst aber hat sich ohne Zweifel aus ihr herausgearbeitet. Man sieht ihm Ernst und brütenden Eifer an; denn Frankreich ist keine Kleinigkeit. Der Stoff des Denkens adelt das Denken. Es sind die Interessen eines Volks, der Ruhm einer Nation, die Fragen der Kirche und der Sittlichkeit, die man nicht wie Billardqueues bewegen oder wie Knaps et Nour poin-

ieren kann — es bleibt Etwas haften von der Würde der Aufgabe. Ich kannte einen König Philipp aus Schiller's „Don Carlos". Wenn dieser nach Hause kam, setzte ihm seine Gattin den immer bereiten Vorbehang auf und in demselben Tone, mit dem er eben gesprochen hatte: „Madame, dafür geb' ich Ihnen Zeit, zehn Jahre entfernt von Madrid darüber nachzudenken", sagte er jetzt: „Madame, Ihre Gesellschaft erfreuen sich heute Abend nicht meines allerhöchsten Beifalls!" Wer tausend Menschen in die Verbannung schickte und in dem Augenblicke, wo er eben die Locke an seinen Schläfen krauselt, an die von den heutigen Morgenblättern veröffentlichten Briefe Chateaubriand's und Lamartine's denken muß, kann sein Leben nicht mehr gering schätzen. Die Situation hebt. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so liegt hinter diesen außerordentlichen Augen, die nur deshalb ausdruckslos scheinen, weil sie die Gedanken nicht verraten und nur Schärfwacht vor dem innern Palast des Geistes stehen, ein großer, fatalistischer Glaube an sich selbst. Man sieht ein Va banque! ein Aeußerstes, das ihm nicht etwa die Verleihung einer Dynastie, die ihm persönlich gleichgültig ist, sondern ein Va banque! der Geschichte ist. Er wird nicht ruhen, bis er nicht gewagt hat, sich den Namen Alexander's, Cäsar's, Cromwell's und seines Oheims anzureihen. Lief in seinen Augen hinter den Runden eines Weltbrandes, aus dem ihm wenn nichts, doch Klio's unverbrennliche Tafeln sicher bleiben. Warum sollte er sich durch Benutzung seiner Stellung nicht einen Namen in der Geschichte erwerben wollen? Jener Mann da träumt eine Zukunft Europa's, gegen die der Zweite Dezember, die Deportationen nach Cayenne und die Debatten des Augenblicks kleine Bagatellen sind.

Man wird jenes Händeklatschen kennen, das vom Klatschen nur die Gesticulation macht. Man schont dabei seine Handschuhe. Aber mit mitzuklatschen, wenn Alles klatscht, fiel sie eine Kritik aus. Den Schein dieser Kritik vermied der Prinz. Kürstliche Personen pflegen in solchen Fällen zwei oder drei mal in Wirklichkeit die Hände anzuschlagen und den übrigen Lärm dem Enthusiasmus zu überlassen. Unser vis-à-vis that weder das Eine noch das Andere. Er klatschte unausgesetzt, so lange das Publicum klatschte, aber nur scheinbar. Er schlug den ganzen Lintamarre, wie der Franzose sagt, mit, aber nur mit aneinandergelegten Händen, die still waren. Er klatschte Es lebe die Republik! Es lebe der Kaiser! Es lebe der Frieden! er machte Alles mit, was die öffentliche Meinung eben an der Kunlunrischen Madame Tedesco oder der zarten sächsischen Italienerin La Grua beklatschenswerth fand; aber er selbst that es nur scheinbar, verstellt sogleich wieder in seine brütende Geistesabwesenheit, sah und hörte nichts, so voll der handgreiflichsten Schmeicheleien auch das Textbuch der Oper war und eine Kaiserkrönung ihm dicht vor den Augen aufgeführt wurde. Nur als zuletzt Negri auch zu außerordentlich schön sang, machte er einige mal Miene, ernstlich in den Beifall mit einzustimmen. Es schien, als hätte er den Beweis geben wollen, daß er das Talent dieses Sängers seine bekannten Gesinnungen nicht entgelten ließe. Dieser Prinz hat den Cultus der Namen verspottet, er hat die großen Männer und ihren Ehrgeiz als die Ursache aller Leiden der Völker darzustellen gewußt und ihnen das Piedestal ihres Ruhms, die Ruhmeshöhe, genommen. Aber er berechnet doch, daß er für seine Zukunft einst Talente und besonders die Federn der Geschichtschreiber und die Leier der Dichter wird brauchen können. Ludwig Napoleon würde Victor Hugo sein Buch über ihn vergeben, wenn sich der Sänger der Orientalen entschließen könnte, die Saiten seiner Leier schon jetzt für die Thaten zu stimmen, die er verstehen wird auszuführen, trotz aller Versicherungen des Friedens. Wer in der Artillerie eine Entdeckung gemacht hat, ruht nicht, sie anzuwenden.

Einige Deutsche wollten aus der Physiognomie unsers Gegenübers alles Mögliche herauslesen. Der Eine sprach von Grausamkeit, der Andere von Verstellung, Der sah Nero, Jener Heliogabal. Wer sagt das Alles! Was läßt sich aus stummen Mienen Sicheres entneh-

men? Nicht viel mehr als aus den telegraphischen Depeschen des „Moniteur". Ein Jeder übertrug auf jene Mienen nur den Eindruck des Erlebten. Man fand nur drei Dinge für gewiß bestätigt: Zerstreutheit, Schweigen und große Ermüdung. Die Ermüdung des Körpers bürgt oft für die desto frischere Kraft des Geistes; denn der Mensch gleicht gern in sich aus; Beweis dafür die Bekehrungen früherer Lebemenschen. Eine frische Körperkraft denkt nicht daran, über eine Compensation ihres bessern Werthes zu grübeln; sie lebt im Augenblick, verschönert denselben sich und Andern, genießt ihn und schafft Genuß; der Erschöpfte aber raffinirt. Unser ganzer Mensch da gegenüber raffinirt und ist raffinirt. Auch sein Schweigen ist Raffinement oder vielleicht Erschöpfung. Denn warum Schweigen? Ein Mann, der Straßburg und Boulogne erlebte, kann nicht schweigen. Er muß das Bedürfniß haben, sich zu rechtfertigen; er muß sprechen, er muß schreiben, wenn er nicht sprechen kann; und wer schreibt, liebt die Mittheilung. Daß unser Gegenüber schweigt, ist die Folge einer zweiten Eigenschaft, die sich zur Erschöpfung gesellt: der Furcht. Auch der dritten Eigenschaft, der Zerstreutheit, liegt die Furcht zum Grunde. Nicht etwa die gemeine Furcht. Charaktere wie Ludwig Napoleon drücken sich in eine Logenecke nicht aus Furcht etwa vor einem Pistolenschuß. Ueberhaupt mitten in einer historischen Laufbahn fallen ist ja Heldenthum und nur Heldenthum scheint es, was er anstrebt. Die Furcht dieses wühlenden, grüblerischen und sichtlich erschöpften Geistes ist die Furcht vor dem Erfolg. Alle Geister dieser Art, die produciren, fürchten die Erfolge. Sie unternehmen etwas, das in drei Tagen erst fertig werden kann, und in diesen drei Tagen werden sie nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen, nicht reden. Sie athmen erst auf an dem dritten Tag, wo eine telegraphische Depesche kommt und sagt: Die Sache ist so ausgefallen, wie du gehofft und gewollt hast! Dann athmen sie auf, dann werden sie redselig, trinken Champagner und strafen alle Physiognomiker Lügen, die in den drei Tagen sie beurtheilen wollten. Nun denke man sich ein Leben, zusammengesetzt aus lauter solchen dreitägigen Terminen. Immer von drei zu drei Tagen, von drei zu drei Monaten, von drei zu drei Jahren etwas Neues. Da hört man auf, sich selbst noch anzugehören, man redet nichts, man lacht nicht, man lebt nicht in der Wirklichkeit, man ist verstimmt, immer gespannt, immer furchtsam. Das leise Schleichen zu einem Ziele hin (in unserm Falle die Eroberung Europas vermittels französischer Nationalherrlichkeit und jener verbesserten Entdeckung in der Artillerie) nimmt den ganzen Menschen in Beschlag und modelt ihn in seinem Charakter.

Wer von jenem grüblerischen Antlitz sagen wollte, es gehöre einem Manne, der mit der Geschichte experimentirte, um Cichy, d. h. den Schuldthurm, zu vermeiden, würde sich erstens sehr irren und zweitens eine große Thorheit begehen; denn nichts kann diesen Herren dort in der Loge willkommener sein, als dem übrigen Europa vorläufig für völlig unbedeutend zu erscheinen. Im Gegentheil, zu dem Machiavellismus in den Zügen des Prinzen gesellt sich etwas Contemplatives, Mystisches. Man ist vollkommen berechtigt, ihn einen Theologen zu nennen. Er besitzt einen großen und anerkennenswerthen Respect vor Allem, was die Zeit „an Blasen" aufwirft. Wenn man den Ehrgeiz eines Schriftstellers hat, lacht man nicht, wie vielleicht Herr Persigny und Edgar Ney da thun würden, falls von Creditkassen, Volkswohl, Capitalienherrschaft gesprochen wird. Und Herr Persigny und Herr Ney haben sich auch schon daran gewöhnt, diese Grillen ihres Freundes gewähren zu lassen; sie schriftstellerten nie. Sie achten sein Talent der Lucubration. Und jener Mann da ist ein Mann der Feder. Er wird Schlachten schlagen mit der Feder hinterm Ohr. Wenn man jetzt, wo endlich das „Jüngste Gericht" von den Posaunen Halevy's eingeleitet ist, für eine Zeitung von ihm verlangen würde: Mein Herr, schreiben Sie mir eine Kritik über diese Vorstellung! so würde die Hauptperson dieser beiden Logen wie elektrisirt auffahren und eine vortreffliche Abhandlung über eine Vorstellung

ſchreiben, die er nicht gehört hat. Es iſt eine merkwürdige Miſchung von Bedeutung und Nichtbedeutung in dieſen Geſichtszügen. Wachen und Schlaf, Geiſt und Beſchränkung, Anſpannung und Erſchöpfung. Denkt euch etwa einen Recenſenten, der, wie Ludwig Rellſtab in Berlin, ſeit dreißig Jahren dieſelben Vorſtellungen, in demſelben Theater, mit denſelben Kriterien beurtheilen muß und von Langeweile, Abſpannung, Verachtung aller lächerlichen Kunſtilluſionen gemartert, nur noch mit einem Ohre zuhört und nur über zwei Dinge grübelt: erſtens über ſeinen eigenen Ruhm als ein zweiter Leſſing (in unſerm Falle Napoleon der Große, im Allgemeinen), und zweitens über ſein Nachteſſen zu Hauſe und ſein Bett. So erſchien uns der Präſident in der Großen Oper.

Dem Ewigen Juden hatte endlich auch der Erzengel Michael die Augen zugedrückt zum ewigen Schlummer. Es war weit über zwölf Uhr. Draußen in der Straße Lepelletier wimmelte es von Gendarmen, Lanzenreitern, Kommiſſarien. Ein Rufen, Säbelklappern, Pferdetrappeln durcheinander. Man hätte kaum geglaubt, daß es eines ſolchen kriegeriſchen Aufwandes bedurfte, um drinnen in dem Lichtmeer der Großen Oper dieſe ſtillen Träume über Muſik und Weltgeſchichte möglich zu machen. Es iſt eine abſcheuliche Eigenſchaft der Menſchen, die uns dienen, daß ſie immer thun, als ſchützten ſie uns vor Gefahren, die gar nicht vorhanden ſind oder die ſie übertreiben. Dieſer Waffenlärm vor der Großen Oper war eine Schmeichelei. Drückte Ludwig Napoleon nicht in Frankreich etwas aus, was eine Zeit lang ſowol jenſeit des Rheins wie in der Geſchichte überhaupt nothwendig iſt, er würde ſich nicht halten können . . doch iſt dies ein Thema, über deſſen Erörterung wir abbrechen. Wir wollten zu unſern Pariſer Erinnerungen nur den nothwendigen äußern Rahmen geben.

(Der dritte Artikel: Pariſer Frauenwelt, in einer folgenden Nummer.)

Ein Mädchen aus dem Volke.

Erzählung in ſieben Capiteln.

Siebentes Capitel.

Der Himmelsblick.

Die Jugend ſchmollt mit dem Leben, das ihr nicht nach Wunſch gehen will, länger als das reifere Alter. In geſetzten Jahren weiß man die Flucht der Zeiten mehr zu ſchätzen und findet ſich mit ihrer Unzunft gelaſſener ab. Die jungen Jahre gehen mit ſich verſchwenderiſch um und geben auch ihrem Kummer mehr Raum, als ſich der kühlere Sinn ſpäterer Zeit geſtattet, ja ſich zuweilen kaum noch erklären kann.

Oswald ergriff mit Eifer ſeinen Beruf, beſuchte ſeine Heimat, ſah die frohen, entwölkten Mienen ſeiner Aeltern, denen er nach ihrem Sinne für die vom Pfarrer Dämmer gewagten Schritte eher hätte danken als von ihnen eine Abbitte dafür verlangen ſollen, feierte die Verbindung Scharfeneck's und ſeiner Schweſter mit, aber es lag ein Druck auf ſeiner Seele, der nicht weichen wollte. Scharfeneck, vor ihm zur Reſidenz zurückkehrend, begründete ſich eine Häuslichkeit, die ſeinem Weltſinn entſprach. Er ſah viel Menſchen um ſich und erzog ſeine junge Frau mit Geſchick für die nicht leichte Aufgabe, ein Haus zu machen. Oft ermunterte er den Schwager, ihrem Beiſpiele zu folgen und ſich zu verehelichen. Oswald lehnte die Zumuthung faſt verletzt ab.

Scharfeneck kam selbst nach einigen Jahren noch auf manche Auskünfte der Verirrungen, die sein Schwager durchlebt hatte, zurück. Während er Ernestinens Entschluß, sich der Ehre Oswald's und dem Ruin seiner Aeltern zum Opfer zu bringen, in einer für dessen Gefühl fast übertreibenden Weise pries und sich jetzt, seit Ernestine verschollen war, fast mit ihr ausgesöhnt hatte, hänste er über die Dinge, welche sich einst um Oswald's verlebenden Sinne, wie er sagte, damals so behaglich ausgebreitet hatten, allen Spott, dessen seine scharfe Beobachtungsgabe nur fähig war. Um die ein Bild von seinem edeln Volke zu geben, sagte er, geh' einmal in eine der Nebenstraßen des Schloßhofes! Dort findest du ein Modengeschäft unter der Firma: „Sigmund Hartmann und Comp." Eine reizende junge Frau sitzt am Fenster und nimmt die Bestellungen an. Es ist Malvina. Das Geld, das zu diesem Geschäfte nöthig war, hat einen Ursprung, der sie eigenthümliche Vorstellung, die alle diese Menschen mit Markt und Besitz verbinden, vergegenwärtigen wird. Ernestinens Brüder wußten nichts von Mädchen bei ihr außerordentlichen Gaben. Sie sannen nur in der Absicht, durch ein Gewebe von Lüge die Schwester zu bestimmen, ihre Verbindung mit dir zu ihrem Vortheil auszubeuten. Exploitiren! Das ist noch eben eine Kunst, die doch noch manchmal Ueberwindung kostet; nach unten versteht sich das Exploitiren von selbst. „Wie machen wir's, daß Der einmal herausrückt!" war das Thema ihres verschmitzten Planes. Hartmann würde sich viel zu vornehm gehalten haben, mit diesen Leuten gemeinschaftliche Sache zu machen. Sie nannten ihn um Malvina's und der Schwester willen, die vor diesen Namen schauderte. Hartmann war nur schlecht in einem ganz andern Sinn. Woher bekommen wir Juristen unsere allerdings traurige Verachtung und Gleichgiltigkeit vor den menschlichen Charakteren? Kann man sie uns verargen, wenn wir Thatsachen erfahren wie die: Hartmann nimmt die Liebe der in seine Vermögensfesseln und seine Convenienzknoten vernarrten und auf eine, wie man nach Verirrungen dieser Art oft findet, gerezelte Ehe faßt mit einer Art Prüderie behaften Malvina mit ruhigem Hochmuth an und beschließt, seine pariser Erfahrungen und sein Ich! Hohl! Houp! dadurch zu ruhen, daß er ein Modemagazin anlegt. Woher aber das Geld dazu nehmen? Rathe! Er, verlobt mit Malvina Wilde, schreibt an den jungen Grafen Luchskuckl! Dieser schickt verschämlich für einmal einen Beitrag zur Ehe und zum Etablissement. Jean Mordiller, sein Kammerdiener, der Wuchergeschäfte macht, oft mit seinem jungen Herrn selbst, schießt ein Capital vor und macht sich nunmehr zum Herrn der ganzen, jetzt eröffneten Firma „Sigmund Hartmann und Comp." Ob da nun früher ein Schimmer von Poesie vorhanden war, den ich in meiner Klage, wie oft ein junges Wesen in diesen Sphären der raffinirtesten Verführer unterliegen muß, anbrutete, das mildert sich nun Alles ab in Täuschung und löst sich in Verhältnisse auf, wie sie leider eben dazu dienen müssen, die Großen so unverbesserlich hochmüthig und von den Kleinen so unverbesserlich geringschätzend denken zu machen.

Du hast Recht, sagte Oswald mit Bitterkeit, ich werde mir auch deßhalb lieber eine Fürstin zum täglichen Umgang wählen. Frau von Wolmers empfahl mich wenigstens in ein Haus, wo ich solche Erfahrungen, wie du sie schilderst und ich selbst erlebte, nicht wieder machen werde.

Nu' das! fiel Scharfeneck ein. Besuche die Cirkel der jungen Fürsten Bagrationow! Schade, daß sie nicht aus Petersburg, sondern aus Italien kommen. Frohere Bagrationen, die berühmte Bildhauerin, weiß ihr Amen's und Pfuhe's nicht, um sie nur vom Hofe bewundern zu lassen. Sie rafft Künstler und Gelehrte, Gott und Millionär, Alles durcheinander auf, um ein Haus zu machen, in welchem die vielleicht einmal ein Reisender aus Petersburg begegnet, der die von der guten und vortrefflichen Ludowikow Ernestine Waldmann Nachricht bringt.

Und wirklich erlebte Scharfeneck, daß sein Schwager ein eifriger Besucher einer zahl-

reichen russischen Familie wurde, deren jüngere Mitglieder aus Italien zurückgekehrt waren, um sich mit den Ältern, die aus Petersburg kamen, in dieser Residenz ein Rendezvous zu geben. Das ehrwürdige Haupt dieser reichen und kunstsinnigen Familie war eine Notiene, die von Moskau eintraf. Es war eine geborene Deutsche, eine hochgebildete, wohlwollende Frau, leider seit Jahren erblindet. Scharfeneck erfuhr, daß sich Oswald, eingeführt von Frau von Violmany, gerade am liebsten in dem engern Kreise dieser greisen Fürstin bewegte und oft in der Woche zwei bis drei mal bei ihr den Thee trank. Die Schwester wurde sehr eifersüchtig, wenn Oswald die Behaglichkeit dieser Abende rühmte. Die greise Fürstin ordnete, als sie ankam, sogleich ihren Kreis für sich an. Ihre Enkel und Enkelinnen waren ihr zu erregt, zu lärmend. Sie hatte eine kleine erlesene Gesellschaft für sich, eine Gesellschaft, die ihr mit etwas Umständlichkeit angemeldet wurde, dann auf wollenen Teppichen nahte, in dem matterhellen Zimmer Platz nahm und sich die Gespräche gefallen lassen mußte, die die eigenthümliche und etwas strenge erblindete Dame nach ihrem Wunsche anzog oder nach Gefallen abschnitt. Wenn Oswald's seltenen merkwürdigerweise fast wie umgewandelte Wesen, seine fast zurückgekehrte scheinende Heiterkeit erwähnt wurde, pflegte Scharfeneck in seinem illusionslosen Eifer zu äußern: Sage man, was man wolle, es liegt etwas Verbindendes, Erhebendes, Läuterndes im Umgang mit den bevorzugten Ständen. Geringe Anschauungen mögen da am allerwenigsten fehlen, aber sie werden entweder verborgen oder nur nach dem Maßstabe irgend eines allgemeingültigen Geistes ausgesprochen. Immer sucht man doch die Vermittelung mit dem Ueblichen und Ueberlieferten. Und welche unausbleiblichen Wirkungen liegen schon im Takte! Ist der Takt schon die eigentliche Seele der Musik, ohne die all' ihre sonstige Harmonie nicht bestehen kann, so ist der Takt im Umgang geradezu die wahre Seele des Handelns. Wie schleift sich in solcher Umgebung alles Scharfe und Spröde ab! Wie sind die Menschen aufeinander angewiesen und tauschen nur ihr Bestes und ihren wahren Reichthum miteinander aus! Ernst ist jetzt erst in die Bahn getreten, in die ich ihn von Anfang an drängen wollte. Er wird jetzt seinen Werth zu schätzen lernen und sich nur an Das verlieren, was seiner würdig ist.

Eine Störung dieser glücklichen Zeit brachten häusliche Trauerkunden. Die Aeltern Oswald's und Evelinens erkrankten und schieden in kurzen Zwischenräumen rasch nacheinander. Der Fall war erschütternd. Der Schmerz, zwei so theure Wesen so kurz hintereinander zu verlieren, schien anfangs kaum zu ertragen; aber in die Trauer mischte sich, wie gewöhnlich, sogleich die Umständlichkeit der Erbschaftsanordnungen. Wenn Menschen, die uns theuer sind, aus dem Leben gehen, will nur unser Herz klagen, und sogleich wird unser Verstand, nicht selten unsere Leidenschaft in Bewegung gesetzt. Es ist dies traurig genug, aber es ist so. Ueber diese Zwischenfälle, erst der Trauer, dann der Erbschaftstheilung ging der Winter hin. Als die ersten Lerchen stiegen und eines Tages Oswald nur mit Mühe zu bewegen war, einen Spaziergang durch die vom Eise befreiten Felder vor den Thoren der Stadt mit seiner Schwester und dem Schwager zu unternehmen, mußte er, da er wieder das Haus der Fürstin vorschützte, den Vorwurf hören, daß ihm jetzt diese Welt des vornehmen Scheins denn doch auch zu sehr in Anspruch nähme; so Scharfeneck ließ sogar in der Laune des Nachmittags — Oswald hatte sie oft bei seinem Schwager zu Mittag gegessen — das Wort fallen: Ich glaubte wahrhaftig, du liebtest die Prinzessin Frodoro und spieltest, wie sich für einen jungen bürgerlichen Advocaten kaum anders geziemt, bei dieser Dame die Rolle eines Leggenburg; aber ich höre es ganz anders! Ich höre, daß du ganz der treue Bolognese der alten blinden Fürstin bist und ohne die Mürme ihres Kommo und die Stille ihrer Teppiche nicht mehr leben kannst. Wer hätte das gedacht!

Oswald hatte schon den noch mit Thor umbundenen Hut in der Hand. Er steckte

einen Augenblick, dann zog er sein Portefeuille und fragte den Schwager — wo er seine Verlobungskarten hätte stechen lassen? .. Verlobungskarten? fragte man erstaunt. Und zur Bekräftigung, daß auch er ein solches verhängnißvolles Blättchen wolle vervielfältigen lassen, reichte er Beiden ein Papier: Man ergriff es und las:

Ernestine Waldmann,
Ernst Oswald.

Sprachlos stand die Schwester. Sie mußte an dem sonnenbeschienenen, mit Hyazinthen geschmückten Fenster, daß sie eben öffnen wollte, um die erquickendste Märzluft ins Zimmer einzulassen, sich festhalten. Man rieth auf einen Scherz. Oswald aber erwiderte feierlich: In allen Zeiten wären wir diese Erinnerungen zu heilig gewesen, um mit ihnen zu scherzen. Es ist Ernst! Hört, was in diesen sechs Monaten der Trauer um unsere Theuern mich anfrecht erhalten hat, was mir die Kraft gab, mit der Fassung, die Ihr sonst an mir kaum gewohnt seid, unter dem Druck der schwierigsten Pflichten nicht zu wanken!

Und so erzählte er:

Im Hause der blinden Fürstin Bograntion, in dem grünen verhangenen Zimmer, auf den stillen Teppichen, beim Schimmer eines mattgeschliffenen Lampenglases hab' ich Ernestine Waldmann wiedergefunden! Nach der wilden Schreckenszeit, die sie durchlebt hatte, war sie dem Norden zugeflüchtet, erst in der Absicht, dort in unter-geordneten Verhältnissen zu dienen. Aber bald wurde ihr Werth erkannt. Man zog sie nach Moskau, wo sie in eine Familie aufgenommen wurde, die ihre Bildungsfähigkeit nicht nur, sondern ihre wirklichen schon erworbenen geistigen Besitzthümer mehr zu schätzen wußte, als nur ihr Herz, dessen stiller Druck, dessen noch immer nicht ausgerungener Schmerz ihr auch nicht die Miene gestatten durfte, um in der Salonwelt zu gefallen. Man stellte sie bei der erblindeten Fürstin Bograntion, einer geborenen Deutschen, als Vorleserin an. Ihr reines, zum Herzen sprechendes Organ, ihre gewählte Aussprache, ihre unermüdliche Geduld im Ertragen der vielen Launen einer mißmuthigen und verwöhnten hohen Frau und ihrer noch verwöhnteren Umgebungen erwarben ihr, wie ja das nicht anders geschieht, zwar nicht die wahre volle Anerkennung ihrer Trefflichkeit, aber brauchbar erschien sie und sehr nützlich und zuletzt, wie die vornehme Kälte dafür immer vom gerechtern Schicksal bestraft wird, nothwendig. Nach zwei Jahren sprach man von einer Reise nach Deutschland. Die Rückkehr nach der Heimat konnte Ernestinen nicht erlassen bleiben, denn eine Weigerung, dorthin zu folgen, würde von diesen sturkwilligen Menschen nicht angenommen worden sein. So sagte es der verstimmende Zufall, daß ich sie wiedersah, als beim Eintreten zur Fürstin gerade eine sanfte Stimme aus Humboldt's „Kosmos" vorlas und mein Auge nicht sogleich auf die weißgekleidete junge Vorleserin fiel. Die Stimme versagte der Lesenden schon, als ich gemeldet wurde. Aber die Fürstin zwang sie, dem ihr von ihrem Onkel vorgestellten Neuling ihres Cirkels noch einmal einige Stellen mitzutheilen, über die sie sogleich ein Gespräch mit mir anknüpfen wollte. Ich erkannte weder sogleich die Gesichtszüge der Vorleserin, noch ihre bebende, nach Fassung ringende Stimme. Erst als sie schwiegen, als sie lese sich entfernen durfte, erst da war es mir, als hätte ich eine alte Melodie in meinem Gedächtnisse anklingen gehört, als pöge etwas Geisterhaftes, Fremdes und doch so unendlich Bekanntes durchs Zimmer. Ich wagte es, nach dem blassen jungen Mädchen, das so sicher die schwierigsten Worte und in so vollkommener Aussprache vorgetragen, eine schon die Wahrheit ahnende Frage zu stellen. Ich hörte, schon zitternd, von der blinden Fürstin den Namen Ernestine und Ernestinens Schicksal. Einen Versuch zu ihr selbst, im obern Stockwerke, durfte ich nicht wagen. Aber zwei Tage darauf, an demselben Kamin, in derselben Beleuchtung gab ich Ernestinen zum Grusse meine zitternde Hand. Die Für-

sie sah es nicht ... sie war blind. Sie sah die stumme Begrüßung zweier Menschen nicht, die das Schicksal füreinander bestimmt hat. Was haben Sie? fragte die Fürstin in französischer Sprache, als Ernestine eine Antwort auf eine von ihr gewünschte Auskunft geben sollte. Ernestine wußte, daß in dieser Umgebung ihr Leid und ihre Freude nicht gelten durften. Sie bezwang ihr Gefühl und erwiderte in gleicher Sprache, ... ihr wäre nicht wohl.... Sie haben zu viel gearbeitet, sagte die Fürstin; wissen Sie, daß sie zu ihrem Besuche sich wendend fort — wissen Sie, Herr Oswald, diese junge Dame hat den Fanatismus der Bildung. Ich erlebe noch, daß sie Griechisch lernt. Ernestine lächelte und sagte nur mit verweisender Bitte: Durchlaucht! .. Ja, ja! Warum soll ich es nicht verrathen, fuhr die Fürstin fort, ich habe Fräulein Waldmann als eine junge Dame kennen gelernt, die vor den Wissenschaften zwar schon viel Achtung hatte, aber nicht gewagt haben würde, den „Kosmos" zu lesen, aus Furcht, über die schweren Ausdrücke in ihm zu stranchein. Sie faßte Muth und strauchelt jetzt nicht mehr. Aber, fuhr die Fürstin fort, ich höre, daß ihre Wangen bleicher sind, als sich für so viel Jugend und wie ich höre Schönheit ziemt. Nicht von Andern hör' ich's, daß Sie schön sind, Ernestine; wer anmuthig ist, das hört sich an der Stimme. Wie Blinden sehen mit allen den Organen, die bei euch nur hören und fühlen können. Und dann begann die Fürstin wieder von sich selbst. ...

Oswald erzählte, er hätte während dieser Worte Ernestinens zitternde Hand in der seinen gehabt, hätte sie mit Küssen bedeckt und mit Thränen. Darauf wäre ein Besuch gemeldet worden und der Abend in jener Selbstherrscherung vorübergegangen, die einen neuen Reiz, einen neuen Zauber über dies wunderbare Wiederfinden ausgebreitet hätte. Ich, erzählte Oswald mit leuchtenden Augen, ich begann jetzt ein Glück, dem ich oft verlacht war, in Eurer Gegenwart Worte zu leihen. Aber ich begnügte mich. Euch nur die strahlenden Minnen meines Antlitzes zu zeigen. Gibt es denn einen süßern Reiz als das Geheimniß der Liebe! So sich entbehren müssen und sich dennoch besitzen, so unter Fremden verweilen, sich scheinbar fremd und doch so tief sich angehören, so unter dem schützenden Deckmantel der Formen und des Tadels sein theuerstes Besitzthum nicht an Die verrathen, die es ganz zu würdigen doch nie verstehen würden! Ich war glücklich selbst in diesem Zwange, den wir uns auferlegen mußten. Ein Briefwechsel entspann sich statt der persönlichen Begegnung, die nicht zu oft stattfinden durfte. Und wie sprach sich Ernestine in diesen Ergüssen einer geläuterten, bewußtgewordenen Seele aus! Noch immer war sie ein Mädchen aus dem Volke, sie stand über den Formen dieser conventionellen Welt, die sie sich nur angezogen hatte als eine leider unentbehrliche Bedingung ihrer neuen Existenz. Sie ging nicht in diesen Formen auf, nahm sie nicht für mehr, als sie sind. Sie blieb das frohe Geschöpf der Natur, harmloses Kind bei aller grausamen Zweckmäßigkeit, in der das Leben schon mit ihr gestritten und ihr die von Träumen aufschreckende Wahrheit unserer gesunkenen Civilisation gezeigt hatte. Diese Briefe sollt ihr lesen. Wenn ich eintrat zur Fürstin, wechselten wir unsere Empfindungen aus, Rückblicke, Erlebnisse, aufgeschrieben in Blättern, die wir uns beim ersten Grusse in die Hand drückten. Ihr werdet den Antheil lesen, den sie an unsern beiden Verlusten nahm! Sie, die Mutterliebe und Vaterwürde nicht aus eigener Erfahrung kannte, wie rührend spricht sie von beiden! Ernestine hat mit während des ganzen Winters, wo der Tod eine Ausgleichung zwischen dem allzu vielen Glücke, das mir werden sollte, herstellte, nur zwei oder vier mal Gelegenheit geben können, sie auf offener Straße, frei vom Zwange der Formen, in denen sie lebte, zu sehen. Wir wanderten in die Vorstadt, sahen mit Rührung das literische Haus, das in andern Händen sich befindet; ihr Vater arbeitet mit den Kindern bei andern Gärtnern, empfängt Unterstützung von Ernestinen, und hat trotz seines Alters und seiner vielen Kinder zum zweiten male geheirathet! Wir sahen

das Haus, wo Ernestine in ihrem einsamen Zimmerchen die Schrecken mit den voll nach der Gefängnißstrafe wenigstens vor ihr verschollenen Brüdern erlebte. Die Erinnerung an Ludwig Wächter zuckte in ihr schmerzvoll auf. Sie sagte: Schon ein mal bin ich gestorben, als ich mich von die losreißen und dem unglücklichen Manne mich zum Opfer und Ersatz darbieten mußte. Aufstehen in dieser Zeit, die ich auf ewig flehen mußte, kannt' ich nur durch dich! Aber zu selten, sahst Oswald fort, zu selten wurden mir diese Augenblicke der Wiederaufleblichkeit mit meiner wiedergefundenen Liebe. Der Zwang eines so vornehmen Hauses ist fürchterlich. Ernestine ist das Augenlicht jener Fürstin, die mit Geist und einer nicht zu leugnenden Herzensgüte doch auch die ganze Strenge ihrer Kastenansprüche verbindet und Ernestinen wie ein Instrument behandelt. Immer muß sie in ihrer Nähe sein, immer bereit, der Dolmetscher ihrer Unruhe und Launen zu werden. Sie muß es die Fürstin gleichsam vergessen lassen, daß sie blind ist. Mit wenner Verlobung endet ein Verhältniß, das an Ernestinen wie ein Fieber zehrt. Sie bedarf der Erholung, der Pflege, und ich hoffe, wenn noch ein Funke von Freundschaft für mich in Euren Herzen lodert —

Scharfeneck ließ Oswald nicht ausreden und versicherte ihn seiner innigsten Theilnahme. Oswald blickte fragend auf die Schwester, die gerührt schien, aber doch nicht einem von ihrem Bruder angedeuteten Wunsche eher entgegenzukommen wagte, bis nicht ein Blick auf ihrem Gatten ihr die Bahn des Rechten angewiesen. Scharfeneck sagte: Du weißt, daß wir sie bis zu deiner Vermählung bei uns aufnehmen! Oswald bejahte. Man erwog die Möglichkeit, Ernestinen ein Zimmer einzuräumen.

Es geschah nicht ganz in der raschen Freudigkeit, die Oswald gehofft hatte. Er grollte. Aufdrängen wollte er nicht, trotz er mit liebendem Entgegenkommen begrüßt und mit Sehnsucht an sich gezogen wünschte. Scharfeneck beteuerte ihm aber von allen Verlegenheiten. Er überhebe alle seine anderweiten Entschlüsse, indem er noch am selben Tage selbst zur Fürstin ging, von ihr selbst, fast wie ein Brautwerber, Ernestinen für seinen Schwager als künftige Gattin erbat und sie aus dem staunenden hohen Familienkreise nach einigen Tagen in der That in die Arme seiner Gattin führte. Oswald war glücklich, als er endlich die Umarmung dieser Menschen sah, die ihm über Alles gingen. Ernestine weinte — ihre Thränen rührten alle. Nichts so sehr der Rücklicht auf ihre Vergangenheit that weh, als der Gedanke an ihre Zukunft. Sie war von hoher schlanker Gestalt, von edlen Formen, die blonden sich niederwärts kräuselnden Locken fanden ihr wie einer hilfen Abendlandschaft der Mondenschein. Aber sie war krank. Die Blässe ihres Antlitzes verrieth, welche Anstrengungen es sie gekostet hatte, sich die Bildung zu erwerben, die man in der That bei ihr entrat. Um diese Augen, die so hell, so geisterhaft glänzten, lagen die düstern Schatten nächtlicher Stunden, die an der Lampe hingebracht waren. Die Stimme so wohltönend und kräftig, und der Körper, den sie beherrschte, so hinfällig und erschöpft. Oswald konnte sich nicht verschweigen, daß Ernestine, wie sie beim Lampenschein in dem dunklen Zimmer der blinden Fürstin vorlas, und wie sie hier unter den frischen Eindrücken des gesunden Lebens am hellen Sonnenlichte stand, zwei verschiedene Wesen war. Es bekümmerte ihn, als er in den Augen der Genossen trotz der Theilnahme mehr Wehmuth als Freude entdeckte. Selbst Abneigung würde ihn nicht so geschmerzt haben wie die Rührung, mit der die Schwester den weinenden Mädchen zusprach.

Die Verbindung wurde angesetzt, dann wieder aufgeschoben. Ernestine kränkelte. Sie war wie eine Blume, die im Treibhause sich entwickelt hatte, aber dort gewachsen und erstarkt, die Luft des wirklichen Lebens nicht ertragen konnte. Ihre Beschäftigkeit machte niemals den Umfang ihres Wissens geltend. Sie hatte der Fürstin mehr Bücher vorgelesen, als Oswald's Schwester je hatte nennen hören. Und nicht blos äußerlich konnte

sie alle diese, den verschiedensten Bereichen angehörenden Werke, sie hatte sie auch in sich aufgenommen. Sie verstand Französisch und Englisch. Nur die Musik fehlte ihr, um ihre Ausbildung ganz vollkommen zu machen. Oswald stand oft vor ihr mit gefalteten Händen. Er betrachtete sie wie eine Heilige. Er nannte ihr Leben ein Wunder. ... Die Wunder dieser Welt sind nur kurze Geschenke des Himmels. Ernestine litt an allen offenen und geheimen Zeichen jener Krankheit, die man ein schon auf Erden sichtbares Eingewerden nennen kann. Diese zunehmende Reife der Seele, diese schlagenden Augen der Verklärung, diese wachsende Stärke des Gemüths, die feste, ruhige Verbereitung auf den endlichen Abschied vom Leben, das Verschwinden aller Zeichen des irdischen gesunden Seins, der beschleunigte Puls, die magernde Hand, die sich zusprechenden Farmen des Antlitzes, — Alles verrieth die Zehrung, die Ernestinen dem Grabe zuführte. Das einst so blühende, frische Mädchen verschwand zum Schatten. An einem frühen Herbstmorgen hauchte sie die vielgeprüfte Seele im Arme des Verlobten aus.

Als sie zur Ruhe bestattet und ihr Grab mit Blumen geschmückt war und Oswald zum ersten male die Kraft gewann, selbst zu reden, nicht den tröstenden Zuspruch nur der Andern zu hören, sagte er zu Scharfeneck, den Freund die Hand ergreifend:

Nun verstehst ich dir, nur noch noch oben zu sehen. Dein Emporblick ist Himmelsblick geworden. Mein Stern darf oben glänzt so hell, daß ich ihn nicht mehr verlieren werde.

Der sanfte, stille, junge Mann schied auf einige Zeit aus dem Kreise der Freunde. Er kehrte zurück nicht ohne die Tröstungen, welche die Schönheit der Erde wol bieten darf; doch blieb er bei seinem Worte. Alle seine Anschauungen, alle seine Gedanken sahen nur wie in einer jenseitigen Anknüpfung. Was um ihn her ist, das erfaßt wol sein Auge, zumal wenn ihn mahnende Forderungen der Pflicht an ihn richten; aber sein eigentliches Leben und Sein fesselt nichts Niederes mehr. Was ihn wahrhaft erhebt, muß in die Höhe gehen. Um mit dem Leben abzuschließen noch zu thun, pflegt er mit Scharfeneck zu sagen: Was ich auch beginne oder erfahre, ich verlasse mich auf eine Hand, die aus den Wolken zu mir niederlangt. Mein Freund, der rechte Emporblick muß über diese Erde hinaus nach Oben gehen!

Anregungen.

Schweizerheimweh.

Ein ehemaliger Sergeant der Schweizergarde, die mit dem Jahre 1830 von den Tuilerien — wer weiß, ob für immer! — geräumt, gab und von der Art, wie sich bei seinen Landsleuten die Krankheit des Heimwehs äußert, folgende Darstellung:

„Ein junger Mann hatte in diesen Vorsommer, ich in der großen und schönen Stadt Paris angekommen, sein Handwerk gewonnen. Er hatte, wie Alle, sich zu heftigen seine Ursache. Die Leute wurden gut behandelt und nach Verdienst bezahlt. Dennoch überkam ihn das Heimweh. Dies schreckliche Gefühl treibt beinahmal eine zur Desertion oder zu einer Gehirnkrise um jeden Preis. Es lähmt vielmehr nur alle Entschlüsse, hindert, irgend noch etwas mit Nachdruck zu unternehmen. Ob ich ein Mal unerklärlichster Art, eine Hilf und oft unbeschreiblich einfältschende Gemüthskrankheit. Jener junge Gardist kam zumeilen bei den gemeinschaftlichen Mittagsmahlzeiten auf, als sehr eben plötzlich etwas ein, was er vergessen hatte. Dann hebt er sich wieder und ab gerissen. Die Kameraden sannten diesen Zustand schon und riefen ihn mit Nachdruck an. ... Jakob, was hast? Mußt vernünftig sein!“ ... Jakob lächelte und setzte sich wieder. War er auf einem Posten, so träumte er wie sonnambul. Selbst er einen Auftrag verrichten, so ging er wie in der Irre. Wie sei ihm ein, zu fragen oder zu sagen. Ich muß nach Hause zurück! Um Gottes willen, laßt mich gehen!“ Das nützt; nur bei Liebe entfiel ihm zumeilen das einzige hingemurmelte Wort, das er wie ein ausstrach: „Mutter! Mutter!“ Stand er irgendwo in Betrachtet Schildwache, so sah er starr auf die Baumgänge hinunter und für-

freie immer vor sich fort: „Mutter! Mutter! Mutter!“ Wenn man ihn anrief, merkte er nicht, was er gesprochen hatte. Dieser Zustand verschlimmerte sich; er phrte ab, wurde in wenig Wochen hinfällig, schattenähnlich. Jetzt schon hieß es das Wort „Mutter“ zuweilen mit einer Plötzlichkeit aus, wie wenn er rasch um Hülfe rufen müßte. Man mußte ihn wie einen Geisteskranken ins Tagerlei bringen. Diese innere Herzensangst war nicht zu bewältigen mehr und zur Reise war er schon zu schwach. Man konnte ihm gute Worte geben, er ging auf Alles ein, lachte auch und sagte, das Uebel würde sich schon legen; kam nur er aber eine Weile hin, aber wollte sich nie irgend etwas beschäftigen, so sprang er auf und rief nun schon wie ein brüllender Löwe: „Mutter! Mutter!“ Der ganze Nachmittag des Schmerzes war dabei immer auf die letzte Stelle gelegt. Im zerschmetternden Kummer des Herzens und den namenlosesten, durch nichts mehr zu beschwichtigenden Weh gab er den Geist auf. Das lang ersehnendste gegegene Wort: „Mutter!“ schrie er in seinen letzten Augenblicken wie ein Verzweifelnder, bis ihm die Kräfte versagten und er auf seinem Bette todt zusammensank.

Schnorr gegen Kaulbach.

Jeder sah wie mit den neuen misdeutenden Ironien nach nicht bekannt, die Schnorr von Carolsfeld bestimmt haben, in einer geharnischten Rede gegen Kaulbach aufzutreten. Die Veranlassung muß schon sehr herausfordernd sein. Denn wer die ganze Abneigung der Malerwelt gegen die Feder kennt, wer die zwischen den Kreppfüßen der Kunst herrschende, fast diplomatische Zurückhaltung und ihren Takt in öffentlichen Urtheilsäußerungen beobachtet hat, wird die ganze Bedeutung eines solchen Schritts, zu dem sich Schnorr getrungen fühlte, zu würdigen wissen.

Jedenfalls würde man aber doch Unrecht thun, wenn man bei Kaulbach bergleic Gattes nennen wollte, was übertriebener und schon seit lange zu weit gehender Unbescheidenheit seinen Hort wird in Berlin die Academiegenossenschaften des Neuen Museums gestiften hat, die kleinen Jungen, die bis vorzugsweise Monumente der alten Geschichte vergegenwärtigen sollen, diese Jünger, die sich, um z. B. die That Gott's von Rom zu vergegenwärtigen, unendlicher Gäßchen in die Brust stoßen, und ähnliche, jeder Geschichtsgröße liebenswürdige Eskarrien, der kann den genialen Erfinder und Zeichner allerdings nur auf einer Bahn erblicken, wo ihm die Einsprache der Besonnenheit und des guten Geschmacks unerläßlich wird. Aber es sind keine satirischen, Großes geringschätzenden Absichtsicherein, die diesen Verirrungen zum Grunde liegen; es sind nur die seichten und unerlaubten Versuchungen eines Humors, der sich von den übertriebenen Formen unserer modernen Kunst, dem Lobten, dem Nachempfinden, dem Schattenhaften, Fremdartigen, Gesuchten freimachen wollte und ein unbefangenes, frisches, glaubhaftes Leben anstrebte. In den Carrikaturen seines Meisters und Schaffens mag sich der auch durch den Geschmack der hohen Meister oft gebundene Künstler nicht frei machen lassen; aber besser wäre es, wenn er offen erklärte, er könnte dieser oder jener Art die gewünschte Huldigung seines Genius nicht geben, als daß er durch allerhand Hintertürchen den Humor dem Ernst der ihm gestellten Aufgaben zu entfliehen sucht und nachgerade selbst in manchen kleinern Momenten seiner großen berühmten Bilder, z. B. der Sachsenfahrt, in die Carricatur verfällt.

Lessing und Nathan.

Wie sehr täglich Lessing's „Nathan der Weise“ wieder, den unsterblichen Lobgesang der religiösen Duldung. Lessing wurde ihn seinen Dichter! Wissen wir nicht, daß die Zeit, in der Lessing lebte, nicht so traumhaft verfeinert war auf das Prädicat des Dichters, wie dem jetzt Hunderte von Dichterlingen wie die leipziger Lerchen sich in Mutzenalmanachen und Backwerken, wenn ihnen ein paar Reime gelungen, sprechen; aber wie man sagt sich gewisse aufhängen lassen; wählten wir ferner nicht, daß man 1780 im Namen eines Dichters heutzutage einen Lorbeerkranz erbitten als im Namen eines Denkers, wie würden nicht fassen können, warum Lessing einen Kranz ablehnte, der unverwelklich ihm allein schon für diese Tendenzdrama, aus tiefem Herzen gefloßene und vom wirklichen Hauche des Orients angewehte Schöpfung seines Nathan, seines Derwisches, des Klosterbruders, des milden Saladin und des Templerherrn gebührt. Es ist wol an der Zeit, der Gegenwart bei gegenwärtigen Gedicht zu jener Stunde vorzuführen. Sichen wir doch leider wieder am Vorabend von Debatten, die wir über die bürgerliche Gleichstellung der Glaubensbekenntnisse in unsern Tagen kaum noch für möglich gehalten hätten.

Ein übergeschäftiger Zufall.

Ein glücklicher Zufall, der aber auch zu glücklich ist, gehört zu den bedenklichen Dingen,

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 8.** [Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Ein seltener Fall.

Es war ein sonnenheller Morgen des diesjährigen Sommers, als zwei junge Reisende zum Besuche eines der schönsten Wasserfälle in Canada aufbrachen. Sie hatten, von Newyork aus dem mit unserm Rheine wetteifernden Hudsen anfangs folgend, schon die Riesen-Katarakte des Niagara gesehen, auf dem mächtigen St.-Lorenzstrome heraufgeschifft und den letzten Tag damit zugebracht, auf beiden mit steilen Felsen überall eingefaßten Ufern des gewaltigen Stroms jenes reiche Panorama zu überblicken, welches die nächsten Umgebungen von Quebec mit den Vorgebirgen Cap-Diamant und Pointe-Levi, mit dem weitgedehnten schiffreichen Bassin, der üppig grünenden Insel Orleans und der majestätischen Cascade des Montmorency rundum darbieten. Ihre heutige Wanderung galt dem Sturze des Flusses Chaudière, der jenseit des Dorfes Pont-Levi durch hohe und theilweise unersteigliche Klippen sich brandrötigend auf einmal in einen über 200 Fuß tieferen Abgrund sich wirft. Die ganze Umgebung dieses berühmten Wasserfalls ist eine der wildesten von Nordamerika, und man erreicht den Ueberblick über denselben nur, indem man einen Felsen besteigt, dessen vom Flusse abwärts gekehrte Seite ein nicht allzu beschwerliches Ersteigen zuläßt, während die dem Wasser angrenzende selbst über den obern Theil des Sturzes mehr als 300 Fuß, über den untern aber gegen 600 Fuß fast senkrecht emporragt, sodaß man auf diesem vielbesuchten Felsenvorsprunge gerade über dem Wasserfalle steht. Dahin wendeten sich an jenem Morgen die beiden jungen Männer, von denen der Vorauseilende, ein fünfundzwanzigjähriger Deutscher, welcher neun Monate früher als junger Kaufmann in Newyork eingetroffen, und jetzt seinem Begleiter und Freunde um einige Dutzend Schritte voraus war, zuerst an den Rand des Abgrunds trat, und welchem die Donner der sich überstürzenden Wogen und die den untern Theil des Falls überschleiernden Wasserwolken entgegenstiegen. Der Platz, auf welchem er, wie vor ihm schon Tausende von Beschauern, jetzt bewundernd stand, war der Vorsprung des oben flachen und scheinbar in festester Masse emporgewachsenen Kalksteinfelsens. Der langsamer nachsteigende Begleiter war jetzt bis auf wenige Schritte

nahe gekommen, als er plötzlich die Felsplatte vor sich zusammenbrechen und mit dem darauf stehenden Fremde in den Abgrund hinabstürzen sah.

Verfolgen wir, statt diesen erstarrenden Schrecken des oben Zurückbleibenden zu verweilen, Empfindung und Gedanken des hinabstürzenden, obschon es dort nur Blitz des Moments dauert, was hier nothwendig zu längerer Betrachtung sich ausdehnt. Die Richtung des mit und unter ihm stürzenden Felsens ging gerade nach dem Katarakte hin, und mit dem ersten Gefühle des Sturzes durchzuckte ihn die Möglichkeit, mit letzter Kraft sich linkshin zu werfen, wo er zwar den Chaudière Rand unter sich nicht hatte erblicken können, wo aber die oberen Felsen etwas minder senkrecht nach dem höhern Theil des Falles hinabglitten. So folgte sein Sturz nicht der voran abspringenden Felsplatte, sondern in der durch seinen letzten Sprung begonnenen Seitenrichtung und mit einer durch den Fall selbst vergrößerten Gewalt, sodaß er sich mehrmals überschlagend und über die schrägen Theile der Klippe rollend, dann wieder hopsüberstürzend und endlich vom letzten Vorsprunge abprallend und durch die Luft geschleudert im Chaudière selbst, oberhalb seines Falls, aufstieg. Beim letzten Theil seines Sturzes war das Bewußtsein von ihm gewichen, das ihm aber gleich nach dem Aufschlagen unten zurückkehrte. Und wie wunderbar war diese Rückkehr zum Leben! Mitten zwischen die gleich Haifischzähnen aus dem rauschenden Gewässer aufstarrenden Felsklippen war er geschleudert, und Wasser gestürzt, welches die Gewalt des Falls gebrochen und die Brandung schnell verdrängt hatte. Wenige Zoll weiter rechts oder links und die Felsen wären von seinem Gehirn gefärbt worden! Und doch mußten gerade diese so nahe stehenden Klippen die Lebensrettung vollenden! Denn das hier mehre Fuß tiefe und dem nahen Falle pfeilschnell zueilende Gewässer würde ihn unrettbar in den Abgrund hinabgerissen haben ohne jene eng nebeneinander aufstrebenden Klippen, welche zwischen sich wohl das ausschäumende Wasser, nicht aber einen noch lebenden menschlichen Körper durchließen. Obschon er aus mehr als funfzig Wunden blutete, während seine Kleidung zerfetzt um ihn hing, so gewann er, an eine der Klippen sich stemmend, doch bald die Ueberzeugung, daß er Arme und Füße noch bewegen, daß er frei aufathmen, daß er seine Glieder brauchen könne, und kein Knochen, nicht einmal der eines Fingers, ihm zerbrochen sei. Diesem seinem nächsten Dankgefühle gegen Gott folgten aber schnell trübere Betrachtungen. Noch stürbe sich von seinem Blute das Wasser, dessen vorbeirgende Wogen ihm Schwindel erregten. Die Höhe, wo er gestanden, konnte er von hieraus nicht erblicken, ja er wußte nicht, ob seinem Freund ein gleiches Schicksal getroffen. Und wenn auch dieser noch oben stand, wie konnte er helfen?! Zwischen ihm und dem nächsten Ufervande schoß wogehindert von Klippen eine tiefere Wassermasse vorüber, und jene Ränder, unterspült und abgeglättet emporsteigend, unmauerten weithin das Flußbett als ein für jeden Menschenfuß unanhörend.

Als nach langem Harren seine Lebenshoffnung wieder zu schwinden begann, vernahm er plötzlich den Ruf vereinter Menschenstimmen, der sich von Zeit zu Zeit wiederholte und allmälig näher kam. Aber es vergingen vier tödtlich lange Stunden, ehe die Bewohner des nächsten canadischen Dorfs, von seinem Freunde herbeigeholt, mit Hülfe von Leitern, Seilen und Stangen sich bis zu ihm herunterarbeiten konnten; und dann beurtheilte es wiederum einer sechsstündigen gewaltigen Anstrengung unter freier Lebensgefahr für Alle, um an schroffsten Abhängen hin, über nasse Felsen kriechend und schleifend bis zu einer offenen Stelle hinzugelangen, wo für Alle das Wort Gerettet! gelten konnte. Sieben Tage lang erholte sich der junge Deutsche in jenem canadischen Dorfe unter ärztlicher Behandlung, während die Erzählung seines nächtlichen Sturzes und der wunderbaren Rettung die canadischen, bald auch die Zeitungen der Provinzen Ontario durchflog, und als er drei Wochen später, völlig genesen, in Montreal eintraf, unbedingt

für die lebendigste Theilnahme und Neugier. In jenen nordamerikanischen Berichten, welche später auch in englische und deutsche Zeitungen übergingen, findet sich auch Ungenaues und Uebertriebenes; deshalb diese gedrängte aber treue Darstellung, deren Wahrheit der unterzeichnete Vater des Geretteten verbürgen kann.

Dresden.

Professor W. Ackermann.

Die Frauen im deutschen Räuberleben.

Vom Advocaten Dr. Hänle in Würzburg.

Ich habe dem Schicksale jener Frauen nachgespürt, welche die Wahl oder das Verhängniß an die Seite berüchtigter Räuber geführt hat. Auch bei den Gräcitäten der Gesellschaft steht die Frau mit ihrem Herzen immer noch dem Manne mit seinem Verstande gegenüber. Gerade bei diesen binnenländischen Genossinnen von Verbrechern, wo der Wille und die Neigung nicht mehr gezügelt wird durch die Herrschaft des Gesetzes, zeigt sich die Größe der Liebe und des Hasses, die Standhaftigkeit im Dulden der Frau charakteristischer als im gewöhnlichen Gesellschaftsleben. Und auch die Heerschaft, welche die Frau über den Mann ausübt, tritt begreifender hervor. Wir werden die mehrmals begegnen in dem Augenblicke, wo die Laufbahn ihres Mannes das Gesetz zu durchkreuzen im Begriff steht.

Allein zu diesen Endpunkten der Cultur führt keine gebahnte Straße. Von den Geschichten des Waldes und der Diebsherbergen dringt nichts in die Welt als die Protokolle der Criminalgerichtshöfe und die aus diesen zuweilen zusammengestellten Lebensbeschreibungen. Darin findet sich aber nur Weniges für unsern Zweck. Nur einzelne Anekdoten werfen spärliche Streiflichter auf das Schicksal und das Wollen der Räuberfrauen; wir werden diese Geschichten aneinanderzureihen versuchen. Natürlich, daß dabei der leitende Faden die Geschichte des Räubers selbst ist, mit dem das Weib sich verbunden hat. Oft gewahren wir von der Frau auch nur die verhängnißvolle Hand derselben, mit der sie ihrem Mann in den Abgrund stößt.

Aus der Geschichte der Banden, die in ihren Anläufen und Verbindungen von Dorf zu Dorf sich erstrecken und deren Thaten mit einer Verschlagenheit ersonnen und mit einer Kühnheit ausgeführt wurden, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, haben wir für heute die Frauenbilder entnommen, die wir unsern Lesern vorführen werden, und nur noch auf dem Räuberleben der Banden an der Mosel und dem Hunsrücken fügten wir einige Skizzen bei. Vor Allem aber ist nöthig, daß wir einige der Männer, um welche sich das Schicksal dieser Frauen gruppirt, kennen lernen. Nachdem wir an der Tafelrunde Platz, wie sie manchmal bei dem Baldoverer (Auskunftschef) stattgehabt.

Wir können da alle die Namen hören, die jetzt noch nach Jahrzehnden gefürchtet und gehaßt im Munde des Volks verstehen. . . Die zwei, die da nebeneinander sitzen, sind Schwäger. Der eine läßt das schwarze Haar wild um den Kopf herunterhängen. Das längere Gesicht wird von ein paar schwarzen, düsteren Feuer verkündenden Augen gehoben und unsichtbar wird es von einem struppigen, buschigen Barte. Es ist ein Jude. Der Andere, ein Christ, ist von gedrungener Figur. Grausamkeit und List spricht aus seinen Zügen. Jener heißt Bilard, der verschlagenste und kühnste unter den Räubern der damaligen Zeit, der Andere ist „das Schinderhan“ Franz Wodbeck, einer der rohesten und grausamsten Chefs der niederländer Bande. Der ihnen zur Seite sitzt, ein

Jüngling kaum in den Zwanzigern, mit der noch Mehrenart aufgeblähten Nase, klein, schwächlich aussehend, mit wenigen Haaren auf dem Kopfe, würde unsere Aufmerksamkeit kaum erregen, wäre das beständige sarkastische Lächeln und das unheimliche Feuer in seinen Augen nicht der Bote einer tiefen und sicher furchtbar bewegten innern Welt. Es ist dies der gewaltige Mathias Weber, Fetzer genannt. Weiter gewahren wir einen mittelgroßen jungen Mann, aus dessen Zügen mehr Falschheit als Kühnheit spricht. Süßlich-freundlich mit den Mienen eines Weltmanns, die jedoch von Zeit zu Zeit einen hämischen Ausdruck annehmen, betrachtet er mit seinen grauen stechenden Augen die Anwesenden. Der schön gekleidete junge Mann, dessen Haare in einen Zopf zierlich gewunden sind, ist „das Studentchen", der gefürchtete Damian Hessel. Der Dreißigjährige endlich mit dem offenen, fast würdigen Gesichte, den vorzeitigen Runzeln in demselben, dem verwirrten Blick nennt sich Streitmatter.

Wein, Bier, gebranntes Wasser kreisen an der Tafel. Das flüssige Feuer wird hinuntergeschüttet, bis das Feuer der Thatenlust und der Grausamkeit immer heller blitzt aus den Augen der Verbrecher. Auch die schöne Sara und ihr eifersüchtiger Mann, Afron Mai, kennen und verstehen diese glühenden Blicke. Sie kündeu einen Entschluß an. Man wird sich erheben, ausziehen mit dem Brecheisen und dem Neunbaum; man wird in der Nacht zum Schrecken des Orts vor dem Hause dieses oder jenes Reichen erscheinen. „Formez les bataillons!" heißt der kriegerische Ruf, Schüsse begleiten ihn, die Thür bricht, ermordet liegt der muthige Beschützer des Hauses, die Plünderung beginnt. Doch wenden wir uns ab von den Männern und gedenken nur der Frauen.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte zu Winnebroot bei Grönsfeld eine Judenfamilie, die man als die fruchtbare Mutter aller der Räuberhauptleute nennen kann, deren Banden damals Deutschland, Holland und Frankreich unsicher machten. Unter den tausend jener gewaltthätigen Diebshöhle, von deren Kunde damals diese Länder widerhallten, nahm diese Judenfamilie vielleicht an 950 wenigstens durch eines ihrer Glieder Theil. Pikard, der Chef einer niederländer Bande, und „das Schifferchen", wie der Räuber Franz Bosbeck genannt wurde, hatten zwei Töchter dieser Familie zu Frauen. Von Pikard's Weibe wissen wir nicht viel mehr als ihren Namen: Dina Jakob. Nur ein einziger Zug aus ihrem Leben ward uns überliefert, aber ein bedeutungsvoller, der darzuthun genügt, daß im Innern dieses Weibes, das unter den Traditionen von Mord und Raub aufgewachsen war, die Stimme des Gewissens doch nicht völlig getödtet wurde. Im Jahre 1796 saß ein kriegsgefangener österreichischer Feldwundarzt in dem Kerker einer rheinischen Stadt. Neben seiner Zelle war die eines Juden, der sich dem Gefangenen immer zutraulicher und freundlicher zu machen wußte und endlich durch die Wand hindurch mit der Bitte herausrückte, der Wundarzt möchte ihm einen Schlaftrunk verschaffen, damit der Wärter damit eingeschläfert und von beiden die Freiheit wieder erlangt werden könne. Dafür erbot sich der Nebengefangene, er wollte dem Wundarzte den Versteck von Waaren verrathen, deren Werth nicht geringer als 20,000 Thaler betrüge. Auf diese Anerbietung hin ahnte der Chirurg, daß er ein Mitglied jener Räubergesellschaft, die damals den Rhein bedrängte, vor sich hatte, und versuchte es, jedoch vergebens, die Geheimnisse seines Mitgefangenen näher zu erlauschen. Nur so viel konnte er erfahren, daß der Jude eine Frau in der Stadt hatte. Als später der Chirurg seine Freiheit erlangte, suchte er diese Frau auf. Der eindringlichen Rede des rechtschaffenen Mannes gelang es, sie dahin zu bringen, dem Gerichte Geständnisse zu machen und Alles zu offenbaren, was sie über die Verbindungen der Räuber wußte. Der Jude war Pikard selbst, und Dina Pikard war es, die so, durch ihr Gewissen gedrängt, die ersten Aufhellungen über das Verbrechergewirre verbreitete, das nach einigen sichern Fäden, an die man sich halten konnte, endlich leichter gelöst wurde.

Pikard rettete ſich damals und noch oft aus den Händen der Gerechtigkeit. Noch viele Jahre trug er Raub und Verheerungen in die verſchiedenen Gegenden des weſtlichen Theils unſers Vaterlandes, bis er endlich in Bergen ergriffen wurde und in einem heſſiſchen Kerker im Jahre 1807 ſeinen Tod fand.

Wie Dina Jakob, ſo ward auch Rebekka Jakob die Verrätherin ihres Mannes: aber das Motiv, welches ſie leitete, war, wenn auch minder edel, doch menſchlicher. Auch hier haben wir nur ein paar Andeutungen über das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen Rebekka und ihrem Manne, allein dieſe Andeutungen laſſen es in einem eigenthümlichen, romanhaften Lichte erſcheinen. Franz Boebeck, der früher unter den holländiſchen Truppen Joſeph's II. bis zum Offizier ſich emporgeſchwungen hatte, war die zäheſte Räubernatur, die vielleicht die Annalen der Verbrecher kennen. Er ſaß in Nimwegen neunzehn Monate lang in einem Thurme, den kein Sonnenſtrahl durchdrang. Seine Füße ſtanden bis an die Knöchel im faulen Waſſer. Als er befreit wurde, ſchreckte die Erinnerung an ſeine Leiden ihn nicht ab, am erſten Tage von neuem ein neues Verbrechen zu begehen. Er hatte die ſchrecklichſten Qualen der Folter ausgeſtanden, ohne daß ſie fähig waren, ihn zum Geſtändniß zu bringen oder ihn einem andern Lebenswandel zuzuführen. Dieſer Boebeck trat Rebekka zu Liebe ſogar zum Judenthum über. Von ſeinen Streifzügen brachte er ihr zu Gefallen mancherlei Schmuck nach Hauſe; er wagte deshalb ſogar die Feindſchaft der Seinen. Die Bande trennte ſich in Hader und Zwietracht, als er bei der Theilung eines Raubes eine Brillantuhr heimlich für ſein Weib bei Seite geſchafft hatte. Sie dagegen war ihm auch mit aufopfernder Anhänglichkeit ergeben. Aus jenem Kerker zu Nimwegen rettete ſie ihn, dabei ihr eigenes Leben einſetzend. Bald aber ſah ſie ihre Zuneigung ſchlecht belohnt. Als ſie das Opfer grauſamer Mißhandlungen wurde und endlich ſich von ihrem Manne verlaſſen und einer Andern nachgeſetzt fand, wurde die Befreierin zur Angeberin. Während man einen neuen Raub verübte, traten dem Boebeck Häſcher, geführt von ſeiner eigenen Frau, entgegen. Er entrann nicht mehr. Sein Leben endete 1800 am Galgen.

Frauen ſtanden am Eingange der Verbrecherlaufbahn Damian Heſſel's und Streitmatter's. Jenen leitete die Liebe, dieſen die Untreue über die Grenzen des Geſetzes hinaus. Damian Heſſel's Jugendjahre geben uns ein Stück Kulturgeſchichte der ſogenannten Zopfperiode. Wir kommen da in eine adelige Familie, die von den Diebſtählen des Herrn Vetters lebt. Wir lernen ein adeliges Fräulein kennen, das den Herrn Vetter zu Schelmenſtreichen ermuntert, ſeine Führerin wird auf den Wegen der Gaunerei, nur — um eine Uhr zu erhalten oder eine Luſtbarkeit mitmachen zu können! Der Arm der Geliebten zu einem Spaziergange oder höchſtens ein Kuß war der ganze Lohn, den er erhielt, nachdem er die frankfurter Karmeliterkirche, um Geld zu einem gemeinſchaftlichen Rebontenbeſuche zu erhalten, beſtohlen und die goldene Uhr eines Marquis für ſeine Geliebte aus dem Schloſſe zu Hanau geholt hatte.

Damian Heſſel ſelbſt war der Sohn eines paderborner Tabacksfabrikanten und von ſeinen Aeltern auf die gelehrten Schulen geſchickt worden, von denen er nach einem rohen Exceſſe gegen ein Judenhaus ausſchied. Als die Sache ſtrenger unterſucht werden ſollte, entfloh er der Schule und aus der Heimat. Von dieſer Zeit an führte er ein unſtetes Leben, das ihn zu ſchlechten Geſellen mancherlei Art brachte. Eine Weile zog er mit einem Hochſtappler herum, das heißt mit einem Menſchen, der durch falſche Brand- und Bettelbriefe auf betrügeriſche Weiſe das Mitleid zu erregen ſucht; dann ging er unters Militär, wo er mit einem wegen Unterſchlagung caſſirten Offizier Freundſchaft ſchloß, und endlich kam er zu jenem Verwandten nach Hanau, der die Fortſchritte ſeines Vetters in der Gaunerkunſt zu entwickeln und zu befördern verſtand. Der Flor des adeligen Standes war nur leicht über das armſelige und abenteuerliche Leben des von P.'ſchen Hauſes

gebreitet und Damian Hessel wäre wol nicht lange in Hanau geblieben, wo der größte Theil seiner Beute in die Hände und Börse seiner Verwandten überging, hätte ihn die reizende Karoline, seine Cousine, nicht gefesselt. Von Hanau aus machte er seine Ausflüge in die Umgebung. So kam er nach Mainz in den Dom, wo ein goldenes Gefäß seine Aufmerksamkeit und Lüsternheit erregte; aber während er mit dessen Entwendung beschäftigt war, ereilte ihn die Hand der Gerechtigkeit. Er wurde in jenen „Holzthurm" gebracht, von dem er später den Gang zur Guillotine antreten mußte. Diesmal noch öffnete ihm die Liebe die Riegel des Kerkers. Die Cousine kam schleunigst von Hanau herüber. Es waren zu jener Zeit die Franzosen und Republikaner die Herren in Mainz. Sie wußte den Clubisten Blau und Dorsch die That als einen Jugendstreich, Damian Hessel als einen unbesonnenen Jüngling hinzustellen und erlangte es, daß sie den Geliebten aus dem Gefängniß führen durfte. Aber noch hatte sie nicht vollständig gesiegt. Der Gefangenaufseher vom Holzthurm hatte von kurfürstlicher Zeit her die Gewohnheit, bevor er Jemand entließ, ihm ein Lebewohl von 25 Stockprügeln zu geben. Die Thränen der schönen Flehenden erweichten das Herz des harten Mannes und Damian Hessel ging ohne Stockprügel von dannen. Ihm selbst traten die Thränen ins Auge, als er an einem bekannten Weinhause die Schar der Gäste am Fenster liegen und auf ihn blicken sah. „Vor Scham vernichtet" — sagte er später in seiner eigenen Biographie — „war ich kaum meiner noch mächtig und erst bei der Brücke gewann ich mein Bewußtsein wieder." Es war dies die letzte Warnung seines Gewissens. Er hörte nicht auf sie.

Das Erste, was Damian Hessel natürlich nun zu thun hatte, war, sich seiner Geliebten dankbar zu erzeigen. Da geschahen denn die Diebstähle in der Karmeliterkirche zu Frankfurt und auf dem Schlosse zu Hanau, durch welche er ihr Schmuck und die Mittel verschaffte, sich auf den Bällen der Umgegend in Glanz und Staat zu zeigen. Immer kühner ward der jugendliche Dieb. Seine Wanderungen dehnen sich immer weiter aus und immer kehrt er, die Börse wohlgefüllt mit Goldstücken, heim. Aber bald hatte ihn doch wieder die rächende Hand des Gesetzes ereilt. Wie Karoline früher bei den Bürgern-Republikanern, so verwendete sich ihre Mutter bei des Kurfürsten Hoheit in Kassel. Die Verwendung hatte alle Aussicht, eine Begnadigung herbeizuführen, hätte sich nicht indessen Hessel selbst davongemacht. Von da an suchte er sich eine andere Sphäre seiner Wirksamkeit. Er mischte sich, um mit seinen eigenen Worten zu reden, in die „großen Angelegenheiten". Bald wird er einer der Listigsten, Blutdürstigsten und Genußsüchtigsten der großen Bande am Rhein. Karoline von P. verschwindet von dieser Zeit an aus seinem Leben. Wir haben uns vergebens bemüht, ihren ganzen Namen und ihr späteres Schicksal zu erfahren. Auf Damian's letztem Gang ins Gefängniß begleitete ihn Elisabeth Michel, „ein von Grund aus verdorbenes Geschöpf". Ihr zu Liebe hatte sich Damian während seiner Haft in eine Correspondenz eingelassen und sich dabei bloßgestellt. Der Briefwechsel war, wie bei Mördern und Räubern seltsamerweise häufig genug gefunden wird, „anfangs lächerlich sentimental". Nebenbei enthielten die Briefe freilich auch Gesprächsgegenstände anderer Art, die dann zu Entdeckungen führten. Es ist bekannt, daß Hessel feig zusammensank, als das Todesurtheil ihm verkündet wurde. Unter Wuth und Toben, unter Racheversicherungen und schamlosen Aeußerungen verbrachte er die letzten Tage seines Lebens und kaum mehr athmend betrat er 1810 das Schaffot.

Nicht die Liebe, die Verzweiflung war es, die den Schweizer Streitmatter zum Räuber machte. Während Damian Hessel, ein leichtsinniger Jüngling, unter Lachen und Neckereien auf die Bahn des Verbrechens geführt wurde — er nennt die Schelmenstücke, die er Karolinen zu Liebe ausführte, in seiner Biographie „Studentenstreiche" — war es ein furchtbares Verhängniß, dem Streitmatter unterlegen war, nachdem seine Frau

und ſein Freund und der Rathgeber ſeines Gewiſſens, vereint mit dem Dämon des Aberglaubens, ihm den Untergang ſeines Glücks bereitet hatten. Der Sohn eines wohlhabenden Müllers bei Aarau, der Gatte eines liebenswürdigen Weibes, führte Streitmatter ein zufriedenes Leben, bis der Zufall ihn eines Tags unter altem Gerümpel ein geheimnißvoll verſchloſſenes Buch finden ließ. Die Neugierde wird in ihm rege und nachdem er das Buch geöffnet und mit Mühe den Sinn aus dem barbariſchen Gemiſch von lateiniſchen und deutſchen Wörtern halb errathen, erwacht in dem abergläubiſchen jungen Manne eine unendliche Begier, die „ſchwarze und weiße Magie", von welcher das Werk handelte, kennen zu lernen. Der Reiz des Geheimnißvollen und Wunderbaren hatte ſich Streitmatter's ſo ſehr bemächtigt, daß er alles Andere darüber vergaß, die Pflichten gegen ſein Hauswesen und gegen ſeine junge Gattin. Sein Vermögen ſchmolz unter den wucheriſchen Manipulationen eines angeblichen Freundes, der zuletzt Herr ſeines Anweſens wurde; ſeine Frau ſuchte ſich wegen ihrer Vernachläſſigung Rathes bei einem Mönche und da war ſie gut berathen. Vom Hauſe verjagt, von ſeiner Frau betrogen, hatte Streitmatter die Wahl der Verzweiflung. Er wurde Spion, dann Räuber. Die Ueberzeugung, daß über dem Menſchen ein unabwendbares Geſchick walte, war von dieſer Zeit an in ſeinem Innern feſtgewurzelt. In dem Glauben ging er in vollkommenem Gleichmuth und ſogar heiterer Stirn 1810 zum Tode.

Wir haben nur noch das Schickſal und den Tod des armen Weibes von Mathias Weber zu erzählen. Dieſes unglückliche Weib, das durch die Hand des eigenen Mannes fiel, hatte nicht einmal jene bluterkauften Momente der Räuberherrlichkeiten genoſſen, unter welchen die Frauen Pikard's und Bosbeck's und die ſpätern Gefährtinnen von Heſſel und Streitmatter auf kurze Zeit das Entſetzliche ihrer Lage, die furchtbare Stimme ihres Gewiſſens vergeſſen konnten. Wo wir dieſe Frau treffen, finden wir Mangel und Entbehrung auf ihrem Lebenspfade. Es iſt eigenthümlich, daß gerade der Räuber, der von ſeinen Richtern faſt als liebenswürdig geſchildert wird, ein Jüngling, welchem man wegen ſeines Muthes und ſeiner Conſequenz bis zu ſeinem traurigen Ende Theilnahme nicht verſagen kann; der endlich noch am meiſten Menſchlichkeit bewahrt hatte bei ſeinem verwilderten Gewerbe, daß gerade dieſer gegen ſeine Frau ſich nicht allein mit Härte und grauſamem Spott benommen, ſondern auch die mörderiſche Hand gegen ſie erhoben hat. Es iſt aber auch Das eigenthümlich, daß dieſe letzte That aus Liebe geſchah, aus Liebe zu ſeinem Kinde. Das Benehmen Weber's, genannt Feyer, gegen ſein Kind bildet einen merkwürdigen Contraſt zu dem gegen ſeine Frau, und auch darin liegt etwas Merkwürdiges, daß Gertrude für ihren Mann dabei doch die unerklärlichſte Zuneigung hatte, eine Zuneigung, die ohne allen äußern Anhaltpunkt wie eine Art von Zauber und Bann erſcheint und unwillkürlich an die Sage von Faſtraden's Ring erinnert. Mehrmals von ihm verlaſſen, folgt ſie ihm immer wieder, bis ſie endlich den Tod von ſeiner Hand empfängt. Solche Reſignation in das einmal gewählte Loos, ſolche Zuneigung, ohne ſich über das Weshalb Rechenſchaft geben zu können, trifft man häufig bei den Weibern der Verbrecher. Es iſt dies eine Erſcheinung, die für den Criminaliſten wie für den Pſychologen einer weitern Erforſchung werth iſt. Doch hören wir ihr nähe-

[illegible] Feyer.

Gertrude Stulm war die Tochter eines Scharfrichters, der mit den Räubern in Verbindung ſtand. Feyer lernte ſie am Galgen, im Hauſe ihres Vaters kennen und verliebte ſich in ſie. Als das Mädchen von ihm ein Kind unterm Herzen trug, drang der Vater auf Heirath; aber Feyer liebte ſeine Ungebundenheit mehr als ſeine Geliebte und entfloh. Nach einiger Zeit kehrt er wieder. Mit offenen Armen empfängt ihn das Mädchen, mit Zürnen der Vater, der ſich hoch und theuer unter ſchweren Drohungen verwahrt, die Bekanntſchaft dürfe nicht wieder erneut werden. Gerade dieſe Weigerung

mochte den Widerstand Fetzer's geweckt und gereizt haben; er überredet sie, mit ihm zu fliehen, und nun begann für Gertrud ein Leben voll der bittersten Entbehrung. Aber standhaft ertrug sie es. Oft suchte er sich von ihr loszureißen und ließ sie im Stich; sie kam ihm immer wieder nach. Eines Morgens, als sie ihn auch plötzlich nicht mehr erblickte, eilte sie zur Maas und mußte sehen, wie er ohne sie den Strom dahinfuhr. Sie ruhte aber nicht, bis sie wieder bei ihm war. Einstmals ließ er sie bei Neus zurück, mit ihrer Zustimmung, um auf einen Fang auszugehen. Unmuthig kehrt er heim; die Mühe war fruchtlos gewesen; für das Kind hatte er nur einige Johannisbeeren mitgebracht. Beerchen für Beerchen wurden sie dem verschmachtenden Kinde gereicht; auf einmal bricht das Kind, um mehr zu bekommen, in lautes Weinen aus. Fetzer's Weib, in einer Minute der Ungeduld, schlägt es deshalb. Wie Fetzer dessen ansichtig wird, ergreift ihn Zorn, der schon in ihm kochte. Seiner selbst nicht mehr mächtig, überhäuft er die Frau mit Mißhandlungen, bis diese weinend aufs Stroh niederfällt. Er rüttelte sie vergebens auf, er hatte sie todtgeschlagen. In einem Anfalle von Verzweiflung will er nun auch sich das Messer durch den Leib rennen, allein seine Gefährten kommen, werfen sich dazwischen und verhindern es. So erzählte Fetzer die That in seinen letzten Geständnissen selbst und fügte hinzu: „Ich liebte meine Frau, aber noch weit mehr mein Kind." — Diese Liebe zu seinem Kinde begleitete ihn in der That bis zu seinem letzten Hange. Es ist charakteristisch, auf welche Weise sie sich in dieser verwahrlosten Natur noch kurz vor seinem Tode aussprach. Schon hatte man Anstalten zu seiner Hinrichtung getroffen, als er zu seinem Beichtvater sagte: „Wenn ich nur noch einmal frei sein könnte!" Warum das, Weber? fragte ihn der Beichtvater. „Ich möchte noch einmal etwas Großes stehlen", antwortete Fetzer. Natürlich, daß der Geistliche über diesen Wunsch sehr verwundert war. Kopfschüttelnd sagte er mit strafendem Tone: Das wolltest Du, Weber? „Ja, das wollte ich!" entgegnete Weber; „ich würde das Geld nehmen und dafür mein armes Kind hier bei den Ursulinerinnen erziehen lassen. Es wird doch zu Grunde gehen!"

Wenden wir uns nun zu einer andern Gruppe: zu den Räubern an der Mosel und dem Hundsrück.

Gleichzeitig mit den Banden am Rhein hauste in diesen Gegenden Johann Bückler, mit dem Beinamen Schinderhannes bis zur Stunde wohlbekannt in deutschen Landen. Sage und Tradition haben diesem wilden Menschen eine romantische Gestalt verliehen. Noch aus meinen Knabenjahren erinnere ich mich, daß, wenn Rinaldo oder irgend ein anderer — ini in meine Hände fiel, ich ihn sogleich auf deutschen Boden verpflanzte und mit dem Schinderhannes in Verbindung brachte. Und dennoch sind die Thaten dieses berufenen und besungenen Räubers minder gewaltig und minder kühn als die eines Pikard oder Fetzer. Als einmal die beiden Banden zusammen handelten, war Bückler ein ganz untergeordnetes Werkzeug, während Pikard an der Spitze stand.

Um das fast heitere Hauptbild von „Hannes und seinem Juchen" haben wir Nebenbilder zu setzen, die schauervolle Scenen darstellen, wenn wir auch absehen von dem Hintergrunde, der dort und hier immer wieder das Schaffot ist. Das Weib erscheint in der ganzen Verbrechergeschichte dieser Bande fast immer nur leidend, als die Sklavin ihres Genossen, aber auch leichtfertig wie eine Sklavin, obgleich die Untreue oft genug mit dem Dolche gerächt wurde. Das Messer wurde nicht allein zum Schutze des Raubes geschwungen, es lag auch neben dem Becher des Trinkgelags. In der Regel war es eine „Helena", wegen der der Kampf entbrannte. So war Ilitis Jakob aber, wie er wirklich hieß, Johann Jakob Krämer, der eifersüchtige Mann einer schönen Frau, immer bereit, Jeden, der sich seinem Weibe nahte, niederzustechen. Einst, während eines lustigen Schmauses, wagte es dennoch Einer, mit ihr zu schäkern, und sogleich stieß er ihm das Messer mitten in die Brust. Ein sechzehnjähriges Mädchen, Elisa Werner,

die Geliebte eines wüſten Geſellen, Rauſchenberger, oder Blackenklos, wie ihn die Bande nannte, war Zeugin dieſer That; ſie trat auf dem Leichnam herum, „weil der Ermordete die Krämer ſchöner gefunden hatte als ſie". Kurze Zeit darauf war Krämer mit ſeiner Frau zu einem Raubgenoſſen, dem „Schwarzen Peter", zur Kindtaufe nach Lipshauſen geladen. Bei der Rückkehr durch den Sonnwald blieb Krämer zufällig etwas zurück, während Peter mit der Frau vorausging; ein Jude begegnet Krämer'n und erzählt ihm, daß Die, welche vorangingen, ſchäkerten. Bald darauf fand man die Leiche der Frau im Walde; ſie hatte elf Dolchwunden. Krämer ſchrieb an die Gerichte zu Gelbershauſen: „Ich habe den Mord begangen." Die Geſchworenen erklärten ihn ſonderbarerweiſe ſpäter dieſes Mordes für — nicht ſchuldig. Sie waren — ſetzt unſer Gewährsmann hinzu — lauter Ehemänner. Dieſem Morde folgte noch ein Nachſpiel. Dem vorwitzigen Angeber, dem Juden, wurde vom Schwarzen Peter auch der Mund auf immer verſchloſſen.

Auf noch furchtbarere Weiſe wurde der Räuber Müller „der Arzt ſeiner Ehre". Müller war der Sohn wohlhabender Aeltern und hatte in den untern Claſſen der gelehrten Schulen einige Bildung genoſſen. Plötzlich wurde er durch Verhältniſſe in den Bauernſtand zurückgedrängt, ohne daß er ſich jedoch an die Arbeit mehr gewöhnen und die Begriffe von einem beſſern Leben verbannen konnte. Während die letzten Trümmer ſeines Vermögens zuſammenſchmolzen, kamen die Franzoſen ins Land. Eines Tags kehrt er von einem Ausfluge nach Hauſe zurück und man raunte ihm ins Ohr, ein franzöſiſcher Dragoner, der bei ihm einquartiert geweſen, hätte eine Gewaltthat an ſeiner Frau verübt. Von Wuth entflammt eilt er nach Münſtereifel, kauft ſich dort ein Gewehr und faßt den Vorſatz, aus Rache den erſten beſten Franzoſen, den er antreffen würde, niederzuſchießen. In der That lauerte er zwiſchen Schönau und Münſtereifel einigen franzöſiſchen Militärs auf und nur ein glücklicher Zufall rettete dieſe. Monate vergingen, bis er einen franzöſiſchen Fuhrknecht in Schönau trifft. Das Gefühl über die ſeiner Frau angethane Unbill ergriff — ſo erzählt er ſelbſt — bei dem Anblicke dieſes Menſchen ihn wieder mit allen Furien. Drei Tage lang ſchlich er dem Fuhrmanne nach, ſogar bis in die Kirche. Während der Eine in frommer Andacht niederkniete, brütete der Andere Gedanken des Mords gegen einen ſchuldloſen Menſchen. Tags darauf reiſte der Fuhrknecht ab. Müller folgte; hinter Schönau gibt er ihm von hinten die erſte Ladung. Der Getroffene ſucht zu entſpringen, aber der Mörder holt ihn ein und kündigt ihm unter kaltem Hohngelächter an, er müſſe ſterben. Der Verwundete bittet in den rührendſten Ausdrücken um ſein Leben, ſtellt ihm vor, daß er ihn nie beleidigt, führt ihm den Schmerz ſeiner Aeltern vor, erinnert ihn daran, daß er ein Elſäſſer, alſo ein Deutſcher ſei — Alles vergebens; die einzige Antwort war: „Du mußt ſterben!" Der Unglückliche wälzte ſich auf den Knien, bald ſeinen Mörder anflehend, bald die Hände zum Himmel hebend; Müller lud indeſſen ſeine Flinte wieder, trat einige Schritte zurück und erſchoß den Betenden. Auf dem Grabe des Ermordeten — ſprach der offenbar halbverrückte Menſch fünf Vaterunſer. . . Der Sicherheitsbeamte B. Becker berichtet: „Als uns Müller dieſe beiſpielloſe Geſchichte nach ſeinem Todesurtheile im Kerker erzählte, ſahen wir einen alten Criminaliſten, der ſchon oft auf Rad und Galgen erkannt hatte, Thränen vergießen. Nur der Mörder blieb ungerührt und zeigte bis zur letzten Minute keine Spur von Reue über dieſe Frevelthat, die er mit vielen andern auf dem Schaffot büßte."

Auch Karl Benzel wurde zum Verbrecher, weil er ſeine Geliebte aufgeben mußte. Ein luſtiger, wüſter Muſikant, der aus kleinen Prellereien und Entwendungen ſich von jeher kein Gewiſſen gemacht hatte, ein Taugenichts, den ein mächtiger Hang zum Stehlen trieb, lernte er Bückler'n kennen, und gern wäre er unter deſſen Bande getreten, wenn er nicht ein Mädchen geliebt hätte, das ihn mit Thränen beſchworen hatte, Verbrechen und Umgang mit Verbrechern zu fliehen. Er verſprach es ihr. „Vergeben" — es ſind

dies seine eigenen Worte — „vor der hab' ich mich mehr als vor meinem eignen Weib gefürchtet. Bei jedem kleinen Diebstahle, deren ich viele verübte, habe ich mich immer gefragt, ob es möglich sein könnte, daß sie's erführe." — So kämpfte in ihm die Liebe mit den Dämonen des Lasters. Von der Stunde an, als der Bauer den Burschen das Mädchen abgefangen, wurde er ein Mitglied der Bande.

Nachdem wir den Geheimnissen der Glieder gehorcht, hören wir auf die Liebesgeschichte ihres Hauptes. Zu Kirn zechte Hans Büchler, der Schinderhannes, mit seinen Genossen. Unter den Musikanten war ein Mädchen, Margarethe Bläsius, das seine Aufmerksamkeit, sein Wohlgefallen erregte. Seit der Zeit streifte er am liebsten um Bodenwerderhaus, dem Wohnorte derselben. Heinschütz im Dorfe war Philipp Klein, auch ein Genosse der Gesellschaft. Er mußte den Boten machen und einen Vorwand ersinnen, Margarethen in den Wald zu locken, wo sie dann Hans mitnehmen wollte. Sie kam, aber sie brachte ihre Schwester Juliana mit sich. Und Juliana war weit schöner als Margarethe. Juliana gefiel dem Räuber besser als Margarethe. Büchler wußte seine Worte wohl zu stellen; der unbekannte „Herr" war ein schöner Mann, gab sich für einen ehrsamen Handelsmann aus, versprach ihr das schönste Leben von der Welt; in seinem Gemüth war es bereits, was that Juliane? Sie willigte in die Flucht. Büchler war nicht allein erschienen. Margarethe ging mit Dalbermet, einem Gefährten Büchler's.

Juliane, ein munteres, leichtes Naturell, wußte den hübschen Räuber zu fesseln. Wirkliche treue Liebe zu ihr und seinem Kinde wich von ihm, es sich nicht mehr auf seinem Herzen. Ein abenteuerliches Leben begann für Beide. Zuweilen begleitete sie Büchler's auf seinen Raubzügen, zuweilen reiste sie über den Rhein und half die gestohlenen Waaren absetzen; aber auch beide Liebesleute vergnügten sich zugweilen in der einen jener Dorfschenke; sie wußten ja, daß man sich wohl hütete, sie zu verrathen. So sah Schinderhannes einmal zehn Tage in dem Hofe von Rallenbach, während die Gendarmen von Kirn die Gegend durchsuchten. Er war nur damit beschäftigt, seine Frau und sich neu kleiden zu lassen. Drei Schneider waren in vollter Arbeit; einer auf dem rallenbacher Hof, der andere in Hahnenbach und der dritte auf der Bierkumhöhe. Juliana wurde ganz in Seide gehüllt. Der Räuber selbst machte sich das Vergnügen, eine Zeit lang in diesem Putze mit ihr auf der Landstraße auf und ab zu marschiren und höhnisch zu rufen: „He, Gendarmen, kommt, holt den Schinderhannes!" Kurze Zeit darauf veranstaltete er Juliana zu Gefallen einen offenen Ball zu Kreuzschieid und der Einladung wurde Folge geleistet. Die schönen Mädchen aus der ganzen Gegend stellten sich ein! Die Räuber vergnügten sich mit Tanz und Zechen bis in die Nacht und zogen dann ruhig auf den rallenbacher Hof zurück. Dort hielt Schinderhannes mit Julianen förmlich Hof. Von hier wurden die Expeditionen abgeschickt. Die Juden erhielten derselbe förmliche Gesandtschaften ab. Wie in Rallenbach, so schlug auch in Merxheim das Paar eine Zeit Residenz auf. Hier war es, wo Büchler den reichen Handelsmann Isaak Herz zu Schabernahm zu sich beschied. Isaak Herz erschien am bestimmten Tage zur Mittagszeit. An der Thür des Hauses stand eine bewaffnete Räuber-Schildwache, die den Juden empfing und die Treppe hinaufführte; oben war eine zweite Wache postirt, die ihn zu dem Audienzzimmer geleitete, wo Büchler unter Gewehren und mit einem Perspective in der Hand neben seinem prächtig gekleideten Weibe saß. „Warum gehst du immer in Begleitung von Gendarmen?" fuhr der Hauptmann den zitternden Juden an; „das wird dir wenig helfen, denn es steht nur von mir abhängen, dich aus ihrer Mitte herauszuschießen." Isaak Herz machte seine Entschuldigungen, zahlte für die gnädige Audienz sechs Kronenthaler und war froh, als er das Haus mit seinen Schildwachen im Rücken hatte. Auch zum Dichter wurde der Räuber seinem Lieb zu gefallen. Es existirt ein Lied, in welchem er Julianen besang.

Mit der Liebe zu Weib und Kind scheint mitten im Glück seiner Beutezüge ihm die Reue genaht zu sein. Der Salineninspector Lichtenberger in Münster, der einmal nächtlicher Weile in die Hände der Räuber gerathen und nur durch ihn gerettet worden war, erzählt, daß Bückler, dieses Lebens müde, seine ganze Bande aufzulösen versprach, wenn man ihm Verzeihung angedeihen und ihn unter das Militär aufnehmen wolle; „man werd nie mehr einen schlechten Streich von mir hören." Als der Staat diese Bedingungen abschlug und die Gesahren dieser verwegenen Menschen sich mehrten, entschloß sich Bückler, sich unter den Soldaten heimlich anwerben zu lassen. Bei diesem Vorhaben wurde er verhaftet, erkannt und mit Juliancn nach Mainz abgeliefert. Anfangs täuschte er sich über den Ausgang des gegen ihn eingeleiteten Processes, bald aber erkannte er in den Zügen der öffentlichen Verhandlung „seine Todtenvögel". Von nun an ging sein einziges Bestreben dahin, seinen Vater und Juliancn, deren Verführer er sich nannte, so viel als möglich zu retten; sich selbst gab er auf. Es gelang ihm, ihre Unzurechnbarkeit bei einem Raube ungewiß zu machen. Die Zeugen wurden unsicher. Er leitete so seinem Märchen in der That das Leben. Bückler hatte noch nicht das vierundzwanzigste Lebensjahr überschritten, als er 1803 vor Mainz im Bereiche der ehemaligen Favorite hingerichtet wurde. Viertausend Menschen sollen bei der Hinrichtung gegenwärtig gewesen sein. Juliana Bückler, die leicht sein Schicksal hätte theilen können, wurde nach zweijähriger Gefangenschaft entlassen. „Kühne Menschen, die auch für ihr Kind gelernt hatten, erboten sich, sie als Magd bei sich zu behalten, aber Präsident Rebmann erzählt: „Das prosaische gemeine Leben war dieser Person zuwider. Sie verließ es, um Gott weiß wohin zu gehen."

Der Raub ist zwar seitdem nicht ausgerottet in Deutschland, aber die goldene Zeit der Räuber hatte mit der Vernichtung dieser Banden ein Ende. Im Odenwalde sammelten sich die gesprengten Räuberhaufen der Rheinländer, der Rhein- und Mosel-Bande, Andere gesellten sich zu ihnen, bis wiederum Blutunthaten auch ihrem Unwesen ein Ende machten. Die Lebensgeschichten dieser wüsten Verbrecher enthalten nur dürre, trockene Notizen, aus denen für die Menschenkunde nichts anzulesen ist. Nur ein Einziger, der „Heiden-Peter", ist geeignet, Interesse zu erregen. Vielleicht, daß ich in den nächsten Blättern Einiges aus Heiden-Peter's Leben und seinen Vorsteen (in jenischer, d. i. Gauner-Sprache) mittheilen Gelegenheit finde.

Die Erde als Tropfen.

II.

Ein nicht minder starkes Zeugniß des geschmolzenen Zustandes der Erde bietet die Art und Weise der, wie die Massengesteine vorkommen. Basalt, Porphyr, Granit und ähnliche Massen liegen eigentlich in der Tiefe, unter den geschichteten Gesteinen. Sie finden sich aber oft auch an der Oberfläche der Erde, sogar auf den höchsten Bergen, und bedecken hier und da die Schichtgesteine. Bei näherer Untersuchung erscheinen sie dann wie aus der Tiefe emporgetrieben, gleichsam herausgequollen. Sie mußten dabei die Schichtgesteine emporheben, daher die Schichten oft sehr schief geneigt liegen, mußten die Schichten mit Gewalt durchbrechen und die entstehenden Spalten ausfüllen. Daher sind diese ausgefüllten Spalten auch oben am engsten und werden nach unten immer weiter. Die Seitenwände der Spalten zeigen oft an dem zerschlitzten Gestein deutliche Spuren von der Hitze der emporsteigenden flüssigen Masse, sie erscheinen angeschmolzen, verhält, der Thon wie verbrannt. Der große Mineralog Werner erklärte schon die Entstehung

dieser ausgefüllten Spalten, bei geringerer Ausdehnung Gänge genannt, ebenfalls durch Eindringen flüssiger Massen, aber von oben, was jedoch durch die nach unten erweiterte Gestalt der Spalten widerlegt wird. Höchst auffallend und charakteristisch ist oft das Vorkommen des Basalts. Man findet ihn bisweilen auf der höchsten Spitze der Berge, die äußersten und ganz anderem Gestein, z. B. Sandstein bestehen, und in deren Nähe sonst kein Basalt vorhanden ist. Aber von der Spitze reicht er im Innern des Berges hinab in die Tiefe, wo sich nun große Basaltmassen vorfinden. Er ist dort offenbar von unten im flüssigen Zustande durch einen Kanal im Innern des Berges emporgedrungen, ist oben herausgequollen, gleichsam übergelaufen, und hat nun ungefähr die Form eines Pilzes, dessen Hut die Spitze des Bergs bedeckt und dessen Stiel im Innern des Berges hinabreicht bis auf die große unterirdische Basaltmasse. Ein Apfel, der um ihn zu braten auf den Ofen gelegt wird und der dabei eine Oeffnung in der Schale bekommt, durch welchen ein Theil des weichen Inhalts herausschmilzt, ahmt diese Erscheinung ziemlich getreu nach. Diese Emporbringungen der Massengesteine, diese Ausfüllung von Spalten, dieses Hervorquellen an der obern Oeffnung beweisen unwiderleglich, daß jene Massen einst flüssig, und zwar feuerflüssig, geschmolzen waren. Stellen wir dies zusammen mit ihrem krystallinischen Zustande und mit dem Vorkommen wirklicher Krystalle, sowie mit ihrem, die Spuren des Feuers oft so deutlich zeigenden Aussehen, so wird gewiß jeder Zweifel schwinden. Die aufgeführten Beweise erscheinen so unwiderleglich und so vollkommen ausreichend, daß wir Alles, was sich noch für unsere Behauptung anführen ließe, übergehen und es für eine ausgemachte Sache ansehen können, daß unsere Erde, soweit wir ihr Inneres kennen, einst theils durch Auflösung im Wasser, theils durch Schmelzen im Feuer flüssig war.

Soweit wir es kennen. Doch ist denn nun freilich noch nicht sehr weit. Nur wenige tausend Fuß tief ist man bis jetzt ins Innere der Erde gedrungen, und es bildet der uns bekannte Theil eigentlich nur eine dünne Rinde oder Schale der Erdkugel. Bei weitem der größte Theil ist uns unbekannt. Die uns bekannte Erdrinde ist nicht so dick als verhältnißmäßig der Papierüberzug eines Globus von einem Fuß Durchmesser. Es ist noch lange nicht der achthundertste Theil von der Dicke der Erde bis in ihren Mittelpunkt. Kitzbühl in Tirol hat den tiefsten Schacht, den man kennt, 3000 Fuß tief. Er liegt aber mit seiner Oeffnung so hoch, daß diese 3000 Fuß noch nicht bis zur Tiefe der Meeresfläche reichen. Die englischen und französischen Steinkohlengruben sind weniger tief, reichen aber wegen ihrer niedrigen Lage allerdings bis unter den Meeresspiegel, zu Anzin bei Valenciennes bis 1100 Fuß. Das tiefere Vordringen wird theils durch die zunehmende Schwierigkeit der Arbeit, theils durch das Eindringen der Wässer verhindert, und es ist wenig Aussicht vorhanden, daß es gelingen werde, in eine bedeutend größere Tiefe zu gelangen als gegenwärtig. Wohin aber Hand und Auge nicht mehr dringen können, dahin dringt noch der Geist und sucht auf solche Regionen zu regrübeln, die uns außerdem auf ewig verschlossen bleiben würden. Und so wissen wir denn mit ziemlicher Gewißheit, daß unsere Erde in größerer Tiefe nicht nur ebenfalls flüssig gewesen sein muß, sondern es wahrscheinlich auch noch heute ist. Hören wir, welche Betrachtungen man noch weiter über den muthmaßlichen Zustand des Innern unsers Erdballs angestellt hat.

Noch jetzt gibt es Feuer in der Erde, Vulkane und Erdbeben sind unverwerfliche Zeugen. Die Vulkane senden noch täglich ihre Rauchwolken und Flammen empor, und werfen noch täglich Asche, halb und ganz geschmolzene Steinmassen aus, die in glühenden Strömen die Umgegend verheeren. Sie müssen den Herd ihrer Thätigkeit tief in der Erde haben, gewiß weit tiefer, als etwa unsere Schachte und Bohrlöcher hindringen können sind. Dafür spricht die Verbindung, in welcher Vulkane und Erdbeben oft auf mehre hundert Meilen weit stehen. Da unten muß es also Feuer und geschmolzene Massen

geben. Ferner macht man überall beim Vordringen in die Tiefe der Erde die Erfahrung, daß mit der Tiefe die Erwärme zunimmt. Für jede achtzig Fuß mehr steigt das Thermometer um einen Grad. Das kann nicht von oben eindringende Wärme sein, sonst könnte sie nicht nach unten zunehmen. Sie muß also aus dem Innern der Erde stammen. In der Tiefe von einer halben Meile muß schon die Siedhitze des Wassers herrschen, und in einer Tiefe von vier Meilen muß die Hitze schon so groß sein, daß selbst die schwerflüssigsten Körper, wie Kieselerde, schmelzen müssen. In noch größerer Tiefe muß endlich, wenn die Erde nicht dort auf andern und unbekannten Bestandtheilen zusammengesetzt ist, Alles ohne Ausnahme geschmolzen sein, und wir müssen uns also immerhin mit dem Gedanken befreunden, daß wir einen glühend flüssigen Tropfen bewohnen, dessen äußere Rinde nur bis auf eine geringe Tiefe erkaltet ist.

Mit diesen Resultaten war aber der Forschergeist der neuern Zeit noch nicht zufrieden, sondern er ging noch viel weiter zurück. Eine Menge Körper werden durch Hitze in Dampf oder Gas verwandelt, so Wasser und alle Flüssigkeiten, das Quecksilber, ferner Schwefel, Antimon, Arsenik und viele andere feste Körper. Wir andern, die bis jetzt noch widerspänstig zeigen, wird es noch gelingen, wenn wir gelernt haben werden, größere Hitzgrade hervorzubringen, als wir es jetzt im Stande sind. Bei einem Hitzgrade von hinreichender Höhe würde ohne Zweifel unsere ganze Erde sich in Dampf verwandeln. Da sie offenbar die Merkmale des Erkaltens an sich trägt, so ist sie folglich früher heißer gewesen und war wahrscheinlich einmal wirklich dampfförmig. Da aber Sonne, Mond und Planeten unserer Erde ähnliche Körper sind, so mag unser ganzes Sonnensystem, Sonne, Erde und Planeten, einst eine große Dampf- oder Nebelmasse gewesen sein. Wie aus dieser Nebelmasse sich allmälig einzelne Körper, Sonne und Planeten absondern, abrunden, dabei aber in drehende Bewegung gerathen und sich an den Polen abplatten mußten, das hat besonders der französische Mathematiker Laplace zuerst in so einleuchtender Weise dargestellt, daß sich gegen die Richtigkeit dieser sogenannten Nebeltheorie kaum etwas Vernünftiges einwenden läßt.

Damit haben wir aber schon unser Ziel überholt. Begnügen wir uns mit der Ueberzeugung, daß unsere Erde einst ein heißflüssiger Tropfen war, der allmälig erkaltete, dadurch an der Oberfläche eine feste Rinde erhielt, die gegenwärtig eben noch ganz geeignet ist, und zum Wohnplatze zu dienen, und die am weitern Erkalten durch den Einfluß der Sonne gehindert wird. Wenigstens seit der historischen Zeit, also seit einigen Jahrtausenden ist die Erkaltung nicht mehr fortgeschritten. Man würde dies an der Zusammenziehung der Erde und der dadurch bedingten Aenderung ihrer Umdrehungsgeschwindigkeit sehr bald bemerkt haben. So lange das Gleichgewicht zwischen Erkaltung und Erwärmung ungestört bleibt, so lange also, als in der bisherigen Weise die erwärmende Sonne unserer feuerflüssige Erde bestrahlt, wird auch wenigstens eine großartige, tief ein greifende Veränderung der Beschaffenheit unserer Erdoberfläche nicht zu erwarten sein.

K.

Die Herrschaft der Jahreszeiten.

Im Winterschnee, wenn am gefrorenen Fenster der Sonnenstrahl die Palmenblätter und Farrenkräuter thaut, die sich wie von einer unsichtbaren Pflanzenwelt die Pfäste auf ihnen abdrücken, im Winterschnee, wenn der gleichmäßige Strom der Luft im wärmenden Ofen behaglichen Takt hämmert und der ganze Lebenstrieb des Menschen sich zusammensetzt in sich selbst, schürend aus tiefinnen die erwärmenden Flammen seines Geists, im Winterschnee regiert im Menschen der Geist. Was belebend und entfesselnd auf die Menschheit

wirkte, was die gebundene Wärme des Nachtfrostes, der Betrachtung und des erstarrenden Schauens so hervorgebracht hat, das verdankt sicher seine Entstehung der Nacht und Kälte.

Der Frühling aber zwingt den Geist, seine Herrschaft dem Körper abzugeben. Wenn die milden Lüfte wieder über die Erde wehen, wenn aus heilgerschmolzenen Schneebetten schon die Keime der Winterfaat blicken, wenn sich auch grauen Rebstein allmälig grün und saftgelebt die auferstehende Natur enthüllt, dann werfe der Forscher Buch oder Feder hinter den aufgeheizten Ofen und drücke die treibende Kraft nicht nieder, die sich auch ihm durch die Adern drängt! Der Frühling gehört dem Erlebniß; er entfesselt die Leidenschaft, setzt die Sinne in Aufruhr. Frühling will vom Menschen nichts als das Zugeständniß, eine erfreuende Creatur zu sein. Frühling weckt neues Leben und tödtet auch. Die aus ihren Bändern gehende Kraft der Gährung sprengt die Bänder. Die Lüfte, die so mild über die Fluren wehen, bergen Leben und Tod in sich. Der Erzgeist, wie eine riesige Walkyre, zieht im Frühling über die Erde mit mächtigen Flügeln und geschwungenem Schwerte. Mild scheint Alles und zum Leben verlockend, was der Frühling bringt; stärker sich aber Jeder die ganze Kraft seines physischen Seins zu messen, — wenn die Veilchen blühen.

Im Winter herrscht der Geist, im Lenz der Körper, im Sommer die Seele. Im Sommer strecke dich aus am blühenden Gelände auch deines Innern. Pflanze die Blumen im Herzen, schlinge die Bänder der Liebe und Freundschaft um all' deine Gedanken, strome dich aus in Hingebung und glücklichem Empfangen! Wer wird schaffen im Sommer? Sammle! Genieße! Gibbon sagt, im Sommer wär' ihm nie ein vernünftiger Satz, nie eine Zeile gelungen. Im Sommer ruhen sich die Herzen, im Sommer schweigen die Sorgen, im Sommer vergessen sich die geschlotterten Werke des Winters.

Im Winter der Geist, im Frühling der Leib, im Sommer die Seele. Und im Herbste? ... Wenn die Blätter fallen, die Sonne früher und früher sich einhüllt in ihr malerischen gelbrothen und violetten Wolkengewänder, wenn Nordoft auf den dunklern Strömen die Wellen in tausend kleine Hügelchen tippt, wenn die schlanken Pappeln sich ächzend biegen vor demselben stehn, der eben auf dem Meere Massen bricht, von den Alpen Lawinen stürzt, dann treten uns die Bilder der Vergänglichkeit entgegen. Wie der Mensch im Lenz, seinem geschlechtlichsten Feinde, nur an das Leben denkt, so wunschleben ihn im Herbste, wo die größte physische Kraft ihm zu Gebote steht, die Ahnungen des Todes. Dem Herbste gehört das Gemüth. Im Herbste singen auch ihr Beste die Dichter.

Anregungen.

Richard Wagner'sche Musik.

Alte Zeit:
Im Anfang war das Wort.
R. Wagner:
Im Anfang war die Note.

Richard Wagner, der Componist des „Rienzi", des „Fliegenden Holländer", des „Tannhäuser" und „Lohengrin", der Verfasser einer ganzen Anzahl ästhetischer Schriften, hat bekanntlich den Ausspruch gethan: Eine Stunde Griechs wiege ein ganzes modernes Leben auf! Diese Ueberzeugung, die Wenige theilen werden, entspricht den Anschauungen, die Richard Wagner vom antiken Leben und von der Stellung der damaligen Kunst zum Staate hat. Immer aber, wenn wir Musik von ihm hören, mußten wir uns sagen: Hätte dieser Meister wirklich im Alterthum gelebt und damals ebenso componirt wie er jetzt componirt, seine bewunderten Griechen würden ihn zum Tode verurtheilt haben. Ehe wir unsern Ausspruch beweisen, bemerke man und bis Verwunderung, daß ein Mann, der sonst zwei mal sein Leben vermirkte, einmal im Alterthum und einmal in dem Jahrhundert, wo er unglücklicherweise zur Kapellmeister eines deutschen Hoftheaters sein mußte, eine außerordentliche und höchst merkwürdige Erscheinung sein muß.

ten zählten vierzehn Tonarten auf, ter Tonarten verbanden, das anzu- e hier zu weit führen. Es genüge, ere Begriffe von Dur und Moll voll- nnten, wenigstens nach der Wirkung auf die Gemüther. Golem sagte: ie Freiheit verbannen, so beförderte te schloß von seiner Republik einige nd erschaffende Tonarten aus und ab es ein Gesetz, daß eine Tonart, die hypermixolydische, gerade mit beförderte. Und wie gesetzen, so oft wir agner'scher Musik hörten, wurde uns s sagen, hypermixolydisch zu Muthe. an wol anders bei den Alten ein hö- hest Staatsverbrechen gewesen sein. Musik, welche die Seele des Men- schlaut verschwand und sie gleichsam hinen herausholt bis zur Erschöpfung ht, bis zur Erschaffung und zum Tode? Richard Wagner's ist etwas ganz d die gewöhnliche Musik. Wenn man n sei nur anders auch bei Allen ein hö- here Staatsverbrechen gewesen sein. Musik, welche die Seele des Men- schlaut verschwand und sie gleichsam hinen herausholt bis zur Erschöpfung ht, bis zur Erschaffung und zum Tode? Richard Wagner's ist etwas ganz d die gewöhnliche Musik. Wenn man n sei nur anders auch bei Allen ein hö- here Staatsverbrechen gewesen sein. Musik, welche die Seele des Men- schlaut verschwand und sie gleichsam hinen herausholt bis zur Erschöpfung ht, bis zur Erschaffung und zum Tode? Richard Wagner's ist etwas ganz d die gewöhnliche Musik. Wenn man n sei nur anders auch bei Allen ein hö- here Staatsverbrechen gewesen sein. Musik, welche die Seele des Men- schlaut verschwand und sie gleichsam hinen herausholt bis zur Erschöpfung ht, bis zur Erschaffung und zum Tode?

Richard Wagner nennt diese Art musikalischer Wort", die eigentliche Musik, welche die Metaphysik des Worts ist, die Seele der That, die wahre dramatische Action, wo sich Oper und Schauspiel in einem Dritten vermählen, zu einem neuen Kunstist. Er hat die Meinung, daß sich dieser Kunstist gerade an die Antike anreihe. Allein gestehen müssen wir, daß er bis jetzt auf und vor den Gedanken gemacht hat, als wenn wir bei ihm vom Petersdome einig zum Pleinlichen hin und her geschleudert werden. Wir befinden uns bei ihm auf einer Fahrt der Luft auf Montezuma's glühenden Rossen, die nach seiner Ansicht auch uns Rossen sein sollen. Aus Ihren feinen glühenden Rossen werden, wenn man sich auf ihnen auch dann noch streken soll, wenn man gerade genug hat. Man will auch von Rossen endlich wieder auf, will Mann werden, will freiformen vom Kybel der Musik, will aufathmen von dieser ewigen Abschattirtheit der Töne, will eine Objectivität der Musik, die endlich auch außer uns liegt. Da geschieht es aber, daß man bei Richard Wagner um Hülfe rufen muß vor dem rasirenden Moskito, der uns mit seinen Geigen, Flöten, Harfen, Posaunen, Trompeten von unten bis oben rasirt. Es mag ein Gewöhnen auch an solche Musik geben. Dresden und Weimar sind ein Beweis dafür. Aber zum ersten male gehört, macht die Ouverture zum „Tannhäuser" Brustkrämpfen. Es gibt dramatische Dinge in ihr, die krank machen. Die Introduction zum „Lohengrin", die wir in Weimar hörten, verursachte einigen Frauen die Wirkung, die Shakspeare von jenem Kanon beschreibt, der Leinenbeben die Seele aus dem Leibe ziehen kann. Möglich, daß das Gangliensystem weberner Schriftsteller und Ab-Shakspeare'scher Leinenweber scharfe beschaffen, aber ich glaube doch, daß selbst die im Freien und im Ueben schaffenden griechischen Geisteserbeiter nicht ertragen hätten, daß ihnen Violinen die Seelenfasern in schmerzendster Entblößtheit und geradezu krankhaft wie aus dem Tiefinnersten gezogen hätten. Es ist ganz wahr, ein unendliches Entsetzen, eine Bange der Ahnung, ein Zauber von Poesie liegt in dieser unarticulirten Musik, in einer nur vergeistigten Naturlautsprache, aber das Tendentiös dämonischer Mystik drückt zu viel aus. Es gibt mehr als es geben sollte. Es bringt unsere Sinne in wilden Aufruhr und beunruhigt sie ewig. Er kann keine Melodieen schaffen, thut deshalb, als wenn Melodieen alter Zopf wären, fängt etwas an wie Melodie und hört gerade auf, wenn unser Herz nur ganz nach Melodie verlangt; auf Melodie ruht sich das von der dramatischen Musik angeregte Ohr und Herz aus. Bei Wagner gibt es nur dramatische Musik, nur Recitativ, nur Handlung, nur Localmalerei der Situation.

lind so wunderbar schön, so überraschend poetisch die Absichten des Componisten sind (gibt es Reizenderes als die Gegensätze des Venusberges und des thüringischen Idyllischen im ersten Act des „Tannhäuser"?), sein Uebermaß erdrückt, erschlafft, und wir haben Alles bei ihm, nur kein Resultat, das erhebt und erkräftigt.

Richard Wagner ist ein Meister der Dialektik. Seine Musik ist dialektisch. Sie tönt bedeutsam, aber man hat nie etwas, woran man sich mit ganzer Seele bei ihm halten kann. Ebenso spricht und schreibt er immer mit bewunderungswürdiger, aber resultatloser Rhetorik. Vom Verstande geht es bei Naturen, wie die seinige, immer eher zur Phantasie hinüber als zum Herzen; und Verstand und Phantasie sind bei ihm von seltener Größe und innigster Verbindung. Eine Wirkung, die das Herz ergreift (und wir sind so herzig, sogar von Herzensgüte zu sprechen) findet sich bei ihm selten. Er fächelt wol auch auf unser Herz los, unendlich süß, oft mit Engelszungen, er gewinnt uns auch; dann aber läßt er uns auch nicht mehr los, macht aus der Ueberredung Betäubung, zuletzt Vernichtung. Frauen von sensueller Komplexion haben wir in Richard Wagner'scher Musik wahrhaft schwelgen gesehen und sie glaubten, ihr Herz wär' es, das von ihr so mächtig ergriffen. Sie wußten es nur nicht, diese Schwärmerinnen. Ihr Herz waren ihre Sinne. In Richard Wagner's Musik liegt ein tiefgeheimes Gift. Es ist nicht Griechenland, wie er uns in seinen Schriften glauben machen will, in ihm, sondern der Orient. In Sybaris componirte man so, oder schwimmend auf dem Ganges in Lotosblumen und von Mohnsaft betäubt. In Richard Wagner ist orientalische Wonne, hypomixolydische Wonne, und der Areopag in Athen hätte ihn ohne Gnade zum Tode verurtheilt.

Noch einmal die englischen Anstandsbegriffe.

Gegen unsere Darstellung des edlen Thomas in Nr. 5 reclamirt ein englischer Freund. Wir wollen seine mündlichen Aeußerungen wiederholen.

Es ist richtig, sagt er, daß wir in England an den Folgen des Puritanismus leiden und den ganzen Vorwurf der Prüderie in Geschmackssachen verdienen. Etwas Anderes aber ist es mit dem Begriff der Respectabilität. Eine Nation, die etwa im Ganzen nur sechshundert echt- und altadelige Namen besitzt, eine Nation, die sich, unabhängig von diesen, durch ihr Blut sich besser dünkenden Namen, im Uebrigen der größten bürgerlichen Freiheit rühmen darf, mußte sich einen Begriff schaffen, der Dasjenige ausdrückt, was in Deutschland durch Titel ausgedrückt wird. Der Begriff des Gentleman ist das einzige Reagens, das in England aus der freien, unabhängigen, aber zu großen Masse den Menschen der Bildung und der Gesellschaft ausscheidet. Mag bei dieser Unterscheidung viel Lächerliches mitunterlaufen, aber ich frage, ist unsere Respectabilität so lächerlich, wie eure deutsche Hoch-, Wohl-, Edel- und Hochedelgeborenheit? Eure Frau Vicesupernumerateassistenzräthin? Eure Frau Kammerherrin u. s. w.? Haben wir Engländer die lächerliche Courtoisie, alle Titel des Mannes auf die Frau zu übertragen, in Gesellschaften und mit langen Herr Geheimer-, Ober u. s. w. -rath zu quälen, auf unserm Rocke bunte Ordensläppchen und allen möglichen Gesunker und Gestick zu tragen? In Deutschland gibt es fünferlei Gesellschaftsschichten in einer einzigen kleinen Stadt, während in England die Respectabilität nur eine einzige Gesellschaftsclasse macht, die des bürgerlich unbescholtenen Rufs. Bei euch schließt eine Kaste die andere aus und so tief ist euch die Ehrfurcht vor den Unterschieden derselben eingeboren, daß bei euch ein Baron Schulden über Schulden machen kann und doch nur innerhalb seiner eigenen Sphäre für unrespectabel gilt, außerhalb ihrer aber mit tiefster Devotion verehrt wird.

Wir können unserm englischen Freunde nicht Unrecht geben, um so mehr, als er einräumt, daß seine Nation in der allgemeinen Bildung und Volksaufklärung gegen uns zurücksteht; die Orthodoxie der Katheder regiere in England leider zu sehr und aus ihr vorzugsweise entspringe der Charakter von Beschränktheit oder Engherzigkeit, der einigen englischen Sittengesetzen nach unserer Schilderung, die er im Uebrigen vollkommen billigt, aufgedrückt wäre.

Das Alterthum.

Der große Schatz des Alterthums liegt für die Menschheit im Großen und Ganzen fast noch unangebrochen da. Man wird ihn erst nutzen, wenn man auf den Schulen die alten Classiker in Uebersetzungen liest und das Studium des Textes den Gelehrten allein überläßt.

Zorn der Liebe.

Kränkt du in der Liebe Zorn,
Liebe, die vergibt dir schon,
Wär's nur nicht mit kaltem Hohn,
Stachel nicht vom Skorpion!
Von der Rose einmal den Dorn,
Den vergibt die Liebe schon.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 9. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Seelsorger.

Ein Lebensbild.

Vor Kurzem berichteten die Blätter, daß im '''schen ein protestantischer Geistlicher, der sich die unverantwortlichsten Vergehen hätte zu Schulden kommen lassen, gefänglich eingezogen wäre. Der Proceß gegen ihn ist gegenwärtig im vollen Gange. Die nachstehende Skizze gibt nach Thatsachen ein Bild, welches ungefähr der Misbrauch war, den sich ein Seelsorger mit dem Vertrauen seiner Gemeinde erlaubte.

* * *

Es ist Frühling. Eine heilige Sabbathruhe liegt über der Natur. Wie ein goldener Segen ruht der milde Sonnenschein auf den Giebeln der Häuser und auf den Spitzen der Bäume, die, von einem gelinden Hauche geschüttelt, ihre Blüten unter sich streuen. In den Gassen des Dorfs fliegen die Schwalben hin und her, während auf dem Wallnußbaume vor dem Hause des Häuslings eine muntere Schar von Sperlingen ihr Wesen treibt, von den schwankenden Zweigen auf das Strohdach und von da in die wogenden Kornfelder schwirrt und auf dem Hause des Schultheißen der gravitätische Storch auf einem Beine steht und mit ernstem Blicke vor sich hinschaut.

Die Bauern des Dorfs kommen aus der Kirche. Im langen Tuchrocke und die Pelzmütze auf dem Haupte schreiten die Männer, indeß die Frauen, in kurze bunte Röcke gekleidet, das Haar hoch hinaufgestrichen und in einem kleinen Mützchen verborgen, dessen lange schwarze Bänder im Winde fliegen, mit dem Gesangbuche in der Hand eilig nach Hause gehen, um noch den Mittagstisch zu bereiten.

Der Mittag ist vorüber. Anne Marie, die Frau eines Häuslings, hat ihre beiden Kinder schon längst geputzt und geschmückt. Der kleine Hannes hält sein Schwesterchen an der Hand, das von der Mutter ein Blumensträußchen erhielt. Anne Marie küßt die Kinder auf die Stirn und beide trippeln die Gasse entlang, dem Hause des Bäckers zu, um das Sträußchen dem Pathen zu bringen. Anne Marie beugt sich über die halbe Thür hinaus, um ihren Kindern nachzusehen. Ihre Augen glänzen in Freude, wie sie die Kleinen bedächtig ihres Weges gehen sieht, Hand in Hand, so recht geschwisterlich. Und wie sie da steht,

über die Thür gelehnt, ist sie ein hübsches Weibchen. Die braunen Haare, die so voll sind, daß sie das Mützchen kaum fassen kann, die blitzenden Augen, die blühende Gesichtsfarbe, die vollen Wangen machen sie zum hübschesten Weibe im Dorfe, wie sie früher das hübscheste Mädchen war.

Anne Marie ist die einzige Tochter des Schneidergörgen, der schon vor ein paar Jahren seiner Frau in die Ewigkeit folgte. Als sie noch Mädchen war, flatterten sie alle jungen Bursche im Dorfe. Beim Tanze hatte sie die besten Tänzer, bei jeder Festlichkeit war sie am meisten gefeiert. Anne Marie war die Rose des Dorfs. Wenn man von ihr sprach, so wußte man an ihr nichts auszusetzen, als daß sie arm war. Dafür konnte sie nicht; aber dennoch hätte sich nun keiner der Bauernsöhne entschließen können, die arme Dirne zur Frau zu führen. Das ist ein altes Lied, das ebenso gut in der Stadt wie auf dem Lande gesungen wird. Es frägt sich noch, ob die Anne Marie zugesagt hätte, wenn ihr einer der reichen Bauernsöhne die Hand geboten. Es wußte auch schon Jeder, daß sie handelseins mit dem Christian war.

Der Christian war ein schlanker Bursch. Er war damals Knecht auf dem Amte und von seinem Herrn wohlgelitten, da keiner besser die Sense führte als er und im Pflügen ihm so leicht keiner nachkam. Er war ein gewitzigter Kopf. Die neuen Methoden, die der Amtmann in seinem Hofe und auf seinen Aeckern einführte, begriff er am schnellsten. Daher entließ ihn sein Herr auch nicht gern, als er endlich seine Militärzeit antreten mußte. Er wurde Husar. Von Zeit zu Zeit kam er auf Urlaub ins Dorf. Die Erscheinung des stattlichen Reiters war stets ein Ereigniß. Alles bewillkommnete ihn freundlich, aber wessen Gruß ihm der liebste war, wird sich Jeder erklären können. Der alte Schneider hatte seine Freude an dem schmucken Burschen. Das ist ein echter Husar, wie sie der alte Ziethen hatte, sagte er oft, und Anne Marie stimmte ihm heimlich bei. Es gab ein hübsches Bild, diese beiden blühenden Menschen tanzen zu sehen. Er in seiner Reiterpelzjacke, seiner lederbesetzten Hose und mit den klingenden Sporen, wie er im militärischen Anstande seinen Arm um ihren schönen Leib gelegt hatte und die frische, in voller Lust glühende Gestalt im Kreise wirbelte, daß die bunten Röcke und die langen Bänder hoch im Winde flogen, und ein Jeder gestehen mußte, das gäbe ein schönes Paar. Und das gab es auch. Als Christian ausgedient hatte, kehrte er in das Dorf zurück. Er trat nicht wieder in den Dienst ein, obgleich der Amtmann Alles versuchte, ihn wieder zu gewinnen. Als er vernahm, was Christian vorhatte, unterstützte er ihn aufs eifrigste. So dauerte es nicht lange und Christian und Anne Marie waren Eheleute und selbständig. Nach Jahresfrist hatten sie schon einen kleinen Verzehrer, auf den noch ein Mädchen folgte, und es mußte rüstig geschafft werden, wenn man etwas erübrigen wollte. Der Schneidergörgen war unter der Zeit gestorben und auch der Amtmann, der dem Christian gut war, hatte das Zeitliche gesegnet. Unsere Leute standen allein in der Welt. Dafür schlossen sie sich auch eng aneinander an und wenn eins etwas auf der Seele hatte, so wußte es das Andere auch. Es war nicht eine solche Tuscherei unter ihnen, wie sie oft unter Eheleuten ist und wie sie meist das Eheleben verbittert, daß Jedes seine kleinen Geheimnisse hat, von denen das Andere nichts wissen soll. Bei ihnen war Alles gegenseitig kund und offen, und so soll es auch sein.

Aber seit einiger Zeit schien es, als ob Christian doch etwas Geheimes vor seiner Frau verbarg. Er war oft nachdenkend und grübelnd, ohne daß sie begreifen konnte, um was es sich handle, und fragte sie ihn darum, so schüttelte er ihre Fragen auf irgend eine Weise ab und entwischte. Anne Marie war bekümmert, aber sie ließ es nicht merken und hoffte mit der Zeit schon zu erfahren, was der Grund seines Nachdenkens war.

Christian hatte richtig einen Plan und wie jeder rechte Mann, wollte er erst mit sich im Reinen sein, um dann damit vor seine Frau zu treten. Es gibt Dinge, die Jeder

ordentlich in sich selber verarbeiten muß, daß sie gleichsam in Fleisch und Blut übergehen. Ein großer Plan, der fürs Leben entscheidet, gehört hierzu. Ein Augenblick läßt ihn entstehen. Da ist's, als ob der dichte Nebel plötzlich entzweirisse und eine herrliche Gegend vor uns erschiene, gegen die Alles, was uns umgibt, einer dürren Wüste gleicht. Es ist, als faßte uns ein Heimweh und als müßten wir dahin oder sterben. Wenn solch ein großer Plan in wenigen Minuten auszuführen wäre, so hätte Alles sogleich ein Ende; denn die Sehnsucht nach dem neuen Ziele kann Berge versetzen. Aber solch ein Werk will Zeit haben und allmälig verschwindet der schimmernde Glanz von dem Bilde und hier und da treten Mängel und Uebel hervor und was früher ohne Frage war, das hat nun zwei Seiten, die beide zu bedenken sind. Dann geht es an ein Grübeln, Sinnen und Wägen. Der Entschluß ist wie das Zünglein an einer Wage, er schwankt hin und her, bis endlich eine Seite den Ausschlag erhält und alle Schattenseiten des Plans wie böse Geister vor dem Lichte des Tags verschwinden. So war es auch mit Christian. Eines Tags nahm er die Pfeife aus dem Mund und sagte zu Anne Marien, als sie unterm Wallnußbaum saßen: „Frau, du weißt, wie es uns geht. Wir haben Gottlob bis jetzt noch immer keine Noth gelitten, aber wir haben auch arbeiten müssen und tüchtig. Was wir erwarben, ist blutwenig. Wie das künftig gehen wird, weiß ich nicht. Der Kinder werden mehr und die wir haben, werden größer und kosten. Stärker arbeiten können wir nicht, oder wir gehen drauf. Dazu werden die Zeiten immer schlechter. Jetzt ducken wir uns schon; kommt aber einmal das Wetter, wo sollen wir hin? Da ist's vorbei, und es mag Unrecht haben wer will, hüben und drüben, wir werden's leiden müssen. Kurz, ich denke, wenn wir nach Amerika gingen — es gehen so Viele."

Wie ein Stein fiel Anne Marien das Wort auf die Brust; sie athmete tief auf. „Wir nach Amerika?" rief sie, „was denkst du!"

Aber Christian hatte Courage. Das Wort war gesprochen, und nun wurde er Feuer. Er setzte seiner Frau die Vortheile einer Auswanderung auseinander; über die Nachtheile schwieg er, oder er sah sie nicht, da er sich ganz in den Plan hineingelebt hatte.

„Denkst wol auch, da wird Alles verschenkt", sagte Anne Marie.

„Lange nicht! arbeiten müssen wir hier wie dort; da erwirbt man was, das man seinen Kindern läßt, hier aber — Sieh!" rief er aus, „da kommt der Schmied!"

Der Schmied kam ihm just willkommen. Der Schmied dachte auch an Auswanderung, hatte aber theilweise einen andern Grund als Christian. Er hatte sein Auskommen reichlich. Ums Brot ging der nicht fort. Aber er hatte drei Mädchen, die städtisch erzogen waren und die Freier für Stadtmädchen waren auf dem Lande rar. So kam's, daß die älteste schon einen Bart besaß, ehe sie einen Mann hatte. Die andern beiden fürchteten dasselbe Schicksal. In Amerika, hatten sie sich sagen lassen, wüchsen die Ehemänner auf den Bäumen und die heirathslustigen Mädchen brauchten sie nur abzunehmen. Nun hatte der Schmied den sechs Weiberlippen unterliegen müssen. Das war vorauszusehen; sind dazu doch oft schon zwei genug.

Der Schmied war ein großer Mann mit langem, weißem Barte, auf den er sich viel zugute that. Studirte nannten ihn den Patriarchen und er glich auch einem aufs Haar. Er hatte ein kleines Sammetkäppchen auf; in schneeweißen, prangenden Hemdsärmeln, die glühende Pfeife im Munde, kam er des Wegs.

„Gevatter!" rief Christian, „wir sprechen eben von Amerika."

Der Schmied trat hinzu, setzte sich neben den Häusling und fragte: „Weiß's deine Frau?" Als Christian nickte, fuhr er fort: „Ja, Gevatterin' das ist so jetzt das Beste. Hier kommt ihr zu nichts, drüben kann Eins zu zwei Thalern den besten Morgen Ackers kaufen; das ist ein Unterschied, mein' ich." Als Anne Marie herzbang schwieg und nach

denkend vor sich hinsah, fuhr er fort, er hätte sich entschlossen aus den und den Gründen und da gab's nun so viel plausible Ueberredung, daß Anne Marie sich fügte, nicht, weil sie's einsah, daß es besser sei, sondern weil sie wußte, daß es nun doch nicht anders wurde. Und auch Das mußte sie erleben, daß es hieß, am besten wäre es, wenn ihr Mann erst allein mit der Schmiedsfamilie ginge, und wenn's gut sei, sollte sie mit den Kindern nachkommen. Sie wollte auch diesen Jammer erst nicht. Aber am Ende mußte sie ihn auch zugeben und es wurde festgesetzt, daß man noch im Herbst abreisen wollte.

Christian und der Schmied machten nun Anstalt. Der Schmied sah sich nach einem Käufer der Schmiede um und Christian arbeitete noch mehr wie gewöhnlich, um das Reisegeld zu erschwingen. Die zweite Tochter des Schmieds hatte sich schon einen „Führer zum Auswandern", ein fingerdickes Buch, in der Stadt gekauft und Sonntags ging Christian in die Schmiede und beide Männer studirten in dem Buch und erörterten Amerika theilweise. Kam der Häusling dann heim, so redete er über das gemeinschaftliche Studium. So ging der Sommer hin. Die Frucht reifte, die Ernte kam heran, man ließ sie Andern. Schon waren beim Agenten Plätze gedingt. Das ging Alles prächtig, aber doch beklommen. Christian sah ein, daß der Abschied ihm gar weh thun würde und wenn Anne Marie seine Wäsche und seine Kleider zur Reise einrichtete, so fiel oft eine stille Thräne auf die weiße Leinwand. Es war, als hinge eine schwere Wolke über dem Hause und als sei sogar die Luft so dicht, daß sie aufs Herz drückte. Oft war es Anne Marien, als verhalte es ihr den Athem; dann setzte sie sich in einen Winkel und weinte sich bitterlich aus, ohne daß Jemand etwas erfuhr. Das machte sie leichter, aber nur auf kurze Zeit. Christian ging es auch oft so; er biß aber seinen Schmerz hinein, arbeitete, daß die Funken davonflogen. Das half ihm. Es ist eine Wohlthat für den Mann, jeden Schmerz mit Arbeit ersticken zu können. Es ist ein probates Mittel für starke Naturen, aber bitter ist's.

Eines Tags kam Christian vom Felde, als ihm der Herr Pfarrer begegnete. Man erzählte sich vom Herrn Pfarrer, er wäre auf der Hochschule ein flotter Student gewesen, voller Schelmstriche und Wildheiten. Man wußte noch, wie er als junger Candidat auf einem Nachbarsdorfe zum Erstaunen der Bauern mit einem rothen Zwickelbarte die Kanzel bestiegen, um eine Interimspredigt zu halten. Sonst flüsterte man sich in die Ohren, er hätte eine Braut sitzen lassen, von deren Gelde er studirt, um seine jetzige Frau, die bedeutendes Vermögen besaß, heirathen zu können. Aber die Bessern im Dorfe glaubten das nicht, wenn sie ihren Pfarrer auch nicht für einen Heiligen hielten. Als er ins Amt kam, war er ziemlich schmächtig gewesen; jetzt hatte er sich abgerundet, die feisten Backen ließen auf Wohlleben schließen. Sein Amt und seine Würde drückten ihn nicht sehr und seine Gelehrsamkeit gewiß noch weniger. Er wußte sich seiner Predigten und sonstigen Functionen ohne besondere Mühe zu entledigen, aber seine Sporteln zur gehörigen Zeit zu erheben, das schien ihm mehr der Anstrengung würdig. Der Richtung nach war er außerordentlich rechtgläubig und Demokrat und Antichrist kam bei ihm aus derselben Gegend her. Mit bedächtigem Schritte ging der Mann Gottes auf Christian zu und sagte: „Wollt nach Amerika?"

„Ja, Herr Pfarrer!"

„Es ist eine wichtige Angelegenheit, die erwogen sein will."

„Es ist Alles erwogen."

„Thut nicht recht! Männer wie Ihr müßten hier bleiben; sind vielleicht bald nöthig; der Staat würde so was danken."

„Der Staat?" sagte Christian und sprach seine Ansichten über den Staat aus und was man vom Staat für Dank erwarten könne. Er mäßigte sich dabei übrigens, denn er hatte eine Bitte an den Pfarrer in Betreff seiner Familie. Er sagte das auch

„Eine Bitte? die wäre?“ sprach der Pfarrer.

„Ja, Herr Pfarrer“, meinte Christian, „wenn Ihr derweil ein wenig achtetet auf Frau und Kind. Es gibt so Manches zu rathen und zu weisen, wo die Frauensleute nicht daheim sind und nicht wissen wo ein. Meine Briefe möchte ich auch ins Pfarrhaus schicken, es ist doch sicherer. Und wenn's so weit kommt, mag die Frau Alles verkaufen. Ich denke, bis da auch was erworben zu haben und will ihr zur Reise schicken; dann mag sie kommen.“

Der Pfarrer gab dem Manne die Hand; lächelnd und voller Güte sagte er: „Ihr braucht keine Bange zu haben; ich will thun, was ich kann, es ist auch meine Pflicht, und mit den Briefen macht's nur so. Ich will sie Eurer Frau schon bringen.“

Christian drückte dem Pfarrer voll Dank die Hand, sein Herz strömte über. In diesem Augenblicke verschwand, was er früher wol an dem Geistlichen getadelt hatte, vor seinen Augen und nur die Gefälligkeit und die Güte des Mannes blieb zurück. Er sprach: „Ich kann's wol sagen, Herr Pfarrer, im Grunde geh' ich nicht gern; aber es muß sein und es ist nun fest.“

Als er nach Hause kam, erzählte er seiner Frau, was er mit dem Pfarrer gesprochen. Anne Marien war es gar lieb; sie hatte doch nun Jemand, an den sie sich künftig wenden konnte und der Theil an ihr nahm.

Der Schmied hatte sein Haus und seine Aecker verkauft und der Tag der Abreise war jetzt bestimmt. Zu den Zusammenkünften Christian's mit dem Schmiede waren allmälig Mehre hinzugetreten, die später auch auszuwandern gedachten. Das Thema in diesen Versammlungen war immer Amerika, sodaß die Leute sich nach und nach mit dem Auswanderungsgedanken vertrautmachten und ihm all sein Herbes genommen wurde. Ja sie wurden wol übermüthig. Wenn Christian vorüberging, riefen sie ihn in die Schenke hinein und reichten ihm das Glas entgegen. „Trink aufs freie Amerika! wir kommen Alle nach; nächstes Jahr schon.“ Der Schmied hatte versprochen, bald nach seiner Ankunft drüben den Harrenden Bericht abzustatten. Sie wollten eine Colonie gründen; der Alte und seine drei Töchter sollten den Stamm bilden. Der Patriarch saß und sprach, als könnte er das Glück eines Jeden machen und als hinge es nur von ihm ab, ob sie Alle drüben in Gold schwämmen oder nicht.

Endlich kam der Tag der Abreise heran. Früh am Morgen ging es fort. Die Sachen der Auswanderer waren auf einen Wagen geladen. Die Frauen saßen oben auf und die beiden Männer gingen hinterher. Anne Marie und ihre Kinder begleiteten den Vater weit vors Dorf hinaus. Als der Zug durch die Gassen ging, kamen die Leute überall vor die Thüren. Jeder wollte ihn noch einmal sehen und ihm Lebewohl sprechen. Die Kinder des Dorfs liefen schreiend und springend hinter dem Wagen her. Endlich waren sie draußen. Anne Marie weinte den ganzen Weg über und die Kinder hängten sich an sie und den Vater. Als man an den Ort kam, wo man scheiden mußte, konnte sie vor Schluchzen nicht sprechen. Der kleine Hannes verlangte mit und die Marie wollte den Vater nicht lassen und schrie und weinte. Wäre es noch möglich gewesen, Christian wäre umgekehrt; sein Herz verging vor Wehmuth. Der Schmied machte dem Abschiede ein Ende machen. „Vorwärts!“ rief er lustig, indem er seinen Schmerz verbiß, „vorwärts! Vivat Amerika!“ Ein lautes Weinen seiner Töchter wurde ihm zur Antwort. Aber der Fuhrmann klatschte mit der Peitsche, die Pferde zogen an und dahin rasselte der Wagen. Der Schmied riß Christian hinweg und mit schnellen Schritten eilten sie dem Fuhrwerk nach. Noch lange wehte er mit dem Hute und noch lange stand Anne Marie auf dem Hügel und sah dem Zuge nach, bis er endlich hinter einer Waldecke verschwand. Langsam kehrte sie mit ihren Kindern ins Dorf zurück.

Da war Alles wieder in sein Geleise getreten. Jedes ging seinen Geschäften nach.

Und die Sperlinge zwitscherten und sangen wie früher, und die goldene Sonne lag milde über dem Orte und in ihren Strahlen sangen und spielten die Mücken und die Schwalben strichen im Bogen durch die Luft und eben auf dem Dache saß der Storch auf seinem Neste und breitete über seine Jungen die Flügel. Bemerkbar blieb's, daß die Beiden fort waren. Christian und der Schmied waren die Häupter der Auswanderungsgesellschaft gewesen. Ihr Beispiel hatte die Andern gesprengt; sie hatten eine Art von Begeisterung für die Sache entzündet, die durch ihre Versammlungen und Besprechungen stets wach erhalten war. Diese waren früher ein Bedürfniß gewesen und obgleich man sie fortsetzen suchte, wollte es sich doch nicht recht machen. Man fühlte die Lücke, man merkte, daß die stille Energie Christian's und der redereiche Mund des Schmieds fehlten. Der Reitereifer der Leiden war wie eine Sturmflut gewesen, deren Wellenschlag auch die kleinsten Bäche in brausende Bewegung setzt, nur allmälig konnte sich die Strömung legen und ins alte Bett zurückkehren.

Anne Marie hatte nun einen schweren Stand. Was früher mit vier Armen gethan war, das mußte sie nun verstehen allein zu schaffen, und so blieb ihr für den Kummer nur wenig Zeit über. Aber wenn sie müßte, Gott möchte oder sonst etwas thun, was früher ihres Christian Arbeit gewesen, so mußte sie an ihn denken und oft lief bei der Arbeit eine stille Thräne über ihre Wangen.

Der Herbst kam heran. Die Bäume färbten sich gelb. Die Schwalben traten ihre Reise in die Winterquartiere an, sie flogen nach Süden; auf den Tennen des Dorfs klang der Dreschflegel. Von Christian war noch keine Nachricht angekommen. Von Zeit zu Zeit tröstete der Pfarrer mit Anne Marie und sprach die Muth ein, indem er versicherte, daß man noch keinen Brief erwarten könnte. So kam allmälig der Winter und die Frau mußte tüchtig arbeiten, um die Noth von ihrer Thür fern zu halten. Oft wurde ihr schwer, aber die Hoffnung auf bessere Zeit und auf baldige Vereinigung mit Christian hielt sie aufrecht, und Alles wurde überwunden.

Endlich erschien der Frühling und mit ihm ein Brief aus Amerika. Anne Marie saß mit den Kindern bei ihrem einfachen Abendessen, als der Pfarrer mit dem Schreiben in der Hand in das Haus trat. Das war eine Freude für sie, es war eine Belohnung für alle erlittene Mühseligkeit. Mit pochendem Herzen und thränenden Augen hörte sie, was ihr der Pfarrer vorlas.

So hieß es denn nun: Die Seereise wäre von den Auswanderern glücklich überstanden worden; freilich die gewöhnlichen Uebel dieser Fahrt hätten auch sie nicht verschont, wären ihnen aber lange nicht so erschienen, als sie es vorher gefürchtet. Von der Schmiedsfamilie hatte sich Christian bald getrennt und wußte nur wenig von ihr zu berichten. Dem Allen war in Kentucky die Nachricht geworden, daß Lente seines Gewerks ins Staate Missouri setze gesucht würden und so wäre er dahin aufgebrochen. Den Plan mit der Colonie hätte der Schmied ganz aufgegeben, da er an Ort und Stelle eingesehen, daß es ein verunglücktes Unternehmen sein würde. Dies war gewiß auch der Grund, weshalb der Schmied nichts von sich hören ließ. So viel Christian erfahren hatte, sollte er und seine Töchter sich in Jefferson in Missouri aufhalten. Christian selbst war bei Harmony im Staate Indiana und arbeitete auf einer Farm. Wer auswandern wolle, schrieb er, müsse sich auf einer Hardwell Arbeit nicht viel machen und gesonnen sein, wenigstens bei der Hälfte derselben mehr auf den Nutzen seiner Nachkommen als auf den eigenen zu sehen. Schimmerer und Lungerer, die nur so auf einem Tag in den andern zu kommen gedächten, sollten lieber daheim bleiben; und wenn Jemenen dürfe man sich auch nicht schämen und wenn man auch noch so alt sei. Ihm gefiele es draußen und wenn er auch oft für Zeiten arbeiten müsse, so wisse er auch warum. Er hätte sich schon etwas erspart, er möchte aber auf mehr und wenn es so weit sei, daß er sich anbauen könne, so würde

er schon das Weitere schreiben und Anne Marie und die Kinder sollten dann herüberkommen. Denn das Kind seine einzige Sorge, sie allein und vielleicht nothleidend zu wissen und ehe sie nicht drüben wären, hätte er auch keine frohe Minute. Wenn er es nicht für sie thäte, so würde ihm das Leben doch nicht gefallen können. Da fehle es ihm freilich an nichts und die Leute wären recht gut; aber manchmal käme es ihm doch vor, als ob er ganz einsam und verlassen auf einer öden Insel säße und seine Heimat aufstreben müßte. Aber noch ein halbes Jahr Zeit und Alles werde gut sein.

Als die Ankunft des Briefes im Dorfe bekannt wurde, wollte Jeder ihn lesen; die Frau gab ihn nicht aus den Augen. Er hätte verlesen gehen können und sie wäre untröstlich gewesen. So mußten die Neugierigen in ihr Haus kommen, und wenn es gelesen wurde, so hörte sie jedesmal mit einer Aufmerksamkeit zu, als wisse sie von dem Allen noch nichts. Und dieser Brief brachte im Dorfe gewisser Wirkung hervor. Ein kleiner Theil der Auswanderungslustigen wurde in seinem Vorhaben bestärkt. Sie machten Ernst und bereiteten ihr Unternehmen vor. Die große Masse aber, deren Eifer schon bedeutend erkaltet war, hatte eine glänzendere Schilderung erwartet, sie meinte nun: es müsse doch so gelten drüben nicht sein, und die Meisten lachten langsam zurück und blieben zuletzt an Ort und Stelle. Ihre Begeisterung war eben nur ein Flackerfeuer gewesen, wie wir es leider so oft entflammen und erlöschen sehen, selbst in den heiligsten und wichtigsten Dingen. Solche Menschen bringen es zu nichts, und wo sie eine große Sache unternehmen, da ist es voraus gewiß, daß sie unterginht.

Für Anne Marie war dieser Brief ein Evangelium; er war ihr wie ein herübergerettetes Blatt aus ihrem sünftigen Lebensfrühling; er wurde ihr eine Quelle des Trostes und der Ermuthigung. Wenn sie Abends die Kinder zur Ruhe gebracht hatte, zog sie oft das schon ganz gelesene Blatt hervor, las es wieder und wieder und weinen Frieden wehten ihr die tröstenden Worte ins Herz; dann trat sie damit vor das Bett der schlafenden Kleinen, küßte sie auf die Stirn, und frische Kraft zu jeder neuen Anstrengung ergoß sich in ihre Adern.

So ging allmälig der Sommer vorüber. Anne Marie hatte ihr kleines Feld bebaut und dabei noch auf dem Amte gearbeitet. Die Kinder schickte sie in die Schule. War diese vorbei, so gingen sie meistens zum Bäcker und spielten mit den Kindern des Vaters. Im einförmigen Wandel schwand eine Woche nach der andern. Ehe man sich's versah, war die Ernte vor der Thür und die goldenen Halme und das duftende Heu wurde in den weiten Tennen aufgespeichert. Schon strich der kalte Herbstwind über die Stoppeln und noch immer war kein zweiter Brief angekommen, obgleich Christian's Versprechen nach schon längst wieder einer da sein mußte. Jedesmal wenn der Postbote durch das Dorf ging, zitterte sie vor Erwartung, aber stets sah sie sich getäuscht. Es wollte kein Brief aus Amerika kommen und qualvolle Gedanken erfüllten nimmern ihre Seele.

Da ließ eines Tags der Pfarrer die Frau zu sich rufen. Sie war in seinem Studirzimmer. Als sie eintrat, bat er sie ein, sich zu setzen. „Ich habe Nachricht," sagte er. Bei diesen Worten flog ein Freudenstrahl durch ihr Antlitz, verschwand aber ebenso rasch wieder, als sie in das Gesicht des Pfarrers blickte, das ihr seine Freundschaftlichkeit zu verlieren schien.

„Ich muß Euch bitten, nicht zu erschrecken", fuhr der Geistliche bedächtig fort, „ich habe Euch leider nichts Gutes zu berichten."

Anne Marie wurde todtenblaß.

„Hier dieser Brief in englischer Sprache", und damit wies er der Frau ein Schreiben, „meldet mir, daß Euer Mann in Cincinnati im Staate Ohio am gelben Fieber gestorben ist. Er ist von Hannover drei Jahre gegangen, weil er größeren Verdienst zu be-

kommen hoffte, die Krankheit ergriff ihn und im Verlauf derſelben und durch die Koſten nach ſeinem Tode ſind ſeine ganzen Erſparniſſe verlorengegangen."

Der Pfarrer hätte noch lange ſo reden können, Anne Marie hätte keine Silbe davon gehört. Sie hatte nichts verſtanden als das Wort „geſtorben". Ihre Glieder zitterten, ihre Kniee wankten, die Augen umflorten ſich ihr und ihrer Sinne nicht mächtig, ſank ſie auf dem Stuhle zuſammen. Der Pfarrer rief nach Hülfe; man kam herzu und ſpritzte ihr Waſſer ins Geſicht. Sie ſchlug die Augen auf, richtete ſich matt empor und ließ ſich willenlos nach Hauſe führen. Da beim Anblick ihrer Kinder ſchien ſie ſich des Verluſts wieder bewußt zu werden. Mit einem lauten Schrei riß ſie die Kleinen an ihre Bruſt, und indem ſie auf der Erde kniete, entſtürzte ein Thränenſtrom ihren Augen.

Ach, was war das für eine Veränderung! Wo ihr früher in ihrem kärglichen und beſchwerdevollen Daſein, bei ihrem Quälen und Placken die goldenen Strahlen einer ſchönen Hoffnung geleuchtet und die öde Welt um ſie mit lichtem Glanze ſich bekleidet hatte, da umgab ſie jetzt eine dichte, ſchaurige Finſterniß. Wenn ein großer König oder ein bedeutender Heerführer oder mächtiger Eroberer, der ſeine Hand über dem Erdkreis hatte, plötzlich von der Höhe ſeines Anſehens herunterſtürzt, ſo nennt man das tragiſch. Tauſende von Herzen beklagen ihn, manche Thräne fließt ſeinem Unglücke, und hört man über ihn reden, ſo kann ſeines Elends kein gleiches auf Erden ſein. Und doch bleiben ihm noch ſeine Treueſten. Es bleiben ihm Buſen, an die er ſein müdes Haupt lehnen, es bleiben ihm Herzen, in die er ſeinen Gram ſchütten und Geliebte, die mit ihm weinen können. Gleich dem roſenfarbenen Schleier des Abendroths legt ſich der Schatten ſeines Unglücks über ſeine frühern Fehler und die Größe ſeines Falls macht ihm oft aus alten Feinden eifrige Freunde. Aber wie nennt man die Lage des Unglücklichen, der ſein kleines Theil von Glück, ſein Einziges und ſein Alles in ein winziges Schifflein geflüchtet, deſſen Maſten nun ſein brennendes Auge im bodenloſen Meere des Unglücks verſinken ſieht und der jetzt dem Geſchicke mit zitternder Stimme entgegenrufen kann wie Lear ſeinen Töchtern: Ich gab dir Alles! Für dieſen Schmerz gibt es kein prunkendes, hohltönendes Wort; er iſt zu tief.

Anne Marie's Hände waren läſſig geworden; nur die Noth ſtieß die Frau gleichſam vor ſich hin und zwang ſie zur Arbeit; die freudige Luſt daran war vorbei. Ihre Wangen waren bleich geworden und ihre Augen matt. Nur allmälig erholte ſie ſich von dieſem Schlage und wenn ſie ihm nicht unterlegen war, ſo hatte der Gedanke, ſich ihren Kindern erhalten zu müſſen, das Meiſte gethan.

So waren anderthalb Jahre ihrer Wittwenſchaft verfloſſen.

Es war wieder Sommer. Die Lerche ſang ihr Lied hoch in der blauen Luft, die Sonne ſchien heiß, ein leichter Wind ſtrich über die Spitzen der Halme und ſchlug grüne Wellen in den Kornfeldern, aus denen der Ruf der Wachtel ertönte. Anne Marie trug einen ſchweren Korb mit Kleie in das Dorf. Da wo der ſchmale Feldweg, den ſie herauterkam, auf die breite Fahrſtraße mündete, welche zum Dorfe führte, befand ſich ein Ruheſtein. Erſchöpft ſetzte Anne Marie ihre Laſt ab. Ihre Stirn glühte; von der ſchweren Bürde und der ſchwülen Sonnenhitze floſſen ihr große Schweißtropfen die Schläfen herab. Als ſie ſo daſaß, kam ein Mann vom Dorfe herauf.

Der Mann hieß Juſtus und war mit Chriſtian Knecht auf dem Amte geweſen. Es gab eine Zeit, wo man glaubte, er hätte Abſichten auf Anne Marie. War nie etwas daran geweſen oder hatte er ſich zurückgezogen, als er Chriſtian's Bewerbung vernahm, genug, man hatte ſpäter nichts mehr davon gehört. Juſtus war nach wie vor Knecht auf dem Amte und hatte nicht mehr ans Heirathen gedacht. Er ſprach nicht viel und Rühmens war ſeine Sache nicht. Wenn Andere prahlten und erzählten, was ſie oft gemäht oder gedroſchen, ſo miſchte er ſich nie ein; man wußte aber, daß er ſeine Arbeit

[illegible] und viel beſſer als Manchen von den Prahlhänſen. Es war eins von jenen ſtillen Gemüthern, wie ſie meiſtens wenig erkannt werden, die mehr ſchaffen als reden und treu ſind wie Gold.

Als er Anne Marie erblickte, trat er zu ihr heran und ſagte: „Ihr müßt es Euch ſauer werden laſſen!“

„'s iſt nicht anders!“ erwiderte ſie.

„Ich habe es bedacht“, fuhr Juſtus ruhig fort, „es könnte viel anders ſein, wenn Ihr nur wolltet.“

Anne Marie ſah ihn erſtaunt an.

„Ja! ich denke“, fuhr er fort, „es möchte uns Beiden geholfen werden, wenn Ihr mich zum Manne nehmt.“

„Wie denkt Ihr?“ ſtieß die Frau überraſcht hervor.

„Das will bedacht ſein!“ ſagte Juſtus; „ich bin faſt Jugendblut treibt mich nimmer, aber ich möchte nicht gern Knecht bleiben; da ſeid Ihr mir eine rechte Frau und anzuſchaffen thät's auch nicht Noth und Euch wäre beſſer. Zwei Mannshände ſind beſſer als ſechs Frauenhände, und daß ich Euren Kindern gut wäre, verſteht ſich ja weit!“

Anne Marie ſaß wie im Traume.

„Ich will Euch nicht treiben“, fuhr Juſtus fort, „bedenkt's Euch! Am Sonntag will ich kommen und Antwort holen. Adieu derweil!“ — und damit bog er in den Feldweg und verſchwand.

Anne Marie hatte an einen gleichen Vorſchlag nie gedacht, und wäre das geweſen, ſo würde ſie im Stillen beſchloſſen haben, ihn nie anzunehmen. Aber Juſtus' beſcheidenes Weſen und die ſchlichte Art ſeines Antrags hatte auf ſie Eindruck gemacht und ſie mußte geſtehen, daß ſie eigentlich keine Wahl hatte. Dennoch wußte ſie am Sonntag noch nicht, was ſie ihm erwidern ſollte, wenn er vor ihr erſchiene.

Sie war in der Kirche geweſen. Als ſie zurückkam, ſaß Juſtus in ihrer Stube. Er hatte die Kleine auf dem Schooße, ſie ſchmiegte ſich vertraut an ihn; der Hannes lehnte auf ſeinen Knieen.

„Die Kinder wollen mich zum Vater“, ſagte Juſtus, indem er Anne Marie die Hand gab, „da werdet Ihr ſchon müſſen!“

Anne Marie beugte ſich zu den Kindern und weinte ſtill. Er legte ſeine Hand ſanft auf ihre Schulter. „Wollt Ihr?“ ſagte er und ſeine Augen leuchteten. „Ich muß ja!“ ſprach ſie leiſe und ſah auf ihre Kinder, die ſie erſtaunt anblickten. Da preßte er ſie heftig an ſich und drückte einen Kuß auf ihren Mund; dann ſprang er auf und küßte die Kinder und rief: „Es iſt gut ſo! es iſt gut!“

Im Dorfe verdachten es Viele dem Juſtus, daß er die Häuslingswitwe nahm. Er hatte ſich im Dienſte etwas erſpart und war ein tüchtiger Burſche. Der hätte ganz anders ankommen können, meinte man. Dem Juſtus ſchien es aber ſchon recht zu ſein; er war ſeelenvergnügt. Wenn man ihn ſah, ſo pfiff und ſang er leiſe vor ſich hin, was man früher an ihm nie geſchaut. Hatte er Zeit, ſo führte er die beiden Kinder an der Hand und trieb tauſend Poſſen mit ihnen, ſodaß Beide wie Kletten an ihm hingen.

Bald führte er Anne Marie zum Altare. Die Feierlichkeit wurde ſtill und einfach abgemacht; es war ja auch nur eine Armenhochzeit. Der Pfarrer legte dem Juſtus ans Herz, ein rechter Vater der armen Waiſen zu ſein und ſprach: „Was Gott zuſammenfügt, das muß ſich finden!“

Die neuen Eheleute lebten ſtill für ſich hin. Fühlte Anne Marie auch, daß Juſtus ihr Das nie werden konnte, was ihr Chriſtian geweſen, ſo war er durch ſein treues und liebreiches Gemüth ihr dennoch werth geworden und oft dachte ſie, was ihr für eine böſere Zukunft ohne denſelben bevorgeſtanden hätte. Den ſeligen Chriſtian vergaß ſie

nicht und Justus schien es ihr auch nicht übel zu deuten, wenn sie seiner gedachte. Der Verstorbene war für sie wie ein lieber Freund, welcher segnend seine Hände über sie gebreitet hielt.

Anne Marie war in der Zeit ihres Alleinstehens bedeutend zurückgekommen; das änderte sich nun. Unter Justus' Händen verbesserte sich ihr kleines Erdreich, dieser kaufte von seinem Gelde noch dazu und bald war ihr Hauswesen in besten Gedeihen. So ging ein Jahr hin und am Ende desselben hatte Anne Marie schon ihr Drittes. Das befestigte den Bund der Gatten. Hätte sie früher ihrem Mann nicht gut sein können, dem Vater ihres Kindes hätte sie's sein müssen, so feurenvoll und liebreich war er an Mutter und Kind. So hatte sich nun ein neues festeres Band um die Beiden geschlungen; im Anne Marie's Herz war die Ruhe wieder eingekehrt und das Glück schien ihr auf eine Art zu lächeln, wie sie es früher nicht mehr für möglich erhalten hätte.

Eines Abends war die Familie in der Stube. Die Kinder saßen beisammen und schrieben und kritzelten auf der Schiefertafel; Justus las bei der flackernden Lampe in einem Zeitungsblatte, das im Dorfe von Einigen gehalten wurde und Anne Marie schaukelte die Wiege ihres Säuglings und bengte sich über das schlummernde Kind: da kamen schwere eilende Tritte auf das Haus zu, die Thür öffnete sich und in ihr erschien —

Der Leser muß mir erlauben, etwas zurückzugehen.

Ehe Christian übers Meer gefahren, hatte er den Pfarrer ersucht, sich seiner Familie anzunehmen; dieser hatte es ihm zugesagt und wie es schien erst auch sein Versprechen gehalten. Er war von Zeit zu Zeit bei Anne Marie gewesen und sein tröstendes Wort hatte nie gefehlt. Als Christian's erster Brief angekommen, wurde er von ihm der Zurückgebliebenen überbracht. Ein halbes Jahr später kam ein anderes Schreiben von Christian, das Werthpapiere im Betrag von zweihundert Thalern enthielt, mit dem Auftrage, dies Geld Anne Marie einzuhändigen und mit der Bitte, ihr nun bei der Ueberredung behülflich zu sein. Diesen Brief unterschrieb der Geistliche. Jugend ein Schreiben in einer fremden Sprache mußte bei der unkundigen und erschreckten Frau die Stelle eines Lockvogelbriefs vertreten. Dem seine Familie schmerzlich erwartenden Manne, der mit pochendem Herzen den Tag ihrer Ankunft sich herbeisehnte, schickte er die Nachricht gleichfalls von dem erfolgenden Tode seiner Frau mit der Bemerkung, daß für die Kinder das Aufgewanderte gesorgt sei und jene zweihundert Thaler zu ihrer Erziehung verwandt werden sollten. Als Christian jenen Brief gelesen hatte, verlor er alle Lust am Leben, das Dasein wurde ihm gleichgültig, die Welt und ihr Schaffen hatte seinen Reiz mehr für ihn, denn Die, für welche er gearbeitet, von der er den Lohn seines Werks erwartet hatte, war todt. Zwei Jahre siechte er so hin, dann trieb ihn die Sehnsucht nach seinen Kindern wieder zurück nach Europa. Er wandte sich seinem Dorfe zu, um seine Kinder zu holen und auf dem Grabe seiner Frau zu weinen. Spät am Abend langte er an. Er ging in den Krug, um da zu übernachten und den Aufenthalt seiner Kinder zu erfahren. Man kannte ihn an wie einen aus dem Grabe Erstandenen. Er fragte, er erfuhr Alles. Wie ein Donnerschlag fuhr es ihm in die Seele; seine Lippen zitterten, matt sief er zusammen und krampfhaft preßte er die Hände vor die Stirn. Dann erhob er sich fest, seine Lippen zitterten noch, sein Gesicht war bleich, aber in seinen Augen leuchtete eine wilde, unheimliche Glut. Er riß gewaltsam seinen Manteisack auseinander, stopfte Einiges daraus in seine Taschen und eilte mit hastigen Schritten seiner früheren Wohnung zu. Bleich, mit hängenden Haaren und funkelnden Augen, die Hände krampfhaft in die Brust gestemmt erschien er in der Thür. Anne Marie sah empor, stieß einen grellen Schrei aus und sank ohnmächtig über die Wiege; Justus sprang auf; die Kinder schrieen laut. Christian's wilde Blicke flogen auf die Wiege, dann sah er auf Justus. „Du hast ihr Mann!" sagte er. Justus antwortete nicht; er stand bleich an den Tisch ge-

lehnt. „Ich wollte nur meine Kinder sehen", murmelte Christian und küßte heftig die widerstrebenden Kleinen. Dann riß er sich los. „Ave Kinder! Jungfrau ade! Ade Alle!" rief er schluchzend. Noch einmal sah er auf Anne Marie und die Kinder, dann stürzte er fort. Einige Minuten später fiel ein Schuß im Pförtchenhause; man hörte Hülferuf, eilte herbei. Als Einige ins Haus drangen, entfloh ein Mann aus der Thür, man setzte ihm noch, er bekam einen Vorsprung und entging seinen Verfolgern im Dunkel der Nacht.

Den Geistlichen fand man in seinem Studirzimmer hinterm am Boden liegen. Der Kinnbacken war ihm verwundet. Auf seinem Pulte lag das Concept einer Predigt für den kommenden Sonntag. Es war der Text: zweites Buch Samuelis, zwölftes Capitel: „Es waren zween Männer in einer Stadt, einer reich, der andere arm. Der Reiche hatte sehr viele Schafe und Rinder; aber der Arme hatte nichts, denn ein einziges kleines Schäflein, das er gekauft hatte; und er nährete es, daß es groß ward bei ihm und bei seinen Kindern zugleich; es aß von seinen Bissen und trank von seinem Becher — — Da aber dem reichen Mann ein Gast kam — — nahm er das Schaf des armen Mannes — — Da ergrimmte David — —"

Bis hierher hatte er geschrieben, als der Schuß fiel. Der Pfarrer ist wieder geheilt, die Gerichte werden sein Schicksal bestimmen.

Von Christian hat man nichts mehr vernommen.

Wilhelm Dunker.

Das gegenwärtige Paris.

Erinnerungen einer Frühlingsreise.

III. Die Frauenwelt.

Es ist ein alter Satz der Männer, die wir bisher die Geschichte, die Philosophie und in der Hauptsache auch die Poesie allein verantwortet haben, daß die weibliche Natur sich auf einige Thatsachen der Erfahrung zurückführen ließe, die in allen Jahrhunderten und bei allen Nationen dieselben wären. Wir pflegen gewöhnlich nichts zu sagen als die Frauen wollen geliebt sein. Indessen haben die Frauen in älterer und neuerer Zeit immer gegen diese einseitige und, wie sie behaupten, falsche Meinung Einspruch gethan. Ihr eigentliches Geheimniß wäre noch nicht entdeckt und noch hätte sie kein Mann verstanden oder ganz ergründet. Und leicht möglich daß; denn vor einigen Jahren begann ein geistreicher Schriftsteller, der Doctor Georg Jung in Köln, eine „Geschichte der Frauen" herauszugeben; nun ein erster Band ist von diesem Werke, wo man die wahren Aufschlüsse über die eigentlichen Ansprüche der Frauen an uns Männer zu finden hoffen durfte, bis jetzt erschienen. Es ging Herrn Jung ganz bestimmt, wie es uns immer geht, wenn wir uns mit den Frauen zu tief einlassen: er verlor die Besinnung, sein Gegenstand wuchs ihm über den Kopf.

Ich glaube, die Geschichte der Frauen, aufgefaßt als ein Theil der Weltgeschichte, genügt ihnen nicht. Sie sind nicht einmal befriedigt, wenn diese Geschichte nur die Geschichte ihrer Leiden ist, nur von Märtyrinnen, Dulderinnen, von den abgeschlossenen Gemächern, der asiatischen Weiberwirthschaft und auf der christlichen allmäligen Verklärung ihres Wesens spricht. Die wahren Wünsche der Frauen, behaupten sie, würden wir nie begreifen, und die Geschichte der Frauen wird also nach ihnen die Geschichte des Weibes sein, das man nicht zu Wort kommen läßt. Das ewig wenn nicht Unaussprechliche, doch Unausgesprochene

des Weibes, das ist das Thema, das sich Herr Dr. Georg Jung in Köln hätte stellen sollen. Auch er blieb in dem alten Vorurtheil der Liebe stecken. Auch er wollte nur Dulderinnen schildern. Wie bilden uns Wunder ein, wie ganz wir die Frauen auffassen, und sie bleiben unzufrieden. Hoffentlich wird die zunehmende Frauenschriftstellerei ein Mittel endlicher Verständigung werden.

Welcher Wandlungen wirklich die Frauennatur z. B. schon durch Staatsformen fähig ist, beweist das gegenwärtige Paris. Die Republik hat in dem Charakter der Pariserinnen unglaubliche Veränderungen hervorgebracht. Wenn man sagen wollte, die verjagenden aller Eroberer wären durch die vierjährige Republik besonders liebenswürdig geworden, so wäre das ein relativ Wort und es käme auf den Geschmack an. Die Französin ist schon an sich eine andere Natur als die Deutsche. Unsere gemüthliche Vorstellung von dem heißen Blute, von der Liebesbedürftigkeit, von der gesteigerten Lebensnervosität der Französinnen ist — rathe, liebe Leserin, wahre oder falsch? Ich behandle einen geheimnißvollen Gegenstand. Vergebt, wenn ich etwas schüchtern Anstand nehme, über diesen Gegenstand Blick zu sagen, was ich denke. Ich will aber einige kleine Anmerkungen machen. Vielleicht verräth sich meine wahre Meinung durch den Schleier der Discretion.

Wenn die Frauen beschließen sein sollen, müssen sie große Männer sehen. Die Gegenwart bietet Euch leider einen Anblick seltener Blöße. Viel Lärm, aber wenig große Männer. Der Zufall schafft zuweilen noch manchen überraschenden Charakter, zuweilen braucht er sogar eine große That aus der Erde; auch begibt sich eine Zweifel Tragisches und viel Schmerzliches. Manches davon wird auch mit ernster Würde ertragen, aber im Ganzen genommen gibt Keiner mehr recht auf große Thaten auf. Wer wollte auch? Man hat den Massenspaß, man hat das Jahrhundert, die öffentliche Meinung; arbeiten, kämpfen die nicht für uns? Der Kummer und die Sorge der immer schwieriger Ordnung nimmt ehrlich schon alle Mühe und Thatkraft des Mannes in Anspruch. Wozu bedarf noch in die Spalten des Cursus bringen oder durch Thor gehen und an erstaunen Helden wie Reichtel der Sphinx töten wollen? Genug — wir verhalten sich zu unserm Mangel an großen Männern die Frauen? Wenn sie sehen, daß sich Männer daß gefallen lassen, was sie kränken, aufregen, zu einer That stimmen sollte, so werden sie unsicher die Grenze der Selbstbeherrschung, selbst sie diese Männer auch von ihrer Kinder wollen lieben, entschieden billigen; sie werden, in die geheime Berathung des Mannes aufgenommen, im stillen Kämmerlichen ihm ohne Zweifel sagen: „Mörchen, du hast Recht, ich nicht zu ertragen, wo Gefahr ist!“ Aber — diese Zugeständnisse sind nicht ohne Folgen auf die Frauennatur. Eine Frau, die einen Arzneiz von Winkelried zum Manne hat, und eine Frau, die beim Lärm der Nationalgardetrommel ihren Mann ins Bett steckt, können ohne Zweifel dieselben holdesten Wesen sein, die an Adam's Rippe nur hervorgingen, aber ihre Stellung zum Männerleben überhaupt wird eine verschiedenartige werden. Ein männliches Heldengeschlecht hat bescheidene Frauen, ein männliches Dogmengeschlecht unterwürfige Frauen. Frauen, die nicht mehr nöthig haben zu bitten, daß der Mann sie auf den goldenen Triumphwagen seiner Thaten am Gottesweiten doch auch mitnehme, werden vergessen zu schmeicheln, werden sich keine Mühe geben zu gefallen, machen, wie es in Paris geschieht, die Grazien, brutsch: Hallgöttinnen, in die Bubenreit oder in die Arme der Dichter verweisen.

Und so sei es denn verrathen! Die Französinnen waren erstens nie so liebenswürdig-schmeichelnd-hoch-süß-feuerathmende Geschöpfe, wie sie den Ruf haben; fünf Jahrhunderte schon haben ihnen dafür viel zu sehr geschmeichelt. Ihr Selbstgefühl machte sie schon längst kalt, schon längst bitter; aber jetzt — sage haben sie vollends einen Anzug, eine Sprödigkeit, die sie dem Amazonengeschlechte einreihe. Ich sage noch mehr, sie sind nicht nur kälter, sondern tugendhafter geworden. In Paris haben sich die Laster verringert, die sinn-

ihren Begriffe haben sich gehoben, durch Stolz gesteigert. Nicht gerade aus Liebe zur Tugend, sondern aus Selbstsucht, — Verachtung des Mannes sind die Französinnen tugendhaft geworden. Die Französin von heute ist kühl, reflexiv, im glücklichen Falle ekstatisch. Neben jeder Blume ihrer Liebenswürdigkeit liegt eine Drohung wie ein Dolch. Auf diesem Dolche steht eingegraben ein furchtbares Entweder-Oder. Was mit diesem fatalistischen Entweder-Oder gemeint ist, mag etwa so lauten: Sie ist eine Tentative, mein Herr, daß unsere Bestimmung die Liebe ist; wir sagen und diesen Verbindung, wir sagen uns kalt und leidenschaftlos, aber wehe Dem, der ein Frauenherz wie ein paar Handschuhe behandelt oder wie ein armes Insekt unter der Lustpumpe zum Experimentiren oder wie eine Genoveva des Mittelalters, eine Griseldis oder sonst eine fabelhafte Person, die sich alle möglichen Chicanen gefallen ließ, möchten diese Chicanen auch Romantik heißen oder Poesie! So wenig Mademoiselle Rachel in der Tragödie romantisch sein kann, ebenso wenig kann es eine Pariserin von heute. Seht sie an! Das rollt die Augen, das knirscht, das lacht Deischlicht, das runzelt Gewitter, das wirft die Lippen auf und weiß seine Rosen immer sogleich wieder durch thränliches Eis zu verbergen. Ihr lieben Frauen und sonstigen Mägdelein Deutschlands! Ihr männlichen Amazonenbefreierinnen! Wenn euer Gatte oder euer Vater oder euer Bruder mit schlechtem Humor Abends von seiner Spießerei oder vom Kaffeehause heim kommt, in Aschaffenburg, Bockenheim, Frisiar, Schöppenstädt, Landsberg an der Warthe als Kaiser und König und Minister der Welt bei einem Schoppen Wein oder einem Seidel Bier mit Händen und Füßen massakrirt hat und dabei Asche ausklopft, als wenn unter Umständen jeder Aschenbecher (wenigstens hat er außerhalb Darmstadts dazu den Schnurrbart) ein Wallenstein und Tilly werden könnte, so sitzet ihr und bebt vor diesen Tyrannen, diesen Gigantes, Titanen und übt euch in allen zarten Pflichten einer Weiblichkeit! Ihr wißt wol, daß hinter diesen Actenschrankthüren und den Schornsteinfächen eigentlich ganz sanfte Gemüther verborgen liegen, die um eine Note von ihrem Vorgesetzten wochenlang in stille Melancholie versinken können, aber knien, weißt Ihr, ist nun einmal euer Erbtheil und die Dichter haben Recht, wenn sie sich eure knieenden Leiden, eure engelgleichen sanften Züge zu den Idealen ihrer Lieder wählen! In Paris aber gehört diese Romantik zu den verklungenen aller verklungenen Dinge. In Paris ist Alles Contrast. Contrast somit auch in der Liebe. Will sie so, denn sie will sie so. Sie, sie, sie, sie. Mitten in der eisernsten Pirbe unserer modisch geschnürten Komödien-Dame zu dem jungen Manne, dessen Schulden sie bezahlt, sagt sie ihm bei einer Gelegenheit die ganze romantische Geschichte auf. Der junge Mann hatte nichts verbrochen, als etwas Mißtrauen gezeigt. Mißtrauen? ruft sie. O mein Freund, du hast mich — auch! Ah so! Du willst die Thür, geh! Ich bin Ja! Ich liebe, wenn ich liebe! Ich liebe auch nicht, wenn ich nicht liebe! Ahen, entferne dich, Mißtrauen ist der Tod meiner Liebe! Und nun weiß Arthur bittet, weint, sich auf die Knie, wirft und das Publikum auch sogar geräth klatschr, nur deshalb nimmt ihn die große Tragödin doch „moderner Frauenrollen" wieder an, auf Discretion, Parole, Contract mit vierteljährlicher Kündigung. Das ist auf der Bühne und innerhalb der amerikanischen Welt; aber diese amerikanische Welt hat hunderttausend Pariser zu Ahnen gezählt. Auch innerhalb der erlauchten herrscht in Paris dies Contractverhältniß. Die Männer ertragen sich unter. Sie haben in der Republik erhalten ein größeres Verlangen, die Form der Sitte zu wahren, als in der Monarchie. Die Republik brachte die Familie zu größeren. Teile mehr nahm sich die Familie zusammen. Sie formirte sich zur Vorgesellung gegen die gesellschaftlichen Excessen. Von dem Tage an, wo in Frankreich das Kaiserthum herrschen wird, werden alle diese weltlichen sehr möglichen Hebel der Sitte aufhören, werden die Pariserinnen sich vielleicht wieder mehr durch Grazie und Liebenswürdigkeit die Gunst ihrer Männer erwerben.

Was soll man vorziehen? Die Republik mit ängstlichen, um die Sitte vorgeschriebenen, gehemmenen Männern und kalten, bequemen und strengen Frauen, oder — das Kaiserthum mit Männern, die für die Erhaltung der Sitte die Polizei und die Armee sorgen lassen, und dabei Frauen, die nicht mehr die Stirn runzeln, nicht mehr nach den Dolchen der Rachel greifen, wieder beschreibene, leichte, fröhliche Kinder der Natur, Libellen, schaukelnd wie auf Blumenbeeten, werden? Traurig, daß jedes Gute in der Welt immer eine Unvollkommenheit im Gefolge hat.

Man kann noch mancherlei Gründen forschen, warum die gegenwärtigen Pariserinnen auch so gar eingebildet, kalt und mürrisch aussehen. Nicht nur das allgemeine Aeltewerden, wer kann' das genau wissen, wenn Sitte und Halt der Gesellschaft in Gefahr kommen, nicht nur die Angst der Ehemänner, die Furcht vor den Ereignissen und die gerade bei republikanischen Regierungsformen immer sich kundgebende größere Strenge und fast conservative Zähigkeit innerhalb des Familienlebens mögen Veranlassung jener auffallenden Erscheinung sein, auch vielleicht der Mangel einer poetischen Lebensrichtung, einer idealen Kunst und Literatur ist kein unwesentliches Moment, um die bittere Kälte der jetzigen Pariserinnen zu erklären. Wo ist in Frankreich auch in diesem Augenblicke ein einziger schwärmerischer Poet, der das Frauenherz in seiner milden Verklärung darstellte? Die großen Sänger von einst, Victor Hugo und Lamartine, sind alt geworden, verstimmt und in ihren Tönen rauh und verdrießlich. Balzac's romantische und chevaleresque Muse folgte ihm selbst ins Grab.* Wie blaustrümpfig, berechnet, industriell ist George Sand geworden! Wer zu seinem Zeitalter durch die Bühne sprechen will, durch die Anforderungen der Schauspielerinnen und derjenigen Censur, die nicht nur der Staat, sondern die „Masse in corpore" übt (das Schiller'sche Wort), der hat die Möglichkeit, durch einen freien Genius auf seine Zeit zu wirken, verloren. Der Schwung der freien Phantasie ist hin, die Bedingungen der Scene fügen die Moral der vorgeführten kleinen Anekdoten auf das Bedürfniß der Alltäglichkeit zu, machen das Talent zum Sklaven von Rücksichten, die auf der Bühne noch ohnehin die eigene Wirkung haben, und zuletzt nothwendig und berechtigt zu erscheinen. Eine rhetorische Concession an die herrschenden Vorurtheile, einmal bekannt, ist der gefährlichste Reiz und der Anfang einer ganzen Umwandlung freier und denkender Selbständigkeit. George Sand ist so philisterhaft geworden, als hätte sie nie eine Indiana oder Valentine geschrieben. Die Herren Augier und Ponsard dienen den Zwecken ihrer Eitelkeit oder den Damen, für die sie Rollen schreiben. Nirgendwo jetzt in Paris ein rosiges Erblühen von Idealität, ein Leuchten und Prangen im reinen Lichte der Schönheit. Ueberall Berechnung, Anknüpfung an den Augenblick, Schmeichelei, Alltäglichkeit, Furcht selbst bei der Jugend. Wo kann da noch etwas schalkhaft, graziös, witzig bleiben? Eine düstere, eisgraue, farblose Welt, diese Welt der Furcht und der Lüge. Alles will predigen; Jeder will Weisheit und Besinnsamkeit lehren. Man gibt seine Ideale auf und zwingt sich, die Dinge, wie sie sind, nicht nur für nothwendig, sondern selbst für vortrefflich zu nehmen. Jede poetische Illusion wird von dem Zorne der gängelten Menschheit für Tollhäuslerei erklärt. Man drängt sich, man stößt sich, man liefert Alles, was eine Meinung hat oder von einer Meinung spricht, an den ersten besten Wachtposten als Störer der öffentlichen Ordnung aus, man hat den Fanatismus der Ruhe um jeden Preis — und so bedeutsam diese Erscheinung ist, so bewundernswerth für unsere neulich (in Nr. 6) angegebene Grundidee unserer Zeit, „die Disciplin des Massengriffes", so ist doch so viel erwiesen, daß eine solche dem Staatsleben vielleicht sehr ersprießliche Gesinnung doch weder für die Musen noch für die Grazien ein besonderes Resultat abwirft. In der That haben die Franzosen in diesem Augenblicke keinen einzigen berühmten lyrischen Dichter (Alfred de Musset wurde gerade im Monate Mai in die Akademie, d. h. in die Gesellschaft der

Männer aufgenommen, die berühmt ſind, auch wenn ſie ſchweigen), kein einziges erheblicheres Bühnenſtück, keinen einzigen in die Tiefe gehenden Roman, und unter ſolchen Umſtänden kann es denn natürlich auch nur Frauen geben, die ewig gelangweilt ſcheinen oder ewig verſtimmt, die erbittert oder gleichgültig ſind, gleichgültig für Alles, ausgenommen für die Mode, für den Sammet, die Seide und die Juwelen. Der Luxus in Paris übertrifft in dieſem Augenblicke alle Vorſtellung.

Anregungen.

Der Flachs.

„So ging einmal zur Johannisnacht ein Mann aus Toledo im Kyffhäusergebirge. Düſter ſchauten die Mauern der alten Pfalz herab in die Goldene Aue. Die Wipfel des Laubwaldes rauſchten. Der Mond warf ſein bleiches Licht über Wald und Erde. Die Eule ſchrie. Der Arme zitterte, als er den Mauern nahte. Da rauſchte es in den dichten Hollunderbüſchen und heraus trat mit grimmiger Geberde ein Kobold, fürchterlich zu ſchauen wie die unheimliche Nacht. Was willſt du? rief er dem Armen zu. Haſt du nicht Hände zur Arbeit? Soll ich euch faules Volk denn immer mit Wundern überſchütten, immer mit meiner Gutmüthigkeit, mit meinen Schätzen euch helfen? Oder meineſt du vielleicht, daß ich dir dein Begehr nicht auf den erſten Blick anſah? Fort mit dir! Fort! ſag' ich. Niemals werd' ich dich undankbarem Gelichter helfen. Helft euch ſelber! Der Arme wagte nicht zu reden; er war erſtarrt. Er hatte keine Zeit zu verlieren, denn der Kobold ſchnaubte mit grimmiger Geberde. Hier haſt du Schätze! So rief er und warf ihn mit Kugeln. Der Arme fühlte die Kugeln über ſich herab hageln, über ſeinen Kopf ſeine Kleider, in ſeine Taſchen, überall hin. Er ſah ſie herabfallen und erkannte ſie als die Früchte des Leins. So kam der Getäuſchte ſüchtig und knechtend zu ſeiner Hütte. Er mochte nicht reden, ſo ſehr ſein Weib ihn auch drängte. Er ſuchte das Lager und träumte im Fieber bis zum Morgenroth. Als er aber aufſtand und ſeine Kleider anzog, waren ſie ſo ſchwer, als ob Blei in ſeinen Taſchen läge. Was für ein Wunder hatte ihn betroffen? Siehe da, die Leinfrüchte, mit denen der grimmige Kobold ihn überſchüttet, hatten ſich über Nacht in ſeinen Taſchen — in Gold verwandelt. Darum waren ſie ſo ſchwer. Dem Armen war geholfen, aber den Kobold hat Niemand wieder geſehen, ſo Mancher ihn auch wieder zu ſehen ging in finſterer Mitternacht."

So ähnlich erzählte der Großvater aus alter Zeit dem aufmerkſam lauſchenden Enkel. Beide glaubten an das Wunder. Waren ſie doch Beide Kinder. Wie ganz anders erſcheint mir heute dein Kyffhäuſermärchen, du alter wundergläubiger Großvater mit dem langen blauen Ueberrocke, mit den großen Taſchen, dem langen ſpaniſchen Rohre mit vergoldetem Meſſingknopfe, den kurzen ledernen Beinkleidern und den großen Schuhen mit blanken ſilbernen Schnallen! Erinnert mich dein Märchen doch lebendig wieder an die Spinnſtube der Goldenen Aue, wo die Nachbarn kamen und die Nachbarinnen mit ihren ſchnurrenden Rädchen; wo ich ſtill hinter dem Ofen ſaß und den wunderbaren Märchen lauſchte, die ich hier vernahm! Erinnert es mich doch lebendig wieder an die wunderreichen Jungfern der Spinnſtube, welche in dem Flachſe des Spinnrockens ihre Orakel ſuchten, das ihnen, wenn das Flachsknäuelchen brennend mit ziſchender Schnelle zur Decke flog, Gewährung der Liebe verhieß, dagegen Kummer weiſſagte, wenn es zur Erde ſich ſenkte. So wurden ja von jeher tauſend Leiden, tauſend Freuden mit dem Flachſe verſponnen und verwebt. Wer weiß, ob nicht die Ritterfräulein Kyffhauſens, die alten Kaiſertöchter, ſo gut wie einſt Karl's des Großen Töchter ſpannen und webten und den Flachs weiſſagen ließen! Das war in ihrer Art eine ſchöne Zeit. Sie gehört dir beſonders an, du großes deutſches Vaterland! Der Flachs hatte dich groß gemacht. Der Flachs war dein Gott, der deine Kinder um das Kamin ſammelte. Dein Linnen ſuchte der Fremde von jenem fernen Lande, wo der alte Nibelungenheld Hagen erſchlagen ward, bis zum ſchönen Spanien. Deine Kinder ſtillten Seckel und Lade, denn ſie webten unabläſſig. So wurden deine Weber Fürſten und der Name der Fugger in Augsburg iſt uns wohlbekannt. Es lag ein tiefer Sinn darin, wie einſt einer deiner Herrſcher vor dem königlichen Schatze in Paris mit gleichgültiger Miene ſprach: „In Augsburg ſitzt ein Weber, der das Alles mit eigenem Gelde bezahlen kann." Doch ich will ſchweigen von Allem, was nachher kam und leider noch iſt; ich will ſchweigen über den Untergang deiner

Leinenindustrie, belebt durchaus Gewerb und Verkehr.“ Karl Müller.

Ein empfehlenswerther Roman.

Wir können unsern Lesern die Versicherung geben, daß sie vor einem Schicksal bewahrt bleiben sollen, dem die Verleger und die Interessenten der Literatur in den meisten Zeitschriften anheimfallen. Es werden ihnen nämlich meist nur die Werke empfohlen, welche die HH. Buchhändler unentgeltlich den Herausgebern der Zeitschriften zugesandt haben. Wenn man die Namen von Titeln neugedruckter Bücher in manchen Zeitschriften liest, so kann man sich bei der Ueberzeugung nicht erwehren, daß das offenbare Uebermaß von Buchproduction, das in Deutschland herrscht, von vielen Zeitschriften mit unterhalten wird. Gäben sie sich nur einige Jahre lang das Wort, nicht jedes gedruckte Werk, wenn auch meist ungelesen und nur mit einigen Zeilen als ankündigen (respective begleich an einen Actionär verkauft) eingegriffen, man würde sich bedeutend zwei sehr nützliche Dinge erwerben: einmal, daß die Verleger und Buchhändler aufhören ihre Pressen zu schwören, und zweitens, daß Das, was man lesen und einbringlich empfehlen kann, wirklich von der Leserwelt aufgegriffen und mit Vertrauen auf die gegebene Empfehlung benutzt wird.

Ein Buch, das uns jeder Gatte und Vater seinem Hause nicht nur unbedenklich, sondern ganz zuversichtlich und vertrauensvoll in die Hand geben kann, ist das jedem erschienene Werk: „Pfarrers Tagebuch“ (Leipzig 1852). Der Titel ist nicht eben anziehend, aber auch das ganze Werkchen erscheint nicht eigentlich, wie überreich zu gelichen. Es erblickt, so viel wir wissen, von einer unbekannten Verfasserin schon seit Jahren. Von Hand zu Hand wanderte es in einigen Theilen Deutschlands in Abschriften. Viele Leser haben aber viele jährliche Bücher gelesen, die, in steifen Conversationston zwischen Gut und Böse schwankend, in ihrem Tagebuch ein sprechendes Spiegelbild für Tausende junger Frauen und Mädchen aufstellt. Das Colorit der Verfasserin ist freilich etwas verwaist. Für die Schwärmerei hat man gegenwärtig in Deutschland andere Ausdrücke als Walter Scott oder Lieber's Ironie. Indessen wird jeder Gebildete sich diese kleinen altmodischen Partien selbst verbessern oder nach dem neuen Geschmack ändern können. Die Wahrheit der Entwicklung einer edeln Seinen gefühlsinnigen Frau bleibt darum doch dieselbe, und so gelungen ist sie einer humoristischen und scharfblickenden Mitschwester, daß wir „Pfarrers Tagebuch“ eine Popularität prophezeien, die es wenigstens nicht verdienen würde als „Aufgelesene Nachlese“ oder „Verlesenes erster Lehrmeyer“.

Daß dies Buch eine Frau geschrieben hat, sieht man an der Schärfe und Strenge der zweiten Hälfte des Werks, aber auch an der schwachen Entwicklung des letzten Theiles. Diese scheint uns nicht besonders gegliedert. Die scharfen Spitzen der Ergiftung werden hier plötzlich abgebogen und die Entschiedenheit fehlt über Trösten unter Umständen, die man bei einiger Kenntniß der Psychologie nicht ganz folgerichtig finden wird. Es ist auch da die Frauenfeur erschöpft, die uns die Verfasserin als einen Schatz erworben läßt, der eine Zeit lang unverdrießlich spenden und trösten kann, zuletzt aber doch von ungeborenen Vorgezogene bestimmt, reiche an Einsichten zum Leser und zum ihrem Organisator schenken will. Nachdem sie Trösten kräftig abgeschafft hat, nimmt sie ihr Kindlein wieder und Herz und lächelt es mit aller Mutterliebe.

Nahrungsjorgen.

Nahrungsjorgen sind in einem sonst gleichmäßigen Haushalte plötzlich eintretende Besorgnisse, die Unruhe und Unzufriedenheit verursachen. Sie stehen Allen in ihr beschränktes Haus gegangen. Jeder Leib, das einen von Nahrungsjorgen Geplagten trifft, wird ihm drei mal größer erscheinen, als es sich nöthig wäre.

Aufruf zum Arbeitsmuth.

Nimm an der Welt dein ganzes Theil!
Nimm es mit vollen Händen!
Was du verschmähst, wird nicht zum Heil,
Nicht zum Genuss sich wenden.
Bleib nicht zur Erde Kummer herab,
Heran Gelüst dich verschwenden!
Für Jeden ist das dunkle Grab,
Für Jeden erst das Leben.
Die Freude, überreich gespült,
Reift rings in gold'nen Garben.
Ein Thor, der schon verdorrende
Und welche: Aehren lasen!
Im Frühling kannst du auf der Flur
Frühlingsverschwendung sehen.
Wie viele tausend Blüten nur
An Einem Tag vergehen
Und wie viel kommen Blüten noch,
Daß immer Herbst sich merke!
Es wagt ein selger Ueberfluß
Der Freude durch die Erde.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 10. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Cursturaben.

Novelle in drei Capiteln vom Herausgeber.

Erstes Capitel.

Blumen und Blüten aus dem Ghetto.

Leo, oder wie sie gewöhnlicher genannt wurde, Leontine Simonis, war eine junge, reiche und liebenswürdige Jüdin. Klein nur von Gestalt, fesselte sie um so lebhafter durch die Zierlichkeit ihrer Formen und vorzugsweise durch die Anmuth ihres fast immer lächelnden Gesichtszuges. Frisch von Farbe hoben sich die lieblich genarbten Wangen. Die Nase von seltenem Ebenmaße und mit der kleinen gedankenvollen Stirn so in eine Linie verbunden, wie das Profil einer Griechin. Vom germanischen Stamme waren Leontinens Augen; blau, schwärmerisch, romantisch. Die Zähne untadelig und das Haar von einer Fülle, daß es, aufgelöst, wenn nicht die Fersen der kleinen Füße, doch die Kniee hätte erreichen können. Es gab in der Residenz Gestalten von einer beim ersten Anblicke einnehmenden Schönheit, Musterbilder des Wuchses und der Formvollendung, aber wenige von Leontinens einschmeichelndem Zauber im Gesammteindrucke. Und sie hatte auch den Namen dafür. Die junge Welt kreirte am sogenannten Hohen Graben, dem Omaticr der Banquiers, vor den Fenstern der „schönen Simonis", wie man sie nannte, mit allen Aufputzkünsten der Haltzigung vorüber, die für ein meist unter hohen tropischen Pflanzen am Fenster sitzendes oder lesendes junges Mädchen nur im Anblicke gefunden oder in der Schärfung schwacher Augen durch vorwitzige Lorgnetten liegen kann. Dies war Leontinens äußere Erscheinung.

Nach ihrem Innern war sie Schwärmerin. Sie übte zurückerst nur melancholische Musik. In Liedern ohne Worte, Nocturnen und ähnlich benannten Tonstücken suchte sie ihre ganze unbestimmte Sehnsucht auszuhauchen. Bekannt sprach sie Poesie aller Nationen zu ihrem geistigen Ohre. Das waren ihr Engelzungen, während ihr leibliches nur zu sehr, wie sie sagte, mit den rauhen Tönen der Wirklichkeit beschäftigt wurde. Ihr Vater, Nathan Simonis, besaß die übliche praktische Lebensauffassung. Man konnte von ihm

sagen, er hätte des weisen Nathan Namen deshalb gehabt, weil, wie der Derwisch sagt, seinem Volke eben der Reiche der Weise ist. Die Mutter, wenn sie mehr Bildung besessen hätte, würde das Leben schon mehr nach Leontinens Art gefaßt haben. Der prächtige Name, den sie ihrem Kinde statt des ursprünglichen Lea zugestanden hatte, war eine Huldigung der guten Frau an die Welt des Schönen, ein Act der Anerkennung wenigstens für manche Sprachkenntnisse, die Madame Simonis aus ihrem Jugendunterrichte gerettet hatte. Leontinens Brüder, Vettern, Oheime freilich lebten nur unter materiellen Lebensbedingungen, Eisenbahnactien, Curszetteln, Bankanweisen; doch sorgte schon die Mutter dafür, daß diese Grundlagen ihrer zu größtem Vertrauen des Publicums berechtigten Namen nicht auch gar zu breit sich ausdehnen durften. Man ließ sich immer zwischendurch auch einmal auf geistige Fragen, Theater, Musik und die Lieder ohne Worte ein, doch leider immer mit einem zu kühlen Tone, der der kleinen Leontine durch die Seele schnitt. Sie nannte diesen Ton „die kalte Verständigkeit und ihres Volkes Erbtheil". Leontine Simonis war jene einsam träumende Palme aus dem Morgenlande ihres Lieblingsdichters Heinrich Heine, nur mit dem Unterschiede, daß sie selbst bereits tief im Lande der Fichtenbäume wohnte und unter dem scharfen Luftzuge des Nordens oft, wie sie wenigstens sagte, unbeschreiblich frieren mußte.

Wir könnten für den Abstich, in dem Leontine Simonis gegen ihre Umgebung lebte, noch reichere und poetischere Citate geben, wenn wir die Sammlungen von Gedichten aufschlügen, die in einer Nebengasse des Hohen Grabens, nämlich im Barfußgäßchen Nr. 3, zu [illegible]treppen hoch in Morgen- und Abendstunden auf sie gemacht wurden. Ihr Sänger war ein junger Mann, der sie liebte. Er hieß von Hause aus Moses Sancho, doch nannte auch er sich Moriz. Moriz Sancho, wie der Name zeigt, alten portugiesischen Erinnerungen angehörend, war etwas über fünf Jahre älter als Leontine, die bereits zwanzig zählte. Es ist und bleibt eine schöne Eigenthümlichkeit bei Leontinens Glaubensgenossen, daß sie junge Mädchen die Freiheit und Poesie ihres elterlichen Hauses möglichst lange genießen lassen. Sie verträumen meist alle ziemlich lange ein glückliches von Liebe gehegtes Dasein im Aeltern[illegible]hause, bis sie einem inzwischen meist leider durch kaufmännische Berechnungen vermittelten Loose anheimfallen. Leontine war eine gefeierte Schönheit; hundert christliche Bewerber würden sich schon längst und schon von ihrem sechszehnten Jahre an für sie gefunden haben; aber da sie unter den Ihrigen, oder wie Moriz Sancho, der Dichter, gesagt haben würde, innerhalb des Ghetto, verheirathet werden mußte, so zog sich die Entscheidung über die Bestimmung ihres Schicksals [illegible] schon bis in ihr zwanzigstes Lebensjahr hinaus. Die geheimen Hindernisse, die es für diese Entscheidung innerhalb der Sphäre, wo man gläubig nur über Eisenbahnen, zweifelnd über Poesie sprach, geben mochte und die sich wahrscheinlich auf einige tausend Gulden mehr oder weniger zurückführen lassen konnten, kennen wir nicht. Leontine ahnte so etwas von den unheimlichen Kreisen, die manchmal um sie her sich zogen, bald näher kamen, bald sich entfernten und ihr immer ein tiefes Aufathmen der Freude verursachten, so oft wieder eine Gefahr, ihre Freiheit zu verlieren, verschwunden war. Man glaube ja nicht, daß Leontine, wenn sie von Freiheit sprach, Ideen hatte im Geiste der neuen materialistischen Philosophie! Sie kümmerte sich zwar mit einem Eifer, mit dem Jüdinnen so oft junge Christinnen beschämen, um Alles, was auf dem Gedankengebiete neu und anregend war, aber Das, was gerade sie Freiheit nannte, war ihr nur die Musik, die Poesie, der milde Schimmer der Sternennächte, das Mondenlicht, der Ruderschlag auf dem Golfe jener italienischen Seen, zu denen sich ihre ganze Seele hingezogen fühlte. Ihre Freiheit war ihr die unendliche Sehnsucht nach Schönheit, ein namenloses Zerfließen in Idealen, die sie oft mit irdischen Namen nicht zu nennen wußte. Nur geographische wußte sie dafür anzugeben. Für den Anblick des Comersees z. B. hätte sie alle Partieen auf

gegeben, von denen nun sie her doch zuweilen geflüstert wurde ... ein Flüstern, das ihr immer den Eindruck machte, als wenn sie, sitzend in ihrem Zimmer unter den breiten Blättern eines riesigen Gummibaums, blätternd in Gottfried Kinkel's „Otto der Schütz", vom drei oder vier Zimmer weit entfernten Comptoir ihres Vaters herüber das Ausschütten von Geldsäcken vernahm. Dieser Silberklang an sich war nicht unpoetisch, er war ihr auch nicht verhaßt, aber er war außerordentlich gewöhnlich. Er drückte bei ihr das Alltägliche aus. Das Geldeinnehmen und Geldgewinnen klang ihr fast so, als wenn sie jeden Morgen die tiefsinnsten Forschungen ihrer Mutter beobachten mußte, wenn diese mit einer fast contemplativen innern Mystik den täglichen Küchenzettel erfand.

Leontinens geheimste Gedanken verriethen, daß ihr auf jenem Nachen, mit dem sie durch den Genfersee ihrer Ideale ruderte, regelmäßig nur Moritz Sancho das Steuer führte. Moritz Sancho war Doctor der Philosophie. Von gleicher Schwärmerei wie Leontine Simonis hätte er in der That mit ihr auch ein Paar gegeben, an dem Apollo sowol in Rücksicht auf die Grazien wie auf die Musen Freude gehabt hätte. Hier hätten geistige und körperliche Vorzüge sich verbunden. Doctor Sancho besaß alle Merkmale des südlichen Ursprungs seiner Familie. Eine mittlere Figur, zart, schmächtig, behend, wie wir die Italiener kennen und von Spaniern und Portugiesen die Vorstellung haben. Das braune Auge blitzend von Leidenschaft, öfter aber auch, in Folge germanischer Einflüsse, in ein mildes Leuchten und träumerisches Umirren sich verlierend, das sogar ihr gewöhnlicher Ausdruck war und für Jeden etwas Anziehendes und Gewinnendes haben mußte. Sancho's ganze Erscheinung war, was man interessant nennt. Ein großes Selbstgefühl konnte nicht fehlen — werden doch seine Glaubensgenossen erzogen, die Freude und der Stolz der Ihrigen zu sein — aber eine ausgesuchte Bildung hatte doch über den Stolz des jungen Mannes die Formen der Grazie gelegt. Sancho's Selbstgefühl verletzte nicht. Es gab ihm nur Schwung, nur vertrauenerweckende Haltung. Wenn der junge Doctor in einen Salon trat, mußte er alle Herzen gewinnen. Sein blasses Antlitz, das glänzend schwarze Haar, der tief von innen kommende Blick aus den schwarz beschatteten Augen, all' jene Eigenthümlichkeiten nazarenischer Schönheit, von denen wir undankbaren Christen nur zu oft vergessen, daß sie die Vorbilder jener Gestalten sind, die wir auf Gemälden zu Gegenständen unserer Anbetung gemacht haben, lagen auch reichlich in der Erscheinung dieses jungen Mannes, der sich zu den Vorzügen seines südlichen Temperaments auch die Ergebnisse der germanischen Romantik zueignen gemacht hatte. Wie auch sein Lieblingsdichter Heinrich Heine sich vorzugsweise vom Judenthume dadurch zu befreien suchte, daß er eine etwas zu weit getriebene und nur äußerliche Verehrung vor unserer romantischen Märchenwelt zur Schau stellt, so kann man sich wol auch beim Israeliten ein nach innen gehendes wirkliches Verschmelzen mit dem Charakter der germanischen Poesie denken, ein gläubiges und im Gemüth ergriffenes Heimatsgefühl unter dem Banne der schönen Lorelei, unter dem Zauber der Nibelungen und sogar dem Einfluß der christlichen Baukunst und Malerei. Moritz Sancho gehörte zu den ganz germanischen Israeliten des Dr. Gabriel Rießer in Hamburg und keineswegs zu den Ironikern seiner Bildung. Er dichtete von Blumen, Sternen, Sonnen, Palmen, Mondschimmächten vielleicht ohne Berechtigung eines Sitzes auf dem Parnaß, aber er ironisirte wenigstens diese seine neue Heimat nicht, sank nicht, wie Heinrich Heine, von Lotosblumen und Traumbäumen immer zu Schalet-Weben herab. Wir wollen keine Kritik über die Poesien des Dr. Sancho schreiben. Jedes Gedicht, welches einem Märchen huldigt, das man liebt, steht an und für sich den Gedichten des Petrarca gleich und Leontine belohnte ohnehin ihren Sänger freundlicher als Jenen die kalte Laura.

Wie sich die Herzen dieser beiden Liebenden fanden, ist schwer zu sagen. Das Barfußgäßchen liegt nur in seinen auf den Hohen Graben mündenden ersten Häusern so, daß

Leontine die zündenden Blicke des Doctors hätte allenfalls am Versengtwerden ihrer Lectüre unter den Blumen bemerken können. Die Hausnummer „drei" gab mit dem Hause ihres Vaters schon einen stumpfen Winkel. Auch das Ausschütten der Geldsäcke im Parterre-Comptoir hatte den Doctor nicht begeistert. Er war zwar arm, sehr arm — sein guter Vater hatte in einer großen Hansastadt sich vom einfachen, einst mit einer Karre hausirenden Büchertrödler mühevoll und mehr aus Liebe zu seinem gabenreichen Sohne, als aus eigenem Triebe nach Ververnehmung seiner Existenz, zum Besitzer einer „antiquarischen Buchhandlung" emporgeschwungen — aber materielle Berechnungen lagen ihm fern. Er hatte Philosophie studirt auf das Schöne und Wahre im Allgemeinen hin, in der Hoffnung, die deutsche Nation würde sich binnen Kurzem zu einem möglichst idealen und freien Leben entwickeln und von den Professoren der Aesthetik, die man bei Universitäten anstellt, keinen Taufschein mehr verlangen. Er hatte auch den andern Glauben an einen gewissen idealen Umschwung seiner eigenen Glaubensgenossen — Manche sprachen in diesem Betracht von Köhlerglauben — aber waren nicht große Geister der Wissenschaften und Künste aus dem Kreise, den er den Ghetto nannte, neuerdings hervorgegangen? Hatten nicht Heirathen stattgefunden selbst in den reichsten Familien mit Söhnen ärmerer, ja sogar in den orthodoxesten mit christlichen Söhnen und christlichen Töchtern? Ist nicht die Zeit angebrochen, dachte er, wo die Vorurtheile schwinden wollen, die Schranken unnatürlicher Zurückhaltung in allen Gebieten fallen? Und konnte es durch Beispiele anderer Art, die schon stattfanden, nicht sanctionirt werden, daß der schöne, liebenswürdige, geistreiche und mit der Zeit auch berühmte Doctor der Philosophie Moriz Sancho die schöne Leontine Simonis, den Augapfel ihrer reichen Aeltern, wirklich heirathete? Auf diesen Glauben hin dichtete und liebte wenigstens der Eine und duldete seine Anbetung die Andere. Der junge Doctor war unbeschadet seines Vaters, der daheim mit den gangbarsten Schulbüchern handelte, in die vornehmere Gesellschaft seines Glaubens eingeführt und außerordentlich gern gesehen, namentlich von Madame Simonis, protegirt sogar vom Vater und von den Brüdern Leontinens. Alles hatte ihn lieb. Die Brüder berichteten ihm zuvorkommend, wo irgend über ihn eine ungünstige Recension zu lesen war. Der Doctor war nicht nur äußerlich dem Hause willkommen und ein Hebel des Werthes, den sich jedes Mitglied desselben selber zuschrieb, sondern Leontine liebte ihn auch. Sie erwiderte auf Bällen im Tanze seinen Händedruck, sie verrieth ihm die Thränen nicht, die ihr in das dunkle blaue Auge traten, wenn der Freund leise ein Gedicht in ihr Stickerei-Körbchen schob, sie duldete, daß er im raschen Benutzen einer günstigen Gelegenheit ihr die Hand küßte, diese Hand, die zuweilen selbst einen Vers versuchte, wenigstens Phantasieen in ihr Tagebuch niederschrieb und dann ihren Freund lesen ließ, was sie Alles von den Sternen, den Mondnächten und den Gondelfahrten auf dem Comersee träumte. So verflossen einige Jahre des zartesten Seelenaustausches und Moriz Sancho hatte wol ein Recht zu hoffen, diese Verbindung würde ihm die Muße schaffen, einst der deutschen Nation große, gereifte, gefeilte Werke anbieten zu können, ein Recht zu hoffen, er würde das höchste Dichterglück gewinnen, seine Muse gleich dicht nebenan im Zimmer in seinem angetrauten Weibe zu besitzen, oder wie er es seinem alten Vater in dessen Sprache ausdrücken mußte, eine gute Partie zu machen.

Ein heißer Sommer führte fast die ganze Familie des Herrn Simonis in ein Bad. Von dem Bade aus machte man noch eine Rheinreise. Als Leontine mit ihren Aeltern zurückkehrte, hatte Moriz gerade die Absicht, einmal seinen alten Vater zu besuchen. Es gab es eine Trennung von länger als einem Vierteljahre. Von einem Briefwechsel konnte natürlich keine Rede sein. Leontine hätte nimmer gewagt, eine Zeile anzunehmen, die ihr von Sancho durch die Post zugekommen oder wenigstens von der Mutter ungelesen geblieben wäre. Alles Das verstand sich ja von selbst. Sancho täuschte sich auch nicht

über die Schwierigkeiten seines Vorhabens. Er wußte, daß ihm sein Herz eine fast unerreichbare Aufgabe gestellt hatte und daß es ihm nur durch ein langes Dulden und langes Werben, wie dem Jakob einst um Rahel, möglich werden würde, den einzigen Gedanken, der ihn nächst seinem Ruhme erfüllte, möglich zu machen. Ja dieser Ruhm, diese Sehnsucht sogar, seinem alten Vater noch einst solche Bücher von ihm zu zeigen, welche die zweite Auflage erlebten und nicht zu herabgesetzten Preisen verkauft wurden, trat sogar gegen seine Liebe vorläufig in den Hintergrund.

Wie furchtbar mußte es ihn daher niederschmettern, als er nach der großen Aufregung eines schönen Herbstmorgens zurückkehrte und die Nachricht empfing, Leontine Simonis wäre die verlobte Braut eines fremden Mannes, der um sie angehalten und nach den üblichen Weitläufigkeiten als ihm bald vermählte Gattin gewonnen hätte!

Sancho war in Verzweiflung. Sein ganzer Lebensfrühling war wie von einem Sturme geknickt. Das Gerücht war kein Gerücht; er sah die Verlobungskarte, sah dies verhängnißvolle glänzende kleine Blatt, das inzwischen auch ihm war geschickt werden. Leontine verlobt! Mit einem fremden reichen Manne! Wahrheit, Wahrheit war's! Er schloß sich in sein Zimmer und weinte. An Sammlung, Fassung war nicht zu denken. Er ging nicht aus, schon vor Furcht, man möchte ihm begegnen, von dieser Verbindung mit ihm sprechen und seiner getäuschten Hoffnungen erwähnen; er ging nicht aus, weil er krank wurde. Er bot einen Anblick, der Mitleid erregte. Er aß und trank nichts. Er saß nur starr und stützte das Haupt auf. Sein Bart wuchs ihm, wie nach den Vorschriften der Trauer, die seinem Volke geboten sind. Das Feuer seiner Augen erlosch. Er saß da, stumm und starr. Wehmuth machte ihn ohnmächtig zu einem Entschlusse. Es rührte ihn Alles. Der Gedanke an sich selbst am meisten. Seine Gedichte, die in so schönem Goldschnitt neben ihm sauber geschrieben lagen, blickten ihn wie bittend, wie selbst hülflos, nicht einmal mitleidig und tröstend an; bedurften nicht auch sie erst des Fortkommens in dieser kalten Welt, bis sie selbst anerkannt Andern Trost spenden konnten? Alles stand so still, so geisterhaft um ihn. Diese Verlobungskarte war das Einzige, was redete. Die schwatzte und lachte oder „sicherte", wie sein Heinrich Heine gesagt haben würde. Er saß wie in Dämmerung einen Tag und den zweiten halben noch. Die Sonne schien nicht und doch ließ er alle Vorhänge herab, nur um nichts zu sehen, nichts als seinen Schmerz, der keineswegs Goethe'scher, die Poesie befruchtender Schmerz war. Er stöhnte laut. Er warf sich vom Sopha bald auf seine drei alten gepolsterten Stühle mit Kattunüberzügen, bald aufs harte Bett, bald wieder auf das noch härtere Sopha. Der Schmerz trieb ihn immer wieder auf. Seine Nachbarn mußten ihn seufzen hören. Es war der ganze bekannte furchtbare Druck, den der Mensch im Unglück so recht mitten auf dem Sonnengeflechte fühlt, derselbe Druck, der ihn das Leben in jener ganzen Schalheit und Unersprießlichkeit empfinden ließ, die schon Hamlet fühlte, als er sich umbringen wollte und auch dies, um ganz' vergessen zu können, für einen unnützen Umweg erklärte.

Na, was haben Sie denn, Doctor? sagte seine Wirthin und pflegte ihn mit heißem Thee und zuthunlicher Liebe und erfuhr seinen ganzen Schmerz. So freundliche Frauenworte und Frauenhülfe lindern schon gar sehr. Am zweiten Tage Abends mußte er sich sagen: Es gibt doch im Menschengemüthe ganz wunderbare Heilquellen. Sie fließen so tief geheimnißvoll, unbekannt und räthselhaft. Wir wissen gar nicht, wo sie herkommen, wissen nicht, wo den furchtbaren Druck des Kummers plötzlich von unten her ein so sanftes Geheimes emporhebt. Man vergeht im Schmerze wie vor Durst und es flackert plötzlich ein Trost herauf mitten in der Wüste. Es wird warm an einer Stelle, irgendwo, vielleicht im Auge oder es klingt ein Rauschen am Ohr, vielleicht ein Heimathsgefühl, eine Jugenderinnerung. Meist ist es Heimat und Jugend, die wie plötzlich lebendig anklopfen

und wir machen auf uns selbst erst Niemanden, dann aber Aeltern und Geschwister, denen wir trotz aller Berachtung der Welt dennoch lieb bleiben, wir fühlen etwas, das von ihnen wie eine belebende Wärme uns entgegenströmt. O die Heilkraft der Natur ist ein Geschenk des Himmels, für das wir niemand danken sollten! Es bewahrt uns vor Verzweiflung, reicht uns in düsterster Finsternis die warme treue Hand des unsichtbaren Führers, der uns schon manches Jahr geholfen hat, und hebt und wieder empor und läßt uns sogar treiben ertrinken von unserm Kummerlager, ald wir uns mit tausend heiligen Schwüren wiederbringen. Dann ergreift wol ein Vater die Feder und schreibt seinen Kindern oder eine Mutter nimmt ein Briefblatt und schreibt einer Freundin, und hier ergreift ein Sohn die Feder und schrieb an seinen alten Vater Levi Ephraim Sancho, Bücherhändler, einst auf der Karre, jetzt in einem Laden nicht weit von der lateinischen Schule der alten Hansastadt. Moritz schrieb einen Brief mit der schlichten Anrede: „Lieber Vater!“ und der schlichten Unterschrift: „Dein treuer Sohn Moses“ und die einfachste Sprache, deren Inhalt zwar dem Vater Kummer machte, wurde eine Stärkung für den Sohn. Es er Licht angezündet, das Siegelwachs erwärmt, die Adresse auf den zusammengelegten Brief geschrieben hatte und noch spät Abends zur Post ging, um dem Vater sein Unglück zu melden, wurde es Sancho'n viel leichter. Er mußte sich ja finden. Es half nichts; denn es gab in vier Wochen keine Leontine Simonis mehr, sondern war noch eine Leontine Herz.

Leontine Herz hatte ihren Aeltern große Freude gemacht. Einmal, daß sie sich nach einigem Weigern in Vermont zu dieser Partie entschloß, dann, daß sie bei den Heirathspacten es durchsetzte, daß ihr Gemahl in die Residenz ziehen mußte. Der Schwiegervater, Michael Herz, hatte früher in einer andern Residenz unserd reidenzerischen Bürgerlebens gewohnt, war zufrieden mit der Wahl seines Sohnes und ein außerordentlich gefälliger Herr, weil schon in der Welt herumgekommener Geschäftsmann. Er hatte — doch es wird nothwendig sein, diesem Gemahl Leontinens mindestens dieselbe Aufmerksamkeit zu schenken wie dem Doctor Moritz Sancho, der sich durch das Studium der Künste und Wissenschaften einzuweihen für seinen Verlust zu trösten sucht. Was er erlebt hatte, gehört zu Heinrich Heine's „alten Geschichten“, die sich täglich ereignen und eigentlich Dem nur interessant sind, dem sie „soll passiren“.

Zweites Capitel.

Michael Herz.

Michael Herz konnte beim ersten Anblick für Das gelten, was man oft und nicht selten mit Ernst eine „genügsame Seele“ nennt. Sein Aeußeres drückte allerdings auf enge Grundsätze. Er war klein, nicht gerade hübsch, aber für die Rolle eines Schiffers auf dem Comersee der Ideale ziemlich ungeeignet. Michael Herz hatte hochrothe, ausdrucksvolle Augen, eine große Stirn, die an den Schläfen schon graue, auf dem Wirbel gar keine Haare mehr zeigte. Er trug zwar einen sehr großen umbrenen Bart, den er aber nur im ersten Jahre seiner Ehe mit einiger Sorgfalt behandelte, später nur pflegte, später vernachlässigte und nur zuweilen noch, wenn die Schwiegerdöchter ein Diner gaben oder das junge Paar irgendwo aufgehoben war, zum Gegenstand philokomischer Studien machte. Seine Geschäftsgänge waren markant, mager, schon mit starken durchzogen. Sein Gang, wenn er mit der Cigarre auf sein in einem andern Theile der Stadt gelegenes Comptoir ging — er hatte sich eine eigene Speculation auf mehr zur Unterhaltung als aus Bedürfniß angelegt — wunderte, war von den Grazien verlassen und nur durch eine gewisse Sicherheit sich auszeichnend; Sicherheit war überhaupt der Charakter seiner ganzen Person. Er war so sicher, daß er sogar Mich und Scharfsinn be-

saß. Er hatte die Welt schon mannichfach kennen gelernt und viel beobachtet. Michael Herz trieb Nationalökonomie, höhern Merkantilismus, Freihandel, Politik mit Leidenschaft und man würde ein himmelschreiendes Unrecht thun, wenn man ihm dabei einen Verächter des Schirm genannt hätte. In den Wissenschaften hatte er solide Grundlagen gelegt. Er las vielerlei in Morgenstunden und oft bis spät des Abends. Am liebsten Englisch und Französisch. Der Geschmack seiner alten und neuen Freunde war nicht immer der seinige. Er lächelte anfangs über die Schwärmerei seiner verliebten Braut, aber auch über die scherzhaften Einfälle der Oberstlieutenantin, die dem Witze auch Alles opfern wollte. Er ließ sich wol die Späße munden, die auf der Börse am glücklichsten zufällig, mindergeschickt privilegirt gemacht werden, aber mit banalen Phrasen war doch nicht Alles bei ihm abgemacht. Michael Herz forschte den Quellen nach. Vieles, was auf der Börse beispielsweise wurde, erfüllte ihn mit Achtung, wenn er die Abneigung des Geschäftsmannes auch vollkommen theilte. Wir fürchten endlich zu werden, wenn wir fortfahren wollten, alle diese Eigenthümlichkeiten zu schildern. Nur die eine Eigenschaft wollen wir noch erwähnen, daß er in den ersten großen Umrissen seiner Toilette genau war, den Kunst der weißen Wäsche und die, wie Manche sagen könnten, Pedanterie der Reinlichkeit bis zum Ekel trieb und nur in der übrigen eleganten Toilette, in Westen, Halbbinden, Ringe, Nadeln und Paletots den Cynifer spielte. Ein paar streng freilich englische Lederhandschuhe trug er oft mehre Monate. Er pflegte überhaupt zu sagen: „Ich war einige Jahre in Paris und kenne ein Elegant und habe daselbst die unsinnigsten Petereien gemacht. Ich putze mich heraus, als wenn es niemals Spiegel oder eine Antikensammlung im Louvre gegeben hätte. Ich bilrete mir ein, mit neuen Cravatten, seidenen Westen, Stiefeln, Burnusses, Abreißkalbers und teufelseinhörnigten Paletots unwiderstehlich zu sein und merkte nicht, daß jede Grisette mir sagte, wie lächerlich ich war. Meine pomadisirte Haar, mein coulleurirtes Gesicht, meine Policinell-Manieren, nichts von Alledem ließ sich durch die Rechnungen der ersten Schneider und Modehändler verbessern. Ich glaubte für jährlich 3000 Francs ein Abonné zu sein und war nur komisch. Seitdem hab' ich diese Methode, Interesse zu erwecken, aufgegeben. Ich fing an, Eindruck zu machen, seitdem ich jeden Rock so lange trug, bis an den Aermelspitzen sich eine hellere Schattirung einstellte. Meine Ehe sang' ich wahrscheinlich auch erst in diesem Systeme der Abnutzung an. Komm' ich aber zu Veronikens zum Kaffee, in einem Schlafrock von blauem Sammet, mit gelben Schuhen und hängenden Troddeln, komm' ich mit einem türkischen Fez von rother Seide mit silbernen Fransen und ich erlebe nicht, daß sie augenblicklich vor Lachen in Ohnmacht fällt, so will ich mich entheiligt machen. Zeitlebens im Hause den Hanswurst zu spielen. Meine Lieblingsfarbe, grau in grau, wird mich ihr verlästig im Comptoir bekeuender erscheinen lassen. Auch werden vielleicht die Cigarren meinen Eintritt unterstützen oder man wird mich eines Tages eine lebendige Mumie nennen, mich des Besitzes einer jungen blühenden Frau, die eine Haut wie Pfirsiche hat, für unwürdig erklären und in allem Ernste, ich ahne, daß man mir mit Schrecken an meine Zukunft denkt."

Sollte ich Veronikens Diamant nun in die Natur einer solchen Gemahlin haben setzen können? Sind hier seine Ansichten verschwommen? Ging das Alles in der gewöhnlichen Gewohnheit so rasch von Statten, wie es sich jetzt geordnet zu haben scheint? Lassen wir die Thatsachen reden.

Schon in Pyrmont verrieth Veronikens, wie wenig dieser Michael der eigentliche Mann ihres Herzens war. Der schreckliche Arzt, schon in die Dreißiger Jahre eingerückte Mann bemerkte eine ihm, wenn auch nicht bis zur Verzweiflung, der Hand, doch bis zu einer gewissen sogleich sichtbaren Differenz unangenehme Stimmung sehr bald. Er hatte zwar in Pyrmont und später in der Residenz, wo das Aetienpaar Veronikens wohnte, einige Coeffeurs auf sich verwendet; sein Schicksal war aber eben das, dann gerade ge-

ringfügig zu erscheinen, wenn er es andern Männern an Sorgfalt und Geschmack nachthun wollte. Sich so zu geben, wie es sein zweites Pariser System war, konnte er der Aeltern und der Neuheit wegen nicht wagen und dennoch besaß er Ehrgeiz. Er besaß nicht den Ehrgeiz, sich schwärmerisch geliebt sehen zu wollen; er besaß aber den Ehrgeiz, seiner Gattin nicht zu gestatten, daß sie sich ihm gegenüber als etwas Apartes gab, eine Welt für sich beanspruchte, ein Dasein für sich oder wenigstens eine Lebensauffassung, in die er etwa wie ein Heiligthum nicht eintreten durfte. Schon die erste Bekanntschaft gab eine Menge von Gegensätzen. Leontine phantasirte am Flügel in schwärmerischen Accorden; Michael konnte nicht in Abrede stellen, daß er fröhlichern Weisen den Vorzug gab. Sie sprach von Büchern, die er nie gelesen hatte, auch nicht lesen mochte, so schön sie in Goldschnitt eingebunden dalagen. Leontine sprach Französisch und Englisch lange nicht mit der Gewandtheit, die ihm wünschenswerth erschien, um so mehr, da er Pläne hegte, in Zukunft vielleicht im Auslande zu wohnen und an den Plätzen Geschäfte zu machen, wo man die Handelschancen in erster Hand hat. Ihr ganzes Wesen war ihm zu zerflossen und zu sentimental. Und wie dies der geheime Schaden immer bei den Allzugefühlvollen ist, so entging auch seinem Scharfsinne nicht, daß dieser Schwärmerei eine große und ihm gefährliche Einbildung von sich selbst zum Grunde lag.

Michael Herz erfuhr auch von dem Verhältnisse des Doctor Moriz Sancho. Man hatte ihm nicht sagen können, daß zwischen diesem jungen Gelehrten und seiner Verlobten ein unverbrüchliches Band gegenseitiger Verpflichtung bestand, aber die Art, mit der die Aeltern diesen Namen aus den Listen etwaiger Einladungen ausstrichen, die sottrischen Anmerkungen, mit denen Leontinens Brüder den dichterischen Genius des schönen und, wie er bald bemerkte, in der Gesellschaft bevorzugten jungen Mannes zuweilen zur Erwähnung brachten, öffneten ihm doch sehr bald die Augen. Unverkennbar wurde ihm, daß ihm Leontine auf diesem Wege, den sie schon einschlug, eine Zukunft bereiten würde, die ihn auf die Stufe der geduldeten Ehemänner stellte. Ehrgeiz kämpfte dagegen bei ihm ebenso sehr wie wirkliche Liebe. Er hatte ein tiefes Gefallen an seinem Weibe. Er liebte Leontinen. Gerade die Verschiedenartigkeit ihres Wesens von dem seinigen hatte ihn angezogen. Er fand nach seinem Systeme ihre Entzückungen über den gestirnten Himmel und die Mondnächte auf dem Comersee zwar komisch, aber solche Art von Poesie hat zu allen Zeiten selbst die Verständigsten immer verlockt und angezogen. Er beherrschte sich; er verrieth nicht ganz, was er fühlte. Die tiefe Abneigung, die in „Madame Michael Herz" für ihn lebte, that ihm weh. Er sann hin und her, wie er es durchsetzen sollte, daß sich Leontinens ganze Seele in ihm zurechtfände, ihn und sein Lebensprincip gelten ließe und sich von einer geistigen und gefühligen Vornehmheit trennte, die etwas Drückendes für ihn hatte. Er wußte, daß die äußere Treue seines Weibes in allen Lagen rein wie Gold sein würde, er wußte, daß ihr nimmermehr einfallen könnte, an den jungen Dichter anders zurückzudenken als wie eine Fürstin etwa an einen Knaben vom Lande zurückdenkt, mit dem sie einst Popularitätsstudien machen mußte; er wußte, daß die Atracktien alle Vorurtheile des Standesunterschiedes haben — sie waren nicht umsonst in Spanien und Portugal die Beobachter reiner und fleckenloser Ritterschaft. Er wußte, daß der Sohn eines Antiquars von Salamanca und wenn er der unbekannte Dichter des Cid Campeador gewesen wäre, nie daran in Wahrheit hätte denken dürfen, die Tochter irgend eines christlichen Don Juda ben Kimchi de Simonis zu gewinnen. Aber das Alles hinderte nicht, daß er sich unglücklich fühlte und vor seinen Verwandten daheim nicht mit der Miene bestand, die sie an ihm zu sehen wünschten.

Die Hochzeitreise aber, welche die jungen Eheleute machten, hatte das Gute, daß Leontine wenigstens vor der praktischen Umsicht ihres Mannes etwas Achtung gewann. Sie erkannte sehr bald, daß ein so sicheres und dabei nicht vorlautes und eine zarte Na-

tur in Verlegenheit bringendes Auftreten in Gasthöfen und auf Eisenbahnen, wie es Michael Herz eigen war, nur die Folge der Lebenserfahrung und Weltroutine sein konnte. Es gewann ihr zuweilen ein wenig Verwunderung ab, wie sicher und planmäßig diese Reise nach der Schweiz und den schönsten Theilen des deutschen Oesterreich angeordnet war im Vergleich zu dem Geschrei und dem Durcheinander, wenn sie mit ihren Aeltern reiste. Auf einer so kurzen Fahrt wie nach Pyrmont war sie jährlich gewohnt gewesen, daß die Familie Simonis mindestens drei Rückenkissen, ebenso viel Handtaschen, oft noch wichtigere Dinge liegen ließ, dann mitten im Fluge des Dampfwagens von Anhaltenlassen sprach, nach allen Conducteuren rief und sich nicht selten entschließen mußte, telegraphische Depeschen um gestickte Sacktücher und leverne Luftkissen hin und her spielen zu lassen. Diese bodenlose Unsicherheit, die mitten im schönsten Genusse bei den älterlichen Reisen Aufschreie und Schrecken aller Art zu verursachen pflegte und ihr das Reisen unter solchen Umständen eigentlich schon längst verleidet hatte, fiel bei Michael Herz gänzlich weg. Das junge Ehepaar reiste allein, nur in Begleitung einer einzigen Dienerin und Alles ging vortrefflich von Statten. Michael rauchte seine Cigarren, fand Alles, was man besichtigte, anregend, mehr oder minder auch merkwürdig und verbreitete dabei ein so behagliches Gefühl der Sicherheit, daß sie ihm im Stillen das Zugeständniß eines praktischen Mannes, mit dem wenigstens äußerlich sich leben ließ, nicht verweigern konnte.

Nach Hause zurückgekehrt stellte sich das Gewonnene aber bald in Frage. Michael Herz war in seinem neuen Wohnorte fremd, hatte ein neues Etablissement zu begründen und fühlte, daß die Verwandtschaft ihm nicht diejenige Selbständigkeit einräumen wollte, die er gewinnen mußte, um sich behaglich zu wissen. Sein verständiger Sinn hatte sich früh im Leben zurechtgefunden. Er sah älter aus, als er war, aber er hatte noch mehr Klarheit seines Wollens, als man selbst seinem Aussehen hätte einräumen mögen. Solche halbblasirte Naturen sind zähe in ihren Vorstellungen von Dem, was man gemeiniglich Glück nennt. Michael Herz schwieg zu Allem, was er sich von Schwiegerältern, Schwägern, ja selbst seiner Gattin gefallen lassen mußte, war aber nicht im mindesten gewillt, die Dinge so gehen zu lassen, wie sie in den ersten Monaten seiner Ehe und neuen Niederlassung gingen. Er trällerte, scherzte, lachte, spielte den Unbefangenen, sah aber wohl, wie in seiner glänzenden, kostbar eingerichteten Wohnung ganz andere Geister herrschten als die, die sich seiner Botmäßigkeit unterworfen fühlten. Von einer innigeren Vertraulichkeit Leontinens mit ihm selbst war keine Rede. Man gab sich die Miene, ihn erziehen zu wollen, schrieb ihm eine Menge von Regeln seines Verhaltens sowol in der Geschäftswelt wie in der Gesellschaft vor und wenn er gar beobachten mußte, daß die Hoffnung, die Leontine gewann, Mutter zu werden, wie eine Angelegenheit betrachtet wurde, die mehr die Familie als ihn selbst beträfe, so hatte er Augenblicke des Schmerzes und konnte sogar, weil er die Verstimmung nicht wegheuchelte, Anlaß geben, sich ernstlich über ihn zu beklagen.

Als nach der Geburt eines Sohnes es den Anschein hatte, als wenn Leontine mit jetzt noch gesteigerterer Gleichgültigkeit für ihn und sein Verlangen nach Gemüthlichkeit sich wieder allein helfen und die Nahrung ihres geistigen Daseins aus tausend andern Hülfsquellen, nur nicht aus ihm, suchen würde, nahm er sich ernstlich vor, dieser Gefahr der Unterordnung endlich für immer vorzubeugen. Er hatte sich dazu manches Mittel überlegt. Ein ernstes gemüthliches Wort mit Leontinen, eine Bitte um Verständigung, die Betheuerung seiner Liebe, alles Das schien ihm sehr gefährlich, seinem Charakter widersprechend und fruchtlos. Denn, sagte er sich, wie selten überlegen die Männer, daß sie mit Allem, was sie um Gotteswillen von den Frauen verlangen, Ziotero machen. Die Lehre vom Hebel schon sagt uns, daß wir die Mittel, Wirkungen hervorzubringen, nicht an die Stelle setzen müssen, wo die Wirkungen selbst stattfinden sollen. Die Liebe [illegible] ganze

Hingebung meiner Frau muß an einer ganz andern Stelle hervorgebracht werden als auf dem Boden, wo ich mich ihr etwa zu Füßen würfe. Er sann, was beginnen. Die Zerstreuungssucht seiner Gattin war im besten Zuge, das Zerfließen, Schwärmen, Musiziren, Lesen, Alles hatte wieder einen Anstrich geistiger Vornehmheit und exclusiver Nichtachtung gewonnen; spotten wollte er nicht, reizen, opponiren noch weniger. Ein Ende nehmen aber mußte dieser Zustand. Er liebte seine Gattin, er durfte sich sagen, daß sein ganzes Wesen wol der Mühe werth war, erforscht und zur Richtschnur des Hauses genommen zu werden. Er wollte Vertraulichkeit, Herzlichkeit, Hingebung desselben Gemüthes, das sich für Alles in der Welt erwärmen konnte, nur für ihn nicht. Und um zu diesem Ziele zu gelangen, verfiel er denn endlich auf ein in dieser Art mit Bewußtsein wol noch nie ausgeführtes Mittel. Es bestand in folgendem eigenthümlichen und gewagten Seelenexperiment:

(Die Fortsetzung dieses Capitels in nächster Nummer.)

Die Quellen.

Ein Naturbild von Karl Müller.

Es liegt ein hoher und dankbarer Sinn darin, wenn die alten Griechen ihre Quellen mit Marmor umgaben, wenn sie ihre Tempel in die quellenreichen Haine bauten. In jeder Quelle lebte eine liebliche Göttin. Sie hatten Recht. Aus den Quellen strömt das Leben der Völker. Auch die alten Römer, die Erben der griechischen Weisheit, wußten es. Auch sie umgaben ihre Quellen mit Marmor, mit Götterbildern, mit Röhren und [illegible] Bäumen.

Man kann jedoch nicht an die Quellen denken und der Wälder vergessen. Beide gehören innig zusammen, bedingen sich gegenseitig. Es ist bekannt, daß die Wälder die Regenwolken anziehen, weil in den Wäldern sich eine stets kühlere Temperatur erhält, welche die Regenwolken verdichtet. Jedes Blatt nimmt seine bestimmte Anzahl von Regentropfen auf. Was von den Blättern nicht aufgesogen wird, fällt zu Boden oder verdunstet und erhält somit im dichteren Walde eine immer feuchte Atmosphäre. Das zum Boden gesunkene Wasser hält die dichte Moosdecke auf und verhindert seine vollständige Verdünstung. Die Erde mischt sich mit diesem Wasser. Das Wasser sickert allmälig tiefer hinein und vereinigt sich in tiefer gelegenen Becken, aus denen es nun als Quelle entströmt. Man braucht die Beweise für diese Quellenbildung durch die Wälder, welche überdies den sengenden Sonnenstrahlen keinen unmittelbaren Zutritt zu den Wassern der Erde gestatten, nicht weit zu holen. Sie sind da, beweisend und warnend! Der Wolfsbrunnen in der Gemeinde Souhey in der Schweiz, sagt Marchand, liefert ein merkwürdiges Beispiel vom Einflusse der Wälder auf die Quellen. Vor 90 Jahren war dieser Brunnen nicht vorhanden. An dem Platze, wo jetzt die Quelle ist, sah man bei sehr anhaltendem Regenwetter einen kleinen Wasserstreifen, der mit dem Regen verschwand. Dieser Platz befindet sich mitten in einer sehr abschüssigen Weide, die sich gegen Süden neigt. Vor etwa 80 Jahren beschloß der Eigenthümer des Bodens, da er den obern Theil ganz mit Nothtannen besetzt sah, dieselben wachsen zu lassen, was bald einen prächtigen Wald gab. Sobald der Wald gewachsen war, trat an die Stelle des nur zeitweise erscheinenden Wasserstrichs eine tüchtige Quelle, die selbst während der längsten Trockenheiten Wasser genug besitzt. Vierzig bis funfzig Jahre lang galt dieser Brunnen für einen der besten im Clos-du-Doubs. Vor etlichen Jahren wurde der oben erwähnte Wald [illegible] und der Boden von Neuem in eine Weide verwandelt. Mit den Bäu-

men verſchwanden die Waſſer, und die Quelle iſt jetzt ungefähr Das, was ſie vor 20 Jahren war. Denſelben Fall liefert nach Marchand die Quelle von Combefoulat und St.-Urſanne. Durch das theilweiſe Verſchwinden der letztern durch Abholzung mußte ſogar eine Spinnerei, welche dieſes Waſſer benutzte, ihr Geſchäft einſtellen. Dies Alles wollte aber wenig ſagen, wenn nicht durch das Verſchwinden der Quellen noch andere Nachtheile für die Volkswirthſchaft entſtünden. Wo Quellen, gibt es auch Weiden und wo dieſe, auch Heerden, der Segen des Landwirths; und umgekehrt. Die Quellen ſind die Erzeuger der Bäche, dieſe der Flüſſe und wieder umgekehrt. Bedeutende Flüſſe verſiegen, andere werden ſeicht. Der Nachtheil für Bewäſſerung und Schiffahrt liegt auf der Hand. Wir werden ſpäter bei den Flüſſen darauf zurückkehren. Weniger wichtig iſt, daß die Quellen den Teichen ihr Waſſer geben, in denen ſich ein neuer Induſtriezweig, die Fiſcherei, geltend macht.

Wo eine Quelle, klappert oft eine Mühle und die Gegend erhält durch ſie einen eigenen Charakter. Da erſcheint der Flieder im Schatten der Gebäude, vielleicht ein Obſtgarten daneben und der Fiſchteich iſt meiſt auch nicht fern. Im bretterarmen Gebirge beruht das Leben oft vieler Hunderte auf dem Daſein einer Quelle; denn es iſt vielleicht irgend ein Pochwerk, eine Spinnerei oder Dergleichen an ihr angelegt, die ihnen Verdienſt gibt. Die Quelle bevölkert das arme Gebirge und erhält die Gemeinden. Wenn auch vielleicht kärglich, verſchafft ſie ihnen durch den blühenden Induſtriezweig doch die Mittel zum geiſtigen Vorwärtsſchreiten. So kann eine Quelle das Anſehen der Gegend und den Charakter des Menſchen beſtimmen, den dieſer immer durch ſeine Heimat und ſeine Handthierung annimmt. Wir haben ſchon beim Wolfsbrunnen von Scuden geſehen, wie von dieſer eine Spinnerei abhing und mit ihr zu Grunde ging. Bouſſingault, dieſer berühmte landwirthſchaftliche Naturforſcher, erwähnt auch eines Pochwerks in Südamerika, dem es ähnlich erging. Daſſelbe befand ſich in dem metallführenden Gebirge von Marmato in der Provinz Popayan, in der Mitte unermeßlicher Wälder. Das Flüßchen, an welchem die Pochwerke errichtet ſind, entſteht aus der Vereinigung mehrer kleiner Bäche. 1830 waren daſelbſt große Maſchinen zur Gewinnung des Goldes und eine Goldſchmelzhütte angelegt. Eine freie Bevölkerung von faſt 3000 Seelen fand ſich in verſchiedener Höhe auf dem Abhange des Gebirgs. Zahlreiche Holzſchläge fanden ſtatt, ſowol zur Erbauung der Maſchinen und Wohnungen, als zur Gewinnung von Kohlen. Der Betrieb hatte jedoch kaum zwei Jahre gedauert, als man bemerkte, daß die Waſſermaſſe, deren man für den Betrieb der Maſchinen bedurfte, fühlbar abgenommen hatte. Die Maſchinen ſelbſt hatten das Waſſer gemeſſen. Man kann ſagen, daß jeder zu viel abgeſchlagene Baum, indem er eine Abnahme in der Goldgewinnung hier nach ſich zog, einen Werth beſaß, der dem Antheile des nicht gewonnenen Goldes gleich kommen mußte.

Quellen im großen Maßſtabe ſind die Seen. Auch ſie wechſeln wie die fließenden Quellen ihren Waſſergehalt, und zwar durch dieſelben Urſachen. Man hat dies an dem großen See von Genf bemerkt, am Neuenburger-, Bieler- und Murtener-See, welche jetzt voneinander getrennt liegen und früher zuſammen hingen. Humboldt wies das Sinken des Sees von Tacarigua in Venezuela gleichfalls in der Entwaldung der Gebirge nach. Von vielen andern kann man Daſſelbe ſagen. Unendlich iſt die Bedeutung der Seen in der Volkswirthſchaft. Man denke an die Schiffahrt auf den ſchweizer Seen, denen in Skandinavien, Canada. In dieſen Ländern, vorzüglich im hohen Gebirge, ſind ſie dieſelben ungeheuern Communicationsmittel wie auf dem Feſtlande die Eiſenbahnen. Man nehme nun dem See ſein Waſſer und ein unermeßlicher Schatz von Mitteln für Volkswirthſchaft wird damit verloren gehen; mit ihm die Fiſcherei und ein großer Reiz der Landſchaft. Die Pflanzenwelt wird ſich gleichzeitig umändern.

Die ganze Bedeutung eines Dinges lernt man im ſchroffſten Falle am beſten kennen.

Ein solcher findet sich in der Wüste Sahara Afrikas. Diese schreckliche Einöde ist über 650 Meilen lang, 200 breit und enthält einen Flächeninhalt von 118,500 Quadratmeilen, fast zehn mal größer als Deutschland. Sie ist ein wirkliches Sandmeer ohne Wasser, zwischen dem 16. und 32. Grade nördlicher Breite gelegen. Das, was wir über die Llanos zur trockenen Jahreszeit, bei der Besprechung des Regens angeführt haben, ist gegen diese Wüste noch ein Paradies. Man denke sich jene Sandstrecke unter einer Sonnenwärme, welche schon die furchtbare Höhe von 38 Grad 2 Linien Réaumur erreichte. Man denke sich einen tiefblauen, nie bewölkten Himmel über ihr; nirgends die mindeste Abwechselung, nirgends ein Baum, ein Busch; überall die trostloseste Einförmigkeit; man höre im Geiste den gefürchteten, tödtlichen Wind Samum oder den südöstlichen Chamsin durch die Wüste stürmen; man denke sich dazu, was Humboldt über die Llanos im Sommergewande sagte und vergesse daneben nicht, daß die Sahara keinen Regenwinter hat — dann hat man eine kleine Vorstellung von jener Wüste. Wenn man ferner dazu weiß, daß im Jahre 1805 in ihr eine Karavane von 2000 Menschen und 1800 Kameelen *verschmachtete*, dann hat man auch einen Begriff von ihrer Furchtbarkeit. Dieselbe beruht nur auf dem Mangel an Quellen. Nur durch das Kameel, das Schiff der Wüste, wie es sinnreich die Dichter des Orients nennen, gelang es den Menschen seit früher Zeit, in diese schaudervolle Einöde als der einzigen Handelsstraße von Aegypten nach dem Innern von Afrika vorzudringen. Ohne das Kameel, d. h. ohne seine ungeheure Ausdauer im Dursten und Tragen, ohne seine Mäßigkeit, welche noch mit den harten, holzigen Wüstenpflanzen vorliebnimmt, ohne seine mit frischem Wasser lang angefüllt bleibende Wasserblase würde diese Wüste das Bild des ewigen Todes geblieben sein. So legte aber die Natur wieder so weise in ein armes Thier den Keim zur Erlösung des Menschen durch das Wasser. Erst durch das Kameel wurde der Handel zwischen dem Orient und dem Innern von Afrika möglich. Durch den Handel wurden sich die entferntesten Völker wie Brüder näher gerückt. Sie lernten sich kennen und die göttliche Wissenschaft der Erdkunde gewann neue Schätze, neue Gedanken.

Derselbe Schrecken der Reisenden wie die Sahara war auch die Nubische Wüste. Drei Tage lang fand man keinen Tropfen Wasser, wol aber überall am Wege die gebleichten Gebeine der Verschmachteten als die schrecklichsten Wahrzeichen des Quellenmangels. Erst seit Mohammed-Ali, dem verstorbenen Vicekönig von Aegypten, ist sie leicht zugänglich geworden und zwar dadurch, daß er in bestimmten Entfernungen von einander 14 Brunnen graben ließ.

Grauenvoll ist das Leben des Menschen der Wüste. Nur auf seine Selbsterhaltung bedacht, wie der Bettler, der, weil er nichts hat; nur immer nach Brot geht und keinen höhern Zweck kennt als sich zu erhalten, wird jedes höhere, edlere Gefühl in seiner Brust erstickt. Der Beduine wird Räuber und Mörder aus Noth. Er verhält sich — sagt der Franzose Raffenel — zum Menschen wie der Tiger zur Katze. Er beginnt die blutigsten Streitigkeiten um eine Quelle in der Wüste.

In der That, die Wüste ermangelt nicht ganz der Quellen. Wenn auch in großen Zwischenräumen, finden sich doch in ihr einzelne grüne Inseln, Oasen genannt. Sie finden sich augenblicklich da, wo Quellen aus der Erde hervor sprudeln, mit Feigen und Citronen im südlichen Theile, mit Dattelpalmen, Weizen- und Kornfeldern im nördlichen besäet. Jede dieser Oasen bildet augenblicklich eine Station für die Karavanen. Nun versteht man erst leicht, wenn der französische General Lamoricière an den Kriegsminister nach Paris von Algier aus schrieb: „Senden Sie mir Bohrgeräthe und ich werde hier mehr mit der Sonde als mit dem Degen ausrichten.“ Man begreift dies leicht, wenn man dazu weiß, wie Algerien eine Menge unterirdischer Gewässer in seinem Boden birgt, die nur durch artesische Brunnen zu Tage treten und liebliche Oasen bilden.

Man begreift es aber noch mehr, wie sich die Herrschaft eines Volks über die Eingeborenen befestigen könne, wenn man endlich weiß, daß die Eingeborenen der Wüste oft 200 Meilen weit nach Südalgerien mit ihren Heerden wandern müssen, wenn zur Zeit der völligen Trockenheit in den Oasen auch hier Alles versengt ist und daß selbst die Antilopen in Hunderttausenden zur Auswanderung gezwungen sind. Die Noth zwingt den Menschen, herumzuschweifen, Nomade zu bleiben. Da wird nie eine ordentliche, feste Gemeinde entstehen, nie der Anfang zur höhern Ausbildung des innern Menschen gegeben werden, wo der Mensch nicht durch die Quellen, durch das Wasser von seiner niedern Lebensstufe gehoben wird.

Das wußten auch nach Gumprecht's Mittheilungen die Herrnhuter Missionäre, welche das Christenthum im Südafrika zu verbreiten gingen, sehr gut. Die Beweise lagen zu offen am Tage. So wird im Caplande eine Quelle alsbald die Stätte für einen Ansiedler. Die Colonisten europäischer Abkunft, welche in diesem Lande die Pflege der Quellen versäumten, sanken allmälig zu Nomaden herab. Jene Missionäre thaten das Gegentheil; sie pflegten die Quellen für Ackerbau, gewöhnten so ihre wilden Volksstämme an feste Wohnsitze, durch diese an ein geregeltes Leben und legten somit den Grund zu der Civilisation des Menschen, welche nur in festen Wohnsitzen ermöglicht wird, wie schon erwähnt wurde, als wir über die Wüste von Atacama sprachen. Unter vielen Beispielen rühmt man, wie der Bischof Halbek in Gnadenthal, der Hauptstation der Herrnhuter Missionäre im Caplande, jene Gegend nur dadurch zu einem Paradiese umschuf, daß er das Wasser auf jene Anhöhe hinauf künstlich zu schaffen wußte. Ebenso rühmt man dem Missionär Anderson nach, wie er den ehemals völlig wilden Stamm der Griquas und Beschuanen an der Nordseite des Garip-Flusses, dem Nomadenleben durch die Benutzung der natürlichen Quellen des Landes entriß; wie er allmälig eine volkreiche, für Handel, Wandel und Civilisation höchst wichtige Stadt, die er Griquatown nannte, für Südafrika hervorrief; wie dieselbe ganz nach europäischem Geschmacke eingerichtet und sogar mit einer Schule versehen wurde, in welcher 800 Kinder regelmäßigen Schulunterricht empfangen. Das ist das rechte Christenthum, das den Menschen durch die Natur zur sittlichen Freiheit emporhebt! Je mehr Naturkenntniß, um so größer diese Freiheit. Wie könnte uns auch eine solche Naturbetrachtung, wie wir sie im Laufe dieser ganzen Unterhaltung gepflogen, anders hinführen als zur Religion, wo Alles, wo die Naturkenntniß selbst schon Religionsausübung ist, da wir überall, auch im Kleinsten Erlösung der Creatur und unsere eigene wieder finden?

Wir können aber unmöglich von den Quellen Abschied nehmen, ohne noch der Mineralquellen zu erwähnen. Ein neues wichtiges Leben beruht auf ihnen. Gedenken wir zuerst der Salzquellen. Auf sie ist die wichtige Salinenwirthschaft gegründet, durch welche Tausende Beschäftigung, die Staaten durch die Salzsteuer und den Salzhandel eine bedeutende Einnahme, der Mensch eine unerläßliche, dem Blute äußerst nützliche Würze erhalten. In den Gewerben schon ebenso vielfach wie in der Küche angewendet, verspricht das Salz nach den Versuchen der neuesten Zeit auch in der Landwirthschaft eine bedeutende Rolle zu spielen. Schon hat man den günstigen Einfluß des Salzes auf das Wohlsein des Viehstandes von allen Seiten bemerkt. Noch mehr: auch als Dünger verheißt das Salz die herrlichsten Erfolge. Schon im Jahre 1793 theilte der deutsche Reichsanzeiger Versuche von dem Engländer Cadwallader Ford mit, nach denen eine Düngung mit Salz einen Flachs hervorbrachte, welcher jenen auf Stalldünger gewachsenen an Kräftigkeit, an Masse, an Güte des Fadens und vollerem Samen so übertraf, daß sich die Salzdüngung um 10 mal höher verwerthete. Die Salinen bedingen als eigenen Industriezweig eine eigene Kunst, eigene Wissenschaft. Es liegt auf der Hand, daß demnach die Salzquellen auch in geistiger Beziehung zur Civilisation des Menschen

beitragen, wie sie schon in leiblicher Beziehung segensreich für Pflanze und Thier wirken.

Ein Gleiches gilt endlich von den warmen Quellen und Gesundbrunnen. Zu den erstern gehören z. B. die Quellen von Karlsbad, Teplitz, Wermbrunn in Schlesien, Aachen, der Geyser auf Island. Zu den letztern z. B. die Bitterwasserquellen von Sedlitz, die Schwefelquellen, die Quelle von Selters mit kohlensaurem Gase und Kochsalze geschwängert, die Eisenquelle von Pyrmont, die Brunnen von Kissingen. Tausende von Pilgern wandern wie Zugvögel alljährlich, oft aus entfernten Gegenden, zu diesen Quellen. Diese Wanderungen bedingen einen neuen Umtausch des Geldes, bringen sich die Menschen näher, tragen somit gleichfalls zum Fortschritte der Menschheit ebenso bei, wie sie die Wohlthäter des Kranken sind, der oft in ihnen seinen letzten Retter sucht. In Pyrmont waren schon im Jahre 1556 gegen 10,000 Gäste versammelt. Ja es ging so weit, daß man ein förmliches Verbot ergehen lassen mußte, dem Brunnen göttliche Ehre zu erweisen, wie es der dankbare Mensch that. Ein neuer Handel und Umtausch geschieht durch Versendung dieser Wässer, welche oft großartig genug ist. So versendete Pyrmont alljährlich 300,000 Flaschen, Eger 180,000, Selters gegen Anderthalbmillionen mit 80,000 Gulden reinem Gewinn. Dieser Handel bedingt wieder die Töpferkunst, und so greift unversehens ein Industriezweig in den andern ein, jeder einen neuen Aufschwung mit Menschen bringend. Eine andere wunderbare Art von Quellen sind die kalkhaltigen, wie z. B. die von Karlsbad, welche so viel Kalk enthält, daß sie in kurzer Zeit jeden Gegenstand, den man in sie hinein bringt, mit Kalk überzieht und den sogenannten Sprudel- oder Erbsenstein bildet. In Südamerika, zu Guancavelica, 30 Meilen von Lima, benutzt man eine solche Quelle, um ihr Wasser in Formen strömen zu lassen, in denen sie ihren Kalk in Backsteinformen absetzt, die man zu Häuserbauten benutzt. Unsere Tuffsteinbildungen gehören auch hierher. Es würde nicht schwer sein, diese Beispiele ins Unendliche auszuführen. Diese genügen indeß, um uns zu zeigen, wie gerechtfertigt die anmuthige That des alten Griechen war, der seine Quellen in goldwerthen Marmor faßte.

Anregungen.

Das jüngste Nordlicht.

Wie wenig beobachtet! In den meisten Ländern Europas gar nicht, als hätte die Welt keine Augen zum Beschauen des Schönen, Großartigen und Wunderbaren mehr. Die Aurora borealis nemlich vom 11. November war einzig in ihrer Art. Sie ward in Schottland, in Dänemark und im südlichen Deutschland — im württembergischen Donaukreise — gesehen, in Dänemark mit dem flüchtigsten und gleichgültigsten Blick, denn nur ein einziges dänisches Blatt meldete am 13. November: „Am Donnerstag Abend hatten wir hier ein sehr starkes Nordlicht". Eine süddeutsche Zeitung veröffentlichte die Erscheinung bei Gelegenheit und in Folge einer praktischen Erfahrung während des Telegraphirens irdischer Dinge, auf welche die überirdische Macht der Aurora störend und hemmend eingewirkt. Und auch nicht eher als am 13. November wurde aus Stuttgart geschrieben, daß die Telegraphenstation Böblingen am 11. November Abends hierher gemeldet, man beobachte dort ein Nordlicht und von der Zeit an sei Störung auf den Linien Stuttgart-Bruchsal und Stuttgart-Ulm eingetreten; bis 6½ Uhr habe noch mit Mühe mit Ulm und Bruchsal telegraphirt werden können, von jetzt an aber bis 9 Uhr sei die Einwirkung der atmosphärischen Elektricität so stark gewesen, daß vollständige Unterbrechung eingetreten. Doch — (gottlob!) — um 9 Uhr habe wieder mit allen Stationen telegraphirt werden können. Die Wissenschaft hat zufällig durch diese telegraphische Anomalie einen interessanten Gewinn gehabt, aber die schöne Aurora selbst ist unbeachtet geblieben. Nur von Schottland aus wird sie in all' ihrer schönen Pracht geschildert, obwol der Glanz der Aurora borealis herrlicher über den Wogen des Oceans strahlt als über Fels- und Sinnenland. In Deutschland auf 48 Grad Breite hat es sich handgreiflich erwiesen, daß das Nordlicht vom 11. November ein ungewöhnlichstes war, und es ist nicht ungereimt anzunehmen, daß es mit dem

Erdbeben in England und Irland in Zuſammenhang geſtanden. Am 9. November war ein Erdbeben, am 10. November ſtiegen in Irland und in Mittelengland die Flüſſe über ihre Ufer, am 11. November begannen ſie mit entſetzlicher Gewalt und Verwüſtung allenthalben die Thallande in faſt unabſehbare Seen zu verwandeln. Am Abend deſſelben Tages, des 11. Novembers, als halb Mittelengland anfing im Waſſer zu verſinken, erſchien, wie nie, das himmliſche Phänomen, welches im Dundee Courier in folgender Weiſe geſchildert wird: „Am Donnerſtag Abend (11. Nov.), einige Minuten vor 7 Uhr, zog eine von der Aurora borealis beleuchtete breite und glänzende Strecke des öſtlichen Himmels die Aufmerkſamkeit vieler Leute auf ſich in Folge des ausgeſtrömten Lichts, welches dem des Vierteimondes faſt gleich war. In einigen Minuten ſah man einen dunkelrothen Strom inmitten vieler Farben, ſo ſchön als die des Regenbogens, und während er zum Zenith hinaufſchoß, verwandelte ſich ein breiter Gürtel des Himmelsgewölbes in Blutfarbe und das ſeltſame Phänomen lehnte ſich in einem Bogen aus, der anſcheinlich auf den Wolken ruhte, etwa 30° über dem öſtlichen und weſtlichen Horizont. Auf einmal zerbrach der Bogen im Zenith, doch in einem Augenblick ſtellte er ſich wieder her und die Röthe ward heller und ſchimmernder, ſodaß einige der Zuſchauer ausriefen: Der Himmel wäre in Brand! In kaum 10 Minuten war die vorbedeutende Scharlachfarbe des Firmaments vergangen und nichts mehr zu ſehen als nur die zitternd ſchwindenden Strahlen des Mondes."

Hamburg. Dr. A. J. Clement.

Die Poeſie des Mittelalters.

Will man ſich ein wahres Bild des Mittelalters entwerfen, ſo leſe man des geiſtreichen und ſcharfſinnigen Prosper Merimée „Geſchichte Don Pedro's des Grauſamen" (Leipzig 1852). Der Schauplatz dieſer romantiſchen Biographie eines Fürſten, der nicht einmal der Grauſame, ſondern eher der Richter oder Don Pedro der Strenge genannt zu werden verdient, iſt Spanien in ſeiner ſchönſten und ritterlichſten Blüthezeit. Es iſt Spanien mit ſeinen mauriſchen Palaſten, gothiſchen Kirchen und Karellen, mit ſeinen Begriffen von ritterlicher Ehre, ſeinen Sagen vom Cid Campeador, ſeinen Mantelinen, Fandangos und den romantiſchen Frauenſchleiern, die man damals trug, wie jetzt. Schon erheben ſich an den felſenumgürteten Strömen Städte mit bürgerlichem Gewinngeiſt, ſchon durchfurchte auf kunſtvolleren Schiffen, wetteifernd mit den Genueſern, die Gewäſſer des Mittelmeers hanſiſche Handelsluſt und der ſich regende Entdeckungseifer; ſchon trieben die Schulen Keime des Wiſſens und der Chriſt wetteiferte mit dem Juden, der Jude mit dem Mauren in der Kenntniß der Kräuter, der Geſtirne und dem Studium des Ariſtoteles. Und dennoch welch eine Welt! Menſchenalter hindurch richtete ſich Schrecken an Schrecken. Die Peſt des ſchwarzen Todes iſt von ihnen noch der gelindeſte und kann allen Zeiten angehören, alten und neuern; aber verheerender als die Peſt ſind die Flammen des Bürgerkriegs, unerſtimmbarer iſt das blutende Schwert der Könige, der großen Vaſallen, Kriegsknechte und der Henker. Rache, Mord, Verwüſtung! lautet das Feldgeſchrei, das von den ſchneebedeckten Gipfeln der Pyrenäen herab in die brennende Ebene von Valencia, von der Meeresbrandung an den Gebirgsbuchten Biscayas, über die kahlen Sierren und die öden Hochebenen Eſtremaduras bis zur Abdachung an die Bai von Lorifa hinunter drei Jahrhunderte lang ertönt. Don Pedro von Caſtilien will dieſen Zuſtand ändern und liegt in einem blutigen Kampfe mit ſeinen Brüdern und ſeinen Granden. Jede Burg ein kleines Königreich. Kein Herr und Gebieter — doch Alles Sklave. Sklave des Zufalls, des Waffenglücks, das bald für den Einen entſcheidet, dem man eben die Thore verſchloß, bald gegen den Andern, dem man ſie eben auftat. Kaum hat die Plünderung den Unglücklichen, die ſich in den Erfolgen verrechneten, wenig mehr als das nackte Leben gelaſſen, ſo kommt der Schatzmeiſter des Königs und holt den noch verſteckten letzten Reſt der Habe; und wie oft müſſen ganze Städte in Feuer aufgehen, müſſen Bewohner auswandern, um in fremden Gegenden ſich neue Hütten zu bauen! Der Fürſt will die Vaſallen demüthigen. Er ladet ſie zu Tiſch, ſie freſſen mit ihm; plötzlich erhebt ſich einer ſeiner Kriegshauptleute, mit Volk und Bewaffnete treten ein, die die ſorgloſen Gäſte mit den geſchwungenen Streitkolben niederſchlagen. Das Ergreifen einer Partei bei ſo viel Rache und Wuth der Vergeltung iſt da nur noch blinde Ergebung in den blutigen Tod, der Jeden früher oder ſpäter unausweichbar ereilte.

Wir empfehlen dies vortreffliche Geſchichtswerk zur Ueberzeugung auch jener Schule, die man neuerdings die Schule des Ver eingrenz, des Bohr- oder Holzwurms genannt hat. Man wird ſich entſinnen, daß die Anhänger dieſer Schule (in Deutſchland gehört zu ihr der in ſeinem Die-Dinge-auf-den-Kopf-Stellen ſo renommirte Profeſſor Leo in Halle) kürzlich die Entfernung der griechiſchen und römiſchen Claſſiker aus dem Unterricht verlangten und auch von dem Mittelalter behaupteten, es wäre die glücklichſte Periode der Geſchichte geweſen.

Gerſtäcker, der Weltreiſende.

Man ſieht mit großer Spannung den Veröffentlichungen entgegen, die nun in ganzer Vollſtändigkeit die Berichte über die abenteuerlichen Fahrten eines Reiſenden bringen werden, der mit ebenſo viel Gründlichkeit wie Humor und poetiſchem Geſchmack zu reiſen verſteht. Wäre Gerſtäcker ein Engländer geweſen und noch ſo jung, daß die geſammten Blätter aller Welt bekanntgewordenen Jahrfahrten in ſeine Heimat zurückgeſetzt, es hätte ihn aller Orten Gerſtäcker-Banketts empfangen, überall hätte man ihm einen erſchöpflichen Dank für ſeine lebensvollen und nicht ohne Mühſeligkeit erworbenen Mittheilungen gebracht. In Deutſchland aber begrüßt man einen ſolchen Weltwanderer erſt, wenn er bei jedem Einzelnen ſeine Viſitenkarte abgegeben hat.

Bei dieſer Gelegenheit bemerken wir, daß wir unſern Leſern binnen Kurzem einen Beſuch in Honolulu und bei Sr. Majeſtät Kamehameha III., der über einen Ländercomplex herrſcht ſo groß wie die Hälfte Deutſchlands, mittheilen werden, der neuern Datums und vollſtändiger und unterhaltender als der Gerſtäcker'ſche Bericht iſt.

Berthold Auerbach's neueſte Dorfgeſchichten.

Nach mancherlei, nicht ganz vom gewohnten Erfolge begleiteten geweſenen Verſuchen wendet ſich auf das Gebiet des Dramas, wendet ſich auf das Gebiet der Entwickelungsromane jetzt B. Auerbach jetzt auf diejenige Form poetiſcher Darſtellung zurück, in der er Meiſter iſt.

Im ſoeben erſchienenen dritten Bande ſeiner „Dorfgeſchichten" findet man zwei neue Erzählungen, von denen die erſte: „Tolpelheim von Buchenberg", ein höchſt und durchaus ſpannendes Intereſſe einflößt. Es iſt die Geſchichte eines Brandſtifters, der ſich unter eigenthümlichen Umſtänden bei einem öffentlichen Schwurgerichte als Verbrecher ſelbſt eingeſteht, obgleich er dem Gerichte nur als Belaſtungszeuge beiwohnt. Der ganze ſchauerliche Reiz eines Criminalfalls verbindet ſich in dieſer Erzählung mit einer bis in die kleinſten Einzelheiten gehenden bewunderungswürdigen Analyſe. Die Verlegenheiten, aus denen der Gedanke der Brandſtiftung bei einem ſehr reich geltenden, doch nur prahleriſchen und verſchwenderiſchen Bauern hervorgeht, ſind ebenſo lebendig dargeſtellt wie die dem dämoniſchen Bekenntniß folgenden Momente der Verbreitung zur That, ihre Ausführung ſelbſt und ihre Folgen. Nirgends wird auch nur eine Spanne Zeit in der aufgewendeten Sorgfalt überſprungen, überall Factum, treu auf den Thatbeſtand baut eine blos der Verbrechercasuiſtik, ſondern der Geheimniſſe der menſchlichen Seele entnommene, Nirgends Abſtraction, überall feſter Grund und Boden bis zur Eröffnung des Zuchthauſes. Man könnte einwenden, daß dieſer große Aufwand poetiſcher und pſychologiſcher Analyſe gleich an einen unwürdigen Gegenſtand verſchwendet iſt; man könnte ferner die Frage aufwerfen, ob nicht noch dem ſchreckhaften Worte, den Dichter an dem Schäfer Meland begeht, ſein Anrecht an eine zu ſchwache und jedenfalls mit unverhältnißmäßig poetiſchen Lichtern ausſtaffirende Darſtellung verwirkt war; indeſſen verſchwinden ſolche und ähnliche Bedenken, die ohnehin nur bei einer Erörterung über das Endergebniß der ganzen Erzählung in Frage kommen könnten, gegen das nicht hoch genug anzuſchlagende Verdienſt der trefflichen Detailmalerei und eines bis in die feinſten Dinge gehenden treuherzigen Ausführens ſeiner Motive, wie dieſe Vorzüge auch nur bei einer ſolchen innern Befriedigung durch ſeine Gegenſtände, wie ſie bei B. Auerbach immer angetroffen d. möglich werden.

Von der zweiten Erzählung: „Brod und Mond", müſſen wir leider eingeſtehen, nicht in gleichem Maße befriedigt zu ſein. Sie enthält nicht minder eine Fülle der trefflichſten Charakterzüge aus dem ländlichen Idyllleben, bewegt ſich gleichfalls zwiſchen einigen, dem Leben entnommenen Figuren mit einer faſt bewundernswerthen Wahrheit, die uns immer auf poetiſchem Boden erhält; indeſſen ſcheinen uns diesmal die Figuren zu niedrig gegriffen. Die Geſchraubtheit derſelben erzeugt auf die Länge das Gefühl einer unerträglichen Leere. Für ſolche Fälle, wo in Dorfgeſchichten allerlei Ungereimtheiten ſpielen, hat Jeremias Gotthelf das unvergleichliche Kunſtmittel, uns ſeinen völligen Heimiſchſinn im Leben dieſer Menſchen, doch über ihnen zu ſtehen entweder als Strafredner oder als Ironiker. Wir ſind ſowol gegen Idealiſirung wie gegen Ironie, wo es ſich um Stoffe handelt, die der Poeſie Stand halten ſollen; aber unerläßlich wird irgend eine Form von beiden da, wo die Seele vor der drückenden Schwere der geſchilderten Kleinwelt kaum aufathmen kann. Hätte der Verfaſſer das Leben Genevra's entwickelt, und dann die beſchränkten Aeltern als Hintergrund benutzt, ſo hätte das ohne Zweifel jene bei Auerbach immer vorhandene Erhebung und Klärung des Geiſtes gegeben, die wir bei „Brod und Mond" entbehren, ſo ſehr ſich auch der Dichter in ſein Halbenbrunner Philemon und Baucis Paar gemüthlich und innig verliebt hat.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 11. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Curstauben.

Novelle in drei Capiteln vom Herausgeber.

Zweites Capitel.

Michael Herz.

(Fortsetzung und Schluß.)

Michael Herz hatte sich gesagt: Es muß in Leontinens Seele etwas eingehen, das Kraft genug besitzt, die bösen Geister der Eitelkeit, des geistigen Hochmuths und der Gefallsüchtelei zu bannen. Vernunft ist ein schönes Wort, aber man kann sie unmöglich hineinreden. Zank und Lärm ist verdrießlich; die Nachbarn hätten den meisten Vortheil davon. Eine Verspiegelung, daß wir uns einzuschränken hätten, könnte meinem Credit schaden. Ueberhaupt wird Alles vergebens sein, was nach der Nothwendigkeit aussieht, Leontine sollte in sich eine Tugend entdecken. Tugenden sind meist nur die Resultate glücklich zusammentreffender Umstände. Das Beste ist, was als gut schon angeboren wurde. Wo das Angeborene nicht gut ist, da muß man sich eingestehen. Auf die Tugend hin erziehen kann man nicht. Man muß nur den Unarten begegnen oder den Unarten eine bessere Wendung geben. Und wie begegnet man den Unarten? So, wie man Krankheiten bekämpft. Die Arzneikunde gibt Aufschlüsse darüber. Um den Verheerungen ansteckender Krankheiten zu begegnen, impft man die Neigung dazu ein. Man gibt Gift, um Gift auszutreiben. Das Gift würde einen gesunden Zustand zerstören, aber einen kranken heilt es. Das Gift und die Krankheit kommen in Conflict und über den Kampf beider Gegensätze gewinnt die Heilkraft der Natur hinlänglich Oberhand, um sich zwischen beide Mächte zu werfen und ihrem Streite durch die wiedererwachte Gesundheit ein Ende zu machen.

Darauf hin impfte Michael Herz seiner Gattin etwas nicht besonders Schlimmes, aber auch nicht besonders Gutes ein — — nämlich den Geiz.

Michael hatte zwar bemerkt, daß in seiner Frau auch nicht das mindeste Talent der Wirthschaftlichkeit lag. Man hatte ihr den Bestand eines Hauswesens so bequem wie möglich

eingerichtet. Es war ihr eine Maschine übergeben worden, die, einmal angestoßen und durch das aufgeschüttete Wochengeld in Bewegung gesetzt, fast getrauen Zeit schon von selbst ging. Dennoch war ihm an Lenatinen auffallend, daß er einen gewissen Charakterzug nicht gerade des Neides oder der Mißgunst, aber doch etwas Dem Aehnliches entdeckte. Richtiger ausgedrückt war diese Eigenschaft vielleicht eine angeborene — Geschlechtseitelkeit. Sie hatte Sinn für das Billige, Richtige, für das Maß. Ihr Schönheitssinn brachte diese Anlage mit sich. Schon bei den Aeltern polterte sie oft ins Wirthschaftliche hinein und spürte, wenn es bei ihnen Gesellschaft gegeben hatte, viel Michael auf, daß Leontine die Speisen, die man übrig, lüßig überwachte, von besseren Gerichten nur ganz geringe Ansetze an die Dienstboten gab. Ihm selbst, der einen angeborenen großmüthigen Sinn hatte, waren diese kleinen Charakterzüge bei erster Beobachtung ärgerlich gewesen. Er schalt darüber oder verlachte Leontinen; bei constanter Ueberlegung aber entdeckte er, daß diesem Fehler scheinbarer Mißgunst doch ein ganz Lieb zum Grunde lag, der in Leontinens Erziehung nur nicht war ausgebildet worden. Das junge Mädchen hatte Naturtalente, nicht Geld zählen gelernt, und doch hatte sie einen hohen Begriff vom Gelde. Kam sie in die Lage, schon als Kind, einmal einen Gegenstand nach seinem Werthe anschlagen, so taxirte sie ihn sicher immer geringer, als er werth war und erschrak über die hohe Summe, wenn man sie rechts nannte. Ihren Brüdern hielt sie fortwährend ihre Verschwendungen vor. Sie mußte von deren Feine viel leiden, wenn sie sich in die Streitigkeiten mischte, die oft genug mit ihnen den Beherf an Gelmitteln ausbrachen.

Michael Herz begann nun sein System. Die junge, noch ihrem 19ten Jahre sich zur Schönheitsblüthe erst recht entfaltende Frau gab Gesellschaften und liebte sie. Sie scherzte und lachte dabei. Man hatte einen Kreis von bekannten Namen um sich versammelt, man hat Jahre, von denen man nur einmal eine Ankündigung empfangen, zwei mal wieder ein. Leontine war die Frau von Geist, Poesie, Gemüth, Seele, die große Pianofchlägerin, die verschämte Dichterin, während Michael Herz nur die Hausherrn der Aufmerksamkeiten machte. Sie war so in einen Strudel gerathen, daß man die Anmeldung, selbst: Herr Dr. Moritz Sanche wünsche seine Aufwartung zu machen! sie wäre aufgesprungen, in ein Cabinet gerannt, hätte bald die Perpetuel Herz mit der Linken gehalten, bald mit der Rechten an ihrer Haube die langen rothseidenen Bänder gezupft. Im Theater, in Concerten hatte Sanche auch oft sie mit Augen wieder beobachtet, welche die volle Glut seiner alten Liebe ausstrahlen. Er grüßte nicht — denn einem tiefen Grolle seines Gemüthes, der verfangen war, mußte er doch wenigstens den äußern Anschein nicht entgehen; aber die kleine unscheinbare Gestalt Michael Herzen's mit der kahlen Stelle und der nachläßigen Haltung neben der reizenden jungen Frau hätte ihn an sich nicht gekümmert, seine Gefühle deutlicher zu erkennen zu geben. Es war nur ein innerer Zagen, die Scheu vor Leontinens Glanz und Reichthum, die ihn von dem wieder mächtig aufwuchernden Ideale seiner Träume entfernt hielt. Und in dieser Zeit begannen Michael Herzen's seelenklinkerische Experimente. Sie gelangen ihm mit überraschendem Erfolge. Sonst hatte es Fälle und Anschlichkeit beschwert, hatte geschmollt, wenn die Reste eines Balls oder Diners zu rasch verschlossen oder heimlich und ängstlich gehütet wurden; jetzt fing er an, unscheinbar seine Gattin darin gewähren zu lassen. Damit nicht genug, brachte er eine ökonomische Frage nach der andern auf Tapet. Auf die harmloseste Art warf er kleine Alternativen von Mehr- oder Minderausgaben hin, ließ Aussichten über Gewinn oder Verlust fallen und schilderte wie gefällig die Vortheile, die sich ihm im Geschäft wie von ungefähr gemacht hätten. Es erschreckte ihn faft, wie diese geheime in Leontinens Seele gelegte Mine nun Feuerfichte machte. Sie zündete immer weiter, Explosion bei in ihr aufgehäuften geheimen Stoffe folgte auf Explosion. Zum Glück war Michael Herz selbst

von aller Aleinlichkeit entfernt, daß er mit der Zeit der immer mehr sich steigernden Entfremdung zum Geize seiner Gattin steuern mußte. Er sagte sich: Ich will das Verlangt der Sentimentalität aus dem Herzen saugen, ganz austrocknen will ich es nicht! Er hörte sich, wie das in tausend Fällen geschieht, mit seinem Weibe in einem ähnlichen Tone der Mißgunst und des Geizes zusammenzuschrumpfen. Wer hätte nicht schon Bekannten jene jungen Ehelente bemerkt, die eben noch lieblich und poetisch waren und plötzlich nach wenig Jahren etwas Pedantisches, Gemeines, Peinliches, Kaltes bekommen! Herz begabigte sich mit der überraschenden Verstandlichkeit, die sich plötzlich Ausdruck in einem Punkte zwischen ihm und seiner Gattin herstellte. Leontine hatte nun keine kleine Pläne, immer im Geheimen etwas zu benschen, bald gegen diese, bald gegen jene Doktrinen der Küche oder der Wäsche oder des übrigen Haushaltungsbrauchs etwas vorzulegen. Für diese Pläne benutzte sie dann der Anschaffung, eines Mißverschwenen, eines Ausgabe, die ihm plötzlich mit seiner Gattin verband, nicht mißbrauchte.

Inzwischen trat hier eine Gefahr ein. Die Grazien kannten verloren gehen — — In die gewaltige Führung, in die Leontine durch die Seelenkünste ihres Mannes verwar, fiel die Geburt ihres zweiten Kindes. Es war dies ein Mädchen. Die Aeltern glücklich über das Kind. Es ging Alles nach Wunsch. Michael lagte schon mehr. Leontine hatte sich plötzlich entsetzlich verändert, ohne daß es die Aeltern recht kennen konnten. Ob Leontine — es schien begreiflich! . . . Sechs Wochen nach Ankunft Wagen zog langsam. Die Promenaden um die Stadt blühten und grünten. Leonsog die balsamische Luft mit Entzücken und nicht ohne Wehmuth ein. Es war seit Jahre nun so Vieles anders in ihrem Innersten, so Vieles plötzlich unvermittelt eingern, so Vieles, was ihr Freude — und Schmerz bereitete. Ihre Stimmung war die Genesenden. Sie wurde durch Alles, was sie wiedersah, gerührt. Und wenn sie den holden Kinder sah vergegenwärtigte, die ihr, eigentlich ohne besondere Sehnsucht , wie kleine Engel zugeflogen gekommen waren, wenn sie zurückblickte auf Tod, früher die Gedanken ihrer Sehnsucht gewesen und sie sich doch nicht sagen , daß die Gegenwart sie ganz unbefriedigt ließ, so konnte sie sich nicht wundern, r Thränen in die Augen traten. Die Gegenwart flammerte sich ihr so fest, so schaft an, und man diese Gegenwart denn ganz würdig? Sie prüfte, sie forschte sich aufrichtig aus dieser weichen Stimmung erblickte sie plötzlich hinter Heilanderen aus einem entlegenern Wege herumtretend Jemanden, der sie grüßte. Es Sohn jenes armen Bücherhändlers. Der erste Gruß von Moritz Sandre nach Jahren! Gerade heute! Gerade in dieser Stimmung! Sie erwiderte erblassend; sie erschrak zu fahren. Sie gerieth in eine Bewegung, die sie zwang, sich das Herz zu bal- Sie war in einer Stimmung der Verzweiflung wie damals, als sie in Pyrmont Gemahl zum ersten male sah und erkalte, daß ihr die Aeltern diese Zukunft so Beliebt erwählt hatten; sie hatte ein Gefühl, als müßte sie, um die wahre Freigewinnen, sogar aus sich selbst heraus und doch waren es nicht Todesgedanken, Verbrechen, sondern die mächtigsten Lebenstriebe pulsten und trieben das Blut schlingswallungen durch ihre Adern. Den ganzen Tag war sie besinnungslos. . . . folgenden Tage mochte man wirklich Herrn Dr. Moritz Sandre. Sie besann sich Augenblick, ob sie ihn annehmen sollte. . . . Sie nahm ihn an wie einen längst- n, Hülfe bringenden Freund.

Drittes Capitel.

Poeſie und Leben.

Was Moriz Sancho ermuthigt hatte, ſich nun endlich doch in einem Hauſe wieder vorzuſtellen, wo ihn nur die peinlichſten Erinnerungen hätten begrüßen ſollen, Das auszuführen würde mehre Capitel zur praktiſchen Seelenkunde koſten. Er ſelbſt, als er eingetreten, ſich verbeugt und Platz genommen hatte, ſprach von einer in der Nähe gelegenen Wohnung eines Freundes, von wo aus er die freie Ueberſicht aller Spaziergänge gehabt hätte, die Madame Herz in ihrem kleinen Garten machte. Schon im vorigen Jahre wär' er faſt mit allen Vorgängen des Hauſes bekannt geweſen. Er hätte den kleinen Oskar austragen ſehen, hätte die Beſuche muſtern können, als die kleine Rahel gekommen, hätte von ſeines Freundes Wohnung aus immer rathen und träumen können, welches wol die warme innere lebendige Seele dieſer kalten Steine, die Herrn Herzen's Haus bildeten, geweſen wäre — Michael Herz bewohnte vor dem Thore ein Landhaus — kurz er hätte, ſeitdem er des abgereiſten Freundes Wohnung ſelbſt übernommen, ſich nicht als Nachbar wiſſen können, ohne dem Drange Folge zu geben, ſich wieder bei dieſer hochgeehrten Familie ins Gedächtniß zurückzurufen.

Dieſe Erklärung war beſonnen und zuſtatten kam ihm auch ohne die Kriſis in Leontinen jene bekannte Thatſache, daß eine junge Frau zwar in den erſten Jahren ihrer Ehe ihre Vergangenheit für zu geringfügig hält, um ſich mit ihr noch beſonders viel zu befaſſen; ſind aber erſt zwei Jahre vergangen, kommt mit zwei Kindern mehr oder weniger der Druck der Pflichten und löſt zuweilen die Freuden ſelbſt des glücklichſten Beſitzes mit Sorgen ab, ſo drängt ſich auch durch die leis geöffnete Pforte der Reflexion die Vergangenheit wieder in das ſich ſelbſt ſchon unklar gewordene Herz und zu gern hat es eine junge Frau dann, Geſpielen, alte Freundinnen, alte Plätze der Träumerei und des unſchuldigen Spiels oder, wie ſie es vielleicht jetzt ſchon nennt, des Glücks zu begrüßen. Leontine mußte ſich eingeſtehen, daß ihr Sancho's Beſuch in mancher Beziehung wohlthat. An ſeinem Zartgefühle hatte ſie nie Urſache gehabt zu zweifeln und eine ſchwere Schuld lag ihm gegenüber doch auf ihrem Herzen. Sie hatte ihm nie Hoffnungen ihres Beſitzes gegeben, aber angenommen hatte ſie ſeine Huldigungen; ſie hatte Alles, was ſie auf Erden ſchön und poetiſch fand, mit dem Namen dieſes Freundes in Verbindung geſetzt. Und nun vollends war ſie von ihrem innern Doppelleben beunruhigt. Die alte verklärte Welt- und Lebensauffaſſung drohte ſie zu verlaſſen. Es waren Geiſter in ihr Herz gezogen, die ihr unrein dünkten. Sie war niedergehalten, zur Erde nieder und ſo tief, daß ſie zuweilen vor ſich ſelbſt erſchrak, wenn ſie die Aufwallungen bemerkte, deren ihr Innerſtes um Kleinſtes fähig war. Sich um eine Frage der Wirthſchaft zu ereifern, zanken, auf einer Hetzjagd die Umgehungen ihrer Exiſtenz verfolgen, mit allen Gedanken ſpioniren, das erſchien ihr oft ſo unwürdig, ſo klein, ſo beklagenswerth, daß ſie wol begreifen konnte, wie ſie oft eine Stunde lang am Klavier geſeſſen und geſpielt und nicht eine einzige Note gehört hatte. Wenn ſie etwas las, war ſie zerſtreut geweſen und wußte nicht, was ſie las. Mitten in den Schilderungen, die ihr ein Dichter von dem Zauber ſchöner Gegenden oder den Weiheaugenblicken der Gefühlswelt entworfen, kam ihr die Sorge und Angſt um einige kleine ſpeculirende Spiele, in die ſie ſich auf Michael's ſcherzende Aufforderung eingelaſſen. Sie nahm ſeit einem halben Jahre an den Schwankungen der Börſe Theil. Kleine Gewinne, die ihr der Geſellſchaftskünſtler in Ausſicht geſtellt hatte und für deren Anwendung ſie allerlei praktiſchen Rath wußte, nahmen ſie mit fieberhafter Ungeduld in Anſpruch. Sie fühlte, daß ihr in dieſer neuen Wendung ihres Gemüthes etwas Altes verloren ging und ſo konnte ſie dem Drange nicht widerſtehen, Moriz Sancho wieder in ihrer Nähe zu wiſſen, ihn

ſogar öfter zu ſehen, als er ſelbſt gewagt haben würde, aus eigenem Antriebe zu kommen.

Und welch ein räthſelhaftes Ding ein Frauenherz iſt, wußte Niemand beſſer als Michael Herz. Er hatte die Wiederannäherung Sancho's faſt vorausgeſehen und im Scherze, wenn von den frühern Verehrern ſeiner Gemahlin geſprochen wurde, die Rückkehr des Doctors für naheberorſtehend prophezeit. Dennoch erſchrak er, als er den Beſuch mitgetheilt erhielt. Er ſtellte ſich die weiche Stimmung Leontinens nach dem Kindbett vor, die Erſchöpfung ihres Gemüths, den Zwieſpalt, in dem ſie ſchon längſt tief innerlich befangen war. Gelang es dem Doctor, ihr wieder eine Verachtung der materiellen Bedingungen des Lebens beizubringen und zu ſpotten über die Pflichten eines Hausweſens, über Geld und Gut, ſo war mit der Erneuerung dieſer Bekanntſchaft Gefahr verbunden. Dennoch, trotz der aufwallenden Eiferſucht, wagte Michael Herz nicht, die Beſuche des Doctors zu verbieten. Er nahm die Nachricht ſcheinbar gleichgültig und zerſtreut auf, ja trug ſogar Sorge für eine förmliche Einladung. Es blieb ihm ſpäter nicht im mindeſten verborgen, daß Sancho viel öfter, als ſchicklich war, kam, und Morgen- und Nachmittagsbeſuche bei Leontinen abſtattete. Er wußte, daß Beide in ſolchen Augenblicken wol über Alles zurückhaltend und ehrerbietig ſprachen, immer in einer gemeſſenen Entfernung, mit Anerkennung der gegenſeitigen Rückſichten, ſich hielten, aber die Gefahr für eine weiland Schwärmerin, die jetzt ſchon etwas heuchelte, blieb doch; Heuchelei war es wenigſtens, daß Leontine wieder die alte Begeiſterung für Mondnächte und Gewitterfahrten affectirte, Heuchelei, daß ſie von Intereſſe für Dinge ſprach, die ſie im Drange ihrer ſchon lange nur reinpraktiſchen Gedanken nicht mehr verfolgte. Dies Stadium einer jungen Frauenentwickelung iſt gefahrvoll. Man hängt Empfindungen heraus, die man nicht beſitzt. Man will nicht gering erſcheinen, man will den Duft der Beredſamkeit nicht verlieren, man wird deshalb unſäglich kalt und unſäglich kokett. Man lügt eine Scene der Empfindſamkeit und iſt für vorüber, rächt man ſich an ſeiner Umgebung, wird rückſichtslos, wirft Alles durcheinander und gibt den Grazien den Abſchied. Michael Herz traf Leontinen, nachdem eben der Doctor ſich entfernt hatte, ſchon oft in vollem Lachen, in vollem Spotte über Sancho. Sie that vor ihrem Gemahle, als wenn ſie den Schwärmer aufſöge und die wiedererwachte Huldigung des Dichters wie eine Narrheit anſähe, aber Michael Herz pflegte über ſolche Geſtändniſſe zu lächeln, pflegte von der Wirthſchaft, vom Gelde, von den Staatspapieren und der Politik zu ſprechen, innerlich mußte er, was er denken mußte. Er hatte in frühern Jahren zu eifrig ſeinen Balzac geleſen, um ſich mit der Außenſeite, welche die Frauen zeigen, zu begnügen. Die Form von Vertraulichkeit, die er jetzt mit Leontinen nur in materiellen Intereſſen, in Fragen des Geldes, des Ehrgeizes, der Geſellſchaftsbeziehungen gewonnen hatte, genügte ihm noch weniger. Eine auf Moquerie und Lüge gebaute Vertraulichkeit iſt nie wohlthuend. Er ſah zu deutlich, daß ebenſo wie Leontine in ſeiner Gegenwart die Witzige und Vernünftige ſpielte, ſie ſo in des Doctors Gegenwart die Sentimentale und Poetiſche ſpielte. Was ſollte er thun? Sollte er ſich nicht entſchließen, ſein wahres Gefühl auszuſprechen? Den Eiferſüchtigen entſchieden verrathen? Einſtweilen zog er vor, Moritz Sancho liebenswürdig zu finden, ſich ihm anzuſchließen, nach ſeinen Plänen, Abſichten zu fragen, ihm ſeine Hülfe und Förderung anzubieten. Er fühlte die ganze Lächerlichkeit dieſer Handlungsweiſe. Er fühlte ſie, wie alle beſonnenen Männer in einem ſolchen Falle, wenn ſie mit der einen Hand einem eingebildeten und verblendeten Manne, der ſich unterfängt, den Frieden eines Hauſes untergraben zu wollen, die Rechte ſchütteln, mit der andern einen Dolch im Buſen verbergen. Er lachte mit Moritz Sancho wie mit ſeinem beſten Freunde, er rauchte Cigarren mit ihm, machte Spaziergänge; aber ein Friede war das wie über einem Pulverfaſſe.

Moritz Sancho aber handelte wie faſt alle jungen Männer, die unter dem Einfluſſe ihrer Vortheile ſtehen. Es war eine ſtadtkundige Thatſache, daß Michael Herz nur durch ſein Geld und ſeinen Namen die ſchöne Leontine Simenis gewonnen haben konnte. Allen Denen, die nach Sancho's Auffaſſung die Welt beurtheilten — er fand deren nicht viel — war Michael Herz völlig unwürdig, dieſe reizende junge Frau zu beſitzen. Der nähere Umgang mußte ihm allerdings zeigen, daß dieſer kleine Mann Vorzüge des Geiſtes beſaß, die ſein anſpruchloſes Aeußere vergeſſen ließen; allein ſchwach iſt die Einſprache der Gerechtigkeit, wo Leidenſchaft waltet. Sancho lebte nur wieder für die ſchöne junge Frau, der er ſein ganzes Dichten und Trachten widmete. Er hatte noch nie gewagt, an die alte Vergangenheit zu erinnern, er hatte ſich niemals auch nur die geringſte Vertraulichkeit erlaubt; da ſich immer Gegenſtände der Unterhaltung fanden, die eine neutrale Discuſſion erlaubten, ſo gährte und braute es vorläufig nur in ihm, den Verſuch zu wagen, wieder Saiten der Vergangenheit zu berühren und zu hören, wie ſie anklingen würden. Endlich nach zwei Monaten der erneuerten Bekanntſchaft wagte er, das Eis zu brechen. Er wagte es in der Form eines Gedichtes. ...

Von ſeiner Wohnung aus hatte Sancho beobachtet, daß Leontine täglich einen kleinen an ihrer Villa angebrachten Thurm beſtieg, in welchem ſie eine Anzahl von Tauben hielt. Dieſe Taubenzucht war ihm das Symbol einer dauernd in Leontinens Seele verbliebenen Poeſie. Wenn ſie Mittags auf der Galerie des kleinen Thurms erſchien, die Täubchen rief, herzte, an ſich zog, ſie aus ihrem Munde mit den Schnäbelchen Erbſen oder anderer kleine Körner picken ließ, verwandelte ſich ihm die ſeit ihrer Ehe in doppeltem Reiz ſtrahlende junge Frau in ein fremdartiges Zauberbild, das nach Erlöſung ſchmachtete. Hundert mal ſchon hatte ihr Sancho geſagt, daß ihre Erſcheinung auf dem Taubenhauſe ihm geradezu den Eindruck eines Märchens, eines Bildes aus der Feenwelt mache. Leontine war darüber jedes mal erröthet und hatte geſucht, dieſen Gegenſtand abzubrechen und auf Anderes überzugehen. Dennoch knüpfte Sancho den Verſuch, endlich einmal wieder das Herz der jungen Frau zu befragen, an ihre Erſcheinung unter den Tauben an und entwarf ein Gedicht, das er bemüht war, ihr auf irgend eine verſchwiegene und ſichere Art in die Hand zu ſpielen.

Sancho war an einem Sonntage bei Michael Herz zu Tiſche geladen. Vor ſeinem Eintreten fand er Zeit, der ihn empfangenden Leontine ſein gewagtes Gedicht zu übergeben, mit der Bitte, es zu leſen, es zu beurtheilen. Sie zögerte einen Augenblick, doch nahm ſie es. In dieſem Augenblicke öffnete Michael Herz die Thür, um Sancho zu ſich zu rufen, dem er eine Neuigkeit aus den pariſer Blättern mittheilen wollte. Herz ſah nicht die Uebergabe des Gedichts. Leontine fand nun Zeit, es zu leſen. Kaum hatte ſie, in ein Nebenzimmer ſchlüpfend, die Lectüre beendigt, kaum in aller Eile das Blatt wieder zu ſich geſteckt, als Herz mit Sancho wiederkam. Herz, ſcheinbar ganz beſonders gut angeregt, Sancho mit ſichtlicher Befangenheit, aber voll banger Hoffnung.

Was haſt du, liebes Kind? fragte Herz, die Unruhe und Verlegenheit ſeiner Frau bemerkend.

Statt eine Antwort zu geben, eilte Leontine mit ihren rauſchenden ſeidenen Gewändern aus dem Zimmer.

Sancho erſchrak. Himmel! dachte er. Was haſt du gethan! Das wird eine Scene geben.

Sie wird noch eine Anordnung für den Tiſch treffen, ſagte Herz und freute ſich des Diners, das er wie immer ſchon am Abend vorher mit ſeiner Frau beſprochen hatte; denn ſein Satz war der, daß es bei ökonomiſchen Frauen beſſer wäre, immer ſchon vorher zu wiſſen, was man bekommt, man könnte ſonſt zuweilen auch zu ſehr enttäuſcht werden.

Nach wenig Augenblicken kam Leontine zurück, jetzt ganz heiter, lachend, in angenehmſter Laune und beinahe freudeſtrahlend.

Sancho schwamm in Entzücken. Wie war er so angeregt, wie ging er heute so [illegible] auf die Scherze Michael Herzen's ein, wie stieß er mit so absichtlicher [illegible]schaft für Den, wie er ihn unter Dichtern und Dichtergenossen nannte, höflichen [illegible]ck an, wenn ihm dieser das Glas entgegenhielt. ...

Leontine schwieg, legte vor, war von Zeit zu Zeit nachdenklich, aber mit einer ge[illegible] innern Befriedigung. Ob in Folge der Freude über Sancho's Gericht, ob in [illegible] einer noch in der Küche getroffenen Anordnung, ließ sich nicht sagen. Sancho [illegible] das Beste.

Michael Herz sprach von der Politik, von den Staatseffecten, heute sogar von der [illegible], von den Musenalmanachen, von der Emancipation und den künftigen Anstellungen, [illegible]ch endlich auch den jungen Musensöhnen jüdischen Glaubens eröffnen würden. Er [illegible] Heinzen und Robert Blum dem Messias vor, was man so auf dem deutschen Par[illegible] seit Jahren hätte zu hören bekommen, und ließ sich, wenn ihn Sancho dafür [illegible] herzlosen Banker nannte, diese Bezeichnung gefallen. Er würzte das Gespräch mit [illegible]hand Drolerieen, die ihm eigen waren und seine kleine Figur schon oft an einer [illegible]n Tafel zur Hauptperson gemacht hatten. Dabei schenkte er dem „Freunde" fleißiger [illegible] als es Leontine liebte. Sie hatte die Sitte des Nöthigens immer kleinstädtisch gefunden, [illegible]es Zutrinkens vollends matrosenhaft und englisch. An Sparen kannte die reiche [illegible]e Frau dabei nicht denken, vielleicht hatte Michael Herz Recht, wenn er sich im [illegible]en sagte: Es ist das jene Engherzigkeit der Frauen, die auf einem Sinne für das [illegible]volle beruht und die beste Garantie ihrer Tugend ist.

Die Suppe, das Rostbeef waren verüber. Man kam an die Gemüse. Es gab [illegible]e Erbsen. Michael Herz, der den Küchenzettel vollständig vorauskannte, freute sich [illegible]schönen Ordnung. Es ging Alles am Schnürchen und doch wurden die Fäden, die Alles vom Tische zur Küche, von der Küche zum Tische lenkten, niemals sichtbar.

Jetzt aber, beinahe wie um ihn zu zerstreuen, richtete Leontine an Herz einige leb[illegible]e Fragen. Herz antwortete nicht sogleich, denn es fesselte ihn etwas, ein Fehler im [illegible]piren, eine auffallende Lücke des Gemüseganges. Man hatte zwei Gemüse und eine Beilage. Es fehlten junge Tauben, die zu den grünen Erbsen hätten gegeben [illegible]en sollen. Hätte er ahnen können, daß gerade diese jungen Tauben draußen in der [illegible]e eben von Leontinen waren abbestellt worden!

Mit dem ihm eigenen Humor sagte Michael Herz:

Bester Doctor! Sie müssen heute mit Pasteten vorlieb nehmen, die ein wenig [illegible]en sind! Liebe Leontine, warum haben wir zu den jungen Erbsen nicht Tauben, die [illegible] bei uns so vortrefflich zuzubereiten versteht?

Sancho, dessen Seele immer zwischen Poesie und Tauben und Tauben und Poesie Poesie und Leontinen hin und her schwärmte, biß sich bei Erwähnung der Tauben die Lippen und Leontine gerieth in sichtliche Verlegenheit —

Tauben? sagte sie fast tonlos und mit einem blinzelnden Auge, dessen Aufforderung Schweigen Herz entweder übersah oder nicht verstand. ... Er wandte sich zu dem [illegible]wartenden Diener und erinnerte an die Tauben — Tauben! welche Tauben? fragte [illegible]atine.

Unsere binnen acht Tagen mit Eröffnung des elektrischen Telegraphen ausgedienten [illegible]n Curstauben, sagte Herz und wandte sich nochmals an die Bedienung. Habt ihr Tauben vergessen?

Die Bedienung schwieg und sah nieder.

Brav Leontine, sagte Herz in aller Unbefangenheit, brav, jetzt versteh' ich! brav, du mir den Schmerz erspart. Was sagen Sie, Doctor? Sie wissen doch, daß ich seit einem Jahre Curstauben hielt?

Curstauben? fragte Sancho mit einem bedeutsamen Blicke auf Leontinen, die auf den Teller niedersah und keines Worts fähig war.

Haben Sie nie meine Frau gesehen, fuhr Herz fort, wenn sie Mittags um zwölf Uhr auf unsern kleinen Thurm stieg und die Curse abwartete, die mir meine Tauben von Brüssel brachten? Von Paris nach Brüssel signalisirt sie der Telegraph, von dort bis hierher ist jetzt erst endlich der elektrische Draht fertig geworden. Jeden Mittag hatt' ich meine Curse durch eine Taubenpost, die ein Relais am Rhein, ein zweites an der Weser und ein drittes an der Elbe hatten. Kamen die Curse Mittags auf unserm Thürmchen an, so empfing sie meine gute Leontine, schrieb sie rasch auf und schickte sie mir aufs Comptoir, wo sie gerade noch zur rechten Zeit ankamen, um damit auf der Börse sicherer zu spekuliren.

So! So! sagte Sancho in einem Tone, der einem aus allen Himmeln Gefallenen, Enttäuschten eher noch Demjenigen gleichkam, der sich bewußt war, eine große Albernheit begangen zu haben. Die poetischen Illusionen, die er sich von Leontinens Einfachheit und noch wie in alter Zeit auf dem Hohen Graben rein in idealsten Anschauungen lebenden Sinne gemacht hatte, sollten wenn nicht zu seiner, doch zur Verzweiflung Leontinens noch mehr zerstört werden; denn Michael Herz fuhr fort:

Sie sind Dichter, Doctor! Was sagen Sie von einer so praktischen Frau wie die meinige! Ich esse gern Tauben, aber unsere in acht Tagen ausgedienten guten treuen Thierchen zu schlachten und die auf dem Tische zubereitet vor sich zu sehen, nachdem sie in unserm Dienste hin und her flogen und unter den Fittichen die geheimnißvollen Zeichen aus der Ferne trugen, ist das nicht selbst einem kalten Geschäftsmanne wie mir zuviel zugemuthet? Aber mein gutes Weibchen demonstrirte mir — und eigentlich sehr richtig, daß die Fortsetzung der Taubenzucht nunmehr ein sehr lästiges Vergnügen sein würde. Wie billig, was soll man mit den Tauben machen? Doch ich sehe sie immer vor mir mit ihren Häubchen und Hörnchen auf dem Kopfe, mit ihren kleinen Sporen an dem befransten Fuße, die Boten des Friedens auch in unserer Zeit, — denn ohne Frieden keine angenehmen Curse — aber das Alles — gebraten, gespickt, au gratin in geriebenem Zwieback vor sich haben zu sollen? Nein, nein! Ich danke dir, liebe Seele, daß du mir den gebratenen Anblick meines weißbraunen Lolo und meiner blaugrünen Pretty und des zierlichen, fast wie ein kleiner Pfau glänzenden Krakelfüßchens Fidy erspart hast! Nehmen Sie verlieb, Doctor! Wir Geldsäcke sind nicht ganz so unpoetisch, wie ihr Dichter euch einbildet! Zum Beweis dafür haben Sie heute zu zwei Gemüsen nur eine Beilage.

Michael Herz sprach diese Worte in der größten Unbefangenheit. Er ahnte nicht, welche Wirkung sie hervorbrachten. Leontine sprach während der übrigen Gänge kein Wort mehr, Sancho saß in Erinnerung seines Gedichts da wie auf der Folter und zeigte in seinen Mienen nur ein Lächeln, das beinahe etwas Dornirtes hatte, wenn man dies Wort bei einem sonst so geistreichen Manne anwenden konnte.

Michael Herz wußte nicht, was diese Veränderung hervorgebracht hatte. Daß seine Gattin bis zu dem Grade die poetische Empfindlerin spielen wollte, ihm übelzunehmen, wenn er die Geschichte seiner Curstauben erzählte, mochte er anfangs nicht glauben. Doch war ihr Benehmen zu auffallend. Er bereute schon bitter, ihre Oekonomie bloßgestellt zu haben; denn sie hatte in der That am Abend vorher zu ihm gesagt: Lieber Mann, das sind curiose Scrupel! Der elektrische Telegraph macht die Tauben überflüssig. Die Curse weiß jetzt alle Welt. Wir haben einen Gewinn weniger, aber auch einen Vorrath mehr. Eine Kuhhaut vermindert sich. Ich sehe nicht ein, was ich nun noch mit den Tauben soll! Sie zu verschenken, wäre Thorheit. Magst du selbst sie nicht essen — von mir weißt du, daß ich nach dem Rostbeef mit meinem Appetit zu Ende bin — so mögen die Leute sie essen! Mit Aufrichtigkeit mußte Herz sich sagen, daß das die

Sprache einer ganz vernünftigen Hausfrau und einer so guten Oekonomie geweſen war, wie ſie eben auch nur die Frauen mit allen Anſprüchen an Poeſie verbinden können.

Sancho war gegangen, nicht wenig beſtürzt über die Einfältigkeit Leontinens. Ihr Abſchied war kalt zu nennen.

Als Michael Herz mit ſeiner Gemahlin allein war, machte er ſich auf Vorwürfe gefaßt. Wie erſtaunte er aber, als Leontine auf dem Sopha ſitzen blieb, erſt ſchweigend, dann immer ernſter wurde, zuletzt das Haupt aufſtützte, endlich in Thränen ausbrach. Herz hatte gerade die franzöſiſche Zeitung in der Hand....

Um Himmelswillen, was iſt dir Kind? fragte er und ließ das Papier fallen.

Statt aller Antwort wieder nur Thränen.

Das war ein ſeltener Anblick für Herz. Bewegt trat er zu Leontinen....

Biſt du unzufrieden mit mir? fragte er voll gutmüthiger Zärtlichkeit. Hab' ich dich mit irgend Etwas verletzt? Vergib mir! Ich ahne, ich hätte wol von den Tauben ſchweigen ſollen?

Leontine verbarg das mit Thränen bedeckte Antlitz und bückte ſich auf die Sophalehne.

Aber mein Gott, rief ihr Gatte, was iſt dir nur? Gute, liebe Leontine!

Und ſo drängte er denn in ſie, ſich auszuſprechen. Sie ſchwieg lange, kämpfte ſichtlich mit ſich, endlich aber reichte ſie ihm das Papier, worauf das Gedicht des Doctor Moritz Sancho ſauber abgeſchrieben ſtand.

Staunend ergriff er das Blatt, ahnte ſogleich den Zuſammenhang, wollte ihr Vertrauen ablehnen; aber ſie zwang ihn, zu leſen und ſo las er denn:

Mit Adlerflügeln glaubt' ich aufzufteigen
Einſt in ein Reich des höchſten Erdenglücks!
Der Traum war kurz! Wandt' ich mich hinterrücks
Ee ſah ich, ach! in dunkeln Waldeszweigen
Allein mit meinem Schmerz und meinem Schweigen.

Und daß ich demnach wieder aus dem Laube,
Das mich verbarg, mich wage hoffnungsfroh,
Iſt nicht mehr Adlers kühner Schwung und Drang —
Nein! Zu dem Zagen ſprach: Vertraue! Glaube!
Ein Bild der Schüchternheit, die zarte Taube

Wenn ich dich ſah mit heller Frauenmilde
Hoch auf dem Söller deines Hauſes ſteh'n,
Des Windes Hauch in deinen Locken weh'n —
Und um dich her im anmuthvollſten Bilde
Geleit der Venus, eine Taubengilde —

Wie flatterte, wie ſchwirrte das im Kreiſe
Um deine Gunſt! Die Eine ſucht die Hand,
Die Andre fliegt dir auf der Schultern Rand,
Die Dritte, die iſt ganz beſonders weiſe,
Sie ſtreift dir ſchnäbelnd deine Lippen leiſe —

Und jede hört dich ſcheiten, hört dich loben:
Du biſt beſcheiden! Du da allzugier!
Noch blickſt du auf zum hohen Luftrevier,
Da naht ein Spätling angſtvoll ruft von oben:
Ihr habt den Tiſch doch noch nicht aufgehoben?

Wie haſt du treu geſorgt! Die beſten Körnchen
Haſt du dem Spätling liebend aufbewahrt,
Wie drückſt du ihn ans Herz ſo mild und zart,
Den Friedensboten, ob er gleich ein Hörnchen
Am Köpfchen trägt, am Fuß ein trutzig Sporrnchen....

Ach! Wär' ich Noah doch und könnte wagen
In hoffen, wenn verrauscht die Leidensflut,
Es kämen Boten mir der Himmelshöhn,
Es brächten Tauben mir nach Schreckenstagen
Ein grünes Friedens-Oelblatt so getragen!

An alte Sagen denk' ich, an Geschichten,
Die aus den Süden Landen überkamt.
Wie Liebende sich ihrer Liebe Stand,
Ihr Hoffen, ihr Gesahren, Wünsche, Pflichten
Verschwiegen durch der Tauben Flug berichten.

Den meinem Auge will es nimmer schwinden
Das Bild: Gefang'ner Treubedurr,
Dem noch die Hoffnung einer Taube nur!
Sie kommt! Ein Glück! Als flattert in den Winden —
Was wär' ich wol auf ihm geschrieben haben!

O Himmelslicht, wenn Sonn' und Stern' erblinden!
Strahlst du mir noch in meines Lebens Nacht!
Wirst du in deiner Schönheit Pracht
Mir nimmer, Göttin, wie schon einst entschwinden!
Ach! Fasse Lieb' ein Wort der Liebe finden!

Als wollte in dem verletzten Gatten erst wie ein Gefühl auf, das ihn zwingen mußte, Leben und Tod über sich und den Schreiber solcher Worte entscheiden zu lassen.

Um Gottes willen! rief Leontine. Vergessen wir den Vorfall! Ich trage die ganze Schuld. Kein Wort zu Gaston — Ich beschwöre dich!

Michael Herz sammelte sich.

Endlich sagte er:

Liebst du den Dichter?

Leontine lehnte die Frage mit bittender Miene ab.

Dann schwerzt dich, sagte Michael, der Widerspruch Dessen, was man von dir glaubt und Dessen, was die Wirklichkeit bietet. Du glaubtest ein Gegenstand der Poesie zu sein und fühlst dich geheimthigt, es nicht mehr zu sein. Ist das aber der Thränen werth?

Leontine erwiderte mit erstickter Stimme, sie wisse nicht, wie sie es nennen solle, aber sie fühle schon lange einen schmerzlichen Zwiespalt in sich selbst, sie könne nicht mehr sagen, was Wahrheit oder Lüge in ihr wäre, sie hasse und verachte sich.

Michael, überrascht von einer solchen Sprache, von einer solchen ungewohnten Aufrichtigkeit, setzte sich traulich zu ihr, ergriff ihre Hand und sagte mit milder Stimme:

Leontine! Es sind zwei Seelen in dir! Du hast einen unwiderstehlichen Hang, sehr vernünftig und praktisch zu sein und zu gleicher Zeit gefällt dir der Reiz des Schönen. Nun kommt du zu mir, wenn du dich dabei selber betrachtest, wie sich das wol an dir ausnähme, nicht mehr so vor, wie du dich lieben magst. Du ertappst dich auf Regungen, die unschön sind, daß ist der Geiz, den ich leider selbst geschürt habe. Du ertappst dich auf etwas Andern, was ganz allein aus deinem Innern kommt; das ist die Gefallsucht. Beide Richtungen würden, wenn sie die Oberhand in dir gewännen, dich zu einem bemitleidenswerthen Geschöpf machen. Dies Gericht spricht den ganzen Contrast aus, wie in deinem Innern zwei Seele gleichsam befestigt sind, an denen du gezogen wirst. Aber warum sollte dein Gefallen am Schönen nicht auch jetzt noch edle Früchte tragen können? Strebe nach einem gewissen Gleichgewicht in deinem Innern! Bring' an Alles den Maßstab des Schönen, dann wird sich jeder andere geschmackliche Ueberhang in die zurückliegen und die Hestigkeit nicht Schwindel erregen.

Leontine blickte nieder, ergriff des Gatten Hand und sprach: Vergiß mir!

Der wohlwollende Mann war gerührt. Er küßte die dargereichte Hand und um rasch, wie es seine Natur erforderte, ein solches zu weiches Thema zu verlassen, sagte er: Also das Gedicht wird zu ohne ein Wort zurückfinden. Dann benutzen wir die Jahreszeit und reisen. Der Comersee war deine Jugendsehnsucht. Wir wollen ihn sehen und dabei so viel schwärmen, als es in meinen Kräften liegt. Ein praktischer Verstand, der bei den Gondelfahrten die Taxen nachsieht, ein Rechner, der in den italienischen Wirthshäusern die köstlichen Mänzlöße im Auge behält, ist bei allen diesen Schönheiten, die wir genießen werden, denk' ich, nicht zu verachten.

Der Comersee! rief Leontine aus. O, schon hier gesteh' ich dir, mein Freund, daß die tiefe Beschämung, die ich heute erfahren habe, für mein ganzes Leben ein unverlierner Gewinn sein soll!

In einigen Tagen schon reiste das Paar nach Italien. Leontine hatte von diesem Augenblicke an den Mittelpunkt ihres Lebens in ihrem Gatten gefunden, den sie betrachtete wie ein ihr bisher verschlossen gewesenes Buch, dessen seltsamer und edler Inhalt sie überraschte, hob und ihr die Möglichkeit eröffnete, Poesie und Leben zu vereinigen.

Das Athmen in seelischer Beziehung.

I.

Das Athmen ist der Anfang und das Ende des Stoffwechsels im Menschen; es ist die Hauptquelle der thierischen Wärme, es ist das Leben selbst. Ihr betrachtet das Kind, welches leblos in die Welt tritt, unter den bangsten Sorgen, ob es auch lebensfähig sein werde, und ihr jauchzt, wenn ihr an dem vorgehaltenen Spiegel den ersten Hauch des Athems bemerkt, — ihr laufet dem Röcheln des Sterbenden und die Verzweiflung bricht aus in Jammer und Thränen, wenn der letzte langgehaltene Zug des Athems verweht ist, — aber ihr wißt nicht, daß dieses ganze liebe Leben, diese „freundliche Gewohnheit des Daseins" an einigen Athmen Luft, an der Wechselwirkung einiger Gase: der Kohlensäure und des Sauerstoffs, hängt und daß wir nicht Staub und Erde allein, sondern in Wahrheit ein höher Luftsohn sind. Große, wunderbare Einfachheit der Natur!

Die wichtige Bedeutung der Athmung, durch welche sie sich uns im Vergleich zu der mehr stofflichen Zufuhr von Lebensmitteln gewissermaßen als eine vergeistigte Ernährung darstellt, läßt uns ihre tiefe Beziehung zu allen durch das Blutleben bedingten leiblichen und seelischen Erscheinungen erkennen. Und dies um so mehr, als durch das Einathmen nicht blos die Luft, sondern auch das Blut der Venen, der zum Einathmen bestimmten Nahrungssaft und das Blut des rechten Herzens angezogen wird. Es ist daher begreiflich, daß von einem gesunden Athmen die ganze Blutbeschaffenheit abhängt und daß dadurch nicht allein die Nerven- und Muskelthätigkeit, sondern auch die höhere sinnliche und geistige Function des Gehirns, welche des Blutzuflusses bedarf, bedingt ist. Insbesondere aber ist die vorzüglich mit im Blute wurzelnde und agierende Gemüthssphäre an das Athmen gebunden. Wir finden daher, wenn alle Bedingungen eines gesunden Athmens gegeben sind: ein normaler Bau der Brust, reine Luft, zweckmäßige Unterstützung durch Nahrung, Bewegung, jenes Gefühl der Gesundheit ausgeprägt, welches sich als Heiterkeit und Wohlbehagen kundgibt. Das gleichmäßige und ruhige Athmen kann der Psycholog als ein Symptom der Zufriedenheit und der Gemüthsruhe getrost hinstellen. — Wenn man die Temperamente als ein Ergebniß des ganzen körperlich-geistigen Wesens

betrachten muß, deren Grund ebensowol in Gehirnanlagen, als in dem Vorwiegen einzelner Organe, als im Blute selbst zu suchen ist, so dürfte es nicht schwer fallen, auch einem, wenngleich oft nur secundären Antheil des Athmens dabei festzustellen. Die phlegmatische Persönlichkeit mit ihrer langsamen Athmung, trägem Blutlauf, zögernder Muskelthätigkeit wird gegen die sanguinischen, schnell athmenden und aufbrausenden Naturen einen entschiedenen Gegensatz bilden, und ebenso könnte man die letztern als geflügelte Athmungsgeschöpfe den cholerischen Leber- und melancholischen Unterleibsnaturen gegenüberstellen, wenn die Natur nicht oft die strengen Gegensätze durch Uebergänge vermittelte.

Betrachte man doch auch die Jugend, in welcher Zeit die Entwickelung der Brustorgane, wie gesunde und krankhafte Erscheinungen lehren, überwiegt. Ergreift nicht die Lebendigkeit und ungehinderte Leichtigkeit des Stoffwechsels, die immer frische Gewalt des kreisenden Blutstroms jene Lebhaftigkeit der Bewegungen, jene Elasticität und Springkraft des Willens, welche wir mit Recht, weil sie nur diesem Alter zukommen, eine jugendliche nennen? Jenen Muth der Unternehmung, der oft zum Uebermuth der Ausführung wird; jenen Hoffnungsreichthum, der alle Hindernisse der Sorgen überspringt; jenen leichten Sinn, der die Glücklichen in den blauen Aether des Ueberwindlichen emporhebt; jene poetische Anschauung mit einem Worte, die, schwärmend in Gefühlen und Idealen, nichts davon wissen mag, daß einst diese lebendig pulsirende und brausende Welle im ruhigen Strome matt und gleichförmig einherschleichen wird? — Aber auch die Thatkraft, der männliche Muth, die Entschlossenheit und Hochherzigkeit der Gesinnung, welche schon der Mund des Volks in die Brust verlegt, finden, wenn nicht ihren Quell (wir suchen diesen anderswo), doch eine wesentliche Bedingung in einem gesunden, tiefen Athmen, in einem kräftig belebten Kreislauf. Von da aus strömt die Kraft der Ausführung in die gehorsamen Werkzeuge des Willens, und ohne diese Grundlage bleibt jeder Antrieb wirkungslos. Die Vorstellung von Kraft und Männlichkeit ist eng gebunden an hohe, kräftige Gestalten mit einer breiten gewölbten Brust. Die Kunst der Alten hat das wohl begriffen. Sie stellt uns die durch Thatkraft und Muth ausgezeichneten Heroen stets mit voller Brustwölbung dar und unterscheidet weiblich dadurch die thatsächlich wirkende und beherrschende Macht des Zeus von der mehr idealen und empfangenden Apollosgestalt mit der weichen, fast weiblichen Rundung der Brust. — Im Durchschnitt (wenn Ausnahmen genug kennt die Geschichte und das Leben) waltet auch zwischen Mann und Weib ein Gegensatz dieser Beziehungen zur Außenwelt ob, dort das äußerliche, gestaltende, hier mehr das innerliche, aufnehmende Leben, — ein Gegensatz, der in der Art der Athembewegung sich bis in das Kindesalter zurückerstreckt (das männliche Geschlecht soll mehr Kohlensäure ausathmen als das weibliche) und der in der Verschiedenheit der Größenverhältnisse der Brust nach Tiefe und Höhe, in der breiten, gewölbten Wandung beim Manne, in der geringern Spannung und mehr concentrischen Richtung beim Weibe so tief eingeprägt ist, daß oft das knöcherne Gerüst schon aus diesem Unterschiede das Geschlecht erraten läßt. Fügen wir aber, um das Bild zu ergänzen, auch den Schatten, die Kehrseite des Lebens hinzu! Diese findet sich leider schon in dem natürlichen Verlaufe. Schon nach dem 45. Lebensjahre nimmt die Menge der ausgeathmeten Kohlensäure ab. Später erfolgen die ernstern Rückbildungen des Alters. Mit dem Verlust der Elasticität sinkt das Lungengewebe zusammen, es folgt ihm die einfallende Brustwandung, die Wogenspannung der eingeilten Luftzellen fügt der eindringenden Luft nicht mehr Widerstand entgegen, sie ziehen sich nicht hinreichend zusammen, bleiben erschlafft, verlieren ihre Wände, fließen ineinander, die Blutgefäße vernarben; die Lunge wird blutleer. Dadurch leidet die ganze Blutbereitung. Die kurze, leuchtende Athmung der Alten ist es, welche gleichsam das Maß des Lebens verkürzt, welche die Tage zählen lehrt, in

dem sie gewissermaßen dem Tode die Pforten zeigt. Daher jener **Kleinmuth**, jenes **Unbehagen**, das sich in **mürrischer Stimmung** kundgibt; jener Mangel an **Unternehmungsgeist**, jene **Kleinigkeitskrämerei** und **Engherzigkeit** der Anschauung, die eine fast stereotype Eigenschaft des Alters ist und mit der räumlichen Abnahme der körperlichen Verhältnisse (besonders des Gehirns) gleichen Schritt zu halten scheint. — Trauriger ist es freilich, wenn die **Lebensverhältnisse** schon in den jüngern Alter zu **Krankheiten** führende Abweichungen der Lungenthätigkeit bedingen. Wir rechnen dahin eine schlechte Kost (die chemische Natur der Nahrungsmittel hat großen Einfluß auf die Athmung; bei Pflanzennahrung wird mehr Sauerstoff zur Kohlensäurebildung in den Organen verwendet als bei Fleischkost), Hunger, Aufenthalt in zu warmen Räumen (hier nimmt das Athmenbedürfniß, Größe und Zahl der Athembewegungen sowie der Kohlensäuregehalt der aufgenommenen Luft ab), überhaupt Aufenthalt in feuchten, dumpfen, geschlossenen Räumen bei wenig Luftzufuhr, oder wo viele Menschen zusammen, oder wo die Luft wenig erneuert wird (mit der Zunahme der aufgenommenen Kohlensäure und der durch die Einathmung bedingten Abnahme des Sauerstoffs in der umgebenden Luft wird der Erfolg des Athmens immer schlechter); ferner Mangel an Bewegung, sitzende Lebensweise (Bewegung vermehrt die Ausscheidung der Kohlensäure; in der aufrechten Stellung faßt die Lunge am meisten Luft und Blut, in der sitzenden weniger, am wenigsten in der liegenden) und endlich eine die Athembewegung hemmende Kleidung. Das sind jene leider nur zu zahlreichen Bedingungen, die und nicht ein Proletariat des Staats, sondern der Menschheit bringen; die allerdings häufiger in den sogenannten niedern, aber auch in allen andern Ständen jene Jammergestalten erzeugen mit dem eigenthümlichen Gesichtsausdruck, der den Stempel eines verkümmerten Daseins trägt. Betrachtet den muthigen Krieger, den arbeitsamen Landmann, welche sich im Freien bewegen, und nehmt dagegen den Fabrikarbeiter, der im eingeschlossenen Raume arbeitet. Vergleicht das fröhliche, bewegliche Dienstmädchen und die gebrückt einherschleichende Näherin; den Touristen, den wandernden Naturforscher und den hockenden Stubengelehrten, den am grünen Tisch gefesselten Staatsdiener; zu vergleichen, um in einem und demselben Kreise zu bleiben, den muskelstarken praktischen Feuerarbeiter und den schwächlichen, mystisch-träumerischen Schuhmacher. Dort Fülle der Gesundheit, ein kräftig und fröhlich kreisendes Blut, heitere Lebensanschauung, Zufriedenheit, frischer Muth, lebendige Thatkraft, — hier Siechthum, bleiche Wangen, Mutlosmuth, gedrückte Stimmung, Mißmuth, scheuchende Unternehmung, Unlust und Erschlaffung. Das ist ein Feld, wo das Leben grellere Zeichnungen entwirft, als die Feder auszuführen vermag. Und wie leicht wäre es oft möglich gewesen, die im Gefolge dieser Einflüsse eintretenden krankhaften Zustände, besonders die Knotenbildung in der Lunge (Tuberkelschwindsucht), zu verhüten und eine ganze Generation vor dieser grauenvollen Geißesluft zu bewahren! Es ist bekannt, daß dieses im Blute umgehende und in der Lunge ausgeschiedene Siechthum oft angeboren ist und daß die Natur als einzigen Trost den armen Leidenden die Unkenntniß ihres Zustandes verlieh. Doch ist diese letztere, mit unserer Vervollkommnung scheinbar im Widerspruch stehende Erscheinung nicht so allgemein, als man gemeiniglich glaubt. Nur zu oft kennen die Tuberkelkranken ihre wahre Lage (wir könnten Beweise dafür bringen) und täuschen sich selbst. Jene, den Athemgeschwerden eigene gedrückte Stimmung, jener Kleinmuth befällt sie oft überwältigend und Angst und Verzweiflung bricht in Momenten durch. Vielen gerade in den letzten Zeiten der Krankheit öfters die Hoffnung wieder auflaucht und die Oberhand behält, so rührt dies vielleicht von der durch die Zerstörung der Lunge bedingten Oberflächlichkeit und Leichtheit des Lustaustausches her, oder von einem mit dem fieberhaften Kreislauf zusammenhängenden Gefühl der Erregung, welches der Leidende für ein Zeichen der zunehmenden Gesundheit hält, während es mit der Schmelzung der ergastischen Masse zum Tode

führt. — Wir könnten aus diesem Gebiete des krankhaften Lebens, durch welches sich das Bild des gesunden ergänzt, weitere Belege für den Einfluß des Athmens auf Seelenzustände bringen, wir könnten die Unruhe, die Verzagtheit, die ängstliche Gemüthsstimmung, die Angst, den Lebensüberdruß bei Entzündung, Blutungen, Wassererguß, Absorgelüden der Lunge schildern — aber man wird und die Anführung eines Gemäldes erlassen, das sich für diesen Zweck vielleicht schon zu düstere Farben gewählt hat.

(Ein zweiter Artikel demnächst.)

Anregungen.

Adam und Eva.

Ob es ursprünglich nur ein einziges Menschenpaar auf der Erde gab, von dem also das ganze Menschengeschlecht abstammen müßte? Oder waren schon ursprünglich mehre voneinander verschiedene Stammpaare vorhanden, welche die Stammväter der verschiedenen Racen wurden? Diese Frage ist noch bis heute ein sehr streitiger Punkt der Naturforschung. Moses erzählt von der Schöpfung nur Einer Paares, was aber wol nicht ausdrücklich die Schöpfung anderer zu anderer Zeit und an andern Orten ausschließen würde. Oken meint: „Der Mensch ist ein Kind der warmen und feuchten Meeresstellen in der Nähe des Landes. Es ist möglich, daß der Mensch nur an Einer Stelle, und zwar am indischen Hochgebirge, entstanden ist. Es ist sogar möglich, daß es nur einen günstigen Moment gab, in dem Menschen entstehen konnten; bestimmte Mischung des Wassers, bestimmte Wärme, bestimmter Lichteinfluß mußten zu seiner Erzeugung zusammentreffen und dieses ist vielleicht nur an einer gewissen Stelle und zu einer gewissen Zeit der Fall gewesen." Man sieht aus dieser Stelle freilich leicht heraus, daß die Physiologie des Naturphilosophen nicht über Thesiachen der Natur verschieden kann. Obige Frage dürfte auch wol kaum zu entscheiden sein. Wie wollen uns mit der Erörterung nur Eines Punktes begnügen und blos fragen, ob es denkbar sei, daß von einem einzigen Menschenpaare alle die verschiedenen Menschenracen ihre Abstammung herleiten könnten. Freilich, wenn man nebeneinanderstellt einen Europäer, einen rothen Indianer Amerikas, einen gelben Chinesen mit seinem platten Gesichte, einen braunen Malaien mit Schlitzaugen und endlich gar den schwarzen Neger mit seinem krausen Haar, der Stumpfnase und den wulstigen Lippen, kann scheinen die fünf Racen Blumenbach's allerdings so weit verschieden, daß man lieber an wenigstens fünf mal Adam und Eva glauben möchte. Auch wird z. B. der Mohr, wenn er nach Europa kommt, nicht weiß, der Europäer in Afrika nicht schwarz. Und dennoch sprechen die weißen Gründe wirklich nur für ein einziges Stammpaar. Namentlich führt uns die Natur selbst eine Menge Erscheinungen vor, welche ganz von derselben Art, nicht weniger sonderbar und dennoch außer Zweifel sind. Man denke — (Vergebung für den Sprung!) nicht an die Affen, man noch tiefer gehend, an die Menge von Hunderacen. Ist der Unterschied zwischen Mops und Windhund, zwischen Bulldogg und Bologneser kleiner als zwischen Mohr und Europäer? Dennoch ist man überzeugt, daß alle Hunderacen von einer einzigen wilden Race abstammen, und zwar wahrscheinlich vom Wolf. Der Pferdekenner findet vielleicht den Abstand der verschiedenen Pferderacen nicht minder groß, wenn er uns auch nicht so leicht die feinen Unterschiede wird herzählen können; dennoch nimmt man nur eine Stammrace an. Aehnliche Verschiedenheiten zeigen die Rinder, Schafe und die meisten Hausthiere. Im Pflanzenreiche fehlt es ebenfalls an derartigen Erscheinungen nicht. Wie viel gibt es nicht Aepfel- und Birnensorten! Welcher Unterschied in Gestalt, Farbe und Geschmack! Und doch gibt es nur Einen Stammapfel und Eine Stammbirne. Ebenso ist es bei den Pflaumen, Kirschen, auch bei den Kartoffeln. Wie viel zählt wol ein Rosenzüchter Sorten? Hunderte reichen nicht aus. Und doch ist die einfache rothe Gartenrose die Stammrose Aller. Als Alexander von Humboldt 1804 die Georgine mit aus Mexico brachte, war sie eine einfache rothe Blume, etwa der Studentenblume einer der Jetzt ähnlich. 1839 zählte ein großer Katalog 1300 verschiedene Sorten auf, alle aus jener einfachen Stamm-Georgine entstanden. Und welche Schönheit der verschiedenen Formen, welche Pracht der Farben bewundern wir an ihnen! So weit kann eine Pflanze oder ein Thier sich von dem ursprünglichen Naturzustande entfernen und so große Verschiedenheiten können Platz greifen. Warum sollte sich nun nicht auch der ursprüngliche Stamm-Mensch in Europäer, Chinesen und Mohren ungeändert haben, die noch keine so

große Verschiedenheit zeigen als die verschiedenen Arten von — Hunden, Affen, Ratten oder Seevögeln? Auch die Ursache der Veränderung können wir errathen. Jene verschiedenen Abänderungen mancher Thier- und Pflanzengattungen sind lediglich Folge der Cultur, Klima, Pflege, Nahrung, Lebensverschiedenheit, Boden- und Standort, das sind die Veränderungen, welche jene Verschiedenheiten hervorriefen, und die Stärker legen sich so auf Erzeugung neuer Arten, daß viele wirklich bloße Gärtnerkunststücke sind. Um den Naturforschern die Sache nicht allzu schwer zu machen, hat die vorsichtige Natur die Einrichtung getroffen, daß alle diese Varietäten der Thiere durch Vermehrung allmälig — in ihren Urzustand zurückkehren und die Pflanzen oft schon nach einer zweimaligen Aussaat ihre ursprüngliche Form wieder annehmen und z. B. aus dem gefüllten, unnatürlichen Zustande in den einfachen Naturzustand zurückkehren, daher man auch viele Arten gar nicht durch Samen, sondern nur durch Setzer, Ableger, Oculiren u. s. w. fortpflanzt. So bringen z. B. Aepfel- und Birnenbäume nur Holzäpfel und Holzbirnen hervor, die besserragenden Bäume müssen erst gepfropft werden. Die Naturforscher haben sich daher auch um alle jene Spielarten nicht viel bekümmert, obgleich die Verbesserung dieser Umbildungen oft sehr scharfe Blicke in das Leben der Natur thun läßt. Nun hat aber der Mensch unter so verschiedenen Zuständen Jahrtausende hindurch auf der Erde gelebt, daß wir uns beinahe wundern müssen, warum er nicht längst ebenso viel Spielarten trägt als jene Pflanzen, für die wir hiermit die Urrasse Adam's und Eva's nochmals um Verzeihung bitten.

Die Kriegskunst des Mittelalters.

Einen kleinen Beitrag zu dem bekannten Streite zwischen Dem, was wahr, und Dem, was schön ist, hat man bei dem Aufbau jedes genuinen oder gepfuschten Schlachtenbildes aus der Mittelzeit. Die sind sich selten, die sich nicht unter dem Lämpfenden, drängenden Fußvolke Reiter zu Pferde bewegen, und diese Pferde und Reiter Erfindungen der Phantasie. Die alten Ritter kämpften in den Schlachten nie zu Pferde. Auf dem Marsche war man reitend, selbst die Begegnschlagen wollen; aber der Beginn der Schlacht stiegen die Meisten vom Pferd, nahmen sich ihre Speeren ab und verkürzten die Speere. Jeder Ritter erhob sein Banner, um den sich die Lehnsmannen scharten, alle zu Fuß. Erst wenn der Sieg entschieden war, bestieg man die Pferde wieder, entweder zum Verfolgen oder zum Fliehen. Hinter der Schlacht verweilten die Pferde mit den Troßknechten.

Ueberhaupt war die Kriegskunst im Mittelalter sehr in Verfall gerathen. An die Stelle der geleiteten Taktik der Römer, sagt ein Kenner, war eine ungelenke und der todbaren Anarchie angenaherte Taktik getreten. Jetzt hing die Entscheidung der Schlachten nicht mehr von der Geschicklichkeit des Feldherrn, sondern von dem Muth und hauptsächlich von der körperlichen Kraft seiner Krieger ab. Man manoeuvrirte nicht mehr; man gab sich ein Stelldichein auf einem Felde wie zu einem Turniere, und eine Schlacht war nichts weiter als ein großer Zweikampf, wo die Geschicklichkeit im Fechten und die physische Kraft den Sieg entschieden. Vielleicht auch Geldverlust zusammengerafft, bestanden die mittelalterlichen Heere weder die Beweglichkeit noch die Festigkeit der römischen, und die Schwierigkeit, Futter für die Pferde zu finden, hielt oft einen viel großen Kosten bereitenden Kriegszug festschlagen. Der Uebermuthen war den abgetriegenen Reihen anvertraut, plumpen Eisenmassen, die einen Augenblick zusammenzustehen, zu ungeschickt zum Fechten und unzugänglich dem Gebrauche des Schwertes. Selten war der erste Zusammenstoß zwischen Kriegern, die von Kopf bis zu den Füßen mit dicken Platten von Stahl oder Eisen bedeckt waren. Hatte aber diese dicht zusammengedrängten Haufen geriethen bald in Verwirrung. Einige Anführer fielen, einige Banner sanken zu Boden; der schwächere der zu schnellen entmuthigte Theil wendete den Rücken und ergriff die Flucht, und jetzt begann die Metzelei. Jeder zu Boden sinkende Krieger war todt oder gefangen. Ehe er unter der Last seines Panzers erstiegend, wieder aufstehen konnte, schlug man ihn todt wie ein Thier auf der Schlachtbank, wenn nicht der Reichthum seiner Rüstung oder das Warten auf seinem Waffenrock dem Sieger sagte, daß hier ein Lösegeld zu erringen sei.

Tendenzbilder.

Wir hatten solche in neuerer Zeit von Karl Hübner in Düsseldorf. Sie standen auf der äußersten Linken. Heuer sind Zeichnungen von der äußersten Rechten erschienen. Die vor einigen Jahren in Deutschland auf der Wanderung gewesenen Gruppendarstellungen auf der deutschen Geschichte, von L. H. Hermann, sind jetzt im Aetherreich begriffen. Begleitet von einem erläuternden Texte, den Professor Stahl in Berlin durch eine Vorrede eingeführt hat. Man wird die mühsame Arbeit des Künstlers nicht verkennen dürfen, welch ihm langjähriges Studium und gründliche Vertiefung in seine Aufgabe, die Geschichte der Deutschen in fünfzehn Bildern nach allen Richtungen hin übersichtlich

darzustellen, nachrühmen müssen, dennoch thut weder der Mangel einer wirklich bedeutenden Künstlerschaft noch die Nothwendigkeit seiner Tendenz wohl. Die Zeichnungen sind unfrei, wie der Geist, in dem sie entworfen wurden. Aengstlich nur nachahmend bewegt sich der Bleistift des Künstlers, erzwungen ist die Verknüpfung, die, nach Stahl's Worten, sowol eine patriotische wie eine religiöse sein soll. Niemand wird leugnen, daß das Christenthum eine große Bedeutung in der deutschen Geschichte hatte und daß es Perioden gab, wo sich jede Aeußerung des germanischen Geistes, ob im Leben draußen oder im Hause daheim, in einem christlichen Gedanken zusammenfassen ließ, aber unwahr und erzwungen ist es, wenn man für sämmtliche funfzehn Bilder, von der heidnischen Urzeit an bis zu den Erscheinungen unserer Tage, der leitenden, ordnenden und verklärenden Idee auch jeder Periode einen frömmelnden Ausdruck gibt. Grund und Ziel all' unsers Strebens ist Gott; aber die Geschichte ist Unmittelbarkeit, Leben und Weben im endlichen Menschengeist, Leidenschaft und Zufall, ein Chaos, dessen göttliche Harmonie nicht fehlen kann, aber nicht in den Begebenheiten unmittelbar so wiederklingt, wie in der einsamen Betrachtung des Denkers, dem alles Irdische gering ist. Ein Künstler soll nicht dociren, sondern sich an die lebendige, menschliche Erscheinungswelt halten.

Julie Burow.

„Die Liebe des Mannes gleicht dem Thautropfen, der alle Farben des Regenbogens in sich trägt, aber auch durch das Sonnenlicht, das ihn verklärt, bald verzehrt wird. Die Liebe des Weibes gleicht dem Brillanten, dessen Hauptvorzug seine Unzerstörbarkeit ist. Thautropfen aber oder Brillant, beide sind Spiegel des göttlichen Sonnenstrahls und tragen in sich das ewige Licht, gezogen in die irdischen Farben."

Diesem ebenso tiefen wie schön ausgedrückten Gedanken begegneten wir kürzlich bei der ersten Bekanntschaft, die wir mit einer Schriftstellerin machen wollten, die sich durch die Entscheidung eines Wiener Novellen-Preisgerichts in letzter Zeit einen so vortheilhaften Ruf erworben hat: Julie Burow. Zwei von ihr vorhandene Romane: „Frauenleos" und „Aus dem Leben eines Glücklichen", sind Proben eines nicht gewöhnlichen Talents. Ein freudiges lebendiges Schaffen, Lust am dargestellten Gegenstande und eine große Beweglichkeit der Phantasie thun an ihren ersten Probeversuchen wohl, während ihr Mittheilungseifer auf der andern Seite leider Regionen bestreift, wo es so viel Klippen und gefährliche Abgründe gibt, daß man eine Frau auf ihrem wandeln zu sehen nur mit Schrecken beobachten kann. Wollten wir von den Familien- und Herzensconflicten, die Julie Burow in ihrem bisherigen Schaffen darstellte, eine Befriedigung des guten Geschmacks einräumen, so würden wir, bestochen von ihren vielen Vorzügen, eine Unwahrheit sagen; dennoch hebt ihre Darstellungsweise gerade auf jeder Seite immer etwas Fesselndes, was um so tiefer die Wahl ihrer Gegenstände beklagen läßt. Bald ist es ein scharfes Streiflicht, das sie mit geistreicher Beobachtung auf Sitte und Leben fallen läßt, bald ein überraschender Beweis ungewöhnlicher wissenschaftlicher Bildung, bald ein solches, tief aus dem Gemüthe quellendes und in sinnige Form gekleidetes Wort, wie das oben angeführte. Es steht ohne Zweifel zu erwarten, daß Julie Burow durch die plötzlich ihr geworbene Aufmerksamkeit sich von einem gewissen kleinen, wir möchten es nennen Provinzialstandpunkte ihrer Muse und ganz entschieden von den Schilderungen abstoßender Sittenverhältnisse lossagen wird. In dem erhebenden Gefühl, nur für das große deutsche Publicum zu schreiben, wird sie ihrer Phantasie und außerordentlich reichen Erfindungsgabe gewisse Rücksichten auferlegen, die unbedingt eingehalten werden müssen, will man eine beliebte und in all seinem Wollen und Wirken namentlich in der Frauenwelt beachtete Schriftstellerin werden.

Welch ein warmes und edles Herz in Julie Burow schlägt, beweisen wir nächstens durch einige neue Arbeiten, die wir unsern Lesern aus ihrer Feder als Beiträge zu unsern Unterhaltungen mittheilen können.

Wahre Kritik.

Man beurtheile den wahren Werth eines Schriftstellers nicht immer nach den gerade von ihm vorliegenden Leistungen! Die meisten Autoren geben selten Das, was sie eigentlich wollten, noch seltener Das, was sie überhaupt können; sie geben meist nur immer Das, was sie um dieses oder jenes Grundes willen glaubten geben zu müssen. Nichts ist z. B. zwingender als ein einmal gewählter Stoff.

Geistes- und Herzensreichthum.

Je mehr unser Geist erfüllet, desto mehr empfängt er. Je mehr unser Herz erfüllet, desto mehr muß es hingeben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 12. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Weihnachtabend.

Als Kind feierte man Weihnachten wie die lebendiggewordene Märchenzeit. Die Augen zu! sonst bläst Christkindchen sie dir aus! Das war schon die hundertste Stufe auf der Wanderung in den hellen lichten Himmel hinein; vorher kamen die niedern Stockwerke. An der untern Sprosse dieser Jakobstraumleiter der Freude stand im umgewandten Pelzrock mit langer, frisch aus Besenreisern gewundener Ruthe der schauerliche Knecht Ruprecht im nördlichen Deutschland oder St.-Niklas im südlichen und fragte mit drohender Stimme: Kannst du auch beten? Gebetet wurde dann mit kläglicher, zähnklappernder Angst, aber doch mit Herzensandacht; denn das neugeborene Jesulein, die bescheidene Krippe, der wandernde Morgenstern, die Weisen mit Myrrhen und Aloe, das ganze blühende, orientalische Nachtgedicht der Heilandsgeburt mit den Hirten auf dem Felde, den Engeln, die ihnen aus der Höhe den Weg wiesen, dem immerdar gläubigen Joseph und der glückseligen Maria, das lebte im Herzen wie linde, milde, duftende Sommernacht, wenn auch die Hände froren, die Nase blau anlief und die Füße in Schnee gesteckt werden mußten, weil sie die completeste Erstarrung von der Eisbahn mitgebracht hatten. Die Wochen wurden schon von der ersten Gans zu Martini nach den Sonntagen gezählt und zwar Trinitatisweise, dann wurden es nur noch die Tage, zuletzt die Stunden. Adventszeit hieß die ganze höchst merkwürdige Periode. Die „Currendejungen" sangen des Abends auf den Straßen und sammelten in blechernen Büchsen; Nüsse und Aepfel wurden an Markttagen in Vorräthen eingekauft, aber noch nicht gezeigt, sie rasselten und dufteten nur; die ganze Erde war ein großes flüsterndes und tuschelndes Geheimniß.

Auf die Märchenzeit kam dann die rationalistische. Für Säbel, Flinten, bleierne Soldaten gab es nun Schulmappen, Reißfedern, Schreibebücher und neue Hosenträger. Man nahm schon mit größerer Kühle den Kalender in die Hand und rechnete die mystischen Begebenheiten nach der üblichen Chronologie ab, wie die Zerstörung Karthagos und die Hinrichtung Konradin's von Hohenstaufen, dieses Hauptfactum der deutschen Geschichte im Kopfe jedes gefühlvollen Untertertianers. Man sah schon das Märchen in seiner künstlichen Veranstaltung, die groben Drähte der Komödie; man lachte schon über

das Wispern der Aeltern wie ein Neolog oder ein Geolog über die Schöpfungsgeschichte. Bekanntlich sind das die Jahre, wo, wie in dem Raimund'schen Märchen, oft schon ausgerufen wird: Ach, was haben doch die Kinder nicht Alles mit ihren Aeltern auszustehen! Die guten Aeltern sind dann über die Weihnachtzeit schon vergnügter als die aufgeklärten Jungen, die bei all' der Freude ihre Ferienarbeiten im Kopfe haben und zur Bescherung ohnehin nur Das bekommen, was sie „auch so" erhalten würden, Dinge, die alle nach Leder riechen oder nach Tuch und dem ewigen Papier.

Dann aber die Jünglingszeit. Ach! Der Weihnachtabend war dann schon oft nicht mehr der lustigste, sondern der traurigste Tag im Jahr. Man war von seinen Aeltern entfernt, entweder durch Entfernungen der Erde oder Entfernungen des Himmels schon. Die Lichter wurden nicht mehr angezündet; man hörte nur die Weihnachtluft im Nachbarhause, sah fremde Fenster schimmern, hörte fremde Kinder jauchzen, man machte einen Gang durch die Straßen, um das wehmüthige Herz zu stillen. Du liebe ernste Jünglingszeit! Du verschwiegene heilige Knospe der ersten freiern Lebensentfaltung! Du erste heilige Sabbathstille und Morgenfrühe des Menschenthums, eingeläutet meist von trauernden Glocken! Denn welche Erfüllung wird wol schon den allgewaltigen Jugendträumen? Welcher erste Gruß des Lebens, des wirklichen, des rauhen Lebens der Pflichten und der Geschicke, ist wol ein liebevoller und freundlicher? Bereits bildet sich auch schon das ganze Jahr hindurch um das Jünglingsherz die harte Schale, die das junge Leben braucht, um in der stoßenden Welt mit fortzukommen. Starr, kalt werden die Grundsätze. Große, schroffe, spartanische Gesetztafeln werden aufgehängt in der innern Brust. Mancher Zug um die Lippe lächelt schon dämonisch und spröde wirft sich der Mund auf, sieht der Jüngling was er zu hoffen hat und vergleicht es mit Dem, was er gewinnen möchte. Am Weihnachtabend bricht dann noch ein mal die Eisdecke des Jahres. Auf einige Stunden sinken noch ein mal alle gefrorenen Eispaläste der Seele, in deren bunten Lichtbrechungen sich der Jüngling schon gefällt. Das unsterbliche Anrecht auf Glück, das wir tief und unauslöschbar und durch keine Philosophie hinwegzureden in unserer Brust tragen, meldet sich noch ein mal wieder in diesem Weiheaugenblick — und dann mit so unwiderstehlicher Macht, daß manchem Jüngling die Weihnachtzeit oft nichts bescheert als Thränen, ein Geschenk freilich, das auch seinen Werth hat und geradezu vom Himmel kommt.

Darauf die Zeit der Liebe! Die Liebe will nichts mehr zu Weihnachten empfangen, sondern nur noch geben. Auch der Jüngling, dessen Herz in Flammen steht, grübelt und forscht, was wol gefallen, rechnet, was anzuschaffen er bestreiten könnte. Da nimmt man der geplagten Vorsehung von ihren Mühen ab und spielt selbst Schicksal und kommt schon in der Adventzeit zu den Geschwistern seiner Angebeteten, die Taschen voller Aepfel und Lebkuchen. Da glättet man wieder um der Liebe willen die Mephistopheleskalten aus, macht den Knecht Ruprecht oder gar das Weihnachtkind und übersieht sogar in seinem Bescherungseifer, daß auch an uns gedacht wird, heimlich für uns gearbeitet wird, in unbelauschten Stunden und selbst Abends noch, wenn uns die Geliebte entlassen hat, sie den zärtlichsten Abschiedskuß draußen an der Thür gab und zurückkehrend bis tief um Mitternacht noch bunte Blumen und Guirlanden stickt! In jungen Gemüthern ist der erste Eifer des Gebens ein Wetteifern mit dem Füllhorn Fortuna's. Ja recht viel und für Alle. Jeder bekommt. Der Großvater, die Großmutter, die Aeltern, die Geschwister, die Mägde, sogar der Vogel bekommt einen neuen Vogelbauer; Alles was um unser Mädchen lebt und webt, wird besonders beschenkt und Jedem hofft man auch seine liebsten Wünsche abgelauscht zu haben. Freilich! Man trifft es meist bei Allen, leider! aber oft bei Derjenigen nicht, der zu Liebe alle diese kindlichen Naivetäten in unser, schon „dem Jahrhundert" angehöriges Herz zurückkehren durften. Auch verdrießliche und ver-

ſtimmte Weihnachten gibt es. Der Menſch wird ohnehin dann immer am launenhafteſten, wenn gerade die meiſten Umſtände gemacht werden, ihn glücklich zu ſehen. Auch dieſe lange Vorbereitung auf eine einzige lichterfüllte Stunde, die zu Ende geht, wenn die kleinen, kurzen Wachserndchen niedergebrannt ſind und hie und da in der grünen Tannenherrlichkeit ſchon Feuer ausbricht, auch dieſe wochenlange Betriebſamkeit läßt ſchon an ſich ein Gefühl der Ermüdung und Erſchöpfung zurück, denen die bekanntlich launenhafteſten Menſchen, die es gibt, die Liebenden, nicht ſelten Gründe unterlegen, die gerade bei ſolchen Extra-Feſten von unſichtbaren böſen Plagegeiſtern wie zugeflüſtert ſcheinen. Wochenlange Vorbereitung, ängſtigſte ſtille Arbeit, Entſagung mancher Freude um ein Werk, das, endlich fertig, vielleicht nicht ein mal die gehoffte Würdigung findet... Auch Das kommt vor. Wunderliche Heilige ſtehen in dieſen Jahren um die frohe Weihnachtkrippe. Es folgen ſelbſt dem ſchönſten Tage des Jahres Verdruß und Kriegszuſtände, die glücklicherweiſe in der nahegelegenen Sylveſternacht beſeitigt werden können.

Dann kommen ganz eigene neue Perioden. Ging' es von jeder erſten Liebe gleich zum Traualtar, ſo hätte man von ſeinen fernern Weihnachterinnerungen leichter erzählen. Die erſten Weihnachten der Ehe, wo man ungeduldig die oft noch lallenden Kinder ſchon zur Freude am Lichterbaum zwingen möchte und nicht die Zeit erwarten kann, die Kinder ſo geſpannt zu ſehen in ihrer Hoffnung, wie wir es ſelbſt, freilich erſt in drei Jahren ſpäter, waren, dieſe Weihnachten ſind gewiß die ſchönſten, die es geben kann. Aber zwiſchen der erſten Liebe und der Ehe ... welches wilde, zerriſſene, zerklüftete Gebirg liegt dazwiſchen! Welche Schluchten der Verzweiflung, ſchroffen Brüche des Mißverſtändniſſes, oft auch welche einſamen ſtillen Plätze, nur bepflanzt mit Trauerweiden! Von dieſen Jahren des Prüfens und des Hoffens, oft der Qual und der Täuſchung, wäre mancher Weihnachtabend zu erzählen und manche Geſchichte daran anzureihen, manche, die an unſerm häuslichen Herde würde Zuhörer finden dürfen — indeſſen ſchließen wir mit der Bemerkung, daß man an Weihnachtabenden ſein ganzes Leben wie einen Roſenkranz an ſeinen Kugeln abzählen kann. Jedes Jahr bietet eine andere Erinnerung. Unſere Freuden und Leiden, unſer Beſitz und unſer Verlorenes führt Weihnachten uns am unmittelbarſten entgegen, all' unſere Lebenden läßt es uns zählen und unſere Todten. Am Chriſtabend erinnert man ſich, wie man fremd einſt ſtand als Gaſt an einem Lichterbaum, vielleicht bei Menſchen, die unſere Freunde ſchienen und wol Feinde wurden — in jenem Jahre ward uns Das beſchieden, in dieſem ein Anderes, da zündete man den eigenen Baum an in ſeiner jungen Ehe und die Sorge war vielleicht der einzige Gaſt, der an dem kargen Tiſche ſtand, der nur der Liebe reichlich ſchien. Da zählte man noch der Häupter wenige, die uns gehörten, dann drängten ſich zahlreichere um die hellen Lichter; manches Antlitz ſtrahlte vor Freude, und es fehlte ſchon bei dem Erinnerungsbilde des folgenden Jahres. Augen der Wonne, die empfingen — noch glücklichere, die ſpendeten, ſind erloſchen ... Je älter man wird, deſto mehr wird uns der Weihnachtabend nur noch der Erinnerung geweiht bleiben und ein rechter Tag Aller-Seelen werden.

Kindesträume.

Von Ludwig Steub in München.

In Süddeutſchland liegt eine kleine Stadt, nicht ferne vom Gebirge, am Geſtade eines grünen Stroms, in einer heitern Gegend. An dieſem Orte lebte vor manchen Jahren ein angeſehener Würdenträger aus guter, alter Familie. Er hatte zu ſeiner Zeit ein edeliges Fräulein geehelicht, das ihm zwar keine Schätze, aber bald einen braunlockigen

Knaben einbrachte, den die Aeltern um so inniger liebten, als er das einzige Kind des Hauses blieb.

In der That hatten sie auch viele Freude an dem Jungen. Es war eine stille, innerlich geschäftige Natur, äußerlich zumeist in seltsame Röhren verloren, dabei jedoch oft laut gehend von einem geheimen Leben, das die Aeltern nicht verstanden, aber bewunderend ahnten. So merkten sie bei vergehender Kindheit mehr und mehr, wie der Knabe Haus und Garten und die altertümlichen Gassen für sich eigens erbaute und ergrünen ließ und einen Flor von Dichtung darüber warf, der zu schön war, um kindisch zu heißen, und als er mit zunehmenden Jahren öfter und öfter vor die Thore kam, so hatte er auch sein eigenes Schauen für die Landschaft, und der Wiesenbach, der Wald und das Hochgebirge waren Dinge, die ihm offenbar mehr bedeuteten als den andern Leuten in dem Städtchen.

Der Landrichter von Bolgen bewohnte ein landesfürstliches Haus, das, vor Jahrhunderten als festes Schloß zu Schutz und Trutz erbaut, noch den gothischen Giebel, die dicken Wände mit schmalen Fenstern, im Innern dunkle Gänge, hinter sich aber einen lachenden Burggarten hatte, der zwischen beginnten Mauern in sichern Verschlusse lag. Er endigte in einem halbverfallenen Thurm, aus dessen Schießscharten man über Wies' und Feld auf ferne Dörfer sah, deren spitzige Kirchthürme über den Wäldern erglänzten, während am Horizonte die Alpen mächtig hinabzogen.

Es war dem Knaben lieb, wenn er oben im Vaterhause auf dem breiteren Speicher, der manches sonderbare Geräth, manch' altverbrauchtes Zeug bewahrte, wenn er da einsam und vergessen von dem Giebelfenster hinunter schauen konnte auf die schwarzen Dächer der Stadt, wo verschiedene heimliche Hofstätten erschienen, mancher höhlerne Gang, den er unten nicht mehr finden konnte, wo unbekannte Männer und Frauen wandelten und oft halbverhallende Stimmen herüberklangen, die er nicht verstand, wo er weit über das Land hinsehen und den Alleebäumen nachgehen konnte, bis sie auf fernen Hügeln verschwanden, wo entlegene Weiher glänzten und hohe Wälder dunkelten, hinter denen er sich die Fremde dachte. Auch freute er sich oft in den finstern Gängen seines Schlosses, wie von seinem Fußtritte erschallten und seine Stimme in starkem Widerhalle zurückgaben, an den alten schwarzen Bildnissen, deren Namen Niemand mehr wußte — er glaubte, es wären verstorbene Kaiser der deutschen Nation. Neben ihnen hingen auch noch hin und wieder alte Pickelhauben oder ein verrostetes Schwert aus vergangenen Zeiten, die ihm aber noch immer zu groß und zu gewichtig waren, so oft er sie auch versuchte — mit der Zeit, war seine Hoffnung, würde er auch noch hinein wachsen.

Und so saß er auch manche Abendstunde in den Fensterbrüstungen auf den eingemauerten Bänken und blickte in die stillen Gassen hinunter, spähend, als erwarte er eine wichtige Begebenheit — aber lieber als dies Alles war ihm der alte Thurm an der Stadtmauer, der in der Ecke des Gartens stand, und zwar da, wo die Bäume immer mächtiger wurden, das Gras immer höher und die Haselbüsche immer dichter. Auch der Epheu zeigte hier den reichsten Wuchs und wand sich an dem morschen Treppengeländer hinauf und über dem Dache spielten die leichten Ranken im Winde, wobei der Wetterhahn zuweilen seltsam knarrte. In diesen Thurm verlegte Jörg seine Kinderstube; da las er seine ersten Bücher und träumte seine schönsten Träume. Da schöpfte er allerlei zusammen, was ihm werthvoll dünkte, Geschichten blondhaariger Ritter, die Beschreibungen ferner Länder, alte schmutzreiche Landkarten und die herrlichen Leben Robinson's.

So stieg er am Abend immer hinauf in sein Thurmstübchen und las, oft weinend, oft in lautem Jubel, in seinen alten Historien oder in den Erzählungen von der Neuen Welt. Abwechselnd lag er dann auch über den vergilbten Landkarten und betrachtete die großen Städte, wie sie mit ihren eckigen Bastionen an den Flüssen liegen oder an der

See. Da wollte sein Blick gern auf Köln am Rhein, oder auf Danzig in Polnisch-Preußen, oder auf Augsburg am Lech im Herzogthum Schwaben. Er meinte in ihre Gassen hineinzusehen und das Volk gewahr zu werden, wie es ehrenfest und mannhaft mit leisem Summen darin herum wimmelt. Er erschaute die ehrenfesten Patricier, die aus dem Rathshause kommen, die schönen Frauen, die aus der Kirche gehen und wenn sein Auge auf die niederländischen Städte fiel, so glaubte er den Freiheitsdonner der Kanonen zu hören aus dem Kriege gegen den spanischen Philipp. Dann betrachtete er auch die schwarzen reißenden Ströme, die durch den großen Wogen hinrieseln, bis sie sich ins Meer stürzen, wo die Delphine spielen und die holländischen Fregatten mit grüßen den Schüssen vorüberfegeln. Er wäre ihnen gern nachgezogen in den großen Ocean und über diesen hinüber, um in der Neuen Welt zu landen, zu Valparaiso in Neuspanien. Nebenbei dachte er sich oft als Einsiedler in einem warmen Lande mit einer Hütte an der Felsenwand und einem Garten von Palmen und Beerfruchtbäumen, unter denen sich seltsame Blumen wiegen und vertraute Lamas weiden. An den Garten stieß der Urwald und durch die Palmen sah man auf das Meer, an dessen anderm Ufer seine Heimat lag. Zuweilen dachte er sich auch in den sonnigen Orient und ritt auf arabischem Rosse mit den Karavanen nach Mekka, oder er meinte, er ziehe im Lande Hindostan als indischer Fürstensohn auf weißem Elefanten über den Ganges zu Madras. Er liebte sein Vaterland, die alten Herzogthümer, die großen Ströme, die mächtigen Städte, die ehrwaligen Kaiser und die deutschen Ritter, aber doch gab er Allem ausländische, ferne Namen. Die Flur seiner Geburtsstadt nannte er das Thal von Quito und die beschneiten Alpen hieß er die Cordilleras de los Andes. Wenn er aber nicht auf den deutschen Strömen hinunter ruderte, so träumte er sich ins Gebirge, wo die stille Herrlichkeit der Gletscher ruht und weit hinten im Forste die einzigen Quellen entspringen und von dort schlug er sich durch Drachen und böse Greifen seinen Weg hinunter nach Italien, in die grünen Gefilde der Lombardei und zog hinab im Gefolge des großen Barbarossa durch die Mark Ancona, um in Apulien auszuruhen, im paradiesischen Tarent.

Selige Stunden, die der Knabe an seiner Schießscharte verlebte, im Thale von Quito, am Fuße der Cordilleras, im neunten, im zehnten, vielleicht auch im elften Jahre seiner Jugend!

Doch saß er nicht immer gedankenvoll auf seiner Warte, sondern oft auch trug er seine Träume herunter in den Garten und webte die Lilien und die Rosen hinein, die da an der Mauer hin erblühten. Er dachte oft, wenn nun Eine verzaghafte darunter wäre, legte sich ins Gras und beobachtete ihr Walten, ihr leises Regen in dem Winde. Er gab ihnen Namen, nannte die Rose Florismund, die Lilie Blandefleur und lauschte, ob der Rosenprinz nicht zum Lilienfräulein spreche. Auf dem Bache aber, der hell und klar in ungehemmtem Bette durch den Garten floß, erbaute er seine Flotten und rüstete manchen schönen Hafen ein für seine Galeeren, die er aus dicken Tannenrinden geschnitten hatte. Auch gab er dem Gewässer wieder jene klingenden fernden Namen, bei deren Klange seine Sehnsucht mitklang und zuweilen ließ er eine Galeere mit vollen Segeln auf dem Bache fortwogen, der sie dann durch die Wiesen in den Strom trug. Wenn so das Schiff mit fliegenden Wimpeln durch Hochburgund und Neapolitan dahinzog, sagte er zu sich selber, es geht nach den Inseln der Seligen. Er wäre zu gern Admiral gewesen, um in den Indischen Ocean zu schiffen und ins Stille Meer oder um die Schlacht von Lepante zu schlagen oder den bedrängten Rhodisern zu helfen, die ihm so herrlich vorkamen auf ihrer asiatischen Insel. Es konnte ihn sehr ängstlich betrüben, daß die alten Ritter untergegangen bis auf die großen Grabsteine in der Pfarrkirche, wo sie kniend ausgehauen waren; aber manchmal dachte er, er könnte doch noch einer werden und dann ging er hin und nahm seine Armbrust, lehnte sich an die Gartenmauer und

schoß einen Pfeil hinaus durch den Epheu in das Abendroth, um Alles zu vertilgen, was schlecht und niederträchtig auf dieser Erde.

Von allen diesen Dingen wußte der alte Herr von Bolzen sehr wenig und seine Gemahlin nicht viel mehr. Sie sahen zwar, wenn sie etwa in den Thurm hinaufstiegen, die Bücher und die Landkarten des Knaben, aber er hat ihnen nie gesagt, daß die Ebene um seine Vaterstadt das Thal von Quito und die Tirolerberge die Cordilleras de los Andes seien. Auch bemerkten sie wol seine Schiffe in dem Gartenbache und die Mutter gab ihm zuweilen verschiedenes Zeug zu ihrer Betakelung, aber sie hatte keine Ahnung davon, daß von Zeit zu Zeit eine Galeere nach den Inseln der Seligen segle. Etwas Näheres hätte vielleicht des Amtmanns Marie, Jörg's Schulfreundin, erfahren können, allein sie erkundigte sich nicht darum. Ihres Vaters Garten stieß an den des Landrichters und manchen schönen Sommerabend, wenn sie auf die Scheidemauer gestiegen war und in die Bäume hineingerufen hatte: Jörg, wie geht's! erschien dieser, reichte ihr die Hand, ließ sie in sein Gebiet herunterspringen und ging dann mit ihr an dem Bache lustwandelnd auf und ab. Dabei sagte er ihr, sie sei eine Prinzessin oder ein Ritterfräulein und hieße Bertha von der Meiemühle oder Rosamunde von Plantagenet oder Theophania von Byzanz. Auch sprach er zuweilen verschiedene unbekannte Sprachen mit ihr, die er selber nicht verstand, die sie aber sehr gern zu hören behauptete. Ebenso nannte er ihr die Namen aller seiner Galeeren, allein wenn sie auch da war, zu den Zeiten, als wieder ein Segel nach dem fernen Ocean entsandt wurde, er sagte ihr nicht, wohin es bestimmt war, und auch nicht, was er in den Brief geschrieben hatte, der für seinen überseeischen Freund darin lag. Hätte sie ihn gefragt, sie konnte es vielleicht erfahren, allein sie war nicht neugierig.

Eines Abends aber, als Jörg auf den Ruf ihrer Stimme aus seinem Dickicht heraustrat, sah er auf der Gartenmauer neben Marien noch eine andere jugendliche Gestalt, welche er freundlich einlud herabzuspringen, während er selbst der Dame ritterlich seine Hand bot. Diese sagte, ihr Begleiter sei des Försters Erstgeborener mit Namen Kunz, dem sie so viel Schönes von seinen Galeeren erzählt, und der nun gekommen sei, sie zu sehen. Vor jungen Leuten hatte Jörg keine Scheu; er nahm den Knaben an der Hand, führte ihn durch die Laubgänge, welche er ihm als Urwald bezeichnete, zu seinen Wässern und zu seinen Flotten und erklärte ihm das Meiste ohne Rückhalt. Er sagte ihm, dies sei der Strom Guadalquivir, welcher von verschiedenen seefahrenden Nationen umwohnt werde. Dort unter den Apfelbäumen läge Hochburgund, die Freigrafschaft, und da an den Haselsträuchen sei das Reich Aragonien. Unter dem Schutze dieser Krone habe er hier einen Hafen angelegt, welchen man Tarteffus heiße, weiter oben aber den Platz zu einer Stadt ausgesteckt, welche wegen ihrer gesunden Luft Buenos-Ayres genannt werden würde. Seine Flotte ferner sei die ansehnlichste in diesen Meeren und er unterhalte damit Verbindungen bis in den Ocean. Als des Försters Kunz diese Dinge hörte, fingen seine Augen an vor Freude zu glänzen. Er sagte schüchtern, auch er habe schon in Büchern gelesen, wo von solchen Geschichten die Rede sei, was ihn bei Jörg so sehr empfahl, daß ihm dieser eröffnete, er brauche nachgerade einen Admiral und wollte ihm gern diese Stelle verleihen. Försters Kunz empfing die Würde mit hohen Freuden und hat sie von dem Tage an mit Ehren getragen.

Es war viel Kunstsinn in dem jungen Admiral. Schnitzen und Zimmern verstand er weit besser als sein Herr und Meister und sein Vater hatte auch das schönste Werkzeug dazu. So stellte er bald in dem Hafen zu Tarteffus statt der Rindenflotte, die er einst feierlich verbrannte, ein kleines Geschwader auf, das seemännisch hergezimmert war — weitbäuchige Schiffchen, schwarz angestrichen, innerhalb kalfatert, die Masten und das Takelwerk in schönster Ordnung. Auch die Waffen zu Schutz und Trutz mußten

ſpüren, daß ein tüchtiger Schmied über ſie gekommen. Die Schwerter legten ſich beſſer in die Hände. Helm und Schild wurden zierlicher.

Die Knaben verſtanden ſich immer mehr und hielten immer feſter zuſammen. Was Jörg oben im Thurme erſonnen hatte, das führte Kunz unten im Garten aus. Manche Stunde aber ſaßen ſie in der Thurmſtube ruhig nebeneinander oder an einer Schießſcharte des Gartens und ſchauten auf das Thal von Quito hin, über dem die Sonne unterging, ſprachen dabei von den Reichen jenſeit des Oceans, von Valparaiſo und von ihrer Inſel in der Südſee, oder ſie wünſchten ſich hinüber, auf die andere Seite der Cordilleras de los Andes und meinten, wenn jetzt die Zinnen von Ravenna oder von Tarent ſo ſchön im Abendroth glänzten, da müßte es herrlich ſein, als Belagerer davor zu liegen mit einem Heere von hunderttauſend Mann.

Die ſchönſten Tage aber gingen ihnen auf am Schluß der Kinderjahre, wenn immer der Treuenfelſer Heinz zum Pfarrer in die Vacanz kam. Dieſer war eigentlich ein junger Freiherr, der auf einem Landſitze von einer klugen Mutter erzogen wurde und hatte deshalb vor den Knaben in dem Städtchen Verſchiedenes voraus. Er konnte ſich rühmen, ſchon etliche male Sporen getragen und beim Heineinfahren den Sattelgaul geritten zu haben, auch ging er zuweilen mit dem alten Forſtwart auf die Jagd. Dabei war er auch voll großer Träume und trat gläubig ein in die märchenhafte Welt, die Jörg um ſich erſchaffen hatte. Doch war ihm der Garten faſt zu klein und er zog lieber in den Wald und durch die Felder oder führte ſeine Geſpielen in dem kleinen Nachen auf dem Teich. Er war ſonſt freundlich und guten Herzens, aber ſtreitbar und wild, wenn's zum Schlagen kam. Er hatte wol auch eine eigene Luſt an ſeinen jungen Fäuſten und mit dem Treuenfelſer Heinz zog jeweilß der Krieg in die kleine Landſtadt ein. Da wurden unter den Bürgerskindern die wehrhaften ausgehoben und mächtige Schlachten geſchlagen, auf den Wieſen vor der Stadt oder ſelbſt unter den Fenſtern des Pfarrhofs. Das war ausgemacht, der Treuenfelſer führte die beſten Streiche und kümmerte ſich am wenigſten um ſeine Haut. Wenn er dann in der grünen Au ſeine Scharen muſterte, ſo ſagte er ihnen, der Kampf gehe um das Heilige Grab, er ſei Richard Löwenherz von England, Jörg ſtelle Ludwig den Heiligen von Frankreich vor und Förſters Kunz nenne ſich Tankred von Sicilien. Darauf ſchwenkte er kampfluſtig das Banner und führte ſeine Reiſigen mit gewaltigem Kriegsgeſchrei gegen die Sarazenen unter Sultan Saladin, in denen man die tapfere Jugend der Vorſtadt erkennen konnte.

Sie mußten manchen Strauß verloren geben die Ungläubigen, und manche ihrer Standarten wurde in dem Thurme aufgehängt als Erinnerungsmal an die glorreichen Tage König Richard's, bis er wieder kam im Herbſte und wieder ſeine Getreuen ſammelte und wieder gegen Jeruſalem zog oder Askalon ſtürmte. Freilich gerieth er auch zuweilen in Noth, wie ja die beſten, und als er einmal Ludwig den Heiligen aus einem ſtarken Fähnlein Seldſchuken, das ihn im Siegesjubel davon führen wollte, herauszuhauen unternahm, da geſchah es, daß er zwar den König rettete, aber nur mit ſeinem eigenen Blut, denn als der Kampf geſchlagen war, hatte er lange zu thun, um im Quadalquivir ſein Stirnwunden zu ſtillen, und Ludwig der Heilige ſagte ihm mit einem Spruche, den er vielleicht auch in einem Buche geleſen hatte: Lieber Vetter, ich will's euch ſtets gedenken.

Solche Thaten machten den Treuenfelſer faſt zum Wunder für die Knaben, und auch die Mädchen dachten gut von dem blonden Helden, ſeit er einſt Amtmanns Marie an dem verwegenen Thürmerſeppel ſo ritterlich gerächt. Dieſer hatte ſich nämlich bei einem Spiele auf dem Friedhofe an dem Mädchen, das den chriſtlichen Kreuzfahrern zugethan war, vergriffen und wollte es an den Haaren zu Boden reißen, als Heinz in edlem Zorne herbeiflog, den Frechen ins Gras warf, ihn bei den Füßen in den Pfarrhof zog

und dort in den Schafstall ſperrte. So, Seppel, ſagte er, jetzt biſt du Cuſtos Bajazet, und darfſt froh ſein, daß du es ſo weit gebracht.

Wenn dann an ſolchen Tagen der Kampf vorüber und die Abendſonne im Sinken war, dann zogen die Kämpen mit den Trophäen in den Thurm hinauf, trockneten ſich den Schweiß von der Stirn und beriethen in ernſter Verſammlung — den hohen Rath von Indien nannten ſie es — die kriegeriſchen Geſchäfte des nächſten Tages. Und wenn die Zeit gekommen war, wo der Treuenfelſer Heinz wieder auf ſein Stammſchloß gehen mußte, dann nahmen ſie mit naſſen Augen Abſchied von dem edeln und feſten, und zählten die Tage ab bis er wiederkommen würde und mit ihm die Tage der Abenteuer der Kriegsluſt und der Schlachten.

So vergingen die Jahre und mit der Zeit kam auch der Tag heran, wo der alte Herr von Volzen ſterben mußte. Jörg drückte ihm ſanft die Augen zu und ſchluchzte: Du haſt auch nicht mehr erleben können, lieber Vater, wie aus deinem Kinde etwas wurde! Frau von Volzen war zu den Füßen des Todtenlagers niedergeſunken, unfähig ihren Thränen zu gebieten. Er fiel ihr um den Hals und weinte faſt noch ſtärker als ſie. Sei ruhig, Mutter, ſagte er, — uns wird geholfen werden — ich geh' nach Indien. — Sie verſtand ihn nicht.

Als der Vater begraben war, zog Frau von Volzen aus dem alten Schloſſe, verließ die Landſtadt und ſchlug ihren Wittwenſitz in einer größern auf, wo ſie einfach und in ſtillem Frieden lebte. Jörg hatte Förſters Kunz und dem Treuenfelſer Heinz Lebewohl ſagen und den Thurm, den Garten, ſeine Waffen und ſeine Flotten alle verlaſſen müſſen. Der jähe Sprung aus den Kinderjahren in das Jünglingsalter hatte ihm ziemlich weh' gethan in ſeinem Herzen. Das Thal von Quito ſah er nimmer mehr, die Cordilleras nur noch am fernen Horizonte — aber oft an ſchönen Abenden dachte er wehmüthig zurück an jene Freuden ſeiner Jugend. *)

Das Drama und die Bühne des Tages.

Es wird Jedem erinnerlich ſein, daß kurz nach der Februarrevolution die Theater leer ſtanden, viele Schauſpieler ohne Beſchäftigung reiſten, manche Hoftheater ſogar ſich gänzlich auflöſten. Dieſe Folgen einer aufgeregten Zeit dauerten nur einige Monate. Als ſich in den Hauptſtädten Deutſchlands feſtere Formen gebildet hatten und meiſtentheils durch militäriſche Hülfe die ältern Zuſtände wiederhergeſtellt waren, zeigte ſich die gegentheilige Erſcheinung eines Zudrangs zu den Theatern, wie ein ſolcher nicht einmal vor 1848 ſtattgefunden hatte. Bei den unbedeutendſten kleinen Stücken waren die Theaterſäle überfüllt, der Antheil gab ſich freudiger denn je, die Nachſicht gegen Alles, was vorgeführt wurde, war beiſpiellos. Man ſagte damals, dieſe auffallende Erſcheinung beruhe auf dem Wunſche, ſich in den Wirren der Zeit wenigſtens irgendwo mit Behagen zurechtzufinden; man wolle ſich unterhalten, das Leid, das entweder vorüber war oder noch draußen andauerte, vergeſſen und in der That wurde das Publicum der gewähltern und beſſernden Claſſen, die ſich zum erſten male wieder in den Logen zuſammenfanden, das Publicum des Militärs, der Börſe, der Capitalien, der Beamten, ſo mild und harmlos in ſeiner Freude, daß man zu jedem Einfalle, der vor einem Jahre noch freſſig erſchien,

*) Vielleicht erfahren wir in Zukunft von den ferneren Schickſalen des lieben phantaſtiſchen Knaben mehr.

Der Herausgeber.

lachte und den Schauspielern und einigen harmlosen Parten den Beifall mit vollen Händen spendete.

Im Allgemeinen dauert dieser Zustand noch gegenwärtig an. Noch immer ist von der größten Anzahl unserer Theater Alles verbannt, was alte Wunden aufreißen, Demonstrationen und Tendenzermunterungen veranlassen könnte. Noch ist die besitzende Classe, für die ohnehin in Deutschland (mit Ausnahme Wiens und Hamburgs) die Bühne allein existirt, in vollem Zuge, sich den Genuß nicht stören zu lassen, den sie in einem möglichst harmlosen, rein auf Unterhaltung gerichteten Theaterrepertoire findet. Aller Orten begegnet man einer fast unglaublichen Vereinfachung der Ansprüche, die man früher an die Bühne richtete. Kleine ein-, zwei-, dreiactige Stücke gefallen, die Wiener Posse breitet auch schon wieder sich aus, alten verschollenen Singspielen, die man aus dem großen Vorrath an froher Musik des vorigen Jahrhunderts hervorgesucht hat, trägt man wie den holdesten Jugenderinnerungen ein kindliches Gemüth entgegen und mit Ausnahme einiger classischen Stücke, die man hier und da mit um so gesteigerterer Verehrung besucht, scheint die deutsche Bühne nahe daran, im eigentlichsten Sinne des Worts eine Vergnügungsanstalt zu werden und den Zusammenhang mit den ernstern Strebungen der Nation zu verlieren.

Es ist auch fast, als kämen alle äußern Umstände dieser auffallenden Erscheinung zu Hülfe.

Seit einer Reihe von Jahren sind die Tivoli-Theater oder sogenannten Arenen errichtet. Dies sind Bühnen, wo man, obgleich wir durchaus keinen italienischen Himmel haben, doch in italienischer Weise am hellen Tage spielt. In Italien ist mit diesen Tagtheatern die sonst in besserm Schwunge gewesene italienische Kunst der Darstellung (besonders im komischen Fache) in dem Grade zu Grunde gegangen, daß der Begriff der Bühne sich dort unmittelbar nur an die Oper anschließt und der Schauspieler einen niedrigen und sogar gemeinen Grad öffentlicher Schaustellung seiner Person bezeichnet. Es ist diese Erniedrigung eine natürliche Folge der Veränderungen, welche die Darstellungskunst durch die öffentliche tageshelle Scene erfährt. Diese geschminkten Gesichter, diese werthlosen Stoffe des Costüms, diese grobe Malerei der Decorationen, die bei Beleuchtung in geschlossenem Raume eine viel täuschendere Nachahmung der Wirklichkeit geben, sinken beim Tageslichte zu einer widerlichen Lüge herab und entwürdigen den Aufwand von Scherz oder Ernst, den der vernünftige Mensch macht, um diese Armseligkeiten zu beleben. Man trinkt zu diesen Kunstgenüssen Erfrischungen, strickt Strümpfe oder raucht Cigarren. Seit Eröffnung dieser Tivoli-Theater oder Arenen ist ein Theil des Schauspielerstandes wieder wahrhaft bemitleidenswerth geworden; er ist auch in Folge des Mißmuths über die Nothwendigkeit, um des lieben Brotes Willen sich zu diesen Entwürdigungen hergeben zu müssen, an Talent zurückgegangen.

Unter solchen Umständen hätte man in Ländern, wo eine gewisse Pflege solcher und ähnlicher Dinge stattfindet (man wird hier leider nur an Frankreich, Rußland, Dänemark, Schweden, Spanien und in gewisser Hinsicht auch Oesterreich erinnern können), voraussetzen sollen, es würde über einen Einhalt nachgedacht werden, den man etwa der einreißenden Verwilderung des Schauspielwesens thun sollte. Im Gegentheil. Wir finden, daß man weder das Uebel an der Wurzel angreift, noch ihm durch andere Einrichtungen heilend zu begegnen sucht. Die Tivoli-Theater und Arenen an sich werden schwerlich zu entfernen sein. Es liegt ihnen die Neigung der Deutschen, ein Volkstheater zu besitzen, zum Grunde und die Sommerzeit ist oft die einzige, wo in einem öffentlichen Locale bei einem Glase Bier der „gemeine Mann" etwas von der Komödie absieht. Ohne uns auf die neuern, theilweise chimärischen Vorschläge, diesen Theatertrieb der Deutschen zu einer neuen Entfaltung der Dramatik im antiken Stile auszubilden, einzulassen, bemerken wir

nur, wie nothwendig sich unter solchen Umständen eine andere Festigung der Schauspielkunst dargeboten hätte, die auszuführen möglicher war. Dieser einreißenden Würdelosigkeit des Berufs gegenüber mußte eine Institution ins Leben gerufen werden, deren Nothwendigkeit und mögliche Einrichtung theoretisch schon seit Jahren so offen auf der Hand liegt, daß es nur eines guten Willens oder eines gemeinschaftlichen Angriffs bedurfte, um sie fertig hinzustellen. Es ist dies die Schauspielerschule. Wie weit entfernt man aber von einer Verwirklichung einer Schauspielerschule oder Schauspielakademie ist, beweist, daß diejenige deutsche Hauptstadt, die vorzugsweise für die Begründung derselben das Recht oder richtiger gesagt die Pflicht hätte, Berlin, seit einigen Jahren Alles thun durfte, um die Entwürdigung der Bühne und der Schauspielkunst zu vermehren. Während in Berlin das große Theater des Hofs nicht mit besonderm Erfolge sich bemüht, eine sturmfeste Mitte in dem spielenden Gezänkel der Nebentheater vorzustellen, ist Das, was das Hoftheater von anderm Bühnenwesen umgibt, die kläglichste Parodie Dessen, was der wahre Kunstfreund gerade von Berlin aus erwarten konnte. Diese Stadt, die notorisch fast die Hälfte der in Deutschland spielenden Schauspieler stellt, hat den Begriff einer Bühnenführung nachgerade zu den gewöhnlichen Anforderungen der allgemeinen Gewerbefreiheit herabsinken sehen. Noch kürzlich erhielt ein Tabackhandlungscommis daselbst die Erlaubniß, eine Bühne zu errichten, miethete eine Reiterbude, raffte sich allerlei Matadore der kleinen jetzt üblichen Theaterpraxis zusammen und spielt täglich kleine Komödien, welche die Referenten der ohnehin immer nur mit dem berliner Straßenpflaster beschäftigten berliner Zeitungen mit derselben Gewissenhaftigkeit beurtheilen wie die Gemälde der dortigen Kunstausstellungen. Ein Wirth führt das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, eine Wirthin darf die Vorstellungen des Kroll'schen Etablissements leiten, während rings in Gärten und neben Kegelbahnen der Vorstädte die erbarmungswürdige Muse der Tagestheater bettelnd mit dem zinnernen Teller umhergeht. Achtungswürdig gegen diese berliner Anarchie in Sachen eines sittlichen Hebels der Volkscultur steht Wien da, wo jedes Theater die Garantie nicht nur reichlich vorhandener Geldmittel und erprobter Bühnenerfahrungen, sondern auch die Garantie der Pflege eines vorzugsweise ihm anvertrauten Zweiges der dramatischen Kunst bieten muß; von Paris zu schweigen, wo zwanzig Theater nebeneinander bestehen, aber keins die gedankenlose Wiederholung der Zwecke seines Nachbars ist, sondern jedes eine Specialität der darstellenden Kunst zu pflegen hat, das eine die lyrische Oper, das andere das kleine Singspiel, jenes die großen Schauspiele und Melodramen, dieses das feine Lustspiel bis jenseit der Seine zum Odeon hinüber, einem von der Regierung unterstützten Theater für junge aufkeimende Talente der dramatischen Muse, einem Theater, das man mit seinen experimentirenden Zwecken und der jugendlichen Regsamkeit wegen, deren es bedarf, mit sinnigem Takte in das Quartier der Universität, mitten unter die Studenten verlegt hat. Alle diese Theater werden nur dramatischen Künstlern ersten Ranges oder Schriftstellern, wie Arsène Houssaye, Roqueplan, Véron u. s. w. anvertraut, und überdies hat jedes mindestens ein Trifolium von beliebten Dramatikern des Tags nachzuweisen, die sein Repertoire vor allen Zufälligkeiten und den zu grellen Mängeln der kommenden und gehenden Production zu schützen haben.

Eine natürliche Folge dieser Mißverhältnisse konnte nicht ausbleiben. Es ist dies die immer mehr zunehmende Macht des Schauspielerstandes in der innern Verwaltung des Bühnenwesens überhaupt. Es wird unsern Lesern nicht unbekannt sein, daß vor einigen fünf bis zehn Jahren eine feststehende Thatsache zu werden schien, daß die Bühnen vorzugsweise dem literarischen Einflusse zu überweisen wären. Immermann hatte sich für das Vertrauen, das man zur Bühnenleitung durch einen intelligenten und poetischen Kopf fassen durfte, zu viel Credit erworben, zu viel der Schauspieler gab es, die sich unter der Empfehlung, Schüler aus Düsseldorf zu sein, einen glücklichern Weg bahnten. Dies

Verhältniß hat sich im Augenblick umgewendet. Nicht nur, daß nur noch an zwei Orten, Wien und München, die höhere Bühnenleitung in der Hand der Literatur sich befindet, auch theoretisch soll es für ausgemacht gelten, daß die Bühnenwelt einen Selbstzweck hätte und die Literatur bei sich nur Gastrollen geben ließe. Es ist besonders Eduard Devrient, der in Anregung der Februarrevolution die Volkssouveränetät auch auf die Bühne übertragen wissen wollte und den Grundsatz aufstellte: „Alles durch die Schauspieler". Wir müssen bei aller Achtung vor den Verdiensten des jetzt nach Karlsruhe berufenen Theaterdirectors diese Lehre entschieden falsch und gefährlich nennen. Sie ist an sich die Consequenz der einem Nationalschauspiele so feindlichen factischen Zustände, geschichtlich sowol wie nach dem gegebenen Augenblicke. Die Geschichte des deutschen Theaters zeigt uns allerdings auf den ersten Blick eine Jahrhunderte lang durch sie hindurchgehende Selbstregierung der Schauspieler; Banden von Gauklern reisten schon im Mittelalter durch Deutschland auf eigene Rechnung und von den Dichtern und Gelehrten jener Zeit haben sie allerdings nicht viel lernen können; auch in späterer Zeit war die Gesellschaftsverfassung ohne Zweifel ein sehr förderliches Bindemittel einer zerfahrenen und fast für unehrlich gehaltenen Menschenclasse. Der Director, dem selten Verstandeskräfte, öfter seine zufälligen Mittel die Veranlassung gaben, eine Truppe zusammenzubringen, eine Truppe, die oft sogar nur durch Vererbung sich einer ein mal vorhandenen Coincidenz von Credit, Concessionen, Garderobe, Coulissen u. s. w. unterwarf, der Director einer solchen Truppe war ihr Nährvater, ein Condottiere der Musen, sich durcharbeitend durch eine rohe Zeit und auf seinem Posten so lange ausharrend, als seine Mittel an Geld oder physischer Kraft ausreichten. Es war ein abenteuerlicher Zustand, der seinen poetischen Reiz gehabt haben mag, aber auch gewaltsame Formen bedingte, die bei uns nicht mehr stattfinden können. Die stabile Bühne des neunzehnten Jahrhunderts, unterstützt vom Vertrauen ganzer Städte, emporgehalten über den alten Jammer des gesellschaftlichen Pariastandes durch die Großmuth oder Kunstliebe der Höfe, ja nicht selten aus landständischen Kassen wie ein öffentliches Amtswesen unterstützt, ist eine Institution, die nicht in die Zufälligkeiten der Willkühr alter Zustände zurückfallen darf. Es ist eine romantische Täuschung, wenn Eduard Devrient glaubt, die dramatische Darstellung gedeihe besser, wenn die Schauspieler so unter sich lebten und walteten, wie sie es bei Schuch, Ackermann, Seconda u. s. w. thaten. Shakspeare, Molière, Schröder und Iffland gehörten als Theaterdirectoren weit weniger der Schauspielkunst als der Literatur an, in deren Blättern sie sich unvergeßlich eingeschrieben haben. Was Shakspeare zum Director des Globus machte, war nicht der zufällige Schauspieler, sondern der Dichter, der seinen Mitgliedern durch die stetige Beschäftigung zu bieten wußte.

Wenn so geistreiche und unterrichtete, durch eigene Productionen der Literatur angehörende Schauspieler wie Eduard Devrient Theaterdirectoren werden,' so kann darin an und für sich nur ein Gewinn für die gute Sache der Kunst liegen. Es handelt sich aber um das Princip. Es handelt sich um ein Mittel, der Verwilderung vorzubeugen, die zu auffallend in unsern Bühnenzuständen wieder einzureißen droht. Haben wir erst die Tivoli-Theater und Arenen, haben wir erst die Tabackhandlungscommis als Concessionsinhaber in deutschen Hauptstädten, so kann es nicht auffallen, daß sich auch die Schauspieler überall selbst genug scheinen und einige ehrgeizige, zufällig mit Schulkenntnissen ausgestattete Regisseure allmälig an allen Theatern das Ruder an sich reißen. Die Parole: „Alles durch die Schauspieler", hat innerhalb der Schauspielerwelt hier und da schon den begeisterten Widerklang gefunden, wie wenn vor vier Jahren im Handwerkerstande gerufen wurde: „Alles durch die Gesellen!" Das Princip ist falsch und gefährlich. Wir wollen nicht Namen nennen, könnten aber einige gefeierte zu Directionsführung neuerdings erhobene Regisseure nennen, die den Erwartungen, die man thörichterweise auf ihre von

langjähriger Schauſpielerei bis zur Penſionsfähigkeit ſchon erſchöpften geiſtigen und moraliſchen Mittel ſetzte, nicht im mindeſten entſprechen.

Bei allen Regeln, die man ob in praktiſchen oder in geiſtigen Dingen aufſtellt, kommt es darauf an, daß ſie ſich auf normale Vorausſetzungen ſtützen. Wenn man von neuen Lehrmethoden ſpricht, ſo muß man die Bürgſchaft haben, daß innerhalb der vorhandenen Lehrerwelt auch die Befähigung anzutreffen iſt, dieſe Methoden ohne Schaden für die Jugend ganz ſo auszuführen, wie der Urheber ſie ſich gedacht hat. Wir hatten dieſen Einwand ſchon einmal an einem andern Orte gegen die eine ſeltene Virtuoſität vorausſetzenden Fröbel'ſchen Kindergärten gemacht. Es kann bei jeder Neuerung einzelne hervorragende „Köpfe geben, die eine Vorſchrift ganz ſo ausführen, wie ſie gemeint war. Wer wird aber dem Heizer einer Locomotive ihre Führung anvertrauen, mag der Heizer auch längſt Witz genug gezeigt haben, dem Führer ſeine Künſte abzuſehen? Wer greift die Feldherren blindlings aus den Unterlieutenants, wenn auch in dreißig Fällen auf Hundert ſich ergeben könnte, daß ein Unterlieutenant Beruf zeigen könnte, Schlachten zu befehligen? Es iſt dies mit der Schauſpielkunſt derſelbe Fall. Wir finden unter den darſtellenden Künſtlern Köpfe von Bildung, Herzen von Mäßigung, wir könnten geiſtreiche, edle, jeder intellectuellen Aufgabe gewachſene Schauſpieler wie Seydelmann, Baiſon, einſt Lenz in Hamburg, Schmidt, wir könnten noch zahlreiche Lebende oder noch wirkende Namen nennen, und würden von Wien bis Hamburg, von Königsberg bis Baſel eine Reihe intelligenter, gebildeter, zum Theil auch wohlwollender Schauſpieler aufzählen können; aber wie ſtark iſt ſelbſt in ihnen, ich will nicht ſagen der perſönliche Anſpruch auf ihr nächſtes Künſtlerintereſſe vertreten, ſondern ſelbſt innerhalb ihrer Bildung eine gewiſſe autodidaktiſche Unſicherheit! Iſt ihre Bildung nicht etwas Zufälliges? Kommt ſie in Betracht bei der Würdigung ihres nächſten Werthes, der ſich nur auf die Scene in ihrer dargeſtellten Rolle zu bewähren hat? Wird man etwas Anderes thun können, als ihnen die zufällige Bildung, die ſie beſitzen, als ein Privatverdienſt zugute rechnen, im Uebrigen aber ſie nur als Das faſſen müſſen, worin ſie zunächſt ihr Lebensziel ſuchten, nämlich Glieder eines Ganzen zu ſein? Wäre dies nicht, wie könnte man in der Ordnung finden, daß einige unter ihnen ausgezeichnet als Darſteller ſind und für die Stützen einer ganzen Anſtalt gelten können und doch nicht einmal die Verſuchung haben würden, ſich zu Lenkern ihres gemeinſamen Intereſſes aufzuwerfen? Und geben ſie ihre Zuſtimmung, einen Nebenmann zu wählen, wie bedenklich wird deſſen Stellung, wenn es ihm einſtele, zwei oder drei Matadoren der Geſellſchaft Zumuthungen der gemeinſamen Pflicht zu ſtellen!

Wer in das innere Getriebe der Theaterwelt geblickt hat, wird, um nur das Nächſte zu nehmen, die Proben kennen, wo man eine halbe Stunde lang über eine kurze oder lange Silbe, über Penèlope oder Penelöpe ſtreitet, Proben, wo man nach allen in der Nähe befindlichen Converſations-Lexiken herumſchickte, um ſich zu überzeugen, ob man in einer Rolle richtig geſchrieben: „Culminationspunkt" oder „Calumniationspunkt," wie der verſtorbene erſte Held und Liebhaber und Regiſſeur Becker in Frankfurt am Main durchaus leſen wollte; Proben, wo wieder einem mächtigen Regiſſeur (dem verſtorbenen Alleinherrſcher der kaſſeler Bühne Volzmann) begreiflich gemacht werden mußte, daß es lächerlich wäre, wenn er bei den Worten Fiesco's: „Genua müſſe in dieſem Augenblicke ſeine Freude theilen", Wagen von der Scene wegſchickte, um die Genueſer von Fiesco's Wünſchen zu unterrichten!... Kurz es mögen einzelne Schauſpieler aus ihrer Collegenſchaft heraustreten, mögen der Schminke und den Perücken Lebewohl ſagen, mögen, wenn ſie nicht ſchon zu erſchöpft, illuſionsmüde und verdrießlich geworden ſind, die Theater leiten; aber der Satz: „Alles durch die Schauſpieler!" als neues, alten Zuſtänden nachahmendes Princip aufgeſtellt, iſt unhaltbar und muß ſelbſt dann bekämpft werden, wenn

man einzuräumen hätte, daß die Befähigungen zur Bühnenleitung außerhalb des Theaterkreises selbst allerdings sparsam anzutreffen sind.

Wir haben uns bei der Schilderung der Gefahren, die unserer Literatur von Seiten sowol der Verwilderung wie der Selbstüberhebung der Schauspielkunst drohen, etwas lange aufgehalten und versparen daher die Fortsetzung unserer Betrachtungen sowol über die fast bedeutungslos scheinende Gegenwart unserer Bühne wie über die hier und da schon keimenden Hoffnungen, sie werde sich aus unerfreulichen Zuständen bald wieder auftaffen, für ein nächstes mal.

Wie erzieht man in England?

I. Die Mädchen.

Mancher deutsche Künstler, der nach Rom pilgerte, ging von dort nach London und versicherte, die Töchter Albions überträfen an Schönheit die Abkömmlinge der alten Römer. In der That ist die englische weibliche Aristokratie außerordentlich schön. Der Schwanenhals, die niedrigen Schultern, der flache Rücken, die spitzzulaufenden Finger mit den langen Nägeln sind durchaus Merkmale dieser exclusiven Abkunft und der ihr entsprechenden Erziehung. Und wenn man weiß, daß man in britischen Adelsfamilien durchaus kein „reines Blut" findet, daß der Adel sich immer wieder durch die Vermischung mit dem Bürgerstande ergänzt, sowie die jüngern Söhne der ältesten Familien wieder in den Geschäftsstand treten und den Sitz im Unterhause suchen, so muß man die Schönheit der Engländerinnen mehr eine Folge der Erziehung als der Abkunft nennen. Wie bei den Griechen schön zu sein ein Verdienst war und jede Mühe angewendet wurde, die höchste Schönheit zu erzielen, so auch bei der englischen Aristokratie. Eine unendliche Sorgfalt wird hier auf das Aeußere verwendet und das Resultat stellt sich im Laufe der Generationen wunderbar heraus. Wir wollen einmal das System der physischen Pflege eines vornehmen englischen Mädchens hier aufführen.

Eine kleine englische Aristokratin nimmt sich bei ihrer Geburt an sich nicht viel anders aus wie jedes andere Menschenkind. Das kleine Wesen erhält ein hartes Bettchen, wird mit einer Decke bedeckt, weiß nichts von Federkissen und darf seine Glieder frei bewegen. Nirgends wird es eingeengt. Das erste Gesetz, das der Wärterin gegeben wird, ist: die Kleine unter keiner Bedingung aufrecht auf ihrem Arme zu tragen. Der Rückgrat, dieser langsam sich entwickelnde Theil des Menschen, ist noch nicht kräftig genug, den Kopf zu stützen. Durch zu frühes Aufrechthalten desselben wird häufig der Keim zu den künftigen Verkrümmungen gelegt. Das Kind ruht flach wie im Bettchen so auf den Armen der Wärterin und darf erst nach vier bis fünf Monaten aufgerichtet werden. Ebenso wenig ermuthigt man es später zum Gehen. Es mag sitzen, sich auf dem Teppich wälzen und seine Füße versuchen, wenn es selbst die Kraft dazu fühlt; aber die deutsche Ungeduld, ein Kind zum Laufen zu bringen, fehlt gänzlich. Von seiner Geburt an wird das Kind täglich gebadet und das nie warm. Vom ersten Jahre an sind seine Mahlzeiten täglich auf drei beschränkt, und diese Regel ist so unumstößlich, daß kein Kind daran denkt, außer der Zeit zu begehren. Gleich nach dem Frühstück geht es zwei Stunden in die Luft, dann wird geschlafen; der ganze Nachmittag wird wieder draußen zugebracht. Von Klein auf tragen die Kinder der Aristokratie ausgeschnittene Kleider und kurze Aermel; durch dies Entblößen der Glieder wird ihre Abhärtung und eine schöne Rundung befördert. Sobald das Kind des Schlafs am Tage nicht mehr bedarf, wird es nach seiner Rückkehr von der Promenade auf die Erde gelegt, wo es ganz gerade

ausgestreckt eine Stunde liegen mag, damit die Muskeln wieder Spannkraft gewinnen. Dies Strecken auf einer geraden Fläche hat außerdem noch den Vortheil, daß dadurch der Rücken ganz flach liegt und die Schulterblätter eingedrückt werden. Die Haare sind besonderer Gegenstand der Sorgfalt. Sie werden von Klein auf gepflegt. Selten läßt man sie vor dem zwölften Jahre lang wachsen. Zunächst kommt dann der Gang und die Haltung. Vom fünften Jahre an muß das Mädchen tanzen lernen und dies alljährlich wiederholen; ist dies noch nicht hinreichend, um ihr einen festen Gang zu geben, so muß ein Exercirmeister diesem Mangel nachhelfen und sie förmlich marschiren lassen. Nun kommen auch die Zähne an die Reihe. Alle drei Monate führt man die Mädchen zu einem geschickten Zahnarzte. Macht ein neuer Zahn sich zu breit, so läßt man ihn unbedingt ausreißen. Wollen die Zähne dennoch nicht gleichmäßig wachsen, so erhält man die Vorschrift, dem Kinde ein Stück Holz in die Hand zu geben, womit es täglich, unter Erlernen seiner Aufgabe, diesen Zahn herunterdrücke. Ja manchmal findet es sich sogar, daß die ganze obere Reihe zu sehr zurücktritt, was man an under-jaw nennt; dann muß das Kinn hereingeschoben und die obere Zahnreihe erweitert werden, was eine schwierige Aufgabe ist und die dennoch gelöst wird.

Wenn ein Mädchen täglich zwei mal eine lange Promenade macht, tanzen lernt, ein bis zwei Stunden gestreckt auf der Erde liegt, so verkürzen sich dadurch die Tage und sie ist nicht im Stande, viele Stunden Unterricht zu haben. Dafür aber bleibt eine Engländerin auch bis zu ihrem achtzehnten Jahre in der Schulstube und holt dadurch Vieles wieder ein, außerdem daß sie dem Körper die Zeit gönnt, sich völlig zu entwickeln, bevor sie ihn durch Bälle, heiße Zimmer und späte Abendstunden erschöpft. Ihre Haltung ist dabei ein beständiger Gegenstand der größten Aufmerksamkeit. Ein junges Mädchen darf nie gebückt sitzen. Hält sie ein Buch, so mag sie sich zurücklehnen; schreibt sie, so darf der Kopf darum noch nicht auf die Hand sinken. „Mein Kind wächst nur einmal", sagt eine englische Mutter, „und darum ist mir in diesen Jahren nichts so wichtig als das Auge, das von früh bis spät in diesem Sinne über sie wacht. Alles Andere kann später eingeholt werden." — Wie anders bei uns! Statt des kalten Bades, des gesunden Frühstücks, der stärkenden Promenade in der frischen Morgenluft eilt bei uns das junge Mädchen gleich an ihren Anzug, an ihren Unterricht, schlürft dann den heißen Kaffee, macht Musik und sitzt von acht bis zwölf in einer heißen Stube, wol gar hinter dem Schultisch, wo ihre ermüdeten Muskeln keinen Anlehnepunkt suchen dürfen, wo Niemand darauf sieht, wie die Pflanze auch ihres physischen Wachsthums in diesen Stunden gedeihe. Bei Tische mag sie essen was ihr beliebt, nicht was eine gesündere Nahrung ist. Der Nachmittag sieht sie wieder beim Unterricht, der Abend erfodert eine Vorbereitung auf den nächsten Tag, eine Promenade ist nur des besondern Vergnügens halber da und kommt selten vor, ihr Abendessen ist vielleicht der unglückselige schwache Thee, das ungesundeste aller Getränke, die Stunde des Zubettegehens bestimmt ihre Müdigkeit und die Nacht bringt diese erhitzte, entnervte, überreizte Entwickelung auf weichen Federbetten zu, um am folgenden Morgen erschlafft denselben Kreislauf zu beginnen! Wohin soll uns dies führen? Was ist die jetzige Generation und was wird die nächstfolgende sein? Ein krankes, unschönes Geschlecht, reizbar, ewiger Anregung bedürftig und alle seine Unarten durch seine Nerven entschuldigend.

Wir wollen keineswegs behaupten, daß die schönen Aristokratinnen Altenglands in der Gesundheit immer auch einer Römerin der Republik ähnlich seien! Dagegen sträubt sich leider die Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts, die das ganze vornehme Leben auf eine Basis der Unnatur gestellt hat, die später wieder Allem widerspricht, was die erste Erziehung gelehrt hat. Die junge Aristokratin Englands verläßt mit dem achtzehnten Jahre ihre Schulstube, sie speist dann erst mit ihren Aeltern und wird in die Welt eingeführt. Sie

iſt friſch und blühend wie eine Roſe, mit leichtem Schritte tanzt ſie über die Erde hin, ihr Auge leuchtet von Luſt und Leben, ihr reiches Haar ringelt ſich in Fülle, die ſchönen Zähne entblößt jedes Lächeln, die zierlichſte Toilette hebt die ſchöne Fülle ihrer Formen. Bis dahin ging ſie mit dem Schlage zehn zu Bett, erhob ſich um ſieben, frühſtückte um acht und ſpeiſte um ein Uhr. Jetzt aber kommt die Civiliſation, die Geſellſchaft, die neue Ordnung des Lebens! Warum ſoll ſie früh aufſtehen, da man nun erſt um zehn frühſtückt? Um ein Uhr kann ſie unmöglich ſchon wieder Appetit haben; ſie wartet alſo bis um acht Uhr Abends, wo die Aeltern ſpeiſen, geht dann mit dieſen in die Oper, trinkt tief um Mitternacht Thee und erwacht am nächſten Morgen — gähnend wie eine Pariſerin. Dieſe neue Lebensweiſe wird dann leider die ſtärkſte Geſundheit untergraben und einen Zuſtand hervorbringen, den man languid nennt, wo künſtliche Reizmittel dem Körper die Spannkraft geben, die die Natur nicht mehr zu erzwingen vermag. Porter, ſtarke Weine und andere Getränke der Art müſſen dann auch den zarteſten Ariſtokratinnen zu Hülfe kommen, und es iſt oft zum Erſtaunen, wie viel dergleichen ſie zu ſich nehmen können, ohne daß ſie eine andere Wirkung ſpüren als daß ſie ſich behaglich fühlen. Die erſte Erziehung hilft hier nach. Wenn auch ihr Tagleben bei Nacht an ihrer Geſundheit zehrt, ſo kann es doch die Schönheit nicht ganz vernichten und auch den Keim einer guten Geſundheit nicht, den jede Mutter wieder mit einem auf das Höchſte getriebenen Pflichtgefühl in ihre Kleinen gleich anfangs zu verpflanzen bemüht war. Ihr zerſtreutes Leben, ihre geſelligen „Pflichten" erlauben ihr freilich nicht, mit eigenen Augen über den Lebensmorgen ihrer Töchter zu wachen; dafür aber beruhigt ſie ſich nicht, bis ſie nicht für gutes Geld eine tüchtige Aufſeherin ihrer Kinderſtube gefunden hat, die oft wie ein Gerberus über die Kindermägde wacht und in der phyſiſchen Beaufſichtigung der Kleinen unter einer ähnlichen Duenna auch ihre Lehrjahre durchgemacht hat. Mit dieſer ſpeiſen die Kleinen. Wachſen ſie heran und brauchen des Unterrichts, ſo kommen ſie zu einer Erzieherin in ein anderes Zimmer, aber ihre körperliche Pflege bleibt ſtets in den Händen der erſten alten erfahrenen Frau. Bedeutend koſtbar freilich iſt dies Alles, aber annähernd kann auch der Mittelſtand folgen. Und der Reichthum erkauft ja nur die Sorgfalt. Welche erkaufte Sorgfalt kann dem ſorgenden Auge einer Mutter gleichkommen, das mit hellſehendem Auge das Wohl ihres Kindes im Herzen trägt?

(Ein zweiter Artikel über die Knabenerziehung in nächſter Nummer.)

Zwei jüngſte Naturerſcheinungen.

Abends am 28. November zeigte ſich am Sunde ein beſonders ſchönes Phänomen, indem der Mond in einem hellgelben Dunſtkreiſe ſchwebte und von verſchiedenen Ringen von den herrlichſten Regenbogenfarben umgeben war. Im Allgemeinen ſind dieſe Ringe groß, mattfarbig und ſchlecht begrenzt, aber an dem erwähnten Abend hatten ſie an den Orten, wo ſie beobachtet wurden, eine auffallende Schärfe und Reinheit der Farben und ſchloſſen ſich dicht um den Mond herum. Dieſer hübſche Kranz von mancherlei farbigen Ringen — ſagt ein Referent vom Sunde — iſt ohne Zweifel eine Folge von Lichtſtrahlenbrechung und läßt ſich im Kleinen ganz nachahmen, wenn man auf ein Stück gewöhnliches Scheibenglas eine ſo geringe Portion Herenmehl ſtreut, daß es kaum auf dem Glaſe zu ſehen iſt und wie feiner Staub ausſieht, und dann durch daſſelbe hin ein Licht betrachtet. Je weiter (natürlich bis zu einer gewiſſen Grenze) man ſich von dem Lichte entfernt, deſto deutlicher zeigen ſich die regenbogenfarbigen Ringe.

Am Tage vorher begab ſich ein zweites Phänomen

Am Sund, dem Kattegat und an den Ufern der Oſtſee war man in Erſtaunen geſetzt über einen unerhört niedrigen Waſſerſtand. Der Spiegel der See lag um neun Uhr Morgens bei Kopenhagen 3¾ Fuß tiefer als beim täglichen Niveau, ja die Steine auf dem dortigen Riffdamm lagen bloßgedeckt. Zu Helſingör war ungeachtet des ſtarken Abendwindes der Waſſerſtand an dem Tage niedriger als er ſeit Menſchengedenken geweſen und der Strand lag weit hinaus ſelbſt bis zu den Badehäuſern ſüdlich von der Stadt trocken. Auch zu Odenſe auf Fünen war das Waſſer im Kanal ſo ungewöhnlich niedrig, daß die Fahrzeuge auf dem Grund ſaßen. Was war die Urſache dieſer Erſcheinung?

Bekanntlich iſt die Oſtſee ein Meer ohne Ebbe und Flut, und daher mit faulendem Grund und todtem Waſſer. Dieſen Sommer über ſtand die Oſtſee niedrig und ſelbſt im November iſt ſie nicht durch die Flüſſe und Ströme, die in ihr münden, angeſchwollt worden. Das Oſtſeewaſſer ſtrömt bekanntlich ſo lange die Welt ſteht immer hinaus, und zwar unter Skandinaviens Küſten in einem ſehr tiefen Bett, welches Stromthal gegenwärtig 10, 15 bis 20 Meilen breit und 600—1200 Fuß tief iſt, in der Urzeit aber, ehe jene die Doverſtraße genannte engliſche Seepforte offen brach und die Maſſen des mitten in der Nordſee untergegangenen Landes in die Oſtſee hineinſpülten, eine Tiefe von 1800 bis 3000 Fuß gehabt haben muß. Einige Zeit nun vor Eintritt des niedrigen Waſſerſtandes in der Oſtſee wehte es lange und ſtark aus Südoſt, das Waſſer der Oſtſee alſo wogte hinaus, immer hinaus, während das Meer ſelbſt von den Gewäſſern des Landes aus verhältnißweiſe unbedeutenden Zuwachs erfuhr. So mußten ſich denn endlich jene großen Strecken Meeresgrund an den Küſten der ſkandinaviſchen Feſtlande und Inſeln zeigen, welche wegen ihrer außerordentlichen Seltenheit in der Zeit eines Menſchenalters als wahre Wunderdinge vor die Augen der Beſchauer traten.

Hamburg. Dr. H. J. Clement.

Anregungen.

Pyrker, ein Claſſiker?

Die Buchhandlungen Cotta und Göſchen wollen die in ihrem Verlage befindlichen Werke von Schiller, Goethe, Leſſing, Herder, Klopſtock u. ſ. w. in einer wohlfeilen Nationalbibliothek herausgeben. Zu wünſchen wäre dabei, daß ſie die Schriften auch von ſolchen Claſſikern, die ſich zufällig nicht in ihrem Verlage befinden, zu dieſem Zweck erwerben oder deren Verleger aufgefodert hätten, ſich ihrem Beginnen anzuſchließen. Entſchiedenen Einſpruch aber verdient es, wenn ſie der deutſchen Literatur Claſſiker octroyiren, die dieſe zurückweiſen muß. Dem ehrwürdigen greiſen Erzbiſchof von Erlau, Ladislaus Pyrker, wurde bis zu ſeinem Tode die Freundlichkeit erwieſen, ihn mit ſeinen epiſchen Productionen milde zu beurtheilen. Seit einigen Jahren iſt der edle Herr aber nicht mehr unter den Lebenden und nun ſollte die Schmeichelei aufhören. Pyrker's Gedichte gehören nicht einmal ebenbürtig neben Koſegarten, geſchweige in eine Serie, die mit Goethe und Schiller beginnt.

Die verſunkene Inſel.

In einer ſoeben erſchienenen Sammlung von Gedichten in plattdeutſch-dithmarſcher Mundart von Klaus Groth findet ſich folgende ſchöne poetiſche Sage, die in hochdeutſcher Uebertragung ſo lauten würde:

Alt Büſem ſank ins Meer hinab,
Die Flut die kam und wühlt' ein Grab.
Die Flut die kam und ſpült' und ſpült',
Bis ſie die Inſel unterwühlt.
Da blieb kein Stein, da blieb kein Pfahl,
Die See verſchlang es allzumal.
Da war kein Roß, kein treuer Hund,
Sie liegen all' in tiefem Grund.
Und Alles, was da lebt' und lacht',
Das deckt die See mit tiefer Nacht.
Die Häuſerfirſte ſieht man wol
Noch manchmal, wenn die Ebbe hohl.
Dann taucht der Thurm heraus aus Sand,
Als wär's der Finger einer Hand,
Dann hört man ſacht' die Glocken klingen,
Dann hört man ſacht' den Küſter ſingen.
Dann geht es leiſe durch die Luft:
„Begrabt den Leib in ſeiner Gruft!"

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 13. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Honolulu.

— Das von den Kanaken bewohnte hawaiische Königreich auf den Sandwich-Inseln in der Südsee besteht aus acht bewohnten Inseln. Von Cook bis auf die neueste Zeit, wo Gerstäcker's Berichte noch im Andenken sein werden, waren diese von den Missionaren der Amerikaner zum Christenthum bekehrten Länder der Gegenstand allgemeinen Interesses. Dr. K. J. Clement, dem wir die nachfolgenden, für jeden Freund der Völkerkunde interessanten Mittheilungen verdanken, schreibt uns: „Die ganze Wichtigkeit Honolulus wird erst dann ersichtlich sein, wenn die eisernen Pforten der civilisirten Barbarei von Japan gesprengt sein werden. Honolulu, durch amerikanische Presbyterianer aus thierischer Wildheit zu menschlicher Gesittung gebracht, wird vielleicht schon bald amerikanisch werden und ein Gedeihen haben ohne Gleichen als Hauptstation des ganzen Verkehrs der Südsee, deren Geschichte jetzt so großartig sich zu entfalten beginnt." Vor dreißig Jahren fesselten noch die Finsternisse des Heidenthums diese Länder; Menschenopfer häuften sich, Götzen wurden verehrt. Jetzt hat man hier eine Art Priesterstaats, den die Franzosen vergeblich angriffen, die Engländer nicht behaupten mochten, sondern der Unabhängigkeit überließen. Kamehameha III., der jetzige König, ist 38 Jahre alt. Sein Vater starb bekanntlich bei einem Besuche in London, wo man ihm Ehren erwies wie europäischen Souveränen. Hören wir den neuesten Bericht des Schweden Anderson!

* * *

— — Am 2. Juni (1852) ward Land gewahrt und am folgenden Tage ankerten wir mit unserer Fregatte Eugenie vor Honolulu auf Hawaii. Von der See aus in ziemlichem Abstand gesehen, schießt die Insel wie eine gigantische Klippe empor, ihre kahlen grauen Kuppen in den hellblauen Himmel erhebend. Kommt man näher, so tritt Alles deutlicher heraus. Rings am Strande hin reihen sich eine Menge erloschener Vulkane mit verstümmelten kegelförmigen Kratern, deren Seiten von Lavaströmen gefurcht erscheinen. Die Unebenheiten der Berge treten wie merkliche Rippen hervor und zeigen

tiefe Thäler und zwischenliegende Flächen, und wenn man endlich anfert, so kann man nicht leugnen, daß die Scene, welche sich jetzt darbietet, schön ist. Bis an die Gipfel hinauf erscheinen die hohen Berge mit dichten grünenden Wäldern bekleidet. Die tiefern Thäler winden sich schlank und kokett zwischen den ernsten und steilen Höhen hindurch, vollgesäet von Wohnungen und Plantagen, die insgesammt von Gedeihen und Arbeit der Menschen zeugen, und unten am Strande breitet Honolulu seine weißen Häuserreihen aus, zwar nicht in europäischer Pracht, Größe und Weite, aber doch mit einem gewissen pittoresken und städtischen Aussehen, welches leichter aufzufassen als zu beschreiben ist. Gleich oberhalb der Stadt steigt ein erloschener Vulkan, der Punch-Bowl-Hill, empor, der aller Vegetation gänzlich beraubt ist, aber doch eben durch seine rothe Nacktheit gegen die darüber liegenden Gebirgsmassen stark absticht. Rechts davon beim Strande selbst wird das Auge von einem mächtigen Cocospalmenhain gefesselt, der seine schlanken Stämme und fächelnden Kronen in die Luft erhebt. Weithin gegen Osten weilt der Blick auf der ausspringenden Landspitze Diamond-Point mit ihrem alten Krater, deren Lage zu der Schönheit des Gemäldes nicht wenig beiträgt. Weiter westwärts sind die großen Salzseen, wo das Salz wie eine Eisrinde liegt. Nächst diesen folgen die bekannten Perlenfischereien.

Das Ganze stellt ein Bild von reicher Abwechselung dar, dessen Grundwesen etwas ganz Eigenthümliches ist, was keineswegs durch die Korallenriffe geschwächt wird, welche draußen in einigem Abstand vom Strande die vortrefflichste Hafenanlage bilden, die eine Stadt aufweisen kann. Die Wogen des Weltmeers brechen sich daran mit gewaltiger Wuth. Eine Rinne oder Fahrwasser von 400 Fuß Breite bildet den Zugang zu dem darinnenliegenden, ziemlich geräumigen Hafenbecken. Auf dem Korallenriff hatten wir ein eigenes Schauspiel. Dasselbe lag größtentheils trocken gebadet und eine große Schar Kanaken oder Eingeborene hatten sich darauf versammelt und schrieen und lärmten, während sie dem Einholen des großen fremden Schiffs mit zusahen, und mehre Canoes von ungewöhnlicher Kleinheit, deren beide Enden spitz in die Höhe liefen, außer daß sie noch an der einen Seite mit einem vorm Umstülpen schützenden Anhang versehen waren, schaukelten um uns herum.

So waren wir denn nun zwischen den Sandwichinseln und damit auch zum erstenmal auf unserer Reise in einem Lande, wo noch ein Schimmer von einem immer mehr verschwindenden Naturzustande bemerkbar sein sollte, jedoch zu gleicher Zeit in einem frischen Königreiche mit seinen jungen Formen, worin es noch nicht vollgewachsen, einer neuen Religion, kaum gewurzelt im Sinne der Menschen, noch im Besitz eines guten Theils von ursprünglicher Einfachheit und ungehemmt von der Zwangsjacke der Civilisation, einer Aufklärung, die Heidenthum und Barbarei mit Macht zu verdrängen strebt. Der Reisende, insonderheit derjenige, welcher eine Reise um die Erde unternimmt, ist in unsern Tagen nicht wie früher gestellt. Er hat so unendlich viel Neues vor sich, so unendlich viel Neues zu berichten. Die Erde rollt wol nicht stärker als sie immer gethan, aber Alles geht wie mit Dampf in schwindelnder Fahrt, es verschwinden Zeit und Abstand, in Dunst und Dampf fliegt das Eigenthümliche fort und mit demselben das und wahrhaft Interessante.

Wenn man in Honolulu nun antrifft, so ist es nicht leicht zu sagen, inwieweit man sich in einer europäischen oder in einer Kanakenstadt befindet. Die Straßen sind ganz regelmäßig und durchschneiden einander regelrecht, sind nach einem ziemlich großen Maßstabe angelegt, mit einer Art Trottoire versehen und stets mit englischen Namen, als: Fort-Street, Queen-Street, King-Street u. s. w.; doch diese Straßen sind nie gepflastert, sondern wie unsere gewöhnlichen Landwege tief von wirbelndem Staub und oft mit, Alleen von Aleurites triloba, Cordia, Hibiscus tiliaceus und Acacia ausgestattet. Die

werden Abends nicht mit Lampen erleuchtet, außer an gewissen einzelnen Häusern, deren Inhaber ihre höhere gesellschaftliche Stellung zu erkennen geben wollen. Die Häuser sind von mancherlei Art, sehr wenige von Stein und gehauenen Lavablöcken gebaut, die hübsch massiv und stattlich, viele haben Balcons oder Belvederes auf dem Dache, zu welchen eine Treppe hinaufführt; die meisten liegen in grünen Gärten oder vielmehr in kleinen Parks. Alle diese Häuser laufen mit weiten gewöhnlichen Straßen in gleicher Reihe fort, aber in dem leeren Raume dazwischen erstrecken sich vier Fuß hohe, größere oder kleinere Baulichkeiten einschließende, aus großen Lehmblöcken gebaute Mauern, innerhalb welcher die Wohnungen der Eingeborenen liegen. Diese haben ganz das Aussehen von enormen Heuschobern, sind in Form großer Dreiecke ganz und gar von Binsen gebaut und haben ein Dach, das bis auf den Grund herunterläuft, eine niedrige Oeffnung, die zur Thür dient und ein einziges Schauloch oben auf dem Hause. Nur bei einigen Wenigen, den Allervornehmsten, besteht ein solches Haus aus vier niedrigen Wänden von ein paar Ellen Höhe, auf welchen sich das hohe Dach erhebt, dessen Seiten in Gestalt eines Schirms auslaufen und einen sehr schattigen Raum vor dem Hause bilden. Auf diese Weise ist die Stadt ein buntes Gemisch von Wohnungen, die in höchst ungleichen Stilen erbaut sind, und ganz unregelmäßig, ungeachtet ihrer schnurgeraden Straßen, und blos auf einzelnen Punkten haben sich Häuser von einer und derselben Gattung zusammengehäuft, die bald ein völlig europäisches, bald ein mehr hawaiisches Gepräge tragen.

An Läden aller Art ist kein Mangel. Die der Chinesen sind vielleicht die elegantesten. Im Allgemeinen sind die meisten Waaren, die hier abgesetzt werden, mit sonderlich gutem Vortheil aus China geholt, sodaß es in hohem Grade lohnend ist, ein Schiff mit dergleichen Artikeln zu befrachten und bei seiner hiesigen Ankunft dieselben auf öffentlicher Auction zu verkaufen, ein Geschäft, welches mehrentheils 50 Procent Gewinn einträgt. Am Hafen, wo auf einmal 150 Schiffe ankerten, wie man mir erzählt hat, eine Art hölzerner Schiffbrücke, an welcher eine Menge Schiffe vertauet liegen. Drinnen das Zollhaus, ein wackeres Gebäude mit dem Brot-, Frucht-, Fleisch- und Waarenmarkt, oberhalb dessen eine Art öffentlichen Speiselocals sich findet — eine Garküche in großem Stil — mit großen Tischen, beladen mit wenig appetitlichen Gerichten und von schmierichen Kunden umgeben. Hier um die Melonenhaufen, Fischreihen, Kürbisspeisen und andere genießbare Leckerbissen herum schart sich zu allen Zeiten am Tage eine unaufhörlich gemischte Menschenmasse in lauter Verwirrung und hier ist unleugbar die beste Gelegenheit, das Volksleben in aller seiner Freiheit und Rührigkeit zu studiren.

Das Innere der Wohnungen zeigt noch größere Ungleichheiten als ihre Außenseite. In den Europäern und den Vornehmen prunken die luftigen sonnigen Zimmer, welche einem ewigen Sommer berechnet zu sein scheinen, größtentheils mit denselben Luxusartikeln wie daheim, superben Matten und eleganten Möbeln, doch Alles mit Modificationen nach Stand und Willkür der Besitzer bestimmt. Selbst die größern Kanakenhäuser zeigen ihren Comfort und Luxus. Sie sind gewöhnlich durch dünne Mehrwände oder Behänge in mehre Kammern getheilt, ganz nach jedesmaligem Bedarf, haben mehre stattliche Möbeln, Betten und Tische, und sind im Allgemeinen Beides geräumig und luftig, obgleich nicht ohne ihren Anstrich von neuerdings eingeführten und nicht selten mißlungenen Versuchen zur Eleganz.

Gasthöfe gibt es in Honolulu in nicht geringer Anzahl, wovon die meisten recht comfortabel und gastfrei sind gegen ordentliche, das will hier sagen übertrieben hohe Zahlung. Man wird hier europäisch mit Allem, dem ein hungeriger und durstiger Gaumen nach Belieben kann, bewirthet, von Garçons bedient, welche Französisch oder Englisch sprechen.

und findet ſich in keiner Hinſicht eher auf einer fremden Küſte, als bis der Wirth ſo artig iſt, ſeine Rechnung zu präſentiren.

Der öffentlichen Gebäude ſind wenige. Am Hafen liegen das Gouvernementshaus und das Repräſentantenhaus. Beide ſind von Korallenblöcken, erſteres eher einer luftigen Sommerwohnung gleich, von grünen Rankengewächſen umwoben und mit Spähler-fenſtern und einem hohen Altan auf dem Dache verſehen, überdies vorn von einer Mauer umgürtet, über deren Portal eine goldene Krone zeigt, daß hier die Regierungsminiſter und deren Bureaux ihren Sitz haben. Letzteres, den Sammelplatz für die Notabeln und die Deputirten und außerdem die Polizei und andere öffentliche amtliche Arbeitszimmer enthaltend, iſt ein im europäiſchen Stil gebautes, weißgetünchtes Haus und weit hinaus auf der Rhede geſehen, von wo aus es ſich wohl ausnimmt. Das Palais des Königs liegt im öſtlichen Theile der Stadt mitten in einer weitläufigen, aber dünnen Parkanlage innerhalb einer gewaltigen Mauer und beſteht aus einem großen einſtöckigen Gebäude mit hohem Dach und einer galerieartigen Veranda darauf, von wo aus man eine ſehr weite Ausſicht haben muß. Doch benutzt Se. Majeſtät dieſes Palais blos bei feierlichen Gelegenheiten und zieht in ſeinem Privatleben gewiſſe einfachere, aber in Kanakenmanier erbaute Aufenthaltsorte vor, welche weiter nach hinten liegen und eine ungeſtörtere und freiere Bequemlichkeit in Ausübung der angeborenen und ererbten Lebensgewohnheiten darbieten. Außerdem gibt es einen botaniſchen Garten, deſſen Daſein zwar erſt nur ein Jahr zählt, der aber bei ſeinem anfänglichen Anſchlag (8000 Thlr. Schwed.) gewiß gut und durch ſeine vortreffliche Lage von ausgezeichnetem Nutzen werden muß.

Von Kirchen habe ich drei bemerkt. Eine, The Royal church, in der Nähe des Palais, war ein großes und ſehr geräumiges Korallenblockgebäude von höchſt einfacher Bauart und mit einigen plumpen Pfeilern, vor dem Haupteingange, zwei Stock überartigen Fenſtern an den großen Wänden und einem unmäßig kleinen Thurme über dem Weſtende, worin die Glocken kaum Platz haben. Dies war inzwiſchen das größte Gebäude in ganz Honolulu, das ſchon von weitem über die andern Häuſermaſſen hervorragt. Nicht weit davon lag die Kirche der Katholiken, The French church, ein viel kleineres, aber im Ganzen mehr proportionirtes und hübſcheres Gebäude, welches auch hier zeigte, wie ſehr die Katholiken Dem anhängen, was auf den äußern Sinn einen angenehmen Eindruck machen kann und, ganz verſchieden von dem Puritanismus der Proteſtanten, nichts unbenutzt laſſen, womit ſie Eindruck machen können. Weiter in die Stadt hinein ſtieg ein anderer proteſtantiſcher Tempel empor — die Kanakenkirche —, ein weißes hölzernes Gebäude von bedeutendem Umfang mit einem ungeheuer koloſſalen Dache und der Bauart der Eingeborenen ſich nähernd. Der ſtrenge Sinn der Methodiſten hat unnöthiges Gepränge verbannt.

Schließlich muß ich noch die Feſtung erwähnen, The Fort, ein großes Viereck am Hafen mit etwas verfallenen Mauern, mit Kanonen bepflanzt und zum Gefängniß eingerichtet, außerdem die Wohnung des Gouverneurs, die Proviantháuſer u. ſ. w. einſchließend. Ihre militäriſche Bedeutung ſoll nicht groß ſein, ebenſo wenig als die Batterie von 11 Kanonen, welche auf den hohen Kanten von Punchbowl-Hill angelegt und allzu entlegen von der Stadt iſt, um derſelben irgend einen weſentlichen Schutz gewähren zu können.

Von ſolcher Beſchaffenheit iſt die Stadt Honolulu. Nach Norden von der Stadt hinauf erſtreckt ſich ein Thal, in deſſen ebenerglicher Oeffnung Honolulu liegt; weiter hinauf nach den Bergen geht es in die Höhe und ſchmälert ſich zu gleicher Zeit immer mehr, ſodaß man ſich endlich eingeengt findet zwiſchen den über 3000 Fuß hohen Kuppen neben einem entſetzlich ſteilen Abhange, wo der Bergrücken auf die unterliegende Ebene hinabſtürzt. Etwas Angenehmeres als eine Spaziertour in dieſem Thale, genannt das Nuuanuthal, läßt ſich kaum denken. Allenthalben liegen Gruppen bald von jenen ſchon

eſchiedenen Kanakenhäuſern mit ihren ungeordneten menſchlichen und thieriſchen Bewohnern, die dem Gemälde Leben und Friſche geben, bald von höchſt reizenden kleinen Villen im Stil engliſcher Cottages, zierlich und ſauber innerhalb ihrer größern oder kleinern Gartenanlagen, und zwiſchen dieſen Wohnungen von äußerſt reicher Mannichfaltigkeit und ebenſo intereſſanter Gruppirung in lächelndem Farbenwechſel ſchimmern die grünen Taroypflanzungen hervor, große Vierecke bildend, über welche hin das Waſſer von dem ins Thal hinabſtrömenden Bache geleitet wird und der ganzen umliegenden Fläche das Anſehen einer waſſererfüllten Wieſe gibt, auf welcher das Taroygewächs (Caladium esculentum) nebſt einen andern Gattungen vortrefflich gedeiht. Weiter im Thal hinauf liegen die Villen des Königs, der Chefs und der vermögendern Kaufleute, beſſer gebaut und feiner gehalten, von dichtbelaubten Parks umſchloſſen; der reißende Strom macht hier mehre Waſſerfälle, die von Myrten in Silber und Grün wechſelnden Waldungen drängen ſich von den Bergwänden immer näher an den Weg heran und verleihen dem engen Thale eine unbeſchreiblich angenehme Beſchattung und Kühle, welche mit Rückſicht auf den Reichthum an Buſch- und Baumgruppen allerdings eine tropiſche heißen kann. Erreicht man endlich den jähen Abgrund auf der Höhe, wo der Berg endet, ſo hat man einen ſo majeſtätiſchen und prachtvollen Anblick vor ſich, daß ich vergebens unter meinen frühern Reiſeeindrücken nach etwas Aehnlichem ſuche, ſo gewaltig und doch ſo ſchön, ſo groß und doch reizend. Zur Rechten und zur Linken ſteigen die ſchroffen Spitzen auf, zuerſt buchſtäblich eingewickelt in die dichteſte Hülle von grünen Wäldern mit ihrem wogenden Kronen und glänzenden Blüten, wo die Dracaena terminalis, mehre Lobelien und zahlreiche Bäumen ſich dermaßen zuſammendrängen, daß ſie über den Boden hin ein mehre Ellen hohes Netzwerk von ſich ſchlingenden Zweigen und Sproſſen bilden, ſodaß man ſich braun herumſchleppen oder auch die Waldung mittels Kletterns auf den Zweigen durchſuchen muß, denn bis zum Boden reicht man nicht. Aeußerſt drüben ſchießen die ſchwarzen Lavagipfel tief in die Wolken, wo keine Blume duftet, kein Leben mehr gedeiht und von wo ſich die Näſſe ergießt, die ſich unaufhörlich dem unterliegenden Lande mittheilt. Nach hinten liegt das abhängige Thal mit dem Wege, der ſich zwiſchen Parks, Villen, Hütten und Pflanzungen hindurchwindet, bis er die Stadt mit ihren weißen Häuſern und Kirchen am Rande des unermeßlichen blauenden Oceans erreicht, der mächtig gegen das Korallenriff ſchäumt. Und vorn der gähnende Schlund von Tauſenden von Fuß, worin die Bergwand jählings herunterſtürzt und längs welcher ein mit großer Mühe und Koſten angebrachter Weg ſich ſchlängelt; dann die horizontale Klippenmaſſe, in ihrer ſchwarzen Glätte wie eine rieſige Mauer daſtehend, gegen welche der pfeifende Sturm mit Ohnmacht anfährt, und dort unten die weitgeöffnete Ebene mit ihren Bächen, Hügeln und Horſten von Pandanen und Brotfruchtbäumen, ganz nach dem andern Grunde des Meeres hin, und endlich die Bergmaſſen im Hintergrunde, welche blauend gegen den Horizont ſich ſchwach verlieren und ihre hohen Scheitel in die bleichen nebeligen Wolken hüllen.

An dieſem Abgrunde war es, wo eine jener Thaten der Verzweiflung geſchah, wovon jedes Landes wilde Geſchichte einen ähnlichen Beweis liefert. Als Kamehameha I. im Begriff ſtand, Oahu zu erobern, leiſtete der Häuptling Kalanikupulo, unterſtützt von den Seinen gegen die Zerſtörungspläne des Eroberers feindſelig geſinnten Königen, heftigen Widerſtand. Dennoch trieben die Kanonen des Königs die Widerſacher immer mehr zurück ins Nuuanbethal, bis ſie ſich plötzlich hier bei Pali befanden. Da ſtürzte ſich der Häuptling, einen ſchimpflichen Heldentod einer langwierigen Knechtſchaft vorziehend, mit ſeinem ganzen Heere in den Abgrund — und noch jetzt erblickt man zwiſchen den grünen Waldungen, welche daſtehen in ewiger Kraft und Jugend, die weißgebleichten zahlloſen Gebeine des Herrſchers und ſeiner Schar.

Noch einmal wiederhole ich es: Nuuanuthal ſoll mir in der Erinnerung bewahrt bleiben als etwas Paradieſiſches; deſſen Schönheit ſoll nicht vergeſſen ſein von Dem, der ſie ſah, und die Freuden, welche die Natur des Thals gewährten, ſollen länger dauern als die fliegenden Augenblicke, in welchen ſie genoſſen werden ſind.

Oahu oder Woahu — die unter den Inſeln, auf welcher die Hauptſtadt liegt — beſitzt mehre ſolche Punkte, nämlich überall zwiſchen den Bergen, wo ſich dergleichen Thäler erſtrecken. Die Inſel wird durchweg von einem hohen Bergrücken durchſchnitten, ungleich durch eine Menge ſcharfer Spitzen von ſchönen Formen. Gegen Norden fällt dieſer Bergrücken ſteil herab gegen eine bis an den Meeresſtrand ausgebreitete, ziemlich fruchtbare und ebene Fläche, aber nach Süden flacht ſich derſelbe allmälig ab und wird der Urſprung jener Thäler, welche in dieſer Richtung nach dem Strande zu laufen, der immer mehr in doppeltem Sinne eine ſchlichtere Natur annimmt. Da unten iſt die Hitze groß, das Gras verbrannt und die Bäume ſparſamer, während drüben gegen die Berge zu beſtändige Kühle und Feuchtigkeit herrſcht. Der immer wehende Nordoſtwind treibt das Gewölk gegen die Berge, der Regen ſtrömt in Ueberfluß herab und von da ſtürzen ſich die reißenden Bäche herunter mit tauſend Waſſerfällen und werden auf dem tiefern Boden mit großem Vortheil bei den Pflanzungen benutzt.

Daß die Bevölkerung mehr als irgend etwas Anderes hier gemiſchter Art ſein wird, erhellt aus dem oben Geſagten. Obgleich die Europäer hier einen bedeutenden Theil bilden, ſind ſie doch nicht ſo zahlreich, daß nicht noch eine Art Eigenthümlichkeit im Ausſehen und in der innern geiſtigen Natur der Einwohner übrig bleibt. Doch hat ſelbſt unter den echten Kanaken das Nivellirungsſyſtem der Alten Welt in Kleidertrachten und Lebensweiſen ſich ſehr zu befeſtigen und all' das Seltſame und in ſeiner Art Intereſſante zu verdrängen angefangen, wovon man aus frühern Beſchreibungen weiß. Weit entfernt davon, daß bei unſerer Ankunft unſere Fregatte wie anderm Orts umſchwärmt ward von ſchwimmenden Nymphen oder von Solchen, welche mit Ferkeln und allerlei Matten-waaren handelten, in natürlicher Nacktheit das Schauſpiel halbwilder Neuheit darbietend, hielten ſich die einſamen Canoes eine Weile in reſpectabler Entfernung, und als ſie endlich mit ihren ſchwimmenden Fruchtläden zugelaſſen wurden, war es nichts Anderes als wir in allen vorhergehenden exotiſchen Häfen erlebt hatten. Erſt als wir ans Land ſtiegen, begegnete uns das Geräuſch und Gedränge einer Schar Kanaken unten am Strande, und hier wollen wir einen Augenblick verweilen, um das Neue des Wirrwarrs und der Buntſcheckigkeit ein wenig zu betrachten.

Auf dem Bugſpriet der nahelliegenden Schiffe ſtehen nackte Knaben, welche luſtig ins Meer hinabſpringen zwiſchen einem andern Schwarme von badenden Männern und Weibern, und Niemand genirt ſich vor des Andern Geſellſchaft und Coſtüm. Um den Tiſch herum, auf welchem ſich allerlei Sachen reicher als appetitlich geordnet finden, drängt ſich die größte Maſſe. Hier ſieht man athletiſche Geſtalten, dunkel in ihrem ganzen Colorit, größtentheils mit Kleidern verſehen, nicht ganz ungewöhnlich für geringere Beſucher ſolcherlei Orte ſelbſt daheim bei unſern öffentlichen Verkaufsplätzen. Nur Wenige ſind ohne Beinkleider oder Kopfbedeckung und Einige ſtolziren einher in recht hübſchem Anzug. Dahingegen ſind die Frauenzimmer ein wenig eigenthümlicher ausgeputzt. Ein Theil trägt prächtige Sonnenſchirme, aber die Meiſten geniren ſich ganz und gar nicht vor der brennenden Sonne. Das rabenſchwarze Haar iſt bald etwas wollig kraus, bald faſt ſtraff in hübſchen Locken zurechtgemacht, aber immer dick, zuweilen ſehr buſchig und bei einem Theil in ungehemmter Freiheit mit friſchen Schlangengraskränzen oder Blumen in reichlicher Sammlung (zum Schutz gegen die Sonnenſtrahlen), bei Andern mit gelben oder rothen Kränzen anderer Gattung umwickelt. Das Angeſicht iſt breit bei breiter Naſe, hervorſtehendem Munde und kurzem Kinn, alſo nicht ſo ganz nach den Schönheitsregeln,

aber der Ausdruck der Augen hat etwas Gutmüthiges und Freundliches, was seine kleine Einwirkung zum Vortheil des schönen Geschlechts mit sich zu führen nicht verfehlt. Während die Männer ehrr ernsthaft und keineswegs zuvorkommend aussehen bei ihrem verworrenen, zu allen Seiten glorienähnlich ausstehenden Haar, ihren rothgesprenkelten Augen, was früher zu den Schönheitseigenschaften gerechnet ward, ihrer sehr breiten Nase und ihrer abgerundet viereckigen Gesichtsform, haben die Frauenzimmer im Allgemeinen eine mildere Physiognomie, wo sich die Fröhlichkeit beständig in ihrem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen sucht. Ueber ihren Körper von Mittelhöhe haben sie ein Kleidungsstück geworfen, welches am passendsten als eine Blouse bezeichnet werden dürfte, von immer äußerst brillanten Farben, meistens in Gelb, danach in Rosenroth, Grün, Himmelblau oder Weiß. Dieses Kleid verbirgt innerhalb seiner losen Weite die starken Formen — denn Fettigkeit gehört hier wie überall außer Europa zu den Schönheitsmustern und eine unserer schmächtigen Damen würde hier unrettbar Jedermanns Urtheil verfallen — und verleiht neben den Barfüßen und den strumpflosen Beinen eine gewisse lustige Leichtigkeit, die in hohem Grade mit der Milde des Klimas übereinstimmt. Unter dieser Menge bewegt sich der eine oder andere Chinese in seinen hochsohligen Schuhen, seinen weißen kurzen Hosen und seinem reinen feinen langen Wamms; ferner Polizeidiener mit grünen Hosen und blauen Jacken, nebst Distinctionszeichen; Chefs in grotesker Größe und in feinerer Manier gekleidet; Reiter von verschiedener Gestalt und halbnackte Kinder; verschiedene Varietäten von Europäern, und das Ganze ist ein solches Gewühr von buntscheckigen Farben, worunter doch Gelb überwiegend ist, und von schneidenden, fast betäubenden Lauten, daß es Einem schwer wird, die besondern Einzelheiten zu entwirren, welche einer nähern Forschung würdig sind.

Blickt man in die Häuser der Stadt hinein, so herrscht da dasselbe Gemisch von Leuten, Farben und Lauten, nur daß man etwas freier vom Kleiderzwang ist und als Folge davon unabhängiger in Stellung und Verhalten. Außerhalb der Stadt, allenthalben auf den Wegen ist die Menschenströmung, die Einem begegnet, wenig geringer: Kanaken mit ihrer Last auf einer Stange und in ihren Kürbissen allerlei Waaren zum Verkauf tragend; reitende Männer und Weiber, erstere, mit ungewöhnlicher Festigkeit im Sattel, Wildheit in ihrem maßlosen Verfahren vereinigend (denn Alles muß im Galopp gehen), letztere nicht minder verwegen zu Pferde in einer eigenen Stellung und in eigenem Costüm. Sie sitzen nämlich wie die Mannsleute rittlings und haben um die Beine bis über die Füße hinab ein gelbes, rothes, blaues oder grünes Stück Zeug geschlagen, das um die Weichen eng anliegt, aber nach unten zu weiter ist und beim Galoppiren wie ein Paar Flügel flattert. Auf dem Kopfe tragen sie den kleinen, mit gelben oder rothen Kränzen umwundenen Zeug- oder Sammethut über dem mit grünen Blättern oder lebhaft-farbigen Blumen geschmückten Haar. Außerhalb der Häuser sieht man da und dort die auch anderer Orten gewöhnlichen Plauderkränzchen von beiferndn und redseligen Frau Nachbarinnen, in den Tarropflanzungen wandern arbeitende Kanaken und in den reißenden Bächen bei den öffentlichen Landwegen baden sich ganz ungenirt Männer und Weiber miteinander zu jeder Stunde des Tags. Allenthalben sieht man die weißen Blousenkleider flattern und zwischen den grünen Pflanzanlagen die lebhaftesten Punkte in einem regen und lebendigen Gemälde darstellen. Alles deutet an, daß man sich in einem Klima befindet, welches mehr das Leben außerhalb der Ecken des Hauses und eine daraus hervorgehende Oeffentlichkeit und Geselligkeit begünstigt, als zur Eingezogenheit innerhalb der engen Wände der Hütte und zu einer hieraus folgenden häuslichen Stille und Arbeitsamkeit mahnt.

Die Freundlichkeit, welche sich in den Gesichtszügen ausspricht, zeigte sich uns, so oft wir unsere Besuche in den Kanakenhäusern machten. Ohne im Stande zu sein, uns mündlich mit ihnen zu unterhalten, luden uns doch die Hauswirthe zur Theilnahme an

ihren Spielen und Mahlzeiten ein und nöthigten uns überdies, uns nach Gutdünken der Vortheile des Hauses zu bedienen. So sonderbar ihnen unsere Sprache, unsere Geberden, Bemerkungen und Neugier vorkamen, so lächerlich fanden wir ihre Sprache, welche nur zwölf Buchstaben hat und eine überwiegende Masse Vocaltöne, die ungefähr wie das Weinen junger Hunde anzuhören sind, in welcher es nie zwei Consonanten beieinander gibt (man sagt z. B. Beretania, Espania für Britannien, Spanien) und alle Silben mit Vocalen enden. Bemerkenswerth ist auch, daß sie immer k und t, r und l zusammenmischen und somit ohne Unterschied ihren König Kamehameha und Tamehameha nennen, Tarro und Kalo, Honolulu und Honorurn u. s. w. sagen, was eben die Verwirrung im Buchstabiren hawaiischer Namen verursacht, die in Büchern und auf Karten gefunden wird. Daß wir ihrer Gewinnsucht keinen großen Schaden zufügten, brauche ich kaum zu sagen, obgleich wir im Uebrigen niemals vergebliche Besuche machten.

Während der elf Tage, die wir hier lagen, machte ich manche Ausflüge nach mehr oder weniger entlegenen Orten. Zwei dieser Excursionen will ich näher erwähnen, indem sie mit Verschiedenem in Verbindung stehen, besonders weil wir dabei die Bekanntschaft der königlichen und prinzlichen Herrschaften machten.

Auf dem ersten Ausfluge begab ich mich nach dem oben beschriebenen Paß und Abgrund hinauf, und um von da in die unten nach der Meeresküste hin belegene Ebene zu gehen und auf die umgebenden Berge mit ihren höhern Regionen und der daraus folgenden eigenen Pflanzennatur, miethete ich mich auf vier Tage und Nächte in einer Kanakenhütte ein und zwar für einen theuern Preis, der mir daheim während einer ebenso langen Zeit in einem jeden unserer bessern Gasthöfe alle Bequemlichkeiten verschafft haben würde. Die Kanaken scheinen keinen großen Begriff von der Bedeutung des Geldes zu haben, wenigstens sind sie in ihren Forderungen übertrieben. Dienstfertigkeit, außer gegen comptante Erkenntlichkeit, scheint nicht zu ihren Tugenden zu gehören. Ein Monsieur Remy, der sich hier befand und von der französischen Regierung zur botanischen Untersuchung der Inseln abgeschickt war, erzählte mir, daß bei einer Gelegenheit, als sein Esel in einem Sumpfloche eingesunken und hart daran gewesen unterzusinken, die zahlreich herumstehenden Kanaken nicht hätten vermocht werden können, ihm aufzuhelfen, außer durch den wohlbekannten Klang von Piastern, und man hat Beispiele, daß sie neben ertrinkenden Menschen schwammen und mit ihnen erst ums Rettungsgeld accordirten. Sie konnten mich lange Strecken begleiten, mir sehr eifrig Blumen pflücken, alle möglichen Hindernisse wegräumen und sich auf alle erdenkliche Weise dienstwillig erweisen, ohne daß ich es wünschte oder verlangte; aber plötzlich blieben sie stehen, streckten zwei Finger in die Höhe und riefen aus: „Zwei Thaler!" und schienen sehr verwundert zu sein, als ich natürlich diesen Landestarif nicht verstand.

Mein Wirth war dem Aussehen nach etwas wohlhabender als die meisten Umwohnenden, obwol es schwerlich danach aussah, als ob sein Vermögen von Arbeit herrührte. Denn faulere Creaturen als in dieser Familie habe ich kaum gesehen. Sie lagen ganze Tage gemächlich in ihrer Hütte ausgestreckt, ganz nackt, bis in einen Filz gehüllt, schlafend und essend wechselsweise, und mit Mühe gingen sie einmal jeden andern Tag, um sich einige Tarrowurzeln heraufzuholen und davon ihren Poi zu bereiten. Dieser faule Müßiggang ist überdies bei Allen etwas Charakteristisches. Mein Wirth war Eigner zweier Hütten drinnen in der Waldung unterhalb der Berge auf hübschem Flachland. Die eine und größte war dem Anschein nach die Staatswohnung oder das Herrenhaus, die zweite enthielt den Herd und ward als Küche und Speisesaal benutzt, und die dritte diente als allgemeiner Aufbewahrungsplatz. Ihre einzige Speise sind frische Fische und Poi. Erstere werden leicht und bequem in größter Quantität aus dem umliegenden Meere geholt und bedürfen selbstverständlich keiner großen Zubereitungsanstalten. Das letztere Ge-

ch dagegen muß einen weitläufigern Proceß beſtehen. Die Taropflanze, die im Sumpf deiht, bildet am unterſten Stielende eine knollige Verdickung, welche der Kartoffel am ergleichbarſten, aber ſüßer iſt. Dieſe Knollen werden abgeſchnitten, in das Loch des euerherds zwiſchen glühende Steine gelegt und auf mehre Tage mit Tiengeln und gro- en Blättern der Pflanze bedeckt. Auf ſolche Weiſe in condenſirtem Dampf geröſtet, erden ſie herausgenommen, mit einer ſteinernen Keule zerſtoßen und, während unabläſſig Waſſer zugethan wird, zu einem weißgrauen Brei verarbeitet, welcher gutem Kleiſter gleicht. Dies iſt eine anſtrengende Arbeit, die blos von Mannsperſonen gethan wird. Jetzt wird r Brei in die großen hohlen Kürbiſſe, die als Aufbehälter dienen, gegoſſen und in den eiſten Fällen bei Seite geſtellt, um ein wenig zu ſäuern, bis er einen ſüßlich-ſauern eſchmack annimmt, den man leidenſchaftlich liebt. Man gießt nunmehr Waſſer darauf, er Hausherr ſteckt ſeinen ganzen bloßen Arm in die Maſſe hinunter und rührt fleißig m, worauf die Tiſchgeſellſchaft ſich verſammelt und mit aufgebogenen Knieen niederge uert die Leckerbiſſen in ſich ſchlingt, indem ein Jeder mit zwei Fingern hineinfährt und e ſo zu Munde führt. Es iſt ganz unglaublich, welche Maſſen Brei und Fiſche ſie hin- meſſen können, und das zu allen Zeiten, bei Tage und bei Nacht, wo ſie auch oft wach nd. Denn weder für die Mahlzeit noch für den Schlaf ſcheinen beſtimmte Stunden ge- eben zu ſein, ſondern dieſe wechſeln ab, ſo wie ſich die Natur zu erkennen gibt.

Während dieſes Einwohnens hatte ich Gelegenheit, ihre häuslichen Sitten zu be- erken. Meiſtens rauchten ſie, wenn ſie wach waren, aus einem kleinen, zwei Zoll langen Bizernen Stummel, welcher turnweiſe die Runde unter ihnen machte, als ein anderes ommune bonum, Beides unter Mannsleuten und Frauenzimmern. Man that drei Züge araus und gab ihn dann dem Nachbar, darauf ſpie man in einen leeren Kürbis, gähnte, reckte und reckte ſich und — ſchlummerte ein. Während der Augenblicke, da die Ge- ſellſchaft ſich wach hielt, wurden lange Geſchichtchen erzählt, die unendlich intereſſant ge- weſen ſein mögen, wie aus den Gelächterſalven, welche folgten, zu ſchließen war. Zwi- ſchenein ſang man eine abſcheulich eintönige und einſchläfernde Muſik von zwei bis drei Stimmen, was ganze Stunden anhielt. Bei Einbruch der Dämmerung ward die Lampe angeſteckt — in mehren armen Hütten bediente man ſich der Wurzeln der allgemeinen Aleurites triloba zum Leuchtſtoff — und nun ging es ans Kartenſpielen, ein höchſt ein- faches Spiel, nicht mehr und weniger als das gute ehrliche ſchwediſche „Hungerſuche" — dies hielt die Geſellſchaft eine Zeit lang wach. Manchmal verſammelten ſich die Nachbarn von andern Hütten, Damen von geringer Enthaltſamkeit in ihren Liebkoſungen, alte Mütterchen und Greiſe in Menge nebſt Kindern und plauderten viel, und die auf uns fremden geheftenen Blicke gaben deutlich zu erkennen, daß wir der Gegenſtand ihrer Re- flexionen und Verwunderung waren. Der Eine und Andere konnte ein wenig Eng- liſch, kannte mindeſtens den Münzwerth und mit ihrer Beihülfe gab es denn dann und wann eine pantomimiſche Converſation zur großen beiderſeitigen Erbauung. Auf beſon- dere Lebensart machte man keine übertriebenen Anſprüche.

Sie waren allenthalben tättowirt oder, wie die Seeleute ſagen, „ausgeſtochen" — nicht ſelten ſogar auf der Zunge —, aber meiſtens auf den Beinen, Armen und der Bruſt, und zwar mit den zierlichſten Farben, gewöhnlich blau, und in den ſonderbarſten Formen, zuweilen mit Jahrzahl und Namen in lateiniſcher Schrift, und dieſe Figuren auf dem dunkeln ſchwarzbraunen Körpergrunde machten einen ganz eigenen Eindruck. Das Tätto- viren geſchieht auf eine gräßliche Weiſe mittels Aufſchlitzens der Haut mit einem ſcharfen Inſtrumente. Perlenſchnüre waren etwas ſehr Geſuchtes und wurden von beiden Ge- ſchlechtern getragen. Wenn man ſie mit dieſen und andern ſolchen Zierathen beſchenkte, ſchienen ſie immer äußerſt entzückt zu ſein, äußerten aber niemals ein Wort des Dankes, andern hielten dies ſchweigſam zugute, ſodaß mindeſtens hierorts die Zeiten unrettbar

verloren sind, wo man sich gegen eine Glasperle allermindestens einen ihrer Götzen eintauschen konnte, um nicht zu reden von irdischen Schätzen. In Ermangelung anderer Perlenschnüre schnitt man Pandanusfrüchte ab und reihte sie an einem Faden auf, der um den Hals gehängt ward. Von ihren alten Spielen sah ich blos das Verstecken kleiner Kugeln auf verwunderungswürdig schnelle Weise nach Art der Taschenspieler. Gymnastische Uebungen, früherhin hier so allgemein, sah ich nicht. Ich muß hinzufügen, daß wir während unsers Zusammenlebens ungeachtet alles Dessen gute Freunde wurden und am Ende in der vertraulichsten Stimmung voneinander schieden, aber doch leider ohne irgend eine Zähre von den Augen der holden Schönen.

Ein Besuch auf der unterliegenden Ebene gab keine Gelegenheit zu neuern Beobachtungen. Dieselbe war in hohem Grade von wechselnden Höhen und zwischenliegenden Thälchen zerschnitten, wo an den Bächen reiche Pandanusstrecken und Haine von Brotfruchtbäumen kühle schattige Plätze bildeten. Die hohe Bergmauer, die sich schwarz und düster im Norden gegen die Ebene erhob, zeigte von hier aus einen unvergleichlich schönen und imponirenden Anblick mit ihren kolossalen Massen und ihrer grünen, reichen Pflanzenwelt. Hier traf ich ganz unerwartet auf einen Landsmann aus Gothenburg, welcher nun in 19 Jahren hier still und glücklich mit seiner Kanakenfrau und seinen wohlgezeugten (nicht wohlgeborenen) Kindern gelebt und seine Muttersprache fast vergessen hatte, aber noch immer sein altes Pflegeland liebte, von dessen Natur ihm, wie er sagte, die vorliegenden Berge ein kleines liebes Andenken waren. Zahlreiche Viehheerden weideten auf den außerordentlich üppigen Wiesen, aber übrigens lag der Boden, scheinbar bis zur Verwöhnung fruchtbar, gänzlich unbenutzt. Die müßigen Eingeborenen sind zu träge, um das Korn zu säen, das ihnen reichliche Ernten würde bringen können.

Bei einem andern Ausfluge wurden uns Ehren zu Theil, deren Bedeutung es verlangt, einen neuen Abschnitt zu beginnen. Wir lernten die königlichen Majestäten und prinzlichen Hoheiten kennen.

Als wir zum Nuuanuthale ausflogen, begrüßte uns sogleich die angenehmste Ueberraschung. Wir hörten plötzlich Strauß'sche Walzer. . .

(Wir ziehen vor, den weitern Verlauf und den Schluß in nächster Nummer zu geben.)

Wie erzieht man in England?

II. Die Knaben.

Wir machen uns im Allgemeinen keinen hohen Begriff von der Schulbildung in England, und mit Recht. Für uns wären diese Collegien nicht, die alle mehr oder minder darauf hinausgehen, den Knaben für das praktische Leben zu bilden, während er die Wissenschaft und was er sonst zu einem höhern Lebensberufe braucht, nebenher gewinnen muß. Ein praktischer Mann zu werden, ist in England immer der Hauptpunkt.

Die ganze moralische Erziehung basirt sich in England auf die **Wahrheit**. Den Muth der Wahrheit zu erzeugen, ist jedes Vaters Bemühen, und dieser Muth, wie unberechenbar ist seine Wirkung auf den ganzen übrigen Menschen! Welche Selbstüberwindung, welche Stärke des Willens heischt das feste Beharren bei der Wahrheit! Der Muth der Wahrheit hat einen goldenen Boden, auf dem der Mensch zu einem höhern Wesen reift, auf dem er sich selbst überwinden, seiner zagenden Schwäche des Willens Herr werden lernt. Der Muth der Wahrheit stählt den Charakter und macht den Mann. Wo der Muth der Wahrheit ist, da lernt man vertrauen, da fühlt man den sichern Halt, den

seine Allmacht des Moments umreißen kann, den weder Sonnenschein noch Sturm zu vernichten vermögen.

Wie aber erweckt man in England diesen Trieb der Wahrheit? Leider liegt derselbe nicht in unserer Menschennatur begründet. Die Lüge ist uns näher als die Wahrheit. Und, leider, wie sollte man auch nicht? Auf Selbstrettung ist die ganze Natur angewiesen. Wie sollte man nicht den Zweig ergreifen, der uns rettend ans Ufer treibt? Aber erst wenn das sittliche Bewußtsein jenen Höhepunkt erreicht hat, wo es zur Selbstrettung ein schlechtes Mittel verschmäht — nur dann erst wird es mit offener Stirn den Folgen seiner Thaten begegnen.

Es wird selbst dem kleinsten Kinde unendlich schwer, die Wahrheit zu bekennen. Ist es die Erbsünde Adam's, ich weiß es nicht; aber ein Kind freut sich innerlich ganz unbeschreiblich, wenn es, wo es gestehen soll, auf eine Ausrede verfällt, welche die gläubigen Ohren täuscht. Immer ist aber wol hier die Furcht, die bleiche Furcht im Hintergrunde der Seele, die ein unzufriedenes Wort, eine böse Miene erwartet. Der Engländer sorgt, daß dies Gespenst nicht die junge Seele schon zu früh fasse und jung zerknicke. . . Der kleine Knabe hat sich in den Salon geschlichen und mit einer kostbaren Vase gespielt. Sie ist zerbrochen gefunden. Die Diener klagen den kleinen Master Herbert des Vergehens an. Der Sünder wird in das Ankleidezimmer seines Vaters geführt. „Mein Sohn", fragt ihn dieser, „hast du die Vase zerbrochen?" — Der Kleine blickt ihm einige Secunden lang gerade ins Auge. Er sieht weder Zorn noch Unwillen in dem Gesichte seines Vaters. „Ja, Papa!" sagt er vertrauensvoll. „Ein anderes mal komm gleich zu mir, wenn dir ein solches Unglück begegnet und sage es, damit die Diener dich nicht anklagen. Sie meinen sonst, du fürchtest dich, es selbst zu gestehen, und das wäre dir doch nicht lieb! Künftig aber gehst du nicht mehr in den Salon und spielst dort, wenn Niemand dabei ist. Verstehst du? Und nun gib mir einen Kuß und lauf!" — Der Knabe wird nie wieder den Salon betreten, sobald er ihn leer findet, denn seines Vaters Gebot ist ihm heilig. Hat er wieder eine Unvorsichtigkeit begangen, so wird er sich entschließen, dem Vater die erste Mittheilung zu machen, nicht ohne großen Kampf. Das Geständniß kommt nicht leicht über seine Lippen; es kostet ihm eine unendliche Selbstüberwindung, dies Wort zu sprechen. Der Vater weiß das. Statt ihm zu zürnen, drückt er ihn mit Herzlichkeit an seine Brust und der Kleine fühlt, wenn er gestanden, daß er ihm lieber geworden. Der Vater wird bei keiner Gelegenheit sein Wort bezweifeln und nie in der Gegenwart eines Dritten. Mit dem Vertrauen, das ich in das Kind setze, wecke ich bei ihm den Wunsch, diesem Vertrauen auch zu entsprechen. . . Ein Knabe von zwölf Jahren ist in England fast selbständig. Er darf allein ausgehen und wohin er will, gilt es eine Reise, so denkt man nicht daran, ihm eine Begleitung mitzugeben. Weil man ihm früh vertraute, hat er gelernt sich selbst vertrauen und mag gern sein eigener Beschützer sein. Von zartester Jugend an ist sein moralischer Muth gestählt worden, er hat das Selbstgefühl gewonnen, das auf sich selbst rechnen kann und nöthigenfalls sein eigener Vertheidiger sein würde. So tritt er hinaus in den Kampf mit der Welt und dem Leben. Den Glauben und das Vertrauen, das man ihm geschenkt, hegt er jetzt auch gegen Andere; zugleich aber ordnet er sich Niemanden unter, er hat Vertrauen in die eigene Meinung, er hat früh sein eigenes Ich behaupten gelernt und würde dieselbe nun auch einer Welt gegenüber geltend zu machen wissen. Auf das ganze sociale Leben, auf alle Beziehungen des Menschen zum Menschen hat dieser Cultus der Wahrheit vorbereitet. Man vertraut dem Andern, wenn man selbst die Wahrheit redet; man sieht den ehrlichen Mann, wenn er aus dem eigenen Auge herausschaut. Man ist weniger höflich, weniger geschmeidig, weil man der Wahrheit nicht abgewinnen kann, Das zu scheinen, was man nicht ist. Aber man verschließt in seinem Hause nur das Nöthigste, denn das Mißtrauen

darf über keiner Schwelle geschrieben stehen. Man rechnet auf die unbedingte Befolgung seines Gebotes, das der Vater seinem Sohne ertheilt, und ebenso rechnet der Herr auf die pünktliche Ausrichtung eines Befehls. Jeder rechnet auf den Andern und vertraut ihm. Ein Wort ein Mann! Die goldene Wahrheit ist die Grundlage dieser socialen Tugenden, dieses Geltenlassens des Andern, dies Vertrauen in das Wort, das ein Mann gesprochen. Ob wir Deutsche auch in der Knabenerziehung von den Engländern lernen könnten?

Schiller und Goethe als Doppelstandbild.

In einer Gesellschaft streitlustiger Männer warf man kürzlich die Frage auf: Wer Recht hätte, ob Rauch in Berlin, der Goethe und Schiller auf einem Piedestal verbunden in griechischer Tracht dargestellt wissen wollte, oder Rietschel in Dresden, der jetzt den Auftrag bekommen hat, die Rauch'sche Idee wirklich auszuführen und seinerseits nur die Bedingung stellte, die beiden großen Heroen im Costüm ihrer Zeit darzustellen?

Es gaben sich mehrfache Meinungen kund ... Am schroffsten sprach sich gegen die Rietschel'sche Bedingung eine Stimme aus, die dem Heimchengreifer angehörte, wenn wir den plattdeutschen Namen Heemkengrieper für einen Streithahn wählen wollen, den man in der Gesellschaft schon als einen Haarspalter und Graswuchshörer kannte.

Der Heimchengreifer sagte:

Unserm Meister Rietschel ist für Braunschweig sein Lessing vortrefflich gelungen. Es ist allerdings nicht ganz Lessing, den er uns gegeben (es ist im Grunde eigentlich schon weit mehr Goethe als Lessing), indessen das Costüm der Zeit ist für die Plastik erobert, wir haben den Glauben an die Idealität des Fracks, der Weste und der Beinkleider gewonnen; der Mantel, der Faltenwurf und die Lailach-Drapirungen sind entfernt; wir verdanken somit sogar dem todten Lessing eine der vielen großen Anregungen, die er für die Kunsttheorie im Leben gab. Indessen, was bei einer einzelnen Person nun erlaubt ist, wird sich das bei einer Gruppe ziemen? Goethe und Schiller, jeder für sich allein aufgefaßt, können, gekleidet im Costüm der Zeit, auf zwei Piedestalen herrliche Werke der Plastik werden und die so wenig gelungenen Standbilder von Stuttgart und Frankfurt am Main leicht vergessen machen. Aber nur für den Einzelnen ist überhaupt das Standbild. Es gibt die ganze ureigenste Persönlichkeit wieder. Deshalb wäre z. B. ein Schiller im Costüm von 1790 mit der großen Klappenweste, den Stulpstiefeln, dem hohen Rockkragen, allen ersten Lineamenten der spätern sogenannten Jakobinertracht eine prächtige Aufgabe. Allein Schiller und Goethe? Beide verbunden — hören sie nicht auf Personen zu sein? Sie sind durch ihre Einigung eine Idee. Sie sind ihr gemeinsames Wirken für unsere Nationalität, der Begriff jener classischen Periode, die wir durch Zusammennennung ihrer Namen bezeichnen. Auf diese Zusammenstellung angewandt, vermehrt das Costüm der Zeit jenen Act, der, so einfach ihn der Künstler auch auffassen und wiedergeben möge, über die nothwendige Ruhe eines plastischen Standbildes hinausgeht. Zwei in solcher vollen Realität nebeneinander gestellte Menschen führen eine Scene auf. Sie werden theatralisch wirken. Sollten sie in gleicher Linie nebeneinander stehen, so muß man ihre Realität abmildern, muß ihnen das Costüm der Zeit nehmen und beide nur so wiedergeben, daß sie in einem gemeinsamen Gedanken aufgehen, dem, — im Allgemeinen die Vorstellung auszudrücken, die der Deutsche mit den Worten „Schiller und Goethe" verbindet.

Diese Meinung des Heimchengreifers fand den lebhaftesten Widerspruch. Der Versuch mit Kessing war so wunderbar gelungen. Warum sollte er nicht mit Schiller und Goethe gemeinsam auch gelingen! Man suchte zuvörderst nach ähnlichen Vorgängen in der Kunstgeschichte. Der Archäolog und Kunstkritiker der Gesellschaft gab scharfe und witzige Andeutungen über die Kunstphilosophie des Leders, des Tuchs, der Stiefeln, der Schuhe, der Beinkleider überhaupt, aber man fand doch immer nur Standbilder, die vorzugsweise Einem angehörten, wenn sie auch mehre Personen unter- oder nebeneinander gruppirt brachten. Und so sprang denn der lyrische Dichter der Gesellschaft auf und rief voll edelster Begeisterung:

Was streiten wir! Ich sehe Rietschel's Standbild vor mir! Goethe, vorschreitend in einer geraden Linie, den Blick nicht nach unten, nicht nach oben gewandt, sondern fest die Welt, wie sie ist, im Auge behaltend! Schiller mit einer ansteigenden Geberde, gen Himmel blickend, leise vielleicht die Hand erhebend! Beide im Hintergrund durch einen Baumstamm getrennt, auf den sie sich entweder stützen mögen oder sonst anlehnen. Selbst die Hände könnten sie verschränken. Ruhe und Bewegung in dem ganzen Anblick. Ein einziger Zauber des glücklichsten Moments und Beide, wie wenn sie eben ihr Größtes und Herrlichstes ersonnen hätten und es ausführen wollten!

Des Dichters Aug' „im schönen Wahne rollend", brachte einen augenblicklichen Waffenstillstand hervor. Man kam von der eigentlichen Streitfrage, die das Costüm betraf, durch so begeisterte Worte ab und Heimchengreifer, der Unverbesserliche, rüstete sich schon, allerhand neue Scrupel gegen Baumstamm, Ausschreiten, Blickerheben einzuwerfen; er murmelte schon von Vorderkranzhalten, Theaterferne, Herausgetretenwerden, Schiller und Goethe sich vor dem Publicum verneigen und an Bescheidenheit sich gegenseitig übertreffen, Alles in möglichster Costümtreue, nur ohne Zopf und Puder — Doch erhob sich jetzt eine Stentorstimme und ein berühmter Dicht-Denker und edelster Denk-Dichter begann:

Meine Herren, es gibt nur einen Gedanken, den die weimarische Gruppe aussprechen soll, muß und kann; das ist der: Seht da, ihr Deutschen, uns Beide, uns Schiller und Goethe, verbunden durch die innigsten Bande der Freundschaft! Wie ist sie denn hin, die schöne Himmelsschwester der Liebe, die göttliche Freundschaft, die von Achill und Patroklus und von Jonathan und David alte Kunde brachte und nur unserer kalten und egoistischen Zeit verlorengegangen scheint? Freundschaft der geistig Strebenden, Freundschaft auch der im Wettkampf Ringenden, Freundschaft auch unter großen Geistern, das sei der Gedanke, den Schiller und Goethe im Bunde aussprechen mögen! Zur Freundschaft aber gehört der ureigenste Mensch. Nicht die ideale Verwandtschaft der Bestrebungen nur soll sich in Schiller und Goethe gefunden haben, sondern das ganze Ich, Einer dem Andern traulich angeschmiegt. Darum keine Allegorie! Keine Drapirung! Keine Leinwand! Sondern die costümtreuen Abbilder der beiden großen Männer nebeneinandergestellt! Das ganze Werk werde ein Standbild der Freundschaft!

Diese frischen, lebendigen Worte fanden den allgemeinsten Anklang. Der energische Redner hatte das rechte Wort gefunden. Er hatte alle Zweifel niedergeschlagen. Das schöne Wort von der Freundschaft hatte Alle besiegt. Nur der böse Heimchengreifer brummte und knurrte, wenn auch nur inwendig. Er wollte gegen die Realität der wahren Freundschaft zwischen Schiller und Goethe protestiren, wollte sie nur eine edlere conventionelle Freundschaft nennen, einen später erst sauber ausgearbeiteten und redigirten Briefwechsel von sehr weitläufig gedruckten Bänden. Er wollte sagen: Diese Idee paßt allenfalls für Weimar, aber auch dort müßte nothwendigerweise sie nun Goethe'n zum Protector Schiller's machen. Er wollte sagen: Und eigentlich kommen wir damit immer noch nicht weiter; Plastik ist Plastik; zwei große kolossale Figuren können nicht starr nebeneinander

ſtehen; Handlung wird doch eintreten müſſen, Geberde, Geſtus und ein plaſtiſches Genrebild iſt fertig ſtatt eines Monuments, ein koloſſaler Briefbeſchwerer, eine rieſenhafte Nippiſch-Zierde. Er wollte ferner ſagen: Ich glaube nicht an dieſe Doppelverherrlichung im Coſtüm der Zeit, — ich will dieſen Bund ideal gehalten; — Schiller iſt Schiller und Goethe iſt Goethe — Jeder für ſich — ſie Beide aber, wie ſie leibten und lebten, auf einem Poſtament zuſammengeſtellt, was wird das? Eine Zumuthung der Selbſterhebung, eine Reflexion des auch gar zu ſtolzen Bewußtſeins, eine Eingebung, die der Pietät alle Ehre macht, aber durch Coſtümtreue nun gleichſam aus Schiller und Goethe ſelbſt herauszukommen ſcheint! Ich bin Ich — das iſt die unſterbliche große ſtolze Wahrheit jedes Monuments, welches man großen Genien ſetzt; aber wir Beide ſind wir Beide? Das iſt eine Anmaßung. Wir, wir nur als andächtig gläubige Verehrer, wir können ſagen: Ihr Beide ſeid uns Ihr Beide! Das drückt ſich aber nur allegoriſch aus. Der Stoff der heldenGeſtalten muß durch Idealität gemildert werden; kurz, ich bin — u. ſ. w. Dennoch ſchwieg Heimchengreifer. Er ſchwieg im Angedenken der Thatſache, daß, wer mit einem ſchönen und kräftigen Worte einmal ſo den Nagel auf den Kopf getroffen wie eben der begeiſterte Lobredner der Freundſchaft, immer im Vortheil iſt und den Ausſchlag gibt — wie die Einbreden und Club-Abſtimmungen von 1848 genugſam bewieſen haben — er begnügte ſich, als Antragſteller auf die ganze Frage zwar noch ein mal zurückkommend, doch nur die einfachen Worte zu ſagen:

Wir ſtreiten und ſtreiten! Und kommt der Künſtler und nimmt ſeinen Thon und wirft ihn mit ſchöpferiſcher Hand hin und wieder und knetet ihn rechts und links nach Herzensluſt und das Gebild wächſt unter ſeinen Händen und ſteht da, als Zeugniß für ſich ſelbſt, aller Theorieen, aller Vorausſetzungen und guten Rathſchläge ſpottend, wie Minerva aus Jupiter's Haupte, fertig und geharniſcht, ſo ſind wir ſämmtlich geſchlagen, ich der kalte Verſtandesklügler ſowol wie da unſer ſcharfſinniger Archäolog, dort unſer ſchwärmeriſcher Lyriker, hier unſer ſteggekrönter vorläufig für heute lorbergeſchmückter Freundſchaftstriumphator!

In dieſem Sinne wurde Friede geſchloſſen. Im Aſchenbecher ſtreifte man die Cigarren ab und zündete ſie neu an behaglicher Flamme.

Anregungen.

Die Natur kann nur bis fünf zählen.

In der Natur iſt Alles geordnet nach Zahl, Maß und Gewicht. So alt dieſer Spruch iſt, ſo iſt doch heute noch die Erkenntniß der Naturgeſetze das Ziel aller Naturforſchung. Jedes Erzeugniß der Natur und jede Erſcheinung derſelben iſt der Ausfluß irgend eines Geſetzes. Die Zahlengeſetze der Natur gehören ohne Zweifel zu den auffallendſten und zugleich zu den merkwürdigſten Naturgeſetzen. Sie ſpringen auch Dem in die Augen, für den die Natur ſonſt nur ein Chaos der verſchiedenartigſten Vorgänge und Erſcheinungen iſt. Für eine Menge von Vorgängen hat die Natur ein für alle mal feſte Zahlen aufgeſtellt, von denen ſie nur bisweilen ſcheinbar abweicht, gleichſam um uns durch die Ausnahme auf das Geſetz hinzuweiſen. Die weitere Betrachtung dieſer Geſetze führt uns freilich in das weitläufige, wundervolle Gebäude der Mathematik, dieſen Schrecken Aller, die es nicht näher kennen. Aber auch ohne daſſelbe zu betreten, läßt ſich jenes Geſetz der Natur, beſtimmte Zahlen feſtzuhalten, Jedem begreiflich machen. Es gilt einen kleinen Verſuch. Von der Zahl Eins iſt kaum zu reden nöthig, da Alles, was überhaupt iſt, vor allen Dingen ein mal da ſein muß. Bekanntlich gilt auch die Eins vielen Mathematikern gar nicht als eine Zahl, ſondern als Grundlage aller Zahlen, die durch Wiederholung und Theilung alle andern erzeugt. Schon die Zahl Zwei aber liefert uns ein ſchönes Beiſpiel für unſere Behauptung. Sie übt ihre Herrſchaft namentlich in den organiſchen Reichen der Natur und iſt dort ſo häufig, daß ſie uns kaum mehr auffällt. Viele Organe der Menſchen und Thiere ſind faſt ſtets zu zweien vor-

handen, als: Augen, Ohren, Hände, Füße, oder sie wiederholen sich bis auf vier, sechs, acht. Es gibt als Ausnahme ein kleines Thierchen mit einem Auge, Monoculus, Cyclops, genannt; das Auge ist aber, wie es scheint, aus mehren zusammengesetzt. — Warum nun immer zwei? Es lassen sich zwei Gründe denken, die wir anführen wollen, ohne daß wir uns verpflichten können, jedesmal die Zahlengründe anzugeben, da die Natur sich nicht überall ihre Gründe nachrechnen läßt. Die Augen z. B. mußten offen vorstehen und sehr zart organisirt sein, wenn sie die Eindrücke der feinen Lichtwellen empfinden sollten. Wie leicht kann da eins verloren gehen! Darum aus Vorsorge zwei. Auch die Symmetrie scheint ein Grund zu sein, denn der Mensch würde sich doch wol sonderbar ausnehmen, wenn er an der Stirn ein Auge, darunter ein Ohr, eine Nase, einen Mund, einen Arm und ein Bein nur hätte, welches letztere zugleich ganz unnütz sein würde. Auch bei den Pflanzen ist die Zahl Zwei sehr häufig. An vielen Pflanzen, wie z. B. bei dem sogenannten türkischen Hollunder, stehen immer zwei Blätter einander gegenüber. Viele Blumen haben zwei Staubfäden, noch mehre zwei Pistille und darum auch zwei Samen. — Die Drei ist namentlich als Blätterzahl sehr häufig, und die vierblätterigen Kleeblätter gelten eben als Seltenheit, die uns erinnern soll, daß der Klee immer dreiblätterig ist, wenn wir es stumpfsinnig übersehen sollten. Auch als Zahl der Kelch- und Blumenblätter figurirt die Drei sehr häufig, z. B. bei dem niedlichen Schneeglöckchen, der Schwertlilie. Im Thierreiche ist die Zahl Drei seltener, ohne Zweifel, weil sie sich nicht mit der Symmetrie vertragen wollte. — Oefter häufiger ist die Vier, die als Fußzahl sogar der Classe der größten und nützlichsten Thiere den Namen gab. Als Zahl der Stengelblätter, Kelch- und Blumenblätter, der Staubfäden und Pistille ist die Vier ebenfalls auffallend häufig. Man untersuche z. B. Wegebreit, Scabiose, Wassernuß, Cornelkirsche, Sinnerre, Galium, Rübsen. — Die Fünf ist eine merkwürdige Zahl. Wir möchten kaum die fünf Finger und Zehen erwähnen, da man uns einwenden könnte, der Mensch habe nicht fünf Finger, sondern vier Finger und einen Daumen; auch nicht die fünf Sinne, weil diese unter sich doch fünf ganz verschiedene Dinge sind. Aber bei einer großen Menge von Pflanzen ist die Fünf herrschend als Zahl der Blumentheile. Man betrachte z. B. Vergißmeinnicht, Primel, Winde, Stechapfel, Bilsenkraut, Belladonna, Tabak, Kartoffel, Immergrün, Jelängerjelieber, Wein, Pfaffenhütchen, Veilchen, Erben, Gentiana, Möhre und alle Doldenpflanzen, Flieder, Flachs, Schneeball.

Warum ist die Natur so freigebig mit der Zahl Fünf gewesen? Wir scheint, weil sie ihre letzte war. Wir sind nämlich zu Ende. Ueber fünf hinaus konnte oder mochte die Natur nicht zählen, wenigstens blieben die darüber hinaus gemachten Versuche ohne entschiedenen Erfolg. Wir wollen sie noch ein wenig beleuchten. Zwar haben die Zwiebelgewächse, die Tulpen und Lilien sechs Staubfäden und sechs Blumenblätter, aber die Zahl 6 ist eigentlich gar keine selbständige Zahl, sondern aus 3 mal 2 oder 2 mal 3 zusammengesetzt. Oft verräth sich auch diese ihre zweideutige Natur selbst, indem z. B. von den sechs Blumenblättern drei nach innen und etwas höher, drei nach außen und etwas tiefer befestigt sind, welche letztere man daher wol auch als Kelch ansieht. Es sind also nicht sechs Blätter, sondern drei und drei. Der Versuch der Natur, die Zahl Sechs aufzustellen und festzuhalten, kann also als mißglückter gelten. Die Zahl Sieben kommt nur äußerst selten vor. Das niedliche Dreifaltigkeitsblümchen hat sieben Blätter und sieben Staubfäden; die Blüte der Roßkastanie ist ebenfalls mit sieben Staubfäden versehen. Weiter kommt die Zahl Sieben bei den bekanntern Pflanzenarten nicht vor. Bei den gefiederten Blättern, welche an einem langen Stiele kleine Blättchen paarweise rechts und links und gewöhnlich eins an der Spitze tragen, wie z. B. die Blätter der Akazie, der Erbsen, Wicken, Bohnen, kann zwar die Zahl Sieben zum Vorschein kommen, aber sie ist dann nicht beständig, sondern es können auch fünf oder neun oder mehr Blättchen vorhanden sein und dann ist sie auch in diesem Falle offenbar zusammengesetzt aus 3, 3 und 1, sobaß diese Fälle eigentlich nicht hierher gehören. Es scheint fast, als hätte die Natur nach einigen wenigen Versuchen die Zahl Sieben, als zu schwierig, selbst aufgegeben. Die Acht und Neun kommen nicht häufig vor und sind stets zusammengesetzt. Ebenso die Zahl Zehn. Die Zahlen 11, 13, 17 kommen als selbständige, feste Zahlen gar nicht mehr vor, die 12 nur als zusammengesetzte. Weiter hinauf sind die Zahlen stets unbestimmt und schwankend. Es kann eine Blume 20 Staubfäden haben, aber ihre Nachbarin hat vielleicht schon 19 oder 21. Mit fünf war also in der That das strenge Regiment der Zahl in der Natur zu Ende.

Was ist die Tonkunst? So weit sie Gegenstand der Naturwissenschaft ist, ein Rechenexempel. Die Verhältnisse der Schwingungszahlen der Töne, worauf bei Beurtheilung des Wohlklangs Alles ankommt, sind ganz feste und bestimmte. Das Ohr zählt unbewußt die Schwingungen nach. Und wie weit zählt das Ohr? Merkwürdig genug bis fünf. Unser ganz-

ges Tonſyſtem läßt ſich ohne Schwierigkeit auf die Zahlen von 1 bis 5 gründen. Den Beweis geben wir vielleicht ein andermal.

Negergeſchichten.

Es gibt nun jetzt ſchon ſo viel rührende oder haarſträubende Negergeſchichten, daß unſere armen ſchwarzen Brüder und Schweſtern wiederum keinen Vortheil von „Onkel Tom's Hütte" haben werden; denn man wird bald des Gegenſtandes durch die Flut von Mittheilungen und Uebertreibungen ſo überdrüſſig werden, daß man zur Tagesordnung übergeht und, wie in manchen europäiſchen Sachen, ſo auch in dieſer amerikaniſchen es beim beliebten Alten bleiben läßt. Beklagenswerth wäre das genug. Denn wenn auch der Vorſchlag der guten und edeln Frau Stowe, die ſämmtliche Sklavenſchaft Amerikas nach Afrika zu überſiedeln und aus Liberia einen großen, zukunftreichen Negerſtaat zu bilden, aus mancherlei Gründen, beſonders deshalb, weil die Neger nicht Luſt haben werden, Amerika zu verlaſſen, chimäriſch zu nennen iſt, ſo wäre es doch dringend zu wünſchen, daß die Union eine eigene Negergeſetzgebung gäbe, in jeder Gemeinde im Namen des Staats oder der Chriſtenheit einen Anwalt und Vater der Neger beſtellte und die Eigenthumsrechte an gekaufter Menſchenwaare neuen und allmälig expropriirenden Geſetzen unterwürfe. Hoffentlich hört man über ſolche und ähnliche Schritte bald etwas Tröſtliches.

In engliſchen Blättern lieſt man jetzt von einer ſchwarzen Mutter, die, mit ihrem Kinde entfliehend, gehetzt von Verfolgern, die theure Bürde von ſich wirft, gefangen wird und den Eid verweigert, ihr eigenes, ihr entgegengehaltenes Kind als das ihrige anzuerkennen. Sie will ihm nämlich dadurch die Freiheit retten, während ſie ſelbſt wieder Sklavin wird.

Es ſcheint, als wenn dieſe und manche ähnliche Geſchichte aus dem Kopfe eines Novelliſten oder Dramatikers entſprungen iſt, der vielleicht nicht recht gewußt hat, wie er mit ſeinem intereſſanten Stoff poetiſch ganz zurecht kommen ſollte und ihn daher lieber gleich als einfaches rohes Material in Form einer wahren Geſchichte gab, die ſich da und da, in Virginien, am Potomac, in der und der Zuckerplantage zugetragen hätte.

Eine Artigkeit Voltaire's.

Wir blätterten kürzlich in einigen ältern franzöſiſchen Stücken in den erſten Originalausgaben und fanden in den Trauerſpielen Voltaire's zuweilen Fingerzeige über die Darſtellung dieſer oder jener Situation, über den Vortrag dieſer oder jener Oertlichkeit. Statt zu ſagen: Dieſe Stelle muß ſo oder ſo betont oder geſpielt werden, drückt Voltaire ſich ſo aus: „Für den Fall, daß man dieſes Stück etwa auf Provinztheatern geben ſollte, muß ich bemerken, daß alle mit einem Stern bezeichneten Verſe nur ſcheinbar kalt geſprochen werden dürfen." Der Schalk von Ferney wußte ſehr wohl, daß auch den erſten Künſtlerinnen der Welt oft Noth genug thut, vom Dichter erſt ſeine wahre Abſicht des Nähern zu erfahren; indeſſen war er Weltmann und Kenner der Künſtlereitelkeit auch erſten Ranges genug, ſeine Vorſchriften ſcheinbar an Provinzialſchauſpieler zu richten, was uns an jenen verdrießlichen Herrn erinnerte, der in einem Gaſthofe ſeinem etwas luſtigen und trällernden Nachbar ſchrieb: „Mein Herr, ſagen Sie doch gefälligſt Ihrem Bedienten, daß er ſein häufiges und ſtörendes Singen einſtellen möge!"

Zur Kunſt des Lebens.

Beſonders ſchmerzlich empfindet es unſer Gemüth, wenn alle unſere Mühe vergebens iſt, manche Menſchen gleichſam mit Gewalt gegen uns zur Güte zu zwingen. Eine mit Aufopferung unſers eigenen Stolzes aufrechterhaltene Vorausſetzung einer noch immer möglichen beſſern Beſinnung beim Andern von Dieſem mit Hohn zurückgewieſen zu ſehen, ſchlägt ohnehin unheilbare Wunden. Mit Geduld aber hoffen, ihn durch die beſſere Erkenntniß unſerer Natur und zum Freunde zu gewinnen, das ſollte man lieber ganz aufgeben. Wenn man den Schmerz, ſich verkannt zu ſehen, zu ſehr um des Andern willen und im Vertrauen auf ſein beſſeres Ich verträgt, erhöht man gewöhnlich nur des Feindes Uebermuth.

Grundſätze.

Von Grundſätzen zu reden iſt Denen am eigenſten, die doch ewig ihre Principien ändern und nur unter der Herrſchaft des Naturells ſtehen.

Schmerz hat kein Gedächtniß.

Was im Alter erfreut, weckt ſchönere Jugenderinnern —
Aber was ſchmerzt, ſcheint nun, nirgend und nimmer gefühlt!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 14.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

König Franz in Fontainebleau.

Eine Novelle im alten Stil. Vom Herausgeber.

Das war in den Tagen, da Kaiser Carolus von Hispanien, um nach Gent zu kommen, durch Frankreich zu reisen begehrete und groß Rathschlagens gewesen war, ob König Franciscus ihm sollte frei Geleite geben oder nicht. Konnten es aber die schlauen Rathgeber nicht erlangen, den Kaiser zur Strafe für sein allzeit sieghaft Glück gegen Frankreich erst sicher zu machen und dann mitten auf dem Wege zu fahen; welchen Vorschlag auch bald die Räthe des Königs verworfen hatten, da sie gar wohl wußten, wie sehr dessen ritterlich Gemüth derlei Anschlägen abgünstig war.

Kaiser Carolus hatte Frankreich, nicht ohne bei denen Ehrenbezeigungen, so man ihm erwies, rechts und links vorsorglich und auf spanische Art etwas mißtrauisch sich umzuschauen, verlassen und König Franz fühlte wieder, wie schwer diese großen Angelegenheiten der Welt auf seinen hinfälligen Körper drückten. Müde von allen denen prächtigen Turneyen und kunstvollen Ringelstechen und was sonst zur Bewirthung seines hohen Gastes war ausgeführt worden, fühlte der König das Bedürfniß der Einsamkeit, die ihm schon lange die liebste Gesellschafterin war außer dem schönen Frauenzimmer. So beschloß er auch sogleich wieder nach seinem Schlosse Fontainebleau zu reisen, welches er nebst St.-Germain en Laye vorzugsweise ins Herz eingeschlossen hielt. Hatte er doch beide stattlichen Gebäude mit den kostbarsten Gärten umgeben und besonders Fontainebleau mit allen Meisterwerken schmücken lassen, welche hochberühmte Künstler von Mailand und Florenz auf Befehl des freigebigen Königs hier verfertigen mußten. Seine Gesellschaft waren unter den schönen Baumgängen und prächtigen Bildsaulen und Gemälden Fontainebleaus am liebsten nur einige Hofbediente, die schönen Dienerinnen und Ehrenfräulein der gnädigen Herzogin von Etampes, nicht zu gedenken seines Arztes Messire Claude, welches ein kleiner buckliger, aber sehr gelehrter Mann war, der schon seit lange des Königes ganze Freundschaft besaß.

Denn da der mächtige König Franciscus von Gallien schon seit einigen Jahren klaglich an seiner Gesundheit litt und für seine noch nicht zu alten Tage auf eine gar

betrübende Weise zusammenging, so mochte er doch um sein Leben nicht vergessen, daß er einst der schönste Edelmann, geschweige der schönste Fürst seiner Zeit gewesen war und selbst in einem feindlichen Lande, während seiner Gefangenschaft in Hispanien, das Herz mancher schönen und edlen Dame gerührt hatte. Der gute König liebte es, zumal wenn die gnädige Frau Herzogin von Etampes nicht zugegen war, sich ihren zurückgebliebenen Damen und Freundinnen und wer sonst vom schönen Frauenzimmer, ob adelig, bürgerlich oder selbsten vom ehrlichen Handwerkerstande in seine Nähe kam, gar gefällig zu erweisen. Mancher junge Edelmann, der im Stillen vielleicht über des Königs graue Haare und nur gezwungenermaßen aufrechten Gang lachte, konnte sich an des Königs adeliger Manier, mit dem schönen Frauenzimmer zu scherzen, ein Beispiel nehmen; hat es doch oft schon Zeiten gegeben und wird wiedergeben, wo die jungen Mannsen sich in denen Dingen, die ihnen vorzugsweise wohlanständig wären, von denen alten müssen beschämen lassen.

Es war aber zu selbiger Zeit auf dem Schlosse Fontainebleau ein Castellan, der Nandet geheißen hat und ein schon alter Mann war. Dieser hatte einen Sohn, von dem wir nichts berichten können, als daß er sich in die Fremde nach Avignon verheirathet hatte, daselbst vor der Zeit gestorben war und ein gar schön Töchterlein hinterlassen hatte, welches Blanche genannt wurde. Weil nun auch die Mutter der schönen Blanche in Avignon gestorben war und dem zarten Kinde daselbst die nöthige Liebe und Pflege fehlen konnte, so beschloß der Castellan, seine Enkelin zu sich zu nehmen und daher denn kam es, daß eines Tages der König hocherfreut war, in denen Baumgängen seines Gartens, als er mit seinem Hofe allda spazierete, einem gar anmuthigen Mägdelein zu begegnen, welches ihm Blanche Nandet genennet wurde und die Enkelin des Castellans war, weit älter bereits, schöner und liebenswürdiger, als man erwartet hatte. Bei St.-Denis und unsrer lieben Frau! rief der König aus und zeigte allen seinen Hofherren die unaufhörlich vor ihm knixende Blanche, sollte man nicht glauben, daß unsres guten und zu früh abgerufenen Meisters Lionardo reizende Mona Lisa leibhaftig vor uns steht? Die Räthe und Hofherren, deren einige kurzsichtig waren, kniffen die Augen zusammen und sagten: O ja, Sire! Man möchte es fast meinen! Und der Verwalter des königlichen Schatzes sprach sogar: Hätte man dieses Mägdlein früher gesehen, würde mein gnädiger Herr und König dem Meister Lionardo haben oft ein wenig von seinen Gemälden wegen der Kosten abhandeln können! Worüber der König gar sehr lachte und erwiderte: Ich wette, mein guter Herr von Montchenu, ihr gedenket noch in diesem Augenblicke mit Schmerz der 12,000 Livres, welche uns der Ankauf jenes in der Christenheit einzigen Bildes gekostet hat. Montchenu war aber ein ganzer Hofmann. Er wußte es wohl, daß es den König freute, wenn er sagte: Mein gnädiger Herr, die schönen Frauen und ihren Werth im Allgemeinen und im Besondern zu beurtheilen, das ist nicht meine Sache! Auch hab' ich zu blöde Augen, um die Aehnlichkeit dieser Enkelin des Castellans mit dem schönen, aber sehr theuren Bilde des Meister Lionardo des Genaueren zu vergleichen... Da aber ging der König auf Blanche zu, faßte sie unters Kinn und sagte: Sehet da das ganze Antlitz der schönen Mona Lisa del Giocondo, die der schlaue Lionardo da Vinci in seiner besten Zeit vier Jahre lang malte, weil er nicht satt werden konnte, sich an ihrer Schönheit zu weiden. Sehet da, dieselben feuchten und wie mit einem himmlischen Glanze belebten Augen; diese kleinen röthlichen Lichter, die sie umgeben! Diese Nase, von gleichem Ebenmaße! Dieser Mund, von gleicher Rosinfarbe! Und ich wette, wir haben nicht ein mal nöthig, wie Meister Lionardo da Vinci gethan, diese kleine Person mit Blumen, mit Gesängen und Musik zu umgeben, damit sie den etwas strengen Ausdruck der vier Jahre lang von dem Maler zum Sitzen gezwungenen Mona Lisa del Giocondo verlieren und so anmuthig lächeln möge, wie es eben in meinem Cabinet die nur künstlich erhei-

terte edle Dame thut; dieſes kleine Ding würde ſchon von Natur ſo freundlich dreinſehen, wie Meiſter Lionardo es jener vornehmen Dame durch Kunſt abgewinnen mußte!

Blanche wurde über alles Dieſes gar roth und konnte kein Wort erwidern. So viel Gnade hatte ſie vom Könige nicht erwartet, obgleich ſie wohl wußte, daß ſie ihm nicht mißfallen würde. Alles lächelte und bewunderte die Güte des Königs, die ſich auch ſpäter, ob er nun von Meſſire Claude, dem buckligen Doctor aus Paris, leichte oder ſtrenge Verhaltungsmaßregeln erhielt, gegen dies, wie gegen alles Frauenzimmer gleich blieb. Der König war hinfällig und ſcherzte oft nur, weil er ſeinen Zuſtand gern verbarg und nicht hören mochte, daß die Natur eine unerbittliche Regentin ſelbſt über die Mächtigſten der Erde iſt.

Die ſchöne Blanche hatte aber von Avignon eine ſehr zärtliche und treue Liebe mitgebracht für einen jungen weiland Soldaten, Namens Firmin Allard. Firmin Allard war ſeines Zeichens, um es richtiger zu ſagen, ein Waffenſchmied und hatte, da es gerade den Anſchein nahm, als würde nun zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer ein ſogenannter ewiger Friede beſtehen, in Avignon wieder ſeine alte Handtierung ergriffen und war, da er einige Mutterpfennige beſaß, in ſeinem Gewerbe ſogar ein Meiſter geworden. Es iſt indeſſen bekannt, daß Avignon mehr ein frommer denn ein kriegeriſcher Ort iſt, und ſo geſchah es, daß Meiſter Firmin Allard in ſeiner Werkſtatt zwar fürtreffliche neue Werkzeuge hatte, aber wenig damit zu verdienen. Ueberdies war dieſer Firmin ein ſo großer, ſtattlicher, ſchöner junger Burſch, daß er ſchon oft, wenn er verdrießlich in ſeiner neuen Werkſtatt zu Avignon ſtund und nur Mönche, keine Ritter an ihr vorübergehen ſah, ein zornig Wörtlein fallen ließ, wie es doch wohl beſſer wäre, ſtatt Waffen zu ſchmieden, irgendwo lieber in der Welt ſie ſelbſt wieder zu ſchwingen. Denn, fügte er hinzu, Krieg gäb' es wol irgendwo in der Welt, man müſſe ſich nur recht danach umſehen. Wie aber die kleine ſchöne Blanche das hörte, weinte ſie bitterlich und ſchwur, ſie würde es doch dahin bringen, daß Firmin Allard von ſeiner Kunſt mehr Verdienſt haben ſollte als von ſeiner Neigung, ſie und ſeine friedliche Handtierung zu verlaſſen. Firmin Allard ſagte: Wie wollen wir das anfangen, Blanche? Blanche erwiderte aber: Das ſollſt du ſchon ſehen, Firmin! und gab ihm den Abſchiedskuß; denn es war dies gerade ihr letztes Geſpräch geweſen, als ſie ſich auf die Reiſe machte von Avignon nach Fontainebleau.

Blanche dachte aber dabei an Niemand anders als an ihren Großvater, der Caſtellan im Schloſſe des Königs war. Und wie ſie erſt einen Tag bei Meiſter Roudet geweſen und von dem guten König Franz mit der ſchönen Mona Liſa del Giocondo des berühmteſten Meiſters Lionardo da Vinci verglichen wurde, ging bereits ein Schreiben ab nach Avignon und lud Firmin Allard ein, auf das ſchleunigſte ſich aufzumachen und nach Fontainebleau zu kommen, denn es wäre, ſchrieb ein Franciscanermönch aus der nahgelegenen Abtei im Auftrage des Großvaters und der Enkelin, die Beide nicht ſchreiben konnten, es wäre gar eine ſchöne Ausſicht vorhanden, daß der König den Firmin Allard in ſeine Armoirie aufnähme und einem ſo guten Meiſter Gelegenheit gäbe, bei der königlichen Schmiede, was man hier im eigentlichſten Sinne des Wortes ſagen konnte, in die rechte Schmiede zu kommen.

Kaum geſchrieben, ſchon gethan. Der junge Meiſter Firmin kam ſo ſchnell, als ſeine Füße ihn tragen mochten. Es war, als man nunmehr zu Fontainebleau ſeiner anſichtig wurde, ein ſo ſchöner ſtattlicher junger Mann, daß der Großvater, der daſelbſt ſchon ſeit lange keine jungen und ſchönen Männer mehr geſehen hatte, höchlichſt erſtaunte, wie dergleichen Gewächs noch auf Gottes Erden wandeln könnte. Ob aber der Alte gleich ſich mühte, in ſeiner Art auch etwas von denen Sitten und feinen Kunſtgriffen des Hofes ſich anzueignen, ſo war er doch darin zu beſchränkten Geiſtes, daß er hätte

errathen können, warum nur in Fontainebleau und überall in der Nähe des Königs Jugend und Schönheit nicht mehr vorhanden war, außer beim weiblichen Geschlechte. Daher war es ein großes Glück, daß Blanche mehr Schlauheit besaß denn ihr Großvater. Konnte es auch anders sein, seitdem der König dieses schöne Kind seiner ganzen Aufmerksamkeit für würdig hielt, ja ein kostbares damastgewirktes schweres Kleid aus Lyon und einen Ring ihr geschenkt hatte, den er sich scheinbar selbst vom Finger zog, aber vorher, wie sich wohl denken läßt, schon aufgesteckt hatte zu diesem gnädigen Vorhaben? Die Ehrenfräulein waren nicht wenig erbost über dieses Glück, welches die kleine Blanche bei dem Könige machte. Oft wenn er ihr in den schönen Bosketts seines Gartens begegnete, that der König sogar, als wenn er sie haschen wollte, welches er auch würde ausgeführt haben, wenn ihn nicht die Schwere seiner Füße gemahnet hätte, sogleich wieder die würdige Haltung anzunehmen, die sich für einen König von Frankreich geziemet.

Es geschah nun, daß Blanche schon vorher, als sie noch vor Ungeduld brannte, ihr geliebter Firmin Allard möchte endlich in Fontainebleau angekommen sein, dem guten König gestund, wen sie schon lange in ihr Herze eingeschlossen hatte. Da sie sehr schlau war, hütete sie sich wohl, zwei Dinge, die den König überraschen mußten, gleich auf ein mal vorzubringen. Es war dies erstens das Vorhandensein eines Waffenschmieds von Avignon, den sie liebte, überhaupt, sodann aber ihre nähere Absicht auf eine Stelle in des Königs Armeirie. Beinahe hätte sie auch diesen ihren zweiten Stein vom Herzen schon fallen lassen, da der erste vom König nicht ungnädig aufgenommen wurde. Denn: Hast du einen Geliebten, dem dein Herz angehört? hatte der König gesagt und dabei gelächelt. Er hatte dies nicht ohne einen kleinen Schimmer von Traurigkeit in seinen kranken Gesichtszügen gethan. So will ich wünschen, fuhr er dann fort, daß er deiner würdig sein möge, Blanche, und wenn er aus Avignon ankommt, so will ich das Vergnügen seiner persönlichen Bekanntschaft haben und vielleicht vermögen wir es, ihm nützlich zu sein; denn an Waffen können die Könige von Frankreich niemals Vorrath genug haben. Als dieses Blanche hörte, war sie über die maßen fröhlich, küßte auch die Hände des Königs, was er besonders gern sahe, da die Weiße und Zartheit seiner Hände für untadelig gelten konnte. Leider versah sie es aber ein wenig, als sie begann, die Vorzüge und Schönheit Firmin Allard's zu rühmen und überaus zu preisen. Denn als sie seines Lobes kein Ende finden konnte und sogar von der jugendlichen Stärke ihres Geliebten sprach, rümpften die Ehrenfräulein gar spöttisch die Nase, wandten sich ab und verbargen ihr künstliches aber vielleicht nur zorniges Gelächter unter ihren Fächern, die sie sich bis tief unter die Augen vorhielten. Aber auch der König zog seine gefärbten schwarzen Augenbrauen düster zusammen und wandte sich zum Gehen. Es war Blanche'n sogar, als hätte der finstere, krumme und schielende Herr von Montchenu ein Wort fallen lassen, das möglicherweise so lauten konnte: Welche dumme und einfältige Gans ist dieses Mädchen! Sie hatte es nur nicht ganz deutlich gehört. Aber sie überlegte lange, welche Thorheit sie denn eigentlich begangen hätte. Und als sie nun den ganzen Hof hinter den König sich wenden und ihm nachfolgen sah, siehe! da kam es ihr plötzlich wie eine Erleuchtung von oben, oder, um keinen Mißbrauch mit heiligen Dingen in solchen profanen zu machen, die Zuflüsterung des schalkhaften Gottes der heidnischen Liebe sagete ihr, daß es wol eine große Thorheit mochte gewesen sein, zu einem alten und sehr kranken Könige von der Jugend und Gesundheit anderer Menschen zu reden. Und siehe! in diesem Augenblicke entdeckte sie auch, daß im Grunde von allen denen anwesenden Herren des Hofes dennoch der König noch immer der Schönste und Gefälligste war; denn seine sämmtlichen Ritter und Räthe hinketen, schlorrten und gingen so krumm oder waren dermaßen mißgestaltet, als kämen sie des geraden Wegs aus einem Siechenhause und schleppten nur mühsam noch das Leben so hin. Kaum hatte Blanche diese Entdeckung in Erfahrung

gebracht, als ihr noch zum Zweiten etwas Neues einfiel und sie ausrief: Bei unserer lieben Frau von Paris! Der Herr von Montchenu ist ja nur kurzsichtig, wenn er mit dem Könige geht, und wenn Herr von Brion mit mir allein spricht, kann er wie jeder Andere gerade aufrecht stehen, und der Großkanzler Herr von Tournon springt ja, so alt er ist, noch wie ein Rehlein durch die Alleen des Gartens, so er sich von Niemanden beobachtet glaubt, beginnt aber sogleich gar erbärmiglich zu hinken, so er in den Schloßhof eintritt und etwa von denen Fenstern unsres gnädigsten Königs und Herren meinen könnte des Näheren beobachtet zu werden.

Wie sich nun so abenteuerliche Dinge zusammen vereinen sollten, das zu ergründen, würde für einen Mann, der darüber die Bücher der Gelahrten hätte aufschlagen und die Meinung der Weisen befragen müssen, sehr lange gedauert haben. Ein weibliches Herz indessen ist schlau und begreift die schwierigsten Dinge gemeiniglich sehr rasch, womit ich nicht gesagt haben will, daß es nicht auch könnte Ausnahmen geben. Blanche hatte nicht nöthig, erst ihren Großvater zu fragen, der ihr ohnehin keine Auskunft geben konnte, auch nicht ein mal dem guten Franciscanermönche aus der Abtei, der ihr Beichtvater war, vertraute sie sich ganz, sondern ihre fünf Sinne sagten ihr, als sie den Firmin Allard endlich in der Ferne von dem Berge der Dreifaltigkeit bei Fontainebleau herabschreiten und ihr eben an der Kapelle schon mit seinem Hute und einem Tuche, das sie ihm selbst in Avignon geschenkt hatte, wie außer sich für Freude winken sahe: O du liebe Zeit! Das wird schlimm werden! Mein guter Firmin ist für Fontainebleau ja viel, viel zu hübsch!

Es ist aber, wie wir Männer wissen werden, denen Frauen nicht gegeben, Alles, was ihr Herz bedrückt, sogleich immer auszusprechen. Auch hatte Blanche eine viel zu große Freude an der stattlichen Schönheit ihres Firmin, der im leichten Lederwamms, mit gepufften Hosen, einem weißen Hute mit wenn auch kleinen doch rothen Federchen, wie ein junger Trompeter von denen Musketieren des Königs an ihrem Arme stolzierte und ganz gut eine große rothe Feder am Hute hätte tragen können, um für einen der anmuthigsten Cavaliere der Garden des Königs gehalten zu werden. Immer noch hoffte sie auf eine günstige Gelegenheit, dem Könige bei guter Laune zu begegnen und ihm ihr Anliegen wegen der Armoirie und ihrer Heirath auch ohne Firmin Allard vorzustellen. Wie es nun aber geschieht, daß man lange über einen Plan nachsinnet, dessen Gelegenheit uns plötzlich, ehe noch ein Entschluß dessentwegen fertig geworden ist, wie man zu sagen pflegt, ungedunken überkommt, so wandelte Blanche auch einstens durch eine von hohen Linden überschattete Taxushecke mit ihrem geliebten Firmin in des Königs Garten und hatte gerade den Arm des schlanken, freundlichen und liebevollen Jünglings auf ihrer Schulter ruhen, als wider Erwarten aus einem Querwege der ganze Hof dahergeschritten kam, den König an der Spitze und wie es schien heute nicht mit der freundlichsten Geberde. Alle gingen sehr rasch, denn der buckligte Messire Claude hatte das dem Könige der besseren Erwärmung seines Blutes wegen für einige Zeit angerathen. Wie Blanche von ferne her den Hof und den König eilends ihr zuschreiten sahe, gab ihr der Anblick der schönen Damen und der wiederumb um den etwas wie im Hahnentritt schreitenden König versammelten alten und häßlichen Männer den plötzlichen Gedanken ein, auszurufen: Bei allen Heiligen, Maria, Joseph und deinem Schutzpatron! Ich bitte dich, Firmin, hebe eine deiner Schultern in die Höhe und laß den König glauben, daß du mißwachsen wärest! Es wird uns besser thun unser ganzes Leben lang!

Da Firmin solches hörete, sprach er: Blanche, ist es deine Absicht, um Messire Triboulet's Stelle für mich anzuhalten und aus mir des Königs Hanswurstlen zu machen?

Nein! Beim Heil aller Seelen! erwiderte Blanche mit heftigem Zittern und weinendem Tone: Guter, lieber Firmin! Gib den Gedanken auf deine prächtige Leibesbeschaf-

senheit einen Augenblick hin und beleidige das Auge des großen Königes nicht durch deine gefährliche Jugend und hier nur störende Anmuth. Du bist mein allerliebster und schönster Firmin auf der Welt und ich möchte dich gleich hier vor denen fürnehmsten Herrschaften Frankreichs küssen; aber ich bitte dich! Einige Augenblicke Mißwachs bringen uns, so Gott will, fünfzig Jahre guter Ernte ein!

Und als Blanche also gesprochen hatte, war der Hof auch schon dermaßen nahe, daß es die höchste Zeit wurde, einen Entschluß zu fassen. Und wie es denn geht, daß in dem Beispiele anderer Menschen oft eine gar ansteckende Kraft liegt, die uns sogar in die Lage bringen kann, wider unsern Willen unter hundert einfältigen Menschen zuweilen am eigenen Verstande irre zu werden und ebenso dumm zu werden, wie es andere sind, ob sie gleich die Halskrause eines Rathsherrn tragen mögen, also zog es auch den Firmin Allard gleich wie unwillkürlich, in dem Augenblicke, da er nur Menschen mit denen Gebresten des Alters vor sich sahe, ordentlich mit Gewalt, den kecken Trotz seiner anmuthigen Jugendlichkeit aufzugeben und voll Schüchternheit gerade so, wie es seine geliebte Blanche gewollt hatte, sich gleichfalls als einen Mann vorzustellen, den die gütigste und beste der Frauen, die gute Mutter Natur, trotz seiner schönen Gesichtszüge und seiner ansehnlichen Leibeslänge doch gar schadenfroh an unrechter Stelle mit Ueberfluß bedacht hatte. Nicht auf den Platz, sondern in allmäliger Vorsicht hob er langsam von seinen Schultern die rechte in die Höhe und stund vor dem Könige, als dieser nunmehro herangeschritten war, wie das seltsamste Ungethüm da, das sich auf Jahrmärkten hätte können in Schaududen sehen lassen. Hatte der König aus Aerger über den strengen Arzt Claude vorher gar finster und verdrießlich geschaut, so ergriff ihn jetzt beim Anblick eines viel unangenehmeren Verdrusses, den Blanche's schon in der Ferne gleich für diesen erkannter Liebster zu tragen hatte, eine solche annehmende Heiterkeit, daß er in das Gelächter des ganzen Hofes einstimmete und betheuerte, es müsse doch wahrlich eine Unordnung in denen Gestirnen vorgekommen sein, daß jetzund in Frankreich so viele mißgestaltete Krüppel geboren würden; denn selbst die schönsten Männer, die man aus dem anmuthigen Lande der Provence mit Sehnsucht erwartet hätte, träfen mit Schäden ein, die selbst der Doctor Claude nicht heilen könnte, anmaßen es dieser wohl an sich selbsten würde gethan haben. Und so groß war nun das Vergnügen des Königs, daß er auch jetzt dennoch wiederumb der schönste Mann in Fontainebleau geblieben war, daß er zu Firmin Allard heranschritte, ihme vom schuldigen Niederknieen gnädiglich abwinkte und die Hand auf seine rechte Schulter legend die Worte sprach: Mein armer Firmin Allard, daß du so lange den Hammer geschwungen, daß dir am Ambos zuletzt die Schulter so überend herauswachsen mußte, du armer Junge!

Blanche, mit schneller Besinnung und ängstend, ihr Firmin würde aus Verlegenheit etwas Unschickliches sprechen, fiel rasch ein: Nein, mein gnädigster König und Herr, das hat der Firmin von einem bösen Falle, da er noch nicht laufen konnte. Es hindert ihn indessen nicht, der beste Diener seines Königs zu sein und es gibt Schwerterklingen von ihm genug, die so schön gearbeitet sind, daß man sie wie im Kreise biegen kann, was leider zum Theil in seiner Jugend hätte mit dem Firmin selbsten geschehen sollen.

Bei St. Denis, antwortete der König voll sichtlichem Wohlbehagen an dem artigen Schalten, den sein Körper noch immer in wohlgestalter Ordnung längs der röthlichen Abendsonne, die gar lieblich durch die Blätter des grünen Parkes schien, warf, dann wünscht' ich, Blanche, daß er sich selbst noch unter seinen Ambos kriegen könnte, um sich gerade zu klopfen. Ich will ihn dazu als Werkmeister in meiner Armeirie anstellen. Heirathet Euch bei Zeiten, damit man in Paris Euch diesen schmucken Burschen nicht rauben möchte, Blanche. Und wie sehr ich auch Beiden in Gnaden gewogen bin, werdet Ihr sogleich sehen.

Damit lachte der König wieder über die maßen und ging mit dem ganzen Hofe, der gleichfalls, wie ſich gebührete, in ſeine gute Laune mit einſtimmte, vorüber, um in einem nahegelegenen Pavillon die Beſtallung Firmin Allard's in einem Briefe an den Hauptmann ſeiner Armoirie eigenhändig niederzuſchreiben. Aber es lachten die Meiſten der Geſellſchaft auch deshalb, weil ſie der kleinen und vom Könige ſo bevorzugten Blanche die Demüthigung gunnten, ihren anfangs ſo geprieſenen Liebhaber als einen nunmehro doch einen Verwachſenen vorſtellen zu müſſen; nur einige Wenige, die den Firmin Allard vorher ſchon geſehen hatten, ſchüttelten den Kopf über die Dreuſtigkeit des Märchens und des jungen Burſchen Verſchmitztheit. Wenn ſie nicht ſelber alle in Paris viel leichter gehüpft und geſprungen wären denn in Fontainebleau, ſo würden ſie auch nicht geſchwiegen haben. So aber hüteten ſie ſich wohl, den verdrießlichen und grämlichen König auf den Betrug aufmerkſam zu machen, den man mit ihm geſpielt hatte, ſo ſehr ſie auch innerlich über die ganze Welt ergrimmt waren und dem Könige eigentlich von Herzen gunnten, ein mal zu entdecken, wohin ſeine Eitelkeit und ſchon zur Gewohnheit gewordene Gefallſucht die Menſchen, die ihm dienen wollten, führen müſſe.

Während der König jetzt zum Pavillon ſchritte, um das Patent für Firmin Allard auszufertigen, folgten die beiden Liebenden für Freude lachend und beinahe nach franzöſiſcher Art ſingend. Den Ehrgeiz, ein ſchönes Paar zu ſein, hatten ſie ſo vielen vornehmen Herrſchaften gegenüber zwar in den Wind geſchlagen, aber Blanche zwickte dem Firmin faſt die Finger ab, um ihr Lachen zu verbergen, und dieſer ſtund mit ſeiner hohen Schulter verdutzt und unentſchloſſen, ſo lange der Hof auf einige Zeit verſchwunden war. Blanche, ſagte er, welche Poſſen treibſt du! Dieſe aber, ſtatt aller Antwort, zog ihn in ein Gebüſch, küſſete ihn und ſprach: Ruhe dich ein wenig aus, mein lieber Junge! Ich werde Wache ſtehen, bis der König aus dem Pavillon zurückkommt. Haben wir das Patent für des Königs Armoirie, ſo ſetzeſt du dich auf ein gutes Pferd und reiteſt ſogleich gen Paris. In drei Wochen ſegnet uns der fromme Bruder Franciscus auch auf dem halben Wege zwiſchen hier und Paris ein, wo es ſicher wie in der Chriſtenheit überall eine gute Kapelle mit dem zu einer richtigen Heirath Nöthigſten geben wird.

Es traf ſich nun aber, daß der König im Pavillon dem Leibarzte Meſſire Claude begegnete und mit ihm nach einigen Zeilen, die er an den Gendarmen-Hauptmann von Montaigu, den Vorſteher ſeiner Armoirie, geſchrieben, in folgender Weiſe ein Geſpräch anknüpfte:

Saget mir nur, Meſſire Claude, woher trifft es ſich, daß die Leute Eurer Statur in meinem Königreich jetzt ſo unnatürlich um ſich greifen?

Meſſire Claude war ſchon gewohnt, daß der gute König ſich gern auf Koſten anderer Menſchen im Spiegel ſeiner eingebildeten Vorzüge erblickte. Er erwiderte daher, ohne im mindeſten beleidigt zu ſein:

Mein gnädigſter Herr und König! Ohne im geringſten einräumen zu können, daß ſich dieſe traurige Entdeckung wirklich beſtätigen ſollte, ſo könnte, wenn ſie wahr wäre, nur der Leichtſinn mancher Mütter Schuld daran tragen, welche ihren Kindern nicht die liebevolle Obhut ſchenken, die ſie von Gott und Rechts wegen verdienen. Würdet Ihr auf jedes im Verlaufe der Erziehung verwachſende Kind eine Steuer, ſo die Aeltern zu zahlen hätten, legen, ſo könntet Ihr verſichert ſein, edler Herr, daß die Franzoſen bald alle wieder ſo ſchlank und ebenmäßig wie dort die Pappeln wachſen würden.

Nun, bei Gott, ſagte der König und blickte erſt zum Fenſter zu den bezeichneten Pappeln und ſtreute dann den Sand auf den Zettel an den Hauptmann von Montaigu, wahrhaftig, Meſſire Claude, dann hätte unſer Schatzmeiſter gute Tage und die Löhnung meiner Gendarmen ſollte mir keine Sorge mehr machen; denn die Buckel nehmen überhand. Saget mir nur, guter und gelehrter Doctor, iſt dieſes unnatürliche Uebel denn

mehr ein wildes Fleisch oder ein knorpelhafter Auswuchs, oder wozu gefällt es der Laune der Natur, die sonst eine so herrliche und gemäßigte Künstlerin ist, bei Curiosgleichen, wie es Meister Lionardo von denen jungen Malern seiner Zeit sagte, so stark aufzutragen?

Während der Hof die Heiterkeit des Königes durch großes Gelächter unterstützte, ergab sich Messire Claude ruhig in sein Schicksal, so gefoppt zu werden. Er wußte wohl, daß der König diese Art zu spotten für eine besondere Gnade angesehen wissen wollte und entgegnete daher auch nur diese einfachen Worte:

Es würde zu weit führen, mein gnädiger Herr und König, Euch den Bau eines richtigen Buckels auseinanderzusetzen. Er muß zunächst aus einer Verkrümmung des Rückgrats hervorgehen, wird dann eine Verwilderung des Zellgewebes und zuletzt eine ganz unschädliche Zierde aller Männer von Witz und Scharfsinn; denn Ihr werdet nicht leugnen wollen, gnädiger Herr, daß die Natur schon von des fabulosen Aesopi Zeiten an bis auf den Doctor Claude von Paris herab bei meines Gleichen für die Unzierde des Höckers immer wieder einen Ersatz an Verstandesgaben geschenkt hat, was bei denen Lahmen, Siechischen, denen Podagristen, denen Schielenden und Einäugigen keineswegs der Fall ist.

Diese Worte betonte Messire Claude aber mit einem so scharfen Blick auf die Umgebungen des Königs, daß diese im Gefühl ihrer wirklichen oder übertriebenen Gebrechen zu lachen aufhörten und es lieber gehabt hätten, dieser Gegenstand wäre nun von dem Könige verlassen worden. Indessen täuschten sie sich in sothaner Hoffnung. Denn der König hörete nicht auf. Das ist gut geantwortet! sagte er geschmeichelt durch den Aerger seines Hofes und wandte sich von denen Stufen des Pavillon wieder in den Garten zurück, den die Abendsonne gerade mit anmuthig spielendem Lichte erfüllte. Und indem er nach Blanche und Firmin Allard, die sich auch schon voll glücklichster Hoffnung von ferne näherten, ausschaute, fuhr er fort: Nur das ist doch eigen, Messire Claude, daß Eure tolle Spielart der Natur keine gleich wiederkehrenden Gesetze zu beobachten scheint. Ich habe doch schon Buckel gesehen, die wie Mantelkrägen oder Krausen von Rathsherren um den Hals zierlich aufgesetzet schienen, andere, die sich wie das Vordertheil einer Gondel so hinten an einen Menschenrücken paßten. Wo aber das Uebel bloß in die Schulter gefahren ist, da hab' ich doch gefunden, daß es sich weit öfter in die linke als in die rechte Schulter zieht. Obwol sich auch darin Ausnahmen finden. Jener Bursch z. B., den ich soeben nach Paris in meine Armoirie als Werkmeister schicken will, macht eine fürnehmliche Ausnahme. Ihm ist das Uebel in die rechte Schulter gefahren. Ich sah ihn ausdrücklich vorhin darauf an. Da er seines Gewerbes ein Waffenschmied ist, so wird ihm gut thun, nicht länger selbst den Hammer zu schwingen, sintemalen sonst Gefahr steht, der Arm des guten Firmin möchte nicht mehr im Stande sein, zum schönen Urbild der Joconde herabzureichen, diesem hübschen Mädchen, dem ich wahrhaftig einen bessern Geschmack zugetraut hätte.

So scherzend und auf Königs- oder Löwenart im Gefühl seiner Stärke mit dem Schwachen spielend, nahte sich Franz mit dem Hofe wieder dem harrenden Paare. Blanche hatte Wache gestanden und Firmin Allard aus dem Busch, wo er die Schulter ausruhte, wieder hervorgerufen, da sie des Königes ansichtig wurde. Firmin Allard stand just neben Blanche, aber zufälligerweise dieses mal auf einer andern Seite denn vorhin bei des Königes erster Begrüßung. Ohne seines Irrthums gewahr zu werden, hatte Firmin aus natürlichem Triebe die Schulter an derjenigen Seite gehoben, wo gerade neben ihm nicht Blanche stund. So vorerst die rechte und dieses mal, ohne daß er es merkte, unglücklicherweise die linke Schulter.

Wie der König nun näher kam und noch eben von Firmin's Verdruß an der rechten Schulter sprach und gegenwärtig diese auffallende Veränderung wahrnahm, blieb er anfangs wie erschrocken stehen. Alle Anwesenden sahen folglich, was ihn so stutzig

machte. Wie? was iſt das? rief der König, als er die Mißgeſtaltung jetzt an Firmin's linker Schulter erblickte. Wohl beſann er ſich, daß er früher ſeine rechte Hand erheben mußte, um ſie dem jungen Mann auf ſeine rechte Schulter zu legen, und nun hätte er dazu die linke wählen müſſen. Darob verfinſterte ſich des Königes Auge. Zornig that er einen Schritt zurück. Der ganze Hof folgte ſeinem Beiſpiel und ſo gewohnt war König Franz, in Augenblicken, die ſein Nachdenken oder ſeine wahre königliche Würde in Anſpruch nahmen, die Einflüſterungen der Eitelkeit abzulehnen, daß er ſogleich die abſichtliche Täuſchung erkannte. Er murmelte einige unverſtändliche, aber ſehr zornige Worte und verrieth, daß zu ſeinem heftigſten Unmuthe ſich auch die Beſchämung geſellte. Das Papier zitterte in ſeiner Hand. Die Vorſtellung, daß es ſchon für eine ausgemachte Sache galt, Jugend und Schönheit beleidigten ſein Auge und ſein eitles Herz, wirkte ſo niederſchlagend auf ihn, daß er bebte. Blanche ſah ſogleich die traurige Veränderung und wußte voll Todesangſt keinen Rath; denn auch Firmin Allard hatte nunmehro alle Dreuſtigkeit ganz verloren und verſtellte ſich nimmer. Ueberwältigt von ihrer Angſt warf ſich Blanche dem Könige zu Füßen und bat weinend um Vergebung, wenn ſie den edlen Herrn irgendwomit beleidiget hätte. Womit? fragte der König voll Grimm, und den Firmin Allard, der ſchon vor Angſt ganz in ſeiner natürlichen Geſtalt vor ihm ſtund, zurückſtoßend, ging er hurtig von dannen, begleitet von denen lautloſen Hofleuten, die nun den Schirmenſtreich insgeſammt erkannten und von der Leidenſchaft des beleidigten, in ſeiner ſchwachen Thorheit grauſam aufgedeckten Königes die bitterſte Strafe für die beiden jungen Leute erwarteten.

In dieſem Augenblicke geſchah es aber, daß gerade fernher von der Abtei deren Franciskaner ein Glöcklein ertönte. Es war die Stunde des Angelus, welches jeder rechtgläubige Chriſt beten muß, wenn er das Glöcklein höret, ſei es auf dem Felde oder im Walde oder wo ſonſt draußen oder in ſeinem Hauſe, ſei's Hütte oder Palaſt. Mitten in ſeinem Zorne und ſeiner Beſchämung mußte der König nun ſtill ſtehen. Und er hielt ſeinen Hut, den er ſich abgenommen, vor den Augen, um zu beten, ſo lange das Glöcklein läutete. Und Alle folgten ſeinem Beiſpiele und neigeten ſich ſcheinbar vor Demuth; doch lugeten ſie unter ihren Fächern und Hüten nur nach dem Auge des Königes, der noch zerknittert das Schreiben an den Hauptmann von Montaigu in ſeinen Händen hielt. Einige zwanzig Schritte davon lag Blanche auf denen Knieen und Firmin Allard ſtund ihr zur Seite, als drohte ihnen eine Strafe, die ihm mindeſtens — und das war nicht wenig — an ſein Leben gehen konnte. Nur der König allein ſchien ganz mit jener Aufforderung zum Gebete beſchäftiget, die das Glöcklein von der Abtei an alle Menſchen richtete, die es gerad hören konnten, mochten ſie auch mitten im Ausbruch einer Leidenſchaft oder mitten in einem Werke begriffen ſein, wo dem ſündigen Menſchen eine heilſame Mahnung des Himmels nicht ungelegen kommen kann. König Franz betete ernſtlich und ſchien in ſeinem Hüflein ſich zu beſinnen, daß auch er ein ſündiger Menſch wie Alle war. Als der letzte Ton des Angelus verklungen, ſagete er mit noch leiſer aber nicht mehr böſer Stimme, daß Alle horchten: Wir wollen morgen nach Paris zurück, wo ich bisher geglaubt hatte, daß man allein die teufliſche Kunſt der Lüge und Verſtellung übe. Ich ſehe mit wahrer Betrübniß, daß auch unter dieſen meinen ſchönen Bäumen von Fontainebleau keine Wahrheit mehr zu finden iſt! Und dann rief er einem Kämmerling und gab ihm das zerknitterte Blatt mit denen Worten: Kämmerling, gebet zu dieſer böſen und ſpitzbübiſchen Blanche, die ohne Zweifel den armen Tropf gezwungen hat, ſeine jugendliche und wohlgefällige Geſtalt vor mir zu verbergen. Den Augenblick ſoll ſie mit dem Werkmeiſter meiner Armoirie nach Paris reiſen. Ich mag ſie nie wieder hier in Fontainebleau noch ſonſt jemals mit Augen wiederſehen.

Dieſer Kämmerling ging und vollzog des Königes Befehl. Das junge Paar hatte

den schönen Ausgang nicht erwartet. Es wollte nun dem Könige nachreiten, um durch einen Fußfall zu danken. Der Kämmerling sagte aber, daß der König Solches verboten hätte, hielt sie zurück und wehrte ihnen im Ernst zu folgen. Er wiederholte: Der König will Euch Beide nicht in Fontainebleau überhaupt und sonst nirgends mehr sehen.

Als die jungen Leute das hörten, waren sie zwar anfangs betrübt. Wie sie aber allein kamen und das Papier gelesen hatten, das der König an den Hauptmann von Montaigu eigenhändig geschrieben hatte, wurden sie wieder froh, umarmten sich und sagten: Das hat Gott gewollt! Es gut haben wir es nicht erwartet.

Der König hatte das aber vom Nichtwiedersehen nur so gesagt. Er blieb darum doch dem jungen Paare, als es sich geheirathet hatte und nach Paris gezogen war, gar gnädig, und sah es in Paris noch öfters, und als Blanche Allart den ersten Sohn geboren, bat sie den König durch ein schönes Schreiben, welches ihr wieder der gute Bruder Franciskaner aufgesetzet hatte, als er gerade zu Paris in Ordensgeschäften war, er möchte doch auch hohen Gnaden des Kindes Pathe sein. Und König Franz hub es auch auf der Taufe durch seiner Kammerherren Einen. Es wurde jedoch in die Kirchenbücher von St.-Germain Auxerrois, welches die fürnehmste Kapelle dicht am Louvre ist, so eingetragen, als wenn es der König selbsten gethan hätte. Und als er nach der Taufe seine junge Frau Schwertjägermeisterin eines Tages besuchen und überraschen wollte, hatte man vom Louvre aus es ihr vorher, wie das wol so geschiehet, schon gesteckt. Ihr Mann, der eben von der Werkstatt kam, wollte rasch eilen um sich zu waschen und wie sich gebühret aufs sauberste zum Empfang des Königs, nunmehro seines Gevatters, zu reinigen und zu kleiden, denn er war so schwarz, als käme er geradewegs aus der Hölle. Blanche jedoch sagte zu ihm: Laß das nur, lieber Hermin, bleibe ja so, wie du bist! Und wie der König kam, da schien ihm das daß zu gefallen, denn nachdem er Allard draußen begrüßet hatte, und bei der schönen jungen Frau nun selbsten eintrat, sagte er: Pfui! Blanche! Pfui! Was ist dein Mann für ein grober schwarzer Teufel! Blanche lachte aber sehr und der König wollte nun nichts mehr, da sie davon anfing, von Fontainebleau wissen, sondern war so gnädig, daß er der schönen jungen Frau und seiner Gevatterin ein prachtvolles, schwerst gesticktes Schaukleid umhenkte, darauf er selbsten abgebildet war, nicht so, wie er jetzt aussehaute, sondern so schön und anmuthig, wie er einst in seiner Jugend gewesen war.

Es wurde aber zuletzt recht schimm mit König Franz. Er legete sich und verlieh auch in Kurzem diese irdische Welt, wo nichts vergänglicher ist als Schönheit und Jugend und selbsten für Könige nicht bestehen bleiben will, wenn sie es auch gemeiniglich, wie noch vieles Andere, was anzuführen hier zu weit würde geführet haben, nicht gerne hören und erst nach langer Zeit durch einen solchen Zufall entdecken mögen, wie hernach König Franz in Fontainebleau.

Honolulu.
II. *)

Die Strauß'schen Wagen kamen von einer tiefer liegenden Villa am Wege, und als ich nach beendeter Excursion dort hinunterstieg, traf ich auf eine ganz vornehme Gesellschaft. Die Villa gehörte dem Chef für den nächst belegenen District, das besonders prächtige und anziehende Kaja. Sie bestand aus einem größern Hause mit ausladendem, kühlen Verandah bildenden Dach, aus einem hübschen Park, belegen am Rande eines majestätischen donnernden Wasserfalls, in jeder Häuschen ein bequemender Aufenthaltsort in dieser begaubenden Natur und diesem milden Klima, die nichts wissen von Veränderung in ihrer Pracht. Da herum waren eine Menge Menschen versammelt in mannichen Costümen, die theils

*) Siehe Nr. 13.

einem Musikchor, welches, dem König zugehörig, gar nicht übel moderne Musik ausführte, und theils Nationalliedern zuhörten, welche auf höchst originelle Weise von acht Sängerinnen, worunter zwei Frauenzimmer waren, gesungen wurden. In niedergekauerter Stellung auf einer Matte vor der Hausthür sitzend und unmittelbar mit bunten Mänteln, aber mit frischen grünen Kränzen in den schwarzen wilden Locken, hielten sie in ihrer rechten einen kleinen Calebas (Kürbis), mit einem tellerähnlichen mit Franzen verbrämten Anhang überbaut, gegen welchen sie wie auf einen Tambour die Baquet mit der linken schlugen. Während sie einen ziemlich eintönigen Gesang sangen, welcher durch die Tonreinheitslosigkeit und den präcisen Takt aller Executirenden etwas Eigenthümliches an sich hatte, richteten sie sich zu gleicher Zeit in die Höhe auf ihren gekreuzten Beinen und beschrieben mit dem Obertheil des Körpers gewisse so zu sagen stillstehende Bewegungen, welche näher erläutern sollten, was dieser Gesang bezweckte, nämlich des Vaterlandes historische Erinnerung. Wir wurden bald zu den im Zimmer drinnen Versammelten eingeführt und ihnen vorgestellt.

Wir fanden da zuvörderst Se. Hoheit den Kronprinzen Alexander*), welcher sich hier herausbegeben, um eine ländliche Festlichkeit unter seinen Freunden zu veranstalten; dann seinen Bruder Prinz Kamehameha und mehre andere von ihrer nächsten Umgebung. Seine königliche Hoheit war ein langer schmächtiger Jüngling von zwar finstern, aber nicht unangenehmen Gesichtszügen, steifer Haltung, lebhaften Manieren und großer Beweglichkeit. Er empfing uns ohne Rücksicht auf unsere Circumstenztracht ebenso ungenirt als gastlich. Es war Tanz und Belustigung hoch oben im Dach, erfrorer scherlich etwas unvollkommener, als was man in unsern Salond zu sehen bekommt, und letztere etwas allzu laut und ungeziert, um mit unsern Begriffen von Etiquette an einem Hofe und bei einem hochgeborenen Fürsten übereinzustimmen: „mais enfin" — wir hatten's nach Wunsch. Der Kronprinz, welcher durch Besuche in London und Paris Fertigkeit im Englischen und Französischen erlangt hat, und dessen Manieren, eine gewisse Neuheitsamer abgerechnet, die man vielleicht der Alles freilassenden Landluft zuschreiben kann, an der vortreffliche Erziehung erinnern, die er nebst den Kindern der andern königlichen Personen und Häuptlinge in Mr. Crook's Pension auf der Insel erhalten, welche noch immer in demselben vorzüglichen und ruhmwürdigen Geist zu wirken fortfährt, prumentirte mit uns in eine Laube, wo die Champagnerflaschen bedeutend erleichtert und Cigarren nicht gespart wurden und wo wir in Gesellschaft mit seinem Bruder, dem vermuthlichen Eventual und einem Engländer einige ausnehmend angenehme Stunden genossen. Am Ende ward zu Mittag serviert im grünen Grase, es wurden Matten ausgebreitet im Schatten der Bäume, man setzte sich darauf nieder (wir waren eine respectable und zahlreiche Tischgesellschaft), so bequem als es sich thun ließ für unsere steifen Beine; man nahm von Gerichten Reiche und Geflügel, Braten und Ragouts vor sich, Jeder schälte neben einem kleinen schwarz braunen Hofkünstlein Poi in sich und spülte die eingewechte Speise mit vortrefflichen Claret und Sherry hinunter. Brot, Teller und Messer wurden zu unserer Bequemlichkeit vorgelegt, die übrigen Herrschaften emancipirten sich aber von diesen Unterstützungen.

Während alles Diesen waren die Höhen ringsherum von Zuschauern angefüllt, ebenso wie bei andern königlichen Tafeln, und diese banden den Tischgästen frische Schlangengrasgewinde, womit man sich schmückte beim Gläserklang, wie die alten Griechen und Römer. Nach dem Essen gab es noch ein Tänzchen. Wir verließen endlich die herrliche

*) Da der jetzige König Kamehameha III. in seiner Ehe mit Kalama kinderlos ist, so ist die Thronfolge auf Alexander, Gouverneur von Oahu und Kauai, übertragen worden, jenaften Sohn von Kekuiaanoa, die zuerst vermählt war mit dem vorigen König Kamehameha II. Alexander ist älterer Bruder soll übergangen worden und seine Schwester Victoria ist — zu seinem künftigen Ministerrathsrand ausersehen.

Wohnung, so geschmeichelt als entzückt von der zuvorkommenden Aufnahme, die wir erfuhren, und ergötzt von der Munterkeit, deren wir Zeuge gewesen. Wir trafen Se. königliche Hoheit den Thronfolger nachgehends mehrmals und hatten Gelegenheit dabei zu bemerken, daß er auch versteht, ebenso gut seinen Rang und seine Würde zu behaupten als irgend einer der unsern „von Gottes Gnaden“. Inzwischen zeigt dieses kleine Bild von dem Landhause im Nuuanuthal, daß es sich nicht ganz und gar so streng mit dem Tanz- und Mundrationsverbot verhält, als wir aus frühern Schilderungen (insonderheit Bille's Reise mit der Corvette Galathea) Grund zu vermuthen hatten, daß es eine Folge der Wirksamkeit der puritanischen Missionare und Acetotallers wäre, rühre es nun davon her, daß man aus diesen hemmenden Regeln herausgewachsen ist, oder daß man auch hier sich dann und wann davon frei zu machen weiß.

Noch drei andere officielle Ereignisse muß ich mittheilen, da sie nicht wenig dazu beitragen, dem Gemälde, welches ich von diesen Inseln zu entwerfen wünschte, Farbe zu geben. Das erste war ein Ball bei dem amerikanischen Consul, das zweite die Präsentirung vor dem König in seinem Palais und das dritte des Königs Besuch am Bord unserer Fregatte.

Beim Ball bei Mr. Allen, hiesigem Consul der Vereinigten Staaten, wurden wir durch einen reichen à la Tivoli beleuchteten Garten in seine Wohnung eingeführt, fanden daselbst Honolulus vornehmste Ausländer, Missionare und Beamten, die Prinzen und die höhere Gesellschaft (es scheinen auch der Lotse, der uns einbugsirte, und der Wirth des von uns am meisten besuchten Hotels hierher gerechnet zu werden — aber sie waren keine Kanaken), guckten eine gute Weile auf des Landes berühmte Männer und gefeiertste Schönheiten, wurden mit einem superben Souper bewirthet und hatten weiter auf den Abend einen kleinen Ball. Dies konnte jedoch nicht geschehen, bevor die Herren Missionare gegangen waren. Als sie, wie sich's gehörte, in ihre kleinen kinderwagenähnlichen Karren gebracht waren, die von Kanaken gezogen wurden — eine der hier gewöhnlichen Weisen zu fahren, obgleich man auch sieht, daß elegantere und modernere Fuhrwerke zu längern Touren benutzt werden — sah man die Wangen der Schönheiten von einem höhern Feuer sich färben, währenddeß unser Musikchor die lockenden Töne aufspielte und die jungen Herren auftraten in aller ihrer cavaliermäßigen Elegang. Wir Andern genossen unterdessen in bequemen chinesischen Stühlen den wunderschönen Abend unter dem freien Himmel und fuhren zur Fregatte zurück mit vergnügtem Sinn, Augenzeugen des fashionablen Lebens auf den Sandwich-Inseln gewesen zu sein, welches völlig so steif ist als anderswo.

Die Audienz bei Sr. Majestät Kamehameha III. ging ebenso ceremoniell vor sich wie in Neapel oder Madrid. Wir traten zum Thor hinein auf den Platz des Palais, welches an sich durchaus nicht merkwürdig ist, aber doch von mir erwähnt werden muß, um in der rechten Ordnung den Auftritt zu beschreiben. Auf beiden Seiten am Thor standen Soldaten, welche bei unserer Ankunft ins Gewehr traten. Vor dem Palais selbst stand die Leibwache des Königs in rothen Uniformen in einer Reihe aufgestellt und präsentirte, während der Minister des Auswärtigen und Prinz Kamehameha, General der Infanterie, uns auf der Treppe empfingen und in eins der Zimmer einführten. Diese waren wirklich palais, hoch, geräumig und wohl möblirt und ganz magnifique. Wir wurden in ein anderes Zimmer geführt, wo der König, umgeben von den Prinzen, Ministern, Hofbeamten und mehren Gouverneuren und Chefs, in der Mitte eines von ihnen gebildeten Halbkreis uns empfing. Nächstan waren der Kronprinz und sein Bruder, Gouverneur von Owaihi und Maria, und der Oberhofceremonienmeister Paki, ein Riese von gewaltigen höchst außerordentlichen Proportionen, gegen den die der übrigen Chefs, sonst doch einigermaßen grotesk Persönlichkeiten, kleine Brocken waren. Dem König zu-

nächſt auf einer Seite ſtand der Premierminiſter J. Young, ein ſchöner Mann von vortreffl. Haltung; darauf folgten Wyllie, Miniſter des Auswärtigen, ein Schotte, der von Oſtindien kam und ſich hier einen Namen machte als ein Mann von großem Vermögen und politiſcher Feinheit, und der Finanzminiſter Judd, der zuerſt hierher kam als Arzt der Miſſionare und nun dem jungen Staat verſchiedene weſentliche Dienſte geleiſtet hat (aber auch Aderläſſe!) durch ſeine Einſichten in ſeinem Fach. Der Cultusminiſter Armſtrong that Dienſte als Dolmetſcher. Er war klein gewachſen und von genialem Anſehen; man ſah, daß er die Zähigkeit des Miſſionars im Einklang mit der Schärfe des Politikers beſitzen konnte. Er war ſtets der eifrigſte Miſſionar und der eifrigſte Verfechter der Zwecke und Intereſſen der Miſſionen.

Se. Majeſtät iſt ein Mann von etwas mehr als Mittellänge, von dunkler Geſichtsfarbe und ſehr matten Zügen. Seine ganze Haltung und Miene ſchien bei dieſer Gelegenheit unintereſſirt zu ſein und gleichſam ſagend: Scheert euch doch zum Teufel und laſſet mich in Frieden! Er trug eine koſtbare Uniform von weißen goldgeſtickten Beinkleidern und einen reichen galonnirten blauen Frack mit Sternen und Bändern. Die Miniſter und Häuptlinge waren gleichfalls mit Gold beſetzt in neuen prächtigen Uniformen mit Bändern und Sternen, ſodaß nichts mangelte in dem äußern Staat. Das Zimmer war mit dem Reichswappen über dem königlichen Thron geziert, auf welchem Se. Majeſtät ſaß, leidend an einem Beinbruch, den er beim Reiten erhalten. Zu beiden Seiten des Thrones zeigten ſich die Porträts des Königs und der Königin aus jüngern Jahren, und an der Wand gerade gegenüber Ludwig Philipp's Bild über Lebensgröße, welches zu beiden Seiten von ſich den belgiſchen Leopold und einen amerikaniſchen Präſidenten hatte. An den Giebelwänden hingen Königin Victoria und Prinz Albert einander gegenüber. Das Zimmer war geſchmackvoll möblirt, mit prächtigen Sophas und Tiſchen, angefüllt mit koſtbaren Büchern und Kupferſtichen.

Nachdem unſer Chef ſich an den König gewandt und die Antwort Sr. Majeſtät von Armſtrong verdolmetſcht worden, durften wir vorbeidefiliren unter ähnlichen Verbeugungen. Und als wir danach eine Weile geſeſſen und geſprochen, gingen wir in ein Zwiſchenzimmer, deſſen Wände geſchmückt waren mit Friedrich Wilhelm's IV. höchſt gelungenem Porträt und denen des Prinzen von Preußen, Blücher's und des Kaiſers von China, nebſt einigen Vaſen von Thorwaldſen, und woſelbſt auf einem Tiſch ein großes Buch lag, worin wir eigenhändig unſere Namen einſchrieben. Nach dieſer Operation war die Herrlichkeit zu Ende und Beide, wir und der König, wurden nun befreit von allem weitern Staatszwang. Wie viel lieber würde ich nicht hierher gekommen ſein in jenen intereſſanten Zeiten, da man ungenirt in die ganze königliche Familie eingeführt ward, wo die Damen auf einem hohen Auftritt mitten im Zimmer hingeſtreckt lagen und Se. Majeſtät noch nicht gelernt hatte, ſich einzuwickeln in dieſe zierliche Uniform! Tempora mutantur!

Der Beſuch am Bord deſſelben Tages, als wir ſegeln ſollten, Freitag 2. Juli (1852), war ebenſo ceremoniell. Die hohen Gäſte wurden geholt in der großen Slupp der Fregatte unter üblichen Ceremonien, wurden begrüßt mit königlichem Salut, beſchauten ſich, aufs Deck gekommen, die Marine-Exercice und hörten den Leiſtungen des Muſikchors zu. Die Königin, von Frau Paki begleitet, war eine wirklich ſtattliche Dame, die unleugbar mit einer gewiſſen Art von Majeſtät ihre Hoheit zu behaupten wußte. Ihre Tracht war weiß, mit einem Commandeursband über der Bruſt und großen Sternen. Sie war eine Dame von ganz gewaltigen Proportionen und die doch keineswegs grotesk oder unproportionirlich waren. Ihre gerade Haltung und angenehmen Geſichtszüge geboten eine Ehrerbietung, die ſie bei ihrem guten Herzen und andern vortrefflichen Eigenſchaften mit noch größerm Recht würde fodern können. Frau Paki, die Oberhofmeiſterin, dahingegen

war ein rundes und freundliches Mütterchen, das nicht ganz ihre gelbe Seidenpracht zu würdigen schien und, an Staat wenig gewohnt, sich sicherlich sehr genirt fand durch die gespannten Formen der modernen Wohlanständigkeit. Nach der Promenade und dem Concert auf dem Deck ward ein dejeûner dinatoire bei unserm Chef eingenommen, wobei mehre Gesundheiten vorgeschlagen wurden, die doch kaum geleert wurden, indem die meisten Herren hier nicht so öffentlich ihre Neigung zum Champagner zu zeigen wagten, ohne diverse Enthaltsamkeitskoketterien, und lieber wehmuthsvoll, aber fromm die unschuldigern Wassergläser leerten. Daß übrigens die schwedische Fregatte mit ihren beifolgenden lecken Zurüstungen den Herren schmeckte und gefiel, erhellte aus mehrfältigen unwidersprechlichen Anzeichen, und ganz sicher hat der schwedische Name auf den hawaiischen Inseln durch Eugenies Besuch hierselbst sich ebenso große Achtung als Freundschaft erworben. Wenn der Tractat, den unser Chef mit der Regierung abgeschlossen, die Sanction unsers Königs erhält und sich übrigens in der beabsichtigten Richtung durchführen läßt, die nicht allein das commerzielle Interesse Skandinaviens bezweckt, sondern auch die übrigen europäischen Mächte vermögen will, dieses Königreich als einen Centralfreihafen anzuerkennen, wo der Handel immer einen Schutz finden würde, so wird der Besuch der Fregatte **Eugenie** weder für uns noch für dieses junge Reich vergebens und nicht ohne Bedeutung für die übrige civilisirte und mercantilische Welt gewesen sein.

Wie wird das Gold in Australien gewonnen?

Ein Engländer in Adelaide gab unlängst folgende Antwort: „Ich habe zehn Wochen lang auf der bloßen Erde geschlafen, ohne Bett und wochenlang unausgekleidet. Ich bin durch Sümpfe und Moräste bis über den Leib in Wasser und Schlamm gegangen, habe brennend heiße Sandstrecken und Wüsten von 30 Meilen durchkreuzt, bin unter einer glühend austrocknenden Sonne reisend fast verschmachtet vor Durst und Tage lang blieb ich ungewaschen, aus Mangel an Wasser. Einer aus unserer Gesellschaft ward uns auf dem Wege ermordet. Wir mußten ihn hier begraben, Tausende von Meilen von der Heimat. Ohne harte Arbeit, wie kaum Arbeitsleute zu ertragen fähig sind, ist das Gold nicht zu gewinnen. Niemand paßt für die Diggings, der nicht unter einem Baume in freier Luft schlafen, Wasser jeder Farbe trinken, Wochen lang ungewaschen und unrasirt gehen und an zahllosen Ungeziefer sich gewöhnen kann."

Freilich kommt dann auch Fortuna mit Thatsachen wie folgende:

Ein junger Schotte, welcher vor drei Jahren Paisley (unweit Glasgow) verließ, um auf obige Art sein Glück in Australien zu versuchen, ist in diesem Jahre nach Hause gekommen. Beim Eintritt in die arme Hütte seiner Mutter fand er diese beim Einschlagspulen beschäftigt. Nachdem sie sich beim fröhlichen Wiedersehen bewillkommnet hatten, sagte der Sohn zu seiner Mutter, sie möge nun das Spulrad bei Seite werfen. Nein, nein, Jamin, sprach die Alte, ich werfe mein Spulrad nicht weg, bis ich Besseres habe! Gordam! sprach Jamin; sieh her, Mutter! hier hast du Besseres! Damit zog er Banknoten von 10,000 Pfund Sterling (68,000 Thaler) heraus, den Ertrag seines Glücks und seines Fleißes in den Goldgruben Australiens.

Wir würden diese Thatsache nicht erwähnen, wenn sie nicht von der Provinzialzeitung „North British Mail", aus nächster Umgegend ihres Leserkreises, wo man also sogenannte Zeitungsputze nicht annehmen kann, erzählt und versichert würde.

Anregungen.

Der häusliche Herd.

Es sind nun drei Monate her, daß wir anfingen, unsern „häuslichen Herd" aufzubauen und wol dürfte es erlaubt sein, unsere Leser zu fragen, ob wir sie befriedigt haben. Blicken wir auf die Versprechungen zurück, die wir in unserm Programm: „Was wir bringen", gegeben und vergleichen damit die täglich gesteigerte und noch steigende Zunahme und Erweiterung unserer gleich im Beginn sehr ansehnlichen Leserkreise, so möchten wir uns fast der Hoffnung hingeben, ein Zeugniß der Beistimmung zu gewärtigen. Wir glauben allerdings annehmen zu müssen, daß im Beginn Umfang sowol wie Tendenz unserer „Unterhaltungen" dem größten Theile des Publicums zu gering und wol gar überbescheiden erschienen und demnach meinen wir fast, daß seither jede neuangekommene Nummer dem Leser immer Etwas gebracht hat, was den Durchbruch einer günstigen Meinung förderte und nunmehr unsere Wochenschrift schon als eine Erscheinung hinstellt, die wenigstens ihre eigene Art hat oder zu seiner einzigen der in Deutschland vorhandenen Zeitschriften einen überflüssigen Doppelgänger abgibt.

Wenn wir durch die große Zahl der Gäste, die sich zu unserm häuslichen Herde gleich anfangs einstellten, nicht wären überrascht und ermuthigt worden, so hätten wir Ursache gehabt, wie es in alten Zeiten bei Begründung von Städten geschah, mit der einen Hand zu bauen und mit der andern sogleich Krieg zu führen. Innerhalb der literarischen Conversation nämlich wurde unsere Wochenschrift wie eine Art Verrath an lautern und noch einigen Dingen begrüßt. Die wohlwollendsten Stimmen waren noch diejenigen, die von einer Inconsequenz des Herausgebers gegen sich selbst sprachen. Hoffentlich haben sich nun alle diese Gegner etwas beruhigt. Sie werden eingesehen haben, daß es eine seltsame Zumuthung an Schriftsteller ist, ihnen die Grenzen vorzuschreiben, innerhalb deren sie zu wirken hätten. Sie werden in der Ablehnung gewisser Gegenstände, über die wir in dieser Wochenschrift schweigen wollten, Rücksichten erkannt haben, die in unbezwinglichen Verhältnissen liegen. Sie werden bei nochmaliger Durchsicht unserer von ihnen angefochtenen Ablehnungen in den Heften des Programms den scherzenden Ton des Humors, zwischen ihnen aber Dinge gefunden haben, die für jeden Wohlwollenden im Hinblick auf unsere Zeit seines Commentars bedürfen. Die großen Fragen der Politik haben der Annalen genug, die ihnen besser dienen werden als der Herausgeber, der seinerseits in andern Gebieten wieder vor Jenen Einiges voraus zu haben glaubt. Beschränkte er seine journalistische Thätigkeit auf das Eine, so wird darum der Geist der Verwandtschaft mit dem Andern nicht fehlen. Ist denn auch der „häusliche Herd" der warme Ofen? Ist die Familie das Lotterbett der Gesinnungslosigkeit? Sind die Penaten des Hauses die Schutzgeister der Feigheit und der Erniedrigung? Es gibt Zeiten, wo sich jede Ueberzeugung und Gesinnung in die Familie flüchtet. Deutschland hat diese Zeiten schon [illegible] gehabt und wird sie wieder haben. Gerade unsere Literatur von 1806 nach gerühmt worden, daß sie der stille Sammelplatz und die Vorbereitungsschule jenes Nationalgeistes wurde, der 1813 seine ersten Waffenproben ablegte und diese Literatur beschäftigte sich mit träumerischen Märchen, mit Sagen des Mittelalters, mit allen jenen romantischen Grillen, in welche die gegenwärtige Literatur nicht zurückfallen wird, so sehr die Saft- und Kraftlosigkeit gewisser tonangebender lyrischer und frömmelnder Schöngeister darauf hinausdrängt. Auch innerhalb unserer Literatur ist jetzt die reichste Gelegenheit geboten, sich gegen den Geist der Unfreiheit und des blinden Gefangengebens an das Verwerflichste aufzulehnen. Der häusliche Herd ist uns keine gedankenlose Plauderstube, kein Anrichtetisch der Leibesnahrung und Nothdurft gewesen; er ist und wird uns bleiben das sichere Asyl unsrer Lebensauffassung und entbehrender Gesinnung, eine allgemeine Vereinigung der Menschen als Menschen, wenn auch Parteiung sie zerrisse, die neutrale Stätte, wo noch Erörterungen und Verständigungen und gegenseitige wahre Würdigungen ohne Terrorismus möglich sein dürften. Man hat uns wol aufgefordert, den „häuslichen Herd" zu einem Partei-Symbole zu erheben und die heiligen Laren des Hauses als das Maß und das Ziel aller Wünsche einer Nation aufzustellen. Wir lehnten Darstellungen dieser Art, so trefflich sie geschrieben und aus den Erfahrungen der neuesten Zeit, wo man den Begriff des Hauses und der Familie zerstören wollte, erläutert waren, dennoch ab, weil wir nicht im entferntesten daran gedacht hatten, den häuslichen Herd als eine Losung auszurufen. Daß aber der häusliche Herd, selbst wenn man die Nothwendigkeit, ihn als Endziel aller unserer Bestrebungen hinzustellen, auf das entschiedenste bestreiten müßte, etwas Geringes wäre, daß ferner an ihm auch dann, wenn man sich an des Herdes Wärme vom

ernsten Tagwerk des Streitens und Duldenmüssens ausruht, eine volle Freiheit des Geistes nicht herrschen könne, das auszusprechen mußte eben auch nur deutscher Journalistenprahlerei überlassen bleiben, die aus dem bekannten phrasenhaften Stubengeiste unserer Literatur fließt.

Man hat ferner gesagt: unsere Wochenschrift wäre eine Nachahmung der „Household Words" von Charles Dickens. Dies sagten dieselben Ankläger, die dennoch nicht hinzufügen konnten, daß Charles Dickens seitdem, daß er „Haushaltungsworte" herausgibt, in England nur für einen gewöhnlichen speculativen Kopf gilt. Indessen auch diese Herabsetzung unserer Absicht war verfehlt, denn die von Dickens herausgegebene Wochenschrift ist ein [illegible]-Magazin, das außer einigen [illegible] von ihm selbst nur kürzere oder längere Belehrungen über Dinge gibt, mit denen das im Schulunterricht besser als das englische Volk bedachte deutsche so hinreichend vertraut ist, daß man die größere Hälfte der Dickens'schen Haushaltungsworte bei uns nur würde den Kindern in die Hände geben.

Unbekümmert um solche und ähnliche Vorwürfe, werden wir in unsern Blättern fortfahren wie begonnen. Die Thorheit, zu glauben, daß der Kreis von Gegenständen, denen unsere Spalten gewidmet sind, einen Vorzug verdiene vor den großen und immer bedenklicher sich im Stillen vorbereitenden Ereignissen der Welt, haben wir nie besessen, so aufrichtig es sich auch wiederholen läßt, was wir in unserm Programm andeuteten, daß bei der Erörterung über die meisten jetzt schwebenden politischen Fragen eine Art von Stillstand eingetreten ist, wo man im Grunde nicht mehr vor-, nicht zurückkann und auf dem Punkte steht, nichts Anderes zu vermögen als die Flut abwarten, die alles auf der Ebbe Festsitzende wieder flott machen wird. Ohne jenen Publicisten, die auf einer solchen beklagenswerthen Versandung der Dinge ausharren und unverwandt ihr Fernrohr rechts und links strecken müssen, um endlich irgend Etwas zu ersehen, was diesem fast absoluten Stillstande, der selbst durch ein so gewaltiges Ereigniß, wie die Errichtung eines Kaiserthums in Frankreich, nicht aufhören konnte, ein Ende mache. Indessen kann man Niemanden verdenken, wenn er so lange bei jenen einmal deflekten und in Pflicht genommenen Wächtern der Oeffentlichkeit nicht ausharrt, sondern diese auf ihren Warten lugen und durch das Sprachrohr uns ihre Observationen zurufen läßt und inzwischen das ohnehin entfliehende Leben in seinem edlern Theile genießt. Zu diesem edlern Lebensgenuß gehört auch der Kreis von Thatsachen, dem wir unsere „Unterhaltungen am häuslichen Herde" gewidmet haben. Sie werden sich befahren, aus Geschichte, Kunst, Wissenschaft, Leben und Natur anregende Momente hervorzuheben und den Geist zu fördern, den man sonst Humanität nannte, in unsern Tagen aber die Bildung und jenen wahren Adel der Gesinnung nennen muß, den die Ereignisse, fahren sie so oder so, entwickeln müssen, wenn die große Schöpfungskraft der Geschichte nicht nur in den Gemüthern, sondern auch in den Institutionen von wahrhafter Ergiebigkeit werden soll.

Was auch das neue Jahr bringen möge, ob die Pforten des Janustempels geöffnet werden oder geschlossen bleiben, es würde nicht gut um unser Volk stehen, wenn es je aufhören wollte, auch solche Dinge zu beachten, wie sie unsere Herdesflammen beleuchten wollen, aufhören sollte, die Schriftsteller zu schätzen, die sich berufen fühlen, Herdesflammen dieser Art zu schüren und zu hüten. Wir danken allen den Kräften, die uns bisher unterstützten und jedem Jeden, der sich in den Ton und den Plan unserer Wochenschrift nunmehr gefunden hat, auf, sich ohne besondere Anfrage mit seinem Talente bei uns einzufinden und des Dankes einer über alle Gauen des Vaterlandes verbreiteten Thränenmerschaft gewiß zu sein. Unsern Lesern aber haben wir nichts zu sagen, als daß sie nach wie vor in jeder Nummer die gleiche Liebe und Sorgfalt wahrnehmen sollen, die wir bisher aufgewandt haben, um die gegebenen Versprechungen zu erfüllen.

Die Distelbinger.

Unter diesem Titel hat Herr W. von Merckel in Berlin eine kleine Satire gegen das deutsche Philisterium herausgegeben. Sie ist indessen so zahm gerathen, daß sich wol Krähwinkel und Schöppenstedt werden getroffen fühlen, aber nicht einmal Prignitz und Priegnitz — Stettin und Cottbus müßten schon Herschel'sche Teleskopen anwenden, um etwaige Aehnlichkeiten der Distelbinger mit sich zu entdecken. Daß es doch noch immer diese sogenannten Hofdemagogen gibt, die wegen einer Duldsamkeit oder Nichtberücksichtigung im Avancement so schrecklich gefährlich werden und unter die Satiriker gehen können!

Unfreiwillige Komik.

Den übertriebenen Glauben an ihren Werth wollen wir Denen am ehesten verzeihen, die durch ihre Eitelkeit ein zufriedenes Gemüth gewinnen oder wol gar auch für Andere, die über sie lachen müssen, des Lebens Heiterkeit verbreiten.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 15. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Musikalische Leiden und Freuden.

Humoristische Novelle in so und so viel Capiteln.

Erstes Capitel.

Beethoven und ...

Welche Wege muß doch ein Künstler wandern, bis er der Vergessenheit fünf Zeilen im „Conversations-Lexikon" abgewinnt! Wie viel Treppen muß er auf- und absteigen, wie viel Hutkrempen abgreifen, wie viel unheilvolle Postporti bezahlen und dann die Stiefelsohlen, Hutkrempen, Porti wieder von seinem Mittagsessen ersparen! Ich kannte einen jungen talentvollen Mann, der den ganzen Tag mit dem Zahnstocher in den Zähnen wühlte, als wollte er sein böses Gewissen daraus vertreiben; der arme Narr versuchte es wochenlang der Welt weiß zu machen, er hätte eben warm gespeist, verließ seine Wohnung regelmäßig zu allen Mahlzeiten, kaufte einen eleganten Zahnstocher von Elfenbein und kokettirte mit den Ueberresten von Speisen, die er nie genossen hatte! Aber die Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden: die Muse flüstert ihm zu, sein Talent würde sich einst Bahn brechen — er kann noch einmal der Löwe der Gesellschaft werden, kann in den Salons seinem Porträt gegenüber sitzen — schmachtende Augen hängen an seinen überirdischen Zügen — Männer mit Bändern und Sternen drücken ihm lebhaft die Hand — er wird nach Hofe bestellt, eingeführt, vorgestellt, honorirt, decorirt — was thut es, wenn er mit abgestorbenem Herzen, mit müdem Hirn und lahmer Phantasie in sein lustiges Kämmerchen wieder einzieht — ohne Geld, ohne Freunde und ohne Hoffnung! Er war doch einst der Löwe in der großen Menagerie, die man Gesellschaft heißt; er ist gestorben und wird ausgestopft für Kunstmusern; nach einem Jahrhundert fressen ihn die Motten und sein Balg wird auch hinausgeworfen. War er ein schaffendes Genie, so bleibt sein Name und seine Werke — schlummern unter der Obhut eines alten Drachenhüters von Bibliothekar oder Custos; junge und alte Schulbuben fabeln Excentitäten über seinen Ruhm und seine Größe; und irgend eine edle Hunderace macht seinen Namen populär. Ein Jahrtausend später wird man die Neufundländer Goethe, Schiller, Beethoven, Mozart

u. ſ. w. nennen, wie ſie heute Cäſar, Hercules, Cato, Hektor, Achill heißen. Schoßhunde aber, etwa die Affenpinſcher, erben die Namen von Modekünſtlern und die Löwen der Geſellſchaft leuchten in der künſtleriſchen Unſterblichkeit, in der äſthetiſchen Seelenwanderung als fette, ungnädige und höchſt verdrießliche Möpſe.

Ich führe den hoch- und höchſtgeehrten Leſer in eine Hauptſtadt Hollands ein.... In einem ſtattlichen Hauſe wohnt ein Künſtler, der Ruhm oder wenigſtens Geld und Freunde hat. Es iſt ein moderner Pianiſt. Meiſterhaft verſteht ſich Mynheer auf die Launen ſeines Flügels; er hat eine ſpecielle Bravour, von der er lebt, er kennt auch die Geſetze des Contrapunkts, die er vielleicht nicht erfunden hätte, wie der Richter nicht das Corpus juris; er componirt, findet Verleger, Zuhörer, Schüler, Anbeter und das Genie ſeiner Fingerſpitzen ſchlägt die Titanengeiſter von Paleſtrina bis auf Beethoven glücklich aus dem Felde. Früher, ſolange er Schüler war, harrte er geduldig bei Bach'ſchen Chorälen aus, ſtudirte ſein „Wohltemperirtes Klavier", folgte ihm in die labyrinthiſchen Gänge der Fugen und verließ es, ſobald er den leitenden Faden gefunden. Vielleicht trug er auch Beethoven'ſche Sonaten vor, ſolange er ſie mehr mit dem Herzen als mit den Fingern bemeiſterte, offenbare Thorheit für einen Mann, der in der muſikaliſchen Welt „Fortune" machen will. Denn ...

Lieber Maeſtro! hauchte einſt eine Dame mit neun Brillanten am Finger dem jungen Künſtler in einem Privatcirkel zu, in dem man ſein Talent — ausnutzte; ich weiß nicht, lieber Maeſtro, was Sie an Herrn van Beethoven — ſo Schönes finden! Der junge Künſtler ſtammelte damals erröthend einige Entſchuldigungen und die Gnädige mit neun Brillanten brachte ihn durch einen wohlgezielten Spott, der um die flüſternden Lippen ſchwebte, vollſtändig aus der Contenance. Sie ſprechen ſehr ſchön von Herrn van Beethoven, fuhr ſie ſchmeichelnd fort; aber er iſt doch geſchmacklos. Was? Ich bekomme regelmäßig Kopfweh beim zweiten Satz ſchon.... Gnädigſte Gräfin! ſtammelte der erſchreckte Taſtenſchläger. Vielleicht liegt an meinem Vortrage die Schuld! Beethoven ſpricht die innerſten Gefühle, die wahrſten und eigenſten Gedanken aus! Aber ... Großer Gott! hauchte die Dame; das ſagen die Philoſophen, aber der gebildete Menſch, plaudert der denn Alles aus, was er denkt und empfindet? Was würde aus der Geſellſchaft werden, wenn Jeder ohne Zurückhaltung ſich ſo gehen ließe wie Herr van Beethoven!

Und wirklich ſchämte ſich der Virtuos, wie Petrus vor der Magd des Hohenprieſters, ſich als den Schüler ſeines Meiſters zu bekennen. Ob auch der Hahn damals die vorſchriftsmäßigen male gekräht hat und der Edle hinausging und bitterlich weinte, hoffen wir zu dem Charakter, den wir im fernern Verlauf der Hiſtorie an ihm werden kennen lernen.

Damals aber gewann die Dame die Oberhand, als ſie ſagte: Lieber Maeſtro! Wir lieben die Contraſte nicht, ſie ſtören uns im Genuſſe unſerer Stellung und fatiguiren. Wollen Sie Ihr Glück machen, lieber Maeſtro, ſo ſtudiren Sie unſer Klima; bringen Sie uns exotiſche Gewächſe, pikant, neu, und vor allem laſſen Sie niemals ahnen, daß es Mühe macht, ſie zu pflücken und zu genießen. Ich habe Talente gekannt, die ihre Manie für Beethoven ins Hoſpital brachte!

Dieſe wohlgemeinten Rathſchläge verfehlten ihre Wirkung nicht; der junge Künſtler mußte dem Geſchmack der Neuzeit huldigen, wollte er ſich der Gefahr nicht ausſetzen, von ſeinen Gönnern verlaſſen zu werden. Einen Augenblick träumte er davon, an das Volk zu appelliren, ſich in dem Stile des großen Meiſters zu verſuchen, ſeine Melodieen zu ergründen, dieſe wunderbar verwebten und verſchlungenen Dithyramben als Motive zu populären und leicht faßlichen Compoſitionen zu verwenden. Dieſer Gedanke faßte ihn oft des Nachts, wenn ſeine Phantaſieen ihn hinaustrugen über die Grenzen des muſikaliſchen Dilettantismus. Dann ſaß er vor ſeinem Flügel, das Bild des Meiſters blickte

ihn so durchdringend, so wehmüthig an, sein Auge schien noch unstet zu irren und zu brennen, als suchte er den wahren, den untrüglichen, vollen, tönenden Ausdruck für eine Seele, die in den gigantischen Tonschöpfungen seiner Phantasie nicht Raum, nicht Beruhigung, nicht Frieden findet. Ach! Was gelobte der junge Künstler nicht Alles dem Bilde des verblichenen Heroen! Wie oft stimmte er nicht in den Enthusiasmus seines Lehrers ein, der Beethoven verehrte und — Tagesneuigkeiten schrieb. Rondos, Variationen, Impromptus, Phantasieen, Alles — nur keine Ader von diesem Rebellenblut. Er wurde ein Virtuos. Er lernte auf den Klaviersaiten tanzen, trillern, Pirouetten schlagen, originelle Capricen machen, pianissimo schmachten und furiosissimo pauken und erntete als Matador unserer musikalischen Stiergefechte Geld und Würden. Ja, er war ein gemachter Mann. Er setzte das Publicum nicht in Verlegenheit, verdarb Niemanden den Appetit und erfand in seiner musikalischen Kochkunst manches neue ragoût fin für den Magen unseres Zeitalters, und wohl stand ihm die glückliche Position, in der wir ihn antreffen. Neun Uhr Morgens. Höchst elegante Einschachtelung. Herrliche Möbeln und Teppiche, kostbarer Divan. Auf dem Divan ein reicher Schlafrock. In dem Schlafrock ein gähnender Mann in nachlässiger Haltung, der seine irdischen Blößen mit dem feinsten Leinen verschleiert hat. Eine liebenswürdige Unordnung herrscht um unsern Virtuosen her. Noten liegen auf dem geöffneten Pianoforte, ein Phalanx von Stiefeln und Stiefelchen, für den leichten Fußtritt eines Künstlers berechnet, steht daneben wie eine schweigende Drohung gegen das Genie, das sich auf seiner einzigen Fußbekleidung hier hereinwagt. Alle Möbeln sind mit Toilettengegenständen bedeckt, die wie eine Apotheke der Schönheit duften. Vor dem Divan steht ein Tisch, auf dem ein sauber gearbeitetes Theegeschirr einer Menge von Zeitungsblättern Gesellschaft leistet; dazwischen pickt eine Uhr, halbaufgerichtet in einem violettsammetnen Etui, die ihrem Besitzer sagt, daß Zeit Geld sei. Das scheint eine gefüllte Börse neben ihm zu bestreiten; denn Geld ist mehr als Zeit, es ist jetzt Unsterblichkeit.

Offenbar kümmert sich der Besitzer beider Gegenstände wenig um diese Rangstreitigkeiten; denn mit der Miene eines Mannes, der Geld und Zeit in Fülle besitzt, lehnt er vornehm nachlässig auf dem Divan, spült einen Rest in der Theetasse herunter und greift nach einem Cigarrenbunde, um eine Havana zwischen die Zähne zu bringen. Wie er sich reckt und streckt, wie er den Wachsstock in der silbernen Büchse anzündet, die Cigarre anbrennt und Rauch und Dust einschlürft, wie er dann mit sicherer Hand und bewußter Miene nach einer Zeitung greift und den Artikel „Musikalisches" ohne Bangen und Zagen, ohne Fieber, ohne Seelenangst durchläuft — das Alles gibt Zeugniß von dem Künstler, der im Zenith seiner Laufbahn steht. Er lächelt wie Zeus, der erhaben über das Getriebe der Menschen doch den Opferduft fetter Stierschenkel behaglich einsaugt; das überschwängliche Lob gehört zur täglichen Nahrung seines Selbstbewußtseins, es ist ein Surrogat für den verdienten Nektar, den nur ein Wesen ihm bereiten und spenden kann, und dieses Wesen gehört nicht der Körperwelt an. Es ist sein Spiegelbild, das ihn allein versteht und würdigt; Allah il Allah, sagt der Mohammedaner, Gott ist Gott, er ist nur sich selbst gleich und jeder Beiname ist eine Verkleinerung seines Wesens.

Wie er das Zeitungsblatt über die Hand wegwirft und ein anderes ergreift! Sähe doch ein Novize des musikalischen Ordens diese unerhörte Rücksichtslosigkeit, mit der er den Gegenstand seiner Angst — vielleicht das Schaffot seiner Hoffnungen, vielleicht die Wiege seiner Zukunft — behandelt, er würde schwindeln über die Höhe des Mannes, der, ein mal in der Walhalla des Ruhms angelangt, in stolzer Sicherheit die Leiter mit dem Fuße zurückstößt, auf deren Sprossen er emporklomm! Was gäbe nicht Mancher um ein Paar Zeilen in diesen unerbittlichen Columnen, in denen sein fett gedruckter Name triumphirend in der Mitte lobsingender Buchstaben stünde? Etwa

„Der berühmte Pianist N. N. weilt in unsern Mauern" oder „Gestern wurde uns ein seltener Genuß zu Theil", oder etwas Aehnliches, das man zwischen Locken und blauen Bändern und andern Reliquien aufbewahrt, um dessentwillen ein Onkel in Amerika auf ein Quartal der Zeitung abonnirt! Das ist so ganz anders, wenn man das Renommée als Trompeter vor seiner Extrapost vorausschicken kann; da schmält man auf die Kritik hinter dem Rücken und demüthigt sich vielleicht vor ihr unter vier Augen. Aber . . .

Es klopft. Bescheidentlich. Unser Virtuos zögert mit der Antwort. Das Klopfen wiederholt sich. Es erschallt aus der Tiefe des prächtigen Schlafrocks endlich ein gedehntes „Herein". Der Sicherheit wegen wird noch einmal geklopft. Das arabeskengemusterte Orakel gibt diesmal in kräftiger Ungeduld Antwort: Herein!

Ist es erlaubt? frägt eine jugendliche Stimme stockend und außer Athem.

Nur immer näher! ruft der Virtuos sich halb erhebend, um die eintretende Person zu mustern.

Wird es ein Herr oder eine Dame sein?

Zweites Capitel.

Es ist ein Herr.

Eine lange, hagere Gestalt, die den schwarzen, fadenscheinigen, aber sauber gebürsteten Frack im Wachsthum überholt hat — tritt schüchtern ein. Der junge Mann trägt langes gelbblondes Haar, das in natürlichen, unregelmäßigen Locken bis über den Rockkragen fällt; darunter ein jugendliches, nicht unebenes Antlitz, blaß, nicht uninteressant, kühn in der Anlage geschnitten, aber im Augenblicke zusammengekniffen und verlegen; blaue Augen, schmale, gewölbte Nase, in deren Schatten ein gelinder Flaum sein ungeübtes Spiel treibt.

Offenbar ein junges Talent! meint unser Virtuose bei sich. Ein junges Talent, das man unterstützen soll.

Mit wem habe ich die Ehre?

Doch nun sieht man den sterilen Frack, auf dem keine Wolle mehr gedeihen will, und denkt bei sich immer noch wohlwollend:

Armer Teufel das!

Die Schar seiner feinen lackirten Stiefel wird unruhig über die Verletzung der Etikette, die sich in des Fremden Mienen ausdrückt und im blitzenden Schafleder abspiegelt. Er sieht Stiefel und Beinkleider, die an die große Landstraße, an hartsteinige Chausseen und Dornenbüsche, Flickschuster und Dorfschneider erinnern, und immer noch wohlwollend und freundlich nimmt er wieder Platz auf dem Divan, fährt mit der Hand über das Gesicht und sieht den jungen Mann mit der Frage an:

Was steht zu Ihren Diensten?

Das war sehr artig und der Ton äußerst ermuthigend. Der junge Mann faßte sich ein Herz und vergaß wenigstens, daß sein Aeußeres ungeschmeichelt ein wenig schäbig war —

Ich heiße Van Petrissen, erwiderte er, bin Clarinettist aus Gent. Ich habe bereits in mehren Städten Hollands und Belgiens, wie Sie aus diesen Recensionen ersehen werden —

Hier hielt er inne und holte eifrig ein Packet Blätter aus der Tasche, entfaltete sie, hielt sie dem Künstler hin, der mit einer gewissen Vornehmheit die Documente des jungen Ruhmes von sich wies.

Danke Ihnen, Herr van Petrissen! Bin vollkommen durch Ihre Worte überzeugt!

— Bereits in mehren Städten Hollands und Belgiens, ergänzte sich der beschämte Jünger, mit vielem Beifall in Concerten gespielt!

Der Virtuos verbeugte das Haupt mit lächelnder Anerkennung; der junge Mann wurde sichtbar so weit roth, als es das volle blonde Haar zu bemerken gestattete.

Und ich kann Ihnen behülflich sein? Worin?

Verzeihung! Sie werden Ende dieser Woche ein Concert arrangiren — wie ich aus dieser Zeitung ersehen habe — und da ich in mehren Städten Hollands und Belgiens bereits einige Bekanntschaft habe, wie Sie aus diesen Recensionen — — —

Danke, danke, Herr van Petrissen! versetzte der Virtuose abwehrend.

— Bereits einige Bekanntschaft habe, wie Sie aus diesen Recensionen —

Nous verrons! rief unser Mann dazwischen. Kommen Sie Morgen zehn Uhr zur Probe Gröningerstraße Nr. 14. Adieu, Herr van Petrissen! Auf Wiedersehen.

Danke im voraus tausend mal! rief der junge Künstler, schob die Blätter in die Tasche und complimentirte sich zur Thür hinaus.

So schieden sie Beide; der Eine ziemlich gleichgültig, der Andere mit klopfendem Herzen.

Mynheer van Petrissen ist der Held unserer Geschichte... Er war der Sproß einer armen Bauernfamilie und zur Musik durch den Organisten seines Dorfs gekommen und zwar durch den neuen Organisten. Der alte hatte neben dem Schulunterricht mehr die Schneiderprofession als die Musik betrieben. Die niederländische Jugend seines Orts hatte bei diesem zur Belohnung ihres Fleißes mehr erlaubt erhalten, alte Kleider zu zertrennen, seinen Garten in Ordnung zu halten, das Vieh zu füttern, auch zu melken, kurz — nach den Mühen eines kürzern theoretischen Cursus sich für längere Zeit praktisch auszubilden. Aber sein Nachfolger! Das war ein Musiker von Fach, studirte noch immer Theorie, obgleich er bereits auf eine höhere Laufbahn resignirt hatte, und verstand also nichts als sogenannte brotlose Künste — nicht ein mal die Schneiderprofession. Sodann hielt der neue Organist strenger auf Schulbesuch, schaffte das ermunternde Prämiensystem ab und hatte endlich Neuerungen in Vorschlag gebracht, die einen directen Angriff auf die Körperconstitution seiner Gemeindemitglieder drohten. Die Orgel sollte reparirt werden, bei deren Klängen schon die Urgroßväter sanft in der Kirche einzuschlummern pflegten, und dazu wagte der Mann zu behaupten, sie sei verstimmt. Sollte das Niemand vor ihm bemerkt haben? Hatten sich nicht Alle wohlbefunden bei ihren sonntäglichen Ruhestunden? Es gab Streitigkeiten, Untersuchungen, die gegen die Gemeinde ausfielen, und die Orgel wurde reparirt. Unser Peter spielte dabei mit seinen Altersgenossen keine unwichtige Rolle und kam durch die Reparatur der Orgel und eine alte Eulenfamilie zur Musik. Das hing so zusammen:

In dem Bälgewerke, zwischen Windladen und Kanälen nistete ein Schock Eulen, deren Dasein selbst dem Gaffanten ein Räthsel war, dessen Denkvermögen amtlich freilich nicht über die Gegend von den Fußsohlen bis zu den Schenkeln sich ausbreitete. Generationen dieser musikalischen Nachtvögel führten hier ihr idyllisches, ungestörtes Leben; und klang am Sonntage die alte Orgel unter den Händen des schneidenden Organisten, so schien der Raum der Kirche eine jenseitige Welt, in denen unsichtbare Eulen schwirrten und ihre harmonisch-melodischen Gedanken beim Anblick des nächtlichen Sphärenkreises entfalteten. O! wie da Alle so andächtig mit den Augen blinzelten und sich mit den Eulen in das ewige Zwielicht sehnten!

Aber ach! vorbei war es mit der Ruhe dieser dissentirenden Sekte, als die Orgel reparirt wurde. Peter van Petrissen, ein geweckter Kopf, ein Nachkömmling der niederländischen Protestanten, wurde der Anführer einer Rotte, die gegen das Verbleiben der Schismatiker in dem rechtgläubigen Windkasten der Orgel protestirte. Die Scenen jenes Vernichtungskampfes wiederholten sich, die Eulen wurden vertrieben, getödtet oder eingefangen, aber

auch der Boden, auf dem diese Kämpfe wütheten, verlor einen Theil seines metallischen Reichthums; viele Orgelpfeifen wurden von den Schuljungen als Trophäen heimlich davongetragen.

Der neue Organist wurde den Verlust bald gewahr. Die Pfeifen fehlten und mußten neu beschafft werden. Das Sacrilegium hätte gewiß die Dorfbewohner in Harnisch gebracht, wenn es nicht ein Kügel für Alle gewesen wäre, die Schuld endgültig dem oblisten neuen Magister aufzuhälsen. Warum rührt er an heilige Einrichtungen und an die Uulen! So fragte man sich kopfschüttelnd und ging ihm aus dem Wege. Niemand half ihm den Dieben nachspüren.

Monate waren darüber hingegangen und der vereinsamte Mann kam einst in tiefem Abenddunkel von einem Besuche auf dem Nachbarhofe zurück. In der Ferne schlug ihm ein seltsames Tönen an sein Ohr und immer herzzerreißender, nervenerschütternder vibrirte die Nachtluft ihm entgegen, je weiter er sich von dem Dorfe entfernte. Alle Geister der Hölle wogen diesen hyperteufelischen Lärm nicht auf, der aus der Mitte einer blickbewachsenen Wiese hervorzudringen schien. Scheu flogen die Vögel aus ihren Ruheplätzen auf, Enten und Gänse verließen das Lager in den Moorbrüchen und schwirrten beängstigt in eingralen Zügen hin und her; nur die Frösche schienen an dem Tonfestspiel Gefallen zu finden und stellen mit einem vieltausendstimmigen Kanon: Koax, koax — drehrer in das concertirende Orchester ein.

Unser Magister wußte lange nicht, wie ihm geschah; er hörte nur jede falsche Note, und da man auch nicht eine richtige gab, fühlte er ebenso viele Dolchstiche wie Töne in seinem Herzen. Diese furchtbaren Secunden, Septimen, Nonen, die hörrible Verdrehung der Dissonanzen, die Verbindung aller Intervalle, übermäßiger, reiner, verminderter — aller Octaven ohne ein contrapunktistisches Bedenken, ohne Duo- oder Bierklang, ohne einen der gellenden Accorde, dann die Führung der Stimmen frei und phantastisch, motivirt durch die widersprechendsten Tenarten, der Gang jedes Instruments in der chromatischen Tonleiter, ohne einen andern Rhythmus als ein marschartiges Tempo — furchtbar für ein Ohr, das an Johann Sebastian's ehrwürdige, erhabene Fugen gewöhnt ist, daß eine Tortsche für den strengen, pharisäischen Geist der alten Meister hat, in dem kein Raum aus der vorgeschriebenen Himmelsbahn weichen darf. — —

Endlich war es an dem Herd dieses nächtlichen Spuks angelangt; ein schwarzer Vorgang schlich durch seine Seele. Sollten das — seine Orgelpfeifen sein? Behutsam durchwatete er den Graben, folgte dem musikalischen Gehör und schlich in dem hohen feuchten Gras[illegible]ng. Aber jetzt verstummte das Orchester; eine Solostimme blies eine unbekannte originelle Melodie ziemlich rein, inspirirt durch ein natürliches Talent, und der verwundete Magister stand einen Augenblick wie gebannt, ehe er seine Nachforschungen weiter treiben konnte. Nur einige Schritte von ihm saßen einige zwanzig seiner Schuljungen im Gras hockend und Peter, unser Peter, Meyherr von Petrissen, blies als Solist unter seinem aufgezeichneten Orchester.

Wie ein Blitz verschwanden die Jungen, als sie die Gestalt des Lehrers zwischen dem nickenden Gras bemerkten. Nur Peter blieb, verloren in die Melodie, die er aus einer eigens zugerichteten Orgelpfeife hervorbrachte, mit wirrem Haar, träumerischem Auge dastehend, ohne den Lehrer an seiner Seite zu bemerken. Jetzt soll das Orchester einfallen, er winkt als Dirigent — — Niemand folgt! Er blickt um sich, die Orgelpfeife fällt ihm aus den Händen, als er den drohenden Lehrer anstcht.

Gib her! ruft er dem angedonnerten Bürschen zu, auf die Pfeife deutend. Zitternd reicht sie ihm Peter hin. Wer hat diese Lumpen eingeschnitten? fragt er abermals streng.

Ich! jammert Peter, aber ich will's in meinem Leben nicht wieder thun. Der Or-

ft besteht die Pferde, bläst sie an, während Peter jeden Ton wie die Stimme des gten Gerichts vernimmt, die ihn zur Strafe citirt.

Diese Pferde war der Anfang der musikalischen Laufbahn unsers Helden. Da die be in der Gröningerstraße erst zu morgen angetrept war, so benutzen wir die Zeit, ges von den Schicksalen unsers Clarinettenbläsers in den folgenden Capiteln des Ausführlichern zu berichten.

Drittes Capitel.

Sancta Cäcilia.

r Tag des Gerichts war angebrochen; die Schuldigen waren ermittelt und standen in folgender Ergebung vor dem Katheder des Lehrers — vor den Augen der Classe. Die ld der Verbrecher setzte offenbar den ältlichen Mann in nicht geringe Verlegenheit und rückte und zupfte an seiner Perücke, hustete, räusperte sich, ehe er Fassung und Würde nnn. Vor ihm lagen auf dem Pulte die corpora delicti: Peter's verbesserte Pferde besonderer Stolle. Buben! ruft er aus und erhebt sein ernstes, rußiges Auge. ben! Wißt ihr, was ihr gethan habt?

Schweigen ringsum. Es währte lange, bis der alte Mann seinen Zöglingen zu müthe geführt hatte, daß sie gestehen. Es setzte ernste Strafen. Selbst Peter ge die Vorrechte einer höchsteigenen körperlichen Züchtigung. Wie die Schule be et, folgte noch ein Strafgericht im Aelternhause. Wie finden Peter's zur Raison n eine Thürpfoste angebunden. Jeder der Verabredetheiden hat die ernste Weisung, ihm zugefallenen Theile des Delinquenten einen wohlgemeinten Hieb zu geben. Aber Anfang blieb dieser Vorsatz doch zu der musikalischen Laufbahn. Wie ein wohlendes Feuer strömte des Magisters Lobrede über sein Blasen in sein Herz und entdete seine junge Phantasie. An die Thürpfoste gefesselt, dichte er die Entschädigung r sein Schicksal, Musikant zu werden.

Machen Sie aus dem Buben, was Sie wollen! sagten die Aeltern. „Ihre Hand auf!“ rief der Beschäger den Knaben — schon begeistert für ihn. Welcher Lehrer ist nicht die Wonne, seine Methode in seiner Nachfolge geschert zu sehen!

Seit diesem denkwürdigen Tage hatte Peter einen guten Theil seines moralischen Einflusses in der Petrifien'schen Familie verloren. Es soll damit nicht gesagt sein, daß Oberhaupt jemals einen solchen besessen; aber für Mynheer van Petrifien seine waren moralischer Besteigung seine Kinder, was für den Kaufmann Wechsel auf langes Ziel e. Er achtete Den natürlich am meisten, bei dessen persönlichen Eigenschaften er am meisten Ochsen denken konnte. Demgemäß war Peter ein sogenanntes „fauler“ Pa- r, das zwar nicht ganz von dem Privatconto seiner niederländischen Vaterliebe abgeschrieben war, aber aus dem Hauptbuche der Familie schied — mit einem Wort — das ße Handlungshaus Zukunft fallirte in Bezug auf Peter und man mußte abwarten, s aus der Masse allenfalls noch zu retten war. Einstweilen blieb Peter als „fauler chsel“ in seinem älterlichen Hause.

Eine ganz andere Bedeutung hatte Peter dagegen für den alten Organisten gewon- . Peter war für ihn das musikalische Thema einer Composition, in der er seine in- ssten Gefühle und Gedanken niederlegen wollte. Auch er hatte einst geträumt und gehofft, rungen und gestrebt, er hatte resignirt, sich selbst aufgeben müssen und war nun glück- , die Selbstverleugnung und ihre Früchte wieder genießen zu können, der zusammen t seiner Mutter dem Grabe verfallen waren. Gemeinsam, sein persönliches Interesse. ne Neigungen nur in dem Spiegelbilde einer zweiten Persönlichkeit wiederzusehen, hatte sich in seiner Verlassenheit höchst unglücklich gefühlt. Seine Schale füllte die musika-

liſche Bedürftigkeit ſeiner Seele nicht aus, ſeine muſikaliſchen Studien ſtellten ihm die aufgegebene Laufbahn vor Augen und er hatte Niemanden mehr, dem er dieſe geopferten Intereſſen zu Füßen legen konnte. Da wurde Peter, deſſen muſikaliſches Talent er entdeckte, aber vielleicht überſchätzte, ein Gegenſtand ſeines poetiſchen Cultus, ſeiner Phantaſie. Alle ſeine frühern Träume wurden in ihm wach, aber er wurde jünger, war nicht mehr der gealterte, ernſte Organiſt, der wehmüthige, halbgebrochene Mann — — er war mitten im Kindesalter, hatte auch nicht mehr als elf Jahre auf dem Nacken, fühlte ſich munter, kindlich ſtrebſam, ungebeugt, er war in ſeinen Phantaſieen Mynheer Peter van Petriſſen in höchſteigener Perſon.

Glücklich, heiter, wie er ſich nie gekannt, von einem Eifer beſeelt, den er nur in früher Jugend beſeſſen, ſaß er vor ſeinem geliebten Flügel und extemporiſirte eine Fuge, ſchlug ein Thema an, kräftig, heiter und ruhig, gehoben von der bewußten Tüchtigkeit, und dieſes Thema in F-dur war Peter, der Führer ſeiner Fuge, Peter, der verjüngte Organiſt, ſein zweites hoffnungsreiches Ich. In einer andern Stimme, auf einer andern Stufe der Lebenstonleiter fiel er ſelbſt als Begleiter ein, ſuchte ſich ſeinem jungen Führer anzupaſſen, ähnlich zu machen, modulirte ſein Gemüth ſelbſt vorübergehend in andere Tonarten und ſchritt, jeden Anklang ſeines Führers beantwortend, rüſtig neben ihm her. Er folgte ihm, wie er die verſchiedenen Stimmen des Lebens, von der Oberſtimme bis zur Unterſtimme, durchmaß; ſie wanderten vorüber an den Gegenharmonieen, die ſich auf ihrer Bahn gegen ſie auflehnten, ihren Wünſchen entgegentraten, gegen ihre Hoffnungen contraſtirten und zwangen ſie in den Einklang ihres Strebens; ſie ergötzten ſich miteinander an den zwiſchenklingenden Harmonieen, in denen ſie ausruhten von dem Ernſte ihrer Grundgedanken, und ſtiegen immer höher, kühner auf den Staffeln der Gefühlstonleiter empor, von einer zur andern, vom ernſten Streben zum ſtürmiſchen Kampfe, zur triumphirenden Ruhe; vom Enthuſiasmus des Herzens zur Weichheit des Gefühls; vom Schmerz, von der Verzweiflung bis zum Es-dur der Liebe und Kraft und kehrten modulirend zurück zu ihrem leitenden Thema, führten alle Melodieen zuſammen nach einem Ton hin, nach einem dominirenden Klange, der, ausgehalten vom kräftigen Baßbewußtſein, in reichern, freiern Combinationen das zur Melodie entfaltete Thema der künſtleriſchen Vollendung entgegenführt. Auf dem Orgelpunkte dieſer Fuge ruhte verſöhnt das Leben und Streben unſers Organiſten, das Ideal des Künſtlers, das er für ſich geträumt hatte und das er in einem Knaben vom Lande wiederzufinden hoffte.

Es iſt kaum glaublich und anzunehmen, daß Peter ſchon damals ahnte, was ſein Lehrer in den Muſeſtunden mit ihm vornahm. Nie hätte er ſich träumen laſſen, daß ſeine an ſich übermäßig ſchlanke Geſtalt zu einem melodiſchen Faden ausgeſponnen und zu einem ſo kunſtreichen Gewebe verflochten werden könnte, an dem mit ſtillem Ergötzen das innere Auge des Organiſten hing. Peter war und blieb derſelbe kecke, ſorgloſe Burſche, nur altklüger, vorlauter als in den Zeiten, wo er ſeinem Vater noch einige Hoffnung übrigließ. Es iſt wahr er zeigte Anlage und muſterhaften Fleiß, er ergötzte ſeinen Lehrer durch einen gewiſſen Humor und blieb trotz ſeiner Rührreiſe immer noch der naive Knabe; es läßt ſich auch nicht leugnen, daß er einen hohen Begriff von der Würde des Berufs hatte, dem er ſich widmen wollte; er ließ ſich von der Muſik feſſeln, hinreißen, bezaubern, aber Alles that der Augenblick, der ihm ebenſo ſchnell Stimmungen eingab als verwiſchte.

Auf dem Piano brachte Peter es bald zu großer Fertigkeit und doch konnte er ihm keinen beſondern Geſchmack abgewinnen. Er ſollte da ſein Temperament immer mäßigen, er durfte ſeinen Humor nicht austoben und pflegte ſeinem Lehrer zu ſagen: das Pianoforte ſei ein gar zu geſetztes Inſtrument; er könne ſich nicht denken, daß ſich deſſen Töne jemals vor Lachen wälzen könnten. Darüber wurde unſer Meiſter bitterböſe, denn er dachte

an seine Orgel, von der diese indiscrete Behauptung mit viel größerm Rechte gemacht werden konnte. Peter aber wußte ihn durch irgend eine geschickte Improvisation zu versöhnen und Beide lachten so herzlich zusammen, daß der Friede sich leicht zwischen ihnen herstellte.

Am gründlichsten war der Unterricht im Generalbaß, dem Peter um so geneigteres Gehör gab, als er ihm durch das Orgelspiel seines Meisters anschaulicher wurde. Das war überdies das Steckenpferd unsers Organisten, der keine größere Angst auf der Welt hatte, als Peter würde sich der frivolen Musik in die Arme werfen und die Fußtritte ehrwürdiger Meister, die seiner Meinung nach bis zu Beethoven gingen, leichtsinnig verlassen. Durch seinen gründlichen Unterricht suchte er ihn davon abzuhalten, prägte ihm nicht nur die Wissenschaft der Musik ein, sondern wirkte auch durch Gespräch und Lectüre auf die ästhetische Richtung seines Gefühls hin. Aber wie erstaunte er nicht, als Peter ihm eines Tags den festen Entschluß ankündigte, er wollte sich zum Virtuosen auf der Clarinette ausbilden, als sein Lieblingsplan, ihn allmälig ganz und gar für Orgel und Clavier einzunehmen, so vollständig gescheitert war!

Peter, sagte er, weißt du auch, was es noch Schlimmeres gibt als eine Clarinette?

Nein! erwiderte dieser.

Zwei Clarinetten! versetzte der Alte mit großem Ernst und glaubte den Enthusiasmus Peter's vollständig niedergeschmettert zu haben.

Aber dieser war ein wenig schlauer als sein Lehrer und wußte ihm so lange um den Bart zu gehen, daß er ihm eines Tags mit wichtiger Miene ankündigte, er wolle ihn von jetzt ab auf der Clarinette unterrichten, da es für einen künftigen Tonmeister gut sei, die Technik mehrer Instrumente kennen zu lernen.

Das Unglück wollte aber, daß Peter die Clarinette bald besser spielte als sein Meister und das setzte diesen in nicht geringe Verlegenheit, um so mehr, als Peter unter seiner nun sechsjährigen Leitung auch im Contrapunkte solche Fortschritte gemacht hatte, daß er schon anfing, kleine Compositionen ohne besondere Fehler zu Papier zu bringen. Der theoretische Unterricht allein hätte ihm gewiß noch Vieles nützen können, aber was half ihm das Lesen einer Partitur, wenn er von den Instrumenten so gut wie gar keine Vorstellung hatte? Er mußte in eine große Stadt, mußte Musik hören, wenn das theoretische Studium ihm ersprießlich sein sollte — aber wie viele musikalische Klippen gibt es da nicht: Tänze, Ballets, Opern, Saloncoucerts! Dem armen Magister schwindelte der Kopf dabei, nur dachte er nicht an die pecuniären Klippen. Und dann wieder kam ihm der Gedanke seiner abermaligen Vereinsamung so schrecklich vor, er empfand es so lebhaft, daß ein comes ohne dux nichts sei, daß er viele schlaflose Nächte hatte. Dieser Gedanke aber bewog ihn, seinen Plan früher zur Reife gedeihen zu lassen, als es sonst geschehen war. Er befürchtete, daß er zu lange an sich und zu spät an Peter gedacht habe; daß er seiner Künstlerlaufbahn (darunter verstand er Peter's und seine eigene) dadurch schädlich geworden sei; kurz, daß Peter ohne Umstände aus dem Hause müsse, lieber heute als morgen.

Und es geschah also.

Wir lassen Peter'n und seinem Lehrer, der diesen Plan bei den Alten durchsetzte, einige Tage, um sich zu freuen, und dem Dorfschneider Zeit, um sich auf den Schnitt zu besinnen, den er vor vielen Jahren den jungen Herren der Stadt zugerichtet hat. Peter sollte in eine Hauptstadt, zu einem Bekannten des Organisten, der ihm eine Wohnung geben wollte; einer oder der andere Freund hatte sich zu einem Mittagstische verstanden und was sonst zum Leben oder zum Unterrichte gehörte, floß aus der Tasche des Organisten. Der Dorfschneider war der Erste, der von seiner Artigkeit prostituirte und unsern Peter fashionable machte. Einige Zeit darauf stand der Wagen des Herrn Patrissen,

mit zwei kräftigen Gäulen bespannt, vor der Thür und Peter nahm eben mit seinem Gepäck Platz darauf, begleitet von dem Schulmeister, der ihn nach der nächsten Stadt zur Post bringen sollte. Die Scenen der Rührung waren über die heftigsten Momente des Abschiednehmens gediehen, nur Peter weinte mehr, als es für die Klarheit seiner Gesichtsfarbe dienlich war. Endlich stieg auch der Ochsenknecht auf seinen Sitz und nach einigen neuen Ergüssen der Familienliebe und Zärtlichkeit, die selbst ein Musikant nicht ganz vernachlässigt, fuhr das edle Gespann bedächtig seines Weges, fast zu langsam für den Organisten, der sich auf einer Expedition zur Entdeckung der Welt begriffen glaubte. Der Alte war ungemein heiter, weil er sich einbildete, er habe über Nacht die Selbstsucht total niedergeworfen, und je mehr sein Zögling in immer wiederkehrenden Anfällen schluchzte, um so mehr heiterte sich sein Gesicht auf. Peter und er, meinte er bei sich, wären nur Eine Seele, und wenn Jener traurig wäre, müßte er als die ältere Hälfte vergnüglich sein; denn ein böses Zeichen wäre es für einen Kunstjünger, mit trübem Auge seine eigene Zukunft anzuschauen.

Unter solchen philosophischen Gedanken setzten sie ihre Reise fort und so oft sie ein Dorf passirten, fragte der Alte seinen Peter, ob er noch keinen Hunger fühle. Im Stillen ärgerte er sich darüber, daß dieser beharrlich dankte, denn es war ihm so ums Herz, als müßte er noch auf dieser Reise irgend etwas Bedeutendes für seinen Liebling thun, und da er nicht wußte was, so fiel er mechanisch auf den Gedanken, daß Reiseluft für junge Leute sehr zehrend sei. Peter mochte indessen anderer Meinung sein, denn seine Henkersmahlzeit zu Hause drückte ihm noch die Kehle ab und alle seine Drüsen hatten eine unbestimmte Thätigkeit nach den Augen hin angenommen. Vergebens suchte der Lehrer nach einem Trost für ihn.

Peter! brachte er endlich tröstend heraus und er sah so vergnügt aus wie ein Laubfrosch, der eine Bremse hinunterschlucken will, Peter! das Sprüchwort sagt: Ars est longa, vita brevis, das heißt, ich möchte behaupten, auch das Leben sei nicht so kurz, daß man sich nicht oft wiederbegegnen könnte.

Der Ochsenknecht peitschte, um seinerseits nicht auch die Fassung zu verlieren, und das trübselige Kleeblatt hielt endlich vor der Post des Nachbarstädtchens, um sich drinnen das letzte Lebewohl zu sagen. Sie stiegen ab, der Organist bestellte ein leckeres Abendessen, ja sogar eine Flasche vom besten Wein, den der Wirth nur in seinem Keller habe.

Das Essen kam, der Wein kam, die feierliche Stimmung mehrte sich. Peter, stoß an! Wir sind Hercules am Scheidewege! sagte der Alte. Verstehst mich recht, Peter! Vor uns liegen zwei Wege; der eine ist schmal, dornenvoll, rauh und mühsam — es ist der der Tugend; der andere ist breit, lachend, mit verlockenden Früchten geschmückt; aber das Laster wandelt auf ihm. Peter, wie heißt das zweite Gebot?

Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen — —

Recht so! Auch die Musik ist sein Namen und die Töne sind der Hauch seines Athems, der im Menschenherzen widerhallt. Peter! fuhr der Alte begeistert mit erhobener Stimme fort, die Musik ist eine göttliche Kunst und ihre Geburtsstätte ist das Firmament mit seinen dahinrollenden Sternen. Studire die alten Meister, sieh', wie in ihren Fugen die Töne sich umschwingen wie eilende Planeten, selbständig, losgerissen, unbekümmert einer um den andern und doch umschlungen von einem geheimnißvollen Bande, von einem ewigen Gesetz der Nothwendigkeit, das die Priester der Musik mit hoher, heiliger Achtung vor ihrer Kunst erfüllt! Andere Meister kamen und führten ihren Reigen auf die Erde herab; in den harmonischen Gang der Himmelskörper flochten sie die Melodie des freien menschlichen Herzens — frei, weil es an der Quelle der Schönheit getauscht hat — in die blinde Nothwendigkeit des Weltalls führten sie die prophetische Nothwendigkeit des wahren Gefühls ein — wahr, weil es aus der Quelle der Natur getrunken — und

die Kunſt wurde heimiſch unter uns, ein Bekenntniß des göttlichen Namens, den wir nicht unnützlich führen ſollen. Aber einmal auf der Erde, wurde ſie entweiht von der profanen Menge, vergaß ſie die Heiligkeit ihres Urſprungs, buhlte mit verdorbenen Herzen, ward eine geſchminkte Dirne, die böſem Erwerb nachläuft und die Myſterien der reinen Liebe, des weltſchöpferiſchen Feuers, zu einem unreinen Prunke entwürdigt. Hüte dich, Peter, vor dieſem Weibe! Gold und Anſehen wird ſie dir verſprechen, nichts unverſucht laſſen, dich zum Sklaven ihrer Buhlerkünſte zu machen. Hüte dich! Und wenn du zu Füßen jenes himmliſchen Weibes ſitzeſt, arm und verkannt; wenn du ein Stück Brot mit Sorgen verzehrſt, ſie wird dir Melodieen in dein Ohr ſingen, tröſtend dein Herz von dannen tragen auf den Flügen ihres Liedes — Peter, du wirſt glücklich ſein, wie ich es jetzt bin! Ja, ich ſchwör's, dies iſt die ſchönſte Stunde meines Lebens!

Feucht waren Beider Augen, aber zu ſtolz ſchienen ſie, um zu weinen. . .

Du wirſt dich nicht abwenden von deiner Zeit — fuhr der Alte fort — vielleicht that ich es nur zu ſehr — Peter, lauſche ihrem Drange, aber dann zieh' dich zurück in die ſchöpferiſche Stille des claſſiſchen Heiligthums! Athme die friſche, kräftige Luft! Hol' dir aus den geweihten Eichen die Orakel für die Gegenwart, in der du lebſt, für die du ſtrebſt! Tritt bis an die Grenze deines Selbſt, reiche den Menſchen die Hand, führe ſie hinüber auf den Weg, den du wandelſt, aber verlaß dich ſelbſt nie — niemals! Opfere ihnen nie dein Herz, das du heut' und immerdar der göttlichen, ewigen Kunſt opferſt! Es wird eine Mode herrſchen, man wird Dichtungen wie neue Kleider betrachten, an die Stelle des Edeln das Geſuchte, des Originellen das Pikante, des Großartigen das Verzärtelte, Entnervte ſetzen; man wird mit Effecten ſpielen, jedes Jahr vielleicht eine neue Erfindung beklatſchen, das Handwerk bewundern und die Kunſt verlieren. Der Künſtler wird eine Rangſtufe einnehmen mit dem Seiltänzer, Taſchenſpieler — und die Charlatane werden die großen Märkte beſuchen, nachdem ſie Ausrufer mit Trommel und Poſaune vor ſich hingeſchickt haben. — — Peter, laß mich nie deinen Namen unter ihnen hören! Verſchmachte lieber als Organiſt eines kleinen Dorfs! Nein! komm und theile mit deinem Lehrer! Wir werden Muſik machen und von unſern verlorenen Hoffnungen ſprechen. Stoß an, Peter! Auf dieſes Glas verſprichſt du, dem ewigen Geiſte der Muſik treu zu bleiben, ihn nie um eines Vortheils willen zu profaniren; denn der Herr wird Den nicht ungeſtraft laſſen, der ſeinen Namen mißbraucht!

Und ſie leerten Glas auf Glas, bis unſerm jungen Freunde der Satz klar wurde, daß die Erde nicht feſtſtehe, ſondern ſich fortbewege und ſchwimme im Ocean, tanze auf einem Beine nach einer Melodie, die das angetrunkene Orcheſter des Firmaments ihr vorſpiele. Es war eine Seligkeit in der Luft, ſo weich, ſo wehmüthig, das Weltall dünkte ihm eine rieſige Thränendrüſe, die jeden Augenblick in Regenſchauer zu zerplatzen drohte.

Peter, fragte der Magiſter, was denkſt du jetzt?

Ach! flüſterte Peter, ich denke daran, was die Flaſche für eine ſonderbare Melodie bläſt; wie ſie ſich hin und her dreht, und da fällt mir ein, wie glücklich ſo eine Flaſche iſt.

Peter, ſagte der Organiſt, ich höre keine ſonderbare Melodie!

Ach ja! fuhr Peter fort; ſo eine Flaſche braucht's nicht zu lernen und die Gläſer begleiten ihre Melodie in herrlichen Accorden.

Peter, mahnte der Lehrer, komm zu dir!

Tara! ſchmetterte das Poſthorn; komm zu mir!

Und ob der Lehrer oder das Poſthorn Peter's muſikaliſche Phantaſieen unterbrochen, muß für alle Zeiten ein Räthſel bleiben.

Zum Abſchied! rief der Organiſt, beide Gläſer füllend.

Zum Abſchied! ſagte Peter.

Und, Peter, wir sind jetzt ebenbürtig, du mußt mich künftig Du nennen!

Du! — Sie leerten die Gläser, das Posthorn mahnte. Noch eine Umarmung — und noch eine — und vor der Thür noch eine letzte — und „Peter, ich habe vergessen, bleib' gesund!" — dann eine letzte, lange Umarmung; dahin ging der Wagen; unser alter Freund stand einsam da und die Selbstsucht, die unbezwingliche Selbstsucht perlte aus den Augen, drang mächtiger und mächtiger hervor, bis der Ochsenknecht an die Heimkehr mahnte — &c. —

Hoch stand der Mond am Himmel, leichte Wolken zogen darüber. Der heimkehrende Organist fuhr unter ihm hin und gedachte still — seines stillen, aber glücklichen Lebens.

(In der folgenden Nummer das vierte Capitel: Weitgewähl und Dachstube.)

Bogumil Dawison.

Anknüpfend an unsere neulichen Bemerkungen (Nr. 12) über den gegenwärtigen Stand der deutschen Bühne können wir als Beweis für die mißliche Lage, in welche die wahren Interessen der Literatur und Kunst bei der Abhängigkeit der Bühnen vom Schauspielereinfluß gerathen, sogleich den Umstand geltend machen, daß seit etwa vier bis fünf Jahren, wo die Schauspieler aller Orten, mit Ausnahme Wiens und Münchens, die Bühnen regieren, die Gastspiele bedeutender Künstler fast gänzlich abgekommen sind. Denn niemals wird ein machtbetrauter Regisseur seinem Intendanten oder wol gar ein dirigirender Oberregisseur sich selbst zumuthen, eine bedeutende Capacität auf seinen ihm unterworfenen Bretern auftreten zu lassen, wenn es sich nicht, nothgedrungenermaßen, um Engagement handelt. In alten Zeiten herrschte darin eine löblichere Sitte. Es reihete sich jede Bühne zu Heil und Segen an, wenn ein Iffland zu einem Gastrolencyclus kam; Bücher wurden über seine Leistungen in Weimar und Hamburg geschrieben. Schröder besuchte Wien auch ohne die Absicht, dort dauernd zu verbleiben. Eßlair zeigte seine Kunst aller Orten. Noch Seydelmann und in unsern Tagen der einzige Emil Devrient benutzten ihre Urlaube, um ihr Talent auch an den Orten zu zeigen, wo sie zunächst nicht wirken. Aber von Jahr zu Jahr schon wird die Bedeutung der Orte, wo sie Gastspiele geben, geringfügiger. Schon Seydelmann fand man zuletzt öfter in Posen, Stettin, Magdeburg gastirend, als in Wien, München, Hamburg. Emil Devrient spielt öfter in Breslau, Köln, Mainz, Darmstadt, Frankfurt am Main, als in den großen Städten, wo seine Leistungen den Maßstab der Beurtheilung des Publicums an wahre und lebendige Darstellungsweise steigern und gewissen Localregenten gefährlich werden könnten. Dies sind die Folgen der sogenannten Selbstregierung des Bühnenwesens. Wir könnten namhafte Talente kenntlich machen, die nie in die Lage kommen, an einer großen und bedeutenden Bühne ihre Fähigkeiten gastspielweise zu entfalten. Sie werden eben zum Besuche nicht aufgefodert.

Einer derjenigen Künstler, die allen Regisseuren zum Trotz, allen, von Regisseuren abhängigen Intendanten zu einer wahren Erquickung und Erlösung von der Knechtschaft durch Schauspielerlaunen und zur Füllung ihrer Kassen auf den ersten Theatern Deutschlands jetzt gastiren sollten, ist Bogumil Dawison vom wiener Burgtheater. Bekanntlich Pole von Geburt, hat sich dieser außerordentliche Darsteller die deutsche Sprache zwar nicht ganz dialektfrei, aber doch mit einer solchen Sicherheit zueigen gemacht, daß sie ihm wie seine Muttersprache geläufig ist. Er denkt deutsch; seitdem ist er ein Deutscher und unsere Bühne hat Ursache, auf ihn stolz zu sein. Ueberall wo Dawison auftritt, wird er die Hallen der Bühnenkunst füllen. Er wird zuweilen nicht ganz befriedigen, nicht

die Vorstellung „decken", die man mit dieser und jener Rolle verbindet, aber an
wird er die ganze höhere Intelligenz jeder Stadt. Er wird den Künstler, den Ge
n, den gebildeten Weltmann in die Theatervorstellungen, die ihnen seit Jahren viel
schon fremd geworden, wieder zurückrufen. Er wird durch seinen Richard III,
Mephisto, durch Hämlet sogar, den er mit der ganzen Tiefe und abspring
n Bizarrerie gibt, wie wir uns diesen prinzlichen Studenten von Wittenberg nur
n können, alle die Erörterungen anregen, die z. B. in Berlin mit dem Tode Dey
nn's eingeschlummert scheinen. Er wird jedem seinen Publicum (wie kürzlich dem
ner) das unendliche Behagen wecken, Shakspeare, Schiller, Goethe mit dem Geiste
stellt zu sehen, wo die Dichter sagen würden: „Das ist Fleisch von meinem Fleisch
Bein von meinem Bein!" Das entsetzliche Unter-der-Rolle-Stehen, das man
rauften und redlichsten Schauspielern oft ansieht, diese unerquickliche, trostlose Un
ung des Hörers, in der verarbeiteten Aufgabe Mühe statt Arbeit, Knechtschaft statt
eit, Blindheit statt Hellsehen zu erblicken, fällt bei Dawison gänzlich weg. Dieser
iche Schauspieler steht seinen Aufgaben auf jeder Linie gleich, soweit sich Production
Reproduction überhaupt gleichstehen können. Wie es unleugbar ein großes Behagen
ewährt, sich sagen zu können, man befinde sich irgendwo „in guter Gesellschaft", so
n auch die Dawison'schen Darstellungen das Behagen aus, man befinde sich in der
Gesellschaft der intellectuellen Verwandtschaft mit den Aufgaben, die er löst. Kenner
stoßenden Unbildung im Künstlerleben (die musikalische, artistische und literarische
davon gar nicht ausgenommen) werden verstehen, welches Behagen wir meinen.
Es ist aber darum noch nicht gesagt, daß wir mit Dawison überall ganz einver
n sind. Seiner ganzen schauspielerischen Weise wäre sogar vorzuwerfen, daß sich
ein gewisser Uebermuth des Verstandes, eine triumphirende Keckheit der Dialektik,
rausfordernde Willkür mit gewissen Wagnissen, gewissen Effectrucken, gewissen,
ßigen gegebenen Theatermanieren geltend macht. „Das ist Pole!" möchten
m gebrochenen Deutsch mit dem „alten Studenten" sagen. Kecker, sporen
der Uebermuth; nicht immer die deutsche Weihe und ganze Unterwerfung unter
rheimnisse des verborgenen Saiten-Bildes der Kunst. Wo indessen dieser Cham
geist, dieser prickelnde Esprit, diese Lust an greller Farbe, selbst an den grellen
der Wehmuth, der Rührung, Melancholie und des Wahnsinns mit dem Geiste
ollen in Einklang steht, wo die volle Gelegenheit geboten ist, sich mit der ganzen
einer geistreichen Subjectivität geltend zu machen, da fällt die Aufgabe und die
lung dieses Künstlers so harmonisch zusammen, daß man ein anderes Bild weder
n mag, noch wünschen darf. Gewöhnlich endlich ist bei Dawison Nichts. Selbst
wie sein Shylock erschien, unfertigen Rolle fehlen weder die Spuren der Genialität
e ersten und besten Zeugnisse des bewunderungswürdigsten Studiums.
inige Gefahr scheint uns für Dawison in wiener Einflüssen zu liegen. Die wun
, reizvolle Ton-Scala eines Ludwig Löwe ist es vielleicht, die zur wiener Dar
ömanier sein Organ mehr in die Höhe treibt als es sollte und ihn zuweilen zu
den Spitzen der Nuancirung, die unschön sind, verführt. Auch die Neigung zum
n ist entschieden gefährlich. Gewisse Abgangs-Dehnungen, gewisse bedeutung
nde Pausen gehören alle in die obige Rubrik der kleinen Rügen, die man
nz unterdrücken kann. Indessen ist Dawison der Mann, solche Dinge abzulegen.
erraschte ihn noch so sehr die Aufgabe, vor einem neuen Publicum sich möglichst
zu zeigen, daß er mit der Zeit mehr Ruhe, mehr Vertrauen in sich selbst und
ere Abwarten des Verlaufs einer solchen Gastdarstellung gewinnen wird. Er wird
dahin kommen, sein Repertoire festzusetzen, auf Reisen keine neuen Versuche zu
die Wirkungen seiner Rollen in einer gewissen Steigerung und demzufolge noth-

wendigen Anordnung zu beobachten. Es wird freilich leider auch bei ihm allmälig dahin kommen, daß er einen gewissen Cyklus von zwölf Rollen sich zusammenstellen und diesen überall allein vorführen muß; indessen, so mißliche Extreme es in der Sitte der Gastspiele auch geben kann, den Nutzen haben sie unbedingt, daß sie die allgemeine deutsche Schauspielkunst wieder mehr in einen fördernden Zusammenhang bringen, den Weiteifer der Guten heben, verjumpfte Selbstgenügsamkeit und die bösen Dünste der Localeitelkeit vertreiben, dem Publicum wieder den rechten Maßstab seiner Forderungen an die Darstellung überhaupt vorführen und endlich manchem jungen Anfänger, der still und bescheiden sich solche ausgezeichneten, genialen und in Rollen wie Franz Moor kaum zu übertreffenden Erscheinungen wie Dawison von einem Plätzchen hinter den Coulissen aus betrachtet, ein Muster des Studiums geben und eine Fackel anzünden, in der dunkeln Nacht seiner Ahnung über wahre Kunst den rechten Weg zu finden.

Anregungen.

Die Steinkohle und das Mikroskop.

Schon oft hat man die Versteinerungen die Denkmünzen der Schöpfung genannt. Sie sind für den Forscher der Erdgeschichte vollkommen Das, was dem Forscher der Menschengeschichte alte Münzen und Monumente sind. Beide lesen daraus die Geschichte vergangener Zeiten; nur reichen die Urkunden der Erdgeschichte weiter zurück als die der Menschengeschichte. Aus vergleichenden Untersuchungen über den Abkühlungsproceß unsers einst feuerflüssig gewesenen Erdballs wird es glaublich, daß seit Bildung der Steinkohlenschichten acht Millionen Jahre verflossen seien.

So bezeichnet Roßmäßler („Die Versteinerungen", Leipzig 1853) an sich treffend die Bedeutung jener merkwürdigen Ueberreste von Pflanzen und Thieren, die wir in der Erde bisweilen in großer Menge antreffen. Doch wird es dem Naturforscher dabei oft ergehen wie dem Geschichtforscher, der aus einigen Worten, die er auf einem alten Denkmale findet, oder aus einer Figur, die das Gepräge einer alten Münze bildet, ein ganzes Stück Geschichte irgend eines längst untergegangenen Volks herleiten will. Mancher wird doch ungläubig den Kopf schütteln ob der kühnen Schlüsse.

Für den Eingeweihten verschwinden allerdings zuweilen die Zweifel, die beim ersten Blicke Laien mißtrauisch machen; dem Naturforscher dürfte es gewöhnlich leichter gelingen, seine Zweifler zu überzeugen, da er seine Beweise gewöhnlich sehen lassen kann. Sind z. B. die Steinkohlenlager wirklich versunkene Wälder? Daß die Steinkohlen brennen, ist kein Beweis, denn es gibt mancherlei brennbare Körper. Haben sie doch mit der Holzkohle kaum etwas Weiteres als die schwarze Farbe gemein, während man an dieser allerdings noch die äußere und innere Form des Holzes, die Fasern, die Jahresringe sieht. Um einen solchen Zweifler zu überzeugen, wird der Geolog ihm zuerst die vielen Arten von Stengeln, Stämmen und Blättern zeigen, die man in den Thon- und Sandschichten der Steinkohlenlager findet. Aber die Steinkohle selbst? Diese harten, spröden, in unregelmäßige Stücke zerspringenden Körper, die eben Steinen so ganz ähnlich sind und keine Spur von Pflanzennatur verrathen? Hier wird der Geolog zu seinem feinsten Prüfungsmittel, zum Mikroskope, greifen. Er wird vor den Augen des Zweifelnden einen feinen Splitter gewöhnlichen Tannenholzes darunterlegen und ihn die innere Gestalt desselben sehen lassen. Dann wird er von einem Stück Steinkohle einen ebenso feinen Splitter abspalten, ihn vielleicht auf einem Steine so dünn abschleifen, daß er durchscheinend wird, und nun wird dieser Kohlensplitter die Bildung des Tannenholzes so deutlich zeigen, die Form der Zellen mit ihren merkwürdigen ringförmigen Zeichnungen so deutlich wiedergeben, daß augenblicklich jeder Zweifel schwinden und der Beschauer ausrufen wird: Das war einst wirkliches Tannenholz!

Wer sich über jene merkwürdigen Ueberreste untergegangener Pflanzen- und Thiergeschlechter des Nähern unterrichten will und nicht bis zu Burmeister's „Geschichte der Schöpfung" hinausgreifen kann, dem empfehlen wir Roßmäßler's obengenanntes Werkchen, dessen Lectüre ihn auf die leichteste Weise in diesen Gegenstand einführen wird.

Völkermischung.

Wo fände sie sich mehr als in Nordamerika? Die Söhne der puritanischen und presbyterianischen Auswanderer vermischen sich hier mit Auswanderern aus jeglichem Reiche und jeglichem Winkel des Erdballs. England sendet seine Ackerbauer, und man hört den alten Yorkshiredialekt auf so manchem Grundeigenthum. Schottland ist vollständig repräsentirt; die Plaids vermehren oft das Malerische der amerikanischen Scenerie. Irland nimmt wandernd alle Kanäle und Eisenbahnen Amerikas in Beschlag; der torfere Hugenott ist da; Deutschland liefert seine kurzgebauten Söhne; selbst der Castilianer wohnt auf des Yankee's Boden, während der sonnenverbrannte Italiener, der Pole, der Ungar, der hastige Russe, der beturbante Türke, der Südamerikaner und der Insulaner ihre Anstrengungen und ihre Schicksale in einem gemeinschaftlichen Lande vereinigen. Im Laufe der letzten Monate ist noch der unübersteigliche Schlagbaum, der bisher die Millionen Chinas absperrte, gebrochen und die Bewohner des himmlischen Reichs strömen jetzt scharenweise nach den Küsten des Stillen Meers. Eine so mannichfaltige Mischung aller Völkerracen muß seltsame Resultate hervorbringen. Es steht zu hoffen, daß von jedem Nationalcharakter sich dabei — nur das Gute erhält.

Amerikas allmälige Entdeckung.

An einem Werke, das uns die Geschichte der allmäligen Entdeckungen der einzelnen Bestandtheile Amerikas erzählen soll, arbeitet in diesem Augenblicke mit gewohntem Sammlerfleiße und gründlichem Quellenstudium der gelehrte Tourist J. G. Kohl. Er hat sich die schöne Aufgabe gestellt, Amerika so zu schildern, wie es für Europa allmälig gleichsam aus den Nebeln der Fremde heraustrat, bald da eine Stromesmündung, dort eine Insel, hier ein inneres Land zeigte und dem behutsam forschenden Entdeckungseifer allmälig die Wirklichkeit statt der Fabel enthüllte, mit Ausnahme der arktischen Regionen, die wol noch lange Franklin's unentdecktes Grab bleiben werden.

Thackeray.

Der neue Roman, den der Verfasser des „Arthur Pendennis" vor seiner Reise nach Amerika (er war diesen Sommer in Dresden und zeigte sich von einer fast tragikomischen, bald künstlichen, bald vielleicht natürlichen Spleenbehaftung) in England zurückließ, wird nicht besonders gerühmt. Er soll zu berechnet und mit dem Buche des Tags: „Onkel Tom", verglichen, von einer erkältenden Kunstdürftigkeit sein.

Eine Erläuterung der münchener Galerieen.

Ein Proceß wollte dem Kunsthändler Payne in Leipzig verbieten, die Copieen der vorzüglichsten Bilder der münchener Sammlungen durch Stahlstiche zu vervielfältigen. Indessen hat ein richterliches Erkenntniß, so viel wir hören, in erster Instanz zu seinen Gunsten entschieden. Es sind bis jetzt zehn Lieferungen seiner Zusammenstellung der besten Bilderrepien erschienen und bringen Stahlstiche, die mehr oder minder gelungen zu nennen sind.

Einen leider durch Druckfehler und Incorrectheiten aller Art entstellten Text zu diesen Bildern schreibt C. A. Vanck. Es frage sich, ob man für die Berechtigung einer vorzugsweise novellistisch gehaltenen Bildererläuterung vom Standpunkte der Aesthetik Grundsätze aufstellen könne, die bei einem solchen Unternehmen über die nächste Förderung eines buchhändlerischen Zweckes hinausgingen. Gründet man Bilder, die, wie Hogarth's Werke, schon gleichsam an sich so zu sagen als Auge zum Knacken erfunden wurden, so ist die grobeinkörnige, kannelirte, oft geschraubt-spitzfindige Erklärung Lichtenberg's gerechtfertigt. Will man ferner eine niederländische Gruppe oder ein Nachtstück Gavaggio's oder Salvator Rosa's in einem möglichst wahrscheinlichen Zusammenhange der ihm zum Grunde liegenden Fabel nacherzählen, so ist dies wieder eine an sich sehr achtbare Unternehmung. Kann man jedoch von einem Commentar zu einer einfachen Scene am Putztisch, zu einem ländlichen, sich von selbst verstehenden Idyll Daffelbe sagen? Wir glauben: Nein! Eine weitläufige Erzählung von Thatsachen und von so und so beschaffenen Vorfällen zu einem harmlosen, vom Künstler nur leichthin aufgegriffenen Einzelmoment ist eine Verirrung der Literatur. Die Poesie wird hier zur Schleppenträgerin einer andern Kunst gemacht und nicht einmal der Kunst des Pinsels, nicht einmal der Kunst der Radnadel, sondern der Kunst des Kunsthändlers, die nur darin besteht, seine Platten so geschickt wie möglich an den Mann zu bringen.

Es ließ sich also denken, daß bei dieser Arbeit ein so scharfer und in der Literatur gegen Unwahrheit, Aeußerlichkeit, Hohlheit aller Art in dresdener Blättern schon seit Jahren ankämpfender Kritiker wie C. A. Vanck des auffallenden Widerspruchs seiner Lehre und seines eigenen Thuns sehr bald inne werden mußte.

Als er diese Bilder betrachtete und in jedes ein solch Geschichtlein legen sollte, wie offenbar nicht darin lag, als er z. B. zu der einfachen, rührenden Gefangennehmung eines französischen Lancierofficiers von Mayr (Leuchtenberg'sche Gallerie), einem Bilde, das sich dem Auge und dem Herzen von selbst erklärt, eine an sich ganz hübsche Historiette à la Tromlitz erfunden und niedergeschrieben hatte, mußte ihm doch eine unendliche Aengstlichkeit zu Gemüthe kommen und seine Aufgabe zur verdrießlichsten Pein machen. Er kam daher auf die bessere Idee, die objective novellistische Deutung der Bilder lieber ganz zu unterlassen und sie eher subjectiv aus den Malern selbst und deren erweislichen und nicht erweislichen Lebensmomenten zu erklären. Auf diesem Wege gelangen ihm artige und höchst gefällige kleine Skizzen. Sie sind meist biographischen Daten entnommen, dann nach dem Geiste der Zeiten erweitert und zu einer gewissen Rundung durch die Anknüpfung an das gerade vorliegende Bild gebracht. Besonders ist dabei die niederländische Welt dem Gemmentator so heimisch und traulich aufgegangen, daß man an seiner Hand in ihr mit Sang und Klang lustwandelnd zu leben glaubt. Und dennoch — auch hier zuletzt die Klippe! Auch hier zuletzt eine Stelle, wo man oft nur einen leeren Fleck an der Wand sieht und der Erläuterer durchaus dem Leser anheben will: Da sieh den wahren, merkwürdigen und folgendermaßen beschaffenen Zusammenhang eines Bildes, dessen Erläuterung — mir als eine äußere Pflicht von einem speculativen Kopfe empfohlen ist!

So möchten wir denn zuletzt unbedingt unsere ganze Anerkennung nur denjenigen Stellen seiner Erläuterung geben, wo O. A. Danck sich uns als Kunsthistoriker und als Kritiker zeigt. Eine sonst an ihm bekannte allzu herbe Tadelsucht mildert hier der Zweck des Buchs. Diese Bilder müssen glücklicherweise mehr oder weniger gut sein. Daher ein gemäßigtes und überzeugendes Rügen. Die Analyse, die oft bei diesem Schriftsteller so durchdacht, so frisch, so lebendig aus dem vollen Antheil an seinem Gegenstande entsprungen ist, verbindet sich dann im reichsten Maße mit jener dem Schönen feinfühlig nachempfindenden Beobachtung, die dem Urtheil dieses Kritikers eigen ist, dem wir noch zum Schlusse das Zeugniß geben müssen, einen in diesem Buche gleichsam versteckten und hier nur so zu sagen spukenden Dichter verrathen zu haben, der für die lyrische und erzählende Gattung nicht geringe Erwartungen rege macht für den Fall, daß man ihm einmal auch auf dem Felde eigengestaltender und aus ihm selbst kommender Begeisterung begegnen sollte.

Deutsche Geschichten.

Bei der großen Vorliebe für naturwissenschaftliche Werke, die jetzt ebenso die Gunst der Buchhändler gewonnen zu haben scheinen wie vor zehn Jahren populäre Geschichtsdarstellungen, ist es auffallend, plötzlich drei Geschichten des deutschen Volks zu gleicher Zeit erscheinen zu sehen. Eine von Adam Pfaff, eine zweite von A. Duller und eine dritte von J. Venedey.

Duller's „Vaterländische Geschichte" wird eine Darstellung der deutschen politischen und Culturgeschichte in vier bis fünf Bänden werden. Acht bereits erschienene Lieferungen erwecken ein günstiges Vorurtheil. Der Verfasser hat auf den Grund seiner beliebten kleineren „Deutschen Geschichte" weitere Forschungen angestellt und gibt jetzt in einer gefälligen, gegen frühere, etwas phantastische Ausdrucksweise bedeutend abgemilderten Form ein umfassendes Gemälde unserer geschichtlichen Entwickelung. Der Standpunkt des Verfassers ist national und im Allgemeinen einer Richtung zugethan, die, ohne der Aufklärung etwas zu vergeben, doch die Poesie der Zeiten und die Bedingungen der Localitäten in der Geschichte mit Gerechtigkeit zu würdigen weiß.

Auf J. Venedey's „Deutsche Geschichte" hat man ein Recht, ganz besonders gespannt zu sein. Zur Zeit liegen uns jedoch erst zwei Lieferungen vor.

Die Contraste des Bühnenlebens.

In einer preußischen Provinzialstadt (Posen) starb kürzlich der Direktor des Theaters. Die Garderobiere, aus Trauer, betrinkt sich. Sie will eine Treppe hinuntersteigen und bricht sich den Hals. Während der eine Todte im Hintergebäude der Bühne ruht, der andere Leichnam im Bache schwimmend gefunden wird, spielt die Truppe unter Gelächter des Publicums die Posse: „Wenn Leute kein Geld haben".

Kann es ein schauerlicheres Bild der Tragikomödie des Bühnenlebens geben?

Die Männernatur.

Viele Männer erscheinen nur darum schroff und kalt, weil sie in ihrem innersten Wesen etwas Weibliches haben und, statt zu lieben, geliebt sein wollen, um dann wol erst mit überraschender Kindlichkeit aufzuthauen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 16. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Musikalische Leiden und Freuden.

Humoristische Novelle in so und so viel Capiteln.

Viertes Capitel.

Weltgewühl und Dachstube.

Eine alte Stadt, eine alte Straße, ein altes Haus, ein altes grauhaariges, kopfwackelndes, wohlbeleibtes Pärchen als Wirthsleute, das sich Anstands halber sogleich auf der Clarinette vorspielen ließ; eine alte grauhaarige, wohlbeleibte Magd, die bei dem Spiele vergaß, daß Monheer Hunger haben dürfte, ein alter asthmatischer, grauköpfiger Mops, der sich sofort herabließ, in ein furchtbares Geheul auszubrechen — — das waren Peter's erste Eindrücke aus der großen Welt. Die Freude, ein paar Nothpfennige von seinem alten Cantor im Rocke zu finden, hatte er schon früher gehabt.

Peter ging mit Eifer an seine Studien. Durch sein fleißiges, geflittetes Betragen, durch seinen unerschütterlichen Humor hatte er bald die Herzen seines Wirths, des Monheer Amstraaten, erobert bis auf den Mops, auf den die Clarinette dieselbe Wirkung hervorbrachte wie der Vollmond. Er pflegte beide ununterbrochen anzubellen und nur wenn Peter ohne Clarinette erschien, schlug er in gemessenem Takte einige male mit dem Schweif an die Stuhllehne, was das einzige Zeichen seiner Zufriedenheit war.

Und einige Jahre vergingen so. Peter hatte seine regelmäßigen Tage im Wochenkalender, wo er besser speiste, bezahlte regelmäßig seine Unterrichtsstunden und lebte von der Musik und den Victualien, die Monheer van Petrissen der Reitere mit den Traditionen seiner Familie in Einklang bringen konnte. Der Lehrer leitete und überwachte auch aus der Ferne seine musikalische Ausbildung, correspondirte mit Peter's Lehrern und mit seinem Freunde selbst, von dem er eine genaue Schilderung seines Thuns und Treibens alle vierzehn Tage erwartete. Er selbst schrieb ihm dann wieder seine Meinungen darüber und Peter gewann die immer festere Ueberzeugung, daß in dem schlichten, ehrlichen Manne manches Goldkörnlein der Wahrheit läge, das man in lorberumwundenen Häuptern vergeblich suche.

Natürlich erzählte ihm Peter Alles mit der größten Offenheit, ja er verschwieg ihm

nicht, daß Mynheer Amstraaten ein Enkelchen hätte, ein Kind mit langen blonden Locken und blauen Augen, ein gar, gar lieb Ding, das immer vor dem alten Spinett hockte, wenn er spielte und — daß er eigentlich nicht begriffe, warum er früher dem Klaviere so wenig Schallen abgewonnen hätte, da es im Ganzen genommen doch ein höchst anziehendes Instrument wäre und zu Jungfer Clärchen's Stimme sich gar zu hübsch ausnähme. . . .

Der Organist war höchst glücklich über Peter's Sinnesänderung und schrieb ihm einen langen, lehrreichen Brief über das Klavier und mahnte ihn, in dem Studium der Orgel nicht nachzulassen. Obgleich aber Peter keine ganz geringe Fertigkeit auf derselben besaß, fand er doch die Orgel weniger anziehend und theilte Jungfer oder Jufrow Clärchen dies Bedenken mit, worauf sie ihm seine Undankbarkeit gegen seinen Wohlthäter verwies. Von Stund an ging er in sich und widmete sich eifrigst auch diesen Studien und — dem Studium Clärchen's. Wenn Myfrow Amstraaten den Theetopf auf das Kohlenbecken setzte und Jufrow Clärchen mit Hut und Umschlagetuch sich zu ihrem gewohnten Besuche einstellte, welche Freude für ihn! Mit 14½ Jahren war Jufrow Clärchen so weit ausgebildet, daß sie ein allerliebstes Rosahütchen und neues Umschlagetuch besaß und täglicher Gast bei unserm liebenswürdigen, alten, einsamen Ehepaare wurde, so weit, daß es Peter nicht ungern sah, wenn sie das Hütchen abnahm und die langen blonden Locken ihr rebellisch über die Schultern fielen und wenn sie errötheud die blauen Augen senkte oder den weißen Nacken aus der Hülle des Umschlagetuchs befreite. Ach! Er saß oft vor dem Spinett und begleitete Clärchen's Gesang; Clärchen, von dem langen Stehen ermüdet, legte dann leise ihre Hand auf Peter's Schulter und es fanden sich in der Begleitung dann wol allerlei neugierig unberufene Noten ein. Clärchen's Hand war gewiß nicht so groß, daß sie durch ihr leichtes Gewicht die falschen Noten verschuldete und das liebe Mädchen lachte über Myndheer's vollständige Zerstreuung. Und das ging mehre Jahre so und Peter war nun am Ende seiner musikalischen Studien. Er hatte sich die Zufriedenheit seiner Lehrer erworben, blies vortrefflich die Clarinette, spielte außer Pianoforte und Orgel auch leidlich das Cello, componirte so, daß er zu einigen Hoffnungen begründeten Anlaß gab, kurz, es kam der Augenblick, wo er in Gent eine Stelle im Orchester annehmen sollte und Clärchen hatte den rosaseidenen Hut mit einem Strohhute mit blauem Bande vertauscht! Zum erstenmale fühlte Peter, daß die Rosafarbe doch nicht die geheimnißvolle Beziehung zu ihr gehabt hätte, wie er sich eingebildet. Dieselbe Wirkung hatte der Strohhut und das blaue Band auch und — nun sollte er fort, in die weite Ferne und konnte nicht einmal ergründen, was ihn eigentlich so bezaubert hatte. Seine Briefe an seinen Lehrer wurden unruhiger, zusammenhangender, ja er schrieb keine Silbe mehr über Jufrow Clärchen. Dennoch meinte er, ich muß der Sache erst auf den Grund kommen. Der Tag der Abreise rückte heran; Clärchen war oft verstimmt, öfter launisch gegen Peter und zitterte wie Espenlaub, wenn sie mit ihm allein war. Peter! pflegte sie zu sagen, noch zehn Tage oder noch neun Tage — Aber Peter merkte nichts. Sehr schwer wurde ihm der Abschied nach fünfjähriger Bekanntschaft; Clärchen war 17 Jahre alt und sehr unglücklich. Sie sah in diesem Augenblicke viel weniger beschränkt aus als Peter, der eine gestickte Brieftasche mit rosaseidenem Futter und — einer versteckten Locke darin — in Empfang nahm und Clärchen's Stirn küßte, aber nur ganz brüderlich. Woher er diesen Muth genommen, blieb ihm bis heute ein Räthsel, da ihn aber Großvater Amstraaten und Großmama, die auf Steinen herunter, segneten und küßten und selbst der Mops traurig seinen gepolsterten Stuhl verließ, um mit den Fragmenten seines Schweifes zu wedeln, so fand er es unpassend, einen rein ceremoniösen Abschied von Clärchen zu nehmen und küßte sie auf die Stirn, ehe er weinend in den Postwagen stieg. Das arme Mädchen wechselte die Farbe, wurde glühendroth und todtenblaß und sank in halber Ohnmacht der Magd in die Arme. Adieu Peter! rief es von allen Seiten. Adieu, hauchte Clärchen kaum hörbar von der

klingen. Das Posthorn, das so vieler Thränen spendet, kehrte sich nicht daran, schmetterte lustig und munter seine sehnsüchtige Weise und fort rollte der große Wagen über den Straßendamm. Tausend stille Grüße und Segenswünsche aus einem lieben, lieben Herzen begleiteten den jungen Künstler auf seinem neuen Lebenswege.

O ihr guten Orchesterjahre! Keine Protection — blos eine Clarinette! Gegenstand des Witzes — von wem nicht Alles! Achtung hatte man vor Peter's Leistungen, das ist wahr, vor seinen Kenntnissen, seinem Talente, zwar nutzte ihn der Capellmeister aus und prunkte nicht selten mit seinen Arbeiten; aber Peter war im Grunde seines Herzens der bescheidenste, gemüthlichste Junge, so anmaßend seine Phantasie auch in die Zukunft strebte und glänzende Luftschlösser baute. Was er leistete, wurde ihm leicht und er hatte eine so unbegrenzte Meinung von der Hoheit eines Künstlers, daß er seine Arbeiten ihrer Entstehung wegen schon nicht für Kunstwerke ansah. Er hätte können selbst das Orchester dirigiren, so gut wie er gelegentlich für den Dirigenten alle Arrangements zu Stande brachte; aber er blieb Clarinettist mit einem Gehalte, der ihm die „süße Gewohnheit des Daseins", wie sein Landsmann Clavert sagte, nur süßete. Hin und wieder blies er ein Solo in einem Concert und erntete aufmunternden Beifall; aber lag es nun in seinem Instrumente oder in seiner Stellung — nach dem Concerte wurde er regelmäßig vergessen und alle Welt glaubte ihre Schuldigkeit gethan zu haben, wenn sie den Bestrebungen des Künstlers ein tönendes Bravo nachgeschickt hatte. So saß er und componirte. Aber wie schal kamen ihm seine Gedanken vor, wenn sie mit Kopf und Hals zwischen den fünf Linien schwebten wie erdrosselte Verbrecher und er selbst war der fühllose Henker, der jene wunderbar klingenden Melodieen aus dem Gefängnisse seines Herzens abgeholt und gerichtet hatte! Eine Schar kämpfender Genien tobte durch sein Gehirn, zog erobernd aus unter dem Sange der Trommeten und er saß mit der Feder da, exferte sie einen nach dem andern mit barbarischer Langsamkeit, exekutirte sie standrechtlich. Das waren jene lustigen Geister nicht mehr, die mit leuchtenden Fanfaren aus dem Boden seines Herzens auftauchten, um zum äußersten, sonnigen Horizonte ihre Flügel zu entfalten. Das waren nicht mehr die unbewußten Töne des Lenzes und der Liebe, die da jetzt wie erwürgte Krammetsvögel in einem Dohnenstriche hingen! Jene saßen auf den Spitzen der Zweige, sangen und zwitscherten in das Herz des Poeten und der Frühling schickte alle seine Gräser und Blüten aus, die in langer, nickender Procession um den glücklichen Träumer wandelten und in seinem Busen sich schlossen; und immer hatte er noch Platz genug, wenn eine blaue Blume mit klingendem Glöckchen und hellem Auge empor rankte und sich schmeichelnd an sein Ohr legte und ihm fragend ins Auge blickte. Bleiern sahen ihn die Noten an, die durch sein Hirnkämmerchen mit blonden Locken und einem rosaseidenen Hütchen gewandert waren; er warf sie ins Feuer, die Flammen ergriffen seine Arbeit, loderten hoch auf und die Fünfchen wanderten wie Leidtragende mit Fackeln aus dem verkohlten Trauerhause; eine Todtenmesse klang ihm durch die Brust, er setzte sich ans Piano, ließ sich von seinen Fingern leiten, die von Dißharmonie zu Dißharmonie stiegen, um leise und wehmüthig noch einmal über den Kampfplatz zu wandern, auf dem eben noch entfesselte Leidenschaften tobten. Ach! welche Leiden schafft nicht die Form einem poetischen Gemüthe, ehe ihm die Erfahrung zu Hülfe kommt; ein Gedanke trägt dich empor, junger Poet, du willst ihn fest und sicher ergreifen und zerstreust ihn unter deinen ungeübten Händen!

Bald summte Peter'n eine leichte, liebliche Melodie in den Ohren, bald stieg sein Herz mit der melodischen Flut empor und glänzte in der Luft, tausendfältig gebrochen von den Lichtreflexen; wieder lockte der Strahl in sein Boudoir zurück und der junge Künstler schaute hinein und sah nur sein Antlitz darin erglänzen, das ihm seit zwei Jahrzehnten jeder Spiegel zeigen konnte. Bald gingen ihm Harmonieen im bunten Reigen durch die

Seele, maskirte Gestalten, die sich umschlangen und tanzten, hin und her in einem bunten und doch geordneten Wechsel sich bewegten — — er hielt sie fest, er führte sie an die Tageshelle seiner musikalischen Werkstatt, aus dem prophetischen Dunkel der Phantasie, sie höhnten ihn, warfen ihre Masken ab, die Nasenbüchen, die blonden Locken — — ach, es waren alte, gebrechliche Wesen, zahnlose Herrn, die irgend ein Teufelsspuk zu einem Balle maskirt hatte! Armer van Petrissen, deine Schöpfungen wanderten ins Feuer, wie so mancher schöne Strom im Sande verrauscht, manches Lied ungehört im Busen stirbt, manche Nachtigall von der Katze gerissen wird! In der Welt ist Alles eitel.

Woher kam es denn aber, daß Peter's Noten so oft rosaseidene Hütchen trugen? Sollte er wirklich eine Liebe zu Clärchen im Herzen getragen haben? Gewiß ahnte er nichts davon, aber gewiß dachte er auch oft genug an Jusen Amstraaten. Vielleicht hätte er sie allmälig vergessen, wenn es ihm gelungen wäre, ein Tonbild zu schaffen, das diese Augen hatte, dieses liebliche Silberstimmchen, das aus einer halboffenen Rose flüsterte. Vielleicht wäre ihm ein solches Lied gelungen, wenn die liebliche Clara leiblich zu ihm getreten wäre und hätte ihm gesagt: Peter, sei kein Hasenfuß! Ich weiß, du liebst mich doch! Und sie hätten zusammen gelacht und sich geherzt und Peter hätte seine Melodieen aus Clärchen's Augen abgeschrieben.

Da kam eines Tages der alte Cantor nach Gent zum Besuch. In einer seiner gewöhnlichen Stimmungen war Peter eben im Begriffe, eine angefangene Composition dem Feuer zu übergeben. Das Blatt fiel ihm aus den Händen, als er den alten Organisten eintreten sah. Er stürzte auf ihn los. Dieser aber sah ihn so ernst und durchbohrend an, daß er zurückprallte und wie ein entlarvter Verbrecher Kopf und Hände sinken ließ.

Der Organist stand sprachlos an der Thür und deutete auf das Notenblatt am Boden.

Peter! brachte er endlich heraus, ich lese in deiner Seele: du wolltest ein Verbrechen begehen!

Ein Verbrechen? rief Peter erstaunt und nicht recht sicher, ob er nicht wirklich eine unbekannte Unthat begangen.

Reich' mir das Blatt, Peter! antwortete der Lehrer.

Nein, nein! bat Peter....

Reich' mir das Blatt! begann der Organist mit erhobener Stimme, nahm das Blatt und schmerzlich bewegt, tadelte er den Jüngling sonst:

Peter, du gehst rücksichtslos mit den Hoffnungen deines alten Freundes um!... Und ehe dieser eine Entschuldigung vorbringen konnte, ließ er ihn stehen wie einen Delinquenten, der von dem Nachrichter den Todesstreich erwartet.... Aber sein Antlitz klärte sich plötzlich auf, Thränen der Freude leuchteten in seinem Auge und das Notenblatt hoch in einer Hand erhebend sprang er auf seinen jungen Freund zu, umarmte ihn mit der andern und nannte ihn einen Teufelsjungen über den andern, der nicht werth sei, solche Gedanken zu haben, weil er es gewagt habe, sie auch nur verbrennen zu wollen. Und die Beiden waren nun so ganz glücklich und vergaßen miteinander die Leiden, denen der Künstler in seiner Erdenwallen nicht aus dem Wege gehen kann.

Es gab aber auch Untersuchungen des Herzens. Peter gestand seine Sehnsucht nach Clärchen. Und der Alte rief: Ja, ja! War das nicht unschuldige, tändelnde Liebe in seiner Composition, das E-moll der schmerzlosen Thränen, der leisen, wehmüthigen Klage, des reinen selbstlosen Kummers, war das nicht der weiche, warme Frühlingsgruß der Liebe; lag sie nicht im Hintergrunde, als seine Melodie noch C-dur so anmuthig modulirte, wie die Kraft, die anfängt von der tiefen, kindlichen Innigkeit und zum Sturm der männlichen Kraft, der heroischen Entschlüsse anschwillt! Ach, daß wir Musiker nur

nmer die klagenden Herzen verstehen, niemals die schweigenden. Peter, diese Liebe, die
schafft und wirkt, ist deiner würdig.

Aber ich weiß nicht, erwiderte Peter, ob ich wirklich liebe . . .

Junge, du weißt nicht? Wir müssen trinken, anstoßen auf die blonden Locken, an-
ßen auf das Rosahütchen! Siehst du, wie rosig du wirst? Peter, wir heirathen noch
uf unsere alten Tage, das heißt du! Justrow Clara und Peter!

Da war kein Auskommens mit dem Alten, wenn er ins Wirthshaus schritt. Wein
rfüllte und wieder jung wurde und Peter mußte mit einstimmen in den Jubel, so wenig
r auch über seinen eigentlichen Gegenstand im Klaren war. Der Besuch des Organisten
auerte nur einen Tag. Peter erstaunte nicht mehr, als er einen Sparpfennig in seiner
Wohnung fand, der ihm zu einer eleganten Kleidung für Concerte verhalf und obendrein
noch ein Sümmchen für Reisezwecke übrig ließ. Eine Melodie in C-moll wollte ihn
nicht verlassen, er schöpfte schweren Argwohn gegen sein Herz. Er componirte und ver-
suchte durch sein künstlerisches Streben die aufkeimende Neigung zu ersticken; er bot alle
Kraft, alle Männlichkeit auf, die leichten Ländeleien der Phantasie zu vernichten, aber
Kraft und Liebe umschlangen sich kämpfend nur wie sie aus einem Herzen geboren waren,
erhoben sie sich gemeinschaftlich über den Peinen der Erde und versöhnten sich in einem
Es-dur-Finale begeisterter, schaffender Liebe. Er reiste, wollte Concerte geben. Me-
nate lang war er auf dem Wege von einer Stadt zur andern, erntete Beifall, wenig
Geld. Aber es hielt ihn nichts. Wir sehen ihn in die alte Stadt, die alte Straße,
das alte Haus, zu den alten Wirthsleuten, der alten Grete und dem alten Mops zurück-
wandern und beobachteten ihn schon in seinem Besuche bei dem berühmten Virtuosen, der ihm
erlaubt hatte, in seinem Concerte zu spielen. Es war sein erster Ausgang gewesen. Und
an dem Morgen, da die Generalprobe stattfinden sollte, war der ungeduldige Peter schon
früh aufgestanden. Zwei nichtige Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Erstens sollte
er zum ersten male seine Compositionen in C-moll in der Probe mit Orchester hören.
Zweitens — und dieser Gedanke hing mit dem ersten genau zusammen — konnte er nicht be-
greifen, warum Gläschen von seiner Anwesenheit bei den alten Amtsgatens noch gar nicht
die geringste Notiz genommen hatte. Er für seine Person hatte nicht gewagt, sich nach
ihr zu erkundigen und Gretens Mißvergnügen sich deshalb im hohen Grade zugezogen.

Die Sache war die, daß Justrow Clara allerdings im Hause der Großeltern vorge-
sprochen und von Greten die genaueste Auskunft über unsern Peter eingezogen hatte.
Ihn selbst zu sehen, hatte sie sich aber aufs bestimmteste geweigert; Grete wollte Peter'n
über einige Punkte seines Herzens ausholen und heftig vergebens, dieser werde sich eine
Blöße geben und die schwachen Punkte seiner Festung verrathen. Unmuthig über ihre
getäuschte Erwartung beschloß sie einen förmlichen Sturm und da sie Peter's Gewohn-
heit kannte, vor Tage aufzustehen, hatte sie sich gleichfalls erhoben und schleunigst ein Früh-
stück zubereitet.

Harrend stand Grete an der Thür, als Peter in seinem Probespiel in der alten Dach-
stube immer noch keine Pause machen wollte. Endlich klopfte sie an, steckte den Kopf
herein und fragte in einem demüthigen Tone:

Ist's erlaubt, einzutreten?

Mein Gott, Grete! rief Peter. Schon so früh auf! Ich glaube gar, Sie hat an
der Thür geworfen?

Freilich! erwiderte Grete, Monheer sind ein großer Herr geworden und es wollte
sich schicht für Unsereins schicken, ohne Erlaubniß das Zimmer zu betreten.

Narrenspossen! versetzte der arglose Peter lachend, der von dieser weiblichen Kriegs-
list noch keine Ahnung hatte. Sie sollte auf Ihre alten Tage gescheiter sein, Grete!

Bitte tausend mal um Entschuldigung, konnte Grete, wenn ich gegen die vornehme

Sitte verstoßen habe. Bin mein Lebtage nur in einem schlichten Hause gewesen, kann mit so vornehmen Leuten, wie ...

Wie? fragte Peter, die Augen aufreißend.

Wie, versetzte Grete, bescheiden die Augen niederschlagend, nun, wie Monsieur Peter von Petrissen!

Wetter, rief Peter, hier spukt's im Hause. Sag' Sie mir, Grete, wer hat Ihr das weiß gemacht?

Ihrem Gläschen ...

Ihrem Gläschen!

Und nun begann es in E-moll. Es war sichtbar; der Pfeil saß ihm tief im Herzen und Grete war ungewiß, ob sie ihm Trost geben oder ihn noch einige Minuten zappeln lassen sollte. Ah! Peter hörte nichts, es tagte in seinem Herzen eine süße, selige Morgenröthe. Er hörte, Gläschen hätte geweint um ihn, von Herzen geweint, seine Abwesenheit schmerzlich gefühlt, für immer gefürchtet, vielleicht und dieses vielleicht ging aus dem lispelndsten, leisesten Piano crescendo in ein volltönendes Forte seines Herzens über, vielleicht liebte ihn Clara!

Und er hörte, daß sie ihn liebte. Er weiß sein Glück nicht zu fassen, springt wie toll in der Stube umher, gesticulirt, phantasirt und greift endlich zu seinem Concert, um das Solo zum letzten male zu probiren. Da zuerst klangen ihm die Töne voll und melodisch ins Herz; neu und überraschend schienen ihm die Gedanken, die er oft für so stumpf und bleiern gehalten und verlässig dünkt er sich selbst ein Räthsel, das er glücklich gelöst hat.

(In der folgenden Nummer das fünfte Capitel: Die Concertprobe Grönlinger Straße Nr. 18.)

Das Athmen in seelischer Beziehung.

II. *)

Stellten wir das Athmen als bedingendes Lebensmoment in vordere Reihe, so eröffnet sich ein neuer Kreis der Betrachtung, wenn wir den Einfluß, den gewisse Seelenzustände auch ihrerseits auf das Athmen und dadurch auf den übrigen Körper äußern, vor Augen rücken. Wir müssen uns hierbei, da sich die Untersuchung noch nicht hinreichend tief erstreckt hat, an die Modificationen der Athembewegung halten. Diese nämlich, welche als ein wesentlicher Theil der Athmungsfunction in ihren beiden Acten der Ein- und Ausathmung von uns erkannt worden ist, ist zum größten Theil unwillkürlich, nur zum Theil dem Willen unterworfen. (Letzteres können wir bei dem Versuche, den Athem anzuhalten oder zu beschleunigen, bei den Schauspielern, die uns dadurch heftige Gemüthsbewegungen veranschaulichen wollen, und in der Gesangskunst erfahren.) Für gewöhnlich geht wahrscheinlich der Reiz zum Athmen ohne den Willen des Einzelwesens von dem Blute und der Luft in den Lungen selbst aus. Dieser Reiz pflanzt sich durch die Nervenfasern fort bis in das Gehirn, wo das sogenannte verlängerte Mark als Centralorgan der Athembewegung sich befindet. Von jenen herleitenden, empfindenden Nerven springt mittels dieses Organs der Reiz auf die zuleitenden Bewegungsfasern über und es erfolgt nun die Athembewegung in ihrem abwechselnden Gleichmaß, das aber nach Alter, Geschlecht, Wachen oder Schlafen, Gesundheit oder Krankheit, Ruhe oder Bewegung verschieden ist. Im Durchschnitt kann man 20 Athemzüge auf die Minute rechnen. Beim neugeborenen Kinde ist die Zahl der Athemzüge doppelt so groß, beim Greise weniger, im Schlafe um ein Drittel geringer. Eine spielende Berechnung hat ermittelt,

*) Siehe Nr. II.

daß das gewöhnliche Lebensalter des Menschen von 70 Jahren der 365ste Theil des großen Platonischen Jahres unsers Planeten oder der großen Periode des Vorrückens der Nachtgleichen ist. Die Zeit von 70 Jahren umfaßt gerade 25,920 Tage. Rechnet man als mittle Zahl der Athemzüge 18 auf 1 Minute (1 Athemzug auf 4 Pulse), so beträgt die Zahl der Athmungen in einem Tage 25,920, mithin während einer ganzen Lebensdauer gegen 25,920 mal 25,920.

Der Reiz zum Athmen kann aber im normalen Zustande durch örtliche Ursachen verschiedene Abänderungen des Rhythmus herbeiführen, wodurch sich Bewegungen bilden wie das Husten, Niesen, Räuspern, Schnauben, Schnarchen, Keuchen, Schluchzen, — es können sich auch, wie wir dies in Krankheiten sehen, wo Athembeschwerden ohne Erkrankung der Lunge vorkommen, in allen Theilen des Körpers durch Vermittelung der Centralorgane oder des Blutes Reize finden, welche das Athmen modificiren. Ebenso lassen sich auch auf Reize vom Gehirnleben aus durch unmittelbaren Uebergang auf die Athemnerven die Athembewegungen in ihrem Zeitmaße verändern, verstärken und schwächen, beschleunigen und verkürzen, ja momentan hemmen. Die Erschlaffung der Geistesthätigkeit, welche sich als Langeweile kundgibt, erzeugt das Gähnen, bestehend in einer tiefen und langsamen Einathmung bei weitgeöffnetem Munde, mit nachfolgender kurzer, etwas tönender Ausathmung. Das Gefühl der Wehmuth, des Mitleids, der Sehnsucht ruft das Seufzen hervor, jenes langsame, tiefe Einathmen mit gleichartigem, säuselndem Ausathmen. Die Vorstellung des Lächerlichen geht als Reiz vom Gehirn, dem Organ der Intelligenz, über in die Willensthätigkeit und es erfolgt abstoßweises krampfhaftes Ausathmen, das Lachen. Oder die Vorstellung des Schmerzes zwingt uns zum Weinen, jenem tiefen Ein- und Ausathmen mit krampfhafter Unterbrechung des ersteren. Das Gefühl des Grauenvollen, Schauderhaften, Aengstlichen beklemmt den Athem oder läßt unsere Brust keuchend fliegen. Ja die sichtbare Angst des Andern wirkt sympathisch mit gleicherschütternder Wirkung auf uns ein. Die Spannung auf ein wichtiges Ereigniß, auf eine entscheidende Wendung hält den Athem an, der Schreck hebt ihn scheinbar lähmend auf. Wenn körperliche und sogar geistige Anstrengung eine Betheiligung der Athmung herbeiführen (man will eine vermehrte Kohlensäureausscheidung auch in letzterm Falle beobachtet haben), warum sollen Gemüthsbewegungen, Leidenschaften nicht dieselbe Wirkung äußern können? Freilich hat die Forschung bis jetzt noch nicht ermittelt, wie dies geschieht, wie überhaupt Gemüthsbewegungen zu Stande kommen. (Das Herz ist nicht Sitz des Gemüths, wie das Volk glaubt, sondern nimmt nur den nächsten Theil daran.) Ob ebenso wie die sinnlichen Eindrücke die des Gemüths vom Gehirn als Vorstellungen zugeführt werden, ob von da leibliche Eindrücke erfolgen, welche die Seele wieder als Spiegelbilder anschaut und als psychische Erregung empfindet, die dann in gewissen entsprechenden Handlungen, Leidenschaften, durch die Organe der Bewegung (einen Theil des großen Gehirns, das kleine Gehirn, das verlängerte Mark und Rückenmark) fortgepflanzt werden oder bei Fortdauer der Vorstellungen in ihren leiblichen und seelischen Wirkungen als Gemüthszustände sich gestalten — dieser Weg scheint uns wahrscheinlich —, oder ob, wie Andere allerdings nur vermuthen, für die Zuständlichkeit der Seele das Gemüth, das kleine Gehirn ein eigenes Organ ist, ebenso wie für die Gegenständlichkeit derselben das große Gehirn? Genug, wir wissen, daß das verlängerte Mark, also dasselbe Organ, welches die Athembewegungen so ausschließlich vermittelt, daß nach dessen Zerstörung oder Verletzung bei Versuchsthieren die Athmung aufhört, während sie fortdauert, wenn mit Ausnahme dieses Theils alle übrigen Hauptpartieen weggenommen sind, — daß dasselbe Organ, welches die rhythmischen Bewegungen, wie Gähnen, Lachen, Schluchzen u. s. w., und selbst die Bildung der Stimme beherrscht und welches auch theilweise Sitz der Willenskraft zu sein scheint, daß, sagen wir, dasselbe Organ auch alle psychischen Er-

regungen, Affecte, Leidenschaften verwirklicht und ins Leben überführt. So erklärt es sich auf die natürlichste Weise, wie gerade Gemüthsbewegungen, deren Einfluß auf das Herz, die Blutgefäßbewegung, die ganze Ernährung des Körpers bekannt ist, unmittelbar auch die Athembewegungen verändern. Denkt an die Wirkungen der Wuth und der Furcht, die Aufregung des Hasses und die des Neides, die Erschütterung des Aergers und die der Freude, die Gewalt des Unglücks und die des Glücks, die Wallung einer edeln Gemüthserregung und die sinnliche Erhitzung der Liebe, des Spiels, die quälende Sorge und die behagliche Zufriedenheit, den nagenden Kummer und die nachende Fröhlichkeit, und beobachtet dort die heftig stürmende Bewegung der Brust, hier die friedlich und gleichförmig wie in auf- und absteigender Linie erfolgende Erhebung und Senkung, hier den fliegenden, dort den gehemmten Athem, da den stöhnenden, dort den kaum hörbaren säuselnden Hauch! Meßt die Mengen der ausgeathmeten, der eingesogenen Luft, zählt die Athemzüge, vergleicht den Rhythmus und berechnet euch selbst die Erfolge auf die Blutbewegung, Blutumbildung, Ernährung! Daher bei Leidenschaftlichkeit jener große Verbrauch der organischen Stoffe: die Abmagerung (die Hauptbestandtheile des Fettes, Kohlenstoff und Wasserstoff, werden bei Gemüthsbewegungen reichlicher ausgeschieden), daher, zunächst durch geringere Ausscheidung von Kohlensäure bei anhaltender Dauer und erdrückender Gemüthsstimmung, jene Verschlechterung des Bluts, die selbst zur Knotenbildung und ihrem traurigen Ausgange in der Lunge führt. Wahrt darum jenen Frieden der Seele, der sich in dem Schlafe eines guten Gewissens, der Gemüthsruhe, malt! Nicht die geschlossenen Augen des schlummernden Kindes allein geben jenen Ausdruck engelgleicher Ruhe und Seelenstärke, sondern es ist auch der leise Hauch des Odems, den die in immer gleichem Rhythmus auf und ab sich bewegende Brust ausströmt, der uns den Frieden einer schuldlosen und unerregten Seele zuweht. Und es ist nicht das geringste Verdienst jenes großen Meisters Rauch, daß seine unsterbliche Louise nicht blos die Augen im Schlafe schließt, sondern daß auch die marmorne Brust zu athmen scheint wie die einer schlafenden Heiligen.

In der engen Kette organischer Gliederung fehlen uns nur zwei Ringe noch, die zeigen sollen, wie die Athmung auch als Werkzeug für die Wahrnehmung und Mittheilung nicht blos die das Ich betreffenden Zustände und Erscheinungen bringt, sondern weiter hinausgreift in das umgebende All der Sinnlichkeit und in den großen Kreis der denkenden und wirkenden Menschheit. Durch den Antheil nämlich, den das Athmen an dem Geruche nimmt (die Anfänge der Geruchsnerven sind bei jedem Einathmen einem verstärkten Luftstrome ausgesetzt), tritt es, und dies auch räumlich mittels des diesem Zwecke dienenden Gesichtstheils als letzten Ausgangspunkt der Athmungsorgane, gewissermaßen in die Reihe der Sinnesorgane. Und daß der Geruch nicht blos dem Sinnengenuß dient, sondern eine höhere Beziehung zum Seelenleben hat, lehrt theils die flüchtige, unfaßbare Natur des Geruchsstoffs, theils der Bau und Verlauf der Geruchsnerven, bei welchen die centralen Massen (Kügelchenbildung) vorherrschen und welche bis tief in das Innere des Gehirns hinein sich versenken. Es ist auch bekannt, daß leidenschaftliche Erregung, wie des Zorns oder einer heftig flammenden Begierde, sich im Thierreiche oft durch ein riechbares Princip verräth. Delrios erzählt, daß giftige Schlangen durch das Anschlagen einer Trommel, in welche man sie eingesperrt, in Wuth versetzt, sogar eine solche Kraft in diese Ausströmung legten, daß Menschen davon starben. Filippo Neri, dessen Leben Goethe beschreibt, hat auch bei den Menschen die innewohnende, leidenschaftliche Bewegung, selbst wenn sie dieselben noch so fein zu verbergen wußten, durch den Geruch erkannt. Jene leise, spürende Kraft, welche das Thier auszeichnet, besitzt nur der Geruchssinn wilder Völker, aber der Zug der Sympathie und Antipathie findet sich oft an den Geruch auch bei dem civilisirten Menschen. In dem Thierreiche ver-

mittelt er nicht nur die Instincte, sondern auch die edlern Triebe, wie die Treue und Anhänglichkeit des Hundes. Welchen Einfluß aber selbst auf das Reich der Vorstellungen, auf die poetische Anschauung die Gerüche üben, das lehrt der quellende Weihrauchduft, der in dem katholischen Dome die Gemüther erhebt, wie die Dämpfe, welche, dem Boden entsteigend, in der Höhle des Trophonius und in den verschiedenen Orakelstätten von der Pythia und den Sehern und Träumern eingeathmet wurden, Fernsichte und phantastische Vergegenwärtigung weckten. Selbst in dem Alltagsleben übt der Geruch des Tabacks seine magischen Kräfte und der Duft der Blumen im Winter oder exotische Wohlgerüche versetzen uns in ferne Jahreszeiten und Zonen mit allen ihren Reizen.

Bedeutsamer freilich durch seine unbrechbaren, der Menschheit dienenden Wirkungen ist der andere Ausläufer der Athmung, gleichsam die Blüte der auch räumlich im Kehlkopf und Mund als Endspitzen dargestellten Lungenthätigkeit: wir meinen die Stimme und Sprache. Die wahre Stimme ist an die Luftathmung geknüpft und kommt deshalb nur bei Amphibien, Vögeln, Säugethieren vor. Durch sie tritt die Athmung aus dem Kreise des Leiblichen in das Geistige über; durch sie verräth sie den Grad der geistigen Bildung, das Maß des Gefühls; durch sie eröffnet sie nicht nur die eigenen Seelenzustände je nach dem Eindruck auf die Athmung, den Körper, die Pflege, — ihr kennt ja den gepreßten Ton des Unglücklichen, die helle Stimme der aufjauchzenden Freude, das zitternde Schwirren der Furcht, das stöhnende Bangen der Sehnsucht — sie tritt auch an das Ohr der Menschen, um mit diesem Anschlag die gleichen Empfindungen fühlender Herzen hervorzurufen. Und immer weiter, unaufhaltsam die Schwingungen des Geistes wie die Kreise der Wogen verbreitend, strömt das belehrende, mahnende, begeisternde Wort aus der Fülle der Brust oder die Kunst regelt die Athmung, und bald im jubelnden Triller, bald in langgehaltener, klagender Cantilene erhebt der Gesang zum Vollgenuß der Freude oder des Schmerzes und fügt zu dem poetischen Zauber das lebendige Bewußtsein menschlicher Kunstentfaltung.

So wird Alles, was in der Pflanze, im Thier dem bloßen Bedürfniß der Existenz dient, beim Menschen zum beziehungsreichen, vielgestaltigen Leben, zu Seele, Geist. Das automatische, bewußtlose Dasein wird zum vernünftigen, bewußten, zur Erkenntniß, zur That. Erst in dieser feiert der Gedanke seine Vollendung. Soll diese Frucht auch die Erkenntniß des Körpers krönen, so wird sie die Zwecke desselben in vernünftiger Weise erfüllen müssen. Einen großen Theil dieser Bestimmungen vollführt die Athmung. Die Bedingungen desselben überwachen, heißt schon ein gutes Maß Gesundheit erwerben, erhalten, wieder herbeiführen. Reinheit der Luft, Bewegung und Muskelthätigkeit, Uebung und Regelung des Athmens nebst psychischem Wohlverhalten, mit einem Worte, die Gymnastik des Athmens ist oft das beste Heilmittel in Krankheiten, der bedeutendste Hebel der Gesundheit und hilft im höchsten Aufgabe des Lebens erreichen.

Dr. Bernhard Hirschel in Dresden.

Schuld und Sühne.

Von Julie Burow in Jülichau.

An der Straße zwischen Posen und Küstrin, zwei Meilen von letzterer Festung entfernt, liegt das Städtchen Sonnenburg im Warthebruch.

Im vorigen Jahrhundert war es die Residenz eines Johannitercomthurs. Das alte Schloß steht, baufällig ohne eine Ruine zu sein, in dem schattigen Garten. Noch hängen in den weiten Hallen der Säle die lebensgroßen Bilder der Dohnas, Kalckreuths,

die einſt hier herrſchen durften. Einige ſchwerfällige Stühle von Eichenholz mit modernen Ueberzügen von ſchwarzem Satin ſtehen noch an den Wänden, von denen der Mörtel abbröckelt. In der nahen Kirche ſind die Wände bedeckt von den Wappenſchildern der Ritter, auf denen zugleich der Tag ihres Eintritts in den Orden angegeben iſt.

Auf dieſen Trümmern einer alten Welt fand ich ſechshundertneunundſechzig Kinder Deſſen, welcher der rechte Vater iſt über Alles was Kinder heißt im Himmel und auf Erden. Sechshundertneunundſechzig Verbrecher! Welch eine Maſſe von vergeudeter Menſchenkraft, verlorenen Gedanken, zerriſſenen Gefühlen umſchließen dieſe ſchweigenden Mauern! Es war ein ſonnenheller Junitag, als ich das Innere dieſer Strafanſtalt zu Sonnenburg betrat. Ich wählte den nächſten Weg. Er ging über den Kirchhof. Welches Grab mochte auf den kleinen gleichförmigen Hügeln. Reihen junger Obſtbäume ſind zwiſchen denſelben gleichmäßig angepflanzt. Kein Kreuz, kein metallener oder friſcher Kranz, kein Zeichen liebenden Andenkens ſchmückt dieſe Gräber. Die liebende Hand der Natur allein ſchmückte ſie mit den friſchen Blumen des Sommers. Ein blauer Schmetterling hing an der zarten duftigen Pflanze, die unſer Landmann „Marien's Bettſtroh“ nennt. Bienen ſummten in den purpurnen Kelchen des Lamium und die blauen Blüten des Ehrenpreis glänzten aus dem Graſe hervor wie Augen mitten den traurigen Ort bewachender Genien, und über dem Allem ergoß die Sonne, die Gott ſchönen Lohn über Gute und Böſe, ihre funkelnden Strahlen. An den Gräbern der Ausgeſtoßenen fühlt man die Beſtimmung der ewigen Fortdauer des Ich, den Zuſammenhang des Geſchaffenen mit dem Schöpfer und die endliche Ausgleichung aller unſerer Menſchenſchickſale.

Die Strafanſtalt von Sonnenburg iſt mit hohen weißen Mauern umgeben und beſteht aus vielen und verſchiedenartigen Gebäuden, die auf der Entfernung gleichen ein Kreuz zu bilden ſcheinen. Dem iſt jedoch nicht ſo. Drei lange Gebäude erſtrecken ſich nach Oſten, Weſten und Norden hin, zwiſchen ihnen liegt dem Thore gerade gegenüber ein viereckiges zweiſtöckiges Haus, an deſſen Vorderſeite ſich eine Uhr befindet. Rechts und links von dieſem ſind Wohnhäuſer für den Director, den Rendanten, die Inſpectoren. Das mittlere Gebäude enthält die Kirche, die Schule, die Gerichtslocale, die Kaſſe, die Küche der Anſtalt. Die drei langen Gebäude enthalten Arbeitsſtuben und Schlafzellen für die Gefangenen. Vorrathshäuſer, Spritzenhaus, Leiterſchuppen, Waſchhaus, Badehaus und Lazareth haben noch beſondere Gebäude, die der Umfaſſungsmauer ziemlich nahe liegen.

Beim Eintritte in das ſtrengbewachte Thor ſieht man ſich in einem viereckigen Hofraume, der zum Theil von Gebäuden, zum Theil von ſtarken Eiſengittern eingeſchloſſen iſt. Ein ſolches ſcheidet dieſen Raum, in dem die Wohnungen der Beamten liegen, auch von dem eigentlichen Gefängniß. Wir betraten den zweiten Hof. Das Aufſichtsgebäude, welches die Grenze deſſelben bildet, hat ein hölzernes Portal, zu dem man auf Sandſteinſtufen gelangt. Ich ſah, daß ſie tief, faſt muldenartig ausgetreten ſind. Dieſe Stufen überſchreitet der verurtheilte Verbrecher, wenn er ſeine Strafe antritt, er überſchreitet ſie, wenn er dieſelbe überſtanden hat. Ich mußte mich faſſen ehe ich den langen Corridor betrat, der mich zuerſt in das Gerichtslocal bringen ſollte. Dieſe tief ausgetretenen Stufen! Wie viel Seufzer, wie viel wilde Flüche mochten ihren verzweifelten Herzen entflohen ſein! Wenn die Gedanken wahnwitzigen Schmerzes, vampyr Verzweiflung, wenn wilder Gewiſſensbiſſe, qualvolle Todesangſt, wenn wüthender Haß und grimmiger Hohn zu Geſpenſtern würden, die durch die Luft ziehen oder ſich in dunkeln Ecken als Gnomen niederhocken — hier dieſe Räume, ſo reinlich, ſo licht für das Auge, würden einer Teufelsſchlucht gleichen, einem Eingange zum Tartarus.

Und horch! Kein grauenvolles Geheul, ſondern eine ſanfte laute Muſik empfing mich. Männerſtimmen, einen Choral ſingend: „Wie ſchön leuchtet uns der Morgenſtern“,

die alte herrliche Melodie; und deutlich hör' ich: „Glanz Gottes, der die Nacht durchbricht, du schaffst in finstern Seelen Licht“. . . . Es war eine Gesangübung — der Verbrecher.

Ich trete in das Gerichtslocal. Es ist ein hohes, nicht großes Zimmer, durch eine Schranke in zwei Theile getheilt. Hier hört bei seinem Eintritte ins Gefängniß der Verbrecher noch ein mal sein Urtheil. Hier werden die Disciplinarverbrechen, die er sich während der Haft zu Schulden kommen läßt, neu abgeurtheilt und neu bestraft. An der Wand hingen die Strafwerkzeuge; keine Folterinstrumente mehr wie in alten Tagen, aber doch ein Bock, über den man den Verbrecher spannt, wenn er geschlagen werden soll. . . . Ich hörte, daß körperliche Züchtigungen nur in äußersten Fällen und nie anders als nach richterlichem Ausspruch, nie nach dem Willen eines einzelnen Beamten angewendet würden. Allerdings vielleicht nothwendig unter oft halbverthierten Menschen; aber — dennoch schritt ich dem nächsten Zimmer zu mit gepreßtem Herzen. Es war die Schule. Alle in der Strafanstalt befindlichen Personen unter 20 Jahren müssen, alle Aelteren dürfen, wenn sie es wünschen, an dem Schulunterricht Theil nehmen. Ein Schulzimmer mit seinen aufgeschichteten Tafeln und Büchern, mit seinen langen Tischen und Bänken, erweckt bei jedem Menschen die Erinnerung an harmlosen Scherz, unschuldige Strebung, frohes Gelächter, muntere Kinderaugen. Hier soll ich ein Schulzimmer, dessen Wände in den Freistunden nicht vom kindlichen Gelächter widerhallen, über diese Bänke hüpften keine muthwilligen Kinderfüßchen, wenn der ernste Lehrer sich wendet. Und doch tröstet es zu wissen, daß hier dem Unwissenden doch auch noch einmal, wenn auch zu spät, die erste Pforte der Erkenntniß sich öffnet. Lesen und Schreiben, hört' ich, wären die vorzüglichsten Aufgaben dieser Schule. Lesen! Wer lesen kann, dem ist Licht und Wärme zum Wachsthum seines Erkenntnißvermögens gegeben. Und gar ein niedergeschriebener Gedanke, das ist ein festgehaltener Lichtstrahl. Lesen und Schreiben! Die Bibel, der Koran, die Vedas der Hindu, sind nur Bücher und sie enthalten die Sitten- und Religionslehren der Menschheit, bewahren das Höchste seit Jahrtausenden. . . . Die Schulbücher, die ich vorfand, waren Bibel, Katechismus, das Berlinische Lesebuch. Die Schreibbücher waren reinlich, zeigten Proben raschen Fortschreitens. Dann hört' ich von Rechnen, mathematischer Geographie, christlicher Religion. Welch einen erhabenen Wirkungskreis hat der Geistliche dieser Anstalt! Er gesellte sich kurz nach unserm Austritte aus dem Schullocale zu uns und mit großem Interesse betrachtete ich sein anmuthiges Gesicht. Ich dachte an Vincenz de Paula. Aber ich fand einen heitern, sozialen Mann und bin fast unschlüssig, ob ich den Verbrechern nicht Glück wünschen soll, wenn sie an ihrem Geistlichen einen herzigen und frohen Ausdruck der Mienen sehen. Diesen schlicht und herzig aussehenden Mann beobachtete ich nicht in der Ausübung seines Berufs, da mir dazu nicht Gelegenheit ward. Sein Vorgänger soll unsäglich viel Gutes gewirkt und die Liebe und das Vertrauen seiner Beichtkinder im hohen Grade besessen haben. Hoffentlich wird der Nachfolger ihm nicht nachstehen und seine erst vor Kurzem begonnene Amtsthätigkeit ebenso segensreich enden.

Zuerst die jugendlichen Verbrecher! In einem hohen, hellen und geräumigen Saale saßen 20 Knaben unter 18 Jahren, beaufsichtigt von einem alten Manne (ebenfalls Sträfling), mit Werggupfen und Stricken beschäftigt. Heller Sonnenschein beleuchtete die Gesichter — es war kein hübsches darunter, keins hatte den harmlosen Ausdruck, der diesem Alter angemessen ist. Wulstige Lippen, breite flache Nasen, auffallend niedere Stirnen bei allen. Nur ein Paar schöner klarer Augen bemerkte ich, schwarz und glänzend. Ich fragte nach diesem Knaben. Es war der Bursche eines jüdischen Handelsmanns, der sich theils hatte bestechen, theils einschüchtern lassen vom Diebe, die den Mehlwagen seines Herrn auf einer Reise geplündert. Er hatte nicht gerade mit gestohlen,

über den boshaftigen Diebstahl verschwiegen und den Dieben Gelegenheit gemacht. Der englischen junge Verbrecher brach in Thränen aus, als der mich führende Beamte mir die Ursache seiner Betrafung erzählte. Er konnte höchstens 14 Jahre alt sein, und sagte zu seiner Entschuldigung, daß man gedroht ihn zu tödten, wenn er dem Willen seiner Verführer widerstrebte. Wie gern hätt' ich den wahren Grund seiner Schuld prüfen mögen!

Aus dem Arbeitssaal der Kinder führte man mich in die Kirche, wo auf dem Altar frische Blumen standen. Dann in den Arbeitssaal Nr. 1. Ein großer, heller, reinlicher Raum. Die Fenster liegen einander gegenüber, die Thüren ebenfalls. Das Summen von Haspeln und Spinnrädern empfing mich. Trotz der Sommerwärme brauste war es auch hier lustig und kühl. Nur der Wollegeruch machte sich bemerkbar. Die Mehrzahl der Anwesenden sammelte, spann oder haspelte Wolle. An einem langen Tische in der Mitte saßen etwa 20—25 Männer und Knaben. Die Kleidung der Jüngeren bestand in braunen Jacken, dergleichen kurzen Hosen, schwarz und weiß melierten Strümpfen und Holzschuhen. Die trugen den Hemdkragen über die Jacke geschlagen und das Haar ganz kurz geschnitten. . . . Auch in diesem Saale kann ich nicht ein hübsches Gesicht. Alle diese Menschen hatten, ich möchte fast sagen — eine gewisse Aehnlichkeit miteinander, durchweg niedere zurücktretende Stirnen, niederhängende meist wulstige Lippen, Augen, die sich gleichsam unter den Stirnknochen zurückgezogen schienen, deren Kugeln im Augenblick der Betrachtung etwas Thierisches hat. Die allerverschiedensten Gesichter bekannten sich unter den Strichen. Einer davon war verwachsen und hatte jenen Ausdruck von Intelligenz, den man häufig bei buckligen Personen antrifft, aber gerade Dies, was ihn vor den andern verschieden Gesichtern hätte vortheilhaft auszeichnen sollen, machte ihn noch um Vieles gräßlicher. Er fand, wie man mir sagte, im Verbrechen einer Vergeltung, erwiesen waren ihm viele große Verbrechen. Alle übrigen Anwesenden waren Diebe, meist Messerhe aus Frankfurt an der Oder, viele darunter Rückfällige.

Der nächste Saal, den ich betrat, war mit Webstühlen gefüllt. Die Arbeitsräume einer Anzahl Züchtlingen sind, glaub' ich, an den Herr Teppichfabrikanten Becker in Berlin verpachtet, der hier sein Geschäft in sehr großem Maßstabe und wie man sagt auf sehr einträgliche Weise betreibt, da er für die Arbeit eines Züchtlings per Tag fast die Hälfte der Summe zahlt, die er einem freien Arbeiter geben müßte. . . . Herr Becker hat einen Werkmeister hierher geschickt, der anfangs das Aufschlagen der Muster und Einsetzen der Fäden allein besorgte. Jetzt hat er sich unter den Züchtlingen deren 10—12 Gehülfen herangebildet, die diese mühsame und kunstvolle Arbeit mit ebenso viel Geschick und Geschmack wie die Lehrer auszuführen verstehen. Ich sah hier Teppiche von außerordentlicher Schönheit arbeiten. Sowol in Velours in allen Farben, als gewürfelfarbiger Wolle, auch ganz schlichte und rauhe Decken aller Art, von Wolle, Wolle und Baumwolle und Kuhhaar. Das Material zu diesen Arbeiten wird ganz und gar von den Strafanstalten zubereitet, gesämmelt, gesponnen, gefärbt, gewebt, aufgerecht und gewebt. Ich kann im Saale Nr. 2, neben dem Webestuhle eines graubraunen Mannes, der arbeitete einen Teppich in grün und schwarz und bemerke sich dabei einer Brille. Ich fragte ihn über sein Geschäft. Er antwortete mir ruhig mit einer wohlklingenden Stimme ohne aufzusehen; bisweilen blickte er sich über das Gewebe, um einen sehr gewordenen Aufzugfaden zu befestigen, dann fiel sein graues Haar über seine bleiche Stirn und er warf es mit einer raschen fast eleganten Kopfbewegung zurück. Als wir von ihm weg traten, sagte ich unsern Führer nach dem Verbrechen dieses Greises. Er hatte auf Geheiß seine Frau ermordet, war bereits 24 Jahre Sträfling und auf Lebenszeit verurtheilt. Ich blickte zeigt noch einmal auch ihm zurück. Er wandte den besseren Theil

angeführt haben, ich sah dies jetzt an seiner Körperhaltung, an der langen schlanken Hand, an dieser Hand, die Menschenblut vergessen. Vierundzwanzig Jahre Gefangener! Wie viel Stunden der Verzweiflung, der Wut, des bittern nagenden Seelengrams! Welche Bilder mochten die Nächte dieses Unglücklichen durchflirrt, welche wilden Gesichte seinen Schlaf unterbrochen haben, bis die Zeit ihr Werk getan und auf dem Manne, den die Leidenschaft zum Mörder werden ließ, den qualvollen Greis machte, der sich zu langsam über sein Gewerbe bückt, die verlorenen Fäden zu suchen! — Nahe an einem Fenster weilte ein junger blonder Mann, mit feinade hübschen Zügen, einen Polonaisenpelz von außerordentlicher Schönheit. Auf dem weißen Grunde traten die Blumen über Lebensgröße in prächtigem Farbenschmelz hervor. Ich betrachtete seine Arbeit eine Weile und fragte, ob sie ihm Vergnügen und Zerstreuung gewähre? Er warf einen halben Blick auf mich und antwortete: Nicht sehr! Aber was Sie arbeiten, ist außerordentlich schön, es übertrifft die schönsten Stickereien, die ich gesehen, sagte ich; er sah mich mit einem raschen Seitenblick an und erwiderte: Solche Arbeiten zerstreuen Sie nicht, die viel traurige Gedanken haben. Ich erfuhr nun: der Unglückliche war Gemmid in einer Handlung gewesen und hatte sich eine Namensfälschung zu Schulden kommen lassen. Er war zu lebenslänglicher Haft verurteilt!

Ich besuchte noch mehre Arbeitssäle, alle waren angefüllt mit fleißigen Menschen, die ruhig in ihr Geschick ergeben schienen. Menschen allen Ständen angehörig und von jedem Alter. Ach! ich fühlte nur zu wohl, daß die Ruhe hier nur eine äußerliche sein könne, daß tausend Schmerzen, Haß, Liebe, Rache, Reue, wilde Sehnsucht nach der Welt und ihrer Lust durch diese Seelen stürmen mußten. Aber ich gedachte der stillen, sonnenhellen Kirche, der Blumen auf dem Altar, des Gottesganges bei meinem Eintritt — und hoffte bei diesen unglücklichen auf einen möglichen Seelentrieben.

Die Arbeitssäle sind in verschiedenen Gebäuden und von sie zu betreten muß man die Höfe überschreiten, die alle voneinander durch feste eiserne Gitter getrennt sind, welche sich bis zu der hohen innern Mauer — denn die Umfassungsmauer ist doppelt — erstrecken. Diese Eisengitter mit ihren schweren Riegeln und Klammern erinnerten mich an die Käfige wilder Tiere in zoologischen Gärten. Auch hier ist jeder der Höfe ein hübscher freundlicher Garten, mit den heitersten Blumenpartien, jetzoch bequemlich. Die Anstalt schafft sich Alles selbst, dessen sie bedarf. Unter den Strafsklingen sind Professionisten aller Art. Gärtner, Schneider, Schuster, Weber, Färber, Maurer, Zimmerer, Schlosser, Schmiede, und ihre Arbeitskraft wird vernünftigerweise zum Besten des Ganzen verwendet. Selbst das Waschen und Kochen besorgen die Sträflinge, auch das Reinigen der Säle und Schlafräume. Sie stricken die Strümpfe, nähen und flicken Hemden, Bettzeug und Kleider. Im Souterrain befindet sich eine zweite Anstalt, in der die Arbeitsbedürfnisse wieder für den Nutzen eines Privatmannes, der sie gemacht hat, verwendet werden! Es ist die Cigarrenfabrik eines Herrn Dunker. Diese Räume sind etwas kühler und nicht hoch. Die Züchtlinge sitzen zu zwei und zwei an einem Tische und rollen, packen, pressen Cigarren von jeder denkbaren Sorte. Ein Mann mittlern Alters fiel mir besonders auf, ich sah, daß er geweint hatte. Der Pförtner trat zu ihm und fragte, ob er sich nun zu beruhigen anfange? Er bricht mir das Herz, es bricht mir auch das Herz, antwortete er trauernd. Leise fragte ich den Geistlichen, was den Unglücklichen so sehr betrübe. Er war erst seit Kurzem in der Anstalt in Folge einer Liebesat und seine Frau wollte nun von ihm geschieden sein. Sie hatte gesetzlich das Recht dazu. Ich fühlte Mitleid mit dem Manne, den sein Verbrechen von Derjenigen trennen sollte, für die er es vielleicht verübt. Seine Frau ist viel jünger als er, sagte der Pförtner. Welch ein Gewölbe von Kummerwolken entrollte sich bei diesen Worten! Ein Mann, der zur Befriedigung der Wünsche einer bis zur Abgötterei geliebten Weibes sich und Verbrechen

hatten in Verbrechen stürzt. Ihn Mord, das mit Gleichgültigkeit im Herzen und Liebesworten auf den Lippen alle ihr gebrachten Opfer hinnimmt und sich dann mit tugendhafter Entrüstung von dem Armen abwendet, der sich ihretwegen in den Abgrund menschlicher Entwürdigung stürzte. Ich stand an einem der Tische gelehnt und betrachtete von weitem den Unglücklichen, dessen Augen immer noch feucht schienen. Schwaches Menschenherz, der Leidenschaft hingegeben, bis du zum Verbrecher geworden und Gesetz dich nun verlassen und verdammt! Das erste Eingehen auf den schlechten Wunsch eines Weibes war das dem Teufel gegebene Haar, bei dem er dich ganz zu sich hinüber zog!

Neben mir saß ein junger Mann, vielleicht von 23—25 Jahren, er dächte sich sehr eifrig über seine Arbeit, ich sah von seinem Kopfe nur das tiefschwarze, glänzende, sehr glatte Haar. Wie viel Cigarren können Sie an einem Tage fertigen? fragte ich. Er stand auf, verbeugte sich und antwortete. Bleibe Sitzen! sagte der Inspector. Er setzte sich. Ich sprach noch eine Minute mit ihm und fragte im Weitergehen nach seinem Schicksal. Er war Zimmermann, Sohn eines Beamten und unverheiratheter — Taschendieb. Mochte nicht die Gitterluft den mittellosen Knaben zur ersten Unredlichkeit gereizt haben? Der erste verantretene Groschen, den der Knabe zu einer blanken Rabel verwandte, brachte ihn bis in die braune Sträflingsjacke.

In der Küche waren 13 Männer beschäftigt, Kartoffeln zu schälen für die Mahlzeit des folgenden Tages. Die Sträflinge bekommen nur vier mal im Jahre Fleisch: Weihnachten, Ostern, Pfingsten und am Geburtstage des Königs. Das Brot ist vortrefflich und reichlich. Das Krankenhaus liegt abgesondert von den übrigen Gebäuden. Es ist von einem Blumengarten umgeben und enthält für den Arzt ein besonderes Zimmer, das zugleich als Apotheke dient; die Krankenzimmer sind freundlich und luftig. In jedem derselben stehen vier Betten. Das Lager jedes Sträflings, sei er krank oder gesund, besteht aus einem tüchtigen Strohsacke, über den ein reinliches Bettuch gebreitet ist, einem Kissen und einer wollenen Decke mit Leinwandüberzügen.

Die Schlafzellen der Gefangenen sind hoch und von einem nahe an der Decke befindlichen Fenster, das sich nach innen öffnet, erhellt. Außerhalb ist dies Fenster durch sehr feste Eisenstäbe gesichert. Obwol die Schlafzellen wegen Ueberfüllung der Anstalt fast die doppelte Zahl der ursprünglich bestimmten Betten enthalten, so war doch die Luft rein und kühl. Auf Simsen an einer Seite der Wand lagen die Gewinngsiebter der Zellenbewohner, auf andern standen ihre Trinkbecher von Zinn, ihre Waschschüsseln und andere kleine Besitzthümer. Je zwei und zwei haben einen Waschapparat, der auf einem hölzernen Schemel steht, Seife und ein Handtuch gemeinschaftlich. Eine Badeanstalt ist auch vorhanden, und so ist denn für diejenige menschliche Tugend, die wie man sagt der Gottesfurcht am nächsten steht, für die Reinlichkeit, vollständig gesorgt.

Das Letzte, was ich noch in Augenschein nahm, waren die einsamen Zellen. Sie liegen an einem Corridor, ziemlich unter dem Dache, ein Beamter patrouillirt hier Tag und Nacht. Jede Zellenthür hat ein kleines Fenster von dunklem Glase, das von außen mit einer beweglichen Klappe versehen ist. Mittels dieser Einrichtung hat der Aufsichtsbeamte die Gefangenen stets unter seinen Augen und sie selbst wissen nie, ob sie beobachtet sind oder nicht. Die Rückfälligen müssen hier den ersten Monat ihrer Strafzeit zubringen und jeder Eintretende den ersten Tag. Der Geistliche ging in die Zelle eines an demselben Tage Angekommenen. Er war noch nicht eingekleidet und saß von Schmutz starrend in Lumpen gehüllt auf seinem Bette. Sein Gesicht schien wie vom Fieber geröthet, seine Augen hatten einen wilden Glanz. Nachdem der Verbrecher die erste Nacht dort durchlebt, wird er Morgens in das Badehaus gebracht, wo er sich reinigen muß. Dort werden ihm auch die Haare verschnitten und er empfängt die Kleidung der Sträflinge. Dann erst betritt er das Gerichtszimmer, wo man ihm noch ein mal sein Urtheil vor-

lässt und sodann empfängt er zum ersten male Arbeit, der zuerst Bestrafte in den Zellen der Rückfällige in den einsamen Zellen. Nur den ersten Tag verbleibt der Verbrecher ohne den Trost der Beschäftigung; dieser soll dem Nachsinnen und der Sammlung gewidmet sein und wol manches Herz mag in diesen schweigenden Mauern in Reue geläutert haben.

Ich öffnete auf Geratewohl eine der Fensterklappen, blickte hinein und sah erschrickt zurück. Ich sah einen Jüngling von kaum 22 Jahren. Er hatte Wolle und ging dabei langsam von der Thür nach dem Fenster und zurück, wie diese Beschäftigung es mit sich bringt. Sein Gesicht war der Thür zugekehrt. Nie sah ich ein scheußlich Menschenantlitz. Das dunkle Haar war aus der Stirn gestrichen. Das Profil entstellten griechisch der Mund fest und furchtbar. Nur die Augen, die er von Zeit zu Zeit groß und wild öffnete, hatten einen scheuen Blick. Etwas hoher schlauer Wucht trat durch die enge Züchtlingsgesetzgebung gehoben noch mehr hervor. Es ist der Sache einen ziemlich beschränkten Gesichtskreis, rücksichtlich unverbesserlicher Tück! Man erzählte mir, daß er eine sehr gute Schulbildung besitze, und der Inspector versprach mir Proben von ihm zu zeigen. Welch ein moralisches Phänomen ist ein Verbrecher dieser Art! Nicht Armuth, nicht Mangel an Erziehung, nicht frühe böse Beispiele, nicht Stumpfsinn und Mangel an Gelegenheitsverwirkungen, haben diesen Jüngling in den Abgrund gestürzt! Was kann? Gute es Geschöpfe, die von Natur böse sind! Und sind solche zurechnungsfähig? Gibt es eine Prädestination zum Verbrechen, hat der Diebstahl an sich Reize für gewisse Naturen, wie Spiel, Trunkenheit und Aufschneiderei? Die Seelengeschichte dieses verlorenen Jünglings müßte manches Räthsel lösen.

Eine zweite Klappe öffnete der mich führende Inspector, indem er sagte, daß der Inhaber dieser Zelle schreiblich der grausamthatsste Verbrecher in der Anstalt sei. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen. Er saß mir dem Rücken gegen die Thür und flocht Hemden. Daß es ein bejahrter Mensch sei, erkannte ich aus seiner Haltung und dem graumelierten Haar. Auch sah ich, daß er bei seiner Arbeit eine Puffe brauche. Brandstifter, Mörder, Dieb, gab es vielleicht kein Verbrechen, das diesen Nichten bescheide; doch gab ihm der Inspector das Zeugniß des Wohlverhaltens und nannte ihn einen fertigen Menschen.

Man führte mich jetzt durch eine Menge Gänge und Corridors ins Parterre des Aufsichtsgebäudes. Es trat einer der niedern Aufsichtsbeamten zu dem Director und sagte mit leiser Stimme: „Herr Director, ich melde, daß die jüdischen Leute eben gehen!“ Einen Augenblick darauf defilirten 18 Männer an uns vorüber. Es war Freitag, Sonnenuntergang, der Sabbath der israelitischen Strafsträflinge begann. Unter 600 Verbrechern einer mit Juden stark bevölkerten Provinz waren nur 18 Juden.

Endlich traten wir ins Freie. Auf dem vordern Hofe spielten einige hübsche fröhliche Knaben, die Kinder der Beamten. Ich konnte mir es nicht versagen, zu ihnen hinzugehen und mich dadurch zu erquicken, daß ich den kleinen vierjährigen rosthaarigen Burschen, der eben sehr eifrig mit einem Steckenpferd vorüberritt, fragte: „Der rechte Strafling, der wir noch im Hofe begegnete, holte Wasser. Es war ein Schäfer aus der Umgegend, der in der Hitze einer Schlägerei einen Knecht zum Tod verletzt hatte. Seine achtjährige Strafzeit war den dritthalbsten Tag überstanden. Er sungierte als Aufseher und Wärter in dem Krankenhause und hatte sich in der letzten Zeit einen tüchtigen Stellvertreter herangezogen. Nie werde ich den Blick vergessen, den der Mann auf den Greifischen warf, als dieser ihn fragte, wie ihm sei, wenn er am Uebermorgen höchst. Das ganze Fieber der Erwartung, das ganze Zittern der Freude und Hoffnung lag in dem einen Augenaufschlag. Der Mann war Vater einer Familie. Während seiner achtjährigen Gefangenschaft hatte seine Frau, die sich in der Gegend angesiedelt, treulich bei ihm ausgeharrt, jeden Sonntag ihn besucht. Seine Kinder aber hatte

er in dieser Zeit nicht gesehen, die Schuld und Strafe des Vaters hatte die Mutter ihnen verheimlicht. Nun sollte der Vater sie wiedersehen. Welche Gefühle mochten sein Herz bewegen? Wie mußte der Moment sein, in dem der Unglückliche vor die Augen dieser Unschuldigen trat?

Endlich der letzte Sträfling. Ich traf ihn noch im Zimmer des Kondukteurs. Er war ein früherer Jäger. Der Verdacht eines furchtbaren Mordverbrechens ruht auf diesem Unglücklichen. Man fand in der Gegend von Berlinchen, unfern der Försterei Neuhaus, die zerstückelte Leiche eines Mädchens und verschiedene Umstände compromittirten diesen Jäger, der ein Liebesverhältniß mit der Ermordeten gehabt. Freilich war im Laufe des Processes nichts Bestimmtes gegen ihn aufzubringen; dagegen gestand er, daß er einen Holzdieb getödtet, dessen Leiche einige Jahre vorher im Walde gefunden worden war. Nur dieser Tödtung wegen leidet er seine jetzige Strafe und nur wie eine dunkle Wetterwolke schwebt jener andere Mordverdacht noch über ihm. Der Jäger hat die untersetzte Figur, die gewöhnlich große Körperstärke verräth. Sein Gesicht war dunkel gefärbt, sein Auge wie das eines Mulatten, seltsam hell gegen sein dunkles Haar und seine Hautfarbe. Seine Sprache war geläufig und eine tiefe grollende Heftigkeit lag in Allem, was er sagte. Er bebte fast während unserer ganzen Unterhaltung, die sich allein um ihn und sein Schicksal drehte. „Ich hatte ein Reh geschossen, an dem Unglückstage — ich hatte es aufgewendet", sagte er — und die Zähne schlugen ihm dabei hörbar aneinander — „kann da ein Jäger nicht Blut an seinem Aermel haben?" Ich wünschte dem Unglücklichen, als ich von ihm Abschied nahm, daß Gott die verborgene Schuld ans Licht ziehen möge.

Ich verließ die Strafanstalt zu Sonnenburg mit Empfindungen, die in Worte gekleidet wohl so geformt haben mögen:

Die Gerechtigkeit der Gesellschaft fordert die Strafe. Aus der unerschöpflichen Barmherzigkeit Gottes fließt die Reue. Reue ist die Gewißheit der Besserung, wenn auch vielleicht ohne die Möglichkeit, sie durch Thaten zu zeigen. Sie ist ein Cherub am Throne Gottes. Möchte sie ihre Flügel ausbreiten über allen Bewohnern dieser Mauern!

Anregungen.

Die Kunst der Unterhaltung.

Es wird vielen Menschen so schwer, eine Unterhaltung zu führen. Sie glauben das Rechte zu treffen, wenn sie Thatsache an Thatsache reihen, und doch müssen sie sehr bald entdecken, daß sie auf diesem Wege weder Andere anregen noch selbst sehr lange sich nicht bald erschöpft zu fühlen. Die Kunst der Unterhaltung besteht darin, aus einzelnen Thatsachen allgemeine Gesetze herzuleiten. Wer nicht hat gelernt hat aus Thatsachen folgerich Gedanken entwickeln, wird mit jedem Gespräche bald zu Ende sein.

Ein Mißgriff der Gerechtigkeitsliebe.

Von so manchem abgeklärten Urtheil sagt man, es entspringe dem Herzen. Wollte man der Quelle genau nachforschen, so würde man finden, daß das Urtheil, welches dem Glücklichen ein mildes erscheint, oft nur aus einem unbewußten Triebe zur Gerechtigkeit entspringt. Wer diesen Trieb entweder nicht besitzt oder ihn mit Vorsicht zu beherrschen versteht, erfreut sich auch viel öfter der Anerkennung, edel genannt zu werden.

Der Geist in jungen und alten Tagen.

Rüttel und schüttel das Bäumchen —
Lauf! Dein Glück holen müssen!
Rüttel und schüttel das Bäumchen —
O weh! Es tappert nicht mehr von Nüssen!
Rüttel und schüttel das Bäumchen —
Druck Augen zu, Hand und Füße!
Rüttel und schüttel das Bäumchen —
Nicht ein Nüßlein heute — [illegible] Nüsse.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 17.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Schweizererinnerungen.

Von Herausgeber.

I. Frankreich und Neuschatel.

Du ſteile, herrliche, „freie“ Schweiz, zum Gleichgewichte Europas der felſenſchwere Mittelpunkt, du Land der Heerdenglocken, Alpenmatten, der engliſchen Penſionen, der ſouveränen Hoteliers, der Drei- und Fünffranken-Diners und des Honigs zum gerauchten Frühſtück! Wie mag dem Flüchtling zu Muthe ſein, dem die politiſche Wetterwendung, wie ſie mit ihren Steckbriefen und Gendarmen einmal vorhanden iſt, auf den Ferſen ſitzt und ſein Fuß betritt die erſten Schollen ſeines Gebiets, deſſen Cantonalwappen auf den Grenzpfählen ſich etwas ungeſtüm mit Bärenköpfen, Ochſenköpfen, mit Schafen und mit Widdern ankündigen? Wannenbleibt, grüßgeſtärkt, aufathmend begrüßt man dich auch, wenn man ohne Flüchtling zu ſein, ſich die nahe vom Departement des Doubs, in Pontarlier die letzten rothen Pantalons der franzöſiſchen Soldaten ſieht, durch die Schluchten des Jura ſich windend den Boden betritt, wo die erſten blumengezierten durchbrochenen Balconieren wieder rund und traulich um die Häuſer ſich ziehen!

Die Provinz in Frankreich! Sie mag dem Forſcher Reize bieten — wo ſind mehr Geheimniſſe der Vergangenheit zu leſen! Und wo Menſchen leben, iſt es an ſich dem Menſchen immer Verweilens werth — aber ſo nur durchfliegen müſſen durch dieſe langen, ſonnenbeſchienenen Flächen, durch dieſe wenigen Wälder, dieſe mäßigen Höhen, über dieſe ausdruckloſen Flüſſe, ſo nur Steinmaſſen erblicken, die man Städte nennt und die uns am Oſthor ebenſo in Erinnerung bleiben wie man am Weſtthor in ſie eingefahren iſt; Dörfer frei, offen, wie hingeworfen und ausgeſtreut nur auf die Landſtraße, armen Hirtlingen gleich; Bauerhäuſer von Steinen, ohne rankenden Wein oder mindeſtens Bohnengrün an den kahlen weißen Wänden, ohne Fenſterſchmuck und Blumenzier; da und dort zwar ein Herrenhaus mit eiſerner Pforte und goldener Wappenkrone und geſchorener Parkanlage, aber kalt, vornehm und ſchonderig wie eine Erinnerung aus den Zeiten der Marquiſe von Créqui; nirgends das Traulich-Anſchmiegende, Traute, Winkelige, Verſteckte, Heimliche der deutſchen Landeseitung ... Wer wäre nicht froh, dieſer Monotonie zu entfliehen!

Besançon war die letzte größere französische Stadt. Hier an der Einfahrt durch die Festungsglacis begriff man die Vortheile, die man sich im Hôtel des Capucines zu Paris vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten für baare zehn Franken erkauft hatte. Der Paß wurde in Folge des quittirten halben Napoleon in Ordnung gefunden. Man konnte zum letzten male die berühmte Artigkeit der französischen Gendarmen, Postbeamten, Conducteure genießen, diese Artigkeit, welche bei Letztern die Reisenden schon lange für nicht viel mehr als ein Stück Passagiergut in Wachsleinen betrachtet und sich verwundert, wenn ein solcher lebloser Gegenstand anfängt zu sprechen, zu fragen, Erkundigungen einzuziehen. Wie verdrießlich ist doch in gewöhnlicher Begegnung diese französische Nation, wie zerstreut, wie nur beschäftigt mit — ja womit? Das mocht' ich schon oft untersuchen und ausforschen, sah ich diese mürrische, grobe Apathie, diesen in sich vergrübelten Egoismus, diese unfreundliche, stöhnende und gelangweilte Pflichterfüllung. Die Erfahrung ist nicht neu. Die Republik ist daran unschuldig. Schon lange hat man die ernsteste Veranlassung, als Menschen- und Nationenfreund zu fragen, was nur den Franzosen, wenn sie in ihren Functionen sind, diese ungehobelte, massive Verdrießlichkeit gibt? Hochmuth ist es allein nicht; denn da sie gern regieren, so sollte sie eine Function heiter stimmen. Leiden sie unter einer Vorstellung von größerm Glück als ihnen beschieden ist? Verachten die Diensten aus Stolz ein Publicum, das auf ihre Dienste angewiesen ist? Oder rechnen sie im Stillen ihre Gewinnste aus und legen sie sie zu ihren häuslichen Capitalien und calculiren sie beständig, wann sie sich endlich zur Ruhe setzen und von ihren Renten leben werden? Oder ist endlich die Schreckenszeit des endenden vorigen Jahrhunderts noch nicht vergessen und traut da der Bruder nicht dem Bruder, der Freund nicht dem Freunde, der Gefährte nicht dem Gefährten? Von dem freudigen Antheil, den bei uns **Mensch am Menschen** zu nehmen scheint, findet sich in Frankreich nicht die Spur.

Einen eigenthümlichen Eindruck gewährten noch in den größern und kleinern Provinzialstädten die **jungen Militärs**. Man kann von den jungen Offizieren Frankreichs sagen, daß sie für ihre Nation jenes Princip vertreten, das in Deutschland **den Studenten** zugetheilt ist. Die junge Offizierswelt der Franzosen hat nichts von dem Gehirnegeiten der preußischen Leutnants. Nur in östreichischen Garnisonstädten wird man die ungarischen Cavalleriesiziere so ungezwungen und mit der ganzen erlaubten Poesie der Jugend in den Kaffeehäusern rauchen, Bier trinken, Domino spielen sehen. Doch auch hier mildert die höhere Abkunft und die Vorschrift der Dienstordnung eine Art, sich zu geben, die die natürlichste von der Welt bei den jungen französischen Offizieren ist. Diese sitzen in den Kaffeehäusern wie heidelberger und bonner Studenten. Sie haben im Munde lange quastbehangene Pfeifen, die Interimsmütze sitzt ihnen auf dem Ohr wie ein Cerevislappel, die langen, nach den Hüften zu sich breit aufbauschenden Beinkleider hängen ihnen nach Bequemlichkeit, sie liegen auf den Bänken ausgestreckt und streichen ihre Bärte, die sie ganz nach eigenem Geschmack bald à la Henri quatre, bald à la Jouville, bald à la Hayman ziehen. Es sind die Schüler der polytechnischen Anstalten und Militärschulen. Ihr Halle und Jena ist Metz, Colmar, Nancy, Paris gewesen. Sie sind Raufer, Zechter, exerciren des Morgens, lesen den Tag über Alexander Dumas, gehen Nachmittags auf den Fechtboden oder den Kugelfang und bringen die Abende in den Wirthshäusern zu. Wenn man sie in ihren kurzschößigen Jacken über die Straßen der Garnisonsstädte schlendern sieht, glaubt man, nur uniformirt, jene weltstürmende Jugend von Heidelberg und Halle vor sich zu haben, die sich vor zehn Jahren an Herwegh's Tyrannenlyrik, jetzt, etwas zahmer geworden, an Otto Roquette's Wein-, Minne-, Lenzes- und Gesangesfröhlichkeit erbaut, die Mitte des Straßenpflasters da und dort noch gewellen für den Gänsemarsch in Anspruch nimmt und doch wol noch immer die „Finken" und Studentscher

verſpotten mag. Die Ideale dieſer uniformirten und bewaffneten franzöſiſchen Studentenſchaft ſind natürlich die geſtickten Uniformen künftiger Marſchälle von Frankreich und die den franzöſiſchen Sturmcolonnen gegenüber nächſtens zu beweiſende totale Unhaltbarkeit ſämmtlicher ſtrategiſcher Exercitien der europäiſchen Armeen.

Der Canton Neuenburg war erreicht mit ſeinem gekerften Gebirgsterrain, ſeinen rieſenhohen bewaldeten Berglehnen, ſeinen grünen Thalgründen und jener Sauberkeit der Wohnungen und Dörfer, die gegen den Schmutz und die Dürftigkeit Frankreichs ſo wohlthuend abſticht. Dieſe Sorgfalt der Obſtcultur, der Blumenzucht, der Reinlichkeit der Brunnen, des Schmucks der Häuſer, dieſe gekehrte und geſtutzte Sonntagsnettigkeit auf der Diele, die Wohlhabenheit bekundende Tracht der Frauen, die puritaniſch-calviniſtiſche Haltung der ernſten, etwas pedantiſchen Männer . . . man brauchte nicht auf die dunkeln Farben ihrer Röcke, die geſteiften, aufrechtſtehenden Hemdkrägen und den unvermeidlichen großen rothen ſchweizer Regenſchirm allein zu ſehen, um ſich trotzdem, daß Mancher hier noch Franzöſiſch ſpricht, doch ſchon heimatlich begrüßt zu fühlen von den Stimmungen dieſes Schweizerlandes, einer ſelbſtgewählten Regierungsform, einer ämſigen Induſtrie und eines von früher Jugend gewöhnten eigenen Nachdenkens über die wichtigſten Fragen des Menſchen. Es iſt wahr, es zog ſich wol Alles enger, begrenzter rundum zuſammen, auch der große Horizont der nationalen Anſprüche verſchwand mit der geſchloſſenen Fernſicht, aber bedeutſamer wuchs der Einzelmenſch, ſeine Perſon wurde Gedanke, ſein Daſein Anknüpfung an die unſichtbare Kette der Geiſter. Ein höherer vergeiſtigender Egoismus Das, der den Menſchen zum würdigen Mitglied ſeines Staats, ſeiner Gemeinde, ſeiner Kirche macht. Es iſt wahr, das Schweizervolk iſt nicht poetiſch, es träumt nicht in die blaue Luft hinaus, es läßt die Fürſten und deren Räthe nicht ſorgen für das Wohl der Welt und ſchaut etwas nur gedankenlos zu, was ihm von oben und in Gnaden beſchieden wird; es muß ſelbſt dabei ſein, wenn über ſeine Rechte und Pflichten geſagt ſagt wird. Aber man kann um der Poeſie und Romantik willen nicht gering von einem Werthe denken, der für einen höhern Maßſtab ſeine Poeſie auch hat, und eine Poeſie, die vielleicht über der gewöhnlichen ſteht.

In dieſem Lande Neuenburg miſchen ſich noch ganz eigene Farben in das Gemälde des Volkscharakters und des in der Schweiz landesüblichen Menſchenwerthes. Man ſieht nicht nur die beſondern Induſtrieen der kleinen Ortſchaften, vorzugsweiſe die Uhrmacherkunſt, die Tauſende hier beſchäftigt, aus der ganzen Eigenthümlichkeit der Menſchen herauslingen, ſondern auch die Doppelnatur eines Freiſtaats und einer jetzt zwar unterbrochenen, aber doch noch keineswegs erſtorbenen Beziehung zu einem großen norddeutſchen Staate gibt dieſem Schweizercanton einen eigenen Charakter. Man kann ſich, durch Neuenburg reiſend, nicht erwehren, ſeine Phantaſie in den Contraſten zwiſchen Dem, was hier unter dieſen grünen Bergen aufwächſt und gedeiht, und den Beziehungen zu dem Lande der Mitte zwiſchen Niemen und Moſel hin und her ſpielen zu laſſen. Wie kommen dieſe entlegenen Neufchateller dazu, dem Witze der märkiſchen Sandwüſte einſt zu unmittelbarſter und nächſter Zielſcheibe gedient zu haben? Wie iſt es möglich, daß dort in dem einſamen Pfarrerhauſe, hier bei einem Nachkommen des alten burgundiſchen Landadels noch jetzt die unmittelbarſte Anknüpfung herrſcht an die doctrinären Geiſter, die da unten jetzt um Sansſouci ſchweben? Noch halten die vielen, aus Preußen bezogenen Penſionen, die Erinnerungen verwandtſchaftlicher Bande, die ſchon ſeit Jahren zwiſchen Berlin und dieſen Thälern geknüpft wurden, Briefe und der lebendigſte Bonnen-, Gouvernanten- und Secretairen-Verkehr die Beziehung zwiſchen dem Canton und der preußiſchen Souveränetät ſo lebhaft im Gange, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn man, allen ſchweizeriſchen Verſicherungen von der Abgeſtorbenheit dieſer Einigung zum Trotz, auf einem Volkstage im Locle etwa la Chaux de Fonds unter dreißigtauſend Stimmen immer noch zehntauſend

fanatisch? preußische zählt. „Ihr Absynth-Extract-Krämer! Könnt ihr eure Absatzquellen in den berliner Conditoreien nicht der Freiheit unserer Stimme auf den Tagen zu Bern und Zürich opfern?" So mögen die Advocaten von Neuenburg ausrufen, mögen die sentimentale Hingebung an das preußische Schwarz-Weiß und den Schnitt der königlichen Livreen von Berlin bei den Pastoren, Gouvernanten und Bonnen lächerlich finden, es steht die Frage, ob Sigmaringen, wenigstens für die Ergebenheit jenes Schweizer-Cantons, der Krone Preußen ein voller Ersatz werden wird. Gerade in der Entfernung Preußens, in der Unmöglichkeit einer unmittelbaren Geltendmachung seiner bekannten Regierungsmethoden, in den Sagen, Geschichten und Erzählungen Derer, die so glücklich waren, einst die norddeutsche Hauptstadt gesehen zu haben und eine Weile in ihr zu leben, liegt für diese Verbindung ein Reiz, der, gehoben durch die Interessen des kirchlichen Glaubensbekenntnisses, eine Rückkehr zu dem frühern Verbande nicht unmöglich machen könnte, freilich aber auch in dem stillen, friedlichen und, wie es scheint, musterhaft geordneten Canton traurige Störungen der Ruhe und der Bürgereintracht hervorbringen würde.

So athmet man denn die reine und volle Schweizerluft erst, wenn man von den Höhen des Jura niederrollt, vom Neuenburger See und seiner mächtigen Ausdehnung bei St.-Blaise Abschied nimmt und an der Zihlbrücke auf berner Boden tritt. Die Gegend des Aarberger Mooses ist unfreundlich und kahl, aber bald ist Ins, bald Aarberg erreicht, bald steht die volle behäbige Stattlichkeit eines berner Bauernhauses vor uns. Willkommen nun, ihr Sitze der Kraft, die sich überall ihre eigene und gleichbleibende Art erhalten hat! Angelehnt an einen sanft aufschwellenden Hügel, umgeben von einem Baumgarten, wo die spätreifenden Früchte in das schwellende Gras niederfallen oder auf Leitern gewonnen werden, die, zusammengestellt, an einem mächtigen Apfelbaume des Herbstes warten... Neugezimmert von frischem Tannenholz das Stacket des Blumengartens, dessen zierliche Ordnung mit seinen kleinen abgezirkelten Beeten fast zu symmetrisch in diesem freien Wachsthum blüht und zu gesuchte Farbeneffecte spielt... Das Bienenhaus mit schützendem Dach aufschauend in die Wiese mit ihren tausend lockenden bunten Sternchen und Knöpfchen; Hühner und Tauben hüpfend und fliegend hin und wieder vom nesselbewachsenen Winkel am Stacket und dem mächtig thronenden Düngerhaufen zum gewaltigen Wohnhaus mit seinem hochüberragenden Schindeldach... Das öffnet sich am Giebel zur obern Galerie von à jour gefaßtem Holze; durch zwei Säulen stützt diese das oberste Dach, trägt Rosen- und Nelkenstöcke am innern Simse, birgt das Heiligthum der Schlafgemächer, die mit ihren Fenstern auf diese, oft mit Weyden und durchlöcherten Schießscheiben gezierte Altane hinausgehen... Fenster an Fenster im untern Hause, doch Raum noch für die Scheibe einer Sonnenuhr. Am Eingang die Planderbank, über ihr zum Trocknen von der Vordergalerie herabhängendes Linnen. Des Hauses Pforte fast verstellt von Waschkübeln und Zubern und Milchgefäßen. Dicht am Hause der Brunnen mit ewigrieselndem Quellwasser, plätschernd belebt und belebend; die Mägde, Knechte, Kühe, Hunde rings um sich sammelnd und ihr Gemeinleben genießend und sich dabei Alle, Mensch und Vieh, wie auf eine Sprache gerichtet verstehend... Das ganze Bild nicht wiederzugeben in seinem wahren Eindruck durch die volle Befriedigung der Theile zum Ganzen und des Ganzen zu den Theilen, durch die gleichsam hingestreckte und den Kühen abgesehene wiederkäuende Sättigung und Selbstgenüge des hochmüthigsten Bauernstolzes; dies Brummen, Schnurren, Summen dazu und das Duften vom Heu, vom Gras, vom Obst, von den Blumen des Gartens und der Wiesen und zuletzt von dem eigentlichen Patschouli und Odeur fin und Arpiercract der Schweig, vom Dünger und jener wahren Nektar- und Ambrosiaquelle der Landwirthschaft, des flüssigen Befruchtungs-Humus, der die Ehre verdient, auf diesem Felde der Cultur das feinste und vorzüglichste aller Elemente genannt zu werden.

Wir kommen aber in Jeremias Gotthelf's Sphäre. Ein norddeutſcher Touriſt und der Halb-Romantiker wie Unſereins muß ſich von dieſer vollen, grünen und volksthümlichen Sphäre losreißen und ſich auf eins jener ihm dafür mehr zuzeigen gehörenden Felder begeben — die Table d'Hôte im Faucon d'Or zu Bern. Hier, nach einiger flüchtigen Abſtäubungstoilette, iſt man vielleicht ſo glücklich, noch einen Platz neben zwei engliſchen Miſſes zur Rechten und einer ſoeben aus dem jetzt aufgewühlten Freiburg geflüchteten Grafenfamilie von neun bis elf Köpfen zur Linken zu finden. Man hat alſo regiſch den ewigen Statusquo der Schweiz dicht neben ſich, die Entzückungen über die Schönheiten des Landes für Durchreiſende im Allgemeinen und ihre Schrecken für Die, welche dauernd in ihr wohnen müſſen, insbeſondere.

(Der Abſchnitt: Bern, folgt in nächſter Nummer.)

Muſikaliſche Leiden und Freuden.

Humoriſtiſche Novelle in ſo und ſo viel Capiteln.

Fünftes Capitel.

Die Concertprobe Gröninger Straße Nr. 18.

Eine Stunde vor Anfang der Probe befand ſich Peter ſchon auf dem Wege zu dem ihm von dem Pianiſten bezeichneten Hauſe. Partitur und Stimmen ſeines Concerts in ſauberer, correcter Abſchrift ſchlummerten unter ſeinem Arme, dazwiſchen die eingehüllte Clarinette, das Unterpfand ſeines Ruhms.

Alſo dieſe Perſon, dieſer Peter van Petriſſen, dachte er bei ſich ſelbſt, iſt der einzige Gedanke ihres Köpfchens geweſen und der dicke Krämer, der graue Actuarius, von denen ich fürchtete, waren nur rhetoriſche Figuren für die Melodieen ihres Herzens! War es denn auch wirklich kein Irrthum der alten Grete? Himmel! wenn ſie dir hier begegnete, plötzlich um die Ecke böge und du glitteſt aus vor Schrecken, fieleſt ſammt Clarinette und Concert! Peter ſchämte ſich in ſeiner tiefſten Seele und lachte über dieſe Scham in ſich hinein und benahm ſich für einen Künſtler höchſt ungeſchickt. Das Alles war ihm ſo höchſt neu und ſonderbar, da gab es ſo viele Tauſend Dinge in einem veränderten Lichte zu betrachten, ſo viel Beweiſe zu prüfen und verdächtige Punkte aufzuklären. Peter zweifelte mit jedem Schritte mehr an der Identität ſeiner Perſon und nahm ſich vor, genau auf dieſelbe zu vigiliren. Es wäre ihm gar nicht überraſchend geweſen, wenn er ſich ſelbſt begegnet wäre und hätte einen Streit mit ſeinem Ebenbilde angefangen, wer der eigentliche Componiſt des Concerts in E-moll wäre und die Ehre hätte, von Jungfrau Clärchen geliebt zu werden. So viel war ihm klar, hätte ſein Ebenbild nur die nöthige Kühnheit und Entſchiedenheit gezeigt, er würde ihm geglaubt und ſich für ein muſikaliſches Capriccio angeſehen haben, das in ſeiner phantaſtiſchen Laune die Geſtalt Peter's von Petriſſen angenommen.

Schleunigſt aus ſeinem beſcheidenen Stadtviertel gelangte er in breitere, räumlichere Straßen, ein geſchäftiges Leben wogte durch die Stadt. Er blieb ſtehen, verwundert, daß es noch Leute gäbe, die Zeit und Muße hätten, an andere Dinge als an Clärchen und ſein E-moll Concert zu denken.

Ameiſen! dachte er bei ſich. Werkeltagsgeſichter! Er dachte, er werde gewiß noch ſeinen Doppelgänger, den Clarinettiſten Peter, unter einer Bettelbande pfeifen hören und Clärchen, das mitleidige Lockenköpfchen, ſähe zum Fenſter hinaus und reichte ihm ein Stückchen. Heimlich ergrimmte er über den glücklichen Nebenbuhler und nahm ſich vor, ihn tüchtig abzuprügeln, falls er es wagen ſollte, Clärchen verliebt anzuſehen. Zum

Glück war es zu kalt für Straßenmusikanten und unser Künstler kam nicht in Versuchung, von seinen Künsten gegen den andern Peter Gebrauch zu machen. Die Liebe! Er erinnerte sich mit einer gewissen Sicherheit, früher schon Häuser und Menschen und andere Thiere auf der Straße hier gesehen zu haben, wußte wenigstens bestimmt, daß er diese und jene Straße passirt hätte und andere Menschen gleichzeitig mit ihm, damals aber wußte sein Auge eine andere Construction gehabt haben, vielleicht mehr die passive Natur eines Spiegels. . . .

So gelangte er ziemlich frühzeitig zu seinem Bestimmungsort. Er wurde in einen Saal gewiesen, in dem sich außer ihm viele Notenpulte, einige Bässe und ein Fortepiano befanden. Er hatte Muße, die ankommenden Musiker des Orchesters zu betrachten, die ihn ihrerseits mit unverhohlener Geringschätzung musterten.

Train und Geschütz der musikalischen Armee erschienen ohne Bedeckung auf dem Schlachtfelde. Triangel und Becken, Tremmel, Pauke und Posaunen, welche abwechselnd die Wirkung zweifelhafter Postzügen und echtitziger Kartätschensalven nachahmen, sind die ersten auf dem Platze. Das Jägerbataillon der Hörner folgt, das Geschwader der Trompeten schließt sich ihnen zur Bedeckung an. Jetzt sammelt sich das Fußvolk; die Musketiere des Fagotts, der Oboe, der Clarinette, das Füsilierbataillon der Flöten, unter denen die Piccoloflöte im Sturmschritte die Evolutionen leichter Ulanenregimenter leitet. Endlich trabt die schwere Reiterei der Bässe heran, mit musikalischen Carabinern bewaffnet; ihnen folgen die übrigen berittenen Schwadronen bis zur adeligen Vorhercavalerie der ersten Geigen, die auf Rennpferden mit gestickten Schabracken mitten im tobendsten Schlachtgewühl ihre Manoeuvres mit tadelloser Präcision wie auf dem Exercirplatze ausführen. Sie sind der Stolz des Generalstabs, der Mittelpunkt aller Bewegungen und jede Schlacht ist rettungslos verloren, sobald ihre Reihen durchbrochen sind. Oft spielen die Geschütze ihr Feuer verwirrend in ihre Reihen, oft stürzt sich das in Unordnung geratheue Fußvolk Hals über Kopf auf ihre Geschwader los und sie entfalten ihr flatterndes Panier, reißen die Flüchtigen in das Gefecht hinein, heben nicht zurück vor Böhnen, platzenden Granaten und Kartätschen, bis in den Wassennuhen eingetner Pausen daß Gleichgewicht der Schlacht sich wiederhergestellt. Das wissen sie selbst und jede ihrer Mienen drückt es aus, darum scharen sie sich zumeist um die Mitglieder des Generalstabs, die sich zuletzt einfinden und nehmen huldreich von ihnen Begrüß. Der Kapellmeister und die Solisten des Concerts passiren noch ein mal die Revue ihrer Garden und das Treffen wird geordnet, die Angriffscolonnen formirt. Die Cavalerie ist im Vordertreffen, das Fußvolk im Mitteltreffen, die Geschütze im Hintertreffen; der Schlachtplan ruht aufgeschlagen vor dem Feldherrn mit dem Commandostabe; jeder Offizier empfängt seine Specialbefehle und theilt sie unter die Mannschaften aus.

Was macht unser Peter unterdessen? Er sitzt beschieden im Hintergrund. Er wartet, bis er zum Kriegsrath berufen wird. Ein allgemeines „Rühret Euch" ist drüben commandirt und nun beginnt ein wahres Höllengekräu von Tönen, ein Krazen und Streichen, Klimpern und Schnarren, Puhsten und Blasen, Intoniren und Detoniren, piccicato und coll' arco, ein Durcheinander aller Töne, ein potpourrihaftestes Ensemble so vieler Noten, Schr und Melodien, als es Instrumente im Orchester gibt. Noch knarren die Wirbel aller Geigen und Bratschen, noch surren die Mussker die Quinten umzustreichen, bis sie gestreckt und gewickt in ihrem Futterbette im Intervall von einem halben- oder Viertelstone alle gräßlichen Schwingungen durchschwimmen, bis sie endlich verstummen und gestrichen werden. Noch gurgeln die Flöten die Scala auf und nieder, die Pauken brummen mürrisch nach, was ihnen eine Geige vorsingt, die Hörner werden ausgeblasen, die Klappen durchprobirt — Peter ist auf dem Gipfelpunkte aller musikalischen Vorbereitungen, er hat so oft im Orchester mitgestimmt, niemals aber mit solchem Be-

wußten alle Prüfungen durchgekostet, die in die rechte Stimmung zu einem musikalischen Genusse versetzen.

Endlich ist diese heroische Arbeit vollbracht, den Augiasstall unreiner Stimmung ausgemisten und es entsaltet sich ein Heer von Taschentüchern, das an den Nasen, Stirnen, Händen, Saiten, Klappen herumwuzt, es wird geschnaut, geräuspert, an den Halsbinden gezupft, kurz alle lebischen Schwächen werden erst beseitigt, ehe das Kolophonium unwiderruflich zum letzten male über die Pferdeschwänze streicht, welche in Gemeinschaft mit Lämmerdärmen und warmblütigen Hölzern das menschliche Herz so tief innig zu rühren wissen. Die Bogen sind gestrichen, noch eine kurze Pause und der Kommandostab wird sich heben und senken, anbeitzt von den Schlichen- oder Zweiundvierzigtheilern, die ihn mit verhängten Zügeln davonzutragen verstehen.

Was treibt Peter unterdessen? Er sitzt, wie gesagt, beschreiben im Hintergrund und inspiriert sich.

Wie ist es nur möglich, denkt er still für sich, aus diesen verschiedenen Elementen eine Einheit, eine künstlerische, musikalische Einheit herzustellen!? So viele verschiedene Nasen, als mitwirkende Künstler! Ein Schock mit darüber, rechts oder links auf dem Leibe gewachsen, Nasen nach oben gekrümmt, nach unten gebeugt, mit Höckern, Sätteln, Knoten, spitz, stumpf, platt, gewölbt, hier mit schnaubenden Flügeln, dort mit Kitzelnasen versehen oder pomeranzenartig aufgewachsen, Nasen, schillernd vom tiefen Violett zum leidenschaftlichen Roth, oder rein wie ein Gletscher mit ewigem Schnee bedeckt; verschieden in der Länge von der Pferdeschwänze bis zur Saitzurke, verschieden durch ihren griechischen, ethnischen, orientalischen, malaitischen, kalmückischen Schnitt bis zum sanften Charakter der indogermanischen Race! Und hier und da diese Schornsteine gruppirt in der eigenthümlichsten Weise, nach umgekehrten Proportionen zu den Linearmenten des Gesichts. Volles Mienenspiel in dieser Künstlerwelt, deren einzige Leidenschaft die Musik ist! Wunderbare Schnörkeleien, in denen sich Intelligenz und Enthusiasmus ausdrückt, wie der herrliche Schmetterling durch die häßliche Raupe sich prophezeien läßt! Bei jedem Bureauexamen sieht man den Aktenstaub, bei jedem Kaufmann die Procente, bei jedem Schneider die Tuchersparniß, bei jedem Unteroffizier den Schnurrbart im Gesichte, wer aber will sich verwetten, aus dem Gesichte des ersten besten Orchestermitgliedes einen Don Juan, eine Sinfonia eroica oder pastorale, ja selbst nur einen Strauß'schen Walzer oder einen Meyerbeer'schen Propheten abzuschreiben? Wer ließ mir eine Geigenstimme eines Spohr'schen Concerts aus den süßlichen Mienen eines geweigten Violinisten oder ein Süßmilch'sches Concert für Contrabaß aus den sauertöpfischen Mienen des Baßisten? Welcher musikalische Prometheus könnte alle diese Varianten in dem Codex „Künstlernatur", alle diese Stimmen, zerstreut wie die Blätter der Virgil'schen Sybille, zu einer lebendigen Partitur zusammennähen, ohne den olympischen Göttern ihr unauslöschliches, homerisches Gelächter über diesen schalkerischen Contrapunktisten zu entlocken? Ja, ein Prometheus gehört dazu, der den irdischen Thon in seine Formen rauscht und den Göttern das Feuer einer brennenden Havanah-Pfeife, ein Prometheus, dem der ewige Geier den Arm über seine Schöpfung noch unter der Erde die Leber zernagte!

Und doch! Der babylonische Thurmbau gelingt, Stein fügt sich auf Stein und der Ameisenhaufen irdischer Handlanger hört auf die Stimme des göttlichen Meisters, der Juden zu seinem Platze ruft. Die Feenpalast steigt auf, die Ouvertüre zur Zauberflöte, das Monument eines Riesengeistes, den seine Zwergsläubiger verspeisen, weil Mit- und Nachwelt in seinem Schuldbuche stand und nicht zahlte. Peter hört nur noch die Töne, die sich verschmelzen und verschlingen; er sieht nicht mehr die Physiognomien der Musiker, er sieht überhaupt nichts mehr, er ist wieder der alte Peter, der in die Welt hineinschaut und sein Büchen Proviant von Selbstvertrauen, den er aus Greenes Vor-

rathskammer mitgenommen, ist bis auf den letzten Pfiffen ausgegeben, ehe der letzte A
der Symphonie verklungen.

Wo ist Monsieur von Petrissen? fragt der Pianist.

Niemand kennt den obscuren Namen.

Ist Monsieur von Petrissen nicht da? fragt der Kapellmeister mit lauter Stimm

Peter gibt selbst die beste Auskunft und erscheint, indem er dem Kriegsrathe, in de
er berufen ist, sein bescheidenes Compliment macht.

Spannung, Zischeln, Mondgesichter im Orchester. Herzklopfen unter dem Frack Mon
sieur von Petrissen's. Hätte in diesem Augenblicke irgend eine Altposaune zum gnädig
Fräulein o wie so der C-moll-Symphonie sich verstiegen, Peter würde ans Jüngst
Gericht geglaubt haben.

Haben Sie schon eine Wette des Glücks getroffen? Haben Sie Ihre Noten bei sich
Monsieur? fragte ermuthigend der menschenfreundliche Virtuos.

Peter reichte mit einer Verbeugung seine Partitur hin, sein geliebtes E-moll-Con
cert und da er sich nach vorn hin vermiethe, so wäre er in diesem Augenblicke beinah
übergeistigt.

Der Virtuos las — eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs Seiten,
Peter wagte nicht in sein Gesicht zu sehen, er war vollständig von Sinnen; er dachte
an seine ähnliche Stimmung, wenn er sonst bei Gärtchen saß und bildete sich ein, Gärt
chen halte seine Partitur in Händen und mache ihr Anwort von ihrem Eindrucke abhän
gig. Seltsame confuse Gedanken drängten sich in rasender Hast durch sein Hirn.

Wer ist der Verfasser des Concerts? fragte endlich der Virtuose, der sich anfing
lich kein Dement geben wollte.

Zuerst Gärtchen! entgegnete Peter, der in seiner Verweirung glaubte, er werde
über die Ursache der E-moll-Anwort befragt.

Sie scheinen zerstreut, lächelte der Frager und gab Peter'n einen Theil seiner Ge
sichtsgegenwart wieder. Ich fragte, wer der Verfasser dieses anziehenden Concerts ist.

Dieses Concerts? Ja so! Sotterie Peter und wies mit dem Finger auf die Partitur.
Dieses anziehenden Concerts? buchstabirte er nochmals . . .

Und — um Verzeihung! stammelte er dann tonlos. Ich bin es selbst gewesen!

Nun war das Erstaunen auf Seiten des Virtuosen und je weiter er die Augen
aufmachte, um so mehr glaubte Peter sich berechtigt, sie als die offenen Himmelspforten
anzusehen, die ihm zum Eingang in die Unsterblichkeit luden.

Lassen Sie und sogleich Herr! viel entschlossen der Virtuos aus. Wenn Alles dem
Eingange entspricht — Meine Herren, ich habe das Vergnügen, Ihnen hier einen jungen
talentvollen Componisten vorzustellen, dessen Concert für Clarinette Sie begleiten wollen.

Allgemeines Erstaunen und Umsehen. Peter dreht den Hals mit ihnen, neugierig,
dieses fremdere Wesen, sich selbst, in Augenschein zu nehmen.

Wollen Sie die Stimmen vertheilen, lieber Kapellmeister? fragte der Virtuos.

Wenn Sie erlauben, sehr ich in Ihre Partitur ein.

Bitte, bitte!

Und die Stimmen wurden ausgetheilt. Peter steht mit seiner Clarinette in Bereit
schaft, beschließt seine Gerle allen Heiligen der Musik — darunter war natürlich auch Ju
fraw Gärtchen — und ehe er wieder zum klaren Bewußtsein kommt, ist auch der letzte
Ton schon verklungen.

Brav, sehr brav! lobt der Kapellmeister.

Eine allerliebste Composition! stimmt der Pianist ein.

Aber Monsieur! stammelt Peter verwirrt. . .

Finden Sie sich Morgen im Concert ein, Monsieur, sagt der Pianist, Peter'n die

Hand drückend. Ihre Compositionen verräth ein leichtes, glückliches Talent, Ihr Stil ist edel, vielleicht zu edel für unser Publicum, sagt er leiser hinzu — Ihre Gedanken sind zum großen Theil originell und wo sie Reminiscenzen sind, selbstständig verarbeitet. Mängel will ich Ihnen nicht aufzählen — drei bis vier solcher Arbeiten und Sie allein werden sie vermeiden!

Wer war glücklicher als Peter, da ihm von allen Seiten Glückwünsche zuflossen! Ohne weiter das Ende der Probe abzuwarten, eilt er nach Hause, setzt sich vor das Schreibtischchen, schreibt einen langen Brief an seinen Alten, den Organisten, gesteht ihm Clara's Liebe, seinen musikalischen Erfolg, seine Hoffnungen, ein tolles, thörichtes Allerlei, was ihm in diesem Augenblicke vom Haupt zum Herzen, vom Herzen ins Hirn und durch alle Gliedmaßen hindurch bis in die Feder strömte. . . .

Monsieur Anstraaten hatte es sich nicht nehmen lassen, am Tage des Concerts seinem geliebten Peter ein Festmahl zu geben und einige gute Freunde einzuladen, denen er viel von der Verdienstlichkeit seines jungen Freundes ins Ohr flüsterte.

Sittlich angethan, in einem alten, soliden Frack, der zu Zeiten des französischen Directoriums in Paris gearbeitet war, in einer reich geblickten Sammetweste, über die eine goldene Uhrkette mit vielen Petschaften und Berlocken lief, in schwarzen Beinkleidern, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen zeigte Monsieur Anstraaten's Figur von der Wohlhabenheit, die der solide Hintergrund seines somit aufsprudelnden Lebens war. Ueber ein halbes Jahrhundert mußte er sich dieser Corpulenz und dieses Wohlstandes erfreut haben; seine Gattin, welche die goldene Hochzeit mit ihm gefeiert hatte, strahlte neben ihm in schwerem, tuschendem Atlas, unter einer Haube mit echten brabanter Spitzen, auf deren Boden allein die Sparsamkeit unserer Jahrhunderts vier Personen mit passender Kopfbekleidung versehen hätte. So empfing unser Paar die Gäste, die sich allgemach einfanden, unter ihnen Peter von Petrissen in eleganter Kleidung, rasirt, sogar frisirt und nur durch die Nonchalance kenntlich, mit der sein keckes Antlitz aus den modischen Zuthaten hervorblickte.

Aber was lächelt denn der alte Anstraaten, als er Peter seinem Sohne, einem nicht minder würdigen Manne vorstellt, einem sogenannten coulanten Geschäftsmanne, der ein hübsches Vermögen besitzt und eine reizende Tochter, Jufrow Clara Anstraaten? Verlegen mustert Peter die äußersten Ecken des Zimmers, verlegen beantwortet er alle Fragen mit Antworten, die nichts weniger als passen — da geht die Thür des Nebenzimmers auf und herein schwebt Clara, hochroth wie eine Rose im Morgenthau in einem seidenen Kleide. Wie die Locken so lieblich um das Köpfchen spielen und auf den schneeigen Nacken niederfallen! Wie die blauen Augen unter den langen Wimpern einen verstohlenen, strahlenden, scheuen Blick werfen und um die Lippen ein süßes, verwirrtes und verwirrendes Lächeln schwebt! Peter, du junger Künstler, hast du es gesehen, verstanden? Aus welcher Tonart flötet dein Herz? Peter schweigt! Hören und Sehen ist ihm vergangen und ehe er den Blick von einem ganz bestimmten, concreten Diclennagel erhebt, den er aufmerksam fixirt, weckt ihn eine Stimme aus seinen abstracten Träumereien. . . .

Guten Tag, Großpapa! flötete es neben ihm. . . .

Hast lange warten lassen, Gläschen, schälkert der Alte. Konntest dich nicht schön genug machen!

Großpapa! droht die höhere Entröthende mit dem Finger. . .

Will dich aber einem alten Freunde zum Lohn vorstellen. Sieh her, Jufrow Clara Anstraaten! Der junge Künstler Monsieur Peter von Petrissen!

Und der Alte reibt sich die Hände, wackelt auf seinem beschwerlichen Pedale von dannen, um sich aus der Ferne an der Verlegenheit der jungen Leute zu weiden.

Unmöglich, ein Druckfehler von Noten aufzudecken, der bezeichnend für das Treiben

lando ihrer Stimmen wäre! Ein Hauch, ein Lispeln im zarteſten Piano, während die Saiten des Herzens in ſteigendem Furioſo vibriren; ein kurzer, blitzſchneller Strahl von Aug' zu Aug', wie eine ſchwindelnde Brücke, auf der die Seelen herüber und hinüberbalanciren; die Botſchaft der ſchüchternen Liebe, die von Wange zu Wange auf roſigen Flügeln eilt; und dann alle jene unzähligen, ſüßen Thorheiten, die auf der Veſte des Herzens über die elfenbeinernen Paliſſaden und roſenfarbigen Wälle ſcharmützeln, dieſe närriſche Prieſterſprache der Neigung, die Nichts denkt und Nichts fragt, aber Alles empfindet, dieſe Rückzüge ins Innere der Verſchanzung, wo bereits eine allgemeine Hungersnoth des Herzens eingebrochen iſt, dieſes Hin- und Herexpituliren zweier geſchlagener Armeen, von denen jede die Waffen ſtrecken möchte, das war der Inhalt einer ziemlich einſilbigen Unterhaltung, die ſich zwiſchen Peter und Clara entſpann.

Jnfrow Clara! hauchte Peter ſtammelnd und ſucht durch die Erde gleich bis zum Wohnſitze der Antipoden mit ſeinen Blicken zu gelangen.

Peter! flüſtert Clara kaum hörbar, Mynheer van Petriſſen! verbeſſert ſie ſich eiligſt und reicht ihm die Fingerſpitzen. Seien Sie willkommen in unſerer Stadt!

Ein Anflug von Traurigkeit ſchwebt ob ſeiner Stirn und er fragt mit wehmüthig weicher Stimme, ob er es denn nicht mehr verdiene, einfach Peter von ihr genannt zu werden. Obgleich es eine Unbeſcheidenheit von ihm iſt, von ſeinen Verdienſten ſelbſt zu reden, plaidirt er doch deren Anſprüche vor einem geneigten Richterſtuhle und gewinnt nach einigen Bedenken, die weniger rechtlicher Natur ſind, ſeinen Proceß. Aber nun muß er ſich auch verpflichten, ſie wieder Clara zu nennen und aus Dankbarkeit verſteht er ſich wenigſtens zu dem Diminutivum, Clärchen, nachdem er einige ungehörige Bemerkungen über den Klang des Namens gemacht, die Jnfrow Clara das Blut in die Wangen getrieben haben.

Folgt nun eine Pauſe von wenigen Minuten, in der Clara eifrig an der Falte ihres Kleides zupft, während Peter mit dem Finger der rechten Hand in der Fläche der Linken irgend eine neue Compoſition ſpielt. Diesmal aber iſt die Reihe an Clärchen, das Stillſchweigen zu unterbrechen und ſie bequemt ſich dazu mit einem Blicke, als wollte ſie mit ihrer eigenen Fußſpitze ein Geſpräch anfangen.

Und wie haben Sie ſich gefallen in Gent? flüſtert ſie ihm zu. . . .

Ach, Sie fragen nach Gent, Clärchen! ſeufzte Peter in ſichtbarer Zerſtreutheit. Ja! in Gent — das fühle ich jetzt, da hätte ich können rein toll werden. Jch war ſo verlaſſen, ich ſehnte mich nach meinem Stübchen hier im Hauſe zurück und nach dem alten Spinett und nach allen lieben Bekannten. Es wäre mir ſelbſt eine Freude geweſen, nur den dicken Mops wieder zu ſehen!

Das ſagte er mit ſo treuherziger Miene, daß Clärchen gar nicht ſchmollen konnte. Freilich war es ſeit langer Zeit eine Gewohnheit bei Peter, daß er immer von dem Mops ſprach, wenn er an Clara dachte. Für ſo unbeſcheiden er es hielt, auszuſprechen, daß ſeine Gedanken ſich damit auf Clärchen bezogen hätten, für eben ſo unpaſſend befand er es, ſie an irgend ein anderes vernünftiges Weſen in ihrer Umgebung anzuknüpfen, und der Mops erſchien ihm daher in jeder Beziehung als die geeignete Mittelsperſon. Hätte Clärchen davon die leiſeſte Ahnung gehabt, ſie würde ſicher nicht ſo heiter gelacht haben. So aber gewann das dicke, unbeholfene Thier in der Geſchichte ihrer Liebe eine Bedeutung, von der es ſich wenig träumen ließ. Clärchen bekam ihre Unbefangenheit wieder und wußte noch allerlei Anekdoten zu erzählen, die ſich auf den Liebling ihrer Großältern bezogen.

Und wiſſen Sie noch, Clärchen, ſagt Peter, wie er immer meine Clarinette anbellte!

Ja! ich war dem garſtigen Thier immer recht böſe darüber!

Freilich! Sie gingen noch in die Schule und hatten es gern, wenn ich musicirte. Ach, Clärchen, ich wollte, wir wären Beide noch wie damals!

Clärchen schweigt und erröthet. . . .

Sie nannten mich niemals Mynheer van Petriſſen und da dachte ich gleich, ich hätte Ihnen etwas zu Leide gethan.

Aber, mein Gott, Peter! flötet das hochrothe Kind, wer denkt denn daran!

Und Sie reichten mir die Fingerſpitzen und ſonſt gaben Sie mir vertraulich die Hand. Das war mir, als wollten Sie ſagen: Vergiß, daß wir uns früher einmal geſagt haben.

Nein! es iſt nicht mit Ihnen auszukommen! ſchmollt Clärchen und will davon . . .

Zum Eſſen, Mynheer! ruft der Großpapa. Nun, Mynheer Peter, wollen Sie Ihrer Tiſchnachbarin nicht den Arm geben?

Wollen Sie mir verzeihen, Jufrow Clara, bittet Peter, wenn ich Sie beleidigt habe?

Wollen Sie verſtändiger werden, Mynheer Peter, ſpottet das lächelnde Mädchen, ſeinen Arm ergreifend. . . .

Clärchen! flüſtert er, ich bin ſo glücklich, in dieſem Augenblicke — jetzt — wo —

Wo Sie zu Tiſche gehen, lächelt der Schalk. Freilich müſſen Sie Hunger haben, denn Sie haben Ihr Frühſtück nicht berührt!

Ich — — mein Frühſtück nicht berührt? fragt Peter, als ginge ihm ein Licht auf. Woher wiſſen Sie das, Clärchen?

Närriſche Frage! entſchuldigt ſich das Mädchen in ſüßer Verwirrung. Grete hat's dem Großpapa erzählt, ſolche Leute vergäßen Eſſen und Trinken. Und wenn wir Erdenmenſchen nicht noch dafür ſorgten, daß ihr Künſtler — — —

Glücklich werdet, unterbricht Peter. . . .

Etwas zu eſſen bekommt, verbeſſert Clara, ſo würdet ihr vergeſſen, — — —

Daß ihr ein Herz habt, fiel Peter naſeweis ein und ſah Clärchen ins Antlitz, daß ſie zum Tauſend und wer weiß wie vielen male erröthete. . . .

Unſinn! zürnt ſie lächelnd, laſſen Sie uns zu Tiſche!

Und ſie gehen Arm in Arm zu Tiſche oder ſchwebten hin, als erwartete ſie ein irdiſches Paradies der Liebe, nicht eine wohlbeſetzte holländiſche Tafel.

Clärchen! hauchte Peter, als ſie ſich niederließen, Sie ſind ein Engel!

Und Sie ſind ein Narr, Peter, haucht ſie, dem man von Rechts wegen zürnen ſollte.

Nun, bittet Peter mit komiſcher Miene, ſo begehen Sie meinetwegen ein Unrecht!

Wir werden ſehen, neckt ſie, wenn Sie recht artig ſind. . . .

Und ſie lachen zuſammen und ſie erinnern ſich wieder an alte Jugendgeſchichten und Peter wird ſo kühn und ſo beherzt, begeht ſo viel Narrheiten, daß Clärchen ihm oft die Zügel anziehen muß. Dann bildet ſich der Narr ein, ſie liebe ihn nicht und Grete habe ihn getäuſcht und wird ſtumm und verdrießlich, ſpricht keine Silbe mehr. Und dann wird er wieder laut, zwingt ſich zur Luſtigkeit, lacht und witzelt, daß Clärchen ihrerſeits glaubt, ſie habe ſich in Peter geirrt und müſſe gegen ihn zurückhaltender ſein — — —

Es iſt ein wahres Elend um die Herzen zweier jungen Leute, die ſich lieben. Als ſich die Unſerigen vom Tiſche erheben, ſtehen Clara die Thränen in den Augen und Peter philoſophirt in ſeiner Verzweiflung über den Humor eines Muſikanten, der mit ſeinem Inſtrumente unter dem Arme ſich von Nichts anfechten laſſen müſſe. Heute hier, morgen drüben! ſchließt er und folgt der Geſellſchaft, während Clärchen ſich heimlich entfernt.

Aber der Hunger will bei unſerm großſprecheriſchen Muſikanten nicht recht gedeihen und er fühlt ſich beklommen in ſeiner tiefſten Seele und ſitzt in dem Geſellſchaftszimmer

wie auf Kohlen. Ans Piano! kreuzt ihm ein Gedanke das Haupt und er wendet sich zum Familienzimmer, um seinen trüben Phantasien freien Lauf zu lassen.

Sieh! da steht Clärchen und lehnt ihr Gesicht an die Fensterscheiben, Spuren von Thränen liegen auf ihrem holden Antlitz und in den Augen kämpft ein Schmerz, den sie vergeblich zu unterdrücken sucht — der Schmerz, den man empfindet, wenn man das Liebste auf der Welt opfern muß.

Leise tritt Peter hinter sie und hindert sie, zu entfliehen; sie wendet ihr Antlitz ab und reine, leuchtende Thränen hängen an den langen, seidenen Wimpern.

Clärchen! bittet Peter mit besorgter, zärtlicher Stimme. Sie antwortet nicht, blickt schweigend durchs Fenster.

Clärchen! wiederholt er inniger, zärtlicher und das Herz droht ihm zu brechen. Clärchen, Sie weinen! Bin ich schuld an Ihren Thränen?

Lassen Sie mich, Peter, flüstert das Kind mit unterdrücktem Schluchzen. Sie sind schuldlos; ich allein trage die Schuld!

Clärchen! bittet Peter außer sich, nur heute seien Sie noch freundlich. Morgen reis' ich ab, weit in die Welt, so weit mich die Wege führen und ich will Sie vergessen lernen, will Sie niemals wieder bekümmern, will nur in Träumen von Ihnen leben und sollte ich elend hinpilgern wie ein Bettler, dem sie Alle nicht geben können, was Sie mir versagen!

Clärchen! wiederholt er und die Thränen strömen ihm aus den Augen. Leben Sie wohl, ich will gehen, Sie verlassen, die ich Jahre lang im Herzen trug, ehe ich wußte, was ich für einen Schatz hegte! Ach! daß ich ihn verliere, da ich es gewahr werde! Leben Sie wohl, auf ewig, ewig!

Leben Sie wohl, hauchte er und preßte ihre Hand ans Herz. Ehe sie noch von ihrer sprachlosen Verwirrung sich erholen kann, springt er nach der Thür. . . .

Aber ihre Hand fällt langsam nieder, ihre Augen schließen sich, ihre Kniee lösen sich, als Peter bei einem letzten Blicke das marmorweiße Antlitz schaut.

Clara! ruft er auf und springt auf sie zu.

Ihre leblose Gestalt ruht in seinen Armen.

Secunden der Todesangst gehen in langsamen Schritten an ihm vorüber, er bittet, ruft, beschwört sie bei allen süßen Namen und sie schlägt die blauen, himmlischen Augen auf, sie athmet tief und tiefer, die Farbe des Lebens kehrt in ihre Wangen zurück, die rosige Farbe der verschämten, jungen Liebe, als sie sich in den Armen des jungen Mannes sieht. Doch als kehrte das volle Bewußtsein ihr wieder, sucht sie sich aus seinen Händen zu entwinden und der Gedanke, daß er sie verlassen wolle, droht von neuem ihre Kraft zu erdrücken.

Aber Peter neigt seine Lippen über ihre Stirn und der glühende Athem treibt das Blut in ihre Wangen zurück.

Clärchen! haucht er leise, liebst du mich?

Peter! flüstert sie kaum hörbar und ihre Lippen begegnen sich in einem Kuß. Sie ruht an seinem klopfenden Herzen wie eine liebliche Rose und der diamantne Thau leuchtet in ihren Thränen, die schmerzlos über die Wangen rollen.

Da haben wir's! plagt der Großpapa heraus, der das erschrockene Paar überrascht hat. Er legt schnell, um sie zu beruhigen, die Hände auf ihr Haupt und lacht und weint in derselben Minute und segnet sie.

(In der folgenden Nummer das sechste Capitel: Lauuen einer Clarinette.)

Gervinus' Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

(Leipzig 1853.)

Man durfte gespannt sein, wie der Geschichtserzähler der deutschen Literatur, der Erläu-
rer Shakspeare's, sich als Historiker auf dem rein geschichtlichen Felde bewähren würde.
ine volle Einsicht in die Eigenthümlichkeiten seines historischen Stils und seiner Be-
andlungsweise der Thatsachen gewährt indessen die vorliegende Einleitung noch nicht; sie
weckt aber schon für den Geist seiner Darstellung das günstigste Vorurtheil. Gervinus wird
e Geschichte des 19. Jahrhunderts, wie es scheint, mit der offensten Rücksichts-
igkeit erzählen. Die politische Schule der jüngsten Erfahrungen hat in ihm mächtige
irkungen hervorgebracht und jeden Rest des alten Professorenthums, von dem er nicht
i war, getilgt. Die stolze Unabhängigkeit englischer Staatsmänner, die er jenseit des
anals früh beobachtete, hat auch in ihm das Ideal einer vorurtheilslosen freien, allen
nflüssen der Welt entsagenden Geltendmachung seiner Ueberzeugungen geweckt, und wenn
r erworben können, daß eine ihm eigene Wortfülle und Umständlichkeit des Verlieben-
us ihm nicht für die äußere Gestaltung seines Werks Hindernisse stellt, so werden wir
ne Zweifel wiederum ein nicht nur epochemachendes, sondern auch den Gegenstand für
Wissenschaft auf lange abschließendes Werk von ihm gewinnen.

Es thut in dieser Einleitung schon außerordentlich wohl, die Vorzüge der Schlosser'-
n Schule, der Gervinus angehört, so nachdrücklich und entschieden geltend gemacht zu
n. Es wird, wie uns fast erwiesen scheint, Gervinus allerdings schwer werden, den
ng der Methode und die fast spielende, ja graziöse Handhabung der Thatsachen, die
lle eigen ist, zu erreichen; es fehlt Gervinus dafür die heitere Kraft eines in historischen
dien seit Jahren heimisch gewordenen Lebens. Aber für das vielleicht oft zu farblose
breite Raisonnement, das ihm eigen ist, entschädigt ohne Zweifel die ehrliche und
che Aufrichtigkeit seiner Urtheile. Schon in dieser Einleitung erquickt den Leser die
chiedenheit, mit der man hoffen kann, hier jede Einrede des Doctrinalismus oder
vornehmen und kalten Geheimrathsgeschichtschreibung abgelehnt zu sehen. Gervinus,
durch seinen Fleiß, vertrauenerweckend durch seine Besonnenheit, wird uns vor dem
chfal bewahren, die Ereignisse unserer Epoche sophistisch gedeutet und den Geist zur
näherung der Wahrheit mißbraucht zu sehen.

In der Charakteristik der Richtungen und Strömungen des Zeitgeistes von den
ngen der christlich-germanischen und christlich-romanischen Reibungen an bis zur
nwart folgen wir dem Darsteller mit großem Interesse, wenn auch nicht immer ganz
, von seinem hastigen Drange hier und da übereilt zu werden. Bei solchen Gut-
lungen und Parallelen stellen sich sehr leicht scheinbare Ueberredungen ein, die einem
gengesetzten Plaidoyer, stellte man es mit demselben Eifer an, nicht mindere Zu-
ung erwerben würden. Diese Haft des Generalisirens ist eine Klippe, die indessen
einem so gemessenen Raume, wie die Geschichte einer Epoche von funfzig Jahren, sich
selbst befestigen wird. Die staatsmännische Haltung der ganzen Gervinus'schen Dar-
ng ist besonders hervorzuheben. Macaulay's Beispiel scheint für die deutsche Gelehr-
it nicht ohne Nutzen zu sein.

Schließlich möchten wir an den letzten Entwickelungen dieser allgemeinen Einleitung
och eine Lücke erwähnen. Sie besteht in der mangelnden Andeutung jener Stim-
der Gegenwart, die man die kosmische nennen möchte. Wir verstehen darunter
nur die außerordentliche Macht der auf Naturthatsachen begründeten materiellen In-
n und der Erfahrungswissenschaften, sondern die damit zusammenhängende Vertiefung

der Zeitgenossen geradezu gesagt in die Geheimnisse des Universums. Gehen wir noch weiter und bezeichnen diese gegenwärtige kosmische Stimmung besonders der germanischen Völker als eine Art von Gleichgültigkeit gegen alle Geschichte. Die Geschichte unsers Erdballs scheint die Schule der historischen Tugend nicht mehr allein bieten zu wollen; man findet ein so trauriges Durcheinander von Recht und Unrecht und einen so bejammernswürdigen Kampf des schwachen Guten und des mächtigen Bösen in den Annalen der Geschichte aufgezeichnet, daß unsere Zeitgenossen den Blick fast abgewendet haben von Dem, was durchaus die Vergangenheit lehren soll. Der Aufblick ins All, die Anknüpfung unsers Ehrenberufs an die Geheimnisse des Universums haben eine Würdigung der Begebenheiten unsers Erdballs hervorgerufen, deren wunderbare Macht in allen Gebieten der Tradition riesenhafte Wirkungen hervorzubringen scheint und uns sogar ermuthigen kann, anzunehmen, daß Die, welche unsere Geschichte wieder den alten Leidenschaften der Nationen und Dynastien überantworten wollen, schon im Beginn ihrer Verbrechen gegen den Geist der Zeit von der öffentlichen Meinung so gerichtet sind, daß sie ohne Kampf erliegen, ohne Widerstand geschlagen sein werden. Es rauschen die Pforten eines Zeitalters auf, wo die alten Bücher der Geschichte zwar eine gewisse Beweiskraft nie ganz verlieren werden, sie aber mit den heiligen Urkunden einer erhabenen und tief in die Massen eingreifenden Naturbetrachtung werden theilen müssen, einer Naturbetrachtung, die uns jetzt schon lehrt, Vieles geringfügig zu achten, was uns in alten Tagen mit Bangen und Schrecken erfüllte.

Anregungen.

Ein telegraphisches Wunder.

Amerika und Europa, durch einen elektrischen Draht verbunden. — das ist der babylonische Thurmbau des Tages! Man erschrickt vor seinen Schwierigkeiten mehr und will die Aufgabe lösen. Direct zwischen Liverpool und Newyork, das sieht man jetzt ein, ist's unmöglich. Ein Telegraphendraht in die an den meisten Stellen unergründliche, diese atlantische See mit so unebenem und hier und da scharfem und eisigem Boden gelegt, ist nicht ausführbar. Da hat die fruchtbare Phantasie jetzt ihre Zuflucht zu einem Umwege über die Nordeninseln und die dänischen Klippen und Eisfelder genommen. Der Plan ist der: Der Riesentelegraph geht von Huna oder John O'Groats an der Pentlandförde hinüber (unter die furchtbar reißenden Maelströme durch) nach dem dunkel blickenden Orkney, dem hochragenden, norwegischgestalteten Shetland und den wilden einsamen Felsen der Farder, von diesen schroffen, feindlich bewachten Klippen noch dem nördlichen, unten von ewigen Eiswällen umlagerten Vorgebirge des Eislandes Island und einem Grönland, das längst verloren ging und erst wieder gefunden sein müßte, und endlich von diesem unsichtbaren Grönland südwestwärts nach der Davisstraße und unter deren Eisbergen durch westwärts nach Cap Walsingham und über den Boden der Hudsonstraße hinüber nach Englisch-Amerika! Von Island an durch Eisstrecken bis tief in Englisch-Amerika hinein. Die Telegraphenlinie würde einen völligen Halbbogen bilden.... Das ist das Project. Was sagen die Eisländer und Eisberge dazu? Es würde der menschlichen Mühe vielleicht gelingen, nach Island zu dringen und das englische Reich und Europa per Telegraph mit diesem romantischen Eislande zu verbinden, in dessen Nordhälfte die Menschen noch unter der Erde in Höhlen wohnen. Aber westwärts ist kein Curs für den elektrischen Telegraphen. Unabsehbare feste Eisebenen, altersgrau wie die Jahrhunderte, halten Meilen weit in der Breite die sogenannte grönländische südwestwärts sich streckende Küste ewiglich abgesperrt und allenthalben an der ganzen Küste bis Cap Farewell und um dieses Vorgebirge herum die ganze Straße hinauf ragen die gespensterhaften Eisberge wie Thürme, bald auf dem Boden stehend in grausiger Nähe, bald treibend im tiefen Ocean mit entsetzlichem Angesichte, lassen keinen Zoll breit vom Rande des ostasiatischen Bettes sicher vor ihrer gewaltsamen Berührung. Und wenn auch der Telegraph nach langem Forschen und Spähen eine Oeffnung entdeckte, wo er sich zwischen und unter dem Eise — denn auf dem Eise würde er nicht gehen — zur

…nde legen könnte, wo wollte er eine Landung …ben, da allerwärts der dortige Strand von …vergänglichen Riesmauern blockirt ist, an deren …ßenrändern das Treibeis ewiglich wechselt …d bei dem starken Stromgange seinen Drahtzaun an ihm blitzschnell hinabrasenden so hochgestiegenen — Baumwollenpreisen und der Neuen …elt dulden und verschonen würde.

Der Ehrgeiz als Censor und eine Erziehung der Geister.

In unseren Verhältnissen wiederholt sich die …abheit jener bekannten Fabel von der Wette …s Sturmwinds und der Sonne. Wer …t größere Macht, einem Wanderer den Mantel …nehmen? Der poussdackig blasende Aeolus …er der milde Sonnenstrahl? Im Sturm, je …ler er tobt und bläst, desto fester zieht der …anderer den Mantel an sich. Die Sonnenstrahlen treten hinter den Wolken hervor und …r Mantel, ein nun überflüssiger Schutz, fällt …n selbst.

Ließ man die vielen Vorschläge, die in der …it zur Abhülfe von Mißständen aller Art schon …macht wurden, immer kommt man auf diese …fache Fabel zurück. Immer will man durch …n Sturm regieren und erlangt dennoch nicht, …s ein einziger Sonnenstrahl hervorbringen …rde.

Seit Jahren liest man in Klage- und Anklageschriften aller Art, z. B. über die deutsche Geistesentwickelung und deren im Grunde …de und anarchische Geschichte, Ausstellungen aller Art. Gewisse Namen, wie Heine, …rne, Junges Deutschland, Herwegh, politische …it, brauchen nur genannt zu werden, um …l nur Literarhistoriker wie Wilmar, Gelzer …s. w., sondern selbst weniger grell-pietistische …tiker in Harnisch zu bringen. Mit Feuer und …hwert möchte man am liebsten antreten, was …so regelloses und aller Ueberlieferungen spottendes bei uns entwickelt hat und noch entwickelt. …Weit entfernt, die große Bedeutung unserer …digen Freiheit und einer unabhängigen lite…rischen Metamorphose verkennen zu wollen, …erfen wir dennoch, daß es z. B. für die …nannte schöne Literatur in Frankreich eine …gezeichnete Bahn der Entwickelung gibt, eine …von Selbstcensur und Selbsterziehung schon …den Jahren des ersten Wollen und ge…en Aufwachsen. Das ist der Ehrgeiz fast …s jungen französischen Dichters und Schrift…ers, im Verlauf von zehn bis zwanzig Jahren Mitglied der Akademie zu werden. Die …demie in Paris gehört bekanntlich nicht der …hrsamkeit allein, sondern auch den schönen …ssen und der Poesie an. Sie hat Zeiten gehabt, wo sie durch ihre Pedanterie und die Mißgriffe ihrer Wahlen mehr lächerlich als ehrend war; aber in neuerer Zeit hat sie vernünftiglos selbst leichten Dichtern und Journalisten des Tags, wenn sie begabt waren, sich geöffnet. Sie hat die Bedeutung des modernen Schriftstellerthums in einem andern Sinne aufgefaßt als unsere deutschen Schulmänner und Professoren, welche die deutsche Literaturgeschichte mit Tieck abzuschließen und höchstens noch Platen seiner Sprach- und Verskunst wegen gelten zu lassen pflegen. Victor Hugo, Delavigne, Alfred de Vigny, Scribe, Ancelot, de Musset waren oder sind Akademiker; selbst Feuilletonisten, wie doch zuletzt Sainte-Beuve nur ein solcher zu nennen ist, wurden Akademiker, und nicht umsonst citirt Jules Janin in jeder seiner Theaterkritiken lateinische Worte. Er hofft, mit der Zeit auch noch in die Akademie zu kommen und wird es vielleicht.

Die äußern Vortheile einer akademischen Stelle sind an sich nicht wesentlich. Man erhält jährlich 1500 Francs, eine kleine Summe, die jedoch manchen greisen und pretensionsmüden Autor, dem Vermögen oder eine Anstellung fehlt, vom Hungertode retten kann. Allein wie jetzt die Akademie steht, wie sie schon seit Napoleon eine Art von Tribüne und zuweilen sogar von Angriffs- oder Vertheidigungswall in geistigen Fragen wurde, wie sie ferner bis diesen Tag eine „Aufnahme" und die dabei gehaltenen Reden zu einem Ereignisse für ganz Paris macht, ist ein Sitz in ihr jetzt etwas so Ehrenvolles geworden, daß man in Frankreich jeder jungen bedeutenden poetischen Entwickelung sogleich ansehen kann, wie sie sich regelt, mäßigt und so fast zuspitzt und webelt, um einst in die Akademie eintreten zu können. Man sieht dies Ponsard, der zufällig ein unbedeutender Phrasenmacher ist, man sieht dies den meisten jungen Namen, z. B. dem talentvollern Augier, an und so fast allen Mitarbeitern der „Revue des deux Mondes", deren ganzes Auftreten seit Jahren nur auf die Akademie berechnet ist.

Wir wollen keineswegs gesagt haben, daß in einer durch so viel Ehrgeiz bedingten Literaturentwickelung ein besonderes Heil für unsere Nation liegen würde, die bei ihrem Mangel an festen und großartigen äußern Formen so ganz auf ihre innern geistigen Freibriefe angewiesen ist; indessen verdiente diese eigenthümliche Selbstregelung und Selbstbeschränkung einer fremden Literatur doch auch in Rücksicht auf die Mittel einmal erwähnt zu werden, die man so oft, meist in plumpen Angriffen und Unterdrückungen bestehend, bei uns anzurathen pflegt, wenn die Strafredner unserer Zeit auf das beliebte Thema von der „Zuchtlosigkeit der Geister" zu

reden kommen. Eine Nation, die dem Genius so wenig äußern Halt bietet wie die deutsche, könnte sich eigentlich kaum beklagen, wenn bei ihr sich jener eminente Kopf sich die Welt immer erst wieder auf eigene Hand erbaut.

Das Land der Gegensätze.

Ein Freund, der soeben aus England zurückgekommen, das er seit einigen Jahren zum ersten male wiedersieht, kann sich nicht lebhaft genug den außerordentlichen Stich schildern, der in diesem Augenblicke die englische Nation bezeichnet. Es herrscht daselbst ein Aufschwung der Gesinnung, ein Trost der Unterredungen, ein Eifer der Uebergangenen, der Bewunderung erregt. Ist es die Verjüngung der Nation mit der Politik des Continents durch Lord Palmerston, war es die Industrieausstellung, ist es die Herausforderung des Nationalhelden durch die Vergänge in Frankreich, ist es die innere Gefahr einer auch bei schleichenden wühlenden geistigen Nachstrebungsperiode, ist es die Beobachtung einer der nördlichen Hälfte Europas hingewendeten offenen Kriegserklärung der südlichen Welt mit ihren alten romanischen, von Madrid, Rom u. s. w. jetzt auf Paris übergegangenen politisch-religiösen Tendenzen — England ist in Unruhe versetzt wie ein Löwe, der in der Ferne den Feind wittert, die Mähne bäumt, den Schweif in die Luft schlägt, bedenk vor Wuth, brüllend sich so unruhig auf seinem Standort auf und ab schreitend, daß die Erde bebt.

In dem Generalwirken zu edlen Zwecken, berichtet unser Gewährsmann, herrsche ein Eifer, der durch seinen Ernst faß nahe an das Komische streifen würde, wenn die Zwecke nicht durch ihre Nachbarlichkeit diese Wirkung aufhöben. Die kräftige Hand auch hier der englische Nationalcharakter, der die Extreme liebe. Man finde auf der einen Seite der Leidenschaften, der Alles überreize, was Vergnügungssinn auf dem Continente nur hervorbringen könne. Junge Söhne reicher Nationen vergeuden in wenig Jahren, wie von einer Tollheit der Lebenslust ergriffen, nicht nur ihr Vermögen, fordern auch ihre Gesundheit. Die durchrasen einige Jahre, um sich dann nicht selten das Leben, das ihnen keinen Werth mehr hat, selbst zu nehmen. Auf der andern Seite dagegen werde die Arbeit, der Beruf, die Ueberzeugung mit einem Eifer ergriffen und betrieben, der wiederum Alles hinter sich ließe, was wir an ähnlichen Erscheinungen bei uns besitzen. Unsere „Innere Mission" ist ein Spiel, ein Zeitvertreib des vornehmen Müßiggangs gegen diese unermüdliche Hingebung, mit der die Engländer ihre politischen, commerciellen oder sittlichen Zwecke verfolgen. Man könnte sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn man in England Männer und Frauen so in ihrer ihres Amtes stehen sähe, so unermüdlich austauernd in Sitzungen, so unterbrochen betrieblam in Werken von Ordnungsgenossen oder im Besuchen Unterredungen; die Deutschen, damit verglichen, wären ein Volk gemüthlich schlendernder Zuschauer.

Unser Gewährsmann nennt Miss Schlegers „Wanderungen durch London" ein angenehm zu lesendes, unterhaltendes Buch, selbst aber den Mangel einer ganzen Darstellung in die innersten Vorgänge der alten Landes — der Gegensätze.

Der falsche Demetrius.

Ein eigenthümlicher, mehr geistreich-phantasirender als poetisch-gestaltender Kopf in Frankreich, Mercier de Mérimée (von dem wir in Nr. 10 eine vortreffliche „Geschichte Don Pedro's des Grausamen" erwähnten), veröffentlicht gegenwärtig die Anfänge einer Tragödie, die den falschen Zar Dmitri zum Gegenstande hat und, wie es scheint, dabei auf eine politisch-psychische Ideen- und Gesichtsdeutung ausgeht, als bei Behandlung dieses Sujets in Schiller's Plan gelegen zu haben scheint.

Wir glauben, daß Schiller an dem Ursprunge seines Demetrius, wenn er ihn noch hätte vollenden können, seine Freude gehabt hätte. Nicht nur, daß die russischen Greise an uns für sich für unser Gemüth einen Kolorit, wenigstens Symbol haben, auch die tragische Bedeutung eines jener vielen betrogenen Opfer der Intrigue aber ihres Glaubens an sich selbst, vom falschen Demetrius an bis auf den falschen Waldemar und Demetrius, entdeckt an und für sich schon jenes erhebenden Schauders, den höhere Gipfe in der Tragödie auf unsere Phantasie ausüben sollen. Ueber die Wahrheit und Identitätsfrage, aber es bedarf eigener und ganz besonders zusammentreffender Umstände, wenn sie auch tragisch werden sollen.

Die Prüfung.

Wie die Geschirre schärfer werden, wenn die Nacht heranschleicht, so zeigt sich im Unglück des Menschen wahrer Werth. Das Glück ermuthigt zwar Manchen zu den (bei ihm so zu nennenden) Wagstück, gut zu sein; aber seine Tugenden stehen dann doch nur in täglicher Beleuchtung.

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen
am häuslichen Herd.
Herausgegeben
von
Karl Gutzkow.

[...tlich ein Bogen.] Nr. 18. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Musikalische Leiden und Freuden.

Humoristische Novelle in so und so viel Capiteln.

Sechstes Capitel.

Launen einer Clarinette.

...nolige Ereignisse, die mit Peter's Herzen in keinem Zusammenhange standen, hatten ...e den Continent in den Grundvesten seines politischen und socialen Lebens erschüttert. ...Nachricht von den pariser Februartagen war seit gestern Abend in der Stadt in Umlauf ...gebracht und hatte heute an der Börse ihre Bestätigung gefunden. Es war eine ...rmalische Sache, das große Handlungshaus Ludwig Philipp und Compagnie hatte ...t und aus der allgemeinen Bestürzung war es ersichtlich, daß sich manche respectable ...s allen lief mit diesem Geschäfte des europäischen Gleichgewichts eingelassen. Ein panischer Schrecken regierte die Börsenwelt, ihre stattlichen Würdenträger waren den ganzen ...Aber auf den Bremen und sammelten die Nachrichten ein, die sich wahrhaft überstürzten. Der Telegraph fühlte einen elektrischen Schlag nach dem andern aus und entlud sich vorzugsweise auf die metallischen Gußfangen in den weiten Taschen der erschreckten Briefter des Mercur.

Gleichwol war das Concert des Pianisten ungewöhnlich zahlreich besucht und das ...ausspielhaus, in dem es stattfand, überfüllt. Mancherlei Ursachen wirkten dabei mit, ...en auch der Name des Pianisten seine bekannte magnetische Kraft bewährte. Er ...gegen das Revolutionsfieber kämpfend, in die Schranken und erfocht einen glänzenden Sieg. Was die große Stadt an Glanz, Reichthum und Intelligenz aufbieten konnte, war unsern Künstler versammelt; das große Publicum hatte alle beweglichen, die ...den Elemente entsendet, um an der Kundgebung des öffentlichen Lebens im Sturm ...Ereignisse Theil zu nehmen.

In friedlichen Zeitläuften pflegt ein Concertpublicum nur die Toilette zur Schau zu ...n, einen gewissen Kunstsinn, einen Grad von Wohlstand, der zu den feineren ...en Genüssen berechtigt. Man geht hin, um sich in die Listen der guten Gesellschaft

eingetragenen, um sich zwei Stunden künstlerischen Genusses anzueignen, zu bereiten, zu bereiten. Wer sich für eine musikalische Notabilität hält, nickt beifällig hier und da mit dem Kopfe, zieht hin und wieder eine saure Miene, bewegt schaudernd bei gewissen Accentverhältnissen den Körper nach dem Rhythmus und was dergleichen Geheimnisse der geistigen Toilette sind. Hin und wieder sitzt in einer dunklen Ecke ein Musikfreund, eine Enthusiastin, Kenner, die sich bescheiden demüthigen vor der Gewalt der Musik und durch ihre Demuth triumphiren.

Aber das große Publicum bleibt ausgeschlossen von den pikanten Genüssen der wahren Musik, das Volk verlangt Pathos, die civilisirte Welt verabscheut die Rührung. Es herrscht ein gewisser Antagonismus zwischen beiden, der sich am schroffsten in der Musik zeigt, welche die Kunst des Salons par excellence ist. Jene Dame mit den sieben Brillanten am Finger hatte Recht, daß sie auch einmal einst sagte: Für Beethoven hat das Volk zu große Ohren und zu kleine Börsen. Beethoven schrieb weil für das Volk; einige Jahrhunderte später wird er von Jedermann gekannt und verehrt werden, wenn es ein Volk gibt. Mozart ist nach seinem Tode populär geworden; aber er schrieb in glücklichern Zeiten und hatte oft sein Achtgroschenstück in seiner Börse.

Eine ungewöhnliche Anregung zeigte sich aber in dem Publicum unsers Pianisten an jenem bewegten Abend. Der Adel war zahlreich in den Logen vertreten; er wollte seine Theilnahmslosigkeit für die Revolution beweisen. Die Großhändler führten ihre Familien in den ersten Rang und überstrahlten durch Pomp und Pracht die Aristokratie der Geburt; sie wollten der Welt zeigen, daß alle Verluste, die ihnen durch den plötzlichen Fall der Course erwüchsen, ihren Reichthum nicht zu erschüttern vermöchten. Das Parquet war gefüllt von ansprunhsvollern Familien, jungen Künstlern, Beliebten, alle andern Räume wurden bis zum letzten Platz der Galerie in seinen verschiedenen Nüancen vom Volke besetzt, das in der allgemeinen Ueberhasten Anregung das öffentliche Schaufleisch für eine Bühne des großen politischen Dramas ansah. Offenbar war es der ersten Rangloge mit der Schaustellung ihrer Gefühle nicht recht Ernst; sie protestirte gegen das Vorhandensein einer Revolution; aber ihr Herz schlug doch unter dem eleganten Vorhange, hinter den Coulissen der Etikette und des guten Tons. Die ungewöhnliche Theilnahme aller Stände an diesem Concerte war ein schlagender Beweis, daß die ganze moralische, politische, sociale Welt, ja auch die gesellige und die künstlerische in das Stadium der Revolution getreten. Ja! Mynheer Peter van Betrissen, der von den Weltbändeln keine Ahnung hatte, würde seinen Anstand genommen haben, zu behaupten, daß die meuterische Rotte der „Polen, Juden und Franzosen“ bis in die geheimsten Winkel seines Herzens und seines Hirnkämmerchens auch eingedrungen wäre, daß daselbst eine weit verzweigte Verschwörung, in die selbst Möpse verwickelt wären, angezettelt — kurz! daß alle Begriffe von moralischer Weltordnung seit gestern vollständig auf den Kopf gestellt wären.

Flüstern und Zischeln in den Logen des ersten Rangs, allgemeines Gemurmel im Parquet, lautes vielstimmiges Gespräch in den höhern olympischen Regionen vom zweiten Range aufwärts zu der Galerie. Bewegung unter den gespannten Zuhörern, Bewegung unter den gespannten Saiten, die in ihrer conservativen Stimmung nachgelassen haben, Klagelaute der Geigen und Bässe, die eine gehörige Meisterhand an den Ohren schaudt, chaotischer Gemenge der unarticulirten Laute, die jeder Musikliebhaber auf seiner Concertpraxis genugsam kennen wird, endlich ein plötzliches, allgemeiner werdendes Gehen des Schweigens, dem sich die meisten Stimmen fügen — und unter dem Gemische und Gewühle des ersten Rangs beginnt die Ouvertüre zur Zauberflöte.

Die Ausmerksamkeit ist im Allgemeinen gespannter, als sich erwarten läßt; eine höhere Gemeinstimmung gibt sich den Eindrücken der Kunst hin, der echten, wahren Kunst,

die mit den Sympathieen des Volks viel gemein hat, und drei Viertheile der Ouverture sind zu dem Taktstock des Kapellmeisters vorübergegangen. Da erhebt sich eine leise Bewegung im zweiten Range, die sich fortpflanzt, wie, von einem plötzlichen Windstoß getrieben, eine Woge rauschend sich zur andern bewegt. Ein gewisser Anstand läßt die Unruhe nicht zum offenen Ausbruche kommen; aber auch das Orchester wird von ihr ergriffen, der Kapellmeister nimmt ein schnelleres Tempo, um nicht unterbrochen zu werden, und eine Menge von Schnitzern abgerechnet, die vielleicht nur Peter's leidtragendes, ergriffenes Herz empfindet, wird das Ende des Lonstücks glücklich erreicht.

Man applaudirte.

Hier wird uns Most geboten! ruft ein Dugend Stimmen im zweiten Range. Die Logen zischen, das Parquet lacht den Frechen durch ein energisches Stampfen mit den Füßen heraus, obgleich sich in seinem Schooße viele appetitvolle Stimmen hören ließen.

Reden! ruft es aus hundert Kehlen zu gleicher Zeit und vor den Willensäußerungen des Volks schweigt die Opposition.

Auf den Kronleuchter mit dem Redner! ruft ein Witzbold von der Galerie, und einige Freunde des Humors verfallen in ein Gelächter auszubrechen.

Man las die neuesten partier Nachrichten vor und das Schauspielhaus verwandelte sich für einige Minuten aus einem Concertsaale in einen politischen Club.

Peter hatte mit Erstaunen dem ganzen Vorgange zugesehen; er war ebenfalls kein großer Politiker und wußte wol nicht, welch ein Unterschied zwischen Ludwig Philipp und Lamartine war. Wol er von seinem Mentor darüber gehört, reichte gerade zu, ihm begreiflich zu machen, daß in einer Kritik von noch nicht vier Stunden sich gewaltige Neuerungen zugetragen hatten und in seiner Seelenstimmung ihnen ihre Richter natürlicher. Er war in dem höchsten Stadium des menschlichen Egoismus, den wir empfindsame Liebe nennen und stimmte in den allgemeinen Enthusiasmus mit ein. Solche Umwälzungen waren in seinem Leben in einer Viertelstunde vor sich gegangen; Gläschen, die Königin seines Herzens, dessen Herrschaft er niedergelegt, die Regentin seines Gefühls, hatte sich ihrer Würde entäußert und war zu ihm herabgestiegen. Das Motto: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ kam seinem naiven Gemüthe so selbstverständlich vor, daß er darüber gar nicht erschrecken konnte. Allenfalls würde er an die Stelle der Brüderlichkeit, die sein Gefühl sehr mangelhaft ausdrückte, die Liebe gesetzt haben. Im Ganzen aber war er durchaus glücklich; er betrachtete den Umschwung der Dinge gewissermaßen als das Besserwerden der Welt, sich seinen Gefühlen möglichst anzupassen. Ja er war Revolutionär aus Liebe; er fühlte in diesem Augenblicke einen Ueberfluß von Kraft in sich den er auf seine anständigere Weise verwenden zu können glaubte als durch eine rasche und planlose Thätigkeit im Zerstören und Neubauen. Als der Sturm sich wieder gelegt und der Pianist an seinen Concertflügel schritt, hat er noch lange nicht die Anregung seines Herzens beruhigt.

Aufmerksamkeit und Beifall wurden dem Virtuosen im vollen Maße zu Theil. Er trug eine eigene Composition so meisterhaft, so fein schattirt und nüancirt, mit eben so großer Kraft als Zartheit vor, er behandelte das Tempo so geschickt und glitt über die schwierigsten Passagen mit so bewußter Leichtigkeit hin, daß er sein Auditorium zu wahrhaften Apotheosen hinriß. Er triumphirte über die Reminiscenz und das war ihm schon zur Gewohnheit geworden, zu versuchen, wie weit seine Meisterschaft sich Anerkennung verschaffte. Das politische Interesse war ihm deshalb nicht ungelegen gekommen. Da er sein Publicum kannte und im Allgemeinen den wahren Werth der Enthusiasmusbezeigungen richtig schätzte, so kokette er sich nur in raffinirten Effekten. Zuletzten mit seiner Leistung nahm er mit lächelnder Miene die Huldigungen in Empfang, die sowol

seinen Talenten wie seiner ganzen Persönlichkeit galten. Eine gewisse Ermüdung konnte er freilich bei alledem nicht ableugnen, er hatte „trüffirt", aber auch Opfer gebracht, die ihm auf die Dauer immer mehr Schatten in seine musikalische Laufbahn warfen. In seinen Augen war Peter ohne Geld, ohne Ruf, ohne Freunde beneidenswerth in dem Momente, wo er jugendlich keck und von dem reinsten Enthusiasmus durchglüht vor das Publicum trat, dem er sich noch nicht verkauft hatte. Wie viel beneidenswerther wäre er ihm erst erschienen, hätte er seine Liebe zu Jufrow Clara Amstrauten gekannt!

Und Peter ist wahrhaft hochmüthig in diesem Augenblicke; sein Gehirn schwindelt ihm im Revolutionsfieber, als der Kapellmeister den Taktstock erhebt und das Orchester die Introduction zu seinem geliebten E-moll-Concert beginnt. Ihr werdet hören, denkt er bei sich, daß Jufrow Clara Amstrauten keinem Unwürdigen ihre Liebe geschenkt hat.

Wirklich gefällt seine jugendliche Keckheit dem Publicum, die ersten Sätze seines Concerts fesseln, die Zuhörer sind gespannt, den Solisten zu hören, für dessen Befähigung der Ruf des Pianisten bürgt. Peter setzt sich in Positur, der Kapellmeister sieht ihn an, er setzt richtig ein, er bläst — bläst — bläst — aber o Himmel! Ein schallendes, niederschmetterndes Gelächter von der olympischen Galerie, das sich lawinenartig zum dritten, zweiten, ersten Range fortpflanzt, in dem Parquet, im Parterre widerhallt und, als hättest du in Oberon's Horn gestoßen, das verstummende Orchester zu einem allgemeinen Veitstanze des Gelächters fortreißt! Was hatte er gethan? Was war ihm passirt? Unglückseliges Clarinettenspiel! Die Clarinette überschlug sich in den Läufen, in den reizendsten Volaten seines vielgeliebten E-moll-Concerts, gurgelte sie in so sonderbarer, drolliger Weise, daß Peter selbst nicht wußte, sollte er vor Verzweiflung wie Loth's Gemahlin zur Salzsäule erstarren oder mit in das Gelächter einstimmen!

Durch das Haupt blitzt ihm der Gedanke an die Mündigkeit der Zeit. Eine revolutionäre Geistesgegenwart überkommt ihn, er tritt zwei Schritte vorwärts, neigt sich über den Zuhörerraum und das Auditorium verstummt erwartend. Und ehe der Pianist ihn von einer Thorheit abhalten, ehe das mißfällige Gemurmel der vornehmen Welt über diese unerhörte Dreistigkeit sich Bahn brechen kann, ertheilen ihm schon hundert Kehlen die Erlaubniß zum Reden und ein unsterblicher Humor regiert durch alle Theile des Hauses. Peter stottert und sucht sich zu fassen. „Es wird mit Jedermann bezeugen und namentlich die Herren vom Orchester — — nicht wahr, meine Herren"? ruft sein sanftes Gemüth.

Ja wol, ja wol! antwortet das Orchester, beinahe von Lachlust übermannt.

Daß, wenn das Blatt einer Clarinette zu lose ist, die Clarinette sich nothwendigerweise überschlagen muß —

Ja wol! Ja wol! ruft das Orchester.

Ja wol! hallt es hundertstimmig im Zuhörerraume wider.

Wenn sich das verehrungswürdige Auditorium wenige Minuten gedulden will, werde ich dem Uebelstande sofort abhelfen — —

Die Zustimmung erfolgt von dem terroristischen Berge und Peter macht sich mit vielem Eifer an seine Arbeit. Er schraubt, wickelt, dreht, bespeit, umwindet das Blatt und macht endlich, mitten unter dem Jubel des über diese komischen Bewegungen lachenden Publicums, wieder eine Verbeugung an den Lampen. Das Orchester beginnt von neuem, der Kapellmeister winkt, Peter setzt ein und diesmal ist das Blatt der Clarinette nicht zu lose. Er pustet, er bläst sich auf, er sieht aus wie ein fabelhafter, purpurrother Frosch, der eben bersten will — umsonst, das Gelächter über die komische Erscheinung tobt nun einmal doch unter den Zuhörern, ergreift den boshaften, rachedürstenden ersten Rang, rührt das mitleidige Orchester bis zu Thränen und zwingt selbst dem Pianisten ein Lächeln ab, das zwischen Scham und innigem Bedauern schwankt.

Verloren! flüstert Peter'n hämisch sein böser Genius zu und er läßt die Hände sinken. Clärchen! ermuthigt ihn sein Schutzgeist und rasch tritt er wieder an den Rand des Orchesters. Aber Scharren, Zischen, Murren unter den Zuhörern empfängt ihn. Vor, hinter, neben sich hört er das Hohngelächter der Hölle toben und rennt wie ein Pfeil fort von der Bühne, aus dem Hause durch die Straßen. Alle seine Pläne sind zerstoben, seine Hoffnungen vernichtet, Clärchen lacht mit unter den Spottenden. Armer Peter van Petrissen! Brennt's wo, brennt's wo? laufen die Straßenjungen ihm nach. Ja! es brennt in seinem Herzen eine tiefe, unauslöschliche Scham. Er war ein Opfer des Instruments, das er einst gewählt hatte, seiner geliebten Clarinette.

Siebentes und letztes Capitel.

Aber die Herzen bewähren sich.

Drei Jahre sind nach jenem unglücklichen Abend vergangen und der Sommer neigt sich eben seinem Ende zu. Es ist ein lieblicher, milder Abend, die Sträucher eines kleinen Gärtchens duften in das offene Fenster hinein, aus dem sich die Klänge einer Beethoven'schen Sonate ergießen und feierlich in die Nachtluft hinauszittern. Es schimmern die Sterne am Himmel und weiße, friedliche Wolkenschäfchen flattern zerstreut auf den blauen Triften des Firmaments. Es summen die Nachtfalter in den Strahlen des Lichts, das aus dem saubern Häuschen hervorbricht, und lauschend klettert eine Weinrebe oder ein Schlinggewächs in das Zimmer, das von einer glücklichen Häuslichkeit, von Frieden, Wohlstand und Bescheidenheit zeugt.

Ein Alter sitzt vor einem schönen Flügel. Es ist der treue Organist. Peter streicht neben ihm das Cello. Sie spielen die wundervolle A-dur-Sonate und ihre Augen leuchten und glänzen, als hätte eine einzige, klare Thräne sich in Millionen von Thautropfen aufgelöst, um sich an den Spiegel ihrer Seele zu hängen. Meisterhaft ist die Ausführung; jeder Ton klingt wie eine Perle; ihre Herzen berühren sich in innigem Verständnisse und aus den Epheuranken blickt wehmüthig von der Wand das Bild des lauschenden Meisters, der das Gehör für seine Schöpfungen verloren hat. Ein unnennbarer Zauber, eine tiefe dramatische Wirkung liegt in diesem reizenden Tongemälde, wie in dem Dämmerlicht des Abends die Tonwelt sich in eine Fülle von Gestalten auflöst und die tiefmelancholischen Anklänge an seiner Ruhe wie Schatten vorüberziehen. Der Mond zieht eben herauf und schwimmt wie eine leuchtende Blüte auf dem blauen Grunde des Himmels, lichte Wölkchen streichen noch wie Segelschiffchen an ihm vorüber und eilen flüchtig von dannen; aber als lockten ihn die Melodieen des Friedens, die sich im Schlußsatze der Sonate von allen Wolkenschatten losringen, so steigt er heraus und blickt voll und friedlich in das Zimmer wie eine einzige, nachzitternde Harmonie, wie ein Schleier der himmlischen Ruhe.

Magisch ist dieser Effect, die beiden Musiker drücken sich tiefergriffen die Hand und schweigen — — —

Und du, hebt endlich Peter zuerst an, du wolltest mich glauben machen, deine Kräfte hätten für dein Amt nicht mehr ausgereicht? Du mußtest deinen Abschied nehmen, weil deine Hände zitterten und die Tasten der Orgel dir nicht mehr gehorchen wollten?"

Aber Peter! ich bitte dich, stammelt erröthend der Alte, sei doch gescheit, Junge.

Nein, entgegnet dieser, ich will's jetzt herausbekommen! Ich weiß, du kannst keine Unwahrheit verfechten. Warum legtest du deine Stelle nieder?

Peter! ich habe es dir schon gesagt, rief der in die Enge getriebene Alte aus, warum trägst du so oft Dinge?

Du wirst zu schwach? inquirirt der unerbittliche Freund; deine Hände, deine Füße zittern, dein Kopf wankte hin und her? lacht er spottend — he?

Nun ja doch! quält sich der blutrothe Mann ab, ich fühle mich wirklich zu schwach; braucht's denn auch gerade in den Händen und Füßen zu liegen?

Aber im Herzen? forscht Peter weiter.

Wenn du es nicht anders haben willst, meinetwegen! Ich war so einsam und verlassen, ich konnte es so nicht mehr aushalten und hätte müssen auf meine alten Tage noch in die Welt wandern. Dein Brief vor jenem Concert so voller Hoffnungen, das Lob eines fertigen Virtuosen brannte mir im Herzen, ich konnte deinen alten Flügel nicht mehr anrühren, ich spielte nur aus Zwang die Orgel, gab meine Schulstunden nachlässig und dachte nur immer, wenn ihm doch etwas begegnete, das ihn zur Umkehr vom modernen Virtuosenthum zwänge!

Und du, lachte Peter, du wünschest mir jenen entsetzlichen Abend, an dem ich beinahe den Verstand verloren hätte?

Ja Peter, entgegnet der Alte in komischer Beschämung, ich konnte es nicht mehr aushalten. Die alte Selbstsucht, die ich nie ganz ausrotten konnte, regte sich in mir, und ich hielt dein Mißgeschick für ein günstiges Zeichen, das mir Muth einflößte!

Und mit diesem Muthe botest du um deinen Abschied? forscht Peter, indem er lachend seinen Arm um den Hals des Lehrers schlingt. Und botest, mir diese Grille zu geben!

Doch eine dritte Person war hinzugetreten und lauschte. Jetzt vermag sie sich nicht mehr zu halten, springt auf und hängt sich auch dem alten Magister an den Hals und so reicht sie Peter'n die Hand und sie führen den alten Mann die Stube auf und ab. Diese dritte Person? Ehemals trug sie ein rosafarbenes Hütchen auf dem krausen Lockenkopfe, dann einen Strohhut mit blauem Bande, endlich ein Häubchen und wurde immer hübscher und glücklicher und wurde Peter's, des Organisten, liebes, hochselige Weib. Ihre Augen sind noch so licht blau und klar, ihre Lippen lachen noch so roth, die weißen Zähne blicken noch so schelmisch hervor, und das volle, frische Gesichtchen mit den Grübchen, die sich in den Wangen eingestellt haben, strahlt wie ein rothbäckiger Apfel. Ihr hoher Wuchs, der durch keine übermäßige Fülle entstellt wird, gibt dem jungen, blühenden Weibchen ein beinahe mädchenhaftes Aussehen, das durch ihr naives Wesen, die schnellen, leichten graziösen Bewegungen noch erhöht wird.

Man bespricht das Malheur der Clarinette und die Erlösung vom Virtuosenthume. Sancta-Cäcilia mußte etwas an den Löchern verstopft haben an jenem Abend. Alle Drei weinten damals, jetzt lachen sie, so laut, daß sich ein viertes Wesen, das in der Geschichte Peter's gewissermaßen hineingehört und in einer Wiege liegt, zu regen beginnt und mit einigen noch unmusikalischen Tönen sein Dasein und sein Erwachen anmeldet. Schnell windet sich die junge Mutter los, nimmt aus der Wiege ihren Säugling, der sich mit den Händchen die Augen reibt und seine Sehnerven zunächst auf die Lampe richtet, dann im Kreise herum die Mutter, Peter und den Organisten begrüßt.

Clärchen! sagt Peter im väterlichen Tone, warum wanderst du das Kind so spät noch auf!

Da, nimm den Jungen hin! lacht das blühende Weib und schilt, wenn du noch kannst! Siehst du nicht, wie er lächelt?

Und sie schmiegt sich an ihn und flüstert ihm ins Ohr:

Ich war so glücklich! das Kind mußte mit dabei sein!

Ahnin! lächelt Peter, ihr sanft die Locken streichend.

Peter! ruft der Organist aus, der schweigend vor Rührung dagestanden und sich nach einem Gegenstande seiner Zärtlichkeit sehnt, gib her den Jungen! Wer hätte gedacht, daß wir auf unsere alten Tage noch Kinder warten sollten!

Er nimmt das wenige Monate alte Kind, tändelt in der Stube umher, singt, springt, lacht, hält es den Aeltern hin, zieht es schnell weg, bis das kleine Wesen in das ausgelassene Gelächter einstimmt und die Vier eine Gruppe des zufriedenen, glückseligen Lebens bilden. Clara schmiegt sich an den geliebten Mann, der jetzt nicht mehr wie ein Kobold aufsieht; der Alte lacht und tändelt.

Ein später Besuch unterbricht die allgemeine Heiterkeit. Ein Knabe auf dem Pferde bestellt ein Compliment von seinem Vater, der von der Post der Nachbarstadt einen Brief für den Herrn Organisten mitgebracht.

Der Poststempel ist von einer großen Stadt Hollands, das Siegel gehört einer städtischen Behörde an. Peter erbricht kopfschüttelnd den Brief und langt zuerst nach dem Umschlage, auf dem sich wenige Zeilen befinden.

Da hört' euch an. Ich danke dir, Kind, wendet er sich an den Knaben, grüß' Vater und Mutter!

Und wie der Knabe sich entfernt, blickt das Gesicht seines Meisters über seine Schulter; der Organist hält den Jungen hoch, damit ihm ja keine Silbe verloren gehe und liest:

Mynheer!

Der Zufall hat mich in die Lage versetzt, den Unfall, der Sie einst in meinem Concerte traf, einigermaßen wieder gut zu machen. Aufgefordert, der Stadt Harlem einen tüchtigen Musikdirector nachzuweisen, konnte ich vor Allen mein Augenmerk nur auf Sie richten. Glücklicherweise erfuhr ich Ihren Wohnsitz und die städtische Behörde richtet nun an Sie in beifolgendem Schreiben einen directen Antrag, den Sie gewiß annehmbar finden werden, wenn er auch die gerechten Ansprüche Ihres Talents nicht befriedigt. Mit der Hoffnung, Sie dadurch einer Laufbahn wiederzugeben, in der Sie leider so unglücklich unterbrochen wurden,

zeichne ich mich Ihnen ergebenst . . .

Wer beschreibt das Glück der kleinen Familie, die sich nicht die Zeit nahm, den Antrag lange zu studiren! Selig saßen sie in ungetrübter Heiterkeit beisammen; der jüngere Peter schlummerte in der Wiege, die manchmal mit dem Fuße angestoßen wurde und die Drei flüsterten über ihre gemeinsamen Pläne und dankten dem braven Virtuosen, der sich bei allem Ruhme doch das Herz erhalten hatte.

Peter! sagte der Organist, ehe sie sich trennten, nicht Alle können Großes in der Musik leisten. Aber es gibt manchen verschollenen, alten Musiker, der ein Herz und ein Ohr hat und den wahren Kunstsinn in die Herzen der Jugend einpflanzt. Ohne Ruf, ohne glänzende Stellung in der Gesellschaft, oft verkannt und vergessen gehen sie über den irdischen Schauplatz und Niemand sieht ihre Kämpfe. Aber ihre Thränen sind Lohnung in den Herzen ihrer Schüler und sie sind die Wächter des heiligen, musikalischen Feuers. Peter, dieses lohnende Bewußtsein kannst du erringen und brauchst ihre Mühen nicht zu tragen. In deinem neuen Wirkungskreise kannst du den Geist der classischen Musik auferwecken, kannst Herzen zu einem edlen Streben erziehen — und wenn du mich mitnimmst — dann fühle ich, alle Hoffnungen, die ich an deine Person knüpfte, sind erfüllt! Peter — Clara! mein altes Herz wird Ruhe bei euch haben, bis es — dahin wandert, wohin auch ihr mir folgen werdet!

Nach wenigen Wochen zogen die Glücklichen gen Harlem und Peter macht sogartrieb in einem Amte, das ihm ein öffentliches Unglück erwarben. Wir wissen nicht, ob er im Conversations-Lexikon verzeichnet wird, in vielen Herzen wird er es.

Eduard Mörike.

Englands berühmte Namen.

Unser Jahrhundert überflügelt Raum und Zeit. Entfernungen, die sonst nur der kühne Gedanke ermaß, werden uns durch eine Locomotive im Fluge erreichbar. Reisen wir nicht, so haben wir Panoramen und Dioramen; wir machen Nähschreiben, Physiognomien, Missourischerben; — wir gehen nur tausend Schritte und schauen vom Rigi hinüber in die schneebedeckte Alpenkette, beobachten von der Spitze einer chinesischen Pagode den Markt von Peking, gefüllt mit putzigen Zopfmenschen, und ist das Auge nicht ermüdet, so mag es aus dem Rachen des Vesuvs dem flammenspeienden Berge zuschauen, das Colosseum im Mondschein erblicken und mit Lord Franklin unter den Eisbergen des Polarkreises verlorengehen — das Alles kann uns in London, Paris, Wien, Berlin ein Tag, ein Abend, eine Stunde einbringen und das Auge, das nimmer gesättigte, blickt, wenn es einmal diesen Kurus des Schauens gekostet, unsern umher nach Mehr und Mehr und von der Außenwelt wird man zuletzt anfangen müssen, übersättigt wieder in die Innenwelt zu dringen.

Englands berühmte Namen! Während die Kunst mit leichter Hand die bunten Farben mischt, mit schneller Abwechselung ihre Bilder hinstellt und dem Auge in rascher Folgereihe vorüberführt, kann die Feder, als Führerin der Gedanken, nur in langsamem Fortschritt die eigene Vorstellung vor das Auge des Lesers rücken und ihm den Spiegel vorhalten, in welchem er die Gegenwart, aber eine ferne, dem eigenen Blicke unerreichbare, schaut. Wird unserer Feder eine solche Aufgabe genügend lösen? Wird es ihr gelingen, den Leser mit sich zu führen in ein Land, das sein Fuß vielleicht noch nie betrat, wo über den reichen grünen Fluren eine graue Nebeldecke hängt und aus tausend himmelhohen Essen eine schwarzgemischte Feuersäule steigt, die ankündet, daß man den Mittelpunkt der industriellen Welt erreicht hat? Wird es ihm wohl sein unter diesen ewig klappernden Maschinen, unter diesem Zischen und Brausen von Dampf und Wasser, unter diesem Wogen und Treiben nimmer ruhender Geschäftigkeit, wo ihn kein Freundesauge grüßt und keine Hand sich bietet mit dem tröstenden Zuspruch: „Fremder, ich habe eine Minute Zeit für dich!“ Doch sorge nicht! Nur aus der Perspective sollst du schauen und nicht auf den Markt des Lebens will ich dich führen, sondern in stille Klausen, wo noch auf dem häuslichen Herde das Heimchen zirpt und an der Flamme der die Gemütlichkeit anregende Kessel siedet! Folge mir in die Nähe berühmter englischer Namen!

1. Bulwer.

Der Themse hinauf liegt ein Dorf Namens Fulham. Freilich, ein Dorf bei London! Landhäuser, Villas, stattliche Wohnungen dicht beieinander! Weiß und freundlich guckt das Alles aus dem dunkeln Baumgrün hervor. Vor einer dieser Villen, in einem kleinen Garten gelegen, hält soeben ein Wagen. Der Kutscher steigt ab, schellt. Ein in einen schwarzen Frack und weißes Halstuch gekleideter feierlicher Diener öffnet die Thür, führt die Pferde des Gastes. Man tritt ein. Gleich rechts im Hause ist ein großes Zimmer, aus dem ein Herr, uns zu begrüßen, tritt. Er ist groß und schlank von Gestalt, trägt einen himmelblauseidenen langen Rock, den man die weiße Manschette zwischen dem schwarzen Futter ansieht; eine dicke Schnur befestigt ihn um den Leib. Er streckt seine weiße, dünne, schön gepflegte Hand aus und heißt den Gast willkommen, worauf Beide in das Gemach treten, dessen Bewohner, Edward Lytton Bulwer, wir uns sehen. Im Kamin lodert ein helles Feuer, obgleich der Mai die schönsten Blüten, wie Schnee auf den Zweigen, nicht vor die Fenster hängt, die von hellem Sonnenlicht in das

Zimmer senden. Auf einem großen Tische — dem Epitsche —, der in der Mitte dem Kamin gegenübersteht, liegt ein aufgeschlagenes Buch, worin der Autor soeben an seinem neuen Werke geschrieben. Zu beiden Seiten des Feuers stehen bequeme Sessel; man nimmt Platz. Der berühmte Mann sieht bleich aus, krank könnte man sagen. Sein rothblondes Haar lockt sich um seine Stirn und sein noch röthlicherer Bart hängt tief herab. Sein Gesicht ist außer Verhältniß lang, seine Nase groß, die Augen mattblau, nur bei einem plötzlichen Gedankenblitze in einem Kreuzlichte spielend, das dem Wetterleuchten am grauen Abendhimmel gleicht. Seine Unterhaltung ist die eines blasirten Weltmanns, zu sehr ohne Ernst und ohne Antheil. Er hat Schiller's Gedichte übersetzt, ohne Deutsch zu verstehen und schätzt überhaupt Deutschland und seine Literatur nur ebenhin. Er hält es mit dem Schein der Dinge und meidet die Wirklichkeit, die ihn mit grauen Farben anstarrt.

Die kleine Villa, in der wir ihn jetzt finden — eine Villa, wie er sie uns in „Ernst Maltravers" schildert —, dient ihm im Sommer, um dann und wann dem Getäusche der Stadt zu entfliehen und hier in der Stille zu dichten. Einsam ist es hier und friedlich, auch der flüchtigste Gedanke mag hier festgehalten werden und jeder wachende Traum auf dem Papiere eine Zukunft finden. Maiengrün und Blütenregen mögen hier von Hoffnung und Liebe reden; aber die Wirklichkeit thut es nicht. Von seiner Gattin lebt er getrennt, wie der Welt bekannt; die einzige Tochter ist fremden Händen vertraut und schwankt dem Grabe zu. Der Sohn und Erbe ist noch auf der hohen Schule. Bulwer findet daher wenig in seine Wagschale gelegt von Glück und Freude, nur der Dichter allein darf sich schadlos halten für Das, was seinem Herzklange entzogen. Die Ideale, welche die Phantasie hier erschafft, sind Kinder des Geistes und reisen in die Welt hinaus, wo sie ihre Heimat finden; das Herz aber bleibt zurück und schaut weinend um sich und findet keine Stätte, wo es ruhen kann nach des Tages Mühen.

2. Lady Bulwer.

Wir kehren in die Stadt zurück. In einem kleinen Square, Hans Place genannt, treten wir ein und betrachten das schöne Grün, das die wohlgepflegten Bäume schmückt, und die traulich blickenden Häuschen, die den Garten rings umschließen. Es ist still an diesem Platze, kein Wagen rollt hier, selten nur kommt ein Aufhänger des Wegs; auch der Lärm hört man dumpf das Geräusch der ewig rasselnden Räder von Piccadilly, dieser entlegenen Hauptstraße des großen Londons. Hans Place enthält viel Miethwohnungen, was wir bei uns in besserm Deutsch chambres garnies nennen. Wir treten in eins dieser Häuser und fragen, ob Lady Lytton Bulwer zu sprechen sei. Auf die bejahende Antwort führt man uns in den ersten Stock. Ein Haus in London hat immer nur ein Zimmer nach vorn hinaus, das die ganze Breite des Hauses einnimmt. Wohnlich, behaglich und elegant. Das gewöhnlich Kärgliche einer kleinen Miethwohnung ist versteckt durch die manchen kleinen Zierathen, Decken, Bücher, Nöthchen, mit denen eine Dame von Vermögen und Geschmack ihre Umgebung zu schmücken weiß. Ueber dem Sopha hängt das Bild eines schönen Knaben mit blonden Locken. Es wird der älteste Sohn sein. In einem Armsessel ruht ein vergessenes kleines schwarzes Schoßhündchen. Die Besitzerin dieses Gemachs hat sich von ihrem Schreibtische erhoben, wo auch sie an ihrem neuen Roman arbeitete. Es ist eine corpulente Dame, vielleicht vierzig Jahre alt. Ihr Haar ist schwarz und glänzend und in einer vielen Flechte in einem Kranze über ihre Stirn gelegt, wie die jungen Mädchen es auch hier mitunter tragen. Ihre Augen sind groß und vom schönsten feuern Blau, mit schwarzen langen Wimpern geziert. Die Nase hat einen griechischen Schnitt, der Mund gleicht einer Kirsche, die vollen Wangen zieren viele Grübchen. So weit die Natur. — Hat auch die Kunst mitgewirkt? Die arge, betrügerische Kunst? Ich schweige. Aber man ist hier auf seiner Hut. Man

hört von ihr den Gatten verklagen, hört, daß er ein anderes Verlöbniß habe, hört, daß er sich weigere, ihre Schulden zu bezahlen, hört. . . Doch wie schützen den Staub von unsern Füßen von allen hören. Dieser Band der Seelen wird nicht im Himmel geschlossen.

(Die Fortsetzungen folgen.)

Schweizererinnerungen.

II. Bern.

Es ist seltsam in den Schweizerstädten, wie in ihnen die weltliche und geschäftige Politik so still und geräuschlos vor sich geht. Man kann diese vor den Fremden ängstlich gehaltene Thätigkeit nicht genug bewundern. Im Sommer wenigstens macht sich das ganze aufgeregte Staatsleben der Schweiz nur wie im Incognito. Man will eben eine Revolution beginnen, die große Glocke eines Hotels läutigt aber eine sechsspännige Equipage an, eine Hochzeit führt vor und man schreibt seine Ueberzeugungen und Leidenschaften, seinen Zorn und seine Rache bis auf Weiteres auf. Scheinbar Dieses war in Luzern kurz vor dem Sonderbundskriege. Die Partei der Kapuziner stand wie mit verwandter Hand. Man sah Schrecken und Furcht auf schwarzenden und sich gleichgültig stellenden Mienen. Bäter waren gefallen, Brüder verbannt, die furchtbarste Verdammungsbedrängung stellte die Gefängnisse. . . Die Patrioten gingen dabei ab und zu und die Verausstaltungen der Wirthe und was zu ihrem Wirken gehört, waren so gut getroffen, daß die meisten englischen Lords waren in einem erklärlichen Frieden zu leben glaubten. Nächtliche Ueberraschungen der Thore und der Zeughäuser wurden ihnen für heraus Schießübungen dargestellt. Nicht die Angst der Leute, nur die Unruhe ihrer Schooshündchen bestimmte sie zur Abreise. So war auch im benachbarten Zürich die jetzt daselbst herrschende radicale Partei in größter Betäubung getroffen durch den Tag von Poschau, wo die Freunde der (Ehre und Land beingenden) Jesuiten wieder ihre Kräfte zählen wollten und sich in reichverdienter Ueberzahl einbetten. Die bewaffnete Macht Zürichs war ausgeruht, Kanonieren stächerten und bereit Gebiet, man reparirte Rachenlöcher von Kanonen und Mannen, aber die von Freiburg kommenden Durchreisenden hatten, im Angesicht der beginnenden Saison, von alle Dem nichts gewußt. Also in Bern selbst hatte eben die Auflösung des Gemeinrath von Münchenbuchsee die bisherige jetzt unterdrückte liberale Partei in leidenschaftliche Bewegung gesetzt — in Freiburg herrscht die liberale, nicht bonchen in Bern die aristokratische Partei und so geht es abwechselnd und ein Kanton dem andern vorherspringend durch die ganze Schweiz — Artikel gegen Artikel schleudernd man sich in den Blättern zu, die öffentliche Ehre blieb aber ruhig und die Fremden konnten gemüthlich sein, von alle Dem unbehelligt zu bleiben.

Bei den Examinationen wegen des Seminars in Münchenbuchsee, das die jetzige conservative Regierung seines, wie man behauptet verwüsteten, demoralisirten und moralischen Geistes wegen aufhob, wurde auch mannichfach Jeremias Gotthelf oder Pabst Bitius in Lügelflug genannt, auf den ein deutsches Ohr, wie sich von selbst versteht, ziemlich aufmerksam hinhört. Bitius hat, wie die Kenner seiner Schriften sich entsinnen werden, Waffen genug gegen das moderne Schulunterwesen geschmiedet, grobe und feine, lange und kurze, ehrliche Schwerter und unehrliche Dolche. Diese wuchtigen Angriffe, ohne Zweifel außerordentliche Schriftsteller ist leider vermöge seines Schweizergemüthes so sehr ein Katholik, daß er sich besser zum Advocaten geeignet haben würde als zum Geistesführer. Man schildere ihn als einen heftigen, wollen, rauhen Lebensmenschen, der gar auch Einfluß und Macht suche. Das Wettern und Kampfausfechtungen, das Erschmettern,

wie man es nennen möchte, in seinen Schriften oft bekannt. Wie Gott ihn trug mit Weh, Phantasie und der prächtigsten Liebung jener traditionellen Schweizerbetterei, die von Lavater bis Zschokke meist sehr berechnet hakt in Trostbergsfeier macht, hakt in Hasbach, aufgerichtet hat, wissen Alle. Für unser deutsches Gefühl liegt in dieser Plötzlichkeit, in der jähgeordneten Leidenschaft und dialektischen Antithetik einer tiefchlichen Streitsucht etwas tief Verletzendes und muß die Beberung, die der seltene Mensch dieser Manneh für unsere Literatur haben könnte, selbst für seine Gesinnungsgenossen beeinträchtigen. Eben auch sind wir von Bigius' meisterhafter Auffassung und Wiedergabe des Volkscharakters ergriffen, sehen diese stolzen ehrlichen Bauern in der Kleinwelt ihrer Begriffe und Interessen und der ganzen Kraft geschildert, wie sie sich auf der ihnen gegebenen Scholle zu krümmen und zu behaupten gewohnt sind, lachen mit diesem urdeutschen Humor der Bauer, wie den Pfarrer, die Anmaßung, die falsche Eulture, die Sucht nach Geld und Gut, den Geiz, die verschlungenen Irrgänge eines durch die Kunstlehre fast verdrehigten und naturwüchsigen Charakters im Schweizerwelle mit allen Masken eines übertriebenen Gesichts gefaßt — und plötzlich sinkt und der große Prospekt des Moralt und der Gesetzmäßigung zum provinzialistischen Lebenskreis tiefer ganzen ueben und weiten Partheiwelt breit, mit Parteimann in der ganzen schweizerischen Bedeutung des Worts, verliegt die Aufklärung, die Bildung der Zeit, verwechselt die Andeutungen, die leiten und das Streben zum Guten hat, mit diesem Streben selbst, legt das Gute legen in die verwerflichen und kann noch sittlich berechtigten Begriffe von sittlicher Ordnung und Heiligkeit, macht mit allen Uebertreibungen einer dem Alten Testamente entlehnten Phrasenlehre die Regierung Gottes in Farben, wie man sie den beschränktesten Bauer nicht mehr so grell aufdrückt, und tritt Kopf, Pistolenschüsse und Pferde mit Füßen. So verwirrend, so oft zum Schlagtreffen erfahren und das Blut zum Kopf treibend wirkt in diesem Manne der Geschmack und das Wort die schweizerische Parteiung. Die Gegenpartei hat in neuer Blättern Privatbriefe von Bigius drucken lassen. Ein an sich ganz unerheblich Verfahren. Sie stellen den Zuchtpeitscher in verschiedene Menschlichkeit hin, an denselben lustigen und an sich ganz lebenswerthen Uebergängen von einem Strauße frischer Frühblumen zu einem häßigen Rinderbraten, von einem Sanskjagerconcert zu Bindersieh zu einer beschaffenen angestellten Probe einer neuen Pflegung Kirschwasser, Uebergänge, die sich auch bei seinen Gegnern und überall da finden werden, wo der Mensch, an sich ganz gerechtfertigt, gern sehen mag, daß er von seinen Uebergängen auch sein Brot zu essen und möglichst viel neu Wein zu trinken hat. Aber hat man einmal noch von dem himmlischen Gitter einen Mannes durch außerordentliche Beweise ein leidlich Bild gewonnen und muß ihn in den allgemeinen irdisch-ruhenen Topf der Interessen werfen, wo alle Parteiung Gegenkunst wird, so nimmt sich auch Bigius' Zornesbrief gegen die armen Schulleichen von Münchenbuchsee unter denen die Schriften von Strauß und Feuerbach circuliert haben sollen, im Grunde genommen häßlich und über allen Zweifel einen eminenten Verbachtungs- und Tadelsangstabstoß hinaus wie im Kreisen Schweizerische von Anno 1777 und

Seit Jahren hat man der Aufenthalt in Schweizerhäusern, Hirsch entgegennimmt, immer die gleiche Empfindung gemacht. Man kann immer nur gerade so lange in einen einschalten, bis die nächste Post abgeht. In Basel sieht man sich die gewalten Hellenbrücken an den Herbstdamm des Rathhauses an, wandert eine halbe Stunde auf dem berrmüdlichen Boulevard des Kreuzgangs am Dome, besucht einen Kraxlern- und Mineralienschleifen-Bindhandel und reist ab. In Freiburg wiegt man sich etwas auf der Kettenbrücke, sieht die große Orgel in der Kathedralkirche, besucht eine Zeitungsexpedition und reist die Post. In Lausanne wundert man sich die Promenaden der Stadt, betrachtet sich das Hotel Gibbon, sieht ein fragezeugnisschwer Pensionat von jungen Mädchen und allen Herren Pfarrern eher wohnt, auf besondere Empfehlung, einem Dinner über

bei, wo zwei Stunden lang über die Aechtheit [illegible] durch den Glauben und die Gaubenwohl gestritten wird und oft sehr, [illegible] Lust der Ehre zu stehen und auf der Helvetie nach Genf zu schiffen. In Genf bewundert man die Einwölbung der Thore, maßtert die Ueberbleibsel am Damm, vergleicht in stiller Betrachtung auf der Rousseau-Insel die Statue Jean Jacques' mit seinem hübschen Esel, mit dem Schicksale seiner „Briefe vom Berge" und den Schreiberhanden, die früher hier überhaupt die Polemik für Menschen, später wenigstens nur noch für deren Schriften lebern ließ, läßt sich seine erste Neigung im Hôtel des Bergues geben und hat nun schon Lust auch hier wieder abzureisen. Man wägt es noch einmal — mit dem Hôtel des Bergues nämlich —, sieht sich noch einmal die Terrasserie, die Prunkgemächer an, wundert auf die Plattform Du Treille, findet aber heimlicherem einige Landhäuser mit grünen Thüren und rothen Dächern, die es genau angesehen wissen, daß am 12. October 1834 Mittags Schlag zwölf über zwischen Kantonen und Bund die allgemeine socialdemokratische Republik ausgerufen wird und die zwei schon darauf antragen, der Theilung der Thüre vorläufig in diesen Angelegenheiten in Genf beginnen zu lassen. Man rollt man gemach ab. Auch auf der Heimfahrt laben in Lugern die Kapuziner nicht ohne zu längerem Nachenthalte ein. Am Zürich ist eine Stadt, in der sich weilen läßt. Deutsche Bildung, helle, lichte Straßen, schöne moderne Bauten, der jenseitige freundliche See laden zu längerem Bleiben ein.

Der Schweizer ist kein Städtebewohner. Auf dem Lande sitzt er allein seine Kraft. Die geadelte Scholle, die abgeweidete Trift gibt ihm wie dem Aardust seine wahre Existenz. Selbst Bern, ohne Zweifel die Hauptstadt der edlern, der gebildetern Schweiz, diese aristokratisch-diplomatische Stadt, die Stadt der Patrizier und der Gesandtschaften, hat den Charakter einer Landstädtchens und bringt und überall ganz gewisse Formen, enge Verhältnisse, beschränkte Mittelstadt vorst Auge. Es ist hier der allgemeine schweizerische Typus der verjüngten Mittelstadt und der untersetzten Taille. Stadt ist die Berge, die alle Menschenwerke hier doch wie Riesen überragen, aber es ist es die Neigung für breiten Grund und Boden und schroff Festhalten, exforderlich Hinzuschließendes gibt es in der Schweiz nicht. Die Thürme haben die Maß, die Häuser haben die Maß, die Formen der Kunst sogar, wie ich auf einer schweizerischen Industrieausstellung in St. Gallen sah, bewegen sich beständig in der Kugel, im Viereck, im Dreieck, nichts, selbst bei den Formen von Gläsern und Vasen, scheint dem Muskel der Lampe oder Palme nachgeformt in ovaler, schlanker, pyramidaler Streberrichtung empor. Alles kurz, gedrungen, schwunglos, ganz innerlich weist, aber nur engster und selbst in den Anklängen von Luxus nur einmal präsentirender Nothdürft, die sich festzuhalten strebt, doch durch viele angeborene Unbeholfenheit zum Schönen nur unendlich naiv und komisch.

Behaglich wohnt es sich gewiß über den bernes Schneehügeln oder Laubenhäuser von niedrigen Fenstern, auf denen die mit Koketterie hinausgelegten rothgesichteten Herbstlilien schauen und mit den gemeinen vom Wind verwehten Singvögeln St. Galler Kostergardinen die Straßen entlang einen hübschen Contrast machen. Aber was eben ein durchreisender Fremder nur sieht und sehen will, das hält sich auch in Bern nicht lange auf. Von der Bärengrube, den reichlichen neuen Arcaden, den breitbrüstigen Mädchen und dem Standbilde Rudolf's von Erlach wird man seine ganze und volle Bekanntschaft machen nur wieder suchen auf der herrlichen Plattform und dem wunderbaren Naturschauspiele, das sie bietet. Hier breitet die Seele ihre Schwingen mächtig aus. Der volle Anblick der Schneekette des Oberlandes wird, besonders wenn man sie von vorher paradiesischen Gluten aus schon in früheren Jahren oft und oft gesehen hat, wahrhaft hegenderte Stimmungen. Schöne Gegenden sind in überhaupt seine wenig gesehenen, nur zum Lesen hingebrannten, betrachten Bücher mit den und den immer gleichartigen und Alten gegenwärtigen selbst und allenfalls Gedanken. Die sind Bücher mit weißen

Blümlein. Jeder scheute sich in dies, nur schon gebotenen, nicht leben, sondern passiv-
haushaltenden Blüten die volle Kostbarkeit seines eigenen Empfindens ein. Kaum je hier.
Wer schon vier, fünf mal auf dieser wunderbaren Plattform zu Bern stand, die Aar zu
seinen Füßen zwischen hohe, die nächsten grünen Matten von Villen, Monbijou, Hoch-
berg belebt sah, in der Ferne die entgegenstehe Kette der Alpen vom Wetterhorn bis zum
Mönch, von der Jungfrau bis zur Blümlisalp mit bewundertem Blicke verfolgte, dem
geschah es auch vielleicht, daß es anderwärts mußte: Goldener Sonnenschein! Lichter Aether-
schleier über den grünen Matten! Schäumende Wasserwoge unter uns, du brausendes
Rauschen der gletscherkalten Aar und in der Ferne ihr feuerumglänzten Firnen-
häupter in unserer unveränderten majestätischen Ruhe! Wisse ihr noch, was ich vor Jahren
schon euch meinem Herzen hier an dieser Stelle auf eure stille Ruhe einst geschworen?
Wisse ihr noch die Abschiedsgrüße, als die Wanderung von den Savoyer Alpen und
vom grünen Leman heimwärts ging? Die Willkommgrüße, als sie vom Rheine lebe-
suchtsvoll und auf Erquickung hoffend zu euch heranging? Anders ward seitdem die Welt,
anders ward seitdem das Herz; ihr aber gleichetrennt in eurer unveränderten Ruhe, ihr
ruht, wie eben jetzt empfunden, frisch und ursprünglich Neuen des damaligen Glückes zurück,
die mit Schmerzen erkauft wurden. Gelegenheit des Denkens, die alle Einzelnwaren der
Neue wegbenteten, rasch Jugendmuth, Verachtung der Welt, Glauben an die Schönheit
als Ergierin des Lebens, ja an die Schönheit als Hervorgehorin der Tugend, rasch Namen
noch, entgegliche in mir, Erinnerungen, beredt schon mit Ferne, — ihr treuen
Wächter, schweige Hüterin, habt Alles behalten, was die Zeit wie mit flüchtigem Hin-
ger in euch einschrieb, weiterhebt wie gegenwärtig vergangene Stunden, die im Strudel
der nur eitig von heute bestrenten Pflicht — die Pflicht hat zu uns diesen einzigen zu-
nen Kalender — vergessen wurden! Sieh' ich dich Jungen der Natur, deine heute Ver-
gangenheit der majestätischen Stille um mich her, so denn ich die reine Glückseligkeit,
die wie ein Duft, wie ein Lon Vergangenes neuauferstehen. Gestaltenes wie wiederge-
boren sein läßt. Ein Weltgeheimniß ist es! Und Ihr der Natur scheint taub und doch weiß
ihr so unendlich viel von der Menschenseele gegeschieht und zugesungt. Wißt ihr es behalten?
Wird die stumme Zunge einst Sprache gewinnen und singen? Wird ihr Jungfrau von
Bern, und sie auch der Hüllenkind sie ausbleichenen Menschenseele verwommen, daß jen-
seitige Leben sein, wo alles Verlorene sich wieder findet und der Tod Auferstehung an-
sieht — von denen physiognomische Schweizen keine Ahnung haben?

Ich wiederhole diese Fragen nur, weil ich vielleicht Manchen jene Empfin-
dungen auf der Plattform zu Bern ebenso zurückrief. Lassen wir Bern und weiten
uns auf der Unser Straße nach dem Oberlande, nach Interlaken zum Interlakener mal-
lerischen Personen zu einem längern Aufenthalte, wenn eine Unterkunft ist, wie
sie zu wünschen wäre, von Engländern möglich ist.

(Die dritte Artikel: Interlaken folgt.)

Anregungen.

Baumwolle oder Leinen?

Das Bedürfniß der Menschheit zur Kleidung.

Das dritte Auge der Menschen, das Feuer-
auge, ist im größten Publikum schon bei weitem
mehr bekannt und gebraucht als sein viertes
Auge, das Mikroskop. Man trifft jetzt Men-
schen mit Fernrohren in der Hand, die man
ein Mikroskop zu sehen bekommt. Wie geschieht
das? Das Fernrohr ist freilich ein handlicheres
Instrument als das Mikroskop. Man kann es bei
sich tragen, man kann einen Vorgelegten durch
den Anblick des vergrößerten Menschen über-
raschen, man kann die Zeit an einer fernen
Thurmuhr erkennen, man kann auf Meilen weit
Temperaturgrade der Gegend weit übersehen,
man kann seine Menschenvergrößerungen andermeit

bekommen. Das ist freilich eine ganz heikliche Sache. Man hat dabei weiter keine Mühe, als das Vorurtheil aufzugeben. Die Verbindung mit dem Mikroskop ist dagegen etwas umständlicher. Man muß damit umzugehen wissen, man muß die zu beobachtenden Objecte besonders vorbereiten und oft kann man nicht gleich haben, was man etwa gern gesehen möchte. Man weiche aber jeder irren, wenn man glaubte, das Mikroskop wäre nur für die feinen Untersuchungen bei Botanikern, bei Anatomen, bei Aerzten, bei Chemikern von Wichtigkeit, denen zoologische Zeichnungen mit ihren abenteuerlichen Verhältnissen freilich Mühen in gar nie aufhörend Gab. Das Mikroskop ist aber auch ein recht praktisches Instrument für Die, welche sich der Natur blos Vergnügen und Unterhaltung suchen, und zwar ist es darin ausschließlich. Freilich muß man dann nicht bei Schmetterlingsflügeln und Fischschuppen stehen bleiben, sondern man muß Alles untersuchen, was klein und fein ist, namentlich die feinsten Theile der Thier- und Pflanzenkörper und deren Flüssigkeiten. Das ist möglich ist, wenn der Lust am Mikroskop auch der Beobachtenheit der praktischen Verhältnissen gern bei Respect auf die Natur der Krankheit schließe; daß es möglich ist — um nur im Mikroskop erkennen, ob unser Thee, unser Brot und verschiedenen andern Nahrungsmittel mit fremden, oft schädlichen Beimengungen verfälscht sind — weiß wol Niemand besser. Einen andern Vortheil ist die Möglichkeit wollen wir noch besonders hervorheben.

Zwei staatliche Handelsorte verkaufen in einer ausländischen Stadt. M. in der preußischen Provinz Sachsen, eine Quantität braunen als rein und echt. Der Käufer hält die Braunsalz für verfälscht, prüft die Sache an und die beiden Verkäufer werden eingeklagt. Ein „Technifer" (zweiter Art. Band nicht haben) stellt das Vorgericht, die Braunsalz ist verfälscht. Die Beklagten protestiren. Man holt das Gutachten eines berliner Professors ein. Dieser entscheidet dahin, die Braunsalz ist echt, und nach einjähriger Untersuchungshaft werden die Beklagten als entschuldigt in Freiheit gesetzt!

Anerbietet für Jeden, der nur einmal die Braunsalz im Mikroskop gesehen!

Die neuere Industrie hat die Braunsalz tragen einen Wettbewerbt benutzt, um andere theure Stoffe, namentlich auch Leinen, damit zu mischen, doch soweit zu verfälschen und zu verschlechtern. Gewöhnlich bestehen denn die Gespinnsten aus dem einen, die Webereien aus dem andern Stoffe. Wenn man aber sieht Verfuche machte, die beiden Stoffe untereinander zu spinnen, schon jetzt gelang es, die einzelne Fasern untereinander so dann recht deutlich Auge und Fingerfühle nicht mehr auf, um den Betrug zu entdecken. Die Sache ist für den Käufer so unsicher, daß unsere Verfasser entschiedene Summen als Belohnung für Den aussetzen, der ihnen eine Verfälschung nachweisen würde; ja sie sagen sogar, ihren Jahresmarktausgaben die Mittel bei, welche man anwenden könnte, um den Betrug zu entdecken. Am bekanntesten ist die Anwendung einer verdünnten Säure, in welche man die zu untersuchende Probe einige Augenblicke eintaucht, wobei die Baumwolle aufgelöst wird, die Leinenfäden unverändert zurückbleiben sollen. Dieser Versuch scheint immer einer Bestätigung, weil viel auf die Art, wie er vorgenommen wird, auf den Grad der Verdünnung, auf die Zeit ankommt. Und einfachste und sicherste Mittel, die Sache zu entscheiden, bleibt das Mikroskop. Hier ist die Entscheidung so leicht und sicher, daß Jeder, der nur einmal durch ein Mikroskop sah, sich blamen würde Monaten zum competenten Schiedsrichter herausbitten kann. Es wird nicht nur augenblicklich erkennen, ob er einen Leinen- oder Baumwollenfaden vor sich hat, sondern es wird auch auf einem und demselben Faden die einzelnen Leinen- und Baumwollenfasern herausfinden, wenn die Verfälschung so weit gehen sollte. Unbegreiflich ist daher der oben erzählte thatsächliche Fall, wo erst der Spruch eines berliner Professors eine einjährige Untersuchungshaft aufheben konnte. Das Mikroskop sagt: Die bei mit gewöhnlichen Farben für Gewebe sind: Erde, Wolle, Baumwolle und Leinen. Die Fäden sind so nicht, die man im Mikroskop unterscheidet. Diese zeigen sich beim ersten Blick, große Breite, die man kaum unterscheiden kann. Jeder Faden besteht aber aus einer Anzahl feiner Fasern, deren wol zwanzig, dreißig, vierzig und auch mehr zu einem Faden zusammengedreht sind. Die Wollenfäden sind so klar, die Oberhäutchen der Fasern sehen, der Zwischenraum zwischen der Baumwollenfasern, die Leinenfasern sind die langgestreckten, schon Zellen des Blockstengels. Sie unterscheiden sich alle. Die Wollenfäden erscheinen oft ein wenig dicker, rauher, nicht besser, regelmäßiger Faden; die Baumwollenfäden, öfter viel dünner und zarter. Wenn man nun auch Wolle und Seide, an Mikroskop unterscheiden gelassen, mit Bücherheit unterscheiden kann, so ist doch vielleicht weniger wichtig, weil diese Stoffe ohnehin nicht leicht zu verwechseln sind. Die Leinenfäden erscheinen oft ein gerader, rundlicher, wenig oder gar nicht breiter Faden. Am hauptsächlichsten unterscheidet sich aber von allen gerade die Baumwolle. Diese besteht aus hohlen, dünnen, durchsichtigen

Pastors, die eben weil sie hohl, zusammengefallen, gedankenarm geworden sind, und so sie keinen festen Halt haben, bald rechts, bald links gebeugt und gewendet, etwa wie ein Haufen durcheinandergeworfener und zusammengetrockneter Bänder oder noch besser wie ein Haufen aufgeblasener, getrockneter und dann untereinandergeworfener und platzgeheilter Därme aussehen. Man sieht es hieran dünnen, hohlen Pastoren auch sogleich an, daß sie in der Haltbarkeit nicht mit der musikalischen Feinerfühler wetteifern können. Diese sind hohle, dünne Röhren gegen auch sind alle anderen Pfeifenwerke, wie die der Harfe, Violine, des Violoncell, die Saiten der Saiteninstrumente bekanntlich, schon man unter diesen Pfeifenwerken schwerlich jemals eine antreffen wird, welche die Haltbarkeit der besten Stimmpfeifen des Flügels erreichte. Aber auch von den gewundenen Röhren anderer Pfeifenwerke unterscheidet sich immer noch die Baumwollenfaser, wenn auch diese Unterscheidung vor der Hand keine praktische Wichtigkeit hat. Sie wird sehr bald. Laß die Beobachtung im Pulverfeuer der Feuer- und Baumwollenfeuergewehre Jahrhunderte und Jahrtausende entscheiden kann, und jede glückliche Mutter und jede junge Braut, die ihren Mutterhang nicht freigelassen betrachten kann, als die Aufstellung einer Tierbude werden. Es soll dem Beobachtende oft sehr bald helfen Besser Hygrometer, Wärme, wenn gut thun, bei diesen wichtigen Werke die Unterstützung nicht einer alten Tierbude, die sich mit hochweiser Fürsorglich durchaus auf den Finger verläßt, sondern einer Pferdeseil bei Physik in französisch erbrennen Beispiel zu nehmen.

Eine poetische Ansicht von der Literatur schon in alter Zeit.

Von „Don Quixote" hat Cervantes sich man in seinen ersten Kapiteln mit Vergnügen und mit Feigenheit Interesse, in der Mitte schon etwas langsamer, gegen die Ende aber schwerlich. Es mag daher Vielen unserer lieben Theilnehmer nun sein, noch dann an „Don Quixote" schon über Literatur und Buchhandel zur Zeit des Cervantes zu lesen belieben kann. Im 62. Kapitel besucht Don Quixote eine Buchdruckerei, schaut sich einem Correctoren und läßt sich in die Geheimnisse und verwickelten Schriftstellern, Lesebegierigen und Buchhändlern ein. „Ja diese Buch", sagt er zu einem Schriftsteller, „wird das Buch da auf Euer Kosten gedruckt oder habt Ihr vielleicht das Verlagsrecht an einen Buchhändler verkauft?" — „Der Druck geschieht auf meiner Rechnung", erwiderte der Verfasser, „und ich denke, an vierzig ersten Auflage wenig stens 1000 Dukaten zu gewinnen. Sie wird 2000 Exemplare kost, welche zu 6 Realen das Exemplar, im Nu vergriffen sein werden." — „Aber Gnaden scheint mir die Rechnung ohne den Wirth gemacht zu haben", entgegnete Don Quixote; „man sieht wol, daß Ihr mit den Verrechnungen der Buchhändler und mit ihren Kniffen unterrichtet nicht sehr bekannt seid. Ich sage Euch zum Voraus: wenn sie sehen, daß Ihr 2000 Exemplare von einem Buch auf dem Halse habt, so werden sie Euch so schinden und die Exemplare so unbillig verlangen, daß Euch angst und bang wird, zumal wenn das Buch wenig Geld hat und nicht viel werth ist." — „Wie", versetzte der Autor, „Ihr wollt, daß ich es an einen Buchhändler verhandle, der mir 3 Pfennige für den Bogen gibt und sich noch glaubt, mir damit eine große Gnade erzeigt zu haben? Nein! Ich lasse meine Bücher nicht drucken, um mir einen Namen zu machen; denn ich bin, Gott sei Dank, durch meine bisherige Werke schon bekannt genug. Gelt ist es, was ich zieht suche, denn ohne dieses ist der Ruhm keinen Heller werth."

Die historischen Bauten.

Es wird bekanntlich auf allen antiken Bauverhältnissen gebaut, daß in geschichtlich bekannten Schriftsteller, welche die Geschichten verschlungen und die Bücher entstehen sollen, die naturwidrigen Grund und Boden gehört. Man nennt England, daß eine Verfassung besitze wie auf Besten garantiert. Auch in Frankreich, wo sie viel schwankt und bei einigen Menschenalters zu Ehre gekommen ist, spricht die von der Mittelherrschaft begeisterte Geschichtsschreibung bei der Hand. Seit einiger Zeit auf besonderen Nachdruck von dem zu wahren geschichtlichen Bauten nothwendigen Granit, verwandt nicht etwa das bekanntlich Granit gewonnene natürliche Gestein und leider schwierigste Gut von Torfen, sondern gewöhnige Ziegelsteine hinsetzen. Heftlichkeit von Inschriften und die materiellen Grundlagen von Angeln und Kanonen verstanden werden.

Cervantes hat seinem neuesten Buche gibt ganz im Widerspruch zu diesen Anforderungen der deutschen Kritiker und der ganzen Welt eine Übersetzung seiner historischen Romane, die auf nicht viel mehr als auf Sand baute. Er erzählt die allerdings Bildungsgeschichte Mordamerikas, bietet doch nur handwerkliches Material und gibt dem das Gesagte bald verstecke mit den phantastischsten Erfolgen des Glücks und der Macht Europas zeitlich eingebaut hätte. Man lebt in der That, Weltherrschaft hinter uns auf seinem Boden gebauten, und die Union

hat doch ein anonymischer Länderarzt, Man gibt solchen Verfassungen, die leicht verändert werden können. Schuld, daß sie keine Dauer erwarten können und überall prägt sich heut die Unbeständigkeit an denjenigen jungen Gebäuden. Verhammerks hat die allgemeinste Leitung in Gesetzgebungen und ist in seinen Durchsichtsstaaten bemüht verfügt. Er hat seine Militärmacht und ist dennoch hingerissen. Er ist von einer Bevölkerung und aller Herren Ländern zusammengesetzt und trotz gleicht doch von Volkerkontinente. Nur Unbeständige gelangen dort zu Staatsämtern und die Verwaltung ist doch wechselhaft in ihrer Spartanheit. Lang Lied wurde dort auf Land gebaut und das Menschenleben wechselt. Klöster und gerichtet brennen.

Andere Länderbeschreibungen werden viele Paragraphen auf ihren Gesetzgebungen und der Zeit aufbrechen eher verwiesen in Reisen unter dem Texte das möglichst Verbundenen einer ganz andern Weltordnung, als die sie bisher gelebet haben, entfernen müssen.

Das deutsche Stammleben.

Es wird so viel und dem Singulären der deutschen Stämme seit einigen Jahren zu Tage gefördert, es tagen sich alle Provinzen, um ihre Erinnerungen, Sitten und Eigenthümlichkeiten zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, und die Erleichterung weiterer Literatur kann kaum hinlänglich das deutsche Stammleben in einige Zeit hindurch sogar verschwunden geachtet.

Dennoch leicht und theils noch ein großer Reichthum an noch immer nicht lebendig genug dargestellten Eigenthümlichkeiten der deutschen Sitten, theils auch die Zusammenstellung und vergleichende Schilderung der Stammeseigenthümlichkeiten scheinbar. F. J. Wieder gab in seinen „Bildern eines deutschen Denkbuch" Beiträge zu dem Unterschiedenen, dessen Berichtung wir im Sinne haben. Auch konnte er Kommunikationen zu wenig, und jetzt sind die Verbindungen ganz anderen Standpunkt nicht hinaus. Einen feinen Blick und ein kaum geübtes scharfes Ohr für das Belauschen der verschiedenen Abschattirungen der Sprache und Umgangsweise ganzer Kreise in Deutschland hatte der ja stets verschene germanische schriftstellerische Plauderer Theodor von Kobbe in Oldenburg. Er konnte Einzelnungen der Sprach- und Umgangsformen und sogar sonstwelcher auseinandergegangenen Dorfschichten, z. B. Hamburg und Bremen, Hannover und Braunschweig, und dem englischen Frauen niedergehen. Kobbe's Unterhaltung, die sich auf einem feinen Studium begründen mußte, ist keine unfähige. Wer möchte bestreiten, daß z. B. folgende Elemente, zusammenstand an der Table d'hôte bei Rheinischen Hotel in Mainz, einem in jener Beziehung anregenden Studium machen: Ein mainzer Advocat. — ein gut Polizeiunterhaltung von Mainz und Darmstadt verlorner schwäbischer und sehr gesprächiger Commis. — ein frankfurter Bankier. — ein mannheimer Großvieher in pfälzer Lokal. — ein nassauer Oekonom mit Dienstleister. — ein französischer Weinhändler. — ein Landwehrige aus dem Westerwald, der an dem Land-Verein bei Grafen von Sayn-Wittgenstein-H. — ein preußischer Herr, ehem aus Aachen in Post-Verein-Angelegenheiten angekommen. — ein sächsischer Literat aus Leipzig. — ein Schauspieler aus Hamburg am mainzer Theater gastirend. — ein preußischer Regierungsrath mit drei Brustorden, der wenn bei eine aus Saarbrücken, der gestrig und Speich, der heute und Paris gekommen ist. — Ein aus schweizer. Gegenden ein österreichischer Offizier von Benedig. — ein braver Professor mit vorherrschender Neigung zum Reisen Abenteuer. — eine reiche Kaufmannstochter aus Bremen, auf einer Vergnügungsreise begriffen. — und endlich kann die aufgeschnappte, französische Redensart, so sagar die in einem Winkel aufgefangenen Einzelnen brodgefressener Modistinnen mit drei weiblichen Pflanzen, gesprächsreichen Mädchen oder aufgewachsenen breitschreiben Jungfrauen. — kurz, wer sich in diesen Kreisen nicht nur freudlichen Gesichtsgesetzen, sondern auch in den Hand der abwechselnden Dorf- und Auffassungsweisen des Lebens und der Zeit hineinversetzen kann, wird und gegeben, daß auf diesem Gebiete weiterer Gattungsstoffung noch ganz neue Bedeutungen zu machen sind, und in der Charakteristik des deutschen Stammlebens eigentlich noch so gut wie nichts geschehen ist.

Warnung.

(Die Originalnamen sind bekannten.)

Hätte sich, in einer der gewaltsamen Zeit zu weit sagen zu wollen? Da sich so lang Zeit (vielleicht vor einem Vierteljahr oder Monaten) machen, wollte ganz vollständig sein, daß ganz entfernten und erschien! — geschwiegen. Die Originalnamen, so sag an Fragen gesetzt, sagt sich andere erschienen als so viel. Zu solchen Zeiten (1 Schweigen, was so oft, so besser Verantwortlich).

Verantwortlicher Redakteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen
am häuslichen Herd.
Herausgegeben
von
Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. Nr. 19. [Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Der kaiserliche Thiergarten in Schönbrunn.

Vom Maler J. D. Wagener in Dresden.

„Was Geschichten!“ rief ein junger österreichischer Bauerbursche den jungen Bäuerinnen zu, die mit ihm an die eisernen Gitter der Zwinger im kaiserlichen Lustschloß zu Schönbrunn traten, und auch ich lief zum diesen Ausruf in Gedanken nach. Denn nirgends in Deutschland kann man zur Zeit solch einen interessanten Anblick auf einmal genießen. Die Raubthiergeschlechter Europens der Thierwelt aller Erdtheile fand ich hier fast alle vereint. Der königliche Löwe, der Panther, die Hyäne, der Nilschakal, Nashornen des weiten gepanzerten Gleid, die langhalsige, strauchartige Giraffe, die Giraffe, der Strauß, Affen Brasiliens und Mexikos, die feinen, zierlich gegliederten und gefingerten Hirsche Indiens und der kleinen Zebra oder Buckelochsen. Amerika gab zwei Arten Lamas. Australien, arm an vierfüßigen Thieren, lieferte doch mehre Känguruhs, und seinem zahlreichen Geflügel den von Straußfedern ähnlichen Kasuar. Europa endlich fand ich vertreten mit seinen in Deutschland ganz Theil so selten gewordenen Thierarten, mit Bären, Wölfen, nordischen Füchsen, Bibern, Wisenten oder Auerochsen, dem Steinbock, der Gemse, dem wilden Schaf, Adlern, Geyer- und Wasservögeln und allerlei anderm wilden und zahmen Geflügel. In einem besondern Pavillon geben die vierfüßigen Spaßmacher auf allen Zonen der warmen Erdtheile ihre Kunststücke dem Publikum zum besten. Manche Affen befinden sich einzeln und getrennt von der übrigen lustigen Gesellschaft, z. B. der geschickt merkwürdige Affe, der Hausarbeiten aus Negypten. In den innern Räumen befinden sich auch noch in wohlverwahrten Käfigen viele fremde giftige Schlangen.

Bei dem Ueberblick dieser vielseitig aufgestellten Thierformen, welche sich namentlich so auffallend und so abwechselnd zeigen, bei dem Anblick des Elefanten, des langhaarigen und gehörnten Kameels, der hoch hohen, halb kurzen Gestalt der Giraffe kam mir der Gedanke: Sind diese Thiere nicht Reste einer vergangenen Schöpfung oder Vorbilder einer auf unsere Zeit folgenden neuen, die mit ihren Formen und Verhältnissen gar nicht in die Welt, wie sie jetzt ist, passen? Hier in diesen Räumen, wo sich die Thiere fremd-

bewegen können als in trockenen Menagerien, sei das Ungewöhnliche ihrer Verhältnisse der weitern Welt auf. Allein man versetze sich in die Heimat dieser Thiere! Hier bei uns verwandern wir uns über die körperlichen Verhältnisse einzelner Thiere und Völker, über die Bildung und den Bau des Kopfes, des Mundes, der Zähne, der Zunge, der Augen, der ungewöhnlich großen oder kleinen Ohrmuscheln, der eigenthümlich gebildeten Hörner, über die Länge oder Kürze des Halses, über die Länge, Kürze oder Stärke des ganzen Körpers, der Beine, der Krallen und begreifen sie nicht. Aber die Hebenswürdigkeit dieser Thiere ist uns bekannt, die Bedingungen der Gegen, wo diese Thiere leben, sind uns fremd. Wer weiß, welche Zwecke in dem Haushalte der Natur mit allen diesen Formen erfüllt werden sollen? Wissen wir mehr selbst von uns und Welt gehört in den Wald und mögt ihm mehr als es ihm schadet? Damit es nicht zu sehr sich mehre und Nachtheil bringe, setzet die Natur die Raubthiere als Wächter. Und daß selbe Schwein, mit der zum Rüssel verlängerten Nase, ist ja der Aufräumer für den Wald. Wo sein Hauer den Boden brach und die Furchen zog, um Würmer zu suchen, da kömmt ein besser der Samen der Buchen und der Eichmasten, und mancher schöne Buchenwald in unserm Vaterlande wurde zuerst von dem jetzt fast ausgerotteten Schweinsgeschlechte erbaut gemacht.

Aehnliche Bedingungen und ähnliche Verhältnisse herrschen in den Gebirgen und in den Steppen, im See, im Meer und auf der Haide. Wie auffallend erscheinen und nicht die Beine, der Hals und der Schnabel der Sumpfvögel, des Storches und des Reihers, der Kranich und seiner Verwandten im trockenen engen Käfig; schon wie sie aber traurend auf den sumpfigen, vom Wasser überfluteten Wiese ihre Nahrung suchen, so begreifen wir leichter die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der ganzen Erscheinung schon im Raubvogelgeschlechte, begreifen die großen Flügel, damit sie zu anderer Zeit zu andern Räumen, damit sie hin und wieder ziehen können und andern Gegenden nützen, wenn wir derselben nicht mehr bedürfen. Was würde Jemand denken müssen, der noch nie einen Schwan gesehen und es fände ihn, das gefiederte Bild aller und neuer Dichter, den Vogel der Musse, in einem Käfig und sähe den langen Hals unbeholfen sich krümmen, auch dem Brote in seinem Näpfchen schnappen, sähe den Vogel mühsam das Gleichgewicht halten auf den schwarzen, breitgefeilten Füßen? Er würde denken: Was soll das häßliche Thier? Aber der See ist die Heimat des Schwans! Da mit dem schlangengleichen Halse und hochgehobenen Flügeln, einem Segler gleich, vom leisesten Lüftchen getrieben, inselnd dahingleitet, in dem dunklen tiefen Spiegel des Sees eine silberne Furche pflügend, da ist er ein Bild der vollkommensten Schönheit.

Die Giraffe hat die närrischste Gestalt, die man sich denken kann. Es befinden sich zwei Exemplare, ein männliches und ein weibliches, hier. Das männliche liegt sich, als es sich seinem hellen geräumigen Stalle in den großen freien Hofraum gelassen wurde, setzet zu einem der Bäume, welche diese Zwinger an jeder Seite der Mauern vergeuen, und streckte den langen Hals anscheinend auch länger und verschafft mit der rüsselartigen schwärzlichen Zunge einen grünen Zweig zu ergreifen; danach lockte sie an der Mutter des Pfleges an der entfernten Seitung, wobei sie sich nur ein wenig nach rechts oder links wandte. Das schwächere weibliche Thier schritt gleich einer gefangenen Schildwache an der Barriere, welche den Hof von dem Stalle trennt, hin und her. Die Gestalten beider Thiere wechsten den vollen Stunden. Die männliche Giraffe kommt nach nachdem nicht erwachsen, Kopf und Hals so lange zu entgrünen zu können, und man sieht, daß diese Thiere zum Abweiden der Bäume in ihren Vaterlande bestimmt sei sein können, man sagt, daß auch die Zunge der Giraffe, weil sie beim Ergreifen der Zweige immer der Sonne ausgesetzt ist, deshalb mit einem Schleime bedeckt sei, welcher der Verbrennung von Blasen bei der heißen afrikanischen Sonne vorbeuge.

Ein paar Tage nach dieser Beobachtung fand ich die männliche Größe auffallend in ihrem Wesen verändert; sie saß nicht mehr an ihrem Lieblingsbaume, sondern sie ging eifrig und lebhaft umher, blickte zuweilen über die hohe Mauer und sah sich weiter in der Thier um, reckte dann den Kopf hoch in die Höhe und umgirrte die Katze, wie unsere männlichen Wiederkäuer zu thun pflegen, wenn die Begattungszeit eintritt, ein Freiger Muth folgte dem Naserümpfen, sie sprang umher wie ein junges Füllen, schlug nach hinten aus und galoppirte rund um ihren Zwinger. Der Galopp war immer kurz, wobei sie die Hinterbeine weit auseinanderstreckte, da sie den vorderen niederstehenden Hörnern mit den hinteren Füßen vorgreift und sich somit selbst schlagen würde. Beim Bemerken des Todes Kreide sie Kopf und Hals vorwärts, gab hierbei kaum eine gekrümmte vorgerade Bewegung, welche einem Bergschaf heute und an den schraubenförmigen Horn des Schwanz erinnerte. Der Nackenmuskel des Kopfes und des großen dunklen Auges ist sanft und Adult unter allen uns bekannten Wiederkäuern wenn des Name am meisten.

Wenn ich mir alle diese Thiere denke, zusammen im Schatten der Bäume oder auf jenem grünen Inseln im großen Saarmeere, ein Bild des Friedens, plötzlich aufgeschreckt durch das Gebrüll eines Raubthieres, so wundere mich hier die Gleichgültigkeit wundern, mit der die schwächeren und schüchternen Wiederkäuer das Gebrüll ihrer Todfeinde anhören, welches schauerlich von Zeit zu Zeit ertönt; sie werden selten einmal das Gebrüll und das Maul nach der Seite hin, woher der Lon erschallt. Sie weiß beruhigt entweder die Gewohnheit auch diese Thiere oder es ist wirksamen die Macht der Furchtbare, die ihre eigentliche Natur entscheidet. Und wie sind sind die Thiere in Furcht und Bangen! Wie oft ein Fall bekannt, wo ein paar Kühe verunglückten, weil man einen Biss in einen Kuhfall gebrecht hatte. Als der Biss seine harmonische Stimme ertönen ließ, sprangen alle zwölf Kühe die Ketten und rannten gedrängt durch einander und verwundeten sich.

Alle Thiere verlieren in der Gefangenschaft an Ansehen, nur nicht der Löwe und der Aber; sie behaupten ihre Würde auch hinter den eisernen Stäben. Der Löwe erscheint dabei immer edelich. Nur am Vertrauen auf diese Tugend konnte man es in alter und neuer Zeit wagen, die gefährlichsten Dinge mit ihm anzustellen. Der Anblick eines Löwenkopfs hat für unser Gefühl etwas Edel, Erhebendes. So viele Handlungen bleibt Thieres sind geschichtlich verbürgt und überzeugen, da doch in ihrer Natur und Art des Kapengeschlechts verbrechen ist. Diesen edlen Anblick zeigt der Löwe auch im Spiel und selbst im Schlafe. Darum war es von je ein Lieblings des Dichter, ein Ideal der Künstler. Er wurde ein Gegenstand der Kunst bald wegen seiner schönen, milden Ruhe auf und weilenden Gestalt, bald als Symbol bei menschlichen Tugenden. Ein prächtiges Bild muß es geben, wenn der Löwe nach der Ruhe in einer tropischen Wüstenei sich dem Leger hebt und mit langem Gähnen schüttelt die Mähnen und reckt die Glieder" — wer „sieht sich satten einst um", und weilest nach Beute, dann der Kampf mit einem ebenbürtigen Gegner. Dann als Sieger, stattlerweise über dem gefallenen Gegner thronend. Und bei königliche Thier zeigt man und auf Furcht vor der Rache, durch einen Anfall durch einen Anfall oder einen Stock springen? Höhnische Kunststücke! Aengstlich als Bergsalzen erscheint! Jener Löwe, dessen lange dunkle Mähne, wenn er sinnend nach den Boden berührte, der sich in der von Menschen Menagerie befand und die Bewunderung aller Besucher erregte, rührte nicht, daß sein Wärter mit einer Gerte in seinen Käfig trat. Er machte Kunststücke, aber wie lieb er sich durch Drohungen gezwungen. Als Menschen Mitleid, der Thierbändiger, ihn einst durch Strafen und dem Hofe schlagen wollte, seine Kunststücke zu produciren, stieß ihn der Löwe unwillig von sich. Lage gegen die eisernen Stäbe seines Käfigs. Dem Manne schwanden die Sinne, andere Menschen wußte er nicht von sich. Der Löwe lief ihn ruhig hinaus.

gehen und machte doch am nächsten Tage wieder unverdrossen, was man von ihm verlangte.

Als ich ein Paar prächtige junge Löwen und der Berberei geschenkt, verbissen sie sich in eine Ecke ihres Käfigs, zogen sich mit lauernder Geberde krumm zusammen und sprangen dann mit Gewalt gegen das Gitter auf mich zu und tobten heraus; eine Weile hin und her und auf und nieder, bis das spielende Tanzen und Aufspringen von neuem begann.

Der Elefant, das Gegenstück der zierlichen Gazelle, unter allen Geschöpfen der Welt mit der eigenthümlichsten Nase ausgerüstet, die bei ihm den langen Hals der Giraffe und die Hand des Menschen vertritt, die sich lang und kurz, dick und dünn machen läßt; dieses mächtige und lange Thier spazierte auch hier auf und ab, langte sich den Rüssel in seinen Wasserbecken dann und wann voll und gab sich kühlende Bäder durch Selbstbespritzen. Seine Augen muß man durch die hohle Hand allein betrachten, wenn man den klugen Ausdruck bewundern will, denn sonst entdeckt die gewaltige Masse des Kopfs den Seelenspiegel. Für sich allein betrachtet, sieht das Auge so fürchtend und verständig, daß man glauben könnte, es sei ein klügeres Wesen nur in diese plumpen Formen verzaubert. So groß und ungeschickt der Elefant auf den ersten Anblick erscheint, so ist doch bei genauer Betrachtung nicht der Fall, denn jede Muskelbewegung ist durch diese Haut ebenso gut wahrzunehmen wie bei einem feinen glatthaarigen Thiere. Wie haben durch Hornveredlung „Berichte" erhalten, daß belobene Elefanten in Indien auf Gebirgspfaden verwendet werden, wo selbst einer Ziege schwindeln würde. Unter diesem grauen großen Kleide und unter diesen Formen finden wir so viele Anklänge an unser eigenes Wesen, daß wir diesem Thiere eine viel größere Aufmerksamkeit schenken sollten. Es sah einmal ein Elefant einen andern eine schwere Last emporschieben; er konnte ihm nicht helfen, aber er empfand für seinen Kameraden Mitleid und drückte sein hohes und kraftvolles Haupt auf seinen Platz die Last in Gedanken mit fest, wie manche Kegelschieber oder Billardspieler durch Bewegungen ihres Körpers oder der Arme und Beine die Richtung der Kugel leiten möchten. Mit Worten hat man das Ergetzliche manches Elefanten so sehr gemacht, daß sie in den öffentlichen Ort gezogen sind; und dennoch zittert und fürchtet sich dieser Koloß vor kleinen Geschöpfen; dieses Thier, welches vor dem Gebrüll des Löwen nicht erschrickt und ruhig kennt den Anblick des geraden Tigers ertragen, und bei der Tigerjagd so wichtig ist! Daß ihn keine Thiere in große Unruhe versetzen können, habe ich selbst gesehen. Von den Mäusen soll er fürchten, daß sie ihm in seine Nase, in den Rüssel kriechen könnten. Ich sah in Dresden eine unscheinbare Taube, die in Kreutzberg's Menagerie wie vor der Arche Unglück wähnt und dann über den erschrockenen Elefanten wegflog und sich vor seiner Berührung hinter den Bretterschlägen seines Theaters verbarg. Schon beim Vorüberfliegen suchte der Elefant sie mit dem Rüssel zu ergreifen, drehte sich schnaubend nach ihr um und suchte das geschreckte flatternde Thier hinter den Balken und Brettern zu haschen. Alle Glieder und Muskeln spannen unter der dicken Haut empor; er schnaubte vor Zorn und reckte den langen Schweif hoch in die Luft, drohte die Bretter und Balken der Hütte auseinanderzureißen und ließ sich nicht beruhigen, bis ein Wärter glücklicherweise die Taube erwischt hatte. Dieser Elefant kam nur im Zorn und in der Ruhe immer wie ein Verlierter vor. Und wenn er sich gegen ein kleines Thier schon so wild geberdet, wie muß die Erde erbeben im wilden Kampfe, wenn sie gegeneinander mit der Macht ihres ganzen Leibes sich die elfenbeinen Zähne in die Brüchen stoßen! Man hat todte Elefanten und todte Rhinocerosse in Indien nebeneinander gefunden, welche einen furchtbaren Kampf gekämpft haben mußten, denn der Tod des Feindes mußte mit der Hingebung des eigenen Lebens erkauft werden.

Nicht minder grausthige, muthige Kämpfer, außer dem Elefanten und Rhinoceros,

sind die asiatischen und afrikanischen Pferde, gegen welche Löwen und Tiger einmahl in Nachtheil gerathen, letztere entschädigen sich für die Niederlagen an den kleinen Hausthieren, welche Schaf genannt werden, gierlich kleine Thiere, die auf dem Rücken eine fleischige Wulst besitzen, weßhalb sie auch unter dem Namen Buckelschafen bekannt sind. Sie sehen sonst unserm gemeinen deutschen Vieh sehr ähnlich, doch ist der Bau des Körpers ein gerade auffallender, nach hinten sich neigender, eine für alle indischen Hausthiere charakteristische Form. Die Schafe, welche hier gehalten werden, sind von brauner Farbe, die, welche ich in Berlin und anderwärts sah, waren silbergrau und weiß.

Das schönste von allen Thieren Asiens, ja eins der schönsten Thiere überhaupt ist der gestreifte Tiger. Die kaiserliche Menagerie besitzt einen ausgezeichneten großen männlichen und einen weiblichen Tiger; wegen ihrer Kraft, Größe und Schönheit wird es auch Königstiger genannt. Dies Paar befand sich neben dem Löwenpaare und hat dadurch die schönste Gelegenheit, die beiden mächtigsten Raubthiere Asiens und Afrikas zu vergleichen. Im Gesicht war schwer commandant zu unterscheiden, beider, bei aller Aehnlichkeit der Übereinkommenen, dem Katzengeschlecht zugehörenden Formen, ihr ganzes Wesen große Unterschiede dar; denn außer der abweichenden Farbe, der dem Tiger mangelnden Mähne besitzt der Tiger eine schlankere und gestrecktere Gestalt als der Löwe; dem Auge fehlt bei aller Wildheit des Ausdrucks die Würde des Löwen, die allerdings durch die Mähne noch bedeutend gehoben wird; aber selbst hier, wo die jungen Löwen noch keine Mähne besitzen, gebietet sich der Löwenkopf durch die entschiedene Stirn vor dem Tigerkopfe aus, ebenso durch das braune klare Auge; das Tigerauge war grünlichgrau und zeigte durch seine phosphorartige Helligkeit, welche wir auch bei unsern zahmen Raubkatzen, an Hunden und Katzen, am Dachse bemerken können. Die Erfahrungen der Thierbändiger und Thierwärter besagen, daß dem Tiger sowie dem Panther bei aller Zahmheit und Zutraulichkeit nie zu vertrauen wäre. Wenn der Tiger und Panther den bunten Affen an die eisernen Gitter drücken und sich schmeichelnd und sich freundlich an den Stäben hinbringen, die Liebkosungen des Affchens zu empfangen, gleichen sie einer Katze; der Blick ist falsch, sie wälzen sich auf dem Rücken und suchen doch mit den Krallen den unvorsichtigen Hand- ein blutiges Andenken zu hinterlassen. Sie behalten immer etwas Tückisches. Dennoch hatten sich auch hier Anhänger. In Indien wurde einem Fürsten ein Tiger zum Geschenk gemacht, der so zahm war, daß die Kinder von der Straße zu ihm gingen und mit ihm spielten. Auf dem Transport übte sich die Thierfeindes Königs. Der Tiger spazierte in möglichster Weise hinaus. Die Träger sowie die Einwohnerschaft des Orts, wo man übernachtet hatte, geriethen in schreckliche Bestürzung, als man am Morgen den toten König sah; aber während noch Alles rathlos unterschrie, kam der Tiger ruhig daher und ging gelassen und sanft in seinen König zurück. Dieser Tiger war von einem Brahmanen aufgezogen worden und zwar, wenn ich nicht irre, nach Bitte der Brahmanen ohne Fleischnahrung, meistens mit Milch. Man Gesandtschaften nach einem Gesandter bei jenem Fürsten.

Amerika ist in Schlankheit am schwächsten vertreten. Von Australien ist bekannt, daß es an vierfüßigen Thieren arm, aber reich ist an seinen Formen seiner gefiederten Bewohner. Dieser Erdtheil besitzt die Schnabelthiere mehrere Känguruharten, welche in einem kleinen Märchen herumhopsen. Wenn sie im Grase liegen und nur den Kopf heben, sehen sie aus wie Ratzen; wenn sie sich auf den Hinterfüßen emporrichten und umsehen, wie artige Hasen; wenn sie springen, wie große Ratten; einer der Brahmanen rief sogar bei ihrem Anblicke aus: „Schaut's da, die possirlichen Katzen!“ Nun, dachte ich, da braucht Neuholland freilich keine andern Thiere, wenn eine einzige Gattung alle andern Ordnungen und Gattungen in ihren Weisen vereinigt! Aber die Natur that noch mehr zu diesem Thiere; was sich somit nur der Mensch künstlich ergingen kann, sie gab es dem

Känguruh heimtückig, — seine Tatze, — in welcher es sein Lieblingsessen, die ganze junge Nachkommenschaft, fest bei sich tragen kann. Dem Känguruh verwandt ist gewissermaßen der Kasuar, der größte Vogel nach dem Strauße; sein Federkleid nähert sich aber schon dem Thierhaar; er kann überhaupt als eine der Uebergangsformen von den Vögeln zur Vierfüßerwelt angesehen werden, ganz besonders in Australien; denn das Gefieder der Känguruhs ähnelt dem Gefieder der Kasuare und Strauße: kurze Grundfedern, starke Hinterbeine und Hinterfüße. Das Känguruh ähnelt hinwiederum den Vögeln durch den Beutel, welcher hier gleichsam die Stelle des Nestes vertritt, in welchem das noch unentwickelte Junge seine weitere Ausbildung erhält.

Europa war in der Menagerie zur Zeit durch diejenigen Thiere ausgezeichnet vertreten, welche früher in Deutschland häufig waren, jetzt aber ganz ausgerottet oder doch selten geworden sind. Man findet hier den Biber, — silberweiß Wölfe, Füchse und Katz, das fortwährend wilde Steinhuhn, den Steinbock, die Gemse, den Dachs, den Wolf, den Bär; auch dem höhern Norden waren auch ein paar Hirschrassen da, welche gegenwärtig schwarz aussehen mit weißen Spitzen an den Haaren. Der Fuchs bleibt aber ein Fuchs, gelbig, braun, schwarzbraun, man aber weiß dann es seine Gestalt in Nord Europen oder habe es sein selbst Malerpinsel in den Polarländern am Nil, oder seine Mütze in dem Dickicht der Urwälder Amerikas, aber bei und auf dem Hochgebirge, da sind alle Geschwisterkinder oder nahe Vettern und sieben überall die Hühner, Gänse und Enten der Umgegend. Von Lagerartigen Raubthieren war nichts da. Nicht eine wilde Katze, kein Luchs. Dagegen viele Raub-, Sumpf- und Wasservögel, verschiedene Hühner- und Taubenvölker und allen Ländern der Erde, die aber bei und Bürger- und Heimatsrecht erlangt haben.

Von echt ästreichischer Nationalität erwähne ich den Steinbock. Wer sich aus dem knorrigen Horne des Steinbocks ein Ringelchen drehen läßt und schiebt es der Auserwählten seines Herzens in traulicher Stunde an den Finger, der hat sie für immer gewonnen und gefesselt, sie kann nicht lassen von ihm. Wer den sogenannten Hergottsstein des Steinbocks auf seiner Brust trägt, der kommt niemmer zum Fallen; welches Magnet beim Steigen im Gebirge er auch beginne, sein Fuß strauchelt nicht; ihn schwindelt nicht und führt er von der Himmels Höhe in den Abgrund der Hölle. Wer von dem Bezoarsteine nimmt, welcher im Magen des Hörnlitieres (so nennt der Gemsjäger den Steinbock) gewachsen wird, und thut ein wenig von Gemsinf, der wird noch gesund und hätten ihn auch alle Doctoren verlassen, und was ingents für ein Gebrechen es auch gewesen, der Bezoar heilt Alles aus, wenn's sonst nur Gottes Wille ist. Dieser Glaube und noch andere Heilkräfte, die man gewissen Theilen des Steinbocks in gewissen Fällen zuschreibt, haben wol vor allem zu seiner übermäßigen Verfolgung in den deutschen Alpen geführt. Um so erfreulicher war es mir, hier einen alten, lebendigen Steinbock, einen prächtigen und alten ehrsam alten Ehrenjungen zu sehen. Der alte Bock kommt nur mit List und seinem Hausse gefangen werden und brechte sich dasser an und zu rächen. Das ehrene Gitter und die starke Mauer seines Zwingers erinnerte von den gewaltigen Stößen, die er gegen die Stäbe nach stieße, als wir auf seinem Bereiche längst fort waren. Das ganze Thier ist von gedrungener, stämmiger Gestalt. Sein Haar ist kurz und dunkelgrau, die Beine sind schwarz und an der unteren Kinnlade schauen die Haare eine lange dicke schwarze Quaste. Bei dem greisköpfigen Bock, welcher am Kehle etwas heller war als der alte, war auch seine Quaste eher Bart zu bemerken. Die dunklere Färbung der Gliedmaßen geht allmählich durch mehre Gattungen in der Ordnung der Wiederkäuer, z. B. der Gemse, des wilden Steinschafs (mouflon), vieler Antilopen und Hirscharten, der meisten Hausthiergen, der Rinder, besonders der grauen Race, bis nicht hierher gehörige wilde Thier oft fast mit schwarzen Beinen. Die schwarze und dunkle Färbung macht

auf unser Gefühl den Eindruck der Kraft und es scheint sich dies darauf zu beschränken, weil diese Thiere große Stromstoße in ihren Beinen besitzen. Die Erfahrung lehrt, daß Pferde, welche einen oder zwei solche Stöße haben, wenn sie schlammen, an diesen Flüssen gerne laben werden. Da, wo das Lebensmittel im Wasser zum Kampfe aufreizt, sehen wir bei den meisten Thieren einen dunklen Streifen.

In einem vergleichenden, aber sonnigen Raume lag ein bärtiger Greisbeck, wie die meisten Reimers Wiederkäuer, hatte er, wenn auch nicht an Muth, aber an Beschick gewonnen, die Mäuse mußten sehr vorsichtig mit ihm umgehen. Ihm zugesellt waren noch Ziegen, Bastarde vom Steinbock und der Hausziege, und Rehbock und Reh.

Am meisten freute ich mich noch über einen alten Biber; es war der erste, den ich mir genau lebendig ansehen konnte, gerade so braunen sah er da wie in meinem ABC-Buche, wo er noch dem Affen die Erfolge des Fleißes gegen Thieren eingenommen hatte und den Sprach führte:

Mein Biberhaar ein schwarz Hut
Giebt jedem artigen Kinde gut.

Er mag vielleicht halb so alt sein, als meine Zeit bis zum ABC-Buche reicht, denn er war blind; das Haar schnitte einen gelbgrauen derblichen Schwalzkäfelle. Er saute seine Wohnerinnen und machte die Nasen derselben ins Wasser. In die Abgänge hatte er sich einen Bau gewühlt. Jüngere Biber sehen schön braun aus. Herr G. . . in Wien, welcher in seinem Thiergarten unter mehren ausländischen Wiederkäuern auch Biber zu einem Teiche hält, hatte bemerkt, daß sie nur des Nachts arbeiten und daß der Eingang zu ihrem Baue unter dem Wasserspiegel ist. Ein Ausgang führt ins Holz oder in die Wiesen am Ufer. Später habe ich in den dichten Waldpartien an den Ufern der Donau Biberhöhlen gesehen. Hier kann man sie auch gewähren lassen, hier werden sie Niemanden schaden, denn alle Kerbnagen der Menschen würden weit nicht im Stande sein, die Weiden zu verarbeiten, welche an den Ufern, Inseln und Armen der herrlichen Donau wild wachsen. Hier kann der Knabe sich auch noch eine Ruthe schneiden, ohne zu den freiwilligen Kindern zu zählen, weil hinter jedem Strauche ein Kerbnacher oder Rebenbinder sitzt, der denselben von der Commune um schweres Geld gepachtet hat, wie bei uns.

Und gelegt Pelz, der Biber. Aus meinem ABC-Buche war er verdrängt durch den Bären, aber hier war er gebannt in zu räthiger eiserne Käfige mit Maschenstäben gesperrt, ein braunes und ein schwarzer Bär. Der Bär, der in vielen unseren Märchen und Sagen bis in die Kinderstube brummt, ist eins der klügsten Thiere und verdient eigentlich weit mehr Respect, als man ihm bisher gezollt hat. Im wilden Zustande hat man die glaubhaftesten Zeugnisse von den Bären gar verschiedenen Familientheben, wenn er keine Höhle findet, so wird er gezwungen zu bauen und sich ein gegen die Unbilden der Witterung schützendes und sicheres Winterquartier herzurichten. Er kugelt sich, wie es einem braven Familienvater gebührt, niemals unthätig in Gesahr; wird er aber angegriffen und verwundet, dann nur stellt er sich auf die Hinterfüße und brummt sich respectabel und heraus. Im schlesischen Bärengeringer zeigt er sich als gelehrsamer und gelehriger Schüler und thut für einen Bissen Brot willig, was man verlangt. Der schönste von allen Bären ist der weiße Polarbär eine Bärin, doch war ein solcher zur Zeit nicht vorhanden. Man zu leicht und schnell verbleiben die Thiere durch Abfallen in den Menagerien. Man hat immer von Glück zu sagen, wenn man nicht am Orte einer solchen herrlichen und großartigen Sammlung lebt, zu einer Zeit tagreisen zu sein, wo sich das Schauvergnügen zu viel bot, als ich in den wahrhaft kaiserlichen Schönbrunn gefunden habe.

Die neuesten pariser Bauten.

Von Gottfried Semper.

— Ich bin von Paris zurück, hoffen will mein Plan war. Es wird beschäftigt jetzt an allen Orten und Enden gebaut, aber, wie sich erwarten ließ, im Pappenstiel-Stil. Die Säulen der Tuilerien sind in kürzester Frist um Geschmacke der Kaiserzeit neu ausstaffirt worden und wie mir erzählt wurde, ist es dabei barbarisch genug hergegangen. An der Verbindung des Louvre mit den Tuilerien, an der Fortsetzung der Rue Rivoli bis zur Barrière du Trône wird thätig gearbeitet. Der Durchbruch der Straße mit Hinwegschaffung der im Wege stehenden Gebäude ist vollendet. Ein neues Hippodrom ist in acht Monaten unter der Leitung des Architekten Hittorff aufgebaut, das alle früheren an Umfang übertrifft. Das Pantheon wurde mit einem Holzdache, mit zwei Seitenadlern, mit einer Kanzel und Zubehör (Alles freilich aus Latten-werk, Brettern und bemaltter Leinwand) zur Kirche umgewandelt. Ein kolossales (aus mit Leinwand überzogenem Lattenwerk zusammengefügtes) Kreuz überragt draußen den Giebel, den der Bildhauer David mit seinen republikanischen Bildwerken schmückte. Wahrscheinlich werden diese Herabgenommen werden, was übrigens für die Kunst kein großer Verlust sein wird. Auf dem Platz de Boulogne wird eifrigst eine Art von Hyde-Park mit Serpentine-River und sonstigem Zubehör gemacht und noch größere Pläne, z. B. ein kolossales kaiserliches Palais auf der Höhe von Gailleux, dem Champ de Mars gegenüber, steht in nächster Aussicht.

Diese heftig begonnenen Werke sind den sogenannten Modernen aus der alten Schule übergeben worden mit Uebergehung der jüngern Schule, die dem jetzigen Gouvernement nicht zusagt. Diese jüngere Architekten-Generation ist größtentheils aus der Schule des Herrn Labrouste hervorgegangen, der in der Bibliothek der Ste. Geneviève den Typus der neuen Bauweise hinstellte, die während der Republik ihren langen Sommer durchlebte. Ein edles Streben, Gefühl für Zeitheit der Formen, große Sorgfalt der Ausführung charakterisirt ihre Werke, denen man es aber leider ansieht, daß sie von Männern aufgefaßt wurden, die ihre ersten praktischen Proben im bereits vorgerückten Alter und nach langem untruchtbaren Warten ablegten. Ungewisse Irrungen erscheinen dem richtigen Verstehen natürlich und daher nicht unverzeihlich, aber die Mängel jener ehrenwerthen und von ernstem Streben durchdrungenen Männer stören allen Genuß, den man an ihren sonst vortrefflichen Leistungen haben könnte. Letztere zeigen etwas Zimperliches. Das ist der Ausdruck, in dem sich Alles wiederfindet, was Einem beim Anblicke dieser Arbeiten zu Gesicht kommt. Dazu gehören, außer der genannten Bibliothek, die Prunktreppen an der Ste. Geneviève, die neuen Geschäftshallen am Palais de Justice, mit einer sehr bemerkenswerthen äußerst sorgfältig ausgeführten Treppe, deren zierliche Eleganz nicht mit der Bestimmung des Orts übereinstimmt, und die mächtigen Veränderungen, die während der Republik in dem Louvre vorgenommen wurden. An dem neuen Palais de Justice ist der Hauptadel, daß es die schöne Ste. Chapelle gänzlich verdeckt und Dasjenige mit seinen Kuppelsälen hat, was nun vollends unmöglich gemacht. Sie sind vortrefflich sehr mächtigen und ich würde nichts dagegen haben, wenn auch sie, gleich den Gartenanlagen desselben Architekten im Hofe des Louvre, sofort wieder abgetragen würden.

Sie sehr die genannten Säle der Gemäldegalerie in ihrer unsäglichen neuen Ausstattung mißfallen müssen, ebenso groß ist der Gewinn, den die Galerie d'Apollon in ihrer Wiederherstellung macht. Die Leitung dieser Arbeit war dem Architekten und Decorationsmaler Séchan übertragen worden und die Bilder in der Decke, welche noch fehlten, wurden Männern wie Delaroche und Delacroix anvertraut. Das mittlere

Tourniès in Delaroche, Apollo darstellend, der die Ungehemer des Urweltschöpfers ist von einem Reichthum in der Komposition und namentlich in der Farbe, der es gern vergessen läßt, daß von dem Künstler die Rücksicht auf genaue Uebereinstimmung mit den Umgebungen nicht streng beobachtet wurde. Dieser Tadel erstreckt sich übrigens nur darauf, daß der Charakter der umgebenden Deckenbilder seinen Gemahl nicht zu zügeln vermochte, doch wußte er den Ton sehr richtig zu treffen, der anzuschlagen war, um in die architektonische Harmonie des Saals einzutreten. Dieses Meisterwerk der dekorativen Malerei ist von Lebrun erfunden und unter Mitwirkung von Belain, der die Arabesken und Basreliefs, der die farbigen Blumengewinden der Decke malte, emsig ausgeführt worden. Von der Sorgfalt, womit das Beschädigte nun restaurirt und das Fehlende im Sinne des Verfassers nach den Originalzeichnungen Lebrun's und seiner Mitarbeiter und nach Kupferwerken ergänzt worden ist, können wir Deutschen uns keine Idee machen. Selten hat in dieser Arbeit ein Meisterwerk vollbracht. Er ist jetzt für den Sultan beschäftigt, dem er einen Saal im Stile der Zeit Ludwig's XIV. erbaut.

Ich komme nochmals auf die von Diborne neu gestalteten und dekorirten Säle der Gemäldegalerie zurück, die ungeheure Summen kosteten, worüber nur negative Resultate erlangt worden sind. Besonders unglücklich war der Architekt in der Bekleidung der Wände, welche den Bildern zum Hintergrunde dienen. Sie wurden zuerst fein geglättet und dann mit grobfeiniger Leinwand bekleidet; diese wurde dann durchaus mit rother Pergelirung bedeckt, auf welcher teppichartige braune Muster stabilirt wurden. Der Gesetz streicht sich unglücklich und man glaubte durch Lasuren von Asphalt und dergleichen die schreiende Harmonie erzwingen zu können. So sahe man lange tief mit Verdrießen, bis endlich ein schmutziger Chocoladenhintergrund erreicht wurde, der eine trübe Stimmung verbreitet und sie den Bildern mittheilt, die ich kaum wieder erkannte. Die Mitte des großen quadratischen Saals, der Dosjenige bildet, was man in Bildergalerien die Lichtung zu nennen pflegt, ist mit rothbraun appretirtem breiten Segeltuch ausgefüllt, auf denen sich's das Publikum sehr bequem macht — eine Angabe, die der Würde des Sanctuariums der höchsten Kunst nicht entspricht.

Die beiden Säle, welche den Goldschmiedarbeiten, den Emaillen und den keramischen Werken der Renaissance gewidmet sind, haben einen mehr treffen als wünschenswerthen Anstrich, der besonders durch die Schränke aus schwarzem, ebenholzig aussehendem Holze mit eisernen Sprossen von geschickter Einfachheit hervorgebracht wird. Diese stehen in einem dieser Säle vor Wänden von gleichfalls schwarzbrauner Farbe. In dem andern Saale sind die Wände mit alten historischen Teppichen bekleidet, durch welche sonst durch die meistens hellen Majoliken, die in den Schränken stehen, der tiefe Eindruck dieser letztern etwas gemildert wird. *).

An der Decke einer der beiden großen quadratischen Säle, die, beiläufig gesagt, ein zu enges Oberlicht haben und schlecht beleuchtet sind, hat der Architekt Versuche mit polychromer Sculptur gemacht, die gerade hier am unrechtesten Orte ist. Dazu kommt, daß die mit matten Farben bemalten Pilaster, welche die großen Männer krönen, zu grell sind und mehr angestrichen als fixgrau erscheinen. Sie sind steif und würden herunterfallen, wenn sie nicht mit eisernen Klammern befestigt wären, deren letzter Thätigkeit zu sehr gefühlt wird. Den Ornamenten, die mit großer Sorgfalt und Eleganz zum

*) An einem der schönsten Tage des verflossenen Monat Mai sahen wir es in diesen kleinen Sälen so unheimlich, daß man nur durch wissenschaftliches Interesse in Versuchung gerathen konnte, in ihnen zu verweilen. Gerade zur Betrachtung der so beschriebenen und äußerlich unanfechtbaren Incunabeln der Kunst- und Gultusgeschichte stellte man die Räume so heiter und gastlich wie möglich her.

D. H.

Theil in polychromer Plaſtik, zum Theil maleriſch ausgeführt ſind, ſteht gleichfalls Vorzüglichkeit und Unbefangenheit. Man ſieht es, wie lange ſich der Künſtler den Kopf zerbrach, wie viele Verſuche gemacht wurden, bis die Sache zu Stande kam. Es iſt kein natürliches Wachsthum darin, die Sache ſieht nicht aus, als wenn ſie ſich von ſelbſt verſtände und nicht anders ſein könnte.

Es iſt allerdings ein undankbares Thun, wenn man ſo arbeitet, daß das Geſchaffene wie von ſelbſt und nothwendig hervorgewachſen erſcheint. Niemand oder Wenige erkennen das Talent und das Studium, welches gerade zu ſolchen Schöpfungen einer Kunſt erforderlich iſt, der mehr als jeder andern Kunſt die Tugend der Selbſtverleugnung zukommt. Noch heutigen Tags wird ſelbſt von Bauküniſtern Dasjenige als Fehler an der St.-Peter's Baſilika getadelt, was meiner Anſicht nach ihr herrlichſter Triumph iſt, nämlich daß die Harmonie des Werks ſowol ſeine koloſſalen Verhältniſſe wie die Vollkommenheiten ſeiner Einzelheiten vergeſſen macht.

Englands berühmte Namen.

3. Thomas Carlyle.

An dem nördlichen Ufer der königlichen Themſe, die ſich in weiten Krümmungen durch die größte Stadt der Welt ſchlängelt, liegt das Dorf Cheſſea, das den Rang einer Vorſtadt Londons einnimmt. Vor hundert Jahren ein Sommeraufenthalt der Reichen des Landes, die hier am Ufer unter dem Schatten hoher Ulmen wandelten, iſt es jetzt zu einem Vergnügungsorte der betriebſamen Volksclaſſe geworden, die hier ihre Muſeſtunden — den Abend nach des Tages Mühen, den Sonntag nach der langen Woche raſtloſer Thätigkeit — verbringt und die reine Luft athmet, deren wir Alle zu unſerm Wohlſein bedürfen. Nimmer ruhend iſt hier der Verkehr; Schiffe kommen und gehen, Omnibus jagen ſich alle fünf Minuten und ein wallender Menſchenſtrom bewegt ſich nach allen Seiten. So ſieht es auf der Hauptſtraße aus. Auf den Seitenſtraßen aber, da iſt das eigentliche Cheſſea, das ſtille Dorf, wo ſich das Ohr ausruht und das Auge umherſpäht, ob nicht eine Thür ſich öffne, die den Wanderer theilnehmen laſſe an dem friedlichen Stillleben, das hinter dieſen Mauern zu walten ſcheint.

In einer ſolchen Straße, die nur eine halbe zu nennen iſt, denn ſie beſteht nur aus einer Reihe Häuſern, während das vis-à-vis derſelben Gärten und Höfe ſind, nähern wir uns einem Hauſe, das die Nummer 5 trägt. Wir klopfen und treten auf einen Vorplatz, der ſein Licht von dem über der Hausthür angebrachten Fenſter empfängt. Die Magd, deren Wohnung im Souterrain iſt, trägt nach unſerm Begehren und weiſt uns dann zur entgegengeſetzten Thür hinaus, wo wir in einen Garten gelangen, der aus einem kleinen Raſenplätzchen beſteht, das von Mauern eingeſchloſſen iſt. Aber ſo klein auch das Plätzchen, ſo hoch gilt doch ſein Werth inmitten dieſer endloſen Stadt, und hier Luft zu ſchöpfen, hier den Blick auf etwas Grün ruhen zu laſſen, iſt eine Wohlthat, deren Größe nur Der erkennen kann, der an einem ſolchen Orte gelebt hat. .. Eine hagere männliche Geſtalt ſitzt im Mittelpunkte dieſer Oaſe, bekleidet mit einem Schlafrocke und einer Mütze, im Munde eine kleine weiße Thonpfeife, die häufige Wölkchen verſendet. Ein Buch ruht auf dem einen Knie; doch ſucht das Auge nicht den Buchſtaben, es blickt ſinnend in unbekannte Fernen, es ſucht einen Gedanken, einen Aufſchluß, der ſich ihm nicht ſogleich darbietet. Wir haben Thomas Carlyle vor uns, den berühmten Schotten, der den Beinamen des Diogenes von Cheſſea führt. Vor vielleicht ein Dutzend Jahren verließ er die tiefe Einſamkeit ſeiner heimiſchen Berge und ſiedelte ſich hier an, wo er wol auch ſeine irdiſche Laufbahn beſchließen wird. Sein Vater hatte

eine kleine Pachtung in den Hochlanden, wo Carlyle geboren ward. Dem Knaben eine wiſſenſchaftliche Erziehung zu geben war eine ſchwierige Aufgabe für die Aeltern; aber ſie wurde gelöſt und ſie ernteten den Lohn. Manches Jahr mußte freilich verüberſtreichen, ehe es dem jungen Manne gelang, eine Stellung in der Literatur zu gewinnen, die ihm eine pecuniäre Exiſtenz ſicherte; denn dieſer Kampf des Talents mit den Bedingungen des Lebens findet ſich ja leider überall. Er ſchrieb für das „Edinburgh review" und überſetzte Goethe's „Wilhelm Meiſter", wodurch die deutſche Literatur ſo viele Freunde in England gewann. Carlyle war in jener Zeit ein Freund der gleichen Berechtigung aller Stände und traute der Ariſtokratie nicht. Sein ſchroffes Urtheil, dem ſeine Kenntniß und keine Prüfung der Standesunterſchiede vorherging, ſollte ſich mildern. Carlyle verkehrte bald viel und gern mit dem Adel ſeines Landes, wo er ihn intelligent fand. Er ſelbſt wurde ausdrücklich Geiſtes-Ariſtokrat. Seine ganze Richtung galt dem Cultus des Genius, wie er in ſeinem „On hero worship" darlegt. Er theilt das menſchliche Geſchlecht in zwei Claſſen: in die Klugen und in die Dummen. In ſeiner eigenthümlichen Redeweiſe ſchildert er die Schickſale beider Claſſen; wie die erſtern dem Lichte zuſtreben und ein ewiges Leben ihrer harre; wie die letztern in Nacht und Dunkelheit untergehen, in den Pfuhl der Hölle ſtürzen, wo gänzliche Vernichtung ihrer warte. Dieſer Ausſpruch iſt ſchroff, unbarmherzig, unchriſtlich. Aber Carlyle iſt der Mann der Paradoxen.

Seine kleine Thonpfeife iſt indeſſen ausgeraucht, er hat ſich genugſam geſonnt und kehrt in das Haus zurück. Sein Arbeitszimmer liegt im erſten Stock; es iſt das beſte, geräumigſte des Hauſes. Ehe er aber dahin zurückkehrt, betritt er das Gemach zur ebenen Erde, wo ſeine Gattin wohnt. Hier iſt Alles zierlich, ſehr einfach. Die Möbel ſind alt, unmodiſch, aber bequem. An den Wänden hängen Bilder: Goethe, jung und alt, Jean Paul, Cromwell. Ein Schirm, den man der Zugluft halber ausbreitet, iſt ganz mit Kupferſtichen beklebt von der Gattin Hand. . . Frau Carlyle, in zierlicher Morgenkleidung, ſitzt auf ihrem Sopha und näht ihrem Gatten eine neue Cravatte. Sie zählt vielleicht vierzig, iſt zierlich gewachſen und aus ihrem ſchönen dunkeln Auge ſprechen tiefe Gedanken. Ihr Vater gab ihr die ernſt-wiſſenſchaftliche Bildung eines Mannes und die Wahl ihres Gatten war das Reſultat dieſer Erziehung. Man ſagt, daß ſogar Carlyle ſelbſt ihr Urtheil ſcheue. In Abendſtunden mag man nirgends lieber weilen als hier. Da lernt man Carlyle kennen, ſeinen Humor, ſeine glänzende Beredtſamkeit, die Geiſtesfunken, die auf ſeinem Gedankenwege ſprühen. Widerſprechen muß man ihm freilich nicht, nur anregen. Er gleicht einer Metallglocke, die bei jeder Berührung einen ſchönen vollen Ton ausgibt, aber nur einen einzigen — ſich ſelbſt.

4. Anna Jameson.

Kaum [illegible] und unſer Weg wieder in eine Vorſtadt, bis wir über Kenſington Gardens hinaus durch Bayswater nach Notinghill kommen. Hier ſieht es ſchon ganz ländlich aus. Der kleine Hügel, den wir erſtiegen, erlaubt uns eine freie Ausſicht über umliegende Felder, die wieder von Häuſerreihen begrenzt ſind. Der lange Weg war ermüdend; wir zögern nun nicht länger, in eine Wohnung zu treten. Eine reinlich gekleidete Magd öffnet und geht uns voran die Treppe hinauf zu ihrer Gebieterin, die uns erwartet. In einem behaglich eingerichteten Gemache, mit Büchern und Zeichnungen geſchmückt, empfängt uns die Bewohnerin deſſelben, Frau Anna Jameſon. Freundlich bietet ſie ihrem Gaſte die runde, weiße, ſchön geformte Hand und ladet ihn ein, Platz zu nehmen, mit jenem Lächeln, das das Wohlwollen hervorgerufen hat und nicht die ſogenannte gute Sitte. Frau Jameſon trägt ein ſchwarzes Kleid, das eine ſtarke Frau, wie

sie, am besten kleidet. Ihr rothes Haar verdeckt eine Haube. Die Locken, die sich über ihre Stirn ringeln, kleiden sie aetig, denn sie stehen in Harmonie mit der Farbe ihres Gesichts. Ihre schönen, Güte und Geist versprechenden Augen sind überhaupt auf einen Gast gerichtet, während unmerklich und wie verstohlen von Zeit zu Zeit ein tiefer Seufzer ihre Brust hebt. Wem gilt dieser Seufzer? Einem Schmerz, darf man behaupten. Frau Anna Jamieson war verheirathet und ist es noch; doch lebt sie hier im Hause ihres Vaters, einer bejahrten und wenig begüterten Mamsell Frau Anna Jamieson hatte das in England exceptionelle Geschick, schon an ihrer Wiege gesungen zu hören, daß sie einst ihren Unterhalt sich selbst verdanken müsse. So trat sie denn in ihrem neunzehnten Jahre die Stelle einer Erzieherin an und blieb über ein Dutzend Jahre in diesem Amte. Sie lernte Herrn Jamieson kennen; dieser hatte aber als junger Advocat noch keine Stellung, ihr seine Hand bieten zu können, und das längere Zeit fortgesetzte Verhältniß löste sich endlich. Sie machte nun eine Reise nach Italien mit einer schottischen Familie und verheirathete sich ihrer Rückkehr ihr Tagebuch unter dem Titel „Tagebuch einer Gefangenschaft" („Diary of an ennuyée"). Die Verfasserin desselben wurde berühmt, alle Welt wollte die neue Gefangenschaft kennen lernen, die auf dem Kirchhofe von Montpellier ihr Grab gefunden und die doch noch unter den Lebenden war. Herr Jamieson, eigentlich die Ursache aller Klagen und ihres endlichen Todes, fühlte Scham und Reue; auch mochte es seiner Eitelkeit etwas geschmeichelt haben, so vieler Liebeserklärungen werth gefunden zu sein; genug, er entschloß sich, ihr die Hand zur Versöhnung zu bieten. Sie regnete dieselbe und die Kirche sprach ihren Segen. Die Altersrosen schwanden zurück. Herr Jamieson erhielt eine Anstellung in Toronto, die Gattin blieb zurück. Jahre vergingen; er begehrte nicht, daß sie ihm folge. So folgte sie ungerufen. Bei ihrer Ankunft wartete ihrer die Botschaft, daß sie im Hause unumschränkte Gebieterin sei, die Gatte es aber vorziehe, so lange sie dort weile, die Schwelle seiner Wohnung nicht zu betreten. Das war es nicht, was sie in Toronto, Hunderte von Meilen in Canada, suchte oder erwartete. Bald darauf hören wir, daß sie Toronto wieder verlassen hat, Meilen macht, mit der Indianerin in ihrer Hütte campirt, den Fuß muthig auf die pfadlosen Wege einer Urwaldis wagt. Zwei Jahre verschwinden, da auf diese Weise, dann gibt sie Hoffnungslos die westliche Hemisphäre auf und kehrt nach Europa zurück. Ihren Aufenthalt in Canada veröffentlicht sie in drei Bänden, in denen wir manches heimliche Klagewort der Gefangenwillen wiederfinden, die in Montpellier ein Ruhehügel deckt. — Jetzt klagt sie nicht mehr; — sie seufzt nur noch und — arbeitet. Die „Neuen Schaffenary's" sind auch ihrer Feder hervorgegangen, mit Stichen, denen erste Künstlerin sie selbst gezeichnet. Die italienische Malerschule soll jetzt von ihr biographisch ins Leben treten; umfassliches Material ist zu bewältigen, Hunderte von Bänden sind durchzugehen; der Geist ist angespannt, die Kräfte sind concentrirt, die Stunden der Muße, wo das Frauenherz reden möchte, sind ihr zugemessen. Das schwere Wort „Und im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen", findet hier schwere volle Geltung; denn in dem Gemache nebenan, von dem nur eine Thür uns trennt, sitzt der alte kränkelnde Vater und eine würdige Matrone, seine Gattin, und eine kranke Tochter, und alle diese erhält die Arbeit von Anna Jamieson. Sie ist eine berühmte Frau, sie führt durch die Stadt, wo sich ihr die ersten Kreise öffnen; sie ist gesucht, ist bewundert; — aber — sie seufzt. Sie kehrt zurück in ihre stille Wohnung, über deren Portalen sie wie eine begleitende Fee wacht. Sie fühlt, daß sie noch Besseres in sich trägt und Besseres schaffe, als was die Welt sieht und bewundert. So menschlich wohlthuend findet man sich hier angeregt, daß man ungern von einem Hause Abschied nimmt, das die schönsten Elemente edler Lebensgestaltung bietet.

5. Thackeray.

Kehren wir nach London zurück. Es ist spät. Dämmerung ruht auf Flur und Land. Der Abend hat sich gesenkt. Bei jeder Erhöhung des Wegs erblickt man vor sich das unendliche Lichtmeer der hellen Gasflammen, die aus der Ferne, wie aneinander gereiht, den Weg an beiden Seiten einfassen. Das Westende liegt mit seinen stattlichen Gebäuden vor uns. Die Fenster sind hier geschlossen, die Häuser wie tot, innerlich aber herrscht regeS Leben, denn es ist die Zeit der Mittagstafel. Versuchen wir es, in ein Haus zu treten, wo man um diese Stunde nicht zu Mittag ißt, wo auf dem Tische die sechende Maschine sauft und eine Abendtoilette kein unumgängliches Erfordernis ist, um vorgelassen zu werden. Und warum, möchte man fragen, unterläßt man hier diese Sitte? Der Salon, wie immer im ersten Stocke, mit drei großen Fenstern nach der Straße hinaus und zwei Fenstern, die in den Hof blicken lassen, ist hell erleuchtet und bietet ein Bild der Behaglichkeit, wie nur ein englisches Wohnzimmer es aufzuweisen kann. Die Dame des Hauses, von Kummer gebeugt, sitzt abgesondert von den Uebrigen in einem großen Armstuhle. Sie ist schwarz gekleidet. Auch die übrigen Damen, die um den Theetisch sitzen, tragen Trauerkleider. Welch Unglück muß die Familie betroffen haben! Ist ein Sohn, ein Bruder in der Blüte seiner Jahre hier abgerufen worden? Die ältere Dame, eine Matrone von mehr als zwanzig Jahren, sitzt wie regungslos, die jüngeren flüstern einander zu; kaum die Jüngsten schweigen, sie, der selbst im Schmerze die Mitteilung Bedürfnis ist. Eine andrängliche Stille herrscht im Gemache, nur das Klirren des Zeuges und das Klappern der Tassen wird gehört. Da öffnet sich die Thür des hinteren Zimmers und unangemeldet tritt ein Herr herein, dessen Gestalt weit die gewöhnliche Mannesgröße überragt. Sein Haar, das in kurzem Buckle sein Haupt bedeckt, ist kurz geschnitten und weiß wie Schnee. Sein Gesicht ungewöhnlich frisch, seine Wangen sind fast mädchenhaft blühend, sein großes Auge leuchtet. Es liegt etwas Kriegerisches, Festes in diesen Zügen, etwas Geistiges. Die Nase fällt auf, sie ist fast platt gedrückt auf dem runden vollen Antlitz. Der Mann, die seine schwarze Weste, der Frack, bezeugen die Abendtoilette. Der Mann tritt näher, als wäre er hier zu Hause. Die Matrone sieht auf. „Thackeray, Sie hier!“ spricht sie fremd erstaunt; „ich wähnte Sie in Paris!“ — „Auch setzte ich erst vor einer Stunde von dort zurück und verbrieste nur rasch die Kleider, um Sie noch zu sehen, ehe Sie sich zur Ruhe begeben.“ — „Aber diese Toilette! Was haben Sie noch vor?“ — „Noch eine Abendgesellschaft bei Lord M... und eine zweite bei Lord Wellington. Ich muß Stoff sammeln, um morgen etwas für den »Punch« zu liefern.“ Thackeray nimmt Platz. „Wie gut Sie sind, daß Sie noch kamen, Thackeray.“ Sie ergreift die Hände der Matrone und drückt sie an seine Lippen. „Ich bin ja Ihr guter Sohn, nicht wahr?“ sagt er und läßt ihre Hände nicht los. Dann zieht er ein Papier aus seiner Tasche, einen Korrekturbogen, und fängt an den Inhalt vorzulesen. Es ist ein Gedicht, das — einer Szene gilt, einer Szene — die seine Frau einst gern gesehen. An guten Tagen, wo eine besonders frohe Stimmung und etwas übermütigt, war er in Paris mit ihr zu einem Restaurant gegangen, wo man ihr diese Szene vorspielte, er hatte sich gefreut, wenn sie ihr wunderte. Das war lange her. Damals und Jetzt! Damals, ein begüterter Mann, dessen Talent seinem Vergnügen diente, an seiner Seite eine zarte Frau, die von ihm geliebt wurde, gesunde, blühende Kinder, die Beiden Glück verbreiteten. Jetzt! Sein Vermögen verloren, die Frau — wahnsinnig, er selbst, der bei diesen Veränderungen dem Geschick nicht alle Schuld allein beimessen konnte, er selbst mit weißem Haar. Die Verzweiflung schuf aus dem Manne der Gesellschaft den Dichter Thackeray. Lange suchte er nach einem Verleger, der ihm für eine Erzählung ein mäßiges Honorar zahle. An wie manche Thür mußte er pochen! Und nicht

englisch sorgte sein Talent. Jahr um Jahr rollte dahin, das Publikum fing an, erst allmälig seine Sachen mit Vergnügen zu lesen. Jetzt endlich ist er ein berühmter Mann. Das dauernde Glück vergangener Tage, die frohen Tage von Paris, kehrten nicht wieder... Jetzt eben war er wol wieder in Paris, war wieder in jenem Restaurant gewesen, ob wieder jene Lieblingsspeise, — doch in seinem Gedichte hatte er die Empfindungen wiedergelegt, die ihn in dem Andenken an das vergangene Glück beseligten. Er las das tragi-komische Gedicht vor. Eine Thräne rann ihm über die Wange. Er stand auf. Es war Zeit, sich in die bunte Welt zu mischen, die er mit seinem Spotte regelte; — diese Welt liefert ihm den Stoff, der seine Kinder ernährt. . . . Seine Frau lebt in einer Heilanstalt. Die Matrone ist ihre Mutter.

(Die Fortsetzungen folgen.)

Wörtergeschichten.

I.

Es ist erstaunlich, was und oft ein einzelnes bedeutungsvolles Wort Altes zu erzählen weiß. Die ganze Geschichte läßt es an sich vorübergehen. Es kommt vielleicht aus Indien, stellt sich in Persien an, im Norden, in Italien, wandert wieder zurück nach Deutschland oder nach Frankreich, England und macht alle Umwälzungen der Völker, alle Aenderungen der Sitten mit.

Beginnen wir, zum Beweise dieser Bemerkung, mit einer jetzt ganz besonders zeitgemäß gewordenen alten Wertrümmer, z. B. Kaiser, Kaiserthum, Kaiserin!

Fast die Weltgeschichte überblicken wir in der Entwickelung dieses Worts. Als die Römer der Herrschaft ihrer Könige überdrüssig wurden, setzten sie einen so glühenden Haß wider alles Königswesen, daß ihn die gesammte Nation von Geschlecht zu Geschlecht gleich lebendig forterbte. Verächtlich blickten sie herab auf Königthum und Könige als auf barbarische Einrichtungen; sie fühlten sich civilisirt und Republikaner — Beides war ihnen gleichbedeutend. Indessen der römische Freistaat untergrub sein Dasein durch die in ihm vorgehende bürgerliche Entzweiung; das ganze Reich drohte unterzugehen; und nur allein ein kräftig ordnender Herrschaft eines Einzigen, die zunächst von einem genialen und energischen Manne anfangen mußte, war Rettung vor dem Untergang zu hoffen. Dieser geniale Mann erschien in der Person des Imperator, d. h. Feldherrn, Julius Cäsar; es gelang ihm, das ungeheure römische Reich sich als Alleinherrscher zu unterwerfen. Aber immer noch war selbst damals der Haß gegen den Namen König im Volke nicht erloschen; er war noch so glühend, daß selbst der große Cäsar es nicht wagen durfte, diesen Titel sich beizulegen. Er ließ sich deshalb Imperator, Feldherr, aber auch bloß mit seinem Namen Cäsar, nennen, und war der Zwingherr des Römerreichs. Seine Nachfolger (denn er hatte trotz seiner Ermordung Nachfolger) nannten sich gleich ihm nur Imperator oder Cäsar und behaupteten dennoch jene hohe Herrschermacht. Hier sehen wir denn, wie einem Worte und einem Menschennamen eine ganz neue Bedeutung gegeben wurde. Das große Weltreich der Römer zerfiel; aber jener Begriff nicht mit ihm. Der vorzugsweise Name Cäsar ward von uns Deutschen aufgenommen; wir bildeten ab um in Kaiser. Es ist aus der deutschen Geschichte bekannt, daß unsere Vorfahren sich lange mit der Unglücklichen der deutschen Geschichte trugen, daß auf die deutsche Nation das alte Römerrecht übergegangen, daß unsere deutschen Könige darum nach dem Besitze von Italien strebten und sich eben deshalb Kaiser, auch weil römische Kaiser nannten. Doch das Wort

Kaiser sagte es allein; es gab und konnte nur einen Kaiser geben, und das war das von angeborenen Gründen lange Zeit nur der deutsche König. Später aber verbanden wir Deutschen mit dem Worte Kaiser nur noch den Begriff eines großmächtigen, über ungeheure Ländermassen herrschenden Herrn, wie es denn immer nur sehr wenige gegeben hat. So sprechen wir vom österreichischen, russischen, vom türkischen, vom chinesischen Kaiser. Als unser deutsches Kaiserthum 1806 sich auflöste, wurde wenigstens der Name gerettet; der letzte deutsche Kaiser aus dem österreichischen Hause bezeichnete seine große österreichische Hausmacht mit dem Namen Kaiserthum.

Vergleichen wir, welche Schicksale der Begriff Kaiser bei unserm Nachbarvolke, den Franzosen, hatte. Sie nahmen nicht den Namen Cäsar, sondern das Wort Imperator an und bildeten daraus Empereur, wie sie auch unsern deutschen Kaiser nannten; also einen großen gewaltigen Befehlshaber über Feldherren wie einst zur Römerzeit. Das französische Volk selbst hatte bekanntlich immer nur Könige. Aber es entledigte sich durch jene welterschütternde Revolution seines schwer auf ihm lastenden Königthums und verwandelte Frankreich in eine Republik. Die Nation erneuerte durch diese Umwälzung ihren erschlafften Körper und stählte und stärkte ihre Kräfte. Diese Republik war jedoch zu gewaltsam und abstract ins Leben gerufen, um lange als solche bestehen zu können; sie machte in rascher Eile mehre Phasen durch und endigte zuletzt wieder mit der Herrschaft eines Einzigen. Hier nun ist die Aehnlichkeit mit der Art, wie auch das römische Kaiserthum entstand, auffällig. Man kennt wie verschieden die Umstände, wie verschieden die Charaktere beider Völker! Beiden Nationen war der Name König verhaßt; weder Römer noch Franzosen hätten sich einen solchen jemals wieder gefallen lassen. Die Römer aber wollten gar keinen neuen Namen; die Franzosen dagegen, das neuerungssüchtige und theatralische Volk, verlangten vor allem nach einem neuen Namen. Sie hatten überdies die römische Geschichte vor sich; Rom war ihnen Vorbild, in allen Abwandlungen ihrer Republik hatten sie mit der römischen sie verglichen; sie waren von sogenannter Römergröße wie trunken — warum sollte nicht auch überlebte Republik die Herrschaft eines großen Feldherrn, Empereur, folgen? So schleichend gaben die Franzosen einem großen Feldherrn den alten römischen Namen. Dies Volk, das in unsern Tagen wieder in neuer Revolution seinen Staat umgestaltet hat, mein gewiß seinen Namen nicht ungetreu werden. Ihre neubegründete Republik fiel in kürzester Zeit, wie einem Kaiserthum Bahn zu brechen mit republikanischer Grundlage. Der Begriff eines Kaisers, der im Mittelalter einen Herrn der Welt ausdrückte, dann bei den Franzosen erst einen großen Feldherrn, drückt ihnen jetzt eine Art Collectivgröße ihrer eigenen Nation, einen gleichsam „verkörperten Abschnitt ihrer Geschichte, ihre „glorreichen Erinnerungen" aus. So wird sich fragen, wie lange dieser neue Zauber eines Wortes dauert! Haben die Franzosen einmal den Reiz durchgekostet, mit Wiedererweckung dieses Namens gegen das Jahr 1845 protestirt zu haben und sind sie mit der Bedeutung des Wortes Empereur bei einer Annäherung oder weil gar ganz in dem Begriffe Sultan angelangt, so werden sie vielleicht wieder neue Umänderungen des Begriffes Empereur erleben, wie sie mit ihm und ähnlichen Wörtern schon seit Jahrhunderten vorgenommen wurden.

Die Geschichte der Wörter ist die Geschichte der Zeiten, der Sitten, der Meinungen.

Möchten wir in einem zweiten Artikel einige deutsche Worte, deren Geschichte man, wie Shakspeare die Bühne, gleichfalls die „abgekürzte Chronik" der Jahrhunderte nennen könnte.

K. E.

Anregungen.

Emotionale Naturbeschreibung.

In den Reden des Tags, die eine gewisse Abspannung der Gemüther benutzt haben, um das Künstliche für das Echte, das Dumme und Wunderbare für das Verständige zu erheben (Reden, die von den feinen, um gnädigen Frauenzimmer, bittenden Ergebnissen der gelehrtgeschnittenen losen Poeterei bis zur bedeutlichst grassirenden Auffassung des Lebens und der Zeit im Großen und Ganzen hinaufreigen), gehört auch eine gewisse phrasenhafte und mehr das Erkennen als die Belebung weckende Naturbeschreibung. Man muß sich wundern, selbst von Männern, die in andern Gebieten zu den aufgeklärten gehören, in ihren Darstellungen des Naturlebens einen Ton anzutreffen zu finden, der, wenn auch auf allerhand gefälligen Umwegen, doch gerades zuletzt nur zur Herrschaft des Aberglaubens und zur Anerkennung von Traditionen zurückführt, gegen die sich die Menschheit seither recht tüchtig und nächtern genug verhalten konnte. Wie kommen einmal bei Naturgeschichten auf diesen Gegenstand zurück.

Die Welt der Träume.

Wir haben uns zuweilen das Vergnügen gemacht, gewissen Gegenden der neuen deutschen Literatur einzunähmen, daß diese nur auf dem Einkommen und der bekannten deutschen Gemeinarte der idealen Weltanschauung, der Tischlermanier der „Poeten“ könne und mit dem großen Heringen der Franzosen und der Engländer nicht zu vergleichen wäre. Um unserm ein Angeschwindt der Gefühlsironie nicht zu wörtlich genommen zu sehen, erlaubten wir uns doch, einer auch allzu bereitwilligen Entgegennahme unserer Beschuldigung mit einigen Worten entgegenzutreten.

Die französische Literatur beruht so gut wie auf ganz seiner Berücksichtigung des Lebens. Sie ist das Gegengift einer völlig erkünstelten und durch Witz und Phantasie übergegorenen Welt. Wir haben Dorfgeschichten von Emil Souvestre gelesen, in denen diese gewandte Feder zwar nie die wirklich unserer Autoren, die auf gleichem Felde ackern, ihre Jugenderinnerungen ergießt, aber die Jugend von Hexen-, Gespenster-, Zauber- und Sagenglauben, die durch Souvestre's gesund Buch geht, ist so sinnlich und so voll greifbaren Dingen entlehnt wie nur irgend möglich.

Die Engländer bearbeiten allerdings tiefender. Aber ist nicht auch ihr Horizont ein begrenzter? Wenn Cooper und Marryat ihre nautischen Erinnerungen ausbeuten, so wird man ihnen allerdings einräumen müssen, daß sie den Leser ganz in den Geruch von Thor und Tauwerk zu versetzen wissen, den sie selbst einst einathmeten; aber wie sehr haben sich diese Schriftsteller in der ihnen einmal geläufigen Darstellungsweise wiederholt! Und ihre Nachfolger? Welches ist denn die große Ausbeute, die selbst London ihnen geboten hat? Ewig dieselbe Welt! Verbrecherische Provinzen, verderbene Schlemmer, hungernde Proletarier, gemüthsmüde Lebensleute, schreiberlige Wucherer, Dirnen und Bauperismus, denen man entsetzt, daß sie nicht beobachtet, fremden und Mechanikerlehrerinnen der Anwendung zuschaut sind. Dazu das ewige Einerlei des Familienlebens. Dieselben alten Dorfer, verstorbenen Wirthschaftsräume, dunkelwollen Testamentsverwandten, Hintertreppen, aufstehenden und in junge Gatten oder Gattinnen verliebten Pfleger, Tanten, Großmütter, Richter, Gasthof, Gassen, Schwellern, Thürschwellen, Hallschwellen, kurz — wir halten es für unsere Pflicht, hier zu bemerken, daß, wenn wir wieder über die von der deutschen Literatur erschossene, nur subsumptive Welt klagen sollten, wir damit nicht gemeint haben wollen, daß und das Leben so ganz ein unbeschriebenes Buch wäre, sondern nur vorzugsweise, daß wir das Schöne, Gute, Große und Wahre leider nicht auf unsern, von manchen Autoren doch ausdrücklich genug angestellten Wanderungen durch das Leben, sondern — in unsern Träumen angetroffen haben.

Die erzwungene Aehnlichkeit.

Wenn sich zweite Naturen entschließen müssen, endlich ihre Verhältnisse zu ordnen, so pflegen sie gewöhnlich noch ein Extrastückchen ihres Charakters als unverlangtes Agio mit draufzugeben.

Die Liebe des Mannes.

Der Mann liebt wahrhaft nur so, wo sein Gegenstand ihm die vollste und reichste Gelegenheit, sich in seiner ganzen Liebesfähigkeit und seinem ganzen Mannescharakter zu geben, verbirgt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | **Nr. 20.** | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der weiße Schleier.

Eine Erzählung in drei Capiteln.

Erstes Capitel.

Das Pensionat.

Es war Sonntag Nachmittag. Der Himmel strahlte, die Erde glühte, Wind und Sonnenschein spielten Haschen miteinander, ohne die Klagen der armen Bäume und Sträucher zu beachten, die den Sonntagsschmuck entbehren mußten. Aus allen Thoren zog die bunte Schwarm der Menschen ins Freie, um sich zu laben am Blau des Himmels und am Sonnenschein.

Mir ging's wie den Bäumen. Staub und Hitze bedrückten auch mein Herz mit seiner Stimmung. Deshalb blieb ich daheim und trat an den Bücherschrank, um mich im stillen Genusse meiner Lieblingsautoren hinzugeben. Aber du launiges Ding! Ich fand nichts, was mir behagte — unsern Fremden und unsern Dichtern sollen wir nur in fröhlichem Sinne und frischem Herzen nahen. Da fiel mir ein Buch mit Goldschnitt die Hände, ein Buch, dessen weiter, etwas verschabter, altmodischer Maroquin-Deckel „Poesie-Album" schmückte. Ich schlug es auf. Aus den vergilbten Blättern, aus den verblichenen Schriftzügen blickte mich die Vergangenheit an. Längst verlassene Orte, längst vergessene Menschen sah ich wieder. Es war, als schlüge noch einmal das Kinderherz mit wunderlich verlangender Sehnsucht in meiner Brust. Was drang nicht Alles auf mich ein! Mich bewegte mich' . . .

Ja! Es war auch ein Sonntag gewesen, als ich, ein Mädchen von sechzehn Jahren, mit dem geliebten Vater traurig und furchtsam den Weg vom Gasthofe nach der Pension betrat. In köstlicher Freiheit hatt' ich bis dahin gelebt. Nun betrübte mich der, wie ich glaubte, unerträgliche Zwang einer Erziehungsanstalt. Ich konnte sie mir nur als ein klosterähnliches Gebäude denken, eingeschlossen von hohen Mauern, beschattet von mallen düstern Linden, umgittert Fenster, dunkle Säle, lange, hallende Gänge, flüsternde, ängstlich aneinander vorüberhuschende Gestalten . . . Was hatt' ich nicht Alles gefürchtet! Aber ich fand das

Gegenthell. Ein neues, elegantes, prächtiges Haus — der Vater pog die Klingel. Wer öffnete so zuvorkommend, so freundlich. Wir schienen erwartet zu sein. Aus allen Fenstern des obern Stockwerks schauten fröhliche Gesichter zu uns nieder, neugierige, theilnehmende lachende Mädchenköpfe. . . Blumen standen im Vorhause, Blumen auf den Treppen; ungehindert drang das Sonnenlicht durch große glänzende Spiegelscheiben. Madame Bernard, die Vorsteherin, trug lichtfarbene Gewänder, bunte Bänder, lächelte, zeigte ihre köstlichen weißen Zähne, strich mit der Hand über die sorgfältig gestutzten Locken. Kurz, das war ein verzaubertes Schloß. Ein paar holdselige Worte der freundlichen Dame, die in schwellendem Diwan saß, ein Wink und eingeführt war ich im Kreise meiner Schwestern. Das war eine Fröhlichkeit! Hier war nichts trübe, nichts ernst, es wußte sich herrlich leben unter einer Schwesterschaft von dreißig bis vierzig solchen jungen Brauselöpfen! Und man kam mir freundlich entgegen — die Meisten fanden wol etwas befremdend in angemessener Entfernung —, aber mit Ausnahme eines einzigen grossen braunen Mädchen, das die Anstalt bald verlassen sollte und sich äußerte: „Madame Bernard thut mir leid: die besten Cigarren muß sie ziehen lassen und dafür kommen lauter kleine Knirpse, die keine Spur von Tournüre haben!“ war Alles holdselig und gut und auch dieser schnippische „Cicero“ wurde mir noch befreundet und schrieb später, als er abreiste, in mein Album die folgen Worte:

„Wenn die Worte: «Ich liebe dich!» auch nicht von der Beredtsamkeit gesprochen werden, sind sie doch der Ausdruck einer innigen, aufrichtigen Freundschaft.“

„Zur Erinnerung an deine dich ewig liebende

Amélie.“

O diese ewig liebenden Amelies! Sie sind ungemeinvoelle in jedem Album zu finden. Wenn mir diese Pflanzbriefe der Herzen wiederlesen, nachdem wir erfahren haben, was Liebe und Freundschaft ist, entlacht uns ihr prahlerischer Schwung und ihre großmüthige Verschreibung kann noch ein Lächeln der Wehmuth. Und dennoch — unter diesen armen Phrasen, unter diesen rührenden Gemeinplätzen findet sich dann doch plötzlich ein Wort von tieferer Bedeutung, ein Wunsch, ein Versprechen und ein Bild der Frauenseele, das noch in spätesten Tagen uns mit Wehmuth, Rührung, vielleicht auch mit Freude erfüllt.

Von diesen Blättern will ich eins sprechen lassen. Es liegt vor mir, vergilbt, verblaßt und lautet überraschend und seltsam genug:

„Der Herr spricht: Die Sünden der Väter will ich heimsuchen bis ins dritte und vierte Glied.“

Leonore, Freiin von Werdenberg.

Diese gute Madame Bernard war niemals klüger als an dem Tage, der uns Elisabeth und Leonore von Werdenberg zuführte, die vierzehnjährigen Töchter des ältesten adeligen Geschlechts weit und breit. Sie waren Zwillinge, aber einander sehr unähnlich. Elisbeth hoch und schlank, blond, blauäugig, voll Anmuth und anspruchsvoller, hüllfördernder Schwäche. Leonore dagegen kleiner, untersetzter, brünett, langsamer, aber sehr sicher in ihrem Thun, entschlossen und beharrlich und von der Natur gleichsam zur Stütze einer Schwester bestimmt, die sie abgöttisch liebte und verehrte. Alles Ermüdende, alles Verwirrende, Schmerzliche von der geliebten schwesterlichen Freundin fernzuhalten, war Leonorens Lebensaufgabe; Elisbeth nahm dagegen Alles, was ihr die Schwester bot, ungerührt und stets dankbar hin. Es war kaum zu unterscheiden, wo das geistige Leben der beiden einen Geschwister sich in zwei Wesen trennte. Die Kinder hatten auf dem Schlosse der Aeltern so lange einsam gelebt und sich so vollständig genügt, daß es ihnen schwer fiel, sich in den vertraulichen Ton der großen Geschwisterschaft des Instituts zu finden. Ueberdies waren sie in Folge der Erziehung von der Bedeutsamkeit ihres Namens

etwas zu leibhaft durchdrungen, für stempelten jedes Schulbuch mit dem Warzen ihrer Familie, hatten jeden Kleidungsstück mit der sieben Perlen haltenden Freiherrnkrone gezeichnet, und wurden, wie sich von dem Humor und dem oft so treffenden Witz der Jugend denken läßt, dafür auch von uns spottweise „die Kaiserinnen“ genannt.

Nach und nach aber traten wir den jungen Werdenbergs doch näher. Die Herzensgüte, der heitere Sinn und die Freiheit der unsterhalt erzogenen Mädchen besiegten unsere Vorurtheile und sie kamen uns immer freundlicher und herzlicher entgegen, bielten sich aber von Allem fern, was allzu zudringlich und weil gar, wie das schon kommt, roh auf sie eindringen wollte. Und wohl sie fleißig und sittsam waren, hatten sie, ohne bedeutend begabt zu sein, doch das Herz aller Lehrer gewonnen. Wenn ihre Mutter kam, eine stolze, schöne, im Glanze strahlende Frau, wurde Madame Bernard nicht müde ihr zu versichern: die Fortschritten von Werdenberg wären der Stolz der Anstalt und würden auch einst die Zierde der Gesellschaft werden.

Es war aber anders über diese Kinder beschlossen. Ein Jahr nach ihrer Ankunft erkrankte Gilberte. Es war ein Fieber, das erst langsam ihre Kräfte aufzehrte und sich dann mit furchtbarer Gewalt auf das Gehirn warf. Leonore wich nicht von ihrem Bette. Eine Hülfslehrerin und ich wurden den Schwestern zur Unterstützung gegeben, denn — entrichtig gesprochen — hier gute Madame Bernard war flug genug, die weibliche „Barmherzigkeit“ — ebenmenschlich zu nennen. Ach! Es waren schwere Tage, angstvolle Nächte, die wir mit der Freundin durchwachten. Mit dem Eigensinn der Krankheit weigerte sich Gilberte, den ärztlichen Wechsel der Krankenwärterinnen zu gestatten und weil wir das arme leidende Kind von Herzen liebten, fügten wir uns geduldig in ihr Begehren und opferten ihr unsere eigene Gesundheit.

Einen Abend saßen wir müde und traurig im Krankenzimmer. Der Arzt hatte uns verlassen. Es war unheimlich draußen. Ein Frösteln durchschauerte uns. Gilberte's schwere unregelmäßige Athemzüge und Leonorens kummervolle Seufzer unterbrachen allein die tiefe Stille. Da ging plötzlich die Thür auf. Langsam trat eine hohe Frauengestalt ins Zimmer. Nie werd' ich den unheimlichen Eindruck dieser Erscheinung vergessen. Ihr Schritt war gemessen, geräuschlos, nur der Saum ihres schwarzen, langen Kleides rauschte über den Fußboden hin. Ihr Antlitz fahl und starr, ein schmerzliches Lächeln zuckte um den feingeschnittenen, wohl schon zahnlosen Mund, graue Locken umwallten den Kopf, den eine faltige weiße Haube bedeckte. Leonore sprang auf. „Großmutter!“ rief sie, wollte sie umarmen, doch diese, die Hände wie zur Abwehr ausstreckend, schritt langsam und feierlich an das Bett der Kranken, schlug die Vorhänge zurück und beugte sich über die scheinbar Schlafende. Als sie wieder das Haupt erhob und die gefalteten Hände vor die Brust drückte, sprach ein herber, zu wilder Schmerz aus ihrem Antlitz. Leonore's Flüsterte sie fast kaum hörbar. Leonore näherte sich fast furchtsam, faßt als fürchte sie sich mit aller Macht gegen ein dämonisches Einwirken der geheimnißvollen Matrone. „Wie ist deine Mutter?“ fragte diese. „In der Residenz!“ antwortete das bebende Mädchen. Die Großmutter ergriff der Enkelin widerstrebende Hand, zog sie näher an sich und sagte mit hohlem Tone: „Dort sind jetzt glänzende Feste, dort glückliche Tage, prunkender Glanz, während hier der Tod seine Ernte hält!“ „Großmutter!“ rief Leonore mit lautausbrechendem Jammer. Die Kranke erwachte. „Siehst du den Schleier über Gilberte's Gesicht?“ flüsterte die Matrone, ihre Enkelin noch immer festhaltend; „siehst du dort über ihren Augen?“ — „Mein!“ unterbrach sie Leonore — „nein — ich sehe nichts — Großmutter — fort! fort!“ So riß sie sich von der Greisin los, fiel am Bette der Schwester auf die Knie, weinte, ergiebig sich Brust und Stirn und stieß alles Zureden und Trösten zurück. „Großmutter, du bist fürchterlich!“ schrie sie. Und die Kranke, sich erhebend im Bette, die Großmutter erkennend, lehnte sanft mit der Hand die Greisin

der Großmutter zurück und hauchte: „Großmutter — ich will gern sterben..." Wenige Stunden darauf trat der letzte Kampf ein. In der Frühe des Morgens war Elsbeth todt.

Wir Alle waren tief erschüttert und verzweifelten. Den Meisten unter uns war der Tod zum ersten male so nahe getreten. Es war uns, als wäre mit Elsbeth ein Stück aus unserm Leben gerissen, als könnten wir die Blicke nicht mehr so unbefangen wie sonst in die Welt hinausschweifen lassen, sie blieben wieder und wieder an dem Sarge haften, der unsere lieblichste Gespielin umschloß. Elsbeth's Mutter war, in der Ferne die Nachricht von der Gefahr vernehmend, vor Schreck und Schmerz erkrankt, ihr Gemahl durfte sie nicht verlassen; bis zur Rückkehr der Aeltern nach Schloß Werdenberg wurde die Leiche in der Stadtkirche beigesetzt und eine Verwandte erschien, im Auftrage der Aeltern Leonoren heimzuführen. Als sie sich von den irdischen Resten der Schwester trennen sollte, als sie vor Schmerz in Krämpfe verfiel, erklärten die Aerzte ihre Abreise für unmöglich. Nach und nach erst wurde sie ruhiger; es war die Ruhe vollständigster Erschöpfung. Mit starrem kaltem Blicke sah sie ihre Freundinnen kommen und gehen, antwortete auf keine Frage und wies nur Einige von uns, die ihr weder besonders lieb noch unangenehm gewesen waren, mit verhülltem Antlitz, heftiger Geberde und den sonderbaren Worten zurück: — „Geht, geht! Ihr Alle tragt den weißen Schleier!"

Die Abergläubischen behaupteten, die Matrone von Werdenberg wäre mit dem Bösen Blick behaftet gewesen und hätte der armen Elsbeth damit den Tod gebracht. Andere erinnerten sich, gehört zu haben, daß die Mutter des Freiherrn in größter Abgeschiedenheit lebe und ihrer Schwiegertochter niemals nahen dürfe; noch andere sprachen von einem bösen Hausgeiste, der immer in Gestalt des ältesten Familiengliedes umgehen gehe — kurz, man sprach Dies und Das und bald wurde Leonore selbst wie ein unheimlich gespensterhaftes Wesen von den Uebrigen gefürchtet. Man wich ihr aus, um nicht von ihrem Blicke getroffen zu werden.

Indessen kamen tröstlichere Nachrichten über das Befinden der Freifrau. Nach einigen Wochen erschien sie selbst, um im Wiedersehen ihres jetzt nur noch einzigen Kindes Trost zu suchen. Es war Mittag, als sie kam. Wir standen gerade betend um den Tisch gereiht, die bleiche Leonore neben der Vorsteherin. Das gute Kind wollte sich mit Gewalt wieder ins Leben finden und doch war ihr Geist beständig beunruhigt und wie abwesend. Die Mutter schloß sie schon in die Arme, ehe sie nur ihr Kommen bemerkte. „Leonore, mein liebes, gutes Kind!" rief die schöne Frau, das Gesicht der Tochter mit Küssen und Thränen bedeckend. Das Mädchen drückte das Gesicht an die Brust der Mutter und weinte laut. Aber plötzlich richtete sie sich auf, ein furchtbares, unheimliches Lächeln, das uns so oft schon erschreckt hatte, durchzuckte ihr Antlitz und mit leiser Stimme und abwehrender Handbewegung bat sie: „Nimm den weißen Schleier ab, Mutter, er ängstigt mich." Die Freifrau bebte zusammen und wurde todtenbleich. „Leonore!" rief sie mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens, „ich bitte dich, Leonore, gib Acht auf deine Worte!" Aber das starre Mädchen sah sie noch einmal mit demselben wild und schmerzlich aufleuchtenden Blicke an, strich dann hastig mit der Hand über Kopf und Stirn der Mutter und verhüllte das Gesicht mit herzzerreißendem Weinen. In heftigster Bewegung eilte die Freifrau hinaus. Bald darauf fuhr sie ab. Wir hörten nur, daß sie eine Conferenz mit den Aerzten gehabt hatte. Von Leonorens Abreise war nicht mehr die Rede, aber sie wurde von uns getrennt durch Madame Bernard selbst. Sie wurde wie eine ansteckende Kranke gehütet. Einige Tage später kam der Freiherr und seine Mutter. Wir hielten den Athem an, lauschten und bebten, wenn wir den Schritt oder die Stimmen der düstern Gestalten hörten. Ach, es war uns Allen, als fiele Vergeltung von unsern Herzen, als es endlich hieß: Morgen reist Leonore von Werdenberg mit ihren Verwandten ab und verläßt uns für immer!

Als Leonore Abſchied von mir nahm, wurden wir einzeln zu ihr geführt. Ich erſchrak bei ihrem Anblick. In ihren bleichen, ſtarren Zügen war eine auffallende Aehnlichkeit mit dem unheimlichen Ausdruck, dem unſteten, geiſtesflüchtigen Blick der Großmutter. Sie war abgezehrt und erſchien dadurch größer und dunkler als ſonſt. Mit traurigem Lächeln reichte ſie mir die eiskalte Hand und ſagte: „Ich nehme Abſchied! Weine nicht! Ich bin wie eine Greiſin unter Kindern. Die Leonore, die du lieb hatteſt, liegt mit Elsbeth begraben.“ Dann nahm ſie mir jenes Album aus der Hand und ſagte mit leiſem Spott: „Müſſen ſich denn auch Geſpenſter in eure Fremdenbücher ſchreiben?“ Und ohne mein Sträuben zu beachten, warf ſie die obenerwähnten Bibelworte aufs Papier, um deren Zuſammenhang mit ihrem Schickſale ich ſie vergebens bat.

Ich hielt das arme Kind für geiſteskrank und wagte keine Einrede. Madame Bernard wollte ſich auf Erklärungen nicht einlaſſen und verbot uns endlich, von Leonore überhaupt noch zu ſprechen. Dadurch bekamen natürlich die Spuk- und Schauergeſchichten erſt recht Bedeutung und Glaubwürdigkeit. Das Zimmer der Schweſtern war gleichſam verſemt. Es mußte neuen Hülfslehrerinnen eingeräumt werden. Das Rütteln des Windes an den Fenſterladen, das Raſcheln im Laub, das Knarren dürrer Aeſte trug uns Elsbeth's Klagen um die verlorene Lebensfreude zu, und wenn das Käuzchen auf einem nahen Kirchendache ſeinen unheimlichen Gruß entſendete, hörten wir deutlich Leonorens unverſtandenes, aber darum doppelt unſere Geiſter anregendes Wort vom weißen Schleier.

(In der folgenden Nummer das zweite Capitel: Auf Schloß Weidenberg.)

Die Flüſſe und das Meer.

Ein Naturbild von Karl Müller in Halle.

I.

Wenn — wie wir in Nr. 10 der „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ ſahen — aus den Quellen das Leben der Völker ſtrömt, ſo muß es mit den Flüſſen in minderſtens eben dieſem Grade der Fall ſein. Es iſt in der That ſo. Die Flüſſe ſind die Adern der Erde. Aus den Quellen geboren, gleichen die erſten Bäche den feinen Blutgefäßen, die ſich wie ein unendliches Netz durch den thieriſchen Leib winden, allmälig mächtiger werden, je nachdem ſie ſich untereinander zu größern Adern verbinden, bis ſie endlich in einem Hauptſtamme zuſammenfließen. Es iſt der Strom, der zum Herzen des Ganzen zurückkehrt. Der Ocean iſt das Herz der Menſchheit, das für alle Nationen ſchlägt. Der innige Zuſammenhang aller Meere auf dem ganzen Erdboden macht das Bild um ſo wahrer.

Zu dieſem Herzen eilen die Flüſſe der Erde, mit ihnen die Völker. Die Geſchichte der Menſchheit beweiſt es. Die älteſten Ueberlieferungen der Chineſen erzählen, daß die Urväter ihres Stammes von dem hohen Tafellande Aſiens herabkamen, von welchem auch ihre Flüſſe herab zum Weltmeer eilen. An ihnen entlang — ſo erzählen ſie weiter — folgten ihre Väter auch bis zum Ocean. An den heiligen Strömen, dem Indus und Ganges, in den Ebenen von Hindoſtan war's nicht anders. Hier war einer der Sitze der erſten Menſchencultur. An den Flüſſen liegt das fruchtbare Land: es wurde das erſte Paradies des heiligen Volks. Hier am Ganges, der Göttin der Reinheit Ganga geheiligt, am Indus, am Sihon und Sihon findet ſich der erſte Ackerbau, findet ſich die älteſte Religion, die älteſte Sprache. Und welche Sprache! Es iſt die Sanskrit, ſo ſtolz in ſich ſelbſt ausgebaut, wie ſtolz die Berge des Himalaya zum Himmel emporſtreben; reich genug, um der Mutterſchooß faſt ſämmtlicher Sprachen zweier Erdtheile, Aſiens und

Europas, zu werden. Jetzt noch finden sich dort nicht minder die Ueberreste hoher Tempel und Paläste, wie sie sich noch an dem Sitze einer zweiten Menschencultur, in Nordafrika, in den Pyramiden, in den Ueberresten des hunderthorigen Theben finden. Auch die Bibel verlegt das Paradies ihres ersten Menschengeschlechts in eine ähnliche und benachbarte Gegend: in die fruchtbaren Ebenen des Euphrat und Tigris, das jetzige Mesopotamien. Höher schlug das Herz der jüdischen Dichter, wenn sie von dem Gelobten Lande, wenn sie von Palästina sangen. Es war das Land, wo Milch und Honig floß; der Jordan bewässerte das kleine Judäa, das Land der fürstlichen Sehnsucht; der Jordan, einst so groß und mächtig, daß die Juden bei ihrem Einrücken in Judäa nur durch ein Wunder über ihn hinübergelangen konnten. Der größte Theil des Perserlandes, Assyrien, Babylonien, Armenien gehören hierher. Es waren die Flüsse, welche den fruchtbaren Boden theils anfüllten, theils bewässerten und somit diese Völkerheimat zu einem Paradiese verwandelten. Noch jetzt sehen wir auch bei amerikanischen Völkern dieselbe Erscheinung. Ueberall, wo sich in dem so trockenen Amerikanien ein Fluß, ein Creek (Fußähnliche Lache) vorfindet, überall fand an ihnen der fühne Ansiedler Leichtigkeit die Eingeborenen an diesen Stellen angesiedelt. Herr Kegel in Halle beobachtete Dasselbe noch seiner mündlichen Mittheilung auch bei den Indianern der holländischen Guiana. Die Erklärung dieser Erscheinung ist dieselbe, wie wir sie schon bei den Oasellen Afrikas fanden.

So war es einst. Und jetzt? Hingeschwunden ist die Majestät der Völker des Alterthums mit ihren Flüssen, die versiegten oder deren Wassermassen gegenwärtig in keinem Verhältnisse zu den frühern stehen. Den Ganges, in den Liedern des Orients in dem rosigen Lichte der Morgenröthe eines alten Menschengeschlechts erscheinend, fand der Reisende Hoffmeister jenes alten Ruhms nicht mehr werth, wenn auch an seinen oft Nebenflüssen, von denen noch jetzt keiner der Themse nachsteht, noch gegen 20,000 Schiffer leben. Persien hat seinen einzigen schiffbaren Fluß mehr. Die Schätze eines fruchtbaren Bodens liegen todt in der Ebene, da sie kein Wasser bewegt. Dem Beduinen gleich, ist die einst so edle Gemüthsart des Persers in Grausamkeit und Wustheit übergegangen. Durch das ganze Mesopotamien füllten einst Euphrat und Tigris die Kanäle mit ihrem Ueberflusse an; der Euphrat ergoß sich schiffbar in das Erythräische Meer, ein willkommener Landungsplatz für die Schiffe aus Indien. Jetzt durchkreuzen räuberische Beduinen das Mündeland. Das Wasser ist verschwunden, mit ihm Schiffahrt, Handel und edle Sitte. Babylon ist gefallen und Ninive liegt im Staube, Städte, von denen daher Cultur erst die allerneueste Zeit in den Ausgrabungen der herrlichsten Bildwerke Zeugniß erhielt. Niemand sieht mehr an den Quellen des Euphrat und Tigris das Paradies der Bibel. Aegypten, dieses alte Land der Cultur, ging durch dieselben Ursachen unter. So auch ist hingeschwunden die Majestät Palästinas — das Reich der Juden ist vernichtet. Wo Christus in der Krippe lag, wo eine weltbeherrschende Lehre aufging, welche ihre schönsten Bilder nur aus einer schönen Natur genommen haben konnte, da ist jetzt traurige Wüstenei. Die Macht Jerusalems blickt wehmüthig herein in das Herz des Geschichtsforschers aus fernerschöner Zeit. Noch irren seine Enkel wie ausgestoßene Kinder in aller Welt. Das einst so mächtige, gesegnete, das Gelobte Land hatte nicht mehr zu bieten, was es einst bot, als auch der Jordan seine mächtigen Fluten durch seine Ufaue wälzte. Es mußte seine Kinder hinausstoßen in fremde Meeren. Das traurige Schauspiel ist noch heute kaum beendigt. Noch immer halten ihnen die Erben der jüdischen Bücher und Weisheit, die christlichen Völker Europas, das Kreuz entgegen, an welchem ein großer Lehrer der Menschheit durch die Hände ihrer Väter sein Leben endete. Als es diese Missethat den Juden ihr Paradies genommen, hat Jahrhunderte hindurch der Abscheu vom Ewigen Juden in den Herzen fanatischer und verblendeter Christen gelebt. Es war eine andere Missethat, welche die Juden aus Palästina trieb. Sie war keine andere als die aller jener unter-

gegangenen Völker des grauen Alterthums. Der Naturlogen der Vorzeit: Mond, Quelle, Garten, wurde vernachlässigt; mit ihnen schwanden Handel, Kunst, Wissenschaft, Sitte. Die Städte sanken, die Völker mit ihnen. Aus dem kleiner gewordenen, übervölkerten Palästina wanderten die Juden, weil sie die Natur dazu zwang.

Die Gegensätzlichkeit von Wald und Wasser wollen auch bei den Flüssen. Gehen wir nach dem wasserreichsten Erdtheile, nach Südamerika. Da stehen die Urwälder in majestätischer Pracht und ebenso majestätisch die Flüsse. Erstaunt sang Pinzon, der erste Europäer, welcher den Amazonenstrom 1498 erblickte: „Mehr oder nicht? einstimmig: Mare-mmm!“ daher auch sein zweiter Name Maranon, während er den Namen Amazonenstrom erhielt, da ihn Orellana 1541 besuchte und an Weibervolk an seinen Ufern fanden wollte). Er hat eine Fläche von 81,000 Quadratmeilen und eine Länge von 730 geographischen Meilen. An sechzig Nebenflüsse aufnehmend, fließen in ihn der Ucayale, Rio Purus, Rio Negro, Madeira, Flüsse, mit denen sich kein europäischer messen kann. An der Mündung ist der Maranon noch so breit, daß man seine Ufer noch nicht in seiner Mitte sehen kann, und seine Wassermassen sind so gewaltig, daß er seine Wogen gegen 60 Meilen weit noch unvermischt ins Meer hineinwälzt. Man braucht kein anderes Beispiel für den Wasserreichthum Amerikas als dieses. Ein Zweig ist dagegen unser Vater Rhein. Amerika besitzt Hunderte solcher Ströme, und wenn der Rhein schon eine solche Bedeutung besitzt, wie er sie für den Handel von Deutschland wirklich hat, wie viel größer muß dann die Bedeutung jener Riesenflüsse in Amerika sein! Es heißt auch weislich zu, daß Flüsse und Seen in jedem Lande der Bemeis von Volksreichthum sind und in Amerika sind diese Punkte vorzugsweise die Heimat des Reichthums. Welche Zukunft muß ein solches glücklichgestelltes Volk haben, wenn es seine Gewässer zu erhalten weiß!

Amerika hat augenblicklich seinen natürlichen Meister im treuen Wasserreichthum. Wo anders als hier in Essequebo und Orinoco findet sich die Königin der Wasserwelt, die majestätische Wasserrose Victoria regia? Ihre Blüte, von fast einer Fuß Umfang, ihre Blätter, von einer Größe von sechzehn Fuß und einer Dicke, daß nicht allein die Wasservögel ihre Wohnungen auf ihnen aufschlagen, sondern auch Kinder wie auf Betten auf ihnen stehen können: sie sind die wunderbaren Zeugen eines unendlichen Lebens durch das Wasser. Hier ist die Heimat der Palmen und baumartigen Farrenkräuter. Im Maranon wachsen Dolzpalme. Riesenbast wird Alles, dessen sie vorzugsweise an das Wasser gebunden ist. Darum ist Südamerika zugleich das Land der Amphibien. Hier ist die Heimat der Riesenschlangen, der Alligatoren. In den Gewässern lebt das Wunder der Fische, der Zitteraal, dessen elektrische Kraft Reise und Kinder betäubt, hier so zahlreich, daß — wie Humboldt erzählt — einst die Steppenpferde von Uritucu verändert werden mußte, weil sich die Zitteraale in solcher Menge in einem sümpfichen Anwasser hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furt ertranken. Selbst den Angelnden am Ufer erschrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. Selbst die übrigen Fische meiden ihren furchtbaren Verwandten. Wie hier aus dem Wasser elektrisches Feuer bricht, so schwebt es auch über dem Wasser. Scharen von Insekten mit phosphorigem Scheine, die mächtigen Laternenträger, schweben Irrlichtern gleich durch die Urwälder. Zahllose andere Insekten, meist an weiße Luft gebunden, gesellen sich zu ihnen. In der wasserreichen Guiana sieht man den größten Käfer der Welt, den mächtigen Herculed. Im schwirrenden Ringe treibt er sich um den Alt und hat ihn in kurzer Zeit mit seinen Hörnern durchlöchert, um seinen den Saft des Baumes zu saugen. Wer hier in Essequebo das Wunder der Wasserschlangen, die eben genannte Victoria, das staunende Auge des Wanderers fesselt, so ziehen nicht minder die Pflanzen wahrer Baumstämme seine Aufmerksamkeit auf sich. Aus einem Stamme treibt er in das andere, denn er liebt vorzüglich Arten des sammtigen Geschlechts der Malvenblume (Ur-

rahren) zur einem jener Stämme, Pflanzen, ebenso ganz wie prachtvoll blühend, in seiner europäischen Heimat aber nur in tiefen Sümpfen erscheinend. Hier hat sich der Sumpf auf die Bäume verlegen; denn wie ein ewiger Wasserfall träufelt das unaufhörlich sich bildende Wasser des dichten Urwalds von den Stämmen herab. Sein Staunen ist noch nicht vorüber, da erscheint ein neues Wunder. Frösche sieht er auf denselben Bäumen leben. Mit wunderbarer Schnelligkeit wagen sie den Sprung von einer Höhe zur andern, sich schallend mit den sachenden Brustsäcken, die ihnen die getrennte Natur zu diesem Zwecke mit auf Leben gab. Die ganze Natur athmet die Ueberfülle des Wassers. Nächer und ferner Donner der Wasserfälle verkünden dem Wanderer den Reichthum mitten im hohen, dornartigen Urwalde, den kaum ein Sonnenstrahl durchdringt. Was würde Südamerika bei dieser Ueberfülle des Pflanzenreichs ohne seine Flüsse sein! Wer sie sind fast der einzige Weg, durch die Länder zu dringen. Das Thierreich ist der lebendige Abglanz dieser Pflanzenwelt. Scharen von Vögeln und Affen, meist an das Pflanzenleben gebunden, fanden hier, wie Insekten und Amphibien, ihre eigentliche Heimat. Der Mensch macht seine Ausnahme von dieser Regel. Auch bei ihm hat sich das Pflanzenleben in seinem Antlitze, in seiner Lebensweise, in seiner Geschichte abgeprägt. Am Ausflusse des Orinoco lebt ein ganzer Indianerstamm, die Guaranen, den Affen ähnlich, auf den Stämmen der Mauritiuspalme, von deren Früchten sie sich nähren. Und doch hat diese niedere, thierische Lebensweise verbunden mit der sumpfigen, ungesunden Beschaffenheit des Gebietes, ihnen ihre Unabhängigkeit bis heute erhalten. Ohne diese Begünstigung durch die Natur würden sie längst ihren zahlreichen Feinden erlegen sein. Ernst und sinnend schleicht der Indianer durch den hohen Urwald, still und verschlossen wie der unerforschliche Urwald selbst. Keine Heiterkeit belebend, ist der Blick seines Auges auch nur auf die Nähe gerichtet. Jede edlere Sitte hat der den Geist niederdrückende Urwald erstickt. Hier wohnt das häßliche Laster des Diebstahls und Raubes, ein Abscheu der Menschheit, wie Humboldt sagt, dem Aderbau fremd, Aexten, Hummi und Erde genossen. „Mit unnatürlicher Begier trinken hier einzelne Völkerstämme das ausgepreßte Blut ihrer Feinde. Andere würgen, scheinbar wahnsinnig und doch zum Mord vorbereitet, ihren ergebenen Bruder, ein tödtliches Gift, von Curare, unter ihren Daumennagel verborgen, treffen höchst Unbedeutendes schon den Tod verursacht." So beweist dieser wunderbare Erdtheil auch die tiefe Wahrheit, wie ein Stoff im rechten Maße allein nur der rechte Geister wird, während der Ueberfluß des Wassers deutlichen schrecklichen Einfluß mit sich führt wie die größte Dürre. In Südamerika berühren sich diese Gegensätze. Ganz anders Afrika, wo lechzende Oasen in der Wüste auftreten. Da jagt der königliche Löwe durch die Wüste. In Kraft ihm verleihen, stehen ihm zur Seite der Tiger, die Hyäne, die wunderbare Giraffe, die größten Thiere der Welt. Das Rhinoceros, in ähnlichen gemäßigten Verhältnissen, aber unter heißem Himmel, durchbraust mit donnernden Schritten die Wälder Javas. Im Himalaya bereitet die Natur dem großartigsten Thiere der Erde, dem Elefanten, seine Wiege. Wohin wir auch blicken, es ist das rechte Maß des Wassers, es gut Gestalten, denen man doch — abgesehen von Blattkraft und Blumenfreude — in anderer Hinsicht den Charakter des Oeden nicht absprechen kann.

Wir haben Asien berührt. Es ist auch bei unserm Gegenstande noch in anderer Hinsicht merkwürdig. Die Flüsse verbanden die Völker. Wo sie nicht sind, ist der Mensch abgeschlossen und vergrabt sich in isolirter Civilisation. Ohne beweist es. Durch seinen Fluß mit seinen Nachbarn verbindet der Himalaya verbunden, wol aber durch die mächtige Gebirgsfeste der Welt von ihnen getrennt, verharrt es schon seit 2000 Jahren auf der Stufe derselben Bildung. In Bienen und voraus, gute Astronomen, Kenner des Dampfs, im Besitz vieler aufgeblühter Industriezweige, voll Fleiß und Gelehrigkeit beharrt der Chinese in einer todten Civilisation. Eine Nationalität ist die Bildung der

anderm, so gut wie in der Natur ein Stoff den andern erlöst und von seiner niedern Stufe zu einer höhern aufwärts führt durch gegenseitiges Aufeinanderwirken. Ohne dieses naht der Tod. Nur gesellschaftlich löst der Mensch seine hohe sittliche Aufgabe: das Weltall zu ergründen, es innerhalb der Naturgesetze zu beherrschen, sich in Einklang mit der Natur zu setzen und darin sein Himmelreich zu finden, in welchem ihm die gütige Natur die Früchte des Paradieses zum freien Genusse, die Elemente und ihre Potenzen für Kunst und Wissenschaft darreicht. Wie diese hohe Aufgabe nie ein Einzelner löst, wie Jeder nur ein Scherflein zum Ganzen beiträgt, Einer des Andern Lehrer und Helfer war, ebenso hat auch jede Nation ihre besondere Aufgabe zu lösen. Darin beruht die Solidarität der Nationen, an welche die stillstehenden Politiker nicht glauben wollen und mögen, die sich in unserm Falle in China aber schon als eine innerste Nothwendigkeit darstellt. Wie diese vorhanden, da wird der Mensch das Rad der Weltordnung nicht verrücken. Nur Eins bleibt ihm übrig: diese Nothwendigkeit, diese Aufgabe im rechten Lichte zu erkennen, danach zu handeln und — die Natur zu pflegen. Die Flüsse gehören dazu wie das Meer.

Der Mensch hat Wolken, Regen, Quellen und Flüsse angebetet, es sollte uns nicht wundern, wenn er auch den Ocean, welcher die Adern der Erde tränkt und wieder auftrinkt, angebetet hätte. In der That. Die Mittagsschlange unserer heimischen Väter war das Sinnbild seiner Verehrung. Das Volk, welches sich den Ocean unter dem Bilde einer Schlange vorstellte, war gewiß noch im Zustande seiner Kindheit, wo man die Gegenstände nur vergleicht. Es ist vieles Bild nur ein Vergleich, der aber in der Natur etwas für sich hat. War doch die Schlange von jeher das Sinnbild der Ewigkeit. Die Ewigkeit schlingt sich um den Erdball. Auch der Ocean thut es, beweglich wie die Schlange, in sich selbst zusammenkriechend, wie die Schlange nach den Vorstellungen der Alten ihr Ende beißet. Daher das schöne Bild vom Ringe, den die Braut mit dem Bräutigam wechselt zum Zeichen ihrer ewigen Liebe. Gewiß, die Vorstellung unserer alten Väter war — wenn man ihr Sinnbild von dieser Seite auffaßt — ebenso dichterisch schön, wie es auf den ersten Blick nichtssagend erscheint. Wie der Mensch, so seine Götter. Auch der Grieche verehrte den Ocean. Aber wie verschieden! Der Gott des Oceans war Poseidon, ein kriegerischer Gott. Die Griechen waren groß und mächtig durch den Ocean geworden; er hatte ihre Flotten getragen, ihren Wohlstand gehoben, war ihnen, den geborenen Kindern des Meers — weil Küsten- und Inselbewohner — günstig erwesen und ihre Dankbarkeit verwandelte sich folglich in Religion. Aus diesem Grunde erklärt sich's auch leicht, warum sie ihre Göttin Pallas Athene, ursprünglich Wassergöttin, zur Schutzgöttin ihres Staats machten. Ein Volk, das solches that, hatte die Bedeutung des Oceans für sich tief begriffen. Hier ist der Gott ein praktischer, bei unsern Germanischen Vorfahren ein rein dichterischer. Ein ähnliches Schauspiel sah die Weltgeschichte in der alten Republik Venedig. Ins Meer hineingebaut, daß man nur zu Wasser zueinander kommen kann, wurde Venedig in frühen Zeiten die Beherrscherin des Adriatischen und ganzen Mittelmeers. Seine Flotten beherrschten die Völker und trotzten seine Besitzungen in Kleinasien. Nur durch das Meer hatte Venedig seine Macht erworben. Daher das jährliche große Fest, wo sich der Doge mit dem Meere durch einen ins Meer geworfenen Ring vermählen mußte. Venedig war ein zweites Rom geworden, seine Flotten auch einst in die Verhältnisse der Völker eingriffen.

Wie wenig würden die Völker ohne den Ocean geworden sein, besonders in einem Zeitalter, wo noch von keinen Eisenbahnen, keinen elektrischen Telegraphen die Rede war. Das Meer erweckte die großartige Schiffbaukunst im Menschen. Diese bedingt wieder hundert andere Industriezweige und drückt den Strandbewohnern unverkennbar einen neuen Charakter auf. In den großartigen Palästen strotzt nun der Mensch des unermeßlichen Meeresbettes. Wie er der Herr der Erde schon durch die kühnsten Bauwerke, so ist er

nun auch derselbe Herrscher auf dem Wasser. Völker, deren Macht jetzt im Staube ruht, vollbrachten ihre schönsten Thaten auf dem Meere. Spaniens [illegible] Columbus, dessen Entdeckung von Amerika zu den großartigsten Leistungen in der Weltgeschichte gehört. Nicht allein, daß er damit einen neuen, mächtigen und so großartig wunderbaren Welttheil aufschloß, vernichtete er damit zugleich ein ganzes Heer von falschen Vorstellungen in der Seele der Menschheit der Alten Welt. Die Erde war auf einmal erweitert durch das Genie, den Muth und die Ausdauer eines einzigen Menschen. Millionen von neuen Brüdern hatte die Alte Welt gewonnen. Der Hochmuth dieser Alten Welt, die sich bis dahin allein nur als die Auserkorene des Himmels betrachtet hatte, war gebrochen. Der Beweis für die Kugelgestalt der Erde konnte praktisch geliefert, die Vorstellung von der Hölle unter uns, wo der Mensch nun neue Brüder als seine Gegenfüßler antraf, vernichtet werden. Jetzt gab es kein Oben, kein Unten mehr. Ueberall war der Mensch oben und unten. Die alten Gewalten hatten plötzlich in ihren Händen eine Ruthe weniger für die Menschheit. Man sagt gewiß nicht zu viel, wenn man behauptet, daß die Entdeckung von Amerika, welche auf einmal eine solche Menge von falschen Ansichten vertilgte und eine Menge neuer, vernünftiger in ihrem Gefolge hatte, als unmittelbare Vorläuferin die Kirchenreform erst ermöglichte, während man hundert Jahre früher noch Huß auf dem Scheiterhaufen verbrannt hatte. Man denke sich die unermeßliche Wichtigkeit, welche der neuentdeckte Welttheil der Geographie, dem Handel brachte; man denke sich die Wichtigkeit der europäischen Ansiedelungen daselbst, wie namentlich später die Engländer ihre Colonieen in dem heutigen Nordamerika gründeten; wie dieses die Wohnstätte einer neuen Freiheit geworden und ein so großartiger Kanal für die Volksüberfülle Europas fortwährend bleibt; man erinnere sich, daß uns Amerika die Kartoffel, dem südlichen Europa den Mais gab, und man wird die That Christoph Columbus' weit über die größten Siege und Eroberungen der größten Feldherren aller Zeiten stellen. Wenn man daneben bedenkt, daß der unendliche Reichthum, welchen Spanien aus Amerika bezog, eine ebenso unermeßliche Ueppigkeit in Spanien erzeugte, daß dieses daran zu Grunde ging, und mit seiner gebrochenen Macht auch die furchtbare der Inquisition, welche so lange die Geißel der Welt war, dann weiß man nicht mehr, wo man seine Bewunderung bergen soll, mit der uns die Folgen einer einzigen That erfüllen.

Auch Portugal führte seine glänzendsten Thaten mit seinen weltumsegelnden Schiffen auf dem Ocean aus. Schon 1471 passirten portugiesische Schiffe die Linie. Unter Vasco de Gama entdeckten die Portugiesen 1498 den Seeweg nach Ostindien; gründeten 1518 die ersten Niederlassungen auf Java, in demselben Jahre in Bengalen; begründen gleichzeitig den Handel mit China; entdecken unter Magelhaens 1519—21 die südwestliche Durchfahrt nach Ostindien; 1521 unter demselben unsterblichen Führer die Marianen, Philippinen, Ladronen; entdecken 1542 Japan. In Afrika hatten sie schon 1495 St.-Thomas, 1197 St.-Helena, 1498 Mozambique, 1500 Madagaskar entdeckt. Im Jahre 1654 erobern sie Brasilien und begründen daselbst ein eigenes Reich, das sich bis auf die neueste Zeit erhielten. Unermeßlich bereichert ging die Länder- und Völkerkunde aus diesen muthigen Thaten hervor.

Woher schreibt sich der Reichthum und die geistige Kraft der Holländer? Der Ocean war der Begründer derselben. Schon 1595 segeln sie unter Cornelius Houtmann nach Ostindien und begründen auf Java ihre erste Niederlassung, welche die Goldgrube, der Segen Hollands bis auf die neueste Zeit blieb, seitdem dieses Volk seit dem Jahre 1621 eine eigene Regierung zu Batavia gründete. Nachdem die Niederländer im Vereine mit England 1588 die unüberwindliche Flotte Spaniens vernichtet, richten sie 1623 auch den spanischen Handel und 1639 nochmals die spanische Flotte zu Grunde. Ihre

Entdeckungen für Geographie und Naturwissenschaften mittels ihrer Schnelligkeit nur nicht gering anzuschlagen. Sie währen noch in der neuesten Zeit.

Und Englands Schon 1600 begründeten die Engländer die Ostindische Compagnie durch eine Hand voll kühner Kaufleute. Das halbe Asien ruht seit jener Zeit allmälig in ihrer Hand, der großartigste Markt, den sich je ein Volk für seine Industrie erwarb. Von diesen Nationen aus hat England in der neuesten Zeit das bis dahin geheim verschlossene China gezwungen, mit den Völkern der Erde in Verkehr zu treten. Ein unermeßlicher Austausch der Gedanken durch den Handel hat endlich auch dort begonnen. Im 17. Jahrhundert finden wir England fortwährend mit den Niederlanden und Frankreich auf dem Meere streiten, bis es endlich eine Höhe erreichte, der man zur See kein zweites Volk der Geschichte an die Seite stellen kann. Schon seit 1615 auf Barbados, 1583 in Neufundland, 1607 in Virginien, 1664 Neuyork erobernd, begründen die Engländer 1670 ihre Souverainetät in Westindien durch den Vertrag zu Madrid, bringen 1713 die Hudsonsbai und Terreneuve an sich, errichten seit 1715 einen blühenden Schleichhandel nach den spanischen Colonieen in Südamerika, machen sich 1763 zu Alleinherrschern des vordern Nordamerikas und legen somit den Grund zu jener Macht, die wir noch jetzt bewundern. Dieser Schleichhandel, welcher 1737 seine Blüte erreichte, verbunden mit den geographischen Entdeckungsreisen nach dem grauenvollen Eismeere des Nordpols, auf denen nur höchste List und Ausdauer ein gutes Ende herbeizuführen vermögen, führte Englands Seemänner auf eine Höhe der Kunst und des Muths, womit sie alle Völker der Erde übertrafen. Auch die Entdeckungsreisen in das Eismeer wurden eine wichtige Quelle des englischen Reichthums. Durch sie wurde der großartig einträgliche Walfischfang sowie der Pelzhandel begründet. Man kann sich eine Vorstellung von dieser Bedeutung des Walfischfangs machen, wenn man weiß, daß in diesem Augenblicke die Vereinigten Staaten 605 Schiffe, eine Bemannung von 19000 Schiffern, ein Anlagecapital von über 25 Millionen Dollars auf diesen Industriezweig verwenden und daraus einen Ertrag von 15 Millionen Dollars jährlich ziehen! Die gefahrvolle Jagd auf den Walfisch, wie der Fang des Stockfisches an den stürmischen Küsten von Neufundland, wo noch jetzt jährlich eine Flotte von 16,000 Seeleuten beschäftigt ist, den Kabeljau zu fangen, schuf England Männer, deren Jeder ein Held sein mußte, um dem Grauen des Eismeeres Trotz bieten zu können. So hängen wunderbar die Geschicke der Völker, ihr Charakter, ihre Kunst, ihre Wissenschaft von der Natur ab, die ihn vorwärts lockt durch einen materiellen Vortheil in Wüsten und grauenvolle Einöden des Eismeers und ihn dadurch wie unversehens zur höchsten geistigen Würde emporhebt. So hat auch das Meer unsterbliche Namen in den Kranz der Weltgeschichte geflochten, Namen eines Columbus, Magelhaens, Amerigo Vespucci, Drake, Walter Raleigh, Cook, Baffin, Hudson, Parry, John Roß, eines Franklin, den noch jetzt um die Wette die Völker Englands und Nordamerikas in den Eissteppen des Nordpols suchen.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Englands berühmte Namen.

6. Harriet Martineau. Elliotson. D'Israeli. Robert Owen.

Wenden wir unsere Schritte dem Regents-Park zu, der mit seinem frischen Grün, seiner sanften Stille, seiner friedlichen Abgeschlossenheit wie ein Oden des Glücks inmitten dieser zwei Millionen Sterblicher liegt. Ringsum in einem Kreise, der vielleicht drei englische Meilen mißt, schließen ihn Häuser ein, deren Wohnzimmer eine Aussicht

wie in einer grünen Landschaft, bieten. Im innern Bezirke gibt es nur einzelne Landhäuser, vielleicht zwei oder drei, die hier, von großen Gärten umschlossen, unter den Bäumen versteckt liegen. Nach einem solchen Landhause richten wir unsere Schritte. Wir erreichen das Thor, das sich ohne Verschluß in seinen eigenen Angeln rechts und links des Besuchers einläßt. Hinter demselben steht ein kleines Häuschen, in diesem wohnt der Thürhüter, der Hunde und Diebe zurückhält, einem Gaste aber ohne Weiteres mit einem Fingerzeig den Pfad nach dem Herrnhause andeutet. Zwei große Löwen ruhen hier an beiden Seiten des Portals in ihrer steinernen Unbeweglichkeit. Wir schellen. Die Thür des Hauses öffnet sich weit und ein stattlicher Mann im schwarzen Frocke und weißer Halsbinde begrüßt uns mit der Würde eines Pascha. Hinter ihm stehen zwei gepuderte Häupter mit rothen Plüschhosen und weißen Tuchfracks, die dem schwarzen Würdenträger als Trabanten dienen. Dieser verbeugt sich gravitätisch, sobald er den Namen des Gastes erfahren und schreitet voran in das Gesellschaftszimmer, in das er den Namen des Kommenden ruft. Es sind schon mehre Gäste versammelt. Zunächst lernen wir eine Dame kennen von mittlerer Größe und schlankem Wuchse. Sie ist vielleicht einige vierzig Jahre alt. Ihr Antlitz ist geistig und belebt, nicht hübsch, nicht häßlich, aber angenehm. Sie ist mit Geschmack, doch einfach gekleidet. Sowie man eine Unterhaltung beginnen will, hält sie ein Rohr an ihr Ohr und reicht dem Andern einen Tubus, der beinahe wie ein Pfeifenkopf aussieht; in diesen muß man hineinsprechen. Wir haben Fräulein Harriet Martineau vor uns, eine der originellsten und berühmtesten Frauen des Jahrhunderts, deren Individualität sich nach keiner Richtung hin vor den strengen Formen des socialen Zwanges beugt. Fräulein Martineau gehört zu den Unitariern und steht aus diesem Grunde schon außerhalb der gewöhnlichen englischen Gesellschaft, die es als nicht Lady-like verdammt, einer religiösen Sekte anzugehören. Die Unitarier halten aber wieder unter sich zusammen und bilden ein Verbrüderung, die sie enger aneinanderkettet als selbst die Israeliten sich aneinanderhalten. Die Unitarier tragen ein eigenes Gepräge. Sie sind besonders gut und brav, christlich theilnehmend und brüderlich; aber dabei etwas selbstbespiegelnd. Sie sind gut, aber mit Bewußtsein. Sie bilden darin den Uebergang zu den Quäkern, bei denen das Gemessene noch durch die Kleidung gehoben wird. Dann drängt sich bei den Unitariern eine gewisse demonstrative Logik hervor, sie wollen Alles auseinandersetzen, immer definiren, wollen die Liebe, die Leidenschaft immer auf ein gewisses Maß beschränken. Die Pflicht ist ihre Losung. Die Poesie des Lebens kennen sie wenig. Die Vernunft steht bei ihnen überall Schildwache und präsentirt das Gewehr nur vor der Logik. Aus dieser Schule ist Fräulein Martineau hervorgegangen. Was ihr Talent hervorbringt, bestimmt sich mittelbar durch diese ersten Eindrücke. Lord Melbourne wurde auf sie aufmerksam und beauftragte sie, im Sinne der Regierung politische Oekonomie in kleinen faßlichen Erzählungen für das Volk zu schreiben; sie löste diese Aufgabe befriedigend. Dadurch erwarb sie sich einen Namen in der Literatur. Sie versuchte sich dann im Roman und fand auch da ein Publicum, das sie las, obwol ihre Schriften zu breit angelegt sind und eine zu offen ausgesprochene didaktische Richtung haben, um den Leser erwärmen und mit fortreißen zu können. Sie reiste dann in Amerika und beschrieb diese Reise. Sie reiste nach Aegypten, enthusiasmirte sich für die Pyramiden und die große Sphinx in Theben, schrieb ein Werk in drei Bänden über ihren dortigen Aufenthalt und sandte ein Exemplar an Thomas Carlyle mit der Bemerkung: Es sei ein Buch, das leben würde. Man kann einem Aufenthalt unter den Mumien nur zugute halten, wenn man daselbst lernt, für die Unsterblichkeit schwärmen. Jetzt wohnt sie an einem See in Cumberland in einem reizenden kleinen Landhause. Ihre Gesundheit, die lange leidend war, hat sich durch Magnetismus hergestellt, und da ihr Wohlwollen für die Menschen es nicht gestattet, daß ihr selbst etwas Gutes geschähe,

das sie nicht auch Andern wünschte, so hat sie seitdem manchen Aufsatz in den Blättern ergehen lassen, um alle Welt auf diese wohlthätige Kraft der Natur hinzuweisen. Sie besitzt einen kleinen Acker, den sie sorgfältig bebaut, und die Ergebnisse ihres Gartens verschenkt sie regelmäßig durch die „Times", damit auch die Pächter Englands in diesen schweren Zeiten von ihr lernen. Kurz, sie ist unermüdlich thätig. Sie schreibt eine Geschichte Englands, arbeitet in ihrem Garten, hängt dann wieder einen Ranzen über die Schultern, zieht wasserdichte Stiefeln an und wandert Tage lang über die Berge. Dabei ist sie hülfreich überall und hat ein offenes Ohr für jede Klage, jede Sorge, jede Bedrängniß. Das große Publicum hat ihr daher stets eine große Achtung gezollt. Und fand sie in den Kreisen der Aristokratie keine Aufnahme, weil ihre Religion ihr hier entgegenstand, so konnte sie diese Zurücksetzung wegen anderer Bevorzugungen schon entbehren; es fehlte ihr nie an ausgezeichneten Freunden. Nur durch ihr letztes Werk hat sie auch diese ein wenig zurückgeschreckt. Die große Reformbewegung in der englischen Kirche hat sie nämlich so lebhaft ergriffen, daß sie zu einer neuen Prüfung ihrer Glaubenssatzungen veranlaßt wurde, deren Ergebniß bedenklicherweise das Ableugnen jedes positiven Glaubens geworden ist. Diese Ueberzeugung hätte sie nun immerhin für sich gewinnen mögen, aber ihr System ist nun einmal, nichts Gutes für sich selbst haben zu wollen, und so mußte denn die Welt eine Correspondenz, die sie, über dieses Thema mit einem Herrn Atkinson geführt hat, veröffentlicht sehen, die ihr allgemein verübelt wurde. Die taube, aber, wie sie glaubt, geistig sehr scharfhörende Frau spricht in der Gesellschaft mit jedem Einzelnen so laut, wie zu einem großen Publicum, während jede allgemeine Unterhaltung dadurch abgewiesen ist. Es bleibt eine große Entbehrung, eines seiner Sinne verlustig zu sein. Man muß es Fräulein Martineau hoch anrechnen, wie sie diese schwere Lebensprüfung mit heiterm Lächeln hingenommen hat.

In ihren Umgebungen finden wir eine kurze, gedrungene Gestalt mit dem mächtigen Auge eines Löwenbezähmers. Es ist der berühmte Magnetiseur Elliotson. Es hongt einem ordentlich vor diesem Auge des Doctor Elliotson. Man sieht ihm an, daß die Natur ihm einen mächtigen Willen gegeben hat, unter dessen beständigem Impuls die Augenbrauen düster zusammengezogen sind und alle Züge eine Härte und eine Schärfe bekommen, die einem Rhadamanthus wohl anstehen würden. Es ist diesem vielgenannten Manne ohne Zweifel sehr Ernst mit seiner Wissenschaft, er übt sie nicht als Charlatan, läßt sich nie als Magnetiseur bezahlen; die freie Gabe der Natur meint er frei spenden zu müssen. Leider hat er aber die Schwäche des Experimentirens. Er sucht Hellseherinnen, eine Tendenz, die des Arztes nicht würdig ist. Natürlich ist Fräulein Martineau neben ihm über dasselbe Thema Feuer und Flamme. Sie hat bei ihren landwirthschaftlichen Studien kürzlich eine störrische Kuh magnetisirt und erzählt soeben dies interessante Factum eines wirklich „animalischen" Magnetismus.

Benutzen wir diese Episode und sehen uns in dem geselligen Kreise weiter um. Es fesselt uns ein Herr von mittlerer Größe und schmächtiger Figur. Sein schwarzes Haar hängt in lockigen Massen um sein Haupt, sein starker Backenbart bedeckt halb die schmale Wange. Sein Auge ist klein und tiefliegend, die Nase mit römischem Schwunge hervortretend. Seine Haltung hat beinahe etwas Gezwirntes, goldene Ketten und Nadeln schmücken seine Brust und überall erblickt man an seiner Toilette die Sorgfalt des Dandy. Es ist Benjamin D'Israeli, der jetzige Ex-Minister, den wir vor uns sehen. An seinem Arme befindet sich eine Dame, die älter und voller ist als der berühmte und originelle Redner. Sie blickt mit freundlicher Bewunderung auf ihren Gemahl, den sie gewöhnlich ihren Tiji nennt. Sie war Wittwe, reich, besaß Einfluß und schenkte ihm einst mit ihrer Hand zugleich einen Sitz im Parlamente. Kinder besitzen sie nicht, wodurch es ihm, dem frühern Israeliten, leichter ge-

worden ist, seine bekannte Theorie zu proclamiren, daß das Judenthum zu höchst religiösen und Staatszwecken wäre. Er stammte nicht in Verbindung, seine Kinder dieses Glück, daß ihm selbst durch seinen Vater entrissen wurde, wieder Heilbedürftig werden zu lassen. Er unterschied sich eben mit Herrn Brotherton, dem liberalen Parlamentsmitgliede, der wie Grawor, der baptistische Tischler, nur von Gemüsen lebt und somit ohne alle Leidenschaft sein müßte. Die Sekte, der er angehört, ist Vegetarians genannt, hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen. Fremer: Ein alter Mann, der seine Achtzig zählt, umgeben von einem großen Kreise von Damen, denen er sehr eifrig demonstrirt. Wie nähern uns. Seine Gestalt ist hoch und noch völlig aufrecht, der Kopf jedoch nur spärlich noch mit Haar geziert. Die Züge sind nicht bedeutend, nicht fein markirt, die Nase ist eine runde Masse, die Stirn weder hoch noch breit, eher sich zusammt gewölbt. Nur zwischen den Augenbrauen steigt eine gewaltige Erhöhung hervor, die wie eine Wallnuß sich hervorhebt, das Organ der Individualität. Der Träger derselben ist Robert Owen, der Träumer eines Utopien, einer bessern Welt, deren ganze Verwirklichung er noch zu erleben hofft und für deren, wie er glaubt, halbe Verwirklichung er sein großes Vermögen von hunderttausend Pfund bereits geopfert hat. Er sieht nichtsdestoweniger lange nicht arm. Das Lächeln der Zufriedenheit umspielt seine Lippen. Er sagt dem Kreise seiner Zuhörerinnen andeinander, wie viele arme Familien in diesem Hause Platz finden würden und wie viel glücklicher sie Alle wären in dem Bewußtsein, daß es Andern ebenso gut ginge wie ihnen selbst. Sie hören ihm sehr freundlich zu, aber — das können wir gewiß sein — keine würde, zur Verwirklichung dieses Volksglückungstraums, sogleich das Nächste, etwa ihre prachtige prächtige Toilette hergeben.

(Der lebende und letzte Artikel: Charles Dickens, folgt.)

Anregungen.

Ein berühmter Socialist.

Wer erwähnten häufig die „Französischen Dorfgeschichten“ von Emil Souvestre. Dieser französische Schriftsteller ging zu einer Zeit, als man noch nicht daran dachte, nach Himmelreichen Theorien die bestehende Gesellschaftsverfassung umzuändern, dieser Aenderung doch darin voran, daß seine Romane und Dramen auf einen außerordentlich schroffen Gegensatz zwischen Arm und Reich, Noth und Ueberfluß, Mangel und Gesell, Capitalisten und Arbeiter begründet waren. Emil Souvestre gab den Beweis für alle jene Behauptungen, die wir auf den französischen kennen, jene Romane, wo der Proletarier immer edel, der Marquis immer schlecht, die Mädchen immer tugendhaft, die Barone immer mindestens, hochmüthig ist.

Das Jahr 1848 hat aller Emil Souvestre mit Schrecken erfüllt. Seine Proletarier herrschten nun, gingen aber weder ins Theater noch kauften sie Romane. Die Aristos kam. Sie kam reich sein. Sie kam in der Literatur, in den Theatern. Man hieß Louis Blanc auf dem Stadthaus Reden halten. Die Banliers saßen unterm im Theater Spanole auf den Boulevards und applaudirten den Eindrücken ihrer Interessen, der Ordnung, dem Fleiß, der Tugend, der Mäßigung, der Beschiedenheit, der Treue der Regierungen, dem Ruhm der Kriegers, der Familie u. s. w. Emil Souvestre ist jetzt der leidenschaftlichste Anreger dieser Applaudissements geworden. Seine neuesten Schriften suchen Alles wieder gut zu machen, was seine Leser verloren haben konnten. Er ist nicht etwa mit seinen Erfahrungen in die Erdöder der vornehmen Welt übergegangen. Nein, er ist bei seinen Handwerkern, Bedienten und Adelsarbeitern geblieben. Aber er hat ihnen neue Gedanken eingeflößt. Er schildert jetzt einen Besitzen und einen faulen Gesellen, einen bescheidenen und einen anmaßenden; er läßt jenen zu Glück und Wohlstand kommen, diesen an der Gottesthat aber weil gar auf die Galeere. Er schildert nicht mehr vorübergehe Unternehmer, wucherische Meister, in Kurze lebende Capitalisten wie sonst, sondern ehe Reiche, theilnehmende Große, gewesse Besitzer, die die Armuth aufsuchen und das wucherische Elend zu mildern sür eine gewissenne Pflicht jedes Menschen halten, dessen sittliche Bildung einen kleinen Ueberschuß einbringt. Noch weinen bei ihm Arme ihre Thränen, aber auch die Reichen

sind die den englischen. Auch sie haben ihre Mucker. Ihre Bringen ihren Kummer mit der Presse. Ja noch mehr: sie sind möglicher als der Name. Sie haben schwarze Kostüme. Sie haben sich verbrüdert für treulose Freunde. Sie lieben Kapitalien in einer für „das Wohl der Menschheit" begonnenen Unternehmung schwanken, sie schwören und ganz verloren gehen; sie behalten aber ein Herz. Bettverbrennen, Menschenliebe, und Hehe: Ein christlicher Jean Mathieu oder Pierre Dupont tritt in ihnen, recht aus Bettgenehmigt seine Macht hin und her und sagt: „Herr Lacombe, ich bin nur ein armer Maurer, ein armer Gesell, ein armer Allgeist; aber ich habe mein Auskommen! Wissen Sie was? Wollen Sie mit mir theilen, wollen Sie mein Gast sein, Herr Lacombe? Wollen Sie von mir einen Beefsteak haben? O, ich bin fertig geworden, ich bin fertig geworden! Ich habe den Lacoste den Mund und die Hetzungen gemieden; ich habe die neuen Schriften des Herrn Emil Souvestre von meiner Tochter mir vorlesen lassen! O, Herr Lacombe, ich bin seiner von seinen trefflichen, aufstrebenden, alten Arbeitern, die sich gegen die Fabrikanten und die Meister und die Unternehmer in die Brust warfen! Ich bin jetzt Einer von Denen, die — u. s. w. Kurz, Emil Souvestre ist jetzt auch Einer von Denen, die — ich gegangen sind; wenigstens bemüht er sich in Kraft, die Widersprüchlichkeit seiner früheren Werke zu beseitigen.

Ein neues Kunstblatt.

Ein eigener Autorn schwebt bei uns über Zeitschriften, die ausschließlich den bildenden Künsten gewidmet sind. Sie erhalten sich nicht ohne breiten ein kümmerliches Dasein. Die Ursache davon scheint traurigen Erfahrungen mag theils in der Abneigung der Kunstwelt, über ihren Werken etwas Gedrucktes zu lesen, theils in der geringen Anzahl wahrer Kunstfreunde liegen. Beim großen Publikum geht der Kunstsinn meist über die Spannung, ob man mit seinem Loose bei irgend einer Kunstvereins-Lotterie mit einem schönen Bilde, am liebsten gleich mit einem von Lessing oder Bendemann, herauskommen, nicht hinaus.

Um so erfreulicher ist es, ein neues Kunst-Journal zu begrüßen, das, von C. Alexander Paul herausgegeben, theils durch den äußerst erbenklich billigen Preis (heilt durch Beilagen von Stahlstichen die Möglichkeiten einer steten Bekanntschaft mit den ganz besonders empfehlenswerthen Förderungsmitteln würde und unserer Ueberzeugung beim singen, wenn das Kunst-Journal die Absicht, auf die Künstler selbst zu wirken, ganz aufgabe und sich unter seinen Lesern nur vorzugsweise Laienkreise suche. Um nur die Anordnung des Schönen zu genießen, und so dem höchsten Kunstgenusse einen Kunstgenuß hervorzubringen, unter Nachweisung einer der Kunst entgegenkommenden Stimmung unter den Massen ist ein so schöner Akt. Daß es die lobenswerthe Unterstützung verdient, Von Herausgeber und Leser fortfahren, auch in diesen Blättern es dem Geiste zu wirken, in den seine kunstbedürftigen Gelüsteerungen der mundenen Galerie gehalten hat. Die Phantasie des Lesers, angeregt in die Werkstatt des Malers, Bildhauers, Kupferstechers, werde vertraut mit dem, womit seine Schaffen der großen Meister selbst. Die Beleuchtung gegen die Mittelmäßigkeit regnet nur bei den Laien Verdruß an der Kunst überhaupt, somit wenn man schon weiß, daß das Mittelmäßige doch gefeiert und bewundert wird. Die aufgeschlossenen Stücke, wie das Verhältniß zu verständige ästhetische Lebensbilder, seine neue treffliche Analyse einer Rembrandtschen, seine lebendigen Darstellungen aus dem Leben Rembrandts, verdienen mit den vom Vorsicht bewährten Stein sehr zur Nacht. Interessant Artikel, Localnachrichten, Volksthümliche Berichte, das sich, soll ein Blatt den Künstlern aber gerne Maler und Bildhauer besitzen, in vielen aller Künstler Kabel, werden ganz besonders dazu beitragen, steigende Verbreitung der echten Kunstempfänglichkeit im Publikum anzubahnen, die unseres Heil so wünschenswerth und auch, wie das Programm angibt, das wahre Ziel dieses wären, darum besteht von uns empfehlenden Unterstützung ist.

Die Wanderungen des Geschmacks.

Daß es in Deutschland eine geographische Verbreitung des Geschmacks gibt ist bekannt. Berlin, Wien, Hamburg, München, Frankfurt weichen in ihren Neigungen so sehr Schöne schon seit Jahren voneinander ab. Auffallend aber ist es, wie die einzelnen Gebiete auf diesen abgetheilten Kunstsitz verschieden sind. Die Berliner, die den Pariser gegenüber schien, geht zuweilen an den Wiener über, und umgekehrt.

Mühlen wir zum Beweis dieser Behauptung z. B. die Bühne. Hamburg hatte sich lange Jahre den Ruhm bewahrt, die ersten Dramen höhern Schwunge die entsprechende Aufgabe einer doch sonst sehr gewählten Publikums zu bieten. Auch die Schmitt'sche Stadttheater-Direction suchte diesen Sinn aufrecht zu erhalten und zu pflegen. Es ist jetzt verschwunden. Die hamburger Bühne, die sich in den gute großen Dichtern unsrer Stadt vorzüglich Ruhe hat sich der Bühne abgewendet und ist durch

ten ihr eigenes poetisches Leben sogar bedeutend [illegible] gehemmt. Die gegenwärtige Theaterkrisis darüber soll nicht viel geben haben, die Theaterlust der Gebildeten aufzuhalten. Ein ähnliches Verhältniß findet in Frankfurt am Main statt, das seine frühern edlern Traditionen mit einigen bedeutenden Schauspielern, die inzwischen gestorben sind, verloren zu haben scheint und dem frivolen Sinne der jungen Generation das Feld räumte. In Leipzig hat eine etwas gar zu lockere Musik-Gourmandise alle andern ästhetischen Neigungen appetitlos gemacht. Ein neues, wie in Leipzig gesehenes Shakspeare'sches Stück findet gleich am ersten Abend ein leeres Haus. Von dem frühern Antheil der Studentenschaft an der öffentlichen Meinung in Theatersachen bemerkt verlautet nichts mehr. Berlin ist ganz zurückgegangen. Schon in der Raupach'schen Periode wurde künstlich von Oben her die Strömung des guten Geschmacks in ein immer engeres und engeres Bett getrieben. Ein kleines, unfreundliches Schauspielhaus, ein von Raupach nach allen Seiten tragisch, komisch, sentimental, wie man eben wollte, selbst geliefertes Repertoire und die breite Basis der allgemeinen Theilnahme war hin. Die Küstner'sche Verwaltung gab dem noch etwa vorhandenen edlern Antheil vollends den letzten Rest. Da diese Verwaltung darauf liegen mußte, Publicum zu gewinnen, so suchte sie den mittlern Bürgerstand Berlins für ihre Speculationen, jenen gedankenlosen berliner Mäßigung zu fesseln, dem sie am liebsten das ganze alte Repertoire des Königsstädter Theaters noch einmal upd jede Taschenspielerei des Tages neu vorgeführt hätte. Wie sich von den Leistungen der Küstner'schen Geschmacksvermählung die berliner Theaterverhältnisse erheben werden, kann dem stillen Beobachter eine anregende Unterhaltung gewähren.

Im Gegensatz zu den Städten, die zurückgegangen sind, haben andere sich aufgeschwungen. Weimar war besonders in der Nachgoethe'schen Zeit ein geschmackloser Ort geworden. Der zuweilen eigensinnige Druck der großen Geister hatte so lange gewährt. Die kleinen wollten nun endlich auch ihren Sabbath haben, und „Natalien", „Die kleinen Schalkschwänke" und die „Sieben Mädchen in Uniform" wissen davon zu erzählen, wie gut sie es im klassischen Weimar hatten. Es ist nun auch da ein neuer Geist eingezogen. Trotzdem Geschmacksläuterung ist die auffallendste, die seit zwanzig Jahren stattgefunden. Hier, wo Tieck's dramaturgische Versuche von einer feindseligen Clique, die im großen Publicum sich Anhang zu verschaffen wußte, [illegible] wurden, wo die Trivialität der sogenannten Reflexions-Literatur in voller Blüte stand, hier hat sich Geschmack und Neigung des Publicums so geläutert, daß jede edlere Unternehmung auf ästhetischen Gebieten gewiß sein kann, von allen Classen, selbst die höhern nicht ausgenommen, gefördert zu werden. Auch in Wien ist ein guter Theil bemerkbar. Der Unsinn der Vorstadttheater ist gebrochen. Man läßt ihn gelten, um sich dann und wann einmal auszulachen; aber der große Strom der Masse geht nicht mehr zu den Gaukeleien und den Ausstattungsbüden hinaus. Laube hat sich das Verdienst erworben, seine eigene, ihm natürliche Neigung zum leichten Situationsstück und französischem Esprit überhaupt zu überwinden und die schwerere und ideale dramatische Conception in dem Grade in das auch ihr gebührende Recht einzusetzen, daß er wagen kann, seinem Publicum z. B. die Wiederaufnahme eines in der Reflexionszeit nicht durchgedrungenen Werks von Uechtritz: „Darius und Alexander", wahrscheinlich auf Tieck's Anrathen, anzubieten. Franz Dingelstedt hat auf einem, in vieler Hinsicht in der That höchstschwierigen Boden große Schwierigkeiten zu überwinden und sich die größte wol dadurch selbst gestellt, daß er zur schlagenden Beweisführung seiner umsichtigen Verwaltung glänzende Kassenresultate in Aussicht stellte. München ist eine Stadt, die zu einem kleinen Ueberschuß an Geschmack nur durch ein Defizit an Gelde gebracht werden kann. Indessen ist es sehr anerkennenswerth, wie Dingelstedt an der Spitze einer allen Gattungen der dramatischen Darstellung gewidmeten Bühne doch die Räthlichkeiten seiner schwierigen Aufgabe glücklich überwindet. Kann man ihm im Bewußtsein seiner außerordentlichen Mühen verdenken, daß der Unmuth ihn einmal einer Lage so ergriffen hatte, jenem Löwen des Riesen gleich, bei einer bekannten Veranlassung über einen Zaunpfahl zu springen?

Wir sehen die Wandelungen des Geschmacks. Wer bürgt dafür, daß in fünf Jahren sich alle diese Thatsachen wieder umgeworfen haben?

Die socialen Mephisto.

Wie jedes Gift einen Leu hat, durch dessen Angabe im feuerspeienden Grotesque man es ohne Berührung zuletzt sprengen kann, so suchen schlaue Menschen jeder ihnen begegnenden Persönlichkeit durch Ergründung des geheimsten Zusammenhangs ihrer geistigen Textur sogleich als siegreiche Meister beizukommen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen. | **Nr. 21.** | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der weiße Schleier.

Eine Erzählung in drei Capiteln.

Zweites Capitel.

Auf Schloß Werdenberg.

Jahre waren verflossen. Ich hatte wenig von Leonoren gehört und wußte nur, daß ihre Mutter bald nach der Tochter Rückkehr aus dem Pensionate der Frau Bernard gestorben war. Der Freiherr, ihr Vater, reiste seitdem im Auslande. Leonore lebte mit der alten Großmutter jahraus jahrein auf Schloß Werdenberg.

Eines Tags führte mich meine Reise in die Nähe meiner Jugendgespielin. Ich konnte dem Wunsche nicht widerstehen, sie zu begrüßen und beschloß, sie auf dem Stammsitze ihrer Väter aufzusuchen.

Es war Herbst. Ueber die fahlen Felder, den bunten Wald zogen die feuchten Abendnebel. Am Fuße des Werdenberg brachen sich die wallenden Dunstmassen und das alte Schloß erhob sich — Hüter eines Zwinghofs des Thals — stolz und schimmernd im Abendgolde. Die Pappeln der Allee beugten sich ächzend, das falbe Laub, den letzten spärlichen Schmuck ihrer Krone, unmuthig dem Spiel der Lüfte überlassend. Im Felde Alles einsam und still. Ein Knabe trieb mit vertrefflener Miene eine Schafheerde vom Abhange des Schloßbergs heim. Aus dem Thale erschallte Wasserrauschen. Einer Glocke schallender Ton drang durch die Lüfte. Aber Formen und Farben verschwammen bald in wachsender Dämmerung. Alles erzählte vom Vergehen und Scheiden. Je näher ich dem Schlosse kam, um so deutlicher zeigten sich mir an Mauern und Thürmen Spuren des Verfalls, die des Epheus grüne Umhüllung nicht verbergen konnte. Auch im Burghofe war es still und öde. Langes feuchtes Gras bedeckte die Steinplatten. Moos und Flechten zogen sich an den Wänden hinauf. In den Gängen, auf den Treppen, lag ein kalt mich anwehender, modriger Hauch. Man kann sich denken, wie diese schlimmen Grüße auf mein beklommenes Herz wirkten.

Doch männer war aber Leonorens Empfang. War der erste ihrer Blick erwartungsvoll an den unheimlichen Bücherei, dann aber führte sie mich mit gastlicher Sorgfalt an ihr Kaminfeuer, fragte nach meinen Reisen, nach meinen Studien, meinen Zukunftsplänen und überzeugte mich bald, daß sie trotz ihrer Abgeschiedenheit doch an allen Interessen des Weltlebens Antheil nahm. Noch und noch wurde mir heimisch und wohl in ihrer Nähe und ich fragte unbefangen nach ihrer Lebensweise. Da sah ich denn mit Schrecken und Bedauern, daß jenes gewisse Lächeln wieder ihr bleiches Antlitz überfuhr und daß sie mit sich kämpfte, um ihrer Bewegung Herr zu werden. Aber sie schien größt in solchem Ringen, denn mit ruhigem Tone und mit schnell erheitertem Blicke gab sie zur Antwort: „Mein Leben, liebe Freundin, ist hier sehr einsam und wird auch so bleiben. Tage, Monate, Jahre gehen vorüber und bringen keinen Wechsel in dies Viertel eines Landaufenthalts, als den von Licht und Dunkelheit, von Aufblühen und Abwelken in der Natur." — „Aber warum diese freiwillige Abgeschiedenheit und Unthätigkeit?" fragte ich wieder. „Dein Geist hat nicht Theil daran, Leonore, denn er umfaßt, wie ich weiß, einen weiten Geschichtskreis — und dein Herz —". Ich wagte nicht, mit diesem forschenden Tone weiter vorzudringen. Leonore fiel aber ruhig ein: „Mein Schicksal kennst du nicht ganz genau, Freundin! Wenn du unsere Hausre Vergangenheit wüßtest, würdest du mein Leben begreifen — Ach, Freundin, das Haus der Werdenberg —". In diesem Augenblicke aber wurde Leonore unterbrochen. Waldhornruf und Hundegebell ließ sich vernehmen. Leonore eilte ans Fenster. Ich folgte. Aber es war zu dunkel geworden, um die Züge mehrer Reiter zu erkennen, die vom Walde herüber trabten und zum Schlosse lenkten. „Mein Vetter Ulrich kommt von der Jagd zurück," sagte Leonore. „Wenn er hier ist — und das ist sehr oft — macht Alles auf! Die alten Dienstboten erinnern sich ihrer lustigen Tage. Großmama wird dann plauderhaft, ich lache selbst und die Burg mit ihren Gärten und Höfen scheint dann weniger still und einsam, weniger fern von der Welt, deren glücklichstes und schönstes Kind dieser Ulrich ist, dessen Bekanntschaft dich erfreuen wird."

Ulrich trat ein. Ich mußte Leonoren Recht geben. Schön und kräftig war die hohe Gestalt dieses jungen Mannes. Mund und Auge voll Leben, Feuer und Kühnheit. Der Uebermuth der Jugend durch einen Anflug von Schwermerei gemildert. Im Lächeln, in Wort und Geberde so viel heitere herzgewinnende Güte, daß er neben der ernsten, bleichen Leonore wie ein glückliches Kind erschien. Aber ich bemerkte bald, daß seine Heiterkeit ein unablässiges Sorgen um Leonoren verdeckte. Alles, was ihre Schwermuth nähren und ihren Gedanken trübe Bilder zuführen könnte, suchte Ulrich fernzuhalten. Er wußte sie in rechtliche Kämpfe zu verstricken und dankte mir mit frohem Blicke für jede Unterstützung seines edeln Bestrebens.

Als wir zum Nachtimbiß gerufen in den Speisesaal traten, fanden wir die Großmutter. Im langen rauschenden Kleide nahm sie unsere Begrüßungen mit größter Feierlichkeit entgegen. Unsere Heiterkeit verstummte. Mich wenigstens überfiel ein eigenes Grauen. Die hohen Wachskerzen kämpften vergebens gegen die Dunkelheit im weiten, mit Eichenholz getäfelten Gemache. Das Silber und Krystall des Büffets blitzte und leuchtete fast unheimlich, die Sammetdraperien der Fenster, die noch gepuderten Perrücken der Diener, das leise Klirren der Gläser und Teller, das Alles erschien mir so fremd, so spukhaft, daß ich aufathmete, als wir nach dem Essen an das heitere Kaminfeuer des Wohnzimmers zurückkehrten.

Die alte Dame begleitete uns. Der flackernde Lichtschein des Feuers fiel auf ihre erstorbenen regungslosen Züge. Sie hob die schweren Augenlider und begann Manches zu sprechen. Man hörte deutlich, daß sie fast mechanisch oft Gesagtes wiederholte. Endlich kam die Erinnerung an unsere erste Bekanntschaft; mit ihr die Erinnerung an die

schlungenschweren Erzählung. Ich wagte die Frage nach dem großen Schleier. Verwirrte suchte Verlaß, Ulrich widersprach, aber die Matrone ging gelassen auf meine Bitte ein und begann:

„Wer in der Geschichte unseres Vaterlands nur einigermaßen bewandert ist, hat den Namen der Freiherren von Werdenberg schon unter den fränkischen Kaisern gefunden. Sie waren tapfer, klug, stolz und eine Zierde der Ritterschaft. Während der Kreuzzüge haben sie sich bewährt, aber die schwerste Zeit kam für sie mit der Reformation. Ein Theil ihres Reichthums ging verloren; sie wurden Anhänger der neuen Lehre, in der sie das bessere Heil der Seelen zu finden glaubten. Damals lebten nur zwei Stammhalter des Hauses, die Brüder Johann und Melchior von Werdenberg. Johann war verheirathet und hatte sieben Kinder. Melchior lebte auf dem Schlosse seines Bruders und war so ganz nur eine Seele mit ihm, daß die Brüder überall als Muster der Eintracht gepriesen wurden. Frau Hilda, die Burgfrau von Werdenberg, sagte oft mit Zuversicht: Wenn auch noch so viel Zwietracht in der Welt ist, das ruhige Glück meines Hauses wird nie gestört werden. Aber unter dem friedlichen Aeußern bargen sich böse Leidenschaften und große Sünden. Johann war zu rein von Herzen, um dem Mißtrauen Raum zu geben, und doch! Jahrelang hatte zwischen Hilda und Melchior ein Verbrechen bestanden, ohne daß Johann auch nur auf Augenblicke in seinem Glauben an die Treue der Gattin und die Ehrenhaftigkeit des Bruders wankend geworden war. Eines Abends jedoch, als die Brüder von der Jagd heimkehrten, wurden sie meuchlings aus den Büschen mit Kugeln von Freibeutern oder Wilddieben überfallen. Melchior wurde für todt nach dem Werdenberg gebracht. Als er von Blut bedeckt mit rollenden Augen und schäumendem Munde in der Halle lag und Niemand erkannte, Hilda sogar und die Kinder mit wilder Geberde von sich stieß, überließ sich die Unglückliche dem Ausbruche rasender Verzweiflung. Ihre Kinder, ihr Gatte, der Arzt und der Geistliche suchten ihr Ruhe zuzusprechen, aber sie hörte ihrer Worte nicht. Als Johann mit tiefer Betrübniß sagte: »Hilda, wir Beide verlieren den treuesten Freund, aber laß uns nicht vergessen, wie viel uns geblieben ist —« warf sich die Sinnlose über den Sterbenden und schrie mit gellender Stimme: »Melchior, stirb nicht! Du darfst nicht sterben! Laß ihn mir, großer Gott, nimm Alles dafür, Alles, was mir lieb ist!« Und während die sündigen Worte an der Wölbung hinzurollen schienen, preßte sie den Schwager in die Arme und ihren Mund auf seine erkaltenden Lippen. Johann und die Kinder standen bleich vor Entsetzen. Der Geistliche, der Hilda getraut und ihr und ihres Hauses aus der alten Kirche in die neue geleitet hatte, legte die Hand auf ihr Haupt und sagte zürnend: »Hilda von Werdenberg, hier steht dein Gemahl, hier knieen deine Kinder, auch im Schmerze darfst du deine Pflicht nicht vergessen.« Aber mit wildem Lachen stieß sie den Mahner zurück, daß er das weiße Haupt am nächsten Pfeiler sich blutig schlug und rief mit geballten, hocherhobenen Händen: »Ich will gern mei Gatten und meine Kinder sterben sehen, wenn nur Melchior dem Leben wiedergegeben wird!« Und Wunsch und Fluch wurden gräßlich erfüllt. Melchior genas, er lebte, aber das Licht seines Geistes war getrübt. Grausam gegen Menschen und Thiere, hatte er für Hilda weder Blick noch Wort. Johann allein konnte ihn, wie der Löwenwärter ein wildes Schooßthier, bändigen. Lange übte aber Johann seinen Einfluß nicht aus, denn sah sein in ihrem wahnsinnigen Wunsche, wie in der Schreckensnacht über Melchior's Haupt den blutenden Verband, so über des Gatten und ihrer Kinder Stirn stets ein weißes Tuch als ahnete darin ein Zeichen des Todes. Nach Jahresfrist wurde Johann von Werdenberg zu Grabe getragen. Auch bei dem Haupte ihres Erstgeborenen naß das Todeszeichen immer verzweiflungsvoller wurde ihre Seele, immer öder ihr Leben. Sie mied die Menschen. Ueberall wurde sie an Tod und Verwesung erinnert. Ueber den Augen des Todten, über dem Kranze der Braut, auf der Stirn des lebensvollen Mannes sah sie

den weißen Schleier und je näher der Tod kam, um so tiefer senkte es sich über die Stirn, bis es gänzlich das ganze Antlitz verhüllte wie ein Tuch, unter dem das Flüchten der Freude, der sehnsüchtig ins Leben schauende Blick der Sorgenschwere aufs schmerzlichste mit der Zukunft abrechen. So sah die Burgfrau alle ihre Kinder und Hausgenossen sterben. Nur Melchior wandelte in unerschütterter Lebenskraft zwischen allen vom Tode Gezeichneten. Sein Lachen und Schelten war der einzige Ton, der die Gänge und Hallen erfüllte. Als nach sechsjahren schrecklichen Jahren Hilda's Erlösung nahte, hatte der Jüngling sein Liebesgesicht für die Grausame, deren Lieblosigkeit durch das Bewußtsein erschwert wurde, daß ihre furchtbare Gabe, das Hellsehen, aber das bekannte zweite Gesicht, zurückblieb, wie ein entsetzliches Erbstück der Werdenbergischen Familie. Seit einem Jahre hatte Gertrud, Hilden's Enkelin, oft gesagt: «Großmutter, was bedeutet die weiße Binde auf deiner Stirne?» Und als sie in der letzten Stunde noch einmal ihre Schuld und Strafe durchlebte, bedauernte das Mädchen mit ängstlichem Weinen, der weiße Schleier decke der Großmutter Antlitz und hindere sie, ihr den Schmerz von der Stirn zu wischen. Und wie Hilda gelebt hat, leben alle ihre Töchter. Der Strauß, der uns umfängt, die nie verstummende Klage unserer Herzen liegt wie ein Fluch auf dem Grabe der Ahnfrau — sie hat auch im Tode keine Ruhe gefunden, hört — hört wie sie klagt und mahnt!"

Ein leiser ächzender Ton ließ sich bei diesen Worten der Matrone wie in der That hören. Aus der Tiefe des Hauses schien er aufzusteigen. Er wuchs und schwoll. Er teilte über die Treppen und Gänge mit Schillern, herzzerreißendem Klagen. Er drang auf uns ein, er umflutete, er durchrieselte uns. Doch es war Täuschung. Der Wind war es. Er schlug an die Fenster, tobte durch das Kamin, warf Staub und dürre Blätter an die Scheiben. Wir hatten den Herbstabend vergessen.

Ulrich schwieg sinnend. Leonore war erblaßt. Die Matrone fuhr fort: „Ja bin das einzige Kind unseres Hauses gewesen. Ich hatte fünf Brüder. Hugo, der älteste, war durch einen Sturz vom Pferde gelähmt, er verlebte den Werdenberg nur selten, sah aber gern eine heitere Gesellschaft um sich versammelt und gewöhnlich war einer der jüngern Brüder, die sämmtlich Offiziere waren, mit einigen Kameraden auf Urlaub bei uns. Am häufigsten kam Friedrich von Werdenberg, ein Vetter von uns, der einzige Erbe der jüngern Linie unseres Hauses. Friedrich war stolz, lebhaft, liebenswürdig. Er war für mich, was Ulrich hier ist, Leonore! Friedrich bestimmte mir, wie Ulrich es oft that, daß der weiße Schleier ihn nie am Lebensglück hindern solle. Daß alle Freunden von Werdenberg mit dem zweiten Gesicht behaftet seien, war allgemein bekannt; darum hatte sich seit Menschengedenken keine Tochter unseres Hauses mehr verheirathet. Sie traten Alle in das adelige Stift von Gnadenzell ein. Manche von ihnen starb dort als Aebtissin. Ich wollte mich freimachen vom Fluche unseres Hauses. Ich ja doch kein bindendes Gelübde mit unsern Klosterfrauen verbunden. Ich trug kein Verbrechen, mein Herz und mein Leben Friedrich zu weihen. Meine Brüder waren mit dem Verlöbniß einverstanden, aber Friedrich's Aeltern zögerten. Der Onkel war habsüchtig, die Tante ehrgeizig. Sie hatten eine andere Verbindung im Sinne und waren schon genug, nicht durch offenen Widerspruch oder Gewalt dem Willen des Sohnes entgegenzutreten. Wir wären noch zu jung, hieß es; Friedrich sollte erst ein Jahr am Hofe sein; wir könnten uns schreiben. Kurz, wir trennten uns mit der Hoffnung des Wiedersehens. Nach und nach kamen Friedrich's Briefe seltener; er beantwortete Vieles nicht, was mir wichtig schien und beschäftigte mich mit Dingen und Ansern, ohne Gründe dafür zu haben. Endlich blieben seine Briefe aus. Durch Besuche aus der Residenz erfuhr ich, daß er Gräfin Aurora Rosen liebte. Als das Osterfest und die ersten Frühlingstage aus der Stadt zuströmte, fragten sie uns, ob wir der Vermählung unsers Vetters mit Gräfin Rosen nicht beigewohnen gedächten.

Hugo wußte sich scheinbar zu fassen, aber als wir allein waren, zeigte sich trotz seiner Krankheit seine heftige Natur. Er wollte den Verräther tödten, wollte die Schmach rächen, und wie er so da kam mit rollenden Augen, geballter Faust und bebenden Lippen, war ich überzeugt, daß Friedrich diesem Grimme erliegen mußte. Ich liebte ihn aber noch immer, den Ungetreuen. Ich betrog mich selbst, wenn ich behauptete, Friedrich's Tod wäre zu geringe Strafe für seine Falschheit. Es währte lange, ehe Hugo nachgab. Endlich fügten meine Rachepläne. Wir rüsteten uns zur Reise nach der Hauptstadt. Als die Hochzeitsgäste zur Kirche fuhren, war in der Nähe auch unser Wagen; das Warten am Schlage, die Reverenz der Diener wurden gleich erkannt. Ich sah Friedrich's Mutter erbleichen, zittern, als ich an Hugo's Hand langsam der Kathedrale zuschritt. Auch ich war dem Umsinken nahe und vermochte kaum, den Einladung des Ceremonienmeisters zu folgen. Das Brautpaar war glücklicherweise noch nicht da. Sie blieb mir Zeit, mich zu sammeln. Also schaute verwundert auf zu mir und zu Hugo, während wir von Friedrich's Aeltern mit gezwungenster Freundlichkeit begrüßt und hier und da vorgestellt wurden. In der That war kaum ein größerer Gegensatz zu denken als meine düstere Erscheinung in diesem glänzenden Kreise. Allem weltlichen Schmucke hatte ich in meinem wilden Schmerze entsagt. Ich trug das lange weißwollene Sittenkleid, das schwarze Scapulier, die breite Halskrause. Mein Haar lag glatt und ohne Putze unter der weißen leinenen Haube, der Schleier fiel in schweren Falten bis auf den Fußboden. Aber das Gewand der Entsagung deckte nur ein sachedurstendes Herz. Ich verbarg meine Waffen, es waren Briefe, die Friedrich's Liebeseide enthielten. Der Ring, mit welchem er sich mir zu eigen gegeben, Angedenken aller Art. Bis zum Altar wollte ich das Brautpaar ruhig geleiten, dann wollte ich Schauer ruhig unter den Umstehenden sich nahen, der Gräfin Rosen als mein Hochzeitsgeschenk meine Schätze überreichen und ruhig auf meinen Platz zurückkehren. O wie hatte ich in den letztvergangenen trostlosen Tagen und schlaflosen Nächten das Bild dieser Scene wieder und wieder mir ausgemalt! Ich hatte höhnische Lächeln der Schadenfreude gesehen, wieder und wieder genossen. Mochte die Verwirrung sich lösen wie sie wollte, es blieb der Glücklichen ein Stachel zurück, der lange nicht, vielleicht niemals wieder auszureißen war. Zwar wurde jetzt mein Stolz verwundet, zwar hatte hier und da das Gerücht von meinem Fall Bitterkeit genug erzeugt — aber ich wollte lieber mich selbst treulosen als die Verräther, Betrogene, ich vergab mich selbst und lebte nur in der Lust der Rache. Da trat die Braut herein. Zwei Jungen gingen als Brautführer ihr zur Seite. Ich übte den Gottesdienst ihrer Schwerter. Ich hörte das verwundete Gemurmel, das sie begrüßte. Ich sah Friedrich hinter ihr eintreten, gestützt von blumenbehängten jungfräulichen Jungfrauen. O diese Pracht freilich — diese hatte unsere Trennung nicht umgehen. Aufgeputzt vom Reichthum, dem Ehrgeiz' tief ist es in mir und meiner Hand stattete die verbrannten Paläste. Friedrich's Eltern hatten war schon der Parkette meines Triumphes. Wie Schatten hinaus in die von Fackeln erhellte Kirche. Wir traten und um den reichbesetzten Thron. Rechts die Aeltern und Verwandten der Braut, links die Familie des Bräutigams. Meine Brüder hatten Friedrich's Mutter, sein Vater hatte mich geführt. Schon nahte der Augenblick der Entscheidung. Trotz Friedrich's Augen wankten mir erwartungsvoll, ich zog das Packet hervor und blickte triumphirend umher. Der Braut geht, mit ihren Schleier vom Altar kommend, an mir vorüber. Da seh' ich auf — schreie — Alles stürzt durcheinander — über den Locken der Braut, unter Myrten und Diamanten lag mir — das Zeichen des Todes auf der unglücklichen Stirn. Das rosige Antlitz der Erde trug den weißen Schleier.

Erschütterung hielt die greise Erzählerin inne. Ulrich sprang hinzu und verbot ihr diese Erinnerungen, aber sie fuhr fort: „Ein höherer Richter hatte gesprochen. Was von Haß in meinem Herzen gewesen war, verstummte. Gegenend hätt' ich die Hände ausbreiten mögen über das schöne, arme, unglückliche Paar, das lächelnd, hoffnungsvoll, freudebürstend soeben dem neuen Leben nicht, nein, dem Tode unbewußt entgegenging. Die heilige Handlung war vorüber. Hugo überhäufte mich mit Verwürfen. Ich vertheidigte mich. Er war verwildert genug, auch so zu triumphiren. Ich — ich gab still und weinend Friedrich die Zeugen seiner Schuld zurück. Wir schieden wehmüthig. Anders Werdenberg starb nach wenigen Wochen. Friedrich nahm Kriegsdienste. Seine Mutter starb. Zwei meiner Brüder waren im Felde geblieben — Friedrich kehrte zurück. Die Trauer schloß uns inniger zusammen als früher die jugendliche Heiterkeit. Ich wurde dennoch sein Weib. Unsere Söhne waren die alleinigen Besitzer der Familiengüter, da ihre Oheime unvermählt gestorben sind. Wir waren glücklich, bis ich auch auf Friedrich's Stirn das Todeszeichen erblickte und nach der Geburt zweier Enkelinnen den Fluch unsers Hauses hinaustrug auch in die Zukunft. . . ."

Nein, unterbrach Ulrich mit Entschiedenheit, nein, der Fluch ist gewichen! Kein Wort mehr! Gute Nacht! Gute Nacht! Und nie wieder, Großmutter, von diesen Dingen! Leonore, geh' in Ruh' und Frieden! Gott wird dich beschützen vor diesen Frevels! Träume den Blick der Unschuld und des Vertrauens! Auch in der Wirklichkeit wird er in deinen Augen wohnen! Gute Nacht! Gute Nacht!

Wir schieden, Alle tief erschüttert.

(In der folgenden Nummer das dritte Capitel: Leonore von Werdenberg.)

Wörtergeschichten.

II.

Wir hatten versprochen, unsern Satz, daß Wörter, und oft die kleinsten, die Chronik der Zeiten sein können, an einigen deutschen zu beweisen.

Was gibt das Wort Sklave nicht Alles zu bedenken! Es ist kein rein deutsches Wort und doch konnten nur Deutsche es aufnehmen. Der Begriff und die Thatsache der Sklaverei, Behandlung eines vernünftigen Wesens als Sache, fand im gesammten Alterthum vor Einführung der christlichen Lehre statt; auch bei uns Deutschen, und zwar ward von ihnen (wie neuerdings leider nachgewiesen) der Sklave härter behandelt als irgend bei einem andern Volke. Der altdeutsche Name dafür ist Scalk (heißt Knecht). Auch die Deutschen bildeten sich ihren Sklavenstand hauptsächlich aus besiegten Völkern. Welches waren nun die Völker, an denen das deutsche Reich und Volk Jahrhunderte lang seine kriegerischen Kräfte übte und welche es endlich unterwarf und knechtete? Die Slawen, oder Sklaven. So fiel natürlicherweise der Begriff eines unfreien Knechts, Scalks, mit dem Namen Sklave zusammen. Die unterworfenen Slawen wurden zwar nicht so grausam behandelt wie in früher Zeit die deutschen Leibeigenen; ja als die Slawen vollkommen besiegt waren, war sogar der Zustand der ältern Leibeigenen bereits ein weit milderer geworden; aber die Slawen waren und blieben doch die neuesten Knechte, deren Knechtung man sich noch erinnerte. Die Slawen in Deutschland leben noch unter uns und neben uns und sind zum Theil noch sehr erkennbar; sie sind mit der Zeit freie Menschen geworden; aber wir haben jetzt noch kein anderes Wort für den Begriff unfreier Knecht. Das Wort Sklave bringt uns ein bedeutendes Stück deutscher Geschichte in Erinnerung.

Ferner ist vorzüglich aufmerksam zu machen auf die Veränderung in der Bedeutung rein deutscher Wörter. Solche Wörter sind oft die geschichtlich inhaltreichsten, sie

weisen faſt immer unwiderſtehlich auf die innere, auf die Cultur- und Sittengeſchichte hin. Betrachten wir das Beiwort geiſtreich. Es heißt uns jetzt mit lebendig thätigen Gaben des Geiſtes ausgeſtattet. Das bedeutet es aber erſt ſeit gar nicht langer Zeit. Bei Luther und in das ganze 17., ja noch in das 18. Jahrhundert hinein bedeutete geiſtreich etwas Anderes. Und überhaupt, was für verſchiedene Begriffe vom Geiſte hatte man nicht in der Reformationszeit und haben wir jetzt! Geiſt war Luther'n und der Folgezeit nur der Geiſt Gottes; er war nichts Menſchliches. Wir ſind nichts ohne den Glauben, hieß es, und geiſtreich bedeutete: erfüllt vom Geiſte Gottes, religiös. Selbſt Gellert ſagt noch geiſtreiche Lieder, wenn er von religiöſen Geſängen ſpricht. Das aber, was wir jetzt mit geiſtreich bezeichnen, nannte man in Luther's Tagen ſinnreich — (ein Wort, das wir zwar jetzt noch haben, aber damit nur eine Miſchung von Witz und Phantaſie bezeichnen), ſinnreich aber für geiſtreich iſt ganz charakteriſtiſch für jene Zeit. Alles, was nicht unmittelbar religiös war, faßte die damalige Anſchauung als niederer Art, um als Sinn auf. Was dagegen iſt der Geiſt wol auch etwas Göttliches, aber er umfaßt den ganzen Menſchen, und der Menſch iſt uns jetzt mehr, iſt uns ſogar göttlicher durch ſich ſelbſt und ſeine eigene Kraft. Es hatte in dieſen drei Jahrhunderten der menſchliche Geiſt ein großes Stück Entwickelung vollendet; große Philoſophen waren in bedeutender Anzahl nacheinander aufgetreten, bis man zu dieſer tiefern Anſicht kam; vor allem ward die Denkthätigkeit in Deutſchland rege.

Merkwürdig iſt, wenn mehre Wörter ihre Bedeutung untereinander austauſchen in Folge geſchichtlicher Umwandlungen. Das tritt vorzüglich hervor hinſichtlich der Bezeichnungen der zur Familie gehörigen Perſonen. Politiſch hiſtoriſche Einflüſſe bewirken dieſe Erſcheinungen, denn innerhalb der Familie würde ſich wol Alles gleich bleiben. Aber von außen her, von dem Zuſammenſtoß der Stände gegeneinander, von der Fortbildung der Stände kommt die Wandlung der Bezeichnung.

Fortbildung und Ausgleichung der Stände — welch' ein wichtiges hiſtoriſches Moment! Frei bedeutet im Altdeutſchen ſo viel als Herr. Denn nur der Freie war Herr und der Herr war frei. Alle Uebrigen waren unfrei, waren mehr oder weniger von ihm abhängig. Doch ging das Wort frei in der Gleichbedeutung von Herr bald verloren und nur die letztere Benennung blieb übrig. Und dennoch kam es nicht ganz abhanden und lebt noch. Frau nämlich heißt nichts Anderes als eine Freie. Und dieſer Name, der jetzt ſo allgemein iſt, gebührte ehedem nur dem Weibe des freien Herrn. Denn ihr allein, nach dem hohen Begriffe der germaniſchen Völker von der Würde der Frauen, gebührte der Name der Freien, der Herrin; nur ſie ſtand auf der nämlichen Stufe der Freiheit wie Er. Alle übrigen Familienglieder waren, wenn auch nicht leibeigen, doch abhängiger und ſomit nicht vollkommen frei. Selbſt Töchter des Hauſes nur in den früheſten Zeiten Dirnen (Dienende) genannt. Alle übrigen „Weibsperſonen", verheirathet oder unverheirathet, die Weiber der Leibeigenen wurden nur eben mit dem gemeinſamen Namen Weiber begriffen. Doch auch unter den Freien ſelbſt ergaben ſich mit der Zeit ſehr bald Rangabſtufungen und Unterſchiede zwiſchen mehr oder minder Begüterten. Gut und Geld haben immer neue Stände, haben von jeher höhere und vornehmere Stufen über die andern erbaut. Und ſolche Standesunterſchiede machen ſich dann auch durch äußere Zeichen bemerkbar. Da wurden denn die Töchter des Hauſes, die Töchter, zuerſt mit einem neugewählten Namen belegt. Mägde, d. h. Angehörende (von „Magen", Verwandtſchaft), nannte man ſie. Doch ſolcher Rangſtolz ſchreitet fort und kann ſich bald nicht genugthun. Bald dünkte ihm auch das Wort Magd zu gering und die Bezeichnung Junge Frau (junge Freie) oder Jungfrau kam an ſeine Stelle; und endlich ward auch dieſer Name durch den vornehmern: Fräulein, abgelöſt. Solch' ein häufiger Wechſel der Bezeichnungen ward beſonders bewirkt durch das Auf

stammen eines freien Bürgerstandes seit Ende des 13. und im 14. Jahrhundert, welcher Stand, theils aus den ärmern Freien, theils gar aus freigewordenen Leibeigenen geworben, dem höhern freiern oder Adelstande sich selbständig an die Seite stellte. Mit Verdruß bemerkte dies der Adel und suchte sich darum um so entschiedener in sich abzuschließen und abzuzeichnen. Die beim Adel von Zeit zu Zeit nicht mehr beliebten Ausdrücke, als: Dirne, Magd und Jungfrau, gingen deshalb nicht verloren. Sie wurden jedoch einestheils allgemeiner und bezeichneten nur die Gattung, alle unverheiratheten Töchter ohne Rücksicht auf die besondere adelige oder bürgerliche Art, und drangen anderntheils, eben weil sie nun allgemeiner geworden, in die niedern, weit zahlreichern Classen ein. Diese dann nahmen der Reihe nach gern fürlieb mit Dem, was die Vornehmern nicht mehr wollten, gleichwie noch heute die Kleidermoden der höhern Gesellschaftsschichten, wenn sie dort Abschied genommen, noch in die niedern sich verbreiten. So löste sich bei den Bürgern nacheinander Dirne, Magd und Jungfrau ab; und jedesmal so, daß das abgedankte Wort in seiner speciellen Bedeutung (als Bezeichnung der Art) stets noch eine Classe tiefer sank. Denn unter der Bürgerclasse gab es und gibt es ja immer noch eine dienende. Als Dirne durch das von oberher zugeschobene Magd auch von den Bürgern weggedrängt ward, fiel jenes Wort nur den weiblichen Dienstboten zu. Und als Magd dem neuen Jungfrau Platz machte, hatte Magd das frühere Loos von Dirne, und Dirne ward bedeutungslos oder gar verworfen und gemein. Nur das Eine darf nicht übersehen werden, daß das Wort Magd sich etwas länger hielt. Das deutsche Gemüth schien es liebgewonnen zu haben und hielt es fest und suchte ihm mehrmals eine neue liebere Form zu geben. Aus Magd machte man das liebkosende Mägdlein und dies wandelte man ab in Mägdchen und Mädchen. So geschah es, daß Magd lange nur die allgemeinere Bezeichnung für Unverheirathete blieb und nur allmälig sodann auch die unabwendbare Niederfahrt in die untern Volksschichten machte. Denn als Magd bereits den weiblichen Dienstboten bezeichnete, that doch dies das Mädchen noch nicht; und thut dies im Grunde auch heutzutage bloß mit leichtem Anfluge und unbeschadet der mehr allgemeinern Bedeutung des Worts. Nur städtische Dienstmädchen fodern die allgemeinere Benennung, wenn man zu ihnen redet, während man auf dem Lande noch immer das rauhere und unfreundlichere Magd sich gefallen läßt. So nähert sich dies Wort vielleicht bald dem Verschwinden auch aus dieser Sphäre. Doch darum wird es nicht aufhören zu leben. Selbst das noch niedrigere Dirne nicht. Schon jetzt sind sie zwar halbverwest, aber auch beinahe halbverklärt. Denn nach einem Gesetze unserer wie aller Sprachen feiert Alles, was in der Prosa ganz ausstirbt, seine Auferstehung in der Poesie. Daher singen und sagen in Balladen und Romanzen unsere Dichter von einer holden Magd und einer braven Dirne.

Die Geschichte dieser Worte ist noch nicht aus. Die oben beschriebenen Abwandlungen nach unten waren nicht möglich ohne erneute Anstöße von oben. Wir brechen ab, als das Fräulein die Jungfrau (oder Jungfer) in die Flucht nach unten trieb. Dies Ereigniß fiel in eine Zeit, wo es dem Adel gelungen war, sich auf langehin in festes Ansehen bei dem Volke zu setzen; daher denn auch die adeligen Töchter Fräulein hießen bis auf den heutigen Tag. Es war die Zeit, als nach der Reformation der Adel sich um die Throne scharte und von seit derselben Epoche unumschränkter werdenden Fürstenmacht zur Stütze diente. Da hatten die Edelleute sichere Stellung genug und nicht weiter Grund, ihre äußere Würde ängstlich zu wahren. Anders hingegen stand es mit den Bürgerlichen. Die wollten nicht zurückbleiben an feiner Hofsitte hinter den Adeligen, von denen sie doch durch eine so tiefe Standeskluft getrennt waren; wollten sich wenigstens unterschieden wissen von den rohen Bauern. In der selbigen Zeit ward, wenigstens dem

höhern Bürgerstand, das eheliche Jungfrau unangenehm. Und da bald jene heillosen Jahre kamen, wo Deutschland in Regierungsform wie in Sitte, Denkart und Sprache von Frankreich ganz bedingt werden sollte, gefiel es dem deutschen Bürger, erst dem reichern, dann dem ärmern, seine Töchter Mademoiselle (Mamsell) zu nennen. Und lange, sehr lange, hat die Mamsell festgehaftet. Selbst als die Zeiten weiser wurden und selbst die patriotisch-begeisterten Freiheitskriege gegen Frankreich konnten es nicht sogleich vertilgen, so von den Theaterzetteln ist Demoiselle noch nicht überall verschwunden. Grund war, daß man sich scheute, den Adelstand zu verletzen durch Aneignung des Fräulein. Fast ungefähr um die Zeit der französischen Julirevolution, als freiere Ideen auch in Deutschland sich verbreiteten, mußte der Adel nachgeben und dem Bürgerstande den Mitbesitz zugestehen. Mamsell ward als Plunder in die Rumpelkammer geworfen, aus welcher nur Mädchen gemeinern und des dienenden Standes sich dieselbe hervorholten — doch schon jetzt scheinen auch diese des verschossenen Putzes nachgerade überdrüssig zu werden. Das organische Gesetz hatte sich abermals erfüllt und Jungfer, unverstümmelt als Jungfrau wiederhergestellt, ist bereits in poetische Regionen entrückt. Man singt und sagt in allen Salons von „Jungfrau Amaranth".

Conservativer mit ihren Namen, als ihre Töchter, sind die Frauen gewesen. Diese Geschichte ist kürzer. Lange hießen die Vornehmen unter ihnen schlechtweg Frauen. Als der Name auch nach und nach den Bürgerweibern sich mittheilte, begnügten sich jene durch den Beisatz gnädig sich zu unterscheiden, gegen welches Bollwerk schwer von unten anzukämpfen war. Nur erst in jener französirenden Zeit fanden die bürgerlichen Frauen für das überdrüssige „Frau" einen Ersatz in Madame, die zugleich mit der edeln Mamsell aufkam. Madame aber hielt länger Stand und fängt erst in diesen Zeiten an ganz langsam sich abzudrücken, obgleich schon längst auch die Frauen niederer Bürgerclassen Madame sich nennen. Man konnte lange nicht einig mit sich werden. Anfangs scheute man sich, das gnädig sich anzumaßen; sodann bei zunehmendem leerem Geiste verschmähte man es. Endlich aber scheint man heute mit sich aufs Reine gekommen zu sein; man fängt wieder an das schlichte Frau zu Ehren zu bringen.

Am zähesten aber hat Herr ausgehalten. Nur daß eine Zeitlang die Benennung der adeligen Söhne Junghherren (Junker) auch im Allgemeinern von jedem Edelmann gebraucht wurde. Zur selben Zeit begann sich jeder gebildete erwachsene Mann Herr zu nennen. Gegen das Uebergreifen des französischen Monsieur war aber der deutsche Herrenstolz doch auf seiner Hut, und nur als Ehrentitel von Jünglingen, später von unverheiratheten Männern gestattete man ihm den Eingang. Das Beiwort gnädig, das jetzt der Edelmann nebst seiner Gattin noch führt, hat er aber erst seit etwa dritthalb hundert Jahren. Vorher kam es nur den höchsten Herren, dem deutschen Fürstenstande zu. Erst als dieser noch mächtiger ward und sich mit Hoheit und Durchlauchtigkeit schmückte, konnte er sein Gnädig den Adeligen gnädiglich ablassen. Doch von dieser Zeit an verbreitete sich auch der Ehrenname Herr unter allen Männern des deutschen Volks und in neuester noch allgemeiner Freiheit unablässig singenden Zeit eignet ihn mit Recht jeder selbständige Mann sich zu.

So viel aus den Wörtergeschichten, die zu gleicher Zeit einen Beweis liefern, welch ein Reiz im Studium der Sprache liegt, wenn man sie nicht dürr auffaßt, sondern als den grünen, Zweig auf Zweig ansetzenden, grünen Baum des Völkerlebens.

K. E.

Die Flüſſe und das Meer.

Ein Naturbild von Karl Müller in Halle.

II.

Ueber die Thaten der Engländer zur See hinaus gibt es keine größern. Wehmüthig blickt der Deutſche in ſeine Geſchichte. Sie ſchweigt und hält ihm das troſtloſe Bild von Schleswig-Holſtein entgegen. Und doch gab es ſeit 1241 auch eine deutſche Macht zur See, die deutſche Hanſa der Städte Lübeck, Hamburg, Bremen, welche den Völkern Europas zur See ihre Geſetze dictirte! Iſt der Deutſche etwa träger und feiger geworden? Noch immer ſieht man an dem deutſchen Meere die kaum geborenen Urenkel der einſt ſo gefürchteten Hanſeaten mit ihren kleinen Schiffchen an offener See ſpielen. Wie das Mädchen mit ihrer Puppe, ſo bereitet ſich hier ſchon nach dem erſten Lallen der noch ungeübten Zunge das Schifferkind auf ſeinen künftigen Beruf vor. Das Meer ſelbſt erweckt ſeinen Beruf in ſeinem jungen Buſen und wird ſein großer Lehrer. Prüfend ſitzt das zarte Inſulanerkind an den ſandigen Küſten von Wangeroge und ſpäht hinaus in den unermeßlichen Ocean, lugt, woher die Winde wehen und ſtellt danach das Steuer ſeines Schiff-Püppchens. In ſeinem Rücken liegt ſchweigend ſein Vaterland. Es hat das Spiel ſeines Kindes noch nicht betrachtet, hat noch nicht geſehen, wie das Meer auch in ſeinen Kindern tauſend fruchtbare Keime erweckt, die ſich empor ſehnen, mächtige Bäume zu werden, welche ihre Zweige weit über das Weltmeer hinaus ſtrecken möchten; hat noch nicht den tauſendſtimmigen Geſang gehört, der hier wie mahnend an das Ohr des deutſchen Wanderers ſchlägt: Auf dem Meere bin ich geboren — und auf dem Meere will ich ſterben.

Das Meer ſchreibt die Geſchichte der Völker. Es ſchreibt auch die Geſchichte der Pflanzenwelt und der Thierwelt. Wunderbare Geſtalten, wie ſie das Feſtland nie ſah, erzeugt es in ſeinem Schooße. In unterſeeiſchen Wäldern, den oft rieſenartigen, Schiffe aufhaltenden Tangen ſpaziert der König des Meers, der Wallfiſch. Aus unendlicher Ferne ſteigen neue Welten, neue Inſeln, die gemeinſamen Werke winziger Polypen, an ihren Riffen die tiefe Lehre: Viribus unitis! Das Große aus dem Kleinen, das Kleine mächtig in Vereinen! Fiſche erheben ſich fliegend über den Wogen, dem Schiffer auf einförmiger Fahrt ein Schauſpiel. Auf den ſtürmiſchſten Fluten, dem Schrecken des Schiffers, wiegt ſich am Cap Horn noch der Albatroß, jener wunderbare Vogel, der unerſchrockenſte Schiffer. Scharen von Häringen ziehen durch die Fluten zur Laichzeit und gründen einen neuen Handelszweig, Tauſenden Wohlſtand verleihend. Millionen von andern eßbaren Fiſchen beleben die Meere durch die Schiffe der Uferbewohner. Auch die Auſter, dieſes unanſehnliche Weichthier auf niedriger Stufe der thieriſchen Bildung, iſt darunter und dient als wichtiger Artikel der Ueppigkeit und dem Reichthume. Der Lachs verläßt das Meer nur auf kurze Zeit, ſtromaufwärts zu ziehen in ſüße Gewäſſer, ſeinen künftigen Kindern eine weniger gefahrvolle Wiege zu bereiten. An den Küſten zieht der geſpenſterte Stör oder der Hauſen mit ſeiner vielgeſuchten Hauſenblaſe und ſeinen Eiern, dem Caviar. Auf der Sandbank ruht ſchlummernd der Seehund oder im Kreiſe ſeiner Kinder in faſt zärtlichem Bilde. Liſtig ſchleicht der Jäger näher, auf dem Bauche liegend, die Füße übereinander geworfen und aufwärts gerichtet, ſie hin und her bewegend, das plumpe Gehen des Seehunds nachahmend. Ihm hat das Meer eine neue wunderbare Jagd gegeben, hat ihn zu neuen lüſtigen Gedanken verwärts geſperrt. Im rückwärts ſchreitenden Gange ſuchen die Krebſe ihre ſichere Heimat wieder zu gewinnen, den Wanderer ergötzend, dem Dichter das willkommene Bild des Krebs

gangt *). Riesengroße Schildkröten, ein wichtiges Nahrungsmittel, schaukeln sich unter den senkrechten Strahlen der Tropensonne in den Wogen. Wohin der Schiffer eilt, überall findet er ein neues Regen, seinen Handel belebend oder neue Vorstellungen in seinem Geiste erweckend. Auch seine Märchen birgt der Ocean. Wie die Flüsse des Festlands, spukt auch im Meere die Wassernixe und die wunderbare Wasserschlange. Oft schon hat sie dem einsamen Schiffer in traulicher Kajüte die langen Mußestunden ausgefüllt und die Spinnstube mit ihren Wundermärchen auf das Meer verlegt. Den Wundern der Thierwelt gleich erzeugt der Meeresschooß auch seine Pflanzenwunder. Von dem Auge des Pflanzenforschers eifrig gesucht, entfaltet diese Welt eine neue wunderbare Mannichfaltigkeit. An Größe den Riesenbäumen der Erde nicht nachstehend, entfaltet, fast 1000 Fuß lang, die Macrocystis pyrifera in den südlichen Meeren ihr ehrenfarbiges Laub. Keine Blüte findet sich an diesen Gewächsen, denn sie gehören zu der niedern Stufe der blütenlosen Pflanzen. Dagegen hat der Meeresschooß ihnen die wunderbarste Farbenpracht auf ihr Laub gezeichnet. Viele, z. B. die Urpflanzen, sind so winzig, daß der Forscher des Vergrößerungsglases, des Mikroskops, bedarf, um ihren Bau zu erforschen. Sie ganz besonders riefen vor allen übrigen Pflanzen den allgemeinern Gebrauch des Mikroskops hervor. Schon hat es sich bis in die Hände des Arztes begeben, neue Anschauungen, neue Hülfsmittel in kundiger Seele für Geist und leibliche Wohlfahrt des Menschen erzeugend. An andern Orten führt das Meer mit gütiger Hand diese Gewächse in großer Fülle an das unfruchtbare Gestade. Einige Völker, wie die Schotten, Norweger und Andere genießen den Caragaheen-Tang und andere Formen. Andere Völker, wie die der chilesischen Inseln, benutzen die bandartigen Gestalten wegen ihres klebenden Schleims als natürlichen Verband auf ihre Wunden. In der Umgegend von Brest düngen noch Andere ihren Acker damit oder benutzen sie als Brennmaterial, wie es in der Bretagne geschieht. Gewisse Tange hat man schon frühe gegen Kropf und Würmer angewendet. Nur wo das Meer gebietet, erzeugt sich auf den Felsen die Färberflechte (Roccella) auf nackten Felsen. Sie liefert den blauen Lackmus, ein wichtiges Farbematerial. Das Seegras (Tostera marina) ward ein ebenso gesuchtes Packmaterial. Kurz, aus dem Schooße des Meers strömt ein Leben, wunderbar, dem Menschen heilsam und ihn bildend.

Im Gebiete des Meers gewinnt die Landschaft einen andern Charakter. Milder ist die Luft, milder der Winter, weil das Meer im Winter nicht gefriert und durch seine Verdunstung Wärme entfaltet. Man sieht dies schon sehr deutlich bei bedeutenden Kältegraden an den Ufern der Flüsse im Winter an deren rauchähnlich aufsteigenden Dünsten. Den besten Beweis liefert das nördlich gelegene Britannien. In Cornwallis, der südwestlichen Halbinsel Englands, zwischen 50—51° n. Br., wachsen im Freien noch Myrten, Lorbeerbäume, ja sogar Camellien. Doch reifen weder Wein noch Aprikosen, weil die Sommer kühler sind. In Irland finden sich dazu noch einige Moose, deren Verwandte sich nur noch in tropischen Ländern und Inseln finden. In den geschützten Scherengärten von Norwegen, hoch im Norden gelegen, gedeihen noch Pflaumen bei Lusterö (63½° n. Br.), und Kirschen bei Ervagör (62° n. Br.). Ebenso gehen Palmen und baumartige Farrenkräuter, sonst die wahren Kinder der heißen Länder, weiter nach Süden als nach Norden, weil die Südsee ungleich weniger Festland besitzt als der hohe Norden. Auch die Pflanzenwelt der Inseln, im unermeßlichen Ocean gelegen, ist stets eine ebenso merkwürdige wie fremde. Lieblicher und saftiger ist das Grün der Pflan-

*) Dem französischen Schriftsteller Jules Janin begegnete kürzlich bei der Beschreibung einer Reise nach London das Unglück, in seinen humoristischen Schilderungen des Meerlebens die Hummer die Cardinäle des Meers zu nennen. Er konnte die Hummer demnach nur in dem gekochten Zustande, wie sie im Frühjahr bei Vers und Poisson unter jungen Erbsen und Spargeln an den Schaufenstern des Palais Royal liegen.

Der Herausgeber.

zen; weniger sind sie kräftig. Dies beweist die große Inselgruppe des Stillen Meers, die man unter dem Namen Polynesien begreift. Der Mensch ist auch hier nicht von diesen Einflüssen ausgenommen. Der Eingeborene Polynesiens ist sanft, schlaff und wenig zur Arbeit geneigt. Bei harter Arbeit zehrt er sichtbar ab. Er ist mehr Wassermensch. Das Meer ist die Heimat der Wassernymphen; denn — es ist der höchste Genuß seiner Frauen, die größte Zeit des Tags im Wasser mit Schwimmkünsten zuzubringen. Was man über sie hört, macht sie zu den größten und unerschrockensten Schwimmerinnen der ganzen Welt.

Wenn so auf der einen Seite das Meer einen nachtheiligen Einfluß auf das Leben des Menschen übt, während es in der Pflanzenwelt gerade umgekehrt ist, so trifft es unter einer gemäßigten Sonne den rechten Grad seiner Belebungskraft. Europa ist der glückliche Beweis. Der kleinste aller Erdtheile ist er doch der Mittelpunkt des geistigen Seins der ganzen Welt geworden. Kunst, Gewerbe, Wissenschaft und Sitte blühen hier, wie sie die Geschichte noch in keinem andern Welttheile sah. Dies verdankt Europa jener glücklichen Lage unter gemäßigtem, höchstens warmem Klima und vor allem dem wunderbaren Bau seines Festlands. Von fast allen Seiten dem Meere geöffnet, tritt dieses zu den Ländern aller größern Völker heran, oft tief in sie hinein. Wenn auch mäßig große, besitzen sie sämmtlich ihre schiffbaren Flüsse, welche die Völker mit dem Meere in Berührung setzen. Hier und da durch hohe Berge zwar voneinander getrennt, wie durch die Pyrenäen und Alpen, sind diese doch nicht unübersteiglich. Niemals haben sie die Völker voneinander schroff geschieden, wie das z. B. zwischen China und Westasien durch den himmelhohen Himalaya der Fall war. Dazu ist der größte Theil Europas von den Ebenen Rußlands bis zu den Pyrenäen im Nordwesten ein Flachland. Die Einwirkung der einzelnen Völker aufeinander konnte darum auch nie ausbleiben und ist auch nie unterblieben. Leider! hat sie die Geschichte oft mehr im blutigen Bruderzwiste zusammengefunden als im geistigen, friedlichen Zusammenhandeln. Doch der Geist des Friedens hat bereits seine mächtigen Schwingen durch den großen Hebel des Handels, der Industrie, der Naturwissenschaften über Europa entfaltet. Die Völker werden ihre hohe sittliche Aufgabe gemeinsam lösen. Wie sie nur im Frieden gelöst werden kann, wird ihr auch der mächtige Volkskönig unsers Jahrhunderts diesen Frieden zu verschaffen wissen. Nicht vergebens blickt Europa auf das friedlich sich ausbauende England. Es ist der letzte mächtige Beweis für unsern Satz, daß das Meer den Menschen befreie. Durch das Meer vor feindlichen Einfällen und Interventionen mehr als irgend ein anderes Land Europas geschützt geworden, hat es seine glückliche Lage bald begriffen, hat sich groß und reich gemacht und blickt ruhig in seine Zukunft.

Und die andern Welttheile? Asien ist untergegangen. Afrika, ohne tiefe Meerbusen, beruht fast durch und durch im Tode des Geistes. Australien ist zu trocken. In Amerika ist ein neuer Stern, ein neuer Beweis für unsern Satz, in dem nördlichen Theile aufgegangen, der dem Atlantischen Oceane seine Länder öffnet. Westindien blüht. Südamerika dagegen trägt den Charakter Afrikas und Asiens an sich: zu hohe Gebirge, zu wenig Meerbusen. Europa wird der Kernpunkt des Geisteslebens bleiben, wird das geistige Herz für alle Nationen werden, wird mit seinem Geiste in sie hineindringen und sie umschlingen, wie der Ocean selbst, der die Festlande umspült. Dieses hohe Amt ist Europas große Aufgabe. Sie ist ihm von der Natur selbst gestellt und die Naturnothwendigkeit gehört die Geschichte der Menschheit. Schon sendete Europa seine Schiffe und Kinder in alle Welten; schon hat es längst diese Aufgabe begonnen; möge es dieselbe in ihrer ganzen Größe ausführen für alle Völker der Erde!

Englands berühmte Namen.

7. Charles Dickens.

Düſter hat ſich der Abend auf Englands Hauptſtadt geſenkt. Der Regen, Freund und Feind des britiſchen Eilands, wie man es nehmen will, hat während des ganzen Tags ſanft geriefelt und mit dem Ruß der Steinkohlen vermiſcht auf dem Boden eine Maſſe geſchaffen, künſtlicher Gutta Percha gleich. Der Himmel hängt tief, die ſchweren Wolkenmaſſen berühren faſt die Dächer. Der Schleier, in den ſich die Natur gehüllt, verhüllt ſelbſt die nächſten Gegenſtände mit einem myſtiſchen Grau. Der Abend, mit ſeinem tauſendfachen Lampenlichte, bringt endlich eine ſcheinbare Helle in dieſe Nachtſchatten des Tags, durch welche die eilige Menge wie flüchtige Truggeſtalten gleitet. Die Stimmung der Menſchen hängt von der Umgebung ab. Wir ſind auch phyſiſch impreſſionable, und wollen wir auch das Auge ſchließen, um nicht zu ſehen, das Ohr, um nicht zu hören, ſo werden die feinen Fühlfäden unſerer Seele, Nerven genannt, ſtets Ton und Stimmung von der Atmoſphäre erhalten und Behagen oder Mißbehagen erzeugen. Zuſtände, die der Wille vergeblich zu bemeiſtern ſucht.

Vor einem anſtändigen Hauſe in einer leidlichen Straße ſtanden um die elfte Stunde bereits der Wägen viele, theils waren es Gampagen, theils Cabs (Droſchken) mit einem traurigen Gaul, der müde die Ohren hängen läßt, während ſein beſſer beſtallter Gefährte, das ſtolze Wagenroß, auch im träufenden Regen noch unter muthigem Stampfen dem Zügel ſeine Kraft fühlbar macht. Die drei Fenſter, die den erſten Stock ausmachen, ſind hell erleuchtet. Wirth und Wirthin harren hier ihrer Gäſte. Erſt wenn alle verſammelt ſind, ſteigt man, nach dem Gebot der Frau des Hauſes, die jedem Herrn die Dame nennt, die er führen ſoll, die Treppe hinab in die Speiſezimmer, wo eine lachende Tafel bereitſteht. Der Herr des Hauſes, in welchem wir Charles Dickens begrüßen, ſetzt ſich an das untere Ende, ſeine Gattin ihm gegenüber. Der gaſtfreie, ein Haus machende Wirth iſt ein Mann in ſeinen beſten Jahren, hochgewachſen, nicht ſtark und nicht mager, mit einem gutmüthig blonden Geſichte. Seine Toilette iſt geſucht. Nicht blos einfach gentlemanly kleidet er ſich, es ſpukt der Dandy ein wenig in den zierlich gefälteten Jabots, den langen Manſchetten, dem weißen Halstuch mit der goldenen Nadel, der vielfach über der geſtickten Weſte hin- und hergeſchlungenen goldenen Kette. Er iſt ein liebenswürdiger Wirth. Er unterhält ſeine beiden Nachbarinnen. Seine Gattin erweiſt den Herren ihr zur Seite dieſelbe Aufmerkſamkeit. Frau Dickens iſt nicht mehr jung. Ihr rundes volles Antlitz und die Fülle ihrer Geſtalt verleihen ihr den Charakter heiterer Gutmüthigkeit. Ihr Gatte, der noch immer beliebteſte Schriftſteller Englands, hat ſich nach längerem Aufenthalt in Genua und in der Schweiz der Heimat wieder zugewandt und um jene Zeit, aus der unſere Schilderungen herrühren, das neue Blatt, die „Household-words" gegründet, die mehr als hunderttauſend Abnehmer zählen ſollen. Heute ſieht er eine kleine Zahl ſeiner Verehrer als Gäſte bei ſich und bewirthet ſie eigentlich in ausländiſcher Weiſe und faſt zu reichlich.

Dickens hat dem Andrang des Lebens, dem jede ſo ausgemachte Berühmtheit nur die ſeinige ausgeſetzt iſt, nicht widerſtehen können. Die Welt mit ihren Zerſtreuungen nimmt ihn mehr in Anſpruch als ſeiner Muſe nützlich iſt. Der wohlwollendſte Sinn läßt ihn Das, was ſeinem Talente an äußerm Gutgelt ſo reichlich zuſtrömt, auch gern mit Andern theilen; allein aus dieſem Verbrauch durch die Geſellſchaft entſteht leider das Aphoriſtiſche ſeiner ganzen gegenwärtigen Production. Das abgeriſſene Erſcheinen ſeiner offenbar gleichzeitig mit dem Erſcheinen erſt geſchriebenen neuern Werke hat ihn in die

Sphäre der franzöſiſchen Feuilleton-Romane gebracht. Bedenkt man dabei die außerordentlich kleine Welt, die dem engliſchen Romanſchriftſteller in Folge der ſittlichen Begriffe ſeiner Nation geſtreckt ſind, ſo können mancherlei Beſorgniſſe gerechtfertigt erſcheinen, wenn man den Verfaſſer der „Pickwickier“ und des „Barnaby Rudge“ ſich ſo durch die Geſellſchaft, durch heftweiſe Lieferung ſeiner Romane, durch Theatervorſtellungen, Reiſen u. dergl. zerſplittern ſieht.

Wir ſchließen hiermit unſere kleinen Skizzen. Wir wollten nicht perſönlich in dem Sinne ſein, daß wir den Schleier der Indiscretion lüfteten. Wir wollten nur den Freunden des engliſchen Geiſtes Gelegenheit geben, ſich möglichſt treu und lebendig Exiſtenzen zu vergegenwärtigen, die ſich durch ihre Schöpfungen das Recht erworben haben, mit Verehrung nicht nur, ſondern ſogar mit einer leicht verzeihlichen Neugier und dem Intereſſe an dem Kleinſten, was uns an der irdiſchen Erſcheinung großer Menſchen nur begegnen kann, beobachtet zu werden.

Anregungen.

Die Ruthengänger.

Wenn das Schauſpiel zu Ende iſt, ſo ruft man wol noch einmal die Hauptdarſteller heraus und ſie erſcheinen dann oft nicht mehr in ihrer Rolle als Hamlet oder Ophelia, ſondern in ihrer natürlichen Geſtalt als Emil Devrient oder Maria Bayer-Bürck. So pflegt unſere Zeit nicht ſelten irgend eins der Geſpenſter des Mittelalters, die ihre Rollen längſt ausgeſpielt haben ſollten, noch einmal vorzurufen, um es nun mit dem Lichte der neuern Wiſſenſchaft zu beleuchten und in ſeiner wahren, natürlichen Geſtalt zu ſehen. So tauchten kürzlich noch einmal die Feuerleſer, Feuergänger und die Feuer-Ordalien des Mittelalters auf, über die wir in Nr. 2 dieſer „Unterhaltungen“ berichteten. Pouligny wies ſie durch ſeine Studien und Verſuche als natürliche Vorgänge nach hinreichend erklärt durch den längſt bekannten Leidenfroſtſchen Verſuch mit dem Waſſertropfen, der auf heißem Metall nicht verdunſtet. Jetzt taucht auch die Wünſchelruthe noch einmal auf und zwar in den „Odiſch-magnetiſchen Briefen“ des Freiherrn von Reichenbach.

Die Wünſchelruthe ſpielte vor Alters eine große Rolle in der Zauber- und Hexenwelt. Es war eine gabelförmige Haſelruthe, in einer heiligen Nacht, gewöhnlich der Johannisnacht, unter den nöthigen Formalitäten, begleitet von einem Zauberſpruche, von einem Strauche geſchnitten. Einer dieſer Zauberſprüche lautete z. B.: „Gott grüße dich, du edles Reis. Mit Gott dem Vater ſuche ich dich, mit Gott dem Sohne finde ich dich, mit Gott des heiligen Geiſtes ſeiner Kraft und Macht breche ich dich. Ich beſchwöre dich, Ruthe und Gabelſtatte bei der Kraft des Allerhöchſten, daß du mir wolleſt zeigen, was ich dir gebiete, und ſolches ſo gewiß und wahr, ſo rein und klar, als Maria, die Mutter Gottes, eine reine Jungfrau war, da ſie unſern Herrn Jeſum gebar, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Amen.“ Dieſe Ruthe nun faßte der Zauberkünſtler mit beiden Händen in vorgeſchriebener Weiſe an den beiden Gabeltheilen, das einfache Ende in die Höhe gerichtet, und ging damit auf dem zu durchſuchenden Revierе überall umher. Wo die richtige Stelle war, ſchlug die Ruthe, d. h. ſie bewegte ſich mit dem obern einfachen Ende nach der Erde zu. Sie zeigte auf dieſe Weiſe namentlich Waſſer oder Erzgänge oder auch vergrabene Schätze an.

Was war an dieſem Vorgange wahr? Sollte es wol lediglich Charlatanerie geweſen ſein, mit der man nur prellen und Geld verdienen wollte? Die Sache mußte wenigſtens oft eingetroffen ſein, weil ſich ſonſt die Ruthengänger doch endlich um ihren Ruf bringen mußten. Nicht nur die alten Zauber- und Hexenbücher, ſondern auch Chroniken und alte Geſchichtſchreiber erwähnen derartige Vorgänge ganz ernſthaft als ausgemachte Sachen. Noch im vorigen Jahrhundert gab es in den ſächſiſchen Bergamtsrevieren verpflichtete Ruthenſchläger, und der alte Matthеſius ſagt, nachdem er eine Menge höchſt vernünftiger geognoſtiſcher und anderer Kennzeichen, welche die Erzgänge andeuten ſollten, aufgezählt hat, noch ganz treuherzig hinzu: Genauer könne man im Voraus nicht wiſſen, ob man auf Erzgänge ſtoßen werde; es ſei denn, das Waſſer entblöße einen Gang oder der Bergmann finde herumliegende Erzſtücke, oder die Wünſchelruthe ſchlage gewaltig und drehte ſich in der Hand. Und iſt die Sache wirklich ganz in Vergeſſenheit gerathen? Man

erkundige ſich namentlich auf dem Lande nahe und man wird faſt in jedem Dorfe ältere Leute finden, die derartige Geſchichten, gewöhnlich von Erfolg begleitet, als ſelbſterlebte erzählen, und die jungen, aufgeklärten wiſſen nicht, was ſie davon denken ſollen. Zur Probe folgende zwei Fälle, von noch lebenden Augen- und Ohrenzeugen erzählt.

Vor noch nicht 30 Jahren wünſchte der Pächter des Gutes B. bei Dresden, welches damals dem Baron von R. gehörte, einen zweiten Brunnen, weil der alte zu wenig Waſſer gab. Der Beſitzer zeigte wenig Luſt dazu, weil er bei der hohen Lage des Gutes jeden Verſuch für vergeblich hielt. Ein reiſender Wünſchelruthenſchläger meldet ſich und erbietet ſich, das Terrain zu unterſuchen. Der Pächter geht darauf ein und an einer Stelle hinter dem Gute zeigt ſich die Wünſchelruthe. Der hiervon in Kenntniß geſetzte Beſitzer, ein äußerſt gebildeter und aufgeklärter Mann, weiß nicht, was er dazu ſagen ſoll und erbietet ſich endlich, die Koſten des Brunnens zu tragen, wenn ſich wirklich Waſſer fände. Man gräbt, und in einer Tiefe von zwölf Ellen, wie der Zauberer vorhergeſagt, iſt das Waſſer da.

Ein zweiter Fall. Im Dorfe C. in der Oberlauſitz wollte man am Schulhauſe einen Brunnen graben. Der Schulvorſtand ließ einen Mann kommen, der die Wunſchelruthe ſchlagen konnte, um Waſſer zu ſuchen. Die Wünſchelruthe zeigte an zwei Stellen des Gartens Waſſer an. An der paſſendſten fing man an zu graben und der Brunnen war da.

Alſo bis auf den heutigen Tag ſpielt die Wünſchelruthe ſogar in dem „aufgeklärten" Sachſen noch hier und da ihre Rolle hinter einem ſo alten und ſo weit verbreiteten Gebrauche und bei ſo viel der Thatſache nach als wahr geltenden Erzählungen ſollte man beinahe etwas mehr als eine bloße Gründung vermuthen, mit der man unſere abergläubiſchen Vorältern täuſchte. Waren vielleicht die Ruthenſchläger Sachkenner, die ſchon im Voraus unterſucht hatten, wo die zu findenden Schätze lagen, ſodaß ſie die Bewegung der Ruthe ſelbſt dirigirten? Suchten ſie nach Waſſer nur in Gegenden, wo ſie es mit Grund vermuthen konnten? Hauſig rief man ſie aber erſt zu Hülfe, nachdem man viele vergebliche Verſuche mit Nachgrabungen ſchon gemacht hatte. Die Sache bleibt räthſelhaft.

Der Verfaſſer der „Odiſch-magnetiſchen Briefe" hat nun eine neue Erklärung aufgeſtellt. Er ließ *ſenſitive* Perſonen (d. h. ſolche, die die Fähigkeit beſaßen, odiſche Einwirkungen zu empfinden) in ſeinem Park ſpazierengehen. An gewiſſen Stellen blieben ſie ſtehen und ſagten aus, ſie hätten hier ein beſonderes Gefühl, ein Ziehen von unten her durch den ganzen Körper, ſo ſtark, daß die Empfindlichern es nicht lange aushalten mochten. Jene Stellen befanden ſich über der durch den Park gehenden unterirdiſchen Waſſerleitung, von der die ſenſitiven Perſonen nichts wußten und welche über der Erde ſich durch keine Spur verrieth. Sie fühlten alſo das unterirdiſche Waſſer. Ein ähnliches Gefühl empfanden die Senſitiven auch beim Berühren von Metallen und vielen andern Körpern. Die Wünſchelruthenſchläger waren alſo nach Herrn von Reichenbach's Meinung Senſitive; ſie *fühlten*, was unter ihnen in der Erde war, und die Wünſchelruthe war nur ein überflüſſiges Beiwerk.

Hat der Erklärer Recht oder Unrecht? Man wird dies nicht eher entſcheiden, bis nicht jene vielfachen und weitläufigen Verſuche des Anregers der odiſch-magnetiſchen Frage von umſichtigen Forſchern *wiederholt* ſein werden, was leider bis jetzt noch nicht geſchehen zu ſein ſcheint. Die bekannten Erfahrungen des Einfluſſes der Metalle auf ſeemannsbraut Perſonen reichen für die Behauptungen des Herrn von Reichenbach natürlich nicht aus.

Das Rauhe Haus bei Hamburg.

Wir haben die Abſicht, einmal des Ausführlichern auf eine Anſtalt zurückzukommen, die einer der ſchönſten Menſchenwürden unſerer Tage, Dr. Wichern in Hamburg, vor zwanzig Jahren als eine Rettungsanſtalt für verwahrloſte Kinder begründete. Wir bemerken heute nur, daß uns bei der Durchſicht der bedeutend angewachſenen Literatur über das Rauhe Haus bei Hamburg aufgefallen iſt, wie dieſe Anſtalt ſchon jetzt den Charakter einer großen *induſtriellen Speculation* trägt und über die nächſte ſittliche Tendenz des Plans hinausgewachſen ſcheint. Da wird geackert, geſäet, geerntet; da wird Viehzucht getrieben; da ſpinnen Kinder als Schneider, Spinner, Pantoffelmacher, Schuhmacher, Tiſchler, Korbmacher; da werden fabrikmäßig Hemden für die hamburger Rettungsvereine genäht; da iſt eine Buchdruckerei, eine Buchbinderei errichtet worden und zuletzt ein Buchhandel eröffnet, der die Frage der „Innern Miſſion" auswerten, ſo gehaltig, ſo umfaſſend, wie nur ein leipziger oder ſtuttgarter Buchhändler im Intereſſe ſeiner Gilden Buch auf Buch erſcheinen läßt. Sieht man, wie zu dieſem Fabrikweſen die nächſten Anleihen von der Gläubigkeit der Welt geſteuert werden, ſo muß man eingeſtehen, daß Herr Dr. Wichern für den Induſtrialismus den eigentlichen Stein der Weiſen gefunden hat.

Ein harmloser Anlagen an den Deutschen Bundestag.

Wären wir in diesen Blättern mit politischen Fragen beschäftigt, so würden wir manchertei Wünsche aufzählen können, die wenigstens theilweise in die obige Rubrik gehören. Wir haben es indessen hier nur mit einer Mahnung an eine alte artistisch-literarische Schuld zu thun.

Die Bundesgesetzgebung verbietet bekanntlich den Bühnen, ungedruckte dramatische und musikalische Werke ohne Genehmigung der Autoren und Componisten aufzuführen. In diesem einen Schritt, vor vor etwa zehn Jahren von unsern Regierungen auf das Ziel von Recht und Gerechtigkeit in diesem Gebiete getban wurde, gehört noch der zweite: daß keine Bühne sich erlauben darf, ein verartigtes Geisteswerk zum Gegenstand einer industriellen Ausbeute zu machen, auch wenn es schon gedruckt oder im Stich bereits verbreitet ist. Die Billigkeit sagt, daß ein gelungenes Drama allerdings dem gehört, der ein Exemplar im Buchladen an sich gebracht hat; es kann es aufbewahren, leihen, beurtheilen, auswendiglernen, nachdrucken, was er will; aber ein solches, etwa mit einem Thaler bezahltes Buch auch aufführen, dem Autor, oder ihn zu fragen, manchmal eine Bitte, sehr oft aber auch eine Unanständigkeit bereiten, eventualiter Geschäfte mit seinem Verleger provoziren machen und nicht verschicket sein, ihn ebenso gerecht zu werden, als wenn sein Werk auch nicht im Buchhandel zu haben wäre — das ist Unbilligkeit und gehört in die alten Begriffe jener rohgären Rechtspraxis, der gröbere bekanntlich auch der Nachdruck erlaubt ist und in manchen gelehrten juristischen Schriften allen Ernstes vertheidigt wurde. Die civilisirte Rechtsanschauung hebt eine solche Schupfleglichkeit des geringen Eigenthums auf. Man denke sich, ein Autor kommt in die Lage, ein Stück, das anfangs von den Bühnen nicht gewürdigt wurde, drucken zu lassen; nach einigen Jahren bekannt sich irgend ein Regisseur auf das verschollene Werk, führt es auf, es erlebt eine Reihe von Vorstellungen, man schreibt darüber; W. in einer Stadt wie Wien zwanzig Recensionen, dreißig Correspondenzen; dem Autor werden einige vierzig guter Lehren gegeben; Fortschritt! sagt der Eine Nachschritt! der Andere — Unz, so viel Zeitungen, so viel Artikerbe und Dessage — und von alle Dem, — was gewinnt der Autor? Neun Kreuzer vielleicht Tantièmenantheil an einem einzigen verkauften Exemplar seines Buchs!

Man muß gestehen, daß Dickens, der in London ein Asyl für verkommende Schriftsteller begründet hat und zu dem Ende mit Bulwer, Jerrold u. A. Schauspielvorstellungen gibt (Carlyle drei Guineen), Veranlassung hätte, mit seiner Truppe einmal in Deutschland Gastrollen zu geben. Wenn die Erstlingen vom Bundestage nicht endlich jene Bestimmung aufheben, daß gedruckte Werke für eine, außerhalb der nächsten Literaturzweifung liegende fernere Speculation durch die Bühne begutiret sind und überhaupt nicht ein dem französischen Tantièmen-Verhältniß sich annähernder Zustand unserer Bühnenherrscher erreicht wird, so sollen wir wiederum den Herren Diplomaten in Frankfurt die Anschrift, daß die bestehenden Schriftsteller auch bei uns Hand anlegen werden, ein Asyl für die literarische Armuth und Finanznoth zu stiften und zu dem Ende nach dem Beispiele der Engländer auch Komödie spielen und zwar nach Frankfurt kommen werden, um daselbst in Vorstellungen aufzutreten, die, da wir durch die Minwirkung Emanuel Geibel's und Oscar's von Redwitz ihre Gemahlinnen zu gewinnen gewiß sind, den Herren mindestens per Loge zehn Louisdors zu stehen kommen sollen; eine Aufgabe, die ihnen von ihren betreffenden Regierungen als Bundestagsfreie schwerlich wird verwiegert werden. Sie mögen sich also eilen, einer auf dem frankfurter Posten für Diplomaten so außergewöhnlichen Anlagen vorgebogen und recht bald einmal von einer weltberühmten, den Pflege unserer Nationalliteratur verlassen lassen!

Die Emancipation der Israeliten.

Jeder jüdische Künstler, der auch noch der Emancipation seiner Glaubensgenossen in den Reihen der Streiter für die allgemeine gesetzige und bürgerliche Freiheit antheert, zählt für Zwei.

Ein Rath für Schriftsteller.

Um in Deutschland mit einem guten Werke durchzudringen, muß man hintennach ein wiklungenes schreiben. Dann wird oft das erste selbst von Denen aufgesucht, die es anfangs verwarfen.

Lebensaufgabe.

Eine geistreiche und muthige Dame schrieb einem kampfmüden und verdrießlichen Manne ins Album:

Man muß die Welt erobern,
Mögt' auch daran zerbrechen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 22.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr

Der weiße Schleier.

Eine Erzählung in drei Capiteln.

Drittes Capitel.

Leonore von Werdenberg.

Die Jugend, im Gefühl ihrer Lebenskraft und Berechtigung zur Freude mag sich traditionellen Gewalten und spukhaften Einflüssen nicht beugen. Wie lebhaften Worten seiner Hand wieder einträte in das frische fröhliche Leben. Dabei wiederholte er an jenen Tagen, die ich noch auf Schloß Werdenberg verblieb: „Ich glaube gern, daß ihr den Schleier seht, glaube, daß er ein Todeszeichen ist. Aber dies Schauen ist eine Krankheit wie das Hellsehen des Somnambulismus und kann geheilt werden wie dieser.“ Leonore schüttelte traurig das Haupt. Es war ihr fester Gedanke, daß sie berufen sei, den Fluch des Hauses fortzupflanzen. Als ich eines Abends mit Ulrich allein war, sprachen wir viel über die Geheimnisse der Menschennatur. Dies Feld ist so groß, so anregend. Es ist ein Lieblings thema der Zeit. Es hängt mit den größten Fragen unsers Jahrhunderts zusammen. Ich versprach ihm, auf Leonore zu wirken und den Wahn zu bekämpfen, der sich in ihrer Seele festsetzte. Es folgten sonnige, ruhige Tage. Leonore sprach sich vertrauensvoll über ihren Gesundheitszustand aus und schien Beruhigung darin zu finden, uns sorglos zu sehen. Sie liebte Ulrich, aber sie hatte eine unerklärliche Scheu, welche die Gestalt zu nähren, ihm einst anzugehören. Sie glaubte, den nahen Verwandtschaft und der Tradi tionen ihres Hauses wegen ihm entsagen zu müssen. Ulrich aber, der in mir eine Bun desgenossin gefunden hatte, ließ die Ansprüche seines Herzens nicht fahren. Es überreichte eines Tags der Matrone einen Brief des Freiherrn, der die Werbung des jungen Mannes unterstützte und die Frauen aufforderte, ihrem Spruch zu entsagen. Den Freiherrn umwerbe schon seit lange auf Reisen so die frische Gebieterin, daß er der Abnahme und ihres Hauses spottete. Die Matrone stand auf Leonoren's Seite. Es wurden schmerzliche Kämpfe durchgekämpft. Endlich siegte die Jugend und die Macht der Herzen. Ulrich verbrach ein

Jahr zu reisen und Leonoren Zeit zu lassen, sich in eine Verbindung zu finden, in der sie etwas Dämonisches erblickte, ein Opfer, dargebracht den unheimlichen Gewalten des Schicksals. Sie konnte sich von der Vorstellung nicht trennen, daß sie bestimmt wäre, der letzte Sproß eines Familienzweigs zu sein, auf den die Gabe des zweiten Gesichts sich vererbt hatte. Mit ihr, glaubte sie, müßte diese unheimliche Gabe aussterben.

Als Ulrich Abschied nahm, war es Leonoren, als könnte sie sich nicht von ihm trennen. Sie hielt seine Hand festergriffen, schmiegte sich zitternd an ihn an. Durch ein muthiges Losreißen mußte er der Qual des Abschieds ein Ende machen. Dann horchte sie auf seinen Schritt, eilte ans Fenster und schaute ihm nach und als er vor dem Walde zum letzten male grüßend zurückblickte, fiel sie bewußtlos in meine Arme.

Wenn ich Leonoren in den nächsten Tagen durch Zukunftsbilder und Pläne zu erheitern suchte, sah sie mich mit eigenthümlichem, halb traurigem halb spöttischem Blicke an. Ich bemerkte, daß sie zusehends matter und bleicher wurde, sich von der Großmutter so viel als möglich fern hielt und jede Beschäftigung, die Geist oder Hände in Anspruch nehmen und sie zerstreuen sollte, mit den Worten zurückwies: „Wie überflüssig!" So lange als möglich hatte ich meine Abreise verzögert. Endlich konnte ich nicht mehr auf Werdenberg bleiben, entschloß mich aber, an Ulrich zu schreiben und ihn lieber zur baldigen Rückkehr aufzufordern. Leonore behauptete, vor ihren Augen läge der weiße Schleier. Sie sähe ihn auf der Stirn von Menschen, die aus dem glücklichsten Dasein bald scheidend zu wissen, ihr das Herz bräche. Ja sie ging in ihrer Aufregung so weit, zu behaupten, sie sähe sich selbst, sich selbst bedeckt mit jener gespenstischen Opferbinde und bald würde sie den dämonischen Mächten ihres Hauses verfallen sein.

Als ich Schloß Werdenberg verlassen hatte, schrieb ich an Leonoren's Vater.

Nach Allem, was ich von dem Freiherrn gehört hatte, wußte ich wol, daß er nicht der Mann war, energisch Leonoren's Wahn zu bekämpfen, aber Ulrich, an den ich nicht zu schreiben wagte, konnte durch ihn das Nöthige erfahren. Ich setze voraus, daß man die ersten Aerzte um Rath fragen und die Heilung einer prophetischen Gabe versuchen würde, deren Besitz eine Vorstellung von den Qualen erwecken kann, denen der Mensch ausgesetzt wäre, wenn ihm die Gottheit von ihrem allwissenden Auge auch nur einige Strahlen mitgetheilt hätte.

Monate vergingen. Der Frühling hatte Leben und Freude gebracht. Leonore begrüßte ihn, wie ich erfuhr, mit der wehmüthigen Ergebung des baldigen Scheidens. Der Sommer begann dem Herbste entgegenzureifen und der düstere Werdenberg sogar schien von dem Glanze der Jahreszeit erhellt und erwärmt. Leonore schrieb mir, sie wolle sich noch einmal mit ganzer Seele versenken in die Schönheit des Lebens. Aber ihr nächster Brief brachte andere Kunde. Ihr Vater, der in der italienischen Schweiz lebte, war gefährlich erkrankt und ließ die Tochter bitten, zu ihm zu kommen. Natürlich wollte sie unverzüglich seinen Wünschen folgen, aber da sich die Matrone durchaus nicht davon abbringen ließ, ihre Enkelin zu begleiten, mußte sich die Reise nothwendig in die Länge ziehen. Leonore, Alles schwarz sehend, fürchtete, nur das Grab ihres Vaters zu finden.

Die trüben Ahnungen bestätigten sich glücklicherweise nicht. Leonore hatte den Vater so frisch und heiter gefunden, daß sie kaum an die Gefahr der überstandenen Krankheit glauben konnte. Der Arzt hatte ihm zur Befestigung der Gesundheit Bewegung angerathen. Leonore mußte ihn auf seinen Ausflügen begleiten. „Du glaubst nicht," schrieb sie mir einst vom Luganersee, „wie begehrenswerth mir das Leben jetzt erscheint. Alles in meiner Umgebung ist frisch, schön und heiter. Die Großmutter sogar, die in glücklicher Blindheit das Symbol des Todes nicht mehr erkennt, genießt den Lichtstrahl, die frische Luft der Berge und das Rauschen des See's, der leise an die Mauern unserer Villa schlägt. Und wie glänzend sind Wasser, Luft und Land in dieser glücklichen Gegend!

Die Sprache fällt weich und tönend in unser Ohr und wenn die Wallfahrer singend an mir vorüberziehen, möchte ich die Hände falten und sie bitten: trägt auch meine Sorgen zum Altare des Glaubens! Ich ahne und weiß: Die Wellen des Luganersees werden mein Grab bespülen. Und Ulrich! Neulich als ich mit inniger Sehnsucht an ihn gedacht hatte, war's plötzlich, als trüge mir der Abendwind den Klang der geliebten Stimme zu. Ist's nicht vielleicht ein Weiterempfinden der Seele, die sich allmälig vom Körper löst? Du würdest mir vielleicht mit ungläubigem Lächeln zuhören, fährst du, wie das Berg- und Waldleben mich gekräftigt hat. Aber vertraue den frischen Wangen, den klaren Augen nicht! Ich lese viel. Am liebsten in Schubert's tiefanregender Geschichte der Seele. Auch die Fragen des Magnetismus beschäftigen mich. Ich muß oft lächeln, wie sich die Gelehrsamkeit bemüht, Krankheiten des Geistes zu finden, wo gerade des Geistes Kraft nur über die gewöhnlichen Bedingungen hinausgeht."

Es wurde kalt und düster in den Bergen. Leonoren's Vater wollte nichts vom Aufbruch wissen. Trotz Sturm und Regen ging er täglich stundenweit mit Leonoren spazieren. Drei Tage noch und Ulrich's Jahr war vorüber. Er hatte mit Sehnsucht und Freude aus Genf geschrieben. Drei Tage noch — aber wie viel lag in diesen wenigen Stunden! Leonore, erfuhr ich später, fühlte sich matt und beklommen; ein leises Fröstlein durchschauerte sie bei dem Gedanken an Ulrich. „Wenn ich das Todeszeichen auf seiner Stirn sähe!" rief sie. Man nahm ihr diesen Wahn, aber ersichtlich blieb, daß in ihr Gedanken wuchsen, trübe Entschlüsse . . . Es hatte gereift. Der Himmel war klar, aber es stürmte heftig, als sie die Wanderung, Ulrich entgegen, antraten. Mit heftigem Schmerz hatte sich Leonore von der Großmutter getrennt. Sie vermochte kaum, dem rüstig vorwärtsschreitenden Vater zu folgen. Durch Dorf und Feld über Wiesen, den See entlang und dann aufwärts dem Walde zu führte der Weg. Das verwelkte, niederende Laub rauschte zu Leonoren's Füßen, schreiend flogen die Elstern hin und her und der Wind trieb dunkle Wolkenmassen über die Berge. „Laß uns heimkehren, Vater, bat das zitternde Mädchen, ich bin krank." Aber der Vater wollte nicht. „Droben bei der Kapelle kannst du ausruhen!" sagte er und ging weiter. Mühsam schleppte sich ihm Leonore nach. Der Weg zog sich aufwärts durch Gebüsch und Gestein. Schon blickten Kreuz und Fahne der Kapelle durch das kahle Buschwerk; der Freiherr überschritt den Steg und rief zurückblickend: „Muthig vorwärts, Leonore, noch hundert Schritte und wir sind am Ziele!" Dann ging er weiter. Taumelnd betrat Leonore die Brücke, die, von einer Felszacke zur andern führend, in kühnen Bogen über der Tiefe schwebt — unaussprechliche Angst bedrückte sie — Alles erschien ihr feindlich und drohend. Unwillig schlugen die Eichen mit den mächtigen Armen, ächzend bewegten sich die Tannen, die zwischen den Felsspalten wurzelten, lauter brauste der Bach in der Tiefe, grollender tobte der Wind durch die Schluchten, tiefer und tiefer senkten sich die Wolken — überall ein klagendes, dem Sterben verfallenes Leben. Und unter ihren Füßen schwankte der Steg — eben war es ihr, als senkte der weiße Schleier sich über die ganze Natur — da rief es von unten herauf: Leonore! Leonore! Sie und der Vater blickten abwärts, sahen einen Wanderer neben einem Reisewagen. Es war Ulrich. Er schwenkte den Hut, er grüßte mit einem Tuche . . . aber in diesem Augenblicke ertönte ein Schrei. Etwas Furchtbares war geschehen. Leonore war am Rand der Kapelle tief in den Abgrund gesunken.

Mehr als ein Jahr nach dieser entsetzlichen Begebenheit führte mich die glücklichste Veranlassung, eine Reise mit dem eben neuverbundenen Gatten, in diesen Theil der italienischen Schweiz, wo am Luganersee mir wie ein Eldorado die kleine grün umrankte Villa erschien, an deren Mauern jener schöne See sich plätschernd bricht, deren Gemächer von Rosenduft und Sonnenschein durchströmt sind und deren Bewohner mich mit deutschen Lauten be-

grüßten. Als wir Abends unter dem Laubdache der Veranda ſaßen, Ulrich und Leonore neben mir, und der Freiherr in die innern Gemächer gegangen war, um neben der Wiege ſeines fröhlich gedeihenden Enkels zu träumen, indeß Glühwürmchen und Nachtſchmetterlinge aus dem blühenden Garten in die ſtillen Zimmer ſchwebten und Nachtigall und Cyclopsdrossel ihren Wettgeſang unter der Sykomore anſtimmten, deutete Leonore nach der Dorfkirche am Hügel und ſagte: „Dort liegt der Spuk unſers Hauſes begraben.“ Der Tod wurde der Großmutter leicht, denn ſie hatte die Zuverſicht gewonnen, daß der Fluch unſers Geſchlechts getilgt iſt. Die Aufklärung über Leonorens Schickſal durfte nicht ausbleiben. Ulrich erzählte: „Dorniges Geſträuch hatte die Fallende aufgehalten. Sie war verwundet, beſinnungslos, es folgte ein Fieber. Dies Fieber war lebensgefährlich. Ich mag von den entſetzlichen Phantaſieen nicht erzählen. Laſſen wir ſie ruhen, die unheimlichen Erinnerungen. Nach Tagen voll quälender Angſt erwachte Leonore zum neuen Leben, wir hatten ſie wieder, ungetheilt. Nun ſind wir glücklich.“

Die raſche Art, in der Ulrich über dieſe Erzählung hinwegglitt, fiel mir auf. Ich ahnte, daß der Sturz in die Tiefe — kein Zufall war. „Laſſen wir die Erinnerungen ruhen!“ ſprach Ulrich . . .

Man brach ab. Ich lebte mit meinem Gatten einige glückliche Tage in der Nähe des reizenden Lugano, ſchiffte auf den blauen Wogen und genoß die ſchöne Miſchung italieniſcher Natur und der ſchweizeriſchen Alpenwelt. Wir fanden Leonoren in der That glücklich und froh. Sie und Ulrich waren reich genug, um das Leben ganz nach ihrer Empfänglichkeit für das Schöne, das es bietet, allein zu genießen. Alle trüben Gedanken waren geflohen. Vom weißen Schleier durfte, das fühlte ich bald, nicht mehr geſprochen werden. Der Spuk des Hauſes Werdenberg exiſtirte nicht mehr.

Als ich mit meinem Gatten, einem Arzte, in die lombardiſche Ebene hinunterfuhr, fragte ich ihn nach ſeiner Meinung über dieſe Vorfälle, deren Zuſammenhang er ſo kannte, wie ich ihn bisher erzählt habe. Er antwortete:

Das zweite Geſicht und den weißen Schleier wird kein beſonnener Arzt in Abrede ſtellen. Die Fähigkeit der Vorausſicht des Zukünftigen iſt wunderbar genug. In Schottland iſt dieſe Gabe bekanntlich eine locale Krankheit geworden. Auch die Erbanlage des zweiten Geſichts wird ſich nicht beſtreiten laſſen. In Leonoren von Werdenberg aber hat die ſchwache Natur des endlichen und bewußten Geiſtes einen Triumph gefeiert über die dämoniſche Macht der viel titaniſcheren Naturgeiſter. Beſaß ſie die Anlage des zweiten Geſichts, ſo wurde dieſe geheilt durch die Furcht vor ihr. Die Phantaſie glaubte dieſe Gabe ſtärker zu beſitzen als ſie die Natur beſaß. Die Phantaſie, die Furcht, die quälende Angſt, vielleicht auch die Neigung zum Wunderbaren gaukelten Leonoren die Bilder des weißen Schleiers vor. Sie ſah die Todesboten mit Bewußtſein. Die Gabe der Prophezeiung verträgt ſich aber nicht mit dem Bewußtſein. Die Verſtandeserhitzung deiner Freundin, das Nachdenken, Grübeln über ihre Gabe ſchwächte die Anlage dazu, die ſie vielleicht beſaß. Fürchtete ſie, durch die Verbindung mit dem ihr verwandten Ulrich dem Fluche ihrer Erbtraditionen noch mehr zu verfallen und ſank ſie in jenen Abgrund wirklich aus geſteigerter Angſt und mit dem Verſuche des Selbſtmords, den ich indeſſen nicht anzunehmen wage, ſo brachte dieſe Kataſtrophe eine ſo heilſame Rückwirkung in ihrem ganzen überreizten Organismus hervor, daß man wol ſagen kann: Die freie Kraft des Willens zerſtörte hier die dämoniſche Abhängigkeit. Das Bewußtſein ſcheuchte die Ahnung, der Verſtand ſelbſt in ſeiner Ueberreizung, jedenfalls aber in ſeiner ſich ſelbſtreflectirenden Gegenſtändlichkeit, verbannte die Nachtgeiſter, die dem Menſchen nur auf leiſen Schritten ſich nahen und unbewacht, dämmernd, träumend, unbewußt ihn mit ihrem Spuk übermannen. Von dem Augenblicke an, wo Leonore den weißen Schleier zu ſehen fürchtete, ſah ſie ihn zwar überall, aber es war der Schleier nicht mehr, den ihre Ahnen geſehen hatten.

Und als ich den edlen Göttern noch einer Lehre fragte, die aus diesen Erinnerungen gezogen werden könnte, erwiderte er:

Keine andere als: Denke und alle Schrecken eines blinden Glaubens wird du nie gekannt haben!

Und vor uns hinsprechend die schöne Beschwörung, die Faust empfiehlt, um sich alle Geisterwelt nur so, wie sie dem Menschen wohlthuend ist, zu erschließen:

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu; dein Herz ist todt!
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die irdsche Brust im Morgenroth!

rollten wir hinunter in ein Paradies, durch die villenbesäete Ebene zwischen Como und Monza, in die unvergeßliche, dem Menschen von der Natur nur das Schöne und Erquickliche darbietende Brianza.

v. G.

Ueber Messern und Gabeln.

Ein culturgeschichtlicher Brief vom Oberbibliothekar Dr. Gustav Klemm in Dresden.

Sie wünschen, verehrte Freundin, eine weitere Ausführung des neulich durch Lesse und Tischreden unterbrochenen Gespräches über die uns bei Tafel zur Handhabung übergebenen Werkzeuge. Sie necken mich, daß ich mit so ernsthaftem Gesicht Messer und Gabel betrachtet. Dieses ehrsame Ehepaar, das sich so trefflich unterstützt und nie untereinander feind und keine Eifersucht kennt! Sie beklagten sein Loos in dem Hause unserer Gastfreunde, wo es Sitte ist, die Gabel zur Linken, das Messer zur Rechten des Tellers zu legen. Sie rühmten Ihr und mein Haus, wo man das nützliche Paar nur vereint anlegt und äußerten, daß man einen so alten Bund, wie den von Messer und Gabel, nicht leichtsinnig trennen dürfe. Sie rühmten die Doppelbänkchen von Glas, die Sie für Ihre Messer- und Gabelpaare besonders anfertigen lassen und verglichen sie mit dem zweisitzigen Sopha im Wohnzimmer unserer Freunde. Ich hatte mich eben angeschickt, Ihnen darauf Angemessenes zu erwidern, da sprangen die Champagnerkorke und es war fortan an eine ruhige Weiterspinnung des angeknüpften Fadens nicht zu denken. Ich gab Ihnen mein Wort, dies schriftlich zu thun. Es folgt demnach die Lösung.

Ich beginne mit der Bemerkung, daß wir allerdings gegenwärtig auf den Tafeln und Tischen der westeuropäischen höhern und mittlern Stände Messer und Gabel als zusammengehörende Instrumente erblicken, daß dagegen im ganzen mohammedanischen, brahmanischen und buddhaistischen Orient, d. h. bei Arabern, Türken und Persern, Hindu und Malaien, Mongolen, Chinesen und Japanern, so wenig eine Gabel auf den Tisch kommt, als auf den Tischen der Europäer vor der Mitte des 16. Jahrhunderts eine solche zu finden war. Die Ehe von Messer und Gabel war damals noch nicht geschlossen. Das Messer erschien damals bei Tafel als Junggesell und zwar als ein sehr alter, denn ich werde die Ehre haben Ihnen nachzuweisen, daß das Messer eins der Urinstrumente ist, das den Menschen auf seinem Culturgange von seinen ersten Anfängen an getreulich begleitet und in seiner Hand für seine Zwecke die mannichfaltigsten Formen angenommen hat. Die Ehe von Messer und Gabel ist eine sehr junge, denn sie ist kaum erst seit 200 Jahren vollkommen legitim. Vor 200 Jahren war die Gabel noch ein halbwüchsiges Kind; sie hatte nur zwei Zinken, deren Verhältniß zum Stiel noch gar nicht geregelt war. Man sprach damals wol von manchen andern Werkzeugen wie von Eheleuten: seit Jahrtausenden ist die Paarschaft von Bogen und Pfeil bei den Jägern, Kraut und Loth bei den Soldaten, Schlägel und Eisen bei den Bergleuten, Hacke und Spaten bei den Gärtnern anerkannt. Allein

Meſſer und Gabel ſind ſehr junge Geſchöpfen. Ja, ich möchte ſagen, noch vor zwei Jahrhunderten dachte das Meſſer an gar keine Verbindung mit der Gabel, ſein Tiſchgeſchirr war damals der Löffel, ein gar alter Herr, der damals noch einen kurzen Stiel hatte und deſſen Hauptbeſtandtheil noch rund war und nicht oval wie jetzt. Der Löffel iſt ebenſo alt wie das Meſſer. Der Schöpfer hat das Modell dazu dem Menſchen in ſeiner hohlen Hand gegeben, außerdem gewähren die Schalen der Muſcheln, der Schildkröten, die Schalen mancher Pflanzenfrüchte, namentlich der Nüſſe und Kürbiſſe natürliche Löffel, um Flüſſigkeit zu ſchöpfen und zum Munde zu führen. Unſere heidniſchen Vorfahren machten ſich Löffel aus Thon, d. h. kleine runde Schalen, an welchen ſie, ebenfalls aus Thon, eine gerade oder gekrümmte Handhabe anbrachten. Die Südafrikaner fertigen ſich Löffel aus Holz oder Horn, die Europäer zumeiſt aus Metall. In Skandinavien und Rußland ſchnitzt der Landmann hölzerne Löffel.

So ſpät nun auch die Gabel bei Tiſch erſcheint, ſo alt iſt ſie doch. Die Natur bietet eine ſehr große Fülle von Gabelbildungen dar und zwar vorzüglich in der Pflanzenwelt, namentlich in den Hölzern, jeder Wald enthält Millionen von zwei- und dreizinkigen Gabeln. Dieſe Zwiefel ſucht ſich der Landmann auf, um mittelſt derſelben Heu- und Getreidebündel auf den Erntewagen oder auf die Fruchtböden zu ſchwingen. Die hölzerne Heugabel kannten und brauchten bereits die alten Aegypter. Aber auch ſchon die Fiſcher, deren Beſchäftigung zu den allerälteſten gehört, bedienen ſich gabelförmiger, zwei- bis ſiebenzinkiger Spieße oder Fiſchgabeln, um die Fiſche im Waſſer anzuſpießen und aufs Trockene zu bringen. Sie erinnern ſich wol an den neun Fuß langen Spieß meiner culturhiſtoriſchen Sammlung. Die Stange beſteht aus dem Stiel einer Palme, der einſt in die Südſee, etwa von den freundſchaftlichen Inſeln gefallen und von dem Seeſturm in die Beringsſtraße geführt worden war. Dort wurde er von einem Küſtenbewohner aufgenommen und an dem dünnen Ende mit ſieben Spitzen von Holz verſehen, um fortan zum Erlegen der Seehunde und Walroſſe zu dienen. Betrachten Sie dieſe Waffe vorurtheilsfrei, iſt ſie nicht eigentlich eine Gabel? Und ſind denn die eiſernen Harpunen der Thun- und Walfiſchjäger etwas Anderes als Rieſengabeln, mit denen der Menſch in die keſſelgroße Schüſſel der See eintaucht, um ſeine Nahrung herauszuziehen, obſchon ſie mehr als zwei und vier Zinken haben? Wollen Sie nun endlich aber eine Gabel in einem überaus zierlichen Modell ſich vor Augen ſtellen, ſo legen Sie Ihren weißen Arm auf die dunkelgrünen Sammetpolſter Ihres Divans und zwar mit ausgeſpreizten Fingern. Die menſchliche Hand iſt das Modell der Gabel, wie ſie ja auch das des Löffels iſt. Irre ich mich nicht, ſo habe ich auch in der That in irgend einer Kunſtſammlung eine Metallgabel geſehen, welche in der Nachbildung einer menſchlichen Hand nebſt Arm beſtand.

Womit ſpießen denn aber, höre ich Sie fragen, die eſſenden Menſchen die Biſſen an, die ſie zu Munde bringen wollen, wenn ſie keine Gabel haben, wie bringen Türken, Chineſen und andere die Gabel nicht führende Menſchen die Speiſe über den Zaun ihrer Zähne? Darf ich Sie erſuchen, ſich in die Lage zu verſetzen, ohne Gabel zulangen zu ſollen? Was werden Sie vornehmen? Es bleibt Ihnen Nichts übrig, als entweder den erſehnten Biſſen mit den Fingern anzufaſſen und das thun denn auch die Türken und Perſer, oder die Meſſerſpitze dazu zu verwenden, eine Methode, deren ſich bei uns wol auch Handwerksburſchen und Landleute bedienen, oder aber endlich eine große Nadel zu ſuchen und den Biſſen daran zu ſpießen. Letzteres iſt chineſiſcher Tiſchgebrauch. Sie bemerken an dem chineſiſchen Beſteck meiner Sammlung hinter dem Meſſer und neben den beiden Elfenbeinſtäbchen, die im himmliſchen Reiche die Gabel vertreten, noch ein beſonders feines, ſehr ſpitziges Meſſer aus Elfenbein, deſſen man ſich zum Anſpießen von Obſtſchnitten bedient. Zum Troſte kann ich Ihnen mittheilen, daß im ganzen weiten Orient und in dem noch weitern chineſiſchen Reiche eine jede Speiſe kleingeſchnitten auf den Tiſch kommt, und daß

man also die Gabel zu dem Zerkleinern der Speise und um sie dem Munde zuerst zu halten, gar nicht bedarf. Dann aber kann ich versichern, daß die mit den Fingern essenden Orientalen sich vor jedem neuen Gerichte die Hände sorgfältig waschen und daher unbedenklich dieselben auch dazu gebrauchen können, wozu sie Gott bestimmt hat, zur Gabel. Ein Gleiches können Sie täglich bei den Mahlzeiten der Eichhörnchen, der weißen Ratten, der Affen, der Bären, der Katzen und der Vögel sehen — die sich alle von dem christlichen Messeressender dadurch unterscheiden, daß sie eben keine Gabeln führen.

Legen wir denn die Gabel bei Seite. Halten wir uns nun ans Messer. Ich kann Ihnen nachweisen, daß auch am menschlichen Körper das Modell zum Messer sich vorfindet. Ich meine wenigstens dasselbe im Schneidezahn gefunden zu haben, der ja täglich dem Messer nachgearbeitet wird.

Das Messer finden wir bereits auf sehr niedern Kulturstufen, ja ich kenne keine Kulturstufe, die dessen ganz entbehrte. Der Mensch setzt für die Herstellung des Messers alle drei Reiche der Natur in Contribution. Er macht sich Messer aus Steinsplittern, aus den harten Rinden der Rohrhalme, aus harten Hölzern, aus Muschelschalen, aus Thierzähnen und Knochen. Die Botokuden, die Ihnen aus des Prinzen Maximilian von Wied Reise bekannt sind, fertigen aus abgeschrägten Knochenröhren gemlich scharfe Schneidewerkzeuge; ein Gleiches thun die Eskimo der Polarzone. Die Bewohner des Strandes von Australien benutzen für diesen Zweck die Zähne der Haifische. Dann finden wir in den Urwäldern von Südamerika, wie in der Südsee und auf Borneo und Sumatra Messer, die aus den allerdings sehr harten, kieselhaltigen Rinden des Schilfrohrs und Bambus geschnitten sind, die sie auch zur Herstellung ihrer Pfeilspitzen benutzen. Diese Klingen sind so scharf wie metallene und werden außerdem am Feuer gehärtet, nachdem sie mit Wachs bestrichen worden. Die menschenfressenden Bewohner von Borneo wenden diese Klingen außer dem gewöhnlichen Tischgebrauch auch noch an, die Gleichheit ihrer mit Erdwällen befestigten Lager noch unzugänglicher zu machen. Sie stecken dieselben kreuzweis mit empor gerichteten Spitzen in den Boden unter das Gras. Da in Borneo alle Welt barfuß geht, üben diese unsichtbaren Messerpalisaden eine gar verderbliche Wirkung aus. Auf einigen Inseln der Südsee wandte man Messer aus Bambusrinde sogar zum Haar- und Bartscheren an, ehe man durch die Europäer metallene Messer erhalten hatte. Zu gleichem Zweck bediente man sich dort zugeschliffener Muschelschalen mit bestem Erfolg.

Dauerhafter sind freilich die Messer aus Stein, die wir namentlich bei den Ureinwohnern von Amerika, wie von Nordafrika, Europa und Nordasien finden. Man benutzte zu ihrer Anfertigung theils den weiterverbreiteten Feuerstein, theils und zwar vornehmlich in Mexico den Obsidian, das dunkelgefärbte vulkanische Glas. Beide Steinarten haben die Eigenschaft, daß sie geschlagen sich ziemlich regelmäßig schalig absondern. Als man das Schießpulver noch mit Stahl und Stein losbrannte, wurden alljährlich in der Champagne, deren Kreideboden ungeheure Massen von Feuersteinen enthält, die Feuerschlösser Europa's mit Flintensteinen versehen, die durchweg von menschlicher Hand mit einem eigens dazu gebildeten Hammer zurechtgeschlagen wurden.

Ebenso massenweise wurden in der nördlichen Hälfte von Europa und Asien in der Urzeit jene gekrümmten zwei bis sechs Zoll langen und vier bis acht Linien breiten Feuersteinmesser gearbeitet, die Sie in meiner Sammlung gesehen haben. Gleiche Gestalt zeigen die mexicanischen Obsidianmesser. Diese Messer sind überaus scharf, allein sie sind auch sehr zerbrechlich. Die Leute kamen daher bald auf die Idee, dauerhaftere Messer herzustellen, und so finden wir denn auch unter den Feuerstein- und Obsidiansachen neben den schalenförmigen Messern Klingen, welche die Gestalt unserer zweischneidigen Metallklingen haben, d. h. Klingen von der Form des Weidenblatts. Diese sind durch lange,

artige Schläge sorgfältig bearbeitet und in der Regel ohne Schleifung. Die Schneide ist daher nicht, wie bei unsern Messern, glatt, sondern scharfig und zum Theil sägeartig. Diese Klingen wurden theils in einen hölzernen Stiel gefaßt, wie die Metallklingen, theils unterscheiden sich an denselben als Fortsetzung der Klinge eine besondere Handhabe.

Es ist nun interessant zu beobachten, wie der Mensch, wenn er einmal ins Bearbeiten eines Stoffe gekommen, nicht müde wird, denselben möglichst mannichfaltig für seine Zwecke zu gestalten. So finden wir, daß die einfache steinerne Messerklinge bald länger, bald kürzer gehalten ist, bald breitet die eine Seite sich halbmondförmig aus und erinnert an die Schneidemesser unserer Beutler und Lederarbeiter, bald wird das Messer lang, sodaß man dasselbe wohl einen Dolch nennen kann, dann schwindet es bis zur Kürze eines Zolls zusammen, wird an dem kurzen knaufartigen Griff breit und wurde, auf einem hölzernen Schafte befestigt, zur Pfeilspitze. Dann finden sich auch Verzierungen ein. Die eigentliche mannichfache Formenentwickelung tritt aber doch erst dann ein, nachdem ein bildsamerer Stoff für das Werkzeug in Gebrauch kommt. Der Feuerstein ist und bleibt doch eine etwas widerspänstige Masse.

Sie wissen, daß das Kupfer dasjenige Metall ist, welches die Vorsehung in großer Menge gediegen über die Erdoberfläche verbreitet hat, daß es aber dadurch dem Menschen eben bei weitem leichter zugänglich war als das Eisen, was vielleicht in noch größerer Masse auftritt, aber fast nur vererzt, d. h. an Gestein oder Erde gebunden, vorhanden ist. Dazu kommt, daß zur Schmelzung des Kupfers bei weitem weniger Glut gehört als zu der des Eisens. Die ältesten Werkzeuge aus Kupfer sind Nachbildungen der steinernen, wie ich Sie bereits mehrmals auf die kleine metallene Pfeilspitze meiner Sammlung aufmerksam gemacht habe, welche genau die Gestalt der ältern steinernen hat. So sind denn auch die ältesten metallenen Messer den steinernen nachgebildet, sie sind zweischneidig, Griff und Klinge aus einem Stück. Indessen kommen unter den ältesten Messern auch einschneidige vor, dergleichen unter den steinernen niemals erscheinen. Kupferne Klingen sind uns übrigens unter den Alterthümern nur bruchstückweise erschienen. Desto häufiger sind die ehernen, die bekanntlich aus einer Mischung von neun bis zwölf Theilen Kupfer mit einem Theile Zinn bestehen, die jedem Roste trotzen, vielmehr denselben zu Herstellung einer malachitgrünen schönen Oberfläche verwenden, welche man mit Recht als eine kostbare Zierde dieser Gegenstände betrachtet.

Die Bronze war ein kostbares Material, das man nur für die wichtigsten und unentbehrlichsten Gegenstände anwendete, d. h. zu Aexten, zu Waffen, wie Spießen, Dolchen und Schwertern. Dann zu Luxusgegenständen, wie Arm- und Halsringen, Nadeln, Kronen, Zeichen der fürstlichen Würde. Bronzemesser sind minder häufig, wie die genannten Gegenstände, am häufigsten noch die Rasirmesser, die vielleicht noch richtiger als Lederschneidemesser zu bezeichnen sind, welche die Frauen neben ihren Ahlen, Nadeln und Pincetten am Gürtel trugen.

Die Glanzperiode des Messers beginnt mit dem allgemeinern Gebrauche des Eisens. Von da an entfaltet es einen Reichthum an Formen, dessen nähere Betrachtung im höchsten Grade ergötzlich und belehrend ist. Der Jäger, der Hirt, der Landbauer, der Gärtner, der Handarbeiter, der Kriegsmann, der Bergmann, der Schiffer, die Hausfrau, der Schreiber, wie der Bildschnitzer, der Buchbinder, der Riemer, Sattler, Matrose, ein jeder modelte an der uranfänglichen Blattform des Messers so lange herum, bis er ein Werkzeug aus derselben gemacht hatte, das seinen Zwecken vollkommen entsprach. Das Messer ward so der Ahnherr des Dolches, des Schwertes, des Säbels, der Sichel, der Sense, der Säge, der Scheere und das Alles, bevor es mit der Gabel vermählt war — denn alle diese Werkzeuge waren vorhanden, bevor an die Gabel, nämlich an die Speisegabel, gedacht wurde.

Wir theilen die Meſſerwaffe in zwei Hälften und zwar in die zwei- und die einſchneidigen.

Die erſteren, die zweiſchneidigen, ſind die urſprünglichen; denn ſo ſind die Meſſer aus Bambusrinde, aus Stein und aus Bronze. An dieſe uralte Form erinnern zunächſt die Meſſer der ſüdafrikaniſchen Hirtennölker, namentlich die der Betſchuanen. Sie beſtehen aus anderthalb Zoll breiten, ſechs bis ſieben Zoll langen, ziemlich dünnen Klingen, welche oben, d. h. an dem der Spitze entgegenſtehenden Ende, in einen Dorn auslaufen, an welchem der aus Holz oder Horn geſchnitzte, vier Zoll lange Griff aufgeſteckt iſt. Als Scheide dienen zwei Holzſchalen, die an zwei Stellen mit Lederriemen verbunden ſind; die obere Seite dieſer Scheide iſt mit jenen Ornamenten verſehen, die ihren afrikaniſchen Urſprung nicht verleugnen können, ſelbſt wenn der Künſtler anſtatt des Heftes Elfenbein genommen und eine langgeſtreckte Giraffe darauf angebracht hat.

Dieſes zweiſchneidige Meſſer iſt der Vater des Dolches, der Lanzen- und Pfeilſpitze und des Degens.

Das Meſſer, mit einer Schneide und dem derſelben entgegengeſetzten Grat oder Rücken, iſt jedoch zu mannichfacher Form gediehen. Wir laſſen hier abermals eine Theilung ſtattfinden und betrachten zunächſt das einſchneidige Meſſer mit feſtem und dann das mit beweglichem Griff oder das Einlegemeſſer.

Das einſchneidige Meſſer mit feſtem Griff finden wir durch ganz Europa und Aſien, als täglichen Gefährten des Menſchen und eben deßhalb meiſt mit einer Scheide verſehen. Der deutſche Waidmann hat daſſelbe als Hirſchfänger neben ſeinem eigentlichen Hirſchfänger, oder Couteau de chaſſe, ja der letztere gibt ſich meiſt als eine Nachbildung des kleineren Gefährten kund, indem an beiden Griffe und Klingen gleichen Stoff, gleiche Geſtalt haben. Auch der Chineſe hat das ſolide Meſſer, der Griff iſt von Elfenbein oder Nacral, die Klinge tief geritzt und mit abgeſtumpfter, doch gerundeter Spitze. Es ſteckt in einem Gehäuſe von ſchön ſchildkrotartig lackirtem Bambus und neben demſelben ſind Ohrlöffelchen und Deſſertmeſſerchen aus Bein oder Zahn. Der Orientale führt gerade, einſchneidige Meſſer, deren Klingen aus dem allerfeinſten, wellenartig ſchimmernden Damaſt gefertigt werden. Den Stiel bildet ſchwarzes Horn, da, wo die Klinge darin ſitzt, iſt eine goldene Zwinge. Den Stiel krönt ein Knauf von Koralle oder Carneol. Das Meſſer ſteckt in einer mit Meſſingdraht vernähten ſchwarzen Lederſcheide. Das Ganze trägt den würdevollen, wahren Charakter ſeines Beſitzers. Es ſteckt einſam, ſelbſtgenügſam, ohne Gefährten im Gürtel des Herrn.

Ganz eigenthümlicher Form iſt ein Meſſer, deſſen Heimat die öſtliche Küſte des Adriatiſchen Meeres iſt. Ich möchte es ein Meſſer mit Taille nennen, denn da, wo die zoll breite Klinge im Hefte ſitzt, hat das Ganze nur zwei Linien Durchmeſſer. Die Klinge iſt übrigens ſieben Zoll lang und das Heft beſteht aus ſchwarzem Horn und Perlmutter, zierlich mit Meſſing beſchlagen, auf welchem kleine Malachite ſitzen. Zu dieſem Meſſer gehört eine zweizinkige, ebenſo gefaßte Gabel, die zwei Zoll kürzer iſt als das Meſſer. Beide ruhen in einer Doppelſcheide von ſchwarzem, zierlich gemuſtertem Leder, auf welcher die Jahrzahl 1692 deutlich aufgepreßt iſt. In ähnlicher Weiſe führen die ſüddeutſchen Landleute Beſtecke von Meſſer und Gabel bei ſich, zu welchen als Dritten im Bunde ein gleich erſtern mit einem Heft verſehener Wetzſtahl kommt.

Deſto einſamer ſteht das kurze Meſſer da, welches der ſächſiſche Bergmann, der Gänghäuer, in einfacher Lederſcheide bei ſich führt. Die zollbreite Klinge iſt nur drei Zoll lang, der Griff aus Knochen in Meſſing gefaßt und oben mit zwei ſchwarzen Streifen verziert. Der Vorgeſetzte des Gänghäuers, der Steiger, führt zwei ſolche reicher verzierte Meſſer, deren Eigenname Tſcherver iſt.

Betrachten wir nun die geraden Meſſer, ſo finden wir eigenthümliche und einem be-

sondern Zwerk dienende. Beim Kirschen, wenn derselbe Kälber, Schweine und Schweine schlacht, dann in der Küche zur Gemüse- und Wurstfabrikmesser, auf der Tafel die Tranchirmesser, Spreiz- und Perlenmesser, wie auch besondere Butter-, Käse-, Kuchenmesser. Welche Mannichfaltigkeit herrscht nun aber unter diesen in Bezug auf die Gestalt der Klinge, die bald kurz, bald lang, bald krumm, bald spitz, bald gerade, bald gekrümmt erscheint, je nachdem die Art der Gestalt anerdnet! Und von der Griffe, die aus Horn, Schildpatt, Perlmutter, Holz, Messbein, Knochen, aus Metall, getrauten Thon, Porzellan, Stein u. a. Stoffen zu den mannichfachsten Formen gefertigt werden! Dazu kommen noch die Behälter, worin diese Messer nebst den dazu gehörigen Gabeln aufbewahrt werden. Wollten wir vollständ und daraus einlegen, die von den Jägern, Hirten, Landleuten und Handwerkern sich besonders für ihre Zwecke zurechtgemachten Messer einzeln zu beschreiben, so würde unsere Geduldprobung den Umfang des „Leitens Schlauches" erhalten.

Ist wenig mich daher sofort zu den einschneidigen Einlegemessern, d. h. zu denen, welche der Mensch zu allgemeinerem oder besonderem Gebrauche sich mit sich führt und deren Stoff die Schärfe für die Schneide der Klinge bildet. Durch diese Vorrichtung wird das Instrument kürzer und nimmt somit weniger Raum ein. Auch in diesen Messern herrscht, je nach ihrer Herkunft und dem Zwecke ihrer Inhaber, eine große Mannichfaltigkeit. Das allgemein vierkische, sogenannte Brotmesser hat eine bis fünf Zoll Länge, wenn es zusammengeschlagen ist, und im romanisch-germanischen Europa einen platten Griff aber Griff aus Holz, Horn, Knochen; in Spanien ist er oft aus Perlmutter und mit Silber beschlagen, ja es ist sogar der Rücken der ziemlich starken Klinge damit belegt. Diese Messer dienen indessen nicht blos zum Schneiden, sondern auch zum Messen. — Die Einlegemesser der Slawen, namentlich der Slowaken, haben walzenförmige Griffe, die Klingen sind kürzer und breiter als die italienischen und spanischen.

Das Einlegemesser hat nun ebenfalls eine große Mannichfaltigkeit der Form angenommen; so führen die Matrosen dergleichen, deren Griff aus Gußeisen, deren Klinge, etwas gekrümmt und unten abgestutzt, soll wie das Rasirmesser sich darstellt. Die Oberäthiopier brauchen zur Ernte der Getreideblätter sichelförmige Einlegemesser mit gezahnter Schneide, die tiroler Weinbauer führen gleichermaßen sichelförmig gekrümmte Messer, die auch dem deutschen Gärtner nicht unbekannt sind. Die kleinsten Messer führen der Chirurg und Schreiber. Die Letzteren haben Messer erfunden, an deren Heft außer dem Brotmesser noch besondere Klingen für das Schneiden der Gänsefeder, dann aber auch Pfeifenräumer, Korkzieher, Federbahl, Scheren und dergleichen Nebenklingen angebracht sind. Ja man hat Messer, deren Griff noch eine Gabel festhält, wenn er in der Tasche ruht.

Diese große Mannichfaltigkeit der Messerformen wird uns bei dem hohen Alter und der allgemeinen Verbreitung des Werkzeugs nicht befremden. Die bei weitem jüngere Gabel beginnt ihren Lebenslauf mit zwei langen Zinken an einem kurzen Griff, wie ich eine solche Messer mit der Jahrzahlen 1692 und 1738 in meiner Sammlung bewahre. Die Klinge war bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts stets von Eisen. Seitdem machte man nun auch ganz silberne Gabeln mit drei kürzeren Zinken, die sich bald bis zu vier vermehrten. Somit scheint der lange Lebenslauf der Tischgabel abgeschlossen zu sein. Ihre Entwickelung ist, schon bei geringerem Umfange ihrer Geschäfte wegen, bei weitem in engere Grenzen gebannt. Bei Tisch tritt sie fast nie ganz selbständig auf. Es gibt nur wenig Gerichte, zu denen nur die Gabel gereicht wird. Mit aber finden wir sie in eigenthümlicher Verbindung mit dem Löffel, wo beide Instrumente als eine Art Scheere erscheinen und zwar aus Horn oder Holz geschnitzt.

Selbständig tritt die Gabel nur außerhalb des Speisezimmers auf, als — Ofengabel, auf dem Felde und in der Scheune, als — Heugabel und dann auf dem Vieh-

hese alt — doch Vergebung für meine heidnische Schätzung. Die Übergabe begann zu veralten; an ihr hatte ehedem etwas Unheimliches, da sie nicht dem Kirchendienste in der Mahrgrabnacht zu sehr profanen Zwecken sich verwenden ließ.

Wollen Sie sich die kleinen Instrumente als Gallanterieware gefallen, so denken Sie sich dieselben in der Menschenhand zu gewissen Festen, in gewissen Jenen gefaßt und weiter dazu die Umgebung, die Architektur, die Säulen, das ägyptische Leben und die gesammten Verhältnisse, unter denen diese Werkzeuge gebrauchbar wurden.

Ich schließe, ehe der Faden der Gedult, den ich mit der Gabel angefangen, von irgend einem Messer gewaltsam durchschnitten wird.

Pfingsttage in Krakau.

Eine Reiseerinnerung.

„Grüner ist der Orient' Grüner ist der Occident!" Diese Worte des Dichters klangen unaufhörlich durch meine Seele, als ich in der Frühe des schönen Pfingstmorgens durch Buchlau schritte, heitere Straßen und Plätze zum Bahnhof sahe und bald in den blauen Morgen hinausrollte. Das glänzende Grün auf Feldern und Wäldern, das Wogenspiegen und Glockenläuten, das man bei jedem Anhalten hörte, gaben der Fahrt durch diese einförmige Gegend Reiz. Zuweilen erschienen am Horizonte die böhmischen oder mährischen Berge, an zahlreichen, freundlichen Städten mit hohen Thürmen und alten steilen Kirchhöfmauern weit vorüber; in den einsamen Gegenden erhoben sich schwarzbraune Kohlengebirge mit ihren hohen Essen, denen heute kein Dampf entstieg. Die Mitreisenden wechselten sich bei jeder Station; denn Alle zogen, das Pfingstfest mit Verwandten und Freunden zu feiern und hier und dort in den kleinen Städten manchmal Kameradenpaare aufgeladen und wenn ich mich in alle diese Stillleben hineindachte, schien mir mein Ziel in die ferne fremde Welt hinaus ein ganz sonderbar aufgegriffenes Unternehmen. Aber so lag eben vor mir, so blau und glänzend mir „vaterländisch" war die ganze Scene.

Nach dem markwürdigen Stationshause, das von sächsischen Ostseen und Dünaufern wimmelte, hörte jede Schönheit der Gegend auf; es schien, als wolle Deutschland mit den Abschied leichter machen, denn eine Sandfläche mit Kiefernwaldung begleitete uns auf der kurzen Strecke bis zum russischen Gebiet. Da aber — wie durch einen Zauber verändert sich die Scenerie. Im Sonnenglanze lag ein tragendes Land vor uns, geschmückt mit hohen und niedern reich bewaldeten Bergen, mit Feldern und Wiesen. Heerden weideten hier und dort; Gruppen von Landleuten lagerten oder saßen am Wege, in so alten polnischen Farben gekleidet — die Röcke weiß, Schürze, Mütze roth, der Anzug des Gesichtes ist lebhaft, klug, ganz anders als die ruhigen, germanischen Physiognomien unserer Bauern; alle Frauen mit lang wallendem weißen Haar, Kopf und Schulter vom grünen oder rothwollenen Mantel umhüllt, lauern wie Sibyllen am Wege. Blumengeschmückte Kreuze, Kapellen auf den Hügeln, hier und da ein Mönch, der langsam dahinwandelt, bringen die ganze Poesie katholischer Länder vor Auge und die Juden, die in ihrem malerischen Gewande, den dunklen Talaren und hohen Pelzmützen, überall in Polen stehen, verspäten und gar in den Orient. Auch unter ihnen gibt's schöne anziehende Gesichter und sehr komisch sehen die kleinen Judenknaben aus, die ganz dieselbe türkische Tracht wie ihre Väter haben. Rechts auf einem waldigen Berge erschienen die Ruinen des Schlosses Tretzyn; links liegt eine große Besitzung der Grafen Potocki mit umfangreichem Park, aus dessen Waldung sich Dorf, Schloß und eine von Schinkel erbaute Marmorkirche erheben. Bald fliegen wir aus den grünen Bergen heraus und vor uns liegt dann Krakau unerwartet, lieblich, wunderschön.

Kannte ich das Bild nicht? Im Vordergrunde zängende über hügeligen Boden gebreitete Massen mit malerisch verstreutem Gebüsch und hohen Bäumen; links die Stadt, in deren Mitte sich hoch auf Felsen das alte Schloß und die Kathedrale erheben, unter denen die Spitzen zahlreicher Thürme in der Abendsonne glänzen; rechts der grüne Kosciuszkohügel mit seinem Kreuz und seiner Kapelle, zu dem die Erde aus allen Landen von verschiedenen Schlachtfeldern herbeigebracht wurde — ein poetisches, friedlich, unvergängliches Monument, an dem nicht blos die Hände von Männern, auch die von Frauen gearbeitet haben. Der Wanda- und Krakushügel erheben sich auf den andern Seiten und alle Drei rufen nach vorn Gesichte in die alte Polenstadt die Geschichte des unglücklichen Volks vom Aufgang bis zum Niedergang lebhaft ins Gedächtniß. Im Hintergrunde erheben sich bewaldete Berge und hinter ihnen die blauen Gipfel der Karpathen.

Es war die Zeit der russischen Invasion Ungarns. Ueberall Leben von russischen und polnischen Soldaten, von Reisenden und Juden empfängt uns in der eleganten Abfertigehalle des Bahnhofs. Die Visitation wird von den polnischen Zollbeamten mit polnischer Artigkeit und polnischer Nonchalance ziemlich langsam abgemacht. Auf der Fahrt zum Hôtel macht die Stadt einen heiteren, aber fremdartigen Eindruck. In den Alleen blühender alter Kastanienbäume auf den frischgrünen Wällen ziehen Scharen geschmückter Spaziergänger, unter denen die Bäuerinnen in bunten Röcken und Mieder mit rothen um den Kopf mit farbenen gestickungenen Tüchern, die Bauern in ihrer weiß und rothen Tracht, die langbärtigen Juden und die Jüdinnen mit ihren Goldhauben und vielen Ketten und Steinen sich besonders hervorheben, überall funkeln die durchmarschirenden militärischen Trachten, flammen die russischen Helme, die eingequartierten russischen Soldaten sitzen in Menge vor den Thüren, rauchend oder aus Löffeln ihre Abendsuppe essend, in sehr unscheinbarer Kleidung, lange, braune, grobe, wollene Röcke und kleine, runde Mützen auf dem ganz kurz geschnittenen Haar — ein ganz neuer Menschenschlag, der Ausdruck in den Gesichtern sonderbar abstechend von den lebhaften, feurigen, polnischen Physiognomien. Vor andern Häusern kauern alte Zigeunerinnen mit rothen Tüchern auf dem schwarzen verwitterten Haar und neben ihnen ihre braunen Kinder mit den brennenden Augen. Nur russische und polnische Laute kommen ans Ohr und ich schätze derzeit die liebe Gewohnheit, die mir Beides verständlich macht. Das Hôtel ist voll russischer Offiziere und ihrer Dienerschaft; auf Treppen und Gängen sieht man malerische militärische Trachten, hört nur slawische Rede, alles Deutsche ist verschwunden; aber auch deutsche Ordnung und Reinlichkeit, von der das Hôtel seine Ehre prägt. Nach kurzer Ruhe gehen wir, uns umzusehen. Keine Stadt, Prag vielleicht ausgenommen, ließ mich im ersten Augenblicke so voll den ganzen eigenthümlichen Charakter erfassen. Mich erinnerte Alles an Bilder von Venedig, wie ja venetianische Baumeister viele Bauwerke hier geschaffen haben. Alle Häuser sind von heller oder verblichener Farbe mit flachen Dächern und häufigem Sculpturschmucke, die ersten Etagen mit hohen, die zweiten mit ganz niedrigen Fenstern; die Straßen sind meist eng und krumm, die Plätze dicht von hohen Häusern umschlossen, an zahlreichen alten Kirchen (72 gibt es). Klöstern, öffentlichen Gebäuden gehen wir vorüber, alle in edlem ernsten Stil, alle erinnernd an Polens große Zeit. Daß sie seit lange dahin ist, davon sprechen viele Zeichen, die meisten jener Klöster und öffentlichen Gebäude sind leer und unbenutzt, verödet, schweigend stehen die Paläste mit blindigen Fenstern, Spinngewebe an den Thüren, Gras wächst auf Straßen und Plätzen, und nun kommt zum wehmüthigen Gefühle dieser vergangenen Größe das bewegte Leben des Tags, die Aufgeregtheit, die die Zeitereignisse und Truppenansammlungen in die Stadt gebracht haben. Es ist eine herbe Dissonanz, sie löste sich in Wehmuth, als wir den Hügel zum alten Schlosse emporstiegen und über das stille Weichselthal blickend, die Sonne feierlich hinter dem Kosciuszkohügel hinabsinken sahen. Oede und stumm ist's vor der Burg, wo

einst Polens Könige rekrutirten, von den Mündungen der Kanonen, die neben an der Grabstätte stehen und die weißen Röcke der Wachen, die vor ihnen hin und her gehen, schimmern durch die Dämmerung. Wir treten in die daneben liegende Kathedrale, ein herrliches gothisches Bauwerk, in dem die Könige ihre Krone und ihr Grab empfingen. In halbdunkeln Räume ergriffen mich die geheimnißvollen Schauer, die mir aus den Domkirchen in Prag, Nürnberg, Regensburg, Wien wohl in der Erinnerung sind. Wie greifbar haben sind auch diese heiligen Räume! Auch hier reckten die Steine, auch diese hohen Säulenhallen und dunkeln Wölbungen hatten eine Sprache und doch wieder eine andere als hier und dort. Als ich vor sechs Jahren am Pfingstmorgen im regenbogen Dome stand, schien es mir, als hört' ich Jubeltrommen in der heitern, hehren, feierndhellen Halle; aber an diesem Pfingstabend in der krakauer Kathedrale zwischen den Grabmonumenten der alten Könige und den dunklen Säulen glaubte ich Trauerpsalmen langsam und feierlich vorüberwallen zu hören. Wegen der einbrechenden Dämmerung konnten wir leider nur wenig von den Kunstwerken und der Pracht der Monumente und Altäre sehen. Tagelang hätte man hier stehen und betrachten mögen und sich ganz umfassen lassen von dem Zauber der großen Vergangenheit, der diese Räume erfüllt. Die Grabgewölbe der polnischen Könige und Helden reihen sich zu beiden Seiten der zwei Kirchenhallen aneinander; zahllose ritterliche oder geistliche Gestalten aus Marmor und Erz, Wappen, Waffen, Schilder und Inschriften schimmerten auf der nun Alles umschleiernden Abenddämmerung hervor, wie aus dem Nebel der Vergangenheit und riefen wehmüthig ihre glorreichsten Tage zurück. Wir sahen unter Führung Kosciuszko's Monument, bewunderten die edle männliche Schönheit der Prinzessin Wiśniowiecki's von Oberwaldern und die zarte Anmuth einer liegenden Frauengestalt von Canova in einer der vielen Seitenkapellen der polnischen Großen. Eine rührende Episode aus einem Frauenleben ruft der schwarze Flor um das Crucifix auf einem der Altäre wach, es trägt diesen Schleier, seitdem es Königin Hedwiga's Hand damit umhüllte am Tage, wo sie ihre erste einzige Liebe ihrem Glauben opferte und dem heidnischen lithauer Fürsten Jagello ihre Hand gab als Preis für seine und seines Volks Bekehrung zum Christenthum. In der Mitte der Kirche sahen wir unter prächtiger gothischer Ueberwölbung das Grab des heiligen Stanislaus in Silberglanz leuchtend; in der Vorhalle beim Ausgange hängen Gobelins mit Schlachtbildern zum Andenken Sobieski's. Als wir die Kirche verließen, waren schon Sterne am Himmel; wir gingen hinab, kamen zur kleinen St. Adalbertkirche, welche von Bäumen umgeben ist, die, sagt man, die Reste des Waldes sind, in welchem der heilige Adalbert die erste christliche Kapelle gründete, dann durch die dunkeln Straßen zur Gräfin W., wo wir, von polnischer Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft empfangen, den Abend heiter beschließen.

Auch der zweite Pfingsttag in Krakau weckte uns mit hellem Sonnenglanz. Die Straßen waren noch belebter als am Abend durch geputzte Bürger, Bauern und russische Soldaten in funkelndem Waffenschmuck, die zu Pferde mit Fahnen und Feldzeichen die Straßen hinaufzogen, — Alles in Bewegung gesetzt durch die heutige große Revue der hier versammelten russischen Truppen. Wir sahen sie bei der Gräfin W., die am Hauptplatze der Stadt wohnt. Es war ein interessantes Schauspiel; man hätte tausend Augen haben mögen, um Alles auf einmal zu sehen. Die kräftigen, hochgewachsenen Leute, Alle so gleich und fest und unbeweglich auf ihren Rossen sitzend, die eigenthümlichen Physiognomien, der schmucke, sorgfältige Anzug, die funkelnden Helme, die schönen Pferde, die in jedem Regiment alle von gleicher Farbe und Größe sind, die wehenden Fahnen mit dem stolzen Doppeladler, unter ihnen einige zerrissene, aus Schlachten heimgebrachte; die glänzenden Uniformen der Offiziere, welche, den General Rüdiger an der Spitze, die Reihen entlang sprengten. Auf Russisch rief dieser: „Wie geht es euch?" und donnernd antwortete der tausendstimmige Ruf: „Gut, gesund, Excellenz!" Das klang aber nicht so

traulich wie es gemeint war, sondern furchtbar kriegerisch und wahrhaft erschreckend. Besonders interessirte mich ein Regiment Tscherkessen, die mit ihren edeln Geschirren, ihren Helmen, Panzern und Speeren an älteste Zeiten erinnerten. Einen schönen Rahmen für das glänzende Schauspiel bildeten die altertümlichen Häuser am Platz, die schöne Marienkirche und gegenüber das Kaufhaus, ein altes großes Gebäude im Stile des venetianischen Dogenpalastes. Die Fenster der Häuser aber waren meist geschlossen und nicht, wie in andern Städten bei solcher Gelegenheit, geschmückt mit schönen, theilnehmenden Zuschauerinnen. Die schmerzliche politische Dissonanz war wahrnehmbar. Noch hörten wir die große Messe in der alten gothischen Marienkirche, deren hochgewölbter herrlicher Raum, mit Glasmalereien, Monumenten, Bildern geschmückt, von Weihrauch- und Blumenduft durchströmt, von Orgelklang durchtönt und von einer andächtigen knieenden Menge erfüllt, den erhabensten, feierlichsten Eindruck machte. Bald nach Mittag fuhren wir durch die mit Juden und Zigeunern gefüllten Vorstädte endlich in die weite grüne Gegend hinaus, erfreuten von der reinen köstlichen Luft, die uns entgegenströmte, erstreut vom Blick über das reichbebaute Land bis zu nahen Waldhöhen oder fernen blauen Bergen. Landleute in Festkleidern und mancherlei Fuhrwerke belebten die Straße, welche von hier bis Brody breit, trefflich gehalten und auf beiden Seiten mit Linden, Pappeln und Birken besetzt ist. Die erfreulichsten Begegnungen waren zahlreiche Züge russischer Train, mit Proviant, Heu und Stroh für das noch lingaren ziehende Heer beladen. Auf den Städten und Bürsten lagen die Russen ausgestreckt, höchst fremdartige Gestalten, lauter Tataren- und Kalmückengesichter. Es war ein Bild wie der Völkerwanderung. Auch Herden, zur Versorgung der Armee mitgeführt, weideten wandernd auf den Bergabhängen und tranken das Bad der galizischen Bauern, die überall mit Schrecken von den „Moscali" sprachen. Von den stillern und sanftern Eindrücken, die Galizien bot, berichten wir einmal in einer nächsten Mittheilung.

Anregungen.

Shakspeare's Ansichten über Wien.

Man sollte einmal sich Shakspeare's Werken alle geographischen Anschauungen des Dichters zusammenstellen. Da würden freilich mit Clein und Cannabich in lebhaftesten Widerspruche stehen. Dennoch gereicht es Shakspeare's Unbefangenheit zur Ehre, daß er bei aller Unrichtigkeit seiner geographischen Voraussetzungen doch oft ganz sicher den Charakter mancher Völker und die moralischen Bedingungen gewisser Gegenden trifft. So in seiner Tragikomödie: „Maß für Maß", dem Leben und Treiben Wiens.

Die diesem seltsamen, in Deutschland unaufgeführten und auch unaufführbaren Drama zum Grunde liegende Novelle einer Italienerin spielt schon in Oesterich, in Innsbruck. Shakspeare aber verlegte seinen Schauplatz geradezu nach Wien und ging dabei von der Vorstellung einer großen, lebensfrischen, wilden und in vieler Hinsicht mit Sodom und Gomorrha sehr ähnlichen Stadt aus. Das brannt und dampft ihm in Wien von Sünde, in der Leopoldstadt Wiens auch selber sagen:

Mein Regiment
Hat Weiber mich reichen hier in Wien
Ich sah, wie hier Verderbtheit kannst und Hehr
Um überstimmt! Verboten jede Thüre
Wo Sünde noch verschämt — Gesetze hier
Hier Warnungstafeln wie in Badeschuben,
Wo laut Verpönte noch und Ernst gebietet.

Um die Verderbtheit Shakspeare's von Wien noch deutlicher anzudeuten, brauchen wir weiter nichts zu sagen, als daß wir sein treffendstes Gegensatzes- und Oppositionsstück anzugeben wüßten, das man zur Zeit der bekannten Sittlichkeitsregierung Maria Theresia's hätte schreiben können, als „Maß für Maß". Verboten ist darin alle Ungebührlichkeit und doch kann sie nicht mehr gehemmt werden. Bürgerschaft, Adel, Kirche, Alles ist in den wilden Strudel der Sitten hineingezogen. Der Staatskanzler soll, den der Regent eine Zeit lang Rath seiner regieren läßt und der, ertappt in nächtlichen Gitten und gräßlichen Bindien, sich verstimmt, die Gesetze wieder in Kraft zu bringen und die tiefe Lederstrecke auf die Bergehen der schwachen Menschennatur legt, verfällt durch den Un-

blick der schönen Nonne Isabella doch selbst in die Sünden, die er anbereuten will. Die gewöhnliche Lesterung des liebenswürdigen Negerkindes, eines Verbildes Josephs d. II., muß die daraus entstehenden Mienen wieder in Schick und den Mund in seine rechte Ordnung bringen.

„Maß für Maß" ist übrigens auch jetzt werden und lockerfertigen Shakspeare'schen Stücke, die und immer zwei Dinge erklärt haben: einmal den wahren Kunstsinn und Liebesdrang am ganzen Dasein der gelegt hat jenen großen Dichter überfließ, und zweitens — die soll unglaublichen Verschiedenheit der acht bis neun Bruchstücke, die wir von ihm besitzen. Die obere Partie des Kopfs, die bekannten haarentblößten Schläfe (nach Varnhagen's „Denkmal" Kennzeichen bedeutender Denkkraft). Und ich überall bestehen, die unteren Partieen aber verfallen in einem Grade, daß man entweder die Echtheit dieser Bilder bestreiten oder annehmen muß, Shakspeare, ein Dichter, ein Schauspieler, ein Theaterdirector, ein Freund der Gesellschaft, auch des Weins und der Frauen, sing die Strudel des Lebens auf seine Stimmungen wirken, wie sie ihn eben ergriffen. Denn von einer sich mäßigenden, schicksteren Beschriebenheit der Physiognomie steigert sich sein Bild durch eine Menge bald ernster, bald heiterer Wandlungen endlich, bis durch die grellsten Disparate der Ausdruck, ja einer tief übermüthigen und frechen Sinnlichkeit, wo der Poet ganz verlorengegangen scheint (man sehe nur das sogenannte Porträt-Medaillon), die zuletzt in der unbeschreiblich nach der Leidenschaft gefertigten Marmorbüste die Züge von Wahnsinn der wehmüthigsten, entsetzten, — so Krankheit bekommenen Auflagung einer väterlichen Milde annehmen und an jene rührenden Anspielungen Prospero's im „Sturm" erinnern, mit denen Shakspeare bekanntlich seine dramatische Laufbahn schließt und wo er bald heißt: „Nun laß meine Zaubereien! Mag von Kraft mir bleibt, ich weiß, und das ist wenig" — bald: „Zum Gebeten fehlt mir jetzt die Kunst; Verzweiflung ist mein Lebensband, wenn nicht Gebet mir Hülfe bringt" — bald: „Dann sieh' ich in mein Mailand (Stratford), wo mein dritter Gedanke soll das Grab sein" — bald zu Ariel, seinem dienstbaren gleichsam, dem Nichten gebend, spricht: „Ja die Elemente! Ein fein! Und lebe wohl!"

Auf jener Zeit nun, wo die tragischen und lebensdarmenschlichen Züge der Dichterin sich herrschenden, zuletzt „Mag für Mag". Es liegt in diesem Werke etwas entschieden Abstoßendes. Es wendig und verbitternd, auch der eigentliche Frevler, der Rabel, der alle Herzen, mit seinem Heuchlerischen Geiste zu Rohe bei Menschen durchdringt, so sagt doch alles Andere, selbst Isabellens heroische Tugend, kalt und in Schilderung der wiener Zugend-Sittlichkeit so gleichgültig wiederwärtig. Der Dichter gelegt sich darin in einer Weise vertraut mit allen Verkommnissen der Unsittlichkeit, daß Diejenigen, die schon in Zuhörer Kammer sich nicht hoben können, über den Dichter hier vollends erschrecken und vor ihm fliehen werden. Dazu kommt die didaktische Absichtlichkeit der Erfindung. Die Personen sind keine Menschen, sondern Begriffe. Jedem ist eine Rolle gegeben, nur um eine dialektische Verabredung zu beweisen. Angelo, der Strengherzige und doch heimlich sinnlichgrobe Staatsmann, bleibt hinter ähnlichen Charakteren, die der Dichter in anderen Dramen gebraucht, weit zurück; er hat alle Farbe, alle Lebendigkeit der Leidenschaft und dämonischen Art zu verlieren. Die blasse Kreide im weißen Gesicht. Der blasse Heuchler in Notre-Dame de Paris phosphorisirt nicht so merkwürdig, aber ander der einzigen Ausfangsscene mit Isabella hält er ganz so einen unweiblichen Flair heraus, die nur entsteht, wenn die Ausdrucke ihres wirken bedarf. Man begreift nicht, wie der Dichter den „Othello", den „Hamlet", den „König Lear" einst so tiefe Arbeit haben konnte, es ist kaum, daß Shakspeare in der Lage war, gewisse in einer ganz feinen Kunstlern Beschreibungen darüber zu müssen und habe, nach einer von acht Jahren von uns aufrichtlicher verarbeiten und durch englische Verschwörungen unterhaltene Tatsache sich auch in seinen Stücken weiß eine Reihen höher schreiben.

Ganz specielle Wienerisches findet sich in „Maß für Maß" nicht. Antiquitäten sich das auch nicht ein einziger Name des Provinzialdeutschen Klanges ist. Dafür spielt Wien in Ein im Verlauf der Handlung erwähnter Herzog Vincentio

Eine künstliche Revolution

In der Geschichte der Staaten gibt es keine genug. In der Geschichte der Moden bereitet sich eine künstliche Revolution in Paris vor. Die Kaiserherrschaft will den Frack verbannen, eine Unterordnung, die an sich schwer wäre, wenn man an den Rücken der Mittelstaaten geschaut. Ludwig Napoleon bekleidet aber die Einführung des gestickten Leibrocks ohne Kragen, des Glanzes und des weißen, enganliegenden Beinkleider. Die Frucht der continuirlichen kaiserlichen Kammerherren und wenn man will, die Hofdracht aller Länder. Nicht nur am Hofe, sondern sogar in der Gesellschaft erscheinen jetzt in Paris die Männer steif in diesem Anzuge und der Frack wird gegen sie eine exponirende Demonstration gehalten. Man muß gestehen, das in freier linearartigen Bekleidung eine edle ge-

ringe Bindekraft an die Interessen einer neuen Dynastie, die vor allen Dingen Respect verlangt, liegt. Doch zweifeln wir, daß die Mode Nachahmung findet; ebenso wie der Silber- und Goldputzverkauf jetzt auf den Köpfen der Damen von Paris schwerlich viel Verbreitung finden wird. Für die ruhigen und ernsten Beobachter der Zeit, deren es in Frankreich Tausende gibt, wenn sie auch unter den sieben Millionen Stimmen nicht zu fehlen wagten, sind diese künstlichen Neuerungen nur vereinzelte Erscheinungen jenes allgemeinen abenteuerlichen Charakters, der den ganzen gegenwärtigen Zuständen Frankreichs aufgedrückt ist. Nichts verletzt das sittliche Gefühl mehr als die üppige Herrschaft der Manierie und wir glauben, daß in diesem Worte für das ganze gegenwärtige Frankreich die Ferse des Achilles liegt.

Mozart's „Don Juan".

Schon mehrfach sprachen wir uns in diesen Blättern über R. Wagner'sche musikalische Praxis und musikalische Theorie nicht mit ganzer Uebereinstimmung aus.

Indessen mußten wir ihm in seiner Polemik gegen die übliche Operntextdichtungsweise Recht geben, als wir neulich wieder „Don Juan" mit Recitativen hörten. Es gilt bekanntlich für einen großen Fortschritt unsere Opernrepertoire, daß man aus „Don Juan" den alten, oft albernen, wenigstens nicht immer würdigen Dialog verbannt und dafür die berühmtesten aller Musikstücke durch Recitative verbaut. Wenn aber irgend etwas dem Wagner'schen Satze, daß Arie und Dialog in der Oper eins sein müßten, Vorschub leistet, so sind es diese klaffenden Gegensätze zwischen einem halbgesprochenen, halbgesungenen Dialog und den daraus folgenden, wie aus einer völlig andern Welt herkommenden Musikstücken. Eben ein Parlando, dessen Uebergang dem nächstfolgenden Musikstücke doch vorarbeitet und dann Parlando und Arie in ihren Motiven und Harmonieen so getrennt, wie wenn man in einem Gemälde von blendenden Oelfarben plötzlich ganze Partieen nur mit schwarzer Kreide ausführen wollte.

Wir glauben, daß man besser thäte, den alten gesprochenen Dialog, wenn nur einmal etwas umgeschrieben und von den alten herrschenden Geschmacklosigkeiten gereinigt, wiederherzustellen. Der Genuß an dem eigentlichen musikalischen Inhalte ist so auch ohne Zweifel ein viel größerer.

Erziehung der Geistesarmen.

Die kräftig aufstrebende Entwickelung des jugendlichen Geistes früh schon zu mildern durch das Abhängigkeitsgefühl von einer geheimnißvollen Weltordnung, ist die Aufgabe jeder Erziehers, der seinen Beruf zu wahren weiß.

Aber nur da, wo die Bürgschaften einer dem Lichte zugewandten vorurtheilslosen Entwickelung geboten sind, nur da, wo die jugendliche Seele in der vollen Freiheit ihrer reinen Geisteskräfte die Schwingen ausspreiten und zu üben lernt, ist die Religion und in besonderer Gestalt das Christenthum die nothwendige Ergänzung derjenigen Hülfsmittel, durch welche die Jugend mit den Pflichten des menschlichen Daseins bekanntgemacht werden muß.

Bedenklich wird die Anwendung des erziehenden Einflusses der Religion oder wenigstens des positiven Glaubens da, wo den Geist und das Herz eine trübe Dämmerung umgibt. Treten wir in eine Anstalt, wo Verbrecherkinder oder Cretinen oder Blödsinnige erzogen werden und vernehmen wir von dem vielleicht in Hamburg bei Dr. Wichern gebildeten Vorsteher: Der Grund seiner Methode wäre die auf die Erbsünde sich bauende christliche Heilserordnung, so können wir die Besorgniß nicht unterdrücken, daß bei solchen speciellen Erziehungsaufgaben dieser Weg nicht der richtige ist. Die Demuth mildere nur den Stolz! Das Gefühl der Abhängigkeit regle nur das Bewußtsein einer zu lebhaften freien Selbstbestimmung! Dem armen blödsinnigen Kinde soll vor allen Dingen der Muth gegeben und geweckt werden, zu sich, zum Dasein, zur Welt, zum Licht, zu den Menschen überhaupt Vertrauen zu fassen, und wenn auch die Religion bei einer so schwierigen und hohen Aufgabe der Erziehung, wie diese, unfehlbar das wesentlichste Moment der Bildung bleiben muß, so glauben wir doch nicht, daß es gut ist, wenn in solchen Erziehungsanstalten der Grund alles menschlichen Strebens immer nur auf die Voraussetzung unserer Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit gebaut wird. Es ist gerade so, als wenn man in Krankenhäusern nur Zusprüche halten wollte, die sich auf den Tod bezögen.

Schlaf und Tod.

Naht sich der Schlaf auf weichen Schwingen,
Sie deut' entschlummernd, jetzt entgegen
Dringt du, erwachend nie, den beßren Dingen
Du ist ein Abendsegen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 23. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Eine Novelle aus Centralamerika.

Von Jegor von Sivers in Berlin.

Erstes Capitel.

Die Indianerin.

Ein Stillleben der Wildniß ... Wo der Montagnaflu seine köstlichen Wogen aus dem Innern Guatemalas in die Küstenniederung wälzt, welche ein undurchdringlicher Urwald von dem Golfo Dulce und der Bai von Santo-Tomas bis an die Küste der Republik Honduras überschattet, steuert ein leichtes Boot, von einem Indianer geführt, gegen die heftige Strömung zum östlichen Ufer hinüber. Der Ruderer, der sorgfältig die senkrechte Felswand emporgespäht hat, beschleunigt plötzlich den Lauf seines Kahns gegen einen Pandanusstrauch, dem zwei braune Kinder, die den Steg zum Flusse herabgekommen, sich nähern. „Sieh da", ruft der Knabe dem jüngern fünfjährigen Mädchen zu, „das ist der Vater, der wiederkehrt! Er hat die Hühner und Eier verkauft und bringt aus der Stadt weißen Kattun zum Hemde für die Mutter, bringt Blei und Pulver zur Flinte; ich werd' ihn begleiten, wenn er auf die Jagd ausgeht!" Und die kleine Schwester jubelt dem Kommenden schon entgegen: „Vater! Vater!" — „Ach, es ist der Vater nicht!" bemerkt der Knabe, als das Boot sich genähert. Die Schwester sieht es voll Trauer. „Erkennst du den Mann, der mit Papageien und rothen Aracas immer stromabwärts fährt? Es ist ein braver Mann und die Aeltern haben ihn gern. Wir wollen näher gehen!"

Der Kahn stößt ans Land. „Ein guter Tag, Kinder, heute!" ruft der Indianer herüber. „Seht da, bunter Papagei! Ich bring' ihn euch! Tritt näher! Komm, komm!" winkt er dem Knaben zu. Der Knabe kommt scheu. Der Papageienhändler sagt: „Laß die Hand der Schwester nicht fahren! Dolores fiele, wenn du sie nicht hältst. Steil ist's! Sieh den Vogel!" Jauchzend hüpfen die Geschwister heran. „Der schöne Vogel! — Grün und gelb und roth! — Spricht er auch? Was spricht er? Er soll sprechen! Ja!" So fragen die Kinder eins um das andere und der Knabe steigt in das Fahrzeug und läßt noch die Schwester am Ufer sich so lange gedulden. Dolores streckt aber

ſchen freudeſtrahlend die kleinen Arme auch nach den Papageien aus und bald gefällig, ſchmeichelnd, liebkoſend hebt ſie der Indianer ins Boot.

Im ſelben Augenblicke löſt ſich das Boot vom Ufer und fährt in die Strömung zurück. „Das Waſſer trägt uns ja fort!“ ruft der Knabe aufſpringend, um nach einem der vom Ufer herabhängenden Zweige, welche über die Köpfe dahinhuſchten, zu greifen. Mit grimmig verzerrter Stirn herrſcht ihn der braune Mann Stillſchweigen zu. Drohend hebt er das Meſſer aus dem Gürtel. Das Boot ſchwankt. Der Knabe ſtürzt ins Waſſer. Ein ſcharfer Hieb, der ihn nachſauſt, ſtreift das Bein. Haſtig ſchwimmt der Verwundete dem ſchon entfernten Ufer zu. Seine Kräfte nehmen ab. Schon glaubt das Kind eine von der Uferbewaldung in das Waſſer herabtauchende Liane zu ergreifen, da fällt ein Schuß. Der Strom führt den Getroffenen mit ſich hinunter die ſchweigenden Wellen. Das Angſtgeſchrei der Schweſter erſtickt der Mörder, zwängt die kleine Dolores zwiſchen ſeinen Knieen zur Ruhe, ergreift das Ruder und verſchwindet, vom reißenden Strome begünſtigt.

Während ſich im ſtillen Frieden der Natur dieſe furchtbare Scene ereignete, war die Mutter der beiden Kinder auf der Höhe des Ufers im Schatten ihres Palmendachs am eiſernen Kochtopfe, in welchem Bananen für das Frühſtück im Waſſer brodelten, beſchäftigt. Sie lüftete die dem Geſchirr als Deckel dienenden grünen Piſangblätter, um mit einem Stäbchen die Weiche der Früchte zu unterſuchen, als plötzlich Ruf und Flintenknall an ihr Ohr ſchlugen. In einem Nu ſtand ſie am Uferrande und gewahrte, mit Angſt umherſpähend, die aufſteigende Rauchwolke, ja ſogar das fliehende Boot und näher zum Ufer, mit dem Waſſer hinuntertreibend, einen unkenntlichen dunkeln Gegenſtand. Von Zeit zu Zeit tönte ein gepreßter Angſtſchrei durch das Rauſchen des Montagua von der Seite des flüchtigen Kahns herüber. Die Indianerin glaubte die Stimme ihrer kleinen Dolores zu vernehmen, aber ſie konnte das Kind nicht gewahren. Nur ein einzelner Mann ſaß für ſie rudernd im Boote. Sie bebte zuſammen. Der Schreck hatte ihre Glieder gelähmt, obgleich ſie von dem Geſchehenen nichts verſtehen konnte. Aber bang, unendlich bang war ihr's. Sie rief die Namen ihrer Kinder. Keine Antwort. Sie lief am Abhange hin und wieder, ſpähend, rufend, lauſchend. Alles ſtill. Sie ſchrie, ſie jammerte — Wie fühlte ſie ſich hülflos in der Noth! Der Gatte fern, der einzige Retter, auf den ſie hätte hoffen dürfen! In ſteigender Angſt eilt ſie den Fußſteg zum Waſſer hinunter. Auch hier gewahrte die Indianerin Niemand; doch ja — deutlich erkannte ſie in den feuchten Lehmboden eingedrückt die rundlichen Fußtapfen ihrer kleinen Dolores und ihres Juan ſchlankere Fährte. Die Spuren führten — ans Waſſer, keine wieder zurück — wer ſchildert ihr Entſetzen! „Meine Kinder!“ jammerte die Mutter und rang die Hände. „Meine Kinder, wo ſeid ihr?“ Nun gedachte ſie des Angſtgeſchreis, des Schuſſes, des flüchtigen Bootes. Was war geſchehen? Eine dumpfe Ahnung dämmerte im Buſen der unglücklichen Frau. Ihre Lippen erblaßten, ihr gerötheter Auge füllte ſich mit Thränen, krampfhaft hob ſich ihr Buſen unter ſchweren Athemzügen. Von halber Raſerei ergriffen, raufte ſie das ſchwarze Haar, ſchlug die nackte Bruſt, warf ſich zur Erde, um die Spuren der Kinder zu küſſen, jammert laut; dann fuhr ſie ungeſtüm auf und ſtürmt den Pfad zur Wohnung empor. Jetzt war es wieder lebendig um ſie. Aber wer verſtand ihren Jammer? Der zahme Affe ſchwingt ſich an einem Dachſparren empor und guckt mit Angſt, ja wie mit verſtändiger Neugier auf die jammernde Herrin nieder; Vögel, Papageien um ſie her. „Meine Kinder!“ ruft die Indianerin zu wiederholten malen. Wer verſtand ſie? Es ließ ihr keine Ruhe. Sie eilte wieder dem Ufer zu und ſchaute wild den Strom hinab. Aber ſchon nach einigen Schritten brach ſie unter der Wucht des Schmerzes, von folternder Angſt erſchöpft, zuſammen. Wirre, wüſte Träume jagten ſich in ihrer Seele. Sie war beſinnungslos und ohnmächtig.

Glühende Pfeile ſchoß die Sonne auf das bloße Haupt, die bloße Bruſt des Weibes. Roſita, ſo hieß die Indianerin, empfand ſie nicht. Der treue Hüter ihrer Hütte, der Hund, legte ſich wedelnd an ihre Seite: ſie achtete ſeiner nicht. Bellend ſprang er wieder auf, umkreiſte die Gebieterin, um ſie durch ſeine gewohnten Poſſen zu ermuntern: ſie ſah und hörte nicht. Das Thier näherte ſich ſchmeichelnd, leckte ihre Hand — that es lange — da fuhr ſie endlich auf, warf einen Blick umher, ſo verzweifelnd, ſo unheimlich, daß das Thier furchtſam entwich. Roſita ſank zurück in dumpfes Brüten.

Die Bananen im Eiſentopf waren längſt geſotten, das Feuer längſt erloſchen. Niemand erſchien zur Mahlzeit. Der Affe ließ ſeine gellende Stimme vernehmen, ihn hungerte. Es begann Abend zu werden. Die Sonne ſtand zwiſchen den Wipfeln. — Schon verzogen ſich die Moskuitos in die nächtlichen Schlupfwinkel. Der Tagesſlärm in der Natur verſtummte. Das Lied der Heimchen füllte die Luft. Dumpf aus der Tiefe empor tönte der brauſende Montagua. Die Atlasſcheibe des Mondes am nächtlichen Himmel ſtieg empor und verſilberte die Kuppeln der Bäume, in deren Zweigen aus dem Nachtdunkel ſprühende Leuchtkäfer funkelten. Die Stimme des Prüllaffen erſcholl in langgezogenem Echo aus der Waldestiefe. So währte es lange, lange. Da erwachte die Indianerin. Kalter Nachthau kühlte ihr Stirn und Buſen. Weinend ging ſie in ihre Hütte.

Zwei Tage ohne Hoffnung, zwei Nächte ohne Schlaf vergingen. Roſita wartete mit Ungeduld der Rückkehr des Gatten, ihres einzigen Rathers und Helfers jetzt. Er konnte doch die Fährte des verdächtigen Boots verfolgen, konnte doch Kundſchaft einziehen in den nächſten, freilich ſehr entlegenen Dörfern, konnte mit Hülfe befreundeter Männer die Verlorenen vielleicht wieder heimführen.

Neben der Sehnſucht ſtieg auch die Furcht in Roſita's Herzen auf. Wird nicht der heimkehrende Gatte den Sohn und die Tochter von mir fordern, die ich hüten ſollte? Wenn ich ihm die Kinder nicht entgegenführe, was wird kommen? Was wird er thun? — Roſita beſann ſich, daß Chico grauſam war.

Einſam ſinnend kauerte ſie auf der Schwelle der Palmenhütte und trocknete mit ihren langen ſchwarzen Haaren die Thränen, welche über die noch jugendliche Wange herabrollten. . . Sie zählte zweiundzwanzig Jahre und war ſchon zum zweiten male verheirathet. Nicht daß ihr erſter Mann geſtorben wäre, ſie hatten ſich nach einem zweijährigen Zuſammenleben gemäß derſigen Landesſitten getrennt. Sie liebten ſich nicht mehr. Juan war das Kind dieſer erſten Ehe und das Herzblatt der Mutter; ſein Auge war ihr der Spiegel ihrer glücklichſten Erinnerungen; die kleine Dolores aber, der zweiten Ehe entſproſſen, war der Liebling ihres Vaters, ihres zweiten Gatten. Anfangs hatte Roſita der Furcht vor Chico Raum gegeben und bald keimte in ihrer Seele — ein gräßlicher Verdacht auf. Sie kämpfte ihn nieder. „Nein, nein!“ rief ſie, aus ihren Träumen emporfahrend, aus, „es iſt nicht möglich! Chico? Zu furchtbar, zu böſe wär's!“ Und nicht Juan allein, auch Dolores hatte ja das Loos getroffen; Dolores, das Herzblatt des Vaters! Nun machte ſich die Indianerin Vorwürfe der Undankbarkeit. War denn nicht dieſe Hütte das Werk ihres zweiten Gatten, dem ſie mißtraute? Hatte er nicht ſeine Liebe ihr durch ſeine ganze Fürſorge, die er ihr widmete, kundgegeben? Hatte er dieſe Bananen, dieſen Zuckerrohr, dieſe Bataten, den ganzen Garten nicht gepflanzt und nur für ſie gearbeitet? An dieſer Schwelle hatten Beide, Roſita und Chico, wie oft nicht auf der geflochtenen Bank die Sonne über dem Gebirge von Honduras emporſteigen ſehen! Unter dem Verdacht ging das Klügelrad, das er während des Plauderns ſtrickte. Chico? Nein! Und doch feindliche Stimmen — doch zugeflüſterte neue Verdacht! Damals — wenige Wochen, bevor Roſita mit Uſerio, ihrem erſten Gatten, ſich verband, hatte Chico, ihr zweiter, jetziger, um ihre Hand im elterlichen Hauſe geworben. Er war von ihr mit Uebermuth abgewieſen wor-

der Hütte seines ersten Weibes versprach, ihr Herz aufs neue gewann und von einer Art gemischten Willen, um ihn, ihn, Chico, zu kränken, die Kinder mitnahm, daß er sie wenigstens verberge mit Zustimmung seines Weibes. Wenn auch viel Zweifel in Chico's Seele wieder erwachten, so wichen sie doch dem stets neu emporsteigenden Verdachte. Wie hätte sonst die erkünstelte, unnatürliche Wuth sich erklären lassen, die auch durch die Furcht vor Entdeckung bis zur Raserei bei Nesita sich steigern konnte! Endlich übermannte ihn selbst der Schlummer. Auch sein Schmerz mußte sich den Forderungen der Natur gefangen geben.

Der Morgen brach an. Nesita lag noch im Schlummer, als Chico schon erwachte. Er trat an ihr Hängemette von unbestimmter Gewalt angezogen und schaute in das vom Schlafe beruhigte Antlitz. Er gedachte der ersten Zeiten ihrer Liebe zu ihm und der unermessenen Glut, die sein Herz für sie verzehrte. Nesita's Haupt mit dem aufgelösten, blauschwarzen Haare ruhte auf den bräunlichen, gekreuzten Armen, ein weißes bropirtes Hemde mit kurzen Aermeln war die einzige Hülle ihrer Glieder. Der kleine Fuß, die zierliche Ferse waren enthüllt und die Schulter regte sich leise vom Athemholen ihrer Brust. Wie Chico so dastand in tiefes Sinnen versunken, rührte ihn dieses Bild. Er fühlte — mit Schmerzen —, daß die Liebe für diese Frau in seinem Herzen nicht erlöschen konnte. Er wünschte, das Geschehene — wäre nur ein Traum der verwichenen Nacht gewesen. Aber diese Wallungen waren von kurzer Dauer, böse Nachtgestalten des Mißtrauens tauchten immer wieder empor und stießen den ratlosen Gatten von Nesita's Ruhelager. Chico wollte ihr Erwachen nicht abwarten, er mußte in die Einsamkeit des Waldes hinaus, um sich zu sammeln. Er griff zur Flinte, steckte das Messer in seinen Gurt, und trat hinaus vor die Hütte. Ein frischer Lufthauch strömte aus dem Waldesgrunde ihm entgegen. Der Himmel, der in diesen Küstenstrichen, meist von schweren Dünsten umsponnen, wie ein bleierner Sargdeckel über der lachenden Erde lastet, spannte sich in der Frühstunde in klarem Dunkelblau über die Riesen des Waldes, deren höchste Wipfel im Morgenroth erglommen. Der trauernde Indianer schritt hinaus, vom Hunde begleitet, der in flugem Einverständnisse zu seinem Herrn emporblickte. Der Thau quoll in mächtigen Tropfen von Blatt und Blüte. Chico faßte die weißen kurzen Beinkleider bis an die Lenden hinauf, schlug mit dem Messer, der Machetta, die von der Nachtfeuchte tief gebeugten Aeste und Lianen nieder, die seinen Weg hemmten und trat in den Wald. Unweit ertönte der Ruf eines wilden Truthahns. Chico, sonst der eifrigste Jäger, hörte es nicht, seine ganze Seele war mit dem Schmerz um sein Kind, um sein Weib, um Verrath und Rache beschäftigt. Muntere Eichhörnchen hüpften von Baum zu Baum, blitzende Kolibris summten pfeilend vorüber und tauchten in den Kelch geheimnißvoller Waldblumen, wehmüthig erscholl das „Tutulurub" der Taube, neugierige Affen, mit ihrer Morgenmahlzeit beschäftigt, betrachteten den braunen, trauernden Wanderer. So, in Gedanken verlost, seines Ziels uneingedenk, ohne der Richtung zu achten, in welcher er fortschritt, durfte Chico der Tiefe des Waldes sich kaum anvertrauen. Mit dem schärfsten Ortssinne bewaffnet, hätte ein Europäer, auf der Wanderung durch einen Wald, der nicht den mindesten Blick zum Himmel gewährte, sich verloren. Chico mochte mehre Stunden gegangen sein, die Hitze der Luft deutete auf hohen Sonnenstand, aber das Blätterdach hätte auch bei unbewölktem Himmel nicht den mindesten Strahl durchgelassen. Schon sann Chico darauf, einen der höchsten Bäume zu besteigen, um nach dem Gebirge von Omoa umzuschauen, welches ihm die Richtung seines Gangs angeben sollte, als plötzlich der Hund, welcher um wenige Schritte vorangeeilt war, anschlug. Chico erkannte an dem Tone der Stimme, daß es ein gefährliches Wild gelte. Vorsichtig durch die Verstrickungen und Blütenbüsche mit Hülfe der scharfschneidenden Machetta sich durcharbeitend, trat er in die Nähe eines riesigen, von zahllosen Parasitenpflanzen behangenen Gebäu-

baumt, an dem der Hund mit gesträubtem Haare hinanbellte. Chico gewahrte auf einem nicht allzu hohen Aste die angeschmiegte Gestalt eines mächtigen Jaguars. Wie tanzte das Thier im glänzenden, schöngefleckten Sammetfelle auf den klammernden Hund los! Während die eine Tatze den Ast umklammerte, hing die andere scheinbar schlaff zur Seite nieder. Leise, schlangenartig, regte sich nur die Spitze des Schweifs. Schon maß der Jaguar die Entfernung, um mit einem Satze auf den Nacken des Hundes sich zu schwingen und zog die schlaffe Tatze an sich heran, als er den Indianer im benachbarten Busche auftauchen sah. Es schien, als wolle der Jaguar nach kurzem Besinnen nun das Ziel seines Sprungs vertauschen. Chico, bis an die Schultern in einem Walde vielblättriger Zwergpalmen verborgen, erhob den Lauf seiner Flinte. Das Blut kochte ohnehin in seinen Adern. „Ho!" rief er mit den Zähnen knirschend, „wenn der Verräther so meinem Rohre stände, er stirbe wie diese wilde Katze." Der Schuß krachte. Als der Rauch sich verzogen hatte, stürzte der Jaguar röhrend vom Aste nieder, an dem seine ermattenden Pranken vergeblich klammerten. Chico trat näher, wollte zugreifen. Da rief eine rauhe, wohlbekannte Stimme aus den Büschen: „Carocho!" Chico fuhr zurück. Nochmals „Carocho!" und ein Lachen. Chico stand vor der unverhofft aus dem Dickicht getretenen Gestalt seines alten Freundes Encarnacion, des Papageienfängers, der, mit einem schmutzigen, rothwollenen Hemde bekleidet, unbedeckten Hauptes, einige Schritte näher trat. Sein schwarzes, struppiges Haar verdunkelte die niedrige Stirn, unter der zwei kleine, nächtige Augen hervorblitzten. „Carocho!" wiederholte er zum dritten male und ein erkünstelter Lächeln zuckte auf seiner Lippe. Der Carocho-Fluch heißt im Spanischen Alles: Schmerz, Wuth, Freude, Wollust, Haß, Spott, Verzweiflung — es kommt nur auf den Ton an, in dem er gesprochen wird.

„Was beginnst du hier?" fragte Chico, als Encarnacion näher herangetreten war und maß ihn mit betroffenem Blick. „Ich hebe Papageiennester aus", sagte Encarnacion und hob einen von rothen Bändern geflochtenen Käfig empor, in dem bunte Vögel kreischend hin und her flatterten. „Ein guter Fang bringt Geld, Bruder", fuhr er fort. „Aber was ist dir? Du siehst ja so wild wie der Jaguar, von dessen Gegenwort du unser Wiedersehen befreit hast. Was ist dir zu nahe getreten?" Chico begann das erlegte Wild abzubalgen und murmelte: „Kennst du Uferia?" — „O gibt der Uferia's viele!" antwortete Encarnacion, in der Stille des Waldes die Worte wohl vernehmend. „Den Ehrschänder!" sagte Chico knurrend vom Niederbücken. — „Ah den Mann deiner Frau!" — Chico fuhr auf. Dann stöhnte er und murmelte. „Was hast du gegen Uferia?" fragte der Papageienhändler. Chico erzählte den Vorfall mit seinem Weibe und den Verlust der Kinder.

Encarnacion hörte mit ungetheilter Aufmerksamkeit, sogar mit herzlicher Theilnahme dem Abenteuer zu. Er freilich wußte mehr als er fragte, ja so sehr er ein Böswicht war, die Verstellungskunst besitzt der Indianer nicht, daß sie ihm ein ruhigerer Zuschauer nicht hätte ansehen sollen. Als Chico das Abbalgen des Jaguars beendigt hatte, lehnte er in Nachdenken versunken an einem morschen Riesenstamme, den Schmarotzer und blühende Ranken umhüllten. Sein finsterer Blick starrte in die Eingeweide des blutigen Tigerkörpers, welcher zu seinen Füßen lag. Encarnacion, die Linke auf Chico's Schulter legend, stand ihm gegenüber und suchte durch eindringliche Vorstellungen ihn für einen Plan zu gewinnen, der bald zur Ausführung gelangen sollte. Ab und zu trat eine Pause ein, während welcher er den Sinnenden forschend betrachtete. Wer ihm in das lebhafte Auge, das unter den buschigen Locken hervorblitzte, auf die gedrungene Muskulatur der nur mit spärlichem Haar bedeckten Lippen geschaut hätte, der wäre nicht lange über die Gedanken im Zweifel geblieben, die sein Inneres bewegten. Die wenige, auf die schmutzige Machete gestemmte Hand verrieth, daß es den erfonnenen Plänen an nachdrück-

licher Ausführung, auch wo ſich Hinderniſſe in den Weg werfen ſollten, nicht fehlen würde.

Kehren wir, während ſie berathſchlagen, zur Hütte zurück.

Zweites Capitel.

Der erſte Gatte.

Der Thau auf Gras und Baum war aufgeſogen, der blaue Morgenhimmel hatte bereits mit einer melancholiſchen Wolkendecke ſich umhüllt, da erwachte Roſita, vom Rufe der Vögel und des Affen geweckt, die ihr Futter wollten. Der prächtige ſchwarze Hocko, mit dem blendend weißen Bauchgefieder und dem gelben Schnabelbuckel, umkreiſte gravitätiſch die Hängematte der Herrin und konnte ihr Erwachen kaum abwarten, hob und ſenkte pfeifend ſeine gelockte Haube. Roſita richtete ſich empor und blickte umher. Der Schlaf hatte ſie beruhigt und geſtärkt und der nüchterne Morgen ließ die geſtrige Scene in ungetrübterem Lichte erſcheinen. Sie hatte ſich vom allzu raſchen Blute hinreißen laſſen; ſie fühlte es. Daß Chico der Schuldige ſei, daran glaubte ſie feſt, um ſo mehr, da er fehlte. Ein Papagei rief: „Chico! Chico!“ Ein anderer: „Sorio! Sorio!“ Juan zu Gefallen hatte Chico erlaubt, daß er den Namen ſeines Vaters Ujorte lernte. Ihr Herz bebte, die beiden Namen zu hören, die Namen der beiden Männer, denen ihre Liebe, ihre ſchon verlorene Jugend gehört hatte.

Roſita vermißte Chico. . . Aber ihn zu rufen, getraute ſie ſich nicht. Nirgends gewahrte ſie ſeine. Er hat wol ſeine Urſache, dachte ſie, daß er ohne ein Wort vom Hauſe entwich. Aber wohin auch er? Neue quälende Gedanken begannen in ihrer Seele zu quellen und zu wogen. Sie wußte kaum, wie ſie vor ſich ſelber Schutz finden könne, und eilte in das Platanar, den Bananengarten, um durch Arbeit ſich zu zerſtreuen. Sie ſchnitt mit der Machetta mehre völlig ausgewachſene grüne Fruchtſtengel und hing ſie an einem ſchattigen Orte zur Nachreife auf, um den Speiſevorrath zu ergänzen. Die Banane iſt das Ein und Alles der Indianerküche und ſtellt ſelbſt die nationalen Fritzoles, eine Art ſchwarzer Bohnen, und den Mais in den Hintergrund. Die reife Frucht gewährt ſelbſt dem Europäer, welchem die weichen, meiſt faſtloſen gewürzten Tropenfrüchte nicht munden, einen Leckerbiſſen. Halbreif in der Aſche gebacken oder in Fett geſchmort, gibt die Banane eine wohlſchmeckende Speiſe. Sie iſt dem Eingeborenen des tropiſchen Amerika Backwerk, Fleiſch, Gemüſe und Frucht zu gleicher Zeit. Nur auf wenige Augenblicke konnte die bald beruhigte Beſchäftigung die beunruhigenden Gedanken Roſita's unterdrücken. Als ſie die grünen Früchte geſchnitten, ſann ſie auf andere Arbeit, die ihre Aufmerkſamkeit beanſpruchte und ſie den Jammer um ihre Kinder auf Augenblicke vergeſſen ließ. Sie war wie eine Irre. Sie holte mehre reife Stengel, brach die Bananen zu je zweien herunter, warf ſie in den Kochtopf, der über dem Feuer hing, hob die halbgeſottenen aus dem Waſſer, wälzte ſie in Holzaſche, um das Annahen der Inſekten zu verhindern, und hing ſie an einer vor der Hütte zwiſchen zwei Comfrayalmen ausgeſpannten Liane auf. Die nach einer ſolchen Vorbereitung an der Sonne getrocknete Frucht wird von Jorbigen und Weißen als eine beſondere Delicateſſe geſchätzt. Und ſo war Roſita in ihre häuslichen Thätigkeit befangen, daß ſie einen plötzlich ſich nähernden indianiſchen Mann nicht bemerkte, welcher ſchon ſeit einigen Minuten aus ziemlicher Nähe ihr Treiben und über den Papagei, der Sorio! Sorio! zu rufen nicht aufhören wollte, lächelnd beobachtet hatte. Der Fremdling, den weißen Panamahut auf dem glattgeſcherenen Kopfe, deſſen Haar nach Landesbrauch nur um Stirn und Schläfe verſchont geblieben, die feingeformte Geſtalt von einem weißen, bis an den Nabel reichenden Hemde und kurzen luftigen Beinkleidern bekleidet, verfolgte, an den Thürpfoſten gelehnt, mit unverwandten Blicken jede Bewegung

der hinbrütenden Frau. „Rosita!“ rief der Mann mit bewegter, durchdringender Stimme und zusammenzuckend schaute die Indianerin um sich. „Uforio!“ sprach sie mit bebender Stimme. Sie eilte ihm entgegen, heftig, ja freudig, dann blieb sie starr — regungslos stehen. Ein gewaltiger Schmerz erschütterte ihre Züge. „Juan!“ tönte es wehklagend in ihrem Innern. Sie sank in ihren Knieen zusammen, beugte das Haupt und ihre Thränen bedeckten die Hände. Uforio trat der Beängstigten mit Fassung und Freundlichkeit entgegen. Encarnacion hatte ihn schon gestern aufgesucht und diesen Morgen ihn bis in die Nähe des Montagnathales begleitet. „Rosita, glaube nicht“, begann Uforio, „daß ich so hart bin als Chico; du kanntest mich einst und ich liebe dich noch wie damals!“ Er sagte das aus ungeheuchelter Empfindung, denn ihn hatte die Trennung von Rosita, entstanden aus augenblicklichen Störungen ihres Friedens, bitter gereut. Diese Indianer sind Christen in ihrer Furcht vor Gott, in ihrer Hoffnung auf die Mutter des Heilands und die Heiligen; aber die christlichen Sitten gingen nicht in ihre Lebensweise über. Die Ehe wurde ihnen noch kein Sacrament. . . Uforio kam, vollkommen durch Encarnacion schon vom Verschwinden der Kinder unterrichtet. Jenes Gerache der Verwunderung im Walde kam von dem Schreck, den Mann plötzlich zu finden, auf den der Mörder, dessen Absichten uns erst später werden klar werden, den Schmerz des Vaters um Juan gehetzt hatte. Die ehemaligen Gatten wechselten nach langer Entbehrung Zeichen des Einverständnisses und kaum war jemals eine Wiederaussöhnung rascher und leichter zu Stande gebracht; der Haß, die Rache führen, auf Augenblicke wenigstens, fester zusammen als die Liebe.

Uforio und Rosita waren einig, sich in Chico den Feind ihres Lebens vorzustellen. Uforio war kein gewöhnlicher Mensch. Er empfand die wahre, tiefe Liebe, welche zur Aufopferung des eigenen Ichs fähig ist; er bekämpfte jetzt auch siegreich die Sehnsucht, den Schmerz um das verlorene Kind und erfreute Rosita mit desto herzlicherm, ungetheilterm Entgegenkommen, als er selbst ihre Qualen mitempfand. Für Rosita aber wurde sein Erscheinen eine wahre Quelle des Trostes. Stiegen auch in ihrer Seele Zweifel auf über den ihr im Grunde gänzlich entgegengesetzten Charakter des Geliebten, dachte sie: Ist er offen? Ist er wirklich Das, was er auf den ersten Anblick scheint? Weshalb dieser — vielleicht erheuchelte Gleichmuth, dieses Verzichten auf den einst heißgeliebten Sohn? Hatte er ihn der Mutter bei der einstigen Trennung gutmüthig abgetreten oder war es nicht das der mütterlichen Pflege bedürftige Alter des Knaben, welches ihn gezwungen, dem Kinde zu entsagen? Konnte nicht Chico unschuldig und Uforio selbst der Räuber sein? Mußte er nicht in diesem Falle Gleichgültigkeit gegen den Sohn, Zärtlichkeit gegen die Mutter heucheln, um sie zu besänftigen? Und Chico, den sie niemals wahr und innig geliebt, dem sie nur in einem Anfalle von Trotz gegen Uforio folgte, wäre *ohne* Schuld? — so beherrschte sie doch alle diese Zweifel. Der Gedanke, daß ein Dritter die Schuld tragen könnte, kam ihr nicht. Ein Vorurtheil hatte sich ihrer so bemächtigt, daß sie zuletzt auch den eigenen Sinnen mißtraute und nun durchlief ihr lebendiger Geist in raschem Schwung alle Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten der Unschuld Uforio's, der Abscheulichkeit Chico's bis zur unwiderleglichen Klarheit und Gewißheit. Diese Sinnenbeweglichkeit, die im Fluge des Traums alle möglichen Seelenzustände durchblitzt, diese Spannkraft des Gefühls besaß die Indianerin im vollsten Maße. Es ist zu dieser Menschen ganzes Seelenleben außer dem Aberglauben. Uforio war in ihrem Herzen von aller Schuld befreit und mit erneutem Vertrauen wandte sich ihm ihre alte Neigung zu.

In demselben Augenblicke waren Encarnacion und Chico im Schatten des Platanars unbemerkt aufgetaucht. Das Fell des Jaguars, das Chico auf den Schultern trug, fiel ihm herab, so entsetzte sich der Unglückliche vor dem Anblick, bei seinem Weibe ihren ersten Gatten zu finden. „Sieh da!“ hatte Encarnacion geflüstert, als sie das Paar vor dem Hause innigverbunden erblickten. „Sieh da!“ hatte er noch gerufen und war in den

Büſchen verſchwunden. Chico griff nach der Machette in ſeinem Gurte. Voll Wuth ſtürzte er dem Paar entgegen. Mit einem Schrei des Entſetzens taumelte Roſita zurück. Ilſorio, im ſelben Momente von ihrem Arme befreit, warf ſich dem Wüthenden mit erhobenem Meſſer entgegen. Wilde, abgebrochene Worte unterbrachen einen Schwall heftiger Rede, der, in ſeiner Geſchwindigkeit ſich überſtürzend, jedes Verſtändniß unmöglich machte. Die beiden Nebenbuhler ſtanden Bruſt an Bruſt. Ein wüthender Kampf. Auf Leben und Tod. Hieb und Stoß, Stoß und Hieb ſchmetterten in das zuckende Antlitz des Gegners. Der Kampf war unentſchieden; Chico drängte, einen Vortheil wahrnehmend, den Gegner mit allem Eifer, von der langen Machette begünſtigt, gegen den ſenkrechten Felsabhang. Schon ſchwindelte der brauſende Abgrund hart an der Ferſe Ilſorio's — von einem Hieb am Kopfe getroffen, ſchlug er rücklings über. „Fort zu den Haien und Alligatoren!“ rief Chico ihm nach und die Wogen des Montagua ſchäumten auf dem Leichnam zuſammen. Ueberfall und Kampf war die Sache weniger Augenblicke geweſen. „Hülfe! Rettung!“ erſcholl aus der Nähe eine Männerſtimme, als der verhängnißvolle Schlag fiel, und Encarnacion, der bis auf dieſen Augenblick ſich verſteckt gehalten hatte, ſtürzte wie athemlos herbei. „Ihr Raſenden!“ rief er und blickte nun ſtromabwärts — „Es iſt aus mit Jenem!“ ſagte er dann, aber auch Chico lag zu ſeinen Füßen . . . ſterbend. Ilſorio's Meſſerſtiche hatten ihm tiefe Wunden gebohrt — Ein Schnitt hatte die Stammarterie nahe dem Herzen verletzt. „Wehe!“ ſtöhnte er verſcheidend. „Du haſt mir's gerathen! Es war nicht gut!“ Chico's Auge brach.

Roſita ſtand anfangs ſtarr, bewegungslos; dann, als ſie ſah, beide Männer waren todt . . . ſank ſie. Encarnacion wandte ſich ruhig zu ihr und mit teufliſchem Lippenzucken ſein freudeſtrahlendes Antlitz über ihre todtenfahle Wange beugend, drückte er unter den ihm bergenden Haaren, die dunkel und ſchwer von ſeinem Haupte glitten, den Verrätherkuß auf das Opfer ſeiner Bosheit.

(In der folgenden Nummer das dritte Capitel: Encarnacion.)

Ein Roman in ſeinen poetiſchen und praktiſchen Folgerungen.

Ein Freund unſerer „Unterhaltungen“, ſelbſt gefeierter Dichter, ſchreibt uns über „Onkel Tom's Hütte“:

Die Wirkungen, die der Roman „Onkel Tom's Hütte“ nach ſich zieht, laſſen es als einen Triumph der Poeſie anſehen, daß es ihr gelungen, in der geſammten gebildeten Welt eine Frage zur Erörterung gebracht zu haben, wie es keine noch ſo ſchlagkräftige, nationalökonomiſche Darſtellung je vermocht hätte. Zahlen beweiſen, lebendige Geſtaltungen begeiſtern. Man wird alſo nun doch der vielgeſchmähten Tendenzpoeſie ein Rechtsgebiet anweiſen müſſen, das die Grenzen des herkömmlichen äſthetiſchen Schematismus erweitert. Es gibt literariſche Erſcheinungen, die unmittelbar culturgeſchichtlich werden und nicht erſt in zweiter Folge durch ihre literargeſchichtliche Bedeutung dazu gelangen.

Die Tendenzpoeſie, die eine Debatte nicht durch abſtracte Beweisführungen, ſondern durch den Gegenſatz von Geſtalten und Verhältniſſen aufnimmt, die den abgeleiteten Gedanken wieder auf ſeine Quelle, die Anſchauung, zurückführt, eine ſolche Poeſie leidet allerdings an manchen Uebelſtänden. Vor allem ermangelt ſie meiſt eines abrundenden Beſchluſſes und ſtatt der gewohnten ethiſchen Verſöhnung entläßt ſie uns mit einer Diſſonanz. Das liegt in der Natur der Sache. Die Logik kann mit mathematiſcher Conſequenz eine Folgerung hinſtellen, deren Bedingungen im Gebiete des reinen Gedankens ſich halten; will die Phantaſie aber dieſe Bedingungen in die Anſchauung überſetzen und noch nicht vorhandene Zuſtände aus eigener Machtvollkommenheit und innerer Verknüpfung in die

Anschauung übertragen, so thut sich alsbald die Wahrnehmung auf, daß wir nicht in sich vollkommen Neues uns ausdenken können; alle unsere Phantasiegebilde sind nur Verknüpfungen und Erweiterungen und ein freies Wiederschaffen des in der sinnlichen Anschauung Gegebenen.

So kommt es, daß die Tendenzpoesie nur in einer trennenden Beleuchtung und geschlossenen Gruppirung des zerstreut Vorhandenen und theilweise Verhüllten bestehen mag. Die Tendenzpoesie zeigt die Symptome und stellt die Diagnose eines Zustandes. Die Heilkraft selbst aber, die Mittel und Wege zu derselben, kann ihr verborgen sein; es ist genug, daß der Zustand erkannt wurde. Dem schöpferischen Genius der Geschichte bleibt es vorbehalten, für das erkannte Räthsel die thatsächliche Lösung zu finden. Es ist eine barsche Zumuthung, von der politischen oder socialen Tendenzpoesie, oder auch von den Poeten selbst zu verlangen, die Heilung der als krankhaft erwiesenen Zustände in die Hand zu nehmen. Es wird deshalb versucht, mit allerlei an sich praktischen Einwendungen gegen sie aufzutreten. In der Tendenzpoesie spricht sich für diese oder jene Frage das Erlösungsbedürfniß aus; sie ist aber nicht die Erlösung selber, diese setzt sich in der Regel als gottbegeisterte That. Im Anfange aber war zuerst das Wort.

Der Roman „Onkel Tom's Hütte" schließt trotz einzelner Ausgleichungen doch eigentlich mit einer grellen Dissonanz und dies liegt in Natur und Absicht des behandelten Gegenstandes, der in empörender Thatsächlichkeit noch zu Recht besteht. Es ist in diesen Blättern bereits dargethan, wie ausgiebig die Urthümlichkeit der geschilderten Verhältnisse ist und wie die scharfe Dialektik, die sich hindurchzieht, unser innerstes, rein menschliches Interesse erweckt, daß aber eine Lösung dieser jammervollen Sklavenzustände nicht so geradezu und faßlich sich hinstellen ließe.

Es ist nicht nur die oben berührte sogenannte praktische Zumuthung, sondern auch ein rein poetisches Erforderniß, daß wir von der Dichterin eine wenn auch nur versuchsweise sittliche Schlichtung der Greuel heischen. Wenn sie den Helden mit einer jenseitigen Verklärung überstrahlt, so ist damit der grelle Widerstreit nicht in sich gelöst, viel eher noch verschärft.

Die Frage bleibt: Gibt es denn kein einfaches, allseitig gerechtes Mittel, dem geschichtlich überkommenen Unrecht der Negersklaven abzuhelfen? Die *poetische* Forderung nach einem in sich versöhnten Abschlusse wird hier wie in dem letzten Urgrunde immer auch eine *ethische* werden müssen. Wir verlangen, daß uns die Dichterin eine umfassende Schilderung gebe, wie ein Mann seine Sklaven allmälig oder plötzlich freiläßt und welche Zustände sich in und nach diesem Vorgange herausstellen. Das humane Auftreten Georg's am Schlusse und der Hinweis auf sein Thun ist zu flüchtig und, wie immer am Schlusse eines die ganze Kraft in Spannung erhaltenden Werks, in zu hastigem Umrisse. Wir verlangen nach einem solchen breiter dargelegten Verfahren inmitten des Werks selbst.

So weit unser Freund.

In Folge der Adresse der englischen Frauen an ihre amerikanischen Schwestern hat sich in diesen Tagen eine bedeutungsvolle Debatte in den „Times" eröffnet. Es ist auffallend, daß weder die Dichterin noch Diejenigen, die die Wirkungen ihres Buchs zu praktischer Förderung aufnahmen, eines Mannes sich erinnern, der schon vor einigen Jahren thatsächlich gezeigt hat, wie die Sklaverei auf die natürlichste Weise aufzuheben wäre. Dieser Mann heißt John Mac-Donnogh, war selbst Pflanzer bei Neworleans und hat bereits vor Jahren für die Emancipation der Neger nicht nur theoretische Vorschläge der einbuchstäblichen Art gethan, sondern sie selbst mit solchem Erfolg ausgeführt, daß er nach und nach eine große Zahl Neger ohne Benachtheiligung seiner selbst konnte freilassen.

Wir wollen demnächst das System des Pflanzers Mac-Donnogh genauer angeben.

Der elektriſche Telegraph.

Niemand zweifelt, daß der elektriſche Telegraph das größte Wunder der Neuzeit iſt, das wir noch viel mehr anſtaunen würden, wenn wir nicht ſo ſehr an wunderbare Erfindungen gewöhnt und daher etwas abgeſtumpft wären. Seine wunderbaren Wirkungen verdankt der Telegraph zweierlei Umſtänden. Erſtens kann man mit Hülfe einfacher Metalldrähte den elektriſchen Strom nach beliebigen Orten und auf beliebige Entfernungen hinleiten, überall hin nämlich, wohin ſich ein Draht führen läßt, der noch dazu aus Stücken zuſammengeſetzt ſein kann. Man würde ebenſo leicht als bis zur nächſten Station nach dem Monde telegraphiren können, wenn man einen Draht bis zu ihm leiten könnte. Die zweite Bedingung iſt die Schnelligkeit des elektriſchen Stroms, der Telegraph würde wenig nützen, wenn dieſer Strom etwa nur die Schnelligkeit eines gewöhnlichen Poſtwagens hätte. Man würde dann eben nur Wagen und Boten dadurch erſparen. Die Geſchwindigkeit allein macht es möglich, daß, wenn z. B. in Wien ein Congreß ſtattfände, alle europäiſchen Großmächte binnen einer Stunde einen gemeinſchaftlichen Beſchluß in Wien faſſen könnten, ohne daß ſich in London, Paris, Berlin oder Petersburg ein Staatsmann von der Stelle bewegte. Die Geſchwindigkeit der Elektricität iſt alſo die Grundbedingung jener erſtaunlichen Wirkungen und daher die Frage von hohem Intereſſe, wie groß dieſe Geſchwindigkeit eigentlich ſei. Man beſtimmt die Geſchwindigkeiten gewöhnlich für die Zeit einer Secunde. So bewegt ſich der Dampfwagen auf einer Eiſenbahn etwa in einer Secunde 26 Fuß weit, ein gewöhnlicher Poſtwagen 7 Fuß, eine Kanonenkugel 600 Fuß, der Schall 1040 Fuß, das Licht, deſſen Bewegung die ſchnellſte iſt, die wir kennen, in einer Secunde 42,000 Meilen oder über 1000 Millionen Fuß weit. Die Geſchwindigkeit der Elektricität blieb lange Zeit unbekannt. Man ſchloß nur, daß ſie ſehr groß ſein müßte, daraus, daß der Strom, um durch einen Draht zu gehen, den man im Zimmer oder auch auf einem größern freien Platze auslegen konnte, ſcheinbar gar keine Zeit brauchte. Wenn man den Draht an dem einen Ende elektriſirte, war er es auch in demſelben Augenblicke am andern Ende, mochte er nun 10, 100 oder 1000 Fuß lang ſein.

Der Phyſiker Wheatſtone war der Erſte, der durch ſinnreiche Verſuche die Geſchwindigkeit der Elektricität beſtimmte. Seine Verſuche ſind freilich von der Art, daß der Unkundige nach einer bloßen Beſchreibung, ohne Apparate und Abbildungen, ſich ſchwerlich eine Vorſtellung davon machen kann. Er nahm eine gewöhnliche Leydener Flaſche, wie ſie wol Jeder bei der Elektriſirmaſchine geſehen hat. Sie iſt in- und auswendig mit Metall belegt und das innere Belege läuft in eine Kugel oberhalb der Flaſche aus, damit man bequem dazu kann. Iſt die Flaſche mit Elektricität geladen und berührt man mit den beiden Enden eines Drahts zugleich das innere Belege, d. h. die oben daran befindliche Kugel, und das äußere, ſo entladet ſich die Flaſche im Augenblicke der Berührung, d. h. die innere und äußere Elektricität ſtrömen ineinander über, wobei man eine Art Knall hört und an jeder der beiden Berührungsſtellen einen ſtarken Funken ſieht. Dieſen Funken benutzte Wheatſtone. Er brachte einen kleinen Spiegel neben der Flaſche an, in welchem er beide Funken ſehen konnte. Der Spiegel drehte ſich in einer Secunde 800 mal um und bei jeder Umdrehung ſah er einmal die Funken, welche beide zu gleicher Zeit erſchienen. Daraus folgte, daß ſie auch zu gleicher Zeit entſtanden waren. Der Draht kann beliebig lang und braucht nicht gerade zu ſein, ſondern man kann ihn nach Belieben hin und her winden. So konnte er einen Draht anwenden, der eine halbe engliſche Meile lang war und deſſen Enden die Flaſche berührten. Er brachte nun auch die Mitte des Drahts in die Nähe der Flaſche und zerſchnitt ihn dort, ſodaß eine kleine Lücke entſtand, bei welcher ſich während der Entladung der Flaſche auch ein Funken zeigte, den er ebenfalls im Spiegel ſah. Dieſer Funke

erschien aber nicht zugleich mit den beiden an der Flasche sichtbaren, sondern etwas später, weil der elektrische Strom, um an jene Lücke in der Mitte des Drahts zu kommen, erst die halbe Drahtlänge durchlaufen mußte. Wheatstone folgerte nun durch eine hier nicht zu erörternde Rechnung, der Strom sei mit einer solchen Geschwindigkeit in dem Drahte fortgegangen, daß er in einer Secunde 288,000 englische Meilen weit gehen müßte. Das gibt ungefähr 70,000 deutsche Meilen in einer Secunde. Diese Geschwindigkeit ist ungeheuer und man muß sich erst mühsam eine Vorstellung davon zu machen suchen. Sie ist fast das Doppelte von der Geschwindigkeit des Lichts. Die größten Entfernungen auf der Erde sind alle winzig klein für die Elektricität. Den größten Weg, den man auf der Erde zurückzulegen hat, die Reise um die ganze Erde herum, die sogenannte Reise um die Welt, in gerader Linie 5400 Meilen lang, würde die Elektricität im dreizehnten Theile einer Secunde, also in einer Secunde dreizehn mal zurücklegen. Während wir z. B. das Wort „Telegraph" schnell aussprechen, wäre die Elektricität schon vier mal um die ganze Erde herumgegangen. Rechnen wir von Dresden bis Paris in gerader Linie eine Entfernung von 120 Meilen, so kann die Elektricität diesen Weg, während wir „Telegraph" sagen, mehr als 80 mal hin und her zurücklegen. Man sieht daraus, daß die Entfernung, bis zu welcher hin wir telegraphiren, eigentlich für Nichts zu rechnen ist und es fast ganz gleichgültig ist, ob ich von Dresden nach Leipzig oder von Dresden nach Paris telegraphire. Indem der telegraphirende Beamte in Dresden das Zeichen gibt, ist es auch schon in Leipzig oder Paris angekommen. Freilich setzt dies voraus, daß eine Drahtleitung ununterbrochen von Dresden bis nach Paris führe. Am besten ist es natürlich, die Einrichtung der Telegraphen so zu treffen, daß man nach jeder beliebigen nahen oder entfernten Station telegraphiren, also die Drahtleitung auf jeder Station beliebig trennen oder verbinden kann.

Diese, auf Wheatstone's Versuche und Berechnungen gegründeten Zahlen sind durch neuere Versuche allerdings etwas unsicher geworden, und *wenn* die Richtigkeit der letztern sich bestätigte, so würden wir unsere Ansichten von der Geschwindigkeit der Elektricität bedeutend herabstimmen müssen, ohne daß jedoch die Telegraphen wesentlich dadurch berührt würden. Wheatstone machte seine Versuche mit der durch die Elektrisirmaschine hervorgerufenen Reibungselektricität, von welcher sich die galvanische Elektricität, die man beim Telegraphen benutzt, um den Magnetismus der dazu gehörigen künstlichen eisernen Magnete zu erregen, in manchen Punkten unterscheidet.

Das ganze Geheimniß des Telegraphirens beruht darauf, daß auf jeder Station eine galvanische Batterie, d. h. eine Vorrichtung zu Hervorbringung galvanischer Elektricität, aufgestellt ist, welche die daran befindlichen Eisenmagnete in Thätigkeit setzt und von welcher ein Draht bis zur nächsten Station und von dieser weiter zu den entfernteren führt. Ist der Draht überall geschlossen, so ist der Strom im Gange und die Magnete ziehen ihre eisernen Anker an. Unterbricht man an einer Stelle den Draht, so hört der Strom auf und die Anker fallen wieder ab. Dies kann beliebig oft wiederholt werden und erfolgt auf den beiden verbundenen Stationen zu gleicher Zeit. Man kann die dadurch hervorgeführte Bewegung der Anker auf verschiedene Weise benutzen, indem man sie an eine Glocke schlagen, auf eine Ziffer oder einen Buchstaben zeigen oder auch Striche oder andere Zeichen auf einem Papiere hervorbringen läßt. Auf der 1045 englische Meilen langen Eisenbahn von St.-Louis nach Washington benutzte man die von Morse erfundenen Schreibtelegraphen, um die Geschwindigkeit der Elektricität zu messen. Die Telegraphen waren so gestellt, daß auf jeder Station der Telegraph in jeder Secunde einen Strich auf das Papier zeichnen mußte. Man erhielt also in jeder Minute 60 Striche von folgendem Aussehen: — — — — — — u. s. w. Eine Secundenuhr, deren Pendel durch den zu öffnenden Draht schlug und den Telegraph zu Anfang jeder Secunde ab-

thigte, ein wenig abzuſetzen, damit obige Lücken zwiſchen den Strichen entſtünden, regulirte den Gang des Ganzen. Wenn man nun, abgeſehen von den regelmäßigen Unterbrechungen durch die Uhr, während irgend einer Secunde, z. B. der 27., den Strom einen Augenblick willkürlich unterbrach, ſo entſtand auch eine Lücke in dem 27. Striche ſelbſt und der 25., 26., 27. und 28. Strich erhielten das Ausſehen: — — — —. Geſchah es bald nach dem Anfange der Secunde, ſo entſtand die neue Lücke nicht weit vom Anfange des 27. Striche. Auf den entfernteren Stationen entſtand dieſe Lücke im 27. Striche auch, aber nicht zu Anfange des 27. Striche, ſondern mehr nach der Mitte oder nach dem Ende hin, weil der elektriſche Strom einige Zeit brauchte, um von der Anfangsſtation St.-Louis nach den entfernteren hin zu gelangen. Aus dieſer Verſpätung der Lücke im 27. Striche und der bekannten Entfernung der Stationen ließ ſich nun leicht berechnen, wie viel Zeit der Strom brauchte, um einen gewiſſen Weg zu durchlaufen. Die vielfach wiederholten Verſuche gaben nicht genau gleiche Reſultate, im Durchſchnitt aber eine Geſchwindigkeit von etwa 16,000 engliſchen Meilen in einer Secunde. Dies wäre alſo nicht ganz der 17. Theil der von Wheatſtone gefundenen und betrüge nur etwa 4000 deutſche Meilen auf die Secunde. Nimmt man dieſe Reſultate als erwieſen an, ſo würde alſo die Elektricität den Weg um die Erde in etwas mehr als einer Secunde zurücklegen. Den Weg zwiſchen Paris und Dresden würde ſie alſo in einer Secunde nur etwa fünf mal hin und her machen können, ſtatt nach Wheatſtone's Berechnung 80 mal. Die Geſchwindigkeit iſt alſo immer viel größer als nöthig, um den Telegraphen ihren Ruf zu ſichern, da ein ſolcher Zeitverluſt von etwa $\frac{1}{10}$ Secunde ganz verſchwindet gegen die Zeit, die man verwenden muß auf Stellung der Apparate, Abfaſſung und Beſorgung der Depeſchen und andere Nebenarbeiten. Man kann alſo immer noch ſagen, daß ein Signal, um von Dresden nach Paris zu gelangen, ſo gut wie gar keine Zeit brauche. Der ſchnellſte Sturmwind geht in einer Secunde 120 Fuß weit. Er braucht faſt ſieben Stunden Zeit, um von Dresden nach Paris zu kommen. Die Redensart: „Geſchwind wie der Wind", iſt alſo durch den Telegraphen abgeſchafft, es müßte vielmehr heißen: „Geſchwind wie der Telegraph."

K.

Ein Abſchiedsgruß an Eduard Devrient.

Als am 15. October vorigen Jahres Eduard Devrient aus ſeinen dresdner Verhältniſſen ſchied, um die Direction des großherzoglichen Theaters in Karlsruhe zu übernehmen, gab ihm die dresdner Montagsgeſellſchaft ein Abſchiedsfeſt. Dem nachfolgenden Beitrag zur Erheiterung eines Abends, dem das Bedauern über den Verluſt eines ausgezeichneten Darſtellers eine faſt trübe Stimmung geben mußte, ſchickt der Herausgeber zur Erklärung einiger Partieen ſeines Abſchiedsgrußes die Bemerkung voraus, daß in der Montagsgeſellſchaft vorzugsweiſe auch das philologiſche Element vertreten iſt.

Dem ſcheidenden Direktor Devrient —
(Den hier beim Wörterbuch der Brüder Grimm
Betheiligten Anweſenden der Wink,
Daß hinter Name eigentlich de Orient,
Demnach die ideale Kunſtkolonie,
Wo Noam zu glauben, wähnſchen Verſtorbnes
iſt.)
Genug, ob Devrient ob noch de Orient,
Von Allen, die dem Freund heut das Geleite,
Am Strengheim ihre letzten Wünſche geben
Zu Vielerlei zu wünſchen, faſt er nicht
Nach Ableſerung zurückſchwarmend reden:

Doch aller Fürſtengnade zieh ich vor
Den ſtillen Frieden vor dem Pleiweiſchen Thor!
Wehlau! Dem Scheidenden iſt denn zu
wünſchen
Zuvörderſt ein kunſtliebender Monarch,
Ein Hürſt, der ſich zum Vorbild auserſieht
Den Kadmus; nicht verlang ich den von Humboldt.
Der Kadmus ſchon von Mehlis genügt
Sein Herr, erzählt man, iſt Soldatenfreund —
Ob iſt die Mode jetzt bei jungen Prinzen
Und Straßburgs Wächter muß in Waffen ſtehn

Es freue ſich der Fürſt an Uniformen,
Gewähre auch die badiſchen Gebieter
An der Franzoſen brauſend Plan! Plan! Plan!
Doch von der Bühne jag' er Matador,
Der allzu lange mit den ſieben Mädchen
In Uniform zu Karlsruh' gehauſt. Es komme
Nur edle Blüte aus dem jungen Stamme!
Hier Zweite wünſchen wir dem Scheidenden
Ein immer holdes Lächeln des Hinausgemaß-
regelt!
Kein Achſelzucken ſündlicher Contrele!
Kein grab' im Aufſchwung ſo verdrießliches:
„Das iſt zu theuer, das zu unerſchwinglich,
„So gold'ne Ströme mögen wol in Dresden,
„Die reichen Wagen an der Elbe fließen,
„Wir armen Sie, mein Herr, um in drei Jahren
„Ein Drittel mind'ſtens am Etat zu ſparen!“—
Wall' ihn die Muſe vor dem Wort bewahren!
Zum Dritten mag den Freund auf ſeiner Bahn
Ein Publicum begrüßen, das zum mind'ſten
Von den bekannten Körben ohne Zahl
Des Ungeſtüms nicht immer alle trägt.
Vielleicht ſo erzogirt zu jenen ſieben
Der Babylon auf Meiſter Hübner's Bilde!
Freilich — zu Thoren der gewehnten Art,
Wie Muſ'o Naturgeſchichte ſie verzeichnet.
Einſt nimmermehr ein hohes Publicum.
Vielköpfig bleibt's der Schweif, die Zunge greulich;
Geboren erſt geſättigt wieder hungernd;
Frißt es was Gutes gleich noch Beſſerm lungernd;
Und auf den Theaterkarten da erſt gar
Sträubt's immer wild ſein grimmes Borſtenhaar.
Gibt man ihm Halberon, ſchnaubt es nach Goethe,
Gibt man den Don Juan, nach Zauberflöte.
Und unter all dem Claſſiſchen, da weiß ich,
Spricht murrend das Parterre: Viel lieber hätt' ich
Ein altes deutſches Stück! Und frägt man nach:
Iſt das vielleicht Otto von Wittelsbach?
So hört in Weimar, München und Karlsruh'
Man ganz gewiß: Ein Stück von Kotzebue.
Zum Vierten der Acteurs... Doch will ich
lieber
Das Schrecklichſte zur beſſern Hälfte verſparen.
Zum Vierten dem ein freundliches Glückauf,
Gedrucktes und Geſchriebenes betreffend!
Die Preſſe ſei ihm hold und jeder Abend,
Wo er ein Stück vom Stapel läßt, er werde
Von der Kritik ihm lieblich nachgeſäuſelt!
Die Dichter ſeh' ich hoffnungsvoll um ihn
Sich ſcharen, Luſt-, Schau-, Trauerſpielbewehrt.
Doch nicht mit Machtbefehlen im Gewand,
Wenn ſich ein ſchmerzliches „Nicht angenommen!“
Von des Directors Lippe ſchleichen muß!
Er habe Mittel, William Shakſpeare wieder
Aus irgend einem deutſchen Ei zu ſchälen!
An Hennen, die ſich melden, wird's nicht fehlen.
Gelingt es nicht, ſo iſt ſchon viel gewonnen,
Wenn bei dem Freund ſich Ehrgeiz nicht ſonnet!
Der Bühnenleiter kommt der Kunſt zu Gute,
Der ſelber weiß, wie Dichterohren zu Muſik,
Ich ſage, was er Alles ſchaffen könnte,
Und wüßte viel, was man des Muſes gönnt;
Einſtweilen von den Träumen, Wünſchen, Großen
Mag ſchon genügen, was ich ganz im Stillen
Hier unter uns zu ſagen mich nicht ſchämeron:
Viel Heiteres, wo möglich die Localoper,
Doch nun zum letzten und zum letzten mal
Was iſt dem Freund von Herzen nicht zu wünſchen!
Du künſtleriſche Künſtlerwelt der Künſtler!
Ihr Sänger und Sänger! Sing- und Tänzerinnen!
Ihr Bäße, Baryſöne und Tenöre!
Ihr Väter, Mütter, Anfangsdamen, Lieb-
und Rollenhaber aller Art und Höher!
Wenn einſt in alter Griechenzeit die Schiffe
In See zu ſtechen ſich gerüſtet, mutheoll
Ein Angehör'ger oder theurer Freund
Des ſchwarzen Pontus Schrecken nicht bedachte,
Unwirthbar Land und wilde Küſtvölkern
Zu grüßen ging, ſo hoben ſeine Freunde
Die Hände zu den ew'gen Göttern auf
Und wiſchten in die Opferdüfte Wünſche
Aufwirbelnd mit dem Wohlgeruch, wie dieſe:
Poſeidon! Hab' Erbarmen! Dann im Meere
Sirenen, die Gefahren ſingen, trillern,
In Lucia von Lammermoor entzücken,
Nachwandlieriſch mit Engelſtimmen flöten,
Die Seele ſinnlich an den Lampen prüfen, —
Doch hinterrücks ſtichfeſſig Volk, mit Schuppen
Die Einen, Andre vogelkrallig, grauſe
Harpyen, ringsumgeben immerdar
Von menſchlichen Gebeinen, unter denen
Theaterdirectoren unverſtandbar!
O hüte ihn, Poſeidon, vor Gorgonen,
Den tragiſchen Müttern, ſchnaubenden Megären,
Die mit dem Dolch auf die Contracte zeigen!
Und paragraphenweiſe in der Wuth,
Wenn mindeſtens nicht wöchentlich ein Stück
Von ihrem Repertoir die Straßendirn
Verliebt, den unglückſeligſten Abſprung
Verkündeln! Hüte ihn vor Lamen,
Der alten Kaiſerinnen Hekate'n,
Liebhaberinnenmüttern, die wie Gaudo
Im zweiten Theil des Fauſt (und ungeraten
In Intendantenzimmern) grauenhaft
Die anmuthvollſte Grazie erblicken!
O hüte ihn, ihr Himmliſchen, den Wand'rer,
Wenn endlich er das Land beſiegt, das Ufer,
Wo er ſein goldnes Vließ ach, oft Barbaren,
Wie Drachenſchrecken erſt die gold'nen Aepfel
Der Heſperiden abgewinnen muß!
Die Fährlichkeiten wird der Freund beſiegen
Wie Jaſon ſie beſiegte und Herakles.
Doch ewig unbeſiegbar bleiben ihm
(Und gegen dieſe kämpfen Götter ſelbſt,
Wie Schillern ſchon gelingt, vergebens!) die Gönner.

Die fabelhaften aus der Ilias
Und wiederum zu sehn nur auf der Bühne,
Bei Proben, Regisseursberathungen,
Die Völker mit dem Kopfe unterm Arm,
Die Schreckbilder, die mit dem Magen denken,
Die Mauerbrecher mit gehörnter Stirn,
Die Riesenkalben, die auf Händen gehen,
Die Sprecher mit der Gurgel, Athemschöpfer
Aus Lungen, die man beinah' sehen kann,
Maschinen, Marmehnen für die letzte
Von allen Musen haltend, da sie doch

Die erste, hölzerne Figuren, die
Vom unterirdischen Rachen des Souffleurs
Ihr Luft und Leben athmen — Herodot
Sah bei den schwarzen Aethiopen nicht
So wunderliches Volk, als unserm Freund
Auf seiner Lebensbahn begegnen wird!

Ihr ew'gen Mächte! leihet ihm Geduld
Und gebt ihm Schultern, Menschliches zu tragen!
Wer sich bezwingt, dem beut Götterhuld
Der Kränze schönsten an den Siegeswagen.

Der Besitz einer Bibliothek.

An keinem sachlichen Besitze dürfte so sehr die Unendlichkeit des Geistes zu erfahren sein als an dem Besitze eines guten Buchs. Jeder Besitz gewährt schon an sich mehr Ruhe des Gebrauchs als Das, was man nur leihweise an sich gebracht hat. Durch den Besitz erst erhält man Muße, um frei zu schalten. Aus dem Besitze erst entsteht allmälig der Hausstand. Zu jedem geordneten Hausstande sollten gute Bücher gehören. Ein gutes Buch will wieder und wieder gelesen sein. Nach jedem Zeitverlauf faßt man es anders auf, denn die Eindrücke, welche die Zeit gebracht hat, wirken nach und schärfen die Auffassung. Nicht die Zahl, wol aber die Wahl der Bücher ist von unerschöpflichem Gewinne. Es gehört zur Reform unsers deutschen Familienlebens, den Besitz einer gewählten Bibliothek jedem geordneten Hauswesen zur Pflicht zu machen. Es ist vielleicht keine müßige Anmerkung, daß die Bibel schon dem Ausdrucke: Bibliothek entgegenkommt. In der Bibliothek, als einem ererbten und erweiterten Heiligthume, müßte der Familiengeist sich zum Weltgeist erweitern. Man müßte es einer deutschen Familie ebenso sehr verdenken, blos aus einer Leihbibliothek sich die Nahrung des Geistes zu holen, wie man es ihr mit Recht verdenken würde, wenn sie täglich aus einem Gasthause äße, statt sich fröhlich zum Genusse des Selbstbereiteten um den Familientisch zu sammeln. Das Lesen aus den Leihbibliotheken hat etwas Nomadenhaftes. Der Nomade hat noch keinen geordneten Hausstand, weil er noch keinen Bodenbesitz hat. Wenn der Cultus der Literatur von früh auf auch in der Familie begangen würde, wenn man so den großen Beruf des Schriftstellers und die Bedeutung der Presse schon früh auch in der Familie zur Erfahrung brächte, so erlebten wir bald ein Geschlecht, welches geistige Kräfte entwickelte, deren Möglichkeit jetzt noch wie Fabel klingt.

Alexander Jung.

Anregungen.

Das Bedürfniß des Glaubens.

Die Nebelbilder von Siegmund und Mohr suchen bekanntlich die verschiedenen Perioden der Entbildung nach den Forschungen Cuvier's, Humboldt's, Buch's u. s. w. zu versinnlichen. Eine gutstilisirte kräftigvorgetragene Erläuterung gibt dabei den Ergebnissen wissenschaftlicher Vermuthungen schon den Charakter einer unwiderleglichen Beweisführung; doch der Eindruck, den sowol diese geologische wie die spätere astronomische Partie der Schaustellung hervorbringt, ist ein entschieden erbauender und befruchtender.

Als kürzlich eine Dame diese Schattenbilder an sich vorüberführen sah, gerieth sie bei den Behauptungen des Erläuterers und der Tendenz der Bilder selbst in eine unbeschreibliche Aufregung. Die Erde hatte sich aus einer Feuermasse eine Kruste, ihre Rinde, gebildet, die Granitformation begann, einzelne unheimliche Thiergestalten wurden für die ersten Bewohner

der Erde aufgegeben. Da hielt es ihr Gefühl nicht länger. Sie brach laut in dieſelben Verwünſchungen aus, die in Mainz und Freiburg bekanntlich das Verbot dieſer Darſtellungen zur Folge gehabt haben. Wie man wagen könne, ſo etwas in chriſtlichen Ländern zur Schau zu ſtellen! Wie man Cuvier und Humboldt höher ſchätzen könne als die Bibel! Wie man von Millionen Jahren reden könne, wo die heiligen Urkunden nur von ſechs Tagen ſprächen! Man hatte alle Mühe, ſie zu beruhigen. Ihr Unwille flog von Bild zu Bild. Endlich bekam die Erde ſanftere Formen. Der mit grellem Höllenroth bezeichnete Granit verlor ſich immer mehr, die Vulkane hatten ausgebrannt, die wenigen, die noch rauchten, wurden nach Humboldt's kühner Anſchauung die Sicherheitsventile der Erde genannt, der Elefant brachte wenigſtens die Welt, wie ſie jetzt iſt, in die nächſte Empfindung und Anerkennung wieder. Die Bilder der Herren Siegmund und Rehde machen bekanntlich einen ſehr gewaltigen Sprung von der untergegangenen foſſilen und plumpen Thierwelt zu einer anmuthigen und maleriſch gedachten Gruppe der erſten Menſchen. Die Beſtrebung der Natur, endlich den Menſchen hervorzubringen, hätte jedenfalls auch in den Formen dargeſtellt werden müſſen, die der menſchlichen Geſtalt wenigſtens äußerlich verwandt ſind. Aeußere Rückſichten mögen die Schattenkünſtler beſtimmt haben, dieſe genetiſche Entwickelung, etwa die Annahme einer prädamitiſchen Menſchenwelt mit geringerer Intelligenz (nach den Sagen aller Völker), zu unterlaſſen. Wie aber nun endlich in grünen Waldesſchatten und auf Blumenauen die erſten Menſchen ſichtbar wurden, brach die Dame, von der wir erzählen, in Thränen aus. Sie hatte die Welt wieder, der ihr Herz, ſie ſelbſt und ihr Glaube angehörte.

Dieſe Thränen eines kindlichen und gläubigen Gemüths waren nicht die Folge einer endlichen Löſung von Drucke der ſchmerzlichſten Spannung; ſie waren nicht der Ausdruck der Freude allein über die endlich ſiegreich hervorbrechende Wahrheit des erſten Menſchenlebens, daß die Bibel ſchöner als alle Urkunden der Völker und Zeiten uns erzählt; dieſe Thränen waren der Ausdruck des Schmerzes über den Verluſt einer Jahrelang liebgewordenen Vorſtellung. „Die ſchöne Welt! Sie iſt zerſtört!“ Ein faustiſches Wehe! Wehe! ergriff ihre ganze eigene Seele. Sie dachte nicht mehr daran, dieſe Bilder verbieten zu wünſchen. Sie meinte nur, weil ſie ſich gewöhnen mußte, ſich in die Annahmen der Wiſſenſchaft und in die Prüfung unſerer Traditionen zu finden.

Wenn all unſere Intelligenz darauf hinausſäme, dem Beiſpiele dieſes edeln Gemüthes zu folgen!

Zur Lehre von der geſellſchaftlichen Unterhaltung.

Unerquicklich iſt der Streit mit Menſchen, die nur vertheidigen, was ſie einmal ſind und was ſie ſchon lange waren und was ſie noch lange bleiben wollen. Wo man nicht beſſern kann, durch einen Streit Meinungsgenoſſen zu gewinnen, vermeide man lieber jede Debatte! Sie regt nicht an, ſondern verſtimmt nur.

Die Auswanderung.

Zweimalhunderttauſend Menſchen verlaſſen jährlich den deutſchen Boden! Welch ein Verluſt an Arbeitskraft und an Capital! Nicht die Armen gehen nach Amerika, ſondern die Beſitzenden. Noch mehr; wie wird in Denen, die zurückbleiben und die folgen würden, wenn ſie könnten und die folgen werden, wenn ſie können, der Sinn für vaterländiſches Leben, Wirken und Hoffen zerſtört! Ganze Länderſtrecken Deutſchlands ſind heimiſcher und geiſtig orientirter am Miſſouri als am Neckar und an der Donau. Wir ſind begierig, ob nicht endlich ein Bisherher und nicht Weiter! mit entſchiedenſtem Nachdruck wird ausgeſprochen und alle Erleichterungs- und Werbe-Induſtrie zur Beförderung dieſer Entfernung Deutſchlands und der in ihrem Gefolge befindlichen Herabſtimmung unſers öffentlichen Geiſtes entfernt werden.

Der Aberglaube des Herzens.

Wir denken oft außerordentlich frei und vorurtheilslos über den Begriff: „Gott und die Welt“, haben aber eine tiefe, faſt abergläubiſche Scheu vor den räthſelhaften Myſterien des Herzens. Auch hat allerdings der ſogenannte Zufall oft einen ſo curioſen Humor, daß wir uns wol auf der Schwäche betreffen dürfen, ihm ſeine wunderlichen Launen durch die Mäßigung unſerer Gefühle und Leidenſchaften gleichſam ablaufen zu wollen.

Die poetiſchen Menſchen.

Unbekannte, nie beſuchte Stellen des Waldes durchſchneidet oft die mathematiſch gerade Linie einer neuen Eiſenbahnanlage. Solchen plötzlich mit der Welt vermittelten und gleichſam aus einem langen ſtillen Traume aufgeſchreckten Geheimgegenden des Naturlebens gleichen gewiſſe überraſchend zum Vorſchein kommende, ſeltſame und höchſt wunderbare Menſchen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 24.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Montenegriner.

I.

Eine Fortsetzung der Carnischen Gebirge zieht unter dem Namen der Dinarischen Alpen längs der Ostseite des Adriatischen Meeres hinab. Der höchste Rücken dieser Kette bleibt meistens zehn Meilen weit vom Meere entfernt. Doch wird auch dieser Zwischenraum noch durch eine Menge paralleler Ketten und unsägliches Felsen- und Steingelände ausgefüllt. Am Südost-Ende dieser langen Gebirgsreihen, da, wo sie anfangen ihre Richtung zu verändern und theils zum Balkan nach Osten, theils zu den griechischen Bergen nach Süden auszuzweigen, liegt Montenegro. Es drängen sich hier schroffe Vorberge, die beinahe so hoch sind wie die Hauptkette selbst, dicht zum Meere heran. Die höchsten und am häufigsten genannten Spitzen dieser Vorberge sind der Monte Sella (oder Lowtschen) und der Monte Sutturman. Vom Adriatischen Meere aus, zu dem sie mit ihren schroffsten Seiten abfallen, sieht man diese Höhen mit den sie verbindenden Zweigen (eben das Land Montenegro) wie ein kolossales Gemäuer sich aufbäumen. Man gebraucht vier Stunden mühseligen Kletterns, um dieses Gemäuer zu erklimmen. Die schöne, vielverzweigte Bai von Cattaro zieht tief ins Land hinein, bis nahe zu dem Fuße jener Bergmauern hinan. Nach der Binnenlandseite fallen die rauhen Berge etwas allmäliger ab und verlieren sich am Ende in die Ebene, welche das Becken des großen Sees von Skutari umgeben. Zu diesem See neigen sich alle Thäler des Landes hinab, ihm fließen alle seine kleinen Flüsse zu, einige direct, die meisten nachdem sie sich zuvor zu einem größern Flusse, der sogenannten Moratscha, vereinigt haben. Diese Moratscha ist der Hauptfluß, daher sie von den Montenegrinern auch blos Rieka, d. h. der Fluß, schlechthin genannt wird. Sein Thal geht, von Norden nach Süden das Land halbirend, mitten zwischen der Hauptkette der Dinarischen Alpen und dem Küstengebirge hindurch. Am Südende des Sees fließt er unter dem Namen Bojana bei Skutari wieder hervor und bald darauf ins Meer.

Demnach zerfällt das Land in drei natürliche Hauptabschnitte; erstens in das Küstengebirge zwischen dem See von Skutari und der Bai von Cattaro; zweitens in einen Ab-

schnitt der Dinarischen Hochgebirgskette, an die sich die Montenegriner im Osten heften, und drittens in die Thal- und Flußlandschaften der Moratscha mitten zwischen beiden.

Wer auf der rauhen Oberfläche des Karsts ein wenig bekannt ist, der kann sich, wenn er das dort Geschaute noch etwas vergrößert, leicht einen Begriff vom Anblick des Landes Montenegro machen, denn die ganze orographische und geologische Beschaffenheit bleibt vom Karst durch ganz Dalmatien hinab bis Albanien so ziemlich dieselbe. Durchweg derselbe wilde Höhlen- und Trümmerkalk. Auf Schritt und Tritt Felsen- und Steinknorren wie Drachenzähne. Es sieht aus, als ob die bergbauenden Titanen außer ihren großen Pflugmaschinen, mit denen sie die Thäler ausgruben, noch weitere kleine Schaufeln, Eggen und Hacken genommen hätten, um damit Weg und Steg auch en détail zu verderben. Selbst auf dem Boden, den die Leute Thalboden oder Fläche nennen, kann man fast keinen Schritt thun, ohne Hals und Bein zu riskiren. Wackelnde oder festwurzelnde Steinklötze sind in allen Richtungen zerstreut und das ganze Land sieht mit einem Worte wie eine zertrümmerte Festung aus. Es gibt hier eben solche trichterartige und mit etwas anbaufähigem Erdreich gefüllte Löcher wie in der Oberfläche des triestiner Karsts, eben solche langgewundene Höhlen, eben solche sich im Boden verlierende Gewässer, die plötzlich aus irgend einem Souterrain in schäumenden Wasserfällen wieder ans Tageslicht treten. Im Ganzen herrscht aber ein solcher Mangel an Wasser und Quellen, daß man oft froh ist, in einem Steinloche etwas Regenwasser angesammelt zu finden. Auch die Vegetation in Montenegro ist ebenso wie auf dem Karst. Alle Berge sind nackt und kahl, nur an geschützten Stellen hier und da etwas grünliche Waldung. Aber die tiefern Thäler nach dem See von Skutari hinab sind buschig und begrast. Daher wäre es auch eine falsche Vorstellung, wenn man glauben wollte, daß das Land seinen Namen „Schwarzberg" etwa wie unser Schwarzwald von dem Anblick finsterer Tannenwaldungen empfangen habe. Die wenigen Waldungen, die es gibt, sind sehr helle und freundliche Laubgehölze, meistens Buchen. Auch die Felsen selbst haben nichts weniger als eine dunkle oder schwarze Farbe. In der Sonne scheinen ihre Zinnen und Gipfel eher grauweißlich oder glühen purpurroth am Abend und Morgen. Dennoch heißt das Land in allen Sprachen „Schwarzberg", im Slawischen Tschorna Gora, im Türkischen Kara-dagh, im italienischen oder vielmehr im venetianischen Dialekt*) Monte negro, was alles Dasselbe bedeutet. Der venetianische Name ist der bei allen Westeuropäern angenommene. Die Slawen nennen überhaupt Alles „schwarz", was wild, wüste, garstig und böse ist, dagegen sie Alles, was gut, schön und lieblich ist, „weiß" nennen. Monte negro heißt daher etwa so viel als die wüsten oder schrecklichen Berge.

Man kann schon nach dem soeben Gesagten denken, daß das Land sehr wenig Hülfsmittel besitzt. Die Montenegriner sind arm. Ihre Armuth ist eine der Hauptstützen ihrer Freiheit. Weil sie wenig zu verlieren haben, genügsam und abgehärtet sind, konnten sie es bei türkischen Einfällen länger in der Wildniß aushalten und waren auch weniger um die etwaigen Zerstörungen in ihren Dörfern besorgt, als sie dies im entgegengesetzten Falle gewesen sein würden. In der Hauptsache sind sie ein Hirtenvolk. Schweine, Schafe und Ziegen, welche selbst von den unzugänglichsten Felsen die einzeln verstreuten Kräuter zu erbeuten wissen, und hier und da etwas Rindvieh, machen ihren Hauptreichthum aus. Doch treiben sie auch Ackerbau, wo sich Gelegenheit bietet. Die kleinen mit etwas Erde gefüllten Trichterlöcher in der Erdoberfläche, von denen ich oben sprach, sind alle angebaut mit Rüben oder Gerste oder Kartoffeln. In den untern Theilen am See haben sie auch Bienenzucht, Garten- und Weinbau. Ihre Kartoffeln, die der vorvorige Bischof einführte, sind so gut, daß sogar nach Triest zuweilen kleine Quantitäten davon auf den

*) Denn im Italienischen müßte es Monte nero heißen.

Markt gebracht werden. Ebenso holen sie aus der Moratscha und dem See von Skutari auch Fische, die von Cattaro aus versandt werden. Auch bringen sie Felle, Holz und einige andere Gegenstände von ihren Bergen nach Cattaro auf den Markt und sie machen zuweilen mit ihren kleinen Pferden mühselige Reisen über Stock und Block, um für ihre winzige Ladung gesammelten Gestrüpps 2 oder 2½ Zwanziger zu lösen. Am meisten beklagen sie es, daß die Natur nicht Salpeter und Schwefel in ihrem Lande wachsen ließ. Denn nach Pulver haben sie einen beständigen und unersättlichen Hunger. Nicht Gold, sondern Schießpulver ist bei ihnen der Nervus rerum. Und wenn man einen montenegrinischen Bettler auch mit klingender Münze schon reichlich lohnte, so nimmt er doch noch hinterdrein den Hut ab und bittet, ob man ihm nicht gütigst eine Patrone schenken wolle.

Die Anzahl der Einwohner des Landes wird sehr verschieden angegeben. Natürlich, weil sie Niemand gezählt hat. Der verstorbene Vladika meinte, es wohnten etwa 190,000 Menschen in seinen Landen und darunter seien etwa 20,000 Waffenfähige.

Die Montenegriner gehören wie die Bewohner Bosniens, Serbiens, Dalmatiens und der Herzegowina zu einer großen Abtheilung der slawischen Völkerfamilie, welche man die Südslawen zu nennen pflegt. Diese Slawen nennen sich selbst den serbischen oder illyrischen Stamm. Sie reden alle denselben slawischen Dialekt, nämlich den serbischen, haben ganz dieselbe hohe und schöne Körpergestalt, dieselben Sitten, dasselbe Blut und denselben Geist. Ebenso gehören auch dem Blute und dem Geiste und der Sprache nach die slawischen Bewohner Slawoniens, Kroatiens, Syrmiens, der östreichischen Wojwodina und des Banats mit den Montenegrinern zu demselben Stamme. Die Verschiedenheiten zwischen allen diesen Slawen sind nur äußerst gering und man kann sagen, daß zwischen der Drau und dem Adriatischen Meere von der Umgegend von Triest bis in die Nähe des Südendes dieses Meeres ein und dasselbe Volk wohne. Wer in der Richtung von Wien nach Triest reist, begegnet im südlichen Steiermark und in Krain den ersten Vettern der Brüdern der Montenegriner. Die dortigen Bauern haben ganz das Wesen der Montenegriner, und man dürfte nur Weniges in ihrem Costüme, ihrer Sprache ändern, um sie den Montenegrinern gänzlich gleich zu machen. Wer von Wien nach Pesth auf der Donau hinabfährt und bei dem Städtchen St. Andre oberhalb Pesth aussteigt, kann dort die ersten Brüder der Montenegriner finden. Denn dieses Städtchen enthält unter einem griechischen Bischofe die nördlichste Colonie, welche die Serbier an der Donau gestiftet haben. Von da an werden die serbischen Colonieen immer dichter bis nach Belgrad hinab, wo man sich schon mitten in Serbien befindet. Von da südostwärts ist Alles mit Serbiern nach Macedonien und fast bis an die Thore von Salonichi und an das Aegeische Meer voll. Es ist ein Stück Land von mehr als 120 Meilen Länge und von großer Breite. Der Leser kann sich demnach denken, wie weit in die Türkei und auch in Oestreich hinein die Sympathieen gehen, die für den Kampf der Montenegriner erwacht und rege sind. Von Triest bis Skutari, von Pesth bis Thessalonich schlagen viele Herzen für die Sache der Montenegriner, die sie in demselben Grade als ihre eigene Sache betrachten, wie wir Deutschen vor einiger Zeit das Recht unsers Schleswig-Holsteins.

Fast in allen Perioden des Mittelalters und der Neuzeit zeigt uns die Geschichte die serbischen Stämme seit ihrem ersten Auftreten in politischer Zersplitterung und Uneinigkeit. Sie bildeten fast immer in viele kleine Staaten, freie Gemeinden, Zunftthümer und Provinzen vertheilt, oft mehr oder weniger selbständig, oder als Unterthanen der benachbarten Staaten: des byzantinischen Kaiserthums, des ungarischen Königreichs, der venetianischen Republik, und später des türkischen Sultanats und des östreichischen Kaiserthums. Nur einmal um die Mitte des 14. Jahrhunderts waren unter dem großen serbischen Herzoge und Kaiser Stephan Duschan wenigstens die meisten dem serbischen Stamme an-

gehörigen Völker zu einem politischen Ganzen vereinigt. In neuerer Zeit haben sich zu Mächte ganz allein in sie getheilt: Oestreich und die Türkei.

Die am tiefsten eingreifenden Unterschiede begründet bei den Serben die Verschiedenheit der Religion, Unterschiede, die sich bei ihnen wie bei allen Slawen fast so groß u nachdrücklich zeigen wie anderswo Stammes-, National- und Sprachverschiedenheit. Ein große von Serben bewohnte Länderstriche (Kroatien, Slawonien, das dalmatische Küste land ꝛc.) wurden für den Papst und die römische Kirche gewonnen; für sie wurden a durch lange fortgehende Anstrengungen und Missionen in Bosnien, der Herzegowina u dem eigentlichen Serbien selbst Proselyten gemacht, die dann mit dieser Religion für ih Schriftsprache auch das westeuropäische Alphabet annahmen. Die Hauptmasse der südliche und östlichern Serben blieb bei der griechischen Kirche, der sie in alten Zeiten alle zufall zu sollen schienen. In den von den Türken eroberten Provinzen wurde aber der A des Landes mohammedanisirt, und dieser, obwol von slawisch-serbischem Geblüt und a Serbisch redend, ist damit dem Nationalinteresse gänzlich entfremdet. In den serbisch Strichen, welche später die Venetianer und dann die Oestreicher zurückeroberten, fan auch in dem in der Neuzeit freigewordenen Fürstenthume Serbien mußten dann alle m hammedanischen Slawen wie die Osmanlis selbst das Land verlassen. Einige, die s zum Christenthum zurückbekehren ließen, blieben. Auch in den von den Montenegrine bewohnten Strichen hatten die Türken bei ihrem Eindringen ins Land viele Proselyten f den Propheten gemacht. Doch war auch hier die Hauptmasse des Volks, wie im übrig Serbien, griechisch-christlich und stand unter dem griechischen Bischofe von Dioclitia, ein Städtchen am See von Skutari. Als einmal, es war am Ende des 17. Jahrhunder einer dieser Bischöfe von Dioclitia von dem türkischen Pascha von Skutari mit grau mem Tode bedroht wurde (man glaubt, es sei auf Anstiften katholischer Albanesen geschehe da flüchtete er in die Berge und es erhoben sich die christlichen Bewohner seines klein Sprengels (im Jahre 1703) zu seinem Schutze und bildeten eine Verschwörung zur völlig Ausrottung der Mohammedaner. Alle Anhänger des Propheten, seien es Osmani oder Slawen, Stammesfeinde oder Verwandte und Brüder wurden in einer Nacht übe fallen und wurden entweder ums Leben gebracht oder mußten das Kreuz nehmen, u hiermit beginnt denn die eigentliche neuere Geschichte von Montenegro, auf die ich n einen flüchtigen Blick werfen will.

Zwar hat es wol ohne Zweifel in den Bergen und Thälern dieses Landes nicht n seit den ältesten Zeiten Bewohner, sondern auch freiheitliebende und ihre Unabhängigk mit mehr oder weniger Glück behauptende Bewohner gegeben, und es sind dieselben ni erst, wie Einige haben glauben machen wollen, in Folge jener Bluthochzeit bevölk worden. Die Montenegriner behaupten, einige ihrer Gemeinden oder Dorfschaften d höhern Regionen hätten dort von unvordenklichen Zeiten her frei gelebt, und haben au selbst noch in diesen letzten Tagen die türkischen Paschas versichert, daß dieselben seg nach den großen Schlachten auf dem Amselfelde (1389 und 1447), in denen ganz Serbi Schiffbruch litt, den Türken nicht tributär geworden seien. Unter der Anführung ein flüchtigen serbischen Helden Ivo bildete sich hier ein Herzogthum oder eine Wojewodsch „Zenta" genannt, die etwa dem heutigen Montenegro entspricht. Die Fürsten v Zenta (von dem alten Montenegro) starben aber allmälig aus und wanderten in Fol innerer und äußerer Unruhen nach Venedig. In den untern Partien des Landes, in d breitern Thälern und am See herum schlichen sich allmälig Türken des benachbart Paschas von Skutari ein, mohammedanisirten zum Theil die Bewohner derselben un machten sie dem besagten Pascha tributpflichtig. Ihre geistlichen Oberhäupter (Bischöf residirten, wie noch jetzt viele griechische Bischöfe, mitten unter den Türken unten am Se bis, wie gesagt, einer derselben etwa um das Jahr 1700 von den Türken so bedro

und beleidigt wurde, daß jene montenegrinische Vesper die Folge davon war. Durch sie wurden eine ganze Menge benachbarter Thäler bis an den See von Skutari hinab von den Türken gesäubert und ungefähr derjenige Thäler- und Bergcomplex, welcher noch jetzt das Gebiet des kleinen Staats bildet, für ein unabhängiges, sich selbst regierendes Bisthum (das neuere Montenegro) erklärt. Der Bischof verlegte seinen Sitz vom Ufer des Sees in das Herz des Landes in das am höchsten gelegene Thal von Cettinje und in das dort schon seit alten Zeiten bestehende Kloster gleiches Namens. Seit dieser Zeit nun bis auf den heutigen Tag herab hat zwischen den Montenegrinern und Türken ein beständiger Kriegszustand geherrscht, der nur durch kurze, selten einige Jahre gehaltene Friedensschlüsse oder Waffenstillstände unterbrochen wurde. Für gewöhnlich gab es nur kleine Scharmützel und Ueberfälle von beiden Seiten. Türken und Montenegriner waren beständig gegeneinander bewaffnet, und stets voreinander auf der Hut pflügten sie sogar ihre aneinandergrenzenden Felder mit dem Schwerte an der Seite und mit den Pistolen im Gürtel. Zuweilen entstanden bei einzelnen Vorfällen weitergreifende Mißhelligkeiten und dann zogen wol die Paschas von Skutari, wenn sie nicht eben anderweitig beschäftigt waren, mit größern Armeen gegen die Montenegriner, die sie als Rebellen und namentlich als Abtrünnige von ihrem Paschalik Skutari betrachteten, heran. Zuweilen thaten sie dies in ihrem eigenen Namen ohne den Sultan von Stambul viel zu fragen, zuweilen von diesem dazu beauftragt.

Im Laufe des vorigen Jahrhunderts ist dies mehr als zehn mal geschehen und es sind dabei mitunter türkische Heere auf die Beine gebracht, die so viele Soldaten zählten als das ganze Ländchen Einwohner besitzt. Die türkischen Seriasker (so z. B. Achmet Pascha 1712, Duman-Pascha-Kiuprili 1714) durchzogen mit ihren zahlreichen Scharen sengend und mordend die untern Thäler, endigten aber meistens ihre Feldzüge, ohne die höhern Gebirgsgegenden zu erreichen, mit Niederlagen. Mehre Oberfeldherren verloren dabei selber das Leben und Heere, deren Stärke zuweilen auf 100,000 Mann angegeben wird, wurden dabei aufgerieben oder zur Flucht und Auflösung gezwungen. Sogar wenn die Türken die Hauptburg der Montenegriner, ihr Gebirgscentrum Cettinje erreichten und das dortige Kloster zerstörten (wie dies z. B. bei dem Feldzuge von 1714 geschah), so half ihnen dies doch zu Nichts. Mangel an Lebensmitteln, der hinter jedem Fels- und Berggipfel fortgesetzte Guerrillaskrieg der Montenegriner nöthigte sie dennoch wieder, die errungenen Vortheile aufzugeben. Die Montenegriner richteten ihre ärmlichen Wohnungen leicht wieder ein; scharten sich wieder um ihren Vladika und führten ihr altes unabhängiges Hirten- und Räuberleben fort wie zuvor, ohne dem Sultan Haradsch (Tribut) zu bezahlen.

Der letzte dieser großen Feldzüge der Türken gegen Montenegro war der des bekannten Mahmud-Pascha, Vezirs von Skutari, am Ende des vorigen Jahrhunderts. Dieser Pascha, selbst ein Rebell gegen die Pforte, deren Heere er mehre male geschlagen hatte, zog zwei mal in demselben Jahre (1796) mit einer Armee von 30—40,000 Mann gegen die Montenegriner an, um sie seiner Oberhoheit zu unterwerfen. Beide male wurde er aber umzingelt und in die Flucht geschlagen. Beim zweiten male verlor er selber das Leben und sein von den Montenegrinern erbeuteter Kopf wurde in Cettinje noch bis auf die neueste Zeit als die glorreichste Trophäe aufbewahrt und gezeigt.

Seit dieser Zeit sind die Montenegriner bis auf den von uns jetzt erlebten Feldzug Omer-Pascha's nicht mehr von großen türkischen Armeen bedroht worden, obgleich allerdings kleine Kämpfe und Kriege sich noch häufig wiederholten und Scharmützel und Streifzüge von beiden Seiten, wie gesagt, etwas Alltägliches waren. Da die Türkei die Unabhängigkeit, welche Montenegro factisch genoß, nie anerkannte, da die Grenzen des Ländchens nie fest bestimmt wurden, so waren dergleichen Grenzstreitigkeiten unvermeidlich.

Mehre kleine Punkte am See von Skutari, z. B. zwei kleine Inseln in diesem See und der Felsen der an sich höchst unbedeutenden und winzigen sogenannten Festung Zabliak wurden als seit alten Zeiten ihren Bischöfen gehörig bald von den Montenegrinern überrumpelt und besetzt, bald wieder als ihnen unentbehrlich von den Türken erobert und befestigt. Namentlich war die kleine Festung Zabliak in den letzten Jahren bald in den Händen der einen Partei, bald in denen der andern. Zuletzt waren die Türken Herr derselben geblieben und da nun am Ende des vorigen Jahres die Montenegriner sich wieder in Besitz setzten, so wurde dann aus diesen geringfügigen Streitigkeiten um den Steinklumpen von Zabliak einmal wieder ein großer Ernst. Obgleich die Montenegriner ihre Beute fahren ließen, so schien doch den gereizten Türken die Zeit günstig und sie beschlossen, ihre alten halbverrosteten Rechte mit aller Macht geltend zu machen.

Während wir erwartungsvoll dem Ausgange dieses neuesten Kampfs zusehen, die Einmischung Oestreichs und Rußlands erwarten und wol gar hier und da der Vermuthung Raum gegeben finden, daß dieser Kampf in Montenegro das Vorspiel der großen Katastrophe der orientalischen Frage sein könnte, müssen uns die Eigenthümlichkeiten der Montenegriner von doppeltem Interesse sein und heben wir deshalb noch einige derselben in einem zweiten, demnächst folgenden Artikel hervor.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Eine Novelle aus Centralamerika.

Drittes Capitel.

Encarnacion.

Mit welchem Gefühle mochte Rosita Encarnacion's Gegenwart empfinden, als ihr Bewußtsein wiederkehrte! Sie, die in ihrem Innern uneins gewesen, ob sie Ulforio für ledig aller Schuld halten dürfe, war durch den plötzlichen Angriff Chico's, den sie auf sich gerichtet glaubte, erschreckt zurückgesprungen. Als sie aber Ulforio angefallen und diesen mit gezogenem Messer Chico entgegentreten sah, die beiden einzig möglichen Räuber ihrer Kinder im Kampfe gegeneinander begriffen, überfiel sie plötzlich der Gedanke, es sei göttliche Schickung, welche diese Männer einander gegenüberstelle, der Unschuldige werde siegen, nur der Schuldige müsse, welcher er auch sei, unbedauert untergehen. Jener plötzlichen Eingebung zufolge, welche in ihrem persönlichen Charakter sowol als im nationalen Glauben an Vorherbestimmung begründet lag, war sie, fest entschlossen, den Ausgang des Kampfs abzuwarten, in der Hütte von heimlicher Furcht bebend in die Kniee gesunken und hielt krampfhaft mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckt. Beim ersten Hülferufe Encarnacion's hastig emporfahrend und hinausstürzend hatte sie Ulforio in den Abgrund stürzen sehen. Ihre Liebe zu ihm war zu stark, als daß sie dem Aberglauben huldigend Chico nunmehr von aller Schuld hätte freisprechen dürfen, ihr Verdacht gegen Ulforio zu rege und durch den Ausgang des Kampfs erhöht, als daß sie einen Rettungsversuch zu seinen Gunsten gewagt hätte. Erst auf Encarnacion's wiederholten Ruf war sie hervorgetreten, Wahnsinn im Auge, Wuth und Schmerz auf der Lippe. Der Anblick der entstellten Leiche Chico's hatte ihre Sinne bewältigt und bewußtlos war sie in Encarnacion's Arme gesunken.

Als Rosita wieder zu sich kam, war Encarnacion bemüht, sie zu trösten. Nicht daß er in Uebereilung der eigenen innersten Absichten sich selbst in den Vordergrund gestellt hätte. Er kannte in seiner Weise das Herz der Frauen und wußte die wohlthätigen Folgen eines zarten Betragens an geeigneter Stelle zu schätzen. Der Zufall, schien es

nun, hatte Encarnacion herbeigeführt im Augenblicke, als der unſelige Ausgang des Kampfs unwiderruflich entſchieden war. Er ſtand Roſita gegenüber im unbeſcholtenſten Rufe. Er hatte ſie und ihren Gatten ab und zu, wenn er mit verkäuflichen Landesproducten nach Santo-Tomas hinunterruderte, beſucht und manches mal bei ihnen übernachtet, er hatte die Kinder ſtets freundlich behandelt, ja der ergötzliche Affe und die Papageien in der Hütte, die ihre Freunde geweſen, waren ein Geſchenk von ihm, er hätte wenigſtens mehre Piaſter an den Thieren verdienen können. Dieſer Dinge entſann ſich Roſita wohl. Encarnacion konnte ſich als einen lieben, freundlichen, geſelligen Mann darſtellen; er war zwar nicht ſchön, aber was fördert nicht ein guter Charakter das Glück häuslichen Beiſammenlebens auch in der Indianerwelt!

Roſita wußte ſchon am nächſten Tage, weſſen ſie ſich von Encarnacion zu gewärtigen hatte. Ihre Eitelkeit beſaß ein ſcharfes Auge, ſie durchſchaute Encarnacion's eifrige Dienſtgefälligkeit. Sein zartes Benehmen ließ keinen Zweifel aufkommen. Sie gewann ihn zwar nicht lieb, aber bald zog die Trauer und die Gewohnheit ein engeres Band um Beide. Encarnacion war mit dieſem Erfolge vorläufig zufrieden. Er übereilte ſich nicht. Es galt nur, ſich zu beherrſchen, um der Beute habhaft zu werden, auf die es abgeſehen war. Zwei Tage blieb er, helfend, rathend, ſorgend. Dann ſchützte er ſeinen Handel vor und entfernte ſich. Nach einer Woche kam er wieder. Roſita nahm ſeine nun offener hervortretende Werbung mit Schüchternheit entgegen. Sie lehnte erſt die dritte Ehe, nach ſo kurzer Witwenzeit, ab. Aber Encarnacion's Freundlichkeit, ſein zartes Entgegenkommen machten ihr den Eindruck einer endlich in die Hand einer gewiſſen Bildung und Civiliſation kommenden Zukunft. Dennoch durften die eigenen Beſorgungen nicht vernachläſſigt werden, und ſo ungern Encarnacion ging, er mußte ſich zu wiederholten malen trennen und blieb dabei gegen Roſita's anziehende Ablehnung ſeiner Rückkehr und ſeiner Dienſte taub.

Drei Monate ſeit dem Tage ſeines Erſcheinens mochten vergangen ſein. Auf Chico's Grabe wuchs ſchon hohes Gras. Die Unruhe in Roſita's Seele hatte ſich gelegt. Die ſinnigerfinderiſche Liebe Encarnacion's lag wie ein Zauberneß um ſie ausgeſpannt. Durch die immer wiederholten Beſuche hatte Roſita ſich gewöhnt, den ſtets dienſtfertigen Mann gern um ſich zu ſehen, und als ſie eines Morgens vor der Hütte beiſammen auf einem abgeſtumpften Baume nach genoſſener Mahlzeit plaudernd ſaßen — die Brander an der Feuerſtelle dampften noch, daß der Rauch leiſe vorüberſtreichend die Moskuites ferne hielt, die Vögel ſangen ihr Feierlied und ein lauer Wind wiegte die herabhängenden Windenranken und ſtreute die Düfte der Citronenblüte über das Ufer —, da glaubte Encarnacion, daß der rechte Augenblick der offenen Erklärung gekommen ſei und in der That, die bleibende Vereinigung wurde beſchworen. Es war lange nicht ſo heiter an dieſem Orte hergegangen. Alles ſchien neu belebt, auch der Affe, welcher ſonſt melancholiſch zuſammengekauert vor ſich hinzugaffen oder des Abends mit den Mücken zu kämpfen pflegte, ſchien vor Freude ganz ausgelaſſen, machte hundert neue Sprünge, pfiff und gurgelte und war erfinderiſch in ſeltſamen Gliederverrenkungen und Grimaſſen. Die Papageien wurden feſtlich bewirthet, wenn ſie ſich anſchickten, für ihre alten Rufe: Chico! Chico! und Sorio! Sorio! die neue Abkürzung Nacion! zu ſprechen. Alles gackerte, plauderte, ſchmauſte. Nur der Hund, welcher ſeit dem Tode Chico's weniger geſellig ſchien, verſchmähte die Freude und das Mahl, hielt ſich vom neuen Gebieter ſcheu entfernt und jagte einſam im Walde, aus dem von Zeit zu Zeit ſein heiſeres Bellen erſcholl.

„Hegſt du Vorliebe für dieſen Ort?“ fragte Encarnacion des andern Morgens Roſita, „da doch deine Verhältniſſe zulaſſen, daß du in ein Dorf oder noch lieber nach Yucatan zögeſt?“

„Vorliebe?“ erwiderte die Indianerin. „Ich habe nie begriffen, was Chico wollte,

daß er in dieſer Einſamkeit ſich niederließ. Aber in Yucatan, wo es groß und koſtbar leben iſt, ginge es nicht."

„Koſtbar und groß für dich!" fiel Encarnacion ein. „Ei! Du ſcherzeſt wohl. Chico wohnte ja hier des Schmuggelns wegen und — du?"

„Nicht arm, nicht reich bin ich", erwiderte Roſita, „ich habe was ich brauche".

„Wenn nicht reich", wendete Encarnacion ein, „aber dein Vater war Goldwäſcher. Euch war die Woge geſegnet!"

„Es ging, wie's gekommen!" ſagte Roſita.

Encarnacion ſummte vor ſich hin. Nach einer Weile begann er aufs neue und ſprach von Roſita's Vater, dem Goldwäſcher. „Ich ſehe wohl", ſprach er, „die Goldkörner liegen nicht vorm Hauſe und auf deinen Tiſchen liegt kein Goldſtaub. Aber man weiß ſchon, Roſita, warum du vor Chico und Uſorio immer Heimlichkeiten hatteſt."

Roſita horchte hoch auf.

„Ja, ja", ſagte Encarnacion. „Uſorio war Verſchwender und Chico ein Geizhals. Deine ſchönen Korallen kaufteſt du dir in Yucatan nicht von Chico's Schmuggel. Deine Spange am Arme trägſt du nie hier in der Hütte, aber bei der Beichte in Santo-Tomas. Es iſt gut, daß eine Frau, die ſchön iſt, ſich von dem Erbe ihres Vaters zu ſchmücken weiß und die Goldkörner vergraben hat."

Roſita ſah den Redner erſchreckend an. „Du glaubſt?" — war Alles, was über ihre Lippen kam.

„Deinem dritten Gatten, Roſita, wirſt du nichts verheimlichen? Nicht wahr?"

„In der That, Encarnacion, das ſtände mir ſchlecht. Nur nimmt mich Wunder, daß du das Alles glaubſt. Die Spange iſt kein Gold und die Korallen gehörten ſchon meiner Mutter."

Encarnacion lachte. Er rückte näher an Roſita, ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib, zog ſie an ſich — aber Roſita waren dieſe Bewegungen wie die einer Schlange. Eine beklemmende Angſt überfiel ſie. Sie wand ſich los. „Encarnacion!" ſagte ſie mit erſticker Stimme. „Ich habe keine Schätze vergraben."

„Nun beim heiligen Vater von Coquimbo!" brach Encarnacion ſchon in einer ſichtlichen Wallung des Zorns aus. „Das ſind ſchöne Sachen! Du lohnſt mich ſchlecht. Wer wüßte nicht, daß Roſita die Tochter des Goldwäſchers iſt und ihre Kinder ſahen ja oft, daß ſie, wenn Chico auf der Jagd war, an den Bäumen heimlich grub und ſcharrte —"

„Ich?" rief Roſita aufſpringend. „Meine Kinder —?" ſetzte ſie ſtammelnd hinzu.

Encarnacion brach ab. Er ſah wohl, daß alle Mühen ſeiner Verdungskünſte jetzt noch vergeblich wären. Er hatte ſich ſchon zu ſehr verrathen. Er begann zu ſcherzen und zu lachen. Roſita, die ein gläubiges Herz hatte und ſich nach ſo vielem Unglück jetzt gern — wie der Menſch einmal iſt — mit Gewalt glücklich ſehen wollte, folgte ihm wieder erheitert zur Hütte.

Die Mahlzeit ging jedoch nicht ſo heiter von ſtatten. Zu ſcharfe Worte waren gefallen. Zu tief ſaßen dieſe Spitzen im Herzen. Was wußte Encarnacion von Roſita's Korallen und Spange? Von ihren Beſuchen in Yucatan und Santo-Tomas? Hatte er ſie ſchon lange beobachtet? Und die Kinder! Die Kinder hatte er ausgehorcht? Wann? Unter welchen Umſtänden? Ihre Mutterliebe zwang ſie, auf die Kinder zurückzukommen und jetzt ſprang Encarnacion, deſſen wilde Natur einer langen Verſtellung nicht fähig war, auf und ſagte:

„Roſita! Geheimniß gegen Geheimniß! Von deinen Kindern weiß ich! Sage du von deinem vergrabenen Schatze!"

Roſita blickte ſtarr. Das Teufliſche der ihr geſtellten Bedingung aber hörte ſie. Nur das Wort: Von deinen Kindern weiß ich! klang in ihrem Ohr. Sie ſtürzte ſich Encarnacion

ernacion an die Bruſt, ſchluchzte, liebkoſte ihn: „Du weißt meine Kinder? Du willſt mich überraſchen? Haſt ſie gefunden? Encarnacion!“

„Nun wohl!“ antwortete dieſer, der die Rolle einer allmäligen Entwickelung nicht durchführen konnte. „Nun wohl! Ich komme auf den Tag zurück, als deine beiden Kinder verſchwanden. Du haſt den Uebelthäter wohl gekannt, der dein Mutterherz ſo unmenſchlich verletzte. Er hat dir ja nahe geſtanden. Nicht Chiac, nein, Uſorio war der Schuldige! Ich ſpürte es gleich. Ich ſchnoberte wie ein Hund. Leider! Die Fährte war Blut!“

„Blut!“ ſchrie Roſita auf.

„Doch. . . .“

„Du quälſt mich!“ ſtöhnte Roſita. „Rede! Sie ſind todt!“

„Sie leben!“ ſagte Encarnacion mit Entſchiedenheit. „Aber wo? Unter welchen Verhältniſſen? Das ſag' ich dir, wenn ich an dem Baume ſtehe, wo du den Schatz deines Vaters vergraben haſt!“

Roſita war noch unfähig, ſich in die grauſame Alternative des Böſewichts zu finden. Sie blieb nur bei der Thatſache: Ihre Kinder leben! Bald mit Schluchzen, bald mit Lachen warf ſie ſich Encarnacion an die Bruſt, halſte und küßte ihn: „Sprich! Sprich! Sei barmherzig! Wo ſind die Kinder?“

Dieſe Angſtrufe eines gequälten Mutterherzens glitten aber an Encarnacion's Seele wie ohnmächtige Regentropfen vom glänzenden Metalle ab. „Du kennſt meine Bedingung“, wiederholte er. „Sie iſt die einzige, unwiderruflich die einzige, unter der ich mein Geheimniß enthülle. Wo liegen die Schätze deines Vaters vergraben?“

Roſita ſah nur die Kinder. „Glaube, glaube mir“, ſprach ſie, „bei der heiligen Jungfrau, bei dem heiligen Gottvater in Cöquimbo — ich rede Wahrheit. Es iſt nicht Gold, kein Silber, noch irgend ein anderer Schatz, von dem ich wüßte, wo es auch ſei, verborgen. Was ich beſitze, du weißt es und ſiehſt es täglich. Nimm es hin! nimm Alles, mit Freuden laſſ' ich es dir. Was ich an jenem Baume vergraben habe, zeig' ich dir. Es iſt von ſchlechtem Metall ein altes Götzenbild, von dem Zauberkünſte und Wunder erwartete bei Krankheiten. Das iſt Alles“.

„Schändliche“, fiel ihr Encarnacion ins Wort; „ſo haſt du mich getäuſcht, mit deinen Ränken mich gefangen, und nun enthüllſt du dich? Deine Kinder ſind todt! Zeig todt! Zeige mir den Baum! Vielleicht daß deine Götzenbilder ſie wieder ins Leben zurückrufen!“

Roſita, bebend, zum Tode erblaßt, nun im vollen Lichte den Menſchen erkennend, für ſie ihr Leben gewidmet hatte, flog aus dem Garten. Ein zwergartiger kleiner Baum war als die Stelle angedeutet, von der ihre Kinder geſprochen haben konnten. Encarnacion holte einen Spaten und grub. Er fand bald einen Weidenkorb mit einigen jener Götzenbilder, die neben dem Chriſtenthum im Leben der Indianer immer noch fortwirken und in nächtlicher Weile mehr regieren als alle Heiligen des Himmels. Encarnacion wußte längſt, daß Roſita dem Zauberer am Vulkan von Agua, einem einſam wohnenden Indianer, Wunderkräfte zuſchrieb. Er ſchleuderte die für ihn werthloſen Bilder von ſich. Das Weib ſeiner Rolle war da. Keine Rückſicht, keine Schonung mehr. Die ihm bittend und flehend nahende gequälte Frau ſchleuderte er mit einem Ingrimm bei Seite, als wenn er ſie mit einem einzigen Wurfe tödten wollte. Sie ſank beſinnungslos nieder. Der Böſewicht hatte raſch entſchloſſen. Er eilte zur Hütte, ergriff einen Feuerbrand, ſchwenkte ihn, um ihn zu helle Flammen zu bringen, ſteckte ihn in das dürre Palmendach, das in wenigen Augenblicken in wilden kniſternden Flammen zum Himmel empor lohte. Die Thiere ſchrieen, Roſita betäubt. Der Hund ſprang zum Angriffe an. Encarnacion lockte ihn ſchmeichelnd zu ſich und ſtieß ihm, als er kam, hinterrücks das lange Meſſer ins Genick. Das Thier röchelte. Die Flammen ſchlugen hoch. Der Rauch ſchwärzte den Himmel. Wie Kani

flüchtete ſich Encarnacion von der Stelle ſeiner Verbrechen. Noch einmal blickte er hohnlachend um ſich. Im Dämmern ſchritt er dahin von den Trümmern der Zerſtörung. Als Roſita das Bewußtſein wieder gewann und ſich aufrichtete, glaubte ſie, wahnſinnig zu ſein. Wo war ſie? Wo war ihr Haus? Was deutete dieſer Rauch und dieſe Aſche? Die Indianerin vermochte das Geſchehene kaum zu glauben. Sie war auf Schutt und Trümmern. Encarnacion! Es durchſchauerte ſie, nur dieſes Namens zu gedenken.

Viertes Capitel.

Der Zauberer am Vulkan von Agua.

Roſita beſann ſich. Jedes Wort fiel ihr wieder ein. Sie war ein Opfer der grauſamſten Habſucht geworden. Aber mehr. Sie ſah ein, nur Encarnacion war der Urheber aller ihrer Leiden. Er hatte die Kinder geraubt, den Mord Uſerio's und Chico's, durch gegenſeitiges Anſtacheln, verſchuldet, ſie ſelbſt getäuſcht, zur Bettlerin gemacht ... ihre Kraft war gebrochen. Selbſt Rache, die im natürlichen Menſchenverſtande bei ſolchen Erfahrungen der nächſte Gedanke iſt, ſelbſt Rache gab ihr keine Faſſung. Wie ſollte ſie den Flüchtling erreichen? Erreichen in einem Lande, deſſen Wächter und Ordner weder Macht beſitzen, noch Willen zeigen, ihren Pflichten zu genügen? Zeit und Zufall, unermüdliches Forſchen konnten ihre einzigen Mittel werden. Ach! ſie ſtand in Verzweiflung. Es war ſchon Mittag. Einer der ſeltenen klaren Tage jenes Küſtenſtrichs. Kein Lüftchen regte ſich. Nur das Lied der Cicade erfüllte die Luft mit ſchrillem Geſange und die Schmetterlinge wiegten von Blume zu Blume den goldenen Fittich und wetteiferten mit dem Kolibri an metalliſchem Farbenglanze. Unten rauſchte der Montagua. Der nahe Tropenwald wehte herüber. Wer ihn in ſolchen Augenblicken in ſeinem geheimen Leben und Weben belauſchte, der kennt die Zauber der Natur. Alles war ſchön, ſchien glücklich um ſie her. Der treue Spaßmacher hatte ſich geflüchtet und ſchien ſogar kein Futter zu begehren. Die Papageien, die nicht wie die Tauben und kreiſende, ſcheue Hausvögel ſich in die Flamme ſtürzen, ſaßen plaudernd in den Orangebäumen. Alles war glücklich. Nur Roſita ſah verzweifelnd auf den Trümmern ihrer Hütte.

Zwei Tage gingen ſo vorüber.

Einſam, durch Encarnacion auch des hülfreichen Kahns beraubt, hatte Roſita vergeblich auf Indianerboote gewartet. Es blieb ſtill auf dem Montagua. Sie mußte nun wandern. Die Nahrung fehlte. Der treue Hund war todt. Den lebenden Thieren gab ſie die Freiheit, trug ſie ſelbſt in den Wald. Sie nahm das Letzte, was ihr noch geblieben war an Habſeligkeiten und machte ſich auf den Weg in die Ferne. Sie wanderte, um zu Menſchen zu kommen. Sie wanderte aber auch von einem unbeſtimmten Gefühle getrieben, Encarnacion, den Mörder ihrer Kinder und ihres Glücks aufzufinden. Indem ſie auf Waldwegen nach Santa-Roſa, einem Minenorte, ſich wandte, wo Encarnacion in der letzten Zeit vor ihrer Einigung gelebt hatte, hoffte ſie wenigſtens Andeutungen über ſeinen gegenwärtigen Aufenthalt erlangen zu können, oder wollte dort die Ankunft ihres ſich vielleicht ſicher glaubenden Feindes erwarten. Nach einer mühevollen zweitägigen Wanderung, während deſſen ſie die flußreichen Gebirge von Koyan überſchritt, gelangte ſie in die am Talgua-Thalhange gelegenen Ortſchaften. Alle Nachforſchungen blieben fruchtlos. Unverrichteter Dinge ſetzte Roſita ihre Wanderung flußabwärts bis an die Grenze von San-Salvador fort. Es zog ſie nicht nur die Rache, die Sehnſucht nach Hülfe, ſondern auch eine geheimnißvoll ſie durchſchauernde Sehnſucht nach irgend einem Beiſtande aus dem dunkeln Reiche der überirdiſchen Gewalten. Der chriſtliche Sinn verklärt ſich hier noch nicht zu derjenigen Milde, die das Evangelium in den Sklavenſtaaten Nordamerikas zur Unterſtützung des Duldens und Entſagens gemacht hat. Als ihr Muth geſunken, die Hoffnung auf

ein Wiederfinden der Kinder ſchon verloren war, als ſie bei Amatitan, in dem Cocosnußgarten eines deutſchen Anſiedlers, Arbeit ſuchen mußte, um für die Weiterreiſe Geld zu verdienen, da gedachte ſie aus ihren Reiſen, die ſie ſonſt mit Chico und Uſorio gemacht hatte, des Zauberers, der an dem Fuße des Vulkans von Agua hauſte und Nachts die Geſtalt eines Löwen annahm und der die Gegend durchſtreifte, alle Geheimniſſe der Schöpfung kannte und beherrſchte. Mit dem Vollmonde machte ſie ſich auf, den Zauberer um Hülfe und um Rettung anzugehen.

Die Sonne ſchwebte ſchon dem Horizonte zu, als Roſita, von anhaltendem ſtundenlangen Gehen ermattet, am Fuße des Vulkans von Agua ankam. Eine hochgelegene Hütte, die von dichtem Geſträuch umhegt an drei pyramidalen Bäumen kenntlich war, war die Wohnung des Zauberers. Vor der Thür ſaß ein junger Indianer, den das Abbalgen einiger Fledermäuſe und Vampyre beſchäftigte. Ein gezähmter Papagei rief vom Rande des Tiſches der Herantretenden einen ſpaniſchen Abendgruß: „Buenos noches" zu. Der Indianer blickte auf und wechſelte mit Roſita die übliche Begrüßung. Roſita ſtellte die Opfergabe, einen Korb mit Blumen und in ihnen verſteckte Eier von Waldvögeln, unheimlich umherſchauend auf den Boden und brachte ihre Bitte um Rath und Beiſtand vor. „Der Zauberer verrichtet in der Stube ſeine Abendandacht", hieß es, „ich will unterdeſſen Eure Bitte entgegennehmen. Wartet bis ich zurückkehre, ſchaut unverwandt in die untergehende Sonne und übet dabei Eure Andacht!"

Kaum eine Minute verging, als Roſita von einem Geräuſch aufgeſchreckt wurde. Zwei ſchwarze mit Gold geſchmückte Geſtalten ſchritten auf ſie zu: die Eine eine menſchliche, die Andere die eines Löwen. In der Entfernung von etwa funfzehn Schritten blieben ſie ſtehen. Der Löwe richtete ſich an der Geſtalt des Mannes hoch empor und gähnte ſo laut, daß die Indianerin ſchaudernd entfliehen wollte. Der Löwe ſprach: „Fürchte dich nicht vor mir, ſondern vernimm meinen Rath! Wallfahrte hinüber nach Cöquimulco, dort findeſt du Heil! Wandere! Wandere! Cöquimulco hilft." Roſita war während des Spruchs betend in die Knie geſunken und küßte den Boden. Als ſie wieder aufſchaute, waren die Geſtalten verſchwunden. Ein heftiger Erdſtoß, von dumpfem Donner begleitet, ließ den Berg erzittern. Der Sonnenball war von dem Horizont geſunken und nur ein glühender Reifen glomm noch auf der ſchwarzblauen Flut des Stillen Oceans, der ſich weſtlich ausbreitete. Roſita ſchaute in das Thal und die Ebene hinab. Sie lagen ſtumm in Finſterniß gehüllt. Von der Küſte her wehte eine kühlende Seebriſe, die den vom Krater beleuchteten Dampf auf dem Feuervulkane oſtwärts trieb. Die Wolke ſtand in doppeltem Lichte, denn auch die Abendglut, welche die Kugel des Pacaya und des Vulkans von Fuego erglühen machte, glomm auf ihren Wellen. Hinter den ſcharfen Umriſſen der Berge tauchte der Mond in bläſſerm Nebelroth empor. Aus der matt erleuchteten Rohrhütte tönte leiſes Klagen und Flüſtern. Es waren fremde Laute, die weder dem ſpaniſchen noch irgend einem indianiſchen Idiome angehörten. Roſita gewahrte wieder die Geſtalt des jungen Indianers und bald erhob ſich vom Boden die ſtattliche Figur eines weißen Mannes. „Ich treibe dich aus meinem Dienſte, Pablo", tönte eine tiefe Baßſtimme, welche Roſita an das Gähnen des Löwen mahnte, „wenn du noch einmal beim Vaterunſergebete mich ſtöreſt. Mit Frauen Liebe ſpinn!" Erſchreckt wandte ſich jetzt Roſita zur Flucht, denn ſie fürchtete die Rückkehr des zurückgeſetzten Zauberers. Seine Warnung beflügelte ihre Schritte.

Wunderbar genug, aber ſehr erklärlich, daß die heidniſchen Zauberer auf chriſtliche Hülfe verweiſen. Der Löwe von Agua ſchickte Roſita zu der chriſtlichen Kirche von Cöquimulco. So geht der Aberglaube und die herrſchende Religion in beſtem Verhältniſſe, der eine verweiſt auf die andere. Würden die Zauberer den Aberglauben von aller Beziehung mit den Prieſtern und Mönchen lostrennen, ſo würden ſie bald ihre Metamorphoſen ausgeſpielt haben und die Körbe mit leckern Eiern nicht mehr an der Schwelle ihrer einſamen Hütten finden.

Esquipulos iſt ein ſo berühmter Wallfahrtsort in Centralamerika, wie nur in Deutſchland Walldüren oder in Polen Czenſtochau. Da gibt es Zelte, Buden, Spiele wie bei einem Jahrmarkt. Tauſende von Menſchen aus allen Theilen Centralamerikas bilden da in verſchiedenartigſten Bekleidungen und einfachſter Coſtumloſigkeit eine bunte wogende Menge. Alle Hautfarben vom ſchwarzen Karaiben und dem kupferbraunen Indianer bis zu den Bewohnern des Hochlandes und den europäiſchen Einwanderern ſind daſelbſt ſichtbar. Weiße Jacken und Hoſen, blaue und rothe Hemden und Schürzen ſchimmern wie Sternſchnuppen aus der bewegten Maſſe. Palmenhütten, Baumwollzelte, Bretterverſchläge in mannichfachſten Geſtalten ſchießen da wie Pilze nach dem Herbſtregen aus dem Boden und alle erdenklichen europäiſchen und indianiſchen Waaren füllen die Räume. England bringt ſeine Baumwollſtoffe, Frankreich Seide und Weine, Deutſchland Eiſen- und Kurzwaaren, Mittelamerika Lederarbeit und Flechtwerk. Engländer, Deutſche, Franzoſen, Italiener, Spanier, Holländer, Belgier miſchen ſich unter die trotzigen Geſtalten wildgelockter Mosquitoindianer, kräftiger Ladrinos und gewandter Indianer von Yucatan und Honduras, Guatemala und San-Salvador und Nicaragua. Der Waffenſtillſtand, welcher, eine Ausnahme dort zu Lande, bereits ſeit zwei Monaten andauerte, hatte Kaufluſtige und Verkäufer in großer Anzahl herbeigelockt und die Regierung von Guatemala rechnete, die Kriegskoſten des vergangenen Jahres ſo ziemlich durch die Marktſteuer von Esquipulos decken zu können. Vor allem erfuhren die Trinkbuden den lebhafteſten Zuſpruch, in denen ſpaniſche Weine und Cognac, hauptſächlich aber Rum und Genever, das beliebte Getränk, geſchenkt wurde. Durch den wilden Geſang der Zecher und das wüſte Marktgeſchrei tönten bisweilen ernſte Glockenlaute vom Thurme der ſtattlichen Kirche, in der andächtige Büßer ſich drängten. Die reichlich beſchenkten Prieſter ließen auch ihrerſeits den reuevollen Sünder an Gaben der Kirche nicht darben, ihre Segenshände war freigebig.

Eine Büßerin nur, die der kluge Zauberer mit ihrem Anliegen an die geſetzliche Quelle geſchickt hatte, ſchien vergeblich am Altar zu knieen. Der Segen des Prieſters, der heilende Kuß des ſchwarzen Chriſtusbildes erleichterte das Dunkel nicht, welches der Schmerz um ihre Augen hüllte. Zerknirſcht und an der Kraft des heiligen Bildniſſes und der Weisheit des Zauberers auf dem Waſſervulkan zweifelnd, verläßt ſie die Kirche. Bekannte und Befreundete, deren mehre aus dem Gewühl der Meſſe auftauchten, begegnen ihr theilnehmend, erkundigen ſich nach ihren Erlebniſſen und verſprechen hülfreiche Hand zu bieten, wo irgend Gelegenheit ſich geben ſollte.

Und warum ſollte ſie nicht? Esquipulos iſt der Markt des Lebens! Wer erführe da nicht, was in der Welt geſchieht! Verkaufte Kinder? Papageienhändler? Da iſt Hülfe und Rath! Ein Deutſcher wurde es, der in den Zuſammenhang unſerer Erzählung mit hülfreicher Hand eintreten ſollte.

Unter den Kaufleuten, welche den Markt beſuchten, befand ſich ein Solcher, Namens Eichwald, von den Indianern ſchlechtweg Dom Pedro genannt; es war der reiche Beſitzer der ſchon erwähnten Cochenillepflanzung bei Amatitan und einer Cacaoplantage in Soconusco, der Heimat der feinſten Chocolade, eines am Stillen Ocean um die Abhänge der Anden ſüdlich von der früher mexicaniſchen Provinz Chiapa und nordöſtlich von der Provinz Quesaltenango gelegenen Diſtricts. Dom Pedro, dem man vom Unglück, das die Indianerin getroffen, erzählt hatte, verlangte Roſita zu ſprechen. Sie erſchien. Nachdem der Kaufmann auf verſchiedene Fragen über das Verſchwinden der Kinder, über deren Alter und Ausſehen, über die muthmaßliche Perſon des Räubers und über hundert einzelne Umſtände ſich hatte Auskunft geben laſſen, glaubte er auf der rechten Spur ſich zu befinden. Dom Pedro hatte nämlich — und Zeit und Umſtände ſtimmten überein mit Roſita's Angaben — ein indianiſches Mädchen von einem Mosquitomanne gekauft, der dies für ſein eigenes Kind ausgegeben.

Besser, es kommt in meine Hände, hatte der Deutsche gedacht, und erwirbt sich ein freundliches Loos. Weise ich den Kauf von der Hand, entgeht das Kind dem Schicksale doch nicht und kann der gewissenlosesten Behandlung anheimfallen. Daß der Name des Verkäufers, der sich Dom Gonzalo genannt, nicht übereinstimmen wollte, that nichts zur Sache, denn eine Schmarre auf der rechten Wange und das verstümmelte Daumengelenk der linken Hand, deren Dom Pedro sich wohl entsann, zeugten dafür, daß Encarnacion und Gonzalo Eine Person waren.

Dom Pedro Eichwald interessirte diese Angelegenheit nicht allein vom allgemein-menschlichen Standpunkte aus, er hatte die kleine Dolores bereits als eine begabte, geweckte Natur lieb gewonnen und war entschlossen, ihr eine gute Erziehung zu geben.

Welch herzerschütternden Freudeäußerungen die Indianerin auf diese Mittheilungen des Kaufmanns sich hingab, bedarf keiner Beschreibung. Verlautete auch kein Wörtchen von Juan, ihrem Lieblinge — ein Kind — ein Trost war gefunden. Kaum vermochte Rosita die Stunde der Abreise zu erwarten. Ihre Dolores wenigstens, die Tochter des so unglücklich geendeten Chico, sollte sie wiedersehen!

Dom Pedro Eichwald sorgte durch seine allseitigen Handelsverbindungen dafür, daß überall in Honduras und Guatemala die Spur Encarnacion's verfolgt wurde. Sichern Nachrichten gemäß, welche am letzten Meßtage ein Kaufmann von Omoa in Honduras mittheilte, war der bezeichnete Mosquiteindianer kurz vor der Abreise des Kaufmanns an Bord einer englischen Goelette als Matrose nach Belize in Britisch-Honduras abgesegelt. Die Geschäfte waren abgeschlossen, Befehle ertheilt und die Reise nach Sacramento wurde unter günstigen Umständen in kaum achtzehn Tagen zurückgelegt.

Und hatte der Zauberer nicht wahr gesprochen? Hatte nicht die Messe von Guadalupe's Hülfe gebracht? Dolores war gefunden! Die Mutter drückte das Kind an ihr [illegible] weinte und richtete bald ein Gebet an die Heiligen des Himmels, bald eins an den schwarzen Lämmern vom Vulkan zu Agua. Die Mittheilungen der kleinen Dolores bestätigten den Verdacht gegen Encarnacion im weitesten Umfange und der Schmerz um den zweiten noch fehlenden Liebling Juan verlieh dem längstgehegten Rachegefühl kräftigere Schwingen. Mit einem Briefe des im ganzen Lande wohlangesehenen Dom Pedro versehen (denn er war der erste Gläubiger der Regierung von Guatemala), begab sich Rosita auf die Reise. In Izabal, dem Hauptbafen der Republik am Atlantischen Ocean, zwischen Omoa und Belize im Grunde der Honduresbai am Golfo Dulce gelegen, meldete sich die Indianerin bei Dom Juan Bails, dem Correspondenten Dom Pedro's, um nach Aufnahme der unterdeß hier eingelaufenen Nachrichten über Encarnacion ihre Weiterreise zu verabreden. Kürzlich eingetroffenen Briefen gemäß hatte Encarnacion, nachdem er von Omoa in Belize angelangt, sich als Arbeiter auf den Mahagonischlägen des Herrn Dellafaille am Rio Dulce, dem Ausfluß des Golfo Dulce in die Honduresbai, verdungen.

Mit dem ersten, von Izabal nach Belize fahrenden Schiffe, dessen Capitain die nöthigen Vorschriften zur Aufhebung Encarnacion's (durch Vermittelung des Ortscommandanten) empfing, schiffte sich Rosita als lebendiger Zeuge und Ankläger ein. Ihre Seele lechzte nach ihrem zweiten Kinde, Juan. Gluthe aber auch nach Encarnacion. Der Durst nach Rache lechzte sich mit jedem Schritte, wo sie dem Ziele ihres Hasses näher zu kommen glaubte. Selbst für die schmerzlich erwiesene Gewißheit, daß Juan wol nicht mehr lebte, fühlte ihre wilde Seele in der Hoffnung, bald dem Mörder und Räuber ihres Glücks, unterstützt von Männerkraft, gegenüberzustehen, die einzig mögliche Beruhigung.

(In der folgenden Nummer das fünfte und letzte Capitel: „Die Rache ist mein.")

Die Räuberbraut.

In Nr. 8 unſerer „Unterhaltungen" gab ein verehrter Freund, Herr Advocat Hänle in Würzburg, aus dem Leben berüchtigter deutſcher Räuber eine Zuſammenſtellung derjenigen Momente, in denen ſich die Beziehung des weiblichen Geſchlechts zu dieſem abenteuerlichen und wilden Treiben kundgab. Bei Gelegenheit der hierher gehörenden Thatſachen aus dem Leben des bekanntlich Schinderhannes genannten Bückler's wurde von deſſen Geliebten oder Frau Juliana erzählt, daß ſie durch unerwartet günſtige Ausſagen das Glück hatte, das Schaffot zu vermeiden und mit einer zweijährigen Zuchthausſtrafe davonzukommen. Der Darſteller des Proceſſes, Präſident Rehmann, ſagte damals von ihr: „Das proſaiſche gemeine Leben war dieſer Perſon zuwider. Sie verließ es, um Gott weiß wohin zu gehen."

Darauf hin erhalten wir aus Saarbrücken von einem dortigen Juſtizbeamten folgende intereſſante Mittheilung.

* * *

Am 4. März 1811 machte ich mich von Saarbrücken mit meinem Freunde G. und dem Auscultator Sch. auf, um in einem am äußerſten Ende des Landgerichtsbezirks zwiſchen Nahe und Glan gelegenen Dorfe einen Kindesmord zu unterſuchen. G. war Unterſuchungsrichter, Sch. Protokollführer und ich fungirte als Staatsanwalt. Nach damaliger Reiſeweiſe brauchten wir faſt zwei Tage, um an den Ort unſerer Beſtimmung zu gelangen. Ueberdieß war die Nahe ausgetreten, hatte die Brücken weggeſchwemmt und die Straßen verwüſtet, ſodaß nur auf Umwegen und meiſt zu Fuß unſer Ziel erreicht werden konnte.

Da wir einen nicht unbedeutenden Theil des claſſiſchen Bodens Schinderhanneſiſcher Thaten durchwandern mußten, hatte ich zur Unterhaltung das bekannte Buch von Keil über die „Banden am Rhein" mitgenommen. In jenen Bergen gibt es faſt kein Haus, keinen Baum, keinen Felſen, an den nicht eine auf den „furchtbaren Räuberhauptmann" bezügliche Thatſache ſich anknüpfte; keine Familie, die nicht mit ihm, wohl oder übel, zuſammengekommen wäre. Unſer Studium der Keil'ſchen „actenmäßigen Darſtellung" wurde unter dieſen Umſtänden großentheils durch lebendige Anſchauung unterſtützt und wir hatten bald die einzelnen Verbrechen ſo genaue inne, daß wir ſofort als öffentliche Ankläger wider den ſeligen Hannes an den Aſſiſen hätten auftreten können.

Während wir in dieſem ſtrafrechtlichen Genuſſe ſchwelgten, verſetzte uns die von dem Bürgermeiſter von Sien hingeworfene Aeußerung, daß die bekannte Geliebte des Schinderhannes, Julchen Bläſius, noch lebe und in dem nahegelegenen Dorfe Weiherbach wohne, in den höchſten criminaliſtiſchen Enthuſiasmus. Unſer Dienſtgeſchäft war in drei Tagen beendigt und da wir das Dorf Weiherbach (a. d. Nahe, zwiſchen Oberſtein und Kirn) auf unſerm Heimwege berühren mußten, wurde beſchloſſen, die perſönliche Bekanntſchaft dieſer intereſſanten Reliquie zu machen. In einem freundlichen Wirthshauſe erkundigten wir uns nach der Räuberbraut.

Der Wirth erklärte uns, Juliana Bläſius, gewiſſermaßen verwittwete Schinderhannes, ſei ſtets bereit, den Einladungen der Reiſenden Folge zu leiſten und von ihren „beſſern Tagen" zu erzählen. Sie wurde ſofort zum Kaffee eingeladen. Mit welcher Ungeduld wir ſie erwarteten, wird Jeder ermeſſen können, in dem noch ein Stück Romantik übriggeblieben iſt. Sie kam. Eine reinlich gekleidete, gut conſervirte, etwas magere, eher kleine als große Frau, mit lebhaften ſchwarzen Augen, die beim Erwähnen ihres Hannes hellauf blitzten. Ein feines, ſcharfes Profil. Ueberhaupt ein Geſicht, das unzweifelhafte Spuren

früherer Schönheit trug. So saß sie neben uns — Keil's „actenmäßige Darstellung" — verkörpert in Menschengestalt.

Das Buch zu Grunde legend, begannen wir nun ein strenges Examen mit ihr. Aber auch nicht ein einziges mal ließ sie sich auf Unwahrheiten oder auch nur Uebertreibungen ertappen, so weit wir dies aus dem Buche feststellen konnten. Dies schien uns eine Bürgschaft dafür, daß auch das Uebrige von ihr Mitgetheilte vollen Glauben verdiene. Sie war, so erzählte sie, noch nicht funfzehn Jahre alt und zog mit ihrem Vater und ihrer Schwester Margarethe von ihrem Geburtsorte Weiherbach aus auf Märkten und Kirchweihen Musik machend, als Bückler ihrer bei einer solchen Gelegenheit ansichtig wurde. Er faßte sofort eine heftige Neigung zu ihr und ging den Vater an, ihm „das Julchen" zu überlassen. Dieser wollte nichts davon wissen; aber Bückler war nicht der Mann, der sich einen Korb geben ließ. Eines Abends kam der Feldhüter M. heimlich zu Julchen und sagte ihr, droben am Walde warte ein Herr auf sie, der mit ihr sprechen wolle. In Begleitung des Boten begab sie sich an die bezeichnete Stelle und fand Bücklern, der ihr mit kurzen Worten erklärte, sie müsse nun mitgehen und bei ihm bleiben. Sie schützte ihre große Jugend vor, aber der Räuber ergriff sie, lud sie auf seinen Rücken und trug sie anderthalb Stunden weit in sein Hoflager. Von da an blieb sie seine unzertrennliche Gefährtin in Leid und Freud' bis zum Tode. Sie hatte ihn mit einem Sohne beschenkt, der bei den Assisen zu Mainz zwischen seinen Aeltern saß und in der Sitzung der Gegenstand beständiger Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit seines Vaters war. Beide Aeltern wurden verurtheilt: Der Vater zum Tode, die Mutter zu zweizährigem Gefängniß. Der zwei bis drei Jahre alten Knaben erbarmte sich ein Beamter aus der Gegend von Mainz, er nahm ihn zu sich und gab ihm eine gute Erziehung. Er soll große Anlagen gezeigt haben, starb aber, 17 Jahre alt, ohne daß seine Mutter ihn wieder gesehen hat.

Alles Dies und vieles Andere erzählte uns Julchen sehr geläufig, ohne eine besondere Rührung oder Reue an den Tag zu legen. Auf unsere Frage, welches Leben ihr am meisten zugesagt, ihr jetziges oder früheres, erwiderte sie lebhaft: „Ach, beim Hannes war's schöner!"

Und nun, lieber Leser, wirst du fragen: Was war denn aus Julchen nun eigentlich geworden? Welche Stellung nahm sie, wie man zu sagen pflegt, in „staatsbürgerlicher Hinsicht" ein? Sie war — Ironie des Schicksals! — seit 1807 die gesetzlich angetraute Ehegattin des Polizeidieners Peter Blüsius zu Weiherbach (wahrscheinlich eines Vetters) und hatte mit diesem sieben bis neun Kinder. Frau Räuberin früher und Frau Polizeidienerin jetzt! Ein Sprung vom Kothurn zum Socrus!

Julchen ist seitdem zu ihrem Hannes versammelt worden. Sie starb am 13. Juli 1851, 70 Jahre alt. Ihr Sterbeact, niedergeschrieben auf der Bürgermeisterei zu Sien am 14. desselben Monats, liegt originaliter vor mir, unterschrieben vom trauernden Gatten Peter Blüsius, dem Zeugen Andreas Nieffet und dem Civilstandsbeamten Georg Schwenk. Sie ruhet gloria mundi!

Saarbrücken, 15. Februar 1853.

P.

Anregungen.

Eine geistige Tagesordnung.

Man klagt aus Paris, daß daselbst, einige unfruchtbare und gehässige Sterilitäten über Jugendunterricht und classische Bildung ausgekommen, seine anregende, das ganze intelligente Publicum mehr beschäftigende Debatte aufkommt. In den Tagen Ludwig Philipp's, der zu seinem Nachtheil die oberflächliche Hälfte im Charakter der Franzosen nicht verstehen wollte und sich ein ehrlicher Mann dünkte, wenn er zwischen den Tuilerien, der Börse und den Deputirtenkam-

wenn eine möglichst lebhafte, wenn auch flüchtige und, man möchte damit den ganzen Charakter seiner Politik bezeichnen, fraubainhafte Verbindung unterhielt, gab es immer irgend einen Gegenstand, der zwei, drei Tage lang ganz Paris beschäftigte, dann freilich schon wieder veraltet war, aber doch nur, um von einem neuen Gegenstande abgelöst zu werden. Bald hatte Balzac einen Roman, bald Victor Hugo ein Drama geschrieben, Guizot hielt eine Rede in der Deputirten-, Villemain in der Pairskammer, Arago einen Vortrag in der Akademie; Horace Vernet stellte eine neue Scene aus Algier, Ingres ein neues Porträt aus; eine literarische Fehde entspann sich, neue Entdeckungen wurden gemacht und besprochen, irgend ein neues Talent tauchte auf und Ludwig Philipp selbst, der im Grund seines Herzens immer ein Gegner der alten Vorurtheile war und die rationalistische Aufklärung der Zeit liebte, Ludwig Philipp selbst hatte ein heimliches Gefallen an allerlei Debatten, die über Unterricht, Kirchenlehre, Geschichte, Philosophie ausbrachen und gönnte von Herzen seinen legitimistischen Gegnern die schwierige Stellung, die ihnen zuweilen der Lehrstuhl des Collège Louis le Grand und der Scribener, die Feuilletons des „Journal des Débats" und die ausführlichen Erörterungen der „Revue des deux Mondes" bereiteten.

Jetzt ist von allen diesen Erörterungen keine Spur mehr zu finden. Die geistige Gährung hat aufgehört. Die Journale sind dem gedankenleersten Romanfabrikate und der Plauderei über die Bälle, Feste, Gerüchte der Gesellschaft übergeben. Kein Dichtwerk, keine wissenschaftliche Schrift, keine Rede, keine neue Idee vermag noch in dem leeren und oberflächlichen Lärm, den vor an das große politische Leben Frankreichs gewohnte Jockey-Club hervorbringt, durchzudringen. Eine geistige Tagesordnung gibt es in Frankreich nicht mehr.

Wir möchten bei dieser Gelegenheit wol an Wien und Berlin die Frage richten, ob auch bei ihnen dafür gesorgt ist, daß in jeder Woche mindestens eine Thatsache höherer Art die allgemeine Aufmerksamkeit der Gebildeten beschäftigt? Für die edlere geistige Erziehung einer großen Bevölkerung scheint uns diese Sorge unerläßlich.

Deutsche Gegensätze.

Macaulay, dessen politisches Glaubensbekenntniß bekanntlich das freisinnigste ist und selbst in England von der Stabilität angefochten wird, erhält vom König von Preußen den Orden des literarischen Verdienstes und demnach einen Sitz unter jenen dreißig Hochweisen des europäischen Geistes, die bei der im Jahre 1842 beschlossenen Stiftung des neuen Ordens pour le mérite zu einem Aräopage der ersten Notabilitäten der Intelligenz erhoben wurden — und Gervinus, der sein verbotenes Buch nur in Macaulay's Geiste geschrieben, sitzt dafür in Mannheim vor Gericht.

Die Probe alles Wohlwollens.

Wenn wir von einem herzlichen Anschließen wahrer Liebe, Freundschaft und Hingebung überhaupt die Probe anstellen wollen, so beobachte man, wie die Menschen, die uns unter vier Augen ihre Liebe, Freundschaft und Hingebung versichern, sich benehmen, wenn sie uns in einem großen gesellschaftlichen Kreise begegnen. Sind sie dort fremdartig oder zerstreut, so kann höchstens ihre Eitelkeit oder Gefallsucht sie entschuldigen, wenn sie die Besinnung auf die Gefühle, deren sie uns unter vier Augen versichern, gänzlich vergessen zu haben scheinen. Man sieht daraus, welch edle und starke Natur schon dazu gehört, vor aller Welt gegen Jedermann den Ton festzuhalten, den man mit ihm allein angeschlagen hat.

Die rechte Hülfe.

Wenn doch die Menschen, die gern helfen, nicht immer erst warten wollten, bis ihre Hülfe verlangt wird! Längst schon kann ein Auge hoffnungslos nach ihnen geblickt haben, längst schon kann eine Grüft wurzellos geworden und vom Strome des Verderbens unterwühlt sein, während sie äußerlich noch grün und lebenschimmernd erscheint. Freilich gehört ein großer Edelmuth des Herzens und eine seltene Entäußerung dazu, einem fremden Dasein in seinen Grundquellen nachzufühlen und aus den Symptomen einzelner Aeußerungen, welchen sich Zustände selber zu entnehmen, die, ehe man hilft, erst eingestanden und bekannt wissen zu wollen, bei manchen an sich ganz achtungswerthen Gemüthern doch eine große Trägheit der Gefühle, wenn nicht gar etwas Schlimmeres bekunden.

Des Wahnes Ungeduld.

Daß die Welt doch in der That plötzlich einmal über Nacht untergehen könnte, ängstigt Niemanden mehr als Denjenigen, der etwas Neues entdeckt zu haben glaubt und nur noch ein paar ganz, ganz kleine Umstände zu überwinden hat, bis sein Gegenstand für die allgemeine Bewunderung reif ist.

Verantwortlicher Redakteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen
am häuslichen Herd.

Herausgegeben
von
Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | **Nr. 23.** | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Mac-Donnogh oder die Ausrottung der Sklaverei.

Mit Bezugnahme auf unsere mehrfachen Erörterungen über „Onkel Tom's Hütte" in Nr. 7 und Nr. 23 unserer „Unterhaltungen" bringen wir heute die ausführlichere Angabe der hochherzigen Vorschläge, die der Pflanzer Mac-Donnogh gemacht und ausgeführt hat, um mit der Zeit die Sklaverei der Neger so auszurotten, daß die Herren selbst darunter keinen Schaden erlitten.

Im Jahre 1842 ließ Mac-Donnogh achtzig seiner Sklaven frei und schickte sie, um zu beweisen, daß sie wirklich bei ihm freigeworden waren, nach Afrika in die bekannte Negercolonie Liberia. Als man darüber seines Lobes in allen negergünstigen Blättern Nordamerikas voll war, lehnte er die Huldigungen, die man ihm darbrachte, ab und schrieb in einer Zuschrift an ein in Neuorleans erscheinendes Blatt sein System auseinander. Mac-Donnogh beginnt in diesem merkwürdigen Actenstücke der Humanität, daß in Folge durch „Onkel Tom's Hütte" angeregten Debatte in Deutschland um so eher erwähnt werden mußte, als Lehmann's so trefflich redigirtes und sich seit Jahren unverändert frisch und umsichtig erhaltendes „Magazin für die Literatur des Auslandes" 1815 bereits in Nr. 78—76 diese Zuschrift mittheilte, seine ausführliche Auseinandersetzung mit einer Achtung über den Sonntag, dessen bekannte große Heiligung in England und Nordamerika die natürliche erste Ankündigung seiner Erörterungen sein mußte. Die Neger arbeiteten aus eigenem Triebe für ihre kleinen Bedürfnisse am Sonntag. Der Pflanzer verbot dies und gab ihnen den Sonnabend Nachmittag frei, d. h. als Zeit, um für sich zu arbeiten.

Von dieser Zeit ab, im Jahre 1822 schon, erzählt Mac-Donnogh, wurde der Tag heilig gehalten, die Kirche besucht, und ich gewahrte in sehr kurzer Zeit, führt er, eine merkliche Veränderung in ihren Sitten, ihrem Benehmen und ihrem Lebenswandel, welche sich in jeder Beziehung zum Bessern neigten. Auf diesem Wege gingen wir glücklich ungefähr drei Jahre lang oder bis 1825 fort, als ich auf den Betrag der Summe aufmerksam wurde, welche die Neger durch ihre Arbeit den Sonnabend Nachmittag verdienten, um auf diese Weise ihre eigene Freiheit und die ihrer Kinder zu

erlangen. Bei dieser Schätzung und Rechnung kam ich bald zu der Ueberzeugung, daß dies längstens in 14—15 Jahren bewerkstelligt werden könne. Meine nächste Betrachtung war: Ist es mein Vortheil, sie in der Erreichung dieses Ziels zu unterstützen; oder kann ich es auf irgend eine erlaubliche Weise dahin bringen, daß ich meinen Vortheil darin finde, wenn ich ihnen dazu behülflich bin, daß sie während dieser Zeit ihre Freiheit erlangen? Dies erforderte wieder Ueberlegung und Berechnung. Ich ging daran und war in sehr kurzer Zeit durch die Kaste aller Schlußfolgen überzeugt, daß es geschehen könne und daß es, unter welchem Gesichtspunkte man auch die Sache ansehen und erwägen wollte, mein Vortheil war, so zu handeln, und solches nur so mehr, wenn ich die Gewißheit, die Freude und das Glück in Betracht zog, welche ich genießen würde, wenn ich nach dem Wohle Anderer strebe.

Als ich mich nun überzeugt hatte, daß das Vorhaben an sich gut war und aus mehren gerechtigen Gründen verlaubt zu werden verdiente, beschloß ich, ihnen meinen Plan vorzulegen und in seinem ganzen Umfange zu erklären, d. h. etwa zehn oder zwölf Männern oder Pflichten, solchen Männern und Weibern, zu denen die andern Zutrauen haben. Doch erst ich einen Sonntags Nachmittags nach dem Gottesdienste. Ich sagte ihnen: Mein ihr und eure Kinder wollt kommen, ehrbar, treu, nüchtern, sparsam, fleißig sein, nicht Augenverer, die Angelegenheiten und den Vortheil eurer Herrn wie die Angelegenheiten und den Vortheil eines jeden Einzelnen von euch ansehen und alles Dieses mit dem festen Entschlusse, treg jeder Versuchung, die euch vorkommen mag, und treg jeden Hindernisses, was sich euch in den Weg stellen mag, bis auf Ende im Stetsthun zu verharren, und euch in jeder Hinsicht von mir leiten, regieren und führen zu lassen, dann will ich in diesem Falle und bei diesem vollständigen gegenseitigen Uebereinkommen und Verständniß die Verwaltung eurer Angelegenheiten übernehmen, sodaß ich euch, unter dem Segen des Höchsten, eure Freiheit und die eurer Kinder innerhalb 15—16 Jahren verschaffe, nämlich eure Freiheit in Liberia, dem Lande eurer Väter. Dies wird nach meinem Plane und Dafürhalten auf folgende Art möglich sein. Da nämlich eine Hälfte des Sonnabends euch bereits gehört (in Folge eines Abkommens mit euch, daß am Sonntag nicht gearbeitet werden darf), so wird euer ganzer Verlust dahin gehen müssen, eine dinlängliche Summe Geldes zu erwerben, um die andere Hälfte des Sonnabends zu kaufen; die beträgt den elften Theil der Zeit, die ihr für euren Herrn zu arbeiten habt, und mithin den elften Theil der Summe, die euer Herr für euch gegeben hat und die ihr ihm für eure Freiheit zu bezahlen habt. Wenn ihr den ganzen Verwerb haben laßt und so wenig Geld als möglich aus meinen Händen nehmt, so könnt ihr bald noch meiner Berechnung in ungefähr sieben Jahren vollführen; habt ihr das erst ausgeführt und gehört euch ein ganzer Tag von sechs Tagen, dann werdet ihr leichter und rascher vorwärtskommen; in der That, wenn ihr dies erst erreicht habt, so ist euer Erfolg gewiß, wenn ihr dann in eurem guten Werke fortfahrt, so werdet ihr durch euren Verdienst von einem ganzen Tage in jeder Woche leicht im Stande sein, einen andern Tag eurer Zeit in ungefähr vier Jahren anzukaufen.

Seid ihr nun Herren und Eigenthümer von zwei Tagen in jeder Woche, so werdet ihr in zwei fernern Jahren im Stande sein, einen andern Tag zu kaufen, sodaß euch drei Tage oder die eine Hälfte eurer Zeit gehören wird; in einem und einem halben Jahre darauf werdet ihr im Stande sein, noch einen Tag zu kaufen, sodaß euch vier Tage gehören; in einem Jahre darauf noch einer oder der fünfte Tag; und in sechs Monaten wird euch der letzte Tag oder die ganze Zeit gehören. Euer Verdienst in weniger als nach einem Jahre wird genügen (mit Hinzurechnung Dessen, was die Kinder in derselben Zeit werden verdient haben), euch eure Kinder frei zu machen, und dann wird Alles erreicht sein.

Ich habe nun zu bemerken, daß das Erstaunen und die Ueberraschung der Neger bei solch einem Vorschlage leicht zu begreifen ist; sie waren mit Freudenthränen ihrer Bestimmung, erklärten, daß sie auf meine Treue, meine Ehrlichkeit und meine treuen Absichten, ihnen und ihren Kindern Gutes zu thun, vollkommen vertrauten und willig und entschlossen seien, sich in allen Dingen von mir leiten zu lassen und meinen Willen und meinen Vortheil zu dem Bestreben und der Regel ihres Lebens zu machen. Als wir uns trennten, sagte ich ihnen, daß sie meinen Plan und meine Vorschläge ihren erwachsenen Mitsklaven, Männern und Weibern, mittheilen und sagen sollten, daß keiner von ihnen, der etwas dagegen einzuwenden hätte, gehalten oder gezwungen sei, dem Abkommen beizutreten, daß Derjenige, der nicht beigetreten wünsche, nach der alten Regel forcleben solle, und ich forderte sie Alle zusammen auf, sich die Woche hindurch darüber zu besprechen und mir am nächsten Sonntage in der Kirche ihre bestimmte Antwort und Entscheidung abzugeben, ob sie den Plan annehmen oder aufgeben wollten; zur festigen Zeit machte ich es ihnen zur Pflicht (weil ich es vermeiden wollte, die Sklaven anderer Pflanzungen unglücklich oder unzufrieden zu machen), wenn ihnen an meiner Liebe etwas gelegen sei, Niemandem, was ich ihnen gesagt hatte, in ihrem Herzen zu behalten und keinem lebenden Wesen auf Erden zu offenbaren, bis sie das Land verlassen hätten, um nach Afrika zu segeln. Denn einen neuen Sklavenhandel etwa in Amerika würde ich nicht dulden.

Das versprachen sie zu thun und ich glaube, sie haben es treulich gehalten. Es bleibt mir nur übrig, die Ergebnisse des Versuchs zu erzählen. In weniger als sechs Jahren war der erste halbe Tag von meinen Sklaven gewonnen und bezahlt. In ungefähr vier Jahren war der nächste ober zweite Tag der Woche bezahlt und ihr Eigenthum. In ungefähr zwei und einem Vierteljahre war der nächste oder dritte Tag bezahlt und ihr eigen. In ungefähr fünfzehn Monaten gehörte ihnen der nächste oder vierte Tag. In ungefähr einem Jahre war der nächste oder fünfte Tag gewonnen und bezahlt, und in ungefähr sechs Monaten wurde der letzte oder sechste Tag der Woche ihr Eigenthum und vollendete den Kauf, sodaß sie ihre Freiheit in ungefähr vierzehn und einem halben Jahre erreicht hatten. Nach diesem nahm ich sie etwa fünf Monate zu Arbeit, um die für ihre Kinder noch schuldige Summe zu bezahlen, als Ergänzung zu Dem, was die Knaben und Mädchen bereits verdient hatten. Wenn ein Mißverhältniß in den Zeiträumen erscheint, in welchen sie den Kaufpreis der verschiedenen Tage bezahlt haben, so muß es dem Umstande zugeschrieben werden, daß sie zu einer Zeit mehr Geld entnahmen als zur andern, was namentlich gegen das Ende häufig vorkam, als sie schon den Kauf von drei oder drei Tagen erreicht hatten, sonst wäre ihre Freiheit noch früher in Erfüllung gegangen; dies geschah (die Berechtigung ihrer Freiheit) im August 1830, und sie wären auch um diese Zeit nach Liberia abgereist; da aber die Abolitionisten der nördlichen und östlichen Staaten eine große Aufregung in unsern Staaten hervorgebracht hatten, nicht nur unter den Sklavenhaltern, sondern auch unter den Sklaven selbst, so hielt ich es nicht für thunlich, sie fortzuschicken, weil ich in der unmittelbaren Nachbarschaft der Wohnungen meiner Schwarzen eine beunruhigende schwarze Bevölkerung bekam. Ich sagte ihnen deshalb, ohne ihnen den Grund anzugeben, daß sie sich darein finden müßten, zu bleiben wo sie wären; daß die für ihre Abreise festgesetzte Zeit verhindert worden wäre, und diese Erklärung genügte ihnen auch. So erreichten sie ihre Freiheit, wie oben erzählt worden ist, in ungefähr vierzehn und einem halben Jahre, und ein hübsch von mir aufgesprochenes Wort in einer Zeitung unterm 21. des vergangenen Juni, „daß die Zusendung dieser Leute in meinem Falle nur eine bloße Handlung der Gerechtigkeit wäre", ist nun erläutert; insofern ich von ihnen in Gelde (oder dem Aequivalente des Geldes) den vollen Werth erhalten habe, über den wir in Bezug auf ihre Freiheit in Liberia übereingekommen waren.

Nachdem führt Mac-Donnogh fort: Es könnten vielleicht manche Leute geneigt sein zu sagen: „Wozu sich denn so im Kreise drehen — den halben Sonnabend freigeben — Rechnung führen — einen Tag nach dem andern verkaufen u. s. w.? Das ist Alles unnöthig, und ihre Arbeit, um ihre Zeit zu verdienen, ist eine Täuschung — denn die ganze Zeit des Sklaven gehört eigenthümlich dem Herrn — der Herr kann ihn zur Arbeit zwingen, ohne ihn freizulassen u. s. w." Ich gebe die Wahrheit des letztern Theiles der Behauptung zu, daß die Zeit und Arbeit der Sklaven von Rechts wegen dem Herrn gehört; aber ich leugne, daß der erste eine Täuschung ist, in Beziehung auf den Einen wie auf den Andern, den Herrn oder den Sklaven; denn er gründet sich auf die moralische Constitution des Menschen. Ohne Hoffnung, ohne ein gewisses Etwas in der Zukunft, nach dem der Mensch vorwärts schaut und strebt, wäre er Nichts. Nimm ihm diese belebende Eigenschaft der Seele und er wird wie das Thier im Staube kriechen. Aber, sagt man, warum verspricht er ihnen nicht die Freiheit auf ein mal nach funfzehnjährigem Dienste? Auf diese Weise, sage ich, würde seine Freiheit als ein Geschenk seines Herrn erscheinen, welcher (wie der Sklave fürchten müßte) sein Versprechen bereuen und zurücknehmen könnte. Bei dem andern Verfahren aber würde der Sklave sie verdient, erkauft und seinen Herrn dafür bezahlt haben. Hoffnung wäre in seiner Brust lebendig geblieben, — er hätte ein Ziel im Auge gehabt, welches ihn beständig zur Aufrichtigkeit, Ergebenheit, Treue, Fleiß, Sparsamkeit und zu jeder Tugend und jedem guten Werke angetrieben hätte.

Aus der vorstehenden Uebersicht geht hervor, daß die Grundlage meines Plans für die Förderung und Leitung Religion war, — der Wunsch, die Liebe Gottes in ihren Herzen zu erwecken. Waren Hoffnung und Vertrauen zu ihm erst in ihrer Seele erwacht, so mußten sie auch ihre Frucht tragen: Gehorsam, Thätigkeit, Ordnung, Sparsamkeit und alle guten Werke. Daß dies der Erfolg und jenes die bewegende Ursache ihres treuen und biedern Lebenswandels war, hat sich gezeigt. Ihre Wirkung auf den Vortheil ihres Herrn, seine Freude und ihre eigene Freude, hat sich ebenso gezeigt und bewiesen. Sie sind nun nach Liberia, dem Lande ihrer Väter gesegelt, und ich kann mit Wahrheit und herzlicher Genugthuung sagen, daß in keiner Gemeinde tugendhaftere Leute zu finden waren, und ich bitte den Höchsten, ihnen den Segen zu erhalten, den er niemals aufhörte, über ihre Häupter auszugießen, so lange sie unter meinem Dache für ihre Selbstbefreiung treu und fleißig arbeiteten!

So weit der Bericht jenes braven Mannes, der sein System auf eine tiefe Erkenntniß der Menschennatur baute. Auch der Aermste und Unglücklichste verdankt die Besserung seines Looses lieber sich selbst als einer fremden Hand. Die Freiheit dieser Sklaven wurde der Lohn ihrer Mühe. Sie arbeiteten in Hoffnung. Die Hoffnung, dieser schönste Stern des Lebens, hob ihre Augen empor und regelte ihre ganze sittliche Natur und machte sie stark, einst auch ihre Freiheit freigeworden zu nutzen.

Ein fast zum Dramatischen sich steigernder tragischer Nebenumstand dieser vorsichtigen und besonnenen Sklavenbefreiung war der Mißcredit, in den Mac-Donnogh selbst bei seinen Umgebungen gerieth. Seine Sklaven schwiegen über ihre Verabredung mit ihm. Sie mußten es thun, weil die Bedingungen ihrer Freiheit die andern Pflanzer und Neger hätten aufbringen können. Da sie nun in ihrem eigenen Interesse außerordentlich fleißig arbeiteten und sich keine Zeit gönnten, um endlich ihre Freiheit zu gewinnen, so erschien Mac-Donnogh als ein hartherziger, grausamer Herr und mußte viel Unbill und Anfeindung erleiden. Er that dies wie ein scheinbarer Geizhals, der für einen edlen Zweck spart. Er ließ sich's gefallen, ein grausamer Pflanzer zu erscheinen und tröstete sich mit den verborgenen Dankesthränen seiner Schwarzen und der endlich ans Licht tretenden Thatsache,

daß von Jahr zu Jahr immer wieder neue Transporte seiner freigewordenen Neger nach Liberia segelten.

Mac Donnegh ist sehr reich gestorben. Er hinterließ ein Vermögen, das in die Millionen Dollars ging und seine Kinder. Die Hälfte seiner Reichthümer vermachte er seiner Geburtsstadt Newyork und die andere seinem Wohnorte Neuorleans, dem Schauplatz seines edeln, nicht genug zu rühmenden und bei den jetzigen Debatten über Sklavenbefreiung in erster Reihe vorzuführenden Wirkens.

Eine Novelle aus Centralamerika.

Fünftes und letztes Capitel.

„Die Rache ist mein!"

Mit leiser Strömung und halbgeschwellten Segeln glitt ein Fahrzeug zwischen flachen, sumpfigen Inseln, deren Bäume von Orchideen und Lianen strotzten, in die Mündung des Rio Dulce, wo links aus üppigwuchernden Schlingpflanzen und Palmen die rothblauweißgelbe Guatemala-Flagge von den übergrünten Mauern der Feste San Felipe grüßte. Die üppigen Waldufer des Rio Dulce, welche, in anmuthigen Linien bald hier bald dorthin gewandt, allmälig höher und höher emporsteigen, ließen endlich auch die Spuren der Menschenhand erkennen. Angesichts der von Bananengärten umgebenen Arbeiterwohnungen, die zu den nahen Mahagonischlägen des Herrn Dellafaille gehörten, hielt die Goelette und mit klopfendem Herzen stieg Rosita zum Capitän und den Matrosen hinab, welche in ein Boot gesprungen waren, um das Land zu erreichen. Von himmelhohen Bäumen umgrenzt, aus deren Schirmdach die Finsterniß des Urwalds neugierig hervorlugte, zog sich vom Bergesabhange bis an die Hütten am Wasser ein üppiges Maisfeld, durch dessen Grün die verkohlten Aeste gefällter Riesen des Forsts emporragten. Indem die Ankömmlinge das Boot verließen, trat auch schon ein Karaibenweib aus der nächsten Hütte. Wie groß war der Verdruß der Schiffsleute, wie ungestüm die Verzweiflung Rosita's, als sie erfuhren, Encarnacion hätte Tags vorher den Ort in unbekannter Richtung verlassen, vermuthlich um nach Livingston, einem Karaibendorfe, an der Mündung des Rio Dulce in den Honduras-bai, sich zu flüchten. Herbeigekommene Mahagonierarbeiter erzählten, daß die Nachricht seiner Verfolgung ihm durch Marktleute von Gracias-a-Dios bereits überbracht worden sei, was ihn bewogen habe, nach Empfang seines Wochenlohns den vortheilhaften Dienst zu verlassen. Verdrießlich über den gescheiterten Versuch, des Verbrechers sich zu bemächtigen, begaben sich der Capitän, die Matrosen und Rosita wieder an Bord und das Fahrzeug setzte seine Reise fort.

Bald schlossen senkrechte, über 300 Fuß hohe Felsenwände, die mit der üppigsten Vegetation überwuchert waren, den Fluß ein und ließen dem Winde nur bei einzelnen Wendungen freien Zutritt. Hier und dort stürzte ein Wasserfall aus der Höhe zwischen den schwankenden Laubzweigen herab und stimmte mit seinem Rauschen in den Sang der Waldvögel, in das Schrillen der Cicade ein. In immer neuen Windungen erreichte der Rio Dulce endlich das Meer und Rosita gewahrte links aus der Entfernung auf den vorspringenden Uferwand die cocosnußrauschen Palmendächer Livingstons. Da die Ebbe erst eben begonnen hatte, war es den Schiffern um so leichter, über die flache Barre vor der Mündung mit frischem Seewinde hinauszusteuern. Der Capitän, der einige Bestellungen auszurichten hatte und Rosita, in der Hoffnung, den flüchtigen Verbrecher endlich einzuholen, fuhren zu Land. Im Sonnengolde glühten die jähen Kalkfelsen, welche theils mit Schlingpflanzen, theils mit Strauchwerk bekleidet im Schmucke von Cocosbäumen die schlichten Hütten des Negerdorfs trugen. Scharen von Fischerbooten durchkreuzten mit geblähtem Segel die

Ducht oder Fenstern weiter auf die See hinaus, bis auch wieder taucht die Rückwand eines Hauses und den Wagen empor. In der Nähe des Ufers herrschte thätiges Treiben. In den Gassen, meist aus dem Gestein reichlich herumliegenden, losen Steinen und Blöcken mit dem Bauchen ihrer weißen und bunten Kalmandäle beschäftigt; die Männer reinigten Fische für die bevorstehende Mahlzeit, andere waren mit Ausbesserung ihrer Fischergeräthe beschäftigt.

Grüßend und begrüßt liegen Rosita und ihre Begleiter das schlüpfrigen, steilen Weg zum Dorfe hinan. Ihre Spannung war groß und ihre Blicke forschten nach allen Seiten. Erkundigungen wurden eingezogen. Auch der Commandant des Orts, einer der angesehensten Karaiben, wurde befragt, doch über Guacanagiri war keine Silbe zu erfahren.

Als die Reisenden zum Fahrzeuge zurückkehren wollten, wurde ihre Aufmerksamkeit durch den von einem nahen palmenbeschatteten Platze herübertönenden Jubel angezogen. Um einen Kreis, der auf den Boden einen ungeheuren Kreis wie auf eine Tätowirung beschlug, sprang rundum eine Kinderschar, unter die ab und zu junge Frau sich mischten. Ein weiter Zuschauerkreis kauerte, das Cigarette im Munde, an den Hüttenwänden auf rothbraunflechtenen gelben Bastmatten, andere schauten, im Innern der Wohnungen auf Hängematten sich wiegend, den heißen Getümmel zu, wieder andere hatten sich, an seltsam Zudersrohr kauend, unter den Cocos- und Mangobäumen gelagert. Eine lebhafte, von hellem Gelächter begleitete Unterhaltung flog von Lippe zu Lippe. Vor alle grauschäftige Karaibe führte die Trommel mit wahrer Künstlerschaft und trieb die kleinen Länzer in immer begeisterten Sprüngen . . . Plötzlich durchdringt ein gellender Ruf den ihrenlosen der Tanzgesellschaft. „Juan! Mein Sohn! Juan!“ und Rosita Körper mit hingestrecktem Hause unter die plötzlich gebannte Gruppe. „Du lebst! Du bist es!“ Thränen strömten aus ihren Augen, ihr Busen bog, die Rede versagte. Starr und neugierig forschend sammelte sich die Schar der Schwarzen um Mutter und Sohn, und es schien als strömte das ganze Dorf herbei. Die Menge beruhigte sich nicht. Jeder wollte entscheidenden von dem Vorgefallenen genauen Bericht hören und die begleitete Mutter fand kaum Gelegenheit, ihren Liebling über seine und Wunder gerungene Rettung zu befragen. Unter der gespannten Aufmerksamkeit der Versammlung erzählte der kleine Juan, wie er an jenem geheimnißvollen Tage, den ihn von den Seinen trennte, durch einen Sturmstoß Guacanagiri's betäubt, den Fluß hinabgetrieben sei, bis er am Ufer von Guatemala in einem Gewinde von Blumen und Ranken erwachte. Der Mond stand hoch am Himmel und tauchte seine Strahlen über die silbernen Fluten des Montagua, vom Blutvergießen erwachte scheute der Gerettete nach Hütte sich um, aber die Gegend war völlig wild, er konnte sie nicht. Plötzlich sah er sich im Schimmer des Mondes von Schlangen mit weißgelbgestreiften Alligatorn umringt, und nahm sich eben schwimmend. Der Nach beflügelte Juan's Kräfte, er schwang sich auf einen nahen Baum und sah nun, wie das giftige Thier mißmuthig die verlassene Beute prüfte. Jetzt erst fiel dem Knaben ein, wem er seine Rettung zu danken hatte. Einige oberflächliche Wunden an der linken Schulter, welche von den Zähnen des Alligators herrührten, bestätigten seine Vermuthung. Dieses Thier verehrte, so hatte ihm der Vater erzählt, seinen höchsten Gott in den bezeichneten Morgenröthen der Winternächte, um erst bei Beginn der Frühlings den Raub zu verzehren. Juan's kurze Natur hatte, durch Schlummer gestärkt, sich schnell abgemannt. Die ganze übrige Nacht mußte er mit Schmerz und Müdigkeit kämpfend auf dem Baume Wache halten, bis endlich in der Morgenfrühe ein einsamer Indianer, welcher den Fluß hinabruderte, seiner sich annahm. Nach längerem Aufenthalte in den Gemarkungen einiger Karaiben kam er Gefangener, zur sklavischen Hütte heimgekehrten. Alle groß war seine Bestürzung, als er die Bewirthung des Plagen wahrnahm, der sein Wohen von seiner menschlichen Seite bewahrt schien! Und dennoch kam er sich nicht allein, denn während

r noch weinend und schluchzend am Ufer auf und ab ging, flatterten zur den nahen tropischen Cocospalmen, mit wohlklingendem Kreischen aufsteigt, zwei Papageien herbei, die er einst sorglich gepflegt hatte. „Juan, Maria!“ riefen die treuen Thiere, „komm ach!“ Den Knaben rührte die Anhänglichkeit der verlassenen Vögel und er nahm sie. ch seine tatarischen Begleiter zur Abkehr mahnten, mit sich. Sie sollten ihm von den ren glücklichen Tagen vorplaudern und von der Hütte erzählen, in der er aufgewachsen war. In geselliger Geschwätzigkeit nannten sie die Namen Maria und Chico, die zu sprechen sie von Nelita gelehrt waren. Mit deutschen tatarischen Worten rief Juan hier nach Lorenzino, wo ihn die Mutter zog wiederfand.

Strangelied war der Jubel Nelita's, als sie die überstandenen Gefahren ihres Lieblings vernommen hatte, und nur mit Mühe und Not gab sie den vielfältigen Fragen Gehör, welche von den Anwesenden über den nähern Zusammenhang der ganzen Angelegenheit an sie gerichtet wurden. Der Cazike drängte zur Weiterreise und mahnte Juan seine Papageien, die denen er mit Zärtlichkeit hing, auf einen benachbarten Baum abgehen hatte, wandten sie unter weitgetreuer Begleitung zum Strande hinab, wo das Boot und die Gefährte ihrer harrten.

Emarnacion aber, das Kind fest, wußte gekommen werden. Der Mutterfreude nunmehr diese beiden Kinder genügte nicht dem Liebesdürstenden Herzen der Dulden. Man kehrte an Bord zurück. Die Reise nach Belize nahm ihren Fortgang und ging bei günstigen Winden und hellem Mondschein glücklich von statten. In der Frühe des zweiten Morgens dämmerten westlich, weit zwei Meilen landeinwärts, die vier Giebel des Cockscomb-Gebirges in Duft der aufgehenden Sonne und den flachen Strand entlang dehnte sich in unabsehbarer Häuserreihe Northern-Standing, ein von nahe bei tausend Karaiben bewohntes Dorf.

Als es Nacht geworden war — Juan lag in seinen Schlummern und der alte Arentonume in Nelita's Seele hatte sich beruhigt — saß sie einsam hinaus an der Küste, auf welche durch die offene Tür des Dorf ein Strahl des Mondlichts auf dem bewegten Wasser fiel, um mit dem Anblick ihres Lieblings zu freuen. Aber Nelita sah es kaum, ihre Gedanken wanderten in entfernte Räume. Sie schwebte bald im Wachen, bald im Schlummer aus wilde Traumgestalten hinaus, Tiere und Thier, vor ihren entsetzten Blicken auf. Vom alten Schmerz um sich selber gereinigt klagten Weibe sie den Mannesmuth, der Unsere und den Verrath an. Um sie und sie hatten Nelita das Leben gerissen, um Weiber Rettung, welche in ihrer Nacht lang, hatte sie mitleidlos sich entgegen. Die Todten erhoben ihre blutigen Locken über sie. Sie bewegte die bekannte Kost und umklammerte mit Krallen die Küste der Verwesten, aber Beide schüttelten sich abwechselnd die ungerechtfertigte Umarmung. Keine Gnade. Selbst der heilige Vater von Verwandte konnte sie nicht gewähren. Zeit tauchten die Gestalten der kleinen Dolores und Juan's empor, über auch die eigenen Kinder stehen mit Ahnen ihre Nähe. Jammernd eilte sie ihnen nach, da ertrunken die eisten Phantome und Emarnacion's Schatten in abermenschlicher Größe, mit gezücktem Messer nach geschwungener Rachel vertrat ihr den Weg. „Zurück Nichtswürdige!“ donnerte seine Stimme, „nicht Jenen darfst du folgen, du bist mein!“ „Schonet!“ flehte Nelita, „ich vernichte dich!“ Aber ihre Stimme rächelte, wie in einer Sterbenden, denn es erwürgte sie. „Gnade! Gnade!“ schrie sie. Ein letzter Angstschrei — und sie erwachte.

„Mutter! Mutter! was ist dir?“ rief Juan auf dem Lager aufstehend, denn ihre Stimme hatte ihn entsetzlich und traumhaft umklammerte sie mit Knaben Küsse. Er berührte die brennende Stirn Nelita's, die, mit dem halben Oberkörper über die schwarze Lockenwendung seiner Kopf geneigt, in Schlaf gesunken war. Nelita erwachte, noch entsetzt von dem beängstigenden Traume, und erst Juan's lieber Auge, welches ihr im Mondlichte begegnete, der Druck seiner Hand, die liebe Seelente, welche über den nächtlichen

Ozean vorherrsch, das Rauschen und Dröhnen der an den Bord schlagenden Wellen, das Schaudern des Schiffs, das Knarren der Masse und des Tafelwerks brachten sie völlig zu sich. Sie legte sich gar Nacht wieder und bald entschlummerte sanften neue Träume ihren Schlaf zu verschönigen, bis endlich nach einer langen peinvollen Nacht der Morgen über den Wassern graute.

Friedlich wiegten die grauen Palmenblätter und dem Schatten des Tarabhauses, das Schiff segelte weit eine Meile vom Ufer entfernt, aber ringsherum die ganze See belebenden von kleinen Kanoefahren und Segelbooten, mit je zwei Leuten bemannt, die sich zum Theil mit Angeln der Fische, zum Theil mit dem Schildkrötenfange beschäftigten. Es werden nämlich Angeln mit Lockspeise ins Meer versenkt, die, durch ein Seil mit einem auf dem Wasser schwimmenden Holzklotze verbunden, leicht kenntlich bleiben. Von Zeit zu Zeit wandert der Angler seine Haken und hebt die gefangenen oft drei Fuß langen Schildkröten ins Boot.

Rosita, umgeben von ihren harmlosen, fröhlichen, plaudernden Kindern saß am Fuße des Fockmastes, starrte unter dem gebildeten Segel hinaus auf die blaue wogende Meerflut und folgte mit dem Blicke bald einem, bald dem andern Kahne, welcher die Bahn der Gondeln kreuzte. Plötzlich stockt ihr Athem. Es war, als ob ihr Herz stille stünde. Sie lugte mit weit ausgedehnter Brust hinaus und hob die Hand von dem gebundenen Auge. „Juan, Pablo", rief sie mit gepreßter, bebender Stimme zum Hecke und zum Capitän, „et ist es. Ich sehe Encarnacion!" — „Wo?" — „Im fernen Boote dort, mit jenem Schwarzen! Sie stehen eben Beide am Schildkrötenzaune."

Ein Plan war rasch ersonnen. Mit sichtbarlichem Auge schärfte Rosita in die Ferne hinab, sich zu verbergen. Die Gondel hatte dem Boote unterdessen sich genähert. „Freunde", rief der Capitän hinüber, „habt ihr Schildkröten zum Verkauf? Wir nehmen den ganzen Rang." — „Warte nur ein Weilchen, Capitän", rief Encarnacion, „wir haben da einen, der macht sich wenig zu schaffen, er schläft sich gewaltig." — „Bringt uns Hülfe!" rief der Karaibe einfallend und ergriff den nächsten Bord der Gondel, welche unterdeß nahe herangekommen und die Segel gerunzelt hatte. Das Ende des Schildkrötenfangs wurde auf das Schiff geworfen und halb hob sich, durch die vereinten Kräfte der Matrosen überwunden, der betäubte Seeverwohner auf Deck empor. Encarnacion und sein Genosse folgten der Einladung des Capitäns, den Handel am Bord abzuschließen. Kaum aber hatte der Matrosenkommando den Fuß auf's Schiff gesetzt, als ein heftiger Ruf: „Ulrich! Ulrich!" vom nahen Strande erschall und im selben Augenblick schwangen sich die Papageien ihm entgegen. Encarnacion sah entsetzt nach den Vögeln. Ein plötzlicher Verdacht durchzuckte seine Seele. Noch besann sich der Capitän, noch zögerten die Matrosen. Rosita, in treuen Muth ihren Instinkt Encarnacion's alles Nachdenken erwacht war, hatte der Ruf der Vögel wie eine überirdische Mahnung, wie ein Todesgericht der Rache getroffen und, von dem Gedanken festgehalten, der Mörder könnte abermals der verdienten Strafe entgehen, stürzte sie hervor. Encarnacion sah, erkannte sie. Von Furcht und Schrecken getroffen flüchtete er ins Boot, ergriff das Ruder und schon setzte sich der leichte Kahn in Bewegung, als ihn die Indianerin durch einen Sprung von der Gondel herab zurückriß. Todesangstgeheul überschallte sie und Encarnacion. Sie hielten sich an den Rudern des Verhaßten. Der geschickte Schwimmer leistete Widerstand, ergriff das umgeschlagene Boot und hatte zu einem Messerstoße aus. Rosita's Leben hing an einem Faden, da fiel ein Schuß vom Bord der Gondel. Encarnacion war getroffen. Rosita lief den jetzt Sinkenden frei, aber mit triumphirter Allgewalt stammerte sich Encarnacion an sie an. Sie rief um Hülfe, aber Beide versanken. Das Wasser erdichte ihre Stimmen.

In höherer Spannung erwarteten die Kinder, die der Capitän mit Gewalt an Bord zurückhielt, den Ausgang des Kampfes, während zwei Matrosen mit dem Schiffsboote, das erst vom Deck herabgelassen werden mußte, Rosita zu Hülfe eilten. Der Mord hatte die

Gurlette weiter abgetrieben. Mehrere tauchten zwei stimmende Häupter kaum aus den Wogen und die Papageien, die Nesita und Encarnacion instinktartig gefaßt waren, umkreisten sie mit dem verhängnißvollen Rufe: „Chica! Chica!“ und „Uterie! Uterie!“ Als die Matrosen ankamen, war es zu spät. Das Meer hatte seine Opfer verschlungen.

Eine halbe Stunde darauf hatte die Corvette ihre Fahrt wieder begonnen. Ein leichter Seewind blähte die sonnenglänzenden Segel und der Steuermann saß ihnen wieder pfeifend am Ruder. An dem Maste, das aufgetragen wurde, nahmen die weinenden Kinder keinen Theil.

„Weinet nicht“, sagte zu ihnen der Capitän, als er vom Maste entfernt, „ich kenne Dom Pedro Gschwalk, er ist ein braver Mann und wird euch, wenn er von eurem Schicksal und dem Ende eurer Mutter Nachricht erhält, wie seine eigenen Kinder behandeln. Ihr werdet es Bahe gut haben! Weinet nicht!“

Bei Dom Pedro Gschwalk kann man das junge blühende Indianerpaar sehen. Sie sind nicht wie Diener gehalten. Wenn auf seiner reizenden Villa die Gäste auf den charmanten Veranden nach dem Maste rudern und schleichet Sorket gebracht wird, kommen Nesita's Kinder patronisch die Höhe, mit tropischen Pflanzen geschmückte Körbe heraus und erheitern die Gäste durch Lieder in mehr Augenden als sechen Tönen, zu denen sie ihre Nationalen Tänze aufführen, von einfacher, aber sinniger Bedeutung.

Jeger von Tiefen.

Die Montenegriner.

II.

Die Sitten und Gebräuche der Montenegriner sind fast in jeder Beziehung die alten altslavischen, und wer diese kennt, kennt auch die der Montenegriner, was doch bei höheren Ansprüchen noch etwas mehr ins Weite und Barbarische spielt. Wie alle Serben, so sind auch die Montenegriner freigebig und tapfer. Die Waffen haben sie immer bei sich, wie der Mensch seine Zähne. Jeder, selbst der Aeltermann, der Schreiber, der Priester und Pfarrer, der Bettler und der Knabe, der eine Pistole halten kann, ist mit Säbel- und Schießwaffen geschmückt. Und man erinnert sich dabei der Schilderung der alten ebenfalls illyrischen, deren „waffenklirrender Aufzug und deren stolzes Waffengeräusch und Helmbegierde“ Tacitus beschreibt. Mancher Montenegriner hat für sein reichgeschmücktes Gewehr einen höheren Preis gegeben als für seine Frau, und er hält es wie seine Vorväter, wird in Gegenwart seiner Frau nicht trinken der Fall ist. Wie alle freigeistigen und ernsten Völker und wie alle Serben, sind sie gastlich und schlachten einen Stier zu Ehren der besten Gäste, die bei ihnen noch ganz so zubereitet, gebraten und auch verspeist wird wie bei denjenigen Jagdgesellschaften, die Homer besingt. Dabei sind sie aber gastlich sehr rasch und rachsüchtig. Die Blutrache ist tief bei ihnen eingewurzelt und der ernste und ernsteste Mädchen haben versprochen gestorben, sie aufgerufen. Obwohl sie arm sind, obwohl sie sind mit Noth und Elend, mit den Türken, mit unbarmherzigen Bergen, mit dem Mangel an Lebensbedürfnissen ringen und obwohl daher ihr Temperament in der Hauptsache melancholisch ist, besitzen sie doch eine reiche poetische Ader. Dichtung, Lieder und Gesang sind ihre Freude. Sie besingen Alles, was ihnen in den Weg kommt, hauptsächlich aber ihre Heldenthaten gegen die Türken. Und kaum ist gestern etwas Bedeutsames gegen ihre Erbfeinde ausgeführt, so weiß es heute schon ein Guslar (Zitherspieler) in einem ellenlangen Liede zu besingen und dreißig lange die Gusle (Pferdehaar-Zither). Allerdings klingen viele Lieder fast alle, selbst wenn sie nichts Neuestes abhandeln, wie ein Mittelding zwischen Kirchenlied und Grabgesang mit viel Beimischung von Kriegsgeschrei. Die Monte-

regierer hören ihren Sängern stundenlang zu. Einem von uns würde es bald langweilig machen. Auch ihre Madelos selbst waren Dichter, namentlich der leider jüngst verstorbene und hochverehrte, der mehre vortreffliche Sachen geschrieben und publicirt hat, unter andern ein philosophisches Gedicht, das ich zwar nicht kenne, das aber in seinen Speculationen sehr Hegelianisch sein soll. Ferner ein Drama: „Stephan der Kleine", in welchem eine äußerst poetische Schilderung seines eigenen Landes (Montenegro) vorkommt, die ein Montenegriner einem Dogen von Venedig vorträgt.

In ihrem Umgange mit Andern zeigen die Montenegrer viel natürlichen Verstand und haben in ihren Redewendungen eine gewisse Höflichkeit und Vornehmheit, die sie von Haus aus gewohnt sind, unter sich jedes Wort auf die Wage zu legen, weil nicht blos bedeutungsvolle Handlungen (ich meine Schläge), die bei ihnen ganz ungewöhnlich sind, sondern auch beleidigende Worte Veranlassung zu Blutrache werden können. Wer einem Andern einen Schlag mit dem Pistolkolbe (Pistolenkolbe) gibt, soll nach einem noch vom letzten Madelos bestätigten Gesetze des Lord Schaling. Die vornehmere und zurückhaltende Weise, in der sie von dem schönen Geschlechte reden, ist ganz morgenländisch, sowie auch die Frauen bei ihnen fast ganz dieselbe Stellung haben wie bei den Türken, nur daß sie nicht die Polygamie der Letzteren theilen. Die Frauen sind weniger ihre Gesellschafterinnen als ihre Sklavinnen, die nicht blos das Haus, sondern auch meistens das Vieh und den Acker bestellen und die fast ganz über meine Mittagsruhe, sogar über ihren separirten Tisch hin sich scheren.

Ihre ganze häusliche Einrichtung ist natürlich sehr einfach, etwa wie die unserer Alpenhirten in ihren Sennhütten. Möbeln und Bequemlichkeiten findet man da fast keine. Die Häuser sind ungefähr so gebaut wie die Sennhütten in Savoyen und den französischen Thälern der Schweiz und Steinhütten zusammengelegte Mauern, mit einem Dach von Stroh oder Strauchwerk darüber und mit Schornsteinen statt der Fenster. Daher braucht man auch eben nicht sehr zu eilen, um zu sagen, wenn man in den Zeitungen liest, daß die Türken ein montenegrinisches Dorf „in Rauch hätten aufgehen lassen", oder daß sie „sengend und brennend" durch ein Thal gegangen wären. Hat der Montenegriner nur seine Heerden in die Bergverstecke getrieben, seine Kinder und Frauen in Sicherheit gebracht, sein Pulver und einige ärmliche erbeutete Zwanziger oder Dukaten beigeschafft, so mag er um sein Dorf gierlich unbekümmert sein. Viel mehr als die Schießlöcher kann da nicht verbrannt und diese sind nachher bald wieder geschlossen. Sogar der Mairie selbst in seinem sogenannten Kleiderpalaste hat nicht mehr als drei einigermaßen wohnliche und geräumige Zimmer.

Wie in Bezug auf ihre Absonderung, so stehen auch in Bezug auf ihre soziale und staatliche Verfassung die Montenegriner Deutschland [illegible]. Von jeher sind aus den slawischen Stämmen eine Menge kleiner Gemeinschaften oder Staaten hervorgegangen, deren Zustände denen der Montenegriner so ähnlich sehen wie ein Ei dem andern. Ueberall in der von einheimischen Tyrannen oder fremden Eroberern fast vielbeschlossenen Slawenwelt finden einzelne freiheitsliebende Jünglinge, Familien oder ganze Gemeinden und kleine Stämme in der Wildniß und begründeten in den Wäldern, Bergen oder an abgelegenen Flußufern Räuberbanden und Kriegergemeinschaften, aus denen, wenn sie glücklich waren, zuweilen kleine Staaten erwuchsen. So waren z. B. die berühmten Saporagischen Kosacken, die so lange gegen persischen Luxus, Polen und Russen ihre wilde Freiheit behaupteten, nichts weiter als [illegible] solcher Staat hingelassener Räuber und freiheitliebender Patrioten. Einen Aehnlichkeit war auch der ehemals berühmte Staat oder Bund der sogenannten Uskoken auf den Grenzen Oesterreichs, der Türkei und der venetianischen Republik. Einen Aehnlichkeit sind alle die geschlossen Heidenbanden und Verbrüderungen, die in Zeiten äußerer Noth und Bedrückung auch dem freiheitlichen Volke hervorgingen und denn und wenn die Gebirge Bulgariens, Serbiens, Bosniens u. s. w. erzählen. Alkaide bedeutet im Slawischen etwa so viel als ein Gastgeber, ein Wirthsvater, ein „Custos" und Hattuk

hat so ziemlich denselben Sinn, bekam dann aber auch, da die in die Vielzahl verbannten Patrizier sich oft nur durch Auch halten konnten, die Bedeutung von Räuber.

Da wo die Verbreiterung der Patrizier war dem Stark und kein bestimmtes Terrain und Gebiet für sie gewonnen wurde, wo die Klaklen oder Halbadlen anfiel in den Wäldern, verbrieften u. s. w. Gebirgen, wurde die Verfassung dann eine mehr militärische oder despotische. Ein Herman (bei den Kroaten) oder ein Hauptmann (bei den Bulgaren) wurde ernannt, der als Militärchef oder Räuberhauptmann den Bund leitete und gewöhnlich auf Lebenszeit commandirte. Da aber, wo (wie bei Montenegro) ein festes Gebiet gewonnen wurde, wo ganze Täcker, Gemeinden und Stämme sich mit den Klaklen und Halbadlen vereinigten, wurde dann die Verfassung gewöhnlich eine bürgerliche und freie; und die ursprüngliche eigenthümliche patriarchalische Gestaltung der slawischen Täcker, Gemeinden und Stämme mischte sich als Grundlage der entstehenden Staatsverfassung dem militärischen Kriegercommando bei.

Die slawischen (serbischen) Täcker sind fast alle auf der Familie aufgebaut. Die Familiengenossenschaften traten sich nicht verwandter und hatten sich immer nebeneinander ansiedelten ein Dorf und bebauten ihr altes Familienhaupt als Dorfhaupt bei. Jeder Tact hatte bei ihnen eigentlich eine Familie oder ein Stamm (ein Plemen, wie sie sagen) als patriarchalischer Verfassung, an dessen Spitze der sogenannte Starschina (der Oberste) steht. Oft natürlich gingen auf einem Hauptterrain Colonien oder Nebendörfer hervor und derselbe Familienstamm verbreitete sich dann in einem ganzen kleinen Distrikt. Es den ebenfalls der Name Plemen (den wir mit dem ebenso klan übersetzen können) beschalten wurde. Mehrere benachbarte Dorfgruppen oder Plemens traten dann auch zu einer größeren Verbrüderung zusammen und diese wurde dann Nahia genannt, und wie eine Kantons übersetzen können. Die sämmtlichen Serbenländer (und so auch Montenegro) fallen daher in Nahias (Kantone) und Plemen (Dorfschaften oder Familienschaften). Die größeren Genossenschaften oder Nahias wählten sich dann auch ihren Vorsteher wieder unteren Chefs das Knezen, die sehr verschiedene Titel bekamen und bald Knezel (Käzel), Hodyvatare (Herren) oder Wojwoden (Herzöge) genannt wurden. Am häufigsten ist Titel Weiwode (Schottisch: Chieftain) bei diesen Stammhäuptlingen, die, in Berührung mit den Starschinen oder Dorf- und Familienältesten, die zu mehreren Nahias beschlichen. Traten wieder, wie bei Montenegro, mehre Nahien zu einem größeren Ganzen zusammen, so wurde dann auch für diesen größeren Bund wieder ein gemeinsamer Vorhaupt, ein Ober Weiwode oder Ober Hodyvatar ernannt, der sich auf den Häuptlingen der Nahien und Stämme dann wieder ebenso herauf wie diese unter sich mit ihren Unterhäuptern und Aeltesten. In Kriege treten, daß sich, wie ich sagte, im Jahre 1803 der Bischof von Zenta an die Spitze des Aufstandes der tschernagorischen Stämme stellte, es, daß die Montenegriner ein geistlicher Oberhaupt, einen Vladika, als ihren allgemeinen Chef erhielten.

Nichts ist eigenthümlicher als Corporationen, und von allen Corporationen die eigenthümlichsten sind diejenigen, die Bund- und Stammgenossenschaften, die Gau. Sie sind in der Zeit größter Noth zu einem gemeinsamen Beschluß gebracht werden. Ostreich hat Dalmatien, in der Morlakei und Albanien noch überall mit den Gaugerichten der Gaue Bewohner zu kämpfen. Es gibt dort vielfach noch Gaue, Gauaue und Dorfschaften die, ihre Starschine und Weiwoden an der Spitze, sich nur schwer der von Oestreich neuen Staatsordnung fügen. Solche Stämme, die zwar an Oestreich Tribut bezahlen, sich dann besonders ruhig heißen, wenn viele österreichische Truppen in der Nähe sind. z. B. die Krivoschianer in einem Thale westwärts von der Bai von Cattaro, die

Schuppener, die Podgoritschianer in den südlichsten Thälern gegen Türkisch Albanien zu. Sie sind fast in allen Stücken den Montenegrinern gleich und genießen auch einen ziemlichen Grades von Freiheit, nur daß sie österreichische Unterthanen heißen und nicht offenbare Türken (Raubanfälle) machen dürfen. Sind in Cattaro nicht gerade viel Truppen zur Hand, so suchen indeß die österreichischen Behörden mehr auf dem Wege der Güte als der Gewalt mit diesen Leuten durchzukommen, und österreichische Beamte lassen sich in jenen wilden Thälern eben nicht viel oder gar nicht blicken. Machen die Leute es zu arg, so kommt wol einmal eine österreichische Executionscompagnie ins Thal und die Furcht vor solchen Executionen und Einquartierungen hält sie ziemlich in Ordnung. In der europäischen Türkei gibt es überall eben solche, von halbfreien Grämmern bewohnte Striche (Klanj), in denen es selbst zur Zeit der größten Macht der türkischen Macht sie einem Türken nicht gehorchen war und wo der Sultan, wenn er seinen Hatschik (Tribut) beisammen hatte, weiter keinen Einfluß auf das Gelegenheitsgouvernement dieser Leute übte.

Ein in letzter Zeit oft neben den Montenegrinern citirter Beispiel eines solchen je nach Umständen zuweilen halb, zuweilen ganz unabhängigen Klanß sind z. B. die sogenannten Grahowianer, die unter ihren Familienältesten und unter ihrem inneren Woiwoden ein Thal an der Nordwestgrenze von Montenegro bewohnen. Gerade ebenso oft es nun auch in Montenegro selbst. Der letzte Vladika hat zwar auch den Woiwoden und Knesen der verschiedenen Plemens und Nahien eine Art Senat gebildet, der sich bei ihm versammelt und unter seinem Präsidium Gutachten fabt; auch hat er noch sonst einige, auf Centralisirung der Staatsgewalt hinstrebende Anordnungen getroffen, hat z. B. auch mit einer Leibwache, die aus den vornehmsten jungen Leuten der verschiedenen Thäler zusammengesetzt ist, mit den sogenannten Perjanitzen, umgeben. Aber nichtsdestoweniger geht es bei den Beschlüssen des Senats und des Vladika doch nie ohne Separat-Unterhandlungen mit den einzelnen Thalschaften, Stämmen und Türken ab, die alle nur gar zu oft ihren eigenen Willen und ihre eigenen Interessen haben, die sich einzeln auf ihre eigene Hand den Türken ergeben oder auch wieder auf ihre eigene Hand Lichten (Ausfälle) gegen die Türken machen, ohne den Vladika zu fragen. Da diese verschiedenen Stämme, trotzdem daß sie alle Montenegriner, doch wieder häufig in Blutrache-Angelegenheiten untereinander verfeindet sind, Angelegenheiten, die nur während eines Türkenkriegs einstweilen ruhen, so geschieht daher auch der Verkehr der Bewohner eines Thales oder Distrikt mit dem andern immer mit großer Vorsicht. Und sogar der verschiedene Klanßs selbst sucht und, es gibt genug Striche in seinem Lande, in denen er nicht reisen möchte, wenigstens nicht ohne Begleitung einiger Perjanizi oder ohne die Thalbewohner zuvor benachrichtigt und um ein sauf-conduit aus ihrer Mitte gebeten zu haben. Es bereite und dabei namentlich auf die Berdos und die hohen Gebirge im Osten seines Landes, welche die Montenegriner die „Verfluchten Berge" (prokliti gori) nennen und von denen man immer nicht gewiß weiß, ob sie türkisch oder montenegrinisch oder wie sonst gesinnt sind. Wären die Montenegriner allein auf der Welt, so würden sich die Berdos und die Katunßker und die Lichtenizer und die Grahowianer beständig in den Haaren liegen und ebenso blutige Kriege untereinander führen, wie sie es jetzt gegen die Türken thun. Ein wenig Türkenmacht ist ihnen zu ihrer inneren Ruhe und Einigkeit und zu ihrem eigenen Glück ganz nöthig. Kommerzich kann auch der Vladika den Türkenkrieg nicht entbehren, weil er nur durch Hinweisung auf den Halbmond seine Herrschaft und Centralmacht stärkt. Auch für die einzelnen Stämme und Individuen sind die Lichten (Ausfälle auf die Türken) eine Art Erwerbszweig. Dieser junge Türkenkrieg mag daher vielleicht durch ein Kompromiß wieder beigelegt werden; doch wird ein solches Kompromiß immer wieder nichts Definitives sein. Und im Ganzen werden die alten Zwistigkeiten und Ver-

hältnisse fortdauern, so lange bei den Montenegrinern Blutrache und Gianzeck nicht etwas Besseres, Civilisation aber etwas festere Wurzeln schlagen, was leider noch sehr lange dauern kann. *)

J. G. Cobi.

Schwankungen der Erdoberfläche.

Am 13. October 1852 wurde im Atlantischen Meere, 12 Meilen vom Aequator, von einem englischen Schiffe ein merkwürdiges Schauspiel beobachtet. Die Mannschaft hörte plötzlich ein donnerähnliches Getöse in der Tiefe des Meeres. Es nahm allmälig so an Stärke zu, daß es geradezu ohrenbetäubend wurde. Die See warf hergehohe Wellen und da der Wind von mehren Seiten anstrengte, verlor der Steuermann bald jede Gewalt über das Fahrzeug, das bald in die Höhe, bald in die Tiefe geschleudert wurde. Die Mannschaft betete und hielt sich für rettungslos verloren. Fünfzehn Minuten hatte dieser furchtbare Zustand gedauert, da wurde die See allmälig ruhig und der Steuermann begann sein Ruder wieder zu handhaben. Das Schiff war gerettet. Aber mehre andere, die beim Beginn der Meereserschütterung in Sicht gewesen, waren verschwunden und nach wenigen Minuten sah man Schiffstrümmer und das Wrack eines Schraubendampfers vorübertreiben. Das Schauspiel war also ernster Art gewesen und hatte Menschenleben gekostet.

Ohne Zweifel war dies ein unterseeisches Erdbeben, oder ein Meerbeben (Unterman es nennen. Also ein neuer Beweis, daß überall, auch unter dem Meere, noch das unterirdische Feuer thätig ist und daß das Innere der Erde überall von unterirdischem Feuer erfüllt ist, wahrscheinlich auch im geschmolzenen Zustande sich befindet und die feste Oberfläche der Erde nur eine dünne Rinde auf einem innerstig glühenden Kugelen ist. Verhältnißmäßig noch dünner als ein dünnes Goldblättchen auf einer Orange gefaßt, wie Humboldt sich ausdrückt.

Daraus folgt freilich, daß die gegenwärtige Form unserer Erdoberfläche mit ihren Meeren und Continenten, mit ihren Gebirgen, Thälern und Ebenen noch keineswegs eine so bleibende und zuverlässige ist, wie man es sich gewöhnlich nimmt. Die Zeit freilich ist vorüber, wo nach den Darstellungen unserer Geologen die Ausbrüche jener Feuermassen so gewaltig waren, daß sich aus dem Meere Gebirge wie die Alpen erhoben, auf denen man noch in bedeutender Höhe versteinerte Muscheln und andere Seethiere in großer Menge findet; wo über große Strecken der Erde hinweg Land und Meer ihre Rollen tauschten, Vorgänge, deren Zeuge der Mensch noch nicht war. Aber daß auch noch in der historischen Zeit, seit das Menschengeschlecht die Erde bewohnt, Veränderungen der Oberfläche, und zwar bedeutende und weit verbreitete, stattfanden, dafür finden sich zuverlässige Zeugnisse fast auf der ganzen Erde. Daß erwähnte unterirdische Erdbeben stets keineswegs vereinzelt da, sondern gerade in jener Gegend hat man ähnliche Erscheinungen gar nicht selten beobachtet, auch bisweilen vulkanische Asche in Masse auf dem Meere schwimmend gefunden. Bezeichnend hat auf seiner Karte des südatlantischen Meeres die Gegend verzeichnet in einer Linie, welche durch die Inseln St. Helena und Ascension geht. Diese Inseln sind selbst vulkanischer Natur und wahrscheinlich bei einem ähnlichen Ereignisse aus dem Meere emporgestiegen. Solche Inseln, die augenscheinlich aus dem Meere emporgestiegene Gipfel sind, gibt es bei Italien, Griechenland, Island, an der Östlichen Küste in Menge. Man hat sogar viele derselben aus dem Meere allmälig emporsteigen sehen. So bemerkte im Jahre

*) Das Ergebniß dieser denkwürdigen Wechselung des gelehrigen Verfassers der „Reise in Istrien, Dalmatien und Montenegro" ist bekannt und, daß wir, ohne uns nähere Erwägungen verleiten zu machen, doch an der Montenegrinern kaum ein anderes Interesse nehmen können als das ihrer geschichten und bedrängten Religion.

D. R.

1831 ein Schiff in der Nähe Siciliens in der Enge eine Stelle, wo das Meer zu Tiefen schien, was gewaltig bewirkte. Man näherte sich vorsichtig und bemerkte, daß eine Insel aus dem Meere emporstieg. Nach Verlauf mehrere Tage war sie fertig, wurde ruhig und man konnte wagen, sie zu betreten. Man ertheilte ihr den Namen Ferdinandea. Nach einigen Monaten war sie aber spurlos wieder verschwunden.

Thatsächlich sind die Veränderungen der Erdoberfläche, welche seit der historischen Zeit durch allmäliges Erheben und Sinken des Bodens in verschiedenen Theilen der Erde entstanden sind und welche ebenfalls durch Wirkungen des unterirdischen Feuers erklärt werden müssen, welche in diesem Falle zwar unmerklich und langsam, aber durch ihre längere Dauer von großem Einflusse sind. Man bemerkt ihre Wirkungen namentlich in der Nähe des Meeres und glaubte wol früher, daß das Meer nehme selbst ab und zu, seine Minera werde höher oder tiefer, was aber nur der letztere vom Gleichgewicht der Flüssigkeit durch auf unterirdische ist. So erhebt sich die Küste von Schweden langsam seit Jahrhunderten langsam aber merklich. Die Akademie von Upsala machte schon 1731 Versuche, die Sache zu beweisen. Man brachte an den Felsen gerade in der Höhe des Wasserspiegels Einschnitte an, die schon nach einigen Jahren nicht mehr vom Wasser erreicht wurden. Seitdem ist das Ansteigen vielfach beobachtet und bestätigt worden. Die Erhebung beträgt an manchen Stellen mehr, an andern weniger; Beweis genug, daß nicht ein Sinken des Meeres Ursache ist. Die Küste von Schweden hingegen senkt sich allmälig. Der Stadt Arvia lag sonst am Meere, dem sie den Namen gab, und hatte einen Hafen; jetzt liegt sie weit vom Ufer. Aehnliche Erscheinungen bemerkt man in Menge an den Küsten Frankreichs, Englands, Grönlands, Südamerikas. Diese Bewegungen sind freilich zu langsam, um sich durch den Augenschein im Verlauf weniger Wochen oder Monden davon überzeugen zu können. Wer aber durchaus nur seinen Augen trauen wollte, der müßte sich an die italienische Küste bemühen. Dort stehen im Königreiche Neapel die berühmten Ruinen des Serapis Tempels von Pozzuoli als ein unverwerfliches Zeugniß der allmäligen Veränderungen, welche mit jenen Küsten vorgegangen sind, und zwar seit dem Dasein des Menschengeschlechts. Außer vielen andern in der Nähe liegenden Ruinen stehen dort, von unbestreitbaren Denkmalen umgeben, drei hohe Marmorsäulen. Obgleich gegenwärtig ein Theil auf diese Säulen angenehmlichen Zoten übergangen muß, weil im Verlaufe von Jahrtausenden hier geschehen ist, so waren sie doch lange Zeit ein Räthsel und Zankapfel der Gelehrten. Die drei Säulen stehen nahe am Meere, sodaß das Wasser einen Fuß hinfließen kann. Sollten wol die alten Römer das, übrigens mit architektonischem Aufwande hergestellte Gebäude an einer so sehr gewählten Stelle errichtet haben, wo jeden Augenblick das Wasser hineintreten konnte? Gewiß nicht! Es bleibt keine andere Annahme übrig, als daß sich nach Erbauung des Tempels die Küste gesenkt habe. Aber weiter. Drehen wir an den Säulen empor, so sehen wir in einer Höhe, zu der wir nicht hinaufreichen können, um jede Säule einen breiten Streifen laufen, der sich auszeichnet. Alle drei Säulen sind an dieser Stelle mit einer Menge von Löchern versehen. Untersuchen wir diese Löcher näher, so finden wir, daß sie von einer Bohrmuschel, der Meerbohrel herrühren, und zum Ueberflusse finden wir noch in manchen Löchern die Muschel selbst. Diese Bohrmuschel bohrt sich mittelst ziemlich tiefe Löcher in Steine und schlägt darin ihren Wohnsitz auf. Sie bohrt noch jetzt z. B. die Insel Helgoland an, an der man sie häufig finden kann. Sie lebt aber nur unter der Oberfläche des Wassers. Wie sind nun wol diese Bohrmuscheln dazu gekommen, die drei Marmorsäulen in jener Höhe anzubohren? Offenbar ist dies nur einzig dadurch erklärbar, daß diese Säulen einmal längere Zeit hindurch bis über jene Löcher hinaus und unter dem Wasser gestanden haben. So tief also hat sich einst die Küste gesenkt und ist nach längerer Zeit wieder zur jetzigen Höhe emporgestiegen. So bilden diese Säulen ein unverwerfliches Denkmal der Schwankungen,

welche im Laufe der Jahrhunderte an diesen Küsten Fuß gefaßten haben und bekannt sind, daß es mit der Wahrheit der Geschichte auch gegenwärtig eben noch gar nicht ganz sicher steht. K.

Anregungen.

Unsere gegenwärtige Literatur.

Bei aller gerühmten Erneuerungssucht, die man unserer neuern deutschen Poesie auf manchen Gebieten einräumen darf, hat man sie doch den entschiedenen Vorwurf einer auffallenden Inhaltlosigkeit gemacht.

Ein Rückblick auf die vergangenen Zeiten beweist, was wir meinen. In der classischen Periode fanden wir in der romantischen war sie schöne Literatur die Darstellung eines tief in Nation im Großen und Ganzen wichtigen Inhalts. Sie wurden durch die großen Talente nicht nur neue Formen der Darstellung gewonnen, sondern auch Thatsachen zum lebendigen Ausdruck gebracht, Thatsachen, die mit dem ethischen Grade seinem Gehalte, Gemeinsinn, Tugenden und Gesinnungen im innigsten Zusammenhange standen. Man kann Namen wie Klopstock, Lessing, Herder, Goethe und Schiller nicht nennen, ohne nicht damit auch zugleich Capitel der Culturgeschichte zu bezeichnen. Auch die romantische Periode brachte in ihren Meisterwerken, Dramen, Novellen und epischen Gedichten einen innigen Zusammenhang mit dem allgemeinen Geiste der Zeit auf. Man wandte sich damals von französischem und antikem Geschmack zu einem germanisch-mittelalterlichen, man wandte sich vom deutschen Glauben zur Philosophie, ja zum Skandinavismus selbst zurück; man huldigte auch in der Literatur der Geschichte und den Erinnerungen unserer Vorzeit, die nach Sagen, Bild- und Schriftwerken gesammelt wurden. Mit dem Eintritt der Restaurationsschrecknisse begann aber schon 1815 jene Inhaltslosigkeit einer sich gleichsam nur selbst behandelnden Literatur. Der Kern, reelle Ausdruck einer eingeweihten Gedankenwelt hörte auf dem eingeweihten Gebiete auf. Die Talente wurden immer kälter und ohne Beziehungen für die Nation im Großen und Ganzen bedeutungsleerer. Man nennt jene Zeit einer auslaufenden größern Periode und einer heranbrechenden neuen nachmaligen Strömungen die Restaurationsliteratur. Sie wurde von der Bewegungsliteratur, die in mannichfachen Erscheinungen mit dem Jahre 1830 anbrach, in ihrer innern und äußern Haltlosigkeit mit allen Waffen der Kritik und des Spottes bekämpft, ja man versuchte auch schon wieder, die Poesie zum Ausdruck der allgemeinen die Zeit bewegenden Ideen zu machen (Freiligrathsche); indessen theilt die mangelnde Naturbasis durch große Talente, theilt die Kraft auch verhaltener als jener Literaturperiode, theilt die Verbindung der Regierungen und die immer schwieriger sich gestaltende Lage der gebrandeten Buchhändler, den ästhetischen Thatsachen gegenüber hindernd, daß die Poesie wieder in jener alten Kraft und Stärke sich offenbarte, die sie einst zu einem nationenartigen und nicht zu amerikanischen Demokratischen des allgemeinen Bedürfnisses in der Zeit und der Bildung gemacht hatte. Die Folge davon konnte nicht ausbleiben, und Talenten, ehrgeizigen Organen noch geistreichen Anlagen und Verarbeitung der neuesten Literatur ist nun die, daß wir nachgerade gar in besserer Gesellschaft kein gut Schimpf mit allen Gebieten der poetischen Darstellung gebildet sehen, aber im Ganzen genommen eine die zu Nationen schwache Inhaltlosigkeit unserer neuesten Poesie nicht verschwinden können.

Sehen wir uns nun um auf Bogen wie in allen Gebieten der Tagesliteratur nach dem so zu sagen auf einen entschiedenen Grade, der in der willkürlichste und zufälligste. Bloß in die Dichtung unserer Zeit im Drama? Man wirft in Verlegenheit kommen, wenn man sich alle die hier und da aufzufindenden Talente, die für die Bühne tüchtig, ein dramatisches Moment zeigten wollte. Im Allgemeinen kann man sagen, die meisten dieser Poesien wollen eben nur Poesien sein. Das ist die Literatur des Tages geworden. Ein artigen Talente, naturanlagige Talente eine hohe Begabung eine Richard ist, wobei sich die Neugierden, die man in den Zeitungsberichten und Feuilletons zu verbreiten pflegt, wenn es sich darum handelt, Werke von einer gewissen Bedeutsamkeit bei Seite, einer gewissen Größe und Wärme der Auffassung anzuerkennen und im Verlegen hinreißen zu wollen, das Geschrei wider sich hat und der Anfang einer noch Kommenden, der Verschwendung einer noch zu Erwartenden. Im Romen erleben wir die regelloseste, trivialste Erscheinung der Tagesliteratur. Man erwartete einen Umschwung der Literatur von der noch so oft genannten Gattung geschrieben, ja, es ist noch neuerdings geschrieben, nur eine Mode, die nur auch bei den Meistern auch ersten Romanschen unter Darstellungsweise und auch bei vielen

nur bei oberflächlichem Verdienst der Erfindung") gerüstet, bei Nachahmern aber nicht mehr zu genügen pflegt. In unserer Kritik hat jene nähere Bestimmung des Inhalts aufgehört, wenn man nicht den letzteren Ruf einiger Bemerkungen im Gedanken des „Weltlichen Dramas" für den Anfang einer neugestalteten weiten Inhalts erkennen will. Kurz wir würden in Vertiefung gerathen, wenn wir von Drama, was unsere gegenwärtige schöne Literatur in Deutschland auszeichnen will, bestimmte Begriffen angeben sollten.

Man kann die Schuld hievon, mit den allgemeinen hochpoetischen Gebieten in so entstellendem Widerspruch stehenden Gestaltenlosere nicht auf das Publikum allein werfen, so sehr dies auch an ihr mit betheiligt ist. Die Furcht vor dem Gespenste ist nur Parteisache und zwar immer von Seite der entgegengesetzten Partei; wo der rechte Gehalt der Partei getroffen wird, entgeht sie sich der Anerkennung keinesweges. Die conservative Partei hat sich mit großer Begierung auf Alles geworfen, was der Inhalt ihrer eigenen Erscheinungen auch innerhalb der Poesie gewinnen heißt. Da gibt es Selbstanbeter von Adolf, Schlachtenbilder von Schornsberg, absolut reactionäre Harmlosigkeiten wie die Gedichte von Geibel, die Märchen von Pocking; da gibt es ein gebrochen und kalt zum Rationalismus weiter gehendes weltliches Drache geworfenes Werk: „Amaranth." Die Licht ist aber schon mit den Gegenstand dieser Parteien auf? Anhalt Gottschall mit Karl Beck haben leider ihre eigene Partei absolut nicht zu befriedigen können, was sie mit dem weiten, ganzen Mandate einer poetischen Anwaltschaft huldigend betraten zu haben.

Speculation, originelle Erfindung, markiges Behandeln und Verbinden einer eigenen Welt- und Lebensanschauung ist in unserer Poesie jetzt sehr wenig vorhanden. Ein leider, wie wir hören, nicht beschäftigend aufgefallener Versuch „Domingos" von W. Jordan setzt ziemlich allein. Das Wählen dramatischer Stoffe z. B. ist nicht im manchen neu und überraschend. Man greift nach einer Novelle und der Bibel, nach einer Mythe des Alterthums, nach einer alten Sage, wie Agnes Bernauer u. dergl.. Hebt diese Aufgaben mit an sich schätzbarem Talent auf, ohne daß daraus auch nur die leiseste Erneuerung der Zeit bringe wird. Von eigener Erfindung ist auf diesem Gebiete selten noch die Rede. Man nennt Shakespeare zu der Verstellung irgend einiger ungewöhnlicher Charaktere nach und sucht von seinem originellen, weit lyrischen Dichtergemüth in die Conception der überlieferten und adoptirten Stoffe so viel Reiz und Haltung wie möglich zu bringen. Meist aber hat Alles, so Schätzbares dabei jedweilig zu Stande kommt, nur? Kann doch so viel verzweifelte Einzigkeit manches Jahr noch hier und da der Nachführung jene gewaltige Wendung der Individualität erhören, wie z. B. bei Schiller und Goethe und immer erst die Dichterkraft selbst vorgenommen und dann half an gewisse Stelle erst das Thema, das sie gewählt hatten? Wer als schaffender Dichter wissen will, muß erst eine Periode der Knechtschaft durchgemacht haben, um einer jahrelange bekennenden Subjectivität, als die sich in ihrer schönen Gestalte allein zu erkennen geben kann.

Dem zur Dorfgeschichte verflüchten Genrebild verdanken wir eine große Umwälzung unserer zu abstract gewordenen Poesie. Aber das fortwährende Anlehnen an das Gegebene, das im Gründe der Dorfgeschichte gerathen muß, kann die Gefahr bringen, daß die Poesie auch an das Gegebene zu gebunden, daß sie die Idealität verlorengeht und so statt Erhebung nur noch Verflüchtigung bringt.

Eine Literatur besonnen nur erst seine Inhalt, wenn die Dichter die Werke, die sie lieben, als nothwendige Hervorgangen ihrer Entwickelung geben und wenn sie die Stoffe nicht aufzugreifen scheinen, um an ihrer Bildung eben nur die Lehrzeit zu zeigen, sondern um mit ihnen einmal zu ringen, und ganz entschieden bei gewählten Stoffe an sich eine Nothwendigkeit entwerfen für die Welt oder wenigstens für sie und ihre eigene Individualität ist. Solcher Autoren, wie denen, wenn sie heute stürben, der ganzen Nation, wenn auch nur auf einen Augenblick, eine Lücke ihrer eigenen Bedeutung zu finden scheinen würde, haben wir sehr wenige.

Nachgiebigkeit.

Die weißen Menschen wollen nur mit ihrer Nachgiebigkeit. Auf das eine Ohr, das sie bringen sie sich entschieden, verlangen sie von Dem, dem sie es bringen, folgleich ein anderes. In solchen Fällen ergeugt die Nachgiebigkeit statt Friede nur vermehrten Streit. Wahrheit nachgiebig und einen schroffen Gegner durch Nachgiebigkeit gewinnt und verschwand ist nur Verzerrung, der im Grunde ist, dem verschwiegen und, wenn sie recht und wesentlicher Schwäche entsteht. Ganz besonders eine Angelegenheit unmittelbar hintereinander drei und vier mal zu üben.

*) Wir kennen und, andern Lesern sie Nr. 27 unserer „Literaturblätter" von Dingen der neuesten Erzählung von Berthold Auerbach aufmerksam zu machen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | **Nr. 26.** | Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Ein Knopf im Klingelbeutel.

Vom Herausgeber.

Der alte, greise Küster zur Heiligen Dreifaltigkeit hatte den schwarzstammigen, mit goldenen Palmen gezierten Stock an angehängte und knotend durch den tichtgefüllten Betteltempel wandern lassen und immer schwerer und schwerer wurde das Uebergewicht an dem obern Ende des langen schwarzen Stocks, den der braune Mantel weiche, wohlgepflegte, heute aber schon ganz krischorft gewordene Hand durch die eisernen Bügel des geschlossenen Sackes, durch die verwitterten Stühle und durch die Reihen trennigen Andächtigen, die nur scheel konnten, mit manchem unterdrückten oder durch gemachte Demuth doch sehr gemilderten Zornesfunken bis in die obersten Chorwinkel betrieben. Der Herr Pastor primarius zur Heiligen Dreifaltigkeit, des wandernden Gibelkind mitten im Contexte schon gewahrt, hatte sich nicht irremachen lassen in seinem erhabenen Feuer und predigte gar gewaltiglich und bibelfest über das Evangelium als ein beschriebenes Seidlein. Es war Pfeil- und die Ostergeit. Draußen jubelte hier und da schon eine Lerche. Es ging auf die allgemeine Auferstehung der Natur. Und läßt sich auch das gerade aus einem textlosen und unterdrückten, von der ganzen classischen Pracht und Herrlichkeit der Alten Welt völlig unberührt gelassenen Texte eine gekommene Evangelium irgend einem Bibelforscher vergleichen als einem aus lang verdeckt gebliebener Winterfrost aufbrechenden grünen und mächtig sich entfaltenden Wachsthume des Kleinsten?

Meister Marcus, der Küster, hatte seine gefüllte Klingelbeutelarie zum eigentlich nicht vor der Sacristei an einen Nagel hängen und sie erst dann aufsuchen sollen, wenn Se. Hochwürden der Herr Pastor primarius die volle, aus dem Semikorne aufgepfropfte Saat der Herrlichkeit Gottes zu Ende geschildert, das Vaterunser gebetet, die gläubigen Opfer-Brauchsame des ersten, zweiten und dritten Aufgebots proclamirt, dann für den Landesherrn, die Landesmutter und des Landes sämmtliche Räthe und Consistorien gebetet und das Ganze mit dem hochseligen löblichen Segen Gottes um Alle gerundet hatte. Inzwischen war die Ernte des Klingelbeutels bei diesem beliebten Prediger immer so groß und so schwer, daß die Sortirung der eingegangenen Münzen ein höchst langwieriges Wechsel-

geschäft und die sofortige Uebergabe des verwalteten Kapitals an eine benachbarte Ehrengroßkrämerin, die seit Jahren diese frommen Dankgeschäfte der Kirche in der Gemeinde selbst besorgte, ein zu weitläufiges Dilemma veranlaßt hätte. Meister Marcus zog sich vom hohen Presbyterio des alten Gotteskrempels der Heiligen Dreifaltigkeit schon seit langer das Vertrauen, den Klingelbeutel während der Predigt in besagter Sacristei in Gottes und seiner Christlichkeit Namen selbst entleeren, die Münzen je nach Gehalt und Bedeutung auf einen Platz in Nollen aufschichten und vom gerade an jedem betreffenden Sonntag fungirenden Geistlichen dann nur eine einfache Bescheinigung der summarisch verhandelten armen Hands der Kirche fordern und entgegennehmen zu dürfen. Hatte Meister Marcus das Geschäft in gewohnter lautloser Stille der mit grünen Fenstervorhängen gar wunderlich beschatteten, einst von einer, zwar sehr warmblütigen, aber immer noch enthaltsam reinen ehrwürdigen verheiratheten Superintendentin und Pastorin primaria dieser Kirche geschmückten Sacristei zu Ende gebracht, so setzte sich der treue Pfleger seines Amts, ein etwas dicker und wie man sagte nicht recht glücklicher und nie besonders heiterer Mann, in einen weichen großen ledernen Sessel, der, zum „Urväter-Hausrath" gehörend, ohne Zweifel einst schwarz gefärbt gewesen war, aber nunmehr schon manches Jahr seine ursprüngliche Farbe, die gelbe, hin und wieder auch schon mit einem bei Lazzaretheiten sogar erstaunlichen Bekenntniß die echte Füllung mit Roßhaaren hervorschimmern ließ. Meister Marcus pflegte sich so von seiner Erhöhung immer bis zu dem Augenblicke, wo sein Ohr ein gewisses Summen vernahm, das ihn schließen lassen mußte, die Orgel beginne die Fuge und begleite, mit oft prächtigen Tonschwingungen, den Auszug der Gemeinde. Die an den Kirchthüren dann in gelben Beuteln wiederum in Empfang genommenen anderweitigen Spenden der Mildthätigkeit gehörten einer andern frommen Finanzcentrale an, nämlich dem Armenwesen des Kirchspiels. So blieb es immer eine gar behagliche halbe Stunde, die Meister Marcus so auf seinem Sessel schlummernd und von den Dingen, die ihm zu sehen schienen, träumen konnte.

Heute nun, wo das Conf- oder Meßopfer des Evangeliums der Gegenstand der allgemeinen Ostererbauung gewesen war und noch draußen in den Herzen der Hörer wachte, lagen auf dem grünen Tische vor Marcus aufgebreitet wie sonst die Ergebnisse des Almosenbeutels. Es waren fünf bis sechs lange Reihen. Eine feine sägerliche Schlachtordnung. Der Kern des Ganzen war das Kupfer. Dies war gleichsam das Fußvolk, die Kerntruppe. Ein Ertrag, im Einzelnen von geringem Werthe, aber durch die Masse und dann, wenn es die Spezereikrämerin in Silber verwechselt hatte, in seinem summarischen Werthe außerordentlich ehrbar. Es waren da mindestens zweihundert sechzig sechs und neun Pfennige nebeneinander postirt. Dann kam eine Reihe Zweipfennige, so ehrbar wie neben den nur einfach Schwert- und Schildbewaffneten sich in alten Tagen die Truppen auch nehmen mußten, die dazu noch eine Lanze trugen. Dann kam ein Haufe Dreipfenniger. Kleiner, aber doch ansehnlich gekräftigt durch innern Gehalt, war die Reihe der Fünfpfenniger. Dann noch oben (es wurde allmälig eine Pyramide aber jene berühmte Schlachtordnung von Leuthen, die keilförmige Phalanx des Epaminondas und Friedrich's des Großen), dann noch oben also standen augenscheinlich die Groschen. Es waren ihrer gewiß vierzig. Spitze zuletzt krönten dann noch allerlei progressive Courantstücke. Die Spitze der Pyramide war zuletzt etwas stumpf. Denn zwei Achtgroschenstücke stritten sich um den Vorrang. Ein Thaler etwa, der dem Ganzen einen hübschen Knauf gegeben hätte — ein Thaler — mag dreißig Equipagen, die vor der Kirchthür hielten — fehlte.

Während Meister Marcus schlief und draußen der Pastor primarius beim Wir? seines Ehrmals, also im zweiten Theile seiner Betrachtung war (der erste Theil behandelte immer das Was? der zweite das Wie? und der letzte gewöhnlich das Warum? und Wozu?) wisperte es ganz leise, leise in der stillen Sacristei.... Es summen Mücken sein ...

Mönchen, die sich in den alten seltsam geschnitzten Türen wohl sein ließen ... es konnten Holzwürmer in den Nahmen der alten Superintendenten sein ... aber ... es waren weder Mönchen noch Holzwürmer, die zu wirken begannen, sondern es waren auf dem grauen Tische — die Münzen, die Erträgnisse des heutigen Klingelbeutels, die erst leise klingten und klangen und ihre metallenen Mündchen probirten und bald in eine Conversation übergingen. Plötzlich herrschte unter den milden Spenden eine Aufregung. Sie zischelten und tuschelten durcheinander so lebhaft, wie es ungefähr in der Kirche drinnen dann lebendig zu werden pflegt, wenn erstens nach dem Was? zweitens nach dem Wie? und drittens nach dem Warum? oder Wozu? immer eine gewisse Pause eintritt zur Gleichterung der inquisitorisch zurückgehaltenen katerhaltischen Affectionen. Kurz, ebenso erhöhte es plötzlich, als Marcus entschieden schnarchte, in den Reihen der Münzen. Und über Aufregung kam von dem seltsamen Vorfalle her, der den Meister Marcus eben auch schon fast zu einem hier doppelt ungehörigen frommen Verfluchte' und sogar Mein' wie schändlich' Oder mal gar Nutznießung' (Doch verbürgen wir nicht diese Sprache des, wenn nicht mit dem Evangelisten, doch mit dem Evangelium verwandten, braven Marcus) veranlaßt hatte. Es hatte sich nämlich heute in den Klingelbeutel außer den metallischen und selbst im Vergleiche beachtenswerthen Werthzeichen ein Gegenstand eingefunden, der offenbar in dieser Sammlung ungehörig war, nämlich ein simpler, an sich höchst harmloser, höchst unbetrauender, aber im Klingelbeutel entschieden zweideutiger Knopf.

Was sollte dieser Knopf?

Dieser Eindringling von einem Knopf war nicht einmal, seiner Gattung nach, von Horn ... etwa einer von der Sorte mit fünf durchbrochenen Löchern ... sondern es war ein ganz gewöhnlich hölzerner, wenn auch beponnener Knopf, an dem sogar noch die Fädchen hingen, wie wenn diese soeben erst von irgend einem zerrissenen Rock oder sonstigen Kleidungsstücke abgelassen hätten. Und ein neuer Rock konnte dieser Rock gleich falls nicht gewesen sein; denn es lag schon jenes bekannte „verschönernde Grün der Jahrhunderte", jener gewisse glänzende Hauch der Abnutzung auf dem Gesichtsmasse. Kurz, schon das äußere Ansehen gab dem Knopfe hier unter den Münzen in der That eine traurige Geltung. Dieser gerissene, überflüssige, nichtssagende Knopf hier unter den für sich selber sprechenden Pfennigen, Dreiern, Sechsern, Groschen, Vier- und Achtgroschenstücken! Die Aufregung der Münzen war gerecht. Offenbar hatten sie an dem Knopf einen altgrauen Feind, eine unwürdige, empörende Nachbarschaft und jedenfalls einen Verrath am Klingelbeutel — und alle witterten sogleich — Tendenz.

Ja, fingen gerade mehre Groschen an, es ist doch unerhört, wie weit die Unsittlichkeit der Zeit geht! In diesem Klingelbeutel, den ein uralter heiliger Brauch trotz aller Proteste der Calvinsreformer mitten in der Predigt von Herzen zu Herzen wandern läßt und in den jede Seele, die noch zur Kirche hält, ein Scherflein der Liebe streuet und opfert, ein solch abscheulicher Betrug! Ein Knopf im Klingelbeutel! Hintergang des frommen Glaubens! Täuschung der gläubigen Hoffnung! Wo steht unsere Zeit! Was soll aus einer Welt werden, die so verwildert die Kirche mitten in ihrem Frieden, die Gläubigen mitten in ihrer Andacht verletzt! Hinweg aus unsern Reihen! Hebe dich von uns, du gemeiner, gemeiner, gottloser, antikirchlicher Uebelthäter!

Ich hoffe, lieber Leser, die Geschichte meines Knopfs interessirt dich. Aber du möchtest gern wissen, worauf hinaus? Verkommen wir eine Geschichte zu lesen? Oder ein Märchen? Ein Gemälde vielleicht? Vielleicht von allen Dreien Etwas? Höre nur zu!

Dem Knopf mußte angst und bange werden. Er fühlte, daß er seinem Werthe nach allerdings hier über manchem verachteten Pfennige eine Gefahren hatte und vielleicht bei frommlicher Laxation irgend einer guten Schneiderseele noch jetzt über jedem Pfennige stehen konnte; aber für den Klingelbeutel war er allerdings mehr als Null. Denn un-

ter Null ist, so alles Das, was einem bestimmten Zwecke gegenüber Das nicht ist, was dieser Zweck voraussetzt. Was ist Holz, wo Eisen nöthig ist? Was schöne Dirnen in einem Drama, wo man Handlung verlangt? Und nun gar der Ruf: Tendenz! Tendenz! Einer Tendenz war sich dieser Knopf am allerwenigsten bewußt.

Um den armen Einundzwanzigling war es geschehen. Schon hatten die gewichtigen Münzen den kleinern Muth gegeben — denn es ist merkwürdig, was der Vorgang der größern Nennwerthe bei den kleinern Potenzen immer für Courage und dann auch gleich Fanatismus erzeugt —, schon schlypften Dreier und Pfennige im Geiste Scheiterhaufen für den armen Knopf, der den regelrechten Gottesdienst betrog, zusammen, als plötzlich ein eigenthümliches Klingen unter den Dreiern ertönte. Es war ein ganz wunderbarer Klang, wie eine Melodie unter heiserm Gekrächz, wie ein Saitenton unter dem Scharren von Stühlen oder Kriegeln von Schiefertafeln, wie eine schöne Tenorstimme unter ungeschulten Sängern, die uns irgendwo von vorüberziehenden Handwerksburschen im Walde überrascht. Es war aber nur ein Moment, daß es so prächtig klang. Alles schwieg eine Weile. Da der Klang nicht wieder ertönte, fand eine Stimme, sie kam von einem Fünfpfenniger, der sich einen Sechser nannte, Zeit, Folgendes zu erzählen, was aus unserer Geschichte sogleich die Vermuthung, sie hätte eine Tendenz (die Tendenzpoesie ist ja verrufen) entfernen wird und aus ihr eine kleine harmlose Anekdote macht.

Ich weiß den Urheber des Frevels, sagte der Sechser. Wir saßen alle still und warm und behaglich in den Börsen und Portemonnaies unserer Spender auf dem zweiten Chore, als wir hinter uns schon während des Gesangs von einem jungen Manne reden hörten, der in seinem sonntäglichen Rock es wagte, sich unter die achtbaren Bürger des Kirchspiels zu stellen. Es war ein blasser kränklicher Jüngling, dessen menschenscheue Art um so mehr auffallen mußte, als dicht neben ihm ein Herr stand, der sich nur den Oberrock hätte zu lüften brauchen, um zu zeigen, daß er eine Art Prinz war. Es war auch, wie mehre anwesende Schneidermeister und Gemeindeverordnete versicherten, niemand Anders als der Graf Harras, den in der Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit zu sehen ebenso überraschend sein mußte, wie wenn mein späterer frommer Spender, der Actuarius Bellermann, sich plötzlich hätte bei der Landesmutter zum Thee einladen wollen. Neben dem Grafen von Harras stand jener junge unsonntäglich gekleidete Mensch, der weder ein Gesangbuch bei sich hatte, noch in ein anderes einsah, noch sich verbrugte, so oft der Herr Pastor einen heiligen Namen aussprach, noch sonst irgend einen Anspruch hatte, sich auf jenem Chor als wahrhaft Andächtiger sehen zu lassen. Er war zerstreut, sah Jeden an, betrachtete Alles, grübelte. Und wie Meister Marcus aufkam und den Klingelbeutel Dem und Jenem und Einem nach dem Andern reichte und Niemand seine Gabe in der Hand behielt, sondern wie ein Wohlbekannter vom lieben sonntäglichen Klingelbeutel sonntäglich angeklingelt wurde und seinen sonntäglichen Dreier oder Sechser gab und nur höchst selten einmal Einer, der seine Börse vergessen oder kein klein Geld hatte, blos mit dem Kopfe nickte und den schönen schweren Beutel mit den geflickten Palmen verlegen an sich vorübergehen ließ, da hat es mein alter Actuar Bellermann mit sichtlichen Augen gesehen, daß der fremde Mensch, kurz ehe der Graf Harras an die Reihe kam, der ohne Zweifel die beiden übrigen Achtgroschenstücke spendete, sich ganz leise einen schon etwas wackelnden Knopf hinten von seinem Rocke abriß und ihn, wie der Klingelbeutel bei ihm vorsprach, rasch mit verdeckter Hand in die heilige Sammlung warf. . . .

Schwerlich hatte der junge Mann gedacht, daß euer Actuar und die Nachbarn die Augen statt auf den Geistlichen, auf seine Hand gerichtet hatten. . . .

Diese Worte kamen von den Dreiern. Es war aber unmöglich ein Dreier, der so entschieden gesprochen. Es war der wunderbare Ton von vorhin. Es war wie von einer Glocke. So rein, so voll, so tönend, so hell wie lauteres Gold. Und in der That, es fand sich

— daß Meister Marcus mit seinen schwachen alten Augen unter der Dreier — ein Goldstück und sei's gleich gesagt — einen braunschweigisch-lüneburgischen halben Louisdor gelegt hatte. Das muthige lüneburger Roß auf dem Gepräge schien ordentlich keck hervorzuspringen, Alles scheu auszuweichen. Ein halber Louisdor, ein Werth von beinahe drei Thalern hatte unter den Dreiern gelegen! Der halbe Klingelbeutel konnte dafür heute aufgekauft werden. Und nun verstand es sich von selbst, daß eine solche glänzende Erscheinung augenblicklich das Wort erhielt und mit verhaltenem Athem selbst von den nun gestürzten größern Courantstücken vernommen wurde.

Ich bin, begann der halbe braunschweig-lüneburger Louisdor, im Klingelbeutel saß ein ebenso unberufener Gast wie jener Knopf. . .

Wie so? Bitte! Bitte! Die Ehre! Nein! Nein! Hochverehrtester! Gnädigster! Dreißig Entschuldigungen! . .

So protestirte man durcheinander. . . .

Doch! Doch! fuhr die Goldmünze fort. Es mögen Fälle vorkommen, wo auf diesem grünen Tische noch reichere Spenden sich ausbreiten, allein was mich selbst betrifft, so kann ich nur einfach sagen, ich bin aus Zufall hineingeworfen. Ich komme vom Grafen Horrat. Der fromme Redner vorhin hat schon gesagt, daß mein Graf in die Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit ebenso gerathen ist, wie wenn der Actuar Bellermann sich bei der Landesmutter zum Thee einlüde. Mein schlimmer Graf besucht selten die Kirche. Er pflegt Sonntag Vormittags seine Briefe zu ordnen, englische Zeitungen zu lesen, Landcarten vor sich aufzuschlagen, Kupferwerke zu vergleichen, Freunde bei sich einzuladen und sich über die Erdrinde oder die Doppelsterne zu unterhalten. Zuweilen auch schreibt er sich in diesen stillen Stunden die Erfahrungen der Woche auf. Kurzum! Es ist ein Rechter — ein Arger — aber davon erzähl' ich nicht. Es fehlte ihm ein Schreiber, seitdem sein letzter Secretär einen Staatsdienst erhalten. Unter Hunderten, die sich meldeten, fiel ihm eine zwar nicht sehr schöne, aber mit festen Zügen sich besonders kenntlich machende Handschrift auf, die ihm ein junger Mann, ohne zu wissen an wen, schrieb. Wollt ihr dies Schreiben hören? Es hängt mit dem Knopfe wol nur sehr entfernt zusammen. . .

Die Münzen schienen sich sehr geehrt durch die Herablassung eines halben Louisdor. Aber sie hatten Angst, es könne etwas Unpassendes oder wol gar Frivoles. Dieser Graf Horrat! Diese Unkirchlichkeit! Diese weltmännische Sonntagsentweihung! Sie besorgten eine indirecte Vertheidigung, eine Rechtfertigung des Knopfes. Dennoch flüsterten sie einstimmig: Bitte Ew. Gnaden! Bitte!

Der halbe Louisdor fuhr fort:

Der Brief lautete: Mein Herr! Ich kann mich durch wissenschaftliche Studien nicht emporschwingen, aber durch manche Welterfahrung. Ich bin zu früh von dem Glauben geblendet gewesen, die Welt wäre ein Baum mit lachenden, reifen Früchten, nach denen man nur den Muth haben müsse, zeitiger emporzulangen, ehe uns Andere zuvorkommen. Ich täuschte mich bitter, unreif war jede Frucht, die das Leben mir bisher geboten. Ich verließ meine Aeltern nach unsäglichen Kämpfen mit einem gutmüthigen, aber schwachen Vater und einer Stiefmutter. Ich wurde behandelt, ich glaubte es wenigstens, wie ein im älterlichen Hause weilender Fremdling. Ich verweilderte. Mein Vater zwang mich zu einem Handwerk, das ich nicht erlernen mochte. Ich entfloh. Ich wollte zu Schiffe. Ich schrieb von einer Seestadt um Unterstützung und erhielt von meinen Aeltern nicht nur kein Geld, sondern Worte des Fluchs statt Reisesegen. Als Schiffsjungling ging ich mit einem Kauffahrer nach Batavia. Ich machte Reisen drei Jahre lang und stieg auch leidlich, trotz empörender Behandlung. In den Antillen warf mich das Gelbe Fieber nieder. Kaum genesen ergriff es mich zum zweiten male. Ich entging dem Tode, wurde aber in meinen Kräften ein Schatten. Man erbarmte sich meiner, pflegte und unterstützte mich. Ich begann meine alten Kenntnisse zu

nutzen; zum Erdienste konnte ich nicht zurückkehren. Ich gewann aber so viel, daß die in der Krankheit ganz namenlos gewordene Sehnsucht der Rückkehr zur Heimaterde befriedigen konnte. Ich schiffte mich ein, vervollkommnete unterwegs mein wenig Spanisch, übte mich weiter im Holländischen, Englischen, welche beiden Sprachen ich ziemlich fertig spreche und kehre nun, erst einundzwanzig Jahre alt, aber schon recht unglücklich in meine Heimat zurück. Der letzte Pfennig meiner Baarschaft ist verzehrt. Noch kämpft ein innerer Stolz mit den Stimmen des Herzens, die mich wieder zu meinem alten Vater zurückrufen wollen. Soll ich ihm die Hartherzigkeiten, die ich erduldete, vergeben? Soll ich zu ihm eilen und an seine Liebe mich wenden? Kaum bin ich angekommen, so find' ich vorläufig die Aufforderung zu einem Dienste als Secretär bei einem vornehmen Herrn. Ich schreibe, da der Name nicht genannt ward, an einen Unbekannten. Wollen Sie mir Ihren Schutz gewähren? Wollen Sie meinen Erfahrungen trauen? Wollen Sie die Wahrheit aller meiner Bekenntnisse prüfen und sich an die mir ungünstigste Quelle wenden? Getrost nenn' ich Ihnen den Namen meines Vaters, der mich verurtheilen wird. Es ist der alte Küster an der Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit: Marcus. Sie finden ihn am sichersten jeden Sonntag, wenn der Gottesdienst — —

Weiter kam aber die Mittheilung der Goldmünze nicht . . .

Meister Marcus war erwacht. . . . Die Orgel summte. . . . Die Sacristei belebten Menschenstimmen. Der Herr Pastor kam von der Kanzeltreppe herab, die gerade in die Sacristei führte. Er wischte sich noch anstrengender Predigt die heiße Stirn. Der Segen des Klingelbeutels wurde flüchtig durchlaufen; der halbe Louisdor richtig wieder für einen Dreier genommen. Draußen klopfte die Spezereikrämerin, die ihr Geschäft des Geldwechselns so ehrlich und in seiner frommen Bestimmung so brav trieb, daß der Heiland ihren Disconto nicht würde vom Tempel verjagt haben. Sie konnte diese Pfennige, Dreier und Sechser in die kleine Handelswelt schicken und nahm wenig Procent. Wie ehrlich sie war, ersah man schon aus dem Wunder, das sie über die von ihr sogleich entdeckte Goldmünze ausrief. Ein Irrthum gewiß! sagte der Pfarrer, der zwar hinlänglich reichlündig war, um Vornehme bei sich zu sehen, aber darum doch noch nie einen halben Louisdor im Klingelbeutel gefunden hatte. Ein Irrthum, wie dieser Knopf auch wol sein Betrug gewesen ist, Alterchen, sagte er zu Marcus, als dieser und die Spezereihändlerin ob dieses empörenden Knopfes weiterten. Er kommt gewiß von einem Furchtsamen, der die gewohnte Spendung der Andächtigen an sich nicht mochte vorübergehen lassen und voll Kleinmuth lieber den Schein rettete. Ach, ist es nicht mit der menschlichen Seele zu tausend, tausend Fällen eben so?

Als Meister Marcus nach Hause kam und der Milchreis mit köstlich dazwischen Schweinsbraten und gedörrten, mit Zimmet und Zucker bestreuten Pflaumen (sein Sonntagsgericht) auf blendendweißem Tischtuch seiner wartete — er als alter Witwer und kinderlos allein — wollte ihn ein Fremder sprechen. Es war ein vornehmer Herr, der sich Graf Harras nannte.

Lieber Meister Marcus, sagte Graf Harras zu dem, über vornehme Besuche von wegen Trau-, Sterbe-, Geburts-, Taufschein- und Kirchenbuchführung nicht erschrockenen Alten, ich wollte Sie nur in einer gewissen Angelegenheit sprechen und vermuthete Sie heute früh noch vor der Kirche zu treffen, kam aber zu spät. Ich benutzte deshalb die Muße, dem Klange der Orgel zu folgen, um einmal eine gute Predigt zu hören. Das Senfkorn hat mir sehr wohlgethan. Uns träge Gottesbesucher muß manchmal ein wenig etwas Beißendes kommen. Der Geistliche hat's brav und mild ausgelegt und wie ich überhaupt milden Senf dem allzu scharfen vorziehe, so gefällt ich, daß seine Art mir gefallen hat. Aber Moutarde après ober avant dîner... Genug! Meister Marcus, haben Sie nicht einen Sohn?

Ueber See, Herr Graf . . . antwortete Marcus dem etwas frivolen Weltmann.

Verschollen, verloren, verjagt?

Er that nicht gut. Seine Mutter . . .

Stiefmutter?

Ja todt. . . .

Wenn Sie ihn nun wiederſähen?

Herr Graf!

Graf Harrach öffnete die Thür. Ein blaſſer junger Mann mit edelm Ausdruck, geiſtvollen Augen, aber etwas gedrückt, vernachläſſigt in ſeiner Kleidung ſtand vor dem Alten.

Heinrich! rief der Alte, ſich am Stuhle haltend. . . .

Thränen floſſen an dem Herzen des Sohnes . . . Thränen an dem Herzen des Vaters.

Graf Harrach erklärte ſich geneigt, Heinrich Marcus zu ſeinem Secretär zu nehmen. Er hatte auf dem Chor der Kirche zufällig bereits dicht bei ihm geſtanden, war nach dem Gottesdienſte in das nahe gelegene Küſterhaus gegangen, hatte den jungen Mann unter der Hausflur zagend und mit ſonderbar gerötheten Augen wieder gefunden, hatte ein Geſpräch mit ihm angeknüpft, ſeinen Namen gehört, einige Worte engliſch, holländiſch, ſogar ſpaniſch mit ihm gewechſelt, ihm Hoffnungen gegeben. . . . Sie wurden erfüllt. Graf Harrach ließ beim Vater den Sohn zur glückſeligſten Ausſöhnung und als einen vielbeweinten Gaſt im einſamen, jetzt wie ſonnig ſich aufhellenden Aeltervnhauſe zurück.

Die kleine Geſchichte iſt aus.

Aus der ſtillen unſichtbaren Geiſterwelt des Märchens berichten wir noch Folgendes.

Als der Knopf im Kamin der Sacriſtei unter der alten vom Winter übriggebliebenen Aſche lag, ſummte er den ſtillen Staubatomen, die Alles gehört hatten, dieſe Worte zu.

Der Sohn ſah ſeinen alten Vater zuerſt wieder oben auf dem Chore und in ſeinem Amte. Er ſah den Seckel mit den Palmen, den Zeichen des Friedens, immer näher und näher kommen. Er ſah den Vater die Reihen ſich drängen und drücken und beim vierten, beim dritten, beim zweiten Nachbar die Gabe fodern und die Gabe empfangen. Ach, ſein Vater kam auch zu ihm. Er ſollte ſeinen Athem ſeit Jahren zum erſten male wieder fühlen und ihm nur verlegen, nur ablehnend, nur beſchämt zunicken? Er ſollte mit dem Schein der Nichtverſöhnung den Vater ſehen? Er ſollte ſagen: Ich habe nichts für dich — denke ich denn wirklich keinen Pfennig habe! Und der Vater ſollte ſagen: Auch Einer, der mich nicht hätte incommodiren ſollen, ihm meine Palmen anzubieten? Nein! Ich kann nicht verlegen nicken, wenn er kommt. Ich kann nicht ſehen, daß er ſich verdrießlich von mir wendet! Ich muß ihm wie Alle geben. Aber was? Ich habe nichts? Keinen Pfennig! Nichts! Nichts! . . Da trennte er ſich leiſe den Knopf vom Rocke und gab ihn mit bedeckter Hand als Spende der Andacht. Der Vater hielt ihm den palmengeſchmückten Seckel entgegen, ſah ihm, wie er in der Gewohnheit zu Jedem hatte, dankend, freundlich, grüßend, leuchtend in die feuchten Augen und ging vorüber zu den Andern.

Die Atome der Winteraſche in der Sacriſtei ſtritten lange über den Fall. Sie einigten ſich zuletzt darin, daß es ganz eigene Opfer der Andacht gibt, ganz eigene Spenden, dem Himmel dargebracht und auch ganz eigene Arten, Gott zu dienen. Und ſo oft ihr wieder einmal einen Knopf im Klingelbeutel findet, ſo denkt: Die Opfer der Liebe ſind mannichfalt.

Schnee und Eis.

Ein Naturbild von Karl Müller in Halle.

Es iſt eine ziemlich verbreitete Meinung, daß im Winter das Leben der Natur gleichſam todt ſei. Der Dichter trägt einen Theil der Schuld für dieſe Anſicht; denn er iſt es, der von einem Leichentuche geſprochen, das die Natur in ihrer Schneedecke über die Flur geworfen. Bei dem Chineſen entwickelte die gleiche Vorſtellung die Sitte, im weißen Kleide

zu trauern: er ist der Rächer jenes furchtbaren Schicksals, bei dessen bloßem Gedanken dem Russen schon das Herz erstarrt, wo das Quecksilber gefriert, wo trostlose ewige Eisfelder das Auge des Menschen blenden und eine entsetzlich hohe Schneedecke wirklich ein Bild von Ruhe ist, unter welchem das Mammuth, ein riesiger Elefant der Vorwelt, noch jetzt seit Jahrtausenden oft frisch und wohlerhalten ruht.

Doch die Natur kennt keinen Tod. Sie weiß Leben zu wecken in den heißesten Quellen, wo noch Pflanzen auf niedriger Stufe, oft sogar Wasserkäfer erscheinen, und sie erweckt auch Leben unter und auf der Farrn Schneedecke. Auf ihr erzeugt sich im hohen Norden und auf den Alpen der „rothe Schnee". Es ist eine jener wunderbaren Urpflanzen, da sie, nur aus einer einzigen Zelle bestehend, die niederste Stufe des Pflanzenreichs darstellt. Millionen von Zellen, jede ein selbstständiges Wesen, überdecken die Gletscher in gewisser Abwechselung als erste Saaten, daß der Schnee keinen Tod kennt. Unter der wärmenden Schneedecke hervor entfaltet sich schon gegen Weihnacht die seltsam gestaltete Miesmurz, ihrer Blütezeit halber auch Christmurz genannt. Die Schneeglöckchen verkünden in unserm nordischen Klima schon unter dem Eise hervor den nahenden Frühling. Die weitverbreitete Welt der lieblichen Moose entfaltet gerade ihre höchste Pracht vom Herbst zum Winter und Frühling. In dieser Zeit reifen die meisten ihrer Früchte. Dies trifft so zu, daß diese Pflanzenwelt gerade auf den höchsten Alpen der ganzen Welt und im eisigsten Norden ihre größte Mannichfaltigkeit entfaltet, während die Moose zwischen den lebenstreibenden Wendekreisen der heißen Länder merklich zurücktreten und nur erst auf deren höhern Gebirgen mit eisigem Klima ihre alte Pracht wieder entwickeln. Die ebenso wunderbar gestaltete wie mannichfaltige Welt der Flechten geht den Moosen zur Seite. Die letzte Pflanze, welche Humboldt auf dem Gipfel des Chimborazo sah, war eine kleine Flechte, die Lecidea geographica. In die Natur drückt den Flechten eine nur so größere Farbenpracht auf, die karg, je nordlicher die Heimat ist. Wie ein Greis den andern erkennt, so erspäht das hohen der Flechten ein neuer im hohen Norden. Hier gewährt die Rennthierflechte in besonderer Ueppigkeit; hier hat das Rennthier seine Weide und findet in jener Flechte täglich seinen Tisch gedeckt; hier ist das Leben des Nordländers an das Rennthier gebunden wie das der Beduinen an das Kameel: und unversehens hat die mütterliche Sorgerin Natur auch vor den Menschen, den Herrn der Erde, gesorgt, als sie eine so einfache und schmucklose Flechte aus dem eisigen Schoße seiner Heimat hervorgehen ließ. Eine andere Art aus der Familie der Nabelflechten (Umbilicaria vellea und hyperborea) dient dem Bayern als Brod. Sie diente auch dem Kapitän Parry auf seiner Reise ins Polarmeer zur Nahrung, nicht schlechter und nicht besser als die Galleria des Islandischen Moses u. auch diese Flechte —, welches sich auf Island, trotz des eisigen Klimas, in besonderer Ueppigkeit entwickelt. Manchem Brustkranken hat es schon in unserm Vaterlande zur Speise gedient, denn diese Flechte enthält einen Stoff, der auch die Kartoffel zum Nahrungsmittel macht, nämlich das Stärkemehl. Aber auch mit Blüten begabte Pflanzen erzeugt die Natur am ewigen Schnee, Pflanzen, welche in der warmen Stube verkümmern würden. Dort erblickt die Sattung der Alpenrosen, ihre Pracht schon im Namen verrathend. Von 5000 Fuß Höhe aufwärts gehend — wie in den Alpen der Schweiz — erheben sich im Himalaya noch die prachtvollsten Arten bis zu 15,000 Fuß Höhe. Heidelbeere und Rauschbeere gehen bis zu 7000 und 8000 Fuß hinauf. Weidenarten von zwergigster Gestalt gehen noch darüber. Prachtvoll blühende Steinbrech-Arten begleiten sie in Gesellschaft der herrlichen Enziane mit tiefblauen oder gelben Blumen. Hier auch ist die Heimat der Anrikel, einer unserer beliebtesten Zierpflanzen, deren Kultur und Handel den Menschen vielfach beschäftigt. Eine Menge von Gräsern und Riedgräsern stehen diesen zur Seite. So auf unsern europäischen Alpen. Aehnliche Gestalten erscheinen, mit neuen gemischt, auf den höchsten Gebirgen der Neuen Welt, den Anden und Cordilleren. Hier entfaltet die Sonne von 10 Uhr Mor-

ganz eine wahrhaft drückende Hitze; von 2 Uhr Nachmittags brechen regelmäßig die fürchterlichen Schneegestöber herein, die bei Wanderern Leben gefährden. Der Schnee bleibt die Nacht hindurch liegen, bis er früh um 10 Uhr der Macht der Sonne erliegt und die Natur in sommerlicher Pracht erscheint, als ob sie nie von einem Wintergrausen berührt worden wäre. Das ist die sogenannte Puna Perus, wo jährlich zwei Jahreszeiten in wunderbarem Gegensatzen miteinander um den Sieg ringen. Dieser großartige Kampf des Klima erzeugt eine neue große Welt. Hier gerade erscheinen, Sinnbilder einer ewigen Auferstehung der Natur, die Calceolarien mit ihren auffallenden Blütenstellungen in einer Pracht, die wie nun schon seit längerer Zeit in unsern Treibhäusern bewundern und so gern als vorzügliche Zierden in unsern Wintergärten verehren. Hunderte anderer Blumen suchen ihnen den Rang streitig zu machen. Sie werden wieder die Wiege für eine neue Welt der Wunder. Wie in den wärmern Gegenden der Erde, erwählen auch hier wunderbare Insekten, die schönsten Käfer, zarte Schmetterlinge diese Blumen zu ihrer Heimat, beleben die Einsamkeit der menschenleeren Puna. Noch 18,096 Fuß hoch sand Humboldt am Chimborazo schwirrende Insekten; etwas tiefer hatte Bonpland, sein treuester Gefährte, dicht am eisigen Boden gelbliche Schmetterlinge beobachtet. Auch auf unsern Alpen, z. B. denen Oesterreich, schwärmt 6 — 7000 Fuß hoch nicht selten die Schmetterlingsgattung Psodos (horridaria und tregidaria), ein Spanner, in der Sonne. Auch höhere Thiere, meist an das Leben der Pflanzen gebunden, bewohnen die Schneeregion. In der Schweiz sind es die Murmelthiere, noch über 8000 Fuß hoch, und die Wühlmaus, die saft unter dem Schnee des Faulhorn, 8250 Fuß hoch, Magazine von Pflanzenwurzeln anlegt. Auf den Anden ist es die Gattung des Lamas; in den schweizer Alpen sind es die Gemse und der Steinbock, jene bis 10,500 Fuß oder darüber hinaus gehend. Ihnen heften gen Seite geht der Fuchs, bis zu 10,000 Fuß Höhe, von ebenso hoch wohnenden Schneehühnern lebend, denen sich in den Anden von Peru eine eigenthümliche Rebhuhn-Art zugesellt. Selbst der Bär jagt auf diesen Höhen auf Gemsen und Alpenherden. Daneben beleben noch herrliche Singvögel die Alpen im ewigen Eis. Sie nähren sich von den Insekten, denen die Blumen ihre Nahrung reichen. Die königlichen Vögel der ganzen Welt endlich, die Geier der Schweiz und die Condore der Anden, drücken diesen hohen Denkmälern der Natur das Siegel des ewigen und großartigen Lebens auf. Aber die ganze Thierwelt ist an die Pflanzenwelt gebunden, mittelbar oder unmittelbar. Daher beruht ihre Erhaltung auch hier wieder auf der Pflanze, wie diese ihr Leben wieder der winterlichen Erde verdankt. Auch der Mensch empfindet dieses Leben. Wer kennt nicht die großartige Alpenwirthschaft der Schweiz, Tirols? Wo würde diese sein, wenn nicht die Natur verstanden, auch aus dem Eise hervor ein neues Leben zu treiben? Und welches Leben! Kräftiger Kuh- die Alpenherden, denn die Alpen sind das Paradies der Rinder und wollgetragenen Thiere. Schafe, welche abgemagert, ausgehungert und geschoren — sagt Bonpland — niederwärts kommen, athmen auf den Alpen eine Luft, die ihnen in kurzer Zeit frisches Leben verleiht. Sie vermehren sich hier mit erstaunlicher Fruchtbarkeit. In den schweizer und den benachbarten Alpen fällt die Grenze der Kühe, Schafe und Ziegen mit der Grenze der Alpenweiden und einer regelmäßigen Grasdecke zusammen. In den Centralalpen ist die mittlere Grenze der Milchwirthschaft bei 6500 Fuß. Doch gehen Schafe und Ziegen noch bei 9000 Fuß auf die Weide, während Kühe, ihres schwerfälligen Baues wegen, höchstens bis 8000 Fuß gehen. Ein neues Leben hat die Natur durch die Alpengräser erzeugt. Im poetischen Gewande strahlt jetzt die Alpe mit ihren üppigen Heerden, ihren Gemsen und Steinwildern. Ein unendlich regelmäßiger Hauch mit dem berühmten Alpenkäse baut der Poesie auch ihr Haus, d. h. legt den Grund zu Wohlstand, geistigem Fortschritt, zu Sang und Klang. Was würden die Alpenthäler ohne diese Milchwirthschaft sein? Noch mehr; auch ihre Freiheit und Unabhängigkeit ist die Folge des Schnees. Ohne

die Gletscherwasser würden die Alpen in dem trostlosen Bilde nackter Felsen aufrichten. Diese Gewässer verwittern den Stein, erzeugen fruchtbares Erdreich, rufen die Grasflur der Alpenweiden hervor, ernähren damit Gemsen und Steinbock, und bilden bald darauf in dem Gemsenjäger einen Menschen, dem die Furcht aus dem Herzen schwindet, da er täglich sein Leben aufs neue erkauft. Wie Englands Seemänner nur groß wurden im Kampfe des stürmischen Eismeers durch die Jagd auf Stockfisch und Wallfisch, wie hier die Jagd die Kraft eines Volks erzeugte, so schuf die Alpennatur durch ihre tausend Gefahren jenen kühnen Gemsenjäger, dessen Herz tief für die große Heimat schlägt, dessen Volk er liebt, weil er seine Heimat liebt; dessen Kraft überging auf ein ganzes Volk, an dessen zähem Widerstande mancher Anprall seine Stirn zerschmetterte. Tiefer liebt nun der freie Mann seinen freien Herd, tiefer sein Weib, seine Kinder. Aus seinem innersten Herzen strömt jetzt eine neue Quelle des Lebens durch seine Liebe: der Gesang. Die Liebe hat das Eisenherz des Mannes erweicht. Auf der Alpe tönt das Horn des Hirten. Abwechselnd jodeln um die Wette alpauf alpab kernige Dirnen und flämmige Burschen und in der Hütte greift zum lustigen Tanze der Meister in seine Zither.

Kein so herrliches, aber doch auch ein Leben voll Größe entfaltet sich daneben auf den Schneealpen der Anden durch die Vicuñaherden oder das Lama. Auf der Puna geboren, überdauern sie leicht die klimatischen Schrecken dieser Einöde. Deshalb taugen sie vortrefflich zu Lastthieren, wo bei großer Höhe das Pferd der Ebene, auch das Maulthier wol, ihre Kraft verlieren würden; wo Hunde und Katzen in Zuckungen verenden und der fremde Wanderer sein Ende gekommen glaubt, wenn allmälig durch den Einfluß der dünnern Luftschicht sein Blut aus den Augenlidern, unter den Nägeln hervordringt, wenn seine Füße ermattet zusammenbrechen. Nicht gering schätzt der Indianer daneben das Fleisch und die Haut der Vicuñas.

Trostloser ist freilich das Bild in den eisigen Ländern des Nordpols, der Heimat des Eskimo. Auch hier erzeugt sich noch eine Pflanzendecke aus den Schneefeldern. Zwar kümmerlich, ist sie doch da und ernährt noch die Hirsche, Moschusochsen, Polarhasen, Schneeeulen und andere Thiere des Nordpols. Fische, Seehunde und Eisbären daneben erzeugt das Meer. So hat die unerschöpfliche Natur auch in einer Gegend, wo die längste Nacht und der längste Tag ein Vierteljahr dauert, dem Menschen eine Stätte bereitet, welche er, wenn auch noch auf tiefster Stufe der Bildung, beherrscht. Man kann der Natur doch wenigstens nicht nachsagen, daß sie ihr Leben nur gewissen bevorzugten Ländern gegeben habe. Wahrlich, im Verhältniß zu der unermeßlichen Fülle von Wasser und Wärme in den heißen Ländern hat die Natur hier bei so ungleich beschränkten Mitteln das Möglichste geleistet. Die Eskimos sind uns aber für unser Thema noch von einer andern Seite her wichtig. Sie sind es deshalb, weil es uns überall darauf ankommt, den Menschen als ein Kind der Natur darzustellen. Wie jeder Mensch den andern nur nach sich beurtheilt; wie die Bewohner von Madeira erstaunt waren, von dem deutschen Reisenden Holl in Dresden zu erfahren, daß sein Vaterland Sachsen gegen 60 Meilen vom Meere entfernt liege, während sie selbst doch unmittelbar vom Ozean umgeben waren, ebenso zeigt sich dieser tiefe Zug des Menschengeistes bei den Eskimos. In den arktischen Hochlanden an der Baffinsbai, von der einen Seite durch das Meer, von der andern durch eine hohe unübersteigliche Bergkette von allem Verkehr mit andern Menschen ausgeschlossen, fand John Roß einen Stamm von 200 Köpfen. Sie hielten sich sämmtlich für die einzigen Bewohner der Erde, diese für eine große Eismasse und ihre Heimat für den einzigen bewohnbaren Punkt derselben! Es gibt eine Freiheit des Geistes, welche die Erde beherrscht; allein sie selbst ist erst durch die Natur innerhalb ihrer selbst erzeugt. Der Mensch entsteht durch die Natur in der Natur; wird in ihr, durch sie erhalten, flieht in ihr, flüchtet also zur Natur, forscht in der Natur, weil Alles, was

ihn umgibt, auch die höchste Geistesblüte, nur eine durch die Natur erzeugte Geschichte ist; ist folglich selbst Natur und seine Freiheit dazu, die sich nur in denselben Gesetzen bewegen kann, wie die übrige Natur; und der Dichter hat Recht:

Darum nur lenga' es Keins:
Daß Drin und Draußen Eins!

Sehen wir uns am Ende unserer Unterhaltung auch noch mit wenig Blicken in unserer Heimat um, ein Entfesselndes im Winterkleide des Wassers zu finden. Unsere Seatfelder schützt der Schnee vor der feindlichen Einwirkung der Kälte, indem er der Erde als schlechter Wärmeleiter ihre natürliche Wärme bewahrt. Dies ist so wahr, daß die Eskimos sich im Winter ihre bienenkorbähnliche Hütte von Schnee erbauen, deren Fenster aus großen Eisquadern bestehen. Nichts sieht der Ackerbauer lieber als eine starke, fortwährende Schneedecke im Winter; denn er weiß, daß der im Frühling wegthauende Schnee die Saat nicht allein unversehrt erhalten, sondern ihr auch als Düngmittel dient. Ebenso schützt das Eis unserer Gewässer alle Pflanzen und Thiere derselben. Nie gefriert ein größeres Wasser völlig aus; die Temperatur des Wassers sinkt unter der schützenden Eisdecke nie unter 4,°1 C. herab, und diese Wärme ist hinreichend, Fische und andere Wasserthiere und auch die Pflanzen unserer Weiden zu erhalten.

So tief diese weise Einrichtung in den Haushalt der Natur eingreift, so groß ist das Leben, welches das Winterkleid des Wassers im Schoose der Menschheit erzeugt. Selbst das Eis ist Gegenstand des Handels geworden. Schon segeln nordamerikanische Schiffe mit Eis befrachtet, in Heckerling sorgfältig verwahrt, nach wärmern Gegenden, z. B. nach Aegypten, wo es guten Absatz findet. Schon im südlichen Italien ist das Eis der Alpen ein gesuchter Artikel. Das ist indeß noch nicht Alles. Traulicher ist das Familienleben des Nordländers geworden. Er ruht mit der Natur von den Freuden des Sommers gleichsam aus und verarbeitet in seinem Innern neugewonnene Gedanken der wärmern Jahreszeit. Der Gelehrte sehnt sich weniger hinaus in die Natur; sein Geist ist im Winter thätiger geworden; er hat es in der Hand, sich in seiner Stube diejenige Temperatur zu verschaffen, welche seinen Geist weder erschlafft noch zu stark reizt. Die Kunst feiert ihre Feste gerade im Winter. Alles ist in den Städten wieder versammelt; Musik und Theater beginnen ihre schönste Zeit. Draußen auf den Straßen rasseln die oft kunstvoll gebauten Schlitten mit klingenden Schellen. Auf dem Eise übt sich die Jugend im kräftigenden Schlittschuhlaufen und in Norddeutschland ist auch schon die Frauenwelt darunter. Kräftigere Mütter bilden sich durch eine so edle und einfache Kunst aus, eine kräftigere Nachkommenschaft erzeugend. Das trifft in der That in diesem Theile von Deutschland so zu, daß sich z. B. in Ostfriesland ein viel kräftigerer Volkssinn erhalten hat. Zudem werden hier die vielen Kanäle des wasserreichen Landes im Winter durch ihr Eis außerordentlich wichtige Communicationsmittel für die Eingeborenen. Ebenso edle als kräftigende Volksschauspiele erzeugt im Jeverlande wie in Ostfriesland die Schneedecke. Da sieht man zur Zeit des harten Frostes zwei feindliche Parteien im sogenannten Klotwerfen vereinigt. Es gilt einen Preis von hohem Werthe. Jede Partei hat ihre vorzüglichsten Schützen auf der Haide versammelt. In einer Entfernung von vielleicht 100 Fuß liegt ein Brett auf dem Boden. Der Klotschütze muß es mit kräftigem Arme verstehen, eine mit Eisen oder Blei angefüllte Holzkugel auf das Brett zu werfen. Durch ihre Elasticität springt dann die Kugel vom Brette weiter vorwärts, um so weiter, je fester der Boden gefroren und darum je glatter ist, bis ihre Kraft erlischt. Dann beginnt dasselbe Spiel vorwärts, endlich wieder rückwärts. Genau messen die beiden Parteien den mächtigen kunstvollen Wurf der kräftigen Schützen in bequemer Tracht; dann zählt man die Schritte und Der ist der Sieger, welcher die meisten Schritte warf. Ein fröhliches Mahl beschließt das Schauspiel. Oft zieht der Besiegte beschämt von dannen

Auch in der Stube belebt ſich am traulichen Ofen im Nordlande der Volksſinn. Manches liebliche Märchen hat da der Volksgeiſt in der Spinnſtube erſonnen; noch heute kann man ſie erzählen hören, wo die Völker ihren kindlichen Sinn bewahrten. Auf Island ſitzt um dieſe Zeit der Hausherr im Kreiſe ſeiner Familie. Er hält die alten Edda-lieder, jene religiöſen Vorſtellungen der alten ſkandinaviſchen Vorfahren, in ſeiner Hand, erzählt ſie Kindern und Enkeln und pflanzt ſo von Kind zu Kind die mehr als tauſendjährige Geſchichte eines kräftigen Volks fort. Größer iſt dann der Genuß der Jahreszeiten durch die Schneedecke des Winters mit ſeiner Abwechſelung. Verſchiedenartigere Gefühle erweckt in den Herzen des Menſchen die Natur. Der Menſch wird tiefer, ſinniger, erfindungsreicher. Die Glut des Sommers würde ihn ſinnlicher gemacht und, wie es alle Völker des heißen Südens beweiſen, in ſeinem geiſtigen Leben zerſtreut haben.

Ueber Unſterblichkeit der Seele.

Frühlingsbetrachtungen.

I.

Gibt es ein Jenſeits und ſehen wir dereinſt uns wieder?

Was ſagen Naturwiſſenſchaft und Philoſophie zu dem Glauben der Religion und den bunten, mit den Farben der Phantaſie geſchmückten Vorſtellungen der Dichtkunſt?

Wer Jean Paul's „Selina" geleſen hat, lebte ſchon, eine vom irdiſchen Stoffe entfeſſelte Seele, vorgenießend in dem Aetherreich jenſeitiger Exiſtenz. Die Mutter ſieht ihr Kind, das ſie dem unerbittlichen Tode mit Verzweiflung preisgeben mußte, in den Armen der Seligen wieder. Herzen, die Jahrelang nebeneinander ſchlugen und des Lebens ernſte Prüfungen bis zum Augenblicke der unerbittlichen Naturnothwendigkeit beſtanden, trennen ſich nur auf kurze Zeit, um mit verklärten Leibern ſich in einer ſchönern Welt zu ewiger Vereinigung wiederzugrüßen. Der Freund findet den Freund, treue Kindesliebe findet die Aeltern, Liebende, die mitten in der Roſenzeit ihrer Neigung des Lebens ſchönſte Blüten von der Hippe des Todes brechen ſehen mußten, feiern im Reiche der Sphären, unter den Jubelchören der Engelwelt, nach kurzer Trennung ein ewiges Wiederſehen.

Wem wäre aber auch nicht bekannt geworden, daß dieſer ſchöne Glaube immer ernſtere und ernſtere Anfechtungen erleidet?

Was die Philoſophie aller Zeiten ſchon gegen dieſe für eine Geiſterwelt die Vorſtellungen der ſinnlichen allzu ſehr entlehnenden Hoffnungen einwenden mußte und eingewendet hat, iſt der gereiftern Bildung bekannt. Aber noch in größere Kreiſe hat ſich ſeit der immer mehr ſich verbreitenden Neigung für die Naturwiſſenſchaften die traurige Botſchaft verbreitet, daß allen dieſen Vorſtellungen nur ein Wahn zum Grunde läge. Die Naturwiſſenſchaften haben Wunder gewirkt, uns von Vorurtheilen befreit. Sie haben der Menſchheit manche Beängniß, aber auch in dieſem Gebiete einen Troſt genommen. Immer weiter bringt ſchon die Vorſtellung um ſich, der Menſch wäre, wie alles Uebrige, was lebe, nur der Ueber- und Durchgang eines nach Geſtaltung ringenden höhern Naturgeiſtes. Wie unſer Geiſt der Flamme gliche, die für ſich keine Selbſtändigkeit hätte, wenn ſie nicht auf und in einem brennbaren Stoffe lodere, ſo erfülle auch unſer Leben nur irgend einen uns unbekannten Zweck des allgemeinen einzigen Gottes, der Natur. Blüte, eine wunderbare, duftende Blüte der Natur wäre dies Daſein eines Menſchen auf der Erde, eine wunderbare Fülle von Träumen und Sinneseingebungen wäre allmälig unſer Denken, Glauben, Hoffen, ja unſere ganze Geſchichte geworden und doch wäre Alles, was wir ſind und hinterlaſſen, nur zu vergleichen den aus verſtändlichen Urrevolutionen auf flüſſigem Geſtein abgedrückten Thier- und Pflanzenformen. So die Einwendungen

würde ewig unser Geist gebannt und was von uns, wenn die Erde unsern Leib wieder aufgenommen, einzig nicht verwehe, wäre der materielle Staub, die Asche, die zu neuer Erde würde und von neuen Bildungen der Natur neue irdische Gestaltung gewönne.

Auf tausend Herzen lastet jetzt diese Vorstellung wie der Druck der Verzweiflung. Das Leben, das ihnen bei solchem Glauben an Reizen gewinnen sollte, verliert daran. Wenn unser Leben keinen Zweck mehr für uns selbst hat, wenn wir nur die Stufen eines über uns hinwegschreitenden Naturgesetzes sind, Asche und Staub für neue Bildungen, an denen das lebendige, volle, und in diesem Augenblicke so urkräftig bebende Bewußtsein unserer selbst keinen Theil hat, wenn die Erinnerung verloren ist, was soll dies Leben? Dann sind wir Gekerkerte, eingeschlossene Büßer einer unbekannten Schuld, dann ist die Sonne uns so dunkel wie das Grab...

Wagen wir uns deshalb dieser wichtigsten Frage unsers Daseins näher und suchen uns in ruhiger Erörterung über das Jenseits Vorstellungen zu gewinnen, die zwar zu keinem absoluten Wissen führen können, aber doch mehr Beruhigung geben, als wenn wir nur in dem Gebiete eines schönen kindlich verklärten Glaubens oder dem phantastischen der überschwänglichen Dichterwelt stehen bleiben wollten.

* * *

Unsterblichkeit der Seele! Wie ist dieser Begriff in die Welt gekommen? Ist er alt oder neu? Ist es derselbe Begriff, der sich bei den Alten schon mit den Vorstellungen vom Tartarus verband? Ist das Schattenreich eine Erhaltung unserer Seele? Lehrte das Christenthum gleich anfangs jenseitige Hoffnungen, oder war die Unsterblichkeit der Seele nur eine Schlußfolgerung aus andern Lehren, aus der Seelenwanderung bei den Heiden, der Lehre vom ewigen Gerichte und der Wiederkunft des Herrn bei den ersten Verbreitern unsers christlichen Glaubens?

Die Unsterblichkeit in *dem* Sinne, in welchem *wir* sie verstehen, wenn von ihr unter Gebildeten die Rede ist, ist ein Begriff, welcher ganz erst der neuen Zeit und ihrer Bildung angehört. Sie ist das Erzeugniß eines zu hellerm Selbstbewußtsein und höherm Selbstvertrauen gekräftigten Geistes. Wir meinen hier die Unsterblichkeit, wenn sie nicht im Sinne einer mythologischen Vorstellung verstanden wird, sondern im Sinne eines naturgemäßen fortgesetzten Lebenszustandes, welcher zu den beiden miteinander abwechselnden Zuständen des Schlafs und Wachens hinzugefordert wird als ein *dritter*, um das Leben, welches in jenen beiden Zuständen von entgegengesetzten Seiten her unvollständig erblickt wird, zur Erscheinung seines eignen ganzen und vollen Wesens zu bringen. Nimmt man die Unsterblichkeit in diesem Sinne, welchen wir der Kürze halber als den *philosophischen* bezeichnen wollen, so ist sie eine jener Neuerungen der Civilisation, von denen man nicht die Ursache angeben kann, indem sie nicht von einzelnen wenigen Punkten, sondern von vielen zugleich ihren Anfang nahmen und sich schnell, wie in die Welt hineingeheimnißt, überallhin verbreiteten. Wer vermag z. B. anzugeben, wer die in der modernen Welt jetzt herrschenden Begriffe von einer vergeistigten Liebe, wer den Sinn für die dem Alterthume unbekannten, harmonischen Accordfolgen in der Musik *zuerst* angefangen, ausgebreitet oder erfunden hat? Niemand kann darauf Antwort geben. Nur so viel ist gewiß, daß sich hier der Menschheit von ganz unbekannten Orten aus neue Sinne erschlossen haben, die man, sobald sie einmal geöffnet worden sind, vergebens aufs neue zu verschließen suchen würde. So wenig diese Bemühungen fruchten würden, wollte man dem jetzt lebenden Geschlechte seinen Sinn für vergeistigte Liebesempfindung oder für musikalische Harmonie abzugewöhnen suchen, ebenso vergeblich angewandt würde die Bemühung sein, eine Menschheit, welche einmal die volle Zuversicht zum dritten Zustande des Lebens, zum Lebens-Superlativ, gefaßt hat, wieder zu einer kahlen Resignation auf

den bloßen Lebens-Positiv im natürlichen Dasein und den Lebens-Comparativ im schaffenden Dasein herabspannen zu wollen.

Unsere Vorstellung von der Unsterblichkeit als einem Zustande, welcher sogleich im Tode seinen Anfang nimmt, um von hier aus höhern gesetzmäßigen Entwickelungen entgegen zu gehen, ist keine Erbschaft aus der christlichen Tradition. Denn sie ist dem Christenthume der Kirchenväter und der scholastischen Theologie des Mittelalters noch fremd. Jedermann weiß aus seinem Glaubensunterrichte, daß darin die Rede war von einer dereinstigen Auferstehung des Fleisches, einer Vorstellung, die im ganzen alterthümlichen Sinne der ersten Christenheit beim gegenwärtigen Stande der Wissenschaft wol selbst vom strenggläubigsten Theologen nicht mehr so verstanden werden wird, als handle es sich um eine dereinstige Wiederzusammenfügung der inzwischen in die heterogensten Verbindungen anderer Existenzen eingegangenen chemischen Stoffe zu ihrem alten Leibe. Es ist vielmehr ein auch in der Kirche ganz allgemeines und ungestörtes Uebereinkommen eingetreten, für diese Auferstehung des Fleisches ein sofort mit dem Augenblicke des Todes eintretendes Ausschälen eines geistigen Leibes aus der Hülle des irdischen zu setzen, mit Beziehung auf Lukas 23, 43: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!"

Sowie in unserer Zeit die philosophische Ansicht von der Unsterblichkeit die ganz allgemein herrschende geworden ist, vor welcher sich die Unterschiede der verschiedenen Religionsbekenntnisse allmälig nivelliren, so sehen wir im Mittelalter die Idee der erst spätern Auferstehung, und zwar der Auferstehung des Fleisches, das Scepter einer unbestrittenen Herrschaft schwingen sowol bei Mohammedanern als Christen. Auch ist es keineswegs die Reformation, welche in diesem Gedankenkreise eine Umwälzung in der öffentlichen Meinung hervorgebracht hat. Sang doch noch die Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg im 17. Jahrhundert in ihrem bekannten Liede: „Jesus meine Zuversicht":

Dann wird eben diese Haut
Mich umgeben, wie ich glaube;
Gott wird werden angeschaut
Dann von mir in diesem Leibe;
Und in meinem Fleisch werd' ich
Jesum sehen ewiglich.

Aber schon Dante läßt seine Todten im Fegefeuer nicht erst auf den Auferstehungstag warten, sondern versetzt sie nach geschehener Reinigung sofort ins Paradies, widrigenfalls in die Hölle. Ein noch größeres Hinüberstreben in die philosophische Ansicht ist bei den Nachfolgern Dante's wahrzunehmen, nämlich bei denjenigen unter den Neuern, welche sich ebenfalls gleich Dante vermessen haben, detaillirte Bilder vom ewigen Leben zur Befriedigung der Wißbegierde der Seelen zu entwerfen, wie z. B. im vorigen Jahrhundert Jung-Stilling, Lavater, Swedenborg, Oberlin gethan haben. Denn bei diesen bildnerischen Geistern schwindet nicht nur die Idee eines erst nach Jahrtausenden zu erwartenden Jüngsten Tages und Weltgerichts ganz dahin oder wird zu etwas ganz Anderm umgedeutet, sondern es wird auch bereits der schroffe Gegensatz zwischen Himmel und Hölle gemildert und eine Fortentwickelung in den mannichfaltigsten Stufen und Schattirungen erweiterter geistiger Thätigkeit in Aussicht gestellt und eben dadurch, wenngleich noch an der Hand veralteter Zeichen und Symbole, der Kreis einer neuen, jugendlichen, einem sich verjüngenden Weltalter angehörigen Vorstellungsweise beschritten.

Der neuchristliche Unsterblichkeitsglaube gründet sich auf das Gefühl, daß der Geist des Menschen die völligen Kräfte zu einer Sphäre stärkerer Wirksamkeit sowol als stärkern Genusses in sich trage, als ihm dieser gegenwärtige Zustand seines Lebens eröffnet. Der neuchristliche Unsterblichkeitsglaube gleicht dem Gefühl der Ungeduld, womit das bereits ausgebildete Küchlein im Ei an seiner umschließenden Schale pickt, indem es Kräfte in sich erwachsen fühlt, für welche der enge Raum der Eierschale ihm keinen Spielraum gewährt.

Diese Zuversicht auf einen geforderten Zustand, dessen erweiterte Sphäre dem ganzen Umfange Dessen entspreche, wozu die Kräfte des Wirkens und Genießens als fähig empfunden werden,' ist von kräftiger, von sthenischer Natur. Dem neuen Glauben ist die Seele darum unsterblich, weil sie sich wirklich unsterblich fühlt. Dem alten Glauben war sie es, trotzdem daß sie sich nicht unsterblich fühlt, d. h. eines neuen Leibes bedarf. Ein solches Hinaufsteigen aus Asthenie in Sthenie, aus Mattigkeit der Empfindung in Fülle der Empfindung läßt sich durchaus nicht als eine bloße Mittelstation zwischen alter Kirchensatzung und einem sich langsam bahnbrechenden Zweifel an derselben bezeichnen. Vielmehr tritt der neue Unsterblichkeitsglaube als ein positiv Neues in die Welt ein, welches, wie nach Schiller's Ausdruck die Wellen des Gesangs, aus unentdeckten Quellen strömt und als ein neuer kräftiger Glaube den alten Glauben, indem er ihn übertrifft, stillschweigend zum poetischen Mythus verklärt.

Neben der Erstarkung des Selbstgefühls, der unaufhaltsam fortschreitenden Zuversicht des Geistes auf seine Gewalt und Größe, welche nicht zuläßt, daß er sich für ein nur in die engen Grenzen des Erdendaseins eingesperrtes Wesen hält, läuft eine ebenso unaufhaltsam fortschreitende Kette von Eroberungen im Gebiete des empirischen Wissens. Wie verhalten sich diese beiden unablässig steigenden Kräfte der modernen Cultur, die Idealität und die Erfahrung, zueinander? Unterstützen sie einander gegenseitig? Arbeiten sie einander in die Hände? Oder ist es natürlich, daß die eine der andern in einzelnen Fällen, z. B. jetzt in der Unsterblichkeitsfrage, entgegenarbeitet? Wie verhalten sich zur Unsterblichkeitsfrage die Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften?

Eine Betrachtung, die wir an der Hand eines geistreichen, gelehrten und berühmten Führers, dem wir das Material dieser Mittheilungen verdanken, in den folgenden Artikeln ausführlicher anstellen wollen.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Aus unserm Geistesleben.

Seit längerer Zeit bereits ist in unserer gelehrten geschichtschreibenden Welt ein Zwiespalt sichtbar, der fast wie ein Grenzstrich durch eine Landkarte geht. Wir haben eine süd- und norddeutsche oder eine katholische und protestantische Geschichtschreibung zu allen Zeiten gehabt; allein seitdem Spittler und Johannes von Müller die neuere Geschichtschreibung der Form und dem Inhalte nach zur historischen Kunst erhoben haben, seitdem mal beinahe sechzig Jahre lang durch Luden, Schlosser, Rammer und die populären Darstellungen von Becker, K. A. Menzel und Rotteck in der Geschichtschreibung die protestantischen Gesichtspunkte entschieden überwogen, hat uns die neueste Zeit (besonders durch die Begründung der münchener Universität) eine gegentheilige Geschichtschreibung gebracht, die nicht mehr, wie im vorigen Jahrhundert, den Charakter einer durch Censurhemmniß oder dürftige Forschung sich gleich von selbst verurtheilenden Einseitigkeit trägt, sondern an Breite der Auffassung, wissenschaftlicher Forschung und einschmeichelnder Form der Darstellung der bisher in vorherrschender Geltung gewesenen protestantischen Geschichtschreibung das Gegengewicht hält. Wir brauchen hier nur Namen wie Hurter, Aschbach, Konstantin Höfler zu nennen.

Wenn es wahr ist, was die Zeitungen berichten, daß Leopold Ranke, der von jeher eine große Hinneigung zu außereuropäischem Staaten- und Völkerleben gezeigt hat, die glänzendsten Anträge erhielt, nach München überzusiedeln, so ist seine Ablehnung derselben und sein Verbleiben an der berliner Universität ein denkwürdiges und in ernstliche Erwägung zu ziehendes Ereigniß. Die Folgen, welche die Versetzung der jungen historischen Schule, die um Ranke in Berlin sich seit lange zu versammeln pflegt, hätte nach sich ziehen müssen, wären auf lange Zeit für den öffentlichen Geist Deutschlands und jedenfalls zunächst für die wissenschaftliche Forschung unberechenbar gewesen.

Wie tiefeingreifend jener geographische Riß auch durch die Herzen und Stimmungen des Publicums geht, zeigte uns neulich ein Erzeu-

den bloßen Lebens-Positiv im natürlichen Dasein und den Lebens-Comparativ im jenseitigen Dasein herabspannen zu wollen.

Unsere Vorstellung von der Unsterblichkeit als einem Zustande, welcher sogleich im Tode seinen Anfang nimmt, um von hier aus höhern gesetzmäßigen Entwickelungen entgegen zu gehen, ist keine Erbschaft aus der christlichen Tradition. Denn sie ist dem Christenthume der Kirchenväter und der scholastischen Theologie des Mittelalters noch fremd. Jedermann weiß aus seinem Glaubensunterrichte, daß darin die Rede war von einer dereinstigen Auferstehung des Fleisches, einer Vorstellung, die im ganzen alterthümlichen Sinne der ersten Christenheit beim gegenwärtigen Stande der Wissenschaft wol selbst vom strenggläubigsten Theologen nicht mehr so verstanden werden wird, als handle es sich um eine dereinstige Wiederzusammenfügung der inzwischen in die heterogensten Verbindungen anderer Existenzen eingegangenen chemischen Stoffe zu ihrem alten Leibe. Es ist vielmehr ein auch in der Kirche ganz allgemeines und ungestörtes Uebereinkommen eingetreten, für diese Auferstehung des Fleisches ein sofort mit dem Augenblicke des Todes eintretendes Ausschälen eines geistigen Leibes aus der Hülle des irdischen zu setzen, mit Beziehung auf Lukas 23, 43: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!"

Sowie in unserer Zeit die philosophische Ansicht von der Unsterblichkeit die ganz allgemein herrschende geworden ist, vor welcher sich die Unterschiede der verschiedenen Religionsbekenntnisse allmälig nivelliren, so sehen wir im Mittelalter die Idee der erst spätern Auferstehung, und zwar der Auferstehung des Fleisches, das Scepter einer unbestrittenen Herrschaft schwingen sowol bei Mohammedanern als Christen. Auch ist es keineswegs die Reformation, welche in diesem Gedankenkreise eine Umwälzung in der öffentlichen Meinung hervorgebracht hat. Sang doch noch die Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg im 17. Jahrhundert in ihrem bekannten Liede: „Jesus meine Zuversicht":

Dann wird eben diese Haut
Mich umgeben, wie ich gläube;
Gott wird werden angeschaut
Dann von mir in diesem Leibe;
Und in meinem Fleisch werd' ich
Jesum sehen ewiglich.

Aber schon Dante läßt seine Todten im Fegefeuer nicht erst auf den Auferstehungstag warten, sondern versetzt sie nach geschehener Reinigung sofort ins Paradies, widrigenfalls in die Hölle. Ein noch größeres Hinüberstreben in die philosophische Ansicht ist bei den Nachfolgern Dante's wahrzunehmen, nämlich bei denjenigen unter den Neuern, welche sich ebenfalls gleich Dante vermessen haben, detaillirte Bilder vom ewigen Leben zur Befriedigung der Wißbegierde der Seelen zu entwerfen, wie z. B. im vorigen Jahrhundert Jung-Stilling, Lavater, Swedenborg, Oberlin gethan haben. Denn bei diesen dichterischen Geistern schwindet nicht nur die Idee eines erst nach Jahrtausenden zu erwartenden Jüngsten Tages und Weltgerichts ganz dahin oder wird zu etwas ganz Anderm umgedeutet, sondern es wird auch bereits der schroffe Gegensatz zwischen Himmel und Hölle gemildert und eine Fortentwickelung in den mannichfaltigsten Stufen und Schattirungen erweiterter geistiger Thätigkeit in Aussicht gestellt und eben dadurch, wenngleich noch an der Hand veralteter Zeichen und Symbole, der Kreis einer neuen, jugendlichen, einem sich verjüngenden Weltalter angehörigen Vorstellungsweise beschritten.

Der neuchristliche Unsterblichkeitsglaube gründet sich auf das Gefühl, daß der Geist des Menschen die völligen Kräfte zu einer Sphäre stärkerer Wirksamkeit sowol als stärkern Genusses in sich trage, als ihm dieser gegenwärtige Zustand seines Lebens eröffnet. Der neuchristliche Unsterblichkeitsglaube gleicht dem Gefühl der Ungeduld, womit das bereits ausgebildete Küchlein im Ei an seiner umschließenden Schale rückt, indem es Kräfte in sich erwachsen fühlt, für welche der enge Raum der Eierschale ihm keinen Spielraum gewährt.

Dieſe Zuverſicht auf einen geforderten Zuſtand, deſſen erweiterte Sphäre dem ganzen Umfange Deſſen entſpreche, wozu die Kräfte des Wirkens und Genießens als fähig empfunden werden, iſt von kräftiger, von ſthenischer Natur. Dem neuen Glauben iſt die Seele darum unſterblich, weil ſie ſich wirklich unſterblich fühlt. Dem alten Glauben war ſie es, trotzdem daß ſie ſich nicht unſterblich fühlt, d. h. eines neuen Leibes bedarf. Ein ſolches Hinaufſteigen aus Aſthenie in Sthenie, aus Mattigkeit der Empfindung in Fülle der Empfindung läßt ſich durchaus nicht als eine bloße Mittelſtation zwiſchen alter Kirchenſatzung und einem ſich langſam bahnbrechenden Zweifel an derſelben bezeichnen. Vielmehr tritt der neue Unſterblichkeitsglaube als ein poſitiv Neues in die Welt ein, welches, wie nach Schiller's Ausdruck die Wellen des Geſangs, aus unentdeckten Quellen ſtrömt und als ein neuer kräftiger Glaube den alten Glauben, indem er ihn übertrifft, ſtillſchweigend zum poetiſchen Mythus verklärt.

Neben der Erſtarkung des Selbſtgefühls, der unaufhaltſam fortſchreitenden Zuverſicht des Geiſtes auf ſeine Gewalt und Größe, welche nicht zuläßt, daß er ſich für ein nur in die engen Grenzen des Erdendaſeins eingeſperrtes Weſen hält, läuft eine ebenſo unaufhaltſam fortſchreitende Kette von Eroberungen im Gebiete des empiriſchen Wiſſens. Wie verhalten ſich dieſe beiden unabläſſig ſteigenden Kräfte der modernen Cultur, die Idealität und die Erfahrung, zueinander? Unterſtützen ſie einander gegenſeitig? Arbeiten ſie einander in die Hände? Oder iſt es natürlich, daß die eine der andern in einzelnen Fällen, z. B. jetzt in der Unſterblichkeitsfrage, entgegenarbeitet? Wie verhalten ſich zur Unſterblichkeitsfrage die Entdeckungen im Gebiete der Naturwiſſenſchaften?

Eine Betrachtung, die wir an der Hand eines geiſtreichen, gelehrten und berühmten Führers, dem wir das Material dieſer Mittheilungen verdanken, in den folgenden Artikeln ausführlicher anſtellen wollen.

(Der zweite Artikel in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Aus unſerm Geiſtesleben.

Seit längerer Zeit bereits iſt in unſerer gelehrten geſchichtſchreibenden Welt ein Zwieſpalt ſichtbar, der faſt wie ein Grenzſtrich durch eine Landkarte geht. Wir haben eine ſüd- und norddeutſche oder eine katholiſche und proteſtantiſche Geſchichtſchreibung zu allen Zeiten gehabt; allein ſeitdem Spittler und Johannes von Müller die neuere Geſchichtſchreibung der Form und dem Inhalte nach zur hiſtoriſchen Kunſt erhoben haben, ſeitdem wol dreißig Jahre lang durch Luden, Schloſſer, Raumer und die populären Darſtellungen von Becker, K. A. Menzel und Rotteck in der Geſchichtſchreibung die proteſtantiſchen Geſichtspunkte entſchieden überwogen, hat uns die neueſte Zeit (beſonders durch die Begründung der Münchener Univerſität) eine gegentheilige Geſchichtſchreibung gebracht, die nicht mehr, wie im vorigen Jahrhundert, den Charakter einer durch Cenſurhemmniſſe oder dürftige Forſchung ſich gleich von ſelbſt verurtheilenden Einſeitigkeit trägt, ſondern an Geiſt der Auffaſſung, wiſſenſchaftlicher Forſchung und einſchmeichelnder Form der Darſtellung der bisher in vorherrſchender Geltung geweſenen proteſtantiſchen Geſchichtſchreibung das Gegengewicht hält. Wir brauchen hier nur Namen wie Hurter, Aſchbach, Konſtantin Höfler zu nennen.

Wenn es wahr iſt, was die Zeitungen berichten, daß Leopold Ranke, der von jeher eine große Hinneigung zu ſüdeuropäiſchem Staats- und Völkerleben gezeigt hat, die glänzendſten Anträge erhielt, nach München überzuſiedeln, ſo iſt ſeine Ablehnung derſelben und ſein Verbleiben an der berliner Univerſität ein denkwürdiges und in ernſtliche Erwägung zu ziehendes Ereigniß. Die Folgen, welche die Verpflanzung der jungen hiſtoriſchen Schule, die um Ranke in Berlin ſich ſeit lange zu verſammeln pflegt, hätte nach ſich ziehen müſſen, wären auf lange Zeit für den öffentlichen Geiſt Deutſchlands und jedenfalls zunächſt für die wiſſenſchaftliche Forſchung unberechenbar geweſen.

Die tiefeingreifend jener geographiſche Riß auch durch die Herzen und Stimmungen des Publicums geht, zeigte uns neulich ein Ereig-

bedürfe aus Köln. Die Herren vom Dombau daselbst suchen ihrem großen Unternehmen, wo es nur geht, pecuniäre Mittel zu erwerben und sind deshalb gegenwärtig auf den Gedanken gekommen, von Gelehrten in der Art, wie es in Berlin und München geschieht, wissenschaftliche Vorträge halten zu lassen. Sie berufen solche aus Bonn. Der in unserer Zeit mehrfach mit Anspeichnung genannte junge hoffnungsvolle Forscher, Dr. Abel, kündigte ihnen zu Gefallen eine Vorlesung über den letzten Ritter, Maximilian I., an. Die Herren vom Dombau hatten die Freude, sich ein halbes Tausend Zuhörer im Casinosaale sich einfinden zu sehen. Natürlich ist die Stimmung dieser ganzen Gesellschaft die modische des Tages, die neuromantische oder, die Damen mögen wollen, besser gesagt die amerantische. Die erkannten daher die Abenteuer der „Deutschen Volksballe" als Dr. Abel, ein geborener Nürnberger, sich ganz mit heimischgeleierten Behagen auf seinem übrigen Standpunkte zu ergehen begann. Es würde zu weit führen, wenn wir wiederholen wollten, was Dr. Abel über das unglückliche Zusammentreffen sprach, wie Oesterreich einst zu gleicher Zeit ein Kaiserhaus und Kaiserliche Quartieren schützen und erweitern musste und zugleich das sinkende deutsche Reich vertreten sollte; wir erwähnen nur, daß die Herren vom Dombau in Verzweiflung geriethen und sich die Vorlesung mit einer ferner Dämmerungen endete, die leider durch unser ganzes deutsches Leben sich ziehen und bestimmt zu sein scheinen, für unsere Nation noch die Veranlassung vieler Erfahrungen zu werden.

Ericsson's neue Erfindung.

Die Erfindung des in Nordamerika lebenden Dänen Ericsson besteht bekanntlich in der Anwendung der durch Wärme ausgedehnten Luft. Es kommen aus Newyork die günstigsten Berichte über den amerikanischen Werth, der sich aus dieser Erfindung für die höhergroße Dampfschiffahrt ergeben würde. Auf der andern Seite werden Zweifel und Beschränkungen ausgesprochen, es möchte mit dieser Kraft gehen wie mit der electromagnetischen, die noch immer in ihrer Anwendung auf mechanische Fortbewegung nicht die gehofften Resultate ergeben hat.

Es ist gut, daß die Regierungen von Nordamerika und von England selbst ein Interesse haben, die Untersuchung der Ericsson'schen Erfindung in Angriff zu nehmen; denn bekanntlich ist die Dampfschiffahrt zwischen Europa und Amerika deshalb nicht in den Händen von Privaten zu erhalten, weil sie bis jetzt nichts einbringt. Der übergroße Bedarf an Steinkohlen, den die Dampfschiffe für ihre Fahrt mitnehmen müssen, verhindert die Verwerthung durch Fracht und Passagiere.

In einer nächsten Nummer bringen wir über diese neue Erfindung, eine ausführlichere Belehrung von wissenschaftlichen Standpunkte.

Auf Veranlassung Goethe's und seines Umgangs.

Eine bekannte Thatsache ist, daß bedeutende und schöpferische Menschen nicht vorzugsweise hören oder lesen können, oder sich nicht logisch selbst davon verbreiten angeregt zu fühlen und das Vernommene aus eigenen Mitteln zu vergängen. Daher mag es kommen, daß bedeutende Menschen so oft von den Mittelmäßigen sich so auffallend befriedigt fühlen und es Manche viel bedeutsamer erklären, während ihnen das Geschaffene, von andern, auch bedeutenden Menschen Gehörte fremdartig bleibt, ja nicht selten kaum von ihnen verstanden wird. Diese Selbstthätigkeit schöpferischer Kräfte geht oft so weit, daß ihnen sogar das nächste Verfassen und Begreifen fremder Demonstrationen entschieden schwer wird.

Innere Lebenstimmen.

Menschen von vielem Verstande und einer lebhaften Phantasie ist es außerdem höher angerechnet, wenn sie immer das Rechte und Gute thun, als einer geringern Intelligenz und einem feinern Umfange des Wissens. Das Gegentheil des Rechten und Guten wird Jenen aus einer geheimnißvollen innern, oft dämonisch über ihren Willen in ihnen spukenden Laterna magica der Combinationen mit den Möglichkeitsvorstellungen immer mit so verführerischen und lockenden Farben vorgehalten, daß sie den guten Anstalte um die besonnenere Erwägung bedürfen, um nicht dem Reize zu erliegen, den das Eine und Schöne oder Kecke und Tropige vor der Mäßigung und Ergebung immer voraus hat.

Pädanterie.

Pedanterie gengt vom genig Begreifen. Niemand ist pedantischer als Kinder von zwei und drei Jahren.

Ein Ungenügsiger.

Es schmerzt und oft, daß Menschen, die uns werth sind, an unsern Unternehmungen so geringen Antheil verrathen. Wie überschätzen aber diese Antheillosigkeit. Sie entsteht gleichschwerlich weit öfter aus Trägheit als aus Geringschätzung.

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen
am häuslichen Herd.
Herausgegeben
von
Karl Gutzkow.

wöchentlich ein Bogen.] Nr. 27. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Viereckig oder die amerikanische Kiste.

Eine Erzählung von Berthold Auerbach.

„Ich glaub' nicht an Amerika", sagte einst die alte Lachenbäuerin in der Hohlgasse, als an ihr Vierteiei und darunter auch Fabelhaftes von dem fernen großmächtigen Lande erzählte. Die Leute erlustigten sich über diese einfältige Rede, denn die Lachenbäuerin hatte durchaus damit nur sagen wollen, daß sie nicht an die Verheißungen und Hoffnungen Amerikas glaube; sie erklärte sich einfach dahin, sie glaube überhaupt nicht an das Dasein von Amerika, das sei Alles lauter Lug und Trug. Sie bemühte sich dann nicht zu mehr beweisen, als die Großen am spanischen Hofe gegen Columbus vorbrachten, sie glaube eben nicht an Amerika und fester Unglaube läßt sich ebenso wenig überführen als ein fester Glaube.

Wenn heutigen Tags Jemand im Dorfe durch irgend welche Hindernisse nicht nach Amerika auswandern kann, hilft er sich mit der Scherzrede: „Ich glaub' nicht an Amerika wie die alte Lachenbäuerin."

Es gibt aber landauf und landab kein Haus mehr, in dem man nicht den lebendigen Beweis vom Gegentheile hätte. Da ist ein Geschwister, sind ein Verwandter oder auch nur ein Bekannter in Amerika, man weiß den einzelnen Staat zu nennen, in dem sie sich angesiedelt haben, man hat Briefe von ihnen gelesen oder gehört.

Im Wirthshause des entlegensten Dorfs, wo man aus einem guten Scherpen Kräftigung oder Vergessenheit trinken will, schreibt mitten aus den Tabackswolken eine Zauberhand ihre Menetekel an die Wand; da legen sich zwei Hände brüderlich ineinander, da geht ein buntgeflaggtes Schiff auf grüner See und in flammenrothen Buchstaben leuchtet die Botschaft: Nach Amerika! Verschwunden ist alles Selbstvergessen und der Geist, der sich in sich versenken und begnügen wollte, wird mit Zaubergewalt hinausgetragen auf das unabsehbare Wellenwogen der Ueberlegungen und Berathungen. Freilich ist bei dieser Geschrift keine Zauberei, sie ist nur ein Meisterstück der Buchdruckerkunst und die zahllosen Auswanderungsexpeditionen, die Bruderhand, das treue Geleit, die sichere Ohhut, die glückliche Zukunft und wie sie sich alle nennen, Auswanderungsagenten mit ihren Heften

hellern, Wirthen, Schulmeistern und Krämern sorgen dafür, daß man allerorten eingedenk sein muß, wie weit wir es in der Kunst Gutenberg's gebracht. Ist der Bann auch nur flüchtig von diesen Zeichen gefesselt worden, so muß auch das Wort ihm folgen, und Menschen, die ihr lebenlang kein anderes Fahrzeug auf dem Wasser gesehen als den Floß, der eilig an der Wiese vorbeischwimmt, darauf sie mähen, sprechen von gekupferten Dreimastern, vom Leben in den Vorkajüten und dem Zwischendeck. Menschen, die es daheim nicht zu einer handbreit Erde bringen können, sprechen von Congreßland und den tausend Morgen, die sich leicht erwerben lassen. — Amerika schickte uns einst die Kartoffel, die in der Alten Welt heimisch und zum Bedürfniß geworden, in hunderterlei Art bereitet und genossen wird; man kann fast sagen, das Gespräch über Amerika ist auch eine Art von Kartoffel, das wird gesotten und gebraten, in hunderterlei Arten bereitet und sogar zum berauschenden Trank hergerichtet. Wie erlaben und erhitzen sich oft die Sonntagsgäste an der Kartoffel in Trank und Wort, und kehren sie dann heim in ihre Behausungen, so kommen sie aus dem fernen Lande zurück und spät in der Nacht wird noch mit der Frau überlegt, ob man nicht auch auswandern wolle, dahin, wo man nicht mehr zinse und steuere; jedes kleine Ungemach hebt alsbald ganz hinweg von dem gewohnten Lebensboden und noch am Morgen bei der Arbeit ist es oft, als ob die Luft von selbst das Wort Amerika spreche; mit Sichel und Sense oder der Pfluggabel in der Hand schaut der Bauer oft aus, als müßte plötzlich Jemand kommen, der ihn abrufe nach dem gelobten Lande Amerika. Glückselig, wer sich bald wiederfindet und sich tapfer wehrt auf dem Boden, darauf Geburt und Geschick ihn gestellt.

Es wäre thöricht, die unabsehbare Befruchtung und den großen Alles bewältigenden Zug der Menschheitsgeschichte in dem Auswanderungstriebe verkennen zu wollen. Das hindert aber nicht, ja fordert eher dazu auf, die Herzen Derer zu erforschen, die, vom Einzelschicksale gedrängt, in die Reihen der Völkerwanderung eintreten, deren weltgeschichtliche Sendung unermeßbar und dem Einzelnen unerkennbar ist. Daneben ist es von besonderm Belange zu beobachten, welche Wandlungen solch ein Trieb, der die ganze Zeit ergriffen, im beschränkten Lebenskreise der Scheidenden und Verbleibenden hervorbringt.

Der Statistiker stellt, manchmal mit Bedauern, die Summen Derer zusammen, die in diesem und diesem Jahre das Vaterland auf ewig verlassen; er ermißt, welche Arbeits- und Capitalkraft dadurch dem Vaterlande entzogen wurde; die innere ethische Macht aber, die den Zurückbleibenden dadurch entzogen und anbrüchig geworden ist, läßt sich nicht in Zahlen fassen und in die Linien der statistischen Tabellen eintragen.

Wandert über Berg und Thal und der Lastträger, der sich euch anschließt, stemmt seinen Stock unter die Last auf seinen Rücken und ausschnaufend erzählt er euch, wie man in Amerika für seine harte Arbeit doch auch etwas vor sich bringe und wie er gerne dahinzöge, wenn er nur die Ueberfahrtskosten erobern könnte. Dort in jener Hütte wohnt ein altes Paar, einsam und verlassen, es hat seine Kinder, die Freude und Stütze seines Alters, übers Meer geschickt, damit es doch mindestens ihnen wohlergehe und ist bereit, den Rest seiner Tage einsam und freudlos zu verbringen, wenn nicht die Kinder es zu sich rufen. In einem andern Hause klagt eine arme Verwandte ihre bittere Noth und ein noch nicht fünfjähriger Bub sagt: „Sei zufrieden Base, wenn ich groß bin, geh' ich nach Amerika und schick dir einen Sack voll Geld." Der Dienstbote spart sich sein Lohn zusammen und stellt sich die Nahmenschuhe weg, die er zu Georgi und Michaeli bekommt und über alles zunächst Vorliegende hinaus schweift der Gedanke nach Amerika; das ganze diesseitige Leben wird zu einem mühseligen Samstag, hinter dem der lichte Sonntag verheißungsvoll winkt. — Hatte jener Bauer recht, der da sagte: „Wenn eine Brücke hinüberginge übers Meer, es blieb' kein einziger Mensch mehr da?"

Tretet in die Hallen des öffentlichen Gerichts und der ewige Endreim heißt: nach

Amerika. Der Brandstifter wollte mit den Versicherungsgeldern — nach Amerika, der Dieb mit dem Erlöse seines Diebstahls — nach Amerika, die Kindesmörderin wollte mit ihrem Verführer — nach Amerika und da er sie verließ, tödtete sie ihr Kind, um sich allein zu retten — nach Amerika, ja selbst der verurtheilte Verbrecher getröstet sich, daß er im Zuchthause so viel erübrigen könne, um auszuwandern oder gar, daß man ihm die Hälfte seiner Strafzeit schenke und ihn fortschicke — nach Amerika.

Aber nicht nur Verarmte, die sich nicht aufraffen und sich der Hoffnung hingeben, daß sie die Gemeinde oder der Staat endlich übers Meer sende, und nicht nur Verbrecher, die sich mit kecker Hand das Lösegeld aneignen, schauen aus nach Amerika, auch die Menschen, die sich wieder drein gefunden haben, muthig und rechtschaffen auf ihrer Stelle auszuharren, tragen oft geitlebens die unvertilgbaren Folgen, daß sie solche Sehnsucht über sich kommen ließen und nur starke Naturen oder Andere, denen nichts tief geht, überwinden die Unruhe und die Unstetigkeit, die auf lange nicht aus der Seele weichen will, die einst solchen Gedanken in sich gehegt hatte.

Es wird sich wol noch Gelegenheit finden, in weitern Ausführungen Gruppen der Auswandernden und Zurückbleibenden kennen zu lernen, jetzt will ich nur die Geschichte von des Lachenbauern Xaveri erzählen. Es ist der Enkel jener Alten, die den Spruch that: „Ich glaub' nicht an Amerika", aber der Xaveri mußte daran glauben und zwar auf eine seltsame Weise.

Das war ein unbändiges Gelächter am Rottweiler Markt vor dem Wirthshause zur Armbrust! Auf einem sattellosen Apfelschimmel saß ein halbwüchsiger Bursche, breitschultrig, mit einem wahren Stiernacken, darauf ein Kopf von gewaltigem Umfange ruhte, die braunen Haare, die geringelt von selbst emporstanden, machten den Kopf noch umfangreicher und eben war man daran, diesem Haupte seine entsprechende Bedeckung zu verschaffen. Der Reiter hielt mitten im Marktgewühle vor einer Bude und ein Hut nach dem andern wurde ihm heraufgereicht, aber er gab sie alle wieder zurück. Ein älterer Mann nahm das Pferd am Zügel und führte es sammt seinem Reiter durch die drängenden Menschen nach einer andern Bude gleichen Inhalts. Der frühere Versuch wurde hier erneuert, ein Hut nach dem andern wanderte auf das gewaltige Haupt des Reiters und wieder hinab, braune und schwarze und graue Hüte von jener neuen Form, die ohne die Verbote der Regierungen die Menschen aus verschiedenen Bildungsstufen wenigstens der Form nach unter Einen Hut gebracht hätte. Man reckte und zerrte die Hüte, man spannte sie über die Form, aber dennoch war keiner passend. Der Bursche hielt den Zügel des Pferdes und die schwarze Zipfelmütze, die er abgethan, krampfhaft in der linken Hand. Eine große Menschenmenge hatte sich bald leise, bald laut spottend um ihn versammelt, da rief Einer laut: „Der Xaveri hat einen viereckigen Kopf."

„Es ist beim Blitz wahr, für dich findet sich kein Deckel, reit' nur heim, du Narrenbub", rief der Mann, der früher das Pferd am Zügel nach der andern Bude geführt hatte und jetzt schrie Alles laut spottend: „Der Viereckig! Der Viereckig!"

Der Reiter nahm die lederüberzogene neue Peitsche, die er über die Brust gespannt hatte, ab und hieb damit nach Dem, der zuerst „der Viereckig" gerufen hatte, aber dieser war rasch entschlüpft und als der Reiter in langsamem Schritte durch die Menge weiterritt, rief ihm Alles nach: „Der Viereckig! Der Viereckig!" Die dicken Lippen des Reiters schwollen noch mächtiger an, er schärfte sie bisweilen mit den Zähnen und murmelte Unverständliches vor sich hin und als er das Menschengedränge hinter sich hatte, peitschte er das Pferd, daß es vorn und hinten ausschlug und jagte in wildem Galopp davon. Manchen, der still allein mit sich oder laut zu Zweit mit seinem Rausche dahinwandelte und Manchen, der mehr als nüchtern sein unverkauftes Vieh heimtrieb, hatte er in raschem

Mitte saß über den Haufen geworfen, aber es hörte kaum das Fluchen und Schelten Pfister ihm trein, ja schnelle Steinwürfe erreichten ihn nicht, denn das schwerfällige Pferd trug ihn mit Windeseile dahin. Gedanken aber sind noch schneller und wo Frauen daran den Reiter leicht geleiten und ihn näher kennen lernen.

Es gab keinen keckern, muthwilligern Burschen im Dorfe als den Lachenbauern Lorenz. Der Lachenbauer — er hieß nicht so, weil er viel lachte, das konnte dem finstern und kargen Manne Niemand nachsagen, sein Haus stand neben der Pferdeschwemme der sogenannten Lache und nicht weit davon war das allgemeine Waschhaus — der Lachenbauer hatte seine heimliche Freude an all den losen Streichen seines Sohnes Lorenz und wenn man ihm vorab klagte, pflegte er zu sagen: „Haut ihn, das macht ihn fest, das gibt einen Kerl, der Bäum umreißt und ich hab' nichts über ihn zu klagen, wir sorgt er auch Mort.“

Ich war saß seine Hand im Dorfe, von der nicht Lorenz schon seine Schläge bekommen hatte. Das konnte ihn aber nicht anziehen, im Gegentheil, er gerieth wacker dabei, er war handfertig und hartschlägig, wob er einmal wollte oder nicht wollte, daran brachte ihn Nichts mehr ab. Seine Hauptheldenthaten vollführte der Lorenz an Sommerabenden beim Pferdeschwemmen und in den Nächten beim Waschhause. Wenn die Männer und Burschen an Sommerabenden ihre Pferde in die Schwemme ritten oder auch nur am Ufer stehend an langem Leitseile hinumtrieben, sobald die Thiere ihre Nüstern aufblähten und die Mähnen schüttelten, wußte man den Lorenz mit hineinreiten oder ihn die Pferde tragieren lassen; wollte man sich dem nicht fügen, so traf unversehens ein scharfes Kiesel den Reiter oder den Kopf des Pferdes, wie auch der Lohn kam der Wurf geschwadert, man konnte nicht sagen, kam er vom Giebel aus dem Hause des Lachenbauern, aus einer Hecke am Wasser oder von irgend einem Baume; dessen aber war man sicher, daß er aus der Hand des Lorenz kam, den man nur selten hatte werfen können; gethan hieß, so erblickt er seinen ungerathenen Sohn; aber wie gesagt, das geschah doch nur selten, denn der Lorenz war schlau und gewandt wie eine wilde Katze.

Eine Beherrschung auch in schlimmen Streichen übt immer eine gewisse fegerische Macht, die Männer und Burschen kannten bei allem Aerger nicht Unwuth, eine gewisse Freude an dem unbändigen Buben zu haben und es war auch möglich, ihm im Zorne nachzuführen, da man bei vergeblichem Forschen nach wacker ausgesucht wurde. So kam es, daß der Lorenz immer freimüthig aufgerichtet wurde, die Pferde mit in die Schwemme zu reiten und da er nicht auf alle Pferde sitzen konnte, entstoß er solche Gunst an vielen seiner jungen Mitgenossen und machte sie sich vierhändig, aber seiner war so gewiß, daß der Lorenz, er fand darüber auf dem Pferde und trieb es in das Wasser bis über die Mähne und kraute es mit einem Zungenschlage wieder zurück.

Hatte er die Männer und seine Mitgenossen sich gindlichig gemacht, daß sie ihm ihre Pferde zur Verfügung stellen mußten, so erpreßte er soll wie ein Raubritter von den wehrlosen Frauen und Jungfrauen Essen und Trinken, was ihm gefüllte und mundgerechte Gunst. Man konnte aufpassen wie man wollte, unversehens war der Zapfen an der Tonnegrotte aufgegangen und die angefeuchtete Lache, die in einem Tuche über die Mädle ausgebreitet war, in dieselbe geflirrt, ja sogar die aufgehängte Wäsche war nicht sicher und war wie von Greifershänden herabgerissen und erbarmungswürdig zusammengeballt. Das konnte niemand Anderm gethan haben als der Lachenbauern Lorenz. Die Frauen und Mädchen wollten ihn darum an sich, gaben ihm von ihrem Kaffee und Kuchen, versprachen ihm Obst und was er begehrte und stehen oft ganze Nächte im Waschhause allerlei Scherz und Neckerei mit ihm, sodaß man Lachen und Jubeln oft weithin vernahm. Hatte sich der Lorenz nicht bewegen lassen, im Waschhause zu bleiben, so kam es oft mitten in der Nacht in allerlei Geisterformen daher und der Jubel war aus dem Schrecken heraus noch ein höherer. Eine besondere Macht erwarb sich der Lorenz noch dadurch, daß er von weiblichen

haltsfrohen oder eifersüchtigen Frauen und Mädchen dazu angelernt wurde, irgend ein verborgenes Geheimnis zu hüten oder gefährliche Wege zu sondieren. Der Lorenz war noch nicht zwölf Jahre alt, als er bereits Verhältnisse im Dorfe kannte, die Vielen erst im späteren Alter offenbar werden, es war aber auch nach Gunst und Laune verschwiegen und war natürlich der Kobold des Dorfs in Scherzen und Schelmenstreichen. Ob herrschte die allgemeine Stimme im Dorfe: „Der Lorenz wird einmal ein fürchterlicher Mensch" und Jakel ihm das Seine dazu, daß er das werde; Manche aber sagten auch: „auf so wilden Buben wird oft was ganz Besonderes." Beides hörte der Lorenz oft und es nahm sich Gottes gleich sehr zu Herzen, das heißt gar nicht.

Im ärmlichen Hause war der Lorenz folglich, besonders gegen den Vater; gegen die Mutter erlaubte er sich schon manche Widerspänstigkeiten, einen unbedingten Unterordnen aber hatte er an seinem zwei Jahre ältern Bruder mit Namen Leutpert. Lorenz konnte thun was er wollte, der Bruder half ihm immer heraus, ja er nahm manche Uebeltat auf sich, nur daß der Lorenz verschont wurde, denn dieser hatte es ihm wahrhaft wie mit einem Zauber angethan.

Einst Tags, es war im Winter — die alte Lackenbäuerin, vom welcher der Spruch herrührt: „Ich glaub' nicht an Amerika", war schon lange tots und sie wäre jetzt anderen Ueberzeugung geworden — da war großes Hallodi im Hause der Lackenbäuerin, die Mutter hatte es nicht gestatten wollen, daß der Leutpert seinem jüngern Bruder Alexi nachgehe zum heiß Lorenz herfahr zeichnen bis sie müde war und der Knabe schrie jämmerlich um schnitt Gesichter aber ohne zu weinen, da kam ein armer Mann, der nach Amerika auswandern wollte und bettelte um Dürrobst oder um etwas Leinengarn für seine zahlreiche Familie. Im Zorne rief die Mutter:

„Da, nehmt den bösen Buben mit nach Amerika."

„Ich geh' mit, gleich geh' ich mit", rief Lorenz aufspringend, aber jetzt wälzte sich der Leutpert auf dem Boden und schrie:

„Mein Lorenz darf nicht fort, mein Lorenz muß bleiben."

„Schreck' mir dein Gackweiser und deine Laubeu", unterhandelte der Lorenz und der Bruder gab trotz der widersprechenden Mutter Alexi und war glücklich, als er den Lorenz um den Hals fassend mit ihm nach dem Laubenschlage ging.

Von nun an hatte der Lorenz ein untrügliches Mittel, um von seinem Bruder Alexi zu erlangen, willfahrte er ihm nicht sofort, so drohte er „Ich geh' nach Amerika" und damit erlangte er alles was er wollte, denn dem Leutpert stand sofort das Wasser in den Augen, wenn er diese Drohung hörte.

Auch sonst im Dorfe brachten die Leute den Lorenz oft dazu, daß er seinen Spruch hersagte: „Ich geh' nach Amerika." Da die Leute an dem Lorenz nichts ergründen konnten und machten, machten sie sich den genommen und weil aufständigeren Leumund, ihn auf allerlei Weise zu verhexen, indem sie ihm oft vorhielten, wie gut es die Kinder in Amerika hätten, wo brauche man gar nicht in die Schule zu gehen und die Buben säßen den ganzen Tag zu Pferde und zielten in Wald und Feld umher aus schon mit sechs Jahren bekäme ein Knabe eine Flinte, um Hirsche und Rehe zu schießen. Die Leute waren merkwürdig erfinderisch im Aufmalen von allerlei Unzufriedenheit und der Schreiner Jochem, der mit seiner Familie auswanderte, trieb seine Gemütlichkeit so weit, daß er mit Lorenz ein Gemälde eingang und ihm versprach, ihn heimlich mitzunehmen. Lorenz kam richtig mitten in der Nacht, in der Jochem mit seiner Familie davonziehen wollte, zu demselben, brachte in einem Packe seine Kleider mit in einem Sack einen gewaltigen Vorrath von Dürrobst. Der Jochem packte das letztere zu unterst in eine große Kiste, schichte aber heimlich nach der Mutter des Lorenz und ließ sie ihren Sohn sammt seinen Kleidern abholen. Das war der erste gewaltige Hieb und Betrug, den Lorenz in seinem Leben erfuhr, aber es war

wand ihn bald wieder, zumal da die Mutter die ganze Sache und sogar den Raub am Därrofft vor dem Vater vertuschte. Im Dorfe aber war die Sache dennoch ruchbar geworden, man ließ es nicht daran fehlen, den Lorei in aller Weise zu necken und zu ennuyiren, ob durch noch übermüthigere Streiche.

An einem Kirchfeste verschwanden alsbald die Sparen der tiefsten Kinderlöcher; es hat sein Gutes weit mehr als sein Schlimmes, daß die jugendliche Spannkraft in ihrem freien Wachsthume beharrt. Wer aber weiß, was dem Verschwinden zuzuschreiben in der unbewachten Kinderstube vorzuweilen! Wenn von brennender Leidenschaft ein brennender Funke in den offenen Reich einer Dirne fällt, vom Winde alsbald verweht und verlöscht wird, der sehr keine Spur an dem offenen Kleide, aber an dem Boden, darin die Dirne sang, ruht die verlöschte Asche und nährt sie Verderbt und verderbend.

Wenn der Lorei nicht seinen Bruder damit weckte, dachte es nicht mehr an Aperite, und war einmal, als Kinder und der Schule mit ihren Aeltern entwandelten, drag es ihnen auf, dem „Schreiner Jochem drüben“ alle Schimpf und Schande zu sagen; ja es schrieb einen Brief an ihn mit den heftigsten Drohungen, wenn er nicht den Bock, worin das Därrofft war, wieder mit Gold gefüllt zurückbrächte.

In seinem zwölften Jahre stand der Lorei schon vor Gericht und wurde auf einen Tag eingeschrieben. Im Dorfe war eine äußerst verhaßte Persönlichkeit, und zwar diejenige, die die öffentliche Ordnung handhabte. Der „Wallicapple“, so genannt, weil er ehemals Wolle gesponnen hatte, war Ortspolizeidiener geworden und hatte von nun an den Namen „grauig Wall“, d. h. so viel als die grausame Katze, denn er war den Nachtschwärmen äußerst aufsätzig und konnte seine Augen furchtbar leuchten lassen wie eine Katze. Nun nahmen die Burschen einst Rache an ihm und dazu gebrauchten sie den Lorei. Es war auf dem Tanze, da wurde der kleine Lorei von den Burschen vor die Musikanten hingestellt und er rief: „Aufgepaßt! Es kommt ein neuer Tanz“ und sang den Musikanten ein Spottlied auf den grausigen Wall vor. Dieser war zugegen und wollte abwehren, aber die Burschen riefen: „Du gehst raus! Du hast das Recht erst um elf Uhr da zu sein! Du bist Polizei und nicht Gast!“ Sie bildeten einen Knäuel und drückten den grausigen Wall hinaus, der aber rief: „Ich geh' und ich geh' zum Amt!“ Nun war ein Lachen und Jubeln und Singen und der Lorei wurde von Allen auf den Armen herumgetragen. Der grausig Wall hielt Wort und Lorei hatte nun weitern Burschen vor Gericht. Man wollte wissen, woher er das Lied habe; er blieb aber dabei, er habe es Morgens beim Trinken am Merl-Brunnen gefunden. Er mußte das Lied vor dem Amtmann nochmals singen, der selbst darüber lachte, und da er dabei beharrte, Niemanden angeben zu können, wurde er auf vierundzwanzig Stunden eingesperrt. Als man ihn abholte, rief er: „Wer mich einsitzt, muß mich auch schon wieder auslassen!“

Man kann sich denken, welch eine bewunderte Persönlichkeit Lorei nach dieser Heldenthat war. Er hatte den giftigen Zorn des grausigen Wall nicht zu fürchten, denn alle Burschen des Dorfs waren seine Schmer.

Unter Allen im Dorfe, die das Gemüth Lorei's verhetzten, stand das Zuckermännchen obenan. Es gibt in jedem Dorfe einen besonderen Menschen, der seine eigene Fratze daran hat, allerlei Wirrwarr und Feindseligkeit anzuspinnen, und zwar ganz ohne Eigennutz, wenn man nicht eben in der Freude an diesem Verkommnissen einen Eigennutz sehen will. Das Zuckermännle, ein kleiner schuldhafter Schneider mit verschmitzten grauen Aeuglein in den faltenreichen Gesichte, hatte, da es noch viel jünger an Jahren war, die alte Krämerin, die sogenannte Zuckerin, geheirathet; es hoffte, seiner Alten bald losgeworden zu sein dann ein frisches Weibchen nach seinem Herzen zu holen; aber die alte Zuckerin war zäh und dürr, der Tod schien gar kein Verlangen nach ihr zu haben; sie lebte zu besonderm Leidwesen eines Mannes noch einundzwanzig Jahre. Sie war erst vierzig Frühling gebo-

ben und das Zuckermännle, das unterdeß alt und grau geworden war, ging auf nächtlichen Freiersfüßen. Bei seinem frühern Hausfreund war es ihm ein besonderes Labsal gewesen, den Lorei zu allerlei Schelmenstreichen anzustiften und sachte kam mit heimlicher Schadenfreude die Beschäftigung auf, um Mittel und Wege zu neuen zu entdecken. Seit Lorei aus der Schule entlassen war, seg er sich von seinem ehemaligen Lehrmeister zurückgesetzt; man hatte gegloubt, daß Lorei, von der Schulzucht entbunden, mit neuen leren Streichen sich zeigen werde, aber seltsamerweise war er arbeitsam und still und man hörte nichts von ihm; ja in der Sonntagsschule war er äußerst aufmerksam und eifrig, und die Leute, die vorgeredet hatten, daß auch dem Lorei noch etwas Besonderes werde, verlachten es ihrer Weisheit. Es schien, als ob die gewonnene Freiheit und Selbstständigkeit ihn gebessert hätte. Meyer Jahre gingen heraus bis, ehe man den rechten Grund erfuhr, und jetzt wunderte man sich, daß man diesen nicht schon früher bemerkt hatte.

In diesem Frühling war Lorei aus der Schule entlassen worden; er war achtzehn Jahre alt und er verstand es und es heiß, wenn die Vlumwie im Frühling singt: „D'Zit ist da! d'Zit ist da! d'Zit ist da!“ Noch viel wahrer aber lauteten die Worte, die man dem Gesange eines andern Vogels unterlegt, dem nachahmend das Schwalben und Zwitschern heißt es, daß die Lerche singt: „D ist e König im Schwarzwald, hat sieben Töchter, sieben Töchter, o'Vieh' ist d' schön!', d' schön!', d' schön!'“ Wir dem König konnte niemand Anders vermehrt sein als der Pflugwirth im Dorfe, es hatte zwar nicht sieben Töchter, aber doch sind und dazu nur einen Sohn, und aufs Wort hin war es nichts als Wahrheit, daß der Pflugwirthin Liebreiz Lorenz und lachend das schönste unter allen Mädchen war.

(In der folgenden Nummer die Fortsetzung.)

Ueber Unsterblichkeit der Seele.

Frühlingsbetrachtungen.

II.

Als anno Jahr 1790 in Galvani's physikalischem Laboratorium zu Bologna unter der Hand eines Studenten, welcher frische präparirte, Froschschenkel anfangen zu zucken, sobald sie in eine zufällige Berührung mit dem elektrischen Strom aus einer in der Nähe befindlichen Elektrisirmaschine kamen, war hiermit der erste Anstoß zu einer Kette von Entdeckungen über die Natur und Thätigkeit der Nerven gegeben, welche durch die bewundernswürdige Ausdauer des Herrn Dr. Emil Raymond in Berlin bereits bei diesem beinahe sechzigjährigen Gelehrungen wunderbaren Einsicht zum sichern Besitz der Erkenntniß für alle kommenden Zeiten gebracht. Und zwar war das vorschwundene Jahr 1848 hier das ereignenreichste für die Wissenschaft.

Es steht jetzt als eine am Versuchen erwiesene Thatsache fest, daß alle Muskelfasern sowol als Nervenröhren, und zwar je größer die Lebensstärke des Thieres ist, in desto höherm Grade, von elektrischen Strömen durchflossen und umkreist sind und daß sich das Innere sowol des Empfindungs- als des Bewegungsringes am Nerven strahlend als eine Modification dieser Ströme in den betreffenden Nerven zu erkennen gibt, und zwar auch dem Grade der Stärke sowol des Bewegungs- als des Empfindungsreizes. Die Wissenschaft hat durch sie Licht in die Hauptsache empfangen, der Seele an ihren Nerven den Puls zu fühlen. Sowie nämlich ein jeder Magnet befähigt von elektrischen Strömen umkreist ist, in ganz ähnlicher Weise ist eine jede reizbare Nervenröhre von solchen Strömen um-

fließen. Die Strömungen der magnetischen Kraft gehen bei einem jeden Magnet von der Mitte zu den beiden Polen und von hier wieder rückkehrend der Mitte zu, immer nach demselben Schema, der Magnet mag so lang oder kurz sein als er will. Bricht man z. B. einen Magnet in zwei Stücke, so wird Das, was bisher die Mitte war, zum Südpol für das abgebrochene nördliche Stück, zum Nordpol für das abgebrochene südliche, und wie losen von Nutz einer Magneten deren zwei. Aehnlich ist es bei der Nervenröhre. Man mag sie in so viel Theile zerschneiden als man will, jedes Stück wird, so lange noch sehr Reizbarkeit dauert (bei einigen Nervenröhren länger, bei andern kürzer Zeit), das vollständige Schema jener elektrischen Ströme in sich darstellen. Ähnlich die Ströme wirken immer von der Mitte ab nach den beiden Polen der Röhre in entgegengesetzter Richtung auseinanderstreben und zwar nicht innerhalb der Röhre, sondern an deren Oberfläche, dann aber, bei den Polen angelangt, von hier aus durch das Innere der Röhre den Mittelpunkte, von wo beide ausgingen, auch neue gelangen, nach folgendem Schema:

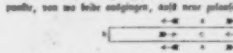

Von a a, als der Mitte der Nervenröhre, gehen die Ströme auswendig an der Oberfläche hin bis zu den Polen b b und laufen von diesen her innerhalb in Mittelpunkte c zusammen, um sich von hier aus aufs neue an die Oberfläche a a, den beiden Polen b b entgegen, zu strömen. Wenn man nun um ruhig liegenden Nerven mit elektrischen Instrument (den Multiplicator) in eine solche Stellung gebracht hat, daß das Instrument vor Strome durchaus weist, so zeigt das Instrument sogleich an einander theilweise einen gänzlichen Ausschlag dieser Ströme an, sobald der Nerv auf irgend eine Art gereizt wird. Und zwar findet dies sowohl bei Bewegungsnerven als bei Empfindungsnerven statt. Je stärker die Reizung, Verletzung, Zerrung, chemische Affection u. dergl. des Nerven ist, desto mehr bilden die denselben umkreisenden elektrischen Ströme auf; je schwächer die Reizung ist, desto weniger. Hört die Reizung des Nerven ganz auf, so hören augenblicklich die elektrischen Ströme fort, in ihrer völligen Stärke den Nerven zu verlassen.

Einen so engen Zusammenhang des Nervenreizes, welcher bei den empfindenden Nervenröhren die Empfindung, bei den motorischen der Wille genannt wird, mit dem elektrischen Strom hatten bisher die wenigsten Physiologen vermuthet, sie wollten für ganz unmöglich gehalten. Und selbst Die unter ihnen, welche an der Hypothese einer Vermittelung unserer Empfindungen und Bewegungen durch Elektricität festhielten, huldigten hierbei der ganz falschen Ansicht, die Nervenröhren für elektrische Leitungsdrähte anzusehen, welche, gleich den Leitungsdrähten eines elektrischen Telegraphen, die Anregungen der Sinne als Empfindungen zum Gehirn und die Entschließungen des Gehirns als Bewegungen zu den Gliedern leiteten. Diese entschiedene Leitungsverneinung liegt durch die Data Entdeckung in Frage gestellt. Centripetalität und Centrifugalität der Nervenwirkung existiren serten nicht mehr. Alles erklärt sich auf ganz andere und viel einfachere Art. Die Nerven vollziehen ihre Wirkungen nicht als Leiter, sondern als Erzeuger der Elektricität. Sie spielen nicht die Rolle des Conductors bei der Elektrisirmaschine, welcher die Elektricität empfängt und weiterzieht, sondern die Rolle der geriebenen Glasscheibe, welche die Elektricität in sich selbst erzeugt, und es gilt keinen Theil gegen einer Nervenröhre, von welchem dies nicht im ganzen und vollen Sinne gälte, daß er nicht einen bloßen abgeleiteten Bach, sondern einen völligen Urquell der Elektricität in sich enthielte. Ferner ist es nicht eine Verstärkung, sondern ein Aufhören des elektrischen Stromes, welches sich bei allen Empfindungen und Willenskompulsen zeigen. Der Quell hört auf zu fließen, wenn Empfindung und Wille eintritt, und fängt wieder an zu fließen, sobald

ſere äußeren. Man muß daraus ſchließen, daß beim Empfinden und Wollen die elektriſche Kraft eine entgegengeſetzte Verwendung nach innen zu erfährt, ſodaß ſie ihre Wirkungen nach außen hin nicht mehr in einem ebenſo ſtarken Maße entfalten kann, ähnlich wie das ausſtrömende Waſſer eine Turbine dann nicht mehr voll treiben kann, wenn ein Teil des Waſſers zur Verflüſſigung verbraucht, welche ja beim Gefrieren wieder aufgehoben wird.

Weitere Aufſchlüſſe erhoffen ſich durch dieſe Entdeckung für die Wiſſenſchaft der Seele? Das Erſte, was uns bei der genannten Kunde der Sache einfällt, iſt Stimmen. Empfindung und elektriſche Kraft im Vollzug treten, ſich ablöſenden Verhältnis zueinander, wie gedankenvolle und frei werdende Wärme! Wir empfinden und wollen — der elektriſche Strom ſchlägt nach innen, wird zu einem pſychiſchen Akt. Die Empfindung und der Willensakt können auf — und die Kraft, deren Wirkungen nach innen aufhören, tritt in derſelben Grade nach außen und erſcheint hier aufs neue als elektriſcher Strom. Wir übergingen uns, daß wir die Kraft des Elektrizität bisher nur in der einen Hälfte ihrer Erſcheinungen kennen gelernt haben, während uns die ganze andere Hälfte ihrer Wirkungen verborgen blieb. Wir kannten nur die Erſcheinung der elektriſchen Kraft in Geſtalt von hellweißen Licht- und Wärmeſtrömen, ihre Erſcheinung als ſichtbare und hörbare Kraft. Ihre Wirkungen als unſichtbare und latente Kraft blieben unbemerkt, denn Niemand hatte eine Ahnung davon, welchen dieſe Wirkungen ſein könnten. In ähnlicher Weiſe hielt man ſich auch bei den Experimenten mit der Wärme zuerſt nur an der Erſcheinung derſelben als ſichtbare Wärme oder Temperatur feſt. Später erſt lernte man, daß die Wärme ihren entſprechenden Zuſtand der Temperatur mit einem entgegengeſetzten der Latenz oder Gebundenheit vertauſchen und auch ihm wieder in den Zuſtand der Temperatur zurückkehren kann. Die latente Wärme iſt auch Wärme, aber wir nennen ſie im gemeinen Leben nicht ſo. Wir nennen ſie Anziehung, in vielen Fällen auch Verflüſſigung des Gegenſtandes, in welchem ſie wirkt bei ihrem Verſchwinden als Temperatur. Ebenſo haben ſich unſere Phyſiker bei den Experimenten mit der Elektrizität zuerſt nur an das Erſcheinen derſelben als entweder oder herausgelaſſene Kraft, als ein Kreiſen von Licht- und Wärmeſtrömen gehalten müſſen. Jetzt lernen wir, daß dieſelbe Kraft ihren Zuſtand des Erſcheinens oder der Herausſtrahlung auch mit einem ihm entgegengeſetzten Zuſtande der Bindung oder Latenz vertauſchen kann. Die latente Elektrizität prägt nicht mehr Licht- und Wärmeſtröme, ſondern an ihrer Stelle etwas Anderes, nämlich Empfindung und Willen.

Und was für Folgen ergeben ſich nun, ſobald wir dieſe Thatſachen anerkennen? Iſt die Seele materiell? So lange wir die elektriſche Kraft eine materielle Kraft nennen, werden wir auch die Seele eine materielle Kraft nennen müſſen. Denn die Seele iſt eben dieſe Kraft, wenn ſie in einer entgegengeſetzten Art ihren Wirkungen gemacht wird. Werden wir hingegen die Seele am und fragen: Iſt denn die elektriſche Kraft wirklich eine materielle Kraft? ſo läßt ſich dieſe Frage gar nicht mehr mit einem einfachen Ja beantworten, ſobald man nicht die Andeutsamkeit des gemeinen Lebens verlaſſen und dieſelbe mit einer ganz neuen und völlig wiſſenſchaftlichen vertauſchen will. Denn im gemeinen Sprachgebrauch bezeichnen wir nur die Erſcheinung dieſer Kraft in ihrem entbundenen Zuſtande als materiell, vorübergehen die Wirkungen derſelben Kraft im latenten, ſagen wir gewiſſermaßen tatenen Zuſtande nicht materielle Erſcheinungen, ſondern pſychiſche Akte heißen. Die Natur erkennt den Unterſchied zwiſchen Leib und Seele, den wir auf den Schuldſchein unſerer Gedanken hineinbringen, gar niemals nicht an. Wollen wir weiter ſein als die Natur?

Die Begriffe von Materialismus und Spiritualismus paſſen nicht mehr. Sie behalten ſich nicht mehr als feſtabgrenzte im Tiegel der Phyſik. Gebeid wir uns nicht mehr wehren können gegen die Gewißheit, daß jede Empfindung und jeder Willensakt ein in den Zuſtand der Latenz, der Gebundenheit, der Zuſammenhaltung übergetretener Licht-

und Wärmeströme ꝛc. Können wir uns auch durchaus nicht mehr weigern gegen den Gedanken als einen nicht nur möglichen, sondern wahrscheinlichen, daß die die Sonnenscheibe des Fixsternhimmels durchsetzenden elektrischen Licht- und Wärmeströme sich in innere physische Thätigkeiten würden umwandeln lassen, sobald es ein Mittel gäbe, sie aus dem Zustande der entkuppelnden Elektricität in den der latenten überzuleiten. Wenn Gerle elektrische Kraft in ihrer Latenz, elektrische Kraft Gerle in ihrer Entbundenheit ist, so sind die magnetischen Ströme, welche in warmstrahlig gekrümmten Linien den Erdball umkreisen und die Schwankungen und Abirrungen der Magnetnadel verursachen, der elektrische Schein des Nordlichts, die Schlagkraft des Blitzes, die wärmende Kraft des Sonnenlichts, sie alle, alle sind Spuren und Lebenszeichen einer uns verloren untergegangenen, sowol physischen als elektrischen Kraft, welche wir in diesen Fällen ihres Auftretens nur allein darum nicht Gerle nennen, weil nur allein die Licht- und Wärmeströme ihres entbundenen Zustandes, nicht aber die physischen Wirkungen ihrer latenten Zustände in unsere Beobachtung fallen. Gerlen pflegen wir (obwol nicht mit Recht) nur allein diejenigen elektrischen Ströme zu nennen, welche mit einem Apparate, einem Körper verbunden sind, vermöge dessen sie dieselben auf willkürliche Art durch eine Reizung bestehen in Entfernung von Körper selbständig und umgekehrt wieder durch ein Aufhören der Reizung in den Zustand des Licht- und Wärmestroms zurückversetzen werden. Solche Apparate finden wir bei den magnetischen Strömen des Erdballs, den Blitzen, Nordlichtern und Sonnenstrahlen nicht angebracht und darum nennen wir diese nicht physische, sondern materielle Kräfte. Ebenfalls pflegen wir ja auch im gemeinen Leben Schnee und Eis noch nicht als Wasser zu bezeichnen, sondern nur erst dann, wenn sie in die flüssige Form übergegangen sind. Nichtsdestoweniger ist doch in der einen dieser Formen, ob Eis, ob Schnee, nur ganz dasselbe Substrat enthalten, was in der andern enthalten ist.

Die Fortschritte der Physik im gegenwärtigen Jahrhundert haben dazu geführt, die Principien, welche man früher bei Erklärung der Naturphänomene voraussetzte, überall zu vereinfachen. Elektricität und Magnetismus, welche man früherhin für zwei verschiedene Grundkräfte hielt, haben sich als Dasselbe erwiesen. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichts und Schalls sind auf ein und dasselbe Gesetz der Wellenerschütterung zurückgeführt worden. Licht und Wärme scheinen sich in zwei verschiedene Zustände einer und derselben expansiven Grundbewegung auflösen zu wollen. Der chemische Prozeß ist durch ein Ab Ortnen der Säure in eine elektrische Spannungsreihe mit negativem Sauerstoffpol und positivem Wasserstoffpol in eine ähnliche Stellung zum reinen elektrischen Prozeß gesetzt, als worin sich die angesäuerte Geometrie zur reinen oder die Luft zur Grammatik befindet. Die Existenz einer besondern Lebenskraft ist den Physiologen seit längerer Zeit bereits mehr als verdächtig geworden, seitdem man deutlicher als ehemals hat einsehen gelernt, wie weit man in der Erklärung organischer Prozesse schon mit Elektricität und Chemismus ausreicht, besonders aber seitdem die Identität der physischen Kraft mit der elektrischen nicht länger zu umgehen ist. Nach allen diesen Vorgängen setzt bereits in ganz nahe Aussicht ein Einschmelzen aller Einzelerwerbungen in ein höheres Spiel der mannichfaltigsten Wirkungen elektrischer Grundkräfte. Licht und Wärme sind der Ausdruck ihres einfachen Erscheinens, das chemische Protest ist ein gestörtes elektrisches Spannungs-Verhältniß gewichtiges Gleichgewicht; die elektro-chemische Spannungsreihe ist die Skala, auf welcher man die verschiedenen möglichen Stellungen dieses Gleichgewichts wie in Accorden nach Zahlenintervallen geben kann; endlich ist die organische Lebenskraft die Verbindung der elektrischen Grundkraft mit einem chemischen Apparat, Körper, Leib genannt, vermöge dessen sie nach Bedürfen und dem Zustande ihres Gegenstandes in ihre Latenz, wie umgekehrt, übergeleitet werden kann.

Vergleichen wir mit diesen erweiterten Ansichten in die Natur der so mannigfachen Er-

wahrheit der Völker entwickelte Idee der Unsterblichkeit, so springen, wie man deutlich sieht, die Anwendungen ins Auge. Es gilt jetzt, an der Hand unserer ausgemachten Principien die für unsere Forschung in Aussicht gestellten Erklärungen zu prüfen. Wachen, Schlaf, Tod sind die nächsten Uebergangs-Zustände, die uns hier zu beschäftigen haben.

Schlaf und Wachen. Da wir wissen, daß Empfindungen und Willensacte in einem Intermittiren der Grundkraft bestehen, so folgt, daß im wachen Zustande sich fortwährend ein größeres Quantum dieser Kraft im latenten, dagegen im Schlaf im entbundenen Zustande befindet. Denkt man sich nämlich in einem menschlichen Nervenbau die ganze Summe seiner Urkraft im entbundenen Zustande des elektrischen Stromes, so denkt man sich den Menschen eben todt im vollkommenen Schlaf. Denn man denkt ihn sich dann ohne Empfindung und ohne Willen, und dieser Zustand wird, wenn das Leben dabei fortdauert, Schlaf genannt.

Der Zustand des Schlafs oder der völlig entbundenen elektrischen Function der Grundkraft ist der für das Wachsthum und Ersetzen des Körpers günstigste Zustand. Das Wachen ermüdet den Körper, bringt ihn sogar, wenn es einen gewissen Grad übertrifft, zur Abmagerung und Auflösung. Im Schlaf gewinnt er regelmäßig die durch das Wachen eingebüßten Kräfte wieder. Daher vollziehen sich auch alle Processe der Genesung von Krankheit, Heilung verletzter Gliedmaßen u. dgl. leichter und besser im Schlaf als im Wachen. Bei zu lange fortgesetztem Wachen will Gehirnverwirrung mit Auflösung ein, welche zuletzt den Tod herbeiführt. Die Gründe verlangen den Schlaf, es folgt eine allgemeine Ueberreizbarkeit der Nerven, verbunden mit Zucken, zuletzt Ohnmachten und Krämpfe, bis endlich der Nerv erstirbt, d. h. der Rückkehr einer Wiederherstellung der elektrischen Ströme und der durch sie angeschlossenen physiologischen Thätigkeiten gänzlich beraubt wird. Umgekehrt wird durch ununterbrochen und regelmäßig wiederholten Schlaf das Gehirn auch neue vorräthig und gestärkt, die auf neue entbundenen elektrischen Ströme wieder verhältnißmäßig auf dasselbe ein, kräftigen die Nerven und befestigen das Band, welches dieselben mit den in ihnen neu geworbenen Quellen der entsprechenden Urkraft zusammenhält. Je bedeutender die an einem Nerven wirksam gewordene Grundkraft in ihre elektrische Function tritt, desto mehr nöthigt die Tauglichkeit des Nerven, auch immer weitere Kraftquell zum Apparat zu strömen. Je anhaltender und bedeutender die Grundkraft in ihren latenten oder psychischen Zustand zurückgeht, desto untauglicher wird der Apparat. Zieht sich die Grundkraft gänzlich in ihren latenten Zustand zurück, so kommt das Schaffen des Apparats zur Verderbniß und Verwesung hin.

Wir leben also dadurch, daß die Grundkraft, welche Wir selbst unsere Ich, sind, sich entweder theilweise oder gänzlich in den Zustand der Entbindung zu elektrischen Strömen im Nerven versetzt, oder daß unsere Seele entweder theilweise oder gänzlich in den Zustand des Schlafs versetzt. Das ganze volle Leben findet nur im tiefsten Schlafe statt. Ein jedes Wachen, ein jedes Empfinden und Wollen ist schon ein theilweises Zurückziehen der Grundkraft vom Herausschaffungsapparat, eine theilweise Sammlung der Seele in sich, worin diejenigen Theile der Grundkraft, welche auf psychische Weise thätig sind, den Nerven nicht mehr einen Vorrath von Lebenskräften zum elektrischen Strömen zu geben vermögen. Der Schlaf ist in seiner Art ein vollkommeneres und ganzes, das Wachen ein gebrechlicheres noch unvollkommeneres und halbes Zustand. Im Schlaf ist die Seele völlig versenkt, völlig untergetaucht in den Nervenapparat, giebt ihr alle ihre Kraft in der Gestalt von elektrischen Strömen hin. Im Wachen ist sie ebenfalls noch versenkt und untergetaucht; aber jeder auf den Apparat wirkende Reiz verursacht ein theilweises Zurückziehen der Kraft, welche darin besteht, daß sie einen Theil ihrer in Gestalt von elektrischen Strömen herausgeschafften Thätigkeit wieder unter der Gestalt von psychischen Acten in sich zurücknimmt.

Der Tod ist nun das Verlegen des Elektricitätsherds in Nerven. Er ist hier nicht der Verlust einer bisher Quantum entwickelter Elektricität, sondern der Verlust der ganzen Fähigkeit, die Grundkraft des Universums aus dem Zustande der Ruhe in den Zustand der Bewegung überzuführen. Dadurch, daß wir das Sterben zu beobachten im Stande sind, hat uns die Natur einen unterrichtenden Blick in ihre Geheimnisse vergönnt. Wir müssen nur verstehen, die deutlichen und gewaltigen Lettern ihrer Mimik- und Geberdensprache mit richtigem Sinn zu lesen, wozu uns die neue Physiologie die Anfangsprinzipien einer Elementarlehre an die Hand gibt.

Der Zustand des Nervensystems im Sterben bildet mit dem Zustande desselben im Schlafe den allergrößten Gegensatz. Im Schlafe ist die Höhe der Einsenkung der Grundkraft in ihren Apparat, im Sterben der Uebergang zum gänzlichen Verluste des Apparats. Im Schlafe Ernährung und Kräftigung des Nerven durch die Vermehrung der animalischen Licht- und Wärmeschätze, im Sterben der Anfang einer Verderbniß und Desorganisation des Nerven durch das Verlegen seines elektrischen Quells. Im Schlafe Entrathen der Glieder von den Erregungen der materiellen Nerven, im Sterben höchste Erregung der Nerven und in deren Folge Krämpfe, Zuckungen und Todesstarre. Im Schlafe Empfindungslosigkeit, im Sterben Schmerz, Angst und Pflicht. Da wir nun wissen, daß bei jeder Empfindung und jeder materiellen Erregung ein partielles Aufhören des elektrischen Nervenquells erfolgt, so ist der Eintritt des höchsten Grades von materieller Erregung und Empfindung bei Gelegenheit des gänzlichen Verlegens des Quells im Nerven nur ganz consequent. Die Natur hilft sich hier ein einfaches logisches Collegium.

Einschlafen geht die Seele in einen Zustand über, worin sie gänzlich entbundene Kraft, gänzlich elektrischer Quell ist; Sterben geht die Seele in einen Zustand über, worin sie gänzlich latente Kraft, gänzlich Empfindung und Wille ist. Zwischen diesen beiden Zuständen steht der, welchen wir das Wachen nennen, als Oscillationszustand in der Mitte. In ihm ist ein Theil der Grundkraft noch verkettet in den elektrischen Apparat. Denn es dauern die physiologischen Bewegungen, welche von den elektrischen Strömen oder dem schlafenden Zustande entgehen, fort. Aber zugleich ist ein anderer Theil der Kraft dem Apparat entzogen. Denn bei jeder Empfindung und jedem Willensakt wird ein elektrischer Strom gelöst oder wird eine Partikel der Grundkraft aus dem elektrischen in den psychischen Zustand übergeführt. So weit wir also physiologisches Leben besitzen, so weit sind wir im Schlaf; so weit wir empfinden und wollen, sind wir in demjenigen Zustande, zu dessen unbedingtem Eintreten das Sterben den Uebergang bildet. Wir brauchen also unserer Unsterblichkeit nicht erst in einem Jenseits zu suchen. Denn wir sind schon mitten drin. Aber noch nicht völlig, sondern nur erst zur Hälfte. Wir gleichen den Amphibien, welche zwar den Kopf und den Rumpf strecken, aber den Unterleib noch unter Wasser haben. Der alte Spruch: Was ist der Mensch? Halb Thier, halb Engel — bekommt einen durchaus richtigen Sinn, wenn man unter Thier eine schlafende oder nachtwandelnde, unter Engel eine völlig erwachte oder ganz in den Zustand höherer Function zurückgekehrte Grundkraft versteht. Das Schlechthalb der alten Auffassungsweise besteht nur darin, daß man das Thier und den Engel im Menschen zu zwei verschiedenen Kräften machte, das Thier zu einer materiellen Lebenskraft, den Engel zu einem der Materie entgegengesetzten Geist. Es existiren weder Lebenskräfte noch Geister in diesem Sinne. Das Thier und der Engel sind nicht Wesen von verschiedener Abkunft, welche sich in uns einen Besitz streitig machen, sondern entgegengesetzte successive Zustände, welche die Grundkraft mit Oscillationen zwischen beiden durchläuft. Im Schlafe ist die Grundkraft ganz Thier, ganz Elektricität, im Tode wird sie ganz Engel, ganz Psyche. Im Wachen ist sie zum Theil im elektrischen oder schlafenden, zum Theil im psychischen oder wachenden Zustande, aber dieses auch wiederum nicht so, als ob eine Durchtheilung

in zwei Momente Statt finde, ſondern ſo, daß die Kraftpartikel, welche bis jetzt elektriſcher Strom war, durch Nervenreiz ſich bindet und als Empfindung zu fungiren anfängt, während ſie als Strom zu fungiren aufhört, um vielleicht im Augenblick darauf wieder in ihre Function als Strom zurückzukehren.

Dagegen gründet ſich der Spruch: Der Schlaf iſt der Bruder des Todes — auf eine Aehnlichkeit, welche eine ganz oberflächliche iſt und wenig oder nichts bedeutet. Es iſt ein Vergleich, wie wenn ich ſagen wollte, der Schnee ſei der Bruder des Regens, wobei ich nichts im Auge hätte als die äußerliche Aehnlichkeit, daß beide aus der Wolke zur Erde fallen, während ich die weſentliche Unterſcheidung, daß die Schneekryſtalle, um zu Regentropfen zu werden, Wärme binden, die Regentropfen, um zu Schneekryſtallen zu werden, Wärme entlaſſen, ganz aus den Augen ſetze. Aehnlich hält ſich jener Gleichniß ebenfalls nur an der äußerlichen Aehnlichkeit feſt, daß ſchlafende ſowol als todte Glieder zuſammenſinken und daher beide in liegender Stellung angetroffen werden, während man dabei den weſentlichen Unterſchied aus den Augen ſetzt, daß die Stellung das eine mal durch am möglichſt kurzen Anſchwellen des elektriſchen Stroms, das andere mal durch ein gänzliches Verlegen deſſelben hervorgebracht wird. Daher ſich denn auch dieſe oberflächliche Aehnlichkeit bei genauerer Beſichtigung bald ganz ins Gegentheil auflöſt. Der Schlafende ſinkt, wie ſchon Ariſtoteles beobachtete, die Augenſterne nach unten, der Sterbende zieht ſie nach oben; im Schlafe erreichen die Glieder den höchſten Grad ihrer Gleichheit und Gelenkigkeit, im Sterben den höchſten Grad der Starrheit, im Schlafe ſind die Convulſionszüge der Muskeln möglichſt gering, im Sterben möglichſt groß. Oberflächliche Aehnlichkeiten äußerſter Extreme finden ſich in der Natur aber häufig vor. Mangel an Anſtrengung läßt die Glieder ſchwach bleiben und Ueberanſtrengung läßt ſie auch nur ſchwach werden, wenn ſie ſtark waren. Jener ohnmächtige Kaltblüter, welcher zum erſten male an einer Hottentotſchen Gebrauch koſtete, glaubte, es — verbrenne ſich die Zunge daran. Der Waſſertropfen, welcher auf rothglühendem Eiſen verzischt, wird vom weißglühenden ebenſo wenig angegriffen als vom kalten. Daher wir denn am richtigſten thun, wenn wir von der Brüderſchaft des Schlafs mit dem Tode ganz abſehen und uns an die hier vollkommen paſſende Regel halten, daß ſich nur contrast bei extremen bewähren.

Media vita in morte sumus — mitten im Leben ſtehen wir im Tode. Dieſer alte Kirchengeſang trifft den Nagel auf den Kopf. Nicht allein, daß wir im Leben vom Tode umfangen ſind, wie Luther überſetzte, nein, unſer Denken und Thun, unſer Empfinden und Anſchauen, unſere ganze pſychiſche Thätigkeit iſt ein ins Leben und in den Schlaf eingebrochener Tod. Tod und Leben ſind relative Ausdrücke für das ſich gegenſeitig ausſchließende Verhältniß, worin die entgegengeſetzten Functionen der Grundkraft zu einander ſtehen. Die pſychiſche Thätigkeit der Grundkraft iſt der Tod des Schlafs als der elektriſchen Function, und der Schlaf oder die elektriſche Function iſt der Tod des Wachens als der pſychiſchen Function derſelben Kraft. Wenn wir aber unter Leben die pſychiſchen Functionen der Grundkraft verſtehen, ſo drehen ſich die Sachen völlig um. Denn das Leben in dieſem Sinn als gänzliche Zurückſetzung der Grundkraft in ihre innern Thätigkeiten tritt erſt mit dem Tode ein. Nennen wir alſo unſer Denken, Empfinden und Wollen unſer Leben, ſo leben wir im Wachen zur Hälfte und ſterben im Schlafe ganz. Nennen wir aber unſere phyſiologiſchen Thätigkeiten, unſere Ernährung, Athmen, Blutbereitung u. ſ. f. unſer Leben, ſo leben wir im Schlafe ganz und vollziehen mit dem Erwachen vom Schlafe die erſte Hälfte des Todes, deſſen andere Hälfte noch nachfolgt. Die Denkkräfte, womit wir die Natur erkennen, gehen mit verwandt aus dem Zuſtande unſerer Zukunft, dem Zuſtande des Todes. Nennen wir den Tod Tod, ſo liegt darin ausgeſprochen, daß wir unter Leben und den Schlaf oder die elektriſche Function denken. Dieſe ſtirbt im Tode ganz und gar. Verſtehen wir aber unter dem Leben die

irdiſche Function der Kraft, ſo darf der Zuſtand, welchen wir den wachen nennen, noch nicht ein Leben, ſondern erſt der Uebergang zum Leben oder die Anticipation des Lebens im Elemente des Todes genannt werden. Der Leib iſt der Sarg der Seele. Das Leben iſt eingepuppt in den Tod, nämlich in den elektriſchen Apparat des Schlafs. Es wird ſeine elektriſchen Ströme wieder in ſich zurückziehen und ſich dadurch vom Sarge ſeines Leibes, in den es eingeſenkt oder begraben war, befreien. Aber es eine ſolche Ahnung, welche zu Grunde lag den Phantaſien der Völker von einem Lebendigwerden der Todten und ſich Erheben aus ihren Gräbern am Tage.

— wo die Trompet mit gottbegeiſtrung Stimm lauten,
Und die Berge erbidmen wie Wolle, ſo die Todten gruenen, —
Am Tage, wo ſie aus ihren Gräbern eilen, als eilten ſie zu ihren Hochzeiten —
(Koran. Sure 75.)

Wir wiſſen es nicht. Auch hat es kein Intereſſe, darüber Betrachtungen anzuſtellen.

Nun haben wir drei weſentliche Punkte zu erörtern, welche ſich als unabtrennliche Beſtandtheile der gewonnenen Unſterblichkeitsidee ausgebildet haben und daher im gewöhnlichen Sprachgebrauche immer zugleich mit verſtanden werden, ſo oft von Unſterblichkeit der Seele die Rede kommt. Der erſte Punkt betrifft: Erinnern wir uns unſerer gegenwärtigen Zuſtandes? Der zweite: Sehen wir uns wieder? Der dritte: Wird einſt das Gute belohnt und das Böſe beſtraft am Tage des Gerichts? Wir werden in unſerer ferneren Betrachtung nach beſtem Grunſen auf dieſe Fragen zu antworten ſuchen.

(Der dritte Artikel in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Dampfſchiffe für Dampfſchiffe.

Groſſen's rieſenhaftes Schiff wurde gegenwärtig in Amerika großes Aufſehen und mit Recht. Europa kann ſich dieſen Vorfall ad notam nehmen. Freilich können wir vor der Hand nur noch hier den kühnlichen Entwurf, die Gründung ſelbſt iſt noch Geheimniß, und zwar ein ſchwer zu errathendes, trotz unſeres phyſikaliſchen Raiſonnirs. Erhöhte Luft — weiter wiſſen wir vorläufig Nichts. Schon vor zwanzig Jahren hatte der Erfinder ſeinen glücklichen Gedanken und ſuchte ihn zunächſt zuerſt in England auszuführen. Nachdem er mit vieler Mühe die Geldmittel überredet, konnte er endlich die erſten Verſuche anſtellen. Sie ſollen zweifelig aus aus Eiſen, bis auf Schiffen, Lauf der Welt. Er reiſete ſeine Idee nach Amerika. Hier fand er in dem Kaufmann John Lüdwig in Newyork einen Mann, der die Hälfte des nöthigen Capitals ſelbſt verbaute, die andere Hälfte bei ſeinen Freunden zuſammenbrachte. Die Amerikaner ſind bekanntlich nicht ſchlechte Maſchinenbauer und Groſſen bereitete ihnen einen Triumph. Um das Geheimniß nicht zu vermehren, beſtellte er die verſchiedenen Theile ſeiner Maſchine bei verſchiedenen Fabriken in verſchiedenen Städten. Seine Angaben und Zeichnungen mögen ſchwierig geweſen ſein, aber die Maſchinenbauer laſſen ſich nicht weiſen. Als die aus verſchiedenen Weltgegenden zuſammengebrachten Theile paſſen ineinander. Am 4. Januar 1853 ſchwamm das Schiff „Groſſen“ auf dem Salzwaſſer und unternahm ſeine erſte Probefahrt. Sie ſei glänzend aus. Vierzehn engliſche Meilen in einer Stunde! Alſo faſt die gewöhnliche Geſchwindigkeit unſerer Dampfwagen, denen unſere Dampfſchiffe nachſtehen. Von der Maſchine haben Neugierige nur das Aeußere oberflächlich betrachten können. Auf dem Verdeck des großen und ausgezeichnet ſchön und koſtlich hergeſtellten Schiffs erheben ſich vier weite, 12 Fuß hohe Cylinder, 20 Zoll im Durchmeſſer. Zwei davon dienen als Kammer, die beiden anderen ſind die Ausgänge für die verbrauchte Luft. In unſeren Räumen muß man ſich erſt umſehen, um die Maſchine zu entdecken. Die Räder, Hebel und Stangen. Pumpen, Keſſel. Dieſen unſerer Dampfmaſchinen ſind verſchwunden. Vier einfache Cylinder ſtehen im Gange, zwei vor, zwei hinter der Räderachſe. Unter jedem Cylinder ſteht ein kleiner Ofen. Mit einer einzigen Handhabe bringt der Maſchiniſt das ganze Schiff. Das iſt es ungefähr, was wir von der Maſchine wiſſen.

Worauf nun eigentlich die großartige Wirkung der Maſchine beruht, iſt ſchwer zu vermu-

ſchen. Bekanntlich werden unſere Dampfmaſchinen ſo, daß der durch hohen Wärmegrad ſehr elaſtiſche Waſſerdampf in den Cylinder ſtrömt, hier ſich mit großer Gewalt, die man beim Zerſpringen der Keſſel kennen lernen kann, ausdehnen ſtrebt und dadurch den Kolben im Cylinder in die Höhe treibt, der dann durch einen von der andern Seite kommenden Dampfſtrom wieder niedergedrückt wird. Dadurch bewegt ſich die Kolbenſtange mehre male in der Secunde mit großer Gewalt auf und nieder, und hat man erſt einmal eine Bewegung, ſo läßt ſich dieſelbe durch Hebel und Räder in beliebiger Weiſe nach jeder Richtung hin benutzen. Bei der Siedehitze (80° Wärme), verwandelt ſich das Waſſer beſonders plötzlich in Dampf, und da dieſer etwa 1700 mal leichter und dünner iſt als Waſſer, ſo ſucht dies plötzlich einen 1700 mal größern Raum einzunehmen als vorher. Dieſes Streben des Dampfs ſich auszudehnen, wächſt aber bei größerer Hitze noch zu einem viel höhern Grade. Die Kraft des Dampfes beträgt ſchon bei der Siedehitze ſo viel als der Druck der Atmoſphäre, d. h. etwa 15 Pfund auf jeden Quadratzoll Fläche, bei 95° ſchon doppelt ſo viel, bei 144° vier mal ſo viel, bei 180° ſechs mal ſo viel, bei 208° vierzig mal ſo viel, und der letztere Hitzgrad iſt erſt der Schmelzgrad des Wismuths, eines der leichtflüſſigſten Metalle. Auf dieſe Weiſe wird allerdings die Gewalt des Dampfs begreiflich.

Wodurch hat man nun dieſen erzeugt? Durch erhitzte Luft. Damit iſt man aber freilich noch nicht weit. Die atmoſphäriſche Luft dehnt ſich zwar in der Wärme ebenfalls aus und wird alſo auch einen immer wachſenden Druck ausüben. Man kann dies an einer etwas aufgeblaſenen Schweinsblaſe beobachten, wenn man ſie allmälig erwärmt. Aber dieſer Druck wächſt bei weitem nicht in dem Verhältniſſe wie beim Dampfe, und zwar vier kleinen Urſachen ſchienen auch nicht gerade auf hohe Hitze hinzudeuten. Gieb etwa die Cylinder ſehr weit, ſodaß jeder Kolben eine große Fläche für den Druck der erhitzten Luft darbietet? Denn auf- und niedergehende Kolben ſchienen doch, wie bei den Dampfmaſchinen, die gewöhnlichſten Körper zu ſein. Kurz, ſo viel ſah man ſchon, das Geheimniß läßt ſich von der Hand nicht ſo bald erraten.

Und wird ſich der ſchöne Gedanke auf die Dauer bewähren?

Es ſcheint faſt ſo, denn das Schiff hat ſeitdem mehre Probefahrten, darunter eine Hebenjährige, auf dem Ocean gemacht und alle glücklich beſtanden. Und wenn ſo ſich bewährt, werden bald unſere Dampfmaſchinen zunächſt von den Dampfſchiffen verſchwinden. Die Sache hat zwei große und ſehr einleuchtende Vortheile. Erſtens betragen die Koſten der Unterhaltung blos 20 Procent, alſo den fünften Theil der Koſten der Dampfmaſchinen. Zweitens wird dadurch die Dampfſchiffahrt weit unabhängiger und auf lange Fahrten erſt möglich. Die Dampfſchiffahrten zwiſchen England und Amerika reutiren ſchlecht, weil die Schiffe in dem Grade Kohlen einnehmen müſſen, daß ſie wenig Fracht laden können. Die Fahrt durch den Großen Ocean kann man mit Dampfſchiffen kaum wagen, weil die Schiffe kaum die nöthige Menge Kohlen einnehmen können. Die letzte Expedition der Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Japan hatte den Zweck, entweder eine Handelsverbindung anzubahnen oder wenigſtens den Japanern die Erlaubniß abzutrotzen, auf einer der kleinen Nebeninſeln bei den Küſten von Nordamerika nach China Kohlen für die Dampfſchiffe einladen zu dürfen, weil dieſe kaum mit einer Ladung Brennmaterial kaum zurückzulegen iſt. Wenn das ſchon eine Expedition nach Japan werth war, ſo kann ſich Amerika freuen, durch Griffen in dieſem Punkte unabhängig von der Gnade wenigſtens — der Japaneſen geworden zu ſein.

Nimm dich zuſammen, Europa! Denn Letzter Amerika will dir den Rang ablaufen!

Tropiſche Gewächſe im Sächſiſchen Erzgebirge.

Zu den Unfällen eigenthümlicher Art, welche in Kohlengruben vorkommen, gehören Ausbrüche ſchlagender Wetter und Brände. Sehr viele Steinkohlen beſitzen nämlich die Eigenſchaft, ſich ſelbſt zu entzünden. Die Haupturſache, durch welche Brände herbeigeführt werden, iſt — nach wiſſenſchaftlicher Anſicht — in der in den Kohlenlagern vorhandenen Grubenluft zu erkennen. Bald hat jene Luft in geringerer, bald in größerer Menge vorhanden und je nachdem Kohlen darin gefunden werden, um ſo geneigter zeigen ſie ſich zur Selbſtentzündung. Namentlich pflegen ſich Gitterlein beſonders häufig da einzuſtellen, wo Störungen der Kohlenflöze wahrzunehmen ſind. Dringt Waſſer zu den feuerfangenden Kohlen, ſo hat Zerſetzung derſelben Statt und dabei erfolgt die Wärmeentwickelung Hitzegrade, welche brennbare Subſtanzen zu flammen entzünden können. So fehlte in neuerer Zeit nicht an Beiſpielen von Kohlenbränden. Eines der großartigſten ereignete ſich in Hanny-Grube bei Michalkowitz in Oberſchleſien. Im Jahre 1823 brach hier, wo ſeit einem beträchtlichen Zeitraum bedeutendere Kohlenbaue ſtattgefunden, in Folge von Selbſtentzündung Feuer aus, welches trotz aller

Mittel, die angewandt wurden, so überhandnahm, daß zuletzt die Arbeit eingestellt werden mußte. Auch bei Neuhaus in Thüringen zeigten sich vor mehreren Jahren die Spuren der Feldverwüstung eines mächtigen Kohlenlagers. Während man hier so glücklich war, das Feuer zu dämpfen, glimmt seit Jahrhunderten in dem am Fuße des Sächsischen Erzgebirges bei Zwickau gelegenen Orte Planitz, und zwar auf dem Besitzthum des Kammerherrn von Arnim, ein Steinkohlenflötz im unterirdischen Brande, welcher der Erdoberfläche einen so hohen Grad Hitze verleiht, daß auch im härtesten Winter niemals Schnee auf ihr liegen bleibt und ein stetend heißer Dampf aus den Ritzen emporsteigt, wo man auch nur ein wenig in dieselbe hineinbohrt. Diese merkwürdige Naturerscheinung hat vor mehreren Jahren eine Actiengesellschaft dazu benutzt, eine Treibgärtnerei auf den „Planitzer Erdbränden" anzulegen, welche selbst im strengsten Winter die schönsten und seltensten Blumen und die meisten tropischen Gewächse erzeugt. Die Blumenfreunde und Botaniker haben hier eine reiche Ausbeute für ihre Liebhaberei und ihre Wissenschaft. Durch Röhren, welche in den Erdritzen eingelassen sind, wird die Hitze in die über dem Brande befindlichen Treibhäuser geleitet, in welchen dadurch eine dem Klima des Aequators gleichkommende Temperatur erzeugt wird. Die meisten Pflanzen, welche die heiße Zone hervorbringt: Ananas, Palmen, Bananen, Reis, Gaster u. s. w., sind hier bei Zwickau zu finden und hat man daher Gelegenheit, hier Gewächse zu sehen, die man sonst nur durch Reisebeschreibungen kennen lernt.

Der Verlauf der Jahrhunderte.

Gibt es außer den Zahlengesetzen der Astronomie noch Etwas im Leben der Weltkörper und der menschlichen Ordnungen noch geheimnißvollere Zahlenverhältnisse, wie und die Lehre des Pythagoras, daß Gott die Zahl wäre, sinnlicher vor Augen rühren könnten?

Die Astrologie und die Kabbala haben seit Jahrtausenden versucht, darauf befriedigende Antworten zu geben. Astrologie und Kabbala sind in das Reich der Chimären verwiesen.

Als wir kürzlich in Gervinus' bekannter „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" sahen, daß ein bekannter Historiker für die Mitte und das Ende unserer Jahrhunderte Vergleichungen aus der Mitte und dem Ende anderer Jahrhunderte herleitete, griffen wir mit Interesse nach einer kleinen, von Herrn Henschler in Dresden mit Fleiß ausgeführten Zusammenstellung aller wichtigen Ereignisse, die im Jahre 1853 so zu sagen singular geworden sind. Wenn man annehmen darf, daß im Beginn der Jahrhunderte immer unentschiedene, schwebende Zustände herrschten, dann gegen die Mitte Gährungen, gegen das Ende gewaltige Explosionen kamen, so lassen sich aus den Jahreszahlen mit 53 vielleicht folgende Vermuthungen und Gründe schließen:

Ein mehr vorherrschend als richtiger Drängen der Zeit, über Vieles, was sie bisher beunruhigte, zum Abschluß zu kommen. Gewaltsame und durch Erschöpfung mehr als durch die zwingenden Umstände und Ueberzeugungen herbeigeführte Friedensschlüsse. Höchste Gewalt der schwerringenden Autorität, namentlich auch die Neigung ihrer eigenen Mühen um Anerkennungen müde und daher ebenso scharf gegen ihre eigenen Angehörigen wie gegen völlig Andersdenkende. Calvin ließ Mich. Servet am 17. October 1553 bei Scheiterhaufen verbrennen. In allen Ländern, Deutschland, Italien, Frankreich, Brandmarken der obsiegenden Partei gegen die alte Mutterpartei. Dazu dann Abenteuerlichkeit und Zusammenwürfelung der Völkerbegegnungen und in ihrem Gefolge viel Verschlechtes. Wenn die Zustände in eine Art Schwebe und Erschöpfung gerathen, muß naturgemäß das Abenteuerliche aufkommen, das Zufällige und die Combination, die das Nächste mit dem Entferntesten sinnlich verbindet. Sinnliche Normannen, Mittelmeinge des europäischen Nordens, besiegen 1053 den Papst und nehmen ihn gefangen. Gegen die Massen erheben sich die Tataren und drängen in gespaltigen Zügen vorwärts. Besonders aber ist die Mitte der neuern Jahrhunderte immer von tiefsten Ereignissen begrüßt. Im Stillen jedoch reifen neue Gedanken. Meist in der Mitte der Jahrhunderte wurden von jeher, wenn nicht die größten, doch die tiefsten Köpfe, besonders auf dem Gebiete der Weltanschauung und Kirche, geboren. Es sind die neuen Betrachtungskeime, die im Stillen aufwachsen und dazu beitragen sollen, den gewaltsamen Katastrophen der anbrechenden Jahrhunderte eine größere und die Leidenschaften ablösendere Spitze zu bieten.

Verschiedene Ansicht.

Was da die gewöhnlichen Chemiker erzeugt, erzeugt der doch viel lieber gewollen zum Trotz.

Volk und Sprache.

Die Sprache ist das Volk. Die französische Sprache schreibt mehr Buchstaben als sie ausspricht. Doch leichter Sinn, der mehr verspricht als er hält!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 28.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Viereckig oder die amerikaniſche Kiſte.

Eine Erzählung von Berthold Auerbach.

(Fortſetzung.)

Der Pfauwirths Liſabeth war mit Lorri zugleich aus der Sonntagsſchule entlaſſen worden und er galt nun für ihren öffentlichen Erklärten und Keiner im Dorfe wagte ihm eins ſtreitig zu machen, denn von Kindheit auf war Lorri von Allen gefürchtet. Der Pfauwirth ſchien auch nichts gegen dieſes offene Verhältniß zu haben, er hieß den Lorri, den Sohn eines vermöglichen Bauern im Dorfe, ſtets willkommen bei ſich und ſah es mit Genugthuung, daß der Nachwuchs der jungen Burſchen im Dorfe ſich ſeinem Hauſe zuwendete, während Alles bisher dem Wirthshauſe zur Linde den größten war; denn der Pfauwirth war ein Fremder, er war von Petterſheim eine Stunde von Straßburg ins Dorf gezogen und war er nun auch ſchon mehr als achtzehn Jahre anſäßig, er war doch noch ein Fremder, denn ſeine Frau war eine Elſäßerin und er ſelber ein ſeltſamer Mann, vor dem man eine geheime Scheu hatte, wenn man ſeiner nicht bedurfte. Sein ganzes Weſen hatte etwas Fremdes und Auffälliges; wenn er über die Straße ging, lief er allzeit ſo raſch, als wenn er immer zu eilen hätte. Das iſt im Dorfe beſonders abſcheulich, wo man ſich zu Allem gerne Zeit nimmt. Er mochte es auch von der Stadt her gewohnt ſein, an den Menſchen vorüberzugehen, ohne ſich um ſie zu kümmern; er hielt niemand Stand und wenn man ihn grüßte, dankte er kurz und knapp. Der Pfauwirth war vormals Hausknecht im „Rebhuhn“ in Straßburg geweſen und bildete ſich nicht wenig auf ſeine Welterfahrenheit und beſonders auf ſein Franzöſiſch ein. Um dieſes letztere ſicher nicht zu vergeſſen und noch einen Vortheil für ſeine Kinder daraus zu ziehen, ſprach er mit ſeinem einzigen Sohne Jakob, den er Jacques nannte, nie anders als franzöſiſch und zwar älſäſſiſch-franzöſiſch. Der Schalle, wie er im Dorfe hieß, war vor den Leuten ganz ſchüchtern zu bewegen, in der ungewohnten Sprache zu antworten und bekam deßhalb viele Schläge. Im Dorfe und in der Schule wurde er viel gequält und während die andern Kinder des Pfauwirths friſch gediehen, war der Schalle ein verkümmerter unanſehnlicher Knabe. Obgleich er viele Jahre jünger war, hatte ihn doch Lorri zu ſich heraufgezogen und nur dieſem Umſtande verdankte es ob, daß er in der Schule nicht täglichen Mißhand-

langen aufgesetzt war. Seit kurzer Zeit hatte der Pflugwirth aber auch einen beträchtlichen Erfolg von seiner Weltgewandtheit und Sprachkenntniß, er war nicht nur Agent einer französischen Feuerversicherungsgesellschaft, sondern auch, was noch einträglicher war, Agent einer Auswanderungs-Expedition, genannt Die Brudertreue. Nun hatte er oft hin und her zu reisen und er sah es gern, daß Xaveri viel in seinem Hause blieb und einging, denn er half dem Schaffer; der im Feldgeschäfte sehr unentbehrlich war, schuf den Lästern bei denselben. Xaveri war weit mehr im Pflugwirthshause als bei seinem Vetter, er war ohne Lohn fast der Knecht des Pflugwirths. Dies gab oft Streit zwischen ihm und dem Vater. Xaveri kehrte sich nichts daran. Seit einigen Wochen aber war er nachdenklich und zerstreut, mehr als je. Von Deinersheim, dem Geburtsorte des Pflugwirths, kamen sonntäglich die Burschen und besonders Einer, des Bauhauern Philipp, wurde offenkundig um Elisabeth und diese schien es nicht unwillkührig aufzunehmen. Xaveri schalt mit Elisabeth, ja er klagte dem Pflugwirth selber, aber dieser beruhigte die „Kinder" mit klugen Worten und Xaveri war nachgiebig, da auch er als Kind des Hauses behandelt wurde.

Nun hatte er heute zum Frottmeiler Markt seine schwarze Zivilmütze abthun und sich auch einen breitkrämpigen Hut mit breitem Sammetband und einer hohen Silberschnalle ganz wie des Bauhauern Philipp von Deinersheim anschaffen wollen, darum war er im Gefolge seines Vaters nach Vertilgung des Pferdemarkts auf den Krämermarkt geritten und dort beim Wirthshause zur Armbrust hatte er den fürchterlichen Schimpf erlitten und der garstige Spottnamen „der Viereckig" gerufen hatte, war gerade des Bauhauern Philipp von Deinersheim gewesen und Alle, und darunter auch Viele auf seinem eigenen Orte, hatten ihn ausgelacht und verhöhnt. Darum raste jetzt der Xaveri in wilder Wuth daher, er hatte mit dem schönen Hute ins Dorf zurückkehren wollen und jetzt kam er mit dem schändlichen Unnamen und den hatte ihm sein Nebenbuhler gegeben. Hin und her rasten seine wilden Gedanken. Er haßte seinen Vater, der mit gelachen hatte ihn zu beschimpfen und noch dazu gelacht hatte; vor allem aber schleuderte er seinen bittersten Grimm auf den Bauhauern Philipp, und wenn er selber darüber zu Grunde ging, den wollte er krumm und lahm und zu Tode schlagen. Er überlegte nur noch, wie er das ins Werk setze.

Der rasche Galopp hatte sein Ende erreicht, am Fuße des Bergs, der nach seinem Heimatdorfe führte, schnaubten Roß und Reiter und um Xaveri schaute verwirrt umher, als ihn der Zuckermännle grüßte, der eben auch vom Markte heimkehrte. Er war ganz neu gekleidet und seine köstlichen Waaren schienen nicht zu weichen von dem Herr, den er um den Arm trug. Er lüftete den neuen Hut und reichte denselben dem Xaveri, damit er erkenne, wie leicht und geschmeidig er sei. Xaveri erblickte das alte Huhn, er hatte schon mit der Peitsche aus, um sie auf den alten Schimmelkopf zu schlagen, da erinnerte er sich noch, daß ja des Zuckermännle nichts von seiner Verspottung wissen konnte, er war ja Allen voraus davongeritt. Ohne zu sagen, was ihm geschehen sei und war im Allgemeinen von einer Beschimpfung sprechend, verlangte er von dem alten Schlaukopfe einen Rath, wie er sich rächen solle; so sehr aber auch des Zuckermännle hin und her darauf drang, Xaveri ließ sich nicht dazu bewegen, seinen Unnamen auf die Lippen zu nehmen und lautlos ritt er dahin, des Zuckermännle ging im Schritt neben ihm.

Im Dorfe ging Xaveri vor Unruhe hin und her, es waren die letzten Stunden, in denen er hier ohne den schändlichen Unnamen lebte. Jedem, der vom Markte kam, schaute er tief ins Gesicht, als wollte er ergründen, wer der erste Verkünder seiner Schmach wäre. Endlich machte er sich nach dem Pflugwirthshause und erzählte hier der Elisabeth den ganzen Vorfall, aber noch immer ohne das Wort zu nennen. Er verlangte von Elisabeth, daß sie mit des Bauhauern Philipp kein Wort mehr spreche, ja ihm sogar die Thür weise;

aber ſie weigerte ihm das Eine und das Andere, hier ſei ein Wirthshaus und da müſſe man Jeden willkommen heißen. Es war ſchon Nacht, als die jungen Burſchen von Deimerſtetten, die auf dem Heimwege nach ihrem Dorfe durch Neuſingen mußten, im Pflugwirthshauſe einkehrten. Laveri ſaß am Tiſche, ſeine Augen rollten und ſeine Fäuſte ballten ſich; bald verließ er die Stube und man ſah ihn haſtig im Dorfe hin- und herrennen, aber nicht mehr allein, denn von Haus zu Haus vergrößerte ſich ſein Anhang; ſie gingen endlich Alle gemeinſam auch nach dem Pflugwirthshauſe und wenn die Deimerſtetter eine Maß Bier kommen ließen, ſo riefen die Neuſinger: Ein' Maß Zehner! und wenn die Deimerſtetter ein Lied begannen, ſangen die Neuſinger ein anderes darein und überbrüllten ſie. Der Pflugwirth beſchwichtigte ſo gut er konnte, der Schaffe mußte die Deimerſtetter bedienen und die Lisabeth mußte ſich zu den Ortsburſchen ſetzen und durfte nicht vom Platze. Laveri aber glaubte zu bemerken, daß ſie feurige Blicke nach des Langbauern Philipp am andern Tiſche ſendete und jetzt rief dieſer: „Lisabeth, frag einmal den Laveri, warum er vom Markte keinen Hut mitgebracht hat.“

„Wart, ich will dir einen Glashut aufſetzen, den man dir aus dem Kopfe ſchneiden muß!“ ſchrie Laveri, faßte eine Maßflaſche, ſprang damit über den Tiſch und ſchlug nach dem Kopfe des Philipp. Durch die Abwehr des Pflugwirths und der Kameraden fehlte er die Flaſche nur an der Wand entzwei und unter Geſchrei und Toben gelang es endlich dem Pflugwirthe, eine raſche Verſöhnung herzuſtellen. Er behauptete, wer Freundſchaft halte, der habe es mit ihm zu thun, er ſei ein Deimerſtetter und Neuſinger in Einem Stücke, er aß lieber eine Maß von ſeinem Beſten als Kreuzerauf und brachte es endlich dahin, daß die Tiſche zuſammengeſchoben wurden und die Burſchen beiden Orte zuſammenſaßen und tranken. Der Wein aus Einer Flaſche befeuchtete die Zungen und die gleichen Töne ſtimmten zuſammen, aber doch merkte man bedenklich ſpüren, daß noch keine Einigkeit da war. Es war ſchon hell, als die Deimerſtetter endlich aufbrachen, die Neuſinger wollten ihnen das Geleit geben, der Pflugwirth ſuchte dieſe davon zurückzuhalten und es gelang ihm bei mehreren, daß ſie in ſeiner Stube blieben. Der Laveri mit wenigen ſeiner Genoſſen beharrte aber dabei, daß er das Geleit gebe und man ließ ihn ziehen; er war nun an Zahl den Deimerſtettern nicht überlegen und dieſe waren berühmt ob ihrer Stärke. Durch das Dorf ging man ſtill und wohlgemuth miteinander. Laveri hatte einen Plan, erſt draußen im Hohlwege die Feinde angegriffen, aber unterſtehend ſprang er am letzten Hauſe des Dorfs heraus und fragte den Philipp: „Sag Philipp, ſag' noch einmal, wie hoch du mich auf dem Markte gebeten?“

„Laß gut ſein, es iſt ja verbei.“

„Nein, ſag's nur, ich will's noch einmal hören, ſag's! Du mußt Hoch's vergeſſen?“

„Nein, aber ich ſag's nicht!“

„So thu's aber ich werd' wild!“

„Du biſt ein närriſcher Kerl, ein Wort läuft ja an Einem 'runter.“

„Ich will's aber noch einmal von dir hören, nur noch einmal.“

„Umſonſt iſt beſſer als theuer!“ ſagte ein anderer Burſche und kaum hatte Laveri dieſe Worte gehört, als er einen Baumſtrunk am Wege entdeckt und den Philipp mit, daß er zu Boden ſtürzte.

Nun erhob ſich ein allgemeines Schreien, Schlagen und Rufen und es hallte weit hinein durch das Dorf. Der Nachtwächter eilte herbei mit ſeiner Hellebarde und einer Laterne, ihm folgte der grauſig Moll mit dem Gewehr über der Schulter. Ihr Ruf nach Ruhe wurde nicht gehört, denn wie ein wilder Knäuel wälzte ſich Alles am Boden. Da ſchoß der grauſig Moll über ihren Köpfen weg den einen Lauf ſeines Gewehrs ab und in wilder Flucht floh Alles auseinander. Einen aber, der ins Gärtnern nach ihm warf,

glaubte der grausig Mall zu erkennen, er verfolgte ihn und im nahen Winkel hatte er sich ihm selber, drang auf seinen Verfolger ein und rang heftig mit ihm. Der Polizeisoldat riß sich los, faßte sein Gewehr und zerschlug auf dem Haupte seines Gegners den Kolben in Stücke; gleich als wäre nichts geschehen, entfloh der Bursche und schrie wie der Polizeisoldat: „Lauf du nur, ich erkenn' dich schon morgen, ich hab' dich gezeichnet. Man wird dir ein Lied singen, daß du nicht am Wetterbrunnen gelaufen hast."

Als der grausig Mall ins Dorf zurückkehrte, kam ihm wunderbarerweise die Uhr auf den Rücken übereinandergelegt, der Lauri entgegen und grüßte ihn gemeinsamst.

„Ich will dir morgen groß Dank sagen", erwiderte der grausig Mall und ging, um sogleich allen Vorgekommenen dem Schultheiß zu melden.

Am andern Morgen war eine seltsame Verhandlung beim Schultheißenamt. Lauri bekannte offen, daß er bei der Rauferei gewesen, aber er leugnete beharrlich, mit dem grausigen Mall in irgend eine persönliche Berührung gekommen zu sein und kannte sich ihn der Diener der öffentlichen Ordnung an, der Lauri mußte einen Kopf höher als Stahl und Eisen haben, denn nicht eine Spur irgend einer Verletzung war daran zu bemerken und Lauri war so lustig wie je. Der Schultheiß, der ein Vetter Lauri's war, ließ die Verhandlung nach dieser Seite hin gern auf sich beruhen, denn eine Auflehnung und ein persönlicher Angriff gegen den Polizeisoldaten hätte, wenn vollkommen erwiesen, nicht die leicht zu verwindende Strafe von ein paar Wochen bürgerlichen Gefängnisses oder eine Geldbuße nach sich gezogen, sondern entehrende Arbeitshaus. Um so ernster nahm dagegen der Schultheiß die Rauferei mit den heimgekehrten Burschen, und hier sah sich Lauri in einer seltsamen Lage gefangen, er wollte durchaus nicht sagen, was eigentlich der Grund seiner Zornausbruche gegen den Langhansen Philipp war, er beschwore ihn im Allgemeinen als Ehrenkränkung, und als der Schultheiß bedeutete daraus nun auch die Genossen mitstrafen, daß der Unmute die eigentliche Veranlassung gewesen sei, und als einer nach dem andern unter großem Gelächter das Wort: „der Viereckig" aussprach, war Lauri voll Wuth und schrie immer:

„Das Wort darf nicht ins Protokoll, das darf nicht auf dem Rathhaus eingetragen sein, sonst ist's so für ewige Zeiten hin, das darf man gar nicht nennen, gar nicht erwähnen, das leid' ich nicht, sonst hat's der ganze Gemeinderath mit mir zu thun."

Alle diese Einwürfe halfen nichts und Lauri sah zu seinem Schrecken, daß er hervorgerufen, was er auf ewig verstummen machen wollte. Er selbst mußte zuletzt seinen Namen unter ein Protokoll schreiben, worin es deutlich und nachdrücklich unterstrichen hieß, daß er den Schimpfnamen: „der Viereckig" habe.

Als er vom Rathhause herunter kam, ballte er die Faust und knirschend schaute er das Dorf auf und ab. Freilich hatte er soviem den schönen Ruhm, daß er einen so harten Kopf habe, daß das Gewehr des grausigen Mall daran splitterte, ohne ihn zu verletzen. Eine Zeit lang schien es, daß dieser Ruhm das überdecke, daß er einen so bösen Schimpfnamen hatte. Die nicht zu bewältigende Wucht im Raufen brachte ihm viel Lob und Ehre ein. Es ist aber doch ein seltsames Ding um einen solchen Ruhm. Die Verherrlichung einer ungewöhnlichen Kraft, ein wüstes Raufen kann sich eine Zeit lang als Verehrung geltend machen, oft aber tritt plötzlich eine Ernüchterung ein; die Menschen besinnen sich, was denn das eigentlich sei, und wenn man nicht immer neue glorreiche Thaten aufbringen kann, erscheinen die verjährten Rechte eines Gewaltshabers plötzlich in Frage gestellt. Eine Widerspänstigkeit gegen das herrische Wesen Lauri's machte sich im ganzen Dorfe geltend, er hieß jetzt nur immer „der Viereckig" und mußte das mit guter Miene gelten lassen, denn er konnte doch nicht immer drein schlagen. Das Allgemeinste Ekelerregende vor Allem empfand sich ihm, sie sah jetzt auf einmal, daß Lauri auch gegen sie roh und gewaltthätig gewesen war, er hatte sie behandelt, als müsse man ihm ohne Frage ge-

horchen und indem ſie ſich von ſolcher Unterthänigkeit frei machte, machte ſie ſich auch von Laveri ſelber ganz frei. Das geſchah beſonders, ſeitdem der Langbauern Philipp von Deimerſtetten ungehindert im Dorfe aus- und einging, denn der Schultheiß hatte Laveri gedroht, ſobald den fremden Burſchen im Dorfe irgend eine Unbill widerfahre, würde er ohne Unterſuchung Laveri dafür in Strafe ziehen, und dieſer mußte nun faſt ſelber der Hüter ſeiner Nebenbuhlerin ſein. Bald wurde Liſabeth Braut mit des Langbauern Philipp und Laveri that, als ob ihm das ſehr gleichgültig ſei, er beſuchte noch wie vor das Haus des Pfarrherrn und als Liſabeth in Deimerſtetten Hochzeit machte, ritt er dem geſchmückten Brautwagen voraus auf ſeinem wohlbekannten Apfelſchimmel und an dem ſchönen breiten Hute, den er ſich allerdings ausdrücklich hatte beſtellen müſſen, flatterten helle Bänder.

Laveri ſchien froh, daß er Soldat werden mußte und an der Faßnacht, bevor er nach der Garniſon abging, vollführte er noch einen luſtigen Streich, der ihm noch lang erhaltenen Nachruhm zog. Das Zuckermännle hatte ſich bald zu tröſten gewußt und ſich ein armes aber ſchönes Mädchen aus Deimerſtetten zur Frau geholt. Als nun zu Faßnacht die Burſchen auf einem Wagen durchs Dorf zogen und die ſogenannte „Weiberwühle“ darſtellten, erſchien Laveri als die verſtorbene Zuckerin und wußte ihr ganzes Gebaren und Weſen ſo täuſchend nachzuahmen, daß Alles im Dorfe darob jauchzte, und als er unter gewaltigem Schreien in die Mühle geworfen wurde, erſchien er auf der andern Seite wiederum als die junge Zuckerin. Selbſt vor dem Hauſe des Verſtorbenen führten ſie dies Poſſenſpiel auf und die junge Frau ſah vergnügt lächelnd aus dem Fenſter; das Zuckermännle aber ließ ſich nicht ſehen. Am Aſchermittwoch Morgen hatte Laveri die Kecheit, ſich ein Päckchen Tabak bei der Zuckerin zu holen, dieſe aber ſchien gar nicht übel gelaunt, ſie war unter Lachen äußerſt zuthulich gegen Laveri und in einem Anflug von Ingrimm und Mißmuth ſagte dieſer zuletzt: „Laß dich nur nicht mit den loſigen Burſchen ein, dann haſt du, wenn dein Alter abkratzt, die Wahl unter Allen.“

Wenige Tage darauf mußte Laveri in die Garniſon und am Morgen vor der Abreiſe übergab ihm ſeine Mutter mehre Päckchen Tabak, die er bei der Zuckerin eingekauft und die dieſe überbracht hatte. Laveri hatte nichts gekauft, er nahm aber das ſeltſame Geſchenk doch dankbarmuth mit.

Es gibt Auffälligkeiten und Begebenheiten für dieſelben, die ſich auf wunderſame Weiſe überallhin verbreiten. Als Laveri zu ſeinem Regimente eingetroffen war, erfuhr er von allen ſeinen Kameraden den alten Schimpf aufs neue. Der Feldwebel ſuchte und wetzte, daß auch dem Beherzteſten bang zu Muthe wurde; er hatte nach und nach faſt ſämmtliche Helme auf Laveri's Haupt probirt, aber keiner paßte, er drückte ihm die Helme auf den Kopf, daß Federwerk und die Spangen knarrten, aber doch war keiner paſſend. Endlich ſagte er halb fluchend halb ſpaßend: „Kerl, du haſt ja einen viereckigen Kerl und gehörſt als eine Bombe.“ Nun hatte der Laveri auch in der Kaſerne ſein gebrannt Leiden, aber er hatte ſeinen Stolz darauf, daß man ihm eigens einen Helm beſtellen mußte und bei der erſten Viſitation des Oberſten war er Gegenſtand allgemeiner Betrachtung, wobei er nur in ſich hineinlachte, denn nach außen lachen durfte man als Soldat nicht mehr im Angeſichte der Vorgeſetzten.

Ganz gegen alles Vermuthen fühlte ſich Laveri im Soldatenleben wohl; dieſe ſtrenge, unerbittliche Ordnung, dieſes unbeugſame Geſetz über eine große Maſſe auf den Burſchen und, der nie die Herrſchaft eines fremden Willens gekannt hatte, legte ſich, daß für Laveri ſich bald eine Lieblichkeit auftat: er war Schütze und hatte darauf Signale gemachen.

Trommeln am Waffenplatze ſich auf dem Horne einüben, das war ihm eine Luſt, und Laveri's Signale überſtimmten alle, man mußte ihn nur zwingen, nicht zu übermüthig ſie anwenden zu laſſen.

Schon im ersten Jahre seines Soldatenlebens erfuhr Laveri den Tod seines Vaters. Er nahm Urlaub auf zwei Tage, ordnete mit seinem Bruder Alles und ließ sich bereit finden, gegen eine Summe, die sich nahezu auf tausend Gulden belief, dem Bruder, wie es der Vater bestimmt hatte, das väterliche Gut zu überlassen. Bald hörte er, daß sein Bruder sich verheirathe und seine einzige Schwester mit dem Vetter von des Leuzbauern Philipp verlobt sei. Das Soldatenleben schien aber Laveri so zu gefallen, daß er nicht einmal zu den Hochzeiten seiner Geschwister kam, und besonders glücklich war er, als die Signalisten zu einer Musikbande geordnet und eingetheilt wurden, die nun bei Aus- und Einmärschen hellauf blies.

Laveri hatte seine sechs Jahre ausgedient, ohne die Garnison zu verlassen; er war willens, als Einsteher einzutreten, da kam gerade um dieselbe Zeit das Gesetz der allgemeinen Wehrpflichtigkeit, welches das Einstehenwesen aufhob, und Laveri kehrte ins Dorf zurück. Er lebte bei seiner Mutter, die ein mäßiges Leibgeding von Trudpert bezog und in der untern Stube des älterlichen Hauses wohnte. Er konnte sich nicht dazu bringen, bei seinem Bruder in freiwilligen Dienst zu treten und schien dem Rathe seines Vetters, des Schultheißen, zu folgen, der ihn ermahnte, sich nach einem rechten „Anstand", d. h. nach einer vermöglichen Heirath umzuthun. Unterdessen aber lebte er in den Tag hinein, und wie von selbst war er wiederum die meiste Zeit in dem Hause des Pflugwirths. Der Schalke, der sich zum Feldbau untauglich erwiesen, war auswärts in der Lehre bei einem Kaufmann, aber fast noch schöner als ehemals die Elisabeth war jetzt die zweite Tochter des Pflugwirths, Agathe, geworden; freilich war sie nicht so beredsam und die Leute sagten sogar, sie sei dumm wie Bohnenstroh; aber Laveri hatte das nie gefunden, sie wußte auf Alles gehörig Rede und Antwort zu geben; von selbst sprach sie allerdings nicht. Laveri hatte einmal seinen Kopf darauf gesetzt, eine Tochter des Pflugwirths zu haben; war es Elisabeth nicht, so mußte es Agathe sein.

(In der folgenden Nummer die Fortsetzung.)

Ueber Unsterblichkeit der Seele.

Frühlingsbetrachtungen.

III.

Die Möglichkeit einer Zurückerinnerung an das gegenwärtige Leben bietet keine Schwierigkeit. Wir sehen alle wachen oder psychischen Acte der Seele schon an sich in einer fortlaufenden Kette untereinander stehen, welche die Erinnerung heißt. Die Erinnerung bezieht sich nur auf Willensacte und Empfindungen oder auf den wachen Zustand. Aus den Zuständen, in denen wir nichts gewollt und nichts empfunden haben, aus den Zuständen des tiefen Schlafs können wir keine Erinnerungen haben. Dagegen sind ja schon die Träume psychische oder wache Functionen, welche im Schlafe auftauchen. Von ihnen haben wir im Wachen Erinnerungen. Warum sollte sich nun das vollkommenste Wachen nicht des mäßig wach gewesenen Zustandes ebenso wohl erinnern, als der letztere sich der Träume erinnert? Hier steht nicht das Mindeste im Wege. Vielmehr würde es gegen alle natürliche Analogie sein, wollte man das einstige Erinnern leugnen.

Einige haben eine Schwierigkeit darin gesucht, daß sie meinten, die Empfindungs- und Willensacte seien vermöge gewisser Eindrücke im Gehirn zu Stande und folglich müsse, sobald diese Eindrücke im Gehirn verwischen und zergingen, auch die durch sie vermittelte Erinnerung untergehen. Diese Annahme zeigt sich, beim Licht der neuen Physiologie, als unstatthaft. Das Gehirn ist keineswegs der Apparat für die psychischen

Functionen als ſolche in ihrer Reinheit, ſondern nur allein für den möglichſt lebendigen und ſchnellen Umtauſch zwiſchen der pſychiſchen und der elektriſchen Function in einzelnen Theilen der Grundkraft. Daher denn, je mannichfaltiger und ſchneller dieſes Spiel wird, um deſto mannichfaltiger und verwickelter ſich auch der Bau des Gehirns geſtalten muß, ohne daß dadurch irgend eine Faſer des Gehirns zu einem höhern Range erhoben würde als zum andern Nervenfaſern, nämlich Elektricität erzeugender Apparat zu ſein.

Gehen wir etwas tiefer ein. Nehmen wir an, gewiſſe Erinnerungen ſeien an gewiſſe Nervenfaſern des Gehirns gebunden, wie gewiſſe Empfindungen an gewiſſe Nervenfaſern der Sinnorgane gebunden ſind. Nehmen wir an, die Erinnerungen der Farben ſeien dort gebunden, wo die Phrenologen den Farbenſinn, der Töne dort, wo Jene den Tonſinn ſetzen. Da nun die Empfindung dadurch entſteht, daß der elektriſche Apparat außer Function tritt, indem die in pſychiſche Function übergegangene Kraft ihn nicht mehr durchſtrömt, ſo wird die Erinnerung in einer Nervenfaſer des Farbenſinn-Apparats ebenfalls dadurch entſtehen, daß der elektriſche Strom jener Faſer aufhört und folglich dieſelbe von der mit ihr verbundenen Particel der Grundkraft nicht mehr durchſtrömt wird. Je mehr Erinnerungen demnach im Gehirn wach werden, um ſo mehr Fäſerchen werden ihrer Function entbunden und ſo bringt uns der Zuſtand einer Entbindung des ganzen Gehirns von ſeiner elektriſchen Function eher in die Verlegenheit, der Erinnerungen zu viel auf einmal, als derſelben zu wenig zu bekommen.

Das Wiederſehen freilich iſt ein gefährlicher Punkt. Zuſtände, welche außerhalb des Gebiets unſerer Anſchauungsſphäre liegen, durch Bilder aus derſelben beſchreiben zu wollen, iſt ebenſo bedenklich, als der Verſuch des Blinden, von der Farbe zu reden. Man entgeht dabei nicht der Gefahr, ſich nun auch nothgedrungen Vorſtellungen machen zu müſſen von der Sprache, in welcher ſich die vollendeten Seelen miteinander unterhalten, und den Werkzeugen, mit denen ſie dieſelbe ſprechen; ſich entſcheiden zu müſſen über höchſt bedenkliche Punkte, z. B. ob in der Unſterblichkeit auch noch der Unterſchied von männlichen und weiblichen Seelen feſtgehalten werde, ob „verwandte Seelen" auch dort noch verwandt oder alle Menſchen einander gleich nahe ſeien. Endlich vermeidet man nicht die rührenden Scenen des Wiederfindens, der Verwunderung Derer, welche nicht an Unſterblichkeit glaubten, über ihren neuen Zuſtand, ſowie der triumphirenden Mienen, womit die Gläubigen den Ungläubigen ihren bewieſenen Kleinmuth vorrücken. Goethe wenigſtens äußerte einſt ſcherzend in Geſellſchaft, er glaube ſchon darum nicht an das Wiederſehen nach dem Tode, weil es ihm erſchrecklich ſei, die ganze Schar ſeiner gläubigen Freundinnen auf ſich zuſammenkommend zu denken mit dem Ausruf: Haben wir es nicht gleich geſagt?

Unverſtand droht dem Philoſophen hier die Gefahr des Königs Midas. Midas empfand ein Verlangen nach Geld und bekam es auch, nun aber leider in einem ſo großen Maße, daß er wünſchte davon befreit zu ſein wünſchte. Denn es wurde ihm Alles, was er berührte, unter den Händen zu Geld. Ebenſo möchte dem Philoſophen, welcher über dieſen Punkt nachdenkt, nicht Das Schwierigkeit verurſachen, wie er die getrennten Perſonen in jenem Leben aufs neue zuſammenbringe, ſondern vielmehr Das, wie er ihnen in jener pſychiſchen Grundkraft des Univerſums, in welche ſie ſich zurückzuſammeln, nach jeder ihren beſondern, von den übrigen abgetrennten Platz und ihren vom Standpunkte dieſes Lebens aus gewünſchten und erſtrebten abgeſonderten Egoismus ſichere. Für Den, welcher die wirkliche Sachlage erkennt, hat die Beſümmerniß um das allzu materielle Wiederſehen etwas zur Heiterkeit Reizendes, indem vielleicht bei einem Theile der auf dieſe Weiſe Beſümmerten, erkennten ſie den wirklichen Thatbeſtand, ſofort die entgegengeſetzte Sorge eintreten könnte, ihr ihnen theuer gewordenes Ich aus der Fülle des Univerſalbewußtſeins und der Univerſalempfindung aufs neue in eine iſolirte und geringere Stellung ſinnab ſinken zu müſſen.

Der einzige Compaß auf dieſen geiſtlichen Fahrt der Gedanken dürfte vielleicht in folgender Reflexion anzutreffen ſein:

Die Charakteranlagen der Aeltern pflegen auf Kinder und Enkel fortzuerben. Wie oft kommen Aeltern in den Fall, ihre eigenen Schwächen an ihren Kindern bemerken und ſtrafen zu müſſen! Gewiſſe Züge des Geſichts, Bildungen des Kinns und der Naſe machen ein oft durch Jahrhunderte ſich forterſtreckendes Familienmerkmahl. Wer kennt nicht die Familienzüge des Habsburgiſchen Geſchlechts, der Napoleoniden u. ſ. f.? Nicht ſelten erlöſchen die Charakterzüge im Sohn, um im Enkel wieder emporzutauchen. In einer Familie, welche ſich durch den Fehler der ſechsfingerigen Hand auszeichnete, trat derſelbe in der Reihe der Söhne und Töchter zurück, um in der Reihe der Enkel wiederzukehren. Dieſelbe Regel hat man an Familien von Blutern beobachtet (Menſchen, aus deren Wunden das Blut nicht zu ſtillen iſt, denen daher jede Verwundung tödtlich wird). Aus ſolchen Thatſachen darf man ſchließen, daß im Allgemeinen die Geſchlechter der Menſchen die Abſenker ihrer Vorältern ſind, aber daß die elektriſchen Seelenquellen der Vorältern in den Seelen der Sprößlinge unter den mannichfaltigſten und unbekannten Modificationen ihre Ströme vermiſchen, und zwar ſo, daß jeder Sprößling, nachdem ſeine beſtimmte Charaktermiſchung eingetreten iſt, von hier ab fortfährt, die ihm ähnlichen Partikeln der Grundkraft aus der Natur an ſich zu ziehen, die ihm unähnlichen aber abzuſtoßen. Wächſt und reift nun die Seele eines jeden Kindes auf dieſe Art, indem ſie aus Luft, Speiſe und Getränk nur allein die Theile der Grundkraft an ſich zieht, welche ihr ähnlich ſind, die entgegengeſetzten aber, wenn ſie eingedrungen ſind, wieder entfernt; ſehen wir überhaupt nirgends ein einmal gewordenes pſychiſches Weſen durch einen plötzlichen Sprung aus ſeinem Charakter fallen, ſondern jedes fortwährend zu ſeinem Wachsthum ſich die ihm ähnlichen Kraftheile aſſimiliren, die ihm unähnlichen ausſcheiden: ſo werden wir hierin das Grundgeſetz des Wachsthums der pſychiſchen Kräfte zu erkennen haben.

Gleiche pſychiſche Kräfte ziehen einander an, ungleiche ſtoßen einander ab. Dieſes Geſetz der wachſenden Seelen im Univerſum dürfte in ſeiner Uebertragung auf die ausgewachſenen und vollendeten Seelen der einzige Compaß ſein, um das Schiff einer nach der Dichtung unbekannter Jenſeitsufern läſſernen Phantaſie zwiſchen einer gänzlichen Vereinſamung der auf ihre pſychiſchen Functionen zurückgezogenen Grundkräfte und einer gänzlichen Auflöſung derſelben in eine einzige Univerſalempfindung mitten hindurch wie zwiſchen Scylla und Charybdis oder zwiſchen den drohenden Säulen des Herkules in den Ocean der glücklichen Atlantis zu ſteuern.

Nur wer wagt, gewinnt. Die Götter leihen kein Pfand. Aber der Raum für eine zweite Hemiſphäre unſerer Erkenntniß ſteht nun einmal abgeſteckt. Sollen wir ihn leer laſſen? Irgend etwas muß darauf gezeichnet werden. Darum iſt es vielleicht vorzuziehen, wenn eine von den Regeln des wiſſenſchaftlichen Denkens geleitete Dichtkunſt verſucht, mit möglichſt behutſamer Hand die feinen jenſeitigen Länderumriſſe zu ziehen, als daß man es einer jeden von Hirngeſpinnſten gequälten Einbildungskraft erlaubt, darauf alles Wilde zu zeichnen, was ihr einfällt. Darum ans Werk und Honny soit qui mal y pense!

Die dichteriſche Ahnung ſpricht alſo vom Jenſeits etwa Folgendes:

„Sobald die Seele dem Raume der elektriſchen Wirkungen enthoben iſt, ſieht ſie ſich nur noch allein in dem Raume befindlich, welchen ſie ſelbſt ſchon während des Lebens durch ihre Empfindungen, Anſchauungen und Gedanken um ſich herum erſchuf. Was ſie in dieſem Raume erblickt, ſind Gegenſtände denen ähnlich, die ſie auf Erden ſah, aber feiner, durchſichtiger und in einer edlern Hülle der Formen. Kein Sommertag auf Erden erreicht dieſe Intenſität des Lichts, kein Frühling auf Erden dieſe roſige Friſche des Waldhauchs. Denn hier wirken nicht Maſſen auf Maſſen nach dem Geſetze des Stoffes und der Elektricität, ſondern Kräfte auf Kräfte nach dem Geſetze der Aehnlichkeit, indem immer

das Aehnliche vom Aehnlichen erblickt wird, das Unähnliche dem Unähnlichen entschwindet. In welcher Stimmung demnach die Seele ist, in dem ähnlicher Umgebung lebt sie. . . . Die Distanzen des Erdraums bestimmen sich nach Massenverhältnissen, die Distanzen des Seelenraums nach den Verhältnissen der Aehnlichkeit und des Contrastes. Hier wirkt die Aehnlichkeit unmittelbarlich attractiv, die Unähnlichkeit repulsiv. Auch schon auf Erden wirkt die Aehnlichkeit der Seelen attractiv, aber nur als Wunsch. Im Seelenraum bewirkt jeder Wunsch eine Verminderung der Distanz, jede Abneigung eine Vergrößerung derselben. . . . Was auf Erden die Schwere ist, allgemeine Attraction der Massen, Grundgesetz der elektrischen Sphäre, das ist im Seelenraum das Verhältniß des Aehnlichen zu Aehnlichem, welches in seiner Function die Liebeskraft heißt und die Distanzen zwischen den Wesen aufhebt. Dieses ist das Grundgesetz der unsterblichen Sphäre, das Gesetz der psychischen Attraction. . . . Der Raum der Wesen richtet sich nach den Verhältnissen der Wesen. Das Massenverhältniß der Schwere erzeugt den irdischen Raum, das Kraftverhältniß der Aehnlichkeit den Raum der Unsterblichen. Der irdische Raum ist die Welt, der Raum der Seelen ist die Gottheit. Der Raum der Welt ist gefühllos, der Raum der Seelen ist durch und durch Empfindung. . . . Der Raum der Liebe ist die Urwelt, der Raum der Schwere ist die Abwelt. Die in die Urwelt zurückgekehrten Seelen betrachten ihr vollbrachtes Erdenleben als ein überstandenes Abenteuer, eine vollendete Reise. Die Lust und der Wunsch, diese Reise zu wiederholen, ist bei den verschiedenen Seelen eine verschiedene. Auch hier ist die Lust und der Wunsch eins mit der Ausführung. Einige sind weniger abenteuerlustig und bleiben daher beständig in der Heimat zurück. Diese heißen Engel. Andere sind fast immer auf Reisen und bedienen sich ihrer Rückkehr in die Heimat nur zu einer kurzen, nothdürftigen Ruhe. Diese heißen Pilger. . . . Je höher die Vervollkommnung der Seelen steigt, desto weniger stimmen die Wünsche, Neigungen und Beschäftigungen mit den auf Erden gewohnten überein, in dem Grade, daß Dasjenige, was den vollkommnern Seelen die höchste Lust macht, auf die unvollkommnern als eine unerträgliche Pein einwirkt, welche sie, sobald sie sich derselben aussetzen, Hölle nennen. Könnten alle Unsterblichen das Feuer der höchsten Lust ertragen, so würden sich alsbald alle Pilger in Engel verwandeln und die Welt würde unbevölkert bleiben. . . . Der Pilger sieht sich zwischen zwei Abenteuer in die Mitte gestellt, zwischen das Abenteuer einer Rückkehr in die Welt und das Abenteuer des Emporklimmens zu den Gebirgen der höchsten Lust. Es kommt ganz auf ihn selbst an, welchem der beiden er den Vorzug geben oder wie lange Zeit er zwischen beiden in einer unentschiedenen Mitte stehen will. . . . Je vollkommner eine Seele wird, desto mehr wächst ihre Activität, welche sich als Attractionskraft äußert. Und da zwar dem Unvollkommnern die Sphäre des Vollkommnern verschlossen ist, aber nicht umgekehrt, so übt die vollkommnere Seele die Kraft, durch Liebesgewalt die unvollkommnere in ihre Sphäre zu ziehen. Wird durch diese Anziehung der Wunsch gegen das unbekannte Vollkommnere im Pilger rege, so folgt er dem Zuge; siegt aber bei ihm die Furcht vor der vermeintlichen Hölle, so widersteht er. . . . Muth eröffnet den Weg nach oben. Furcht hält in den niedern Regionen zurück."

So weit redet der Dichter. Ob er im göttlichen Wahnsinn das Unaussprechliche zu stammeln verstand, ob er in leeren Phantasien schwärmte? Wir überlassen ihn seinem Schicksal und kehren aus dem intensiven Sonnenlichte Elysiums zu der Dunkelheit des schmalen Bodens der Erfahrung zurück, den wir kennen.

Der Dichter meinte, daß Muth in der Welt der Unsterblichen den Weg nach oben eröffne, Furcht ihn hemme. Er warf dadurch auf sämmtliche Erdenpilgrime einen boshaften Schatten, als seien sie allesammt nichts als himmlische Deserteure, welche aus Furcht, die dort bevorstehenden Kämpfe auszukämpfen, sich in die elektrische Sphäre bis auf Weiteres als in einen Abort verirrt hätten. Er schlug aber andererseits damit

auch ein neues Thema an, welches den Boden der Erfahrung sehr nahe berührt und zu welchem wir uns nun noch wenden müssen. Wie verhält sich der Unsterblichkeitsglaube zur Moral?

(Der vierte und letzte Artikel in nächster Nummer.)

Mein Portefeuille.

Von Adalbert Grafen Bandissin.

Die Schlacht bei Idstedt war geschlagen. Trotz der großen Ermüdung der Truppen wurde vom General Willisen der Rückmarsch bis Schestedt am schleswig-holsteinischen Kanal angeordnet. Das dritte Jägercorps, bei welchem ich als Premierlieutnant Dienste that und zu dem ich vor kurzem versetzt war, hatte das Gefecht bei Idstedt vom 24. und die Schlacht vom 25. in vorderster Reihe mitgemacht und wenn ich die Zeit, in welcher das Corps unausgesetzt in Bewegung gewesen war, gering anschlage, so glaube ich doch behaupten zu können, daß die Mannschaft bei seiner Ankunft in Schestedt drei Tage und drei Nächte kaum einige Stunden ein Auge geschlossen hatte. Als daher der Corpscommandeur auf einer Wiese bei Schestedt das Commando gegeben: „Setzt die Gewehre zusammen! Weggetreten!“ sank Jeder von uns augenblicklich nieder, wo er gerade gestanden hatte, und in wenig Momenten bot das Corps, das Tags zuvor zwölf Stunden muthig dem Tode ins Antlitz geblickt und mit begeisterter Tapferkeit auf der idsteder Haide gekämpft hatte, das Bild der tiefsten Ruhe dar; der langentbehrte Schlaf übte sein Recht; schwerathmend hob sich die Brust manches Braven, der im Traume die gefallenen Brüder gen Himmel steigen sah.

Ich mochte wol zwei bis drei Stunden in tiefem Schlafe gelegen haben, als ich mich an der Schulter stark berührt fühlte und mich mehrmals „Herr Offizier! Herr Offizier!“ anreden hörte. Die Stimme war eine so dringende und das Rütteln an meiner Schulter ein so unausgesetztes, daß ich allmälig in die Höhe kam und ungeduldig fragte, was es denn gäbe? Mein Störenfried antwortete: „Ist Emil St. hier?“ Ich blickte ärgerlich auf und wollte eben erwidern, daß er und sein Emil mich um Gotteswillen in Ruhe lassen möchten; als ich aber alle Schrecken der entsetzlichsten Seelenangst in den gramvollen Zügen des Fragers ausgeprägt fand, als ich sah, daß mein Störenfried in der heftigsten Aufregung am ganzen Leibe zitterte, als er immer nur die eine Frage wiederholte: „Ist Emil St. hier?“ dauerte mich der Grabeston seiner Stimme und ich entgegnete so freundlich als stärkste Schlafessehnsucht möglich machte: „Ich weiß es nicht — kann sein! Wer sind Sie? Lassen Sie mich in Ruhe!“

„Herr Offizier! Ich suche meinen Sohn! Ist er hier? Bitte, sagen Sie mir's!“

„Emil St.?“ brummte ich wieder. „Ist's nicht ein schmächtiger Mensch mit schwarzem Haar? Wie 'ner Ider von 'nem Schwarzbart?“

„Richtig!“ entgegnete der Mann, der mit fieberhafter Spannung diese Worte von meinen Lippen nahm — „er sieht mir ähnlich! Um Gotteswillen! Sagen Sie mir, ob er von Idstedt zurück ist! Er ist mein einziges Kind!“

Nun mußte man sich schon erheben. Ich stand auf und ging zwischen unseren schnarchenden Jägern umher, Jedem in das pulvergeschwärzte Antlitz sehend und mich an Emil St. besinnend. Plötzlich rief mein Begleiter: „Da liegt er!“ Er lebte also... Ich war froh, mich nun entfernen zu können; denn holder Schlaf, süße Gewohnheit des Daseins, wo kommst du erquickender als unter Waffen! Ich wollte schon mit einem „Guten Morgen!“ Abschied nehmen, als mich der Vater des jungen Mannes krampfhaft festhielt und mir mit bebender Stimme sagte: „Herr Offizier! War mein Sohn auch brav? Bitte! Sagen Sie mir das erst noch! War er brav?“ — „Ja“, sagt' ich, „ja

mindeſtens kann ich Ihnen nicht das Gegentheil beweiſen. Er war während der ganzen Schlacht an meiner Seite und wir waren, denk' ich, vorn. Guten Morgen! Gute Nacht! Wie Sie wollen!" — Dem Vater genügte die Auskunft nicht. Er wollte Thatſachen, ſchlagende Beweiſe. „Ich bitte Sie bei Allem, was Ihnen lieb und theuer iſt, ſagen Sie mir, ob mein Emil ſo für Schleswig-Holſtein gefochten hat, wie ich es mit Recht von meinem einzigen Sohne erwarten darf. Lieber Herr Offizier, verzeihen Sie, aber ich bin ſo aufgeregt! Hat der Junge ſich ſchlecht benommen, ſo iſt meine Lebensfreude dahin; iſt er aber wie ſich's gehört ins Feuer gegangen, Herr Gott, dann will ich ihn an mich drücken!" — und Thränen erſtickten ſeine Stimme und krampfhaft preßte er meine Hände. Eigentlich hatte ich Mitleid, daß ſeine Begeiſterung den armen Emil aufwecken würde; aber ich hätte von Holz ſein müſſen, wenn ich den alten Mann ohne Rührung hätte anſehen können; er liebte ſeinen Sohn offenbar von ganzer Seele, aber das Vaterland ſtand ihm doch noch höher. Da ich nur unvollſtändigen Bericht über Emil's Benehmen in der Schlacht ablegen konnte, aber doch von dem Wunſche beſeelt war, dem Vater nun auch die günſtigſten Nachrichten zu geben, ſo weckte ich den Unteroffizier, der, einige Schritte von Emil entfernt, am Rande eines Grabens ſchnarchte, und fragte ihn, wie ſich der junge St. bei Idſtedt genommen hätte? Der Unteroffizier, auch nicht ſehr erfreut über dieſe unzeitige Neugier eines Leutnants, rieb ſich die Augen, ſtarrte mich fragend an, beſann ſich einen Augenblick und antwortete: „De junge St. is een ganz fixen Kirl, man en beten gar to tullbriß" — und Bums! in der Secunde hatte ihn das ſchwellende Gras wieder und Morpheus' bleierne Umarmung deckte ihn. Als das: „Man een beten gar to tullbriß!" kaum verklungen war, entquoll auch ſchon ein heftiger Thränenſtrom den Augen des Vaters und nun wurde der Sohn geweckt. Erſchreckend fuhr er auf. Sein erſter Blick fiel auf das wonnige Geſicht ſeines Vaters. Er ſtreckte beide Arme aus und ſank ihm mit den Worten: „Vater, es war doch ein Sieg" an die Bruſt. „Emil, mein Emil!" rief der glückliche Alte, „du biſt mein lieber Sohn! Junge, wenn du feig geweſen wärſt — aber du haſt tapfer gefochten, du braver alter lieber Junge! Gott ſegne dich!" Nun ließ ich die beiden Glücklichen allein und als ich nach mehren Stunden ſtillen Zwiegeſprächs mit den Geiſtern der Nacht und des Traums die Runde durch die Leiber — leider ſtark gelichteten Reihen meiner Jäger machte, ſah ich den alten St. neben ſeinem Sohne ſitzen, deſſen müdes Haupt wieder entſchlummert war, jetzt aber in dem Schooße des liebenden, glücklichen Vaters ruhte. Ich wollte den Vater anreden. Er winkte mir, ich möchte nicht laut ſprechen, damit ſein Sohn nicht erwache. Noch lange Zeit ſah ich ihn Fliegen und Mücken von ſeinem ſchlummernden braven Kinde [illegible].

* * *

Zwei Monate ſpäter ſtand das dritte Jägercorps auf Friedrichshof, eine Meile nördlich von Rendsburg. Eines Tags, es war am 10. September, erging an mich die Bitte, ins Wirthshaus zu kommen, es wäre eine Frau da, die mich zu ſprechen wünſchte. So unangenehm es mir war, eine Partie Billard aufgeben zu müſſen, ſo machte ich mich doch auf den Weg, um die Frau oder Dame kennen zu lernen, die mich hatte rufen laſſen.

Das Wirthshaus bei Friedrichshof mag in Friedenszeiten ein ganz erträgliches Bauern-Wirthshaus ſein; im September 1850 war es aber eine wahre Mördergrube. Eine Compagnie Soldaten, eine Unmaſſe von Marketendern und Zuhältern benutzten das einzige vorhandene Zimmer als Eß-, Schlaf-, Wohn-, Rauch-, Wachſtube, ſodaß die Atmoſphäre in dieſem umfaſſend benutzten Raume allmälig eine Dichtigkeit annahm, die durch ein gewöhnliches Kerzenlicht nicht mehr erhellt werden konnte. In dieſem Zimmer, oder Raum wollen wir die Localität nennen, fand ich die Dame vor, die ſo freundlich geweſen war, mich rufen zu laſſen. Die Soldaten hatten aus Artigkeit und Rückſicht gegen eine

vornehm gekleidete Frau, die mit vier schönen Füchsen vorgefahren war, die Pferde ausgehen lassen; nur hin und wieder hämmerte Einer oder der Andere beim Kartenspielen auf den Tisch und als die gebietende Herrlichkeit eines Leutnants erschien, war Ruhe — im Nu.

Ich bat die schön gekleidete Dame, in ein anderes Zimmer, d. h. in die Küche zu kommen und mir zu sagen, was mir das Glück verschafft hätte, ihr meinen Respect bezeigen zu können. Klopfenden Herzens nahm die freundlich und gutmüthig blickende fremde Frau meinen Arm und als ich meine Frage wiederholte, wodurch ich ihr dienen könne; entgegnete sie: „Ich bin Emil St.'s Mutter."

Also noch dem Vater nun die Mutter! Emil war durch Schicksalsschluß an mein Dasein gebunden.

Ein leuchtender Blick aus zwei sanftstrahlenden blauen Augen begleitete diese kurze, aber vielsagende Antwort; der Blick hieß so viel als: „Schaffen Sie meinen Sohn auch mir her, lieber Herr Leutnant! Was dem Vater recht ist, ist der Mutter billig!" — Ich beantwortete den Blick durch die Bereitwilligkeit, Emil, der auf Feldwache war, rufen, d. h. ablösen zu lassen.

„Sie sind sehr freundlich", fuhr die Dame fort; „ich wollte, ich könnte Ihnen so von Herzen danken, aber Sie wissen nicht, wie ein Mutterherz am einzigen Kinde hängt. Mein Mann schreibt unaufhörlich an Emil, er solle wie ein Rasender draufgehen, und da fürchte ich denn immer, ich werde meinen Sohn einmal durch seinen Uebermuth zu Grunde gehen sehen." — „Aber", nahm ich diese Sorgen entgegen, „sollten denn Ihre Postscripta nicht auch auf Emil einwirken? Ich habe mehre Briefe Ihres Herrn Gemahls gelesen, denen Sie, gnädige Frau, einige freundliche Ermahnungen, im Gegentheil nicht zu tapfer zu sein, beigefügt hatten." — Die Dame erröthete, als sie ihr Geheimniß verrathen sah, faßte dann meine Hände und sagte unter Thränen, die längs ihren glühenden Wangen herabrieselten: „Es ist mein einziges Kind!" Die Besorgniß der Mutter, daß ich ihr zürnen möchte, lehnte ich mit den Worten ab: „Daß ich das nicht thue, will ich Ihnen gleich beweisen. Sehen Sie, dort kommt Ihr Emil mit Gack und Pack, Sie sollen ihn gleich mitnehmen und acht Tage bei sich behalten, denn in diesen Tagen gibt es Etwas. Ich möchte Emil um Ihretwillen nicht dabei haben; aber schweigen Sie, ich bitte, gegen Jedermann und besonders gegen Emil selbst! Ich habe ihn seit der Schlacht bei Jssoire aus jedem kleineren Gefechte entfernt gehalten, damit ihm vor der Zeit, wo etwas Großes gewagt sein muß, nichts Schlimmes begegne. Aber da kommt er; bitte, verrathen Sie mich nicht!" — Der junge St. trat ins Haus, salutirte militärisch und meldete: „Auf Befehl des Herrn Leutnant abgelöst von der Feldwache Nr. 3 —."

„Sie können gleich hinzufügen", bemerkte ich, „Auf Befehl des Leutnants auf achttägigen Urlaub geschickt, um für ihn Rebhühner zu schießen, damit er hier nicht verhungere; und jetzt vergessen Sie den Leutnant und begrüßen Sie Ihre Frau Mutter!" — Mit diesen Worten verließ ich das Haus, um nicht das Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn zu stören, und schlenderte auf der Landstraße auf und ab. Von weitem sah ich einen Ordonnanzdragoner heransprengen. Er brachte richtig den Befehl, am folgenden Tage die Gewehre in der Compagnie abschießen und neu laden zu lassen. Mit andern Worten: Es gab Etwas.

Ich war inzwischen wieder an der offenen Hausthür des Wirthshauses vorübergegangen und sah zu meinem Erstaunen, wie der junge St. seinem Tornister umgehängt hatte und ziemlich unfreundlich von seiner weinenden Mutter Abschied nahm. „Ja, was geht denn hier vor, lieber St.?" sagte ich; „bleiben Sie hier? Und fahren Sie nicht mit Ihrer Frau Mutter nach Hause?" — „Herr Leutnant, ich bitte, zu einer andern Compagnie versetzt zu werden!" war die Antwort; „Sie schicken mich immer auf Commando oder jetzt gar auf Urlaub, wenn Sie glauben, daß wir ein Gefecht haben werden. Ich

kann mich vor meinen Kameraden nicht mehr ſehen laſſen, wenn das ſo fortgeht!“ — „Ihr Wunſch ſoll erfüllt werden!“ antwortete ich; „aber jetzt befehle ich Ihnen, augenblicklich auf den Wagen zu ſteigen und ſich vor Ablauf von acht Tagen nicht ſehen zu laſſen; gehorchen Sie mir nicht augenblicklich, ſo ſtecke ich Sie in Arreſt! Verſtehen Sie mich?“ — Ein wüthender Blick Emil's und ein wonniger, ſeelenvoller, durch Freudenthränen leuchtender Blick der Mutter waren die ſtumme Antwort auf dieſen ſonderbaren Befehl. In der nächſten Minute flogen die vier Füchſe mit dem leichten Wagen, worin Mutter und Sohn ſehr verſchiedenartig über den Leutnant nachdenken mochten, davon. Zwei Tage ſpäter war das Gefecht bei Miſſunde. Das dritte Jägercorps nahm thril an dieſem für die Schleswig-Holſteiner ſo rühmlichen Gefecht. In geſchloſſenen Colonnen rückten die Truppen ſingend gegen die feindlichen Batterieen und erſt da, als ſie endlich dem Feinde ſo nahe waren, daß die Beſpannung und Bedienung der däniſchen Batterie ihren Spitzkugeln unterlag, ward der Rückzug befohlen. Der Kanonendonner war ſo lebhaft, daß er faſt im ganzen Herzogthum Holſtein gehört wurde; ſelbſt Schiffer ſollen ihn auf der Ueberfahrt von Kuxhaven nach Hamburg deutlich gehört haben.

Was Wunder nun, daß auch dem jungen St., der kaum vier Meilen von Miſſunde auf dem Gute ſeiner Aeltern war, das Schießen ſeiner Kameraden bald wie eine mahnende Stimme ins Ohr rief. Umſonſt flehte die Mutter, ſeinen Urlaub zu benutzen; umſonſt verſchwendete ſie alle rührenden Bitten einer verzweifelnden Mutter. Emil ließ vorſpannen. Er hatte dem Kutſcher gedroht, ihn zu erſchießen, wenn er nicht in fünf Minuten fertig wäre. Der Mutter entſank das Herz. Bei jedem Kanonenſchuß fuhr ſie zuſammen. Sie ſah im Geiſt ihren Sohn von einer Kugel zerſchmettert auf dem Schlachtfelde liegen. Während er den Augenblick nicht erwarten konnte, wo er am Kampfe theilnehmen würde; während er die Mutter mit Vorwürfen über ihre Zärtlichkeit überhäufte, verdoppelte ſie dieſe als die einzige Waffe, mit der ſie ihren Sohn bekämpfen konnte und zu beſiegen hoffte. Als aber der Wagen im geſtreckten Galop vorfuhr, als Emil vom ſeinem feſtergebenen Vater Abſchied nahm und dieſer ihm zurief: „Par d'ſauſ!“ da ergriff die Mutter Hut und Mantel und ſagte: „Biſt du fertig, Emil? Ich fahre mit! Es iſt heute kein Geburtstag! Vor ſiebzehn Jahren habe ich dir das Leben gegeben! Ich will über dir wachen auch in der Gefahr des Todes!“

Der Abend des 12. September ſah die ſchleswig-holſteiniſche Avantgarde traurig und niedergeſchlagen auf den naſſen Wieſen bei Koſel das Bivouak beziehen. Die Leute hatten muthig gefochten, der Sieg war ſchon in ihren Händen geweſen, am folgenden Tage hätten ſie in Flensburg einziehen, Schleswig befreien können — ſie mußten, in Folge bekannter anderer Einflüſſe, dem geſchlagenen Feinde ihre Todten und Verwundeten, ihre Hoffnungen und ihr Vaterland als Siegesbeute übergeben. Im ganzen Bivouak ſchlug nur Ein glückliches Herz, das der Frau St. Sie hatte mit ihrem Sohne das dritte Jägercorps erreicht, als dies ſchon aus dem Gefechte zurückgezogen war; ſie hatte geſehen, wie die Compagnie, zu welcher ihr Sohn gehörte, den braven Emil mit einem lauten Hurrah begrüßte, als er trotz der Bitten ſeiner Mutter ſeinen Platz an der Spitze der Compagnie einnahm. Viel vergoß ſie Thränen, als ſie die Namen der Gebliebenen hörte, von denen ſie Mehre kannte und liebte, aber unter die Thränen des Kummers miſchten ſich die der Freude über ihren glücklich erhaltenen Sohn.

Drei Monate ſpäter, als ich den Weihnachtsabend auf der Feldwache zubrachte, meldete ſich bei mir ein Bauernburſche. Er trug ein kleines Packet, welches die Adreſſe führte: „Dem gütigen Leutnant von einer dankbaren Mutter.“ Das ſchöne Portefeuille, das ich hervorzog, iſt die Veranlaſſung geweſen, von einem Vater, von einer Mutter und einem Sohne zu erzählen, deren Herzen ſich wieder bewähren würden, auch wenn es dann ſchon zu ihrem Unglück gälte, um die ſich zwei Mächte ſtritten: die Liebe und das Vaterland.

Die Maiblume von Mrs. Harriet Becher Stowe.

Wie diese aus der Feder der berühmten Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte" geflossenen dreizehn kleinen Erzählungen und Skizzen zu dem obigen Titel gekommen sind, ist aus dem Buche selbst nicht recht sichtbar. Man spricht von einer Anspielung auf das erste englische Auswandererschiff, das unter dem Namen der Maiblume nach dem späteren Virginien segelte, ohne indessen angeben zu können, wie diese im Buche selbst nirgends erwähnte Thatsache mit dem Inhalte desselben zusammenhängt. Sollte letzterer vielleicht an irgend einem englischen Theetische werth erachtet worden sein, eine Art Humanitäts-Blüthe zu bezeichnen, die gleichsam Amerika und vorzugsweise das jungfräuliche Virginien für die erste Maiblume wieder nach Europa verladen hat? Oder sind die dreizehn kleinen Skizzen den Blöckchen zu vergleichen, die an einer Maiblume duftig und bescheiden den Frühling mit einläuten helfen?

Kurz, dieser Titel unsers Buchs ist das erste Räthselhafte daran.

Das Zweite ist, Vergebung, liebe Leserin! die unglaubliche Langeweile des Vortrags, entspringend aus einer wiederum fast glaublichen Unbedeutendheit der Mittheilungen. In „Onkel Tom" hatten wir zwar zuweilen auch die eschgame Grundirung der Thatsachen mit englisch-nordamerikanischer Sonntagsstimmung, aber der Humor oder die Erfindungsgabe der Verfasserin wußte doch immer wieder lebendige, bunte, anziehende Gestalten darauf zu malen. Hier begreift man aber kaum, wie eine und dieselbe Feder „Onkel Tom" und diese „Maiblume" schreiben konnte. Man möchte letztere eher einem vergilbten und verbräunten Rosenblatte vergleichen, das man vor einigen zehn oder zwanzig Jahren einmal in eine Bibel oder ein Gesangbuch legte. Auch ist der Bibel und dem Gesangbuche diesmal die Muse der Frau Becher Stowe ausschließlich gewidmet.

Das dritte Räthsel endlich ist, wie es in Deutschland hier geben kann, die an diese manierirten, frömmelnden Langeweile Gefallen finden. Oder richtiger gesagt, diese dritte Erscheinung ist eigentlich nicht räthselhaft. Sie hängt mit der Richtung des Tags, mit unserer süßlichen, amaranthischen Mode zusammen, mit den Werken der Innern Mission und dem Einflusse der Theologie auf unsere Aesthetik und Literaturgeschichte. Denn hat sich nicht sogar unter Denen, die der Zeit und ihren Forderungen sonst mit offenem Auge entgegenzublicken pflegen, in Geschmackssachen doch dieselbe verhimmelte Befangenheit und Ideenscheu verbreitet, die bei der Leidenschaft und dem Mißtrauen einer andern Partei kein Wunder nehmen kann? Ueberall herrscht die salbungsvolle Phrase, die Abneigung gegen wagende Heiterkeit und gesunde Natur, die Vorliebe für Das, weil's tout prix nur immer tugendhaft und immer edel, ja in keiner Weise verletzend und für das Ohr eines jungen Mädchens von sechzehn Jahren unhörbar wäre. Und die Poesie wird unter diesen Umständen nach und nach auch ganz in den Theetässchen fallen, sie weiß selbst nicht wie.

Es sei fern von uns, an diesen dreizehn Erzählungen zu verkennen, daß sie auch einige Spuren des Talents verrathen. Durch Frederike Bremer, Andersen und sonstige Vorarbeiter der häuslichen Idylle hat auch Frau Stowe den Muth bekommen, ebenfalls die ganze kleine Welt des weiblichen Lebens im Hause zu schildern und den Reiz der Naivetät wird man manchem ausgeplauderten Geheimniß der Küche und der Toilette nicht absprechen können. Noch mehr. Die Einleitungen ihrer kleinen Erzählungen sind nie ohne Liebenswürdigkeit, der anfängliche Humor der Mittheilung ist nie ohne heitere Anregung, nie ohne die gewisse Hoffnung auf ein schon in der Ahnung ganz traulich wirkendes Vermögen der Verfasserin, sich nöthigenfalls selbst ironisiren zu können. Allein nach wenig Seiten stellt sich sogleich die entsetzlichste Monotonie ein. Diese Onkel alle, ob nun Onkel Tim oder Phineas oder Willson oder Dudley; diese Tanten, ob nun Tante Sarah oder Rebekka; diese jungen Mädchen, ob nun Miß Constance oder Florence; diese jungen Liebhaber, ob nun Mister Edward oder Mister

Arthur, sind alle in ihrer Langeweile so unendlich verwandt und gleichgeartet, daß, wenn man den Einen hat weitern oder beten hören, die Kirche besuchen oder vermeiden, die Bibel lesen oder nicht lesen sehen, man sie Alle kennt. Eine öde Welt der Farblosigkeit das. Pedanterie wird für Gewissenhaftigkeit, Denkträgheit für Religion, die Beschränktheit für Tugend und für gute Sitte ausgegeben. Höchstens erhebt sich in der Erzählung „Ein Jeder für sich und Gott für uns Alle!" die Geschichte eines Mannes, dem seine Frau und ein frommer Freund das Trinken abgewöhnen, zu demjenigen handfestern Interesse, das Geschichten dieser Art haben müssen, um so zu sagen tüchtig packend ihren Tractätchen-Zweck zu erfüllen.

Wir sprachen so ausführlich von einer unbedeutenden Erscheinung deshalb, weil die Verfasserin sich einen weltberühmten Namen erworben hat und die Gelegenheit, sich gegen die Brüderie, gegen die phrasenhafte Selbstbeschränkung und träumerisch-gedankenlose Süßlichkeit unsers gegenwärtigen Geschmacks auszusprechen, nicht oft genug ergriffen werden kann; um so mehr, als es der Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte" merkwürdigerweise gelungen ist, sogar in Frankreich festen Fuß zu fassen und wir bei der leyerhängerischen Neigung, die auch dort die freiesten und muthigsten Geister der Zeit (z. B. George Sand) ergriffen und bei den fünf-, respective Zehntausend-Franken-Belohnungen, die die große Sittenreinheit und Tugend der gegenwärtigen Minister für die tugendhaftesten Dichtungen ausgeschrieben hat, sicher gewärtigen können, die Gefahren, die der idealen Poesie drohen, in beiden Hemisphären noch höher anwachsen zu sehen.

Allerlei Geist im Lesen.

Den guten Philister erkennt man doch auf der Stelle daran, daß er da, wo keine Anspielungen gemacht sind, durchaus solche finden will, um seinem Scharfsinn zu schmeicheln, und da, wo die sinnreichsten gemacht sind, nicht das Geringste davon spürt. Sodann aber auch daran, daß er, wo einer der Genien seiner Nation etwas Ausgezeichnetes, Ureigenes leistete, immer sogleich behauptet, es sei eine bloße Nachahmung dieses oder jenes Werks von einem Ausländer und er hätte ganz sicher da oder dort schon einmal etwas Aehnliches gelesen.

Alexander Jung.

Anregungen.

Deutsche Holzschnitte.

Ein stattlicher Band der „Münchener Bilderbogen" liegt vor uns. Diese Monatsschrift geht aus dem Atelier der bekannten „Fliegenden Blätter" in München hervor und bringt in jedem Hefte eine Anzahl Holzschnitte, deren Charakter wol verdient, einer besondern Betrachtung zu veranlassen.

Von den ersten Proben der neuen Holzschneidekunst, deren Pflege und Ausbildung wir vorzugsweise Gubitz in Berlin verdanken, kann man einen eigentlichen besondern Charakter nicht angeben. Bald schnitten Gubitz und seine Schüler für praktische Zwecke, Verzierungen des Buchhandels u. dergl., und dabei ziemlich flüchtig und ferner Ausdruck bald sammelte sich diese vielgewandte Mann zu einzelnen höherstehenden Leistungen, die sich durch Sauberkeit der Ausführung und Kraft des Ausdrucks sehr vortheilhaft auszeichneten. Sein Volkskalender hat manchen trefflichen Schnitt gebracht. Seither ist die Holzschneidekunst zum Behuf illustrirter Werke eine Lieblingsbeschäftigung des Tags geworden. Wir haben in Leipzig, München, Dresden Ateliers, die im Auftrage von Buch- und Kunsthändlern vollauf zu thun haben. Es ist bemerkenswerth, daß sich jede dieser Kunstwerkstätten einen eigenthümlichen Charakter ihrer Leistungen zu wahren wußte. Epochemachend auf diesem Gebiete war die „Illustrirte Zeitung". Sie brachte nicht nur fremde Holzschnitte, die als

Vorbilder dienen konnten, sondern drückte auch den heimischen Leistungen durch den flüchtigen Zeitungszweck vorzugsweise den französischen Charakter auf. Für das vielbeschäftigte Atelier Kretzschmar's ist auch diese vorzugsweise französische Art das Hauptmerkmal geblieben. Kretzschmar schneidet und läßt schneiden ganz im Geiste der französischen illustrirten Prachtwerke, des „Gil Blas", des „Don Quixote", der Revolutions- und Napoleonsgeschichten. Daß es der deutsche Fleiß und Ernst auf diesem Gebiete trotz der Nachahmung doch immer zu eigenem Werthe bringt, beweisen die Ausführungen der Zeichnungen des humoristischen Malers und Touristen Löffler und die vielleicht zu minutiösen und schon in den Stahlstichausdruck übergehenden Arbeiten Georgy's, besonders aber das große Kretzschmar'sche Bild: Gustav Adolf's Tod, eine Platte, die den Eindruck eines Kupferstichs macht, wenn auch die außerordentliche Gediegenheit der Absicht durch die mangelnde Weiche des Tons, die einmal aus dem Holze nicht hervorgebracht werden kann, nicht ganz beeinträchtigt wird.

Gegen die französirenden Holzschnitte Leipzigs und Berlins brachte Dresden und München Reaction. Der „Illustrirten Zeitung" stellten sich die „Fliegenden Blätter" gegenüber. Die Herren Braun und Schneider in München hehlten sich an die frische Nachhülfe der dortigen Künstlerwelt und brachten in ihren ersten Jahrgängen wahrhaft Ausgezeichnetes zu Beweisen, welch ein Humor, welche poetische Schalkhaftigkeit und Sinnigkeit in dem deutschen Künstlergemüthe walten kann. Die oft wie in der beiläufigen Laune zur hingeworfenen Skizzen der münchener Künstler bedingten eine eigene Behandlungsart der Holzstöcke. Auch hier entwickelte sich eine leichte Manier der raschen Handhabung, aber in Jagd-, Städte-, Dorfleben, in Costüm- und Sittenbildern aller Art fehlte hier nie die Nachhülfe der achtbarsten Kunstformen, hinter welchen wir bekennen, daß auch da zuletzt eine Stereotype eingetreten. Es ist eine auffallende Einseitigkeit in den neuern Leistungen von Braun und Schneider allzu sichtbar geworden. Es sind die romantischen Ablagerungen der Volksbücherposse, die durch Guido Görres, Pocci und eine Menge anderer in Süddeutschland dichtender Poeten eine etwas langweilige Monotonie erzeugt haben, aus der sich die rüstigen Unternehmer zu befreien suchen sollten. Und sein Gleichen von Thorheiten, Lügen, Mähren, Schwänken, dies sorgsprüßte Gebiet der mittelalterlichen Städte, diese Abschilderungen von entsetzlichen Zuständen, von Ritterschwänken und Fehdelustigkeiten und wie die ganze Welt der altdeutschen Schnurren sich sonst bezeichnen läßt, wird zuletzt auch im stärksten Grade satt, und in der That kann man nicht sagen, daß der ganz in diesem Geiste gehaltene Inhalt und die xylographische Ausschmückung der „Handschrift" irgend besondere Freude gewährt.

Endlich wäre noch die Dresdener Xylographie zu erwähnen, die noch weiter zurück und zuweilen fehlgegriffen hat, was die Art und den Charakter des Holzschnitts anlangt, aber entschieden den Vorsprung gewann, was die freie künstlerische Behandlung und das Anschmiegen an die künstlerische Absicht betrifft. Als das Extrem dieser Richtung müssen wir die Holzschnitte des Rethel'schen Todtentanzes bezeichnen. Hier ist die alte Holzschneidemanier aus dem „Theuerdank" und „Weißkunig", die großartige Art Wohlgemuth's und Manuel's so nachgeahmt, daß wir bei Betrachtung solcher Leistungen mehr antiquarisch und sogar fremdartig als behaglich und angemuthet fühlen. Wenn manches noch jetzt aus Dresdener Ateliers Kommende an diese antiquarische Art der Holzschneidekunst erinnert und uns zuweilen auch durch allzu steife, allzu hell und schattenlos gehaltene Behandlung der Stöcke sein rechtes Wohlgefallen abgewinnt, so mögen die Aufgaben der Bestellers Schuld daran sein; Märchen, biblische Darstellungen, antikische Tendenzen der Vorzeichner bringen solche maßlose Töne und Linien von selbst mit sich. Ganz besonders wohlthuend aber ist die Art, wie sich der reiche und unerschöpflich scheinende poetische Genius Ludwig Richter's den Holzschnitt ganz nach seinem Wunsch und Bedürfniß unterthan gemacht hat. Da schmiegt sich Absicht und Ausführung so innig aneinander, daß man an der Holzschnittbehandlung keinerlei Manier oder spezielle Extraabsicht merkt; Zeichnung und Holzschnitt sind Eins. Und darin möchte denn auch die eigentliche Aufgabe der Xylographie unserer Tage überhaupt liegen, daß sie nichts Spezielles für sich sein darf, sondern nur die raffinirte Ausführung des erfindenden Künstlergenius. Will sie mehr sein, will sie mit Stahlstich oder Lithographie wetteifern, so verfällt sie entweder in Unzulänglichkeit und ins Bedeutungslose oder, wie man Beispiele ganz dafür aufführen könnte, ins Gesuchte und in Manier.

Sicherstellung gegen manche verdrießliche Ueberraschung.

Man wird gut thun, auch nicht von einem einzigen Menschen in der Welt anzunehmen, daß er unbedeutend wäre.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 29.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Ueber Unsterblichkeit der Seele.

Frühlingsbetrachtungen.

II.

Sowie Mephistopheles nachdenklich sagt: „Blut ist ein ganz besonders Saft", so darf man auch wol hinzufügen: „Muth ist ein ganz besonders Ding." Muth ist der innerste Kern und die Seele von Dem, was man auf Erden Tugend nennt und wovon man vom Standpunkte der Erfahrung aus unmöglich gänzlich absehen kann. Wenn die griechischen Philosophen über ihr Lieblingsthema stritten, ob die Tugend gelehrt werden könne, so kamen sie über die Weisheit, die sich mittheilen, über die Mäßigkeit, die sich durch gute Erziehung angewöhnen läßt, und über die Gerechtigkeit, die sowol aus dem natürlichen Gefühl als sogar aus Klugheitsregeln folgt, leicht hinweg, aber bei der Tapferkeit, als dem Muth des Widerstandes sowol gegen Verführung als gegen Gewalt, dem Muth, für Das, wovon man überzeugt ist, auch einzustehen, entzündete sich der Streit immer aufs neue. Zuletzt mußte man sich doch eingestehen: Velle non discitur — Wissen schafft ist nicht Muth. Das Wissen des Rechten schließt den Muth, das Rechte nun auch zu thun, noch nicht in sich. Sollte für diesen Muth in der Unsterblichkeitslehre ein Erweckungsmittel liegen können?

Es ist eine häufige Rede, daß der Muth zur Ausübung der Tugend und Rechtschaffenheit bei den Menschen allmälig in ein gänzliches Sinken kommen würde, wenn nicht Hoffnung auf ewigen Lohn und Furcht vor ewiger Strafe denselben immer aufs neue bei ihnen anfachte. Die praktische Art, womit z. B. eben heutzutage gewisse Wanderprediger diese furchtbare Handhabe der Gemüther gebrauchen, indem sie furchtsamen Seelen die Hölle heizen, brachte schon die erstaunlichsten Wirkungen hervor. Gestohlene Sachen wurden heimlich wieder zurückerstattet, für zugefügte Beleidigungen wurde Abbitte gethan. Zwar hört man gegen ein solches handfestes Verfahren in der Bearbeitung der Gemüther ebenso häufig den gegründeten Einwand, daß ein solches nicht im Sinne des Christenthums sei. Denn das Christenthum wolle die Tugend nicht als Lohnmittel um des Gewinnes willen oder aus knechtischer Furcht vor der Strafe, sondern der Mensch solle aus Gute

thun, weil es das Gute sei, entspringe daraus was da wolle. So pflegt man zu sagen und man hat ganz sicher Recht darin.

Aber bedenkt man auch Alles wohl, was man damit sagt? Wird man immerfort bereit sein, das Gute zu thun, auch dann, wenn es die Seele offenbar ins Verderben führt? Man wird uns darauf, und zwar ebenfalls wieder mit offenbarem Rechte, erwidern: Das Gute kann die Seele unmöglich ins Verderben führen, weil es der dem Wesen der Seele am meisten angemessene Zustand selbst ist. . . . An diesen Satz halten wir uns einstweilen fest . . . Das Gute ist der dem Wesen der Seele angemessene, natürliche, das Böse ist der dem Wesen der Seele unangemessene, dasselbe entstellende und verzerrende Zustand. Jedes Laster, jede feige Heuchelei gibt der Seele eine Wunde und Schmarre, welche bleibt, oder krümmt ihr den Rücken, hemmt ihr den geraden, sichern Gang und macht sie zum rücksichtslosen Fortschreiten auf der Bahn des als recht Erkannten immer feiger, kleinmüthiger und verzagter. Muth zur Tugend, das ist der Lohn der Tugend. Muth als das Kraftgefühl, wirklich Das zu können, was man will, und eine Person zu sein, auf welche man sich selbst verlassen kann. Wer immer guten Muth hat, was bedarf der weiter?

Bis hierher haben Diejenigen Recht, welche den Unsterblichkeitsgedanken als zur Ausübung der Tugend entbehrlich erklären. Gehen sie aber von hieraus weiter und leugnen auch gänzlich die unterstützende Kraft dieses Gedankens zum Guten, so ist dies ebenso viel, als wenn Jemand Wagen, Pferde und Eisenbahnen darum als gänzlich untauglich zum Reisen erklären wollte, weil man auch zur Noth ohne sie zu Fuß fortkommen kann. Diogenes suchte mit angezündeter Laterne auf dem Markte von Athen nach Menschen. Er hielt nicht einen Jeden dafür, der so aussah. Das Närrische bestand in diesem Falle blos in der Unhöflichkeit, den Athenern diesen Gedanken ins Gesicht zu sagen, nicht in der Dreistigkeit, ihn zu hegen. Machiavell räth seinem Fürsten, den Löwen und den Fuchs in sich auszubilden, den Menschen abzuthun. Wer nun bei sich selbst einen solchen Beschluß faßt, den Menschen in sich gründlich abzuthun, wird es dem wol einerlei sein, ob er diesen Beschluß blos für diesen gegenwärtigen, schnell verübergehenden Zustand faßt oder ob er sich damit zugleich unabsehbaren Consequenzen für einen darauf folgenden Zustand unterzieht? Muß nicht in einem solchen Zustande, wenn er bevorsteht, der hier erworbene Charakter oder die der Seele aufgeprägte Signatur das Grundcapital bilden, mit welchem das jenes länger dauernde, als an Genuß- und Schmerzfähigkeit zunehmende Lebensgeschäft begonnen werden muß? . . . Welcher der Schüler wird fleißiger arbeiten, der, welcher darauf angewiesen ist, seine zu erwerbenden Kenntnisse als das Capital zu betrachten, mit welchem er sich dereinst seinen Lebensunterhalt erwerben soll, oder der, welcher im Vertrauen auf sein väterliches Vermögen die Schulkenntnisse als einen bloßen Schmuck, eine bloße äußerliche Zierath des gebildeten Mannes ansieht? Und in welchen Unterrichtsstunden wird der Letztere fleißiger sein? In denen, welche sein zu erwerbendes Capital vermehren? Oder in denen, welche er des bloßen Herkommens, des bloßen Anstands wegen besucht? Welcher Mann, der sich ein Haus baut, wird größere Sorgfalt darauf wenden, daß Fenster, Thüren und Wände, Dach und Keller im guten Zustande sind? Der, welcher vorhat, sein Leben lang darin zu wohnen und Regen, Frost und Winterstürme darin auszuhalten? Oder der, welcher es sich blos als eine Hütte bei einer Jagdpartie zum Aufenthalt für einige Tage herrichtet? Wer wird größere Sorgfalt in der Auswahl einer Lebensgefährtin anwenden? Die Confession, welche gleichviel nicht von ihr geschrieben werden kann? Oder der Bräutigam, welcher nur auf eine Zeit von sechs Jahren mit ihr „den Topf bricht“? . . . Und nun vergleiche man mit der philosophischen Idee der Unsterblichkeit die Annahme eines Weltgerichts nach der alten Gerüstheorie, so wird man bald über den Werth dieser

beiden Vorſtellungsarten in Betreff ihrer Wirkſamkeit als Motive fürs praktiſche Leben ins Klare kommen.

Nach der philoſophiſchen Idee der Unſterblichkeit iſt jeder Menſch ein angehender Geſchäftsmann, welcher ſich das Capital, auf welches er im künftigen Leben ſeinen Geſchäftsbetrieb begründen ſoll, im gegenwärtigen zu erwerben hat. Nach der Strafttheorie iſt er ein Knecht, welcher für die Uebertretung von ſeines Herrn Befehlen das ewige Feuer fürchtet. Je mehr die Furcht vor den Flammen der Hölle bei dem philoſophiſch Gebildeten ſchwindet, deſto mehr tritt die Beſorgniß um ein Deficit in dem zu erwerbenden moraliſchen Capital ins Leben. Welches von beiden aber ſchlimmer iſt, der phyſiſche Schmerz, die Qualen einer gut geheizten Hölle auszuhalten, oder die geiſtige Schaam, ſich ſelbſt mit erleuchteten Augen der Erkenntniß in einem degenerirten Zuſtande zu erblicken, das iſt dem Gefühl eines Jeden zur Entſcheidung zu überlaſſen.

Man denke ſich nur die Sache lebendig, wie ſie iſt, nämlich nicht in eine ferne, unbekannte Zukunft hinausgeſchoben, ſondern mitten in den gegenwärtigen Zuſtand zu uns herantretend. Iſt ja doch die unſterbliche Function nicht ein Leben, das wir erſt erwarten, ſondern ein Leben, wo wir bereits mitten darin ſind. Was wir erwarten, iſt ja nichts weiter als eine Verſtärkung der bereits begonnenen pſychiſchen Function durch eine völlige Umwandlung der elektriſchen in dieſelbe. Nicht blos der feinfühlende Menſch, ſondern auch der ganz grob fühlende empfindet den Widerwillen vor ſich ſelbſt, wovon ein jedes unehrenhafte Thun begleitet iſt, immer dann auf das ſchärfſte und empfindlichſte, wenn Momente eintreten, welche ihm ganz deutlich von ſelbſt Das vor Augen ſtellen, was er nun thut, und ihm nicht mehr erlauben, ſich in der Art von Illuſion, Selbſttäuſchung und geiſtiger Umnebelung, wovon jedes ſchlechte Handeln begleitet iſt, einzuwiegen. Der Wegelagerer wird viel lieber und bereitwilliger einen politiſchen Feind oder auch einen ihm gänzlich Unbekannten ausplündern als einen Bekannten oder gar einen ehemaligen Wohlthäter, weil er in letzterm Falle den Mangel an Berechtigung zu ſeinem Thun ſtärker empfindet in Geſtalt eines Abſcheus vor ſich ſelbſt. Der Dieb betäubt ſeinen moraliſchen Mel damit, daß er nur geſtohlen, aber nie gemordet, der Raubmörder damit, daß er immer mit Lebensgefahr gekämpft, niemals gemeine Diebſtähle begangen hätte. Jedem Menſchen iſt es unerträglich, vor ſich ſelbſt unſchön und widerlich zu erſcheinen. Er ſucht ſich daher ſeine moraliſche Entſtellung ſo lange zu verbergen, als es angeht. Jeder Menſch, auch der ſchlechteſte, hat ein moraliſches Schönheitsgefühl, das ihn zum beſtändigen Heuchler gegen ſich ſelbſt macht. Muß es alſo da nicht im höchſten Intereſſe des geſunkenen Menſchen liegen, und zwar je tiefer er ſinkt, deſto mehr, keinen Zuſtand fürchten zu müſſen, in welchem die Möglichkeit ſolcher beſchönigenden Illuſionen mit einem male aufhöre, in welchem die ſchon gegenwärtig durch allerlei künſtliche Parfums übertäubte Witterung einer unangenehmen Selbſtempfindung möglicherweiſe in offenen Schreck über ſich ſelbſt ausſchlagen könne?

Die Erfahrung beſtätigt dies. Daß ein geſunkener Menſch wirklich und gern an Unſterblichkeit denke, iſt unmöglich und kommt gar nicht vor. Denn ſowie der Gedanke an Unſterblichkeit gehegt würde, auch nur als eine Möglichkeit, ſo beſtünde ſchon hierin eine Aenderung ſeines Zuſtandes. Im Moment, wo die Ueberzeugung von der Unſterblichkeit ſeiner Seele im Menſchen lebendig und wach iſt, iſt er ſchlechthin unfähig, eine ſchlechte Handlung zu begehen. Denn alle ſchlechten Handlungen ohne Ausnahme ſind berechnet auf ein nur der Unſterblichkeit abſtrahirendes, auf ein verſtümmeltes Leben. Alle Handlungen, welche berechnet ſind auf die ganze und vollſtändige Zukunft der Menſchen, ſind gute Handlungen. Daher iſt jeder geſunkene Menſch, abgeſehen von dem Glauben, den er vielleicht äußerlich heuchelt, doch inwendig ein Unſterblichkeitsleugner aus Intereſſe und wer es noch nicht in ſeinem eigenen Innern zur vollen Unſterblichkeitsleugnung ge-

bracht hat, iſt noch nicht völlig geſunken. Und wenn es der Wiſſenſchaft gelänge, die Unſterblichkeit der Seele zu beweiſen mit der Evidenz von $2 \times 2 = 4$, der geſunkene Menſch müßte fortwährend in ſeinem Innern dem entgegen behaupten, daß $2 \times 2 = 5$ ſei. Denn die Schlechtigkeit iſt die inwendige Lüge, verbunden mit der Unfähigkeit zur Wahrhaftigkeit.

Dem Menſchen iſt nimmer ſein Werth geraubt,
So lang er noch an Unſterblichkeit glaubt.

Aber man darf die Sache nicht umdrehen und behaupten, wer nicht an Unſterblichkeit glaube, könne darum auch kein guter und rechtſchaffener Menſch ſein. Eine ſolche Behauptung würde viele Erfahrungen gegen ſich haben. Die feinfühlende Seele empfindet die Scham und den Widerwillen gegen alles unlautere Thun ſchon von ſelbſt ſo lebhaft, daß ſie zur Verdeutlichung oder Verſtärkung dieſer Empfindungen nicht erſt des Reſonanzbodens bedarf, welcher der Seele im Unſterblichkeitsgedanken zur beſſern Orientirung in ſich gegeben iſt. Dem Feinfühlenden wäre es unmöglich, ſich in Unlauterkeit und Ehrvergeſſenheit zu verſtricken, auch wenn es keine Unſterblichkeit gäbe. Er gleicht dem behutſamen Spaziergänger auf der Straße, welcher ſich ſchon aus einem angeborenen Reinlichkeitsgefühl von ſelbſt in Acht nehmen würde, ſich zu beſchmutzen, auch wenn er nicht eben auf dem Wege zu einem Gaſtmahl begriffen wäre. Der feinfühlende, gute Menſch iſt daher vielleicht Unſterblichkeitsleugner. Wir haben Beiſpiele. Recht gern. Aber ſeine Verleugnung wird dann doch immer einen ganz andern Charakter haben als die Verleugnung des Geſunkenen. Sie wird eine Verleugnung aus Unzulänglichkeit der Naturerkenntniß, aus Verlegenheit, das Richtige zu finden, aus Oppoſitionsluſt gegen abergläubiſche Vorſtellungen, aber niemals eine Verleugnung aus Intereſſe ſein.

Es ſteht daher die Vorſtellung von Himmel und Hölle zur philoſophiſchen Idee der Unſterblichkeit in einer weit engern Verwandtſchaft als die von der Auferſtehung des Fleiſches. Denn der Gedanke einer Auferſtehung des Leichnams aus dem Sarge ſeines Begräbniſſes hat mit dem Gedanken an eine Auferſtehung der Seele aus dem Sarge ihres Leibes wenig oder gar keinen Zuſammenhang. Soll die erſte Vorſtellung ein mythiſches Gleichniß für die zweite ſein, ſo iſt doch dieſes Gleichniß in allen Fällen für ein unſchönes und wenig paſſendes zu erklären. Dagegen bleibt das Verhältniß einer von aller Untugend und Unreinheit unzertrennlichen Unſterblichkeitsſcheue ein treffliches und unvertilgliches, mag nun daſſelbe ſich auf mythiſche Art als Furcht vor Beſtrafung der Uebertretungen göttlicher Gebote oder auf philoſophiſche Art als Furcht vor einer fortdauernden Verſchlechterung der pſychiſchen Organiſation des eigenen Ich kundgeben.

Daß der mythiſche Begriff der Höllenſtrafe eine große Kraft in ſich hat zur Erſchütterung und Aufweckung einer geſunkenen, aber noch nicht verſtockten Seele, iſt unzweifelhaft. Aber der philoſophiſche Begriff einer moraliſchen Degeneration der Seele beſitzt eine noch ſtärkere Wirkungskraft. Der Gedanke an den Brand der Hölle ſcheint zwar anfangs eine dringendere Triebfeder abzugeben. Wenn man aber dabei in Erwägung zieht, daß gerade diejenigen theologiſchen Syſteme, welche das ſtärkſte Gewicht auf die Höllenſtrafen legen, in der Regel zu gleicher Zeit der Seele den breiteſten und bequemſten Weg öffnen, Alles, was ſie durch lebenslange Vernachläſſigung im Guten verſäumt hat, auf der Stelle durch eine Gnaden-Bewerbung vor dem Throne Gottes wieder einholen zu können, ſo wird man bald zu der Einſicht gelangen, daß das Syſtem der Höllenſtrafen zwar für das Anſehen der Kirche, aber nicht für die wirkliche moraliſche Cultur der Menſchen das fruchtbarſte iſt. Aber in dieſem Punkte erheben ſich vom philoſophiſchen Standpunkte aus Schwierigkeiten. Hier erhebt ſich das Bedenken: Kann auch ein Mohr ſeine Haut wandeln, ein Parder ſeine Flecken? Kann der Schlemmer frohen Muthes Hunger und Durſt ertragen, kann der Zögling frohen Muthes fechten, ſobald er nur will? Das iſt mehr als zweifelhaft. Unſere pſychiſche Organiſation iſt das Gebäude unſeres

ganzen Lebens, wozu jeder Tag ein Stück Mauerwerk, jede Stunde einen Quaderſtein liefert. Dieſes Gebäude geht nicht unter, es bleibt ſtehen. Mohren und Pardern, Böcken und Schlangen, denen allen kann man freilich höchſt leicht die Pforte eines ſuppanirten Paradieſes eröffnen, ſobald man darunter nichts weiter als einen himmliſchen Ort verſteht. Aber philoſophiſch geht es nicht. Philoſophiſch handelt es ſich beim Parder keineswegs darum, in welche himmliſche Behauſung er erſt noch zu ſtellen ſei, indem der Parder, als pſychiſche Organiſation genommen, ſchon von ſelbſt ſein eigener Ort iſt. Der Parder geht in den Parder, der Mohr in den Mohren, der Menſch in den Menſchen und das Ungeziefer ins Ungeziefer. Himmel und Hölle beſtehen darin, daß man Das iſt, was man iſt. Wer euch ein magiſches Mittel zu geben verſpricht, um damit plötzlich aus eurer eigenen Haut und Signatur fahren zu können, gegen den ſeid zum mindeſten mistrauiſch!

Dies darf jedoch nicht ſo verſtanden werden, als ob der Menſch keine Macht über ſeinen eigenen Charakter und folglich auch über ſein dereinſtiges Schickſal hätte. Kann doch der im Hausbau Begriffene während des Baus ſeinen alten Plan ändern, um einen beſſern zu befolgen. Warum nicht auch der im Bau ſeines Charakters begriffene Menſch? Hierzu aber gehört viel Muth, verbunden mit großer Ausdauer. Mit bloßer Reue und Zerknirſchung, wenn ſie ohnmächtig iſt, iſt nicht viel gethan. Es muß, wie die rechte Theologie auch verlangt, Hand ans Werk gelegt werden. Dazu iſt es niemals zu ſpät. Denn der Bau kommt ja am Ende dieſes Lebens nicht zugleich mit an ſein Ende, ſondern wird [illegible]ts fortgeſetzt. „Das Buch wird" — wie Franklin in ſeiner Grabſchrift bemerkte — „erſcheinen in einer neuen Auflage, vermehrt und verbeſſert vom Autor."

Der Philoſoph hat alſo durchaus keine Maſchinerie von Weltgericht, Verantwortung wegen begangener Thaten u. dgl. nöthig, um den Gedanken eines „Nachfolgens der Werke" im Tode und einer „Seligkeit Derer, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung litten", gleichfalls in ſeiner ganzen und tiefen Wahrheit zu verſtehen. Denn ſelig ſein heißt Menſch ſein. Wie ſoll Das der Parder, der Tiger, der Stier ſo plötzlich erreichen? Führte man ſie durch alle Welten, durch alle Geſtirne, es könnte ihnen ja nichts helfen; denn überall würden ſie Parder, Tiger, Stiere bleiben und auch nichts Anderes als nur dieſes ſein *wollen*. Nur allein der Wille und der Muth einer Verbeſſerung ihres Charakters, ein aufgehendes Licht über Das, was ſie ſind und ſtatt deſſen ſein könnten, würde eine allmälige innere Umwandlung ihrer Organiſation zum Menſchen oder ein allmäliges Aufſteigen zum Paradieſe durch Arbeit und Muth in ihnen erwecken können. Auf eine leichte Schenkung des Paradieſes auf Grund einer bloß paſſiven Demüthigung und Unterwerfung unter das Werk Anderer ohne eigene Arbeit und Anſtrengung iſt ſicher am wenigſten zu rechnen.

Erhebe dich! Das iſt der Ruf der philoſophiſchen Unſterblichkeitsidee. Bücke dich! Das iſt der Ruf der mythologiſchen. Erhebe dich und ſchreite gerade! iſt der Ruf der Tugend und des Lichts. Bücke dich und ſchreite krumm! iſt der Ruf der Heuchelei und der Finſterniß. Erhebe dich und vertraue dir! iſt der Ruf der neuen geſunden und ſteigenden Weltordnung. Bücke dich und verzweifle an dir! iſt der Ruf der alten und immer mehr zuſammenſinkenden.

Der Viereckig oder die amerikaniſche Kiſte.

Eine Erzählung von Berthold Auerbach.

(Fortſetzung.)

Zu einem eigenthümlichen Gemiſch von Empfindungen hörte und ſah Laveri, daß das Hausweſen der Eliſabeth und des Lenzbauern Philipp in Trimerſtetten, die bereits ſechs Kinder hatten, in Verfall gerathen war, ja die Rede ging, wenn nicht der Pfingſtwirth

nochmals nachgeholfen hätte, wären ſie bereits ganz zu Falle gekommen. Laveri war nicht hartherzig genug, um ſich ob dieſer Wahrnehmung zu freuen, aber auch nicht ſo ſanftmüthig, daß er nicht eine gewiſſe Genugthuung darin empfand. Die ältere Schweſter ſollte einſt die jüngere beneiden und der Pflugwirth hatte nicht Unrecht gethan, da er ihm Liſabeth verſagte, er war damals noch zu jung und unerfahren, aber jetzt hatte er etwas von der Welt geſehen und konnte es dem Dorfe beweiſen. Das waren die Gedanken Laveri's.

Der Pflugwirth verſtand es wiederum, ihn als Knecht ohne Lohn im Hauſe zu haben und zum Eſſen und Schlafen ging Laveri zu ſeiner Mutter. Die Leute ſchimpften darob gewaltig und waren an Trudpert, daß er das nicht dulde; aber dieſer konnte ſich nicht dazu bringen, ſcharf gegen ſeinen Bruder zu ſein. Die alte Liebe und Anhänglichkeit aus der Kinderzeit lebte noch in ihm und er hatte darob manchen Zank mit ſeiner Frau auszuſtehen.

Der Pflugwirth hatte ſein Auswanderungsgeſchäft noch viel nachhaltiger betrieben, er hatte ſich ein eigenes Gefährte angeſchafft und beförderte oft ganze Trupps mit demſelben nach Straßburg. Dabei bediente er ſich des Laveri als Kutſcher und Poſtillon, denn durch Renchingen und durch alle Dörfer, die man bis nach Offenburg an die Eiſenbahn berührte, blies Laveri luſtig auf ſeinem Waldhorn, das er ins Dorf mitgebracht hatte. Länger als ein Jahr war Laveri ſo der unbelohnte Knecht des Pflugwirths zum Aerger aller Dorfbewohner, die auch die Mutter verhetzen wollten, aber dieſe war wie Trudpert dem Laveri mit unerſchütterlicher Liebe zugethan. Da ſtarb das Zuckermännle, und kaum war es unter der Erde, als ſich ein Schwarm Bewerber bei der vermögl[illegible]en und noch immer wohlanſehnlichen Witwe einfand.

Zu großer Beluſtigung des Dorfs wurde ein Brief des alten, abgeſetzten Schullehrers von Deimerſtetten bekannt, der der Zuckerin ſchrieb, ſie möge ſich mit einer Heirath nicht übereilen, ſeine Frau kränkle immer, und er werde ſich glücklich ſchätzen, ſich mit ihr zu verehelichen. Man kann ſich denken, wie ſehr dieſer Brief beluſtigte, und Manche konnten ſeine hochtrabend verſchmitzten Worte ganz auswendig.

Man konnte recht die Menſchen kennen lernen an der Art, wie ſie über die Zuckerin ſprachen. Sie hatte wenig gute Freunde im Dorfe, ſie war eine Fremde und man war ihr neidiſch, und noch dazu iſt die Krämerin eine immer widerwillig betrachtete Perſönlichkeit, weil ihr der Bauer das beſonders hochgeſchätzte baare Geld geben muß und ſie allerlei Heimlichkeiten der Bauerfrauen Vorſchub leiſtet. Jetzt ſchien plötzlich ihr Ruf ein ganz anderer geworden. Manche verkündeten laut ihr Lob und Andere nickten nur ſtill, aber vielbedeutig dazu. Man konnte ja nicht wiſſen, in welche Familie nun bald die Zuckerin gehören würde. Eine ihrer Eigenſchaften aber wurde mit allgemeinem Lobpreis hervorgehoben, und das war der Acker von anderthalb Morgen, den ſie beſaß, draußen am Bergabhang neben dem Kirchhofe an der Straße nach Deimerſtetten. Man ermahnte den Pflugwirth, er ſolle ſich dieſen Acker von der Witwe zu erwerben ſuchen, der ſei gerade für ihn gelegen, denn er liebte beſonders die Aecker an der Straße; aber er lehnte es ab und ſagte ſpöttiſch, der Acker gehöre ja ſchon einem aus Deimerſtetten Gebürtigen. Als man ihn hierauf necke, er möge den Schacke mit der Zuckerin verheirathen, dann habe er den Acker und brauche keinen neuen Kaufladen einzurichten, ſagte er mit ſchelmiſcher Gutmüthigkeit, er wolle einem guten Freunde nicht in den Weg ſtehen.

Laveri war ſtill, aber in ihm kochte die Wuth, als ihm der Pflugwirth mit zuthunlicher Freundlichkeit anrieth, ſich auch um die Zuckerin zu bewerben. So hatte er ſich zwei mal von dem abgeriebenen Schelm betrügen laſſen. Dennoch that er wiederum, als ob nichts geſchehen wäre, und Tage lang ſaß er in der Wirthsſtube zum Pflug und ſtarrte hin auf die große Tafel an der Wand, drauf ein Schiff auf der See ſchwamm und mit großen, rothen Buchſtaben geſchrieben war: Nach Amerika. Der Entſchluß ſchien

ihm ſchwer zu werden; endlich aber eines Sonntags, als faſt das ganze Dorf in der Wirthsſtube verſammelt war, verkündete er, daß er auch auswandere. Einige ſagten, daß er daran recht thäte, und ſie hätten das ſchon lange erwartet, ſolch ein halbes Leben ſchicke ſich nicht für ihn; Andere dagegen bedauerten ſeinen Weggang und wieder Andere bezweifelten, daß es ihm Ernſt ſei.

„Ihr kennt mich dafür, daß Das, was ich geſagt habe, auch ausgeführt wird", ſchrie Laveri, und ſeine alte Trotzigkeit lebte wieder in ihm auf. Das Wort war heraus, er wußte nun, was er wollte, und war nicht mehr von Zweifeln geplagt. Dennoch willfahrte er beim Nachhauſekommen ſeiner Mutter, die von Andern bereits ſeinen Entſchluß gehört hatte, nicht zu ſchnell damit zu ſein und die Sache noch hinzuhalten, vielleicht fände ſich doch noch der rechte „Anſtand", daß er im Lande bleibe. Wochenlang ging er nun im Dorfe umher und mußte ſtill ſein, denn er wußte nichts zu antworten, wenn ihn die Leute immerfort fragten: „Bis wann geht's fort?" Er hatte auch im Stillen gehofft, daß der Pflugwirth noch andern Sinnes werde und ihn nicht ziehen laſſe, aber dieſer hatte ſich bereits einen wirklichen Knecht gedingt und Laveri ſah, daß all' ſeine Hoffnung vergebens ſei.

Hatte bisher Laveri im Dorfe die junge Welt beherrſcht, ſo ſchien es nun, daß er auch mit ſeinem Weggange eine gewaltige und beiſpielgebende Macht ausüben ſollte. Unter dem ledigen Volke im Dorfe zeigte ſich eine ungeahnte und jetzt zum Schrecken Vieler geweckte Wanderluſt. In dem Auswanderungstriebe war eine neue Entwicklungsſtufe von unberechenbaren Folgen eingetreten. Bisher war man es nur gewohnt, ganze Familien auswandern zu ſehen und mußte man mitunter auch manchen Wohlhabenden ausſcheiden ſehen, der Riß unter den Zurückbleibenden war darum doch kein ſo auffälliger; es ſchieden Menſchen, die ſich von ihren Blutsverwandten und Angehörigen ſchon losgelöſt hatten zu einer in ſich abgeſchloſſenen Familie, ſie waren nur ſich verpflichtet und man mußte ſie wenn auch mit Wehmuth, doch ohne Groll ſcheiden ſehen. Die neue Thatſache aber, daß nun auch ledige Leute auswandern wollten, daß ſich eine ganze Schar von jungen Burſchen und Mädchen zuſammen that, um in die weite Welt zu ziehen, brachte auf einmal die Gemüther in ſeltſame Bewegung.

Wie es ein lebendiges Nationalgefühl empfunden ſollte, wenn wie in unſern Tagen der Geſammtheit noch zukunftreiche Kräfte ſich entziehen, ſo empfand man jetzt im Dorfe was es heißt, wenn junge Burſche, die man bisher großgezogen und von denen man etwas erwarten kann, ſich mit ihrer Kraft davon machen. Laveri war der erſte Ledige im Dorfe, der davonzog und andere Burſchen und Mädchen wollten es ihm nachthun, mitten in der Familie that ſich eine Selbſtſucht auf, von der man bisher keine Ahnung hatte. Kinder, die man unter Sorgen und Mühen großgezogen und von denen man eine Stütze des Alters erwartete, dachten jetzt nur an ſich, wollten ſich ſelbſt eine Zukunft ſchaffen und die alten Aeltern und jüngern Geſchwiſter der Stütze und thätigen Kraft beraubt allein laſſen. Der Staat duldet es nicht und ahndet es im Betretungsfalle, daß ſich ein junger Mann der Wehrpflicht entziehe, und was hat der Staat für ein Recht an Den, der ihn verlaſſen will? Die Familie hat keine äußere Macht, die den Treuloſen zurückhielte und hätte ſie ſie auch, ſie käme nur ſelten zur Anwendung. In vielen Häuſern zu Renfingen hörte man lautes Schreien und Lärmen, denn hier wollte ein Sohn und da eine Tochter nun dort alle Erwachſenen auswandern und die Aeltern klagten, gaben aber meiſt noch, denn was erpreßt die Aelternliebe nicht?

Auf den Laveri aber war Alles zornig, er hatte dieſe Sucht im Dorfe ausgebrochen und wurde immer als Beiſpiel angeführt, er hatte es ja am wenigſten nöthig und zog doch auch übers Meer. Während aber viele Andere bereits entſchloſſen waren, war gerade Laveri noch unentſchloſſen.

Es war an einem ſchönen Sommernachmittage nach der Heuernte, da ſchickte Laverti eine neue Kiſte von weißem Tannenholze auf einem Schubkarren langſam nach Dorf hinauf, er ſtand oft ſtill und ließ die Leute ſingen, und es that ihm, um ſingen, daß das ſeine Andreasthurmgeſellen ſei, wobei es erklärte, wie ſie geſprengt werden ſoll Schuß hoch, drei breit und vier lang ſei, denn ſie müßten dicke Bäuen ſein, um geſchwind in den Schießraum gebracht werden zu können. Auch beim Schießen, und es that darum ſchlagen, zwei Schlempen anbringen und die vier Ecken mit Kacken Gußeiſen beſchlagen ließ, wußte er oft ſo eingreifen, daß dieß die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte. Seine Mutter weinte, aber er getröſtete ſie, daß nun einmal nicht zu ändern ſei. — Er war nun zu ſeinem angenehmen und müßigen Leben berechtigt, er ging ja von daraus auch durfte ſich's wol auch in ihre Zeit ſeinen Vermeinen in der Heimat begnem machen, er ſchaffte ſich mehrere neue Kleider an und ging in denſelben an Werktagen umher. Wer dem Rathhaus, wo oft alle Leute ſehen konnten, wurde im Sommerſchein die Kiſte mit blauer Farbe angeſtrichen und der graulig Mall, der ſich einen Rebenmeiſterell als Tanzſchreiber nicht entgehen ließ und dieſe Zeichnung mit beſonderer Liebe machte, denn ſie entſtrömte ihm einen neuen Kindheit und ſüßlichen Reinheit, ſchrieb mit großen Buchſtaben auf den Deckel und auf die Vorderſeite: „Laver Vogel in Neuyork.“ Ein ganzes Kabel Kinder ſtand immer umher und viel Kopfſchenken und mehrfache Verſuche, Leſens es, hüben und drüben an der Kiſte bis Matthäus Laverti abgewaten, aber darauf beſtand er und endlich war das große Werk gelungen.

Laverti drückte die Kiſte zu ſeiner Mutter, viele aber klagte immer, daß ſie nicht ſchicken könne wegen der Kiſte, es ſei ihr immer, als könnte der Sarg ihres Sohnes bei ihr und es ſei auch ein Sarg, es wäre ja nett für ſie, wenn er über das Meer gehe Meinung und klagend wiederholte ſie oft: „Ach! Mein' Mutter hat gelogt, ich glaub' nicht an Amerika, ich, ich muß dran glauben!“ Auch Trudpert drang in ſeinen Bruder, doch zu bleiben, er ſei der einzige Bruder und ſie hätten immer treu zuſammengehalten, er ſolle ihn doch nicht verlaſſen. Der unbeugſame Laverti erwiderte: „Was der Vierecig einmal will, das führt er auch aus!“ Gegen ſeine Angehörigen ließ er ſeinen Zorn los, daß er dieſen Schimpfnamen hatte und ſie konnten doch nichts beſſer. Doch machte Laverti einen letzten Verſuch und ging zu dem Pfingſtwirt, mit ihm den Ueberfahrtsvertrag abzuſchließen, er hoffte, wenn auch nur halb, daß dieſes ihn möglicherweiſe noch nachgiebig machen würde; aber der Pfingſtwirt hatte mit Betrauern zwei gedruckte Formulare, darauf die Winterdauer ſehr ſchön zu ſehen war, füllte ſie aus, unterſchrieb ſelber und ließ auch den Laverti unterzeichnen, worauf er ihm den Vertrag einhändigte mit dem Beſitzen: „Du kannſt mir auf den Abend oder morgen das Geld bringen, aber bezahlen mußt, was einmal da geſchrieben iſt, muß bezahlt werden und du ſiehſt, ich hab' dir zu den billigſten Preis geſetzt.“ Laverti nickte bejahend ohne ein Wort zu reden und ſteckte den Vertrag zu ſich. Als er auf dem Heimwege am Hauſe der Zuckerin vorüber kam, ging er hinauf, um ſich Tabak zu holen. Er hatte ſie ſeit ſeiner Rückkehr nicht wieder beſucht, er hatte eine gewiſſe Furcht vor ihr; jetzt, mit dieſem Abſchiede in der Taſche, konnte er ſie ſchon wieder ſehen. Die Zuckerin war überaus freundlich bei ſeinem Eintritte, ſie ſchalt zwar lächelnd, daß er ſie ſo zuſtellend vernachläſſigt habe, erklärte ihm aber dabei, wie ſie ihm ſeine gute Ermahnung doch nicht vergeſſen habe und wie ſie jetzt ſehe, daß er Recht gehabt habe, denn ſie könne ſich der Freier gar nicht erwehren, ſie beſinne ſich aber zwei mal, bis ſie ſich entſchieße, um einen in dieſe volle Haushaltung einzuſetzen, in der mehr Hecke als man glaube und die ſie ſich bei ihrem Alter habe ſauer verdienen müſſen. Laverti ſah ſich mit Wohlgefallen in dem Hauſe um und als eben ein Kind kam, um Eſſig und bald darauf der graulig Mall um ſein Roſenkutter zu holen und noch Andere die Stiege herauf kamen, ſchickte die Zuckerin mit zutraulichen Bedeuten den Laverti

in die Stube, damit er ihren Herr wurde, daß sie die Kinder abgewinnen hatte. Unmittelbar folgte der Lorenz und es wurde ihm behaglich an in der Stube. Der große Lehnsessel stand neben dem Ofen, der jetzt im Herbste schon geheizt war und Kopfschmerze, die auf dem Sinale geboren wurden, verbreiteten einen angenehmen Duft. Die weißgestrichene Wandleiste an den Fenstern, die mit Messing eingelegte nußbaumene Kommode, die appetitlichen Gesichter, Alles machte einen behaglichen Eindruck. Wenn hier nicht alle Tage schwere Leiden einer hoppelgichtbrüchigen Sachsin, die an der weißen Wand hing und das Examen der Fliegen, die jetzt das Fensterquartier bezogen hatten und sich an den Kopfschmerzen glücklich schienen. Alles im Zimmer war, wenn auch etwas aufgeräumt doch sauber und an den rechten Platz gestellt, die warmen kleine Kinder, die Ruhe und Unordnung machten. Lorenz mischte mehrmalß mit dem Kopfe vor sich hin, als wollte er sagen: „Das es nicht so machen.“ Lorenz war in einer ungewöhnlich weichen Stimmung: der unterschriebene Uebereinkunftvertrag in der Tasche, nach dem er mehrmalß griff, machte ihn beweisen. Er fürchtete sich jetzt vor der Zuckerin, es hatte sich ja viel angesammt; die Abfertigung der Kinder im Leben dauerte lange und immer hörte er wieder neue die Treppe heraufkommen. Mehrmalß dachte er daran, sich auch dieser peinlichen Lage fortzumachen und die Mädchen der Zuckerin nicht abzuwarten. Was sollte ihm das jetzt? Er mußte fort und hatte nie von der Zuckerin was gewollt, darüber war er sich ja viel wert; aber wenn er jetzt fortging, mußte es ja Zuckerin ansagen bei den Leuten im Kaufladen. „Aber was liegt daran, wenn man sie auch etwas aufzieht? Du gehst ja übers Meer. Es ist aber auch wieder nicht recht, die Frau und Gretchen zu bringen, um die sich nicht angenommen, mußt du bleiben.“ Und so blieb er mit widerstreitenden Gefühlen. Er hörte sich seine Pfeife, schlug Feuer und legte sich behaglich schmauchend in den abgeschossenen großen Lehnsessel am Ofen. „Das ist fein übel Plätzle“, sprach er in sich und von diesem Gedanken doch wieder erschreckt stand er plötzlich auf. Eine eigene Gespensterfurcht überkam ihn am hellen Tage in dieser stillen Stube, auf diesem Stuhle hatte die alte Zuckerin und das Zuckermännle sich ausgeruht, daß war sein Platz für das Kaffeehaus Lorenz. Er schaute an den Pfosten gelehnt durch das Fenster, um zu wissen wer wegging, als aber jetzt der Pflugwirths Agathe, die aus dem Hause trat, sich umwandte und nach dem Fenster schaute, trat er tief zurück in die Stube, setzte sich aber nicht mehr in den abgegriffenen Lehnsessel am Ofen. Endlich klang die Klingel an der Ladenthüre wie bellend, die Thür wurde abgeschlossen, aber es hyrang wieder Jemand die Treppe hinab, man hörte an der Hausthür einen Riegel vorschieben und laut athmend kam die Zuckerin in die Stube und sagte: „So, jetzt bin ich nicht mehr daheim. Wer kein Geld und Ort hat, der kann seinen Salat ungegessen lassen. Du glaubst gar nicht, was man gezlagt ist, wenn man so Haus und Geschäft allein über sich hat. Der Verdienst ist gut, ich kann' gar nicht klagen, es ist nicht groß, aber regnet's nicht, so tröpfelt's doch. Das ist recht, daß du die deine Pfeife angezündet hast. Ich riech' den Taback gar gern. Mein Alter hat nicht rauchen können. Jetzt sag' ist's richtig, daß du fortgehst?“

Ohne ein Wort zu erwidern, reichte Lorenz der Zuckerin den unterschriebenen Uebereinkunftsvertrag und die Hände zusammenschlagend und klagend rief sie: „Ja der Pflugwirth! Wenn den der Teufel holt, zahlt ich ihm das Fuhrlohn. Den kennt Keiner, das ist ein Seelenverkäufer, der hat dich zum Narren gehabt und dich hineingetrieben, daß du nicht mehr gewußt hast, wo anders hinaus, und du machst es noch seinen Preßt dabei. Wenn ich Gift hätt' und wüßt', daß Niemand anders davon essen thät', dem gäb' ich's, der ist nichts Besseres wertb. Ach! und ich hab's immer gesagt, du bist so gut, nur zu gut. Es ist unerhört, daß ein Mensch wie du und auf einer solchen Familie auswandern soll. Das laß ich mir gefallen bei Einem, der nicht weiß wo aus noch ein und der keinen Anhang hat. Mich dauert nur dein' gute rechtschaffene Mutter, der drückt es das Herz ab, und eine bessere Frau gibt es nicht zwischen Himmel und Erde.“

Mutter wegen des unverschämten Neides, als der unsinnige Zorn gegen den Pflugwirth, drang Laveri tief in die Seele; sie sprach es auch, was er selber schon erkannt hatte und um seinetwillen hatte sie diesen Zorn. Nicht nur ein Gegenstand gemeinsamer Verehrung, sondern oft noch weit mehr der eines gemeinsamen Hasses eint die Gemüther, und oft die Feige löst, welches das dauerndere Band sei. Das heftige und ungestümige Weiben der Zuckerin sprach jetzt Laveri tief an, weil es sich gegen den Mann seines Hasses kehrte und er ward gutmüthig und freundlich gegen die Mutter und glaubte es ihr schuldig zu sein, daß er sie lobte und ihr Handwerken bewunderte, während sie ihn von der Bühne bis zum Stalle umherführte. Mit einer verführerischen Ofenhergigkeit erklärte sie dann zwischen hinein:

„Kannst dir denken, daß es mir an Freiern nicht fehlt, aber ich mag keinen von Allen, ich will Keinen, der Einen in der Hand gehabt. Ich will dir's nur gestehen, ich darf's schon sagen, ich bin ein bißle hitzig und stürmisch, aber auch gleich wieder gut und denen will ich gern' einen Mann, der den Meister macht, der ein rechter Mann ist und nicht unterkuckt. Für die Frau gehört sich's, daß sie untergeben ist und das kann ich nur sein gegen Einen, vor dem ich Respect hab', der fest hinsteht."

Diese, in verschiedenen Wendungen bald lächelnd, bald klagend vorgebrachten Selbstbeschuldigungen, die doch wieder ruhmreich waren, machten den Laveri ganz wirbelig, seine Antworten, die er doch manchmal einfügen mußte, bestanden in einem unverständlichen Murren und Brummen, das ebenso sehr Mißmuth wie Wohlgefallen ausdrücken konnte und in der That auch Beides ausdrückte.

Trotz brennlicher Zuneigung kehrte aber doch Laveri vom Stalle aus nicht mehr in die Stube zurück. Er verließ plötzlich das Haus und rannte die ersten Schritte schnell wie fliehend davon. Es war Nacht geworden und auf dem Heimwege gelobte er in sich hinein, daß er sich nie mehr zu solcher Vertraulichkeit mit der Zuckerin verleiten lassen wolle, das war einmal geschehen und nie mehr. Er war des Lachenbauern Laveri, der sich nicht an eine abgedankte Witwe vergeben durfte, die gar nicht einmal wußte, woher sie war. Und gerade daß die Zuckerin seinen großen Familienanhang lobte und das Gelüste zeigte, in denselben einzutreten, erweckte wieder sein ganzes stolzes Bewußtsein in ihm. Jetzt zum ersten male kam ihm aber auch der Gedanke, daß er drüben in Amerika nicht mehr des Lachenbauern Laveri sei, da galt sein Familienansehen nichts mehr. Das war nun freilich nicht mehr zu ändern.

Es mußte aber doch etwas Eigenthümliches in Laveri vorgehen, daß er am Abend und den ganzen andern Tag seiner Mutter nichts davon sagte, daß er den Ueberfahrtsvertrag abgeschlossen und am heutigen Tage bezahlt habe. Erst von der Zuckerin vernahm sie das Erstere spät am zweiten Abend. Sie war gekommen, um ihr frisches Backwerk zu bringen und wußte viel davon zu sagen, wie gern der Laveri bliebe, er wisse schon wo er gleich daheim sei, und daß es nur darauf ankäme, ihn dahin zu bringen, daß er, ohne sich vor den Leuten dem Spotte auszusetzen, wieder umkehre, man müsse darum thun, als ob man ihn zwinge daheimzubleiben, das sei es was er wolle, aber nur nicht sagen könne.

Die Mutter, der zwar die Schwiegertochter nicht recht anstand, war doch glücklich, daß sie ihren Laveri daheimbehalten sollte und lange, ehe dieser zum Schlafen kam, war es unter den beiden Frauen ausgemacht und entschieden, daß er bleiben müsse.

Laveri war indeß an diesem Tage vor dem versammelten Gemeinderathe gewesen und hatte seinen Austritt aus der Gemeinde gemeldet. Der Schultheiß, ein Vetter Laveri's, rieth ihm, daß er gar nicht nöthig habe sein Heimatsrecht aufzugeben, er könne sich einfach einen Paß nehmen und wenn es ihm in Amerika nicht gefalle, wieder zurückkehren oder auch unterwegs andern Sinnes werden. Laveri lachte höhnisch ob dieser Zumuthung

[illegible] drang jetzt gerade um so mehr auf sie Aufschüben aus dem Orts- und Heimat-[illegible]

„Nun denn", rief gnädig der Schultheiß, „wenn's sein muß, wollen wir's gleich aus-[illegible]gen, aber ich rath' dir, besinn' dich noch einmal."

„Ein schön Besinnen, herr gott ich", sagte Laveri trotzig.

Gelassen erwiderte nochmals der Schultheiß: „Laveri, ich mein', du verbindest dir [illegible] gewaltig Lügen." *)

„Ich weiß selber, wo mir's fehlt und Ihr seid auch kein Doctor, behüt' Gott" sprach Laveri und ging davon.

„Es ist wie's im Sprüchwort heißt: Wenn's der Geist zu recht auf seinem Platze, so schwert sie", sagte ein Gemeinderath hinter ihm drein und der Schultheiß sagte [illegible]: „Es ist halt der Eigensinn Hartlaps." Er hatte aber doch Unrecht, gerade weil Laveri innerlich ein Schwanken empfand, that er nach außen um so trotziger und unbeug-[illegible]. Auf den andern Morgen gelang es der Mutter, ihm den Antrag wegen der [illegible]derin zu machen, aber Laveri that auch hier unmuthig und entgegnete: „Wie könnet [illegible] mir so einen Antrag machen? Meint' ich so Eine nehmen? Da Eine findet man noch, wenn der Markt schon lange vorbei ist."

Es war nun ein seltsames Wirrniß von verdrehten Meinungen in der einfachen Lebensklugheit, die Mutter hielt die Zuckerin überaus und hatte noch im Innern keine rechte Neigung zu ihr und der Laveri that, als ob er gar nichts davon hören wollte und im Geheimen war es ihm doch lieb, daß man ihn damit bedrängte. Die Mutter erinnerte sich aber wohl, daß ihr die Zuckerin mitgetheilt hatte, der Laveri wolle, daß man ihn dringe, damit er sich vor den Leuten nicht zu schämen habe, daß er von seinem Auswanderungsentschlusse abstehe. Sie war eben daran, alle möglichen Bitten und Gründe vorzubringen und führte schon die Hand nach den Augen, um die zukünftigen Thränen abzuwischen, als gerade der Vetter Schultheiß eintrat. Er überbrachte Laveri die verlangten Papiere und sagte spöttisch, daß er ihn nun als Fremden im Dorfe begrüße, er sei hier nicht mehr daheim. Die Mutter schrie laut auf und die Thränen stellten sich jetzt unerwartet ein. Laveri aber ergriff mit zitternden Händen die Papiere und starrte auf den großen, rothen Siegel. Der Trudpert, der eben ins Feld fahren wollte, kam auch in die Stube zu der Mutter, er sah schnell, was hier vorging und lehnte still die geballte Faust auf die blaue Kiste, die auf der Bank stand. Eine Weile schwiegen alle Vier, die in der Stube versammelt waren, nur die Mutter schluchzte vernehmlich vor sich hin. Als jetzt aber der Schultheiß weggehen wollte, hielt sie ihn zurück und mit mächtiger Beredtsamkeit schilderte sie nun, welch ein Glück der Laveri im Dorfe machen könne, wie er gewiß kein solches über dem Meere finde, und wie er sich noch dabei sagen könne, daß er seine alte Mutter nicht vor der Zeit ins Grab bringe. Als sie endlich den Namen der Zuckerin nannte, schaute Trudpert wie erschreckt um, aber er schwieg. Laveri starrte auf Erde und der Schultheiß zeigte sich als eifriger Beistand der Mutter und half ihr, wenn auch nicht die Zuckerin, doch das schöne Beibringen, das sie besaß, zu loben. Die Mutter redete sich nun immermehr in Eifer hinein und was vorher nur eine gewaltsame und von außen erregte Wärme war, ward jetzt zu einer von innen kommenden; denn so eigen gestaltet ist das Menschenherz, daß es bald nicht mehr weiß und nicht mehr wissen will, was ihm gegeben und was aus ihm gekommen ist. Die Mutter pries sich und die ganze Familie glücklich, die einen der Ihrigen an der Seite solch einer Frau und in solch einem Hauswesen wußten. Laveri hatte bei diesen Worten aufgeschaut und aus seinem Blicke sprach's, daß er an sich und seinen Gedanken zweifelte. War denn eine Heirath

*) Du thust gerade das Falsche.

mit der Faulheit in der That ein solches Glück? Hoch aber hätte der übertriebene Leichtsinn des Mannes Alles zerstört, wenn nicht der Schultheiß mit beobachtender Ruhe Jedes in gehöriger Betracht gezogen hätte, sonst auch endlich Trudpert nichts, und gänzlich Alles, was ein Drachen in dem Herzlige Laverli's auf, als der Schultheiß hastige, Laverli verkündete ja jetzt das Geschäft der Nadowenterungsgesellschaft so ganz wie der Pflugwirth um es könne, wenn es die Faulheit heimache, mit seinem freien Vermögen die Sache so in die Hand nehmen, daß er dem Pflugwirth das Hartwerk lege. Das schien bei Laverli einen gewaltigen Eindruck zu machen, aber er schwieg noch immer, bis endlich Trudpert die Hand auf die Schulter des Bruders legend sagte: „So red' doch auch, wir wollen dich nicht zwingen."

„Nein, wir wollen dich zwingen, ich geb' dir keine Hand, ich red' kein Wort mit dir, ich weiß nicht was ich thu'. Dein Vater unterm Boden wird mir's nicht verzeihen, daß ich dir rechtlich habe, daß du als Kind mit dem Schreiner Jochen hast davongehen wollen. Du hast einen Eid geschworen, daß er sich verstuche, wenn du je fortgehst. Gott ist das jetzt für dir thun? Gott sieht! Ich muß. Ich hab' dich mein Lebtag nicht zwingen können, vom Heimweh wieder, ich thu's nicht anfangs, ich zwing' dich, jetzt zwing' ich dich, es geschieht zu deinem Heil, sag' mir nur daß eine mal, eine Mutter weiß am besten, was ihrem Kinder gut ist, ich hab' dich unterm Herzen getragen, ich kenn' dich doch am besten, ich weiß deine Gedanken, du selbst mir, ich bin dein' Mutter, du thust's deiner Mutter zu leid' und du thust's gern und es wird dein Glück sein in dieser Welt und in jener." So viel die Mutter mit beredtem Munde und doch gerührten Herzen sollen Hörchen die Hand Laverli's, der jetzt wie erwachend lächelte, aber noch immer nicht redete.

„So sag' doch ein Wort", drängte endlich der Schultheiß und Laveri platzte heraus: „Ich hab' meine Entlassung, ich hab' meinen Uebersahrtsbrief, ich kann nicht mehr daheimbleiben."

„Hast dein Ueberfahrtsgeld schon bezahlt?" fragte Trudpert zurück.

„Ja, auf den Kreuzer", erwiderte Laveri.

Vor allem wendete sich nun das Denken des Schultheißen und Trudpert's darauf, wie man das Geld von dem Pflugwirthe wieder herausbekäme. Laveri redete nichts darein und die Mutter, welche die Hand ihres jüngsten Sohnes nicht mehr losließ, sagte:

„Das hat nichts zu sagen und wenn's auch verloren ist, besser als ein Kind verloren."

„Das verstehen die Weiber nicht, man kann kein Geld 'rausschmeißen", riefen Trudpert und der Schultheiß wie aus Einem Munde, der Letztere aber fügte noch hinzu: „Ich will's schon machen, ich will schon ein gut Theil wieder von ihm herausklagen, er hat mich auch oft nöthig; aber es ist jetzt vertheilet, Laveri, hättest du mir nur gestern gefolgt und dein Heimathrecht nicht aufgegeben, jetzt müßt du dich beim Blitz wieder in die Gemeinde aufnehmen lassen; nun, sie können dir's nicht verweigern, aber die ganze Hetzerei und das Gerichtwesen wär nicht nöthig gewesen."

„Wenn ich auch bleiben möcht", sagte endlich Laveri, „euch zu lieb' Mutter und auch euch Vetter Schultheiß und auch wegen deiner Trudpert: wenn ich auch möcht', ich kann nicht, ich hab's den Andern versprochen mitzugehen. Und kurzum, ich laß mich nicht anbinden, ich bin nicht Der, der da steht, wo man ihn hinstellt."

Nun erklärte der Schultheiß in Hohn und Zorn, daß in der Welt ein Jeder für sich selber zu sorgen habe und Laveri solle nur einmal die Briefe von den Leuten aus Amerika lesen, da sieh's erst recht so, da habe man zusammen so lange man Vortheil davon habe und länger keine Minute, und man könne Niemanden versprechen, daß man sich selber vor sein Glück stehen wolle.

Laveri sah bei dieser Darlegung den Schultheiß steif ins Gesicht und der Schultheiß konnte nicht ahnen, wie sehr es traf, als er noch hinzusetzte, in Amerika gelte des Lachen

kannte Lorrei nicht mehr als jeden anderen hergelaufenen Knecht. Das war ja ganz Dorfsitte, wenn er an jenem Abende, als er von der Jagdzeit wegging, schmerzlich gerufen hatte: „Ich muß doch fort und ich geh' auch", sagte er abermals mit lauter Stimme und schloß von Glück auf die blaue Ferne. Er schien ihn jetzt nun auch der Gedanke zu beherrschen, daß er einmal vom Dorfe hier gelegt und daß er auch dahin kommen müsse. Die Mutter ahnte viel, sie pflückte vom Leuchter einmal und Ehe, worauf dieser weggang und mit wunderbar heiserer Stimme schwätzte sie nun darüber, wie oft so lustig ist, daß man daß ganze Dorf zum Narren gehabt habe, von den Nachbarinnen der alten Lorrei-Bäuerin gehe keiner nach Amerika, sie könnten's nicht nötig, und indem sie nun mit sehr schwerer Geschicke auskochte, was Dieser und Jener zum Tadeln Lorrei's sagen werde, brach sie den scharfen Nachreden, von die darum allerdings bange, mit Jungen Geschick die Spitzen ab.

Trudpert saß halb wieder, aber unter der Thür hörte man ihn sagen: „Geh zu mir herauf." Er, der eigentlich scheu hatte sich und den neuen Schwägerin nicht gegeben war, that doch ehrerbietig gegen sie und die neue Schwägerin war Niemand anderes als die Zuckerin, die mit aufgeschürzten Hemde Lorrei die Hand bot. Die Mutter, welche sie durch Lorrei's gehalten hatte, legte diese nicht ohne feindlichen Nebenblicken in die Hand gereicht und sagte: „Gott Lob und Dank, daß das so schön heilig geworden ist." Auch der Schultheiß und Trudpert brachten nun ihre Glückwünsche zu der Verlobung und Lorrei endlich Still.

Er war alle Lorrei Bräutigam und blieb daheim.

(In der folgenden Nummer die Fortsetzung.)

H. Hettner's griechische Reiseskizzen.

(Braunschweig, Vieweg. 1853.)

Obgleich die hellenischen Reiseeindrücke eines Professors der Kunstgeschichte und Aesthetik uns zunächst nur eine Nachlese für das gelehrte Wiedererkennen der alten klassischen Oertlichkeiten verheißen, so hat doch Hellas in diesem Gaste, der mit Göttling von Jena und Preller von Weimar im verflossenen Jahre die klassischen Fluren besuchte, einen Beobachter gefunden, der über den alten Trümmerhaufen verschütteter Tempel auch für die mannichfachen Anregungen nicht unempfindlich blieb, die Griechenlands Gegenwart bot. Der poetische Sinn des Reisenden suchte Vergangenheit und Gegenwart zu verknüpfen. Vom todten Gerüll alter Steine entlehnte er mehr als nur Merkmale der vergleichenden Kunstgeschichte. Er teilt mit offenem Auge und mit offenem Herzen und weiß und ebenso acht reich und gelehrt als Archäolog zu unterhalten, wie uns seine Empfänglichkeit für das vergangene und gegenwärtige Volksleben auf diesen klassischen Stellen der Vorzeit eine Gemütlichkeit erschließt, deren traulicher Ergüsse unsern ganzen Antheil gewinnen. Wir folgen ihm von dem enthusiastischen Gruße an Hellas, mit dem er Attikas Boden betritt, durch leider immer melancholischer sich ihm werdende Stimmungen hindurch bis zu dem wenn nicht offengegebenen, doch unverkennbaren Geständniß schmerzlicher Enttäuschungen und einer völligen Verzichtleistung, Gegenstände von einer so trübstimmenden Wirkung weiter zu verfolgen. Die Herren Göttling und Preller, glauben wir, treffen weiter. Professor Hettner kehrte nach Deutschland allein zurück.

Sein Buch ist somit die Schilderung einer Gemüthsreise geworden. Darin liegt ein großer Reiz desselben, aber auch ein Vorwurf, den man der allzu schwärmerischen Stimmung des Autors machen muß. Wer drei Jahre, wie er erzählt, glücklich in Italien lebte, kann durch die ganze Welt reisen und wird überall nur die Sehnsucht

auch keinen drei glücklichen Jahren in Indien empfinden. Konnte Ihn denn schon bei den Vorstudien auf einer griechischen Reise verborgen bleiben, daß Griechenland nur eine Reise von Enttäuschungen bietet? Hätte der Verfasser lediglich mit dieser schönen Erwartung das Dampfschiff, das ihn von Triest nach Athen brachte, verlassen, er würde und der Gefühlen bewahrt haben, die das letzte Drittel seines Buches einmal zu viel durchklingen lassen.

Griechenland wird, wie der Verfasser im Laufe seiner anregenden Schilderungen sagt, den Russen verfallen. Es ist dies das Ergebniß einer Beobachtung, an deren Richtigkeit und Gewißheit wir nicht zweifeln dürfen. Der Verfasser zeigt sich uns so ehrlich in der Bekämpfung seiner Illusionen, so offen und freimüthig in seinem Urtheil über einflußreiche, selbst mächtige Menschen, daß wir ihm nicht auch hierin vollkommen vertrauen dürften. Die griechische Religion und die griechische Armuth, Schlauheit und Genußsucht führen dies Land in die Arme Rußlands. Es ist arm an Menschen so gar, es ist nicht nur in seiner Vergangenheit, sondern auch in seiner Gegenwart; es ist abgestorben nicht nur in seinem geistigen Leben, sondern sogar in seiner Natur. Und weil der Verfasser nach den Mittheilungen der Aderbauer und Physiker entdeckt, daß wir mit Schaudern hier an einem neuen Beispiele erkennen, daß unsere Erde, so wie sie jetzt ist, in der That allmälig abzusterben scheint. Hier in Griechenland sehen wir den Unterschied, den in Wald, Flur, Gebirg, Wasser, Berg und Thal zwei Jahrtausende machen können. Jene großen Extravaganzen, deren Perioden von Jahrtagzahlen begrenzt werden, die sind nachgewiesen schon genugsam ist, liegen schon zu Tage, wenn man die Geschichte und geographische Beschaffenheit eines Landes in gegenwärtig auf dem Atlanthum kennt, wie wir Griechenland durch seine Literatur bis in die kleinsten Winkel seiner Berge und Thäler kennen. Die schon oft in unsern Blättern angeführten Folgen, die das Entwalden der Erdstriche auf Natur, Menschenleben und Menschengeist ausübt, werden durch das vertrocknende und zermürbte, wald- und wasserlos gewordene Griechenland bis zum Schrecklichen bestätigt.

Einem solchen Lande, wie der Verfasser es schildert, ist freilich nur noch durch einen Zustrom aus der Ueberfülle zu helfen. Da müssen, wie Potemkin künstlich gemalte Städteprospecte auf die russischen Landstraßen stellte, aus demselben mechanischen Geiste auch ganz mechanische Colonisationen stattfinden. Es muß befohlen werden, daß hier fünftausend Menschen wohnen sollen, dort kein Ast von einem Baume mehr gebrochen werden darf. Neue Pfropfreiser müssen diesem Griechenvolke von 900,000 Seelen kommen vom vollen und blühenden Stamme. Nothdürftig zusammengebettelte deutsche Colonisten können nicht helfen. Und im Grunde ist die Gefahr für die Menschheit auch eben nicht so groß, wenn Rußland Veranlassung findet, endlich aus seinen Grenzen herauszutreten. Wenn es nicht fürchtete, daß es von dem Augenblick an, wo es sich mit andern Nationalitäten zu mischen und von unterworfenen Verhältnissen neue Bedingungen seiner eigenen Art sich gefallen zu lassen hat, aufhören müßte, das alte Rußland zu sein, die grüne Fahne auf der Sophienkirche zu Stambul wäre längst verschwunden. Walachen, Serben, Montenegriner, Griechen werden niemals sich so einverleiben lassen wie Kosacken und Kirgisen.

Für Leser, die von mancher ins Kunstgebiet gehörenden Streitfrage der wissenschaftlichen Welt eine leichtfaßliche Kunde einziehen möchten, wird in diesem, auch stilistisch geschmackvollen Buche überall gesorgt. Der Verfasser weiß die so schwierige Orientirung unter den alten Baureſten Athens, die Lehre vom Tempelbau, das Für und Wider der Frage, ob die Alten ihre Tempel bemalten, und vieles Andere, was innerhalb der lateinischen Welt jetzt mit großem Eifer besprochen und sogar mit Leidenschaft ausgefochten wird, so bündig und klar, so gefällig und geschmackvoll vorzutragen, daß man fast Lust bekommt, wie ein Gelehrter mitzurathen und mitzuforschen. Bald möchte man den Ver-

laſſen ſragen, ob in dem gegenwärtigen, verhältnißmäßig nur wenigſtens ſchwimmenden Lauf der Gedichte nicht auch die Bewegungen des tanzenden Chors und der antiken Tragödie einmerklich werden dürften, daß möchte man jetzt von dem Löwenthore von Mycene die ſchwierige Frage aufwerfen, ob nicht zwiſchen einer Säule ſich immerhin aufſchwingende Pflanze nicht lieber auf die heraldiſche Zier des Mittelſchaft laſſen ließe und dem Bogen irgend einer hierher gehörigen Cultusſtätte angehört haben möchte? Kurz, hätte man entziffert und ſich oft ſogar klug tiefſinnige Fragen und Conjecturen weit leichter, wo wir auf kein ſolches Ringen und ſcharfes Forſchen ſehen, ſondern eine Gemüthlichkeit, die immerhin gefällt, daß manche berühmte Namen, mag jener Gelehrſamkeit, oft auf den unterſchiedlichſten Irrthümern ertappt wird.

Die Mittheilungen des Vereinsrath über den Hof von Griechenland ſind intereſſant. Aber ſo viel möchte man doch, daß die Aufgabe, in Athen die Krone zu tragen, weder für Se. Majeſtät den Nachfolger des Thrones, noch für die Gattin der Thronerbin, Ihre Majeſtät die Königin, eine beſonders glückſelige ſein muß.

„Noble" oder „Edle" in der Literatur.

Es gibt in moderner Literatur, außer den ſogenannten eleganten Schriftſtellern, eine ganz eigenthümliche Art von Dichtern oder Dichterin, die, angeſichts der tiefſten Wahrheit zur Schau tragen, angeſichts der in Entartung, Lebensfaulheit, männlicher und ſittlicher Darſtellungsweiſe die gewöhnlichen Manieren beobachten, niemals ein in unanſtändigen Worten und faſtet Zweideutigkeiten verrathen, daß man ſich darüber entſetzt. Der ſchlechteſte Renommiſtengriff lebt in ihnen fort und Manche verrathen ihn ſogar unter dem Deckmantel der Prüderie.

Alexander Jung.

Anregungen.

Ein engliſcher Stahlſtich.

Die Malerei, ſowie die Kunſt überhaupt, gewährt nicht allein durch die Schönheit und möglichſte Vollkommenheit ihrer äußern Form dem Auge des Beſchauenden einen angenehmen Ruhepunkt, ſondern dem Verſtande und der Seele des Betrachtenden ein weit erhabeneres Ergötzen, indem er aus der Form den Gedanken herausliest, der im Künſtler lebte, als deſſen Hand ſein Werk erſchuf.

Vor uns liegt ein engliſcher Stahlſtich, der die Unterſchrift „The only daughter", „Die einzige Tochter" trägt. Nur vier Perſonen ſind dargeſtellt: Ein ſterbendes Mädchen, die beiden Aeltern und der Arzt. Der Ausdruck der Mienen iſt ſo meiſterhaft, daß in jedem Zuge jedes Einzelnen eine Reihe von Gedanken ſich offen ausſpricht. Im Auge der Sterbenden ſchimmert der verklärte Glanz, der in den letzten Stadien der Auflöſung ſo unvergleichlich ſprechend der geliebten, theuern Welt Lebewohl ſagt, ſchon halb vom Lichte des Jenſeits angeſtrahlt. Auf dem jungfräulich ſchönen Antlitz malt ſich deutlich der Ausdruck empfundener Liebe, deren ſühnbringende Schmerzen dies zarte Daſein gebrochen zu haben ſcheinen. Wie ſtrahlt das Auge jene ſtille Seligkeit wider, welche ſelbſt im Tode die Erinnerung an das genoſſene kurze Glück gewährt! Der Arzt: wiſſenſchaftlicher Ernſt und Ehrfurcht vor dem herben Schmerze der Aeltern. Er weiß ſehr wohl, daß hier keine Hoffnung mehr zu geben iſt. Die Mutter: alle Empfindungen der Liebe und Zärtlichkeit, welche die Natur in das Menſchen Bruſt für Diejenigen gepflanzt hat, denen ſie durch die Bande des Bluts geeint ſind, concentriren ſich durch die höchſte, ſchrecklichſte Furcht des Verluſtes eines ſo theuren Weſens zu einem Strahl des Auges, der im Antlitz des Arztes vergeiſtigungsvoll nach dem letzten Schimmer der Hoffnung haſcht, um an ihn noch ſich anzuklammern. Der Vater, ehrwürdiger Geſtalt, beurtheilt die Verhältniſſe wie ſie ſind; zugleich mit dem Manne der Wiſſenſchaft hat auch er jeder Hoffnung entſagt und ſeine Zuflucht zu dem einzigen Troſte genommen, der ihm noch bleibt: religiöſer Ergebung; der bevorſtehende Jammer hat ſchon jetzt alle ſeine

Schwere auf den niedergedrückt, der Buch, auf das er seine Hand legt, erhält ihre natürliche durch die Hoffnung auf ein geistiges Leben. *)

G. P. P.

Das Leichenbegängniß der Viscomtesse Vigny zu Paris am 29. April.

Während die Vorgänger Amerikas sich doch verständig erst bis England gewagt haben nach bestimmten Mittheilungen wichtige neue Erfindungen, Maschinen, Geschütze von dem Heimathsplatze mit einem ungeheuren Abschwellen der Hochsee, wie man bekanntlich die Fluten auch abschwellt, erschüttern wir schon seit Wochen durch Privatbriefe von der aufgeklärten Kaiserstadt Paris, daß daselbst auf Veranlassung eines aus Amerika zurückgekehrten jungen Gelehrten wundersame Experimente des Experiments zu Ehren gemacht, durch Hochauflagen einen leichten Leib in Bewegung zu bringen. Die Erschütterungen des Lebensmagnetismus haben viel Wunderbares zu Tage gefördert, die electro-magnetischen Briefe der Herren von Reichenbach haben uns den Glauben schon an Manchem gelehrt, daß ein, nach der dummen Redensart, acht Stunden, die zehn Minuten lang leise verbunden, dann drei bis sechzig Minuten lang getrennt auf einem leichten Leibe ruhend, diesen zuletzt nach der Seite hin, wohin der gemeinschaftliche Wille ihm die Richtung vorschreibt, in eine doppelte Bewegung, eine um sich selbst und eine fortschreitende, bringen, schien uns das Neuplusultra der Zumuthung an ein allerdings immer gläubiger werdendes Zeitalter. Wir fürchteten, von einem Aprilscherz zu frechen, bis Dr. Karl Andree's Mittheilung in der „Allgemeinen Zeitung" uns die Zweifel nahm. Wir erwarten jetzt drei Dinge. Erstens: Die Lösung des Naturräthsels. Zweitens: Die möglich weitere mechanische Anwendung einer unverdrossenen Bewegungskraft. Drittens aber auch: Eine heute Rüstung jener Aufgeklärten und Gelehrten gegen unberechtigte und herausfordernde Anwendung, an der es leider nicht fehlen wird. Es liegen uns Briefe ernsthafter und berühmter Männer vor, die das Experiment von Naturforschern wie den DD. Bunsen, Hornschuh u. A. aufgesucht sehen. Es steht zu erwarten, daß auch von Paris aus demnächst von diesen Unternehmungen eine genauere Kunde kommt.

Heinrich Heine.

In der neuesten „Revue des Deux Mondes" befindet sich ein langathmig geschriebener Aufsatz von Heine: „Die Götter im Exil." Er hat wieder vielerlei Tendenzen und theologische Begriffe und Traditionen, die man schon so mannichfach von ihm gehört hatte. Wenn auch die Form des Humors bei einem Schriftsteller dieselbe bleiben darf, in seinen Gegenständen sollte er wechseln. Man kann die unterhaltenden Franzosen ungemein gern mit Geschichten vom Tannhäuser, dem Venusberg, der Teufelinne Frau Venus und all den bekannten, zweideutig immer auf das Palais-Royal und die abendlichen Boulevards zugespitzten Pointen und Späßen dem müden und durch ein besammernswerthes Geschick auch auf dem Krankenlager noch immer im Kreise seiner alten knallichen Gaudelbilder festgebannten Dichter zu gute halten; nur für die Franzosen hat es den Nachtheil, daß sie glauben, wenn sie von deutschen Schriftstellern und deutschem Dicht- und Geistesleben etwas lesen, müßte ihnen auch immer sogleich die Lorelei, der Tannhäuser, der Venusberg, die Sage und das Mittelalter entgegentreten, eine Dichtwelt, die sich bei uns doch faß schon in der gläubigen Auffassung ganz gewiß aber in der ironischen überlebt hat.

Das Selbstbewußtsein der Güte.

Zeige, daß du gütig bist; aber verberge die Absicht, es sein zu wollen, ebenso sehr wie die Freude daran, daß du es bist! Jede Rührung, die du über dich selbst empfindest, wird bis in Welt doch immer nur zum Uebel deuten. Sie glaubt nicht, daß unsere Tugend aus zwei Theilen bestehen darf: aus einem Schuß aus einem Meister, der ihn bietet; aus Gästen, die da auflösen, und einem Wirth, der aufthut; aus einem Gewinn unserer Werthes für uns selbst und aus unserer Freude daran.

---

*) Es ist zu beklagen, daß unsere deutschen Künstler meist in diesem Gebiete der Darstellung so wenig leisten. Alles haftet bei uns noch dem Schlagwort Poesie. Im Genrebild will man sie fast immer nur im Romantischen, im Naiven, Märchenhaften, Volksthümlichen finden. Die von Tieck und seiner Schule mit großem Unrecht angefochtene Sentimentalität zur Poesie zu verklären, ist leider nur Wenigen gegeben. Unter den Malern, die ein empfundenes Gericht des Herzens und Lebens in Farben wiederzugeben wissen, steht bekanntlich Dr. Brune oben an. Seine Neue des Rinaldo, seine Cavaliersempfehlung und neuerdings Der Gefangene sind Werke derjenigen dichterischen Conception, wie auch den großen und kleinen Schöpfungen der alten Meister aus der Welt, in der ihre Zeit lebte, selbst in ihren rohesten Treiben, zum Grunde lag und Leben an Tiefe der Erfindung und Reichthum der Anregung für Verstand und Herz über manchen gepriesenen Leistungen unserer neuesten Malerweise. D. Herr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 30.** [Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Die letzten Menschen.

Von Professor Bernhard Cotta in Freiberg.

Vergeblich haben sich Philosophen und Geologen die Köpfe zerbrochen, um zu ermitteln, wie alt wol die Erde sei? Wie lange ihr sogenannter Beherrscher, der Mensch, auf ihr sein Wesen treibe? Und wie lange er es noch treiben werde? Man hat zwar durch allerlei Hypothesen und Combinationen einige Zahlen dafür gefunden, aber sie sind so unbestimmt und so ungeheuer, daß man sie kaum noch für Zahlenwerthe ausgeben kann. Weil nach Fourier's Berechnung seit den letzten 2000 Jahren die Erde nicht ganz um $^1/_{10}$ eines Thermometergrads kälter geworden sein kann, während doch die Geologen behaupten, daß sie durch Abkühlung entstanden, d. h. fest geworden sei, so schloß man durch Rechnung daraus weiter, daß zur Abkühlung um einen ganzen Grad des hunderttheiligen Thermometers mindestens 340,000 Jahre nöthig gewesen seien, zu ihrem Festwerden durch Abkühlung aus dem heißflüssigen Zustande überhaupt aber mindestens einige Billionen Jahre, wovon etwa 9 Millionen allein auf den verhältnißmäßig kleinen Zeitraum kommen, der verstrichen ist, seitdem die Pflanzen der Steinkohlenformation in unserm Klima wuchsen, Pflanzen, die wir gegenwärtig ihrer ganzen kryptogamischen Natur nach nur für Unkräuter erklären würden, da sie weder Blüten noch Früchte trugen. Neun Millionen Jahre sind eine Kleinigkeit in der Zeitrechnung der Geologen, die über nichts so freigebig verfügen als über Zeiträume, während sie sogleich beschämt die Augen niederschlagen müssen, wenn man sie frägt, wie viel Jahre die altadelige Familie der Ichthyosaurier als Raubritter und blutgierige Fischtyrannen im Meere der Vorwelt geherrscht haben möge? Oder im wievielten Jahre v. Chr. das erste Mammuth geboren wurde? — Solche Fragen erklären sie darum als unbescheiden oder vorwitzig.

Dafür haben sie aber ausgerechnet, daß, wenn die Abkühlung des Erdkörpers so fortschreitet, wie es durch Fourier als möglichstes Maximum festgestellt ist, d. h. in 340,000 Jahren höchstens um einen Grad, mindestens noch 200 Millionen Jahre nöthig sein werden, ehe die glühenden Eingeweide der Erde ganz fest und zu Granit oder Basalt geworden sind. Dann wird es keine Vulkane und keine heißen Quellen mehr geben. Kurio-

hat, Mißhaben und manche andere Heilmittel werden weilest sein, der Schuh und der Arzt hermlos Schlafenlegen. Aber die Menschen brauchen vorläufig noch nicht nach der Sonne über der Bernst aufgezogen werden, denn die Temperatur der Sonnenfläche ist bekanntlich nicht von der Art, daß sie ihnen jetzt soll nur Folge der Sonnenbestrahlung.

Der Anfang der Sonne unserer Erdgeschichte, die man sonnenbaumartig Weltgeschichte nennt, ist aber dann doch gekommen. Neptun (obwohl von da an allein noch seinen Dreizack als Symbol über die Erde, Pallas ist begraben einer in den Weltraum verschleudert, er packt nicht mehr mit seinem gewaltigen Hammer an die bebende Feldspitze der Erde, er schwebt keine Berge, Gebirge und Länder mehr aus dem Meere hervor und nach ehemalig einigen hundert Millionen Jahren hat das Wasser durch seine zerstörerischen Verwitterungstrieb alle Gipfel, Zacken und Felsklüfte in die Täler des Meeres hinabgeschwemmt, der Mensch möchte zum Fisch werden, wollte er länger noch seine geliebte Erde bewohnen.

Wie vorhin Vulkan, der Gott der Schmiede und Feuerexplosionen, mit mächtig für das bewaffnete Geschoß der Menschheit die Neuen Argumente sind, mit denen er das Geschoß gewollen entwickelt, das wird sich erst dann recht deutlich prägen, wenn er einst zum einzigen Verschwinden gezwungen ist, denn jedoch der viel conservativere Neptun zur alleinigen Herrschaft gelangt, dann wird er selbst zum langsamen Mörder und zum Klimpfer einer für Freiheit, aber für grausige Blindheit. Er tobet nicht Hochzeit und Geburtsfest mehr, er mag an jeder Landzunge, wie an jeder Bergspitze, auch wenn auch langsam, gelangt er endlich doch zum Ziele — zur allgemeinen Einebnung und Verjüngung.

Aber erst zwei Millionen und dann noch einige unbestimmte hundert Millionen Jahre sind nöthig, ehe es so weit kommt auf unserer Erde; und da läßt sich wol das berühmte après nous le déluge in vollkommenster Berechtigung anwenden. Was kümmert's uns, was die Menschen nach einer halben Billion Jahre anfangen werden, um ihr irdisches Dasein zu fristen oder ihr Schäfchen ins Trockne zu bringen! Und wird es dann überhaupt noch Menschen auf der Erde geben?

Es gibt noch eine andere Methode, die Zukunft oder vielmehr das Ende der Menschheit zu bestimmen, ebenso hypothetisch und unsicher zwar, aber doch viel kürzer zum Ziele führend.

Wenn wir die Geschichte des organischen Lebens auf der Erde untersuchen, so ergibt sich aus der Aufeinanderfolge der versteinerten Bestien und Unkräuter als sehr wahrscheinlich, daß nicht nur die Individuen, sondern auch die Arten ihre bestimmte Lebensdauer haben, daß sie alle nach einer gewissen Zeit ihrer Existenz altern und endlich absterben. Sollten sich, wenn es so ist, nicht auch Altersstadien in dem Lebenszeitraum der Arten nachweisen lassen, vergleichbar denen des Individuums? Beim Menschengeschichte z. B. vergleichbar denen der Kindheit, des Jünglings- des Mannes- und des Greisenalters? Einer meiner Freunde (A. v. M.) glaubt wirklich in der Geschichte der Menschheit solche Altersstadien nachweisen zu können. Er behauptet, die Menschheit sei bis jetzt in den Kinderschuhen gelaufen, nun aber in ihre Flegeljahre eingetreten und gerade daraus erklärt er unsere gegenwärtigen politischen und socialen Zustände.

Die Flegeljahre treten beim menschlichen Individuum bekanntlich zwischen dem achten und zwölften Altersjahre, also durchschnittlich etwa im zehnten ein. Da hätten wir denn einen vortrefflichen Maßstab, um die noch übrige Dauer des Menschengeschlechts zu ermitteln, bis es endlich auch Altersschwäche stirbt. Der gesunde Mensch wird im Mittel sechzig Jahre alt, also sechs mal so alt als der Flegelmensch. Wir brauchen nun nur noch zu wissen, wie lange die Menschheit überhaupt schon existirt, wie lange sie also gebraucht hat, um in die Flegeljahre einzutreten! Nun, etwa 10,000 Jahre, denn daß die Bibel etwas zu wenig ergibt, behaupten wenigstens viele Geschichtsforscher, und aber kommt es

ſtimmen nicht eben auf ganz genaue Zahlen an und wir wollten auch nicht gern die ganze Dauer auf 30,000 Jahre beſchränkt ſehen.

Alſo ſetzt man 10,000 d. i. 40,000 Jahre ſeine hienach die Menſchheit im Stande zu leben, und von jetzt an noch 50,000. Daß ich freilich viel weniger, als die Natur den Wahrſpruch nach dem Obigen ihr geſtatten würde, aber auch eine recht anſehnliche Zeit, in der ſie noch Vieles erleben, lernen und verlernen kann und wir wollen ihr ein recht vergnügtes Greiſenalter wünſchen.

Und aber dürfen wir nicht überſehen. Bei den Frauen treten die Altersſtufen, aber um mich artiger auszudrücken, die Zeiten der minder graziöſen Lenzesluft und überhaupt alle Akzidentien bekanntlich einmal früher ein als bei den Männern, nach meinem Herrn Hypotheſe mäßigen alſo die Frauen um einige hundert oder tauſend Jahre früher auftreten als die Männer, und dieſe wachſen ſomach gerade auf ein unbeträchtliges Gleichmaß mit der vielgeprieſenen gerontiſchen vorgerückten Lebensſtufe.

Ganz beſonderes intereſſirte ſich nun eine Frauenzin für das eigentliche Schickſal der letzten Frau unter den Männern der Zukunft, die nach 50,000 Jahren gleichſam als die Blume gepflückt werden und die jedenfalls kaum viel zu wenig ſind, um ſich mit ſolchen Kindereien wie Liebe noch zu befaſſen. Das Schickſal dieſer letzten aller Frauen zu bedauern, betrachtet jene Frauenzin als eine hohe Aufgabe, die vielleicht jetzt ſchon den jugend- und geiſtvollen gegenwärtigen Dichterinnen zum Vorwurfe ergreifen wird.

Der Vierzig oder die amerikaniſche Küſte.

Eine Erzählung von Berthold Auerbach.

(Fortſetzung.)

Der Schuldheiß ging aufs Rathhaus, Trudpert aufs Feld und Lorel blieb noch lange mit ſeiner Braut bei der Mutter, er wollte vorher ſich die feſtliche Kunde im Dorfe verbreiten und verehren laſſen, ehe er ſich mit ſeiner Braut zeigte. Vor dieſer öffentlichen Schauſtellung bangte ihm überhaupt ſehr, nur das glückſtrahlende Geſicht ſeiner Mutter erheiterte ihn und er ſagte ſich zum erſten male in ſeinem Leben, daß er eigentlich ein guter Sohn ſei. Daß nur der Mutter zu lieb that er ſchon mit ſeiner Braut, aber drei noch willfahrte er nicht, daß er ſie jetzt nach Hauſe geleite. Die Zuckerin ging allein. Den ganzen Tag verlieh Lorel die Stube nicht, er ſaß faſt immer ſtill in ſich zuſammengekauert auf ſeiner blauen Kiſte, er las wiederholt ſeinen Ueberſchwenglichkeitsbrief und dann las er ihn nicht mehr und hatte nur ihn vor den Augen. Erſt in der Dämmerung machte er ſich auf Zureden der Mutter auf, ſeine Braut zu beſuchen; er wurde von allen Begegnenden ſtille gehalten und ſpöttiſch hieß man ihn willkommen aus Amerika. Und ebenſo ſchien es, daß man ihm zu ſeiner Verlobung Glück wünſchte.

Die Mutter ſaß ſtill daheim und heute immerfort, es lag ihr ſchwer auf dem Herzen, daß ſie vielleicht doch ihr Kind ins Elend hineingezwungen habe. Lorel hatte ja gar kein beſtimmtes Anſehen, aber ſie getröſtete ſich wieder, daß es die zurückgehaltene Antwortung, nicht die widerwärtige Verlobung ſei, die den Trübſinn in ſein Angeſicht brachte.

Die Zuckerin war unwillig, daß ihr Bräutigam erſt jetzt ſich zeigte, und dieſer mußte um ſie zu verſöhnen, zärtlicher ſein als es ihm im Sinne lag. Als er im Geſpräche darauf kam, daß er dem Pflugwerthe das Handwerk legen wolle, ſagte die Zuckerin zuerſt „Das geht nicht, das leid' ich nicht, mein Mann muß daheim bleiben und nicht draußen ich weiß nicht was treiben."

Als Laveri auf dieſe Worte aufſtand und ſo gornig ausſah, legte ſie ſchnell begütigend hinzu: „Nun, es läßt ſich ja drüber reden, es braucht ja nicht Alles heut' abgemacht ſein.“ Als Laveri ſpäter ſich noch ein Päckchen Tabakblätter nehmen und nichts anderes that, als daß er es bezahlte, gab ihm ſeine Braut noch ein anderes Päckchen Tabak und ſagte: „Probir' einmal den, der koſtet die Hälfte, probir' ihn nur, und er wird dir auch ſchmecken, ſo gut wie der theure; es iſt ja nur gemacht.“

„Du biſt häuslich“, ſagte Laveri mit höflichem Lob, aber die Zuckerin nahm dies für ein wirkliches hin.

Das Einzige, was Laveri zu Hauſe ſeiner Mutter ſagte, war dieſe Geſchichte mit dem Tabak, aber die Mutter beſchwichtigte ihn: „Sie iſt halt ein blutarmes Mädchen geweſen, das den Kreuzer werthhalten muß und hat nachher den Geſchäft gehabt. Mehr verthun gerung, ſei froh, daß du eine häusliche haſt, und ſie wird ſich ſchon dran gewöhnen muß der Mensch iſt bei Einem, der aus einem reichbegabten Bauernhaus kommt.“

Laveri fügte ſich darein, daß man ſich ins Leben finden müſſe ſo gut es geht und ſelbſam — dieſe weiche in ſich entſagende Stimmung, die der Tropfen zum erſten male in ſeinem Leben kannte, machte ihn wieder zugänglich gegen die Menſchen, die er vielleicht aufgeſchen hatte wegen ſeiner Zahnſchmerzen. Die Leute waren ihm faſt gram, daß er ſie um ihre Theilnahme wegen ſeines Weggehens betrogen hatte, ſie hatten ihm dieſe gewünſcht und er war ihnen nun auch ſchuldig weggegangen. Faſt eine ſchwere Frage, die man an ihn richtete, war, wie es in Amerika ausſehe und wie er die Seekrankheit überſtanden habe. Zu ſeiner Verlobung glückwünſchte man ihm größtentheils aufrichtig und weil Laveri gerade wegen dieſer in ſich bedrückt war, fühlte er die Spöttereien wegen ſeines Verbleibens faſt gar nicht.

Der Pflugwirth hatte ſich dazu verſtanden, das Ueberfahrtsgeld wieder herauszugeben, aber die Bedingung feſtgeſetzt, daß man als billigen Entgelt nun auch die Hochzeit in ſeinem Hauſe feiere. War dieſe ganze Hochzeit eine eigentlich erzwungene, ſo war es auch nun noch der Ort der Feier. Braut und Bräutigam hatten keine rechte Freude aneinander und der Wirth und ſeine Leute, die freundlich und ehrerbietig zu ihnen thaten, empfanden nichts von dieſer Schauſtellung.

Acht Tage vor ſeiner Hochzeit wanderten die Burſchen und Mädchen aus, mit denen Laveri hatte ziehen wollen. Er ſah ihnen mit trübem Blicke nach, aber er ſchüttelte Alles von ſich und ſagte ſich innerlich vor, daß er daheim ein Glück gemacht habe, vielleicht größer als es ihm in Amerika zu Theil geworden wäre und dabei blieb er des Lochnerbauern Laveri.

In der Nacht vor ſeiner Hochzeit führte Laveri ſeine blaue Kiſte, darinnen ſeine ganze Ausrüſtung für die Auswanderung war, in das Haus ſeiner Braut. Die Zuckerin wollte ſogleich die Aufſchrift auskratzen und die Kiſte in dem Kaufladen verwenden, aber Laveri beſtand mit Heftigkeit darauf, daß die Kiſte bleibe wie ſie ſei und daß ſeine ganze Verwandung darin aufbewahrt werde. Er ſtellte die Kiſte in das Schlafzimmer vor das Bett und ſagte ſcherzend: „Ich ſteige über Amerika hinüber ins Bett.“

Ein wohlangebrachter Scherz hat immer etwas Verſöhnendes. An dieſem Abende ging Laveri zum letzten male zu ſeiner Mutter zum Schlafen und zum erſten male war er in der Seele eigentlich recht froh, er wußte nicht warum und wollte es auch nicht wiſſen.

An der Hochzeit ging es luſtig her, nur war die Zuckerin einmal unwillig, weil Laveri mehr als nöthig war mit Liſabeth, die von Deimerſtetten herübergekommen war, und mit ihrer jüngern Schweſter Agathe getanzt hatte. Laveri verſöhnte ſie bald und als ſeine Frau mit ſeinem Bruder Arnbert tanzte, ſtieg er zu den Muſikanten hinauf und blies den amerikaniſchen Marſch, den er ſo oft den Auswanderern auf dem Wagen aufgeſpielt hatte, als luſtigen Hopſer und erntete darüber großes Lob.

Laveri trug so zu sagen Amerika immer auf dem Leibe, denn er ging in der fremdländischen mehrfach zu wechselnden Kleidung, die er sich für die neue Welt angeschafft hatte, aber er trug auch Amerika noch immer im Herzen, und das war viel gefährlicher. In der ersten Zeit nach seiner Verheirathung durfte sich Laveri es schon hingehen lassen, daß er sich nur halb der Arbeit widmete, aber als er auf Betreiben der Frau sich derselben mehr annehmen sollte, zeigte sich's, daß er jetzt doppelt schlaff war. Der Gedanke der Auswanderung hatte ihn erlahmt, er hatte sich daran gewöhnt, das Dorf gar nicht mehr als den Kreis seiner Thätigkeit anzusehen, er hatte, so zu sagen, auf einen neuen Lebensmontag gehofft, an dem er sich scharf ins Geschirr legen wollte, jetzt sollte er mitten in der alten Woche im alten Geleise doppelt frisch zugreifen, dazu kam, daß, wie das Dorf und Alles, was darin vorging, ihm seine Freude mehr machte, weil er sich daran gewöhnt hatte, sich nur von einem ganz andern Leben, ganz andern Verhältnissen Erholung zu versprechen und Alles, was um ihn her vorging, gleichgültig zu betrachten, so war ihm auch gleichermaßen das erheirathete Anwesen alt und morsch, es hat seine Belebung der Neuschöpfung, die er sich so glänzend ausgedacht hatte, er war eben in ein verwildertes Anwesen versetzt, die ganze alte Welt, die ganze gewohnte Umgebung hatte ihm etwas Verwittertes. Er konnte sich das nicht deutlich machen, aber er fühlte es nicht deutlicher. Wenn gab er seiner Frau nach, daß er dem Pflugreith das Handwerk nicht legte, es war ihm recht, daß er nichts Besonderes, eigenthümliche Anstrengung und Zusammenlassung Erfordertes zu thun hatte, er lebte gern so in den Tag hinein und es war ihm schon zu viel, daß er damit zu thun hatte, neues Vieh anzuschaffen, denn das alte war verkommen, daß er neue Feldgeräthe anschaffen mußte, denn die alten waren gar nicht zu gebrauchen. Das Anwesen der Zuckerin und die Fülle des Hauses war nicht so bedeutend, als es den Anschein gehabt hatte. Die Vorräthe im Kaufladen waren geborgt und Laveri, der sein Vermögen auf Zinsen anlegen wollte, mußte mehr als die Hälfte in das Haus stecken und durfte sich davon vor den Leuten nichts merken lassen, um nicht zu dem Schaden auch noch den Spott zu haben. Dabei hatte er über die kleinste Anordnung, die er im Hause traf, scharfe Auseinandersetzungen mit seiner Frau, sie hatte einst gewünscht, einen Mann zu haben, dem sie untergeben sei, und das Geringste, was dieser nun selbständig verfügen wollte, erregte ihre heftigste Einsprache. Laveri, der einst das ganze Dorf und noch weit darüber hinaus beherrscht hatte, sah, daß es ihm nicht gelingen wollte, seine eigene Frau in seine Gewalt zu bekommen. Er rang mit ihr um die Oberherrschaft und weil seine Liebe zwischen ihnen waltete, war die Herrschaft ihr einziges Ziel. Wenn Eins merkte, daß das Andere Dies oder Jenes besser verstand, herrschte darob nicht Freude und Anerkennung, sondern Neid und Schmähsucht. Laveri hatte, ohne vorher ein Wort davon zu sagen, den ganzen Viehstand im Hause verändert, und weil er damit, zum Theil nicht ohne seine Schuld, unglücklich war und mit Verlust noch einmal ändern mußte, ließ sich's die Frau nicht entgehen, ihm solches oft und mit Schadenfreude zu wiederholen und ihm zu zeigen, daß er nichts verstünde und sich von Jedem betrügen lasse. Bei solchen Erfahrungen und Wahrnehmungen war Laveri weg bis auf seine Frau, aber noch mehr auf seine Mutter, seinen Bruder und alle seine Verwandten; er sah in Allem nur sein Ungeschick für die alte Welt, man hätte ihn sollen ziehen lassen, er wäre ein ganz anderer Mann geworden in Amerika, das war sein steter Gedanke. Mit Ungestüm forderte er oft Hülfeleistungen und Beistand von seinen Angehörigen, sie durften ihm, wie er glaubte, nichts versagen, sie waren es ihm schuldig, da er ihnen zu lieb' daheimgeblieben war. Wenn man ihn bei solchen Anmuthungen auf seine eigene Kraft und Thätigkeit hinwies und ein Jeder unbekümmert um das Andere seinem Tagewerke nachging, knirschte er in sich hinein, ihm war ja himmelschreiend Unrecht geschehen, er war daheimgeblieben, um eine hülfbereite Verwandtschaft zu haben und es auch ja gar kein

Zusammenhalten mehr, er war einsam und auf sich gestellt, als wäre er in weiter Wildniß. Die Familienzugehörigkeit ist eben auch eine Lüge wie Alles auf der Welt. Tage und Wochen lang sah sich Niemand nach ihm um und doch hatten sie gethan, als könnten sie nicht leben, wenn er nicht da wäre. Wie freundschaftlich und zutraulich war damals das ganze Dorf und besonders seine Verwandtschaft gewesen, als er fortgehen wollte, und jetzt zeigten sie nicht den hundertsten Theil jener Herzlichkeit. Der Pflugwirth erschien jetzt noch alt der Bronze, der war noch immer der gleiche Schelm gewesen. Mit Absicht entzog sich jetzt Laveri oft den Seinigen und verschmähte sie. Besonders gegen seinen Bruder Truppert faßte er einen tiefen Widerwillen, der war immer so ruhig und still, ging unscheinbar in seinem Geleise seinem Geschäfte nach und hatte nicht einmal ein freundliches Wort für das Anliegen eines Andern, geschweige einen Beißer. Er war mit dem Pflüger ins Acker gefahren, als Laveri nach dem Markte ging, um sonst Vieh einzukaufen, er hatte ihm kaum Glück auf den Weg gewünscht. Hätte er nicht als älterer, erfahrener Bruder freundlich mitgehen und Laveri vor dem Ungeschick bewahren müssen, in das er für sich allein gerathen war?

Am meisten aber war Laveri doch auch böse auf sich selber und zwar natürlich darum, weil er der Narr gewesen war, dem Geschwätze und Gezeter der Seinigen nachzugeben und nachzugeben.

Mitten in all diesem Sinnen und Grübeln war es fast wunderlich, wie Laveri schier selber oft darüber den Kopf, daß er jetzt so viel über die Menschen und über sich selbst nachdenken mußte. Es schien, als habe er bis jetzt alle seine Jahre nur träumend verbracht und jetzt auf einmal ging ihm das Leben auf, so verwirrt und düster.

Ein jeder Menschengeist, so dumpf er auch scheinen mag und so sonnenlos auch sein Standort, hat doch seine kürzer oder länger dauernde Blütenzeit. War der Kelch, der sich hier erschloß, eine Distel oder gar eine Giftpflanze? Die Nahrung mindestens, die Laveri zu sich nahm, war eine in Zorn und Hader vergiftete. Er hatte einen unüberwindlichen Abscheu vor allem Geschirre, das vom Zuckermännle und der alten Zuckerin verstammte und wenn er das seiner Frau sagte, daß er sie immer husten höre, lachte sie ihn höhnisch darob aus und suchte seinen Ekel noch zu vermehren. Er suchte sich fortan zu überwinden, aber — man mag es seltsam finden, aber es ist doch so — eine Hauptursache vieler Verstimmungen war, daß die Zuckerin das Essen selber bereitete, daß es Laveri fast gar nicht genießen konnte. Anfangs half er sich damit, daß er zuerst wie zum Scherz, dann aber zu bitterm Ernst von seiner Mutter das Nöthige bereiten ließ und bei ihr verzehrte; er scheute sich, vor den Leuten zu zeigen, wie es ihm ergehe. Bald aber ließ er sich offen vor aller Welt beim Pflugwirthe Etwas geben und wenn er nach Hause kam, sprach seine Frau, die das immer schon erfahren hatte, ihm das Nachgebet dazu; sie machte ihm nun zum Possen das Essen immer noch schlechter und aß selber vorher insgeheim.

Laveri, der bei aller seiner Wildheit doch noch immer eine gewisse Ehrfurcht vor der Häuslichkeit hatte, die er in so schöner Weise bei seinen Aeltern kennen gelernt, bewog seine Mutter, hier vermittelnd einzugreifen und es gelang der alten Lachenbäuerin, eine entsprechende Friedsamkeit herzustellen. Die beiden Eheleute schienen wieder gewaume Zeit in schöner Eintracht miteinander zu leben. Laveri ermannte sich und griff wacker zu, aber sobald nur der kleinste Zwist ausbrach, sobald nur das kleinste Ungemach sich zeigte, war immer sein erster Gedanke: „O wär' ich doch, wo mich meine Kiste hinweist!" Er hatte dies einmal gegen seine Frau ausgesprochen und sie holte die Art und wollte die Kiste zertrümmern und verfluchte ganz Amerika und jeden Gedanken daran. Nur der größten Milde und Nachgiebigkeit und dem schließlichen Vorhalte, daß die Kiste fünf Gulden werth sei und daß er sie bei nächster Gelegenheit einem Auswanderer verkaufe, rettete sie noch,

und wenn selten ein Gedanke an die neue Welt in Laveri aufstieg, verscheuchte er ihn so bald, manchmal aber konnte er minutenlang in der Kammer auf die Kiste hinstarren und seine Gedanken gingen weit ab von Allem, was ihn umgab.

Wenn Laveri Abends im Pflugwirthshause saß, schaute er oft durch die Fenster nach jener Tafel, darauf das Schiff schwamm und wo man vorher Schritt zu hören war: Nach Amerika! Wenn er heimkam, machte er dann jenes Scherzwort zur Wahrheit, daß er über Amerika ins Bett ging.

Im Frühling war eine lustige Hochzeit im Dorfe, die aber ihre traurigen Folgen hatte. Der Schackle war zurückgekehrt und heirathete eine Kaufmannstochter aus der nahen Amtsstadt und errichtete einen großen Kramladen mit langen, bis an den Boden reichenden Fenstern, wie man solche im Dorfe noch nie gesehen. Der Zuckerin, die, gestützt auf ihren jetzigen Familienzusammenhang bei Schackle's und Gemeinderath, die Schließung dieser Concurrenz hatte verhindern wollen, brachte nichts zu Stande, und sie, die einst die Familie Laveri's so hoch gerühmt hatte, konnte nicht genug Schimpfworte auf dieselbe finden und den Laveri hielt sie fast nicht mehr anders als den „Narrischen", weil er einmal gesagt hatte: „Ich kümmere mich um die Sache gar nicht" und dabei fest verblieben war. Die Zuckerin suchte jetzt den Laveri zu stacheln, daß er dem Pflugwirth seinen Auswanderungshandel verderbe; dieser aber war nicht mehr dazu aufgelegt; dennoch versagte er sich die Schadenfreude nicht, ihr vorzuhalten, daß sie ihn verhindert habe, als es noch Zeit war und ihn jetzt ermahne, da es zu spät sei. Nun wollte sie, daß er mindestens dem Schackle nicht zur Hochzeit gehe; aber auch hierin willfahrte ihr Laveri nicht; er war ja der alte Beschützer des Schackle gewesen und schloß zuletzt auf jede Ermahnung: „Ich bin kein Krämer!"

Laveri ging lustig, als er zum Hochzeitschmause des Schackle ging und hörte nicht auf das Brummen und auf das laute Schelten seiner Frau, er zog sein bestes amerikanisches Gewand an und versteckte noch darunter sein Waldhorn. Er entsetzte sich fast, als er seine Frau ansah: wie hatte diese sich so fürchterlich verändert! Ihre ganze Erscheinung war so über alle Maßen vernachlässigt, daß er sich fast gar nicht glauben mochte, daß das seine Frau sei. Die Zuckerin wußte, daß ihr Mann noch vom Soldatenleben her viel auf ein propres Wesen hielt und fast zu seinem Aerger vernachlässigte sie sich immer mehr.

„Kannst dich anziehen und auf den Abend auch nachkommen, ich will einmal gut essen!" sagte Laveri und ging nach dem Pflugwirthshause.

Das Waldhorn tönte am Abend das ganze Dorf herauf: es konnte Niemand anders sein als der Laveri, der so schön blies. Die Zuckerin saß daheim in Zorn und bitterm Haß und sie wußte am Ende nichts Anderes zu thun, womit sie ihren Mann ärgern könnte, als daß sie ein Beil holte, um die Kiste zu zertrümmern. Er hütete die Kiste wie ein Kleinod; er hatte seine Frau gebeten, ja ihr streng befohlen, sie nur zu berühren; darum sollte sie jetzt zerstört werden. Die Zuckerin besann sich aber doch wieder, daß sie einen namhaften Geldwerth zerstörte und ließ nun ihren Zorn damit aus, daß sie mit dem Beil den Namen Laveri's und die beiden Waldhörner auskratzte. Sie ging vor das Haus und jetzt sagte ihr eine wohlwollende Nachbarin, daß der Laveri tanze wie ein junger Bursch. Schnell sprang sie nach dem Wirthshause und eilte athemlos die Treppe hinauf. Dort tanzte eben Laveri mit des Pflugwirths Agathe und jauchzte und sang dabei; schnell drang sie durch die tanzenden Paare und stand vor ihrem Laveri. „Was machst du da!" schrie sie ihn an.

„Buck, die ist halt schöner als du!" erwiderte Laveri. Fluchend und mit gellendem Schreien, daß darob die Musik einhielt, schimpfte nun die Zuckerin die Agathe, die aber ruhig erwiderte: „Was schändest so? Ich mag ihn nicht, wenn ich ihn gemöcht hätt', hätt's du ihn nicht kriegt!"

„Du bist ja auch wie der Hansdutz!“*) rief Lavori und in übermüthiger Laune begann er das Lied zu singen:

I g'lach' kein Krapp**), i g'lach kein Vogel —
Der Hansdutz, der Hansdutz, der Hansdutz lacht da!

Da Adolf begann die Melodie zu spielen und Alles jauchzte hellauf und tanzte und trieb die Zuckerin hinaus. Diese gilt zu der Mutter Lavori's und zu Trudpert. Bald sah man Letzteren auf dem Langbeten und Lavori verschwand gleich nach ihm.

Im Heiligthumsstübl der Mutter gab es nun heftige Erörterungen, oft von Thränen und Schreien unterbrochen. Die Mutter hatte schnell die Laden zugemacht. Es sollte kein Laut nach außen dringen. Lavori, der ohnedies nur vergnügt lustig gewesen war, erkannte wol bald sein Unrecht, aber er hatte wieder seinen alten Trotzkopf und wollte das nicht gestehen, bis endlich Trudpert, der sein Lebelang gutmüthig und nachgiebig gegen ihn gewesen war, auf ihn losfuhrwerkte und schwur, ihn zu erdrosseln, wenn er nicht bekennen und sich bessern wolle. Die Mutter weinte und wehrte ab so viel sie vermochte und nach der eigenthümlichen Art sprachen ihre Klagen nicht davon, wie jammervoll dieser Bruderstreit an sich war; sie wiederholte nur immer: „Was ist das für eine Schande vor den Leuten, daß ihr so Händel miteinander habt' um Gemeinheiten! Das ganze Dorf lacht ja zusammen! Drunten steht Alles auf Hecht zu!“

Die Zuckerin saß auf der Bank und hielt still die Hände ineinander. Lavori schaute nur einmal mit wildem Blick nach ihr hinüber; wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, wie schändlich es von seiner Frau sei, daß sie ihm nicht beistehe und abwehre gegen seinen Bruder, der ihm fast den Hals zudrehte. „Laß los, du hast Recht!“ rief er aber doch keuchend. „Du mußt Recht haben, weil du so gegen mich sein kannst! Das hätt' ich nie geglaubt!“

„Ich hätt's auch nie geglaubt!“ sagte Trudpert, ließ ab und seine Hände zitterten.

Lavori versprach aufrichtig, sich zu bessern, und als er mit seiner Frau heimging, schaute ihm die Mutter aus ihrem Fensterchen nach und betete auf den nächtigen Weg der Davongehenden noch lange inbrünstige Gebete.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Die Engländerinnen.

Von den alten Deutschen wird erzählt, sie hätten, als sie noch in ihren Wäldern hausten, die Frauen den Engeln gleich gehalten. Das ist etwas lange her. Die Velleda, die Thusnelden leben im Reiche der Dichtkunst. Schon mit der christlichen Aera trat der Cultus der reinen Jungfrau gegen den der Mutter zurück. In Deutschland war die Frau die Freie. In welchem Sinne sie es war, lehrt Tacitus. Die Sklaven bedienten Haus und Herd. Die Sklaverei ist abgeschafft. Die Frauen haben, wie emancipirte Mitschwestern sagen werden, die Erbschaft der Sklaverei angetreten. Ueber die Stellung der Frauen im gegenwärtigen Deutschland bedarf es für sie keiner weitern Aufklärungen.

Aber England! Ging das freie Frauenthum mit Hengist und Horsa, den alten Sachsenführern, über Meer? Hat die Flut der Zeit das alte Priesterthum des germanischen Weibes hinweggeführt zu Ossian's Nebeln? Ist der Boden Britanniens die Heimat der neuen Velleden und Thusnelden geworden? Folgen wir einmal der alten Sachsenspur und sehen uns bei den Gebietern des Weltmeers nach der Stellung der dortigen Frauen um.

Wie ein Staat sich auf die Familie gründet, wird auch die Familie immer das Bild

*) Vogelscheuche.
**) Rabe.

einen Staats ſein. Aber nicht nur einen Idealſtaat im Allgemeinen, ſondern auch den Staat, in dem man lebt. Trägt der Mann als Bürger das Bewußtſein, in ſeinem guten Rechte überall den Schutz zu finden, den er begehrt, um nirgends der Willkür unterthan zu ſein, ſo wird er auch Anderen zugeſtehen, was er für ſich ſelbſt beanſprucht, und von Keinem eine Selbſtverleugnung begehren, die er nicht üben kann. Das Haus iſt zugleich der Ort, wo ein erſtarktes Gerechtigkeitsgefühl und der errungene Friedensſinn ſich geltend macht. Da ergibt ſich denn beim Engländer mancherlei Folge. Er nennt ſein Haus ſein Schloß. Er glaubt, daß die Heiligkeit ſeiner Mauern, die ihm ſein Weib und ſeine Kinder bergen, durch keine Macht der Erde, durch keinen Spruch des Geſetzes, durch keinen Menſchenwillen entkräftet wäre. Die Habeas Corpus-Acte unterſtützt dieſen Glauben. In England bewohnt jede Familie ein eigenes Haus für ſich. Sei es noch ſo klein oder auch noch ſo groß, es gehört nur einer Familie. Es iſt ein geſchloſſenes Schloß. Was hinter dieſer Pforte geſchieht, was von Frau und Kind in den oft todt ſcheinenden Mauern empfunden wird, davon verlautet keine Kunde. Wehe dem Manne, der über die Schwelle hinaustrüge, was er im Schooße der Familie erlebte! Selbſt der Hausrath, den der Zufall zum Zeugen des häuslichen Lebens machte, gehört zur Diskretion, die in England in ſo wunderbaren Contraſte zur Zügelloſigkeit des öffentlichen Lebens und der Preſſe ſteht.

Folgen wir nun dem Looſe der Frau, wenn ſie, als Gattin, einem ſolchen Hauſes Schwelle betritt. Nachdem ſie den Mann ihrer Wahl auf einer Hochzeitsreiſe begleitet, die, kurz oder lang, Gelegenheit bot, daß ſich Beide in ihrer Eigenthümlichkeit ganz zu erkennen geben, wird ſie in jenes Schloß geführt, begrüßt als deſſen Herrin. Sie betrachtet die Räume, in denen ſie ſchalten und walten ſoll, und macht ſogleich des Hauſes Geſetze. Doch nicht allein macht ſie dieſe Geſetze. Die neue Verfaſſung wird mit dem Manne entworfen, ſeiner Zuſtimmung vergewiſſert und nur das Detail der Ausführung bleibt ihrem eigenen Ermeſſen überlaſſen. Der Einnahme gemäß werden die Ausgaben feſtgeſtellt, jeder Zweig der Exiſtenz erfährt eine Berückſichtigung und ein angemeſſenes Verhältniß wird im Allgemeinen und im Beſondern erwogen. Damit entäußert ſich der Herr des Hauſes gleichſam für immer ſeiner Macht und die executive Gewalt beginnt. Der Mann iſt Herrſcher, die Frau regiert. Monsieur règne, Madame gouverne. Rechnungsbücher weiſen nach, wie die Verwaltung geführt wird. Jeder Monat erfährt ſeinen Abſchluß und das Jahr zeigt wieder die Summe des Ganzen. Bei dieſer Ueberſicht wird ein Nadelgeld für die Frau nicht vergeſſen. Ohne eine kleine Summe, die ſie ganz ihr Eigenthum nennt, würde ſie bei aller Freiheit doch wieder nur Sklavin ſein. Dies Mein und Dein, wenn auch noch ſo unbedeutend, erzeugt die Anerkennung einer gegenſeitigen Berechtigung. Sie kann nun mildthätig ſein nach ihrem Willen. Sie kann ſchenken, wenn ſie freigebig iſt. Sie kann der Neigung, ſich zu ſchmücken, folgen, ſoweit ihre Mittel reichen. Mein und Dein! Welche erhebende Wechſelwirkung! Schon im Kinde ſehen wir ein Feſthalten an Dem, was es ſein Eigenthum nennt und wer würde verkennen, daß aus einem Fehler auf dieſem Gebiete auch Tugenden ſich entwickeln laſſen? „Es gehört ihm", ſagt die engliſche Mutter von ihrem Söhnchen, „wenn er ſein Spielzeug nicht freiwillig gibt, ſo dürfen wir es ihm nicht nehmen." Im kleinſten Kinde achte man doch ſchon dies Recht des Eigenthums, dies Recht der freien Selbſtbeſtimmung! Die Mutter, die auf dieſe Art dem Staate Bürger erzieht, trägt dazu bei, ihn zur politiſchen Macht zu erheben. Und wie klein daher oder wie groß das Schloß, das ein Engländer bewohnt, die Herrin deſſelben wird eine eigene Revenue beziehen, von der ſie keine Rechenſchaft abzulegen braucht. Weiſen die Bücher zu jeder Stunde nach, was die Verwaltung des allgemeinen Hausſtandes gekoſtet, ſo findet keine Unterſuchung ſtatt, was die Privatausgaben betrifft. Ob die Gattin ein Kleid kauft oder nicht, ob ſie milde Gaben ſpendet oder ſparſam [illegible], iſt ihre Sache; mit ihrem Eigenthume ſchaltet ſie nach Belieben. Auch liegt

der Gewinn auf der Hand. Der Mann ist sicher, daß seine Bücher nicht blos Einfluß, sondern wirklich Summen und daß alle Gegenstände auch wirklich Das gekostet haben, womit sie verzeichnet stehen.

Je unterdrückter der Mensch ist, desto begieriger wird er zum Herrschen. In England weiß man nichts von der sogenannten „Herrschaft des Pantoffels". Die Engländerin kann nur in Anerkennung des Rechts des Andern die eigenen schützen. Sie verlangt, wenn sie in glücklichen und entsprechenden Verhältnissen lebt, von ihrem Gatten nicht mehr, daß er sie um Erlaubniß frage, wenn er einen Gast mitbringen will. Es kommt die Einrichtung seines Hauses und muß beurtheilen können, ob der Freund, den er unversehens an seinem Tische Platz zu nehmen bittet, mit der täglich vorgefundenen und von ihm erwarteten Bewirthung zufrieden sein kann. Die Frau hat freilich auch das gleiche Recht. Sie wird es weise brauchen. Denn zwei Menschen, die sich lieben und achten, zwei Menschen, die einen Bund geschlossen haben, der die Spanne Zeit, Leben genannt, ausdauern soll, werden nur wünschen können, in ihrer gegenseitigen Neigung glücklich zu sein und dem Andern nicht zulagen wollen, was Jeder selbst nicht gern sähe. Freiheit erzeugt Scheuung. Macht erzeugt Selbstüberschätzung. Die Engländerin ist vernünftig. Ist dies Anlage der Natur, ist es der vorherrschende Verstand über die Empfindung, ist es Folge der Erziehung? Sie kann schon als Mädchen eine Mutter sein, dem Geiste und Herzen nach. Sie erzieht vortrefflich. Ihr gegenüber gilt keine Schwäche, keine Uebertretung eines Gesetzes, kein süßes Schmeichelwort, keine Appellation an das schwache Frauenherz. Daher hat aber auch die junge Engländerin wirklich als Mutter nur das Ziel der Bildung vor Augen. Sie wird keinen Scherz treiben mit dem physischen und moralischen Wohl ihres Kindes. Kein schwacher, empfindsamer und bei unsern Frauen nur ihrem ewigen Herzen und Küssen und Schmeicheln der Kinder so unendlich alberner Moment wird ihr Das ablocken, was sie als schädlich oder unangemessen einmal verboten hat. Zucker, Näschereien werden dem Kinde nie gereicht. Ein englisches Kind bittet auch nicht um Dinge, die es nicht erhält.

Die Berechtigung, die Jeder in den Beziehungen des Lebens geltend macht, zielt mehr auf Achtung hin als auf Liebe. Man kann nicht umhin, Denjenigen zu achten, der seine Stellung im Leben richtig versteht, derselben gemäß handelt und seine Beziehungen zu der Welt danach feststellt, auch wenn man sonst an ihm keinen Gefallen fände. Das englische Kind lernt früh diese Achtungsverhältnisse kennen. Sowie es sich selbst bewußt wird, verschmäht es zwar, irgend Jemand Gewalt über sich einzuräumen außer seinen Aeltern, es wird von den Dienern des Hauses würdig behandelt; aber dafür muß es jeden kleinen, ihm geleisteten Dienst auch mit einem Worte des Danks entgegennehmen. Es ist wahr, der Trotz der jungen Engländer mag zu weit gehen. Ein Wort, wie: „Sie haben uns nicht zu befehlen!" an eine fremde Wohnung gerichtet, widersteht dem Charakter der deutschen Gemüthlichkeit; aber um so größer ist der Gehorsam gegen das Gebot der Aeltern. Dies ist ein heiliges und wird auch in deren Abwesenheit heilig gehalten. Das Kind fühlt instinctmäßig, daß Aelternliebe nur dann gebietet, wenn es die Einsicht heischt. Tritt die Mutter in die Kinderstube, mit ihrer würdevollen Haltung, ihrer ruhigen Miene, so beherrscht sie schon mit ihrem Blick die Anwesenden, ehe sie noch gesprochen. Ein englisches Kind hört kein wildes Wort aus dem Munde seiner Mutter. Selten steht es den Zorn Macht über sie gewinnen. Hat das Kind eine Klage zu führen, so hört sie ruhig an und entscheidet gerecht, auch wenn sie verweisend die Thräne aus des Kindes Auge küßt und ernst vor der Zukunft warnt.

Nach Allem, was wir bisher aus langjährigem Studium englischer Sitten mittheilten, wird man erkennen, daß die Engländerinnen wirklich die Herrscherinnen und Prieſterinnen des Hauses sind. So manches Jahr schon hat der Engländer erfahren, welche Wohlthat ihm daraus erwuchs, daß sein Weib in allen Angelegenheiten des häuslichen

seinem Staate das Scepter führt. Sie denkt über das Gemeinwohl nach, über sich, über Andere, über ihre Verhältnisse, und darin liegt ein unberechenbarer Vorzug. Um dieser Formenlehre, dieser Logik des Verstandes schon früh einen jungen Mädchen einzupflanzen, sucht man Lehrer, die sie in der Mathematik unterweisen, ja sogar der lateinische Grammatik wird nicht selten deshalb betrieben, um eine Vorschule zu einem richtigen Schluß vermögen abzugeben. Das Praktische, Gute, Sichere entwickelt sich bei den Engländerinnen schon in der Jugend. Zu einem englischen Familienleben gehört es nicht, daß die Kinder beständig um die Aeltern sind, daß sie mit ihnen spielen und an allen ihren Vergnügungen Theil nehmen. Der Mutter wäre die Theilnahme schon recht, denn der Natur gemäß ist die Liebe zu den Kindern die vorherrschende. Aber die Persönlichkeit verhindert vieß allzu glückliche und bevorzugte Leben. Mängt dieses System einmal für die Erziehung, so erschließt es auch eine Quelle des Glücks für das Zusammenleben der Gatten selbst. Die Liebe dauert länger. Der Mann wählte sich eine Gefährtin auf der Bahn des Lebens, die mit ihm theile, was das Schicksal bringt, in deren stets verschlossener Brust er sein einbauche, was ihm die Außenwelt an Sorg und Hoffnung biete. Er kehrt heim von seiner Arbeit, er will an seines Weibes Herzen ruhen. Wie oft findet er bei uns statt einer Geliebten nur die Mutter' Nicht so in England. Die Frau sieht die Berechtigung des Gatten ein, sein Glück zuerst berücksichtigt zu wissen und demgemäß handelt sie. Er ist und bleibt das Haupt des Hauses, wie werden es die Kinder, wie in tausend und abertausend Ehen. Die Engländerin bezieht ihr Leben sichtlich nur auf den Gatten. Sie frühstückt mit ihm allein, sie gehört ihm so lange, bis er gesammelt an die Geschäfte des Tags geht. Hat er sich entfernt, dann ist sie Mutter. Den ersten Unterricht in der Religion, die schwere Kunst des Lesens lernt jedes Kind in England nur auf dem Schooße seiner Mutter. Die ganze Erziehung ist ihr Werk, ihr Wort bestimmt Alles; auch die kleinsten Details ihrer Kinderstube sind ihr Gesetz, und daß dies gehalten werde, darüber wacht sie streng. Dabei schützt sie Jeden in seiner Berechtigung und Niemand der Dienstboten wird aufgefordert, Das zu leisten, was seines Amts nicht ist. Kehrt der Herr des Hauses dann zurück, sind seine Geschäfte beendet, so harrt schon die Gattin seiner, um die Stunden der Muße ganz allein mit ihm zu theilen. Selbst den beliebten deutschen Umgang für sich allein in Zusammenkünften mit aparten Freundinnen, die oft der Mann gar nicht kennt, pflegt sie nicht. Sie geht spazieren, macht Morgenbesuche, macht Einkäufe, aber um die Zeit, wo ihr Gatte heimkehrt, ist sie zurück und ungetheilt nur für ihn und seine Verhältnisse auf der Welt. Man speist sehr spät. Es ist Sitte, zum Mittagsmahle eine andere Kleidung anzulegen und keine Dame jenseit des Kanals wird es versäumen, mit ihrem Gatten allein dieselbe Sorge auf ihr Aeußeres verwandt zu haben, als wenn sie Besuch erwartete. Eine gleiche Rücksicht wird aber auch von seiner Seite beobachtet. Das Wohlanständige des Beisammenlebens, die manchen kleinen Rücksichten des Schicklichen, das stete Beobachten der Form sind wesentliche Bedingungen im Eheleben. Herrscht ein solcher Ton unter den Aeltern, so beugen sich die Kinder früh vor seinem Einfluß und Schamgefühl überschleicht sie, wo sie dagegen verstoßen. Respect ist das große Wort, das Jeder für sich begehrt. Es soll bei den Engländern, wie die Phrenologen sagen, ein Organ vorhanden sein, das darauf hinweist. Ist dem so, so müßten die Sprossen desselben Organs doch noch zu finden sein bei den Abkömmlingen der alten Sachsen diesseit des Kanals. Suchen wir es auszubilden! Vielleicht tritt es wieder mehr hervor.

Aus der Anerkennung gegenseitiger Berechtigung entsteht die Folge, daß Jeder, wenn es ihm zusagt, sich seine eigene Lebensweise erfindet. Daher ist England das Land der Originale. Und besonders ist dies unter den Frauen bemerkbar. Es gehört Muth dazu, originell zu sein. Die Engländerin sagt: „Warum soll ich nicht leben wie ich mag, wenn ich Niemand beeinträchtige?" Die Lächerlichkeit fürchtet sie nicht. „Was werden die Leute

sagen!" — dies prinzliche „Qu'en dira t'on!" kennt sie nicht. Sie hat die Berechtigung, ihren Geschmack geltend zu machen und sie thut es. Eine junge Dame von hohem Stande wurde zum ersten male bei Hofe vorgestellt. Diese Ceremonie hat etwas Herzbeklemmendes für den Neuling. Mit der langen Schleppe angethan, im Angesicht so vieler Zeugen vor dem Sitz der Majestäten vorübergehen, seine Verbeugung machen und dann rückwärts durch die entgegengesetzte Thür verschwinden, ist ein Kunststück, das eingelernt sein will und das dennoch beim ersten Versuche mißlingen kann. Die junge Dame war Lady in der own right, d. h. sie hatte einen Titel mit auf die Welt gebracht; dieser Titel gab ihr das Vorrecht, von der Königin einen Kuß auf die Backe zu erhalten. Der Kämmerling rief den Namen, die junge Dame verbeugte sich, aber kein Kuß erfolgte. Sie verharrte immer noch auf ihrem Platze. Der Hof, die ganze Versammlung musterte sie mit staunenden Blicken. Glühendes Roth überzog ihre Stirn, eine Falte zog ihre Augenbrauen zusammen, aber mit stolzer Haltung verharrte sie auf ihrem Platze. Da endlich flüsterte ein Nahestehender der Königin den Mißgriff zu und der Kuß erfolgte. Es war nicht der Kuß, es war ihr Recht, das sie begehrte; ein Recht, das ihre Vorfahren erworben haben mochten wie sie wollten, das sie aber zu behaupten gesonnen war.

Wir möchten dies Beispiel, um die feste, selbst vor dem Throne ihrer selbst nicht uneingedenk bleibende Sicherheit der Engländerinnen zu bezeichnen. Und nur diejenige Frau, die selbst etwas auf sich gibt, kann allein lieben und wahrhaft beglücken. Es ist doch wol nicht Zufall, daß die erste und einzige Tragödie der Liebe: „Romeo und Julia", von einem Engländer gedichtet ist. Julia Capulet hat den Namen einer Italienerin, aber ihrem innersten Wesen nach, von ihrem ersten: „Wer ist dort der Herr?" bis zum letzten: „So laß mich sterben!" ist sie eine Tochter Albions.

Aus meinen Tagebüchern.

Glaube. Zweifel. Wissen.

Der Glaube gleicht der Blüte mit ihrer bunten Farbe, mit ihrem lieblichen Dufte, mit ihrer, dem Auge des Beschauers wohlthuenden Gestalt; der Zweifel der unreifen Frucht mit ihrer Bitterkeit oder Säure und mit der noch unansehnlichen Gestalt; das Wissen der gereiften Frucht mit ihrer Süßigkeit, ihrem Nahrungsstoffe, mit ihrer Abrundung. Es wäre gleich thöricht, die Blüte abstreifen zu wollen, bevor sie einen Fruchtknoten zeigt, wie die unreife Frucht zu brechen oder den Verlust der Blüte zu beklagen, während man an der gereiften Frucht sich laben kann.

Halbwahrheiten.

Die Entdeckung, daß uns gar Vieles bald als Halbwahrheit erscheint, was wir als ganze Wahrheit angenommen oder gegeben haben, sollte uns nicht sowol dazu dienen, daß wir von keiner Wahrheit etwas wissen und hören, oder das von uns selbst für wahr Gehaltene als Wahrheit auszugeben uns allzu bedenklich finden lassen möchten, sondern vielmehr dazu, daß wir die andere Hälfte der Wahrheit zu entdecken uns um so eifriger bemühen.

Die Fehler eines Andern.

Wie kommt es, daß es Andern nicht immer recht ist, wenn wir Fehler und selbst Untugenden ablegen, über die sich dieselben kurz zuvor schwer beklagt und die sie so übel empfunden haben? — Nun, sie haben sich im Umgange mit uns auf unsere Fehler und Untugenden eingerichtet und haben sich dadurch zu eigenen Fehlern und Untugenden verleiten lassen, die sie nun selbst ablegen müssen, wenn sie gut mit uns auskommen wollen.

Wer nicht den Muth hat, einmal etwas Falſches zu ſagen, der wird auch mit ſeinen Wahrheiten oft zu ſpät kommen. Wer zu ſehr fürchtet, etwas Unrechtes thun zu können, wird auch das Rechte oft verſäumen.

Es iſt leichter, ein begangenes Verbrechen, das man hinter ſich hat, einzugeſtehen als die kleinſte Schwachheit, die man eben noch an ſich trägt.

Die rechte Würdigung des Ungemeinen wird immer ebenſo ſelten ſein als die Erſcheinung des Ungemeinen. Daher kommt es, daß die Liebenswürdigen doch nicht immer die Geliebteſten ſind.

P. K. gen. K. v. T.

Familienabende.

So viel Zeit müßte jeder tüchtige und wo möglich gebildete Familienvater ſeinen Geſchäften abzumüßigen können, daß er einige Abende des Monats ganz und in höherem Sinne ſeiner Familie widmete. Wie reiche Früchte würden daraus ſpäter dem Leben im Staate, in der Kirche und endlich der ganzen Menſchheit erwachſen! An dieſen Familienabenden ſollte jede Anlage zum Beſſern im leichten Rhythmus der Geſelligkeit ausgebildet, ſollte dem Herzen wie dem Kopfe die gedeihlichſte Nahrung zugeführt werden. Das ganze Panorama der Welt wird ſich hier der Gattin, den Kindern und einigen Freunden des Hauſes in faßlicher Weiſe aufſchließen, in Bild- und Schriftwerken, in Muſik und vor allem in lebendiger Wechſelrede. Wie viele Hülfsmittel dazu, welche unſere Vorfahren nicht kannten, bietet die jetzige Zeit dar! Hülfsmittel, um in Natur und Geſchichte einzudringen und im Laufe des Jahrs den jungen Weltbürger zu erziehen für das Kleinſte und Größte, für das Dieſſeits und das Jenſeits, um ihn vor aller Kopfhängerei, aber auch vor aller Vermeſſenheit zu bewahren! Wahrlich, zwiſchen dem flimmernden Weihnachtsbaume mit ſeinen lockenden Geſchenken, mit ſeinen ſüßen Näſchereien und dem funkelnden Sternenhimmel draußen waltet eine große Verbindung ob, die durch das Familienleben, beſonders an traulichen Abenden, zum Bewußtſein gebracht werden ſollte, um alle Freuden, aber auch den Ernſt des ſpätern Erdenlebens ſchon vorzubereiten. Unſere Kinder ſitzen und ſchwitzen nach dem heutigen Erziehungsſyſtem viel zu viel die langen Winterabende hindurch über todten Lectionen. Und doch muß man ſagen: In England und Deutſchland ſind Familienabende es geweſen, welche in Kindern jenen Grund niedergelegt haben, aus dem der Nation einſt große Männer und Frauen erwachſen ſind.

Alexander Jung.

Die tanzenden Tiſche.

Der Weltgeiſt iſt ein Humoriſt. Zuweilen wirft er irgend eine wunderliche Frage hinaus ins Menſchengewühl und beobachtet die poſſirlichen Geberden, die wir machen, um ſie zu löſen. Der Spaß, den daran jener neckiſche Demiurgos zu haben ſcheint, kann auch dem Beobachter werden, der ruhig zuſieht, wie die Menſchen mit den neuen Nüſſen fertig werden.

Wie luſtig iſt jetzt die Aufnahme der Kunde von den tanzenden Tiſchen! Und nicht blos wie luſtig, ſondern auch wie lehrreich! Wir ſind ſtill geworden über Monarchie und Republik, über Offenbarungsglauben und Vernunftglauben, über Staat und Geſellſchaft; man weiß kaum recht, welche Stimmungen und Geſinnungen verborgen in der Welt ſchlummern. Da kommt zwiſchen alle Verſtellung und Furcht plötzlich das Phänomen von einem durch Handauflegen in Bewegung zu bringenden Tiſch und nun zeigt ſich Zweifel

und Glaube, Ernſt und Humor, Grübeln und Spotten nebſt allen Zwiſchenbeſtimmungen von Heiterkeit, von Prüfung, von Unentſchloſſenheit, von gewöhnlichem Ahe und Harrten Derer, die natürlich immer die Klügſten bleiben und zuletzt die Siegreichen. Der nimmt die Sache melancholiſch, Jener ſanguiniſch; Der heiteriſch, Der phlegmatiſch. Die Federn ſträuben ſich und ſogar die Neigung zur Oeffentlichkeit, die plötzlich 1848 ſo ſchreckenerregend aufwucherte und ſich jetzt im Gegentheil in ein allgemeines bene vixit qui bene latuit verloren hat, tritt nun wieder mit Namennennungen, Eingeſandts und allen den der deutſchen Nation leider ſehr eigen ſcheinenden Bekenntmachungen des wohlgeborenen und hochwohlgeborenen eigenen Ichs hervor.

Und auch die Erſcheinung iſt merkwürdig, wie außerhalb der Tiſchtanzwuth in der literariſchen Sphäre bei den tanzenden Tiſchen wieder luſtig die gewöhnlichen ſchriftſtelleriſchen Capriolen gemacht werden. Das war ein Thema für die „gewandte Feuilletonniſſe!" Tanzende Tiſche! Welches reiche Feld des paradirenden Witzes! Was werden wir erſt erleben, wenn die Tiſche auch in den franzöſiſchen Blättern tanzen werden, dort, wo ſeit einigen Jahren aller Humor verbannt und der „Charivari" unleſerlich geworden iſt! Die Welt wird wieder heiter werden. Die aſchgraue Wirklichkeit überſpielt ein frohes Himmelblau. Es kann wieder Spaß geben, auch da ſogar, wo der Spaß bisher nicht privilegirt war und man ihn ſich nur von ein paar Andern, die ſich die Gelehrten des „Kladderadatſch" nannten, vormachen ließ und zu dieſen von Herzen dankbar ſeine ſüßſaure und ſchmunzelndſeufzende Miene machte. Dank den Göttern! Sie ſenden uns mit den tanzenden Tiſchen wieder die verbannte Heiterkeit in die Welt.

Und welche weiſe Vorſicht des Geiſtes, der ſeine ſchöne Erde liebt! Die tanzenden Tiſche ſind Veranlaſſung, daß wir wieder miteinander zu ſprechen anfangen. Gab es denn noch ſeit zwei bis drei Jahren Gruppen von vier oder fünf Perſonen, die ſich zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke verbanden? Sah denn der Eine noch auf den Andern? Schlich nicht Jeder ſeinem Berufe nach und mied das Antlitz des Nachbarn und ſchlenderte ſo ſtill für ſich hin durch dieſes irdiſche Jammerthal? Die tanzenden Tiſche erlöſen uns nicht nur von der trübſeligen Ernſthaftigkeit des Lebens, ſondern auch von der ſchrecklichen Iſolirung, in die Einer gegen den Andern gerathen war. Wie wenig Vereinigung noch in der Welt herrſchte, ſah man recht deutlich daraus, daß anfangs *Niemand das Experiment gemacht hatte*, wer nicht zufällig eine Familie beſaß oder gerade einen Ahee gab. Einen Freund zu haben, war ſchon für dieſe Zeit zu viel verlangt. Nun braucht man drei, vier, fünf Freunde und findet ſie. Die tanzenden Tiſche führen die Menſchen wieder zuſammen. Die verbundenen Fingerſpitzen erzeugen elektriſche Strömungen des Lebens. Wir waren im Begriff, Einſiedler, Mönche, Trappiſten zu werden; da ſchickt uns das fröhliche, muntere, geſunde, goldfindende Amerika nach dem trübſeligen „Onkel Tom" die tanzenden Tiſche und plötzlich beſinnen wir uns, daß wir noch Nachbarn haben und Einer des Andern bedürfe und wir erkennen uns wieder und lachen zuſammen und tauſchen Vielerlei, vielleicht ſogar unſere Meinungen aus.

So viel heute von den tanzenden Tiſchen in ſocialer und weltgeſchichtlicher Bedeutung.

Was an ihnen naturwiſſenſchaftlich iſt, das wird wahrſcheinlich erſt durch ein Geſchworenengericht von Akademikern kund werden, die ſich darauf rüſten, bei dem Rufe: „*Er bewegt ſich!*" nicht ihren unſterblichen Verſtand zu verlieren. Denn dieſer Moment iſt der gefährliche, dieſer Moment, wo plötzlich von einem Dutzend Händen immer eine Hand dann in der Lage iſt, ſogleich zu ſchieben, und elf in der Lage, geſchoben zu werden, ſo aber, daß, wenn die eine ſchiebt, alle andern geſchobenen gläubig ſind und die einzige zweifelnde dann doch auch gläubig wird, wenn von den elfen die nächſte Hand ſie ablöſt und dann dieſe die ſchiebende und vorübergehend zweifelnde wird. Ferner müſſen dieſe Geſchworenen den feierlichen Eid ablegen: Ich ſchwöre, mir nichts ein-

gründen auf meine wunderbare elektrische Empfänglichkeit und meine wunderbare magnetische Ausstrahlung! Ich schwöre nie aufzuraufen: O, ich bin ein furchtbar feinfühliger, ein nervöser Mensch und habe Das schon lang' gesagt und nun sieht man's, was gerade in mir für eine Merkwürdigkeit steckt!

Von Erklärungen des neuen Wunders lasen wir schon viele. Eine der für uns erfreulichsten erhielten wir von Herrn Dr. E. Hlawacek in Karlsbad, der unsere Aufsätze „Ueber Unsterblichkeit der Seele" mit dem ihm gelungenen Phänomen in Verbindung brachte und jene, in Nr. 27 unserer „Unterhaltungen" gegebene Auseinandersetzung über gebundene und ungebundene Nervenelektricität auf die neue Bewegung der Tische bezog. Seine geistreiche und scharfsinnige Vermuthung gaben wir, da die Mittheilung drängte, in die „Deutsche Allgemeine Zeitung", von wo sie in die übrigen politischen Blätter überging und unsern Lesern demnach schon bekannt sein wird.

Anregungen.

Die schöne Seele.

Wir haben diese, der deutschen Sprache eigenthümliche Bezeichnung bekanntlich zuerst von Goethe im „Wilhelm Meister" mit der bestimmten Hindeutung auf ein weibliches, sanftes, christliches Gemüth mit herrenhuterischer Färbung erhalten. Sollte bei Bildung dieses Begriffs Goethen nicht eine Modernisirung des griechischen Kalokagathos, die verbundene „Güte und Schönheit" vorgeschwebt haben? Carus gibt in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" folgende Definition: „Unter dem Ausdrucke: Eine schöne Seele, pflegen wir eine eigenthümliche Reinheit und innere Großartigkeit der Fühlung im Gemüthe und der einfachen Klarheit im Erkennen und Wollen zu bezeichnen."

Sehr kunig sind die körperlichen Merkmale, die Carus von der schönen Seele angibt. Er spricht ihr eine Hand zu, die er die psychische nennt und die aus feinen, schlanken, verlängerten Fingern und ebenso verlängerten Nägeln bestehen soll. Es ist nicht gesagt, daß sich diese Hand immer nur bei den vornehmen Damen findet, die in träger Beschaulichkeit ihrer Boudoirs mit einem feinen englischen Nagelstahl ihre Finger und Nägel pflegen können; man findet sie auch bei Frauen aus dem Volke, bei mildthätigen, hingebendgestimmten Naturen, sanften Müttern, duldenden Ehegattinnen, die unter mancherlei Bedrängnissen zu leiden und sich dem Schicksal meist still ergeben zu fügen haben.

Man kann mit jener Carus'schen Definition der schönen Seele um so einverstandener sein, als sich in ihr das Gefühlsmoment mehr hervorgehoben findet als die Intelligenz. Es ist nämlich ein Vorwurf, den wir gegen die psychologischen Erörterungen des geistreichen und allen Dingen auf die Tiefe nachgehenden Denkers nicht unterdrücken mögen, daß Das, was er hochzustellen und bedeutend zu nennen pflegt, sich gewöhnlich mehr in der Gegend des erkennenden und interessirten Geistes als in der des Herzens befindet. Die Welt der Entsagung, der Unterordnung und Demuth ist doch sehr oft im Leben die leere Kehrseite von Medaillen, die sehr glänzend nach der Seite des Geistes, des Interesses, der „höhern Empfänglichkeit" strahlen. So treffend und anregend die Definitionen auch dieser neuen und mannichfach merkwürdigen Symbolik für die Erkenntniß der menschlichen Gestalt sind, so verwundet doch nicht selten die allzu sichere Eintheilung in Hoch, Höher, Höchst, in Gewöhnlich und Mittel, in Niedrig und Gering je nach der Außenseite des Menschen, über die uns so unabweisbar tief der Glaube an ihre Zufälligkeit eingeprägt ist, und bei all der ebenso gelehrten wie geistvollen Erörterung kommt dann immer recht beklemmend Eins ins Gedränge, nämlich eben jenes Herz, das oft unter unscheinbarster Hülle so treu und warm zu schlagen weiß. Lesen wir nicht schon im „Hafiz" das schöne Wort, daß Das, was uns Menschen hienieden garstig, krumm, buckelig, lahm und schielend erscheinen will, im Auge Gottes eitel Schönheit ist?

Genie und Talent.

Zu denjenigen Gemeinplätzen, die man täglich wiederholen hört, muß man gewisse Unterscheidungen zwischen Genie und Talent rechnen. Es sind das diejenigen Unterscheidungen, die von den Einflüssen des Dilettantismus herrühren, der leider zu allen Zeiten, während die großen Geister schufen, die Theorie ihres Schaffens bestimmen wollte. Der Dilettantismus ist entweder unendlich anmaßend oder unendlich zerfloſſen. Anmaßender Dilettantismus hat die Lehre von dem Genie auf-

gebracht, dem leider das Talent fehlte, gewöhnlich alles zu fehlen. Zerfließender Dilettantismus vermißt in Allem, was das Talent hervorbringt, den „Funken des Genies“. Das Wichtige an dem ganzen Gegensatz zwischen Genie und Talent ist das, daß es nie ein Genie ohne Talent und nie ein wahres Talent ohne Genie geben kann. Die eigentlichen Verschiedenheiten des größern Vermögens und künstlerischen Schaffens liegen im Grade, in der Weise, in der Vollkommenheit, aber nicht in einer jemeilig hergeholten Unvereinbarkeit zwischen Genie und Talent. Das Genie ist das schöpferische Talent in seiner höchsten Potenz. Die Bezeichnung geringer Potenzen des Talents mit dem Namen Genie, da ihrer Ueberschwänglichkeit nur die Anlage und Ausbildung fehle, ist eine Erfindung eben jener Dilettanten, die das wahre Können und Vermögen in allerhand Subtilen und Stegen deshalb vertheilen müssen, um dabei immer auch für sich selbst noch ein Plätzchen zu gewinnen. Shakspeare war ohne Zweifel Talent und Genie; doch würde man seit hundert Jahren viel besser gethan haben, sein Talent mehr hervorzuheben als sein Genie. Die absolute Talentlosigkeit würde der zufällig nicht mit Talent begabten Genialität nicht so viel Feld eingeräumt haben in unserer Literaturgeschichte und unserer noch täglich grassirenden Dilettanten-, d. h. Impotenzkritik. Was war Kotzebue? Unsere überschwängliche Phrasenmacherei sagt: O, ein großes Talent! Im Gegentheil. Kotzebue war, im Sprachgebrauch dieser Genie- und Talentunterscheidungen, ein großes Genie, aber im edeln und rechten Sinne des Worts ein ganz mäßiges Talent. In unsern kritischen Aburtheilungen hat man zu sehr die natürlichen Unterscheidungen zwischen Genie und Talent durcheinandergeworfen, wie noch viele Beispiele beweisen würden. Will man Genie einen prädestinirten, gleichsam von der Vorsehung berufenen Epochemacher, also einen Genius im Leben der Menschheit nennen, dann ist gegen diesen Ausdruck auch in der Sphäre des Talents, in der Sphäre des Schaffens, nichts einzuwenden. Nur muß man dann zugleich hinzufügen, daß es theils doch immer erst die Zeit gewesen ist, die allmälig irgend ein in seinen Schöpfungen eminentes Talent zum epochemachenden Genius erhoben hat, theils aber auch, wie es große Talente gab, die nur durch Umstände, deren Erörterung hier zu weit führen würde, nicht in die Lage kamen, daß sich in ihnen geschichtliche Zufälligkeiten gleichsam durchkreuzten und sie zu Trägern einer Epoche, d. h. zu „bahnbrechenden“ Genies machten.

Oft kommen im gewöhnlichen Leben und auch in der Kritik Fälle vor, wo man glauben möchte, man sähe das Genie nur da, wo zufällig mit einem Talent ein heißblütiges, sanguinisches Temperament verbunden ist. Ihr armen Verständigen und Phlegmatiker dann! Mancher auch hat Schiller's Ideen um deshalb ein Genie und Goethe nur ein Talent genannt.

Die leipziger Chirographensammlung.

Die Handschriftkundigen, die aus Schriftzügen auf unsern Charakter schließen wollen, würden ihre Kunst noch vervollkommnen, wenn sie aus der Form unserer Schriftzüge zugleich auch auf unsere Stimmung schlössen.

Der Vergleich.

Aus der Waldnacht, tief und heilig,
Rauscht der felsentsprung'ne Bach!
Ueberschäumend, jugendeilig
Stürzt er nach dem Thale jach.
Unaufhaltsam strömt die Welle
Ihre Bahn, voll Uebermuth;
In das warme, sonnenhelle
Leben streckt die klare Flut.
Ueberbrauft die mächt'gen Dämme,
Hat den Felsblock durchgewühlt
Und die Wurzeln hoher Stämme
Bloßgewaschen, losgespült.
Seine wilden Wogen tragen
Von den Höhen, schroff und fahl,
Frische Märchen, dunkle Sagen
In das wiesenduft'ge Thal.
Er erzählt vom kühnen Sprunge
Scheuer Hirsche, die er hetzt;
Von des Wolfes blut'ger Zunge,
Die sein Wasser kühlend netzt.
Von der Elfin weißem Leibe,
Die er nächtlich oft umrauscht,
Während hoch die Mondenscheibe
Durch die grünen Blätter lauscht.
Wie sie aus krystall'nem Bade
Furchtsam in die Büsche flieht,
Wenn auf stillem Waldespfade
Ein frühwacher Jäger zieht. — —
Wie er stolz und silberprächtig
Von des Berges Brust sich löst;
Zornesmuthig, jugendmächtig
Jedes Hemmniß seitwärts stößt;
Wie er tosend, ohne Friede
Jede Schranke überspringt —
Gleicht er einem Freiheitsliede,
Das der Berg dem Himmel singt.

Freier Flug.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 31. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Viereckig oder die amerikanische Kiste.

Eine Erzählung von Berthold Auerbach.

(Schluß.)

Der ehrenkundige Zerfall, den Laveri herbeigeführt hatte, schmerzte ihn sehr, wir müssen aber sagen, nicht sowol um des verlorenen Glücks willen als um die preisgegebene Ehre. Vor Tag ging er mit dem Pflug ins Feld oder zum Holzfällen in den Wald und kehrte erst am Abend wieder heim. Im Wirthshause sah man ihn lange nicht. Die Leute sagten, Laveri könne sich nicht sehen lassen, sein Gesicht sei zerkratzt, man habe ihn solch einen Ausruf einmal bei Nacht schreien hören; das war nicht der Fall, seine Frau hatte ihm nur während seiner Abwesenheit seinen Namen von der Kiste abgekratzt und so oft er nun darauf sah, kochte ein Ingrimm in seiner Seele, aber er sprach nur ein mal davon, immer aber mußte er daran denken, wie ganz anders es stünde, wenn er mit seinem unversehrten Namen davongezogen wäre übers Meer. Im Hause wurde wenig gesprochen; es war weder Friede noch Streit. Nur einmal entbrannte letzterer wieder, als die Zuckerin die Kiste verkauft hatte und Laveri eben dazu kam, als man sie abholen wollte. Er hielt sie zurück mit dem Bedeuten, daß sein Eigenthum Niemand anders verkaufen dürfe. Die Zuckerin, deren Krämladen ganz verödete, kochte ihrem Manne fast gar Nichts mehr und er mußte sich wieder bei seiner Mutter erholen.

Die Ernte kam herbei. Laveri ging schon vor Tag mit der Sichel hinaus nach dem Acker neben dem Kirchhofe. Dieses Hinausschreiten im kühlen Morgennebel, da sich ein grauer Schimmer auf Gras und Staude legt, diese Freude am frischen Gange aus Dumpfheit und Verzerrung, die Arbeit, die jetzt noch als Lust entgegenwinkt, der Gruß der Begegnenden, die sich zu gleichem Thun aufmachten und einander in der sichern Hoffnung auf einen hellen Tag bestärkten, Alles machte Laveri plötzlich im Innersten froh; er dachte kaum mehr an sein verworrenes Leben und es schien ihm leicht zu glätten, mindestens wollte er Alles thun, damit es schön und heiter sei. Laveri war trotz Allem doch noch Bauer genug, daß er seine Freude an dem schönen Acker hatte, den er jetzt sein eigen nannte, er lachte vor sich hin, als er denken mußte: es ist doch gut, daß sich die Wiesen

und Aecker nichts um die Händel im Hause bekümmern und seine Unfriedsamkeit nicht draußen laufen; sie wachsen still, und wie prächtig steht hier das Korn! Wer sich doch gleich Menschen und Gott ist gut, daß er euch den Unfrieden nicht eingeben läßt.

Der erste Anschnitt eines Ackers hat immer etwas Feierliches, besonders für den einsam Arbeitenden; der alte Lachenbauer hatte immer gebetet ehe man anfing, Xaveri that das nun zwar nicht, aber indem er die Sichel noch einmal wetzte, dachte er gleichsam noch einmal seine Gedanken und die waren: daß er fortan arbeitsam und friedsam sein wollte. Das Feld war ergiebig, die niedergelegten Halme, die sogenannten Stoppeln, lagen so nahe aneinander, daß man gar keine Stoppeln mehr sah, und das ist das freudigste Zeichen einer reichen Ernte. Die Sonne war emporgestiegen, die Lerchen sangen in blauer Luft, aber Xaveri horchte nicht hin und sah nicht auf, seine Gedanken waren drüben in Amerika: Wie anders wäre das, wenn du jetzt dort zum ersten male Ernte hieltest, auf einem vordem nie bebauten Boden — die Morgenglocke läut, dort hört man kein Geläute, vom Acker herüber hört man Menschenstimmen, dort vernimmt man nichts. Es ist doch besser auf dem Boden zu bleiben, den schon die Vorfahren bebaut und der von Geschlecht zu Geschlecht genährt, und wer weiß ob du drüben noch lebtest — Xaveri richtete sich verschnaufend auf und sah nach dem Kirchhofe: dort liegt dein Vater und dort deine Ahne, von welcher der Spruch herrührt: „Ich glaub' nicht an Amerika." Zum ersten male in seinem Leben empfand er, was es heißt, den Boden zu verlassen, darin die Gebeine der Angehörigen ruhen, aber dieser Gedanke streifte ihn nur flüchtig und im Weiterarbeiten gedachte er: Auch du wirst einmal dort liegen. Dieses Leben hast du nur ein mal und willst du es so in Haß und Hetzerei verbringen? Fang' es frisch an, so lang' es noch nicht verloren ist; dein Weib wird schon gut sein, sie muß, wenn sie sieht, daß du gut bist. Wir haben unser reichliches Brot, warum sollen wir denn nicht gut miteinander auskommen? Ich will nicht mehr an Amerika denken. Es muß uns hier gut gehen und wir haben's besser als tausend Andere und wenn jetzt das alt' Zuckermännle den Löffel erst grad' aus dem Maul gethan hätt', ich thät' damit essen und es schmeckt' mir, das darf nichts mehr gelten. Wenn sie mir nur auch bald Essen bringt....

Dieser letzte Gedanke war es, bei dem Xaveri am längsten verharren mußte, denn er spürte in sich einen Mahner und auch von außen wurde er daran erinnert. Von den benachbarten Aeckern hörte man gemeinsames Sprechen und oft lautes Lachen. Es war sechs Uhr, man hatte den Schnittern das Essen gebracht und überall, so weit man sah, wandelten Frauen und Kinder mit Körben und Töpfen. Denkt deine Frau allein nicht an dich und glaubt sie, daß du nicht auch hungerig wirst und schneidest du denn für dich allein? So sprach es in Xaveri und der im Hunger doppelt leicht gereizte Zorn wollte wieder in ihm aufsteigen und Alles bewältigen, aber noch wurde er seiner Herr und sagte sich, daß seine Frau sich verspätet haben könne oder daß sie im Kaufladen aufgehalten werde. Er schnitt allein weiter, während Alles um ihn her ruhte und sich gütlich that; das aber nahm er sich vor, es sollte als Zeichen des Friedens gelten, ob seine Frau ihm Essen bringe oder nicht. Sieben Uhr war schon vorüber, ringsumher war Alles wieder neugestärkt an der Arbeit und Xaveri, der immer weiter schnitt, empfand ein tiefes Mitleid mit sich, daß ihm das Weinen nahe stand; er war verlorener als wär' er in der weiten Welt. Oft schaute er aus, aber immer noch sah er seine Frau nicht. Er wollte davonlaufen, aber in einer Art von heldenmüthiger Selbstvernichtung wollte er unaufhörlich weiter arbeiten bis er niedersänke vor Ermattung und die Leute dann sähen, wie es ihm erginge. Endlich, es schlug acht Uhr, da sah er seine Frau den Berg herabkommen, sie hatte weder Korb noch Topf bei sich. Auch Das wollte Xaveri verwinden, sie konnte ja wieder umkehren. Als sie aber näher kam und so verwahrlost aussah in der nachlässigsten Kleidung mit der Sichel in der Hand, konnte er sich nicht enthalten, ihr

Leib scherzend zugerufen: „Du siehst ja wieder aus wie der Hamsing. Gluck, es ist kein Vogel weit und breit, als singt kein Lerch wo du bist, du bist halt der Hamsing.“ Die Judenin stand still, hielt die Sichel in der einen Hand und ballte die andere, dann rief sie: „Elisi, daß man dich donnern hinlegt“ und schleuderte die Sichel, die in der Sonne blinkte, hoch empor und nach ihrem Manne. Laveri schrie laut auf und alle Leute auf dem Felde lehrten sich nach den Beiden und hielten die abgeschnittenen Aehren in der Hand. Laveri war nicht getroffen worden. Er wollte auf seine Frau zueilen, aber er hielt noch an sich, er haute, da wo er stand, seine Sichel in den Boden und stampfte sie noch mit dem Fuße hinein, dann verließ er das Feld. Die Frau schimpfte und klagte hinter ihm drein, er aber drehte sich nicht mehr um, ging in das Haus, raffte Alles, was er zu eigen besaß, in seine Kiste und eilte damit zu seiner Mutter. Dieser erzählte er Alles, was an dem Morgen beim Scheeren in ihm vorgegangen und wie er so friedfertig gegen seine Frau gewesen war und sie nur im Scherze geneckt habe. Die Mutter mochte ihm hundert mal erklären, daß das ja die Frau nicht wissen konnte, daß man sich erst wieder necken dürfe, wenn man schon lange Frieden habe; Laveri mochte wol etwas davon einsehen, denn er antwortete nichts darauf, er wiederholte nur, daß es bei seinem Schwure bleibe, er habe, als er die Sichel in den Boden getreten, in sich hineingeschworen, nie mehr hier zu Lande eine in die Hand zu nehmen und dabei bliebe er, keine Gewalt des Himmels und der Erde brächte ihn davon ab. Ein unbeugsamer Trotz gegen die ganze Welt, der sich leicht in Selbstzerstörung verwandelt, setzte sich in Laveri fest. Mitten in der hohen Erntezeit, wo so zu sagen jeder Finger im Dorfe, der sich regen kann, in Arbeit ist, saß Laveri draußen am Waldesrande und blies auf seinem Waldhorn. Durch dieses Benehmen ward Laveri des ganzen Vortheils und des ihm allgemein zuerkannten Rechts gegen seine Frau verlustig. Solch ein Müssiggang war unerhört und empörend. Man hielt Laveri anfangs für närrisch, dann aber wendete sich Haß und Verachtung des ganzen Dorfs gegen ihn. Selbst Irmpert brachte sich dazu, in heftigen Worten seinen Bruder anzulassen, ja er drohte, der Mutter von der ausbedungenen Nahrung abzuziehen, wenn sie den Laveri noch länger damit füttere, er wolle die Sache vor Gericht kommen lassen. Er brachte aber mit dieser nicht ausgeführten Drohung nichts zu Stande, als daß er dem langverhaltenen Ingrimme Laveri's Gelegenheit gab, sich Luft zu machen, der sogar dahin ging, daß ihm ein Erscheinen vor Gericht erwünscht sei, da es sich dann auch zeigen werde, daß er bei Theilung des väterlichen Erbes betrogen worden sei. Irmpert und Laveri redeten fortan kein Wort mehr miteinander und von allen Menschen im Dorfe war diesem Niemand mehr zugethan als seine Mutter. Sie ging zu Jedermann und redete gut von ihrem Laveri, sie wollte im Einzelnen ihm wieder gewinnen, was er auf einmal und bei Allen verloren hatte und sie allein hoffte noch immer, daß Alles sich wieder ausgleiche, aber vergebens. Die Sühneversuche zwischen Laveri und seiner Frau, die vor dem Pfarrer, vor dem Kirchenconvent und dem Amte wiederholt gehalten wurden, blieben erfolglos. Laveri bestand darauf, daß er nie mehr zu seiner Frau zurückkehre. Die Entscheidung zog sich lange hin und endlich im Herbste wurden sie getrennt, da sie nicht geschieden werden konnten. Mehr als ein Drittheil seines Vermögens, das Laveri in das Hauswesen gesteckt hatte, war verloren, es zeigte sich bei der Auseinandersetzung ein auffälliger Rückgang des Besitzthums, aber doch blieb Laveri noch so viel, um in der Ferne sein Heil zu versuchen. Noch einmal wurde die Kiste frisch angestrichen, noch einmal der Name darauf geschrieben und abermals ein Ueberfahrtsvertrag mit dem Pflugwirthe abgeschlossen. Des Lenzbauern Philipp von Dalmersstetten und Lisabeth mit ihrer zahlreichen Familie wanderten zu gleicher Zeit mit Laveri aus.

Das war ein anderes Abschiednehmen als vor einem Jahre. Damals war Laveri stolz und im vollen Bewußtsein seiner Geltung, ein Jedes mußte bedauern, daß er weg

ging, jetzt reichte man ihm kaum die Hand und sprach kaum halbe Worte, und Xaveri glaubte es Diesem und Jenem anzusehen, daß man ihn fortwünschte und er nahm sich nun als einzige und letzte Rache vor, Keinem mehr Ade zu sagen. Nur auf dringendes Bitten der Mutter ging er zu Trudpert und reichte ihm die Abschiedshand. „Ich vergeß' dir", sagte Trudpert.

„Und ich vergeß' dir", trotzte Xaveri und ging davon. Die Brüder, die einst so einträchtig miteinander gelebt, schieden jetzt in innerem Grollen; Jeder glaubte sich von dem Andern tief gekränkt und Jeder sprach Worte, die ganz Anderes ausdrückten, als was sie eigentlich sagten.

Xaveri hielt sein Waldhorn in der Hand, als er, auf dem Wagen neben seiner blauen Kiste stehend, durch das Dorf fuhr; er hatte lustig blasen wollen, aber er brachte es nicht zu Stande, es versetzte ihm den Athem. Er schaute um und um nach den gewohnten Menschen; dort lud Einer Mist und nickte ihm im Aufladen zu; dort spannte Einer seine Ochsen ein und das Joch in der Hand haltend, rief er ein Lebewohl. Dreschet kamen aus den dunkeln Scheunen, nickten und riefen noch ein „Behüt's Gott!" und kaum war er vorbei, so hörte er hinter sich den Taktschlag der Dreschflegel. Mitten im Dorfe stand die Zuckerin am Wege. Xaveri streckte unwillkürlich die Hand nach ihr aus, sie aber bückte sich, nahm einen gewaltigen Stein auf und schleuderte ihn auf Xaveri und traf ihn gerade auf den Kopf. Der Stein kollerte auf die Kiste und zerriß noch einmal den Namen, aber Xaveri rief: „Mein Kopf ist hart, dem thut's nichts, das ist der Viereckig! So, jetzt hab' ich doch noch einen Anhängstein von meiner Frau!" Er öffnete die Kiste im Anblick vieler Versammelten und legte den Stein in die obere Ecke; dann fuhr er, trotzig umschauend, das Dorf hinaus.

Draußen, nicht weit vom Kirchhofe, erhob sich eine Frauengestalt, die am Wege saß. Xaveri erkannte jetzt seine Mutter, von der er doch schon Abschied genommen; er sprang vom Wagen und die Mutter umfaßte ihn und rief:

„Xaveri, sei gut und bleib da, bleib bei mir allein, wenn du willst; aber besser und geh' zu deiner Frau! Wenn du auch was zu leiden hast, denk', du bist auch viel Schuld! Guck, dort legt man mich bald in den Boden! Kehr' noch ein mal um, alle Menschen auf Erden und die Engel im Himmel werden dir's vergelten, was du an deiner Mutter thust; es wird dir gewiß gut gehen!"

Zum ersten male in ihrem Leben sah die Mutter den Xaveri bitterlich weinen und er sprach mit aufgehobenen Händen: „Mutter, da schwör' ich's unter freiem Himmel, ich thät umkehren, Euch zu lieb, wenn ich könnt'! Ich hätt' mich schon lang' umgebracht, wenn Ihr nicht wäret. Ich steh' jetzt da, ich hab' Niemanden auf der weiten Welt als Euch! Ich möcht' mein Lebenlang da Stein' schlagen auf der Straß', wenn ich nur bei Euch bleiben könnt'! Mutter, ich sollt' Euch das nicht sagen, es macht Euch das Herz nur schwerer! Mutter, ich muß fort, ich muß! Lasset Euch drin im Dorfe erzählen, was sie mir noch gethan hat! Ich muß fort, ich muß' B'hüt's Gott! B'hüt's Gott, Mutter!"

Er sprang auf den Wagen und fuhr rasch davon. Vom Thale herauf hörte man ihn noch lange auf dem Waldhorn blasen; die Leute auf den Feldern, die das hörten, schimpften auf die Hartherzigkeit Xaveri's, die Mutter aber wußte, daß er ihr noch Zeichen geben wollte, so lange sie ihn hörte; sie horchte hinaus, bis sie nichts mehr vernahm, dann kehrte sie ins Dorf zurück. . .

Mehre Wochen darauf — die alte Lachenbäuerin war bereits gestorben — kam eine blaue Kiste mit dem Namen „Xaver Hoger" ins Dorf zurück; dabei war ein Brief von des Lenzbauern Philipp, der meldete: „Man war glücklich in Havre angekommen, Alles war auf dem Schiffe zur Abfahrt versammelt, da wurden die Kisten der Auswanderer an einer aufgestellten Winde vom sogenannten Baum hinabgelassen in den Schiffsraum;

hüben und drüben ſolche Klammern an und die Auswanderer, die ihre Habe ſo in der Luft ſchweben und baumeln ſehen, jammern oft kläglich um dieſelbe und die Matroſen machen ſich manchmal noch den Scherz, ſolch eine beſammerte Kiſte noch überwäßig hin- und herſchaukeln zu laſſen. Als man auch die Kiſte Xaveri's einhakte, ſchrie Dieſer: »Geht Acht, da iſt ein Kleinod von meiner Frau drin!« Er ſprang herbei und wollte die ſchwankende Kiſte halten, da traf ihn die ſcharfe, eiſenbeſchlagene Ecke mit der ganzen Wucht der Schwere an die Stirn und er fiel todt nieder."

Die Kiſte iſt noch im Dorfe. Die Zuckerin hat ihr Anweſen verkauft und iſt wieder nach Dreimerſteten gezogen. Der Pfingwirth iſt doch noch in den Beſitz des ihm ſo gelegenen Ackers neben dem Kirchhof gelangt. Man ſagt, die Zuckerin wird den verſpotteten, abgeſtellten Schullehrer heirathen, der den Tod ſeiner Frau richtig vorausgeſehen hatte.

„Ich glaub' nicht an Amerika!" hat die alte Lochenbäuerin geſagt; hat nicht der Xaveri in ſeltſamer Weiſe daran glauben müſſen?

Ein Goethefeſt in der Fremde.

Wir befinden uns in einem idylliſchen Lande, in einem Lande der Hirten und Ackerbauer. In der Mitte einer ſtilllieblichen Gegend wohnen wir und genießen in vollen Zügen die Sommerfreuden. Ein Schauplatz dieſer Freuden iſt der See, der lang wie ein Strom ſich zwiſchen den beiden Ufern hinzieht, dem einen, an dem unſere helle Villa auf dem Gartenhügel und das Dorf im Grün der Obſtgärten liegt, und dem andern, wo der Eichenwald ſeine dunkle, geheimnißvolle Schönheit im Gewäſſer ſpiegelt. Im Weidengebüſch am Ufer liegt ein kleiner grüner Nachen. Wir machen die Kette los. Ada ſitzt am Steuer, Meta rudert. Es iſt eine Luſt, von den beiden reizenden Schifferinnen geführt zu werden und über die ſtille blaue Fläche zu gleiten, an den kleinen Schilfinſeln vorüber, auf denen purpurrothe Blumen blühen, bis hinauf in den fernſten Winkel des Sees, wo Wälder von Schilf unſern Weg hemmen, wo die wilden Schwäne wohnen, die, vor uns fliehend, zwiſchen den Binſen mit ihren Flügeln rauſchen, wo die Nymphäen ſchwimmen, einzeln und in ganzen Eilanden zuſammenhängend, und wir die weißen und gelben Blüten, die wie träumend auf den breiten Blättern ruhen, emporziehen und unſern Kahn damit füllen. Hier und da drängt ſich der Wald bis an das Waſſer und breitet kühlen Schatten über ſeinen Rand; mancher Baum taucht ſeine Aeſte wie dürſtend in die Flut und ſchaut ſich ſelbſt an in „feuchtverklärter" Schönheit.

Gebüſche von Erlen, Weiden und Schilf, die weiße Winden umranken, ſtehen dicht verwachſen am Ufer und bilden ſchattige Winkel, den Wohnplatz der wilden Waſſerenten, die zuweilen in die Sonne ſchwimmen, gefolgt von einer ganzen Schar ihrer goldig gefiederten Kleinen. Weiße Schmetterlinge und grünliche Libellen umflattern die Büſche, Schwalben ſchießen pfeilſchnell über das Waſſer hin und hoch in den Lüften kreiſt die Lerche und offenbart in ihrem Jubelton die Luſt und Seligkeit, die die Welt erfüllt. Da und dort gleitet ein kleiner Nachen mit Bauern über's Waſſer, einfach und ganz urthümlich aus einem hohlen Baumſtamme gebildet. Man hört auch die Glocken der Heerden, die am Ufer weiden, oder hört, iſt es Sonntag, das Kirchengeläute weithin über den See zittern. Nahe dem Dorfe iſt mehr Leben. Man führt Pferde ins Waſſer, Frauen ſtehen auf Steinen mitten inne und ſpülen ihr Leinenzeug, Fiſcher ſitzen mit ihren Netzen am Ufer und an vielen ſonnigen Stellen baden ſich Kinder unter lautem Jubel.

Schön iſt es hier am Morgen, wenn noch duftige Nachtfriſche die Gegend umhüllt und Thautropfen auf allen Gräſern und Schilfhalmen glänzen und die Wellen ſelbſt ſo kühl ſcheinen, als hätten ſie alle Friſche der Nacht in ſich gezogen. Schön iſt es am Abend,

wenn ein leiser Wind die stille Flut bewegt und Rosenwölkchen über unserm Haupte schweben und widerglänzend unter uns im Wasser schwimmen. Schöner noch in später Stunde, wenn die Wälder sich in ihre Schatten hüllen wie Menschen, versunken in die Traumgedanken ihrer Seele, wenn Sterne über uns und unter uns mit Freundesaugen grüßen und endlich der Mond emporschwebt höher und höher, bis auch er an des Himmels Mitte in die Tiefe des See's schaut und Silberglanz, auf ihn und alle Wälder gießt und auch unsere Seele so traumhaft beleuchtet und in ihr leise jede frohe und trübe Erinnerung weckt.

Und ebenso schöne Stunden finden wir im Walde. Es sind dies keine ernsten Fichten- und Tannenwälder, auch keine feierlichen Buchenhaine, in die man mit geheimnißvollem Schauer wie in eine hohe Kirchenhalle tritt; es sind Birkenwälder voll Licht und Lieblichkeit und Eichenwälder voll Glanz und Frische. Wie zu einem Feste ladet uns in erster Morgenfrühe der nahe Birkenhain; vor ihm breitet sich ein reicher Teppich aus tausend Wiesenblumen gestickt und mit feucht schimmernden Perlen und Diamanten bestreut. Amsel und Pirol jubeln uns entgegen. Wir treten ein wie in einen griechischen Tempel, der mit schlanken glänzenden Säulen emporsteigt. Durch das hellgrüne zitternde Laubgewebe lächelt der blaue Himmel, strahlt das goldene Licht und spielt mit den Schatten am Boden. So weit das Auge sieht, erblickt es nur diese tausend silberweißen Säulen und zwischen ihnen dicht aneinandergedrängt die großen blauen Glockenblumen, die aus dem thaufrischen Grase ins Licht schauen wie eine Schar von Kindern, die im Tempel beten und ihre klaren Augen zum Himmel wenden.

Es ist schön, dort unter den wehenden Birken zu liegen und in das Grün und den blauen Himmel und seine ziehenden Wolken zu blicken. Ungelesen liegen unsere Bücher neben uns, denn wir fühlen, daß um uns die Quelle selber rauscht, aus der die Dichter schöpften. Später am Abend ziehen wir Alle zu Pferd und Wagen in den entfernteren Eichenwald. An seinem Rande steigen wir aus und folgen einem der schmalen Pfade, die da und dort ins Dickicht führen und uns locken, verborgene Schönheit aufzusuchen. Hier erhebt sich der Boden zu einem Waldhügel, dort senkt er sich und bildet ein kleines Thal voll Gebüsch und Blumen; mitten im Dickicht liegen wie verborgene Paradiese kleine Wiesen mit einzeln und in Gruppen verstreuten alten Bäumen, auf deren Wipfel Störche wohnen und unter denen Heerden lagern. Hohe Spireabüsche mit weißen Blütenzweigen schimmern im Waldgrün, blaue Glocken und rothe Nelken lächeln uns an und versteckte Erdbeeren verrathen sich durch ihren Duft. Tief im Walde ist eine eigen schöne Stelle: Dunkle Eichenbäume umschließen den grünen Platz, in dessen Mitte sich Felsentrümmer erheben, mit Federnelken, duftendem Thymian und wilden Rosensträuchern bewachsen; auch einzelne Birken wurzeln im Erdreiche zwischen den Spalten und ihre Zweige und die Ranken der Rosensträucher beben im Abendwinde. Wir sitzen hoch auf dem Gestein und sehen, wie die Eichen sich in Abenddunkel hüllen und über ihren Wipfeln noch das Gold der untergehenden Sonne glänzt und die kleinen Wolken färbt, die wie Engelsgesichter zu uns nieder schauen. An jener Stelle und in solcher Stunde feierten wir einst den hundertjährigen Geburtstag des Dichters, in dessen Liedern Waldhauch weht, der die Stimme der Natur verstand und ihre Sprache auch in unserer redete und dessen Geist dort in seiner eigenen Welt uns näher schien.

Unsere Nachbarn waren gleich uns begeistert für die Idee eines solchen Gottesfestes und sie Alle, die ihn nur aus einzelnen Blüten und Früchten kannten, die er ihnen wie seltene Schätze in den Schoos geworfen hatte, waren doch bereit, ihm, gleich uns, Dank und Liebe zu zeigen. Einer nach dem Andern trat auf die Felsenspitze, wo die Büste des Dichters unter Eichengrün stand, und sprach eins seiner Lieder in die Welt hinaus, aus der sie in seine Seele gedrungen waren. Die einsame Stelle erschien geweiht durch die lieben bekannten Worte und es war, als wandle des Dichters Geist im Abendschatten durch

die Bäume und segne das fremde Land und sprach' es aus: „Des Dichters Heimat ist die Welt.“ Daraus pflückten wir aus grünen Aesten und Zweigen auf derselben Felsenspitze ein Feuer an, das warm und leuchtend wie ein großer Menschengeist zum blauen Himmel emporstieg. Wir lagerten uns auf die Felsenstücke umher und ließen den materiellern Theil der Feier, unser Mahl von Wein und Früchten, folgen und riefen nochmals mit klingenden Gläsern des Dichters Namen durch den Wald. Zuletzt pflanzten wir eine junge Pappel in das Erdreich zwischen die Felsen als lebendiges Denkmal unserer Feier und als Symbol der Liebe für den Dichter, die auch unter fremdem Volke wurzeln und wachsen soll wie der Baum aus fernem mildern Lande im fremden Felsenboden unter eingeborenen Eichen.

Und wo verbreitete Geist und Natur diese Zauber um uns?

Der Leser wird erstaunen....

Es war in **Rußland**. Wenige Stunden von Städten, die unsere Zunge nicht aussprechen kann, wenn auch der Name des ganzen Strichs unserm Ohre wohlklingend tönt. Sucht euch auf der Karte die Länder Volhynien und Podolien. M. F.

Ueber Poesie und Poetenthum.

Einen Dichter nennt man dasjenige schriftstellerische Talent, welches der stummen Sprache der Natur und des Lebens denjenigen Ausdruck zu geben vermag, der zu gleicher Zeit dem Wesen der Natur und des Lebens vollkommen entsprechend ist und in seiner Wiedergabe Wohlgefallen erweckt.

Auch der Denker läßt die stumme Sprache der Natur und des Lebens reden, aber er ist um die Form seiner Deutungen und Verlebendigungen unbekümmert. Nähert sich seine Darstellung dem Streben, durch sie auch Wohlgefallen zu erzeugen, so pflegt man oft zu seinem Nachtheile zu sagen, sie wäre dichterisch. Auch den Bildhauern, den Malern, den Musikern wird eine dichterische Behandlung ihrer Gegenstände dann nachgerühmt, wenn sie der Wirklichkeit diejenige Wiedergabe zu verleihen wissen, welche unserm Auge, dem sinnlichen wie dem geistigen, ganz besonders wohlthuend ist.

Das einzige Material, mit dem der Dichter schafft, ist das Wort. Zwar steht ihm der ganze Schatz der Sprache zu Gebote, aber er wird in seiner Anwendung wählerisch sein müssen. Um das Stumme redend zu machen, wählt der Denker diejenigen Ausdrücke, die seiner Bildung ohne weiteres die nächstliegenden sind, wenn sie das Dargestellte nur anschaulich und klar machen. Der Dichter aber, der dieselbe Anschaulichkeit und Klarheit, aber mit dem äußern Reize des Wohlgefallens erstrebt, kann nur selten die Sprache des Denkers reden.

Die niedrigste Stufe des Reizes zum Wohlgefallen ist der Reim. Dem Ohre schmeichelt sich der Wohlklang gleichlautender Worte ein. Zu höherm Werthe wird der Reim durch die Strophe gehoben. Die gleiche Wiederkehr derselben Schwingungen des Takts im Vortrage verfeinert die Thätigkeit des horchenden Ohres. Sie gewinnt ein Wohlgefallen an der gleichmäßigen Ordnung und wiederkehrenden Regel des Vortrags. Die Beschränkung wird somit das Wesen der Dichtkunst überhaupt. Die Kunst des Dichtens ist das Vereinigen des Weiten und Breiten auf eine bestimmte, selbstgewählte Begrenzung. Diese Begrenzung sind die Dichtformen. Wenn ein Roman oder eine Novelle nur das einfache Ausplaudern einer vorgefallenen Begebenheit ist und Anfang, Mitte und Ende in keinem harmonischen Zusammenhange stehen, so kann man niemals von einer Dichtung sprechen. Je größer die Aufgabe des Dichters in seinem Erwecken des stummen Lebens wird, z. B. im Erwecken eines einst gewesenen, nur von den Jahrbüchern der Geschichte

erzählten Ereigniſſes durch den Verſuch, dies Geweſene zu einem Seienden zu machen auf der Bühne, deſto höher noch ſteigert ſich die Nebenbetrügung des künſtleriſchen Wohlgefallens. Die Paſſionsſpiele, welche die Bauern im bairiſchen Hochgebirge zu Ammergau aufführen, ſind die Wiedergabe geweſener Ereigniſſe, erwecken auch ein gewiſſes Wohlgefallen durch die Naivetät der Abſicht, müſſen aber auf dichteriſchen Werth verzichten, da ihnen die Beſchränkung fehlt, diejenige Beſchränkung, die, ſeit die feſſelloſe Rede der Anſchauung und Begeiſterung ſich zuerſt die Geiſtesbeſchränkung durch Rhythmus oder Reim vorſchrieb, immer höher und feiner ſich ſteigerte. Nur in der höchſten und ſubtilſten Begrenzung liegt das äſthetiſche Wohlgefallen beim Drama, wie in jenen das Auge täuſchenden Verkürzungen des Künſtlers auf Gemälden. Darum können z. B. die Vorſchläge Richard Wagner's, die dramatiſche Form zu erweitern und den vorgeführten Thatſachen eine breitere und maſſenhaftere Entfaltung zu geben, nur die Folge haben, die Poeſie auf einen Naturzuſtand zurückzuführen, der, wenn auch noch ſo buntfarbig und ſinnenreizend überſchmückt, doch nur einer civiliſirten Barbarei gleichkommt.

Ueber die Art des Dichtens iſt viel geſtritten worden. Man ſuchte dem Dichter in die ſtille Werkſtatt ſeines Schaffens zu folgen und hat ſich, ohne Dichter zu ſein, oft der anmaßendſten Vorſchriften, wie es ein echter Dichter machen ſolle, vermeſſen. Es iſt aber völlig gleichgültig, ob ein Dichter von Natur zunächſt nur Bilder und Symbole ſinnlich vor ſeinem Auge tanzen hat und dazu Gedanken ſucht, oder ob das ſtarke, innere Geiſtes- und Gemüthsleben ſein Erſtes war und die Welt der Bilder und Symbole ſein Zweites iſt. Goethe ſah mit ſinnlichem äußern Auge eher das Bild und Symbol, Schiller's inneres geiſtiges Auge ſah erſt dann Bild und Symbol, wenn ihn der Gedanke ergriffen hatte. Leider hat man über den Proceß des Dichtens bei deutſchen Kunſtrichtern viel Thörichtes hören müſſen. Schiller philoſophirte allerdings, aber er war darum nie ein Philoſoph. Es gibt für den Dichter gewiß auch und muß geben eine Neigung zur Abſtraction; man müßte denn ſo närriſch ſein wollen, wie viele unſerer Aeſthetiker, die im Dichter nur einen unbewußten, ſich ſelbſt räthſelhaften und Alles im Traume findenden Offenbarungsmenſchen (der er allerdings in gewiſſem Sinne iſt) finden wollen. Alle großen Dichter hatten Neigung zur Abſtraction und ſogar zur Philoſophie. Sophokles, Calderon, Shakſpeare moraliſirten, wo ſie nur konnten; ſie gefallen ſich im Ergründen und Erforſchen von Sitten- und Lebensgeſetzen und häufen Sentenz auf Sentenz und dennoch blieben ſie im Bann völligen Unvermögens zu jener Philoſophie, die, wie bei Plato oder den Scholaſtikern, trotz überaus poetiſcher Stimmung doch immer nur abſtrahiren, nur Schlüſſe ziehen, nur Folgerungen aneinanderreihen konnte. Nicht auf das Urſächliche kommt es in der Poeſie an, ſondern auf das Gewirkte. Iſt das Letztere eine anſprechende Verlebendigung des Stummen und leblos Scheinenden in der Natur und dem Leben und befriedigt uns durch Reize des Wohlgefallens, ſo gehört die Art, wie ſein Vermögen dem Dichter gekommen, in die Pſychologie oder Biographie, nicht in die Aeſthetik.

Mit der ſteigenden Bildung wird wahre Poeſie und wahres Poetenthum immer mehr in Gefahr kommen. Nicht ſo, daß wir mit Gervinus glaubten, die Poeten würden ausſterben — es wäre dies gerade, als wenn man alle Schädel bei der Natur nach einer beſtimmten Form beſtellen wollte —, aber die Entwickelung und die Würdigung der Poeſie wird in immer geſteigertere Bedrängniß kommen. Und das auch, nach unſerer Ueberzeugung, nicht etwa weil die Naivetät der Zeiten und Sitten aufhören und die Cultur gegen poetiſche Auffaſſungen anarbeiten wird — das ſind unbegründete Sätze — nein, die Cultur wird uns nicht ſo viel echte Dichter verderben, als, ihrer ſelbſt überdrüſſig, unechte mit unverdienten Ehren ſchmücken. Darin allein finden wir die Gefahren der ſteigenden Cultur. Ein künſtliches Zurückbleiben in der Bildung der Zeit wird jetzt ſchon mannichfach für wahres Poetenthum genommen. Der Eine, vielleicht eine Null als

…wisch, ein Schatten in innerer Entwicklung und die Nichtberechtigung selbst, hämmert im …aufe von einigen Jahren eine Anzahl Balladen, die den Ton des Mittelalters nachahmen; …chts weiß die Welt von ihm, als daß er zuweilen singt: „Held Sigurd ritt um Mitter…acht" und es thut der Generation wohl, daß inmitten ihrer materiellen Sorgen es noch …enschen gibt, die da singen können: „Held Sigurd ritt um Mitternacht"; flugs hat …an den Dichter. Ein Anderer verlegt sich auf die Mär-chen. Ein Dritter beginnt jedes …iner Gedichte mit einem elegischen: „Du bist wie eine Blume" oder: „Die Sterne wollt' …h fragen" u. s. w. An dieser Gattung von Dichtern sind wir jetzt so gesegnet, daß …e Sammler von Auszügen und Blumenlesen nicht mehr wissen, wohin mit der Ueber…lle. Sogar die Ehrfurcht vor den Dahingewesenen großen Geistern, deren Töne sie tausendfach …ariiren, nimmt sie ebendeshalb auch dafür. Im Grunde aber liegt die Schuld an der Epoche …lbst. Der Kummer und der Verdruß der gebildeten Welt suchen nach Ausnahmen von …er üblichen Tagesordnung und kein Wunder, wenn sich sogar in der vernünftigen und …berlegten Erörterung Dessen, was ein Dichter wäre, Angesichts Schiller's, Goethe's, Klop…tock's, Voß's, Bürger's u. s. w. festzusetzen anfängt: Ein Poet wäre ein Mensch von …iner gewissen-träumerischen, der Welt absagenden Unzulänglichkeit, der uns den Gefallen …äte, noch wie ein Kind unter Blumen zu liegen, Schmetterlinge zu haschen, im Sonnen…chein zu träumen und die Sprache der Gräser, der Käfer, nur ja nicht der Zeitungen …nd der Börsencurse zu hören und ähnliche Kennzeichen mehr, für die es sogar an feinen, …elehrten und geistvollen theoretischen Ausdrucksweisen nicht mangelt.

Zu dieser einen Gefahr, daß die zunehmende Bildung die künstliche Kindlichkeit, träu…erische Unzulänglichkeit und die verbrauchten Dichtweisen zu Poesie stemple, gesellt sich, was …n Inhalt des Dichtens anlangt, die andere, daß die zunehmende Verstandesschärfe und …edankenmäßigkeit des Zeitalters zuletzt ihr eigenes Gegentheil, das absolut Verkehrte, …nverständige und Gedankentolle poetisch nennt. Dies ist bei uns Deutschen nicht nur, …ndern auch bei der Würdigung, die der deutschen Literatur die Fremden angedeihen …assen, ganz besonders im Schwange und eine Folge unserer alten Romantik. Die Ge…machtrichtung der Romantik kam bekanntlich aus dem Mittelalter. Man mochte vor …unfzig Jahren, als Napoleon die Welt beherrschte, wenig Freude an der Gegenwart em…finden und ließ sich daher gern in die Tage zurückzaubern, wo andere Sitten und Mei…nungen herrschten. Mit allerlei Wasser-, Luft-, Erd- und Feuergeistern bevölkerte sich da…mals die Literatur. Legendenhaft und sagenhaft wurden alle Vorgänge des Lebens er…faßt. Traumleben wurde wie Wirklichkeit dargestellt. Die letzte Form dieser Romantik …hieß Hoffmann. Hoffmann stellte geradezu die Menschen auf den Kopf, ließ Hunde und …Katzen, nürnberger Puppen und Automaten menschenmäßig leben und weben; das absolut …Unmögliche wurde Poesie und ihr Merkmal. Diese Art deutschen Poetenthums hat sich z. B. …bei den Franzosen auch seitdem so festgesetzt, daß sie durch einen „deutschen Dichter" so…gleich nur nach dem Lande der Feen, nach dem Blocksberg, nach den Geistern des …Schwarzwalds, nach den Sagen des Rheins, den Lorelevs, den Studenten von Heidel…berg u. s. w. versetzt sein wollen. Was Herrn St.-René Taillandier, einem unermüdlichen, …der fortwährenden Täuschungen der in Frankreich lebenden und von Deutschland an ihn …getriebenden deutschen Dichter ausgesetzten französischen Kritiker der deutschen Literatur, nicht …gleich märchenhaft, mit blauen Winden und Kornblumen umrankt, mit Falken auf der …Hand und im Faustgewande in einer Hexenküche entgegentritt, macht ihm deutscherseits …einen dichterischen Eindruck. Es ist in Deutschland meist nicht besser. Ein Trauerspiel mit …einem blinden Bettler, mit einem wahnsinnigen König, mit einer Blumen zerzupfenden, …durch diese oder jene Umstände um ihren Verstand gekommenen Jungfrau, hat sicher sogleich …ein Vorurtheil für sich, poetisch zu sein, mag es auch um das übrige Gebäude nach allen …Richtungen hin schief und baufällig stehen.

Der Dichter hat seine eigene Art die Dinge zu betrachten; er hat seine eigene Art sie zu verknüpfen. Doch darf diese Art niemals in dem Grade eine eigene werden, daß sie den Charakter des Sonderbaren und Aparten bekommt. Die Gewöhnlichkeit muß bleiben, die Art der Natur, die Logik des üblichen Lebens darf nicht aufgegeben werden. Bei allen wahrhaft großen Dichtern ist der Verstand die erste Geistekraft, die sie in uns anregen, denn verstanden sein wollen ist ihr erster Wunsch. Wer verstanden sein will, führt mit dem Hörer einen Denkproceß auf, einen Denkproceß, den er trotz aller poetischen Absichten und künstlerischen Zielpunkte zuerst doch auch in sich selber durchmachen mußte. Man wird von einer Dichtung als einer wahren Dichtung allerdings nur dann sprechen können, wenn der Verstand nicht allein angeregt wird. Eine bloße Gewandtheit spannender Verwicklungen in einem Drama allein macht noch kein Gedicht. Das Gedicht tritt erst ein, wenn die Beschäftigung des Verstandes (das erste Erforderniß jedes Dramas) [illegible] geschlossen eine Beschäftigung der Phantasie und eine Beschäftigung des Herzens wird. [illegible]okles' „Antigone" ist eine Mustertragödie, weil sie Verstand, Phantasie und Herz [illegible] beschäftigt. „Das Leben ein Traum" von Calderon, wirkt nur anregend, nie [illegible]gend; es beschäftigt Phantasie und Herz, verletzt aber den Verstand. Die Tragödien Racine's und Voltaire's sind darin unvollkommen, daß sie zwar Verstand und Herz beschäftigen, aber nicht die Phantasie. Schiller ist darum ein so großer Dramatiker, weil er auf alle drei Thätigkeiten der Auffassung wirkte, obgleich der phantasiereiche „Fiesco" weniger das Herz und mehre seiner großen geschichtlichen Dramen, z. B. „Die Jungfrau von Orleans", nicht ganz den Verstand befriedigen. Auch Goethe ist ziemlich gleichmäßig in seiner Anregung und nur in seiner „Natürlichen Tochter" begegnete ihm das sonderbare Unglück, das Herz allein anregen zu wollen, ohne daß Verstand und Phantasie die mindeste Mitleidenschaft erfuhren. Die Wirkung ist bekannt.

Es wäre hier zuletzt etwas von dem „göttlichen Unsinn" zu sagen. Mit diesem göttlichen Unsinn hat es folgende Bewandtniß: Der göttliche Unsinn, der etwas absolut Widersinniges zu Tage fördert, gehört der Burleske an; derjenige aber, der etwas relativ Widersinniges doch zur Anerkennung zu bringen weiß, gehört allerdings zur Poesie, denn ihrer nächsten Natur nach ist die Poesie wenn nicht Lüge, doch die curioseste Unwahrheit von der Welt. Eine wahre Geschichte, noch so sinnig vorgetragen und mitgetheilt, wird niemals Poesie werden, es sei denn, daß Gott schon dafür gesorgt hat und sie so geschehen ließ, um uns sogleich den poetischen Eindruck von außen zu zeigen. Im tiefsten Grunde liegt in Allem, was geschieht, Poesie. Oft auf der Hand. Meist aber muß es erst der Dichter sein, der nachgräbt und das Tiefliegende zu Tage fördert. Da allein kann sich seine Kunst und sein Beruf zeigen. Poesie ist in solchen Fällen die Herstellung eines wunderbaren Zusammenhangs zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Zufall und Absicht, zwischen Freiheit und Nothwendigkeit. Der Dichter wird Seher, Ausleger, Prophet, Augur, Zeichendeuter, er sieht dem Schöpfer in sein Werk, er will ihm seine Allmachtskünste abgewinnen. In diesem Bestreben lassen wir ihn, wenn er nur im Allgemeinen auf dem rechten Wege ist, gern gewähren, ja wir gestehen sogar lachend und ganz befriedigt ein, daß wir dann oft nicht wissen, wo man sich mit ihm noch auf festem Boden befindet und wo plötzlich d[illegible] grünen weichenden Stellen anfangen, auf denen nur Irrlichter tanzen. Einem Poeten, der ein redliches Streben hat, Gottes Sinn zu erforschen, sieht man immerhin nach, wenn er über Gottes Sinn plötzlich auf Augenblicke in den göttlichen Unsinn verfällt. In der Poesie hat der Sinn der Auslegung der Welt so sehr die Gefahr zu vermeiden, ins Witzige, der Verstand so sehr die Gefahr, ins Verstandesmäßige, d. h. Dialektische zu verfallen, daß man dem Dichter dann lieber doch noch eher den Seitensprung gestattet, sich ins Dunkel zu retten, wie es eben geht. Ein Beispiel solcher Art vom erlaubten göttlichen Unsinn ist Shakspeare's „Hamlet". Die Wirkung

ieſes Gedichts auf Phantaſie und Herz iſt ſo überaus mächtig, daß der Verſtand dabei n die Enge gerät und plötzlich wirklich Eins nicht mehr recht zum Andern paßt, während nan doch die wunderbare Wahrheit des Ganzen ſich nicht beſtreiten kann. Schiller's „Räuber", die Confuſion ſeines „Don Carlos" gehören in dies Gebiet vom göttlichen Unſinn, er einen ſo großen Zauber ausübt, daß manche Nachahmer, z. B. die Schickſalstragiker der die Magnetismusdramatiker, wie H. v. Kleiſt, oder die ſpätern Kraftgenies, wie Grabbe, en göttlichen Unſinn künſtlich anfärbten. Kleiſt's „Prinz von Homburg" z. B. iſt urch und durch verletzend für das Herz, arm für die Phantaſie und bar aller Anregung für en Verſtand; dennoch mit ganz mechaniſch angebrachter Hülfe des göttlichen Unſinns gewann r eine künſtliche Poeſie, ſodaß man von dem unwahren Charakter des Stücks noch jetzt ller Orten hören kann: „Es liegt ein wunderbarer Hauch von Poeſie über dem Ganzen." So groß iſt die Macht jener Aushülfe, die in gewiſſen Fällen ihre Berechtigung hat, z. B. m Roman. In Romanen, die durch Charakteriſtik und poetiſche Intention im Ganzen und Großen bezwingend wirken, läßt man noch die Maſchinerie des Wunderbaren ſich oft in ſeiner ganzen Unmöglichkeit als reizende und neckende Verknüpfung gefallen (Hartner und Mignon bei Goethe), ja verlangt ſie ſogar. Ein Stück Wahnſinn und etwas Flunkern gehört zu aller Poeterei. Ein immer bedächtiger und immer weiſer Poet kann, auch wenn er noch ſo naiv und gutgeartet wäre, zuletzt doch recht von Herzen langweilig werden.

Aber auch nur ein Stück Geflunker. Es ſei nicht geſagt, daß der göttliche Unſinn allein den Poeten mache. Unſere deutſche Genialiſtigkeit und ſtudentiſche Aeſthetik würde ſonſt den Satz bald aufgreifen und uns den Parnaß vollends noch mehr verheeren und für die geſunde Vernunft unzugänglich machen als er bereits iſt.

Maria Thereſia und Katharina II.

Eine Parallele.

Es dünkt uns eine der fruchtbarſten Betrachtungsweiſen der Entwickelung des Menſchengeiſtes, ſich geſchichtliche Parallelen zu ziehen. Man ſtelle ſich eine große Weltbegebenheit neben die andere, die große Kirchenrevolution des 17. mit der großen politiſchen im 18. Jahrhundert, und merke auf ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit im Einzelnen und um ſo ſchärfer muß eine jede uns vor die Augen treten. Ebenſo kann man Parallelen ziehen zwiſchen geſchichtlichen Charakteren und wird von dieſer Seite manchen Umblick gewinnen. Mitunter ſcheint uns dies ſogar die allerdienſtlichſte Weiſe, zu deutlicherer Erkenntniß zu gelangen und eine durch die Erſcheinungen ſelbſt gebotene. Wir erinnern an Gervinus' jüngſt ausgeſprochenes Wort, daß nicht jede Zeit, und vor allem die unſere, hervorragende einzelne Perſönlichkeiten hervorbringen kann und ſoll. Weit reicher an ihnen als unſere Gegenwart nennt Gervinus mit Recht das letztvergangene Jahrhundert; begreiflich, weil das damalige Nichtvorhandenſein von Völkergeſchichte nothwendig den Einzelnen mehr hervortreten ließ. Verſuchen wir mit den obengenannten Namen einen Beweis dieſer vergleichenden Methode zu geben.

Zwei gekrönte Frauen! Zwei deutſche Frauen! Zwei Frauen, die unter dem Einfluß der herrſchenden Ideen ihrer Zeit ſtanden! Und doch wie verſchieden! Ihre Individualität war von Natur ſchon eine ſich entgegenſtehende. Beide ungewöhnlich, Beide klug, Beide charaktervoll; aber Katharina ſinnlich, unter der Herrſchaft des Temperaments, des Naturells ſtehend, voll Liſt; Maria Thereſia mäßig, beſonnen, gemüthreich; jene genialer, dieſe beſſer. Jene eine Norddeutſche, vom alten Sachſenſtamm und Proteſtantin, dieſe ſüdlich, Oeſtrei-

herin und Kaiserin. Jene überschlagend in Freigebigkeit, in allen Fache Aufklärung; diese zu hingegeben den ersten Eindrücken ihrer Geburt und Erziehung. Die Oesterreicher kränkte sich, die Jesuiten aufzuhetzen, weil sie ihnen zu viel traute, ihnen zu viel glaubte; die deutsche Kaiserin nahm sie auf und gerade deshalb, weil sie — an nichts glaubte.

Stürmisch der Regierungsantritt beider Herrscherinnen, aber ganz verschieden diese Stürme. Beide hatten die Herrschaft mit Anstrengung sich zu erkämpfen. Maria Theresia, letzte Erbrechter ihres Hauses und durch ein väterliches Testament, dessen Gerechtigkeit bei allen Fürsten Europas mit Schwierigkeit gesucht worden, weiber hilfloses Recht als alleinige Nachfolgerin begründet. Kaum die Regierung angetreten, von der Herrschsucht fast aller europäischen Mächte in allgemeinen Krieg verwickelt, ein allerunfährendes Weib, Allen eine leichte Beute erscheinend. Die deutschen Fürsten, jubelnd über des hochgewachsenen Oesterreichs Fall; sie setzen jetzt den Zeitpunkt gekommen, sich an der vielleicht verfallenen Macht aufzurichten; nach der deutschen Kaiserwürde, einem wie verführten Besitze des habsburgischen Geschlechts, strebt ein Nachbar, der Baiernherzog; vor Allem drohend die hogenzollische Nebenbuhlerin Preußen. Und inmitten dieser Stürme das gemüthesstarke Weib bewundernswürdig ausdauernd. Ein Gefühl eigenthümlicher Hochachtung überkommt uns, wenn wir die starke Frau, wie sie so Manches auch verliert, doch am Ende noch vielfach begreift aus dem Kampfe treten sehen, lediglich durch die Waffe ihrer Weiblichkeit. Das Herzgewinnende ihrer Natur blieb ihre höchste Kraft; wenn sie, eine verfolgte Fürstentochter und Kaiserinmutter, den Thronerben im Arm, vor die ungarische Reichsversammlung hülfesuchend tritt und die allgemeinste Rührung und Begeisterung erregt — was anders hat sie als der weibliche Instinct, der, über die Verstandeseinsichten der Zeit hinausfühlend, an das Herz und die Kraft der Völker sich wandte? Und die deutsche Kaiserwürde, die sie als Herrscherin nicht erringen konnte, erhielt sie eben als Weib, als Gattin. Ihr Gemahl, der Lothringer Franz, ein Mann, den sie liebte und achtete und in der That ein besonnener und achtungswerther Mann, ein Staatsmann, wurde Kaiser. Ihr Leben machte den Eindruck der Familie auf dem Throne.

Einen grellen und unheimlichen Abstich dagegen bildet die Revolution, durch die Katharina zum Throne gelangt. Eine grauenvolle That bahnt ihr den Weg. Katharina ist des russischen Thronfolgers Gattin geworden, eines Mannes, für den sie nichts empfindet, eines Mannes, der keiner ist, der zu den letzten seines Geschlechts gehört, eines Mannes aber, der Kaiser werden kann. Orlow ermordet ihn. Katharina besteigt den blutigen Thron. Sie nimmt die Sitten der Halbbarbaren an, zeigt Voltaire und Diderot, trotz aller Philosophie. Sie läßt ein Klagmanifest gegen über die der ertheorten griechischen Kirche drohende Gefahr; sie hält ihren triumphirenden Einzug nach Peter's Ermordung unter jubelreicher Popenbegleitung. „Ein Kürst muß wenigstens scheinen Religion zu haben" — sagt Machiavell. Leugnen dürfen und wollen wir nicht, daß viele Regierungshandlungen Katharina's vortrefflich gewesen. Heer und Cabinet trugen das Gepräge ihres genialen Geistes. Verschweigen können wir nicht, daß ihr großartiges Walten die edelsten Männer der Zeit blendete und ganz über den Ursprung ihrer Herrschaft hinwegblicken ließ; Alfieri sogar, der strenge Unbestechene, nennt sie mit Begeisterung die Clytemnestra Russlands. Sie ist die „Semiramis des Nordens". Und doch — ein Potemkin beherrscht — die Weiberherrschaft.

Maria Theresia ist auch ein Weib, auch schwach als Weib, aber achtbar ist ihre Beschränktheit, ihr Takt und ihre sich nicht über sich selbst erhebende Einsicht, womit sie sich die bewährtesten Männer als die geeignetsten Rathgeber herausfindet und ihren Rath begehrt. Kaunitz war kein Potemkin. Ihr Sittlichkeitsgefühl wurde ein wenig zu scharf, ihr patriarchalisches Regiment ist oft tyrannisch; sie wollte keinen im Rufe der Sinnlichkeit stehenden Mann als Diener ihres Staats und wissen Derselben durchaus

gen im 18. Jahrhundert! Und dennoch — schreibt sie an die Pompadour: „Ma chère cousine!“ Eine Schmiede führte zur andern. Sie hatte die Schmiede, sich mit dem Hause Oestreich, mit Frankreich, zu alliiren und dann freilich konnte die Inconsequenz nicht ausbleiben, für Paris die Sitte zu vergessen, die sie in Wien so streng behauptete.

Groß wird von der Geschichte Katharina genannt; dies hat seinen Grund doch wol nicht in ihrer größern Geistesbegabung! Es war das größere Feld, auf dem sie walten durfte. Dulden und ausharren ist so groß wie kämpfen und unternehmen. Der größte Theil von Maria Theresia's Regierung wird von ihrem hartnäckigen Widerstande gegen Preußen ausgefüllt, dessen letzter Theil jener weltbekannte, nicht blos Deutschland heilig erschütternde, sondern mittelbar die Welt bewegende Siebenjährige Krieg. Daß ist jene Zeit der leidenschaftlichsten Aufregung in der beengten Kaiserin Leben; in der Mitte Deutschlands, da wo Nord und Süd sich berühren, wüthete der Krieg, da klaffte der Riß schmerzvoll geöffnet. Man erzählt, Maria Theresia habe Schlesien ihr Lebenlang nicht vergessen können und stets seien ihr Thränen ins Auge getreten, so oft sie einen Schlesier sah; unstreitig edlere und feinere Thränen als die, welche Katharina um den Tod eines ihrer vielen Lieblinge vergoß.

Es gibt zwei hervorstechende Hauptrichtungen in der deutschen Natur, die in der That wie einander entgegengesetzt scheinen. Die eine ist die Neigung zur Sonderthümlichkeit, der Trieb und Drang, sich abzuschließen und größern in kleinere und kleinste Kreise; die andere ist das Dichten und Trachten in die weiteste Ferne, das Streben, herauszutreten aus der Enge, weithin zu wirken, weithin zu wandern. Nennen wir jene deutschen Partikularismus und Kleinstaaterei von der einen, deutsch-römische Kaiseridee, Völkerwanderung und Auswanderungslust von der andern Seite, so haben wir die stärksten Belege genannt. Der gemeinschaftliche Vater jener beiden Extreme ist der deutsche Drang nach persönlicher Freiheit und dieser ist wieder ein Product der eigenthümlich reichen Construction des deutschen Geistes, der ebenfowol der Gesammtheit der Nation als dem Individuum innewohnt. Ein herrlicher Trieb, aber entwickelt noch nicht; noch verkommt der Deutsche so oft, wenn er sich absondert; noch verzettelt er sich so leicht, wenn er nach außen strebt. Oestreich schien sich seit Maria Theresia in sich ab und wußte zugleich als die imponirende Großmacht ohne das Deutsche Reich sich zu behaupten im Osten und Westen Europas. Aber es hatte während des langen erschöpfenden Kriegsdranges mit Preußen kaum aufathmen können, um zu bemerken, daß sich mittlerweile, gerade durch die freiwillige Isolirung, im Nordosten eine Macht aufgethürmt und sich Preußen wie Oestreich an die Seite gestellt hatte. Was nun auch an innerer Festigkeit noch fehlen mochte, der Bau war vor der Hand doch ein riesiger und man mußte eben zusehen, wie man ihn gleichzeitig immer fester innen ausmauerte und nach außen hin ein imponirendes zu erweitern strebte. Dies Letztere war Katharina's Werk. Sie hatte diese Frau von dem andern deutschen Schlage mächtig gereizt, in solcher wilden Form das groteske Werk Peter's des Großen mit ihrem deutschen, als selbst großartigen Verstande fortzusetzen. Was war damals Patriotismus? Niemand kannte und hatte ihn, Niemand glaubte und fand ihn bei Andern, am wenigsten der Deutsche. Dort bei den Russen aber gab es ein weites Feld für diese rücksichtslose ideale Thatkraft, dort fand die Deutsche in den halbfertigen Menschen die trefflichsten Organe für ihre kühnen, germanisch gearteten Entwürfe; da war Gelegenheit, leider auf der Oberfläche jener Massen, das Liebegold der deutschen Geistesverhellung schimmernd aufzutragen. An Anstalten für Wissenschaften und Künste, an humanen Schulen in der Residenz Petersburg, an Schriften über Humanität und Erziehung fehlte es nicht; auch der große deutsch-holländische Zar Peter ward auf Katharina's Befehl zwar durch Voltaire französisch, aber doch in ihrem und seinem idealstrebenden Sinne deutsch gefeiert. Ihr Reich wuchs und wuchs, es dehnte sich aus bis an das Schwarze

und Kaspiſche Meer und Türken und Tataren wurden zerſchmettert, ja bis nach dem osmaniſchen Stambul ſtreckte ſie ihre Hand aus. Ihre Flotte wagte ſich ins Mittelmeer und herrſchte auf der Oſtſee und beaufſichtigte die ſkandinaviſchen Völker und ſelbſt gegen das ſeemächtige, wilder ſeine abgefallene Colonie kriegende England wußte ſie ſich in feſte Poſitur zu ſetzen und ſich Handel und freie Schiffahrt zu wahren durch den von ihr erfundenen bewaffneten Neutralitätsbund. Das Alles verdankten die Ruſſen einer kleinen deutſchen Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt... Beide Frauen, Maria Thereſia und Katharina, ſind die Träger des doppeltgearteten geſchichtlichen germaniſchen Geiſtes.

Der Proceßkrämer.

Aus dem Gerichtsleben. Von G. Häule.

Im Grunde iſt die Leidenſchaft des Proceßführens nur eine Unterart der Leidenſchaft des Spiels. Mich wenigſtens gemahnten jene ſpeculirenden Spieler, die Tag und Nacht darüber nachgrübeln, wie ſie die Zufälle des Pharo und des Rouletts berechnen können, an jene Halbrechtsverſtändigen, die mit ihrem Proceſſe aufſtehen und mit ihrem Proceſſe ſich niederlegen, mit ihrem Proceſſe eſſen und mit ihrem Proceſſe trinken, ſchon an der Thür ſtehen, wenn der Referent zur Sitzung gehen will, ſchon an der Thür warten, wenn ihr Advocat ſich erhoben hat und geht, kurz deren Tag-, ja Lebenswerk ihr Proceß iſt.

Wehe dir, wenn ein ſolcher Proceßkrämer durch irgend einen Zufall herausgebracht hat, daß du mit dem Referenten ſeiner Sache bekannt biſt, oder daß du nur ein Wort im Corpus juris verſtehſt, du kannſt ſicher darauf rechnen, daß er einen Vorwand findet, mit ſeinem Packet Acten, das er immer in der Taſche bei ſich führt, auf der Straße, im Kaffeehauſe, in den Gängen des Gerichtshauſes oder in deiner eigenen Wohnung dir einen langen Vortrag über den Stand ſeiner Sache zu halten und dich um deinen Rath zu bitten. So wenig es aber ein Mittel gegen die Seekrankheit gibt, ſo wenig gibt es ein Mittel, um ihn abzuſchütteln. Biſt du höflich, ſo wird er zudringlich; biſt du kalt, ſo bemerkt er's nicht und macht keinerlei Anſtalten ſich zu entfernen; biſt du grob, ſo wird er höflich und bringt dich mit ſeinen Bitten und Betheurungen zur Verzweiflung.

Man kennt den neuen Roman von Boz: „Bleakhouſe". Er hat zum Hintergrunde die Geſchichte eines Proceſſes, mit dem alle Charaktere und Perſonen in größere oder geringere Verbindung gebracht werden. Der Proceß hat in dieſem Romane wie der Marionettenſpieler alle Figuren am Drähtchen, ſie kommen, ſie gehen, ſie ſtehen, ſie fallen nur durch den Proceß. Da ſehen wir denn auch eine ordentliche Anzahl von Proceßkrämern und Dickens' ſehr in Galle getauchte Feder zeigt ſie uns als die nothwendigſten Geſchöpfe des leidigen Formalismus. Wahr iſt es, daß in England der Formalzopf hinten und vorne hängt, allein ohne Formalien kann der Civilproceß nicht beſtehen und ſo lange Formalien beſtehen, wird man ſich auch um Formalien ſtreiten.

Manchmal, es iſt dies richtig, iſt ein ſolcher Proceßkrämer das Opfer dieſer Formalien geworden, er trägt immer das Bewußtſein der Billigkeit ſeiner Anſprüche mit ſich, er fühlt, er hat Recht und kann nicht zu ſeinem Rechte gelangen. Er ſieht, wie am Ende des Ziels ihm die Preisrichter winken mit dem Preiſe in der Hand, er kann über die Barrièren nicht hinweg, welche die Rennbahn umgeben; es geht ihm wie in einem Märchen, er duckt ſich, da ſenken ſich die Balken, er will hinüberſpringen, da erheben ſie ſich, und das Alles kommt ihm zuletzt auch wie ein Märchen vor und man kann ſagen, er wird närriſch am gebrochenen Rechtsbewußtſein. Das ſind aber Seltenheiten. Die Regel iſt, daß der Formelkram gerade das Lieblingsſtudium der Proceßſüchtigen iſt, daß ſie, wirk-

sich im Unrecht, vermöge dieses Formelwesens alle Welt angreifen, sich gegen alle Welt vertheidigen zu können glauben; oder auch sie gehen mit der fixen Idee, mit der Einbildung, sie hätten Recht, obgleich sie Unrecht haben und diese Idee ist so festgewurzelt in ihrem Innern, daß weder Processkosten noch Strafen sie davon abbringen können. Ich kenne einen sehr reichen Mann, der nur deshalb bei den Advocaten Eingang findet, weil seine Guldenstücke ebenso aussehen wie die der andern Leute. Dieser Mann, der sich wol manches andere Vergnügen machen könnte, scheint sich lediglich damit zu unterhalten, an seine Rechtsfreunde bogenlange Instructionen zu schreiben, juristische Erörterungen anzuführen, ohne in der Regel, was man so sagt, den Nagel auf den Kopf zu treffen, zu den Entwürfen der Schriften Zusätze oder gar Kritiken darüber zu machen. Um einige hundert Gulden Differenz wird sogleich ein Proceß angefangen, der an Kosten zuweilen das Doppelte übersteigt. Der gewöhnliche Schluß ist, daß der übereilt angefangene Proceß verloren wird. Da hat nun der Rechtsanwalt die Schuld, der Processkrämer sucht sich einen andern, und man glaube mir, er macht die Runde. Ich habe einen Adeligen gekannt, der aus altem Geschlecht sich von Schloß und Ehre processirte und zuletzt so weit kam, daß er in seinem zerrissenen Rocke das Gespötte der Schreiber aller Gerichtshöfe wurde und mehr wie einmal von einem jungen Praktikanten wegen unpassender Aeußerungen auf 24 Stunden in den Thurm zu den Bettelleuten, Vaganten und Dieben geschickt werden mußte. Die letzte Hoffnung dieses heruntergekommenen Edelmanns war ein Proceß, den er erst anfangen wollte und der ihm 12,000 Gulden einbringen sollte. Er ist mit dieser Hoffnung gestorben. Ich kenne Gewerbsleute, Bauern, die der Proceß aus einer behaglichen Stellung ins Elend gejagt. Ich kenne Frauen, die gleich der alten Frau in Dickens „Bleakhouse“ trotz ihrer ewigen Complimente die Plagen der Referenten sind. Tag für Tag das Gerichtszimmer besuchen und wenn mit Hiob's Geduld der Referent ihnen Tag für Tag auseinandersetzt, wie die Sache stehe und woran sie hänge, doch wieder, nachdem er ausgesprochen hat, mit ihren Klagen von vorn anfangen. Sie haben die Erklärungen des Referenten gar nicht vernommen und die Zeit, während er sprach, als Pause benutzt, nur um Athem zu schöpfen und über die Redeformeln nachzudenken, mit welchen sie ihre Sache vorbringen wollen, wenn er aufgehört hat. Das Schlimmste unter dem Schlimmen im Gerichtsleben ist die Processkrämerei der Frauen.

Führen diese Vorgänge an den Bettelstab, so kommen andere noch vor die Schranken des Strafgerichts. Ich will nicht davon sprechen, daß zuweilen Einer oder der Andere durch irgend eine gewagte Manipulation den Gang seines Processes zu beschleunigen oder zu verbessern sucht; Meineid, Fälschung einer Urkunde, Bestechung von Zeugen sind derartige Mittel. Nur von der Regel will ich reden, die darin besteht, daß jeder Processkrämer wenigstens einmal das Vergehen der Amtsehrenbeleidigung sich zu Schulden kommen läßt. Da wiederholt sich denn das ganze Bild des Civilprocesses in der öffentlichen Sitzung. Endlos wälzt sich die Rede des Beschuldigten dahin, eine Woge überstürzt die andere und die anscheinend kurze Fahrt wird zur langen sturmbewegten. Auf jede Frage hat er eine Antwort, die nicht paßt, und es ist vergebens, ihm Einhalt thun zu wollen, er plaudert fort und fort, immer wieder von seinem Processe anfangend und die zugefügte Beleidigung in Verbindung mit tausend und tausend Dingen bringend, die gar nicht dazu gehören. Und alles Das, was auf dem Gerichte da öffentlich verhandelt wird, das hat privatim der Vertheidiger schon hören müssen, dem ein bogenlanges Manuscript mit solchem unpassenden Geschwätz gefüllt aufgenöthigt worden. Ohne Dank, anzufeinden mit dem ganz andern Standpunkte, von dem aus die Vertheidigung die That betrachtete, kehrt der Processkrämer nach Verkündigung des Strafurtels zu demselben zurück und sein Abschied und der ganze Dank ist in der Regel eine Unart oder eine Drohung, zum wenigsten eine zugeschlagene Thür.

Eins aber ist richtig; wir haben es schon oben erwähnt. Bei den meisten dieser Processkrämer hat die Leidenschaft der Processsucht die Verstandeskräfte getrübt und geschwächt. Sie sind selten völlig zurechnungsfähig und Mancher wandert ins Irrenhaus.

Anregungen.

Mischungen und Kreuzungen des deutschen Blutes.

Dem deutschen Naturell hat man schon öfter nachgesagt, daß ihm, wie allen wilden Weinsorten, die Mischung mit ihm fremdartigen Elementen wohlthue. Es mag auch in solchen Völkermischungen Gesetze geben, die einer Mischung vor der andern einen Vorzug sichern. So glauben wir nicht, daß Französisch und Deutsch gutthut. Wir haben die Beispiele im Elsaß und in unsern deutsch-französischen Colonieen. Dort ist der Sinn weder deutsch geblieben, noch ganz französisch geworden; es ist eine charakterlose Halbheit übriggeblieben, die nicht viel Achtbares mehr ausdrückt. Hier, z. B. in Berlin oder in jenem merkwürdigen, fast ganz französisch gebliebenen Dorfchen Friedrichsdorf in Hessen-Homburg, hat die Mischung zwischen Deutsch und Französisch etwas Verkehrtes, Pedantisches hervorgebracht, dem man außer industrieller Regsamkeit eine bedeutende geistige Schaffenskraft nicht nachrühmen kann. Die Mischung von Deutsch und Italienisch liegt nur in gewissen Colonieen, z. B. in Basel, Köln, Frankfurt a. M., Dresden, vor. Sie hat ein ganz besonders empfängliches und gewissermaßen genialeres Geschlecht zu Tage gefördert, eine Mischung von bedachtsamer Sinnigkeit und einer noch immer grofsartigen, oft prachtliebenden Anschauung. Bettina ist ein Erzeugniß dieser Mischung. Mischungen mit Holländern und Engländern sind zu gleichartig und haben meist ein zu starres und nicht eben gefälliges Ueberwiegen zu dem fremden Elemente zur Folge gehabt; der Deutsch-Engländer z. B. ist eine Caricatur. Die Mischungen deutschen und slawischen Wesens sind ein Jahrtausend alt. Alle Länder jenseit der Elbe sind davon erfüllt. Man würde im reinen Klemannien und Frankenlande Unrecht thun, wenn man diese Mischung eine ungünstige nennen wollte. Ein zähes und kraftvolles Wesen ist jedenfalls aus dieser Mischung in die deutsche Art gekommen, ein Element, dessen Wirkungen sich im Widerstande bisher großartig bewiesen haben und die viel geringere Widerstandskraft des reindeutschen Geistes übertreffen. Wir nennen hier Widerstandskraft jene Stabilität, die ebenso gut auch eine fortschreitende werden kann, wenn sie nur die rechte Bahn gegangen würde. Die sogenannte Gothaer Partei ist die reindeutsche gewesen und sie hat in der That alle Beweise der Unproductivität gegeben, während wir eine Zahl deutsch-slawischer Striche sowol wie deutsch-slawischer Befähigungen aufführen könnten, die in zweifelhaften Lagen an einen Entschluß nicht verlegen sein würden und auch fast die Aufgabe zu haben scheinen, bei deutschen Bewegungen besser an der Spitze zu stehen als das reine und ungemischte Deutschland.

Auch die Mischung des Judenthums mit der deutschen Art verdient hier eine Erwähnung. Sie ist eine von denen, die der letztern heilsam wurden. Gerade die jüdische Art füllt eine Lücke in unserer Natur. Dem bis zum Holländischen sich abneigenden Charakter Hamburgs z. B. ist das Judenthum in jeder Beziehung eine förderliche Beimischung. Die dortige Gesellschaft und ihre Empfänglichkeit für Politik, Völkerleben, Kunst und Literatur erhält durch das stark regsame jüdische Element einen gekräftigten Ausdruck. In Frankfurt a. M. mag die jüdische Gegenwirkung zu gewaltsam und bei dem ohnehin beweglichen Charakter der dortigen Bevölkerung mehr reizend als fördernd sein; doch ist in gewissen Dingen ein Zuviel nie so schädlich wie ein Zuwenig. Welche Kräftigung und Anregung wir durch das Judenthum hervorgebracht verspüren, beweist Leipzig, dem diese Mischung fehlt. Leipzig könnte die Lesungabe Deutschlands in den meisten Dingen behaupten, wenn es eine jüdische Bevölkerung hätte. Dies allseitig darzuthun, möchte jedoch eine weitläufigere Erörterung erfodern.

Zur Wetterkunde des Lebens.

Unsere Schicksale kommen aus uns selbst, wie die Wolken nur aus der Erde.

An einen wiener Modedichter.

Glanz und Duft genug! Du Veilchen deines Pantoffels!
Diamantenbesäet ist die Flur von Troyssen des Thums!
Ja die Thräne sogar malt an émaille dein Pinsel!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 32. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Dr. Wichern und sein Rauhes Haus.

Eine Stimme aus Hamburg.

Die vielgerühmte Rettungsanstalt sittlich verwahrloster Kinder, die von dem zum Doctor der Theologie ernannten frühern Candidaten Wichern begründet wurde, liegt eine halbe Stunde von Hamburg bei dem Vorwerk Horn. Ein Häuschen mit einem Strohdache ist das Samenkorn, aus welchem sich der große Baum der gegenwärtigen Colonie des Rauhen Hauses entfaltete, das erste Gebäude der Anstalt, in welchem sie vor 19 Jahren als unscheinbarer Anfang ins Leben trat. In der Mitte steht jetzt ein großes Giebelhaus mit einem Kirchthurm, einer Uhr; links von diesem, im Hintergrunde des ziemlich ausgedehnten Gartens, und ebenso nach der rechten Seite zu ziehen sich eine Reihe von Localitäten; sie enthalten Schlaf-, Wohn- und Lehrstuben, wie sich das in den übrigen Häusern, welche nach und nach entstanden sind, in ähnlicher Weise wiederholt. Diese Häuser, zum Theil in Schweizer Art erbaut, machen einen freundlichen Eindruck. Bei einer Wendung nach Süd-West sieht man einige kolossale Bauten. So steht zur Rechten ein dreistöckiges Gebäude aufgeführt, welches etwas an das hallesche Zellengefängniß mahnt und einen mehr dauerhaften als erquickenden, mehr fesselnden als erheiternden Eindruck macht. Hier entwickelt die sogenannte Besserungsanstalt für sittlich verwahrloste Kinder der höhern Stände ihre junge Thätigkeit. So viel mir bekannt, ist diese eine die Brüderanstalt oder den Herrn Dr. Wichern allein betreffende Unternehmung, welche, obgleich erst funfzehn Kinder anwesend sein sollen, ohne Zweifel viel Vortheile abwirft. Der Führer des Ganzen bewohnt das palastartige, erst seit einem Jahre entstandene weiße Gebäude links, zu dessen Erbauung, wie es heißt, ein wohlwollender Fürst in unserer Nähe den größten Beitrag geleistet haben soll. In dem vorgedachten Hause der wohlhabenden Pensionäre befindet sich auch der Buchhandel, jedenfalls der wichtigste Theil der Gesammtindustrie des Rauhen Hauses. Von hier aus werden die unzähligen Schillingsbücher in die Welt geschickt: „August Hobelmann", „Die Stiefmutter Martha", „Der alte treue Freund", „Die Gärtnerstochter", ferner die illustrirten Katechismen, welche in letzter Zeit mancherlei Anfechtungen erfahren haben. Ueber diese vornehme Besserungsanstalt belehrt uns ein Jahresbericht von 1851,

der letzterschienene, daß sie nicht von dem ursprünglichen allgemeinen Rauhen Hause, sondern von der Brüderanstalt, d. h. dem Seminar der Erzieher, ausging. Letztere hätte zu diesem Zwecke Alles, was sie baar besaß, hergegeben. Die Gebäude seien aber Eigenthum der Kinderanstalt, das Curatorium der Brüderanstalt besorge die finanzielle Verwaltung. Es wird später hinzugefügt: Die Brüderanstalt zahle jährlich Pension an die Kinderanstalt, und zwar geschähe dies für den durch erstere an letztere geschafften Gehülfen-Unterricht, „sodaß die letztere alle diese Gehülfen gewinnt, ohne daß sie Kosten davon hat." Diese finanzielle Sonderung beider Anstalten in solcher Weise, daß die eine „alles Baare hergibt" und die andere doch „Eigenthümerin der betreffenden Gebäude wird", ist nicht leicht zu verstehen, zumal die beiden Anstalten „mit ihren Wurzeln so sehr zusammengewachsen sind", daß die eine mit der andern „fallen würde." Es hat indessen der ganze Zuschnitt solcher aus milden Gaben entstandenen und von stillen, zum großen Theil ungenannten Gebern am Dasein erhaltenen Institute bei aller scheinbaren Oeffentlichkeit viel Geheimnißvolles, sodaß man sich bescheiden muß, die immer wiederkehrenden Klagen am Schlusse dieser Finanzberichte doch für begründet zu nehmen. Vergißt man aber für einen Augenblick, daß ein minder günstiger Kassenbestand sich ohne Zweifel doch wol in einer Beschränkung der buchhändlerischen, kostspieligen Propaganda zu erkennen geben würde, während sich diese wie auch das Missionswesen im Gegentheil immer mehr ausbreitet, so ließen sich an die Klagen über Abnahme der hamburger Beiträge immerhin einige ernste Reflexionen knüpfen.

In der That' Hamburg, das urtheilen und vergleichen kann, weil es die Thatsachen sieht, Hamburg, trotz seiner Frömmigkeit, zieht sich vom Rauhen Hause zurück. Seine regelmäßigen Beiträge betrugen 1846 7662 Mark, nach neuestem Ausweis nur 6126 Mark. Seine einmaligen Geschenke betrugen 1948 6150 Mark und gegenwärtig nur 3449 Mark. Es scheint daraus hervorzugehen, daß die bisherigen Geber mit der erweiterten, die ursprüngliche Bestimmung der ganzen Stiftung verrückenden Wirksamkeit, ja mit der mehr und mehr dem fortschreitenden Geiste der Zeit entgegenarbeitenden Tendenz dieser Anstalt nicht mehr einverstanden sind.

Die Ferne brachte freilich ein anderes Resultat. Preußen, Württemberg, Sachsen, die schleswig-holsteinische Ritterschaft haben Pensionate in der Brüderanstalt gegründet und von allen Richtungen her fließen zahlreiche Mittel zur Pflege des Rauhen Hauses. Die Brüderanstalt ist seit 1836 Seminar für Innere Mission geworden. Sie nimmt junge Männer aus dem Handwerker- und Schulstande auf und hat den Zweck, die Brüder zu Bibel-Colporteuren, zu Rettungslehrern, Gefängnißwärtern auszubilden. Sie hat bis jetzt in Allem 80 solcher „Brüder" herangezogen und zählt gegenwärtig deren 40—50. So lange dieselben der Anstalt angehören, sind ihnen die Kinder zur Beaufsichtigung und Besserung zugetheilt. Nach dem nicht immer streng beobachteten Principe sollen je zwölf Kinder einem Bruder beigegeben sein, welche zusammen eine „Familie" bilden. Die Handwerker unterweisen die ihnen zugetheilten Knaben im Schneider-, Schuster-, Tischlerhandwerk und solchergestalt werden Kleidung und ähnliche Handwerkserzeugnisse in der Anstalt selbst verfertigt, sowie die Mädchen Küche, Wäsche und was dahin gehört besorgen. Neben diesen Werkstätten hat sich eine Buchbinderei und eine Stereotypengießerei herausgearbeitet und für das allgemeine Interesse des Unternehmens sorgt endlich die sogenannte Agentur des Rauhen Hauses, welche in Deutschland 50 Zweigagenturen gegründet hat.

Man sieht, die Stiftung des ursprünglichen Gebers der ersten 15,000 Mark hat sich seit 1833 sehr erweitert und es darf nicht befremden, daß ein Institut, welches im letzten Finanzbericht bereits eine Bilanz von 48,545 Mark (per ultimo 1850) aufweist und dabei eine so feingerische Stellung gegen die Zeit eingenommen hat, die Kritik ernstlich herausfordert.

„Das Evangelium" — ſagt Dr. Wichern — „iſt der Stamm alles hieſigen Unterrichts." Nachdem: „Ueberhaupt iſt die Ueberſchätzung der Schule ſo verderblich wie die Unterſchätzung derſelben." Nachdem: „Altteſtamentliche Geſchichte, Neuteſtamentliche Geſchichte, zuſammen mit dem Leſen und der Auslegung der Heiligen Schrift, ſowie mit dem Katechismus, — das ſind und bleiben die eigentlichen Säulen des Unterrichts." Dem entſprechend finden wir denn auch folgende Religionsübungen. „Nach dem Morgengebet Altteſtamentliche Geſchichte, Katechismus. Dann um ½8 Uhr früh Hausandacht im Betſaal, an drei Tagen in der Woche eine Stunde lang. Dann vor Tiſche das Tiſchgebet. Nach Tiſche das Dankgebet. Nachmittags Daſſelbe wiederholt. Am Mittwoch Nachmittag ſetzen ſich die Knaben mit dem Familienbruder um den Tiſch; Jeder hat ſeine Bibel vor ſich, es entwickelt ſich ein Geſpräch über ein Capitel. Das währt eine Stunde. Um 8 Uhr ruft die Glocke alle Familien in den Betſaal. Am Sonnabend hat jede Familie aus der ſogenannten Dreifältigen Schnur (ein Büchelchen, das für jeden Tag drei Bibelſprüche, ein Gebet, ein Gebet und eine Verheißung enthält) ſich einen Wochenſpruch zu wählen, der dann die ganze Woche hindurch täglich hergeſagt wird, nachdem er Sonntags noch vor dem Kirchgang im Betſaal in einer beſonders dazu angeordneten kurzen Andacht verleſen." In der „Faſtenzeit" (von der Proteſtanten ſonſt nichts wiſſen) vermehrt ſich dieſes Bibelleben noch in weiterm Maße. „Eine geiſtgeweihte, ernſte Zeit bricht für das ganze Haus an" —, d. h.: Es ſind „wie zur Adventzeit jetzt auch während der ganzen Faſtenzeit Mittagsandachten eingerichtet. In der erſten Woche die Verheißungen auf das Leiden des Herrn aus dem Alten Teſtament, in den vier nächſten Wochen die Leidensgeſchichte, zuerſt des Matthäus, dann des Marcus, des Lucas, des Johannes-Evangeliums. So bis Palmarum." Am Nachmittag des Charfreitag wird „die ganze Leidensgeſchichte nach den vier Evangelien, alſo alle Mittagsandachten der Faſtenzeit noch einmal zuſammengefaßt. Hier findet das hoheprieſterliche Gebet (Joh. 17) ſeine Stelle." Abends dann die Vertheilung neuer Bibeln, am großen Rüſttage „beſondere Feſtandachten", am Oſtermorgen „Wallfahrt nach dem Kirchhofe". Kurz das ganze Leben und Wirken in dieſer Anſtalt iſt auf religiöſe Andacht begründet.

Es iſt unſtreitig ein ſehr ernſtes Wort. Wie führt man verlorene Gemüther, irrende, ſchon verſtockte Kinderſeelen auf den Pfad der Tugend zurück und gibt in ihnen der Geſellſchaft nützliche, gebeſſerte, für die neuen und vergrößerten Gefahren des Lebens gerüſtete Mitglieder? Der Gedanke an die Heilswirkungen der Religion liegt nahe. Wer hätte ſie nicht in ſich ſelbſt empfunden die Macht der göttlichen Offenbarung im Gemüthe, auch wenn man ſich grober Vergehen nicht zeihen konnte? Wer denkt nicht an jene Kinderzeit zurück und vergegenwärtigt ſich die Kraft des Gebets, des Gottvertrauens, der Hingebung an die ſchöne Welt des Alten und des Neuen Teſtaments? Dennoch wird eine weitere Prüfung ſich ſagen müſſen: Was dem Geſunden ſchon im Uebermaße Gluth bringen kann, wie gefahrvoll kann es dem Kranken werden? Schon einmal wurde in dieſen Blättern ausgeſprochen: „Die kräftig aufſtrebende Entwickelung des jugendlichen Geiſtes früh ſchon zu mildern durch das Abhängigkeitsgefühl von einer geheimnißvollen Weltordnung, iſt die Aufgabe jedes Erziehers, der ſeinen Beruf zu wahren weiß. Aber nur da, wo die Bürgſchaften einer dem Lichte zugewandten vorurtheilloſen Entwickelung geboten ſind, nur da, wo die jugendliche Seele in der vollen Freiheit der reinen Geiſteskräfte die Schwingen auszubreiten und zu üben lernt, iſt die Religion und in beſonderer Geſtalt das Chriſtenthum die nothwendige Ergänzung derjenigen Hülfsmittel, durch welche die Jugend mit den Pflichten des menſchlichen Daſeins bekanntgemacht werden muß. Bedenklich wird die Anwendung des erziehenden Einfluſſes der Religion oder wenigſtens des poſitiven Glaubens da, wo den Geiſt und das Herz eine trübe Dämmerung umgibt. Treten wir in eine Anſtalt, wo Cretinen oder Blödſinnige oder Verbrecherkinder erzogen

werden und vernehmen wir von dem vielleicht in Hamburg bei Dr. Wichern gebildeten Vorsteher: Der Grund seiner Methode wäre die auf die Erbsünde sich bauende christliche Heilsordnung, so können wir die Besorgniß nicht unterdrücken, daß bei solchen speciellen Erziehungsaufgaben dieser Weg nicht der richtige ist. Die Demuth mildere nur den Stolz! Das Gefühl der Abhängigkeit regele nur das Verwußtsein einer zu lebhaften freien Selbstbestimmung! Dem armen verlorenen Kinde soll vor allen Dingen der Muth gegeben und geweckt werden, zu sich, zum Dasein, zur Welt, zum Licht, zu den Menschen überhaupt wieder Vertrauen zu fassen, und wenn auch die Religion bei einer so schwierigen und hohen Aufgabe der Erziehung wie diese unerläßlich das wesentlichste Moment der Bildung bleiben muß, so glauben wir doch nicht, daß es gut ist, wenn in solchen Erziehungsanstalten der Grund alles menschlichen Strebens immer nur auf die Voraussetzung unserer Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit gebaut wird. Es ist gerade so, als wenn man in Krankenhäusern nur Zuträge kochen wollte, die sich auf den Tod beziehen."

Sehen wir jetzt auf Werke des Rauhen Hauses. Wir haben dazu gar nöthig, eins der vielen Schillingsbücher aufzuschlagen, die der Buchhändler Dr. Wichern verbreiten läßt. Da ist „August Hobelmann." Wir lesen: „Hobelmann's Vater war ein Pumpenmacher. Er sagte zu seinem August: »Deine liebe Schwester lebt bei unserm Gott; sie ist bei Christus und einst wird sie auferstehen mit einem neuen Leibe.«" Wahrlich es gibt nur wenig solcher Pumpenmacher; doch nichts von der ästhetischen Seite dieser Darstellung! Nichts von diesem Stil! Wir gehen weiter. Dieser gute Vater schickt seinen Sohn in die Sonntagsschule und in die Wochentagsschule; die erstere „nämlich ist die Kinderkirche." Der Lehrer derselben erfreute den Mann mit Erzählungen „über die Innere Mission." Es folgt eine Erklärung der letztern: „wozu vornehmlich gehört: Aller Obrigkeit Ehre zu geben und unterthan zu sein." Der Alte merkte sich die Auslegung und sagte: „Wenn dem so ist, so bin ich wol ein Pumpenmacher, aber kann ja auch nebenbei .... die Innere Mission betreiben"' Kurz, er wurde „ein Bote Gottes", ein Werkzeug der Innern Mission. Er macht Bekehrungen unter den „Arbeitsleuten an den Ecken." Bald darauf stürzt er in einen Brunnen, ertrinkt und dann endlich lernen wir den Helden der Novelle kennen: August Hobelmann. August, eine Waise, kommt in die Armenanstalt „im Hannoverschen"; es folgt eine Schilderung des benachbarten Schlosses „Adlerhorst"; „links und rechts weiße Bildsäulen"; dann des Schulgartens, „mit Rosen, Nelken; auch wuchsen da große Blaue" (so nannte August die Ritterspornen). Zuweilen kam dann auch der Herr vom Schlosse; dem ging „die Bauernschaft mit einem Lebehoch entgegen." Der Herr vom Schlosse, die Frau, die Töchter, der Schulmeister sind sämmtlich Innere Missionare. Wie glücklich wird August! Sein Loos gleicht dem seines Vaters! Der vierzehnjährige Knabe empfindet eine solche Freude an den Weihnachtreden des Predigers, daß er sie aus dem Gedächtniß nachgeschrieben, zur Lectüre mitnimmt. Er kommt zu einem Schuhmacher in die Lehre; dieser liest Zeitungen. Solche „Blätter" sind nicht für die Erweckung. August ist nicht glücklich bei seinem Meister. Er vermißt die Gottesfurcht. Er wandert. Da freilich kommt mit dem Reiz der Welt die Weltlust. August wird leichtsinnig, — „bis Gott sein Herz doch wiederfand und weckte durch harte Schläge." „Er kehrte zu seinem Heiland zurück." Die harten Schläge brachten ihn mit der Innern Mission wieder in Berührung, da diese zum großen Theil ihre Apostel unter herabgekommenen Handwerkern findet, welche sie unterstützt. „Er benutzt jetzt jede Gelegenheit, seinen Nachbar auf Das, was Gott fordert, hinzuweisen. Sonntags Nachmittags kann man ihn vor dem Hause stehen sehen, wo Sonntagsschule gehalten wird; er holt dann die kleinen Nachbarskinder aus der Schule ab, damit sie auch noch ruhig nach Hause gehen." Schließlich wird als Empfehlungskarte seines August Hobelmann die hamburger Adresse des Schuhmachers gegeben: „Eichholz, Hof Nr. 103, 2 Treppen hoch nach vorn."

Was ſoll man von dieſer Erfindung ſagen? Iſt das Lenden oder Wirklichkeit? Bildet ſo das Leben? Hebt und bildet ſo die Ueberfülle der Religion? Ich kenne einen Fall der religiöſen Ueberfülle, der anders lautet, einen Fall, der die Wahrheit eigenen Erlebniſſes für ſich hat und den ich erzählen will.

Die Aeltern eines Knaben lebten in Altona, waren Proteſtanten, hatten ihr Kind proteſtantiſch taufen laſſen. Der Vater kommt plötzlich ums Leben. Die Mutter iſt dadurch gebeugt und in ihrem Schmerz ohne Halt. Eine „Erleuchtete" findet ſich; ſie nimmt die Mutter zur Brüdergemeinde, wo ſie die Ueberzeugung gewinnt, daß Gott ſie durch Strafen heimſuchen wolle und Zerknirſchung die einzige Hülfe und das einzige Mittel, ihn zu verſöhnen, wäre. In ihrer Herzensangſt genügt ihr das religiöſe Leben der Brüdergemeinde noch nicht: ſie lernt den Prediger einer Sekte kennen, welche ihre Mitglieder im altenaer „Diebsteich" thatſächlich taufe. Dieſer widmet ihr die Kraft ſeiner Beredtſamkeit. Sie ſchließt ſich dieſer neuen Gemeinde an, der Sohn wird zum zweiten male getauft. Aber noch höher ſteigert ſich ihr Bedürfniß, das rechte Maß zu finden. Ein Haarmachermeiſter, Prediger einer Privatſekte, wird ihr bekannt. Hier iſt die religiöſe Kraft ſchon bis zum Fieber geſteigert. Eine Werkſtatt iſt die Kirche. Ein großer ſchwarzer Hund, das böſe Princip verſinnlichend, und eine weiße Taube, Vertreterin des Heiligen Geiſtes, ſind die lebendigen Attribute dieſes Gottesdienſtes. Der Hund muß heulen, ſobald die Gemeinde, den Kopf auf die Stuhlpolſter gedrückt, am Boden kniet. Auch der Knabe wird zum dritten male auf die neue Art getauft. Da man ſolchen Wahn nicht füglich lange Zeit fortſetzen kann, ohne die Erde ganz aus den Augen zu verlieren, ſo iſt es begreiflich, daß die Verachtung irdiſcher Dinge mit dieſer Frömmigkeit Hand in Hand geht. Der Wohlſtand der Mutter ging zurück. Auf den Knaben äußert ſich die neue Lebensweiſe geiſtödtend. Daheim mit Bibel- und Geſangbuchleſen beſchäftigt, bei den kleinſten Verſehen und Vergehen, und wär' es das Zerbrechen eines Glaſes oder Aehnlichem, von der Mutter angehalten, mit ihr, kniend, Gott um Vergebung dieſer Sünden anzuflehen, entwickelt ſich in ihm eine krankhafte Schwermuth, welche ihre Ideen mit ſich bringt, er glaubt, ſeine Mutter werde ihm ans Leben gehen, ſo oft ſie ein Meſſer ergreift, weint und zittert er. Dies gilt indeſſen natürlich für eine neue Heimſuchung, welcher nur durch verdoppeltes Gebet zu begegnen wäre, und ſo findet denn das Auftauchen eines neuen heiligen willkommene Stätte. War es ein Auswandererprediger oder ein ſonſtiger Miſſionar, mir iſt es entfallen, — genug, der Mann durfte nicht am Lande predigen und hieß deshalb der „Schiffsprediger." In der Kajüte eines Schiffs hielt er ſeine gottesdienſtlichen Verſammlungen, häufig unterbrochen durch die Neckereien der vom Deck ſchauenden Matroſen. Hier wurde der Knabe zum vierten male getauft und gerieth in einen Zuſtand gänzlich unzurechnungsfähiger geiſtiger Erſtarrung, bis es den erwachſenen Brüdern des Knaben nach vielen vergeblichen Verſuchen gelungen war, die Mutter zu einer veränderten Erziehung des Bruders zu bewegen. Er wurde in eine Schule geſchickt, durfte indeſſen nur an dem Religionsunterrichte, ſowie am Leſen und Schreiben Theil nehmen. „Eine Ueberſchätzung der Schule" — ſagt ja Dr. Wichern — „iſt ebenſo verderblich wie eine Unterſchätzung." Die Mutter drückte ihre Gedanken weniger vorſichtig aus; ſie erklärte alles weitere Wiſſen für Teufelswerk und war ſo feſt in ihrer Anſicht, daß jedes von dem Knaben heimlich geborgte und nach Hauſe gebrachte Buch: Naturgeſchichte, Geographie oder Aehnliches, ohne weiteres, ſobald es entdeckt wurde, in den Ofen wanderte. Der jetzt allmälig gereifte Knabe hat einen ſiechen Körper als Erbtheil dieſer Erziehungsweiſe mit in ſeine Mannesjahre hinübergenommen und vor gänzlicher Verödung retteten ihn nur ſpätere glücklichere Umſtände.

So wirkt das Uebermaß der Religion. Das Volk kennt in Dem, was es einmal erfaßt hat, keine Grenzen. Man ſehe und beobachte doch nur! Wer die Miſſionsſtunden

in Gilbeck, St.-Pauli und andern Orten bei Hamburg besucht, wird durch die blumenreiche Verhüllung der Sache selbst, wie man sie im Rauhen Hause mit vorsichtiger Rücksicht auf die zahlreichen Besucher beobachtet, nicht irre geführt werden. Es findet wenig Unterschied statt zwischen den Auslassungen des Candidaten Glaiß in Gilbeck, welcher den leibhaftigen Teufel zu seinen Bekehrungen nicht entbehren kann, und dem Wiedertäufer Onken in der Böhmenstraße, welcher von der Kanzel erklärt: „Wenn wir um nichts Anderes in die Hölle kämen, so müßte es schon unserer Gebete wegen geschehen."

Es ist nicht leicht zu nehmen, wenn man die wachsende Ausdehnung dieser finstern, grämmelnden, verdummenden Richtung verfolgt; leidenschaftlich ist auch der Haß, mit welchem in Hamburg dieser Pietismus bekämpft wird. Was nur fest und freudig an den Beruf der Menschheit glaubt, schart sich gegen dies Unwesen zusammen. Das Rauhe Haus hat gewiß manchen gebesserten, für das Leben brauchbaren Knaben entlassen, aber ebenso groß ist die Zahl der zu einer methodischen Heuchelei Angeleiteten. Statt die verlorengegangene Menschenwürde, statt die Freiheit des Geistes, die letzte Achtung seiner selbst dem Kinde zu retten, verfinstert man es immer mehr, drückt das Selbstgefühl, diesen letzten Anker der Hülfe, durch eine überspannte Gottesfurcht herab, bringt es, da es schon mit der Gesellschaft zerfallen ist, in immer schroffern Gegensatz zum Leben, wie es einmal ist. Den Weltherrscher, den großen allmächtigen Geist der Liebe gewinnt kein gefallenes Wesen lieb, wenn man ihn aus der „Dreifältigen Schnur" allein entwickelt. So lange der Zwang des Instituts, so lange die bessere Behandlung bei zur Schau getragener Frömmigkeit die Bibel zur Alltagslectüre macht, was kann da eintreten? Nach Uebersättigung mit einer einzigen Speise folgt um so gewisser der Ueberdruß und mit ihm das Verlangen nach anderer Kost. Die Anstalt kann ihre Zöglinge nicht bis ins spätere Alter beaufsichtigen. Nach vier, fünf Jahren einseitiger, dem Leben völlig feindlicher Geistesnahrung muß sie ihre scheinbar Bekehrten dem Treiben der Menschen doch zurückgeben und statt sie auf dieses vorbereitet, statt sie mit dem guten Kern der häufig mittelmäßigen Schale bekanntgemacht zu haben, gab sie ihnen nur einen zum Ueberdruß gewordenen Gedächtnißvorrath mit, den sie schon beim ersten Auslaufen aus dem bequemen Anstaltshafen über Bord werfen, wenn anders die fortdauernde Abhängigkeit von der Anstalt und ihren Unterstützungen sie nicht noch eine Weile den leeren Schein bewahren läßt.

Hätten wir für die Wahrheit dieser betrübenden Gewißheit keine andere Sicherheit als die Physiognomieen der Zöglinge, sie allein wären hinreichend, jeden Zweifel zu zerstören. Ich sehe und beobachte diese Kinder. Sie schauern den Schauer im Garten . . Ein Lavater ertrüge eher den peinlichen Anblick einer Verbrechercolonie als denjenigen dieser gebesserten, dieser bibelfesten Knaben und Mädchen, „von denen jedes des Katechismus in solchem Maße Herr ist, wie Jeder nach der Meinung des ganzen Volks das Vaterunser inne hat." Ich habe nicht leicht verschmitztere, berechnetere, verstecktere, abgerichtetere, verdächtigere Gesichter gesehen als in dieser Anstalt; selbst in Gefängnissen nicht. Unfrei schon durch das Laster und das Bewußtsein ihrer Vergangenheit, macht diese Erziehung sie doppelt unfrei, indem sie ihren persönlichen Stolz vollends bricht und unter das Joch einer äußerlichen, gemeinen, herrschsüchtigen Macht bringt. Die innere Freiheit aber ist die letzte gerühmte Handhabe, an der ein Verbrecher zu bessern ist. Und bedenkt man nun, daß jene aus der Brüderanstalt hervorgegangenen 80 Gefängnißwärter, Rettungshaus-Vorsteher in dieser der menschlichen Natur völlig entgegengesetzten Weise an wichtigen Orten und in gewichtigen Stellungen wirken; daß der Doctor Wichern von Fürsten und Herren als Helfer in der Noth der Menschheit berathen wird; bedenkt man das vorbereitete Material, welches diesem Manne und seiner Besserungsmethode das pennsylvanische System in die Hände liefert, — so erschrickt man über die Tragweite dieser Richtung und erkennt die täglich dringendere Nothwendigkeit, Licht zu verbreiten über Diejenigen,

welche ſich berufen wähnen, den Hülfsbedürftigſten der menſchlichen Geſellſchaft Hülfe zu leiſten und ſie dadurch nur um ſo ſicherer verderben, wenn nicht unſerm Erziehungsweſen im Lichte der Zeit und wahren Humanität endlich ein Retter kommt, ein neuer Peſtalozzi.

Ueber Gedächtniß und Auffaſſung.

Von Profeſſor Autenrieth in Jena.

I.

Wenn Menſchen darüber klagen, daß ſie ein ſchlechtes Gedächtniß haben oder Andere ihres beſſeren Gedächtniſſes wegen bewundern, ſo pflegen ſie häufig die Sache in dem Sinne zu verſtehen, als handle es ſich hier von dem ſchadhaften Zuſtande eines einfachen Organs, wie z. B. einer entzündeten Lunge oder eines ſchwachen Magens. Dieß iſt ein Irrthum. Es iſt daher ſehr der Mühe werth, den wahren Quellen und Wurzeln eines ſo edeln und koſtbaren Vermögens, als das Gedächtniß iſt, in uns näher nachzuſpüren.

Gegen Gedächtnißſchwäche gibt es keine ſolche Specifica wie gegen Magenleiden (wenn man nicht etwa den berühmten Schneeberger Schnupftabak hierher zählen will). Auf der andern Seite reiſen mnemotechniſche Künſtler, welche uns Mittel an die Hand zu geben verſprechen, ein jedes Gedächtniß von geſunder natürlicher Kraft zu den ungeheuerſten Wirkungen zu ſteigern und, was mehr iſt, dieſes Verſprechen wirklich erfüllen. Allein wie ſonderbar! Einestheils iſt zur Abwendung des Uebels eines ſchlechten Gedächtniſſes noch kein Kraut gewachſen, andererſeits haben wir es in der Gewalt, uns durch Kunſt ein beſſeres Gedächtniß zu machen, wenn wir nur wollen. Sollte es damit vielleicht gehen wie mit ſchlechten Weinen, die man ſich künſtlich — doch nur durch höhere erſetzt? Oder lieber wie mit den einfachen Gartenblumen, welche man durch beſſeres Erdreich, Düngung und Pflege in gefüllte umwandelt? Dann bleibt aber immer noch das Auffallende, daß der dem Gedächtniß zugegebene Dünger keine Speiſe und kein Medicament iſt, ſondern eine bloße Methode in Verknüpfung gegebener Vorſtellungen.

Das Reich der Vorſtellungen mit ſeinen Geſetzen iſt ein eigenthümliches Reich. Man gewinnt da nichts, wenn man auf Vergleichungen mit Vorgängen der leiblichen Sphäre, mit Pflanzenwachsthum, Kryſtalliſation, Elektricität u. dergl. ausgeht; man gewinnt Alles, wenn man die Sache einfach nimmt wie ſie ſich gibt und aus nichts Anderm zu erklären ſucht als aus ſich ſelbſt.

Zunächſt handelt es ſich darum, einzuſehen, daß das Gedächtniß nicht eine einfache Kraft, ſondern ein Reſultat aus verſchiedenen Vorgängen des Seelenlebens iſt, und ſodann, dieſe verſchiedenen Vorgänge näher zu beſtimmen und in ihrem Zuſammenwirken vor den Augen unſers Geiſtes ſpielen zu laſſen.

Daß es mehre verſchiedene Vorgänge ſind, welche zuſammenwirken, um das Phänomen des Gedächtniſſes hervorzubringen, geht hervor aus den verſchiedenen Bedeutungen, in denen wir einem Menſchen ein gutes oder ſchlechtes Gedächtniß zuſchreiben. Es kann Jemand z. B. den Kopf voller Kenntniſſe haben, ſie fallen ihm aber nie zur rechten Zeit ein. Umgekehrt wird Der, welcher von dem Schatze ſeines Erlernten immer Alles bei der Hand hat und geſchickt anzuwenden weiß, viel mehr zu wiſſen ſcheinen als er wirklich weiß. Dem Einen fällt Alles recht wohl und zur gelegenen Zeit ein, aber er weiß Alles unvollkommen, weil er es zu wenig genau aufgefaßt hat; dem Andern wird das Beſtaufgefaßte darum unnütz, weil die Spannung, in die ihn die Anfrage oder das Nachdenken bringt, ihn in eine Art von Betäubung verſetzt, worin die aufgeſammelten Erfahrungen nicht vor das Zenſur ſeiner Aufmerkſamkeit gelangen. Rouſſeau klagt in ſeinen „Con-

sessions", daß ihm seine guten Einfälle immer zu spät kämen. Ein guter Einfall aber ist nichts weiter als ein in eine gegebene Gedankenreihe passend eingreifendes Gedächtnißbild. „Ich hätte Jemanden schicklich und passend noch nach Etwas fragen sollen. Es fällt mir ein, nachdem ich schon wieder von ihm gegangen bin. Ach, daß ich doch daran nicht dachte! Ich habe ein schlechtes Gedächtniß!" Hier ist das Einfallen der schicklichen Vorstellung gemeint, welche ich recht gut weiß und in mir habe, welche aber nur nicht zur rechten Zeit sich im Spiegel meiner Aufmerksamkeit präsentirt. Der Fehler liegt hier nicht in der Vorstellung, welche sich sicher und wohlaufbewahrt in mir befindet, sondern in der Aufmerksamkeit, welche ihrer nicht zu rechter Zeit habhaft werden kann.

Es wird Jemand aufgefordert, über gesehene Gegenstände, eine Antikensammlung, ein Mineralienkabinet, zu berichten. Er entschuldigt sich mit seinem schlechten Gedächtniß für diese Art Gegenstände. Worin besteht es? Er hat kein Interesse für sie und faßt sie daher gar nicht oder unvollkommen auf, gewinnt gar keine oder nur undeutliche Vorstellungen überhaupt von ihnen. Dagegen wird ein Solcher für die ihn interessirenden Gegenstände, vielleicht Pferde und Hunde, ein gutes Gedächtniß haben, d. h. er wird sich deutliche Vorstellungen von ihnen erwerben. Jener Rechenkünstler, welchen man in London ins Theater führte, als Garrick spielte, wußte, als man ihn fragte, wie ihm das Stück gefallen habe, gar nichts von dessen Inhalt, weil er sich mit nichts Anderm beschäftigt hatte als die gesprochenen Worte zu zählen, deren Summe er von jedem der Schauspieler genau im Gedächtniß hatte. Er legte also ein starkes Gedächtniß für Zahlen, ein schwaches für den Inhalt des Schauspiels an den Tag. Hier ist Gedächtniß so viel als Auffassung oder Interesse. Der eine Knabe muß sich mit einer Rede, einem Gedicht, einer Geschichtstabelle, die er auswendig lernen soll, mühsam plagen und wieder plagen, bis er sie ins Gedächtniß bekommt, während sie bei einem andern von schnellerer Fassungskraft sogleich und wie von selbst sitzt. „Der Erste hat das schlechte, der Zweite das gute Gedächtniß." Aber siehe da! Dem Lehrer fällt nach einem halben Jahre ein, die Probe zu machen, wie viel des Gelernten noch bei den Schülern hafte. Da findet sich dann, daß bei dem schwer Lernenden noch Alles wie in Marmor gegraben sitzt, während bei dem gar zu leicht Fassenden über einer Fülle neuer Eindrücke die alten Vorstellungen sich wie in einer Sündflut untergegangen finden.

Was ist nun das für ein seltsames Ding, das nach Umständen das Entgegengesetzteste bedeuten kann? Was jetzt zur Bezeichnung dient für die Dauer der Vorstellungen in meinem Innern, den Augenblick darauf für das Interesse, mit welchem Vorstellungen aufgefaßt werden, und zuletzt gar für das Fenster der Aufmerksamkeit, vor welchem aufgefaßte und dauernde Vorstellungen entweder bereitwilliger oder träger ihre Aufwartung machen?

Dringen wir näher in diesen Mechanismus ein, so finden wir, daß es drei wesentlich voneinander unterschiedene Vorgänge in der Vorstellungswelt sind, aus denen sich das Phänomen des Gedächtnisses zusammensetzt. Der erste ist das Auffassen neuer Vorstellungen durch die Aufmerksamkeit. Gedächtniß ist hier so viel als Fassungskraft. Der zweite ist das Fortwirken aufgefaßter Eindrücke in der Seele. Hier ist Gedächtniß so viel als Gewohnheit. Die Gewohnheit besteht in einer Fähigkeit, gehabte Eindrücke zu wiederholen. Diese Wiederholung ist noch nicht Erinnerung, sondern wird erst dann zu einer solchen, wenn die Aufmerksamkeit mit den in der Seele fortwirkenden Gedächtnißspuren in neue Verbindungen eintritt. Hieraus entspringt dann die dritte Bedeutung des Wortes Gedächtniß, wonach es so viel ist als Erinnerungskraft.

Daher sind es drei Themata, welche wir in mehren Artikeln „am häuslichen Herd" näher zu besprechen gedenken: 1) Das Auffassen neuer Eindrücke durch die Aufmerksamkeit; 2) das Fortwirken aufgefaßter Eindrücke in der Seele ohne die Beihülfe der

Aufmerkſamkeit; 3) das Erinnern an gehabte Eindrücke, und zwar wiederum vermittelſt der Aufmerkſamkeit.

Betrachten wir hier das Gedächtniß im Sinne von Auffaſſung. Es kommt dabei zuerſt an auf Naturanlagen des Menſchen, welche man mit Vortheile paſſend als Kräftigkeit, Lebendigkeit und Reizempfänglichkeit des auffaſſenden Vermögens oder der Aufmerkſamkeit charakteriſiren kann. Eine kräftige Aufmerkſamkeit bildet voll und ſtark, eine lebendige ſchnell und ohne Hemmung, eine reizempfängliche gern und mit Begierde. Wenn man die Seele mit einem Pianoforte vergleicht, welches die Eindrücke der Taſten, die der Spieler ihm beibringt, mit Klängen beantwortet, ſo würde die Kräftigkeit des Pianoforte im ſtarken Saitenzuge beſtehen, wodurch es die Eindrücke mit ſtarken und vollen Tönen beantwortet, die Reizempfänglichkeit hingegen in dem leichten Anſchlag als der Eigenſchaft, daß ſchon der leiſeſte Druck der Taſte genügt, um einen Ton hervorzubringen, und endlich die Lebendigkeit in der Fähigkeit, den größtmöglichen Tonwechſel in Rouladen und Paſſagen auszuführen, ohne daß dadurch die einzelnen Töne an Deutlichkeit verlieren.

Am kräftigſten faßt die Aufmerkſamkeit des ausgebildeten Mannes. Seine Auffaſſung gebiert ſtarke, feſte, gediegene, lückenloſe Gebilde, ſehr verſchieden von den lückenhaften Auffaſſungen des Kindes und den abgeſtumpften des Greiſenalters. Denn im Kindesalter iſt die ganze Kraft erſt im Wachſen begriffen und kann daher überhaupt noch nicht viel zwingen, obgleich ſie dort noch ganz nach außen gewandt iſt. Im Greiſenalter iſt zwar die innere Entwickelung und Ausbildung der Seele die reichſte, die Seele hat ſich bereits in eine Schatzkammer des Wiſſens und der Erfahrung umgewandelt, aber mit dem Bedürfniß und Verlangen nach neuen Eindrücken nimmt auch die Auffaſſungskraft des Neuen ab.

Die Lebendigkeit der Aufmerkſamkeit gebiert Beweglichkeit und hierdurch Vielſeitigkeit der Auffaſſung. Ein Solcher betrachtet alle Sachen auch von der entgegengeſetzten Seite, und während ein Anderer noch immer auf dem erſten Eindrucke beſteht, hat er den Gegenſtand ſich ſchon drei mal in der Hand herumgedreht. Umgekehrt gibt es ſchwerfällige Geiſter, welche, oft bei großer Kräftigkeit und Reizbarkeit des Aufmerkens, nicht gut von einer Vorſtellung, die ſie gefeſſelt hält, zum andern hinwegkommen, ſich daher überall gern vergraben und vergrübeln. Von Solchen pflegt man zu ſagen, daß ſie nicht um die Ecke können. Dies iſt Mangel an Lebendigkeit der Aufmerkſamkeit.

Wo ein Mangel an Reizempfänglichkeit waltet, da macht das Auffaſſen und Lernen große Mühe. Die Taſten ſchlagen nicht gut an. Es gibt träumeriſche, in ſich verſenkte Naturen, welche die Gewohnheit haben, ſich vorwiegend mit ihrer innern Gedankenwelt zu beſchäftigen und darüber unempfänglicher werden für äußere Reize. Daher man denn auch von anſtrengenden Kopfarbeiten ſagt, daß das Dinge ſeien, wobei Einem Hören und Sehen vergehe, weil ſie den Geiſt abziehen. Die Taſten der äußern Sinne werden angeſchlagen, aber es erfolgen keine Töne.

Wir nennen dieſen Zuſtand auch Zerſtreutheit. Der Zerſtreute iſt, während ſeine Aufmerkſamkeit ganz nach innen gezogen iſt, fortwährenden Verwechſelungen der mangelhaft aufgefaßten Gegenſtände mit ähnlichen ihres Gleichen ausgeſetzt. Er vertauſcht ſeinen Hut, Rock, Regenſchirm; er geht ſtatt in ſeine Wohnung in eine andere, wo er ehemals einmal gewohnt hat, und macht ſich's dort bequem. Die Zerſtreutheit vieler Modekranken hatte der Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, war beſonders bei dem gothaiſchen Kapellmeiſter und Componiſten Benda auf einen hohen Grad geſtiegen. Er kam einſt zur Muſik bei Hofe an mit der Kleiderbürſte ſtatt des platten Hutes unter dem Arm. Während ſeines Arbeitens pflegte er oft einzelne Muſikſätze beim Clavier ſingend zu verſuchen. Vor dem Clavier ſtand ein alter breiter Lehnſeſſel mit niedriger Lehne. Einſt ſank er im

Gitter von der verkehrten Seite dahin, setzt sich aufs Clavier und hämmert mit beiden Händen zu seinem Gesange auf der Lehne des Stuhls. Alle häuslichen Geschäfte überließ er seiner Frau. Fiel ihm bei der Arbeit etwas ein oder kam sonst etwas Häusliches vor, so rief er es seiner Frau durch die Thür zu. Diese ihm so unentbehrliche Frau starb. Er war untröstlich, kam aber den zweiten Tag schon ganz wieder in seine gewöhnliche Arbeit hinein. Es fällt ihm ein, ob der Tod seiner Frau auch wol seinen Freunden angesagt sein möchte; nach seiner Gewohnheit öffnet er die Zwischenthür und will eben der todten Frau zurufen, sie solle doch ihren Tod ansagen lassen. (Schlichtegroll's „Nekrolog auf 1795", Bd. 2, S. 313 fg. — Beneke's „Pragmatische Psychologie", I, S. 237.)

Eine schnelle und reizempfängliche Auffassung begründet Das, was man insgemein einen guten Kopf, auch wol ein Genie nennt. „Das Bewußtsein, fassen zu können was man will" — sagt Hippel —, „thut bei einem Genie oft größere Dinge, als wenn es schon ein gerüttelt, geschüttelt und überflüssiges Maß im Kopfe hätte. Ich habe noch keinen Dichter gekannt, der nicht schnell gefaßt hätte, was er gelesen. Fassen und Behalten wird im gemeinen Leben für eins genommen, allein ganz unrichtig. Ein jeder Originalkopf muß schnell fassen und schnell vergessen. Etwas bleibt zurück und nur eben so viel als nöthig ist, um nicht blos Abschreiber, Copist zu sein. Ein Poet kann Nichts lesen und hören, was er nicht sogleich mit dem Seinigen bereichert. Er verzinst oft einen Gedanken mit 50 Procent, oft mit mehr. Er weiß beständig viel, nur nicht immer was Andere wissen." („Lebenslänfe", S. 31 fg.)

Die Phrenologie hat der schnellen und reizempfänglichen Auffassung unter dem Namen des Sachgedächtnisses ein besonderes Organ gewidmet. Dieses Sachgedächtniß, welches als eine allgemeine Bildungs- und Erziehungsfähigkeit bezeichnet wird und unter welchem nur die allgemeine Fassungskraft als natürliche Anlage verstanden werden kann, soll in dem untersten Theile des vordersten Gehirnlappens ihren Sitz haben und sich durch eine Erhöhung des untern und mittlern Stirntheils zwischen den Augenbrauen kundgeben. Die hiermit verbundene Erziehungs- und Bildungsfähigkeit soll sich dann in einem besonders erhöhten Grade zeigen, wenn beim Kinde ihr ein ausgezeichnetes Schlußvermögen, für dessen Kennzeichen eine Erhöhung des Mitteltheils der obern Stirn gehalten wird, zu Hülfe kommt, sodaß es nach Gall für die künftige Bildungsfähigkeit eines Kindes das allerbeste Zeichen ist, wenn bei der Entwickelung der Stirn vom dritten Lebensmonate an sich eine erhöhte Linie von der Nasenwurzel an bis über die Mitte der Stirn hinaus gleichwie eine Art von Sattel über die Stirn ausbildet. „Bei meinen Vorlesungen" — schrieb Gall in seiner Organologie — „zeige ich gewöhnlich den Kopf eines Arztes, der in den Gesellschaften vermöge seiner mannichfachen Kenntnisse eine große Rolle spielte. Er wußte Alles, nahm aber ohne alle Einschränkung jede neue Lehre an. Zu Zeiten des unsterblichen Professors Stoll war er der eifrigste Stollianer; als Frank auftrat, hing er dessen Lehre ebenso an, und als Brown mit seiner mörderischen Lehre erschien, verordnete er nur Opium, Wein, Schlangenwurz und Moschus. Alle neuen Arzneimittel wurden seine Panaceen und er ermangelte nicht, in den medicinischen Zeitungen die wunderbaren Wirkungen seiner Lieblingsmittel zu preisen. Er faßte neue Ansichten so schnell, daß es ihm niemals einfiel, daran zu denken, daß sie durch Erfahrung geprüft werden müßten. Der mittlere vordere untere Theil der Stirn war sehr entwickelt, während der obere Theil der Stirn zurückwich. Bei allen so gebauten Personen habe ich bemerkt, daß sie mehr Dienen für die Erzeugnisse der Andern als Erfinder sind." („Vollständige Geistekunde", S. 296.)

Ebenso wichtig aber als die natürliche Anlage einer reizempfänglichen Aufmerksamkeit sind für die Auffassung des Neuen die bereits fertigen Vorstellungsgebilde, welche als die Erzeugnisse vergangener Auffassungen die zukünftigen vorbereiten und regeln. Beneke hat

ſie unter dem Namen der Spuren und Angelegtheiten zu einem höchſt wichtigen pſychologiſchen Erklärungsprincip erhoben, das wir mit wenigen Worten demnächſt auseinanderſetzen wollen.

(Der zweite Artikel in einer nächſten Nummer.)

Eine Frühlingsreiſe durch Galizien.

Krakau liegt hinter uns. Wir begrüßen viel freundliche Ortſchaften. Die bedeutendſten: das reizende Wieliczka, mit eleganten Salinen- und Badehäuſern in der Mitte eines grünen, waldigen Thals gelegen, Bochnia, eine liebliche Stadt, die ſich mit hellen Häuſern und Kirchen am Fuße einer Bergreihe erhebt und in der ein munteres Sonntagsleben herrſchte. Nach der Fahrt durch eine warme, mondhelle Nacht frühſtückten wir in Szczucin, gegenüber einem anlockenden, herrlichen Parke und Schloß der Fürſtin Lubomirska. Später kamen wir an Potocki'ſchen großen Beſitzungen vorüber und konnten uns auch hier im Vorbeieilen in die dunkeln Schatten des Parks ſehnen, aus deren Grün die weißen, eleganten Villen mit ihren Veranda's, ihren nahen Raſenplätzen und Springbrunnen, Baum- und Blumengruppen hervorleuchteten. Eine Allee alter, ſchattiger Kaſtanienbäume verbindet beide wol eine Meile voneinander gelegenen Güter. Auf beiden Seiten dieſer ſchönen Straße ziehen ſich niedere, tannenbewachſene Berge hin. Mit der Pracht dieſer Villen und Gärten contraſtirten die benachbarten Judenſtädtchen. Auch die traurigſten und ärmſten Dörfer ſahen wir, mit niedrigen, ſtallartigen Hütten, ohne Grün und Blumen. Alles, was zum Dorfleben gehört, iſt grau; grau die Kleidung der Bauern, grau ihre Hütten, grau ſelbſt die Ochſen und Kühe, die zahlreich auf den Fluren weiden. Nur eine glänzend grüne Erde umſchließt, ein tiefblauer Himmel überwölbt dieſe düſtern Eindrücke. Wie mit liebenden Armen umfaßt die Natur in ewiger Schönheit ihre ärmſten Kinder und drückt ſie an ihr reiches, treues Herz.

Wir ziehen weiter und weiter, Alles bleibt ſchön, überall lacht der Mai, alle Lüfte ſind voll Vögelgeſang, groß iſt die Fruchtbarkeit des Landes, einſam aber iſt die Straße, auch die Dörfer liegen weit voneinander und ſind öde; keine kleinen Gärten mit Blumen und Bienenkörben, kein altes Kirchlein unter dunkeln Linden, kein Dorfplatz mit ſpielenden Kindern und ſchwatzenden Alten, keine bunte Bauerntracht. Alles ſtaubig, ſchweigſam, langſam ſchleichen einige in Grau und ſchmutzigem Weiß gekleidete Geſtalten dahin, halbnackte, zerlumpte Kinder liegen im Sande am Wege, wohlgenährt und zufrieden ſehen allein die Kühe und Ochſen aus, die über die Wieſen zerſtreut ſind. Poetiſch aber bleiben dabei doch die Eindrücke z. B. der kleinen Judenſtädte, in denen man mit etwas Phantaſie zahlreiche Bilder aus dem alten Teſtamente ſich zaubern kann. Dort auf einem Steine am Wege ſitzt der blinde Tobias und wendet nachdenklicher das greiſe Haupt in die Ferne, als könnte er noch ſehen, auch der junge Tobias kommt auf der Straße, die Geldtaſche umgeſchnallt, den Wanderſtab in der Hand, er hat runde, kluge Augen, man kann ſich wol den Engel unſichtbar neben ihm denken. Hier an der Thür des niedern Häuschens ſitzt Abraham im langen, ſchwarzen Kaftan, mit Silberhaar und weißem Bart, der bis an den Gürtel reicht, ein kleiner Iſaak, ernſt wie alle Judenkinder, ſchmiegt ſich an ſeine Kniee; auch manchen kleinen Ismael kann man an der Straße liegen ſehen, in Lumpen, bettelnd, das magere Händchen ausgeſtreckt. Manche Sarah im bunten Kleide und goldenem Halsbande ſteht an der Thür und ſchilt eine arme Hagar, die ſich umſonſt vertheidigt. Dort kommt der bräunliche Hirtenknabe David und treibt ſeine Zicklein voran, die zur Straßenzier jeder Judenſtadt gehören, und dort am ſteinernen Ziehbrunnen, der in der Mitte des öden Platzes ſteht, weilt eine ſchlanke Rebekka, ein rothes Tuch um das lohl-

ſchwarze Haar geſchlungen und einen Krug aus dem Waſſer hebend, deſſen Form denen gleicht, die wir in altbibliſchen Bildern ſehen. Nach dieſen aſiatiſchen Eindrücken erſcheinen als Erinnerung an das reiche, elegante Leben der europäiſchen Geſellſchaft von Zeit zu Zeit immer weiße, freundliche Landhäuſer jenſeits der Straße, umgeben von grünen, blühenden Gärten, ein Theetiſch unter dem Dache des Balkons, bedeckt mit allen Luxuries of high life, Herren und Damen in eleganter Toilette, Luxus-Hunde auf der Treppe ausgeſtreckt, allerliebſte Kinder, die im Vordergrunde auf dem Raſenplatze Reifen ſpielen, eine junge Amazone, die, von Cavalieren und einem Reitknechte gefolgt, auf hohem Roſſe in einer der Seitenalleen daherſprengt — Das ſo vereint, Alterthum und moderne Zeit, bildet prächtige Gemälde.

Nach Oſten! Nach Oſten! Immer weiter und weiter hätte ich in die blaue Ferne ziehen mögen, bleibend auf dem Wege zu den Paradieſesländern. . . . Am Abend erſchienen Berge vor uns, grüne Wellen, bedeckt mit herrlichen Wäldern, deren Duft uns erfriſchte; am Fuße des Gebirges, das ſich vor uns erhob, liegt das alte Przemyſl mit grauen Thürmen und Häuſern, das Schloß, in der Mitte aus dunkelm Grün emporragend. Vorn rauſcht der San über Felsgeſtein, eine ſteinerne Brücke wölbt ſich, rechts hinter der Stadt erhebt ſich auf dem dunkeln Waldberge eine Burgruine; eine zweite ſteht im Hintergrunde auf einem höheren Gipfel. Wir ſtanden lange am Brückengeländer und freuten uns an dem ſchönen Bilde und an dem Monde, der das Bild ſanft beſchien und ſich im Fluße zu unſern Füßen ſpiegelte. Ich glaubte mich am Rhein, am Neckar; dieſe Romantik hatte ich nicht in Galizien erwartet.

Freilich — bei jedem Anhalten an den Stationen mitten in der Nacht kamen auch wieder an unſerm Wagen bleiche Bettlergeſtalten, deren auch am Tage zahlloſe am Wege lagerten. Die weißen und grauen Leinentücher, in die ſie gehüllt waren, die magern Knochenhände, die ſie heraus und zu uns in den Wagen ſtreckten, die blaſſen Geſichter mit hohlen Augen — Alles ſtach aus der Dunkelheit hervor, ihr Klagen und Seufzen tönte grauſig durch die nächtliche Stille. Auf dieſe unglücklichen Bettler folgerten und in früheſten Morgenſtunden ſchon Scharen zudringlicher Juden, die auf den Wagentritt ſtiegen und die Hälfte der ſchmutzigſten Geſtalten zu uns hineindrängten, uns mit ihren ſtruppigen Bärten faſt berührten, ſich an unſern Kleidern und Händen feſthielten und mit ſchrillender, unerſchöpflicher Rede ihre Ketten, ihre Ringe, ihre Marienbilder uns aufzwingen wollten. . . . Marienbilder und Gemälde von Israeliten verkauft! Humoriſtiſche Zeitenumkehr!

Auf grüner Höhe liegt Lemberg. Helle Gebäude, Kirchen und Klöſter, ſchimmernde Thurmſpitzen, grüne Gärten, ein heiteres Bild. Wir fuhren durch die breiten, ſchönen Straßen, über große Plätze, an freundlichen Promenaden vorüber, ſahen nur neue elegante Häuſer mit Balcons, Jalouſien, viele große Hôtels, geſchmückte Kaufläden, viel Militär. Alles iſt hier belebt und großſtädtiſch und wären nicht wieder die vielen Nachkommen der Patriarchen, ſo würde ich mich in die wiener Leopoldſtadt verſetzt glauben. Wir bringen den heißen Tag ausruhend im Hôtel zu. Gegen Abend beſteigen wir den Sandberg, eine Höhe hinter der Stadt, auf der man Spaziergänge angelegt und die man mit Bosquets, Baumgruppen, Bänken geſchmückt hat. Hier ſehen wir die Sonne ihren letzten, goldenen Glanz auf das freundliche, große Lemberg und die Höhen und Fluren der reichbebauten Gegend gießen. Wir durften leider nicht bleiben. Die Reiſe drängte. Nach einem kurzen Gewitterregen iſt der Abend voll Duft und Friſche. Der Weg geht zwiſchen waldigen Bergen hin, die ſich zur Rechten öffnen und in ein weites Thal blicken laſſen, voll lieblicher kleiner Wälder, ſchöner Baumgruppen und heller Bäche, die ſich durch die Wieſen winden. Hier zwiſchen Bäumen und Gärten liegt ein großes Dorf, Winniki, mit ſchönen ländlichen Häuſern und Meiereien, von Schwaben bewohnt, wegen ſeiner trefflichen Milch, Butter, bekannt und viel beſucht. Die Deutſchen werden im Lande, obgleich es

Deutsche beherrschen, als Fremde betrachtet. Außer den Angestellten, dem Militär, ist Alles Polnisch; man hört nur die polnische Sprache, findet in den Hôtels polnische Küche, trinkt Thee und Kaffee nach slawischer Sitte aus Gläsern und sieht polnische Grazie selbst unter den bürgerlichen Mädchen der niederen Klassen. Mit einbrechender Nacht wenden wir uns links um die Gebirgsecke und fahren nun nicht mehr nach Osten, sondern in südlicher Richtung. Wilde Schluchten, dunkle Wälder, vorbeieilende Wagen mit bärtigen, orientalischen Gesichtern, Alles ist fremdartig und traumhaft im blassen Mondlicht. Um Mitternacht kommen wir nach Olq..., einem Gute des Grafen O. Wir wollen so spät die Familie nicht stören, da uns der Posthalter ein Nachtlager verspricht. Man führt uns durch das Dunkel zu einer kleinen Hütte jenseit der Straße; wir haben ein großes Gefolge unter Postillon, Posthorn und Peitsche unter dem Arm, der österreichische Conducteur des eben auch gekommenen Einwagens, mit einer kurzen Pfeife im Munde, einer seiner Passagiere, ein polnischer Herr von hoher Gestalt, mit dunkeln Augen, schwarzem Schnurrbart und malerisch umgeworfenem weißen Mantel, einige Knechte mit unsern Koffern, der Posthalter im Schlafrocke mit verwirrtem Haar und einer Laterne, deren trübes Licht die Gruppe halb erhellt — alle diese stehen mit uns an der niedrigen Hütte und pochen und schlagen fast die Thür ein. Marienka! Marienka! Niemand hört. Marienka! Marienka! rufen Posthalter und Knechte mit Donnerstimme. Marienka in nächtlicher Leichte kommt endlich und nimmt uns auf und führt uns schlaftrunken in den vertrauchtesten, schmutzigsten, schrecklichsten Raum, den man sich denken kann. Der Anblick einiger zerbrochener Möbel und Geräthe, der Fenster ohne Scheiben, dazu die Empfindung der Nähe von Mäusen und Ratten, und wer weiß nicht was sonst, versetzten mich in einen nicht eben behaglichen Zustand. Marienka machte Betten zurecht, welche Betten! Bis zur Nasenspitze angezogen und eingewickelt, streckte man sich auf ihnen. Beim Morgengrauen aber eilten wir aus diesem schönen Hôtel und tranken aus Sonnenschein und Morgenluft Vergessen der nächtlichen Eindrücke. Eine herrliche Landschaft lag vor uns ausgebreitet. Eine Reihe welleniförmiger Berge mit Wald bedeckt, grüne Vorhöhen, auf denen Klostergebäude und Kapellen schimmerten, am Fuße zwischen Feldern und Wiesen kleine Dörfer verstreut; Alles rief — die Gegend von Leipzig zurück. Die in der Nacht entbehrte Ruhe fanden wir nun im gastlichen Herrenhause. Es ist wie die meisten Wohnungen der polnischen Gutsbesitzer ein einfaches kleines weißes Landhaus, das man sich kaum als Mittelpunkt weitläuftiger Besitzungen denken kann. Ein großer Garten voll alter Bäume, Rasenplätze, Wasser, Vögelgesang, Kulturruf — da wurde uns wohl....

Aber das Ziel war noch nicht erreicht. Wir müssen uns trennen. In der Morgendämmerung halten wir in Kleczew; wir können reinliche Straßen und weiße Häuser erkennen und hören die Nachtigallen in allen Gärten musiciren. Der Himmel rötet sich, als wir hinausfahren, ein ganz neues Land scheint vor uns zu liegen; langgestreckte, durcheinandergeworfene bewaldete Bergzüge, die alle nach einer Seite gerichtet, wie vom Winde getrieben scheinen, so wie man es in Darstellungen palästinensischer Scenerie sieht; schwarze Nadelwälder im Vordergrunde, an ihrem Rande weidende Heerden und hirtige Hirten in braune oder graue Decken gehüllt. Das Bild macht ungefähr den melancholischen Eindruck wie jenes einer montenegrinischen Landschaft, die ich auf einer dresdner Ausstellung sah. Wir verlieren den Blick ins Weite und fahren in die grüne Enge ein. Wie herrlich die Wälder zu beiden Seiten! Mächtige alte Eichen, riesige Tannen, Alles wild durcheinander gewachsen, von niederem Gesträuch, blühenden Büschen umdrängt, von Schlingpflanzen umwunden. Was sind unsere Waldungen dagegen, wo die Bäume in gleicher Höhe und Linie auf kahlem Boden steif und starr wie Grenadiere aus dem Siebenjährigen Kriege stehen! Hier ist die majestätische, freie, lebendige Natur! Inmitten der Wildniß liegen Waldwiesen mit schwarzen Köhlerhütten, einzelnen Gruppen gigantischer Bäume und zerstreutem Vieh. Wir

kommen an Sassow, der herrlichen Besitzung einer Prinzessin Aschenwettinska, verkäuflich. Eine reizende große Villa mit Säulenhallen und grünumschlungenen Verandas leuchtet zwischen dunkeln hohen Bäumen hervor; entzückende Anlagen umgeben sie; liebliche Ruheplätze, Blumen- und Baumgruppen, Springbrunnen, Quellen und Statuen sind überall im Waldgrün ausgestreut; durch die dunkeln Schatten findet man hier und da einen Durchblick auf ferne blaue Berge; im flüchtigen Schauen denkt man sich das heitere Leben in diesem Hause und diesem reizenden Park, in den man den wilden Wald verwandelte und im Vorüberfliegen meint man ein Gedicht voll wechselnder lieblicher Gedanken zu lesen. Weiter hin liegt hoch über dem Wege auf bewaldetem Berge Latitia, eine kleine Kapelle von dunkeln Tannen umgeben, von einem Vater, der im Zorne seinen einzigen Sohn erschlug, zu dessen Andenken und zur Sühne seiner Schuld erbaut. Immer höher werden die waldigen Berge jenseit der Straße, von der sie tiefe grüne Schluchten trennen, sie rufen uns die großartigen Gebirgsgegenden Deutschlands ins Gedächtniß, ja, führen unsere Phantasie in die Urwälder Amerikas. Hier, noch in der alten Welt sehen wir die Waldriesen, die dort ihr weites Reich haben; wie wachsen und drängen sie sich durcheinander, wie scheinen sie mit wetteifernder Hestigkeit empor zu den höchsten Höhe zu streben! Wie tragen die ungeheuren Stämme so stolz ihre Laubkronen, wie strecken sie weit den ihre mächtigen Aeste wie Arme hoch zu ringen, die größte Fülle des Saft die glänzendste Kraft der Sonne zu entsaugen! In wildem Kampfe sind sie alle, die Bäumen des Waldes, verschlungen, die Schlacht hat begonnen, in Leidenschaft ringen sie miteinander, strecken mit Wurzeln und Aesten sich zu ergreifen und zu erdrücken; wie verzweifelt und flehend strecken manche die gewaltigen Arme empor, wie vom Kampfe ermüdet beugen sich andere zur Erde; jene krümmen und raffen sich wild wieder auf zu erneutem Streite, manche schon liegen auf feuchtem Moosgrunde zu Boden geschlagen mit klaffender Wunde, der grüne Waffenschmuck erbleicht, die Krone ist vom wankenden Haupte gesunken, andere stehen vorgebeugt und hoch erhaben über die Nachbarn und wiegen siegestrunken ihre Wipfel in der blauen Luft.

O wie schwer ist's, flüchtig vorbeizuziehen, hier, wo die große, reiche Natur mit tausend Armen nach uns langt, wo sie mit tausend süßen Waldesstimmen uns zum Bleiben ruft und ihren frischesten Hauch aus der Tiefe der Berge entsendet, der wie ein Gruß aus dem Morgenlande der ersten Jugend bis zum Grunde der Seele dringt und uns lockt, zu ihr zu kommen und an ihr Herz zu sinken und zu ruhen, zu vergessen und wieder jung zu werden!

Unter solchen Empfindungen gelangten wir nach Brody. M. J.

Warnung vor gewissen Literaturgeschichten.

Man muß die deutsche Nation vor einer Erscheinung im höchsten Grade warnen, welche in vereinzelten Bestrebungen schon lange zu bemerken war, die aber jetzt epidemisch wird. Wir erhalten nämlich unter dem Heuschreckenheere von Blumenlesen und Literaturgeschichten, welches jetzt unsere literarischen Felder abweidet, solche, die mit Salbung geschrieben sind. Diese frommen Literaturhistoriker sind oft geistreich — was man jetzt so nennt — schönrednerisch, geleckt, mit allen Phrasen der Salons ausgestattet, mit allem Schliff der Eleganz versehen; aber ihre eigentliche Absicht ist, die rationelle Macht unserer Goethe und unserer Schiller zu brechen und zu untergraben. Da wird, nachdem er gelobt worden, hinterher Goethe bedauert und verketzert, daß er auch Dies und Jenes noch geschrieben; da wird ernstlich berathschlagt, ob man Schiller nicht ganz und gar zu verbieten hätte, wenn ihn nicht etwa die „Maria Stuart" noch retten könnte. Wären diese proselyten-

machenden Literaturgeſchichten in jenem einfach großen Stil geſchrieben, der unſere Claſſiker auszeichnet, dann wären ſie nicht gefährlich; denn dieſe Sprache, klar wie ſie iſt, würde ihren Zweck ſogleich verrathen und jeden noch geſunden Sinn ihnen abwendig machen; aber ſie düfteln und ſchwebeln, ſie blümeln und thun ſchön und weiſen auch bereits auf Dichter der neueſten Gegenwart hin, welche ihre Ebenbilder und ſtichhaltigen Muſter ſein ſollen und verführen ſo das deutſche Volk zu einer Liebhaberei und Heiligthuerei, welche, wenn ſie anhält, unſere Nation entnerven würde. Alexander Jung.

Anregungen.

Geiſt oder Materie?

Moleſchott behandelt in ſeinem Buche „Der Kreislauf des Lebens“ die Lehre von der Materie in ſo gewandter Weiſe, daß dies Buch ohne Zweifel zu den bezeichnendſten Erſcheinungen unſerer Literatur gehört und wohl [illegible] Beachtung zu verdienen [illegible] Jeder Gebildete [illegible] Das Thema Moleſchott's iſt: Alle Erſcheinungen des Lebens ſind vom Stoffe abhängig und mit Veränderungen des Stoffs verbunden. Der Stoff unterliegt einem ewigen Kreislauf aus der lebloſen, unorganiſchen Natur in die belebte, organiſirte Pflanzen- und Thierwelt, um wieder zu erſterer zurückzukehren, ſich in Waſſer in Luft, in Erde zu verwandeln und dann ſeinen Weg von vorn anzufangen. Dabei geht nicht das Geringſte verloren, der Stoff iſt ewig. Alle Erſcheinungen des körperlichen Lebens: Wachsthum, Verdauung, Athmung, Blutbereitung, mußte Moleſchott dabei natürlich in den Bereich ſeiner Betrachtungen ziehen, um die überall vorſichgehende Stoffumwandlung nachzuweiſen. Der Leſer findet daher hier alle Reſultate der Wiſſenſchaft, die durch die neuern Forſcher, Liebig eben an, gewonnen worden ſind, und zwar in ſo friſcher, anziehender Weiſe dargeſtellt, daß wir Diejenigen bedauern möchten, welche nicht ſo weit mit unſerer Wiſſenſchaft von der Natur vertraut ſind, um dem Verfaſſer überall folgen zu können. Indeß erſcheint es uns wenigſtens nicht ſchwer, ſich das dazu nöthige geringe Maß von Naturkenntniß zu erwerben, und ein wenig Mühe lana man ſich ſchon geben, wenn es ſich darum handelt, ſich eine Vorſtellung von Dem zu machen, was täglich in unſerm Körper vorgeht.

Die Ende des Buchs aber — wie ſteht es damit aus? Sie liegt in den Schlüſſen, die der Verfaſſer in den letzten Capiteln zieht und zuſammenſtellt. Moleſchott iſt reiner Materialiſt und zwar ein aufrichtiger, der nicht im mindeſten geheimnißvoll damit thut, ſondern mit Nachdruck, wir möchten ſagen ſogar mit Begeiſterung aus ſein Glaubensbekenntniß zuruft. Es würde dies in der Kürze ſo lauten: Es gibt nur Materie, nur Stoff, und dieſer Stoff beſitzt Kraft, iſt thätig, dabei er [illegible] verbunden, [illegible] ſeine Lebensthätigkeit [illegible] Körper [illegible] Alles [illegible] Leben [illegible] Alles [illegible] Leben [illegible] Alles [illegible] Leben

Die Aerzte und Naturforscher ruhten nicht, Geist und Seele immer wieder in materielle Bedingungen zu bannen. Ein berühmter französischer Arzt, Beaumont, sagt: „An der Spitze meines anatomischen Messers habe ich alle die Träumereien von Seele, von freiem Willen, von Tugend, von Forsthauer in Nichts zerfließen sehen.“

Zur Beruhigung erinnern wir an die Seeleute, die beim Betreten des Ufers ihren Gang immer noch so einrichten wie auf dem Schiffe. Wenn ein Anatom ausschließlich mit dem anatomischen Messer beschäftigt war und im Körper Nichts annimmt als was er mit dem Messer fand, so liegt ihm allerdings die Gefahr nahe, am Dasein einer Seele überhaupt zu zweifeln, weil man diese eben mit dem Messer nicht finden kann. Und in unserer Zeit hat sich der Standpunkt doch wesentlich verändert. Seit wenigen Jahrzehnden erst gibt es eine organische Chemie und kennen wir durch sie genauer allerdings die Bestandtheile unsers Körpers. Noch jünger ist die chemische Physiologie, die Untersuchung der Stoffveränderungen, welche bei den mannichfachen Verrichtungen unserer Organe, bei der Athmung, Verdauung, Blutbereitung u. s. w. vorsichgehen. Allerdings haben sich dadurch viele Erscheinungen aufgeklärt, die unsern Vorfahren räthselhaft blieben. Aber ob die Welt nun doch bald allgemein glauben wird, daß all unser Denken und Wollen nur Fleisch und Blut, nur Sauerstoff, Phosphor, mit einem Worte Stoff ist, darüber sollten wir eigentlich nicht zu empfindlich werden. Es wird eben von der Menschheit in der Fülle ihres Lebens, ihrer Unternehmungen, Meinungen und Gedanken nicht ganz geglaubt werden. Wir haben an unsern Unterhaltungen „Ueber Unsterblichkeit der Seele“ (Nr. 26—30) gesehen, daß es wol einen Mittelweg geben kann zwischen der Verehrung vor den neuen Fortschritten der Naturwissenschaften und der unbedingten Anhänglichkeit an die alten Meinungen; einen Mittelweg, der von keiner Halbheit kommt und zu keiner Halbheit führt, sondern von und zu der Ueberzeugung, daß auch für die reine Stofflosigkeit, wie die Moleschott'sche Lehre voraussetzt, doch zuletzt fast ebenso viel Idealismus gehört wie zur alten supernaturalen Geistgläubigkeit. Vielen Moleschott'schen Beweisführungen steht unser natürliches Bewußtsein gerade so gegenüber, wie wenn Jemand unsere Bewegung leugnen wollte. Wir lassen ihn disputiren und gehen eben. Der Weg von den Geheimnissen der Blutbereitung im Menschen bis zu der Denkkraft eines Spinoza, von dem in einem trepanirten Frosch beobachteten Gehirnleben zu den großen Thaten der Geschichte ist so weit, daß man, ihn nachzuforschen, auf den Zwischenstationen bald ermüden würde und daher besser thut, sich an die beiden alten Factoren des Daseins zu halten: Materie und Geist, mag allerdings auch ihre Einheit in den Totalbegriff, den wir Gott nennen, wissenschaftlich zurückgeführt werden müssen.

Die Gesetze des öffentlichen Taktes.

O wie drückend ist es, daß wir oft unsern gerechtesten Zorn mäßigen müssen aus Taktgefühl! Die natürlichste Regung von der Welt fordert uns auf, Gewissenlosigkeit und Uebermuth zu züchtigen, und doch sagen uns tausend innere Stimmen, daß die Leidenschaft immer aus derjenigen Rolle falle, die man mit nothwendiger Verstellung vor der Welt durchzuführen hat, wenn man sie in ihrem Vertrauen auf unsere Würde nicht täuschen will. Wer möchte sich nicht versucht fühlen, einen leichtsinnigen Borger, einen pflichtvergessenen Schuldner durch öffentliche, ihn an den Pranger der Verachtung stellende Aufforderung an seine Schuld zu mahnen? Und hätte man jede Gewähr des Rechts dazu, der öffentliche Takt zwingt unsern Zorn zur Selbstüberwindung. Derselbe strenge Gesetzgeber ist es auch, der verlangt, daß kein geistig Schaffender über die Beurtheilung, die er erfahren muß, irgend zu große Empfindlichkeit verrathen soll. Es ist fast, als verlangten die Gefühle der Mitmenschen, daß wir uns auch hierin deshalb bezwingen, um die Herstellung eines allgemeinen Gesetzes, des Gesetzes der öffentlichen Mäßigung, als die Bedingung unserer Civilisation zu retten.

Zur Lehre vom Dienen.

Tyrannische Naturen verlangen, daß man sie mit dem Aufwand aller, nur irgend uns zu Gebote stehender Kräfte bedient, dabei aber so wenig Geräusch wie möglich mache.

Die Lehre vom Schönen.

Nach dem Begriffe des Schönen frage man Andere, nur nicht Die, die Schönes schaffen. Wahre Dichter und echte Künstler arbeiten jedes ihrer Werke unbewußt immer wieder nach einer andern Aesthetik.

Des Herzens wahre Heimat.

Suchst du dir die Wärme des Lebens, wählst du zuletzt doch nur den besten Weg, wenn du dem Lichte folgst.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 33. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Sängerin.

Von Hermann Grimm in Berlin. *)

— Ich lernte, begann der Baron, in dieſer Zeit Mademoiſelle de Gauſſin kennen, eine der ausgezeichnetſten Frauen, die je auf dem Theater erſchienen ſind. Sie war jung, ſchön, geiſtreich und obgleich ſie viel Geſellſchaft und unter dieſer viel anſehnliche und bedeutende Männer bei ſich ſah, zu Niemand in ein näheres Verhältniß getreten. Dies war auffallend. Man erzählte ſich Allerlei darüber, wollte verſteckte Gründe ans Licht ziehen, bezeichnete Dieſen und Jenen als ihren heimlichen Günſtling, allein die Wahrheit errietben nur Wenige und zwar nur ihre genauern Freunde, zu denen ich mich bald zählen durfte. Sie ſagte mir einſt mit der liebenswürdigſten Offenheit, daß ein vorübergehendes Intereſſe für ſie niemals den Reiz gehabt, ihm ihr Herz aufzuopfern und daß ſie zur Heirath keine Luſt empfände. Und in der That lernte ich dies vollkommen begreifen. Sie ward vom Publicum bei jedem Auftreten mit Applaus empfangen, ſie hatte für ihren Salon die Auswahl unter Allem, was geiſtreich und bedeutend in Paris war, ſie fühlte kein Bedürfniß, ihr ruhiges, in jeder Hinſicht beneidenswerthes Loos mit einem andern zu vertauſchen, deſſen Glück ſie nicht vermißte und für deſſen bedenkliche Seiten ſie ein ſcharfes Auge hatte.

Nachdem ich im Frühjahr die Stadt verlaſſen und im Herbſte wieder zurückgekehrt war, überraſchte man mich mit der Neuigkeit, daß Mademoiſelle de Gauſſin der Bühne entſagt hätte. Ich eilte zu ihr, fand in ihr ganz die alte Freundin, um ſie den gewohnten Kreis und in ihm die reizende Anregung, die ſie ihm zu verleihen wußte. Ich befragte ſie über ihren auffallenden Entſchluß. Ihre Gründe waren einfach und ſchlagend. „Ich bin", ſagte ſie, „dieſes Lebens überdrüſſig, welches mir keine Staffel mehr zeigt, die ich nicht ſchon erſtiegen hätte. Meine gewohnten Rollen brachten mir den gewohnten Bei-

*) Den Sohn und Neffen unſers großen deutſchforſchenden Brüderpaars mit ſo viel Gewandtheit die Anſchauung und Vortragsweiſe des franzöſiſchen achtzehnten Jahrhunderts wiedergeben zu ſehen, iſt neben dem pſychologiſchen Werth der obigen Skizze noch ein beſonderer Reiz, auf den wir die Leſer deshalb aufmerkſam machen, weil der Verfaſſer die ausdrückliche Anmerkung wünſcht, daß ſeine Mittheilung nach Idee und Ausführung Original iſt. D. Her.

soll ein, die Werke der neuern Componisten interessirten mich nicht und das Publicum liebte mich in den alten mehr. Ich sagte zu mir: Wohin soll das führen? Du wirst mit der Zeit älter, dein Ruhm steht fest, dein Genre ist begrenzt, du bedarfst des Theaters nicht, um in Bequemlichkeit zu leben, du kannst deinen Kreis von Freunden und Bekannten auch fernerhin um dich sehen, du thust klug, eine Laufbahn zu verlassen, in welcher du bisher glücklich warst, um dir nicht in der Zukunft vielleicht Mißgeschick, Ungunst und Verbitterung zu bereiten und obendrein die glänzende Erinnerung zu rauben, die du für immer mit dir tragen wirst."

Sie sagte das nicht so trocken, wie ich es aufschreibe, sondern leicht, spielend, aber dennoch gewichtig und ich pflichtete ihr in Allem bei. Während sie so dem Theater ihre entzückende Stimme entzog, ließ sie uns, so oft wir es wünschten, bei ihr den alten Genuß erneuern, und wenn sie, am Spinett sitzend, sang, umgab sie stets ein dankbares, entzücktes Auditorium, dessen Beifall aus vollem Herz drang.

Ich bemerkte unter ihren Freunden einen neu hinzugekommenen, der mir vom ersten Abend an durch die leidenschaftliche Art auffiel, mit welcher seine Augen der schönen Sängerin folgten. Er sprach fast nicht, bewegte sich selten von seinem Platze neben dem Kamine, wo er regelmäßig zu sitzen pflegte, und gab sich, ohne es vielleicht zu wissen, trotz seiner zurückgezogenen Haltung den Anschein, als wäre er der Herr im Hause. Da Mademoiselle de Gaussin dies Wesen aber gar nicht zu bemerken schien und mit ihm wie mit jedem Andern unbefangen und, wie es in ihrer Natur lag, nicht ohne einen leisen Anstrich naiver Coquetterie sprach und lachte, so war ich bald gewiß, daß zwischen ihnen kein Einverständniß obwaltete. Auffallend war nur, daß ich, ich mochte so früh kommen als ich wollte oder einer der Letzten sein, die fortgingen, stets den jungen Marquis auf seiner Stelle fand, wie einen Posten, welcher niemals abgelöst wurde.

Ich ließ mich dem Marquis vorstellen und fand Geschmack an ihm. Er wußte die Dinge, welche er sagte, in möglichst wenige Worte zu concentriren, was zu Zeiten sogar ein wenig geziert klang. Aber sein Urtheil war treffend, scharf ohne Härte und gab von einer innern Bildung Zeugniß, welche bei einem so jungen Manne nur aus großem natürlichen Taktgefühl oder, und dies schien mir wenigstens Theil daran zu haben, aus innerm Leiden herrühren mußte. Ich war von Anfang an nicht unbefangen und überzeugt, daß er die Gaussin liebte; erforschen wollte ich nur, ob sie die Leidenschaft erwidere. Der Marquis sprach niemals über sie. Wenn Alle begeistert Beifall klatschten, rührte er seine Hände nicht. Wenn sie uns durch eine neue geschmackvolle Toilette überraschte, war er der Letzte, welcher seine Bewunderung ausdrückte; wenn ich zufällig — denn absichtlich that ich es niemals — die Rede auf die reizenden Gaben unserer Freundin lenkte, schwieg er entweder oder gab karge Antwort und machte den oft ungeschickten Versuch, etwas Anderes in die Unterhaltung einschlüpfen zu lassen. In diesem Punkte verräth sich ein Herz, das nicht mehr frei ist, am ehesten.

Als ich eines Tags ungewöhnlich früh kam, fand ich den Marquis, faß wie ich erwartet hatte und doch zu meiner Ueberraschung, mit der Sängerin allein. Sie gingen miteinander im Salon auf und nieder und er konnte die Verstimmung, mich zu ungelegener Zeit zu sehen, nicht verbergen. Sie dagegen wechselte nicht die Miene, fragte mich nach lustigen Dingen, sprang vom Einen zum Andern und machte dem Marquis Vorwürfe, daß er so finster sei. Dies war er nämlich nach und nach geworden und als mehre Besucher erschienen und sie ihrer guten Laune nicht den mindesten Einhalt that, verbeugte er sich und ging. Kaum war er hinaus, so rief sie: „Mein Gott, der arme Marquis! Ich muß ihn beleidigt haben! Bester, bringen Sie ihm das von mir und einen Gruß!" Damit nahm sie schnell eine Rose aus der Vase, die auf dem Tische stand, trocknete den Stiel an ihrem Spitzentaschentuche und trieb mich hinter ihm her.

Sie bewohnte ein Haus im Faubourg St.-Honoré. Winters residirte sie in demjenigen Theile desselben, welcher an der Straße lag. Sommers dagegen pflegte sie sich in einen Pavillon zurückzuziehen, welcher, von Bäumen umgeben, im Garten stand. Ich lief also, holte den Marquis im Garten ein und richtete ihm meinen Auftrag aus. Er war auffallend förmlich, als er die Rose annahm, ja es schien mir, als zögerte er einen Augenblick. Ich weiß nicht, warum ich es that, denn es ist nicht gewöhnlich meine Art, aber ich reichte ihm die Hand, als er mir eine kalte Verbeugung machte. Das überraschte ihn, er ergriff sie, drückte sie, sah mir in die Augen und ging, ohne ein Wort zu sagen.

Ich war am Abend verstimmt, zum ersten male in diesen angenehmen Räumen. Ein gemischtes Gefühl von Mitleid, Aerger über Mademoiselle de Gaussin, an der ich gleichwol nichts zu tadeln fand, und die Erwartung, daß die Gesellschaft aufbräche, damit ich mit ihr allein reden könnte, machten mich stumm. Sie bemerkte es, ich bat sie um eine kleine Audienz, wenn der Abend zu Ende wäre; sie sagte sie mir freundlich zu und wandte sich zu den Andern. Nach Mitternacht trennte man sich dann; ich blieb zurück. Die Nächte fingen an kühl zu werden; sie befahl, Feuer im Kamin anzuzünden, ließ zwei Sessel davorrücken, wies mir den zu ihrer Rechten an und sagte: „Ich stehe zu Befehl!"

Mademoiselle, begann ich, ich will über den Marquis de L. mit Ihnen reden!

Das wußte ich! Lassen Sie mich hören!

Er ist noch nicht lange Zeit in diesen zaubervollen Räumen eingebürgert.

En ces lieux enchantés! wiederholte sie meine Worte mit dem Refrain einer Arie, in der sie manchen Kranz eingeerntet.

Liebe Freundin, rief ich aus, wenn Sie wollen, daß ich Sie bewundere, vortrefflich! Ich verlange es dann nicht besser. Aber wenn Sie mir eine Audienz in dem Sinne bewilligen wollen, in welchem ich sie erbat, dann zwingen Sie mich nicht, in dem Strudel zu versinken, aus dem ich einen Andern retten möchte.

Strudel! sagen Sie? Um Himmelswillen, wer will Schiffbruch leiden?

Fragen Sie lieber, wer schon Schiffbruch gelitten hat!

Der Marquis?

Sie wissen es nur zu gut!

Ich ahne etwas Dergleichen. Aber, lieber Freund, das ist ja so alltäglich! . . . Sie lachte.

Werden Sie ihn erhören?

Wie meinen Sie das? antwortete sie scharf. Fragen Sie den Prinzen von Condé, was ich ihm geantwortet habe. Und er war damals noch unvermählt.

Liebe Freundin, sagte ich, der Prinz von Condé und der Marquis de L. sind verschiedene Personen und haben vielleicht verschiedene Absichten — Ansichten wenigstens!

Ich glaube, erwiderte sie gutmüthig, der Marquis de L. hat weder das Eine noch das Andere.

Darin irren Sie sich denn doch! Der Marquis scheint mir ein junger Mann zu sein von sehr festem Charakter; seine Leidenschaft zu Ihnen (die sehe ich voraus) scheint mir mit diesem festen Charakter in enger Verbindung zu stehen und deshalb wollte ich mit Ihnen darüber reden.

O mein Himmel, Sie sind eifersüchtig?

Dann würde ich mich an ihn halten, statt an Sie! Nein, Mademoiselle, aber ich bin besorgt um ihn!

Ein wahrer esprit de Mentor! rief sie lachend. Sie sind wie eine Mutter gegen Alles, was Ihnen unter die Hände kommt. Aber trösten Sie sich damit, daß die armen Mütter alle Gefahren, die ihren Kleinen drohen, hundertfach vergrößert sehen.

Dieser Lächerlichkeit wollen Sie immer fern bleiben, beste Freundin?

Im Scherz und Ernſt, jedenfalls! Glauben Sie, er dächte daran, mich zu ſeiner Frau zu nehmen?

Wenn Sie es ihm erlaubten, vielleicht! Woran denkt man nicht, wenn man liebt?

Beſter Freund, ich bin Marquiſe de T.? Ich weiß gar nicht, warum mir beim bloßen Klang des Worts ſo eiskalt zu Muthe wird!

Sagen Sie ihm das!

Lieber Alles, lieber — wie kann ich ihm das ſagen, ohne daß er frägt?

Wenn er hinter der ſpaniſchen Wand dort ſtände und es mit anhörte! Weiter verlangte ich nichts!

Glauben Sie, daß ihn das curirte? Wirklich? Sehen Sie, was Sie für ein Menſchenkenner ſind! Hat er eine Leidenſchaft zu mir, und das beſtreite ich, ſo würde ihn dies von mir zu hören doch nur noch mehr in Flammen ſetzen. Beruhigte es ihn aber, lieber Herr von F., dann war es ja überhaupt unnöthig, daß er es anhörte!

Ich ſtand auf und empfahl mich. Sie nahm eine zweite Roſe aus dem Glaſe und ſchenkte ſie mir. Ich höre, fügte ſie hinzu, daß Sie verlobt ſind. Haben Sie Ihrer Braut ſchon einmal erzählt, daß wir hier einander „Beſter Freund!“ und „Beſte Freundin!“ nennen?

Und wenn ich ſtatt Ihrer Hand Ihre Lippen an die meinigen drücken dürfte, rief ich aus, würde ich ihr das nicht verhehlen! Glauben Sie mir, erſt ſeitdem ich Sie kenne, glaube ich daran, daß zwiſchen einem Manne und einer Frau Freundſchaft möglich ſei! Ich bin zu jung, um ſagen zu dürfen, daß ich Sie wie eine Tochter liebe, und zu beſcheiden, um Sie meine Schweſter zu nennen. Wenn Sie aber —

Hören Sie auf! rief ſie. So könnten wir bis Tages Anbruch weiterreden! Das Feuer im Kamin iſt ausgebrannt, ich nenne mich Ihre gehorſame Dienerin, Herr von F.! Sie machte eine leichte Verbeugung, wie ich ſie oft von ihr auf der Bühne geſehen, und ich zog mich zurück.

Am nächſten Abend war der Marquis wieder auf ſeinem Platze am Kamin. Ich blieb nur kurze Zeit; wir ſagten uns flüchtig Guten Abend. So oft ich zu Mademoiſelle de Gauſſin kam, war ich ſicher, ihn zu finden; in ſeinem Benehmen merkte ich keinen Unterſchied. Nur Das ſtand feſt, daß ſie ſeit unſerer Unterhaltung anders gegen ihn war; ich will nicht ſagen zurückhaltender, ſondern bewußter, abſichtlicher, und daß er darunter litt. Oft brachte ſie die Rede auf die Liebe, auf die Ehe (jedoch niemals in dem Tone der Frivolität, welcher in Paris allgemein war und bei ihr nie Glück machte), zog den Marquis hinein, legte ihm ſpitzfindige Fragen vor, kurz quälte ihn, ohne es zu bemerken. Was ſie dazu vermochte, weiß ich nicht. Zu Zeiten war ich verſucht, es für Uebermuth zu halten. Dann war ſie auch wieder im Stande, ihn vor Allen auszuzeichnen, ihm die Hand zum Kuſſe zu reichen, ihn an ihre Seite zu befehlen, um die Notenblätter umzuwenden, zu ihm die Augen aufzuheben, wenn ſie eine zärtliche Arie mit nicht ſehr zärtlichem Accent ſang. Der junge Mann war ihr in jedem Stücke gefällig, aber es ſchien mir, als bemerkte ich allein den Ausdruck ſchmerzlicher Erregung auf ſeinen Mienen. Ich erinnere mich des Abends noch ſehr genau, wo ſie dies Weſen auf die Spitze trieb. Ich kam in der Dämmerung zu ihr und traf ſie am Inſtrumente ſitzend. Sie nickte mir flüchtig zu, beantwortete einige Fragen der Höflichkeit ſingend, noch ehe ich ſie ſelbſt gethan, und wies mich mit den Augen auf einen Seſſel, den ich ſchweigend einnahm und, ſie anhörend, in meine Gedanken verfiel. Kurz nachher trat der Marquis ein; daſſelbe Spiel wiederholte ſich. Er bemerkte meine Anweſenheit nicht und bat ſie, innezuhalten und ihm einige Minuten zu gönnen. Sie ſchüttelte fortſingend den Kopf. Seine Mienen waren ernſthaft. Er ſagte, daß er fortgehen würde, wenn ſie nicht aufhörte, ſeiner zu ſpotten; ſie zuckte mit den Achſeln und ſang weiter, in einen zärtlichen Ton übergehend, dem ſie

aber einen ſo ſatiriſchen Ausdruck verlieh, daß ſie mir in dem Moment unheimlich ausſah. Er fragte: „Soll ich gehen?“ Sie zuckte wieder mit den Achſeln. Er ſtand eine Weile unentſchlüſſig und ſah ſich im Zimmer um. So mußte er mich bemerken. Kaum ward er meiner anſichtig, als er ſich gegen Mademoiſelle de Gauſſin verbeugte und ohne ein Wort fortging.

Mich traf ſein Leiden mitten ins Herz. Ich ſtand auf und redete ſie darauf an. Ich nannte ſie eine Armide, eine Herzquälerin; ich machte ein ſehr ernſtes Geſicht: nichts vermochte ſie aus ihrem muſikaliſchen Fluſſe zu ziehen. Sie ſah mich lächelnd an, wie ſie es dem armen Marquis angethan, und begann in ein Vaudeville überzugehen, welches damals von den italieniſchen Schauſpielern neu aufgebracht war und überall geſungen wurde:

Wenn die Welt ſich hüllt in Dunkel,
Schleicht ſich Amor auf die Wacht,
Singt: Ihr Herzen, Gute Nacht! —
Lieblich iſt das Sternengefunkel.

Mademoiſelle, Sie ſingen zum Entzücken, aber hören Sie mich einen Moment an!

Und von ſeiner Töne Klingen
Iſt auch mir der Muth erwacht;
Leiſe wag' ich: Gute Nacht!
Unterm Fenſter mitzuſingen.

Das „Gute Nacht!“ war die Antwort auf meine Verbeugung, mit der ich mich empfahl. Anſtatt jedoch das Haus zu verlaſſen, trat ich nur auf den Balcon, deſſen Thür offen ſtand und welchem ſie den Rücken zukehrte. Da hörte ich ſie noch den letzten Vers ſingen und trotz allem Aerger riß mich die vollendete Art ihres Vortrags zur Bewunderung hin.

Laß es, Schönſte, mich entgelten,
Wenn es dir zum Herzen drang!
Aber zürnſt du dem Geſang —
O, dann mußt du Amor ſchelten!

Mir war, als hörte ich die kleinen Flügel rauſchen; ich empfand die Heiterkeit, den Uebermuth, die Grazie, die ſie in das Lied legte, aber ich behielt im Grunde meines Herzens das Gefühl, als ſei das ſchöne Mädchen kein Menſch, ſondern ein Elfe, eine Sirene oder ſonſt etwas heimliches Unheimliches.

Als die Sängerin geendet, rückte ſie mit dem Stuhle und ſtand auf, trillerte einige male von der höchſten Spitze zur tiefſten Tiefe und trat auf den Balcon, wo ich ſtand. Sie ſah mich und prallte zurück. Sie ſchien unwillig; ich ſuchte ſie zu beruhigen. Ich begann aufs neue von den Leiden des Marquis. Sie lehnte alle meine Vorwürfe ab. Ich ſah den ganzen Zuſammenhang dieſes Verhältniſſes. Er war von ihr gebannt, gab ihren Launen nach und wenn er einmal Widerſtand fühlen ließ, fehlte dieſem die Kraft; es ſchien mehr Eigenſinn als Willensäußerung. Für die ſeiner Eigenſchaften, welche ſie begriff, fehlte ihr die Ehrfurcht; für diejenigen, welche des jungen Mannes wirklichen Werth ausmachten, das Verſtändniß. Doch dieſe Einſeitigkeit im Urtheil werfe ich der armen Gauſſin ſicherlich nicht allein vor; ſie hat zu viele Schweſtern, mit welcher ſie ſie theilt.

Was denken Sie, was aus dem Allen werden ſoll? nahm ich das Wort auf.

Der Marquis de L. mag zu mir, ſagte ſie, wie Sie wollen, eine Leidenſchaft haben. Ich ſehe nicht Uebles darin. Das Unglück wäre erſt dann da, wenn ich ſie erwiderte. Opferte ich mich in der That dahin auf, ſeine Gattin zu werden, ſo würden in einem Moment all meine Eigenſchaften ebenſo viel Gründe einer mißlingenden Ehe werden. Er iſt ein weicher, feiner, ſtiller Menſch. Meine Heiterkeit, wenn ſie künftig nicht ihm allein geweiht wäre, würde ihn beleidigen, wäre ſie es aber, ihn bald nicht mehr unterhalten.

Mein Gesang, den er jetzt, glaube ich, bewundert, würde ihm in Kurzem als ein verdammungswerthes Mittel erscheinen, die Männer anzuziehen; meine Manieren würden ihn stets an das Theater erinnern, meine alten Freunde würden ihm nicht behagen und selbst wenn ich den Verlust dieses meines Wesens ertragen, ja dabei glücklich scheinen wollte, so würde ihm doch nicht verborgen bleiben, daß ich ihn nicht liebe. Daran hängt es allein... Sie sagen, fuhr sie lebhafter fort, der Marquis ginge neben mir zu Grunde? Im Gegentheil, seine Leidenschaft bewahrt ihn davor. Sie wissen recht gut, daß das nicht die Art ist, wie junge Leute hier zu Grunde gehen. Noch mehr; ich habe ihm diese Dinge offen gesagt, ihm gestanden, daß er einer meiner liebsten Freunde sei, niemals aber mehr sein würde. Ich habe ihn gebeten, sich wohl zu überlegen, ob er die Kraft besitzen würde, ruhig mit mir fortzuleben, daß mir dies eine Verschönerung meines Lebens sei, oder ob er nicht besser thäte, mein Haus zu meiden. Er war gerührt, er begriff mich; ich wollte, Sie thäten das auch!

Ich führte ihre Hand an meine Lippen.

Ziehe nicht, fuhr sie fort, dieser junge Mann den größten Vortheil aus dem Umgange mit mir? Wird aus dieser Probe sein Herz nicht gestählter hervorgehen als aus der gewöhnlichen, welche die meisten seines Gleichen in Paris durchmachen? Sie sind ungerecht. Sie zählen mir die Neckereien nach, die er so wenig bös empfindet, als ich sie böse gemeint habe; wem an der Rose gelegen ist, läßt sich gern die Finger ein wenig ritzen. Sie freilich sehen die Rose nicht in mir und machen den armen Dornen ihr Recht streitig. Ich bin kühl, ich habe meine Launen, aber ich bin nicht coquett.

Ich schwieg....

Die nächste Woche entführt Sie mir auch, fuhr sie fort. Sie werden ein schönes Mädchen, Ihre Verliebte, glücklich machen — Sie werden keine Zeit haben, meiner zu gedenken. Darf ich nicht auch ein wenig egoistisch sein? Der Marquis ist mir lieb, angenehm, bequem. Er umgibt mich mit Aufmerksamkeiten, hat ein dem meinigen gleichförmiges Urtheil in den meisten Dingen, hört mich auf das gutmüthigste an, räth mir in Vielem sehr vernünftig; soll ich nun, da ich keine Sünde dabei sehe, ihn fortschicken?

Und Sie lieben ihn nicht?

Nein! antwortete sie kurz...

Sie wurde unterbrochen. Die Kerzen waren angezündet und es ließen sich einige Namen hören. Ich hatte mein Theil für diesen Abend vorweggenossen und ging... Ich ging in den Garten. Ich fühlte das Bedürfniß, einige Momente still nachzudenken. Ich ging in einen schattigen Nebenweg und setzte mich auf eine steinerne Bank nieder. Ich war nicht lange dort, als eine männliche Gestalt denselben Weg und auf mich zu kam. Ich stand auf, man trat heran und ich erkannte den Marquis.

Guten Abend! sagte ich unbefangen. Noch ehe er meinen Gruß erwidert, fühlte ich plötzlich, wie mir das zu Zeiten geschieht, den Grund seiner Anwesenheit ganz klar, und ich hatte mich nicht getäuscht.

Sie erwarteten mich? fragte ich ihn.

Woraus schließen Sie das?

Erzeigen Sie mir die Ehre, mich in mein Hôtel zu begleiten! sprach ich rasch; ich möchte Sie wegen Etwas um Rath fragen. Sie thun mir einen großen Gefallen!

Er verneigte sich, nahm meinen Arm und wir traten auf die Straße.

Meine Bitte war nur ein Vorwand gewesen, um die Zusammenkunft, die er, wie ich richtig errieth, wünschte, natürlicher zu machen. Mein Bruder hatte eine Streitigkeit in seinem Regimente gehabt und mich mit der Vermittelung beauftragt. Ich konnte nicht ganz für mich allein handeln und benutzte die Gelegenheit, den Marquis um seinen Beistand zu ersuchen, welchen er mir bereitwillig zusagte...

Wir ſaßen in meinem Zimmer. Ich hatte Wein bringen laſſen und die Dienerſchaft fortgeſchickt. Die Nebenſache war abgethan. Es handelte ſich darum, zur Hauptſache zu gelangen.

Das Einfachſte hat mir das Vernünftigſte geſchienen. Welch kürzeres Mittel, ihn von der Eiferſucht, die er auf mich haben mußte, zu befreien, als ihm von meiner Verlobung im rechten Tone zu reden? Ich ſuchte ein Miniaturbild meiner Braut, gab ihm das Etui in die Hand und bat ihn, es zu öffnen.

Er ſah es lange an und gab es mir zurück.

Ich kenne die Dame nicht!

Es iſt das Bildniß einer jungen Dame, welche ich in der nächſten Woche zu Frau von F. machen werde.

Er nahm es von neuem und betrachtete es und mich abwechſelnd.

In der That, Herr von F., ich wünſche Ihnen Glück!

Ich danke Ihnen! ſagte ich. Mademoiſelle de Gauſſin behauptete, nie ein ſchöneres Geſicht geſehen zu haben.

Sie haben es ihr gezeigt? rief er.

Ich habe es ihr gezeigt, weil ich den Antheil kenne, welchen ſie an meinem Glücke nimmt, und die Aufrichtigkeit, mit der ſie es mir gönnt. Ihnen zeige ich es dagegen, damit Sie nicht denken, ich könnte jemals in ihrem Hauſe einen Platz einnehmen, welcher Ihnen den Weg verſperrte.

Er ſah mich an und ward roth.

Ich nehme ſo großen Antheil an Ihnen, fuhr ich fort, daß ich im Begriff war, mir deshalb meine Stellung bei unſerer Freundin zu verderben. Allein ich hielt es für eine Pflicht der Menſchlichkeit. Mademoiſelle hat mir über ihr Verhältniß zu Ihnen offen geſprochen. Es gibt keine reinere Seele als die unſerer Freundin und dennoch glaube ich, daß ſie ſich irrt.

Worin? rief er.

Darin, daß ſie Ihr innerſtes Weſen mißverſteht und Ihrer Leidenſchaft weniger Gewicht beilegt, als ſie thun würde, wenn ſie ein Mann oder ohne das Intereſſe wäre, welches Sie ihr einflößen, das ſie an Ihnen nimmt.

An mir? ſagte er heftig und faſt verklärt. Er dauerte mich unausſprechlich.

An Ihnen! Ein Intereſſe, das für Jeden, der nicht Das verlangt, was Sie verlangen, überfließend genug wäre, ihm das Leben genußreich zu machen: ich meine die aufrichtigſte Freundſchaft.

O, ich verlange nicht mehr, ich will nichts mehr!

Dann täuſchen Sie ſich, wie Mademoiſelle ſich täuſcht! Freundſchaft iſt Gift für Den, der Liebe verlangt und verlangen muß! Sie läßt ſich ſo wenig bei Ihnen erzwingen als die Liebe bei ihr. Wo aber eine Unwahrheit vertuſcht wird, rächt ſich das am Ende doppelt.

Es rächte ſich ſchon! ſagte er mehr für ſich als für mein Ohr. Wenn ſie mich nur nicht ſo völlig an ſich geriſſen hätte! ſprach er weiter und ſah in eine dunkle Ecke gerade vor ſich hin. Aber jedes Häſerchen meiner Seele iſt mit einem Knoten an ſie feſtgeknüpft. Meine Gedanken wagen nichts zu berühren, ehe ſie nicht an ihr vorüberſtreifen.

Er legte beide Hände an die Stirn und ſchwieg.

Ich erzählte ihm meine Unterredung mit der Sängerin von Anfang bis zu Ende. Er verſchlang meine Worte. Ich fuhr fort, ihm meine eigenen Anſichten von der Sache vorzutragen; er ſtand Rede und Antwort, ſchüttete mir nicht geradezu ſein Herz aus, aber verhehlte nichts, das ich richtig errieth, und das war die ganze Wahrheit. Das Weſen der Gauſſin hatte ihn bezaubert, er war völlig in ihren Netzen verwickelt und

hatte ſich ſo darin verwirrt, daß er keiner ſeiner Bewegungen mehr Herr war. Ich dachte an das Beiſpiel der Roſe mit den Dornen. O, wenn es die Dornen allein geweſen wären! Seine Einſamkeit im Gefühl der Leidenſchaft, der Zwang, welchen er ſich anthat, die ununterbrochene Verletzung ſeines Herzens hatten ihn ſo empfindlich gemacht, daß er auf dem Punkte war, ſeinen Verſtand zu verlieren. Als er beim Reden erhitzter wurde, ſprach er ſeltſame Dinge, deren Inhalt ich oft nur errathen konnte. Der Gedanke, ſich zu tödten, ſchien ihm ein geläufiger; er klagte ſie an, nahm wieder alle Schuld auf ſich, geſtand, daß er oft Nachts aufſpränge, um Licht anzuzünden, weil ihn ſeine Phantaſie verwirrt mache, kurz bewies mir, daß meine Einmiſchung beinahe zu ſpät gekommen war... Gleich am andern Morgen ging ich zur Gauſſin. Ich war diesmal ſo von meiner Wahrheit erfüllt, daß ich ſie überzeugte. Ich ſagte ihr, daß es des jungen Mannes Verderb wäre, wenn ſie ihn fernerhin ſähe; daß ihre Pflicht geböte, abzubrechen; daß ohne dies, wenn ſie auf ihrer gegenwärtigen Geſinnung gegen ihn beſtehen bliebe, das Traurigſte vorauszuſehen wäre und daß ſie ſich ſelbſt unvertilgbare Gewiſſensbiſſe auf ihre ganze Lebenszeit einſammle. Sie widerſprach zuerſt, ſie widerlegte mich in einzelnen Punkten ſehr genau, gab mir aber darin Recht, daß es ihre Pflicht ſei, jeden Verkehr mit dem Marquis aufzugeben und verſprach mir, ſich nicht die geringſte Schwäche mehr geſtatten zu wollen. Ich fragte ſie, ob ich mit ihm darüber ſprechen ſolle; ſie verbat ſich das, weil es die Sache nur ſchmerzhafter machen würde, und wußte mir den Weg, welchen ſie einzuſchlagen gedachte, mit ſo viel Feſtigkeit und Gewandtheit darzuſtellen, daß ich volles Vertrauen bekam, es werde, was zu thun möglich ſei, gethan werden... Ich nahm, als ich von ihr ging, zu gleicher Zeit Abſchied. Meine Vermählung ſollte auf dem Landſitze meines Schwiegervaters ſtattfinden; ich hatte auf dem meinigen noch Vieles zum Empfange meiner Gattin anzuordnen und verließ Paris. Wie die Gauſſin mir vorausgeſagt hatte, geſchah es. Ich verlor mich ſo völlig in meiner neuen Stellung, daß ich lange Zeit weder an ſie noch an den Marquis zurückdachte, den ich beſtimmt war, noch einmal in den ernſteſten Verhältniſſen wiederzuſehen.

(In der folgenden Nummer der Schluß.)

Deutſche Sitten in Böhmen.

Ein weniger umfängliches als in ſeiner klaren Einfachheit inhaltreiches Buch von Schmalfuß (Prag, 1852) ſchildert uns die Deutſchen in Böhmen in allen Beziehungen. Verkennen läßt ſich nicht, daß das Deutſchthum auf Böhmen ſelbſt im Ganzen nur einen wohlthuenden Einfluß ausgeübt und dieſes ihm das Aufblühen des Städteweſens und hiermit der Gewerbe und des Handels, den reichen Bergſegen und in Folge deſſen die Macht und den Reichthum, die Böhmen im 13. und 14. Jahrhunderte entwickelte, faſt allein zu verdanken hat, ſowie die großartige Induſtrie in Böhmen deutſch iſt. Das Eiſen des Erzgebirges ſoll noch das ſteiriſche und ſchwediſche in ſeinen beſondern Eigenſchaften übertreffen. Und wer kennt nicht die böhmiſche Glasfabrikation? Auch ſie iſt faſt ausſchließlich in den Händen der Deutſchen. Auch in der Literatur, in Wiſſenſchaft und Kunſt hat es Deutſch-Böhmen zu keiner Zeit an Männern des Sanges, gründlichen Forſchens und der ausübenden Kunſt, namentlich auch der Muſik, gefehlt.

Es wird immer für die Deutſchen charakteriſtiſch ſein, daß jeder Stamm, ja oft wieder jeder kleine Bezirk ſeine Eigenthümlichkeiten in Sitten und Gebräuchen hat, die er nur ſelten der Geſammtheit zum Opfer bringt. Das Volksleben der Deutſchen in Böhmen birgt noch manches Schöne und Intereſſante, das ſeinen treuen Maler erwartet, wie der Böhmerwald ihn in Rank gefunden. Man iſt dem vielfach Gemeinſchaftlichen und doch

wieder so Verschiedenartigen noch keineswegs so nachgegangen, wie es einestheils zur Kenntniß des Volkslebens überhaupt, anderntheils dazu nöthig erscheint, wenn man einen haltbaren Grund für eine versittlichende Bildung in Kreisen gewinnen will, in denen eine einfache, rührende Naturpoesie neben Roheiten aller Art und so manchen Verzerrungen und Ausgeburten des Aberglaubens steht. Den Kampf des Sommers und Winters, die Feier der Wiederkehr des Frühlings finden wir in allen deutschen Ländern, nur in verschiedenen allegorischen Formen. Wir stoßen auch hier auf eine derselben. An einem gewissen Sonntage in den Fasten (gewöhnlich Mittefasten), wird von den Knaben ein ausgestopfter Popanz, der Tod (ohne Zweifel der Winter), auf einer Stange im Dorfe herumgetragen und dabei ein gewisses Lied gesungen. Das Ganze heißt „den Tod austragen." Im sorger Kreise besteht neben dieser Sitte noch die, „mit dem Bändertod zu gehen", die offenbar eine Erweiterung jener und gewissermaßen ihr Commentar ist. Sie besteht in Folgendem: Fünf Knaben gehen von Haus zu Haus und führen eine dramatische Scene mit kurzem Wechselgespräch auf. Die handelnden Personen sind der König, des Königs Töchterlein (Frühling), der erste und zweite Diener des Königs (Sommer und Herbst) und der Tod (Winter). Der Sinn des Wechselgesprächs ist: Die beiden Diener werben um des Königs Töchterlein, — dann auch der Tod, — für diese seine Frechheit sticht ihn der König nieder. „Bändertod" wird dieses genannt, weil sich die Knaben Hut und Brust reichlich mit Bändern schmücken. Der König trägt eine Krone von Goldpapier und einen mit solchem umwickelten Rocken als Scepter, des Königs Töchterlein trägt ein Schächtelchen zur Aufbewahrung der Geldgeschenke; die beiden Diener tragen Degen; der Tod aber ist ganz weiß angezogen und anstatt einer Waffe trägt er in der Hand ein Bündel Schleißen (Späne). Auch die Mädchen feiern dieses Fest. Zwei größere Mädchen führen ein kleineres, schön angezogenes, die Sonnentocke genannt (Tocke so viel wie Nymphe) in den Häusern herum und singen dabei ein Liedchen auf die Ankunft des Sommers. In vielen Gegenden sieht man wieder die Mädchen eine in Fichtenzweigen sitzende Puppe (die Sommertocke), herumtragen und Liedchen dabei singen. Hierher gehört auch noch folgende im Erzgebirge übliche Sitte: Zwei Personen, die eine ein Fichtenbäumchen als Symbol des Sommers, die andere einen Dreschflegel als Symbol des Winters, tragend, gehen von Haus zu Haus und singen einen Wechselgesang, worin sie sich um den Vorzug streiten. Alles Dieses erklärt sich fast von selbst. Der erstenerwähnte Brauch des „Bändertodes" (um so mehr aufzubewahren, als er trotz seiner Unschuld vor dem Einspruch der Geistlichkeit immer seltener werden soll), ist offenbar der dramatisch ausgeführteste — ein kleines Naturdrama. Bei ihm ist der Tod weiß angezogen, jedenfalls eine Anspielung auf den Schnee des Winters, die sich in dem Bündel „Schleißen" wiederholt; letztere, Späne zum Anbrennen, werden in ärmern, namentlich Gebirgsgegenden auch zum Beleuchten, in Ermangelung des Oel- und Talglichts, benutzt, anderntheils ist deren Anfertigung wieder in denselben Gegenden eine gewöhnliche Beschäftigung des Landmanns an den langen Winterabenden. Anderwärts finden wir bei ähnlichen Bräuchen in dem Anzuge Verschiedenheiten; die den Winter repräsentirenden Personen erscheinen in Pelzröcken und Pelzkappen (der „Pelzmärtel" ist bekannt genug), die Vertreter des Sommers in leichten, weißen Gewändern, sommerlich, freudig. Die Zeit für diese uralte Frühlingsfeier ist überall gleich; nur erzählt Hoffmann von Fallersleben von einem noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in vielen Gegenden Schlesiens dramatisch dargestellten Kampfe des Sommers und Winters, zu Anfang des Winters, um Advent. Der Sommer erschien dabei im weißen Hemde, Schuhen und Strümpfen, der Winter im Schafpelz u. s. w. Ein Zwiegespräch endet damit, daß der Winter den Sommer als seinen Herrn anerkennt und sich ihm pflichtig erklärt, beide aber schließlich in dem Lob und der Ehre Gottes sich vereinigen. In letzterm Umstande scheint uns der Schlüssel zu der einzigen Ausnahme dieses

Falls, in Bezug auf die Zeit, zu liegen. Hier hatte offenbar in irgend einer Weise die Kirche ihre Hand im Spiele gehabt. Nicht im Stande, den ursprünglichen Brauch, wie so oft, ganz auszurotten, hatte sie es vielleicht doch dahin gebracht, ihn von seiner alten Stelle zu verrücken (die meisten dieser alten Sitten, Gebräuche und Feste haben sich ja durch Transactionen der Geistlichkeit und geschickte Umdeutungen erhalten) und auf ihre heilige Zeit verlegen zu lassen. Natürlich durfte dann auch der Winter, als gleichfalls von Gott erschaffen, nicht völlig unterliegen, was überdies schlecht zu der in ihn fallenden Adventszeit gepaßt haben würde, und müssen sich schließlich beide zur Ehre Gottes vertragen. So dürfte sich einfach jene Ausnahme erklären.

Ein anderer Brauch wird manchem unserer Leser eine liebe Erinnerung bringen. „Ostermontag ist im Erzgebirge und im ganzen Flachlande des sauzer Kreises ein Freudentag für die Knaben. Sie gehen mit einer aus Ruthen geflochtenen Gerte, die Eierpeitsche genannt, die mit Bandeln und Fleckchen geschmückt ist, von Haus zu Haus, sagen ein Sprüchlein und erhalten dafür rothe, beschriebene und gemalte Eier. Man nennt dies «Aufpeitschen gehen», auch das Eierlaufen. Anderwärts wird Geld statt Eier gegeben. Aber auch die erwachsenen Burschen wissen von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Sie gehen nämlich schon in der Nacht zu allen Mädchen aufpeitschen, und welches die meisten und schönsten Eier gibt, hat das Vergnügen, den nächsten Sonntag am öftersten zum Tanz geführt zu werden." Jener Knabenbrauch erinnert an eine Sitte, die auch weiterhin im und am Fichtelgebirge, und zwar allgemein sich erhalten hat, nur zu anderer Zeit. Am sogenannten „Unschuldigen Kindleinstage" (28. Dec.) nämlich, „peitschen" die Knaben mit einer Gerte, gewöhnlich ein Stengel Rosmarin, mit einem Bändchen umwickelt, Mädchen und Weiber auf die Hand, unter den Worten: „Schmeckt der Pfeffer gut?" Hier und da wird dies auch „fgeln" genannt; Fitze ist das klatschende Ende der Peitsche. Tritt es hier vorzüglich nur noch als eine naive Art des Almosenbittens auf, so findet es sich in der Familie als heiterer Scherz, denn irgend eine Gabe zu folgen pflegt. Man mag dabei auch an etwas Aehnliches denken, einen alten französischen Weihnachtsscherz zwischen vertrauteren Personen, von dem bei Marot und andern ältern Dichtern häufig Anspielungen vorkommen. Am Neujahrstage wiederholt sich diese Scene zwischen den Geschlechtern umgekehrt und mit den Worten: „Schmeckt's Neujahr gut?" In Gegenden, wo man den lieblichen Brauch hat, einige Wochen vor Weihnachten Birken-, Pappeln-, Kastanien- oder Fliederzweige ins Zimmer zu stellen, in einem Gefäße, und durch künstliche Wärme sie zum Blätter- und Blütentriebe zu bringen, um sie so in frischem Grüne als Weihnachtsbäume für die goldenen Aepfel und Nüsse zu benutzen, wird die „Fitzelgerte" gern von diesen Zweigen genommen. Vielleicht ist auch hierbei eine Zeitverlegung im Spiele und der dem wirklichen Frühlinge vorgreifende künstlichgrüne Zweig deutet noch auf die ursprüngliche Zeit des Brauchs. Als zarte Bitte an die Mitwirksamkeit beschränkt sich diese Sitte übrigens nicht auf den Kreis des jedesmaligen Orts; die armen Kinder gehen stundenweit mit ihren Säckchen, um die kleinen Gaben zu sammeln. So haben wir auch oben des Königs Töchterlein mit einem Schächtelchen zur Aufbewahrung der Geldgeschenke gefunden. In beiden Fällen aber ist wol mit Sicherheit anzunehmen, daß die Ansprüche an die Wohlthätigkeit erst spätere Zusätze zu der ursprünglichen Gestalt dieser Volksbräuche sein mögen. — Gleich uralt und wahrscheinlich noch älter ist die, wie an vielen andern Orten, so auch in Deutsch-Böhmen bestehende Sitte der Johannisfeuer, am Ende des Frühlings, am Vorabende des Johannistags. Wir wissen nicht, warum Rank dieses Gebrauchs vom Böhmerwalde nicht erwähnt. Auf der bairischen Seite dieses Gebirgs haben wir diese Feuer, immer auf meist weithin sichtbaren Anhöhen, noch vor Jahren gesehen. Den in der That feenhaften Anblick, nach und nach eine Unzahl größerer Flammen durch die stille Nacht aufleuchten zu sehen, hat nun freilich im „Reiche" die Forst- und

Holzordnung ſelten oder faſt verſchwinden gemacht. Aus unſerer Heimatgegend erinnern wir uns noch, daß man mehre Jahre lang das Andenken an die Schlacht von Leipzig in ähnlicher Weiſe feierte.

Die Züge meiſt junger rüſtiger Leute unter Geſang und Spiel im Juli in das Flachland Böhmens zur Ernte erinnern an ähnliche Erſcheinungen im Vaterlande (Fulda, Franken und anderwärts). Der „Haberkranz oder die Sichellege" zieht ſich als ländliche Feſtlichkeit am Ende der Schnittzeit in ähnlicher Weiſe durch ganz Franken und das Voigtland; ſowie die Mittheilungen über die Kirchweihen (Kirms, Kerwä — in Oberfranken Kerwa), aus der Spinn- und Rockenſtube mit ihren Geſchichten und Märchen, vom winterlichen Federſchließen, vom Bleigießen am Andreasabend (anderwärts in den ſogenannten „zwölf heiligen Nächten" zwiſchen Weihnachten und Dreikönigstag), vom Knecht Ruprecht, dem Berichterſtatter des Chriſtkindleins über Wohl- oder Uebelbetragen der Kinder, von den Hochzeiten, dem Kammerwagen, Polterabend u. ſ. w. wohl Jedem der Leſer irgend einen Brauch der eigenen Heimat widerſpiegeln werden. Neben dem Einblicke in ein ſchlichtes Volksleben bietet alles Dieſes eine Reihe intereſſanter Anhaltspunkte für Urſprung, Gleichartigkeit wie Abweichungen in Sitten und Gebräuchen. Es iſt z. B. gar nicht ſo unnütz zu fragen, wie es komme, daß man in Deutſch-Böhmen wie im bairiſchen Voigtlande es gern habe, wenn die Braut auf dem Wege zur Trauung ein wenig beregnet wird — es muß der Braut „in den Kranz regnen," ſie wird dann reich —; am Main tiefer hinab aber ſchönes Wetter am Hochzeitstage für ein günſtigeres Vorzeichen anſieht. Und wenn wir dem bekannten Gedichte des originellen nürnberger Volksdichters Grübel „Der Schloſſer und ſein Geſelle" faſt gleichlautend im Flachlande des ſaazer Kreiſes begegnen, ſo wiſſen wir aus den Sprachforſchungen, daß wir es bei den Dialekten in Deutſch-Böhmen mit dem hochdeutſchen Sprachgebiete und mit vielen Merkmalen des Oſtlechdialekts zu thun haben, der ſich auch an den Regen, die Pegnitz und den Obermain fortſetzt. Die Geſchichte der Sprache aber iſt die Geſchichte der Völker. Dr. Ln.

Mittheilungen aus Paris.

Von Dr. Woldemar Seyffarth.

I.

Auf Einladung der „guten, reichen und ſtolzen" Stadt Paris war der Berichterſtatter als Glied der großen Kette, welche über Europa hinaus die Aufmerkſamkeit der Civiliſation an die londoner Ausſtellung band, im Auguſt 1851 bei dem Bankett, das Ludwig Napoleon den Bevollmächtigten gab. Wenn die edelſten Weine den Gaumen gekitzelt hatten, verlockten ſie bisweilen die Zunge eines Nachbars, aus der Fülle des Herzens zu reden. Traulich Worte flogen hin und her, um ſo traulicher, wenn ein von der Vorſicht ausgeworfenes Senkblei in der Geſinnung des Nachbars den Boden der eigenen geſunden oder ein Pulsfühlen den eigenen Pulsſchlag erkannt hatte, und es war gewiß ein bedeutungsvolles, zu mir geſprochenes Wort aus dem Munde eines hohen Beamten der Republik: daß die Republik auf die Silbergeſchirre in den Hôtels der Miniſter ihr Wappen noch nicht eingegraben hätte.

Der Glaube an den Uebergang der Republik in die Monarchie tauchte in den Kreiſen der höhern Geſellſchaft damals durchſichtig genug auf und die erſten Tage des folgenden December drückten das Siegel unter dieſe Wahrnehmung. Die Wahl Ludwig Napoleon's zum zehnjährigen Präſidenten ſchlug die Brücke zum Kaiſerthume. Ein zweites mal iſt die Republik in der Monarchie aufgegangen. Die Franzoſen haben einen Kaiſer. Sind ſie zufrieden? Sind ſie befriedigt? Und da Paris vorangeht und gebietet und Frank-

reich folgt und gehorcht, ſo ſtellt ſich die Frage: Sind die Pariſer zufrieden? Sind die Pariſer befriedigt?

In den Salons und in den Schenkſtuben, überall, wo ich, ſeit einigen Wochen mich wieder in der Seineſtadt befindend, des Kaiſers erwähnen gehört, geſchah es mit Achtung. Mit Enthuſiasmus aber da nur, wo perſönliche Rückſichten den Beweggrund zweifelhaft machen und die Lauterkeit der Flammen verdächtigen konnten. Ebenſo beim öffentlichen Erſcheinen des Kaiſers. Ich ſah ihn wiederholt in dem kleinen Garten vor den Tuilerien luſtwandeln. Längs des Eiſengeländers, welches nach drei Seiten den kleinen Garten umſchließt und auf der einen ihn von dem großen abtrennt, ſtand Kopf an Kopf, theils über das Geländer und die Hecke hinab, theils zwiſchen den goldgeſpitzten Eiſenſtäben hindurchſchauend. So oft der Kaiſer ſich nahte, achtungsvolle, von ihm freundlich erwiderte Begrüßung, doch kein Jubel, kein Zuruf, allgemeines Schweigen. Ich habe den Kaiſer eines Sonntags von den Elyſeiſchen Feldern nach den Tuilerien fahren ſehen. Quer über die Place de la Concorde, welche des Kaiſers Wagen in ſcharfem Winkel und leichtem Trabe umfuhr, ſtürzten Tauſende aus dem Volke, den Roſſen den Vorſprung abzugewinnen. Schnell in Reihen geordnet begrüßten ſie den Kaiſer, achtungsvoll, aber ſchweigend. Wenn alles Dies nicht von Begeiſterung zeugt, ſo hat vielleicht Achtung die Heftigkeit des Steins, vielleicht Begeiſterung die Flüchtigkeit des Strohfeuers. Im Ganzen bewegt ſich das hieſige Leben frei und fröhlich, bekundet nichts von geknechteter Freiheit. Ich bemerke weniger Polizeiwächter und weniger ſoldatiſches Geräuſch als in den Tagen der Republik, freilich ſchon der Republik unter dem Präſidenten.

Wie die Monarchie allerdings ſeit Jahrhunderten dem Franzoſen ins Mark gewachſen iſt, ſo identificirt ſich der Franzoſe mit ſeinem Monarchen. Was dieſen ſchmückt und ihm Glanz gibt, das nimmt er auch ſich zu Schmuck und Glanz. Nur eine Ausnahme hat den Franzoſen verletzt. Seine monarchiſche Geſinnung und eingewurzelten Begriffe von Hoheit der Geburt ließen ihn wol eine Erzherzogin, nicht ein ſpaniſches Edelfräulein ſeinem Kaiſer ebenbürtig finden. In ſeiner Meinung hat der Kaiſer unter ſich gegriffen, und ob er die Edelſte unter den Edeln gewählt, ſeine Wahl huldigt nicht dem franzöſiſchen Stolze, ſchmeichelt nicht der franzöſiſchen Eitelkeit. Daß geringer Geborene als ihr Kaiſer den Blick zu ſeiner Gemahlin erheben durften, wirft in ſeinen Augen einen Schatten auf ihre Würdigkeit. Die Rückſichten, welche den Kaiſer geleitet, ringen in ſeiner Bruſt mit der Tradition und werden von dieſer Tradition, wie es ſcheint, in der Mehrzahl beſiegt.

Vorüber aber an politiſchen und nationalen Gefühlen hat Paris in materieller Beziehung keine Urſache, dem Verfaſſungswechſel und der Vermählung zu grollen. Mit durch letztere veranlaßt ſchlägt der weibliche Luxus, man ſollte meinen, die höchſtmöglichen Wellen. In maſſiven Palmen, bald matt, bald hell, breitet ſich californiſches Gold über die weißen, coquetten Ballroben, oder ſchlingen ſich in Gold auslaufend ſilberne Blumen, reich und zierlich, um die Gewänder von jener dunkelblauen Farbe, welche die Oſter-Auffahrt in Longchamp zur zeitweiligen Herrſcherin der Mode erklärt hat. Diamanten und Perlen, Juwelen und Geſchmeide ſind unerläßlich, mögen auch die zur Zahlung gefürchteten Rechnungen bei Denen, die dafür haften, ihr Feuer noch ſo ſehr mildern und ihren Glanz verdüſtern. Dann die Wagen von verſchiedenen Namen, offen und geſchloſſen, doppelt koſtbar in ihrer Einfachheit; das mehr als je Gold- und Silber-ſtrotzende Geſchirr der fliegenden, glatten Roſſe und die reichen Livreen und die Menge der Diener. Im Innern der Gemächer, der Salons, wo wäre die Richtung, nach welcher der Luxus ſich nicht geltend macht, das Bedürfniß, das er nicht zu verſchönern, der Ueberfluß, den er nicht zu ſteigern weiß? Und noch verſchwindet, was Tauſenden Brot gibt und Hunderte bereichert, vor den unberechenbaren Summen für die in Angriff genommenen Bauten. Der

Privatbaue zu geſchweigen, welche allein zur Fortführung der prächtigen Straße Rivoli Millionen erheiſchen, ſind nahe bei Tauſend rüſtiger Hände, ſchwerer Karren und normänniſcher Säule vom frühen Morgen bis in den ſpäten Abend geſchäftig, die Verbindung der Tullerien mit dem Louvre und dadurch unter Napoleon III. zu bewirken, was vor ihm oft beſchloſſen und begonnen worden iſt. Schon hebt ſich auf der ganzen langen Linie der Bau zu Mannshöhe empor. Unfern inmitten von Pferden und Karren wimmelt es von Arbeitern, welche den Hof zwiſchen der Rückſeite des Palais Royal und der überglaſten Galerie d'Orléans, wo die Revolution von 1848 ein Gebäude zur Jahresausſtellung von Gemälden und Sculpturen errichtet hatte, ſeinem frühern Zuſtande zurückgeben, oder den Platz des Louvre längs der Fronte dieſes Palaſtes mit Gärten umſäumen, oder die größere Hälfte der Tuilerien-Façade am Louvrekai erneuern, die breite, vorüberführende Straße niedriger legen und die Schirmmauern gegen die Seine erhöhen. Und alles Dies ſoll vollendet ſein, wenn der, deshalb um ein Jahr hinausgeſchobene Weltmarkt, eine zweite Gewerbe- und Kunſtausſtellung aller Völker, am 1. Mai 1855 ſeine Pforten öffnen wird. Und für den Bau dieſes Weltmarktes, des Palais de l'Induſtrie, wie ameiſenmäßig und rieſenhaft regt es ſich ſchon innerhalb der ein weites Viereck umgrunenden Verkleterung in den Elyſeiſchen Feldern! Rings lagernde Quadern und Steinblöcke von koloſſalem Gewichte verſprechen kein leckes, zerbrechliches Gebäude, ſcheinen allen Ernſtes nicht dem Sturme und Regen eines Jahres, ſondern dem Zahne von Jahrhunderten trotzen und wehren zu wollen. In welcher Weiſe die Völker den von Frankreich an ihre Regierungen erlaſſenen Einladungen zur Theilnahme entſprechen werden, das freilich hängt von Umſtänden ab, welche nicht in Frankreichs Gewalt ſtehen und die kein Verſtand der Verſtändigen zu ermeſſen vermag. Bleibt das Kaiſerthum eine Bürgſchaft des Friedens und lockt Paris wie London gelockt hat, ſo wird Paris vielleicht weniger täuſchen als London es gethan. Indem man die londoner Ausſtellung ſich zum Vorbilde nimmt, will man ihre Schönheiten nachahmen, ihre Mängel vermeiden. Immer werden die Engländer ſich rühmen dürfen, die Erſten auf der Bahn eines ſolchen Unternehmens geweſen zu ſein. Die franzöſiſche Regierung ſtrebt nach dem Ruhme ſie zu übertreffen. Und gelingt es ihr, wenn nicht Alles, doch den größern Theil Deſſen zu erreichen, was ſie im Plane hat, und bietet das Ausland ihr die Hand, ſo ſteht ein zweiter Weltmarkt zu erwarten, gewaltiger in ſeinen Formen, geſchmeidiger in ſeiner Bewegung, leichter und befriedigender in ſeinem Schluſſe. *)

Die Vorwelt als Kunſtquelle.

Von Profeſſor Bernhard Cotta in Freiberg.

Die Kunſt hat ſtets ihre Vorbilder aus der Natur entnommen; denn der Menſch iſt nicht fähig, ohne bewußtes oder unbewußtes Vorbild etwas ganz Neues zu ſchaffen, er kann nur das Gegebene auf das Mannichfaltigſte combiniren und umgeſtalten. Selbſt die Ge-

*) Wir beſtreiten die großen Abſichten nicht, die, nach der obigen Mittheilung unſers geehrten Herrn Correſpondenten, deſſen fernere Berichte unſern Leſern willkommen ſein werden, auch wenn ſie ſeinen Standpunkt nicht theilen ſollten, die Behörden Frankreichs mit einer zweiten Welt-Induſtrie-Ausſtellung verbinden. Indeſſen ſind ſolche Abſichten leichter ausgeſprochen und in pariſer klingende Phraſen gekleidet als erfüllt. Was die londoner Ausſtellung ſo bedeutend machte, kann ſich die pariſer nicht künſtlich geben. Es iſt dies ſchon die Grundlage des Ganzen. Der ſchöne kosmopolitiſche und die fremden Nationalitäten ehrende Sinn der Engländer, die beſcheidene Unterordnung unter fremdes Verdienſt, die Regſamkeit des erfindenden, ſelbſtändigen Bürgergeiſtes, die Begriffe von freier Concurrenz und einer auf ihrer Hände Werk zu erbauenden Wohlfahrt und Größe der Völker; alles Das ſind Unterlagen und Bedingungen des Erfolgs, die in Paris

ſchöpfe ſeiner Fabelwelt beſtehen aus Theilen der wirklichen, die mit mehr oder weniger Glück und Geſchick zuſammengefügt ſind. Sinnbildlich ſucht er Eigenſchaften durch Formen auszudrücken, die in der wirklichen Welt vorzugsweiſe mit dieſen Eigenſchaften verbunden ſind. Die Kraft des Löwen, die Liſt des Fuchſes, die Schnelligkeit der Gazelle, die Flugkraft des Adlers, der geſpreizte Stolz des Pfauen, die Entfaltung des Schmetterlings aus der Puppe, die Stämmigkeit der Eiche wie die Beweglichkeit des ſchwachen Halms werden Alle, wie tauſend andere Beziehungen natürlicher Weſen, zu ſymboliſcher Darſtellung verwendet, einzeln oder in mehrfacher Verbindung. Fabelthiere und Unthiere, Fabelpflanzen und Unpflanzen ſind daraus ſeit uralter Zeit hervorgegangen und haben neben der wirklichen Welt noch eine eingebildete entſtehen laſſen.

Ueberall und zu allen Zeiten hat aber die Kunſt bis jetzt nur die lebende Schöpfung als Vorbild benutzt, nicht die ausgeſtorbene, in den Erdſchichten begrabene der Vorwelt. Leicht begreiflich, da die Pflanzen und Thiere der frühern Schöpfungsperioden erſt in den letzten vier Jahrzehnden mit Eifer ausgegraben, beſchrieben und gut abgebildet worden ſind.

Nun aber haben ſie der Kunſtwelt eine neue Stoffquelle eröffnet, deren Reichthum lange unerſchöpflich bleiben wird, da es ſich nicht um die Ueberreſte einer einzigen Periode wie die Gegenwart handelt, ſondern um die ſtets veränderten Formen, die in einem vielmillionenjährigen Entwickelungsproceſſe des organiſchen Lebens nach und nach auftraten und die Erde bevölkerten, wieder verſchwanden und durch neue erſetzt wurden. Noch hat kein Künſtler verſucht, aus dieſer Quelle zu ſchöpfen, ſeine Muſter oder ſeine Motive der Vorwelt zu entlehnen. Der einzige Verſuch, die foſſile Welt künſtleriſch zu behandeln, liegt uns in Unger's vorweltlichen Landſchaften vor; bei ihnen iſt aber immer noch der Zweck: Belehrung, faßliche Darſtellung ausgeſtorbener Pflanzen in ihrem geſelligen Zuſammenleben, nicht die Kunſt der landſchaftlichen Darſtellung. Warum aber ſollten die Formen der Vorwelt nicht auch Gegenſtand und Mittel der Kunſt als ſolcher werden?

Wenn ihr Künſtler neue Ornamente, Arabesken oder ſymboliſche Geſtalten braucht, dann werden unſere Muſeen und Kupferwerke euch überreichen Stoff darbieten. Das Leben freilich und alles Menſchliche werdet ihr auch künftig ſtets nur nach dem Leben formen können; ſobald ihr aber Wunderbares, Abenteuerliches, Grauſiges oder auch nur Zierliches braucht, dann wollen wir euch von Schicht zu Schicht führen, ihr mögt euch ſelbſt auswählen was euch gefällt, von den Trilobiten und Orthoceratiten der älteſten Formationen, oft viele tauſend Fuß tief begraben im Innern der Erde; von den ſchöngerindeten Stämmen der Steinkohlenzeit; von den zierlichen Ammoniten und ſcheußlichen Sauriern der Juraperiode; von den plumpen Pflanzenfreſſern und monſtröſen Tetraceen der Tertiärzeit. Um ſcheinbar Neues zu ſchaffen, braucht ihr nicht mehr die Natur zu entſtellen, den Geſetzen alles organiſchen Lebens widerſprechende Formen zu conſtruiren. Das geht ohnehin nicht lange mehr, wenn die Mehrzahl der Menſchen erſt weiß, daß

---

fehlen werden. Die Franzoſen ſind weder ein Volk, das einen freien Wetteifer gleichberechtigter Nationen ertragen kann, noch iſt bei ihnen das Bürgerthum, dieſe einzige Grundlage der Induſtrie, ſo entwickelt, daß ſie an den ihnen zugeſandten Werken ſo thatkräftig ſich erheben könnten wie der mit ernſter und ſinnender Andacht zuſchauende Engländer. Die Pariſer werden brillante Feuilletonartikel über die Ausſtellung ſchreiben, ſie werden ein großes Budget eröffnen, um eine Menge Bevorzugter (die bei ſolchen Gelegenheiten im Mehre ſtehend ſich ihre Pfeifen ſchneiden) die Honneurs der Ausſtellung machen zu laſſen, die Regierung und immer nur die Regierung, die ſeit Colbert's Zeiten in Frankreich die Initiative aller großen Unternehmungen auf dieſem Felde in Händen hat, wird koſtſpielige Memoires und Gutachten aufſetzen. Manches auch nachahmen laſſen, aber einen größern Erfolg als etwa den, daß Ludwig Napoleon ein Mittel hat, auf eine für den europäiſchen Frieden nützliche Art die Ungeduld der Franzoſen zu beſchäftigen, einen größern glauben wie dieſer pariſer Welt-Induſtrie-Ausſtellung vor der londoner voraus kaum prophezeien zu können.

D. Her.

eine endſtändige Blüte nicht unſymmetriſch ſein kann, daß Thiere mit Zehen nie Hörner tragen, daß die Größe der Flügel dem Gewichte des Körpers entſprechen muß; dann werdet ihr mit ſolchen Erfindungen kein Glück mehr machen, dann dürft ihr den Geſetzen der Natur nicht mehr Hohn ſprechen, ſo wenig als ein Dichter es dann noch wagen darf, Salamander und Molche auf dem Grunde des Meeres leben zu laſſen. Aber die Vorwelt bietet euch noch genug neue Formen, um eure Phantaſie zu erfriſchen und neu zu beleben. Was für zierliche Säulenſchäfte müßten die Calamiten, die Lepidodendren und die Sigillarien abgeben? Recht geeignet für die Vorhalle eines Muſeums der Natur. Was für wunderbare Arabesken die Aſterophyllen, die Crinoideen und die Cricoceren? Was für fabelhafte Karyatiden die Saurier und die mächtigen Dickhäuter, die Dinotherien mit ihren nach unten gebogenen Stoßzähnen? Wie ſymboliſch könntet ihr das Rieſenfaulthier der Molaſſezeit oder den Pterodaktylus, dieſen Drachen der Vorwelt, verwenden? Und was für allerliebſte kleine Zierathe ließen ſich nicht aus Echiniten, Trilobiten, Ammoniten und Nummuliten conſtruiren? Würden die zarten Hände der Damen nicht dankbar ſein, wenn ſie auch einmal ſo oralte Muſter als etwas ganz Neues zu ſticken bekämen? Und welch ergiebiges Feld eröffnete ſich dem Heraldiker der Zukunft, wenn man in Wappenſchilder von jetzt an ſtatt doppeltgeſchwänzter Löwen auch Belemniten oder Makrocephalen, Pleſioſaurier und Hydrarchen aufnähme?

Herr Bergmeiſter Ramſauer auf dem Rudolphſtein bei Hallſtatt hat es verſucht, die foſſilen Veſtien in ihrer wirklichen Geſtalt zu allerlei Decorationen zu verwenden und ſeine Ammoniten und Orthoceratiten fügten ſich ganz gehorſam in den Dienſt, marmorene Tiſchplatten zu tragen oder Conſolen mit der Wand zu verbinden. So viel ich weiß, ſind dieſe an Hirſchgeweihmöbel erinnernden Verſuche jetzt in Wien aufgeſtellt. Aber die ſtarren Steinformen der Natur ſind begreiflicherweiſe nicht ſo gefügig, als der Künſtler ihre Copieen behandeln könnte, bei denen es ihm immer wieder erlaubt ſein wird, manches Unweſentliche zu ändern oder Verſchiedenes zu beſonderm Zwecke zu combiniren.

Ihr werdet vielleicht eine „Hu, das wird eine grauſige geſpenſtige Formenwelt ſein, in der man ſich unheimlich fühlt, denn nur Gerippe, Zähne, Schuppen oder Kalkſchalen von längſt verſtorbenen Weſen könnt ihr Geologen uns vorlegen, keine Thiere mit Haut und Haar, keine Pflanzen mit ihrem buntfarbigen Blütenſchmucke.“ — Nun, was davon grauſig iſt, das mögt ihr verwenden, wo es hingehört, es gibt auch Graziöſes genug darunter; was aber die Fleiſch- und Blütenloſigkeit anlangt, ſo eröffnet ſie eben eurer Phantaſie das reichſte Feld der Thätigkeit. Fleiſch- und Blütenſchmuck laſſen ſich hinzufügen, wo ſie hingehören.

Schlagt nur die Kupferwerke der Geologen auf! Da findet ihr, wie man aus den Einzelknochen ganze Skelette und dann um das Gerippe auch einen Leib conſtruirt hat; wie man aus den Schalen der foſſilen Cephalopoden ihre ſonderbaren Arme hervorragen läßt; wie man nach und nach angefangen hat, auch Wurzeln, Blätter und ſelbſt Blüten zu den foſſilen Baumſtämmen zu finden. Das Alles mögt ihr verſchönern, künſtleriſcher darſtellen, und wenn ihr dabei zuweilen einen Sachverſtändigen zu Rathe zieht, ſo braucht ihr nicht nothwendig in den alten Fehler zu fallen, ganz gegen die Geſetze der Natur zu verſtoßen! Wir werden euch nicht pedantiſch beurtheilen; innerhalb gewiſſer Grenzen werdet ihr ganz freien Spielraum haben, Thiere und Pflanzen zu formen und zu färben, ſchon deshalb, weil wir ſelbſt nicht genau wiſſen wie es war. Greift alſo zu, ihr Künſtler, greift einmal in die Vorwelt!

Anregungen.

Liedervortrag und Liedercompoſitionen.

Wir hörten kürzlich eine wunderbare Stimme. Ein tiefer Meggeſopran von zwei Octaven Umfang. Eine Stimme, die nichts von der Sonderbarkeit des Alto beſitzt, die dieſer Lage ſonſt eigen iſt, ſondern ein Organ von ſeltener Fülle, Weiche, ſeltenem Schmelze des ausgiebigſten Tons. Ob die Sängerin eine Bühne ausfüllen würde, bedarf der Forſchung nicht. Katharina von Conſtar gehört der höhern Geſellſchaft an und wird leider nicht in die Reihe jener Künſtlerinnen treten, unter denen ſie einen erſten Rang einnehmen würde. Ihre Stimme iſt von einer intenſiven Kraft der Leidenſchaft, die auch über den Saal hinausreicht.

Selten haben wir den Zauber eines poetiſchen Liedervortrags ſo empfunden wie bei Katharina von Conſtar. Ihr Ton gibt ſich gleichſam aus dem Gedichte ſelbſt ſanft und ſchwellend heraus. Er iſt der Dolmetſcher der Empfindung. Dieſe Stimme, ebenſo phantaſievoll dem Schwunge des Dichters folgend wie dramatiſch die Steigerungen, die Lichter und die Schatten ſeiner bewußtern Abſicht auseinanderſetzend, hat auch die ganze Weihe der ſinnigen Unterordnung des Vortrags unter die Idee der Compoſition. Einfach und ungeſucht trägt ſie das Schubert'ſche Lied vor. Mit getragener Würde die Lieder Pergoleſe's, Strabella's, Gluck's, Sebaſtian Bach's (letztere kürzlich mit einer Begleitung von Liszt'ſcher), Compoſitionen, deren jeweilige Vorzüge und feinere muſikaliſche Nuancenſchattirungen ſie trefflich ausgeführt werden, ſchließ man auch auf Gelegenheitsfertigkeit ſchließen kann.

Wir erwähnen hier, nur innerhalb der Geſellſchaft wirkende ausgezeichnete junge Sängerin, weil die Kunſt des Liedervortrags dem öffentlich wirkenden Virtuoſenthum oft ſo unendlich gering zu Gebote ſteht. Die Schröder-Devrient gehörte zu den wenigen Sängerinnen, die ein einfaches Lied ebenſo entſprechend vorzutragen wußten wie eine leidenſchaftliche Scene von Gluck. Der übermäßig geſteigerte dramatiſche Ausdruck zerreißt die Einheit des Liedes, und ſich ganz zu verlieren in die Abſicht eines Dichters, ſich ganz zu verlieren in die muſikaliſche Illuſtration derſelben und eine Lorbeerkrönung, iſt nicht Jedem gegeben, ſelbſt manchem gefeierten Sänger nicht. Ein ausgezeichneter Liederſänger war Biſchof, jetzt in Stuttgart.

Wir hörten von Katharina von Conſtar noch ungedruckte Compoſitionen, Lieder von Lenau. Man hat die Muſik Lenau's für eine Felonie Polyhymnicas erklärt. Und in der That wird der Satz, daß jedes poetiſche und in ſich ſelbſt ſchon durch den Gedanken zu muſikaliſch geſtimmte Gedicht nicht componirt werden könne oder ſolle, im Allgemeinen auch wol feſtbleiben. Zur Melodie werden ſich wenige der edelſt klingenden und in ihren Brüchen zu ſchweren und in ihrer oft ſchon wie auf Klangwirkungen berechneten Ausführung allzu vollendeten Gedichte Lenau's erheben. Die Melodie bedingt einen gleichmäßigen Pulsſchlag der Empfindung, eine Rhythmik einfacherer Art, als ſie ſich bei Lenau findet. Es kann alſo bei dieſen Texten nur der Weg eingeſchlagen werden, den der Componiſt (Karl Banck) verfolgte, nämlich der Empfindung des Dichters mit gleichen Herzensſchwingungen nachzugehen und durch ein träumeriſches Tonſpiel gleichſam das Gedicht als Klangfigur einer darüber improviſirten muſikaliſchen Phantaſie hinzuſtellen. Die Gefahr, hier auf Richard Wagner'ſche Beliebigkeit hinauszukommen, wäre nicht gering, wenn man nur ein unſelbſtändiges und unfreies muſikaliſches Illuſtriren des Textes durch eine Art von Naturmuſik zu hören bekäme. Dieſe Klippe iſt vermieden. Wir hörten Compoſitionen, die ebenſo dem gelungen Ohr des Componiſten aufgegangen ſein mußten wie dem Dichter ſein Text; eine gleiche ſehnſüchtige Idealität, ein gleiches träumeriſch ausſinnendes Belauſchen des eigenen Herzens, ein Phantaſiren in Tönen, das Jeden ergreifen muß, der die rechte Stimmung dafür mitbringt oder dem ſie von einer ſo auf den poetiſchen Inhalt eingeſtimmten Sängerin wie Katharina von Conſtar ſogleich im erſten Anſchlag ihrer vollendet reinen Tonbildung geweckt werden kann.

Schließlich möchten wir Angeſichts unſerer wie Sand am Meer zunehmenden Liedercompoſitionsfülle wünſchen, eine ſo praktiſche, kenntnißreiche und zugleich dichteriſch geſtimmte Befähigung wie Johanna Kinkel ſchriebe einmal ein eben ſolches Büchlein über Geſangsang und neue Liedermoden, wie ſie kürzlich über „Klavierunterricht“ herausgegeben hat. Veranlaſſung, Ungeſchmack und Oberflächlichkeit, verſtimmelter, ſüßlicher Weiſen, ein ewiges Thränenlob und ein nicht endendes Eiſen- und Blumenſchmachten zu geißeln, fände ſich genug.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | **Nr. 34.** | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Sängerin.

Von Hermann Grimm in Berlin.

(Schluß.)

Ein Jahr war nach dem Vorerzählten etwa verflossen, als ich genöthigt war, eine Reise nach dem Süden zu unternehmen, wo wegen einer Erbschaft meine persönliche Gegenwart verlangt wurde. Das Geschäft war nach Wunsch beendet, ich war auf der Rückreise begriffen und kehrte Abends in einer kleinen Stadt ein, um daselbst mein Nachtlager zu nehmen. Nach dem Nachtmahl ging ich in der Straße etwas auf und ab, um mir Bewegung zu machen. Ich bemerkte, daß im Wirthshause die Zimmer neben den meinigen hell waren und sah in dem einen eine Gestalt am Fenster, bei deren Anblick mir auf der Stelle der Marquis de L. in den Sinn kam. Ich beauftragte meine Leute, sich nach ihm zu erkundigen; ich hatte mich nicht getäuscht. Ohne mich weiter anmelden zu lassen, trat ich bei ihm ein. Er lag auf dem Sofa und wandte mir den Rücken zu. Ich nannte ihn bei seinem Namen. Er wendete sich um und sah mich fremd an. Plötzlich schien er mich zu erkennen, seine Mienen wurden freundlich, er sprang auf, drückte mir die Hände und fragte, wie ich hierher käme?

Davon lassen Sie mich schweigen, sagte ich, mich führt nichts Besonderes hieher. Aber Sie, bester Marquis? So — allein?

Halte ich Ihnen auf? fragte er heftig.

Ich bin erfreut, Sie wiederzusehen' erwiderte ich ausweichend, ein Jahr ist darüber hingegangen.

Ein ganzes Jahr! wiederholte er und legte in jedes Wort eine Last von Kummer. Er setzte sich und stützte die Stirn in beide Hände.

Ich war überzeugt, daß sein sonderbares Wesen mit seinen damaligen Zuständen in Zusammenhang stände. Fragen mochte ich ihn aber nicht und ging stumm nachdenkend auf und nieder.

Herr von L., rief er auffahrend, Sie müssen mich anhören, es ist mir die letzte Wohlthat, Sie müssen' Sie sind der Einzige, der es hören darf, und wenn ich es mir

immer allein wiedererzähle, werde ich wahnsinnig darüber! Meine Pistolen liegen da nicht zum Spaß . .

Ich sah ihn an und es überlief mich. Seine Augen standen ihm so grell im Kopf, die Wangen waren ihm eingefallen . . Legen wir sie fort, sagte ich und trug sie sammt Hut und Degen auf einen andern Platz.

Immer versorglich, murmelte er, mich mit den Blicken verfolgend, aber dergleichen kann man stets zur Hand haben. Geht es Ihnen gut, Herr von B.? Auch Ihrer Gemahlin? Ich hatte mir Wein bestellt, aber er ist nicht zum Genießen. Setzen Sie sich hierher!

Er begann nun mit seiner Erzählung, unterbrach sich selbst, kam auf Anderes, schwieg, sagte er war nicht im Stande, mir mehr als abgerissene Bruchstücke des Vorgefallenen mitzutheilen. Ich sah, daß er krank war; sein Bedienter vertraute mir, sie wären seit drei Tagen nicht von den Pferden gekommen, immer im Zickzack sei sein Herr geritten, den er nicht zum Anhalten hätte bewegen können. Ich blieb die Nacht bei ihm. Er sprach im Schlafe, nannte Mademoiselle de Gauffin bei ihrem Vornamen Manon, erwachte, wollte mich nicht neben sich leiden, mit einem Worte, er war in einer traurigen Verfassung. Nach einigen Tagen, die ich so mit ihm zubrachte, überredete ich ihn, mich auf mein Landgut zu begleiten; der Bediente ward mit den Pferden fortgeschickt und er fuhr in meinem Wagen an meiner Seite aus dem traurigsten Winkel Frankreichs ab. Unterwegs sprach er unausgesetzt von Dem, was ihm begegnet war, und ich gebe den Inhalt seiner Erzählung, wie ich ihn nach und nach aus seinem Munde gehört habe.

Als Sie Paris verließen, sagte er, ging ich an demselben Abend zu Manon und hatte mit ihr eine der traurigsten Unterredungen, die ich jemals führte. Sie stellte mir die Nothwendigkeit unserer Trennung vor, sie verhehlte mir den Kummer nicht, den diese Trennung ihr selbst verursachte, und redete mir so beweglich zu, bis ich ihr in Allem nachgab und sie nicht wiederzusehen versprach. Zum Abschied schenkte sie mir einen Ring — er wird ihn mir am Finger —, den ich als das einzige Gut schätze, an dem mir noch etwas gelegen ist. Ich wollte unter diesen Umständen nicht länger in Paris bleiben und zog mich auf meine, nicht allzu weit von der Stadt entfernten Güter zurück. Ich widmete mich ihrer Bewirthschaftung, jagte, fischte und suchte mir so geflissentlich jede Minute auszufüllen, daß es mir die erste Zeit gelang, Herr meiner Stimmung zu bleiben. Meinen Entschlüssen war der Reiz der Neuheit zu Hülfe gekommen. Dieser hielt nicht lange an. Statt zu jagen, ritt ich planlos im Walde umher; statt zu lesen, starrte ich gedankenvoll in die Bücher und die Wirthschaftsgeschäfte gab ich nach einigen Monaten an den Beamten wieder ab, den ich genommen hatte. Die Einsamkeit rieb mich auf; hatte ich es bei Tage glücklich dahin gebracht, nicht an Manon zu denken, so träumte ich von ihr; es war ein ewiges Hinundherzerren von Vorwürfen, Nachgeben, Entschlußfassen, Unterliegen und Sichwiederaufrichten, das unerträglich wurde. Ich nahm mir endlich vor, eine Reise zu machen. Dahin kam ich vor etwa einem Monate, als ich eines Tags bei meinem Umherstreifen zu Pferde die Grenzen meines Gebiets überschritt und, ohne es zu bemerken, auf eine gleichfalls berittene Gesellschaft stieß, die mir entgegenkam. Ich sah sie aus, sah sie kaum an, blickte im Vorbeireiten dennoch flüchtig auf und erkannte Manon. Sie mich gleichfalls. Ich hatte keine Kraft mehr; sie saß wie eine Göttin auf ihrem Roß und sah mich so zauberhaft an, daß mir schwindelte. Ich wendete mein Pferd und war mit einem Satze neben ihr. Sie bot mir einen Guten Tag: ich gab mir alle Mühe, unbefangen zu erscheinen; sie sagte mir, daß sie in der Nähe ein Landhaus besäße, sie lud mich dahin ein; ich blieb an ihrer Seite und mein Schicksal war entschieden. Ich ritt alle Tage zu ihr hinüber, jeden Anschein der vergangenen Zeit vermied ich gänzlich und spielte den Kalten, von der Narrheit Zurückgekommenen mit dem besten Erfolge. Vielleicht

Erfolg aber! Hatte mich früher die Eifersucht nur gequält, so machte sie mich jetzt rasend; ich hätte ihr Pferd erschießen können, nur weil sie ihm den Hals streichelte. Sie herrschte wie eine Königin in ihrem Kreise, sie theilte ihre Gunst unter Alle; sie sah mich oft, aber das genügte mir nicht; oft schloß ich die Augen, weil ich mich zu verrathen glaubte, denn meine Blicke hingen wie gebannt an ihrer Schönheit. Sie ahnte nichts. Ich führte sie am meinem Arme durch den Garten, wir sahen die Blumen an, sie pflückte, gab mir und Andern davon; ich sah ihren Fingern nach und fragte mich, ob man wohl solche Qualen ertragen könne, ob ich nicht im Traume sei. Oft dachte ich daran, mich vor ihr niederzuschießen, es heimlich zu thun und ihr ein Tuch mit meinem Blute zu senden, ich war sinnlos . . Endlich aber brach mein Herz durch alle Zügel. Ich war mit ihr allein; ich fiel ihr zu Füßen, umarmte ihre Knie und bat sie, mir einen Dolch ins Herz zu stoßen. Es war Thorheit, mich nicht einen Augenblick zu bedenken, denn ich hätte mir mein Schicksal vorhersagen können; doch ich wußte nicht, was ich that. Sie blieb kalt, ruhig, gütig, sprach lange, wovon ich kein Wort hörte, nur Das vernahm ich, daß sie aus dem Zimmer gehend, sagte: „Wir haben uns heute zum letzten male gesehen! Es war ein großes Unrecht von mir, Sie neu heranzuziehen; ich muß ein Ende machen!“ Ich stand und sah ihr nach, bestieg mein Pferd, ritt in alle Welt, bis ich erschöpft war. So haben Sie mich gefunden.

Es ist unmöglich, die Leidenschaft wiederzugeben, mit welcher der Marquis erfüllte; bei einigen Punkten das genauste Detail gab, dann wieder absprang und in Anklagen gegen seine Schwachheit ausbrach. Er verlangte keine Antwort, nur gehört wollte er sein, und ich gab mich mit blutendem Herzen dazu her. Zu Hause angelangt, berathschlagte ich mit meiner Frau, was zu thun wäre. Es war eigentlich nichts zu thun; er war ruhiger, war ein angenehmer Gesellschafter und gab uns die Versicherung, er hätte die Absicht, eine Reise nach Italien zu unternehmen. So war ich ziemlich beruhigt, als mich in einer Nacht sein Bedienter aus dem Schlafe wecken ließ, ich möchte doch zu seinem Herrn kommen, er glaube, er wolle sich umbringen. Ich eilte auf sein Zimmer. Der Marquis hatte eine Pistole in der Hand und ging, mit sich selbst redend, so gewaltig umher, daß die Fenster zitterten . . Er erschrak, als er mich sah. Ich nahm ihm die Waffe stillschweigend aus der Hand, er ließ sie fahren und lächelte.

Was haben Sie thun wollen? rief ich.

Was Sie fürchten und ich nicht! antwortete er.

Das sollen Sie nicht, so lange ich hier bin!

Wer mich verhindert hat, war bisher ich allein. Andere haben mir nie den Willen geändert!

Sie werden es in Zukunft . .

Lieber Freund, sagte er milder, Sie werden es nicht! Aber bin Sie ruhig, ich werde diese Nacht ruhig schlafen, ich verspreche es Ihnen!

Auf die Ehre eines Edelmanns?

Wie immer! Gute Nacht!

Ich ging und that die Augen nicht zu. Früh am andern Morgen ließ ich anspannen, erklärte dem Marquis, ich hätte wichtige Geschäfte in Paris und bäte ihn, so lange meiner Frau Gesellschaft zu leisten. Ich hielt diese Bitte für sicherer als das Versprechen, sich während meiner Abwesenheit kein Leids anzuthun. So fuhr ich ab nach zwar nicht nach Paris, sondern auf das Landhaus der Mademoiselle de Granlieu, das ich spät am Abend erreichte. Es war Alles erleuchtet. Ich ließ mich anmelden und traf sie mitten in einer heitern, belebten Gesellschaft. Sie kam mir mit dem liebreichsten Gesicht entgegen, aber das meinige mußte sehr den Stempel meiner Seele tragen, denn sie verstummte sich augenblicklich. Um Himmelswillen, was bringen Sie mir! sprach sie leise und hastig . .

Reden wir darüber, wenn wir allein sind, antwortete ich und begrüßte einige meiner Bekannten, die sich herzudrängten. Es dauerte nicht lange, so nahm sie mich am Arm und zog mich in den Garten. Mein Herz war voll; ich dachte über die Worte nicht nach, beschrieb ihr die Art, wie ich den Marquis gefunden, seine Leidenschaft, seinen Tiefsinn, seine Absicht, sich das Leben zu nehmen, und schloß damit, ihr vorzustellen, daß, wenn sie mir nicht zu ihm folge, ein Menschenleben auf ihrem Gewissen lasten würde. Sie schwieg. Ich begann von Neuem, zum dritten male und merkte die Aufregung, in die ich sie versetzte, nicht eher, als bis sie mich mit Schluchzen bat, ich möchte innehalten. . . Nun schwieg ich. Der Mond war aufgegangen. Wir gingen in einer gewölbten Weinlaube, welche den Garten durchschnitt, auf und ab, sie an meinem Arme; ich wollte oft zum Hause lenken, aber sie zog mich zurück, ohne jedoch ein Wort zu sagen. Ich zählte die hellen, runden Flecke, die die Mondstrahlen auf den Boden streuten, wo sie die Blätter durchbrachen. Die Zeit verging, wir maßen immer die Allee hin und zurück. Gott weiß, was in ihrer Seele verging. Endlich gab sie mir die Richtung nach dem Hause an und als wir vor ihrer Thür waren, wo uns ein Lakai mit Lichtern erwartete, sagte sie nur: „Wann reisen Sie?" Um sechs Uhr früh — — „Es ist gut' Gute Nacht!" Ich verfügte mich in mein Zimmer; um sechs Uhr ward ich geweckt. Mein Wagen stand vor der Thür, die Kammerjungfer der Mademoiselle saß auf dem Bocke und als ich einstieg, sie selbst darin. Ich küßte ihr die Hand, sie sah blaß und angegriffen aus. Unterwegs sprachen wir fast keine Silbe, das Nothwendige war gesagt und Anderes berührte uns nicht. Am Abend erreichten wir das Schloß. Es fiel mir auf, daß, als ich in den Park einfuhr, ein Bauer, welcher uns erwartete, mit Blitzesschnelle auf das Schloß zulief und daß, als wir kaum die halbe Allee durchfahren, ein Schuß fiel. So sehr war ich indeß von dem Gelingen meiner Unternehmung erfüllt, daß mir gar nicht in den Sinn kam, was er bedeute. Die Ueberraschung sollte mir nicht lange vorenthalten bleiben, wir fuhren vor, es kam Niemand herbei; der Kutscher knallte, ich sprang heraus, die Gaussin mir nach; das Erste, was wir hören, ist der Schrei der Kammerjungfer meiner Frau, welche todtenbleich auf uns zukommt und mit dem Ausrufe: „Er hat sich todtgeschossen!" vor uns niedersank. Wir eilten nach dem Zimmer des Marquis, die Stube war voll Menschen, ich wies sie Alle hinaus, schloß die Thür und stand mit Manon allein neben der Leiche des jungen Mannes, die auf der Erde lag. Sie sah ihn einige Momente starr an, darauf stieß sie einen Schrei aus, sank in die Knie und neben ihr zu Boden. Ohnmächtig ward sie nicht. Sie ergriff seine Hände, legte die ihren auf seine Stirn (er hatte die Wunde mitten in der Brust), sah zu mir auf, zu ihm nieder und fing plötzlich mit lauter Stimme zu singen an. Das erfüllte mich mit Grausen; ich glaubte, sie wäre wahnsinnig geworden.

Unterdessen kam einer meiner Verwalter herbei, welcher etwas Arzneikunst verstand und gewöhnlich das Amt eines Doctors versah, wo nicht viel zu riskiren war. Nie werde ich den Todesschrecken vergessen, der sich auf seinem Gesichte malte, als er das Paar erblickte: den todten Marquis und die singende Gaussin daneben. Sie schwieg jetzt, stand auf, sah mich noch einmal lange an und verließ das Zimmer. Ich folgte ihr nach, um ihre Befehle entgegenzunehmen. Sie sagte: „Ich muß ein Zimmer für mich allein haben." Ich führte sie in das erste beste, ließ ihre Kammerjungfer holen und eilte zu meiner Frau. Ich hörte zu meinem Glück, daß sie auf einem Spaziergange begriffen sei, ging ihr entgegen und theilte ihr das Geschehene mit. Da wir Beide oft über den Marquis gesprochen und unter allen Möglichkeiten auch ein solches Ende sattsam erwogen hatten, war sie weniger erschrocken als betrübt. Ich geleitete sie zum Schlosse und gab wegen des Marquis meine Befehle. Die Leiche hatte man aufs Bett gelegt, sein Bedienter saß daneben und weinte bitterlich, indem er sprach: „Mein Herr sagte mir, er dürfe sich nicht

eher tödtschießen, als bis Sie wieder da wären. Das beruhigte mich. Da hat er heimlich mit dem Jean ausgemacht, dieser sollte aufpassen auf den Wagen. Das hat er auch gethan und kaum kommt er mit der Nachricht angerannt, der Wagen wäre in den Park eingefahren, so steht mein Herr auf, macht ein Zeichen in das Buch, in dem er las, greift in die Tasche, gibt ihm einen Louisdor, nimmt die Pistole vom Tisch und geht in die andere Stube; keinen Augenblick, daß er die Thür hinter sich zugedrückt, so war er todt." Ich machte mir Vorwürfe. Vielleicht hätte ich ihn retten können, wenn ich energischer aufgetreten wäre. Wäre die Garnison zur rechten Zeit angekommen, so hätten wir dies Unglück vielleicht nicht erlebt. Auch dachte ich, Vielleicht hat ihn die Vorsehung vor Etwas bewahren wollen, das noch schrecklicher war; denn wenn sich auch die Sängerin entschloß, ihn zu heirathen, und das glaube ich ihr, obgleich sie es mir erst hinterher versicherte, die Verhängnisse, welche ein solcher Schritt mit sich führen mußte, wären nicht ausgeblieben und hätten ein Elend im Gefolge haben können, gegen das alles Andere erwünscht schien.

Ich ging zu ihr. Sie war gefaßt; man sah ihr, sie zu sagen, nicht viel an. Sie besprach mit mir die Seelenstimmung des Marquis und seine natürliche Anlage zu einem so traurigen Lebensende. Doch so gefaßt sie war, fühlte ich doch, daß die innerliche Erschütterung, die sie empfangen, sehr stark gewesen sei und fürchtete die Nachwirkung. Ich stellte sie meiner Frau vor, wir aßen zusammen und zogen uns zurück.

Am andern Morgen ward mir die mit ihr vorgegangene Veränderung auffallend. Sie sagte, sie befände sich wohl, ihr Aussehen hatte aber etwas so Abgespanntes, ihr Wesen etwas so Zerstörtes, daß der Augenschein ihre Behauptung Lügen strafte. Sie sprach davon, bald aufzubrechen und bat, ihr für die nächste Nacht ein anderes Zimmer anzuweisen. Dies geschah; wir brachten den Tag still hin und sie ging nicht eher zur Ruhe, als bis alle Anordnungen zur Abreise gemacht waren.

Am nächsten Tage kam sie nicht zum Frühstück. Die Kammerjungfer bat mich, zu ihrer Herrin ans Bett zu kommen. Sie empfing mich mit einem matten Lächeln und war so bleich und leidleidend, daß ich meine Ueberraschung nicht zu verbergen vermochte.

Lieber Freund, sagte sie, Sie finden mich übel aussehend und wollen es nicht Wort haben!

Finden Sie das nicht natürlich?

Ja! Sie sind immer der Gefühlvolle, Zurückhaltende! Aber es hilft hier kein Verstecken. Ich fühle den Tod in mir.

Beste Freundin! — rief ich entsetzt aus.

Ich fühle ihn, denn ich habe seit zwei Nächten den Marquis gesehen. Machen! Hier herantretend! — er zieht mich nach sich.

Ich betrachtete sie mit Aufmerksamkeit. Es lag nichts Ueberspanntes in ihren Augen, nichts Wahnsinniges in ihrer Stimme.

Als ich ihn auf dem Bett liegen sah, fuhr sie fort, war das Gefühl, dies Unglück verschuldet zu haben, so mächtig in mir, daß ich aufschrie, weil ich es nicht länger ertragen konnte. Mir war, als riefe mir Etwas unglaublich dringend ins Ohr: Du trägst die Schuld! Du hast ihn gemordet! Deshalb, nur um diese Stimme nicht zu hören, fing ich an zu singen, immer lauter und lauter, doch ich übertäubte sie Stimme nicht. Ich höre sie immer und immer. Nachts konnte ich nicht schlafen, ich lag und sah mit die Schatten an, welche die Möbel im Lichte der Nachtlampe warfen. Da springt die Thür auf, es entstand nur ein feiner dunkler Streifen. Durch diesen schob sich wie ein papierdünner Rauch der Marquis herein, er hatte die Augen geschlossen, er schwebte eher ging langsam auf mich zu, stand neben meinem Bette, leibhaftig wie Sie und mit geschlossenen Augen. Ich wollte ihn nicht ansehen, aber er zwang mich dazu, ich mußte die Augen

auf ihn richten, da schlug er plötzlich die Augen auf und sah mich an. Das ertrug ich nicht, ich verließ die Besinnung. Vorige Nacht dasselbe Spiel. Ich ertrage es nicht länger mehr! Ich flehte, wie er mir seinen Augen das Leben rauben mir sonst.

Ich sandte ihr die Erscheinung mit allen Gründen der Physik, Physiognomie und Metaphysik ausgerüstet, sie blieb stets — Ich bin entschlossen abzureisen, sagte sie, vielleicht ist sein Schatten nur an dich Hand gebannt. Dagegen experimentire ich. Ich konnte sie nicht allein reisen lassen und auch meine Frau nicht wieder verlassen, die ihrer Niederkunft entgegensah. Ich machte ihr deshalb den Vorschlag, in das Haus meines Verwalters zu ziehen und versprach, die nächste Nacht an ihrem Bett zu wachen. Dazu ließ sie sich endlich bereden. Rannt auf und wandte wie ein Schatten.

Am Abend, als sie sich niedergelegt hatte, rief mich die Kammerjungfer zu ihr. Ich sah einen Tisch mit Büchern nahe an der Bett stehen, eine ironische Wand davon stellen und begann, nachdem ich einige Zeit mit ihr gesprochen, in einem Buche zu lesen. Sie schien zu schlafen, die Lichter brannten dunkel; ich trank etwas Wein und Wasser und sah die Uhr an. Plötzlich — sie war von einem Husten und nicht los — sprang sie auf, die Kinder machte nicht recht gesagt haben. Ich wollte sein hingehen, um sie sanften zurückzuführen, als ich, mich nach Mademoiselle Gouillon umwendend, sie aufrecht mit starren Augen im Bette sitzen sah. Sie streckte die Arme nach mir aus, klammerte sich an die mutzigen und wies mit dem Finger gerade auf

Da kommt es!

Ich war zunächst nicht zu erblicken.

Wie? sagte ich

Dort!

Ich machte mich von ihr los und trat an den Ofen.

Ihnen?

Kommen Sie, schrie sie auf, es steht vor Ihnen!

Ich war mit einem Sprunge neben ihr.

Halten Sie mir die Augen zu, ich kann es nicht ertragen! Da steht es! Er berührt Ihre Knie!

Ich drückte ihr beide Hände auf die Augen, sie schwere mit Anstrengung, aber es sehen war nicht!

Nach einer Weile schob sie die Hände zurück. Ich muß sehen, ob es noch da ist, sagte sie leise

Es ist gar nicht hier, beste Herzensin! antwortete ich und ließ los. Sie blickte wieder

Es ist wieder fort! O, wenn es noch einige mal so kommt, kann es es bald daraus mit haben! Wir werden dann Arm in Arm durch die Alleen schleichen.

Diese Idee machte mich schaudern. Sie lage sich gewiß nur erkälten, daß sie ein nächtliche Lage sicher abreisen und in ein Kloster gehen würde. Ich suchte sie das auszureden. Gehen Sie nach Paris, sagte ich, dort werden Sie vergessen —

Ich habe es versucht! unterbrach sie mich; ich habe es auch versucht, daß Sie mir einen solchen Vorschlag machen! Das vergesse ich niemals! Ihr vielleicht, wenn es noch zu sühnen ausbleibt, aber meine Schuld — das bleibt festgenietet!

Ihre Schuld ist so gut wie keine, sagte ich. Doch es sind dichter, von einer Sühnung, daß Sie ihr nicht lieben, lag nicht in Ihrer Macht zu ändern; daß Sie ihn gehetzt glaubten, war bei seiner Verstellung nur zu natürlich.

O, sind sie, kann eine Mutter sich jemals trösten, die ihr Kind und Mörder sollen sah? Meinen Sie, nur der böse Wille mache die Schuld aus? Könnte man da nicht alle Arme mit dem Gedanken an höhere Nothwendigkeit beruhigen? Mache Gott uns schuldig, so will er auch, daß wir die Folgen tragen. Es ist gesagt, daß ich diese Ketten ewig

wurde taſſelin hören. Gewiſſe Dinge ſollen ſein, auch wenn wir ein Recht haben, uns dagegen zu ſträuben.

Ich hatte meine Gründe bald erſchöpft. Sie verſtand das Schöne, ich begeiſterte ſie nicht. Die Geburt eines Sohnes riß mich aus allen trüben Gedanken. Ich gab meinen glücklichen Ereigniſſe zu Ehren Feſte; die Taufe, die erſte Erziehung, die Sorge um meine Frau nahmen mich ſo vollſtändig in Anſpruch, daß Jeder es begreiflich finden wird, wenn ich nach dem unglücklichen ſchönen Weſen, an das ich freilich zu Zeiten gedachte, keine Nachforſchungen anſtellte. Einen Tags erhielt ich ein Packet von Paris, das der unſeren dortigen Geſchäftsreiſender unter meiner Adreſſe abgegeben war. Ich entdeckte ein Buch und einen Brief, Beides verſiegelt. Ich erbrach den letzteren zuerſt, er enthielt nur wenige Zeilen

Liebſter Armand!

Wenn Sie dies erhalten, bin ich nicht mehr. Ich wußte, daß mich der Mann, zu ſich rufen würde. Kam er auch nicht mehr, meine Rückkehr zu hören, ich trug einen in der Seele, das ſeine Stelle vertrat. Sagen Sie Ihrer Gemahlin, ich hätte mich an nichts ſo gern erinnert als an ihre Güte gegen mich. Bewahren Sie Ihren Sohn vor Meinesgleichen. Geben Sie heiligeren Bilde ein ruhiges Plätzchen. Sie brauchen das Siegel nicht zu erbrechen. Zerſtören möchte ich es nicht, in tolliche Hände kommen ſollte es nicht. Sehen Sie es an, ſo denken Sie, ich hätte doch wirklich ein Herz gehabt

Manon de Gauſſin.

Ich öffnete das Ding und das unglückliche, mir zugleich alle Tüchtigkeit verleidende Machwerk ſtrahlte mir mit allem Zauber entgegen, welchen ſie in ihren ſchönſten Tagen beſaß. Die Thränen traten mir in die Augen, ich gedachte alles glücklichen Stunden, die ich in ihrem Hauſe verlebt, und daß ich es vielleicht war, deren Anblick ſie erwidert hätte. Unverzeihlich waren mir die Worte, die ſie, mit Hinblick auf die Liebe des Mannes, die ſie hätte erwidern ſollen, geſprochen: „Gewiſſe Dinge ſollen ſein, auch wenn wir ein Recht hätten, uns dagegen zu ſträuben.“

Zur Bildungsgeſchichte der Erde.

Von Armin Grafen zur Lippe-Weißenfeld.

Aus Nr. 6 und 8 dieſer „Unterhaltungen“ nehmen ſich die Leſer einer Anfrage: „Die Erde als Planet“, bemüſſigt unſere Planet in ſeinen älteſten Zeiten eine durch hohe Temperatur gehärtete, heutige, ſtarre Maſſe war, die durch allmälige Abkühlung von außen her nach und nach ihre jetzige Beſchaffenheit annahm. Die Gründe dieſer Behauptung liegen theils in der Beſchaffenheit der Beſtandtheile, die den Erdkörper bilden, theils in der noch jetzt vorhandenen hohen Temperatur des Erdinnern, theils endlich und die verſchiedenen Tiefabſtufungen der übrigen Weltkörper unſers Sonnenſyſtems, jenes aufgeſprochenen Hypotheſe die größte Wahrſcheinlichkeit beigelegen.

Alle Beſtandtheile unſers Erdkörpers haben die Eigenſchaft, bei hoher Temperatur gasartig und ihrem feſten in einen flüſſigen und waſſerartigen endlich alle in einen gasförmigen Zuſtand überzugehen und zur Veränderung ihrer Qualitätsbeſchaffenheit erfordert jeder Körper verſchiedene Temperaturhöhen, nur den Kohlenſtoff allein will unverändert auch in den höchſten Hitzegraden, ſeine feſte Form behaupten. Der Kohlenſtoff, der ſelbſt in den Gluten eines Knallgasgebläſes den hartnäckigſten Widerſtand behauptet iſt es, der uns einen Beweis für die große Wahrſcheinlichkeit unſerer Hypotheſe an die Hand gibt. Es iſt eine bekannte Thatſache, daß ſich nur dann Kryſtallgeſtalten bilden können, wenn der Qualitäts-Zuſtand kryſtallſationsfähiger Körper, ſei es durch entſprechende

Lösungsmittel, sei es durch hohe Temperatur, ein trotzbar flüssiger geworden ist. Werden diesen Körpern die Bedingungen ihres flüssigen Zustandes wieder entzogen, — verflüchtigt sich also entweder wieder das Lösende oder vermindert sich die Temperatur in angemessener Weise —, so sehen wir aus dieser flüssigen Masse, der sogenannten Mutterlauge, sich regelmäßige Gestalten heraus entwickeln, selbstbegrenzt von bestimmten Flächen, Ecken, Kanten, Winkeln, — Krystalle mithin, von denen der schönste der Diamant. Die Natur vermochte also den Kohlenstoff zu verflüssigen, zu krystallisiren, der Mensch aber vermag es nicht; für diesen Diamant gibt es keine besonden Agentien, es steht uns keine entsprechende, dasselbe schmelzende Temperatur zu Gebote, und demnach muß es einst einen Hitzegrad gegeben haben, der ihn schmelz.

Der zweite Grund, der uns berechtigt, der eben ausgesprochenen Hypothese beizutreten, liegt in der hohen Temperatur des Erdinnern. Daß eine solche dort stattfindet, können wir mit größter Zuversicht annehmen, ziehen wir auch die glühenden Eruptionen der Krater nicht mit in Betracht. — In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde man darauf aufmerksam, daß in einer größern Tiefe als 50 — 60 Fuß die mittlere Temperatur des Bodens nicht mehr sich gleich bleibt, sondern sich steigert, je mehr man in seine Tiefen eindringt. Versuche von D'Aubuisson, Saussure, Humboldt, Arrhra, Fox u. A. zeigen, daß von 110 zu 110 Fuß (Andere sagen schon von 70 — 70 Fuß), die Temperatur um 1° zunimmt. — Setzen wir nun nach genauen Untersuchungen in einer Tiefe von 40 Fuß die mittlere Bodentemperatur etwa zu 8° R. an, so erhalten wir bei einer Tiefe von 9000 Fuß bei progressiven Fortschritten der Wärme von 110 zu 110 um 1° eine Temperatur von etwa 80°, 112° aber bei einer Tiefe von 16,000 Fuß oder etwa einer Stunde. Bis zum Mittelpunkte der Erde sind es 1718 Stunden. Noch will ich eine von Fox gemachte Beobachtung erwähnen, nach welcher die metallhaltigen Gänge eine etwas höhere Temperatur zeigen als die sie umgebenden Gesteine, eine Wahrnehmung, die ebenfalls wegen der größern Wärmeleitungsfähigkeit der Metalle für die Ansicht eines vorhandenen Centralfeuers spräche. Heutzutage haben die hohen Temperaturen, weit in das Erdinnere zurückgedrängt, allerdings keinen Einfluß mehr auf die äußern Schichten dieses Planeten. Die bis zu etwa 60 Fuß Tiefe sich gleich bleibende Wärme, die lediglich durch den Abstand der Erde von der Sonne bedingten Jahreszeiten zeigen es uns deutlich.

Nicht so aber in frühern Perioden. Hier ist es die Pflanzenwelt, die uns einen Beweis an die Hand gibt, daß einst die Erde nicht lediglich auf die Sonne als einzige Quelle der Wärme angewiesen war, die Pflanzenwelt vergangener Perioden, von der uns noch Ueberreste genug geblieben sind. Sehen wir uns auf unserm Planeten um, so finden wir ihn in klimatische Zonen getheilt, von denen eine jede nur ihren besondern Verhältnissen entsprechende Pflanzenvegetationen zeigt. So ist es heute —, anders jedoch war es einst. Da contrastirten nicht die mit ewigem Eise umgürteten Pole mit der riesigen, überschwänglichen Vegetation der Aequatorialgegenden, da gab es keine gemäßigte Zone, welcher der Reichthum einer tropischen Flora versagt bliebe und die zugleich geschützt ist vor der alles Leben erstarrenden Kälte der nördlichsten Breiten. Eine gleichmäßige Temperatur, unabhängig von dem Stande der Erde zur Sonne, war allen Zonen geboten, eine heiße, feuchte Atmosphäre umgab das ganze Rund und Polarländer und Tropen waren gleich gesegnet und prangten in gleicher üppiger Vegetation. Woher wissen wir es? Jene Perioden haben uns ihre riesigen Vegetationsproducte aufbewahrt. In den Steinkohlenschichten sind die Documente jener Vergangenheit niedergelegt, dort finden wir Reste vegetabilischer Gebilde, die einzig unter einer Temperatur, wie sie heute den tropischen Südseeinseln eigen ist, gedeihen konnten, und doch sehen wir sie in Gegenden, die gemäßigten und kalten Breiten angehören.

Worin ist der Grund einer höhern Temperatur jener Perioden zu suchen? Die Ab-

ſtände der Erde von der Sonne waren auch damals dieſelben, auch damals von denſelben unwandelbaren Geſetzen der Gravitation bedingt wie noch heute, es muß demnach eine andere erwärmende Kraft geweſen ſein, die dieſe pflanzlichen Rieſen gedeihen ließ. Wir ſehen uns gezwungen, an die Gluten zu denken, die heute ins Innere der Erde gebannt ſind, damals aber den Oberflächen näher lagen und der in jenen Zeiten herrſchenden Vegetation einen tropiſchen Charakter verliehen. Es kühlte ſich die Erde ab, — von außen nach innen; die feurigen Maſſen, die damals noch auf die Umriſſe der Erde Einfluß übten, ſind heute in Tiefen gedrängt, wo es ihnen nicht mehr möglich ward, auf die Temperaturgrade der äußern Schichten zu wirken. Es muß vor jenen Perioden einſt eine Zeit gegeben haben, in der die glühenden Maſſen den äußeren Schichten noch näher lagen, und endlich eine Zeit, in welcher der ganze Erdkörper als feurig flüſſiger Ball ſeine Bahnen durchzog.

Noch bleibt uns übrig, dem dritten Punkte eine kurze Betrachtung zu widmen und zu ſehen, ob er vermag, unſere aufgeſtellte Anſicht gleichfalls zu unterſtützen. Die verſchiedenen Dichtigkeitsgrade der Himmelskörper unſers Sonnenſyſtems nämlich laſſen uns ebenfalls einen einſt feurig flüſſigen Zuſtand unſers Planeten vermuthen. Wir müſſen annehmen, daß alle Himmelskörper unſers Sonnenſyſtems aus Stoffen gebildet wurden, die der Urmaterie ähnlich ſind, eine Annahme, die um ſo gerechtfertigter erſcheint, wenn wir bedenken, daß alle dieſe Weltkörper nebeneinander an derſelben Stelle des Weltraums entſtanden; eine Anſicht ferner, die ſich als nothwendige Folge ergibt, wenn wir der von La Place aufgeſtellten Bildungstheorie des Sonnenſyſtems zu folgen geneigt ſind, die, um es mit wenig Worten zu ſagen, die Meinung ausſpricht, daß unſer Sonnenſyſtem in ſeinem erſten urſprünglichſten Beginn ein einziger Gasball geweſen ſei, in welchem durch Verdichtung der Materie ſich an irgend einer Stelle ein Mittelpunkt gebildet habe, der ſich ſpäter zu einem feſten Kern geſtaltete. Dieſer wurde theils durch die Anziehung ſeiner ähnlicher Kerne) um ſeine eigene Achſe getrieben, dadurch aber nach und nach die ihn umgebende elaſtiſch flüſſige Materie mit fortgeriſſen — und eine in ſich ſelbſt rotirende Bewegung der ganzen Maſſe war die Folge. In dieſem enormen, in ſich ſelbſt rotirenden Balle bildeten ſich nun concentriſche Schichten, die, an irgend einer Stelle verdichtet, ſich zu ſelbſtändigen Kugeln zuſammenzogen, die nun als Planeten ſich um die Sonne bewegten. Und gleicherweiſe und durch ähnlichen Anlaß riſſen ſich die Trabanten von den Planeten los und ſind wir jene als iſolirte Theile des centralen Körpers zu betrachten. Zur Aufſtellung dieſer weitgreifenden Hypotheſe glaubte ſich La Place berechtigt, indem ihn die übereinſtimmenden Richtungen der Bewegungen aller Körper unſers Sonnenſyſtems veranlaßten, ſich nach einer gleichartigen Urſache umzuſehen, die ſo gleichartige Wirkungen hervorbrachte. Kurz, wollen wir nun annehmen, daß alle Körper unſers Sonnenſyſtems aus Maſſen, die unſern Erdſtoffen ähnlich, gebildet ſind, ſo muß es auffallend erſcheinen, daß die Dichtigkeitsgrade der einzelnen ſo ſehr voneinander abweichen. Die Sonne z. B. — Den geringern Dichtigkeitsgrad dieſes Fixſterns ſind wir gezwungen, lediglich von dermaß ſo äußerſt hohen, ihm innewohnenden Temperatur herzuleiten. Die Sonne iſt noch nicht vier mal ſo dicht als die Erde. Wir erwähnen dies Beiſpiel, obgleich wir wiſſen, daß man Licht und Wärme der Sonne davon herleitet, daß die ungeheure Schnelle der Sonnenrotation die die Sonne umgebende Atmoſphäre in Schwingung verſetzt und dadurch Licht und Wärme entwickelt. Daß durch ſchnelle Zuſammenpreſſung der Luft Licht und Wärme entſtehen kann, das beweiſt uns das pneumatiſche Feuerzeug. Drückt man in einem dicken Glasrohre durch einen genau paſſenden Stempel die Luft ſchnell bis auf ein Fünftheil ihres Volumens zuſammen, ſo entzündet ſich ein darin liegender Schwamm. Doch trotz dieſer Annahme können wir an der größern Wärmehaltigkeit der Sonne nicht zweifeln.

Die auf ihrer vorgeschriebenen Bahn sich hindurchgetrieben feurig-flüssige Gebirgsmasse strahlte nun unaufgehalt bedeutende Wärme an den kalten Weltraum aus und die äußersten Schichten mußten im Laufe der Zeiten ihre flüssige Beschaffenheit verlieren, sich endlich, jahrelang, verdichten, mit einer, wenn auch noch dünnen Rinde, überziehen. Die dichte noch tief feinen Sonnenkreis durchdringende Atmosphäre hielt nothwendigerweise sämmtliches Wasser, dem wir heute auf unserm Planeten begegnen, so lange in elastisch-flüssigem Zustande zurück, bis ihre Temperatur unter 80° R. sank und das weite Element seine ursprünglich-flüssige Gestalt anzunehmen vermochte. Aber es waren nicht nur Wasserdampf und Kohlensäure, die innig gemengt im weiten Raume der Atmosphäre sich bewegten, — alles Gemenge, die gesammt, elastisch-flüssiger Gestalt angenommen, war in jenen Perioden die Atmosphäre der Trummelwelt, auf dem sie frei ihren Neigungen folgen, sich ungehindert verbinden, trennen, sich wieder vereinigen durften, wie sie das ihnen innewohnende bewegende Prinzip, die chemische Neigung, anregte und trieb. Welch reges Spiel der Bewegung! Unter sich die glühenden Massen, die ihnen ihre luftig bewegliche Gestalt scheuten, — in sich die unvergängliche Neigung, das Naturwunder zu suchen, — um sich die Elasticität, die regste Vermittlerin chemischer Bildung, den weitesten Raum zur Arena nach Kräfte und wilder erregend! — — Doch endlich verließ die Rakete, die ihnen zum nächtlichen Reigen geleuchtet, die feurig glänzende Kugel verlor ihren Glanz — die äußersten Schichten erstarrten, — viele der Gase stürzten zu Tropfen verwandelt hernieder, — — und Regen strömte zum ersten mal überfluthend auf die Erde.

Fragen wir, welche Stoffe es waren, die zuerst mit schwacher Rinde den feurigen Ball überzogen, so sehen wir uns von der Chemie an Verbindungen gewiesen, die als schwerschmelzbare bezeichnet werden müssen und so werden es auch diese, die Kieselsäure Thon-, Kalk-, Kalkerde, die übrigen Alkalien und erdigen Materien gewesen sein, die theils geringen Flüssigkeitsvermögens wegen da schon feste Formen gewannen, wo andere Verbindungen noch in beweglicherem Zustande verharrten. Specifisch schwerer geworden als die sie tragenden feurig flüssigen Massen, senkten sich einige dieser Substanzen wol mehr und mehr dem Kerne der Erde zu, da von höhern Graden umschlossen und sich wieder in flüssige Formen verwandelnd. Diese glühenden Massen, von harten Schichten umgürtet, konnten jetzt nun in geringerer Menge ihre Gluten an die Atmosphäre ausstrahlen; die Temperatur sank tiefer und tiefer und häufiger und in immer größeren Massen stürzten die elastisch flüssigen Verbindungen, nun zu tropfbaren Formen verdichtet, auf die Erde herab. Durch das Erstarren der umgebenden Massen gegen sie sich mehr und mehr zusammen, Sprünge und Risse entstanden, das Wasser stürzte begierig in die entstandenen Tiefen herab, die Spalten und Klüfte vergrößernd, — glühende Fluten ruinpfauen die kühlern Strome, — diese zu Dämpfen verwandelt, sprengten mit gigantischen Kräften noch mehr die berstende, lockernde Rinde —, die feurigen Wogen ringen empor aus ihren Tiefen heraus und mächtig sich über die Ränder der Klüfte hermehrt — bis die kühlere Luft sie von Neuem erstarrte — Stärker ward die Rinde, — enger wurden die Risse, — gewaltiger stürmten die Gewässer hinunter, — mit unbezwinglichen Kräften schwebeten die Dämpfe schlagbare Bäche gen Himmel, — und die über gewordenen, brausenden, feurigen Fluten thürmten sich über den Klüften, — und Felsen und Berge entstanden.

Die aber auch wurde die festere Rinde von den unter ihr gefesselten, lockernden Massen nur blasenartig emporgehoben und so bildeten sich Hügel und kantere Höhen, die häufig wieder verfanken, wenn an andern Orten sich die flüssigen Massen einen Ausweg verschafften. In den tiefern Gegenden sammelten sich die Ströme, — das Meer umschloß die höher gelegenen Punkte; damals aber erwärmt vom glühenden Boden, erwärmt von der noch immer heißen Atmosphäre, konnte es viele Salze und andere chemische Verbin-

ungen noch insperiert erhalten, während wir heute nur die tönischen Gebirgsverbindungen
nd wenige andere Substanzen in flüssiger Form in den vorfinden. Das Festland, die
nseln sind nun vom Meere getrennt, aber immer dauern die Erhebungen und Senkungen
e vulkanischen Eruptionen, die Bildungen neuer Inselgruppen und neuer Meeresbecken
ch fort, — oft stürzen die Inseln wieder unter die Flächen der sie umgebenden Ge-
ässer herab und andere tauchen wieder empor. Das Festland finden wir gebildet theils
es dem, dem Innern der Erde entstammenden plutonischen Massengesteinen, regelmäßig ge-
lagerten oder plattenförmige Gestalten zeigend, die oft zu mächtigen Bänken getrennt,
ch sich zu schroffigen Bildung nähern, meist vereinzelte, fast metergroße Massen bil-
end, — andererseits aber deutlich auf ehemals wasserischen geschichteten Gebilde, das verschieden-
artigste übereinander gelagert zeigt und große Strecken bedeckt. Dort und an der Grä-
ze, Basalte, Porphyre u., die, nur als Massengesteine vorhanden, auf uns Arten be-
deutend sind. Hier die Kalke, die Sandsteine, die Tonschiefer und Thone u., die in ge-
schiedener Lagerung erscheinen und viele Bildung verbreiten. Zwischen diesen beiden ver-
schiedenen und plutonischen Bildungen finden wir, wo etwa Risse und Spalten entstanden
waren, Adern oder Gesteinsgänge, erfüllt mit weichen mineralischen Massen, die sich in
viele Formen regellos vorgedrungen und oft edle Metalle enthalten.

Die emporgehobenen, dem unmittelbaren Einwirken der Atmosphäre und dem Wechsel
er Temperatur preisgegebenen Gebirgsmassen mußten auch bald diesen unwiderstehlichen
Einflüssen sich fügen. Einst Inselt waren es, wie gesagt, die Wechsel der Temperaturen,
e diese Massen auszudehnen und zusammenzuziehen und in Risse und Spalten verschieden,
ordentheils war es der Sauerstoff der Atmosphäre, der, völlig Verbindungen eingehend, —
Feuchtigkeit haltend, das Gefüge der Felsen durchdrang, und endlich wirkte das mit Kohlen-
ure reichlich gesättigte Regenwasser, in die vorhandenen Spalten eindringend, hinter sie
e schwellend, sie selbst Gesteine, das edelste Gestein aber, mehr und mehr sich in Sand
d Staub verwandelnd, trieben die Gewässer von den Höhen und Felsen herab, es wur-
t und weiter führend, bis es im Boden des Meeres zusammengeschwemmt unter den
lagen in geschichteten Lagen begraben wurde und endlich etwa durch neue Erhebungen wie
r emporstieg.

Denken wir, wie leicht der Granit und die übrigen Gesteine noch heute dem Einfluß-
ner zerstörenden Kräfte unterliegen, wie bald es dem Regen und der Kohlensäure ge-
ngt, lockige Blöcke in Schutt und Gerölle zu verwandeln, so muß in jenen Perioden der
erwitterungsprozeß noch viel rascher und schneller geschritten sein, da damals die Luft
t viel bedeutenderen Massen von Kohlensäure angefüllt war und der laue Wasser viel
ere und wirksamer eintrang. Das Heben und Sinken, das Steigen und Schwinden
er sich durch alle Perioden hindurch und noch heute wirken vielleicht theilweise auch
ese Kräfte, wenn auch localer und schwächer, immer noch hinein und hinein
ser, Wasser und die Luft (im weitesten Sinne), diese drei Elemente der Alten,
nden an der Wiege des werdenden, der Erde, und machten den sich bildenden jungen
nder, den jugendlichen Planeten zu Dem, was er wurde und ist. — Die Erde war
lle und leer und es war finster auf der Tiefe und der Geist Gottes schwebte auf dem
asser; — tiefste Nebel umgaben mit undurchdringlichem Dunkel die Höhen und Tie-
, sich allmälig zu Regen verdichtend, der nun in unendlichen Strömen herabfloß; —
wurde es heller und heller, der Schleier, der Alles umhüllt und umhüllte, zog sich
Massen zusammen, und — „Gott sprach: Es werde Licht! — Und es ward Licht!“
e blaue Grundfläche trat rein und klar aus dem Dunkel, und die Sonne brachte zum er-
e male mit hellerdunter Strahle auf die Erde. — „Da ward aus Abend und Morgen
erste Tag!“

Jetzt waren alle Bedingungen gegeben, unter denen sich organisches Leben auf der

Erde verbreiten konnte; — die Temperatur war genöthigt, das Unverhältnißmäßige zu tragen; — wenige Vegetation — von Licht — war gegeben, und die kraftige reichlich mit Kohlenſäure und Elektricität erfüllte Atmoſphäre, noch erwärmt von Erde und Sonne, erhielt das organiſche Leben; — doch noch früher vielleicht, ehe auf dem Feſtlande Keime entſtanden und wuchſen, belebten, wenn auch in untergeordneten und einfachen Formen, Pflanzen und Thiere die Gewäſſer. Jahrtauſendlange Bildungen! Die Geologie zählt ſie auf, die Reihenfolgen des allmäligen Entſtehens! Schon zur allgemeinſten Kenntniß ſind ſie gelangt, dieſe neun Perioden der Entſtehung, die Periode des Schiefers, der Grauwacke, der Kohle, des Zechſteins, der Trias, des Jura, der Kreide, der Molaſſe und des an- und aufgeſchwemmten Landes (des Alluviums und des Diluviums), mit denen ſich die große Kette der Bildungen ſchließt und auch den Gaotiſchen Maſſen Raum verſchafft. Jungere Zeiten die Erde ſich in ihrer herrlichſten Schöne gebildet hat. Schöner als ſie ſelbſt bereitet kann der Menſch dieſe Schöpfung, trägt unendliches Glück, unendliches Wehe in ſie über und Alle legt den Grundſtein an, aber erſte Tafel zu ſtellen.

Ueber Gedächtniß und Auffaſſung.

Von Profeſſor Hertlage in Jena.

II.

Da eine jede neue Vorſtellung der Seele um ſo leichter und um ſo begieriger gebildet wird, je mehr Spuren und Anglegenheiten ähnlicher vergangener Auffaſſungen ſie bereits vorfindet, ſo werden dieſe Spuren alſo ebenſo viele Magnete der Auffaſſung ſein, und die Maſſe ihrer Anhäufung wird den Grad beſtimmen, in welchem ſich die Aufmerkſamkeit zu irgend einer beſonderen Art der Auffaſſung mit Luſt aufgelegt findet. Wer Goethe und Schiller geleſen hat und dadurch von dem Geiſt und Weſen dieſer Männer bereits ein Bild in ſich trägt, wird ſich intereſſiren, auch vom Leben dieſer Männer Genaueres zu erfahren. Wer die Verhältniſſe unſers Planetenſyſtems kennt, wird an der Entdeckung eines neuen Planeten ein Intereſſe nehmen. Und ſo wird überhaupt mit der Fülle der Kenntniſſe in irgend einer Art das Intereſſe und die Leichtigkeit der Auffaſſung ſteigen. Linné hatte das glückliche Gedächtniß für die Merkmale der Pflanzen nebſt der aufgezeichneten, von ihm ſelbſt für dieſe geſchaffenen Kunſtſprache. Dagegen lernte es weder die engliſche, noch die franzöſiſche, noch die lappländiſche Sprache, obgleich er alle dieſe Länder bereiſte, ja nicht einmal die holländiſche, obgleich er ſich ganze drei Jahre in Holland aufhielt. (Geneleg. a. a. O. S. 191.)

Der Anfang iſt das Schwerſte in allen Wiſſenſchaften. Je größer der Schatz der angeſammelten Kenntniſſe iſt, mit deſto größerer Leichtigkeit werden die übrigen hinzu erworben. Die Stärke und der Reichthum der angeſammelten Gebilde erleichtert die Auffaſſung, macht ſie zur Luſt und eben dadurch zu einem Triebe, immer mehr zu lernen, welchen wir, ſobald er eine merkliche Höhe erſtiegen, ein Talent für irgend Etwas nennen. So entſtehen Talente für Erlernung fremder Sprachen, für Mal- und Tanzkunſt, für Garten- und Feldbau, für Botanik und Alterthumsforſchung u. dergl. mehr. Intereſſiren kann, wenn es nur den feſten Willen dazu mitbringt, irgend eine dieſer Talente nach beliebiger Auswahl bei zu einem gewiſſen und zwar hohen Grade in ſich ausbilden durch Auffaſſung und Aufnahme, ſodaß ſie nach und nach Dinge aufs höchſte zu intereſſiren anfangen, an denen er anfangs durchaus keinen Theil nahm. Dann intereſſirt ſind alle diejenigen Vorſtellungen, welche auf bereits gebildete Vorſtellungen vervollſtändigend wirken. Um für unbekannte und vollkommene Einzelne zu intereſſiren, muß man verſtehen, dieſelben mit höchſt bekannten in einer engen Verbindung zu zeigen, ſodaß ſie als Theile

ständigungsgliedern des bereits Bekannten erschienen. H. Heine urtheilt in Stadt bei dessen Besuche in Paris: „Es fehlt Ihrem Buche über Italien ein gewisser Charakteristikmus der Kunst, den sie für das große Publikum besitzt. Man wirft nur, indem man die Begriffe bei solchen Schilderungen zu sehr voraussetzt." (Zwei Monate in Paris". II. S. 313.) Weil dem Gelagten anfolge unser Lieblingsthatsum und unsere Schule des Ehrlichkeit gleichbedeutende Begriffe sind, so geht Heppel (a. a. O.) der Ansicht, Jeremias vor dem dreißigsten Jahr, daß zu welcher Zeit beim Menschen Alles in der Blüte steht, gelernt." Wer daher gut lasst im Gebiete historischer Thatsachen, sagt botanische, geographische, ökonomische Dinge vielleicht sehr schlecht auf und umgekehrt. Ein gutes Orts- und Namen- und Wortgedächtnis ist. Bei einer alten Massenagerie in Hamburg hatte sich ein ganz spezielles Gedächtnis für Bibelsprüche ausgebildet, sodaß sie zuletzt einen großen Theil der Heiligen Schrift im Gedächtnisse hatte. Sie sah dieses an für eine so gottselige Beschäftigung, während sie alles Uebrige leicht vergaß. Von der Vorliebe behielt sie nichts, von den darin angeführten Bibelstellen ging sie kein Buchstabe verloren. Ein entwickelnder religiöser Sinn, verbunden mit einem ebenso starken Sinn für poetischen Ausdruck, machen die treue und wahrheit. Der Fleiß vor ihren früheren Umgebung — sie kommt aus einer Predigerfamilie — enthauste sie für Religion und Moral. Ihren rednerischen Sinn verrieth sie äußerem dadurch, daß sie sagte, sie müsse sprechen für sich selbst zu reden, daß es klarer (nämlich in Reimen).

Er wie beim Hausbau die Bauleute durch Mörtel zu zusammenhängenden Massen verbunden werden, so verbinden sich die Bauleute der einzelnen Gedankenreihen zu zusammenhängenden Bildern durch den Mörtel der Aufmerksamkeit. Das ohne Aufmerksamkeit Angefangene verbindet sich nicht zu einem dauerhaften festen Bilde. Die Bauleute drücken eine Auflösung gleich, deren längere Zeit dauert der Kitt, welcher die Bauleute der Umschlossen, je reicher es hin, daß wie ihr Bild und mit Anstrengung und Gedächtnis verbunden, und es hellet aufs Neue für lange Zeit. Durch die erneuerte Aufmerksamkeit erneuert sich Klarheit und treue Erinnerungsfähigkeit unserer Vorstellungen als eine aufsteigende und die Wirksamkeit der Elemente, auf denen es beruht. Nichts ist daher zuträglicher für die immer erneuerte Beschäftigung mit einem bestimmten in sich abgeschlossenen Kreise von Begriffen, auf welche die Aufmerksamkeit und das Nachdenken immer und immer wieder der zurückkommt, nicht hingegen nachtheiliger als die Beschäftigung mit tausend ungusammenhängenden Dingen, welche nur immer nach dem Neuen haschen, aber eine wilde ungeregelte Breiche, bei welcher sich keine festen Knotenpunkte bilden, auf welche das Gedenken als auf einen erwerbenen geistigen Besitz immer auch neue zurückkehren kann. „Werther", das berühmten Verfassers des „Kinderfreundes", Geschichte war" wie sein Biograph erzählt, „in der That nicht neu, weder für Ort noch Zeit, noch für Namen und Zahlen, noch für Sachen. Aber es war Dich seine natürliche Schreibe hinreißen. Er las, wie er einmals selbst sagte, auf der Schule und Universität Alles durcheinander, wirklich in der Absicht, sich mit Kenntnissen zu bereichern. Aber es war so begierig, einmal Neues zu lernen, ohne sich des Vorigen ganz bemächtigt zu haben. Die verdrängte eine Vorstellung, eine Idee die andere, sie ordneten sich nicht gehörig, knüpften sich nicht aneinander, verwirrten sich mehr gegenseitig. Nachher kam er bald in sehr unruhige Verwirrungen.

Seine Verhältniſſe als Schriftſteller, Hofmeiſter, Redacteur eines Journals, Correſpondent brachten einen unaufhörlichen und ſchnellen Wechſel in ſeine Beſchäftigungen. Er ging zu den wenigſten über, ohne nicht in Gedanken noch an den vorigen zu hangen; die eigenen Schöpfungen ſeines Geiſtes, die Bilder ſeiner Phantaſie, ſchwebten ihm lebhaft vor der Seele — das verwöhnte ihn, auf Nichts außer ihm ganz beſtimmt und ausſchließend ſeine Aufmerkſamkeit zu richten." (Weiße's „Selbſtbiographie, mit Zuſätzen von Frisch." Beneke's „Pragmatiſche Pſychologie" I, S. 236.)

Nach Ariſtoteles behalten die langſam Faſſenden die Sachen länger im Gedächtniß. Man hat in der That zu dieſer Bemerkung häufig Gelegenheit. Der Grund davon iſt, weil beim langſam Faſſenden oder bei der minder beweglichen Auffaſſung die Aufmerkſamkeit länger auf den einzelnen Empfindungselementen ruht und dieſelben folglich feſter miteinander verkittet, während der ſchnell Faſſende mit der Aufmerkſamkeit nur flüchtig vorüberfährt und folglich den Bauſteinen ſeiner Gedankenpaläſte häufig zu wenig Mörtel gibt, wodurch ſie dann leicht auseinander bröckeln. Daher ſagt Hippel (a. a. O.): „Wer Jahreszahlen und Geſchlechtsregiſter gut behält, iſt kein Dichter." Bei Molière (im „Malade imaginaire") ſagt Herr Diafoirus von ſeinem Sohne, dem Arzte, welcher keineswegs ein Genie iſt: „Mein Sohn faßte ſehr langſam, aber was er faßte, ſtand für immer wie in Marmor gegraben."

Bei einer ſtumpfen Auffaſſung fallen leicht Verwechslungen vor und zwar aus dem Grunde, weil Vorſtellungen, denen die Unterſcheidungsmerkmale fehlen, immer ſogleich miteinander ſchmelzen. So lernen beim Gedächtniß aus dem falſchen Stücke mit unter, wenn ihre Vorſtellung ſo mit der ähnlichen der echten Stücke ineinander fließt, daß aus der Unterſchied verſchwindet. Sie verſchwimmen und beim Anſchauen eines Menſchengewühls die individuellen Eindrücke der einzelnen Geſichter und Geſtalten, welche ſich beim Anſchauen aus der Maſſe ſcharf hervorheben, in der Erinnerung mehr oder weniger in einen allgemeinen unbeſtimmten Typus durch die ſtarke Vermiſchung miteinander. Es hält ſchwer, einen Baum im Walde an ſeiner Größe, ſeinem Wuchſe, Laubwerke, der Bewegung ſeiner Aeſte, der Breite ſeiner Krone wiederzuerkennen, weil gar zu viele ihm ähnlich ſind, welche mit, ehe wir's uns verſehen, mit ihm verwechſeln. Je mehr ſich Jemand gewöhnt hat, die mannichfaltigſten Eindrücke miteinander in großen Abſtractionsproceſſen zu verſchmelzen, deſto leichter wird ihm die getrennte Erinnerung für das Einzelne verlorengehen.

Der Denker iſt daher häufig weniger fähig, Ereigniſſe, die ihm nacheinander begegnet ſind, oder Sätze und Gedanken, die er nacheinander in einem Buche geleſen hat, in genauer Reihenfolge zu wiederholen, weil ſich in ſeinem Kopfe ſogleich bei der Auffaſſung ſo viele gleichartige Vorſtellungen nach Art der Reflexionen daran knüpfen, daß die Reihe in ſein Gedächtniß gar nicht in Form einer Reihe eintritt, ſondern ihr Inhalt ſogleich durch Verſchmelzung in viele bereits vorhandene Fächer ſich nach den verſchiedenſten Richtungen hin anders gruppirt. Zur genauen Wiederholung einer reihenweiſe Aufgefaßten gehört durchaus, daß bei der Auffaſſung nicht zu ſtark reflectirt worden ſei. Sobald wir anfangen, bei der Lectüre ſtark zu reflectiren und unſern eigenen Gedankengang nebenher zu haben, wird die Auffaſſung lückenhaft. Kinder reflectiren nicht und ſind daher zum mechaniſchen Memoriren am beſten disponirt. Die Neigung, die uns widerfahrenen Begebenheiten ausführlich, mit allen, auch den ganz überflüſſigen Nebenumſtänden, ſodann auch dialogiſch mit Rede und Antwort zu erzählen, findet ſich häufiger in der ungebildeten als in der gebildeten Welt. Es iſt der patriarchaliſche Stil aus den Zelten Abraham's, wo die Menſchen viel erlebten, aber wenig dachten. „Der gemeine Mann" — ſagt Kant — „hat das Mannichfaltige, was ihm aufgetragen wird, gemeiniglich beſſer an der Schnur, es nach der Reihe zu verrichten und ſich darauf zu beſinnen: eben darum, weil hier das Gedächtniß mechaniſch iſt und ſich kein Vernünfteln einmiſcht, dahingegen dem

Gelehrten, welchem viele fremdartige Nebengedanken durch den Kopf gehen, Vieles von seinen Aufträgen oder häuslichen Angelegenheiten durch Zerstreuung entwendet, weil er sie nicht mit genugsamer Aufmerksamkeit aufgefaßt hat." (‚Anthropologie', S. 183.) Die alte und häufig wiederholte Behauptung, daß eine überwiegende Verstandesbildung das Gedächtniß schwäche, läßt sich hiernach beurtheilen. Nicht für das Gedächtniß überhaupt, das ja der Verstandesbildung ihren ganzen Stoff liefern muß, sondern nur allein für das genaue und lückenlose Behalten des sinnbezogen und mechanisch Aufgefaßten hat die Behauptung einen Sinn, welcher uns noch deutlicher wird, wenn wir sie umgekehrten: Hätte einer Unterdrückung der Verstandesentwickelung durch eine frühzeitige Uebermächtigung des mechanischen Gedächtnisses ins Auge fassen, wie z. B. bei sogenannten Wunderkindern, wo bei fortgesetzter ausschließlicher Richtung der Aufmerksamkeit auf das Fassen von geschlossenen und lückenlosen Auffassungsreihen dem Processe der verständigen Combination und des freien Vergleichens der aufgefaßten Vorstellungen aller Spielraum, Athem, Luft und Licht, abgeschnitten wird. Solche nur gedächtnißmäßig aufgefaßte Reihen bleiben dann für die lebendige Anwendung unfruchtbar; nur es entstehen, wo nur sie gebildet werden, jene unfruchtbaren Köpfe, welche die Regeln der Grammatik auswendig wissen, aber sie nicht lebendig zu gebrauchen verstehen, oder welche ihre Wissenschaft zum Examen möglich zu memoriren wissen, aber sobald es eine Anschauungskraft im Leben gilt, an allen Ecken und Enden anstoßen.

Anregungen.

Ludwig Tieck.

Der Tod entführte Ludwig Tieck, nicht in überraschend rührender Weise, sondern schrittweise dem Maße des Menschlichen entgegen, wird in den Nachrufen, die man über ihn hört, nur mit dem Anderen an seine Tugenden nicht an seine Schwächen gereiht. Nur Freiligrath und romantische Erinnerung umfassen sein Andenken. Selbst Gegner seiner Standpunkte wissen nur vom „Lehrer" vom Theologen und seiner Shakspeare-Liebe zu erzählen.

Es ist dem armen Dichter von der neuern Kunst viel Unrecht geschehen. Die Hegel'sche Schule der ästhetischen Romantik nachgebildet durch moderne Kirche und moderneren Staat hat durch die zu ihren ersten Anfängen in den politischen Richtungen des vorigen Jahrhunderts, glaubte es möglich machen zu können, daß alle und jede ästhetische Berechtigung in Tieck's Dichten verworfen würde. „Meister Ludwig" sollte sogar nicht einmal Witz, Humor und Humore besessen haben. Als sein Erscheinen in der Literatur wurde verschlungen und die Stellung, die ihm seine Phantasie eingeräumt hat, ist auch nicht eben viel und endgültig genug, um ihn gegen solche Art von Potemkin Schergenstreiche. Der bekannte Feuerbrand jener Hegel'schen Schule verschmähte das Kind mit dem Bade. Aber für die Anklänge der Tieck'schen Muse, für die reichen Klänge der neuen Romantik, die sich verband durch Deutschland Wälder rauschen ließ, Herz und Ohr hat, trotz der scharfen ästhetischen Gegensätzlichkeiten überhaupt für aber gerade jene Romantik oder eine Phantasiethätigkeit, wo man solche neue und gesunden Sinne zu brauchen verlernen muß.

Etwas Anderes ist es freilich mit Tieck's Anfang. Wäre das Andenken dieses Todes nicht noch zu frisch, wir würden seinen Anfang schwach in Schattenbildern einer eigenwilligen, der umfassenden Welt und der Zeit sich abschließenden Natur ebenso ausführlich aufzeigen, wie man jetzt die Lichtseiten aufzählt. Die Geschichte jener Schattenseiten in Vergessenheit kommen ist zu sehr gering. Die Literaturgeschichte weiß davon und wenn doch nicht gewußt von einem eigenwilligen Standpunkte und ihrer Harmonie hätte geschwiegen werden. Die Literaturgeschichte läßt sich nicht stören, weder von der Kunst des Verlegens, noch von dem Einfluß einer interessirenden Persönlichkeit, noch von einem solchen schönen Klange einer Lyrik überdauernden Lebenszeit. Sie hat auch ein Lichtbedürfniß wie in Weltgeschichtsgebäuden gefühlt, gesucht und kümmerlich gepflegt hat. Die Literaturgeschichte weiß erzählen, daß in langer Zeiten der Verschollenheit der Name über dem Widerstreben der Hegung des Lieds und seiner begeisterten, eigentlich schwunglosen und harmonischen Ich dem wahrhaft Gegebenen, wie z. B. Schiller gegenüber unzulänglich und ohnmächtigen Bezeichnung verschieden war. Von

so ganz sollte man selbst für den Augenblick mit der nur verstümmten Auffassung von Act der letzten Ohr und Huldigung nicht schließen. Wenn sie die Literatur nur etwas Formelles und Textbaugegenstand war wie Lied, war so wenig Sinn und Stimmung für die Uebergangung hatte, daß die relative Werthe der sittlichen Gesichtsbildung, das Vergleichen der Acten immer nur mit dem entsprechenden Alter nicht die ganze Bedeutung zur objectiven Würdigung des Neuen entwickelt, und war endlich so kalt und oft gehässig, daß dem Leben der Zeit, ihren Ideen und Gestaltungen entging, von dem man doch in Liebe wenigstens so viel festhalten werden, daß sein gleichsam hinterlassenes Testament, das poetische Fazit seiner Lebens ebenso wenig nachgedacht sein darf als seiner noch eines enthusiastischen Meinungen und Urtheile über die von ihm oft nach Laune und persönlichem Gutdünk erlebte Bedeutung der Mitwelt. Die Meinung an Lied's Autorität hat schon mehrmals seinen Lehrer manchem Talente, das nur gerade nicht in seine Welt- und Literaturanschauung paßte, unsägliche Kränkung und Hemmnis bereitet, während das Werke von Tem, was Lied als Kritiker oder Dramaturg oder Kathgeber einer Zeitlang zu verderben sich genetzt zeigte, ziemlich unversehrt. Selbst Rodgaue und Semmenschnitt-Naum würden nicht die gläzenden Ausnahmen dieser Thatsache sein, wenn nicht Mendelssohn's Musik hier Experimente zu selbständigen Schöpfungen erheben hätte, die gänzlich dem Geiste der eigentlichen Lied'schen Dichte entrückt wurden.

In nächster Nummer einige Worte über Schiller's natürliche Ben Dichter wie den Epochen ehernde Gestaltenstärke.

Die Theaterreform in Shakspeare's Zeit.

Nach Shakspeare's Zeit bewirkte schon die Theaterreform. Devrient führt in seiner kleinen Darstellung: „Ueber das englische Theaterwesen zu Shakspeare's Zeit", als Beweise dieser Behauptung an: Der königliche Meister der Fechtbarkeit, selbst die Stücke durch und rechtet Manderlei, z. B. in „Richard II." die Absetzungsscene vor dem Parlamente. Die Absetzung eines Königs durch das Parlament durfte als heiß Beispiel nicht aufgetragen werden. Im „Hamlet" wurde die Anspielung auf das schwindelhaftige Treiben der Damen gestrichen. Der gemeinste König von Dänemark war ein so großer Leinfer, daß er die auf ihn gemünzte Anspielung eher hätte entbehren können. Im „Kaufmann von Venedig" durfte Porzia in der Rolle ihrer Ferien sich nicht mehr über den „scheinlichen Herrn" lustig machen, seit auf Jakob ein scheinlicher König auf den englischen Thron gefolgt war. Die Genfer schrieb in den Text: „Den andern Herrn."

Im Uebrigen aber hielt man doch Maß und von einem Beschränken der Verfassers und Ihnen gefeindter Häupter vor der Darstellung ihrer Verbrechen oder Untugenden auf der Bühne war keine Rede. Nur Tod wurde beseitigt, und einen alten nebelumgossen Verbrecher.

Verstedspiele unsres Wesens.

Es ist unglaublich, welche Anstrengungen die Menschen machen, um ihren Mangel an Unterscheidung und Muth zu verbergen. So mancher Knabe, der — wie gesagt dies am Beherrschung des Ergebens — ganz einfach aus seiner Schuchternheit nicht eingestehen will, gibt seinen Verlegenheit den Schein der Trotzes, der Eigensinn in nicht selten der Anfang. Die Unbeholfenheit erweitert tausend Schleichwege, um hinter dem Gegenstand und einer wahren Schwierigkeit herumzukommen. Wer erzählt, daß er viel Sr. bald weiß die geschickt daß Dinker zu ziehen ideenlose Tagreden und Finder-Charakterschilderungen zusammen und dem einfachen, klaren bergenen Verhältnis, sich zu Leben und Umgang mit Menschen nicht recht heilen zu können. Von einer großen Verwirrung, der verdrießlich und regen der ganzen Lebenskraft zusammenhängt, ist es längst bekannt, daß die verlegenheit verwegene, unbesonnenste Reden eigentlich nur an der nahen Quelle eines tiefen Gefühls von Ungenügsamkeit und verlegener, aber daß natürlich für solche Dinge nicht schicklicher Unterhaltungen ihrem Meinung hat.

Zur Charakterprüfung.

Bei gewissen Menschen, die keinen Umgang zu den verdrießen gehören, ist es doch schwer, auf den wahren Grund ihres Wesens zu kommen. Ihre Güte nämlich verursacht so Schwankungen und Ungenügsamkeiten angenehmen, die oft durchaus nicht in ihrem Charakter liegen. Was sie dem gutigen und nachsichtigen Entgegenkommen gegen fremde Art oder Unart Dank zu entnehmen, was außer den Güte dem Lust oder der Weiterfahrung nicht ist eigentlich Wesen ihrer Wohlwollenden ist, erfordert einen feinen Sinn.

Ein alter Wahlspruch.

Was die auch begegnen mag im Leben, es hilft der Alles nur an die Spitze des Degens, Nichts an den Stiel kommen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen
am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | **Nr. 35.** | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Eine deutsch-französische Fußwanderung.

— — Und noch dazu im April. Zwar kein Gramm'scher Spaziergang nach Gorenflot oder doch fünfzig Meilen deutschen und französischen Wegs über Stock und Stein, leider nur mit einem Paß und einem Regenschirm. Ich ging am 6 April 1853 erst über den Hundsrück, dann durch den Hochwald, unter welchen Namen hier der Hauptzug des Hundsrück, des Gebirges zwischen Mosel und Nahe, Saar und Rhein, allein bekannt ist. Ein uninteressanter wenig malerischer Gebirge, lange runde Rücken, durchweg mit Buchen bestanden, die selten durch hohen Wuchs auszeichnet, hinfiger von Moos unterdrückt sind. Da wo die Grauwacke, in hiesem tiefsten Höhenzuge Deutschlands, sich bei ihrer Erhebung überstürzte, finden sich bedeutende, zum Theil steil abfallende Felstrümmer, von denen jedoch der Landschaft in malerischer Hinsicht wenig zu Gute kommt, da die Felsblöcke meistens im Walde versteckt sind. Die Gegend ist arm an historischen Erinnerungen. Aus der Römerzeit hat sich außer den Fundamenten einiger Landstraßen wenig erhalten. Das interessanteste Denkmal ist jedenfalls der sogenannte Hunnen-Ring, ein hoher Steinwall am Ende eines Bergrückens, da, wo er den Ring gegen den Kamm des Gebirges abgrenzt, gewiß über 30 Fuß hoch. Er umschließt einen jetzt mit Holz bestandenen und deshalb nicht zu übersehenden Raum von mehr als einer Viertelstunde im Umfange; — man braucht, um ihn auf den lose geschichteten Steinen, zum Theil durch Gestrüpp hindurch, zu umgehen, wenigstens eine halbe Stunde. War es ein verschanztes Lager der alten Deutschen gegen die Römer? Oder ist das Werk trotz der Nähe der Ausführung derselben römischen Ursprungs? Für die letztere Ansicht scheinen die noch ganz in der Nähe in einem Grabhügel gefundenen Alterthümer: ein schön gearbeitetes Bronzegefäß und ein künstlicher geschmackvoller Arbeit, eine goldene Krone zu sprechen. Oder sollten diese Sachen, obgleich römischen Ursprungs, in den Besitz eines Hortführers übergegangen sein? Interessant sind auch die fast nur noch aus einem alten Thurme bestehenden Ueberreste der Burg des grimmen Hagen zu Ihrenden (Ihrnend, Irenze) aus den Nibelungen. Es ist also um so mehr ein Gewinn für die Gegend, wenn wirk-

lich das Thurmdenkmal zur Erinnerung an die Anwesenheit des Königs in Trier im Jahre 1852, welches auf dem Erbeskopfe, dem höchsten Punkte des Hochwaldes (2226 Fuß), errichtet werden soll, zur Ausführung kommt. In Hermeskeil, wo ich übernachtete, sah ich die Honoratioren des Orts um irgend eine Commission aus Trier versammelt, sie studirten „Oesterreich", „Kur-Oesterreich" und „Schwarze Dame", nichts von Preußen. Viele legte Spielzeit das bekannte „Schwarze Peter", nur mit einigen Veränderungen, wie den Einfall, zum Theil von der Preßfreiheit der Presse abhängig machen. Die Unterhaltung drehte sich somit fern von Politik und dem Tischtuche.

Da ich, um nun zunächst nach Luxemburg zu kommen, einen südlichen Marsch von beinahe acht Meilen durch Land auf ungebahnten Wegen vor mir hatte, so brach ich schon Morgens 6 Uhr von Hermeskeil auf, im vollen Regen. Den Berg, im Vorbeigehen Spuren der alten, auf der Karte verzeichneten Befestigung, ein römisches Castell, zu finden, gab ich auf, als der Kreisschulmeister mich verleitete, man finde nur noch beim Nachgraben Spuren des Fundaments. Gleich beim Verlassen des Orts kam ich von rechten Wege ab, der Regen war unausbleiblich. Diese drei Hatze konnte Schattland oder das schöne Land Ireer sein; solche Nebel und jene einzeln in der Ferne hingestreckten Schneereste hatte ich auch auf manchen Alpenübergängen beobachtet. Doch behielt ich Muth. Die Beche blieb ja nah. Wie gern hätte ich gewußt, was ihr Gesang zu bedeuten hatte. Besserung auf besseres Wetter für den Mittag! Das war mir im Augenblicke das Poetischste in der Natur. Durchnäßt kam ich in ein Wäldchen am Abhange eines schmalen Wiesenthales, wo Finken und Amsein lustig sangen, und richtig, nach ein paar Stunden Regen und es klärte sich auf. Prächtig lag nun das Saarthal vor mir. Gegenüber Saarburg mit der schönen Ruine und der halb vollendeten neuen Kirche. Dorfweit Wiesen und Gartelder im frischen Grün. Wie neugierend für ein Auge, das lange Zeit fast nur moorbraune Wiesen und Berge gesehen hat! Auch die Weinberge mit ihren Mauern und Stangen sahen jetzt fast ebenso freundlich aus als im Sommer, wo sie doch immer etwas Dürres behalten. Nun im Rachen die Saar hinüber, ein gut Mittagessen, dazu ein Glas Saarwein und wohl mir, nichts davon schlug fehl. Die Sonne wendete es auch im Thale der Mosel, die ich bei Warmedingen im Nachen passiren mußte, so gut, daß es Augenblicke gab, wo ich mir den Nebel zurückwünschte. Doch unaufhaltsam ging es vorwärts und so sehr ich sonst meistens in dem einen Punkte mit Heurier übereinstimme: Daß beim Menschen alle zwei Stunden das Gesträusch nach Wechsel in der Beschäftigung eintritt, — das Gehen macht eine Ausnahme. Abends nach 8 Uhr war ich im Rheinischen Hofe zu Luxemburg.

Als ich Luxemburg verließ, hatte ich das Vergnügen, preußisches Militär auf dem Glacis exerciren zu sehen. Zuerst kamen Artilleristen, die mit dem Säbel in der Hand im Marschiren geübt wurden. Ich lernte in aller Geschwindigkeit aus der Exercirvorschrift das Offiziers, das man nicht „links, gerade aus" mit einer langen Pause dazwischen, zu commandiren hat, sondern (in den betreffenden Fällen) „link ... sum, dass G. auf die zweite Silbe gingen. Darauf, daß die Mannschaft unter dem Commando des Offiziers die Sache eben nicht besser machte als vorher beim Unteroffizier, entnehme ich, daß es Rekruten sein mußten. Weiterhin machte ein Infanterie-Bataillon vor dem Oberst den Paradenmarsch mit Zwischenmusik. Was die Festung anlangt, so liegt sie eigentümliche und große Stücke terrassen nicht in den Bruchwerken, Gräben und Kasematten, auch nicht in der tiefen Schlucht der Alzette, welche die Stadt im Bogen nach drei Seiten umgibt; — sondern darin, daß der Kollision nach der Landseite hin so nackt zu Tage tritt, daß der Angreifer für seine Schanzarbeiten keine Ende findet und sie in Ruhe vor wirksam erst herstellen müßte.

Die Dörfer, welche ich nun passirte, hatten ein auffallend deutsches Ansehen. Die statt-

rigen Häuser waren meistens mit Stroh gedeckt und hatten selten mehr als zwei Fenster, jedes etwa zwei Fuß Quadrat, mitunter nur ein einziges. Wenn man im Hochwalde und in andern armen Gegenden ähnliche Hütten sieht, so findet man die Ursache sogleich durch einen kurzen Blick auf den kahlen Feldboden und die braunen moorigen Wiesen erklärt. — aber hier inmitten der schönsten fettesten Ackererde, die nur durch schwere Akkergäule bestellt werden können und nur von den üppigsten Wiesen im schönsten Grün unterbrochen werden, — hier wurde mir der Grund erst vollständig klar, als ich von einem Punkte der Chaussee aus gleichzeitig vier große Gebäude mit Schlöthürmen, Gewächshäusern, Parkanlagen um mich herum liegen sah. Dann Einzelne in allen Formen und Arten zum Theil kunstvoll gruppirter und in die Bäume der Häuser eingemauert; dann überall Bettler. Bewältigte, viel die Mühe gebende Gräber, kurz ich war froh, das letzte belgische Zurückbehaltene Dorf hinter mir zu haben.

Noch wenige Schritte und ich war in Frankreich. Napoleon III wollte jedoch wissen, ob ich Tabak bei mir führte. Ich bejahrte, mich für einen Nichtraucher ausgeben zu müssen. Näher Bekanntschaft mit mir verlangte man nicht. Ich konnte weiter gehen und sah dann gleich ein schönes Herrenhaus mit Garten und Springbrunnen im Geschmacke Ludwig's XIV. Die Chaussee, welche auf französischem Boden natürlich schlechter wurde, führte in scharfen Biegungen um das Belgrad von Bonne. Als ich dann den Abfall der Ardennen-Hochebenen erkletterte, auf welchen die feine Festung Longwy liegt, gesellte sich ein alter ehemaliger Soldat zu mir, der schon vor etwa funfzig Jahren in Thorn in Garnison gestanden hatte. Von einem und vergangenen Herrn, der das rothe Mäntchen im Knopfloche trug, erzählte er mir, derselbe sei aus seinem Dorfe, dicht hinter der Ziegen gehütet, sei dann Soldat geworden, habe räsonirt, sei später als Offizier abgedankt worden, jetzt Pensionirt und (dies wurde mit Nachdruck gesprochen) um Nonne de bien. Es wurden mir also gleich durch den ersten Franzosen, den ich traf, die Einwohnungen und der Kaiserzeit und die französische Verehrung des Monarchen lebhaft vor Augen geführt.

Longwy ist eine kleine, regelmäßige, neue Stadt mit zwei Thoren. Wenn man in das eine Thor hineinsieht, sehen jenseits kurzschiefe Augen zum andern wieder hinaus. Als Festung schien sie mir wenig zu bedeuten, doch waren die Werke gut erhalten. Im Café fanden Offiziere Karten. Es war kein Billard da, sie rauchten aus kurzen Thonpfeifen. An allen öffentlichen Gebäuden fand ich die Worte: liberté, egalité, fraternité, so gründlich ausgekratzt, daß man sie kaum noch entziffern konnte. In Longwien fand ich echt französische Gastfreundschaft. Das Essen bestand allerdings aus 5 — 6 Gängen, aber kurzen Schmierpfeifchen waren's, und da Wein und Brot auf Discretion gegeben wurde, verzichtete man letzteren ein Haar solche Massen, daß ich jetzt die Geschichte von dem Arbeiter begreife, der sein übrigbliebenes Brot auf einmal „in Gedanken" verspeist hatte. Brot und Zimmer waren erträglich, aber kalt, der Kamin bereitet mit dem Schwure zugeheilt, daß Feuerung, obgleich anscheinend frisch gewachsen, ebenfalls braun. Der Kaffee erschien begreiflich weiß, schien gemischt, mit einem Doppelantlitz. Ich verließ Longwien am folgenden Morgen, ging zwar im Regen fort, aber mit Hoffnung. Es konnte und mußte besser werden. Die Gegend war anfangs ziemlich einförmig, eine hohe, kahle, wenig auch fruchtbare Kalkebene, in welche sich die Bäche und Flüsse, namentlich der Chiers, ein felsabfallendes tiefes Bett eingegraben haben. Nachdem ich nur einmal während des Frühstücks von dem Regen Schutz gesucht hatte, auf ich gegen Mittag in Montmedy ein, welches ähnlich wie Longwy am Thalhange des Chiers liegt. Man steigt von Mitteldorf, welches durch zwei lange mit Schießscharten wohl versehene Mauern mit der Bergstraße verbunden ist, auf Treppen und durch die casemattirten Räume hinauf. Dies Montmedy ist nicht viel größer als Longwy, aber älter und hat außer dem Treppendurchgange nur ein Thor; und die

Feſtungswerke ſind gut erhalten. Die Dörfer, die ich dann paſſirte, waren nicht ganz ſo ärmlich anzuſchauen als die luxemburgiſchen, auch hatten die Häuſer Ziegeldächer. Weiter im Thale des Chiers kam ich an mehren Eiſenwerken vorüber. Der Boden ſchien aus Grauwacke und Thonſchiefer zu beſtehen, wenigſtens war das Material zum Aufſchütten der Chauſſee aus eiſenſchüſſiger Wacke. In einem der Dörfer ſah ich die erſten Schwalben, den Kukuk hörte ich bereits am vorigen Tage, ſo fehlten alſo nur noch die Nachtigallen und die Störche. Obgleich letztere auf den prächtigen Wieſen des Chiers gewiß ihr Futter gefunden hätten, ſo ſah ich doch nirgends Neſter vom vorigen Jahre. Sind ihnen die Häuſer, die Bäume hier zu niedrig? Hätten ſie wie ich eine eben aus dem Winterſchlafe erwachte Eidechſe über die Chauſſee ſchleichen ſehen, ſie wären am Ende doch gekommen. In Carignan fand ich in dem ſchwarzen Marmor meines Kamins die wunderſchönſten vorweltlichen Muſcheln in allen Lagen und Durchſchnitten, in deutlicher weißer Zeichnung. Da mir dies zum erſten male auffiel, ſo benutzte ich die Zeit bis zu Tiſche, mir einige davon abzuzeichnen. Mein einziger Tiſchgenoſſe, zufällig ein Sculpteur, erzählte mir, dieſer ſchwarze und ſehr geſuchte Muſchelmarmor werde bei Grenoble „und in Ungarn" gefunden, doch finde man jetzt in den Pyrenäen auch weißen Marmor, in welchem ſich die Muſcheln ſchön roſenroth abzeichneten. Unſere Unterhaltung hatte ein Ende, als zwei Italiener uns auf wunderſchönen Harfen eine rauſchende Tafelmuſik machten; leider tractirten ſie die Inſtrumente ein wenig zu hart.

Ein Reiter ſpricht von ſeinem Roß, ein Fahrender von ſeinem Wagen, ein Fußwanderer hat das Recht, von ſeinen Stiefeln zu ſprechen. Es fehlte nicht viel, daß mir die plötzliche, durch den Regen hervorgebrachte Enge meiner Stiefeln die ganze Reiſe verdorben hätte. Seit ich ſie nämlich oben aufgeſchnitten hatte, war gar das Unglück los. Mir blieb nichts übrig, als den Schnitt mehr und mehr zu verlängern, mit Hintanſetzung aller Bedenken, ob es dem Faltenwurfe des Beinkleides auch ferner gelingen werde, den Zwieſpalt vollſtändig zu verbergen. So herabgekommen führte mich mein Weg von Carignan anfangs den Chiers, ſpäter die Maas entlang nach Sedan. Je näher nach Sedan hin, deſto flacher und breiter wird das Thal, deſto mehr rauchende Schornſteine, Fabriken von Filz, Flanell, Tuch ꝛc., deſto mehr Frachtverkehr. Endlich auch das erſte beladene Schiff, gezogen von vier ſchweren flämiſchen Gäulen. In Bazeilles, einem Dorfe nicht weit von Sedan, zwang mich der Regen zur Einkehr. Die Wirthin erzählte mir, daß von den drei Schlöſſern in der Nähe des Dorfes, von denen ich das eine in einem Garten im Geſchmacke Ludwig's XIV. hatte liegen ſehen, zwei bereits in Fabriken umgewandelt ſeien und daß in dem einen derſelben Turenne erzogen wäre. Dieſem Kriegshelden (geboren 1611, getödtet 1675 auf dem Schlachtfelde durch eine Kanonenkugel), hat ſeine Vaterſtadt Sedan auf dem Platze vor dem Rathhauſe im Jahre 1823 ein Standbild in Bronze errichtet, das indeſſen meinem Geſchmacke nicht zuſagt. Der Marſchall iſt im Hofcoſtüme ſeiner Zeit: Stiefelchen, Strümpfe, Kniehoſen, geſtickter Rock und langherabhängendes Halstuch, der Courdegen wagerecht in reichem Bandelier, das Haupt entblößt und mit herabhängendem Haar.... Die Feſtungswerke der Stadt ſchienen nicht beſonders gut erhalten; die Stadt trägt den Charakter einer Fabrikſtadt.... Im Vorbeigehen warf ich einen Blick auf die an den Fenſtern der Büchertäden aufgeſtellten Bücher und merkte mir folgende Titel: Le gai compagnon, — Le véritable farceur du régiment, — Le farceur inépuisable, — Les Martyrs, — La vie de St.-Augustin; — Les intérêts catholiques par Montalembert, — Les Grisettes, — Le vrai oracle des dames, — Les amours sécrètes, — La case de l'oncle Tom und einige Kochbücher; — wer will leugnen, daß in dieſer Zuſammenſtellung der gegenwärtig in Frankreich herrſchende Geiſt deutlich zu erkennen war?

Gegen fünf Uhr traf ich in Mezières ein. Gleich am Eingange der Stadt ſah ich

in einem öffentlichen Gebäude eine Menge Menschen versammelt und erfuhr, daß man eben daran sei, eine zum Besten der Armen veranstaltete Lotterie zu ziehen. Leider war die Ziehung gerade in dem Moment zu Ende, als ich in das Haus treten wollte. Ich sah nur noch die glücklichen Gewinner mit Gemälden, Vasen und andern geschenkten Gegenständen nach Hause eilen. Der Kaiser soll zu der Lotterie ein Dutzend Dessertmesser hergegeben haben. Die Ladenjungfer des Kaffeehauses, wo ich später meinen Kaffee trank, hatte für ihren Franken eine geschmackvolle Butterdose von milchweißem Porzellan in Gestalt einer Birne gewonnen. Ich habe gegen solche Lotterieen das Hauptbedenken, daß der Zufall hier eine Menge an sich brauchbarer Dinge Leuten in die Hände spielt, denen sie fast werthlos sind... Im Gasthofe diniete ich mit noch acht Personen, darunter einem Obersten in Uniform und noch zwei andern Herren, die sich Colonel nennen ließen. Bei vieren war das rothe Band des Ordens der Ehrenlegion sichtbar, — außerdem trug es gewiß der eine alte Cavalerie-Oberst unter dem Rocke. Unter solchen Umständen wird man sich nicht wundern, daß die Unterhaltung sich ausschließlich über militärische Interessen verbreitete. Die Nothwendigkeit, das Gepäck der Offiziere bei Garnisonswechseln auf ein festes Gewichtsquantum zu bestimmen, die Vorzüge der englischen Sättel und namentlich die Frage, ob das kalte oder heiße Beschlagen der Pferde vorzuziehen sei, fanden eine so gründliche Erörterung, daß ich, davon profitirend, mich vorläufig für das kalte Beschlagen entschieden habe, d. h. bei der Cavalerie auf dem Marsche... Als ich gegen Abend die Stadt und das damit zusammenhängende Charleville besehen wollte, trieb mich der strömende Regen ins Kaffeehaus, wo ich vorzugsweise wieder spielende und rauchende Offiziere traf. Mezières war das Ziel meiner Reise. Ich dachte an die Umkehr. Da die Privatpost von Mezières nach Sedan zurück zur gelegenen Stunde, Morgens 7 Uhr, abfuhr, so schloß ich mich theils aus Rücksicht für meinen Fußjammer, theils des Regens wegen den Passagieren an. Unterwegs fuhren wir an einer Escadron des 2. Lanciers-Regiments vorüber, die von Givet nach Luneville verlegt wurde. Als ich in Sedan ausgestiegen war, ging ich der Schwadron entgegen, um sie einrücken zu sehen. Die Pferde machten sich unter dem Sattel recht gut, die Leute schienen ausgesucht, der Anzug war geschmackvoll bis auf die Czakos von wahrhaft chinesischer Form; die Lanzen waren mit breiten dreifarbigen Fähnchen geschmückt, die Offiziere hatten zum Schutz ihrer rothen Hosen Stiefelschäfte angeschnallt, sodaß es von weitem aussah, als wenn sie Kanonenstiefel anhätten. Da es die Stabsschwadron war (das Regiment hat fünf Schwadronen, bei der Schwadron zählte ich etwa 90 Fähnchen), so waren die meisten Trompeter, 25 an der Zahl, dabei und bliesen ziemlich brav. Obgleich das Einrücken dieser Leute lange vorher angesagt und mehre höhere Offiziere zum Einholen derselben hinausgeritten waren, stellte doch die Schildwache die Spitze derselben durch den lauten Anruf: „Qui vive?!" Auf eine Antwort, die ich nicht verstand, gingen ein Gefreiter und zwei Mann der Wache vor, fällten das Gewehr und wiederholten die Frage. Auf die Antwort „Zweites Lancierregiment!" kehrten sie befriedigt zur Wache zurück und die Schwadron rückte ein. Zepf [illegible] chez nous.

Ich wandte mich nun mit dem Postwagen nach Verdun. Beim Uebergang aus dem Departement der Ardennen in das der Maas wurde mir heute schon zum zweiten mal der Paß abverlangt. Postreisende werden also mehr beaufsichtigt als Fußgänger. Bei Stenay ist das Thal der Maas so breit und flach, daß es stellenweise ganz versumpft ist, und da gerade auf der letzten Strecke ein 1½ Stunden langer Damm durch die Wiesen führte, so fehlte jedes schützende Haus. Im Wirthshause war der Einnehmer (receveur) des Orts mein einziger Tischgenosse. Er erzählte mir, sein Vater hätte unter Napoleon gedient, sei Capitän der Mamluken gewesen und wäre später als Oberstleutnant abgegangen. Sein Bruder ist Leutnant. Auf meine Frage, ob dieser als junger Offizier nicht

auf Krieg hoffe, meinte er: Das nicht, wol aber auf Versetzung nach Afrika, weil dort das Avancement besser wäre. Er zeigte sich als einen großen Verehrer des gegenwärtigen Kaisers, bewunderte die tiefe Anlage und sichere Berechnung des Staatsstreichs und freute sich über die Knebelung der Presse, denn „mit der freien Presse lasse sich nicht regieren.“ Später am Feuer machte ich die Bekanntschaft eines Dukels der Gärtchen, der ehemals auch Unteroffizier der Garde und seit 1815 verabschiedet war. Er bezog als Inhaber des Kreuzes der Ehrenlegion eine Pension von 350 Francs und wollte jetzt nach Paris reisen, um, gestützt auf irgend welche neue Verordnung, eine Erhöhung seiner Pension um 200 Francs zu erlangen. Man sieht die Hebel des jetzigen öffentlichen Geistes in Frankreich. Am folgenden Morgen wanderte ich von Dun weiter zu Fuß und bald an Wege die erste unbebaute Strecke französischen Bodens, die nicht mit Holz bestanden war. Sie schien noch eine erträgliche Schafweide abzugeben und war vielleicht blos deshalb nicht cultivirt, weil diese stummen Thiere ein historisches Recht darauf erlangt hatten. Eine Strecke Wegs weiter fand ich in frisch gebrochenem Kalkstein einige Muscheln, an dem kleinen Loche hinten am Schlosse leicht als Terebratuln zu erkennen. Leider hatte ich keinen Hammer bei mir, sonst hätte ich mehre herausschlagen können. Dann erreichte ich Verdun. Es ist als Festung weit besser erhalten als ich geglaubt hatte, namentlich die Citadelle. Nachdem ich mir eine Urube von dem berühmten und in der That vortrefflichen Dragon de Verdun hatte geben lassen und an einem Ladenfenster in gierischen Pudricken Kühlich aufgetappelt pondre de Moka gesetzen und mir vorgenommen, daran in Metz einzukaufen, verließ ich Verdun und nahm, einen Hügel hinanstiegend, von dem lieblichen Maasthale mit seinen saftigen Wiesen und fruchtbaren Feldern und dem malerisch sich windenden Flusse Abschied. Da ich durch meine Karte wußte, daß auf der acht Meilen langen Strecke von Verdun nach Metz kein größerer Ort anzutreffen war und ich den Schmutz der gewöhnlichen Bauernhäuser fürchtete, so zog ich Erkundigungen ein, in welchem der Dörfer ich mich am erträglichsten Nachtlager könnte. Diese französischen Dörfer sind eine wie das andere. Die Häuser, in zwei Reihen rechts und links der Straße, stehen so weit von derselben ab, daß die Düngerhaufen braunen vor denselben Platz haben; — meistens zweistöckig, haben sie trotzdem ein sehr gedrücktes Ansehen. Die kleinen schiefscharrenartigen obern Fenster, das nicht zulliegende flache Dach, der Mangel an Zwischenraum zwischen Scheune und Nachbarhaus, die große Breite der Dorfstraße — das Alles läßt die Häuser kleiner erscheinen, als sie in der That sind. Im Innern bieten sie meistens mehr Bequemlichkeit, als man Aeußere vermuthen läßt. Unmittelbar von der Straße, höchstens durch einen Windfang geschützt, tritt man in die Küche, von wo aus Treppen und Thüren zu den hintern bessern Räumen führen. Teufelmäßig ist es, daß man so viele Fenster mit vielen Eisenstäben verwahrt sieht. An beiden Enden des Dorfs findet sich am legten Hause eine große Tafel mit dem Namen und genauer Angabe der Entfernung von den benachbarten Hauptstädten, was jedenfalls den Reisenden mehr interessiren, als wenn er erfährt, zu welchem Landwehrbataillon die hier wafenfähige Mannschaft gehört. Auch soll bei jedem Dorfe mehre Einwohner, zum Theil mit einem eben angebrochenen Halm von Buch, nicht fehlen, versteht sich von selbst. . . Da das mir zum Nachtquartier bezeichnete Dorf Harville fast vier Meilen von Verdun entfernt ist, so machte ich einem Bauer, der allein mit zwei kastlichen Pferden an mir vorbeifuhr, den Vorschlag, mich eine kleine und ließ den Kerl fahren.

Der Weg von Harville nach Metz bot nichts von Interesse, doch fand ich an der Straße in dem Mörtel noch eine kleine Muschel, ähnlich den früheren; hauptsächlicher Beweis, daß auch diese Marne einst von den Wellen des Ozeans bedeckt waren. In einem Dorfwirthshause streifte ich das Vorurtheil ab, zu glauben, man dürfe hier nichts

im Kaffee- oder Theewasser kochen. Seit ich sie hier — in der Mittagsstuppe habe kochen sehen, schnell und ohne Würzgeschmack, bin ich auch wieder klüger geworden. Dagegen entdeckte ich etwas Unangenehmes. In Frankreich wird das Brot, wenigstens in den großen Bäckereien, mit den Füßen geknetet. Nach einem flüchtigen Blick auf den Fußboden verging mir auf einige Zeit der Appetit nach Brot. — Weg, das ich nun erwachte, kannte ich. Nachdem wir ein Bad an einer Straßenecke Kleider und Stiefel gereinigt und ich im Kaffeehause meine Reisetasche abgegeben hatte, konnte ich meinen kleinen Cammissionen nachgehen. Ich erinnerte mich des poudre de Moka und kam endlich in einem Laden das Verlangte. Wie theuer das Packet? — Drei Sous! — Drei Sous! Da ist es also kein Mokka? — O mein Herr, es ist Cichorien! — Wieder ein Beitrag zur Kunde Frankreichs. Im Dom sah ich dann noch nach den schönen Verhältnissen der Architektur, sah betende Männer außer der Gottesdienstzeit — in Monimetz, Vertrun u. s. w. hatte ich dann immer nur Frauen vor irgend einem Nebenaltar knieend gefunden —, betrachtete auf dem Platz neben dem Dom das im Jahre 1840 errichtete Denkmal Roberts, der, eines Buchdruckers Sohn, es unter Ludwig XIV. zum Marschall von Frankreich gebracht, und las die Unterschrift. Die Züge, die Haltung des Kopfs, die ganze Stellung und namentlich die Art und Weise, wie die rechte Hand eine Papierrolle hält, während die Linke auf den Degen ruht — Alles deutet auf einen Mann von großer Festigkeit, als welchen ihn auch die Unterschrift erkennen läßt: „Si, pour empêcher qu'une place que le roi m'a confiée, ne tombât pas au pouvoir de l'ennemi, il fallait mettre à la brèche ma personne, ma famille et tout mon bien, je ne balancerais pas un moment à le faire." Als ich mich dann nach der einzigen officiellen Berücksichtigung der deutschen Sprache in dieser ehemals deutschen Stadt auf einem Wegweiser in der Inschrift (neben der französischen): „Weg nach Mainz und zum Bahnhofe", erkundigte, sah ich endlich auf der Eisenbahn zurück in die deutsche Heimat.

Das Wasser im Menschendienst.

Ein Naturbild von Karl Müller in Halle.

„Sei mein Knecht!" sprach der Mensch zum Wasser.

Wie haben früher in diesen Blättern das Wasser in einer Reihe von Naturbildern betrachtet in seiner Herrschaft über den Menschen. Betrachten wir jetzt die Herrschaft des Menschen über das Wasser.

„Sei mein Knecht!" sprach der Mensch zum Wasser und es gehorchte dem Willen des Herrschers. Wie der Hund oder Esel im Trittrade, zwang das Wasser den einfachen Mechanismus der Mühle, das Getreide zum Mehl zu zermalmen. Mühsam hatte es früher die Hausfrau mit ihrer Handmühle thun müssen. Bald auch übernahm das Wasser in der Mühle das Zermalmen der Oelfrucht, das Zerstampfen der Erze, das Zerfasern der Lumme zu Brettern, der Lohe u. s. w.; mühsame Arbeiten, welche einst nur der kräftige Arm des Menschen verrichten konnte. Das Wasser befreite ihn davon und gab ihm andere Handtierungen hin, während er früher selbst die Maschine gewesen war. Vom kleinen Hause geht's bald zum Palaste. Bald auch mußte das Wasser die großartigen Triebwerke der Spinnereien und anderer Fabriken bewegen. Mühsam hatte früher der Mensch auch diese Arbeiten verrichten müssen. Ungleicher gewebt, theurer war die Kleidung; jetzt liefert die Kraft des Wassers schnere und billigere Stoffe in unglich kürzerer Zeit. Auch der Aermste vermochte nun seinen schmucken Sonntagsrock und ein bauerhaftes Arbeitskleid zu erwerben. Das Wasser hatte den Dürftigen geleitet, hatte ihm einen besseren Schutz gegen feindliche Witterung gegeben, hatte somit den Gesundheitszustand des arbei-

tenden Volks wohlthätig verbessert. Großartiger und mannichfaltiger kannte die Webern betrieben werden, erfindungsreicher ward der Mensch. Jede neue Messe brachte neue Stoffe, neue Muster. Die Mode vertrieb die Nationaltracht, welche den Menschen so leicht auf niederer Stufe der Bildung erhält, ihn fester am Alten hängen läßt und ihn somit schwerer sittlicher macht im Auffassen des Neuen. Die alten Lastkasten, goldverbrämten Lederhosen unserer Frauen vererbten gleichsam durch ihre alten Herkommen auch alle Tugenden und alle Fehler der Mütter auf die Töchter. Die alten Röcke der Väter thaten Dasselbe bei den Söhnen; denn es war ja ein kostbares Erbstück, das man nicht so leicht wieder erwarb. Wie fein ist jetzt der Rock des Bauers und des armen Proletariers gegen die frühere Zeit! Mit Staunen betrachtet er jetzt in alten Raritätenkammern die groben Stoffe der Großen aus alter Zeit, wo noch die Kaiserstöchter und Ritterfräulein mit eigener Hand ihre groben Gewänder am Webstuhle fertigten. Er sollte sich jetzt ein Fürst dünken gegen jene Zeit. Der Reichere liebet sich jetzt in Sammet und Seide, und es gab einst eine Zeit, wo ein König von Frankreich sich ein Paar seidene Strümpfe für eine große Vorstellung bei Hofe von einem seiner Unterthanen borgte. Eine That erzeugt die andere, wie der Stoß eines Körpers immer einen andern in Bewegung setzt. Großartiger mußte der größere Verbrauch von Kleidern auf den Ackerbau wirken. Ausgedehnter wurde der Anbau von Flachs und Hanf, in fernern Gegenden die Cultur der Baumwollenstaude. Damit wurde auch in rohern Völkern ein größerer Gewerbfleiß geweckt, wie es die Geschichte bei dem armen Fellah Aegyptens, fruchtbar leider unter der drückenden Pest eines Mohamed-Ali, sah, welcher sich den Handel mit Baumwolle so tyrannisch allein zueignete. Ferne Weltheile wurden bevölkert. Schon erzeugt Australien durch seine der Schafzucht so günstigen Weiden eine Fülle von Wolle, welche bereits mächtig auf die Märkte Europas einwirkt. Der Knecht, welchen sich der herrliche Mensch in dem Wasser zu ergiehen gemacht, war unvermerkt sein großer Wohlthäter geworden, der sich ihm allmälig unentbehrlich gemacht hat.

Wir sprechen nicht vom Wasser der Haushaltung, denn es könnte das nur eine weitere Ausführung des schon bei den Quellen Gesagten sein. Wir brauchen nur an diese nächste praktische Seite zu erinnern, um sofort in dem Leser eine Reihe von eigenen Betrachtungen über das Wasser wachzurufen. Innig hieran schließt sich die fernere Verwendung des flüssigen Elements in den Gewerben. Zwei für die Culturgeschichte des Menschen außerordentlich wichtig gewordene Industriezweige fesseln unsern Blick zunächst. Es sind Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Beide, mit der Ackerwirthschaft meist verbunden, wurden von jeher ein bedeutender Hebel für den vernünftigen Ackerbau, durch welchen die Viehzucht noch inniger an die Landwirthschaft geknüpft wurde. Es ist so schön, wenn Nichts verloren geht, denn die Natur läßt so auch aus dem Dünger wieder Blumen aufersthen. Der Hefen des Bierkrückleins dient einst als Papier wieder Gelehrten und Fürsten. Aus dem lustigen Chaussersknabe weiß der kunstreiche Töpfer noch die herrlichsten, jetzt viel gesuchten Blumenvasen zu schaffen. Ebenso dient auch dem Landwirthe noch der Abfall von Bier und Branntwein. Eine großartige Viehmast beruht hierauf, welche, verbunden mit dem Bier- und — dem leidigen Branntweinhandel — Millionen in Umlauf setzt. Ohne das Wasser wären diese beiden Industriezweige gar nicht möglich; eine Fülle von Reichthum, dem unentbehrlichen Hülfsmittel zur Verfolgung hoher, sittlich-edler Zwecke, würde mit dem Fehlen des Wassers unmöglich geworden sein.

Wer von Beiden ist aber zuletzt der Herr und wer der Diener geblieben? In dem großen Haushalte der Natur gibt es keine Knechtschaft. Jeder ist Diener und Jeder ist Herr, weil sich Beide durch gegenseitige Thätigkeit veredeln. Vielleicht ist ein anderes Beispiel noch schlagender. Aus Kieselerde und Pottasche lernte der Mensch das Glas verfertigen. Später veredelte der Mensch diesen Stoff, indem er ihn kunstvoll zu schleifen

und nach tiefen, mathematischen Gesetzen in Linsengestalt als Vergrößerungsglas und Fernrohr zu gebrauchen wußte. Einen einfachen Gedanken hatte der Mensch in das arme Glas gelegt und Millionen andere Gedanken gab ihm das verbesserte Glas dankbar wieder. Nun erst erschloß sich der Mensch die unermeßlichen Himmelsräume wie den innern Bau von Pflanze und Thier. Jener einfache Gedanke, welchen der Mensch in das Glas legte, schuf ein neues Zeitalter durch die wundervollen Entdeckungen, zerstörte den Wahn vergangener Jahrhunderte, welche in den Himmelsräumen nur Irrlichter oder Himmelszeichen, in den Cometen der Erde nicht die Felle, nicht das Wunder im Kleinen sahen, aus welchem das Große erst hervorgehen konnte. Harmonischer wird nun die Natur. Alles wird dem Menschen verwandt, wird ihm Segen, Alles Himmelreich. In jedem Kleinen findet er seinen Bestand. Das Kleinste wird heilig durch seine hohe Bedeutung. Die ganze Natur wird eine große Kirche, wo jedes Kleine von dem großen Ganzen, von der unendlichen Einheit des Weltalls, das über ihm wie um ihn daseiende Wunder ist, predigt. Das ganze Weltall wird ein einziges Vaterhaus, regiert durch den tiefsten Frieden ewig gleicher Gesetze, die kein Stoff überschreitet.

Die Dampfmaschine ist das Kind der neuern Zeit. Im Jahre 1699 durch Savary erfunden, vorbereitet sie erst 1781 Joh. Watt so, daß sie in bedeutenden Fabriken, in Bergwerken und ähnlichen Industriezweigen verwerthet werden konnte. Das Wasser wird jetzt, in seiner dampfförmigen Gestalt, die Grundlage eines neuen Zeitalters. Dampfschiffe und Dampfbahnen haben eine neue Zeit geschaffen.

Die Erfindung der Dampfschiffe war dem Amerikaner Robert Fulton, im Jahre 1766 in Pennsylvanien geboren, vorbehalten. Schon 1793 begann er seine Versuche, setzte sie aber erst 1803, mit Unterstützung des amerikanischen Gesandten Livingston, zu Paris fort. Erst 1807 bauten Beide gemeinschaftlich in Amerika das erste Dampfschiff, welches seine Fahrt auf dem Hudsonflusse zwischen Neuyork und Albany mit einer Geschwindigkeit von fünf englischen Meilen in der Stunde begann. Verkannt und verspottet starb der große Erfinder im Jahre 1815 in seinem Vaterlande. Selbst Napoleon hatte ihn, als er von Fulton's Versuchen auf der Seine gehört, einen Narren genannt. Daß that ein Mann, der unzweifelhaft die bedeutendste Erscheinung seines ganzen Jahrhunderts war! Aber wurde nicht auch Columbus verspottet? Und doch entdeckte er eine neue Welt. Fulton that noch mehr: er schuf eine neue Welt. Bald ward die Dampfschiffahrt 1811 auf dem Mississippi, in England 1812 auf dem Clyde in Schottland eingeführt. Am letztern Orte wurden bereits 1813 zwischen Glasgow und Greenock drei Schiffe so stark benutzt, daß sie von den bis dahin gebrauchten acht Kutschen vier von der Landstraße verdrängten. Ebenso fuhren bald ähnliche Personenboote auf dem Yare in Norfolk zwischen Yarmouth und Norwich. Zwei andere Dampfer liefen in demselben Jahre zu Manchester und Bridgwater vom Seapool. Auf dem Humber fuhr im October 1814 das erste Dampfboot, im Juni auf der Themse. In Fulton's Todesjahr (1815) lief der erste Dampfer auf dem Meere zu Liverpool, vom Clyde kommend, ein. Jetzt besteht bereits zwischen Liverpool und Nordamerika eine regelmäßige Dampfschiffahrt, deren Schiffe schon in elf Tagen nach der Neuen Welt segelten, wozu man früher ebenso viele Wochen, und nach Umständen darüber, mit den Segelschiffen gebraucht hatte. Die neueste Zeit hat das Wunder auf die Spitze getrieben: sie bestimmt schon mit der Genauigkeit des Astronomen die Stunde des Eintreffens ihrer Dampfschiffe für die weitesten Entfernungen. Am 9. Januar 1851 Mittags lief der „Teviot", der zwischen Southampton in England und Rio Janeiro in Brasilien fahrenden Postdampfschiffahrtsgesellschaft gehörig, von Southampton ab, versprochenermaßen genau nach 30 Tagen, am 8. Februar Mittags, in Rio ein, treffen. Am letztern Orte machte man große Wetten für und wider und — der Teviot warf zur bestimmten Stunde im Hafen von Rio Janeiro seine Anker aus. Das Dampf-

schiff hat das Meeren in ferne Länder zu einer Lustfahrt gemacht, hat die entferntesten Völker miteinander verbunden, hat zu Nachbarn gemacht, die früher nicht aneinander dachten. Das Märchenhafte ist vom Ocean verschwunden und der Geist feiert seine Triumphe. Wer nicht auf das Verdeck will, bleibt in seiner Kajüte, die so bequem eingerichtet wie seine Arbeitsstube in der Heimat. Er vermißt dieselbe nicht, denn es sieht ganz in seinem Belieben, sich seine Unterhaltung im einsamen Zimmer oder im belebten Hotel des Dampfers zu suchen. Der Wind ist besiegt. Im stolzen, gleichmäßigen Gange gleitet der dampfende Palast über den Ocean mit der Ruhe und Sicherheit des Gerichtes. Der blinde Zufall ist vom Meere verbannt und — „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann!“

Auf dem Festlande geht dem Dampfschiffe die Dampfbahn zur Seite, oft im Wettkampfe, wie es an der Elbe von Dresden nach Prag zu sehen ist. Fast zu gleicher Zeit mit Fulton bauten im Jahre 1802 Trevithik und Vivian die erste Dampfmaschine zum Fortbewegen der Fuhrwerke. Erst dem berühmten Maschinenbauer Stephenson in England, dem Vater so vieler europäischer Locomotiven, gelang es, aufgemuntert durch einen hohen, in England ausgesetzten Preis, der Dampfmaschine diejenige Einrichtung zu geben, durch welche sie nun in Stande war, in kurzer Zeit erstaunliche Strecken auf Eisenschienen zurückzulegen und somit als ein vorher nie geahntes Zugmittel die schwersten Lasten fortzubewegen. „Wenn das die Alten sehen könnten!“ hört man oft den staunend stehenbleibenden Menschen ausrufen, wenn der Dampfer mit pfeilschneller Geschwindigkeit vorüberbraust. Es ist wunderbar, wie gern der Mensch die alten und neue Zeit gerade am Dampfwagen nebeneinanderhält. Sein schlichter Ausspruch hat tiefen Sinn; er verräth, daß der Sprecher sich freut, zu jener Klasse höherer Wesen zu gehören, von welchen nun nach dem Dichter

Mehr ist, was die Mädchen legen,
Daß der Mensch den Samm betregen,
Meisenfleisel angezogen!

Jedes Zeitalter hat seine Riesenmonumente gehabt. In Indien und Mesopotamien waren es die Tempel und Paläste, in Aegypten die Pyramiden, in Griechenland Statuen, ist, selbst wenn Grillen's erwärmte Luft ihr den Rang streitig machen sollte, doch wol noch auf lange Zeit die Dampfmaschine. Rascher entwickelt sich jetzt die Geschichte. Der Mensch hat sich in den Eisenbahnen künstliche Flüsse gebaut, die seinen Wohlstand gründen sollen. Schon bleibt das Volk zurück, das nicht unausbleiblich mit Eisenbahnen vorwärtsgeht. Mit der Zeit wird die Dampfpost und Schnellenlangsamkeit des alten Frachtfuhrwesens gänzlich aufhören. Der Schnelligkeit seines Gedankens würdiger braust nun der Mensch über den Erdkreis in jenem Zuge, wo die Flammen im Kreise sich zu drehen scheinen und wo an welche der Dichter denkt, wenn er singt:

Flügel hat der Erde Schwerte,
Luftland liegt im Mittelmeere,
Wo sie gleitet, die Wagere!

Billiger und leichter ist das Reisen geworden, darum trift man mehr. Hier kommt jener tiefwahre geschichtliche Zug wieder, den wir schon bei den wohlfeileren Kleidungsstücken berührten. Der Dampfer setzt die Massen in Bewegung, lockt sie hinaus in die Länder, selbst zu sehen, zu hören, zu prüfen. Unvermerkt wird der Dampfer ein großer Lehrer, der den Menschen selbst zur Quelle führt. Seine Bedeutung für den Handel braucht man gar nicht mehr zu erwähnen; sie liegt am Tage. Aber mit ihm fliegt auch in alle Winkel der Länder die Cultur. Rascher empfängt jetzt der Landmann im fernen Thale seine Zeitung. Schon ist der Mensch verwöhnt durch den rasenden Flug des Dampfers. Schon

bringt er auch den Gedanken, mit der Geschwindigkeit seiner Geburt in die entferntesten Länder mit Hülfe des Elektro-Magnetismus zu eilen. Darum liegt ein tiefer Sinn darin, daß der elektrische Telegraph von je an den Eisenbahnen, an deren Seite er vermöge seiner Erfindungsweise so innig gehört, angelegt wurde.

Wir verzichten auf das Weitere; denn noch ist erst der großartige Entwicklungsprozeß in der Geschichte der Menschheit durch die Dampfmaschine angebrochen, keineswegs vollendet. Noch verhüllt uns der Schleier der Zukunft manche Umwälzung des Bestehenden durch die bezwungenen Elemente. In welcher Gestalt diese aber auch kommen mögen, dies wird endlich darauf hinauslaufen, den Menschen frei zu machen in der edeln Bedeutung des Worts. Auch der Dampf ist ein Befreier. Seine große Zukunft läßt sich aus den Großthaten seiner Verwandten: der Wolken, des Regens, der Quellen, der Flüsse, der Meere und selbst seines Gegensatzes, des starren, kalten Eises, vorhersagen.

Ein pariser Frühlingsmorgen.

Wir geben aus einem Privatbriefe die nachfolgende Schilderung ganz in der Harmlosigkeit wieder, wie sie aus der Feder einer in Paris lebenden geistreichen Deutschen geflossen ist.

* * *

... Um acht Uhr bring' ich meinen kleinen Paul meistentheils selbst in die Schule. Heute kann ich der Versuchung nicht widerstehen, einen Gang durch den angrenzenden Garten des Luxembourg zu machen. Da geh' ich denn durch die hellgrünen Lindenalleen, in denen sich zu meiner Freude sogar eine Nachtigall vernehmen läßt und schleunere zwischen den blühenden Gesträuchen hin. Hinter diesen Gesträuchen stehen unzählige Kruchtbäumchen, in Pfirsich-, Trichter-, Pyramiden- und andern bizarren Formen, die aber trotz dieser Verkünstelungen der Kunst, grâce à leur bon naturel, jetzt mit duftenden Blüten überschneit sind, dazwischen blicken aufklärische Gemächte alter Art hindurch, der schöne groseiller du Canada schimmert — Arbeiter — aber wen man sonst im Herzen trägt. In meine Verwunderung vertieft, bin ich unvermerkt in den Mittelpunkt gelangt; da stoße ich auf den jardinier en chef du Luxembourg, der hier unter freiem Himmel — und das schon den ganzen Winter hindurch — einen cours pratique sur la taille et la greffe des arbres fällt. Das Auditorium, sehr zahlreich, besteht aus Blousen und schlichten Röcken und darunter auch einigen emancipirten Damen, dieser nothwendigen Beimischung jeder öffentlichen Versammlung in Paris. Dann und wann gesellte sich auch unser Freund E. hinzu, der neben seiner Passion für die Folianten immer noch ein Faible für die Pflanzenwelt hegt und, an attendant qu'il ait des arbres, einstweilen lernen will, wie man sie beschneidet. Ich hörte ein Weilchen in ehrfurchtsvoller Entfernung zu, freute mich, wie Herr Hardy — seiner Natur nach ein Landmann — trotz mancher laisser dangereuse der Theorie, seinen Gegenstand in der den Franzosen eigenen klaren und einbringlichen Weise behandelte, und dachte dabei, in welchem Knauerwelsch sich wol bei uns zu Hause Herr D. und Consorten bei ähnlicher Gelegenheit ausdrücken würden. Darauf lenkte ich meine Schritte bergan, der schönen Avenue zu, die, unter dem Namen Allée de l'Observatoire, hinter mit dem Palais du Luxembourg verbindet und besser Allée des étudiants et étudiantes hieße, denn es ist die Heerstraße, auf welcher die Musensöhne und dem quartier d'Enfer in ihr Paradies, die Chaumière, ziehen. Man kann diese Straße nicht betreten, ohne auf eins dieser Originale zu stoßen und so begegneten denn auch wir, trotz der frühen

Stunde, sogleich einigen faßbaren Exemplaren in schäbigem Paletot, die Hände in den Taschen, den brûle-gueule im Munde, die Studiantin am Arme ziehend und diese wiederum in Federhut und cachemire — nach Besinden freilich mit Fettflecken garnirt — eine ungeheure Staffelante am Falbelkleide, in bloßen Händen und abgetretenen Schuhen. Hinterher — c'est de rigueur — ziehen lachend und singend zwei Commilitonen nach, mit denen die „Schöne" — in der Regel aber bedeutend häßlich — weit mehr beschäftigt scheint als mit dem Glücklichen, dem sie am Arme hängt; das hat nichts auf sich, denn von Eifersucht ist hier nicht die Rede; alle Drei repräsentiren blos so passé, so présent et l'avenir in brüderlicher Eintracht nebeneinander lebend. Um diese Zeit sind die Bänke noch leer. Dennoch setzt man schon hier und da ein Kindermädchen in traulichem Gespräche mit einem Tourlouron, währenddeß ihre kleinen, ihr gewiesenen und deßhalb weiß gekleideten Pflegebefohlenen, sich à cœur joie im Staube suhlen. Man nennt sie douée en blanc, sollte sie aber eigentlich douée en sale nennen. Auch der galante Municipal fehlt nie. Dieser ist unabänderlich der mehr gereiften und gebräunten Schönheit der Küche ergeben, und weislich kann man sich, wenn sie im Sonntagsstaate neben ihm herstreift, in ihrem vor Freude und Seife strahlenden Antlitz spiegeln. Dieß Bürschen ist indessen kein eigenthümlicher Zug in der Physiognomie des Luxemburg, denn daß Mars und Venus einander gewogen sind, ist überall hergebracht. Unterwegs habe ich der weiten Plätz erreicht, der, von zwei Terrassen begrenzt, sich von dem Schlosse Luxemburg ausbreitet. Diese Terrassen nun sind mit den Statuen — man könnte von den meisten sagen Caricaturen — der Königinnen von Frankreich besetzt, und da ich eine nach der andern betrachtete, mußte ich mir mit Beschämung eingestehen, daß ich vor einigen Jahren, bei ihrer Aufstellung, mehre sehr schön gefunden hatte, die mir gerade jetzt am frazenhaftesten erschienen. Ebenso geht es mir, wenn ich ins Museum komme, wo die Werke lebender Meister aufgestellt sind; Bilder, die mich, und mit mir ganz Paris, noch vor Kurzem entzückten, stehn mich jetzt förmlich an in ihrer Unnatur, und auch das Publikum geht nun kalt daran vorüber. Dieselbe Erfahrung mache ich an musikalischen und poetischen Erzeugnissen, und überzeuge mich dadurch mehr und mehr, daß die Urtheile der Mitwelt — die Gebildeten und Sachverständigen an der Spitze — wenig Bedeutung haben, und die Zeit allein der wahre Probirstein für den Werth eines Kunstwerks ist.

Währenddeß ich nun so über diese eben nicht neue Wahrheit nachdachte, hat sich die Terrasse, welche die gute Gesellschaft des Quartiers zu ihrem point de réunion auserkoren, belebt; eine Menge burgundischer Ammen haben sich en comité versammelt und schnattern durcheinander wie die Gänse. Die Ammen sind hier ein Luxusartikel und gehören sogleich zur guten Gesellschaft; sie haben deßhalb auch einen unverschämten Stolz. Auf der Terrasse stehen eine Unzahl Rohrstühle; moyennant deux sous hat man das Recht, auf einem Platz zu nehmen und einen zweiten als Fußschemel oder Tisch zu gebrauchen, aber wehe Dem, der sich einfallen ließe, diesen zweiten Stuhl seiner ursprünglichen Bestimmung zurückzugeben und etwa sein Kind darauf zu setzen. Sogleich stürzt der weibliche Terberus, der zu ihrer Aufsicht bestellt ist, herbei und fordert andere 20 Centimes. Nach und nach kommen nun auch die der Schminke und der coiffure à la hurlubrelu treu gebliebene Douairière, der pensionirte Offizier mit seinem Journal, die eleganten Mamans mit den schottisch, englisch, griechisch, bedunisch gekleideten Kindern. Die Männer ziehen die englische Stickerei heraus, die Kinder organisiren gemeinschaftliche Spiele; dazu lassen sie sich gegenseitig ein und das ist immer ein ganz besonderes Amusement für mich. In der Art und Weise, wie so ein kleines Mädchen, das kurze Röckchen hin- und herdrehend, auf das andere zugeht, sich verbeugt und währenddeß sie auf den danebenstehenden Bruder oder sonstigen Begleiter blickt, „Mademoiselle voulez-vous jouer?" lispelt, darin liegt schon ein ganzer Abgrund von Koketterie. Es bilden sich dichte Kreise von

Zuschauern aus allen Ständen, und nun beginnen die Springübungen, die der Franzose das ganze Leben hindurch fortsetzt; in der Kindheit wird über das Seil gesprungen, in der Jugend beim Cancan und im reifern Alter kommen die großen politischen Sprünge, die mitunter sogar die Proportionen eines saut du trompolin annehmen.

Es war aber hohe Zeit, daß ich an meine eigenen Kinder, groß und klein, daheim dachte und somit ging ich denn raschen Schrittes durch die Blumenbeete, in denen dieses Jahr die Kaiserkrone dominirt, worf den mythologischen Größen, die daraus hervorschauen und denen man kürzlich einige kolossale Adler beigesellt hat, nur flüchtige Blicke zu und verweilte bald vor dem Eingang dem Odéon gegenüber. Hier sehe ich zu meinem Erstaunen, vor dem sonst öden Theater, Menschen und Wagen in Menge. Qu'y a-t-il? frage ich eine Blumenverkäuferin, während sie gerade in ihrem: Recueillez vous mesdames! pauset. Rien, on fait queue pour l'honneur et pour l'argent — Queue pour l'argent, c'est tout simple, mais queue pour l'honneur, par exemple, en voilà un grand et du neuf! — Der zunehmende Beifall, den dieses Stück „Ehre und Geld" findet, hunter und gesagt sind Rete Prosa in Versen) ist dennoch ein erfreuliches Zeichen. Das Stück des Ponsard'schen, vom Kaiser mit Pensionen und Ehrenlegion belohnten Stückes (obgleich Ponsard ihm abgeneigt) ist in Kürze dieses: Ein reicher junger Mann opfert der Ehre seines Vaters sein Vermögen und verliert mit ihm nicht nur die Schmeichler und Freunde, die ihn umgaben, sondern auch eine geliebte Braut. Er klopft an alle Thüren, die ihm sonst à deux battants geöffnet wurden, und findet sie alle verschlossen. Nach mancher andern bittern Erfahrung beschließt er, nur bei sich Hülfe zu suchen, und da findet er sie denn auch in der Kraft des Willens und der Liebe zur Arbeit. Ein treu gebliebener Freund und eine neue auflemmende Neigung ermuthigen ihn auf dem rauhen Pfad. Er wird nun wieder reich und angesehen und das Beste ist, daß — das Geld anlegt sich doch wieder ins Mittel schlagen muß, um die Ehre zu Ehren zu bringen. . . . Die Verse aber wenn man will die Reime sind fließend, von manchem treffenden Zuge und glücklichen Worte durchwebt, aber ich für meine Person habe zu Hause täglich so viel zu rechnen, daß ich die Stücke nicht leiden kann, wo ich mich mit Ziffern herumschlagen, Hauptbücher durchsehen und ununterbrochen Geld klimpern hören muß, so angenehm mir auch sonst dieser Klang ist.

Nun bin ich vor der äußern Façade des Luxembourg angelangt, wo der Senat seine Sitzungen hält; hier ist im Gegensatz zum Odéon Alles öde und still; keine queue. Eine „Ehre" und kein „Geld" — einige Cabrioletts à 1 Francs 10 Centimes — der pariser Placere in seiner demüthigsten Form — verrathen, daß die pères conscrits, die Repräsentanten des jetzigen Frankreichs, in hohem Rathe versammelt sind. Ich wollte auf kürzestem Wege nach Hause eilen, da fiel mir ein, daß heute Blumenmarkt vor St.-Sulpice ist. Den versäume ich nicht gern, weniger der Augen- als Geruchsweide wegen; und wirklich ist man dem so vielfach hier beleidigten Organe dann und wann eine Genugthuung schuldig. Ich lenke also in die Rue Bonaparte ein, die mich in gerader Linie nach der place St.-Sulpice führt. Aber was erblicke ich da! — decidément, c'est le jour des nitrouvemens. Dichte Menschenmasse, Scharen von Kindern, nergends de ville de plaid, municipaux à cheval! — Erschreckt flüchte ich in den nächsten Laden und frage das das Alles zu bedeuten hat. „Mon Dieu, c'est un chinois qu'on baptise", antwortet la dame du comptoir — „je vous engage à y aller, madame, ce sera une magnifique cérémonie." — Ueber den Charakter der Bewegung beruhigt, nähere ich mich nun der Kirche und da sehe ich denn von allen Seiten unzählige Kinder in unabsehbaren Colonnen heranringen. Es sind hauptsächlich die Schulanstalten, die unter geistlicher Aufsicht stehen; die Doctrino chrétienne, St.-Nicolas, St.-Vincent und wie sie sonst heißen mögen, unter der Führung von Brüdern und Schwestern aller Orden und aller Farben, eine Menge

anderer Inſtitute, ich glaube ſogar die Stummen und die Blinden; Alles, Alles um d
einen Chineſen! Die Mädchen, in dem graziöſen Penſionscoſtüm — ſchwarze Merin
beinkleider, ſchwarze Röcke und eine Art weißer Nachtmützen — tragen faſt ſämmtlich ih
Schutzheiligen oder ſonſtigen Amulete an breiten blauen Bändern auf der Bruſt. N
erſcheint auch Monſignore Garibaldi, der päpſtliche Nuntius, im großen Ornate, mit ih
andere Würdenträger in der Hierarchie, außerdem Abbés und Curés in Menge, el
gante Damen in glänzenden Equipagen und mehr Volk, als der Platz faſſen kann. Ring
herum werden, neben dem gâteau de Nanterre — alle möglichen articles de piété au
gerufen, Kerzen, Heiligenbilder, medailles commémoratives, de petits bons Dieux, w
Béranger ſagt — und nun beginnen die Ceremonieen in der Kirche. Den einzigen Chineſ
ſelbſt, der dieſe zeitgemäße und charakteriſtiſche Bewegung in Paris hervorbrachte, ſah i
nicht, freute mich aber von Herzen, daß er hier unter dem fernen Himmelsſtriche, hi
in der fremden Umgebung, doch wenigſtens auch etwas von dem heimatlichen Fetiſchismu
wiedergefunden hatte. Und plaiſanterie à part, dieſer Verein, der unter dem Name
oeuvre du rachat die überzähligen Kinder, welche die Chineſen zu ertränken pflegen, au
kauft und erziehen läßt, iſt, wenn die Sitte wahr iſt, gewiß ein ſehr verdienſtlicher, wen
auch die Einführung eines ſolchen Neulings endlich in den Schooß des Chriſtenthums m
weniger Pomp und ceremonieller Abſichtlichkeit ausgeführt zu wünſchen wäre. — —

Anregungen.

Sydow's Worte am Sarge Ludwig Tieck's.

Tieck hatte geahnt, was die berliner Sonntags-Buchſtab. u. ſ. w. an ſeinem Grabe reden könnten und trug in ſeinen letzten Lebenstagen Sorge dafür, vor jenen Todtengerichten ſicher zu ſein, die dieſe Herren in Berlin neuerdings über die bedeutendſten Namen anzuſtellen ſich berufen fühlen. Das Erliſchen ſeiner Lebensgeiſter ahnend, bereitete er ſich mit einem aufgeklärten, edeln Schüler Schleiermacher's und das Ergebniß dieſer Verſtändigung iſt die jetzt im Druck erſchienene Sargrede, die der Bildung, ja dem Muthe jenes Geiſtlichen Ehre macht. Denn Muth gehört dazu, im Angeſicht der in Berlin herrſchenden Religionsauffaſſungen ſo über Tieck zu ſprechen, wie Sydow geſprochen hat.

„Der wilde Geiſtliche geht auf Tieck's ganzes Leben nicht ein, und verleugnet nicht im mindeſten etwas von Dem, was die Welt, wie ſie iſt, das Vaterland, wie es iſt, die Litteratur, wie ſie iſt, von Tieck empfangen haben. Daß ein Geiſtlicher am Sarge eines ſolchen Todten ihn ſo nimmt, wie ihn Gott, das Schickſal und er ſich ſelbſt geſchaffen, iſt neu und in unſern Tagen doppelt anerkennenswerth. Ein geiſtlicher Nachruf, der nicht nur nicht richtet, ſondern wie eine Stimme aus der Gemeinde an einem ſolchen gebrochenen Auge eines Achtzigjährigen, an der Stätte, wo er gelebt und gewaltet hat (in Berlin werden die Sargreden im Hauſe geſprochen), unter ſeinen Büchern und ſeinen Schätzen den Gei
des Dahingegangenen ehrt und nur Dieſen
wie er einmal war, huldigt, nur Dieſem, w
er ſich in ſeinen Werken ausgeprägt hat, d
letzten Abſchiedsworte zuruft, das verdient um
mehr den allgemeinſten Beifall, als es, wie ſi
vorausſehen läßt, dem Redner dafür an Anfe
tung nicht fehlen wird.

Eine andere Frage wäre freilich die, ob d
von dem Redner aus Tieck's immer nur fra
mentariſch geweſenem Daſein gezogene Einhei
ſeines Weſens die richtige iſt? Dagegen ließ
ſich allerdings mehr einwenden als an eine
Stelle, wo man Sydow's edle Abſicht zu ehre
hat, das Weitern auszuführen angemeſſen ſch
nen dürfte.

Sinn und Sprache der Pflanzen.

Das Weſen der Pflanze iſt die Sehnſucht
Der Baum, der ſeine Zweige in die Luft ſtreckt
lieber wird' er wie Duft und Klang im Aether
leben, wenn ihn die irdiſche Bedingung nicht
gefeſſelt hielte. Die Blume wendet ihren Kelch
der Sonne zu und entfaltet im Schatten ſich
mit gedeihlicherem Wachsthum als im Lichte.

Der Menſch hat dies Sinnen und Träumen
der Pflanzenwelt wohl verſtanden. Seit Jahr
tauſenden ſchon legt er ſein eigenes Empfinden
dem Baum und der Blume unter und wa
ſein eigener Mund oft Anſtand nahm, auszu
ſprechen, was für ihn ſelbſt Ahnung nur wa
oder ein Schauer der Furcht, er ließ die Pflanz

statt seiner reden ebenso im Bilde des Dichters wie im Gelam des Liebenden und im Volksglauben, der die Pflanzenwelt zum Symbol der Religion wählte.

Dies ganze Gemeingefühl zwischen dem Menschen und der Pflanzenwelt hat kürzlich K. Th. Bratranek zum Gegenstande eines größern Werks gemacht, das unter dem Titel: „Beiträge zu einer Aesthetik der Pflanzenwelt" (Leipzig 1853), erschienen und mannichfach anerkennend gewürdigt ist. Den Widerklang der Blumen-, Gräser- und Baumwelt im menschlichen Gemüthe finden wir in diesem, auch mit einer, dem zarten Gegenstande entsprechenden Sinnigkeit geschriebenen Werke in seine einzelnen Accorde aufgelöst. Die Anknüpfung der Pflanzen an die Religion, an das Heimatsgefühl, an die Sage, das Volkslied, die Sitten und Gebräuche ist die mehr sittengeschichtliche Partie des Werks. Die psychologische verbreitet sich über die Eindrücke, die die Pflanzenwelt auf das menschliche Gemüth hervorbringt je nach Duft und Wachsthum, nach heilender oder verderblicher Wirkung. Eine letzte Partie endlich faßt die Pflanze auf in der freiern Beherrschung jenes Menschenwesens, der nicht mehr in so gebundener Abhängigkeit von ihr lebt wie der Mensch im Naturzustande, sondern schon mit künstlerischem Bewußtsein sich ihrer als Organs seiner Absichten bedient. Die gründlichste Kenntniß der Botanik liegt allen diesen Erörterungen zum Grunde.

Ohne einen lebendigen Sinn für Poesie war diese Aufgabe nicht zu lösen. Der Verfasser überrascht durch eine reiche Sammlung von Beispielen aus den Schätzen der Literatur und zu einem und demselben Zweck verbunden gehen nun bei ihm die deutschen, die orientalischen und die slawischen Dichter Hand in Hand. Diese „Aesthetik" der Pflanzenwelt wird ohne Zweifel von vielen empfänglichen Gemüthern aufgenommen werden etwa wie eine nochmals ergänzende, wieder lebendig gewordene und in Worten ausgesprochene Erinnerung an ein einst genossenes glückliches Garten- oder Waldleben, wo die Vergangenheit dem unbefangenden Momente eine Verklärung gibt, die sich dem Augenblicke des Genusses noch fehlte. Möchten wir schließlich allerdings einig gewisse Ueberfülle der Ausführung tadeln, die oft statt Erquickung Ermüdung bringt, so tritt entschuldigend für den Verfasser der allzu verlockende Reichthum seines schönen Gegenstandes ein.

Die Sternenwelt.

Wer sich über den gestirnten Himmel noch ohne alle Vorkenntnisse befindet, dem darf man eine kleine, außerordentlich populär geschriebene Schrift empfehlen, die unter dem Titel: „Das Evangelium der Natur", in Mannheim erschienen ist. In dialogischer Form beschäftigt sich dieser erste Theil eines größern populären Werks über das ganze Naturwissenschaftsgebäude mit den Sternen. Der Verfasser weiß die Steigerungen seiner Darstellung gut zu vertheilen und regt ebenso die Phantasie wie den Verstand an. Jene durch seine, auf ein Netes Erstaunen berechneten Jahrtausendconstructionen, diesen durch mancherlei Anwendungen über die aus der Erkenntniß des Firmaments zu schöpfenden Lehren- und Erbauungsstichten. Wir theilen ganz des Verfassers Begeisterung für die durch die Sterne genommene Anschauung unsers Daseins, hätten aber eine genauere Angabe derjenigen Dinge gewünscht, denen doch nur allein gegenüber der Mensch, im Selbstbezug auf die Größe des Alls, sich als das winzigste Atom eines Atoms zu fühlen hätte. Trotz aller Millionen Sterne und Milliarden Sternenwelten der Mensch sich sagen darf: Und in mir selbst lebt eine Welt, die geradezu dennoch eine andere ist als diese, wenn auch unbegreiflich majestätischerschaffene, in mir selbst fühl' ich mich, wenn auch gleichfalls nur Atom, doch Theil einer zweiten Welteinheit, die nicht nöthig hat, sich so ganz an dies große chaotische All zu verlieren. Diese zweite Thatsache des Bewußtseins, die über das staunende äußere Auge hinausgeht und eine ebenso große Welt in unserm Herzen dem innern Auge erschließt, hatte der Verfasser etwas mehr ausführen sollen; denn zu dem schönen und erhabenen Standpunkte der Menschenwürde, dem seine klare und edle Belehrung gewidmet ist, sich allein aus dem Gefühl der Nichtigkeit aufzuschwingen, möchte nicht jedem seiner Schüler sogleich gegeben sein.

Die Räthsel der Menschennatur.

Als Herr von Reichenbach in der „Allgemeinen Zeitung" mit seinen „Odisch-magnetischen Briefen" vor das Publicum trat, fand er wol wenige Gläubige, viele Spötter und jedenfalls noch mehr Zweifler. Die Wissenschaft selbst, statt sich seiner vielfachen Versuche zu bemächtigen und sie prüfend zu wiederholen, schloß sich eher von ihnen ab. Liebig sprach in seiner münchener Eröffnungsrede über die Dreieinigkeit wie folgt: „Da die Sinnes- und Nervenapparate die Werkzeuge der Geistesoperationen des Beobachters sind, durch welche die Eindrücke, auf die er seine Schlüsse und Folgerungen stützt, empfangen und fortgepflanzt werden, so liegt es in der Natur der Sache, daß

Personen, deren Nervensystem sich nicht in vollkommen gesundem Zustande befindet. Ich zum Beobachten durchaus nicht eignen, und die verstehen hieraus, warum die neue Dynastenschaft seinen Eingang in das Gebiet der Naturforschung gefunden hat. Der Entdecker des Od hat seine von all' den Erscheinungen, die das Od hervorbringen soll, selbst gesehen oder wahrgenommen, noch sind sie von andern vorurtheilsfreien Personen mit gesunden Sinnen und dem besten Willen, sie wahrzunehmen, jemals wahrgenommen worden; seine Gesichten sind nicht im Stande. Das, was sie sehen oder empfinden, soll sie selbst herausgeschwefelten; sie wissen erst von dem Prägeeisen, der aber die Erscheinung nicht sieht und nie gesehen hat, auf die einzelnen Theile derselben und ihre Eigenthümlichkeit durch seine Fragen aufmerksam gemacht und geleitet werden."

Indessen über die Anerkennung von Erscheinungen, die man nicht selbst macht, lassen sich Andern anordnen muß, läßt sich viel einwenden. Ein anderer bedeutender Naturforscher, Franz Arago, sagt zwar nicht über das Od, doch über einen verwandten Gegenstand, den thierischen Magnetismus: „Der Zweifel hat den Fortschritten der Wissenschaften nie geschadet; nicht ein Gleiches läßt sich vom Nichtglauben sagen. Aber irgendwo, außer in der reinen Mathematik, hat das Wort „unmöglich" ausgesprochen, ist jenen mindern wichtig, namentlich dem thierischen Magnetismus gegenüber. Trotz zweiundzwanzigjährigen Beobachtens kennen wir unsere eigenen Sinne noch lange nicht.

Als Reichenbach vor nun etwa sechs Jahren zuerst mit seinen Untersuchungen über die durch den Magnet und die Krystalle erregten Phänomenen hervortrat, nahm Schreiber Dieses davon Veranlassung, die Versuche zu wiederholen. Die Gelegenheit dazu, ein großes Krankenhaus, war günstig. Es wurde ein Magnet in Hufeisenform von außerordentlicher Tragkraft, den die Beweiserstück des Hauses, abgesehen davon, daß sie an sich schon seine Kenntniß von dem Magnete, noch weniger von den Reichenbach'schen Entdeckungen hatte, auch nie zu Gesicht bekam. Täuschung oder Irrthum in dieser Hinsicht war durchaus unmöglich. Der Primararzt selbst gehörte in Bezug auf die Mittheilungen Reichenbach's vor meinen Versuchen zu den total Ungläubigen. Unter dem weiblichen Krankenstande hätte man auch den empfindlichsten hysterischen Erregten Reichenbach's eine bedeutende Zahl seiner sogenannten „Sensitiven" erwarten sollen; wenigstens fehlte es nicht an Solchen, bei denen ein nervöses oder vorübergehend Nervenfieber angenommen werden konnte. Allein bei Allen brachte die Annäherung des Magnets, der Eisenbett des Verfassers sorgfältig in seiner Tasche verborgen, durchaus keine solche Wirkung hervor. Nur bei einer Einzigen, einem jungen, nervenleidenden Mädchen, das aus schon mit einer langen Reihe hysterischer Zufällen wechselt gequält hatte, trat, was wir als Wirkung des Magnets erklären mußten, in so auffallender Weise ein, daß auch dem zweifelnden Arzte jeder Zweifel genommen sein mußte. Das Mädchen fühlte sich von der Gegenwart des Magnets, ja schon von seiner Annäherung so affizirt, daß sie z. B. nach den ersten gleichgültigen Fragen weiters kein vernünftiges Verlangen, bis von der erlaubte Kranken in gewohnter Weise beantwortet wurden, in demselben Augenblicke in die höchste Aufregung kam, in dem ich, von ihr ungesehen und ungehört, nur mit dem Magnete über die Schwelle des Zimmers trat. Als wenn ich Irrsinnig unter der Hand des zutraulichsten Arztes, gegen gegen mich hingerichteten die größte Abneigung und einen sie selbst unerklärlichen und unangenehmen Widerwillen. Alles Dies schien, wenn ich etwa den Stromen Magnet kam; daß dieser die Ursache sei, konnten wir und nicht verhehlen. Es galt nun noch, daß über die von Reichenbach erwähnten, den Gesichten wahrnehmbaren Lichterscheinungen am Magnete zu vergewissern. Auch diese Versuche gelangen auf eine überzeugende Art, und zwar um so ungezweifelhafter, als mein dabei zu Hülfe gezogener Freund, der Chemiker Herr von B., der, wie er nachher gestand, selbst nicht ganz traute, unserer Berabredung entgegen versuchte, ohne daß ich es natürlich im ganz dunklen Zimmer bemerken konnte. Das Mädchen schilderte bei von ihr Gesehene allerdings nicht in der Ausführlichkeit wie die Reichenbach'schen Gesichten; es verfiele sie in große Aufregung; allein wir konnten uns schon damit begnügen, daß sie flammenartige Ausstrahlungen an den Enden des Magnets (den sie nicht sehen konnte) von verschiedener Farbe zu erblicken erklärte. Eine Täuschung konnte hierbei gleichfalls nicht im Spiele sein.

Mit diesen Versuchen soll nur aufmerksam gemacht werden, daß man räthselhafte Erscheinungen weder über- noch unterschätzen möge. Ein Uebersehen tritt und die jetzt bei dem Tischrücken entgegen. Die unbefriedigende Aufregung, mit der es aufgenommen wurde, mag vorerst noch jede unbefangene Beobachtung sehr hindern als fördern.

Frankfurt a. M. Dr. Fr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 36. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Dichter und Perückenmacher Jasmin.

Von Wilhelm Häbetler.

I.

Es war im Sommer 1835, als der rühmlich bekannte, zehn Jahre später verstorbene, französische Schriftsteller und Kritiker, Charles Nodier, auf einer Reise im mittäglichen Frankreich, in der Stadt Agen bei einem Haarkünstler einkrat, dessen gerühmtes Häuschen sich freundlich empfiehlt, um die Verwirrungen einer im Postwagen überstandenen Reisenacht aus seiner Frisur ordnen zu lassen. Wol in der Absicht, bei dieser oberflächlichen Kopfarbeit sich einigermaßen geistig zu beschäftigen, griff der Patient nach einigen beschriebenen Papierschnitzeln, die zu Haarwickeln zusammengefaltet umher und ihm gerade zur Hand lagen. Er entfaltete sie und begann zum großen Verdruß des Haarkünstlergesellen, der sein künstlich errichtetes Gebäude in sein frühreres Chaos zurückzukünsteln im Gefahr sah, ganz eigenthümliche, rhythmische Bewegungen mit dem Kopfe zu machen und mit Hand und Mund eine freudige Ueberraschung zu erkennen zu geben. Er hatte nämlich zu seiner nicht geringen Verwunderung gefunden, daß die Papillotenpapiere mit Versen der von ihm besonders geschätzten gascognischen Mundart beschrieben waren und zwar den schönsten und wohllautigsten, die wol je seit den Zeiten der „Liebesbriefe" in der schönen Langue d'Oc erklungen waren.

Der erstaunte Kritiker — damals noch nicht Akademiker — forschte angelegentlichst nach dem Urheber dieser, seiner sonst so ausgebreiteten literarischen Kenntniß völlig fremden und derselben doch so würdigen Verse und erhob zu seiner noch größern Ueberraschung von der Hausfrau, daß der Verfasser derselben kein Anderer sei als ihr eigener Mann, in dem Augenblicke gerade in seinem Geschäfte abwesend. Er beschäftige sich, setzte sie in dem Tone nur wenig unterdrückter Mißbilligung hinzu, in seinen Nebenstunden mit Dichten, sie aber, um zu der Zeit nicht auch noch das Papier zu verlieren, verbrauche die beschriebenen Zettel gelegentlich zu Haarwickeln.

Charles Nodier, jetzt nur um so begieriger, die Person des ungewöhnlichen Geistes, der ihm aus den beschriebenen Schnitzeln angewweht hatte, von Angesicht zu Angesicht zu

sehen, wartete des Haarkräuslers Rückkehr ab und fand seine Beharrlichkeit durch die Bekanntschaft mit einem Manne belohnt, dessen Wesen und Charakter — eine nicht gar zu häufige, aber um desto wohlthätigere Erscheinung — im vollsten Einklange mit den Erzeugnissen seines Geistes standen. Und ohne weitere Umstände erfüllte auch der Dichter sogleich des Fremden Verlangen nach dem Besitze der ganzen Sammlung der in so mancherlei Fragmenten entworfenen Gedichte. Er übergab ihm dieselbe, die, obwol schon seit 1825 bloß- und heftweise gedruckt, doch bisher nur im beschränkten Kreise bekannter Personen und durchreisender Landsleute in und um Agen bekannt war, so auf eine ihrem Werthe nicht weniger als entsprechende Weise verbreitet waren. Doch „des Gedichtes Nachkeit unverloren“ und findet sicher, früher oder später, den Augenblick seiner Würdigung.

Einige Jugendversuche ungerechnet, hatte Jakob Jasmin oder Jacques Jansemin in gascognischer Sprache seine eigentliche, wenngleich noch verborgene dichterische Laufbahn mit einem ihm, man möchte wol sagen, angeborenen größeren Gedichte komisch-epischer Art begonnen. Es ist Chalibart (Charivari), Katzenmusik, betitelt und schildert in drei Gesängen oder, wie der Dichter sie bei mündlich-declamatorischen Vorträgen wegen nennt, Pauken, den Herzang einer solchen, durch den Titel bezeichneten, in Frankreich, vorzüglich dem südlichen, sehr gewöhnlichen Volkdemonstration. Dies Gedicht ist eine wahre Kundgrube naiv-rührenden Humors; voll des feinsten Volkswitzes ebenso Art und bei all seiner ungezwungenen Natürlichkeit von so kunstvoller Anordnung, daß man meinen sollte, der Dichter habe, was doch nicht der Fall ist, die alten Muster gründlich studirt.

Es folgten darauf einige Oden, ebenfalls über volksthümliche Gegenstände, in treffendem, nie kulturlich hinabsteigendem, sondern stets erhebendem Volkstone gehalten. Hierher gehören vorzüglich „La mort du Général Foy,“ noch vom Jahre 1825; ferner vom Jahre 1830: „Lou très de May.“ Der dritte Mai, Festgedicht auf die Einweihung der vom Lande so sehnlichst erwünschten und demselben trotz des Versprechens zehn Jahre lang vorenthaltenen Bildsäule seines Heinrich (des Vierten), die nun endlich auf Betrieb eines Grafen Dijon, am Ufer der Boize, am Fuße des Schlosses Nérac errichtet ward. Jasmin singt von ihm:

Jhn hielt schwach Jahrhundert
Als Musterkönig hin:
Wenn Der den Mark bewundert,
Rühmt Der den wilden Sinn.
Wahr ist's, mit Liebeshändeln
Hatt' er gar viel zu tändeln.
Doch nur der Unrath wacht
Daraus ihm ein Verbrechen,
Da jedweds seine Schwächen
Die Jugend überragt.

Wie oft am Sonntag Morgen
Verließ er den Palast,
Arat, unterm Baumes verborgen,
In unser Hütt' als Gast;
Trank auf der Bank von Steine
Von unserm herben Weine,
Und ob, wie Gaorou thun,
Vom großen Hirsefachen,
Uns selbst zu unterstehen,
Ob auch im Topf das Huhn.

Dies treffliche Gedicht ward schon damals, am 5. Mai 1830, von der Société d'Agriculture d'Agen verdientermaßen gekrönt und erwarb dem Dichter später die besondere Gunst des für Schönes und Edles so empfänglichen und so tragisch umgekommenen Herzogs von Orleans. Ferner gehört hierher die herrliche Ode auf den Marschall Soumet (Lou Maréchal Lanos), einen Gascogner, zu dessen Preise er mächtig in die Saiten griff.

Jasmin hat die Hauptmomente seiner Jugendzeit selbst geschildert in seinen Erinnerungen, einem Gedichte, das in der Form einer Epistel an einen Landmann gehalten ist. Er beginnt:

Das vor'ge Säculum war, alt und schwach,
Von seinem Ziele nur noch eine kurze Strecke;
Da sinn so einer dürren Streckende,
Mit mehr als einer Mutter unter gleichem Dach,

Am Donnerstag vor Fastenzeit,
Wo man der Braten sich erfreut,
Von einem Ketzerpaar, so lahm, er buckelig,
Ein kleiner Schelm zur Welt und dieser Schelm war ich.

Aus dieser ersten Strophe schon erkennt man den humoristischen Geist des Ganzen. Glatt wie Prinzen unter Kanonendonner bad Licht der Welt zu erblicken, erschütterte sein unentwohntes Ohr der höllische Lärm einer Potpourrimusik, welche Nachbarn einem Nachbar brachten und deren Horngeschmetter und Kesselgedröhn durch das Klingen einiger dreißig Strophen eines Liedes geschwellt wurde, dessen Verfasser Jasmin's eigener Vater, ein armer Fleischschneider und auch schon Bänkelsänger war und der selbst das Concert dirigierte, während ihn Apollo daheim mit der Geburt seines Jasmin beglückte. Dieser Umstand ist der Strophe, weshalb wir vorhin sagten, Jasmin's erste gröberen Gehörs das Choliharl, sei ein ihm so zu sagen angeborenes. Bei Aufführung von dergleichen Musiken, wie in Frankreich, besonders dem südlichen einmal Alltägliches sagt, war der alte Jasmin schon Talente als Gelegenheitsdichter wegen und als Instrumentist im ähnlichen Sinne, unentbehrlich, und da dieser Zweig seiner Gewerbe vielleicht der kunstbringendste sein mochte, so schien er auch den Sohn zur Ergreifung desselben anleiten zu wollen. Wenigstens haben Jasmin's erste Erinnerungen ihn selbst, mit grauem Packpapier maskirt und mit einem Carnevalshörnchen bewaffnet, auf des Vaters Spur, der abermals einen Polterabend zu dirigieren hatte, wobei ihm der nunmehr vier- bis fünfjährige Sohn secundieren sollte; damit erfüllt werde wie da heißt: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen."

Dieser vervielfältigten Erwerbsthätigkeit zum Trotz hatte in der Jasmin'schen Hütte bittere, fast nackte Armuth ihren Sitz aufgeschlagen. Auf unbretlertem Lehmboden wackelten einige lahme Schemel um einen Tisch von ähnlicher Beschaffenheit. Zwischen drei Nägeln hafteten an der Wand eine Spiegelscherbe, die nur Sonnabends nach der allgemeinen Hausreinigung für den folgenden Sonntag einigermaßen zweckdienlich wurde. Die sogenannten Bettvorhänge, wären sie auch weniger durchlöchert und franzenartig gewesen, würden doch bei durch zerbrochene Fenster und durch Thürritzen streichenden Luftzuges wegen ihre ursprüngliche Bestimmung, das ärmliche Lager zu verhüllen, nur sehr mangelhaft erfüllt haben. Ueber einer quer durch die Stube gezogenen Leine, zeitweise zum Trocknen der Wäsche dienend, wobei dann allerdings die Lustige nicht unerwünscht waren, hing für gewöhnlich ein zweifach, der jedoch auch wöchentlich einmal davon verschwand, des Freitags nämlich, wo man ihn dann auf den Schultern des Großvaters sah, der damit auf dem Lande bei seinen Gönnern die Runde machte, um ihn sich mit Speisevorrath für die kommenden Tage füllen zu lassen. Jasmin wußte das und Sonnabends Abends entzog er sich den Spielen seiner Genossen, um dem Großpapa entgegenzugehen, der dem lieben Enkel dann aus seinem Sacke einen leckern Bissen bereit zu halten nicht verfehlte.

An Schulunterricht, damals in Frankreich, namentlich im südlichen, noch eine der Vorrechte Reicherer, war für Jasmin nicht zu denken. Gerade das auch die arme Mutter sehr, die mit scharfserm Sinne den für geistige Saat empfänglichen Boden bei ihrem Sohne wol ahnte, so war Jasmin in dieser goldenen Freiheit um so glücklicher. Schlug ihn ja auch dafür die hehre Mutter Natur, die ihn zu einem ihrer Günstlinge erkoren, um ihn liebevoller in ihre Arme; und was das Schicksal Anderen ihm versagt hatte, dafür gewährte sie ihm vollen Ersatz an jenen Himmelsgaben, deren wir uns nur um so mehr freuen, aus ihren Händen zu erkennen haben und die sie ohne Unterschied der Personen nach ganz andern Grundsätzen austheilt, als die menschliche Gesellschaft bei Vertheilung ihrer Gunst zu befolgen pflegt. Jasmin hatte keine Ahnung von seiner Armuth. War ihm auch Gelegenheit, neben der Dürftigkeit seiner väterlichen Hütte die Pracht reicher Häuser

zu ſehen, es fehlte ihm der Sinn, durch Vergleichung beider den Unterſchied zu fühlen, ſeine Dürftigkeit zu beklagen und der Andern Pracht zu erſehnen. Wer ſah der warmen Sonne, der freien Luft unter dem weiten, blauen Himmel der Savanne, ihrer Wieſen, Bäche und Inſeln am meiſten und unbeſchränkteſten zu erfreuen hatte, der war ihm reich; bitterlich arm aber und bedauernswerth, wer, wenn auch auf Sammetpolſtern, gebückt über Büchern am Schreibtiſche ſitzen mußte. Und wie reich und beneidenswerth war Jokmin in dieſer Hinſicht; und nicht kärglich genoß er dieſes Reichthums. Unter Spielen im Freien, unter der Schar von Gefährten verfloß ihm der größte Theil des Tags. Zwar kam er, körperlich ſchwach, oft in Kämpfen bedrängt, mit geſchwollenen Lippen und grünen, doch wie klagend nach Hauſe, war deſſen aber überall, wo es auf Entſchloſſenheit und Gewandtheit ankam, ein beliebter Führer und wußte ſich im Spätſommer und Herbſt in Obſtgärten und Weinbergen, zu deren Plagen er gezählt wurde, für ſeine erlittenen Niederlagen ſchadlos zu halten. Doch beſchränkte ſich das Spiel Jokmin's und ſeiner Genoſſen nicht etwa auf lauter leere Tändeleien; wie eine Blumenkette wand es ſich auch um nützliche Beſchäftigungen. Welch eine Luſt war es, wenn die Schar ärmlicher Kinder mit Eichel und Stock verſehen und unter dem Geſange des beliebten Volksliedes:

Das Bäumlein, das da mir gefreut,
Ich ſchmück's mit rothem Laube,
Hab' ihm mein Gärtlein umgehängt,
Und weiß es an Niemand Raube....

durch den ſechten Arm der Savanne nach einer unbaulichen Inſel zog, um dort Obſt und Reiſig zu ſammeln. Noch ſtand die Sonne hoch, wenn ſchon nach äußerſt Genügſamkeit das Gärtchen kein bedeutend Bündel mehr faßte, und man bis die Sonne ſank, welch ein Rauſch am wolkenleeren Himmel und welch ein Rauſch ringsumher im Sand und Gras und Buſch zum fröhlichen Spiel nach gethaner Arbeit! Sank nun die Sonne endlich, dann neue Luſt: die Bündel auf dem Kopfe, die Eichel in der Hand, trat unter Abſingung deſſelben Liedes das kleine Heer den Rückzug durch das Waſſer nach Hauſe an,

Wohin nun auch die kleine Horde
Des Hungers Stimme rief.
Wenn fern am Himmels goldnem Rande
Der müde Tag entſchlief.

Eine andere, viel noch ſüßere Freude empfand unſer Jokmin und verbreitete ſie zugleich auch in ſeiner väterlichen Hütte, wenn er am Abend eines Markttags nach Hauſe kam und ſeiner Mutter eine Hand voll Geld in den Schooß ſchüttete. Die Mutter nahm ſie ohne Bedenken mit dem freudig wehmüthigen Ausrufe: „O Jokmin, wie kannſt du ſo gelogen!“ denn ſie wußte, er hatte das Geld auf dem Marktplatze durch kleine Handlangerdienſte ehrlich erworben, ohne ſich auch nur ein Stückchen Kuchen oder Obſt dafür zu gönnen. So lebte der Knabe umfangen in glücklicher Armuth, Geſchäftigkeit ſeiner ärmlichen Umgebung und Gegenwart und einer ebenſo wenig verſprechenden Zukunft, bis die Stunde kam, wo ein Zufall, ohne ſein eigenes Verſchulden, dieſes Paradies ihm rauben ſollte. Er ſpielte eben auf einem offenen Platze der Stadt unter jenen Bäumen, von denen er in einem ſeiner Gedichte ſagt:

Seht, Herr, die Bäume dort in unſerer Gaſtlandsau.
Die Aeſte ſich verſchlungen und mit ſich allein ſich.
Indem ſie hoch empor mit ſteifen Armen ragen,
Stehn ſie wie Mieſen ſich die Hände reichend da —

dort, wo ihn von der Schar ſeiner Genoſſen, die ihn, den zum König Erwählten, unter lärmendem Geſchrei auf einer Art von Thron im Triumph umhertrugen, gewahrte die kleine Majeſtät von ſeiner erhabenen Stellung herab am andern Ende des Baumgangs einen ähnlichen Aufzug, wenn auch mit geringerem Gefolge, doch Jemanden ebenfalls von

Bahren getragen. Das war entschieden eine Herausforderung von Seiten eines Usurpators und sofort ward zum Angriffe auf den fremden Eindringling geschritten. Aber beim Herannahen war erkannt worden unser Jotsain, war schnell von seinem Throne herab und dem Andern zu Dienste zu stehen, als er seinen eigenen lieben Großvater, schwach und krank, im wohlbekannten Lehnstuhle sitzend, von den Seinigen dahergetragen erkannte! — „Wo willst du hin, lieber Großvater?" rief Jotsain, dem Alten die Hand küssend, die ihm so manchen guten Bissen aus dem Zwerchsack gespendet hatte. — „Wohin ich gehe? Ach, weißt du es nicht? Wohin ja alle Jotsain's gehen gegen das Ende ihrer Tage, ins Spital." — Das waren die letzten Worte, die er von seinem Großvater vernahm, der, von den Seinen weggetragen, hinter den Ulmen verschwand um, von dem Enkel nicht wieder gesehen, an einer letzten Zufluchtsstätte bald darauf zu sterben.

Die letzten Worte des geliebten Alten hafteten um so tiefer und länger in des Knaben empfänglicher Seele eingegraben und das Wort „Spital" unter dieser finstern Bedeutung rief ihm aus dem ahnungsvollen Hintergrunde der Zeiten ein Phantasiegebilde hervor, das, fortan nur vorübergehend lichtern Gestalten weichend, lange Jahre hindurch seine Seele umdüsterte. Und als er heimkam, da war es plötzlich wie Schuppen von seinen Augen gefallen. Welch eine Verwandlung stellte sich ihm bei allen trüheren Gegenständen dar, unter denen er eine liebe Gestalt schmerzlich vermißte! Wie stand die Armuth seiner Umgebung nun plötzlich so nackt und öde vor seinem Auge da! Der letzte Lichtschein des Großvaters, der nun nicht mehr herabsteigende Zwerchsack auf die kleine und alle dürftigen Gegenstände umher! Nun wußte er sich auch die Erscheinung der hagern, blassen, ernst und streng blickenden Frau mit den scharfen Zügen zu deuten, die in öfterlicher Frucht wöchentlich zwei mal mit einer gemessenen Kanne erschien, um einen Topf zu füllen, der dann bei Tische als volle Suppenterrine erschien. Nun verstand er seiner Mutter halb unterdrückte Seufzer, wenn sie beim Anblick vorüberwandernder Schulknaben auf die Schule zu sprechen kam, in die ihr vom heranwachsender Sohn noch keinen Fuß gesetzt hatte. Von nun an hatte das Spiel seinen Reiz für ihn verloren, seine kleinen Geschäfte verrichtete er mit Ernst und wenn je ein Papierdrache oder ein schwacher Ballon von ihm zum Lüftchen abgesandt, so war's:

durch Kümmernis.
Dem Lauf der Sterne gleich durch nächtger Wolken Riß.

Endlich erbarmte sich des schon zwölfjährigen Knaben ein weitläufiger Vetter, Lehrer an einer Klosterschule des Orts. Dort ward er aufgenommen, zugleich in Kost und Wohnung, und da er bei musterhafter Aufführung und Anstrengung seltene Fortschritte machte und in wenigen Monaten alle seine die Schule schon Jahre lang besuchenden Kameraden überholte, so ward er, da ein solches Licht der Kirche nicht durfte verloren gehen, zum geistlichen Stande bestimmt und in ein Seminar aufgenommen. Zugleich ward, der Vetter des Sohnes wegen, den Aeltern eine wöchentliche Spende an Brot und Fleisch gereicht. So war also Jotsain auf dem geraden Wege, ein Klerikus zu werden, allein das Schicksal lenkte es anders und zwar auf ganz sonderbare Weise.

In einer müßigen Stunde trieb Jotsain sich eines Tags, seiner alten Gewohnheit gemäß das Brot so gut er konnte suchend, auf einem der einsamen Klosterhöfe zwischen Scheuern und Ställen umher, als sein Auge plötzlich auf einen Gegenstand fiel, dem er, nach seinem eigenen Geständnisse, nie gleichgültig und ohne eine unerklärliche innere Bewegung nahen konnte, und der in der Entfernung, aus derselbe jetzt nur wenige Schritte weit vor ihm stand, ihm all sein warmes irdisches Blut zum Herzen trieb. In geringer Entfernung von ihm, auf einer Leiter erhöht und gebückt stand Gretchen, die Klostermagd, am Taubenschlage beschäftigt. In schwindelnder Schwindelhöhe, wie Einer, der sich aus einem tiefen Abgrunde angezogen fühlt, hob sich der vierzehnjährige Knabe mit fieberhaft

dem Herzen und flackerndem Athem von diesem Anblicke nachsinnen und schon Hand an seiner selbst unbewußt, hinter Gerthen auf der Leiter, als ein gepreßter Seufzer den Mädchen seine Nähe verrieth. Heftig erschreckt fuhr sie mit einem Schrei zusammen, durch den Ruck brach die sie tragende, morsche Leitersprosse; sie fiel und riß den Knaben in Stutze mit zu Boden. Das Geräusch und das fortgesetzte Geschrei des Mädchens riefen erst den Koch des Klosters, dann den Prior selbst herbei und Beide kamen schnell genug, um die Gruppe noch in ihrer ganzen ursprünglichen Scheußlichkeit zu sehen. Die Mädchen sagt Jotmin bei dieser Stelle in seinem „Soubenir“

Die Mädchen rächen gern die Schuld, zu der sie reizen;
Auch Gretchen wollte nicht mit ihren Farben geizen.

Sie malte den armen Jotmin so schwarz, daß der höchlich empörte Prior ihn als ein verlorenes, räudiges Schaf sofort von der Heerde zu trennen beschloß und ihn sporenstreichs in Haft führen ließ. Nun war es gerade Aschermittwoch, also ungefähr der Jahrestag seiner Geburt und zugleich, zur Stärkung auf die nachfolgende Fastenzeit, ein Tag nicht gewöhnlichen Schmauses für das gesammte Kloster. In der seinem Gefängnisse nahegelegenen Küche war Alles mit Zurüstungen für die bevorstehende köstliche Mahlzeit thätigst beschäftigt; aber obgleich mit dem bedeutungsvollen Klappern und Klirren der Küchengeräthe und dem lieblichen Zischen und Brodeln die angenehmsten, reizendsten Düfte von Speisen, deren er nun nicht hoffen durfte theilhaftig zu werden, endlich zu ihm hereindrangen, war der Knabe in seiner einsamen Kammer dennoch keineswegs traurig und niedergeschlagen. Gelassen sich auf eine Bank hinstreckend entschlummerte er bald. Und siehe, da nahte ihm die holde Göttin, welche einst auch Goethe's auf frischbethauter, anblumiger Bergeshöhe

Aus Morgenduft gewebt mit Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit

reichte; und gleichsam als wollte sie ihrem Lieblinge wieder vergüten, was eine Irdische ihres Geschlechts an ihm verbrach, ließ sie ihn im Traume von einem Chor lieblicher Huldinnen umgaukeln und in ein Meer von Glückseligkeit und Wonne versinken. Beim Erwachen verschwanden natürlich diese freundlichen Bilder nach und nach wieder vor dem Einbruche der düstern Wirklichkeit und das eine Zeit lang vergessene Bedürfniß nach irdischer Speise, von den fortwährend eindringenden Wohlgerüchen und den Wohllauten einer nun bereits angerichteten Tafel heftig gereizt, machten sich um so peinlicher fühlbar. Bange harrte er mit hoffender Seele auf eine, wenn auch heimliche Sendung des ihm sonst wohlbekannten Koches, man schien entweder, selbst zu sehr in den Genuß vertieft, des armen Gefangenen vergessen oder ihn absichtlich zum Hunger verdammt zu haben. Die Aufmerksamkeit, womit nunmehr der Knabe ringsum her nach Befreiung oder wenigstens nach etwas Eßbarem suchte, heftete endlich an einem Thurmfenster, weit über Mannshöhe, oben in der Mauer befindlich, dessen Thür nur mit einem Pflocke verschlossen war. Vom Tisch und Stühlen war schnell ein Gerüst emporgethürmt, das ihn zu der erwähnten Höhe hob. Der Pflock fiel, die Thür that sich auf, und siehe da, in geordneter Reihe standen, was immer es sei, doch bis jetzt nur dem Ansehen nach, die Thüre, worin das süße Muß enthalten war, das er so oft müßerndes Mundes auf der Klosterherren Tisch hatte tragen sehen, ohne je des Köstlichen gerühmten Inhalts etwas gekostet zu haben. Nun stand, und unter solchen Umständen, ein reicher Vorrath davon da vor seiner Hand, die sich dann auch sogleich ausstreckte, um der leckern Thüre einen zu ergreifen. Doch wehe, er war schwer; er schwankte in der schwachen Hand, schlug um, der Topfdeckel riß über seinem Haupte und auf den Räuber herab strömte des fallenden Topfes dunkel dickflüssiger Inhalt. Doch war der Trieb stärker als Schreck und Furcht. Jotmin leckte nach dem Brei, der sein Gesicht überströmte, und — ja, es war von dem gerühmten Confect

Schon wollte er mit verwachtem Appetit, aber vermehrter Vorsicht nach einem zweiten Laibe langen — da, horch! — Tritte die Treppe herauf — vor Thür zu — ein Schlüssel rasselt im Schlosse, — die Thür thut sich auf und, ehe daß der von feigender Angst gejagte Dieb seine ungeschickte Stellung zu verlassen vermag, tritt herein — der Prior!

Grimmet ihr auf dem bekannten Pfade euch
Der Mutter, die entsetzend, blickt
Ihr Kind, ihr Theuerstes auf Erden,
Von einem Löwen fest ergriffen werden?
Wen sieht, wie sprühn'den Blicks, der Schmerz wahnsinnig schier
Und mit dem Schrei: „Mein Kind!" sie auf das grimme Thier
Sich stürzt, das seiner Blutbegier
Verzehrend Feuer dampft und ihr mit scharfem Biß
Gesund den Knaben gibt zurück.
Wie jene Mutter nun vor Schrecken außer sich,
Und mit dem Schrei: „Mein Kind!" wirft sich der Abt auf mich
Doch kennt' ich leider nicht des Löwen Freßgeruch über.
Denn in dem Korb war, ach, kein Inhalt mehr gblieben.

So schildert Jasmin diese Scene. In Betracht des höhern guten Vertrauens war der beständigte Prior gekommen, dem Delinquenten, nach wiederholt zu schärfenem Gewissen, Verzeihung und Freiheit zu verkündigen; aber nun, welch neues, viel größeres Verbrechen! Hort, du Satanskind! Hebe dich von hinnen, hinaus! gritte, vor Zorn außer sich, der Prior und konnte kaum die Zeit abwarten, bis der zum zweiten male Ertappte von seiner erhobenen Stellung herabgestiegen war, um ihn aus dem Paradiese des Klosters in die kalte Hebrauerwelt hinauszustoßen. Mußübergossen, wie er war, gerieth der arme Vertriebene, auf seiner traurigen, jögernden Wanderung nach Haus, unter einen Schwarm Buben, die ihn mit dem Schrei: Eine Maske! Eine Maske! bis an seiner Aeltern Hausthür verfolgten, vor ihn Angst und böses Gewissen sonst wol so scharf nicht hätten erscheinen lassen.

Daheim sah die Familie — Jasmin hatte nämlich noch zwei Schwestern — um den gedeckten Tisch versammelt, worauf aber noch das Beste, die Speisen, fehlten. Diese wurden ja — aus dem Kloster erwartet! Welch ein Schrecken, als Jasmin in seinem Anzuge erschien und man gar, als man die Hiobspost erfahren hatte! Eine Zeitlang harrte man noch auf die Spenden vom Kloster, mit immer schwächerer Hoffnung, bis man sie endlich ganz aufgeben mußte. Man sah sich verlegen an, es war ein hungeriges Gast mahl da; es mußte gegessen werden. Da erhob sich die Mutter mit einem wehmüthigen Blicke auf ihre leere Hand und ging hinaus mit der Verheißung, daß sie Rath schaffen werde. Endlich erschien sie auch bald wieder mit Brot und andern Lebensmitteln, allein Jasmin wäre es unmöglich gewesen, auch nur einen Bissen anzurühren, denn als seine Mutter das Brot schnitt und vertheilte, da sah sein alpungsvoll forschender Blick voll Schrecken, daß eine, noch nie vermißte Zierde ihres lieben Hauptes, ihr Trauring, fehlte. Von nun an verdüsterte sich des angehenden Jünglings Gemüth immer mehr und das Phantom des Spitals trat wieder in seiner ganzen Grauenhaftigkeit vor seine Seele.

In der dann folgenden Periode seiner Jugend finden wir Jakob Jasmin in einem himmelblau angestrichenen Häuschen, wo oft halbe Nächte lang von einem armseligen Dachfäßchen auf ein mattes Licht die nahen Ulmenbäume spärlich beschienen. Dort machte der nunmehrige Haarkräuselkünstler, nachdem er den Tag über Kamm, Scheere und Brennesen gehandhabt hatte, über den Schriften Florian's und Pierre Dumenil's, an deren dürftiger Muse sein leichtempfänglicher Geist sich entflammte. Von der Ersteren Gedichte besonders begeistert und angezogen, machte er sie zu seiner Schutzgöttin, der er die Erstlinge seiner Dichtungen als Opfer darbrachte, damit sie ihn vor dem letzten irrdischen Ziele der Jasmin, dem schrecklichen Spitale, bewahre.

Seine Opfer schienen Gnade gefunden zu haben und seine Gebete, wenn auch gerade nicht von seiner eingebildeten Göttin, erhört worden zu sein, und, Dank unserem Dichter, sind die Jakmin nun wohl fortan jenes unfreiwilligen Asyls überhoben. Jakmin, von Liebe zu einem edeln Mädchen seines Standes ergriffen, gründete früh, kaum achtzehn Jahre alt, ein eigenes Geschäft und wurde nicht lange darauf mit seiner Geliebten zu glücklicher Ehe verbunden.

(In der folgenden Nummer ein zweiter Artikel.)

Ueber Erinnerung und Gewohnheit.

Von Professor Hertlage in Jena.

Alles irgendwie Aufgefaßte ist, soweit es sich im Gedächtnisse hält, als Stoff für ein zukünftiges Wiedererinnern aufbewahrt. Aber man würde einen viel zu engen Begriff von der Wirksamkeit des Gedächtnisses fassen, wenn man sich dieselbe auf das bloße Wiedererinnern beschränkt dächte. Die Spuren der aufgefaßten Eindrücke bleiben in uns auch, abgesehen von der Erinnerung, und ohne dieselbe in fortwährender Wirksamkeit. Um einen deutlichen Begriff von dieser zu fassen, richte man sein Augenmerk auf die Angewöhnungen, welche dadurch entstehen, daß irgend ein kleiner Genuß oder eine kleine Annehmlichkeit sich häufig wiederholt und nun mit der Häufigkeit der Wiederholung zu einem desto dringendern Bedürfnisse wird, wie wir es an den Gewöhnungen des Spazierengehens, Tabackschnupfens u. dgl. täglich bemerken können. Die continuirliche Steigerung des Bedürfnisses entsteht hier dadurch, daß jeder dieser kleinen Genüsse seine kleine Lust spur in der Seele zurückläßt, welche wie ein kleines Bächlein zu derselben Annehmlichkeit aufs neue hinzieht. Je mehr solcher ziehender Bächlein werden, desto stärker wird am Ende das Tau der Angewöhnung, in dem auch nicht das geringste dieser Bächlein verloren geht. Aus solchen Bächlein bestehen alle unsere Neigungen, Liebhabereien, guten und bösen Begierden, Leidenschaften, besteht sowol die zähe Gewohnheit in der Ausübung tapferer Maximen, welche wir Tugend, als auch das Untersinken im niedrigen Elemente, welches wir Laster nennen. Alle diese Wunder des Menschenlebens, diese gewaltigen Ursachen von Zufriedenheit und Qual, von Lust und Reue, sind Producte der Beharrungskraft unserer Eindrücke, Producte des Gedächtnisses. Das Gedächtniß ist der Webestuhl, die gewaltige, über Tod und Leben gebietende Maschine, welche in unsere Gewalt gegeben ist, um daran mit lichte oder dunkle Fäden in den Teppich unsers Lebens einzuweben. Für die Zukunft haben wir über ihre Lenkung Gewalt, nicht für die Vergangenheit. Was einmal gewoben ist, liegt nicht mehr in unserer Gewalt, es abzuändern oder seinen Riß verschwinden zu machen. Calderon sagt:

> Jeder Schritt — sprechbegabte Mahnen! —
> Ist zum Vermächtniß, wie klein
> Gott selbst nicht mehr machen kann
> Diesen Schritt zum ungethanen.

Daher sind es die Eindrücke seiner Umgebung und der Verhältnisse, in denen der Mensch lebt, welche seinen innern Organismus ebenso bilden und construiren, wie die Speise seinen äußern Organismus bildet. Der Mensch der vornehmen Welt lebt nicht allein in ihr, sondern seine Seele besteht auch aus ihr, indem die Eindrücke, welche in diesem Umgange an sie kommen, die Elemente sind, aus denen sie ihren aus Vorstellungen bestehenden Leib zusammenbildet. Der Mensch des Volks lebt nicht nur im Volke, sondern seine Seele besteht auch aus Volkseindrücken, wie die Seele des Büchermenschen sich nothwendig allmälig in Büchergestalt umwandelt. Es ist falsch, wenn man behauptet,

der Mensch ist die Speise, die er ißt. Es ist darum falsch, weil man dabei von seiner geistigen Nahrung absieht, welche den innern Menschen als das Verstellungswesen gleichsam maßlich zusammensetzt, in noch weit höherem Grade, als die Nahrungsmittel den Leib formiren und zusammensetzen. Die Seele des Südländers nährt sich nicht von Citronen und Orangen, sondern von der Farbenglut und Formenharmonie, der Wärme und Luft seines Landes. Daher bildet diese Farbenglut und Formenharmonie, diese Wärme und Luft selbst seinen geistigen Leib, seine Verstellungswelt, die ihm, vermöge des Gedächtnisses, unwiderruflich zu eigen bleibt und ihn auf immer vom Nordländer unterscheidet, dessen geistiger Organismus aus Kälte und Abhärtung, aus überwiegend vorherrschendem Eindrücken der Reflexion, des geistigen Verkehrs, des Planmachens, Sterbens und Erbens besteht.

Als Goethe nach Italien kam, machte dieses Land auf sein für diese Reize vorzüglich empfängliches Dichtergemüth den Eindruck, daß man eine ganz neue Seele in ihn einsöge. Er empfand, wie die grauen und nebligen Bilder seiner Seele durch den lachenden Sonnenschein neuer und wärmerer Naturreindrücke geschmolzen und in edlere Formen umgegossen wurden, er fühlte seine Seele sich verwandeln, sich läutern. „Kommt man in Italien an" — sagte auch Winckelmann — „so wandeln der öffentliche Gottesdienst, die Majestät der Tempel, die Pracht der Geistlichen, die Prozessionen, die Musik, die Statuen, die Gemälde, die heiligen Gesänge, die buntscheckige Kleidung und die lebhaften Gesichtsfarben der Einwohner, alles Dieses wandelt die träumerischen Ideen des Nordländers in frische Empfindungen und zieht den Geist aus der innern Betrachtung heraus zur äußern Anschauung. In den nördlichen Ländern hingegen ist man glücklich, wenn man nicht leidet; man versteht es da, sich der Abwesenheit des Uebels zu freuen. Man weiß in der Hoffnung zu leben und sich Genuß in seinen Gedanken zu verschaffen. Je weniger Quellen des Glücks die Natur gibt, desto mehr findet man in seinem Herzen, in seinem Geiste, im Schooße der Seinigen, in Allem, was uns eng umschließt." („L'homme du nord et l'homme du midi", Demelle's „Psychologie" S. 197.)

Woher kommt es, daß die Jugend nicht jenem einem nahe bevorstehenden Tode ohne allen Schrecken und Bekümmerniß entgegenblickt, während das Greisenalter davor zurückbebt und die Gewißheit desselben in der Regel so lange als möglich von sich abzuweisen sucht? — da doch das Greisenalter nur einen so kurzen Zeitraum des überlebt meistentheils durch Schwäche und Krankheit verkümmerten Lebens zu verlieren hat, der Jugend hingegen die Aussicht auf ein langes und glückliches Leben verliegt? Beneke gibt hierauf die durchaus richtige Antwort („Pragmatische Psychologie" I, S. 295): „Weil die Vorstellung des Todes nur vermöge der Spuren von Schwächegefühlen geschehen kann, welche von früherer, in ihrem Charakter dem Charakter des Todes nahe kommenden Zeit, zurückgeblieben sind und deren bei der Jugend im Allgemeinen noch wenigere und weniger ungünstig gestimmte, im letzten Lebensstadium viele und stark ungünstig gestimmte vorhanden zu sein pflegen." Die Kärchen im Gehirn der Jugend sind alle noch leuchtend von rosenrothem Lichte und geben daher Muth zu jeglichem Werke, die im Gehirn des Alters dunkeln in trübern Tinten und diese Grundempfindung geht über alle Reflexion.

Diese Beobachtungen und Thatsachen gehören ins Gebiet der Gewohnheiten oder Angewöhnungen, worunter das unbewußte Hervorrufen vergangener Eindrücke in der Seele verstanden wird. Da hierbei die Spuren vergangener Eindrücke ein wirksames Gedächtniß bilden, ohne daß wir uns ihrer jedoch bei ihrer Wirksamkeit bewußt werden oder ohne daß wir uns ihrer dabei erinnern, so darf man die Gewohnheit ein Gedächtniß ohne Erinnerung nennen. So lange wir uns beim Spielen einer Instrumente, beim Sprechen einer Sprache, beim Tanzen u. dergl. eine jede zu machende Bewegung erst in das Bewußtsein rufen müssen, ist die Beschäftigung noch nicht zur Gewohnheit oder Fer-

tigkeit gemachen. Sie wird dies erst dadurch, daß die empfangenen Eindrücke von früh fortwirken, ohne daß wir uns an einen jeden derselben erst noch besonders zu erinnern nöthig haben. Dies ist auch die Weise, wie ein Kind laufen, essen und den Gebrauch aller seiner Glieder und Sinne erlernt. „Ein Kind" — sagt Reimarus — „erinnert sich zwar heute nicht, daß es ihm schon gestern um's Essen zu thun gewesen und vor Hunger gesagt sei, daß es die rechte Hand gebrauchen solle, ja, daß man ihm die andere Hand um Muthwillen festgehalten habe; unterdessen bleibt doch die Vorstellung in der Seele und wird durch die öftere Wiederholung immer lebhafter, thätiger und wirksamer bei den jedesmal gegenwärtigen Fällen, wenn es etwas handhaben will. Das Kind thut also eben Dasselbe, als ob es sich erinnerte; obgleich es sich in der That nicht erinnert und hernach nimmer zu erinnern weiß, wie es zu der Gewohnheit gekommen ist." („Triebe der Thiere." § 16).

Daß wir uns aus unserer frühesten Kindheit niemals des Allermindesten zu erinnern wissen, läßt vermuthen, daß das Gedächtniß, von dessen Wirksamkeit wir auch dort schon Spuren sehen, noch nicht nach der Weise der Erinnerung, sondern nur der Gewohnheit thätig ist. Zufolge einer Angewöhnung unterscheidet das Kind mit einem halben, zu Vierteljahr seine Mutter oder Amme nach dem Anschauen und Gehör von anderen Personen, weil mit diesem Anblick und diesem Tone sich der Eindruck der Sättigung, der süßen Milch, zu einem unauflöslichen Gebilde verschmolzen hat. Zufolge einer ähnlichen Angewohnheit kennt das Pferd die alte Herberge wieder, in deren Nähe das angenehme Gefühl des genossenen guten Futters unmittelbar sich hofft. So kennt und unterscheidet ein Hund seinen Herrn von anderen Personen. Denn dieses Ansehen und dieser Geruch führen dem Hunde die angenehme Empfindung genossener Pflege mit sich. (Reimarus a. a. O. § 19). Sowie eine klare Erinnerung die Mutter aller Erkenntniß und Wissenschaft ist, so ist ein erinnerungsloses Gedächtniß aber, wie Aristoteles es nennt, eine μνήμη ohne ἀναμνήσις, die Mutter unzähliger Täuschungen. Dieser Fall tritt z. B. ein nach Reimarus (a. a. O. § 17) „wenn wir in einer Rede Dasjenige zu hören glauben, wovon wir den Kopf voll haben; wenn uns dünkt, daß wir in gestreuten Federschreiben, figurirten Steinen oder Wolken, die Bilder sehen, die uns noch im Sinne liegen; wenn uns manche Speisen widrig schmecken, nicht weil die gegenwärtige Empfindung an sich unangenehm wäre, sondern weil die verwirrende Einbildungskraft einen vormals damit verknüpften Ekel erneuert und unvermerkt unter die gegenwärtige Empfindung rührt. Die Liebe und Neigung zu einer Person entsteht oft aus einer uns verborgenen Aehnlichkeit des Gesichts mit einer anderen geliebten Person. Der Zorn entbrennt oft über eine Kleinigkeit, wenn Einer den Kopf voll vorigen Grillen hat, und er merkt es doch nicht, daß es von seinen ehemaligen Vorstellungen herrührt." In ähnlicher Art, führt Reimarus fort, „ist das Gedächtniß der Thiere beschaffen. Es geht Allen so wie meinem Hunde: wenn ich den frage, wo es ihn juckt, so fängt sein Hinterfuß an ebenso zu arbeiten, als ob er sich jetzt selber kratzte, er vermischt also die vormalige ähnliche Empfindung, nebst dem Kratzen, worauf sie entstanden ist, in seiner Vorstellung so mit der jetzigen Empfindung, daß alles Vergangene ihm gegenwärtig zu sein scheint." Es folgt hieraus, daß es, damit eine Erinnerung vergangener Thatsachen in uns entstehe, nicht hinreicht, daß Spuren von vergangenen Eindrücken in der Seele vorhanden und wirksam seien, sondern daß noch eine ganz eigenthümliche Thätigkeit hinzukommen muß. Diese hinzukommende Thätigkeit ist nun wiederum keine andere als die Aufmerksamkeit. Sowie die Sinnesempfindungen durch Aufmerksamkeit sich allererst zu bestimmten Wahrnehmungen zusammenknüpfen, so knüpfen sich die Gedächtnißspuren durch Aufmerksamkeit allererst zu bestimmten Erinnerungen zusammen. Ohne die Thätigkeit der Aufmerksamkeit ist Alles geschehen und vergessen, hier wie dort. Die Gedächtnißspuren an sich aus allein bringen

nur dunkle, phantaſtiſche und ungeregelte Vorſtellungen hervor. Wie bei einem Pianoforte mit aufgehobener Dämpfung, ſo klingt und brauſet hier Alles durcheinander und das arme Geſchöpf lauſcht, dem Nachtwandler gleich, ins Finſtern. Wie das Nichtlaſſen der Dämpfung den Ton erhält und verſtärkt, ſo das Eintreten der Aufmerkſamkeit in die Gedächtnißſaiten. Es war Nacht, nun wird es Licht.

Beſuch einer Blindenanſtalt.

Es war an einem der letzten Herbſttage. Der Schnee lagerte, als verſpäteter Gaſt, auf den Höhen, und nicht die helle Sonne und nicht der aus grauen Wolken träufelnde Regen konnte die weiße Decke entfernen, als ich meine Schritte zu einem Hauſe vor dem Pirnaiſchen Schlage in Dresden lenkte, zu einer Prüfung der daſelbſt wohnenden Blinden. Es iſt ein eigener Anblick, eine Anzahl junger Weſen verſammelt zu ſehen, deren Auge das Licht des Himmels nicht widerſtrahlt. Wer ſich des Gedichts erfreut, iſt kaum eingedenk des unendlichen Vorzugs und nicht Jeder vermag ſich an die Stelle Derjenigen zu verſetzen, den ewige Nacht umdunkelt. Die Blinden waren verſammelt, um vor einer Anzahl Gäſte zu ſingen. Dort ſahen die Knaben, hier die Mädchen, jedes Alter war vertreten, aber nur ein Stand: der der hülfebedürftigen Armuth. Der Reiche behält ſein blindes Kind im Hauſe, er kann ihm dort Aufſicht und Unterhaltung verſchaffen, der Arme gibt ſein blindes Kind in eine öffentliche Anſtalt.

Es gibt der Blinden bei weitem mehr als man glauben möchte. Wir ſind ja ſchon damit beſchäftigt, Jeder unſer eigenes Leben auszuleben, daß unſer Blick nur ſelten auf das Allgemeine gelenkt wird und manche große Frage der Humanität unerörtert bleibt. Der Staat iſt überwies der Vorſorge der Herzen und ſo hat das Individuum verlernt, ſich mit warmem Pulsſchlage da zu betheiligen, wo der Humanität gemeinnützig waltet. Man lieſt im Staatskalender von Anſtalten für Taube, Stumme und Blinde und dem Bürger fällt es oberflächlich ein, daß auch er ſich daran betheiligt hat, daß auch ihm ein Theil des Verdienſtes zukommt, ein unverdientes Schickſal gemildert zu haben. Darum ſchreitet er oft nur kalten Blicks an einem Aſyl vorüber, das die Wunden der Menſchheit zu heilen beſtimmt iſt. Selten betritt man die Schwelle ſolcher Anſtalten. Nur der Philanthrop oder der Forſcher dringt gewöhnlich in ihre Räume ein und hat ein Auge für jene Glieder der großen Menſchenfamilie, die außerhalb der Berechtigungen ſtehen, die man Alle an das Licht wachte.

Wie wenig wir ohne die Mitgabe des ſinnigen Sinnes zu erreichen vermögen, gewahrt man in einer Blindenanſtalt. Die Aufgabe aller Erziehung, das Kind zu ſeinem Menſchenberufe vorzubilden, ſteht hier in weiter Ferne, ja man hat bis heute noch überall bezweifelt, daß ein Blinder im Stande ſei, überhaupt ein nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu werden, daß ſeinen Unterhalt nur der Geſchicklichkeit der eigenen Hände verdanke. Der arme Blinde iſt faſt gleichbedeutend mit dem Bettler. Darum auch lehrte man die Blinden bisher mehr wohl ſie unterhielt und anregte als was auf Broterwerb hinzielte, und das Nützliche ward dem Angenehmen nachgeſetzt. Sie aber blieben für das Leben doch auf die Barmherzigkeit ihrer Mitmenſchen angewieſen, ſtanden an den Ecken der Straßen und ſtreckten dem Vorübergehenden ihre Mütze entgegen oder erregten ſeine Aufmerkſamkeit durch einen ſpeziellen Geſang, ein mäßiges Muſikalent, ein verpöntes Anliegen. Man hat daher die Zöglinge der Blindenanſtalt zur Arbeit erzogen. Man lehrt Jedem die Arbeit, die er zu ſeinem künftigen Unterhalt benutzen will. Die Wahl bleibt freilich nicht groß. Körbe flechten, Netzſtühle anfertigen, Matten arbeiten, Seile drehen, und weiter kann ein Blinder ſich nicht verſteigen, viele Dinge macht er aber gleich einem

Schreiben, nur nicht so schnell. Die Mädchen strickten meistens. Die Anstalt, die ich sah, nimmt stets hundert Zöglinge auf. Für diese zahlt die Commune die Hälfte der Unterhaltungskosten, das Uebrige gibt der Staat. Ist die Lehrzeit vorüber, so kehrt der Blinde in seine Heimat zurück und betreibt sein erlerntes Handwerk. Die Anstalt besitzt einen eigenen Fonds, womit sie die entlassenen Zöglinge ausstattet. Er wurde unter dem jetzigen Director gesammelt. Der Anfang waren fünfzig Thaler, die eine arme Jungfrau hergab und die gleich dem Scherflein der Witwe hundertfache Früchte trugen. Es waren fünfzig Thaler, welche die Arme sich am Munde abgedarbt hatte, um damit einmal „anständig" begraben zu werden. Auf dem Sterbebette kam ihr aber der Gedanke, ob diese Ausgabe nicht eine weltliche Eitelkeit wäre und so vermachte sie die Ausstattung ihrer Leidensgefährten den Blinden. Diese fünfzig Thaler sind heute bereits zu einer Summe angewachsen, die Hunderten von ihnen eine kleine Ausstattung gewährt.

Mit jedem Geräthe für seinen Betrieb versehen, kehrt der Blinde von der dresdner Anstalt in seine Heimat zurück. Auch ein Bett, Kleider und etwas Geld bringt er mit und für einen Freund, der über ihn wache, ist auch gesorgt. Die Anstalt bleibt, so lange er lebt, seine Vormünderin. Hier findet er Rath und Trost in jeder Gemüthsnoth, von hier werden ihm gut und billig seine Materialien geliefert, und was er stellt und liefert, wird hierher berichtet. Der Staat hat ihn aber jetzt nicht mehr zu erhalten. Zweihundert Blinde gewinnen auf diese Weise in Sachsen ihren Unterhalt und leben geehrt und, wie man vernimmt, als sittlich gute Menschen. Zur Erheiterung nach des Tages Mühen bleibt ihnen der Gesang oder irgend ein Instrument, zu diesem Zwecke werden alle Blinden musikalisch gebildet. Aber nicht zum Erwerb werden sie in der Musik unterrichtet; der Blinde besitzt kein Talent zur Tonkunst und wird nie ein Virtuosenthum treiben können. Er übt die Töne sittlich nach und macht sich eine Fertigkeit zu eigen; aber sie quellen nie als freie Inspiration aus der eigenen Brust. Ja, der Blinde ist überhaupt ein nüchterner Verstandesmensch. Das Auge kann ihn nicht täuschen, nicht bestechen; er baut sich keine ideale Welt auf, das Uebersinnliche ist für ihn unbegreifender noch als das Sinnliche. Er rechnet gut, er ist in der Geographie, sogar in der mathematischen, bewandert, er besitzt manche ihm nützliche Kenntnisse. Hat er gewissenhaft sein Tagewerk vollbracht, so kehrt er zur Arbeit seiner Hände zurück. Die dresdner Blinden lernen nicht lesen. Warum? Ist es ihnen ja doch unmöglich, ein anderes Buch zu entziffern als jene Bücher mit erhobenen Lettern, die man ihnen zu Gefallen erfunden hat. Sie könnten doch aus dieser Kenntniß keine Quelle der Unterhaltung schöpfen. Dafür wird den Blinden vorgelesen, und mit tausend Freuden hört er jetzt am Abend „Onkel Tom's Hütte" vortragen und das Schicksal der kleinen Neger beschreiben, in denen er, jedoch halb nur, sein eigenes erkennt.

Wir gingen durch die verschiedenen Räume und sahen die Blinden bei ihrer Handarbeit, wohnten ihrer naturwissenschaftlichen Prüfung bei, hörten sie die gottesfesten Lieder von Mendelssohn singen. Ueberall waren sie heiter, aufmerksam und freundlich. Manche von ihnen hatten auch nur den letzten Schimmer ihres Gesichts bewahrt; die meisten sahen nicht nur nicht, sondern ihr Auge hatte auch alle Gestalt und Farbe verloren, es hing wie ein unschöner Ball in den Höhlen. Traurigster Anblick! Wie viel ist das Auge dem Antlitz, wie wird es zum Spiegel der Seele und lehrt dem Menschenkinde die begleitende Bewegung! Trüge der Blinde das Auge geschlossen, so würde sein Antlitz rührender, sein Ausdruck sprechender sein. So aber wird jedes Lächeln bei ihm zur Verzerrung, und Lächeln sieht man ihn oft. Eine Stimme hört' ich bei meinen Blinden, die ihnen den Strahl der Freude weckt, die wie ein elektrischer Funke jedes Herz berührt: die Stimme des Directors der Anstalt, der im weitesten Sinne der Vater seiner Blinden ist. Ehre sei seinem frohen Herzen!

Ein Centralorgan für Literatur.

Es fehlt uns Deutſchen in der Gegenwart durchaus an einem Organ, welches ſich nicht Uebermenſch in der Literatur entgehen läßt, das mit allſehendem Auge Alles überwacht, was erſcheint, um Gerechtigkeit nach allen Seiten hin zu üben. Ob eine Schrift von Bedeutung beurtheilt wird oder nicht, ob ſie dem Urtheil individueller Willkür oder dem Cliquengriffe anheimfällt, der Zufall entſcheidet größtentheils darüber. Und doch müßte ein Gericht darüber beſtehen, das dem Zufall ſteuerte, Gerechtigkeit im großartigſten Sinne ſich zur heiligſten Pflicht machte und auch ſolche Schriftſteller noch einmal vorriefe, denen Unrecht geſchehen iſt, und auch auf ſolche Schriften wieder hinwieſe, die zu verdient in Vergeſſenheit gekommen ſind.*)

Alexander Jung.

Ira Aldridge.

Wie wenig man ſelbſt bei allgemein beſprochenen Gegenſtänden auf gründlich fremde Urtheile geben kann, ſehen wir kürzlich bei der Darſtellung des Othello von Ira Aldridge. Was man darüber geleſen, ließ das Auftreten eines Naturſehnens erwarten, der die vom Dichter reichlich vorgezeichnete Gelegenheit, die wildeſten Leidenſchaften zu entfeſſeln, im Uebermaß ergriff und in einem haſtigen, drängenden Naturalismus ſeiner Rolle auf eine Art gerecht zu werden ſuchte, die über das Maß des in ſolchen Fällen allenfalls Erlaubten weit hinausging.

Von dem Allen nichts. Ira Aldridge iſt kein Panther, ſondern ein Prediger der Milde. Sein Othello iſt von der erſten bis zur letzten Scene auf die Rhetorik eines methodiſchen Geiſtlichen angelegt. Daß er an gewiſſen Stellen den Ton gurgelt, langverhaltene Ah! und Oh! ausſtößt, geſchieht ſo ſelten, daß ſeine Darſtellung an Wildheit bei weitem hinter dem Bilde des Dichters zurückbleibt. Nirgends beobachteten wir die Anfälle von Krämpfen, die Shakeſpeare vorgeſchrieben hat, das Zucken der Geſichtsmuskeln, welches Wahnſinnigen eigen iſt, nirgends Aufſchreie heulender Art, die alle ganz in den Rahmen des edlen Othello paſſen würden. Ira Aldridge gab ſeine Rolle mit einer Ernſthaftigkeit, Abgeklärtheit, Verehrung, die Wildheit und Naturwüchſigkeit ausſchließt. Nur ſein mächtiges Organ erinnert an das Geſchrei eines Negerkampfes am Urwald; es iſt eine Macht und Fülle in dem Anſatz und den Anſchwellungen dieſer Stimme, die über das Geräuſch und Gelichter ſeiner Mitſpieler bei weitem hinausgeht. Dann allerdings geben die thierähnlichwirkenden Laute der Wuth und Rachgier naturgemäß eine entſetzlich ſchreiende Klangwirkung. Entſetzt aber nur für Denjenigen, der Shakeſpeare's Othello nicht kennt.

Ira Aldridge iſt ein Geiſtlicher mit einem mächtigen Organe, wie es deren Viele gibt und gegeben hat, die ein Kirchenſchiff in auf- und abſteigenden Tonſchwingungen majeſtätiſch füllen konnten. Solche Tonwirkungen brachte einſt der bekannte Glockenton-Strauß hervor, der in ſeinen jungen Jahren zum erſten male von Oberſchle nach Berlin kam und im neuerbauten Dome ſeine mächtige Stimme erſchallen ließ. Ira Aldridge

*) Die rechte, den Anderen genügende Anerkennung eines ſolchen Wunſches wird und darf ſchwerlich jemals nach Wunſch kommen, weil wir in Deutſchland innerhalb der fremden Welt ein doppeltes Literaturleben haben, eins, das der Gegenwart angehört, ein anderes, das unſere claſſiſche Literatur verwaltet. Die Schatzkammer unſerer claſſiſchen Literatur werden der Gegenwart bei uns nie ſo gerecht werden, wie in Frankreich und England geſchieht, wo es den großen Heroen nicht einfällt, an die Leiſtungen des Tages immer nur die Maßſtäbe Racine's, Corneille's, Voltaire's, Shakeſpeare's und Miltons zu legen. D. Her.

würde ein ausgezeichneter Wanderprediger, ein bezaubernder Missionar haben werden können und ist auch ein solcher gewesen. Von einer wilden ungezügelten Wüsten-Rhetorik, von einem mit glatteller Leidenschaft tigerartig dargestellten Othello ist keine Rede bei ihm. Halb war hielt er, halb predigt er ihn.

Einem so beruhigten, längst gezähmten und vom Geiste des Christenthums ganz allein noch erfüllten Naturell kommt die englische Schauspielkunst dann in ihrer Güte und Anstitte sehr entgegen. Wir dürfen uns wol sagen, daß der große Dritte bei uns Deutschen mehr seine geistige Heimat gefunden hat als bei seinen unaufhörens Landsleuten, die ihn nach seinem Tode sogleich auf hundert Jahre vergaßen. Durch die Revolution und den Puritanismus hindurch hat sich der Shakespeare, der in der deutschen Bühnenwelt lebt, auf der englischen nicht erhalten. Garrick rief die kolossalen Gestalten eines Richard und Hamlet wieder ins Leben, aber die Mittel, die er anwandte, seiner Zeit das verschossene Buch des größten Dramatikers aller Zeiten wieder lesbar zu machen, sind die Mittel seiner Zeit gewesen, dieselben Mittel, die Bajazet und Orosman darstellten. Quin, der Tragöde in der Allongeperrücke, wetteiferte mit Garrick, aber nur die Literaturen stritten miteinander, die Theorien, nicht die artistischen Darstellungsbedingungen. Die englische Tragödie jener Zeit, nachgeahmt der französischen Eleganz- und Reifrockclassicität, sah verächtlich herab nur auf die alten regellosen Dichtergebilde, an die sich die damalige jüngere Schule machte. Die Darstellungsweise war im Grunde bei Garrick dieselbe wie bei Quin. Denn wie hätte sich sonst bis auf den heutigen Tag auf der englischen Bühne die französische Recitation erhalten können? Wie hätten Kemble, Kean, Macready ihre Lorbeeren mit einer Darstellungsweise Shakespeare's ernten können, die uns Deutschen unerträglich ist?

Ira Aldridge hielt Othello ganz so, wie man im vorigen Jahrhundert bei uns und noch jetzt in Paris Bajazet, Orosman und in London den König Lear hielt. Den gewöhnlichen Dialog einfach und ruhig, die Steigerungen anschwellend bis zum Tremolieren, die Auseinandersetzung pomphaft, bedeutungsvoll und im Bewußtsein des vom Dichter vorgezeichneten Verses und pathetischen Ausdrucks. Von einem Aufblühen der Dichtung in unmittelbare Naturergebung, wie der Deutsche verlangt, ist dort wenig Spur. Dieses deutsche halbe Impressionen, dessen Schein den dramatischen Gebilden Wahrheit verleiht, entdeckt man dort fast nirgends. Alles geht seinen langsamen, feierlichen Gang und jeder Spitze der Motivirung, jedem berühmten Gedanken, jeder Ausmalung der Rede durch Bilder und bereits classisch gewordener Geberde wird mit Umständlichkeit Rechnung getragen.

Eine Ungerechtigkeit wäre es freilich auf der andern Seite, wenn man die sich sogar auf diesem Wege herausstellende Weihe und feierliche Bedeutung einer solchen Spielweise ohne Anerkennung lassen wollte. Alle die Kritiker, die über Ira Aldridge geschrieben haben, sein Spiel wäre ein wildes Fletschen, Gurgeln, Schreien u. s. w., sind im Irrthum; sie kennen Shakespeare's Othello und die vom Dichter vorgeschriebene mildgewordene Tollheit einer afrikanischen Eifersucht nicht. Aber auch jene Stimmung, die mehr im Publicum als in der Kritik sich ausgesprochen hat, daß Ira Aldridge ein berechnetes, aufstudirtes und innerlich viel zu fertiges Gebilde aufstelle, geht zu weit, wenn sie die außerordentliche Correctheit desselben mißachten und sich gegen den feierlichen Eindruck der Totalwirkung spröde ablehnend verhalten wollte. In dem festgehaltenen, auch bei den Mitspielern hörbaren durchweg unveränderten eigenen Ton des Spiels, in diesem oft monotonen Recitiren gleichsam fertiger und nur möglichst plastisch declamirter Situationen liegt zuletzt doch ein Etwas, das unserm Naturalismus oft und man möchte fast sagen immer abgeht. Es fiel uns auf, wie in den letzten Scenen der Tragödie auch keine Auseinandersetzung unterdrückt, Alles und Jedes gesprochen wurde, was vom Dichter

zum vollen Abdruck seines Werkes nothwendig geschienen. Bei unserm hastigen, leidigen und charakteristisch nüancirten Tone geht gegen das Ende eines Shakespeare'schen Stücks meist auch immer das Gebäude des Dichters in Trümmer. Ist das Hauptstück der Fabel erreicht, so bricht Ungeduld aus und begehrt das Sinken des Vorhangs. Beim Engländer aber sorgt die subtile und geräumige Anlage des Anfangs dafür, daß auch dem Ende sein volles Recht wird. Othello, Macbeth, Romeo gelten deshalb bei uns in Deutschland in der Theaterwelt für „undankbare" Rollen. Da sie nämlich bei uns ganz in die Handlung verlegt werden, so verpassen sie meistens, sowie das Factum dieser Handlung vollzogen ist.

Noch eine gute Eigenschaft der englischen Bühne hat sie an sich trotz schwacher Gesellschaft Irv Aldridge's beibehalten. Es sind die Auftritte und Abgänge der Darsteller vorn an den Seitencoulissen. Mit dem von und nach hinten kommenden und gehenden Erscheinen und Verschwinden der Schauspieler ist die heillose Privatsucht der Darsteller und Beifallsverschwendung der Zuhörer eingerissen. Das übermäßige Klatschen in den deutschen Theatern, das der viel theaterliebendere Franzose nicht im entferntesten und weit nur im Interesse der Stücke kennt, ist ein Grundverderb unserer Bühnenzustände geworden. Auch dem Dichter ist daraus der schlimmste Nachtheil entstanden. Das Publicum, schon gewöhnt bei uns, die Abgänge als Signal des Gefallens oder Nichtgefallens auch der Stücke zu nehmen, wird bald ungeduldig, wenn eine Anzahl Scenen vorübergingen, wo die Darsteller sogenannte „stille" Abgänge haben. Man nehme eine Bühne wie die barmstätter, die so tief ist, daß jeder Betheiligte, der auftritt, um einen Brief zu überreichen und dann abzugehen, eine förmliche Promenade zu machen hat! Bei solchem Kommen und Gehen spielt sich eine dramatische Erfindung viel leichter ab und der Dichter ist nicht so bedrängt von der Sorge für den Effect, diesem traurigen modernen Attribut aller Begeisterung und Phantasie.

Anregungen.

Der Wettersturz.

Voltaire's Wort: „*Le mieux de tout n'est souvent que rien les pressés*", hat, auf den größten Theil des verflossenen heurigen Mai angewandt, gewiß seine Richtigkeit. Aber in allen Jahren hat der Monat Mai seine Tücke, die der Gärtner und Landmann sehr wohl kennen. Der auch in jüngster Entwickelung begriffenen Pflanzenwelt drohen in diesem Monate große Gefahren; die Gärtner fürchten die Fröste des Mai. Sie selten ganz ausbleiben. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß zu einer Zeit, wo die Tage immer von längerer Dauer werden, wo die Sonne ihrem Mittelkreise immer näher rückt und deshalb auch die Hitze im Zunehmen begriffen sein sollte, doch gewöhnlich ein merkliches Zurückgehen der Temperatur eintritt. Man hat verschiedene Gründe dafür angeführt, welche sich jedoch bei aufmerksamerer Prüfung als unzulänglich erweisen. Jedenfalls sahen man sich veranlaßt, hierbei die Frage aufzuwerfen: Steht dieses Sinken der Temperatur in Beziehung auf die Strenge des verhergegangenen Winters?

Im Jahre 1834 fragen Mädler, nach dem Lehrmann und andere Physiker an, durch Jahres- und Zusammenstellungen der Witterungsbeobachtungen die regelmäßige Wiederkehr der fraglichen Erscheinung in der Mitte des Monats Mai darzulegen. Nach einer Tafel, welche die mittlere Temperatur im Monat Mai in Petersburg, Berlin, Dresden, Prag und Paris angibt, läßt sich das Gesuchte herausfinden, daß während in den Monaten April und Juni die mittlere Temperatur vom Anfang nach dem Ende zu gewöhnlich steigt, der Monat Mai im Gegentheil ein merkliches Zurückgehen bis zur Mitte darbietet. Man bemerkt, daß diese Erkaltung später eintritt, je östlicher der Ort liegt. Aus der gemachten Zusammenstellung ist ersichtlich, daß z. B. in Petersburg am 9. und 10. Mai der niedrigste Temperaturstand ist, während dies in Berlin, Dresden und Prag am 11., 12. und 13. und in Paris am 14. und 15. der Fall ist; in Wien sind nach gleicher Beobachtung die Tage vom 10.—22. die kältesten.

Man wird vielleicht sagen, daß eine Verminderung von ein bis zwei Grad in der mitt-

tere Temperatur der beschneiten Tage doch nicht von solcher Wichtigkeit wäre, daß die Verspätung der Lastthiere, die der Zeit vor Mitte Mai nicht trauen, gerechtfertigt erscheine; jedoch das Sinken des Thermometers beträgt bisweilen 7, 8 oder 9 Grad gegen den Stand in den ersten Tagen des Monats und übt auf die Vegetation einen Einfluß aus, der unverkennbar genug ist.

Die allenfalls wahrscheinlichste Erklärung dieser Erscheinung besteht darin, daß man die Kälte dem enthalten Schweigen des Schnees und Eises im Norden und auf den hohen Bergen zuschreibt. Der Schnee beträgt zum Schmelzen einer großen Menge Wärme, welche er aus allen ihm nahen Körpern und am nächsten der Luft entlehnt. Die Luft, so anhaltend ihrer Wärme beraubt, läßt die Temperatur fallen. Auf diese Weise muß es schneereich gewesener Winter auch einen besonders kalten Mai herbeiführen.

Das Kunstwerk der Zukunft.

Unter dieß von Richard Wagner entgegnete Thema, das einer neuen Entwickelung und gehaltigen Entfaltung unserer künstlerischen Bestrebungen gilt, vorzugsweise aber die Reform der Oper betrifft, schreibt uns ein Musiker: „Richard Wagner ist offenbar aus dem trostlosen Streben, der Oper künstlerische Einheit und Wahrheit zu geben, alle die verwirrenden Künste aus einer täglichen Knechtschaft zu erlösen, auf eine Reihe von Schlüssen gekommen, die leider — auch den Schluß aller Kunststempel verhindern müßten. Bei den alten Griechen flechten allerdings die höchsten Ideen sich in mythische Gestalten; aber ich suche die speculative Dogmatik unserer germanischen Barbaren, z. B. die Gralssage, wird nie wieder populär werden. Und wer Wagner's Gesammtrung aller Künste in eine betrifft, so ist die Theilung der Arbeit auch auf das geistige Gebiet übergegangen. Die höchsten Ideen haben nur einen adäquaten Ausdruck, das Wort. Das Wort wird durch die vage Allgemeinheit der musikalischen Tonkunst verdunkelt. Dennoch wundert mich, daß man Richard Wagner's Theorie nur immer äußerlich und im Allgemeinen bemäkelt und sie nicht in ihr Wesen und ihr Recht auflöst. Man muß Wagner's Irrthümer aufdecken, muß die Unmöglichkeit des Kunstwerks der Zukunft a priori beweisen. In der musikalischen Welt ist der Streit so fanatisch und theilweise unedel geworden. Wagner's Irrthümer sind immer bedeutsamer für die Reform als die Phrasen, die ihm so häufig entgegengesetzt werden. Sein Sterben wurde der rechte Sonntag für unsere Musiktheorie und Musikpraxis, die sich der Gedankenwelt allzu sehr entfremdet hatte."

Das geistige Eigenthum.

In Nr. 21 dieser „Unterhaltungen" richteten wir an den Bundestag die „dringliche Anfrage", die Verbesserung der Bestimmungen betreffend, die bei uns in noch sehr beschränktem Maße das geistige Eigenthum schützen. Vom Preußen hört man, daß die Anerkennung der Rechte der dramatischen Autoren auch auf ihre bereits im Druck erschienenen Werke und die Sicherstellung derselben gegen unbefugte Wiederherstellung beabsichtigt im Werke sein soll. Auch von Oesterreich erfahren wir, daß die kaiserliche Regierung in verwichenem Januar das bereits im Jahre 1846 gegebene Gesetz gegen Beeinträchtigungen des geistigen Eigenthums der Handelskammer zur neuen Begutachtung übergeben hat. Die Handelskammer wählte zur näheren Meinungsabgabe betheiligter Sachverständiger die Musiker Becker von Pötlingen und Dessauer, die Maler Gindle und Amerling, den Bildhauer Gasser und die Schriftsteller Frankl und Eduard von Bauernfeld. Diese Commission hat sich ihrer Aufgabe mit Eifer unterzogen und in besonders bedeutungsvoller Weise darauf aufgetragen, daß sich Oesterreich in dieser Angelegenheit mit der allgemeinen deutschen Preßgesetzgebung in Verbindung und in ein möglichstes Einvernehmen setzen möge.

Wie rasch Frankreich in derglichen Dingen den Künstlern und Autoren entgegenkommt, beweist die letzte Erhöhung des Eigenthumsrechtes nach dem Tode eines Künstlers oder Autors von 20 auf 30 Jahre. Gestern machte einer Gesetz in den Tuilerien auch sein Anliegen war bewilligt. Daß die Tantième in Deutschland noch in Wien, Berlin und München eingeführt ist und in Dresden, Stuttgart, Hannover an eine Nachfolge kaum gedacht wird, ist für die Auffassung solcher Fragen in Deutschland charakteristisch genug.

Eine Klippe der Schauspielkunst.

Es ist sehr gefährlich für den Schauspieler, daß er erst dann ein vollendeter Künstler werden kann, wenn er mehr denn Ich, ebenso gut auch nur ein gewandter Handwerker zu sein.

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 37. | Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Der Ring oder die Nihilisten.

Eine Erzählung in sieben Capiteln vom Herausgeber.

Erstes Capitel.

Das Recht der freien Selbstbestimmung.

In einem traulich eingerichteten Zimmer deckte ein junges Mädchen den vor dem Sofa stehenden runden Tisch mit einer grasgrünen, buntgemusterten, großen Tischdecke von Damast. Sie holte von einer Etagère, auf der sich allerhand buntes Glas und Porzellan befand, auf diese Decke drei feldgrünumrandete Tassen, ebenso viele Teller, Zuckerschale, Messer, die sie in kleine zierliche Servietten einschlug, stellte an den Stühlen, legte die Gabelchen in Ordnung und verrichtete somit eine Reihenfolge von Handlungen, die wir nicht beschreiben würden, wenn das junge Mädchen sich auf den Besuch, den sie zum Thee erwartet, nicht mit einem Ernste und einer Feierlichkeit vorbereitet hätte, die selbst die darauffolgenden Rüstungen der kleinen Lampe, der Theemaschine, der von einer Magd hereingetragenen bepackten Bäckereien, des Mühlenzeugs und weiche Vorsorgen alle zu einem behaglichen Theeabende gehören, mit einer so ernsthaft überdachten und heroischen Miene verrichtete, daß man eine Fee, die zu geringer Gemeinarbeit verurtheilt wurde, zu sehen glauben mochte, auch wenn nicht das reine, schöne, junge Wesen vom Dienstmädchen bei jenem bloßen Worte Gnädigst Fräulein' Gnädigst Fräulein' höchst erzürnt wäre angeredet worden.

Das gnädige, junge Fräulein hieß Hertha Wingolf und gehörte nicht dem Adelstande an. Unbeschreiblich aber war sie von der sogenannten „höheren Gesellschaft" Wenn Hertha Wingolf zu ihrer Theeabendrüstung einen Stuhl erhob, so geschah dies mit einer Armbewegung, wie wenn Gemeinmal den Grundstein eines neuen Tempels in Babylon gelegt hätte. Sie erkundigte sich bei Lisetten, so hieß das Dienstmädchen, nach dem heißen Wasser. Das geschah in einem Ton, mit einem Ausdruck, wie wenn eine idäische Seherin den Priester befragt hätte. Wie geht es mit den Quellen des Styxes oder mit den heißen Schlacken des Aetna? Sie hieß sich sogar herab, Hertha Wingolf, mit Lisetten von einem Teller ins Wort und einem mit Schinken zu sprechen, zwei Tellern, die des Geruchs wegen

noch heute in der Küche herrscht, aber den Preis der Waare und den Preis des Schinkens notirte sie in ein sauberes Notizbüchlein, das sie inzwischen aus einem Schranke genommen. Hertha's weiße, zarte, längliche, ganz der Carus'schen „schönen Hand" entsprechende Finger, glänzten weiterfernd mit dem silbernen Griffel, mit dem sie behäbig die Worte niederschrieb: Ein Viertel Schinken zwei Groschen, ein Viertel Wurst zwei ein halb Groschen!... Zwei und respective zwei und ein halb Groschen? mochten unsere nationalökonomisch kundigen Leserinnen fragen. Sie wollen den Namen einer Stadt zu hören wünschen, wo es so billige Preise gibt. Wo liegt dies Eldorado der erschwinglichen Existenzmittel am Wirthschaftsgelde, wie ein Billanglegtes Sparen für gewöhnlich Toiletten möglich machen? Wir könnten den Namen der Residenz eines großen deutschen Mittelstaates nennen; aber man gebe sich über die wirklichen Fleischpreise keinen Täuschungen hin! Wir dürfen nicht verschweigen, daß Lisette bei Nennung dieser geringen Summen ganz eigen ihre kleinen braunen Augen zusammendrückt. Innerlich lacht etwas in unserer Zofe. Daß vornehme, in einem seidenen Kleide rabiatrauschende junge Mädchen, das sich einbildet, die sämmtlichen in ihrem eleganten Wirthschaftsbüchlein verzeichneten Preise für Früchte, Gemüse, Butter, Kaffee, Eier aus dem Speisehause, Thee, Zucker, Schinken und Wurst entsprächen wirklich den üblichen Preisen des Marktes, der Fleischbank und des Spezereikrämers, dies gläubige vornehme Mädchen ist es, das ihr lächerlich vorkommt. Lisette jedoch, wohlweislich ihr Lachen verbergend, geht in die Küche zurück, nicht ohne die Versicherung, daß Frau von Zobel, eine höhere Beamtenwitwe, bei welcher Hertha Wingolf zur Miethe wohnte, doch nun bald „jeden Augenblick" aus der Stadt zurückkommen müßte.

Hertha Wingolf hatte sich überzeugt, daß ihre Vorbereitungen zu einem Thee à trois mit so viel Umsicht getroffen waren, als man bei einem im Leben selbständig dastehenden Wesen erwarten durfte, öffnete nun das Fenster und sah hinaus in die Schatten des Abends, die duftig und schon kühl sich niedersenkten. Hertha's Wohnung lag vor den Thoren. Es war nicht die elegante Vorstadt der wirklich ansehnlichen und mit grün die gothik an ihren höchsten Spitzen jetzt noch von dem Abendsonnenschein vergoldeten Thürmen vor ihr liegenden Residenz, die sie bewohnte; es war eine minder beachtete Gegend, ein Viertel, halb den wirklich Armen, halb den verschämt Armen angehörend. Manches der traurigen Nothwendigkeit, die man Einschränkung nennt, Gezwungener zog sich hierher zurück. Keine Paläste und keine Hütten, aber behagliche Mittelhäuserle mit mancher gefälligen Einrichtung wie bei Frau von Zobel. Eine freundliche Gartennatur durchzog diesen entlegeneren Stadttheil und die rings um die Residenz aufgebreiteten Gartenanlagen durchkreuzten sogar die kleinen Gäßchen und Winkelchen selbst.... Du mußte ein Blick durchs Fenster — es war noch nicht sehr Uhr und schon dunkelte es und die Luft ging ostentlich herrlich — ein so seltsames Schweigen auf den Gärten ausbreiten, daß Ohr ein so heimliches Summen hören, wie es vom Baum zu Busch zog, ein so grüner Friede mußte durch die Natur weitend vernommen werden, daß nur noch das fernher erklingende Abendläuten fehlte, ein Herz weich und friedlich zu stimmen. Die Glocken läuteten dann wirklich. Aber Hertha stand entweder über sentimentaler Naturauffassung oder eine auf ihrem Antlitze ruhende Spannung ließ solche Gemüthsstimmungen nicht aufkommen. Von Minute zu Minute schien sie unruhiger zu werden. Ein mal nach dem andern nahm sie von der Brust die goldene Uhr und sah danach. Dann schloß sie das Fenster; die Nachtluft war zu kühl. Nun zündete sie die Lampe an. Unruhig ging sie auf und nieder und blieb endlich vor dem, an der Wand hängenden eleganten Bücherbord stehen, nahm davon ein Buch herab, setzte sich in die Sofaecke und begann, um ihre Empfindungen Herr zu werden, an einer Stelle weiter zu lesen, wo ein hübsch gestickt Lesezeichen anbeutete, daß sie in ihrem Studium — denn Feuerbach's „Wesen des Christenthums" läßt sich nicht lesen, sondern nur studiren — gestern stehen geblieben war.

Während wir die ſchlanke, ebenmäßig gebaute Hertha Wingolf in ihrer Toilette laſſen, wo von ihrer freien hellen Stirn die mähnigen, ſchöngeringelten, blonden Locken gerade auf die Stelle niedergleiten. „Die praktiſche Anſchauung iſt eine ſchmutzige, vom Egoismus beſtellte Anſchauung, bei ihr ſchau' ich ein Ding nicht um ſeiner ſelbſt willen an, ſondern nehme es, wie wenn man ein Weib nur um der Sinne Willen liebt. Die praktiſche Anſchauung iſt in ſich nicht befriedigt, nur die theoretiſche iſt es, ſie iſt freudenvoll, ſie allein iſt ſelig; ihr iſt der Gegenſtand der Liebe ein Gegenſtand der Verwunderung ..." während wir Hertha über dieſe Worte nachſinnen laſſen, erblicken wir aus dem hohen Portalbau Gebäude, welches in der Reihenfolge jetzt das Juſtizminiſterium wieder bekommen Miethshaus ganz hatte, eine in einen leichten Sommermantel gehüllte Geſtalt treten. Der Portier kennt die Geſtalt ſchon, kennt ſchon die nächtlichen Ausgänge des Geheimraths, der ſeit einem halben Jahre die Geſchäfte des Miniſteriums verſorgte und noch ohne den Namen des Miniſters der Miniſter ſelbſt war. Die verhüllte, eilend aus der hinteren Thüre tretende Geſtalt fand die ſchwere Pforte ihres Hauſes raſch aufgethan, raſch fiel ſie hinter ihr zu. Des Geheimraths Gattin war im Theater. Sie ſchien gewußt, ihn des Abends, wenn ſie von mancher guten Vorſtellung heimkam, nicht mehr anzutreffen. Mit feſtem ſicherem Schritte legte die hohe Geſtalt des Geheimraths eine Straße nach der anderen zurück. Durch die belebteſten Gegenden drängte ſich der Dahinſchreitende, nicht ohne zu wol dort raſch von einem Vorübergehenden erkannt und freudig begrüßt zu werden. Man zündete die Laternen an. Endlich kam der eilige Wanderer zu jenem Thor, das in die bezeichnete Vorſtadt führte. Er ſchlug den Weg zur Wohnung der Frau von Jakel ein. Ein Blick nach den Fenſtern Herthe Wingolf's überzeugte ihn, daß ſie daheim war. Raſch zog er die Hausklingel. Der geſchickene Thür öffnete ſich. Trotz des Dunkels fand ſich der Beſuchende zurecht, denn er kannte die Stiege. Oben brannte Licht. Der Ruf: Herr Geheimrath! kam von ihr in etwas heiterem Ton. Mit wenig Schritten war der Beſuchende in Herthe Wingolf's Zimmer.

Du biſt es! ſagte ſie.

Ja Hertha, ich bin es! ſagte der Gaſt und legte den Mantel ab.

Hertha's Gruß war ſo gezogen, ſo langſam, ſo fragend genommen, daß man erkennen konnte, wie ſie unſern Beſuch am wenigſten erwartet hatte. Geheimrath Wingolf's Hertha's Stirn und auch auf die erſte Ueberraſchung war machte ihre Miene einen befremdeten Ausdruck zeigen. Sie ſammelte ſich. Sie beſaß das Taktgefühl eines edlen Herzens und erblickte ſie in den Augen des Gaſtes nicht eine Thräne? Die Thräne konnte von der herzlichen Theilnahme kommen und der Beſuchte war ein Mann, den ſie liebte, ihr Vater.

Zwei Menſchen ſtanden ſich gegenüber, an denen der Schleier eben kein Nachahmen, der Kummer, Sorge gehabt hätte. Die Tochter des Vaters Bild. Der Vater, ſchon den Jünglingen nahe, aber auch von jugendlich feſter Haltung ſeiner hohen Geſtalt, von feſtem, kriſtallem, wenn auch ergrautem Haar, von Milde im braunen Auge, voll Ernſt im bedeutungsvollen Munde. Die Hand, die er ſeinem Kinde bot, ſo weich, ſo warm. So war auch ſein Gruß, den Hertha, ihm gleich an Hoheit und Adel, nach langer Sammlung herzlich erwiderte. Der Vater ſetzte ſich. Er ſah ſich um. Die Zurüſtungen des Thees, die er bemerken mußte geſtört zu haben, die Locken, die er nicht gezählt und zur Veranlaſſung einer Frage genommen, mit dem Hertha, außer Frau von Jakel, heute zu Dritt ſein würde, das Gebäck, der nun von Tiſchen hervorgebrachte Theeapparat, alles Das änderte freilich ſchon die Stimmung. Auf des Vaters Auge blickte Wehmuth und um ſeinen Mund ſpielte etwas von Ironie.

Einen Gruß von Eugenien! ſagte er.

Ein ſtummes Nicken war der Tochter Dank.

Der Herbſt kommt mit Macht!' fuhr der Vater das Haupt ſchüttelnd fort. Die Abende werden lang. Du wirſt dich hier einſam fühlen.

Doch nicht' erwiderte Hertha mit eigener Heftigkeit und legte den Feuerhaken von der Feuerſchaufel, nicht damit der Vater ihn nicht ſähe, ſondern damit er brennender ſah.

Nun trat eine Pauſe ein. Hertha nahm eine vierte Taſſe von der Etagère der Frau von Zabel, es war eine eigenthümliche Taſſe, eine verwitwete gleichſam, es fand wenigſtens darauf: Für den Hausherrn. Herr von Zabel hatte, als er noch dem Staate, ſeiner Hausfrau und ſich ſelbſt lebte, daraus gefrühſtückt. Mingolf lehnte die Taſſe und ein Couvert ab und da Hertha mit kleinen und unverfänglichen Erkundigungen ihm kam, ſo ſagte er:

Hertha, wann hört die ganze Thorheit auf?

Hertha verſtand ſogleich, was der Vater unter ganzer Thorheit meinte. Ihr ſchönes rauchblaues Auge verfinſterte ſich. Sie ſchwieg aber und blickte nur nieder....

Ich habe, fuhr der Vater fort, die Richtung, die nach dem Tode deiner Mutter deinen Geiſt überkam, ſo lange für eine ungefährliche genommen, als du unter meinen Augen lebteſt. Zehn Jahre der Selbſtändigkeit, von deinem elften bis zu deinem einundzwanzigſten, haſt du in unſerm kleinen Provinzleben die Blume der Mutterwelt, der träumeriſche Geiſt des Apartes und Barocken ſein dürfen, ſo lange ſich das väterliche Dach darüber wölbte. Jedermann hatte Gefallen an deiner Entwickelung und ſo wie du warſt, ſo nahm man dich. Doch ich leider dann die Thorheit begehen mußte .... mich an mein Herz zu glauben....

Vater! erwiderte Hertha auf dieſe letzte beſonders ſchmerzlich hervorgehobene Wort und ergriff des bewegten Mannes Hand und bat ihn, ſich nicht durch eine Erörterung aufzuregen, deren eigentliche Abſicht doch, wie er ja wiſſe, ihr Ziel verfehle, verfehlt hätte und ewig verfehlen würde.

Ich kann dort das Bild deiner Mutter nicht ſehen, fuhr der Vater mit einem Blick auf die an der Wand hängenden Büchergärten und was ſich darüber an Bildern erhob, fort, ich kann es nicht ſehen, ohne nicht den Drang einer Rechtfertigung zu fühlen. Luiſe ſehe in ruhig, ſo verſöhnt auf mich nieder!....

Hertha unterbrach dieſe Erörterung. Sie wußte, daß ihre verklärte Mutter dem Vater ein Geiſt war, der auf dieſer Erde ſeine wahre Stätte nicht gefunden und deshalb früh ſchied. Sie wußte, daß der Vater an dieſen Geiſt nicht dachte, ohne nicht etwas zu fühlen, wie wenn ein Beethoven'ſcher Accord durch die Lüfte zog. Eine eilfjährige Ehe war die Harmonie ſelbſt geweſen. Zehn Jahre hatte dann der Vater dem nachklingenden Tone des Glücks noch gelauſcht, und dem Leben ihn nur allein als ſeinem Höheren ſich hergehört. Da kam das äußere Weltglück an Mingolf's Hausthüre, pochte an ſein Leben mit Ueberraſchungen an, von denen er wie eine Hoffnung hoben konnte. Er wird Chef einer [illegible]. Eine Mahnung der Seinen wirft der Jubel des Looſes Vernachläſſigung der Reformen vor. Man ruft, um der öffentlichen Meinung eine Beſchwichtigung zu geben, Mingolf in die Reſidenz, gibt ihm die Stellung eines Miniſters, deſſen Rang er ablehnt, weil er die Vorliebe des Souverains für alle Namen kennt und ſich die Stellung eines Aufgezwungenen nicht zu ſehr erſchweren will. Dieſe frohe Wendung ſeines Lebens erfüllt ihn mit geſteigerter Empfänglichkeit für die Schönheit des Daſeins. Er wählte eine zweite Gattin. Aus wirklicher Neigung. Er war wie ein aufgegrabener Baum, in dem ſich wieder mit dem Frühling plötzlich ein Wachsthum regte. Eugenie von Saalfeld wird ſeine Wahl, die Freundin ſeiner Tochter. Beide hörend und ſehend um ihn als Kinder ſchon. Als beide erwachſene Jungfrauen waren, er nach der Reſidenz als Miniſter ſcheiden ſoll, da Eugenie von Saalfeld, die eine Waiſe bei Verwandten an ſeinem früheren Beſtimmungsorte lebte, die Freundin ſeiner Hertha, noch einmal betrachtet, wagt er ihr das ſchwere Loos anzutragen, an der Seite eines faſt ſechzigjährigen Mannes

durchs Leben zu gehen. Eugenie, ein blühendes, reiches Mädchen erschrickt anfangs, hört aber die wiederholte Bitte und willigt ein, aus Scheu und Schamgefühl jedoch der Freundin, der sie Mutter wird, sich nicht sogleich erklärend. Diese reist mit dem Vater ab. Unterwegs gesteht er der Tochter seine Wahl, sie staunt und staunt und an dem Tage, wo Hertha's Freundin, aus der Provinz als wahre Mutter von ihm abgeholt, in die neue, prachtvolle, ländliche Wohnung der Residenz einzieht, hatte Hertha das väterliche Haus verlassen. Sie ergriff diese Wendung als das Ende einer schon lange in ihr gährenden Krisis. Sie nahm sie als einen Fingerzeig des Schicksals, einem schon längst in ihr unwiderstehlich gewordenen Drange nach Freiheit und Selbständigkeit zu folgen. Durfte es ihr an sich genommen schon peinlich sein, eine Freundin als Gattin ihres Vaters zu begrüßen, hatte sie hier volle Gelegenheit, das Loos der Frauen zu verwünschen, über die der Zufall, das blinde Spiel des Würfels entscheide, warfe sie anklagen. Ein Vater, der der Freier meiner Gespielin wird' und dachte sie schon längst mit Ingrimm an Das, was die Menschen Liebe nennen, so hatte sie jetzt ganz der ihr immer mehr geweihte Geist der Selbstbestimmung ergriffen, der keinen Zügel mehr dulden mochte. Sie konnte sich das Glück des Vaters an der Seite Eugeniens denken, sie gönnte es ihm, aber sie mochte diese Hingebung einer jungen Mädchens an ein solches Leben der sich beschränkenden Pflicht nicht theilen. Sie verließ die Wohnung des Vaters, vertraute sich einer ältern Freundin ihrer Mutter und bezog bei ihr diese kleinen Zimmer, in denen sie sich eine Existenz geordnet hatte ganz nach dem Drange ihres Bedürfnisses. Und litt auch der Vater unter diesem tief auf seiner eigenen Natur keimenden Sinn seiner Tochter, litt er in seinem Innern ebenso sehr wie vor der Gesellschaft — denn kaum in seine neue Würde eingesetzt gab ihm sein Kind ein solches Aufsehen' — so ertrug er doch seit mehren Monaten schon mit Geduld eine Wendung, die sich bei dem schon früh in dem selbständigen, durch Pensionen und Erzieherinnen zum Eigenwillen gesteigerten Sinne Hertha's nicht ändern ließ.

Darum staunte Hertha, als der Vater heute vom Neuen mit seiner Gegenrede kam. Sie hatte seine Unterstützungen, die, wenn auch noch nicht ganz, doch in abfließendem Maße eingehen sollten, doch immer noch angenommen. Sie sollte deren von Monat zu Monat weniger werden (daß die Preise für sie so niedrig gestellt wurden, wie mir vorhin an dem Hühnchen Viertend und den beiden Tellern mit Fleisch sahen, beruhte auf einer Verabredung Eugeniens, ihrer Mutter, mit Frau von Zabel), ja ihr Ideal war eben in ermuthigender Folge jener Wohlthätigkeit des Vaters dies geworden, sich ihre Existenz selbst verdienen zu wollen. Aber der Vater wollte heute dagegen Einspruch thun. Er war in der Absicht gekommen, seine Tochter zu fragen, ob es nicht wäre, daß sie in seinem ihr befreundeten Hause musikalischen Unterricht zu geben gedächte!

Ja, bei Frau von Neidig, sagte Hertha mit ruhiger Bestimmtheit, ich komme immer mehr zu der Erkenntniß, daß wahres und dauerndes Glück nur durch That geboten wird, was man sich selbst erwirbt. Das weibliche Geschlecht ist der Paria der Civilisation. Wir haben uns begnügt, und, wie mir von hundert Freiern geschah, schöne Dinge über unsere Nasenspitze sagen zu lassen und sind Sklavinnen des Innenlebens geworden, wenn die Fesseln, die wir tragen, auch noch so vergoldet schimmern. Wie sehr wir im Leben ohne Würde dastehen, kann ein Mann kaum fühlen. Man muß jene ganze Kette von Unsagbaren kennen, die sich tief im Leben der Frauen angelegt hat, um recht zu begreifen, was ich meine. Der Wahn der Gesellschaft ist durch Erziehung und Bildung der Mittelpunkt aller unserer Bestrebungen geworden. Ihm bringen wir stündlich schmachvollste Opfer, ihm huldigen wir mit unserer eigenen Entwürdigung. Man lasse nur den Frauen einmal Raum, ihren Muth, ihre Ausdauer und ihre wahre Hingebung an die Pflicht zu prüfen! Wir sind ein spartanisches Geschlecht, Vater, während die Männer uns für so verweichlicht halten, als sie es vielleicht selbst sind.

Der Vater ſchüttelte ſein Haupt, doch mehr ſpottendes Erſtaunen als Zorn erfüllte ihn. Hertha ſchloß mit der Bitte, ihr zu geſtatten, ſich eine Exiſtenz ſelbſt zu begründen und mit jenem Unterricht bei den zahlreichen Stieftindern der reichen und liebevollen Frau von Reiß den Anfang machen zu dürfen.

Der Vater ſtand auf. Er war erregt. Er hatte die Abſicht gehabt, ſich zu mäßigen. Er konnte aber jetzt den Zwang nicht mehr über ſich gewinnen; er verbot mit einer Entſchiedenheit, die Hertha an ihm trotz aller Güte ſeines Weſens kannte, jedes Unterfangen dieſer Art ... Ich bin dieſes Verbot, ſagte er, meiner Stellung ſchuldig. Ich zeige nicht nach höhern Auszeichnungen, als die mir ſchon zu Theil wurden. Ein Bürgerlicher weiß ich, daß ich dem Souverän nur durch die Umſtände aufgedrängt bin, und ich erleichtere mir meine Beziehung zu ihm durch den Wunſch, eine gleichſam nur interimiſtiſche Stellung einzunehmen. Indeſſen will ich den Makel, den man an mir findet, nicht noch vermehren. Ich mag nicht, daß mein Familienleben Gründe des Vorwurfs und des Spottes für mich darbietet. Magſt du in einer idealen Welt leben, deren Ausſchreitungen ich in meiner Stellung ſogar gezwungen bin, zu bekämpfen, bis zur Caricatur darf dein Handeln nicht ausarten. Ich verbiete dir dieſen Unterricht. Ich lege dir eine Summe hierher, die dir erlauben wird, deine unſinnige Emancipation vielleicht noch bis zu einem Lumpf zu treiben, für den ich ja dort auf dem Gimſe des Kommé die vollſtändigſten Vorbereitungen entreffe'

Wingolf zeigte mit zitternder Hand auf einen zierlichen Becher zum Einſammeln von Tabacksaſche und einige bunte Papierchen zum Anzünden von Cigarren. Er nahm den Hut, nahm den Mantel und wollte voll Erſchütterung gehen ...

Hertha hielt ihn jetzt zurück. Sie hielt ihn zurück nicht mit dem Gefühl einer um die Kränkung des Vaters im Gemüthe beſorgten Tochter, ſie hielt ihn zurück mit der Entſchloſſenheit eines Charakters, der bei ſeinen Auseinanderſetzungen einer überredenden Kraft gewiß zu ſein glaubt und im äußerſten Falle nur noch Alternativen ſtellt.

Vater, ſagte ſie, ich bitte, mir zu geſtatten, neben den Rechten, die du über mich haſt, noch eine andere Autorität einzuſetzen, die Rechte eines Mannes, den ich liebe ... Du würdeſt, fuhr ſie, da der Vater zuſammenfuhr, ohne zu ſtocken, fort, du würdeſt mich glücklich machen, wenn du jetzt hörteſt, Vater. Ich lernte einen Rechtsgelehrten kennen, der ſich für die akademiſche Laufbahn vorbereitet, den jungen Doctor Conſtantin Ulrichs. In Gegenwart der Frau von Zabel ſah ich ihn ſeit vierzehn Tagen faſt jeden Abend an dieſem Tiſche, den wir nur deßhalb wählen, weil das Nebenzimmer ein unbequemes iſt. Conſtantin Ulrichs iſt einer der ſeltenſten Menſchen, die aus dieſer trüben Gegenwart der Zukunft entgegenreifen. Ich liebe ihn, wie wir Frauen Männer lieben ſollen, als den Führer und den Halt meines Daſeins. Conſtantin's Vorzug vor den Andern, deren Werbung ich zurückwies, iſt der, daß die Welt ſeiner Anſchauungen glücklicherweiſe die meinige iſt und daß ich mich ſtark, mich gehoben, mit wunderbaren Schwingen mich getragen fühle, wenn ich in ſein Auge blicke, von ſeinem Geiſte die Funken in mir ſelber elektriſch zucken fühle. Conſtantin iſt der älteſte Sohn jener genialen Familie der Ulrichs in unſerer öſtlichen Univerſität. Sein Vater iſt ſelbſt ein gefeierter Gelehrter, im Fache der Geologie eine Zierde jener Hochſchule. Seine Geſchwiſter tragen den Stempel des Genius. Frieda Ulrichs, ſeine älteſte Schweſter, iſt die Poeſie ſelbſt. Vater, ich ſage dir mein Geſtändniß mit der ganzen Sammlung, die der Ernſt eines ſolchen Gefühls und dein Recht auf mich erfordert und ich bitte dich, entweder jetzt, wo wir Conſtantin erwarten, zu bleiben oder zu geſtatten, daß er dich morgen in der Frühe ſelbſt beſuche.

Es iſt im Leben eines Vaters wol einer der heiligſten Momente, wenn ſein Kind, das wie in träumeriſcher Unbefangenheit mit der Doppelnatur der Menſchheit aufwuchs, ſich plötzlich in die allgemeine Reihe der gleichen Empfindungen aller Herzen ſtellt und

jenem Kreislauf der Jahrtausende, der die zärtlichen Triebe zur Bürgschaft des Menschengeschlechts für sich selbst gemacht hat, in seiner jungen Seele nun auch fortsetzt. Das gleiche Loos des Glückes, der Schmerzen, der Hoffnung und der Täuschung an Alle ausgeworfen und nun auch da an mein liebes, holdes, jungfräuliches Kind! Sieht ein Vater einen Sohn zum ersten male in dem Bann jener Empfindungen, die dem Jüngling selbst einst das Leben geben, so wird des Vaters Wort eher zum Staunen, so zum Scherze geneigt sein; das wilde junge Herz bedarf des Zügels und mancher Vater zieht dann wol mit künstlichem Spott oder mit gemachtem Ingrimm gegen die Frauen überhaupt auf, nennt es ein unwürdiges Geschlecht, ein Geschlecht, nicht der Beachtung werth für einen Jüngling, dem die Welt gehöre. Aber eine Tochter! Bringt ein Vaterherz in solche Erfahrung die Neigung einer Tochter, so wird sein künstlicher Humor, all sein erziehender Spott die Waffen strecken, wird sich mit Rührung und oft mit Schmerz der Nachricht gefangen geben, daß ein so an die Penaten des Hauses gebunden geschienener Geist, eine so stille traumselige Unschuld, die bisher ihm nur gehörte, nun auch von jenem Baum im Paradiese erfahren hätte und von den Aepfeln der Erkenntniß, die oft ein ganzes Dasein vergiften! Der Gedanke, ein unbekanntes, wer weiß mit welchen Absichten der Zukunft bedrohtes fremdes Leben so an sein geliebtes reines Kind herantreten zu sehen, die zarte, nur ihm bisher gehörende Unschuldswange von eines fremden Mannes Hauch und Kuß berührt zu wissen und sein Kind nun hintanmein zu sehen mit blinder Leidenschaft in ein fernes räthselhaftes Schicksal, das kann ihm selbst jene ernste, ja tiefe Eifersucht wecken, die der Mensch in allen Dingen weit mehr sich eingestehen darf, als man so obenhin einzuräumen pflegt, wenn die Eifersucht nur auf das Gute geht und Das, was unseres Werthes Bürgschaft ist. Und mehr als viel, für einen Augenblick kann ein solches Geständniß einem liebenden Vater die Fassung rauben.

Wingolf's Erschütterung mußte aber noch größer sein. Denn naht sich den weiblichen Lippen das Geständniß der Liebe ohnehin so langsam, wie eine Schnecke nie ganz ihr Gehäuse verläßt, so wird es doch vollends vor einem Vater nur ausgesprochen werden fast wie eine Schuld, wie ein Verbotenes und ganz Unsagbares. Der Vater wird das Geständniß hervorlocken müssen und in früherer Zeit war Hertha doch oft erröthet, wenn Wingolf scherzend von einer möglicherweise in ihr aufgetauchten Neigung sprach oder ernsthaft von einer ihr deutlich gezeigten Bewerbung berichten mußte. Daß nun dasselbe Kind sich ihm jetzt so gegenüber stellen konnte, so in einer einzigen ruhigen Rede die Empfindungen bloslegte, die die Bedingungen ihrer ganzen Zukunft werden mußten, das hätte er sich niemals möglich gedacht. Er konnte wol nicht in Zorn aufwallen; dieses ruhige Bekenntniß, von der festen Willenskraft seines Kindes gegeben, diese sichere Andeutung einer demnächst ihm in Aussicht stehenden Bewerbung, dieses klare Zeugniß für sich selbst, vorgetragen von den jugendlichen Lippen unter einer erblaßten, nicht sich röthenden Färbung der Wangen, unter einem ruhigen Aufschlag der tiefblauen Augen, die klar und fest in das Angesicht des Vaters blickten, entwaffnete, übermannte ihn. Ohne ein Wort zu erwidern, wandte er sich zum Gehen. Man hörte nebenan die Fragen und unruhigen Erkundigungen der eben lärmend angekommenen Frau von Zabel. Er sagte nur: Gute Nacht, Hertha! wandte sich, ergriff den Drücker der Thür und schied von einer Tochter, die nichts weiter that, der Wirkung ihres Geständnisses sich zu versichern. Sie hatte gesagt, was sie sagen mußte. Die Art, wie man es aufnahm, kümmerte sie nicht.

Der Vater ging. Constantin Ulrichs! Der Name klang ihm nun — wie doch —? im Ohre; es war ein Wort wie eine neu entdeckte Insel im fernsten stillen Ocean. Constantin Ulrichs! Ein solches Wesen also existirte ... Wie der Vater einige Schritte durch die Boskette der Anlagen zurückgelegt hatte, hörte er hinter sich die Klänge einer Beethoven'schen Sonate auf dem Piano. Er stand still. Das konnte nur Hertha sein,

die ihm diese Töne zuschsandte. Sie mußte doch mehr ergriffen gewesen sein, als sie zeigte, dachte er zu seinem Trost. Daß Hertha statt der ohne Zweifel eben eintretenden, ohne Zweifel sie mit hundert Fragen bestürmenden Frau von Zabel zu antworten, sich doch still an den offenen Flügel setzte, doch vielleicht in sich erbebend die mächtigen Accorde der Sonate pathétique anschlug, das versöhnte etwas sein Gemüth und Thränen im Auge schritt er weiter. Eben im Begriff zum Stadtthor einzulenken, bemerkte er am Eingang der Promenade zwei junge Männer im lebhaften Gespräch. Sie schienen in einem Wortwechsel begriffen, dessen Ausbrüche sie nur mißdeuten, wenn in den einsamen Gängen Schritte hörbar wurden. War der Name Hertha oder Constantin an sein Ohr gedrungen oder welcher Anlaß war es, daß Wingolf stillstand, den Mantel vor die Augen zog und die Streitenden an sich vorüber ließ, ja sogar ihnen folgte? Der Eine war hoch und schlank, unruhig, aufgeregt, der Andere von kleiner Statur und nicht minder in Bewegung. Jener machte dem Kleineren Vorwürfe, ja seine Oberherrschaft über diesen ging so weit, daß dieser sogar sich gefallen ließ, von ihm gedrängt, selbst gerüttelt zu werden. Wingolf, staunend, hörte Vorwürfe, hörte Bezeichnungen, die er hätte deutlicher verstehen können, wäre er ihnen näher geblieben. Der Kleine lachte trotz der Mißhandlung und machte oft wunderliche Sprünge. Zuletzt standen Beide still. Der Größere benutzte das Licht einer Laterne, zog sein Portemonnaie und gab dem Kleineren Geld. Wingolf konnte die Physiognomieen deutlich übersehen. Der Größere war ein junger Mann von geistvollem Gesichtsausdruck, mit dunklem Bart um Lippe und Kinn, der Kleine schien bartlos, war bloß und von einer beweglichen unedlen Physiognomie. Nachdem der Letztere einige Geldstücke empfangen, begleitete er den unwilligen und aufgeregten Geber in die jenseit des Hohenwegs beginnenden Häuserreihen. Vor Hertha's Hause hielten sie in der That an. Der Kleinere erhielt noch mit der Hand ein ziemlich derbes Andenken von dem aufgeregten Größern, der die Klingel zog und verschwand. Wingolf wartete auf den vor ihm vorbeischleichenden Geführten eines Mannes, der also ohne Zweifel Constantin Ulrichs gewesen war . . . Dieser hüpfte mehr, als er ging, an ihm vorüber, pfiff, trällerte. Das empfangene Geld schien ihn lustig zu stimmen. Wingolf konnte nicht umhin, ihm zu folgen. Er war im Stadtthore fast dicht an ihm, dann schlug er eine andere Richtung ein, als die seinige hätte sein müssen . . . Dennoch begleitete er ihn noch eine Strecke. Erst als der Kleine in einem übel berufenen Viertel verschwand, gab er die ihn unwillkürlich ziehende Absicht, wenigstens die Gesichtszüge dieses Gefährten, der sich so leichten Sinnes von Constantin Ulrichs mit Geld ausstatten und dann mißhandeln ließ, genauer ins Auge zu fassen. Es war nicht möglich gewesen. Er bestieg einen Miethwagen und fuhr in seine Wohnung.

Eugenie, Wingolf's junge Gattin, war noch im Theater. Gewöhnlich wenn sie zurückkam und noch ein einsames Lämpchen an einem Fenster, das in den Hof ging, brennen sah, wußte sie, daß schwierige Arbeiten angekommen und der zärtliche Gatte ihr lieber erst am nächsten Morgen gehörte. So heute. Wingolf fand heimgekehrt verwickelte und verdrießliche Aufträge. Es war damals jene vormärzliche Zeit, wo die Feinde der Ordnung nicht wie jetzt in den Handwerkstätten aufgesucht wurden, sondern mehr unter den Studirenden, unter den Gelehrten. Eine Reihe von verdächtigen Namen lag vor dem neuen Verweser der Justiz. Es waren Namen, die er wegen einiger unentdeckten Dinge in Anklagestand versetzen sollte. Die Verdachtsgründe beruhten auf Thatsachen, die actenmäßig neben ihm aufgeschichtet lagen. Wingolf las. Ganz hingegeben der schwierigen Aufgabe schüttelte er oft den Kopf. Endlich stieß er — erstaunend und betroffen genug — auf einen Namen, den hier zu finden, zu seinem Kummer noch eine neue Verwickelung brachte. Auch der Doctor der Rechte Constantin Ulrichs stand auf dem Verzeichniß . . . Bis tief in die Nacht las Wingolf die Vergehen, deren sich ein Mann

ſchuldig gezeigt haben ſollte, der, nach Hertha's ſchwerlich je zu beugendem Charakter zu ſchließen, früher oder ſpäter beſtimmt war, ſein Sohn zu werden.

(In der folgenden Nummer das zweite Capitel: Conſtantin Ulrichs.)

Der Dichter und Perückenmacher Jasmin.

Von Wilhelm Häbetter.

II.

Frau Jasmin ſah, ſo lange des Gatten Verſe noch nicht „ſilberhaltig" waren, ſeinen poetiſchen Zeitverluſt mit ſehr ungünſtigen Augen an. Sie ſuchte durch allerlei kleine Umtriebe, als Verſtecken ſeines Papiers, Zerſtampfen ſeiner Federn, den Ausbruch der Poeſie bei ihrem Manne zu vereiteln. Seitdem aber dieſe Verſe, ganz gegen ihre Erwartung, „einen kleinen Silberbach" ins Haus leiteten, und es ſich herausſtellte, daß jeder derſelben „einen Ziegelſtein für das noch lückenhafte Dach" werth ſei, ſeit der Zeit änderte ſich ihr Sinn, und nun pflegte ſie ihm aus freien Stücken und mit der anmuthigſten Geberde das glätteſte Papier und die beſten Federn ſelbſt entgegenzutragen, während auch der ganze Jasmin'ſche Familienchorus rief: Mach' Verſe, Jasmin, mach' Verſe! Eines Tags jedoch verſtummte dieſer Ruf, und zwar aus folgender Urſache. Ein junger, von Jasmin's Muſe begeiſterter Dichterling hatte ihm eine poetiſche Epiſtel überſandt, worin er der Sohn des Apollo genannt wurde, und um dieſem abgenutzten Epitheton einen friſchen Anſtrich zu geben, hatte der Verfaſſer daſſelbe auf folgenden modernen Mythus begründet. Der Muſaget fand einſt bei der Hitze des Tages am Rande eines rauſchenden Waldbaches eine waſchende Nymphe oder Najade, die, ſtatt ihm zu entfliehen und ſich in irgend eine neue Baumart verwandeln zu laſſen, ſich bereit finden ließ, dem ſchönen Gotte ſich zu vermählen. Die Folge davon war unſer Jasmin. Jasmin, der dieſen Einfall wenigſtens ſehr poſſhaft fand und auch den Seinen die Ergötzlichkeit davon gönnte, las der verſammelten Verwandtſchaft die Epiſtel nebſt dem Mythus vor. Allein der Vater, der obwol, wie wir wiſſen, ſelbſt Poet, doch auf dem Parnaß nicht eben bewandert war, nahm dieſe Allegorie übel auf und fragte ſeine Gattin allen Ernſtes, ob dieſe Geſchichte wahr und ob Jasmin, die Zierde des Geſchlechts, wirklich ſo ein Kukuksei wäre. Die entrüſtete Mutter vermaß ſich hoch und theuer, nie Jemand als ihren Jaſille geliebt zu haben und fügte drohend und ihren Krückſtock ſchwingend hinzu: Wer auch dieſer Narr von Apollo ſein mag, wäre er mir je beim Waſchen zu nahe gekommen, ich hätte ihn, ſo lahm ich auch bin, mit meinem Waſchbrete aufs Maul geſchlagen! Nur mit Mühe gelang es Jasmin, durch hinlängliche Erklärung der Sache die empörten Gemüther wieder zu beſänftigen, doch hörten die Aufforderungen zu einer ſo zweideutigen Kunſt, wie das Dichten, in der That für einige Zeit auf. Doch nicht zu lange. Wir gaben ſchon eine Schilderung ſeiner erſten Verſe und allmälig des Eindrucks, den ſie in weitern Kreiſen machten. Als die erſte Periode ſeiner Dichtungen kann man den Zeitraum von 1825 bis 1835 bezeichnen. Hier war der Dichter noch ziemlich unbekannt und ſchuf aus unbefangenem, innerm Drange. Vom Jahre 1835 an beginnt aber, eben durch das Zuſammentreffen mit Nodier, des Dichters öffentliche Anerkennung; und wenn dieſe auch weder in ſeinen äußern Verhältniſſen noch in ſeinem Charakter und Dichterweſen etwas änderte, ſo diente ſie ihm doch als Antrieb von außen. Mehre ernſte Epiſteln ſind an Perſonen gerichtet, denen Jasmin's Muſe damals bekannt wurde, die ihn bewunderten, ermunterten oder begünſtigten. Herzog war dem Dichter ſehr wahrſcheinlich nur dem Namen nach bekannt; wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß er den alten Meiſter nicht in der Urſprache zu leſen vermochte und daß derſelbe ins Franzöſiſche, ſo-

zusagen, überflüssig, aufhört ein anziehendes, begeisterndes Muster zu sein. Und dennoch wird für jeden Kenner, der Jasmin liest, dessen geistige Verwandtschaft mit Horaz unverkennbar sein. Aber neben dem lyrischen Schwunge und der lebendigen und doch so ruhig tiefen Didaktik des Flaccus, lebt in Jasmin auch das Idyllische und ländlich Didaktische des Virgil, das malerisch Reizende und Glühende des Ovid, die leichtgewobene, halb scherzende, halb rührende Epik unsers Wieland; das Alles umwoben und durchdrungen von der volksthümlich freundlichen und fröhlichen Kindlichkeit unsers unvergleichlichen Hebel, dem man Jasmin trotz jener Unvergleichlichkeit doch von allen unsern Dichtern schon deshalb am passendsten vergleichen möchte, da Beide alte, literarisch längst verschollene, schöne Mundarten classisch wieder belebt haben.

Weniger Beifall wäre vielleicht einigen politischen Gedichten Jasmin's aus dieser ersten Periode zu zollen, wie dem „Drapéou de la libertat" (die Standarte der Freiheit) vom Jahre 1830, womit er die Julirevolution begrüßte; ferner den Oden: „As débris de la nationn Polonèze" (den Trümmern der polnischen Nation), und „Lous souzèls bouyat-jours" (die Wandervögel), beide Grüße an die polnischen Flüchtlinge; endlich dem Dialoge „Romann et Mathieu", einem Zwiegespräche zwischen einem alten Feldwebel der Kaisergarde, der über Spaten und Pflug den Säbel nicht vergessen kann, und einem Landmann. Diese und ähnliche Dichtungen sprechen uns weniger an, nicht weil sie von geringerm dichterischen Werthe und noch weniger weil wir der Meinung wären, es gezieme sich für Dichter nicht, politische Gesinnungen und Gefühle in Versen kund zu geben; sondern vorzüglich deshalb, weil hier der Dichter eine seiner hervorragendsten Eigenschaften, die Originalität, verliert und, den Spuren untergeordneter Dichter dieser Gattung folgend, Béranger, den Einzigen und Unerreichbaren seiner Art, zum überwiegenden Nebenbuhler bekommt. Auch hatte Jasmin bei seinem Genius Besonnenheit genug, um, einsichtsvollen und wohlmeinenden Winken folgend, jene Bahn bald wieder zu verlassen und zu seiner eigenthümlichen Muse zurückzukehren.

Um so heller und als ganz der Eigenthümlichkeit Jasmin's entsprossen, brachten denn auch noch aus dieser Periode zwei längere Gedichte hervor. Das eine, eben jene: „Mous Soubenis" (meine Erinnerungen), vom Jahre 1832, eine der kindlich anmuthigsten, humoristisch rührendsten Erzählungen, die je ein Mensch über sich selbst gegeben hat, und dann das andere größere Gedicht: „L'Abuglo del Castel Cuillé" (die Blinde vom Castel Cuillé), das ich in einer Uebersetzung herausgeben werde, obgleich die eigenthümliche Volksthümlichkeit, der Klang- und Reimreichthum der gascognischen Mundart unserer rauhern Sprache solche Schwierigkeiten entgegensetzen, daß es der höchsten Anstrengung doch kaum nur gelingt, auch nur den Schatten des Körpers wiederzugeben. Die „Abuglo", eine episch-dramatische Ballade ganz eigener Art, entstand im Jahre 1835 und beschließt Jasmin's erste Dichterperiode.

Mit diesen und ähnlichen Versen tauchte, um und einen, die französischen Zustände bezeichnenden Bildes zu bedienen, Jasmin aus den dunkeln Tiefen der Provinz zu dem Tageslichte der Hauptstadt empor. Nodier ließ schon im October desselben Jahres einen Aufsatz im „Temps" erscheinen, worin er auf Jasmin als auf eine höchst merkwürdige und bemerkenswerthe Erscheinung am literarischen Horizonte hinwies, dessen Schriften mit Aufführung einzelner übersetzter Stellen kritisch beleuchtete, das Wiedererstehen von Literaturen in Provinzialdialecten, zumal in der altherrlichen gascognischen Mundart, auf das freudigste, freilich dem Geiste der Akademie zuwider, begrüßte und Jasmin's Streben lobte, durch gediegene Werke seine schöne Muttersprache wieder zu beleben und ihr wo möglich wieder zum alten Ruhme zu verhelfen. So erschien auch im Jahre 1837 im Maiheste der „Revue des deux Mondes" eine Biographie über Jasmin von Sainte-Beuve, nach den oben erwähnten „Soubenis" entworfen. Und Jasmin hatte unterdeß Neues geliefert.

Im Laufe des Jahres 1836 waren mehre Epifteln von ihm als Gelegenheitsgedichte erſchienen, unter denen vorzüglich eine von der gediegenen, unbefleckten Einfachheit ſeines Herzens, der Lauterkeit ſeiner Geſinnungen und Wünſche, rührendes Zeugniß ablegt. Sie iſt an einen reichen Ackerbauer (a un riche agriculteur) von Toulouſe gerichtet, dem der Dichter auf deſſen dringend wiederholte Aufforderungen, der Sonne der Hauptſtadt zuzufliegen, im Eingange des Gedichts erwidert:

Und rühmten Sie, mein Herr, erſchöpfend alle Künſte
Den gold'nen Regen mir, die Wolle, d'rauf er quillt,
Und riefen Sie mir zu: Die Ehre ſind nur Dünſte,
Der Ruhm nur leerer Schall, wenn ſie das Gold nicht füllt —
Ich würd' es Ihnen wenig danken.
Das Gold! — war denn das Gold je einem Menſchen theuer,
Der einen Funken nur vom heil'gen Dichterfeuer
Geahnet in ſeines Herzens Schranken?
Nein, arm will ich und froh nur bleiben
Bei meinem Roggenbrot und klarem Silberbach;
Man gähnt im gold'nen Prunkgemach,
Man lacht im Schatten grüner Reben.
Und lachen muß ich nun; nichts kann mich mehr betrüben:
Einſt meint' ich nur zu viel; will nun Vergeltung üben,
Und weiſer jetzt als einſt bei jungem Blut,
Beginn' ich nun, es wohl zu faſſen,
Daß hier auf dieſer Welt voll hohlem Uebermuth,
Die wir als Pilger bald verlaſſen,
Zufriedenheit geht über Gut!

Und lyriſcher drückt Jasmin dies Gefühl an anderer Stelle ſo aus:

Und wie der Fink ſo froh und laut
Sing' ich im nächſten Buchenſchatten,
Vergeſſ', daß mir das Haar ergraut
Am Ort meiner Kinderthaten.

Von nicht geringerem Werthe ihrer Art iſt eine andere Epiſtel vom Jahre 1837 an einen gewiſſen Herrn Dumon — à Moussou Doumoun — Deputirten und Präſidenten der Akademie für Sprache und Wiſſenſchaften in Jasmin's Geburtsorte, Agen. Dieſer hatte in einer öffentlichen Sitzung beſagter Akademie eine Rede verleſen, worin er nach obligater Belobung unſers Dichters rund heraus ſein Bedauern darüber ausſpricht, daß eine Mundart es wage, der Alleinherrſchaft der großen Nationalſprache, des vollkommenſten Organs moderner Civiliſation, entgegenzutreten, um ſie zu hindern, mit Beſeitigung jeder Spielart bis in die letzte Hütte des untheilbaren Reichs, in die traulichſten Herzensergießungen des Volks aller Provinzen einzudringen.

Ein Griff in Jasmin's Leier zur Erwiderung und all das „blinkende Geſchnitzel und Geklünſel und des Herbſtwinds unerquicklichen Geſäuſel" jener Rede iſt wie dürres Laub zerſtoben. „Mein Herr", ruft ihm Jasmin des folgenden Tags erwiderend zu:

Das ſchwerſte Herzleid, das hier dem Menſchen droht,
Iſt, auf'm Mutter, alt, gebrechlich, matt und hager
Hinſiechen ſeh'n auf's Krankenlager,
Vom Arzte ſelbſt verdammt zum Tod.
An ihrem Schmerzenspfühl, den liebend wir umwachen,
Das Aug' auf ihrem Aug', um ihre Hand die Hand,
Gelingt's uns heute wol, den Geiſt noch anzufachen,
Doch nur, daß morgen, ach, er löſ't ſein irdiſch Band.
Schaut's alſo nicht, o Herr, mit dieſer Zauberſei,
Mit dieſer Sprache Melodei,
Der andern Mutter aus, vom fränk'ſchen Stolz und Hohn
Zum Tode nun verdammt drei hundert Jahre ſchon?

Und dennoch lebt sie fort mit ihrer Worte Klängen,
Der Jahreszeiten Tanz begrüßend mit Gesängen,
Und tausend kommen noch und werden ihr vergehn,
Und singend, klingend wird sie stehn!

Und wie mögen alle künstlichen Gründe, welche Herr Dumon dem gascognischen Volksdichter entgegensetzt, vor diesem gerechten Vorwurfe bestehen:

Und nun, o Herr, da man zu lügen sie sich müht,
Ist es zu ihrem Schutz, daß ihre Rede sprüht,
Der Sie doch, wo der Bach durchs Gras voll Maßlieb schlängelt,
Mit ihrer Milch gesäugt, von ihrer Hand gepflegt,
In ihrem Arm gewiegt, gekürzt von ihrem Kuß,
Den Mund zu ihrem Sang, zum Tanz gezogt den Fuß?
Nein, Sie verleugnen sie, vor ihrem Alter bange
Und, gegen sie gekühlet vom großen Tageldrange,
Macht Ihnen nun sogar ein kindlich Herz Verdruß.

Und was vor dem Ernste und dem Pathos etwa noch bestehen möchte, das fällt sicher unter den Schlägen des Scherzes zusammen. „Und", frägt der Dichter, „wenn wir nun unser derbes, einfaches Landmädchen gegen eure zierliche, vornehme Hofdame umtauschten

Und deß was für Ersatz? Das Dämchen da vom Hofe,
Die Sprache ihrer Herrn, bekilt wie eine Zofe?
Wenn die die Schminke einmal verläßt,
Womit sie ihre Wangen ziert,
Die Flittern und die reichen Stoffe —
Ein Zerrbild wäre sie, gekleidet schlecht und recht;
Aus Mieder, Busch und Zeug verschwände sie die Formen;
Dem Armen möchte sie nicht einen Spruch im Leiden,
Kein Liedchen für den müden Knecht;
Sie, die so zierliche, kann sie dann Brokelein machen?
Die Jungfer bliebe doch ein Gänschen, kauf gut kochen,
Und bei der Arbeit erst, beim Hacken, an der Ecken.
Da fände dumm sie und verdrossen,
Stumm ginge beim Gesang sie her, in sich verschlossen,
Und möchte pfeifen sich der Knecht sein Glück zusammen,
Sie riefe nicht einmal: Hüh, hotto, hü und hau!"

Bis zum Jahre 1840 erschien nun nichts Erhebliches mehr von unserm Dichter, recht als wollte er beweisen, wie wenig all das geerntete Lob und der ihm zurauschende Beifall ihn zu berauschen oder zu Oberflächlichem zu verleiten vermögend seien. Dafür trat er aber nun auch zwei Jahre später mit einem Werke hervor, welches alle frühern Leistungen übertraf. Es ist die Ballade „Françounetо", in vier Pausen oder Gesängen, deren Gegenstand einer Volkssage und zwar aus den Zeiten der Hugenottenverfolgungen unter Karl IX. entnommen ist.

Die Ballade „Françounetо" scheint uns die „Abuglo" in jeder Beziehung noch zu übertreffen. Auch verbreitete sich der Ruf dieses Gedichts verdientermaßen schnell. Schon im Juli desselben Jahres trug der Dichter es declamirend im Museum und auf dem Capitol zu Toulouse, in einer Sitzung der Société des jeux floraux, vor, von welcher Akademie er als der erste Dichter in gascognischer Sprache wieder seit den Zeiten der geistreichen und liebenswürdigen Clemence Isaure gekrönt wurde. Und noch im October desselben Jahres ward Jasmin nach Pau eingeladen, um dort seine „Abuglo" und „Françounetо" vorzutragen und erntete ebenfalls enthusiastischen Beifall. So war also Jasmin auch in der Art der Verbreitung seiner Dichtungen den alten Troubadours und unsern Minnesängern ähnlich, jedoch mit dem wesentlichen und rühmlichen Unterschiede, daß er nicht, wie jene mehr oder weniger thaten, schmarotzend den Hoflagern folgte, sondern allen Lockungen widerstrebend immer wieder unter sein niederes Dach und seine Verhältnisse

zurückkehrte, und auch nur dort, wie in den Zeiten seiner Dunkelheit, von seiner Muse sich begeistert fühlte. So entstanden die beiden trefflichen Volksgedichte: „Lou Medici des Paouren“ (der Armenarzt), und die Ode an „Latour d'Auvergne“, den bekannten ersten Grenadier von Frankreich. In jenem zollt der Dichter den verdienten Tribut seines begeisterten Lobes nicht einem Könige, einem Fürsten, einem Großen, sondern einem Arzte, der, wenn ein Reicher und ein Armer zugleich seine Hülfe ansprachen, sie diesem zuerst gewährte, und ebenso fern wie jener Arzt von der Menge seiner Genossen, hält sich sein Sängergenius von der platten Gewöhnlichkeit der Lobpreiser

In Bon schlug es zwölf, da kamen auf zwei Wegen,
Aus unwegsam und schmal, zwei Mädchen sich entgegen.
Am Kreuz, wo der Karrell' und Mühle dort gleich weit,
Hübsch und gleich alt gab man dem allerliebsten Paare
Zusammen höchstens dreißig Jahre.
Wol prangten beide gleich im Schmuck der Jugendzeit,
Doch nicht in gleicher Heiterkeit.

Die Eine hoch belebt von Freude,
Die Hand voll Blumen froh und leicht;
Die Andre schleicht, als ob sie leide,
Das Köpfchen tief, das Auge feucht —

Nach kurzer Begrüßung überschüttet die Fröhliche, ganz voll von sich selbst, ihre Freundin sogleich mit einem Schwall von Erzählung, wie ihre Mutter im letzten Winter so krank gelegen, von einem braven Manne aber, einem Arzte aus Agen, nicht nur vom Tode, nein auch aus Armuth und Noth gerettet sei. Als er ihre Hülfelosigkeit gesehen:

„O Reiche!“ rief er aus, dann trat er rasch zum Bette
Und reicht der Mutter fünf ganz neue Thaler dar;
„Laßt, arme Frau mich thun, was Euch ein Bruder thäte.
Warum erröthen? nehmt! und seid Ihr einst im Glück,
Ei nun, so gebt Ihr sie zurück.“

Gesundheit, Segen und Fülle seien nun in ihre Hütte zurückgekehrt und sie sei jetzt auf dem Wege nach der Stadt, um dem Retter ihrer Mutter mit dem Danke das geliehene Geld zu überbringen. Erst nachdem sie ihr Herz entledigt, gewahrt sie ihrer Freundin Traurigkeit und auf ihre Frage, was ihr fehle, spricht jene:

. . . . . ich bin betrübt und klage:
Das Unglück schlich von euch sich unter unser Dach;
Mein Vater liegt so krank und schwach,
Er flieht dem Tode zu, ich seh's, von Tag zu Tage.
. . . . . .

Du arme, arme Isabelle!
Und ich war so vergnügt! nun kommt auch auf der Stelle
Mit mir zum Arzt; getrost, er hilft auch eurer Noth.
Sucht ihn ein Armer, dann läßt er die Großen gleich;
Euch, sagt man, sei er gar nicht reich,
Doch den bewahrt der liebe Gott.

Nun eilen sie nach Agen, ohne sich beim Eintritt in die Stadt auch nur im geringsten um Dod zu kümmern, was sonst ihre kindliche Neugierde so sehr gefesselt haben würde. Am Thor kommt ihnen ein Menschenzug entgegen —

Die Eine erschrickt, erblaßt und zittert wie ein Reh —
Ein Leichenzug! sie denkt voll Ahnung an den Vater;
Rasch tritt sie zu dem Leichenchor.
Herrn Dürand suchen wir; wo wohnt er, heil'ger Vater? —
— Seht, hier kommt er aus seinem Haus! —
Ja, in der That, er ist's! todt trägt man ihn heraus.

Im Sarge glühten zwei Paar Kerzen.
Die Frauen hinterdrein, verweint auf immerdar;
Und an den langen Zug, der tief bewegt von Schmerzen
Durch unsre Straßen weint mit vollem Herzen,
Schließt schluchzend sich ein neues Trauerpaar.

Gewiß ein edles und schönes Lobgedicht. Nicht minder trefflich ist in der Ode auf Latour d'Auvergne, den ersten Grenadier, die Erzählung eines alten Veteranen vor Knaben, die das oft Gehörte immer mit neuer Spannung und Lust vernehmen. Wir stellen dies Gedicht neben Béranger's „Souvenir du peuple", neben Pfeffel's „Tabakspfeife" und Hölty's „Feuer im Walde."

In einem letzten Artikel wollen wir unsern Dichter auf seiner Reise nach Paris begleiten.

(Der dritte und letzte Artikel in nächster Nummer.)

Aus dem Musikleben Italiens.

Von Ferdinand Gleber.

Am Abend des 7. Februar 1848 hielt „Ser Gregorio", eine neue komische Oper eines gewissen Maestro Consolini, im zierlichen Teatro Re in Mailand ihren Einzug. Das sehr zahlreich versammelte Publicum harrte schon seit 7 Uhr mit Ungeduld auf das Zeichen zum Anfang. Gleich einem Bienenschwarm wogte die Menge in der Platea (Parterre) hin und her; ein Theil der Herren musterte, mit Doppelgläsern bewaffnet, die sich allmälig mit schönen Damen füllenden Logen; überall bildeten sich Gruppen von Sprechenden — oder besser gesagt Schreienden. Denn das Organ des Südländers, schon an und für sich sehr sonor und wohltönend, gewinnt durch den Reichthum an Vocalen in der italienischen Sprache noch mehr an Klang, und rechnet man dazu noch die Lebhaftigkeit des Volks, so kann man wol behaupten, daß zehn Italiener mit einer (nach ihrer Ansicht) ruhigen Unterhaltung mehr Lärm machen, als zwanzig deutsche Kehlen es in Aufregung vermöchten.

Vor mir zur Linken entspann sich sogleich in den Sperrsitzen ein Streit zwischen dem Pauker der Banda (Orchester) und einem fremden Herrn. Der Pauker hatte aus Mangel an Raum vom Director seinen Platz außerhalb der Orchesterbarrière auf einem Sperrsitze dicht neben dem erwähnten Herrn angewiesen bekommen und jetzt schien die allzu große Nachbarschaft sowol dem Künstler wie dem Zuschauer unangenehm zu werden. Der Streit ward so heftig, daß in Kurzem das Publicum den lebhaftesten Antheil zu nehmen begann und parrathesenartig seine Späße mit einschaltete. Der Pauker schien eben Lust zu haben, seine Kunst an dem Nachbar praktisch auszuüben, als das ersehnte Zeichen zum Anfang, von einem allgemeinen Alfine! (Endlich!) begleitet, dem Streite ein Ende machte. Der Pauker benutzte zwar, wie ich bemerkte, späterhin noch einige Pausen in der Ouvertüre, um die frühere Unterhaltung mit seinem Nachbar weiter fortzuführen, doch nahm weder Dieser noch sonst Jemand sonderlich Notiz davon.

Die Sinfonia der Oper war herzlich schlecht, sodaß im Publicum (obgleich dasselbe gewöhnlich die Ouvertüren ziemlich unbeachtet läßt) sich schon verschiedene Stimmen erhoben: „Che roba è questa!" (Was ist das für Waare!) Allein das waren eben nur einzelne Ausrufe, das Unisono sollte erst später erfolgen; denn eben in der ganzen Oper war nichts komisch, als daß dieselbe als komisch bezeichnet wurde. Desto komischer wurden die Aeußerungen und Kundgebungen im Publicum. Gleich in der ersten Scene wiederholte sich ein sehr triviales Motiv im Orchesterpart so oft, daß die größte Heiterkeit

im Publicum entſtand, die ſich erſt in vereinzelten Rufen, endlich aber in einem lauten und grenzenloſen Gelächter Luft machte. „Bella roba! Bis, bis!“ (Herrlich! Noch ein mal!) ertönte es von allen Seiten — andere Stimmen riefen dazwiſchen „Avanti (Weiter!), avanti!“ und während ein Theil der Verſammlung noch immer mit lauter Stimme jenes unglückliche Motiv ſang, begann ſchon das nächſte Terzett. Das Erſcheinen der beliebten Sängerin Signora Sannazzaro, einer jungen, ſchönen und begabten Schülerin des Conſervatoriums in Mailand, wurde mit dem lauteſten Beifallsklatſchen und dem Ausrufe: „Brava, bella!“ begrüßt. Als die Aermſte aber ein endloſes Recitativ mit Begleitung eines beſtändigen Terzen-Tremolo vortrug, brach der eben erſt zurückgehaltene Sturm aufs Neue und noch weit heftiger los und accompagnirt von einzelnen gellenden Pfeifentönen. Unter Gelächter ging das Terzett zu Ende. Aber auch die folgenden Piècen ſchafften keine Ruhe, bis bei den verhängnißvollen Worten, welche der Basso buffo recitando zu ſprechen hatte: „Questa poi è da crepare!“ (Das iſt ja zum Crepiren!) der Ausbruch ſo furchtbar wurde, daß lange Zeit kein Ton des Orcheſters, geſchweige denn der Sänger zu hören war. Im Parterre rief ein Freund den andern an, man ſtieg auf die Bänke, ſang, ſchrie und lachte aufs ausgelaſſenſte. Mein Nachbar, ein dicker, ſtattlicher Herr, konnte ſich vor Lachen nicht mehr bergen und die hellſten Thränen liefen ihm über die Wangen. Der Tenoriſt Comelli, gleichfalls ein junger beliebter Sänger, trat jetzt zagend und mit demüthig bittendem Blick vor, um ſeine Arie zu ſingen; — er ward, gleich der Sannazzaro, mit Applaus empfangen, ſeine Arie aber wieder ausgepfiffen. So ſchloß der erſte Act, der Vorhang fiel und das Stück ward im Zuſchauerraum weiter fortgeführt. „Dov' è quel cane di maestro? bestia! musica d'un porco!“ und wie die gräßlichen Ausdrücke ſungen alle lauteten, die der glücklicherweiſe abweſende Componiſt nicht hören konnte und die wir unüberſetzt laſſen wollen. Es war ein ſo wunderliches Gemiſch von Heiterkeit und Mißmuth, raſender Ausgelaſſenheit und boshafter Laune in der Verſammlung, wie man es wol nur ſelten vereint findet. Der Pauker und ſein Nachbar ſchienen jetzt die beſten Freunde, Beide boten einander Priſen an und lachten aus vollem Halſe. Es tönte die Glocke, der Vorhang hob ſich aufs Neue, man hatte den Muth, den zweiten Act anzufangen und obgleich hundert Stimmen Basta! basta! riefen, ſo gewann doch das Avanti! den Sieg. Das Publicum wollte den Kelch bis auf den letzten Tropfen leeren und ließ die Oper wirklich ausſpielen. Die Muſik war (mit wenigen Ausnahmen) ſo unbedeutend wie vorher, das Libretto ohne allen Zuſammenhang. Der Leſer kann ſich daher nach dem bereits Erzählten leicht denken, wie die Aufnahme von Seiten des Publicums war. Der Name des Componiſten gab zu den mannichfachſten Witzen und Wortſpielen Anlaß. So hörte ich unter Anderm rufen: „Consolati, caro Consolini! Noi siamo sconsolati!“ (Du tröſte Dich, guter Troſtreich, wir ſind troſtlos!) Zum Schluſſe wurden die beſten Sänger hervorgerufen und durch den allgemeinen Ausruf: „Bravi cantanti!“ entſchädigt für alle Angſt und Aufregung, die ſie den ganzen Abend hindurch hatten ausſtehen müſſen. Kaum waren die Künſtler aber wieder abgetreten, als der Oper mit tauſend Pfeifen ein ſolches Requiem gebracht wurde, daß ich für mein Gehör zu fürchten begann und ſo ſchnell als möglich durch den Ausgang flüchtete. Der letzte Ruf, der an mein Ohr drang, war: „Riposi per sempre, caro Ser Gregorio!“

In einer zweiten kleinen Skizze aus den ihrem politiſchen Charakter ſo ſehr entſprechenden Muſikzuſtänden der Italiener ein freundlicheres Bild: Donizetti's Gedächtnißfeier in Bergamo.

Anregungen.

Die Schönheit der Natur.

Mit der anspruchslosen Miene des Vergnügens, der Erholung und Erheiterung mischt die Kunst unter ihre leichten Spiele Anschauungen und Empfindungen, welche die Seele als kräftige Speise nähren und stärken.

Der wahre Zauber der Kunst aber ist die Schönheit. Die Schönheit ist jedoch nicht an die Kunst allein gebunden. Großartiger noch und eindringlicher als sie entfaltet jenen Zauber die Natur. Wie erfrischend und heilend wirkt auf ein trübes Gemüth der mächtig strömende Rhein mit seinen Lurleifelsen, mit seinen langgestreckten Inseln, wenn über ihnen Sonnenschein lacht und sie, von der Höhe der Rochuskapelle erblickt, sich trunken und selig wie schöne Nixen in den himmelblauen Wellen zu baden scheinen! Ja, die Natur ist größer und herrlicher als die Kunst, oder vielmehr ist sie die göttliche ursprüngliche Kunst selbst, an welche sich die menschlichen Kunstwerke nur als einzelne feinste Gipfel- und Endpunkte anlehnen, welche dienen, sie zu vollenden, zu krönen und auf den richtigen Genuß der Urschönheiten, der Schönheiten der Natur, erhöhend und verfeinernd zurückzuwirken. Mit dem Erhabenen beginnt sie, die große Künstlerin, mit dem Sternenhimmel, mit der Größung der Schauplätze ihrer Wälder und Gebirgsschluchten, den Chorsalmelodieen ihrer Donner, antwortend den Lichteffecten des größten Landschaftsmalers, des Blitzes. Dann führt sie über buntdecorirte Wiesenschauplätze den murmelnden Bach entlang die Tänze der Bienen und Libellen von Blume zu Blume. Allmälig treten selbst Stier und Löwe, ja Känguruh und selbst der Affe hinzu als Charaktermasken des immer interessanter und individuell geistreicher werdenden selbständigen Naturschauspiels, bis zuletzt die jugendliche Fülle der über Alles herrlichen Menschengestalt aufleuchtet und wir mit Calderon sprechen:

Schönes Antlitz und Figur
Ist in irdischer schlechter Hülle
Ein Gebild aus Eigenthur
Und der ew'gen Schönheitsfülle.
Wer es in der Zeit nicht ehrt,
Es erniedrigt, tritt mit Füßen,
Den vom Himmel abgewehrt,
Mög' auf Erden dafür büßen!

A. von Humboldt's „ungenau beobachtete Thatsache".

Wie der Enthusiasmus zu beobachten pflegt, sah man recht lebhaft vor zwei Jahren an den Berichten, die über die Erscheinung des 28. Juli einliefen. Die damalige Sonnenfinsterniß war merkwürdig und bedeutend genug, aber wenn man nicht seinen eigenen Augen, sondern den Erzählungen Anderer hätte trauen wollen, so würde man an jenem Nachmittag um drei Uhr die ganze Natur in einem „leichenfahlen Gewande" haben sehen müssen, alle Blumen sich verschließen, alle Thiere sich zur Ruhe legen, alle Menschen wie von einem „grabesbronzenen Hauch" übergossen, während doch von allen diesen Erscheinungen sich nur sehr mäßige Spuren zeigten. Geht die Phantasie vieler Menschen bei einer interessanten und mit Spannung erwarteten Begebenheit ohnehin schon durch, so gibt es dann noch unaufhörlich eine große, weitverzweigte Classe von Menschen, die von der Uebertreibung leben; es sind dies unter Anderen auch die Berichterstatter der Zeitungen.

Die Anwendung dieser Vergleiche auf den neuesten Paroxysmus der Zeit überlassen wir unsern Lesern selbst. Ein Urtheil über Tischrücken und Tischsprechen auszusprechen, ist jetzt unter Umständen, namentlich Frauen gegenüber, gefährlich geworden.

Die Frauen.

Während wir leider noch immer nicht den zweiten Theil der geistreichen „Geschichte der Frauen" von Georg Jung erhalten haben, kündigt der k. sächsische Oberbibliothekar Gustav Klemm in sechs Bänden eine demnächst von ihm erscheinende culturhistorische Darstellung aller sittlichen und historischen Beziehungen der Frauenerziehung an. Das Dasein der Frauen auf den verschiedenen Culturstufen aller Völker zu schildern kann Niemand befähigter sein als der Verfasser der großen „Allgemeinen Culturgeschichte" (Zehn Bände. Leipzig, Teubner), die nach allen Richtungen hin das menschliche Dasein sich zum Zielpunkte der Forschung gewählt hat. Auch unsere „Unterhaltungen" brachten in Nr. 22 in der Betrachtung „Ueber Messer und Gabeln" eine Frucht dieser vergleichenden Beobachtung. Klemm hat seinem Werke folgende Hauptgesichtspunkte gegeben: Die Frau in der Familie und dem Privatleben. Die Frau im Staate. Die Frauen in der Religion. Die Frauen in der Literatur und Wissenschaft. Die Frauen in der Kunst.

Eine leidige Thatsache.

Dem gemeinen Mann imponirt Herzlosigkeit.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 38. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Ring oder die Nihilisten.

Eine Erzählung in sieben Capiteln vom Herausgeber.

Zweites Capitel.

Constantin Ulrichs.

Constantin war deshalb so spät zu Frau von Zabel gekommen, weil er die Widerwärtigkeiten, die ihn bedrohten, schon in Erfahrung gebracht hatte. Benachbarte größere Staaten gaben den mittlern und kleinern damals und vielleicht noch jetzt die nähern Kennzeichen derjenigen Richtungen an, die sie bei sich nicht dulden möchten. Die Bedrängniß, die dann über den Einen verhängt wurde, kam bald auf die Andern, zu denen Jener sich hielt. Papiere wurden mit Beschlag belegt, Aeußerungen zu Protokoll gegeben und ähnliche Tendenzproceduren vorgenommen, die bei dem eigenthümlichen patriarchalischen Wesen unsers deutschen Staatslebens Vergehungen dieser Art immer wie persönliche Kränkungen der Staatsoberhäupter heraustreten lassen und Dem, der einmal einem solchen Makel verfallen ist, oft sein Leben lang nicht wieder verziehen werden und im Grunde ihm anrathen sollten, den Boden des Vaterlandes lieber für immer zu verlassen.

Constantin Ulrichs hatte seine Gefahr an jenem Abend Hertha mitgetheilt. Man kann sich denken, wie von ihr, der ohnehin schon Aufgeregten, diese Mittheilung aufgenommen wurde. Nicht mit Furcht, sondern mit Entrüstung. Schon in aller Frühe war sie zu ihrem Vater geeilt und hatte natürlich alle Waffen ihrer neugewonnenen Ueberzeugungen mit sich genommen und angewandt. Wir können nach dem Vorangegangenen die Scene, die zwischen Vater und Tochter sich ereignete, uns ausmalen.

Den Ausgang dieser Unterredung erwartete Constantin in seiner Wohnung. Er freilich mit großer Spannung und brennender Unruhe. Selbst die geringste üble Folge, die er für seine Person fürchten konnte, Ausweisung aus dieser Stadt, war ihm bei der Beziehung, die er zu Hertha gewonnen, das Verdrießlichste. Verbannt aus Verona, ist aus der Welt verbannt! sagte Julia Capulet in einer Zeit, wo zwischen Mantua und Verona noch keine Eisenbahn ging; aber auch jetzt noch würde Julia Capulet in einem Ver-

bannt von Verona nach Mantua! Schrecken gefunden haben läſtigſter Art, ſollt ſie nicht zu dem äußerſten Mittel griff, ſich ſcheintodt zu ſtellen und dann mit Romeo nach Mantua zu entfliehen. Das Verhältniß zwiſchen Hertha und Conſtantin hatte ſich in dem ſchon beſprochenen Freiherrlich Reißig'ſchen Hauſe angeknüpft, in das dieſen jungen Mann Empfehlungen eingeführt hatten. Hertha hatte dort dem Eindruck, den ihr Conſtantin machte, bald Rede geſtanden, hatte beobachtet, wie Conſtantin's Geſtalt, ſein zwar unſtetes aber blitzendes Auge, noch mehr aber ſeine immer ſprungweiſe gegebenen, abgeriſſenen, den Hinterhalt einer bedeutenden Weltanſchauung verrathenden Aeußerungen auf ſie wirkten. Auch er machte dieſe Entdeckung. Ob es Liebe war, die Conſtantin für Hertha Wingolf, die Tochter des Miniſters, empfand, iſt ſchwer zu ſagen. Conſtantin ſtand ſeinen Gefühlen nicht gern Rede, ja es gehörte zu ſeinen Grundſätzen, dergleichen Selbſtbeſpiegelung, wie er die Anfänge der Liebe nannte, dergleichen Zergliederung ſeines Innern zu verwerfen. Er fand das ideale ſchöne Mädchen gewiß ſehr intereſſant, ſehr anregend und zeichnete ſie gewiß mit aufrichtiger Hingebung aus. Man war gewohnt, dieſem jungen Manne überall, wo er auftrat, ein großes Uebergewicht über die Geſellſchaft einzuräumen. Er hatte ſich eine umfaſſende Menge von Kenntniſſen in den verſchiedenartigſten Wiſſensgebieten erworben und in den neueſten Vorkommniſſen der Politik und der Naturwiſſenſchaft war er gewiß immer heimiſch. Er beſaß eine außerordentlich ſichere Art der Auseinanderſetzung. Jedes Wort, das er ſprach, hatte etwas Gewichtiges, ſelbſt wenn er es nur ſo hinwarf. Selbſt ſein Zweifel konnte für Andere Dogma werden. Conſtantin war ein umſichtiger und erfinderiſcher Geſellſchafter. Er ging auf jeden Scherz der Damen ein, ohne doch im mindeſten den häßlichen Schein eines Galopins ſich zu erwerben. Man konnte ihn nicht eigentlich gefällig und zuvorkommend nennen, aber er verdarb keinen Scherz und war bereit, an jedem Spiele Theil zu nehmen, ſelbſt mit den älteſten Damen. Kein Wunder, daß Conſtantin Ulrichs die Seele der Geſellſchaften wurde und ſich eine Meinung von ihm verbreitete, die für Hertha geradezu wie ein Strom vom ewigen Quell des Lichtes erſchien. Conſtantin beſuchte dann bald auch Frau von Zabel. In der ruhigen Art, mit der er ſich in jeder Lage zu geben wußte, wenn er beobachtet wurde, mit derſelben faſt ſieggewohnten Sicherheit zog er ganz in Hertha's Seele und Leben ein. Er wurde der Schlußſtein ihres alten, der Grundſtein ihres neuen Syſtems. Sie bezeichnete ihn ganz einfach: Dies iſt ein Mann! Sie hatte nie vor einem Manne Reſpect gehabt, ſelbſt vor ihrem Vater nicht; denn ſie liebte ihn — einen Vater überſieht ein Kind ſehr bald in allen ſeinen Schwächen und nur in der Liebe vergißt man, daß man mit vielen, vielen Dingen im Leben Nachſicht haben muß — Conſtantin war der erſte Mann, der Hertha auch imponirte. Sie liebte ihn anders als ihren Vater.

War Conſtantin Ulrichs allein mit ſich, ſo war er freilich ein Anderer, als ihn Hertha kannte. Er konnte dann ſeinem Ich den Zügel ſchießen und ſich gehen laſſen. Seinem älteſten Freunde Jean Reps, wie man dieſen ſchon auf der Univerſität, um den „überwundenen" Jean Paul zu bezeichnen, nannte (er hieß eigentlich Johann Repſe), einem halbverdorbenen Predigtamtscandidaten, hatte er, wie Wingolf beobachten konnte, am Abend vorher das Geld, das er ſehr oft in die Lage kam, dieſem leihen zu müſſen, mit einigen höchſt wahrſcheinlich ſehr verdienten Rippenſtößen gegeben. Conſtantin war auswärts nonchalant, im Hauſe oft pedantiſch, wie Jean Reps ſagte, bis zum Zopf. Conſtantin ſchmähte oft, wenn er die Seinigen beſuchte und die bei ihnen herrſchende etwas geniale Wirthſchaft wiederſah. Er leugnete die meiſten feſtſtehenden Thatſachen, nur nicht ſeine Kleider, ſeine Wäſche, ſeine Schreibmaterialien, die Geräthſchaften der Toilette, die er ſehr gewiſſenhaft zu machen pflegte und ähnliche ſehr wichtige und auf entſchiedenſte Stabilität angewieſene Dinge. Zu den Ausnahmen von jener allgemeinen Unbeſtändigkeit der Begriffe, die ihm das Weltall zu erfüllen ſchien, rechnete Conſtantin noch ſeine Cigarren

und seinen Kaffee. Er konnte über neue philosophische Lehrgebäude, die in Gestalt eines vom Buchhändler ihm zugesandten Buchs sich vorstellten, höchst witzig spotten, konnte den Unsinn „unmöglicher Beweisführungen", wie er sagte, sehr treffend von sich weisen, aber ein Werk über die echte Kaffeezubereitung der Levante studirte er andächtig. An dieser Lieblingsbeschäftigung der Frühstückszubereitung pflegte sich Jean Reps fast jeden Morgen, den Freund noch aus den Federn klopfend, zu betheiligen. Und so trat er auch heute in charakteristischer Sicherheit durch die weit aufgerissene Thürpforte, rief einen Guten Morgen! und warf sich in die Sofaecke, die schon seit Jahren erb- und eigenthümlich ihm gehörte. Und Constantin, der gerade am Fenster mit dem Filtriren seines Mokka beschäftigt war, erwiderte nicht einmal den Gruß. Er nahm den Freund wie ein Fürst seine Höflinge zum Lever an. Constantin konnte mit Jean Reps Vieles, vielleicht Alles machen, was er wollte. Daraus ergab sich eine sonderbare Position. Jean Reps war Constantin eine Last und doch bedurfte er seiner. Jean Reps war so zu sagen für Constantin's Hofstaat der Ceremonienmeister. Dieser zwei bis drei Jahre ältere Busen-, Schul- und Universitätsfreund, Sohn geringer Aeltern, von Stipendien aufgefüttert, krummbuckelnd durch die Welt gegangen, war der Leibpage und erste Mammeluk seines jüngern und bedeutsamer entwickelten Freundes. Er schlug schon seit Jahren vor ihm die Pauken der Bewunderung und rasselte mit den Schellen seines Ruhmes. Constantin Ulrichs, Pascha der Geistreichigkeit von drei Roßschweifen, mußte Jean Reps das Verdienst einräumen, daß er, wie dies bei den größten Talenten nie zu verschmähen ist, ihm in seinen Erfolgen nachgeholfen hatte. Johann Reyse hatte ihm überall die Wege bereitet, nannte sich seines Meisters Johannes, streute ihm Palmen und Baumzweige auf den Weg, rief ihm Hosianna und trank dafür natürlich fast jeden Morgen bei Constantin den Kaffee, plünderte seine Cigarrenvorräthe, seine Cigarren, bemächtigte sich auch wol seines Schreibsecretärschlüssels und veranlaßte Constantin oft zu der Bemerkung, er wolle diese offenbaren Diebeseinbrüche bei ihm ertragen, so lange sie nicht hinter seinem Rücken geschähen. Wenn Constantin irgendwo öffentlich zu essen pflegte, fehlte gewiß sein Freund nicht und nur die Abende behielt sich Jean Reps für sich und widmete sie seinen altstudentischen Neigungen, die gewöhnlich bei seinem ungeheuren Biergenuß mit einem Rückfall in eine Form von Genialität endeten, die Constantin Ulrichs nicht leiden mochte und nie gelitten hatte. Man konnte von beiden Freunden sagen, sie hatten, wie der Dichter singt, ihre Sache auf Nichts gestellt, allein das Nichts Constantin's war ein Nichts, in dem die Negation des Weltalls noch den Salon übrig ließ, bei Jean Reps aber nur noch die Realität der Kneipe.

Der Verdruß über die Gefahren, die sich über ihren Häuptern zusammengezogen, war bei Jean Reps und Constantin ein gemeinsamer. Auch in Betreff der lindesten Form, der Ausweisung, da Jean Reps nach Constantin's Ausdruck von irgend einer „achtbaren Bürgerlichkeit" gefesselt war. Das Verdrießliche mehrte sich, weil beide Freunde in die Lage kommen sollten, weit weniger für ihre eigenen Irrthümer oder Vergehungen zu leiden als wegen fremder Verschuldung. Es war vorzugsweise ein anderer junger Mann, der schon in ein Amt eingetreten war, Namens Eberhard Ott, der eine gewisse Gemeinschaftlichkeit errichtet hatte, einen Lesekreis, in welchem meist solche Schriften circulirten, die verboten oder schwierig anzuschaffen waren. Aus diesem Leseclub war manche andere solidarische That entstanden, die Jeden traf, auch wenn man bei der Abstimmung gefehlt oder, wie es von Julius Cäsar und Constantin Ulrichs hieß, durch „Abwesenheit geglänzt" hatte. Da waren flüchtige oder abgesetzte Lehrer unterstützt worden, Sammlungen veranstaltet, von begeisterten Frauen Lotterien eingeleitet, kurz, man wird sich jener Zeit erinnern, die auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kirche und des theoretischen Staates Märtyrer genug sah. Diese organisirte Uebereinstimmung der Gemüther sollte nun ausgerottet, aufgehoben, ja bestraft werden und für Eberhard Ott besonders konnte die Wendung die gefährlichere

werden, da gerade er im Begriff ſtand, in die Provinz, eben in jene öſtliche Univerſitätsſtadt H., abzureiſen, um daſelbſt ſchon die glücklich errungene Stelle eines Aſſeſſors, alſo in feſtem Staatsdienſte, anzutreten.

Da in jener Stadt auch Conſtantin's Familie lebte, hätte es nicht Wunder nehmen dürfen, daß Eberhard Ott bald dem ſchon an Conſtantin's Kaffeetiſch ſchweigenden Jean Reps — („ſtill und bewegt" nannte es Erſterer) — auf dem Fuße folgte. Er wollte vielleicht nach Aufträgen für Conſtantin's Familie fragen oder die gemeinſame Gefahr mit dem ſonſt für unverwundbar geltenden Doctor beſprechen. Daß Conſtantin ein unverwundbarer Achilles war, gehörte zu den Wirkungen jener Verherrlichungs- und Prophetenthumshuldigung, die Jean Reps für ihn ſeit Jahren anzubahnen verſtanden. Mit Dem iſt das Glück! Das ſtand feſt. Siegfried und Achill war er Allen, die mit oder bald vor oder bald nach ihm ſtudirt hatten. Um die Aehnlichkeit mit Achill oder Siegfried noch zu erhöhen, ſprach man oft in einem unendlich geheimnißvollen Tone vom gewiſſen Stellen, wo allerdings auch Conſtantin zu den Sterblichen gehörte. Ja, pflegte Jean Reps wol zu ſagen: Der Koloß von Rhodus macht regelmäßig einen Entrechat, wenn man ſeinen ſchlechten Kaffee gut finden ſoll — es gehört nämlich zur Eigenſchaft ſolcher Naturen, wie Jean Reps, daß ſie Das, was ſie borg- oder ſchenkweiſe erhalten, nur als in Gnaden empfangen quittiren und ſich zuletzt doch immer durch den Tadel des Geſchenkten, wie es Conſtantin bei anderer Gelegenheit nannte, den „freien und unbefangenen Standpunkt" erhalten — Heute war Reps nahe daran, ſeines Freundes geheime Bläße die Furcht zu nennen. Nicht die gemeine Furcht, ſondern die Furcht vor dem Unbequemen und Widerwärtigen. In den nergelnden Worten, die Conſtantin beim Filtriren unaufhörlich über den Scandal und den Unſinn der Zeit ausrief, lag eine Beſtätigung dieſer Annahme. Doch Reps klammerte ſich an die gute Wirkung der Vermittelungen Hertha's, verbat ſich die ariſtokratiſchen Anzüglichkeiten ſeines „geſinnungsloſen" Freundes und als dann Eberhard Ott eintrat, ein ruhiger, gelaſſener Mann, eine ſtille und ernſte Natur, da kam Faſſung und Haltung in das gemeinſame Geſpräch. Man verſtändigte ſich über die Ausſagen, die man zu geben gedächte, ſprach die Gefahren durch, denen man mit Ergebung entgegenharren wollte und zeigte ſich, auch wenn man durch Hertha die böſen Gerüchte beſtätigt hören würde, von einer Feſtigkeit, die unter dem Einfluſſe der ſittlichen Natur eines Mannes wie Eberhard ſtand und nun nicht mehr wanken wollte und nicht weichen. Als dieſe Verabredung zu Ende, das Frühſtück verzehrt war und Eberhard, der noch heute zu reiſen gedachte, Abſchied nehmen wollte, ſagte Reps:

Bleiben Sie noch, Ott! Conſtantin hat ja einen Auftrag für Sie.

Einen Auftrag, Ulrichs? fragte Eberhard ohne auf Reps zu ſehen, den er ignorirte und nur ſeiner Anhänglichkeit an Conſtantin wegen duldete. Für Ihre Aeltern? Für Wen? Mit Vergnügen bin ich bereit.

Conſtantin erhob ſich. Etwas verlegen ging er im Zimmer einmal auf und nieder, ſchloß dann ſeinen Schreibſecretär, nahm aus einem Schubfache einen Ring und ſagte zu dem erwartungsvoll den Hut wieder wegſetzenden Freund:

Ja lieber Ott! Es iſt dies eine eigene Commiſſion. Reps kennt den Gegenſtand. Es iſt mit drei Worten allerdings ein Gefallen, den Sie mir thun müſſen.

Mit Freuden! erwiderte Eberhard und war geſpannt.

Mit dem Ringe ſpielend trug Conſtantin dann ſeine Angelegenheit vor.

Es war eine Herzensſache. Seit Jahren, erzählte Conſtantin, feſſle ihn an ein junges Mädchen in Lieberbach, einem Dorfe, nicht an dem Aufenthaltsorte ſeiner Aeltern, ein Verlöbniß. Es wäre dieſe ſeine Verlobte die Tochter des dortigen Pfarrers. Conſtantin erzählte, er hätte ſchon auf der lateiniſchen Schule in H. die Spaziergänge nach Lieberbach vorzugsweiſe geliebt, hätte gern den Pfarrer beſucht, Agnes, ſeine Tochter, ſich damals

„möglichſt idealiſirt", hätte im „gemüthlichen Anflug" auch ſeine Geſchwiſter öfters mit hinausgenommen und ſo wäre denn eine Studentenliebe entſtanden, der die Gewöhnung Bindekraft, jeweilige Abſchiede und Briefwechſel eine Art von Poeſie gegeben hätten und Agnes Planer wäre ein Mädchen, das Manchen glücklich machen könnte, der auf dem Standpunkte der Idylle — Jean Reps rief Mercutio's Worte dazwiſchen: O Fleiſch, Fleiſch, was biſt du verfiſcht worden! — ſtehengeblieben gedächte. Dieſen Roman müſſe er abbrechen. Die Bekanntſchaft mit Hertha Wingolf, der Tochter des Miniſters, höbe ihn auf. Was auch für Chicanen vom Geſchick zunächſt zu fürchten wären, für Hertha Wingolf ſage die großartige Auffaſſung, mit der ſie den Bund ihres Herzens und Geiſtes mit ihm geſchloſſen, in dem Grade gut, daß er ſich eilen müſſe, „ſtörende Vergangenheit" abzuthun. Hertha wiſſe bereits von der Exiſtenz einer Agnes Planer. Er hätte ihr ſogleich dieſen Beweis von Offenheit um ſo unbefangener geben dürfen, als er vorausſehen konnte, wie ſie ein ſolches Geſtändniß aufnehmen würde. Sie hätte erſt eine Weile geſchwiegen, dann gefragt: War ſie von Ihnen geliebt? Er hätte mit voller Wahrheit Angeſtehen dürfen, daß dieſe Liebe in ihm eine längſt überwundene wäre und Hertha hätte dann aus ihren Locken wahrhaft ſchwermüthig in die dunkeln gerade am Horizont vorüberziehenden Wolken geblickt und vor ſich hin die Worte geſprochen: Die Welt iſt trüb'... Dann hätte Conſtantin ſeiner eigenen beklemmenden Ungewißheit über Hertha's Empfindungen dadurch ein Ende gemacht, daß er ſeinen Lieblingsſatz ausgeſprochen: „Die Welt leidet ja nur an den Widerſprüchen, in welche wir uns ſelbſt mit ihr ſetzen; folgten wir immer der Natur und gäben uns ſo, wie es uns Bedürfniß iſt, dann könnten wir eine Ahnung von Dem gewinnen, was es heißt, Herrſcher der Erde zu ſein..." da hätte ſich Hertha gewandt und nur allein noch die Worte geſprochen: Conſtantin, folgen Sie Ihrem Triebe! Von dieſem Augenblicke an wäre Agnes Planer für ihn nicht mehr da und es käme nur noch einzig darauf an, mit einer gewiſſen Ruhe und Schonung Agnes in Liederbach von dieſer Wendung in Kenntniß zu ſetzen... Conſtantin legte die Cigarre fort. Verrieth er, als er ſich zum Vollſtrecker ſeines traurigen Auftrags gerade Eberhard Ott wählte, darin große Menſchenkenntniß, daß er ein mildes Gemüth wählte, ſo durfte er ſeine Wahl noch gelungener nennen, wenn er ſeiner Schweſter Frieda gedachte. Eberhard Ott liebte Frieda Ulrichs. Es war keine Täuſchung ſeines ſcharfen Auges, wenn Conſtantin ſich ſagte, es zöge Eberhard mit Zugvogelſehnſucht nach dem Orte hin, wo ein ſeit ihrer letzten Anweſenheit in der Reſidenz alle Gedanken Eberhard's erfüllendes Mädchen wohnte und einen ganzen Ort, wie man erzählte, bezauberte. Mußte nicht Eberhard geneigt ſein, ſich den Bruder eines ſo geliebten Weſens und die Familie zu verbinden? Noch mehr. Eberhard war gerecht genug, einzuſehen, daß die ihm dem Namen nach wohlbekannte Hertha Wingolf, von der die Reſidenz genug zu ſprechen hatte, die Tochter eines möglicherweiſe künftigen Chefs der ganzen Verwaltung und Förderers der Lebensſchickſale Conſtantin's, ſein Herz mehr erfüllen durfte als jener „Irrthum von Liederbach", wie Conſtantin ſagte, und daß es im Leben eines jungen Mannes Kriſen geben könne, wo man vor einer Vergangenheit ſteht wie wiederum nach Conſtantin's oft gebrauchtem Ausdrucke „die Schlange vor ihrer jährlich abgelegten Haut." Agnes Planer — wer konnte ſie ſein? Ein Pfarrerskind, verblühend ſchon, ohne Reiz für einen entwickelten jungen Mann, der eine Bedeutſamkeit erſten Ranges war, wofür Conſtantin allerdings auch von Eberhard anerkannt wurde. Und da nun in Conſtantin's Worten nichts vorgekommen war, was ſeinen eigenen Sinn verletzt hatte, ſo ergriff er ruhig deſſen Hand und ſagte:

Mein lieber Ulrichs, Sie geben mir einen Auftrag, der faſt wie das Anſagenſollen eines Todesfalles klingt. Eintreten müſſen in jene kleine Hütte und berichten: Aennchen, die iſt in der Ferne dein Lieb geſtorben! ... In der That, ...

Es iſt noch nicht lang, daß's geregnet hat, fiel Reys weinerlich ſingend ein. Die Blätter, die tröpfeln noch. Ach! Ich hab einmal einen Schatz gehabt. Ach! Ich wollt', ich hätt' ihn noch!

Conſtantin lachte über den böſen Einfall. Eberhard aber, ſich nur ein wenig umwendend zu dem auf dem Sofa ſich ſtreckenden Spötter, warf ruhig dazwiſchen:

Sie ſind ein ſehr elender Menſch, Reyſe! Man möchte glauben, das Wunder von dem Gergeſener See wäre wahr geweſen und in Ihnen ſäße wirklich noch ſo eine Seele von dem Vorſtenvieh, das damals aus den Beſeſſenen fuhr! Es gibt in der That nichts Verruchteres als ſo einen gefallenen und noch frechen Prieſter. Wer dem Heiligſten, was der Menſch verehrt, adminiſtrirte und die Handgriffe kennt, die die Menſchheit ſich als Geberde des Segens denkt und dann ſeitabwärts tritt und ſeinem und Anderer Gott Grimaſſen macht, der iſt denn doch ſchon der ſchlechteſte Kerl von der Welt. Wir Andern ſind allerdings auch gottlos und fallen auch von unſerer Kindheit und unſerm poetiſchen Glauben ab, aber ſo höhniſch fletſchen wir doch nicht die Zähne und kokettiren ſogar mit unſerm Abfall wie Einer dann von ewerm Gelichter!

Zum Henker! polterte Reys auf, was quälen Sie ſich denn mit Ihrem Pathos! Ulrichs fängt an Diplomat zu werden. Ich hatte mich ſchon gefreut, die Reiſe nach Liederbach auf gemeinſchaftliche Koſten zu machen. Dem alten Planer wollt' ich ſeine Würſte und Eier vertilgen helfen und dabei ſo auf Conſtantin im Allgemeinen ſchimpfen, daß Er's gleich hätten merken müſſen, was ich ſo von hinten herum und über die Speiſekammer weg ſagen wollte. Weshalb ſollen gerade Sie gehen? Weil Fräulein Hertha eine Mutter hat, die ſich Eugenie von Saalfeld nennt? Weil dieſe jenen Mann, der Planer von Liederbach heißt, zufällig ſehr genau kennt und Ergo — weil Seiner Gnaden Graf Ulrichs nicht wollen, daß man von der Mördergrube ſeines Herzens. . . .

Weiter kam Jean Reys nicht. Mitten in ſeiner Auslegung hatte ihn Conſtantin ſchon ergriffen und mit zwei kräftigen Muskelbewegungen vom Sofa weggeſchleudert und zur Thür hinausgeworfen. Ein alter Hut flog ihm nach. Der Riegel wurde zugeſchoben.

Conſtantin ſtand in ſonſt ungewohnter Heftigkeit. Die Flügel ſeiner Naſe gingen auf und ab, das untrügliche Zeichen eines Zornes, der ſich nicht verſtellt. Er ſagte:

Glauben Sie nicht, Ott, daß ich dieſen traurigen Schritt mit ſolchen Berechnungen mache! Allerdings iſt es wahr, es iſt hier ein eigenes Zuſammentreffen. Die junge Wingolf, die Frau des Alten, iſt zufällig vom Pfarrer Planer erzogen worden. Da ihre Mutter früh ſtarb, gab ſie ihr Vater nach Stiftshof, einem dicht bei Liederbach gelegenen Schloſſe eines Freundes. Dort von Liederbach aus unterrichtete Planer mehre Jahre lang einen Kreis junger adeliger Damen. Ich weiß nicht, beſteht die Verbindung zwiſchen dem alten Planer und der jetzigen Geheimräthin noch oder iſt ſie abgebrochen; kurz, mein Verlöbniß mit Agnes wird ihr nicht ganz Geheimniß ſein. Erfährt ſie nun dieſen Bruch, ſo bin ich wol über die Wirkung, die daraus für mich und Hertha entſtehen würde, ſehr beruhigt. Anders aber könnte allenfalls die Wirkung auf den Vater ſein. Ich habe bisher dieſe ganze adelige Coterie und Alles, was dazu gehört, wie Sie aus meinen Geſinnungen wiſſen, wenig geachtet, aber es kann mir nicht gleichgültig ſein, wenn ich zu gewärtigen hätte, vor Hertha's Aeltern in ſo unmittelbar ihnen erſichtlichem Lichte des Wortbruchs dazuſtehen. Die Trennung Hertha's von ihrem Vater kann ich nicht billigen und unterſtütze ſie nicht; doch für Hertha's Sinn läge ein Wagniß darin, die Rückkehr zu ihm mit Eifer zu befördern oder wol gar zu verlangen. Erſchein' ich aber ſo dem Vater ſchon als ein Störenfried ſeines Hauſes, denken Sie ſich dann ferner unſere Calamität mit dem ſo übelgedeuteten Verein und die Verdächtigung unſerer Anſichten, ſo werden Sie mir eingeſtehen, daß ich wenigſtens in Liederbach eines Anwalts bedarf, der meine Handlungsweiſe dort ſchonend vorträgt und mich vor dem grellen Aufſchrei der dortigen

Verletzung ſicherſtellt. Agnes iſt empfindleriſch, ſie wird ein trauriges Weſen machen. Der Vater iſt ein Brauſekopf, ein Gegner unſerer Richtung. Ich gewärtige unter ſolchen Umſtänden einen Wirrwarr, vor dem ich geſchützt ſein muß und deshalb bitte ich Sie, lieber Ott, halten Sie mir in dem gegenwärtigen Handel da in Liederbach wenigſtens ſo lange die Partie, bis ſich meine jedenfalls unendlich intereſſante Beziehung zu Hertha Wingolf geregelt hat. Seit geſtern weiß der Vater von ihrer Neigung. Er erfuhr ſie in demſelben Augenblicke, wo es von ihm abhängen wird, ob gegen uns Unterſuchung aufgenommen werden ſoll oder nicht. Mit Ungeduld erwart' ich von Hertha die Nachricht, was ſie eben bei dem Geheimrath ausgerichtet hat. Sagen Sie mir aufrichtig, was Sie von dem Allen denken? Und ſprechen Sie gerade heraus. Ich kann Ihre Kritik ertragen.

Conſtantin gehörte zu den Menſchen, die die geborenen Herrſcher des Augenblicks ſind. Man hört nicht ihren Gründen und Meinungen zu, ſondern nur der Art, wie ſie ſie vorzutragen wiſſen. Dieſe imperatoriſchen Charaktere haben immer Recht. Sie brauchen nur einfach die Frage zu ſtellen: Ja oder Nein? und die Zuhörer, entzückt mehr von der Macht ihrer Perſönlichkeit als von den Gründen ihrer Auseinanderſetzung, geben unbedingt Recht, vertrauend ſchon dem Zeichen des Siegs, das für alle und ſelbſt die ſchwierigſten Lebenslagen auf die Stirn dieſer berufenen Menſchen gedrückt iſt und das ſogar der ganzen Gattung als ſolcher, als bewußter Menſchheit, wohlthut. So ging es auch dem in allen andern Beziehungen nicht minder ſelbſtändigen und ernſten Eberhard. Mochte es ſein, daß durch die Worte, die Conſtantin ſprach, immer die Lieder ſummten, die einſt Frieda hier auf dieſem Zimmer beim Bruder geträllert hatte oder daß die braunen Augen, in die er ſein ganzes Sinnen ſchon ſeit Monaten verſenkt hatte, nun ihn her blitzten und ſo funkelnd hüpften, wie Frieda ſelbſt zu hüpfen und vom Sofa zum Fenſter, vom Fenſter zum Tiſch zu gaukeln pflegte, Eberhard konnte Alles, was ihm Conſtantin vortrug, nur ſehr vernünftig, ſehr billig, ſehr zweckmäßig finden und verſprach, ſich dem Auftrage in Liederbach ſchon an dem erſten Tage ſeiner Ankunft in H. mit aller nur möglichen Schonung zu unterziehen. Er entfernte ſich, nachdem man noch für den Fall, daß die über ihnen Allen ſchwebende Wolke einer politiſchen Behelligung ſich wirklich entladen und ihre kleinen grünen Lebensernten auf lange Zeit zerſtören ſollte, einige Verabredungen getroffen hatte. Als Eberhard ſchon die Thür in der Hand hatte, rief ihm Conſtantin noch einmal nach, griff auf ſeinen Schreibſecretär, auf deſſen Sims er den Ring gelegt hatte und gab ihm noch dies faſt vergeſſene Symbol mit. Eberhard ſteckte mit ruhiger Hingebung den fremden Verlobungsring an ſeinen Finger und noch an demſelben Tage Nachmittags verließ er die Reſidenz. Die Freunde waren bis dahin unangefochten geblieben.

Drittes Capitel.

Rechte und Pflichten.

Die Erfolge des Morgenbeſuchs, den Hertha ſchon in aller Frühe bei ihrem Vater gemacht hatte, waren nicht die erfreulichſten geweſen. Wingolf konnte und durfte ſich der Auffaſſung nicht entziehen, die für die vorliegenden Vergehen einmal die offizielle geworden war. Er ſelbſt hatte wol einen freien Ueberblick der Zeit und kannte noch ganz den Trieb der Verfolgung nicht, der bei Staatsdienern, die im Amte ſolcher politiſchen oder Tendenzinquiſitionen zu lange ſtehen, zuletzt eine förmliche Manie werden kann — eine Manie, bei der es wenigſtens in Frankreich ſchon vorgekommen iſt, daß Scharfrichter, denen der Ruhm auch zu vieler Erfolge geworden, bei neuen Entdeckungen, die ſie gemacht haben wollten, in den Verdacht geriethen, das ſo überaus Gefährliche oft ſelbſt angeſtiftet oder wenigſtens ſich den Hund gerade ſo zurechtgelegt zu haben, wie ſie ihn recht effektvoll be-

treffen wollten —. Von diesem Komplotte war Mingall frei. Demnach konnte er sich den einmal gut Pflicht gemachten Aufopferungen nicht entziehen. Die Widerwärtigkeiten dieser That mögen seinen Kräften nur allzusehr zusetzen, wie gut ein Unterhändler und Beschwichtiger, und Hertha verlangte. Nach Hertha's Sinne hätte der Vater schleu Unmerk thun sollen, als die Sache bei betreffenden Anwesen ganz zu seinen eigenen zu machen und den Fürsten und den Ministern und der hellsehenden Gesellschaft zuzureden: Die Alle seien auf dem Wege des Irrthums und früher oder später verfalle ihr dem schrecklichsten Verderben: Hertha sind es entgegen, daß Mingall, so rasch sein Rage bliebe, über diesen Vorschlag sich einen Augenblick nicht erwehren konnte.

Gegen diese allerdings von Mingall kaum den Namen der Gegenmacht ihrer Feinde verdienten, so hatte sie aufgerufen. Constantin Wachtel! Er sollte in der Verkleidung des Agenten Peterbuch! Auch über diese Zusammenkunft war die Erkundung Hertha's mit dem Vater primlich genug. Mingall schente jede Gemeinschaft mit einem ihm so gnadenlos sich entgegenstellenden Gegner ab. Und auch dieses Auftrack empfehle Hertha. Es war ein Schreiben Druck gerichten Vater und Tochter ein. Die Welt bekam Groß zur sittlichen Besserung.

Jene Zeit, kurz vor den Ereignissen des Jahres 1848, war in vieler Hinsicht verhängnißvoll. Es ist die gegenwärtige. Man hatte damals nur an herbe Umwälzungen geglaubt. Daß dahier, als man erkennen mußte, daß sich die Revolutionen nicht in Staatshauptsitzen machen, daß sich die zeit herrschende Abneigung soll gegen alle Arten Auflösungen des Lebens aus der Ehre eingeschlossen, eine Abneigung, die man in jenen Tagen selbst in solchen Kreisen nicht kannte, wenn Interessen auf die Erhaltung des Bestehenden angewiesen sind. Constantin lebte schon lange, unmöglich zurückgezogen, in der großen Welt und Hertha erwarte dort manche Zudringung. Viele hatten den Gedanke des Barrel, in seinen Jahren noch einmal sich zu vermählen, an der That gutmöglich, im Stande einer Person der Tochter anzeigt gegen diese und rühmten Hertha, wenn sie ihren harten Geist freiwillig vertraute, um sich dann sicher doch ein Schicksal selbst zu gestalten.

Es war in den allgeschätzten gläzenden Kreis'schen Hause, wo Hertha einen Abend in die Lage kam, Eugenien, ihrer Mutter, die sie seit ihrer Heimkehr, wo sie es war, die sie und dem väterlichen Hause entflohene Hertha zuerst begegnete. Die Gemeinschaft bei Hertha von Reilig, einst ersten Vertrauensmann, hatte sich beiden Gegnerinnen fernerhin gemieden. Auch sie, eine Gebieterin von Lautschig, von jenem Lieblingsplatz zwischen H. und Lichtenbach, hatte einen Mitmen gehorsamen, dem sie die Kinder vor allen für mit Sicherheit Sorgfalt zugog. Von der schwer Hertha's Verstimmung, sie hatte sie keinesweg gern und bei der war es, wo die Tochter bei vorigen Zusammenkunft unerklärlichen Unterricht für Dich erfreuen wollte, ein Thun, den Mingall hörte. Julie von Reilig suchte nun schon oft der Gesellschaften Genossen zu verschönen. Sie gefiele zu jenen natürlichen Thieren, die gern die Nachahmungen Menschlinge. Manchem Mentschen war eingebildeten Wichtigkeiten, manchem langen Lebensgeschichten hatte sie über die Gesellschaft Verbindung, mit der selbe sich zu geben pflegen, und einem absichtlich aufgeschlossenen Geheimnisse einer mit offenherzigst aufgeschlossenen Vertrauensgegen getrieben. Schon manchen sich gegenseitig mit großer Hochachtung behandelnden Leuten hatte sie gelingt, wenn sie bei der gute Mingall- einer Abentreffe ging. Kennen Sie Gegen Sie sich diesen gesammen? Sie können sich gar nicht leiden, aber es wird gut thun, wenn Sie sich besser kennen lernen' . Da man viele Art, die bei Julien und einem guten und höflichen Hange mit und einem freigiebigen Gast und Leben verkehren, bei ihr hinlänglich kannte, so gab sich in ihren Salon und höheren Plaudereien einen Kind mit großer Natürlichkeit. Schon manche Entschuldigung war bei ihr gehört worden und auch in Mingall'sche Haus wollte sie vorkommt hinter mit Gewandtheit bringen. Sie entschuldigt sich, gar sich ihre Zuhörer zu nehmen.

Es war ihr Geburtstag. Ihr gemeinsamer Gatte machte dem aufgeschossenen Knaben ihrer Schulfreundin die größten Augen, er hätte sich doch aus Ahnt diesen Tag bei ihm ohne besondere Einladung einzufinden und ihm Gelegenheit zu geben, seine Gratulation durch ein ungewöhnlich Fest zu übernehmen. Wer hätte da zurückbleiben dürfen? Die waren die Räume des Reiß'schen Hauses so gestellt, so eingerichtet und so gemacht und allen Bedürfnissen und Lebensbedürfnissen. Sie haben Sie's recht gemacht' sagte auch über diese Meinung hocherfreut Hertha entzückt zum Vater. Und ist doch einmal ein Tag, wo man Menschen, nicht eure ingenannte Gesellschaft sehe! Jeder hatte die Genugthuung, schon sich einen Vorschuß gegen die Gefahr des Schlechtseins angelegen, heute den Vater, die Tochter, die junge Mutter und den auch ihr sehr werthen und alltäglichen Doctor Gerlachius Ehrlich in diesen Salon versenkt hoffen zu dürfen.

Doch war für Hertha und Eugenie schon ihr freundschaftlicher Plan ein. Der Geheimrath konnte erst später kommen, da eine sehr große Mandelsetzung gerade für diesen Abend anberaumt war, eine Sitzung, die sich, wie schon oft geschehen, in die Nacht ziehen konnte. Konstantin hatte den Gegenstand derselben zu erklären zu Anfangung gebracht. Sie hatten sich um die exotische Entscheidung über die Maßregeln, die man gegen ihn und seine Genossen ergreifen wollte. Sie blieb auch es und. Er betrieb die Zurückhaltung eines möglichst schnellen Einverstand, der für diesen Fall längst die meiste auch schwerfälligsten Zustimmung Herthe's gefunden hatte.

Herthe's junge Mutter, ihre Freundin Eugenie, kam sich verlassen allein vor. In einem kleinen Anwachs, daß einer Überzahlung Mittheilung glich, wurde Hertha von Julien in gestellt und in die Enge getrieben, daß jene nicht entschlüpfen konnte, und ein tiefverschämt „Aber Hertha!" von Eugenien's Seite, begleitete die Attentate, denen Mutter sie gewachen und die sie in vollen Ungereimtheit heran zum rechten wußte konnte. Julie sich die Gegnerinnen allein. Auf einem kleinen Seite jedoch sie nicht heranmachen, Hertha mit dem Schmuck ihrer zarten Kindlichkeit, Eugenie mit dem kostbaren Glanze, der ihrer Stellung gebührte. Eugenie war kleiner als Hertha, zarter, weicher. Ihr schwarzes Haar, im Gegen sich beschränkt Kurz zurückgelegten, krauselnden sie die glattgeflochtenen Flechten, die Hertha, um den verwachsen Dissonanzen auszugleichen, begleitet trieb an sie richtete, war sänftig und sanft auf ihr „Aber Hertha! Hertha!" nannte wieder gerührt auf den ganzen Schmerz, der einem guten weiblichen Herzen ein Kriminal von feindlichen Waffen zu fühlen legen kann, wenn ein solcher Ton von Herzen kommt und wieder auch zum Herzen geht.

(Der Schluß dieses Gedichts wird das vierte Heftchen, das Ende Oktober, in nächster Nummer.)

Der Dichter und Perückenmacher Jasmin.

Von Wilhelm Häberlin.

III.

Von allen Seiten aufgefordert und gedrängt unternahm Jasmin noch im Mai 1845, trotz seinem hypochischen Gedrängtheit, endlich eine Dichterfahrt nach den ihm noch unbekannten französischen Städte, nach Paris.

Man muß sie alle, schreibt verständige Herausgeber und eigene persönliche bei partien großen Werk, sowohl den gesellschaftlichen als den literarischen, kennen, um sich einen Begriff von dem einen, selbstgefälligen Dichterton zu machen, womit sich die „Gemeinden" hören und den Heroinen, den Damen der Lage, den Perückenmacher Jasmin, reden, dessen Werke natürlich nur sehr Wenigen zugänglich sind, auch nur bekannt waren. Es

wäre unerwünscht gewesen, Jasmin nicht zu hören, zu protegiren und zu akademisiren. Wie ein Federball flog Jasmin von einer Matinée und Soirée littéraire in die andere, von einem Cirkel immer zu einem höheren und endlich auch auf den höchsten, zu rühren. Ueberall mußte er, wie sich von selbst versteht, lesen, declamiren und, armer Pegasus im Joche, seine eigene Poesie in Prosa übertragend, sie holperichten und holperichsten Ohren verständlich machen. Dafür meinte man ihn denn hinlänglich mit Zeitungsartikeln, Diamanten, Ketten, Uhren und Tabaksdosen belohnt und entschädigt. Die beste Belohnung aber, welche Jasmin aus Paris mitnahm, blieb eine jährliche Pension von tausend Francs, welche auf Verwendung des Herzogs von Orleans Ludwig Philipp ihm aus der Kasse zur Unterstützung und Belohnung bedeutender Talente angewiesen sich. Diese Pension war hinreichend, um dem Dichter seinen bescheidenen Wünschen gemäß eine sorgenfreie unabhängige Stellung in seiner Heimat zu sichern — vorausgesetzt, daß sie, wie der Dichter selbst, die seitherigen Stürme überlebt hat — aber doch zu gering, um ihn ganz der alten Thätigkeit zu überheben.

Ueber alle diese Herrlichkeiten erfahren wir aber von dem Manne, dem sie galten, nur sehr Dürftiges, meistens nur auf indirectem Wege, etwa in Dankesbriefen an diese oder jene hohe Person für gnädig verliehene Präsente, obgleich Jasmin seine Reise nach Paris in einem längeren Gedichte von drei Pausen („Voyage à Paris") auch in denselben Jahre besang. Ein Beweis, wie wenig er sich von jener Aufnahme verblenden ließ. In jenen Dankesbriefen gehören besonders: „La bague et l'orgueil" d. h. Ring und Rose, an die Herzogin von Orleans; und „A ma muse pel le succès del Rey" d. h. an meine Muse für die Ehre vom König, in denen man nichts weniger als Kriecherei erwarten darf. In seiner „Voyage" begegnen wir dem Dichter hauptsächlich auch nur auf seinen Wanderungen durch die Straßen von Paris, wo er sich mit wahrhaft kindlichem Erstaunen dem Zufall der Wanderung und dessen Eindrücken überläßt, vor diesem oder jenem auffallenden Monumente stehen bleibend, dessen Bedeutung erwägend, vor allem aber Stoff sammelnd, nicht etwa zu hochtrabenden Gedichten, nein, zu Erzählungen von der Werkstatt, am heimathlichen Herd, im Kreise der Seinen. Wenige Augenblicke nur verweilt das Gedicht in den schimmernden Salons. Von den ihm dort dargebrachten Huldigungen spricht er im leichten, scherzenden, fast spöttischen Tone, als ob das Alles einer dritten Person, etwa des „Abonnés" oder des „Franconnets" gälte, nur als wäre er selbst nur ein erstaunter, sonst aber unbetheiligter Zuschauer dabei gewesen.

Den tiefsten Eindruck auf ihn machte in Paris die schreckliche Katastrophe vom 12. Mai auf der Eisenbahn von Versailles. Bei der ersten Nachricht davon ruft er aus:

Was hör' ich? Welcher Leu? Was bringt der schnelle Bote?
Ein General erlag? Zweihundertfünfzig Leute?
Schlug irgendwo man eine Schlacht?
Ach nein. Sie hatten nicht das Volk der Tapferen,
Ein Heer, gefürchtet als die Kanone heut,
Hat unerbittlich sie hingerafft.

Auf Eisenbahnen hoch entführen sie der Gluth,
Allein der Luft, der Finsterniß.
Schon ganz ihrer Sinn, viel tausendmal geschwinder
Als wie er singt verwandelt er
Die Eisenbahn zum Feuermeer
Der wildgrimmigsten Nacht. Männer, Greise, Kinder.

Gothaischstumm empfindet er nur, als er wieder zur Leier greift. Stille Thränen geht

Und das Resultat betrifft, so hat Jasmin bisher und die meiste Anerkennung er England gefunden und zwar in dem „Athenaeum" vom 5. November 1842. Nach dem tadelt Mark Jasmin den ersten lebenden Dichter Frankreichs gerechtfertigt und ihn den

schlich seiner Balladen mit der alten Troubadourart, in der Klage seiner Dichter aber mit Milton, in seiner Epistola mit Horaz verglichen hat, schließt es mit folgenden Worten: „Burg, in Betracht des Geistes, des Geschmacks, des Gefühls und der Kraft des Dichters, der in einer bis jetzt nur bei der untersten Volksklasse noch abgelegenen kunstrichtigen gebräuchlichen Mundart schreibt,' in Betracht des Einflusses, den seine Gedichte besonders auf die gebildetsten Gemüther und Geister Frankreichs und des Auslandes gemacht haben, muß man ihn zu den größten Geistern unserer Zeit zählen und ihn, wie auch der Clémence Isaure, als dem ersten unserer neuern Troubadours und als Vorgänger der Andern gastfreundlich, der heraben schreibt, von seiner Heimat den Lieder der Provence abgewichen, als Lohr sie in den Gräbern Alain Chartier's und Charles d'Orléans ihren Dichtergruß mit begrabe."

Wenn Jasmin und als Dichter einmal, mehrt, entzückt, als Mensch mit warmer Theilnahme für sich erfüllt, so müssen wir staunen, wenn wir einen Blick auf den Boden und in die Verhältnisse werfen, worauf und unter welchen diese Blume entsteht, wächst und gedeiht. Da ist von seiner andern Pflanze, von seiner andern Nahrung des Geistes die Rede, als von denen, welche die Natur auch dem Ärmsten ihren Gedichte reicht. Aber wie es nicht jedem Strauche verliehen ist, Blüte zu Reife eines Traubes zu tragen, so ist es auch nur wenigen bevorzugten Menschen gegeben, den ärmlichen, an Naturgaben geringsten Verhältnissen solche Schätze abzugewinnen, wie sie uns aus Jasmin's Gedichten entblühen. Die Natur verleiht solche Gaben nur Denen, welche, in ihrem Schoße geboren, ihr auch im Leben treu verbleiben. Von den Höhen und den Gestaden seiner Heimat versetzt, hält Jasmin noch jetzt in seiner sämmtlichen Habe, deren unzulängliche Vermehrung er in einen geräumigeren Wirkkreis umgeschaffen hat, stets seinen Gesang stillgestellt. Dabei tritt es ihm keineswegs an einem vielfältigen, reichen, beziehungsvollen Wirkungskreis. Denn nicht nur braucht er den schönen, rund in sich abgeschlossenen Sprache des gedrungensten Sonnets, der gebrauchten Langue d'Oc, worin Lieder sie, und tritt in der Mitte erbrückenden Einförmigkeit des Alexandriners Gestalt, nicht durch die Mannigfalt reimlicher Eigentümlichkeiten, sondern durch ungeschränkte Schöpfungen entgegen; er greift auch häufig wichtigen und tiefreich in die Verhältnisse und das Leben seiner Heimat ein. Wo es gilt, einmal Nützliches einer Gemeinde zu gründen, einen wohlthätigen Zweck zu verfolgen, und dazu Mittel durch öffentliche Vorlesungen zu gewinnen, da greift Jasmin in seine Laute und singt so mächtig als einer gemeinnützigen Stiftung ihre sich unter seinen Klängen die Herzen gleichsam zusammendrängen — eine authentische Bestätigung des Wortes von der Erhebung Amphion's durch Amphion's Saitenspiel.

Unter solchen Verhältnissen ist es in der Ordnung, daß an Stoff seiner Muse nie ihren bedeutenden Wert und Reichtum jemals erschöpft erscheint ist. Immer gibt es in der That frische Lagen, und bekannt, im Jahre 1845 erschienene Gedicht von ungemeinem Reichthum. Es ist darin eine elegische Ballade in drei Partien, betitelt „Mahmoudienne" (Martha die Wahnsinnige). Ist auch Sprache und Anordnung darin nicht ungemein ordnet und verständlicher als in „Frangounette", so ist doch der Stoff, wie denn es aufgefaßt und gehalten ist, sehr reich, schauerlich, ...

„Wahnsinnig", so heißt der Dichter diese Ballade ein

In jenem heiteren Thale,
Wo ich mit mir allein in Betrachtung versunken,
Erblühen, von Schatten schweig umfangen
Den Lethe hinfließt am Fuß meiner Hecken,
Die traulig Jahre hier hat Hochwasser angelegt,
Und wo wir, Hirt Gras, gebraucht mit frischem Blumen,
Wenn hungrig sie mit Blut die Kirchen füllen ging

Drüben hörte „Gottlobmutter“ kaum auf den Gruß, so schnell sie konnte zu sagen: Kakao saut, denn ehe wieder d. h. Martha geht aus, sie muß hungrig sein, die Kinder aber auf den Gassen, wissen unterdessen Geschichte, schreckere und arme Geschichte, die vor Gottlobs eine besondere Scheu erweckt, vor sich her mit dem Rufe: Kakao, an ausleihen, an ausleihen! Alle hing wieder Kind zusammen!

Grimmig rief sie nach der Jüngsten Lumpenkiste
Noch in das graben Kinnes Hülle.
Und vor Gottlobs ihre Scheu.
Sie lagen mir, daß eine Martha, die Sanfte, Stille,
Sie sing wie schön gewesen sei.
Und nun das Opfer viel gebrechlicher Leu.

Mit vielem Getrauden bildete man beschäftigte sich bei Jedwede auch der Gottlobs, der Ursache von jenes Mißgeschick Zuflucht einmal nachzuforschen; denn sie war nicht von Ort:

Nach meiner Mal' entschwebt, erleichtert ihr Gewissen,
Überall anders, durch Dörfer, Felder, Flecken.
Wir hatten nicht gehört; voll Trauer kam sie heim.
Und was sie uns vertraut, erzählt euch hier mein Reim.

In der That! Die arme geschlechtrante Martha war nach Ostern der Heimat eines Gefallenen, an dessen Brüg und an dessen Bestattung vom Schwesterhause, zu einer Zeit, wo bei Napoleons allgemeinen Kriegen ein Mann mit Gold mußte aufgewogen werden, sie all das Jahre aus den Grund einer lange, Tag und Nacht fortgesetzten Arbeit, gerafft hatte. Der junge Krieger, endlich heimgekehrt, ohne zu wissen von Ihm, erschien in seiner Heimat, wo ihm und ganze thränenmeinte Dorf, von Pfarrer an der Spitze, die Braut und Geliebte ihm geblieben, entgegenging, er erschien, aber zu aller Staunen nicht allein, sondern in Begleitung einer Mannesmaria — seiner jungen Frau. Der Jüngere, der sich bei seinem Gebilde aus bei der jähen Gebenntnis stand ganzes Elend vor ihr aufthat, verschleierte auch das Letzte, was sie noch zu verlieren hatte, ihren Ehrstand. In schwermüthigen Wahnsinn verfallen, entrann sie nach einiger Zeit der Wachsamkeit ihrer Wärter — Verwandte hatte sie keine mehr — aus und kam ihr verhängnis, verlorenen Ort. Sie erschien sie in Ilgen,

Wo vierzig Jahre lang den armen Kinder
Die Hand und Herz
Den Mitleid bot.
Dann hieß es, daß man sie von ferne
„Martha geht aus, sie bettet Brod!“
Man wußte nichts von ihr, doch Jeder sah sie gern.
Die Kinderwelt war, die niemals Mitleid hat,
Und rannte mit Gott'ner Schwarz Freudenlos.
Wir riefen: „Martha! Sie Gottes!“
Und sie, sonnenmüden, nickte rückwärts.

Nachdem der Dichter diese einfach tragische Begebenheit mit dem Schmuck der ungekünstelten Schilderungen und den wärmsten Farben, wie es sie auch einem Gedicht der Natur, und Richtung, Begeisterung und Kenntnis des Herzens bietet, ausgeführt hatte, erzählt uns jene Erscheinungen in seltsam Weise auf den Leben übertragen hat, schließt er mit den Worten:

Sieht, darum hörte sie die jenen Mutter Schall,
Und war ich sie traurig gebrochen in manchen Lied.
Nun da sie tot, so soll sein Wesen verschwinden
Ich den gelassenen Raum der Kinder ihr möchte bleiben.
Die Sonnen möchten Herz, der Schuld nun zu vergeben.
Die Gnad nun Gott ich auch mit Thränen zu bedenken.

Wer schreiben darauf solcher Klage, wie auch die Kritik hatte, eine wesentlich erschwerende Übertragung der Hexameterrede gerade Dichtart vorgenommen. Indessen hat auch Ludwig

Napoleon reiste durch Tyrol und wurde auf der Landstraße gemacht. Er brauchte ihn nicht, er rief ihn nicht. Der Napoleonsdienst und die Parole hat nur auf Schlachtfeldern Anwendung. Vor einigen Wochen las man, Jodocus wäre in Paris auf Besuch. Freilich kommt er nicht, um für sein Alter die Pensionen zu reklamiren, die ihm auch Ludwig Philipp auf die französische Ehre angewiesen.

Die Natur und die Kunst.

Die Kunst ist dem Menschen eine Versicherung seines Wohlseins. Wie dem Manne, welcher unerwartet einen Schatz findet, so ist dem Tonkünstler, welchem auf der Leier seiner Stimmung eine Melodie quillt, deren Schönheit ihn selbst überrascht. Wie dem Manne, welcher durch heftigen Umgraben und Düngung seiner Blumenbeete die Gewächse zu höherer Fülle bringt, so ist dem Maler, welchem sich, ohne daß er zum deutlichen Bewußtsein der Wie und Warum gelangt, die Formen und Umrisse, welche er abgrenzt, unter seiner schöpferischen Hand vervielfältigen und verklären. Die Kunst ist der Fortgang proteus der Mutter Natur selbst in seiner Fortziehung. Zwar hat diese höchste Vollendung in der Menschenform und Gestalt erreicht, aber weiter hinüber sie nicht weiter gänzlich neue Lebensformen baut. Aber sie hat darum nicht aufgehört, neue zu organisiren. Sie organisirt und bildet im Menschen und vom Menschen aus. Denn weil der Mensch künstlerisch schafft, daß thut er nicht mit seinem Verstande und Willen allein, sondern immer auch halb unbewußter oder naturgemäß instinctartiger Weise. Nicht er bildet, sondern es ist die ewig jungfräuliche, bildende Mutter, welche ihre Phantasie in ihm wie im Traume vor sich hat, jetzt es ebenmäßig von Organ und Werkzeug als auch selbst der Mensch vielen Werkzeugen ist. Daher kann auch der wahre Künstler durchaus nicht bilden was er will, sondern immer nur wie er muß. Mühe und Anstrengung hilft hier wenig, das höchste wird gelungen als ein unverhofftes Glück, wie der Dichter sagt:

Reigungen haben die Götter, sie lieben der grünenden Jugend
Lustige Schritt, es gehn Dryaden die Fröhlichen an.
Nicht der Geschwätzige wird von ihrer Erscheinung belohnt,
Ihren Genossen, Morg hat nur der Blinde gesehen.

Von den drei höchsten Ideen: Schönheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, ist die der Schönheit die weitlichste Idee, weil sie nicht in dem Grade wie die beiden andern die ungeformte Thätigkeit herausfordert, sondern auf einen Genuß berührt, welchem sich der Mensch mehr aus passiver Hingebung darf, um die eigene Natur spielend auszubilden, und insofern kann man sagen die ausschließliche Hingabe des Gemüths an die Schönheit nicht ganz von dem Vorwurf schwärmerischer Selbstsucht und Trägheit sich gänzlich frei sprechen. Aber Wahrheit und Gerechtigkeit, Thätigkeit fordern. Wer Wahrheit nicht als höchste erstrebenswerth, Thätigkeit übt, der ist in Thätigkeit und Willkühr einerseits und der Passivität andererseits an Wirrsal und Wüste verfallen, der Hingabe an das Niedre Gefühl verpflichtet. Nicht anders ist Gerechtigkeit, sondern wenigstens Handeln sind wir da. Aber man würde doch zu weit gehen, wenn man die Schönheit in Natur und Kunst als einen leichten, unverbindlichen Schmuck oder gar als einen bloßen Sinnenreiz, von der Art der Opiumwirkung etwa, betrachten wollte. Nein, die Schönheit ist ein göttliches Wirklichkeiten, aber zugleich von unendlicher ernster Art. Wer sich nach göttlicher Anschauungsweise wendet, der werden in Natur und Kunst nur die untere Schönheiten kennen, die höhere, als die, welche mehr Harmonie der Auffassung erfordern, werden spurlos an ihm vorübergehen. Das Anschauungsvermögen einer Gesellschaft hängt vollkommen so sehr an als alle andere angebornen

geistige Befähigung. Nicht Jeder besitzt die intellectuelle Spannkraft, welche dazu gehört, um in einer Beethoven'schen Symphonie die verschlungene Stimmführung, um die Entwicklung der Themata genau zu verfolgen. Wenn also die Schönheit auch unsern Geist weiter von den Fesseln der Sinnlichkeit zu lösen trachtet wie Moral und Religion, wenn sie ihn selbst nicht einmal an der Hand der Sinnlichkeit zu unsichtbaren Höhen und Tiefen hinüberführt wie die Wissenschaft — so hält sie uns doch auch nicht so in der Sinnlichkeit gefangen wie der bloße Genuß derselben, sondern gerade dadurch, daß sie uns das Wohlgefallen der eigenen Sinnlichkeit genauer kennen lehrt, führt sie uns in immer neue und bisher unbekannt gewesene Gegenden derselben.

Die Kunst ist eine Verfeinerung der Natur. Wir glauben von Natur heimisch zu sein in unserm eigenen Hause. Wir sind es aber nicht. Die Kunst erst lehrt uns den ganzen wundervollen Bau der verschiedenen Gemächer kennen, und wenn vollends diese, um die Hand genau kennen zu lernen, sich in ein jedes seiner Gemächer zur Zeit ganz allein wenden muß, so ist das Grundgeheimniß der Kunst die Isolirung der verschiedenen Sinne, die Isolirung der Eindrücke, welche im gemeinen Leben immer mit durcheinander gemischt vorkommen. Im gemeinen Leben kommt es uns immer auf den Gegenstand an, einerlei, ob wir ihn sehen, hören oder tasten, es ist derselbe Gegenstand. In der Kunst isoliren sich die Eindrücke des Gesichts und Gehörs von denen des Gefühls, während einstweilen noch beiden die Geruchs- und Geschmacks ganz ausgeschlossen bleiben. In der Kunst gegenüber und die Welt, worin wir leben, in so viel verschiedene Welten, als es Sinne gibt, in denen Eindrücken sie sich gibt. In der Kunst haben wir es ganz auch mit Gegenständen zu thun, aber nur insofern sie unsere eigenen Empfindungen berühren, indem sie Theile unseres eigenen Sinnlichkeit ausmachen. Die Orientirung im Organismus unserer Sinnlichkeit ist daher die erste Orientirung im Organismus der Kunst.

Der Mesmerismus und „Jungfer Paradis" in Wien.

Wenn man durchaus glauben will, daß der thierische Magnetismus die Eingangspforte zu jener geistigen Welt ist, die wir das Jenseits nennen, so kann man sagen von einer Jungfrau, Namens Paradis, sagen, daß sie es war, die die Pforte dieses Jenseits aufgeschlossen hat.

Mesmer war der Entdecker des thierischen Magnetismus. Er lebte 1777 in Wien ein blühtes, armes Aerzten angehörendes Mädchen, Namens Paradis. Das Nähere, und die Widersprüche über das Leben einer Nächtigen dieses Mädchen betreffend, war Ursache, weshalb Mesmer aus Wien verwiesen wurde, nach Frankreich ging und sich, wie bald in Deutschland immer geht, erst vom Enthusiasmus der Anerkennung verschlang.

In der wiederkehrenden Geschichte dieser Jungfer Paradis, die in Mesmer's Leben den Wendepunkt bildete, kommt die merkwürdige Thatsache vor, daß das Mädchen, durch Mesmer's magnetische Behandlung sehend, wie mächtigen Leben sogar gewissen Fähigkeiten gewonnen Mädchen (so sich uns unterschied in Mesmer's Gegenwart alle Farben) von ihren ärztlichen Aerzten deshalb für blind und nur blind und ewig hoffnungslos erklärt wurde, weil sie auf die Blindheit ihres Kindes hin von Maria Theresia eine Pension bezogen. Dem Mädchen wurde über der Verlust ihrer Pension, über so reichen Einnahmen und der Blindheit der Aerzten so weh und bange, daß sie die Möglichkeit ihres Gesichts leicht bedauert und sich gramt, lieber nicht sehen zu wollen und lieber nicht sehen zu können.

... Mutter, von den Aufregungen dieses Abschieds erschöpft, wankte nach Hause zurück und

Wenn sich eine Person als Opfer eines dramatischen Vorgangs besonders und überhaupt mit dem Tragischen spielen läßt, so gilt die Darstellung dieses Vorfalls als Beispiel zu „König Rene's Tochter", die auch schon, nachdem sie das Tragische erlebt hatte, anfangs die Blumen für Lüge hielt.

Anregungen.

Zeichen der Zeit.

„Die Welt ist rund und muß sich drehn" — singt mit einem verblüffenden Kopernikanismus der Minnesänger in Mosenthal's „Deborah und Jaël". Zwar ist jetzt in Berlin ein neuer Schäffer aufgetreten, der, wahrscheinlich verführt durch seinen Namen und als ein Ur-Schäffer hochmüthig gewachsen, die Schöpfung entdeckt und die Erde wieder zum Stillstand bringen will — der alten Glaubensgenossen stellt er in der Klopstocker-Zeit, in der wir leben, an der Spree ein Publicum — ; aber doch immer noch kommen wieder Dramen hier bei den alten altgewohnten neuen Planeten und Lehren, doch sich nicht sind verdächtig die Tücher, heutzutage mit wachsender Kraft wieder einbrechenden Gewichtes auch auf die Planeten hingen.

Wir wollen nicht von dem Heranziehen neuer Vielsprachen-Schwingungen sprechen, wollen nur von einem Keinen Beleg zu jenen Erscheinungen der heutigen Tragikgestalt unter Planeten, die sämtlich zwei Persönlichkeiten sich gegenüber annehmen, als sie sich über ihre Bewegungen stritten. Der Eine war stark conservativ und ist jetzt demokratisch geworden, der Andere war stark Demokrat und ist jetzt conservativ. Sie wären, heutzutage sie sich gegenseitig, stark Erschütterungen entdeckt zu erklären als auch Umschwingungen der Erde, deren Wanderungen im Aether nicht nur in der Natur, sondern auch in den Köpfen die Abwechslungen von Tag und Nacht hervorbringen?

Wie aber die Köpfe und die Herzen wandern sich diese hohen Gestalten ab unmöglich Personen nicht einmöglichen lassen, zeigt und sinnlich recht beim Durchblättern eines merkwürdigen Poetischen Gedichts „Buch treuer Spiel." Von Adolf Böttger (Leipzig, Otto-Wigand. 1853). Es ist viel Feines in einzelnen Anordnungen und Wendungen und Gedanken, besonders eine frühlingsmäßige Heimathsbeschreibung neuer Art.

In dem mit einem Schmetterling-Traum anhebenden und beinahe wie eine sehr nachlässige Erfindung auf dem deutschen Parnaß aussehenden Werke stecken sich die merkwürdige Thatsache, daß die alten Helden einer ganzen Generation jetzt von der Nachwelt und von der Welt, die Generationen von der Schmach und der Schande der Zeit singen. Moritz Hartmann, dessen Lieder mit einem Patriotismus singt einen Morgen in Sonnenglutathmen und Vergißmich

Er hielt der schönen heute Tag
Sonnenlicht vom Traum und Lied zum Schwert
Gewebt hält für Hungen und Not und Tod —

widmet den Helden seine tragischen Erzählungen. Herr Emanuel Geibel in München, antwortet:

Und ihr, zum Sonnenlicht und Tagesglück
Und Mut aus Gott, ich, wie ich schwach, an
Frauen
Ich bleibe mich bei heiligen Flammen Schweben
Und hasse nicht Tugend, daß mein Feige spotten,
Ob mir von Schaum und Grüne kommt nur Lieg
gefreicht

Alfred Meißner, Gedichte. Verleger „Revolutionäre Poesien Erzählen", singt einen schönen Traum:

Ich glaubte an Engel wieder
Und daß ich sich gleich
Die Engel von meinen Liedern
Und weiß halb wieder gehn

während Herr Prölß-Mosen, Schwiegersohn der Gesellschaftspolitik beliebten Staatsgründung und tragischen Verhältnis Gesellschaften, wieder Lieblosen und Lieblosen Unterschieden die Tragik der Persönlichkeit des wirklichen Lebens singt:

O Lust von Schmerz, verdrossen von all der Pein
Gelassen, entsetzlich kalt, so ungerechten
Trat ewig Tragödien und Komödien
In uns zum Glück und nicht zu viel zum Leben
Von Jammer, so wurden wir wieder Leute
Die schönen Phantasiebilder zu verschwenden
Verloren, wo wir unser Herz wenn
Im Glück, wie Bruder einer im Kerker

Die Lehre hat bei den Dichtern, deren Aufgabe Lösung von Räthseln bedeutet ist, in diesen Tagen jetzt nun die tragischsten Tragödien gegeben. O. W. Arndt singt wieder von Rosen und Lust, Prölß wünscht sich den Planeten einen heiteren

leben Generalleut, Hoffmann von Hallerslebens will bei alledem auf deutscher Erde leben, Heißen von „Augusten rein", ein abgesagter Preußer in Königsberg, Schier von Lengerke, beklagt das Gebet einer Mutter um die Rast, zwei Flüchtlinge, der Tiroler in Paris, besingen die Klage eines Mädchens, der Verbannte in Zürich, das Verwehen des Heimatgrußes, Titus Ulrich singt die entsetzende Mutterentsetzung einer kleinen Frau und Wilhelm Zimmermann, der Mannheimer von der sächsischen Linken, lobet zum deutschen Volke ein:

Wo noch weint heiße Thräne um Mortal
Um Kummer, Schmach, die verwandt Recht,
In Heimathlosigkeit, auf fremder Erde!
Da sind und wirken, so weit Erde heißt:
Dem Schlaff ist nicht Ruh, Lug ein Schrecken
Die weit um Ruhe, breitet Thau erfrischt
Und Licht, wo Nacht und Nebel sind Boden.

Endlich gedichtet: unbekannt die Angeklagten, die Preußischen, die Geheimenräthe, die Frommen und die Staatsfeindseligkeitsverbrecher als Rotten rufein! Barnhagen von Ense verherrlicht die Menschen, sich hier Unterzeichnet, bei Verfassungsgut nicht verbrechen zu lassen; Ferdinand Schiller singt in einer Allegorie von einer Welt zu „noch unerzeugt-geworfenen, aber doch wieder abverwandten Zeit." Und Herr von Gaudy in Berlin sagt, verstehe, der die Revolution ebenso lobt wie in dem Bauer, die Schriftstellerin, das Zeitalter der Politik und der Parteisucht sieht. Herr von Gaudy, den wir schon ein Recht hatten, ganz zu dem Tagesbericht der preußischen „Vossischen Zeitung" zu rechnen, schlägt Volksversöhnung in die Saiten und singt in Anregung an Ereignung gegen Jammer anderer deutsch-gebornen, in ersster Uberheit einmaligsseiter Gefühle" geschwisterten Generalen.

Das sind Zeichen der Zeit und in der That Dennoch sind die Angeklagten nur Einzelne.

Aber von allgemeinen Gedichten unter guten Gattungs, unter anderen von Böttger, Gerstenberg, Duncker, Hensell, Georgi, Hammer, Hebbel, Kugler, Müller, Pfarrius, Peters, Prug, Rückert, Simrock, Schlesinger, Strelitz, bekannte und, hier nicht ausführlicher Kinder gehen zu können, weil besprochen sind, weil allerdings auch unsere vorherrschende ausgezeigte Übergang anlangt, nur noch auf die eine Übersicht, daß auch die beiden Lieblingsgedichte der Dichter, Dichter von Rückert und Titus Ursprünge Thron für die jungen, gerade auf der Preußen bemerkten Mächten, Dichter der gerade gerechte Gemeinschaftsfähige, Hilfe gewonnen, gemeinschaft und unbefleckten Lieder, in denen Thron, Preußen und vielbegehrten Kinderreich zu geben. Wer so im Dichter, eingedrückt erschüttert Thrones und Ehrenvoller Mächter, den Wurf dieser gründet, jungen Poetenet beobachtet und beisammen den Klangklang der am Krone entsprechenden Ehre und Herrn von Belang von Gaben zu Gaben, von Lied gerufen! Schweizer und Ausländer sind, wenn auch 5/6 aus der Worte Deutschenlieder! bei Übersetzung nimmer fühlen:

Und heilt bedeutsamer Gleichlichtthron,
Und ganze Deutschlands Kleinen, in aus ab,
Denn Ton ist nur ein Dichter Ihrer Art,
Es tun nur nicht die Leiten Schwellen kann
Und nicht schein in Wahrung und Wunder.
In sind sie Thron, Abschiedenen Mittelpunkt,
Kein, auch auf unsern Hervorbringung von Leben
Der Zeit ist, sag, ich Gott zu ersehen — —
Wie hilft sie Wunden von Erhebung dieser!

Deutschen wir heute, sehr schon Tod, und Leben von Nebung singt, einst schon Freund und Ehre von Leben gelungen haben, so können wir auch hier wieder schließen mit dem rasch Dr. Schreiber entschuldigenden Tag: „Die Welt ist rund und muß sich drehn!"

Das Recht und das Unrecht.

Es gibt eine Menge Naturen, denen alle auch verbrechenliche Regung immer eine Absicht ist und die dann auch durch ein Interesse, durch die Motivation, das Gesetz der Natur bestimmt. Wer nahe diesen psychischen Phänomenen nicht ohne ein Vorgesetzt? Angeklagte Fälle gibt es aber auch. Manchen sagte vom seinem Freiste Gottlieb, daß bei Diesem die volle Überlegung immer eine ganz wahre und daß ihr heute noch die Motivation schlecht wurde.

Die Angeklagtenschaften bei Jäh.

Die Jahn- und auch noch Turn-Inquisition, und wie und selbst an dem Thatsache, Inquisitionen Turn, wenn sie im Kinder von Bürgen sind. Die Kunst, abgesagt von anderen Jahn unter Dichter so zu betrachten, wie es sich in Allgemeinen entwickelt, gleicht dem seinen Ohr einer Seemaschine, der in Stunde ist, die Übung seiner Stimme mit den Klangfiguren, wie es heißt, und mit der Klangfigur-Figur Thon, die gehören, in einem nachfolgenden Gestang zu bringen.

Zur Acuff bei Engelhorn.

Im Verlag sind die Kunst- und Kunstausstellung bei Jacklinger, der Bibliothek und Verwaltung bei Verlagsanstalten. Durch eine mit neuester Übersicht seiner Leistungen zu gestalten, macht sein bedeutsames Dichter.

Verantwortlicher Redakteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 39. | Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Der Ring oder die Nihilisten.

Eine Erzählung in sieben Capiteln von Herausgeber.

Drittes Capitel.

Rechte und Pflichten.

(Schluß.)

Wie konnte ich denn anders als sterben, sagte Hertha zu Eugenien, wie konnte ich den Vater im entsetzlichsten Nachsinnen seiner Empfindungen stören wollen! Nachsinnen, so nannte er seine Liebe und ich will glauben an die Möglichkeit, daß auf dem Scheitel eines Mannes die Locke schon sich silbern stärkt und vor dem Winter doch noch einmal seine Zweige Blüten treiben! Ich hat mich mit unaussprechlicher Trauer erfüllt, als ich diese Erfahrung machte — und mit die! Daß kein Vermuth! Ich will's verschwören dies Bekenntniß des Glücks und der Liebe und du hast vielleicht Recht gethan, mir zu ein seltsam Opfer deiner eigenen Jugend beschieß.

O Schwester! unterbrach Eugenie mit tief Mitgefühl Herthas Herz und Charakter mit dem einzigen: Er ist so gut, so gut! — — Als sie mir der Schilderung seiner Werbung, ihrer Willkommenheit, ihrer Furcht vor den Ereignissen geendet hatte, weilte sie auf Hertha ein. Ein weiblich Herz, das Liebende in Nöthen sieht, wird sich immer treuen Schlag, zu helfen. Sie sprach von Constantin. Hertha wied die erschöpfenden Anklagen des Geliebten zurück. Überhaupt Du war ja seit acht Tagen fern, hatte ja geschrieben, hatte ja Versicherungen gegeben, daß man sich über den Heimkehrenden Eintracht von Constantin's verlorener Gesinnung vollkommen beruhigen könnte. Sie schwand schon diese Mühe von Constantin's Bilde und Eugenie konnte immerhin sagen: Ich komme doch leichte mit einfache Mächere, schöpfe sie mit weiß, daß sie der ganze Himmel sieht scheint zusammenbricht mit dem Verluste Constantin's! Mußte sie doch auch hinzusetzen. Aber ich verdenke es einem Manne, wie Ulrich, nicht, wenn er sich von Jugendreizende diese Art besitzt im Besitz einer Liebe, wie sie eine Hertha nennen! Sie ließ dann die Anerkennung leisen: Für mich jedoch oder möchte es peinlich sein, Hertha, wie ein Fremd, einsam trauernder Mädchen zu werden, dem du doch all sein Lebensglück genommen haben wirst! — Sie that

diese Frage, weil sie von Constantia keine günstige Wirkung auf die Neumann übrhaupt erwartete. Darauf erwiderte Hertha mit ihrer gewohnten feierlichen und für Sie, der unbefangen eine nur pathetische, fast komische Betheuerung:

Sie betheuerten dieser Art versichert mich, als mir Constantia's Geständniß einen Beweis seiner Aufrichtigkeit gab. Ich prüfte mich und erkannte eine neue Veranlassung zu jenem Gefühl der Wahrheit, den wir leider weniger Opfer darbringen, als wieder anerkennen, Heinrichen, unsere ganze Gesellschaft unterworfenen Lage. Ich sollte alle um mich beachten nach jener unglücklichen Weiterbildung, die wir zur herrschenden gemacht haben, nach jener Theorie der Entsagung, die der Blick des modernen Lebens ist? Nein, Theorie! Diese Selbstkasteiung, die in einem solchen Falle verlangt, daß ich mein Heil allein in Thränen suche, daß ich sie und jammervolle Symptom des großen Gleichmaaß in allen unsern Empfindungen und Handlungen, einen Siechthum, von dem die antike Welt nichts wußte und dennoch groß war. Ich bin nicht willens, hierin dem Allgemeinen zu folgen. Ich will ruhig ertragen, daß man mich verurtheilt. Mögt Ihr, daß es Mode sey, solche Ketzerlichkeit zu fassen und weit entfernt bin ich, den Ernst, den sie hervorrufen, und meiner Seele zu bannen oder leichtsinnig wegzuläugnen, aber ich werde mich nicht von Gewissen bringen, ich werde hier, allerdings überlebenden herbe Empfindung des Grausigen als die unausweichliche Folge tragen, die nicht ausbleiben kann, wenn wir uns und einmal unergegrenzte und unzerbrechen Fesseln hingen und wegen, eine neue Welt nach Kräften mit erbauen zu helfen.

Ungeheure einzige Erwiderung war auf die Geschehen gerichtet, denen ihr Hertha entgegengesehen schien. Da kommt Hertha auf und ziel:

Gebehren! Wo sind sie denn denkwürdig als sie, wo wir den gemeinen Laufe der Dinge folgen? Sich eingedrungen in Romantik und Nichtige, ist das nicht eine unendlich größere Gefahr! Aufgeben müssen jenen Willen, jedes Urtheil, ist das nicht eine Unbefangenheit des Geistes, unter deren Schranken wir ewig zittern! Wie starke Geschöpfe sind wir Frauen doch! Ohne sehr, ohne alle Verachtung, schnell und zurückhaltlos in die Welt. Immer gerichtet und unrechtlos; nur da, wo es schon andere Thränen gab, da athmeten wir eine Weile unbefangen und konnten den Herd bei Hauses als Priesterin, nicht als Magd hüten. Ha! Die Dichter erbarmten sich unser und schilderten unser Leid! Die Thoren! Sie vergötterten die Gefahr. Die Anerkennung unserer Würde hat uns die ungeschickte Gunst eingebracht, sie, die der Fluch unserer Geschichte werden mußte. Für tausend Unterdrückungen eine einzige Huldigung, von den Sinnen der Männer den Sinnen dargebracht! Eine sein berechnet diese Tyrannei! Die ganze Erziehung auf die Sinnesbegierden! Für ein einziges Zugeständniß an unsere Schwäche wirft die größere Hälfte, ja der ganze Werth des Lebens und gemacht. Ha! Die Dichter! Dieses beschränkteste, entwürdigste Wort! Welchen Zweck hat sie denn, diese ewige Pionne, die vom Sitze der Götter kam, von der Thorheiten und Männerschlechten der Männer aufgespeichert? Liebe! Was begleicht sie denn? Was sagt sie denn? Wem schmeichelt sie denn das Dasein? Um wen tobten sie denn? Um Die, die uns für unsere preisgegebenes Dasein mit den weltlichen Blumen der Poesie zu entschädigen gewußt, um die besser war den Gefühlen erfunden haben, die sie und der Natur der Dinge, statt und ihrer Unkenntniß preisen? Wie ich verachte, sich ich weibliche Herzen gemacht, schwach, jammervoll genießen den Mißbrauch männlicher, ungeduldiger, handelnder, sich ewig an sich selbst bewegender Männernaturen. Jammervoll, diese Hülfsrede zu hören und nicht helfen zu können. Denn wenn die Frauen nicht anfangen, die Gesetze ihrer Existenz zum Leben sich selbst zu schreiben, wenn die Damen sich nicht von dem Vater, die Geliebte von ihrer Anbetung, so selbst ein Kant sich nicht von dem oft schmeichelnden Chaos sinnlicher Meinungen losgerissen vermochte, es nicht besser werden. Es wird eine Zeit kommen, so ich sehe sie schon im Geiste,

wo die Männer sich untereinander ratschlagt betrachten werden und auf die Frauen blicken, auf und, auf uns und unsern Rath. Diese Zeit ist schon da. Blicke um dich! Sieh' dort die Vorsteherinnen der Frauenvereine, da der Hülfsvereine, da der Krankenvereine, sieh', welche Schätzen dieses grundverderbenden Europa schon einzig und allein auf uns, auf Frauen angewiesen sind!

Eugenie war selbst Mitvorsteherin eines dieser Vereine geworden und hatte bei Jemand genug in nächster Nähe gesehen. Sie konnte diesem gewaltigen Feinde nichts erwidern, wenn auch die Bewunderung Hertha's ihrer innersten Natur widerstrebte und sie mit Schrecken sah, wie sich an diesem ihr bekannten, jetzt aber doppelt dämonischen Gespenste Ulrich Hertha schon hinaufgeschraubt hatte bis zum Schwindel. Hätte sie einen stummen, daß Hertha zu allen diesen Forderungen von Confluentin nicht die mindeste Veranlassung erhielt! Confluentin war für alle diese Extravaganzen ein Fremder in demselben Grad wie Jenen Recht, was doch jenes für seinen Nichtstandt eine sehr angesehene Stelle darin durchsetzen konnte, bleibt aber nur eine ästhetische Ironie.

Das Gespräch wurde von Julien, der Mutter, unterbrochen, die eine Ueberraschung ankündigte, die ihr soeben durch den Besuch ihres Bruders Hand von Landshing geworden war. Hand von Landshing kam von jenem Diplomat, der zwischen der Universitätsstadt G. und Liebenbach lag. Er kam, gesellschaftlich und gesinnungsmäßig, oben von der Reise. In die Gesellschaft getreten hatte er einigen Damen freundlich die Fingern von den Lippen getrieben. Das war seine gewohnte Art. Als Eugenie und Hertha, jene noch heiteren von Wangen um die Brunnen, diese hochergriffen und mit kunstsinnigsten Auge der Mischen folgten, von den Brüder, den Eugenie auch sehr kannte, zu begrüßen, sagte Eugenie: Nun Hertha! Da wird du allerdings ein Exemplar jener Männer kennen lernen, die sich verlangt sein möchten. Hertha aber schwieg kaum, so sehr sie auch den Nachhall ihrer Rede.

Man fand Hand von Landshing, Julien's Bruder, unter einer Gruppe der Gesellschaft, die sich um ihn wie um ein Monstrum versammelt hatte. Hand war ein langer, hagerer, flämmiger Baumstamm. In seinen grünen, schwarzbesetzten polnischen Kostüm mit einigen über die Schultern herabhängenden Troddeln konnte er höchstens sechsundzwanzig Jahre sein, aber er sah im Gesicht, wie schon so verwüstet und lichtend wie ein Sechziger. Seine Schwester kniffte ihn wie Knicks auf, um ihm auf die Fragen, die man an ihn richtete, wenigstens Luft zur Antwort zu geben. An den Tischen, die er ausfüllte, standen die Herren in ernstlichen Contrast zu der flämmigen Backenhaftigkeit, deren Heftigkeit und geringe Gemüthsanlage sich in langen Backenbärtigen Reden zu erkennen gab. Hand von Landshing hatte das ganze Leben eines jungen reichen Adeligen bereits hinter sich. Er hatte die Welt gesehen und so viel Geld verausgabt, als nöthig war, um zu verlieren, bevor seine spätern Jahre an einen heftigen Betrieb der Schelle gebunden wurden. Es war seine Theorie in den Städten, wo er lebte, vorgekommen, was hier er nicht Theil genommen. Intellect von Geburt, behandle er seinen besonderen Verlehrung an die Gesellschaft. Sein Name genügte für jede Stellung. Ausbildung einer höheren Verbindung Jugend einer Art war ihm stets geblieben und sogar verhaft. Er schrieb seinen kritischen Brief, parierte höflich französisch, hatte sich über Gemüthsbildungen, Naturanschauungsformen, Gemüthsartungen hinlänglich unterrichtet, um immer zu wissen, wohin sich bei strategen Parolen sein und seines Standes schicker Standort war und sah das Ueberige sich es Gott wird, wie es zu sagen pflegte, die Gentlemen sagen. Seine Ehre bewährte sich Schlösser, Hand von Landshing, Julien's Bruder, war ein langer, hagerer, flämmiger Baumstamm. In seinen grünen, schwarzbesetzten polnischen Kostüm mit einigen über die Schultern herabhängenden Troddeln konnte er höchstens sechsundzwanzig Jahre sein, aber er sah im Gesicht, wie schon so verwüstet und lichtend wie ein Sechziger. Seine Schwester kniffte ihn wie Knicks auf, um ihm auf die Fragen, die man an ihn richtete, wenigstens Luft zur Antwort zu geben. An den Tischen, die er ausfüllte, standen die Herren in ernstlichen Contrast zu der flämmigen Backenhaftigkeit, deren Heftigkeit und geringe Gemüthsanlage sich in langen Backenbärtigen Reden zu erkennen gab. Hand von Landshing hatte das ganze Leben eines jungen reichen Adeligen bereits hinter sich. Er hatte die Welt gesehen und so viel Geld verausgabt, als nöthig war, um zu verlieren, bevor seine spätern Jahre an einen heftigen Betrieb der Schelle gebunden wurden. Es war seine Theorie in den Städten, wo er lebte, vorgekommen, was hier er nicht Theil genommen. Intellect von Geburt, behandle er seinen besonderen Verlehrung an die Gesellschaft. Sein Name genügte für jede Stellung. Ausbildung einer höheren Verbindung Jugend einer Art war ihm stets geblieben und sogar verhaft. Er schrieb seinen kritischen Brief, parierte höflich französisch, hatte sich über Gemüthsbildungen, Naturanschauungsformen, Gemüthsartungen hinlänglich unterrichtet, um immer zu wissen, wohin sich bei strategen Parolen sein und seines Standes schicker Standort war und sah das Ueberige sich es Gott wird, wie es zu sagen pflegte, die Gentlemen sagen. Seine Ehre bewährte sich Schlösser

konnte, auch freilich dann auf Kosten Anderer. Seine Menschenverachtung war die Folge der Unbeholfenheit, die er schrecte, wenn er sie lieben wollte. Er hatte so viel mit seinem eigenen schwerfälligen Wesen zu thun, daß ihm jede andere Sorge Mühe machte. Der Ausdruck der Ermüdung lag auf seinem Wesen, wie bei allen Müßigen, nachdem sie die beste Lebenszeit unter den Anstrengungen des Dienstes verbracht haben. Jedoch war das Vergnügen hatte sich Hand von Landshut so viel Anstrengung kosten lassen, man möchte denn Unternehmungen wie diese zu seinen Anstrengungen rechnen, daß er vor zehn Jahren, als die erste Eisenbahn bei der Residenz auf eine Strecke von vier Meilen eröffnet wurde, aus Muth und Zorn über eine neue liberale Einrichtung eine Gesellschaft junger Offiziere und Adeliger zusammenbrachte, um die Eisenbahn, wie sie sagten, „niederzureiten.“ Sie wetteten, den Dampfwagen im Hals-Vorrüber zu überholen. Sie ritten tollerweise nicht die Eisenbahn, sondern jeweil ihre besten Pferde todt, wie den Baron von Steichen, einen jungen sehr liebenswürdigen Cavalier, der bei dem Wettritt Morgen auch das Genick brach. Baron von Steichen war bestimmt, Hansen's Schwager zu werden; er war Verlobter seiner Schwester Amelie. Von jener so unglücklich verlorenen Wette her schrieb sich Hansen's Tischreden. Er pflegte sich nämlich verdrießlich von der Welt zurück, überzeugt von Landshut, bildete alle seine mürrischen und grämlichen Eigenschaften methodisch aus und wurde der Schrecken seiner Umgebungen. Was Amelie, die ihre Trauer ewig trug und mit dem zu ihrem lebenslänglichen Schattier gemachten Bruder zurückgezogen zusammen lebte, war die einzige, die den unliebenswürdigen Gesellen lenken konnte. Einen einzigen Blick, mehr bedurfte es nicht, um unter der rauhen Oberfläche Hansen's zarteilen Funken von Güte rege zu erhalten. Der Blick kam dann freilich von zwei Augen, die aus seinen Lebenswunsch reicht Jahre lang in Thränen gestanden hatten.

Wenn man Hansen von Landshut bei einer Begrüßung die Hand bot, hielt er sie bei einem schönen jungen Mädchen gewiß so lange fest, bis sie Nein wurde. Und war Galanterie. Er kannte nicht auf, hatte keine höflichen Begrüßungen; ein einfaches: Wie steht's? und jenes Händeschütteln, bei Männerbekannten noch mit der Zumuthung, ihn einen Kuß zu geben; das genügte. Er setzte auch heute nicht an diesen Menschen seiner Zärtlichkeit, als er Eugenie Wingolf begrüßte, die freilich, wie wir wissen, auf Einladung bei Amelien lebte und von ihr und dem alten Planer dort erzogen war. Das Thränenwenn sie doch einmal einen Alten hätte heirathen wollen, hätte sie mit sich selbst schwer können! zuckte Hand mannichfach. Schade, setzte er hinzu, daß ich von Ihrem Geschmack für graue Haare nicht unterrichtet war. Hertha betrachtete den Sprecher staunend und verächtlich wie den Urtypus alles Gegattenthums. Erkundigungen nach Heterbach durften von Seiten Eugeniens nicht ganz ausbleiben. Da ist Holland in Noth! sagte Hand, der Kirchenpatron von Heterbach war. Hand berichtete aber nur Zänkereien, in denen er gerechtlich mit seinen Kirchspielsleuten Pfarrern Streit. Bald verunglückten sie ihm seine Wiesen, bald seine Heiden, bald tränkten sie ihre eigenen halben Morgen gegen einen halben Morgen da ein und prozessirte nicht selten mit ihnen. Diesmal meinte er unter dem Holland in Noth, über das Eugenie erschrak und Hertha aufhorchte, die jüngste Ernte des Jahres 1847. Er erkannte denn den alten Planer als den einzigen praktischen Gottesfreund, der etwas vom Nöthen verstünde. Von den neuen Vorgängen des heterbacher Pfarrhauses wußte Hand nichts. Wer Hansen kannte, wußte denn die Erkundigung freundlich genug, wie Hertha über die Unterstützung an den rechten Hand, überraschend genug, blieb die Antwort nicht schuldig. Die entzog, erzählte von Scherr Art Hertha's schien ihm die Wahl seiner Schwester Amelie zu vorgegangenartigen. Hand sagte über die Landwirthschaft

Liebes Fräulein, viele Landwirthschaft! Die ist nicht werth, daß sie auch den Namen hat. Die Bauern sind aufgeschlossen. Wenn einmal ein junger Bursch her mit der Schweinezucht am Hofe Ihres angekommen ist, sich verliebt überhaupt hat und abschlägt, so ist

eine reine Lichtquelle, wenn die Studenten dann noch was verstehen wollen und beim Abgehen Lorbeeren spielen mit Kanonenfiguren und ein paar alten Rappieren. Die Examinatoren müssen bei den Medizin erst neu bestellt werden. Die Medizinik geht hin, trocken im Frack und rundum Hut. Es ist eine alberne Jugend, abgleich meine Examens in Biberbach nicht lange dauern. Man weiß im Grunde mehr getrunken als jemals.

Während die Gesellschaft lachte, schielt Hertha ihren feindlichen Gruß und verbesserte ihre Frage dahin: Welches der Gesetz auf den Katheder, das wissenschaftliche Leben unter den Studierenden und überhaupt die Richtung der heutigen Gemüther wäre!

Obgleich Julie kaum erwarten konnte, daß ihr Bruder Hand sich auf einer so schwierigen Frage verschränken würde, antwortete er doch mit Feuerwerkerei Umständlichkeit:

Liebes Fräulein! Die ganze Universität hat gehört jetzt, was ihren Geist anlangt, in die Sorte: Eigenthum & Dienstbarkeit. Es sind noch so ein paar alte Gehemmliche da, die von Anno Dagemal ihren Kopf aufwärmen und in jedem Semester regelmäßig drei- jetzt auch einen heißen Mich machen. Aber die Mehrzahl — Räuberbagage. Dem lieben Gott plündern die Theologen, das sagt der alte Planer, seine besten Eigenschaften. Bei den Juristen, das weiß ich, sind unsere Rechtsfälle zum Anmalen. Die Metzgerschaften die beliebtesten Krankheiten ab, ohne sie heilen zu können. Schlagflüsse, an denen ich doch z. B. mal absterben werde, gibt's nicht mehr. Und von der vierten Kanaille, in die alle andern Narrheiten eingeschafft sind, die Philosophie nahm Schwerlichkeit, d. h. zu pierne Kunst, Taschenspieler zu entsteinen, von der mag ich gar nichts reden. Da sind Professoren darunter, die die Communisten bereits praktisch betreiben. Einer, der über Theologie für die Bergleute und sonstige Lichtscheu liest, Namens Ulrich, gibt den Leo an. Alles Räuberbagage.

Die Meinung des Professors Ulrich regte von neuem Gutes Mißverständnissen über Constantin's Familie, die sie Hertha hätten peinlich sein sollen. Man konnte noch leidenschaftlich klagen über ihre Verbindung zu dieser Familie. Eugenie und Julie suchten das Gespräch abzubrechen, aber zu Hertha's Genugthuung gehörte der Hausfreund, dem Lichtscheu der Welt unbegreiflich Natur zu stehen. Die Frage andrerseits nach der Familie Ulrich und vermehrt dann, daß alle z. B. Frau Professor Ulrich zuweilen Gastereien gäbe, wo die ganze Abend einrichten und im Vorplatz unten noch große Wäsche aufgehängt stunden. Dann würden von der Frau Professorin die Hörte über den Kopf zusammengeschlagen und Kindermeis einst sie: Frieden! Frieden! Kind Gretzel, was ist denn das wieder! Kind Gretzel, nämlich die Frieden, sähe dann eben auf dem Laufenbrettern und riefe ebenso herunter: Hast du Tantemme die Besorgung schon gemacht! Und nun war entstand, daß zu entschuldigen und die Leute gehen zu lassen, würde doch Jeder von der Professorin bedauert, die Wäsche welche abgenommen, eben würden rasch die Stücken aufgeschlossen, Tücher ausgeschüttet und die Menschen müßten dabeiben z. B. Hartmann der Poet, Buttenbeck, Natorp, Ehr. Heber je nach der Jahreszeit . . . Allgemeines Gelächter. Hertha blieb ernst. Sie hatte viele Unschicklichkeit verstanden und verschwiegen sie. Ja, sie hatte sogar die Genugthuung, daß Heinrich von Lunzighaig ihr bestimmt und nur von einem Gerücht machte. Gegen die Natur, mein liebes Fräulein, würde ich es ich gar nicht haben, wenn sie sie nun nicht auf zum ersten besten Baler heiten. Eine einem Jahre bin ich mit dieser Familie in einen Abendlichen Krieg gerathen. Mit der Hofgerichte passen meine Leute von ganzen Herzen schon auf die sieben Kinder, die man in d. die Kinder Gretzel nennt, weil die Frau, wenn sie Jemanden sagen will: Aber, du Kind eines Maurkalb! den Kalbrael hat: Kind Gretzel! Bisweilen, daß das Kinder Gretzel! Ein schon wie im Paradies.

Es geht unter den Umständen weil Ruhig, die d. Gretzel einschen können, von vielen Mißverständnissen auf Hertha herausbringen machen, daß Gretzel die Freundschaft der Familie entzweigen, die Familie Eugenie, das Gretzel einigen bekannter Herren ab. Unser Herr

es waren die verhaßten Minister, befand sich Hertha's Vater. Mingolf nahm, als er Hertha's ansichtig wurde, seine Tochter auf einige Augenblicke bei Seite und brachte ihr die Mittheilung, daß ein unklärliches gerichtliches Verfahren in der abscheulichen Untersuchung gegen Constantin und Genossen nicht stattfinden würde, weil aber beschlossen sei, die Schulen und Universitäten unter strengere Aufsicht zu stellen, auch jeden der auf einer vorgelegten Liste verzeichneten Namen an den Ort zu verweisen, der sein nächster gutständiger Aufenthalt wäre. Constantin würde demnach nach der von jetzt an strenger bewachten Universitätsstadt H. hingewiesen werden. Der Vater gab Hertha mit wildem Ernst zu erkennen, es wäre ihm eine große Verwirrung, wenn diese Trennung die Veranlassung würde, zum sie immer ein Band zu öffen, dem er seinen Segen verweigern dürfe.

Eines dieser Entschließungen unwiderruflich? fragte Hertha mit sonderbar Bestimmtheit. Unwiderruflich! Ich habe nicht geringe Mühe gehabt, so milde Auffassungen der verlegenen Vorgehen durchzusetzen.

Eine Einleitung zu einer scheinbar impressionellen Tafel unterbrach diese Unterredung ...

Am Tage darauf wurde Constantin Ulrichs in der That bedeutet, die Residenz zu verlassen. Er ging. Ob während neun noch eine Woche, bis Mingolf einen Brief erhielt, den er mit kummervollem Herzen Eugenien mittheilte. Hertha hatte ihm geschrieben, sie könne von dem Lebensprincipe, daß sie sich einmal gewählt hätte, immer und in jeder Lage mehr und natürlich zu sein, hier seine Anknüpfung machen. Die weitere Constantin nach H. folgen und sage hierzu dem Vater und Eugenien von Herzen ein Lebewohl.

Ein Einsprech der erschütterten Vaterst wagte nicht. Hertha war, als er prinzlichen zu ihr eilte, bereits abgereist. Selbst die ganze Frau von Zabel, deren geheime Aufsicht über die Leben Hertha zu durchschauen angefangen, war über ihr Verhalten nicht im entferntesten unterrichtet. Doch man Hertha Kleider, Bücher, Musikalien und sonstige gewohnte Besitzthümer, die sie verlangte, nachschickte, verstand sich von selbst. Mingolf bedurfte seiner ganzen Kraft, um sich in die Thatsache zu finden, daß er eine Tochter besaß, von der die Welt sagte: Sie ist emancipirt.

Viertes Capitel.

Hertha, Lust Ernst Bernet.

Es gibt Herbsttage, wie den schönsten des Sommers gleichkommen. Um den Mittag einen solchen, der eine herrliche Gegend, die sich durch eine mäßige, vom Ufer eines kleinen Flusses sanft aufsteigende Bergwand mit Weingärten und Landhäusern vorzugsweise auszeichnete, sonnig verklärte, brannten senkrecht die Strahlen gewaltig auf Wanderer nieder, die von der mit schmetternden Glöcklamen besäten Straße der dichter bei Flusse sich ausbreitenden großen Ebene abbiegen und durch die abgemähten Felder schritten, wo jetzt nur noch Kartoffeln, Runkelrüben und Tabaksstauden dem Auge die wohlthuenden grünen Ruheplätze boten. Es ist eine Gruppe von Knaben, die wir in Auge haben. Sie achten der Sonne und der Glühhitze nicht. Sicher sind es Schuljungen, alle fünf schönen wenigstens noch einen ausgelassenen Feiertagsübermuth. Ihre Kleidung war nicht gewählt, aber auch nicht vernachlässigt. Zwei Mädchen, die sehen und neun Jahre alt sein mochten, trugen ihre großen runden Strohhüte frei schwenkend in der Hände, jedoch sie oft an wandter Stelle aufgewachsenen Brombeerbusch hängenbleiben. Die Knaben, die etwa gleich alt mit fünf Jahre alt sein mochten, trugen leichte Kittel und zerfetzte Beinkleider von so vielen Farben, daß die Aehnen auf starken Verbrauch an Blumen, Blättern und sonstigen Kunst-Reizgenossen schon gerechnet zu haben schienen. Alle fünf waren offenbar im Begriff, irgend ein gefährliches, verbotenes gefährliches Verhalten auszuführen. Die Hälfte hielt zu einem zerfetzt einer großen Mauer gelegenen Wäldchen, halb zu einer noch nicht

sich hinter hohen Pappeln aus einem schwammartigen Gebirge hervorhebenden Kastellen Ortegna hin. In der Ferne lagen auf einer kleine Stunde weit vor sich in der Sonne blinkenden Häuser und Thürme einer reich ausgeschmückten Stadt.

Solche Unternehmungen der Jugend sind wenig empfehlen. Unser Herr Antichrist stimmert sie nicht in der Welt. Epheben schweift das Auge in die Ferne, vergrößert, vermindert die Gestalt, je nach Temperament und Phantasie. Diese ist das Vertrauen der Kleinern, mit dem sie den Küssenden, rufenden, zum Schweigen mahnenden Größern folgen. Hier schien schon die Marschrute, die die Kinder nahmen, ein Wagstück. Sie schlichen über die Steppeln bald hinter Hecken herum, bald schossen sie über eine offne heidegrüne und allen Augen sichtbare Blöße hin, bisweilen rasch hinüber. Endlich hatten sie die Wiese erreicht, noch einige hundert Schritte und sie waren unter den weißschimmernden Feierblumen, die hier zu einem kleinen Gehölze zusammenstanden.

Da fanden sie die schon in der Ferne erblickten gewarteten und mit jubelnden und hellen Stimmen begrüßte Altere Schwester. Es war ein junges Mädchen, das unter den weißen Kirschen der Bäcken wie ein Bild gieng. Im blauen leichten Gewande hatte die Schwester gleichfalls den Strohhut, der kein runder, sondern einer von östlicher Form war, schon von Ahm an blauen Bändern zusammengebunden hingen, während sie auf den, im Herbst jetzt aufgestrichenen, im Frühjahr frischen und mit Heilkräften und Geruchen überfüllten Wiesenboden sich und an ihrem hellumfangenommenen Hauen, mit weißen Blumen gemusterten Kleide nieder. Schmuckel und Gelte hatte sie entweder für die heutige gefährliche Expedition schon mit sich genommen oder, was eher glaublich, diesen Apparat einer reichen Gelbschüssel trug sie immer bei sich. Das junge Mädchen scheint zu den tiefsten Chorallesern zu gehören, die nicht aufhalten möchten, die Strophen eines ganzen Gesangs sich zu verbeten, wenn ihnen an ihrem Liede ein Unglück passiere. Mit einer hellen und klangvollen Stimme rief sie den Geschwistern, von denen keines kaum aufsehen zu sehen, was sich dabei Gott die Mutter getrieben? Dieser hat Recht, Hand ist da, man kann ihn hören und ich weiß, er hat uns schon gemerkt. Aber nur ruhig! Nur ruhig!

Die Geschwister beschämten die Ehrerbietig mit einer Menge von gestammten Fragen und Versicherungen. Man hörte aus ihrem Durcheinander, daß es sich um etwas lebendiges Neuerst Hand handelte. Das junge Mädchen hatte den bei ihrem Kunstschaffenamte abgerissenen Beleg am Liede wieder leidlich befestigt, sann auf, glättete die gelösenen Falten, suchte die Krone Merkwürdigkeit in irgend einer unsichtbaren Lücke bei Unterkleidet und drückte den Hut auf einen der lockichten Köpfe, der jemand einem Manne machte das Antlitz gesichert haben. Die Locken, die von einer kaum sichtbaren kleinen Stirn zurückmeilten in die braunen schönen Augen und auf die frischen Wangen fielen, waren schwarz, die Augen rasch und so voraus aufgeworfen, als wollten sie die ganze Welt gut Hetterlei vor zum Kampfe auffordern, die Schatten sind gewölbt, etwas hoch gebaut und mit nur wenigen Haaren, aber gerichten schon sich zu Leben, ein Wagemark, eine Lichtscheu, die noch Abrichtung, wenn es sich aufklärte, wie in Morgenlicht erscheinen soll. Was wollt Ihr mir? Es schien hier nicht große und nicht kleine und im Ganzen und nicht mittlere und gar nicht zu beschreibende Gestalt zu sein. Mehr war sie jetzt- schlank, aber man merkte es nicht. Man mit diesem Mädchen, das man eine auf den Boden all gen Himmel blickte und immer von der Erde bei den Augen zu sehen schien, sprach, wußte, wenn auch an Gestalt ihr gleich, sich doch zu ihr niederzuzwingen.

Heinrich Ulrichs — denn Konstantin's Schwester ist es, die wir seinen heißen — verschlugen wie man mit ihren jungen Geschwistern auf dem grünen Grunde und dem Blumenteppiche herum durch einen Strahlen, durch Gebüsch, lange nicht von den Freuden und Festlichkeit geschwätzend Stadt und an einen schönen rauschenden Mühlenen Hofbau, wie sie auf verschiedenen Wegen sich hineinzieht der großen ländlichen Besitzung der Familie Lautschig

näher schildern, um sogleich ein geheimes und wie es scheint nicht ungefährliches Verhältniß aufzudecken. . . .

(Die Fortsetzung dieses Capitels und das Ende: Das Pfarrhaus in Lieberbach, folgt in nächster Nummer.)

Joseph von Oestreich und Friedrich von Preußen.

Wie wir bereits in Nr. 31 dieser „Unterhaltungen" Maria Theresia und Katharina parallelisirten, so zeigen auch diese beiden Namen in vergleichender Nebeneinanderstellung und doch gehören sie nicht einer gleichen Zeit an. Die Menschenalter liegt zwischen Beider Geburt. Friedrich II. beginnt schon sein lebendbewegtes Drama, als eben Joseph II. erst geboren wird. Doch ist Joseph in der Wage ihres Herr bei größten deutschen Hauses; Friedrich schuf seines erst. Beide sind sie die Typen ihrer großen Staatenaufgaben und Beide waren sie junge Meister auf allen Gebieten. Joseph ein Lehrjunge auf dem Hofburgthrone, Friedrich zum Wenigsten durch den Geist ein ganz neuer Zweig auf dem Stamme der Hohenzollern.

Joseph wie Friedrich, Beide ungewöhnliche Charaktere, Beide gebildet im Grunde eigenthümlicher Zeitverhältnisse. Die Ersten aus den Vorzug Fremden, wenn es sich um angeborene Gaben des Geistes und des Gemüthes handelt. Man hat gesagt, Joseph verhalte sich zu Friedrich wie Caesar zum Octavianus. Richtiger wäre das Verhältniß bei Cäsar zum Meister. Cäsar sah weiten dem Feinde seiner Mutter und seines Hauses, verstand den Genius. „Er ist besser und schlechter", schreibt Friedrich über Joseph (als er mit ihm zuerst in Mähr zusammentraf), „er ist weit Philosophischer, hat aber nicht die Gerechtigkeit, Einsicht zu besitzen." Aber vom ihm lernte Joseph. Friedrich war das Vorbild eines Regenten, der zu sein lebte, um sie seinen Werth und seine ferneren Entwicklungen alle Preisen zu geben.

In Friedrich finden wir jene Genialität, die bewußtseins Selbstvertrauen, nach Größerem hallbewußt wirkt. Friedrich war groß, weil er die Mittlage ganz und durchaus verstand. Sein Geist, als er in der Blüte seiner Tage war, durchdrang die ganze Einseitigkeit des Jahrhunderts; sein Wille verschaffte Alles, was er begann, in großem Stile. Er war preußischer Philosoph, aufgeregtester Kriegsmeister, bewunderungswürdiger Staatsdenker. Ein Genialiger fand er überwältigend auf der höchsten Stufe des Zeitalters. Er nahm es in sich auf und spiegelte es weiter. Die mächtige Mitwelt empfand sich gegen ihn; und Alle verrathen nur erkannte sie ihn an; sie verfolgte ihn wie einen bösen Dämon. Lebensschaltlich war der Hof seiner Kriegsfeinde, der meisten ranzenlichen Fürsten, die ihn nach einem Lieblingsausdruck „genasuen" wollten (ärgern), wie er und nicht ohne Behagen selbst erzählte. Wie fanden sich Jene, als der Allgeschickte im Alter einen Anlauf von der Gicht erhielt, den man ärztlich nährte, wie rasch rückte sich auf dieses Gerücht ein Schüler Joseph's, um in Schlesien einzubrechen — auch Das wird von ihm mit rastigem Humor erzählt. Dasselbe aber sing sein nicht blos auch Preußen beherrschend Heer je länger, je inniger ihn an; dasselbe nannte ihn bald das deutsche Volk, anerkennerschaft von ihm angenommen, gewaltsam von allen Seite; und Jedermann, Gegner wie Freunde, wußten ihn als den Einzigen zu nennen. Er war es in der That. Denn einzig hatte er den besten Theil des Jahrhunderts begriffen, einzig hatte er gleich einer heiligen und sinnbildlichen Mitte die besten Kräfte beschützen in sich eingetragen und die schlechten verschmäht, und auf jene, als Gebiete ausgebildet, auf jener ausschließenden Gewalt des Jahrhunderts trotzte. Und auch Einem Stoffe war er, der Einzige von Preußen war der Pfälzerin von Sondland. Den Herr dieser konnte in imperatorischen Kraft Niemen wie nicht anderes als einen Verzweifelten im tiefsten Sinne nennen. Denn Herr ist es, der sie so hoch über sonstiges Elendes erhebt.

hm; er ist, der sie das tiefe Wort brechen hieß: „Mein Gott ist meine Pflicht“, er ist's, der ihn an seinen Tod soll von ihm vergötterten Voltaire schreiben hieß, als Dieser sich boshaft und verleumderisch gegen Andere bewiesen: „Ich überlasse Ihr Herz Ihrem Gewissen und den Nachgeborenen, die jenen Verleumder verfolgen, bis sich die Züge jener angeborenen Religionsgefühle wieder auffrischen, welche einst in Ihr Herz gegraben waren.“ Auch jenem göttlichen Troste enzog seine rastlose Thätigkeit und Arbeitsamkeit, seine strenge Pflichttreue und unerschrockene Selbstüberwindungskraft, seine Gerechtigkeit und Bescheidenheit und endlich seine tiefreligiöse Religionsüberzeugung — der bester Gegensatz und Abel gegen den Sinn der ihn umgebungsgenossen Heiden. Dadurch allein auch erklärte sich sein scheinbarer Widerspruch. Er wollte Menschenfreiheit sein; nicht alle waren es wie Achse und Volk nicht gesinnet und geachtet (seine Schriften widerlegen diese Ansicht), sondern weil er sich bei denselben Generationen gegenüber für den verständigsten Mann halten mußte und halten durfte. Seine Thaten sind und Einem Geist. Er erweiterte sein Reich und machte es zu einer festen deutschen Großmacht, er siegte in drei schlachtenreichen Kriegen. Selber verfiel auch er gelegt dem Gesetze alles Irdischen. Alt er älter ward, verwaiste auch sein Wollen. Das Jahrhundert überholte ihn; er war nicht mehr der Mittelpunkt seiner Zeit. Weich' ein Gegensatz! Friedrich der Große auf dem Schlachtfelde und im Cabinet und Friedrich der Große, der Menschheit bei Kaffeetrinken! Groß war der Greis, der Ulrich einem Voltaire sich in die Arme warf, stein der Verächter der deutschen Literatur, als sich ein Herling, ein Bürger und schon ein Goethe und Schiller erhoben!

Joseph besaß ein feurigeres Temperament, eine vorgeschrittene Glut der Phantasie. Seine Lebenslagen waren noch schwieriger als Friedrich's. Dem österreichischen Reiche, dem schwierigsten aller Staatencomplexe, gerecht sein, die Kaisergewalt neu aufrichten in den ungarischen Zeit; sein geringer Thatendrang an sich. Aber von einem Großen begeistert sein, auch sein Zeitalter lieben, auch es in sich aufnehmen — bei Oesterreichs schwierigen Verhältnissen — und dann ein Zeitalter der Revolutionen fanden, ein wüste gährendes, mit Explosionen drohendes, daß ist furchtbar für einen ehrgeizigen Herrscher. Joseph wagte die Lösung. Sein offenes und menschenfreundliches Herz gewann die entschiedene Neigung auch des übrigen Deutschlands. Immer mehr bedrach angeschaut wurde sein Streben, Hoffen und Sagen machte er sich wol, daß ihm die Anerkennung mangele; aber eben die Zeit, die unruhvolle, war nicht die der ruhigen Sichtbarkeit, sie trägt zu verweinenen That. Es galt sein Schauen, der Fürst will Europa durchdringen; er will die deutsche Einheit. Eine unbeilige Hitze und Hast trieb das rastlose Herz; einer Frucht wollte er sich freuen und sie pflücken, ehe er kaum erst und auf überall geackerten Furche gesät. Der Argwohn bekämpfte ihn ehe selbst physisch auf, und je älter, je krankhafter wurde sein Aeußeres, das Unmäßige wollte er möglich. Es ist Poesie in Joseph, jugendliche, steale, jubelnde Poesie, wie in Friedrich elegische. Wenn bricht in ihm und um ihn herum. Gegensätze sind angeregte erfüllen er von allen verschiedenen Dingen, ihn selbst andererseit setzt er an den Schwelle des Menschenglückseligkeit. Die Ideen des Patriotismus und des Deutschthums, die selbst ein Friedrich nicht mehr fassen konnte, klimmerte in ihm auf, wenn auch durchbrach noch vom todmorgenlichen Gesetzesfesseln. Seine Geschichte ist eine stätterte Tragödie. Jedglitzert war vor verschiedenen sein Leben durch die Unglücksfälle der über ihn verhängten Parteien, bis sein Todesjagd. Er selbst aber, nach Mariä empfindsamen tragen, von durch überwältigten Ehrgeiz, sich selbst betrogen, ein Königin ohne Bedeutsamkeit, ohne Gedanke. Er folgt Friedrich und Jerusalem, vorzeit unbedeutend in den schweren Zeit. Niederstein sollen es besser machen — es ist so leicht, es gerathen richtige Schritte, weiter zu gehn, das Ende ist Verwirrung und der Untergang einer großen Herzens. Und sehen war erfüllt von Geschäftigkeit. Alles selbst und groß, glücklich sein. Es will Glück, Verschlingung aller Kräfte, gleiche Bedeutung. Eine Menschenliebe verschwinden will es

Toleranz, er beschützt sie, Menschenliebe und Güte — beschützt! Er flicht sich mit Wilhelm ein Deutscher; aber ohne die rechte Ueberzeugung; er, der den Ungarn die deutsche Sprache aufzwang! Wie konnte er überhaupt (was er mit ganzer Seele erstrebte) in seinem weiten Reiche jetzt Allen Ruhe sein, da er selbst ein Kind des siebenjährigen Zeitabschnitts blieb, da das in sich gespaltene Jahrhundert mit der einen, der lebendigen Hälfte, ihn vorwärts trieb, mit der andern, starren, ihn festhielt, und er nun, in sich zerrissen, zwischen Patriotismus und abstracter Humanitätstheorie unruhig hin- und herschwankte!

Verwerfen und vergeblich blieb des unglücklichen Helden Dichten und Trachten, auch wenn es männlich ausstrebt nach außen sich wandte, um die Macht des österreichischen Staats zu erweitern, zu festigen. Er will seinem Reiche Welthandelsmacht verschaffen, trotz der Holländer, doch zur schicksalvollsten Stunde beginnt er's; der Kaiser muß seine eigene Schelde verpfeift sein lassen in seinen Niederlanden! Das regierende Baierhaus-geschlecht sticht auf und reicht Joseph zu, Oesterreich Macht und die Kaiserkrone zu mehren; aber nicht hat er sich überlegt, daß ihm Friedrich's Kraft entgegentreten muß, das deutsche Gleichgewicht zu halten. Er läßt zwar nicht los von dem großartigen Plane, sucht ihn durch Tausch, durch Preisgebung Belgiens zu erreichen; aber Friedrich bringt den deutschen Fürstenbund zusammen und gebietet abermals Einhalt. Nun rafft er sich leidenschaftlich auf, und Oesterreich europäische Großmacht vor Augen, stürzt er sich mit Rußland verbündet hinaus in einen unbesonnenen Türkenkrieg, und hochbetrübt und heimathos und heilig sich herumschlagend an der Spitze seiner Armee, brausen an den wilden Grenzen, gestürmt er sich nur selbst. Nun stemmen ihm, dem Volksfreunde, Bestrebungen von Aufhetzen in Belgien, von Magnatenempörung in Ungarn' „Ich steh', ich steh'", rief er aus, „ich möchte vom Heil sein, wenn ich nicht flöche." Auf schweren Krankenlager sah er sich gedrängt, um den Gährungen zu steuern, daß Meiste zu widerrufen, was ihm sein theuerster Ruhm, was er so groß, so göttlich gewollt. Daß war das tragische, tiefzerschütternde Ende seines Lebens.

Friedrich ist der ritterliche Held, Joseph der dramatische. Friedrich ist der Held, der zwar die ihn umgebende Welt ganz in sich aufgenommen, aber doch sich allein von ihr nur weiter zurückgestrahlt wird, sodaß selbst die weite Welt zu ihm nur wie accompagnirend und wie von ihm gefärbter Hintergrund sich zeigt. Joseph's Leben und Handeln ist das eines Mannes, welcher entgegenlebt vollsein in seiner Zeit, aber verlassen von dieser sich zu Tode kämpft.

Beide große Fürsten lehren und, daß die Zeit abgeschlossen ist, wo große auf der Höhe der Verhältnisse stehende Einzelcharaktere allein handelnd im Namen der Völker. Joseph und Friedrich, beide sind sie die Vorläufer jenes Thuns auf dem Fuße folgenden legten Einzelhandelns, der noch einmal die Zeit und die Welt als Singulare beherrschen sollte: Napoleon's. Die Herrschaft der Heldencharaktere schrieb mit unserm Jahrhundert auf lange Zeit verzichet.

Ein Brunnenort vor zweihundert Jahren.

In den „Memoiren des Grafen Grammont", eben: „Les anglais Hof unter Karl II.")", finden wir unter den vielen außerordentlich lebendigen Schilderungen der Sitten und Verhältnisse des exlentten Jahrhunderts einen Bericht, wie der damalige Hof an einem Badeorte seine Zeit gebrachte.

„Tunbridge", heißt es, „ist von London etwa eberie weit entfernt wie Hannaverbrunn von Berlin, der Brunnenort verhältnißmäßig sich dort die schöne und elegante Welt beider

*) Leipzig, Hallberville. 1852.

Geſellſchaft. Immer pulſirt ſie die Geſellſchaft dort und ſtets gewählt. Da die Maſſe der Vergnügen Suchenden ſtets die Zahl der wirklich Kranken überſteigt, ſo nimmt Alles mit Freude und Luſt. Jeder Zwang iſt verbannt, Vertraulichkeit mit dem Bekanntwerden erſtaunt und überall wird der Genuß. Zur Wohnung hat man kleine, ſaubere, bequeme Häuſer, die voneinander getrennt liegen und die Quellen eine halbe Stunde im Umkreiſe umgeben. Des Morgens verſammelt man ſich am Spratbel. Dort beſtaunt ſich eine große Maſſe von mächtigſten Blumen, in deren Schatten man wandelt, während man trinkt. Auf einer Seite des Laufganges iſt eine lange Reihe von Buden mit allen Arten Schmuckſachen, mit Stickereien und Handſchuhen und Spielſachen, wie auf einem Jahrmarkte. Auf der andern Seite der Bäume iſt der Gemüſemarkt, wo Jeder friſch ſeine Vorräthe kauft und wo deshalb ſein wichtiger Anblick geboten wird. Man ſieht dort kleine Kinder, friſche Landmädchen mit ſehr feiner Wäſche, niedlichen Strohhüten und in ſaubern Schürzchen, die verkaufen Weißpret, Semmeln, Eimer, Früchte. Man erhält in gute Koſt, wie man ſie nur wünſchen kann. Es wird auch hoch geſpeiſt und die Liebenswürdigkeit gehen ihren Gang. Sobald der Abend kommt, verläßt Jeder ſein Schlößchen, um ſich auf dem Raſenplatze einzufinden. Dort ſingt man, wenn es beliebt, auf einem ſo ſanften, ebenen Straßenboden wie auf dem ſchönſten Teppiche der Welt."

Dieſe Schilderung gibt uns Graf Hamilton, der mit dem Hof dahin gekommen war, einige Monate dort zu verleben. „Die Königin", ſagt er weiter, „überhaut ſich ſelbſt in der Sorge für Erheiterungen. Sie ſtrebte die natürliche Ungebundenheit von Landverhältniſſen noch zu erhöhen, ſtatt durch Rückſichten für ihre Perſon die Freiheit irgendwie zu beſchränken. Sie unterſagte alle Etiquette und verſchloß ſich in ihren Herzen Geſühle, die ſie nicht bannen konnte."

„An keinem andern Orte hat je die Liebe ihr Reich ſo blühend entfaltet. Die vor der Lauheit von ihr verſcheucht waren, fühlten ihre Glut beigen, und Die, welchen der Ernſt ſchon zu vertraulich unterworfen ſchienen, verlangenten ihre natürliche Heiterkeit und ſpielten eine ganz neue Rolle."

Tunbridge iſt noch heute ein Brunnenort wie damals; noch heute ſprudeln ſeine Quellen ihr ſtark mit Eiſen verſetztes Waſſer, noch heute bietet es eine Luft, ſo rein, ſo friſch, ſo ſtärkend, daß ſie manchen Leidenden Genejung bringt. Die Gegend iſt reizend, ſie wechſelt mit Höhen und Thälern und bietet die ſchönſten Ausſichten. Schöne Schlöſſer liegen in der Nachbarſchaft. Die Einwohner iſt nicht fern. Was die Natur verlieren, das Alles findet ſich noch heute wie einſt, nur Beſuch fehlt. Der Hof verirrte ſich lange ſchon nicht mehr nach Tunbridge, an ſeinen Quellen ſucht Niemand mehr Genejung, nach heitere Feſten, der Tanz auf dem Raſen, der geſellige Verkehr, das Alles hat England lange ſchon verlernt.

Wir brachten einen Monat Juli dort zu und ſuchten auf ein paar Wochen nach Eaſtbourne ſchweren Thürken zu ziehen. Wir ſtiegen an die Quelle hinab und koſteten ihr Waſſer, das rein und ſchwer hinunterglitt. Wir wanderten im Schatten jener gewaltigen Alleen; aber von den hübſchen, niedlich gekleideten Mädchen war jetzt keine Spur mehr. Doch ſanden wir in den Linen Tunbridge-Ware — aus Holz mannichfaltig zuſammengeſetzte Spazierſtöcke aller Art, die jetzt einen bedeutenden Handelsartikel des Orts ausmachen. Man verkertigt reizende Sachen mit den künſtlichſten Muſtern in tauſend Formen, wie von den Bremen — den koſtbarſten ſtaunt man ſie nennen — gefaßt werden. Wir wanderten auf der Haide, ſuchten und fanden täglich noch alte Bekannten, wir ſahen das ſchöne Schloß Summerhill, von dem auch Graf Hamilton mit großem Lobe ſpricht, ſchon Penſhurſt, das dem Grafen Dorſet einſt gehörte und noch das Bild prigt, und von der Königin Elisabeth mit ihm geſtiftet, aber von einem Verwaltungsbeamten ſo ſehr Rohr wurde, von einem Buchen nach Bergzügen ſeine Form. Es hebt Leben auf ganz

England! Von „merry England“ hieß man in alten Balladen, die Gegenwart hat [illegible] allenthalben kläglich zu sein verstand. Jede Geschäftigkeit wird nach dem Tode der Gemahlin gemessen und die Freude des Menschen an dem Menschen ist selten nur von [illegible] Neigung eines Zweckes frei. Die Memoiren der Großen Familien-Grammont [illegible] und das Bild einer Zeit, wo man noch kläglich zu sein verstand, und war der Grund auch ein wenig zu sehr die Hauptsache des Lebens, hatte die Präsente auch vielleicht wenig Schleier gegogen über die wahren Empfindungen des Herzens, so lag doch Frische und Leben in den Beziehungen zueinander, ein Hauch des gesunden Daseins, der uns unserem allzu sehr reflectirenden Zeitalter wohlthätig anweht.

Die Chemie und die Mechanik.

Von Professor Schibler in Worms.

Ich fand an der Ecke von Trafalgar-Square und wartete auf eine der vielen Omnibus, die in kurzen zur Viertelzeit des Kryſtallpalaſtes in mehr oder geräumlicher Zahl [illegible] ihrer Richtung nach Hyde-Park nehmen.

Meine Geduld wurde nicht lange in Anſpruch genommen; ein Omnibus rollte heran, ein Blick — ein Ruf — er hielt an und vollem Trabe — der Kutſcher reichte mir von ſeinem erhobenen Sitze einen Arm als Handhabe und hinauf ſchwang ich mich auf das Verdeck — Alles mit einer ſo continentale Gewohnheiten ſelbſtverſtändlichen Geſchwindigkeit, denn keine Viertelminute dauerte dieſer ganze Aſſimilirungsact.

Nicht ohne Mühe erreichte ich mich in eine Ecke preſſen den bereits zahlreich [illegible] hatten Inſaſſen ein, denn das „Outside-ride“ — das Außenſitzen auf dem Verdeck eines Omnibus giebt der Eingeborene in ſolchem Maße vor, daß nur das ſchlimmſte Wetter eine abſolutes Mangel an Platz ihn veranlaſſen kann, in das Innere eines Wagens ſich zu ſetzen. Man wird daher ſelten einen Omnibus die Straßen paſſiren ſehen, von deſſen Dach nicht nach allen Richtungen der Windroſe die Beine der darauf Sitzenden hinaus ragen, und der Fremde hat in der That kein beſſeres Mittel, einen raſchen Ueberblick [illegible] in London paſſirenden Lebens zu gewinnen, als indem er einige Tage lang auf dem [illegible] höheren Sitzpunkte eines Omnibus jenen Kreislauf des ungeheuren Organismus mitmacht, in welchem die Hauptſtraßen die Hauptadern, die unzähligen Reihen von Häuſergruppen aller Art das ſtoffwandte Lebensblut und der Reiſende ſelbſt etwa ein Blutkügelchen vorſtellt.

Vorſicht mit dem Rauchen iſt der Natur der Sache nach eben nicht ein Reiz jener Außenſitzen, denn jener Hafterode edjeit mit mehr oder weniger Spannung auf den Punkt, wo er den Wagen wieder zu verlaſſen gedenkt. Den Fremden macht die Menge, die Eingeweihten das Gedränge ſtumm oder einſilbig. In jener Zeit war jedoch in dieſer Beziehung einige Abweichung herrſchend geworden; die Ausſtellung war [illegible] Omnibüller, und die verſchiedenen Metalle rasch amalgamirte — der Kryſtallpalaſt ſelbſt [illegible] als das allgemeine Menſtruum, in welchem ſelbſt die ſpröden Geſchäftsſcheuen ſich auflöſten und erheiſig wurden.

Kaum hatte ich daher, dem Rutſcher meinen Beſtimmungsort bezeichnet, jene Zunge hervorwuchs angeſprochen, als die Zungen gelöſt waren und es ſogleich ich herausfühlte, daß meine Nachbaren bemſelben Fache gehörten.

Ich kenne mich, fragte der Eine, dieſer Kryſtallpalaſt kein trockener Bau, ſondern eigentlich das reichhaltigſte Wunder der Gegenwart!

Gewiß — daß iſt er, erwiderte lebhaft der Andere, und Sie werden die allgemeine Bewunderung mit welcher ein Jeder von dieſem Gebäude erfüllt wird, um ſo mehr theilen, je mehr Sie deſſelbe zum Gegenſtande wiederholter und ſorgfältiger Betrachtung machen.

Sie kennen, wie es scheint, bereits den Glashalast? fragte ich.

Sehr genau, sehr mein Nachbar sort, und ich betrachte denselben als den triumphirenden Beweis, daß die Mechanik es ist, die eine neue culturgeschichtliche Epoche begründet und der Welt eine andere Physiognomie verleiht!

Und glauben Sie nicht, daß es eine Wissenschaft gibt, welche dieses Verdienst zu theilen, ja der Mechanik die soeben gepflückte Palme streitig zu machen berechtigt ist? — warf ich ein.

Unmöglich, mein Herr — was wollen Sie damit sagen?

Nun — ich denke doch, daß z. B. die Chemie —

Die Chemie? Herr — unterbrach mich der Mechaniker mit einer so ironischen Betonung, daß ich eine große Versuchung verspürte, denselben mit einem Ruck auf die Straße zu befördern — ich bitte, was hat die Chemie mit dem Glashalaste zu thun?

Nicht mehr und nicht weniger, als daß ohne ihren Einfluß, ohne ihre Mitwirkung die ganze Einrichtung des Wunderbaues eine Unmöglichkeit geblieben wäre.

Ich begreife nicht —

Lassen Sie mich erklären. Sie werden zugeben, daß ohne Glas —

Der Glashalast eine Chimäre wäre, fiel der Mechaniker in seinem früheren Tone ein. Sicherlich — das wäre er! Aber Sie hatten doch wol das Glas nicht für eine Entdeckung der wissenschaftlichen Chemie? Ein Material, so alt, daß man es in den Ruinen von Ninive gefunden hat, so daß auf Monogemälden bei allen Thoren ihren Glashäuser sich abgebildet finden!

Und gerade hier zu Lande von jeher so theuer, erwiderte ich, daß noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts England reichster Fürst, der Herzog von Northumberland, die Fenster seines Schlosses zur Scheuung herausnehmen ließ, so oft er verreiste; daß zu Ende des 17. Jahrhunderts nur die Hauptgemächer der königlichen Paläste mit Fenstern versehen waren; daß noch in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts derselbe Mechaniker, der den Plan zur Ausführung eines solchen Gebäudes entwerfen und zu dessen Ausführung in derselben Zeit sich verbindlich gemacht hätte, unfehlbar tod! Ihr Beginn erklärt werden wäre. Ich wiederhole Ihnen, nur unter dem Einfluß der Chemie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte war es möglich, dieser Aufgabe zu genügen.

Es scheint, mein Herr, Sie sind Chemiker und sprechen pro domo!

Wie Sie als Mechaniker Dasselbe zu thun scheinen. Aber da sind wir! Lassen Sie uns sofort einen Vergleich anstellen! Es wird mir ein leichtes sein, überall den erfinderischen Aufschwung nachzuweisen, welchen die Gewerbe der Chemie verdanken; überall zu zeigen, wie die Prodnete der Chemie an Reichthum, Glanz und Fülle hervorstrahlen!

Angenommen! rief mein Gegner lebhaft einschlagend. Und da Ihre Ausstellung den Deutschen nicht verlornen läßt, so werde ich Sie sogleich zu der chemischen Ausstellung Ihres Landes führen.

Es bleibt dabei! . . .

Im Vorgefühl eines schönen Triumphes sprang ich freudig vom Wagen, der während dieser lebhaften Verhandlung soll unbemerkt das Ziel erreicht hatte. Der Dritte der Gesellschaft, ein Kaufmann, dessen Frage zuerst unsere Debatte veranlaßt hatte, hat um die Erlaubniß, als Unparteiischer sich anschließen zu dürfen, und Arm in Arm schritten wir einer nach dem Eingang sich durchwindenden Reihe.

Unser Führer hatte seine leichte Aufgabe übernommen. Das Verwirrende des Eindrucks beim ersten Betreten in den Raum der Weltausstellung ist so allgemein anerkannt, so vielfach geschildert worden, daß ich nicht nochmalen brauche, wie es auch bei mir sich geltend machte. Obgleich vom Zweig nach einem bestimmten Ziele strebt, waren es doch die so seltsame Bildwerke, daß die kunstlerischen Meisterwerke, hier wie zerstreuen Möbel

und Zimmer des Herrn Leisler, dort die Töne unvergleichlicher Instrumente, die Farbenpracht französischer Stoffe und Blumen, der Glanz der Goldwaaren und Juwelen; was abwechselnd den Einen oder Andern zu fesseln brohte, hätte nicht der Mechaniker mit der besonnenen Kraft und Rührigkeit eines Lootsen und Neulings durch die hochgethürmten Wellen der Neugierde und die vielfachen, ihm wohlbekannten Windungen der Anstellung nach dem erstrebten Punkte geleitet.

Pflichtlich erblickte ich mich von einer Menge eigenthümlich anheimelnder Gegenstände umgeben. Ich wußte kaum, wie mir geschah: Reminiscenzen aus der letzigen Messe, Druckschriften und Bilder aus den Arkaden von Wiesbaden und der Frankfurter Zeil stellten sich dem überraschten Blicke dar, ja einzelne Bischpartieen erinnerten unwillkürlich an die Marktbuden ehrsamer deutscher Städtchen. Da fand der Gelehrte mitten im unermeßlichen Glashause die treue Copie derselben Lampe, bei deren Schein er später über eben jenem berichtet — ein Exemplar derselben Maschine, die ihm täglich den kasalischen Trank der neuern Literatur, den Kaffee, kredenzt — kurz, wir waren in der Abtheilung des Zollvereins angekommen.

Hier, Herr Chemiker, rief unser Führer, hier sind wir am Ziel! Gehen Sie hier Ihre Lieblingsflaschen und Phrasenformen, wir haben die chemischen Producte Ihres Landes von uns!

Auf flachen Tischen, dicht zusammengedrängt, erblickte man vor sich ein Chaos von Gläsern, Flaschen, Glocken, Vasen, Cylindern, Büchsen, Kästchen groß und klein untereinander. Die Mehrzahl derselben war mit weißen, zuweilen aber krystallisirten Substanzen angefüllt und daß trotz der confusen Mannichfaltigkeit der Gefäße dennoch ziemlich ansehnbare und einfachige Ansehen des Ganzen wurde nur wenig gehoben durch verschiedene Partieen von Ultramarin und andern Farben, indem namentlich erfuhren so reichlich vertreten war, als es hier ein blaues Wunder bewirkt werden sollte.

Hiermit ließ sich nicht imponiren, daß fühlte ich sogleich. Die reichen und ertigten Sammlungen deutscher Producte, die herrlichen und reinen Krystallen, die ganze Reihe jener Größe, die die Welt nicht blos bedeuten, sondern wirklich zusammensetzen — Alles, was im Laboratorium, im Studirzimmer, im Cabinet das Herz der Chemikers erquickt und entzückt — es schrumpfte zum Winzigen im ungeheuren Raume, es verschwand im Lichtenteuende jenen Erzeugnissen gegenüber, wo Form, Farbe und Masse sich vereinigten, um die Aufmerksamkeit anzuziehen, die Sinne einzunehmen, die Phantasie zu fesseln. Mod konnte es helfen, auf einige große und prachtvolle Krystallgruppen von Alaun und Mutterlaugensalz hinzuweisen — die Bronzen von Paris, die Seiden von Crefeld, die Stoffe von Lyon, die Marmore Italiens, die Malachite Rußlands, die Waffen von Lüttich stellten alles Dies weit, weit in den Hintergrund. Ich verstehe mich in Gedanken von diesen friedlichen Gallischen Heroischen Productenkämpfen in die Abtheilung der Maschinen mit ihren glattpolirten, glänzenden Rädern, Rollen und Scheiben, mit ihren Cylindern, Balancirs und Stangen — vielarmige, tausendfingerige Ungeheuer, Alle in schnaubender und schwirrender Bewegung, als ob der unsichtbare Geist des Jahrhunderts, am Wechsel der Zeit sägend, die Arbeit vollwende den Gewaltigen gelehrt!

Dieser äußerliche Vergleich mußte zum Nachtheil der Chemie ausfallen — der Triumph der Mechanik war gewiß, mein Gegner bedurfte nicht einmal der Worte, um ihren Erfolg zu sichern.

Jeder Theile hätte, den Gedanken auf flacher Hand liegend, das Streit für heraldisch erklärt, der Mechanik den Preis zuerkannt und die Chemie zur Rache und Gerechtigkeit verwiesen.

Nicht so der Chemiker. Mag es doch in sich das Bewußtsein tragen, daß alle diese verschiedenen Gefäße mit Chemikalien meiner Bemerkschäfte sind, aus welchen, gleich

entfesselten Leidenschaften, die, losgelassen, mit dämonischer Gewalt die mannichfaltigsten und grausamsten Wirkungen hervorrufen können, jene Gluthe hervorgehen, welche Pest und Feuer entzünden, Gewalten beflügeln, Wasser ersticken, Festen auflösen — die fressenden Säuren, die ätzenden Laugen, die tödtlichen Gifte, die heilenden Salze, die flüchtigen Geister und Wundergeister!

Der Chemiker beherrscht und bestimmt die Qualität der Materie und welche Phase bei Schaum, welche Seite des Gebrauchsstoffes kann ich hiervon unabhängig erklären? Geht nur durch diese umgebenen Räume, angefüllt mit den Schätzen der Welt — bewundert den Glanz und die Farbenpracht jener Glaser von Erde, Wolle und Baumwolle, betrachtet diese farbigen Papiere und Tapeten, diese Materialien von Gerüst, Berlin und Porzellan, die Krystalle aus Blumen, jene Tempel und Statuetten und Figuren, diese Pyramiden und Krystalle von Zucker — weil ich von den Tischen der Chemischen Präparate — erforscht schaun, was hat diese Gegenstände so herrlich, so brauchbar, so wohlfeil, so verbreitet und gesellschaftlich gemacht — und die Antwort wird euch zurückführen ins Hölle Lehrsaal, vor der Chemiker seine Stunden verbringt, die Oscillationen der Zunge seiner Wage mit hingebender Geduld beobachtend.

Zu diesem Orte erlauben wir den geneigten Leser, uns in einem spätern Artikel in eine Werkstatt der Chemie zu folgen.

(Die Darstellung des Versuchs einer chemischen Habilit in nächster Nummer.)

Anregungen.

Der Abendberg im bernes Oberland.

Wenn man sich von den breitästigen Nußbäumen Interlakens zu seinem Naturthore wendet, hat zwischen zwei Bergmassiven zur Jungfrau sieht, liegt der Brienzer, 2000 Fuß über dem Meeresspiegel, der Abendberg.

Auf dieser Höhe hat sich seit dem Jahre 1840 eine Anstalt angesiedelt, die die interessante Aufgabe des heilgymnastischen Geschöpfes der Orte zur täglichen Augenweide hat zwischen zwei Bergmassiven zur Jungfrau sieht. Dr. Guggenbühl begründete hier eine Heilanstalt für jene verkrüppelten Menschengebilden, die uns in der Schweiz, in Piemont, in Savoyen auf den sonnigsten Heerstraßen oft so gemeinschaft entgegentreten und mit einem thierischen Gegenspiel und mit erschreckender Gier und Heftigkeit der Blick um einen Kreuzer heischt. Wo man den Cretinen begegnet, da ist auch der Cretine nicht fern. Die Zahl dieser traurigen Menschenerscheinungen steigt in der Schweiz in die Tausende. Ganze Dorfschaften, bekannt durch enge Heilsthäler eingeschlossen, bieten in allen ihren Verschiedenen Anlagen zu dieser schrecklichen Differenzität von Wesen mit unterthierisch-menschlichen Kopfe, magerem und schlecht entwickeltem Körper, langen schlaffen Armen, aufgetriebenen, oftmals vergrößerten Füßen, wulstigen Lippen und in geringer Anzahl mit abgeschnittenen Sinnen und der Gier nach Verstümmelung der unterthierischen Gestalt. Cretinen zählt mindestens 10,000 Gestalten. Cretinismus ganz ausgesprochene Cretinen 6000. Wiederum 3000 mehr oder minder verwischt cretinenartig leidende Familien. Totalmaß. Schweiz, Norwegen, England liefern die Statistik dieser Krankheit in traurigen Gestaltungen.

Ursachen und Theorien waren die Sorge, die von einer möglichen Heilung bei Cretinismus sprachen und diese Menschenzerstörung der Humanität und Nächstenliebe empfahlen. Die Entdeckung, daß 3000 Fuß über dem Meere sich niemals der Cretinismus findet, machte auf Guggenbühl den Duft zunächst als Hauptheilmittel der Heilung führen. Aber auch das Wasser der heroischen Thatsächlichen, denen verlorne Winke bezeichnet die Quelle des Cretinismus sind, bedurfte einer Untersuchung und Reinigung, wenn auch der gemeine Glaube, daß Schorf- und Kleidermacher Cretinismus und Kröpfe erzeuge, nicht erwiesen ist. An vielen allgemeinen Hilfsmitteln, die in der Luft und der Wasserordnung liegen, gebrach es, und der Kampf gegen diese Ursache in Gruben und Gossen besteht noch manchen andern Punkten. Die isolirende Absperrung hatte die Mittel, die dem Cretinismus so begegnen hatten, in Reihenfolge gebrauchen. Einschränkung der Ehe. Austrocknung der Gruben. Verbauen der Bäume, vorzüglich an

Umfange von 50 Metres um die Wohnungen, Gewinnung guter Trinkwasser, Errichtung der neuen Häuser und Dörfer in gesunder Localität, hohes Tarieren der geringen Getränke, Verbesserung der Heilanstalten zwischen ortsständigen Aerzten und den thatsächlichen Individuen im gleichen Thale, Begünstigung des Commerzes und der Circulation, Errichtung einer Heilanstalt nach dem Beispiele des Abendberges.

Natürlich kann einer Heilanstalt wie viele, welche Guggenbühl auf dem Abendberg errichtete, nur vereinzelte Erscheinungen eines so allgemeinen, großen Leidens herausnehmen und auf die Behandlung des Cretinismus nur gewissermaßen eine moralische Wirkung ausüben. Die Zahl Cretinen, die sich auf den Abendberg unter seiner Obhut versammelt fand, kann nur eine geringe sein und kömmt weder zum geringen und physischen Experiment als zu einer Andeutung, welche in seinen Resultat.

Der Schweizer, nüchtern und praktisch wie er ist, hat diese Nothwendigkeit des Schutzes auf dem Abendberge für die Berge des Cretinismus im Großen und Ganzen auch mannichfach zur Veranlassung von Projecten genommen, die in nächster Nähe sich die Verminderung dieses Uebels über den Abendberg verbreiten. Wie bereits selbst am Fuße des Abendberges Aeußerungen wie diese: „Dieses Unfall ist eine Spiegelschrift; er zeigt Niemanden als dem Dr. Guggenbühl und ein paar Engländern eben, deren bekanntes und Englands bestaure Mittel zahlen, ein Heilungen hervorspringen, die Wunderwerke sind."

Der Ignorant und die aberwitzige Bigotterie hat Cretinismus sich bekannt. Doch mag auch dieser bämischer und verbissen Quelle nicht allein der Widerstand, den sich Fischer, den wir über den Abendberg mannichfach zu hören bekommen. Ob kann in der That dies Anstaltsgebäude nur zwei Aufgaben lösen: Einmal die Frage des Cretinismus, seine Bekämpfung und möglicher Heilung für Menschenfreunde, Aerzte, Cretinenforscher und Staatsmänner immer offen zu erhalten, und zweitens: für vermöglichere Cretinen, die sich oft spezialität in angenehmer Gesellschaft genießen, eine Heilanstalt über ein Pensionat zu sein. Die letztere Tendenz Wortbestimmung verschwinden die Tragweite auf Dr. Guggenbühl's Wirken in Nichts. Die Resultat verdient, wenn sie auch dem Cretinismus im Großen und Ganzen nur wenig nützt, auch wie nur die Unterstützung des Menschenherz.

Es liegen uns Mittheilungen an die Schweizerische naturforschende Gesellschaft vor, in Dr. Guggenbühl unter dem Titel: „Die Heilung und Verhütung des Cretinismus" (Linz und St.-Gallen, 1853), sich erscheinen lassen. Diese Schrift bietet ein reiches Material zur Beurtheilung aller bisher eingeschlagenen Wege. Man erfährt, daß es dem hingebenden, menschenfreundlichen Arzte an gewisser und, wie es scheint, auch materieller Förderung seines Wirkens nicht fehlt. Die Gemeindevorsteher, die in nächster Nähe ansässigen, kamen sich ein bereichere und der Herne, und wieder scheinen es vorzugsweise die Engländer zu sein, die sich mit ihren Söhnen pedantisch auch an dieser Menschenheilstätte in engsten Sinne betheiligen. Doch haben Deutschland nicht einen besonders vertreten ist, liegt wahrscheinlich an dem Mangel einer Zusammenhangs dieser Cretinenfrage mit unserer „Inneren Mission." Diese sich Dr. Guggenbühl, ein Schüler Pestalozzi's, berufen, einen „Cretinenfreund" und Dr. Wichern's Bruder Hause sich zu erbitten, so würde auch die berühmte methodistische Förderung nicht fehlen. Einstweilen können wir uns aber, in der Darstellung Guggenbühl's nur denjenigen religiösen Tendenzen gründen zu sehen, wie sie sich in der richtigen Behandlung des Cretinismus vorfinden erweist. Die armen Cretinenkinder werden von ihm nicht auf die engherzige „Verderbnis der Sünden" hingewiesen, nicht auf die „Nichtigkeiten der irdischen und besseren Hoffnungen", sondern mit aufrichtiger und herzlicher Treue erzählt der bewährte Arzt und Pfleger von dem ewigen Vaterhause, von der menschlichen Natur in der Dämmerung der Creti nenseele hervorleuchtet und daß sich es Mensch sie in diesen die Verbindung entwickelte von einem Weltanschauen und von dem Unterschiede des Guten und Bösen. Es ist ein wohlthuendes Bild, wenn dieß oft nur lallenden, oft leben und blödsichen, oft gewaltigkeiten ewigen Kinder hergestellt werden, wie sie scheu mit tapfer Aufmerksamkeit in das grüne Thal von Interlaken blicken, am frühen Morgen sich einander die Hände geben, laut den Segnungen begrüßen, nach der Stiftung von den Abendberge vergnügten Gesichter machen und mit bekümmertem Ernst den Predigten weltverständiger Aeltern und Dienern zuschauen und somit einer ergreifenden Natursprache hören, die auf die Gemüth nicht weiß, als es durch die in Nr. 22 dieser Blätter geschilderte Predigtlage Schauer bei Herrn Dr. Wichern geschehen wurde.

Wir wünschen Dr. Guggenbühl Muth und Ausdauer zu seinem schweren Berufe und auch wir von der weiten Unterstützung wirksamer Menschenliebe.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 40.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Besuch einer chemischen Fabrik.

Von Professor Schädler in Worms.

I.

Gelegentlich einer Versammlung deutscher Naturforscher hatte sich eine Gesellschaft von Professoren der Chemie verschiedener Hochschulen zusammengefunden und waren auf den Vorschlag eines einheimischen Collegen eingegangen, unter dessen Führung gemeinschaftlich einen Ausflug nach einer benachbarten chemischen Fabrik von bedeutendem Umfang zu unternehmen. Es repräsentirte diese Gesellschaft die lebendigste Wissenschaft auf dem Wege zur thätigsten Praxis.

Eine Zeit lang war man bereits von der Landstraße ab in der Richtung nach der einsam gelegenen Fabrik geschritten, als ein eigenthümlicher Geruch noch verbrannten Heuers sich wahrnehmen ließ.

Wir sind bald an unserm Ziele, sagte der Cicerone der Gesellschaft, und als wahrer in der That nicht lange, als ein hoch in die Lüfte ragendes Kamin, umgeben von mehrfachen Gruppen einzelner zerstreuter Gebäulichkeiten, sichtbar wurde.

Zur Seite, inmitten einer baumreichen, parkähnlichen Anlage erhob sich stattlich das Direktionsgebäude, ein ehemaliges landgräflichen Jagdschlößchen. Es war daher ganz in Uebereinstimmung mit dessen herrschaftlichem Charakter, daß man allerdings eine Anzahl von Pferden erblickte, die, sich selbst überlassen, in gemüthlicher Ruhe und Zufriedenheit einen saftgrünen Grund bewohnten. Allein nicht gering war das Erstaunen der Gesellschaft, als sie, näher gekommen, wahrnahm, daß diese armen Thiere sämmtlich der Mähnen und Schweife entbehrten.

Diese Pferde, erklärte der Führer, sind bereits heilen. Es ist eine nothwendige Operation, welcher dieses Fabrikationsmaterial unterworfen wird; denn von jener ganzen Koppel verblieb nicht ein einziges Roß dieses Ort in seiner jetzigen Form. Auf vier Höfen wandern Haut, Muskel und Knochen heraus und in Gestalt von Wurstleder, Leim, Gelatine, Düngungsmittel und Verdünnsäure wird dieselbe Materie wieder eingeführt.

In der That darf sich alsbald erkennen, daß die Thiere eine Gesellschaft end-

erlesener ausgedienter Matrosen bieten, die keineswegs einer Woche zur Verbesserung des Durchgehens bedurfte. Dieselbe genoß hier noch einer kurzen Freiheit und Ruhe, bis der unerbittliche chemische Prozeß, für unsere nächste Empfindung grausam genug, Gluth für Stück in seine gesetzgebende und umschaffende Gewalt nahm.

Auch hier lassen Sie uns noch im Vorübergehen ein eigenthümliches Rohmaterial der hiesigen Fabrikation in Augenschein nehmen, fahr in ruhiger Wissenschaftlichkeit der Führer fort, indem er vor einem großen schuppenartigen Gebäude Halt gebot.

Welch sonderbarer Anblick! Eine aufgestapelte Musterkarte vieler Tausende von Schuhen und Stiefeln der mannichfachsten Form und Größe, überschlummernd nur in dem allgemein herrschenden Invalidenzustande. Da waren alle Stände in dem wörtlichsten Sinne vertreten, ohne Unterschied von Alter und Geschlecht. Neben den ungeschlachten Wasserstiefeln des Fischers erblickte man die papierdünne Sohle der leichtbeschwingten Tänzerin der großen Oper, neben den plumpen Stulpen des schweren Küraſſiers das lackirte Stiefelchen des Stutzers. Welch reichen Stoff zu lustigen Betrachtungen hat hiesiges Artikencabinet dem Kulturhistoriker, dem Politiker, der hier mit einem Blick überschen konnte, in welchen Schuhen ein ganzes großes Volk in den letzten Decennien gelaufen hatte! Wie verschieden hiervon war die trockene Bemerkung des Chemikers, der beim Anblick dieses Lederwerks sogleich sich erinnerte, daß dessen flächstreiche Substanz das geeignetste Material zur Fabrikation des Berlinerblaus darbiete!

Die Gebrüder wurden jetzt von Direktor und Personal der Fabrik mit ehrerbietiger Höflichkeit empfangen und nach den verschiedenen Schauplätzen der einzelnen Operationen geleitet.

Begründet wurde anfänglich die Fabrik auf das in ihrer Nähe Zutagekommen eines mächtigen Lagers von Thonschiefer, der auch Alaunerz genannt wird und zur Darstellung des Alauns dient. Der letztere ist ein aus Schwefelsäure, Thonerde und Kali bestehendes Salz, welches in der Färberei und Papierfabrikation in größter Menge verbraucht wird. Die Hauptbestandtheile jenes Thonschiefers sind Kohle und Thonerde, in welche Schwefeleisen in Gestalt von sehr feinen Körnchen eingesprengt ist. In Mühlen von großer Ausdehnung, sogenannten Halden gehäuft, wird der Thonschiefer einer möglichst langsamen und gleichförmigen Verbrennung unterworfen, wobei sich das Schwefeleisen durch Aufnahme von Sauerstoff und der Luft in schwefelsaures Eisenoxydul oder grünen Vitriol und Schwefelsäure umwandelt, welch letztere mit der Thonerde sich verbindet. Durch Krystallisation entfernt man den Vitriol, gewinnt auch gelegentlich durch Gießen eines wechselseitigen basischen Eisensalzes jene reine Farbe, die unter dem Namen von englisch oder pariser Roth im Handel erscheint. Die Concentrirung der Lauge geschieht in ungeheuren gemauerten und oben überwölbten Behältern in einer Weise, die dadurch interessant ist, daß die Flamme über den Spiegel der Flüssigkeit hinstreicht und so die Verdunstung veranlaßt, die sonst gewöhnlich durch unterhalb angebrachte Feuer bewirkt wird. Indem man endlich der schwefelsauren Thonerde noch Kalilauge zusetzt, wird die Alaunbildung zu Stande gebracht und gelangt in großen Fässern die Krystallisation derselben vollendet. Hierbei kleben sich Boden und Wandungen derselben mit großen, oft mehre Pfund schweren Krystallen an. Nachdem die nicht krystallisirende Lauge entfernt und die leicht zusammengeflossene Masse eines solchen Fasses herausgenommen ist, erblickt man jetzt einen mächtigen schwerwiegenden Alaunkrystall, dessen innere Höhlung aus den hervorragenden Spitzen der herrlichsten Krystallpyramiden besteht und ein lebendiges Bild jener Zauberquellen darbietet, denen Orte und Wünsche die tadellosesten Phantasien der Märchen mit funkelnden Gebilden zu überraschen pflegt.

Mannen groß und prachtvoll, allein von einer schönen blaugrünen Farbe sind die Krystalle des Eisenvitriols, der bei diesem Prozesse in so ungeheurer Menge gewonnen wird, daß die Vorräthe verstellen, zu ganzen Hügeln gehäuft, oft Jahre lang liegend dem

Verbrauche entgegensahen. Sie verloren indessen rasch ihre schöne gelbe Farbe, die sich an ihrer Oberfläche in eine schmutzgrüne verwandelte. Und dennoch ist der Einfluß der Mode so außerordentlich, daß, als in den dreißiger Jahren Laune und Geschmack sich vorzugsweise den violetten, grauen und lila Farben zuwendete, in Kurzem der mehrjährig zurückgelegte Vorrath der zu jenen Farben erforderlichen Eisenvitriole aufgezehrt war. Da aber der Charakter der Mode eben die Unbeständigkeit ist, so mußte der Fabrikant auf ein wohlfeiligeres Mittel sinnen, den Vitriol möglichst zu verwerfen, und indem er den Weg einschlug, denselben zur Gewinnung von Berlinerblau zu verwenden, wurde jene ganze Fabrikation mit hereingezogen, auf deren Material der ganze thierische Körper zu betrachten ist. Darin besteht eben ein Hauptvortheil jeder Fabrikation, daß sie sich eine gewisse Abrundung gibt, daß Nichts unbenutzt abfällt, daß solche Produktionen miteinander combinirt werden, die sich gegenseitig ergänzen.

Das Berlinerblau, dieses prachtvolle Blau unserer im Getreide blühenden Cyanen, Kornblumen, besteht aus Eisen und einem eigenthümlichen Stoff, der Blausäure oder Cyan genannt wird und dessen Bestandtheile Kohlenstoff und Stickstoff sind. Die chemische Vereinigung dieser drei Elemente ist also die Ursache des Berlinerblau-Fabrikanten. Man könnte nun erwarten, daß die Darstellung dieses Farbestoffes besonderen Schwierigkeiten bieten würde, denn nichts ist leichter, als die genannten drei einfachen Stoffe in beliebigen Verhältnissen zusammenzubringen. So z. B. könnte in jedem eisernen Ofen, mit welchem wir unsere Stuben heizen, die Verbrennung zur Bildung von Berlinerblau gegeben sein, da hier Kohle, Eisen und der Stickstoff der durchgeführten Luft fortwährend in gegenseitige Einwirkung zu treten vermögen. Allein es ist gerade eine der besonderen Eigenthümlichkeiten der einfachen Stoffe, gegenseitig so ungleiche Verwandtschaftsgrade zu äußern, welche überdies unter veränderten Umständen die verschiedensten Modifikationen erleiden, daß eine Voraussbestimmung an sich ganz unmöglich ist. Sie hat wie ganz auf die Erfahrung gewiesen, der hier wie in jeder anderen Naturwissenschaft die ersten Elemente entnommen werden müssen.

Man zeigte die Erfahrung, daß Kohlenstoff und Stickstoff vorzugsweise dann leicht zu Cyan sich verbinden, wenn ein Körper, der jene beiden Stoffe reichlich enthält, z. B. Leder, Haare, Horn oder eingetrocknetes Blut, mit einer starken Base, besonders mit Kali, längere Zeit geglüht werden. Geschieht dies unter Zusatz von etwas Eisen, so entsteht eine Doppelverbindung von Cyankalium mit Cyaneisen, welche als ein löslicher Salz in Gestalt von schönen großen gelbgrünen Krystallen erhalten wird, und den Namen Blutlaugensalz oder eisenblausaures Kali erhalten hat. Mit concentrirter Schwefelsäure versetzt, jenem Salze sogleich unter Entwicklung von giftigen Dämpfen Blausäure, welche in mehren Seeten von englischen Gifte benutzen Zusatz von aufgelöstem weißen Thon erhält.

Verfolgen wir nun das Schicksal der gasig und begegneten armen aufgelösten Asche, so findet dessen Gestaltung in ganz getrennt obliegenden Gewerbsschriften statt. Nachdem diesselben Mühne und Schweiß, wie bereits erwähnt, zur Verarbeitung als Kochsalz abgegeben haben, stille sind nach dem andern dieses Thiere der Chemischen Industrie als Opfer. Die Wolle des gedörrten Körpers wird in drei verschiedene Theile getrennt, um nach drei Richtungen hin verwandt zu werden. Haut, Haar und Fuß wandern, die beschrieben wurde, nach dem Berlinerblaumarkt, die Knochen dienen zur Leim- und Knochenkohlengewinnung und die Muskelfleischfaser und sonstige Abfälle werden der Destillation unterworfen, als deren Hauptproduct das Ammoniak erhalten wird.

Pferdehaar, der Lederlieferer, nach seiner jetzigen Anwendung besser der Lichtmacher genannt, war zu Anfang dieses Jahrhunderts noch eine seltene Erscheinung, ehe an die Stelle des Talgdochts zu verfolgen, durch Pferdehaarflechten die ätherschwefelsäure Schwefelsäure zu

verhelfen, erschien noch vor 25 Jahren als eine Chimäre. Gegenwärtig kauft man 1000 Stück Phosphor-Zündhölzchen für zwei Kreuzer.

Können wir unsern Lesern eine kleine Rast, sich in die betrübenden Hemlichen Schicksale der Thierwelt zu finden. Wir finden sie in einem zweiten Artikel gesammelter, und auf unserer Wanderung durch die Hemliche Fabrik weiter zu begleiten.

(In der folgenden Nummer ein zweiter Artikel.)

Der Ring oder die Nihilisten.

Eine Erzählung in sieben Capiteln von Herausgeber.

Viertes Capitel.

Frieda, das Kind Gottes.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Absicht der Geschwister-Ulrichs'schen Expedition war keine andere, als einen Ziegenbock, ihrem treuen, lieben, alten, zum Reiten und zum Fahren gleich verwendbaren Hand, den die Leute vom Eisenhofe im Kohlthale gestohlen hatten, ohne jeden gesetzmäßigen Thaler wieder zu erobern, den die Feld- und Viehzerstörung den längst über sie Alle ergrimmten Büchsern zuschrieb. Viel Geld ein Thaler! Man wollte an der Eisenhofthüre den Hand anfangs umsonst sich wiederertreiben. Die Kinder wurden brohend abgewiesen. Aber, Kind Gottes! rief Frau Ella, wie die Professorin Ulrich seit fünfundzwanzig Jahren ihren Namen abgekürzt bekam, Kind Gottes, wo wird man den diesen Baron einen Thaler für den Hand geben! Er mag ihn so lange sitzen, bis er's selbst satt kriegt, dann schicken sie ihn und umsonst zurück! Das war die erste Auffassung des Unglücks der Geschwister. Bald aber jammerte Trutemar über seinen fehlenden meckernden Gefreien und die Nachbarn fragten und der Ziegenbock kam nicht mehr und Audiatorium des Vaters und Freche den langen Bart und die Hörner zwischen die Thüre, daß alle Studenten lachten, da mußte Hans irgendwie wieder herbei. Die älteste Schwester meinte, die Sache müßte man ganz kurz anfassen, Eisenhof müßte man heimlich angreifen und den Hand sich selbst erobern, sei's mit List oder Gewalt.

Ein Argumentazung wurde beschlossen und ausgeführt.

Um so erfolgreicher schien die gemeinschaftliche Unternehmung gegen Eisenhof, als den Geschwistern, da sie zum Thor hinauswandelten, einer der gefürchtigen Freunde Trutemar's und seiner Geschwister, der Bediente Martin, begegnete, auf einer Kalesche, mit der er an die nächste Eisenbahnstation fuhr, um seinen, heute zurückkehrenden Herrn, den Baron von Landschütz, in Empfang zu nehmen. Martin rief ihnen zu: Hand läßt grüßen! Frieda sagte: Schön Dank! und trennte dann die Expedition in zwei Theile, die sich auf dem jenseitigen Felde verbinden sollten; sie selbst, als Spionin, um der Mauer nahe zu kommen, die Hof, Gärten und Park zum Eisenhof umschloß, schlug einen breiten Weg ein. An den vordern Anfängen der Mauer bildeten kleine, mit Wasserlinsen bedeckte und von Weiden umstandene Teiche eine Art Schutzwehr des Schlosses. Hier war nicht anzukommen. Dann aber verlor sich die Einfriedigung in kleinere Mauern. Der mehrere Gruß, den Frieda an einer Stelle, wo die Mauer nicht zu hoch war, versuchte, konnte nur von Hunden kommen, der vielleicht schon den seinen Freunden die Witterung heute Schon verrathen sie auf einen unbekannten abgeschickten Bundsgenossen sich zu schwingen. Sie zerriß sich beide ihre Kleid und mußte sich begnügen, sich verständig die Stelle zu merken, wo viel Hunden's Kerker war. Seit die Verbindung mit dem von der andern Seite herumkommenden Hülfscorps mache weitere Maßnahmen möglich. Nun war sie

wieder mit den Geschwistern an Ort und Stelle; aber Schwierigkeit über Schwierigkeit ergab sich. Hand war es schon, der hinter der Mauer so sehnsuchtsvoll meckerte. Die Kinder klagen auf den Baumstamm, konnten aber nicht hinübersehen, da jenseit der Mauer ein Dach begann. Hier war gewiß ein Schuppen, unter dem Hans beschäftigt stand. Die Kinder tuschelten und flüsterten: Hand! Hand! Aber . . . wie ihn bekommen! Frieda sann hin und her und war endlich nahe daran, ob sie nicht, da sie nun die Stelle wisse, wo ihr Hand stand, mutzig durch die große Pforte des Gittergitters schreiten sollte, ohne zu fragen in den Garten gehen, an den Fenstern der allgemein für sehr fleißig gehaltenen Aurelius vorüber an den Schuppen eilen, den Gefangenen befreien und wie eine zweite Esmeralda königlich und die ganze Macht ihrer Persönlichkeit einsetzend ihren Hand an den Hörnern zu rückreiten? In dieser Selbstberathung wurde Frieda eines Wanderers ansichtig, der einige hundert Schritte entfernt gemächlich auf dem allgemeinen Fahrwege durch die Stappeln nach Lieberbach hinunterschritt. Sie spannte rasch ihren Sonnenschirm auf und winkte, ihn in der Luft schwenkend. Die Kinder riefen: Ho! Ho! Ho! pfiffen, schrien, alle gab' es einen Gleispregel lere zu machen, der einen Schwarm von Amben verjagt. Der Wanderer merkte, daß die Mahnung ihm galt. Er erkannte Frieda, zog den Hut und kam näher. Es war Eberhard Ott, des Bruders vor Kurzem aus der Residenz angekommener Vetter.

Noch schien Eberhard von Ueberraschung befangen, als er schon mitten unter den Brennnesseln und Sumpfpflanzen stand, die hier an dem unbetretenen Mauergraben unter düsteren Ulmen wucherten. Frieda gab an, was ein Mann hier zu thun hätte. Von Unmöglichkeiten war jetzt keine Rede mehr. Eberhard schlug sogleich vor, einen von den Jungen auf die Mauer zu heben, dieser sollte dann das Dach befragen, hinabspringen, dem Hans loskinden und sehen wie er, vielleicht über das Dach selbst, zurückkäme. Der zehnjährige Oskar war bereit. Eberhard, obgleich an eine sternamistische Auffassung des Lebens gewöhnt, fand doch so in Frieda's Bann, daß er hier nicht weiter an unerlaubte Selbsthülfe dachte. Vielmehr machte er gelten, gar Ziegenmaar gehöre Klettern. Hand sollte durch Oskar zunächst aufs Dach. Eberhard legte den Hut ins Gras, breitete die Aüße aus, fixmarie die Arme in die Seiten und forderte Oskar auf, an ihm hinaufzuklettern. Oskar war mit zwei Sprüngen oben. Dort entsetzte er auf dem Dache weiter, fand in einem Holzschuppen, wo altes Gerüth und Kleinholz aufbewahrt wurde, Hanfen einsam angebunden, machte ihn los, rückte einige Klötze zusammen, um eine Art Treppe, die auf's Dach ging, zu formen und erschien zum Jubel der Kinder eben auf dem Dache mit dem geliebten, langhörnigen, in stiller Resignation seiner Befreiung sich fügenden Hand. Und jetzt hatte Eberhard schon für den bebenden Gebirgswanderer, der zwar Kletter aber nicht springt, an eine tiefbequeme Treppe gedacht. Er auch Mancher der um die Nachmittagszeit vorübergehenden Fußwanderer staunend still stand und auf die Gruppe an der Gittlhofmauer blickte, ein Frieda'scher Grundzug. Wir suchen meistentheils außer uns, was wir in uns selbst besitzen! beweglichste sich schon voll kommen. Eine künstliche Treppe wurde gemacht. Zum sich zudende und entschlossen geschickt sich einfangende Klötze reichten aus, Hanfen, dem man zum Herabgezogenwerden Taschentücher an die Hörner band, den Weg zu bahnen. Eberhard, kräftig mit den Schultern balancirend und die Hände in die Seiten stemmend, bildete den Kern der Treppe; Oskar setzte sich ihm auf den Nacken und legte den Kopf an die Mauer, Lenore setzte sich an Eberhard, Alfred mit wie Oskar und legte den Kopf wieder an Eberhard und unter machten die beyde Großes Jungens und Hedwig. Frieda hielt die verklungenen Taschentücher und zog mächtig den Hand von Oskar's Nacken über sämmtliche Köpfe und Nacken herunter. Die Kinder hielten prächtig Hub, die Treppe machte ein wenig, aber Hand mußte folgen. Er war befreit.

Ich danke Ihnen, Fräulein! sagte Eberhard sehr, faßte die Tücher wieder zusammen

ander, verstellte sie und lenkte durch das hohe Gras auf den Pfad hinüber. Die Kinder streichelten ihren Gaul, sie waren so glücklich, als hätten sie das goldene Vließ erobert.

Sie gehen noch Liebenbach? fragte Frieda, als Eberhard sich wenden wollte.

Eberhard bejahte. Er war etwas befangen über Frage und Antwort.

Ich will die Kinder nach der Stadt begleiten, damit ihnen mit dem Gaul kein Unglück geschieht, sagte Frieda. Dann komm' ich nach. Grüßen Sie doch Agnes, aber einen Brief von Constantin bring' ich nicht. Adieu, Assessor! Agnes soll Kaffee machen, aber etwas besseren, als ihr gewöhnlicher ist.

In Eberhard's Mienen lag ein eigenes Gemisch von Freude und Verlegenheit, als ihm die Verheißung ward, Frieda würde nachkommen. Er dachte an die abendliche Heimkehr und erst noch wollte er sie begleiten . . .

Nein, nein, sagte Frieda. Agnes gönnt Sie zu sonun unserm Papa, viel weniger mir. Und dann' ich gar jetzt gleich mit, so verlöre sie den Kopf. Sagen Sie's ihr nur mit dem Kaffee! Sie ist recht eine Schande! Die kostbare Milch ist in Liebenbach zu benützen, denn um die Mischung mit dem Kaffee. Ein Genius, der sich mit einem Philister einläßt!

Damit wandte sich Frieda und folgte den Kindern, die schon voraus waren. Eberhard sah ihr lange nach. Diese wenigen Worte, die Frieda sorben zu ihm gesprochen, waren so eigen, so schlicht, nach dem treuherzigsten Dienste, den er ihr eben geleistet, eine so geringe Belohnung! Und doch lag in ihnen ein Anbruch, eine Betonung, wie er sie noch nie von Frieda gehört hatte. Seit ihrem Wiedersehen war er zu derüber verzweifelt, daß Frieda kein Herz zu haben schiene! Hier zum ersten male klang aus ihrem Spott etwas heraus, was sich wie ein Gefühl anwehte. Er saß sich noch oft nach der kleinen triumphierenden Karavane um, die bald auf der hügeligen Straße verschwunden war. Mit geflügelten Schritt zog sie auf dem obern Rande der durch Berge geschnittenen Landstraße vorwärts. Es gab von unten her ein anmuthiges Bild. Die Truppe schien sich so frei an der Luft abzuheben, bald auf-, bald niedersteigend die Wellenlinie des ungebrochenen Wegs, die Kinder tschiegchaar um den gehörnten Freund, Frieda nachlässig hinterher, entrückt von der Hitze und der Spannung und vielleicht . . . träumend? Ihre Art war es sonst nicht.

Unsanft wurde sie geweckt. Die Kinder wollten eben an einem Kreuzwege von dem obern Rande der Landstraße niederlenken und sich unten nach der großen Straße wenden, als aus dem Querwege, der so tief lag, daß man ihn vorher nicht sehen konnte, eine heftigkreischende, polchtigende Stimme ihnen zurief: Halt!halt!halt! Spitzbuben! Die Kinder rissen aus, ließen ihren Gaul stehen. Gaul hatte verdutzt vor einer Kalesche, von der ein Gebietender herunterſprang und sich, während sein Herr schrie und tärmte, des Thiers bemächtigte. Frieda wußte nicht wie ihr geschah. Sie trat rasch zu Gaul heran, hielt ihn an den Hörnern fest und gerieth in die heftigste Aufregung, da von der Kalesche wieder die kreischende Stimme rief: Haut die Brut zusammen, daß sie die Schmetterei kriegt! Diese Reden kamen alle von Gaul von Landschaft, der eben von der Eisenbahn, kam, von seinem Martin die Arretation des fröhlichen Ziegenbocks erfuhr und nun hier erleben sollte, einem Delinquenten zu begegnen, über dessen rechtliche Verfolgung der Privatsekretär Erkundigungen eingezogen hatte. Gaul! Ruhig! sagte Frieda beschwichtigend zu dem vom Postschnellen schnaubenden Thiere. Gaul von Landschaft, der selbst zu stoppen pflegte, hörte glücklicherweise diese Worte nicht. Er hätte sie sonst auf sich bezogen. Er hielt die Pferde an, schüttelte mit der Peitsche, erkundete sich über das dreiste Mädchen im blauen Kleide und ihren vor Zuschauern, die sich schon versammelten, feigenden ruhig gehorchenden, aber beschämten Worte:

Besser Herr Baron! Sie sind ein so eingeschriebener Arretbalken, daß Sie es uns daneben

sollten, wenn wir noch ein dichtes Mittelstück wollten. Sie haben unsern Hans als Bürgerließ geworfen, wir haben ihn wieder herausgeholt. Das ist unser Ruhm. Und nun lassen Sie uns in Gottes Namen unsere Wege ziehen!

Lantschütz wußte anfangs nicht, sollte er hinunterspringen und die Kanonen züchtigen oder sollte er die Sache komisch nehmen. Gewaltsgegenwart war nie seine Sache. Er geht allen Polizeiroß, Lärmmachern und Geschäftsmachen so, daß sie ein einziger entschiedener Blick in ihren Auslassungen kurzig machen kann.

Lantschütz rief, den Moment der Unentschlossenheit benutzend, Frieda den Geschwistern zu und ihren Hans festhaltend sprangen sie um die Wette mit ihm auf der offenen Landstraße davon. Die Betrunken wollten nach Lantschütz rief sie zurück. Zwar weiterte er Canaillenwolf! Räuberbagage! Hundeleiklassen! Hetzpeitsche gehen! Frieda aber sagte ganz gelassen, indem sie neben seinem, auf die Landstraße abkommenden Gespann sich nunmehr auch rückwärts wendend herging:

Beruhigen Sie sich doch, werthester Herr Baron! Die Leute möchten so gerne denken, es sei Ihnen um einen Thaler zu thun!

Wo wollen Sie denn hin? fragte Lantschütz nun langsamer fahrend und daß von ihm nie gesehene schöne Mädchen genauer fixierend.

Ich dauerte lange, bis Frieda dem groben und jetzt wahrscheinlich gutmütig werdenden Baron antwortete.

Nach Liebenbach will ich! sagte sie endlich. Unsere Befreiung hat mich müde gemacht. Sie könnten mich wol hinunterfahren.

Wie? Sagte der sonnenverbrannte, rothglühende, dicke Hand von Lantschütz. Hinunterfahren? . . . Und Martin mußte erleben, daß sein Baron weiblich unter hielt, daß dreie Mädchen noch einmal erstaunt ansah, dann zur Seite rückte, dann Frieda den Platz bei Ihrer verstand, aufstieg, erst auf den Tritt, dann auf das Wagenrad und endlich sich neben dem feindlichen Baron zu sitzen emporschwang. Das kam Alles wie im Traum. Keine Ueberlegung, die Sache war da. Der Baron peitschte auf seine Braunen. Die Kalesche flog davon. Am Gutshof vorüber. Die versammelte Dienerschaft begriff nicht, wie ihr Herr an der weitgerühmten eisernen Pferde vorüberjagen konnte, ein junges Mädchen neben sich hatte, kaum grüßte. Aber es war so, es blieb so, man mußte sich finden.

Es ging's fünf Minuten lang.

Dann lachte Frieda.

Worüber lachen Sie denn? fragte Hans von Lantschütz.

Ueber Ihren Vater lach' ich.

Wie so?

Gerade wie unser Hans!

Der Baron polterte heraus: Zum Teufel mit Ihrem Hans! Ich heiße auch Hans.

Na und Ihren Vater . . . sagte Frieda. Wenn Sie noch wenigstens überm Munde auch einen hätten, aber blos so vom Kinn ein paar Zwirbel rund, gerade wie ein Geisbock!

Der wegen seiner Grobheit berüchtigte Baron vom Gutshof hatte über drei Meilen weiten Umkreis „das Fell über die Ohren" gezogen. Der einzige, rühmte, reiche Schmuck in seinem tellergroßen, hutkrämpelähnlichen Angesicht, das am rötlichsten an den Ohren und unter den dünnen Haaren hinten an der Granatenschnalle strahlte, waren zehn Zwirbel war bei ihm das Symbol einiger Jünglingskraft, die Zierde des Mannesthums, eines Standes, den er sehr hoch hielt, den rechten Herrenstand, den wahren Junkerstand nannte! Drei Wochen lang im Wollmarkt, acht Wochen lang bei Cavenwald im Winter saß der Baron in diesem Barte den Kreis einer alten Grammen Jagdtasche. Champagner nährte die trockig bis fünfzig Portionen mehr als Wasser. Im Sinne verbrachte er sich mit

zu hohen Diners, wenn die Ritter der Landschaft sich versammelten, stärkte er diesen Zwickel mit der vorzüglichsten braunen Tusche und dieser undankbare kleine schwarze dockenkopf da brachte einen solchen Schmuck in Parallele mit dem Barte eines Ziegenbocks? Das kann schlimm werden! murmelte Martin. Aber — Schwerigen, liebes Schweigen trat ein bis nach Liederbach, wo Landschützen's altes Patrimonialgerichtsgebäude am Wege stand, die Brille aufsetzte und den Aufzug Hansen's mit Frieda Ulrichs anstarrte, wie — Hans brauchte den trivialen Ausdruck — die Kuh das neue Thor. Am Pfarrhause setzte Hans seinen schönen Passagier ab, sagte in seiner trockenen Galanterie: Einen Kuß wolle er sich zu Gute behalten. ... Frieda sagte trotzig: Bei Gelegenheit, Baron! Und nun wie der wilde Jäger fuhr er mit schnaubenden Rossen durch sein Dorf zurück, haushusvierbrennd, immer zu, ohne Rast und Ruh, durch die Gänse durch, ganz toll und unbekümmert wer auswich oder flüchtend mit einem verrenkten Beine davon kam. Für Gutsthof, das schon bis auf den kleinsten Mops beisammen stand und wartete, für die Schwester, die stunnend am Balkon hatte, war es gerade, wie wenn der Baron erklärt hätte, sich verheirathen zu wollen: So flink sprang er nie vom Wagen, so vergnügt kam er nie vom Wellmarkt. Und wie gestreut war er! Er schimpfte sogar über die „niederträchtige Zottelei" der Eisenbahnen, ein Thema, das er in Aurelien's Gegenwart doch sonst nie mehr zu berühren pflegte.

Fünftes Capitel.

Das Pfarrhaus in Liederbach.

Eberhard Ott, der Bevollmächtigte Constantin's, der Niederschmetterer Jean Reyser's, der freundliche Ziegenbockbesteier Frieda's, muß uns näher bekannt werden. Es war dies ein imposantlich stattender Mann, aber schon nahe den Dreißigen. Von hoher Gestalt, gleichmäßig in seinen Formen, kräftig und milde in seinem Benehmen mußte er jedes Herz gewinnen, das mehr Sinn für innere Gediegenheit als für ein blendendes Aeußere hatte. Früh selbständig durch den Tod seiner Aeltern hatte Eberhard Ott auch frühe schon gelernt, für sich selber zu sorgen. Er hatte dadurch viel Sicherheit gewonnen, die jedoch nicht frei von Besangenheit war und oft gab Menschen, die den schon auf der Schule allein dastehenden Jüngling prahlerisch nannten. Ein kleines Vermögen, das dem Jüngling die in seinen Armen gestorbenen Aeltern hinterließen, reichte nur bei dem gewissenhaftesten Haushalte aus, ihm das Studium der Rechte möglich zu machen. Weil er sich deshalb abschließen, vielerlei Zerstreuung versagen, fleißig arbeiten mußte, gewann er sich ein ernstes Wesen, das Manchem kalt erschien, der die innere Flamme seines nur zu regem Gemüthe nicht kannte. Unter diesem gemessenen Auftreten, das ihm das Leben hätte gütig als Pflicht vorschreiben, lag sogar Hang zur Schwärmerei. Eberhard war, alleinstehend und früh verwaiset, auf dem besten Wege, ein Menschenfeind zu werden. Der Zufall spielte ihm die Werke Montaigne's und La Rochefoucauld's in die Hände. Mehrenden in einer Provinzstadt, las er Lebensmaximen. Das Weltmännische, Kalte und Verschmitzte der Philosophie des Umgangs glitt von ihm ab, aber eine Ueberzeugung blieb auf ihr an ihm haften, es war die, daß in den gewöhnlichsten Menschen, die uns im Leben begegnen, doch, wenn man nur näher forsche, immer viel Achtbares und selbst für den Denker Anerkennenswerthes schlummern könne. Eberhard war durch diese Ueberzeugung lange wie von einer Offenbarung ergriffen. Er verband sie mit der Lectüre Hippel's und der erneuten Bekanntschaft Werther's, den er jetzt in einem neuen Geiste anfaß. Sein ganzes Leben, zunächst schwärmerisch und steif, ging jetzt darauf aus, praktisch zu sein und auch darin lag wieder Idealität. Eberhard glaubte, allen Phantasien, von denen er behauptete, sie ergäben nur zur Menschenverachtung und zum Hochmuth, den Abschied gegeben zu

haben, er wollte Bewußtsein und Lebensklarheit in Jedermann wecken, er sah überall verborgenen Werth, stille Bedeutung, unangebrochene Schätze bei ersten Erforschung und mühte sich in jener Provinzstadt und später in der Residenz ab, die Menschen zum Bewußtsein ihres Werthes zu bringen. Bei den mißverstandenen Individuen tauschte er auf ihre Art und Richtung und war kaum ihn weiterlegen, wenn er behauptete, in allen Menschen wirklich das Allgemeinsame, Verbindungen und Herzensbedingungen angetroffen zu haben! Er ordnete Lesevereinigungen, Verbrüderungen, gemeinschaftliche Unternehmungen an. Eine zeitlang war es die Musik, dann die Kunst, dann die Literatur, dann die höhere Geselligkeit, zuletzt die Politik, alle diese Gebiete benutzte er als Tummelplatz, wo der Gewinnsüchtige plötzlich einen Werth entwickeln konnte. Aber seine Pläne schlugen ein. Ein scharfer Beobachter, wie Constantin, verspottete längst diese Art der Menschenpflege. Man trage ja doch, hieß es, nur in jenen Menschen hinein, was man aus ihm herauszufinden glaube! Es gab die bittersten Erfahrungen. Die Musikaufführungen, die Kunstvereine, die Kränzchen für literarischen Genuß oder politische Meinung, Alles was Eberhard zu Stande brachte, aus den zufälligsten und sich von selbst darbietenden Elementen zusammenfegen und zum Bewußtsein steigern wollte, es war mit Täuschungen wieder aufeinanderaufgegangen. Die Leidenschaften und der Egoismus verdarben zuletzt doch immer wieder Alles.

Nun hatte Eberhard darum doch seinen Glauben an die Menschheit nicht verloren. Er faßte sie jetzt nur im Allgemeinen. Er sah Gelegenheit genug, Thatsachen höherer Bedeutung festzustellen und ward für Ihren. Die Gesahr, in die er dadurch manchen Verhältnissen gegenüber gerathen konnte, war jetzt glücklich vorübergegangen. Der Glaube an das Gute hatte Eberhard nicht verlassen. Er glaubte an die Nothwendigkeit, daß Constantin so handeln mußte, wie er ihn erklärt hatte, im Besitze einer Heerde gegen eine Egarde handeln zu müssen. Er glaubte an den Schwarz, den er im Pfarrhause zu Dierbach angetroffen. Mit dem Verlobungsringe in der Tasche hatte er sogleich den Besuch bei Agnes Planer und ihrem Vater gemacht. Er wollte von Constantin's bedrängter Entwicklung sprechen, von seinem Glück in der Gesellschaft, seinem Bedürfniß ungehinderter freier Entfaltung, er wollte die armen verlassenen Menschen allmälig Das rathen lassen, was er ihnen zu sagen und mit Güte und Schonung beizubringen den Anfang hatte. Nun sah er diese Menschen. Sogleich erschrak er, daß sie anders waren, als er sie sich gedacht hatte. Stegreife Menschen wie Constantin zwingen ihm Mißvermuthen ihre erste Vorstellung auf. Nachschreiselle wie Eberhard beobachten und werden eins. Als er in Lieberbach zum ersten male war, saß er Agnes erst allein. Der Vater, mehr Landwirth als Geistlicher, war im Felde. Agnes erschien ihm sogleich anders, als er sie sich gedacht hatte. Sie war nicht klein, sondern groß. Sie hatte nicht blaue, sondern braune Augen, sie war nicht blond, sondern bräunlich. Sie war nicht muthig und gewandt, sondern trotz gewöhnlichen Tun, ganz zwar und von jener Zurückhaltung der Gesittete, die jedoch etwas abwarten läßt und ein achtbares heimliches Verbrechen in Ausbruch hält. Kaum hatte Eberhard sich genannt, kaum den Gruß, den er von Constantin brachte, ausgerichtet, als ihn trotz der starken und kräftig schwarzen Natur Agnesens von ihr einige Tropfen im Auge über rieselten, eine bedeutende Stimme rührte. Er sah, daß Agnes sein schwarz Amt bereits erfahre. Er besah nun die Schnitte, zurückhaltige. Er sah da ein gar deutsches Haustreu derselben Mädchen, das einer treuen Liebe ihrer Jugend geopfert hatte. Er sah und sah Alles, die er sich seit einigen Tagen mit allem Aufwande von Vorgedanken einstudirt hatte. Er war eben der Rücksichten- und Verwirrtenwerth. Zu alle dem der Pfarrer kam und der Verein, leidschaftsdichte, sogleich die Pfarrer Kapellan Mann in Zorn und Verwünschungen über Constantin ausbrach, da gab er sogar Constantin Zeugniß des Wahlverschuldens, die er, nach der Stadt zurückkehrend, hinter herwerfen mußte.

War der Grund, den Eberhard's erster Besuch in Lieberbach haben sollte, zum Theil

ganz links abgegangen, so mußte er natürlich bald wiederholt werden. Man war im Pfarrhause angenehm überrascht, diesen wilden und gewagten Mann schon am folgenden Tage, wie auf zufällige Veranlassung, wieder vorsprechen zu sehen. Eberhard konnte nicht anders, als die Andeute brauchen, daß ihm von allen Spaziergängen um Ö her nach Lieberbach der liebste wäre. Agnes schien heute heruhigter. Sie entwickelte sich sogar. Der Vater debattirte, zankte, verwünschte die Universitäten, das Jahrhundert, die Regierungen, im Grunde jede Meinung, die nicht die seinige war. Agnes schien sein vollkommenes Gegenbild. Sie sprach, freilich mit etwas auffallender Betonung, für höhere Schäfer, sanftere Schwinge, Empfindungsbewegungen über das Gemeine und Geringe. Der Vater pries das Gegentheil. Diese Frieda, Constantin's Schwester, sagte er unter Anderm, sei das einzige vernünftige Frauenzimmer, das mir seit Jahren vorgekommen ist! Schon an dem Kinde hatt' ich meine Freude. Wenn freilich bei so toller Erziehung, wie sie gerade, etwas aus ihr geworden ist, verdankt sie's einem besondern Wohlgefallen Gottes; denn im Hause des alten Ulrichs geschah noch täglich Alles, um die Nachkommenschaft zu verderben. Von Constantin sprech' ich nicht, um Agnesen nicht zu kränken. Seinen Dünkel, seinen nichtsnutzigen Hochmuth werden Sie kennen und ich hoffentlich nicht von ihm terrorisiren lassen, wie er Alle terrorisirt. Frieda aber ist die einzige von den Ulrichs, mit denen sich umgehen läßt, wenn auch mit ihr der Zank nicht abreißt; sie ist praktisch und warum? Ich glaube, man kann des Jahrs die Seiten zählen, die sie in irgend einem Buche gelesen hat.

Liebes Vater, entgegnete Agnes, die den Vorwurf fühlte, mit Gelassenheit, wenn man weiß ich, fest früheller Kindheit auf dem Lande lebt und einig nur von Oekonomie hört, was kann man thun, als sich unter Bücher flüchten? Frieda athmete von früheller Kindheit Bücherstaub. Ihr Haus wurde nie leer von jungen, wissenschaftlich gebildeten Männern. Was Andere sich mühsam durch Selbstunterricht erwerben müssen, gewann sie im Spiel. Und so hübschen Mädchen, wie Frieda ist, steht im Grunde Alles schön, selbst wenn sie Uebersetzen machen. Ich möchte nicht ungerkraft die Possen treiben, die man ihr hingehen läßt. Wenn Frieda da am Schrank steht und alle seine Bücher nach der Reihe als Schriften will Italien und Widerspruch ergreifet, so heißt's bei ihr: Die ist ein Genie. Thät ich's, ich würde die damit nur Bravorie meiner Beschränktheit geben.

Eberhard brachte dieses vermünftigen Worten. Sie trugen etwas, was ihm selbst an Frieda, die er wiedergesehen und liebte, nicht wohlthat. Diese Kritik Agnesens wurde mit einer Sicherheit vorgetragen, die er bei dem sonst gefassten scheinenden Benehmen kaum für möglich gehalten hätte. Es mußte sich auch hier geschehen, daß Agnes in dieser ihrer bestimmten Art nichts Grundhaftliches hatte. Die lange Selbstlosigkeit in der Führung einer eigenen unruhigen Haushaltung hatte sie mehr entwickelt, als er bei erster Begrüßung glaubte und vollends achtbar war ihm die Fassung, mit der Agnes schon bei diesem greisen Besuche über Constantin hinwegging. Er kam zum dritten male nach Lieberbach und an dem Tage, wo er den Hand durch eine lebendige Tropfe besser hatte, war er schon zum vierten male da. Auf Constantin kam die Rede nicht mehr; er hörte den Ring in allen Tönen aus den Nächtlichen Agnesens liegen können, sie wärete ihn zur Seite unter die Blumenbüsche gelegt haben, unter deren grünen Schatten sie am Herdfeuer zu arbeiten und die stille einförmige nur zuweilen von einigen Stunden, die das von Hand von Landschaft gehende Wort lieber im goldenen Ähren an der Quelle sollten, unterbrochene Chronik des Dorfes zu machen pflegte, und ein anderes Gespräch angeknüpft haben. Der Vater debattirte am Gall voll Theilnahme. Er schonte eben deshalb Constantin und von Agnesen ich Eberhard wußt ein, daß sie sich der Erinnerung an Constantin mit einem an sich grundlosen Gefühle der Selbstkränkung entwinden wollte. Nicht ist ja schicksamer als Männernatur, zu dem Gegenstande einer heimenden Neigung Agnesens gegen — ihn selbst, wenn

ich Eberhard's Besitzenheit nicht hinaus. Und doch fühlte er, daß sein Auftrag drängte Jedesmal wollte er bei Agnes unter den Blumen ihrem aufspringen und rufen: Dein Constantin ist treulos! Hier hast du seinen Ring! Nimm ihn, ich habe den Auftrag ihn dir zu geben! Aber er war des Entschlusses nicht fähig. Auch darum war er seiner nicht fähig, weil ihm oft ein Grauen vor Agnes kam. Sie kam ihm geheimnißvoll vor. Er sah sogar Verschmitztheit und Berechnung. Er wog und wog. Er studirte. Sie sind ein schrecklicher Menschenkenner! hatte ihm auch Friedo einst gesagt, als er am Abendtische ihres Vaters einen Kerb voll Zwetschen an ihre Geschwister vertheilte und dabei die Jahre der Kinder zu den Zwetschen und die Zahl der Zwetschen zu der Zahl der Kinder in eine arithmetische Beziehung brachte.

Agnes nahm Friedo's, von Eberhard angekündigten Besuch nicht so heiter auf als der Vater, der über das Abenteuer mit Hans, den Ziegenbock, lachte. Er lachte nicht über den Humor der Sache an sich, sondern über den Aerger der Leute auf dem Schulhof, denen er, trotz der Erziehung, die er selbst auf Anstellen und ihrer Hermanin Eugenie von Saalfeld, jetziger Wingolf, gegeben, jeden nur erdenklichen Possen wünschte, Mißmacht aufgenommen, da dieser ihn selbst hatte treffen müssen. Planer war ein Nachfolger jenes Apostels, der einst den Säbel zog und einem Knechte des Malchus sein Ohr abhieb. Planer, vermöge wie er war, hatte manchen Morgen Acker schon zu seiner Dotation hinzugekauft und stand mit einigen seiner Gemeindeglieder, denen er am Grundbauerntag den Kelch reichte, nach Ohren schon wieder vor den Schranken des Gerichtes. Noch der Uebergroßmuth, daß man niemals Trauben von den Dornen lesen würde, gab er ich schon seit Jahren auf, mit seinen reichen und vermöglichen Gemeinde Seelensorge zu treiben. Die Verrichtungen seines Amts gingen nach Vorschrift, er war ein Mann, den die Bauern in jeder Beziehung ein Recht hatten, Hannes zu nennen; in seiner Amtsführung hat nichts Unerlaubtes unter. Aber die Berichte der unterrichteten geistlichen Inspectoren, die Planern oft in Liebesbrief antreffen konnten, wie er im Rebengebäude des goldenen Löwen, im alten Krug, zur Kirchweihzeit eine Schlägerei mit eigner Hand vermittelte und seit dem ersten Besuch Schemel halbirenshalber, bis es Ruhe gab, diese Berichte schilderten sein Wirken als einen verlorenen Possen in dem moralischen neuangebauten „Reiche Gottes" und bei allerdem behauptete er sich. Selbst seiner Prozeßgegner achteten des Mannes ganze Haltung.

Das Erstaunen, wie Friedo von Hans von Landschütz vor dem Thorthurme in Eberbach abgesetzt wurde, war nicht gering. Friedo mußte die Veranlassung einige Jahre zwei mal erzählen. Der etwas lahme Partikularrichter, Justizrat Dommerl, hielt es rasch er konnte über die noch vor Stand unbarrikadirte Straße und pflegte mit der Kraft herein, Hummel, woher diese epidemische Verrücktheit käme? Friedo erzählte auch Rose und schraubte Dommerl mit dem Berhalt, daß er möglicherweise noch mit ihr und dem Ziegenbock würde anstellen müssen. Auf seine Gewohnheit angeredet, im mündlichen Verhör mit den Bauern, wenn sie vor seinen Schranken standen, ihnen die jede Bäuerische over ungefragte Antwort over für jeden stammelnden Zaudenbruch Gedächtnißsprüche zu zitiren, die er nur dann wirklich einging, wenn man seine Gebuld auch zu lange auf die Probe gestellt hatte, rief sie in Dommerl's Lone: Hund! Er schweigt eher — eine Bauern-Hand! Er klagt nicht eher — seine Gretchen! Hund! Er schreit sich gar Thür hinaus eher — seine Gretchen! Der Bauer lachte wie immer, wenn das Gretchen recht ist war.

Der beschlüsse besseren Kaffee wurde Einsprung-Kaffe. Man plauderte allerlei Neuigkeiten durcheinander. Dommerl, begierig zeigt auf den Gasthof, ging und war alle Vier war, etwas beklommen, in der halb hereingebrochenen Dämmerung beisammen sitzen, kam dann die Rede auf Constantin. Friedo, das Kind Gretel, sagte darauf: Liebes Frau! Jetzt sind wir unter uns! Jetzt will einmal gesagt sein, was mich dem Ding ein Ende: Ich er-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.

3-598-51032-2
FN. 19182/074

warte, daß ihr dem armen Bruder abschreibt! Ich hätte nie geglaubt, daß der Constantin auch so ein Gewissensmensch wird und an einem offenen ehrlichen Wort so lange druckst und laut. Doch besser wahrhaftig, ihr macht das früher ab, als bis ihr 'mal in der Zeitung lest, daß sie ihn zum ersten male mit irgend Jemand anders aufgeboten haben.

Der Eindruck dieser Worte war furchtbar. Der alte Pfarrer sprang auf und legte zitternd die Pfeife hin. Agnes ließ einen Tassenkopf fallen und schwankte zur Thür hinaus. Eberhard erhob sich entrüstet und sagte mit blutgeröthetem Antlitz tief vorwurfsvoll: Frieda! Frieda!

Aber warum denn nicht! rief Frieda. Es ist ja drückend für Beide und darum sollen sie's abschütteln. Kein Baum bleibt in Jahren derselbe. Dr. Hainer sagt' es neulich, alle fünf Jahre hätten wir in der Hauptsache einen andern Körper, wir wüßten's nur nicht. Wie soll denn da Eins sich durch eine vergangene, an sich ganz glücklich und wahr gewesene Stunde sein ganzes Leben verderben und um diese eine edle und brave Stunde sich immer rundum rundum im Kreise drehen? Und Sie wußten's doch, Ott! Warum haben Sie denn den Ring noch immer in der Tasche? Mein Bruder schreibt uns heute, daß die Untersuchung niedergeschlagen ist und daß Ihr Schweigen ihn ungeduldig macht.

Der Pfarrer sah Eberhard mit durchdringendem Blicke an. Eberhard stand wie beschämt, wie vernichtet. Er wußte nicht, was erwidern.

Frieda beachtete die Pause nicht, sondern plauderte weiter:

Sie wollen ja fünf grade sein lassen. Aber gemaßregelt wird doch. Der Eine muß einen Revers unterschreiben, der Andere sein Bündel schnüren und aus der Residenz. Constantin kommt heute Abend, sein Erkerstübchen hab' ich ihm schon zurecht gemacht und die Ungewißheit, die ihn wegen Eurer drückt, wird grausam. Drum kam ich selbst und wenn Agnes vernünftig ist, so gibt sie mir ihren Ring gleich mit und Sie geben ihr den Ring Constantin's und die ganze Last ist endlich vom Herzen. Abgemacht! Punktum!

Planer ging schon gefaßter und nur noch innerlich bewegt auf und ab. Zorn hatte er anfangs genug. Der Hinblick auf den ihm wohlthuenden Eberhard aber milderte diesen Zorn und Frieda's praktische Auffassung, die für Eberhard ein Stich durchs Herz war, versöhnte ihn sogar; es war die seine. Er platzte heraus: Ja! Frieda! Hast Recht! Es war eine Dummheit. Gleich anfangs! Das hätte damals drüben lieber im goldnen Löwen einkehren sollen als bei uns. Dein Bruder ist ein heimtückischer Bursche und war mir immer zuwider. Dünkelhaft wie ihr Alle seid, ihr Alle, ihr Ulrichs! Vater und Mutter und eure ganze Sippschaft! Und wer dich 'mal als Frau kriegt, Frieda, der hat auch sein Schicksal weg. Das ist meine Meinung.

Für Eberhard hatten diese Erörterungen so viel Verletzendes, wie das Kritzeln eines geradegehaltenen Stifts auf einer Schiefertafel. Die nüchternen Auffassungen des Pfarrers waren ihm bekannt; aber Frieda's Aeußerungen über brechende Herzen, zurückgegebene Worte und Ringe, die gingen ihm doch zu weit. Selbst dem Irrthum gebührte nach seiner Meinung unter Umständen eine Schonung. Die Wahrheit hat nicht überall freien Zugang und darf die Thüren so aufreißen und ihre Enthüllungen so geradehin ausrufen. Es gibt für gewisse Meinungen und Ueberzeugungen der Menschheit Ceremonialgesetze, die zu überschreiten nicht Jeder den Beruf hat. Frieda schien Eberharden eine Priesterin der Wahrheit zum Nachtheil ihrer Schönheit zu sein. Und da der alte Pfarrer jetzt in wirkliche Rührung gerieth und seinem abwesenden Kinde sein ganzes Lob, seine ganze Theilnahme spendete, so trieb es Eberhard hinaus zu Agnes. Es war dunkel geworden. Er suchte sie in dem schon herbstlichen, halbentlaubten Garten. Er fand sie unter den Asterbeeten. Er trat zu ihr heran, er wollte der Einsamen Trost und Zuspruch bringen...

Frieda inzwischen, ohne Eberhard's Hinausgehen besonders bemerken zu wollen, fügte

Lockenkopf auf und blickte durch die Blumenstöcke, die am Fenster standen, auf [illegible]
lich still werdende Leben eines Dorfes. Sie sprach vom Heimgang, wollte ohne Ober-
fort, sprach von der Stunde, wo der letzte Eisenbahnzug käme, sie wollte den Bru-
der der Stolz der Familie war, selbst empfangen. Aber Planer bedurfte noch einer
e. Die Geschichte mit Constantin Ulrichs war für sein Haus jetzt abgemacht, aber es
doch noch das rechte Punktum auch nach seinem Sinn. Erst sollst du noch deinen Ring ha-
Mädchen! sagte er wiederholt und nöthigte Frieda zum Bleiben. Da sie nicht mochte, sagte er:
Hilft dir nichts. Und Das mußt du auch noch hören. Dein Constantin, Frieda, ist
Nichtsnutz.

Planer gehörte zu jenen Aufgeklärten, die die „Genialität" fast ebenso hassen wie
Finsterniß. Das Genieunwesen ist ihnen nur eine Abart derselben Verirrung wie der
ritätsglaube. Kein Reformator mag leiden, daß über seinen Kopf hinaus Andere
weiter gehen wollen als er und leider hat Mancher sich dann schon entschlossen, lieber
er zurückzugehen und sich wieder an Die anzuschließen, die er früher bekämpfte, als Denen
olgen, die ihm nun gar noch vorangehen wollen. Als Planer jetzt so recht aus dem
nde seine Verwünschungen gegen die Ueberschwänglichen und Freiheitsschnaubenden aus-
rochen, stand Frieda auf, klopfte ihm auf die Schulter und antwortete:

Papachen! Still! Eures Gleichen bringt mehr Unglück in die Welt als die Aristo-
en! Wißt Ihr, Papa, was Ihr denn eigentlich seid? Ein Schulmeister und einer
dick voll Tyrannei. Ihr wollt die Freiheit haben, aber ganz apart für Euch und
Uebrigen müssen sich unter Eure Freiheit als Sklaven ducken und wer sich dagegen
ßt und eigentlich was Anderes will, den möchtet Ihr dann auch gleich in Euern großen
stecken, grausamer als der Kaiser von Marokko. Geht mir weg! Meine Mutter
alls, wenn vom lieberbacher Glauben die Rede ist, Ihr glaubtet da blos an Euch
! Es ist nicht anders; Jeder geht natürlich die Landstraße, wie sie ihm im Kopfe
legt ist. Ihr könnt aus Eurer Feldmessung nicht heraus und trampelt und wettert
flucht, wenn Einer den Zweifel just nicht so glauben will wie Ihr! Sogar Eure
geisterei soll ein Evangelium sein. Nun macht Ihr's Keinem recht. Wenn die Stifts-
von Landschütz nicht jeden Sonntag aus alter Anhänglichkeit bei Euch in die Kirche
e, kein Mensch hörte Euch mehr auf der Kanzel zu. Ihr gebt fürs Herz nichts und
für den Verstand nichts; 'mal redet ihr mit der Bibel und nehmt sie aufs Wort
'mal soll's wieder blos bildlich sein und so wollt Ihr eigentlich immer nur selbst
r Herr! Herr' sein. Die Gemeinde soll bei jedem Dinge erst fragen: Herr Pfarrer,
dürfen wir nun darüber wieder meinen? Und Ihr raucht dazu Eure Pfeife und gebt
dummen Buben und Mädchen Eure gesetzte Antwort und hundert mal hab' ich's schon
rt, daß Ihr den Leuten wie ein Professor, der's weiß, saget: Das weiß man nicht!
das gerade so, als wäre das Nicht ein Glaubensartikel und es müßte Eins gleich ver-
mt werden, der sich nicht ebenso feierlich und majestätisch hinstellt und sagt: Das
man nicht! Und so sag' ich wieder Punktum. Und diesmal Streusand drum!

Mit diesen Worten hatte Frieda den Hut aufgesetzt und sprang zur Thür hinaus.
Garten mußte sie in der Dämmerung erst eine Weile suchen, bis ihr Agnes und Eber-
sichtbar wurden. Beide traten ihr unter durchsichtig gewordenen Nebengängen entgegen.
war still und feierlich zwischen ihnen. Agnes schien gefaßt, Eberhard schwieg. Planer sah
n in der Stube forschend auf Beide. Frieda hatte einen ironischen Zug um den Mund, schien
ließlich und wollte fort. Agnes gab ihr die Hand. Mit Fassung trat sie zu Frieda
an und sagte, daß sie einen schönen Traum ihrer Jugend preisgeben wolle, wenn sie
hte, daß sie ein anderes Wesen glücklich machen könne. Ott hätte die Leiden ihres
gens gesehen und nicht gewagt, den Auftrag sogleich zu vollziehen. Es wäre jetzt ge-
ben. Und nun sie wisse, daß Constantin durch eine Dame aus der großen Welt glück

licher sein würde, als mit ihr, gäbe sie gern auch ihren Ring an Frieda zurück, sie möchte ihn dem Bruder geben, sie möchte ihn grüßen, möchte gewiß sein, daß er nicht um Liebesverbach herumzugehen brauchte, wenn er des Wegs käme; sie hätte sich schon seit Jahren auf diesen Augenblick vorbereitet.... Frieda nahm den Ring, betrachtete ihn blinzelnd und sagte sich zum Vater wendend: Amen! Da Eberhard sich still beobachtend in der dunkeln Stube an eine alte Commode mit Gläsern und Tassen lehnte, meinte sie zu dem noch: Assessor! Die Gläser und die Tassen!... Eberhard lächelte schmerzlich und war still. Dem Vater war's fast, als müßte er etwas merken. Er wollte einen Knecht rufen, Frieda nach Hause zu begleiten. Eberhard sagte aber, auch er würde gehen, er müsse doch Constantin begrüßen. Der Blick, den Agnes dabei auf ihn richtete, war bedeutungsvoll. Frieda verstand ihn fast, diesen Blick. Sie nahm ihren Hut und flüsterte Agnesen zu: Hab keine Angst! Ich nehm' ihn dir nicht!... Frieda! fuhr Agnes glühend auf.... Nun! Nun! Wir Frauen kennen uns doch! sagte Frieda. Eberhard sprach eben mit Planer. Er hörte nur Agnesens Abschiedswort: Frieda! Du bist fürchterlich!... Dann ein nachdenkliches: Gute Nacht! von ihm selbst und nun gingen Eberhard und Frieda von dannen....

Eberhard bot der Schwester seines Freundes, die er so innig geliebt hatte, den Arm. Frieda lehnte ihn ab. Doch schien sie unbefangen. Sie sprach gleichgültige Dinge.. Es war fast dunkel geworden. Die Sterne tauchten aus dem blauen, nebelbezogenen Himmelsmeer. Die Luft ging kühl; die geheimnißvolle Sprache eines Herbstabends flüsterte sanft durch die Natur. Die Pappeln am Wege säuselten vor dem baldigen Abschied ihrer welken Blätter. Die Ebene so weit sich breitend und das Leben in ihr so abendlich, so still, so ruhig, da: und dorther nur das Bellen eines eingeschlossenen Hundes, von der Stadt heimkehrende Wanderer, mit einfachem Abendgruß. Wie friedlich die Welt in solchen Stunden! Die Felder hier leer, dort mit frischen Furchen schon durchzogen und nach dem Erdreich duftend wie im Frühjahr. Letzte Hüter des Feldes nur noch die Kartoffeln oder es dampfen schon widerwärtigen Geruchs Feuerstätten, wo das Kraut der schon geernteten verbrannt wird. Würde so die einfach ländliche Herbstnatur im blaurothen Nachtschimmer nicht ohnehin die Stimmung der Wehmuth geweckt haben, wie mußte es erst klagen und weinen in Eberhard, der, allein so hinschreitend, neben der plaudernden und Allem, was ihr eben durch den Sinn kam, Worte leihenden Frieda ausrufen mochte: Dieser kalte Abend, nach Dem, was wir heute drüben am Mittage erlebten? Welche Töne drangen vorhin aus deinem holden Munde, du liebliches Kind der Natur! Welche Gedanken liegen hinter diesen ruhigen Augen! Gedanken, die zu denken mir eine Umwälzung meines Innern sein würde und die dir so leicht kommen wie die silbernen, durchsichtigen Wölkchen dort unter den Sternen segeln! O Frieda! Wen lieb ich denn anders als dich! Wem möcht' ich denn anders zu Füßen sinken und ihn an seinem Kleidessaume festhalten als dich! O Frieda! Wem möcht' ich denn in dieser stillen Einsamkeit, hier jetzt mit dir in die ruhenden, schlummernden Büsche tretend, unter den Käfern, die noch einen Flug versuchen wollen, unter Vögeln, die noch zuweilen wie im Traum sich durch einen leisen wie vergessenen Ton in ihrem Versteck verrathen, an mein Herz drücken und Liebe, Liebe, Liebe stammeln, als dir! Ach! Nun ist's vorbei.... Was war das soeben, was geschah mir denn am Afterbeete des Pfarrgartens ..?

(Der Schluß dieses Capitels und das sechste: Der Stiftshof und die Symbolik eines Ringes in nächster Nummer.)

Lebensanschauungen.

Welche Wünsche werden stets erfüllt? Die des Weisen, weil er nur Mögliches wünscht.

* * *

Oft wollen die Zeiten weit mehr als selbst die Völker wollen.

* * *

Derjenige Dichter wird unser Lieblingsdichter, in dem wir uns selbst wiederfinden.

* * *

Ich habe früh schon glauben müssen, daß Ideale schwinden können;
Und habe früh schon glauben können, daß Ideale schwinden müssen.

* * *

Liebe dich nicht selbst, aber schließe Freundschaft mit dir!

* * *

Dichter, feile nicht an deinem Werke! Es ist längst ein anderes, wenn du feilen mußt.

* * *

Dasjenige, was man bei Andern schön findet, besitzt man in gewissem Sinne immer auch selbst.

J. v. d. G.

Anregungen.

Das Tönen der Memnonssäule.

Es gibt einige Leute in der Poesie und Rhetorik, die etwas stark abgenutzt sind und eigentlich nicht mehr guten Stils genannt werden können. Zu ihnen gehört z. B. der rothe Faden (von englischen Schiffstauen hergenommen) und die Memnonssäule.

Die Memnonssäule ist ein menschenähnlicher Steinkoloß im alten oberägyptischen Theben, der Stadt der Königsgräber, ein Gebild von Granit, das der Sage nach beim Aufgehen der Sonne einen frohen, bei ihrem Untergehen einen klagenden Ton von sich gab.

Diese Sage kam zu einer Zeit auf, als das Christenthum bereits seine stillen Wege durch die Menschheit ging. Sie ist nicht antik. Sie gehört zu jenen mannichfachen mysteriösen Erscheinungen des zusammenbrechenden Heidenthums, zu jenen epochmachenden Stimmungen und Geistesströmungen, die kurz vor und nach großen geschichtlichen Thatsachen in Menschheitsleben immer beobachtet werden können. (Siehe Nr. 6 unserer „Unterhaltungen".) Das Heidenthum ging in seinen alten Glaubensformen unter und suchte sich noch einmal durch poetische, künstliche und enthusiastische Hilfsmittel auf eine große Vergangenheit zurückzuschwingen, namentlich durch neue Wunder, neue Orakeln und neue Mysterien.

Zur Memnonssäule reiste man unter den römischen Kaisern gerade so wie man jetzt zum Niagarafall oder zum Vesuv reist. Am Fuße des klingenden Steinkolosses schrieben vornehme Römer mit ihren Gattinnen, wie jetzt die reisenden Engländer und weltwandernde, das Universum wie Goethes Album betrachtende Kuckucke ihre Namen ein. Die Empfindungen vornehmer Römerinnen drückten sich damals schon ganz in dem modernen Albumstil aus. Ein Fremdenbuch von der Schneekoppe, vom Brocken oder vom Rigi, verglichen mit den von Richard Pococke gesammelten eingegrabenen Gedanken jener alten Touristen, gibt dieselben Resultate für die Wirkung des Wunderbedürfnisses auf den empfänglichen Glauben und die enthusiastische Stimmung des Gemüths, dem Erhabenen und mit einigen Schwierigkeiten erworbenen Seltsamen gegenüber. Es ist nicht, wie wenn die Gräfin Hahn-Hahn über Nizza schreibt, wenn man die in den Stein eingekratzten Worte des kaiserlich römischen Geheimen Ober-Staats-Anwalts Kellermann liest: „Vernimm, o Theiyo, die du am Meere wohnst, daß Memnon noch athmet, daß er, erwärmt durch die mütterliche Fackel, eine klangreiche Stimme erhebt am Fuße der libyschen Berge Aegyptens, da, wo der Nil in seinem Laufe das schönpflegte Theben theilt, während dem Achill, einst unersättlich im Kampfe, jetzt auf dem Gefilde Trojas wie in Thessalien verstummte!" Und kann ein englischer Blaustrumpf, kann Lady Morgan ihre Mitschwester verkennen in den Worten der edeln Dame Miß Cäcilia Trebulla aus Rom, die auch ihre Memnons-Pilgerfahrt

machte und am Fuße des sitzenden Steinkolosses eingraben ließ: „Memnon hat auch uns wie Freunde und Bekannte gegrüßt! So hat denn die Natur, die Schöpferin aller Dinge, dem Steine Empfindung und Sprache verliehen!“

Das Beste ist nun, daß wir beim Tischrücken auch die Memnonssäule ihre naturwissenschaftliche Unterstützung fand. Ein Alexander von Humboldt hätte vielleicht auch damals gesagt: „Eine ungenau beobachtete Thatsache!“ Er hätte vielleicht noch zarter die Ueberzeugung umschrieben, daß in dem Steinbilde sich ein spekulativer Priester des Jupiter Ammon befand, der im Auftrag seines Ordens Morgens bei Sonnenaufgang den frohen, Abends beim Untergang den wehklagenden Ton hervorbrachte und ein Wunder frisch und resolut erhielt, das der Barkenschifferei auf dem Nil ebenso viel „Backschisch“ (Trinkgeld oder wie der neueste ägyptische Tourist, Bogumil Golz, mehr westpreußisch als orientalisch übersetzt: „Biergeld“) einbrachte wie den Lohnbedienten und geistlichen Ciceronen auf den Trümmern des alten Theben. Diese Trümmer rentirten so, daß ein römischer Pascha von drei Roßschweifen, der Vicekönig von Aegypten, Septimius Severus, sogar einen geborstenen Obelisken wieder neu zusammenkitten ließ. Die Naturwissenschaften also haben die Memnonssäule ohne Betrug erklären wollen, gerade wie die Physiker das Tischrücken durch natürliche Ursachen. Sie sagten: Der Stein des Gebildes setzte in der Nacht Thau an. So entstand eine fortgesetzte Thätigkeit in dem Steine; Körner oder Blättchen wichen, zerplatzten, wenn die Sonne kam. Daher eine Vibration des ganzen Gebildes und folglich jener Ton... Erinnert diese Erklärung nicht an das gleichsam unter der Hand allmälige Lebendigwerden unserer zeitgenössischen Tischplatten?

Seit vielen Jahrhunderten schweigt aber die Memnonssäule und tönt nur noch in der jeanpaulisirenden Rhetorik fort. Champollion, der berühmte Entzifferer der Pyramiden, saß einen ganzen ägyptisch langen Tag auf den Knieen des Standbildes. Es blieb stumm. Gerade wie beim Tischklopfen, wenn die Kritik kommt und sie sich nach ihrer Entfernung von der an den Tisch gebundenen armen Seele auf Befragen, warum sie geschwiegen hätte, nachbuchstabiren lassen muß: Ungläubig.

Bogumil Golz, „der Kleinstädter in Aegypten“, über dessen mannichfach anregendes Werk wir nächstens einiges Ausführlichere bringen werden, sah auch die Memnonssäule. Girtten sich in diesem „Originalmenschen“ nicht zwei Seelen, eine mystische und eine höchst vernünftige, eine poetische und eine sehr heitere, Ganglienverstimmung und die prächtigste Selbstironie, ein Stück (um in der königsberger Sphäre zu bleiben) Zacharias Werner und ein viel größeres Stück Hippel, Bogumil Golz, sagen wir, wäre vielleicht auch nahe daran gewesen, des todten Steines Morgen- und Abendgruß zu hören. Sein besseres und „ungläubiges“ Theil hat ihn davor bewahrt.

Ein verborgener musikalischer Schatz.

Franz Schubert, der unsterbliche Liedercomponist, hat acht Opern geschrieben, die nirgend zur Aufführung gekommen sind. Abschriften davon müssen sich in den Theaterbibliotheken Wiens, Berlins, bei Musikverlegern und musikalischen Autographen-Sammlern finden. Wenn eine Nachforschung geschähe und der Versuch gemacht würde, diese Arbeiten, die gewiß eine Fülle von Melodieen und Ensemblestücken enthalten, zu retten! Ohne Zweifel verschuldeten ihrer Zeit die Texte die Nichtbeachtung von Compositionen, die des Schöpfers der zaubervollsten Lieder und der Symphonie in C-dur unmöglich unwürdig sein können. Die Texte sind aber, wie wenigstens sonst componirt wurde, etwas Unwesentliches geworden für die musikalische Illustration. Und wenn sich selbst Meyerbeer's „Hugenotten“ eine Uebertragung auf die Ghibellinen in Pisa, seine „Afrikanerin“ sogar, ehe sie heraustritt, mit seiner eigenen Zustimmung die Uebertragung auf ein ganz neues Sujet gefallen lassen, warum sollte nicht aus acht Franz Schubert'schen Opern eine einzige neue geschaffen werden können? Vielleicht nimmt irgend ein braver Kapellmeister im Bunde mit einem musikkundigen dramatischen Dichter diese Aufgabe in Angriff und hilft für die Bühne einen Schatz heben, den aus ähnlichen, vom zu früh verstorbenen Componisten hinterlassenen Werken bekanntlich Robert Schumann für Concertmusik gewonnen hat.

Die Gewöhnung.

Eine Mittelmäßigkeit, an die wir uns gewöhnt haben, ist immer im Vortheil gegen ein Talent, das uns neu vorkommt.

Der Muth.

Man lebt nur einmal, ruft, wen Leben freut.
Man stirbt nur einmal, wer den Tod nicht scheut.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

ch ein Bogen.] **Nr. 41.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Ring oder die Nihilisten.

Eine Erzählung in sieben Capiteln vom Herausgeber.

Fünftes Capitel.

Das Pfarrhaus in Lederbach.

(Fortsetzung und Schluß.)

ch der männlichen Schwachheit ist sehr oft der, nicht im Stande zu sein, Si- zu beherrschen. War's die berechnete Thräne der Empfindsamkeit gewesen, die an Agnes gerührt hatte? War's ein Blick gewesen, den er in die tiefsten se der Verachtung der Frauen gegen Frauen geworfen? Er hätte jetzt da itend im Abenddunkel Hülfe rufen mögen, Hülfe bei der Einzigen, die seine einst ganz erfüllt hatte und die er nun fast haßte. Die luftige bunte Brücke , die ihn einst zu Frieda Ulrichs geführt, war ein Nebelhauch geworden und

griff Frieda's Hand und fragte:

a! Was denken Sie von Agnes?

dos sagte sie:

e Planer ist ein ganz gutes Mädchen.

ar dies ein ehrlicher Ton. Für Eberhard lag etwas in diesem Zeugnisse. Doch ihn nicht kränken, daß es gleichsam klang, als sollte gesagt sein: Dir darf

schwiegen. Von der Stadt tönten Glocken. Ihr verhallender Ton hob die des Abends. Eberhard war kein Poet, kein Schwärmer. Er hatte nie einen bewußten idealen Auffassung des Lebens gehabt. Er war praktischer Schwärmer. r immer die Welt der Pflichten, der Sorgen, der Mühen und Aufopferungen, pflichtenhaft in seinem Gedankengange. Ach, dachte er jetzt, solchen Naturen, wie und Frieda, fehlt nur das Unglück! Unglück allein kann sie ändern!... Er ... Frieda lachte. Das sind kirchhöfische Ansichten, sprach sie und fuhr fort: ! Dem ewig Verhimmelnden ist Alles, was zur Erde gehört, schrecklich, aber

mein Vater hat uns früh vor der Erde Respect beigebracht. Die Erde ist ein so merkwürdiges Product, daß ich ganz ehrenvoll finde, ihr anzugehören. Was hat die Erde nicht Alles schon durchgemacht! Denken Sie an die Millionen Jahre zurück, die die Erde gebraucht hat, um ihre jetzige Form zu gewinnen und was das noch für ein Blühen und Leben mit der Erde ist und wie prächtig sie sich entwickelt und in noch fernern Millionen Jahren entwickeln wird! Zur Geschichte der Erde gehören wir mit zu. Sie ist ja ein lebendiger Körper, der immer wächst und sich verändert und wir machen das Alles im Leben und im Tode mit. Wenn ich heute sterben müßte, so ging' ich getrost. Ich brauche die Reise nicht bis an die Sonne, die so viel Meilen von uns fern liegt und wenn man ihr näher kommt, nichts Anderes ist, als was unsere Erde ist. Da bleiben wir lieber getrost gleich hier, gehen so lange als möglich mit dem Wirrwarr mit, und wenn uns Unglück passirte, da sollte man immer gleich Reißaus nehmen und mit der Sonne schmachten? Ich weiß nicht, ich habe das Gefühl nicht, als könnt's mir einmal schlecht gehen. Ich versichere Sie, wenn unser ganzes Haus ausstürbe und ich wäre mit den kleinen Kindern allein, wir würden im Frühjahr Rettige, im Sommer gelbe Rüben, im Herbst weiße Rüben essen und auch roh, wenn's nicht anders sein müßte. Die Leute lachen über unsere verkehrte Wirthschaft. Die Sache ist ganz einfach. Wir machen uns nicht zu Sklaven eingebildeter Bedürfnisse. Ich gebe Ihnen mein Wort, wenn wir uns zu Hause vorm Stehlen hüten, so ist's, um häßliche Weitläufigkeiten zu vermeiden. Ueberall kommt schon Licht in die Köpfe. Seien Sie überzeugt, unsere Kinder und Enkel kommen in viel natürlichere Lagen, als in denen wir leben und als uns bei der gegenwärtigen Duckmäuserei wahrscheinlich scheint. . . .

So plauderte sie fort und Eberhard hörte halb lachend, halb kopfschüttelnd.

In der Ferne ertönte bald ein Pfff. Der Dampfwagen war wol angekommen. Als sie an die Stelle kamen, wo heute Nachmittag Hans von Landschütz von Frieda angeredet und zurechtgewiesen war, zog schon die Anhöhe herauf der Omnibus. Ein Hut streckte sich heraus. Es war Constantin, der die Schwester und Eberhard erkannte. Constantin stieg aus, gab und nahm seine Begrüßung. Er verrieth sogleich Verdruß über sein politisches Geschick. Ein schwesterliches freudiges Entgegenstürzen, das sich Eberhard hier nothwendig gedacht hatte, fiel weg. Frieda sagte einfach: Bist da, Constantin? Die Stube ist in Ordnung! Und Constantin erwiderte ebenso: Guten Abend, Frieda! Alles wohl? Dann kamen die Erörterungen über den Zusammenhang der Ausweisung aus der Residenz. Der Omnibus fuhr rasch vorüber. Noch ein bekanntes Gesicht grüßte und schwang eine schäbige Mütze. Es war Jean Reps, auch ein Verbannter, dem Constantin in der Eile kein anderes Quartier anweisen konnte als bei Eberhard. Eine für Diesen sehr traurige Perspective. Eberhard war nicht in der Stimmung zu widersprechen. Nur auf seine Frage: Und Hertha Wingolf? antwortete der Bruder: Sie würde ihm folgen. Hertha Wingolf? fragte Frieda. Jetzt erst erfuhr sie den Namen des neuen Verhältnisses. Sie wiederholte den Namen einige male und sagte: Sie wird kommen? Hierher wird sie kommen?

Als sie zum Thore einlenkten, trennte sich Eberhard von den Geschwistern. Ihre Ruhe, ihr einfacher Meinungsaustausch hatte ihn noch mehr verletzt. Er fühlte seinem Herzen nicht nur mit Grauen nach, wie nahe Haß und Liebe verwandt sein können, er hatte sogar ein Gelüst, an der unerschütterlichen Selbstzufriedenheit dieser Menschen zu rütteln, Frieda's Amazonensinn zu brechen, sie irgendwie zu dem Geständniß zu bringen, daß auch sie sich müsse der Pflicht gefangen geben. Daß Frieda ihn nicht liebte, das hätte ihn noch heute an der Mauer des Stiftshofs können in Verzweiflung bringen. Jetzt aber, nach dem Wiedersehen in Lieberbach, tröstete ihn die gewonnene Ueberzeugung, daß Frieda überhaupt wol nicht lieben könne. Zu Hause fand er schon seinen Einquartierten. Er bestellte für

Jean Reyd ein Nachtreffen und erntete von diesem dafür eine Reihe salbungsvoll ironischer Lobsprüche, die auf allerlei Ausführungen des Themas hinauskamen: Ott, Sie sind wirklich ein sehr guter Mensch!

Sechstes Capitel.

Der Stiftshof und die Symbolik eines Ringes.

Einige Tage später erschien in H. in der That die Tochter des Justizchefs Wingelf.

Es ging ihrem Auftreten kein unbedeutender Ruf voran. Deshalb wollten Alle die persönlich geworbene weibliche Selbständigkeit kennen lernen, wollten die Liebe und den Heroismus der Hingebung, die hier dem jungen Ulrichs gezeigt wurde, entweder in Personen bewundern oder hinternach auf Grund von Thatsachen kritisiren. . . .

Doch wurde man Hertha's sobald nicht ansichtig. Sie kehrte zwar erst in einem Hôtel, dann aber im Stiftshofe bei Aurelie von Landschütz ein, an die sogleich nach ihrer Abreise von der Residenz Julie von Reisig und Eugenie geschrieben und sie dringend um eine Art Einfangen des wilden, entlaufenen Füllens gebeten hatten . . .

Aurelie von Landschütz war nicht wenig gespannt, ein junges Mädchen zu begrüßen, das von seinem Charakter und seiner Weltauffassung eine so allbekannte Kunde verbreitet hatte. Die Räumlichkeiten des kleinen Schlosses reichten aus, diesen Besuch bequem zu beherbergen und so erging denn an Hertha eine Einladung, deren Motive freilich etwas peinlich waren. Von ihrem Bruder hatte Aurelie trotz aller Beherrschung seiner Unarten Kenntniß seiner rücksichtslosen Bequemlichkeitstriebe genug, um nicht manchen Conflict zu fürchten, der durch die Aufnahme Hertha's möglich werden konnte. Indeß ließ sich Alles nach Wunsch an. In drei Tagen hatte die rasche Fürsorge Juliens und Eugeniens Hertha aus der auffallenden Stellung eines im Hôtel einer Universitätsstadt wohnenden, ihrem Geliebten nachreisenden jungen Mädchens entfernt. Hertha fügte sich mit Bereitwilligkeit dem ihr vom Stiftshof gemachten Antrage, nicht jedoch ohne erst ein förmliches Abkommen getroffen zu haben. Sie wollte wissen, wie man es mit etwaiger gegenseitiger Belästigung zu halten gedächte. Sie sagte, die Entfernung von der Stadt wäre nur gering. In der Stadt, die sie täglich zu besuchen vorhätte, stünde ihr das Ulrichs'sche Haus für den ganzen Tag offen. Sie wollte Niemandem unbequem sein. Man gab jede tröstende Versicherung. Und in der That ergriff Hertha auch anfangs mit der ihr eigenen Lebendigkeit die Vorstellung eines Aufenthalts in einer berühmten Universitätsstadt, dachte sie sich auch mit Begeisterung die mannichfache Anregung und Belehrung, die sie würde in diesen Mauern sich aneignen können, so lernte sie doch auch bald den stillen Frieden schätzen, den sie im Stiftshofe antraf. Aurelie, hoch in den Dreißigen, etwas förmlich und gemessen, gab sich ihr milde und gütig und Hertha erschreckte Jeden sogleich bis zur Unterordnung. Einige Zimmer nach dem entlaubten Park in einem Seitenflügel des zweistöckigen, mit Schiefer gedeckten, altmodischen Schlosses gefielen Hertha ausnehmend und zuletzt besser als sogar die Stadt. Selbst das Ulrichs'sche Haus entsprach, wie Constantin ihr sogleich gesagt hatte, bald ihren Erwartungen nicht. Jedoch stand sie sich über solche Keime eines Zwiespalts nicht Rede. Noch hob sie zu mächtig das Gefühl der Freiheit. Noch erfüllte sie ganz das Glück, in Constantin's Nähe leben zu dürfen. Noch hatte sie die überfliegendsten Bildungspläne und scherzte oft, und mit halbem Ernst, darüber, ob sie nicht in Männertracht auch an den Vorlesungen Theil nehmen dürfte.

Der Tochter eines hochgestellten Staatsmanns kam man allgemein mit der größten Zuvorkommenheit entgegen. Hertha empfing Besuche und machte Besuche. Sie überraschte jeden Namen, der einen Rang in der gelehrten Welt behauptete und suchte sich mit seinen Studien in irgend eine Beziehung zu setzen. Sie las, sie schrieb, sie machte Auszüge.

Sie hatte einen Bildungshelfer, der sich von Dem, was nicht allzuschwere Vorstudien erforderte, nichts entgehen ließ.

Aurelie von Landschütz durfte die Furcht, die sie anfangs vor Hertha gehabt hatte, bald beschwichtigen. Verletzendes, Unweibliches kam bei ihr nicht vor. Wenn sie nicht an den kleinen Theeabenden, die Aurelie liebte, allzuheftig mit den anwesenden Herren und Damen zu streiten begann, machte sich das Verhältniß ohne alle Störung der herrschenden Begriffe von Maß und Schicklichkeit. Auch die Beziehung zu Constantin hatte nichts Auffallendes. Der junge Ulrichs war durch seinen Scepticismus ein Weltmann geworden; darin lag die Bürgschaft seines Takts. Noch mehr, die Liebe zwischen ihm und Hertha beruhte auf ganz eigenen formellen Gesetzen. Hertha's Natur war eine unannahbare und spröde, sie war die Jungfräulichkeit selbst. Wie sie Alles nur nach seinem geistigen Werthe zu erfassen suchte, so auch die Liebe. Ihr Benehmen gegen Constantin hatte etwas entschieden Weihevolles. Aurelie hatte dafür den Frauenblick, der die bloße Maske der Sprödigkeit sehr bald von der wahren Unnahbarkeit der Unschuld zu unterscheiden weiß. Hertha gehörte zu jenem Frauengeschlechte, aus dem die Nordlandstöchter einst und die Brunhilden aufwuchsen. Abgewandt allem Gewöhnlichen verschmähte sie selbst die gewöhnlichen Formen des zärtlichen Einverständnisses. Und Constantin selbst war entweder blasirt oder kalt genug, diesen Ton der Rücksicht und Entsagung fortdauernd einzuhalten. Es war dies derselbe Ton, mit dem er Hertha einst sich gewonnen hatte.

Constantin wurde natürlich bald wieder der Mittelpunkt der Universität. Die ältern Gelehrten gaben sich wol nicht die Mühe seine Principien zu bekämpfen, die mittlern und jüngern aber kamen ihm entweder an Gewandtheit der Formen, Witz, Scharfsinn nicht gleich oder sie räumten ihm gern ein Feld ein, auf dem sie meistentheils alle selber standen. Constantin war auch hier wieder der allzeit Sieghafte. Merkte er, daß einmal in seiner Geltung eine gefährliche Stagnation eintrat, ein Stillstand in dem allgemeinen sich um ihn bewegenden Strome, so rührte er die Gewässer künstlich auf. Es mußte dann irgend ein Plan ausgeführt werden, zu dem es ihm an den einleitenden Organen nicht fehlte, ob nun die Initiative Eberhard ergriff oder wol gar Jean Reps, dem man Lectionen verschaffte, damit er ihnen Allen nicht allzulästig wurde. An Verdrießlichkeiten fehlte es unter solchen Umständen nicht. Eine umfassende Schilderung der Universität, die Constantin vom modernen Standpunkte aus an eine im Geiste Ruge's und Bruno Bauer's geschriebene Zeitschrift sandte, erregte ein so lärmendes Aufsehen, daß neue, mahnende und verweisende Einschreitungen der Regierung die Folge waren.

Immer seltner aber und seltner wurden die Besuche, die Hertha im Ulrichs'schen Hause machte. Anfangs hatte sie dies Familienleben wahrhaft entzückt. Der Vater, ein harmloser, kindlicher Mann mit langem, grauem Haar, war die Natürlichkeit selbst. Die Mutter, Frau Ella genannt, eine in ihrer Jugend bildschöne Frau, war noch jetzt trotz ihrer vielen Kinder blühend und dem Auge erfreulich. Ihre Beweglichkeit war die eines Irrwisches. Küche, Keller, Waschhaus, Gemüsgarten, Nähtisch, Nachbarschaft, Alles war bei ihr Eins. Die Kinder, so zu sagen, gingen wie sie standen und standen wie sie gingen. Nur in Masse wurden die Kleinen gereinigt, Knaben und Mädchen unter einen einzigen Apparat von Blechröhren und Brausen gestellt und unter Zetergeschrei Morgens und Abends trotz der zunehmenden Kälte mit kaltem Wasser übergossen. Von Nichts wurde ein „Umstand" gemacht. Die Kleidung mußte ohne Löcher sein, das genügte, Alles Uebrige war gleichgültig. Essen und Trinken gab es zum Sattwerden. Ein großer hölzerner Aufsatz mit einem beweglichen Brett, dessen Centrum eine in der Mitte des Tisches eingefugte Axe war, stand jeden Mittag und Abend auf dem Tische. Auf dies Brett stellte man die Speisen; jeder hatte seinen Teller. Das Brett wurde herumgedreht, daß es bald zum Vater, bald zu Teutomar, bald zu Hedwig, bald zu Frieda kam. Jeder nahm was

ihm beliebte und der Verrath war groß genug. Die Tischordnung mußte unter solchen Umständen sehr unterhaltend sein. Für Anklagen fand man kein Gehör. Kind Gottes! rief Frau Ella; laßt mich in Ruhe! Wer dich schlägt, schlag' ihn wieder! Frau Ella hatte genug zu thun, diesen Wirrwarr des Hauses in leidlicher Ordnung zu erhalten und es ging ganz prächtig. Jeden Abend konnte man hier im Sommer im Garten, im Winter am Ofen zusammensitzen und sich ohne Vorurtheile über Gott und die Welt unterhalten. Und wenn es nur Bier und Kartoffeln in der Schale und frische Butter dazu gab, so fehlte es nie an Gästen, an Studenten, Privatdocenten und Professoren gleicher oder verwandter Richtung. Die Kinder sprachen frischweg in jede Unterhaltung hinein und erntete für ihren gesunden Verstand Anerkennung genug, manchmal auch freilich ein: Halt den Mund! wie's eben zu paß oder unpaß kam. Der Vater nahm bei Gesprächen über religiöse und politische Vorstellungen nie Rücksicht auf die Kinder. Was für ein Kind nicht passe, glitte ihm schon von selbst ab. Wer deshalb von den Kindern übermüthig wurde, war damit noch nicht sicher, jeden Augenblick wieder „geduckt" zu werden. Die Freunde des Hauses sogar wiesen die Kinder ebenso zur Thür hinaus wie die Aeltern thaten und Frau Ella dankte Jedem, der ihr das Leben erleichterte und mit der Natur natürlich umging. Von einer aparten Neigung für die Seinigen war hier keine Rede. Wer kam, war Freund des Hauses, wurde herzlich empfangen und durfte sich geben wie er wollte; wollte er aber wegbleiben, so rief ihn auch Niemand. Es war ein frohes, buntes, angeregtes Leben. Was diese Menschen für Witz, für Poesie, für Blödsinn, für Unsinn, für eine „Affenschande" erklärten, das galt überall im ganzen Orte dafür. Sie waren die Götter der Erde, die den Geist für Phosphor, Romantik für Blödsinn, freien menschlichen Willen für Kindermärchen erklärten; und es lag ein titanischer Schwung darin, wenn es hieß: Was man wäre, das müsse man auch ganz sein und handeln müsse man seiner Natur gemäß. Sätze, die sich dann prächtig erweitern ließen: Alle unsere Ideen sind Abdominal-Reflexe, die sich allmälig im Hirn daguerreotypirten und zuletzt in der Form von Moral, Religion, Philosophie überlieferter Unsinn würden. . . Wer des Abends in diesem Kreise gelebt hatte, wer auf ein Wort der Frau Ella, das sie regelmäßig um halb zehn Uhr zu ihrem Manne aussprach: Kind Gottes, ich bin schläfrig! dann aufstand, dann die Treppe hinunterstieg, dann die Thürklingel hinter sich lange verhallen hörte, dann stolz durch die Gassen der alten grauen Stadt unter den Sternen hinwandelte und in der Ferne hörte, wie man noch in allen Wirthshäusern donnernd mit Gläseraufschlag sang: Wir sind die Könige der Welt! der mußte hochbefriedigt mit einstimmen und der absoluten Kritik Recht geben, die da lehrte, es käme nur einzig darauf an, daß der Mensch „sich selber setze".

Als Hertha zum ersten male diese Formen auch einer freien Selbstbestimmung kennen gelernt hatte, mußte sie sie bewundern. Später kamen schon Enttäuschungen. Sie hatte ein Bedürfniß, sich in Constantin's Lebenssphäre heimisch zu fühlen, sie war von ihm vorbereitet auf die Existenz eines Professors mit mäßigem Einkommen, sie war von ihm auf die Wunderlichkeiten der Mutter, die bequeme Nachlässigkeit des Vaters, die taktlosen Ausfälle Frieda's vorbereitet und doch — da sie jetzt mitten in dem Chaos stand, erschrak sie, von Tage zu Tage weniger sich in ihm zurechtzufinden. Wenn sie Constantin Abends über den schon fallenden Schnee oder die gefrorene Landstraße nach dem Stiftshofe heimbegleitete, foderte er sie auf, doch ihm getrost ihr Urtheil auszusprechen. Sie mühte sich dann ab, Zustimmungen zu geben, die ihr nicht natürlich kamen. Constantin blies einen Cigarrendampf in die Luft und sagte: Eine Kritik des guten Tons hält diese Art nicht aus. Aber ich bin überzeugt, wenn die Kinder einmal aus diesem Boden herausgenommen und anderswohin ins praktische Leben verpflanzt werden, bewähren sie sich besser, als man glauben möchte. Frieda vollends ist wie Dornröschen, wenn auch nicht ganz

nach unsers guten Uhland Auffassung. Sie ist ein Stück Poesie; für unsere gewöhnlichen Verhältnisse ein unheimliches Elfenkind, von dem ich neugierig zu erfahren bin, was die Spindelfrauen des Schicksals ihr einst noch anthun werden.

Hertha kannte das Uhland'sche Lied und die Sage vom Dornröschen, das in alle Lagen, nur nicht in die der Stube und des Spinnrockens paßte. Sie hatte anfangs dem schönen Mädchen ihre ganze Bewunderung gezollt, bald aber hatte sich die alte Erfahrung herausgestellt, daß wir Menschen vor Dem, was etwa auf unser eigenes Ebenbild hinaus kommt, doch zum Tod erschrecken können. Der Geisterglaube sagt, wer sich selber sähe, dem winke der Tod. Hertha sah in Frieda sich selbst, sah ihr Ideal der freien Selbstbestimmung, sah im ganzen Ulrichs'schen Hause fesellose Existenz nach natürlichen Bedingungen, sah die Welt der Vorurtheilslosigkeit, von der sie so oft dem Vater und der jungen Mutter gesprochen — und nun — wenigstens sie selber gefiel sich nicht in der Rolle, die sie in dieser Welt mitspielte. Sie kam sich bleiern, schwer vor in dieser luftdurchschwingten Beweglichkeit. Sie fand die Uebergänge des Denkens, die Unmittelbarkeit der Gesinnungen für ihre Art viel zu schroff, zu plötzlich. Sie konnte nicht folgen. Wenn der Mensch Andern gegenüber den Schein gewinnt, ein Pedant oder wenigstens ohne Liebenswürdigkeit zu sein, fängt er gewiß an, vor dem Spiegel der Eitelkeit oder — der Selbsterkenntniß ernste Musterungen anzustellen.

Sagen wir aber Alles. Ein menschliches Herz, das so voll und mächtig schlägt wie das Herz Hertha Wingolf's, begehrt des Ruhms der Zufriedenheit mit sich selbst. Wenn Hertha nach sechs Wochen ihres Aufenthalts in H. unter den mancherlei Anregungen, die sie suchte und fand, unter der Fülle von bedeutenden Thatsachen, die ihr mit der ganzen erhebenden Kraft, die allem Belehrenden innewohnt, zuströmten, aufrichtig sein wollte über den Eindruck, den ihr Frieda, ihres Freundes Schwester, und das ganze Dasein der Gemialität machte, so hätte sie eigentlich sagen müssen: Neid ist's, der dich verzehrt! Neid ist's, wenn dem Kinde Gottes Alles im Spiele zufällt, was du dir mühsam erst und künftlich erwerben mußt! Neid ist diese Scham über dich selbst, über deine Schwerfälligkeit und die bleierne Schwinge deines Wesens. Und Constantin hatte nicht ohne Ironie an den „guten Uhland", wie er ihn zur Bezeichnung des „überwundenen Standpunkts" nannte, erinnert, als er Frieda mit Dornröschen verglich. Ja, Frieda war die Naturpoesie und Hertha schien sich die Stubenpoesie. Es ist ein tiefer Zug der Mißgunst, der sich in die Seele einschleichen kann, wenn man die geborenen Genien gaukeln und auf Blüten wie ein Schmetterling sich schaukeln sieht, Nichts beginnend, in Nichts sich mühend und doch allüberall Sieger und Herrscher. Der sicherste Instinkt gab Frieda immer die treffendsten Antworten. Alles und Jedes durfte sie wagen und es stand gerade ihr. Sie neckte die Gelehrsamkeit und zupfte an langen, erhabenen und feierlichen Zöpfen und wenn sie auch mit irgend einer von ihr nicht gewußten Thatsache übel ankam, stieß der Rüchzug des Geständnisses, dumm gewesen zu sein, stand ihr flug und geistreich. Sie wußte in ihrer kurzen, schlagenden, epigrammatischen Art die Lacher so auf ihrer Seite zu behalten, daß sie aus ihren schwarzen Locken, aus ihren schelmischen Augen hervorlugte wie einer jener Elfen, von denen Hertha wußte, daß es Naturgeister und allerdings Geister ohne Seele sind. Hertha stand neben dieser Gaukelei feierlich wie eine Prophetin da, aber sie selbst, sie glaubte nur wie eine Dienerin, wie eine Schleppenträgerin neben ihr zu stehen. Anfangs machte sie sich Vorwürfe ob ihrer Eitelkeit, ihres Neides. Dann aber fühlte sie doch, daß ihr Trieb, in allen Dingen nach den letzten Gründen zu forschen, eine unwiderrufliche Berechtigung hatte. Und da Frieda Alles that ohne die letzten Gründe zu erfragen und doch immer scheinbar Recht behielt, so fing sie an Frieda erziehen zu wollen. Da erntete sie denn Spott. O fall doch nicht über deine lange Schleppe! sagte Frieda einst. Der Ton war bitter.... Hertha fing an, sich von diesem Wesen geschieden zu fühlen.

Es gibt einen gezogenen und einen zuchtlosen Genius. Hertha klammerte sich an
sen Unterschied; denn sie wollte nicht dem Neide verfallen. Sie behauptete, vor dem
nius die größte Ehrfurcht zu fühlen, aber sie nannte den gezogenen Genius die künst-
sche Weihe und Verklärung des rohen Naturtriebes, einen Schöpfer, Gestalter, Ver-
ndiger. Von diesem Merkmale hatte Frieda's Genius Nichts. Frieda's Genius war
scheimischer Herzupfer, ein lachender Zerstörer, er war negativ, wie auch der Genius des
nders, der sich jetzt rüstete, Vorlesungen zu halten und mit einer Kritik aller Rechts-
griffe im nächsten Semester seine akademische Laufbahn zu beginnen. Hertha sprach
zu Constantin: O Freund, könnte doch Frieda einmal eingestehen, daß sie sich
rndwo geirrt hätte! Könnte sie doch der Reue fähig sein! Könnte sie doch einmal
h hören, statt nur zu sprechen! Könnte sie doch irgend ein Werk mit Ausdauer be-
nen und es mit Ergebung bis zu irgend einem fertigen Ziele bringen! Wie klein er-
einen wir Alle gegen sie, aber trotz unsers Ernstes, unsers redlichen Eifers! Wir
ren, wir lesen ein Buch erst, ehe wir es beurtheilen. Frieda blättert darin und
cht über seinen Inhalt nach drei Seiten. Sie verachtet die Musik. Warum? Weil
sie nicht gründlich gelernt hat. Sie tanzt nicht. Warum? Weil sie im Tanze ohne
gie ist, während sie außer der Tanzreihe im gewöhnlichen Leben wie eine Sylphide
webt. Es ist ein seltsamer Widerspruch in diesem Mädchen und aufrichtig bezeichnet,
nstantin, Frieda ist nicht Das, was wir gut nennen.

Constantin hörte, da er Hertha mit großer Schonung zu behandeln fortfuhr, solchem
beln scheinbar aufmerksam zu. Er suchte die immer mehr einreißende Trennung beider
rakiere, der Geliebten und der Schwester, zu vermitteln; allein im Grunde war er
Hertha ganz derselben Meinung wie seine Schwester. Er fand Hertha pedantisch
in ihrem Sichselberaufklärungseifer komisch. Ihm war geschehen, daß er selbst auf
tshof eine ganz neue Ordnung der Dinge einführte, daß Aurelia, die Trauernde,
eugte an ihm einen Antheil nahm, als wäre Baron von Gleichen neu erstanden, ihm
geschehen, daß Hans sich der ganzen Verbindung mit dem „Eigenthum-Diebstahl-
en's" nicht mehr widersetzte, da Frieda seit der durch Hertha vermittelten Bekannt-
t mit Hans wie Puck mit den schlafenden Freiern des Sommernachtstraumes spielte;
Hertha und Constantin, diese harmonirten nicht mehr, sie geriethen oft in grellen Wider-
h und Hertha war eigentlich die Einzige, die Constantin's Autorität bestritt. Wenn an
je nach der Witterung mehr oder minder lebhaften Theeabenden auf Stiftshof die Dis-
nen im lebhaftesten Gange waren, bewunderte Aurelie die leichte und nachlässige Art,
Constantin in seinem Lehnsessel saß, mit seinem scharfen, durchdringenden Organ zwi-
die Streitenden fuhr und ohne seinen freimüthigen Grundsätzen etwas zu ver-
doch den ganzen Beifall der Aristokratie sich gewinnen konnte; Hertha aber, die,
Alles auf den lächelnden, ironischen, scharf pointirend die Worte hineinschleudernden
nd blickte, sich dieses Besitzes doch hätte rühmen sollen, Hertha schauderte tief zu-
nen, wenn sie ewig und ewig doch nur Sätze, wie diese, hörte: Man muß ja lachen über
Anstrengungen, die sich's so Viele kosten lassen, fliegen zu lernen! Wer mit den Flü-
des Genius nicht auf die Welt gekommen, der mag alle Vögel im Walde fangen
ihren Flügelmechanismus untersuchen und nachahmen, er kommt doch nur zu Falle!
gehe die fröhliche Unbedeutendheit aller gequälten Bedeutung vor. Und nicht blos
m geistigen Schaffen im Bereiche der Kunst steht ja überall der Schweiß der An-
gung auf der Stirn, sondern auch unsern Institutionen. Was ist denn, wenn man
chtig sein will, dieser Constitutionalismus anders als die trostloseste Halbheit? Ent-
r Cato's Republik oder Julius Cäsar Imperator. Was soll die Mitte? Entweder
rika oder Rußland. Was quälen wir uns mit der Vermittelung von Gegensätzen,

die sich gegenseitig erst zu zerstören haben, bis ein Drittes, vielleicht dann Meinethalben Besseres kommt!... Aehnliches wurde von Constantin täglich ausgesprochen.

An Entgegnungen fehlte es nicht. Doch behielt Constantin immer Recht, wie Jeder, der das Unzulängliche, Halbe im Interesse eines höhern oder bessern Ganzen, das entweder schon da war oder erst noch kommen soll, tadelt. Nur Hertha widersprach. Sie sagte einst: Sie leugnen, lieber Ulrichs, den Fortschritt des Menschengeschlechts, wenn Sie ewig nur an die rohe Naturkraft appelliren. Gibt es wol eine schönere Blüte unserer Epoche als die Uebereinkunft? Das Verlöbniß so zu sagen zwischen Recht und Pflicht und Kraft und Schwäche? Beruht nicht unsere ganze Civilisation auf dieser gegenseitigen Mäßigung, auf dem Takte der Zurückhaltung? Wie sich zwei Verlobte durch den Austausch ihrer Ringe gleichsam ihres Ichs entäußern, so sollen wir doch wol eigentlich auch immer in zwei Welten leben, in einer, die uns gehört und in einer, die dem Andern gehört. Wer nichts mit dem Andern austauschen mag, für Herz nicht Geist, für Geist nicht Herz gibt, der steht zuletzt einsam da und ich kann mir denken, daß ein Genius, der kein Mitleid mit der Menschenschwäche hat, zuletzt von irgend einem Felsen tiefverzweifelnd und über sein Alleinsein bejammernswürdig rasend, sich hinunterstürzen muß.

Diese Worte würden die feierliche Stille, die ihre Folge war, nicht hervorgebracht haben, wenn nicht in den Kreis der uns schon bekannte Justitiar Dammert eingetreten wäre, der sich die Erlaubniß, an den Abenden seiner Patronin Theil nehmen zu dürfen, selten nehmen ließ. Er kam von Lieberbach, erzählte einiges Abgerissene vom Pfarrhause, brachte Hansen von Landschütz vom alten Pianer einige Mittheilungen über die Schulheizung und eine Kirchendachreparatur und zuletzt eröffnete sich durch seine dann aphoristischeren Auslassungen der Hinblick auf ein bekanntes Verhältniß, das gewisse Anwesende berührte. Man brach natürlich ab; selbst Frieda schaukelte sich nicht mehr in ihrem Lehnsessel, sondern sprach von der Rückkehr. Constantin beobachtete Hertha, die die Farbe wechselte. Die Geschwister gingen, begleitet von einigen Freunden aus der Stadt, und Frieda, um von Hans loszukommen, nicht ohne die gewöhnliche Weitläuftigkeit, daß er ihre Hand beim Abschiede gleichsam wie in der Falle hielt und von ihr erst alle die derben Worte hören wollte, die er auch von Frieda reichlich zu ernten pflegte; er gehörte zu den Menschen, die man scharf anfassen mußte, um ihnen zu gefallen — auch Frieda drängte mehr als gewöhnlich.

Die Dinge, die Dammert angeregt hatte, bezogen sich auf Agnes und Eberhard. Dammert hatte die Nachricht aus Lieberbach nicht ganz aussprechen mögen, die Jeder schon ahnte, die Nachricht von der an diesem Abend in seiner Gegenwart vollzogenen Verlobung Eberhard's mit Agnes. Wie Constantin und Frieda fort waren, kam die Nachricht ganz so heraus, wie sie der Sachlage entsprach.... Hertha's Hand zitterte schon, als sie Constantin Gute Nacht sagte. Man sah ihre Aufregung, man wußte, daß sie auf diese Endschaft einer durch sie selbst hervorgebrachten Verwickelung gespannt war; aber daß sie die Kunde von diesem Verlöbniß so erschüttert aufnehmen konnte, das lag in andern Gedankenreihen und Erfahrungen begründet, auf die wir zurückkommen müssen...

Ist es möglich, hatte nämlich Hertha eines Tages ausgerufen, daß es so bedeutungslose, so höchst gewöhnlichdenkende Männer geben kann, die etwas sich aneignen, was ein Anderer verschmäht wie dieser Eberhard Ott!

Es war gerade von dem Gerüchte die Rede gewesen, daß Eberhard Ott die verlassene Braut seines Freundes ausspähne, Lieberbach täglich besuche und sich zuletzt wol auch mit Agnes Pianer vermählen würde.

Man brachte manche Erklärung. Weil Agnes eine Erbin wäre, ihr Vater vermögend, sagten die Einen und sogar in Constantin's Gegenwart. Constantin hätte diese Meinung berichtigen müssen. Er that es nicht. Wahrscheinlich weil er in die Lage hätte kommen

n, von einer fremden Lebens- und Herzensauffassung mit nachdrücklicherer Achtung
ren zu müssen. Anerkennungen dieser Art waren ihm nicht gegeben. Man berichtete
einst Eberhard, daß Constantin immer nur lächle, immer nur schweige, wenn von
Besuchen in Liederbach die Rede wäre. Eberhard schwieg; er war ja gefaßt auf
meine Misdeutung. Daß Constantin, der die Wahrheit kannte, auch schwieg, that ihm
doch sagte er nur zu einem gemeinschaftlichen Freunde: Diese Mensch[illegible] werden nur
ch, wenn sie vom Nichts sprechen.

Man wird das Reich der Fee Mab aus „Romeo und Julie" kennen. Der ideallose
atio, Sinnenmensch und Lebensphilosoph, wird weich, wenn er vom Sonnenstäubchen
t, von der Traumwelt, von der kleinen, kitzelnden, poetischen Bagatelle. In der
auch Constantin konnte von Märchen, vom Helldunkel auf einer Landschaft, von
Jagdvergnügen sprechen wie ein gläubiges Kind. Er war der übersättigte geistige
mann, der von aller Kunst zuletzt nur die Farbenwirkung, von aller Poesie nur
Volkslied, von allen Genüssen des Lebens nur die Idylle des Schwarzbrots aner-
Was hätte er nicht zugeben, was aus der Tiefe herauserklären müssen, wenn er
ard's Handlungsweise von dem Makel einer gemeinen Speculation hätte befreien
! Seinen ganzen gegnerischen Standpunkt hätte er feststellen, hätte feierlich werden
, wie Jean Reps wirklich schon feierlich wurde, wenn von Eberhard die Rede kam.
Reps, von Eberhard genährt und gepflegt, war auf Uebergängen begriffen, die er
n" nannte. Oft wiederholte er tiefsinnig und grübelnd Constantin's bekannten Wahl-
: Entweder Republik oder Rußland. Aber Constantin verweigerte noch jede Anerkennung.
rst von Aurelie erfuhr Hertha über Liederbach andere Thatsachen, als die sie von
ntin wußte. Agnesen wurde von Aurelien viel Lob gespendet. Einzelne Charakterzüge
die von Agnes dabei mit erzählt wurden, ließen sich kaum anders als nach der
ung einer Mischung von viel List mit viel Besonnenheit deuten. Natürlich wandte
rtha's Verachtung auch auf Agnes. Unwillig rief sie aus: Da gefällt sich ja die
rnatur der rechten alten Evaart unserer Mitschwestern! Ich kenne sie ja diese stillen
n Mädchen, die sich den Aufschlag ihrer Augen im Spiegel einstudiren! Ich kenne
diese Liebevollen, die ewig erzürnt von fremder Lästerung reden, nur um die Lästerung
holen zu können! Ich kenne sie ja bei uns Frauen diese kleinen Künste der Berech-
diese spinnenhafte Umstrickung mit Harmlosigkeiten, diese Tücke des Hasses bei
rrr Liebe! Glauben Sie mir, Aurelie, diese Agnes hätte noch einen Geringern
, als ein so niedrigdenkender Mann sein muß, wenn sie nur die Genugthuung
en konnte, Constantin zu zeigen, wie leicht sie ihn zu vergessen wüßte!

urelie gab in Betreff Agnesens im Allgemeinen Recht und den Bräutigam Eber-
ött kannte sie nicht.

ines Abends aber sah Hertha endlich diesen Eberhard im Ulrichs'schen Hause.
staunte nicht wenig, von ihm einen Eindruck zu empfangen, der dem Bilde,
sich von ihm entworfen, nicht im mindesten entsprach. Eberhard war ernst
tschieden in seinen Aeußerungen, sein Ton stach fremdartig ab gegen den Ul-
en Tumult, sie konnte den Widerspruch seines Seins und seines Thuns nicht be-
sie sah ihn seitwärts und mistrauisch mit langer Prüfung an. Auch Eberhard
ein Interesse, endlich jener vielbesprochenen Hertha Wingolf ansichtig zu werden.
Gespräch kamen sie nicht. Eberhard schien in sich gekehrt und gedrückt.

achdem sah ihn Hertha öfter und wenn sie aufrichtig sein wollte, hatte sie Ursache
ugestehen, daß diese kurzen und immer bedeutungsvollen Begegnungen etwas Ihre
ie in Gefahr brachten. Alles, was sie an Constantin schon irrte und beunruhigte, fehlte
hard. Und doch war auch Eberhard's Wesen durchgeistigt, seine Stirn die des Denkers,
de gewählt, sein Urtheil nie oberflächlich. Ohne Zweifel fehlte Eberharden Gen-

stantin's Esprit, aber sie mißtraute ja diesem Esprit schon längst. Eberhard konnte und mußte fühlen, daß er anfing auf Hertha einen Einfluß zu gewinnen. Und sie mußte sich gestehen, daß Eberhard sie fast gewonnen hatte. Sie ging bald nur noch zu den Ulrichs, um vielleicht Eberhard zu begegnen. Sie hatte beobachtet, mit welcher Gewissenhaftigkeit er in der Weihnachtszeit auf jedes Glied des Hauses beglückend und bescherend einging, wie sicher er auswich aller wilden Anmuthung der Einfallsucht des Hauses, die sie schon längst aus tiefstem Herzen haßte. Da nie von Agnes die Rede war, nie in ihrer Gegenwart von ihr die Rede sein konnte, so wurde ihr Eberhard ein Mysterium. Er fing an ihre Phantasie zu beherrschen. Und sein Werth steigerte sich, als selbst Frieda vor ihm mit ihrem ganzen Wesen zuweilen Halt machte. Daß Constantin ihr einmal eingestand, Eberhard hätte Frieda geliebt, machte sie staunen. Sie fragte: Wie war es aber möglich, daß er dann eine Agnes wählte? Frieda trat hinzu. Constantin hatte eben eingeräumt: Ott ist sehr respectabel. Frieda gab nun die nähere Erklärung. Sie erzählte von dem Herbstabend, wo sie der „Unnatur" ein Ende gemacht hätte, weil sie ihrem Constantin hätte den Ort, in den er zurückkehren wollte, nicht verleiden mögen. Da ist denn, fuhr sie, als sie bis zu Agnesens Flucht aus dem Zimmer gekommen war, fort, da ist denn ohne Zweifel Eberhard in den Garten getreten und hat Agnes, wie sich denken läßt, in Thränen gefunden. Still standen dabei die Sterne am Himmel, die Astern blühten, einige Georginen schwankten noch mit verblühenden Kronen. Am Rebenspalier hatte Agnes, ohne Zweifel weinend gestanden und Eberhard kommt hinzu und sagt: Agnes, warum weinen Sie? Da ist sie denn natürlich vor Schmerz ohnmächtig geworden, ist ihm ans Herz gesunken und da hat sich denn auch sein Auge mit Rührung gefüllt und so nahm er den Ring Constantin's und gab ihn ihr und Agnes blickte fragend auf Eberhard und auf den Ring und weinte schon nicht mehr, im Errathen seiner Gedanken. Wir kennen das. Dann wird sie natürlich auch ihren Ring vom Finger nehmen und wird ihn zweideutig genug an Eberhard geben und so halb gegeben halb genommen, halb Schmerz, halb Trost, halb Kummer, halb Elend wird das ein Verlöbniß — schonender Rücksicht. Eberhard der Aermste konnte nicht anders. Sie werden beide unglücklich diese Menschen. Warum? Weil sie nicht die Kraft hatten, es auf einen einzigen Augenblick zu sein. Für diesen einzigen Augenblick sind sie's ewig.

Hertha horchte hoch auf. Ihr Herz stand still. Sie hörte Frieda zum ersten male eine Scene des Gefühls eigentlich ohne Spott und nur entsetzlich bitter, ja wie selbst verletzt, schildern. Sie sagte fast unhörbar: Und Sie, Frieda, Sie liebten Eberhard? Frieda, erröthend, schüttelte den Kopf und erwiderte: Ich hätt' ihn genommen, aber — da wir nicht passen, ist's besser. . . Frieda warf trotzig die schönen Lippen auf und entfernte sich.

Hertha, allein, wußte nicht, wie sie sich sammeln sollte. Sie vergegenwärtigte sich Alles noch einmal, was sie von Frieda gehört hatte. Die Sterne standen am Himmel, die Astern blühten, Agnes stand weinend und allein im entlaubten Garten am traubenlosen Rebenspalier. Eberhard kommt. Er gibt den Ring Constantins zagend, sie nimmt ihn weinend, — er voll Mitleid. . . Sie stockte bei allen diesen Gedanken. Sie malte die Scene sich immer neu aus. Sie sah diesen ihr schon so lieben und werthen Eberhard in der ganzen Situation vor sich. Sie sah sein Herz, seine Güte. . . Seit einem Jahre und länger hatte in ihren Augen keine Thräne gestanden. Sie weinte zum ersten male und über sich weinte sie. Ihr Stolz war durch irgend Etwas gedemüthigt, eine Welt war ihr, sie wußte nicht wodurch und wie, zerstört. Das sah sie. Es gab eine Tugend in der Schwäche. Es gab eine Entsagung mitten in dem Recht des Besitzes. Es gab eine Welt der Pflichten, die größer als die Welt der Rechte ist. Zwei Ringe, gebunden durch Bestimmung, gefeit durch den Fluch einer fremden Untreue, fesselten zwei andere Men-

en, ziehen ihnen den magiſchen Kreis ewiger Gebundenheit — und der Sklave, der gehorchen
l, der beugt da ſo ruhig ſein Haupt, und dieſe Ruhe und dieſe Demuth gibt ihm eine
ome, deren Glanz das Auge des Freien blendet. . . Eberhard Ott, der Edle, ſo hinaus-
reitend zu einer armen ſchwachen Mitſchweſter, ſo unter den Sternen ſtehend und nichts
t ſich tragend als ſeine Manneskraft und Mannesfreiheit, und dieſe Kraft und Freiheit
n verſchenkend, rein dahingebend aus Güte einem weinenden Mädchen, das er tröſten
ll, ſich verſchenkend an ein Lebensloos, dem er ſich mit Geduld und geſammelter Treue
ig zu widmen rüſtet —! Hertha konnte dies Bild, fort und fort ausgemalt, nicht
hr von den Augen bannen, ſie ſah ewig nur Conſtantin's zurückgegebenen Ring, hörte
ig Eberhard's: „Agnes, weinen Sie nicht!“ und immer nur dies milde Männerwort:
Agnes, weinen Sie nicht!“ Sie war nahe daran, ihrem eigenen Geliebten zuzurufen:
O Conſtantin, Conſtantin, deine Welt iſt falſch! Leb wohl! Unſere Bahnen ſind auf
mer geſchieden!“

(Der Schluß dieſes Capitels und das ſiebente: Bewährungen und Ausgänge, in nächſter Nummer.)

Beſuch einer chemiſchen Fabrik.

Von Profeſſor Schödler in Worms.

II.

So lange der thieriſche Körper noch im Entſtehen begriffen iſt, ſind an Stelle der Knochen
r Knorpel vorhanden, die jedoch ſpäter verhärten, indem zwiſchen die weiche Knorpel-
ſtanz die aus phosphorſaurem Kalk beſtehenden Knochenkörperchen ſich einlagern und
urch dem ganzen Gebilde die erforderliche Feſtigkeit verleihen. Daher einerſeits die
chtigkeit der Knochen in der Oekonomie als Düngungsmittel und andererſeits in der
miſchen Fabrikation.

Die letztere verarbeitet die Knorpelſubſtanz zu Leim und ſcheidet den Phosphor aus
n phosphorſauren Kalk. Zu dieſem Ende werden die Knochen in geeigneten Behäl-
n mit Salzſäure übergoſſen, welche das Kalkſalz auflöſt und den Knorpel zurückläßt,
dabei ganz die vorherige Geſtalt des Knochens beibehält. Man glaubt Schenkelknochen,
ckenbeine u. ſ. w. vor ſich zu haben, in der That aber ſind es nur Gallertmaſſen,
che deren Form beſitzen. Dieſelben werden von der Holzſäure durch Auswaſchen ge-
igt und zu Leim verſotten.

Die von der Knochengallerte ablaufende ſaure Flüſſigkeit enthält den phosphorſauren
lk, der den feſten Theil der Knochen bildete. Man verſetzt ſie mit dem ammoniakhal-
n Product der Deſtillation der übrigen thieriſchen Reſte, wodurch einerſeits Salmiak
bt, den man einer weitern Reinigung unterwirft, während der phosphorſaure Kalk
der in Form eines ſchlammigen Niederſchlags erhalten wird. Es gelingt, mittels
weſelſäure den Kalk theilweiſe von der Phosphorſäure zu trennen, und es wird alsdann zur letzten Operation geſchritten, nämlich zur Abſcheidung des Phosphors vom Sauer-
f. Zu dieſem Zwecke wird die phosphorſäurehaltige Flüſſigkeit mit Kohlenpulver ver-
gt, eingetrocknet, in irdene Retorten gefüllt, deren eine große Anzahl in Reihen zu
en Seiten eines gemeinſchaftlichen, ſogenannten Galeerenofens demſelben Feuer ausge-
werden. In hoher Temperatur wirkt die Kohle zerſetzend auf die Phosphorſäure,
m ſie mit dem Sauerſtoff der letztern zu gasförmig entweichender Kohlenſäure ſich
indet. Gleichzeitig entwickeln ſich jedoch auch die Dämpfe des nun iſolirten Phosphors,
ſich, an die Luft gelangend, augenblicklich entzünden würden, wenn nicht die Mün-
gen jener Retorte in geeigneten Vorrichtungen unter Waſſer getaucht wären. In die-
verdichtet ſich der Phosphor zu Klumpen von braunrother Farbe und erhält nachmals

eine nothwendige Reinigung, indem er unter heißem Waſſer geſchmolzen und durch po-röſes Leder gedrückt wird. Man pflegt den Phosphor alsdann in dünne Stangelchen zu formen und in dieſer Geſtalt in den Handel zu bringen.

Die wandernde gelehrte Geſellſchaft ſchickte ſich jetzt zu ihrem letzten Gange an. Es galt derjenigen Abtheilung des geſammten Fabrikweſens, die zuerſt von allen ſchon in großer Entfernung ſich den Geruchsnerven der Reiſenden bemerklich gemacht hatte, nämlich den Anſtalten zur trockenen Deſtillation von Thierkörpern und thieriſchen Abfällen der mannichfachſten Art. Dieſelben befanden ſich weit ab von den übrigen Gebäuden und waren überdies in Beziehung auf den herrſchenden Wind ſo angelegt, daß die unvermeidlich entweichenden übelriechenden Gasarten nur ſelten nach den andern Werken ſich verbreiteten. Hierher wanderten die abgelöſten Muskeltheile der mehrerwähnten Pferde und was ſonſt von kleinern todten Thierkörpern aus der Umgebung ſich bot — ja mehrmals fanden jene Tauſende von Ratten, welche die in den Abzugskanälen von Paris angeſtellten Razzias lieferten, hier ihre endliche Beſtimmung. Große gußeiſerne Keſſel, durch gewölbte Deckel verſchließbar, dienten zur Aufnahme aller dieſer wenig annehmlichen Subſtanzen, auf welche ſofort von außen die zerſetzende Wirkung des Feuers begann, während durch oben angebrachte Rohre die entſtehenden flüchtigen Producte nach geeigneten Verdichtungsapparaten geleitet wurden.

Die gemeine Erfahrung zeigt ſchon, daß thieriſche Stoffe, ſich ſelbſt überlaſſen, alsbald der unter dem Namen von Fäulniß oder Verweſung bekannten Zerſetzung allmälig anheimfallen. Unter Mitwirkung des Sauerſtoffs und der Feuchtigkeit der Atmoſphäre entſtehen nach und nach gasförmige Producte, der Körper verſchwindet, ſeine in die Luft übergegangenen Beſtandtheile werden unſichtbar über das Land verbreitet, um aufs Neue durch den Vegetationsproceß der Pflanze den Kreislauf der organiſchen Materie anzutreten. Nur die Knochenmaſſe, falls eine ſolche vorhanden war, nimmt an dieſem Zerfallen keinen Antheil; ſie allein bleibt alsdann übrig, als Grundriß des verſchwundenen Gebäudes. Auch wir ſuchen ſolche Zerſetzungsſtätten der thieriſchen Materie möglichſt aus unſerm Bereich entfernt zu halten; denn wenn ſchon ihre gasförmigen Producte unſichtbar in die Atmoſphäre entweichen, ſo erheben ſie ſich doch keineswegs geruchlos. Man wende ſich nicht ab, wenn hier jenes heftigen, ſtechenden und die Augen reizenden Geruchs Erwähnung geſchieht, den namentlich bei feuchter Witterung die Cloaken ausſtoßen — derſelbe gehört einem Gaſe an, dem Ammoniak, das in tauſenden der eleganteſten Smelling-bottles im prüde reinlichen England von den Händen zarter Ladies ſo oft zur Naſe geführt wird — das in verſchiedener Verbindung zu den wirkſamſten, die Haut- und Gefäßthätigkeit erregendſten Arzneimitteln gehört, das wegen ſeiner alkaliſchen und flüchtigen Beſchaffenheit in zahlloſen chemiſchen und techniſchen Proceſſen eine ungemein wichtige Rolle ſpielt.

Kein Wunder alſo, wenn dieſes Ammoniak Gegenſtand einer großartigen Fabrikation geworden iſt. Die thieriſche Materie wird zu deſſen Erzeugung jedoch nicht der freiwilligen Zerſetzung überlaſſen, welche die entſtehenden Producte in die Atmoſphäre zerſtreut, ſondern in den bereits beſchriebenen Vorrichtungen erhitzt, eine Operation, die mit dem Namen der trockenen Deſtillation belegt wird, da hier die Mitwirkung des bei der Fäulniß von außen hinzutretenden Waſſers ausgeſchloſſen iſt. Auch der Einfluß des atmoſphäriſchen Sauerſtoffs iſt in dieſem Falle beſeitigt und es können daher die entſtehenden Producte ihre Beſtandtheile lediglich aus dem Thierkörper ſelbſt entnehmen. Der Verlauf der trockenen Deſtillation iſt deshalb ſehr verſchieden von dem der Verweſung. Im Anfange bilden ſich brennbare Kohlenwaſſerſtoffgaſe, die ſogleich wieder unter den Keſſel geleitet und zur Feuerung deſſelben benutzt werden. Dann treten flüchtige, öartige Verbindungen von durchdringendem Geruche auf in Begleitung von Schwefelwaſſerſtoff, Kohlen-

und Ammoniak, welche in den mit Waſſer verſehenen Verdichtungsbehältern angeſ werden. Endlich erſcheint braunes und dickflüſſiges, theerartiges Oel und Theer, nd ein hauptſächlich aus Kohle beſtehender Rückſtand in dem Keſſel angetroffen wird. Von den klaren und theerähnlichen Flüſſigkeiten, die hierbei entſtehen, iſt trotz furchtbaren Geruchs und Geſchmacks eine, wiewol ſehr beſchränkte mediciniſche An- ng gemacht worden. Sie ſind viel mehr ein läſtiges als werthvolles Product, das als Brennmaterial zu verwenden ſucht. Dagegen iſt es die wäſſerige, ammoniak- Flüſſigkeit, die ſchon lange unter dem Namen Hirſchhorngeiſt ein kräftiges, vielfach ndetes Heilmittel iſt und welche, wie früher erwähnt, zur Darſtellung des Sal- und des ammoniakhaltigen Alauns in großem Maße ihre Anwendung findet.

Wollen wir nochmals einen Blick über die ganze, in dieſem Fabrikbetriebe bewirkte torphoſe der Materie gewinnen, ſo geſchieht dies leicht in Form einer Gleichung, f einer Seite das eingeführte Rohmaterial, auf der andern das ausgeführte chemi- roduct verzeichnet iſt wie folgt:

Zugeführtes Material:

aturproducte:
honſchiefer; Thierkörper; Sauerſtoff;
Waſſer.
nſtproducte:
ettiſche Schwefelſäure; Salzſäure.

= Ausgeführte Producte:

Alaun; Eiſenvitriol; Pariſerroth; Blutlaugenſalz; Berlinerblau; Leim; Phosphor; Salmiak; kohlenſaures Ammoniak; Gyps; flüchtiges Thieröl.

Mit fremden Schätzen reich beladen" — beſtehend in auserleſenen ortas- Kryſtallen von Alaun, Prachtexemplaren von Blutlaugenſalz, Muſterkarten von rblau u. a. m., die beſtimmt waren, den ſpätern Vorleſungen zur Illuſtration und g zu dienen, kehrten die Profeſſoren nach dem Directorialhauſe zurück, wo ein Mahl die der Wiſſenſchaft von Seiten der Induſtrie bewieſene Huldigung würdig

ch fürchten Sie keinen Nachtheil, fragte ein Gaſt den Director, indem Sie ſach- igen Männern Ihre ganze Geſchäftseinrichtung auf dieſe Weiſe darlegen?

i Gelehrten nehmen wir niemals Anſtand, dieſes zu thun, erwiderte der Director, r Erfahrung hat uns gezeigt, daß uns hieraus noch niemals ein Nachtheil, wol hrfacher Vortheil entſtanden iſt. Mitunter haben ſich Bemerkungen, Ideen, Winke, Männer dieſer Art nur gelegentlich bei der beſchauenden Durchwanderung fallen in ihrer Verfolgung als wahre Goldkörner erwieſen. Jede Berührung mit der haft iſt ein Segen für die Induſtrie!*)

Die große Türkenſchlacht bei Dresden.

Ein Blick in die Zukunft.

r Knobelsdorf, von ſeinen Bekannten Knobloch geheißen, war eine auffallende ng. Er war klein von Figur, aber trotzdem, daß er hoch in die Achtzig zählen ſtoß doch noch von ſeinem Haupte um das verwetterte Antlitz auf ſeine Schultern thum langer ſilberweißer Haare hernieder. In ſeiner Jugend war Knobelsdorf Soldat geweſen. Er hatte die wechſelvollen Kriegsjahre und Schickſale der Armee

*) Eine weitere wiſſenſchaftliche Ausführung des gegenwärtigen Standes der Chemie in der „Gegenwart", welchem größern periodiſchen Werke aus ſeinem noch unge- Materiale auch die vorſtehenden Skizzen mit Erlaubniß des Hrn. Verfaſſers entlehnt

Der Her.

von 1806 bis 1816 mit durchgemacht und stand dann abwechselnd im Dienst bei den Bauern, bald als Feld-, bald als Wildhüter oder Schäferknecht. Zuletzt lebte er von milden Gaben unterstützt in Dresden und saß dann und wann als Modell in den Ateliers der Künstler.

In der wachen Einsamkeit der Nächte und mit der Noth der Jahre (später warf Knobelsdorf sehr bilde auf seinen Augen) hatte sich in seinem Geist eine eigenthümliche Welt- und Religionsanschauung entwickelt. Er war katholisch erzogen, hatte aber einen außerordentlichen Haß auf die Geistlichkeit und besonders auf die höhere geworfen; er schien an Vorbedeutungen, Ahnungen und Anzeichen zukünftiger Dinge zu glauben.

Auch in meinem Atelier saß er zuweilen als Modell für meine Schüler.

Wenn eine Pause eintrat oder die jungen Leute hinausgegangen waren, regte ich ihn oftmals zum Reden an, wodurch ich nach und nach sein Schicksal, seine eigenthümlichen Ansichten und Meinungen erfuhr. Der Alte war keineswegs beschränkt, aber mißtrauisch; besonders gegen Jüngere, deren Spott er fürchtete. Man konnte sich jedoch sein ganzes Vertrauen erwerben, wenn man nur recht unzufrieden über die Zeiten sprach, auf die heutige Jugend schalt und die alten vergangenen Tage lobte.

Eines Tags saß Knobelsdorf in meinem Hause einem der jungen Männer Modell. Als Schäfer war er in seinen eigenen grauen Mantel gehüllt, einen Mantel, von dem das Lied wörtlich paßte: „Schier dreißig Jahre bist du alt!" Aus jedem zurückgelegten Jahre war ein Andenken in farbigen Flicken bewahrt. Knobelsdorf's Hände ruhten auf einen knotigen Stab gestützt, er erzählte dabei Vieles von der Schlechtigkeit seiner Nachbarschaft.

Ja, lieber Knobloch, begann ich, was soll noch daraus werden! Nirgends hört man was Gutes! Ueberall Unzufriedenheit! Ein Unheil ums andere melden die Zeitungen! Selten Erfreuliches. Handel und Gewerbe stocken. Dazu Theuerung und bedrohliche Kriegsaussichten!

Das war die Methode, um Knobelsdorf beredt zu machen.

Ja, mein Herr! — begann er — es wird aber noch lange nicht besser werden! Erst muß es ganz schlimm kommen! Diese hiesige Stadt Dresden hat blutige Kämpfe gesehen. Auch Bruderblut ist in diesen Straßen geflossen. Allein das ist Alles noch nichts gegen Das, was noch kommen wird.

Nun erhob er die abgemagerte Hand von seinem Knotenstock und streckte sie aus wie ein Seher. Seine Weissagung lautete folgendermaßen:

Fürchterliche Kämpfe wird es geben, und zwar hier in Dresden! Hier werden sich wieder alle Völker herumschlagen! Hier werden sie Alle wieder zusammenkommen! Auf dem Neumarkte werden die Rosse der Streiter bis an den Leib im Blute waten. Nämlich der Türke wird herauskommen. Er wird Alles vor sich her wegjagen und wie eine schwarze Wolke das ganze Land überschatten. So zahlreich werden seine Krieger herbeiziehen. Die Zwietracht der Völker wird der türkische Kaiser zu benutzen wissen und erst wenn der letzte Schlag schon beinahe auf die Christenheit gekommen ist, dann werden die christlichen Völker sich einigen. Glauben Sie mir! Zwischen Dresden und Pirna steht ein alter Baum. An diesem Baume befindet sich ein goldener Ring. Niemand kann diesen Baum und diesen goldenen Ring sehen und hat ihn gesehen. Aber der türkische Sultan, der wird ihn sehen! Der wird am Abende vor der großen Schlacht bei Dresden die Zügel seines weißen Rosses durch diesen Ring schlingen und wird daselbst in seinem Zelte ruhen. Und dieses wird sein Letztes sein. In dieser großen Schlacht bei Dresden wird dem türkischen Reiche auf ewig ein Ende gemacht werden. Das Kreuz wird siegen über den Halbmond für immer! Dann aber, wer Das erlebt, dann erst wird Glück und ewiger Friede sein, auf Erden! Dann werden sie Alle erkennen, daß sie Brüder sind, der Franzos und der

Pole, der Ruſſe und der Deutſche, alle Völker, die im Mittag hinterm Gebirge, ſowie die, die drüben überm großen Waſſer wohnen!

Der alte Knobelsdorf iſt kürzlich geſtorben. Wir wollten doch nicht verfehlen, ſeine Weiſſagung bekannt zu machen. Sie iſt immerhin ein Beitrag zur Löſung der orientaliſchen Frage.

W.

Anregungen.

Das Große im Kleinen.

Eine der auffallendſten Bemerkungen, die im Gebiete freiern Denkens über die Natur wiederfahren, iſt die, daß hier das ſcheinbar Verſchiedenartigſte und einander Gleichgültigſte als gegenſeitig bedingend und beſtimmend erfunden wird. Ein Ueberblick im Großen über allgemeine Reſultate, verglichen mit den Wegen, welche der ſinnende Geiſt eingeſchlagen hat, um den großen Gedanken der Natur nachzudenken, iſt vorzüglich geeignet, dieſe Reflexion durch eine Fülle von Beiſpielen zu unterſtützen. Will man im Hiſtoriſchen ſich darüber ſtreiten, ob man kleinen Urſachen große Folgen zuſchreiben dürfe, ſo zeigt jeder Schritt in der Geſchichte der Naturwiſſenſchaften das unbezweifelte Seitenſtück dazu: Daß nämlich die unbedeutendſten Mittel über die weiteſten Fragen entſcheiden. Es liegt dies in dem unendlichen Zuſammenhange natürlicher Erſcheinungsweiſen, einem Zuſammenhange, welcher Ableitungen möglich macht, die oft das Sinnigſte auf ſchrimbar Widerſinnigſten herleiten. Aber auch nur ſcheinbar. Ex ungue leonem, aus der Tatze den Löwen! heißt es im beinahe wörtlichen Sinn, wenn man an das ſcharfſinnige Verfahren denkt, welches einige Disciplinen der Naturwiſſenſchaften jetzt charakteriſirt. Ein Hinweis auf das Weſen der vergleichenden Anatomie und die Anwendung auf vorweltliche Organismen konnte hinreichen, um den Ausſpruch, daß es in der Natur nichts Kleines, nichts zuſammenhangloſes Unwichtiges, Vereinzeltes gibt, in ſein wahres Licht zu ſetzen. Es iſt ein Rieſenſatz, von der Geſtalt eines vereinzelten Zahns, ja einer Facette deſſelben durch ungeahnte Schlüſſe auf den Charakter eines Gebirges zu überzuſchließen; und ſchon lange leiten Muſchelabdrücke das Urtheil des Geognoſten, wo ihn andere Kennzeichen verlaſſen, ermächtigen ihn, das Gebirge des fernſten Nordens für einen Verwandten der heimatlichen Berge zu erklären.

Theologiſche Anſicht vom Tiſchrücken.

Man wird in Geſellſchaften, wo das Thema Tiſchrücken und Geiſterklopfen, beſprochen wird, oft bemerkt haben, daß kirchlichgeſinnte Gemüther ſich in einer gewiſſen Neutralität über dieſe Frage halten. Sie würden eine Mehrung des Glaubensſtoffes an ſich ſehr gern hinnehmen, wenn ſich ihnen nicht die allerdings merkwürdige Thatſache bedenklich zeigte, daß auch die ſogenannten liberalen und freigeſinnten Leute geneigt ſcheinen, an die neu entdeckt ſein ſollende Naturkraft zu glauben. Das menſchliche Gemüth hat einmal unter allen Umſtänden das Glaubensbedürfniß und iſt es nicht hier, ſo ſcheint es muß es wol anderswo zur Befriedigung kommen. Der Cultus der Natur, der unſere Zeitgenoſſen charakteriſirt, will ſeine Geheimniſſe ſo gut haben wie ſonſt der Cultus des Geiſtes.

Den ſtrengkirchlichen, bisher neutral gebliebenen Gemüthern hat nun Profeſſor Hengſtenberg in der „Evangeliſchen Kirchenzeitung“ geſagt, was ſie von dieſem Tiſch-Spuk denken ſollen: „Wir haben bisher Anſtand genommen“, heißt es daſelbſt, „das unheimliche Gebiet der kreiſenden Tiſche und der klopfenden Geiſter zu berühren, weil wir es für eine gleichgültige Sache gehalten haben, ob die Tiſche bei dem Einen ſtehen oder bei dem Andern gehen, ſo lange kein weiterer Unfug damit getrieben wird, und weil wir es nicht nöthig gehalten haben, unſern Abſcheu gegen den heidniſchen Greuel auszuſprechen, welcher hin und wieder mit der Klopfgeiſterei getrieben wird. Die rotirenden Tiſche ſind bereits aller Orten mit Klopfgeiſtern in Verbindung getreten und durch der Letztern Mund zu Propheten geworden. Damit iſt die Sache in das Gebiet der unbedingteſten Verwerflichkeit eingetreten. Es iſt eine Pflicht, mit dem Worte Gottes in der Hand hiegen wiederum Unfug und Greuel beim rechten Namen zu nennen. Wir warnen Chriſten aufs ernſtlichſte, ſich in derartige Experimente einzulaſſen. Hier gilt 5. Moſe 18, 9—12: . . . „daß nicht unter dir gefunden werde, der ſeinen Sohn oder Tochter durchs Feuer gehen laſſe, oder ein Weiſſager oder ein Tagwähler, oder der auf Vogelgeſchrei achte, oder ein Zauberer, oder Beſchwörer, oder Wahrſager oder Zeichendeuter, oder der die Todten frage. Denn wer Solches thut, der iſt dem Herrn ein Greuel.“

Daß freilich unter so schwierigen und derartig beengten Umständen die experimentirenden Naturwissenschaften überhaupt der orthodoxen Auffassung gegenüber einen unmöglichen Stand haben und einer der Nachfolger Moſis, Held Josua, mit seinem bekannten Ausspruche: „Sonne, stehe still!“ dennoch Recht haben müßte, ist freilich nach dieſer Auffassung der klopfenden und freiſenden Tiſche auch eine natürliche Folgerung.

Das Geld auf der Bühne.

Die deutsche Pariſerin, von der wir kürzlich in unſern „Unterhaltungen“ (Nr. 35) einen Frühlingsmorgen an der Seine geſchildert laſen, ſagte in ihrer anmuthigen Cauſerie u. a. über Ponſard's Drama: „Geld und Ehre“: „Ich für meine Perſon habe zu Hauſe täglich ſo viel zu rechnen, daß ich die Stücke nicht leiden kann, wo ich mich mit Ziffern herumſchlagen, Hauptbücher durchſehen und ununterbrochen Geld klimpern hören muß.“

Dies Urtheil iſt leicht ausgeſprochen, von den dramatiſchen Dichtern unſerer Tage aber ſchwer zu vermeiden. Wenn bei Kotzebue und Iffland das Geld eine große Rolle ſpielte, ſo konnte man ihnen Vorwürfe machen. Ihre Zeit bot der Hebel und dramatiſchen Motive andere, edlere und wirkſamere. In unſern Tagen aber iſt das Geld ſo ſehr Ausdruck der ganzen Epoche geworden, daß man in Stücken, die „dem Jahrhundert den Spiegel vorhalten“ ſollen, es gar nicht mehr umgehen kann. Der Exiſtenzjammer iſt das moderne Fatum, Geld der Götze, dem das Edlere geopfert wird. Welcher Dichter kann jetzt noch Converſationsſtücke aus der Zeit ſchreiben, die ſich der Beziehung zum Gelde ganz enthielten? Sigiſlinde freilich, die fromme Mittermaid des Herrn von Redwitz, will unter dem Schutze hoher Herrſchaften dem Bühnenweſen eine neue Richtung geben, aber das Publicum wird immer wieder auf die moderne, deutſche und franzöſiſche weltliche Dramatik zurückkommen. Dann aber können die Dichter nicht anders, als ſo kluge Frauen, wie es jene Briefſtellerin war, die über die mit einem Chineſen in der Kapelle St.-Eutyche vorgenommene Scene ſo geiſtreich ſcherzen konnte, zu bitten, Stücke, in denen Geldſäcke ausgeſchüttet werden, Coupons geſchnitten, Falliſſements brechen oder wegen fallender Papiere die Familien ſich in tauſend Schwierigkeiten befinden, nicht wieder ſo unbedingt zu verhorreſciren. Dieſe Motive gehören zu unſerer Zeit ſo nothwendig, wie zu den Ritter- und Königsſtücken Shakeſpeare's die Ehre, der Lehnseid und die Schwerter und zu den Heldendramen des Sophokles die Ungeheuer, der Zorn der Götter und die genealogiſchen Verwickelungen des Schickſals.

Eine Schweizeraunſicht.

Bei Gelegenheit der Grotten rühmten wir (Nr. 30) die reizende Lage des Abendberges bei Interlaken. Einen Morgen auf dieſer Höhe durfte der württembergiſche Arzt Dr. Röſch kürzlich mit den Worten beſchreiben: „Wem irgend der Sinn für die Größe und Schönheit der Natur nicht ganz erloſchen iſt, dem bietet ſich vom Abendberg aus an einem Morgen, wo die Sonne aufſteigt, den Berg prachtvoll beleuchtend, ein Anblick dar, welcher ihn wunderbar feſſelt und ergreift. Tief unten ſtill und klar der Thuner- und Brienzerſee, auf denen ſchon früh am Morgen da und dort ein Schifflein die ſanfte Waſſerſtraße dahinfährt, rechts und links ſcharf begrenzt von mächtigen Bergreihen mit ihren jähen Felswänden, ihren hohen Spitzen, Graten und Hörnern, verbunden durch die Aar, die wie ein Silberſtreifen das die Seen trennende grüne Thal durchzieht, welches reichbewohnt und angebaut die Alpen belebt; die winzigen Häuſer im Thale zerſtreut und in Bäumen verſteckt; gegen Mittag und Abend die Bergpäſſe des nach Grindelwald und Lauterbrunnen führenden Lütſchinenthals, die daſſelbe begrenzenden, hochanſteigenden, theils felſigen, theils mit ſchöner Weide und Wald bedeckten Bergzüge mit ihren vielen Windungen und hinten in einer Lücke, welche die Vorberge laſſen, die von der Morgenſonne beleuchteten, in ihrer ganzen Hoheit zum Himmel emporragenden Beherrſcher des berner Oberlandes: Die Jungfrau, Eiger, Mönch, und neben dieſen die beiden Spitzen des Wetterhorns, wie Finger, die gen Himmel deuten, und über dem Auge des Beſchauers das klare blaue Gewölbe mit dem hellen Geſtirn, dem wir dieſes prachtvolle Schauſpiel verdanken!“

Der Ehrgeiz.

Wenn edle Naturen ehrgeizig ſind, ſo ſind ſie es meiſt weit weniger um ihrer ſelbſt willen als um Derentwillen, die ſie lieben und denen ſie gern die ungetrübte Freude auch ihres Namens gönnen.

Zu Moleſchott's Stoffeinheit.

Iſt nicht auch der Seidenwurm
Nie Thier der Maulbeerbaum?
Und nicht der Maulbeerbaum
Nie Pflanze der Seidenwurm?

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

...entlich ein Bogen.] Nr. 42. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Ring oder die Nihilisten.

Eine Erzählung in sieben Capiteln vom Herausgeber.

Sechstes Capitel.

Der Stiftshof und die Symbolik eines Ringes.

(Fortsetzung und Schluß.)

...weit war Hertha in ihren Empfindungen gekommen an jenem Abend — es war ...nuar — als sie zu Constantin das Gleichniß vom Verlöbniß gesprochen.

...Der Justitiar Dammert brachte die Nachricht, daß die Verlobung zwischen Eberhard und ... wirklich gefeiert worden. Es ergriff Hertha bei diesem Worte ein Herzenskrampf. ...es eine Liebe gab, so fühlte sie, daß sie nur Eberhard Ott liebte. Sie dachte ...ren, ihn sich zu gewinnen, ihn diese Neigung fühlen zu lassen, das schwache Kind ...erbach aufs Neue in einen Jammer zu stürzen, aus dem es sich schon einmal auf ...das Geschlecht vielleicht nicht ganz ehrenvolle Weise gerettet hatte. Aber die Ruhe ...erzens war hin. Sie fühlte, daß sie an Constantin nur den Verstand geliebt hatte ...schon lange täuschte. Sie verachtete sich selbst, als sie ihn bat: Constantin, geben ...den Ring Agnesens, den Ihnen Eberhard zurückbrachte! Er erröthete und sagte: ...auch wir uns verloben? War das neulich Ihre Meinung? Ja, antwortete sie ...Verstellung, über deren fernere Ausdauer sie selbst erschrak. Sie wollte nur ...haben, den Agnes an Eberhard zurückgegeben. Sie sah den Reifen voll wahn... ...Eifersucht an. Die alte Jahreszahl 1841 erschreckte sie nicht, Constantin's Name ...sie nicht. Sie sah nur, daß Eberhard diesen Ring an jenem Herbstabend ge... ...sie versank bei seinem Anblick in Gedanken, die ihr die Welt in einer andern ...zeigten, als sie eine solche bisher von ihr geträumt hatte.

...Moment der schmerzlichsten Pein verrann. Die Qual hoffnungsloser Liebe ist ... Sogar in seinem Leid erkannt, verrathen, vielleicht verspottet zu werden, ...berung sein einem um Liebe verzweifelnden Herzen. Der festeste Wille hat ...nicht, die Ursache der Leiden an der Wurzel aus dem Herzen zu reißen. Es

iſt eine Verſtimmung, eine Phantaſie Was uns quält, man weiß es, es iſt ein blaſſes Spiel der träumenden Hingebung, die ſich in Feſſeln ſchlagen läßt, in Feſſeln, die man ſich ſchmiedet und man kann doch nicht los davon; immer und immer tritt das Bild des hoffnungloſen Glücks vor unſer Auge und verwiſchte es die zerſtreuende Welt, doch ſtürzen wir ohnmächtig und küſſen die Augen und Lippen nur mit unſerm Bilde, und wir und Alle beſchwören und aus dem Nichts immer wieder neu hervorzaubern müſſen. Und wie ſpottet meiſt die Wahrheit unſerer Träume! Man genießt im Geiſte alle Seligkeiten des Beſitzes, der Erklärung und des endlichen Verſtändniſſes mit dem geliebteſten Weſen und denſelben Augenblick ſchreitet es lachend, kalt und von den Formen der Geſelligkeit beherrſcht an uns vorüber; dennoch liegt das Unerreichbare in unſerm Arme und tauſend ſüße Namen der Zärtlichkeit ſtammeln wir den höhnenden Winden! Hoffnungloſe Liebe zehrt wie ein Siechthum des Geiſtes, das zuletzt auch deſſen leibliche Hülle zerſtört. Kommt keine Rettung von innen oder außen, ſo welken wir hin.

Für Hertha war dieſer Zuſtand um ſo entſetzlicher, als ſich mit ihm eine Umwälzung aller ihrer Anſchauungen verband. Der ſtolze, herausfordernde Sinn der freien Selbſtbeſtimmung war im Erliſchen. Gebrochen war dieſe ſchlanke Pappel, deren Laub wol zitternd bewegt im Winde bebt, deren Stamm aber einſt nur ein Sturm entwurzeln konnte. Das war Alles hin. Was ihr früher den Muth gegeben, ſich gegen die Anſprüche der Sitte und Meinung zu rüſten, hielt nicht Stand mehr. Zaghaft wurde die Haltung, ſcheu das geſprochene Wort und elegiſch das geſchriebene. Hertha ſchloß ihre Bücher, ihr Piano verſtummte; die Gegenſtände der Selbſtbelehrung, die ſie um ſich zu verbreiten pflegte, ſtanden ohne Ueberredung da. Alles war ohne Bedeutung und werthlos. Der belebende Hauch, der von Conſtantin ſchon lange nicht mehr wehte, konnte jetzt nur noch aus einer Gegend kommen, die für ſie dem Tode gleich war. Daß ſie Conſtantin den Zuſtand ihres Herzens verſchwieg, daß ſie nicht weiter ging, als dieſem zuweilen heftig zu widerſprechen und mit Ergebung ſich in die Auffaſſungen der Andern zu fügen, das war ſchon ein Theil ihres Leides. Denn ſie, ſie, die nie die Wahrheit umgangen, ſie, Hertha Wingolf, heuchelte. Von den lichten Bezirken der Wahrheit konnte ſie abirren und ſo hindämmern in dem ſüßſchmerzlichen Lebenszwielichte eines überwundenen hoffnungloſen Mädchenherzens.

Oft trieb es Hertha von dieſer Ergebung empor. Oft rief es in ihr: Dieſen Zuſtand der Feigheit erträgſt du nicht! Ueberwunden wardſt auch du von dem Gifte, das alles Frauenthum verdorben hat, von dieſer eingeſtandenen Leere und Ohnmacht des Herzens? Thorheit! Thorheit! rief ſie. Aber ſie ſah Eberhard, redete mit ihm; vernahm den ſichern und feſten Gang, mit dem ein Stillgeliebter durchs Leben ſchritt und ſie hätte ſeine Hand halten, an ihn ſich klammern, ihm folgen mögen, willenlos, hinhörend nur ſeinen Befehlen, dienend und ergeben in jedes Loos, das nur der geliebte Mann über ſie auswerfen würde. Seine Welt war ſchon längſt die ihrige. Sein Sein und Wollen umſchwebte ſie mit dem leichtbeſchwingten Fluge eines nie endenden, bis ins Kleinſte gehenden Intereſſes. Sie hatte ſogar Anwandlungen, in Lieberbach wie eine Parze aufzutreten, unerbittlich zerſchneidend das Band, das die nun ſtolz ihr Haupt erhebende „Gottochter" um Eberhard geſponnen. Nicht mehr rief es dann in ihr: Wie unglücklich würde ſie ſein und wie unglücklich ſind wir Frauen alle! Nein, ihr Ruf war ſchön: Wie unglücklich ſeid ihr Männer! Titanen und ſo duldſam unſere eigenen Feſſeln tragend! Zu den Sternen ſollte euer Flug gehen und wir nur halten ihn nieder! Daß Eberhard heiter und ergeben ſchien, ließ ihn ihr jetzt nicht mehr gering erſcheinen. Hertha ſah in ſeinen Mienen nur den Widerglanz jener Ergebung, die das Daſein zwar keineswegs ganz ſo nimmt wie es einmal iſt, aber in der Hauptſache doch nur wie eine Wallfahrt durch ſeine Finſterniſſe, wie ein mühevolles Durchwinden durch ſeine Schwierigkeiten. Die

Eiferer hatten schon Eberhard's Maxime: Wir leben nicht um uns, sondern wir leben um die Andern.

Im endenden Winter, in den letzten Tagen des Februar war Hertha nahe daran, sich einst Eberhard zu verrathen. Daß Agnesens Verlobter von dem Werthe, den er für Hertha gewonnen, eine Ahnung hatte, ließ sich bei seiner prüfenden Beobachtung erwarten und Agnes, die auf Stiftshof Hertha zuweilen begegnete, kannte das Glück, das sie erobert hatte, gewiß in seiner ganzen Bedeutung und hütete es mit der ihr eigenen bedächtigen List, die Hertha oft bitter belächelte. Agnes, doch ein gefälliges und sicher sehr praktisches Wesen, hatte sich ein großes Glück gewonnen, sie liebte Eberhard mit der Eifersucht, die ein Künstler für sein eignes Werk empfindet. Je weniger sie zwar annehmen konnte, daß Eberhard, ohne den Auftrag Constantin's ihr begegnend, seine Wahl auf sie gerichtet haben würde, desto ängstiger schien sie nun bemüht, auch jeder Reue in Eberhard's Herzen vorzubeugen und es bahnte sich dadurch jene vortreffliche Rücksichtsnahme und Achtung an, die in der Ehe oft ein bindenderer Kitt zu werden bestimmt ist, als die Liebe, diese allerdings höher ihre schätzte sie. Warum sollte ein solcher Bund nicht Bestand haben?

An einem jener letzten Februartage wurde Hans von Landschützens Geburtstag gefeiert. Eine große Gesellschaft war zu Tisch geladen. Man hatte aus allen Treibhäusern Spenden gebracht und den Junker wie ein Opferlamm umringt und geschmückt. Und was nicht an lebendigen Blumen ihm gestreut wurde, kam ihm an gestickten. Auf neuen Teppichen wandelte sein heute ganz besonders glanzvoll gefirnißter Fuß, der zu seinen kolossalen obern Dimensionen klein und zierlich war. Cigarrentaschen und Notizenbücher und selbst Bequemlichkeiten für seine alte Antipathie, die Eisenbahnen, hatte man ihm verehrt und die heiterangeregte Gesellschaft brachte bis nach vier Uhr an einer köstlichen Tafel zu. Auch Constantin war zugegen und herrschte natürlich auch hier, da sein helles Organ überall vernommen wurde und ihm der Stiftshof ohnehin schon ganz unterthänig war. Frieda saß Hansen gegenüber. Aurelie hatte Eberhard zu Hertha setzen wollen, aber da Agnes einer leichten Unpäßlichkeit wegen fehlte, so entstand in den Anordnungen eine Störung und Eberhard kam an ihre eigne Seite. Nach dem Mahle nahm man Hüte und Shawls und begab sich in den umfangreichen Park, der mit einigen immergrünen bereits schon einen Eindruck des ersehnten Wiedererwachens der Natur gab. In der ausgelassensten Laune war Frieda. Nicht immer gleich in ihren Stimmungen und oft bis zur Unart dann verdrießlich hatte sie heute einen glänzenden Tag. Die Erzählung jener Befreiung des Geisbocks an Ort und Stelle unterhielt Alle.

Nur Eberhard und Hertha gingen abseits. Ein Vergleich von Sonst und Jetzt lag nahe. Es war offenkundig, daß Hans von Landschütz sich von Frieda Ulrichs hatte wie verzaubern lassen. Hans strich durch den Park wie Falstaff, den die in Elfen verkleideten lustigen Weiber von Windsor zwickten und neckten. Mit der linken Hand seinen langen rothen Kinnbart streichelnd, war er mit der Rechten immer nur damit beschäftigt, das Gesträuch, um mit der Asche den kleinen Sandsteingöttern, die hier und da in den Boskets versteckt standen, Schnurrbärte zu malen. Vor einem hübschgeformten kleinen Amor stehend, den Frieda bemalt hatte, sagte Eberhard:

Diesen Glücklichen ist doch Alles Zopf! Selbst Amor!

Alles, was sich besinnt, ehe es handelt! sagte Hertha.

Das ist es. Wir Alle sind ihr Zopf, fiel Eberhard ein und bediente sich der Freiheit des Scherzes, die ihm Hertha schon eingeräumt hatte.

Hertha sprach aus, was sie mit schweren Kämpfen des Herzens seither über den Geist in Erfahrung gebracht, den sie früher bewundert hatte.

Ich kenne ihn ganz, diesen Dünkel des Nihilismus! sagte sie. Ich kenne sie ganz, diese sichere Eingebung des Augenblicks, die nicht selten herrliche, reizende Poesie ist. O diese Glücklichen, denen jeder Weg offen steht, die jedes Eigenthum, jeden geschlossenen Raum wie den ihrigen betrachten und betreten dürfen! Aber doch hasse ich ihre Zuversicht. Ja, ich will ihnen pedantisch erscheinen, ich muß es. Es ist doch nur die Einsprache unsers Herzens, die uns den schwerfälligen Gang, den sie verspotten, gibt und auf unser Empfinden denk' ich, sind wir berechtigter stolz zu sein als auf unser Denken.

Eberhard übersah den Riß, der zwischen Constantin und Hertha schon ausgebrochen sein mußte. Was sie eben sagte, paßte für Constantin so gut wie für Frieda. . . .

Das Gewissen! fuhr Hertha erregter fort. Sie nennen ihn den ächzenden Hemmschuh aller unserer Bewegungen! Es ist ein erdiger Stoff, der, als der Schöpfer unser Dasein aus Flammen erschuf, gerade uns zugemischt wurde!

Liebe Freundin, fiel Eberhard ruhiger ein. Der Prüfstein des Menschen ist die That. Erst an dem bewältigten Stoff des Lebens, erst an dem vollendeten Formgebilde der Geschichte zeigt sich der wahre Menschenwerth. Unser nächstes Wandern und Gehen thut es allein nicht. Ob wir schweben mit Schmetterlingsflügeln oder dahinschreiten im Faltenwurf einer vestalischen Jungfrau, sorgsam hütend das Licht, das angezündet an der ewig brennenden Lampe des Ideals wir mit uns heimtragen wollen an des Hauses Pforte, nicht auf unser Schreiten kommt es an, sondern auf unser Stillstehen. Da wo Einer Halt macht oder auf ein Halt hört, da erst bewährt sich seine eigentliche Kraft. Glauben Sie mir, liebe Freundin, wir gerathen in diese Unterscheidungen unserer Wesenheiten nur durch den lauen Frieden der Zeit, nicht den gegenwärtigen von heute, sondern durch das Verfahrene der ganzen Epoche. Erfaßte uns das Leben mit großen menschenbezwingenden Aufgaben, hätten wir unser Dasein Alle in Masse immerhin als ein großes Räthsel, aber doch in diesseitiger Bestimmung zu lösen, wir luxurirten nicht so mit diesen schimmernden Blasen von Charakterverschiedenheit und privater Selbstbespiegelung. Im Alterthum und Mittelalter war das nicht. Zöge nur ein rechter Windstoß durch die Welt, es würde Jeder nach seinem Hut greifen, um diesen Hut oder den Kopf dazu sich zu halten! Hätten wir wirklich eine Sphinx vor den Thoren, die uns nach dem Amusement der theoretischen Lösung ihrer Räthsel unmittelbar darauf praktisch auffräße, wir würden in der Art, wie sich bei solcher Noth Jeder zu helfen suchte, bald erkennen, was eigentlich groß oder klein, was eigentlich an ihm zu hassen und was zu lieben ist.

Hertha war schon lange gewohnt, von Eberhard nur entgegenzunehmen. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, zur Liebe gehöre der Gegensatz; es ist ein Irrthum, wenn man in Fragen des Gemüths von der Anziehung der Pole spricht. Eine Reibung kann Flammen hervorbringen, prasselnde, schöne Flammen, aber auch langsam verzehrende. Glückliche Liebe will den stillen Frieden der gleichen Stimmung; sie will mit ihrem Theuersten keinen Kampf; der gleiche Accord aus beiden Seelen widerhallend, ein Leben um das andere, ein Pulsschlag von mir und einer von dir und wir Beide athmend in einem Leben. . .

Emporgerichtet hatte Eberhard immer die noch schwankende Weltauffassung seiner Freundin. Trost hatte ihre bange Seele immer von ihm heimgetragen. Weiter aber als bis zur Erhebung des Willens und zur gestärkten Kraft des Widerstandes gegen Das, was sie haßten, waren sie nicht gekommen. Heute wagte Hertha noch dieses Wort:

Sie haben einst Frieda geliebt. Warum entzogen Sie sich diesem Gefühl?

Aus Stolz, sagte Eberhard. Naturen wie Frieda können dann nur dauernd fesseln, wenn sie Herrscherinnen sind. Zur Magd erniedrigt ahnen sie, daß bald die Grazie sie fliehen würde. Wenn Frieda sich ergeben müßte, dann sänke sie wie Phaethon aus der Sonnenbahn. Sie wissen das sehr gut, diese Naturen. Sie wählen auch deshalb entweder nur das Unbedeutende oder Das, was ihnen durch Dinge imponirt, die man sich

nicht künſtlich geben kann, Geld, Gut, Rang, Ehre. Wird nicht Frieda Ulrichs einſt die Baronin von Landſchütz werden und noch in weiterer Welt Aufſehen machen?

Aurelie kam eben mit Conſtantin. Das überraſchende Wort war ſomit abgebrochen. . . . Die Geſellſchaft kehrte in den Saal zurück, hörte noch etwas Muſik und trank noch den Thee. Dann trennte man ſich. Hertha blieb ſtumm, in ſich gekehrt den ganzen Abend. Conſtantin bewies ihr dann und wann eine Aufmerkſamkeit; ſie hörte nur mit halbem Ohr. Eberhard war zeitiger gegangen. . . . Auf ihrem Zimmer allein, öffnete ſie endlich das Schreibbureau und ſtand ſinnend wie über einem Teſtament. Sie wollte an Conſtantin ein Bild ihres Herzens entwerfen und von ihm auf ewig Abſchied nehmen. . . Es war ſtill um ſie her. Ihre Bruſt hob ſich von den ſchweren Athemzügen. Schon hatte ſie begonnen das Papier zurechtzulegen, ſchon hatte ſie einige Zeilen voll Wehmuth, aber von Buchſtaben zu Buchſtaben entſchloſſener, niedergeſchrieben, als man plötzlich ein heftiges Ziehen der Glocke am Hofthor vernahm. Lebhafte Rufe draußen machten ſich hörbar. Es wurde im Hauſe unruhig. Allerlei Fragen, dann die Fußtritte eines Mannes. Zuletzt auf der Stiege, die zu ihr ſelbſt führte. Hertha mußte aus einem Heraufſtürmenden Conſtantin erkennen. Er nur war es, der ohne Antwort abzuwarten hereintreten konnte. Sie ſprang auf und hörte die Anrede: Hertha! Hertha! Eine neue Welt! In Frankreich iſt der Thron geſtürzt! Die Republik iſt ausgerufen, in Deutſchland lodert der Aufruhr! Hertha! Was ſagen Sie! Glauben Sie's? Glauben Sie's? . . Hertha blickte wie aus einer fremden Welt auf. Und die Welt, von der Conſtantin ſprach, war nicht minder geiſterhaft. . . Conſtantin zeigte ſich von einer Erregung, die ſie nie an ihm geſehen. Er ſtand wie im Feuer der Leidenſchaft. Sein Auge blitzte, ſeine Hand zitterte. Ein Strom von Worten, von Thatſachen, von Berichten entquoll ſeinem Munde. Nie hatte ihn Hertha ſo geſehen. Es war, als wäre Eberhard's Wort von dem entſcheidenden Windſtoße der Zeiten in Erfüllung gegangen. Conſtantin umſchlang die zaghaft Staunende, drückte ſie ans Herz, bedeckte ihre Hand mit tauſend Küſſen. Hertha! Hertha! rief er. Eine neue Welt! Die Republik in Frankreich! . . Hertha bebte zuſammen, ſah die Wonne des jungen, wie aus einer langen Ohnmacht ſich mit Kraft erhebenden Mannes. Das Feuer ſeines Geiſtes erwärmte ſein Herz. Nie hatte ſie an ihm ſo viel Zärtlichkeit, nie ſo viel Inbrunſt der Empfindung gekannt. Er lachte, weinte, lag vor ihr auf den Knieen, beſiegelte durch eine Hingebung voll Kindlichkeit und Begeiſterung den Bund, den Hertha eben hatte löſen wollen. . . . Sie taumelte beſinnungslos. Sie ſtaunte nur. Aurelie kam dann. Auch Bruder Hans kam. Alles war erſtaunt, rathlos, ſogar berauſcht vor Entzücken, vor Wonne, einen ſolchen Augenblick der Geſchichte miterleben zu dürfen. Endlich, ſo ſpät es war, Hertha ſollte noch in die Stadt, ſollte noch zu dem verſammelten Freundeskreiſe kommen; Alles dränge ſich zum Ulrichs'ſchen Hauſe, hieß es; da läſe man Zeitungen, Briefe, da ſpräche man Hoffnungen, Befürchtungen, Pläne und Entwürfe durch. Auch in der Reſidenz wären ſchon Unruhen. Ein Expreſſe, die für Hertha beſtimmt war. Der Fürſt hatte ihren Vater, den bürgerlichen, zurückgeſetzten Miniſter zum Chef des Miniſteriums ernannt, die Zügel des Ganzen in Langolf's Hand gegeben und am Balkon des Schloſſes dieſen ſeinen jetzigen erſten Rath vor dem Jubel des Volks öffentlich umarmt. Hertha kam zu keiner Beſinnung mehr; zerriß ihren Brief, ſchloß das Schreibbureau und folgte in die wildbewegte Univerſität. . . .

Schon am Tage darauf reiſte Conſtantin in die Reſidenz. Hertha folgte mit einem andern Zuge. Davon, daß ſie und Conſtantin ferner getrennt hätten durchs Leben gehen können, war keine Rede mehr. Die Zeit — war zu groß für kleine perſönliche Unterſtrömungen. Conſtantin und Hertha mußten in der Reſidenz wie die berufenen und le-

gitimen Erben des 24. Februar auftreten. In Constantin wehte längst etwas von dem edlen Mirabeau und in Hertha flammte die Erinnerung an die ihr wohlbekannte französische Revolution so auf, daß sie sich in der fieberhaftesten Erregung nur fühlte wie eine Charlotte Corday oder eine Manon Jeanne Roland de la Platière.

(Das siebente und letzte Capitel: Gewährungen und Ausgänge, in nächster Nummer.)

Trümmer der Vorwelt.

Von Professor Bernhard Cotta in Freiberg.

Wenige Tage vor seinem Tode (am 15. März 1832) schrieb mir Goethe in Folge der Uebersendung meiner Erstlingsarbeit über Versteinerungen folgende Zeilen: „Der eifrige Kunstkenner, wenn er die Ausgrabungen von Pompeji und Herculanum mit Entzücken betrachtet, wird doch immer zunächst von einem schmerzlichen Gefühl überrascht, daß so viel Glück durch ein einzelnes Naturereigniß zu Grunde gehen mußte, um solche Schätze für ihn niederzulegen und zu bewahren. Von einer ähnlichen Empfindung wird Derjenige bedrängt, Das zu schauen und zu kennen, was in der Urzeit allgemeinere und unbegreifliche Naturwirkungen in einer großen Weltbreite niedergeschlemmt, niedergedrückt und verschüttet, damit wir von verschwundenen Organismen genügsam erfahren, welche in der Vornacht der Zeiten doch auch das Tageslicht und seine Wärme genossen, um kräftig und fröhlich zu leben und sich auf das gedrängteste zu versammeln. Wenn aber der Mensch sein eigenes Mißgeschick zu übertragen berufen ist, so ergibt er sich dann wol auch in ein fremdes verjährtes Mißgeschick und sucht daher für seinen überschauenden Geist, für seine grenzenlose Thätigkeit, Nahrung und Beschäftigung."

Diese Zeilen fallen mir zufällig in die Hände und es möge gestattet sein daran weiter anzuknüpfen. Das gleiche Schicksal, welches die Geschöpfe der Natur und der Kunst trifft, begraben zu werden durch die Katastrophen der Erdoberfläche, dieses Schicksal ist es, welches jene sinnige Betrachtung veranlaßte. Und wirklich die verschütteten Ueberreste menschlichen Daseins sind in der That im höchsten Grade analog den versteinerten Spuren organischen Lebens aus den urältesten Perioden der Erdbildung. Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob es fossile Menschenreste gebe und diese Frage auch wol für gleichbedeutend erachtet mit der, ob der Ursprung des Menschengeschlechts über die Jetztwelt hinaus, in eine dunkle Vorwelt hineinrage?

Beide Fragen sind leicht zu beantworten, wenn man sie in einem bestimmten Sinne nimmt, sehr schwer, oder vielmehr gar nicht, wenn man dadurch zugleich das Alter der Menschheit zu bestimmen trachtet. Fossile Menschenreste und Kunstproducte gibt es ohne allen Zweifel. Die Ausgrabungen alter Städte und Kunstwerke, die Knochen im Kalkstein der Insel Guadeloupe, die Schädel, die man im Torf und Kalktuff mehrfach gefunden hat, sie alle und Vieles Andere sind Beispiele fossiler Menschenreste. Ebenso ist es unzweifelhaft, daß fast jeder Schiffbruch Producte menschlicher Thätigkeit oder menschlicher Gebeine liefert, die auf dem Boden der Gewässer irgendwo zur Ablagerung gelangen und, nach und nach von immer dickern Schlamm- und Steinschichten bedeckt, gleichzeitig mit zahllosen Ueberresten von Bewohnern der heutigen Gewässer einer spätern Nachwelt aufbewahrt werden. Alle diese Beispiele rühren aber aus historischer Zeit her, gehören der Jetztwelt — nicht der Vorwelt, an.

Welches ist denn aber die Grenzmarke der Vorwelt? Man hat gesagt, wenn menschliche Ueberreste zusammengefunden würden mit Versteinerungen von Thieren oder Pflanzen, deren Art jetzt nicht mehr lebend existirt, so würde das ein Beweis für die einstige Existenz vorweltlicher Menschen sein. Es ist aber bekannt und völlig sicher nachgewiesen, daß

im Verlaufe der letzten Jahrtausende mehre Thierarten, z. B. der Vogel Dudu auf Isle de France, gänzlich ausgestorben sind. Diese Thierarten können mit demselben Rechte ausgestorben genannt werden als die Mammuths, und sollte man ihre Knochen irgendwo zusammenfinden mit dem eines Mammuth oder Mastoden, so müßte man sie auch vorweltlich nennen. Mit diesen, in historischer Zeit ausgestorbenen Thierarten, haben Menschen zusammen gelebt und ihre Ueberreste können sehr leicht an derselben Stelle fossil aufgefunden werden. In diesem Falle wüßten wir nun freilich, daß gerade diese ausgestorbenen Thierarten bis vor wenigen Jahrhunderten noch lebendig auf der Erde existirten, es ergibt sich aber dennoch aus der ganzen Betrachtung, wie unsicher jede bestimmte Abgrenzung der Vorwelt sei, wenn man nicht eben alles Das Vorwelt nennen will, was in vormenschlicher Zeit existirte. Setzt man den Begriff auf diese Weise fest, dann versteht es sich von selbst, daß es keine vorweltlichen Menschenreste geben kann. Durch Auffindung von immer ältern Menschenresten könnte die Grenze der Vorwelt dann nur immer weiter hinausgerückt werden. Findet man sie zusammen mit jetzt ausgestorbenen vorweltlichen Thierarten, wie es in einigen Fällen nicht unwahrscheinlich ist, so geht daraus nur hervor, daß gerade diese Thierarten der Vorwelt bis in die menschliche Zeit hereinragten.

Früher glaubte man, daß es bestimmte, allgemeine und scharfe Abschnitte in der Entwickelungsgeschichte des Erdkörpers und der ihn belebenden Organismen gegeben habe, in welchen sich plötzlich der Zustand der gesammten Erdoberfläche so verändert habe, daß auch überall eine ganz neue Schöpfung des organischen Lebens nöthig gewesen sei. Einige Geologen nehmen dergleichen scharfe Abschnitte sogar noch jetzt an. Aber die scheinbaren Sprünge in der Erdentwickelungsgeschichte sind nach und nach immer mehr ausgefüllt worden und gegenwärtig berechtigt keine sichere Thatsache zu der Annahme, daß seit dem ersten Auftreten des organischen Lebens auf der Erde jemals wieder all dieses Leben total vernichtet worden und eine ganz neue Schöpfung an seine Stelle getreten sei. Vielmehr geht aus unzählig vielen Umständen als höchst wahrscheinlich hervor, daß die verschiedenen Thier- und Pflanzenarten etwa in derselben Weise, nur in viel längern Zeitperioden, aufeinander folgten, wie die einzelnen Menschengenerationen. D. h. wenn man die in zwei aufeinander folgenden Jahrzehenden lebenden Menschen eines Landes oder der ganzen Erde vergleicht, so wird die Mehrzahl derselben noch aus denselben Personen bestehen. Bei Vergleichung zweier, um ein Jahrhundert voneinander abstehenden Jahrzehende werden nur ausnahmsweise noch einige Personen dieselben sein, und wenn man zwei um fünf Jahrhunderte auseinanderliegende Jahre oder Jahrzehende miteinander vergleicht, so werden ganz sicher alle Individuen andere sein. Aehnlich verhält es sich wie gesagt mit den versteinerten Arten in den geschichteten Ablagerungen der Erdrinde. Die beinahe gleichzeitig gebildeten Schichten enthalten auch noch viele gleiche Arten und um so weniger, je mehr sie zeitlich verschieden sind, aber nichts berechtigt, daß in irgend einer Periode irgend einmal alles Leben auf der ganzen Erde zerstört worden wäre, um einer ganz neuen Schöpfung Platz zu machen.

Je nachdem bald hier, bald da, bald in dieser, bald in jener Periode Ablagerungen von Gesteinen erfolgten, haben sie Ueberreste von dieser oder jener Generation der großen organischen Reiche als Versteinerungen in sich aufgenommen, und dadurch erklären sich sehr leicht sowol die Uebergänge als die scheinbaren Sprünge in der Reihe, welche letztere allemal bedingt werden mußten, wenn in irgend einer Erdgegend nicht ununterbrochen Ablagerungen erfolgten.

So fehlt uns denn jede bestimmte Grenze zwischen Vorwelt und Jetztwelt, wenn wir nicht eben willkürlich das erste Auftreten des Menschen als solche feststellen, unabhängig davon, in welcher Zeitperiode dies erfolgte. Die Jetztwelt wird dadurch zu einer bloßen Fortsetzung der Vorwelt, die Geschichte zu dem letzten Capitel der Geologie, oder die Geologie zur Einleitung in die Geschichte.

Ich habe vorhin bei Weitem nicht alle die Beziehungen erschöpft, welche zwischen fossilen Kunstwerken und den „Versteinerungen" der Naturforscher stattfinden; eine dieser Analogien will ich hier noch berühren.

Der Körper der Thiere und der Pflanzen verwest nach dem Tode und der größere Theil seiner Masse verflüchtigt sich in Gasgestalt. Nur gewisse sogenannte unorganische Stoffverbindungen bleiben mit theilweise erhaltener Form zurück, als Knochen, Kalkschalen oder Kohle. Was man versteinert findet, rührt gewöhnlich nur von diesen unorganischen festen Theilen her, es sind Knochen, Zähne, Schuppen, am häufigsten Muschelschalen oder Korallenstämme. Diese letztern bestehen vorherrschend aus kohlensaurem Kalk, auch wol mit etwas Talk und Phosphorsäure verbunden. Sie haben also so ziemlich die Zusammensetzung der Kalksteine, des Marmors. Während des Lebens der Thiere sind fast alle Muscheln und Schneckengehäuse und auch viele Korallen gefärbt, durch organische Substanzen gefärbt, welche sich gleich den Thierleibern verflüchtigten mit Zurücklassung der ungefärbten kalkigen Schale. Diese, bei den Meeresconchylien so ungemein mannichfache und lebhafte Färbung fehlt deshalb in ihrem fossilen Zustande fast stets. Sie ist ausgelaugt oder verdunstet. Darum hat eine Sammlung fossiler Muscheln und Schnecken im Vergleich zu frischen Conchylien etwas gespensterhaft Bleiches. So schön auch die vielen hundert Schneckenarten in dem Grobkalk der Umgegend von Paris erhalten, so zierlich und unverletzt oft ihre Formen sind, allen fehlt der Schmuck der Farbe, sie sind sämmtlich matt und kreideweiß, während man doch voraussetzen kann, daß keine derselben ganz ungefärbt war und daß die meisten zugleich in ihren Mündungen schönen Perlmutterglanz besaßen. Und so ist es bei den meisten fossilen Schalthieren, wenn überhaupt die Schale, nicht etwa blos ein Abdruck oder Steinkern, gleichsam als fester Schattenriß, als Abguß erhalten wurde.

Nun hat aber Semper in seiner Schrift über die vier Elemente der Baukunst aufs Neue gründlich nachgewiesen, daß die Marmortempel der Alten, ihre Statuen und Reliefs ebenfalls nicht weiß, sondern mit Wachsfarben bunt bemalt waren, die im Laufe der Jahrhunderte durch die Einwirkung von Luft und Wasser zerstört sind. Diese weißen Ueberreste gleichen in der That den gebleichten Schalen der meisten fossilen Conchylien; derselbe Proceß hat beiden die Färbung entführt, bei beiden ist sie nur ausnahmsweise unter besonders günstigen Umständen theilweise erhalten. Von den alten Kunstwerken wie von den Meeresbewohnern der Vorwelt sind uns gespensterhaft bleiche Ueberreste erhalten, die größtentheils aus kohlensaurem Kalk, aus Marmor bestehen, zu deren Vervollständigung wir uns nicht nur oft die zerbrochenen Formen ergänzen, sondern auch Farbe und Leben hinzudenken müssen. So hat die Kunst wie die Natur ihre fossilen, ihre vorweltlichen Schätze.

Macalda von Scaletta.

Eine historische Skizze von Dr. Karl Frenzel in Berlin.

Zu den Zeiten des glorreichen Kaisers Friedrich's II. lebte in Messina auf Sicilien ein armes Weib und handelte am Judenthore, dem Sonnenschein und Regen ausgesetzt, mit Gemüse und andern Lebensmitteln um wenige Pfennige. Ihr Mann diente als Söldner im Schlosse von Scaletta, das den Weg beschützte, der von dem Süden der Insel nach Messina führt. Er führte den Namen Matthäus und das Glück wollte ihm so wohl, daß er nach dem Tode des Castellans durch kaiserliche Gnade in dessen Amt eingesetzt ward. Damals, geht die Sage, soll er in jenem Schlosse einen Schatz gefunden haben, denn bald geberdete er sich gar vornehm, ließ sich Matthäus von Scaletta nennen und seinen Sohn die Rechte studiren. Magister Johannes von Scaletta wurde von Allen

ch geehrt. Er heirathete ein schönes Mädchen aus dem Hause Derer von Lettono
rche schenkte ihm zwei Kinder, einen Sohn, auch Matthäus genannt, und eine Tochter,
lacalda. Als dann Messer Johannes von Scaletta zuweilen als Gesandter Manfred
m Kaiser ging, schlug ihn dieser zum Ritter. So lebte er hochgeehrt und mächtig auf
icilien bis zum Tode des glorreichen Friedrich's II.

Es begab sich damals, daß die Sicilier, durch päpstliche Briefe und Gesandte ange-
eben, sich empörten. Mit andern Verbannten kehrte auch Graf Wilhelm von Amico,
r früher das Gebiet und das Schloß von Ficaria besessen hatte, zurück. Mit Hülfe
s Herrn Johannes von Scaletta glaubte er seine Güter wiederzugewinnen und heira-
te dessen Tochter Macalda. Sie hatte 50 Unzen Gold und ein Bett, eine für jene
it reiche Aussteuer.

Doch König Manfred kam von Neapel auf die Insel und stellte die Ordnung und
Herrschaft der Hohenstaufen wieder her. Graf und Gräfin Amico flüchteten von Fi-
ria nach Messina. Sie liebten sich nicht. Macalda verließ den Gemahl, der sich in das
us der Templer flüchtete und dort, vom Orden geschützt, in Dunkelheit verstarb. Ma-
da, Gräfin Amico, stand allein. Was aus ihrer Familie durch Manfred's Strafe ge-
rden, berichtet Bartholomäus von Neocastro, ihr Historiker, nicht; vielleicht war sie mit
wegen ihrer Trennung von ihrem Gemahl zerfallen. Schätze besaß sie sicher nicht,
r „sie war eine viel herrliche Dame und hatte das Herz eines Ritters" — sagt der
alane d'Oiclot von ihr, und sie wollte das Glück versuchen. Frei von den Fesseln
Ehe, nahm sie eine Franziskanerkutte und zog so, als Mönch verkleidet, abenteuernd
h Sicilien und Catalonien nach Neapel. Hier hielt sich einer ihrer Verwandten auf,
lebte bei ihm; vielleicht war er jung und schön wie sie, vielleicht leichtsinnig wie sie.
ht alle Abenteuer dieser Wanderjahre hat uns der Geschichtschreiber berichtet, bis Macalda
nicht besonderm Rufe nach Messina zurückkehrte. Seltsam hatte sich indeß das Ge-
k Siciliens gewandelt. Mit der Bulle Clemens' IV., die ihm das italische Reich der
enstaufen schenkte, war Karl von Anjou übers Meer nach Rom gefahren, hatte bei
event den gefeierten König Manfred erschlagen, das Heer des jungen Konradin zer-
t und diesen selbst gefangen. Es mag um die Zeit, als Macalda die Insel wieder
t, gewesen sein, daß der sechszehnjährige Konradin, der erste legitime König, auf dem
ktplatze zu Neapel unter dem Beile fiel. Als nun Karl von Anjou auf dem erschüt-
n Throne wieder festsaß, entschädigte er alle Die, welche von der vorigen Regierung
rdrückt waren, und auch Macalda erhielt ihres Mannes ehemalige Besitzung Ficaria
ck, deren sie sich schon mit einer Schar treuer Freunde bemächtigt hatte. Freilich gr-
te das nächste Anrecht auf dieses Schloß dem Roger von Loria, einem Seitenver-
tern des Grafen Wilhelm von Amico. Allein dieser dachte ghibellinisch und lebte als
knabe an dem aragonischen Hofe Don Pedro's, wohin er mit Manfred's Tochter, der
indigen Constantia, die Don Pedro geheirathet, gekommen war.

Noch im jugendlichen Alter, nicht ohne einigen Besitz, voll hoher Anmuth und un-
rhaftem Geist fand Macalda bald einen zweiten Gemahl in Alaymo von Lentini,
n edeln Sicilier, der ein eifriger Anhänger Karl's von Anjou war. Beide verband
hochstrebende, heroische Natur, die zu entwickeln sie nur eine geeignete Zeit erwarteten.
Die Herrschaft der Franzosen mißfiel dem Ehepaare bald. Sie erfüllte ihre Hoff-
n nicht. Auch das Volk, das von den goldenen Sporen der fränkischen Ritter-
getreten ward, wurde schwierig und blickte auf Manfred's Erben und auf Spanien.
Zweifel haben Macalda und Alaymo mit Don Pedro von Aragonien heimlich
handelt und ihn mit vielen andern Baronen eingeladen, das Erbe seiner Gemahlin
den Händen der Tyrannen zu befreien. Das Volk von Sicilien empörte sich. Die
ist unter dem Namen der Sicilischen Vesper weltbekannt. Am dritten Tage des

Osterfeste, am 30. März 1282, war es auf der Wiese vor der Heiligen Geistkirche bei Palermo. Dort beleidigten die Franzosen beim Tanze Damen und Mädchen und die Folge war ein Gemetzel, dem alle Franzosen erlagen. Ende April erklärte sich auch Messina für die Revolution und zwang die französische Besatzung zum Abzug.

Der Generalkapitän, den sich die Stadt Messina erwählte, Baldwin Mussone, erwies sich indeß bald sehr untauglich. Er verlor gegen die anrückenden französischen Ritter ein Treffen bei Milazzo und ward dadurch dem Volke so verdächtig, daß er abgesetzt wurde. Sein Amt erhielt Alaymo. Macalda scheint ihren Gemahl zu dem kühnen Entschluß, es anzunehmen, getrieben zu haben, denk immer, sagt Bartholomäus von Neocastro, ließ er sich von den Worten und Plänen dieser listigen Frau leiten. In jenen Tagen befehligte Macalda die Besatzung von Catana, den Helm auf dem Haupte, die Keule in der Hand, wie Pallas Athene, und der Ruhm muß ihr und ihrem Gatten bleiben, daß sie Beide Sicilien vor den Franzosen gerettet haben.

Messina hielt unter Alaymo eine furchtbare Belagerung gegen den gewaltigen Krieger Karl von Anjou aus, der umsonst die Seinen mit der Homerischen Prophezeiung über Troja anfeuerte. Doch wäre die Stadt trotz des Heldenmuths ihrer Einwohner wahrscheinlich gefallen, wenn nicht sicilische Botschafter den Aragonier Don Pedro, der an der Küste Afrikas einen Scheinkrieg mit den Mauren führte, nach der Insel gerufen hätten. Mit den Baronen schon längst im Einverständniß, jetzt auch vom Volke eingeladen, erschien Don Pedro Ende August zu Trapani und eilte von dort, nach kurzem Aufenthalt in Palermo, zu Lande nach Messina. Auf dieser Reise traf Don Pedro zum ersten mal mit Macalda zusammen. In Randazzo kam sie ihm von Catana aus entgegen, zu Pferde mit goldenem Helm, ihre silberne Keule in der Hand, obschon nicht mehr jung, doch schön und herrlich anzusehen wie die Kriegsgöttin. Sie begrüßte den König als den längst Ersehnten, den vom Himmel Verheißenen. Aber auch ihr ward er beim ersten Blick der Ersehnte, sie liebte ihn; vielleicht nur, weil sie durch ihn Sicilien zu beherrschen hoffte. Schmähsüchtig wirft ihr die Chronik ihr Alter vor, doch beschreibt Bartholomäus sie selbst noch als eine schöne, stattliche Dame. Noch zwei Jahre später gebiert sie einen Sohn. Ritter d'Ecclot, der sie mit seinem Könige sah, nennt sie die vielschöne Dame mit freigebiger Hand und großem Herzen. Macalda hatte stolze Träume, sie baute auf ihre Schönheit, ihren Geist und König Pedro's leicht entzündliches Herz. In einem armseligen Flecken, Casale Santa Lucia, wollte der König übernachten. Macalda, welche die Letzte im Zuge war, fand keine Nachtherberge. Lächelnd ging sie auf den König zu: „Da bin ich, Herr, um mir deine Gastfreundschaft zu erbitten!" Eiligst sprang der König vom Pferde und geleitete sie höflich im Zuge seiner Ritter nach seinem Quartier. „Was fürchtest du am meisten, Madonna?" soll er sie gefragt haben. „Meines Mannes Fall, hoher Herr!" — erwiderte sie zweideutig. „Was liebst du am meisten?" fragte er. „Das, was mir das Theuerste ist, hoher Herr, ist nicht mein!" sagte sie. Don Pedro wollte aber ihre Worte nicht deuten und sagte nur: „Wie wenig stimmt der Frauen Furcht und Liebe zusammen!" Damit traten sie in das Haus. Als es Nacht geworden, rief der König die Hausgenossen zum traulichen Gespräche zusammen. Man erzählte und erzählte. Alles schlief ein. Die Gefahr des Königs ging vorüber... Furchtbar war Macalda's Haß. Ihre Rache wandte sich zunächst auf Constanze, des Königs Gemahlin. Sie begann gegen diese einen jener Kriege, welche die Frauen untereinander so erbittert auf Leben und Tod führen können. Königin Constanze erwiderte die Leidenschaft Macalda's. Sie entriß ihr nicht nur das Herz Don Pedro's, sondern auch Ansehen und Macht. Nach der Vesper bis zum Frühjahr 1283, wo Constanze in Palermo ankam, war Macalda von Allen als die erste, schönste und heldenmüthigste Frau Siciliens verehrt worden. Jetzt aber kam weit übers Meer eine Dame, die ihr Ansehen stürzte. Constanze gewann durch Freundlichkeit und

lde Aller Herzen, aber Macalda konnte ſie nicht verſöhnen. Nie erſchien ſie bei Hofe
er nur dann, wenn ſie einen neuen koſtbaren Haarſchmuck und prächtige Kleider trug,
daß ſich an dieſem Tage Aller Augen von Conſtanzen ab ihr zuwenden mußten. Als
Königin in einer Krankheit ſich in einer Sänfte von Palermo hinauf nach Monreale
gen ließ, ahmte ihr Macalda nach. In einer großen, mit Purpur und Gold ausge-
lagenern Sänfte zog ſie triumphirend durch Siciliens Städte. Indeß rüſtete ſich Don
dro zur Heimkehr nach Aragonien; am 11. Mai 1283 um Sonnenuntergang beſtieg
die Galeere; ſcheidend empfahl er Alaymo ſeine Familie und das Volk der Inſel; er
gte ihm die Königin und ſeinen Erſtgeborenen, Don Jayme: „Siehe, deine Tochter und
nen Sohn!“ und ſprach darauf zu ihnen: „Das iſt euer Vater!“ Er ſchenkte Alaymo
n Roß, Schwert, Schild und Lanze und verlieh ihm die drei Schlöſſer Bugerium, Pa-
rietum und Odogrillium. Heimlich aber — ließ der ſchlaue Aragonier ſchon damals
rch ſeinen Sohn Jayme und den Admiral Roger de Loria den allzu mächtigen Gatten
Macalda's beobachten. Mit Roger de Loria lag Macalda in bitterm Streit wegen der
rſtzung von Zicaria, die ihm gehören ſollte. Ihr Verhältniß zur Conſtanze verbitterte
jeden Tag mehr. Wie ſie Conſtanze niemals Königin, ſondern immer nur Don
yme's Mutter nannte, ſo mag auch dieſe ſich ſtolz und unfreundlich gezeigt haben, was
ilich Bartholomäus aus Parteilichkeit für die königliche Familie verſchweigt. Deshalb
g ſich Macalda ganz vom Hofe zurück und wohnte im Minoritenkloſter zu Meſſina,
ſſen ſchöne und einſame Lage ihrer Stimmung zuſagte. Dort erwartete ſie ihre Ent
bung. Die Königin beſuchte ſie, ohne den Sinn der ſtolzen Frau zu rühren, die Kö
gin trug ſich ſelbſt als Pathin bei ihrem Kinde an, aber was Andern eine Ehre, hieß
acalda eine Schmach anthun; ſie ließ ihren Sohn heimlich taufen; arme unbekannte
nte waren die Zeugen der Feierlichkeit.

Pläne des Ehrgeizes und der Rache beſchäftigten Macalda's unruhige Gedanken.
it einſchmeichelnden Worten und Gründen bedrängte ſie das Herz ihres Mannes, er
lte von dem treuloſen Aragonier abfallen, von einem Herrn, der ſie nicht wie ein ge-
ihlter König, ſondern wie ein Tyrann beherrſche, den verwegenen und hochmüthigen
oger de Loria begünſtige und ihn über ſie Beide und ihre Kinder zu erheben gedächte.
aymo hatte in ſeinem Leben ſchon zu oft die Partei gewechſelt, um einer treu bleiben
können; auch ſeine Hoffnungen waren weder durch Pedro's Geſchenke, noch durch das
he Amt eines Juſtitiars, das er verwaltete, befriedigt worden; vielleicht bedauerte er
h das Unglück und die Schmach ſeines Vaterlandes, da es ſchien, als wolle man die
ſel wie eine aragoniſche Provinz behandeln. Er gab den Vorſtellungen ſeiner Frau
h und fing heimliche Unterhandlungen wieder mit den Anjous in Neapel an. Gerade
mals, Montag den 5. Juni 1284, gewann Roger de Loria jene berühmte Seeſchlacht
Golf von Neapel, in der er die franzöſiſche Flotte zerſtörte und mit vielen Rittern
h Karl's älteſten Sohn, den Prinzen Karl von Tarent, gefangennahm. Als der ge
gene Königsſohn in Meſſina am Hofe der Conſtanze erſchien, betrat auch Macalda die
laſſenen Säle der Hofburg, um zu erfahren, welches Loos die aragoniſche Familie Dem
limme, deſſen Vater Konradin hatte ſterben laſſen. Auf des Prinzen Befreiung bauten
und Alaymo ihre ſtillen Luftſchlöſſer; in ihren Palaſt zu Meſſina wurden die edelſten
gefangenen franzöſiſchen Ritter gebracht und vielleicht lag der von dieſem Anblick er-
ten Macalda ſchon der Gedanke nicht fern, ſich der Perſon Don Jayme's zu bemäch
en, wenigſtens wirft ihr Bartholomäus dieſe Abſicht vor. Sie fing wieder an, ſich
armiſcht zu zeigen, um die Volksgunſt zu buhlen, vor allem Volk verwaltete ſie das
chteramt ihres Mannes ſo gut wie er ſelbſt. Ueber dreihundert Gewappnete, Alle Feinde
n Pedro's und der Aragonier, begleiteten ſie auf ihren Fahrten durch Sicilien. Als
n Jayme mit nur dreißig Rittern die Schlöſſer und Feſtungen der Inſel beſichtigte,

folgte sie ihm auf jeden Schritt, wider seinen Willen. In solcher Noth — ruft der Geschichtschreiber aus — beschützte der Herr den Infanten und stieß die stolze Frau von dem Gipfel ihres Hochmuths herab. Don Jayme befahl heimlich neun aragonischen Galeeren und vielen Rittern, nach Trapani vorauszueilen, und als er selbst, wie zufällig, Freitags den 19. November 1284 mit Alaymo und Macalda dort ankam, ließ er Alaymo zu sich rufen und trug ihm — eine Gesandtschaft nach Aragon zu Don Pedro auf. Widerstand war da vergeblich. Alaymo schien bedächtig, aber Alle drangen in ihn, dem Willen des Infanten nachzugeben. Schweigend, mit gesenktem Haupte hörte er sie an. Er bestieg denselben Abend die Galeere. Als er nach Barcelona kam, empfing ihn Don Pedro, Don Jayme's Vater, lächelnd, mit verstelltem Antlitz. Er freue sich wahrlich, sagte er, den Vertheidiger Messinas wieder bei sich zu sehen. Er war ein Gefangener.

Dieser unerwartete, plötzliche Schlag vernichtete die Pläne Macalda's und ihrer Genossen. In denselben Tagen regte ihr bitterster Feind, der Admiral Roger de Loria, das Volk von Messina durch Reden und Vorspiegelungen auf, daß es Alaymo's Schloß stürmte und die daselbst gefangenen Franzosen im Feuer sterben ließ, in dem Wahn, Macalda hätte ihre Befreiung beschlossen und wolle ihnen und den Anjous Messina verrathen. Man verdammte auf einem Landtage zu Palermo den Prinzen Karl von Tarent zum Tode, den Konradin gestorben, aber in kluger Großmuth vollführten Don Jayme und seine Mutter, wie sie sagten, zu Ehren des Heilands der Welt das Bluturtheil nicht. Allein gegen die Anhänger Macalda's verfuhren sie ohne Schonung. Am 13. Januar 1285 wurde ihr Bruder Matthäus von Scaletta zu Girgenti enthauptet, wegen des Verbrechens, das er mit Alaymo gegen den König beabsichtigt hätte. Auch Macalda endete. Es war am 19. Februar. Sie saß mit ihren Hausgenossen im Hofe ihrer Wohnung zu Messina, spielte und scherzte mit ihnen und hörte von einem arabischen Scheik Erzählungen über die Insel Gerba an der tunesischen Küste, als die Catalanen eintraten und sie in den Thurm führten. Roger befehligte. Drohend verlangte er von ihr die Briefe und Urkunden über die Besitzungen von Sicaria. Sie würdigte ihn keiner Antwort, sondern rief nur aus: „Das ist also der Lohn, den uns der König gibt, den wir herbeiriefen und zum Genossen, aber nicht zum Herrn wollten. Doch das war von jeher der Tyrannen Art.“ So lauteten die letzten Worte, die Bartholomäus von ihr berichtet. Auch ungeschrieben liegt ihr späteres Schicksal Jedem klar vor Augen, sie verschied in der Dunkelheit des Gefängnisses, vielleicht getödtet. Ihr Gemahl Alaymo ward lange Zeit in aragonischen Schlössern in Haft gehalten, bis ihn Don Jayme nach seines Vaters Don Pedro's Tode 1286 von seinem Bruder Alfonso fodern ließ. Dieser übergab den Unglücklichen dem Gesandten Bertrand Canelli. Im Angesicht Siciliens ließ ihm dieser auf der Galeere sein Todesurtheil vorlesen. Alaymo hörte es an ohne zu beben; es sei eine gerechte Strafe für seinen Verrath, soll er gesagt haben; möchte nur sein Vaterland immer groß und mächtig und ein Ruhm im Munde der Nachwelt sein! Damit stürzten ihn und seinen Neffen die Catalanen ins Meer.

Das ist Macalda's Geschichte.

Sollte man sie nicht die erste historische Novelle der Italiener nennen?

Aus dem Gewirr der Fabeln und Sagen, womit das frühere Mittelalter all seine Bücher geschmückt hatte, entwickelte sich gegen das Ende des 13. Jahrhunderts die Novelle. Nicht gerade durch ihren Inhalt unterscheidet sie sich von der Sage; — wie viel Sagenhaftes enthalten die schönsten Novellen des Boccaccio nicht! — aber es ist doch ein großer, unverkennbarer Fortschritt in ihr sichtbar. Das ist die Schilderung der Charaktere und der Versuch, aus ihnen allein die Begebenheiten abzuleiten. Davon weiß die Sage nichts; sie heftet sich nur an Namen, denen sie fingirte Persönlichkeiten unterschiebt, mit denen Zufall und Wunder launenhaft spielen. Mit solchen Zügen des Wunderbaren, mit eine

n unausgeführten Heirathsgeschichten waren vor Allen die Geschichtbücher erfüllt
ß die Liebe der Lust und des letzten Westgothenkönigs, Roderich's, war Spanien
den Arabern erobert worden, Kaiser Otto III durch das Gift seiner Geliebten, der
in des Crescentius, den er hatte hinrichten lassen, gestorben. Leicht erkennt darin
die Anfänge der historischen Novellistik, nur noch die Bearbeitung ist arm und roh.
findet sich denn auch in einem alten sicilischen Historiker, dessen Buch vor 1296 be
t wurde, diese hier mitgetheilte Geschichte der Macalda von Lentini; in Hinsicht der
ellung nicht immer zu loben, aber ausgezeichnet in der Charakterschilderung und von
atischer Lebendigkeit. Ihr Verfasser ist Bartholomäus von Neocastro, ein Rechts
ter aus Messina. Er bearbeitete seinen Stoff als Epos, daher die vielen Episoden,
Vorliebe für lange Reden; später verwandelte er selbst seine Hexameter in eine schwere,
rmlige Prosa, aber ganz versagten sich ihm die Musen nicht; er hat in seiner Aus
ng des oben erzählten Stoffes große, schöne Gedanken und ein Gefühl für drama
Entwickelung.

Deutsche Literatur auf Schulen.

Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst.

n ein Philolog diese Stelle aus Schiller's berühmtem Wallensteinmonolog liest, wird
willkürlich Interesse für die deutsche Literatur bekommen und einräumen, daß sie wür
l, auf deutschen Gelehrtenschulen interpretirt zu werden. Denn „Er"? Wer ist Er?

Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst.

Die lateinische Rhetorik enthält einen Namen für die Form dieser scheinbaren Nach
eit, die der Dichter sich hier hat zu Schulden kommen lassen. Schiller trennte im Geist
„Menschenleben" in „Leben des Menschen". Man nennt dergleichen Constructio ad sensum
rung über das grammatische Capitel von der Ueberschaulichkeit der Beziehungen. Ein
Witze über „lederner Strumpffabrikant", „reitende Artilleriekaserne" u. dergl.
So die **classischen** Philologen. Jetzt die **Romantischen**. Sie finden z. B.
„Braut von Messina" die Stelle:

Bleibe die Blume dem blühenden Lenze,
Scheine das Schöne und flechte sich Kränze,
Wenn die Locken noch jugendlich grünen!

zuerst Veranlassung zur Lehre von der Alliteration, Stabreim, Assonanz „Blüte",
e", „blühend". Metapherlehre. Grünende Locken. Wie? ruft der Professor. Grün
? Lehmann, haben Sie schon grüne Locken gesehen? (Allgemeines Gelächter.) Leh
(hocherröthend): Nein! — Professor: Was haben Sie für Locken gesehen, Müller?
üller (der sich vor Lachen kaum zu fassen weiß, geräth jetzt in Verlegenheit): Sei
. Neues Gelächter. — Schwarze Locken! ruft Fischer. — Aber grüne, grüne Locken!
er Professor fort. War das nicht corrupt von Schiller? (Neues Gelächter.) Also
Mit welcher Jahreszeit ist die Jugend verwandt? — Antwort: Mit dem Frühlinge.
as thun die Bäume im Frühlinge? — Antwort: Sie werden grün — sie grünen. —
kann man diesen Ausdruck „grünen" von den Bäumen auch auf die Menschen
gen. Grüne Locken ist poetisch und Schiller bleibt Schiller.
un kommen drittens die **Literarhistoriker**. Glücklicherweise kann man nämlich
tische Literatur so „tractiren" wie die griechische und römische. Man nennt Jahres
Namen, Büchertitel, Ausgaben. Da heißt es: Ulphilas. Minnesänger und Mei
er bis Opitz und Lessing. Das Nibelungen-, Amelungenlied und Gudrun. Ein

Glück, wenn man wenigstens bis zu Hans Sachs kommt und mit Hans Sachs zur Unterhaltung abgeht. Der Cursus ist zweijährig; der Rector studirt selbst die Minnesinger. Es geht also langsam. Wer Das noch brauen lernen will, was sich noch Hans Sachs begeben, nun, der hat Gewinnst! Hat man sich einmal die Thatsachen und die Urtheile eingeprägt, so kann die Lectüre der Dichtungen selbst unterbleiben. Bei Walther's von der Vogelweide neuem Rock, den ihm der Landgraf von Thüringen gab, findet sich Gelegenheit genug zu Witzen, daß Leising mit 800 Thalern jährlich nicht auskam, daß er und Nicolai für den Druckbogen der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" zwei Thaler vom Verleger empfingen, Gellert ein Reitpferd von Friedrich dem Großen bekam, die modernen Dichter aber blos um Geld und für Geld und auf Geld schrieben. Citate dafür bietet Weber's Literaturgeschichte.

Viertens kommen die Paraphrasen:

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Der Professor beginnt: „Ein Mensch, sei es Mann oder Weib, der nie sein Brot — Brot, das Befriedigungsmittel des dringendsten Bedürfnisses, trockenes Brot, das Zeichen der Armuth — mit Thränen aß — Thränen, der Ausdruck des Kummers, des Grams, des Leidens und des Mißgeschicks — ein Mensch ferner, der nie die kummervollen Nächte — die Nacht, die Zeit des Schweigens und der Einsamkeit, die Zeit, wo sich der Kummer concentrirt (daher kummervoll), während der Tag tausend Zerstreuungen und Tröstungen gewährt — auf seinem Bette wachend saß — er sitzt auf seinem Bette, er liegt nicht da und schläft, der Schlaf ist ihm versagt. Erinnern Sie sich!' „Alter Freund, immer getreuer Schlaf, fliehst du mich auch, wie die übrigen Freunde?" Also er wird immer unglücklicher und wehmüthiger, er weint immer mehr (über die Bedeutung der Thränen vergleiche oben!); fassen wir also Alles zusammen: Ein Mensch, Mann oder Weib, der erstens nicht arm, zweitens nicht unglücklich, drittens nicht schlaflos ist, also ein reicher Mensch, ein Kind der Freude, dem an jedem Abend der sanfte Genius, der leibliche Bruder des Todes, mit erquickendem Schlaf (Mohnkelch. Digression auf Matthissen) sich naht, ein solcher Mensch kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte, — ein den deutschen Dichtern geläufiger heidnischer Ausdruck für Gott — der kennt Gott nicht, er kann ihn nicht kennen. (Auch das Neue Testament sagt: Es kommt eher ein Kameel, d. h. ein Strick, ein Tau, nicht etwa ein Kameel, falsche Luther'sche Uebersetzung, durch ein Nadelöhr als ein Reicher ins Himmelreich.) Man muß demnach arm, unglücklich und schlummerlos in Thränen sein, um Gott kennen zu lernen."

In dieser Weise kann man über ein Weniges recht Vieles sagen. So ist es in neuerer Zeit einem recht trivialen und überdreisten Herrn, Clemens Günther, möglich gewesen, über Schiller's „Glocke" 400 Seiten zusammenzu[illegible].

Wie soll man auf der Schule deutsche Literatur lesen? Es ist eine ernste Angelegenheit, von der wir reden. Die Errungenschaft der deutschen Geistesarbeit, der nationale Literaturschatz, in den das Jahrhundert der Aufklärung so glänzende, in den auch die jüngere Zeit so manche dankenswerthe Beisteuern eingezahlt hat, das ist ein heiliges Gut, dessen schon die Jugend theilhaftig gemacht werden muß, damit das spätere Literaturinteresse sich nicht auf ärmliches Coquettiren mit gefüllten Bücherschränken und geschmackvollen Einbänden reducire, sondern eine Macht werde, die uns das Höchste erringen hilft: Eine achtbare Gegenwart und mindestens ein Vaterland.

Die Winke, die für einen guten Unterricht in der vaterländischen Literatur beherzigt werden müssen, lassen sich auf folgende drei zurückführen. Zuerst bringe man immer

auf den Kern des Inhalts und halte sich nicht bei Formspältereien auf. Dann lese man wenigere Gute gründlich, verflüchtige sich nicht in eine historische Titel- und Zahlen sammlung, die nur den Schein des Positiven an sich trägt, nicht in allerhand Notizen und Curiositäten. Endlich verwässere man weder das Denken noch das Empfinden, sondern befleißige sich einer klaren Kürze des Gedankens, die immer eine innige Rührung des gesunden Gefühls zur Folge haben wird. Durch die Aufmerksamkeit auf den Inhalt, die gerade bei diesen Studien sich am leichtesten anregen läßt, wird der junge Geist angespornt, überall durch Eifer und Energie die Form zu bewältigen und z. B. bei fremden Sprachen und Schriften auch rascher zum eigentlichen Genusse zu kommen. Durch die gründliche Kenntniß von wenigem Guten ist ein fester Halt des Urtheils gegeben, ohne den eine Beschäftigung mit dem blos Historisch-Interessanten sehr gefährlich für die Bildung ist. Durch feste Einheit endlich des klaren Gedankens und des innigen Gefühls ist dem Menschen in der Kenntniß der Literatur ein guter Engel beigesellt, der ihm, wenn er ausruht vom Staub des Werkeltagstreibens, eine wahre sonntägliche Erbauung und eine edle Weihestimmung verleiht.

Anregungen.

Die Stammcharaktere der Türkei.

Eine tabellarische Charakteristik der Hauptvolksstämme der Türkei lautet, ins Deutsche übertragen, nach armenischen Missionären folgendermaßen:

	Albanese.	Slave.	Grieche.	Türke.
In der Kleidung:	Düster.	Einfach.	Schreiend.	Prachtliebend.
Sein Gewehr:	Ein Adler.	Ein Bär.	Ein Fuchs.	Ein Elefant.
Im Entschluß:	Zag.	Unbesonnen.	Schlau.	Zögernd.
Dem Körper nach:	Behend.	Kräftig.	Zart.	Massiv.
Im Charakter:	Ernst.	Sentimental.	Gefällig.	Pathetisch.
Im Aeußern:	Wie ein Teufel.	Wie ein Mann.	Wie ein Engel.	Wie ein Bild von Stein.
Die Redeweise:	Ein Heulen.	Ein Singen.	Ein Loben.	Einfaches Sprechen.
In der Religion:	Wetterwendisch.	Abergläubisch.	Charakterlos.	Bigott.

Der Zweck der Schöpfung ist der Mensch.

Was der letzte Zweck alles natürlichen Schaffens sei, so weit er sich als reales Naturobject faßlich angeben und aufzeigen läßt, ist abgesehen von der Meinung, die Jeder über Vollkommenheit und Vollendung hat, von der Wissenschaft mit all der Logik und Beweiskraft dargethan worden, welche von der Beantwortung einer Frage von so hoher Bedeutung beansprucht werden kann. Vorzüglich die neuern Forschungen in zwei Gebieten, der Paläontologie, d. h. der Urgeschichte, sowie der vergleichenden Anatomie und Physiologie, haben die Thatsache unwiderleglich festgestellt, daß das Ganze der ergründeten Schöpfung als ein Ringen, eine im Kampfe hervorgegangene Entwickelung zu immer ausgebildeterem Organismus angesehen werden muß, dessen Ziel, kurz angegeben, im Menschen zu suchen ist. Die vergleichende Anatomie ist darin glücklich gewesen, die gesammte animalische Organisation als eine sich immer steigernde und vergeistigende aufzuzeigen, welche im Menschen endlich zu ihrem klarsten und harmonischen Ausdruck gelangt. Die Systeme, welche in diesem deutlich entwickelt durcheinandergeschlungen sind, lassen sich in elementaren vorbildlichen Formen schon an den untersten Thieren aufzeigen: die Natur machte wiederholte und tausend vergebliche Versuche ehe sie aus ihrem unklaren Streben hervorbrechen, ehe sie zu einer Form gelangen konnte, bei der sie, wie bei der Hervorbildung ihres Meisterstücks, endlich stehen blieb. Immer hat sie das Werk vom Neuem zerbrochen und seine Trümmer wieder umgeschmolzen, und so durchlaufen noch heute die materiellen Elemente vom unorganischen Dasein an einen langen Weg, bis sie zu selbstbewußten Bestandtheilen eines lebendigen Wesens umgewandelt werden sind.

Daß in der Natur geistige Aufeinanderfolge in der Entwickelung stattgefunden habe, daß das ganzliche Reich individueller Schöpfungen nicht ein bloßes Nebeneinander von Gattungen und Arten, sondern eine dynamische Stufenfolge darstelle, ist aus der Existenz vormenschlicher Schöpfungsperioden und ihren von den Gregnessen bezeichneten allmäligen Staffeln von immer höhern und höhern Organismen zweifellos jetzt dargelegt.

Dresdner Eindrücke.

Aus einem Privatbriefe entnehmen wir folgende Stellen:

„Andersen läßt in seinem »Nur ein Geiger« den wanderlustigen Schneider zum Venusberge erzählen, zu dem es unwiderstehlich hinzöge, wenn man einmal drin gewesen. Mir geht es so mit Dresden und was Thackeray sagt: „...Es macht so glücklich, die Feder wegzulegen und auch nur an das schöne Rheinland denken zu können — "" Das kann ich halb und halb auch auf den Blick beziehen vom Belvedere auf der Brühl'schen Terrasse nach den Elbufern hinüber! — Als ich von Schlesien über Görlitz mit der Windsbraut dahin dampfte, hatt' ich einen Reisegefährten, der behauptete, von Radeberg wäre die Senkung der Bahn so bedeutend, daß es dort nicht einer Hemmung der Locomotive bedürfe. Es war ein Humbug, dessen Wahrheit abzuwarten mir viel Vergnügen machte. Die Locomotive rauchte nämlich ebenso vor wie hinter Radeberg. — Die Gemäldegalerie kannt' ich. Ich sah sie wieder, aber zum Genuß war sie zu überfüllt. Ich wandte mich diesmal dem Antikencabinet zu. Hier wurde mir wohl. Geist und Herz öffnen sich im Anschauen dieser, wie hingehauchten, das vollste, wärmste Leben athmenden Werke. Tagtäglich diese steinernen Classiker um sich und man würde ein besserer Mensch. Nur die Antike ist doch allein wirklich schön. Das Museum hat einen Homerischen. Man glaubt sich in die Ilias versetzt. Pallas Athene mit dem schützenden Schild tritt zur Rettung ihres Lieblings daher; dort schüttelt Zeus seine ambrosischen Locken; Ariadne klagt auf Naxos; Antenin im kriegerischer Kleidung, der sterbende Sohn der Niobe, der Gott des Schlafs als geflügeltes Kind auf einem Löwen ruhend, zu seinen Füßen eine Eidechse, als Hingabe poetischer Träume; Amor mit einem Löwen spielend; ein Satyr im Kampfe mit einem Hermaphroditen... Das Alles sind Bilder voll Leben und Wahrheit! — Am Abend sah ich moderne Plastik. Die Pepita tanzte. Die Scene im Theater war eine südliche Landschaft. Buntgekleidete Fackelträger standen an den Seitencoulissen. Gleich bei ihrem Erscheinen wurde sie mit Beifallsklatschen vorschußweise begrüßt. Sie tanzte lebhaft, feurig, glühend, mit einer an Raserei grenzenden Leidenschaft. In jeder Faser ihres Wesens lag Sinnlichkeit. Sie konnte ein Kind der Tropen sein, wenn man nicht so sehr gefühlt hätte, daß diese Natur Kunstnatur war; sie hatte sich erst künstlich zu dieser Leidenschaft aufgestampft und tanzte daher mit den Beinen mehr mit dem Kopfe als mit dem Herzen. Auch Ira Aldridge sah ich. Der erste Neger that mir leid. Die Dresdner finden keinen rechten Geschmack an ihm."

Die Religion des Alters.

Mit den zunehmenden Jahren verwandelt sich unser religiöser Glaube mehr und mehr in Fatalismus. Nicht in jenen blindgläubigen, dem Zufall sich anheimgebenden Fatalismus, sondern in die Ueberzeugung von einem im Menschenleben waltenden Gesetze der Sittigkeit. Wer auf sein verflossenes Dasein zurückblickt, sieht eine unsichtbar ordnende, immer still aufräumende und künstlerisch malende Hand entdecken, die wie nach einem schönen Bilde in das Chaos unserer Triebrisse Harmonie und Zusammenhang bringen wollte und schon mannichfach gebändigt hat. Jede Ausschreitung fand ihre Strafe, jede Ungebühr rächte sich, auf Nacht folgte Licht, auf allzu reiche Freude wie auf die gehobene Welle die sich senkende des Leids. Diese erkannte Regelmäßigkeit in den Ausgleichungen, diese tiefgefühlte Wiederholung ewiger und sittlicher Gesetze in unserm Leben wird dann zuletzt die einzige Richtschnur unsers Handelns, mäßigt unsere Wünsche, zügelt unsere Leidenschaften, stärkt und belebt unsere Geduld und Hoffnung.

Theorie und Praxis.

Der redlichste, beste Charakter, mit irgend einer Aufgabe in die Mitte einer gewaltig sich bewegenden und leidenschaftlich durcheinandertummelnden Welt gestellt, kann sich ohne Fall nicht erkämpfen.

Was ist ein treuer Freund?

Jemand, der, entfernt lebend, uns auch ohne Briefwechsel der Alte bleibt.

Ein Wahlspruch.

Gegen Alle — Hand aufs Herz.
Gegen Niemand — Herz auf der Hand.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 43. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Ring oder die Nihilisten.

Eine Erzählung in sieben Capiteln vom Herausgeber.

Siebentes Capitel.

Bewährungen und Ausgänge.

Wie brechen die allmälige Entwickelung unserer Erzählung ab, denn nur noch Resultate können wir geben. Die Zeit, die auf die bis dahin geschilderten Herzensvorgänge einbrach, wurde zu großartig. Zu umfassend riß sie das einzelne kleine Leid in ihre Strudel. Der Mensch soll schweigen, wenn das Jahrhundert redet. Mögen der Leser aus einzelnen Andeutungen, die wir noch angeben wollen, sich die Vermittlungen selber bilden.

Die Februarrevolution wälzte sich über Hütten und Paläste. Sie berührte Länder, Städte und die entferntesten stillen Plätze des Waldes und des Gebirgs. Auch in H., unserer Universitätsstadt, warf sie Das, was im Vordergrunde stand, sofort um und der Schutz, den hier Viele, die in die Mauern dieses alten Musensitzes flüchteten, suchten, war nicht minder gefährdet. Ringsum gährten die Dörfer. In Liederbach stürmte man das Amtshaus. Der Justitiar Dammert erfuhr jene tragikomische Art, wie oft die Geschichte ihre Vergeltungen übt. Ihm, der auf dem Amte die Widerreden der Streitenden mit hagelschengeworfenen Geldstrafen zu zügeln pflegte, kam die Parodie, daß er am Fenster seiner Wohnung stehend die wüthenden Haufen haranguiren wollte und ebenso wie von ihnen unterbrochen wurde, wie früher er sie auf dem Amte unterbrochen hatte. Mitbürger, Freunde, rief er, wie könnt ihr mir den Schmerz anthun? Fünf Groschen Strafe! rief der Haufe. — Ihr Männer von Liederbach, waret ihr bisher nicht ruhige, glückliche Menschen — Sechs Groschen Strafe! rief der Haufe. — Leute, die Gemeindenutzung der Weidekoppel ist seit hundert Jahren nur ein Geschenk vom Stiftshofe — Zehn Groschen Strafe! Zwölf Groschen Strafe! — Wie könnt ihr, ich bitt' euch, euch selber schelten, daß die Gemeindenutzung — Funfzehn Groschen Strafe! — Aber ich bitt' euch — die Weidenkoppel — Einen Thaler Strafe! und so ging es fort an jenem März-Sonntage voll Wildheit und Spott, bis die Fensterscheiben zertrümmert und die Forderungen über Gemeindeberechtigungen bewilligt waren. Haufen von Landschütz

stürmte man gleichfalls den Stiftshof. Frieda, die gerade anwesend war, hielt eine Rede, die ebenso verspottet wurde wie die Dammert'sche und ohne alle Wirkung blieb. Die Zeit der Matadore von sonst war eben vorüber. Dadurch wurde Hans vollends der Schützling, der Leidensgefährte und Sklave Frieda's. Durch sie gewann der Baron Muth und Sammlung. Durch sie gewann er sogar einen Uebergang in die neue Zeit, die einem Triumphzuge ähnlich sah. Man machte den Baron vom Stiftshof zum Commandeur der Bürgerwehr von H. Es kostete Hansen seinen Stall; er wollte Cavalerie unter sich haben und mußte seine halbe Schwadron größtentheils selbst beritten machen; doch saß er zuletzt mit seiner schwarzrothgoldenen Schärpe so majestätisch zu Pferde, er gewöhnte sich so an Alarmirungen, Anerkennungen seiner Würde, Voraussetzungen der Erhabenheit seiner Aufgabe, daß er sich entschieden zur Revolution, respective Reform, bekannte, als in Folge der Reaction die Bürgerwehr mißachtet, sein Befehl nicht mehr gehört, seine Autorität an Militär abgegeben wurde. In der That, eine lange Zeit bekannte Hans sich zu demokratischen Grundsätzen, bis er eines Tags von dem ersten Wollmarkte, den er nach der „Anarchie" wieder besucht hatte, im Jahre 1850, als Mitglied der großen Grundbesitzer-Ligue zurückkehrte und sich mit Besonnenheit allmälig wieder auf seinem alten vormärzlichen Standpunkte zurecht fand.

Wingolf's Beherrschung der wilden Wogen dauerte verhältnißmäßig lange: vierzehn Tage. Constantin, den Wingolf mit Hertha zugleich in seinen Zimmern ohne weitere Anfrage, ob er jetzt diese Einigung dulden und genehmigen wolle, empfing, Constantin erklärte ihm, daß man ihn leider mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen müsse. Die Revolution verschlänge, setzte Hertha in leidenschaftlicher Erregung hinzu, wie Saturn ihre eigenen Kinder. Der Vater, weit entfernt, über diesen ihm gegenüber übelangebrachten Gemeinplatz eine Reflexion zu machen, arbeitete wie ein Löschender an einer Feuersbrunst, die mit bestem Willen nicht zu meistern war und eben ausbrennen mußte. Er glaubte wirklich die Flammen bewältigen zu können und sagte dies auch, so redlich an sich selber glaubend, wie damals Jeder an sich selber glaubte. Von Ironie, von Humor, von der Auffassungsweise so zu sagen des griechischen Chors war keine Rede. Jeder glühte für seine Einsicht und gerieth in Zorn und Vernichtungswuth, wenn man ihm widersprach und etwas irgend besser wissen wollte. Das Ministerium Wingolf war nach vierzehn Tagen das zweite Opfer der Zeit. Es kamen dann dritte, vierte, fünfte Opfer. Die Kämpfenden mischten sich oft wunderbar. Wer heute erlag, wurde morgen Opponent. Es war ein seltsames Wirrsal der endlich losgebundenen Geister, die zu lange in Büchern gelebt hatten. Von den Herzen konnte natürlich keine Rede mehr sein. Ob da Pfarrer Planer in Liederbach fast sein Amt einbüßte und sich in die Stadt flüchtete, ob Eberhard sich mit Agnes vermählte, das Alles hörte zwar Hertha, aber sie nahm es auf wie etwas, was einer völlig andern Welt angehörte. Es machte ihr nur einen rasch übergehenden zuckenden Schmerz. Die Besinnung fehlte. Entweder war die Vergangenheit oder die Gegenwart ein Traum. Wer hätte in jenen Tagen auch nur die Auffassung der Wirklichkeit ganz in seiner Gewalt gehabt!

Hertha, so erregt war sie, hätte unter solchen Umständen, wo sie wie eine Manon Roland leben wollte, auch wie eine Roland sterben können. Constantin hatte sich ganz verändert. Alles war jetzt fest an ihm und Eberhard und Constantin hatten ihre gleiche Grundsätze. Hertha lebte nur dem Allgemeinen und den Haß gegen die Widersacher des Menschenwohls hatte sie ja nie aufgegeben, auch als sie einst im Begriffe war, Constantin aufzugeben. War's auch nur um eine Zeitung, um eine Adresse, um eine Demonstration, heiliger Ernst war ihr Alles. Sie wollte nirgends fehlen, sie wollte die höchsten Maßstäbe an jede Unternehmung gelegt haben, sie sah ihren Vater vom Rathe abtreten, wie etwas, was sich von selbst verstand, sie trank gerade den Thee bei ihm

während er abdanken mußte und vor einem eingeworfenen Fenſter aus Unwillen zögern wollte. Hertha vermiß ihm ſeine „Halbheit", ſprach mit glühender Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ſeines Sturzes ... wo waren die Gedanken an Liederbach, an den Stiftshof, ihre angefangenen Bekenntniſſe für Conſtantin hin! Ein halbes Jahr ging das ſo von Tage zu Tage fort; jede Stunde hatte eine Aufgabe. Conſtantin's Erregung war jetzt die ihrige, ein Band der praktiſchen Ueberzeugungen umſchlang Beide, ſeine Leidenſchaft, ſein Zorn, ſein Haß, wenn man ihn und ſeine Auffaſſung zu überflügeln wagte, war wieder ihre Leidenſchaft, ihr Zorn, ihr Haß. Eine Frau weiß kaum, wie ein ſtarker Mann ſie führen kann und welch ein Zauber in der männlichen Größe liegt. Doch zuletzt erlag Hertha dieſen Anſtrengungen. Sie wurde krank. Dem Tode nahe, ſah ſie in Eugeniens ihrer Mutter Antlitz und erkannte es nicht mehr. Eugenie verzweifelte; funfzig Meilen weit war ſie hergekommen, von dem Ort, wo Wingolf ſeine in der Reſidenz unhaltbare Stellung in Zurückgezogenheit zu vergeſſen ſuchte; es war jene Provinzſtadt, wo er als Chef eines Gerichtshofs einſt die Liebe und Achtung der Bewohner ſich erworben hatte und ſie im reichſten Maße wiederfand. Auf Frau von Zabel's Nachricht war Eugenie gekommen. Dieſe gute Frau von Zabel war die einzige von der ſogenannten „Geſellſchaft", die in der Reſidenz bei den Gefahren ihrer Penſion aufgehalten hatte. Auch Julie von Reiß war mit ihrem Gatten und den Kindern nach Italien „geflüchtet", wie damals der Ausdruck war. Eugenie kam vorgereiſet. Sie fand Hertha im furchtbarſten Fieber. Ihr Körper war gebrochen, ihr Geiſt wie erloſchen.

Lange, dumpfe, endloſe Wochen vergingen, bis Hertha in treuer Pflege genas und die Eindrücke der Zeit auf ſich wieder wirken laſſen durfte. Die Aerzte verboten dieſe Einwirkung. Sie verordneten eine Entfernung in ein ſtilles Bad und verlangten auch dort Hertha's Unbekanntſchaft mit Allem, was ſich in der Zeit ereignete. Von Conſtantin kamen dann und wann eilige, von den Begebenheiten gedrängte Briefe. Auch ihr Vater ſchrieb, aber nur kurz. Sie wußte über die „Stellungen" wie es damals hieß, von Beiden mit wenig. Der Vater war auf den Schauplatz der Politik in der Eigenſchaft eines Deputirten zurückgekehrt; das erfuhr ſie, weil Eugenie dadurch in die Lage kam, Wingolf nach dem verwickelten neuen Leben einige Zeit allein überlaſſen und Hertha in ein Bad begleiten zu können. Für Hertha waren dieſe Entfernungen unbedingt nothwendig. Ihre Kraft ſchien hin; die Ueberreizung hatte für den Augenblick ihr Nervenleben zerſtört, ſie brauchte Schonung und fand ſie nur in der abgeſchloſſenſten Einſamkeit. So lebte ſie ein halbes Jahr mit der Freundin, ihrer Mutter, am Genferſee.

Als ſie in großer und herrlicher Natur geneſen und geſtärkt endlich zurückkehrte nach Deutſchlands inzwiſchen mannichfach bedrängt geweſenem und blutgetränktem Boden, fand ſie eine ſehr veränderte Welt. Sie mußte gefaßt ſein auf dieſe Veränderung; denn von ihren Theuern war ſeit lange nur dunkle Kunde zu ihr gedrungen. Conſtantin ſchrieb nicht mehr. Da waren Aenderungen vorgekommen. Welche, ließ ſich ſchwer ſagen. Faſt unmöglich war es, die ſich inzwiſchen geſtaltet hatten und wie ſie ſich dem beruhigten und mannichfach geläuterten Geiſte Hertha's darbieten ſollten, erſichtlicher zu machen, greifen wir den Faden unſerer Erzählung wieder auf und geben nach der Wahrheit jener Zeit und des von ihr bedingten Lebens einige Bilder, die in kurzen Zügen uns verrathen werden, was inzwiſchen Alles geſchehen und wie das Auge aufſchauen mußte, um nach einem langen Wahne ſich wieder in der Welt und der eigenen Bruſt zurechtzufinden.

Das erſte Bild, das wir aufrollen müſſen, iſt dies:

Dumpf läuten die Glocken von den Thürmen der alten Univerſitätsſtadt H. Trauerglocken ſind's, Sterbeglocken. Ein Leichenzug bewegt ſich zum Friedhofe. Steif anige-

worden ein Sandhügel. Es ist die Stätte, wo der Sarg soll eingesenkt werden, dem viel Leidtragende folgen. Rings hinter Gräbern und Postamenten, hinter hellgrünen Hängeweiden und dunkeln Lebensbäumen stehen Zuschauer und Hörer genug aus Dorf und Stadt. Ein Greis tritt vor mit ruhig ergebenem Blick und spricht den Nachruf einer Dahingegangenen. Es ist ein Weib, das gestorben, eine junge Mutter, eine junge Gattin. Der Redner, der ihrem Andenken die Worte der Liebe widmet, ist der alte Planer, der Vater gibt dem eigenen Kinde Zeugniß, die Verblichene ist Agnes. Eberhard, der Gatte, steht ihm zur Seite. Ergeben sein Blick. Agnes ist nach kurzer Mutterfreude an den Folgen ihres Glücks gestorben. Gute Menschen, deren Freundschaft einem Manne wie Eberhard nicht fehlen konnte, pflegten die Mutter und ihr Kind.

Der Sarg ist niedergesenkt, mit Blumen bestreut, mit Erde beschüttet. Gefaßt stützt sich der Greis auf seinen Sohn und schreitet dankend für die stillen Grüße des Mitgefühls durch den Friedhof an die Pforte, betritt den niedergelassenen Tritt des Trauerwagens und fährt an Eberhard's Seite zurück in die gemeinschaftliche Wohnung. Der heilige Dienst, den sie soeben verrichtet, ist in solchen Jammerfällen das letzte Glied einer Kette von herzzerreißenden Mühen. Es ist ein letztes Opfer, dargebracht der schmerzlichsten Nothwendigkeit, furchtbarer als alle vorangegangenen und doch beruhigend. Die geängstete Seele athmet nun endlich auf; das Leben fodert wieder seine Rechte, ein aufgerissener Felsen schließt die grauenvolle Spalte und Moos, Baum und Strauchwerk wächst wieder über ihr, gerade so, wie zuvor, gerade so, wie wenn nie etwas gewesen wäre.

Mitten in solchem Jammer einer nach der Entbindung von einem lieben Mädchen eintretenden und zum Tode führenden Erkrankung seiner Gattin hatte Eberhard noch andere Sorgen. Man hatte ihn in der Bewegungszeit zum Gerichtsrath ernannt, er hatte dem neuen Geiste mit Wort und That sich verpflichtet gefühlt; die Wiederherstellung der alten Ordnung stellte ihn zur Disposition. Er konnte den Ausfall seiner Einnahmen ertragen; sein eigenes kleines Vermögen verband sich mit dem ansehnlichen Besitzthum des alten Planer und dessen von Liederbach, wo ihm nach dem Bruch mit der Gemeinde ein Vicar gestellt wurde, noch bezogener Entschädigung. Doch widerwärtiger war ihm das Gefühl der einstweiligen Muße und die ihm gleichsam gestellte Frist einer bessern Besinnung für seine künftige Brauchbarkeit. Er hatte deshalb die Absicht, den Staatsdienst ganz zu verlassen und lieber als Advocat in die Residenz zu ziehen. Planer, obwol Eberhard's Grundsätze nicht theilend, wie Alles, was von seinen eigenen Definitionen nur um die Haarbreite abwich, billigte seinen Plan; er schutz sich, nachdem ihm der unerbittliche Tod ein braves und in der Ehe mannichfach bewährtes Kind entrissen, auf einige Zeit aus dieser Gegend weg. Beide beschlossen, mit einer Wärterin der fröhlich gedeihenden kleinen Meta diese Reise unverzüglich anzutreten.

Die Uebersiedelung erfolgte. Eberhard miethete in der Residenz eine entsprechende Wohnung. Eine Führerin des Haushalts wurde auf fremde Empfehlung gewonnen und brauchbar befunden. Dem Kinde gebrach die nächste Obhut nicht und schon der Großvater wurde der kleinen Meta ein treuer Wächter. Eberhard that die nöthigen Schritte, um aus dem Staatsdienste zur Advocatur zu gelangen. Es boten sich Schwierigkeiten, doch wurden sie beseitigt. Bei dem neugewonnenen und auch erhaltenen öffentlichen Verfahren plaidirte Eberhard Oft mit Glück. Seine Beredsamkeit war nicht glänzend, aber sie überzeugte. In seinem schlichten Vortrage lag die Bürgschaft seiner Redlichkeit.

Schon waren Wochen vergangen in neubegründeter, ergebener Hoffnung auf die heilende Macht eines pflichtenvollen Lebens. Ein Vater und ein Sohn, verbunden durch eine schmerzliche Erinnerung, verbunden durch eine freudige Hoffnung. Vater und Sohn hütend ein liebes neues junges Reis auf einem Grabe, an dem drei Menschen gemeinsam trauerten. Es war ein schmerzliches, aber gehobenes Leben. Eberhard sah manchen alten Be-

ten wieder. Constantin Ulrichs vermied er. Die Bahnen, die dieser und die er ging, en getrennt. Wie man damals auf Umwandelungen gefaßt sein mußte, was man in en Zeiten täglich und beim Verwandtesten erlebte, dafür gab es merkwürdige Erfah- gen. Wir wollen eine anführen, die überraschen wird . . . .

Eberhard wurde eines Tags in den belebtesten Straßen mit seinem Namen begrüßt. mußte sich besinnen, wer vor ihm stand. Ein kleiner, vom Kopf bis zum Fuß schwarz- ideter Mann, um den Hals so lose ein Tuch geknüpft, daß die Hemdkragen fast zu- lich umgebogen lagen, ein Hut mit breiter Quäkerkrempe, schwarze Handschuhe, ein legies Antlitz und das lange blondgelbe Haar in der Mitte gescheitelt und auf den Kragen niederfallend. Ein frommer Missionar stand vor ihm oder ein Pfarrer oder ein llehrer und doch war es nur Jean Reps und keineswegs als Theolog oder Betstunden- r oder Schullehrer oder sonst in einem gesammelten geistigen Berufe, sondern in der An- schaft, wie er versicherte, auf die ersten Erfolge einer industriellen Unternehmung, die lte Nihilist, jetzt Novize eines neuen Lebens, sich anzubahnen gedachte. Er wiederholte erstaunten Freunde auf Ehre und Seligkeit, er wäre eben im Begriff, da in ein vor liegendes großes Hutmachergewölbe einzutreten und zwar seines künftigen Berufs wegen. Bester Freund! sagte Jean Reps. Der Geist des Jahrhunderts hat jetzt in allerlei gen zu den Menschen geredet. Auf die Barrikaden rief er mich nicht. Dieser flüchtigen gung der Phantasie sind ja auch Sie nicht gefolgt. Nach der Reaction, die ich noch auf- g mit Schrecken kommen sah, trat eine Zeit der Verzweiflung ein. Ich folgte an- wie immer Constantin. Ich putzte ihm wie immer die Schuhe, klopfte ihm wie r die Kleider; figürlich und wirklich. Unser Verstand war jedoch zu Ende. sahen gleich in den ersten Tagen des tollsten aller Märzmonde zuviel des Unsinns. rhalb und innerhalb Trojas, überall dieselben Dummheiten, sowol der eigenen, wie ndern Partei. Ich, bester Freund, gewann schon lange die Ueberzeugung, daß nser Mühen und Sorgen um den Sieg der gesunden Vernunft leeres Stroh ist. die kolossalgelingenden Dummheiten, nur ein grotesker durch seine Dimensionen er- er Wahnsinn gibt den Funken für all jenes Stroh her und damit der Welt ihre rechten fackeln. Columbus, ein halber Narr, entdeckte auf diese Art Amerika. Ferner kam ich Ueberzeugung, daß wir wahrhaft hochverrätherisch und gotteslästerlich hochmüthig n werden für die Situationen, in denen sich unser Planet nun einmal befindet. Ich Sie! Es ist eine Raserei, uns mit Plato, Aristoteles, Spinoza und was dazu ge- schon so früh bekannt werden zu lassen. Es ist ein Verbrechen, unsere Schulen zu stätten erst eines idealen Hochmuths zu machen und hernach Menschen in eine Welt ab- n, die um eine Schüssel kaltgewordener Erbsen jeden leidlich rangirten Schuster beneidet. Freund, mir ging's sowol was die Erbsen wie was den Schuster anlangt ganz nach n Bilde. Was hatt' ich denn nun von Spinoza's Pantheismus, wenn ich in einer leben sollte, wo nur Der zu etwas kommt, der sich ein Sandkorn im Ganzen fühlt, geborene Made und Milbe im großen Käse der civilisirten Ordnung! Konnte n nun aufs Schloß rennen, die Eisengitter vor der Auffahrt zum Throne wie Simson ben und mich beim König an den Tisch setzen und rufen: Herr, ich will auch leben, wie Sie! Das ging eben nicht. So stieg ich hinunter in einen Keller, der da liegt rstigen Wassergleis. Allda wohnet ein Mädchen, so da heißt Philippine. Ihres Ge- s eine Puffe, Samuel Gottlob Puffe heißt ihr Vater und schon in besseren Tagen damals noch vogelperspectivischen Weltanschauung lernte ich, wenn ich an mein ichtes Fortkommen durchs Leben dachte, von unten auf, durch meine Stiefeln, reuen Menschen kennen. In Gemeinschaft mit vielen muntern Ratten bewohnten sie Keller. Ein Candidat der Gottesweisheit war ich schon sonst ein Glanz für diese ein Gott für diesen Keller und in den Zeiten der Constantin'schen Vogelperspective

nährten und speiseten sie mich bereits ostermalen mit irdischer Speise und irdischem Trank. Philippine und ihr Vater sind Erleuchtete. Mein kindliches Gemüth raubte ihnen nie diesen glanzvollen Schimmer ihres Kellerdaseins. Wenn Philippine Sonntag Abends die Carpenterine nahm, Citrone, Zucker und Rum vom Krämer holte und der alte Puffe beim ersten dampfenden Glase mit mir anstieß und sprach: Sie, Herr Reyse, freuet Euch in dem Herrn allewege! so stimmte ich in sanfter Melodie ein Lied von Gellert an, trällerte dann allmälig mit einem Sebastian Bach'schen Schnörkel in das schöne Lied von der Frau Nachtigall hinüber, regte den alten Nachkommen Hans Sachsen's zu allerhand Wanderliedern und erlaubtester Weinlust an, bis er mit den Pantoffeln zu klatschen anfing und die Worte sprach: Auch David tanzete vor der Bundeslade. Und dann tanzeten wir Alle und tranken Punsch und dies gemüthliche Dasein wurde selbst geführt in den Schrecken der Anarchie. Die Schuhe wurden ja damals noch mehr abgerissen als die Phrasen und Sie wissen, das will viel sagen. Puffe hatte Gönner. Er wurde Wahlmann, er buldete um seinen Glauben, er predigte oft auf der Gasse, zuletzt in Bezirksversammlungen und die Folge waren achtbare und wirksame Empfehlungen nach Oben; ach, nur immer nach Oben, nur immer nach Oben, bester Freund! Für mich hat sich dabei eine merkwürdige Wendung herausgestellt. Wie Sie mich hier sehen, hab' ich vor den Thoren ein Haus gemiethet und errichte daselbst unter allerdings eigenthümlichen Umständen eine Fabrik von Filzschuhen, von Filzteppichen, von Filzsocken, von Filzgegenständen aller Art; im Filz wird mein ganzes neues Dasein gebettet sein.

Eberhard erstaunte und bat um Aufklärung.

Sie fragen vielleicht, wo bekomm' ich das Geld, die Arbeitskräfte her? Sie müssen wissen, bester Freund, daß ich eine Fabrik begründe im Geiste des Jahrhunderts. Ich bin vor Ihnen, Eberhard Ott, vor Constantin und Allen, die den unverbesserlichen Adam meines Herzens kennen, nichts als ein Fabrikant von Filzwaaren, einem gesuchten Artikel, mit dem ich jährlich die Messen bereisen werde. Aber vor den Thoren draußen auf jenem Hause mit zwanzig Fenstern Front, wo ich wirken werde, da wird nicht zu lesen sein: „Jean Reys, sonst Nihilist, jetzt Fabrikant in Filzwaaren", sondern rathen Sie, was?

Eberhard erfuhr jetzt, wie in den Zeiten, in denen wir leben, die rechten Bekenntnisse, ausgesprochen den rechten Menschen, immer noch zu Glück und Segen führen können. Reysen fand sich ein stiller Compagnon, ein Geheimrath, der Philippine Puffe schon über die Taufe gehoben hatte. Dieser unterrichtete Kenner der Zeit sagte zu seinen Freunden: Errichtet eine Fabrik — für irgend etwas —, ich schieße alle Mittel vor und gehe nur in halbe Rechnung. Mit der Fabrik verbinden wir einen erhebenden Zweck; wir erwerben uns die Kinder von Armen oder Verbrechern oder Verwahrlosten, kurz einer Menschengattung, an der leider kein Mangel herrscht, wir sammeln dazu die Beiträge der Milde und Barmherzigkeit und lassen die Producte der Fabrik von jenen Kindern verfertigen, die wir dafür zu waschen, zu kämmen, zu kleiden, zu verköstigen und zum Gebet anzuleiten haben. Gesagt gethan. Und während Eberhard über diese Form des Industrialismus, die Adam Smith noch nicht kannte, erstaunte, über diese neue Theorie des ganzen Gewinns und der halben Auslage, sagte Jean Reys:

Besuchen Sie mich, Freund! Sie werden mich bald im Kreise von einigen dreißig bis funfzig hoffnungsvollen Sprossen des Zuchthauses finden, die ich Hundehaare, Kälberhaare, Waldwolle und Schafwolle bunt durcheinander mengen, tüchtig wie man's nennt, kartätschen und so zu fester Gestaltung bringen lasse. Philippine und Puffe leiten die Umformung in Schuhe, in Socken, in Pantoffeln und vielleicht erheben wir uns noch zu kunstvolleren Gebilden, denn Sie glauben nicht, bester Freund, was sich jetzt aus einem guten Filz Alles machen läßt.

Die Wahrheit mußte Eberhard bestätigen. In der That, die Neidung war groß

genug, um nur Wenigen möglich zu machen, die geringe Würdigkeit des neuen Vorstehers einer der vielen menschenfreundlichen Anstalten, die jetzt solcher Art begründet werden, genauer zu untersuchen. Johannes Meyen's Rettungshaus ist jetzt eine der empfehlenswerthesten und versorgtesten Anstalten dieser Art, deren jährliche Tabellen durchzulesen dem Freunde der Menschheit einen hohen Genuß gewährt.

Nach dieser Erfahrung konnte es Eberhard nicht Wunder nehmen, als dann eine andere Wendung des Zeitgeistes ihm noch persönlicher sich kundgab. Wingolf, der frühere Minister, war durch die Wahl der Stadt, in die er sich zurückgezogen gehabt hatte, Mitglied einer gesetzgebenden Versammlung geworden, die im Laufe ihrer Verhandlungen in jene bekannten Extreme der Steuerverweigerung gerieth, die mit öffentlicher Inanklagestandsetzung ihrer Mitglieder endeten. Wingolf wählte Eberhard Ott zum Vertheidiger. Der öffentliche Ankläger, der mit Gewandtheit den Thatbestand der Vergehen gegen Ordnung und Sicherheit der Gesellschaft zu stellen wußte, war Constantin Ulrichs. Es mußte eine gewaltige Zeit gewesen sein, die einen solchen Umschwung der Dinge und der Menschen herbeiführen konnte. Constantin Ulrichs fungirte als neuernannter Staatsanwalt.

Den stenographischen Aufzeichnungen, die über den Proceß des Geheimraths Wingolf und Genossen vorliegen, entnehmen wir, da diese Entwickelungen genauer angegeben außer dem Bereiche unserer Erzählung liegt, nur drei Stellen, eine die Constantin, eine die Wingolf und eine die Eberhard sprach.

Blaß, scheinbar gefaßt, mit ruhig blitzendem Auge, doch erregt genug unter dem äußern Schein einer sieggewissen Haltung, sprach vor überfüllter Versammlung Constantin Ulrichs:

Es gibt ein Wort, das der größte Dichter aller Zeiten, William Shakspeare, einer seiner tiefsinnigsten Gestalten reden läßt, eine Gestalt, die uns um so werther sein muß, als sie oft dem deutschen Charakter und dem Genius unsers Volks verglichen worden ist, ich meine Hamlet ... Hamlet sagt: „Die Zeit ist aus den Fugen. Schmach und Gram, daß ich zur Welt sie wieder einzurichten kam!...“ Wer hätte sie nicht einst empfunden die träumerische Willensunfreiheit der bloßen Gedankenwelt! Wer dächte nicht mit Schaudern zurück an seine einst zerrissene Sammlung zur That, die ohnmächtige Besinnung der Reflexion einer Welt gegenüber, die uns überlebt und dem Untergange geweiht schien! Wol wir Alle haben sie empfunden, diese Stimmung des gebrochenen Bewußtseins, wo uns das Dasein ekel, schal und unersprießlich schien und Das, was besteht und von der Ordnung der Zeiten überliefert worden ist, ein Garten voll wuchernden Unkrauts. Ein Wetter aber brauste herauf. Gott rüttelte nicht nur an den Grundvesten der geschichtlichen Schöpfungen, sondern auch an dem Mark unsers eigenen Lebens. Aufgerufen wurde die Menschheit von unbekannten Stimmen wie mit den Posaunen des Gerichts und eine Zornschale ergoß sich über die Erde und wie in der Noth einer Ueberschwemmung war zum Denken keine Zeit mehr, zum Rathen nur kurz die Frist und die Spanne Raum konnte verloren gehen in einem Momente der Zögerung. Unser Träumen von Ehemals rächte sich furchtbar. Die Welt wie sie ist hatte man nur zu verachten und zu hassen gelernt. Man bot eine andere. Es kam neue Schöpfung. Aber wer konnte sie lieben? Wer konnte sich finden in diese gemachte Welt! Mit Schaudern gedenkt man der Zerstörung vorhandener Ordnungen, der Experimente, die versucht wurden, um Neues an die Stelle des Alten zu setzen! Es waren Momente der Besinnung gegeben, Momente der Hoffnung gestattet. Dann aber — was blieb übrig, als mit Liebe zurückzukehren zu dem Schooße der Mutter, von deren Knieen man sich zu früh in die Wildniß einer unbekannten Zukunft gewagt hatte! Der Sammelplatz der Gutgesinnten war nicht mehr auszurufen. Er konnte nirgendwo liegen als da, wo der Zusammenhalt der Vernunft uns das Nächste sicherte, die Existenz, die Familie, den Herd, die Gesittung, die Ruhe und das Glück des Einzelnen, der ein unveräußerliches Recht an eine feste Form des Ganzen hat, denn nur im

Ganzen liegt die Bürgſchaft des Einzelnen; das Einzelne im Menſchen iſt jene ewige Beſtimmung ſeiner Gattung, jene verheißungsreiche Zukunft ſeiner auf die Ordnung alles Heils bezogenen Individualität. Wer da fehlen konnte, als ſein Fürſt, ſein Vaterland, ſein Haus und ſeine Familie riefen, der ſteht als ein Verbrecher vor dem Richterſtuhle der Menſchheit, auch wenn ihn Vergehen gegen den Buchſtaben des Geſetzes nicht ſchon vor die Schranken der nächſten bürgerlichen Ordnung ſtellten.

Wingolf, von mehren Orden, mit denen er ſeine Bruſt hätte ſchmücken können, nur ein einziges Band des Civilverdienſtes an ſeinem Rocke tragend, ſprach bei lautloſer Stille:

Wenn eine Welt, deren innere Schäden man aus genauer Kenntniß derſelben würdigen lernte, zu wanken beginnt und durch die Natur der Weltruf des Frühlings tönt, wer ſollte nicht ſein Herz erſchließen dem Wehen des milden Hauchs, wer ſollte nicht auf den Herbſt und ſeine goldenen Früchte hoffen, ſelbſt wenn unter tauſend Blüten die Mehrzahl taub erſchien oder im Winde zu Boden fiel! Der Unterſchied iſt nur der, daß Das, was Andere ſonſt waren, Andere jetzt ſind; daß Das, was Andere früher verachteten, von Andern damals vertheidigt wurde. Wer könnte das Wort reden wollen der Brandfackel der Zerſtörung, wer wird im Tode Leben ſuchen! Nur um die Grenze konnte es ſich handeln, wo die zugeſtandene Bewegung ſtill zu ſtehen hatte. Man ſagt, ſie mußte vor den Thronen ſtillſtehen. Ich beuge mich dieſer Wahrheit. Ich handele in ihrem Dienſte. Aber zum Throne iſt es höher und ſteiler empor, als Die, die ſich des Thrones Freunde nennen, den Weg vorzeichnen. Bei ihnen beginnt der Thron ſogleich mit ihnen ſelbſt. Ihre Intereſſen wurden die Intereſſen der Krone. Iſt die ſtrengere Unterſcheidung dieſer Entfernungen ein Verbrechen geweſen? Wenn die Maſſe, die Geſtalt gewinnen ſoll, im Fluſſe iſt, wenn das glühende Erz hervorbraust aus dem Keſſel und ſich den Weg ſucht in die gemauerte Form unſerer Ideale, wer iſt der Künſtler oder wagte ſich den Meiſter zu nennen, daß er überall Halt! riefe, wenn vom glühenden Erze ihm in die Form genug gefloſſen ſcheint? Wer hütet den Zapfen, öffnet ihn und ſchließt ihn, wer anders, als die Gottheit, deren Signale ihr doch nicht in eigener Offenbarung beſitzt? Geſetzt auch, man hätte Recht, wie ich Dem Recht gebe, der ſagt, daß ein Augenblick eintreten mußte, wo ein Hornruf Alle zu ihrer Pflicht rief; wer hörte dieſen Hornruf früher? Wer ihn ſpäter? Früher gewiß Der, der daheim auf dem Lotterbett lag und auf der Lauer ſaß, den rechten Augenblick der Umkehr zu treffen, ſpäter Der, der draußen auf dem Felde ſtand und arbeiten mußte im ſauern Schweiß und kämpfen gegen den Unverſtand der Zeit und ſich gewöhnen ſogar an die Sprache der Gegner, um ſie für die beſſere Einſicht zu gewinnen!... Der Vorſprung, den entweder die Feigheit oder die kalte Empfindung für wahres Volkswohl vor dem flammenden Herzen voraus hatte, dieſen Vorſprung zu benutzen auf Anklage und Verketzerung iſt unedel und die Zeit wird über Die, die der allgemeinen Hoffnung nicht Rechnung trugen und in der Zeit eines ſchönen Traums und bunten Wahns allein die Nüchternen und die Weiſen bleiben wollten, einſt ein Gericht niederſetzen, dem ich nach meinem Sinne die mildeſten Sprüche wünſche.

Wingolf's Vermittelung entſprach ſeinem loyalen Sinn. Sein Vertheidiger Eberhard Ott ſtellte den ſturmumwundenen Hut zur Seite, begann ruhig; ſein Client, argumentirte ſicherer und traf verwundender. Eine ſeiner bezüglichſten Stellen lautete:

Es iſt die verkehrte Welt, die wir ſpielen. Wer der alten Zeit gegenüber ſich als ein Hamlet verhielt, wer dieſe als einen Garten voll Unkraut, eine ſchale unerſprießliche Wirklichkeit nahm, den brachte die erſte That, die er gegen eine Ratte zu vollziehen ſich anſchickte, dahin, daß er einen Menſchen, Polonius, mordete, der hinter einer Tapete verborgen zufällig, ich glaube ja wol, der Vater ſeiner Geliebten war. Ophelens der Verzweifelnden Anblick brachte den alten echten Hamlet, von dem doch geſprochen wurde, zur Beſinnung. Wohl auch den neuen, dem ich Glück wünſche, wenn er plötzlich die alte Welt zu ſchätzen

als einen Beruf gewählt hat, der ihm Selbſterkenntniß und die Krone von Dänemark verſchaffte. Doch wozu Bilder! Man hat die Schöpfung aus dem Nichts für ein Wunder gehalten, das über unſere Vorſtellungskraft und Glaubensfähigkeit hinausginge. Allein wie bildungsfähig das Nichts iſt, lehrt die Erfahrung aller Tage. Die Negation um jeden Preis, die wir ſo bedeutungsvoll vorhin ſchildern hörten, erhebt ſich überall jetzt von ihren Trümmerſtätten, von ihren Kirchhöfen, ihren Unkrautgärten und fängt zu richten und zu ſchaffen an, langſam, vorſichtig, beſonnen, vorläufig mit Anerkennung der Welt, wie ſie ſonſt war und immer geweſen wäre und immer bleiben werde. Was mag es ſein, was dieſe Beſonnenheit, dieſe vortreffliche Ueberzeugung zu Stande brachte? Irdiſche Vortheile? Wer könnte dieſe Vermuthung ausſprechen! Innere geiſtige Umwandlung? Dieſe zu glauben wäre ich eher geneigt, würde nicht Religion zu ihr gehören, Gottinnigkeit, innere Erleuchtung, eine ſolche Geſinnung, die vor den Thoren dieſer Stadt für verlorene Seelen Johannes Reyſe's Beſſerungshaus ins Leben rief. Was iſt der Grund ihrer Erleuchtung? Ich ſage: Die Erſchöpfung iſt es. Nihiliſten haſſen unſere Aufſchwünge. Sie haſſen Schwarz, ſie haſſen Weiß, ſie finden, daß immer von Dem, was uns Zumuthungen an unſere Liebe und unſern Eifer ſtellt, nur das Gegentheil berechtigt iſt. Der Wolf trübt dem Lamm das Waſſer, weil er ſatt iſt. Nichts iſt ihnen darum erwieſen, nichts feſt. Wie kann es Menſchen geben, die aus der Zeit Hoffnungen für die Zeit ſchöpfen! Was reden wir von Wahrheit! Von Irrthum! Und doch — es gab in unſerer Zeit ein Irren, das ſich mit allen Lichtgewändern der Wahrheit ſchmücken durfte. Ein Irren gab es, das zu den Tugenden dieſer Zeit ebenſo gehört, wie die Parteinahme, die Solon's Geſetze verlangten, zur alten. Dies Irren in unſern Tagen iſt ein verlorener Sohn, den nicht die Reue an das Herz des Vaters zurückführt, ſondern den der Vater ſelber aufſuchen muß, weil er ihn elend ſieht um ſeinetwillen und auf ſeine Schuld hin. Dies Irren der Zeit iſt unſere eigene Seele, die ſich in Andere flüchtete und in fremder Stätte vollzog, was wir ſelber in eigener einſt träumten. Sie tritt uns entgegen, dieſe irrende Seele, aus Denen, die wir richten wollen. Sie erhebt ſich, eine verhüllte Geſtalt, mit dem Haupte der Erinnys, ſie ſtreckt die Hand aus und droht dem Uebermüthigen, der die Mutter des eigenen Lebens nicht anerkennen will. Dies Irren der Zeit hat eine ebenſo wahre Berechtigung, wie einſt die Unentſchloſſenheit Hamlet's — aber die Nihiliſten kommen zuletzt darauf hinaus, alles Hoffen und Träumen und jedes Wollen und jeden Willen für überflüſſig zu erklären. In der That! In einer Zeit ſolcher Gewandlungen iſt es ſchwer, zwiſchen den Handlungen der Menſchen die Grenze abzuſtecken. Dieſe Männer hier wagten es, im Vollgefühl einer ernſten Aufgabe, die Mittel zu verweigern, die die Geſammtheit ihrer Beauftragten zur Aufrechthaltung der Ordnung zu gewähren hat. Es war eine Demonſtration, mehr der Form als der That nach. Man wußte den Richterfolg. Man wollte einem Grundſatze huldigen, wie jene Senatoren Roms, die den Sieg des Brennus ergeben in ihren Amtskleidern erwarteten, in den Flammen erſtickt zu ſein und in Aſche und Staub zuſammenſteben, als die Sieger ſie berührten. Dieſe Nihiliſten, die aus einem ſchwachen Etwas entſtanden, ſind höher zu ſchätzen als die Nihiliſten, die, die Ohnmacht alles Widerſtandes erkennend, ſich lieber entſchloſſen, zu den Feinden überzugehen.

Eberhard Ott ging nach dieſen durch die Aufregung jener Zeiten hervorgebrachten Abſchweifungen auf die rechtliche Seite ſeiner Vertheidigung über und gab eine ſo lichtvolle Auseinanderſetzung, daß Wingolf's Freiſprechung die Folge war.

Nach Beendigung der Sitzung fand man im Nebenzimmer Eugenie und Hertha, die ankommend von der Reiſe, die ſie wie mit dem Windesflug um die Wette durchmaßen, traf Eberhard Beide in ſeines freigeſprochenen, in kurzer Zeit an ſeinen Schläfen völlig ergrauten Clienten Armen. Von Eugenie erntete Eberhard den erſten Dank, von Hertha den Dank eines ſtarren Auges, das über Thaten zu

grübeln und in einer langen brütenden Besinnung auf alles Vorhergegangene verloren schien.

Es lag nahe, daß Hertha sich eine Aufgabe stellte, die ihr so wichtig wurde, wie sonst das Recht der freien Selbstbestimmung. Diese Aufgabe galt Agnesens hinterlassenem Kinde. Hertha übersah Eberhard's Leben, seine Existenz, seine Mühen sehr bald. Neu erwacht war ihr Schmerz um die drückende Pflichtenlast eines Mannes. Wie einst ein Ring, so erschien ihr jetzt ein ganzes Leben als Symbol. Den alten Pfarrer hatte es zu seinen Aeckern und Wiesen heimgezogen; selbst auf seine Kanzel wieder in Lieberbach sehnte sich der alte dogmatische Rationalist. Eine Natur, wie die seinige, begnügte sich mit dem Wohl der Enkelin, die ihm in des Vaters Pflege geborgen schien. Wingolf und Eugenie zogen in die Provinz. Sie wünschten selbst, daß Hertha, um sich zu sammeln und auf sich selbst zu festigen, in der Residenz blieb. Sie behielt ihr Zimmer vor den Thoren, rechnete nach wie vor mit Frau von Zabel und Lisetten, aber die Welt, die sie um sich pflegte und schmückte und zu verstehen und zu begründen suchte, war eine andere geworden. Sie hatte schwere Kämpfe des Lebens durchgekämpft.

Eines Tags begehrte sie von Eberhard sein Kind zur alleinigen Pflege in ihren eigenen Wohnräumen. Konnte er ihr's weigern? Er dachte nicht daran, eine Gattin zu suchen. Eine Mutter aber für Meta war ihm ein Geschenk des Himmels, das er nicht ablehnen durfte. Er gab Herthe Agnesens Kind. An derselben Stelle, wo sie im Feuerbach einst von einer Liebe geleſen, die in Constantin Ulrichs ihren Himmel zu finden gehofft, saß sie, ein kleines holdes Wesen im Arme, das ihr jetzt der Eingang in jenen wahren Himmel war, der für sie nur noch im Dank gegen den Vertheidiger ihres Vaters lebte. Doch weder ihre, noch seine Lippen sprachen je einen Wunsch aus, der über das Nächste und Nothwendigste der Verständigung hinausging.

Vom Stiftshof kam die Kunde, daß Hans von Landschütz sich das Kind Gottes zur Gemahlin gewählt hatte. Ein Wesen, das Dichter besungen hatten, ein Mädchen, so sehr Julia Capulet, um in ihr Herz nur einen Romeo einzuschließen, wählte Hans von Landschütz. Sie war jene „ursprüngliche Natur", die sich mit der blassen Reflexion nicht verleiten läßt, Ideale des Herzens zu haben. Sie neckte den Liebhaber und schmollte mit dem Gatten. Beides that dem Gatten wie dem Liebhaber wohl. Hansens Leben bedurfte eines Strohhalmes, der ihn vom Einschlafen aufkitzelte. Mehr war auch Frieda von Landschütz nie für den Stiftshof. Sie blieb wie sie war. Wenn sie mit solchen Studenten und jungen Professoren gehen wollte, die ihr zusagten, mußte sich's Hans gefallen lassen, daß sie, ohne darum die mindeste Untreue zu begehen, Tage lang ihn ignorirte. Es ging das vortrefflich; war doch Alles „unmittelbar" an ihr, wie man es schon wieder auf der Universität nannte und sie wußte es auch und ihre Mutter sicherte ihr die Möglichkeit, ganz ihrem Genius zu leben. Der Vater ward mit der Zeit ein wenig kindisch.

Constantin's äußere Lage wurde die glänzendste. Er hatte außer einer guten Anstellung auch das Herz seiner Schwägerin gewonnen. Aurelie von Landschütz, eine Dame, die zehn Jahre älter war als er, vergaß den Baron von Gleichen um Constantin Ulrichs. Constantin, reich geworden, konnte jetzt seiner endlich gewonnenen Ueberzeugung, daß von allen, allen Thatsachen, mit denen sich das alberne neunzehnte Jahrhundert quält, nur der Begriff des Comforts der wahrhaft neue und befruchtende Gedanke ist, ganz nach Wohlgefallen leben. Er hielt sich Wagen und Pferde, er streckte sich auf Divans und Ottomanen, er trieb Blumenzucht in seinen Zimmern und lebte wie ein angebetetes Idol in seiner ganzen Herrlichkeit. Nicht nur Aurelie lag ihm zu Füßen und küßte, vor aller Welt sogar, seine schönen Hände; Alles, was zu Aurelien's hochgestellter Verwandtschaft gehörte, vergötterte den interessanten Mann ihrer späten Wahl. Constantin ging einen Pfad durchs Leben über schwellende Teppiche. Wo er sich anlehnte, fand er den Rücken weich

gepoſſirt. Was er nur athmete, war Arom. Verzärtelt zu werden war dabei nicht ſeine Abſicht. Er wehrte ſich oft mit Gewalt die Ueberfülle ſeines Glücks ab. Alles was er ſprach war „geiſtreich", was er unternahm, „taktvoll". Die Stellung eines öffentlichen Anklägers behielt er als eine Art von Privatunterhaltung. Dabei wuchs freilich die Bizarrerie ſeines Gemüthes. Verdrießlich wurde er oft bis zum Exceß, oft wälzte er ſich auf all ſeinen Polſtern und ſtieß ungeduldig mit den Füßen gegen Kiſſen, Menſchen, Welt. Es ergriff ihn dann halb fauſtiſche, halb mephiſtopheliſche Stimmung. Er konnte ſeiner Amtswirkſamkeit allen jenen ſcharfſinnigen Nachdruck geben, den man an ſeinen Anklagen und Beweisführungen bewunderte; aber dies Nichts der Welt, in ſtillen Stunden, in ſchlafloſen Augenblicken quälte es ihn doch. Dann hätte er Alles verwünſchen, Alles zerreißen mögen. Schal, unerſprießlich erſchien ihm und haſſenswürdig das Daſein, wie ſonſt. Der Morgen brachte ihm glücklicherweiſe auf ſilbernen Schalen dann wieder des Lebens goldene Früchte, den geliebten Mokka, ſeine braunen Regalien und Upmann's, er lächelte und war wie immer und immer „liebenswürdig". Man bewunderte ſeine Grazie, ſeine feine Ironie. Er konnte zuweilen ſogar ausgelaſſen ſein, beſonders wenn ſeine Gedanken auf die Filzfabrik vor den Thoren kamen. War er auch zu verdrießlich geſtimmt, zu mürriſch und übellaunig, ſo brauchte man nur von „Vater Repſe" zu ſprechen und behaglich ſchaukelte er ſich in ſeiner blumigen Orchideen-Exiſtenz.

Noch eine Freude hatte Conſtantin. Er lachte oft darüber, daß jenes ſentimentale Geſchlecht, zu dem Eberhard Ott gehörte, doch immer in die Lage kommen müſſe, Das aufzunehmen, was der Genius fallen läßt.... Eberhard hatte dies ſchon ein mal gethan, an den Oſterbeeten im Pfarrgarten zu Liederbach... und das zweite mal... Wie konnte ſich ein Conſtantin darin täuſchen, daß die Pflegerin und Mutter der kleinen Meta auch einſt Eberhard's zweite Gattin werden würde? Der Genius verſchmäht erſt eine Agnes, dann eine Hertha und der Philiſter nimmt eine Agnes und dann eine Hertha. Conſtantin ſah dabei vollkommen, was in Eberhard's Seele vorging. Er ſah, daß Eberhard unter dem Gedanken, in der That zwei mal in die Fußtapfen eines treuloſen Freundes zu treten, litt. Conſtantin legte, beſtaunt und bewundert von ſeinem Weibe, einen Beweis ſeiner Menſchenkenntniß ab, als er einſt ſagte: Ha, was dieſe Menſchen es wurmt, die ewig Seitwärtsſtehenden ſein zu müſſen, die ewig Nüchternen und Geſtrigen, während wir die Zukunft für uns haben und vom Wirbel bis zur Zeh' die lebendige Poeſie leben! Conſtantin rief aus: Hertha pflegt ſein Kind. Sie thut es mit dem ganzen Heroismus, der dieſe Thörin immer ergriffen hat, ob es ſich nun um eine Revolution oder eine Stecknadel handelt, ſie pflegt die kleine Meta nach allen Lehrbüchern der Pädagogik, ſie lieſt Plato und Ariſtoteles im Urtext, um ſich zu unterrichten, wie das Kind Deutſch am leichteſten ausſprechen wird. Es kann nicht anders werden, als daß Eberhard eines Tages zu ihr ſagt: Hertha, ſei mein Weib! Es wurmt ihn noch. Der Stempel des Philiſters iſt ihm fühlbar auf die Stirn gedrückt. Nur Schulmeiſter wird er ewig bleiben, leſen die Exercitien ſeiner Schüler, corrigiren, was Andere verdarben! Ihr Eingebildeten! Für jene Worte, die ich von Eberhard einſt bei Wingolf's Proceß hören mußte, ohne ſie unterbrechen zu dürfen, gönn' ich ihm die Qual, wie ein trappiſtiſcher Tantalus zu ſehen nach den goldenen Früchten über ihm, die er ſich kaſteit, nicht brechen zu wollen.

Conſtantin Ulrichs betrog ſich aber. Zwei lange Jahre währte es allerdings, bis Eberhard das Gefühl der Beſchämung mit dem Gefühl der Dankbarkeit ausgleichen konnte. Da aber geſchah ihm Folgendes:

Julie von Reiſig war mit ihrem Gatten und deſſen Kindern in den alten Wohnort zurückgekehrt. Ihre Schweſter Aurelie als Conſtantin's Gattin anzutreffen, that ihr ſo wenig wohl, daß ſie ihrem Drange, alles Widerſtrebende auszugleichen, hier nicht zu folgen ſich entſchließen konnte, ſondern die gegenſeitigen Verſtimmungen ihrer alten Freunde

ruhig als begründet gelten ließ. Sie ſah ſie aber gern in ihren wiedereröffneten Zirkeln und nicht ſelten zu gleicher Zeit Hertha, Conſtantin und Aurelie. Auch Eberhard Ott mußte ſie nun kennen lernen, den Vater jenes Kindes, das Hertha erzog, wie die Weiſſagte aus Dankbarkeit für die Vertheidigung ihres Vaters. Es war eine große glänzende Geſellſchaft, als Eberhard einſt zum erſten male dies Haus betrat. Die Gegenſätze hatten ſich ſchon ein wenig ausgeglichen, die Leidenſchaften ſchon etwas gemildert; man vergaß die Partei ſchon ein wenig wieder um der Menſchen willen. Conſtantin und Aurelie wurden erwartet, man erwartete auch Hertha. Jene kamen. Wie lange hatte ſie Eberhard nicht geſehen! Der früher Gekommene blickte voll Mitleid auf das traurige Paar. Conſtantin blaß, verfallen, offenbar krank, tief zerrüttet. Aurelie, gut und wohlmeinend in Weſen und Blick, unſchön jedoch, hager, dürr, reizlos, trotz ihrer Diamanten fern von jedem gefälligen Eindruck. Conſtantin fühlte es und blickte nieder. Nun erſchien Hertha, Hertha, die von Conſtantin Aufgegebene! Seit zwei Jahren war ſie wie umgewandelt. Die Friſche war ſie und das Leben ſelbſt. Ihr Auge voll blitzenden Feuers, ihre Wange ſanft gerötheт, ihre Geſtalt jetzt erſt entwickelt wie nach lang unterdrücktem Wachsthum. Der Ernſt von ehemals gemildert. Leicht und gefällig ihre Bewegung unter den Menſchen. Jeder drängte ſich in ihre Nähe, ſuchte ihren Anblick und ihr Geſpräch zu gewinnen. Hertha war die Königin des Abends. Und hätte ſie es nicht ſein wollen, Julie machte ſie dazu. Julie hob ſie drei mal über die eigene Schweſter. Frauen verſtehen es, zu erhöhen, Frauen verſtehen es, Kronen zu verſchenken, Geſſel für Die, die hoch thronen ſollen, aufzuſtellen und Teppiche darüber auszubreiten, daß man die ſchlaue Veranſtaltung gar nicht merkt. Wer war nun der Verſchmähte? Conſtantin, der verdrießlich und abgeſpannt mit Aurelien in einer Zimmerecke ſaß, oder Hertha Wingolf, die allen Augen begehrens-, jedem Herzen liebenswerth erſchien?

Eberhard ſtand am folgenden Morgen an Hertha's Seite und plauderte mit Meta, die zu ihren Füßen ſpielte. An derſelben Stelle, wo ein Vater einſt vor dem Bilde ſeines erſten Weibes die Wahl eines zweiten vor der Tochter vertheidigen mußte, vernahm dieſelbe Tochter das Bekenntniß der Liebe aus dem Munde eines Witwers. Bebend vor Wonne und Glück wollte ſie reden. Sie konnte nicht. Sie ging an den Schrank, ſchloß ihn, nahm ein Käſtchen hervor, öffnete und gab Eberhard den Ring Conſtantin's, den dieſer für ihn einſt von Agnes empfangen. Indem ſie mit verhaltenem Athem erzählte, was in der einſamen Kammer ihres Herzens einſt ſich zugetragen, als ſie mit dieſem Ringe Eberhard's und eines edeln Mannes Lebensauffaſſung und Pflichtenwelt kennen gelernt, ſammelte ſie ſich. Eine Thräne quoll in Eberhard's Auge dem Andenken an Agnes, die dem Himmel eine tiefe Schuld mit dem Tode bezahlt hatte, ein Blick auf ſein holdes Kind gab ihm neuen Muth und der Bund der für einander beſtimmt geweſenen Herzen war geſchloſſen....

Die Zeilen, die aus Hertha's Feder an ihren Vater überſtrömten, wird ſich jedes fühlende Herz ebenſo ſelbſt denken können, wie Wingolf's Empfindungen, als er Hertha's Brief empfing und an jenen Abend zurück dachte, da er vor vier Jahren in nächtlichem Dunkel einſt zu ſeinem abtrünnigen Kinde ſchlich. An eine bloße Genugthuung aber, die ihm wurde, dachte er nicht. Zu gut kannte er an ſich ſelbſt die Wandelungen durch die Zeit. Er ſchrieb ſeiner Tochter:

Die Zeiten und die Menſchen, Alles geht im Ringe, nur daß der ewig gleiche Kreislauf in ſanfter Linie, wie die Spirale, emporſteigt und unſer Hoffen mit ihm!

Die Erdgestalt und die Pendelschwingungen.

In neuerer Zeit ist das Pendel Gegenstand eines allgemeinen Interesses geworden, indem man mittels desselben bekanntlich nach der Entdeckung des Franzosen Foucault einen neuen, man kann sagen mathematischen Beweis für die Achsendrehung der Erde zu liefern im Stande ist. Die Theorie dieser Erscheinung, in der die Bewegung des ungeheuern Körpers, den wir bewohnen, sich in einer unmittelbar vor den Augen vorübergehenden Bewegung spiegelt, ist zu zusammengesetzter Natur, um ohne Figuren und geometrische Auseinandersetzungen dargelegt werden zu können. Nur die Bemerkung drängt sich uns auf, daß das Instrument, dessen schöne Gesetze der große Galilei entdeckte, zuletzt dazu dienen mußte, eine Thatsache zu beweisen, welche dieser Gelehrte als seine Ueberzeugung abzuschwören gezwungen ward.

Das Pendel, als ein frei aufgehangener und in Folge seiner Schwere immer nach der senkrechten Richtung strebender Körper, wird bekanntlich in Folge dieses Zugs, sobald es aus seiner Ruhelage entfernt ist, von selbst in dieselbe zurückfallen und durch den erlangten Schwung über dieselbe hinausbewegt bis zu einer äußersten Lage, von der aus dieselbe Erscheinung in der umgekehrten Richtung sich wiederholt; so entstehen die Schwingungen. Die Zeit, welche das Pendel braucht, um von einer senkrechten Lage in die nächstfolgende zurückzukehren, nennt man die Schwingungsdauer desselben, und es ist von selbst klar, daß diese Zeitdauer von der Länge des Pendels, von der Massenvertheilung und gesammten Anfertigung desselben, andererseits aber auch von der Größe der Schwerkraft abhängig sein muß, welche die Erde an dem betreffenden Orte auf die ihr ausgesetzten Körper ausübt. Die Mathematiker verstehen es, die Schwingungen eines massiven Pendels auf die eines idealen zurückzuführen, dessen Schwingungsdauer nur von seiner Länge und der Schwerkraft abhängig ist, und nennen ein Pendel, welches genau eine Secunde zu seinem Hin- und Hergange braucht, ein Secundenpendel.

Die erstern schärfern Beobachtungen über die Gesetzmäßigkeit der Pendelschwingungen verdanken wir eben dem großen Galileo Galilei (geb. zu Pisa 1564). Im jugendlichen Alter von 19 Jahren wurde seine Aufmerksamkeit auf dieselben hingelenkt durch den Anblick einer vom Gewölbe des Doms zu Pisa herabhängenden, pendelartig schwingenden Lampe. Eine seltene Beobachtungsgabe, welche später herrliche Früchte getragen hat, ließ eine so einfache Wahrnehmung, an welcher für manchen Andern nichts Bemerkenswerthes sich darbot, nicht vorbeigehen, ohne ein weiteres Nachsinnen über das Regelhafte des geheimnißvollen Zugs zur Folge zu haben. So wurde diese einfache Beobachtung der Ausgangspunkt strengerer Untersuchungen, die ihn zur ersten Erkenntniß der Gesetze der Pendelschwingungen führten. Auch faßte Galilei bereits die Idee, das Pendel als Zeitmaß zu benutzen, eine Idee, die indeß hinsichtlich ihrer praktischen Ausführung zu den Verdiensten eines andern Gelehrten, Huyghens, zu zählen ist. Huyghens, ein holländischer Mathematiker und Mechaniker des 17. Jahrhunderts, erfand den Gebrauch des Pendels als Regulator der Uhr ziemlich in derselben Weise, wie es noch heutzutage bei Pendeluhren benutzt wird. Diese Erfindung war für Mancherlei, besonders aber für die beobachtende Astronomie von unberechenbarer Wichtigkeit. Wenn man sich vorher mit Sand-, Sonnen- und dergleichen Uhren behelfen mußte, so war man jetzt im Besitz eines Instruments, welches die genaueste Zeitmessung möglich zu machen versprach; es ist allgemein bekannt, mit welcher Genauigkeit jetzt die durch mancherlei neue Erfindungen verbesserten Pendel die Zeit [illegible].

Huyghens war Zeitgenosse Newton's. Die mechanische Naturwissenschaft, durch Galilei zuerst in eine ihr angemessene Richtung gelenkt, durch die Astronomie des Kopernicus

und Kepler geradezu herausgefordert, hatte in kurzer Zeit Riesenfortschritte gemacht, und zwar wesentlich durch die genialen Leistungen der mehrfach genannten Gelehrten. Die Gravitationslehre des Newton versprach in einem Princip die verwickelten Bewegungen der himmlischen Körper zu erklären und Huyghens zeigte zuerst die Gesetze der Flieh- oder Centrifugalkraft. Man hatte nur bis dahin die Erde als eine vollkommene Kugel angesehen, wiewol man das Genetische der Kugelform aus dem jetzigen Zustande des Planeten etwa in der Weise, wie es in frühern Nummern dieser „Unterhaltungen" angedeutet ist, zu erschließen weit entfernt war. Es ist nun aber leicht, aus dieser Gestaltung und der täglichen Umdrehung der Erde um ihre Achse einige mechanische Folgerungen abzuleiten. Jeder Körper nämlich, der gezwungen wird, im Kreise sich zu bewegen, hat ein gewisses Bestreben, von dem Mittelpunkte seiner Drehung hinwegzufliegen, was wol Schwung genannt wird, in der Physik aber Flieh- oder Centrifugalkraft heißt. So entflieht der geschwungene Stein geradlinig der Schleuder; so würden die Planeten von der Sonne wegfliegen, würden sie nicht durch die mütterliche Kraft der Schwere in jedem Augenblick zur regelvollen Bahn zurückgebracht. Ein solches Bestreben mußte sich aber auch an allen Punkten der Erde zeigen, da sie sich um deren Achse schwingen. Huyghens fand nun durch mathematische Schlüsse, daß diese den Mittelpunkt fliehende Kraft um so größer sein müsse, je größer der Kreis ist, welchen der Punkt bei seiner Drehung durchläuft, und es lag die Folgerung nahe, daß um des immer statischen Gleichgewichts der Erde willen man sich dieselbe nicht anders gestaltet denken könne als kugelförmig in der Hauptsache, so jedoch, daß sie in der Gegend der Pole abgeplattet, am Aequator aber stärker gebogen und gewölbt sein müsse; denn unter dem Aequator hatten die Massen die größten Kreise zu durchlaufen, sie mußten also, der größern Fliehkraft folgend, vom Mittelpunkte am meisten abstreben. Es fehlte nicht, daß diese Meinung mannichfache Entgegnungen fand, ja Cassini, ein anderwelt berühmt gewordener Gelehrter damaliger Zeit, behauptete geradezu das Gegentheil, nämlich daß die Erde unter dem Aequator flacher als an den Polen sei. Der Streit, der sich hieraus zwischen beiden gelehrten Parteien entspann, sollte durch das Pendel entschieden werden.

Der Naturforscher Richer, welcher im Jahre 1672 von Paris nach Cayenne (einer unter 5° nördl. Br. liegenden Insel und Stadt in Südamerika) geschickt wurde, um daselbst verschiedene Beobachtungen anzustellen, fand nämlich an seinem sonst genau gehenden Secundenpendel, daß derselbe in Cayenne täglich um 150 Schwingungen zurückblieb, seine Uhr daher gegen zwei Minuten nachging. Um die nöthige Anzahl von Schwingungen wieder zu erhalten, sah er sich genöthigt, sein Pendel zu verkürzen, indem er die Linse zurückschraubte; ein kürzeres Pendel schwingt schneller als ein längeres. Als Richer nach Paris zurückkam, schlug sein Pendel zu geschwind. Erst nachdem er dasselbe um eben so viel verlängert hatte, als es in Cayenne verkürzt worden war, schlug es wieder alle Stunden nicht mehr und nicht weniger als 3600 mal. Solche Versuche wiederholte man oft, um sich zu überzeugen, ob nicht die Wirkung der verschiedenen Temperaturen Ursache der nöthigen Verlängerung oder Verkürzung sein könnte; daher stellte man sogar auf den Schneegipfeln der südamerikanischen Bergketten in Temperaturzonen Beobachtungen an, welche der pariser Temperatur entsprachen; man erhielt indessen Resultate, welche von der Wärme ganz unabhängig waren. Aus vielerlei Beobachtungen und Versuchen konnte man endlich mit Gewißheit schließen, daß nichts als eine Veränderlichkeit der Schwerkraft nach den verschiedenen Breiten, in denen sie wirkt, die Ursache dieser Erscheinung sei und zwar so, daß die Schwere gegen die Pole hin zu-, gegen den Aequator aber abnehme. Diese Erscheinung war experimental nachgewiesen und wurde alsbald der Rechnung unterworfen.

Die Schwerabnahme nach dem Aequator hin muß zwei Gründen zugeschrieben werden. Wirkt zunächst die Fliehkraft der Schwere entgegen, so muß diese unter dem Aequator

vermindert werden, weil hier die erstere am größten ist, während sie genau unter den Polen in Null übergehen wird. (Wenn sich die Erde mit einer 17 mal größern Geschwindigkeit um ihre Achse drehte, so würden die Körper unter dem Aequator gar nicht mehr schwer sein.) Wenn aber ferner die Erde eine abgeplattete Kugel ist, so werden die Körper unter dem Pole dem Mittelpunkte der Erde näher sein als unter dem Aequator, mithin auch eine verhältnißmäßig größere Anziehung erleiden. Aus alledem folgt, daß, wenn man unter verschiedenen Orten die Schwingungszeiten verschieden fand, hieraus Daten zur Berechnung der wahren Gestalt der Erde enthalten sind; man beschäftigte sich daher damit, an den entgegengesetztesten Orten der Erde die Dauer der Pendelschwingungen zu beobachten: auf St.-Thomas, auf Ascension und Spitzbergen, auf der Sierra Leona und in Drontheim, in Grönland und auf Trinidad, und hatte zuletzt eine hinreichende Menge von Zahlen, um die Erdgestalt wenigstens angenähert berechnen zu können. Der Scharfsinn, den man zur möglichst genauen Messung dieser Schwingungen aufgewandt hat, ist vielleicht eins der schlagendsten Beispiele, welches für die Ausdauer und Gewissenhaftigkeit der beobachtenden Naturwissenschaft aufgezeigt werden kann.

Die Abplattung der Erde ist übrigens nichts Vereinzeltes, sondern man hat sich vielmehr überzeugt, daß alle planetarischen Körper, deren Gestalt überhaupt bestimmt werden konnte, dieselbe Erscheinung, zum Theil in ungleich höherm Grade zeigen als die Erde und dadurch auf einen ähnlichen Ursprung aus flüssigen, rotirenden Massen hinzeigen. Diese Thatsache ist wiederum der Ausgangspunkt schöner Untersuchungen über die gemeinschaftliche Entstehung des gesammten Planetensystems geworden, im Hinblick auf welche die Reflexion wiederkehrt, daß in der Natur das große Ganze im Kleinen überall seinen Abdruck habe.

G. G.

Anregungen.

Die Naturseele.

In unserm neulich (Nr. 42) ausgesprochenen Satz: „Der Zweck der Schöpfung ist der Mensch", schließend, könnte man ein Interesse daran finden, die ursprüngliche Neigung der Natur zum Menschen näher anzugeben. Gibt es in dem Bereiche von Erscheinungen, welches gewöhnlich mit dem Namen der unorganischen Natur bezeichnet wird, eine Neigung zur Intelligenz? Wenn auch im organischen Gebiete die Lebendige der Wesen als Seele, als Beseelung angesehen werden muß, wenn sie auch von den höhern Wesen des menschlichen Geistes in eine Unendlichkeit absteht, so ist doch selbst im unorganischen Leben ein absoluter Tod nicht anzunehmen. Wenn der Mensch der letzte Zweck der Natur war, so muß es derselbe von Anbeginn gewesen sein, und die Frage, was im unorganischen Gebiete wir berechtigt sind, als Beseelung oder wenigstens Hinweis auf einen ursprünglichen Trieb zu solcher anzusehen, beantwortet sich vielleicht in einem eigentlichern Sinne in dem blos gleichnißweisen, den man zuweilen zugibt. Es käme nur darauf an, in der Welt der Dinge überhaupt einen innern Gegensatz aufzuzeigen, der ihnen nicht blos äußerlich angedacht, sondern der im strengsten Sinne der Quell ihrer Existenz, ihres Werdens und Vergehens wäre; denn der Quell alles menschlichen Daseins und Wirkens ist die immerwährende Gespaltenheit in Seele und Körper, so jedoch, daß diese nie außereinander, sondern in lebendiger Durchdringung ineinander sind.

Wenn wir das Chaos als den Ausgangspunkt alles natürlichen Schaffens anzunehmen gezwungen sind, so liegt darin eigentlich weniger noch als wir nach der gemeinen Vorstellung mit diesem Worte zu verbinden gewohnt sind. Das Chaos zu denken als ein verworrenes Durcheinander von Allerlei, in dem blos die Ordnung fehle, um das All aus sich hervorgehen zu lassen, widerspricht schon der Annahme eines ursprünglichen ungestalten Keims, welches sich zu seinem bestimmtern Sein herausbilden soll. Ein absolut Ursprüngliches kann nur das unterschieds- und regungslose Fürsichexistiren überhaupt bedeuten, das Dumpfe, Empfindungslose der starren Masse, die erfroren, geist- und besinnungslos in sich und in ihr Nichts versenkt ist; ebenso gut aber auch der gedankenlose Geist, der ungeregt in seinem gehaltlosen Gleichgewichte

ſchwebt: eben weiter Nichts. Unendlichkeit vielleicht? Wo Niemand mißt, da iſt auch kein Maß, ebenſo wenig Maßloſigkeit:

Und hätteſt du den Ocean durchſchwommen,
Das Grenzenloſe dort geſchaut,
Du ſähſt da dort doch Welle auf Welle kommen,
Gefällt wenn es dir vor'm Untergange graut.
Du ſähſt doch etwas. Fiſcht wol in der Grüne
Geſilbter Meere ſtreichende Delphine;
Siehſt Wolken ziehen, Sonne, Mond und Sterne;
Nichts wirſt du ſehn in ewig leerer Ferne;
Den Schritt nicht hören, den du haſt,
Nichts feſtes finden, wo du raſt.

(Goethe's „Faust", II. Th.)

Dieſes dumpfe Nichts, das ſeelenloſe Einerlei erbebt in ſich ſelbſt: Ein erſter Schauer durchweht die Einöde, welche über ſich und ihre Leerheit erſchrickt. Zu ſich ſelber, zu ſeiner Erkenntniß iſt das All berufen; aber erſt muß es mit ſich ſelbſt zerfallen, denn nur das Getrennte kann ſich wiederfinden und Empfindung iſt die höchſte Stufe der Natur. Dieſes iſt der erſte Abfall der urſprünglichen Einheit von ſich ſelbſt, der Sündenfall der Natur, der unendliche Riß, durch den ſie ſich ſpaltet, um über ihn hinweg wieder zu ſich, zu ihrem Frieden zu kommen, ſodaß ſie ſich zu unendlicher Arbeit entſchließen muß. Die Schöpfung iſt die Erlöſung der Natur von ihrer urſprünglichen Zerriſſenheit.

Der erſte Abfall von ſich ſelbſt wie die verlorene Unſchuld paradieſiſchen, unbewußten Lebens iſt ausgeſprochen und ſinkt nicht wieder in die ewige Einfachheit zurück. Der Riß iſt geſchehen und kann nicht wieder verſchwinden; die Vergeſſenheit in ſich ſelbſt iſt vorbei. Die Rückkehr des Weſens zu ſich ſelbſt muß eine Läuterung ſein, ein höheres Zurückgehen, das ſich über die urſprüngliche Einfachheit erhebt: es iſt die Entwickelung der Natur zum Menſchen.

Eine Spannung der Dinge gegen ſich ſelbſt, ein Verleugnen und dabei doch wieder das Zurückgetriebenwerden zu ihrer Innerlichkeit, zu ihrem eigenen Weſen iſt vielleicht das Allgemeinſte, was ſich über die Totalität aller natürlichen Erſcheinungen erkennen läßt; und wenn es ſeine Schwierigkeiten hat, einem ähnlichen Zuge in allen Vorgängen rein geiſtigen Lebens zu begegnen, ſo ergibt ſich wie von ſelbſt die Idee einer natürlichen Seelenlehre oder, beſſer geſagt, einer ſeeliſchen Naturbeſchreibung. Regung zur Thätigkeit, zu Bewegung und Erſcheinung kann nur die Folge einer ſolchen Uneinigkeit mit ſich ſelbſt, mit ſeiner innern Beſtimmung ſein. Man muß die Dinge nicht ſo faſſen, als wenn ihnen ein rein Aeußerliches etwas anhaben und auf ſie beſtimmend einſtürmen könne. Was dem intenſivſten Geiſte von Bedeutung ſein ſoll, dem muß er gewachſen ſein, das muß er in ſtiller, vielleicht gebundener Weiſe ſchon in ſich tragen, ſodaß es nur durch äußern Anſtoß zur Entwickelung gebracht wird. Der geſchichtliche Charakter kann auf vom Charakter geworfen und verſtanden werden; das Kunſtwerk erfodert einen empfänglichen künſtleriſchen Boden, aus dem es die Empfindung wie der Sonnenſtrahl die Blüte aus der Knospe entwickeln könne. So ſind auch die natürlichen, ſelbſt die elementarſten Dinge beſeelter als man ihnen gewöhnlicherweiſe zugibt, indem ſie den urſprünglichen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt in ſich forttragen und bewahren: auf unterer Stufe in gebundener Form, dann erſtarrend, erregt und zur Offenbarung getrieben. Der Zwieſpalt ſucht die Stufe der Freiheit zu erklimmen und mit dem Charakter des Gegenſtandes als organiſche Bildung iſt eben auch die Seele und das lebendige Sein da.

Die Uebertreibung im Unterrichtsweſen.

Es iſt charakteriſtiſch an Goethe, daß es nicht leicht ein Lebensverhältniß, eine Situation oder überhaupt einen beachtenswerthen Gegenſtand geben kann, über den man nicht bei ihm eine kluge und praktiſche Bemerkung fände. So ſagt er im Hinblick auf die modernen Unerquicklichkeiten im Gebiete des Schulweſens: „In einigen Staaten iſt in Folge der erlittenen heftigen Bewegungen faſt in allen Richtungen eine gewiſſe Uebertreibung im Unterrichtsweſen eingetreten, deſſen Schädlichkeit in der Folge allgemein wird eingeſehen werden, aber jetzt ſchon von tüchtigen, redlichen Vorſtehern vollkommen anerkannt iſt. Treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß ſie Dasjenige, was ſie amts- und vorſchriftsmäßig lehren und überliefern müſſen, für unnütz und ſchädlich halten."

Der Gelehrte und der Dilettant.

Niemand braucht mehr gelehrte Ausdrücke als der Halbwiſſer. Während der Forſcher in der Fülle ſeiner Kenntniſſe ſich behaglich ergeht und oft mit ſeinem Stoff, ihn gründlich handhabend, nur zu ſpielen ſcheint, hält ſich der Dilettant mit Wohlgefallen an das Wenige, was er weiß und kann es nicht hoch genug ſchrauben und nicht dunkel genug verhüllen. Daher kommt es, daß eine wahrhaft populäre und allgemein faßliche Darſtellung ſeiner Wiſſenſchaft immer auch nur dem Meiſter gelingt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

...tlich ein Bogen.] Nr. 44. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die geheimnißvollen Reiter.

Historisch.

...dem vormaligen wendischen Gau Drawän, welcher mit den übrigen alten Wenden ...Nering, Chein und Lennigau den nordöstlichen, von Mecklenburg und Preußen ...offenen Theil des Königreichs Hannover bildet, liegt ein kleines Dorf, über dessen ...nbaren Häusern die Aeste und Kronen hoher Eichen ein dichtes Laubdach wölben. ...umher breiten sich fruchtbare Felder und Wiesen aus, welche hier und da von an... ...en Gehölzen umkränzt sind; am westlichen und nördlichen Horizont gewahrt man ...nke, schweigende Haide mit ihren Hünengräbern, Steinmalen und Föhrenwäldern, ...ser von den Hügeln in die lachenden Gefilde hinabschauen. Vor Zeiten unterbrach ...dliche Stille des Dorfs gar manchmal der lustige Klang eines Posthorns, da die ...dungsstraße zweier benachbarter Städte den Ort durchschneidet und auf derselben ...ein Postwagen hin und her ging; jetzt aber ist der Verkehr in neue Bahnen ge... ...nd die fröhlichen Wandermelodieen tönen nicht mehr durch die grünen Laubhallen ...ufs — kaum daß dann und wann noch auf der verlassenen Straße eine alterthüm... ...ndkutsche oder ein einsamer Fußgänger erscheint.

...n einem trüben Novembernachmittage in den Zwanziger Jahren des vorigen Jahr... ...ts saßen in dem niedrigen Gastzimmer des einzigen Wirthshauses im Dorfe vier ...rauchend und trinkend an dem großen, schweren tannenen Tisch und unterhielten sich ...irth und Wirthin von Welt-, Dorf- und Hausangelegenheiten. Da die meisten ...en slawischer Abkunft waren, so ward das Gespräch größtentheils in niedersächsisch... ...hem Dialekt geführt, der mit dem unschuldigen Buchstaben h in ewiger Fehde liegt, ...ts von dort vertreibt, wo ihm die Jahrhunderte eine Stelle angewiesen haben, und ...hinwirft, wo ihn die Etymologen und Orthographen einmal nicht dulden wollen. ...iner bediente sich, im erhabenen Bewußtsein seiner edlern Abstammung und höhern ...g, nicht dieses Dialektes — es war der Herr Schulmeister aus einem benachbarten ...rfe, eine lange hagere Gestalt mit faltenreichem blassen Antlitz, dessen Nase etwas

auffallend Storchſchnabelartiges hatte. Als ein halber Geiſtlicher und „unendlich weiſer“ Mann und als ein Sohn der Provinz Kalenberg, deren Bewohner da ein „ö“ hören laſſen, wo ſich die wendiſchen Bauern mit einem o begnügen und die als echte Sprößlinge von der Feindſchaft gegen das h nichts wiſſen, hielt er es unter ſeiner Würde, plattdeutſch zu ſprechen. Aus einer langen Pfeife rauchend, hörte er dem lebhaften Geplauder mit tiefſinniger Miene zu und warf dann und wann einige hochdeutſche Worte dazwiſchen, welche von den übrigen Anweſenden in ſchweigender Ehrfurcht als wunderbare Orakelſprüche aufgenommen wurden.

Der Schulmeiſter hatte eben einen kleinen Excurs über das Kriegsgeſchrei, das in der Türkei begonnen, da rief die Wirthin, die mit ihrem jüngſten Söhnchen am Fenſter ſtand, mit Hintanſetzung alles Reſpects gegen den redenden geiſtlichen Politiker plötzlich ganz laut ihrem Manne zu: Sieh einmal, Chriſtoph, welch' ſonderbare Menſchen dort ins Dorf hereinreiten! Auf dieſe Worte hin eilten Alle ans Fenſter und betrachteten die Ankömmlinge, zwei Reiter in fremder Tracht. Die müſſen einen weiten Weg gemacht haben! ſagte der Wirth; die armen Thiere können ja kaum ſchnaufen! Nun, die Menſchen ſind am Ende ebenſo müde, meinte ein Bauer. Der Eine ſitzt wenigſtens ſo auf ſeinem Pferde, als ob er jeden Augenblick herunterfallen wollte!

Die Reiter ſtiegen ab. Der Wirth eilte ihnen entgegen. Ein Trupp jugendlicher Wenden mit glotzenden Augen und offenen Mäulern folgte ihnen. Der Wirth rief ſeinen Knecht, befahl ihm, die Pferde in den beſten Stall zu führen und lud die Fremden ein, ins Haus zu treten. Ihre Erſcheinung im Gaſtzimmer verſetzte die Anweſenden in neue Verwunderung. Der Jüngere war eine hohe, wohlgewachſene, breitſchulterige Geſtalt und mochte etwa dreißig bis fünfunddreißig Jahre zählen. Sein gebräuntes Antlitz trug einige Spuren von Pockennarben; Kinn und Lippen umgab ein vernachläſſigter ſtruppiger brauner Bart, ſeinen Scheitel bedeckte eine ſchwarze Perücke. Seine Miene war freundlich ernſt, der Blick ſeiner dunkelblauen, lebhaften, feurigen Augen verrieth einen unternehmenden Geiſt, einen feſten Willen. Er trug einen Rock von grobem braunem Tuch mit einer Reihe Knöpfe, einen enganſchließenden ledernen Koller, hohe Reiterſtiefel mit eiſernen Sporen. Seine Hände bedeckten hirſchlederne Handſchuhe, deren Stulpen bis an die Ellenbogen reichten. . . Der andere Fremde ſchien etwa zehn Jahre älter zu ſein als ſein Begleiter. Sein Wuchs war minder kräftig und hoch; ſeine Geſichtszüge hatten nichts beſonders Auffallendes, zeigten aber einen Ausdruck äußerſter Erſchöpfung, welche ſich auch in ſeinem Gang und ſeiner Haltung kund gab. Aus ſeiner feinern Kleidung hätte man ſchließen können, daß er einem höhern Stande angehöre als Jener. Beide ſprachen ein dialektloſes Hochdeutſch, welches ſich hier und da durch eine etwas fremdartige Betonung auszeichnete.

Wie heißt dies Dorf? begann der Aeltere.

Waddewitz, Herr! entgegnete der Wende.

Wie heißt die nächſte Poſtſtation nach der mecklenburgiſchen Grenze hin?

Dannenberg.

Dannenberg! rief der Reiter mit funkelnden Augen. In Dannenberg's Thurm ſaß einſt der Dänenkönig Waldemar! Wollte Gott, ich hätte — — aber gleich als ob er ſich vergeſſen, brach er ab und fuhr nach einer Pauſe mit ruhigem Tone fort:

Wie weit iſt es bis dorthin?

Etwa fünf Stunden.

Beſorge Er uns raſch eine kräftige Mahlzeit und verſchaffe Er uns für heute Abend oder morgen früh zwei friſche Pferde! Hört Er?

Das waren Commandoworte. Der Wirth ſchob ſeine Pelzmütze zur Seite, kratzte ſich mit bedenklicher Miene hinter dem Ohr und begann, während ſeine Ehehälfte für die

Mahlzeit sorgte, von den Schwierigkeiten, die sich in Waddeweitz der Anschaffung von Pferden entgegenstellen würden.

Wie viel kostet denn hier zu Lande ein Pferd? sagte der Aeltere. Er soll gut bezahlt werden, wenn Er uns ein paar starke Thiere verschafft.

Es stellte sich indessen heraus, daß in Waddeweitz der Pflug nicht von Pferden, sondern von Ochsen gezogen wurde, und so hieß es denn:

Nun, lieber Mann — so spann' Er in Gottes Namen morgen Seine Ochsen vor, wir werden unter Seinem Dache übernachten. Doch sind wir gewohnt, früh, sehr früh aufzubrechen — drum richt' Er sich danach, daß wir präcis 4 Uhr mit Seinen Ochsen von hier abfahren können. Unsere Pferde wird Er später nach dem Orte zurückführen lassen, den wir Ihm morgen bezeichnen werden.

Der Wirth war nur Gehorsam. Die Wirthin deckte den Tisch, trug ein einfaches Abendessen auf, wünschte den Reisenden guten Appetit und eilte auf Geheiß ihres Mannes wieder hinaus, um ihren Gästen eine Schlafstelle herzurichten. Inzwischen, da die Reiter wacker und ganz menschlich zusprachen und das schwarze Brot sich munden ließen, faßte der Wirth Muth und getraute sich mit einer Art von ihn selbst belehrender Unterhaltung hervor.

Die Herren kommen gewiß weit her? sagte er.

Sehr weit! entgegnete der Aeltere.

Wie weit wol? forschte der Wirth in seinem und sämmtlicher Zuhörer Namen.

Es mögen etwa drittehalbhundert Meilen sein, die wir zurückgelegt haben, sagte der Jüngere gelassen, indem er einen tüchtigen Hieb mit seinem Riesenmesser gegen das dampfende Fleisch führte.

Ein allgemeines, maßloses Staunen. Drittehalbhundert Meilen! Der Schulmeister sollte als Mann der Wissenschaft Erklärung einer so fabelhaften Entfernung geben. Alle Blicke schossen sogleich auf ihn und er flüsterte: Still! Stille! Afrika!

Afrika! ging es von Mund zu Mund.

Wollen die Herren in Dannenberg bleiben? fuhr der Wirth fort. Da man seine Speisen aß, hatte er mehr Muth als die Andern.

Nein! war die barsche Antwort.

Wohin soll die Reise denn gehen?

Ueber die Elbe.

Vielleicht nach Mecklenburg?

Nach Pommern.

Vor- oder Hinterpommern?

Vorpommern, wenn Er's durchaus wissen will!

Afrika also und Vorpommern! Diese beiden Gegensätze standen fest. Der Schulmeister zeichnete stumm mit der Hand die Landkarte.

Was für ein Geschäft haben die Herren wol? fing wieder der Wirth an. Es war ein Schwarzbrot, das man schnitt.

Wir reisen! erwiderte der Aeltere.

Es sind Reisende, sagte der Schulmeister; diese Thatsache war unwiderleglich. Es fehlte nur noch der Uebergang: Zu welchen Zwecken?

Dann werden die Herren gewiß Kaufleute sein? warf der Wirth hin.

Nein!

Angestellte?

Nein!

Lieber Mann, wenn Er sich aufs Rathen verlegt, fiel der Jüngere lachend ein, da könnten wir uns lange gegenübersitzen! Ich will Ihm und Seinen Gästen sagen, womit ich mich seither beschäftigt habe — obgleich Er es vielleicht nicht recht begreifen wird.

Aha, jetzt kommt's! raunte der Schulmeister seinem Nachbar zu. Sagt' ich's nicht, daß Fragen immer hilft?

Ich habe niemals ein Amt besessen, bei dem ich hätte fett werden können, war des jüngern Reiters Erklärung. In einem Alter, wo Andere noch kaum an ein Amt und an Geschäfte denken, mußte ich schon die schwersten Arbeiten verrichten. Wär' ich schlecht gewesen, so hätt' ich vielleicht Diesem oder Jenem meine Arbeit zuschanzen und mich nachher damit entschuldigen können, daß dieselbe über meine Kräfte gehe — ich hab' es nicht gethan. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hab' ich erst für Andere gesorgt und dann für mich und habe nicht gemurrt, wenn ich wochenlang hungern und dursten, frieren und auf harter Erde schlafen mußte. Meine schönsten Hoffnungen hab' ich eine nach der andern zu nichte werden sehen — das Wenige, was ich gewonnen, hab' ich verloren — meine besten Freunde und Genossen sind todt, arm und verlassen; müd' und alt kehr' ich nach meiner Heimat zurück. Meinem Reisegefährten ist es etwas besser ergangen — am Ende ist auch er nicht viel glücklicher als ich.

Nach diesen friedlichen und fast rührenden Worten, die der Sprecher mehr an seinen Begleiter als an den Wirth und dessen Gäste gerichtet hatte, sprang er auf und schritt mit gesenktem Haupt und umwölkter Stirn sporenklirrend einige mal im niedern Zimmer auf und ab. Der Wirth und die Bauern, die nichts weiter von seinen Worten begriffen zu haben schienen, als daß er ein unglücklicher Mann sei, folgten jeder seiner Bewegungen mit starren Blicken; der Schulmeister aber legte den Zeigefinger an die Nase und gab sich das Ansehen, als ob ihm plötzlich ein sehr helles Licht aufgegangen. Es sind — sagte er, schnalzte ein paar mal und blieb doch die Antwort schuldig. Jedenfalls entstand in ihm der Gedanke, daß diese aus Afrika nach Vorpommern reisenden Reisenden wenn auch nicht gerade Schulmeister, doch Gelehrte sein müßten wie er. Der Mensch hat immer die Neigung, alles Unerklärliche nach sich zu erklären. Und so ergriff er, da die Reiter sich abwandten, die Bibel vom Fenstersims, rief die Lene, des Wirths Tochter, und ließ sie eine Stelle lesen, die er mit den Worten aufschlug: Kannst du schon deinen Wochenspruch? Das Mädchen las:

„Der — Herr — ist — nahe — bei — Denen — die — zerbrochenen — Herzens — sind — und — hilft — Denen — die — zerschlagenes — Gemüth — haben."

Gut gelesen! sagte der Schulmeister mit Nachdruck. Beherzige die Worte, mein Kind. Es ist ein Spruch des großen Königs David, des frommen Psalmisten, den Gott aus vieler Noth und Trübsal errettete. Zum nächsten mal magst du einen ähnlichen Spruch desselben lesen lernen, welcher zu Anfang des siebenundzwanzigsten Psalms steht und folgendermaßen lautet: „Und ob ich schon wandere im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du, Gott, bist bei mir; dein Stecken und Stab trösten mich."

Herr Schulmeister, Er irrt sich — der Spruch steht im dreiundzwanzigsten Psalm! fiel der jüngere Reiter mit großer Gelassenheit ein.

Der Schulmeister blickte den Redenden mit maßlosem Staunen, aber auch mit Wohlgefallen an, gleich als ob er sagen wollte: Richtig, es sind lateinische Reiter! Schulmeister! Ludi magistri!

Herr Schulmeister, nehm' Er sich vor meinem Reisegefährten in Acht — der kennt die Bibel in- und auswendig! sagte der Aeltere, ergriff die Bibel und schlug die streitige Stelle nach. Der Spruch stand im dreiundzwanzigsten Psalm.

Er braucht sich deswegen nicht zu grämen, Schulmeister, versetzte der bibelfeste Fremde. Irren ist menschlich.

Die Reiter erhoben sich, wünschten Allen eine gute Nacht und baten den Wirth, ihnen ihr Schlafgemach anzuweisen. Der Wirth ergriff eine Lampe und führte seine Gäste über die geräumige Lehmdiele in ein entlegenes Stübchen an ungeheure Bettthürme. Leg'

Er ſich eilig aufs Ohr, damit wir morgen zur beſtimmten Stunde abfahren können, rief der Jüngere noch der Guten Nacht hinzu, indem er einige von den Decken, Pfühlen und Kiſſen des einen Bettes wie Bälle auf einen in der Ecke des Zimmers ſtehenden Tiſch warf, ſodaß nur die Matratze und eine leichte Decke nebſt den Leintüchern im Bettgeſtell zurückblieben... Es ſind Gelehrte! blieb des Schulmeiſters Erklärung, und mit dem Erſtaunen, wie bibelfeſte Leute auch ſo ſattelfeſt ſein könnten, zerſtreute man ſich und ging zur Ruhe.

Im kleinen Dörfchen herrſchte noch tiefe nächtliche Stille, als ſich in dem Wirthshauſe und deſſen nächſten Umgebungen ſchon einzelne menſchliche Stimmen und tagverkündende Laute vernehmen ließen. Die Thüren knarrten in ihren Angeln, ſchwere Schritte erſchallten auf der Hausflur, im Kamin kniſterte ein luſtiges Feuer und über den gepflaſterten Hof raſſelte ein ſtandfeſter vierräderiger Wagen. Der Wirth hatte Wort gehalten. Ehe ſeine Gäſte noch zum Vorſchein gekommen waren, hatte er ſchon ſein ganzes Hausperſonal geweckt und Alles zur Abreiſe in Bereitſchaft geſetzt. Die beiden Fremden nahmen ein einfaches Frühſtück ein, ſtiegen auf den mit weichen Strohſitzen verſehenen Wagen, der Wirth ſetzte ſein Ochſengeſpann in Bewegung und in gemeſſenem Schritt ging es in die dämmernde Morgenröthe hinein. Die Fahrt war ſeltſam. Aus den leichten weißen Wolken ſchauten einzelne Sterne hervor. Im Oſten ſtand noch die ſchmale Sichel des abnehmenden Mondes und goß ein bleiches Licht auf das ſchlafende Dorf und die herbſtlich öden Felder. Die beiden Fremden ſchienen das Eigenthümliche ihrer Situation auch in vollem Maß zu fühlen, denn in ihre Mäntel gewickelt, ſaßen ſie nebeneinander und unterhielten ſich bald mit lächelnder, bald mit ernſthafter Miene eifrig in der fremden Sprache, welche der Schulmeiſter für Lateiniſch gehalten hatte. Dann und wann richteten ſie auch einige Fragen auf Hochdeutſch an ihren Wagenlenker, der dieſelben treuherzig in ſeinem niederſächſiſch-wendiſchen Dialekt beantwortete.

Der Weg führte über bleiche, mondbeſchienene Felder und dunkle Halden, durch ſchlafende Dörfer und düſtere, todtenſtille Föhrenwälder; weit und breit war nichts zu hören als das Knirſchen der Räder im tiefen Sande, das Bellen der Hunde und das Krähen der Hähne in den entlegenen Gehöften; dann und wann wehte auch der leiſe Klang der Glocke einer Dorfthurmuhr aus der Ferne durch die ſtille Morgenluft herüber. So ging es mehre Stunden fort. Endlich hellte es ſich im Oſten; das Morgenroth ſiegte über Mond- und Sternenſchein und der Sonne freundliche Strahlen brachen durch die herbſtlichen Nebelſchichten am Horizont.

Das iſt der Schloßthurm von Dannenberg! rief der Wirth den beiden Reiſenden zu, indem er mit der Peitſche auf einen hohen runden Thurm deutete, der durch die Zweige der letzten Bäume eines kleinen Gehölzes ſchimmerte, deſſen Ausgang man ſoeben erreicht hatte. In einer Stunde werden wir dort ſein.

Der Jüngere machte eine ungeduldige Bewegung, gleich als ob er ſagen wollte: Die Strecke würd' ich in zehn Minuten zu Pferde zurücklegen!

Die Herren werden aber genöthigt ſein, bis Mittag in der Stadt zu bleiben, ſagte der Wirth. Die Poſtpferde kommen gewöhnlich erſt in der Nacht oder früh am Morgen von den nächſten Stationen zurück und müſſen ſich doch ein paar Stunden aufſchnaufen, ehe ſie wieder fortgeſchickt werden können.

Auf einem mit zwei wendiſchen Ochſen beſpannten Wagen lernt ſelbſt der Hitzigſte Geduld. Die beiden Reiſenden ergaben ſich ohne Murren in ihr Schickſal, obgleich der Jüngere dann und wann einen ſehnſüchtigen Blick dem runden Thurme zuwarf, der von ſeinem Hügel ſtolz auf das kleine Städtchen hinabſchaute, deſſen rothe Dächer freundlich in den Morgenſonnenſtrahlen ſchimmerten. Endlich hielt das Fuhrwerk vor dem Poſtgebäude in Dannenberg. Der Aeltere eilte ſogleich hinein und verlangte zwei Reitpferde bis zur

nächsten Station auf der nach Mecklenburg führenden Poststraße. Man erwiderte ihm, daß die Pferde noch eine volle Stunde der Ruhe bedürften, da sie am vorhergehenden Tage stark angestrengt gewesen wären. Man ersuchte ihn, während der Zeit mit seinem Begleiter in dem nahegelegenen Gasthof verweilen zu wollen. Gegen die eiserne Nothwendigkeit ließ sich nicht ankämpfen und so begaben sich Beide nach dem Wirthshause, in dessen Gastzimmer sie den Amtmann des Städtchens und einen ihm befreundeten Kaufmann aus Hamburg antrafen, welcher schon um Mittag seine Reise nach Magdeburg fortsetzen wollte und dem Jener bis dahin Gesellschaft leistete. Beim Eintritt der beiden Fremden brachen der Amtmann und sein Freund ihr Gespräch ab und betrachteten sie mit verwunderten Blicken. Besonders den Jüngern betrachteten sie mit stets wachsender Neugierde und wechselten leise Worte miteinander. Die Aufmerksamkeit Jener steigerte sich von Minute zu Minute und endlich flüsterte der Kaufmann mit triumphirender Miene dem Amtmann einen Namen ins Ohr. Dieser eilte darauf hinweg und verschwand im Postgebäude. Gleich darauf erhob sich ein gewaltiges Leben im Postgebäude und dessen Umgebungen. Postillone und Knechte liefen hin und her, schrieen durcheinander, Wagen und Pferde wurden aus dem Stall gerissen, gestriegelt, geputzt, gebürstet, einige Minuten später kam der Posthalter in den Gasthof, trat mit tiefen Verbeugungen ins Zimmer und fragte die beiden Fremden mit unendlicher Devotion, ob sie es nicht vorziehen würden, ihre Reise nach Mecklenburg in einem bequemen Wagen fortzusetzen.

Die Letztern schauten den unterthänigen Posthalter mit dem unverkennbarsten Mißvergnügen an und der Aeltere sagte in einem fast barschen Tone: Ich hab' es ja ausdrücklich gesagt, Herr, daß wir unsere Reise zu Pferde fortsetzen wollen. Hat Er etwa keine Reitpferde?

O das wol, erwiderte der Posthalter mit einer tiefen Verbeugung, aber ich möchte ...

Nun, so sorge Er dafür, daß die Pferde zur bestimmten Stunde gesattelt und gezäumt vor der Thür stehen. Sobald wir einen kleinen Imbiß eingenommen haben, reiten wir von dannen.

Der Posthalter zog sich zurück. Die Reiter sprachen dem inzwischen aufgetragenen Frühstück zu. Kauf- und Amtmann betrachteten Beide starr. Als das Frühstück beendet, wurden die Pferde vorgeführt. Vor der Thür des Gasthofs hatte sich eine Gruppe von Neugierigen gesammelt, unter denen sich auch der waddeweitzer Lenker des Ochsengespanns befand, der seinen Gästen eine glückliche Reise wünschen wollte. Die Letztern schwangen sich in den Sattel, der Jüngere reichte dem Dorfwirth zum Lohn für seine Dienste ein ansehnliches Geldstück, empfahl ihm noch einmal, wie schon geschehen, die ihm anvertrauten in Waddeweitz gebliebenen Pferde sobald als möglich nach dem Poststationsorte zu bringen, den er ihm unterwegs bezeichnet, und freundlich die Umstehenden grüßend, sprengte er im Galopp mit seinem Begleiter davon ...

Man rieth. Man ahnte. Man forschte. Und was man gerathen, geahnt und erforscht hatte, bestätigte sich durch die Zeitungen: Karl XII., auf seiner Flucht von Bender in der Türkei, war mit seinem Adjutanten bei Dannenberg über die Elbe gegangen und begab sich durch Mecklenburg nach Schwedisch-Pommern.

In Waddeweitz blieb Karl's XII. geheimnißvolle Durchreise und seine Ochsenfahrt noch Dannenberg bis zum heutigen Tage die glanzvollste Erinnerung der dortigen Chronik, und von meinem eigenen Großvater hab' ich dies kleine Stück aus der Geschichte des nordischen Alexander ganz so vernommen, wie es in den Hauptpunkten vorstehend erzählt wurde.

E. Ziehen.

Ueber Ideen-Association und Gedächtnißkunst.

Von Professor Fortlage in Jena.

Unsere Seele gleicht einem von dem Reichthum der mannichfaltigsten Gegenstände angefüllten Schatzgewölbe, worin aber nur ein einziges armes Lämpchen brennt, dessen Schimmer nur immer eine geringe Anzahl von Gegenständen zu gleicher Zeit zu beleuchten hinreicht. Eine sehr geringe Zahl, nämlich in Vergleichung zum Reichthum des Ganzen. Der größte Vorrath unserer Seele schlummert, auch wenn wir wachen. Das, was in uns wacht, ist niemals unser ganzes Ich, sondern immer nur ein kleiner Theil desselben, welcher durch das wache Princip, das wir die Aufmerksamkeit nennen und welches die Lampe im Gewölbe vorstellt, erleuchtet und zum Bewußtsein gebracht wird. Man erzählt von Zuständen der Exaltation, z. B. durch den Genuß von Opium, in denen der berauschten Person der ganze Reichthum ihrer Erinnerungen und Kenntnisse, Alles, was sie je erfahren, gewußt und getban, wie eine von hellstem Tageslicht bestrahlte Landschaft soll offen gelegen haben. Wir müssen dies als unbeglaubigt dahingestellt sein lassen. Der Zustand, welchen wir den wachen nennen, ist niemals wach in diesem Grade, vielmehr in steiem Halbschlaf begriffen. Ja, was noch demüthigender ist, dieser Halbschlaf wechselt mit dem Zustande des völligen Schlafs. Das Lämpchen im Gewölbe ist einem periodischen Erlöschen unterworfen. Die Beleuchtung der Gegenstände des Schatzgewölbes, in deren Nähe das Lämpchen tritt, heißt die Erinnerung.

Es ist bereits sprüchwörtlich geworden, daß das Erinnern nach dem Gesetze der Ideenassociation erfolge, indem die verwandte oder engverbundene Empfindung oder Vorstellung immer die verwandte oder engverbundene herbeirufe. Eine gewisse Stimmung z. B. ruft uns Situationen und Lebensbilder in die Erinnerung, welche uns einst in einer ähnlichen Stimmung umgaben. Die Erneuerung gewisser Gerüche, die lange entbehrte Wiederholung gewisser Laute, Töne, Melodieen sind im Stande, uns auf eine lebhafte Weise in sonst längst vergessene Situationen unserer Kindheit zurückzuversetzen. Während der Zeit, welche Moritz bei einem Hutmacher in Braunschweig als Lehrjunge auf eine unangenehme Weise verlebte, wurden, wie er in seiner Lebensbeschreibung erzählt, die ganz verblichenen Schildereien an dem schwarzen Getäfel der Wand wieder neu überstrichen. Die Erinnerung an den Geruch davon, welcher einige Wochen dauerte, war bei ihm nachher beständig mit der Idee von seinem damaligen Zustande verbunden. So oft er einen Firnißgeruch empfand, stiegen unwillkürlich alle die unangenehmen Bilder aus jener Zeit in seiner Seele auf; und umgekehrt, wenn er zuweilen in eine Lage kam, die mit jener einige zufällige Aehnlichkeit hatte, glaubte er auch einen Firnißgeruch zu empfinden. („Anton Reiser", von Moritz. — Beneke, „Pragmatische Psychologie", S. 247.)

Eine herrschende Stimmung, worin wir uns befinden, gleicht einem Schwamm, welcher mit lauter ihm verwandten Erinnerungen und Reflexionen sich vollsaugt, die heitere Stimmung mit heitern, die beklommene mit beklemmenden. Ein vornehmer Hypochonder, von welchem Erhard Schmidt erzählt, reiste auf eins seiner Landhäuser, um sich von seinem Trübsinn zu zerstreuen. Das Erste, was ihm hier einfiel, war ein Mittel, das man auf diesem Landhause vor mehren Jahren zur Vertilgung der Stubenfliegen gebraucht und, weil es die gehoffte Wirkung nicht hervorbrachte, zum Fenster hinausgeschüttet hatte. Was nun, sagte er sich, ein kleiner Theil davon in einen unter dem Landhause befindlichen Keller gedrungen und hatte den daselbst zum Verkauf aufbewahrten Branntwein vergiftet, so war er der Mörder vieler Menschen. Er beruhigte sich nicht eher, als bis ein Maurermeister durch ein schriftliches Attestat bezeugte, daß eine kleine Quantität Flüssigkeit durch die Kellermauer wegen ihrer Güte und Stärke nicht habe durchdringen können, und ein

Arzt in einem eigenen Aufsatze bewies, daß jenes Mittel, welches aus Bier und Honig bestanden hatte, durchaus zu den unschädlichen gehöre. Sobald nun seine steigende Beklemmung jene Erinnerung aufs Neue wach rief, wurden diese verschwenderisch bezahlten Attestate hervorgesucht und die Macht des Feindes scheiterte an ihnen wie an einer Schanze. Derselbe Hypochonder erfuhr in einer äußerst traurigen Stunde die geschehene Hinrichtung des Königs Ludwig XVI. Sogleich erinnerte er sich, er sei in seinen jüngern Jahren in Paris gewesen und in Gesellschaft eines deutschen Prinzen dem Könige vorgestellt worden, habe bemerkt, daß dieser ein sanfter, aber schwacher Regent sei und diese Bemerkung freimüthig in mehren vornehmen Häusern geäußert, habe dadurch die ungünstige Meinung des pariser Publicums von den Regierungsfähigkeiten des Königs bestätigt und zu der nun erfolgten Hinrichtung mit beigetragen, ein Gedanke, der ihn fast zur Verzweiflung brachte. („Psychologisches Magazin" von Erh. Schmidt, Bd. I, S. 327, 345.)

Es rufen leicht und unwillkürlich einander ins Bewußtsein oder in die Erinnerung alle Vorstellungen, welche miteinander auf die eine oder andere Weise bereits zu Gruppen und Reihen verschmolzen oder verbunden sind. Die dieses weniger sind, erfodern Anstrengung, erinnert zu werden. Die Anstrengung besteht darin, daß die Aufmerksamkeit sich gestissentlich auf alle diejenigen Vorstellungen versuchsweise heftet, von denen irgend zu vermuthen ist, daß sie mit der gesuchten in einer Verknüpfung stehen. Gelingt ihr dies, so findet sie die gesuchte sogleich in der Nähe, ähnlich wie Der, welcher den Dieb nur erst am Rockzipfel hat, ihn nun auch leicht beim Arm greifen kann.

Es ist der von einer Vorstellung zur andern überschreitenden Aufmerksamkeit in jedem Fall leichter und bequemer, auf die verwandten oder engverbundenen Vorstellungen überzugleiten, als sich sprungweise auf gänzlich entgegengesetzte zu stürzen. Als engverbunden zeigt sich aber in unsern Vorstellungen einestheils alles Gleichartige und Aehnliche, anderntheils Alles, was in demselben Zeitmoment miteinander aufgefaßt worden ist. Die Milch führt uns leicht, wie schon Aristoteles bemerkt, zum Weißen, das Weiße zur Luft, die Luft zum Feuchten, das Feuchte zum Herbst u. s. f. Dies ist die gewöhnliche Regel, nach welcher die Themata einer gesellschaftlichen Conversation, auch eines stillen Monologs aufeinander folgen. Als Faust von Wagner in der bekannten Scene bei Goethe verlassen worden ist und nun, nach einer kurzen Reflexion über den eben hinweggegangenen Famulus, der nachklingende Eindruck der gehabten Erscheinung des Erdgeistes wieder bei ihm mächtig wird, so wandert seine Aufmerksamkeit zuerst auf das verwandte Verschwinden und Verklingen aller herrlichsten Lebensmomente überhaupt, von hier wieder rückwärts auf die Erscheinung des Geistes und sein letztes Wort: Wurm. „Ein furchtsam weggekrümmter Wurm." „Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt." Von Wurm zu Staub, von Staub zu bestäubten Papieren und Instrumenten, bei deren widerlicher Anschauung das Fläschchen mit Gift ins Auge springt und durch die sich affectirende Idee eines raschen Lebensziels den Gedanken an Selbstmord hervorruft, welchem ein Gefühl entströmt, das als Gegengewicht gegen die erlittene Demüthigung gehegt und gepflegt wird.

Allein daher ist aber die Ideenassociation nur eine gewöhnliche Regel, nach welcher die Aufmerksamkeit verfährt, nicht ein Grundgesetz der Vorstellungen, das niemals überschritten werden könnte. Wenn sich auch die Aufmerksamkeit in der Regel keine Sprünge ins Wildfremde erlaubt, so ist sie doch deren gar wohl fähig und es gibt Fälle genug, in denen sie vorkommen. So wie dem Liebenden die Gestalt der Geliebten, dem Mörder der letzte Blick des Erschlagenen auch gegen den Willen sich stets wieder aufdrängen, so wie nach dem Ball der Rhythmus und die Melodie der Tänze unwillkürlich in unserm Ohr nachklingt und uns manchmal noch den folgenden Tag verfolgt, so klingen in ähnlicher, wenn auch schwächerer Weise Vorstellungen von einer geringern Erregungshöhe be-

dig in uns noch, welche nur eine kleine Erhöhung der noch fortklingenden Stimmung, er welcher sie gebildet wurden, erwarten, um sofort in die Erinnerung einzutreten. nn läßt sich die Aufmerksamkeit wol durch Ideenassociation eine Weile seitwärts führen, ht aber immer wieder, ehe wir es uns versehen, jähe Sprünge in den alten Gedanken- zurück. Faust ist nach der Geistererscheinung durch seinen Famulus eine Zeit lang ganz andere Gedanken gebracht worden, und auch als der Famulus bereits von ihm ngen ist, bleibt seine Aufmerksamkeit noch eine Weile auf diesem und dessen Seelen- nde haften. „Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet!" Dann aber stürzt sich mit einem Sprunge und ohne alle Association auf den übermächtigen Eindruck Erscheinung des Erdgeistes zurück, um von da an aufs Neue in Associationen sich rgehen.

Die Kunst der Mnemonik ist darauf berechnet, die schwachen, unverbundenen und wenig auszeichnenden Vorstellungen durch Ideenassociation zu starken, enge verbun- n und auffallenden zu erheben. Die schwachen und schwer haftenden Vorstellungen, . Jahreszahlen, technische Ausdrücke, Namen u. dergl, bekommen eine größere Ver- ung und Verbindung untereinander dadurch, daß man sie mit einer Gruppe sinnlicher er verknüpft. Denn die sinnlichen Bilder werden in Folge größerer Lebhaftigkeit leich- erinnert als die abstracten Namen, und wenn man zwischen den sinnlichen Bildern n entsprechenden Zusammenhang herzustellen weiß, so wird die Reihenfolge der zu enden Namen an ihnen festhaften. So z. B. dürfte nach Herrn Otto Reventlow's itung („Abriß eines Lehrcurses der Mnemonik", S. 13) die Reihe der Planeten- en an folgender Bildergruppe gemerkt werden: „Im Mergel (Mercur) wuchs eine (Venus), dieselbe fiel auf die Erde (Erde), dort fraß sie ein Marder (Mars). dessen Pelze machte ich eine Weste (Vesta) und schenkte sie einem Jungen (Juno), erschnitt sie mit der Schere (Ceres), machte daraus einen Ball (Pallas) und warf über eine Aster (Astrăa) in einen Schuppen (Jupiter), dort flog er an einen Sattel urn), zertrümmerte eine Uhr (Uranus) und fiel in einen Napf (Neptun)." Oder verbindet Ziffern mit willkürlich dazu ersonnenen Buchstaben, aus denen man Wörter mmensetzt. Oder man errichtet sich in seiner Phantasie ein Zimmer mit allerlei Mö- und Hausgeräth, mit welchem man die zu behaltenden Namen oder Zahlen der Reihe in Verbindung bringt u. dergl. mehr.

Doch darf man dabei nicht vergessen, daß dergleichen Kunstgriffe nur langen, um von Natur vorhandenes gesundes Auffassungsvermögen in seinen Wirkungen zu stei- , und dies zwar manchmal bis ins Unglaubliche, keineswegs aber, den Man- eines solchen zu ersetzen, oder ein solches da zu schaffen, wo es nicht Die Mnemonik ist eine Kunst, welche mühsam durch Uebung erworben sein will schon, soll sie einigermaßen auffallende Früchte bringen, einen nicht geringen Grad er Auffassung voraussetzt. Eine stumpfe Auffassung bekommt durch die mnemoni Hülfsmittel nur einen doppelten Ballast zu tragen und erschwert sich nur das Auf- dadurch noch mehr anstatt es zu erleichtern. Baut sie sich z. B. mit Mühe und rengung ein mnemonisches Phantasiezimmer, an dessen Geräthen die neuen Auffassungen erschnell sich anknüpfen, so wird heute vielleicht Alles wie ein Wirbelwind sich in gung setzen, morgen dagegen das ganze Zimmer mit allen Geräthen und Zubehör Grund aus wie weggefegt sein. Sobald nun der Grund des Gebäudes zu wanken gt, dienen alle an dasselbe geknüpften Associationen zu nichts mehr. Es ist mit Mnemonik wie mit dem Schlittschuhlaufen. Dem Schlittschuhläufer wird kein Mann uß auf dem Eise nachkommen. Aber wer sich nicht im Schlittschuhlaufen anhaltend hat, den wird der Schlittschuh zum Straucheln und zu Falle bringen. So auch rt die Mnemonik eine ausdauernde und anhaltende Uebung, welche um so unange-

nehmer und abſchreckender iſt, als das wilde Phantaſiren, in welches ſie nothwendig den Geiſt führt, dem Zuſtande eines ruhigen wiſſenſchaftlichen Denkens geradezu entgegengeſetzt iſt und ſich ſchlechterdings nicht mit ihm verträgt.

Daher iſt ſicher mehr als alle Kunſtmittel der Mnemonik anzuempfehlen die anhaltende Gewöhnung, die Aufmerkſamkeit im Nachdenken auf Punkte zu legen, wohin wir ſie von Natur nicht gern und leicht zu legen pflegen. Jedoch nicht plötzlich und gewaltſam. Die Aufmerkſamkeit will zu künſtlichen, nicht angeborenen Bewegungen ebenſo langſam und anhaltend gewöhnt werden, wie Glieder zum Turnen, Finger zum Spielen eines Inſtruments und die Zunge zur Aneignung des Dialekts einer Sprache. Angewöhnbar iſt jede Art der Fixirung der Aufmerkſamkeit, auch die ſchwierigſte, z. B. die ausſchließliche Richtung auf die Beobachtung des eigenen Empfindens und Denkens, auf Zahlenverhältniſſe u. dergl. mehr. Die Anſtrengungen der Aufmerkſamkeit auf große Zahlenreihen, welche dem innern Sinn völlig hell und deutlich vorſchweben, und durch welche ein Daſe ſo erſtaunliche Wirkungen verrichtet, ſind Jedermann möglich, aber werden nur durch jahrelanges Mühen und Einüben und durch ein ganz ausſchließliches Concentriren der Aufmerkſamkeit auf dieſen einzigen Punkt und Ablenkung derſelben von den meiſten übrigen Lebensintereſſen gewonnen. So entſteht ein Zuſtand, in welchem Anſtrengungen der Aufmerkſamkeit von einer künſtlichen Art mit Leichtigkeit und Luſt vollzogen werden, welche einen andern Menſchen, wollte er ſich dieſelben zumuthen, entweder wahnſinnig machen oder tödten müßten.

Was der Aufmerkſamkeit die Gewöhnung gibt, ſich mit größerer Leichtigkeit auf eine gewiſſe Art von künſtlichen Gebilden, z. B. Zahlenreihen, philoſophiſchen Abſtractionen u. dergl. wiederzubeſinnen, das iſt die Stärke dieſer künſtlichen Gebilde ſelbſt, welche in dem Maße wächſt, als die erinnernde Aufmerkſamkeit befeſtigend auf ſie zurückkehrt und die auffaſſende Aufmerkſamkeit immer neu hinzu erwirbt. Je mehr dieſe Summen wachſen, deſto unwiderſtehlicher ziehen ſie die Aufmerkſamkeit an ſich, deſto mehr erleichtern ſie alſo auch das Wiedererinnern. Und je öfter die Erinnerung daran wiederholt wird durch ein fleißiges Durchdenken des Gelernten, deſto mehr befeſtigt ſich nicht nur die Summe des Aufgefaßten, ſondern deſto mehr ordnet und klärt ſie ſich auch, deſto überſchaulicher wird ſie.

Auf ſolche Weiſe ſei man darauf bedacht, daß die einem künftigen Erinnern aufbewahrten Vorſtellungsreihen in guter und vollſtändiger Ordnung ſeien, alſo daß die Gegenſtände im Schatzgewölbe unſerer Seele, welche das Lämpchen der Aufmerkſamkeit zu beleuchten hat, auch zurechtliegen. Aber ebenſo viel kommt zuletzt darauf an, daß das Lämpchen als ſolches in einem guten Zuſtande erhalten ſei. Denn geräth daſſelbe ins Flackern oder brennt es trübe und qualmig, ſo werden die Bilderreihen trotz der ſchönſten Ordnung, worin ſie zurechtgelegt ſind, doch in unvollkommener und lückenhafter Art wiedererſcheinen.

Schloß Egg an der Donau.

In den erſten Monaten dieſes Jahres ſtarb in München Graf Joſeph Ludwig von Armansperg, der dem Namen ſeines alten, bis in die Hohenſtaufenzeit reichenden Geſchlechts neuen Ruhm verlieh durch Das, was er in verſchiedenen bedeutenden Staatsämtern für ſein Vaterland Baiern und als Vorſtand der Regentſchaft in Griechenland während der Minderjährigkeit König Otto's für jenes ferne öſtliche Land gethan hat. Seit ſeiner Rückkehr aus Griechenland bis zum Jahre 1849, wo ihn König Max von Neuem zu einer ſeiner würdigen öffentlichen Thätigkeit berief, lebte er in Zurückgezogenheit auf

ern Gütern in Niederbaiern. Unvergeßlich ſind mir die Stunden, die ich auf Schloß
an der Donau zubrachte.

Als ich aus der Ebene den blauen lockenden Bergen entgegenfuhr, grüßten am Wege
end Blumen in ſchimmerndem Perlenſchmuck und wollten bewundernden und verlangenden
k... Es iſt ein Juniustag. Aehren neigen ſich in endloſen Reihen und ſchwenken
verheißend ihre grünen Spitzen mit dem duftenden bräunlichen Blütenſtaub. Lerchen
ein in den Lüften und fodern zu einſtimmender Freude auf. Aber wie viel ſagt ſo
einziger jubelnder Lerchenton! Wie durchklingt ihn ſeliges Wohlſein, die Wonne des
webens durch laue Lüfte, des Sonnens in goldigem Lichte!

In ſolcher Stimmung zog ich am blauen Strome hin und blickte entzückt auf die
ge und Schlöſſer und Klöſter jenſeit und auf die ſommergrünen Wälder und Fluren
diesſeitigen Ebene. Immer breiter wurde die Donau und an einer Stelle, wo ſie,
waldigen Höhen umſchloſſen, einem weiten See glich, ſchifften wir hinüber und fuh-
in die Berge hinein... Durch ein Felſenthal mit rauſchendem Bergſtrom, dunkeln
nen und einſamer Mühle näherten wir uns dem Schloſſe Egg, das mit ſeinen grauen
ürmen und Mauern wie ein lockendes Räthſel durch das Waldgrün ſchimmerte. Bald
es im Sonnenlichte vor uns, der vielverheißende Mittelpunkt der reizenden Umgebung.
Fuße, wo kleine Bauerhäuſer im Grün verſtreut lagen, erwartete ich die Rückkehr
anmeldenden Dieners. Bald kam die ältere Tochter des Grafen und bewillkommnete
ſo liebenswürdig und war eine ſo reizende Erſcheinung, ſo ganz in Harmonie mit
ſtrahlenden Frühlingsmorgen, daß ſie mir erſchien wie eine Fee, die dem ſehn-
tigen Wanderer die Pforte ihres Zauberſchloſſes öffnet. Sie leitete mich über
raſſe und Zugbrücke durch das hohe graue Thor in den Burghof und kaum war ich
getreten, ſo fühlte ich mich in einer neuen wunderbaren Welt. Da rauſchten Brunnen,
erne hohe Rittergeſtalten erhoben ſich aus ihrer Flut; alte Bäume tauchten ihre Zweige
ein; Thürme ſtrebten hoch zum blauen Himmel, die grauen Schloßgebäude mit Gal-
n, Balconen, Erkern, gewölbten Fenſtern und Pforten umſchloſſen den Raum. So
ttig-kühl war es hier, ſo eigen geheimnißvoll, als wohne hier der Geiſt der Märchen
Balladen. Es war mir als ſtünde ich auf dem geweihten Boden, dem die Wunder-
ne der Romantik entſproß.

Oben in der erſten Halle empfing mich die übrige Familie, im Speiſeſaal traten
noch andere freundliche Geſtalten entgegen und bald fühlte ich mich bekannt und Sinn
Auge verloren ſich in das Schöne rings umher.

Nach Tiſche bei der Wanderung durchs Schloß war der Graf ſelbſt der freundlichſte
rer, der Erzähler des Geſchichtlichen, das ſich hier an viele Stellen, an Bilder, Sta-
, Inſchriften knüpfte. Wie wir ſo ſtundenlang durch Hallen, Gänge, Galerien wan-
en, Thürme und Zinnen beſtiegen, war es mir, als zöge ich immer tiefer hinein in
alten Zeiten. Der Graf hatte ſein Schloß, eins der älteſten und größten Deutſchlands,
in ſeinem urſprünglichen Charakter wiederherſtellen laſſen; die Ausſchmückung, jedes
hel, jedes Geräth harmonirte mit dem Ganzen. Die ſchweren eichenen Tiſche, Stühle,
tgeſtelle, Schränke, mit reichem Schnitzwerk verziert, paſſen zu den hochgewölbten Zim
n und Hallen mit den geräumigen Fenſtervertiefungen, den bunten Glasmalereien der
eiben, dem eichenen getäfelten Fußboden und den Säulen und Pfeilern, welche die
Kenwölbung tragen. Die Kacheln der mächtigen Oefen ſind bemalt mit Sprüchen und
dern, den Legenden und Rittergeſchichten entnommen; erzene Trinkkannen, alterthüm
Krüge und Gläſer und hohe goldene Becher glänzen auf den ausgeſchnitzten Schenk-
en. Ahnenbilder und Rittergeſtalten in ſchweren Rüſtungen ſchmücken die Hallen; die
Blicke und Thaten, die ſie zurückrufen, leben im Munde der jetzigen Bewohner. Die
ken zieren Schilder mit bunten Wappen und Sprüchen, vor Alters eingegraben, aber

wohlthuend für jede Zeit: „Glück oder Unglück — was Gott beschert — ist mitzubringen und Dankes werth.“ „Jedes Mahl wird zum Feste — steht der Hausherr liebe Gäste.“ „Verscheuche die Sorgen — bis übermorgen.“ „Ein froher Sinn das Allerbeste — hast du ihn schon, so halt' ihn feste“, und andere Sprüche, die immer willkommen sein werden. Reizend war Allem sind die Gemächer der Frauen mit ihrer malerischen poetischen Einrichtung, mit den Büchern und Kunstwerken der neuen Zeit, die zwischen den altertümlichen Geräthen zerstreut sind; jedes Zimmer schien mir ein Gedicht, besonders wenn eine der lieblichen Bewohnerinnen unter den Blumen im hohen Bogenfenster saß. Und welche Aussicht von diesen Fenstern, diesen Balconen und blumendurchrankten Erkern auf die stillen Thäler, in die dunkeln Gründe zu Füßen der waldigen Berghöhe, auf die Klöster, Kirchen und Dörfer in der Nähe und Ferne, von denen die meisten zu Schloß Tag gehören! Auf die Bergströme und Bäche, die da und dort im Grün wie Silber glänzen, und auf die hohen Waldberge, die rings die eigen schöne Welt umschließen! Herrlich ist's, sie frei zu überblicken, auf den Zinnen stehend oder auf dem höchsten Thurme, der wie ein Herrscher Alles überragt. Schön ist es auch, auf den offenen Galerieen längs der innern Zimmer zu wandeln und in den kühlen Schloßhof hinabzublicken und das Rauschen der Brunnen zu hören und die frohen Stimmen und die Töne des Piano und der Zither, die da und dort aus den Gemächern herausklingen! Endlich fliegen wir von Zinnen und Galerieen hernieder, die Terrassen hinunter, durch duftende Jasmin- und Reisengebüsche, über leichte Stege in die Thäler, Gründe und Wälder hinein. Da war kühle Sommersfrische, seliges Grün, waren Blumen in Fülle, alte Buchen und Eichen, immer wie Freunde in Gruppen zusammenstehend und sich besprechend über die Dinge des Waldes, von denen das flüsternde Gezweig, und über die Dinge der fernen Welt, von denen die rauschenden Wipfel erzählen. Frische Quellen sprudelten aus moosbewachsenem Gestein, kleine Bäche zogen murmelnd zwischen Hecken hin, schattige Pfade führten zu lieblichen Plätzen und freien Waldstellen, wo sich der Blick auf blaue Berge öffnete. So hinschreitend durch die schönste Gegend in welcher Abendlust mit jungen lieblichen Mädchen und einem edeln Manne dieser Zeit, fühlte man, wie viel das Leben bieten kann.

Die Rede des Grafen führte oft weit aus der Gegenwart in die Welt der Sage, die um manchen Quell, manche Stelle des Waldes einen eigenen Zauber webte, in die frühlichernsten alten Zeiten, die das überall entgegenleuchtende Schloß immer wieder zurückrief, zu manchem interessanten Moment der neuesten Geschichte, in das sonnige Griechenland, zu jenem Februarabend, an dem es der neugewählte Herrscher, der junge bairische Fürst, zum ersten mal betrat. Oben glühte Purpur und Gold im Westen. So war es auch gewesen in jenem Augenblick, als sich der Fürst und sein Gefolge den Thoren Nauplias näherten. Wie lebendig schilderte der Graf jenen herrlichen Sonnenuntergang, jene zaubervolle Färbung des Meers und der Küsten, das malerische Treiben des fröhlich aufgeregten Volks, die griechen Trachten, die lieblichen Mädchen und Kinder, die dem neuen Herrscher Oliven- und Myrtenzweige auf den Weg streuten, den verschiedenen Ausdruck in jedem Antlitz, den Hauch von Poesie, der über Allem lag. Man fühlte nach, was damals der junge König und seine Begleiter empfinden mußten, Hoffen und Bangen, mit dem sie das Land und Volk betraten, das seine Wiedergeburt von ihnen erwartete, und das Aufglühen großer, herrlicher Vorzüge und Gelübde.

Auf einer der Bergterrassen, vor dunkeln Waldbergen, hinter denen dort die Sonne unterging, da der Mond aufging, wurde die Abendmahlzeit genommen... Noch stiegen wir auf schmaler Wendeltreppe bis zur Zinne des Hauptthurms und blickten draußen über die weite Abendlandschaft, die sich schon in duftige Schleier hüllte, und drinnen in die Tiefe des Thurms, in das finstere Burgverließ, in welches man einst unglückliche Gefangene verstieß, deren Gebeine man erst kürzlich herausgeholt und in geweihter Erde begraben hat.

ügen nieder und vereinigten uns zu Spielen im Burghof. Der Mond goß bleiches
uf Gemäuer und Boden und auf die Springfluth der Brunnen; der Thurm warf
reiten Schatten über die blaßhelle Fläche; tiefdunkel erschienen die vom Monde nicht
n Theile der Raums und wenn nun beim Spiele die leichten Gestalten aus so
Gesellen hervorglitten und flüchtig durch die bleiche Helle schwebten und wieder in
Dunkels verschwanden — war es doch, als sei man unter die Feen gekommen, die
men Ruinen und alten Schlössern ihre nächtlichen Spiele bei Menschen treiben
ng und Musik in einem der obern Säle füllte die letzten Abendstunden aus. In
renbeleuchtung erschien die Umgebung fast noch eigenthümlicher als am Tage. Zum
rn setzten wir uns in die weite Vorhalle. Um uns dufteten fremdartige Gerüche;
ns durch das hohe Bogenfenster schaute der Mond; von den Wänden blickten Ritter-
rnieder; zwischen ihnen öffnete sich der Raum; eine Ampel, von der Decke nieder-
oberhängend, erhellte einen Theil der Wendeltreppe, die in die obern Gemächer
aus dem Nebensaal strahlte helles Licht und klangen frohe Töne. Alles war von
nderbar; weit zurück trat das gewöhnliche Leben. Auch in meinem Zimmer dauer-
Kinderbrode dann noch fort. Die eine hochgewölbte, mit Schnitzwerk verzierte Fenster-
ng auf den Burghof; eine eichene niedere Sitzbank lief an der Brüstung hin; draußen
h in dunkeln Umrissen der hohe Thurm, darunter rauschten die Brunnen, darüber
er oft von Wolken verhüllte Mond, dunkle Berghäupter ragten hinter den grauen
empor. In solchem Raum und solcher Stunde hätte ein mit Faustischer Kraft
wol Geister heraufbeschwören mögen.

folgenden Morgen war schon um sechs Uhr die Familie zum Frühstück im alter-
n Saal versammelt. Die Gräfin, eine deutsche Hausfrau alter Zeit, ging nach
ste selbst Küche und Keller, den ganzen großen Haushalt zu beaufsichtigen. Alte
n, weiten Wirthschaftsthalten sahen wir mit ihr, auch den Gemüse- und Blumen-
oll Birnen und duftender Rosen. Auch im Schlosse gab es noch Manches zu be-
Bücher und Kunstwerke, Erinnerungen an Griechenland, Abbildungen trefflicher
ten, köstlicher Gegenden und ein kleines Zimmer, ganz geweiht dem Andenken
ngriechischer Helden und Freiheitsmänner, geschmückt mit den Bildnissen eines Mys-
obiliskas, eines Miltiad, Kolokotronis, Botzaris, Kanaris, Mavrokordatos, Miaulis
rer Patrioten, fast Alle dem Grafen persönlich bekannt. Er charakterisirte sie,
ihre Thaten, ihr eigenthümliches Wesen, erzählte von Jedem interessante Charakter-
Auf unserer Wanderung trafen wir auch das Zimmer einer jüngst verstorbenen
mit aufgeschlagenen Büchern, angefangener Zeichnung, offenem Piano und Noten
ren Blumen in einem Glas, Alles durchhaucht von dem schönen, reinen Geiste
s, das eben ausgegangen schien, Alles ganz so bewahrt und getrieben von der Liebe.
chelnde es gelassen hatte.

Tische fuhren wir in offenem Gesellschaftswagen über Berge durch Thäler und
n denen Karl der Große gejagt haben soll, nach dem gastlichen dem Bergen an
gelegenen Gädchen Deggendorf, das und mit seinen Straßen, die frei nach
Zipf sich öffnen, mit weißen, flachgedeckten Häusern, die grüne Jalousien
freundlich empfängt. Wir bestiegen den Greifsberg hinter der Stadt, sahen
er das Donauthal und den Böhmerwald und fuhren während eines Gewitters
Donau zurück, scherzend und singend, trotz des strömenden Regens. Am Abend
es das Zitterspiel der jüngsten Tochter, die sie Musik geboren scheint.

andern Tag eine lange Wanderung auf den Ringberg. Durch formblumenreiche
glänzende Wiesen zum Blick auf das grüne Meer der Berge, auf die hellen
im Thal und die glänzende Donau. Am Bergrand wird gelagert. Weithin
e Welt schallen unsere Gesänge. Zurück gingen wir durch kühle Wälder voller

Maßlieben, über kleine helle Blüh- und sonnige Wiesen voller Vergißmeinnicht und standen dann bald wieder vor dem Schloß. Dort ruhten wir aus und erfrischten uns auf einer der Burgterrassen, wo das Thal so lieblich zu Füßen liegt, wo hohe Buchen ihre Schatten verbreiten und wo das Marienbrünnchen in ein kleinernes Becken sprudelt, von Rosen und Jasmin umduftet, während klare Glocken und lange Gräser aus den Steinen des Gemäuers sprießen. Das Abendläuten aus dem nahen Dorfe und dem entfernten Kloster tönte herauf, Alles ist friedvoll, still wie ein Feiertagsvormittag.

Nachmittags leitete der Graf unsere Wanderung südlich in die Berge hinein. Wir stiegen Blumenreiche, von Nußbäumen und Linden beschattete Höhen hinan und gingen dann am Rande dunkler Wälder hin. Bauerngesellschaften zogen singend und jodelnd in Feiertagskleidern an uns vorüber; durch freundliche Dörfer führte der Weg; die Ausblicken auf Berge, Thäler und das Schloß, das der landende Mittelpunkt der Gegend blieb, wechselten unaufhörlich, bis wir auf höchstem Punkte eine kleine Kirche fanden. Wohl war es schön hier oben. Auf drei Seiten lagen hohe dunkle Berge mit den Schwalbennestern ihrer Dörfer und Klöster; vor uns zog die Donau zwischen reich-bauten Ufern hin, rechts in der Ferne glänzten die Thürme von Regensburg; auch die Walhalla sah man schimmern als hellen Punkt im Eichengrün und jenseit des Stroms breitete sich die Ebene aus bis weithin, wo am fernsten Horizonte die Alpen in zarten, nebelhaften Umrissen vielverheißend winken.

Wir gingen zurück, als schon die Abendsonne die Buchenstämme des Waldes mit Purpurglanz umwebte; die Vogelsänger duften Lieder, die Vögel sangen leiser; wir sahen und vernahmen Alles wie im Traume, hörten nur auf die geistreiche Rede unsers Führers, der mit dem Genius der Weisheit und höhern Lebenstanschauung mit uns durch die bunte Sommerwelt schritt und unsere Gedanken von ihrer vergänglichen Pracht auf Beständigeres richtete.

M. F.

Anregungen.

Die Polaritäten.

Seitdem Baco in der Naturwissenschaft werden diesen Ausdruck schon oft verwendet haben.

Polaritäten sind die Entgegensetzungen in einem und demselben Körper, die Gegensätze zweier Kräfte, deren jede einzelne in Begleichheit auf die andere Pol heißt, wie an der Erdkugel der Pol des Nordens dem Pol des Südens entgegensteht.

Pol küßt den Pol ab, Pol sucht den Pol, Geist sehnt Materie ab, Materie sucht den Geist. Der Begriff des Polaren ist in unserer Zeit eine Lieblingsidee tieferer Naturforschung geworden und gewiß mit Recht, sobald der richtige Verstand desselben nicht von dem Bestreben verdunkelt wird, in der ersten besten empirischen Erscheinung eines dieser Unterschiede sogleich eine Polarität zu erblicken.

Die Natur ist durch und durch polar; sie ist gegen sich gespannt und in Unterschieden. Daher ist nichts recht eigentlich an dem Platze, den es seiner ursprünglichen Anlage nach haben sollte. Daher ein Sehnen nach Vereinigung, nach Lösung des ursprünglichen Zwiespaltes. Im Organismus sucht die Materie sich in geistige Bedeutung zu erheben und alles Organische ist das Streben, aus seiner gefesselten Einseitigkeit hinaufzukommen zur Klarheit gelegen Bewußtseins.

Polaritäten im engern Sinne sind dem Physiker zwei wohlbekannte Kräfte: Magnetismus und Elektricität. Unverrückt stehen sich am Magnet noch die Pole gegenüber. Indem sich jeder in seiner Einseitigkeit fühlt, erscheint ein sehnendes Ueberfließen des einen zum andern. Bekanntlich läßt sich dies regelmäßige Ueberströmen der Pole an einem Hufeisenmagnete leicht durch Eisenfeile darstellen, welche man auf ein über die Pole gehaltenes Papier streut. Wo sich die Entgegengesetzten für sich in äußerer Erscheinung zu offenbaren beginnen, da geht die polare Macht in Elektricität über. Hier ist schon jeder der Pole zu einer gewissen Selbstständigkeit gelangt, indem sich die beiden Elektricitäten sondern und trennen lassen, was mit den Polen des Magneten

r Fall ist. Auch unterscheiden sich die Gletscheräten durch Mancherlei in der Anschauung. z. B. durch die Form, Farbe der Ausdrucksungen, welche bei der gelblich und pyramidal, bei der andern förmig und bläulich sich zeigen. Es treibe oder Pol für sich sein Wesen und recht viel als möglich zu entwickeln. Aber Selbstständigkeit ist nur eine Scheidung, denn der elektrische Pol strebt überall seinem anderen und zieht selbst mit Macht zu ihm: in dieser Sehnsucht ist hier so energisch, ihr Befriedigung und der Vereinigung jetzt rn verbunden ist. Sinnlich spricht sich Nacht durch den Funken aus, der die gung der Getrennten begleitet.

Möglich ist die Elektrizität die universelle der Natur, die Quelle aller energeniden ergonischen, in vielleicht selbst geistigen g. Sagt nicht: Das ist Materialismus! Gleit deshalb in seiner Würde gefunden? eshalb vor „Wirkung blinder Naturkräfte" eifigt? Geht ihm seine Wertheit verloren? lache hätte so zwei Seiten: Der Geist was er ist, aber vielleicht liegt der Werth ser und höher allgemeinen Mächte, wenn unserm Geiste verwandter erklären möchwir gewohnheit thun. da wir sie als die den des Geistes ansehen. Daß wir der unsere Gedanken eindrücken, daß sie der ch erhaunt im Gewande harmonischer chheit, ist nicht ein äußerlicher Schmuck, ihr innern Wesen fremd ist, es ist ihre Wesensmöglichkeit, es ist der Geist selbst, den Dingen wohnt und herrscht und und dieser Geist, insofern er unendliche ele mit unserm Denken zeigt, dieser Geist n Verwandter des anfangen sein.

an wir in früheren Betrachtungen die Natur bekämpfen, so sind die ästen die Sprache dieser Scheu.

Ein Kleinstädter in Aegypten.

bereits in Nr. 39 unserer „Unterhalt- erwähnte ägyptische Reise von Be- Gaff (Berlin, Aranz Duncker, 1853) ssen heißen: „Ein Hypochonder in Ae- . Denn nur einer Hypochondrer Art mit sonderbarer Anstrengung, mit will- Selbstgefälligkeit ein Ding beginnen und es immer mehr sich besonnen und zuletzt ren lassen.

s ist nämlich der Eindruck, den aus die ung des Verfassers gemacht hat. Wir und mit ihm in Trieb ein, besahren er, sind auf Entdeckungen und Strapäzen gefaßt, betreten den afrikanischen Boden, sehen und hören das Gewühl von Alexandrien und Kairo, bewundern die Lebendigkeit und Regsamkeit unsers naiven Reisenden, lachen über seine Einfälle, die tollen Gaßenlieder seiner Esels und plötzlich wird die Stimmung immer saurer und saurer, die Laune immer verdrießlicher, der Erzähler möchte vor Ungeduld und Aerger über sich und die Welt aus der Haut fahren und könnte deutlichen Weises, wie ihm es ansehen, zuletzt die Bekanntschaft geben.

Diesen äußern Eindruck seiner Bücher leben wir nicht ohne Absicht hervor. Man wird sich seiner Hypothesen erinnern, seiner Landsarten, die man mit einer gewissen Neugierigkeit begrüßt. Anfangs indeß Alles. Daß ist ein Uebermaß, ein Hasten auf Genuß, ein Jagen und Jubeln, ein Scheuen und Reuen! Bald aber ändert sich der Scene. Entweder wird man müde oder einige unerwartete Ereignisse schütten sich aus. Man kommt nicht weiter. Der große Anlauf ist verunglückt und nichts seltsames Abenteuer kommt, daß die Blenigen, die anfangs still und schweigsam waren, zuletzt die Verdrießlichkeit und durch Hoffnung und gute Laune das Unterbrechen vorm gänzlichen Scheitern zusammenhalten müßten.

Die Hypochondrie ist eine traurige Krankheit, die man aber zuweilen ein Recht hat, Dem, der an ihr leidet, was man sonst mit Krankheiten ungern thut, vorzuwerfen. Der Mißmuth des Leidenschaftlers kommt zuweilen auch ihm selbst, auf seiner Einbildung, seinem Mangel an Hingebung und natürlicher Verstheilung der Verhältnisse. Auch Bogumil Goltz gehört zu diesen Kranken, die in ihrem Unbehagen oft so gereizt werden, daß man vor Ihnen und der Thür sein muß. Was ihm auf seiner Jagend erinnerlich geblieben, hat dieser sein etwa zehn Jahren aufgetauchte Schriftsteller mit Naivetät und einer oft wahrhaft verblüffenden Ironie darzustellen gewußt. Bogumil Goltz ist wieder ein Erinnerer zur Selbstbiographie geworden, einem Literaturgenre, dem wir in wenigen Jahrhundert die vortrefflichsten Bücke in die Psychologie und noch für jetzt die besten Daten zur Kulturgeschichte verdanken. Was aber sein Urtheil über die Gegenwart und Zukunft anlangt, so hat es schon des Genialen. Unzusammenhängenden, Unbeachteten, Aeußerlichkeiten und Launenhaften so viel zusammengeschrieben, daß man an seiner Logik und geschulten Denkschärfe irre wird. Gewiß hat er dieses wilden Beweglichkeit und objectiven Fassung der Laune und der jeweiligen Verstimmung noch ein etwas weitgetriebener Glaube an sich selbst. ein nicht abreißendes Herausstellen des sehr vortheilhaften Ichs. ein Gegenstand gegen sich selbst, was der Autor an sich als naturwüchsig, ori-

gimeß, sogar „poetisch“ mit vieler Emphase fortzubauen und durchzuführen versteht. So kann man gegen einen solchen Roman ganz Dumheit- „Lebenskunst“ ein wenig rebellisch werden im Hinblick auf die Thatsachen, die diese wunderliche Natur über die Zeit, die Menschen, das Jahrhundert, Kirche, Staat, Literatur, Kunst u. s. w. schließen will. Die Unzurechnungsfähigkeit eines verbrecherischen und unmoralischen Gemüthes, eines polternden, inconsequenten, Alles grob begeifernden und vergeß enden Augenblicksmenschen ist, dem Lieblingston des Autors mit sich selbst gegenüber, mit aller Unterschiedenheit festgestellen und von allem Ernst, das man ihm zu spenden hat, ist abzuziehen die Thatsache eines oft sehr liebenswürdigen, aber in der Hauptsache vergnügten, frauken und kaum sogar gefährlichen Melancholikers und Hypochonders.

Der objective, sich und seine Welt beherrschende, im Unmöglichen sich bescheidende im Zweifelhaften weise preisende, im nicht zu Benennenden sich durch Humor und Ironie helfende Mensch teilt nach Negationen ganz anderer als der absolute Subjectivist Bogumil Goltz. Er wird nicht gleich so außer sich sein, wenn er den christlichen Boden betritt und das Menschengewühl der fremden Zunge, Farbe und Sitte ihn anders anmuthet als Danzig. Thorn oder sonst die Hauptstadt eines preußischen Regierungsbezirks. Er wird nicht in der Nacht noch gleich bei seiner Ankunft auf Abenteuer rennen und mit dem neuen Eindruck, so wunderbar er ist, wie ein Kind, die ihm die Augen gekleben, mit seiner Ehrfurchtserung spielen. Sicher wird er dann bleiben, daß es ihm nicht wie eben den Kindern auch mit ihrer Ehrfurchtserung geht. In dem unmäßigen Jubel des Besitzes gehen alle Puppen und bleiernen Soldaten schon in den ersten Feiertagen drauf und die ganze herrliche Ehrfurcht des süßesten Naschens und Verschlingens endet oft schon nach drei Tagen mit Bonnebläßchen und Khabarber. Kommt man dann wirklich zuletzt an die rechten Wunder Aegyptens, an den Nil, an die Pyramiden und Obelisken, gehen dann imperthin die Bedienerden der von der türkischen Gendarmerie und Polizeicommissariatsordnung bedeutend abweichenden wirklichen neuen Sitten und abenteuerlichen Thatsachen an, zu denen auch leider die Matten und diebischen Diener gehören mögen, so hat man doch noch lebhaft seine Kräfte beisammen, erträgt das Unvermeidliche und getrost nicht so in Zorn wie der Verfasser, der in der zweiten Hälfte seines Buchs nur Licht und Licht und gleichsam mit dem Prügel in der Hand dasteht und bei jeder Landung mit seiner ohne Plan und Ueberlegung hergeführ gewählten Mitbarke sich voll Ersprießlichkeit nach seinen oft und weiterreichenden Verdammen umsieht und ganz Aegyptenland geradezu für unmenschlichen lassen möchte. Alle Abweichungen der arabischen und Fellahrassen von der bei Landsberg und Thorn an der Warthe gegen das bis zur unsreiwilligen Komik weit in dem nicht abreisenden Ernunft und Zorn muß ihm dann sein ganzes Heiligthum, sein Vernunft und Anstiftung, alles Streben nach Freiheit und Besserung der Mitwelt zum ekelhaftesten Verbrech und dümmsten Phrasenkram werden. Unter solchen Umständen möchte der Autor Jeden, der über Thorn hinauskommt und der doch in der Lage ist, sich in Deutschland ein Bad frischen Wassers vom Brunnen holen zu können und nicht auf seiner Mitbarke ein filtrirtes warmes Spülicht trinken zu müssen, getadelt aufhängen lassen.

Weil Bogumil Goltz in dieser Art gegen den Geist der Zeit und zu Gunsten aller möglichen äußersten Rechten zu schreiben oder wenigstens in solcher praktischen Richtung hin seine Gedanken und Einfälle zuzuspitzen pflegt, so haben wir die subjective Berechtigung und den so persönlichen Ursprung seiner Urtheile aufzuführen nicht versehlen wollen, sagen aber hinzu, daß darum doch auch dies Buch eine unterhaltende, mannichfach anregende Lectüre gewährt und des Verfassers Witz und oft Lachen, seine Phantasie Staunen abgewann. Auch die geistsprühende, geistvolle Vorbereitung auf sein Reiseunternehmen verdient Anerkennung. Ihn wenn auch immerhin in dieser Art noch andern Ländern, nach Italien, Paris, London begleiten zu können, müßte Genuß gewähren; denn daß Goltz bei alledem ein ergötzlicher, leichtgestalter und merkwürdiger Schriftsteller bleibt, versteht sich von selbst. Er sollte nur aufhören, es auch selbst von sich zu sagen oder daß er es weiß, durch allerlei zwischen den Zeilen zu Verstehen z. B. seinen gewissen die an Abraham a Sancta Clara streifenden, selbstbewußtseinvollen Stil zu verraten.

Ein Mangel im Reichthum.

Je mehr ein Künstler oder Dichter Phantasie besitzt, desto schwerer wird es ihm oft werden, zur wahren Natur vorzudringen.

Mahnungen an unsern Werth.

Der Himmel verhängt nicht immer Widerwärtigkeiten über uns, um uns zu demüthigen, sondern oft auch, um uns stolz zu machen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen
am häuslichen Herd.
Herausgegeben
von
Karl Gutzkow.

...lich ein Bogen.] Nr. 45. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Ein Dichterfürst.

Von Dr. L. A. Frankl in Wien.

Wien liebenden Slaven feierten vor etwa zwölf Jahren den Fasching jedesmal in glänzenden Balle. Die feinste Gesellschaft der Residenz wurde durch französische ...laden — denn die Slaven mochten sich nicht der ihnen fast allen verständlichen ... und konnten sich nicht einer slawischen Sprache bedienen, weil in einem Dialekte, ...en verstehen können; später wurden die Einladungskarten in den vier genannten ...karten gedruckt. — Wie durch diese, war jeder Stamm durch seine ihm eigen... ...e Tänze und Costüme repräsentirt. Milesch Obrenowitsch, der alte zuvere Für..., erschien hier, die Brust mit vier in Brillanten blitzenden russischen Ordens... ...deckt, während an seinem Halse, von Edelsteinen eingefaßt, das Bild des Sul... ..., der den gewaltigen Mann ehrte, weil er ihn fürchtete. Rußland und die ...gen friedlich an Hals und Brust der hohen, stämmigen Kraftgestalt des zum Für... ...denen Hirten und Kriegers, der damals schon nur noch die glänzenden Zeichen ...mehr die Macht eines Fürsten besaß und sich im feinen schwarzen Frack und ...Glacéhandschuhen nicht ganz heimlich zu fühlen schien. Um Milesch bewegte ...ein kleiner freiwilliger Hofstaat; kenntlich in diesem ein ausdrucksvoller greiser ...recht vom rothen Fes mit blauseidener Quaste, der berühmte Sammler der ser... ...dengesänge, der Apostel der Literatur seines Vaterlandes: Wuk Stefanowitsch ...ch, und die schlanke Gestalt seiner Tochter im malerischen Costüme Serbiens, ...n aufgefordert wird „Kolo", den serbisch nationalen Reigen, zu tanzen; sie ...der anmuthig freundartigen Gestalten der Märchen ihrer Heimat selbst zu sein ...hätig blickende Wilde des Volksliedes darzustellen. Mit jedem Jahre wurden ...ch veredelte und elegant gemachte Costüm des czechischen Bauern, des Sohnes ...alen Bodens der Hanna", des slowakischen Rastelbinders, des polnischen Edel...

gange des Saals ragten in rothen Mänteln, bis an die Zähne prächtig bewaffnet, die mächtigen Gestalten zweier Gerrissener als Hüter. Gegen Mitternacht, nach dem Gesange, gab es unter den seltsamen Tönen einen Umzug. Voran schritten die mit Bildern, Silber- und Elfenbeineingelegten Pfeifen und mit dem Hanschar bewaffneten Gerrissener, diese in rothen übergoldeten Gewändern eingefangenen Riesengestalten. Dann folgte in französischem Costüm ein Mann, der ein in weißen Atlas gebundenes Instrument trug, dem er ein monotones Brummen und wieder ein klimperndes Geräusch entlockte: der nationale Dudelsack, der als Ausnahme einen Thron galt, daß in seiner Gangheit gebraten, mit grünen Reisern geschmückt auf einer silbernen Platte getragen wurde und das bei seinem Essen in Erdien schlecht darf — einen Ehrenplatz. Der größte Theil der costümirten Gallerie gab dem nationalen Brauen im Takte des Dudelsacks schreiend das feierliche Geleite, um ihr auf der Tafel des Mikado Obermusik, dem diese besondere Aufmerksamkeit galt, niederzusetzen.

Es ging.

Ich erinnere an diese Abende, weil ich auf eine Gestalt aufmerksam machen will, der diese Mittheilung gewidmet ist.

Wir erblicken einen Mann, so hochgewachsen wie jener König von Judäa, der, wenn er unter seinem Volke stand, Alle um Kopfeslänge überragte. Das Haar fällt in auffallend reicher Lockenfülle zu den Schultern schwarz herunter, ein schwarzer Vollbart hebt ein weißes, länzliches, an den Jochbeinen mehr breites Antlitz hervor. Ein wunderbarer Widerspruch schon für den flüchtigen Blick liegt in diesem Antlitz ausgeprägt, er ist die Spiegelung seines innersten Wesens, denn auch zwei Seelen wohnten in des Mannes Brust. Die Stirn breit und ihre ganze Länge hindurch zieht sich eine Furche wie ein tiefer Gedankenstrich, unter welchem die beiden Stirnhügel über den Augen wie der mächtig gewölbt hervorspringen. Unter ihnen, nur von den finstern Brauen getrennt, leuchten die nicht großen schwarzen Augen; sie ruhen schwer auf Demjenigen, den sie anblicken. Die erschütternde Ruhe und Kraft dieser Stirn, dieser Augen, zeigen den Gehn der „Schwarzen Berge", den Montenegriner unverkennbar; die Narbe über dem linken Auge mahnt an einen blutend geschrungenen Türkensäbel. Immer milder senkt sich das Antlitz ab, den schön geschnittenen Mund umspielt es ironisch weich, ein schwärmerisches Lächeln taucht zuweilen auf und fesselt durch seinen Zauber. Der selbstbewußte Krieger und ein träumender Dichter sprechen streng geschieden und doch verbunden aus diesem Antlitz, aus welchem wie aus der ganzen Gestalt eine stolze wunderbare Ruhe leuchtet. Und wie malerisch die äußere Tracht! Unter dem Vollbart schimmert ein weißer Vorderlatz, von einem schmalen schwarzseidenen Tuche, sobald der Hals sichtbar bleibt, zusammengehalten. Ueber dem Hemde liegt glatt an die „Primatscha" eine Art Weste von rothem Sammet mit Gold verbrämt, aber nicht wie unser Kleidungsstück vorn zusammengeknöpft, nur übereinander gelegt. Ein weißer Rock, ebenfalls ohne Aermel, die „Obelezya", dunkelblau paspolirt mit goldenen Borten, wird vom „Pojas", einem gelbroth gestreiften, seidenen Gürtel über den Hüften eng zusammengehalten. An der Brust sind an sieben rothseidene Bande die goldene Ordinsschaumünze, während das breite rothe, in Goldfransen endende Band eines russischen Großkreuzes von der Schulter quer zur Brust sich senkt. Ueber diesem Kleidungsstück trägt er den „Jelek" von karmoisinrothem Tuche, den eine Reihe silberner, stark vergoldeter „Tele" ziert, von denen in den Volksliedern gesungen wird:

Glängen durch den Wort die Brustbeschläge
Wie der volle Mond von sünfzehn Tagen
Wenn er durch die Tannenäste scheinet.

Die weite dunkelblaue „Gatze", an den Außenseiten schwarz benäht bis unter dem Knie, von wo ab die „Dokolenice", eine Art rückwärts mit silbernen Haften geschlossener

waschen die Beine bis zu den Knöcheln derben, weiße, blau bastpolirte Strümpfe und
rarze Schuhe bekleiden die Füße. In der Hand trägt er den mit rothem Sammet
schlagenen Zobeltschapel. Den prächtigen Bärtel, der sonst an einem einfachen Wehrge-
ge an seiner Seite hängt, hat die merkwürdige Erscheinung — da sie sich in einem
Asyle befindet — abgelegt.

So das eine Bild. Entrollen wir ein anderes.

In einem der engen Gäßchen Wiens, durch das man aus der Rothen Thurmstraße
den Hafnersteig gelangt, steht links das alte einst von Theophrastus Paracelsus be-
nte Haus. Als er dem Gastwirthe im Hause für Wohnung und Speise vieler Tage
n Pfennig hinreichte und dieser ihn zornig anlief, sagte der Alchymist ruhig zu ihm:
„Ich den Pfennig!“ Der Wirth that dies und der Pfennig verwandelte sich in ein
Goldstück. Seitdem heißt dieses Haus: „Zum Küsterpfennig!“ In das beschriebene,
und schmal aufsteigende Gäßchen in das Haus hinein führen von der Straße aus
s eine unscheinbare Thür einige wenige Stufen; von der letzten unmittelbar rechts
n führet sich wieder eine Thür und man steht zu wahrer Ueberraschung in einer ge-
räumen, lichten Kapelle. Eine hohe Kuppel prangt in hellem Goldgrunde wie vier Evan-
lien und die dem Eintretenden gegenüberliegende Wand ist mit Heiligenbildern und
deren figuralen geschmückt. Dieser Wand entgegen schaut ein goldvergitterter Chor
ersten Stockwerke. Wie ein kostbarer Greifstein in einer unscheinbaren Umfassung,
und heilig überrascht das schöne, dem Dienste des Herrn von den nicht unirten
rchen geweihte Kirchlein zum heiligen Georg. Kein Thurm, kein Glockenklang ver-
ät dem Auge oder dem Ohr, seine prächtige Fronte läßt den himmlischen Gottge-
n Osterreich nur Katholiken ihre Kirchen mit der Fronte in die Straße hinausbauen
en, zwang, ist dieses Heiligthum ein stiller Ort für die Seele, die, vom Treiben
Welt völlig fern und abgeschieden, mit ihrem Gott reden will.

Wie selbst, der ich nun ein Vierteljahrhundert in Wien lebe, war dieses Kirchlein
, ich entdeckte als's erst so zu sagen. Mein Führer war eine gebruchte Einladung,
lche lautete:

„Es hat Gott dem Allmächtigen gefallen, den hochwürdigen und erlauchten Herrn
ksk Bischof (Vladika) von Montenegro Peter Petrowitsch Njegosch am 19/31. October
51 nach längerem Leiden im 38. Jahre seines Alters zu Cetinje von diesem Leben
das bessere Jenseits abzurufen. Fürst Michael Obrenowitsch übt im Namen der An-
örigen des Verblichenen hiermit die letzte christliche Pflicht gegen seinen unvergeßlichen
und und durch ein Seelamt den 11/23. November veranstaltet feierliches Requiem,
zu sämmtliche Freunde und Verehrer des Verblichenen im Herrn eingeladen sind.“

Jedem Eintretenden reichte der Kirchendiener eine brennende Wachskerze, sodaß die
Gemeinde gleichsam mit fungirte bei dem heiligen Todtenamte für einen frommen
f, weisen Regenten, phantasievollen Dichter, den wir an jenem feierlichen Todtenamt
gefeiert hatten, den Vladika von Montenegro. . . . In der Mitte der Kapelle wurde
erhöhten in schwarzen Talaren, die mit weißen Kreuzen an Brust und Rücken ge-
t waren, in slavischer Sprache das Todtenamt gesungen; dann trat ein Laie, aber
n Priester gekleidet, an ein schwarz umhangenes, weiß behextes Pult an der Al-
e und sprach eine den Todten ehrende Trauerrede . . .

Die Familie, aus welcher Peter Petrowitsch Njegosch, Vladika von Montenegro,
e, kam zu Ende des 17. Jahrhunderts durch Wahl des Daniel Petrowitsch Njegosch
Metropoliten zur Herrschaft. Die Bewohner von Zeta erwiesen vom Pascha die
sch, daß er dahin kommen und eine neue Kirche weihen dürfe. Er kam und wurde
dem treulosen Pascha festgenommen. Nur ein Lösegeld von 3000 Dukaten, größten-

theils der Erlös von geldenem und silbernem Kirchengute, rettete ihn vom Tode. Zurückgekehrt, sah er kein Heil für sein Land, wo der Mohammedanismus immer mehr sich ausbreitete, als die Anhänger desselben zu vernichten. Er drohte, das Land zu verlassen, wenn man seinem Rathe nicht folgte. In einer Nacht, am heiligen Abend, wurden alle Mohammedaner auf Montenegro getödtet.

Diesen seinen Ahnherrn und die von ihm befohlene That — die Bartholomäusnacht der Montenegriner — hat unser Dichter, Fürst und Bischof in einem Trauerspiele „Lichter Gorski" d. i. „Der Gebirgskranz", verherrlicht....

Von diesem Momente hörte der Krieg der Türken und Montenegriner nicht auf, blutig, fanatisch, grausam, wie kaum ein zweiter; bald in mächtigen Flammen und verzehrend auflohend, in der Asche von Dörfern und Gebeinen für kurze Zeit nur stiller fortglimmend. In den Wagschalen des Kampfes liegt der Sieg, bald in der der Montenegriner, bald der Türken. Und während wir diese Zeilen niederschreiben, ist der Kampf, wenn auch nur von Einzelnen in räuberischen Einfällen geübt, doch noch nicht ganz beendet. Anderthalb Jahrhunderte konnten die Gemüther nicht versöhnen....

Noch der Mitte des vorigen Jahrhunderts erhöht Montenegro ein eigenthümlichst Schauspiel. Ein österreichischer Deserteur, es ist ungewiß, ob er aus Lika in Kroatien oder Krain stamme, Stjepan Mali, d. i. Stephan der Kleine, trieb sich im Jahre 1767 in Montenegro als Quacksalber umher, trat bald als Knecht in die Dienste eines Montenegriners, wobei er seine Curen fortsetzte, eines Tages aber seinem Herrn erklärte, er sei Peter III., der wie man glaubte ermordete Kaiser von Rußland. Fortan behandelte der leichtgläubige Herr den verschmitzten Diener mit Ehrfurcht und als er einmal bei einer Gasterei seine Mütze abzog, während der Knecht das Glas zum Trunke an die Lippen setzte, verhöhnten ihn die Gäste, warum er seinem Diener, dem er doch solche Ehre erweise, nicht besser Kleide oder Kleider für ihn borge, wenn er selbst deren nicht hätte. „Wenn du seinen Säbel für ihn hast, so binde ihm doch eine Hahnbude um!" Nichtsdestoweniger hieß es bald in Montenegro, in dem Küstenlande, selbst auf türkischem Gebiete, es sei der russische Kaiser, verfolgt von Katharina und Orlow, erschienen. Sava war zu dieser Zeit Metropolit und ernannte nach der Sitte des Landes noch bei Lebzeiten Vasilije zu seinem Nachfolger, der sich auf Reisen befand, während er selbst sich als Landbebauer zurückgezogen hatte. Diesen Umstand benutzte der Abenteurer, dessen Anhang immer größer wurde, — zu gleicher Zeit, als an der Wolga auch Jemeljan Pugatschew den Pseudo-Czaren spielte — sodaß er, trotz der energischen Einsprache Sava's, zum Herrn des Landes erhoben wurde. Der serbische Patriarch von Ipek sendete ihm ein prächtig geschirrtes Pferd, ein edler Risanotte, Peter Dschoja, glänzende Waffen und herrliche Kleider. Dies letztere Huldigungsgeschenk machte um so größern Eindruck, als der Risanotte früher in Rußland gewesen war und den Czar kennen mußte. Die venetianische Regierung sendete ihm und noch zwei andern Capitänen, Chelovich und Korde, rügende Schreiben zu, weßhalb es zu Streit kam, der blutig zu werden drohte. Als sie einer drei mal an sie ergangenen Vorladung nach Cattaro nicht folgten, suchte sich die Regierung der Drei in folgender Weise zu bemächtigen. Sie sendete einen Officier mit vierzig Mann nach Risano. Dieser, seinen Reisezweck geheimhaltend, von den drei Männern begleitet, als er sich zum Weitersegeln anschicke, ließ sie plötzlich ergreifen und in sein Boot werfen. Die Risanotten, als sie dies aus der Ferne sahen, eilten herbei, befreiten ihre Capitäne und verfolgten die Flucht des Boots mit Flintenkugeln. Unmittelbar darauf setzte die Regierung einige tausend Mann in mehren Kriegsbooten ans Land, um die That zu strafen. Die Risanotten feuten aber so trefflich von den Dächern, aus den Fenstern ihrer Häuser, daß mehre hundert Venetianer auf dem Platze blieben und die Uebrigen sich nur durch Flucht auf ihre rasch abgesegelten Schiffe retteten. Stjepan Mali-

erhaupt des Landes, wohnte in einem Kloſter der Cermenitza und wuſte ſeine
gut zu ſpielen, daß er ſich immer mehr feſtwurzeln machte. Die ruſſiſche Re-
ſandte einen Fürſten Dolgoruki nach Montenegro. In feierlicher Verſammlung
Metropolit in Cetinje einberufen, erklärte der Fürſt im Namen Rußlands, daß
todt und der Uſurpator ein Betrüger ſei. Es ſchien, daß dieſe Erklärung Ein-
ſchüe; als aber am folgenden Tage Flintenſchüſſe die Ankunft Stjepan's meldeten,
an mit Freudenſalven zurück und rief: „Wohl uns heute und ewig! Da kommt
er!“ Angelangt, ließen ihn der Metropolit und der Geſandte nichtsdeſtoweniger
und ſperrten ihn in eine Stube des oberſten Stockwerks, welchen Umſtand der
den Leichtgläubigen gegenüber ſogleich benutzte, indem er ihnen ſagte, wie dies
nfällige Anerkennung des ruſſiſchen Fürſten ſei; denn hielte er ihn nicht für den
nimmermehr hätte er ihm eine Wohnung über ſich eingeräumt, vielmehr in den
werfen! Nun erhob ſich die dritte Macht gegen alle dieſe Vorgänge, der alte
ntenegros, die Türkei. Drei Heere zogen gegen die Berge, indeß Venedig eine
ihrer Grenze aufſtellte, um Proviant und die Möglichkeit zur Flucht abzuſchnei-
Montenegriner vertheidigten ſich auf Tod und Leben, der Uebermacht nur lang-
nd, zogen ſie ſich in das Innere des Landes zurück. Höchſter Heldenmuth und
barei, Brand und Kindermord, alle Schrecken ſind entfeſſelt; aber Montenegro
verloren ſein, denn ſeine Männer verbluten allmälig. Wo iſt Rettung? Da
einer Stunde im türkiſchen und venetianiſchen Lager der Blitz in die Pulver-
Der Feind muß abziehen, die Montenegriner fallen betend auf die Knie, Gott
ſie gerettet.... In dieſem Kriege hatte Stjepan Mali, wegen deſſen er ent-
h nicht ausgezeichnet. Bei Sprengung einer Mine verlor er das Augenlicht.
perſönlicher Tapferkeit iſt dem Montenegriner verächtlich; doch lieferte er den
n fordernden Türken nicht aus, vorgebend, Stjepan ſei in einer Schlacht ge-
ſandte das ſchön bezäumte Roß Stjepan's, das er vom Patriarchen von Ipek
ngeſchenk erhalten, zum Zeichen, daß es ſeinen Herrn verloren habe. Stjepan
Jahre in Montenegro als unumſchränkter Herr und wuſte durch ſein Anſehen
em Diebſtahle zu ſteuern. Er ließ zwei Diebe erſchießen, was ſo energiſch
Dukaten und ſilberbeſchlagene Piſtolen, von ihm auf die Straße hingelegt,
unberührt blieben. Stjepan fiel durch Verrath. Der Paſcha von Skutari
Diener des erblindeten, an den Augen leidenden Mannes, einen Griechen,
rend des Schlafes den Hals abſchnitt. Nach vollbrachter That ſperrte er
ab und ſagte den Leuten: Stjepan hätte ein Heilmittel auf die Augen ge-
rfe ungeſtörter Ruhe. Da nach vielen Stunden im Zimmer ſich nichts regte,
Deinem ein und fanden den im Blute ſchwimmenden Leichnam.
Tuff hat unſer edler Todter in einem zweiten Trauerſpiele behandelt, das,
r Kraft durchdrungen, echt national iſt.

eig von der türkiſchen Herrſchaft wurde Montenegro unter ſeinem im Jahre
en Metropolitan Peter Petrowitſch Njegoſch, der, mit Schwert und Kreuz
ſiegend, in zwei Kriegen die Türken ſchlug und den Kopf, das Schwert
niſche Mahmud-Paſcha's als Siegestrophäe nach Cetinje brachte. Die wie-
che, Montenegro, deſſen Unabhängigkeit durch keinen Vertrag gewährleiſtet,
der ſuccisch iſt, zu unterjochen, mislangen alle. Der Vladika, dem durch
im Innern, durch tapfere That nach außen dies gelang, ſuchte die Mon-
ſtlichen, die Blutrache abzuſchaffen, Bildung zu verbreiten. All Dies nicht
Widerſtand, nicht ohne manchen Erfolg und Rückfall. Es war im October
9, dem 53. Regierungsjahre des Vladika; er fühlte ſich ſehr ſchwach und
r die Vornehmſten zu ſich und meldete ihnen, daß er ſeinen Tod heran

nahen fühle, er forderte sie auf, an seinem Sarge wenigstens sechswöchentlichen Frieden unter den einzelnen Stämmen und Familien sich zuzuschwören, die Eintracht und die gesetzliche Ordnung nicht zu stören. Kraft des ihm zustehenden Rechts wählte er aus seiner Familie den Nachfolger, mit Uebergehung einiger älterer, den Sohn eines seiner Brüder, der, erst 18 Jahre alt, das geistliche Gewand noch nicht trug. Es ist rührend zu lesen, der Fürst eines Landes hatte kein heizbares Zimmer! Am 19. October ließ er sich an den Herd seiner Küche bringen, um sich zu wärmen; dann kehrte er in seine Stube zurück, ließ sich auf sein Bett legen, unterredete sich mit den Seinen und war nicht mehr. Dies unseres Njegosch Vorgänger. Am folgenden Tage huldigten die Häupter dem neuen Vladika, nachdem sie ihm zuvor das geistliche Gewand angelegt und mit dem Stabe des Todten bekleidet hatten. Sie zeigten ihn auf der Tenne des Iwan Tschernojewitsch dem Volke.

Der neue Vladika, bei dessen Trauergottesdienste wir zum Andenken an seine Seele eine flammende Kerze in der Hand hielten, wurde vom Bischof von Prizren in der Regentenwürde zum Klosterdiakon und Presbyter geweiht, darauf zum Archimandriten erhoben und erhielt den Namen seines Ohms Peter. Früher hieß er Radoje. Am 6. August 1833 wurde er in St.-Petersburg zum Bischof geweiht. Mit fester Hand ergriff er die Zügel der Regierung, die er eigentlich nach den Ideen seines ehrwürdigen, weisen Oheims neu schaffen mußte. Er umgab sich ein Jahr nach seinem Regierungsantritte mit einem Senate von 16 Häuptern, 15 Trabanten, „Perjanici", d. i. Federbuschträgern, und einer Garde von 135 Bewaffneten. Dieser blieben kleinere Streitigkeiten zu schlichten, größere mußten dem Senate vorgelegt werden. Der Gehalt eines Senators wurde auf 80 Gulden Münze, Mehl und Brot, der eines Gardisten auf 60 Gulden festgesetzt. Diese Aemter werden nur für ein Jahr verliehen. Im Jahre 1832 wurde die bis dahin bestandene Würde eines weltlichen Gubernators, welche in der Familie Radonjich aus dem Stamme Negusch ebenfalls erblich war, abgeschafft und der Letzte, der sie inne hatte, des Landes verwiesen, weil er verdächtig war, sich nach dem Tode des Vladika auch der geistlichen Macht haben bemächtigen zu wollen. Jeder Nahie steht ein Serdar, jedem Stamme ein Wojewode, Knes und Barjaktar, d. i. Fahnenträger vor; die Angesehensten jeden Stammes führen den Titel Glavari, d. i. Häuptlinge. Der Vladika, welcher Name die altslawische biblische Uebersetzung des griechischen „Kyrios" ist, wird mit „Gosti Vladika" d. i. heiliger Fürst angesprochen; wenn von ihm die Rede ist, wird er auch „Gospodar" der Herr genannt. Sein voller Titel war: „Vladika und Regent von Montenegro und der Gebirge, Metropolit von Wenderien und dem Küstenlande." Er beherrschte nicht viel mehr als 100,000 Montenegriner, unter denen wenigstens 15,000 waffenfähige Männer sind. Die beinahe einzigen Einkünfte des Vladika kommen von einigen Ländereien, welche die Klöster Stanjewich und Dadon umgeben und einem Antheil am Fischfang am Lago di Scutari.

Der hingeschiedene Vladika war noch mehr wie sein Vorfahr bemüht, das Werk der Civilisation zu fördern, worin ihm nebst seinem Wunsche auch eine nicht unbedeutende Bildung zu Statten kam; er war der serbischen, russischen, französischen und italienischen Sprache mächtig. Sein dichterisches Talent ist nebst dem des Branco Radischewitsch und der Milica Stojadinowitsch das bedeutendste, das die in serbischer Sprache geschriebene moderne Literatur besitzt. Seine Gabe als Redner, worauf die Montenegriner wie auf Tapferkeit und schöne Gestalt viel halten, war einnehmend und beruhigend und wieder, je nach der Stimmung und Situation, feurig und begeisternd. Seit Jahren hatte sich ein Brustleiden in ihm zu entwickeln begonnen; er suchte zwei mal in Neapel und in Venedig Heilung, bis es ihn im Winter 1850 in Wien dem Tode nahe brachte. Sein Arzt, der bekannte Scheerenkopist Dr. Skoda, erklärte, daß er einem zweiten ähnlichen Anfalle nicht widerstehen würde. Und er widerstand ihm nicht. Eines Tages fühlte er sich dem Tode

er ließ die Männer ſeines Senats kommen und von dem Rechte Gebrauch machend, Nachfolger zu ernennen, ſichtig er ihrem mit Uebergehung ſeiner beiden, weil verheiratheten Brüder, ſeinen neunzehnjährigen Neffen Danilo — den wir im letzten Kampfe heldenmüthig ſchlagen ſahen — vor, weil er der einzige Unvermählte aus der Familie Njegoſch war. „Ich vertraue auf ihn", ſchloß er ſeine Rede, „er wird einer würdiger Fürſt und Biſchof ſein; wiſſt ihr aber einen Beſſern, ſo habe ich nichts dagegen einzuwenden." Hierauf verabſchiedete er noch einzeln die Senatoren; dann ließ er ſich vollſtändig angekleidet auf ſein Lager bringen, das er früher näher zum Fenſter hinbeordern ließ, „um dem Lichte entgegenzugehen, da er nun bald ſterben werde." So ſprach er dieſe Worte mit klarem Bewußtſein, die der große deutſche Dichter in Fieberträumen ſterbend rief: „Mehr Licht!" Er fühlte bald Froſt in den Beinen und konnte ſie nicht mehr bewegen, und offenen Auges, wie ein Held und Seher ging er dem Tode entgegen, um ſeinem neunzigjährigen Vater, der tief erſchütterten greiſen Mutter überlebt zu werden, ſein Volk aber niemals im Gedächtniſſe untergehen zu laſſen, der erſte Fürſt Montenegros, Dichter, der letzte, der auch Biſchof geweſen iſt.

Sieben Tage vor ſeinem Tode, am 12. October 1851, ſchrieb er — es war das einzigemal, daß er die Feder ergriff — den hier mitzutheilenden Brief, der durch Folgendes veranlaßt wurde:

Als ich eine vor Jahren begonnene Ueberſetzung ſerbiſcher Heldengeſänge, Frauen- und bisher den Deutſchen völlig unbekannter Todtenlieder und Sprüchwörter (Gusle"), kam die ſtramme prächtige Geſtalt des montenegriniſchen Fürſten, Biſchofs Dichters wieder lebhaft vor mir.

Ich ſandte ihm ein Exemplar des Buchs mit einem Schreiben nach Cetinje, in welchem beiläufig auseinander, wie ich keinerlei Recht noch Abſicht hätte, mich dem geiſtlichen Herrſcher von Montenegro zu nähern, es dürfte mir aber geſtattet ſein, den Dichter zu begrüßen, der auf ſeiner Heldenbahn die Fahne der Humanität aufgepflanzt hätte...

Nach wenigen Wochen erhielt ich eine eigenhändige Antwort.

Der Brief führt an der linken Spitze zweier Quartblätter die Namensſchiffre P. P. N. (Petrowitſch Njegoſch), über welcher eine Krone, Purpur und Gold, mit einem Kreuz angebracht iſt. Der Brief mit blauer Tinte geſchrieben, mit dem Wappen Montenegros geſiegelt, lautet in wortgetreuer Ueberſetzung:

Hochgeehrter Herr!

Ich danke Ihnen, daß Sie ſich meiner erinnerten, indem Sie mir mit Ihrem Briefe vom 31. Auguſt Ihre Ueberſetzung ſerbiſcher Volkslieder: „Gusle", auf die man ſtolz ſein kann, geſchickt haben.

Unſere Volkslieder ſind Heldengeſchichte, Volksepos, in ihnen kann der Menſch ſehen, was das Volk, das ſie ſingt, iſt. Ich bin ein Freund der Poeſie, ſie hat mich viel beſeligt. Ach wunderſchöne Poeſie! Geheimer Funke! Ich habe nie unterſcheiden können, ob ein Funke des unſterblichen Feuers, oder ein mächtiger Wahn, ein Kind unſerer Atmoſphäre ſei — Ich betrachte ſie ſtürmiſch emporgehoben von der irdiſchen Kraft. Wenn aber der Menſch ſich über ſich ſelbſt erhebt, dann ſieht er die menſchliche Kleinheit und wenn er ein Dichter iſt, kann er ſagen, daß er ein Prieſter („Opferer") am Altare des Weltalls ſei. Der Dichter iſt der Ruf des Sterblichen von unſerm ſtürmiſchen Meer, der Dichter iſt die Stimme des Rufenden in der Wüſte, er träumt von der Un-

---

*) „Gusle. Serbiſche Nationallieder." Mit einer literarhiſtoriſch. Einleitung von Ludwig Steinfl. (Wien 1851.)

Sterblichkeit, ruft sie und sehnt sich nach ihr — er sieht ein großes Blatt aufgeschlagen in dem Buche des Weltgeheimnisses, in demselben liest er Wunder des Schöpfers, sie sind sein süßestes Getränk, er berauscht sich mit demselben, durch die Einbildungskraft führt er aus kothiger Erde den Keim des himmlischen Lebens — er verklärt Irdisch zur Gottheit —, sein Odem breitet sich aus auf den Wogen der Erdwelle.

Ich lebe hinter der Grenze der aufgeklärten Welt, an meinem schmalen Horizonte brechen sich immer die tyrannischen Donner *); traurig ist mein kleines Land durch den Nebel der Wildheit verunstaltet. Für einen gesund denkenden Mann ist auf der Welt weder eine Langweile, noch ein Vergnügen, denn alle menschlichen Leckerbissen sind mit Gift zubereitet; dagegen gewähren alle Kümmernisse eine gewisse Befriedigung, man könnte sagen, es ist dem Menschen gleich süß zu weinen, wie zu singen, wenn es ihn überkommt.

So verstehe ich unser Lied.

Die Welt ist Gottes, darum sieht man in jedem ihrer Winkel die Thaten ihres großen Meisters. Fleiß und Kunst der Ameise und der Biene, die gesellschaftlichen Züge der Kraniche sehe ich lieber als alle Paraden der europäischen Residenzen.

Mit Gott, Herr Frankl! Erhalten Sie mich in Ihrem schätzbaren Andenken.

Cetinje, den 12. October 1851.

Vladika von Montenegro.
P. P. Njegosch.

Geistesgegenwart und Aufmerksamkeit.

Von Professor Fortlage in Jena.

Bei Verlegenheit und Gefahr geräth die Aufmerksamkeit häufig so ins Wanken und Zittern, daß wir uns nicht des Richtigen erinnern, nicht an das Richtige denken. Man hat in Feuersgefahr oder auf der Flucht vor dem Feinde nicht selten gesehen, daß Menschen werthlose Dinge, Vogelbauer und Mausefallen, mit sich nahmen, indessen sie das Werthvolle daheim ließen. Ferner: Da beim Examen der in der Seele vorräthig liegende Schatz von Kenntnissen geprüft werden soll, so ist hierzu die schriftliche Methode eine weit sichrere als die mündliche. Denn die ungewöhnliche Gespanntheit der Aufmerksamkeit beim Examen ruft leicht einen unsteten und lückenhaften Erinnerungsprocess hervor, wodurch bewirkt wird, daß Naturen von einer großen Reizbarkeit minder gut Das, was doch in ihnen vorhanden ist, an den Tag geben können. In einen ähnlichen Zustand von hinderlicher Unruhe geräth die Aufmerksamkeit, wenn wir uns auf einen Gegenstand zum Besinnen möchten und nicht können. Jemehr wir uns hierüber abquälen, desto erregter und folglich unsicherer wird die gehetzte Aufmerksamkeit. Daher Kunst, um diese zu beruhigen, für solche Fälle anräth, daß man sich eine Weile durch andere Gedanken zerstreue und von Zeit zu Zeit nur flüchtig auf das Object zurückblicke; dann ertappe man gemeiniglich eine von den associirten Vorstellungen, welche jene zurückrufe („Anthropologie" S. 99).

Einige Personen sind von Natur mehr, andere weniger zu Störungen ihrer Aufmerksamkeit disponirt. Einige werden leicht verwirrt. Die Annäherung jeder fremden Persönlichkeit wirkt störend auf ihre Aufmerksamkeit, Andere behalten stets ihre Geistesgegenwart und sind nie außer Fassung zu bringen, sie sind wie mit Leder umzogen. Wenn Wallenstein den Hahn nicht mochte krähen hören, wenn Goethe'n das Hundegebell in innerster Seele zu empfinden vermochte, so waren dies Symptome einer leicht störbaren Aufmerksamkeit. Der alte Heyne entfernte aus seiner Nähe mit der größten Sorgfalt

*) Beziehung auf die fast nie unterbrochenen Kämpfe mit den Türken.

e Taschenuhren und Hanguhren, weil er ihr Gepicke nicht ertrug. Wer so ist, hat ein
rdbest Temperament, wird heftig bewegt und erregt von hundert Dingen, welche andere
rnichen in Ruhe lassen, und bedarf eben deshalb zum Nachdenken seiner Gedanken einer
ßern Stille und Einsamkeit. Daher sich denn Goethe auch stets zum Arbeiten von
imar nach Jena flüchtete, und Wallenstein alles Geräusch aufs sorgfältigste von seinem
laß in Prag entfernt hielt, um ungestört dem Brüten über seinen Planen obzuliegen.
wölf Patrouillen" — berichtet Schiller — „mußten die Runde um seinen Palast
hen, um jeden Lärm abzuhalten. Kein Gerassel der Wagen durfte seiner Wohnung
e kommen und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm, wie
Zugänge zu ihm, war auch sein Umgang."

Da unter den Menschen Einige mehr, Andere weniger zu Störungen der Aufmerk-
keit disponirt sind, so hat Gall nicht ermangelt, für die feste und unerschütterliche
centrationskraft der Aufmerksamkeit auf ihre Gegenstände der Beschäftigung ebenfalls
Gehirntheil zu bestimmen, an dessen Integrität dieselbe geknüpft sei. Sie soll unter
Namen des Einheitstriebes oder der Beständigkeit (auch Beharrungstrieb, Concen-
ndrieb genannt) an einer Erhöhung am Hinterhaupt, in der Gegend der verwach
Fontanelle, wo die drei Schädelnähte zusammen treffen, erkennbar sein.

Wir aber möchten ein weit sicheres und dabei leichter erkennbares Zeichen einer
rbaren Aufmerksamkeit vorschlagen, nämlich den Hang, in Gesellschaft zu erzählen,
ach mehr den zur Improvisation. Denn zum guten Erzählen gehört ein genaues
lares Erinnern auch der Nebenumstände, und zum Improvisiren, daß die Aufmerk-
it trotz aller Störungen unerschütterlich sei. Die erschütterbare Aufmerksamkeit wird
Schreibtisch vielleicht ebenso herrlich erzählen als extemporiren, aber vor Zeugen und
esellschaft gewiß nicht. Melanchthon predigte vor Töpfen herrlich, aber vor Köpfen
e es doch nicht gehen. Bei Andern thut sich die Erinnerung erst recht auf, wenn
Köpfe vor sich sehen. Diese sind die Männer der Concentrationskraft, die nerven-
, die geborenen Redner.

Wenn ich am Abend bei Licht vor einer mit Kreidefiguren beschriebenen Tafel stehe, so
n die Figuren auf der Tafel mir ebenso wol verschwinden, wenn Jemand das Licht
löscht, als wenn er mit dem nassen Schwamme über die Tafel fährt. Ebenso wird in
rde die Erinnerung an einen Gegenstand ebenso wol dann erlöschen, wenn bei völlig
hellem Gehirnlichte das Licht der Aufmerksamkeit sich verdunkelt, als wenn die
Gehirnfiguren sich verwischen. Wenn z. B. nach Wagner's Bericht („Beitrag zur
sychischen Anthropologie", 1, S. 323 ff.) Jemand so nervenschwach war, daß
das Einfallen eines starken Lichtstrahls ins Auge hinreichte, ihm die eben gehabten
Vorstellungen aus dem Gedächtniß zu verwischen, so lag dieser Erinnerungsmangel blos
in verdunkelten oder unsicher gemachten Aufmerksamkeit. Denn die vergessenen Vor-
stellungen stehen ihm wieder ein, sobald er sein Zimmer aufs neue verhing. Wenn aber
der verschwachen Kant während seiner vier letzten Lebensjahre Alles, was sterben von
Ihm oder Andern gesprochen worden war, im nächsten Augenblick wieder entfiel,
oder seinen Freund Jachmann, welcher doch zu dem engern Kreise seines Um-
gangs gehört hatte, nach einigen Jahren Abwesenheit nicht wieder erkannte, oder wenn
ihm andern Sinne nach Wagner's Bericht die Erinnerung selbst für die Namen
seiner Kinder immer nur auf einen Tag ausreichte, sodaß er jeden Morgen
fragen mußte, wie dieselben hießen: so sind dies Fälle, in denen wir zweifelhaft
gelassen sind, ob das Gemälde selbst oder blos seine Beleuchtung gelitten hatte.
Daß sich beim Besuche seines Freundes Jachmann der Hoffnung hin, daß wol
Ursache der Fall sei. „Es war schmerzhaft zu sehen", — schreibt hierüber Jach-
in seiner Schilderung dieses Besuchs bei Kant — „es war schmerzhaft zu sehen,

wie der ſchwache Greis ſich anſtrengte, um in die Vergangenheit von wenigen Jahren zurückzublicken und die gegenwärtige Anſchauung von mir mit vormals gehabten Vorſtellungen zu verknüpfen. Während unſers Geſprächs, bei welchem er mich ununterbrochen anſah, rief er einige male mit einer Aeußerung von Freude aus: Ihr Blick wird mir immer bekannter! Ich hoffte mit Entzücken bei dieſem Ausruf, daß er ſich meiner vielleicht doch noch erinnern würde. Aber vergebens. Als ich mich zum Abſchied anſchickte, bat er mich einige male: ich möchte mich doch nur ſeiner Schweſter umſtändlich erklären, wer ich wäre; ſie würde es ihm dann wol gelegentlich beibringen." („Immanuel Kant", geſchildert von Jachmann; Benecke, „Pragmatiſche Pſychologie", II, S. 391 ff.).

Um deſto merkwürdiger und beachtenswerther erſcheinen daher die Fälle, in denen es unzweifelhaft zu Tage tritt, daß nicht das Gemälde, ſondern einzig und allein die beleuchtende Lampe der leidende Theil iſt. Hierher gehören z. B. alle die Fälle, in denen eine vorübergehende Vergeßlichkeit einzelne Wörter, Ausdrücke, Namen und dergl. betrifft. Wo ein ſolcher Fall aus Nervenſchwäche eintritt, wird man immer bemerken, daß das gerade fehlende Wort Das iſt, auf welchem die Aufmerkſamkeit beſonders ruhen möchte, aber zu welchem ſie über eine Menge von Nebenvorſtellungen hineilt, welche dann ohne Schwierigkeit vollzogen werden, während die am Ziel angelangte Aufmerkſamkeit ins Zittern kommt. Wie das zu ſchwache Eis den Schlittſchuhläufer trägt, ſo lange er in raſchem Schwunge darüber hingleitet, ſobald er aber zum Stillſtand gelangt, unter ihm bricht, ſo kommen bei überreizter Aufmerkſamkeit die Vorſtellungen, über welche ſie gleitet, zu Stande, während die, auf denen ſie ruht, verſagen. So z. B. kommen Fälle vor, in denen die Hauptwörter der Rede, auf denen die Aufmerkſamkeit ruht, vergeſſen ſind, während die Nebenwörter ſich ohne Anſtoß reproduciren. Der Patient ſieht ſich dann alle Augenblicke gezwungen zu ſagen: Ich möchte nun gern dieſen Gegenſtand benennen, bin es aber nicht im Stande. Am 17. März 1832 wurde ein Irländer Namens Hagan, 23 Jahre alt, ein ſtarker, kräftig gebauter Menſch, in das Steeven's-Hoſpital zu Dublin gebracht, mit einer ſchweren Kopfwunde von fünf Zoll Länge, die ihm in einem Wirthshausſtreite ein Dragoner mit einem Säbel verſetzt hatte. Nach zwei Monaten war die Wunde geheilt und nun zeigte ſich eine merkwürdige Veränderung in ſeinem Gedächtniß. Länger als einen Monat nach ſeiner Heilung ſagte er dem Arzt: er kenne Alles, was er ſehe, nur wiſſe er keinen Namen dafür. Man zeigte ihm einen Knopf und ſogleich ſagte er lachend: „das iſt ein, ein, ein —, ich kann's nicht ſagen, was es iſt, aber es iſt ein —", mit dieſen Worten zeigte er auf einen Knopf an ſeinem Rocke. (Medical- and Surgical-Journal of London, „Vollſtändige Gehirnkunde", S. 514 ff.).

Von verwandter Art iſt der Zuſtand des Stotterns, ſowol deſſen, was aus momentaner Verlegenheit entſpringt, als auch deſſen, was ſich als habitueller Zuſtand ausbildet. Es iſt ein Wanken der Aufmerkſamkeit in dem Augenblicke, wo ſie die motoriſche Geräuſchſphäre des auszuſprechenden Wortes betritt, und zwar immer des Wortes, auf welchem ein gewiſſer Nachdruck liegt, während ſie über die Nebenwörter leicht und ſchnell hingleitet. Wird das Wort, auf welches die Aufmerkſamkeit hinwill, von einem Andern vorgeſagt, und dadurch die Aufmerkſamkeit ſtärker und feſter auf daſſelbe gerichtet, ſo ſpricht der Stotternde ſofort daſſelbe nach und fährt im Reden fort. Ein Organiſt und ein Cantor in einer Stadt Weſtfalens, welche Beide in gleich hohem Grade an dem Uebel des Stotterns litten, trafen einander auf der Orgel, wohin der Organiſt den Cantor hatte rufen laſſen, weil er den Schlüſſel zur Bälgekammer nicht finden konnte. „Herr Cantor, wo haben Sie den S —", und nun fiel der Organiſt im G und konnte nicht darüber hinaus. Der Cantor, welcher errieth, daß von einem Schlüſſel die Rede ſei, aber nicht wußte, von welchem, fiel ein: „Herr Organiſt, welchen G —", und nun fiel

auch er im S und sie plichten so lange einander an, bis ein Dritter dazwischenrief: Zum Henker, so sagen Sie doch Schlüssel, — „Schlüssel" — tönte es sogleich zu beiden Seiten nach.

Sobald man dem Stotterer das Wort, an welchem er stockt, vorsagt, spricht er es jedesmal geläufig nach. Denn nun wird die Gedächtnißspur des Wortes durch den gleichartigen Eindruck im Ohre so verstärkt, daß sie Kraft gewinnt, die wankende Aufmerksamkeit zu halten und zu befestigen. Ebenso wird das Stottern beim Lesen jeglich aufhören, weil die die Aufmerksamkeit fesselnden Gedächtnißspuren hier allesammt durch sinnliche Eindrücke verstärkt sind. Das Lesen verhält sich zum freien Sprechen wie das Gehen an der Krücke zum freigewordenen Gange, oder wie das Reiten mit Sousfleur zum Reiten ohne Sousfleur. Das Lesen muß daher in jeder Weise leichter sein als das freie Reden, und es müssen Fälle denkbar sein, in denen die wankende Aufmerksamkeit noch das Letztere leistet, während sie schon das Andere versagt. Folgenden Fall dieser Art berichtet das Mauchart'sche Aeventorium. Ein Mann, vom Schlagfluß gelähmt, schien die Sprache so ganz verloren zu haben, daß er alle seine Wünsche und Bedürfnisse, da er nicht schreiben konnte, durch Zeichen ausdrücken mußte. Im Umgang verstanden die Seinen diese Zeichen nur selten, er gab sich dann im Unwillen alle Mühe zu sprechen, brachte aber nur unartikulirte Laute hervor. Desungeachtet las er bald wieder an jedem Morgen und Abend, sein Morgen- und Abendgebet aus einem Buche laut, völlig vernehmlich und ohne einigen Anstoß her, als ob sein Sprachvermögen gar nicht gelitten hätte. Dasselbe mal, als dies geschah, freuten sich die Seinigen, weil sie glaubten, er hätte den Gebrauch der Sprache ganz wieder erlangt, und erwarteten nun, er würde den Tag über sprechen; er blieb aber bei seinen stummen Zeichen, so oft und mühsam er sich auch anstrengte, nur ein einziges Wort aus seinem Munde zu sprechen. Auf diese Weise fuhr er mit seinen Uebungen fort und von nun an bis zu seinem Tode blieb er so, daß er zwar laut und vernehmlich lesen, aber von sich selbst kein Wort sprechen konnte („Aeventorium von Mauchart und Tschirner". Bd. I, S. 105 ff.). In ähnlicher Weise verlor nach Wagner's Berichte eine Dame durch heftige Anfälle von Krämpfen das Gedächtniß dergestalt so, daß ihr die Worte und Namen zur Bezeichnung der äußern Gegenstände und ihrer eigenen Gefühle beim Sprechen niemals einfielen. Dabei aber las sie Bücher ohne allen Anstoß und vollkommen verständig und drückte ebenso im Schreiben ihre Gedanken richtig und im besten Zusammenhange aus. („Beiträge zur philosophischen Anthropologie", I, S. 323; Schubert's „Geschichte der Seele", S. 589).

Wenn der sich erinnernde Aufmerksamkeit auf einer Gedächtnißspur wandt und gerät, so geschieht es ihr auch häufig dabei, daß sie auf eine in der Nähe befindliche ähnliche abgleitet. Dann entstehen die Vertauschungen und Verwechselungen sowol von Wörtern als Begriffen. So hörten wir einst von einer vom Schlage gerührten Alten, die sich an einem Sommertage vor der Hausthür sonnte, mit dem Blicke zum heitern Himmel sagen, sie freue sich, doch einmal den lieben Herrgott zu sehen. Wenn, wie Hasbauer erzählt, ein Mann, welcher betrunken nach Hause ging, die Straße im Mondschein für einen Fluß ansah, und sich nun entkleidete, um über selbigen zu schwimmen, wenn nach Eschenbach's Bericht („Hufeland's Magazin", 1824, Hft. I, S. 94) zwei betrunkene Bauern einst auf schneebedeckter winternasser auf Tod und Leben kämpften, weil sie einander in der Dunkelheit für Gespenster von schwedischen Reitern hielten, wobei dann der eine wirklich auf dem Platze blieb, wenn jener in der Trunkenheit die Treppe herabgestürzte Geheimerath Hufeland zu Hülfe gerufen Secretär theilnehmend fragte, ob der Herr Secretär von seinem Falle auch Schaden genommen habe, wenn der delirirende Nervenfieberkranke auf sich selbst schießen will, ihm doch diesen lästigen Gast aus dem Leibe zu schaffen, oder wenn er seine eigenen Gefühle auf einen vor ihm stehenden Freund überträgt, sagend, diesen leide große

Schmerzen oder Durſt, man möge denſelben zu trinken geben und dergl.: ſo ſind dieſe Verwechſelungen von Empfindungen und Begriffen Ergebniſſe einer durch Nervenüberreizung ins Zittern und Wanken verſetzten Aufmerkſamkeit. Der wahnſinnige Görgel hielt, nach Feuerbach's Bericht, dem Taglöhner Eichmüller, nachdem er denſelben ermordet hatte, beide Füße ab, damit man ihm, wie er ausſagte, dieſelben nicht in den Block ſpanne, und verwechſelte demnach die Perſon des Ermordeten mit ſeiner eigenen während der im Wahnſinn verübten That. Denn er ſelbſt, Görgel, war es, welchen bei verübter That die Furcht überfiel, man möchte ihn ergreifen und im Gefängniß ſeine Füße in den Block ſpannen. Deßhalb hieb er ſie ab, nicht zwar ſich, wol aber dem Ermordeten, mit deſſen Perſon er ſich in dieſem Augenblick verwechſelte. („Actenmäßige Darſtellung merkwürdiger Verbrechen", I, S. 264 ff.).

Wenn die Zuſtände großer Nervenaufregung zu Verwechſelungen, ſowol in Bezug auf das Auffaſſen, als das Wiedererinnern disponiren, ſo wird dadurch um ſo begreiflicher, daß die Einen an natürlicher Gedächtnißkraft ſich in den meiſten Fällen als Menſchen von mäßigen Genüſſen und geringen Bedürfniſſen kundgegeben haben. Als den mäßigſten aller Menſchen z. B. zeigte ſich Anton Magliabechi, der Zeitgenoſſe von Leibnitz und Bibliothekar des Großherzogs Cosmus III. von Medici, welcher unter den Phänomenen von natürlichem und nicht durch künſtliche Hülfsmittel blos in die Höhe geſchraubtem Gedächtniß viel als das höchſte glänzt, indem er nach einmaligem Einblick in ein Manuſcript den Inhalt deſſelben gewöhnlich beſſer inne hatte, als es dem Autor ſelbſt bekannt war. Drei hart geſottene Eier und ein Trunk Waſſer waren ſein gewöhnlichſt Mahl. (Schubert's „Geſchichte der Seele", S. 349).

Als momentanes Mittel der guten Erinnerung wirkt Alles, was dient, die Aufmerkſamkeit zu ſammeln, zu beruhigen und von der Zerſtreuung auf zu viele Gegenſtände abzuziehen. Zunächſt alſo die Einſamkeit und die Stille der Nacht. Der Mathematiker Johann Wallis, welcher nach Wolf's Bericht („Vernünftige Gedanken", §. 263) im Jahre 1670 bei Gelegenheit eines Beſuchs durch den Mathematiker Hellhoover aus Königsberg im bloßen Gedächtniß aus einer 53ſtelligen Zahl die 27ſtellige Quadratwurzel zog, verrichtete dies in der Stille der finſtern Nacht, und rühmte ſich überhaupt, er habe in der finſtern Nacht größere Exempel im Kopfe gerechnet, als man am Tage für möglich halten ſollte. Eine Priſe Schnupftabak wirkt dadurch gedächtnißſtärkend, daß ſie Zeit gibt, einen Augenblick im Reden inne zu halten und ſich zu beſinnen. Doch wirkt auch alles Erheiternde und angenehm Beruhigende günſtig auf die Spannung der Aufmerkſamkeit, wie geſunde Luft, gute Verdauung, heiteres Wetter, gute Geſchäfte und dergl. Iſt hingegen die Aufmerkſamkeit ermattet und ſchläfrig, ſo müſſen ſtatt der Beruhigungsmittel aufregende Reize eintreten. Aber alle äußern Reize, weiter die beruhigenden noch die aufregenden, helfen für ſich nichts, wenn nicht der innerliche Hauptreiz vorhanden iſt, welcher die Aufmerkſamkeit regiert, indem er ſie zugleich befeuert und befeſtigt, nämlich das lebhafte Intereſſe für die Gegenſtände, deren man ſich erinnern will. Wer ſeine Intereſſen gänzlich in der Gewalt haben könnte, nur der würde Herr ſeines Gedächtniſſes ſein. Friedrich der Große nahm alle Morgen zur Stärkung des Gedächtniſſes einen Senf zum Kaffee. Das war Aberglauben.

Die Bemerkung des Ariſtoteles, daß wer ſchnell und leicht auffaßt, zwar ſchon das Aufgefaßte lange behält, hingegen Das, was davon hergenommen iſt, auch wieder leicht und ſchnell zur Diſpoſition hat, findet darin ihre gute Begründung, daß es vielfach Thätigkeit der Aufmerkſamkeit iſt, welche das Auffaſſen und das Erinnern bewerkſtelligt. Denn das Erinnern iſt nichts weiter als ein innerliches Wiederfaſſen. Eine im äußern Faſſen ſchnell bewegliche Aufmerkſamkeit wird auch im innern Wiederfaſſen ihre Beharrlichkeit nicht verleugnen. Wodurch aber Ariſtoteles auf den Einfall gekommen iſt, daß die

gartigem Menſchen, ſowie auch die Kurzbeinigen, ein ſchlechteres Gedächtniß hätten als
ne Leute, iſt ſchwer zu ſagen.

Von der in der ſentimentalen Zeit des vorigen Jahrhunderts eingeriſſenen Coquetterie
einem ſchlechten Gedächtniß, das man für eine Zugabe der höhern Verſtandesbildung
Vornehmheit hielt, iſt man längſt wieder zurückgekommen auf den Sinn des antiken
hums, daß Mnemoſyne, die Göttin des Gedächtniſſes, die Mutter der Muſen ſei. Denn
Gedächtniß iſt Mutter der Wiſſenſchaften, der Künſte und aller Bildung. Vielleicht
unſere Zeit im Gegentheil daran, zu viel Werth auf Gedächtnißarbeit zu legen, wegen
urch die ſeit dem vorigen Jahrhundert aufgehäufte Maſſe des Wiſſens nur zu leicht
ihrt iſt. Erinnern wir uns aber fortwährend, daß das Gedächtniß, eine wie herrliche
unentbehrliche Kraft auch daſſelbe iſt, doch immer nur dem Verzehren einer Speiſe
t, welche ihre ernährende Wirkung erſt dadurch erhält, daß ſie mit dem Ver-
de verdaut wird.

Zur Geſchichte des Schlüſſeldrehens.

Kanntlich beſitzt Herr Oskar von Redwitz, der Dichter der „Amaranth", gegen-
ig die deutſchen Höfe in einer doppelten Abſicht. Er wägt, aufmerkſam jeine „Sigis-
" vor und vermittelt die Aufführen, ſie auf den betreffenden Hoftheatern zur Darſtellung
ringen, und in der übrigen Zeit lehrt er das Schlüſſeldrehen, einen alten Bauern-
ch aus der bairiſchen Pfalz, ſeiner Heimat. Man nimmt nämlich ein Buch, gleichviel welches
deſſen „Amaranth", was den Abgang befördern würde), bindet einen Schlüſſel, deſſen
in die Blätter kommt, mit einem Bindfaden feſt und läßt die beiden Flanken des
s von den Zeigefingern zweier Perſonen halten. Bewegt ſich das Buch, ſo zeigt
Bewegung einen Buchſtaben an, wie beim Tiſchrücken. Die Orakel dieſer Schlüſſel-
Buchdrehung haben vielen Glauben gefunden. Wir laſen einen handſchriftlichen Be-
über die mannichfachen Offenbarungen, die einem durch Herrn von Redwitz gewor-
n Gläubigen des Schlüſſeldrehens ſeit einigen Wochen zu Theil wurden.

Auch in Berlin ſollen ſich in vielen Kreiſen die Redwitz'ſchen Schlüſſel drehen.

Dies erinnert uns an die Zeiten, als König Jakob den engliſchen Thron beſtieg.
Glaube an Hexerei war in den vereinigten drei Königreichen faſt verſchwunden. Ein
, die „Discovery of Witchcraft" genannt, von dem Vater der engliſchen Philoſo-
Reginald Scott, im Jahre 1584 herausgegeben, hatte zwar nicht gewagt, die Exi-
der Hexen geradezu zu bezweifeln; das wäre nach dem Atheismus gleichgerechnet
en; aber es hatte doch die Allmacht der alten Weiber in Zweifel gezogen und be-
es deshalb, weil dadurch der Gottheit Abbruch geſchähe. Dies Buch wurde verbrannt
die Neuplatoniſerphiloſophie wieder auf den Thron gehoben. Nun fehlte es natürlich an
ter Begründung nicht. Joſeph Glanvil, der Gründer der „Königlichen Geſellſchaft
Wiſſenſchaften in London", redete ſehr ernſthaft zu Gunſten der Hexen; Dr. More,
Schüler Plato's, verlangte, daß in jedem Kirchſpiel ein Regiſter geführt werde über
haten der dort wohnhaften Hexen und der Dogmatiker Meric Caſaubon hielt ſogar
lingläuben daran auch für Zauberei. Alle Drei vereinigten ſich in dem Urtheil über
nald Scott, deſſen Werk ſie auf das einſtimmigſte verdammten.

Endlich im Jahre 1677 erhob ſich wieder eine Stimme zur Vertheidigung des
lbſt an der Herrſchaft der Hexen; dies war die Stimme John Webſter's, eines
chen. Er durfte in ſeiner Stellung die Exiſtenz der Hexen allerdings noch nicht
in Frage ſtellen; es blieb immer noch eine Blasphemie, die die Kirche zu ſtrafen
; aber er konnte doch ſchon ſchreiben: „Man bedarf, um an ſolche Dinge nicht
uben, eines geſunden Verſtandes, ſowie einer Einbildungskraft, die keine falſche Rich-

tung bekommen; auch muß man nicht ſtändig zur Melancholie geneigt ſein, denn ſonſt ſieht man einen Buſch für einen Pepanz und ein ſchwarzes Schaf für einen Dämon an, ſonſt hält man das Geſchrei des wilden Schwans, wenn er Nachts aufſteigt, für einen Geiſt oder, wie man hier im Norden ſagt, für Gabriel Ratchets und das Heulen einer Füchſin in einer Klemme für die Stimme einer Fee."

Ein Briefwechſel zwiſchen Dr. More und einem ſeiner Schüler, dem Geiſtlichen Eins, bezieht ſich größtentheils auf Erſcheinungen und Zauberſprüche. Die beiden Gelehrten wünſchten nichts ſehnlicher als einmal einen wirklichen Geiſt zu ſehen. Eins iſt ſehr häufig auf der Spur eines ſolchen, aber immer wieder ſtellt es ſich heraus, daß es nur eine Täuſchung war. In einem ſeiner Briefe äußert er einige religiöſe Zweifel, die, weil ſie unſer Schlüſſeldrehen betreffen, merkwürdig ſind. Er ſchreibt: „Ich bitte Sie, mir Ihre Gründe zu nennen, weshalb es ungeſetzlich iſt, die ſchwarze Kunſt anzuwenden, um herauszubringen, ob dieſe oder jene verdächtige Perſon eine Sache geſtohlen hat; indem man nämlich einen Schlüſſel mitten in einer Bibel befeſtigt und dann das Auge deſſelben auf eines Menſchen Finger richtet, worauf die Anweſenden die folgenden Worte ſagen (Pſalm 50): »Wenn du einen Dieb erblickſt, ſo läufſt du mit ihm und haſt Gemeinſchaft mit den Ehebrechern. Dein Maul läſſeſt du Böſes reden und deine Zunge treibet Falſchheit; du ſitzeſt und redeſt wider deinen Bruder; deiner Mutter Sohn verleumdeſt du. Das thuſt du und ich ſchweige, da meineſt du, ich werde ſein gleich wie du; aber ich will dich ſtrafen und dir es unter die Augen ſtellen.« Dreht ſich hierauf der Schlüſſel und folglich auch die Bibel, an welcher derſelbe befeſtigt iſt, bei der Nennung irgend eines Namens, ſo iſt Jener der Dieb geweſen. Neulich ſpreiſte ich irgendwo und man verſuchte die Sache. Ich ſagte, es ſei gottlos, aber ſie beharrten dabei. Ein ſehr angeſehener Mann behauptete, daß ein bedeutender Gottesgelehrter kein Unrecht darin finde. Kurz, da ich mich dagegen erklärt hatte, ſo glaubte ich nun mit gutem Gewiſſen im Zimmer bleiben zu können. (Nein!) Sie begannen und hatten ſchon ein paar Namen genannt, ohne daß ſich der Schlüſſel drehte; jetzt aber kam eine Perſon an die Reihe, die ſpäter als an dem Diebſtahl betheiligt zu ſein bekannt wurde, und wir ſahen deutlich, wie die Bibel ſich umwandte. Der Herr, von dem dies Experiment ausging, behauptete, es gäbe keine Geiſtererſcheinungen. Ich verſetzte, daß Das, was wir ſoeben geſehen, einer Erſcheinung gleichkomme, denn hier habe ſich vor unſern Augen ein intelligentes unſichtbares Weſen kundgegeben."

So Paſtor Eins, der trotz ſeines Animam salvavi völlig geneigt iſt, ſich dem Schlüſſelſpuk gefangen zu geben.

Wir beobachteten mehre Schlüſſelexperimente. Wir fragten: Wie heißt der Vornamen einer gewiſſen Dame, die der Schlüſſel kennen konnte. Er antwortete Karoline. Keiner hieß ſie Bertha. So ging es uns regelmäßig. Als man den Schlüſſel fragte: Warum antworteſt du falſch? half er ſich ebenſo wie die Tiſchplatten mit der Erklärung Ungläubig.

Das Geheimniß kommt auf Arthur Schopenhauer's Lehre von der Macht des Willens zurück. Man will und man weiß nicht, daß man will. Man dreht den Schlüſſel ſelbſt, ſagt ſelbſt, was er antworten ſoll und erſtaunt von ihm zu hören, was man ihm eingeflüſtert hat. Die Aufklärungen, die man über das Gemüth der Menſchen durch dieſe Medienherbeiten bekommen hat, ſind wunderbar. Sie buchſtabiren ſich mit einem ſolchen Schlüſſel wörtlich ſelbſt Das vor, was ſie denken, und ſind überraſcht wie von einer Zauberei, die ſie in der That unvermögend ſind, aus ſich ſelbſt zu erklären. Man ſieht daraus, daß es Menſchen gibt, die Jahr ein Jahr aus ohne Objectivirung ihrer Gedanken fortträumen. Sie haben nur geiſtiges Vegetiren. Sie handeln rein inſtinctiv. Sie denken wol, aber nicht mit runden und fertigen Gedanken. Sie ſind wie in einem ewigen Traumleben, ohne alle Gegegenheit des Bewußtſeins auf ſich ſelbſt. Es

es, daß ſie ihr Denken auf einen Tiſch, einen Schlüſſel beziehen können und ſich
n Äußerlichen objectiviren, ohne es zu wiſſen. Sie meinen auch hier, von Andern
hören, was ſie ſeit Jahren ſchon nie mehr die Gewöhnung hatten, ſich klar und
nſter Reflexion ſelbſt zu ſagen.

Anregungen.

Wetterſäulen und Blutregen.

Wolken, deren immer wechſelnde
ungen ein ebenſo mannichfaltiges wie
Schauſpiel gewähren, haben bereits
laz in dieſen Blättern gefunden (Siehe
Wir erwähnen daher hier nur einige
Wolkenbildung zuſammenhängende Je-
naturerſcheinungen, welche auch in die-
te beobachtet wurden. Wie die Be-
richtet, bemerkte man am 28. Mai in
n zwiſchen den himmelumhüllenden
llen in öſtlicher Richtung einen hell-
Streifen, der einem großen Trichter mit
gen die Erde gekehrten Spitze glich und
Marsch umgeben ſchien. Erſt aus den
olgen dieſes Phänomens erkannte man,
eine Windhoſe geweſen. Ein Bauer
lich mit einem einſpännigen Wagen in
e des Wirbels. Pferd und Wagen
umgeworfen. Der Bauer beſaß noch
eiſtesgegenwart und klammerte ſich an
rauch feſt; allein auch dieſer ward von
heulenden Sturme aus der Erde geriſſen
Bauer eine weite Strecke fortgeſchleu-
einem nahen Walde entwurzelte die
Macht des Windes die ſchönſten und
Fichtenſtämme und trug ſie mehre
weit fort. Hier hat uns alſo das heu-
jetzt ſo gewitterreiche Jahr eine der
Naturerſcheinungen gebracht.

Sommer verdichten ſich die von den
ellen des Erdbodens durch die aufſteig-
ftſtröme in die Höhe geführten Dämpfe
genannten Haufenwolken, die man ein-
ngelig, mit dem gewölbten Theile nach
er aus mehren einfachen Geſtaltungen
d nebeneinander gehäuft, und dann
birge ähnlich am Horizonte mit von
e oder vom Monde glänzend beleuch-
ſein erblickt. Nehmen zuſammenge-
Haufenwolken ein dunkelblaugrauet
an und entladen ſie ſich noch mit
wolle, dann haben wir die Gewitter-
uns. Wo ſich häufige Gelegenheit
hrung ungleich warmer Winde findet,
Bildung ſehr waſſerreicher ſchwerer
genügig iſt, oder wo dieſes durch die
Gebirge, große Waſſerſtrecken, Seen
und Flüſſe erleichtert wird, da finden ſich auch die meiſten Gewitter. Die dichten, naſſen Wolken ſind die Sammelpunkte der Elektricität, die Ausgleichung der geſammelten Elektricität mit der entgegengeſetzten tritt unter Blitz und Donner ein. Nicht immer kommt es aber zur ſchnellen Gewitterbildung, ſondern die in der obenerwähnten Haufenwolken, daß nach oben hin gegen die obere Wolke gar keine Entfernung zu Stande kommt, ſenken ſich zu einem Kegel zugeſpitzt mehr zur Erde herab, zerſtören die nächſten Gegenſtände und fahren ſie mit großer Schnelligkeit fort. Dieſe Erſcheinung heißt die Wetterſäulen oder Trombe. Ziehen ſie über Landſtrecken hinweg, heißen ſie Land-, Windhoſen, Landtromben. Senken ſie ſich zu großen Waſſerſpiegeln z. B. zum Meere herab, ſo ziehen ſie das Waſſer in Kegelform zu ſich herauf und machen es unter heftigen Blitzen um die Kegelachſe kreiſen. In dieſem Falle werden ſie Waſſerhoſen, Waſſertromben, Waſſertromben, Waſſerſäulen genannt und ſind eine von den Seefahrern gefürchtete Erſcheinung. Die unter entſetzlichem Brauſen zu den Wolken emporgezogene, oft fünf- bis ſechshundert Fuß und mehr im Durchmeſſer haltende und mehre tauſend Fuß hohe Waſſerſäule wandelt oft hunderte von Schritten fort, und iſt ein Schiff von der außerhalb ihres Wirbelkreiſes herrſchenden Windſtille feſtgebannt, ſo ſind von dem im Kegel wüthenden Winde ſeine Maſſe ernſtlich bedroht und in Gefahr, fortgeführt zu werden, wenn das Schiff in den Bereich der Waſſerhoſe kommt. Die Erſcheinung löſt ſich gewöhnlich unter donnerndem Getöſe auf, und das in die Höhe gehobene Salzwaſſer fällt dann wol in Geſtalt eines förmlichen Wolkenbruchs ſpäter wieder herab; auch pflegen wirkliche ſchwere Gewitter nicht auszubleiben.

Eine im Weſentlichen ähnliche Erſcheinung iſt jene, bei der man den Regen und Schnee durch eine Beimiſchung fremder Stoffe gefärbt ſieht. In alten und neuen Zeiten iſt der Blutregen ein Gegenſtand der Beſtürzung und abergläubiſchen Schreckens geweſen. Die Wiſſenſchaft hat ihm dieſe Schrecken genommen. Die hochgehobenen, elektriſch geladenen Wolken ziehen leichte Körperchen, Blütenſtaub, winzige Flechten, erdige und metalliſche Stoffe als feinen Staub von der Erde an, bringen ſie zur Abſcheidung

und Wiederdrehung und entlassen sie dann wieder mit dem Regen (oder Schnee). So entstehen nach den verschiedenen Tiefen und ihrer Farbe Schwefel-, Blut-, Insectenregen. Geschieht dies in Begleitung von Gewittern, so wird der Schrecken vermehrt und den abenteuerlichsten Vermuthungen ein Spielraum eröffnet. Es ist nicht das kleinste Verdienst der Naturforschung, daß sie Träume und Phantasie zerstört und das Gebiet des Wahns und Aberglaubens in immer engere Grenzen zurückdrängt. Schwefelregen wurde auch in diesem Jahre gesehen; es ist aber zu beweisen, daß in den meisten Fällen Das, was irrthümlich für Schwefel gehalten wurde, in der That Blütenstaub gewesen. Ein sehr weitverbreiteter Blütenstaubregen war am 25. Mai 1804 bei Kopenhagen gefallen; Prinz Christian von Dänemark, der bei seinem Ausrücken mit den Truppen die Rinnsteine der Straßen damit wie bedeckt sah, schickte von dem Niederschlage an Blumenbach in Göttingen. Unter dem Mikroskop zeigte er sich sogleich als Blumenstaub. Zu bewundern war nur die ungeheure Menge, denn er war über das Meer von S.W. gekommen und in einem Striche von sieben bis acht Meilen bemerkt worden. Die Vermuthung des Prinzen, daß dieser Staub durch einen elektrischen Nebel aufgezogen worden, kam der jetzt geltenden Erklärung, wie man sieht, sehr nahe.

Ein Wahn der Kritik.

Einer jener Berichterstatter, die immer rasch zur Hand sind, wo es ein Talent zu verkleinern, manche auch bei den größten Meistern vorgekommene Schlgeburten zu vergrößern gibt, schreibt der „Kölnischen Zeitung" aus Paris von einem neuen daselbst kürzlich aufgetauchten Dramatiker, Namens Barrière. Er läßt den uns noch unbekannten, aber durch sechs, sieben rasch aufeinander gefolgte Stücke bewiesenen Fähigkeiten desselben Gerechtigkeit widerfahren, setzt aber im Verlauf seiner Erzählung der früheren Lebensumstände des Herrn Barrière ungefähr hinzu: Man wird hier in Paris Dramatiker, wie man unter andern Umständen Entrepreneur, Agent, Fabrikant u. s. w. wird, je nach Dem, was gerade mehr Gewinn abwirft.

Diese schimmernde Feuilletonphrase kann eben nur von jener Kritik und Berichterstattung kommen, die so oft die Production nur umschwärmt, sie neckt, ärgert und nur zuweilen von einem ihrer Gesetze zum Stillschweigen verurtheilt wird. Man kann nämlich keineswegs Dramatiker werden, wie man sich einen Beruf wählt, um irgendwie Geld aus der Gesellschaft herauszuschlagen. Man kann nicht mit derselben Entschlossenheit, mit der man auf die Börse geht und ohne Geld zu speculiren anfängt, sechs bis sieben Stücke schreiben. Und wenn diese Stücke mangelhaft wären oder der Kritik gegründeten Anlaß zu mancher Rüge böten, so müßten sie doch, wenn sie den geschilderten Erfolg hätten, Eingebungen eines wirklichen Talents sein, eines Talents, das in Bezug auf die Bühne sehr selten gefunden wird, eines Talents, das sich Niemand auf zufällige Bestellung eines Andern oder auf Bestellung seines eigenen Willens künstlich geben kann.

Trotz aller Erziehung.

In seiner bekannten, kürzlich durch die Zeitungen gegangenen Erklärung gegen das Tischrücken sagt der berühmte Physiker Faraday, die schnelle Annahme und gläubige Verbreitung einer allen Naturgesetzen widersprechenden und nichts desweniger unleugbaren Thatsache verrathe, daß doch noch immer ein auffallender Mangel in unserer Erziehungsweise herrsche und unser Unterrichtswesen bedenkliche Lücken zeige.

Indessen wird es doch alle Erziehung und aller Unterricht nie dahin bringen, daß im Menschen die romantische und übernatürliche Aberrung von Allem, was er weiß oder gelehrt worden ist, plötzlich all sein Wissen und alle Lehre in die Schanze schlägt. Dem angeborenen Hange zum Wunderbaren und dem periodisch immer wiederkehrenden Behagen an gräßlicher Armuth hilft keine Erziehung und kein Unterricht ab und wir mögen noch Faraday's Wunsch nach so viel Mathematik, Logik und gesunde Auffassung der Naturgesetze durch die Schulen verbreiten, es werden immer wieder Zeiten kommen, wo sogar leider die gebildetsten Menschen in den Aberglauben flüchten und sich von all ihrem Wissen in einem träumerischen Wahn entrathen müssen.

Es beweist blos, daß alle Erziehung gewisse Grundbedingungen der menschlichen Seele nicht aufhebt.

Noch aus der Dichterwelt.

Eine Dame schrieb uns kürzlich wörtlich: „Ich frage bei Ihnen an, ob Sie eine alle vierzehn Tage erscheinende Erzählung aufzunehmen gewillt sein möchten, deren zu behandelnder Stoff wir zwar bisjetzt selbst noch fremd, deren zum Grunde liegende tiefe Moral aber vorausgesetzt werden darf."

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

[½ ein Bogen.] Nr. 46. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Paſtor Göze und der Hauptmann von Kapernaum.

Epiſode in drei Capiteln von Otto Müller.

Erſtes Capitel.

Minna von Barnhelm.

Es war überhaupt ein origineller Kauz, dieſer alte Onkel Anton, mit der hagern Figur und dem großen ſchwarzen Pflaſter auf dem linken Auge, das er ſchon in und bei einem Seekampfe mit einem tunesiſchen Raubſchiffe verloren hatte. Von und weichherzig wie ein Kind, hatten ihn die Strapazen des Soldatenlebens und einſeitig gemacht, daß man ihn genau kennen mußte, um mit ihm im Umgekommen. Sein Charakter war eine wunderliche Miſchung von Sanftmuth Rauheit, von Naivetät und bizarrem Eigenſinn; im Punkt der Ehre feuerfeſt, im Stande, einen einmal gefaßten Grundſatz in ihm zu erſchüttern oder ihn oder jener Anſicht abzubringen. Man hätte ihm eher die Kugel, die ihm ſeit ihrem zwiſchen den Rippen ſaß, herausſchneiden als ihn von einer einmal beSache abbringen können. Und dieſe eiſerne Conſequenz des Charakters war ſich das Gepräge ſeines äußern Weſens, daß ſeine erſte Erſcheinung durchaus nehmen Eindruck machte und man ihm gern aus dem Wege ging. Seine er ebenſo eigenthümlich wie der ganze Menſch und es hielt ihm ungemein ſchwer, ori Worte im Zuſammenhang herauszubringen oder ſeine Meinung klar aus: Der größte Theil Deſſen, was er ſagen wollte, blieb ihm gewöhnlich zwiſchen d Mundwinkeln im grauen Barte ſtecken und jeder angefangene Redeſatz endete einem langgezogenen unartikulirten Schnarren, in welchem nur der Buchſtabe R Leitung behauptete, wobei er das eine große holzgraue Auge ſo unheimlich der tiefen Höhle herumrollte, als hätte er damit, nachdem die ſchwerfällige all ihre Munition an Wörtern und Silben verſchoſſen, die Reſerven ſeiner te ins Vordertreffen führen wollen.

Einzige Wort, welches Onkel Anton ohne Anſtoß der Zunge und ſo deutlich, rmann verſtehen konnte, auszuſprechen vermochte, war „Gradeus!“ und er

brauchte dieses Wort in den allerverschiedenartigsten Stimmungen und Donnerbindungen. Es saß ihm fast immer auf der Zunge und er konnte damit Alles sagen, was er auf dem Herzen hatte; er mochte fluchen oder segnen, zornig oder fröhlich sein, ohne „Gotsand!" ging es nun einmal nicht ab, und sein „Gotsand Donnerwetter!" war ebenso populär bei seiner Umgebung als sein „Gotsand segn's Gott!"

Die hagere grenadierige Kriegergestalt mit der steifsoldatischen Haltung und dem schwarzen Pflaster auf dem einen Auge war übrigens eine zu bedeutsame Erscheinung für die Nachbarschaft am Hamburger Schartmarkt, als daß die Leute nicht bald auf ihn hätten aufmerksam werden sollen, so oft er sich auf der Straße blicken ließ und durch sein ernstes Aussehen die Kinder in die Häuser scheuchte. Weil man aber weder seinen Charakter noch seine sonstigen Verhältnisse kannte, so nannte man ihn bald im ganzen Quartier um seiner bibelfesten, steif orthodoxen Haltung willen nur den Hauptmann von Kapernaum, ein Spitzname, der sich von Mund zu Mund immer weiter verbreitete, je mehr die mythische Figur des alten Obersten in Hamburg populär wurde.

* * *

„Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück"! Donnerwetter, das fehlte noch, daß die Komödianten den edeln Soldatenstand durch ihre Possenreißereien herabwürdigen! sagte unser guter Oberst von Hollbach, als ihm eines Tags in den siebziger Jahren des Säculums der Poesie und Aufklärung ein Zufall den Theaterzettel zur heutigen Vorstellung in die Hand spielte. Der militärische Titel hatte seine Neugierde gereizt, er las die Namen der handelnden Personen des Stücks und der Erste, der ihm ins Auge fiel, war: „Major Tellheim, verabschiedet."

Was? Ein Major spielt Komödie und verabschiedet obendrein! Kann man so sehr sein Vaterland beschimpfen, daß man sich und seinen ehrenwerthen Stand zum Amüsement einer schaulustigen Menge erniedrigt? Und „Paul Werner, gewesener Wachtmeister des Majors"? Das mag mir auch eine schöne Sorte von Wachtmeister sein, dieser Paul Werner, der sich zu solchem Affenspektakel hergibt! Auf die Latten müßte mir der Kerl und dann ohne weiteres degradirt!

Grimmig warf der alte dänische Krieger den Theaterzettel auf den Boden und trat ihn mit Füßen, hätte auch vielleicht seinem sonderbaren Zorne noch durch weitere Wuthausbrüche Luft gemacht, wenn ihm nicht plötzlich der Gedanke durch den Kopf gefahren wäre, er wolle die seinem Stande zugedachte Ehrenkränkung, daß sich nämlich hergelaufene Komödianten öffentlich als pensionirte Majors und Wachtmeister zu produciren erlaubten, mit eigenen Augen ansehen und bei dem etwa beabsichtigten Attentat auf die militärische Ehre grimmig mit spanischem Rohr und blanker Klinge dazwischen fahren, auch sonst an frechen Komödienspielern, die mit einem pensionirten Major und einem gewesenen Wachtmeister so lästerliche Späße vorhätten, furchtbare Rache nehmen.

Der Oberst von Hollbach, so war der Name des Hauptmanns von Kapernaum, hatte vom Theater und Kunst nur höchst unklare Begriffe, seine Moral und seine rauhe Soldatennatur konnten sich schlechterdings nicht mit solchem Augen- und Ohrenkitzel befreunden und die Ankündigung des heutigen Stücks steigerte darum in dem sonst so gutmüthigen und friedfertigen Manne seinen Widerwillen gegen die Schaubühne. Obendrein genugsam verbittert durch die ihm selber, einem alten verdienten Offizier seines Königs, zutheilgewordene Kränkung und Zurücksetzung, war es ihm ein doppelter Greuel, daß ein gleichfalls verabschiedeter Major, der sich von Tellheim nannte, vor vierzig hundert Zuschauern zum Gespötte werden sollte!

In weniger als einer halben Viertelstunde war sein Plan fertig, und ohne einem Menschen im Hause ein Wort von seinem Vorhaben zu sagen, warf er sich in volle Paradeuniform, darüber seinen gewöhnlichen Reitermantel und begab sich nach dem Opern-

hof. Wirklich fand er noch einen Platz in einer der vordern Parterrereihen, woselbst er sich ohne große Umstände zwischen die Sitzenden eindrängte, was von Seiten derselben nicht ohne Unbequemlichkeit empfunden wurde. Man begaffte neugierig die sonderbare verwitterte Kriegererscheinung, deren Gesicht von dem aufgeschlagenen Mantelkragen fast ganz bedeckt wurde; hier und da wurde ein Murren laut, Andere lachten über die Ungenirtheit des alten Herrn; aber der Oberst bekümmerte sich wenig um die verwunderten und ärgerlichen Blicke, sondern faßte unerschütterlich immer fester Posto und ließ nur einmal, als der ihm zunächst Sitzende, ein kleiner, blasser, buckliger Herr, ihn mit sarkastischer Höflichkeit fragte, ob er sich nicht lieber gleich auf seinen Schooß setzen wollte, ein zorniges Brummen hören, das ungefähr wie „Grabaus" lautete.

Jetzt ging der Vorhang in die Höhe und das in der Geschichte der deutschen Bühne epochemachende militärische Lustspiel, welches bald überall in Deutschland zahllose Nachahmungen hervorrief, nahm seinen Anfang.

Knurrend und murrend und trotz seines gepreßten Sitzes zum großen Aerger seiner Nachbarn beständig unruhig hin- und herrückend, schenkte unser theaterfeindlicher Hauptmann von Kapernaum den beiden ersten Scenen zwischen Just und dem Wirthe nur eine ärgerliche Theilnahme und unterbrach alle Augenblicke den Dialog durch einen Ausruf seines Mißmuths. Das Pst! seiner nächsten Umgebung störte ihn dabei wenig und erst, da Eckhof als pensionirter Major Tellheim, vom donnernden Applaus des vollen Hauses empfangen, auf der Bühne erschien, fing sein Kriegskamerad im Parterre an, der Vorstellung mit größerer Aufmerksamkeit zu folgen und seine störenden Randglossen einzustellen. Der Schauspieler-Major war aber auch eine so vollkommen respectable Soldatenerscheinung, daß man's dem Manne auf den ersten Blick ansah, er sei jedenfalls auf dem Schlachtfelde, im heißen Kampfgewühle besser an seinem Platze wie in dem Vorzimmer von Ministern und Hofleuten! Diese echt soldatische Haltung, diese würdevolle Ruhe und Sicherheit in jedem Wort, jeder Bewegung bekundete ebenso wol den im Kriege bewährten wie in Friedenszeit tüchtigen Bataillonschef, jeder Zoll an ihm war Bravour, echte Mannesehre; es wurde dem alten dänischen Obersten, je länger er diesem deutschen Major ins Gesicht schaute, immer wärmer ums Herz, er durchlebte noch ein mal im Geiste seine eigene kriegerische Vergangenheit und zuweilen war es ihm zu Muthe, als sei er diesem Major Tellheim schon früher einmal irgendwo begegnet und schon damals ganz von dem Ehrenmanne eingenommen worden. War aber schon der Eindruck der äußern Erscheinung ein so günstiger, um wie viel mehr mußten Tellheim's Lebensschicksale, die ihm widerfahrene unverdiente Zurücksetzung und seine gegenwärtige traurige und verlassene Lage das tiefste Mitgefühl bei seinem alten Kriegskameraden im Parterre erwecken, der ja das Alles an sich selber erfahren, den man ebenso ungerecht gekränkt und zurückgesetzt hatte, ohne daß ihm bis zur Stunde Satisfaction geworden wäre! Auch über ihn triumphirten boshafte Verleumder, niedrige Intriguanten und der alte verdiente Offizier mußte es erleben, daß er verabschiedet wurde, weil man von Seiten seiner Obern seine wahren Verdienste ebenso wenig einsehen wollte wie beim armen Tellheim. Alle diese trüben Bilder und Rückerinnerungen an seine eigene Vergangenheit verwebten sich allmälig, ihm selber unbewußt, so innig mit denen des Schauspieler-Majors, daß er zuletzt kaum mehr zu unterscheiden wußte, was davon eigenes Erlebniß und was Tellheim's Rolle war. Und so kam es denn, daß sich des Letztern Liebesverhältniß zu dem Fräulein von Barnhelm im Fortgange der Handlung mehr und mehr zur Reminiscenz seiner eigenen Vergangenheit gestaltete, die einmal geweckte Einbildungskraft des guten Obersten diese Minna mit dem Gegenstande seiner ersten und einzigen Jugendliebe verwechselte und darüber tanzend lebendige glückliche Erinnerungen in seinem Herzen wach wurden. Auch er hatte ja einst geliebt und war wieder geliebt worden, ganz so wie Tellheim und wenn auch ein

anderes Schickſal als dasjenige, welches über Tellheim und Minna waltete, ihm die geliebte Braut geraubt hatte, ſo war das im Grunde doch nur eine Nebenſache und die Hauptſache blieb am Ende doch die Liebe ſelber!

Die Erſcheinung Charlotte Ackermann's als Minna von Barnhelm im zweiten Acte vollendete die glückliche Täuſchung des alten Soldatenherzens und ihr liebreizendes Weſen, ihre bezaubernde Anmuth und Innigkeit ließen ihn bald ganz vergeſſen, daß er nicht Mitſpielender, ſondern nur Zuſchauer und ein ganz Anderer als er dieſe Minna zu lieben und zu beſitzen beſtimmt ſei. Die Bewegung ſeines Innern wuchs, je länger Tellheim dem herrlichen Weſen gegenüber den Spröden und Unbeugſamen ſpielte; bald arbeitete wieder die Zunge mit, um dem alten Herzen Luft zu machen, in längern aber kürzern Pauſen unterbrach er alle Augenblicke den Dialog der beiden Liebenden auf der Bühne und zog dadurch neuerdings die Aufmerkſamkeit der in ſeiner Nähe Sitzenden auf ſich.

Sein Nachbar zur Rechten, jener kleine Mann mit dem Höcker, deſſen wir bereits erwähnten und der zu ſeinem und des alten Oberſten Unſern kein Anderer war als der bekannte geiſtvolle Schriftſteller und Poet, Dr. Dreyer, fing allmälig an, Dem, was ihm alle Augenblicke von dem alten unbekannten Herrn ins Ohr geflüſtert wurde, eine größere Aufmerkſamkeit zu ſchenken als dem Stücke und den Reden der handelnden Perſonen ſelber. Er glaubte bald zu merken, daß es in dem Kopfe des wunderlichen Alten nicht richtig ſei, dieſe neue Art von Doppel-Schauſpiel in Parterre und auf der Bühne, wobei der Zuſchauer redend an der Handlung theil nimmt, beluſtigte ihn ungemein und er belauſchte darum mit wachſender Neugierde, was Jener im ſtillen Selbſtgeſpräche dem Leſſing'ſchen Texte eigenmächtig zufügte. Da fehlte es denn freilich nicht an pikanten und kernigen Redensarten, an derben Flüchen und energiſchen Ausrufungen; wollte Tellheim das Fräulein durchaus nicht heirathen, ſo war ſein alter Kriegskamerad im Parterre ſogleich bereit, ihre Partei zu nehmen und ſie für ſich zu reclamiren; wollte der Wirth den armen verabſchiedeten Offizier aus ſeinem Gaſthofe hinauswerfen, ſo war er in Onkel Anton's Auge ein Schuft, ein Maleſizſchurke; der muntern Franziska ſchenkte er den Ehrennamen „Dirnädel" und dem ehrlichen Wachtmeiſter Paul Werner, der ſo treulich bei ſeinem armen Major ausharrt, rief er alle Augenblicke ein: „Brav Kamerad!" zu, und zwar that er dies bald ſo laut, daß zu verſchiedenen malen ein Murren im Publicum gehört wurde, nicht unähnlich dem Brummen des Löwen, dem eine läſtige Fliege ums Ohr ſchwirrt.

Von Scene zu Scene, von Act zu Act ſteigerte ſich der Enthuſiasmus des guten Oberſten. Ueber dem Mitgefühl, das ihm das Schickſal der handelnden Perſonen einflößte, vergaß er, daß er ſich in einem Komödienhauſe und vor einem Bilde der Täuſchung befinde und der wackere Tellheim beſonders erſchien ihm mehr und mehr in der verführeriſchen Darſtellung Echof's als das vollendete Ideal eines Soldaten und Edelmanns. In der Scene, wo endlich Tellheim's gekränkter Ehre durch das gnädige Handbillet des Königs die ſo lange vergebens gehoffte glänzende Genugthuung wird, eine Scene, welche von den Zeitgenoſſen einſtimmig dem Vorzüglichſten an die Seite geſetzt wurde, was Echof im Fache des bürgerlichen Schau-Luſtſpiels geleiſtet hat, konnte ſich Oberſt Holbach nicht mehr faſſen; er weinte wie ein Kind und die gewaltige Rührung ſeines Innern machte ſich plötzlich in dem lauten begeiſterten Ausrufe Luft: „Vive le roi! Vivent tous les braves soldats!"

Das Publicum fand mit dieſem Rufe das Loſungswort für ſeine eigene Bewegung; man vergaß darüber die gewöhnlichen Beifallszeichen, Klatſchen und Bravos und wie aus einem Munde rief das ganze Parterre: „Vive le roi! Vivent tous les braves soldats!" Das militäriſche Luſtſpiel: „Das Soldatenglück", hatte damit vom Beginn der begeiſterten

Zuſchauer ſeinen ſchönſten Applaus gefunden und für immer verſtummte die Stimme Derer, welche der Anſicht waren, daß ein Offizier ſich ſchon um deswillen nicht zum Helden eines Dramas eigne, weil er ſich ſtets nur in den eiſernen Feſſeln der Subordination bewegen könne.

Ein ſchönes, ein herrliches Stück, die Minna, nicht wahr, Herr Nachbar? flüſterte Dreyer dem Oberſten ſchalkhaft ins Ohr, als der Vorhang niederfiel. Dieſer ſah ihn ſtarr an, wiſchte ſich die Thränen aus dem Auge, dann ergriff er des Fragenden Hand, drückte ſie mit Wärme und rief wie aus einem glücklichen Traume erwachend:

Nennen Sie mir den Namen des Verfaſſers, mein Herr! Gradaus iſt er ein Ehrenmann — gradaus muß ich ihn kennen lernen und ihm meinen Reſpect bezeigen — gradaus — mein Herr — wie heißt der Schreiber?

Dreyer ſah ihn einen Augenblick wie verwundert an und ſagte dann mit der ernſthaftſten Miene:

Das iſt Niemand anders als unſer hochwürdiger Hauptpaſtor Johann Melchior Göze. Aber ſagen Sie's um Himmelswillen keinem Menſchen, denn unſer vortrefflicher Senior iſt ein überaus ſtrenger geiſtlicher Herr und treibt dergleichen weltliche Theatralia nur ganz im Stillen, hinter dem Rücken eines hochlöblichen Miniſterii.

Wahnſt? Wahnſt? fragte der Oberſt haſtig.

An der Katharinenkirche Nr. 19, verſetzte der Literat im vorigen ſichern Tone und wußte im Gedränge von dem über dieſe Nachricht ſichtbar erfreuten Fremden loszukommen.

Voll von den Eindrücken des Geſehenen und Gehörten kam der Alte nach Hauſe, völlig verſöhnt mit der ihm noch jüngſt ſo verhaßten Komödie, denn wo er unſittliche Herzlindsſpäße, frivole Poſſen, ſinnentreibenden Augen- und Ohrenkitzel und wie all der Apparat der ihm aus ſeiner Jugend her bekannten franzöſiſchen Schaubühne in Kopenhagen heißen mochte, erwartet hatte, da waren ihm Ernſt und Wahrheit des Lebens, Tugend und Anmuth, Sitte und Würde der Menſchennatur in den edelſten Geſtalten vors Auge getreten; eine herrliche Dichterſprache hatte mit ihren tiefſten Accorden ſeine Seele berührt; ſeine innerſten Gedanken, ja ſein eigenes Schickſal waren gleichſam verkörpert vor ihm dahingegangen, Alles begriff er, Alles billigte er — nur Eins nicht, daß nämlich Hauptpaſtor Göze, der Verfaſſer des Stücks, mit der Autorſchaft dieſer herrlichen Komödie ſo geheimthat; denn welche ängſtliche Rückſicht konnte ihn abhalten, ein an ſich ſo unſchuldiges und ſegensreiches Metier wie die Komödienſchreiberei vor aller Welt Augen zu treiben?

Der alte Oberſt raiſonnirte in ſeiner kindlichen Einfalt ungefähr folgendermaßen:

Ein Paſtor, der den Menſchen und gar den Soldaten ſo in- und auswendig kennt wie der wackere Schreiber der „Minna von Barnhelm", der muß wahrlich ein tapferes Herz unter ſeiner Kutte tragen und ſollte auch wiſſen, daß er mit der beſten Predigt nicht mehr ausrichtet wie mit einem ſolchen Stück.

Dieſe ſeine innerſte Herzensmeinung beſchloß er denn auch dem würdigen Herrn am folgenden Morgen nach der Hauptpredigt „gradaus" ins Geſicht zu ſagen und ihn zu ermuthigen, brave Soldaten und wackere Degen noch ferner durch ſeine feine Schreiberei vor einem hochanſehnlichen Publico bei Ehren und Reputation zu erhalten.

(Das zweite Capitel: Der Hauptpaſtor an St.-Katharinen. im nächſter Nummer.)

Ein dithmarſiſcher Bauer.

Von Friedrich Hebbel.

Der warme Sommer ſcheidet
Mit ſeinem letzten Strahl;
Der Sohn des Südens ſchneidet
Das Korn zum zweiten mal;
Man dickt's am Donauſtrande,
Man mahlt's am Rhein und Main,
Und führt's am fernſten Rande
Des Reichs zum Dreſchen ein.

Hier liegt nun, rings umfloſſen
Vom Elb- und Eiderfluß,
Ein Freiland, wohlverſchloſſen,
Dem Kaiſer zum Verdruß;
Der's längſt dem Kronenträger
Von Dänemark verlieh'n.
Doch, wie den Leu dem Jäger:
Fang' ihn, ſo hab du ihn!

Dort gilt es, ſich zu rühren,
Daß nicht der Hagelſchlag,
Den manche Ernten ſpüren,
Die Frucht noch gehnten mag;
Drum rücken alle Hände
Dithmarſchens auch ins Feld,
Und zur Quatember-Wende
Iſt ſtets das Werk beſtellt.

Nun ſpricht ein greiſer Bauer
In ſeiner Knechte Kreis:
Wir haben's heute ſauer,
Es gilt den letzten Schweiß.
Auf morgen fürcht' ich Regen,
Die Wolken ſind zu krauß,
Drum muß der Gottesſegen
Vor noch vor Nacht ins Haus!

Er ruft's in barſchem Tone
Und fügt kein Wort hinzu
Von doppelt großem Lohne
Und langer Sonntagsruh';
Doch hört man Keinen fluchen
Drum durch das Weihnachtsbrot
Und durch den Oſterkuchen
Vergilt er das Gebot.

Nun geht die Arbeit mutter
Und fröhlich ihren Gang.
Der Weg vom Hof zum Acker
Scheint nur noch halb ſo lang;
Die vollen Wagen fliegen
Wie ſonſt die leeren ſaum,
Und ganze Felder ſchmiegen
Sich ſtürzend Mahdbaum.

Doch immer dunkler thürmen
Die Wolken ſich empor;
Der erſte von den Stürmen
Des Herbſtes ſauſt hervor;
Die weißen Möven wagen
Sich kreiſchend über's Deich;
Die Krähen ſich'n mit Hagen,
Die Sperlen folgen gleich.

Der Junge bringt das Eſſen:
Zurück! Noch fehlt die Zeit!
Der Mittag ſei vergeſſen,
Der Abend iſt nicht weit!
Die Pferde ſelbſt gehalten
Sich heut' und ſpringen froh,
Auch zahl' ich meine Schalken
In Hafer, nicht in Stroh!

Und trüber wird's und trüber,
Je mehr die Dämm'rung naht;
Wie pfeift es ſchon herüber
Vom hohlen Seegeſtad'!
Hinan zum Deiche traben,
Denkt jetzt der Alte laut:
Die hohen Feierabend,
Ich — Nun, wie Gott es will!

Jetzt muß das Wetter brechen!
Gleichviel, wir ſind gedeckt,
Denn ſchon weht mit dem Rechen
Die letzte Fuhr' bedeckt!
Sie kommt auch ohne Schaden
Noch vor der Schranne an;
Doch, gar zu hoch beladen,
Klemmt ſie im Thor ſich dann.

Vorwärts! Die Pferde beißen
In ihr Geſchirr vor Wuth;
Die dicken Stränge reißen,
Zum Schweiße fließt ſchon Blut!
Doch hilft nicht Kraft, noch Schärfe,
Die Schranne ſelber rückt
Viel eher von der Stelle
Als daß die Durchfahr glückt!

Und plötzlich bricht das Roſen
Der Elemente los,
Der Winde ſcharfes Blaſen
Zerfetzt der Wolken Schooß;
Da kann ihn Nichts mehr ſchützen,
Den neuen Ehrentrotzen
Und jeder Waſſertropfen
Fällt wie ein Hagelkorn.

Nun ſpricht der Alte Flammen:
Der Pferde ſind nur zwei.
Der Karle fünf beiſammen.
So treibt ſelbſt herbei!
Seht Acht, wir werden's zwingen.
Wenn Ihr die Räder radt,
Und ich vor allen Dingen
Die Deichſel, bis ſie kracht.

Die Knechte aber denken:
Ein Thor iſt, wer ſo ſpricht;
Auch darf man's ihm nicht ſchenken,
Er kennt die Strenge nicht!
Man muß ihm einmal zeigen,
Daß er ſo toll genug
Und kannt uns noch als eigen
Im Frühling vor den Pflug.

Sie ſchweigen zwar und nicken,
Als wär' es ihnen recht;
Doch merkt man wol, ſie ſchicken
In den Befehl ſich ſchlecht.
Sie glotzen dumm und höhniſch
Wie er die Deichſel faßt,
Und grinſen mehr als ſpöttiſch
Bei ſeinem: Aufgepaßt!

Und doch! Es iſt gelungen
Auf einen einz'gen Ruck!
Habt Dank, ihr braven Jungen,
Nun gilt's auch einen Schluck!
Ich geb' Euch eine Tonne
Hamburger Bier zur Nacht;
So geht denn, bis die Sonne
Dem Spaß ein Ende macht!

Die Knechte aber ſehen
Mit ernſtem Munde da,
Als hätten ſie geſehen,
Was nie noch Einer ſah;
Dann rufen ſie: Ein Armen
Euch hängt den Gehalt,
Ihr dürft Euch wol erbarmen:
Ich mach' auch Den noch matt!

Was rühmt ihr meine Stärke?
Seid ihr nicht ſelbſt ertrigt?
Ihr habt ja Theil am Werke,
Von ich es denn, der ſchweigt?
— Wir dürfen Euch ſchon leihen
Für dieſes Teufelsſtück:
Wir haben nicht geſtritten,
Wir hielten bloß zurück!

So will ich kurz mich faſſen:
Ich bin dem Spaß nicht hold;
Doch mögt ihr heute praſſen,
So toll ihr immer wollt;
Auch ſei auf eure Mühe
Euch nicht die Maß verwehrt.
Nur daß ihr in der Frühe
Euch gleich vom Hof mir ſchert!

Jetzt naht ſich aus der Küche
Die Frau mit hohem Schritt
Und bringt die Mahlgerüche
In ihren Nöthen mit;
Sie ruft mit krauſer Stirne:
Ei, Wirth, was ſäumt Ihr noch?
Den Stall verſieht die Dirne
Und fertig iſt der Koch!

Frau, mich ſoll Gott behüten
Vor Speiſ' und auch vor Trank
Bei ſolcher Stürme Wüthen.
Doch habt für dieſe Dank!
Die Leuten ruhig trinken,
Es wird darum kein Schiff
Auf ſüßer See verſinken
Bei Sandbank oder Riff!

Nun nickt er ihr, dann reitet
Er eilig wieder fort,
Zum Deich zurück und leitet
Die Strand- und Schiffsarbeit dort:
Er hat dafür zu ſorgen,
Es will's das Schützenamt,
Daß hell bis an den Morgen
Die Feuerlunte flammt.

Das Centralfeuer.

Von Profeſſor Bernhard Cotta in Freiberg. *)

Man hört oft von einem Centralfeuer der Erde ſprechen. Worauf beruht dieſe Hypotheſe? Was denken ſich die Geologen dabei?

Es iſt allbekannt, daß bei einer gewiſſen Tiefe unter der Erdoberfläche die Temperatur nicht mehr mit den Tagesſtunden und Jahreszeiten wechſelt, ſondern feſtbleibend iſt,

*) Der Herr Verfaſſer begleitet dieſe Mittheilung an den Herausgeber mit folgender, für die Leſer der „Unterhaltungen" erfreulichen Ankündigung: „Es iſt ſehr erklärlich, daß die Naturkenntniſſe des großen Publicums in der Regel um einige Schritte hinter dem augenblicklichen

und zwar wärmer als die mittlere Temperatur der Oberfläche. Die Eigenschaften aller guten Keller beruhen auf diesem Umstande. Es ist ebenso bekannt, daß diese feste Temperatur des Erdinnern eine immer höhere wird, je tiefer man in die Erdkruste eindringt. In tiefen Schachten ist das sehr merkbar und ergibt sich ganz ebenso aus allen Thermometer-Beobachtungen in tiefen Bohrlöchern. Diese Wärmezunahme ist zwar nicht in allen Schachten und Bohrlöchern ganz gleich gefunden worden, beträgt aber durchschnittlich ungefähr auf je 100 Fuß einen Grad des hunderttheiligen Thermometers. Könnte man daher voraussetzen, daß sich diese Zunahme auch in den für Menschen unerreichbaren Tiefen gleichbliebe, so müßte in unsern Gegenden, wo die mittlere Temperatur der Oberfläche etwa + 10 Grad beträgt, schon bei 9000 Fuß Tiefe eine dem Siedepunkte des Wassers (im Meeresniveau) entsprechende Temperatur von 100 Grad zu finden sein; der wirkliche Siedepunkt würde wegen des größern Drucks allerdings etwas tiefer liegen. Bei fünf bis sechs Meilen unter der Oberfläche müßte Eisen schmelzen und bei zehn Meilen jedes uns bekannte Felsgestein. Eine Bestätigung dieser Voraussetzung und Folgerung gewähren allerdings die heißen Quellen und die vulkanischen Erscheinungen. Die Quellen sind um so wärmer, aus je größerer Tiefe sie entspringen; einige sind siedendheiß und diese scheinen auch wirklich aus sehr großer Tiefe zu kommen. Die vulkanischen Schlünde reichen in unbekannte, aber jedenfalls sehr große Tiefen hinab und aus ihnen quellen zeitweise heißflüssige Steinmassen als Laven empor.

Diese Thatsachen stimmen in so hohem Grade mit den Resultaten der Temperaturbeobachtungen in den uns zugänglichen Erdregionen überein, daß die Annahme einer beständigen Wärmezunahme mit der Tiefe dadurch außerordentlich wahrscheinlich wird. Nur Das kann eigentlich noch zweifelhaft bleiben, ob auch die Größe — die Schnelligkeit — dieser Zunahme in allen Tiefen dieselbe sei.

Aus manchen Gründen, die ich hier nicht wohl entwickeln kann, ist es nämlich wahrscheinlich, daß in den untern Regionen die Zunahme der Wärme eine langsamere ist als in den unserer Beobachtung zugänglichen obern zwei- bis dreitausend Fußen, daß also z. B. der Schmelzpunkt aller Gesteine tiefer liege als zehn Meilen, ohne daß man bestimmen könnte, wie viel tiefer, da man eben das Gesetz der Wärmezunahme nicht hinreichend kennt.

Dieser Schmelzpunkt aller Gesteine ist natürlich von besonders großer geologischer Wichtigkeit, unter ihm kann es aller Wahrscheinlichkeit nach nichts Festes geben. Das

---

Standpunkte der Wissenschaft zurückbleiben. Es bedarf immer einiger Zeit, ehe die neuesten Entdeckungen aus ihren Quellen in die großen Ströme der populären Bücher, durch diese aber in das Meer der Menschheit eindringen. Auf diesem Wege werden sie überdies gar oft noch mit altem oder unreinem Wasser gemischt und getrübt, denn die ursprünglichen Quellen liegen für Viele zu hoch im Gebirge.

Da die Forschung stets nach allen Seiten ihre Vorposten in das Gebiet der Hypothese aussendet und diese ebenso oft wieder zurückgeschlagen werden als sie ihren Platz behaupten, so ist es in mancher Beziehung gut, wenn das große Publicum mehr die festerrungenen Positionen der Forschung als jene unsichern Vorposten beachtet. Aber gar oft bleibt es durch das Mittel der populären Belehrung auch noch hinter diesen festen Positionen zurück oder beschäftigt sich ungefähr vorzugsweise gern mit solchen kühnen Vorposten, die zum Theil schon längst wieder aufgegeben sind. Gewisse Ansichten, welche eine Zeit lang durch ihre Neuheit Epoche machten, finden oft noch lange nach in den populären Darstellungen und pflegen um so hartnäckiger ihren Platz zu behaupten, je originneller und sonderbarer sie erscheinen, ohne Rücksicht auf ihre Wahrheit.

Ganz besonders reich an Hypothesen ist natürlich gerade die Geologie, da sie es meist mit längst vergangenen Zeiten und mit unzugänglichen Räumen zu thun hat.

Lassen Sie mich versuchen, solche populär gewordene, aber nicht mehr dem Standpunkt der neuern Geologie entsprechende Ansichten in einzelnen Abschnitten zu beleuchten, ohne daß ich mich dabei zu einer bestimmten Ordnung, Reihenfolge und Form der Darstellung verpflichten will."

re der Erde muß hiernach flüſſig und zwar heißflüſſig ſein. Die Tiefe dieſes allge-
rn Schmelzpunktes beſtimmt ſonach zugleich die ganze Dicke der ſtarren Kruſte, welche
wahrſcheinlich flüſſigen Erdkern umgibt. Man kann ziemlich ſicher behaupten, daß
Kruſte dicker als 10 Meilen ſei, ob aber 20, 30, 40, 50 Meilen dick, das läßt
ertläufig noch nicht beſtimmen.

Da ſind wir nun alſo beim ſogenannten **Centralfeuer**. Entſpricht nun aber
von den Geologen vermuthete Zuſtand des Erdinnern auch wirklich Dem, was man
rmeinen Leben Feuer zu nennen pflegt? — Ganz und gar nicht. Ebenſo wenig
ſchmelzendes Blei, ſchmelzendes Wachs oder Waſſer dem entſpricht. Feuer ſetzt nach
nlichen Begriffen nicht nur Wärme, ſondern auch Flammen, verbrennende Gasar-
ten aus. Von letztern kann aber im Innern der Erde durchaus nicht die Rede ſein,
aupt von ſeinem eigentlichen Verbrennungsproceſſe. Es fehlt dazu der gasförmige
ſtoff.

Die Hypotheſe der Geologen ſetzt alſo nur einen durch **Wärme flüſſigen**, keinen
enden Erdkern voraus. Durch Wärme flüſſig iſt aber auch das Waſſer; wird ihm
Wärme in gewiſſem Grade entzogen, ſo erſtarrt es zu einem feſten Körper, zu Eis.
be gilt wahrſcheinlich von jeder Flüſſigkeit, wenn es auch noch nicht bei allen ge-
t iſt, ſie durch Kälte feſtzumachen; ebenſo laſſen ſich die meiſten bekannten feſten gr-
ch, d. h. bei gewöhnlicher Temperatur feſten Körper durch Wärme ſchmelzen. Iſt
eine für unſere Empfindung ſehr hohe Temperatur nöthig, ſo nennt man die ſchmel-
Körper heißflüſſig, außerdem nur überhaupt flüſſig.

Der Begriff von heiß, warm und kalt iſt etwas ganz Relatives, eben nur durch
genthümlichkeit unſers Körpers Bedingtes, nichts weſentlich Verſchiedenes, da auch
r unſere Empfindung kälteſte Körper immer noch Wärme enthält, die er verlieren
Noch iſt kein ganz wärmefreier Raum oder Körper entdeckt worden. Man kennt
rſchiedene Grade der Wärme, aber keinen gänzlichen Wärmemangel, den man mit
abſolute Kälte nennen könnte. Die ſtarre Kruſte des Erdkörpers gleicht ſomit eini-
en der Eisdecke eines Teichs, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie und das darunter
che Flüſſige aus andern Stoffen beſtehen und daß dieſe Stoffe, um flüſſig zu ſein,
here Temperatur erfodern als Waſſer. In der That glauben auch die Geologen,
Theil dieſer ſtarren Kruſte in ähnlicher Weiſe wie eine Eisdecke durch Abkühlung
em einſt allgemein flüſſigen Zuſtande des Erdkörpers hervorgegangen ſei, während
gs ein anderer Theil derſelben durch Zerſtörung des Erſtarrten und Wiederablage-
us Waſſer gebildet wurde.

Das man nicht ganz paſſend Centralfeuer zu nennen pflegt, iſt demnach kein Feuer,
nur eine heißflüſſige Maſſe, deren hohe Temperatur wahrſcheinlich nur der ueber-
r einſt allgemein viel höhern Temperatur des ganzen Erdkörpers iſt.

Dieſer heißflüſſige Kern verurſacht ſehr wahrſcheinlich die Phänomene der vulkaniſchen
eit. Auch bei ihnen wird der Ausdruck Feuer vielfach misbraucht, inſofern er leicht
hern hervorruft. Man ſpricht von „**feuerſpeienden Bergen**“, während doch
ſie **wirklich jemals Feuer ausgeſpieen hat**. Nur ausnahmsweiſe findet
anniſchen Ausbrüchen eine mit Flamme verbundene Verbrennung von Gasarten
nd wo es der Fall iſt, da iſt es allemal nur eine ſecundäre oberflächliche Er-
; d. h. die Flammen kommen nicht aus dem Innern des Berges, ſondern bilden
an ſeiner Oberfläche, durch Verbrennung von gewiſſen Gasarten, welche als ſolche
ſpaltungen hervorſtrömen. Die ſogenannte Feuerſäule, die man bei vulkaniſchen
hen über dem Krater zu ſehen pflegt, iſt niemals eine wirkliche Feuerſäule, ſon-
lig durch den Widerſchein der glühend flüſſigen Lavamaſſen im Krater, theils
r ausgeſchleuderten glühenden Lavatheile hervorgebracht. Daß es ſich alſo nur

halte, hat zuerſt Leopold von Buch gründlich nachgewieſen durch den Umſtand, daß dieſe Feuerſäule auch bei den heftigſten Winden, die alle Auswürflinge oft meilenweit zur Seite wehen, dennoch ſenkrecht über dem Krater ſtehen bleibt. Eine Flammenſäule würde ſicher ein Spiel der Winde ſein.

Wenn ſich nun aus dem Vorſtehenden ergibt, daß von eigentlichem Feuer im Innern der Erde überhaupt nicht die Rede ſein kann, ſo bleibt doch die hohe Temperatur eine Thatſache.

Dieſe hohe Temperatur, welche ſchon jetzt von unermeßlicher Wichtigkeit für den Menſchen und die Zuſtände ſeiner Exiſtenz iſt, könnte möglicherweiſe in ſpäter Zukunft noch eine neue wichtige Rolle unter den Hülfsmitteln des menſchlichen Lebens ſpielen.

Sollten einſt auf der mehr und mehr bevölkerten Erde die Wälder überall ſtark gelichtet und die Kohlenlager erſchöpft ſein, ſo iſt es wol denkbar, daß man die Innenwärme der Erde ſich dienſtbar macht, daß man ſie durch beſondere Vorrichtungen in Schachten oder Bohrlöchern zur Oberfläche leitet und zur Erwärmung der Wohnungen oder ſelbſt zur Heizung von Maſchinen verwendet. Man wird freilich nicht früher allgemein und mit Vortheil zu dieſer, in ihrer Anwendung wahrſcheinlich koſtſpieligen Wärmequelle greifen, bis ein empfindlicher Mangel an Brennmaterial dazu nöthigt; dann aber bleibt die Wärme der Mutter Erde eine ſichere letzte Zuflucht.

Die Möglichkeit der Anwendung iſt ſchon jetzt durch einzelne Beiſpiele erwieſen. Das warme Waſſer arteſiſcher Bohrbrunnen wird bereits zu warmen Bädern und ſelbſt zur Heizung von Gewächshäuſern benutzt.

Die kohlenſauren Waſſer.

Selters und alle viel Kohlenſäure enthaltenden Quellen ſchienen in einer neuentdeckten Quelle des reizenden Ahrthales in der Nähe von Ahrweiler einen Rivalen erhalten zu ſollen. Zu ihrer Auffindung führte der Umſtand, daß ein Weinbergsbeſitzer alljährlich an derſelben Stelle die Stöcke abſterben ſah, was mit Recht auf eine daſelbſt ſtattfindende, der Pflanzenwelt ſchädliche Gasausſtrömung gedeutet wurde. Nachgrabungen unter Leitung des Profeſſors Biſchof von Bonn beſtätigten denn auch dieſe Vermuthung und brachten eine reichhaltige Quelle zu Tage, deren Waſſer nach der Analyſe des Genannten den ſchon längſt anerkannten an Güte gleichkommen ſoll, auch in der Gegend bereits unter dem Namen „Apollinaris-Brunnen-Waſſer" bedeutend verkauft wird. Das raſche Meuſſiren empfiehlt es zu einem höchſt angenehmen Sommergetränk. Das Waſſer gehört alſo, ſo viel uns bekannt geworden, zu jenen alkaliſchen Mineralwaſſern (von ihrem vorwiegenden Beſtandtheile des kohlenſauren Natrons), denen eine bedeutende Menge kohlenſauren Gaſes beigemiſcht iſt und welche daher alkaliſche Säuerlinge genannt werden. Bekanntlich trägt die Quantität der beigemiſchten Kohlenſäure zum mehr oder weniger angenehmen Geſchmacke des Waſſers bei. Quellen, die aus der Tiefe der obern Erdſchicht kommen, unterſcheiden ſich von den zumeiſt von Tagewaſſer ernährten vorzüglich durch das faſt beſtändige Gleichbleiben ihrer Beſtandtheile und Temperatur. Die Kunſt, welche auch die Mineralwaſſer nachgeahmt hat, findet die Hauptſchwierigkeit gerade in dem Beimiſchen der Gasarten; denn man erklärt ſich das Letztere bei den natürlichen Mineralwaſſern aus der ungeheuren Preſſung, welche die Erdrinde auf dieſe Waſſer, wenn ſie aus der Tiefe emporſteigen, ausübt und zur Erſetzung dieſes Drucks zeigt ſich die Kunſt zu ſchwach. Der Hauptrepräſentant alkaliſcher Säuerlinge mit einem ſeit Jahrhunderten über die ganze civiliſirte Welt verbreiteten Rufe iſt Selters im Herzogthum Naſſau und in jenem deutſchen Gebirge, dem Taunus, welches den verhältnißmäßig größten Reichthum verſchiedenartigſter Heilquellen bietet. Aehnliche Säuerlinge ſind Salzbrunn in Schle-

ſem, Roisdorf bei Bonn, Selters (Naſſau), Schwalheim bei Hanau, Ludwigsbrunnen in der Wetterau u. ſ. w. Reich an Kohlenſäure ſind übrigens die meiſten Mineralquellen des Taunus, wenn ſie auch ihren übrigen Beſtandtheilen nach nicht zu den eigentlichen „Säuerlingen oder Sauerbrunnen“ gehören. So Langenſchwalbach, Hachingen, Soden, beſonders auch Kronthal... Wie ſich das Vorhandenſein von Kohlenſäure kenntlich macht, iſt wol Jedem bekannt. Ununterbrochen ſteigen aus dem Schachte der Quellen größere oder kleinere Blaſen auf, die an der Oberfläche zerplatzen und ſo ein eigenthümliches Geräuſch verurſachen. Verſetzt man ſolches Waſſer mit Zucker, ſo brauſt es ſtark auf. Je raſcher das Aufbrauſen ſtattfindet, deſto leichter iſt die Kohlenſäure mit dem Waſſer vermiſcht; je feſter jene an das Waſſer gebunden iſt, deſto langſamer geht das Aufbrauſen vor ſich. Die Schnelle des letztern iſt daher kein untrügliches Zeichen des Kohlenſäurereichthums, wol aber vermehrt ſie den erfriſchenden, eigenthümlich prickelnden und angenehmen Geſchmack, den wir beim Genuſſe ſolcher Waſſer, namentlich mit den Zuthaten von Wein und Zucker, haben und fodert zu um ſo raſcherm Trinken auf, ehe die Kohlenſäure entweicht. Es weiß wol Jeder, daß man ein Glas Selterswaſſer (oder Champagner) nicht lange ſtehen laſſen ſoll, um ihre Eigenthümlichkeit nicht unter den Händen zu verlieren. Von den weſentlichen gasförmigen Beſtandtheilen der Quellen, Stickſtoff, Sauerſtoff und Kohlenſäure, iſt der Urſprung der beiden erſten aus der Atmoſphäre und zwar durch den Zutritt von Tagewaſſern in den oberſten Theilen der Quellenkanäle vermittelt, leicht erklärt; nicht ſo die Bildung der Kohlenſäure. Am wahrſcheinlichſten führt man letztere auf eine Zerſetzung von kohlenſaurem Kalk durch die Hitze zurück, die in gewiſſer Tiefe des Erdkörpers mit Sicherheit angenommen wird. Für die Zunahme der Wärme mit der Tiefe hat man auch das Geſetz gefunden und dieſe Wärme iſt denn auch der Grund der Thermal- oder heißen Quellen, von deren Hitze auf die Tiefe ihres Urſprungs zurückgeſchloſſen wird. Trockene Exhalationen der Kohlenſäure (ſogenannte Moſetten) zeigen ſich als letzte Regungen einer vulkaniſchen Thätigkeit (Humboldt nennt die Vulkane „intermittirende Quellen geſchmolzener Erden“) auch hier und da in Deutſchland, z. B. in der Umgebung des Laacher Sees, eines ausgebrannten Vulkans im Regierungsbezirk Koblenz.

Dr. Lu.

Zur Aeſthetik des Eſſens.

Der Schnee iſt geſchmolzen, die Luft wird lau, der Himmel iſt heiter: wir werden in kurzer Zeit jungen Lattig eſſen, ſagte ich beim Eintritt in das Zimmer meines Freundes. — Lattig! ſprach er leiſe, mir die Hand drückend und ſchaute mich eine Weile mit einem Blick voll Liebe an. Dann fuhr er, wie aus tiefem Sinnen erwachend, fort: Setzen Sie ſich, Freund! Ich bin krank, ſehr krank! Und er ſah wirklich angegriffen aus, weil ihm der Gedanke an Lattig und Eier ſeine geſchwächte Verdauung in Erinnerung brachte.

Es iſt ein Gemeinplatz, daß Menſchen, die gern gut ſpeiſen, großentheils talentvoll und geiſtreich ſind. Ich habe gerade das Gegentheil wahr gefunden. Ohne daß ich nöthig hätte, an Herrn von Rumohr, an Talleyrand oder Lucullus zu erinnern, lehrt die Erfahrung hundertfältig, daß die Liebhaber eines guten Tiſches wenigſtens ein gutes Herz und ein feines Gefühl zu haben pflegen. Daher kommt es z. B. — um nur Eins anzuführen —, daß die Freunde einer feinen Tafel gewöhnlich zur Schwermuth und Hypochondrie neigen; es ſind entweder Nerven- oder Unterleibsleidende, welche in der Behandlung ſowol als in der Beurtheilung ihres Zuſtandes viel Zartſinn und Rückſicht bedürfen. Sollte man glauben, daß es gebildete Menſchen gibt, welche ſolche Perſonen mit den gewöhnlichen Schlemmern und Vielfreſſern in eine Claſſe werfen?

Mein Freund war ein ernster Mann, als Geschäftsmann unvergleichlich; dabei von feinstem Geschmack und besten Herzen. Man konnte viel von ihm lernen. Seine Beobachtungen und Grundsätze waren zwar zunächst von der Kunst der Küche und der schönen Kunst, mit Wahl und Takt gut zu speisen, hergenommen, aber es fand sich allezeit so viel Treffendes und Allgemeingültiges in denselben, daß ich sie auf andere Gebiete menschlicher Bestrebungen, namentlich auf das Gebiet des Schönen, stets mit Glück angewendet habe.

Von dem jungen Salat, dessen Genuß, wie er seufzend sagte, in diesem Jahr wahrscheinlich für ihn verloren sein werde, ging er, liebenswürdig resignirt, auf andere Geschenke des jungen Jahres über: zu frischen Gemüsen, Erbsen mit Carotten, Bohnen mit allerlei Gebratenem. Dabei bemerkte er, daß es gar nicht möglich wäre, durch künstlich erfundene Gerichte jene Erstlinge der neuerwachenden Natur zu ersetzen, indem sie einen durchaus unnachahmlichen Charakter hätten.

Und worin bestünde dieser? fragte ich.

Es sind freundliche Versuche der Natur, unsere verdauende Thätigkeit für lange Entbehrungen zu entschädigen oder vielleicht auch durch einen Uebergang von der Winterkost an die Sommerkost zu gewöhnen, — Versuche, welche in ihrer Art etwas ungemein Liebevolles, Naives und Rührendes haben. Daher auch diese frühen Geschenke des jungen Jahrs, wovon er besonders junge Tauben, Spargel und die ersten Baumfrüchte hervorhob, einen mehr subjectiven Werth für den Genießenden als an sich eine bestimmte bedeutende Geltung hätten.

Wie fielen die Erstlinge der Dichter und Künstler ein, für welche wir auch nur Interesse haben nicht weil sie uns genügen, sondern weil sie etwas für die Zukunft versprechen und für das Unzureichende in dem guten Willen, in ihrer Harmlosigkeit und Naivetät eine Entschuldigung finden. Diese Selbstgenügsamkeit, welcher an ihre Vortrefflichkeit zu zweifeln im Traum nicht einfällt, hat etwas Beneidenswerthes. Wie ergötzlich ist die herzliche Fröhlichkeit und der innere Jubel eines jungen Dichters, Malers oder Musikers, der sich zum ersten mal gedruckt, gespielt oder aufgestellt sieht!

Die künstlichen Ersatzmittel — fuhr mein Freund fort — für Das, was nun einmal auf natürlichem Wege noch nicht da ist, kann ich nicht gut heißen. Treibhausproducte, unreif Eingemachtes, durch Kochen Conservirtes, z. B. junge Gemüse in Blechbüchsen mit aufgelöthetem Deckel, auch das Ausländische und für diesen Zweck Weithergebrachte — alle diese Dinge haben für mich keinen Reiz. Nur ein überreizter, irregeleiteter Geschmack kann dergleichen angenehm finden; für mich fehlt darin die ursprüngliche Kraft, die Unschuld und gesunde Ehrlichkeit, möcht' ich sagen; daher auch kein Behagen bei ihrem Genuß.

Es sind, fügte ich bei, was man in der Literatur sowol als im Leben Phrasen zu nennen pflegt.

Nicht übel! erwiderte er. Es ist immer eine unkräftige Aufgewärmtheit, vereinigt mit der größtmöglichen Anmaßung.

Allerdings! setzte ich hinzu; und welche Illusionen! Dieser Caviar, diese Austern!

O, sagte mein Freund aufstehend und mit den Händen abwehrend, sagen Sie das nicht, mein Lieber! Das ist eine arge Begriffsverwirrung! Sie haben hier zwei der feinsten Genussproducte genannt — und — Wie essen Sie die Austern?

Er verlor sich jetzt in eine Reihefolge von Betrachtungen und Anleitungen, Austern richtig zu essen, Rindfleisch mit Senf in die rechte Berührung zu bringen und ähnliche gastronomische Gegenstände mehr. Ich hörte voll Behagen seiner Weisheit zu. Um indessen auch meinerseits einen Beitrag zu seinen Ideen zu geben und zu verrathen, daß ich beim Essen nicht ganz gedankenlos wäre, bemerkte ich, ich hätte öfter wahrgenommen,

daß bei großen Gastmählern, Zweckessen u. dergl. sich deutlich fünf Epochen der Tafelfreuden unterscheiden ließen.

Wie so? fragte er leichthin aufmerkend und mit etwas zugezwinkten Augen vor sich hinsehend.

Nun, ich meine, die erste Epoche wäre das Stadium des Ingrimms, charakterisirt durch strenge, oft finstere Gesichter, Gemurmel der Ungeduld, mistrauische Blicke nach den unbekannten Nachbarn, viel Bretzgenuß, schon etwas Weintrinken und Langeweile. Das zweite Stadium ist das der Behaglichkeit. Es tritt ein nach dem Genuß der Suppe und des Rindfleisches. Charakter: Freundlich aufgeheiterte Miene, liebevolle, aber kurz abgebrochene Aeußerungen gegen die Nachbarn zur Rechten und Linken oder gegenüber (eine Folge des gestillten ersten Appetits und der dadurch innerlich erzeugten Wärme und Thätigkeit). Nun folgt das Stadium der Wehmuth — nach den Gemüsen und leichten Beilagen. Eine Art Füllung ohne kräftige Anregung; Zerstreutheit; Unbetheiligtheit der Gefühle und Gedanken. Jetzt tritt das Stadium der heitern Verwirrung ein — nämlich nach dem Braten. Gehobene Stimmung; Toaste; lautes Gespräch; Gläserklingen; Rufen, manchmal Schreien und viel Trinken. Erst das fünfte Stadium, das der Ruhe und Sammlung, bringt, wie der letzte Act eines Dramas, bei den Näschereien des Nachtisches und einer Tasse Kaffee Alles wieder zur Klarheit, Einsicht und Harmonie.

Es war mir jetzt ärgerlich, daß ich diese Bemerkungen vorgebracht hatte, denn mein Zuhörer erwiderte gar nichts darauf, sondern lächelte blos halb mitleidig, halb mit einer Protectormiene. Man sollte nie weitläufig über ein Fach sprechen, in welches man nicht tiefer eingeweiht ist, am wenigsten in Gegenwart von Kennern und Virtuosen. Um mein verlorenes Ansehen wieder herzustellen, legte ich mich aufs Fragen.

Welche Bewandtniß hatte es wol mit den Handschuhen, die einst Friedrich der Große zubereiten und bei Tafel servieren ließ?

Man erzählt, erwiderte der Freund, daß der große König, welcher sich auf die Freuden der Tafel vortrefflich verstand, ein Dutzend pariser Handschuhe einweichen und aufziehen, d. h. von dem Pigment und den Contüren befreien und dann mit feinen Gewürzen in ein Ragout verwandelt auftragen ließ. Es war dies natürlich nur ein Scherz, um eben die Leerheit, das Phrasenthum, wie Sie vorhin die Sache nicht unpassend benannten, solcher Gerichte ohne Kern und innere Wahrheit darzuthun und zu verspotten. Denn das Erste bei jedem Gericht ist denn doch die Eigenthümlichkeit des Stoffs selbst, während die Gewürze und Saucen, durch Contrast oder Verwandtschaft angenehm — um in Ihrem Sinne zu reden —, den Stil, die Behandlung der Sache vorstellen. Was von den inhaltlosen, wenn auch verständigen und geistreichen Darstellungen zu halten sei, liegt auf der Hand. Es ist zu beklagen, daß in neuerer Zeit die französische Küche und mit ihr leider auch die deutsche, namentlich die sonst so edle rheinländische, sich dieser Richtung allzu sehr hingegeben hat. Was sollen doch diese culinarischen Coquetterien? Feines Gerede ohne Inhalt, ohne Stoff, ohne Idee, — geistreiches Geschmätz ohne Werth und Behalt.

Da ward mir auf einmal klar — aber ich behielt diesmal meine Bemerkung für mich —, warum die Malerei auf Porzellan, besonders auf Pfeifenköpfe, für den Kenner einen so wenig befriedigenden Eindruck macht. Es ist die feinste, glatteste Ausführung in der Farbe, aber ohne rechte Feinheit in der Form und Zeichnung. Dieser ganze Kunstzweig muß dem Auge des Malers fatal sein — die meisten Miniaturmalereien mit eingerechnet — und kann nur den Laien befriedigen und bestechen. Wie oft verderben zur Mode gewordene Künsteleien die Kunst und den Geschmack, weil sie dem größern Publicum schmeicheln; denn das Glatte, Gefällige imponirt.

Ja, ja, mein Bester, sagte mein Freund, mir die Hand schüttelnd, zum rechten Genusse gehört vor allen Dingen zuerst etwas Gutes, natürlich; danach aber ein feiner Geschmack. Wissen Sie, was der große Talleyrand zu jener Dame in Frankfurt, die ihm eine Hammelkeule durch einen eigens aus Paris hierzu verschriebenen Koch endlich zu Dank gemacht zu haben glaubte, auf die Frage, ob die Zubereitung jetzt so recht wäre, erwiderte? „Pardon, madame, sagte er, il sent le voisin!" Dieser Bigot hatte nämlich an demselben Spieß, woran kurz vorher ein Rinderbraten zubereitet worden, gesteckt und diesen Nachbar schmeckte der große Diplomat richtig hindurch.

Ach, sagte ich, von Schmerz bewegt über unsere uncultivirten deutschen Zungen und Geschmacksnerven, wann werden wir endlich einmal feiner und geschmackvoller sehen und hören lernen?

Und essen! setzte er mit einem Seufzer hinzu.

Die Gemüthlichkeit.

Mit unsern Anforderungen an das Glück geht es wie mit der Bitte im Vaterunser: „Gib uns unser täglich Brot!" Zu welchem verschiedenartigsten Umfange steigert sich diese Bitte, die in ihrem Ursprunge buchstäblich gemeint war, in dem Munde der Millionen, die sie stündlich aussprechen! Oft können wir schon zufrieden sein, wenn uns das Glück in unserer Unbescheidenheit kein ärgeres Schnippchen schlägt als einst der ehrwürdigen Gesellschaft Jesu, wie sie von Maria Theresia bescheiden und gemüthlich um Brandeis baten, um „leben zu können", also auch ums tägliche Brot. Zu dem bescheidenen Brandeis war im Munde der gemüthlichen Väter Brandeis, eine der größten Herrschaften in Böhmen geworden. Die Kaiserin sagte zu; aber Kaunitz dachte nach Hansemann's Wahlspruch: In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf. Er suchte auf der Karte so lange, bis er wirklich ein Brandeis, ein kleines Gütchen in Böhmen, fand und dieses erhielten denn die frommen Väter, von den Folgen ihrer Gemüthlichkeit nicht wenig überrascht.

Anregungen.

Die Planeten.

Seit dem Gedanken Newton's, daß der Mond durch dasselbe Band an die Erde gefesselt sei wie der Apfel, der vom Baume fällt, so daß dieselbe Kraft der Anziehung alle himmlischen und irrischen Körper zu einem großen Ganzen zusammenknüpfe, welches nun nicht mehr durch die tiefe Zufälligkeit des Nebeneinandereristirens, sondern durch die Nothwendigkeit ursprünglichen Zusammenhangs ein einiges wahres System bilde, ist die Idee einer allgemeinen Massenanziehung sowie der fruchtbarste Quell allseitiger Untersuchung und Aufklärung, so auch der Gegenstand heftigen Angriffs geworden. Die Welt, der Kosmos, war befreit, aber diese Befreiung hat für die Betrachtung auf den ersten Blick manches Unbegreifliche. Das Denken aber findet in dieser Allgemeinheit der gegenseitigen Anziehung die Offenbarung desselben Urwesens, das, immer dasselbe, in seinen Phasen nur gesteigerten Ausdruck zeigt. Die Planeten fliehen blind sich selbst, ihr eigenes Dasein, und doch tragen sie den ewigen Grund ihres Fliehens in sich selbst. Was sich blind vergessend außer sich sucht, strebt umsonst nach Frieden. Dieser ungelöste Zwiespalt erscheint in dem rastlosen Umtreiben planetarischer Körper um einen gemeinsamen Schwerpunkt; die Masse treibt und doch ist sie es selbst, welche nach mechanischen Gründen die gesuchte Vereinigung aufs Neue vereitelt; die Schwere macht die Planeten eben zu Massen und diese sind die Ursache in jedem Momente sich neu entwickelnder Schwungkraft, sodaß jeder Schritt weiter wieder auf die ungelöste Aufgabe zurückführt. Die unbefangene Betrachtung dieses riesigen und doch harmonischen Bewegens drängt sich

…ügt hervor, daß auch hierin etwas Seelen-…rt. Größeres liege; himmliſche Räume durch-…ruhelos der Planet, einen Schwerpunkt …end, den er doch nimmer findet.

Alexander von Humboldt.

Der Einfluß Alexander von Humboldt's …reckt ſich hinaus in alle Schichten unſers …ts. Die Welle, die von ſeinem gewaltigen …f ausging, ſchwingt wieder vom Centrum …deutſchen Lebens bis zu deſſen fernſten Ufer…ern. In die Ueberzeugung iſt betreffigt, …einſt auf Alexander von Humboldt's Wirken …Werke die neue Aera unſers Volks ſich zu…hören laſſen wird. Das iſt keine enthu…ſtiſche Verirrung der Verehrung für den Autor …„Kosmos", denn Humboldt ſelbſt hat viel…faum geahnt, zu welcher neuen Richtung …n Impuls geben werde. Eine glückliche …ung war es, die gerade da tiefen Geiſt ge…worden und thätig ſein ließ, als unglück…Umſtände in Millionen die Ueberzeugung …rufen, daß eine Umkehr in andere Bahnen …wendig ſei, wenn nicht unſere Nationalität …s an den innern und äußern Conflicten …runde gehen ſollte. Es iſt der Grundzug …deutſchen Charakters, Alles von der Bildung …warten, und wenn dieſe Bildung nur die …, friſche, lebendvolle und harmoniſche iſt, …wird ſich auch das Vertrauen auf dieſelbe …allen Umſtänden bewähren. Aber leider …ſich unſere geiſtige Thätigkeit, unter dem …äußerer Einflüſſe und innerer Anlage, …feitige, hohle Speculationen und Träu…n und in kritiſche Selbſtvernichtung ver…Unſere Kraft verbrauchten wir in gym…ſchen Kunſtſtücken, bei geiſtigen Tournieren …anzenübungen; aber wir wurden dabei, …s Schweißes auf unſerm Angeſichte, täg…mer, denn es war eine Arbeit, die ohne …blieb. Niemand wird leugnen, daß …deale Gymnaſtik unſere geiſtigen Fähig…geſtärkt, unſer Urtheil geſchärft hat, aber …n den Knaben iſt der Turnplatz das ein…ſch der That, der Mann darf nur in ſei…Mußeſtunden den Spielen ſeiner Jugend …hen. Da wir uns aller Anwendung der …enen Fertigkeiten entwöhnt hatten, ſo …r Folge, daß wir endlich, trotz der aus…den Gewandtheit unſers Geiſtes, mit der …das Drahtſeil eines Gedankens Rad …doch auf ebener Erde nicht gehen kann…ie große Probe des wirklichen Werths un…gerühmten reinen Denkens haben wir …ionen (darüber iſt wol kein Zweifel) höchſt …lich beſtanden, als uns die Ereigniſſe …n Boden der Phantaſie in die Wirklich…keit verſetzten und ſich nun der Gedanke zur That …kryſtalliſiren ſollte.

Es würde aber das ſchlechteſte Zeichen für die Lebenskraft des deutſchen Volks ſein, wenn es die gemachten Erfahrungen zu Nichts benutzen wollte als ſich in ſelbſtgenügſamer Ironie zu kritiſiren und ſich damit zu begnügen, nachträglich zu beweiſen, daß der Verlauf ein abſolut nothwendiger geweſen ſei. Der bloße Gebrauch der Sonde macht die Wunde nicht heilen und deshalb ſind für uns Georg Forſter und Juſtus Möſer größere Autoritäten für die Bedingungen des Fortſchritts oder der Heilung als alle übrigen rein ſpeculirenden Hiſtoriker und Staatskünſtler zuſammengenommen, weil jene Beiden durch und durch ſäculare Menſchen waren und auf dem Boden der That ſtanden.

Die neue Richtung der Geiſter, die, auf welcher Humboldt durch ein halbes Jahrhundert mit dem Banner der Forſchung in der Hand vorangeſchritten, führt gerade überall zur realen Welt zurück, von welcher „das reine Denken" mit vornehmem, verächtlichem Lächeln ſich abgewendet hatte. Wenn wir vorwärts in der Welt wollen, ſo iſt das Erſte, daß wir dieſe kennen lernen, dieſe und die Stelle, die wir in derſelben einnehmen, die Geſetze, unter denen wir leben, und die Bedingungen, welche die individuelle wie geſammte, geiſtige wie materielle Entwickelung ſichern.

Es ſind nicht die großen Geiſter, es iſt vornehmlich die Maſſe der kleinen Factoren, durch welche die Höhe des Werthverhältniſſes einer Zeit beſtimmt wird, und darum iſt es von unendlicher Bedeutung, daß die neue Form und Richtung der Wiſſenſchaft nicht blos kosmiſch und real, ſondern auch populär ſei. Tiefe des Gedankens kann ſehr wohl mit der größten Klarheit und Einfachheit des Ausdrucks Hand in Hand gehen. Faſt alle Schüler Alexander von Humboldt's ſind dem Meiſter in ſeiner Auffaſſung der Welt gefolgt und beſtreben ſich, unſeſſent, thatſächlich und allgemein verſtändlich zu ſein. Für Die, welche noch auf eine deutſche Zukunft hoffen, für Die, welche von der Humboldt'ſchen Richtung der Geiſter das Heil des kommenden Geſchlechts erwarten, liegt eine tiefe Beruhigung darin, daß ſie ſehen, welch mächtige Kräfte ſich von allen Seiten herandrängen, um ſich an dem großen gemeinſchaftlichen Werke zu betheiligen.

Das Stuttgarter Hutzelmännlein.

Unter dieſem Titel erſchien von Eduard Mörike ein Märchen (Stuttgart, Schweizerbart, 1853), das von der jetzt üblichen deutſchen Sing- und Dichtweiſe höchſt erfreulich abweicht.

Die Hantierung in diesem Büchlein, wie wir die äußere Darstellungsform nennen möchten, ist außerordentlich poetisch, im Geist des Volks, im Zusammenhang mit unsern vorzüglichsten Mustern, im Zusammenhang mit unserm noch so unendlich ergiebigen und reichster Ausbeute fähigen Sprachschatz. Ein armer Schuhergesell bekommt zwei Paar Wünschelschuhe, ein Paar für ihn, eins für seine Zukünftige. Er verwechselt sie, nimmt einen männlichen und weiblichen Schuh für sich und läßt seine Zukünftige die beiden andern finden. Die Verwicklungen, die sich aus diesem Mißverständniß ergeben, sind leider nicht besonders sinnreich erfunden und deshalb ist es auch nur Dost, was wir das Hantieren und poetische Gebahren nennen, die romantische Zeichnung, die altertümliche Nachahmung, das Poetisch-Chronikalische, was dieser Dichtung vorzugsweise nachgerühmt werden muß.

Es ist an sich eine herrliche Sache mit der Romantik. Das blüht und schimmert, das geht so traumhaft daher, das lehnt sich so traulich an die beste Gesellschaft unserer Literatur, an die alten Weisen, lernigen Redewendungen, naiven Auffassungen; aber hinterher kommt meist immer bei ihr die mangelnde Poesie, die schwache Erfindung, der mangelnde poetische Realismus, der allein die Herzen zwingt und sich auf die Tafeln des Gedächtnisses schreibt. Diese Dichtung eines sehr liebenswürdigen Romantikers ist z. B. für blasirte Literaturschmecker so reizend, wie weiland die Dorfgeschichte es war; man trägt dem Dichter sein ganzes Herz entgegen, ist gerührt, das Kleinste, was er gibt, groß zu nehmen, lacht über jeden heitern Einfall, freut sich an jedem Bilde, jeder Situation und doch ist, wenn man aufrichtig sein will, das Resultat gleich wenig befriedigend. Die Idee des Ganzen liegt total da, sie kommt zu keinem freiwaltenden Leben, die Erfindung fehlt. Und sieht man dann wieder, da doch so Vielerlei wirklich gegeben ist, Diesem näher zu, so wird das Verlangen laut einer Dichtung eine physiologische Genesis. Dann erkennt man, daß des Altertümlichen zu viel da ist, daß der verschollenen Worte zu viel zusammengesucht wurden, zu viel zusammengetragene und ganz zufällig angebrachte Episoden für die Hauptsache geboten wurden und wir sind plötzlich auch bei dieser Erscheinung wieder so weit, wie wir schon 1810 mit ihr waren, daß nämlich ihre, oft so reizend, oft mit poetischer Prätension geschilderte Welt nicht zum Leben erlebt, mit Maschinerie vor sich hinlebt und springt und nur dem Glauben und der epochen Verliebe verständlich wird. In diesem „Hutzelmännlein" sind nur zwei Stellen, wo der rechte Hauch des Lebens weht: Die reiner Verheirathung des Helden und die Nacht in der Mühle. Alles Uebrige ist Schnörkel, Arabeske, Studienapparat, Einschaltung, Abschreiben und schwerfällige Philologie, so die Lösung des Ganzen, daß die beiden Liebenden sich auf dem Heil als Geisterzug begegnen, erinnert gerabezu an die Ausläufe der romantischen Schule, an die Dapperwitz Achim's von Arnim und dessen hochgeschraubte und bei aller märchenhaften Anmuth poetische Impotenz. Gesetzt, man wollte die komische Grundidee dieser Wünschelschuhe zu einem dramatischen Volksmärchen benutzen, man müßte man nicht Alles zu dem Wenigen, was der Dichter gegeben, an glaubhaften Verwicklungen und schauerlich sich immer auf die Hauptsache beziehenden Situationen hinzuerfinden!

Dieser Tadel schließt jedoch die aufrichtigste und hingebendste Anerkennung der so reichgegaben lyrischen Kraft des Dichters, seiner edeln, absichtslosen Unbefangenheit und seiner so ganz im Volke heimischen, liebenswürdigen Naivität keineswegs aus.

Das Schweigen der Natur.

Du wunderbare Stille
Wer deutete dich schon,
Im Erd- und Himmelsschweigen
Den Weltversammenten!
Die namenlose Sehnsucht
In süßer Wehe Gang,
In stiller Brunnen Plätschern
Den milder'n Rededrang!
Strom, Flur und Wald hat Zunge
Und predigt wie im Chor
Und jedes Blatt hält Tafeln
Der Offenbarung vor.
Wenn still die Sternlein gehen
Aus ihrem blauen Zelt,
Worin das Licht der Sonne
Ein Tagd gefangen hält —
Wenn Mondesglanz die Auge
Sanft zu verschimmern ruft
Und Nachtviolen trinken
Wie Thau den Abendduft —
Dann schließen sich die Zauber
Der lauten Stille auf,
Dann schreint ein deutend Auge
Das rechte Lebenslauf;
Dann scheint die weite Wiege
Die Herrlichkeit der Welt,
Und in die ew'gen Schatten
Ist ew'ges Licht gestellt.

Verantwortlicher Redakteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

-737

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

lich ein Bogen.] Nr. 47. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Pastor Götze und der Hauptmann von Kapernaum.

Erlebt in drei Capiteln von Otto Müller.

Zweites Capitel.

Der Hauptpastor an St.-Katharinen.

Johann Melchior Götze, der seiner Zeit so berühmte Streittheologe und Hauptpastor der St.-Katharinenkirche, dazu Senior und Mitglied des Geistlichen Ministeriums zu Hamburg, eine in gelehrten und weltlichen Kreisen hochangesehene, von Vielen selbst gefürchtete Persönlichkeit, in der sich gleichsam die ganze streng kirchliche Gelehrsamkeit zum Repräsentanten und Verfechter Zions, hatte sich gerade damals in eine ebenso heftige als unerquickliche Polemik gegen die Schaubühne eingelassen und zur Arena derselben in einem nach unsern Begriffen gewiß nicht evangelischen Sinne Kanzel und Gotteshaus gewählt, weshalb er neuerdings fast allsonntäglich in seinen Predigten gegen dieses Heidenwerk donnerte und Hamburg mit Sodom und Gomorrha verglich, wobei er gewisse aus alten Kirchenvätern den Hauptnachweis führen, daß das Theater eine „Hochschule" sei, in der Nichts als Unsittlichkeit und Freigeisterei gelehrt werde. Am Sonntage war unser Hauptpastor, mit dem Erfolge seiner Predigt sattsam zufrieden, in seine Pfarrwohnung zurückgekehrt und ruhte nun, nachdem er sich seines geistlichen Amtes entledigt und dasselbe mit einem weichen pelzverbrämten Prälat vertauscht hatte, in einem weichen Polsterstuhle bei einem Gläschen Muskatwein von der Anstrengung, welche moralischer, auch, wie ihm seine heutige kraft- und salbungsvolle Predigt gezeigt hatte, körperlicher war. Den Text derselben hatte der Spruch gebildet aus dem Prediger Salomonis: „Es ist Alles eitel unter der Sonne", ein Text, den der steingläubige Homilet in den mannigfachsten Variationen zu Gemüthe geführt hatte, indem er auch abermals das Capitel von dem „Sündentempel der buhlerischen Göttin mit theologischer Gründlichkeit abgehandelt und diesem Satanspalaste schließlich nicht neben dem heidnischen Venusberge angewiesen wurde. Als Rhetor, im großartigsten Sinne des Worts, nicht ohne Talent, dabei schonungslos

bis zu einem seltenen Grade, wo es die Bekämpfung fegerischer Irrlehren und freigeistiger Richtungen in Kirche und Leben galt, war er sogar in seinen Gleichnissen mitunter originell, wie er denn z. B. in seiner heutigen Donnerrede gegen die Komödie behauptete, der allweise Gott sei nur darum gegen diesen Unfug noch immer so nachsichtvoll, weil er denn beim jüngsten Gericht, wo er Recht und alle Hände voll zu thun haben werde, um die schwarzen Schafe von den weißen zu sondern, jeder Seele nur einfach ins Gesicht sehen brauche, ob sie bei Lebzeiten in der Komödie gewesen sei und Freude an derjenigen Belustigungen des Bösen empfunden habe?

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der bei Weitem größere, nämlich der strenggläubige Theil der Zuhörerschaft, von dieser Predigt höchlich erbaut und angethan wurde; denn schon damals hatten Kanzelreden und theologische Eifrer die gedankenlose Menge für sich, theils weil eine derart gewürzte Verdrießlichkeit den Ungebildeten behagt, theils weil das Interesse am Spektakel sich nur allsonntäglich aus dem Theater in das Gotteshaus verirrt.

Die Anhänger des ehrwürdigen Senieurs hatten sich denn auch heute wieder nach dem Schlusse des Gottesdienstes vor der Kirche versammelt gehabt, um den gewaltigen Streiter für das wahre und reine Christenthum in der Nähe zu betrachten und sich die Worten des Mannes anzusehen, der so gewaltigen Rumor in der Welt anrichtete und soll bestimmt in Zeitungen und Broschüren gegen die Irrlehrer und Freigeister des Jahrhunderts zu Felde zog. Meist Leute aus dem kleinbürgerlichen Stande, pflegten dann die eigentlichen Anhänger Pastor Götze's ihrem kirchlichen Hirten, wenn derselbe zuvor recht gewaltig von der Kanzel gegen der Welt Sünde und Verderbniß losgedonnert, von der Sacristei bis zur Pfarrwohnung ein Spalier zu bilden, um ihm damit gleichsam zu bezeugen, daß man ihn auch außerhalb des Gotteshauses und im bürgerlichen Leben für einen erstaunlichen Mann halte, gerade so, wie in alten Zeiten römische und altsächsische Bürger ihre berühmten Volksredner zum Zeichen ihrer Achtung von der öffentlichen Rednerbühne in deren Privatwohnungen zurückbegleiteten ... Pastor Götze war ein ganz besonderer Kenner von derjenigen öffentlichen Orationen und das Häuflein seiner Getreuen in Christo verstehe denn auch niemals die Gelegenheit, ihm eine derartige Huldigung darzubringen. Je nach dem Aussehen, welches dieselbe machte, konnte es dann leicht auf die Wirkung schließen, welche seine Predigten auf die Zuhörer ausübten, und die große Anzahl Derer, die ihm heute die Straße entlang das Geleite bis zu seiner Wohnung gegeben hatten, war ihm eine neue höhere Bürgschaft, daß sein kirchlicher Anhang in der guten Stadt Hamburg noch immer im Wachsen begriffen sei und man ihn somit um so unbarmherziger Streiche entschädigte, womit ein Oelling und andere Freigeister dem Haupte der hamburger Orthodoxie in ihren gehetzten Schriften und Kritiken beständig zusetzten.

Voll von diesen angenehmen und tröstlichen Betrachtungen ruhte er, derweil in der Küche Jungfer Barbara, die alte Hausschlaraffe, mit den weiblichen Dienerinnen beschäftigt war, ein „feines" Sonntagsmahl für ihren geistlichen Herrn zuzurichten, in seinen Sorgenstuhl zurückgelehnt, als plötzlich auf der Diele eine fremde männliche Stimme laut wurde und gleich darauf von der Küche her Jungfer Barbara den Beschluß erstellte, daß Herrn Senieurs Ehrwürden pflegten zwischen Predigt und Mahlzeit seinen Besuch zu empfangen, der fremde Herr möge sich zu einer gelegeneren Zeit wieder herbemühen; sie könne ihn nicht anmelden. Jener repetirte darauf in einer fast zudringlichen Weise und wollte sich nicht abweisen lassen, schon nahte er der Thür, um sich eigenmächtig Eingang zu verschaffen; da erhob sich der würdige Senieur und seiner Vermittelung halb zornig, halb neugierig, wer der zudringliche Besucher sein möchte und öffnete die Thür.

Eine steife hagere Gestalt mit verwitterten Zügen und eisgrauem Schnurrbart, dem

schwarzes Pflaster auf dem rechten Auge, stand der Südentrieb der geistlichen Wohnung
ihm, trat, als er ihn durch eine stumme Handbewegung einlud, mit einem raschen
ten Schritte über die Schwelle in die Stube, machte erst einen ungemein steif gravi-
schen Kratzfuß, nahm dann eine lezgengerade militärische Position an, ganz so, wie er
am vorigen Abend beim Wachtmeister Paul Werner auf der Bühne gestehen hatte,
sprach in seinem rauhen, lauternden Jargon:

Pastro correctur. Herr Pastor! Grabaus ist meine Parole, grabaus bin ich vom
gen weg, grabaus komm' ich zu Ihnen, um den Ehrenmann vom Angesicht zu An-
ist kennen zu lernen, der mir durch sein herrliches Opus so große Hochachtung ein-
ist hat. Mein Name ist Oberst von Holbach, pensionirt — Schwerenoth! Dragu-
wollte ich sagen — Kopenhagen — erstes königliches Garderegiment zu Roß, —
zehnzehnzig Dienstjahre — viel blessirt, Campagne mitgemacht — hol' der Teufel alle
nate und Kinkelschneider, wissen's ja selber am besten, Herr Pastor, wie's alten Sol
in Friedenszeiten ergeht, brauch' auch von Niemanden Beileid. — wackrer Mann'
n mich weich gemacht — habe geweint wie ein Kind — habe allen meinen Feinden
hen, bin nun Holz auf meinen Abschied, und Alles durch Sie, Pastor, auf Ehre,
allein durch Sie!

Obgleich der würdige Senior von Dem, was der alte Kriegsmann ihm sagte, viel-
nur die Hälfte verstanden hatte, begriff er doch, daß dieser gekommen sei, ihm
Achtung zu bezeigen, und wem anders hätte dieselbe gelten können, als dem be-
ten Verfasser des Kanzelredners, der allerdings einst und unbefangen genug
größte Aufsehen machten. Pastor Götze nahm daher das schmeichelhafte Compliment
s der alte Herr seinem „herrlichen Opus" machte, als eine aufrichtig gemeinte Bei-
ußerung für seine heute gehaltene Predigt an, und sah überzeugt, daß der hämische
t sein Zuhörer in der Kirche gewesen und durch seine eindringliche Rede für das
e Christenthum gewonnen worden sei, erwiderte er:

„Gott sei Dank, der und den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn", sprache auch
n dem Evangelisten und sage dem die Worte und Matthäus 5, 6 singe: „Selig
die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden."
Sie wir darum herzlich willkommen, mein werthster Herr Oberst Holbrich, es
orth, daß die Streiter Gottes und die der weltlichen Macht zusammenhalten, denn
wird die sogenannte Aufklärung, wenn sie erst die Kirche zertrümmert, auch den
engreifen und hier wie dort die göttliche Autorität zu vernichten trachten.

Der gute Oberst bis sich durch diese im Munde eines pietistisch-Dichters allerdings
bar klingende Antwort keineswegs in seinem Glauben beirren, daß er den Pa-
der „Mama von Barnheim" vor sich habe, sondern sagte vielmehr mit Nachdruck:
aus, Herr Pastor, was Sie da sprechen, versteh' ich nicht und halt' auch nicht viel
Was führt mich der Katechismus, so lange ich ein guter Christ und ein braver
sein! Grabaus sah' ich Sie viel lieber als einen ehrlichen Kriegsmann, wie zum
el der Leibherr Einer ist, denn als einen Stubenhocker und Schriftgelehrten, der
andre Gottesfurcht zuletzt nicht mehr weiß, wo er Courage gegen die Menschen her-
n soll. Aber was Mehres, Pfaff oder Soldat, Sie sind doch ein Ehrenmann,
e wissen's den Leuten klar zu machen, was ein alter abgedankter Offizier Alles zu
hat, wie man ihn conjonirt und erbärmlich um sein Recht betrügt; geben Sie mir
und, Herr Pastor, Sie sind der erste Kanzelmann, vor dem ich Respect habe, und
hte wol Den schon, der's Ihnen an kernhafter Sprache, an gut soldatischen Ge
und lustigen Schwuren gleich thäte!

Der Senior nahm auch dieses Compliment gleich dem vorigen für eine in die runde

Soldatensprache übersetzte Anerkennung seines heutigen Kanzelvortrags hin, wenn auch sein neuer kirchlicher Anhänger in Betreff der Bibel eben kein tiefes Verständniß der Heiligen Schrift und ihrer großenbarten Religion verrieth. Dies sagte er denn auch dem Obersten offen heraus und zwar so eindringlich und mit so viel Pastoralkunst, daß Diesem ganz wunderlich zu Muthe wurde und er kaum mehr begriff, wie der muntre kräftige Schreiber der „Minna von Barnhelm", zumal einem alten Offizier gegenüber, beständig nur von alten Kirchenvätern reden und so gar ängstlich und zerknirscht der Welt Sünde und Abfall vom Heiligen Geiste bejammern mochte.

Endlich riß dem Alten die Geduld, und um der vermeintlichen Verstellung des guten, nur allzufurchtsamen Schreibers ein Ende zu machen, rief er zornig Lowne und Aerger:

Auf Ehre, Herr Pastor, Sie sind ein großer Schalk und [illegible] begreif' ich auch, wie das Geistliche Ministerium Ihnen bei Ihren weltlichen Schwänken so scharf auf die Finger sieht!

Wie, Herr Oberst? stammelte Götze mehr bestürzt als entrüstet. Das Geistliche Ministerium? Bin ich nicht selber Senior und Mitglied desselben? Allerdings hab' ich auch unter meinen Amtsbrüdern manchen geheimen Feind und Widersacher, aber — —

Ihre Komödie wollen Sie doch nicht vor den Herrn Amtsbrüdern verantworten! fiel ihm der alte Haudegen lachend ins Wort und schlug ihn dabei so kameradschaftlich ungenirt auf die feine Lockenperrücke, daß eine ganze Puderwolke das Haupt des Ehrwürdigen umwallte. Den Senior wandelte die Furcht an, es möge am Ende im Kopfe des alten Herrn nicht ganz richtig sein, zumal dessen wunderliche Manieren und Nebensarten ihm gleich anfangs aufgefallen waren, und ängstlich schielte er daher nach der Thür, um im Nothfall seine schleunige Flucht in die Küche bewerkstelligen zu können. Mit erkünstelter Freundlichkeit sagte er zu dem Obersten:

Ja, Sie haben vollkommen Recht, mein verehrter Herr Baron, mit Komödien darf sich unser einer nicht befassen, der Herr bewahre jeden guten Christen vor solchem sündhaften Umfang!

Da wurde der Oberst wie wild, sprang vom Stuhle und rief mit heftiger Geberde:

Umfang? Sündhaft? Gradaus, Herr Pastor, nun gefallen Sie mir so wenig wie der lustige Wirth, der den ehrlichen Tellheim bewirthet und belügt! — Was brauchen Sie sich mir gegenüber länger zu verstellen? Was brauchen Sie überhaupt Ihre herrliche Komödie zu verleugnen? Ich, ein alter ausgedienter Offizier, sage Ihnen, in Ihrem Soldatenstück steckt mehr Weisheit, mehr Bravour und mehr Christenthum als in hundert und aber hundert Ihrer Predigten! Der Tellheim ist ein Muster von einem braven Major, der Paul Werner ein Staatsfleck von Wachtmeister und mit einem Dutzend solcher Soldaten wie der Just Einer ist, wollte ich den Schweden ganz aus der Welt hinausjagen! Das ganze hamburger Geistliche Ministerium ist nicht halb so viel werth als dieser Eine! Gradaus! Sie sind der Schreiber vom „Soldatenglück", das gestern Abend im Komödienhaus aufgeführt wurde und wovon ich weiß, daß Sie's heimlich aufgesetzt haben zu Nutz und Frommen aller guten Leute, insonderheit aber zur Ehre und Verherrlichung aller braven Soldaten.

Was? rief Pastor Götze mit wuthblitzenden Augen und erhob drohend die Faust gegen den Mann, der ihm solche ketzerische Ruchlosigkeit anzudichten wagte. Ich der Verfasser einer Komödie? Ich ein frivoler Gotteslenguer, ein Atheist, ein — Schlingrist! Auf der Stelle widerrufen Sie das, mein Herr, oder — — Ha! Das fehlte noch, daß man mich mit einem solchen Schandschriftsteller, wie dieser Lessing ist, verwechselte! Widerrufen Sie auf der Stelle, oder — hierbei trat er entschlossen und mit der ganzen imponirenden Würde eines tiefbeleidigten Mannes vor den erstaunten Oberst — oder ich muß annehmen, daß Sie mich in meinem eigenen Hause injuriren und meine Person in brei-

Eigenſchaft, nämlich als Hauptpaſtor, als theologiſcher Schriftſteller, ſo wie als
r eines hohen Geiſtlichen Miniſterii dem Spott und Gelächter der Abtrünnigen preis-
wollen! Darum drängen Sie ſich unberufen in meine friedliche Wohnung, über-
mich mitten in meinen geiſtlichen Betrachtungen und glauben mich ungeſtraft hab-
ren zu können! Aber nur Geduld! Sie ſollen bald das Gegentheil erfahren! Auf
telle mache ich dem Prätor Anzeige, Sie haben in meiner Perſon nicht allein den
chen, Sie haben auch Gemeinde und Presbyterium der St. Katharinenkirche gröblich
gt und ſo wahr ich nicht Leſſing bin, ſondern der Hauptpaſtor Göze — das ſoll
theuer zu ſtehen kommen!

Dieſe Sprache, dieſer Wuthgeifer des ergrimmten Seniors, der am ganzen Leibe zit-
und nach Luft ſchnappend im Zimmer auf und abrannte, öffnete endlich dem guten
mann von Kapernaum die Augen über ſein unſeliges Mißverſtändniß, und die Ge-
, daß jener Unbekannte im Parterre ihn abſcheulich myſtificirt habe, ſchlug plötz-
r ein vernichtender Blitz in ſeine Seele. Zu ſpät erkannte er den Irrthum, in den
ne Leichtgläubigkeit und ſein Enthuſiasmus für den unbekannten Schreiber des „Sol-
ücks" geſtürzt hatte und dieſer Gedanke brachte den im Punkt der perſönlichen
äußerſt empfindlichen alten Mann in womöglich noch größere Wuth als den Paſtor
ſelbſt. „Gedenke mihi!" war Alles, was er anfangs in ſeinem Grimme gegen
bekannten Urheber dieſes Mißverſtändniſſes hervorbringen konnte, bis er ſich end-
weit faßte, daß er dem wüthenden Hauptpaſtor, der ihn zuerſt gar nicht anhören
den Hergang erzählen konnte, und zwar mit dem Ausdruck einer ſo tiefen Zer-
ng und Beſchämung, daß der in ſeiner perſönlichen Eitelkeit ebenſo tief wie in
poſtoliſchen Würde beleidigte Senior ſich endlich überzeugte, wie der alte gutmü-
Kriegsmann von irgend einem boshaften Menſchen myſtificirt worden und in ſeiner
niß von den theologiſchen und literariſchen Perſönlichkeiten Hamburgs wirklich in
gelegte Schlinge gegangen ſei.

ber wenn auch hiermit das Mißverſtändniß aufgeklärt war und Paſtor und Soldat
ner miteinander ausſöhnten, ſo blieb doch die Erbitterung gegen den Urheber dieſer
chen Foppere Beiden gemeinſam und Paſtor Göze ſchwur hoch und theuer, es
ß ein Socinianer geweſen, womit er alle ſeine theologiſchen Widerſacher zu be-
pflegte.

m guten Oberſten brannte der Boden unter den Füßen, er hatte nach dieſem mißl-
ausgang ſeines erſten Debuts als dramatiſcher Enthuſiaſt nichts Eiligeres zu thun,
dem tief ergrimmten Hauptpaſtor höflichſt zu empfehlen und ſo trennte er ſich
chfalls in der größten Verſtimmung und gänzlich enttäuſcht von dem anfänglichen
nd ſeiner Verehrung und Bewunderung, mit dem feſten Vorſatz im Herzen, es
s es wolle, ſeinen Beleidiger ausfindig zu machen und ihn für den ſchlechten
n einem alten Offizier und Edelmann verdientermaßen abzuſtrafen.

Drittes Capitel.

Doctor Dreyer.

as Verhalten Paſtor Göze's in Bezug auf die ihm widerfahrene Ehren- und
bigung gibt zwar die Geſchichte keine weitere Auskunft; indeß iſt wol mit einiger
t anzunehmen, daß er, der von dem Witz und der Satire ſeiner literariſchen
oft Heimgeſuchte, den klügern Theil erwählte und ſein Sterbenswörtlein von
gen Vorfalle verlauten ließ, vielleicht gar aus Furcht, es möchte ihn am Ende
er und der Andere aus der Schar ſeiner geiſtlichen Kinder für einen geheimen
halten, wenn nicht gar für einen Kryptо-Leſſing.

Dem guten Hauptmann von Kapernaum aber nagte die Erinnerung an das unglückliche Theaterabenteuer wie ein Wurm am innersten Herzen und raubte ihm den letzten Rest seiner Heiterkeit. Vergebens bemühten sich seine Hausgenossen, die treue Ulrike und die muntere Franzel, hinter dem Grund seiner Schwermuth und sorgenvollen Unruhe zu kommen, er verharrte in seinem düstern Schweigen und benahm sich in Allem wie ein Mensch, der einen einzigen und noch dazu vielleicht einen unheilvollen Plan Tag und Nacht mit sich herumträgt und diesem einen Gedanken all sein Dichten und Trachten zuwendet. Schon in der Frühe des Morgens verließ er regelmäßig das Haus am Schaarmarkt und durchstöberte mit unermüdlichem Eifer die große Stadt, sein Gasthof, sein öffentliches Local, seine Promenade blieb von ihm unbesucht, er war plötzlich an Ueberall und Nirgends von Hamburg geworden, denn an seinem Orte hielt er, hielt sich aber auch an keinem Orte länger auf, als er eben Zeit brauchte, um mit seinem unruhig rollenden Auge die Anwesenden zu durchmustern und ebenso schnell wieder von dannen zu eilen. Nirgends ruhte und rastete er, gleich Schlemihl, der seinen verlorenen Schatten sucht, was er bald hier bald dort, zumeist aber doch in der Gegend des Gänsemarktes, wo er Sonntag vor dem Beginn der Vorstellung zwischen den beiden Eingängen zum Theater Posto faßte und nun Jeden der Hineingehenden mit einem wahren Gerberadblick betrachtete, aber er erschien regelmäßig zur Mittagszeit in den Hôtels, durchschritt gravitätisch die Speisesäle und faßte jeden der Gäste scharf ins Auge.

Seine strenge Inquisitorn-Miene, seine militärische Haltung erweckten bald die sonderbarsten Vermuthungen über seine geheimnißvolle Sucherei. Einige hielten ihn für einen geheimen Spion, Andere sogar für den Agenten einer fremden Regierung, der sich ein Asylchen in Hamburg zumachen und die Gesinnung der Bürger auszuspähen wolle, um dann in irgend einer feindlichen Absicht gegen die gute Stadt und deren reiche viel besuchte Büste zu agiren. Patriotische Bürger brachen ängstlich die Körbe zusammen und machten an die Zeitung, wo von Wien aus kaiserliche Commissäre mit unbeschränkten Vollmachten in Hamburg erschienen, im Namen römisch-kaiserlicher Majestät einen neuen Reichsvikariat entwarfen und unter Androhung allerhöchster kaiserlicher Ungnade im Contraventionsfalle die alten reichsstädtischen Gesetze und Freiheiten abschafften; kurz, die Phantasie der Leute reichhaltig sich in den sonderbarsten Vermuthungen über den mysteriösen Fremdling mit dem schwarzen Pflaster auf dem einen Auge, der doch in Wahrheit Nichts weiter im Schilde führte, als daß er jenen boshaften Menschen mit dem verwachsenen Rücken und der Katzenmiene aufsuchte, wohin er ihm den süßen Strauß mit dem Haupthaar, dessen Glanz er geraubt hatte.

Eine ganze Woche hindurch hatte er in dieser unermüdlichen Weise seine Jagd nach dem unbekannten Vaterunsermacher an allen Orten und öffentlichen Localen der Stadt fortgesetzt, als ihn endlich am Abend des achten Tages der Instinct des armen Stadtpoeten in die Petersstraße und zwar in das bekannte Weinlocal, die sogenannte „Obergesellschaft“ führte, jenen gemüthlichen Zusammenkunftsort aller Schöngeister, Gelehrten und Künstler und bayerische Local, welches auch Ihr Dresdner nun schon seit vielen Jahren fast täglich zu besuchen pflegte, nach dem von ihm selber einmal aufgestellten Grundsatze: Je mehr du einem Wirthe schuldest, um so häufiger besuche ihn.

Viele Gäste waren anwesend, welche die Tische zu beiden Seiten der langen schmalen Weinstube dicht besetzt hatten und sich's beim Tabacksdampf und den vollen blauschraffirten Deckeltügen wohl sein ließen. Ein alter Musikant vermehrte noch den friedlichen Tumult durch die Misstöne seiner Drahtharfe, während die helle Diskantstimme des Herrn Anselmus Kieseker von der Ginschenke aus die muntere Reflexion aus den Wirtslauben bald an diesen, bald an jenen Tisch commandirte, so oft das feinere musikalische Ohr so wohlbekannte Klappern mit den zinnernen Deckeln erdröhnte, zumeist aber doch an

dem hintersten Tische, den die lustige Kumpanei der Theaterkünstler und ihres Freundes besetzt hatte. Fast keiner der gewöhnlichen Gäste fehlte heute; der Staat im Staate war vollständig organisirt, Schröder war gleichfalls anwesend und saß neben einem stillen Herrn mit ungemein ausdrucksvollen Zügen, der stille lächelnd auf seinen ingeniösisch-leuchtenden Augen den tollen Spectakel ansah und den seine bereits vorgeschrittenen Lebensjahre nicht abhielten, sich in dieser fröhlichen Gesellschaft so wohl zu befinden, wie nur immer der Jüngsten einer. Es war Klopstock, der Messiasdichter, der zwar selten, aber auch mit doppeltem Jubel begrüßt, in der „Obergesellschaft“ erschien, der erklärte Günner des Schröder'schen Theaters und seiner talentvollen Mitglieder, die ihn gleichsam als den sichtbaren Genius von Poesie und Kunst in ihre Mitte aufnahmen und sich hoch durch seine Anwesenheit geehrt fühlten. War er ja doch der größte Dichter, den Deutschland in dieser Zeit besaß, denn eben damals erschienen neben dem Schluß der berühmten Messiade die herrlichsten seiner Oden, und sein rührendes Lied: „Auferstehen, ja auferstehen“, wurde fast alljährlich in protestantischen Kirchen gesungen. Auch er hatte natürlich, wie Passer Hiße und Gewitzen gegen sich und so verband ihn schon, obwol er sonst sehr still und eingezogen in Hamburg lebte, der gemeinsame Feind mit den Jüngern Thalia's, die sich um die Fahne Lessing's, Gellert's und Schröder's gesammelt hatten. Das waren die lebendigen „Kirchenväter“ dieser neuen Kunstgemeinde, zu welcher Klopstock's Name den vierten Eckstein bildete, ein herrliches Quatrefoilium von Geist, Genie und Ruhmesglanz!

Dr. Dreyer, der berühmte Epigrammatist, hatte sich mit noch einigen Freunden zu einer Partie Tarok-Hombre an einen abgesonderten Spieltisch in der hintersten Ecke der Weinstube niedergelassen, denn die ästhetische Unterhaltung der Uebrigen wollte ihm niemals zum Weine munden — da erschien die langerstrebte einzelnige Gestalt des alten Obersten von Holtsch in der „Obergesellschaft“ und zog alsbald viel Blicke auf sich. In den blauen Mantel gehüllt, durchschritt er gravitätisch die Weinstube, rechts und links die Gäste der Stammgäste musternd und mit seinem einen Augenlange jedes einzelne Gesicht betrachtend, bis er plötzlich beim Anblick Dreyer's einen Moment wie angewurzelt stehen blieb, denn endlich hatte er in den Züglichsten gefunden. Auf den ersten Blick erkannte er seinen Parteigenossen wieder, das Männlein mit dem grauemarzig verwachsenen Gesichte und der bocksartigen Schelmlaune! Gang in sein Spiel vertieft, sah und hörte derselbe Nichts von Dem, was um ihn her vorging, da erhielt er plötzlich von hinten her, drei so gewaltige Streiche, daß ihm Hören und Sehen vergehen mußte. Wie er sich umdrehte, erkannt er auf den ersten Blick den alten Herrn aus dem Parterre wieder, seine bestürzte Miene erheiterte sich zusehends, er betrachtet ihn vom Kopf bis zu den Füßen und ruft ihm dann, während er sich zu sichern sucht, im Tone größter Vertraulichkeit zu: „Ah, Sie kommen gewiß direct von Passer Hitze, lieber Herr?“

Der schalkhaft-ironische Ton, die heitere unbefangene Miene, womit er diese Frage an den alten Obersten richtete, war das Signal zu einem schallenden Gelächter, und jedoch der unbekannten Angreifer des guten Doctors zu neuer Wuth reizte. Aber schon sprangen die Freunde des Letzteren zu seinem Schutze herbei und verhinderten weitere Thätlichkeiten, deren er mußte in der Eile seinen ungeistigen Scherz erzählen, den er sich natürlich mit dem ihm würdigen Kriegsmann erlaubt hatte und wenn auch das Lachen den Meisten näher als Grimmigkeit, so verlangte doch die Rücksicht für den Unbekannten und der Ehre, den seine echt militärische und noble Haltung einflößte, daß man die von Lessing genannte Ironie anerkannte. Eckhof und Schröder nahmen alsbald den tiefbeleidigten Mann in ihre Mitte und Klopstock, der ihn von Kopenhagen her kannte, sprach gleichfalls Worte der Versöhnung und des Friedens. Er präsentirte ihn in Eck-

hof den trefflichen Darsteller des Tellheim und in Schröder den des Wachtmeisters Paul Werner und Seide spielten dem alten Offizier gegenüber ihre militärische Rolle noch einmal so vortrefflich, daß der Oberst Einen nach dem Andern umhalste und sie seine lieben Kriegskameraden nannte. Er hielt sich durch die neue Bekanntschaft des wackern Tellheim und seines braven Wachtmeisters für hinreichend entschädigt für die des „Schreibers", wurde immer aufgeräumter und zeigte sich bald auch lange nicht mehr so unversöhnlich, als Dreyer ihn aufrichtig um Verzeihung bat und offenherzig gestand, er habe die erhaltene derbe Lection drei mal verdient. Da reichte ihm der Oberst mit einem biedern Gradaus! die Hand, schwur aber hoch und theuer, er wolle einem „Schreiber" sein Lebtag nicht mehr nachlaufen, weder im Guten noch im Bösen. Dafür aber solle ihm der Theaterprincipal recht bald die Freude machen und die „Minna von Barnhelm" wieder auf den Rapport setzen.

So endigte das tragikomische Abenteuer Dr. Dreyer's mit dem alten dänischen Obersten, und es ist hier nur noch zu erwähnen, daß sich Ersterer für den erhaltenen Denkzettel in der nächsten Nummer seines Wochenblattes an Pastor Göze schadlos hielt durch die dem ganzen Publicum Hamburgs auch ohne weitern Commentar leicht verständliche Theaternotiz: Es sei nun bis zur schlagenden Evidenz erwiesen, daß Lessing und kein anderer Göze des Tags der Autor des Lustspiels „Minna von Barnhelm oder Das Soldatenglück" wäre.

Tschudi's Thierleben der Alpenwelt.

Von Wilhelm Wegener.

Dies von J. J. Weber in Leipzig vortrefflich ausgestattete, höchst anziehende und naturwahr geschriebene Werk führte mich auf manchen Gang und manche Studie zurück, die ich allein und in Gesellschaft an und über der Schneegrenze, auf dem Gletscher und auf dem Schneefelde in unsern deutschen Alpen zu verschiedenen Zeiten gemacht habe. Sonnenschein und Nebel, Sturm und Unwetter traten mir bei dieser Lectüre wieder in den lebendigsten Farben vor die Seele.

Ein unbeschreibliches Wonnegefühl durchströmt doch den Menschen, der lange Zeit an die Schreibstube oder die dumpfe Werkstatt gefesselt war, wenn er endlich die Bande des Berufs einmal abstreifen und hinauseilen kann in die freie Natur. Vor dem ersten Dämmerlichte des kommenden Tages schon wird das bergende Haus verlassen, dem Abschiedsgruß der nachblickenden Gattin oder Mutter noch einmal zugewinkt; mit Lust rückt man das Ränzel auf den Schultern zurecht und schreitet durch die langen dunkeln Gassen dem entlegenen Thore zu. Alles schweigt noch in den Straßen, nur allein der eilende Tritt hallt wider durch die Stille der Nacht an den Steinwänden des alten Doms, aufgescheucht ruft das Käuzchen den herumschweifenden Gemahl warnend zum Neste, das in den steinernen Schnörkeln des gothischen Thurms gegen alle Unbill geschützt und versteckt angebracht ist. Das Thor ist erreicht, aus der freiern Vorstadt ertönt der erste Hahnschrei und von dem hohen Giebel des alterthümlichen Hauses neben dem Thore verkündet das Rothschwänzchen mit melodischen Tönen den ersten lichten Streifen am Morgenhimmel. Die einzelnen Sterne verschwinden bis auf einen hellfunkelnden strahlenden Glanzpunkt; in dem sanftwogenden Getreidefelde ist die Lerche erwacht, sie versucht in einzelnen Tönen ihr Lied von gestern, ob ihr die alte liebe Weise noch geläufig ist; sie erhebt sich trillernd, höher und immer höher, als wollte sie den ersten Strahl der Sonne zuerst empfangen, sie jubelt dem Lichte entgegen, der Wanderer mit ihr. Vom Walde herüber hört man die Drosseln flöten und den Pirol, dazwischen ruft der Kukuk seinen

umen. Kurz, dies ganze Wandergefühl, diese Landschaftslust, diese Seligkeit des Unter-
eins im Naturleben hat uns auch die Lectüre dieses Werks von Friedrich von Tschudi
der hervorgerufen.

Das ist ein wackerer Reisegefährte. Halb Gebirgsjäger, halb Gelehrter. Man glaubt
mer neben ihm hinzuschreiten. Man sieht den leuchtenden Morgenstern erblassen und
schwinden, sieht die Sonne, von leicht bewegten goldenen Wölkchen umschwebt, sich er-
en über den fernen Bergkamm, sieht sich nach und nach die Nebel, welche sich auf
Fluß und die Niederung gebettet hatten, zerstreuen in allerlei phantastischen Gestalten
jetzt kämpfend gegen das Licht emporsteigen, doch, sobald sie sich über die Schatten
Berge gewoben, vor dem klaren Lichte in Nichts zerfließen. Die frische elastische Luft
durchdringt die Glieder und ermuntert den Geist. Mit vollen Zügen schlürft man
dem Gefährten den erquickenden Duft, der von den Wäldern und Auen strömt und
vergeblich den volkreichen Städten mitzutheilen strebt. Man tastet mit ihm auf dem
eospolster eines Felsenstuhls unter dem grünen schattigen Laubdache der Buche. Das
ge weidet sich mit stiller Lust an den waldumkränzten Seen und wunderbar drohend
chen Hörnern der hohen Felsengebirge, welche in die weißen glänzenden Eis- und
neemäntel gehüllt sind und krystallhelle Kronen tragen, und dann zieht es wieder an
zarten Moose auf dem Sitze, der sich ungesucht ihnen bot. Mit stillem, innigstem
hagen und freudigen Gefühlen empfindet man den Hauch der Natur und schwelgt in
m Genusse und blickt in ihre geheime Werkstatt.

Das Thierleben der Alpenwelt: es ist großartiger als das der Niederung und doch
en die gemeinsamen Kennzeichen nicht. Wie traulich diese kleine Welt des lebendigsten
ns! Da bewegen sich die Halme so eigenthümlich. Was geschieht? Ein Regenwurm
in seinen selbstgebauten Tunnel schlüpfen; er merkt Gefahr, ein goldgrüner Käfer kommt
bei und faßt ihn, bevor er sich noch in seinem Bereiche bergen konnte. Der arme
te Wurm krümmt sich und windet sich und schnellt mit derber Kraft gegen die fest-
enden scharfen Zangen des Raubinsects, um sich ihm zu entziehen; fast gelingt es ihm
, sich loszureißen, aber es eilen noch ein paar solcher schillernder Käfer hinzu und unter-
en ihren Gefährten; der erste aber ist seiner Beute sicher genug, die scharfen Zangen
em fest und er wehrt die zudringlichen Helfer ab, um den Wurm für sich allein
besitzen, und die ungerufenen Helfer sehen sich genöthigt, abzulassen und eilen weiter,
anderswo ein unbedachtes Würmchen zu überfallen. Noch zerrt sich der goldschillernde
aber mit seinem Opfer herum, da stürzt ein Vogel herab vom Baume und spießt den
er für sich oder seine junge Brut! . . . Auf einem weit hervorstehenden Aste der Buche
ein Fink und schmettert seinen Gesang munter und wetteifernd in den Busch, wo
ere Vögel ihm antworten; vor ihm spielt ein Schwarm Mücken in geregeltem Tanze
der warmen, sonnigen Luft; wie auf ein gegebenes Zeichen wirbeln sie unermüdet in
ssen, dann steigt ein Theil auf und nieder in langgezogenen Bogen und durchschneidet
kreisenden; nach einigen Augenblicken wechseln sie; die kreisenden steigen auf und die
gestiegenen beginnen zu kreisen, der Fink aber fliegt nach jedem Schlage dazwischen
holt sich und verspeist ein Thierchen nach dem andern aus dem ununterbrochenen Rei-
er scheint ihnen den Takt zu ihrem Tanze zu singen und zu schlagen und das müs-
sie mit ihrem Leben bezahlen; doch merken sie's fast nicht: sie spielen, sie tanzen an
Stelle fort und fort, bis ein Luftzug kommt, sie vertreibt und den Finken.
t den stillen See, der von mächtigen Felswänden umrahmt ist, die sich in seinem
egel beschauen. Ein ernster alter Fischer zeigt reichen Fang und auf Befragen erzählt
ie Geheimnisse der stummen Bewohner des tiefen Grundes und von der frischen Luft
bunten Forellen des in den See stürzenden Gletscherbachs. . . . Dort, wo der Hoch-
gu enden scheint und nur noch einzelne Riesenbäume, die sogenannten Wettertannen,

ihre schützenden Arme ausbreiten, regt es sich im feuchten Moose, eine Schlange schießt auf einen Frosch und verschlingt ihn und auf einem grauen Steine sonnt sich eine zierliche Eidechse; eine Schnecke kriecht nach der Schattenseite und sucht sich unter dem Heidegebüsch zu verstecken; diesmal erreicht sie es nicht. Die Eidechse holt sie sich . . . In der That, der Haushalt der Natur ist bewundernswürdig. Wo der Stein stirbt, wächst die Pflanze. Die Pflanzenwelt ist die Bedingniß der Thierwelt. Die verschiedenen Thiere sind sich gegenseitig als Wächter füreinander bestimmt, damit kein Geschlecht in seinem Uebergewichte auftreten könne und der Pflanzenwelt oder andern Thieren zu sehr schade in ihrer Entwickelung.

Friedrich von Tschudi's Darstellungsweise ist lebenvoll und poetisch. Seine Wissenschaft ist keine todte oder tödtende. Er zerpocht nicht die Gesteine und zeigt durch daraufgegossene Säuren die Urbestandtheile der Welt; er zählt auch nicht die Staubfäden der Blumen und steckt sie, mit Zetteln versehen, in die grüne Büchse; auch spießt und tödtet er keinen Wurm und keinen Falter, um danach die Natur, geschichtet in Systeme, vorzutragen. Er läßt die Natur lebendig und freudenvoll. Er nennt die blühenden Pflanzen und die springenden Thiere, er nennt sie mit allgemeinen deutschen und schweizer Namen; er fügt nur die Namen der Wissenschaft hinzu, um Verwechselung zu verhüten. Er ist Botaniker und Geolog. Er weiß, daß die Thiere an gewisse Steinarten, gewisse Pflanzengattungen gebunden sind; er weist die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen nach, die auch von atmosphärischen Einflüssen unterstützt und bedingt werden. Auf diese Grundlage hin erzählt er dann von dem königlichen Adler, dem mächtigen, gefräßigen Geier, dem kümmerlichen Leben der kleinern Thiere in den Steinwüsten. In den höhern Regionen, wo die Genzianen, die Alpenveilchen, Aurikeln, das Edelweiß, der Schmuck der Alpen, das Rhododendron, die Alpenrose blüht, da zeigt er uns den Alpenhasen, dort die Schneehühner. Vor ihnen fliehen pfeifend die niedlichen Murmelthiere und die Alpenlerche schwingt sich auf. Dieser Führer kennt jede Stelle im Gebirge, sein scharfes Auge erspäht die Gemse und er weiß uns so zu führen, daß wir die scheuen Thiere selbst beobachten können. Manchen mühseligen Gang hat er gemacht in diesen Zacken und Hörnern und Schluchten; dort hat er gehangen zwischen Tod und Leben und da ist er über einen tiefen Abgrund gesprungen, um sein Leben zu gewinnen. Er kennt die Fährlichkeit der Jagd und manch bestandenes Abenteuer der Gefährten theilt er mit, so treu und so wahr, als hätte er es selbst erlebt. Manchen guten Reimspruch läßt er dazwischen fallen und manches Liedlein stimmt er an. Treu geleitet er den Naturfreund, durchdringt mit ihm den ernsten, tiefen, schauerlichen Thalgrund, den der herabstürzende wilde Bach sich seit Jahrtausenden durch das Gebirge gebrochen; er ersteigt mit ihm die schwindelnde Höhe, wo kein Vöglein, kein Schneefink mehr singt und nur der Adler und der Lämmergeier über den eisigen Kamm ziehen, um die Jagdreviere zu wechseln, oder ein einzelner Steinbock, gejagt und vertrieben, die wenigen Thiere seines verschwindenden Geschlechts wieder aufzufinden bemüht ist. Ueberall gibt er Bescheid von dem wilden, einsamen Hühnergeflügel, von dem kleinsten und verborgensten Vierfüßler, von der Schneemaus, auch von den mikroskopischen Geschöpfen des Schnees, sowie von den größern Raubthieren, von dem wilden Bären und seinem Vetter, dem Dachs. Niemand noch zeichnete mit Worten besser den räuberischen Wolf, den verschlagenen Fuchs und die wilden Katzen; aus dem Schatze seines Wissens und seiner Erfahrung bereichert er den Geist seines Hörers mit neuen Kenntnissen.

Wir geben den Eindruck des Buchs so wieder, wie es auf uns wirkte und sind gewiß, daß jeder Freund der Natur sich ebenso traulich davon wird angemuthet und gehoben fühlen.

Das neue pariſer Zellengefängniß.

Im Mai des Jahres 1850 wurde zu Paris ein neues, auf den Grundſatz der unbe-
ingten Iſolirung errichtetes Unterſuchungsgefängniß: La nouvelle Force, im Boulevard
Nazas eröffnet, welches nach Plan und Umfang eine Merkwürdigkeit im eigentlichen Sinne
es Worts genannt zu werden verdient. Man könnte ſich wundern, daß hier Unter-
uchungsgefangene ebenſo wie Strafgefangene verwahrt werden ſollen; allein
ie Gleichheit beſteht nur darin, daß die Gefangenen von beiderlei Art in Einzelzellen ſich
ufzuhalten haben, in allen übrigen Beziehungen waltet eine Grundverſchiedenheit ob.

„Das Zellengefängniß — bemerkte der Generalgefängnißinſpector von Moreau-Chri-
ophe bei Gelegenheit der Verhandlungen des Congreſſes für Gefängnißreformen zu Frank-
rt am Main im Jahre 1846 —, das wir für die Angeklagten, noch nicht Verurtheil-
n verlangen, wird ebenſo menſchlich, ebenſo ſchützend ſein als die Libera custodia der
ömer. Der Angeſchuldigte war zu Hauſe in der Wohnung, wo er ergriffen ward; er
ird in ſeiner Zelle ebenfalls zu Hauſe ſein. Da wird man für ihn alle Aufmerkſam-
it, alle Sorgfalt haben, die bei einer Unterſuchungshaft zuläſſig ſind; er wird jede Er-
ichterung, jede Freiheit genießen, die mit der innern Ordnung und der Sicherheit
s Gefängniſſes vereinbarlich ſind. Er wird in ſeiner eigentlichen Privatwohnung
inter Riegeln wie in ſeiner zweiten Privatwohnung der Zellen die gemeinſchaftlichen oder
ngelnen Beſuche ſeiner Verwandten, ſeiner Freunde, ſeines Anwalts, der Menſchen, mit
enen er in Geſchäftsverbindung ſteht, empfangen, Begünſtigungen, die man ihm nicht in
en dermaligen gemeinſchaftlichen Gefängniſſen gewähren kann. Ebenſo wird er ſich in
einer Zelle nach ſeinem Geſchmack und ſeinen Mitteln nähren, kleiden, betten können.
Der Spielraum, der ihm geſtattet wird, erhält keine andern Grenzen als ſolche, welche
er Unterſuchungsrichter im Intereſſe der Inſtruction und die Verwaltung im Intereſſe
er Ordnung und der Sitten vorſchreiben. Unter dieſen Verhältniſſen wird die Zelle keine
Strafe für den Angeklagten ſein. Aber eine wahre Strafe für ihn war das Syſtem der
emeinſchaftlichen Gefängniſſe. In der That, welche Strafe, wo noch kein Strafurtheil
folgt iſt, vermuthlich zu ſein, in Gemeinſchaft von Worten, Gedanken und Handlungen
it Menſchen zu leben, welchen zwar dieſelbe Vermuthung von Unſchuld wie ihm zur
Seite ſteht, die aber nichtsdeſtoweniger größtentheils den ſchändlichſten Laſtern, den niedrig-
en Gewohnheiten hingegeben ſind und welche oft als Rückfällige wieder das Gefängniß
betreten! Kann Etwas in Wirklichkeit mehr Strafe ſein, als in der Mitte ſolcher Leute
n ein gemeinſchaftliches Gefängniß geſchleudert zu werden, wo man keinen Schritt thun
kann, ohne ſie vor ſich, hinter ſich, zur Seite zu wiſſen; ohne dieſelbe Luft, wie ſie, ein-
uathmen, ohne ſich in den Sprach-, Wärme-, Schlaf- und Spazierplätzen einen Augen-
lick von ihnen trennen zu können, und dies während vierzehn Tagen, während eines
Monats, vielleicht ſogar während eines Jahrs! Es gibt für den rechtſchaffenen Menſchen
ſagen die Herren Beaumont und Tocqueville) etwas viel Schlimmeres als ſelbſt die grau-
amſte Einſamkeit: es iſt die Geſellſchaft von Böſewichtern.“

Dieſen Ideen gemäß hat nun die franzöſiſche Regierung jenes Gefängniß in der
Hauptſtadt erbauen laſſen, das nach Jagemann's Mittheilung im „Gerichtsſaal“ ſeines
Gleichen in ganz Europa nicht hat. Der ganze Umkreis der Nouvelle Force be-
trägt 6800 Quadratruthen, die Hauptanſicht ſteht gerade gegenüber dem Bahnhof der
nach Lyon führenden Eiſenbahn. Das Gefängniß enthält zwölfhundert Einzelzellen.
Es ſind ſechs Flügel oder ſechs Haupttheile des Gebäudes, welche aber doch nur ein
Ganzes bilden, indem ſie, auf einem Halbkreis ſtehend, alle ſechs in einem gemeinſchaft-
chen Mittelpunkt fächerförmig zuſammenlaufen. Von dieſem Punkt aus überſieht man

mit einem Blick die ſechs Galerieen der Flügel der Art, daß eine einzige Perſon Alles bemerken kann, was in den 1200 Zellen vorgeht. Der Mittelbau ſteht auf Säulen; zu ebener Erde iſt der Aufenthalt der Hauptwache; im erſten Stock befindet ſich eine Kapelle mit einem Altar.

Von dem Centrum gehen alle Befehle und Mittheilungen ebenſo aus, als ſie dahin zurücklaufen, zu welchem Zwecke auf der linken Seite jeder der ſechs Galerieen Sprachrohre angebracht ſind, welche in den Flügeln bei jedem Aufſeherpoſten eine Mündung haben. Neben den Sprachrohren laufen Schellenzüge hin, durch die man ein Zeichen zum Aufmerken gibt, ehe man anfängt zu ſprechen. Ebenſo befindet ſich in jeder Zelle ein Schellengriff, damit die Gefangenen, wenn ſie ſchneller Hülfe bedürfen, ein Zeichen geben können. Durch das Anziehen deſſelben fällt oberhalb der Zellenthür ein Signal herab, damit die Aufſeher ſogleich wiſſen, in welcher der 1200 Zellen geſchellt wurde. Jeder Flügel hat, einſchließlich des untern Raums, drei Stockwerke, deren Galerieen bei Tag durch Oberlichter und bei Nacht durch im mittlern Stock angebrachte Gasflammen erleuchtet ſind. Jeder Flügel enthält 200 Zellen, welche geräumig und geſund angelegt ſind. Das Zellenmobiliar beſteht aus einer Hängematte, welche bei Tag mit dem Bettzeug aufgerollt und oberhalb der Thür auf ein Brett geſtellt und bei Nacht quer durch die Zellen an eiſernen Ringen aufgehängt wird, ferner aus einem Tiſch, Stuhl ohne Lehne, einem Waſſerkrug, zwei Schüſſeln von Schmiedeeiſen, einer Vorrichtung für ein Gaslicht und in den vier Ecken je einem Geſtellbrett. Die Erwärmung im Winter und Erfriſchung im Sommer geſchieht durch Luftkanäle, welche mit den Oefen und beziehungsweiſe äußern Luftkanälen in Verbindung ſtehen. An der gegen außen gehenden Zellenwand befindet ſich 2½ Meter vom Fußboden aufwärts ein Fenſter mit unbeweglichem Rahmen. In der obern Hälfte der Thür öffnet ſich eine Klappe nach innen, durch welche die Lebensmittel hineingegeben werden.

Was den Gottesdienſt betrifft, ſo wird er in folgender Weiſe verrichtet: Die Thür einer jeden Zelle wird in der Richtung nach dem ebenerwähnten Altar in der Kapelle in einem Viertelswinkel ſo geöffnet, daß der Gefangene den Altar ſehen kann. Er iſt von weißem Marmor. Ein alsdann vorgeſchobener Riegel verhindert, daß die Thür weiter aufgehen kann, damit keine Communication der Gefangenen unter ſich ſtattfindet.

Ein Sprechzimmer in gewöhnlicher Weiſe für die Aufnahme von Beſuchen iſt nicht vorhanden. Die Advocaten der Angeklagten glaubt man unbedenklich in die Zellen ſelbſt eintreten laſſen zu dürfen. Für Beſuche von Verwandten und Freunden, ſofern ſie vom Unterſuchungsrichter geſtattet werden, ſind in einem beſondern Zimmer zwei ſich gegenüberliegende, durch einen Gang für Aufſeher getrennte Bogenreihen angebracht, in deren eine die Beſucher, in die andere die Beſuchten eingelaſſen werden, ſodaß mehre Gefangene zugleich Beſuch erhalten können, ohne daß jedoch einer den andern oder auch ein Beſucher den andern zu Geſicht bekommt.

Auf dem Iſolirungsfuß ſind nun ebenſo alle andern Theile dieſer Anſtalt durchgeführt, namentlich die Krankenabtheilung, die Badeeinrichtung und die Spazierhöfe. Von letztern ſind fünf angelegt, nämlich zwiſchen je zwei Flügeln einer. Da jeder Spazierhof zwanzig Einzelhöfe enthält, ſo ergibt ſich die Zahl von hundert im Ganzen, alſo für je zwölf Gefangene einer, und rechnet man auf den Kopf je eine halbe bis drei Viertelſtunden des Tags, ſo haben die Gefangenen im Winter wie im Sommer Gelegenheit, ſich im Freien zu ergehen.

Die Küche iſt ebenſo wie der Gasometer außerhalb des Hauptgebäudes ganz in der Nähe des Centrums angebracht. Aus den Küchen geht eine Eiſenbahn in den Gefängnißraum, auf welcher ſechs Speiſewagen ſo oft hin- und hergeführt werden, als die Eſſenszeiten eintreten. Auf dieſe Wagen werden in kupfernen Gefäßen die Portionen für

ſangenen geſtellt und nachdem der unterſte Stock verſorgt iſt, kommt die Reihe an
ittlern und oberſten; in die letztern bringt eine Hebemaſchine nach dem Vorbild von
nville die Viertlenen, welche auf den Galerien von Zelle zu Zelle bis zum Ende
Flügels vorwärts gerollt werden.

Dieſes großartige Gefängniß iſt in Zeit von fünf Jahren am Keſſen der Stadt
unter der Leitung des Architekten Gilbert und Lecointe erbaut worden. Im Hin-
uf die zu Paris ſtationär gewordenen Unruhen und Aufſtände gelangt man zu der
me, daß die nächſte Beſtimmung des Hauſes darin beſtehe, die bei dergleichen Ver-
aufgegriffenen Maſſen möglichſt ſchnell, ſicher und in der Art unterzubringen, daß
ht aufs Neue gefährliche Pläne ſchmieden können.

ür ein Strafgefängniß wäre die Anzahl von 1200 Detinirten offenbar zu
zur Verwahrung von Unterſuchungsgefangenen dürfte jedoch die Zahl noch
alb der richtigen Grenze ſtehen. Die bloße Beſorgung der Gefangenen mit Klei
Nahrung u. dergl. iſt nämlich eine Sache, die nur um ſo mehr Unterbedienſtete
t, als die Anzahl wächſt, aber Das, was bei Strafgefangenen als das erſte Er-
ß anzuſehen iſt und zunächſt in das Geſchäftsgebiet der höhern Beamten, zumal
irectors, der ja nur in einer Perſon vorhanden ſein kann, fällt, iſt die perſönliche
che, gemüthliche und religiöſe Aufrichtung, ohne welche ein längere Zeit vereinzelt
er der Gefahr der Abſtumpfung, körperlicher und geiſtiger Erkrankung bekanntlich
nterliegt. Und dafür reichen die Kräfte der fleißigſten Beamten nur bis zu einer
von höchſtens 600 Gefangenen aus. Uebrigens kommt es noch ſehr auf die bei
Coleſſalen Unterſuchungsgefängniß zu machenden Erfahrungen an, um mit Sicher-
gen zu können, ob und wie weit daſſelbe von Einer Verwaltung, beziehentlich Di-
, überſehen und nach allen Richtungen gehörig geleitet werden kann.

Ein ruſſiſches Schlachtlied.

dem ſeit einem Jahre in Deutſchland lebenden Fürſten Peter Andrejewitſch
mski, deſſen Vorfahren einſt zu Miaſma (jetzt einer Stadt im ſmolenskiſchen
nement) regierten, als Rußland noch, wie gegenwärtig Deutſchland, in mehre
thümer getheilt war, iſt auf Veranlaſſung der neueſten orientaliſchen Vorgänge
lachtlied gedichtet worden, das wir in einer Ueberſetzung des Herrn von Riedert
en zur Charakteriſtik des gegenwärtigen, im ruſſiſchen Heere angeregten Geiſtes.

Des ruſſiſchen Kriegers Lied.

1853.

er dir, o mein Gottesbild,
ich drei mal mich nieder,
brünſtig, ſtürze wild
e Schlachtenſtürme nieder
as Vaterland, den Zar
en heiligen Altar.

chwert, du meiner Väter Gut,
ich oftmals ſchon gerötet
taren-, Heidenblut,
iſt nun aufs Neu' geſchwenket.
! Eine neue Reiſ
dich reinigen vom Reif.

nterm Balkan unſ're Brüder
uns um Beiſtand an,
Klagen tönen wider

In der Brunſt und Mann für Mann,
Rußlands Sohn ſteht jederzeit
Euch zu Schutz und Trutz bereit.

Theuer bleibt uns ſtets der Ort,
Wo wir uns zu Chriſtus wandten,
Wir der Offenbarung Wort
Durch die Heil'ge Schrift erkannten,
Durch des Kreuzes Wundermacht
Auf zum Leben ſind erwacht.

Rußlands erſter Zarenthron
Kiew, Ahn von unſerm Lande,
Ja Konſtantinopels Sohn
Durch der Taufe heil'ge Bande....
Unter Aſche längſt es glimmt,
Was von Gott uns iſt beſtimmt!

Rußlands Kraft iſt Kreuz und Schwert.
Waren ſchon der Väter Wehre,
Schützten damit ihren Herd
Sich zur Ehr' und uns zur Lehre.
Auf, ihr Brüder, ins Gefecht
Für die Kirche und ihr Recht!

Durch das Kreuz, das ſie entweiht,
Sollen ſie den Hochmuth büßen.
Heiß entbrenne, heil'ger Streit!
Mag auch unſer Blut mit fließen.
Unſer Schlachtruf: Gott und Zar!
Krönt mit Sieg uns immerdar.

Anregungen.

Licht und Schall.

Wenn ein Körper angeſtoßen wird und er fängt an zu erklingen, ſo kann man dies die Seele nennen, die aus ihm ſpricht, und es frägt ſich, ob nicht in etwas mehr als bildlichem Sinne. In der That hat ſchon der Eindruck, den ein ruhig und klar aus ſich herausklingender Körper, etwa eine durch den Wind ſanft erregte Aeolsharfe, macht, etwas eigenthümlich Ahnungsvolles; näher verfolgt ergibt ſich dies als die freudige Verwunderung über die innere Beſeeltheit eines ſcheinbar regungsloſen Körpers, die in ſanftem Klange uns anſpricht.

Der Schall iſt bekanntlich das Schwingen der Theile eines Körpers, welche durch eine äußere Urſache aus ihrer anfänglichen Lage verrückt worden ſind und in dieſelbe eben durch die Schwingungen zurückzukehren ſuchen. Dieſelben werden durch Luft ſowie durch verſchiedene Flüſſigkeiten, Häutchen und Knöchelchen dem Hörnerven mitgetheilt, welcher ſeinerſeits die Empfindung mit ſich bringt. Was ſind aber dieſe Schwingungen im Körper eigentlich und was für Bedeutung haben ſie für ſein Weſen? Meiſt ſchwingen ſehr elaſtiſche Körper reine, klare Töne. Die Elaſticität ſelbſt iſt nichts Anderes als eine individuelle Cohäſionsbeſtimmtheit, nämlich eine beſtimmte Bedeutung und Beziehung der einzelnen Theilchen auf ein Ganzes der räumlichen Geſtaltung. Solche Geſtaltungen einzelner Theile zu einem ideellen Ganzen finden ſich hauptſächlich bei den Kryſtallen ſowie bei kryſtalliniſchen Körpern, d. h. bei ſolchen, in denen die Kryſtalliſation allenthalben begonnen, aber eben deswegen ſich überall geſtört hat. Die Geſtaltung aber zur Form, zum geometriſchen Ganzen iſt der geiſtige Zug, der die Maſſe durchzuckt, das einzelne Theilchen dem Ideellen unterwirft. Das Ideale dieſes Bildens, wie es in ſeinem Gebildeten gebunden liegt, d. h. in der Materie ſelbſt feſtgehalten und beruhigt, ſpricht aus den eigenthümlichen Ecken und Kanten, aus den ſcharf beſtimmten Winkeln und ebenen Flächen, welche den Kryſtall begrenzen und im Innerſten durchziehen. So offen ausgeſprochen iſt nun zwar die Kryſtallform in jedem Körper nicht, indeß gibt es doch hinreichende Gründe für die Behauptung, daß es keinen Körper gebe, welcher nicht in ſeinen, wenn auch noch ſo kleinen Theilen beſtimmte ideale Cohäſions- und Kryſtalliſationsverhältniſſe zeige. Dieſe Idealität wird geſtört und aufgehoben, indem der Körper zum Erklingen angeſtoßen wird. Der Körper behält die ihm aufgezwungene Geſtalt nicht bei, ſondern ſchwingt, ſobald er nur freigelaſſen wird, zurück. Was iſt es nun, was ihn zum Rückgang treibt? Es iſt die Herrſchaft ſeiner idealen Anlage, welche ſich in den Theilen erhält, wenn auch deren äußere Erſcheinung ihr widerſpricht; ſie iſt in ihnen gebunden und ſobald ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind, ſtellen ſie die Beziehung, welche in der gezwungenen Lage nur ideell in ihnen ſein konnte, reell wieder her.

Ein Schwingen noch geiſtigerer Art iſt das Licht, dieſe phyſiſche Seele der Natur, das Lied, das die Schöpfung ſich ſelbſt und ihrem Schöpfer ſingt; das freie, feierliche Jubeln der Idealität, die im freudigen Erzittern den Sieg über den finſtern, todten Egoismus erringt. Daß das Licht aus den Schwingungen eines höchſt feinen, im Weltraum allenthalben verbreiteten Stoffs, des Aethers, beſtehe, iſt durch mathematiſch-phyſiſche Beweiſe zu einem ſolchen Grade der Wahrſcheinlichkeit beſtätigt, daß es Jedem freiſtehen muß, dieſes als ſein Weſen zu verſichern. Das Licht iſt das feinſte Erzittern aus innerm Antriebe (ſeine Geſchwindigkeit — gegen 42 000 Meilen in der Secunde — gegenüber der des Schalls — gegen 1050 Fuß in derſelben Zeit — dürfte dem Lichte einen höhern ideellen Grad vindiciren). Das Licht iſt himmliſche Mittheilung. Die Körperwelt theilt ſich durch Licht und Farben mit; das Licht iſt eine der nothwendigſten erregenden Potenzen des organiſchen Proceſſes; es hat Einfluß auf chemiſche Vorgänge, es iſt überhaupt die erweckende, belebende, beſeligende Kraft. Der Schall iſt auch ein Schwingen, aber die Körper tönen nur, wenn ſie angeſtoßen werden; es gibt keine ſchallende Sonne, wie es eine leuchtende gibt. Wir erſchrecken bei der Vorſtellung einer Sphärenmuſik. Begönnen die gewaltigen Körper der Welt nach der Beſtimmtheit ihrer himmliſchen

Natura zu erklingen, wahrlich die Ahnung müßte uns durchbeben, daß die Schöpfung im Trauergesang ihres eignen Untergangs ersenfzte! Vielleicht müßte der Rückklang ins Chaos, wenn er denkbar wäre, mit so furchterlichem allgemeinen Grauen verbunden sein.

Es ist eins der dankbarsten Unternehmen, die psychische Bedeutung des Lichts an seinen physischen Bestimmtheiten weiter durchzuführen. Erwähnen wir unter diesen nur die hervorbrechenden, die dioptrischen Eigenschaften der durchsichtigen Körper, so finden wir uns wie von selbst auf geistiges Gebiet versetzt. Sind die Farben nicht gleich der Mannichfaltigkeit der geistigen Anlage? Ein Geist und ein Licht und doch wie bunt seine Offenbarungen!

Die deutschen Schauspieler in London.

Die kürzlich verstorbene Frau Thomas, eine am berliner Hoftheater engagirte, recht verdienstvolle Schauspielerin, stellte bei der ersten Unternehmung des Herrn Mitchell im vorigen Jahre sich der darmstädter Truppe anschließen. Sie machte die Bedingung: „Ich will nach London kommen, aber meine erste Rolle muß Deborah sein."

Ihre Nachfolgerin, Fräulein Kuhr in Berlin, für die londoner Aufgabe in demselben Stil, machte die Bedingung: „Ich will nach London kommen, aber meine erste Rolle muß Prezioſa sein."

Solchen Auffassungen gegenüber Das in London herauszubringen, was vom deutschen Theater den Engländern zu zeigen von Interesse war, muß nicht wenig Mühe gekostet haben. Es ist für Den, der deutsches Schauspielwesen kennt, nahezu ans Wunderbare, wie die Truppe der That, außer der Genossen an derartigen Deborah- und Prezioſa-Spielerinnen, nur große Lücke herausbrachte. Diesen Erfolg ermöglichte nur Emil Devrient und die innige, auf Achtung begründete Verbindung seiner Aufgabe dieser Gastspiele mit dem Personal der darmstädter Bühne. In der That konnte die Grundkraft dieses schwierigen Unternehmens nur in einem Personal beruhen, das sich als ein abgeschlossenes Ganze gab und von vornherein eine Disciplin mitbrachte, ohne die ein solches Wagnen auf fremdem Boden verloren gewesen wäre. Diese darmstädter Leiter schlossen sich, diesmal mit Recht ein talentvolles Mitglied ihres eigenen Personals aus, weil in ihm der Komödiant im vorigen Jahre sich so gregt hatte, daß es unmittelbar vor einer auf dasselbe angewiesenen Vorstellung für seinen guten Willen sich ein höheres Honorar verlangte.

Ohne eine disciplinirte Hoftheatertruppe (die ohnedies Costümes und Requisiten stellt) verbunden mit einem Spiritus rector des Ganzen, welcher Kraft und Einfluß haben muß (in diesem Falle Emil Devrient), ist eine solche Unternehmung nicht ausführbar. Die deutschen Schauspieler sind in der Regel zu willkürlich und undisciplinirt. Je talentvoller sie, desto aufsitziger, und je nothwendiger dem Ganzen, desto verfehlter in persönlichen Ansprüchen. Eine geistreiche, erfahrene Schauspielerin wie Frau Thomas konnte bei diesem Gastspiel an ihren gewöhnlichen Gastrollen-Gelust, den Damen ihres Fachs mit „Deborah" zu beginnen pflegen, denken und der ersten Liebhaberin des berliner Schauspiels mußte man in der That „Prezioſa" bewilligen? Es ist gerade, wie wenn Döring sich als erste Rolle seinen Banquier Muller, Marr als erste den Grafen Rantzau und Stuneit den Rauppachschen Cromwell bedingt hätte. Forderungen, die natürlich diesen gebildeten Künstlern nicht würden eingefallen sein, die aber, was die „Collegen" anlangt, ganz im Charakter solcher subjectiven Auffassung gewesen wären.

Emil Devrient hat sein ganzes Talent eingesetzt, die Vertretung der deutschen Schauspieler vor den Engländern national zu erhalten. Die Versuchung, sich in seinen ihm weniger anstrengenden Vaterrollen zu zeigen, lag so nahe; er konnte die Bedingung stellen: „Glas Wasser", „Memoiren des Teufels", „Bürgerlich und romantisch" u. s. w., man würde sie ihm gewährt haben; er eilnete sich aber der Idee dieser Schaustellung deutscher Kunst und Literatur vor der gebildetsten Gesellschaft Englands unter voll fördernte nur solche Rollen, die der englischen Kritik eine Uebersicht der idealen Bedeutung der deutschen Bühne geben konnten. Ihn so ganz erfüllt zu wissen von der deutschen Bühne, wie sie sein sollte, ihn so ganz bemüht zu sehen, Alles zu entfernen, was die deutsche Bühne wie sie leider ist, charakterisirt hätte, gewährt eine seltene Genugthuung, und ganz im Bewußtsein mit Denen, die Emil Devrient's Eindruck auf die londoner Unternehmung als einen gehäuften, einseitigen, ihm nur zum Gewinn gereichenden darstellen wollten, kann versichert werden, daß ohne diesen festen, entschlossenen und machtbegabten Willen des ersten Mitgliedes der Gesellschaft das londoner Gastspiel nicht die ehrenvollen Ergebnisse gebracht hätte, die deutsche Kunst und Literatur ihm verdanken.

Unsere Landsleute machten sich diesmal an sehr schwierige Aufgaben, z. B. „Fiesco", „Braut von Messina", „Wilhelm Tell". Die, wie man erfuhr, befriedigend ausgefallene Lesung war nur durch den geregelten Grundstock des Unter-

nehmend durch die darmstädter Truppe möglich. Wer sich einbilden würde, ein solches Gastspiel ließe sich durch eine Werbetrommel die alle deutschen Talente zusammenriefe, besser möglich machen, irrt sich. Der Canevas der Vorstellungen muß von einer disciplinirten Truppe mitgebracht werden. Devrient lernte nun und spielte mit großer Bravour den „Tell", eine Rolle, die um so anerkennungswerther gewesen sein muß, als sie außerhalb der angeborenen Weise des Künstlers liegt. Im „Fiesco" konnte sein eigenstes Genie walten. Liebenswürdig überredend, verschmitzt, tollkühn und doch berechnend, großherzig vertrauend und doch mißtrauisch, alle diese Gegensätze zu vermitteln gelang ihm als Grafen von Lavagna bewundernswürdig. Die Engländer waren von seinem Lustspielhumor überrascht, der in Shakspeare'schen Stücken die Caricatur vermied. Sein Handelsmann und Mercutio würde sie nicht minder entzückt haben als Perachio. Ob ist an der Emil Devrient'schen Spielweise in neuerer Zeit Bieles auszusetzen worden und auch wir sind nicht mit allen seinen Auffassungen einverstanden; allein die Zahl der Künstler, die überhaupt bei uns als solche in Betrachtung kommen können, ist so klein, daß man Emil Devrient's glänzende Eigenschaften nicht rühmend genug hervorheben kann. Er bleibt ein Meister in der Beherrschung der Scene, er tritt mit einer Vorbereitung an die Lampen, die Allem, was er gibt, den Stempel der Sicherheit und eines Bewußtseins aufdrückt, das alle Hörer zwingen muß. Das ist kein rasirtes Fortgeschobenwerden durch die Effecte des Stücks, wie bei manchen Darstellern, die von Gestaltung, von Erschöpfung einer Rolle, von der Bemächtigung ihrer kleinsten Nüancen keinen Begriff haben. Eine poetische Phantasie begleitet diesen Künstler auf Schritt und Tritt. Sie verklärt selbst das Unbedeutende. Wir wissen sehr wohl, daß sich für jede dramatische Künstlerschaft zuletzt ein Apparat auch ihrer höhern Technik ergibt; selbst Thränen, Rührung, Wehmuth, Freude, Adel der Gesinnung, naives Träumen, Lyrik des Herzens, alle diese höhern Mittel der Menschendarstellung, die in Angelo's Mimik nicht mit Chodowiecki'schen Kupfern dargestellt stehen, können und müssen zuletzt eine Art von Handwerkszeug werden, um den plattesten Ausdruck zu gebrauchen; ja es gibt leider Stunden, wo man beim besten Künstler nur sein Metier sieht. Allein sich dies Handwerkszeug selbst geschaffen haben, es hundert Nachahmern gegenüber seine erste Erfindung nennen dürfen, es mit Seele und Phantasie anwenden und in glücklichen Stunden, bei einer neuen Schöpfung, vor einem neuen Publicum es sogar so brauchen, als wäre jeder Schmerz, jede Freude, jede Thräne, jede schwunggelle Figur der Rhetorik in diesem Momente erst erfunden und neugeboren, das sind Vorzüge, über welche die Kunstgeschichte Buch zu führen hat und wo auch sie ihre vollen Kränze auf die Stirn eines Künstlers drücken wird, dem die Gegenwart, wo er nur auftrat, jede erdenkliche Ovation des Enthusiasmus dargebracht. Im Fach der jugendlichen Helden kann es immer nur darauf ankommen, Darsteller zu gewinnen, die sich auf verständige Art Emil Devrient zum Muster genommen haben. Sie werden dann den ganzen Schwung der Idealität, der einst Ludwig Löwe auszeichnete, ebenso besitzen, wie Devrient's geistige, dem Dichter verwandte und sein Werk mit vollkommenstem Verständniß reproducirende Ebenbürtigkeit der Auffassung, eine Befähigung, die leider in einem erschreckenden Grade an dem schauspielerischen Nachwuchs abnimmt.

Von dem Vorhaben, künftig den Engländern auch unsere neue dramatische Literatur vorzuführen, versprechen wir uns keinen besondern Gewinn. Die Engländer sind in den politischen, religiösen und moralischen Begriffen nicht heimisch, welche in der neuen deutschen Literatur sich der poetischen Formen bedienten. Sie werden eine lustige Komödie von Kotzebue all unserer Nachromantik und Tendenzdramatik vorziehen.

Zum häuslichen Herd.

Eine kluge Frau ersucht uns, folgende Gedanken zu veröffentlichen:

* *

Im kleinsten Thale kannst du wohnen und die Welt schwingt dich dennoch um wie die Achse der Erde.

* *

Die Welt ist ein Kreisel, den der Genius peitscht.

* *

Die süßeste Rache ist, dem Feinde zu verrathen, daß man ihm förderlich sein könne und wolle.

* *

Der mächtigste Herrscher ist der Schein des Dienens, wenn ihm geglaubt wird.

* *

Vor deinen Sarg trete nie vor deine Schlummerstätte! Du legst nur deine Kleider ab.

* *

Oft sieht das Glück dich an mit holden Blicken und du versäumst es nur, ihm zuzunicken.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

wöchentlich ein Bogen.] Nr. 48. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Vorläufer des Columbus.

Von J. G. Kohl.

I.

… tritt eine Erscheinung urplötzlich ins Leben. Wenn ein Le Verrier einen neuen … entdeckt, so hat ihn schon lange vor ihm ein Olbers vermuthet; Lalande … berechnet, daß er ungefähr da oder dort am Himmel gefunden werden müsse; … glaubt ihn vielleicht schon ein mal in dem Spiegelbilde seines Riesenteleskops … zu haben, bis Le Verrier ihn dann endlich sieht, ihn Neptun nennt und ihn … und alle Ewigkeit festhält. Ebenso hatte auch die Enthüllung des ganzen ame… …en Continents eine lange Morgenröthe. Jahrhunderte lang ist er so zu sagen … gewesen, das vor den Augen der Welt umhertanzte, durch einen leisen Schimmer … dann und wann zu erkennen gab, ja schon einmal ziemlich deutlich hervortrat … wieder in Finsterniß verschwand, bis endlich Columbus und seine Nachfolger es … und gleichsam für immer an ihm vor Anker legten.

… an einem Punkte, im äußersten Nordwesten, nähert sich die neue Welt der alten … sehr hohen Grade. Bei der Beringsstraße berühren sich beinahe beide Conti… …ur ein schmaler Wasserarm, den selbst rohe Völker in ihren Canoes leicht über… …rennt sie hier. Im Winter sind sie von einer compacten Eisbrücke, die von …ifer hinübergeht, verbunden und noch außerdem schlingt sich eine Reihe von Inseln, …nnten Aleuten, wie eine Kette von Welttheil zu Welttheil hinüber. Klima, Bo… …enheit, die todte und lebendige Natur sind auf beiden Seiten sehr ähnlich. Die …wegten sich herüber und hinüber. Der Austausch der Pflanzengesäme konnte …t vermittelt werden. Und daß auch die Menschen stets von einem Continent …n hinüberwanderten, können wir aus dem Umstande schließen, daß noch heutiges …Völker auf beiden Seiten nicht nur äußerst gleichartig sind, sondern daß auch …hen Aschuktschen beständig nach Amerika zu Markte kommen, sowie umgekehrt …anischen Eskimos nicht selten ihre Fisch- und Jagdpartieen nach Asien hin … Die Geschichte der Eskimos, die Traditionen einiger Indianerstämme Nord-

amerikas, ja sogar, wenigstens nach der Meinung Vieler, die hieroglyphischen Chroniken der Mexicaner weisen auf diese nordöstlichste Ecke Amerikas als den Ausgangspunkt ihrer Ausbreitung und Völkerwanderung hin.

Daß wir dort an der Beringsstraße den frühesten Columbus, der vielleicht in einem ausgehöhlten Baumstamme von einem Continent zum andern hinüberruderte, oder den Noah, der in einer Arche das Gesäme der Schöpfung von Westen nach Osten führte, zu suchen haben, geht daher aus jenen Verhältnissen im Allgemeinen als ziemlich wahrscheinlich hervor, obwol die nähern Umstände dieses Ereignisses so tief in historisches Dunkel verhüllt sind wie der Nordpol in Eis und Schnee. Es ist aber ein durch alle unsere neuern Weltumsegler bestätigtes Factum, daß chinesische und japanesische Schiffe vom Sturm verschlagen in Kamtschatka, auf den Aleuten, an der Westküste Amerikas zu Zeiten gescheitert sind. Schiffbrüchige aus diesen Ländern fanden die Russen im Nordosten Asiens vor, sowie die Engländer im Nordwesten Amerikas. Erwägen wir dabei, daß die Chinesen und Japanesen vielleicht die ältesten Schiffahrer der Welt sind, daß sich gar nicht mehr bestimmen läßt, wie lange vor Christi Geburt sie schon große Fahrzeuge zu bauen verstanden und mit der Segelstellung und sogar vielleicht mit dem Kompaß bekannt waren, so kann man das Scheitern asiatischer Fahrzeuge und das Landen chinesischer und japanesischer Mannschaften an den amerikanischen Küsten allerdings als eine im Laufe der Zeiten sehr gewöhnliche und oft[illegible]e Erscheinung betrachten und man darf es daher beinahe als ausgemacht annehmen, daß jene genannten von allen alten Culturvölkern die ersten waren, welche den Boden der neuen Welt betraten.

Chinesische Historiker des 5. Jahrhunderts sprechen von einem Lande im Osten Asiens, das sie Fou-hang nennen und einige Europäer haben geglaubt, sie hätten Amerika damit bezeichnen wollen. Auch wollte man glaublich machen, daß viele Schiffe von der großen Flotte, welche Kublai-Khan im 13. Jahrhundert gegen Japan ausrüstete und die durch Sturm zerstreut wurde, nach Amerika verschlagen und dann durch sie dort die Cultur und die Staaten Mittel-Amerikas gestiftet seien. Neuere Forscher haben es indessen festgestellt, daß mit jenem chinesischen Ostlande Fou-hang nichts weiter als Japan gemeint und daß jene Landung einer chinesischen Flotte in Central-Amerika aus der Luft gegriffen sei. Auch wendet Amerika Asien und dem Stillen Ocean seine am wenigsten lockende Seite, so zu sagen seinen Rücken zu. Die Ufer sind hier auf langen Strecken hafenlos und steil. Die rauhesten und massenhaftesten Gebirge drängen sich hart längs des Küstensaumes hin. Keine fruchtbaren Niederungen, wenige schiffbare Ströme lassen sich zum Ufer herab. Das Klima ist regnigt und stürmisch. Alle seine schönen Ströme, seine fruchtbaren Fluren, die meisten seiner einladenden Häfen streckt die neue Welt nach Osten hin. Dem Atlantischen Ocean sind ihre Arme, ihre Mündungen, ihm ist so zu sagen ihr ganzes Angesicht zugewandt und von hier aus scheint sie also durch ihren ganzen Bau auch so zu sagen bereit, ihren Erlöser aufzunehmen.

Wie die Küsten Amerikas zum Empfange der Weltbewegung aus Osten bereit sind, so ist auch die ganze Oberfläche unsers Globus auf einen Marsch der Civilisation aus Osten nach Westen eingerichtet. Aus Osten steigt die Sonne empor. Aus Osten strömen im Atlantischen wie im Stillen Oceane die regelmäßigen Winde, welche die Engländer so bezeichnend die trade-winds, d. h. die Handelswinde, die großen Verkehrswinde nennen. Und wie sie, so bewegen sich auch die Hauptströmungen der Oceane selber von Osten nach Westen und bewirken es, daß Gesäme und Thiere und Menschen diesem Zuge folgen und in einer unaufhörlichen Wanderung, von Osten nach Westen drängend, den Globus umkreisen. Die Civilisation mußte erst ihren weiten Marsch durch Asien nach Westen hin bis zu der Küste des Atlantischen Oceans vollendet haben, bevor sie die nach ihr ostwärts ausgestreckte Hand Amerikas ergreifen konnte. Erst als dies geschehen war, konnte

e dann über Amerika hinweg auch wieder China von Osten her ergreifen und es, nach-
em sie den ganzen Umkreis vollendet, mit Amerika verknüpfen, was nun vor unsern
lingen und in unsern Tagen geschieht, indem chinesische Auswanderung sich jetzt anschickt,
assenhaft in die amerikanischen Länder an der Südsee, in Californien, Mexico, Co-
mbia auszuströmen.

In den Tagen des Alterthums entwickelten die Phönizier ihre Marine zuerst auf den
nachbarten Gewässern, dem Rothen und Mittelländischen Meere, und erhoben sich hier,
n Cap zu Cap, von Insel zu Insel schiffend, zu immer größerer Kunde und Geschick-
heit. Nach Westen und Süden vorschreitend, gelangten sie dort bis an das große
or, das sie die Säulen des Herakles nannten, die jetzige Straße von Gibraltar und
r bis an die andere merkwürdige Enge, die heutzutage das Thor des Todes heißt,
Straße von Bab-el-Mandeb. Lange mochten diese beiden gefürchteten Pforten die
renze ihrer Schiffahrt bleiben. Endlich aber wurden auch sie durchschifft und die ägyp-
ten und phönizischen Matrosen gelangten so in die großen Oceane hinaus.

Jenseits der Säulen des Herakles trennten sich die Wasserstraßen, die in den Zeiten
Kindheit der Küstenschiffahrt längs des Ufers liefen und spalteten sich in zwei ver-
ebene Wege, von denen einer nordwärts längs der hispanischen Halbinsel nach Gallien,
itannien und dem Norden und der andere längs des afrikanischen Continents nach
den ging. Die Phönizier folgten, als sie zum Thore hinaus waren, beiden Richtungen
e setzten ihre Entdeckungen und ihre Colonienegründungen nach beiden Seiten fort, wie
n dies auch nach ihnen die Karthager, die Griechen, die Massilier und Römer und
haupt Alle, welche je aus jenem Thore nach Westen schiffend hervorsegelten, gleich
e und ebenso gethan haben. Und bei beiden Richtungen erreichten sie schon die großen
rstraßen, welche nach Amerika führen, auf dem Nordwege nach Britannien und dem
rnten Thule, das nur noch wenige Längengrade von Grönland und Amerika entfernt
; auf dem Südwege zu den Canarischen Inseln, aus deren Nähe der merkwürdige
estlich gerichtete Meeres- und Luftstrom leise und stetig nach Amerika hinübertreibt.
dem großen Geheimnisse, mit dem die Phönizier, Aegypter und Karthager ihre Schiff-
ten und Handelsspeculationen umhüllt haben, ist es freilich schwer, genau zu bestimmen,
weit sie nach Norden, Süden und Westen gekommen sein mögen. Allein dies scheint
gstens gewiß, daß sie mehr als die Hälfte des Wegs von Tyrus nach dem großen
-Continente häufig zurücklegten.

Wir haben Nachrichten darüber, daß die Phönizier sowol als die Aegypter schon
Afrika umsegelten. Manche Gelehrte halten zwar diese Nachrichten für unzuver-
Andere glauben, es sei dieser Periplus mehr als ein mal von ihnen ausgeführt
ieß der Fall, so ist es möglich, ja beinahe wahrscheinlich, daß sie dabei zuweilen,
auch nur als Schiffbrüchige, gewiß nach Amerika hinübergeführt wurden. Afrika
so weit nach Westen, und Süd-Amerika so weit nach Osten hinaus, daß zwischen
äußersten und sich begegnenden Punkten nur eine Längen-Differenz von kaum 250
n bleibt. Und noch dazu findet diese Annäherung in einer Gegend statt, in welcher
e und Meeresströmungen beinahe von selbst nach Westen hinüberführen.

Es ist bekannt genug, daß der Portugiese Cabral bei einer eben solchen Umschiffung
s das Schicksal hatte, nach Brasilien verschlagen zu werden und dieses westliche Land,
r so zu sagen auf seinem Wege zum Osten berührte, zu entdecken. Und ebenso
t ist es, daß noch jetzt die Schiffer, wenn sie Afrika umsegeln, häufig in brasili-
Häfen, als wären es ihre Wegestationen zur Erfrischung und Ausbesserung, vor
gehen. Unwillkürlich und wider seinen Willen mag also auch mancher Phönizier
gliche Weise schon zu dem östlichen Theile Amerikas hinübergeführt sein, sowie auch
r chinesische Capitän, nach Dem, was ich oben sagte, in die westliche Partie der

Neuen Welt verschlagen wurde. Neuere Forscher haben auch in Amerika selbst deutliche Spuren der Anwesenheit der Phönizier finden wollen, einige haben sogar behauptet, daß sie einen fortgesetzten und stetigen Handelsverkehr mit den Antillen und Central-Amerika im Stillen geübt hätten und die Untersuchungen und Acten über diesen merkwürdigen Punkt sind noch keineswegs als abgeschlossen zu betrachten.

Den Fußtapfen jener alten Meister der Segelkunst folgten aber zunächst die Griechen, deren Städte zum Theil von Phöniziern und Aegyptern gegründet waren. Auch sie entwickelten in ihrem kleinen Archipelagus von Insel zu Insel, von den Küsten des Peloponnesos zu denen Kleinasiens fahrend, gleich wie ihre Vorgänger eine bedeutende stets wachsende Marine und dehnten aus den innersten Verstecken des Mittelländischen Meeres nach und nach ihre Entdeckungen und Handelsspeculationen über alle Gewässer innerhalb der Säulen des Hercules aus. Doch beschränkten sie sich der Hauptsache nach auf diese Gewässer. Einen weitgehenden Welthandel, wie die Phönizier, die im Alterthum einzig dastehen, begründeten die Griechen nicht. Viele geographische Kenntnisse, welche den Phöniziern bereits sehr geläufig waren, gingen, nachdem der Halbgriche (Alexander) Tyrus zerstört hatte, wieder verloren. Daß Afrika eine Halbinsel sei und umschifft werden könnte, bezweifelten die Griechen und sie versuchten dergleichen nicht. Doch scheinen sie einige der phönizischen Entdeckungen als Traditionen bewahrt zu haben. Sie berichten von gewissen Inseln im Westen, die sie die Glückseligen nennen und in denen die meisten Gelehrten die Canarischen Inseln, Manche aber die von Phöniziern besuchten Antillen in Amerika erkennen wollen. So erzählen sich die Griechen auch von einer noch viel größern Insel im Westen, die sie Atlantis nannten und die Plato für größer hielt als Europa und Afrika zusammengenommen. Diese so merkwürdige und leider so dunkle Sage der Griechen von der Atlantis müssen wir entweder als eine Ueberlieferung phönizischer Schiffer oder als ein Product der Speculationen der griechischen Philosophen und Kosmographen betrachten. Diese letztern ahnten und wußten es längst, daß die bewohnte Erde nicht eine im Meere schwimmende flache Scheibe, sondern eine Kugel sei. Pythagoras bewies dies unter anderm öffentlich in seiner Schule aus dem Erdschatten, den er bei den Verfinsterungen des Mondes beobachtete. Sie stellten sogar Berechnungen über die Größe dieser Kugel an und kamen dabei zu Resultaten, die man nicht eben übertrieben falsch nennen kann. Nahmen die Griechen also an, daß die Erde eine Kugel sei und daß sich demnach die ihnen bekannten Festländer gleichsam wie Blätter auf der Oberfläche dieser Kugel herumbögen, so mußten sie auch die ganz natürlich daraus abzuleitende Consequenz acceptiren, daß der Ocean nicht ohne Grenze sei, daß man, wenn es nur an Kühnheit und Geschick nicht fehle, die ganze Erde umreisen könne, daß man, nach Westen segelnd, entweder wieder nach Asien kommen oder in der Mitte des Oceans noch ein großes Land finden müsse. Plato, wie gesagt, deutete dies Letztere an und beschrieb auf romanhafte Weise das große Land Atlantis im Westen, als hätte er Amerika gleichsam wie durch eine Fata morgana am fernen Westhorizonte auftauchen sehen. Einst habe, — setzte er hinzu, — dies Land wirklich existirt, nachher sei es durch eine große Erdrevolution wieder zu Grunde gegangen und diesen Zusatz des Plato möchte man sich veranlaßt sehen, so zu deuten, daß einst das große Westland den Schiffern bekannt war, später aber, als phönizischer Unternehmungsgeist nicht mehr am Steuerruder stand, die Kunde davon verloren ging. Daß die Griechen nicht nach den Fingerzeigen und Andeutungen ihrer Kosmographen und Astronomen segelten, ist wol nur dem Umstande zuzuschreiben, daß sie noch geschicktere Denker auf dem Felde der theoretischen Speculationen, als kühne Praktiker auf dem Gebiete der Schiffahrt waren. Man könne wol, so sagten oder dachten sie, die Welt umreisen, wenn nicht im Westen die See durch das untergegangene Land Atlantis in einen Sumpf verwandelt, wenn nicht die Gewässer im Norden in Folge der

so dickflüssig wären und wenn nicht im Süden in Folge der Hitze Alles zerschmölze
n Flammen aufginge.

Die weitesten geographischen Entdeckungsreisen der Griechen sind wol von ihren Pflanz-
Massilia (Marseille) im westlichen Becken des Mittelländischen Meeres unternommen
n und namentlich ist hier der berühmte marseiller Handelsmann und Schiffer Pytheas
nen, der hoch in den Norden hinaufsegelte, Großbritannien und Schottland um-
und bis zum entlegenen „Thule" gelangte, welches Einige für Island, Andere aber
Shetlands-Inseln halten. Mag Dies oder Jenes sein, so ist es klar, daß Pytheas
n besten Wege war, Amerika zu entdecken, zu dessen äußersten Ausläufern nach
er von Island und den Shetlands-Inseln aus nur noch wenige Längengrade em-
ar. Allein Pytheas glaubte, weiter zu schiffen sei unmöglich und noch lange Jahr-
te nach ihm blieb der berühmte Name Thule die Bezeichnung des äußersten erreich-
Landes nach Nordwesten.

u einer Zeit, wo es noch keine Druckerpresse, keine wissenschaftliche Oeffentlichkeit,
Weltliteratur, kein alle civilisirten Völker umschlingendes Band, eine einige Cultur-
, gab, wo die jetzt jedem Kinde geläufigen Dinge in den Mysterien geheimnißvoller
haften als staunenswürdige Offenbarungen überliefert wurden, wo jedes Volk für
herschritt, wo den Fremden die gemachten Entdeckungen auf das strengste ver-
n wurden, — es ist begreiflich, sage ich, daß in einer solchen Zeit die Wissen-
oft aufblühen und wieder verblühen mußten, da jedes Volk, so zu sagen, immer
von vorn anfangen und den mühseligen Kreislauf seiner Vorgänger von Neuem
chen mußte.

lb daher den Griechen endlich die Römer folgten, erbten diese in Bezug auf geo-
he Kenntniß zunächst nicht viel von jenen. Sie setzten erst nach Britannien hin-
ter Cäsar, der nun erst wieder vermuthete, daß dies Land eine große Insel sei.
zur Zeit des Kaisers Claudius sandte der römische Feldherr Agricola eine Flotte
n Norden, die ganz Britannien ringsumher umschiffte, die Orkadischen Inseln
irfig machte und das entfernte Thule von Weitem erblickte. Dies hielten die Römer
ganz neue Entdeckung und doch war es nur die Auffrischung einer alten, aber
gegangenen Kenntniß.

e Römer waren Soldaten und Staatsmänner. Die speculirenden Philosophen,
nen und Kosmographen ihrer Zeit waren, wie z. B. Strabo und Ptolemäus,
chischem Stamme. Ebenso die Gehülfen der Geographen, die Schiffer und Kauf-
Die Römer wollten die Welt nur so weit kennen, als sie sie beherrschen konnten.
ch nannten sie Orbis terrarum (den Erdkreis). Diesen römischen Erdkreis, dessen
le durch ein wunderbares und kolossales Netz von Landstraßen innig verknüpft
kannten sie freilich gründlich und sie haben im Innern desselben bessere Ent-
n und von ihm werthvollere Schilderungen gemacht als ihre Vorgänger, die nur
n Küsten streifenden Griechen und Phönizier. Aber um Das, was sie innerhalb
gen ihres Reichs nicht festhalten konnten, bekümmerten sich die Römer weniger
n die griechischen oder ägyptischen Fabeln von den Glückseligen Inseln, von der
und von großen Ländern im Westen auf sich beruhen. Thule blieb unter den
das Nec plus ultra. Norwegen dachten sie sich, was es nicht war, als eine
d Afrika, was es auch nicht war, als unumsegelbar. Das Meer im Westen
de fast noch dunkler, als ihre Vorgänger es sich vorgestellt hatten. Nur wenige
orphetischen Geister gab es unter den Römern, die so weit in die Finsterniß der
nd Zeiten hinausschauten, wie der Philosoph und Dichter Seneca, von dem der
Ausspruch herrührt:

Venient annis secula seris
Quibus Oceanus vincula rerum
Laxet, et ingens pateat tellus
Typhisque novos detegat orbes, —
Nec sit terris ultima Thule.

(Es sollen dereinst in spätern Zeiten Jahrhunderte kommen, in welchen der Ocean die Schranken der Dinge durchbrechen, die Grenzen erweitern wird. Da wird die Erde sich weithin vor uns eröffnen, Typhis *) wird neue Kreise enthüllen und es wird für unsere Länderkenntniß kein äußerstes Thule mehr geben.)

Diese merkwürdige Prophezeiung des Seneca ist in seinem bekannten Drama „Medea" dem Chor in den Mund gelegt. Vielleicht wurde er dazu durch die Lectüre der kosmographischen Speculationen der alten Griechen und Aegypter veranlaßt. Vielleicht glaubte er an die Atlantis des Plato und sah eine neue Welt im Westen dämmern.

Nach dem Untergange des römischen Reichs, in den Zeiten der sogenannten Völkerwanderung zieht sich wieder eine dichte Finsterniß über das ganze weite und schöne Culturbecken des Mittelländischen Meeres und über das ihm angrenzende Europa. Die römischen Städte, die Pfleger der Bildung, werden zerstört. Die Annalen der römischen und griechischen Geschichte und Literatur werden zum Theil verbrannt und vernichtet und selbst das Gerettete wurde nur von Wenigen gelesen oder verstanden. Der ganze von den Römern civilisirte Orbis terrarum zerfällt in eine Menge nur lose zusammenhängender Reiche, zwischen denen der friedliche Handelsverkehr stockt und aufhört. Von Entdeckungsreisen, von Erweiterung des geographischen Horizonts ist nicht die Rede. Die kosmographische Kenntniß, die man bereits erlangt hatte, geht in so hohem Grade wieder verloren, daß man auch an die Kugelgestalt der Erde nicht mehr glaubt. Nicht nur der gemeine an der Scholle klebende Mann, sondern auch die weltschauenden Lehrer der Menge, die Leute, die als Orakel galten, glaubten und lehrten es, die Welt, d. h. Asien, Afrika und Europa, sei eine viereckige flache Erdscholle, die mitten in einem grenzenlosen Oceane schwämme und mehre der ersten Schriftsteller des Christenthums der Kirchenväter machten es sogar zu einem Glaubenssatze: es gebe keine Antipoden. Cosmas, ein „großer" Reisender und Geograph des 6. Jahrhunderts, stellte die Erde so auf seiner berühmt oder berüchtigt gewordenen Landkarte dar. Die byzantinischen Griechen, die Nachkommen der alten schiffahrenden Hellenen, obwol sie allerdings noch länger als die Römer die Flamme der Cultur hegten, waren doch durch die wandernden Ströme der Barbaren, die im Süden und Norden an den Grenzen ihres Reichs oft vor den Mauern ihrer Stadt vorüberzogen, in hohem Grade von der übrigen Welt isolirt. Ihre physischen Kräfte wurden ganz in der Vertheidigung ihres immer mehr sich verengenden Reichs verbraucht, ihre geistigen in philosophischen Sophismen und religiösen Streitigkeiten, die sie eifriger in den Mauern ihrer Stadt fortführten. Die Welt draußen war voll Sturm und Graus und Handel, Schiffahrt, Erdkunde waren daher unter den Gewerben, Künsten und Wissenschaften diejenigen, welche die Byzantiner am wenigsten förderten.

Licht in die Erdkunde kam erst wieder durch die Araber und die Normannen, von deren Annäherung an die Entdeckung Amerikas in einem zweiten Artikel.

*) Der Name des von den Dichtern gepriesenen Steuermanns der Argonauten.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Die Spinnen.

Eine naturhiſtoriſche Skizze.

Der kunſtreiche Bienenſtaat, der merkwürdige Haushalt der Ameiſen ſind Gegenſtand unzähliger Beobachtungen und intereſſanteſter Unterſuchungen geweſen. Weniger iſt dies der Fall bei einer zahlreichen Ordnung anderer Thiere, deren Naturgeſchichte in vielen Beziehungen gleichwol nicht minder merkwürdig erſcheint. Die Spinnen! hören wir zwar rufen — dieſe garſtigen Thiere! Aber wir wollen nur an das Mitgefühl erinnern, das die Leſerinnen ohne Zweifel bei der Geſchichte des gefangenen Grafen Lanzun und ſeiner Spinne beſchlichen, oder an die Freude über den „fliegenden Sommer und das Mariengarn", wenn ſie das Nahen des Lenzes künden oder dem trübern Herbſte noch einige heitere und ſchöne Tage einweben. Hat dies ja auch unſer Dichter nicht verſchmäht, wenn er den Sommerfaden für ein günſtiges Zeichen nimmt und ſingt

Da fliegt, als wir im Felde gehen,
Ein Sommerfaden über Land,
Ein leicht und licht Geſpinnſt der Feen
Und knüpft von mir zu ihr ein Band.

Was der Phantaſie des liebenden Dichters zum Feengeſpinnſt geworden, iſt das Werk einer kleinen, etwa ſtecknadelkopfgroßen ſchwarzbraunen Spinne, der Sommerfäden-Spinne (Aranea obtextrix), die man nur ſelten zu Geſicht bekommt, weil ſie ſich ſchnell auf den Boden fallen läßt, ſobald ſie einen nahenden Tritt hört. Dies iſt wol auch die Urſache, daß man lange über den Urſprung dieſer Fäden und Gewebe, welche im März und dann wieder im October und ſchönen November die Felder, Wieſen und Hecken überziehen und an deren feinſtem Flore hängende Thautropfen blitzender Edelſteine und kleine Sonnen bil- den, im Ungewiſſen war. Die fliegenden Sommerfäden ſelbſt erwähnt keiner der alten Schriftſteller und bezeichnend genug iſt es ein Dichter, und zwar der Engländer Chaucer (geſtorben 1400), der ſich, ſoviel man weiß, zuerſt ihrer poetiſch bemächtigt hat. Man glaubte wol auch, die kleinen Spinnen ſpritzten die Fäden hervor und ließen ſich mit ihnen in die Luft fliegen, um auf dieſer Reiſe kleine Inſekten zu fangen, alſo das wilde eines mit dem andern zu vereinen, und der Thau mache dann die Fäden zu Boden fallen; Andere hielten für die leichten Boten heiterer Tage für Ausdünſtungen der Pflanzen, die, in der Luft verdichtet, herabfielen. Das Irrige dieſer verſchiedenen Vermuthungen iſt nun nachgewie- ſen. Die kleinen Thiere ſelbſt kann man des Morgens zu vielen Tauſenden erblicken, wenn der Thau verdunſtet und das Geſpinnſt trocken iſt. Der Luftzug, der die Spinnen von einem Halme oder Zweige zum andern treibt, führt auch einzelne Fäden mit fort, die daran hängen ſtrichweiſe zuweilen Spinnen, woher die Meinung eines abſichtlich hervor- gebrachten Fliegens gekommen ſein mag. Fliegen die Fäden im Frühjahr umher, ſo ſagt der Landmann: „Der Sommer kommt an!", im Herbſte „fliegt er ihm weg".

Finden wir auch alle Spinnen als geſchickte Arbeiterinnen feinſter, wunderbarer Ge- webe, ſo haben doch nicht alle den gleichen Zweck dabei. Die Einen brauchen ihr Ge- ſpinnſt nur zum Auskapeziren ihrer Wohnungen, zur Hülle für ihre Nachkommenſchaft, wie der Seiltänzer zum Feſthalten bei ihren Bewegungen; Andere geben weiter und ihnen ihre Netze recht eigentlich für den Fang. Schwache Thiere haben zur Maſſe auch Liſt erhalten. Es hat wol Jeder ſchon geſehen, wie am Ende des Gewebes eine ſackartige Zelle ſich befindet, in welcher die Spinne wohnt, aber auch lauert, bis etwas für ſie zur Nahrung Brauchbares ſich nähert und im Netze verwickelt. Wie ein Blitz eilt dann die Spinne herbei, tödtet die zappelnde Fliege oder Schnake, ſaugt ſie aus und begräbt ſie dann gleichſam, indem ſie dieſelben mit Fäden umwickelt. Kleinere Fliegen werden wol auch unumwickelt in die Höhle geſchleppt. Dieſe Zelle iſt nicht immer un-

mittelbar an dem Gewebe, sondern versteckter angebracht und mit jenem durch einen Faden verbunden, der einestheils als eine Art Telegraph dient, um der Lauernden sofort anzuzeigen, wenn sich etwas im Netze gefangen hat, anderntheils als hängende Brücke, auf der sie schnell zu dem Orte eilt, von dem die Bewegung ausgegangen. Einige Spinnarten verschmähen indeß die Hinterhaltskünste und Fallstricke der andern. So stürzt sich die Löwenspinne mit ungemeinem Muthe und äußerster Gewandtheit auf ihre Beute, obgleich sie keineswegs die größte und stärkste ist, und zeigt sich nur beim blendenden Lichte der Sonne. Die Wolfs- oder Jagdspinnen, zu denen auch die vielbesprochene und vielgefürchtete Tarantel gehört, machen keine Netze, sondern gehen Tags über auf die freie Insektenjagd und haschen ihren Raub im Sprunge.

Höchst verschieden in Anordnung und Vollkommenheit sind die mannichfaltigen Gewebe, von den regelmäßigen, in allen ihren Theilen vollendeten, entweder perpendiculär hängenden oder horizontal ausgespannten, bis zu den rohern, kettenartigen aus von oben nach unten hin und her gezogenen Fäden. Sind mehre Spinnen beisammen, so ist es nicht blos der Schwache, der unterliegt; sie wissen sich dann so zu stellen, daß auch der Starke, der das erste Netz durchbrochen hat, dem zweiten gewiß nicht entgeht. Der merkwürdige Apparat, welcher den Stoff für das Gewebe liefert, besteht aus den Spinndrüsen und Spinnwarzen. Letztere, an der untern Seite des Hinterleibs, haben bei den größern Spinnen oft über tausend Oeffnungen, aus welchen die Fäden kommen. Was wir als Spinnfaden erblicken, ist in der Regel schon nicht mehr der außerordentlich feine Einzelfaden, sondern eine bereits durch die Fußklauen der Spinne bewerkstelligte Vereinigung vieler Hunderte solcher Fäden. Man hat wol auch schon daran gedacht, die Eierhülsen (Cocons) in der Industrie zu verwenden und Strümpfe und Handschuhe davon gemacht. Der Erfolg lohnt der Mühe nicht, da einmal die Spinnenseide weniger fein und glänzend ist als die der Seidenwürmer, sodann eine ungeheure Menge Spinnen nöthig wäre, um nur eine geringe Quantität ihres Products zu erlangen (nach Réaumur 600,000 Spinnen für 1 Pfund).

Erwähnen wollen wir noch zwei Spinnarten wegen ihres bewundernswerthen Haushalts. Die Wasserspinnen schwimmen und wohnen im Wasser, wo sie sich eine dichte Glocke wie eine Taucherglocke zur Wohnung weben, die sie mit Fäden an Wasserpflanzen befestigen. Die Art und Weise, wie sie an der Wasserfläche Luft holen und in die dadurch sich immer mehr ausdehnende Glocke tragen, um dann ruhig in derselben zu sitzen und auf ihre Beute zu lauern, ist höchst interessant. Danach überspinnt sich das Thier mit einem weichen und klebrigen Ueberzug, der sich beim Hinein- und Herausschlüpfen wieder schließt, ohne das Wasser eindringen zu lassen; und während die erste abgestreifte Blase die künftige Wohnung bildet, dient jede folgende, welche an der Oberfläche des Wassers um die Spinne sich von Luft ausdehnt, dazu, der erstern Glocke Luft zuzutragen und sie auszudehnen. Nachbarglocken entstehen dann für das Weibchen und später für die Eier kleinere. Eine andere große, nur in südlichern Gegenden vorkommende Gattung, die Minirspinnen, bietet eine Eigenthümlichkeit, die ähnlich im Thierreich nur noch bei dem Neste eines Vogels vorkommt. Diese Spinnen graben sich nämlich einen Gang in die Erde, kleiden ihn mit vielem Gewebe aus und schließen ihn mit einem künstlichen Deckel aus Fäden und Erde, einer förmlichen Fallthür, von welcher Fäden in das Innere der Höhle gehen, welche wahrscheinlich dienen, die Bewohnerin von dem außen Vorgehenden zu unterrichten. Den Deckel hält die Spinne mit vieler Kraft durch Kiefer und Beine bei jedem Versuche, ihn zu öffnen. Gouraget zu Montpellier hat darüber schon im vorigen Jahrhundert prächtige Beobachtungen gemacht.

Die gemeiniglich verachteten Spinnen sollten aber auch eine historische Rolle spielen, die in nichts Geringerm bestand, als daß sie als Gehülfen des französischen Generals

Pichegru bei der Eroberung Hollands aufgetreten sind. Dies hängt mit einer Eigenschaft derselben zusammen, die, früher vielfacher bekannt, jetzt ziemlich in Vergessenheit gerathen zu sein scheint, wie wir glauben mit Unrecht — nämlich mit ihrem Prophezeien des Wetters. Doch wir wollen die hierher gehörige Geschichte den Lesern etwas ausführlicher mittheilen, da sie Vielen gar nie bekannt gewor[illegible] sein mag oder längst vergessen ist.

Quatremère Disjonval, Generaladjutant der Batavischen Republik und M[illegible] der Akademie der Wissenschaften zu Paris, hatte bei dem Kampfe der Holländer gegen den Erbstatthalter eine Rolle gespielt und war bei dem Einrücken der preußischen Armee unter dem Herzoge von Braunschweig gefangen genommen worden. Disjonval brachte 89 Monate, von 1787 bis um die Mitte Januars 1795, wo die Neufranken einzogen, in einem Kerker zu Utrecht zu, in dem Langeweile wie Neigung für die Naturgeschichte ihn zur genauesten Beobachtung seiner einzigen Genossen — der Spinnen trieben. Die Summe dieser interessanten Beobachtungen hat Disjonval nachher in einem eigenen, 1797 zu Paris erschienenen Werke unter dem Titel: „De l'Aranéologie" etc. („Aranéologie, oder über die Entdeckung des beständigen Verhältnisses zwischen dem Erscheinen oder Verschwinden der Spinnen und den atmosphärischen Veränderungen" u. s. w.) niedergelegt. Er brachte es dahin, daß in dem von ihm bewohnten Raume kein Spinnengewebe zerstört wurde, suchte möglichst viele Spinnen aller Art anzulocken und sah sich endlich von Tausenden dieser Thiere und ihren mannichfaltigen Geweben umgeben, zwischen denen er nun seine ungestörten Beobachtungen machte und dabei fand, daß die Spinnen vortreffliche Barometer und Thermometer seien und zwar noch mit dem Vorzuge, daß sie die Wetterveränderungen weit länger vorher als jene ankündigten. So versichert Disjonval, auf Thatsachen gestützt, daß man mittels der Spinnen wenigstens 14 Tage voraus eine Kälte ankündigen könne, wie diejenige gewesen, welche die schwersten Kanonen über die Maal zu führen erlaubte, oder ein Fallen des Wassers, wie er es im Juli 1795 in Leyderdorp vorhersagte und es nur die Hälfte der Schiffbrücken erforderte, um über den Rhein zu setzen. Im Jahre 1794 glaubte der Verfasser selbst einige mal an seiner neuen Witterungskunde irre werden zu müssen, aber nur, um sie dann glänzend bestätigt zu sehen. Anfang Februars war kein Anschein von Kälte mehr vorhanden, aber seine Spinnen gaben ihre Winterzeichen und neun Tage darauf waren die Kanäle zugefroren. Nach deren Aufthauen mußte man den Winter um so sicherer zu Ende glauben. Indeß am 28. Februar bemerkte Disjonval eine neue Gährung unter seinen Pfleglingen, die auf noch etwas sehr Merkwürdiges deutete. Die neue Phase ward bei dem ersten Buchhändler der Stadt zur Kenntniß aller zu ihm Kommenden eingezeichnet. Einige Tage darauf regnete es, am 5. März noch. Das Benehmen der Spinnen blieb sich gleich; Disjonval schrieb dem Buchhändler täglich dasselbe Bulletin. Am 8. März fing es an zu winden; am 9. schneite es; am 10. gefror es und die Kanäle waren aufs Neue zugegangen. Unser Verfasser vergaß nicht, seine Beobachtungen auch praktisch machen zu wollen. Als er in demselben Jahre einen äußerst trockenen Frühling und Sommer voraussah, man also geringen Graswuchs erwarten konnte, wollte er die Wichtigkeit seiner Wissenschaft für den Handel durch die That beweisen und mittels einer Handlungsgesellschaft alle Butter in Holland aufkaufen. Er fand indeß noch kein rechtes Vertrauen; die Vorhersage ging aber in Erfüllung, sogar auch so weit, daß es nicht einmal Grummet geben würde. Da, was den einen Erzeugnissen der Natur Nachtheil bringt, für andere ein Glück ist, z. B. eine Witterung, bei der es kein Heu gibt, dafür Wein verspricht, so würde allerdings den Erfahrungen Disjonval's auch ihr praktischer Nutzen nicht zu bestreiten sein.

Disjonval erzählt hierauf als denkwürdigsten Beweis von der Wichtigkeit der Spinnenprognostika auch für den Krieg die Eroberung Hollands durch die Franzosen im Winter

von 1794/95, und zwar wie folgt. Eine geringere Strenge einer seiner Gefangenschaften machte es ihm möglich, den „Patrioten" von Utrecht und durch sie den Kämpfern an der Waal die Gewißheit eines Winters anzukündigen, der sie zu Meistern von allen Blößen machen würde. Von diesem Ereignisse mußte auch seine Befreiung abhängen. Dietzenval schreibt, als Anfang Decembers von Capitulation die Rede gewesen, seinen erneuerten Gottschaften, daß längstens in 14 Tagen ein starker Frost eintreten müsse, die Verhinderung jener zu. Am 29. December trat Frost ein und Pichegru mit den Neufranken konnte unter blutigen Gefechten über die Waal setzen. Ein neuer Umstand, die Trübung des Wassers, die man für ein sicheres Kennzeichen des Aufthauens hielt, belebte die gesunkenen Hoffnungen der aristokratischen Partei in Holland. Aber Dietzenval ward nicht müde und schrieb aus seinem Gefängniß das Prognostikon seiner Spinnen: „Daß, ehe drei Tage vergingen, eine noch stärkere Kälte als bisher eintreten würde", an die Utrechter Zeitung. Am 15. Januar gefror es von Neuem, am 16. zogen die Franzosen in Utrecht ein, womit für Dietzenval auch die Stunde der Befreiung schlug. Die Dankbarkeit eilerte ihn zu weiteren Forschungen zum Behufe seiner Befreier an. Eine stark in der Arbeit begriffene lebhafte Spinne von jener Art, „die im Winter sprechen", erheiterte im Hauptquartier der fränkischen Generale in Utrecht. Am 20. Januar setzte ein schreckliches Thauwetter die Generale in vergnügteste Verlegenheit über das Schicksal von 100,000 Mann und der Artillerie, die auf den Dämmen in vollem Marsche war. Es wurde selbst an einen schleunigen Rückzug gedacht. Allein Dietzenval verlor den Kopf nicht und bürgte mit ihm für den Erfolg. Pichegru im Haag erhielt eine sehr lebhafte Spinne zugeschickt. Die Prophezeiung erfüllte sich und Holland fiel als unschätzbare Eroberung in die Hände der Franken. Die auffallenden Umstände veranlaßten das Vollziehungsdirectorium in Paris, die neue Lehre durch eine Commission militärischer Ingenieurs untersuchen zu lassen und das Nationalinstitut sollte die Entdeckung wissenschaftlich prüfen.

So erzählt Dietzenval in dem angeführten Werke. Wie weit den Franzosen bei dem gemeldeten Ereignisse bezüglich des Einflusses seiner Mittheilungen auf den Gang desselben die lebhafte Phantasie etwa über die Grenzen des Wirklichen geführt habe, dürfte schwer zu ermitteln sein. Im Allgemeinen müssen wir bemerken, daß wir Gelegenheit hatten, für die Richtigkeit seiner Beobachtungen über das Vermögen der Spinnen als Wetterprophetin gewonnen zu werden, ohne jedoch umfängliche, genau verfolgte und zu Papier gebrachte Erfahrungen mittheilen zu können. Dem Landmann dient hier und da noch die Spinne in dieser ihrer Eigenschaft als ein sehr hochgehaltenes Mittel bei der Vornahme seiner ländlichen Beschäftigungen; und es läßt sich nicht leugnen, daß diese einfachste Meteorologie für Leute, welchen die künstlichen Barometer und Thermometer wol noch eine Zeit lang weniger zugänglich sein werden, bestimmte Vortheile und Verdienste hat. Und so mag sich denn auch ein sonst verachtetes Thier unserer Aufmerksamkeit durch seine beachtenswerthe Naturgeschichte erfreuen.

Dr. Ln.

Der heidelberger Student.

Erinnerung an einen Augustmorgen am Rhein.

Eines schönen Tags war ich in einer heitern Rheinstadt, in einem Gasthofe, dessen Fenster auf den Strom gingen, frühzeitig erwacht. Es war ein klarer Sommermorgen, die lauesten, weichsten Lüfte drangen wie süße Worte aus einem lieben Munde zu mir herauf. Oben die Sonne, unten die blinkenden, grünen Wellen des herrlichen Stroms, der breit, tief, gewaltig, in stolzer Ruhe, wie ein Herrscher dahinging. Es mag schönere Gegenden geben,

Gegenden, die interessanter, malerischer, wärmer im Colorit, großartiger in den Formen sind, aber die vollendete Harmonie, die milde Farbenpracht, die edlen Linien, vor welcher Luft, mit welcher eine Landschaft am Mittelrhein uns bezaubert, ist gewiß in der ganzen Welt nicht mehr zu finden. Wer krank ist oder müde, verstimmt, abgespannt und am Rhein nicht gesund, froh und glücklich wird, dem ist nicht mehr zu helfen. Die ganze Poesie des deutschen Südens liegt in diesen reizenden Ufern, in diesem Strome, über diesen Städten, in diesen Menschen. Da liegt wahrlich der alte Hort begraben und wenn hier nicht, so ist er ewig verloren. Die weichen, durchsichtigen Nebel des blauen Wasserspiegels steigen auf und wehen unsichtbar — wie die alten Helden und Geister der Sage des Rheins — um diese Hügel und Berge. Sie sind es, welche die Luft so eigen färben und in jene zauberhaften, unnachahmlichen Farbentöne stimmen; sie sind es, welche die Reben umhüllen, die an den felsigen Uferrändern hinaufranken und deren Säfte unter dem heißen Sonnenstrahl eines glücklichen Himmels zu dem edelsten Weine reifen, klar wie Gold, feurig und voll Wohlgeruch. Kraft und Milde, Feuer und Anmuth einen sich in diesen begünstigten Gegenden zum lieblichsten Bilde. Das Wasser, die Luft, die Ufer, der Wein, die Städte und ihre Bewohner — Alles trägt diesen Rheinlandscharakter; Alles ist vollendet, fertig, Alles ist ganz, was es sein soll und so einfach dabei. Wenn irgendwo in der Welt, so kann man hier ermüdet seinen Wanderstab niederlegen fürs ganze Leben, daheimsein, ausruhen und glücklich werden.

Eben kam das Dampfboot wie ein stolzer Schwan brausend den Strom herauf und legte unten an. Die Signalglocke schallte herauf, als zu gleicher Zeit ein heftiges Geräusch vor der Thür des benachbarten Zimmers sich vernehmen ließ. Es war — der Stimme und Ungeduld nach — ein Frauenzimmer, welches laut rief und rechte. Drinnen im Zimmer aber herrschte eine Ruhe wie im Olymp, wenn alle Götter schlafen. Jetzt wurde noch heftiger und lang anhaltend gepocht. Endlich vernahm ich deutlich ein mehrmaliges laut und lang ausklingendes Gähnen, wie wenn Jemand mit Behagen und Zufriedenheit aus einem gesunden Schlaf erwacht. Nach einiger Zeit wurde die Thür geöffnet und ich ward, an die dünne Bretterwand, die unser Zimmer trennte, herangetreten, Ohrenzeuge einer Unterhaltung zwischen Mutter und Sohn, die ich nur von einer Seite her berichten kann, da die Mutter in ein Nebenzimmer gegangen schien oder dies vielleicht, da es das ihre war, entriegelt hatte und sich nun wiederum in ihm befand:

Wetter, liebe Mama, Sie sind heute wieder früh munter, ich habe dagegen einen trefflichen Schlaf gehalten, Gott sei Dank und ich glaube, daß es sich nirgendwo auf Erden besser schläft als hier am Rhein. Und eigentlich bin ich schon sehr lange wach, denn ich wollte den herrlichen Morgen nicht versäumen; aber wenn ich so etwas recht genießen soll, muß ich dabei im Bette liegen. . . .

Wie? ob ich auch in Heidelberg und früher in Göttingen so lange geschlafen hätte? Aufrichtig gestanden noch viel länger; denn es ist eben noch früh; kaum 6 Uhr.

Langschläfer? Glauben Sie das nicht, Mama. Ein Langschläfer ist mir ein verhaßter Mensch. Ich bin das nie gewesen. Ich liebe blos, morgens etwas länger wachend im Bett zu liegen, das ist Alles. Ich versichere Sie, daß mir morgens, wenn ich bald auf der Seite, bald auf dem Rücken liegend gegen die Wand oder nach der Zimmerdecke schaue, die besten und tiefsinnigsten Gedanken einfallen, wie sie den Tag über gar nicht mehr kommen. Ueberhaupt, was will der schönste Tag gegen einen frischen, heitern Morgen?

Studiren?

Ach nein, Mama; das Studiren gehört zur Arbeit, zu den Mühen und Plagen des Tags, es ist wenigstens Geschäftssache. Der Morgen aber gehöret dem Leben, dem höhern Genusse, mein' ich, der Poesie, den Musen, wie ja schon das Sprüchwort des Lateiners sagt. Das Gold, welches nach unserm deutschen Sprüche die Morgenstunde im Munde

führt, iſt etwas ſo Feines, Edles und Zartes, daß es durch die Arbeiten des unruhigen Tags voll Staub, Glut und Geräuſch nicht verunziert werden darf. Der Morgen iſt mir heilig. Sehen Sie nur die Luft da draußen wie rein, wie klar, wie friſch, ſie hat den Athem der Unglücklichen, die Klagen und Seufzer der mühſelig Arbeitenden, das Gähnen der Leidenden noch nicht aufgenommen; ſie iſt noch unſchuldig und harmlos, daher thut ſie uns ſo wohl, wenn wir ihr klaren Augs, voll geſammelter Kraft aus der dumpfen Schlafſtube die heißen Lungen entgegenbringen.

Das Frühaufſtehen wäre Pflicht?

Glauben Sie das nicht; das iſt ein Vorurtheil, ein alter Irrthum, ein Popanz, den uns die ältern Leute vormachen, die, weil ſie ſelbſt nicht mehr ſchlafen können, uns Jüngern zumuthen wollen, daß wir auf jene köſtliche Erquickung des Morgenſchlafs verzichten, den unſer Alter uns noch gönnt, ja den unſere Jahre verlangen. Das frühe Aufſtehen, glauben Sie mir, liebe Mama, iſt ebenſo ſchädlich und naturwidrig als das ſpäte Schlafengehen. Daher liebe ich Beides nicht; mein Grundſatz heißt: ſpät auf, früh nieder, ſo will es die Natur ſelbſt. Wenn man am Abend müd und erſchöpft der Nacht des Schlafs erliege, wie wohlthuend löſt er da mit ſanften Händen, wie eine gute Mutter dem auf ihrem Schooße entſchlummerten Kinde, leiſe ein Band um das andere, das uns ans Leben knüpfte. Die Welt hüllt ſich nach und nach in Dämmerung und Dunkel, das mit unſere Sinne, vom Glanze der Farben nicht mehr gereizt, ausruhen können und neue Kräfte ſammeln zum Wachen und Arbeiten. Wie unnatürlich iſt es nun, durch Lichterglanz, ſtarke Getränke, Muſik oder laute Unterhaltung ſich aufregen und künſtlich wach halten zu einer Zeit, wo der Schlaf uns leiſe und heimlich auf unſerm Lager beſchleichen und überwinden will! Wenn ich mich niederlege, ſo dauert es, ſo lange mir's gedenkt, kaum eine Viertelſtunde bis ich ruhig und feſt eingeſchlafen bin; unruhige Nächte, ſchlagende Stunden, unheimliches Nachtgeräuſch in Zimmern und Gängen, nächtlicher Straßenlärm ſind mir unbekannte Dinge. Wie auf kühle Wogen bettet uns beim Entſchlummern die Ruhe in ihren Schooß und wiegt uns ein. Immer ferner und deutlicher hören wir die Wellen des erſterbenden Lebens draußen, bis nur noch das dumpfe Murmeln der Brandung uns erreicht und wir endlich, gelöſt von allen Feſſeln, todt für dieſe äußere Welt und ihre Qualen dem Schlummergotte ſelig in die Arme ſinken. Ja, acht bis neun Stunden in Einem Striche weg, liebe Mama, bis zum klaren, hellen Morgen! Gottlob, daß mir die Natur einen geſunden Schlaf beſchert hat.

Sieben Stunden? Was? Sieben? Gottbewahre! Kaiſer Auguſtus hat es geſagt. Und für einen Mann, der ſo viel zu thun und zu ſorgen hatte, mag die Regel gut geweſen ſein. Auch blieb er wahrſcheinlich Abends lange auf, beim Spiel, in den Hofzirkeln oder bei der Arbeit. Aber gerade hierin liegt auch der Grund ſeines Frühaufſtehens; wer dagegen früh ſchlafen geht, wird bekanntlich auch ſpäter wach. Das Frühaufſtehen und in der Frühe Arbeiten, wovon Sie mir ſchon oft ſprachen, taugt ganz und gar nichts. Jede unverdorbene Natur, jeder geſunde Geiſt ſträubt ſich dagegen. Für mechaniſche Arbeiten, die fertig werden müſſen, mag es angehen, aber für geiſtige Arbeit, Studiren oder Selbſtſchaffen iſt der frühe Morgen ganz und gar nicht geeignet. Ich habe mich ſchon wecken laſſen und mich ſelbſt genöthigt, nach dem Rathe kluger Leute, beim erſten Wachwerden mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett zu ſpringen. Aber ich mußte büßen dafür. Den ganzen Morgen ging ich wie ein Träumender, wie ein Trunkener umher; das Einzige, was ich in dieſem Zuſtande der halbblödſinnigen Nüchternheit denken konnte, war das Frühſtück. Außerdem war mir durch die frühe Entweihung des Morgens der ganze übrige Tag verdorben. Ich ſchlief nach Tiſche mehre Stunden und konnte hernach nichts Kluges mehr weder denken noch thun.

Sie meinen — Aberglauben? Wegen des Sprunges? Mit beiden Füßen?

Die Natur liebt keinen Sprung und namentlich jenen tiefen Sprung aus dem Bette nicht; sie hat allenthalben Uebergänge von einem Zustande in den andern und so auch den Uebergang zwischen Schlafen und Wachen durch das Zwielicht, die Dämmerung angedeutet. Diesen Gesetzen getreu, werde ich niemals die Schönheit und Unschuld des jugendlichen Tages durch die Pedanterie der Arbeit entheiligen. Ich will den Morgen genießen, nicht benutzen; aber von meinem Lager aus, mit gesundem Behagen, mit Muße; ich will allmälig erwachen und munter werden. Die Stimmen des nah und nah sich regenden Lebens um mich her sind mir werth und theuer; ich will sie hören durch mein Fenster dringen, will mich der erneuten Kraft des Leibes und der Seele dankbar freuen; aber ich will erst aufstehen, wenn die Kühe schon über die Berge entwichen, wenn die Straßen schon belebt sind und mir die Sonne warm und heiter ins Angesicht scheint.

Wie? Sie wären in Ihrer Jugend — was — auch streng angehalten worden?

Mag sein, liebe Mama, aber ich freue mich, daß Sie dennoch mild und gut geblieben sind. Wenn ich einmal Kinder haben werde, so ist gewiß, daß ich sie arg verwöhne, aber ich werde sie auch so lieb haben, so lieb, daß sie unmöglich böse Menschen werden können, sie werden mich so lieb haben, wie ich Sie, liebe Mama. Seien Sie nur ruhig, ich werde schon studiren und arbeiten so lange und so viel ich kann, aber ich werde auch schlafen, das versteht sich. Und jetzt, wollen wir das Frühstück eben oben unten verzehren?

Unten?

Gut, Mama, ich komme gleich.

Ich theilte diesen Dialog mit, um das gesunde, fröhliche Behagen zu schildern, das uns die herrlichen Ufer des Rheines wecken.

Anregungen.

Kleine Ursachen, große Wirkungen.

Physiker und Astronomen, sagt ein neuerer Naturforscher, sind bemüht, in allen Erscheinungen den gesetzmäßigen Zusammenhang aufzusuchen. Und wenn auch ein solches Bemühen dem ersten Anblick zuweilen wenig fruchtbringend für das praktische Leben vorkommen mag, so muß man bedenken, daß die meisten und wichtigsten Erfindungen unserer Zeit aus solchen kleinen, in ihrem Beginn nur theoretisch interessant, für das Leben aber bedeutungslos erscheinenden Untersuchungen hervorgegangen sind. Als Oersted's Genius zuerst eine kleine Ablenkung der Magnetnadel durch den galvanischen Strom beobachtete, konnte Niemand vermuthen, daß daraus das ganze Telegraphensystem der Neuzeit hervorgehen werde. Als man zuerst mit dem Papinianischen Topfe experirte und dadurch die Wirkung des Wasserdampfes kennen lernte, wer konnte denken, wie viel hunderttausend Pferde- und Menschenkräfte dieser Dampf einst ersetzen, wie mächtig er auf allen irdischen Verkehr einwirken werde! Es ließen sich sehr zahlreiche Beispiele ähnlicher Art anführen, besonders aus dem großen Gebiete der Chemie. Diese zwei mögen indessen genügen, um zu zeigen, daß im Reiche der Naturwissenschaften aus jeder kleinen neuentdeckten Wahrheit eine unübersehbare Reihe von wichtigen Anwendungen hervorgehen kann.

Ein deutsches Dichterleben.

Das Leben unserer ältern Dichter verlief größtentheils sehr einfach. Sie hatten meistens studirt, dann ein Amt angetreten und dichteten in ihren Mußestunden. Wessen Genius höhere Flüge versuchte, der sah sich zeitig nach „Gönnern", „Mäcenen" um und fand sie im höhern Adel und Fürstenstande. Es wurde keinem unserer großen Geister verdacht, wenn er ambirte, petitionirte, Huldigungsgedichte schrieb, Widmungen seiner Werke erließ und sich in den Besitz eines Amts, einer Pensionen in den üblichen Formen der unterthänigsten Devotion zu versetzen suchte. Die vielen Bittbriefe dieser Art. Briefe, die von Klopstock an bis auf Jean Paul genugsam existiren, verdankt diesen großen Namen jetzt Niemand. Im Gegentheil: sie rühren uns.

Mit der Gegenwart iſt es anders. Die Dichter des Tags theilen ſich in zwei Claſſen: in harmloſe und anſtößige. Harmlos ſind die Poeten, die in ihrer früheſten Entwickelung, in ihrem Naturell, in den Umſtänden ihrer allmäligen Ausbildung vor dem Zuſammenhang mit den Kämpfen der Zeit bewahrt blieben. Anſtößig ſind diejenigen, die ihr Naturell, ihr Bildungsgang früh auf die Arena der Zeitkämpfe führte und denen ſich ihr Dichten und Trachten mit den philoſophiſchen, ſittlichen und politiſchen Debatten des Tags verſetzte. Sie werden, wie 1853 der Geſchmack iſt, immer ſeltener. Die Zeit hat Warnungstafeln aufgeſtellt.

Der Lebenslauf „harmloſer“ Schriftſteller giebt größtentheils noch immer mit der Gunſt derjenigen Beförderung, die für der Mangel und Entbehrung ſchützt. Schwieriger verwickelt ſich dem Autor ſein Daſein, wenn er an den ſich bekämpfenden Ideen der Zeit betheiligt war. Er bleibt, wenn er zu einer Richtung gehört, die man von oben her verwirft, faſt ſein Lebenlang auf ſich angewieſen. Aemter, Unterſtützungen der Großen ſind ihm verſchloſſen. Wochenlang über die Lauterkeit ſeiner Ueberzeugungen darf er kaum nach irgend einer Seite hin Schritte zur Verſtändigung wagen. Er iſt der moderne geiſtige Proletarier, den wol einmal ein Erfolg über die Sorgen einiger Jahre hinwegführen kann, der aber immer wieder aufs Neue bedacht ſein muß, für ſeine fernern Hülfsquellen ſelbſt zu ſorgen und ſich ſein Talent wie nur irgend möglich ergiebig zu machen.

Wer unſere Zeit mit philoſophiſchem Blick beurtheilt, wird in der Entſtehung eines ſolchen ſubtilern Schriftſtellerproletariats ein tieferes Moment unſerer Entwickelung nicht verkennen. Er wird daraus Schlüſſe ziehen auf die Literatur wie auf die Zeit. Aehnliche Erſcheinungen hatte man in der Literatur Englands im vorigen Jahrhundert, nur mit dem Unterſchied, daß dort die unruhigen Autoren zwei mächtige Partein vorfanden, die gleichberechtigt mit einander rangen, ſich verdrängen konnten und ſelbſt wenn ſie unterlagen, von ihrer Partei mit den nöthigen Gütern des Lebens ausgeſtattet und von Denen, die mit ihnen geſtritten hatten, ſchadlos gehalten wurden. Auch Frankreich hatte eine anſtößige Literatur. Die Encyklopädiſtenſchule gehörte zu ihr; aber ehe die Revolution ihre blutigen Tribunale aufgeſchlagen hatte, gingen Thron und Altar, Alles, was auf Bildung Anſpruch machte, mit den Grundbegriffen der Revolution, ihren Wortführern und Propheten. Diderot bewegte ſich in der höchſten Geſellſchaft, wurde von der Kaiſerin von Rußland glänzend empfangen und beſchenkt. Rouſſeau konnte ſich vor Herzoginnen und Marquiſinnen, die ihm mit Gewalt ſein Leben auf ſolchem Fuße beſſer wollten, nicht bergen.

Alles Das hat ſich geändert. Wie ſehr ein liberaler Schriftſteller ein Paria der Geſellſchaft iſt, wie ſchwer es ihm wird, ſelbſt bei Erkenntniß etwaiger Irrthümer oder zu geringer Befähigung umzukehren und andere Lebensberufe zu erwählen, wie ſehr ihn ſein Schickſal treibt, auf der Bahn eines ſolchen Wirkens und Schaffens, wie es hinterdrein die Kritik oder Literaturhiſtorie gewöhnlich verurtheilt, fortzugehen, beweiſe ein Rückblick auf das Leben des kürzlich verſtorbenen Dichters Eduard Duller.

Eduard Duller war ein Oeſterreicher. Ihn wie viele ſeiner Landsleute ergriff früh die Sehnſucht, mit dem Regen eines poetiſchen Dranges auch die Heimat aufzugeben und ſich von der Kraft ſeiner Flügel nach den deutſchen Gegenden verſetzen zu laſſen, wo den jugendlichen Hoffnungen Ruhm und Erfolg winkten. Es drängt die bald Enttäuſchten meiſt nach Sachſen. Duller wanderte in den dreißiger Jahren nach München. Ein gewiſſer katholiſcher, mittelalterlich geſtimmter Sinn führte ihn zur Pflanzſtätte der neuern Kunſt und engverbunden mit ſeinem Landsmann und Freunde Moritz von Schwind, der die mittelalterliche Auffaſſungsweiſe ſeiner Kunſt bis zur höchſten Meiſterſchaft ausgebildet hat, verſuchte ſich Duller in der damaligen Modepoeſie, der Nibelungenſtrophe, in dem damaligen Modedrama, dem Künſtlerdrama, in dem damaligen Moderoman, der Spindler'ſchen Romantiſirung des Mittelalters. Es iſt nun eine gewöhnliche Erſcheinung des modernen Literatenthums, in dem wir eine charakteriſtiſche Erſcheinung der Zeit anerkannt beanſpruchen, daß man vier, fünf Jahre lang einen Scheinruhm, eine Quaſſberühmtheit haben kann, ja ſogar bedeutende buchhändleriſche Erfolge. Wer ſich an irgend eine Schule, eine Parteiung, an eine Mode auch nur anſchließt, findet Anerkennung und Anerkennung in jeder Beziehung. Die eigenthümliche Verfaſſung unſeres Buchhandels macht es eben möglich, daß ein Verleger viel Jahre lang über das wahre Schickſal eines Verlagsartikels im Unklaren iſt. Der junge Autor zieht davon Nutzen. Eduard Duller ſchrieb Gedichte und Romane mit immer größerem Eifer. An günſtigen Recenſionen von Freundeshand fehlte es nicht. Er durfte ſogar eine eigene Zeitſchrift begründen. Sein Lebenslooß ſchien geſichert.

Bald aber ſtellte ſich heraus, daß es auf dem poetiſchen Gebiete in Deutſchland zweierlei Literatur gibt: eine für das Publicum und eine für die Literaten. Es iſt auffallend, wie lange es verborgen bleiben kann, daß beide Kreiſe völlig verſchiedene ſind. Es gibt Namen, die Lebenslang nur von Denen, die ſelbſt ſchreiben,

gekannt und anerkannt wurden und Niemand hielt sie, und andere, die Lebenslang von Denen, die schreiben, immer nur angegriffen wurden und Jedes, was sie unternehmen, interessirt das Publicum. Zeitschriften, die in jeder Nummer Angriffe bringen, die den Literaten vom Fach amüsiren, werden vom Publicum übersehen, während Zeitschriften, die dem Manne von der Feder langweilig vorkommen, der Lesewelt Freude machen. Dem Publicum ist die Literatur für Literaten geradezu widerlich; denn fast jede deutsche Stadt trägt ein Exemplar irgend eines solchen eingebildeten Journalschreibers zur Schau, von dem man so viel Proben seines auf Nichts begründeten Besserwissens und des falschen Essects, der im gedruckten Buchstaben liegen kann, täglich vor Augen hat, daß man von andern Städten gleiche Voraussetzungen hegt und sich gegen die Privatvergnügungen der Schriftsteller unter sich so viel wie möglich abschließt.

Eduard Duller hatte schon eine Familie begründet, als er zu der Erkenntniß kam, daß seine Gedichte und Romane nicht gelesen wurden. Er hatte die achtbarsten Beweise von poetischer Anschauung gegeben, von lebendiger Phantasie, aber es lag ein unabweisbarer Typus von Unrecht auf Allem, was er schrieb. Er dichtete in wildester Aufregung einem Schreiber Romane, die in Allem, was sich auf ein heiliges Anschauen alter Bauwerke, auf ein Blättern in alten Miniaturen und Holzschnitten begründen ließ, in Allem, was legenden- und sagenhaft aus dem Glauben und Träumen des Mittelalters mit unterlief, anerkennenswerth waren, die aber in Dem, was an wahrem menschlichen Interesse und sittlicher Fesselung der Theilnahme geboten wurde, unter dem Gewöhnlichsten standen. Da trat denn eine Krisis ein, die ihm vorschreiben mußte, sich vorläufig auf die Journalistik zu beschränken.

Die Lebensansprüche eines solchen deutschen Autors sind so gering. Eine kleine Wohnung in Frankfurt am Main, ein Gärtchen, mindestens ein grüner Rasenplatz mit einem Hollunderbaum, unter dem man mit einigen Freunden Cigarren rauchen, bescheiden deutschem Gerstentrank zusprechen und von Krieg und Frieden auf politischem und literarischem Gebiete plaudern kann, ein regelmäßiger Spaziergang um die Thore, ein gutes Lesezimmer, alle Wochen einmal eine Wanderung in den anmuthigen, quellenreichen Taunus, alle Jahre ein kleiner Ausflug einige Meilen weiter an den Rhein; dazwischen eine möglichst lebhafte Correspondenz mit Buchhändlern. Redactionen; dann noch die damalige Quälerei und Hetzjagd mit der Censur, auch wol eine gepfändete Aufenthaltskarte, ein langes Mühen und Schreiben und Requiriren um Päße und Heimathscheine — das ist so das Leben eines deutschen Schriftstellers im 19. Jahrhundert, der sich von Monat zu Monat, von Vierteljahr zu Vierteljahr hinarbeiten muß und sich im Stillen nur tröstet, daß einst der Tod ihm doch wol Ruhe und vielleicht einige Unsterblichkeit bringen werde.

Eduard Duller hatte einen preußischen Lieutenant kennen gelernt, der einen großen Einfluß auf seine Richtung gewann. Er war in Trier beim Besuche seiner Braut, wo er mit einem jungen, ernsten, poetisch angeregten Manne im blauen Rock mit rothem Kragen und dem silbernen Porte-épée am Degen bekannt wurde. Es war Hier Friedrich von Sallet. Noch war in diesem zu jung verstorbenen, eigenthümlichen Dichter nicht die speculativ grübelnde Verstandesmacht aufgegangen, die ihm später sein Leitevangelium eingab; Sallet versuchte sich in kleinen epischen, selbst scherzhaften Gedichten. Aber schon beförderte er Duller's Trennung von dem mittelalterlichen Bann, in dem dieser bisher gelebt hatte, die Trennung von den Todtentänzen, Beginnen, Beinhäusern, Hexensabbathen und jener ganzen chronikalischen Welt des Mittelalters, in der sein älterer Freund Moritz von Schwind sich damals im Nazarenerlande, an dem sagenreichen „Rummelsee“ mit seinen weißen, glänzenden Mondscheinnixen immer mehr befestigte. Duller ging zu den neuen Anschauungen der Zeit über und ergriff mit einer ihm eignen, mehr krankhaften als sichern Lebhaftigkeit die damals lichtfreundliche Debatte, die Polemik um den heiligen Rock und den Deutschkatholicismus. Sorge um seine Existenz trieb ihn von theurem Frankfurt nach dem wohlfeilern Darmstadt. Er arbeitete mit rastlosem Eifer vom Morgen bis zur Nacht bald für eine Zeitung, das „Vaterland“ genannt, bald für eine populäre „deutsche Geschichte“, die er zu veröffentlichen gedachte. Letztere erschien auch und machte Glück. Man wird die beiden kleinen, mit vielen Holzschnitten gezierten Bändchen kennen, die man gern seinen Söhnen am Weihnachtsabend zur Bescherung aufstellt. Das Mißgeschick des deutschen Schriftstellers ist aber auch dies, daß, wenn ihm einmal etwas glückt, er doch nur geringen Vortheil davon hat. Duller hatte diese schon in vielen Auflagen erschienene Geschichte unter ungünstigen Bedingungen verkaufen müssen. Nun ruhte er nicht, diesen Erfolg einzuholen. Er befreite sich von Allem, was an ihm noch „belletristisch“ war. Er vereinfachte seinen hilderuderladenen Stil. Er befestigte sich populärer Natürlichkeit. Er schrieb Ergänzungen zu Schiller's Geschichte des Abfalls der Niederlande, er reiste nach Wien, um

Materialien zu einem Werke über Erzherzog Karl zu sammeln. Doch diese fernern Unternehmungen wollten wiederum nicht recht glücken und wieder stand ein rathloses, beschwerdevolles Geschäft an einer neuen Krise. Emig die Feder führen, Bogen auf Bogen füllen, wer ertrügt das! Wer sehnt sich nicht nach einem Augenblick, wo endlich nur der Genius, nur der gereifte, geläuterte Geschmack die Feder ergreift, nur das Gereifte, Gelungene, vielfach Gesichtete in die Oeffentlichkeit tritt! Auch unser Duller sah sich um, ob Niemand ihm eine helfende Hand bot, ob er ewig nur allein auf sich angewiesen sein sollte, ob Niemand von Denen, die reich und mächtig sind, an ihn überlesen würden, daß er zu Denen gehörte, die für die Bewegung geschrieben! In Darmstadt war manche Gelegenheit, seinen bescheidenen Ansprüchen entgegenzukommen. Man gab ihm das Zeugniß eines achtbaren, gutmüthigen, freundlichen Mannes, der sich ehrl und rein seinen bürgerlichen Namen erhielt. Allein er ging mit den Deutschkatholiken. So verschloß sich ihm jeder Verband, jedes Entgegenkommen.

So wurde Eduard Duller getrieben, sich nun ganz nur noch an seine nächsten Gesinnungsgenossen anzuschließen. Er unterwarf sich einem Candidatenexamen und wurde deutschkatholischer Pfarrer. Nirgends aber wollte man ihn bestätigen, in Darmstadt, in Mainz nicht. Endlich fand er, müde und krank, in Wiesbaden ein Asyl. Er raffte seine letzte Kraft zusammen, eine umfassendere deutsche Geschichte zu schreiben. Zwei Bände des fleißigen, warm und edel gehaltenen Werks sind erschienen. Mitten in der Ausarbeitung dieses sogleich von zwei Concurrenzwerken (Pfaff und Rauscher) bedrohten, vorzugsweise von der Mittelität seiner Gesinnungsgenossen unterstützten Werkes kam der Tod, der ihn schon lange umkreiste, immer näher und näher. Er starb, wie ein Schriftsteller des 19. Jahrhunderts stirbt, mit der Feder in der Hand, mit dem letzten Correcturbogen seines gerade im Drucke befindlichen Werkes auf der Decke seines Krankenlagers, mit dem letzten schmerzlichen Seufzer des zurücksinkenden Hauptes und zusammenbrechenden Körpers: Ich kann nicht mehr!

Wenn ihr nun wieder so allgemeine und Alles in Allem zusammenfassende Verurtheilungen der neuen Literatur lest, wie deren genug geschrieben werden, so vergegenwärtigt euch den Lebenslauf eines solchen im Alter von Jahren abscheidenden braven, liebevollen, kindlichen Gemüths und eines wahrhaft „armen Poeten" und aus dem dunkeln Walten der Zeit wird euch Manches doch in anderm Lichte aufgehen, als man in den großen Quartalsorganen unserer Herren Kritiker und Literaturbriefler angedruckt findet.

Die Deutschen in London.

Man schreibt uns von der Themse: „Gelegentliche Reminiscenzen an die Heimat thun den in London lebenden Deutschen sehr wohl und sind ihm auch sehr gesund. Sie vergessen sonst leider gar zu schnell den Boden, der ihre Kinderstriefe getragen hat, sie vergessen die Vergangenheit und die Gegenwart, die Freuden und Leiden, die Geschichte und Literatur der Heimat mit einer Raschheit und wir müssen leider hinzusetzen mit einer Absichtlichkeit, als wäre das Vergessen ihrer deutschen Vergangenheit für sie die Bedingung einer blütenreichen Zukunft auf englischem Boden. Es ist über diesen Unverstand viel geklagt und viel gespöttelt worden, aber nie genug; man muß in London selbst mit dort angesiedelten Deutschen verkehren und den deutsch-englischen Jargon derselben täglich mitanhören, um es ganz zu erfassen, wie sehr sie sich dem deutschen Leben entrücken lassen. Deutsche Bücher sind hier theuer und wer die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete des deutschen Buchhandels verfolgen will, muß Bücher kaufen oder oft meilenweit in die einzige, gut versehene Leihbibliothek von Nolandi gehen. Das kostet Zeit und Geld. Deutsche politische Zeitungen werden durch das riesige Porto ebenfalls um's Dreifache vertheuert; am Ende sind sie im Vergleich mit den englischen politischen Blättern ungenießbar, weil nicht der Mühe werth, daß man sie halte. Was sonst aus Deutschland herüberkommt, kann nicht dazu beitragen, die Sehnsucht nach dem Jenseit des Kanals wachzurufen; sie stumpft sich ab, sie verschwindet auch wol ganz und bei flüchtigen, halbgebildeten und frivolern Charakteren bleibt dann von der deutschen Natur oft nichts zurück als die schlechte Aussprache des th, der Schnurrbart, die Pfeife und an nebelschauerigen Winterabenden die Erinnerung an das traulich, räucherige, heimatliche Lieblingsgericht."

Am Ziele.

Weich' nicht am Ziele zurück, wenn auch die lachende Aussicht,
Die sich von ferne gezeigt, näher, dem Auge sich birgt!
So erblickst du von Bern, an der Aar hinwandernd, die Jungfrau,
Aber je näher ihr selbst, flieht sie, entschwindend wie Traum.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 49. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Vorläufer des Columbus.

Von J. G. Kohl.

II.

Kaum hatten die Araber von ihrem Propheten den Auf erhalten, die Welt zu erobern und zu bekehren, kaum hatten sie diese Mission in einer Reihenfolge rasch aufeinander folgender Expeditionen auszuführen begonnen und ihr Weltreich fest begründet, so fingen sie an, mit einem damals beispiellosen Eifer die Wissenschaften zu pflegen, namentlich auch die mathematischen und die mit ihnen zusammenhängende Astronomie und Weltkunde. Als Eroberer und Handelsreisende drangen sie tief in Afrika und Asien ein, viel weiter als die Karthager dort und als Alexander der Große und die Römer hier. Im Osten erhoben sie ihre Entdeckungen und Eroberungen bis zu den hinterindischen Inseln und bis an die Grenzen des Stillen Oceans hin aus. Nach Westen gelangten sie an die Küsten des Atlantischen Meeres in Marokko, in Spanien und Portugal. Ihre Schiffer durchstrichen den ganzen Küstensaum dieser weitentlegenen Länder. Ihre Geographen beschrieben diese Länder und thaten dies mit mehr Umsicht und mit einer richtigern Vorstellung von dem Zusammenhange des Ganzen als die damaligen Nachkommen der Römer und Griechen.

Einer ihrer Eroberer, der an den Küsten des Atlantischen Oceans ankam, sprengte zu Pferde in die Meeresbrandung hinaus und drückte sein Verlangen aus, daß er noch weiter über diese Gewässer hinaus seine Eroberungen möchte fortsetzen können. Und wirklich scheint es auch, daß es arabischen Schiffern gelungen ist, wo nicht Amerika selbst zu erreichen, doch wenigstens sehr weit in die Tiefe des Atlantischen Meeres hinauszuschiffen. Sowol der berühmte Edrisi als auch andere arabische Schriftsteller erwähnen dieser merkwürdigen Expeditionen ihrer Landsleute nach dem Westen. In Lissabon, so erzählen sie, habe eine Familie oder Gesellschaft von Schiffern existirt, welche sich die „Almagrurin", d. h. die „wandernden Brüder", nannte. Acht dieser Almagrurins, so heißt es, hätten, von Entdeckungseifer beseelt, ein gut ausgerüstetes und verproviantirtes Schiff bestiegen und hätten geschworen, sie wollten nach Westen segeln und nicht eher zurückkehren, als bis

ſie zu den äußerſten Verſuchen der „Dunkeln See“ (des Atlantiſchen Oceans) vorgedrungen ſeien. Sie ſetzten von Liſſabon aus und ſegelten ſüdwestwärts. Nach einer Fahrt von 35 Tagen kamen ſie auf einer bewohnten Inſel an, welche ſie Gama- oder Schaf-Inſel nannten. Von dieſer entlegenſten aller Weſtinſeln kehrten ſie nach Liſſabon zurück und kamen endlich glücklich an. Zu welcher Zeit dieſe merkwürdige Weſtfahrt der Araber ſtattgehabt habe, wird zwar nicht geſagt. Doch muß es wol ziemlich lange vor der Vertreibung der Araber aus Portugal, d. h. vor 1147 geweſen ſein, da Goriſi, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts ſchrieb, von dieſer Begebenheit als von einer alten ſpricht.

Die Zeit der größten Blüte der arabiſchen Intelligenz und Macht fällt mit der Zeit Karl's des Großen und ſeiner Nachkommen zuſammen. Damals waren alle Länder von Indien bis Spanien unter arabiſcher Herrſchaft, damals waren alle Landſchaften von Bokhara bis Fez und Marokko mit arabiſchen Reſidenzen, mit reiſenden Kriegern ſowol als mit reiſenden Geographen und Naturforſchern ſo zu ſagen erfüllt, damals wimmelten alle Küſten und Meere von Java und Sumatra bis zu den Säulen des Herkules von arabiſchen Schiffern, Seeräubern und Kriegsflotten. Und eben damals, als dieſes koloſſale Volk arabiſcher Größe ſich im Süden entfaltete, gelangte auch im Norden ein anderes, bisher nur ſelten genanntes Volk, zu einer faſt wunderbaren Kraftentwickelung auf dem Meere, zu einer weitgehenden europäiſchen Herrſchaft. Ich meine das germaniſche Volk der Skandinavier oder der ſogenannten Normannen, bei denen wir nun um ſo mehr verweilen müſſen, weil ſie als die erſten von authentiſcher Geſchichte uns bezeichneten wirklichen Entdecker Amerikas erſcheinen.

Das Heimatland der Skandinavier beſteht aus einer Menge Inſeln und aus einem langen und breiten Granitplateau. Aber auch dieſes Granitplateau iſt von zahlloſen, tief einringenden Meeresarmen durchſchnitten. Nur an dieſen Meeresarmen und den daraus entſtehenden Halbinſeln und Zungen gibt es etwas Wieſenwachs und ackerbares Land. Das Innere iſt voll kahler Felſen, voll Gletſcher und Schneefelder, für den Menſchen wenig benutzbar. Die Bewohner Skandinaviens mußten demnach frühzeitig auf das fiſchreiche Meer als auf eine Hauptquelle ihrer Exiſtenz angewieſen werden. Wir hören daher auch, ſo lange das Land bewohnt iſt, von ſkandinaviſchen Fiſchern, Schiffern und Kriegsflotten. Doch hielten ſie ſich lange Zeit hindurch in der Nähe ihrer heimatlichen Küſten und Buchten. Die Erſcheinung, daß ſie plötzlich zu der bezeichneten Periode, zu der Zeit des Aufſchwungs der Araber und Karl's des Großen, von welchem Letztern man erzählt, daß er die erſten normänniſchen Seeräuber mit Schrecken und übler Vorempfindung an den Küſten Frankreichs gewahrt habe, wie Bienen zu ſchwärmen und alle europäiſchen Gewäſſer mit Schiffen faſt zu überſchwemmen begannen, iſt wol zum Theil als eine Folge des nach dem Norden vordringenden Chriſtenthums und der dahin gelangenden Cultur anzuſehen. Beides, Chriſtenthum und Cultur, ſind überall, wie der Frühling, nicht ohne vorläufige Stürme unter den Barbaren eingeführt. Das deutſche Reich, das ſich nach Beſiegung der Sachſen unter der Aegide Karl's des Großen zu geſtalten und zu einigen begann, bedrängten alsbald die Dänen an ihrer Südgrenze. Der Anſtoß zur Einigung in Deutſchland wirkte auch zur Einigung und Staatenbildung in Dänemark und im Norden weiter.

Bei den Normannen, die bisher unter ihren Häuptlingen zerſtreut gelebt hatten, traten mächtige Königsgeſchlechter an die Spitze. Dieſe Königsgeſchlechter huldigten bald dem Chriſtenthum. Dies führte Kämpfe mit den alten heidniſchen Häuptlingen herbei, Kämpfe, die mehre Jahrhunderte ſich fortſetzten, bis endlich ein geregelter Staats-Organismus tiefe Wurzeln faſſen konnte. Die Unzufriedenen, die Beſiegten, die, welchen die neueingeführte Ordnung verhaßt war und die mit Begeiſterung der alten Odins-Religion anhingen, ſetzten ſich zu Schiffe und ſegelten in alle Welt hinaus, um ſich eine neue Heimat zu ſuchen. Faſt bei allen normänniſchen Seeexpeditionen, die wir noch bis zu

ihrem Urſprunge verfolgen können, kommen wir auf irgend einen Häuptling zurück, d
entweder einen Mord begangen hat und deswegen nach den neuen Landesgeſetzen Strafe
fürchtet, oder der getauft werden ſoll und dann im Namen Odin's ſeine Mannen um
ſich verſammelt, oder der endlich dem neuen König den Lehnseid nicht leiſten will. Als
die Sache einmal im Gange war, waren dann ſolche Impulſe auch nicht mehr von Nöthen.
Es bemächtigte ſich dann ein ſolcher Unternehmungseifer der ganzen ſkandinaviſchen Völker,
daß zuletzt faſt Jeder darauf ſann, in welcher Richtung man andere Länder entdecken,
alte Reiche plündern, zerſtören oder neue begründen könnte. Dergleichen unzufriedene und
unternehmungsluſtige normanniſche Anführer waren Rurik, Oskold und Dir, die das
ruſſiſche Reich ſtifteten, ein ſolcher war Rollo, der das Herzogthum der Normandie in
Frankreich ſchuf. Häuptlinge dieſer Art waren es, die England unter normänniſche Herr-
ſchaft brachten. Ja, die Normannen ſchlüpften ſogar von Weſten her durch die Säulen
des Hercules in die innerſten Gewäſſer des Mittelländiſchen Meeres. Dies war bisher
noch nie in der Weltgeſchichte vorgekommen. Von den Zeiten der Aegypter und Phönizier
bis zu denen der Normannen herab hatten ſich ſämmtliche Marinen in dieſer Weiſe
der Schiffahrt ausgebildet und alle Seeexpeditionen waren weſtwärts aus den Säulen
des Hercules wie aus ihrer natürlichen weſtlichen Mündung hervorgegangen. Die Nor-
mannen waren Die, welche zum erſten male dieſe Richtung umkehrten. Zum erſten mal
ſah man von Italien und Griechenland her den großen Ocean belebt und die Schiffe von
da oſtwärts hereinſtrömen.

Es iſt das weſentlichſte Charaktermerkmal der normanniſchen Marine, daß ſie, im
Gegenſatz zu den in engen Gewäſſern zwiſchen kleinen Inſeln geborenen Flotten der Griechen
und Italiener, von Haus aus die erſte auf dem großen Ocean geborene Marine der Welt
war. Sobald die Normannen von der Küſte ihres Vaterlandes abſtießen, wurden ſie
von den großen Wellen des Atlantiſchen Oceans geſchaukelt und ſie mußten ſich alsbald
die Eigenſchaften und Geſchicklichkeiten aneignen, die zur Befahrung dieſer Gewäſſer von
Nöthen ſind. Wie ſie, ein ſehr ungeſchultes Volk, ohne aſtronomiſche Wiſſenſchaften,
ohne die Kenntniß des Kompaſſes, in ihren höchſt kleinen und höchſt ſchwächlichen Fahr-
zeugen dies zu Stande gebracht haben, bleibt uns zwar vielfach ein Wunder, aber wir
müſſen annehmen, daß der hohe Muth, die unerſchütterliche Energie der Normannen,
ihre aufmerkſame Beobachtung der Natur und ihre Uebung und Praxis ſie zu ebenſo
großen Expeditionen befähigten, wie wir ſie jetzt nur noch mit unſerer größern theoretiſchen
Kunde und Kunſt zu Stande bringen. Weil ſie die erſten echten Söhne des Oceans
waren, begreift es ſich auch, daß ſie die erſten wahren Entdecker Amerikas wurden, wohin
ſie durch eine ſehr merkwürdige Reihe von benachbarten Halbinſeln und Inſeln hinüber
geführt wurden.

Daſelbſt finden ſich zunächſt nach Nordweſten hervorragend Skandinavien und Groß-
britannien unſerm Continente als Arme angewachſen. Von der großbritanniſchen Gruppe
tritt Irland am weiteſten nach Weſten hervor. Im Norden dieſer Gruppe liegen die
Orkneys- und die Shetlands-Inſeln. Weiter nach Nordweſten die Schaf-Inſeln oder
Faröer auf der Hälfte des Wegs nach Island. Alsdann folgt die große Inſel, das
alte Thule, ſelbſt, die bedeutungsvolle Mittelſtation zwiſchen Europa und dem Weſtlande.
Nur wenige Tagereiſen von dem weſtlichſten Arme Islands liegt die eiſige Oſtküſte Grön-
lands. Es bleibt zwiſchen beiden nur eine breite Meerenge. Etwas weiter entfernt,
doch nicht unerreichbar befindet ſich die begrünte und bewohnbare Südſpitze dieſes Grön-
lands. In gleichem Abſtande und in ähnlichem Verhältniſſe zu dieſer grönländiſchen Süd-
ſpitze, wie Island, nur tiefer nach Südweſten hinab erhebt ſich die Inſel Neufundland und
dieſer Inſel, die wir als das Schlußglied der ganzen verbindenden Inſelkette anſehen können,
und dann die großen fruchtbaren eigentlichen Continentalländer Amerikas ganz benachbart.

Nachdem die Normannen Großbritannien und namentlich Schottland und Irland nicht nur erobert, sondern zum Theil auch bevölkert hatten, konnte die Entdeckung von Shetland und von den Farörn nicht lange ausbleiben. Islands hohe Vulkane, wenn sie wüthen, werden ja weithin auf dem Meere gesehen. Sie besternen sogar bei ihrem Ausbruche die Inseln bis nach Schottland hin mit Asche. Die Existenz jener Insel konnte alle Denen, die Schottland und die Farörer inne hatten, nicht lange verborgen bleiben. Wenn sonst nichts, so mußten sie Stürme und Schiffbrüche dorthin hinüberführen. Der erste normannische Entdecker der Insel, der auf diese Weise im Jahre 861 auch richtig dorthin gelangte, soll Naddod gewesen sein, der aber, selbst ein Heide, schon eine christliche Bevölkerung auf Island vorfand. Diese isländischen Christen, von den normannischen Anteren Papae (die Papen) genannt, sollen von Irland, das bekanntlich zur Zeit Karl's des Großen tausende Missionäre in alle Richtungen aussandte, herübergekommen sein; wann und wie, offenbart uns aber kein Chronikler.

Naddod und Die, welche ihm nachfolgten, gründeten einige Niederlassungen auf Island, trieben Viehzucht und Handel mit den Eingeborenen. Es verging darüber mehr als ein Jahrhundert. Endlich um das Jahr 980 kam ein normannisch-isländischer, vom Sturm nach Westen verschlagener Schiffer, Namens Gunbiorn, zurück und meldete, er hätte ein Land im Westen gesehen. Unternehmungslustig, länder- und beutegierig schiffte sich alsbald im Jahre 982 einer seiner Landsleute, Namens Eirek, ein, um „Gunbiorn's Land" zu suchen und segelte nach Westen. Statt eines Kompasses hatte er, wie es bei den Normannen üblich war, Raben an Bord, von denen er zu Zeiten einen fliegen ließ, um zu sehen, ob und wo das Auge oder der Instinkt dieser Thiere sie im Westen Land entdecken lassen möchte. Der erste von Eirek's Raben kehrte wieder nach Island zurück. Endlich aber flog einer seiner Vögel nach Westen. Eirek folgte ihm und landete an der Südspitze eines Landes, dem er seiner grünen Wiesenflur wegen den Namen Grönland gab.

Eirek, mit Beinamen der Rothe, überwinterte in Grönland, kehrte nach Island zurück, lobte dort und in Norwegen die Beschaffenheit des Landes und es fanden sich alsbald Unzufriedene genug, die gern dahin auswanderten, um unter Eirek ein kleines, sich selbst regierendes Seekönigthum zu stiften. Die Normannen mußten sich in jenem ihrer Heimat so vielfach ähnlichen Lande, welches man daher auch wol das amerikanische Skandinavien genannt hat, sehr heimisch fühlen. Fischreiche Fjorde und Scheeren gab es dort wie in Norwegen. Wildromantische Felsenklüfte und für Viehweide passende Wiesenstecke dazwischen fanden sich dort wie in Norwegen. Die erste bedeutende Auswanderung nach Grönland fand im Jahre 986 statt. Man führte Vieh hinüber, baute Häuser, fischte und segelte oft- und westwärts, um die Größe und Gelegenheit der Gegend zu erkunden. Bei den häufigen Nordost-Winden in diesen Gewässern konnte es nicht fehlen, daß einer jener normannischen Grönlandsfahrer noch weiter nach Westen verschlagen wurde. Dies geschah bereits im Jahre 985 dem Biarni Heriulf's Sohn, als er seinem nach Grönland gereisten Vater folgen wollte. Grönland und seinen Vater suchend, segelte er lange an den Küsten eines großen weitgedehnten Landes entlang hinauf und hinab, ohne jedoch dieses neue Land zu betreten. Wir besitzen noch einen Bericht über die unfreiwillige Reise dieses normannischen Capitäns, der so umständlich ist, daß wir daraus als gewiß ersehen können, daß Biarni Heriulf's Sohn weit an der Küste der jetzigen Vereinigten Staaten hinabfuhr und daß wir diesen Mann also als denjenigen Europäer betrachten müssen, der nachgewiesener Maßen den nordamerikanischen Continent zuerst erblickte.

Biarni fand den Weg nach Grönland zurück und erzählte dort von seiner Entdeckung. Ein anderer Mann, Namens Leif, der Sohn jenes Eirek, welcher in Grönland die erste Ansiedelung stiftete, hörte und faßte den Plan, auch dahin zu segeln und „das neue

und" näher zu erforschen. Er kaufte das Schiff des Biarni, bemannte es und steuerte
Südwesten. Nach sechs Tagen entdeckte er die Küste und trieb in den Seinen
Wir wollen nicht thun wie Biarni, der nicht den Fuß auf das Land setzte, sondern
will ans Ufer und sehen, wie es beschaffen sei." Und seinen seltsamen Kauf, nur
halber wegen nannte er es Helluland d. h. „das Land der großen Steine." Man glaubt,
sei dies das heutige Neufundland gewesen. Darauf segelte er mit den Seinen noch
ter nach Süden und Westen und traf nach mehrtägiger Fahrt abermals auf ein Land,
liches dem ersten ähnlich, aber flacher bewaldet war. Er nannte es Markland, d. h.
Land der Wälder. Man glaubt, daß dieses Markland das heutige Neu-Schottland
wesen sei. Von da begab sich Leif Ericksen wieder unter Segel, schiffte um ein großes
orgebirge (das heute so berühmte Stockfisch-Vorgebirge oder Cap Cod) und ging hinter
selben in einer großen Bucht vor Anker. Da das Jahr (es war das Jahr 1000)
Ende ging, so baute er sich an und machte eine Ansiedelung, die den Namen Leifs-
dir (Leif's Buden oder Hütten) bekam, durchforschte und durchjagte das Land und
erwinterte daselbst. Eines Tags vermißte er einen seiner Gefährten, einen Deutschen
Niedersachsen, Namens Tyrker, „einen Mann, den Leif besonders gern hatte." Schon
ubte man ihn verloren. Da trat er auf einmal gegen Abend aus dem Walde hervor,
en Gegenstand hoch und triumphirend in den Händen haltend. Als er näher kam
man ihn fragte, was er habe, konnte er anfangs vor freudiger Bewegung kaum
worten. Endlich rief er: „Weintrauben! Weintrauben!" Dieses Umstandes wegen
nnte Leif das Land Vinland (d. h. Weinland). Man glaubt, daß damit zunächst die
ste des jetzigen Staates Rhode-Island und dann überhaupt der ganze südliche Theil
Neu-England gemeint sei. Im Frühlinge des folgenden Jahres 1001 fällte Leif
den Wäldern von Vinland Holz, belud damit sein Schiff für Grönland und segelte
n nach Norden zurück.

Leif gab nun — wir erzählen alle diese Thatsachen beglaubigten Geschichtsannalen
— Leif gab in Grönland eine so vortheilhafte Beschreibung von den Ländern, die
im Südwesten gesehen, daß in den folgenden Jahren mehre Expeditionen von dort
Vinland ausgingen, im Jahre 1002 unter Thorwald, 1005 unter Thorstein und
07 unter Thorfinn Karlsefn. Dieser Letztere beabsichtigte das Land zu colonisiren. Er
m daher in mehren Schiffen 160 Mann, auch Vieh und Schafe, mit sich. Auch
te ihm sein Weib Gudrid, welche ihm im „Weinlande" einen Sohn Snorri Thor-
on gebar. Diesen Snorri Thorfinnson müssen wir als den ersten von Europäern in
erika geborenen Menschen ansehen. Frau Gudrid kehrte ebenso wie ihr Mann Thor-
nach Grönland zurück und machte dann später eine Pilgerfahrt nach Rom, wo sie
leicht schon damals einige Kenntnisse von dem neuen Westlande unter den Italienern
breitete. Ueberhaupt blieben die normannischen Colonieen in Grönland lange Zeit in
nterbrochener Verbindung mit Island, mit Norwegen, mit Europa, sandten dorthin
e zurück und erhielten von dorther neue Mannschaften und Zuzug. Ihre Ansiedelungen
Grönland dehnten sich immer mehr aus. Sie legten dort Kirchen und Klöster an und
Gehöfte, von denen aus sie Viehzucht, Fischfang und Jagd betrieben, zogen sich am
e über hundert Meilen weit, hauptsächlich längs der Westküste hin. Sie segelten sogar
durch die Davisstraße und die Baffinsbai, bis zu den nördlichsten Ländern des
bodens im obersten Winkel dieser Bai, die sie Norder Serk (die nördliche Spitze) nannten,
auf. Man erschrickt fast, wenn man den Berichten der Reisen dieser „Männer von
der Serk" in jenen eisigen Regionen folgt und staunt, wie es möglich sei, daß diese
ren Männer in ihren ungeschickten kleinen Fahrzeugen schon ausführten, was selbst
ren Weltumseglern, die mit aller Macht der Wissenschaft und Kunst ausgerüstet waren,
mit unsäglicher Mühe gelang.

Auch nach Südwesten hin wurden die Reisen noch mehrfach wiederholt und die Entdeckungen ausgedehnt. Nach dem genannten Thorfinn wissen wir noch von einer kühnen Fahrt eines Gudleif Gudlaugsson, der 1028 von Grönland nach Island, von Island nach Irland und dann von Irland quer über den großen Ocean nach dem westlichen Vinland und noch weit in die Gegenden südwärts von Vinland hinabsegelte, wo er ein Land mit weißen Bewohnern gefunden haben will, welches er daher Hwitramannaland (das Land der weißen Männer) nannte. Man bezieht diesen Namen auf die Gegenden des jetzigen Virginiens und Karolinas. Es ist möglich, daß diese Ausflüge nach dem Süden so lange sich wiederholten, als die grönländischen Colonieen blühten und daß wir nicht von allen Expeditionen dieser Art genaue Kunde erhalten haben. Die letzte, welche erwähnt wird, soll im Jahre 1347, also 350 Jahre nach der ersten Entdeckung Amerikas durch die Normannen, ausgeführt sein.

Wunderbar erscheint es dabei, daß die nördlichen Gegenden und Sitze in Island und Grönland stets die Centralpunkte dieser normännischen Fahrten nach dem Westen und Süden blieben und daß sie nicht alsbald nach der Entdeckung Amerikas jene unwirthbaren Eis- und Eiswüsteneien verließen und sich in den neuen milderen Klimaten ganz heimisch machten. Man begreift es, daß unsere Wallfischfänger zur Zeit für den Sommer unsere heimischen Häfen verlassen, um ein paar Monate lang mit den Polarstürmen, Eisbergen und Seeungethümen zu kämpfen, da sie alsdann ein bequemes Winterquartier, zu dem sie im Herbste zurückkehren können, im Rücken haben. Aber, daß man im Wallfisch- und Eisbärenlande selbst seine Heimat macht und von da aus nur zu Zeiten Sommeranfänge zu den warmen Weinländern unternimmt, das konnte allerdings nur Skandinaviern, jenen echten Kindern des Nordens begegnen. Manche glauben, daß die Normannen auch Florida besucht und gekannt haben, was wir zwar einräumen, wenn wir uns auch nicht mit der Meinung einverstanden erklären können, daß die bärtigen weißhäutigen Männer, von denen die Peruaner in Südamerika sagen, sie seien am Titicaca-See erschienen und hätten ihnen Gesetze, bürgerliche Ordnung und Cultur gebracht, nichts weiter als Normannen gewesen seien. Bei einem central-amerikanischen Volke hat man die Verehrung eines Gottes Namens Wotan gefunden. Auch diesen Namen haben Einige von den Normannen ableiten und ihn, mit Unrecht, auf den normannischen Odin oder Wotan beziehen wollen. Die Normannen waren zu jener Zeit schon Christen.

Fast durch vier Jahrhunderte hindurch können wir die Spuren normannischer Ansiedelungen in Grönland verfolgen. Vermuthlich auch ebenso lange haben ihre Excursionen von Grönland aus nach Amerika gedauert. Und dennoch ging diese merkwürdige Entdeckung am Ende wieder gänzlich und ohne weitere Folgen und ohne bleibenden Nutzen für die Welt und Wissenschaft verloren. Die grönländischen Colonieen verfielen allmälig, vermuthlich sowol in Folge der epidemischen Krankheiten, die im 14. Jahrhundert von Europa auch dorthin ihren Weg fanden, als auch in Folge unglücklicher Kämpfe mit den Eingeborenen Grönlands. Es scheint im 12. und 13. Jahrhundert eine Art Völkerwanderung unter den amerikanischen Nationen stattgefunden zu haben, deren Ursachen wir vielleicht in der Gründung des aztekischen Reichs in Mexiko zu suchen haben. Die Mexicaner bedrängten erobernd die indianischen Stämme des Mississippilandes. Diese warfen sich nach Norden und Westen auf die Eskimos, welche damals ihre Sitze noch weiter südwärts ausdehnten und die Eskimos flohen wieder von Neu-Schottland und Labrador aus nach Grönland hinüber, wo sie die durch den „schwarzen Tod" geschwächten normännischen Ansiedelungen der Art zerdrückten, daß nichts von ihnen übrig blieb als ihre Gräber, wenige Ruinen von Kirchen, einige Runensteine, deren Inschriften wir jetzt kundren und jene Traditionen, welche so meisterhaft, lakonisch und lebendig in den isländischen Annalen verzeichnet stehen. Erst in neuester Zeit haben dänische Gelehrte diese Annalen aus dem

Staube oder vielmehr aus dem Eise, in welchem sie in Island vergraben waren, wieder ans Licht hervorgezogen und haben uns die Wirklichkeit jener normannischen Entdeckung von Amerika klar erwiesen.

Es ist wol kein Zweifel, daß, wenn die Normannen die Entdeckung zu einer spätern Zeit ausgeführt hätten, sie nicht auf diese Weise wieder hätte verloren gehen können. Damals aber, wo Ohr und Auge nicht so offen war für das Neue und Interessante wie jetzt, wo die Entdecker noch keine Karten zeichneten, keine Schiffsbücher hielten, keine umständlichen Reisebeschreibungen publicirten, konnte dies geschehen. Daß es geschah, ist um so begreiflicher, da jene Entdeckung gerade in Zeiten fiel, in welchen eben die Aufmerksamkeit von ganz Europa so zu sagen vom Westen völlig abgelenkt und gerade in entgegengesetzter Richtung ganz und gar dem Osten zugewandt war, nämlich ins 11. und 12. Jahrhundert. Es war dies die Zeit der Kreuzzüge, wo Alles nur Sinn für das gelobte Land hatte. Nur an einem einzigen Orte der Welt, im weltbeherrschenden Rom nämlich, von dem schon Goethe in seinem „Tasso" sagt, daß von da aus die Reiche in ihrer ganzen Ausdehnung weit und von einem hohen Standpunkte überschaut werden, scheint man die Unternehmungen der Normannen im Westen beachtet zu haben. Wenigstens kennen wir eine päpstliche Bulle, in der schon im 12. Jahrhundert der Name „Grönland" und ein „Bischof von Grönland" vorkommt. Vielleicht könnte man in den römischen Archiven auch wol noch diejenigen nichtisländischen Documente, in denen zuerst die alten amerikanischen „Wein-", „Wald-" und „Felsenländer" erwähnt werden.

Wir sind dem Vaterlande und dem Zeitalter des Columbus näher gekommen. Doch ist die Reihe seiner Vorläufer noch nicht abgeschlossen. Sage und Geschichte sollen uns noch in einem dritten Artikel beschäftigen.

(Der dritte und letzte Artikel in nächster Nummer.)

Urgebirge.

Von Professor Bernhard Cotta in Freiberg.

Kaum wendete der edle Werner den Rücken,
Verführt man das Vulkanische Gesetz,
Wenn Alle sich vor Hephästos bücken,
Ich kann es nicht sogleich;
Ich weiß nur in der Nähe zu schätzen,
Schon hab ich manches Liebe verpaßt,
Mir sind sie Alle gleich verhaßt,
Neue Götter und neue Gesetze,
Wie man die Könige versetzt,
Wird der Granit auch abgesetzt,
Und Quarz der Sohn ist nun Papa!

Auch seinen Untergang ist nah
Denn Pluto's Gabel brechet schon
Dem Urgrund Revolution;
Basalt, der schwarze Teufelssohn
Aus tiefster Hölle bricht hervor,
Zerspaltet Fels, Gestein und Ufer,
Omega muß zum Alpha werden;
Und so wäre denn die liebe Welt
Gewaltsam auf den Kopf gestellt.

(Goethe's Faust, III. Th.)

Goethe hat in dieser geologischen Herzensergießung einen gewissen Widerwillen gegen neuere Ansichten an den Tag gelegt, der ganz natürlich ist, wenn man am Abend seiner Tage langgewohnte und liebgewordene Ideen hinschwinden sieht. Wir wollen deshalb nicht mit dem großen Dichter rechten, uns aber auch durch ihn nicht abhalten lassen, die Thatsachen zu nehmen wie sie sind. Wenn man die unschuldigen Fortschritte wissenschaftlicher Erkenntniß stets revolutionär nennen wollte, so würde darin nur eine Art Anerkennung des revolutionären Princips liegen, welches mit wissenschaftlicher Forschung an sich gar nichts gemein hat. Die Anerkennung und Verehrung großer Männer oder Zeiten sollte man aber nie auf ihre Irrthümer ausdehnen, ihr Werth beruht in ihren zeitgemäßen Leistungen, in dem anregenden Einfluß ihrer augenblicklichen Wirkung, die, wenn sie wirklich groß ist, stets wieder den Keim zu Neuem befruchtet. Es wäre eher traurig als er-

freulich, wenn der Standpunkt, auf welchem jetzt die Geologie sich befindet, nach 50 Jahren nicht längst wieder verlassen oder, wie man zu sagen pflegt, überwunden wäre.

In der Zeit, als Werner's Ansichten über die Bildung der Erde beinahe allein Geltung fanden, unterschied man Urgebirge, Uebergangsgebirge und Flötzgebirge. Unter ersterm verstand man diejenigen Gesteine, welche für die ältesten, zuerst entstandenen gehalten wurden, für die ersten festen Kernbildungen der Erde, auf welche sich nachher alles Andere in regelmäßigen Reihenfolge abgelagert habe. Namentlich rechnete man dazu Granit, Gneiß, Glimmerschiefer und auch manchen Thonschiefer, sowie deren Einlagerungen von körnigem Kalkstein.

Seitdem hat man erkannt, daß der Granit in der Regel neuerer Entstehung ist als der Gneiß, Glimmerschiefer und Thonschiefer und daß er auf eine andere Weise als sie entstanden ist, daß er von unten kam und sich aufwärts unter oder zwischen jene hineindrängte. Alle Folgerungen aus der Lagerung auf das relative Alter der Gesteine mußten dadurch sehr modificirt werden; man konnte nun nicht mehr das untere stets auch für das ältere Gestein halten.

Man hat ferner erkannt, daß auch Gneiß, Glimmerschiefer und Thonschiefer nicht in dem Zustande, in welchem sie sich jetzt befinden, aus Wasser abgelagert worden sein können, während doch die Bezeichnung als Urgebirgsarten wesentlich mit auf der Annahme beruhte, daß sie aus wässeriger Lösung auskrystallisirt seien. Unter diesen Umständen und besonders wegen der oft viel neuern und eruptiven Entstehung des Granits, der gerade als jetzige Hauptkernmasse der Erde vorausgesetzt wurde, ist denn nun auch die Benennung Urgebirge oder Urgesteine ganz unpassend geworden. Da dieselbe unverkennbar einen Begriff in sich einschließt, den man nicht mehr mit der Sache verbindet, so ist es jedenfalls zweckmäßig, sie nicht mehr, wenigstens nicht für den Complex dieser heterogenen Gesteine anzuwenden. Die Benennung ist aber sehr populär geworden und deshalb ist es schwierig, sie ganz zu verbannen. Es entsteht die Frage: ob man nicht auch nach den jetzt herrschenden geologischen Ansichten bestimmte Gesteine als Urgesteine unterscheiden und bezeichnen kann?

Die Silbe „Ur" hat in ihren Zusammensetzungen eine zweifache Bedeutung. Sie bezeichnet nicht nur etwas sehr Altes oder Aeltestes, sondern auch etwas Ursprüngliches, seit seiner ersten Bildung nicht wesentlich Verändertes. Dieser Doppelsinn macht ihre Anwendung in der neuern Geologie außerordentlich schwierig und mißlich. Werner verband beide Begriffe zugleich mit seinen Urgesteinen und darum war die Bezeichnung zu jener Zeit eine höchst passende. Jetzt aber kennt man keine Gesteine, welche man für die ältesten und zugleich für unverändert hielt. Die Eruptivgesteine könnte man zum Theil wol für wesentlich unverändert seit ihrem ersten Festwerden halten; sie sind aber nach der Idee, die man sich von ihrer Entstehungsweise macht, nothwendig allemal jünger als die Gesteine, zwischen denen sie emporgedrungen sind; für sie Alle paßt darum die Bezeichnung Urgesteine nicht mehr. Die Gesteine dagegen, welche man bei dem jetzigen Zustande der Wissenschaften für die im Allgemeinen ältesten hält, die krystallinischen Schiefer (Gneiß, Glimmerschiefer, Chloritschiefer, Talkschiefer, Hornblendeschiefer u. s. w.) sind nach den Ansichten der meisten Geologen in einem ganz andern Zustande entstanden und erst durch einen spätern Umwandlungsproceß das geworden, was sie sind. Auch für sie will darum die Benennung Urgestein sich nicht mehr eignen. Unter diesen Umständen ist es offenbar das Beste, den Ausdruck ganz fallen zu lassen, um durch ihn nicht falsche Ideen zu erwecken oder wenigstens nicht mit den herrschenden Ansichten in Widerspruch zu kommen. Schwindet aber der Ausdruck Urgebirge und Urgestein, dann wird schon dadurch die Benennung Uebergangsgebirge oder Uebergangsgesteine unzweckmäßig, da sie die Entstehung in einer Uebergangszeit von der Urzeit zu einer neuern bezeichnen sollte.

Man frägt vielleicht, welche Ausdrücke sind denn nun an die Stelle jener veralteten ten? Darauf muß ich antworten: Verschiedene, jenachdem man eben von der Ent ungsweise, dem allgemeinen Charakter oder dem relativen Alter der Gesteine spricht pflegt die Gesteine nach der muthmaßlichen Art ihrer Entstehung zu bezeichnen als nische oder vulkanische Eruptivgesteine, als metamorphische (umgewandelte) Gesteine als sedimentäre oder Ablagerungsgesteine. Nach ihren vorherrschenden Eigenschaften scheidet man, obiger Reihe entsprechend, krystallinische Massengesteine, krystallinische Massengesteine und Schichtgesteine, nach ihrem relativen Entstehungsalter aber hat man letztere in sogenannte Formationen eingetheilt und vergleicht mit ihrem Alter auch das ersteren.

Zur Charakteristik der Franzosen.

Ein Zeitgenoß.

Leser dieser Blätter erfuhren kürzlich Ausführlicheres über einen Haarkünstler, der Dichter sich einen Namen erworben hat, über Jasmin. Ich will von einem Haar künstler geringerer Bedeutung erzählen, der uns Gelegenheit geben kann, etwas von der ur der Franzosen kennen zu lernen.

Beim Ausbruch der Februarrevolution hatte ich in Paris bereits seit geraumer Zeit n Haarkünstler, denn hier führt bekanntlich der zugleich den Bart und das Haar er Nebenmenschen Pflegende den Titel eines Artiste ganz mit demselben Rechte wie Maler, Bildhauer, Musiker und der Schauspieler. Auch mein Haarkünstler war wie smin aus der Umgegend von Toulouse in den baskischen Gegenden; er hatte daher n spanisches Blut in den Adern, dazu eine Mulattin zur Frau, deren Herz er als zweiter Figaro von Toulouse auftretend im Sturm und gegen den Willen der ver genden und gesellschaftlich angesehenen Mutter des Mädchens davongetragen. Das Paar te mich in alter Weise lebhaft interessirt. Der Gatte war fast blond und von schöner ßer Haut, eine Ausnahmserscheinung in südlichen Ländern. Sie, nach dem allgemeinen ez der wechselseitigen Anziehung der Gegensätze, war sehr braun, wie sich für eine lattin geziemt. Seine Erfolge in Toulouse, die er in einer Art von theatralischem Co m mit bunten Bändern und Schnüren geltend machte, beruhten auf einer ihm anheim allenen Erbschaft, die er mit der Liberalität eines Grafen Almaviva zu vergeuden be nnen. Die Eifersucht und Rivalität, wer wol den interessanten Ankömmling erobern de, waren so in der ganzen toulouser Damenwelt erregt worden, daß mit stolzer Be willigkeit die junge Mulattin, Tochter eines auf dem Meere verunglückten Capitäns der Handelsmarine, dem bezaubernden Figaro gefolgt war, als dieser ihr unter Allen Myrtenkrone aufs Haupt setzen wollte. Alle diese Umstände hatte mir die junge Mu tin in ihrer Naivetät oft mit thränendem Auge erzählt. Denn die Aermste, wie alle digen Frauen bald welkend, namentlich bei den Entbehrungen eines von dem flatter ten Artisten nur karg unterhaltenen Hausstandes, hatte sich in Paris von ihrem Figaro bald vernachlässigt gesehen. Die Februarrevolution hatte ihr vollends die letzte Hoff ung einer bessern, ja einer glänzenden Lage genommen. Die junge Herzogin von Mont ßier, die als Andalusierin Mädchen ihrer Farbe besonders liebte, hatte ihr eben die Auf t über die Wäsche ihres Hofstaats anvertrauen wollen, als diese Wäsche — mit den dern glänzenden Beiwörtern der Orleans dem die Tuilerien besetzenden Volke in die Hände gefallen war.

Mr. Hippolyte dagegen war von den Februartagen sehr aufgerichtet worden. Am Morgen des 25. war er mit den Worten: „Nous voilà tous citoyens!" in meine Stube getreten und hatte sich dabei wie ein pariser „Arbeiter" in die Brust geworfen. Nicht

mit Hochmuth. Man würde sich irren, wenn man glauben wollte, daß die Arbeiter in ihrem Betragen gegen die höhern Classen der Gesellschaft im Anfang der Revolution ungalanter geworden wären; gerade das Gegentheil fand statt, gemäß dem wunderbar intelligenten und gemüthlichen Naturell dieses wunderlichen Volks. Sie wurden höflicher und zuvorkommender, gerade um zu zeigen, daß sie durch Manier und Bildung längst verdient hätten, mit den Begüterten in Allem gleichgestellt zu werden. Von mehr als einer fremden Dame, welche durch die vom Volk besetzten Barrikaden hatte gehen müssen und die früher die gehässigsten Vorurtheile gegen die „Canaille" gehegt, hatte ich diese Bemerkung über die damalige Volkshaltung vernommen.

Die steife Haltung Herrn Hippolyte's stieg natürlich, als er mir einige Tage später zu melden kam, daß er in der constituirten Nationalgarde von seinen Kameraden zum Sergeanten ernannt und namentlich mit dem Einschreiben und Anwerben neuer freiwilliger Mitglieder beauftragt worden sei. Er würde, setzte er hinzu, höchst erfreut sein, wenn ein solcher, in Paris einmal eingebürgerter Fremder wie ich von ihm zu den Gesprächen unter den Kameraden, auf die ich sehr heilsam einwirken könnte, geführt würde. Anfangs grauel mir vor diesem Vorschlag, theils seiner Bizarrerie halber in jener aufgeregten Zeit, wo Jeder sich überall mehr oder weniger gern in Uniform und in Waffen sehen mochte, dann weil er mir eine Gelegenheit zum Studium des französischen Volkscharakters bot. Ich gestattete ihm somit, mich vorläufig in seine Listen einzutragen.

Nach einiger Ueberlegung jedoch gab ich den Vorsatz auf. Zuerst, ich gestehe es gern, in Rücksicht auf die damalige Beschwerlichkeit des besonders nächtlichen Dienstes, dann aber auch wegen der falschen und verdächtigen Stellung, in welche mich die Ausführung dieses Entschlusses wegen mancher Verbindungen mit der gesellschaftlichen Welt hätte bringen können. Ich ersah wol aus den Distributionsbillets, welche der Compagnie Lambour von Zeit zu Zeit bei meinem Hausmann abgab, daß Herr Hippolyte mich wirklich auf seine Liste geschrieben, indeß so lange er mich zahlte, verdankte ich es seinem hohen Schutze, nicht weiter belästigt zu werden. Ich entging freilich so der Gefahr, einige Monate darauf während jener furchtbaren Junitage vor die Kugeln, die aus den socialistischen Barrikaden heranflogen, die Reihen der Nationalgarden lichteten, geführt zu werden; denn, einmal eingetreten, hätte ich mich der Ehre halber dieser Verpflichtung nicht entziehen können. Damals schützte mich sogar noch mein Sergeant, als ich, die seltsam verstümmten Gestalten der aus den Provinzen ankommenden Nationalgarden bei ihrem Aussteigen aus den Eisenbahnwaggons betrachtend, als ein muthmaßlicher Kundschafter der rothen Kämpfer angehalten wurde. Indeß sollte ich dennoch fühlen, was die durch beleidigte Eigenliebe hervorgerufene Rachsucht eines Barbiers zu bedeuten hatte.

Eines Tags nämlich, da ich in Herrn Hippolyte's Laden gegangen, wurde er plötzlich und in Gegenwart anderer Personen, wahrscheinlich aus irgend einem Verdrusse, unhöflich und anmaßend, worauf ich, nicht weniger sanguinisch als er, ihm auf der Stelle erklärte, ihn nicht mehr besuchen zu wollen. Dies war von meiner Seite in jener Zeit, wo die Blouse regierte, um so übereilter, als das veränderte Benehmen des Haarkräuslers auch wol mit eine Folge davon war, daß mit dem Anschwellen des rothen Socialismus die arbeitende Classe allerdings in ihrem Benehmen nun anmaßender wurde. Kurz, von diesem Augenblicke an wurden die Dienstaufforderungen zur Nationalgarde immer häufiger und dringender und bald folgten wiederholte Vorladungen zum persönlichen Erscheinen vor dem Disciplinarrath. Es war somit erfindbar, daß der Sergeant mich dem letztern als einen zum Dienst gesetzlich Verpflichteten und sich demselben Entziehenden denuncirt hatte und sich die Selbstgenugthuung versprach, mich unter seinem unmittelbaren Befehle zu haben.

Ich erschien nicht. Als aber endlich ein Beamter der Mairie selbst zu mir ins

Haus gekommen war und dringend um meine persönliche Einstellung gebeten hatte, damit ich vermittelst meine Eigenschaft als Ausländer nachweise, und als mir mein Hausmann vorstellte, wie ich sonst Gefahr liefe, in das Hôtel des Harmois, d. h. das Nationalgarden-Gefängniß, wo man nur weiße Bohnen zu essen bekomme, abgeführt zu werden, so begab ich mich denn eines Tags mit einem alten deutschen Passe von 1833, den ich glücklicherweise aufbewahrt, auf die Mairie. Als ich vorgelassen wurde, erstaunte ich, daß man kurz zuvor eine Menge anderer, hochgestellter Fremder auf dieselbe Weise belästigt und diese sich erst durch Vorweis ihrer Papiere hatten befreien können. So durfte ich mich denn nicht wundern, den Eifer der von Hippolyte aufgestachelten Beamten, welche die große und stürmische Mehrheit des Raths damals bildeten und die gegen Niemanden so sehr mehr zum Dienst zwingen wollten, so groß zu finden, daß man meinen Paß in keiner Weise als ein Beweisdocument meines Nicht-Franzosenthums gelten lassen wollte. Derselbe, hieß es, sei zu alt und ich sei seit zu langer Zeit in Paris, als daß es glaublich wäre, ich hätte mich noch nicht naturalisiren lassen, und da ich diese verneinte, müsse ich den Beweis beibeischaffen, daß ich nicht naturalisirt worden sei. Revolutionen haben ihre eigenthümliche Logik!

Interessant war es, wie der gebildete Maire zu fühlen schien, was ich denken mußte, und einige andere Vorsitzer hatten mich gewissermaßen durch bekümmerte, ernste Blicke um Vergebung, andeutend, wie sie nicht anders könnten. Nach dem Vorschlag eines derselben, als er erfahren, wie ich Odilon Barrot, damals Ministerpräsidenten und Justizminister, persönlich bekannt sei, ward mir aufgegeben, eine Bescheinigung der Justizkanzlei darüber beizubringen, daß ich bis jetzt in Frankreich noch nicht naturalisirt worden.

Doch dies führte neue Verlegenheiten herbei. Die Secretäre Barrots', mit denen ich über dies Ansinnen sprach, waren ihrerseits bestürzt, wie sie eine solche negative Bescheinigung ausfertigen sollten, und trieben mir endlich, meinen Geburtsschein beizubringen, worauf der Küster einer Kirche in der deutschen Stadt, wo ich geboren, in Folge einer deshalb an ihn ergangenen Bitte denselben auch wirklich nach Paris übermachte. Doch auch dies Actenstück genügte dem Disciplinarrathe nicht. Hippolyte's Rache war durch meine Beunruhigung nicht gesättigt. Es beweise allerdings, so hieß es, daß ich in Deutschland geboren worden, schlösse aber keineswegs die Möglichkeit aus, daß meine Aeltern französische Unterthanen gewesen wären, ich müsse darum nun auch noch den Geburtsschein meines Vaters beibringen.

Da diese Reinigung, bei der immer das Hôtel des Harmois angedroht wurde, bereits faß ein ganzes Jahr angedauert und ich nicht Willens war, den rachsüchtigen Lokaleur durch Wiederanvertrauen meines — Barrot zu versöhnen, so griff ich endlich zu einem Mittel, dessen Anwendung ich aus Rücksicht auf meine Verhältnisse bis dahin verschoben hatte. Ich schrieb nämlich an den Maire einen Brief, in welchem ich ihm zunächst auseinandersetzte, wie es mir geradezu unmöglich sei, den Geburtsschein meines Vaters beizuschaffen. Ich hätte denselben schon in meinem ersten Lebensjahre verloren und so nie bekommt von jenem eigentlichen Geburtsort, der in den Umgebungen einer großen deutschen Hauptstadt gewesen, erfahren. Diesen zu kennen, genüge nicht einmal, da man in damaliger Zeit in Deutschland nur Taufzeugnisse, nicht Geburtsscheine gekannt hätte, man daher auch die Kirche wissen müsse, in welcher Jemand getauft worden. Unter diesen Umständen möge ich ihm nun offen den Hauptgrund meiner hartnäckigen Weigerung, die französische Unterthanschaft anzunehmen, mittheilen: daß ich nämlich in Verhältnissen lebte, die mich in den Verdacht bringen könnten, die französische Gesellschaft auf versteckte Weise auskundschaften zu wollen, wenn ich ohne vom Gesetz dazu gezwungen zu sein, mich unter die Reihen der

franzöſiſchen Bürger miſchte, ich wäre auf dem Bureau der ***ſchen Geſandtſchaft beſchäftigt.

Ich hatte mich in der erworbenen Kenntniß des franzöſiſchen Volkscharakters nicht getäuſcht. Das Argument, ich könnte den Schein gewinnen, die dritte Compagnie des achten Bataillons zum Gegenſtande völkerrechtlicher Forſchungen zu machen, wirkte auf den ganzen Disciplinarrath ſo ſchlagend, daß endlich Mr. Hippolyte mit Entſchiedenheit zum Schweigen gebracht und ich in keiner Weiſe mehr beläſtigt wurde. Die kleinen Spicier, Handwerker, die kaum leſen und ſchreiben konnten, hielten ſich für ſo bedeutend, für ſo würdig, beobachtet, ſtudirt, ausgeforſcht zu werden, daß Jeder ſeinen Werth, den er für das Europäiſche Gleichgewicht möglicherweiſe haben konnte, in Sicherheit zu bringen ſuchte und die dritte Compagnie des achten Bataillons zu einem unergründlichen Geheimniß für alle Potentaten der Erde erhob. Ich war endlich vor der Rache meines Couſeins geſichert.

S.

Deutſche Mädchenerziehung.

Eine Zuſchrift an den Herausgeber.

— — Sie haben in Hertha Wingolf, der Heldin Ihrer Erzählung: „Die Nihiliſten", ein weibliches Weſen geſchildert, das die Emancipationskriſis durchmacht. Hertha kommt von der Beurtheilung des Frauenloſes vom Standpunkte der Rechte zu einer Beurtheilung deſſelben vom Standpunkte der Pflichten und wie ſehr ich mit Ihnen in den menſchlichen Endergebniſſen einverſtanden bin, ſo erlauben Sie mir doch über die Lebensſtellung meiner Mitſchweſtern vom Standpunkte unſerer Mädchenerziehung aus einige in Ihr Thema einſchlagende Betrachtungen anzuſtellen.

Man hat in Deutſchland ſeit einem Jahrzehend ſehr viel von Emancipation der Frauen geſprochen. Das geiſtreiche Berlin, wie immer ſchnell mit einem Witze bei der Hand, lieferte eine Reihefolge von Kupferſtichen mit Amazonen aller Art, rauchend, trinkend und den Männern all Das nachahmend, was dieſe Unſchönes genug thun. Die Geſellſchaft lachte. Die Herren der Erde lachten und wie ephemere Erſcheinungen ſind dieſe ſogenannten Emancipirten über die Bühne des Lebens gegangen. Was ſie wünſchten, was ſie begehrten, war ihnen wol ſelbſt nicht klar; nur ihr „Nichtbefriedigtſein" drängte ſie, andere Verhältniſſe für ſich zu ſuchen, ſie ſtanden vereinzelt da und ſind vergeſſen wie die Blumenmoden und ihre neue Frauentracht.

Aber was das Jahr verſchlingt, das Jahrhundert bringt es wieder ein. Nicht bloße Seifenblaſen gleich, die der Hauch eines Kindes zu dem Atom eines Waſſertropfens zurückführt, war dieſes Auftauchen des Wunſches einer Emancipation der Frauen, wenn man ihr nur den rechten Sinn unterlegt. Seinem bloßen Klange nach anſtößig, wo nicht gefährlich iſt das Wort an ſich, denn ſeiner Bedeutung nach iſt es Befreiung von einem Joche, von einem Etwas, das drückt, beugt, erniedrigt, und dieſes Etwas, wenn es Sitte, Anſtand, Herkommen wäre, ſo wäre das Wort tieferweiſlich. Die Frauen, denen Beruf es iſt, Gattinnen, Mütter zu ſein und Lebenszwecke zu erfüllen, auf die ihre Natur hinzielt, ſollen nicht irregeführt werden von einem falſchen Wahn. Ihre Schwäche ſoll ihnen nicht als Tugend geſchildert werden.

Dennoch gibt die Frage Gelegenheit zum Nachdenken. Von der Natur ſind die Frauen mit einem vorherrſchenden Gefühlsleben ausgeſtattet. Ihr Körper iſt auf eine raſche Entwickelung angelegt, auf ihrem zarteren Nervenſyſtem ſpielen Empfindungen bunt durcheinander, ſie ſind jedem Eindruck hingegeben und wachendes Träumen iſt ihnen ein liebes Spiel. Ihr Verſtand hat keine Beſchäftigung. Als ſchwächerer Theil macht er ſich ohne viele Mahnungen nicht geltend und die Herrſcherinnen, die Empfindungen,

iben ungestörte Besitzerinnen des Seelenreiches. Hat eine Frau Geist, so zeigt sie ihn
sie Talent, so bildet sie es aus; beide aber bestehen unabhängig von ihren Empfin
gen und sind keine Mahner, wo diese auf Pfaden wandeln, die die Sittlichkeit nie be
ten würde. Eine geistvolle, eine talentvolle Frau ist darum noch durchaus nicht mit
s Worte verständig zu bezeichnen. Und kann man achten, was nicht verständig ist?
f die Erziehung zur Verständigkeit, darauf kommt es bei dem weiblichen Geschlechte an
rin liegt die wahre Emancipation.

Goethe sagt: Der Frauen Schicksal ist beklagenswerth. Und es ist beklagenswerth,
r nicht durch die Schuld der Natur, nicht durch den Beruf, den sie ihnen vorgezeichnet, sen
n durch die mangelhafte Ausbildung, die man ihnen gegeben. Jetzt sind wir bereits so
an gewöhnt, in den Frauen nur bunte Schmetterlinge zu sehen, ohne ein gesundes,
nünftiges Wollen, daß man die Männerwelt, sobald ihnen eine Ausnahme dieser Regel
stößt, sogleich tadelnd ausrufen hört: „In dieser sei der Verstand vorherrschend."

Wohin führt verstandlose Erziehung der Mädchen für sie selbst, für ihren innern Frieden,
ihr eigenes Glück? Was man nach außen hin gilt, das ist am Ende wenig, wenn
es in die Wagschale legen neben Dem, was wir uns selbst sind. Sind unsere Mäd
n, als Mädchen, sind sie als Frauen glücklich; ja, sind sie in der einen oder der an
n Lage nur zufrieden mit ihrer Lebensstellung?

Sie sind es selten. Das Mädchen lernt: aber nur mit dem Gedächtnisse, sie weiß
und weiß doch im Grunde nichts; so geht unsere junge Mädchenwelt aus der Schule
vor. Man spricht von ihrer vorzüglichen Ausbildung; und doch ist sie eigentlich ganz
gebildet. Denn von all ihrem Wissen, das in Worten, ein Paar Praxissen und in
hanischen Fertigkeiten besteht, gehört dem Menschen in der jetzt wenig zu eigen, dieser
h unbetheiligt. Und das Schlimmste haben, neben dem leeren Kopfe das leere Herz,
keine einzige weitere Sympathie fassen lernte, außer für einige schwärmerische vor
e Begriffe. Des Schulzwanges entbunden genießt das junge Mädchen der größern
ibeit im elterlichen Hause, um etwas mehr Zeit auf ihren Putz zu verwenden und
t schon — einige Romane zu lesen. An eine andere Lectüre denkt sie nicht. Da sie
ein Geistesproduct nur mit Empfindung gelangen kann, so kommt sie auch keinem
ern Buche Geschmack abgewinnen als einem solchen, das ihr stetes Traumleben für
ge Stunden mit neuen bunten Träumen unterbricht und eine Zerstreuung aus einer
ern Jenart bildet. Was etwa zu ernst ist, etwa lehrreich sein könnte, das über
ägt sie, weil es mit der eigentlichen Geschichte nichts zu thun hat. Auf diese Weise
et sie sich fort. Die Mutter sagt dann: „Meine Tochter muß ihre Jugend genießen"
führt sie in die Gesellschaften. Sie sagt selten: „Meine Tochter muß die Zeit be
en, sich zu dem schönen Berufe vorzubereiten, in welchem ich selbst das höchste Glück
unden und den das Schicksal auch ihr, wie ich hoffe, zutheilen wird." Können viel
hter auftreten, zu denen ihre Mütter in diesem Tone gesagt?

Die Stellung der Mütter zu den jungen Töchtern und ihren Hoffnungen ist ein —
nes Capitel — überschlagen wir es.

Gibt es aber viel Mütter, die ihre Tochter an der Ehe hinderten, weil sie die dazu
derlichen Eigenschaften nicht besitzt? Naive Frage! Die Tochter mag ungeschickt sein,
schlechte Wirthin, sie mag im elterlichen Hause keiner Anforderung entsprechen; be
bt sich Jemand um sie, der die Gelegenheit nicht hat, sie näher kennen zu lernen,
t man das Talent der Verstellung an dem jungen Mädchen; sieht man die Zukunft
Mannes — einige Phrasen und der Bund ist geschlossen.

Die Gräfin Ida Hahn-Hahn ist vielfach bespöttelt worden wegen ihres Suchens
einer großen Liebe. Doch war ihr Suchen nur das muthige Aussprechen Dessen,
jede deutsche Frau im Stillen für sich begehrt, wonach sie seufzt, schmachtet, was

ie vom Himmel erflehe. Daran iſt nichts zu ändern. Dieſe Sehnſucht liegt in der menſchlichen Natur. Sie iſt die Poeſie des Frauenherzens und ſern ſei es, dieſen Trieb ihrer Idealität erſticken zu wollen. Aber richtig geleitet muß er werden. Früh ſchon muß ein Mädchen zur Erkenntniß des Lebens geführt, mit den Bedingungen unſers Daſeins bekannt gemacht werden. Die Verſtändigkeit iſt es, zu der wir die weibliche Jugend zu erziehen auffordern. Die Verſtändigkeit iſt die Folge des gemäßigten Idealitätsdranges. Wahrheit, Offenheit im Munde der Mutter, Ernſt, Würde im Betragen des Vaters und der Einfluß auf die Kinder wird ein unendlich ſegensreicher ſein.

Die Erziehung der Mädchen liegt auch in den Händen der Männer. Für dieſe iſt es eine Aufgabe der Humanität, ihnen eine Geiſtesbildung zu geben, die ſie geſchickter mache, ihrer Lebensſtellung zu begegnen. Für den Mann wird das Mädchen erzogen, als die Gefährtin, die bei ihm ausharre, auch wenn die ganze Welt ihn verläßt. Und mit bloßen Empfindungen, einem reizbaren Nervenſyſteme, über das ſie mit der Ueberlegenheit ihrer Vernunft nicht zu herrſchen gelernt, ſoll ſie ſich mit ihm einſchiffen, auf die Fluten des Lebens, vielleicht um Schiffbruch zu leiden und ihren Kindern einſt Vater und Mutter zu ſein? Wie hat man ſie vorgebildet, ſich in ſolchen Lagen zu bewähren? Ich will nicht ſchildern, was Jeder ſelbſt ſehen, täglich erfahren kann.

Starke Naturen entwickeln ſich durch ſich ſelbſt zu einem beſtimmten Weſen und zur klareren Anſchauung der Dinge. Aber Naturen, die ſich gewiſſermaßen ſelbſt ihren Weg vorzeichnen, ſind ſelten in den zarten Formen der Frau. Sie ſind Ausnahmen, die uns zeigen, was die Regel ſein ſollte, ſein könnte, wenn die Erziehung dem zartern Empfinden den ſtarken Willen hinzufügte und ein harmoniſches Ganze daraus ſchüfe.

Der Sinn für häusliches Leben iſt bei unſern jetzigen jungen Mädchen täglich mehr in Gefahr. Das Vaterhaus iſt ihnen zu enge, ſie ſehnen ſich fort, hinaus in die Welt. Kommt man nach London, Paris, ſo erſtaunt man, überall ſo viel junge deutſche Damen zu finden, die ihren Weg dorthin gefunden. Man begreift nicht, was ſie dort ſuchen, man frägt ſich was? Töchter aus den erſten Familien finden ſich darunter, oftmals die einzige Tochter, oftmals anmuthig und talentvoll, aus einem gaſtfreundlichen Hauſe, die Alles verließ, was das Geſchick dem Menſchen an äußern Vortheilen zutheilen kann, um allein und unbeſchützt in einer großen Hauptſtadt ihren Weg zu ſuchen! Die meiſten dieſer jungen Damen fühlen ein Etwas in ſich, das nicht ruhen will, bis es ſich geltend gemacht, das ſeine Kunſtlern Intelligenz, das dem Lichte zuſtrebt, in dem es ſich labt und keine Hinderniſſe erkennt, wie die Pflanze ſich dürſtend einer Spalte zuwendet, durch die ein ſchwacher Strahl vom Himmel dringt. Sind dieſe jungen Mädchen allein Schuld? Iſt es nicht auch das Aelternhaus? Auch hier enthalte ich mich aller Schilderung. Prüfe Jeder, wie es bei ihm daheim ausſieht. Prüfe Jeder, der ſich Vater oder Mutter nennt, ob er das Haus zum Tempel des Lebens macht oder ob die vier Wände ſeiner Wohnung nicht dazu da ſcheinen, ihn — in Leidenſchaften, in einem Aergerniß zu zeigen, das er der Welt ſo gern zu verbergen befliſſen iſt. Nur nur Das ſagen wir: Wo Plato die Männer dadurch ſtrafen wollte, daß er ihnen ein zweites Leben als Frauen zuertheilte, ſo möchten wir manchem „Familienvater“ das Vergnügen gönnen, auf vier Wochen ſeine eigene Tochter zu ſein, und gewiß würde Keiner dann mehr verlangen, ſie ſolle ſich unbeſchreiblich glücklich fühlen, in ſeiner Nähe zu weilen. Es klingt faſt unwirklich und doch muß es geſagt ſein der ſchaudervollen Natürlichkeit gegenüber, mit der ſich bei uns in Deutſchland das Haus und die Familie oft zu geben pflegen.

Alle dieſe Umſtände tragen zur ſittlichen Hebung der Frauen bei. Wenn wir uns ſelbſt erziehen, erziehen wir unſere Umgebungen. Unſere weibliche Jugend wird in ihrem Werthe ſich vervollkommnen, zu den Stürmen des Lebens ſich rüſten, zu Gattinnen,

Müttern und zu dem freudevollen Berufe der Gattinnung sich wahrhaft darauf vorbereiten, wenn die Penaten des Hauses auch wirklich heilig gehalten werden und auch die Familie ein Abbild derjenigen Ordnung ist, die wir in allen übrigen Gemeinsamkeiten des menschlichen Zusammenlebens anstreben und für unerläßlich halten. G.

Anregungen.

Die Harmonie der Sphären.

Man wird schon oft von der Sphärenmusik gehört haben. Welche Bewandtniß hat es damit?

Der große Kepler ging von der Ansicht aus, daß ein Ton, mathematisch genommen, nichts Anderes sei, als eine Saite von bestimmter Länge oder die Anzahl der Schwingungen, die diese Saite in einer Zeiteinheit macht. Drückt man nun die tägliche Winkelbewegung eines Planeten in Secunden aus, so kann man die Anzahl dieser Secunden als die Schwingungszahl eines Tons ansehen. Wenn nun die Geschwindigkeit eines Planeten während seines Umlaufs sich verändert, so wird er nicht immer einen und denselben Ton von sich geben oder, mit andern Worten, nicht immer dieselbe Schwingungszahl behalten. Er wird also ein musikalisches Intervall durchlaufen und wenn man nun seine kleinste Geschwindigkeit als die Anzahl von Schwingungen betrachtet, die der Grundton in der Zeiteinheit macht, so kann man das Verhältniß jedes andern Tons zu diesem Grundton und mithin auch die Größe des durchlaufenen Intervalls leicht angeben.

Auf diesem Wege suchte Kepler den Zusammenhang der Excentricität der Planetenbahn mit der Lehre von einer Harmonie der Sphären zu entwickeln. Die schon Pythagoras aufstellte. Keplers Meinung ist, nach Gotta's Briefen über den Kosmos: Der Schöpfer hatte die verhältnißmäßigen Abstände der Planeten von der Sonne nach den fünf regulären Körpern geordnet, für jeden einzelnen Planeten aber eine solche Form der Bahn, d. h. eine solche Excentricität gewählt, daß das Verhältniß der kleinsten heliocentrischen Geschwindigkeit zu seiner größten ein harmonisches Intervall gibt. In diesen Intervallen ist allerdings eine kleine Unreinheit; auch hier sucht Kepler zu erklären, aber freilich auf eine so künstliche und verwickelte Weise, daß man nach Gotta nicht hoffen könne, dieselbe deutlich zu machen. Sonderbar ist es gewiß, daß Tycho de Brahe und Kepler durch einen alten Mythus auf den Gedanken der Sphärenharmonie gebracht, die wesentlichen Ansichten, welche jener zu Grunde lagen, die festen Sphären und den Hinduß der ungleichen Abstände gänzlich beseitigen, dennoch aber die Phantasie, welche man daraus abgeleitet hatte, eine unhörbare Weltmusik, in gewissem Sinne aufrecht erhielten. Alle das angenommene Instrument wurde aufgegeben und von wirklichen Tönen war nicht mehr die Rede, dennoch aber von einer Harmonie der Sphären.

Gotta sagt über solche und ähnliche naturphilosophische und naturpoetische Auffassungsweisen: Nicht nur hat der Mensch seitdem er nachzudenken anfing, Harmonie überall im Bau der Welt gesucht, sondern auch Schönheit und Zweckmäßigkeit, aber vielmehr er wurde durch überall im Einzelnen verbaute und beobachtete Harmonie dahin geleitet, auch für das Ganze eine solche voranszusetzen und eifrig zu suchen. Es kommt hinzu, daß wir erst wissen müssen, was eigentlich — von menschlichen Verirrungen abgesehen — schön und zweckmäßig zu nennen ist, ehe wir eine a priori vorausgesetzte höchste Vollendung in diesen Richtungen mit der Hoffnung auf Erfolg suchen können. Etwas ganz Anderes ist es, wenn wir das wirklich Gefundene dann schön und zweckmäßig nennen und danach erst unsere Ansichten über diese Ideale Begriffe bilden. Es läßt sich erwarten, daß wir den vorhandenen Welten als harmonisch, gut, schön und zweckmäßig finden, eben weil in ihm sich Alles nacheinander richtet, einander gegenseitig angepaßt hat, weil überall nicht die Folgen launischer Willkür, sondern ein inniges Ineinandergreifen der Bedingungen erkennbar ist. Aber unsere menschliche Auffassungskraft ist viel zu gering, um im Voraus zu entscheiden, wie die Welt sein muß um harmonisch und zweckmäßig zu sein. Alle Versuche der Art, welche nur zu oft von den nicht empirischen Naturforschern gemacht worden sind, schlagen fehl und werden wol stets fehl schlagen; sie ließen sich von einem dreimal Standpunkte aus sogar als übermüthig, anmaßend und fehlerhaft bezeichnen. Es ist das eben der dem Empirischen entgegengesetzte Weg, welchen zuweilen die Dialektiker, die Mystiker und die Poeten auf dem Gebiete der Kosmologie einzuschlagen versucht haben. Er geht von einem angenommenen Ziel aus, anstatt einem wirklichen entgegen zu streben. Die Geschichte der Natur-

wissenschaften ist zugleich die Geschichte von Irrthümern, nur kann man sagen, daß dieselben in stetiger Verminderung begriffen sind, seit man angefangen hat, die Fragen über die Gesetze der Welt nicht an den menschlichen Geist, sondern an die Natur zu richten, d. h. zu experimentiren. Ueberall, wo wir im Stande sind, solche Fragen genau und richtig zu stellen, ertheilt uns die Natur auch genügende Antworten, denn das Experiment setzt in den Stand, eine beliebige Form von Veränderungen in den begleitenden Erscheinungen eines Phänomens einzuschalten und so diejenigen Voraussetzungen zu finden, welche durchaus nothwendig jenes zur Folge haben. Nur das richtig geleitete Experiment gibt die Thatsachen nackt, gänzlich baar von allem Zufälligen, entweder indem wir alle bekannten Umstände entfernen oder neue bekannte hinzufügen, um dann aus der Differenz der Folgen die ursächlichen Bedingungen zu finden. Freilich ist es uns in den meisten Fällen unmöglich, Naturerscheinungen künstlich und willkürlich hervorzubringen, weil die Ursachen unserer Macht entzogen sind. Wir müssen die Erscheinungen ruhig nehmen, wie sie sich bieten; statt zu wählen, in welchem Gewande wir sie sehen wollen, müssen wir mühsam unter den sie begleitenden Umständen die unmittelbar in Beziehung stehenden von denen sondern, welche damit in keinem directen Zusammenhange sind.' Eine leider nur zu reiche Erfahrung zeigt, wie außerordentlich leicht wir uns dabei in der Bedeutung der Umstände irren, und man wird sich daher nicht über die Vorsicht und Zurückhaltung in den Urtheilen solcher Naturforscher wundern, die auf einem Gebiete arbeiten, welches ihnen nur Beobachtungen, aber keine Experimente erlaubt. Wir wissen zu gut, wie leicht man unberechtigte Folgerungen zieht."

Will man freilich die Harmonie der Sphären in dem Sinne nehmen, daß sie eine Musik wäre, die nur die Gottheit hört und diese gleichsam sich selber aufspiele, dann wird die Naturforschung gern zurücktreten und in solcher Betrachtungsweise dem Dichter den Vorrang lassen.

Ein Schriftsteller-Asyl.

Seit einigen Jahren bemüht sich Hermann Marggraff in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", die Nachahmung eines Schriftstellervereins, wie es Bez und Bulwer in England errichten halfen, für Deutschland zu beantragen. In einem Lande, wo es nicht einmal die Schauspieler, die doch schon ein organisirter Stand sind, zu einem allgemeinen Pensionsfonds bringen können, ist eine solche Institution für die Literatur ein Traum. Wunderbar ist auch, wie Marggraff für diese Idee zu schreiben pflegt. Er will doch wol die bedeutendern jetzt lebenden deutschen Schriftsteller für diese Idee interessiren und sagt ihnen dafür doch nichts als die gewohnten Herabsetzungen ihres Werthe ins Gesicht. Findet die Gründe der Gleichgültigkeit des Schriftstellers für den Schriftsteller in Deutschland doch nur in euch selbst. Wenn ihr den vielen deutschen talentbegabten und vielbeliebten Autoren gegenüber die in jeder Beziehung verkehrte ewige Phrase: „Wo ist bei uns ein Voz?" wiederholt, verlangt ihr dann noch, daß man euch ein Asyl für müde Federführung eröffnet? Hegt und pflegt Das, was wir besitzen, mit Liebe und die genossenschaftlichen Verhältnisse werden besser stehen.

Das lustige England.

Die naturwüchsige Freiheit verleiht den Völkern, bei denen sie zu Hause ist, eine gewisse Heiterkeit und Naivetät, die sich dann auch in volksthümlicher Weise vielfach bei Staatsinstituten wiedergibt. Man sagt oft, das alte „merry England" bestehe nicht mehr und das heutige habe verlernt, fröhlich zu sein. Doch nicht so ganz. Am 14. Februar, dem Valentinstage, schickt man sich in ganz England scherzhafte Liebesbriefe zu. Wie dies für die Post eine keineswegs unbedeutende Finanzquelle ist, mag man daraus ersehen, daß an jenem Tage im Jahre 1851 das londoner Hauptpostamt allein 80,750 Briefe mehr als an gewöhnlichen Tagen beförderte. Aber, um die Heiterkeit zu vermehren, die Post erstattet dem Empfänger das Postgeld zurück, wenn er zeigt, daß der Brief blos einen Valentinsscherz enthält. Ist dies nicht ein köstliches Stück „merry England"? Wir möchten wol wissen, ob sich unsere Thurn und Taxis'sche Post oder die königlich preußische General-Postverwaltung am 1. April zu einem solchen Humor aufschwingen könnte?

Das stille Walten der Seele.

Der Chemiker wird, wenn er seine Resultate erzielen will, die gährende Thätigkeit in seinen Retorten nie mit ungeschickter Hand stören. Wir vergessen dies bei unserer Erziehung im Großen und Einzelnen gar zu leicht.

Zur Lehre von der Freundschaft.

Der beste Freund, den ein großer Mann finden kann, ist derjenige, der es vor der Welt übernimmt, seine Menschlichkeiten zu vertreten.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

wöchentlich ein Bogen. | Nr. 50. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der See.

Eine Naturstudie von Hermann Masius.

I.

Nächst der Luft hat keins der vier Elemente, welche nach des Dichters Ausdruck „die Welt bauen", eine solche Allverbreitung als das Wasser. Ueber 6½ Millionen Quadratmeilen mißt die Fläche, welche der Ocean bedeckt und einst ruhte auch die jetzt bewohnte Veste unter der Flut. Wann sie zuerst ihre Berge und Ebenen und damit eine ganze neue Schöpfung zum Lichte emporhob, welche Revolutionen damals den Planeten erschütterten, wird schwerlich je die Forschung zu enthüllen vermögen. Aber noch gebiert sich ununterbrochen im Schooße des Meeres eine Welt von Wesen. Es lebt in seinen Wellen ein Reich der Thiere und Pflanzen, das zwar nicht an Vollkommenheit und Schönheit, wohl aber an Fülle und Mannichfaltigkeit jenes der Continente weit zu übertreffen scheint. Seine Wälder bergen, wie Charles Darwin behauptet, nicht so viele Thiere als die niedrige Uferregion des Oceans, wo Tangsträuche und Korallenzweige ihr zartes Laub entfalten selbst da, wo in dergleichen Nacht kaum ein Schimmer des Lichts hinabdringt, trat allenthalben noch Empfindung. Darum geschah es in richtiger, tiefbegründeter Ahnung, wenn griechische Philosophen das Wasser „den Urstoff und die Mutter des Lebens" nannten und wenn Juden und Aegypter betend an den großen Strömen ihrer Länder knieten und ihnen die sichtbare Gottheit selbst verehrten. Ohne Wasser würde in der That nichts lebendiges bestehen. Wäre es möglich, daß mit Einem male seine Schleusen spurlos versiegten, dann müßte Alles hinsterben was athmet und sproßt und die Erde würde nur eine Medusenmaske einer Wüste dem entsetzten Blicke zeigen.

Aber „gleich einer sorgsamen Mutter", die ohne zu ermüden jedem Bedürfnisse hellend entgegeneilt, wandelt das Wasser in ewigem Kreislaufe seine Bahnen, überallhin seine Wohlthaten vertheilend. Unter unsern Füßen, im Innern der Erde, ungesehen und ungehört, strudelt es bald in zahllosen Gängen und Adern, bald sammelt es sich zu schweigen Becken und Seen, zu „versiegelten Brunnen der Liebe", wie die Bibel so treffend sagt. Oder es tritt heraus ans Licht und zieht ein segenbringender Strom durch Länder und Städte der Menschen, freudebrausend dem großen Weltmeere entgegen,

oder es öffnet im Hochgebirge den Quell, die Gemse und das dürstende Moos zu tränken. So reicht das Meer mit seinen Wasserfäden durch und über alles Land bis hinauf zu den hängenden Gärten der Alpen, zu den ewigen Schneefirnen dort oben. Ueberall umgibt und beherrscht uns des Wassers Fülle, wenn es auch nicht überall von den Augen wahrgenommen wird.

Und so weit dieses Element verbreitet ist, ebenso verschiedengestaltig ist es auch. Ein wunderbarer Proteus verflüchtigt es sich unter dem Hauche der Wärme in Nebel und Dampf und webt dann jene blauduftigen Säume um die Ferne oder es steigt empor und bildet die ewig wechselnden Decorationen des Himmels, während es sich unter dem Drucke der Kälte zu Schnee ballt oder in Hagel und Eis verfestigt. Man kann nicht leugnen, daß jede dieser Gestaltungen ein eigenthümlicher, poetischer Reiz begleitet. Sind Wolken und Nebel phantastisch und sehnsuchterweckend, so hat der Schnee in seiner fleckenlosen Weiße, in seinem leisen traumhaften Niederschweben und in seinem ebenso wunderbaren Verschwinden, etwas Friedevolles und Märchenhaftes. Grausig dagegen wirkt der Hagel, wenn er aus plötzlich verhängtem Gewölk seine Geißel auf die Aehrenfelder herabschmettert und in seinem Geleite der Sturm verheerend über die Wälder stürzt: es sind die gespenstischen „Schleuderer des Lufthieres", die erbfeindlichen Mächte des Chaos, die dem Menschen grollend entgegenwettern. Das Eis endlich blickt uns erstarrend an, es berührt in seiner bleichen Farblosigkeit noch kälter als der nackte Stein; aber es hat zugleich etwas Geheimnißvolles, wenn wir über die berstende, krachende Fläche gleitend uns vorstellen, daß der Geist unter uns nur in einem Zauberschlafe liegt, aus dem er plötzlich und mit unentfliehbarem Gewinn erwachen könnte.

Indessen bedeuten alle diese Wandelformen doch nur wenig gegen das Wasser selbst, gegen das fließende, freie, lebendige Element. Seine reizende Durchsichtigkeit, sein klarer Spiegel, der melodische Rhythmus seiner Bewegung, das leuchtende Grün und Blau der Wellen üben eine stille Macht über jeden Sinn und fast möchte man sagen, daß selbst der schönsten Landschaft die Seele fehle, wenn nicht das frische Element ihre Schönheit wiederspiegelt. Ἄριστον μὲν ὕδωρ (Wasser ist das Beste) ist wahrlich nicht blos für den Arzt oder den Landbauer gesagt. Es gibt kein großartigeres Epos als das erdumgürtende, himmelspiegelnde Meer und keinen kühneren Dithyramben als den Katarakt, der brausend und dampfend in den Abgrund stürzt.

Aber man hat gar nicht nöthig, so gewissermaßen zu den äußersten Spitzen aufzusteigen, um das Wasser in seiner Schönheit zu sehen. Schon sein erster Ursprung ist ein Bild von außerordentlicher Lieblichkeit. Der Quell, der Bote der Berge, wie unzählige male haben ihn die Dichter besungen! Da hängen in den Wipfeln die dampfenden Nebel, der Schatten trieft kühle Perlen, von jedem Blatt und Halm trieft es und nun sickert und wühlt und schlüpft es in die Erde hinein und rinnt zusammen und wird lebendig. Kein Auge sieht das Wunder, Berggeister stellen sich hütend um seine Wiege; aber dort, wo der Felsen sich spaltet, haben sie einen Pfühl vom weichsten Moose hingelegt und mitten inne geht das Quellchen auf. Unermüdlich brodelt es hervor. Es spielt Ball mit den krystallenen Körnchen und so leise lullt es in sich hinein, daß auch das Ohr des trinkenden Mäuschens nichts vernehmen mag. Aber hat das Elfenkind einmal das Licht geschaut, so eilt es von dannen. Espen und Weiden kommen und breiten die grünen Arme darüber, als wollten sie das Flüchtige festhalten mit ihm zu tändeln, oder sie beugen sich horchend in das süße Gemurmel, das so wunderbar märchenhaft durch die Stille klingt.

Und nun hinaus aus dem Wald! Hinab ins Thal! Welch ein ganz anderer, neureizender Anblick ist dort der Fluß, die schweifende, blitzende Silberlinie durchs Gelände schwingend! Friedliche Heerden spiegeln sich in seinen Wassern, wogende Aehren antworten

seinem Rauschen, ein Gebüsch, ein Hain drängt sich heran und stellt auf sanften Hügeln seine Vorposten auf, indeß ganz nahe ans Ufer schon die Entenschaar sich schleicht und neugierigschen den Fuß ins lockende Bad taucht. Aber jenseits in geschütztem Thale versteckt sich eine Mühle, ein stilles Dörfchen oder mit Thurm und Mauern hebt sich ge räuschvoll die Stadt.

Gewiß, es sind schöne Bilder diese Bilder des Wasserlebens. Und selbst der Dorfbrunnen noch, das kunstlos gehöhlte Rohr, aus dem die gefangene Najade sich ergießt, ist schön und hat Etwas von dem schmeichelnden, kunbeschwichtigenden Reize des Elements in sich. Tieck sagt irgendwo, daß gerade die rauschenden Brunnen in Rom ihm das Herz so sehnsüchtig geschwellt, und Eichendorff schafft seine eigenthümlichsten Scenen, wo er die einsamen Schlösser schildert, deren verfallene Fontänen durch die Mondnacht murmeln. Aber es bedarf nicht Roms, noch der romantischen Burgen, um diesen Zauber zu empfinden. Wer je schon eine Sommernacht in einem deutschen Dorfe durchwachte, den hat er sicher auch schon ergriffen. Alles ist so tiefsinnig, so weltvergessen, als stehe die Zeit still; nur der Quell plätschert in Einem fort. Zuweilen flüstert ein Hauch in den schlafenden Bäumen, ein Vogel regt träumend die Flügel, im weitschallenden Galopp jagt ein Reiter am Dorfe vorüber, Hunde schlagen an, Hähne krähen auf — dann sinkt Alles wieder in sich zusammen und horcht wieder dem Rauschen des Röhrbrunnens, der selber wie halbschlafend der Nacht das Schlummerlied singt. In der That, das Wasser ist ein geistiges Element, es spricht uns wahlverwandt an und gewiß war es kein müssiges Spiel unserer Sprache, daß sie vom See auch der Seele den Namen lieh (schon im Gothischen saivs und saivala).

Eine eigenthümliche, besonders schöne Gestaltung nimmt das Wasser in dem ebengenannten See an. Quell, Bach, Fluß eilen unaufhaltsam vorüber, ein Bild des unaufhaltsam eilenden Lebens, des ewigen Werdens und Vergehens. Daher hat das Gefühl, welches sie in uns erwecken, wie mannichfach es sich auch sonst färben möge, immer den Grundton der Sehnsucht: die ziehende Welle zieht auch uns mit fort, wir versinken uns in sie, bis sich, ihr gleich, Auge und Sinn ziellos in unbekannte Fernen verlieren. Einen sang

Die Seele lebt mit ihrem Leid
Sich selbst verdrießen.

Diesem entgegengesetzt wirkt der See. Er ist ein „stehendes" Wasser, in breite, große Becken gesammelt. Er entbehrt der gleitenden, mäandrischen Linien, die schon Homer am Skamander rühmt und nur vom Sturm erregt rauscht sein Gewässer. Dafür aber gibt er jedem Ton des Lichts, jede Stimmung der Luft in seinem Spiegel wieder. Kalt und heiter am Morgen, weich und schwermüthig bei Abend, geheimnißvoll im Nebel, feierlich, wenn der Sternenkranz über ihm strahlt, giebt seine glatte, unbewegte Welle in der That den Himmel auf die Erde. Dazu tritt der Ring des Ufers hier weihsamer als bei irgend einem Wasser hervor. Die wechselvolle Umrahmung schließt den See zu einem Ganzen, zu einem fertigen Bilde ab und wie sie der Welle Schranken setzt, so hält sie auch das Gefühl des Betrachters in beruhigter Grenze. Die sonnigen und doch versteckten Buchten geben den Eindruck des Heimlichen und Heimischen, die sanfte Wage ladet zur Rast; friedathmend breitet ein Idyll sich aus.

Und doch wiederholen keinerwegs alle Seen dieses Bild. Dazu greift die Scenerie der Ufer und selbst die Farbe des Wassers hier zu bedeutsam ein. Der dunkelumschattete Vergsee wird schon immer einen tiefern, romantischern Charakter haben als der Landsee, dessen hellen Spiegel breite Wiesensäume sonnig-schäferfreundlich, aber einförmig umschließen. Wieder anders gestaltet sich der Eindruck auf kahler Hochebene. Man denke

an den Mummelſee auf dem Schwarzwalde. Dort in einer weiten, ſtillen Moorfläche, in der kaum ein Geſträuch der Krummholzkiefer ſich friſtet, nur von fahlen Seggen umgeben ſchlägt das finſtere Waſſer ſeine Wellen. Kein Fiſch wird ſichtbar, ſelten ertönt das Geſchrei der Wildente oder der Ruf des Auerhahns in der beängſtigenden Stille und über den Himmel ziehen ſchwer und langſam die Wolken. Hier fühlt man ſogleich, daß man im Banne düſterer Sage ſteht: die Geiſter grauſiger Balladen tauchen aus der Tiefe. Aehnlich ſtimmen Seen in den Keſſeln erloſchener Krater, wie etwa der Lacherſee am Rhein. Die Oede der vulkaniſchen Umgebung, in der die tiefen Waſſer unbewegt ſtehen, wirkt melancholiſch, aber zugleich feierlich und großartig, indem ſie an die gewaltigen Naturkämpfe erinnert, die hier einſt getobt. Wie wunderbar vergnügt erſcheint gegen dieſe der grüne, bis zum Grunde durchſichtige Alpenſee; ein Feenmärchen im Schooße der Waldberge beſchloſſen! Aber über alle leuchten doch die herrlich offenen Spiegel Italiens und der Schweiz, die großen Kryſtalle, um die eine gleichſam in der Natur verkörperte Phantaſie den ganzen Reichthum ihrer kühnſten und prächtigſten Schöpfungen hergeſtellt.

Der See, an den die nachfolgenden Skizzen ſich knüpfen, darf neben ſo ſtolzen Namen nicht ſtehen. Es iſt ein kleiner, unſcheinbarer Landſee. Im nördlichen Theile der Altmark, etwa fünf Stunden weſtwärts der Elbe gelegen, bildet er eines der Waſſerbecken, welche von Norden herab über die große europäiſche Tiefebene verſtreut ſind und die das weichende Meer einſt hier zurückließ. Erdfälle mochten den Keſſel des Sees erweitern (wie denn ein ſolcher noch im Ausgange des 17. Jahrhunderts ſtattfand), ſodaß das Oval deſſelben in der Längenrichtung ſich etwa drei Viertelſtunden ausdehnt, während ſeine Breite eine halbe Stunde und darüber meſſen mag. Gleich den meiſten andern Seen ſchreibt der Volksglaube auch dieſem unergründliche Tiefen zu, durch die das Waſſer in Verbindung mit dem Meere ſtehe. In ihnen birgt ſich die Nixe des Sees, deren launiſches Spiel jene Strudel und Wirbel in den Spiegel zeichnet, die der Fiſcher mit geheimem Grauſen vermeidet, denn dort treibt die Hexe ihr jährliches Opfer hinab.

(Der zweite Artikel in nächſter Nummer.)

Die Vorläufer des Columbus.

Von J. S. Lehl.

III.

In den alten Chroniken des britiſchen Landes Wales ſteht folgende Geſchichte.

Nachdem Owen Gwyneth, der Beherrſcher von Nord-Wales, geſtorben, geriethen ſeine Söhne in Streit, wer herrſchen ſolle. Sie kämpften mit ihren Mannen mehre Jahre. Einer dieſer Söhne, Madoc, entweder weil er nicht glaubte durchdringen zu können, oder weil er des Kriegs im Vaterlande überdrüſſig war, verließ die Heimat, ſchiffte ſich in mehren Schiffen mit ſeinen Leuten ein und ſegelte nach Weſten, um Abenteuer und Reichthümer auf der See zu ſuchen. Er ließ Irland weit hinter ſich im Norden und Oſten zurück und kam in „ein weſtliches unbekanntes großes Land, wo er ſehr ſonderbare Dinge ſah.“ Nachdem er ſich übers Meer nach Hauſe zurückgefunden, erzählte er von den anmuthigen und fruchtbaren Landſchaften, die er geſehen, verſprottete ſeine Landsleute, daß ſie ſich um ſolcher kahlen Felſen willen, wie Wales ſie beſäße, ſtritten, baute eine große Anzahl von Schiffen und nahm ſo viel Leute, Männer und Weiber an Bord, als Willens waren, jenſeit des Oceans in Ruhe zu leben. Darauf nahm er Abſchied von ſeinen Freunden und ſegelte wieder nach Weſten zurück, zu dem großen Lande, welches er früher erblickt hatte. Dort ſoll er ſeine Leute im Jahre 1170 angeſiedelt haben und nachher noch einmal mit 10 Schiffen nach Britannien zurückgekehrt ſein, um abermals

ische Mannschaft zu holen. Darnach aber will man nichts wieder von ihm g
ört haben.

Vielfach hat man bis auf die neueste Zeit herab diese Geschichte vom Madoc wieder
vorgezogen und hat auch die Gegend in Amerika zu bestimmen gesucht, in welcher
Madoc sich niederließ. Weil Irland bei seiner Fahrt so sehr weit im Norden blieb, so
at man jene Gegend meistens in Westindien und um den Mexikanischen Meerbusen herum
sucht. Einige haben in den hölzernen Kreuzen, welche die Spanier an der Küste von
exikan aufgerichtet fanden und von dem Volke verehrt sahen, eine Spur jenes britischen
hristen finden wollen. Andere haben geglaubt, er sei in Florida oder in der Gegend
r Mississippimündung gelandet. Ein neuer amerikanischer Schriftsteller, Herr Catlin, gibt
h Mühe, aus den Traditionen und der Sprache eines gewissen indianischen Stammes,
n sogenannten Mandan-Indianern, die jetzt am mittlern Missouri wohnen, zu beweisen,
ß eben sie die Nachkommen der Leute des Prinzen Madoc seien. Das stellen wir dahin.

Ziemlich ähnlich wie diese Sage vom wälschen Prinzen Madoc lautet eine Geschichte,
iche nunmehr auch schon fürstliche Völker, die Venetianer, von Einigen ihrer weitschwei
den Seefahrer erzählen.

Die Venetianer hatten ihre Seemacht und ihren Handel hauptsächlich in Folge der
reuzzüge zuerst auf dem Mittelländischen Meere entwickelt. Wie einst die Griechen und
mer hatten sie von hier aus bald Spanien erreicht und waren durch die Pforten des
erakles ins Atlantische Meer hinausgeschifft. Im 13. Jahrhundert finden wir ihre Flagge,
wie auch die ihrer Nebenbuhler, der Genueser, bereits nordwärts in den britischen Ge
ässern, an den niederländischen Küsten, wie auch südwärts längs des Ostrandes von
rika. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts lebte in Venedig Nicolo Zeni. Er war
Urenkel des Dogen Ranieri Zeni, der Venedig 17 Jahre lang als Herzog regierte,
Enkel des Andreas Zeni, der als oberster Befehlshaber die venetianische Flotte gegen
Genueser anführte und der Sohn des Pietro Zeni, welcher als General gegen die
ken sich den Zunamen il Dragone (der Drache) erwarb. Nachdem Nicolo Zeni seine
aterstadt für eine Zeit lang aus den Händen der Genueser und Türken befreit sah, be
n er Lust, die Welt zu sehen und da er sehr reich war, so rüstete er auf eigene Kosten
großes Schiff aus und fuhr damit durch die Säulen des Herkules aufs Weltmeer hin
s, um Frankreich, England und Flandern zu besuchen. Doch hatte er in den stürmi
n Gewässern der Nordsee das Unglück, von einem lange anhaltenden Südostwinde
thin auf ähnliche Weise, und ganz nach derselben Richtung, nämlich nach Nordwesten
schlagen zu werden, wie dies vor ihm vielen normännischen und vermuthlich auch man
n römischen, griechischen und phönizischen Abenteurern geschehen war. Zuletzt strandete
Schiff im Jahre 1380 an einem Lande, das er „Friesland" nannte.

Wer kann man begierig sein, von diesem Friesland eines Venetianers genauere Kunde
hören. Das Fahrzeug ging verloren, Zeni, seine Leute und Güter wurden gerettet
Fürst dieses Frieslands, Zichmni, dem die ausgezeichneten Gaben und Eigenschaften
es Gastes nicht entgingen, nahm Zeni als Admiral in seine Dienste. Als solcher
te Zeni, da ihm sogleich keine Aussicht zur Rückkehr ins Vaterland geboten wurde, ein
nteuerliches Leben von Friesland aus fort, unternahm im Dienste seines fürstlichen Gön
mehre Seereisen nach Norden und eroberte für ihn Inseln und Länder ringsumher.
tlich starb Zeni, doch folgte ihm in der Admiralsstelle sein Bruder Antonio, dem er
n vier Jahre vor seinem Tode geschrieben und der ihm nach Friesland gefolgt war.
tonio in Kriegs- und Seeangelegenheiten ebenso ausgezeichnet, wie sein Bruder, lenkte,
lte und entdeckte dann noch zehn Jahre lang für den Beherrscher von Friesland. Auf
en Expeditionen, die meistens nach Westen, theils auch nach Süden gingen, bestanden
Flotten zuweilen aus zwanzig und mehren Schiffen. Doch waren die Eingeborenen

Irrelands der Schiffahrt wenig kundig. Die Venetianer waren ihre Admirale, Capitäne und Piloten. Die Länder, welche sie im Westen entdeckten und den Heimathsgebiete ihres Gönners unterwarfen, nannten sie „Engerland“ oder „Engenland“, wo sie Christen, Kirchen und ein reiches, schönengerichtetes Kloster fanden, alldann „Estotiland“, das noch weiter nach Westen lag und wo sie bei den dortigen Einwohnern lateinische Bücher fanden, eine große Insel „Icaria“ und endlich weiter im Süden „das große Land Drogeo“ oder „Drobiceo“, wo sie zuletzt Völker fanden, die in einem ganz warmen Klima lebten, welche Städte und Tempel hatten, in denen sie Menschen opferten, die einige Cultur verriethen und auch Gold und Silber besaßen. Nachdem Antonio Zeni auf diese Weise seine Kenntniß der neuen Länder kennen gelernt, seinen abenteuerlichen Sinn gebüßt, seinen Wissensdurst befriedigt hatte und des Lebens im Norden überdrüssig geworden war, kehrte er nach Venedig zurück, schrieb seine Memoiren, verzeichnete auf einer Karte die von ihm gesehenen Länder und hing diese Karte in dem Hause seiner Väter auf. Nach seinem Tode blieb die Karte lange Zeit dort unbeachtet hängen, obwol sie sehr merkwürdig war, da auf ihr zum ersten male, schon lange vor Columbus, wirkliche Theile des amerikanischen Continents verzeichnet standen. Nach Columbus wurde sie im 16. Jahrhundert häufig copirt. Auch die verlorenen gegangenen Memoiren der Gebrüder Zeni über ihre Entdeckungsreisen sind später wieder aufgefunden, jedoch weiter nur in einem unvollständigen Bruchstücke, und so publicirt.

Als diese Geschichte nach Columbus bekannt wurde, verlebte sie nicht, großes Aufsehen zu erregen. Man hat natürlich die Authentizität des merkwürdigen Reiseberichts Zeni's genannten Länder „Friesland“, „Engronland“, „Estotiland“, „Icaria“ u. s. w. bezweifelt, endlich aber anerkannt und dann sich gefragt, welches die von den gewesen sein möchten?

Lange Zeit hat man geglaubt, das Zeni'sche Friesland sei eine große bevölkerte Insel zwischen Island und Amerika gewesen und vermuthet, daß diese Insel, die man nicht wieder finden konnte, zuerst wie das benachbarte Helgoland unter den Angriffen des Oceans geschmälert und verkleinert und zuletzt durch eine große Erderevolution, gleich wie die Atlantis des Plato, untergegangen sei. Die Hypothese, daß Länder, die man aus Mangel an Kenntniß und geographischer Genauigkeit nicht wieder finden kann, „vermuthlich“ untergegangen seien, ist seit Plato's Zeiten bei den Geographen sehr beliebt gewesen. Dem zufolge sieht man die fabelhafte Insel Friesland seit dem 14. Jahrhundert auf allen Landkarten erscheinen, zuerst groß, dachten- und vorgebirgereich, wie sie Zeni beschreibt. Dann wird die Bild im Laufe der Zeiten kleiner, so wie der Glaube an ihre Existenz schwindet. Endlich als im 17. und 18. Jahrhunderte die Karten in die Gegenden immer häufiger werden und doch kein Schiffer Nachricht bringt von dem verlorenen „Friesland“, entschließen sich die Geographen, es endlich ganz von der Karte verschwinden zu lassen. Da sie nun glauben, die Insel sei vom Oceane verschlungen, so lassen sie an ihre Stelle eine Sandbank treten, eine Sandbank, die man nun „das untergegangene Friesland“ oder „das Land Buß“ nennt, letzteres nach einer englischen Buß (Schiff), deren Capitän diese Gegenden auf eine Sandbank gestoßen sein will. An dieser „Sandbank Buß“ hielt man noch lange gläubig fest, bis sie erst in dem jetzigen Jahrhundert Captain Ross auf seinen Expeditionen nach dem Norden verschwinden ließ, indem er berichtete, daß er auf der Stelle, wo sie existiren sollte, in einer Tiefe von mehren Hundert Faden keinen Grund und Boden habe finden können.

Neuere Forscher, welche Zeni's Berichte nicht bezweifeln und nur glauben, daß er seine Insel Friesland etwas zu groß dargestellt und dadurch die Welt irre geführt haben, halten es jetzt sehr wahrscheinlich gemacht, daß damit die jetzigen Farder oder das Färöland, welches Name leicht in Friesland umgewandelt werden konnte, gemeint seien. Der König

schmal, der die Zeit im Durste hatte, wäre dann ein norwegischen Bedrücker die
r Inseln, Einsiedler, den die Könige von Dänemark zu jener Zeit mit den Kaufer
esen belehnten, der aber seinen Lehnsherren die Dürfte auszahlte und sich zum Sou
erän machte. Das von den Zeniß erwähnte „Engroenland" hält man allerdings für
as richtige Grönland und die dort gefundenen Ansiedelungen und Klöster für alte nor-
annische Stiftungen. „Estotiland" wäre vielleicht Neufoundland und die dort gefun
enen lateinischen Bücher ebenfalls von den Normannen abstammend. „Drobscho" end
h, das Land im Süden, ist vielleicht Carolina und Florida und die von dort erhal-
n Sagen von einem „tempeltragenden," „halbcultivirten, gelb- und silbergebrauchenden
olke" lassen sich nicht anders als auf Mexico deuten.

In der Seefahrerwelt, die so abgeschlossen vom übrigen Verkehr der Menschen sich
halten pflegt, mußten diese Sagen sich verbreiten und fortpflanzen und kaum hatten
Portugiesen und die Spanier im 14. Jahrhundert die Gruppe der Canarischen Inseln
leicht, die mehr Jahrhunderte hindurch die äußersten Grenzen der bekannten Welt
n Westen bildeten, so entstand auch bei ihnen bald die Sage, es gäbe noch andere
seln im Westen. Ein Bischof, der Heilige Brandan, hieß es, sei bereits einmal nach
er großen schönen Insel hinausgeschifft. Nach ihm nannten sie diese unbekannte Insel:
St. Brandon." Zuweilen (so behauptete das Volk), bei schönem Wetter und bei einer
ssenden Luftbeschaffenheit, könne man jene St. Brandans Insel deutlich im Westen lie-
n sehen und ihre hohen Bergspitzen und Thäler und ihren ganzen großen Umfang ge-
n erkennen; wenn man aber versucht habe, zu ihr hinüber zu schiffen, so habe man
nie erreichen können und sie sei in immer größere Ferne entwichen. Auch die Ge-
rten glaubten an diese Phantasie. Wir sehen die Insel auf den Landkarten jener
t erscheinen. Namentlich steht auf dem berühmten Globus, den Martin Behaim im
. Jahrhunderte verfertigte, eine große Insel St. Brandan und zwar fern im Westen
Canarien, in der Mitte des Atlantischen Oceans, zwischen Japan und Afrika un-
ähr in der Gegend, wo Columbus die Antillen fand. „Anno 1414," so schreibt
artin Behaim in alter Urkundigkeit, „ist ein Schiff aus Hispanien ungefähr dahei
esen."

Eine ähnliche Sage ist die, von der „Insel der sieben Städte", die besonders bei
Mexvohnern, welche die Portugiesen seit 1146 den Habichts-Inseln oder den Azoren
en, feste Wurzel gefaßt zu haben scheint. Als die Araber, so lautet diese Sage,
Iberische Halbinsel überschwemmten und den König Roderich bei Guadalete erschlugen
en, schifften sich in der Stadt Porto zehn christliche Bischöfe unter der Anführung
s Bischofs von Porto ein und flüchteten sich auf ihre Schiffe nach einem Lande im
ten und gründeten daselbst sieben Städte und siedelten portugiesische Ansiedler
Auch diese fabelhafte „Insel der sieben Städte" sieht man auf den Karten jener
erschieden, meistens etwas mehr im Norden als St. Brandan, zuweilen aber, da
e sagen Sagen sich oft vermischen, dicht neben St. Brandan oder auch mit ihr als
he Insel mit zwei verschiedenen Namen dargestellt.

Aehnliche Sagen liefen unter dem Volke wie Irrlichter herum von einer westlichen
l „Antilia", von einer andern Namens „Maydea", von einer dritten Namens
gnio", oder „Bergel" oder „Brasil." Zuweilen wurden diese Inseln als besonders
rschieden dargestellt. Zuweilen wurden alle jene Namen auf eine einzige große Insel
Westen bezogen. So schreibt Martin Behaim auf seinem Atlas, die Insel St. Bran
diese auch Antilia oder auch die Insel der sieben Städte oder endlich auch Brasil
nten knüpfte man dann diese Namen auch an eine wirklich entdeckte Insel, so den
en Brasil an die äußerste der Azoren, welche jetzt die „Flachen Inseln" (Corvos) heißt
Es ist sehr natürlich, daß fast alle jene Sagen und Namen, nachdem Columbus

Amerika wirklich entdeckt hatte, als erfüllt betrachtet wurden. Der Name Antilia wurde den westindischen Inseln, den Antillen, beigelegt. Der Name Brasil, der sich unter den Azoren verlor und der übrigens als die Benennung eines gewissen orientalischen Färbeholzes schon lange in Europa bekannt war, ging nach Südamerika auf die von Cabral entdeckte Terra de Brasil oder Brasilien über. Das Land der sieben Städte suchte man in Mexico und als man Mexico hatte und dort keine Spur von den sieben Bischöfen und den von ihnen gegründeten Städten fand, suchte man sie im Norden in den Gebirgen und Prärien, die ans Mississippithal gränzten, und dort kann man noch lange Zeit hindurch bis auf unsere Tage herab „die sieben Städte" auf den Karten sehen. Erst die Amerikaner haben bei ihrer zu unserer Zeit ausgeführten Eroberung Mexico's das Mährchen von den sieben Städten völlig zerstört. „So zähes Leben haben", wie Humboldt sagt, „die einmal fest gewurzelten Sagen des Volks!"

Die Sagen und Ahnungen von einem Westlande erhielten neue Nahrung durch die Entdeckungen und Schiffahrten der Portugiesen und Spanier längs der Atlantischen Küste Afrikas. Fast alle jene letztgenannten Hindeutungen gehören den Bewohnern der Pyrenäischen Halbinsel an. Christoph Columbus fand die Wege nach seiner Entdeckung so zu sagen gebahnt und geebnet. Wir sehen, daß zu allen Zeiten in der gebildeten Welt ein Glaube an das westliche Land lebte, bis Columbus mit Hülfe Toscanelli's und anderer Astronomen seiner Zeit alle Strahlen der amerikanischen Morgendämmerung, alle Zeichen und Kunden aus Westen in seinem Haupt concentrirte und dem erstaunten Europa sein Land' Land' zurief, seinem Könige eine neue Welt zu Füßen legend.

Wie ich durch einen Schnupfen zu meiner Frau kam.

Mittheilung aus den Erinnerungen eines humoristischen Freundes von Adolf Zeising.

Ich hatte schon sieben Jahre lang die Universitätspikeiche mit dem schwarzen Candidatenhaar vertauscht und war noch immer nicht so glücklich gewesen, das abgetakelte, festgefahrene Schiff des Durchsteckens durch den festen Grund und Boden einer Pfarre oder auch nur einer Vicariatsstelle erleichtert zu sehen; vielmehr befand ich mich noch immer in dem zwischen Land und Wasser eingeklemmten Quarantänezustande eines Informators im Hause eines Freiherrn, der einst dienstthuenden Kammerherr gewesen war, dann sich zum Gemahl der Frau Oberhofmeisterin emporgeschwungen hatte und nun sich auf seinen mit ihr ererbten freiherrlichen Gütern aufhielt, um sich hier im Hofmeister seiner Kinder selbst einen dienstthuenden Kammerherrn zu halten.

Der Lebensabschnitt des Candidatenthums ist unter keinen Umständen bemerkenswerth. Die Kleischtöpfe der akademischen Freiheit hinter uns, das gelobte Land eines trauten Familienlebens in nebliger Ferne vor uns, lassen uns diese Zeit so recht als das Hungerschreckengericht der Wüste erscheinen und man darf dazu weder eine saure, noch allzu süße Miene machen, denn vom Sinai herab donnert uns ein gestrenges Consistorium seine zehn Gebote zu mit dem ersten als Anhang, welches lautet: Du sollst nicht murren! Und wer es wagen wollte, einmal in lustiger Stunde um das goldene Kalb des Leichtsinns zu tanzen, würde dem geliebten Lande Gute Nacht sagen müssen, eh' es ihm noch Guten Morgen geboten. Mir aber erschien die Zeit des schwarzen Kracks noch um ein gut Theil schwärzer als vielen Andern, nicht blos weil sie, wie die unter Fasten und Beten hinzubringende lange Nacht der Juden, gar kein Ende nehmen wollte, sondern weil mir auf ihrem dunklen Hintergrunde bereits der rosenrothe Geist der Liebe erschienen war, den ich nicht eher hoffen durfte freundlich zu mir herüberschweben zu sehen,

ld bis ich im Stande ſein würde, ihm am eigenen Herde einen trauten Empfang zu bereiten. Ich war in Liebe für die Schweſter eines Freundes entbrannt. Meine Gefühle waren nicht unerwidert geblieben, die Aeltern meiner Geliebten hatten einwilligend ihre Hand in die meinige gelegt und es fehlte uns zur Vollendung unſers Glückes nichts als eben das beſcheidene Plätzchen eines wenn auch noch ſo kleinen Pfarrhauſes, wo ſich daſſelbe mit uns häuslich niederlaſſen könnte. Sobald ich nur erfuhr, daß irgendwo im weiten Königreiche ein geiſtlicher Hirt das Zeitliche geſegnet, wurden ſofort die ſorgfältigſt ſtilliſirten Bittſchriften nach allen vier Winden ausgeſandt, um bei Einem Hohen Miniſterio oder Hochwürdigen Conſiſterio, bei Einem Wohllöblichen Magiſtrat oder Einem Hochverehrenden Kirchenpatron das erledigte Plätzchen für mich zu erflehen; aber leider ging es ihnen allen, wie den erſten Tauben Noah's, die ohne das Oelblatt der Hoffnung zu ihm zurückkehrten, denn der frommen Männer Gunſt, die wie ich im ſchwankenden, ſchwankenden Schifflein in der Waſſerwüſte des Lebens umherſchwammen, waren damals leider ſo Viele, daß auf das kleinſte, aus der Sündfluth auftauchende Plätzchen ſogleich ganze Legionen Jagd machten und ich war dann zu meinem Leidweſen immer einer von Denen, die ſich's nicht abgemerkt hatten, wie gerade der Wind wehte und bei den Täublein immer erſt dann an Ort und Stelle kamen, wenn das hoffnungverheißende Oelblatt bereits von irgend einem glücklichern Vogel Greif geſtückt war.

Oft ſaß ich verzweifelnd: An wen ſollſt du ſchreiben? An den Miniſter? Oder gar an den König? An den Summus Epiſcopus, an den Schutz- und Schirmherrn der Kirche und Aller, ſo ihr angehören? Endlich ſetzte ich Vertrauen zu meinem eigenen Patron. Glückſeliger Freiherr! Beneidenswerther Gemahl der Frau Oberheimeiſterin! In reicher Fülle des Ueberfluſſes wiegſt du dich! Weiter als dein Auge reicht, erſtrecken ſich deine Auen mit Weilern und Dörfern, mit Gärten und Wieſen, mit Wäldern und Feldern! Und der arme Hofmeiſter deiner Kinder kann in der weiten Gotteswelt nicht ein Plätzchen auftreiben, um für ſich und ſeine Liebe ein ſchmales Herdlein zu gründen? Rührt dich das nicht, Freiherr? Wollen Sie hier nicht helfen, Frau Oberheimeiſterin?

So denkend hatt' ich einen Anker gefunden. War der Freiherr doch ſelbſt Patronatsherr von zwei Kirchen und war doch der Prediger an der einen derſelben ſchon ſo alt und kaum noch des Dienſtes fähig, daß ich ſchon Jahre lang faſt alle Predigten für ihn hielt und auch viele der andern Geſchäfte für ihn beſorgte. Mein Freiherr war nichts weniger als geizig. Wenn er auch ſeine Einkünfte nicht ganz und gar verbrauchte, ſo wandte er doch jährlich bedeutende Summen nicht blos auf Pferde und Hunde, auf Bauten und Parkanlagen, auf Gaſtereien und Reiſen und alle jene dem Reichthum zur Gewohnheit gewordenen Luxusartikel, ſondern auch auf gemeinnützige und Wohlthätigkeitsanſtalten und ſetzte einen Stolz darein rühmen zu hören, daß innerhalb ſeines Gebietes Alles den Anſtrich der Ordnung und Wohlhabenheit hätte. Aber weil er als dienſtthuender Kammerherr einen Theil der Civilliſte zu verwalten gehabt hatte, ſo hatte er ſich daran gewöhnt, alle Ausgaben nach einem vorher feſtgeſtellten Etat zu bemeſſen, und dieſe Gewohnheit hielt er auch in der Verwaltung ſeines eigenen Vermögens feſt. So lange daher eine Ausgabe aus dem Etat zu beſtreiten war, entſchloß er ſich zu ihr gern und leicht, ſelbſt wenn die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit derſelben nicht ſehr einleuchtete; war aber einmal die etatsmäßige Summe bereits verwendet worden, dann konnte die Erlöſung der halben Welt auf dem Spiele ſtehen und er rückte keinen Heller heraus. Die Bettler, die ihn in der erſten Hälfte des Monats anredeten, bekamen daher voll und reichlich, wehe aber den Armen, welche in den letzten Tagen etwas von ihm zu erhalten hofften; ſie hätten vor ſeinen Füßen verdungen können und er würde ihnen höchſtens den Rath gegeben haben, ſich damit nicht zu übereilen, ſondern ſich bis zum Erſten durchzufriſten.

Wohlan! dachte ich. Hab' ich ihm nicht seine Rechnungen und Bücher revidiren helfen? Hab' ich nicht mit ihm Schach und Loccadille gespielt oder ihm und der gnädigen Frau Arndt's „Wahres Christenthum" und den „Ewigen Juden" vorgelesen? Also nicht ängstlich! Eine Liebe ist der andern werth. Er wird meine Bitte gerecht finden, er wird seinem Herzen einen Stoß geben und mir um so eher zu helfen geneigt sein, als er ja über meine jüngst erlittene Zurücksetzung selbst entrüstet gewesen ist. Also frisch ans Werk! Ein Brief — natürlich nicht an ihn — sondern an seine Gattin! Jene — die weiland Oberhofmeisterin, befand sich mit meiner theologischen Richtung nicht ganz im Einklang; ich war ihr, wenn auch rechtgläubig, doch nicht gefühlvoll, nicht zerfließend, nicht hinsterbend genug, meine Predigten nahmen ihr noch zu sehr den Verstand in Anspruch, sie versenkten sie noch nicht bei völliger Ertödtung und Vernichtung des alten Adam ganz und gar in die unerforschliche Tiefe des göttlichen Mysteriums und genügten ihr noch nicht, um ihr Herz ganz und gar in jene gottselige Zerknirschung und Rührung zu versetzen, deren es bedürfe, wenn es nicht ganz im Starrsinn des menschlichen Hochmuths verknöchern solle. Aber war ihr nicht gerade das Unzureichende meiner Leistungen ein Gegenstand ihrer Bekehrung, ihrer Erziehung geworden? Fand ihre für die Erweiterung des Reiches Gottes schwärmende Seele nicht an mir fort und fort eine dauernde Beschäftigung und schien es ihrem oberhofmeisterlichen Selbstbewußtsein wie ihrer christlichen Demuth nicht ganz besonders wohlzuthun, daß sie einen Hofmeister, einen zum Geistlichen Hirten Bestellten, als ihren Jünger und Schüler betrachten durfte?

Ich faßte vorläufig den Plan, meine nächste Predigt, die zugleich die letzte vor der Abreise zu einer Taufe war, zu der mich der Bruder meiner Braut als Pathe seines neugebornen Kindes berufen hatte, hierauf einzurichten, durch diese ihr die Wonne der christlichen Wohlthätigkeit so herzüberwältigend als möglich zu Gemüth zu führen, ihr dann unmittelbar nach der Predigt meine Lage recht rührend vorzustellen und sie um die Zusage ihres Beistandes zu ersuchen, um dieselbe als tröstende, hoffnungsverheißende Weihnachtsgabe meiner Braut mitnehmen zu können; denn wir befanden uns mitten im Winter. „Wer zween Röcke hat, der gebe Dem, der keinen hat!" war mein Text. Ich gedachte das Gleichniß vom reichen Manne und armen Lazarus, vom barmherzigen Samariter, vom Kameel, das eher durch ein Nadelöhr geht, als daß ein — unbarmherziger — Reicher in das Himmelreich kommt und andere meiner Sache günstige Stellen zu benutzen. Ich wollte dabei alle Verstandesoperationen und Reflexionen vermeiden und durch ein mitten aus dem Leben gegriffenes Gemälde unmittelbar auf das Gefühl zu wirken, das Herz zu rühren suchen. Ja, ich verstieg mich zur Phantasie. Es ist mitten im kältesten Winter, alle Felder weit und breit sind mit Schnee, alle Gewässer mit Eis bedeckt und ein schneidender Nordwind peitscht mit unbarmherzigem Hohngelächter immer neue Massen stechenden Schnees und körnigen Eises vor sich her. Kein Vogel, kein Thier des Feldes ist mehr draußen zu spüren, sie haben sich alle in ihre Löcher und Schlupfwinkel zurückgezogen oder sich vor dem Toben des Unwetters unter die Wohnungen der Menschen geflüchtet. Nur ein einsamer Wanderer arbeitet sich mit kaum noch ausreichenden Kräften durch Sturm und Schneetreiben hindurch. Seine Füße stecken in ein paar unfreiwilligerweise nach Luft schnappenden Stiefeln, durch deren Risse das nackte, von keinem Strumpf bedeckte Fleisch schaut; um seine magern Beine schlottert eine dünne, gelbe Nankingbose, ähnlich jener, von welcher ein Spötter sang:

Nankingbose, du bist dem Handwerksburschen gewidmet!
Selbst dem schneidenden Frost weichst du Erbärmliche, nicht!

Sein Leib aber und seine Schulter scheint von keinem schirmenden Mantel, keinem Kittel, keiner Blouse bedeckt; in das frösteinde Auge sucht sogar vergeblich nach dem schützenden Rock! Ein Mantel, ach! hat sich vielleicht niemals bis zu ihm verirrt; den

Rock aber, den er geſtern noch hatte, hat ihm ein unbarmherziger Wirth vom Leibe geriſſen, um ſich mit ihm für das harte Strohlager der letzten Nacht bezahlt zu machen. So wandert er hin und es ſchützt ihn nichts als eine dünne, fadenſcheinige Jacke und ein hier und da ſchon durchlöchertes Hemd. „O ſehet hin — rief ich ungefähr den Zuhörern zu — welch ein Bild des Jammers er iſt! Seine Glieder ſind ſtarr und ſteif, Antlitz und Hände bereits blau vor Kälte; die Zähne klappern ihm, der Froſt ſchüttelt ihn und ſchon kommt eine Mattigkeit über ihn, daß er ſich kaum noch fortzuſchleppen vermag!“ Und nun ging ich zum zweiten Theil, zur Schilderung des Mannes, der zwei Röcke hat, über. Ich begnügte mich aber nicht, ihm nur zwei Röcke zu geben: denn ich wollte den Gegenſatz des reichen Mannes zum armen in ſeiner ganzen Schärfe hervortreten laſſen. Ich ließ ihn alſo auf derſelben Landſtraße in einem mit wohlverwahrten Fenſtern dicht und feſt verſchloſſenen Reiſewagen daher gefahren kommen; ich gab ihm nicht blos den gewöhnlichen Rock, ſammt Allem, was darunter getragen zu werden pflegt, und dazu einen gut wattirten Ueberzieher darüber; nein, ich ſteckte ſeine Füße auch noch in einen dicken Fußſack und umhüllte ſeinen Leib von Oben bis Unten mit einer ungeheuern Pelzdecke vom dickſten Bärenfell, die er doppelt und dreifach um ſich herum ſchlagen konnte. Außerdem machte ich darauf aufmerkſam, daß er in ſeinem großen Koffer noch gar verſchiedene andere Röcke mit ſich führe und daß er zu Hauſe im Kleiderſchranke ihrer ſogar noch mehre hätte, einen fürs Haus, einen andern für die Jagd, einen dritten für die Promenade, einen vierten für den Ball, Röcke von allen Stoffen, allen Schnitten, allen Farben, auch ſolche, die längſt nicht mehr getragen würden, die nutz- und zwecklos in der Garderobe hingen, ein Futter für Motten und Mäuſe. Dann aber wandte ich mich wieder an die Zuhörer und ſprach etwa folgendermaßen: „Was meint ihr wol? Wird nun wol der reiche Mann im Wagen ſeinem armen Bruder auf der Landſtraße einen von ſeinen vielen Röcken geben? Verlangt das nicht von ihm, meine Brüder! Vielleicht hat er ihn von ſeiner behaglichen Wagenecke aus gar nicht bemerkt; aber wenn auch! Müßte er nicht, wenn er es wollte, dazu dem Kutſcher zurufen, den Wagen öffnen, den Mantelſack aufſchließen laſſen? Würde er ſich dabei nicht auf Augenblicke dem Eindringen der Kälte ausſetzen? Und könnt' er dabei nicht ſeine Naſenſpitze erfrieren? Nein, ein ſolches Opfer würde zu groß ſein und ſo fährt er vorüber, unbekümmert, ob ſein Bruder hinter ihm erfrieren oder vor Mattigkeit zuſammen ſinken wird.“ Der dritte Theil der Predigt brachte dann natürlich die Ausgleichung des ſchroffen Gegenſatzes, das Bild eines Barmherzigen, eines Hülfe und Rettung Bringenden und ich fuhr darin etwa folchergeſtalt fort: „Fürchtet darum nichts für den armen Wanderer, meine andächtigen Zuhörer! Wohl kennet ihr das Gleichniß vom reichen Manne und vom armen Lazarus, aber ihr kennt auch das vom barmherzigen Samariter! Und nicht alle Reiche ſind ſo unchriſtlichen, harten Sinnes, wie jener ſoeben von mir Geſchilderte; nein, es gibt ihrer auch Solche, welche den mahnenden Zuruf des Evangeliums beherzigt haben, welche noch ein warmes Herz und eine offene Hand für ihre darbenden Brüder beſitzen, welche die Hungernden ſpeiſen, die Dürſtenden tränken und die Nackten bekleiden.“ Und nun führte ich, die Züge dazu aus der unmittelbarſten Nähe entlehnend, den Zuhörern in einem heranrollenden zweiten Wagen ſolch ein von Barmherzigkeit durchdrungenes echt chriſtliches Ehepaar vor und ſchilderte daſſelbe, wie es ſich nicht dabei beruhigte, blos des armen Wanderers Blöße zu decken, nein, ihn in den Wagen mit aufnahm, ihm Obdach, Nahrung und Pflege gewährte, weiter für ihn ſorgte und auf immer ſein Lebensglück begründete.

Die Wirkung dieſer auf eine darauf erfolgende private Herzergießung zu meiner Herrſchaft berechneten Rede war gemiſcht. Die Gemeinde ſchien gerührt. Aber vom Freiherrn erhielt ich eine halbe Stunde nach dem Gebet folgendes Billet:

Lieber Herr Scholz!

Obschon ich nach Ihrer bisherigen Conduite überzeugt bin, daß die Besorgnisse meiner Gemahlin ohne Grund sind, so werden Sie es doch selbst unter obwaltenden Umständen convenabel finden, wenn ich Sie ersuche, heute ein weiteres Zusammentreffen mit ihr zu vermeiden und ohne weitere Verabschiedung Ihre intendirte Reise, wozu Ihnen, wenn beliebt, mein Jagdwagen zur Verfügung steht, anzutreten. Ich hoffe, daß sich Alles wird applaniren lassen und daß ich Sie nach Ablauf der Vacanzen in meinem Hause wiedersehen darf. Bis dahin Ihr u. s. w. u. s. w.

Von anderer Seite erfuhr ich, daß man meine Predigt für neologisch, communistisch erklärt hatte. An eine Verständigung war jetzt nicht zu denken. Ich erhielt Privatmittheilungen, daß die Oberhofmeisterin höchst „indignirt" wäre. So eilt' ich zu meiner Pathenzelle. Ich machte mich zu Fuß auf den Weg, denn die Entfernung von meinem Dorfe bis zur Stadt, wo die Braut meines Herzens harrte, betrug nur zwei bis drei Meilen, eine tüchtige Bewegung that mir schon seit langer noth, das Wetter war, obschon tüchtig kalt, doch freundlich und heiter, und so glaubte ich der Benutzung eines geborgten Wagens den freien Gebrauch der eigenen Füße vorziehen zu müssen. Die Bewegung in der frischen, freien Natur und vor Allem die Aussicht auf die so nahe Begrüßung der Geliebten trieb den letzten Rest von düsterm Gedanken aus meiner Seele und so schritt ich heiter und wohlgemuth auf der Landstraße dahin und freute mich auch der wenigen Reize, welche die ziemlich einförmige Gegend in ihrem winterlichen Gewande darbot.

So war ich wol schon eine gute Stunde gegangen, als sich mir wunderbarerweise meine eigene Predigt verkörperte. Ich sah schon aus einiger Entfernung eine menschliche Figur auf einem Haufen gebrochener Chausseesteine mehr liegen als sitzen und als ich näher kam, mußte ich darin zu meinem nicht geringen Erstaunen ein frappantes Seitenstück zum Handwerksburschen meiner Predigt erkennen. Zwar bestanden seine Beinkleider nicht aus gelbem Nanking, aber sie waren darum nicht weniger leicht und luftig: es schienen ein Paar ausrangirte Soldatenhosen von dünn gewaschener Commißleinwand zu sein. Das eigentliche tertium comparationis bestand aber darin, daß auch diese unglückliche Chausseegestalt nichts von Dem, was einem Rock ähnlich gesehen hätte, an sich trug, sondern sich in bloßer Weste und Hemdärmeln präsentirte, eine Erscheinung, die zu einer Sommerlandschaft eine ganz passende Staffage abgegeben haben würde, mitten im Schnee und bei zehn Grad Kälte aber nur geeignet war, auch den blos Anschauenden in ein gelindes Frostfieber zu versetzen. Als ich ganz herankam, fand ich, daß dieser Unglückliche eingeschlafen war und ich mußte also vermuthen, daß die Kälte ihn schläfrig und schwach gemacht und zu dem gefährlichen Ausruhen verführt habe. Ließ ich ihn liegen, so mußte er, wie ich wußte, nothwendig erstarren und erfrieren, ich rüttelte und schüttelte ihn daher auf und hatte auch, weil er wahrscheinlich erst ganz vor kurzem eingeschlafen war, die Freude, ihn rasch zum Bewußtsein zurück zu bringen. Bis hierher war mir das Samariterwerk leicht genug geworden; nun aber galt es, die freiwillig übernommene Rolle zu Ende zu spielen, denn was half es dem armen Teufel, daß ich ihn aus seinen Träumen, in denen er vielleicht auf die süßeste Weise in eine bessere Welt hinübergeschlummert wäre, aufgestört hatte, wenn ich ihn abermals den Gefahren der Kälte preisgab? Vorwärts und rückwärts lag meilenweit kein Haus, die Straße war völlig todt und menschenleer; es war also, wenn ich ihn ohne Rock weiter wandern ließ, zu befürchten, daß die Kälte abermals ihre Macht an ihm ausübte und daß er doch noch eine Beute des Todes wurde. Das sagte ich mir selbst und er unterließ nicht, es mir ebenfalls zu sagen und mich ausdrücklich fast unter Anführung der

über die ich heute so schön gepredigt, zu beschwören, das ich ihm einen von beiden Röcken, die ich anhätte, abgeben möchte. Voll Wehmuth war mein Ich hatte mich mit meiner Predigt selbst gerührt. Was that ich? Ich zog flugs Ueberzieher aus und bat ihn dem armen Schlucker, der mit dafür alles mög Bettellohn wünschte, anzuziehen, wünschte ihm eine glückliche Reise und schritt nun noch rüstiger vorwärts, um durch die Schnelle der Bewegung das geopferte Wärme zu ersetzen.

Ich, ich kann nicht leugnen, daß ich mich im Bewußtsein dieser That außerordentl hoben fühlte, ja daß ich mir jetzt mit dem einen Rocke unendlich viel reicher, e und besser vorkam, als vorhin in den zweien. Wie armselig erschien mir jet de Mann im Reisewagen, freilich nur ein Geschöpf meiner Phantasie; wie arm der auch die Frau Baronin, zu der ich bisher immer mit einer gewissen Scheu Ehrfurcht emporgeblickt hatte! O wenn sie mit angesehen hätte, was ich gethan, würde sie nun beschämt vor mir die Augen niederschlagen müssen! Mit welch an Nachdruck würd' ich ihr jetzt das Evangelium predigen können! Ich dachte an Nie mehr auf der Welt, ich dachte an Ein Auge, das über uns wacht, daß dies Gu das ins Verborgene sieht, mir vergelten werde öffentlich.

Endlich langte ich denn vor Einbruch des Abends noch bei guter Zeit im Hause Freundes an.

Daß ich in dem wohlgeheizten Zimmer und in dem gemüthlichen, um die dampfende Maschine sich sammelnden Kreise bald aufzuthauen begann und mich für die überstandenen Leiden durch die Arme der Liebe belohnte, brauch' ich nicht zu erzählen. Aber dauerte diese meine Freude nicht lange, denn kaum hatte ich einige Tassen warmen Thees getrunken, als ich eine schreckliche Unbehaglichkeit empfand. Die Haut schauerte, Frösteln durchrieselte den ganzen Körper. Mir war elend zu Muthe. Ich ging zu Bette und hatte eine schlaflose, unruhige Nacht.

Am Morgen war ich krank. Ich stand zwar auf, kleidete mich an, aber man erschrak über mein Aussehen. Ich erzählte meinen Unfall. Man schlug die Hände über der Brust zusammen. Zwölf Grad Kälte und einen solchen Einfall! Zum Schaden kam der Spott.

„Bester Freund!" — sagte der Bruder meiner Braut — „hast du auch wol ordentlich angesehen? Hatte wirklich der Mensch keinen Rock an? Oder fehlte es ihm vielleicht nur an einem Ueberzieher und dein Samaritanerwerk reducirt sich auf ein unfreiwilliges Geschenk?"

„Wie kannst du nur an der Wahrheit meiner Aussage zweifeln!" sagte ich, nicht wenig sich etwas verletzt zu fühlen.

„Aber auffallend bleibt's in der That," sagte ein Anderer, „daß sich Einer bei solchem Wetter ohne Rock sollte auf die Reise gemacht haben! Haben Sie ihn denn nicht gefragt, wie er überhaupt zu seiner Rocklosigkeit gekommen ist?"

„Daran habe ich in der That nicht gedacht!" erwiderte ich — denn mir schwebte so ganz der Handwerksbursche aus meiner Predigt vor, daß ich sogleich den rechten Grund auch hier als den wahren annahm. „Aber dünkt Ihnen denn ein Mensch ohne Rock überhaupt etwas so Unwahrscheinliches?"

„Allerdings" — erwiderte man — „denn irgend einen rockähnlichen Lumpen oder Fetzen treibt doch Jedweder auf, zumal bei solcher Kälte. Die Sache hat also jedenfalls etwas Auffälliges und ich vermuthe ..."

„Still!" unterbrach ihn ein Dritter, der Assessor beim Criminalgericht war, „ich glaube, Geschichte enträthseln zu können. War nicht die Hose des Menschen auch gestreift?"

„Duell?"

Ich glaube...

Trug er nicht eine grau und weißgestreifte Weſte mit blanken Knöpfen und ein blaues Halstuch?

So viel ich mich erinnere, ja ..

Hatte er nicht ziemlich hellblondes, ſchon etwas mit Grau untermiſchtes, krauſiges Haar?

Allerdings.

War nicht ſeine Geſichtsfarbe dunkelroth, faſt braun?

Ja wohl; aber das ſchien mir von der Kälte herzurühren ..

Hatte er nicht eine dicke plumpe Naſe und vorn auf derſelben eine Warze?

Ganz recht.

Nun ſo leidet es gar keinen Zweifel, daß meine Vermuthung richtig iſt. Sie werden es mir nicht glauben wollen, aber es iſt ſo. Der Kerl, dem Sie Ihren Paletot gegeben haben, iſt kein Anderer als ein in geſtriger Nacht aus hieſigem Zuchthauſe entſprungener Spitzbube und der ganze Hergang, durch welchen er Ihnen den Rock abgewonnen, iſt nichts weiter als ein ſchlauangelegtes Manoeuvre geweſen, um ſich auf dieſe Weiſe ſeines verrätheriſchen Sträflingsrocks zu entledigen. Ich kenne den Kerl ſehr genau, denn ich habe ihn wer weiß wie oft im Verhör gehabt; hier iſt ſein Steckbrief. Sie werden Alles zutreffend finden und Sie haben alſo die freudige Genugthuung, durch Ihr chriſtliches Werk einem der verſchmitzteſten Böſewichter auf die Beine geholfen zu haben!

Man kann ſich denken, welch ein homeriſches Gelächter bei dieſer Entdeckung über mich losbrach und welch eine tragikomiſche Figur ich ſelbſt dabei ſpielte. Selbſt die Frauen, ſelbſt meine Geliebte, obwol mit Thränen im Auge, mußten mitlachen und ich ſelbſt vermochte nichts dagegen zu thun, ſondern ließ Alles ruhig über mich ergehen. Alſo auch das noch! Darum alſo hatt' ich den Kampf des Gewiſſens mit dem böſen Feinde ſo ritterlich beſtanden, darum alſo hatte ich meinen Paletot in die Schanze geſchlagen, darum drei Stunden lang mit Todesverachtung der grimmigſte Kälte ausgeſtanden, darum die Leiden eines furchtbaren Schnupfens über mein Haupt beſchworen, darum mir die ganze Weihnachtsfreude und Liebeswonne verdorben, um zuletzt auch noch um den gehofften Ruhm eines zur Rettung der Menſchheit berufenen Märtyrers geprellt und obendrein als ein bethörter Narr, als ein unfreiwilliger Helfershelfer eines Erzböſewichts dem Spott und Gelächter preisgegeben zu werden? Das war zu viel um es mit Würde und Faſſung zu ertragen; ich wußte nicht, ob ich weinen oder mitlachen ſollte und würde mich gar nicht wieder aus dieſem Zwiſchenzuſtand von Sein und Nichtſein herausgefunden haben, wenn nicht die Geliebte, welche die Peinlichkeit meines Seelenzuſtandes ahnte, mich als tröſtender Engel in ihre Arme geſchloſſen und dazu geſagt hätte: „Laß ſie nur lachen! Du weißt ja, wer den Schaden hat, braucht um Spott nicht zu ſorgen! Deine That bleibt darum doch dieſelbe, denn bei ihr kommt es nicht auf den Erfolg, ſondern auf die Geſinnung an. Und dieſe war gut und ſie ſoll dir Keiner hinwegſpotten, ſonſt hat er es mit mir zu thun!"

Das war Balſam für mich. Nur über den mit Worten nicht zu beſchreibenden Schnupfen und den unerſchöpflichen Thränenfluß meiner Augen, der mir zugleich als der Aſchenkrug meiner Liebesfreude erſchien, konnte ich mich noch nicht beruhigen. Aber meine Geliebte wußte auch dafür Troſt.

Kleinmüthiger! rief ſie, warum willſt du über dieſe Thränen grollen? Perlen bedeuten Thränen! ſagt Emilie Galotti. Ich aber ſage dir umgekehrt: Thränen bedeuten Perlen! Darum wünſche dir zu dieſem Thauwetter deines Innern Glück! Ich prophezeie dir, du wirſt es noch als den Vorboten unſers Lebensfrühlings erkennen.

Hatte die Gute eine Ahnung von dem, was geſchah?

Am dritten Tage nach meiner Ankunft war die Taufe und dieſe fand der dortigen

Sitte gemäß nicht im Hause, sondern in der Kirche statt. Der Superintendent, der die selbe zu vollziehen hatte, war Derselbe, durch dessen mächtige Protection mein Nebenbuhler bei der letzten Bewerbung um eine Pfarre über mich den Sieg davongetragen hatte, und mein Freund rief mir daher, als ich mich mit den übrigen Pathen in die Kirche begeben wollte, scherzend nach: „Nimm dich in Acht, daß dir nicht vor Entzücken und Rührung über die Rede deines Freundes und Gönners das Herz übergeht!“ Wir langten in der Kirche an, mußten aber dort, weil erst noch eine andere Taufe vollzogen wurde, ziemlich lange warten, ehe die Reihe an uns kam. Es war wieder mörderisch kalt und es fror uns Alle in unsern Gevatterröcken gewaltig; auf mich aber übte die Kälte den zummervollsten Einfluß. Mein Schnupfen, der sich gerade an diesem Tage in einer der vielen Krisen befand, die ein regelmäßig verlaufender Schnupfen durchzumachen hat, zwang mich zu einem beständigen Mäukern und allen den Hantierungen, die mit diesen Krisen verbunden sind. Der Superintendent war nun dafür bekannt, daß er es in allen seinen Reden vorzugsweise auf Rührung absah, und so machte er denn auch in dieser Taufrede von allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln Anwendung, um der Herzen seiner Zuhörer zu schmelzen und aus ihren Augen wenigstens einige Tropfen heiligen Weihwassers als Zeugen der aufgethanen Gnadenpforte hervorzulocken. Anfangs richtete er seine Rede und seine Blicke besonders auf einige Herren und Damen aus der Stadt, an deren Erweichung und Bekehrung ihm vorzugsweise gelegen zu sein schien; als aber hier trotz aller bekannten katholischen Kunstmittel und Bohrversuche kein artesischer Brunnen hervorsprudeln wollte und er wol in seinem Innern entsetzt wie König Philipp in „Don Carlos“ ausrufen mochte: „Ihr Auge ist trocken!“ — da ließ er seinen Blick wie ein Pilger in der Wüste, der nach einer Cisterne sucht, von einem trockenen Angesicht zum andern schweifen, bis er endlich auch zu dem meinigen kam. Und siehe — da fand er, was er gesucht! Ich, ich war der Einzige, der so zu sagen — weinte.

Meine Thränen wurden Perlen. Der Superintendent knüpfte das freundlichste Gespräch nach der feierlichen Handlung an, forderte mich auf, ihn zu besuchen, rühmte, was er Alles schon von mir vernommen. Ich besuchte ihn. Er versprach mir seine Protection. Ehe vier Wochen verflossen waren, trat eine neue Vacanz ein und ohne daß es von meiner Seite noch großer Anstrengungen bedurft hätte, schwamm mir wirklich auf den Thränen, die ich während jener Taufrede vergessen hatte, eine all meine Erwartung übertreffende Pfarre zu, die ich denn auch mit sammt dem darauf begründeten Lebensglück ohne weitere Bedenken ebenso vergnügt als etwas de jure Erworbenes acceptirte wie der Nachmittagsprediger Flach in Jean Paul's „Flegeljahren“ jenes Haus in der Hundsgasse, das ihm ebenfalls auf Thränen von nicht echtem Glanze zugeflossen war. Und könnt' ich mich nicht rühmen, daß bei der Abgabe meines zweiten Rocks mein Herz mit im Spiele gewesen? Meine Frau, die ich mir endlich errungen, sagt wenigstens noch oft: „Deinem Herzen verdankst du dein Glück!“ Ich bin bescheiden und sage: „Ich verdank' es nur meinem Schnupfen.“

Anregungen.

Roman, Novelle, Erzählung.

Roman nennt man die Entwickelung von Menschenschicksalen durch Bedingungen universeller Natur. Solche Bedingungen sind z. B. die Geschichte (geschichtlicher Roman), die Sitten eines Landes, die Sitten einer Zeit, die Stimmungen einer Zeit, die Voraussetzungen der Religion, der Philosophie, der Kunst oder eines ganzen Standes oder einer Familie, einer Traditionen u. s. w.

Die Novelle ist die Entwickelung von Menschenschicksalen durch Bedingungen particulärer Natur. Hier steht der Geschichte die Chronik

gegenüber, den Sitten eines Landes die Sitte eines Orts, den Sitten einer Zeit eine einzelne Mode, den Stimmungen einer Zeit eine Krankheit derſelben, den Vorausſetzungen der allgemeinen Wiſſenſchaft irgend ein Beſonderes an ihnen, z. B. das Gelehrten- oder Künſtlerleben bietet. Die Novelle beruht, was das Schickſal und die Führung unſers Erdenlebens anlangt, auf dem Particulärſten, auf Demjenigen nämlich, als was dem Einzelnen zunächſt das Schickſal erſcheint, als Zufall. Die Laune des Zufalls iſt die weſentliche Triebfeder und, mechaniſch geſprochen, die Unruhe der Novelle. Es kann nur Kunſtromane geben, es gibt aber Künſtlernovellen. Es gibt Sittenromane, aber es gibt nur Dorfnovellen.

Die Erzählung iſt die Entwickelung von Menſchenſchickſalen durch die Bedingungen ihrer ſelbſt. Sie ſchließt die Nebenbedingung, irgend etwas Univerſelles oder etwas Particuläres noch beſonders zur Anſchauung zu bringen, aus. Sie beruht auf ihren eigenen Vorausſetzungen und nähert ſich deshalb am meiſten dem Drama. Aus Romanen und Novellen ein Drama zu machen, iſt gelahrlich und eigentlich unmöglich. Die Erzählung aber iſt ſchon ein objectiv berichtetes Drama.

Der Roman und die Novelle ſtehen höher als die Erzählung, denn ſie laſſen keine andere als eine künſtleriſche Löſung zu, während die Erzählung nur die Merkmale der Glaubwürdigkeit und Folgerichtigkeit an ſich zu tragen hat. Vorzugsweiſe die ſchwierigſte Form iſt die Novelle. Da der Zufall in ihr nicht blind walten darf, ſondern nur den betheiligten handelnden Perſonen das als Zufall zu erſcheinen hat, was im höhern Sinne doch Verhängniß iſt, ſo kann ihre Aufgabe nur durch Humor gelöſt werden, jene höchſte Gabe des dichteriſchen Schaffens, die ſelbſt bedeutenden Dichtern oft nur ſpärlich verliehen war.

Wer Novellen ſchreiben will, muß zuvörderſt die Anſchauung irgend einer anekdotiſch auffallenden Widerſinnigkeit haben, einer erſchütternden Zufallsbegegnung im ernſten Genre, einer anmuthig-komiſchen im heitern. Um dies Factum iſt dann der Faden der Entwickelung anzulegen und das im Zuſammenhang Sinnige des vereinzelt Widerſinnigen einſchmeichelnd und überzeugend darzuſtellen. Ohne Zweifel hat Tieck in ſeine Novellen gearbeitet.

Almanache, Albums, Sammlungen und ſonſtige Werke der Gemeinſchaft.

Einſtmals — ſo wird erzählt — habe der Pfalzgraf am Rhein aus dem berühmten heidelberger Faſſe trinken wollen und deshalb dem Bürgermeiſter der Stadt geſchrieben, es ſolle ein jeder Bürger eine Maß Weines in das Faß ſchütten, da er dann kommen und daraus trinken wolle. Der Bürgermeiſter aber war klug und weiſe und dachte: Ob ich nun gerade Wein oder Waſſer in das Faß ſchütte, daraus kommt's ſicherlich nicht an. Schüttete mithin der Bürgermeiſter ſtatt Weines Waſſer hinein. So klug wie der Herr Bürgermeiſter waren indeß auch die Bürger geweſen und hatte ein Jeglicher mit derſelben Ausflucht, auf ihn würde es doch wol gerade nicht allein ankommen, ſtatt ſeiner Maß Weines gleichfalls Waſſer hineingeſchüttet. Und als nun der Pfalzgraf den Inhalt des Faſſes probiren wollte, ſiehe, da war's — eitel Waſſer!

Die Ueberſchrift dieſer Anekdote bezeichnet ihre Anwendung.

Was heißt Dichten?

Dichten heißt bedeutenden, aber vagen Anſchauungen der Phantaſie oder ſeltſamen, aber unbeſtimmten Regungen des Gemüths durch Denken eine begrenzte Form geben.

Eine Regel für die Ehe.

Gegen ſo manche Verſtimmung, die im ehelichen Leben vorkommt, pflegt man Liebe, Schonung, Duldung und ähnliche Syſteme des Gemüths als Mittel zu empfehlen. Eins der ſicherſten Präſervative aber gegen eheliche Verſtimmung iſt ein Verſtandesprincip, nämlich die Einführung einer gewiſſen höflichen Gegenſeitigkeit. Es gibt noch vielfach andere Lebensverhältniſſe, wo man beſſer thut, den Umgang faſt auf eine vielleicht gute ganz einfach auf den Anſtand zu begründen.

Wär' ich und Hätt' ich.

Mit Zeitenſchatten ſich herumzuſchlagen
In Dingen wühlen, die nicht mehr zu ändern
Zu ſchauen von des Augenblicks Geländern
Tief ſchwindelwärts auf alte Lebenstagen,
Das wäre Thorheit, hör' ich Viele ſagen,
Und hieße geh'n an ew'gen Gängelbändern:
Wer würde ſich mit längſt verfall'nen Pfändern
Sie einzulöſen, wenn zu ſpät, noch plagen!
Und drauch weil' ich gern im Längſtverlor'nen
Und ritze mich am alten Dorn noch immer.
Ich bin der Thor zu glauben an die Schimmer
Von Zukunftstagen, palmenduftdurchwob'nen,
Wo uns die Himmliſchen die Wonne geben,
Was hier verfehlt, noch Einmal durchzuleben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen
am häuslichen Herd.
Herausgegeben
von
Karl Gutzkow.

...lich ein Bogen.] Nr. 51. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der See.

Eine Naturstudie von Hermann Masius.

II.

...um unsern See zieht sich ein sandiges, hier und da in sachten Höhen aufsteigen... Auf einer derselben liegt das Städtchen A., welches vom See den Namen ...äten verdecken den niedrigen Kamm der Ziegeldächer, nur die Kirche und un... unter ihr das Getrümmer eines Benedictinerklosters treten dicht an den Rand ...en sie nackt und weiß in den Spiegel. Nach den andern Richtungen hin ver... Ufer völlig und bekleidet sich dafür zum Theil mit dichtem Waldwuchs. Wo ...s, strecken sich Aecker eines Dörfchens, während dieses selbst hinter Laubgruppen ...s Wasser tretenden Buschweiden verborgen bleibt. Dies ist die einfache, ja ...cenirung. Aber wie hebt die sterile Landschaft nun der in ihrem Schooße ru... ? — Novalis hat das Wasser „das Auge der Landschaft" genannt und ...t der heutige Palästinenser seinen See von Tiberias; auch der kleine nord... ...dsee noch beweist das Treffende dieser Bezeichnung, denn auch er ist der he... ...iegel, der lebensvolle Focus seiner Umgebung.

...innere mich lebhaft — wenn anders erlaubt ist auf solche zufällige Stimmun... ...gehen — des Eindrucks, den dieser See auf mich machte, da ich ihn, aller... ...ngewöhnlicher Stunde, zum ersten male sah. Es war eine milde December... ...mit wolkentrüb und schwer, kein Stern blickte, aber ein bleicher Schein rann ...lles erfüllende Dämmerung: es mochte der Mond sein, der vielleicht eben ...rizont stieg. Ein Waldweg hatte mich plötzlich an das Ufer des Sees ge... ...welch' ein Anblick! Ueber mir, unter mir, vor mir dehnte sich das graue ...ergebens versuchte das Auge es zu gestalten und zu durchdringen. Einsame ...nher; über der öden Leere zitterte immer seltsamer jenes fahle Licht: als ...egte der Sonnen und rollte nun auch die Erde in die weite Nacht hinaus ...Mond sich durch die Trübe, der Zauber schwand und ein endloses Nebel ...er See zu meinen Füßen.

...l.

Wie ganz anders erſchien dieſe Scene im Sonnenlicht und in der beruhigten Stimmung des Tages! Im glänzendſten Azur, ſcheinbar unbewegt, liegt der See wie ein blitzender Sapphir, rings vom Ufersande ſauber, faſt blendend umſäumt. Der nordiſche Dämmerſchauer iſt hinweggenommen, ein offener Himmel blickt heiter über Näh' und Ferne und vertieft ſein lichtes Blau in der Spiegelfläche, während die Höhren ihre dunklen Häupter in hellen, weichen Maſſen abzeichnen. Alles athmet Leben und Friſche, obſchon die Ufer in winterlicher Erſtarrung ſtehn.

Es iſt die Zeit, in welcher der See das reichſte, mannigfaltigſte Thierleben auf ſeinen Waſſern verſammelt. Die Sommergäſte ſind fortgezogen, die Möve, die Schwalbe, der Reiher, der Strandläufer haben den milden Süden aufgeſucht; nur der Steißfuß (Podiceps) iſt geblieben, aber zu ihm geſellen ſich von Norden kommend die verwandten Arten der Taucher (Mergus), die Wildgans, zahlloſe Entenvölker und manch anderes ſeltenere Geflügel. Dort über jenen Tiefen rudert ſtill geſchäftig ein vereinzeltes Paar; es iſt der Steißvogel (Podiceps cristatus). Der Kopf nickt in lächerlichem Takt und dem Fernglaſe zeigt ſich deutlich der breit vortragende Pfriemenſchnabel, die ſchwarze Haube, ſonderbar gehörnt, als habe der Vogel nach Schreiberart eine Feder hinters Ohr geſteckt, und die noch ſonderbarere, vollkommen à la jeune Allemande abgeſtutzte Mähne. Ein dumpfes Kerk' Kerk' läßt ſich hören. Der nie geſättigte Taucher taucht dem Weibchen zu und nun ſtoßen ſie in die Tiefe, fünf bis zehn Klafter hinab. Ein Barſch ſchnellt in Todesnoth hoch über die Oberfläche hinaus, der Vogel ihm nach; aber nur der Kopf wird ſichtbar und im nächſten Augenblicke iſt auch dieſer verſchwunden. Vergebens erwartet man das Emporſteigen des meiſterloſen Fiſchers, endlich — du zählſt indeß vielleicht einige hundert — hebt er ſich drüben in weiter Entfernung wieder aus den Waſſern. Ehedem verachtet iſt dieſer ſcheue, ſchnelle Vogel, dieſer „Waſſerhaſe", wie ihn die Mexicaner nicht unpaſſend nennen, jetzt ein vielgeſuchtes Ziel für die Flinte des Jägers. Sein koſtbares, blendendweißes Seidengefieder (der Schmuck ſo mancher Dame) reizt zur Nachſtellung. Aber nur ſelten belohnt ſich die dabei aufgewandte Liſt und Ausdauer. Denn gelingt es auch, dem Vorſichtigen zu nahen und zu feuern, ſo taucht er beim erſten Blick des Pulvers hinab und mit fabelhafter Geſchwindigkeit, ehe der Schuß ihn erreicht, hat er die ſichere Tiefe gewonnen oder er eilt lautpeitſchenden Flügelſchlags über die Waſſerfläche, weit aus dem Bereiche jedes Feuergewehrs hinweg. Und ſelbſt getroffen ſchüttelt er den bleiernen Hagel noch oft genug wie ſpielend ab von der harten Haut und dem elaſtiſchen Federwamms, welches ihn dicht umhüllt. Häufig taucht er und läuft halb ſchwimmend hunderte von Schritten auf dem Grunde des Waſſers fort, ein Schauſpiel, welches er auch wol einmal auf der Oberfläche gibt.

Intereſſen lenkt ein ununterbrochenes Getümmel den Blick auf die großen Einbuchtungen des Sees. Man gewahrt jetzt überraſcht, daß dort jede Welle lebt. Der ganze Spiegel iſt in unabſehlicher Linie ſchwarz bedeckt von Tauſenden wildfröhlicher Waſſervögel. Da ſind die Schaaren der Stockente (Anas boschas), der Knäckente (A. querquedula), der Pfeifente (A. penelope), die Gruppen der Krickente (A. crecca), dazwiſchen die ſonderbare Kolbente (A. rufina), der Gruppen mit den leuchtenden Perlenaugen (A. leucophthalmos), das harmloſe, weißgeſtirnte Waſſerhuhn (Fulica atra) und im grünglänzenden Federbuſch der ſtattliche Säger (Mergus merganser). Und in welchem Tumult von Tönen weiterſetzt dieſe Welt! Welch ein Stöhnen und Schnattern, Schreien und Pfeifen, Plärren und Schnarren! — Ein paar Krickenten nähern ſich dem dürren Schilfkranz des Ufers: kleine liebe Thiere, denen der Schnabellöffel gar keck und naiv, faſt wie ein Stumpfnäschen aufſteht. Eine grotesk gehaubte Kolbente folgt ihnen in ſcheuer Ferne; doch kaum hat ſie die Nähe des Menſchen bemerkt, ſo ſucht ſie von neuem die Höhe. Deſto zutraulicher ſpielt und taucht hier das zierliche Bläß-

huhn in den nahen Rohren und Binsen. Jetzt stößt es erschreckt einen scharfen, fast bellenden Schrei aus. Es will sich aufschwingen; aber unfähig zum vollausgespannten Fluge läuft es mit raschen Füßen in langem, rauschendem Zuge dahin, gleichsam als galoppire ein Reiterheer über den Spiegel, und fällt endlich fern vom Ufer, schwer ins Wasser. Plötzlich kracht ein Schuß. Wie durch Zauberschlag sind alle die vielstimmigen Kehlen verstummt; aber noch ist der Knall nicht verhallt und unter wahrhaft betäubendem Donner erhebt sich das ganze gefiederte Heer. Weithin schäumt und wogt der See, ein tosendes Echo rollt die Ufer hinab und im wildesten Aufruhr, kreischend und schnatternd, schwingen sich die erschreckten Geschwader durch die Luft. In ganzen Wolken umkreisen sie die Mitte des Sees, um sich zuletzt ungefährdet wieder niederzulassen oder, wenn der Abend dämmert, auf die benachbarten Brüche, Gräben und Sümpfe abzustreichen. Dann legt sich Stille über den See; nur der einsame Haubentaucher schwimmt noch umher und ein krank zurückgebliebenes Huhn sucht am Ufer ein schützendes Gebüsch. Es ist die Zeit, wo der Fuchs heranschleicht und den Seerand auf- und abjagt; er wird den gelähmten Vogel belauern oder, mißlingt die Jagd, an einem von der Welle ausgeworfenen Hecht sich für diesmal genügen lassen.

Aber diese Uebergangszeit ist nicht geeignet, den See in seinen Reizen zu zeigen. Der Himmel entrollt selten ein wolkenloses Blau; meist hüllt er sich in Regen und Dunst und das öde Grau nimmt sich in dem tiefen, weiten Spiegel nur um so öder und wüster aus, ein Eindruck, der durch die gänzliche Erstorbenheit der Landschaft noch erhöht wird. Nur der wirkliche Winter leiht dem See eine eigenthümliche Poesie. Wann der alte Magus aus Norden in seiner flimmernden Schneekappe herabsteigt und Wälder und Feld der mit Flocken bedeckt und den Strom im Laufe ergreift, daß er steht: dann gibt der See ein anziehendes Bild.

Es ist Januar. Der Schnee fällt. Aber es ist nicht mehr das traute Wintermärchen der Weihnachtstage, es sind nicht die kleinen stillen Sternchen, die so wunderbar leise wie verzauberte Frühlingsblüten herunterschweben; es sind finstere, stürzende Schauer, die alles Leben in ihrem Sturze begraben. Wohin das Auge sieht, wirbeln die Flocken in windgepeitschten Wolken: ein chaotischer Hexentanz, den die Myriaden der Wintergenossen höhnend über der todten Erde aufführen. Die Vorsprünge der Uferhöhen verschwinden allmälig, sie sind in abenteuerliche Koppen oder in lange Rücken verwandelt und die Tiefen zwischen ihnen liegen verschüttet. Da und dort kugelt sich der Wind in dem weichen Lager und baut sich Bogen und Nischen oder er zieht lange Wellenfurchen über die Fläche. Die Kiefern stehen gebeugt. Sie haben sich schaudernd in den weißen Mantel gehüllt und schicken sich zum Schlaf an, in den Alles umher schon versunken. Der See allein ist noch unbezwungen. Bäumend wogen seine Wasser auf, als fühle er schon den tödtenden Odem, dem seine Kraft erliegen muß; kein Ufer, nichts als die Wolkennacht des Himmels spiegelt in der aufgeregten Flut: so liegt sie da mitten in der weißen Oede wie ein ungeheurer schwarzer Schlund, dämonisch-großartig, unweiblich wild.

Endlich wird das Schneetreiben schwächer, die Wolkensäcke sind entleert und der Wind läßt müde seine Flügel sinken. Alles ist weiß. Der Fluß knirscht im Schnee, an den Bäumen hängen lange, schwere Eiszeiten, die Ferne, drüben die Seeufer liegen wie gehaucht, nur ihr Umriß dämmert aus dem Horizont herüber. Den Luftraum durchdringt erstarrende Kälte und fesselt das letzte Zucken des Lebens. Aber der See will keine Bande. Am Rande zwar, in den Wassern des Röhrichts beginnen schon die Wintergeister ihr krystallenes Netz zu spinnen, einzelne Eisstrahlen schießen zwischen Halm und Sträuchern an; doch die große Wassermasse liegt noch frei und schlägt dunkle, zornige Wellen. Sie kämpft mit dem Reste ihrer Kraft gegen den immer stärker andringenden Feind. Das ist ein wunderbares, imposantes Schauspiel. Aus allen seinen Tiefen, zumal der Mitte

zu, wo im Grunde laue Ströme quellen, dauchte der See die innere Wärme aus und nun steigt in Wirbeln und Säulen der weiße Dampf auf den Schlünden wie auf ebenso vielen Schloten. Senkrecht und unbewegt ragen sie aus der dunklen Fläche. Es sind die Pfeiler, auf denen die Nacht ihr Nebelhaus baut. Wirft die Abendsonne ihren Purpur in die Szene und durchglüht sie die dunstenden Trompen mit gebrochenem Scheine, dann wird der Anblick zauberisch schön. Spukhaft aber und geisterartig gestaltet er sich im Dämmerlichte des Mondes, als wandelten da die alten Nebelkönige in langen Gewanden feierlich auf und ab oder rüsteten sich zum Reigen. Nicht selten springt auch um die Abendstunde der Wind auf und wickelt sich dann in die zerflatternden Hexen, die lange Rauchfahnen über den See hinausziehen. Die Nächte sind bitter kalt. Der See, ein Spiegel, schläft und steht sich am Morgen bei Sonnenaufgang gefesselt: die Gnomen haben ihr Werk vollendet. Mit jedem Tage werden die Bande fester. Das Eis liegt eine Elle dick, am Rande grau, in der Mitte tiefschwarz, eine einzige blendende Stahldecke, nur fern in leisen Duft gehüllt. Aber bald belebt sich die winterliche Bühne mit einem munteren Chore wechselnder Gestalten. Der „Krystallo Ebene" winkt dem

Jüngling, der den Wasserthorn
zu besiegen weiß,

und unter der beflügelten Sohle tönt der berstende Spiegel,

wie der schnellende Bogen
hinter dem Pfeil' ertönt. (Klopstock)

In lustiger, bunter Gavahade schwebt die Schaar der Städter, winterlustig vermummt, vorüber, indeß der arme zerlumpte Dorfbube, dem nicht Klopstock's Stahl unter der Ferse blinkt, mit klappernden Holzpantoffeln hingleitet oder, einen ingeniös geglätteten Knochen untergebunden, wie ein Gelehrter hin- und herrutscht. Und überall tummelt sich's umher. Schlitten fliegen auf und ab; in malerischen Labyrinthen kreuzen die Läufer durch einander, jetzt nah und nun fern verschwunden, ein Lastwagen rollt knirschend über die glatte Bahn und der alte Fischer haut Löcher in den Spiegel, den hungrigen Hecht zu berücken. Das gläserne Dach ist so durchsichtig, das Wasser so krystallrein, daß man die stumme Brut drunten klar erblickt und mit seltsamem Vergnügen ihrem gleitenden, schießenden Zuge folgt. Aber die meisten bergen sich jetzt in dem Geschling der Wasserpflanzen, die in dichtem Walde den Grund bedecken und in ihrem saftigen, gallertartigen Grün und in ihren reichen verschiedengestaltigen Massen wie ein versunkener Frühling heraufblicken. Da fluten zahllose Fäden der Callitriche, leuchterartig nach allen Seiten die grünen Wassersterne hebend, dort wiegt der Wasserveilel (Hottonia palustris) die üppigen Federbüsche, weiter in der Tiefe breitet an dicken langen Nebenstielen das Laichkraut (Potamogeton natans) seine runden großen Blätter, grüne Schirmdächer, unter denen manches Fischchen schläft, und über alle ragt nun die Sumpfaloe (Stratiotes aloides) mit ihren scharfgezähnten Blätterschwertern, aus deren dichtem Büschel zehn bis zwanzig Fuß der schlanke Stengel emporsteigt. Es ist die Palme dieses Wintergartens, aber jetzt freilich fehlt ihr der zarte Schmuck der Blüte.

Und immer grimmiger wird die Kälte. Weit hinab zerreißt der Nachtfrost den See krachend und gellend, als berste die Erde mit. Aber damit beginnt zugleich das Werk der Zerstörung. Nach allen Richtungen, oft drei bis fünf Fuß auffassend, platzt der Eispanzer und der Mitte zu kreuzen sich im verschlungensten Zickzack diese Sprünge und Spalte. Dort schlägt das Herz des Sees. Der schlafende Okeanide schüttelt sich: er hört in seiner Tiefe die lebenathmenden Winde, die fern aus Mittag heraufziehen und ihre Boten, dunkle Wellen, senden und nun beginnt der alte Weltkampf der Elemente. Ist er freilich da ungleich großartiger, wo der Heerstrom in majestätischem Zorne schäumend seine Fesseln bricht, so fehlt es ihm doch auch hier nicht an Größe.

Der Schnee verliert ſein reines Weiß und ſtürzt und ſtäubt von Bäumen und Hügeln. Krähen und Raben tummeln ſich ſchreiend über dem Walde. Der Südwind aber treibt immer neue Wolkenzüge über den Himmel und erweichend durchſtrömt ſein Hauch das Eis, ſodaß es ununterbrochen ſich löſt. Doch nur langſam, Block um Block, wird die alte Zauberveſte zertrümmert und erſt in ihrer Vernichtung zeigt ſich recht ihre Gewaltigkeit. In lauern Nächten, wenn Mine auf Mine ſpringt und Berſche auf Berſche folgt, da iſt die Zeit, den See zu hören und zu ſehen. Die Nebel wogen über der Fläche, wie über einem ſiedenden Keſſel, aber durch die Lüfte fliegt der Sturm. Wie auf ehernen Streitwagen rollt das wilde Heer heran, die Wolken jagen ſchwarz und in ungeheuren Knäueln durcheinanderwälzend darüber, der Wald beugt heulend ſeine Gipfel. Alle Stimmen aus Höhen und Tiefen ſind laut geworden und ſchlagen brauſend zuſammen. Dazwiſchen miſcht ſich das unaufhörliche Berſten und Sprengen, das Krachen, Klingen und Dröhnen des Eiſes. Aber freilich, wer nie die Natur in ſolchem Aufruhr belauſcht hat, dem werden Worte nicht leicht dieſe Scene malen. Denn dieſe Schlachtmuſik, dieſes dämoniſche Furioſo der Elementargeiſter iſt von der gewaltigſten Wirkung. Vom ſchrillſten Pfiff herab in wahrhaft ſchwindelnder Scala ſtürzt und ſpringt der raſende Chor in die Tiefen eines Baſſes, deſſen donnerndes Rollen erdbebenartig den ganzen Raum erſchüttert, um plötzlich einmal mit einigen Bombenſchlägen zu enden. Dann verſchnaubt der Sturm wol einen Augenblick und er ergeht abenteuerlich in ſich hinein oder er pfeift leiſe, ſeltſam wehmüthige Lieder. Ihnen antwortet's aus der Tiefe wie heimliches Schluchzen, verlorenes Murmeln klingt und das Gemüth erfaſſen wunderbare Schauer. Aber nur Minuten währt dieſe Ruhe, dann tritt Aeolus' Tuba von neuem zum Kampf.

Endlich — Wochen ſind vielleicht vergangen — endlich zerfällt der vom Sonnenſtrahl zermürbte und vergilbte Spiegel. Aus allen Fugen quillt das Waſſer. In der Mitte hat ſich zuerſt das Eis aufgelöſt und in raſchem Vordringen, faſt zuſehends, bricht die befreite Welle Stück um Stück aus dem Bollwerk. Klirrend und raſſelnd treiben die Schollen aneinander, daß ſie ſplittern. Zuweilen greift eine lange Woge herüber und ſchleudert einen Eisblock auf Ufer, aber die nächſte ſchon reißt ihn wieder hinab und zurück in den wirren Tanz, während der Thauwind ſeine wunderlichſten Melodieen ſpielt. In wenigen Tagen liegt der See offen und ſchlägt das klare Auge zum Himmel auf, an deſſen blauem Bogen jetzt die weißen Lämmerwolken, des Frühlings muntere Heerden, heraufziehn. Nur hin und wieder, liegt am Strande wol noch ein Eisnapf, trotzig in die Sonne blickend, bis auch er unter den emſig arbeitenden Strahlen zuſammenſchmilzt und in den Schooß des Waſſers zurückkehrt.

(Der dritte und letzte Artikel in nächſter Nummer.)

Ein Zweikampf unter Königen.

Hiſtoriſche Skizze von Dr. Karl Kreuzel in Berlin.

Konradin, der Hohenſtaufe, war enthauptet. Karl von Anjou beherrſchte Neapel und Sicilien, aber die Vesper von Palermo hatte ſeine Herrſchaft über dieſe Inſel gebrochen. Die Sicilier riefen Don Pedro von Aragonien zu Hülfe und gaben ihm die Krone.

Karl von Anjou ſaß zu Reggio trübe und verſtimmt. Die Italiener ſeines Heeres hatte er mit freundlichen Worten und Geſchenken entlaſſen, er traute ihnen nicht mehr. Aus Frankreich kamen ihm treuere Genoſſen, ſein Sohn, Prinz Karl von Salerno, Pierre d'Alençon, ſein Neffe, und der Graf von Artois. Das Haus Frankreich fühlte die Schmach, die ſein eigenes Wappen durch Karl's Niederlage erhalten hatte. Karl's Lage

war verzweifelt; jeden Tag fürchtete er eine Landung der Aragonier in Calabrien, die er ihnen nach dem Verluſt ſeiner Flotte nicht mehr ſtreitig machen konnte, und wirklich in der Nacht zum 7. November 1282 ſchifften 5000 Almugavaren von Sicilien nach Calabrien, eine kampfmuthige, wenn auch zerlumpte Heldenſchaar. In den Grenzſtrichen Aragoniens gegen Valencia hin hatten dieſe Leute in ewigen Gefechten mit den Mauren gehauſt, dem Kampfe war ihr Leben, ihr Leib der Armuth geweiht. Sie beſaßen weder Tartſche noch Schild, nur lederne Kamaſchen, eiſerne Kopfpanzer, gewaltige Lanzen und Schwerter, dazu einen Karren, auf dem ſie ihr Brot und einen Waſſerſchlauch mit ſich führten. Wenn ſie den Feind vor ſich ſahen, kürzten ſie die Schäfte ihrer Lanzen, ſchlugen mit den Spitzen an die Felsſteine, daß die Funken umherſtoben, und ſtürzten vorwärts. Solchem Anſturm erlagen nach einander Araber, die goldgeſpornte Ritterſchaft Frankreichs, Türken und Griechen. Für ſie war nichts unüberwindlich, ihre Thaten erſcheinen wie ein Märchen, wunderlichſam, wie die Siege des Cortez und der Seinen, und dieſe Schaaren warf Don Pedro nach Calabrien. Sie überraſchten die Franzoſen in Catona, die ſich durch keinen Wall und Graben verſchanzt hatten, da König Karl mit dem Hauptheer nur 8 Miglien entfernt ſtand und ſie keinen Angriff befürchteten. So ſtarben die Franzoſen faſt unter den Augen ihres Königs im blutigen Kampf.

Ganz Calabrien gährte. In dieſen Felſen und Schluchten hat das Banditenweſen und die Anarchie nie aufgehört, hier hat keine Regierung jemals eine ſichere, unbeſtrittene Herrſchaft gehabt; wie Sonne und Luft, ſo gehört dieſen Menſchen auch der Aufſtand zur Nothwendigkeit ihres Lebens. Damals war nur vom offenen Abfall von den Franzoſen die Rede; aus Reggio und Gaeta kamen Boten nach Meſſina und beſchworen Don Pedro hinüber zu kommen, mit offenen Armen würde ihn das Land empfangen. In dieſer Verlegenheit faßte König Karl einen wunderlichen und doch geſchickten, klugen Plan. Es lag Alles daran, Don Pedro aus dieſen Gegenden zu entfernen und dem erhobenen Aufbruch ſein Haupt zu entreißen. Der König von Aragon galt für den wackerſten Ritter der Welt, der nie einem Kampfe ausgewichen, nie eine Beleidigung geduldet. Deshalb ſandte Karl einen Dominicaner Frate Simone aus dem Städtchen Lentini zu ihm und hieß ihn, als Don Pedro offenen Hof zu Meſſina hielt, vor allen ſeinen Baronen ſolche Worte ſprechen: „Herr König, mein Herr und der Kirche Sohn, der erlauchte Karl d'Anjou, entbietet dir, daß du nicht offen und ehrlich auf dem Pfad des Rechtes in ſein Reich gefallen ſeieſt, ſondern heimlich, wie der Dieb bei Nacht, darum fordert er dich zum Kampfe.“ Darüber geriet Don Pedro in hohen Zorn und rief: „Noch heut' ſoll der Graf von Provence unſere Botſchaft hören.“ Und nach ſechs Stunden fuhren Don Bertrand de Canelli und Meſſer Raimund de Limogis, ein Richter aus Meſſina, wie um König Karl noch bitterer zu kränken, in einem Boot nach Reggio. Vor dem Könige führte Don Bertrand das Wort: ſein Herr hätte nicht hinterliſtig die Waffen ergriffen, ſondern der ganzen Welt ſei es bekannt geweſen, daß er den Mord ſeiner Verwandten hätte rächen wollen, zum Zweikampf wäre er gern bereit, ſei's auch mit der Lanze allein gegen den ganz gerüſteten König. Bitter ſpottete Anjou: das wäre eine Heldenthat, wenn ein rüſtiger Held, wie Don Pedro, gegen ihn, den alternden Mann, anrenne; er ſchlüge vor, Jeder ſollte eine gleiche Zahl Streiter zum Gefechte mit ſich führen; dann könnten die Nachkommen mit Recht ſagen, unter dieſen Kämpfern wären die zwei tapferſten Ritter der Chriſtenheit geweſen. Darauf wurden zwölf Aragonier und zwölf Franzoſen erwählt, die im December 1282 im Palaſte von Meſſina zuſammen kamen, um die Bedingungen des Turniers zu regeln. Es war, wie die alten Romane von König Artus und ſeiner Tafelrunde erzählen.

Nach vielen Verhandlungen beſchloſſen die Ritter, das Lanzenbrechen ſollte ſtattfinden mit hundert Rittern gegen hundert, die beiden Fürſten an der Spitze, zu Bordeaux

vor dem guten und getreuen Könige Eduard I von England, dem diese Stadt damals gehörte, eher, wenn er sein Reich nicht verlassen könnte, vor seinem Seneschal, Messire Jean de Grailly. Wind und Sonne sollten gleich getheilt sein, keiner der Herren mehr als hundert Begleiter mit sich führen, dann möge Gott zwischen ihnen entscheiden, so sie zu hoch ständen, als daß ein Mensch sie richte und wer besiegt werde, solle Sicilien dem Sieger überlassen, wer nicht erschiene, nie wieder die Krone auf sein Haupt setzen, sondern im Munde jetziger und kommender Geschlechter ein Elender und Treuloser sein. Der Tag des Kampfes war der 1. Juni des Jahres der Gnade 1284.

Dies Manifest erließen beide Könige am 30. December, zu Reggio Karl, zu Messina Don Pedro und tauschten ihre Fehdehandschuhe aus. Zur Zeren verbürgten sich vierzig seiner edelsten Barone mit Unterschrift und Siegel, daß er Alles, was in der Urkunde stände, so weit Menschenkraft und Wille reicht, redlich erfüllen werde.

Umsonst hatte zwar Pedro geäußert, daß es schwer halten würde, zweihundert würdige Ritter zu finden, viel besser wäre es, er käme nach Calabrien hinüber, da könnte der Zwiespalt zwischen ihnen noch am selbigen Tage ausgefochten werden. Deshalb, daß er so leichtsinnig die erworbene Krone auf ein ungewisses Rechtsspiel setze, tadelten ihn auch alle verständigen Leute, aber statt weiser Räthe, die mit der Gegenwart auch die Zukunft bedenken, umgaben ihn damals nur stürmische und verwegene Krieger, deren Herz sich an solch glänzendem Turnier erfreute und jeden andern Ruhm geringer schätzte, als den, mit Anstand eine Lanze zu brechen. Die Forderung Karl's, bis zu jenem Tage Waffenstillstand zu halten, verwarf Don Pedro indeß, so lange er lebe, werde er nimmer Frieden mit ihm machen, sondern ihn bekämpfen, wo er auch sei. Damit verließ Karl die Stadt Reggio und reiste nach Rom hinauf zum heiligen Vater, während der Prinz von Salerno das Heer nach der Ebene von San Martino zu den Ruinen eines alten Schlosses, führte.

Am 14. Februar 1283 erschienen die aragonischen Ritter unter Don Pedro in Calabrien und bis zum 12. April gab es zwischen beiden Heeren Gefechte, Ueberfälle und Erstürmungen. Sie endigten fast immer mit einem Siege der Sicilier, nur die Burg von Grace vertheidigte ein schwäbischer Ritter Veit wacker für die Anjou's, bis Don Pedro die Belagerung aufhob und nach Messina heimzog. Dort traf am Charfreitag spät Abends seine Gemahlin Constanze mit ihren Kindern aus Barcellona ein, ihr ward die Regierung der Insel in des Königs Abwesenheit übertragen. Messer Giovanni da Procida zum Kanzler, Alaymo de Lentini*) zum Oberrichter ernannt, Roger de Loria erhielt den Befehl über die Flotte. Zu den Bürgern von Messina sagte Don Pedro beim Abschied: „Werthe Herren, was wir für euch gethan, weiß Gott, bis zu den fernsten Grenzen drang das Gerücht unserer vereint vollführten Thaten. Jetzt ziehen wir von euch und für euch zum Kampf, wie königliche Ehre es uns gebietet. Dennoch bleiben wir bei euch, seht da eure Königin und unsere Kinder. Liebt sie, wie ihr uns geliebt habt, denn bei Gottes Wunden' Wir werden euer niemals vergessen." Da weinten Alle, er aber bestieg den 11. Mai, es war Sonnenuntergang, zu Trapani seine Galeere, noch einmal segnete er die Insel vom Verdeck aus, dann hüllte die Dunkelheit die Klippen des Ufers, seine Gattin, seine Kinder und die schluchzenden Massen des Volkes, die ihm die Hände nachstreckten und Abschiedsgrüße zuriefen, vor seinem Blicke ein, er sollte keinen von ihnen Allen wiedersehen. Am 19. Mai berührte das Schiff das steinige Ufer von Cullera im Königreiche Valencia.

*) Dessen Lebensschicksale in der Skizze: „Macalda von Lentini" (Nr. 42 meiner „Unterhaltungen"), bereits erzählt wurden. Auch im Verlaufe dieser Darstellung des berühmten Turniers von Bordeaux folgte der Herr Verf. den zuverlässigsten Chronisten jener Zeit, vorzugsweise Saba Malaspina. Der Her.

Zu Rom fiel inzwiſchen manch bitteres Wort zwiſchen Karl von Anjou und dem heiligen Vater. Wie unpolitiſch wäre es geweſen, dem Aragonier ſeine Hülfe zu verſagen, um die er zu ſeinem afrikaniſchen Zuge gebeten, klagte der König, nur dadurch hätte er ſeinen Sinn nach Sicilien gelenkt. Papſt Martin IV. fand ſeinerſeits den beſchloſſenen Zweikampf eben ſo gottlos, als thöricht, warum er ſich jenem Verräther Don Pedro gleichſtelle, Gewiſſes gegen Ungewiſſes wage; bei Strafe des Bannes müſſe er ihm ſolche Schlacht verbieten. Auf dieſe Worte konnte Karl nicht eingehen, der zu gut wußte, daß allein durch Pedro's Abzug Calabrien in einer gewiſſen Ruhe blieb, denn die Bewohner meinten, wozu ſollen wir aufſtehen, da doch ein Tag Alles entſcheiden wird ohne unſer Zuthun; ſelber aber einen Angriff auf Sicilien zu machen, wagte er nach ſo vielen Unglücksfällen und der Vernichtung ſeiner beſten Schiffe nicht. So trennte er ſich vom Papſte und kam über Florenz zum franzöſiſchen Hoflager. Hier war man über das Verfahren gegen Don Pedro nicht zweifelhaft. König Philipp rief ein großes Heer zuſammen und beſchloß mit demſelben nach Bordeaux zu ziehen, um den Aragonier zu tödten oder zu fangen, denn die Urkunde verböte wol ſeinem Onkel von Anjou, aber nicht ihm, eine Streitmacht zum Turniere zu führen. Inzwiſchen verſammelten ſich die Ritter, die von Karl zum Kampfe eingeladen waren, alle mit den glänzendſten Waffen und goldſtrahlenden Harniſchen; rühmten ſich noch lange nachher noch ihre Enkel damit, daß ihre Ahnen zum Turnier König Karl's eingeladen worden wären. Zu Bordeaux wurden auf einer weiten Ebene die Schranken errichtet, gegenüber dem Thor befand ſich an der einen Seite eine Kapelle mit dem Sitz für den engliſchen König und die andern Richter, darum liefen Tribünen für die Damen, mit Bäumen und Kränzen geſchmückt, Alles wie zu einem prächtigen Feſte. Eduard I. hatte zwar auf einen Brief des Papſtes die Entſcheidung von ſich abgelehnt und ſein Nichterſcheinen mit wichtigen Geſchäften entſchuldigt, aber der Seneſchal von Aquitanien, Meſſire Jean de Greilly, hatte ausgedehnte Vollmachten, Alles anzuordnen und zu entſcheiden; Franzoſen und Aragonier ſchätzten ihn als wackern, unbeſcholtenen Ritter und ſchenkten ihm volles Vertrauen. Wie erſchrak er daher, als in den letzten Tagen des Mais die Könige Karl und Philipp mit zehntauſend Reitern vor den Mauern Bordeaux' erſchienen und ſich vier Pfeilſchüſſe abſeits von den Schranken lagerten!

Gewiß übt auch in den größten Geſchicken das Kleine und Zufällige ſeine wunderbare Macht aus, aber daß ſie ihm ſchutzlos hingegeben ſeien und durch den Fall eines Ritterhandſchuhs oder eine ähnliche Geringfügigkeit entſchieden würden, daran iſt doch nicht zu denken. Selten ſpitzt ſich die Geſchichte ſo zu einer Anekdote zu, daß in einem Witzwort ihr tiefſtes und innerſtes Sein aufgegangen wäre. Auch damals ahnten alle verſtändigen Leute, daß mit dem Lanzenbrechen zu Bordeaux der Streit der Franzoſen und Aragonier nicht zum Austrag kommen würde, am ſicherſten Karl von Anjou, der ſchon bei ſeiner Reiſe nach Paris in Marſeille geweſen und bis zum Monat Mai fünf und zwanzig Galeeren zu rüſten befohlen hatte; ſie waren beſtimmt, Lebensmittel und Waffen nach Neapel und dem Schloſſe von Malta zu bringen, vor allem die ſicilische Flotte zu vernichten. Zum Befehlshaber ſetzte er Guillem Cornut, aus einer alten, angeſehenen Familie der Stadt Marſeille. Dieſer küßte des Königs Füße und ſchwur, Roger de Loria zu tödten oder nimmer heimzukehren.

Gleich nach ſeiner Ankunft in Valencia hatte aber Don Pedro von Aragonien viele Briefe an ſeine und des ganzen Spaniens erlauchte Ritterſchaft ergehen laſſen, ſie einzuladen, an einem beſtimmten Tage in Jaca zu erſcheinen, um mit ihm in die Schranken zu reiten; er ließ hundert fünfzig Edelleute dorthin beſcheiden, damit er noch immer hundert zu Begleitern nach Bordeaux hätte, wenn einer in Krankheit fiele. Alle aber, die ſolchen Brief empfingen, rüſteten ſich aufs Beſte und hielten es für ihren größten Ruhm

Voraus ging Gn Gilabert de Cruyelles, um sich von der Sicherheit des Platzes zu über-
zeugen. Gerade bei seiner Ankunft rückten die ersten Scharen der Franzosen ein und
der Seneschal von Aquitanien zeigte sie ihm bestürzt und verwirrt: da er zu schwach
wäre, sie mit Gewalt an dem Bruche des Vertrages zu hindern, möchte er seinen König
durch einen raschen Boten davon benachrichtigen und ihm rathen, nicht zu erscheinen.
Durch vier Ritter, die jeder einen besondern Weg nehmen mußten, um den Hinterhalten
der Franzosen in den Pyrenäenschluchten zu entgehen, theilte Gn Gilabert, was er ge-
sehen und gehört, seinem Herrn mit, der in Jaca mit seinen Edeln saß. Gefahr war
im Kommen, Schande im Fortbleiben, da handelte Don Pedro seltsam und muthig, wie
die Helden der Abenteuer. In Saragossa lebte ein Kaufmann Domingo de la Figuera,
der aus Castilien edle Rosse nach Gascogne, Toulouse und Bordeaux zu verkaufen pflegte;
oft mit er mit dreißig Pferden durch die Berge, die Catalonien von Provence trennen.
Da gab es keinen noch so einsamen, unbetretenen Pfad, den er nicht in Furcht vor
Räubern und in gefährlichen Kriegszeiten gezogen; sonst war's ein stiller, verschwiegener
Mann, von Vielen geachtet und dem Hause Aragon von Herzen ergeben. Den beschied
der König zu sich in seine Kammer, nahm ihm einen Eid des Schweigens auf den Evan-
gelien ab und vertraute ihm dann, daß er als sein Diener verkleidet gen Bordeaux reiten
wolle. Domingo war gleich bereit. Aus den Ställen des Königs wurden sieben
und zwanzig Pferde genommen und je neun in Abtheilungen von drei und drei auf die
Straßen geschickt, die von Jaca geradewegs oder über Navarra und durch Castilien nach
der Stadt Bordeaux führen. Die Knappen, welche die Rosse nach den verschiedenen Her-
bergen brachten und dort warten sollten, bis Domingo sie abholte, wußten nichts von
einander. Zehn Tage gingen darauf nach einander zehn Ritter zu Meister Jean de Grailly
mit Botschaften von König Pedro, sodaß sich die Leute daran gewöhnten, seine Boten
auf den Straßen hin und herziehend zu sehen. Sobald sie in Bordeaux eintrafen, mel-
dete es der Seneschal dem Könige von Frankreich und dieser hieß ihm immer schreiben,
Don Pedro könne in aller Sicherheit kommen, doch der wackere Seneschal sagte den Rit-
tern gerade das Entgegengesetzte, ihrem Herrn drohe die größte Gefahr.

In einer Mitternacht nun schwang sich König Don Pedro aufs Pferd. Keiner von
allen seinen Rittern, nicht einmal sein ältester Sohn Alfons wußte darum. Unter einem
Kittel von grüner Leinwand trug er ein Wamms und einen guten Harnisch, einen schlech-
ten Mantel darüber, auf dem Haupt eine Sturmhaube mit Visir, von einer linnenen
Mütze bedeckt, einen Jagdspieß in der Hand. Mit ihm war Gn Bernal de Peratallada,
ein Sohn des edlen Gn Gilabert, ebenso gekleidet, in dem Mantelsack über seine Schulter
hatten sie einiges Geld und sechs Brote. Voran ritt Gn Domingo als Herr, stattlich
herausgeputzt auf seiner gewöhnlichen Schabracke, mit breitkrempigem Hut und langhe-
negten Lederhandschuhen. Nacht und Tag jagten sie ununterbrochen durch Wald und
Schlucht, nur zuweilen saßen sie ab, aßen von ihren Broten und tranken aus einer
Quelle an den verborgensten Orten, wo sie Niemand sah. Spät am Abend kehrten sie
in einem Dorfe in einem andern Hause ein, als in dem, wo die Knappen sie mit
den Pferden erwarteten. Während Domingo zu diesen ging und die ermüdeten Thiere
gegen die frischen umtauschte, bereiteten Don Pedro und Gn Bernal ihm das Abendbrot.
Die Knechte verwunderten sich wol, daß Gn Domingo so spät käme, er aber wies sie
mit der Antwort ab, die Pferde hätten wegen der Hitze nicht vorwärts kommen können.
Bei der Mahlzeit sprachen sie wenig mit einander und verließen früh morgens das Dorf.
So ging's mehre Tage; endlich beim Geläute der Vesperglocke sahen sie Bordeaux vor
sich und ein alter Ritter, dessen Burg unweit der Stadt lag, wohlbekannt und befreundet
mit Gn Domingo, nahm sie auf. Noch vor Sonnenaufgang beschied der König seinen
Gesandten, Bertrand de Cruyelles, der dicht bei dem Turnierplatze wohnte, in Gn Do-

mingo's Namen zu ſich. Als er in Eile vor ihnen erſchien, den König und ſeinen Sohn erkannte, ward er blaß und ſtarr vor Staunen und konnte erſt, als die Andern das Gemach verlaſſen hatten, ſagen: „O Herr, in welche Gefahr habt Ihr Euch begeben!“ „Ihn Bertrand“, erwiderte Don Pedro, „und wenn ich heut' noch ſterben müßte, ſo hielte ich doch mein Wort. Aber ladet den Seneſchal mit einem Schreiber und ſechs Rittern nach dem Platze, ein Bote des Königs von Aragon verlange ihn zu ſprechen.“ Alſo geſchah es und wie Meſſire Jean de Grailly mit ſeiner Begleitung heranritt, fand er Don Pedro, ſelbſt die Lanze in der Hand, das Roß bewegend, mit ſeinen Genoſſen in den Schranken. Sie grüßten ſich gegenſeitig. Don Pedro fragte: „Meſſire, im Namen des Königs von Aragon, könnt ihr ihm und ſeinen Begleitern Sicherheit verſprechen?“ Der Seneſchal antwortete: „Meſſire, ihr ſeht ſelbſt, wie viel Reiter der Franzoſen auf den Feldern umherlagern, viel zahlreicher, als meine Mannſchaft und die hundert Ritter des Herrn Königs. Ich kann Euch nicht ſchützen.“

„Wohl, Meſſire, wollt Ihr mir darüber eine Urkunde ausſtellen?“ — „Gerne.“ Und der Seneſchal diktirte, Wort für Wort ſchrieb der Schreiber nach. Als er geendigt, fragte der König ihn wieder: „Kennt Ihr mich?“ „Wie ſollte ich?“ entgegnete der. Da ſchlug Don Pedro das Viſir auf und der Seneſchal erkannte ihn, erſchrak und wollte vom Pferde ſteigen. Der König gab ihm huldreich die Hand und ſprach zum Notar: „Schreibt, daß der König von Aragon auf dem Platz geweſen iſt am beſtimmten Tage mit Sonnenaufgang, daß er ſein Wort redlich gehalten und nur davon geritten iſt, weil Karl von Anjou mehr Ritter mit ſich führte, als er gelobt.“ Und dreimal fragte er noch den Seneſchal: „Könnt Ihr ihnen widerſtehen?“ Dreimal erwiederte der: „Nein.“ Mit geſchwungener Lanze ſprengte der König dann durch den ganzen Raum, rechts, links und in die Mitte, betete dann raſch und inbrünſtig in der Kapelle und verließ die Schranken. Die engliſchen Herren begleiteten ihn ein Stück Weges bis zur Wohnung jenes Ritters, der ihn beherbergt hatte. Dort ging Don Pedro zur Dame des Hauſes, ſagte ihr, daß er der König von Aragon wäre, dankte ihr in guten Worten für ihre Höflichkeit und nahm Abſchied. Auf Seitenwegen führte ihn Don Domingo durch caſtilianiſches Gebiet nach Aragon zurück. Als der Seneſchal den franzöſiſchen Fürſten ſolch' wunderbares Abenteuer erzählte, wollten ſie es nicht glauben; ſie laſen die Urkunde mit der Unterſchrift der ſechs Ritter, ſie eilten an die Schranken und ſahen die Hufe vom Streithengſt Don Pedro's tief in den Sand eingedrückt; da meinten ſie, in der Nähe müßten aragoneſiſche Scharen verſteckt liegen und fürchteten einen Ueberfall. Auf allen Höhen brannten Wachtfeuer, die Pferde ſtanden angeſchirrt, jeder Mann in ſeinen Waffen, aber es kam Niemand.

Das war der Ausgang des romantiſchen, liebergeſteigerten Turniers von Bordeaux. So werden freilich die Zweifle der Könige nicht entſchieden, ſie gebrauchen einen größern Schauplatz und mehr Kämpfer. — Meſſire Guillem Cornut war mit ſeinen Galeeren nach Neapel geſegelt und hatte von da ſeine Fahrt nach Malta genommen, wo das Schloß der Inſel noch vom Kaſtellan Manfred Lancea für Karl von Anjou vertheidigt ward, während die Stadt ſelbſt das aragoneſiſche Banner aufgeſteckt hatte. Roger de Loria, Don Pedro's Admiral, hielt damals 18 Galeeren im Hafen von Meſſina bereit und als ihm ein ſchnellſegelndes Boot Nachricht von der franzöſiſchen Flotte brachte, beſchloß er ſie aufzuſuchen. Ein ſcharfwehender Oſtwind feſſelte dieſe an der Küſte von Malta; Barken, die von Gozzo kamen, und Fiſcher am Strande theilten dies den vorüberſegelnden Katalonieren mit. Große Freude erfüllte bei dieſer Botſchaft alle Herzen. „Ihr Herren“, ſagte Roger von Loria, „jetzt werden wir uns auf immer an dieſen übermüthigen Marſeillern rächen, die uns mehr verachten, als irgend ein Volk auf Erden. Denkt daran, daß dieſe Provenzalen in Schlachten nimmer glücklich waren, daß es gilt, das Meer zu

erfischen. Da ihme ein Jeder seine Schuldigkeit" „D'rauf los!" schrieen sie Alle zu
men. Um Mitternacht den 7. Juni 1283 erreichten sie die Küste von Malta. Eine
ausgeschickte Barke fand die Galeeren dicht am Strand, am Fuß des Castells, sie
lte zwei und zwanzig und zwei Waffenboote, die an den Enden standen. Alles lag
Schlaf und Stille. Leise fuhr die Barke zurück und Roger ließ eine seiner Galeeren
vor den Eingang des Hafens legen, um dem fliehenden Feind den Weg abzuschnei
Alle Hauptleute zieh'n dem Admiral, die Feinde rasch zu überfallen, ehe sie sich
ssen: der aber rief: „Da sei Gott vor, daß sie sagen könnten, ich hätt' meine erste
lacht so hinterlistig gewonnen. Laßt die Trompeten sie aufwecken!" Nun wie Trom
, Trompeten und Kriegsgeschrei durch einander schallten, die Franzosen aufsprangen
rm die ersten Lichtstreifen über den östlichen Rand des Himmels. Es war Morgens
8. Juni 1283. „Nun gilt's den Ruhm der Marseiller gegen den Stolz der Cata
n, Meeresherrschaft oder Schande, so lange die Welt besteht!" sagte Guillem Cornut
er den Helm aufsetzte. Damit stießen die Schiffe zusammen. Sie schlugen gewaltig
Speere der Catalanen flogen durch Panzer und Leib, mit unzähligen Pfeilen säuber
ihre Bogenschützen die feindlichen Verdecke und trotz brachte Wunden oder Tod
Schützen, die zahlreich am Bord der sicilischen Schiffe waren, entschieden die Schlacht.
r und Steuer zerbrachen, hinübergeschleuderte Fackeln und Pechkränze setzten Korn
Segel der provenzalischen Galeeren in Brand, da ist im heißen mühsam Widerstande
te Guillem Cornut, getreu seinem Worte, gestorben. Als die Sonne aufging riefen
Catalanen: „Arago!" und die Sicilier priesen die heilige Jungfrau della Scala; sie
n zehn Galeeren mit gesenkten Wimpeln als Beute mit sich nach Messina und die
ung künftiger Triumphe.

Seit dieser unglücklichen Schlacht, der ersten, die die Franzosen auf den Wellen
n, haben sie Jahrhunderte hindurch niemals wieder einen dauernden Vortheil zur
rrungen und sind nie ein meerbeherrschendes Volk geworden. Fast möchte man
die Untreue des Turniers von Bordeaux hat sich gerächt.

Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin".

n der Mensch, von lastenden Erdensorgen müde gedrückt, nach Erlösung flehend die
gen Himmel streckt und auch von dort nicht das Langersehnte zum Herzen träufeln
dann rechtet er oft mit seinem Geschick und möchte die Gottheit anklagen, die über
Menschenherz nichts als Jammer und Elend streut, über ein anderes des Glückes
schleier nicht hell genug ausbreiten kann und doch liegt Liebe und Versöhnung nir
tiefer als in den vielfach verschlungenen, sich vom tiefsten Elend bis zum höchsten
abstufenden Menschenschicksalen.

Aber es muß eine geschickte Hand sein, die die Fäden des Lebens auseinanderlegt
jedem den Einschlag eines höhern Willens nachweist, eine geschickte Hand, die in
dunkeln Schicksalen den Läuterungsprozeß darstellt, der den Kiesel zum Diamanten
und die Menschenbrust zu einem Tempel der Güte und Seelenschönheit umgestalter
schwankende Erdenglück als eine Bahn zeigt, auf der selbst die stärkste Seele kaum
bleiben vermag. Vielleicht ruht darauf der Lebensgang einer künftigen Welt. Diese
Verbindung mit dem eigenen Geschick, diese Auflage über ungleiche Vertheilung der
Güter ist es, die an dem menschlichen Gemüth zehrt und so lange heimlich fort
bis ein Funke von außen hineinfällt und die glimmenden Kohlen zur hellen
anfacht, nicht die Welt versengend, sondern erleuchtend.

Und dennoch beruht die Zerrissenheit und Verbitterung der Zeit meist auf einer krank-

haften Weltanschauung. Wie auch Noth und Elend die eine Classe der Gesellschaft heimsucht und tief daniederdrückt, so ruht doch selbst über den glänzendsten Lebensschicksalen die Wolke des Schmerzes tief genug, als daß sich nicht im Leben Alles ausgleichen sollte. Eine vom Unglück gestählte Brust gewinnt die Kraft, jedem Geschick zu trotzen, während Menschen mit feinen Fühlfäden jeder Schicksalsschlag um so härter trifft. Auch die Tage des Glücks sind schwer zu tragen; es gehört eine vollendete Seele dazu, im Glück ganz glücklich zu sein. Die Sonne ist nicht untergegangen, wenn sie sich hinter dunkeln Wolken verbirgt und der Stunde der Erlösung harrt, bis sie die Welt mit neuem Leben durchflute. Das Glück des Lebens ist uns nicht verloren, wenn Schmerz und Unglück uns umnachtet und uns in seinen Trauermantel hüllt. Eine freundliche Hand waltet doch immer in unsern Lebensschicksalen, die die Hülle endlich zurückschlägt und das Sonnenlicht des Glücks die Brust durchströmen läßt, als sie eben in hoffnungsloser Verzweiflungsqual zusammenbrechen wollte.

Solche und ähnliche Betrachtungen weckt ein Buch, das ein Lieblingsschatz des deutschen Volks geworden ist. Den versöhnenden Pulsschlag einer reichwaltenden Liebe in den Menschenschicksalen bis zur innersten Ueberzeugung darzulegen, dazu ist wol kein Buch geeigneter als Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin". Sie legen sich wie ein warmer, linder Hauch des Friedens über das in Gram versunkene Herz, wecken den schlummernden Lebensfunken und klären das Auge des Unglücklichen auf, daß es auf den eigenen, durchliebten Weg ruhiger und besonnener zurückblickt und dort, wo es früher nur ein eisernes, alle Blütenträume abstreifendes Fatum erblickte, eine weise, liebende Hand sieht, die versöhnend aus Nacht zum Licht das Menschenherz zu führen sucht. Sie sind ein spiegelklarer See, dem man bis auf den tiefsten Grund schauen kann und der dort unten denselben Himmel zeigt, der auf seiner Oberfläche so tief und beseligend in zauberischer Schönheit blaut. Selbst die dunkelsten Wolken, die über seinen Spiegel ziehen, trüben diese reine Fläche nicht; ein leichter Schatten zieht nur darüber, der dem Bilde Leben und Bewegung gibt, dasselbe aber nie düster und unfreundlich macht.

Wie seinem genialen Bruder die Erdenwelt ein Kosmos, so ist Wilhelm von Humboldt die Welt des Menschenlebens mit seinen wechselnden Schicksalen, seinem Gedankenreichthum und seiner Lebenswahrheit ein göttlicher Schmuck. Gewiß ist es erhebend und lebenweckend, wenn wir in die Gedankenwelt eines großen Mannes treten und dort so vielen Verwandte finden, was längst in uns, wenn auch unbewußt, geschlummert. Unsere Seelen erhalten einen Schwung, der sie immer höher hinaufhebt, dort, wo kein Untersinken und kein Wanken mehr ist, wo wir wie die Götter des Alterthums in heiliger Ruhe in unserer eigenen Gedankenwelt leben und das Irdische kaum noch um unsere Füße spielt. „Richten Sie sich an mir auf!" schreibt Humboldt im vierzehnten Briefe an seine Freundin, und das ist der Zweck und das Ziel dieses herrlichen Werks, denn es ist ein mit allen Fasern des Herzens treues Hineinranken in der Seele innerstes Leben, eine reiche Menschenbrust schöpft aus dem Born der Vergangenheit, der durch alle Wechsel und Schicksale ungetrübt sich erhielt, reine glänzende Perlen der Weisheit. Selbst der Jugend wonneseliger Traum taucht im Spiegel der Erinnerung noch einmal vor uns blühend auf.

Mögen diese Briefe überall Eingang finden, diese reinen, menschlich-schönen Worte durch alle Herzen klingen! Hat doch jeder Mensch einige, wenn auch unentwickelte Gedanken, die ihn einem großen, denkenden Geiste näher stellen. Ist einmal der weckende, elektrische Funke von Jenem in uns übergesprungen, dann ist die Stimmung im Gange; immer neue, schöne Saiten erklingen in uns mit beim Aufdecken auf ein höheres Gedankenspiel. Und in Zeiten wie den jetzigen, wo Glaube Fanatismus wird, Liebe so oft Heuchelei, wo unter der Maske der Frömmigkeit des Hasses Antlitz grinzt, in solchen Zeiten gemahnt das Wort eines dahingeschiedenen edeln Geistes doppelt ernst, die Seele nicht in fröm-

Spielerei zu bilden, nicht in materialiſtiſchem Treiben zu untergraben, ſondern frei
alten von Leidenſchaft und für alles Große und Schöne dieſer Welt empfänglich zu
. Wie anders, groß und ſehnvoll, lebt uns da ein in ſich ruhiges Gemüth em-
als in jenen pietiſtiſchen Büchern, die wie ein ungezügelter Strom aus dem alten
eder losbrechen und die Menſchheit um das Heiligſte und Schönſte, um die wahre
tät bringen wollen. Denn was iſt jenes krankhafte Abmühen und Plühen um
und Lod, jenes Liebängſtn mit dem Himmel und Gutesthun auf Rechnung
Vergeltung anders als ein Raub an jenem reinſten, keuſchſten Gut' Humboldt's
ſo fern aller Polemik, ſind dennoch ganz danach angethan, dieſem Unweſen zu
und dem Menſchen ſeinen innern Halt wiederzugeben. So ſagt er: „Das Gute
dann vorhanden, wenn das Gute um des Guten willen geſchieht, entweder als
nntes und empfundenes Geſetz, aus reiner Pflicht, oder aus dem Gefühl der er-
Würde und der ergreifenden Schönheit der Tugend.“ Wir müſſen die geiſtige
angen, die das Schickſal uns zu Theil werden laſſen wollte, und jeder haſtige
in eine andere Sphäre macht lückenhaft und unvollkommen. Wol ſollen wir
unſeres Gedankens, unſers Glaubens ſehnend in den Himmel ſtrecken, aber auch
und kräftig die Wurzeln des Gemüths, des friſchen Genuſſes in die Erde ſchla-
n der Baum des Lebens grünen und blühen ſoll. Aus dem Mutterboden der
n wir Kraft und Leben, aus dem über uns ſich wölbenden Himmel Licht und Liebe.
welcher tiefen, harmoniſchen Ruhe lebt ſich Humboldt in die Zukunft ein! Ihm
ſchließende Ring zur Kette der Vergangenheit und unerſchütterlich blickt er auf
egende, dunkle Zukunftswelle, die in ihrem Schooß Daſſelbe birgt, was ihn
und glänzend umſpielt — Leben weckend, Leben befruchtend. Wir ſollten nie
ägyptiſcher Hand in den Wolkenhimmel der Zukunft greifen. In dem Hoffen,
d Fürchten einer Zukunft verliert die Gegenwart ihren Reiz und wir das Leben.
ie Gegenwart iſt unſer. Wir blicken zu oft gleich raſtloſen Wanderern auf
der vor uns liegt und den ſelbſt das angeſtrengteſte Auge nicht aufhellt, aber
auf den zurückgelegten wendet ſich ſelten der Blick und doch würden im Rück-
die Vergangenheit die Räthſel der Zukunft ſich löſen, das ganze Daſein ſich
geſtalten. „Ich habe eine große Liebe für die Vergangenheit, nur was ſie
ewig und unveränderlich wie der Tod und zugleich wie das Leben warm
nd.“

eele beſitzt eine Reproductionskraft, die alle Stimmungen, alle genoſſenen
und wäre dies erſt nach Jahren, klar und hell vor unſer Auge führt. Zu
ch ein göttliches Geſchenk, eine Weiheſtunde zu unſerm Lebensreichthum, der uns
die Wirklichkeit zu genießen, um den dahingen Schaum der Seelenerinnerung
ſüßer Melodieen in voller Reinheit unſer zu nennen? In dieſen Tagen,
e des Herzens immer ſeltener wird, weil Niemand Zeit findet, eine Stunde
nheit zu leben, wo Alles raſtlos vorwärts zu einer planleſen Zukunft drängt,
Worte den gleichen Weg einzuſchlagen, auf dem ein reines Gemüth ſo viel
geeinigt. Die Vergangenheit löſt ſich förmlich von uns ab, wir können
ihrer ganzen Länge zurückblicken und ohne Leidenſchaft darüber urtheilen.
n unſerem Ich getrenntes Stück Leben, das nur durch den zarten Faden
mit uns verbunden iſt, aber in der Gegenwart ſtehen wir, unſer Ich
jeder kommenden Minute, darum wird es uns ſo unendlich ſchwer, weite
zu leben, wenn wir nicht in der Vergangenheit die Schule des Lebens ſuchen.
rherz und ein Frauenherz verſtehen ſich am innigſten und wärmſten, weil
bliche Reinheit der Seele, die Frau poetiſche Fülle des Herzens, wenn
beſitzen muß, um des Platzes würdig zu ſein, auf den ſie die Natur

geſtellt. Und ſo ſchließt denn Humboldt die ganze Weisheit ſeines Beobachtens vor Freund in auf, mit unter Andern in folgenden Worten: „Aber das große Glück, das wahrhaft durch keine Macht entreißbare, liegt in der Vergangenheit und in der geweihten Betrachtung, das das Glück zwar ein großes, ſchätzenswürdiges Gut, aber das doch die Bereicherung der Seele durch Freude und Schmerz die Erhebung aller edeln Gefühle, der wahre und letzte Zweck iſt, übrigens allen in der Welt wechſelnd und ſeiner Natur nach vergänglich."

Das Leben iſt ein Kampf, ein ewiges Ringen nach Höherm und Beſſerm, und darum dünkt mir jeder Schmerz eine Wohlthat, er iſt der Hebel zu einer höhern Stufe. Wir ſollen den Schmerzen nicht die Bruſt verſchließen, nicht zagen, wenn ein tiefes, nagendes Leid, ein großes Unglück über uns hereinbricht, wir ſollen es aufnehmen in uns, bis ſich die Bruſt müde gerungen und nach neuen, lichten Erſcheinungen ſehnt, aber dann dürfen wir nicht mehr hartnäckig einen Schmerz feſt und eine Wunde offen halten und nur der heilenden Zeit ihr Recht laſſen. Dann iſt es an uns, mit ruhig heiterm Blick in die Gegenwart zu ſchauen und in der Erinnerung all des Durchlebten und Durchlittenen, ſich inniger an das heitere Jetzt anzuſchließen. Der Schmerz iſt kein Uebel, wie uns dieſer Seele gemeinte Thräne eine Perle, deren Glanz immer reiner wird, je klarer unſer Auge ins Leben blickt. „Ueberhaupt — ſo äußert ſich Humboldt an einer Stelle' — liebe ich Göttingen, weil ich da in einer Zeit lebte, in der die Einſamkeit bildend iſt." Wie wahr und bedeutſam' ruft Jeder, der dieſe Zeit, die Jugendzeit, noch ſein nennt, wollte ganz in der Stille ſeine Seele bilden und aus den Tiefen der Bruſt den Frieden herausholen, der für das ganze übrige, durchbewegte Daſein ausreicht und immer wieder Anker in dem eigenen Buſen finden läßt. Wenn aber ihre Zeit vorüber und nur noch wie eine Fata morgana vor dem Auge der Erinnerung aufſteigt, der gehört mit allen Faſern des Herzens der Welt an, muß für ſie leben und ſterben. Aber ſeſſer, inniger und er in ſich ſelbſt verwachſen, wenn er ſich einſt in teilnehmende Einſamkeit geſenkt und dort den Kern gefunden, um den das übrige Leben doch nur die ſchützende, zur Reife bringende Schale bildet.

Humboldt bekanntet: Daß jeder Menſch einen noch viel beſſern Menſchen in ſich trage." Dieſen beſſern Menſchen aus ſich herauszuleben, iſt die Kunſt des Lebens; da gilt es, ſich frei zu erhalten von jeder Leidenſchaft und den Blick auf das Schöne und Große der Menſchheit zu richten. Es giebt oft nur an dem einen Wollen, das dieſen beſſere Menſch nicht zur Erſcheinung kommt. Es iſt die geiſtige Trägheit, die ſich bequemlich ſtellt in dem anſtarrenden Gleiſe und da möchte vor Allem ein ſolches Buch an die Pforten der Seele pochen und den Sinn für ein höheres Fühlen und Denken rege machen.

Dann aber ſei Jedem noch die große, alliebende Natur empfohlen. Dort quillt der Wahrheit ewiger Brunnen und ſelbſt das vergiftetſte Herz wird noch den verlorenen Frieden und das verſcherzte Glück wiederfinden. Freilich auch dort nicht iſt der Himmel täglich. Faſt ein langes Athmen in ihr, ein ſtetiges Umfaſſen ihres innerſten Pulsſchlags bringt jene Seligkeit, von der die Dichter begeiſtert ſingen und die dem größten Theil der Menſchheit fremd bleibt, weil ihm das rechte Verſtändniß der Natur nicht entgegenkam. Jetzt wo die Naturwiſſenſchaft anfängt, populär zu werden, täuſcht ſich auch ſo Mancher, wenn er glaubt, daß ihm das Verſtehen und Auffaſſen der Weltgeſetze und des innerſten Lebens der Natur ſo leicht und mühelos werden würde und unbeſtritten hätte ihm jene nichtsdeſtoweniger Wiſſenſchaft, weil Kunſt und Luſt ſeinem Sterben fehlt. Aber im Reiche des Geiſtes reifen uns nur die Früchte herrlich entgegen, die wir mühſam ſelbſt zerſtapft und gepflegt und ohne ein ſtetiges Aufſaſſen der Natur überhaupt bleibt uns alle Naturwiſſenſchaft unzugänglich. Beſonders ſchön habe ich gefunden, wo der ge-

dankenvolle Greis sagt: „Die Erde ist ein Prüfungs- und Bildungsort, eine Stufe zu Höherm und Besserm, man muß hier die Kraft gewinnen, das Ueberirdische zu fassen. Denn auch die himmlische Seligkeit kann keine bloße Gabe sein und kein bloßes Geschenk, sie muß immer auf gewisse Weise gewonnen werden und es gehört eine wohlerprüfte Gemüthsstimmung dazu, um ihrer durch den Genuß theilhaftig zu werden."

Wahrlich der Himmel läßt sich nicht schenken. Nur wenige Gerechte erwarben ihn. Diese können nicht sagen, hier oder dort liegt er, dort oder hier gewann ich ihn, sie ge-nießen ein Glück, das sie schon auf Erden zu Seligen macht. Der Himmel muß in der Seele selbst vorbereitet und gewonnen werden, denn der Himmel sowol wie alles Gute und Schöne der Welt, ist nicht da Außen, sondern drinnen in uns und klar und freundlich lädt die große Gottesschöpfung da ohne den bewundernden, anbetenden Blick des Menschen. Je mehr der Mensch sich frei zu machen weiß von Kunstlichkeiten, je mehr er seine Seelenkräfte zuströmt von dem Drängen und Treiben der Lebens in sich vereinigt, je näher bringt er sich der Vollendung, je näher bringt er sich Gott. Der selbstbewußte, gedankenvolle Mensch steht, da ist immer das Glück und der Himmel und sie lassen sich wenn auch diesem Werke auf jeder Seite die schönsten, das Leben lo-nendsten durchdachten Gedanken gewinnen, aber das Wesentlichste, was wir dazu-nehmen, bleibt doch immer die lebendige, in sich beruhigte Stimmung, die den wechselnden Erscheinungen des Lebens-tausend ein freundwendendes Herz leiht und auf der Flucht des Irdischen zur vollendeten Fülle des Einigen die Seele rettet.

H.

Anregungen.

Die alten und neuen Aerzte.

Die Schillerstiftung der Heilkunde war vorhanden — der Erfolg. Trotz aller glänzenden Theorie und Krankheitslehre blieb die Praxis eben sehr unmaßgeblich. Die neue Zeit hat Ankerordentliches geleistet in der Erkennung des Sitzes und Wesens der Krankheiten, in der Erforschung der Ursachen und Erscheinungen derselben. Aber die Verwirklichung der Schulen lehren am besten, wie es um die eigentliche Heilkunde steht.

Da ist die eine Partei, welche man die Allopathen nennen möchte. Sie gehen den steilen Weg, den Galenus und die Araber schon vor Jahrhunderten wandelten. Sie betrachten die Krankheit als einen Feind, den man mit allen geistlichen Waffen bekriegen müsse. Es muß nicht geschont Blut Galle Reizbestreitung, Kräfteverlust. Die Methode ist leicht. Man kennt sich eine Eigenschaft der Krankheit und bekämpft diese mit dem Entgegengesetzten. Die Schwäche ist stark man, die Arzt, bezwingt man. Ob das Gedachte wahr ist? Wahr! Wenn man um rationell zu handeln das Bewußtsein hat, dann ist das ärztliche Gewissen gerettet.

Die Zahl dieser Allopathen wird täglich geringer, denn mit hellem Namen wächst die physiologische Schule. Ihr gehören die neuern Forschritte auf dem Gebiete der „Pathologischen Anatomie", die Kunst die Krankheiten zu erkennen, bei sich, nach Heilmittels Verlauf, auf das Höchste vervollkommnet. In der Praxis verwahrlost sie die literale Partei hat aber auch da ihre Schattierungen. Die äußerste Linke hält nichts von den künstlichen Heilmitteln, weil sie im Grunde sich eingesteht, daß man nichts Sicheres davon wisse und weil sie gesehen hat, daß viele Kranke-n von selbst ohne den Arzt glücklich verlaufen hält sie diesen, unter und gelegt, auch weil sie überflüssig, höchstens rathe er Diät an, verwirft Schädliches. Manchmal freilich gibt man ein Mittel, es wird nicht schaden. Der Stimmung vom Nihilismus — zum gründlichen Heilen ist nicht weit. Könnte man nicht von einer hoffnungslosen Medizin sprechen? Die gemäßigte Linke setzt diese Schattenlosen ein. Sie theilt die Vortheile der Theorie, will aber nicht die Nachtheile der Praxis. Aber sie hat auch ihre Scheu Weg zu Besserung. Sie legt sich vertrauen die Heilmittel und Heilmethoden gewissenhaft, durchdacht, sieht nach Wissenschaftlichkeit und fällt dann doch auch wieder oft genug in die Schranken der alten Medizin, nur daß sie mit Maß Ziel entgeht, einfacher verordnet und gute Mitte walten läßt.

So kann es nicht bleiben, denkt die Aerzte-welt. Rademacher heißt der Anführer der

einen, Hahnemann war der der andern Reaction. Jener ſucht die Natur der Heilmittel zu erforſchen nach ihrer Beziehung zu dem Ausgang und Sitz der Krankheit. Doch ſchlägt er den Rückweg eher ein als den Hinweg. Will verſucht er, erzählt uns ein Arzt, ein Mittel gegen die verſchiedenen Krankheiten, z. B. Brechnuß, dann erkennt er aus dem Erfolg, daß dies Mittel gegen Leberkrankheit hilft. Wendet er es dann nach Analogie wieder an und es hat geholfen, ſo iſt bei dunkler Erkenntniß der Krankheit durch das Heilmittel conſtatirt, daß hier eine Leberkrankheit war. Dies Verfahren iſt doch wol gefährlicher als wir, um unſere Leſer, wenn ſie Patienten ſind, nicht zu erſchrecken, ausführen mögen.

Ein conſequenteres Princip, nach dem gehandelt wird, haben allerdings die Homöopathen. Sie erforſchen zuvor die Wirkung der Arzneien an Geſunden, um eine Baſis für d. Wirkungsſphäre des Heilmittels nach Sitz und Eigenthümlichkeit zu haben. Dann vergleichen ſie die Krankheitsbilder und die Arzneibilder und wählen, wo ſich eine Aehnlichkeit, d. h. eine innere Uebereinſtimmung zwiſchen beiden zeigt, welche als Bedingung des Auseinanderweichens herausgeſetzt wird, das Mittel heraus, welches den Ort und die Art des Erkrankens treffen muß. Daß mit kleinen Doſen operirt wird, wäre, ſagen ſie, eine Folge der innern Beziehung, die eben das ſchon krankhaft Ergriffene nur leiſe zu berühren brauche, um die nothwendige Reaction hervorzurufen.

Sollen wir endlich noch von dem großen Heer der Quackſalber, der Geheimärzte, der Univerſalmittelanpreiſer ſprechen? Die kranke Menſchheit rächt ſich an der kranken Medicin durch allerlei Anhülfe. Leider ſchadet ſie ſich dadurch mehr als dieſer. Darum iſt es unſchuldiger, eine Satire auf die Medicin zu ſchreiben, wie kürzlich L. A. Frankl in Wien gethan hat, und erquicklicher noch ſie zu leſen. Ob ſie etwas helfen wird? Die Herren Aerzte mögen darüber entſcheiden. Wir armen Laien wollen froh ſein, wenn wir nicht ſelbſt den Gegenbeweis liefern müſſen.

Frankl's Satire heißt: „Hippokrates und die moderne Medicin.“ Ein Schriftchen, das in ſo kurzer Zeit die vierte Auflage erlebt, muß wahr ſein und gutartig zugleich. Wie würde ſie ſonſt einen ſolchen Eingang finden? Von jeher haben die Aerzte, der eigenen Fehler kundig, ſich ſelbſt verſpottet; in geiſtreicherer, dichteriſcher und zugleich wieneriſch gemüthlicherer Art iſt es noch nicht geſchehen als hier, wo Hippokrates in prächtigen Jamben ſich bei einem kahlköpfigen Barbier über die neuen Fortſchritte der Medicin unterrichtet. Auch unſern Leſern mag dies Schriftchen beſtens empfohlen ſein mit Vorbehalt des Augenblicklichen, das wir zum Schluß noch dahin geben, daß jeder von ihnen in dem Arzte, der ihn ſeit Jahren behandelt, ohne Zweifel auch den beſten gefunden hat.

Die Gefahren der Gutmüthigkeit.

Es iſt Menſchen von vielem Geiſt und Herzen eigen, ſich gewöhnlich zu geben. Gleichgeſtimmten Seelen gegenüber kommt man damit recht trefflich aus. Aber mit dummen Menſchen iſt dieſe Umgangsform gefährlich, denn die Dummen nehmen die künſtliche und freiwillige Schwäche des Geſcheidten meiſt für eine natürliche und können da ſie dann gewohnt ſind, immer geradeaus zu tarren, es ſogar dahin bringen, daß der geſcheideſte Menſch ihnen gegenüber durch ſeinen Humor ins Gedränge kommt.

Bei einer Wanderung durch die Vorſtadt

Um ſich mit den Mängeln dieſer Welt auszuſöhnen, muß man das Behagen beobachten, mit der ſelbſt eine Gruppe des Elends die nächſte phyſiſche Athmen, das Leben und Weben und Sein in der gemeinſamen Luft genießt. Auch Schwache, Kranke und Krüppel gewöhnen ſich mit der Zeit, die ſchwachen Fäden, mit denen ſie am Leben hängen, glücklicherweiſe ſo auszuſpinnen, als wenn ſie vom feinſten Gewebe wären.

An einen jungen Dichter.

Um den Vögeln nachzukommen,
Um die Blumen zu verſteh'n,
Seh' ich auf der Flur dein Sammeln,
Hör' im Wald dein Pfeifen geh'n;
Sehe, wie die Nachtigallen,
Wie die Lerche du belauſcht,
Mit den Zaubermelodien allen
Unſrer Sprache wunder tauſcht.
Junger Sänger, trau' dem Munde
Solcher Offenbarung nicht,
Denn des Dichters wahre Kunde
Drang zu deinem Ohr noch nicht!
Schütteln müßen ſich die Leute,
Mißeln muß ſich deine Welt,
Dann erſt zeigt ſich, ob die Meute
Deinem Dichten Farbe hält.
Dann erſt zeigt ſich, ob aus Fernen
Gittenweit ihr Duften dringt,
Ob aus dir des Dichtens Lernen
Oder wahre Dichtung ſingt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 52. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Brauer und Maler.*)

Wenn man es liebt, das Talent im Hauskleide zu sehen, einem Gestirn, worin es selten in unsern Tagen erscheint, wenn man Lust daran findet, es in seiner Einfachheit, Gutmüthigkeit und Zwanglosigkeit, kurz in der ganzen Nachlässigkeit des häuslichen Lebens zu überraschen, so muß man mit mir eine dunkle Treppe hinaufsteigen, in eine Dachstube eintreten und dann um sich blicken. Man sieht angelegte Gemälde, andere, welche den letzten Pinselstrich von der Hand des Meisters empfangen haben: überall Richtigkeit der Zeichnung, warme und kräftige Farbe, geistreicher und doch wahrer Farbenauftrag, fein und zugleich sicher. Und wenn man den Schöpfer dieser kleinen Wunder kennen lernen und beglückwünschen will, so sehe man noch einmal um sich: Es ist dies dieser kleine, dicke Mann mit rothem Antlitz, der bei dem Eintritt seines Besuchs seine Mütze abgenommen hat und mit dem seinen Landsleuten eigenen Phlegma wartet, bis man ihn anredet.

Johann Steen, geboren in Leyden im Jahre 1636, hatte frühzeitig eine unwiderstehliche Neigung für die Kunst, die ihn einst berühmt, aber nicht reich machen sollte. Sein Vater, ein reicher Bierbrauer, glaubte die glücklichen Anlagen seines Sohns begünstigen zu müssen. Der Knabe ward anfänglich zu Knuffer gegeben, einem deutschen, aber in Utrecht ansässigen Maler, und machte bei diesem schnelle Fortschritte. Später ward er der Schüler eines gewissen Brouwer (der aber nicht der berühmte Adrian, gestorben 1640, sein kann) und seine Lehrzeit endigte er bei van Goyen, einem ausgezeichneten Landschaftsmaler. Während Johann Steen sich in diesem Kunstzweige unterrichtete, verband sich eine andere Neigung mit der Liebe zur Malerei. Sein neuer Lehrer war Vater eines jungen

*) Der neuerdings auch in Deutschland verbreiteten Sitte, zu Gemäldecopien biographisch-novellistische Erläuterungen zu geben (wir erinnern an die Unternehmungen von Payne in Leipzig) ging das Ausland voran. Besonders werthvoll ist der von belgischen Schriftstellern verfaßte Commentar zu zwanzig Scenen aus dem Leben niederländischer Maler von Madou, ein Commentar, dessen Darstellungsweise sich durch die nachfolgende Skizze charakterisiren möge.

D. Red.

Mädchens von angenehmer Gestalt und liebevollem, sanftem Charakter. Steen näherte sich ihr, gefiel dem Kinde, bat um ihre Hand, erhielt die Zusage und heirathete sie. Alles ohne Hindernisse, ohne viel Wechsel in den Scenen, die wir nicht verstehen würden einzuschalten, wenn wir einen Roman schrieben. Wir schreiben eine Biographie.

Trotz des Rufs, den Johann Steen schon genoß, schmeichelte sich der Neuvermählte nicht, in den Werken seines Pinsels hinreichende Hülfsquellen für die Bedürfnisse seines Haushalts zu finden; sei es, daß er Mißtrauen in seine Kräfte setzte, welche seltsame Grille sich ziemlich oft bei den großen Talenten des 17. Jahrhunderts findet, oder daß ein nur zu sicherer Instinkt ihn leitete, einen in ihm vorhandenen unwiderstehlichen Hang zur Indolenz und zur Verschwendung zu erkennen; (einen Mangel oder einen Fehler, welcher während seines ganzen Lebens bei ihm die von der Natur erhaltenen und durch das Studium vervollkommneten glänzenden Anlagen verdunkeln sollte, ohne sie jedoch gänzlich zu ersticken;) er nahm mit beiden Händen das Anerbieten seines Vaters an, welches in der Uebernahme einer zu Delft eingerichteten Bierbrauerei bestand.

Steen bezog also seine neue Wohnung mit seiner Frau, seinen Gemälden und seiner Staffelei. Als Kunst- und Gewerbtreibender theilte er anfänglich seine Arbeit zwischen diesen beiden Arten productiver Thätigkeit, indem er von dem Atelier zu dem Braukessel herab- und von dem Braukessel in das Atelier hinaufstieg. Er braute mehr Bier als er Gemälde anfertigte und verkaufte weniger Bier als er braute, Dank sei es seinen zahlreichen Freunden, von denen einige seine Mitschüler gewesen waren, lauter lustige Leute, die des Morgens früh zu ihm kamen, seine angefangenen Werke bewunderten und ihn abhielten, Etwas zu vollenden, indem sie auf seine Gesundheit und den Ruhm ihres Meisters und der holländischen Schule sein Bier tranken. Bald kam er unter ihrer Mitwirkung dahin, daß zwischen der Consumtion und der Production ein vollkommenes Gleichgewicht hergestellt war. Margarethe, zu verständig, um nicht die nothwendige Folge dieses Systems vorauszusehen, aber zu sanft und zu unterwürfig, um sich ihm offen zu widersetzen, beschränkte sich auf vorsichtige Bemerkungen, die immer wohlwollend, aber ohne die geringste Wirkung aufgenommen wurden. Wenn einmal irgend eine glückliche Idee seine Einbildungskraft reizte oder der Anblick einer lustigen Scene aus dem innern häuslichen Leben ihm das Verlangen einflößte, sie auf die Leinwand zu bringen, so entrückte ihn die Ankunft eines Kameraden oder eines fremden Malers plötzlich der angefangenen Arbeit. In der That, welcher Künstler wäre durch Delft gereist, ohne bei Jan Steen zu verweilen, wo man so schöne Arbeiten, eine so artige Hausfrau, eine so herzliche Aufnahme und ein so gutes Bier fand? Nach Verlauf einiger Monate dieses lustigen Lebens waren die Leinwand, die Fässer und der Beutel des kunstübenden Brauers leer. Die Tonnen waren zwar durch die väterliche Güte mehr als einmal wieder gefüllt worden, endlich aber wurde auch sie dessen müde; der alte Steen überzeugte sich, daß seine Bemühung der Danaidenarbeit glich und sein Sohn zu viele Freunde hatte, um bei seinem Gewerbe ein reicher Mann zu werden. Von seinem Vater aufgegeben, gab Steen jedoch sich selbst nicht auf. Ausgestattet mit praktischer Philosophie und mit Lebensmuth fing er an, einen Kleinhandel mit anderweitig gebrautem Biere zu treiben, indem er selbst nicht mehr brauen konnte. Er wurde Inhaber des Silbernen Topfes, dessen Schild er selbst gemalt hatte. Diejenigen, welche mit ihm in den Tagen des Glücks getrunken hatten, fanden sich in seiner Bierschenke Zum Silbernen Topf wieder ein, um in den Tagen seines Verfalls ebenso bei ihm zu trinken; so wahr ist es, was auch Diejenigen, welche diese Welt für die schlechteste halten, dagegen sagen mögen, daß das Unglück nicht immer die Freunde verjagt. Die Sachen gingen also wie vorher, bis auf den Punkt, wo Steen das Bier, welches die Freunde unbezahlt ließen, den Lieferanten bezahlen mußte. Man begreift, welches Resultat diese Bilanz zwischen Ausgabe und Einnahme für das

Hauswesen hatte. Bald war die Bierschenke auf das Trockene gelegt wie Hübrechts die Brauerei. Was mußte Johann Steen thun? Er nahm sein Schild vom Nagel, schloß seine Schenke, ersetzte seine weiße Schürze durch die mit Oelfarben bekleckte Weste, machte aus dem niedrigen Saale sein Atelier und fing wieder an zu malen. Die lange Gewohnheit der Trägheit hatte in ihm das lebhafte Feuer des Genies nicht erstickt. Seine kaum vollendeten Gemälde fanden zahlreiche Liebhaber, die sich den Ankauf derselben streitig machten. Die aus ihrem Beutel gekommenen Ducaten gingen flugs in die Taschen der Brauer in der Stadt. Das Schild des Zilver-Pot erschien wieder stolz über der Thür der Schenke wie das Lehnswappen über dem Portale eines lange von seinem adeligen Herrn verlassenen Schlosses. Der eingeräucherte Saal öffnete sich wieder, belebte sich und schallte wieder von lustigem Humor. Diese Metamorphose wiederholte sich mehre male in dem Leben unsers Helden. Durst und Freundschaft leerten seine Stückfässer, Arbeit und Talent füllten sie wieder.

Mitten in diesem Wechsel des Glücks und Mißgeschicks, welche Zustände beinahe durch die unveränderliche Sorglosigkeit des Künstlers in gleichem Niveau erhalten wurden, wollen wir ihn noch einmal in seinem gewöhnlichen Hauskleide darstellen, welches in Wahrheit sein Gewohnheits- und Lieblingscostüm war. . . Es findet in diesem Augenblicke, und zwar im Zilver-Pot, eine große Festlichkeit statt. Draußen strahlt das wieder aufgefrischte Schild in den glänzendsten Farben; das sorgfältig und mit aller Kraft geschmeerte Zinn funkelt wie das reinste Silber: auf den langen eichenen Tischen, die gehörig gepugt sind, breiten sich blendend weiße Tischtücher; das Dopperbier, welches aus den Hähnen quillt, zischt und perlt in den weichbauchigen Kannen, von wo es in die reingespülten Krüge übergeht, und der Fußboden verschwindet unter einer Lage von feinem Sande, der mit Blumen, Spirallinien oder mit verschobenen Vierecken von irgend einem geschickten Dorfchen oder Gretchen, der eines solchen Meisters würdigen Magd, bezeichnet ist, aber dessen geduldererfordernde Arbeit bald unter den Tritten der Gäste erlöschen soll. Was ist die Veranlassung zu diesem ungewöhnlichen Glanze? Endlich hat Jan seine beiden Gemälde gut verkauft, denn diesmal hat man sie ihm nach dem Werthe bezahlt. Dann erwartet er heute neue Gäste und welche Gäste! Es ist das Fest des heiligen Lucas und die berufensten Maler jener Zeit wollen es bei ihm feiern, bei ihm, dem geschickten Colorisiten, dem wackern Schenkwirthe, dem lustigen Kumpan. Dieser niedrige und düstere Saal wird heute Abend die Elite der belgischen und holländischen Maler beherbergen. Wie viele charakteristische, originelle Köpfe von den verschiedensten Zügen, aber alle mit dem Stempel der Feinheit und Gutmüthigkeit, eines kräftigen Künstlergeistes und einer großen Herzlichkeit! Jene beiden Männer mit der offenen Gesichtsbildung und dem klugen Auge, welche Arm in Arm vortreten, sind Jakob Ruysdael und sein Bruder Salomon, alte Mitschüler Steen's, deren Landschaften sowie ihre Seestücke schon ihren Ruf begründet haben. Sie sind im Begriff, Mieris zu begrüßen, den Künstler des geistreichen Farbenauftrags und der delicaten Pinselführung, der dort unten mit Ludolph Backhuysen plaudert. In ihrem Gefolge erscheinen Berghem, Paul Potter, welche nur genannt zu werden brauchen, endlich mehre Andere, die Alle Nebenbuhler und doch Freunde sind. Während dieser Zeit haben fleißige Hände die Zubereitungen zum Mahle vollendet. An dem einen Ende des Tisches enthüllt der saftige Schinken von Mecheln seine üppigen Conturen, während am andern Ende, dem fremden Anbaue gegenüber, sich der fette edamer Käse findet. Man ißt, man trinkt, man lacht, man schwatzt.

Wel, Adriaan, ruft Backhuysen, indem er sich an einen seiner Nachbarn wandte, was hast du Neues gemacht, seitdem wir die letzte Pinte zusammen in Amsterdam ausstachen?

Laß ihn in Ruhe' sagt halbleise Salomon Ruysdael, siehst du nicht, daß er den

schwarzen, zwischen den Beinen jenes jungen Deutschen, welcher am andern Tische Sauerkraut ißt, niedergekauerten Hund studirt?

Das ist wahr! erwidert Adrian Vanderwelde, indem er sich zu den beiden Zwischenrednern wendet. Ich habe ein Skelldichein zur Jagd angefangen, wo die lange Schnauze und die spitzen Ohren dieses schönen Windhundes eine gute Wirkung machen werden.

Trink, du wirst morgen deste besser arbeiten! versetzt Backhuysen, indem er das Glas des Träumers füllt, der durch die allgemeine Heiterkeit aus seinen Gedanken geweckt wird.

Lacht darüber nicht! unterbricht ein anderer Gast, dessen Physiognomie ernst, dessen malerisch reiche und strenge Tracht mit der einfachen und beinahe groben Bekleidung der Künstler contrastirt, für einen Mann, wie unser Vanderwelde, ist das Atelier überall. Die anhaltend fleißige Betrachtung der Natur, das beständige Studium der Mittel, sie treu wiederzugeben, das ist das Leben des wahren Künstlers, ihr wißt es ebenso gut als ich und eure Werke sind der Beweis dafür.

Vandermeulen, murmelt der gute Adrian mit einem aufrichtigeren Kleinmuthe als er in solcher Stimmung gewöhnlich ist, ich und meine Pferde sind sehr wenig im Vergleich mit dir und deinen glänzenden Reitern. Du mußt ein sehr guter Kamerad sein, daß du hierher kommst zu unserm Jan, um Schinken mit uns zu essen, du, der ich weiß nicht wie vielen Prinzen, Herzögen und Marquis beim Leben hinbringst!

Mein lieber Freund, erwidert der Fürst der Schlachten und der Belagerungen, es ist wahr, daß der König Ludwig für mich viel Güte zeigt, daß der Glanz des Hofes mich verwöhnt hat, seine prunkenden Feste mich ergötzen und ich nicht unempfindlich bin gegen die Höflichkeit seines anmuthvollen und feingebildeten Adels. Aber ich hoffe, nichts von meiner brabantischen Schlichtheit verloren zu haben und die süßesten Augenblicke meines Lebens sind die, wo ich mich von guten Freunden und großen Malern, wie ihr Alle seid, umgeben sehe.

Es lebe der Brüsseler! ruft die ganze Tischgesellschaft.

Ja! Es lebe! sagt Moris. Aber was mich betrifft, so wollt' ich lieber Vaslienholz in den Rasirhäusern sägen als Fahnen und Trommeln, Kanonen, Pfeifen und Musketen malen. Was mir an deinen Gemälden gefällt, sind die Pferde deiner Dragoner und Musketiere.

Und du, Jan, wie weit bist du? fragt der jüngere Vanstael den Wirth.

Ich habe, erwidert dieser ziemlich gleichgültig, einen Meyer vollendet, der aus dem Aetna das Wasser hervorspringen läßt. Maantje, bring' den schwarzen Käse!

Ich hab' ihn gesehen, d. h. seinen Meyer! unterbricht Bergheim; er ist prächtig! Wie die Fronte auf allen Gesichtern der guten Israeliten leuchtet! Aber sag' mal, Jan, woher hast du den Kopf deines Oberpriesters Aaron genommen? Ich habe das Gesicht irgendwo gesehen.

Das glaub' ich gern! Es ist Levi Giordy, ein amsterdamer Jude, der alle Jahre hierher zum Schachern kommt.

Der biblische Aaron ein Schacherjude mit alten Kleidern?

Ganz derselbe! der schönste reinste Typ. . . Er ließ sich seine vier Sitzungen schwer genug bezahlen. Aber dafür erkennt ihn auch Jedermann. Und die Nebensachen, die Draperie, der Priesterrock, wie findet ihr das, he? Die Mühe mit den Hörnern hat drei Tage Arbeit gekostet.

Das müssen wir sehen! riefen mehre Gäste. Jan stand auf, ging hinaus und kam gleich darauf mit einem Gemälde zurück, welches er in einem so günstigen Lichte, als es das Gemach zuließ, aufstellte. Nach einigen Minuten, welche der aufmerksamen Prüfung gewidmet waren, ging Beifallsmurmeln von Mund zu Mund. Der eine der auf

Idealität nicht eingerichteten Niederländer rühmte den Ausdruck der Köpfe, der Andere die Anordnung der Gruppen; dieser war außer sich über die Perspective, jener pries die Wahrheit der von der afrikanischen Sonne erwärmten Luft, von der man die glühenden Stiche zu fühlen glaubte. . .

Aber den alten Slordig — ich wollte sagen meinen Vater, wie findet ihr den? Freund! hieß es doch. Er hat noch etwas zu viel von dem Schabernack. Ich wollte, daß er in seinen Zügen etwas Geistbegeistertes hätte, wie mein Professor in Leyden zu sagen pflegte.

Ik kan niet verstaan! erwiderte Steen, indem er sein Glas hob, und die Meisten stimmten ein. Der sanfte Bergheim hatte von nichts dergleichen gesprochen.

Niklas ist immer ein Spaßvogel gewesen, sagte Jakob Ruysdael beruhigend. Weißt du was ihm bei dem Vater van Goyen begegnete? Man verfolgte unsern Kameraden, um ihm wegen eines dummen Streiches eins zu versetzen: er nahm seine Zuflucht zu uns. „Berg hem!“ sagte Meister Goyen und diesen Namen hat er noch.

So ganz, daß ich keinen andern führen möchte, erwiderte der Künstler lächelnd, nur wenn meinen Werken irgend eine Berühmtheit verbehalten ist, so wird man sie unter diesem kennen!

So weit mag es sein Bewenden haben bei dem Bericht von jenem Symposion, welches sich, wie gewöhnlich, mit einem bacchischen Chore endigten, deren letzter Widerhall in den Straßen von Delft ertönte; denn das Bier that seine Wirkung. Der einzige Van Ostade, an mehr Rückhalt gewöhnt, betrachtete lächelnd die Schwärmereien, ohne an ihrer Trunkenheit Theil zu nehmen. Bald war es nicht mehr ein Dialog, sondern ein Wirrwarr von unvollendeten Redesätzen, von Ausrufungen und Geschrei, die der Geschicklichkeit eines an die Parlamentsdebatten gewöhnten Schnellschreibers trotz geboten hätten. Doch war's nicht eine von den wilden Orgien der neuern französischen Maler, wobei die Haare zerzaust und dem Cultus des Hübschen und Unedeln Opfer gebracht werden. Kein guter Name wurde während des Gelags angetastet, weil nirgend eine neidische Seele, ein anschwärzender Splittergeist, eine reizbare Eitelkeit sich kundgab. Kein Glas wurde beim Nachtisch zerschlagen, es sei denn durch Zufall, denn man wußte einen besseren Gebrauch davon zu machen. Nachdem der Schlußgesang die Aeußerlichkeiten des alten Saales erschüttert hatte, drückten die Gäste die Hand ihres Wirths, ihres Schutzherrn und entfernten sich sammt und sonders, indem sie sich wechselseitig zur Stütze dienten, wie es guten und treuen Freunden zukommt.

Diesem Festtage, einer der glücklichsten Episoden in dem Leben Jan Steen's, folgten fast unmittelbar Unglücksfälle, welche über seine zur Gewohnheit gewordene Sorglosigkeit leider den Sieg davontrugen. Seine gute Margarethe starb vor kurzem, ihm acht Kinder. Außer Stande, den Verpflichtungen, welche sie erforderten, Genüge zu leisten, heirathete er einige Zeit darauf eine Wittwe, welche seine Familie mit noch zwei Kindern vermehrte. Die Nothwendigkeit trieb ihn wieder zur Arbeit, die aber eilig und unselbstständig war, wie jede nicht freiwillig übernommene. Während dieser Zeit des Kummers lieferte Steen noch mehre reizende Gemälde, welche größtentheils Scenen aus dem häuslichen Leben darstellen. Seine Versuche in einem höhern Genre waren weniger glücklich. Der heilige Johannes in der Wüste predigend, seine Versuchung Jesu's und andere ähnliche Versuche tragen, trotz eines großen Talents in der Ausführung, doch den Stempel der Locale, die ihr Urheber am liebsten besuchte. Dennoch war diese in höheren und religiösen Sujets so übel angebrachte Alltäglichkeit doch nichts weiter als das Streben nach Wahrheit und Natur. In Sujets, die ihm zusagten, verbreitete Steen in unerschöpflicher Fülle einen Reichthum echten künstlerischen Geistes. Verstand und Natürlichkeit gaben ihm einen ausgezeichneten Rang in der Galerie der holländischen Maler an.

dem 17. Jahrhundert. Er ſtarb im Jahre 1689, ſchon im 53. Jahre ſeines Alters. Er beendigte in der Kraft ſeiner Jahre und ſeines Talents ein Leben, das getheilt war zwiſchen dem Bierkrug und der Palette.*)

Der See.

Eine Naturſtudie von Hermann Marggraff.

III.

Es bricht der Frühling aus allen Hecken und Winkeln unaufhaltſam hervor. Der Himmel hängt voll Lerchenklang, aus dem aufgeriſſenen Acker ſteigt der alte Erdathem heilend, nährend, verjüngend, und am Waſſer ſprießt und keimt es allerorten. Den umgeſtürzten Weidenſtämmen, die dort ſchon Jahre lang in den See hängen, fährt es durchs morſche Mark und ſie treiben neue Reiſer und aus den feſtſtehenden Ruthen zupft die Sonne lange Blütenſchäfchen. Auch das Röhricht ſteckt ſeine Fahnen auf, die ſchwarzen Erdgänge und Uferhöhlen — der Winter hatte ſie alle vermauert — kleiden ihre Schwellen mit Moos und manche grüne Ranke kriecht herbei. Wenn der Himmel ſich einmal verdunkelt, dann ſprühen Frühlingsregen. Aber die Lerchen ſingen unverdroſſen weiter, die Sonne blitzt in die Luftſeen, die luſtige Blaſen auf den See werfen, die Fröſche knarren behaglich, denn ſie wiſſen nicht, daß mit den Sommerlüften auch der Storch gekommen iſt, der alte Sumpfkönig aus Aegyptenland. Alles liegt in Duft, ſtill und erwartungsvoll, ahnungsvoller, faſt wehmüthiger Hauch weht über der Erde. Wie ſchön ſtimmt zu dieſem träumeriſchen Frieden dort das ſtille Dorf und hier vorn, wo das Erlengebüſch ſchon dichter ſchimmert, die alte ſtrohgedeckte Fiſcherhütte! Sie iſt maleriſch mit Netzen behängt und aus dem Schornſtein ſpinnt ein dünner Rauchfaden hinauf. Der Kahn liegt im Rohre verſteckt, der alte Jörn ſitzt auf der Schwelle und beſſert Reuſen, indeß er dem Enkel von der Aale und ihren Tücken erzählt. Aber der hat die Augen auf dem See und bald hat auch der Alte ſeine Mähr vergeſſen, denn hoch über dem See ſchwingt ſich in großen Kreiſen der Wanderfalke. Jetzt hängt er regungslos mit ausgeſpannten Flügeln in der Höhe, wie angenagelt; aber plötzlich ſchießt er ſteilrecht herab. Es gilt einer Ente. Im Nu iſt ſie verſchwunden und der Falke umkreiſt kreiſchend jetzt die Stelle. Nur dann und wann ſteckt der gedrängteſte Vogel den Schnabel aus dem Waſſer, um Luft zu ſchöpfen, aber der Verfolger ruht nicht. Mit unwiderſtehlicher Gewalt, als ſchmettere ein Stein herab, ſtürzt er ſich auf ſeine Beute und zuletzt, im gierigen Griffe ſie erhaſchend, fliegt er kreiſchend davon, um drüben auf einem Hügel ſein blutiges Mahl zu halten.

Das ſind Frühlingsſcenen. Aber bald hat das letzte Wintergeflügel den See verlaſſen, die Möven, die Reiher ſind gekommen und mit ihnen der Sommer. Der See liegt im Schmuck ſeiner Ufer. Da ſind die grünen Hügelhänge mit den weitenden Lämmern, da ſind die hellen Birken, die Weiden, die Erlen, manche Eiche und da iſt vor Allem auch das Rohr, das Rohr, das uns ſo geheimnißvoll fremdartig, faſt tropiſch anſieht. Weit hinein in den See ſtellt es ſeine ſchlanken, immer wellenſchlagenden, immer flüſternden Schafte, die Blätter ſo lang, ſcharf und feſt, die Blüte in ſo prächtig braunen Puſcheln nickend und zwiſchen ſeinen Wurzeln ſchwimmt und ſchaukelt das Neſt der Tau-

*) Auf der Dresdner Galerie befindet ſich von Jan Steen nur ein Bild, eine Mutter darſtellend, die einem Wickelkinde Brei einflößelt. Bis auf den derb gedachten perſpectiviſchen Hinterarund iſt allerdings Sorgfalt und Ausführung von einer Realität, die durch den obſcuren und bewußt-unbewußten beſtändigen totalen Mangel aller Poeſie komiſch und darum faſt intereſſant iſt.

Der Her.

Herb, trieb das reifhängige Wasserhuhn und die junge Entenbrut. Hinter einem Hochwalde tritt das Schilf heran mit den sammetweichen schwarzen Kolben, der Butomus (Wasserdolde, Butomus umbellatus) hebt seine rosigen Blütenschirme in die Luft, gelbe Lilien richten ihre Kronen auf und das Alles ist so frisch und massiv, so plastisch gestaltet, daß man ein Knabe sein möchte, wagend und begehrend die Hand nach dem Kranze der Najade auszustrecken. Aber das Schönste von Allem sind doch die Wasserrosen, mit den breiten, festen Blattschilden, auf denen die üppige Blüte hier goldglänzend, dort schneeweiß sich wiegt. In geräumlicher Tiefe wurzelt die lockende Blume, unbewegt auf der Fläche ruhend und weite Gruppen bildend, über die hinaus endlich der Wasserknöterich seine weißen Sterne zu ganzen Blumeninseln häuft.

Senkrecht fällt jetzt der Sonnenstrahl auf den See, der wie schmelzendes Silber wallt. Jede Welle glänzt, aber das Auge erträgt nicht die Blendung und sucht den Schatten. Ueber der Flut flimmert ein heißer Dunst, sonst regt sich Nichts. Kaum daß noch einmal ein Fisch blitzend heraufschnellt oder eine Uferschwalbe über die Fläche streift. Die Luft steht still, die Blätter hängen tot an Strauch und Baum, das Schilf läßt müde seine Schwerter taufeln, die Vögel haben das Dichten gejagt, selbst die ewig bewegte Welt der Möven ist nicht mehr sichtbar und auch der Rohrsperling sitzt stumm im Weidengebüsch. Aber dem Kreis ist's wohl, den breiten Teller einer Nymphäe hat er sich zum Ottomane erwählt, dort sitzt er und labt sein kaltes Herz am heißen Strahl.

Man sucht einen Erlenbusch und legt sich ans Ufer. Das Wasser ist da so durchsichtig klar, die glatte Kieselstraße dehnt sich so sanft und fern herein, die grünen Hage drunten schimmern so märchenhaft herauf, als ob uns selber

Die blaue Göttin
lade in ihren wundlichen Schoß. (Schiller.)

Träumerische Dämmerung senkt sich in die Seele, die widerstandslos der magnetischen Gewalt des Elements verfällt und selber eine Welle in den großen dunklen Aetherschoß des Lebens sich auflöst. Das Wasser schlägt leise aufatmend, wie im Schlaf, ans Ufer und zieht weiche Linien in den Sand oder wirft Halme, Ähren, Schnecken aus, seine Spur zu bepflanzen. Buchstelzen und Krähen kommen, einen Wurm, eine geschleppte Muschel zu fangen, ein buntiger Schmetterling setzt sich auf ein feuchtes Steinchen nur über ihm steht mit glasigen Flügeln die Libelle, nur je zuweilen hin- und herzuckend. Man betrachtet verwundert dieses kleine Treiben, folgt hier dem zierlichen Vergnügen von Insekten einer Phryganienlarve, die im Rohrkasten das Ufer zu gewinnen sucht, oder den Mücken, die zwischen den Baumwipfeln wie an unsichtbaren Fäden schweben

auf tausend Wegen
auf- und niederkreuzend und verschlungen
das Spiel bewegter Bilder.

Inzwischen erwacht nach kurzer Ruhe die Wasserwelt. Ganze Heerden von Fischen hüpfen auf der Oberfläche des Sees, vor Allen die Rothfeder und entrollen kleines Gekräusel. Das ist ein Schnappen und Plätschern, ein Haschen und Huschen ohne Ende. Jetzt zieht lautschnappend der große Barsch heran — er trachtet den fortgleitenden nach, aber kaum naht er und im Augenblick ist Alles zerstoben. Doch nicht lange, so sammeln sich neue Schwärme. Das Spiel beginnt wieder. Und nun sehe man das Hin- und Herschießen, das Auf- und Abtauchen, das wählige, wellige Dahingleiten, ich möchte sagen, dieses Kontrollen und dann wieder das plötzliche Stillstehen, das regungslose Verharren dieser sonderbaren Thiergeschlechter. Nirgend zeigt sich ein arbeitendes Glied, jede Bewegung erscheint so mühelos, so zauberhaft leicht, als ob ein verborgener elektrischer Druck die schlanken Leiber jetzt vorwärts schnelle, jetzt plötzlich banne. Das kleine Volk tummelt sich auf dem Spiegel und macht Jagd auf Mücken, Fliegen und Wasserspinnen, aber schon ist ein neuer Feind

nahe und der gefährlichste von allen. Unten im Blättergewirr des Grundes, grauberpanzert, lauert mit tückischen Augen der Hecht. Er steht unbeweglich. Aber plötzlich hat er einen Unvorsichtigen erspäht und in wildester Hast, pfeilschnell stürzt er hervor. Ein Wirbel und man sieht die langgestreckte, starre, glotzende Masse, den furchtbaren stachelbesetzten Rachen weit geöffnet, zwei, drei, vier Fuß über die Wasserfläche hinausspringen und dann schwer und plump in ihr Element zurückfallen. Ein laut klatschender Wellenschlag erregt den Spiegel, während der Räuber seinen Fang im Genick gefaßt, in die Tiefe steht, wo er den Raub langsam und ruckweise hinabdrängt.

Aber jetzt schwimmen weißumsäumte Wolken am Horizont herauf und bald kommt's dunkelrotleuchtend gezogen. Die Uferschwalben werden lebendig. In schnellen, unruhigen Flügen streichen sie über den See, lautlos ihre Beute jagend und dann bienenschwarmartig in ihre Sandhöhlen, zu den hungrigen Jungen eintragend. Der Taucher läßt aus dem Schilfe seinen melancholischen Ruf vernehmen; er verkündigt das Gewitter. Einzelne Wasserlöse erfolgen und kräuseln in der Mitte den See und am Ufer die Weiden; durch die Rohrhalme geht ein Rascheln. Dann tritt abermals Stille ein und der See glättet sich von neuem. Aber die Fläche ist jetzt tief dunkel, fast schwarz. Den ganzen Himmel haben Wetter verhüllt, finstere Wolkenthürme, riesige Gebirge mit zackigen Schneehäuptern steigen herauf und zeichnen ihre gewaltigen, immer kühner sich gestaltenden Reflexe in den See; die Sonne versinkt. Nur auf der Klosterruine glüht ein letzter, tiefer Strahl. Die Szene wird ahnungsvoll, abenteuerhaft. Da weht ein hohles Rauschen durch die Luft, ein dumpfverrollender Donner intonirt feierlich das große Drama. Die ersten Tropfen schlagen herab. Sausend springt der Wind auf, er wächst zum Sturm und peitscht die Wellen, daß sie hochaufspringen und der Schaum in weißen langen Flocken umherspritzt. Blitz um Blitz zischt in den schwarzen, tobenden Schaum, als wollten sie ihn vereinanderreißen, jede Welle brennt und während Himmel und Wasser in einer Lohe aufschlagen, stürzt krachend der Donner die Wellenberge hinunter, um nun in unaufhörlich wogendem, Alles verschlingendem Grollen über die zitternde Erde zu fahren.

Und die Blitze sprühen, der Donner verhallt und nun rauscht's unendlich ergossen. Eine einzige „Wassersäule" spinnt sich in Millionen krystallener Fäden vom Himmel zur Erde und schüttet einen neuen See herab. Stunden vergehen. Aber endlich erschöpft sich die segnende Fülle und der graue Schleier, der Alles mit Nacht bedeckte, lichtet sich mehr und mehr. Klingend rieseln die letzten Tropfen herab, die Blätter hängen so voll und triefend, die Bäume ragen so ruhig und vollgesogen in die kühle, stille Luft, der See liegt wieder so klar, manchmal nur noch hin- und herschwankend und doch arbeitet Alles wieder der Abendreife entgegen. Welche unendliche Ruhe ringsum und dabei welche seelenerschütternde Sehnsucht! Die sinkende Sonne kleidet das Firmament in immer schönere Gewänder; zuletzt glüht der See wie eine himmlische Apotheose im herrlichsten Purpur und traumhaft dunkelnd der Abend. Wo ist nun der eigentliche Himmel? Dort oben oder hier unten? Nebel gleiten über die Fläche, Reiher kommen langsam stolzen Flügelschlags gezogen, der Hirsch schreitet aus dem Walde zur Tränke, aber hoch in den Wolken wirbelt noch eine Lerche und hier vom Dorfthurm und dort vom Kloster hallen die Abendglocken und herüber und hinüber in langen, schwellenden Akkorden fluten die Klänge zusammen zu Einem hehren Ton. Da treten leise die Sterne aus dem Gedämmer, Mars der glühende kommt und Jupiter in herrlich ruhigem Strahl, bis endlich über den Höhen der Vollmond heraufsteigt und sein wunderbares Licht über die geheimnißvolle Ebene ergießt. Tausend Funken webt er ins Spiel der Wellen und über Wasser und Land hinaus dehnt sich die goldene Säule, auf der er selbst wie eine Welt der Unendlichkeit schwebt.

Die Ankunft in Paris.

Eine Reiseerinnerung vom Herausgeber.

Strenge iſt die Controle an der Eiſenbahn. Große weite Räume, bequeme Einrichtung für die Unterſuchung der Effecten; aber Umſtändlichkeit aller Art. Wo der Franzoſe etwas zu beſtellen hat, wirft er ſich nicht wenig in die Bruſt.

Endlich iſt der Omnibus erreicht. Gleichviel welcher. Von der Eiſenbahn führen ſie alle zum Ziele. Es iſt Mitternacht, die Straßen ſind leer, in der Perſpective iſt ſchon Alles düſter. Die Omnibus rollen donnernd über das ungleiche Pflaſter. In der Gegend der Boulevards entleeren ſich eben die Theater. Bigo und Gabé, Gitadinen und Phaetons, je nachdem, ſchießen aneinander vorüber. Die Kaffeehäuſer und Reſtaurants ſind geſchloſſen oder werden es eben. Sie werden langſam geſchloſſen, um einen im Theater etwa halb verhungerten Fremden noch eben einzulaſſen und da ſehen wenn Zeit gemacht und nichts mehr zu haben wäre, ihm irgend ein verſchimmeltes kaltes Huhn oder ein verſtaubtes Ortolanpaar zu exorbitanten Preiſen vorzuſetzen. Die Gefahrung der Verſuchung, Nachts um 12 Uhr mitten in Paris möglicherweiſe zu verhungern, macht der Fremde anfangs oft genug.

Endliche Ankunft an der Ecke der Rue Richelieu. Man wähnt in einem Sardanapal Anfange auf die erſte Nacht, die man in Paris doch nur in einem Hôtel zubringen kann, ein. mal das erſte, altberühmteſte und claſſiſche Hôtel, das Hôtel des Princes. Ein Louis mehr oder weniger darf für ein pariſer Budget nicht angeſehen werden. Um 12 Uhr iſt doch auch eben im Hôtel die Nacht angebrochen. Ein verſchlafener dicker Haushofmeiſter mit der Nachtmütze auf dem Kopfe, mit verölbertem Doppellichtern in der Hand, huſt aus einer Reihe von Zimmern ſcheinbar ein einziges noch freies heraus, hängelt aber dabei mehr auf die herabgenommenen Effecten und die Phyſiognomie des Reiſenden, forſchend, was man ihm wol bieten könne. Ich gedachte jenes „Haushofmeiſters“ im Hôtel d'Angleterre zu Nizza, der zu einer Sommerzeit, wo auch nicht ein Gaſt in ſeinen Zimmern war, mit der Hand über die Stirn fuhr, um ſich lange, lange zu beſinnen, welche Nummer frei wäre, durch die Ritzen der Hand hindurch aber nur ſcheele und blinzelte, um zu ſehen, welcher Zimmerkategorie der Paſſagier zuzurechnen wäre. Endlich hat auch der mürriſche Haushofmeiſter im Hôtel des Princes Befehl gegeben. Es geht, wie natürlich in Paris immer, in den Hof, dann zwei Stiegen empor und ſcheinbar ganz entlegen. Aber an der Garnitur der beiden Zimmer ſieht man, man gilt praxi für keinen Prinzen. Die Hutſchachtel war etwas beſtaubt — aber auch der deutſche Scribent iſt nicht ſogleich aufgefunden. Man wird auf eine Mittelerſtlung angewieſen. Eine nähende alte Beſcheiderin überzieht die Betten. Vier Wachskerzen werden auf den Kamin geſtellt. Bonſoir, Monſieur und man iſt allein.

Der dramatiſche Autor findet ſich in dieſen beiden Zimmern bald zurecht. Au 1 ème I. Appartement Regence. Ameublement riche, chêne u. ſ. w. So beginnen auch die Anweiſungen bei Alexander Dumas. Richtig freilich iſt die Lage. Alles eng, alt, durch und durch wie der Berliner ſagen würde multrig, Mäuſe- und Wurmfraß in allen Thüren und Seitenwänden, aber die Zeit Ludwig's XIV. oder der Regentſchaft wird aber ſchon und verdeckt von neuen Tapeten aus Orleans, dunkelblau mit Gold, mit neuen Vorhängen aus Chaillot, grün und roth, Nußbaummöbeln, gepolſterten Stühlen, zwei modernen Uhren, künſtlichen Blumenvaſen auf den Marmorplatten des Kamins, geſchminkten Spiegeln, von welchen letztern freilich wieder zweifelhaft wird, ob ſie in ihren jetzigen unter Ludwig XV. eine Maraute oder unter Ludwig XVIII. eine jetzt auch penſionirte junge Schauſpielerin ſpiegelte. Ein unendliches Gemiſch von geſchickem

Glanz umhaucht und umflossen dich. So schauerlich still ist es in den Zimmern, so modrig duftet in dem Himmelbett trotz seiner grünseidenen Ueberzüge, so dreckig und räucherig im Kamin trotz der vorgeschützten zerrissenen Tapetenschirme. Modern komfortabel ist nur der Waschapparat aus englischem blauweißem Steingut. Alles Uebrige ist Plunder und Prellerei.

Die Nacht geht in erschöpfendem Schlafe vorüber. Ob die Mäuse auf meinem Alexander Damas'schen Terrain Komödie spielen und „Die Fräulein von St. Cyr" oder „Ein Duell unter Richelieu" aufführen, die schnarchenden Sinne hören nichts. Und der Morgen kommt dann belebend und anmuthig. Hoch steht schon die Sonne und erleuchtet die Höfe, in denen Alles in vollstem Leben und Regen ist. Schon werden auf „silbernen" Plateaux die Frühstücke aufgetragen aus der unten übelriechenden Küche, schon sonnen sich neben lungernde Köche und Küchenjungen unter einigen Oleander- und Orangenbäumen, schon wird gekehrt, gerufen und die dunklen, muffigen Zimmer des Hôtel des Princes machen sich schon freundlicher. Zwar bestehen sie allerdings auch die fernere Probe eines guten Hôtels nicht, die ich von einem Freunde lernte, beim Aufschließen des Schreibsecretärs die Haltung der Klappe zu beobachten. Fällt uns diese fast bis zu den Füßen herunter und dringt dabei ein gewisser unbeschreiblicher Geruch aus dem Schreibsecretär heraus, so hat man Betten, Bedienung, Rechnung, Alles weg. Indessen man ist in Paris! Man hört das Rauschen des großen moralischen Weltmeers, das draußen an die Ufer schlägt, man erfreut sich des vor uns stehenden Frühstücks, des concentrirten Mokka, des weichsten Gebäcks und ein unendliches Behagen durchströmt den ganzen Menschen.

Das glückliche Gefühl, endlich im Hafen zu sein, darf uns aber nicht zu sehr übermannen. Sonst findet man sich in dem Hôtel des Princes eingebürgert und man verliert, daß jede Minute hier etwa zwei bis fünf Centimen kostet, d. h. jeder Tag zwölf bis zwanzig Franken. Ein stärkender Schlummer war zwölf Franken werth, der Prinz im Menschen, die Phantasie, ist befriedigt, der Bürger in ihm, die Vernunft, denkt an einen Rückzug aus dem Hôtel des Princes und fängt ihre Operationen an, ein Privatlogis zu finden. Man forscht. Man horcht. Man citirt Commissionäre. Besser man kleidet sich an und geht selbst. Nie macht man eine Toilette mit mehr Humor. Man ist in Paris, man will nur sehen, hören, genießen. Heitere Bilder des Glücks umgaukeln uns. Man will nur die rosige Fernde, will nur Heiteres und Schönes vor seinem Auge; man hört diesen blitzschnellvorüberfahrenden elektrischen Leiter, der durch unsere Seele angelegt ist, fühlt, wie so im Nu die Vergangenheit und Gegenwart sich auslöschen und nur das Angenehme, Wohlige, Glückliche und Erinnerliche bleiben. In solchen Augenblicken [illegible] bei der Ankunft in einem schönen, belebten, sonnigen Boulevard wird der Kranke schon gesund nur durch die Vorstellung. Es laufen an seinen Geistesblicken nur die glücklichen Erinnerungen und sichersten Hoffnungen hin. Die Welt ist plötzlich wieder schön, wir selbst sind wieder jung, wir haben nie eine Thorheit begangen, haben keinen einzigen Fehler zu bereuen, unsere Unglücksfälle sind verschwunden, sind nie dagewesen, stören uns nicht mehr, denn über die schwierigsten Verhältnisse von unserer Lage, unserm Verhältnissen, unserer Zukunft führt uns ein goldenes Flügelpaar hinweg, das sich uns in solchen Augenblicken beim ersten Gruß des Meeres, beim ersten Abend in Venedig, bei einer Fahrt auf dem Boulevard wie durch Zauberhand an die Seite setzt.

Das Hôtel des Princes war in der That besetzter als das Hôtel d'Angleterre damals in Nizza. Ein Theil der Wüste Afrikas hatte sich hier ausgebreitet. Beduinen von der algierischen Armee, arabische Häuptlinge ersten Ranges hatte Ludwig Napoleon in die ersten Stockwerke einquartiert. Polizeigarden hüteten die Hausflur und hielten den Andrang der Neugier zurück. Im weißen Burnus, mit gesticktem Fez, kostbarem krummem Damaskener, in Schuhen und saubersten weißen Strümpfen, der Brust mit allen Orden

der Ehrenlegion bedeckt, ſtolzirten dicke bärtige Ibrahims, Junots, Achmets, Oberſten der Spahis und wilde Häuptlinge der Metidscha in dem Theater und auf den Höfen einher. Einige darunter waren ſo dick, daß ſie eher auf den Schlachtmarkt von Akkra zu paſſen ſchienen als in die Schlacht. Sie ſchienen eher Eunuchen für den Harem eines Emir zu ſein, ſo grelle Raffinegeſichter ohne Adel, ohne Würde zeigten ſie. Wen mehr ſchwulſtigen Wucherergeſtalten als bagrin Caſſius, wie ſie Cäſar fürchtete und wie ſie uns an Abdel-Kader geſchildert wird, glichen ſie. Man ſah dieſen dicken, ſinnlichen Söhnen Ariſtas das Künſtliche, Unzuverläſſige ihres Hingebung und ein polniſches Aventuriertum an, dem nur ſo lange zu trauen war, als die Umſtände ſie in Schach hielten. Es waren dieſelben Geſichter, die mich ſchon ſonſt in Paris in der Rue Pergolèſe oder Laffitte oder wo wärend die großen Banquiers wohnen, zurückgeſtoßen hatten. Man nehme ſo ein Paar Kolze, verächtlich die Lippen aufwerfende, die Menſchheit ziemlich en canaille betrachtende Börſenkönige, ſtecke ſie in die Kazugen dieſer Petrunen, werfe ihnen den Burnus über, ſetze ihnen den Fez auf mit der goldenen Troddel, ziehe ihnen weite Hoſen, geſtickten Kattun, Schuh von Saffian an und man hat jene gewaltigen Scheikhs und Marabouts aus der Rue Richelieu, die ſo ganz von jener Poeſie entfernt waren, die wir uns mit den Söhnen der Wüſte verbunden denken, wenn wir die Makamen des Hariri oder die Thaten Harun al Raſchid's leſen.

Wer in Paris ruhig wohnen will, muß ſich in eine ſogenannte Gite einmiethen. Dies ſind lange Höfe mit armen Häuſern, die von den Straßen abſtehen und oft noch auf die Reſte eines nicht ganz verbauten alten Parks aus den Zeiten der Ludwigs Ausſicht bieten. Freilich muß man auch hier erſt den Stein oder Riche ſeines Monolog aufſtellen. Ob's beſſer iſt, das donnernde Rollen der Omnibus zu ertragen oder ſich wappnen gegen das neuaufkommende Geſchrei der Marktleute und jene ſchrecklichen Harmonien, die die wandernde pariſer Straßenmuſik hervorbringt. Eins iſt unvermeidlich. Entweder in den Straßen die Wagen oder in den Gites die Äpfel, Gemüſe, alten Kleider, Lumpen, Bleiwaaren, Marſeillaiſen und Polkas auf allen möglichen Instrumenten der Welt vom Leierkaſten mit Janitſcharenmuſik an bis zu einem einzelnen Horn, einem einzelnen Fagott, einer einzelnen Poſaune. Denn Paris, ſo communiſtiſch es in andern Dingen ſein will, in der Muſik hält es auf die ſtrengſte Theilung. Eine wandernde Muſikbande, wie auf den Jahrmärkten und Meſſen wo ſie zu hören bekommen, iſt in Paris nicht zu Stande zu bringen. Wer hier nur wagte einen Ton auf einer Flöte für ſich hervorbringen kann, bläſt alle Märſche nur Vollſtimmen auf ſeiner Flöte für ſich allein. Der Gewinn iſt größer, unmittelbarer, ſicherer. Die Theilung der Arbeit, auf ein Orcheſter übertragen, bringt große Effecten eines bewundernswerthen Zuſammenſpiels für eine. In der Cité Pergolèſe, wo ich wie immer mich einmiethete, blies jeden Morgen ein Baßpoſauniſt für ſich ganz allein den Choral de Dessau und alle muſikaliſchen Sentimentalitäten des Tags ſo weltgeſchichtwidrig einſam und beſtialiſirend lächerlich, daß man hätte verzweifeln mögen.

Wer noch nie in Paris war, braucht etwa drei Tage um über den äußern Lärm ſich zu beſinnen, vier Tage um ſich die Zahlungsweiſe und die beſte Art ſich zu ernähren, zu merken, fünf Tage, um mit ſeinem Bett, mit ſeinem Schlaf (der ihm täglich zu ſtören beginnt), mit allerlei kleinen Verkürzungen ſich abzufinden und mehr als eine Woche, um ſich in die Ordnung der Omnibus, die Abkürzungen der Wege, die Eintheilung der Touren zu finden. Wer ſchon öfter in Paris war, findet ſich natürlich in Alledem früher zurecht. Der Lärm wird ihm nicht mehr imponiren, die Aufnahme der Reſtaurants nicht mehr locken, die Ueberfülle der Speiſekarte nicht mehr irreführen. Er wird im Gegentheil bald unter der Oberfläche des pariſer Lebens ein gegliedertes, ſich langſam entlegt offenbarendes Einerlei erkennen und wer länger bleibt und auf guten Rath hört, wird anfangen

sich sogleich eine solide Basis für sein Dasein aus dem pyramidalen Schwindel der aufzugewinnen, ein Bleibendes in der Flucht der Erscheinungen. Schon herauszubekommen, wie man sich am sichersten, da man um 6 Uhr essen soll, vor einem zehrenden Hunger rettet, ohne in das Gegentheil der Ueberladung zu verfallen, schon herauszubekommen, wie man sich für die rechte Esszeit durch Palliative den Appetit nicht verdirbt, erfordert mancherlei Studien und diätetische Uebergänge. Ein gutangezogenes deutsches Magenwerk bekommt um 11 Uhr noch keinen Hunger, wenn es um sieben oder acht gefrühstückt hat, aber um 1 Uhr melden sich alle germanischen Organe der Verdauung bekanntlich mit Weltsnatur, heulen und toben grimmig wie in unsern alten Wäldern und verlangen eine Betriedigung, die jedoch dann um 6 Uhr noch keineswegs wieder so skandalös verübet ist, daß man nun schon wieder aufs neue essen kann. Ein Freund, aus Schwaben, wollte die Entdeckung gemacht haben: Die Sach' ist ganz einfach. Was die Franzose Dejeuner nenne, nenne wir z'Mittag spritze und was sie Diner nenne, nenne wir z'Nacht fresse! Mein guter Heilbronner irrte sich. Die pariser Lebensweise erträgt nicht zwei große Mahlzeiten. Der Tag schneidet sich nicht in zwei Hälften. Schon die Entdeckung, daß man zu Nacht für dasselbe Geld dreyerli so viel bekommt wie zu Mittag, macht die Oekonomie rebellisch und so gewöhnt sich denn endlich Logik, Vorgut und der thierische Organismus an das pariser Geheimniß der Selbsterhaltung, das eben darin besteht, den innern Menschen auf künstliche Art hinzureißen bis zum Abend, ihm nur seine nothdürftigste Nahrung zu bieten und die Sinne gleichsam auf ein mildes Wartegeld zu setzen. Dazu gehört gegen 8 Uhr Morgens ein mäßiges erstes Frühstück, dann um zwölf ein reichliches Anregen, aber nur mit flüssiger Kost, als da ist Thee oder Suppe und einer leichten Zuthat von Brot und zwei Eiern und erst um 6 oder 7 Uhr wird dann das ganze Schaufelwerk der verhaltenen Organe aufgezogen, die Maschine der Ernährung in ihrem complettesten Umfang in Thätigkeit gesetzt. In dieser dann allerdings außerordentlich glücklichen und behaglichen Stimmung, wenn das Geschäft vorüber, das Theater gegangen und die dümmste Posse erscheint uns geistreich, jeder Schmerz, der uns rühren soll, rührt uns wirklich, jede Absicht der Dichter oder Schauspieler wird gerne und wirklich vom geistigsten Menschen anerkannt. Kein Mensch spricht dann von einem Kunstwerk der Zukunft; kein Kritiker sieht dann in Allem, was der Tag bringt, nur Spitzenarbeit, keiner langsamen Note wirft man vor, sie wäre Mozart und Haydn gestohlen. Kurz, das französische Theater ist das, was es ist, durch seine weichen bequemen Polsterstühle, durch die um acht, neun, zehn Uhr unendlich gefällige Menschenstimmung und das behaglichste Gähnen nach einem kräftigen Filet de Boeuf aux champignons. Wir Deutsche treiben es anders. Wir rennen von Königsberg bis Basel um 6 Uhr hungrig ins Theater, zerreißen mit einer unbewußten Verzweiflung der Gegenstände statt Minuten die Dichter, zerfleischen die Schauspieler und wenn wir nie zu einer Nationalbühne kommen werden, so ist es auch mit deshalb, weil wir gegen 9 Uhr Abends, wo eben die Peripetien der Dramen sich zu entwickeln anfangen, die Katastrophen sich vorbereiten, die Situationen sich im poetischen Schweben halten wollen, den schrecklichsten Hunger bekommen und die ungeduldigsten Menschen werden, die nur daheim an ihr Nachtessen denken und, ohne es einzugestehen, eine stille Vergleichung anstellen, was in dem Augenblicke besser wäre, ein Monolog hinderingenden Unglücks mit Mondscheinbeleuchtung vor uns auf der Bühne oder zu Hause der wartende, kalte Braten und Kartoffelsalat. Shakspeare, der seinen Menenius sagen läßt: „Der Mensch, der eben zu Mittag gespeist hat, ist milde", hatte es zu seiner Zeit besser. Seine Vorstellungen fingen um 4 Uhr an.

Es ist ein natürliches Gefühl des in Paris ankommenden Deutschen, sich den deutschen Landsleuten anzuschließen. Man muß, will man aufrichtig sein, davor warnen. Sind sie, die man antrifft, entartet, so ziehen sie uns in ihre deutschen Auffassungen

das pays allemand hinein, das ſich mitten in Paris zu etabliren ſcheint, ob nun in
n Leſezimmer unter liegend einer Paſſage oder in einem Café Tivan und wenn es der
ad Baden auf dem Boulevard des Italiens wäre. Da hat man denn die edeln deutſchen
mgen hier wie dort, hat die Dominoſteine, die Cigarren, jetzt ſchon das baieriſche Bier
eine ſo verlockende Heimatlichkeit, daß man von dem fremden Leben, den fremden
n und Auffaſſungen nicht viel abbekömmt, man glaubt in Paris geweſen zu ſein
war im Café Milani auf dem frankfurter Meßmarkte oder in Auerbach's Keller
man es aber gar noch übel, ſo läßt man ſich von allerlei deutſcher Auslandswaare
in der Irre führen. Anſäſſige Deutſche in Paris geben oft den kleinen Horizont,
e ſich allmälig gewinnen konnten, für den allgemeinen aus. Man geräth in Ge
mgen und Geſtalten, die uns Zeit koſten, ohne den mindeſten Nutzen einzubringen
muß ſchon ein ganz beſonderer Kitzel an Ruhm oder Geld ihn, wenn Handlungs
n, denen man ſich empfohlen glaubt, mit einer freundlichen Miene, die ſie anfangs
auch liegend eine ernſtliche Erfüllung verbinden. Im Allgemeinen wird man in
die Landsleute, die wir dort etabliert antreffen, apathiſch finden, blaſirt, egoiſtiſch,
ohnehin noch der Charakter unſerer Zeit mit ſich bringt. Die Eiſenbahnen haben
ſternungen aufgehoben. Man tritt mit einer Empfehlung, auf die man ſich etwas
e that, zu einem Manne, den man einflußreich glaubt und dieſer nimmt die Miene
verhielte ſich Berlin zu Paris wie die Charlottenſtraße zur Friedrichsſtraße. Eine
ung von 150 Meilen iſt dem großartigen Gentleman des 19. Jahrhunderts ſo weit
n Meinhard's Hotel zu Kranzler. Da ſieht man denn mit ſeinem angefaurachten
ismus, mit einem trotz des ſchnellen Hinflugs wunderbar erkrannten Herzen und
ufgenommen wie der täglich verſtreichende Milchmann. Armer deutſcher Idealiſt!
der Fremde deine Landsleute! Wahre dich, ſo weit deine Kräfte reichen, ſelbſt den
d du wirſt dich beſſer zurechtfinden als mit den Führern aus der Heimat.
ch vom Franzoſen ſelbſt iſt nicht viel zu erobern. Das iſt eine wunderliche Na
Mein Schwab nannte ſie Eierkuchen, die nur auf einer Seite ausgebacken ſind.
mmt ihnen nämlich anfangs wol ziemlich nah, näher als dem Engländer und doch
glich gerade, als wenn ihnen die ganze hintere Seite der Geſtalt fehlt, wie bei
n Reliefs. Der Franzoſe hütet über ſein apartes Daſein ſo eiferſüchtig, wie über
ſe. Ihm ſelbſt liegt die große Strecke ſeiner Wünſche ſtets ſo vor Augen, daß
haglichkeit nicht beſitzt, ſich auf dem Platz, auf dem er ſich eben befindet, aufzuhalten
muß ihn von Jemanden anders mit betreten zu laſſen. Man iſt ohnehin in Paris
unterwegs. Man wohnt nicht in Paris, man campirt nur dort. Man hat ſein
aufgeſchlagen auf dem großen Feldzug der Carrière oder der Spekulation. Im
ſind in ewiger Bewegung, die Frauen nicht minder. Sich daheimzufühlen iſt
Sitte, daß man die Receptionstage erfunden hat, nur um endlich einmal von
wandern ſtatt der Viſitenkarte ſie ſelbſt zu ſehen. An einem Dienſtag oder Don
ſo findet man endlich die junge Frau von M. zu Hauſe, an allen übrigen
ſie im Bazar bald durch die Magazine, bald die Kirchen, die Muſeen, auf
auf Promenaden, in der Penſionsanſtalt bei ihren Kindern, überall. Der Mann
Die Moral der Luſtſpielmanie Scribe's und Bayard's, die jeder Frau und jedem
e verborgene Nebenexiſtenz zuſchreibt, iſt gewiß ſehr falſch, aber der Pariſer
äuslichkeit, die wirklich ausſieht wie eine interimiſtiſche und nur halbe. Er
Frankenteſſeln und ſeinem Schlafrock.
as Innere einer pariſer Familie zu bringen iſt darum ſo ſchwer, weil dieſe
Incognito iſt. Der Franzoſe ſtraft. Er unterwirft ſich und die Seinen Gut
die man nach anderer Seite hin nicht ahnen laſſen will. Man führt eine Salon
ſelbſt den nächſten Bekannten nur gelüftet iſt, und neben ihr eine Privat

erklärt, die vielleicht nur Eine einzige, treue, weibliche Seele, die die häusliche Küche besorgt, kennt. Man spricht von der Verschlossenheit des englischen Familienlebens. Das französische ist aber noch viel verschlossener. Der theatralische Sinn des Volks, seine Abneigung gegen die Natürlichkeit, die Vorliebe für Arrangements und gefällige Außenseite und bei aller Wärme und Lebhaftigkeit der Empfindungen doch eine gewisse formelle Kälte wirken hier entscheidend ein. Eine geistreiche Pariserin sagte uns: Die eigentliche französische Familie ist das englische Real-Estate. Alle die Laren und Penaten des französischen Herds stehen da, wo bei den Engländern schon die Betten stehen. Dahin ist denn freilich nicht zu dringen und wie der Charakter der Franzosen ist auch nichts daran verloren. Das Äußere ist bei ihnen das eigentlich Innere.

Hat man sich eine Reihe von Rezeptionstagen erworben, so ergänzen sie auf förderliche Art die Gänge, die man machen muß, um die öffentlichen Dinge kennen zu lernen; denn aus Gesprächen mit eingebürgerten Pariser wird man immer eine Menge angeregter Thatsachen und aufklärender Urtheile beimbringen können. Im Uebrigen ist es in Paris, wie überall in der Welt, das Beste, sich auf sich selbst zu verlassen.

(In einer nächsten Nummer: Eine Ankunft in London.)

Ist unsere Seele materiell?

Die Artikel unserer Unterhaltungen: „Ueber Unsterblichkeit der Seele" (Nr. 26 — 30), sind so mannichfach theilnehmend begrüßt worden, daß wir unsern Lesern eine erfreuliche Mittheilung zu machen glauben, wenn wir aus der Feder desselben Verfassers für die nächste Nummer den Beginn von Erörterungen anzeigen über die Frage: Ist unsere Seele etwas Materielles?

Der neue Glaube der Zeit ist bekanntlich der, daß es keinen von der Natur getrennten Geist gibt. Unsere Unterhaltungen haben niemals ein Hehl daraus gemacht, daß sie in den Fragen der Aufklärung und der freien Bekenntniß sich dem Geiste der Zeit anschließen. Aber es gibt eine sichtigere Würdigung und maßvollere Prüfung des Neuen, die leider auf vielen Gebieten unsers Handelns und Denkens viel zu wenig auch von Denen angestellt wird, die den sichern Bestand des Neuen wünschen müssen. In diesem Sinne schrieben wir schon S. 512 über die Frage: Ob Geist? Ob Materie? „Ob die Welt nun doch bald allgemein glauben wird, daß all unser Denken und Wollen nur Fleisch und Blut, nur Sauerstoff, Phosphor, mit einem Worte Stoff ist, darüber sollten wir eigentlich nicht zu ernsthaft werden. Es wird eben von der Menschheit in der Fülle ihres Lebens, ihrer Unternehmungen, Meinungen und Gedanken nicht ganz geglaubt werden. Wir haben an unsern Unterhaltungen „Ueber Unsterblichkeit der Seele" (Nr. 26 — 30) gesehen, daß es wol einen Mittelweg geben kann zwischen der Verehrung vor den neuen Resultaten der Naturwissenschaften und der unbedingten Anhänglichkeit an die alten Meinungen, einen Mittelweg, der von keiner Halbheit kommt und zu keiner Halbheit führt, sondern von nur zu der Ueberzeugung, daß auch für die reine Stoffmäßigkeit, wie die Moleschott'sche Lehre voraussetzt, doch zuletzt fast ebenso viel Idealismus gehört wie zur alten supernaturalen Geistgläubigkeit. Vielen Moleschott'schen Beweisführungen steht unser natürliches Bewußtsein gerade so gegenüber, wie wenn Jemand unsere Bewegung leugnen wollte. Wir lassen ihn diskutiren und gehen eben. Der Weg von den Geheimnissen der Blutbereitung im Menschen bis zu der Denkkraft eines Spinoza, von dem in einem neapolitanischen Fleisch beobachteten Gehirnleben zu den großen Thaten der Geschichte ist so weit, daß man, ihm nachzuforschen, auf den Zwischenstationen bald ermüden würde und daher besser thut, sich an die beiden alten Anderen des Daseins zu

halten: Materie und Geist, mag allerdings auch ihre Einheit in den Totalbegriff, den wir Welt nennen, wissenschaftlich zurückgeführt werden müssen."

Die nachfolgenden Erörterungen fassen nun die Beantwortung der Frage: Besteht der Mensch aus Seele und Leib? vom Standpunkte neuer Forschungen und werfen wieder an Dubois Reymond's Untersuchungen über Nervenelektricität anknüpfend. Sie werden den alten Wahn von zwei Substanzen im Menschen mit der ganzen Schärfe neuerer Wissenschaftlichkeit bekämpfen, ohne indessen in eine Skeptikerlichkeit zu verfallen, die uns das Leben zum flüchtigsten Rausche und die Welt zum nichtigsten Zufallsspiele machen würde im tausendsten Tanze der Atome.

(Der erste Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Leutenant Maury und sein Schifffahrtscongreß.

Da zahlreiche Beobachtungen über das Meer und die letzten Jahrzehnte gebracht haben, so ist dies doch ein Gebiet, auf dem noch unendlich viel geleistet werden kann. Das Meer mit seinen geheimnißvollen Tiefen und den mannichfachen, theilweise so furchterlichen Revolutionen in seinem Innern, die weit über seine eigene Grenze hinausgreifen, scheint heute noch die Anziehung und Widerspenstigkeit heraus zu fordern. Man weiß, wie verschieden die Resultate solcher Beobachtungen durch die besonderen Verhältnisse der Umgebung, der Zeit, des Ortes der Beobachter selbst, namentlich aber auch der dabei in Anwendung gekommenen Instrumente u. A. ausfallen müssen und es muß daher der Vorschlag des Leutenant Maury, Directors der Sternwarte zu Washington, zu gemeinsamen Berathungen aller Völker über diesen Gegenstand als ein höchst glücklicher erscheinen. Obwohl man sich über großartige Institutionsausstellungen warum sollte nicht die Wissenschaft es zu einer Gemeinsamkeit bringen können, wo diese einen auch praktisch so wichtigen Zweck leitet? Eine Einladung ist von der Regierung der Vereinigten Staaten ergangen und von englischen Gelehrten, sowie von der englischen Regierung auch von der schwedischen und, wenn wir nicht auch von andern beifallenden Nationen bereitwillig aufgenommen werden, der angesetzte Schifffahrtscongreß hat in Brüssel stattgefunden. Von gemeinsamen, in Hinsicht der Verbindungen in Einklang gebrachten Untersuchungen hat jedenfalls überreichende Resultate zu erwarten. Auch damit können wir uns einverstanden erklären, daß man vor Allem die praktische Seite der Sache hervorhebt. Leutenant Maury hat vor Rhedern und Kaufleuten in London bemerkenswerthe Resultate aus seiner sorgfältigen Sammlung von Schiffahrtsberichten mitgetheilt. Die Wissenschaft gewinnt an der Hand der Praxis und der Interesse; ihre Sache ist es, dies sich zu Nutze zu machen. So belehrend die Naturforschung unserer Tage erscheint, verkennen läßt sich doch nicht, daß sie noch vielfach dichtender Phantasie überlassen, ebenso unsicher auf den Fluten der Hypothese schaukelt wie ein Schiff auf unbekanntem Meer.

Hier ein heiterer Wettkampf, wie sich Intuition und Berechnung die Hand reichen. Der Umstand, daß der Wunsch sich nun in der wirklichen Verwirklichung, hier aber sowol im Atlantischen wie im Stillen Meere findet, hat zu dem Schluß geführt, im Norden der Behringsstraße müsse es eine offene Wasserstraße zwischen beiden Oceanen geben. Es galt nur noch die Gewißheit, ob die Wallfische beider Meere einander sähen. Maury stieß einen alten Wallfischfänger auf, der diese Thatsache bestätigen konnte. Darauf hin ward jene Wallfischerfahrung ins Auge gefaßt und wirklich von dem die damalige amerikanische Expedition zur Aufsuchung Franklin's beschäftigenden Lieutenant Pim gesehen und dann von Andern gefunden. Wie man weiß, ist jetzt im Norden Amerikas schon Mehr bekannt als ein Gegenstand weiterer Forschung.

Die Einheit der Natur.

Wüßte doch, wo in den Tempel der Natur hineinzutreten, das Streben nach Belehrung und Erbauung zu erblicken! Bunt und mannichfach sind die Richtungen, aber ein einiges Weben ist es, dem jedes Blatt, jede Blume, jeder Ruf eines Thieres, jede tief haltgende Steinwüste entgegenkommt. Da ist die Kunst der Naturbetrachtung, die in der Folge einer allmäligeren und weiteren Vertrautheit mit diesem Leben wird, zugleich den Blick auf das Dauernde im Wechsel, auf die Einheit der Erscheinungen in ihrer Mannichfaltigkeit zu richten

Wie sanft und allmälig sich auch schon dem ungeübten Auge die Uebergänge im Naturleben offenbaren, kann der sinnigen Betrachtung nicht verborgen bleiben. „Welch ein Leben", sagt ein neuer Naturforscher, „auf diesem ruhigen kleinen Gewässer, auf welches die Strahlen der sinkenden Frühlingssonne fallen! Pflanzen vielfacher Bildung umsäumen seinen Rand, erheben sich aus seinem Grunde, wieder andere mit fremdartig gefalteten Blättern seinen Gewässern bleiben unter seinem Spiegel versenkt. Das forschende Auge, immer antwortsamer in die Tiefe blickend, gewahrt reiches Leben; Thiere verschiedenster Art flattern über die spiegelnde Fläche oder gleiten rasch über sie hin; andere gleiten unter der Oberfläche, jedes seiner Lust und seinen Lebenszwecken nachgehend. Und je länger du blickst, desto mehr Formen und Farben und Bewegungen erkennst du und doch ist, was dem bloßen Auge sich, nur ein Theil des wirklich Vorhandenen; ein einziges Glas Wasser aus diesem Teiche gewährt dem bewaffneten Blick den reichsten Stoff zu kundiger Betrachtung. Ringsumher entfalten sich immer neue Erscheinungen, neues Leben, neue Schönheit; wie läuft, klettert, fliegt und schwimmt diese kleine Welt thierischen Lebens! Die Wiese und der Hag neben ihr, von Blüten überdeckt, von kleineren und größeren Thieren belebt und umschwärmt, der rauschende Wald im Hintergrunde sind reich an Leben, überströmend von wunderbaren Erscheinungen. Die Felstrümmer, von der Wand des Berges niedergestürzt, über welche dein Fuß eben wandelt, mit den Ueberresten versteinerter, jetzt nicht mehr vorhandener Geschöpfe, verkünden dem Unterrichteten uralte, wunderbare Geschichten. Sie erzählen in ihrer stummen Sprache, welches sie gekommen und wie sie ebenso geworden; sie lassen schließen, was auf der Erde sich begeben, ehe noch der Mensch auf ihr wandelte, wo Meer und Land anders als jetzt vertheilt waren, eine andere beschaffene Luft von Pflanzen und Thieren geathmet wurde, deren Bau von dem der jetzigen so vielfach abwich. Und nun dämmert der Abend, die Sterne steigen auf; der Unendlichkeit der Zeit tritt die Unendlichkeit des Raums zur Seite; der nach Oben gewendete Blick, zuerst nur wenige glänzende Punkte erschauend, nimmt immer mehr, immer Weiteres, immer Fernere wahr; unaufhörlich tauchen neue Heere hervor aus dem dunkeln Azur. Aber mit diesen Tiefen und Weiten von Raum und Zeit gehen deinem Geiste unter ahnenden Schauern auch seine eigenen Tiefen auf und wie du vorher das äußere Auge erhoben, so sucht jetzt dein inneres das Dunkel zu durchdringen, welches dich umfängt. Was ist das Bleibende über allem Wechsel? Die Natur erscheint wol deinem noch nicht gereiften Geiste als ein regelloses und unruhig verwickeltes Spiel bewegender und verändernder Kräfte, kommender und schwindender Erscheinungen, unaufhörlichen Schaffens und Zerstörens blos um dieses selbst willen. Wenn du aber an der Hand der Weisheit dich leiten läßt, so wirst du zur Erkenntniß ihrer Einheit gelangen."

Hütte und Tempel.

Nach Penjamville in seiner Beschreibung Griechenlands wird die Hütte der erste Entwurf der Architektur. Die Bäume und Balken, die man in die Erde einrammte, halfen auf die Verstellung der Säulen. Da die Bäume nach oben zu abnahmen, so lieferten sie das Modell der ersten, der Dorischen Ordnung, bei welcher diese Verminderung am merklichsten ist. Man gewahrte, daß dieses Verjüngen das Holz an seinen Enden der Fäulniß aussetzte: man gab jedem Balken eine mehr oder weniger dicke Unterlage und dadurch größere Dauer und Festigkeit. Aus diesen Unterlagen entstanden die Grundmauern, die Platten, die Würfel, die Pfähle und die Postamente. Nicht lange stand es an, so krönte man das obere Ende durch eine oder mehre Platten zu besserer Stützung der Querbalken; so hatte man den Knauf, welcher anfangs ein einfacher Deckstein war, nachher durch einen Pfahl vergrößert wurde. Wer erkennt nicht in der Bedeckung des Epistyls oder Architravs das Princip der Holz- und Zimmerarbeit! Die Stützbalken der Decke kamen nothwendig auf das Architrav zu liegen und siehe da! ihre verjüngenden Spitzen und die Zwischenräume, die sie trennten, gaben den Triglyphen und Metopen die Entstehung. Führt man in Aufzählung aller Theile der Hütte fort, so mußten die auf dem Ausgange des Dachgebälks ruhenden geneigten Sparren des Dachstuhls diesen über das Gebäude herausgehenden Kranz hervorbringen, welcher die Mauern gegen das Regenwetter schützt. Das Satteldach bezeichnet die Form des Giebels. Kurz, in der Form der Hütte liegt die Form des griechischen Tempels.

Das Selbstverständliche.

Das unausgesprochene Einverständniß der gesitteten Welt über Das, was der Anstand mit sich bringt, bezeichnet Euripides sehr schön mit dem Ausdruck: Die ungeschriebenen Ketten der Sitte.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen

am

häuslichen Herd.

Herausgegeben

von

Karl Gutzkow.

Zweiter Band.

Ye 10. 55 74

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1854.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK PADERBORN

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. In gebundener Rede.

Aus der Sächsischen Schweiz. Wandergedanken ..... 16.
Der Mensch und das Leben, von Heinrich Landesmann 48
Die Frühlingsblumen 512
Eine Frage, von M. Reich 608
Die Augen einer Jüdin 608
Sprüche von Leopold Feist 720
Das Jenseits 832

II. Erzählungen.

Nur ein Schreiber, ein Provinzleben, von Moritz Reich ..... 1—37
Eine Begebenheit aus dem 17. Jahrhundert, von H. Remus ..... 113—117
Der stille Kapellmeister, Erzählung von Metzler ..... 209—244
Die Schatzgräber, ein westfälisches Erlebniß, von W. Maassen ..... 305—319
Das Todtenhemd, von Luise von Ball 484—493
Wie die Preußen sonst gewerben haben, von E. Fritze ..... 593—601
Nina, die Kindesmörderin, eine Erzählung 613—647
Ein esthnisches Märchen, vom Grafen Redern ..... 705—719
Künstlerträume, von Einem, der zeitig erwachte ..... 719—760
Eugenie. Eine Mittheilung aus dem Leben ..... 785—823
Sociale Märchen, von J. Pinnerreich 793—798
Für Autodafésammler 832

III. Lebensbilder und Skizzen.

Zur Chronik der Jagdluft, von F. Gerstäcker 97—101
Amalie von Weimar, ein Lebensbild, von A. Grafen zur Lippe ..... 129—134
Der mecklenburgische Bauer ..... 141—142
Hölderlin ..... 145—148
Noch einmal Goethe und Leid ..... 182—190
Das englische Weihnachtsfest ..... 190—191
Mein Terminkalender, ein Jahresrückblick 281—286
Ein Arzt ..... 285—288
Die Penkenen am Senfersee ..... 300—302
Der Scheintodte, ein Geheimniß des Herzens 321—324
Der Naturforscher Ehrenfels ..... 333—334
Die Reischdorfer ..... 353—360
Eine Fahrt in den Frühling ..... 417—438
Der mecklenburgische Edelmann ..... 458—460
Dichtende Königinnen ..... 394—396
Achatschleifereien ..... 540—541
Ein kluger Arzt ..... 545—547
Die Unpersönlichkeit der deutschen Frauen 549—555
Gisteffer ..... 555—557
Von der Türkengrenze, ein Sonntag in Dalmatien ..... 580—585
Der alte Gerzenstuhl ..... 584—587
Aus meiner Jugend, von Fr. Hebbel 625—626
Nikodemus Frischlin's Ende, von Dr. H. Strauß ..... 657—679
Erinnerung an eine Dampfer-Fahrt 765—787
Der verrückte Rath, von W. Ackermann 780—783
Ein ungedruckter Brief Goethe's ... 810—813
Das Urtheil des Phrenologen, von Ludwig August Frankl ..... 826—828

IV. Stimmungen und Richtungen der Zeit.

Wie's neulich dem Jädle erging ... 244—246
Zur Negerfrage ..... 254—255
Ueber den Tabak ..... 325—328
Wie vermeidet man in Europa Kriege? 350—352
Lüge auf der Gasse und Wahrheit am häuslichen Herde ..... 367—368
Die Lage der Juden ..... 399—400
Die politischen Phantasien des Tags 422
Neue Künste 479
Die gegenwärtig herrschende Theurung 573—575
Griechenland und Deutschland ..... 575—576
Die heiligen Stätten in Jerusalem, die Ursachen des gegenwärtigen Kriegs, von A. Ziegler ..... 597—606
Lord John Russell ..... 677—680
Der Fürstencultus unserer Tage 704
Zu Oken's Gedächtniß 719

Seite

V. Völkerzuſtände, Reiſen, Sitten- und Ortsſchilderungen.

Ein Czirknitzerſee auf dem Harze, von J. Sonnenſchein ..... 13—14
Das Mittelalter im heutigen Amerika 53—64
Londons Straßenlärm ..... 109—110
Ein Tag in Berlin ..... 121—123
Von Berlin nach Helgoland ..... 134—156
Das Reiſen in der Schweiz ..... 158—159
Eine Beſteigung des Titlis im Berner Oberland, von Capitän Noll ..... 161—182
Ein Ausflug nach Afrika, von M. Maria von Weber ..... 193—279
Eine wiener Emeute ..... 364—367
Aus dem Hannalenlande, von J. A. Frankl 369—375
Eine Woche in Berlin, vom Herausgeber 396—447
Die Krim ..... 465—468
Nach und in London ..... 493—522
Ein Landſchaftsbild aus Oeſtreich ... 577—581
Bella Venezia ..... 609—623
Eine Fahrt durch die Katarakten des Nil 689—694
Lachaux de Fonds und Locle ..... 746—749
Auf dem Guadalquivir, von Dr. M. Willkomm ..... 769—774
Auf dem Genferſee ..... 774—776
Schweizerführer ..... 783—784
Friedrich Rückert und der Orient ... 828—830
Das gegenwärtige Spanien ..... 831—832

VI. Geſchichte.

Zu Ende des Dreißigjährigen Kriegs, von Dr. Creizenach ..... 49—53
Henry sont qui mal y pense, von Dr. K. Frenzel ..... 200—203
Die Ruſſen vor Konſtantinopel ..... 219—222
Die ſchöne Seilerin von Lyon, hiſtoriſche Skizze von Karl Frenzel ..... 293—296
Guſtav Waſa und die Bluthochzeit Chriſtian's II. ..... 341—348
Eliſabeth Farnaſew ..... 491—494
Die Salpeterer, eine hiſtoriſche Skizze von Robert Waldmüller ..... 513—536
Die Reiſe einer Kaiſerin, von Karl Frenzel 661—669
Zur Geſchichte mittelalterlicher Badeſaiſons 701—703
Leopold Ranke, von Karl Frenzel .. 776—779
Die ſieben Schilde des deutſchen Reichsheers 798—800

VII. Der Menſch, ſein Weſen und Beſitzen.

Seele und Leib ..... 7—60
Die Traubenkur ..... 95—96
Zur Phrenologie, von H. Orges ... 104—137
Unſere Nahrungsmittel ..... 142—144
Blut iſt ein ganz beſonderer Saft .. 319—320
Das menſchliche Auge ..... 392—394
Beobachtungen aus dem Gebiete des Seelenlebens, von Profeſſor Frauenſtädt 431—573
Die drei größten Aerzte ..... 463—464
Das menſchliche Ohr ..... 475—477
Die Schönheit der Frauen ..... 511—512
Sprechen und Vergeſſen 640

Seite

VIII. Die Erziehung.

Die Erziehung zur Naturbetrachtung .. 47—48
Zur Beherzigung für Frauen ..... 316—318
Schule und Haus ..... 385—429
An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen .. 607
Peſtalozzi's Anfang ..... 636—637
Zur Erziehung der niedern Claſſen durch die höhern 672
Zur Frage über weibliche Bildung .. 815—816

IX. Philoſophie.

Die Künſte und die Sinne ..... 101—104
Die Quadratur des Zirkels 256
Beobachtungen aus dem Gebiete des Seelenlebens, von Dr. Frauenſtädt 704
Zur Seelenlehre 800

X. Lebensbezüge und Lebensbedingungen.

(Cultur — Handel — Gewerbe — Erfindungen.)

Das Schachſpiel ..... 27—29
Aus dem deutſchen Fabrikleben ..... 73—86
Eine Berathung vom elektriſchen Telegraphen 174
Der Kaufmann ſonſt und jetzt, von A. Scherer ..... 180—183
Die ſogenannten Strikes oder die engliſchen Arbeitseinſtellungen ..... 283—285
Eine Maſchinenfabrik ..... 289—316
Die Stenographie ..... 334—335
Zur Geſchichte der Uhren 336
Amerikaniſche Technik ..... 348—350
Die Moral der Kaufleute ..... 383—384
Der amerikaniſche Erfindungsgeiſt .. 429—431
Die Jahrmarktsreiter ..... 468—471
Ueber Eigenthum und Capital ..... 505—527
Zur Handelsgeſchichte, von Dr. Richard Creizenach ..... 537—540
Der Straßburger Münſter ..... 570—571
Telegraphie zwiſchen Europa und Amerika 592
Die Dampfſchiffahrt 634
Zur Geſchichte des Luxus ..... 641—643
Bilder vom Hunger. Von einem Arzt 689—699
Die telegraphiſchen Depeſchen 688
Der menſchliche Schmuck. Culturgeſchichtliche Skizzen von Dr. Gustav Klemm 721—730
Ueber Augengläſer, von Dr. Wengler 731—734
Das Sterreſſey. Eine neue Erfindung 746—749
Das Aluminium. Ein neues Element und zur Würdigung der alten Geldmacher 760—765
Zwei merkwürdige Eiſenbahnen .... 808—810
Der elektriſche Webſtuhl ..... 830—831

XI. Allgemeine Naturbetrachtung.

Die Unvollkommenheit der Natur .. 127—129
Die Verkettung aller Dinge ..... 255—256
Die moraliſche Wirkung des Studiums der Naturwiſſenſchaften ..... 270—272
Volksglaube und Naturforſchung, von F. Cohn ..... 381—383
Die Naturfeiern 400
Die vier Elemente ..... 673—719

XII. Die Nachtſeiten der Natur.

Eine Feuerprobe 64
Magnetismus und Somnambulismus 79

Seite
Die Pendeloraxel 224
Die Revalenta arabica 336
Zur Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts 512
Geſchichts-Kabbala ..... 656—657

XIII. Die Erde und ihr Leben.

Was bedeutet der Begriff Vorwelt? von Profeſſor Cotta ..... 45—47
Die Wellenlehre, ein Geſpräch ..... 68—73
Die Größe der Urmeere, von Profeſſor Cotta 188—190
Die Bedingungen der Bodenbildung, von Armin Grafen zur Lippe-Weißenfeld 375—378
Neptuniſten und Vulkaniſten, von B. Cotta 300—302
Die Geologie, eine Grundlage der Nationalökonomie, von B. Cotta .... 460—462
Erdbrand im Erzgebirge, von Wilhelm Zehrſig ..... 471—475
Foſſile Bäume und das Alter der Erde 591—592
Wärme und Kälte ..... 700—701
Die Geologie und die Bibel ..... 719—720
Ueber Gebirge, von B. Cotta ..... 792—793

XIV. Das All und die Himmelserſcheinungen.

Die Farbe der Sterne ..... 297—299
Das Wetter ..... 684—685

XV. Pflanzen- und Thierwelt.

Die Königin der Waſſerpflanzen ..... 60—63
Ueber ſogenannte „Fliegende Frucht" 93—95
Entwickelungsſtufen der Thierwelt als Propheten ..... 106—109
Die Mikroſkopie ..... 110—112
Was uns der Wald erzählt ..... 148—153
Das mikroſkopiſche Inſtitut von Engell und Comp. in der Schweiz ..... 167—170
Die Flora der Winterlandſchaft .... 223—224
Das Leben der Pflanze ..... 238—239
Die Thiere der Fabelwelt ..... 404—409
Duft und Farbe der Blumen, von Dr. Willkomm ..... 481—505
Die Bernſteinflora ..... 571—572
Baumrieſen, von Dr. Löbbeken .... 651—655
Die Metamorphoſe der Pflanze .... 814—815

XVI. Sprache und Geſchichte der Literatur.

Die dunkle Geiſteszukunft der Völker 32
Deutſche Sprüchwörter ..... 77—78
Ludwig Tieck's Denkmal 336
Eine Schulkomödie des 17. Jahrhunderts, von Dr. H. Knothe ..... 617—624
Robinſon ..... 634—636
Das Luſtſpiel in Deutſchland und Frankreich 655
Shakſpeare ein moderner Dichter? .. 670—672

XVII. Kritiſch-äſthetiſche Miscellen.

Was iſt Humor? ..... 14—16
Die deutſche Dichtanlage 16
Die Schriften über Nikolaus Lenau .. 79—80
Gottſelige Schelmerei 80
Die geſunden Naturen 80
Beim Leſen eines arabiſchen Dichters 80
Eine neue deutſche Original-Roman-Bibliothek 112
Für Shakſpearefreunde 128
Ueber Kinderſchriften 144
Theatraliſche Leiden ..... 159—160
Die Caricaturenfreiheit 176
Empfehlenswerthe Jugendſchriften 176
Kunſtwerke als Zimmerſchmuck 192
Aerzte und Juriſten in der ſchönen Literatur 239
Unſere Bücherfabrikation 240
Charles Dickens, von Hieronymus Form 268—270
Ueberſetzungen 272
Eine gewiſſe populäre Naturbeſchreibung .. 288
Dichter und ihre Deuter 304
Eine wie Alle 352
Alfred Tennyſon 368
Die geographiſche Vertheilung der Induſtrie 400
Das Schiller-Goethe-Denkmal 416
Die Poeſie eine Königin ..... 438—442
Romanerfindungen 496
Geſundheit und Krankheit 512
Conſervativismus 544
Zur Manierirtheit der Poeten 560
Das Kaufen von Büchern 592
Die Denkerbriefe der Prinzeſſin Amelie Gbika ..... 637—639
Ob Schiller, ob Goethe 656
Herder über Gräbern ..... 687—688
Romanlectüre 690
Die Kunſt, populär zu ſchreiben 720
Der deutſche Gänſekiel ..... 734—736
Das Natürliche in der Literatur ... 751—752
Die deutſche Poeſie im philologiſchen Stadium ..... 767—768
Hermann Lingg 784
Populäre Production 800

XVIII. Bildende Kunſt.

Kaulbach's Fresken an der neuen Pinakothek in München ..... 31—32
Bildende Kunſt und Muſik ..... 156—173
Die neue Pinakothek in München, von Ernſt Förſter ..... 328—364
Deutſche Kunſt in Italien ..... 378—381
Zur Förderung der Künſte ..... 447—463
Der Maler Kahl in Wien ..... 522—523

XIX. Bühne und Muſik.

Donizetti's Todtenfeier in Bergamo, von F. Lieber ..... 30—31
Ueber Hamlet, von Profeſſor Hennes in Jena ..... 89—93
Vom deutſchen Parnaß, I. 174—176. II. 206—208 III. 286—288, IV., V., VI. 527—560
Das deutſche Schauſpiel in London 239—240
Ein Geheimniß aus der Schule des Dramatikers 240
Zur Statiſtik unſerer Bühnen ..... 303—304
Der zweite Theil des „Fauſt" 368
Die heilige Zeit auf der Bühne, von Karl Kempel ..... 449—456
Neue Lieder von Karl Banck 464
Ehrenfeld als Exiſtenzmittel 544
Pflege der dramatiſchen Literatur 672
Chriſtliche Dramen 720
Der Bankrott des hamburger Stadttheaters 752

XX. Zur Kunſt des Lebens.

Welchem Lebensalter gehört die Herrſchaft der Welt? 16

	Seite
Der weidende Mensch	16
Die Combination	16
Die Ehrlichkeit	32
Zur Euthanasie	32
Selbstbeurtheilung	48
Lebensblicke	62—63
Zur Kunst, Feindschaften zu ertragen	80
Ein Lied vom Hasse	80
Das Allgemeinsame	96
Aus dem Ehe-Leben	96
Hülfsmittel zur Geistesfrische	96
Specifische Tugend	128
Die angeborene Bildung	144
Zur Beurtheilung der Größe	160
Unser Leben	160
Zum häuslichen Herd	192 212 608
Die Kunst zu reden	208
Unsere letzten Stunden	208
Zu späte Reue	208
Zum neuen Jahre, von Hieronymus Lorm	237—238
Ein Noli me tangere des Umgangs	240
Fremde Spenden	240
Energie	256
Die Gemeinplätze	256
Der Briefstil der Vornehmen	272
Schmeichelhafte Selbstbeurtheilungsmißverständnisse	272
An die Frömmler	288
Das Namenlose	288
Die Dauer der Liebe	288
Humoristische Einfälle	302—303
Kleine Märtyrerschaften	320
Aus den Ehestandsmysterien	320
Die Kritik der Zeit	336
Die Kunst, sich selbst zu schmeicheln	336
Wider verschnelles Urtheilen	336
Quasi meme	352
Die wahre Theilnahme	352
Bei Gelegenheit der Goethe'schen Unpopularität	352
Das Richteramt in eigener Sache	368
Eines schickt sich nicht für Alle	400
Die Wünsche der Jugend	416
Die Hingebung	416
Weihestunden	416
Wort und Schrift	464
Zuverlässiges Urtheilen	464
Glaube und Wissen	480
Wahrheit und Lüge	480
Die Nachbarschaften der Tugend	480
Zum täglichen Verkehr	480
Richtige Vergleiche	496
Die homöopathische Cur der Eitelkeit	496
Die Theorie der Praktiker	496
Entsagung und Reue	512
Der Traum der Jugend	512
Großmuth	528
Ignoranz	528
Den Natürlichen	544
Zur Geschichte der Ernte	544
Reden ist Silber, Schreiben — Time	560
Geheimer Schaden des Pietismus	560
Die Vorgedanken des Herzens und die Nachgedanken der Rücksicht	560
Eine Kritik	576
Hinterhaltige Schmeicheleien	576
Denkmäler	576
Fortbildung	592
Denkproceß der Dichter	608
Den immer wieder nach Stück Verlangenden	608
Ein kleiner Irrthum oder Gefahren des Humors	624
Die Geckerei des Geistes	655—656
Religion	656
Wärme des Gemüths	656
Die Selbstbeurtheilung	656
Debetur populo reverentia	672
Die Verschwägerung	672
Egoismus ist Furcht aus Schwäche	688
Die Meinungen	688
Zur Kunst, sich zu behaupten	704
Zur Ehrenrettung des Buchstabens	704
Weisheit	704
Eheglück	720
Deutsche Gelehrtenweise	720
Selbstobjectivirung	736
Nunquam retrorsum	736
Zur Kunst, sein Stück zu machen	736
Zur Macht der [illegible]	736
Die Muttersprache	736
Lebensblicke, von Leopold Feist	749—751
Die Schmeichelei im neunzehnten Jahrhundert	752
Lohn der Wahrheit gegen uns selbst	752
Zur Selbsterziehung	752
Die Gefahren der Verpflichtung	768
Ein Kleinod für die Schatzkammer des Lebens	768
Anregung	768
Die sittliche Lebensaufgabe	768
Das Grauen vor dem Denken	800
Des Mannes Liebe	800
Aus und nach fremden Spenden	800—832

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 1. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Nur ein Schreiber.

Ein Provinzleben in vier Capiteln erzählt.

Erstes Capitel.

Seiner Gnaden kommen.

Ist denn heute Sonntag? Die Glocken der vordern sowol als der hintern Kirche regen ihre melodischen Zungen zu einem feurigen Zwiegespräche. Wer sie von weitem belauschte, der glaubte ihr offenes Geheimniß in den Worten: Zur Trauung! Zur Trauung! zu hören; aber die Kinder, die hartan neben dem weißen Schulhause bis zum grünen Pfarrgarten eine „Aufwartung" machen, wissen's besser; die Kinder stehen seit ihrer Taufe hier ohnehin mit der Glocke auf gutem Fuße und ihnen ruft sie schon zwei Stunden lang: Seiner Gnaden kommen! Seiner Gnaden kommen! ins gläubige Ohr. Während des halben Winters war Manchem die Vorahnung dieses Rufs ein Sporn, den Gebirgsfrost auf dem oft stundenlangen Wege zur Schule muthig zu tragen und, was ebenso viel ist, dem Katechismus geduldig zu folgen, den Predigten zu lauschen und das Vater-Unser am Schnürchen zu beten. Denn der Herr Graf läßt jährlich den armen Kindern seiner ausgedehnten, fast fürstlichen Güter, Schuhe, den fleißigen und frommen Prämienbücher zukommen; doch ich thäte den Kleinen Unrecht, wenn ich die unruhige Sorgfalt, mit der sie schon vor Tagesanbruch heute mit ihrem Sonntagsanzuge beschäftigt waren, der bloßen Selbstsucht in die Schuhe schöbe — nein! es war ein edlerer Reiz — „Seiner Gnaden kommen!" Das ist nicht drüben der Kaufmann Greß, nicht der Herr Pfarrer, auch der Herr Oberamtmann muß sich vor ihm verstecken. Das ist die Erlaucht, die Excellenz, der Graf! Damit ist Alles gesagt und der „alte Graf", das ist doch mehr als Alles.

Der Lehrer wandelte von einem Kinde zum andern und schärfte von Zeit zu Zeit auf den Pfarrberg spähend den Empfangsruf: „Willkommen! Willkommen, Eure Excellenz!" ein; der Schulgehülfe ging hinter ihm her und soderte Jedem wieder ab, was der Lehrer gegeben, bis plötzlich Böllerschüsse erdröhnten und auf dem Gipfel des gegen

überliegenden Berges erſt eine, dann eine zweite Kutſche erſchien. Ein elektriſcher Schlag fuhr durch die Reihen der Wartenden und ſchien auch die beiden Wagen zu beflügeln, denn ſchon waren ſie den Pfarrberg herab und nach einigen Secunden entdeckte der begierige Blick in der erſten von zwei gewöhnlichen Braunen gezogenen Chaiſe einen bejahrten Mann — es war nicht der Graf — das „Willkommen Excellenz“ floh ſchnell hinter den „Zaun der Zähne“ zurück, um mit einem deſto ſtärkern Anlauf wieder hervorzubrechen, als ſich in der zweiten, ſchimmelbeſpannten, ein Silberhaupt zeigte, das keinem andern als dem alten Grafen gehören konnte. Während die Lehrer und Seelſorger Lehren und Seelen vergaßen, erſcholl es friſch und voll aus dem Herzen und Munde der Jugend: Willkommen! Willkommen, Eure Excellenz! Und der alte Graf neigte ſich freundlich lächelnd nach hüben und nach drüben und fuhr langſam um die Ecke durch den „Ring“ dem Schloſſe zu, an deſſen Einfahrt zwei ſchwarzgekleidete Männer ehrerbietig den „Herrn“ empfingen.

Im Ausſteigen wandte ſich der Graf an die höhere der beiden Geſtalten mit den Worten: „Wo iſt der Oberamtmann?“

Im Ausdrucke des letzten Wortes lag ein Anflug von Spott.

Der Angeredete verbeugte ſich leicht und präſentirte ſeinen Nachbar, einen ſchmächtigen, bleichen Mann von reifem Alter und ſagte: „Bitte um Vergebung! Dies ſind der Herr Oberamtmann!“

Der Schmächtige verſchluckte die eingelernte Bewillkommnungsrede aus Aerger über die Verkennung (die ſeltſame Betonung ſeines Titels war ihm entgangen); auch ließ ihn der Graf ſtehen und verlangte auf ſeine Zimmer geführt zu werden. Er dankte den Rosenthalern und wollte von Rosenthal jetzt nichts als Ruhe.

Rosenthal iſt ein Gebirgsſtädtchen an der preußiſch ſchleſiſchen Grenze Böhmens, von Tannenwäldern ringsum umkränzt, vom Roſenbache lieblich durchfloſſen; halbmondförmig ſtreckt es ſich von Süden nach Norden und ſtößt mit dem Mittagshorne faſt ſchon an böhmiſche Dörfer. Der Graf verweilte des Sommers immer einige Zeit in Rosenthal, um dann nach ſeinen Herrſchaften in kaiſerlich Schleſien aufzubrechen. Wiewol er als einer der reichſten Cavaliere Böhmens galt, war ſein Gebahren ſchlicht und ſein Aufwand weit unter dem Niveau ſeines Standes und Vermögens. Auf Rosenthal ſaß früher ein Amtsverweſer, Namens Anton Schrenk, ein biederer, ſtrengrechtlicher Mann, nach deſſen Tode der Graf dem Sohne, Friedrich Schrenk, die Wahl des Titels überließ; dieſer nahm den etwas pomphaften „Oberamtmann“ an, was dem Grafen nur lächerlich erſcheinen mußte, da der Herr Oberamtmann nur zwei Schreiber und einen Gerichtsdiener als Unterbeamte beherrſchte. Der erſte Aktuar war eben jene ſchlanke Geſtalt, die der Graf zuerſt angeredet und die ſich heute in den Augen der Roſenthaler fremdartig ausnahm in dem Frack, der ſonſt einem Mantel mit rothem Futter weichen mußte. Dieſer Purpur, der ſich hervorſtahl, bezauberte die Mädchen nicht weniger, als das feingeſchnittene Marmorantlitz, die Straußenfeder auf dem Chevalierhute und der Klang der ſilbernen Sporen. Wenn Springer, ſo hieß der Schreiber, auf ſeinem falben Roß, das beſſer bewirthet war als manches Adamskind, durch die Judengaſſe in den „Niederhof“ trabte, blieb keine Mütze auf dem Schädel und kein Judenkind beim Näpfelſitzen: Springer war der Genius des Städtchens geworden; doch auch der Nerv des Amts, der gräflichen Oekonomie, der Ton angeben und geiſtreiche Erfinder von ungewöhnlichen Beluſtigungen. Was er ſich auch herausnehmen mochte, man wußte, es gebühre ihm; zudem verſtand er es, gegen den Oberamtmann den Beſcheidenen zu ſpielen, die Krone manches eigenen Siegs auf deſſen Haupt unvermerkt hinübergleiten zu laſſen; endlich war das Factotum des Schloſſes ſeine Gönnerin und bemüht, manches Ungewitter von ihm abzuleiten.

Dies Factotum war die einzige Tochter des Kaſtellans. Sie war hoch, ſchlank, galt

für stolz, konnte auf Bildung Anspruch machen und man wußte, daß sie bestimmt war, die Oberamtmännin zu werden. Schrenk, ein Witwer, wollte das schöne Kind gleichsam als gnädige Frau zu Rosenthal heimführen aus dem untern Stock in den zweiten des stadtbeherrschenden Schlosses. Die Kastellanstochter fühlte gegen ihren Verlobten nichts weniger als Liebe. Der Oberamtmann besaß einen zu geringen Scharfblick und eine zu große Eitelkeit, um nicht ihre Wärme falsch zu deuten; er hatte von seinen Anlagen in den sechs Schulen, die er mit bestem Zeugnißerfolge durchlaufen, aus Schuld der Herren Professoren einen hohen Begriff erhalten; man berücksichtigte weit mehr seinen Rang als seine Leistungen. Dennoch blieb sein Kern ein guter, es bedurfte nur der treuen und geschickten Hand, jene Hülsen davon zu lösen. Er fand sie nicht diese Hand in seiner ersten Ehe. Vielleicht brachte sie ihm die zweite. Amalie regierte bereits. Sie mußte auch heute für des Grafen Bequemlichkeiten sorgen; der Graf hatte von Domestiken nur zwei Kutscher und seinen Gesellschafter, einen ehemaligen Theaterdirector, aber keinen Koch mitgebracht; nie waren die Mägde so freundlich von ihr, nie in der Kanzlei die Parteien so leutselig von den Beamten behandelt worden, als in den Tagen der Anwesenheit des Grafen. Ihn mit Speise und Trank zu befriedigen war ein Leichtes; er mochte die Frugalität noch aus den Feldzügen gegen die Franzosen bewahrt haben, aus denen er als Hauptmann nach Hause kam, ohne vielleicht bei der berühmten Schlacht bei W. wirklich zugegen gewesen zu sein; denn es ging das Gerücht, der jetzige Gerichtsdiener zu Rosenthal hätte bei blutigen Affairen immer die Rolle des damaligen Leutnant Grafen N. gespielt, wo für er nun Zeit Lebens reichlich versorgt wurde. Aber pünktlich war der Graf. Um 6 Uhr des Morgens ging er in die Kirche. Dann erst frühstückte er mit seinem Gesellschafter, der nach der Meinung der Leute in der Jugend des Grafen eine bedeutende Rolle gespielt und ihm den Dirigentenstab über das weibliche Personal seiner Bühne überlassen haben sollte. Diesmal war der Graf dem Oberamtmann zur unrechten Zeit gekommen; wiewol die Steuern in Ordnung, die beiden Meierhöfe aufs beste bestellt schienen. Die Liebe zu Amalien mochte auf seine Geschäfte nicht gut eingewirkt haben. Mit Angst sah er Jedem, der dem Schlosse nahte, entgegen. Das bleiche Gesicht ward roth vor Freude, wenn der Eintretende ein Bittsteller oder nur ein Jude war, der beim Grafen um „eine Familie" einkommen wollte, d. h. die Erlaubniß, heirathen zu dürfen. Nachdem die Schneemassen beim ersten Obemzuge des Lenzes in Wildbächen den tiefliegenden Betten zugeströmt waren, um in den Adlerfluß zu münden, strömten auch die Menschen hinaus; man ackerte allenthalben, auch die bauernden Bürger, die ihre Felder innerhalb der Marken der herrschaftlichen Wiesen besaßen, vertauschten mit Freuden die dumpfe Werkstube gegen den lustigen Acker, den kreischenden Webstuhl mit dem still tiefeinschneiden den Pfluge. Meister Christoph, der Preuße genannt, weil er vor Jahren von dort herüber gekommen war, von Profession ein Allmiteinander, denn er trieb Ochsenhandel und Schlächterei, Feldbau und Spinnerei, Meister Christoph tummelte sich zeitig auf seinem Aeckerchen und vielleicht noch verschlafen schnitt er einen Hügel, das „Zuckerbüwala" genannt, vom herrschaftlichen Wiesendamm ab, um sein Liegendes abzurunden; zufällig überraschte ihn der Oberamtmann bei der That und weil er keinen andern Büttel bei sich hatte, als sein spanisch Rohr, ließ er es auf dem Rücken des Christoph tanzen und Jungen sahen die Execution mit Lust, denn die Abrundler und Vielgeschäftler liebt man nicht. Und als der Gezüchtigte den Oberamtmann hierauf niemals grüßte, ließ dieser ihn bei übler Laune auf 48 Stunden ins „schwarze Loch" werfen. Zum Kreisamt ging er wol klagen, aber da hatten die Beamten meist einen Stein im Brett und der preußische Christoph mußte sich gedulden, bis die Excellenz käme. Die war nun da und empfing noch in den Unterkleidern. Auch Meister Christoph kam, er hatte gehört, der Graf wollte bald nach Schießen aufbrechen: er warf sich also in Staat, zog seine

großgeblümte Weste und den preußisch-blauen Carot an und behielt dazu noch die Preußenmütze bei, denn beim Grafen sitzt sie ja ohnehin nicht auf dem Schopfe und alsbald sah er das gähnende Ungethüm über dem Schloßthore mit pochendem Herzen und ebenso aus seinem Zimmer der Oberamtmann ihn, den Nahenden. Springer bemerkte die Todtenblässe auf dem Angesichte des „Herrn"; die Blicke der beschäftigten Amalie, die sich schon wie eine Frau gebehrdete, sagten viel; er besann sich nicht lange und der Thür auf die Hausflur zueilend, rief er lächelnd hinein ins Gemach: „Das Nachtschwärmen ist nicht nur für die Fledermäuse, auch wir fangen zuweilen im Finstern ein Zwitscherle." Und schon war er auf der breiten Treppe und im Vorzimmer beim unschuldigen Christoph. „Wetter", lispelte der Schreiber dem Kläger ins Ohr, „Ihr seid doch noch ein guter Preuße, nicht wahr?" — „Wie meinen Sie das, Herr Actuar?" — „Nu, ich meine, weil Ihr zu euerm neuen Hause die Materialien von Drühen holt! Seht Ihr, ich weiß vaterländischen Sinn zu schätzen, ich wehr' Euch's nicht, aber — wenn Ihr nicht augenblicklich nach Hause macht wie ein untauglicher Rekrut — weiß es noch heute ganz Rosenthal und morgen das Gericht, daß Ihr ein Pascher seid! Gott befohlen, Meister Christoph!" und fortzog er den erblaßten, zitternden Schleichhändler die Treppe hinab, durch den Hof; nachdem er ihn aus dem Thor geschoben, schlug er es fest zu, daß alle Fenster klirrten.

: Der Oberamtmann war also gerettet. Meister Christoph hielt auf Ehre und litt lieber noch hundert Hiebe und lag noch lieber acht Tage im schwarzen Loch, wenn nur die Welt seine Nebenwege nicht kannte, auf die sich nur verlorene Menschen verirrten.

Der Oberamtmann dankte seinem Schreiber. Er hatte vor Springern eine eigenthümliche Furcht — und jetzt wieder — auf keine Weise gelang es ihm, zu erfahren, wie er den Ankläger entfernt hatte. Wirkungen, von denen wir die Ursachen nicht kennen, veranlassen ein Grauen in uns.

Springer hätte sagen können: Warum ginge in der Nacht das tiefgeheimste Leben der Natur auf, wenn nicht der Vernünftige es mitleben und erkennen sollte? Wer Nächte hindurch die leise Sprache der Waldbäume mit den Winden, die Wallfahrten der Wolken und das weithintönende Rauschen der Bäche noch nie belauschte, der hat ebenso wenig gelebt als jener, der noch keine Leiche gesehen. Er durfte sagen: Ich war neulich Nachts in meinen Mantel gehüllt über den Pfarrberg in den Wald gekommen, durch den eine Straße über die „Hochwurzel" nach dem Grenzorte Bärenwald führt. Kein Lüftchen regte sich, nur meine eigenen Tritte hallten und weckten hie und da eine leiseschlafende Tanne. Ein Schauer überfiel mich, als ich mich so allein sah am Busen der Natur. So mochte dem Adam gewesen sein, als ihm die fertige Welt wunderbar entgegentrat und von allen Dingen goldene Fäden in sein Herz und Hirn liefen, die auch ihn erst fertig spannen. Mitten im Walde stieß ich auf einen rothglühenden Kohlenhügel, den des Abends die Hirten entzündet haben mußten oder jener böse Geist, Schwarzel genannt, der jetzt bei uns spuken soll. Ohne daß ich es selbst wußte, schoß ich pfeilschnell dem Saume des Waldes zu und bald stand ich auf der Hochwurzel, von der die liebliche Grafschaft Glatz mit ihren ringsum aufgestellten Wächtern, den Sudeten, im ersten Frühlicht dämmerte. Da sah ich von dem entgegengesetzten Abhange des Berges eine Gestalt auftauchen, noch eine, eine ganze Reihe — ich schlüpfte schnell in die morsche Kapelle, die keinen Heiligen mehr beherbergte, und merkte bald, daß die schleichenden Kerle mit den Päcken auf dem Rücken Schwärzer waren, die sich an den letzten Zipfel der Nacht hielten. Den letzten und dieser mußte wol ein praktizirter sein, kannte ich, es war kein anderer, als der preußische Christoph.

Alles das sagte aber der Actuar Springer nicht. Es gehörte zu seiner Stellung, daß sein Oberamtmann an ihn glaubte, ohne sich der Gründe, warum, bewußt zu werden.

Da der Maitag so mild, so einladend war, sah man den alten Grafen bald allein

über den Ring durch die Gassen gehen, wo er sich Alles genau beobachtete, als wollte er es zeichnen; er kam auch an dem neuen Hause Christoph's vorbei, schüttelte den Kopf darüber, daß man neu aus Holz bauen lasse und wer weiß, ob Christoph länger widerstanden hätte, den „Narren", wie er den Oberamtmann zu nennen pflegte, durch Anzeige der ihm widerfahrenen groben Mißhandlung, um sein Brot zu bringen, wäre nicht der Graf in die Judengasse eingebogen. Bedächtig las er die Aushängeschilder seiner Juden ab und ließ sich auch zum Tempel weisen; wer ihm begegnete, küßte schweigend seinen Schooß, denn zu so einem Herrn „guten Morgen" zu sagen, ist eine Unart; ihm gehören alle Tage und wer wird zu Gott sagen: Guten Morgen, lieber Herr Gott!? Der Synagogendiener, zugleich Vorbeter, Schlächter und Matrikenführer, konnte vor Schrecken lange nicht die Schlüssel finden und als er endlich zitternd die beiden Thürflügel geöffnet hatte, wollte der Graf um keinen Preis eintreten, denn das morsche, hölzerne Gebäu drohte den Sturz. Er fragte, warum die Gemeinde nicht ein gehöriges Bethaus erbaue? „Warum nicht?" erwiderte der Vorbeter, „weil wir zu wenig dazu sind! Wenn bei Ihnen, Excellenz, eine Kirche erbaut werden soll, steuert die ganze Welt bei, aber Judengemeinden — da hat jede mit sich zu thun!" Dem Grafen gefiel diese Antwort und seine Miene deutete auf einen gnädigen Entschluß: aber es kamen mehre Juden in Sabbathkleidern hinzu; der Excellenz ward's da zu ängstlich; sie entfernte sich. Als sie auf dem Rückwege vor dem Gewölbe des Kaufmanns Groß in der Nachbarschaft des Schlosses stehen geblieben war und dessen schmucke Töchter im Laden zu mustern schien, entstand in der Hintergasse ein Lärmen und ein scheues Roß kam geradewegs angestürmt — der Schreck fesselte den Grafen an seine Stelle und sicher wäre er von den windschnellen Hufen zertreten worden, wenn nicht im Nu eine starke Faust die nassen Mähnen gefaßt und durch einen Schlag vor das schäumende Maul das Pferd zum Stehen gebracht hätte. Als sich der Graf erholt hatte, sah er dankend auf zu seinem Retter, dem Schreiber. Dieser hatte von der Schloßgartenmauer die Scene überblickt und war im entscheidenden Augenblicke hinabgesprungen. Springer erkannte den Grauschimmel; er gehörte dem Müller am Silberberge; bald darauf brachte man aus dem böhmischen Dorfe Betschin ein zweites Pferd, aber todt, sammt dem ertrunkenen Knechte. Er hatte sich tollkühn in die geschwollene Klause gewagt und das Spiel verloren; in der Todesangst mußte sich das eine stärkere Roß gewaltsam losgerissen und ans Ufer gerettet haben, von wo es triefend nach Hause lief und erst von den Buben in der Hintergasse zufällig gegen den Grafen scheu gemacht worden war. Solch ein Zufall mußte erst kommen, den Grafen endlich dazu zu vermögen, über die Klause eine Brücke zu bauen, die bisher deshalb nicht zu Stande gekommen war, weil der betreffende Punkt zu drei Herrschaften gehörte und keine für die andere eine Brücke bauen wollte. Nun freilich wurden Commissionen auf Commissionen hingesandt und die Sache ging plötzlich wie am Schnürchen. Wenn die Herrschaft selbst in Gefahr kommt, muß doch gesorgt werden.

Der Graf verlangte, der Schreiber möchte sich eine Gnade von ihm erbitten: Springer besann sich eine Weile und sagte lächelnd, er bäte um die Erlaubniß, ein Reitpferd halten zu dürfen. Dieser Wunsch war eigentlich eine aristokratische Anwandlung. Die Erlaubniß wurde aber gegeben. So hatte Springer nun mit Recht, was er sich bereits längst angemaßt.

Noch ehe der Graf zur Abreise in den Wagen stieg, deutete er Springern hin aufs Großische Haus und sprach scherzend: Blüht unter Jethro's Töchtern keine Zipora für Ihn?

Excellenz, erwiderte der Angeredete, die Hirten sind hier allzu freundlich! Jethro's Töchter brauchen keinen Moses!

Die Antwort mußte dem Grafen gefallen haben, denn bald kam aus Schlesien die Ernennung Springer's zum Controleur. Seine Stellung war jetzt eigener Natur: als

Controleur der gräflichen Einkommen war er dem Oberamtmann gleichgestellt, als Actuar hingegen untergeben.

Man mußte sich indessen fügen. Auch das Unmögliche, von einem Grafen einmal angeordnet, wurde möglich. Nicht blos in Rosenthal; ich denke, überall.

Im Städtchen verbreitete sich das Avancement Springer's wie ein Lauffeuer. O, der wird sicher noch was Großes! sagte die Groß-Marie. Nein! sagte die Lisi, mir kommt's immer vor, als würde er noch aufsteigen, wie ein Stern am Himmel. Springer war schon lange der Abgott der Rosenthaler und Rosenthalerinnen.

Um seinen „Controleur" gab man einen Ball. Muse, besinge diesen Ball und nenne die Namen der Gäste! Eintritt zuerst Herr Frank nebst Gemahlin, die einzigen geladenen Israeliten. Herr Frank war angesehen, weil er so vernünftig war, sich ein Ansehen zu geben; er setzte überall durch, was er wollte, man scheute sein Geld und die Kraft seines Willens. . . Zweitens: Herr Groß, der trotz seines Namens sehr kleiner Natur war, mit seinen sieben Töchtern, die man in Rosenthal fast alle schön nennen durfte; nie ließ sie der Vater allein in Gesellschaft gehen. Seine kleinen, klugen Augen musterten jeden Mann, der den Sieben nahte, so scharf, daß wirklich noch keine verheirathet war. Drittens . . . Aber genug! Nach und nach füllte sich der Saal mit den Großbürgern der kleinen Stadt. Endlich erschien die Braut — die gebildete vom Grafen aus besonderer Vorliebe in einer Pension erzogene Kastellanentochter — die künftige Oberamtmännin, aber — an Springer's Arm. Ein lebhafter Tusch empfing sie, ein Tusch, welcher, als der Actuar unvermerkt aus Verbeugungen in einen „Deutsch" überging, sich auch in einen Walzer verlor. Keiner wagte es, mit in den Kreis zu treten und Aller Augen waren auf das stattliche Paar gerichtet, wie es die Füße immer zugleich fest an den Boden schlug, wie die Körper leicht sich schwangen und die Seelen im Rhythmus sich wirbelten. Jetzt aber der Oberamtmann. Eine Wolke trat auf seine Stirn, da er sah, daß man gerade mit diesem Tanze begonnen. Er konnte, ja er mußte glücklicherweise dem Actuar entgegentreten und zwischensprechen, „Es thut mir leid, Springer, aber das Amt bettet uns nicht weich; Sie müssen in die Judengasse; der getaufte David hat soeben hinterbracht, es leben viele Nichtfamiliaten daselbst mit Weib und Kind; wo ein Kläger ist, muß ein Richter sein!" — „Aber jetzt —" wollte der Angeredete einwenden. „Gehen Sie auf der Stelle! Der Amtsdiener und der Richter mögen Sie begleiten." Das hatte der Oberamtmann mit sich selber abgekartet, um zu zeigen, wer hier Controleur und wer noch Oberamtmann war.

Amalie sah dem scheidenden König des Abends nach und seufzte.

Springer kam zwar nach Mitternacht wieder. Aber die Honoratioren hatten sich entfernt, nur Herr Groß war noch da. Hatte er doch sieben Töchter! Bis die befriedigt waren! Springer tanzte nur mit einer von ihnen. Sie hieß Marie. Ihre frische Gestalt, die goldenen Haarzöpfe, die im Tanze lieblich um sie flatterten, das tiefblaue Auge, das im melodischen Schwunge blauer ward, umflochten den Schreiber mit seinen Netzen — er war längst von Maria Groß gefangen. Der Vater war darüber froh und betrübt; froh, denn er sah Vortheile, betrübt, denn er sah Nachtheile. Schwiegeraltern sind doch schwer zu erobern, sagte sich Springer und hörte kaum, als ihn Marie fragte: Wo waren Sie denn so lange?

Springer hätte auch hier wieder sagen können: Unsere Juden dürfen ja nur in einer bestimmten Anzahl heirathen, da gilt es bei Nacht das auserwählte Volk zu Paaren treiben. Ich klopfte hier und da an die Scheiben und examinirte. Zum Glück erwischte ich bei dieser abscheulichen Sitte manchen Dieb und manche Diebin. Mein Führer bei alledem war ein Jude, David, ein Getaufter. So lebt sich's im Leben der Civilisation. . .

Springer berichtete aber nichts. Er war eben das Geheimniß, das lebendige My-

sterium, der Zauber der Rosenthaler Civilisationsallmacht, Polizei genannt. Und er kannte diesen Nimbus wohl. So jung er war, so übermüthig machte dieser Zauber unsern Schreiber und so tief ließ er ihn Menschen und Welt verachten.

Amalie war dem ganzen dämonischen Reize eines solchen Provinzialtitanen erlegen. Verlobt mit dem Oberamtmann, liebte sie doch Springern. Sie mußte erfahren haben, daß er sich der anmuthigen Maria genähert. Sie koste zwar das kleine Töchterlein, das Schrenk aus seiner ersten Ehe hatte; sie sagte zwar zum Verlobten: „Friedrich, du bist trübe; sonst kamst du von den Feldern ganz anders gemuthet nach Hause, der Sommer ist ja so schön, als sollte heuer das Getreide seinen Zehrer suchen — du mußt kranken! Ja wol, erwiderte dieser gepreßt, ich fühle Eingenommenheit des Kopfes. — Willst du mir folgen, Friedrich? Du brauchst Zerstreuung! Die Acten trocknen das Gehirn aus — wie wär' ein Königsschießen? Das „Springerstedel" ist wieder nach den Zerstörungen des Winters hergestellt, die Springbrunnen plätschern und die Alleen duften — wir brauchen nicht erst den steilen Berg zu erklimmen und auf der andern Seite hinabzulaufen wie ein Wagen ohne Hemmschuh! Nein! Die Fahrstraße, fein mit Sand bestreut, ist schon fertig! Wir Schloßleute fahren und machen lieber einen Ellnbogen, das Volk mag geradeaus auf die Nase fallen." Und bei allen diesen schnellgesprochenen Worten sprang Amalie übermüthig auf, klatschte in die Hände, streichelte ihrem Verlobten die Wangen und war sehr liebenswürdig. Das Wort „Königsschießen" war ein Zauberwort, das dem Oberamtmann sein Selbstvertrauen zurückgab. Er meinte, der dürre Boden seines Ansehens werde von diesem Worte seines Engels aufquellen wie durch einen Sommerregen. Im Schießen hatte ihm selbst Springer noch nie die Palme bestritten. Die ganze Nacht konnte er nicht schlafen, jetzt rief er sich im Geiste alle Grüße zurück, die ewig dem Actuar galten, nicht ihm. Das Lächeln über ihn war, wenn er sich als König der Schützen zeigte, verschwunden. Die Mützen flogen ihm wieder bis zu den Knieen, die Juden zahlten, schenkten — Springer mit den Sporen und dem Reitroß kam ihm für immer überwunden vor.... Man stellte also ein Königsschießen an und es entspann sich jetzt all die Romantik, die in der Provinz mit einem Königsschießen verbunden zu sein pflegt.

(In der folgenden Nummer das zweite Capitel: Ein Königsschießen.)

Seele und Leib.

Zur Untersuchung der Frage: Ob Geist? Ob Materie?

I.

Es ist so viel von der Einheit des Geistes und des Stoffs jetzt die Rede, daß es bereits fast selbstverständlich geworden ist, diese Einheit von Geist und Stoff anzuerkennen. Soll hiermit, wie dies in der Regel der Fall ist, nichts bezeichnet werden, als daß Geist und Materie aus einer gemeinschaftlichen Wurzel stammen und folglich in ihrem tiefsten Grunde zusammentreffen wie zwei verschiedene, aus gemeinschaftlichem Stamme erwachsene Aeste, so ist dies eine Annahme, welche am Ende wol jeder Denkende zugiebt. Im Speciellen aber läßt diese Annahme doch so viel verschiedene Anwendungen und Auslegungen zu, daß mit ihr allein für einzelne Fälle noch so gut wie nichts gesagt ist. Behauptet man hingegen, wie Einige thun, daß Leib und Seele nur zwei verschiedene Anschauungsweisen derselben Sache seien, daß es z. B. dieselbe Sache sei, welche dem innern Sinne als Hunger, dem äußern als peristaltische Bewegung des Magens erscheint, daß die Röthe der geschwollenen Hand und ihre Schmerzen nur zwei verschiedene Auffassungsweisen derselben Sache seien, so behauptet man etwas mehr als Zweifelhaftes.

Treten wir etwas näher an die Sache heran. So oft ich Freude empfinde, geht es mir wohl. Geht es aber darum meinem Leibe dabei auch immer wohl? Es ist ein altes Vorurtheil, dies so anzunehmen. Wer Leib und Seele blos für verschiedene Anblicke derselben Sache hält, muß es denn wol aller Erfahrung zum Trotz. Man vergegenwärtige sich nur die alltäglichsten Fälle, welche man nur darum gern übersieht, weil sie gar zu nahe vor Augen liegen. Der dem Genusse geistiger Getränke leidenschaftlich Ergebene findet z. B., wenn sein Zustand aufs höchste steigt, nur noch allein in Dem seine Lust und völlige Selbstbefriedigung, was dazu dient, sein Nervensystem und folglich die innerste Wurzel seines leiblichen Daseins zu zerrütten und zu zerstören. Der Zustand der Nüchternheit, in welchem, wenn er andauerte, die Nerven sich von ihrer zerstörenden Ueberreizung erholen könnten, wird als unerträglich und anekelnd empfunden, während die Stunde, in welcher das beliebte Selbstzerstörungswerk sich aufs neue fortsetzen darf, aufs heißeste ersehnt wird. Beim Opiumraucher geht dies Verlangen so weit, daß er zuletzt die nüchternen Zwischenzeiten nicht mehr erträgt und sich vor Qual und Verzweiflung nicht mehr zu retten weiß, bis ihm der Diener zur neubereiteten Pfeife die glimmende Kohle bringt und nun das Werk der Selbstzerstörung des Leibes seinen ungestörten Gang weitergehen kann. Etwas Aehnliches begegnet den Coca-Essern in Peru. Der Genuß dieses in den Wäldern wildwachsenden Blatts, durch dessen Kauen sich die Kuriere der Inkas bei ihren Reisen über die unbewohnten Gebirgsstrecken den Hunger zu vertreiben pflegten, wirkt, in größerer Menge genossen, so betäubend und nervenzehrend wie Opium und übt dabei einen solchen Zauber, daß ein Coca-Esser für einen rettungslos verlorenen Menschen angesehen wird. Ein Solcher geht hinaus in die Wildniß, wo sein geliebtes Gift wächst, und verträumt ohne Speise und Trank ganze Tage unter einem Baume, unbekümmert, ob die Sonne über ihm scheine oder die Wolken eines ihrer furchtbaren tropischen Gewitter über seinem Haupte entladen. Ist der Rausch vorüber, so findet er sich zu allen Lebensgeschäften unlustig und unfähig und sucht daher in möglichst baldiger Fortsetzung dieses langsamen Selbstmordes seine süße und einzige Beschäftigung. Was ist nun da das Ich, das sich doch in solchen Zuständen so überaus wohl befindet? Der Körper kann es nicht sein, denn der befindet sich dabei übel.

Die Person, welche durch das Einathmen des Chloroforms in einen Zustand geräth, worin sämmtliche Empfindungsnerven ihre Empfindungsfähigkeit einbüßen und worin daher Zerrungen und Affectionen der Nerven, welche auch den tiefsten Schläfer auf der Stelle aus seinem Schlafe erwecken würden, empfindungslos vorübergehen, erfährt eine seltsame Folge von Gefühlen und Empfindungen. Das Herannahen dieses ohnmachtähnlichen Zustandes ist mit unangenehmen Gefühlen verknüpft. Das Blut rollt heftiger durch die Adern, der Organismus scheint in Aufruhr und Empörung kommen zu wollen, es flimmert vor den Augen, ein flammender, rother Ball scheint sich vor ihnen umher zu wälzen. Aber sobald diese vom Gefühle des Unerträglichen begleiteten Symptome auf ihre Höhe gelangen, erfolgt entweder Bewußtlosigkeit oder ein angenehm träumender Zustand. Auch hier geräth das Vorurtheil eines Parallelismus zwischen Lust und leiblichem Wohlbefinden in eine arge Klemme, indem dieser so sehr häufig von den lieblichsten Träumen begleitete Zustand doch in der That der Zustand einer recht argen Verstümmelung des organischen Lebens ist. Denn obwol die Empfindungsnerven in diesem Zustande keinerlei Art von Verletzung erfahren, so ist doch der eintretende Zustand vollkommen so, als ob die Nerven durch eine Verletzung zum Empfinden untauglich gemacht wären oder auch, als ob es ein empfindendes Nervensystem im Organismus gar nicht mehr gäbe. Und einen solchen Zustand darf man mit vollem Recht als den Zustand einer Verstümmelung des organischen Lebens bezeichnen. Stellen wir ihn als einen solchen zusammen mit Zuständen wirklicher Nervenverletzung, so mangelt es nicht an Aehnlichkeit. Schon beim

Zahnausziehen bemerken wir, daß die unangenehme Empfindung lediglich auf den Uebergangszustand fällt und nur so lange dauert, als noch am unverstümmelten Empfindungsnerven gezerrt wird. Sowie der Zahn ausgezogen und folglich die Verstümmelung des Nerven eingetreten ist, hört der Schmerz auf. Treten nun aber beim Chloroformirten noch die lieblichen Träume hinzu, tritt also mit dem Beginn der temporären Verstümmelung des Nervenlebens ein größeres Maß von Lust hervor, als der unverstümmelte Zustand aufzuweisen hatte, so mehrt sich billigerweise unser Erstaunen.

Es ist seltsam zu erfahren, was für Arten von Vergnügungen in Zuständen einer eingetretenen Empfindungslosigkeit (Anästhesie) des Nervensystems in der Seele eines Menschen Platz greifen können. Hören wir darüber einen vielleicht noch lebenden Zeugen, welcher vorlängst in Nasse's „Zeitschrift für Anthropologie" (1825, I, S. 188) folgenden Bericht abstattete: „Ich befand mich im Jahre 1812 in Krakau im Zustande der Genesung von einem Typhus, als mir der Unterwärter des Hospitals statt des Gerstentranks aus Versehen eine Flasche Ungarwein reichte, die ich im Vertrauen auf ihre guten Kräfte ausleerte. Die Folge hievon war ein Blutsturz, während dessen ich in einen scheintodähnlichen Zustand verfiel. Es muß schlimm mit mir ausgesehen haben, da der stationirende Oberkrankenwärter mich bereits in den Raum zu den fast aufgegebener Kranken legen ließ, aus dem die einmal Hineingebrachten meist nur durch den Leichenwagen wieder hinausgelangten. Deutlich erinnere ich mich, wie es während dieser scheinbaren Bewußtlosigkeit in mir war: ich träumte und träumte angenehm und glücklich. Die frühesten Scenen meiner Kindheit, die Kinderstube des Vaterhauses, in der ich seit 22 Jahren nicht mehr gewesen war, standen klar vor mir, wie sie mir seit jener Zeit nie erschienen waren. Meine verstorbene Großmutter, die uns Enkelchen jeden Abend mit Fenchelthee und gebranntem Zucker letzte und dann mit dem Liede: »Nun sich der Tag geendet hat«, in den Schlaf sang, sah ich wieder an dem großen Tische der Kinderstube, vor mir die braune Theekanne und im Winkel die große grüne Gitterwiege. Mit kindlicher Rührung vernahm ich wieder den einlullenden Gesang. Ich mochte in diesem scheintodähnlichen Zustand drei bis vier Stunden gelegen haben, als der diensthabende Chirurg sich veranlaßt sah, mich näher zu untersuchen. Man wandte mich um, um durch Reiben des Rückgrats wieder Leben in mich zu bringen. So kam ich mit Mund und Nase in mein auf dem Lager angesammeltes Blut zu liegen. Ich erinnere mich lebhaft, wie äußerst erquickend mir dies war; ich hatte ein Gefühl wie im Erwachen aus einem süßen Morgentraume. Erst als ich auf ein anderes Lager gebracht worden, fand sich das Gefühl von Schwäche und das Bewußtsein meines äußern Zustandes in mir ein."

Wer ferner Gelegenheit hatte, Zustände selbstbewußter Ekstase in lebensgefährlichen Krankheiten zu beobachten, wo das Leben bereits in hohem Grade gefährdet war, wo der Patient schon in fester Erwartung des Todes Abschied nahm von Verwandten und Angehörigen, jedoch nach überstandener Krisis ins Leben zurückkehrte, der wird haben beobachten können, wie bei solchem Vorgange die eigentliche Wuth der Schmerzen nicht auf der Höhe dieses Zustandes der Exaltation, sondern vielmehr auf dem Uebergange von ihm in einen mehr natürlichen und folglich gesundern Zustand des Nervensystems gefunden wird. Auf diesem Uebergange ist es, wo der Patient wüthet und tobt, sieht, man möge ihm das Leben nehmen, während in der Ekstase selbst und auf der Spannungshöhe der mit ihr verbundenen Convulsionen ein Gefühl waltet, von welchem sich der Zuschauer wegen der Fremdartigkeit des Zustandes freilich keinen rechten Begriff machen kann, welches indessen durch die in ihm herrschende Ruhe und Besinnung, durch den darin gelassenen Raum für Liebe und Anhänglichkeit an die Seinigen, sowie für Andacht und Erhebung des religiösen Gefühls sich himmelweit von jenen sehr wohl nachzuempfindenden Schmerzzuständen unterscheidet, die unmittelbar darauf folgen. Also auch hier fällt die

Höhe des Schmerzes nicht auf die Höhe der Gefährdung des Nervenlebens, sondern auf einen Uebergangszustand; auch hier also stehen die Zeichen von Lust und Schmerz einerseits, von leiblichem Wohl- und Uebelbefinden andererseits nicht in genau entsprechender Parallele, sondern wie in eine schiefe Stellung gegeneinander gerückt. Auch das läßt sich noch hierher ziehen, daß nur bei beschleunigten Todesarten der Tod unmittelbar auf den Todeskampf folgt, hingegen überall, wo ein langsames Absterben stattfindet, zwischen dem Todeskampf und dem Lebensende eine ruhigere Zwischenzeit, oft von mehren Stunden, eintritt, während welcher das leibliche Befinden des Patienten zwar dem Tode näher und folglich schlimmer, das geistige hingegen besser ist als bei beginnendem Todeskampfe.

Wir brauchen aber im Grunde gar nicht einmal so weit zu gehen, uns auf Erfahrungen von seltener Art zu berufen, indem schon jede bittere Arznei, jedes schmerzhafte Heilverfahren uns lehrt, daß manchmal der Schmerz dem Wohlsein angehört und umgekehrt jede schädliche Lust, jeder bis auf die Hefe ausgeschöpfte Genuß uns eine Weisung sein kann, daß manchmal die Lust dem Uebelsein angehört. Aber hier steht in der Regel der natürliche Hang im Wege, seine Vorurtheile durch Sophismen zu vertheidigen, so lange es gehen will. Man weiß sich durch die Annahme eines „Centralorgans" zu retten, indem man, während die Arznei allerdings im einzelnen Nerven bitter schmeckt, doch dabei dem „Centralorgan" das Wohlbefinden einer allgemeinern Lust gestattet und indem man, so lange im Einzelnerven das verderbliche Vergnügen währt, doch dem „Centralorgan" dabei das Uebelbefinden einer allgemeinern Unlust gewährt. Dies geht aber nur so lange, bis das ganze Leben und also gerade vorzugsweise jenes Centralorgan (wenn es ein solches gibt) in seinen Wurzeln entweder durch Lust erschüttert oder durch Schmerz wiederhergestellt wird, bis jeder Zug aus dem Becher der Lust zugleich die Hinwegnahme einer nothwendigen Lebensstütze bezeichnet oder bis eine Lebensverstümmelung, verbunden mit der äußersten Lebensgefahr, uns im tiefsten Innern statt des vermutheten Schmerzes etwas ganz Anderes, Unerwartetes enthüllt. Dann auf einmal erst empfinden wir unserm Vorurtheil die Art an die Wurzel gelegt und während dasselbe sinkt, empfangen wir zugleich den Vortheil, daß uns nun auch die ganz alltäglichen, bisher auf geschrobene und erzwungene Weise zurechtgelegten und dadurch einen geheimen Verdruß erregenden Erscheinungen zu lauter Quellen der Wahrheit und Einsicht und folglich der Lust und Freude werden.

Wenn nun aber das Verhältniß der leiblichen zur geistigen Existenz nicht von der Art ist, daß das Wohlsein der einen immer nothwendig mit dem der andern, das Uebelsein der einen mit dem der andern verbunden ist, sondern hier Wechselbeziehungen von der mannichfaltigsten Art gegeben sind, welche bald für ein gleiches Schritthalten, bald für einen Kampf sprechen, ohne daß sich jedoch weder diese noch jene Regel im Ganzen der Erscheinungen stetig durchführen läßt, so ist es wol das Wahrscheinlichste, eine gewisse Selbständigkeit beider Sphären in ihrem gegenseitigen Verhalten anzunehmen, wonach derselbe leibliche Zustand, je nach der besondern Art, wie sich sein Verhältniß zu den seelischen Grundkräften gestaltet, bald als Lust und bald als Schmerz zu erscheinen fähig ist.

Derselbe plötzliche Eindruck: Knall, Schlag, Erschütterung u. dergl., welcher uns das erste mal, wo er uns unvorbereitet traf, außer Fassung setzte, berührt uns das zweite mal, wo wir ihn wieder erwarten, nur noch wenig überraschend und unangenehm und wird uns vielleicht schon das dritte mal, wo er uns völlig vorbereitet antrifft, zu Lust und Scherz. Dasselbe Mahl, zu welchem wir uns mit dem besten Appetit eben setzen wollten, ekelt uns an, wenn eine Trauerbotschaft uns plötzlich den Schmerz bis an die Kehle treten läßt. Dasselbe Schlagen der Uhr, welches in gewöhnlicher Stimmung unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, wird im angestrengten Nachdenken gar nicht von uns bemerkt. Sowie wir in allen diesen Fällen zu unterscheiden haben zwischen dem äußern

Eindruck, welcher ganz derſelbe bleibt, und einer ihm entſprechenden Empfindung, welche eine andere wird, je nachdem die innere Beſchaffenheit unſers Ichs ihre Zuſtände wechſelt. In ähnlicher Weiſe wird es dem Vorangegangenen zufolge geſtattet ſein, ſich das Verhältniß der Leiblichkeit zur Geiſtigkeit überhaupt zu denken, ſodaß dieſelbe leibliche Beſchaffenheit, welche ſich unter einem gewiſſen Verhältniß im Ich als Schmerz abſpiegelt, unter einem andern Verhältniß in demſelben ebenſowol als Luſt erſcheinen kann. Hieher ſind dann auch wol die Fälle zu ziehen, wo ein plötzliches Umſchlagen von Schmerz in Luſt auf eine Erhöhung des ſchmerzhaften Eindrucks erfolgt. So z. B. nach Dr. A. Clemens' Bericht (in der „Deutſchen Vierteljahrsſchrift", 1852, S. 216) bei einer ſenſiblen Dame, welcher ein Splitter aus dem Finger geſchnitten wurde. „Ohne Alteration des Pulſes, mit offenen Augen und nicht vermehrter oder verminderter Temperatur des Körpers ſah ſie ſich auf einmal an den Rand eines Bachs auf eine ſchöne Wieſe verſetzt, wo ſie Blumen pflückte und für ihre Freunde mitbrachte. Dieſer Zuſtand währte ſo lange, als die unbedeutende Operation dauerte." Kann aber derſelbe leibliche Zuſtand das eine mal als Luſt, das andere mal als Schmerz erſcheinen, ſo ſetzt dieſes Verhältniß eine gewiſſe Selbſtändigkeit der geiſtigen Erſcheinungen gegen die körperlichen voraus und leidet es ſchlechterdings nicht, daß die geiſtigen Functionen als bloße Phänomene an einer leiblichen Grundlage angeſehen werden. Denn dann könnte derſelbe Zuſtand, welcher das eine mal durch Luſt bezeichnet wird, auch nur immerfort und unveränderlich durch Luſt bezeichnet werden und niemals die Zeichen wechſeln, wie doch ſo häufig geſchieht. Wird aber eine ſolche, zum mindeſten beziehungsweiſe Selbſtändigkeit der ſeeliſchen Grundkräfte gegen die Leiblichkeit angenommen, ſo wird damit der geiſtigen Entwickelung überhaupt eine Art von Selbſtändigkeit der leiblichen gegenüber eingeräumt, ſodaß es zugleich damit denkbar wird, wie die geiſtige Entwickelung durch eine Fülle der leiblichen in einigen Fällen ebenſowol Nachtheil als in andern Vortheil gewinnen kann.

Es iſt nicht die Saftfülle und ſtrotzende Geſundheit des Nervenſyſtems, welche den Geiſt zu ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, zum ſchnellen Auffaſſen und raſchen Verarbeiten des Aufgefaßten befähigt. Im Gegentheil gehört zur feinen Auffaſſung ein höchſt reizbares Nervenſyſtem. Dieſe Reizbarkeit bekommt, wenn ſie einen gewiſſen Grad überſchreitet, den Namen der Nervenſchwäche und zwar ,inſofern mit Recht, als durch einen hohen Grad der Reizbarkeit der Ernährungsproceß des Nervenſyſtems leidet und abnimmt. Ein Wachsthum der geiſtigen Kraft, z. B. der Kraft des Denkens, Producirens, auch der Willens- und Charakterſtärke auf Koſten einer beſſern Ernährung und Kräftigung des Nervenſyſtems iſt daher wol denkbar. Nervenſchwäche und Geiſteskraft ſind durchaus kein Widerſpruch. Bekanntlich waren Cäſar, Napoleon und Friedrich Epileptiker. Es war alſo bei ihnen die höchſte Begabung in Betreff der Lebendigkeit des combinatoriſchen Denkens, in Verbindung mit der angeſtrengteſten Willensſpannung, nicht gleichbedeutend mit einer ungewöhnlichen Geſundheitsfülle des Gehirnlebens. Und umgekehrt wird man es durchaus nicht als Regel aufſtellen können, daß überall dort, wo ein ungewöhnlich ſtarkes und geſundes Nervenſyſtem gegeben iſt, ſich mit ihm auch nothwendig ein ausgezeichneter Grad von Seelenſtärke, Muth, Tapferkeit, Klugheit oder Erfindungsgabe einſtelle. Weit eher fühlt man ſich bei gewiſſen robuſten Geſtalten von beneidenswerther Fülle und Geſundheit zu dem Gedanken veranlaßt, ob nicht die Geſundheit und Kraft des Geiſtes durch eine gewiſſe Art von Geſundheit des Nervenlebens immer Abbruch leiden müſſe und ob nicht die kräftige Geiſtesentwickelung immer, ähnlich der gleichſchwebenden Temperatur in der Muſik, eine kleine Herabſtimmung der Grundverhältniſſe von ihrer urſprünglichen Reinheit erfodere.

So viel wir beurtheilen können, befindet ſich das Nervenſyſtem und Gehirn eines Menſchen, welcher, unter Waſſer getaucht, dem Zuſtande des Erſtickens nahe iſt, nicht im

erwünschten Zustande seiner Gesundheit. Denn durch den stockenden Athmungsproceß wird das Blut sogleich auf krankhafte Weise afficirt, indem es weder seinen überflüssigen Gehalt an Kohlenstoff loswerden, noch seinen Bedarf an frischem Sauerstoff empfangen kann. Das krankhaft gewordene Blut aber muß sogleich das Gehirn auf zwiefache Art krankhaft afficiren, sowol insofern es demselben für seine Ernährung einen falschen Stoff zuführt, als auch insofern der auf dasselbe beständig erfolgende Blutreiz auf krankhafte Art verändert wird. Und doch haben wir einen beglaubigten Fall, welcher beweist, daß die Function des Gedächtnisses in dieser krankhaften Lage des Organs nicht allein völlig auszuharren, sondern sich sogar noch auf ungewöhnliche Art zu steigern die Fähigkeit hat. Der englische Capitän F. Beaufort (nachmals Admiral) hat diese an sich selbst gemachte Erfahrung im Jahre 1828 in einem ausführlichen Schreiben an Dr. W. Hyde Wollaston mitgetheilt, sodaß hierdurch zugleich eine ganze Anzahl früherer Fälle ähnlicher Art, denen die feste Beglaubigung fehlte, in ein anderes Licht tritt. Capitän Beaufort beschreibt in jenem Briefe, wie er durch einen unvorsichtigen Tritt von einem Balken ins Meer stürzte, worin er nach vergeblichen Anstrengungen zu seiner Rettung versank, sodaß er sich kurze Zeit als scheintodt unter Wasser befand. Man wurde indessen seiner vom Schiffe aus ansichtig, zog ihn für todt aus dem Wasser und weckte ihn durch die gewöhnlichen Wiederbelebungsmittel aus seiner Ohnmacht. Die Todesangst, erzählt Capitän Beaufort, habe so lange gedauert, als er mit gewaltsamen Anstrengungen vergeblich für seine Rettung kämpfte. Mit dem völligen Versagen der Kraft sei ein ganz entgegengesetzter Zustand völliger Seelenruhe eingetreten, worin sich sein Gedächtniß plötzlich so verschärft gezeigt hätte, daß durchaus kein Zustand des gewöhnlichen Wachens hiermit gleichen Schritt halten könne. Denn während er noch ganz klar darüber reflectirte, welch einen Eindruck dieser ihm zugestoßene Unfall auf seine Freunde und Verwandte hervorbringen würde, seien ihm in der kurzen Zeit seiner Ohnmacht, also innerhalb weniger Minuten, die Hauptbegebenheiten und Auftritte seines Lebens von der Gegenwart an in absteigender Folge bis in die früheste Kindheit hinein in solcher Genauigkeit des Details in die Erinnerung getreten, daß sowol jede wache Erinnerung an Genauigkeit und Reichthum dagegen zurückstände, als auch für das Vorüberführen einer so langen Reihe von Scenen der wache Zustand mindestens Stunden in Anspruch nehmen müßte. Beim Zurückkehren zum Bewußtsein des wachen Zustandes habe dann aber aufs neue die Scene gänzlich gewechselt. An die Stelle der gewaltigen Schärfe sei Stumpfheit und Abgeschlagenheit, an die Stelle des ruhigen Wohlbefindens Weh und Uebelbefinden getreten. Vergleiche den Bericht in Fechner's „Centralblatt für Anthropologie und Naturwissenschaft" (1853, Nr. 3, S. 43).

Was soll man demnach von der neuen Lehre von der Materialität des Geistes halten? Und wie steht es andererseits mit der alten Zweiheit von Seele und Leib aus?

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Ein Cirknitzersee auf dem Harze.

Von F. Gottschalck.

Zu den zahlreichen und bewunderungswerthen Naturmerkwürdigkeiten, welche das Herzogthum Krain darbietet und deshalb so werth sein dürfte, gleich Tirol und der Schweiz besucht zu werden, gehört ganz besonders der Cirknitzersee, welcher eine Meile südöstlich von dem durch seine große Tropfsteinhöhle bekannten Marktflecken Adelsberg liegt und seinen Namen von dem Flecken Cirknitz hat.

Dieser See bietet die seltsame Erscheinung dar, daß er abwechselnd bald mit Wasser

angefüllt und Fische enthält, bald trockenes Land ist und in diesem Zustande mit Getreide besäet und reichliches Getreide darauf geerntet wird.

Schon der alte griechische Geograph Strabo, der sechszig Jahre vor Christus lebte, drei Welttheile bereiste, fand ihn so merkwürdig, daß er in seinen uns überkommenen geographischen Schriften seiner als eines Wunders und Naturräthsels erwähnt.

Einen in seinen Eigenschaften ihm ganz ähnlichen, wenn auch kleinern See findet man in Norddeutschland auf dem Unterharze. Bei dem Dorfe Breitungen in der unter preußischer Hoheit stehenden Grafschaft Stolberg liegt er, ist gegen 16 Morgen groß und heißt der Bauerngraben oder Hungersee. Ein gegen 300 Schritte langes und 100 Schritte breites Thal bildet er, rings von gespaltenen und zerklüfteten Kalksteinmassen umgeben, und ist wahrscheinlich ein Erdfall. Ohne alle zu berechnende Veranlassung, auch beim trockensten Wetter, füllt ihn meist alle sechs bis acht Jahre Wasser, das aus einem Felsen, Bauernstein genannt, hervordringt und ihn zuweilen so überfüllt, daß nahe liegende Wiesen und Aecker überschwemmt werden. Ja es ist schon vorgekommen, daß der Erguß des Wassers in einer Nacht und so stark erfolgte, daß das darauf stehende Getreide nicht abgeerntet werden konnte. In trockenem Zustande hat nämlich der Pastor in Breitungen das Recht, als Acker den Boden zu benutzen und er erhält gewöhnlich eine reiche Ernte ohne Düngung, da der Boden durch den zurückgelassenen Schlamm des Wassers ihn schon hinreichend düngt. Ist er aber mit Wasser angefüllt, so hat die Gemeinde des eine Stunde davon entfernten Dorfes Neßa das Recht, ihn zu befischen. Einige Wochen, oft Monate, ja sogar, doch selten, ein Jahr lang bleibt er voll Wasser, das sich dann, auch ohne vorausgehende Anzeichen, durch die Kalkfelsen verliert und als ein kleines Bächlein nur durch den Grund rieselt. Auch die Fische, welche sich jedes mal, doch ohne Zuthun der Menschen, darin erzeugen, schlüpfen durch die Felsspalten mit fort.

Durch welche Kräfte das Wasser aus den Felsspalten hervorgetrieben wird, ist bis jetzt noch unerklärt und kann man hier wol mit dem Dichter sagen: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist." Wol wäre daher zu wünschen, daß Naturforscher zur Aufhellung der für uns auch hier im Dunkeln operirenden Natur dauernde Beobachtungen anstellten, die aus dem Reiche der Hypothesen zum Lichte führen könnten.

Als ich mit zwei sehr alten Männern aus Breitungen am Ufer des Hungersees stand und sah, wie der darin stehende herrliche Roggen dem Abernten nahe war, meinte der Eine, daß der Herr Pastor doch wohlthun werde, ihn bald mähen und einbringen zu lassen, da der See schon einige Jahre hindurch trocken gestanden und sich wol bald wieder mit Wasser füllen könne. Der Andere war gleicher Meinung und versicherte, vor vielen Jahren erlebt zu haben, daß, als schon die Getreidegarben zum Abfahren bereit gestanden und Tags darauf hätten eingebracht werden sollen, in der Nacht zuvor der See sich 30 Fuß hoch mit Wasser gefüllt habe und der Erntesegen nur mit Hülfe eines Kahnes hätte gerettet werden können, den sie für die Zeit, wo sie den See befischten, in ihrem Dorfe immer bereit hielten.

Bei meiner zweifelnden Miene hierbei versicherte er hoch und theuer, daß er die Wahrheit rede und bei der Rettung der Ernte selbst mitgewirkt habe.

Auf meine Frage: Was für Fische sie im See fingen? erhielt ich die Antwort: „Barsch, Hechte und Weißfische."

Nicht fern vom Bauerngraben ist auf einem hohen Kalkberge das „rothe Loch", das trichterförmig ist und aus dessen, wie es heißt, unergründlicher Tiefe ein bitterschmeckendes Wasser heraufsteigt. Von ihm wie vom Bauerngraben fabelt das Volk Wunderliches. So sei die Stelle des Letztern in der Vorzeit mit dem aufbrausenden Lande ganz eben gewesen. Da wäre einst eine Gräfin von Stolberg, die wegen ihres Reich

thums stolz und hartherzig gewesen, in dem Augenblicke, wo sie darüber hingefahren, von einem aus blauem Himmel herabgeschleuderten Blitzstrahle getroffen und mit Mann und Maus in einen Abgrund versunken. Seitdem sei der See entstanden. Allgemeiner ist aber der Glaube, daß die Füllung des Bauerngrabens mit Wasser auf eintretende theuere Zeiten deute, was ihm den zweiten Namen „Hungersee" verschafft. Solche Deutung fand ich auch am Fuße des Vorharzes einheimisch. Da ist bei dem Städtchen Gernrode eine große runde Vertiefung, wahrscheinlich auch ein Erdfall, das „Hungerloch" genannt, weil bei eintretender Theurung in der gewöhnlich trockenen Tiefe Wasser aufsteigt. Bei der großen, über ganz Deutschland verbreiteten Theurung im Jahre 1772 stieg das Wasser hier so hoch, daß man der Merkwürdigkeit wegen den Stand desselben durch einen heute noch vorhandenen Stein bezeichnete, auf welchem die Jahreszahl 1772 und die Getreidepreise der Zeit eingegraben sind.

Anregungen.

Was ist Humor?

Bekanntlich heißt Humor Flüssigkeit oder Feuchtigkeit.

Daß dieser Ausdruck hat dazu kommen können, eine geistige Fähigkeit oder Anlage zu bezeichnen, versteht man dann, wenn man eine Anzahl ähnlicher Bilder aus dem Naturleben vergleicht, die auf geistige Fähigkeiten oder Anlagen übertragen wurden. Unsere Bezeichnungen für das räthselhafte und unergründliche Wesen des Geistes können nur bildliche sein. „Hauch" war bei den Hebräern der Ausdruck für Geist, die Psyche der Griechen ist zunächst dasselbe physische „Athmen", die Seele der Deutschen ist dem Bilde derselben seligen Ruhe entnommen, die auch dem Namen des Sees zu Grunde liegt.

Alles Fließende gibt Bilder des Lebens und Regens und Heiterkeit ist das Wesen des Verstandes. So konnte ein heiterer, vorurtheilsloser Mensch ein „coulanter", ein flüssiger, humoristischer genannt werden. Humor ist der Gegensatz der Trockenheit. Die Trockenheit ist das Wesen des Pedanten, der Fluß das Wesen des Lebemenschen. So wurde Humour den Engländern Laune, selbst Narrheit. Schon Ben Jonson, Shakspeare's Zeitgenosse, schrieb ein Stück: „Jedermann in seinem Humor", was wir, auch nach einem deutschen Bildausdrucke, vielleicht übersetzen würden: „Die Steckenpferde".

Im Sinne der Laune hat sich das Wort Humor und Humorist in England immer mehr ausgeprägt. Es gibt eine englische Humoristenschule: die Satiriker und komischen Romanschriftsteller des vorigen Jahrhunderts sind darunter verstanden. Nach ihnen bildete sich in Deutschland Lichtenberg, nach Lichtenberg Hippel und von Hippel kam die Bezeichnung auf Jean Paul.

Die Empfindsamkeit, die sich bei Jean Paul mit der Laune vereinigte, eine Mischung, die sich schon, wenn auch nicht so ideelisch wie bei Jean Paul, doch mit aller Sentimentalität der Zeit bei dem Engländer Sterne vorfand (Sterne nannte sich Percé auf Veranlassung des im „Hamlet" vorkommenden Schädels eines alten dänischen Hofnarren), brachte dem Worte Humor eine ganz neue Bedeutung; das erweiterte Element Shakspeare's und die romantische deutsche Schule unterstützen diese neuen Bestimmungen, denen zufolge der Humor eine Art höherer Selbstironie, ja das eigentliche Wesen der neueren Kunst wurde. Man hat in gewöhnlichen Lehrbüchern über das Wesen des Schönen den Humor zwar immer wieder auf das einfach Launige und Spaßige zurückzuführen gesucht. Kaum stehen den Humor, mit Bezug auf Jean Paul, als die „lächelnde Thräne" gelten, die höhere Wissenschaft des Schönen aber, besonders die von Solger eingeleitete Auffassungsweise gab dem Humor in der Kunstlehre so hehre Ehren und Würden, daß sie die wahre Definition: Was ist Humor? jetzt schon schwierig gemacht haben.

Wie die Lehre vom Schönen sich jetzt gestaltet hat als eine Art Naturgeschichte der künstlerischen Thätigkeit, wird man von dem hohen Range, der dem Humor eingeräumt worden ist, nicht wieder abstehen können und so scharfsinnig und anregend die Definitionen des wahrhaften Humors sind, die z. B. der berühmte Aesthetiker Vischer aufgestellt weiß, so dürfte doch die Quelle, die er dem Humor als einer Modification und Fortsetzung des Witzes gibt (der sich selbst objectivirende Witz), nicht die ganz richtige sein. Vielmehr steht dem modernen Begriff des Humors, wie er uns einmal geworden ist, die Solger'sche Auffassung näher, die im Humor ein nothwendiges, kein zufälliges Dichtervermögen

ſicht. Die Stelle des Humors gehört nicht in das Capitel von der ausübenden Kunſt, ſondern in das vom Kunſtwerk.

Nach unſerer Meinung iſt Humor das allerdings durch ſubjective Befähigung in Fluß geſetzte Kunſtwerk, d. h. das ewige Wiederaufheben des Geſchaffenen, das bei aller Thatſächlichkeit immer feſtgehaltene Bewußtſein des menſchlichen Schaffens, die ewige Gegenſtändigkeit des Gegebenen, ohne doch das Gegebene in ſeiner Bedeutung zu beeinträchtigen. Wenn wir ein Beiſpiel wählen: Rafael's erſte Jugendarbeit, das Sposalizio, die Vermählung Maria's mit Joſeph. Hier haben wir in dem Umſtand, daß dieſe Scene zwar die gemeinſte öffentliche Scene ſein ſoll, aber zugleich alle Merkmale einer ins Orientaliſche übertragenen italieniſchen Anſchauung an ſich trägt, jenen Humor der neueren Kunſtlehre. Hier iſt die volle Gegenſtändlichkeit und gläubige Wiedergabe einer Thatſache verbunden mit einer immer noch übriggebliebenen Unfertigkeit, die jedoch nicht beunruhigt, ſondern heiter ſtimmt und den Beſchauer glücklich macht. Unſere modernen Heiligen- und Bibelmaler ſind deshalb ſo entſetzlich nur langweilig, weil ſie jenen Humor nicht beſitzen und kaum besitzen können, jenen Humor, der vom alten Eyk an bis zu den Bildern des Paul Veroneſe in tiefem bewußt-unbewußten Spiel mit der Idee liegt. Unſere Maler malen ein Abendmahl ꝛc., wie es nach allen Fortſchritten neuerer Kenntniß der Geſchichte und Sitten des Orients und eines authentiſchen Bibelſtudiums möglicherweiſe geweſen iſt. Sie geben ganz unten in der Gegenſtändlichkeit des Gegebenen; es fehlt ihnen eben im Beſitzen des Fluß, im Glauben die Naivetät, im Ernſt der Humor.

Das Weſen des Humors ſpricht ſich vorzugsweiſe in den Attributen aus. Die in den Einzelheiten ſich ausgebende Offenbarung des Ganzen iſt ſeine Probe. Kaulbach's Thurmbau zu Babel iſt durch die richtige Vertheilung des Humors (Kaulbach gibt leider oft deſſen zu viel) ein ſo wohlthuendes Kunſtwerk. Die objective Hingabe an die Sache iſt da, die Größe des Ganzen macht den Eindruck einer weltgeſchichtlichen Kataſtrophe; aber in den Details iſt jeder Zug ein freies Walten der künſtleriſchen Beliebigkeit; der Zufall umſpielt das Nothwendige, ja das Attribut kann die Hauptidee in einem gewiſſen Grade wecken und in Verlegenheit bringen, es bleibt darum doch das größte Ganze und gerundet Einheitvolle.

Der ewige Fluß im Aeußern zeigt ſich bei dem Meiſter des Humors: Shakſpeare. Seine Geſtalten geben ſich ganz ihrer Aufgabe hin, ohne je zu vergeſſen, daß ſie in dem Augenblick, wo ſie dies thun, doch noch die Fähigkeit behalten, auch das Andere zu thun. Seine Geſtalten können mitten in der Leidenſchaft aus ihrer Rolle fallen und bleiben doch darin. Die Helden Racine's und Voltaire's können dies nicht. Sie ſind immer nur Das, was ſie gerade ſind. Sie gehen in ihrem Moment ſo auf, daß ihnen jede naive Erinnerung an ihr allgemeines Menſchenſein fehlt. Sie ſind ohne Humor. Lear, Timon nicht nur ſpielen mit ihrem Schmerz, ſondern ſogar die Narren Shakſpeare's entwickeln ſich ſo, daß ſie nur immer faſt wie zufällig auf das eigentliche Sujet hinauslaufen. In Goethe's „Egmont" dichtete der Humor mit. In „Taſſo" und „Iphigenie" darf man den Humor in der die Conflicte herbeiführenden behaglichen Charakteriſtik der handelnden Perſonen finden, in der heiteren Ruhe, die über dem Ernſteſten ſchwebt. Humorloſe Ernſthaftigkeit des Schaffens zeigt ſich bei Zeichnen bei dem armen Vermögen. Dies verliert ſeine verhaltende Abſicht ganz in ihre Aufgabe mit einer Ausſchließlichkeit, die langweilt. Wer möchte z. B. Richard Wagner's Theorien darüber ſchützen, daß ſeine All-Erſchöpfung des Objects einſt ermüden muß? Seine Idee, die Nibelungen folgerichtig in drei Opern aufzuführen, kann eine humorloſe Idee werden, ſo poetiſch-anſchauungsreich die Löſung auch im Einzelnen ausfallen wird. Jeder Schaffende, der mit ſeinem Schaffen etwas Ueberzeitliches beweiſen will, iſt ohne jenen Fluß des Seins, ohne jene Selbſtironie des Wollens und Könnens, die verbunden mit muſikaliſchem Wollen und Können, die reizenden Wirkungen des Humors hervorbringt. Beethoven und Mozart waren bei aller Poeſie große Humoriſten.

Es gibt keinen wahrhaft guten Schauſpieler ohne Humor. Man wird nach dem Vorangegangenen darunter mehr begreifen als nur einen guten Darſteller launiger Väter oder ſchalkhafter Soubretten. Der höhere Schauſpielerhumor beſteht in der freien Behandlung ſeiner Rolle. Wer an ſie gebunden iſt, nicht von ihr loskommt, nur die Worte und Handlungen zu einer äußern Geltung bringt, iſt einer jener peinlichen, weil humorloſen Schauſpieler, die zur Verzweiflung bringen können. Eine unergründliche Tiefe der Subjectivität gehört zum echten Schauſpielerhumor, ein Vergegenwärtigen von hundert Dingen durch ein eingiges, das gerade verhandelt wird, eine Seelentiefe des Blicks, eine Sicherheit des anweſenden, gerade nicht im Herzen ſtehenden Menſchen und ein ſolches Abwenden von übrigen, zu Gebote ſtehenden Motiven des Gemüthes und Verſtandes, daß man dieſe Kunſt kaum beſchreiben kann. Der echte Schauſpielerhumor bringt mit dem einfachſten Wort eine ganze Welt mit auf die Bretter. Es verbreitet Behagen, man macht ſich's mit ihm bequem, es iſt die Rolle, die ſpe

ihm nach allen Seiten, er spielt mit ihr und nach ist die Zufälligkeit, mit der er sie gibt, gerade die richtige und vollständig erschöpfende Art, sie zu geben. Ein besonderes Kennzeichen des echten Schauspielerhumors ist die Entfernung jedes Nebengedankens, daß wir Anmaßung vor uns haben. Der echte Humor ist gerade dadurch Sieger, daß er immer waffenlos zu kommen scheint. Wahrhaft humoristische Schauspieler sind bekanntlich auch außer der Scene sehr beliebt und gesucht. Ein Beweis für unsere Definition, daß das Wesen des Humors in dem scheinbaren Aufheben des Wirklichgegebenen liegt. Der Künstler weckt die Sehnsucht nach dem Menschen.

Im gewöhnlichen Umgang sind Humoristen wiederum diejenigen Menschen, die Das, was sie an jenen Thoren von früher Zeit im Leben geben, sich auch vom Gegenüber aus denken können, d. h. fraglich, im Grunde oft unbewiesen, des Erfolgs unsicher. Der Mann von Humor ist nicht der Mann der That, wenn auch darum nicht immer schwach; er ist eben immer zu bescheiden und zu voll gerechter Anerkennung. Wer Humor hat, hat Herz, wenn er auch über dessen Regungen einmal lachen sollte und im Verfolg seiner guten Absichten sich hüten muß, vor der Zeit zu ermüden. Er wird nie eine Partei aufführen; denn was ein Professor kann, kann eben nicht der Künstler und die Künstlernatur ist die, die dem Humor des Umgangs zum Grunde liegt. Die Lebenshumoristen werden immer seltener. Je mehr Parteiung, Heuchelei, Bigotterie in der Welt sich ausbreitet, je mehr die erschwerten Umstände des Daseins: Concurrenz, Bildungsanforderung u. s. w., die Menschen in die Enge treiben, desto ernsthafter werden diese und desto humorleerer. Die absolute Objectivität, die man durch Schulen, Cyclome, Theorien, Kritiken jetzt in den Künsten verfolgt, fördert den Humor auf dem ästhetischen Gebiete nicht und im praktischen Leben findet man auch schon längst weit mehr Menschen nach der Schnur, weit mehr mathematische Pflichtmenschen als gefällige Lebenskünstler. An ältern Herren und Frauen wissen wir oft nicht, was uns an ihnen so gefällig erscheint. Sie besitzen eben noch jenes Wohlwollen, jene Dienstfertigkeit, jenes Leben und Lebenlassen, jenes interessirte Eingehen auf Andere, jene Freude an der Natur, den Ereignissen, an den Charakteren, alle jene Auffassungen des Daseins, die zum Humor gehören und die die jüngere Generation schon gar nicht mehr kennt.

Humor besitzen heißt: Einen Thron errungen haben und diesen zum Spielplatz verwandeln können.

Aus der Sächsischen Schweiz.

Wanderphantasie.

Das Geheimniß der Natur
Ruht in tiefen, stillen Gründen.
Wer die Ahnung kennet, nur
Der mag's suchen und wird's finden!

Es klommert sich das arme, schöne Weib.
Der Fichte gleich auf jedem Felsen.
Hält an des Mannes Felsenherzen an!

Sieh' von des Glückes Höhen auf zu Himmel,
Daß dir nicht schwindle vor dem tiefen Abgrund!

Wie thut's dem Herzen doch so wohl,
Wenn nach der langen, dunkeln Nacht,
In die uns Schmerzen eingst umgab,
Das Sonnenauge wieder freundlich lacht!

O Auge, sieh' dich satt! Freu' dich, Gemüth!
Nicht überall auf Erden ist's so schön!
Des Lebens sel'ge Augenblicke sind nur kurz.

Welchem Lebensalter gehört die Herrschaft der Welt?

Dem Lebensalter von funfzig Jahren. Es mögen Perioden kommen, wo die Zwanziger, die Dreißiger, die Vierziger regieren; immer wieder drängt die Geschichte darauf hinaus, daß das Alter der Dinge ihnen entwunden wird und sich alle Bestrebungen, alle Erfolge, alle Meinungen und Ueberzeugungen nach den Interessen und Stimmungen derjenigen Menschenclasse regeln, die funfzig Jahre alt ist.

Der werdende Mensch.

Gehirnerweichungen, Glaubensmetamorphosen und ähnliche große Revolutionen unserer Innern, zu denen man im Alter lange Jahre braucht, machen wir in der Jugend oft in wenigen Stunden durch.

Die Evolutionen.

Dasjenige, was der wichtige Kerl am leichtesten findet, erscheint oft gerade als das Geschwerste.

Die deutsche Dichterlegt.

Die Anlage der Deutschen zur Dichtkunst besteht in keinem Ueberwuchs der Phantasie, sondern in der Vermählung der Phantasie mit dem Gemüth.

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 2. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Nur ein Schreiber.

Ein Vorspiel in vier Capiteln erzählt.

Zweites Capitel.

Ein Königsschießen.

Sonntags in aller Frühe wurden in ganz Rosenthal die Leute aus dem Schlafe geweckt. Die Hunde bellten aller Orten, denn der Hundeton war über den Ring gegangen. Hundeton oder Hundeanton hieß eigentlich Anton Jeschke, weil er aber, wie die Leute glaubten, Hunde verhexte und ihnen deshalb unheimlich blieb, nannte man ihn überall und von jeher Hundeton. Kein Mensch wußte, wie alt schon Hundeton war. Der Eine sagte 50, der Andere 70, der Dritte 100 Jahre. Und wirklich wußten die Aeltesten sich seiner nicht anders zu erinnern als in seiner jetzigen Gestalt. Er hatte sein graues Haar auf seinem Kopf und ging ungebeugt und fast sah er einem Orang-Utang ähnlich, wenn er mit seinem langen Stocke einherschritt. Er wußte, trotzdem man ihn allgemein für blöde hielt, alle Verhältnisse besser als jeder Andere. Hundeton trug die Kessel und Pauken auf „Springerstecken" zum Königsschießen. Das Bellen der Thiere, wie ihn weiterhin, war der Reveillerschlag für die Schützen und die Bretergasse hinab ging's, den Pferdberg hinauf. Der Löchter Jung, den man auch Hirschweg wegen der Nähe, die er von seinem Bruder, dem Kapellmeister in Petersburg, zeitweilig erhielt, den Nabel nannte, pflegte zu sagen: Auf diesem Berge lassen die Rosenthaler alle Laurentiusfeier, die sie in der Kanzlei hinunterschlucken müssen, wieder heraus; daher das Sprichwort: „Ich hö't dem Oberamtmann gesot, wie er's sei Lebtage noch nie gehört hat, wie ich über a Pferdberg 'naus war!" Der Kegelplan wurde von einem Harlekin gehütet, der die Kugel auffing, während die Andern ins Schießhaus eilten. Dort, auf durchlöcherten Scheiben zusammengefügt, auf denen: „Der Beste ß W. Schrenk" oder eine Krone und darunter wieder jener Name geschrieben stand, ließ auch allen Leuten in geschwindester Hitze nachlaufend Lichtenstern schon, an deren Antlitz eine Rosenbank lag. Wo man durch die frischen Zweige brach, plätscherten Springbogen, in deren Becken Goldfischchen schwammen. Die Schützen liefen einander hinein und trieben allerlei Gespräch, bis der

Schloßmägde mit Körben kamen und auf der Helfenfuche, zu der Sommerpforte hinein, ein lustig Feuer prasseln ließen. Man legte Erdäpfel an die Flamme zum Braten. Denn Einer der Schützen sagte, zum Gutzielen und Guttreffen müßt' man satt sein. Ja, rief Anbel, deswegen müssen wir schießen lernen, daß wir einen Braten bekommen; und Braten müssen wir essen, daß wir schießen lernen. Das schreib ich meinem Kapellmeister nach Petersburg! — „Man sieht doch, warf der Uhrmacher Rucker ein, man sieht doch, daß ihr nur gemeine Handwerker seid! Auf's Auge, ' harfen Blick kommt's beim Schießen am meisten an — Unserem hat's Auge auf die ...ußen Räderen und Blättchenarbeiten geübt —." „Freilich, unterbrach ihn ein Anderer, das weiß des Herrn Pfarrers seine Uhr am besten, die du nach Reichenau schicken mußtest zum Reparieren, weil — du so ein Gott'swunderlange hast! Freilich hat der Pfarrer fünf Gulden müssen zahlen, die in Reichenau sind theuer und dann's Botenlohn." Das Gelächter hallte so weiten die Helfen, daß das Schloßpersonal, welches eben die gewundene Straße herabfuhr, Schüsse zu vernehmen glaubte. Kaum waren sie ausgestiegen, als von dem höchstgelegenen Lusthäuschen, das eine weite Aussicht darbot, ein Willkommen von blasenden Instrumenten erscholl. Die Schützenlehen riefen: „Vivat! Vivat! es lebe der Schützenkönig!" und Niemand war seliger als der Oberamtmann. Mittlerweile hatte sich die Gilde um die grünen Tische gereiht und schien vorerst ein anderes Ziel als die Scheibe ins Auge zu fassen. Denn lieblich drangen die Düfte aus bunglauer Krügen herab und Schützennasen sind empfindlich. Der Oberamtmann jagte die Leute auf, schickte den Harlekin zur Scheibscheibe, die quer feldein an einem Männchen sich befand und, wiewol sonst erst nach der Mahlzeit, nach der Kegelpartie und einem Tanze um die „Nameslinde", geschossen werden war, sollte jetzt gleich der Reigen anfangen und der Schuß an männiglich kommen.

Während nun unten im Lusthause die Hetze ging, war auch Amalie angekommen, aber seitab ein wenig in den Wald gegangen, um Erdbeeren zu suchen. Ihr Vater war alt und schwach und blieb daheim. Sie war am Arme des Verlobten erschienen. Da dieser nun wiederum Schützenkönig sein wollte, gelüstete sie's nach Erdbeeren .... Man warnte sie vor dem bösen Geiste, dem Schwarzel.... Sie lachte und ging wohlgemuth in den Wald. Sie hoffte auf eine Begegnung und eine Erklärung mit Springer. Hunderten trug damals Reiser herbei und als er dem Actuar abmerkte, daß auch er nach rothen Beeren begierig sei, legte er grünes Nadelholz dicht in die Flamme, und ein blauer Qualm stieg wogend auf, der nun sich senkte, nun wieder gaukelnd um Wipfel sich ergoß und endlich einen Waldkamin beweglich in die Luft baute, in den Dörfern weit und breit hieß es, Schwarzel brate jetzt Kinder. In der Gesellschaft ward weder Springer noch Amalie vermißt, denn im Freien achtet ein Mensch nicht so ängstlich auf den Andern; da verwirrt sich unser sonst pedantischer Blick, nehmen und kennen, von Räum angezogen und von Nichts zurückgehalten.

Wollen Sie mich erschießen, daß Sie mir mit dem Gewehr nachschleichen? sagte Amalie, als sie Springer's ansichtig wurde.

Springer lachte, wie immer, fein, bald sah er, daß Amalie vor Eifersucht glühte. Er spöttelte sogar — über Marie! Doch durch seine bizarren und blasirten Aeußerungen ward ihm sein eigenes Gefühl klarer, wiewol er es sich selber zu verwirren bemüht war. Er belog Amalien, wie er sich belog, denn Marie hatte, je mehr er sich dagegen sträubte, immer tiefer seine Seele entzündet, wie heiße Wachstropfen, auf die Herzgrube getröpfelt, das Blut wieder zu stillen machen. Aber er rechnete sich Gefühl dem Elemente zu und das Element, wie er das Gemüth nannte, zu beherrschen, das hätten ihn die Jahre der Jugend gelehrt ...

Ich muß gestehen, lieber Springer, sagte Amalie, schon gemacht, seit, ich mache mir im Herzen Vorwürfe, daß ich so traulos bin — Schmuck lacht mich —

Wie Sie keinen Titel, sagte Springer.

Dies war das Thema der Erörterung im Walde. Sie währte lange. Stellung wurde gegen Stellung abgewogen. Amalie weinte sogar. Springer redete sich in die heftigste Empfindung hinein und in dem Augenblicke, als er eben einen Rückblick auf sein Leben, seine Hoffnungen, seine Zukunft begann, erscholl ein Jubelruf von der Schießstatt, wie ein Einwurf, ein Widerspruch des Geschicks.

Amalie erschrak. Sie konnte annehmen, daß der Oberamtmann wirklich Schützenkönig geworden und seine Krone mit ihr theilen wollte. Schon schnurrerte Hunderten nach ihr. Sie mußte sich losreißen.

Springer folgte. ... Der Königsschuß war noch keineswegs gefallen .... Er trat an, schoß und paff! zugleich mit dem Knall sprang aus dem Mäuerchen ein Flügelmännchen heraus — also der Mittelkreis war durchschossen. Der Harlekin steckte eine rothe Fahne aus und gleichzeitig ward Springern der grüne Königsmantel umgeworfen und die Eichenkrone auf die Schläfe gesetzt, ein Donner aus Kehlen und Kesseln erschütterte die Luft und Holz und Eingewohnt blickte die Schützenmajestät.

Der Oberamtmann ward fast bewußtlos in den Wagen gebracht.

Dieser Springer war doch sein Teufel!

Nun sah Rosenthal einen Triumph. Die Bürger scharten sich am Pfarrberg. Hinunter ging's in die Stadt. Das war ein Jubeln und ein Rufen. Eilt durch die Vorderstraße, dann zum Ring. Kaufmann Greif stand kopfschüttelnd in seinem Laden. Er lief hinein und wieder heraus, sobald die leichterrathende Marie neugierig ward und gleichfalls, eine Düte, die sie eben zu füllen gedachte, in der Hand, auf die Schwelle trat und mit pochendem Herzen der Musik, deren Urheber gleich um die Ecke kommen mußten, entgegenhorchte. Der Vater schickte sie ins zweite Zimmer, die Schwestern zu holen und Dies und Das auszurichten; aber zur rechten Zeit war sie wieder da, um den Schützenkönig, in dem sie mit einem kaum unterdrückten Freudenschrei Springern erkannte, auch zu sehen. Der Ring war voll von Menschen. Endlich genug nahm sich der Schreiber aus, der nun nach der Meinung der Mädchen in der ihm eigenthümlichsten Gestalt erschien; plötzlich sprang Hunderten voraus und rief aus Leibeskräften sein Vivat. Als der König dem Greif'schen Hause nahe gekommen war, warf er den grünen Mantel leichtsinnig auf den Boden, drückte seine Krone dem Hunderten in die straffen, farblosen Haare, empfahl sich den Schützen und sprang lachend ins Gewölbe, wo ihm Alle entgegengrüßten.

Schon dämmerte der Abend und Springer saß noch im traulichen Märchenkreise, wenn Käufer draußen schellten, mußte immer Marie hinaus; der Alte rührte sich nicht. Marie ging auch ganz gern, denn einen so mächtigen Einfluß Springer aus der Ferne seit auf sie übte, in der Nähe, im Gespräche hatte er ihr etwas Grauenhaftes. Springer griff Alles, was ihr am nächsten lag, mit derselben Schonungslosigkeit an, wie man seine eigenen Neigungen mit Selbstironie zu geißeln pflegt. Besonders heute, da er eine Debatte über das Königsschießen nicht aufkommen lassen wollte, sprang er von einer Rede zur andern, um so alle weichen Blätter zu zerpflücken und die Dornen in die Eingeweihten zu drücken. ... Marie machte sich im Zimmer da und dort Beschäftigung. Als sie die Blumen vor den Fenstern begoß, spottete Springer über ihren Blumengeschmack. Sie lieben die Blumen, sagte er, weil diese und jene Romanheldin sie liebte. ... Marie that, als ob sie's nicht hörte und fragte: Haben Sie nicht im Walde den Schwarzel gesehen?

Springer erschrak.

Sie glauben an dies Märchen? sagte das arme geängstigte Mädchen.

Warum? sagte er. Der Schwarzel ist ein Geist. Wer ihn sah, bei dem war erschien er.

Man kam von dem Gespräche ab.

Die Zeit des Abendessens rückte heran. Springer vermißte sein Gewehr und empfahl sich. Er erinnerte sich, es auf dem Schießhause gelassen zu haben.

Diese Blume setzte Springer ungern profanen Blicken aus. Man hatte ihn stets gefragt, warum auf dem reichen Silbergehänge nicht sein Name, sondern ein fremder Anfangsbuchstabe glänze, dessen Bedeutung er Niemand anvertrauen konnte, weil er sie einfach selber nicht kannte. So trug er die Fremdin der Kindheit, den einzigen Rest einer schönen Traumzeit, auf Spaziergängen fast immer über der Schulter. Ihren mit Perlenmuscheln ausgelegten Lauf kannten alle Thiere des Waldes.

Springer fand das Gewehr nicht auf der Schießstatt. Er dachte an die Waldstelle, wo er mit Amalien gesprochen. Das dumpfe Rollen eines fernen Donners und die schwer herabhängenden Wolken waren nur das Echo seiner eigenen zwiespältigbewegten Brust, als er dorthin sie zu suchen ging. Er wußte nicht, ob er mit eigenem oder fremdem Gewehr den Königsschuß gethan. Vom Berge sah er sich gegenüber das Schieß- und das Greifsche Haus in friedlicher Nachbarschaft nebeneinander erleuchtet vom jeweiligen Blitz. Er sah lange Zeit starr hin, als müßte es in eins von beiden einschlagen. Aber gleichgültig zog das Wetter seines Wegs. Ein strömender Regen ergoß sich, als wollte der Himmel die Brandspuren des Blitzes tilgen. Springer fühlte sich wohl; die Nässe erfrischte ihn und gab ihm den Vollgenuß seines Ichs, um den er durch die Begebnisse des Tags gekommen war. Er schlüpfte in den Wald und suchte vergebens nach dem Schimmer seines Gewehrs; er ging tief ins Dickicht. Es war Nacht geworden. Es umflüsterte ihn. Jugendsagen zogen durch seine Seele. Umnachtet war seine Phantasie. Er setzte sich auf einen verwitterten Baumstamm und versank in tiefes Sinnen. Da schien ihm der Wald plötzlich erhellt. Alle Bäume schienen zu glänzen und ein Greis stand vor ihm und hob den Zeigefinger ernst empor. Wie heißt du? flüsterte Springer. Der Greis sprach nichts; aber die Bäume schienen statt seiner zu flüstern: Schwarzel.

Es währte lange, bis sich der Träumer sammelte. Die Flinte war verloren. Er ging mit wüstem Hirn nach Hause.

Während die sonnengetränkten Aehren allenthalben die Sicheln beschäftigten und in heiliger Stube schon das glitzernde Erz an den Wetzstein schlug, während die arbeitsfurchigen Hände der Väter mähroll[illegible]gaum sich schwangen und immer gleiche Reihen legten, mußten die Jungen zur Rekrutirung nach Josephstadt, um einst selbst vielleicht reif oder unreif gemäht zu werden. Wie mächtig muß doch der Soldatengeist sein, der die widerstrebendsten Elemente eint! Heute werden die Rekruten, vergeblich wüthend, Schlachtopfern gleich, der Heimat entführt; morgen kehren sie zurück, regulirt wie die Stundenzeiger, deren Gang willig dem innern Getriebe des Werkes folgt. Wenn man beobachtet, wie unsere Schritte unwillkürlich dem Takte des Trommelschlags sich anpassen, und außerdem bedenkt, wie gern der Mensch sich an ein äußeres Gesetz gekettet sieht, um der innern Centrale zu entfliehen, dann ist das Räthsel dieser wunderbaren Verwandlung gelöst. Die Schenken sind alle von Rekruten voll, die heute das Recht zu haben glauben, zu allerletzt ihrer ausgelassenen Willkür die Zügel schießen zu lassen; trunken aber nicht. Der Eine flucht und schimpft auf alle Welt, der Andere wirft die Fenster ein, der Dritte läßt seine Dirne in Ruhe; hier und da geleitet eine jammernde Mutter den in sich hineinweinenden Sohn und mancher Vater läßt die Ernte und geht mit auf den Assentplatz, in der Hoffnung, zu heilen und die rüstige Jugendkraft freudig zur Arbeit wieder mitzubringen. Springer ward durch seine Pflicht, mit nach Josephstadt zu müssen, wohlthätig aus sich herausgerissen. Er verabschiedete sich nicht bei Amalien. Ihr lügiges Auge hätte in seinem Seelenspiegel den Anhauch des Kummers erkannt und Erklärungen zu geben war ihm unmöglich. Daß er aber noch ins Greifsche Gemäuer sprang und ein herzliches Ade sagte, zeigt einen tieferen Grund jenes Unterlassens. Auch freute Marie eine flüchtige, aber vollthuende Lebewohl in der innersten Seele; denn Springer war kein Freund von Formeln. Der Oberamtmann war mit sichern, selbstbewußten Schritten

auf die Aecker gegangen und benahm ſich ſehr leutſelig gegen die Knechte; dennoch wünſchten ihn dieſe zum Geier, denn ein beaufſichtigender Blick hemmt den ſonſt freien Schwung der Arme, die Aufmerkſamkeit wird getheilt und ſpringt wie ein gebrochener Lichtſtrahl immer erſt von dem Aufſeher zur Arbeit.

War es die Leerheit, die in uns klaffend zurückbleibt, wenn eine liebe Perſon plötzlich unempfohlen von uns gegangen iſt, war es ein längſtverhaltener Wunſch, der jetzt ſeine Erfüllung möglich ſah, Amalie nahm den großen Schlüſſelbund, den Herrn aller Schlöſſer gemächer, und ſchlich unbemerkt, da alles Geſinde auf dem Felde war, an die Thür gegenüber der Kanzlei und öffnete ſo ungeſtüm, daß ſie den Schlüſſel einmal wieder zurückdrehen mußte. Sie trat in das Zimmer des Actuars. Sie ſah's zum erſten mal. Erſtaunen malte ſich in ihren Zügen; man hätte von der Art, wie ſich Springer zu kleiden pflegte, auf eine phantaſtiſche Decoration ſeiner Wohnung geſchloſſen, aber da war Alles ſo regiſtrirt wie der Bücherkatalog des Kaufmanns Greß; die ſechs Paar Glanzſtiefeln zunächſt der Thür ſtanden aufmarſchirt da wie Huſaren, im ganzen Zimmer kein Spiegel. Die Seſſel aus Nußbaumholz, ungepolſtert. Sie waren vor das Bett und um das Tiſchchen paarweiſe gereiht und an dem Bücherſchrank, deſſen Scheibe ein Vorhang verhüllte, war ein Zettel angeklebt, der nichts anders als eine Stundeneintheilung enthielt. Amalie ſah ſich ängſtlich um und kam erſt aus der Furcht, das rechte Zimmer verfehlt zu haben, heraus, als ſie aus der geöffneten Schublade Springer's Schriftzüge erkannte. Ueber der Thür bemerkte ſie zuletzt eine Schmetterlingſammlung, in deren Mitte ein ungewöhnlich großer Todtenkopf ihr einen Schauder erpreßte ... Es iſt doch merkwürdig, daß gerade der leichtſinnigſte Vogel ein ſolch ernſtes Wappen an ſich trägt ... Amalie nahm raſch ein Heft aus der Schublade, als wollte ſie der unheimlichen Geſellſchaft der angeſpießten Flügler entgehen und machte große Augen, als hinter dem erſten Blatte, das mathematiſche Figuren enthielt, mit großen Lettern geſchrieben ſtand: „Rückblicke auf mein Jugendleben.“ ... Sie glaubte Tritte zu hören, eilte raſch der Thür zu, zog die Schlüſſel ab und ſchloß von innen zu. Mit klopfendem Herzen ging ſie daran, die Seele eines Menſchen leibhaftig vor ſich zu ſehen, die Worte eines aus dem Schlafe Redenden zu belauſchen, denn der Entſchlafene gleicht dem Schlafenden. Ihre Liebe, beſchwichtigte ſie ihr Gewiſſen, gebe ihr das Recht, den Schlüſſel zum geheimnißvollen Charakter Springer's zu benutzen, denn das Wohlwollen dürfe ſich Das erlauben, was der Gleichgültigkeit oder dem Haſſe zum Verbrechen angerechnet werden müßte. Sie las nun mit glühendem Antlitz und brennendem Blick

(Die „Rückblicke“ in nächſter Nummer.)

Seele und Leib.

Zur Unterſuchung der Frage: Ob Geiſt? Ob Materie?

II.

Die neue Lehre von der Materialität des Geiſtes ſieht den Geiſt für eine bloße Summe von Wirkungen oder Erfolgen an dem Leibe an, welche zugleich mit ihm entſtehen und mit ihm zu Grunde gehen. Sie nimmt an, daß in dem Maß, als das Gehirn wohl getrieben iſt mit Phosphor, es wohlverſehen iſt mit Gedanken, welche ihm ſelbſtleuchtend entſtrömen, wie dem Phosphor in der Finſterniß ſein Licht entſtrömt. Ihr iſt der Leib ein muſikaliſches Inſtrument und die Seele die Muſik, welche es hervorbringt. Je beſſer das Inſtrument conſtruirt iſt, deſto regelmäßiger ſind die Schwingungen ſeiner Saiten, deſto ſchöner iſt die Muſik. Hören die Schwingungen auf, ſo iſt es mit der Muſik vorüber.

Die vor acht Tagen angeführten Thatſachen lehren uns, daß die Seele etwas Selbſtändigeres ſein müſſe, als wofür dieſer Materialismus ſie hält. Ein Weſen, dem es wohlgehen

kann, wenn es dem Nerven übelgeht, ein Wesen, dessen Wirkungen und Eigenschaften sich aufs höchste steigern können in Zuständen, wo dem Nerven die Bedingungen seiner Gesundheit im höchsten Maße abgeschnitten sind, kann nicht eine bloße Schwingung am Nerven, eine bloße Eigenschaft an der Materie sein, sondern behauptet dem Nerven gegenüber eine Selbständigkeit, vermöge deren es das Schicksal desselben nicht allemal zu theilen braucht.

Das Beispiel des tönenden Instruments, des leuchtenden Phosphors drückt das hier obwaltende Verhältniß schlechterdings nicht aus. Darum ist man jedoch noch nicht genöthigt, bei diesem Gegenstande alle natürlichen Zusammenhänge fahren zu lassen und sich zum Wunderbaren zu flüchten. Im Gegentheil kommt uns die Natur von andern Seiten her mit Erscheinungen entgegen, welche auf das Verhältniß von Leib und Seele eine bessere Anwendung leiden. Dreht man die Glasscheibe einer Elektrisirmaschine, so erzeugt sich eine Quantität Elektricität in dem Conductor derselben und bleibt dort vorhanden zu beliebigem Gebrauch. Man darf die Glasscheibe, welche die Elektricität erzeugt hat, zerschlagen, die im Conductor aufgefangene Elektricität bleibt darum doch bestehen, denn sie ist zwar eine durch die Glasscheibe erzeugte Kraft, aber durchaus nicht eine bloße Eigenschaft an der Glasscheibe. Die Scheibe verhält sich vielmehr wie eine Pumpe. Sie pumpt die elektrische Kraft empor aus ihren großen unbekannten Magazinen und leitet sie in den Conductor, wie die Pumpe das emporgezogene Wasser in ein Bassin leitet. Aehnlich läßt sich das Nervensystem als Pumpenwerk einer höhern Elektricität ansehen. Ohne dieses Pumpenwerk würde die Kraft nicht aus ihren unbekannten Magazinen emporgehoben werden können in die Lage, welche der Ladung des Conductors oder der Sammlung des Wassers im Bassin entspricht. Ist sie aber einmal emporgehoben, so gewinnt sie für sich damit die völlige Selbständigkeit und wird vielleicht fortwährend behaupten können, sogar nach Zertrümmerung des Pumpenwerks, welches die Kraft in den Conductor emporhob.

Ist der Trunk einmal aus dem Brunnen emporgeschöpft, so mag der Eimer, welcher ihn schöpfte, zertrümmert werden, das sieht jenen nicht an. Ist das Tuch fabricirt, so mag die Tuchfabrik zu Grunde gehen, das richtet jenes nicht mit zu Grunde. Ist die Iliade gedichtet, so mag Homer sterben, die Iliade bleibt. Bin ich ins Fenster hinaufgestiegen, so mag die Leiter, auf welcher ich stieg, fallen, ich bleibe nun oben. Ist die Glocke gegossen, so mag die Form, in welcher sie gegossen wurde, zerschlagen werden, die Glocke bleibt. Ist das selbständige Ich entstanden, so mag der Leib als der Apparat oder das Baugerüst, in welchem dasselbe fertig wurde, zerschlagen werden, das Ich bleibt, was es wurde.

Es geht hieraus hervor, daß die alte Lehre, welche den Menschen aus zwei Theilen, aus Leib und Seele, bestehen läßt, den natürlichen Zusammenhängen lange nicht so entfremdet ist, als die neue Lehre von der Materialität des Geistes dies darzustellen bemüht ist. Hält die alte Lehre von der Zweiheit sich häufig an Nebenbestimmungen fest, welche mit dem heutigen Zustande der Wissenschaft nicht mehr übereinstimmen, so folgt hieraus nur, daß sie einer Umschmelzung oder Umformung gemäß unsern erweiterten Naturkenntnissen bedarf, keineswegs aber, daß sie gänzlich verlassen werden muß. Und müßte sie ganz und gar verlassen werden, so bliebe vor der Hand an ihrer Stelle ein bloßes Fragezeichen stehen. Denn eine Ansicht, welche so sehr die offenkundigsten Thatsachen einer Selbständigkeit des Geistes gegen die Leiblichkeit unerklärt läßt, wie die neue Lehre von der Materialität des Geistes dies thut, kann unmöglich die richtige sein.

Der neue Materialismus sucht die alte Lehre von der Zweiheit, welche er bekämpft, gern so darzustellen, als wohne in ihr ein der natürlichsten Ansicht der Dinge feindliches Princip, als stamme sie aus einem aller physikalischen Naturbetrachtung entfremdeten, blos theologischen Denken. Freilich kann die Theologie, und namentlich die christliche, dieser Ansicht nicht entbehren, aber darum ist sie doch lange nicht die einzige Quelle derselben. Vielmehr behaupteten lange vor Entstehung des Christenthums die griechischen Philoso-

rhen Heraklit und Pythagoras die Selbständigkeit der Seele gegenüber dem Leibe aus pſychologiſchen und phyſikaliſchen Gründen. Und auch bei Ariſtoteles, welcher dieſe Selbſtändigkeit aufs entſchiedenſte vertheidigte, lagen dieſer Vertheidigung nicht religiöſe Vorurtheile zum Grunde. Denn dieſer Denker ſtand bei der heidniſchen Prieſterſchaft weit mehr im Geruch der Ketzerei als der Rechtgläubigkeit und ſchickte ſich in ſeiner Metaphyſik ſo wenig in die damaligen religiöſen Vorſtellungen, daß ſelbſt Alexander es für gut hielt, ihn vor einer zu unbefangenen Veröffentlichung ſeiner die göttlichen Dinge betreffenden Schriften zu warnen.

Dieſe antiken Naturforſcher fanden ebenfalls ſchon einen Materialismus zu bekämpfen, welcher auf ungeſchickte Art das Verhältniß von Leib und Seele zur Frage verzeichnete und ganz ähnlich wie der Materialismus unſerer Tage von pſychologiſchen Schnitzern ſtarrte. Folgen wir alſo einmal den Fußſtapfen jener großen vorchriſtlichen Denker, aber im Lichte unſerer weiter vorgeſchrittenen Naturkenntniß, und verſuchen es, wie weit uns die bloßen Pfade der Natur auch ohne Zuhülfenahme einer Offenbarung auf dem Wege der Erkenntniß unſerer ſelbſt zu leiten vermögen.

Wir ſetzen hierbei dem Früheren zufolge eine Selbſtändigkeit des Geiſtes dem Leibe gegenüber voraus. Eine Zweiheit in dieſem Sinne iſt thatſächlich vorhanden. Aber nicht eine todte Zweiheit, wie von zwei zuſammengefügten Hölzern oder Klammern, ſondern eine lebendige, wie etwa zwiſchen zwei ſelbſtändigen Waſſerbehältern, aus deren jedem das Waſſer in den andern hinüber und wieder zurückfließen kann, oder zwiſchen zwei einander gegenüberſitzenden Spielern, von denen der eine dem andern um ſo mehr abgewinnen kann, je mehr dieſer beſitzt, aber immer ſo, daß, was der eine gewinnt, der andere verlieren muß, und umgekehrt. Aber dies reicht noch nicht aus. Denn um dieſen Wechſelverkehr der beiden Selbſtändigkeiten gegeneinander darzuſtellen, tritt ein Mittelglied ein, ſodaß aus Zwei nun Drei werden. Was eine neue pſychologiſche Wiſſenſchaft hierüber Genaueres zu Tage gefördert hat, läßt ſich unter folgende Geſichtspunkte zuſammenfaſſen.

Es gibt drei ſelbſtändige Arten oder Formen von Weſen in der Welt, von denen die Materie nur die eine Art ausmacht. Die entgegengeſetzte iſt die Vernunft, welche ſowol durch das Denken und Erfinden, als durch das perſönliche Handeln und Ausführen des Gedachten ebenſo ſehr ihre Selbſtändigkeit beweiſt, als es die Materie auf andere und entgegengeſetzte Weiſe thut. Die dritte Art oder Form iſt der zwiſchen beiden mitten inne ſtehende thieriſche Trieb mit allen den an ihr hängenden Gefühlen und Begehrungen. Die Materie iſt nur der dritte Theil des Weltalls. Erſt alle drei Arten oder Formen der Weſen füllen daſſelbe vollkommen aus. Sie ſind aber bei ihrer Selbſtändigkeit gegeneinander dennoch enge miteinander verwandt, indem ſie fähig ſind, gegenſeitig ineinander umgewandelt oder ineinander übergeführt zu werden.

Gäbe es nichts weiter als Materie und Vernunft in der Welt, ſo würden ſie beide uns nothwendig als völlig verſchiedene Weſen von gänzlich entgegengeſetztem Urſprung erſcheinen müſſen. Denn es würden uns alle Mittel fehlen, die Beſchaffenheit dieſer entgegengeſetzten Weſen aneinanderzuknüpfen. Blos der thieriſche Trieb iſt es, welcher beide miteinander verbindet und ineinander überführt. Der Trieb iſt mit der Vernunft nicht einerlei, wie man an den unvernünftigen Thieren ſieht. Aber die Pſychologie lehrt, daß beide ſehr enge verwandt ſind, daß dieſelbe Kraft, welche in niedrigern Organismen blos als Trieb und Begierde thätig iſt, bei vollkommenerer Einrichtung des Nervenbaus ihre Thätigkeit in die höhere des Denkens verwandelt, ſodaß Dasjenige, was in uns denkt, im Grunde Daſſelbe iſt als Das, was in uns begehrt und treibt, hungert und zürnt, liebt und haßt. Aber dies immer ſo, daß es niemals Beides zugleich vermögen kann, ſondern immer, je weit es in den Zuſtand der Vernunft übergeführt, dem Zuſtande des Triebes enthoben iſt, und umgekehrt.

Eine ähnliche Verwandtschaft wie zwischen Vernunft und Trieb findet nun auch statt zwischen dem Triebe und jener feinsten Art der Stoffe, welche man wol den König und Beherrscher der ganzen materiellen Welt nennen darf, indem sie in allem Stoffwechsel das einzig maßgebende und bestimmende Princip ist, nämlich der Elektricität. Diese ist ein feiner Stoff von so großer Beweglichkeit, daß sie an allen wägbaren oder schweren Stoffen, welche sie durchströmt, als die Grundkraft aller ihrer Wirkungen auf andere schwere Stoffe angesehen werden muß. Diese Urmaterie, dieser Stoff der Stoffe zeigt sich dem Wesen der thierischen Triebe enge verwandt, sodaß zwischen ihr und dem Triebe, ähnlich wie zwischen Trieb und Vernunft, ein Verhältniß des Uebergangs stattfindet.

Sowie das Wasser in drei Gestalten darstellbar ist, als Wasser, Eis und Dampf, so ist die Seele in drei Gestalten darstellbar, als Vernunft, Trieb und Elektricität. Das Eis schmilzt zu Wasser, so verwandelt sich die Elektricität unter gewissen Bedingungen in Trieb um. Das Wasser verdunstet zu Dampf; so wandelt sich der Trieb unter gewissen Bedingungen um zu Vernunft und Persönlichkeit.

Man darf sich das Wesen der ganzen Natur als einen Schmelzungs- und Destillationsapparat vorstellen. Aus der Materie destillirt sich die Elektricität, aus der Elektricität der Trieb, aus dem Triebe die Vernunft. Und zwar so, daß im großen und allgemeinen Zusammenhange der Dinge das Höhere immer das Frühere, das Niedere aber das Spätere ist. Bevor wägbare oder schwere Massen im Weltraum entstanden, war Elektricität oder Grundstoff. Bevor Elektricität war, war Trieb, und bevor Trieb war, war Vernunft. Aus der Vernunft, als dem göttlichen Schöpfungsworte, ist Alles entstanden. Und auch die Materie, wenn einmal entstanden, kann wieder zurückgeführt werden in die Vernunft, aus welcher sie entstand. Dies geschieht durch die Mittelglieder des Triebes und der Elektricität oder des Grundstoffs.

Die Wesen der Natur sind in beständigem Fluß. Hier glühen unaufhörlich unterirdische Feuer, welche die niederen Wesenstufen in die höheren, das Abgeleitete ins Ursprünglichere durch Schmelzung und Läuterung überführen. Aber nur der Verstand, die Wissenschaft ergreift die Sache in ihren wahren Uebergängen, das Auge sieht und die Hand tastet nur die äußere Schale. Könnte auch das äußere Auge ins Innere dieser Vorgänge schauen wie die Wissenschaft hineinschaut, es würde anstatt der kalten und harten Erdrinde lauter Bewegung und Verwandlung erblicken, eine feurige Wesenfreiheit in ewigem Fluß und in unaufhörlichem Formwechsel begriffen, aufsteigend ins Licht und den Aether, sich niederballend in die Schwere und die Finsterniß, sich auseinander ineinander gebärend und verklärend, sodaß wir bei solchem Anblick wol mit Goethe ausrufen würden:

Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eines in dem Andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die gold'nen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all' das All durchklingen!

Man denke sich einen Ofen, in welchem Holzscheite sich zu Glut, Licht und Asche verzehren. Die Flamme als ein leuchtendes Gas ist ein Anderes als die Glut oder erhitzte Asche und diese ein Anderes als das Holz. Aber die Glut entwickelt sich aus dem Holze und aus der Glut steigt die Flamme. Das Holz verzehrt sich in der überhandnehmenden Hitze, die glühende Asche tritt an die Stelle des Holzes und aus der Glut steigt eine helle, lichte Flamme, ein entzündetes Gas. Sowie hier drei verschiedene Wesen sind, die sich immerfort verwandeln und auseinander emporsteigen, so wandeln sich Leib, Trieb und Vernunft ineinander um und steigen auseinander empor.

Oder betrachten wir den Hekla. Das unterirdische Feuer schmilzt den Schnee und

das Eis seiner Rinde und sammelt das Wasser in unterirdischen Becken, wo die Gewalt der Feuerdünste es emportreibt mit dem mächtigen Strahl des dampfenden Geysers. Die Wassertheile, welche nun als Dampf schweben, sind dem Wasser entzogen und die zu Wasser geschmolzenen Theile sind dem Eise entzogen. Dennoch kann Dampf in Wasser, Wasser in Eis zurückkehren. Nähme die unterirdische Hitze so zu, daß alles Eis, Schnee und Wasser sich in Dampf verflüchtigte, so spränge der Geyser nicht mehr, und nähme der Frost so überhand, daß Wasser und Dampf gefröre, so spränge der Geyser auch nicht mehr. So leidet durch Zunahme des Dampfs das Wasser Abbruch und durch Zunahme des Wassers das Eis. Denn das Wasser nährt sich aus dem Eise und der Dampf aus dem Wasser. Und ebenso bekommt auch wieder durch Abkühlung das Wasser aus dem Dampfe und das Eis aus dem Wasser Zuwachs.

Aehnlich ist es mit Leib, Trieb und Vernunft. Anstrengungen der Vernunft und des Begehrens schwächen die Kräfte des Leibes, eben weil es diese Kräfte sind, aus denen Vernunft und Wille sich nähren. So wie die Flamme das Oel verzehrt, so Vernunft und Wille die Leibeskräfte. Der Materialismus irrt darin, daß er die Seele selbst für eine materielle Kraft hält. Wäre sie dies, so könnte Vernunft und Wille nicht anders wachsen als durch Zunahme der Leibeskräfte, ähnlich wie die Flamme in der Lampe wächst mit Zugießen neuen Oels. Aber die Flamme kann auch wachsen auf Kosten des Oels, wenn ich nämlich durch Hervorzerren des Dochts sie vergrößere. Aehnlich kann auch die Seele wachsen auf Kosten des Leibes, obgleich sie es nicht braucht. Denn sie kann durch übermäßiges Wachsthum mehr Elektricität absorbiren, als durch Nahrung und Schlaf regelmäßig wieder ersetzt wird. Diesen Umstand übersieht der Materialismus und stimmt deshalb mit den Thatsachen der Wirklichkeit nicht überein. Er übersieht die Hauptsache, nämlich die Selbständigkeit der Seele gegen den Leib, aus dem sie wächst, der Flamme gegen das Oel, aus dem sie brennt.

Der Materialismus sieht ein Verhältniß blos einseitig an, welches an allen beiden Seiten ergriffen werden muß, wenn es wirklich verstanden werden soll. Er sieht die Materie als die Grundlage an, aus welcher Trieb und Vernunft ihre Nahrung ziehen. Und er hat insoweit Recht, als Trieb und Vernunft verwandelte Materie sind in demselben Sinne, wie die Flamme ein in Leuchtgas verwandeltes Oel ist. Aber man darf hierbei nicht stehen bleiben, sondern muß bedenken, daß ganz in eben dem Grade, als die Vernunft umgewandelte Materie ist, auch die Materie nichts weiter als umgewandelte Vernunft, das Oel nichts weiter als umgewandeltes Leuchtgas ist.

Der reine Materialismus ist eine traurige Lebensansicht. Er will uns bereden, daß alles Licht am Ende aus der Finsterniß, alles Helle aus dem Dunkel stammt und wieder ins Dunkel und Vergessen zurückkehren muß. Der Schmetterling, welcher sich im Sonnenschein schaukelt und von den feinsten Düften und Säften der frauenwürdigen Blüten nährt, möchte aber nicht gern zurückkehren in den dumpfen Stand der blätterfressenden Raupe oder in den Sarg der in den hohlen Baumstamm eingeklebten Puppe, sondern was einmal das Licht erreicht hat, das möchte gern im Lichte bleiben und läßt sich nicht gern wieder in schlechtere und finsterere Lebensgebiete zurückstoßen, wie es der Materialismus haben will. Nun wäre zwar gegen seine Lehrung nichts einzuwenden, wenn die Natur der Sache, die unerbittliche Wahrheit sie so mit sich brächte. Davon ist aber das Gegentheil der Fall. Die genauere Forschung dient in diesem Fall dazu, Alles hell, licht und froh zu machen und es außer allem Zweifel zu stellen, daß das Licht ursprünglicher ist als die Finsterniß, der Tag früher als die Nacht, das Gas früher als das Oel, der Geist früher als der Leib und die Vernunft früher als die Unvernunft.

Auch im Reiche der Materie selbst finden wir es ja schon so. Nicht mit schweren Metallen und finstern Erdgeklumpen fängt die Schöpfung an, sondern mit Lichtnebeln

und Warmeäther, den flüchtigen Boten der Elektricität. Nicht mit der kalten, harten und steinigen Erdrinde fing die Gestaltung des Erdballs an, sondern mit einem geschmolzenen, flüssigen, glühenden Kern, um welchen sich erst die harte Schale der Gebirge als Schlacke legte, ähnlich wie in den Eisengießereien der Tiegel voll weißflüssiger Eisenglut sich mit einer grauen, zarten Haut überdeckt oder wie das auf dem Tische rollende Quecksilber kügelchen sich durch Oxydation an der Luft in einen feinen Silberschleier hüllt. So ist auch im großen Erdball der All-Gestaltung die Vernunft der geriegene, nächtige Glutkern, das Erste und Letzte. Die Materie ist der darumgeschlagene Mantel, das Oxyd des Geistes.

Im Lichte dieses Gedankens gewinnen alle Thatsachen ihre völlige Klarheit. Wenn im übermäßigen Genießen es der Seele überaus wohlgeht, während sich der Leib dabei übel befindet, so findet in diesem Fall ein so starkes Ueberführen der Nervenelektricität in die Form des selbständigen Triebwesens statt, daß hierdurch die Ernährung und das Wachsthum des Körpers Schaden leidet. Wenn anhaltende Anstrengungen des Denkens und Wollens den Körper schwächen, so ist es die selbständige Vernunft, welche ein übertriebenes Maß von physikalischer Kraft aufzehrt. Man darf sich in diesen Fällen also sowol die vernünftige Person als das Triebwesen unter dem Bilde von Gewächsen vorstellen, welche dem Boden, in welchen sie gepflanzt sind, übermäßig viel Nahrungsstoffe entziehen, denselben dadurch auswurzeln und entkräften. Wenn man in Zuständen des stockenden Lebensprocesses das Gedächtniß eine im gewöhnlichen Leben unerhörte Thätigkeit entfalten sah, so geschah dies vermöge einer von Seiten des Ernährungsprocesses freigewordenen oder ihres Dienstes entlassenen physikalischen Kraftsumme, welche nun auf ungewöhnliche Weise in eine entgegengesetzte Daseinsform übergeführt wurde. Und wenn der Mensch selbst seinem eigenen Leibe Abbruch thut, im frommen Fanatismus denselben durch Fasten und Entbehrungen aller Art abzehrt oder auch im überwältigenden Schmerze seinem Leben ein willkürliches Ziel setzt, so zeigt sich darin nur wieder die Gewalt der Selbständigkeit, womit das Triebwesen dem Leibwesen widerstreben kann, obgleich es die Kräfte, womit es widerstrebt, jenem selbst entlangt.

Die neue Lehre von der Materialität des Geistes verdankt ihren Ursprung einem unverdrossenen Vordringen auf den Wegen einer rastlos fortschreitenden Physik. Die Physik hat seit kurzem mit Glück Mehreres in ihr Gebiet gezogen, was man ehemals für sie unzugänglich hielt. Die Entdeckung der Gesetze des Durchschwitzens von allerlei Flüssigkeiten durch thierische und pflanzliche Häute (der sogenannten Exosmose und Endosmose) hat gelehrt, daß die Einsaugung der Feuchtigkeit durch die Wurzelfasern sowie auch durch die Zellenwände im Innern der Gewächse nichts in sich enthalte, was sich nicht im Wesentlichen durch physikalische Versuche nachahmen läßt. Die künstliche Darstellung des Harnstoffs durch Liebig sowie mehrer vegetabilischer Oele durch andere Chemiker hat dargethan, daß durch das künstlich erzeugbare chemische Experiment bis auf einen gewissen Grad in das Gebiet des organischen Lebens eingedrungen werden kann. Mit Recht frohlockt die fortschreitende Wissenschaft über solche Erfolge. Aber aus ihnen die Folge zu ziehen, daß man auch sogleich der Geist keinen andern selbständigen Gesetzen gehorchen dürfe als physikalischen, ist ein ähnlicher Sprung, als wie ihn die alten Chemiker machten, indem sie, noch über einige wohlgelungene Stoffverwandelungen, sofort den Plan faßten, auch einen Menschen in der Retorte zu fabriciren.

Zuletzt tritt immer die Erfahrung selbst als Lehrmeisterin, wenn auch nicht mit offenen Enthüllungen, doch immer mit bedeutsamen Winken dazwischen. Das Experiment, welches auf physikalischem Wege am nächsten an die Natur der Seele gerührt, hat dieses auf eine solche Weite gethan, daß dadurch ebenso sehr die nahe Verwandtschaft von Seele und Materie bewiesen, als die Hoffnung, die Seelenthätigkeiten selbst jemals körperlich wahrnehmbar und sichtbar zu machen, abgeschnitten worden ist. Denn es zeigt dieses Ex-

periment, daß, ſobald als die phyſikaliſche Kraft anfängt in einen Zuſtand überzugehen, in welchem ſie zur Empfindung und zum Triebweſen beiträgt, ſie in demſelben Maße, worin ſie dieß thut, als phyſikaliſche Kraft unwirkſam und unſichtbar wird.

Bereits in den Erörterungen „Ueber Unſterblichkeit der Seele“ in dieſen Blättern iſt die Rede geweſen von der Entdeckung der Nervenelektricität durch Du Bois Reymond. Wir kommen in einem dritten Artikel darauf zurück.

(Der dritte Artikel in nächſter Nummer.)

Das Schachſpiel.

Von Wilhelm Orges in Paris.

Heinrich Heine behauptet in ſeinen „Reiſebildern“, es hätte Niemand das Recht, Schach zu ſpielen, als gebildete Offiziere in der Kaſerne und jüdiſche Doctoren. Es mag daher misbräuchlich ſein, daß im Café Régence in Paris noch eine Menge Andere dort vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend Schach ſpielen. Es iſt ſogar für Einige der ganze Lebenszweck, und das iſt vollkommen begreiflich, da es eigentlich doch nur ein reiner Calcul iſt und nur uneigentlich ein Spiel genannt werden kann. Ich denke, es iſt Schiller, der irgendwo ſagt: „Wir müſſen uns abgewöhnen, den Werth einer Perſon und eines Gegenſtands nach dem Gegenſtand zu beurtheilen, womit Beide ſich beſchäftigen, ſondern lediglich auf die Art und Weiſe der Behandlung ſehen.“ Wenn man dieſer Lehre folgt, muß man unter den Schachſpielern Manche finden, die vollkommen würdig ſind, in der Geſchichte der Wiſſenſchaften eine Stelle einzunehmen. Der König des königlichen Schach, der unvergleichliche, wie geſchlagene Held, der Ritter sans peur et sans reproche, war bekanntlich Philidor, der ſeinen Hof gewöhnlich in dem Café Régence am Palais Royal hielt und viele berühmte Kämpen dort verſammelte, um im freien Turnier Lanzen für die eigene wie des Volkes Ehre zu brechen. Philidor reiſte ſogar nach Potsdam, um dort die Schlacht bei Roßbach wieder gut zu machen. Der große König aber, zu gewohnt, die ſchwarz-weißen Farben über ſich zu ſehen, mochte eine Abneigung gegen den Kampf empfinden, wo ſie ſchon vor der Schlacht am Boden lagen; vielleicht verſprach er ſich auch von dem gefelderten Terrain weniger Vortheile als bei Reiterwerben vom Alignements-nah oder es fehlte ihm Gendig' und Moller's Batterie auf dem Jannikhügel, kurz er ließ den Schachkönig nicht vor ſich und dieſer verließ Sansſouci, ohne daß ſich die beiden „Einigen“ geſehen hatten. Es iſt eine ſeltene Ausnahme, daß zwei ſo große Denker gleichzeitig ſo gebildete Muſiker waren; von Philidor's Opern hat ſich ſogar eine: „Le maréchal ferrant“, bis auf den heutigen Tag auf dem Repertoire erhalten. Der Familienname des Schachkönigs iſt bekanntlich André Danican. Das Scepter iſt von ihm wechſelnd auf die verſchiedenſten Nationen übergegangen; noch zuletzt war es in der Hand eines Deutſchen, Herrn Kieſeritzky aus den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, der kürzlich geſtorben iſt.

So ganz gleichgültig iſt das Alles nicht, denn das Schach hat immer eine Rolle in der Geſchichte geſpielt. Seine Entſtehung verliert ſich in das graueſte Alter der Vorzeit, denn ſchon im „Ramayana“ der Indier wird es als ein uraltes Spiel unter dem Namen Tchaturanga erwähnt und beſungen. Wie die modernen Franzoſen, glaubten die alten Griechen, daß jede großartige Idee von ihnen ausgehen müſſe, und ſie beliebten daher das Schach zum zweiten male zu erfinden, um ihm auch die Eigenſchaft der Claſſicität zu verleihen. Man ſagt, Palamedes hätte es vor Troja gelehrt, und es findet dieſe Annahme wenigſtens in der zehnjährigen Belagerung eine Unterſtützung, da man ſich dort doch unmöglich immer nur um die verlorene Ehre der ſchönen Helena hat ſchlagen können. Ob die

Einnahme der Stadt durch ein Roß mit dem Springer im Schachspiel, eine bekanntlich im Endspiel sehr gefährliche Figur, in Verbindung steht, läßt sich zwar nicht streng nachweisen, gewiß ist aber, daß Agamemnon Schach gespielt hat. Viele große Feldherren haben später, diesem Beispiele folgend, ihren Geist in dem dem Kriege so verwandten Spiele geschult, wie Tamerlan, Karl der Große, Friedrich der Einzige, Napoleon.

Die Ritter von der Tafelrunde des König Artus spielten Schach und der Pfaffe Konrad erzählt in seinem Gedicht von Roland und dem Thal von Roncevol, daß Kaiser Karl, als die Boten des Königs von Marsilia zu ihm kamen, Schach spielte. Er berichtet leider nicht, ob es die berühmte Partie war, welche der Sachsenfeger gegen den Mesire Garin de Monglave spielte, wo er, von Eifersucht getrieben, gegen dessen Leben Weib und Krone einsetzte. Wer weiß, was aus der Welt geworden wäre, wenn Karl der Große nicht seines Versprechens, das zu halten damals noch üblich, von seinem Vasallen auf eine höchst edle Art entboben wurde.

Die Geschichte — die ja immer bei solchen Anekdoten sich mißbrauchen lassen muß — hat diese merkwürdige Partie verewigt. Der Kaiser, der billigermaßen den Anzug hatte, bot das Königslaufergambit und Monglave nahm es an. Damit schien, da sie Beide gleich starke Spieler, die Partie gegen ihn entschieden, denn bis dahin galt der Angriff für unwiderstehlich. Aber der Ritter erfand damals jene noch heute berühmte Vertheidigung; wie nach jedem abgeschlagenen Angriff erfolgte ein Umschlag, der den mächtigen Kaiser bald überschen ließ, wie die nächsten fünf Züge ein unabwendbares „Matt" brachten. Aber der Mesire von Monglave dachte edler als Karl der Große: er tauschte den Thurm gegen den Läufer und die Partie wurde „Remise".

Als der persische Gesandte Napoleon in Warschau die Huldigungen des Schahs brachte, saß derselbe beim Schach; aber er spielte mit Berthier nicht um Weib und Krone, sondern um Provinzen Rußlands. Der moderne Karl der Große dachte offenbar prosaischer; doch fehlt es trotzdem nicht an tragischen Partieen aus alten Zeiten.

Konradin von Schwaben spielte Schach, als ihm Karl von Anjou sein Todesurtheil ankündigen ließ; Otto von Wittelsbach erschlug König Philipp beim Schach und Johann der Beständige von Sachsen zog ebenfalls am Brett, als ihm Kaiser Karl V. mit einem ähnlichen Geschick drohen ließ. „Weiter im Spiel!" sagte der Fürst ruhig, da ihm das Urtheil verlesen war, und man sagt, daß schon damals der kühne Moritz das verdeckte „Schäfermatt", welches der Kaiser sogar seinem Affen gelehrt, aufzog, an dem bei Innsbruck der mächtigste und schlaueste aller deutschen Herrscher „matt" wurde. Aber nicht blos Fürsten, sondern auch Philosophen, Dichter und Künstler in reicher Zahl waren von jeher dem königlichen Spiel eifrig zugethan; Kant, Hoffmann, Klopstock, Jean Jacques Rousseau suchten darin Erholung und der Letztere war lange Habitué des Café de la Regence. Sogar regierende Fürsten haben die über tausend Werke reiche Literatur des Schachs mit ihren Arbeiten bereichert; so erschien bald nach Meister Jngold's in Augsburg gedrucktem Buche: „Ueber das güldene Spiel Schaffzabel", das mehrbändige Opus von Gustavus Selenus: „Ueber das Schach- und Königspiel in vier unterschiedlichen Büchern mit besonderm Fleiß aus gründlich abgefaßt." Unter diesem Titel verbirgt sich Herzog August von Braunschweig-Lüneburg der Jüngere.

Benjamin Franklin schrieb ein Werk: „The morals of chess", und noch im Jahre 1827 publicirte ein Theolog in Leipzig „95 Sätze gegen das Schachspiel", dem der fromme Mann, wie allerdings aus dem Titel nicht hervorgeht, überaus zugethan war. Heutzutage ist die Literatur so zahlreich geworden, daß ihre Kenntniß mehr Zeit erfordert als die Meisten darin verwenden können, besonders da man schon dem Spiel selbst so manche Stunde opfert.

Wer kann auch nur als Zuschauer von einer interessanten Partie gehen, ehe sie ge-

endigt? So sammelte sich in Berlin in der nun verschiedenen „Zeitungshalle" stets ein dichter Kreis um die Hauptspieler; Gruft Kossak, nicht an Ruhe, Systematik, aber an Einfällen und neuen Wendungen überaus reich, Herrwitz, Ehrlinger und „der Stallmeister" sind allgemein bekannte Kämpfer. In der Régence war es bisher Herr Kieseritzky, der die Augen aller Schachfreunde auf sich zog. Sein Spiel war genial, immer neu, immer elegant und streng vom ersten bis zum letzten Zuge. Staunton schlug St.-Amand, Anderssen schlug Staunton, aber Kieseritzky schlug Anderssen. Die künstlichen Partieen der Régence, wo neue Bauern an die Stelle von Offizieren treten, wollen mir nicht gefallen; das Spiel verliert dadurch an der Einfachheit seiner Anordnung und wird künstlicher, ohne schwerer zu werden. Nach Kieseritzky folgen die Herren Sequin, Budzynski, Journoud, Lecrivain, Preti, Legaëne, Delannoy. Alexander von Humboldt versäumt nie, wenn er nach Paris kommt, die Régence zu besuchen, und der auf so traurige Weise bei dem Eisenbahnunglück von Versailles ums Leben gekommene Admiral Dumont d'Urville erster Gang nach jeder Seereise war nach dem Café an der Place des Palais-Royal.

Die meiste Aussicht auf den Scepter des Spiels hat jetzt wol Herr Herrwitz in Hamburg. Der Thron wird dadurch wieder nach Deutschland verlegt, nach dem einzigen Lande, wo das Schach volksthümlich, wenn auch nur sporadisch, geworden ist. Nicht weit von Halberstadt liegt ein Dorf, Stroebeck, wo seit dem 15. Jahrhundert Jedermann Schach spielt und schon in der Wiege jeder Schulzensohn dem fremden Gegner einen Bauer und zwei Züge vorgeben muß. Die Stroebecker spielten sich bekanntlich steuerfrei von ihrem Bischof und das Dorf besitzt ein Schachspiel, das in der Mitte des 17. Jahrhunderts ein Kurfürst von Brandenburg schenkte, um die unüberwindliche Bauernschaft zu gewinnen. Fremde von nah und fern, sogar der berühmte Automat Kempelen's, haben sich dort ihre Niederlage geholt, und Stamma, der berühmte Spieler von Aleppo, hielt sich erst nach den Stroebeckern für den stärksten der Schachkämpen auf der Welt. In den tollsten Zeiten des Deutschen Reichs war Stroebeck der einzige Ort, wo kein Fremder hiefterfret oder verballmündet starb, vorausgesetzt, daß man aus dem Sterbehause das Schachspiel holen konnte, welches dem Kreuz als Aushängeschild dient. In der neuesten Zeit ist allerdings der Glanz dieses uralten Ruhms verblichen, aber noch immer bekommen die Stroebecker Töchter ein Schachspiel zur Aussteuer und jeder Freiersmann muß nach altem Herkommen den Rösselsprung machen, ehe er um eine Stroebecker Maid werben darf.

Das Schachspiel lehrt, wie die glänzendsten Angriffe, die kühnsten Entwürfe am ruhigen, unerschütterlichen Widerstande scheitern; die festesten Stellungen werden durchbrochen, wenn die Bauern in Masse vorwärtsgehen. Einzeln werthlos, sind sie vereint von unwiderstehlicher Gewalt und in der letzten Reihe angekommen, gelten sie bekanntlich dem vornehmsten Offizier gleich. Namentlich in Kieseritzky's Endspielen gaben sie fast immer die Entscheidung, so in dem berühmten vierfachen Kampfe vom 27. April 1851 — ohne daß Kieseritzky die Schachbretter sah — gegen die vier Nationen: Franzosen, Italiener, Engländer und Deutsche. Der deutsche Schachspielklub zog im vollen Vertrauen an und der Ausgang hat dasselbe als berechtigt bewährt; denn, wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Der erste Zug in diesem denkwürdigen Turnier lautete nach dem im Café der Régence aufbewahrten Protokoll:

„Der Königsbauer zwei Schritt."
„King's pawn two squares."
„La pedina del re due passi."
„Le pion du roi deux pas."

Donizetti's Todtenfeier in Bergamo.

Aus dem Musikleben Italiens von Ferdinand Sieber.

Gaetano Donizetti, der Stolz und die Freude der italienischen Nation, Donizetti, dessen schöne, gefühlvolle Melodieen bis in die fernsten Lande gedrungen sind und seinen Namen mit Ruhm gekrönt haben, beschloß Sonnabend, den 8. April 1848, Abends gegen 5 Uhr in seiner Vaterstadt Bergamo sein erst so glänzendes und ehrenvolles, später so beklagenswerth trauervolles Leben. Bekanntlich fiel er schon 1845 in die Nacht des Irrsinns. In diesem Zustande blieb der unglückliche Componist zuerst in Wien, ward später nach Paris und endlich nach rastlosen Bemühungen seiner Mitbürger nach Bergamo geleitet, wo er im Hause einer seiner Verehrerinnen, der Gräfin M., Aufnahme fand, bis der Tod seinem jammervollen Leben ein Ende machte.

Die Leichenfeier (am 11. April Vormittags) war eine überaus glänzende und würdige. Sie hinterließ bei Jedem, der ihr beigewohnt, einen tiefen und bleibenden Eindruck. Es sei mir gestattet, hier ein Bild derselben zu entwerfen, welches beweisen mag, wie Italien seine Talente zu ehren und ihren Verlust zu betrauern pflegt.

In der Kathedrale der obern Stadt Bergamo begann die Todtenfeier. Die Kirche war schwarz ausgeschlagen und durch ein Lichtmeer von Kerzen erhellt, die in sechs langen Reihen den Hochaltar und den einzigen Stufen vor demselben aufgestellten Sarg Donizetti's umstrahlten. Der Erzbischof, das Domcapitel und viele andere Priester umstanden den Katafalk, der mit einer prachtvollen Sammetdecke überzogen war. Vom Chore der ertönte das große Requiem von Simon Mayr, welches von den besten Sängern mit Begleitung des Orchesters vortrefflich ausgeführt wurde. Die Stimmen klangen mächtig durch die ungeheuren Wölbungen und Hallen des Doms; die Musik war großartig und tief ergreifend. Sie verfehlte auch ihre Wirkung nicht, denn in den weiten Räumen der Kirche, die mit Tausenden von Menschen so angefüllt war, daß es unmöglich wurde, sich auch nur einen Schritt zu bewegen — herrschte die größte Andacht und eine wahre Todtenstille.

Der lombardische Adel war zugegen. Alle in schwarzer Trauerkleidung. Daß von den Künstlern und namentlich Musikern Keiner fehlte, bedarf wol kaum der Erwähnung; aber auch der Bürger- und Handwerkerstand war zahlreich vertreten und Hunderte von Bauern und Bäuerinnen knieten auf dem Marmor-Estrich des Doms und lauschten andachtsvoll den Trauergesängen. Nachdem das Todtenamt beendigt war, setzte sich der Leichenzug in Bewegung. Der Sarg ward von Priestern den Hauptgang der Kirche entlang durch das große Portal (das von außen die Inschrift trug: „Requiem a Donizetti") auf die Straße getragen und dort auf eine Bahre niedergelegt. Erst als der Zug geordnet war, wurde die Bahre emporgehoben und unter feierlichen Trauermärschen nach dem Campo de' morti getragen. Eine Abtheilung der erst seit der damaligen Revolution organisirten und wenige Wochen darauf wieder verschwundenen Guardia civica ging dem Zuge voraus, um dem Leichenconduct durch die ungeheure Volksmenge einen Weg zu bahnen. Die jungen Bürgersoldaten waren sämmtlich in schwarzen Sammet gekleidet, trugen Calabreserhüte mit schwarzen Federn und auf der Brust an einer Stahlkette das Medaillon des Papstes Pius IX. Die Trommeln und Fahnen waren mit schwarzem Flor überzogen. Dann folgte das erste Musikchor, welches einen Trauermarsch des gestorbenen Meisters spielte. Dann, unter einem Baldachin, der Erzbischof von Mailand, dem ein langer Zug von Priestern vorausging und nachfolgte. Etwa in der Mitte der Processionen erblickte ich den Sarg, der (wie erwähnt) mit einer schwarzen Sammetdecke, deren Enden die ersten Musiker der Lombardei in Händen hielten und mit einigen Bar-

tituten Donizetti's bedeckt war. Die Kirchensänger schritten zu beiden Seiten der Bahre einher und sangen ein Miserere von Simon Mayr, dem in ganz Italien so hochverehrten deutschen Componisten. Hinter dem Sarge folgten auf einen kurzen Zug von Priestern die übrigen Leidtragenden, die aus Bergame, Lecco, Como, Mailand und der ganzen Umgegend zusammengeströmt waren. Es mochten wol gegen 800 Männer sein, die sämmtlich hohe Wachskerzen trugen. Eine zweite Abtheilung der Guardia civica, von einem zweiten Musikchor angeführt, das abwechselnd mit dem ersten, vielleicht auch zu gleicher Zeit Trauermärsche spielte (denn die Entfernung vom Anfange des Zugs war so groß, daß man unmöglich bis hierher einen Ton von der ersten Banda hören konnte) — bildeten den Schluß des geordneten Zugs. Daß Tausende von Menschen nachfolgten und überhaupt den ganzen Zug begleiteten, brauche ich nicht erst zu erzählen. Das Auge fand keinen Ruhepunkt in der unabsehbaren Menge.

Alle Häuser und Straßen, durch welche die Procession zog, waren bis zum Dach hinauf mit schwarzen Tüchern behangen, jedes Fenster mit Zuschauern angefüllt; alle Glocken läuteten. Es war eine großartige, äußerst ergreifende Feier und wol kein Auge blieb in dieser Stunde thränenleer. Auf dem Kirchhof pries der Professor Rota in begeisterter Rede das große Talent des Geschiedenen und beklagte seinen unersetzlichen Verlust. Donizetti's Arzt, Dr. Lengaretti, sprach hierauf noch einige tiefgefühlte Worte über das grauenvolle Ende eines so ruhmgekrönten Meisters und — als Donizetti's Hülle der Erde übergeben wurde — rief er aus: „Gaetano Donizetti ist gestorben, allein für uns und Millionen wird er leben fort und fort, denn sein Ruhm und der Klang seiner Weisen ist unsterblich!“

Die Menge zerstreute sich still und geräuschlos. Es war eine Todtenfeier, wie sie vielleicht manchem Fürsten der Erde nicht zutheil geworden.

Anregungen.

Kaulbach's Fresken an der neuen Pinakothek in München.

Ihr vielfach angefeindeten bunten Erinnerungen an König Ludwig's Sorgen und Mühen um die Kunst! Ihr lagt vor mir im schönsten Sonnenlichte, überwölbt vom tiefblauen Himmel, wie ein solch Ultramarin sich auch nur auf der Hochebene finden kann, auf der München liegt!

Im ersten Hinblick auf die bunte Wandbekleidung des neuen Gebäudes glaubt man sich, wunderlich genug, auf einen Dultplatz versetzt, auf eine Art Hamburger Berg, wo große, an einer Bretterbude hinaufgemalte Bilder all die Herrlichkeiten verkünden, die drinnen an Thieren oder Wachsfiguren zu sehen sind. Hat man vielleicht neben der schwerfällig ernsten und feierlichen Ruhe des Aufbewahrungsorts der alten Bilder für die neuen ein „Immer heran, meine Herrschaften!“ und ein „Kauft! Kauft!“ bezweckt? Ist dies der Fall und wird die Idee als passend wiedergefunden, so werden die Späße, die Kaulbach auf die Wände gemalt hat, bereits gemüthlicher wirken. Und wenn sich König Ludwig ferner von seinen Nachkommen bedingen wollte, daß München für einige Zeiten an der neuen Pinakothek aufhöre (dicht daneben sieht man Scheunen und Schuppen), so sind, genau betrachtet, Kaulbach's Fresken dann der Schlußstein zu dem ganzen Perikleischen Wesen Neu-Athens und in den ungeeignetsten Verhältnissen, die sie vom Leben und Streben der Künstler geben, geben sie dann zu Neu-München gleichsam das Motto: „Das ist der Humor davon!“

Es ist sehr erbaulich gegen diese Fresken geschrieben worden. Wir näherten uns ihnen genug voreingenommen und von aller dagegen aufgewendeten Salbung bereits sehr [illegible] gestimmt. Gerbrand mit dem Allengeprüfte, überhaupt, Pegasus mit seinen drei Rossen und dem sich am Quell haltenden Musen kamen uns demzufolge schon ziemlich preisgegeben vor und ein wohlweises „Paßt für die schlingenden Völker!“ stand uns schon fertig zwischen den Bart. Weiter wandernd jedoch wird dem Beschauer, wenn er in der Malerei gerade kein angeklebter Professor ist, schon wohler und freudiger zu Muthe, immer dringlicher wird ihm dann der Ausruf frommen: Hier ist mehr als Fabel und Bericht! Hier ist Gedanke, Charakter, Schönheit

Grazie, Wahrheit und diejenige Geschichtschreibung, die am Ende doch die einzige ist, mit der ein Maler von Geist und Charakter sich der Aufgabe unterziehen konnte, König Ludwig's Verdienste um die Kunst zu malen. Welchen Weg sollte denn nach eurer Meinung Kaulbach einschlagen, um diese Epoche zu schildern? Den akademisch-langweiligen? Allegorieen jener steifen Art mit den Genien der Allgemeinheit, den Attributen der Phrase, den verschwimmenden Glorien jener Bezüglichkeit, die gewöhnlich Alles ausdrückt und im Grunde wieder nichts? Wie wird man doch so müde, so matt in einer Stadt wie München von dieser endlosen conventionellen Andacht, dieser bestellten Frömmigkeit, diesem gemachten Enthusiasmus für allerlei alte, verschollene Dinge, dieser von der Erde ganz abgehobenen ewigen Idealität und wie wohl thun dann endlich diese Kaulbach'schen Fresken, die den Muth haben, in die Allegorie und die akademischen Traditionen unsern Frack, unsern Regenschirm und die wirkliche Wirklichkeit des Künstlerlebens einzuführen! Nun ist die Huldigung, die dem seltensten aller gekrönten Kunstfreunde dargebracht wird, erst wahr, die Production der HH. Cornelius und Overbeck und wie sie heißen, Kaulbach nicht ausgenommen, ist nun erst, auch wenn Zeloten über ihre Ideen geschrieben wären, auf das Maß der Menschlichkeit zurückgeführt und man sieht ein wirkliches Schaffen, ein wirkliches Arbeiten, Graben und Bauen in jenen Hemdärmeln, die denn doch wahrlich auch Rafael getragen hat, wenn es gerade heiß war und mochte er gehn mal die Sixtinische Madonna malen. Hat euch das all so wehgethan, ihr Professoren, daß ein College eurer Schaffen nicht sogleich im Glorienschein der angewandten Aesthetik, in der großen Robe der Katheder- und Professuns- und Guide de voyageur-Phrase darstellte? Ihr wandert da auf diesen Fresken auf den üblichen Manithieren nach Rom, nehmt eure Stoffe, wo ihr sie findet, copirt eine Fornarina als eine Madonna, copirt eure Talente untereinander selbst, drängt euch nach Bestellungen, freut euch eures Mäcen-Königs, der mit jugendlicher Begeisterung auf eure Welt den Mantel seiner schönen Liebe ausbreitet, kurz, ein Künstler, wie er ist, feiert Künstler, wie sie sind, waren und ewig sein werden — und ihr verlangt Theaterpomp, Coulissen, Schminke, Heiligenschrine und das ästhetische Theaterprinzessinnen-Herz der kennerschaftlichen Bewunderung, die euch ewig nach Salon-, Katheder- und Kunstblatt-Salm beurtheilen soll? In der That, an solche Auffassungen nur scheinen die großen Herren der Palette gewöhnt seit der vielen Rederei und Schreiberei über ihren Werth und ihr erhabenes Verdienste. Wenn ihnen begegnen sollte, was den Anderen alle Tage begegnet, daß die Würdigung ihrer Verdienste unter der Collegenschaft der tägliche Gegenstand öffentlicher Mißgunst und Herabsetzung ist, es würde ihnen nicht leichte ein Sacrileg erschienen sein, daß einmal eine bunte Wand von ihnen nicht geheimräthlich, sondern menschlich gesprochen hat. Und da die Herren in München hundertfach Gelegenheit fanden, ihre Unsterblichkeit durch ihr Schaffen zu beweisen, so wär's ja ein langweiliger Gedanke gewesen, eben nun auch eure Sterblichkeit anders aufzufassen als es Kaulbach in seinen Fresken gethan hat. Neben dem modernen Leben, das sie schildern, enthalten sie ohnehin Züge von einer wahrhaft emportragenden Idealität und bringen die Allegorie und poetische Staffage mit dem Zopf der Zeit, dem Frack und dem Geldbeutel in einer Weise in Verbindung, die an die schönsten Gruppirungen des Rubens erinnert, wo dieser in der Lage war, Diplomatie und heiße Staatsaction mit demselben Pinsel darstellen zu müssen, der die „Jüngsten Gerichte" gemalt hat.

Die dunkle Geisteszukunft der Völker.

Einen stetigen Bildungsgang hat eines Volkes Sprache, nicht seine Literatur. Die deutsche Literatur z. B. hatte oft das Bewußtsein ihrer selbst und die Erinnerung an früher schon gefundene Resultate verloren. Alle zwei, drei Jahrhunderte schien die deutsche Literatur wieder von vorn anzufangen und es kann leicht wieder eine Zeit kommen, wo Vieles von Dem, was sie jetzt so reich besitzt, plötzlich wie gar nicht mehr vorhanden scheint.

Die Ehelichkeit.

Es gibt Menschen, die in der That ehrlich sind, denen man aber, um sie auf diesem guten Wege zu erhalten, dann auch gestatten muß, davon ein gewaltiges Wesen zu machen. Nähme man ihnen die laute Freude und den oft marktschreienden Lärm ihres Ruhms, würde man ihnen und vielleicht sich selbst bald das Spiel verderben.

Zur Euthanasie,

oder der Lehre, mit Behaglichkeit zu sterben.

Wirst du älter und älter, so laß den Kahn treiben! Rudre ihn nicht mehr!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 3.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Nur ein Schreiber.

Ein Prinzenleben in vier Capiteln erzählt.

Drittes Capitel.

Die Rückblicke.

Amalie las in Springer's Tagebuch: „Einem Menschen, der so in den Tag hineinlebt wie ich, ohne festen Plan, der die Zügel seines Geschicks dem spielenden Zufall überläßt und nur jene Mannhaftigkeit zu üben weiß, das Unabwendbare, Selbstverschuldete mit Ruhe und Resignation zu tragen, ist es Pflicht, den andern Wanderern die Spuren seines Tritts, welche die Zeit verwischt, aufzudecken und zu bewahren; denn der Mann des Siegs deutet keck auf seine stets gegenwärtige That, der geschlagene Feldherr aber zeigt, wie und warum er das Treffen verloren, nicht nur um sich zu entschuldigen, sondern seinen Nachfolgern zu nützen und dem Verstande der Menschheit zu genügen. Wer weiß, wie ich sterben werde, nur nicht siechen möchte ich, den Menschen nicht die Laune und Lebenskluft verderben, wenn sie mich anschauen! Dies war oft mein Fehler. Ich rechnete mit der Welt, daß sie kein Mitleid mit mir habe und bedachte nicht genug, daß ich sie um die Freude betrogen, die sie an mir hätte haben sollen. Jeder Mensch ist schuldig, heiter wie ein Gott durch sein Sein zu ergötzen und mit dem Leben zu versöhnen; Mitleid heischen und Thränen — das heißt einen Bankrott machen, wobei die Menschheit Verlust erleidet."

„Meine Mutter war die Tochter eines Kirchendieners, Jonathan Springer, zu Hohenelbe. Meinen Vater kannte ich nicht, aber der Großvater nahm in meinem Bewußtsein dessen Stelle ein. Auch meine Mutter lebte mit ihm so, möcht' ich sagen, gattinhaft, daß die Familie einen lückenlosen Kreis schloß. Ich war ein kränkliches Kind, aus zartem Zuckerteig, und der Großvater verstand es auch nicht, festzukneten. Im Sommer, wenn andere Kinder draußen spielten, mußte ich oft hinterm Ofen hocken, denn der Kleine konnte sich leicht erkälten. Schleimfieber, schwarzer Husten, die Gelbsucht sind Krankheiten, deren ich mich fast als einziger Spielgenossen erinnere. Merkwürdig genug ist's, daß ich nicht Blattern oder Masern in der Wiege erwürgte und dennoch kein Herakles geworden bin. Es ist wirklich, als wären die Kinderkrankheiten eine Abschätzungskommission fürs Leben. Wer zu schwach

ist, die zwölf Arbeiten (wären's zwölfe!) zu ertragen, der wird gleich an der Schwelle der Ehe als untauglich mit einem Schlage fortgejagt."

„Mein Großvater lebte und webte in seinem Dienste; die alte Wanduhr verehrte er als Hausgottheit; denn sie war ja der Generalissimus der Zeit in ganz Hohenelbe. Wenn der Geiger heiser ward, da war unsere kleine Welt aus den Fugen; da gab's kein ander Mittel, sie einzurichten, als eine zu bestimmter Frist ausgeschnupfte Tabacksdose. Er versah sich's zu den Leuten, daß sie wie er pünktlich und accurat sein sollten. Natürlich mußte er gallig werden, wenn man ihm von rückwärts kam und die Einfünfte spärlich, oft erniedrigend eingingen. Da hatte denn meine arme Mutter einen harten Stand. Oft mußte sie heimbekommen, was alle Welt verschuldet hatte; jede Ausgabe fürs Haus war zu groß und nichts recht gethan. Der erste Wind also, der um meine knospende Seele wehte, war drückend und Schmerz meine erste Empfindung. Still sog ich mit geöffnetem Herzen die Leiden der Meinigen ein mit vollen Zügen und die Liebe zur Mutter ward noch durch die stete Besorgniß um ihr theures Leben gesteigert, denn sie kränkelte. Wie tauchte mein Kahn schon in die tiefe, unendliche Flut der Kindesliebe. Durch mein Stubenhocken dazu mußte die schwüle Atmosphäre der engen Umgebung einen niederschlagenden Eindruck für immer machen. Der nahe Bezug zur Kirche, die Orgeltöne, die mich oft aus dem Schlafe weckten und die Handreichungen, die ich meinem Großvater in seinem Dienste that, wenn ich späterhin selbst die Glocke zog und weithinaus über alle Dörfer der Umgegend die vollen Töne verklangen, die meine kleine Hand entlockte — all Das machte mich im Innersten fromm und die Sehnsucht nach Gott schwellte mein junges Gemüth. Wenn ich schlafen ging, sagte ich selbsterdachte Gebete her mit leiser Inbrunst für das Wohlergehen der Meinen und besonders für die Gesundheit der Mutter; welche Gewohnheit ich auch auf dem Gymnasium beibehielt, wo ich mir dazu noch mein Tagewerk zufrieden überdachte. In der Schule ward mir vorgeworfen, daß ich gleich allererst nicht mocht' in die erste Classe eintreten und gleich die Treppe hinauf in die zweite. Hatte mich ja mein Großvater auf seinen Knieen lesen gelehrt und in der Schule sollte ich nun erst buchstabiren. Einst ward in der Schule ein helles Gelächter, als Jemand auf eine Frage des Lehrers statt Ja gebirgsdeutsch mit Jo antwortete; ich lache am meisten, sagte der Lehrer, ich möcht' das Rechte sagen. Feuerroth ward ich und vergaß im Nu das Wort und stand auf und sagte: Jan! Als ich zum Tode betrübt nach Hause kam, war eine fremde Frau daselbst auf Besuch; ich sang immer vor der Thür, daß der Großvater gleich wußte, wer komme, sonst war er bös und schrie: „Ich hab' gemeint, der Kaiser kommt!" Die Frau ermahnte mich weiter zu singen und nahm mich überrascht zwischen die Hände und sagte liebkosend, ich wäre ein vollkommener Städter an Anstand und Grazie. Das machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich's nie vergaß. Ein andermal hörte ich Jemand sagen, ich sei nicht schön, aber anmuthig. Jedoch unsere Erinnerung bleibt immer nur ein Museum, in dem die aus der Vergangenheit ausgegrabenen Kindergefühle und Erfahrungen wie versteinte tropische Pflanzen aufbewahrt werden. Ach! Wer kann die Volkwärme wieder zurückrufen, die den jungen Leib und Geist erfüllte? Nur im Innersten glimmt es noch, aber die Oberfläche ist in kaltigen Krystallen angeschossen — äußere Wärme muß die verlorene innere ersetzen und selbst Jean Paul's Kindergefühle sind nur Funken des Herzens, in den Zentren der Phantasie zu Flammen erhöht."

„Auf dem Gymnasium zu R.. war ich immer unter den Besten; aber, ohne Anleitung, wußte ich nach Erlernung meiner Lectionen nichts zu thun als Zischeln mit Schülern zu lesen. Meine Verwandten daselbst sprachen von den Meinigen als von Narren; ich verschloß daher tief in meinem Busen den fatalischen Quell und galt deshalb für einen Duckmäuser. Meine Mitschüler waren neidisch und nannten mich, weil ich aufrecht ging,

Flauſenmacher. Viele Wochen vor einem Feiertage zählte ich die Secunden aus, die verfließen würden, bis ich nach Hauſe gehen könne; dies göttliche Gefühl, wenn die Wälder und Pfade, die Bäche und Mühlen wie alte Kameraden erſchienen, wenn ferner die heimiſchen Glocken klangen — von Großvaters Händen geläutet — wenn endlich der Ort, das Haus erobert war, man anklopfte, mit einem Freudenſchrei empfangen ward und umfangen — ach, alle Jünglingsfreuden zuſammen wiegen nicht eine ſolche Knabenfreude auf! Gleichwie die Kindheit der Menſchheit ihrem ſelbſtbewußten Mannesalter ewig Offenbarung bleibt, die im Samen Alles enthält in zuſammengedrängter Fülle, was ſpäter nur auseinandergelegt werden muß und wieder zuſammengeleſen, ebenſo bleibt das Ineinanderweben von Gott und Welt im Kinde dem männlichen Individuum heilige Offenbarung. In N.. träumte ich oft, daß ich fliege, auch ſah ich einmal das Leichenbegängniß meiner Mutter — auch in der Schule, wenn der Profeſſor auf die Nägel ſah, um auf eine grammatikaliſche Regel zu kommen, kam's mir vor, als müßte jetzt mein Großvater zu Roß in die Schule kommen, rings um die Bänke reiten und mich zu ſich erheben und zum Staunen Aller durch die ſich öffnende Mauer im Galopp davonfliegen. Bei der Prüfung pflegte ich oft verkehrte Antworten zu geben zum Verwundern des Profeſſors, dem ich ſonſt ſtets trefflich entſprach. Freitags gingen die Bettler ſcharenweiſe; ich ſteckte mein Frühbrot in die Taſche und gab's dem, der mir beim erſten Anblick gefiel. Bei einem ſolchen Manöver traf mich einſt ein Kamerad; ich wartete keinen Dank ab und wandte mich raſch um; der Kamerad lachte mich aus und ſagte: Brauchſt nicht ſolch Weſen machen, das Stückel Brot iſt nicht der Red' werth — ich ſchwieg und dachte: es iſt doch mein Frühſtück! — Eines Morgens war ich vor dem pro scholis-Läuten mit mehren Knaben ſchon auf der Schulbank — plötzlich ſtand ich auf, nahm die Hände der Mitſchüler und ſagte: Kinder! wir wollen fromm und gut ſein! Und ich ließ ihre Hände nicht los, bis ſie ja ſagten. Aber auch mein Körper blühte auf, ich machte die lauten Feldſpiele mit, ich badete oft mehrmals täglich im Bach „am goldenen Rand" — allein ging ich bis zum Kinn in die Tiefe, aber wenn mich Jemand hineinziehen wollte, widerſtand ich heftig. Wenn man mich fragte, was ich werden wolle, ſagte ich, Oberarzt in der Armee! Der Gedanke wurzelte feſt in mir, ſeit mir ein Invalid zu Hauſe einen hölzernen Säbel geſchnitzt hatte und auch das Gewehr, das wie ein Familienamulet immer an demſelben Pflocke hing und bald mein werden ſollte, gab mir martialiſche Gedanken. Vor den zwei Jahren der „Philoſophie" hatte ich große Angſt; das Durchfallen ſtellte ich mir ganz ſinnlich vor; wenn man fällt, kann man wieder aufſtehen, aber durchfallen heißt den Boden unter den Füßen verlieren!"

Amalie hielt inne im Leſen — die Dinge waren alle für ſie — ſo kleinlich und ſie hatte Poſaunentöne erwartet — nicht ſowol kindlich als kindiſch kam ihr das Alles vor. Wie hätte Marie ſich an dieſen hellen Thautropfen des reinen Gemüthes erquickt und gefeſtigt im Vertrauen auf ihr ahnendes Herz! Aber ſo ſpielt das Schickſal und blind vertheilt es glänzendes Geſchmeide unter die Blinden und unter die Sehenden rohes Geſtein. Aber es thut recht daran. Der Sehende gräbt den Demant aus dem rohen Geſtein und ſeine Freude iſt doppelt! — Amalie überflog mehre Seiten und ihr Blick haftete auf einer Stelle, die ihr Intereſſe neu belebte und ſie las halblaut, um mit dem Ohre dem Auge beizuſtehen:

„In den Ferien der Quinta ward ich ſechzehn Jahre. Aus dem Blumenkelche ſproßte die jüngſte, aber drangvolle Knoſpe — die Liebe. Im Schloſſe zu Hohenelbe ward Theater geſpielt von Dilettanten. Nie, niemals hat mich ſpäter die gelungenſte Darſtellung in der Stadt in dem Grade begaubern können, als dieſe Bäckermeiſter in Generalsuniform, als die Keller, gewohnt einen handfeſten, groben Strick, nicht aber die geflügelten, feinen Netze Amor's zu winden, als Liebhaber! Des Amtsverwalters dreizehnjähriges Töchterlein,

in schwellender Jungfräulichkeit, spielte naive Kinderrollen mit einer Liebenswürdigkeit und Frische, die mir das Herz im Leibe hüpfen machten. Bei Tag und Nacht träumte ich von ihr, zu Hause hatte ich keine Ruhe, nahm keinen Antheil an den Meinigen — nur sie wollte ich sehen und Tage lang lauerte ich vor dem Schloßgarten, bis sie sich herabließ oder hinübersprang zum herrschaftlichen Arzte, wo sie Gespielinnen hatte. Des Arztes Sohn war mein Mitschüler. Ich war fortwährend bei ihm und wiewol ich deutlich sah, daß ich belästigte, daß man mir griesgrämige Gesichter schnitt: ich wich nicht — und wenn sie kam — das Blut schoß mir in die Wangen und das Herz bebte in Ebbe und Flut; ich sah sie nur an, ihre rosigen Fingerspitzen und das holdselige Lächeln ihres Mundes — aber ich athmete kaum — sie schien mich nicht zu bemerken. Zu Hause hatte ich Verdruß wegen Versäumniß der Kirche und — des Essens — ich konnte gar nicht begreifen, wie man an Beides denken konnte. Beim Arzte pflegten sie bis spät in die Nacht vor der Thür zu sitzen und die Amalie sprach gegenüber herab von der Schloßmauer, dustiger als die Apfelblüte daneben — ich nachtwachte nicht, der Kaffee verbrannte am Herdfeuer, ich brauchte weder Trank noch Speise — Licht tränkte mich und sättigte mich. Mein Großvater ward wild, die Mutter verdrießlich; ich drohte, mich zu ertränken, wenn man mir nicht Freiheit lassen wolle. Seit der Stunde sprach mein Großvater kein Wort mit mir während der ganzen Ferien. Eines Abends überkam mich eine Sehnsucht. Ich war schon entkleidet, rasch nahm ich das Nöthigste auf mich, Alles schlief und hinaus ging's zum Arzte. Die Thür war gesperrt; ob noch Licht brenne, konnte man der Laden wegen nicht sehen; ich horchte, mein Verlangen ließ mich erwünschte Töne hören, ich klopfte, man kam zögernd, „Wer ist's?" „Springer Adolf!" Der Arzt, der im Bette lag und von dem Bergsteigen zu den Patienten müd und schläfrig war, fuhr mich barsch an und ich glaubte in die Erde zu sinken. Die Amalie mochte schon drüben lange träumen — also um Gottes willen eine Andrede! Besuch zum Julius? Das wär' toll so spät! Ein Blitz — ich begann zu weinen und hielt mir den Backen und bat, der Herr Arzt möcht' mir einen Zahn ausreißen, ich müßt' wahnsinnig werden vor Schmerzen! Der Arzt nahm die Kerze, guckte mir ins Maul und konnt' keinen Hohlzahn finden und schalt; ich aber wies fest auf einen hin, der sei's — der Arzt war verschlafen, verdrießlich, er stieß seine Frau, die ihn am Ziehen hindern wollte, bei Seite und ohne zu murren hob ich knacken, packte den Zahn in die Tasche und wollt' nicht 'mal Wasser zum Ausspülen, weil ich draußen am Troge dessen genug hätt'. Als ich über den Ring nach Hause lief und das heiße Blut aus meinem Munde quoll, hörte ich im Geist hinter mir ein helles Gelächter. Ein andermal bekam ich von der Mutter eine Düte voll Haselnüsse; gleich kam mir der Gedanke: Das verehrst der Schloßmaid! Alsbald war ich beim Arzte und sie war dort! Ich hätt' die Nüsse in Edelgestein wandeln mögen — was braucht sie deine Nüsse? Und dennoch — sie sah so begierlich drein, ich gab ihr sie zitternd, ohne eine Silbe zu reden und sie nahm sie und ließ sich's schmecken; wie gern hätt' ich mich selbst von ihr verspeisen lassen! Am Ende war es ruchbar worden, daß ein so blutjunger Bursch schon „verderben" sei und das wär' mir all eins gewesen — aber mein Kamerad vertraute mir, daß die Amalie mich auslache, daß ihr der Weißhütige nachlaufe und daß sie dem Glöckner Adolf, wenn er statt's Großvaters mit dem Klingelbeutel 'rumgehe, gern einwerfe, weil er ein armer Kerle sei, aber mit ihm so du und du zusammenkommen, das schicke sich nicht für Kinder aus dem Schlosse. Da that mir zum ersten mal meine Zahnlücke weh und ich fuhr mit der Zungenspitz' drin herum und zerbiß sie — meine Leute wunderten sich, wie ich schön zu Hause säße und lobten mich — warum muß der Mensch seine Paradiese wie Seifenblasen zerplatzen sehen? Die Blasen verschwinden ohne Spur, aber in der Seele bleiben einige Narben zurück, die nicht gedrückt werden dürfen, ohne daß ihnen Lebensblut entströmt."

Amalien kam es vor, als lese sie einen Roman. Was man erste Liebe nennt, hatte sie nie erfahren und glaubte auch nicht daran. Daß Eins für den Andern bestimmt sei, kam ihr nicht in Sinn, sondern der anmuthige Mann gehöre für das anmuthige Weib; wer kein genügend warmes Herz für ein Individuum hat, glaubt ja meist, der Gattung erglühen zu können. Sie hatte von Springer anders gefärbte Liebesgeschichten erwartet; [illegible] seine Blödigkeit in gewissen Dingen nicht Verstellung, auch nicht Sattheit, sondern romantische Ueberspanntheit.“ Auch stieg ein leiser Verdacht in ihr auf, der gleiche Name hätte nur eine ähnliche Wirkung für sie hervorgebracht — sie blätterte weiter:

„Ich kam ärmlich ausgerüstet in die Stadt. Bisher hatte mich Ein Professor durch die sechs Schulen begleitet — was dem Wissen eines Gegenstandes bei mir abging, das ward durch einen bessern Erfolg in einem andern ersetzt und der Professor nahm Rücksicht auf die ganze Persönlichkeit. In der Stadt glaubte man meinem Landzeugnisse nicht sonderlich und Fachprofessoren traten mit großen Ansprüchen auf; jeder verlangte Wissen in seinem Gegenstande — um Gemüth, Phantasie kümmerte sich Niemand. Anfangs griff ich Alles mit der Energie an, die man vom Lande in die Stadt, von der Parony in die Schule bringt; die Meinigen sollten von mir hören! Aber bald ekelte mich der trockene, schwunglose Ton an; während man von den Potenzen sprach, summten mir Gebirgslieder im Kopfe, ich fing an, Gedichte zu schreiben. Nichts ist der Spannkraft des Geistes nachtheiliger, als wenn Worte um unser Seelenthor schwirren und dies noch innen verriegelt ist; man wird immer träumerischer und schwankender im Charakter; man gewöhnt sich daran, das Innen- vom Außenleben als zwei Gegensätze zu trennen; Gedanken steigen aus dem Herzen auf in das Haupt, wie aus dem Bache Nebelbilder gen Himmel schweben und ebenso fallen sie wieder herab — mit dem Unterschiede, daß sie nicht wie der Regen zur That werden, die Aecker befruchten und Leben erfrischen, sondern sie schwellen blos das Herz und schlagen schäumend an die nackten Klippen des Lebens und können sie doch nicht wegschwemmen. In diesem Zustande erhielt ich einen Freund von meinem Alter; er war durch Vermittlung meiner Kameraden von dem warmen Athem meiner Gedichte berührt worden. Ich schüttete meine volle Seele aus und erhielt dafür scharfausgeprägte Geldmünzen des Kopfs. Sein Wesen war kantig und abgeschlossen; es schien sein Wille als Wächter vor seiner Seele zu stehen und zu rufen: „Alles darf herein, Nichts hinaus.“ Bald konnten wir nicht ohneeinander existiren und bezogen Ein Quartier. Er bestärkte meine Verachtung der Schule — er durfte sie verachten — ich aber erhob mich über sie, ohne sie auszufüllen; ich schwelgte in Gefühlen und verzehrte mich selbst; wenn die Flamme in sich zurückbrennt, wenn das Herz als Opfer verbrannt wird, anstatt daß es der Altar sei, auf dem die Welt durchglüht werden soll, daß sie leuchte wie ein Phönix: dann ist der Mensch eine Tempelruine — wir fühlten: hier haben Götter gethront, aber wir schaudern über den Schutt und Moder. Wir mit der Schule, so mit den Lectionen: mich wollte man ja nicht, man wollte meine Kenntnisse — und ich konnte nur mich geben. Entschlüsse wurden gefaßt zu lernen; aber unruhig regte sich das Schaffende in mir und aller Vorsatz blieb Vorsatz; endlich läßt man sich gehen und will nichts machen. Der Muth ist weg — jeder unerfüllte Entschluß reißt eine Säule ein an unserm Charakter! — Es kam zur Prüfung. Ich hatte einen geschäftigen Müssiggang getrieben, der viel schädlicher als der eigentliche ist, denn man betrügt sich und meint doch was zu thun. Wenn mir Jemand sagte: „Ich hab' schon Das und Das inne!“ da lachte ich ihn aus und dachte: Wenn ich's lern', kann ich's auch'. Wenn man mich warnte, ärgerte es mich — ich wußt' ja das Alles auch — aber vom Wissen zum Thun ist eine Barrière zu überspringen, über der ich den Hals brach. Als ich zur Prüfung ging, sah ich einen Soldaten gefangen auf die Hauptwache führen, sein bänderirtes Weib folgte ihm — ich fiel durch. Das hatt' ich mir doch nicht eingebildet —

denn es war das Examen aus der Geſchichte! Ich wußt' nicht, mit welchem Geſichte nach Hauſe kommen und improviſirte eine Ohnmacht, ſodaß ich mit einem Fiaker nach Hauſe geführt werden mußte, nachdem man vergeblich Waſſermeſſen über mich ausgegoſſen hatte. Zur zweiten Prüfung ließ ich mich zwingen — mit demſelben Erfolge. Natürlich mußte man nach Hauſe ſchreiben: In der Schule geht es gut! Weiter brachte mich kein Menſch zur Prüfung. Schlaf! Schlaf! Schlaf! Das Bewußtſein zu umnebeln! Aber auch ſo hatte ich keine Ruhe. Ich ſuchte Zerſtreuung, lief von einem Café ins andere, las philoſophiſche Werke. Das iſt die rechte Höhe, wenn man ſo die ſinnlichen Genüſſe mit den geiſtigen mengt! Man wird von beiden nicht geſättigt und begehrt immer mehr. Natürlich wird man verrufen und fühlt ſich doch ſo hochherzig und rein und vermögend! Mein Verhältniß zum Freunde ward immer kälter, wir ſtießen einander die Aeſte — er achtete mich nicht mehr und ich fühlte ihn zu eckig. Bei der geringſten Veranlaſſung entſtand Zank und ich glaubte um ſo viel gröber ſein zu müſſen, als ich ſeit dem Verluſte der Lectionen von ihm den Unterhalt bezog — wir hörten auf, miteinander zu ſprechen und ſchliefen doch faſt in Einem Bette und bemitleideten einander herzlich. Endlich ſchrieb er mir über meinen Leichtſinn und es kam dahin, daß er mich in Sprachen unterrichtete. Welch eine Beſtigung zog wieder ein in meinen Buſen! Wie einig ward ich mit mir und der Welt! Ich kannte nun wieder das Vergnügen! Ach, das iſt ein göttliches Wort! Sich ganz genügen! Das iſt die höchſte Luſt! Aber bald kam ein Brief von Hauſe — die Mutter ſchrieb zum letzten male. Wie ſchnitt es mir in die Seele — „ich ſei brav, zu brav", ſchrieb ſie, „ich möchte praktiſcher werden und die Medicin ſtudiren." — Sie hatte während des Winters den Großvater in einem Fieber Tag und Nacht gewartet und im Frühlinge erlag ſie. Ich kam nach Hauſe. Der Kirchhof ſah mich bleich an. Man ſagt: „Jedem ſtirbt eine Mutter!" Ach nein! nicht Jeder iſt mit ihr verwachſen in Eins, nicht Jeder wurzelt in ihr mit allen Daſeinsfaſern! Ich müßte den Gott haſſen, der wie der Gott der alten Juden mit ſeiner Welt Ball ſpielt — Jeſus iſt nicht nur für, ſondern auch mit uns, nicht nur vor 1800 Jahren geſtorben — täglich, ſtündlich ſtirbt er noch heute — Gott leidet mit uns. Ueber die Lügner, die dem Tode einen Glorienſchein leihen! Die, wie Hiob ſagt: „Gottes Perſon anſehen", wenn der Menſch Urſache hat, mit ihm zu rechten! Ein Geheimniß iſt der Tod — ein häßliches Räthſel — der Oedip ſoll noch kommen, der die Sphinx in den Abgrund ſtürzt... Meine Mutter ſtarb. Wenn je Einer mit einem Glorienſchein geſtorben wäre, dann hätte ſie auch einen haben müſſen — nur Ein Sonnenſtrahl ſpielte auf ihrer Bruſt, als ihr der Odem entwich. Ihre Schweſtern, die Blumen auf der Flur, mußten Schmerz empfunden und der ſüße Mond auf der andern Hemiſphäre leiſe gebebt haben. Ich bereute jede Minute, nicht an ihrem Bette zugebracht. Der Großvater war doch ein eigener Mann. Ich lernte ihn jetzt erſt kennen. Mein Blick hatte ſich geſchärft, meine Beobachtung war reifer geworden. Dennoch durchdrang ich etwas Geheimnißvolles nicht, das ihn umgab. Als ich von ihm ſchied, vom Grabe meiner Mutter Abſchied nahm, bebten ſeine Lippen. Er ſchien mir etwas verrathen zu wollen. Er weinte über meine Armuth. Oft verſprach er goldene Berge. Wo ſie hernehmen? Laß nur, laß es, ſagte er. Zuweilen kam auch Geld, deſſen Urſprung ich mir nicht verſtellen konnte. Er verſprach mir zu ſchicken. Ich reiſte ab, um ihn nie wiederzuſehen. Eine Schreckenskunde hört' ich von einem Tage, wo er wäre mit einem blutigen Meſſer geſehen worden. Er wäre des Wegs vom Schloſſe daher gewankt gekommen... er hätte Drohungen ausgeſtoßen... man hätte ihn gefangen genommen... er wäre entflohen, hieß es... ich erhielt eine geheime Geldunterſtützung... von wem konnte ſie ſein? Mein Leben —"

Bis hierher hatte Amalie geleſen, als Geräuſch ſie unterbrach. Sie hörte des Oberamtmanns Tritt, bebte zuſammen und dachte an eine unbemerkte Rückkehr.

Springer aber hatte, sei's aus Vergeſſenheit, sei's aus Willkür, auf der Rekruten-Reiſe nach Joſephſtadt ſeinen gewöhnlichen auffallenden Anzug beibehalten. Die des Wegs kamen, blieben verdutzt ſtehen, lüfteten die Mütze und ſchauten der wunderlichen Truppe kopfſchüttelnd nach. Faſt ſah Springer dem Räuber Moor ähnlich, der zu Pferde ſeine neugeworbenen Geſellen ins erſte Pröbchen führte. Sein falbes Roß neigte trauernd den ſchlanken Hals und drehte ihn zuweilen zurück mit einem Blicke, der fragt: Darf ich ihn aufrichten? Doch ſein Herr ſchaut andere Geſichter. Zürnend tritt vor ihn ein Greis und reckt die Hände aus und ruft: Wo iſt mein Stab? Du reiteſt ſtolz und ich habe keine Krücke! In fernen Landen bettle ich von Thür zu Thür und mitleidig frägt der Grauſamſte: Haſt, Alter, du kein Kind? Ach, hätt' ich keins! Doch eins haben und es entbehren — das iſt Tod! und tauſend mal muß ich das Wort wiederholen, das zweiſchneidig Seel' und Mund zerreißt! Und wieder andere Geſtalten tauchten aus dem Nebel — Amalie — ſie lächelte — weh, das Lächeln ward ein Grinſen! Und ſie lächelte wieder! Aber gleich wird Weinen daraus — wie Wolken umhüllen Thränen ſie und ſie leuchtet doch heraus, bis die Nacht einen ſchwarzen Witwenſchleier ihr um das Antlitz wirft. Dort tritt der Abendſtern hervor — Marie — hell und ſanft — iſt's etwa der Morgenſtern? Morgen- oder Abendſtern! Licht folgt ihrer Bahn, Licht ſtrahlen ihre Schritte aus! — Unter ſolchen Träumen und Phantaſieen war Springer'n der Weg geſchwunden.

Lange ſchon war er in die Thore der Feſtung eingeritten, als endlich die dickeſtaubten Rekruten mit ihrem Convoi ſtill und ernſt geworden bei dem Anblick der melancholiſchen Bollwerke am Sammelplatze eintrafen. Springer befahl ihnen nüchtern zu bleiben und beim Namensaufruf gehörig zu erſcheinen.

Das Blut ſchoß ihm in die Wangen vor Zorn und Scham, als die Commiſſäre die leidige Bloßſtellung des menſchlichen Körpers anſtatt durch anſtändige Männlichkeit zu mildern, durch leichtfertige Manier verſchlimmerten. Er hielt gewaltſam an ſich und war froh, nachdem aus 50 Mann 10 gewählt waren, dieſer Geſellſchaft den Rücken zeigen zu können. Er allein ritt noch am Abend aus der Stadt und gab dem Amtsſchreiber Stock, der ihn bis zum Thor begleitete, noch mancherlei Aufträge.

Da geſchah es, daß die Offiziere der Beſatzung den kecken Reiter erblickten. Sie ſahen ihm auf die Sporen. Ja die Wache präſentirte ſogar das Gewehr. Zwei Leutenants ſtanden ſtill und grüßten. Jetzt verabſchiedete ſich Stock und rief, das Pferd noch liebkoſend: Glückliche Reiſe, Herr Actuar! Stock rief mit überlauter Stimme.

Kaum hatten die Leutenants dies Wort gehört „Herr Actuar", als ſie das Pferd am Zaume gefaßt und den überraſchten Reiter vom Sattel griffen hatten.

Sein Federhut flog ihm vom Haupte. Der Wind warf ihm die braunen Locken ins Geſicht. Geſchrei erhob ſich. Es kamen Soldaten herbei. Stock kehrte um und ſchien beſchwichtigen zu wollen, aber die Offiziere, jung und gegen Civil gereizt, riſſen Springern vom Pferde, traten ihm die Sporen von den Stiefeln und riefen: Gewehranſchlag vor einem Federfuchſer? Springer wehrte ſich. Die Uebermacht entriß ihm die Reitgerte. Die Offiziere trafen ihn ... er blutete ... da raſſelten Trommeln .... Alles floh auseinander — und der Gemißhandelte ſtand allein. Er hatte keine Genugthuung. Wenn er ſie foderte, man würde ſie ihm, dem Schreiber, verweigert haben.

Sein Pferd hatte ſich indeſſen eine Strecke davon ruhig niedergelegt. Es erhob ſich ſchwer. Springer reinigte ſich und tiefaufſeufzend führte er ſein Roß eine Weile am Zügel. Dann ſchwang er ſich auf und ritt in die Welt hinaus, wie ohnmächtig. Das treue Thier hielt vor einer Herberge. Springer ſtieg ab. Er war krank und blieb zu Nacht .... Stock war mit den heimkehrenden Rekruten vorausgegangen. Ganz Roſenthal wußte den Schimpf Springer's, ehe er ankam .... Marie war todtenblaß, als es hieß: Den Springer hat man zuſammengehauen. Der Vater ſagte zu ihr: Brauchſt nicht zu

weinen! Morgen wird er doch wieder Sporen tragen! In Rosenthal darf er sich eine goldene Krone aufsetzen. Freilich draußen, da überm Backofen, da gilt der Obenhinaus nur für ein Schreiberle! Jeder Feldwebel kann's ihm sagen.

Marie beweinte Springer's Fall. Sie wußte, was ein Phaethon leiden mußte. Daß es selbst in einer geringen Existenz tief Angelegtes und ein Bedeutendes geben kann, wer ahnt das so immer!

(In der folgenden Nummer das vierte und letzte Capitel: Schwarzel, der Waldgeist.)

Seele und Leib.

Zur Untersuchung der Frage: Ob Geist? Ob Materie?

III.

Die Thatsache der Dubois'schen Entdeckung besteht darin, daß alle Nervenfasern, so lange dieselben noch im lebenskräftigen Zustande sind, sich von elektrischen Strömen umkreist zeigen, welche zu fließen aufhören, sobald der Nerv in den Zustand der Reizung tritt, welchen wir beim Empfindungsnerv die Empfindung, beim Bewegungsnerv den Antrieb zu einer Muskelzuckung oder Gliederbewegung nennen. Dieses Aufhören des elektrischen Stroms dauert aber nur so lange, als die Empfindung oder der Bewegungsantrieb im Nerven dauert. Sobald in der empfindenden Faser die Empfindung, in der bewegenden Faser der Bewegungsantrieb aufhört, tritt der elektrische Strom aufs neue hervor. Man muß hieraus schließen, daß ohne ein solches Aufhören des elektrischen Stroms keine Empfindung und kein Bewegungsreiz im organischen Körper entspringen kann oder daß die aus dem Zustande des Stromes verschwindende Elektricität auf irgend eine Art zur Empfindung oder zum Bewegungsantriebe verwandt wird, ähnlich wie z. B. die aus dem Zustande des Erscheinens als Temperatur verschwindende Wärme zum Aufthauen des Eises nothwendig ist oder zu ihm gebraucht wird. Diesen Verbrauch nun eben kennen wir sehr genau, indem uns ein Blick in das Inwendige der Thätigkeit latent gewordener Nervenelektricität zu jeder Zeit offen steht, denn wir beobachten dieselbe allaugenblicklich in unserm eigenen Empfinden und Wollen. Dies ist der einzige glückliche Fall, bei welchem wir es in der Hand haben, eine latent werdende physikalische Kraft unmittelbar in ihrer latenten (zurückgetretenen) Wirksamkeit zu beobachten.

Das thierische Leben wird in allen seinen Theilen durch Elektricität im Gange erhalten; denn nicht nur die Nerven sind in ihrem ruhenden und nichterregten Zustande von elektrischen Strömen umkreist, sondern bei den Muskeln ist eben dasselbe der Fall. Man war sogar eine geraume Zeit vor der Entdeckung der Nervenströme mit der Existenz der Muskelströme bekannt geworden, und es war eben die Sorgfalt bei der Erforschung der letztern, durch welche man sich zuerst in den Untersuchungsmethoden übte, deren spätere Frucht die Entdeckung der erstern gewesen ist. Aber nicht nur Nerven und Muskeln, sondern auch die Oberhaut des thierischen Körpers zeigt elektrische Ströme, sobald man Theile von ihr in nichtsymmetrischer Anordnung zwischen den Leitungsdraht eines elektrischen Multiplicators bringt, wie Du Bois Reymond in neuern, der Berliner Akademie vorgelegten Versuchen sowol am unversehrten Frosch als an der Haut des lebenden Menschen dargethan hat. Der Hautstrom unterliegt der Beobachtung unter ganz ähnlichen Bedingungen wie der Muskelstrom und der Nervenstrom, nur mit dem Unterschiede, daß die letztern beiden durch Reizung des Muskels und Nerven sich in die sogenannte negative Stromesschwankung bringen oder in den Zustand der Seele überführen lassen, wovon bei der Hautelektricität nichts vorkommt. Diese bleibt vielmehr, den bisherigen Beobachtungen zufolge, immer in gleichmäßiger Wirksamkeit, ohne an dem Wesen der Triebe und des Geistes

irgend welchen Antheil zu nehmen. Man hat Ströme der Hautelektricität bisher beobachtet in der Richtung von der Hand zum Ellbogen, von der Hand zum Rumpf und vom Fuß zum Rumpf. Auch von der einen Seite des Leibes zum entsprechenden Theile der entgegengesetzten Seite, z. B. von Hand zu Hand, kann man elektrische Ströme beobachten, aber hier nur auf besondere Veranlassung, entweder bei ungleicher Temperatur beider Theile oder bei stärker gespannter Haut des einen Theils oder Verletzung seiner Haut oder Schwitzen derselben, während es in jenen Fällen dazu solcher besonderer Veranlassungen nicht erst bedarf. Uebrigens sind Haut- und Muskelströme in allen Fällen voneinander unterscheidbar, sodaß es sogar gelungen ist, in solchen Lagen, wo der Hautstrom keinen Einfluß auf das elektrische Instrument äußert, die Spuren des Muskelstroms durch die Haut hindurch am lebenden Menschen wahrzunehmen.

Die Seele hat ein *selbständiges Dasein* dem Leibe gegenüber. Das, was wir Ich nennen, wenn wir von uns selbst reden, ist nicht unser Leib, sondern unsere Seele. *Der tastbare Leib ist nur das Kleid*, das sie an- und ausziehen kann. Je tiefer die Seele sich aber in dieses einhüllt, desto mehr geht ihr ihr selbständiger Zustand verloren, desto mehr erscheint sie in Gestalt der physikalischen Kraft, der Elektricität. Je weiter sie ihr Kleid auszieht, desto mehr tritt ihre Selbständigkeit hervor, desto mehr erscheint sie in ihrer Urgestalt als Seele. Im Schlafe verhüllt sie sich am tiefsten, zieht sich ihr Kleid über und über. Im Erwachen lüftet sie ihr Gewand und macht den Versuch, wie ihr ein selbständiges und persönliches Leben gelingen möge. Durch diesen Versuch soll sie sich vorbereiten zu einem Hinausziehen in ein wärmeres Klima, wo sie des Kleides gar nicht mehr bedarf und in Folge hiervon alle ihre noch schlummernden Kräfte völlig entwickeln darf.

Das ursprüngliche Wesen, der All-Geist, ist in einem steten Niedersteigen in die Materie und Zurückkehren aus derselben zu sich begriffen. Der Weg des Niedersteigens ist unsern sterblichen Augen verhüllt. Nur den Weg der Zurückverwandelung kennen wir, weil wir selbst mitten auf ihm begriffen sind. Der Schauplatz dieses Weges ist die Natur. Der sich zurückverwandelnde Stoff, gleichsam das rohe Erz, welches aufs neue in gediegene Seelengestalt umgeschmolzen werden soll, heißt die Elektricität.

Treten wir mit diesen, aus unsern frühern Betrachtungen fließenden Ueberzeugungen etwas näher an die Erscheinungen des organischen Lebens, so ist das Erste, was uns als auffallend entgegentritt, *der starke Verbrauch physischer Kräfte für das Seelenleben*. Die Pflanze, welcher noch keine ihrer physischen Kräfte für Nervenempfindung und Muskelbewegung verloren gehen, treibt ins Unbegrenzte hinaus immer neue Zweige, Blätter und Knospen und verwendet alle neuen Säfte und Kräfte, welche ihr zufließen, immer wieder zur Erzeugung neuer Leibesorgane. Wie anders ist dies beim Thier! Hier finden wir der Anzahl seiner Glieder und Organe von vorn herein die engste Schranke gesteckt, über welche hinaus die überschüssigen Kräfte keine neuen Leibesglieder mehr erzeugen dürfen, denn hier wird alle irgend überschüssige Kraft den Thätigkeiten des Empfindens und willkürlichen Bewegens zur Verwendung angeboten. So lange nun der thierische Leib erst mit Bildung seiner eigenen Glieder beschäftigt ist, verbraucht er auch, wie die Pflanze, alle seine Kraft lediglich für diese. Erst wenn die Glieder des Leibes völlig fertig gebildet sind, erwachen die Triebe der Seele nach dem Lichte des Tags und er wird geboren. Aber erst dann tritt die Seelenthätigkeit in ihrem vollen Glanze hervor, wenn der Leib völlig ausgewachsen ist und die zu diesen Thätigkeiten zu verwendenden Kräfte nicht mehr auf nothwendigere Weise für sich selbst bedarf. Sobald das Wachsthum beendigt ist und keine Kraft weiter in Anspruch nimmt, geht die Hinüberführung der nun frei werdenden Summe in die Zustände der Leidenschaft sowol als der Vernunft in ihrer ganzen Macht und Fülle an. Was bisher nach außen seine Verwendung fand, erleidet nun mit

einem male einen Umſchlag nach innen und die Seele erſtaunt über ihren eigenen, jetzt zum erſten mal empfundenen Reichthum. Das Ungewohnte dieſer Verinnerlichung überflüſſig werdender Kräfte iſt es, was die Jugend ſo ſtürmiſch bewegt und zu unbekannten Zielen in die ahnungsvolle Ferne drängt. Die Seele empfindet ſich in ein neues, höheres, reicheres Daſein hineingeboren und ihre Empfindung ſpiegelt ihr hierbei nichts Unwahres vor. Denn erſt jetzt tritt der Zeitpunkt ihrer Befreiung ein, wo ſie den Tribut, welchen ſie bis dahin an den Leib zu bezahlen hatte, gänzlich zu eigenen Zwecken verwenden darf.

Auf dieſe Art begräbt das Thier alle die überſchüſſige Kraft, welche es, wenn es Pflanze wäre, auf die Hervorbringung immer neuer Glieder verwenden würde, im inwendigen Getriebe der Seelenthätigkeiten. Wenn wir hierbei bedenken, daß bei der Pflanze jede neue Knoſpe, welche ſie anſetzt, angeſehen werden darf als eine neue auf die alte oculirte Pflanze von derſelben Art, ſo bekommen wir eine Ahnung von der phyſiſchen Kraftſumme, welche zur Seelenthätigkeit fortwährend in Anſpruch genommen wird. Die Pflanze iſt ein Rentier, welcher ſeine Zinſen immer wieder zu Capital ſchlägt, während das Thier einem ſolchen gleicht, welcher dieſelben verzehrt. Während beim Thier die Fülle der phyſiſchen Kräfte ihren Organen immer angemeſſen und proportionirt iſt, weil aller Ueberſchuß ſogleich im Seelenleben einen Abzugskanal findet, bietet die Pflanze beſtändig das Schauſpiel, daß die vorhandenen Glieder von den Kräften neuen Wachsthums überſprudelt ſind. Was bei der Pflanze unbeſchränkt ins äußere Leben hinauswuchert, wird beim Thier zu einem innern Leben umgewandelt. Die Pflanze gleicht einem Baumeiſter, welcher immer nur zu ebener Erde baut und jeden Neubau immer nur als Seitenflügel ans Hauptgebäude fügt in die weite Ebene hinaus. Das Thier gleicht einem Baumeiſter, welcher ſich für ſeinen Bau von Anfang an einen begrenzten Platz abſteckt und jeden Neubau als höheres Stockwerk auf denſelben emporthürmt. Denkt man ſich nun den Boden, auf welchem das Gebäude errichtet wird, als die Außenwelt, ſo wird der Bau, obgleich er im untern Stock mit derſelben vollkommen zuſammenhängt, doch vermöge der obern Stockwerke in einen immer größern Gegenſatz zu derſelben treten. Während man im unterſten Stockwerk einen unmittelbaren Verkehr mit der Außenwelt unterhält, wird man in den obern Stockwerken in keinem andern Verkehr mit derſelben ſtehen, als welcher allein durch das unterſte vermittelt iſt.

Was eine Vergleichung des pflanzlichen mit dem thieriſchen Wachsthum zeigt, daſſelbe erhält eine noch größere Beſtätigung, wenn wir im menſchlichen Leibe die pflanzlichen (vegetativen) Thätigkeiten, welche dem Wachsthum und der Ernährung dienen, vergleichen mit den Seelenthätigkeiten, welche das Empfinden und willkürliche Bewegen der Glieder verurſachen. Beim Hinzutreten der letztern zu den erſtern wird immer ein auffallender Aufwand von phyſiſchen Kräften wahrgenommen. Die pflanzlichen oder vegetativen Thätigkeiten, wie der Blutlauf und die Verdauung, gehen ohne alle Anſtrengung und daher auch ohne alle Unterbrechung vor ſich, ſowol im Schlafe als im Wachen. Dagegen erfodert das Leben der Empfindung und des Willens immer eine mehr oder weniger bedeutende Anſtrengung, worunter ein ungewöhnlich großer Verbrauch phyſiſcher Kräfte verſtanden wird, welcher zuletzt bis zur Erſchöpfung ſteigt und daher auch nicht ununterbrochen fortgeſetzt werden darf, wenn nicht die Ausgabe die Einnahme überſteigen und das Leben ſeinem übermäßigen Streben nach Verinnerlichung oder Vergeiſtigung erliegen ſoll.

Die Seelenlehre hat für die geſammte Seelenthätigkeit, wie ſie den wachen Zuſtand vor dem Schlaf auszeichnet, ein recht gut bezeichnendes Wort feſtgeſetzt, nämlich das Bewußtſein als Zuſtand des Wiſſens von ſich ſelbſt. Der wache Menſch weiß von ſich, der ſchlafende weiß nichts von ſich oder es ſind falſche Dinge, die er von ſich träumt. So wie nun das Bewußtſein entſteht, ſo hebt ein größerer Verbrauch der phyſikali-

ſchen Kräfte des Nervenſyſtems, namentlich des Gehirns, an. Wie die Flamme einer Kerze vom Wachs, die Flamme der Lampe vom Oel, ſo lebt die Flamme des Bewußtſeins von den Kräften des Gehirns. Wenn man eine Lampe in Eins fortbrennen läßt, ohne neues Oel zuzugießen, ſo wird am Ende alles Oel aus dem Dochte verſchwinden und derſelbe zum Leuchten nicht mehr tauglich ſein. Aehnlich ſehen wir das Gehirn ſeine Kräfte verlieren und einem frühzeitigen Untergange zueilen, ſobald man die Lampe des Bewußtſeins in Eins fortbrennen läßt, ohne durch dazwiſchentretenden Schlaf neues Lebensöl auf den Docht des Gehirns zu gießen. Uebermäßig anhaltendes Wachen führt durch eine Entkräftung des Gehirns zur Dumpfheit und Unempfindlichkeit der Sinne, zur Erlahmung der willkürlichen Bewegungen, in andern Fällen zum Wahnſinn und zuletzt zum Tode. Bei Menſchen, welche in Folge von übermäßig anhaltendem Wachen ſtarben, fand man nach Haller's Zeugniß das Gehirn zum Theil verzehrt oder es war ganz weich, wie aufgelöſt und voll Waſſer. Wenn man Gefangene auf die Art folterte, wie man Falken zähmt, nämlich daß man ſie ſtets aufweckte, ſobald ſie eben eingeſchlafen waren, ſo war dies ſo viel, als ob man Dem, welcher zu einer zu verlöſchen drohenden Lampe neues Oel gießt, beſtändig in den Arm fällt, ſodaß immer nur ſo viel hinzufließt, daß die Lampe kümmerlich vor dem völligen Erlöſchen geſichert bleibt. Eine übertriebene wache Anſtrengung fodert zur Wiederherſtellung der phyſiſchen Kräfte häufig einen übertrieben langen Schlaf. Der holländiſche Reiſende Haafner, welcher in den furchtbaren Wildniſſen von Ceylon einſam irrte, nachdem ihm ſein Wandergefährte durch ein Raubthier von der Seite geriſſen worden, verfiel, da er nach Strapatzen und Schreckniſſen wieder zu Menſchen kam, in einen 36ſtündigen Schlaf. Langes Wachen in Folge von Kummer, welcher nicht ſchlafen läßt, überhaupt aufreibende Schmerzen und Spannungen aller Art bringen, wenn ſich der Leib überhaupt von ihnen erholen ſoll, gern einen ungewöhnlich langen und tiefen Schlaf hervor.

Wer kennt nicht das Märchen von der ſchönen Meluſine, der Waſſernixe, welcher es vergönnt wurde, ſich in menſchliche Geſtalt umzuwandeln und die Schuppen ihres Fiſchleibes abzuwerfen? Meluſinen gelang dies nur unter der Bedingung, daß ſie zu gewiſſen Zeiten ſich heimlich in ihre alte Fiſchgeſtalt zurückverwandelte. Dann ſchloß ſie ſich ein in ihr heimliches Badezimmer, wo ſie ungeſehen mit ihrem Fiſchleibe im Waſſer plätſchern und ſich den Gewohnheiten ihres frühern Lebens aufs neue hingeben durfte. Dieſe Meluſine iſt unſere Seele, welche ihre ſchöne Jungfrauenform, ihr Denken und Empfinden, ſich dadurch erkaufen muß, daß ſie ſich von Zeit zu Zeit in die ehemalige Form der Elektricität zurückverwandelt. Sie thut dies ebenfalls wie Meluſine heimlich, nämlich im Schlaf. Der Schlaf iſt die Verwandelung nach unten, das Erwachen die Verwandelung nach oben.

Der urſprüngliche und erſte Zuſtand unſers Lebens iſt der Schlaf. Vor der Geburt ſchläft der Menſch und das neugeborene Kind verſchläft auch noch den größten Theil ſeiner Zeit. Auch die Geneſung von Wunden und Krankheit, wobei es gilt, die phyſiſchen Kräfte neu zu ſammeln und zu ſtärken, wird am beſten im ſchlafenden Zuſtande vollbracht. Denn der Schlaf ſtattet dem Gehirn alle die phyſiſche Kraft, welche durch das Bewußtſein verwandelt und ihm folglich entzogen war, aufs neue zurück und regt dadurch auch das übrige Nervenſyſtem an zu einer ſtärkern Entwickelung elektriſcher Kraft aus den zugeführten Nahrungsſäften, als im wachen Zuſtande vor ſich geht. Der Schlaf ernährt Nerven und Gehirn und durch ſie den ganzen Leib, während das Bewußtſein ihre Kräfte anderweitig verwendet und dadurch dem Wachsthum des Leibes entzieht. **Das Bewußtſein iſt eine Art von apartem Aufwand, eine Art von Luxus, den Gehirn und Nerven mit ihren phyſiſchen Kräften treiben und der nur in den Zeiten möglich iſt, wo dieſe nicht zu nothwendigern Arbeiten in Anſpruch genommen werden.** Unmittelbar iſt daher das Bewußtſein dem Leibe eine bloße Laſt, eine unmäßige Verzehrung und Verſchwendung ſeiner Kräfte

Eine Hülfe wird es ihm nur auf mittelbare Weise, indem es ihm für die Herbeischaffung der Nahrung und übrigen Lebensbedürfnisse behülflich ist. Wäre dieses nicht, würde dem thierischen Leibe ebenso wie der Pflanze seine Speise und sein zuträglicher Platz in der Welt ganz von selbst gewährt, so würde das Bewußtsein nur erscheinen als ein am Mark des Lebens zehrender schmarotzender Wurm, mit dessen Hülfe sich der Haushalt des Lebens unter sein natürliches Maß herab verringert und verkleinert. Dennoch überwiegt der mittelbare Nutzen den unmittelbaren Schaden. Das Bewußtsein bringt die Summen, welche es kostet, reichlich dadurch wieder ein, daß es den thierischen Leib zum Herrn seiner ganzen Umgebung macht. Es geht hier im Kleinen ebenso, wie es im socialen Leben der Menschen im Großen geht. Bildung, Cultur und Wissenschaften erscheinen unmittelbar nur als ein theurer Luxus. Derselbe bringt aber die hohen Summen, welche er kostet, reichlich dadurch wieder ein, daß er den Menschen zum Herrn der Erde erhöht.

Wäre der Schlaf nichts weiter als eine vermehrte Erzeugung neuer elektrischer Kräfte im Körper, welche sich auf Veranlassung aufgenommener Nahrungsstoffe hinzuentwickeln, so würde im Schlafe dadurch noch nicht das Bewußtsein entschwinden. Denn selbst das Ausleeren eines ganzen Oelkrugs in die Lampe verlöscht keinen Augenblick ihre Flamme, erhöht und vermehrt dieselbe vielmehr vom ersten Augenblick an. Der Zutritt neuer Speise in den Magen stört denselben nicht in seiner Thätigkeit; alle Gefäße des Ernährungswerks arbeiten rastlos und ohne Unterbrechung fort und werden während ihrer Arbeit selbst aus dem Blute, das sie bereiten, mit ernährt und immer neu gekräftigt. Hier macht das Gehirnleben mit seinen Thätigkeiten des Bewußtseins, der Sinnwahrnehmung und willkürlichen Gliederbewegung eine merkwürdige Ausnahme. Diese Thätigkeiten hören im Schlafe auf. Der verwandelte Theil der physischen Kraft, welcher als Bewußtsein thätig war, beginnt eine Zurückverwandelung in seinen frühern Zustand. Melusine taucht in die Flut und bekommt ihren alten Fischleib wieder.

Das Gefäß, welchem von einer Seite das Wasser entquillt, hört darum nicht auf zu fließen, daß ihm von der andern Seite immer neues hinzugeschüttet wird; der Fluß, welcher ins Meer strömt, hört darum nicht auf zu strömen, daß ihm aus Quellen und Bächen immer neue Wellen hinzugetrieben werden. Aber der intelligente Verbrauch der Kräfte des Gehirns muß aufhören, die zu Vernunft und Empfindung umgewandelte Elektricität muß aufs neue in ihm wirksam werden, wenn es sich erholen und stärken soll. So lange das Bewußtsein vorhanden ist, macht es dem Gehirn alle Erwerbung neuer physischer Kraft unmöglich, indem es alle neuerworbene Kraft auf der Stelle in den Seelenzustand überführt und dadurch dem Ernährungsproceß des Gehirns selbst entzieht. Das Bewußtsein lastet auf dem Gehirn als ein zerstörendes, zersetzendes Wesen. Dauert die Herrschaft dieses Tyrannen zu lange und in zu großer Spannung, so tritt das Gehirn in den Zustand der allmäligen Verflüssigung, verwest und zieht den übrigen Leib mit sich in die Verwesung. Das Bewußtsein ist die zerstörende Macht im Leben des Leibes, eine Entziehung und Absperrung der in Trieb und Vernunft umgewandelten Kräfte, der gerade Weg zum Tode. Es entzieht seinem eigenen Organ die Kraft so sehr, daß dabei eine hinreichende Wiederersetzung von außen her auf die Dauer nicht möglich ist. Der Schlaf hingegen ist die erhaltende und beruhigende Macht im Leben, denn er ersetzt nicht nur beständig die Kräfte, welche er zu seinen eigenen Werken verbraucht, sondern sorgt auch zugleich mit für die Wiedererstattung der Kräfte, welche durch das wache Leben und sein Bewußtsein der Ernährung und dem Wachsthum entzogen werden, und besteht daher in einem Ueberschuß der Ernährung über den Verbrauch.

(Der vierte und letzte Artikel in nächster Nummer.)

Was bedeutet der Begriff Vorwelt?

Von Professor Cotta in Freiberg.

Ist die Vorwelt eine ganz und gar andere Welt, die der jetzigen vorausging? Hatten zu ihrer Zeit etwa Sonne, Mond und Sterne, die Erde und die Planeten eine andere Stellung, einen andern Lauf als jetzt? Hatte die Achse der Erde eine andere Lage? Oder das Licht der Sonne einen andern Schein?

In der „Vorwelt" ist dies Alles ebenso gewesen wie heute; wenigstens ist kein Grund vorhanden, eine Veränderung in diesen Dingen vorauszusetzen. Was wir Vorwelt nennen, bezieht sich nur auf gewisse Bevölkerungszustände der Erdoberfläche. Gab es damals ganz anders construirte Pflanzen und Thiere und vielleicht auch andere Menschen? War Alles colossal wie in Gulliver's „Riesenland" und ist unsere Welt dagegen nur eine Zwergwelt? Auch diese Ansicht ist nicht die der Vorwelt. Wol gab es andere Pflanzen und andere Thiere als jetzt, aber sie waren nach demselben Plan und Gesetz organisirt; sie waren in ihrer Gesammtheit niemals größer oder kleiner als jetzt. Man kann dreist behaupten, die Thiere und Pflanzen der letzten vorweltlichen Zeiträume waren nicht so abweichend von denen der Jetztwelt, als die Thiere und Pflanzen Neuhollands von denen Europas verschieden sind. Vor allen Dingen aber muß man sagen, daß man sich unter Vorwelt nicht irgend einen scharf abgegrenzten Zeitraum denken dürfe. Vorwelt nennt man nur eben die Zeit, in welcher es noch keine Menschen auf der Erde gab. Damals, d. h. kurz ehe der Mensch durch einen unbegreiflichen Act auf der Erde erschien, waren jedenfalls schon viele, ja wol die meisten von den Thieren vorhanden, welche uns jetzt auf diesem wunderlichen Erdenrunde umgeben und sie waren schon lange, lange vorhanden gewesen. Daneben allerdings auch einige, die es jetzt nicht mehr gibt, so das Mammuth, das Dinotherium, der Höhlenbär, ein Riesenfaulthier und manche andere. Die Zeit, die man hiermit durch ein paar ausgestorbene und allerdings besonders große Thierarten bezeichnet, ist nur ein sehr kleiner Theil der Vorwelt, nur ihr letzter Abschnitt. Denken wir uns weiter zurück, so kommen wir an einen Zeitpunkt, wo — um bei einem Beispiele zu bleiben — auf ebenso unbegriffene Weise das erste Mammuth die Erde betrat und dieses fand jedenfalls eine etwas andere Thier- und Pflanzenwelt vor als der Mensch und auch eine etwas andere, als das letzte Mammuth verließ. Könnten wir jede vorweltliche Thierart zu ihrer ersten Entstehung zurückverfolgen, so würde sich für jede einzelne ergeben, daß während ihrer Existenz die äußern Umgebungen sich etwas verändert haben, wie denn das Entstehen der Aussterben dieser Art selbst nothwendig eine kleine Aenderung in den Bevölkerungsverhältnissen der Erde bedingen mußte. Gerade so ist es aber auch bei den Pflanzen. Es sind immer neue entstanden und manche früher vorhandene dafür gänzlich aus der Reihe der grünenden verschwunden, die nun nur noch aus ihren versteinerten Resten erkannt werden. Ganz nach und nach ist also die Thier- und Pflanzenwelt eine immer andere geworden, niemals eine durchaus neue.

In manchen Gegenden scheint dieser Erneuerungsproceß zuweilen allerdings durch besondere Ereignisse, durch Hebung oder Senkung des Landes über oder unter den Wasserspiegel, durch gewaltige erdbebenartige Erschütterungen oder durch heftige vulkanische Ausbrüche besonders befördert worden zu sein, wie auch noch jetzt durch solche Ereignisse zu Millionen von Organismen plötzlich getödtet und auch wol verschüttet werden; im Allgemeinen aber ist kein eigentlicher Sprung in der gesammten Schöpfungsreihe wahrnehmbar, man hat noch nie die Spuren einer solchen vorweltlichen Katastrophe aufgefunden, welche die ganze Erdoberfläche gleichzeitig betroffen, auf ihr alles Leben mit einem male zerstört hätte. Die Reste von Pflanzen und Thieren, welche man versteinert auffindet, rühren

sogar ganz in der Regel überhaupt nicht von solchen Katastrophen, auch nicht von localen her, sie sind vielmehr nur einfach die Folgen von Vorgängen, wie sie an sehr vielen Stellen der Erdoberfläche noch jetzt und stets stattfinden. Die Schalen der Meeresconchylien sammeln sich — zuweilen durch Strömungen von ihrem ursprünglichen Wohnorte entführt — auf dem Seeboden an und werden von Schlamm- oder Sandschichten bedeckt. Aehnlich die Reste der Süßwasserbewohner in Landseen oder in Sümpfen. Torfmoore überwachsen umgefallene Baumstämme, große Flüsse führen Pflanzentheile dem Meere zu; als Treibholz wird es von Strömungen weit fortgeführt, aber irgendwo kommt es zur Ablagerung, wird von Steinschichten bedeckt und verkohlt oder versteinert. Es sind nur Ausnahmen von der Regel, wenn sogenannte Katastrophen das Material zu Versteinerungen liefern oder geliefert haben und diese Ausnahmen sind stets auf verhältnißmäßig kleine Gebiete beschränkt. Die Arten wechselten auf der Erde, lösten einander ab ungefähr so, wie die Individuen des Menschengeschlechts es thun, die auch in keinem Zeitmoment plötzlich ganz andere werden.

Freilich hat man sich veranlaßt gesehen, zur bequemern Uebersicht, wie in der Menschengeschichte, so auch in der Geologie, gewisse Abschnitte zu machen, die man Perioden zu nennen pflegt. Aber die geologischen sind nicht schärfer begrenzt als die historischen und beide beziehen sich vorherrschend auf die Ereignisse in einer bestimmten Erdgegend. Die meisten geologischen Abschnitte sind ebenso wenig für die ganze Erde gültig als die historischen. Niemand wird leugnen, daß das Mittelalter nur für die sogenannte Alte Welt seine Bedeutung hat, in der Geschichte Amerikas und Neuhollands bilden dagegen die nicht zusammenfallenden Entdeckungen durch Europäer die wichtigsten Zeitabschnitte.

Aber waren sie denn wirklich nicht durchschnittlich größer, die Thiere und Pflanzen der Vorwelt? Auf Beantwortung dieser Frage haben wir etwas ausführlicher einzugehen.

Allerdings kennt man aus dem letzten vorhistorischen Zeitraume eine Anzahl von Säugethierresten, die von ungewöhnlich großen Arten herrühren. Das Mammuth, das Mastodon und das Dinotherium waren größer als die größten jetzt lebenden Elefanten. Man hat Stoßzähne des erstern von 18 Fuß Länge gefunden. Das Megatherium war sehr viel größer als die ihm verwandten Faulthiere der Jetztzeit. Die im irländischen Torfmoore gefundenen Geweihe eines Riesenhirsches erreichen bis 14 Fuß Breite, der Höhlenbär scheint größer gewesen zu sein als unser Eisbär. Und weiter zurück in der Vorwelt wiederholt sich Aehnliches. Keiner unserer Strauße kann sieben Fuß lange Schritte machen, während man im new red sandstone am Connecticutflusse Fährten von Vögeln aufgefunden hat, die solche Siebenmeilenbeine besessen haben müssen. Die Saurier der Kreide-, Jura- und Triaszeit erreichten zum Theil mehr als 70 Fuß Länge; so groß wird jetzt kein Reptil. Man hat in der uralten Grauwacke Orthoceratiten von sechs Fuß Länge gefunden und die zugehörigen Weichthiere müssen jedenfalls alle jetzigen Cephalopoden bedeutend an Größe übertroffen haben. In der Steinkohlenformation kennt man Baumstämme von Farren, Lycopodiaceen und Equisetaceen von 2—3 Fuß Dicke, während diese Pflanzen jetzt überhaupt nur selten baumförmig wachsen und eine solche Dicke erreichen.

Aber dessenungeachtet kann man nicht sagen, daß die Thiere und Pflanzen der Vorwelt überhaupt nach einem größern Maßstabe gebildet seien als die heutigen. Man hat noch keine fossilen Ueberreste von einem so großen Thiere gefunden als unsere Wallfische sind, noch nie ist ein versteinerter Baumstamm entdeckt worden, welcher sich in Dicke oder Länge auch nur entfernt mit den größten Coniferen und Dikotyledonen unserer Wälder messen könnte, die häufig einen Durchmesser von 20 Fuß, im Affenbrotbaum bis 90 Fuß Umfang und in manchen Coniferen bis 200 Fuß Höhe erreichen. Und neben jenen Riesen der Vorwelt gab es stets auch Zwerge und überwiegend viele Arten von gewöhnlicher,

d. h. der jetzigen entsprechender Größe. Jene kolossalen Formen beschränken sich somit also nur auf gewisse Thier- und Pflanzenabtheilungen, die jetzt nicht mehr so groß werden, weil gerade für ihre Größenentwickelung die Verhältnisse nicht mehr so günstig sind.

Also die Vorwelt zeigt nur in gewissen Richtungen riesigere Formen, während sie in andern von der Jetztwelt übertroffen wird und in der Mehrzahl der Fälle ungefähr mit ihr übereinstimmt.

Es sollte mir leid thun, wenn ich dadurch die hohen Begriffe von der Vorwelt verringert hätte. Sie birgt aber in den Tiefen der Erdkruste Staunenswerthes und Wunderbares genug und braucht nicht zu Uebertreibungen ihre Zuflucht zu nehmen.

Die ideale Wanderung durch einen der Wälder, welche das Material zu den Steinkohlen geliefert haben, die jetzt, Millionen Jahre nach ihrem Wachsthum, uns wärmen und von Ort zu Ort eilen helfen, wird genügen, um die eingebildete Größe in anderer Weise zu ersetzen:

Durch ein dichtes Gestrüpp von Farrenkräutern und sternblätterigen Asterophyllen treten wir ein in ein Dickicht von Bäumen, deren fast astlose Stämme ein durchsichtiges Laubdach tragen. Diese Stämme sind auf die sonderbarste Weise äußerlich verziert, als seien sie aus der Werkstatt eines vorweltlich byzantinischen Architekten hervorgegangen. Es sind Säulen von zierlichster Form, aufs mannichfachste ausgearbeitet, ringsum mit regelmäßig gestellten rhombeidalen, hexagonalen oder ovalen Narben bedeckt, fein cannelirt, in bestimmten Abständen gegliedert. Ihre Krone besteht aus fein gefiedertem Laub, aus schmalen schilfförmigen Blättern oder aus besenförmigen Büscheln, deren Theile nur sehr wenig Aehnlichkeit mit den Blättern unserer Laubhölzer besitzen. Die wenigsten dieser Bäume tragen Blüten oder Früchte, ihre Fortpflanzung erfolgt durch Keimkörner wie die der Farren und der Equisetaceen. Ueber ihnen wölbt sich ein trüber, dunstiger Himmel, der ein dichteres Schattendach nicht sehr vermissen läßt. Nur wenige Insekten finden Nahrung auf diesen Pflanzen, die Blütenstaub naschenden fehlen alle. Kein Sänger des Waldes belebt diese Wipfel, kein pflanzenfressendes scheues Wild entflieht vor unsern Schritten, kein Raubthier lauert im Dickicht. Noch nie hat überhaupt der Fuß eines Säugethiers diesen Boden betreten. Lautlose Stille umgibt uns, wenn nicht etwa ein Lufthauch die sonderbaren Zweige rüttelt, deren spärliches Laub sich nicht mit dem Jahreswechsel erneuert.

So etwa denken wir uns einen Wald der Steinkohlenzeit und sehnen uns nicht darnach, in seinen Schatten zu ruhen.

Anregungen.

Die Erziehung zur Naturbetrachtung.

Der menschliche Geist hat viele Stufen zu erklimmen, bis er die Fülle des überlieferten Wissensstoffs fassen kann. Auf der ersten Stufe seiner Entwickelung bietet dem Kinde die Wissenschaft nur in strenger, geregelter Form geboten werden. Der schweifende, träumende Blick des Kindes verlangt Abgrenzung. Die Unendlichkeit erdrückt, die Schranke erhebt. Von dem Augenblicke an, wo das Kind in der Fülle des Wissens gewisse Grenzsteine erblickt, in der Natur Reiche, die sich ausschließen, in den Reichen Gattungen, die gleiche Merkmale tragen, wächst sein Vertrauen, der großen Allheit nicht zu erliegen. An der Eintheilung der Allheit kräftigt sich sein Muth und gläubig nimmt es entgegen, was man von dem Bau des Ganzen, von den Unterscheidungen der mittlern und untern Stockwerke der Schöpfung ihm mittheilt.

Es gibt Erziehungsmethoden, die andere Wege belieben. Sie verlangen, daß man dem Kinde für das All das Einzelne entgegenhält; man solle mit der Pflanze, mit dem Bau eines Thiers, mit dem Nächsten beginnen, was sich der jugendlichen Erfahrung darbietet. Wir theilen die Ueberzeugung von der Bewährung dieser Methode nicht. Wir mißtrauen Allem, was im kindlichen Gemüth

entwickeln, zur Deutlichkeit, zum Schlußziehen anleiten will. Das Erste im Liebergewinn sei der Glaube, das Einzigenehmen sicher Thatsachen, das Wiederholen eingeübter Begriffe. Erst wenn durch rechte Methode die Fassungskraft erstarkt ist, mag die Analyse kommen, die Das, was vom Allgemeinen gelernt wurde, dann auch auf das Einzelne anwende. Ist der Sinn für Naturleben aufgegangen, liegen schon Vorräthe von Begriffen und Anknüpfungen in der Seele, dann ist es eine Lust, zu katechisiren und Schlüsse zu ziehen vom Kleinsten zum Größten. Dann folge man den Worten eines Naturforschers, der da sagt: ‚Wende den forschenden Blick zuerst auf dich selbst! In deinem Leibe, einer Welt im Kleinen, greifen alle Thätigkeiten so richtig ineinander, werden alle Aufgaben so zweckmäßig gelöst! Dein Geist erhebt sich und findet jetzt oder später, daß nur unter dieser Voraussetzung die Frische und Schönheit des Ganzen bestehen kann, daß das Leben nicht ein erstarrter Ocean ist, in dem alle einmal gebildeten Wellen für immer bleiben, sondern ein fließender Strom, aus der Unendlichkeit entsprungen und in sie fortziehend. Richte deinen Blick auf die wunderbare Verkettung aller Dinge! Daß die ernährende Frucht erwachsen kann, ist das Ergebniß einer Reihe ineinandergreifender Thätigkeiten. Kein Wesen ist dann blos für andere oder nur für sich, sondern jedes ist für sich und für andere da.“ (Max. Perty, „Vorschule der Naturwissenschaft“, Stuttgart 1853.)

Selbstbeurtheilung.

Ein Freund unserer „Unterhaltungen“ schreibt uns: „Es ist eine Erfahrung, die man im Leben oft zu machen Gelegenheit hat, daß der Künstler — sei er nun Dichter, oder Maler oder Componist — irgend eins seiner Erzeugnisse besonders liebgewinnt und demselben vor seinen übrigen Werken den Vorzug einräumt. Ein großer Unterschied ist aber zwischen dem Schaffen eines Werks und der unbefangenen, richtigen Beurtheilung und Würdigung desselben. Cervantes schätzte den «Don Quixote», das unerreichte Muster des komischen Romans, geringer als sein wirkungsloses, langweiliges Trauerspiel «Numancia». Ungern sah es Hogarth, wenn man den Humor in seinen Zeichnungen rühmte, ohne gleichzeitig von seinem berühmten Buche: «Analysis of beauty», Notiz zu nehmen. Die «Analyse der Schönheit» ist längst vergessen, während die Wahrheit und Charakteristik seiner Zeichnungen noch immer bewundert wird. Mendelssohn-Bartholdy hielt die Ouvertüre zu seinem Oratorium «Elias» für seine vollendetste, diese Arbeit auch doch geht dieselbe fast bei jeder, auch der sorgfältigsten Aufführung ohne besondere Wirkung auf die Zuhörerschaft vorüber. Selbst Goethe that auch eine Aeußerung, die aus dem Munde eines so großen Mannes befremden muß. Die nämlich seine Freunde den «Faust», den «Tasso», die «Iphigenie» und andere seiner Dichtungen rühmten, sagte er: „Auf diese Erzeugnisse lege ich keinen großen Werth; sie sind vergänglich wie vieles Aehnliche! Vor mir sind Dichter gewesen und nach mir werden andere kommen; Dasjenige aber, was ich in meiner «Farbenlehre» geleistet habe, das — weiß ich — bleibt für alle Zeiten!““

„Die großen Männer der Kunst lassen sich oft dadurch täuschen, daß sie ein Werk um deswillen für bedeutend und vollendet halten, weil sie über dem Schaffen desselben Mühe aufwenden mußten, während sie geringer achten, was der angeborene Genius leicht gebar.“

Der Mensch und das Leben.

Von Heinrich Landesmann.

I.

Der Mensch.

Du staunst ob ewig unermeßner Fülle,
Ob schwellender Unendlichkeit der Dinge;
Zum Sternenhimmel hebst du deine Schwinge,
Du forschst, daß der Schacht sich dir enthülle.
Und prüft der Geber Stamm, des Leu'n Gebrülle,
Was immer dich als zahllos Sein umringe;
Du forschest, ob dein Blick das All durchdringe,
Ob jeder Kern nicht wieder eine Hülle?
Doch Eines kann dir nie zum Wissen werden,
Nur Eines hat nicht Sprache, hat nicht Namen,
Fügt sich zu keinem Bild, zu keinem Rahmen,
Läßt deines Suchens Fuß und Hand erlahmen,
Zeigt angeredet stumm nur die Geberden:
Was Du hier bist und Keines sonst auf Erden!

II.

Das Leben.

Es ist kein müßig Selbstbeschau'n und Brüten,
Nicht der Empfindung ungeklärtes Schäumen,
Was dir verbleiben soll aus deinen Träumen
Und Frucht dir werden von der Träume Blüten.
Wie fieberud auch dir Geist und Sinne glühten,
Wie ungezügelt sich die Wünsche bäumen,
Grimm're dich und denke ohne Säumen,
Du hast dir immer selbst dein Selbst zu hüten.
Wenn aus dem schmerzensreichen Opferbrand
Der Geist in Siegesfreudigkeit erstand,
Versuch's, in sich'rer Form ihn festzuhalten.
Und schöner, als wenn Bild und Wort er fand,
Ist's, wenn sich sammelt all dein Thun und Walten,
Dein Leben selbst zum Kunstwerk zu gestalten.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 4.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Zu Ende des Dreißigjährigen Kriegs.

Man lese die Epigramme Logau's und man hat die Stimmung, die nach dem Dreißigjährigen Kriege in Deutschland herrschte. Grelle und sanfte, weiche und schreiende, heftig flammende und düstere Tinten und Töne, oft in Einem Epigramm vereinigt: das sind die Lustlichter des Dreißigjährigen Kriegs. Schwarz und schwer mußte den Zeitgenossen das Blut in den Adern rollen, maßlose Aufgeregtheit mußte mit melancholischer Entsagung im raschesten Wechsel sich ablösen. Die Edelsten der Nation sahen sich in ihren Hoffnungen bitter getäuscht, denn der Krieg ward immer heftiger und herzloser, immer zucht- und zügelloser, seitdem die beiden europäischen Mächte, Schweden und Frankreich, die großmüthige Rolle von Schützerinnen deutscher Freiheit spielend, nur dem leicht sich darbietenden Länderraube im zerrissenen deutschen Lande nachtrachteten. Da schwand alle jene zwiegespaltene Begeisterung, die anfangs die Deutschen gegeneinander zum Bürgerkampf getrieben; es war kein Religionskrieg mehr, überhaupt kaum ein Krieg noch; nur ein sinnlos sinnliches Wüthen widereinander, zuletzt blos ein rasendes, thierisches Zerstampfen der deutschen Lande. Was war nun geworden aus der beseligenden Gottinnigkeit, aus dem Glaubenskampfmuthe der Erhebung von 1618 und der den Siegeskranz bald der einen, bald der andern Seite zuwerfenden Triumphjahre von 1620—32? War die Sache schon nicht wohlgefällig von Anfang an, sodaß Logau sich fragte:

Dieweil Religion bestehet im Gemüthe,
Wie daß man sie dann sucht mit Eisen im Geblüte?

so stand es jetzt so, daß er ausruft:

Lutherisch, päpstisch und calvinisch, diese Glauben alle drei
Sind vorhanden, doch ist Zweifel, wo das Christenthum dann sei?

Mehr noch aber mußte das tiefverwundete deutsche Vaterlandsgefühl erwachen. Im Tiefsten seines deutschen Herzens empört, ruft der protestantische Dichter seinen verrätherischen Glaubensgenossen, den Schweden, den Fluch zu:

Alles Insekt von dem Vieh, das ihr raubtet durch das Land,
Alle vom gesammten Ort, den ihr setzet in den Brand,

Oder Seele nicht genug, auch der Leib möchte nicht,
Langwierigen innern Fluch, d'rüber das Gewissen nicht!
Hatten es schlechten, und es ist; ich verschmerz es jetzt mit Fleiß.
Weil Gott, was ihr ihm und uns mitgespielt, schlechten weiß.

Ueber die barbarischen Verwüstungen des deutschen Heimathbodens, über eine Soldateska, die wahrhaft bestialisch darauf hauste, macht er seinem gepreßten Herzen vielfach Luft, bald mit knirschendem Ingrimm, bald ohne Rückhalt fluchend, bald mit Hohngelächter lachend. Mitten hinein in Wallenstein's Lager versetzt sieht man ihn, wenn er beschreibt: „Haus und Hof ist Schutt geleert, Ist ein Stücke Brot begehrt; Stadt, Land, Mensch und Vieh vernichtet, Ist des Herren Dienst verrichtet; Buhlen, saufen, spielen, fluchen, Ist dem Muth Erfrischung suchen; Mehr kein Mensch sein an Geberden, Ist ein braver Kerle werden; Letzlich dann zum Teufel fahren, Ist den Engeln Müh' ersparen." Solche Ungethüme machen das Unmögliche möglich. „Ein Soldat kann durch Verzehren Sich ernähren? Und ein Landmann durch Erwerben Muß verderben?" Da wird es ihm klar, daß wie Gott durch sein Wort die Welt erschaffen, auch der Teufel ein Wort hat, „dadurch er Vorsatz hat, Zu tilgen, was Gott schuf, und dieses heißt — Soldat." So muß denn, weil „türkisch Art bei Christen will entstehen", nothwendig jedes Herz verwildern — wozu bedarf es der Erziehung noch; ein Vater hat nur darauf zu sehen: „daß sein Sohn kein Scheu und kein Gewissen hat, So ist schon Alles gut, so ist schon Allem Rath." Man sieht, wie die verzweifelten Zustände auch die Besten ermüden und erschlaffen konnten, wie niederdrückender denn je auf den Deutschen das peinlichste Bewußtsein rathlosester Ohnmacht lastete; man begreift es daher, wie zuletzt des unglücklichen Landes einzige Lebensäußerung nur noch der allgemeine Schrei nach Frieden war, nach Frieden unter jeder Bedingung.

Auch die ausschlaggebenden Mächte, Schweden und Frankreich, hegten Friedensgedanken. Ihr Kämpfen zielte nur noch auf Abschluß; aber nicht zu rasch wollten sie ihn, sie wollten vorerst noch so viel in Deutschland verwirren, um den größtmöglichen Nutzen daraus zu ziehen. Schon drei Jahre vor Ende des Kriegs begannen die Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück. Da saßen sie, die völkerrechtlichen Advocaten, die diplomatischen Haarspalter, während draußen der Krieg fortwüthete, und nahmen sich Zeit und wollten sich auch Zeit nehmen und warten ab, warnen und drohen sich gegenseitig, je nach wechselndem Waffenglück, und markten und handeln miteinander und suchen sich zu entzweien und zu überlisten. Es war das alte böse Spiel, das den schwerfälligen guten Deutschen stets am theuersten zu stehen kam. Als dann endlich am 24. October 1648 der Friede unter Glockengeläute und mit Kanonenschüssen verkündet wurde, war vielleicht eine meisterhafte Pacification Europas fertig, aber kein Friede in Deutschland. Fertig und zurechtgelegt war das ermattete Reich zur sofortigen oder bald folgenden Beute für die friededictirenden Schutzgroßmächte; auch war zur Bequemlichkeit derselben die alte Zerstückelung unsers Vaterlands durch die acht Artikel der Acte in aller Form verfassungsmäßig gemacht. Wie konnte aber Deutschland jetzt sich rühren, dessen Städte und Dörfer eingeäschert und entvölkert, dessen Gefilde verheert, dessen Kräfte im Handel und Gewerbe zur Zeit gelähmt oder vernichtet waren? Man erräth es, wie dies Alles eines Logau Herz erbittert haben mag. Zuerst jene schmähliche Scheinfechterei der Franzosen und Schweden, die lieber durch Zeitungsnachrichten als mit den Waffen schreckte. „Man hat den Feind aufs Haupt geschlagen?!" ruft Logau aus; „Noch hat Fuß Haupt hinweggetragen: Man schlag' ihn, rath' ich, auf den Fuß, Auf daß er liegen bleiben muß!" Wie soll da wahrer Friede werden! Er glaubt nicht daran, wenn die Wörtlein „Mißvertrauen und Eigennutz nicht fortzubringen" und dann die ganze rabulistische Friedensmacherei, das herzlose Feilschen, während Deutschlands Elend ins Unerträgliche wächst! Und als dann endlich der

schmachvolle Friede unterzeichnet, Schweden mit Pommern, Frankreich mit Elsaß, beide mit unermeßlichen Millionen entschädigt sind, Deutschland aber, das selbst nach dem Frieden eine lange Zeit dem noch nicht weichenden schwedischen Heere täglich 120,000 Thaler zahlen muß, noch lange an offener Wunde blutet, sind wir in innerster Seele mit Logau empört gegen die Fremdlinge, „die sich dafür belohnen lassen, daß sie uns zu Bettlern gemacht, und diese Mühe noch hoch anschlagen“, und verfluchen den Ausruf:

Was kostet unser Feind? O wie viel Herz und Leber!
Was kostet unser Heer? O wie viel graue Haare!
Was kostet unser Fried'? O wie viel Ströme Blut!
Was kostet unser Fried'! O wie viel Tonnen Gut!
Ergötzt er auch dafür und lohnt so viel Beschwerden?
Ja wem? Frag' Echo d'rum. Wem meint sie wol? Den Schweden.

Was war zu thun? Nichts mehr, denn wir hatten es uns eingebracht und nun war es auch — Logau fragt und antwortet sich kurz:

Was hat doch bracht das deutsche Kriegen?
Daß wir nun ruh'n, weil wir so liegen!

Ohne Zweifel offenbart sich in Logau's poetischen Worten, die aus einem wahren und lautern Herzen kommen und von einem grundfesten Charakter getragen werden, die Gesammtstimmung jener unseligen Tage am reinsten. Er zeigt sich zugleich selbst als Repräsentant der Besten seiner Zeit, Derer, die männlich aushielten in allem Kreuz und in der allgemeinen Wildniß nicht mit verwilderten. Andere edle und poetische Naturen dieser Zeiten vermochten nicht ebenso das deutsche Weh zu verwinden; sie verfielen in Schwermuth und Verzweiflung oder sie entflohen von der Heimat in ferne, oft in die fernsten Länder, wie Weckherlin, Olearius und der herrliche Flemming, damals Deutschlands trefflichster Poet, der Opfer und Beute ward seiner Aufregung und des persischen Klimas. Anders Logau, der ausharrte in seinem Vaterlande, alle Drangsale miterlebte und, wie es dem Dichter geziemt, gründlich ausleben wollte. So stehen seine Erlebnisse und mit ihnen ein Stück Geschichte seiner Tage lebendig für uns auf dem Papier. Als er sie niederschrieb, mochte er es wol kaum ahnen, daß er seinen Nachkommen mehr bedeuten würde als mancher Geschichtschreiber.

Nur sehr langsam erholte sich Deutschland von der Erschöpfung. Es hat zu seiner völligen Wiederherstellung über ein Jahrhundert gebraucht. Langwierig waren die unmittelbaren Nachwehen des Kriegs und des Westfälischen Friedens. Ermattet und geschwächt, wie wir waren, in physischer wie in geistiger Hinsicht, warfen wir uns hülfesuchend unsern nun anerkannten Vormündern, den Friedensbürgen, in die Arme. Frankreich, durch glückliche innere Lagen gefördert, behauptete bald das entschiedene Uebergewicht. Wie gräßlich diese übermüthige Macht, etwa 25 Jahre nach der Zeit, unserm deutschen Boden zerrissen und verheert, fast ununterbrochen vierzig Jahre hindurch — ein Eingebrachtes des Münsterschen Friedens —, das ist weltbekannt. Aber dieses neue Jammergeschick hatten wir abermals selbst mitverschuldet und nur unsere Ohnmacht entschuldigt uns etwas. So ist gezeigt, daß selbst die protestantischen Deutschen während des Kriegs den katholischen Franzosen nicht so gram gewesen als den Schweden. Die Franzosen blieben auch nach dem Frieden besser bei uns angeschrieben. Sie gewannen es über uns durch ihr gefälliges Benehmen, durch jene, ihnen eigene Liebenswürdigkeit, die wir, selbst ehrlich, für lauter Ehrlichkeit und Offenheit nahmen. Und auf die feinste Weise waren wir zuvor von ihnen berückt, als wir offen von ihnen überfallen wurden. Wir waren Reconvalescenten und suchten Erfrischung; wir waren verstimmt und wollten Zerstreuung; wir fühlten stark materielle Bedürfnisse in unserm ausgeleerten Haus; wir fühlten auch wieder geistige und den alten Hang zum Studiren. Das nun Alles aber konnte nur Frankreich bieten, der jetzt von unsern Säften so fröhlich gedeihende Staat, und mit welcher gefälligen Heiterkeit war

Alles überkleidet! Wir waren wieder einmal entzückt. Wie sehr übersahen und achteten das die Franzosen! Wir blickten geblendet und eine tolle Sucht ergriff uns (bereits in den letzten Jahren des Dreißigjährigen Kriegs), und wo möglich in Allem den nicht genug zu bewundernden Franzosen gleichzustellen: französische Sprache und Sitten, französische Literatur und Poesie, französische Häuser, Möbeln und Kleidertrachten wurden erlernt und nachgeäfft. Wieder ein unheimlicher Geist kam über uns. Weder selbständig noch überhaupt ständig waren wir mehr. Mit den einschmeichelndsten Gedanken, mit bunt wechselnden Fabrikaten wurden wir von Westen her versorgt und beherrscht. Wir kannten uns nicht mehr. Die Franzosen lachten uns hinter dem Rücken aus, wir beteten sie dagegen selbst hinterrücks an und nur wenn wir das nicht thaten, hielten wir uns für lächerlich. Nur einige wenige sinnige Männer ahnten das Unheil, das uns daraus entstehen könnte.

Schon Logau, obwol er bereits 1655 starb, vermochte die schlimme Richtung zu würdigen und rief bedenklich: „A la mode Kleider, A la mode Sinnen, Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen." Und nachdrücklicher mit der Ueberschrift: Französische Kleidung:

Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverei:
Soll's dann sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schnöden Knechterei!

Ein patriotischer Journalist dieser Jahre behauptet geradezu: „Das Modeaufbringen der Franzosen sei ein arcanum politicum, womit sie die Deutschen ruiniren wollten." In der That, die deutsche Industrie war keine mehr; Geist und Sprache angesteckt, die letztere mit französischen Wortschminkpflästerchen überklebt. Deutschland war „blutarm, d'rum ging es so geflickt", nach unsers Dichters Ausdruck. In solchen kläglichen Zeiten, wenn ein ganzes Volk von gewissen Thorheiten in den Staub gedrückt wird, schwingt gewöhnlich die Satire ihre Geißel. „Wie die Zeiten sind", sagte Philander von Sittewald, „so sind die Worte, und wiederum wie die Worte sind, so sind auch die Zeiten. Es ist uns're Sprach' in ein recht Kipperjahr gerathen; Jeder beschneidet, bestimmelt dieselbe, wie er will, gibt ihr einen Halt und Zusatz, wie er will. Finde ich, daß solche Aenderungen ex satis et influentiis ursprünglich herrühren — Ihr seid halb und halb, halber l'un, halber l'autre, halb deutsch, halb wälisch, eure Herzen sind auch also. Die Natur selbst ist in ihrem periodo und Umgang begriffen: wann hat man Blumen gesehn von so mancherlei gemengten, halbscheinenden Farben als jetzt?" (Die bekannte Tulpenwuth.) Dann aber bricht er auch aus in den scharfen Wehruf: „A la mode macht mir bang', Weil der Deutschen Untergang In der Neuen-Sucht Seinen Anfang sucht." „Diese Narren Plag' Machet, daß ich sag': A la mode bring' uns noch Unter ein fremd Reich und Joch' Uebel laut' es zwar, Doch so ist es wahr Und bleibt bei dem ersten Klang: Daß der Deutschen Untergang In der neuen Sucht Seinen Anfang sucht." „Ihr bösen Deutschen, Man soll euch deutschen In unserm Vaterland, Pfui dich der Schand'!" Solches Geißeln verfehlte nicht jede Wirkung; doch die Umstimmung kam nur über einen kleinen Theil des Volks und bildete nur eben eine Partei. Diese verdarb es leider, faßte die Sache beim schwächsten Ende und mit Kleinigkeitskrämerei an; sie ward der Gegenpartei zum Gelächter. Sie fielen schon damals in Deutschthümelei. Und so gab's auch da zu spotten. „Abscheulich", sagte Philander, „naseweise Kerls, hochfliegende Klüglinge, die irgend einen Schwarm bekommen und Dasjenige in eine Sprache einführen, welches dieselbe nicht nur nicht ziert, sondern verzerrt, verirrt, verwirrt, ärger als die Babler vor Jahren gethan haben!"

Es ist unverkennbar, daß sich damals Deutschland langsam umwandelte. Die deutsche Reformation des 16. Jahrhunderts, eine geistige Weltrevolution, wie gewaltig und allseitig umgestaltend sie sogleich aufgetreten war, bedurfte doch zur vollständigen Auswickelung

Gnad Inhalts eines mehr ſich beſchränkenden Ganzen, einer geordneten Folgereihe in ihrer Geſtaltungsthätigkeit. So ward ihr erſtes Beſtreben die Reinigung und Befreiung der Gemüther, was ſie mit einem idealen Schwunge verfolgte, der aber bei uns in die ra-ſende Leidenſchaft, in den lähmenden Dreißigjährigen Krieg ausartete. Nach dieſer Auf-regung kam ein ganz anderer Keim der Reformation an die Entfaltung; es entſtand, im Gegenſatz zu jenem idealen, ein realer Trieb. Man fühlte ſich mit einer gewiſſen Befriedi-gung ernüchtert und trachtete von nun an nach Erwerbung einer größtmöglichen Menge realer oder gemeinnütziger Kenntniſſe, nach einer praktiſchen Lebensauffaſſung, er-ſtrebte als ein höchſtes Ziel einen Anbau politiſcher Formen. Das war denn die Zeit, wo die uns ſo ungeheuerlich erſcheinenden Polyhiſtoren und Vielwiſſer aufkamen, Männer, die wo möglich in allen Facultäten promovirten und ſich immer nicht genug thun konnten in Anſammlung realer Kenntniſſe. Freilich ſchlugen dieſe wohlgemeinten Studien weniger praktiſch aus, als man erzielte; in ein wirres Durcheinander gerieth man, ſelbſt die beſten Köpfe kamen über ein gelehrtes und weitſchweifiges Theoretiſiren nicht hinaus und wurden im Punkte der Politik, ſo praktiſch ſie ſich dünkten, nur, was man jetzt Doctrinärs nennt. Tief geahnt, wie oft, haben wir auch damals, aber ein wahrer Weitblick, wie war er uns möglich, und vollends damals?

Der erſte dieſer Doctrinärs und Univerſalgelehrten, das angeſtaunte Wunder ſeiner Zeit, war der helmſtedter Profeſſor Hermann Conring, vielberufener Leibarzt mehrer Fürſten, dann auch berühmt als Phyſiker wie als Juriſt und Theolog, von weitverbrei-tetſtem Rufe aber als Kenner der Geſchichte und der Staatswiſſenſchaft. Ein Oſtfrieſe, war er von Hollands nüchternem Freiſinn angeflogen; unſtreitig ein Mann von Geiſt und Scharfſinn, aufgeklärt als Theolog, genialen Blicks als Hiſtoriker und als erſter Begründer der Statiſtik und nationalökonomiſchen Geographie ohne Widerrede bedeutend. Conring ward ein Zeit-Orakel. Was half's? Drängende Verhältniſſe verengen den einſichtigſten Verſtand, ja machen den Charakter engherzig. Conring liebte ſein Deutſchland, wähnte aber, ehrgeizig, ſo mißlichen Zuſtänden nur auf vermeintlich praktiſchen Wegen beizukom-men; er ward überſichtig, verlor ſich in kalte, ſuperfeinſte und allgemeinſte politiſche Com-binationen, ſah endlich nur im Anlehnen an Frankreich, „wie einſt unter Karl dem Großen, etwas zwar Schlimmes, doch in ſeinen Folgen gewiß Heilvolles", rieth darum in einer „Denkſchrift an Ludwig XIV." demſelben ein Bündniß mit dem Großtürken und foderte ihn auf zur Mehrung der franzöſiſchen See- und Handelsmacht. Da brach denn die Spitze und der große Conring war um allen Credit bei den Beſten. Wen kann Philander wol anders meinen, wenn er ſich ausläßt: „Die Aerzte wollen mit ihrem Hippokrates und Galenus über Alles urtheilen, auch aus und mit demſelben alle Casus conscientiae, con-troversias Theologicas, Juridicas, Historicas, Politicas und in Summa alle hohen Sachen und Fragen — als mit Hanswurſts Hut, kehr' um, ſo iſt's eine Mütze — richten und ſchlichten wollen: ja, das doch unglaublich wahr iſt, den deutſchen Krieg ſelbſten"

Glücklicher Humor! Wer gönnte ihn nicht beſonders den armen Deutſchen! Sie hatten ihn nöthig, denn beſſer ging es ihnen noch lange nicht.

Dr. Richard Treitſchke.

Nur ein Schreiber.

Ein Provinzleben in vier Capiteln erzählt.

Viertes Capitel.

Schwarzel, der Waldgeiſt.

Die Demüthigung Springer's hätte in Roſenthal noch mehr Aufſehen gemacht, wäre nicht derzeit das Intereſſe auf einen andern Punkt geſpannt geweſen. Man hatte nämlich

während Springer's Abwesenheit beim Holzmachen im Bärenwalder Busch ein Menschengerippe gefunden. Dabei lagen die Gebeinen eines Juden sammt einem Beutelchen und darinliegender mit sieben Kreutzern und einem Schlüsselchen darinnen. Von Kleidern waren nur geringe Fetzen erhalten. Die Sache ward ruchbar und doch hörte man nichts von einer Untersuchungscommission, Herr Frank, der mit dem Oberamtmann seit einiger Zeit über die Achsel war, weil seine Leinwandjunge wegen Tabakrauchens auf der Gasse war eingesperrt worden, ging auf die Kanzlei und gab's deutlich zu verstehen, daß man nur deswegen die Sache vertusche, weil es eine Judenleiche sei. Gleich hinter Frank kam der Spion, der getaufte David, und sprach den Verdacht aus, daß doch wol der Schwarzel, den man unverantwortlicherweise auf der Herrschaft sein Spiel treiben laß', den Juden ermordet habe. Was das betrifft, erwiderte der Oberamtmann, daß wir den Schwarzel dulden, hat das seine guten Gründe — die Ihn nichts angehen; aber, bis der Actuar von der Rekrutirung da sein wird, soll die Sache vorgenommen werden.' Auf dem Rückwege unterhielten sich Frank und David (merkwürdigerweise zwei uneigentliche Juden, die sich allein der Leiche eines Juden annahmen), über die „guten Gründe", von denen der Oberamtmann gesprochen; Frank meinte, es sei der Obrigkeit lieb, daß der Geisterspuk die Leute fromm und abergläubisch mache; der getaufte David leugnete dies zwar nicht, aber nach seiner Meinung müsse die heuer ungewöhnlich rasche Abreise des Grafen mit dem Schwarzel in einiger Verbindung stehen. Frank ließ sich nicht darauf ein, denn er kannte die weithergeholten Combinationen, die Davids fürs Leinwandgeschäft oft nützten, meist aber in andern Dingen übers Ziel hinausschossen.

Einen andern Mittelpunkt des Gesprächs in Rosenthal bildete ferner das Stutzen der Pappeln, die um das Muttergottesbild im Ringe standen. Der Vater hatte Springer's Abwesenheit dazu benutzt, die Statue vergolden und die Bäume verkürzen zu lassen. Springer sah, als er eintritt, gleich die geköpften Pappeln und das hervorragende Standbild. Er lächelte schmerzlich — über sich. Bei Kaufmann Groß vorsprechend, traf er im Hausflur einige Mädchen, die seinen Gruß kaum erwiderten und eine nach der andern in die Küche liefen, woher er zuerst ein Wispern, dann ein unterdrücktes und endlich ein helles Auflachen hörte. Er trat ins Nebenzimmer. Marie saß am Klavier; er grüßte und setzte sich ungeheißen auf das Canapé, bittend, fortzufahren. Sie stand aber auf und sah ihn voll Mitleid an. Als Vater Groß sich lächelnd zu entschuldigen kam, weil er hinaus müsse, nach der Gerste sehen, antwortete Springer nicht; es kam ihm auch die Honigsüße des Alten wie Hohn vor. Als er durchs Gewölbe hinausging, wußte er nicht, wer darinnen sei; mit dem Sichempfehlen hatte er es nie genau genommen und so eilte er jetzt auch lautlos hinweg.

Vor dem Schloßthore begegnete er dem Amtsdiener, der ihn aufsuchen und vom Herrn den Befehl wissen lassen sollte, mit den im Schloßhofe versammelten Leuten den Schwarzel einzubringen. Er hatte schon auf dem Heimwege von Josephstadt die Geschichte von der Leiche erfahren und auch dabei an Schwarzel gedacht. Doch war er stets weit entfernt, seinen Hirngespinnsten Wesenheit zuzutrauen und nun ganz überrascht, daß die Welt mit ihm übereinstimme, was denn doch sehr natürlich zuging. Jetzt erst schien es ihm ganz unmöglich, daß Schwarzel des Juden Mörder sei — und doch wünschte er, es wäre so und Schwarzel ein Ungethüm, das ihm viel zu schaffen und seinen Schimpf zu vergessen gebe; — er warf, in seinem Zimmer angelangt, den Frack ab, hüllte sich in den Mantel und nahm ein paar Terzerole. Als er über die Hoftreppe eilte, kam ihm Hedwig in den Weg, er möchte zum Mutterle kommen in den gräflichen Ahnensaal. Hedwig, des Oberamtmanns Kind erster Ehe, nannte Amalien schon das Mutterle. Er schlug sich mit der Terzerolfläche vor die Stirn, als hätte er etwas ganz vergessen und in einigen Augenblicken stand er vor Amalien. „So ist's recht!" rief sie ihm entgegen, „in dem Anzug

daß es ein ganz anderer Mensch, wenn's auch in Josephstadt noch so gegeben hat." Sperrte gern wer's wollt, daß sich noch Jemand um ihn kümmerte und ihm gefallen machte. Unwillkürlich hielt er Marien gegenüber die Rhinozeroshaut und blickte dann auf der glatte Stirn Amalien, von der das Leben glänzte. „Ich liebe dich, Amalie", rief er hellauflachend, „komm an mein Herz' ich liebe dich unermeßlich!" Zum ersten mal preßte er sie an sich in minutenlangem Kuß, selbst- und allvergessen — Klemme letzte in Klemme — und erst sahen die Rhinozeroshäute drein. Gar merken's nicht, als die Thür sich öffnete, Schreck entsteht und bei dem Anblick selbst zum Bilde ward. Erst als die kleine Hedwig nachkam, schrie Amalie auf und riß sich los; Hedwig ging hin zum erstarrten Springer und sagte, sich an ihn schmiegend: „Ich und Mutterle haben dich gern!" Da raffte Springer sich auf aus seiner Betäubung und stürzte an dem Oberamtmann vorbei, hinaus, die Treppe hinab; er prallte zurück vor den Leuten, die ihm entgegenkamen, um den Schwarzel zu suchen. Er eilte ihnen wie rasend voran. Man konnte ihm nicht nachkommen; den Berg lief er hinan, als gält' es, ihn einzunehmen; er hörte nicht den Zuruf des stummgewaltigen Rubel. „Hunderton! wo ist denn Hunderton?" fragte Rubel, „der wollt' nicht mit! Er hat rasende Angst vorm Schwarzel." „Meine Alte", sagte der Müller am Silberge, „läßt heute kein Kind aus der Stube! Ich mag ihr's nicht wehren; wie ich's Unglück hatte mit dem Füchs'la, hat sie auch damals den Knecht mit der Fuhre nicht weglassen wollen — die Weibsen haben eine fritt'sche Nase!" „Der Schwarzel ist ein gehöriger Patron — ihr mögt euch vor ihm in den Wald einbeg, huschte er auf die Seite und lief nach Hause zurück. „Der Attwar ist seit Josephstadt toll", sagte Stock leise und schmunzelte vergnügt, als man darauf einging und die josephstädter Geschichte zu bedenken begann. Pst! rief Stock, den Finger auf den Mund legend und deutete auf die Felsenküche, wo man Springern sitzend gewahrte. Dieser stand auf und schritt auf die Ankommenden zu und nachdem Jeder seine Stimme abgegeben, wie man sich vertheilen müsse, um kein Lustloch zum Entschlüpfen zu lassen oder ob man lieber beisammenbleiben und mit dem 15 Mann starken Haufen in das Dickicht eindringen solle, da sagte Springer mit Feldherrnruhe: „Hier sind zwei Fälle zu unterscheiden: entweder ist, wie allgemein geglaubt wird, Schwarzel ein Geist, dann ziehen wir vergebens aus mit Ketten und Stangen! Oder er ist ein Mensch: dann muß er essen, trinken und irgendwo wohnen!"

„Der Pfarrer sagt aber: es gibt auch Halbteufel!" warf Rubel ein. „Ich sage, er ist ein Mensch!" setzte Springer ruhig fort, „folglich müssen wir hinter dem Busch zum »Feldhäusler« gehen, wo sich vielleicht Spuren finden könnten."

Der Feldhäusler ist selbst nicht geheuer! hieß es, man sieht ihn nie unter Menschen und wenn man auf dem „Bodasteig" „Lützow's wilde, verwegene Jagd" singen hört, dann ist's der Feldhäusler sicher.

„Er war bei der Einnahme von Paris" setzte der Müller hinzu, „Anno, anno — kurz, er muß schon damals nicht mehr grasgrün gewesen sein, denn jetzt hat er seine 70 auf dem Buckel; aber er trägt sie leichter als ich meine 50."

„Man sagt", begann der alte Dreier, „daß seine Augen im Finstern leuchten wie Katzenaugen."

„Und daß er geschmolzene Bleikugeln drei mal des Tags ißt wie wir Erdäpfel", ergänzte ein Anderer.

Während dieser Unterhaltung war man rechts an einen Waldsaum gekommen, in dessen Nachbarschaft an einem Felsenwall ein nettes Häuschen, von Bohnenschlingen umrankt, sich erhob. Die Schar nahte leise und suchte unter dem Schutze des lebendigen Grüns ungesehen an den Fenstern vorbeizukommen und auf der andern Seite die Haus

thür zu ersehen. Da schlug ein Hund an in der Stube und gleich darauf erschien eine hohe Gestalt mit eisgrauen Haaren um Haupt und Mund am Eingang. Sein Körper war nach allen Seiten mit bunten Heiligenbildern bedeckt und in dem rechten Arm hielt er ein rothes Fähnchen, worauf ein weißes Kreuz eingenäht war.

Als diese Schreckgestalt der Leute ansichtig ward, schwenkte sie das Fähnchen im Kreis eines Kreuzes und sprach mit voller Stimme: „Dein Wille geschehe!“

Die Leute, welche vor der Erscheinung eine Scheu empfanden und nicht wagten aufzublicken, glaubten in den Worten: „Dein Wille geschehe!“ ein Geständniß der Schuld zu hören und nahten sich, über ihn herzufallen; aber wie erstaunten sie, als Springer sie zurückstieß, auf den Alten zusprang und vor ihm weinend auf die Knie fiel, dann seine Füße, seinen Leib, Hände und Angesicht küßte und mit seinen Thränen benetzte.

Der Greis benahm sich, als hätte er das Alles erwartet und käme ihm gar nicht fremd vor; er legte dann seine beiden Arme um den Actuar, sodaß die Fahne über Beiden schwebte.

Niemand sprach ein Wort und man wußte nicht, welcher von Beiden schluchze, sie standen da ineinandergewurzelt — die Leute erfaßte der Anblick so, daß sie nacheinander unvermerkt die Hände zu falten, niederzuknien, das Haupt zu entblößen und erst leise, dann laut zu beten begannen.

Die Beiden erwachten dadurch und stimmten mit ein.

So war wie durch einen Zauber die Rotte, die auszog, um zu fangen und zu fesseln, von der Andacht mächtigern Ketten selbst gefangen und gefesselt worden.

Doch auf nicht lange ...

Springer sagte dem Greise einige Worte ins Ohr; dieser lächelte und ging in die Stube zurück, erschien aber gleich wieder an der Thür mit einem Gewehr, gab es dem Actuar und schien aufbrechen zu wollen.

Als die Leute das Gewehr sahen, schlüpften wieder Hintergedanken aus ihrem Versteck; sie vertheilten sich so, daß der Alte mit dem Actuar in die Mitte kam und lautlos ging's zurück ins Städtchen.

Springer war so erfüllt im Innersten, daß er gar nicht der Begleitung gedachte, die ihn theils neugierig, theils verdächtigend ansah. Als sie aus der Bretergasse in den Ring tauchten, kam ihnen das Geschrei entgegen: Schwarzel kommt! Schwarzel kommt! Und von allen Seiten liefen Männer, Weiber und Kinder hinzu, erst furchtsam, dann keck und dreist; man führte ihn ins Schloß, das Volk hinterdrein; es wollte ihn ins „schwarze Loch“ stecken sehen. Stock faßte ihn am Arme und machte Miene, ihn wahrhaftig ins „schwarze Loch“ zu führen und sagte: Es solle fortan Schwarzel Loch heißen! Aber der Actuar schleuderte ihn zurück und entführte seinen Gefangenen den erstaunten Blicken der Leute in sein eigenes Zimmer.

Der Oberamtmann fehlte.... Man sagte er wäre krank ... Doch hatte er noch so viel Geistesgegenwart, wenigstens stumm auf einen inzwischen angekommenen Brief zu zeigen, demzufolge die Judenleiche aufgeklärt wurde. Ein gewisser Neustadt aus Reichenau kam und erkannte seinen vor Jahren im Winterschnee auf Reisen gegangenen und verkommenen Bruder an Schlüssel und Beutel.

Springer ließ sich zum Großvater einsperren und wollte durchaus nicht von ihm weichen. Denn sein Großvater war der Waldgreis. Springer konnte nun die Lücken seines Tagebuchs ausfüllen. Der Großvater war einst, aus Ursachen, die sich lichteten, mit dem Messer auf den Grafen eingegangen. Ewige Kettenstrafe wäre seine Strafe gewesen, wenn ihm der Graf nicht die Freiheit gegeben hätte unter der Bedingung, nach Ungarn und Siebenbürgen auszuwandern. Er nahm die Summe, die er dazu empfing, schickte die Hälfte an den Studenten Springer, lebte in der Fremde, bis ihn die Sehn-

ſucht zu ſeinem Gaſtel zurückkehrt. Als Schmuggler und Waldgreis hielt er ſich im grünen Verſteck. Er ſah den Sohn ſeiner Tochter genug, ohne daß ihn dieſer wiederſah, bei jenem Königsſchießen nur ſtand er einmal vor ihm und nahm ihm die Flinte, die in den Farren gränzern lag. Er hatte ſelbſt die Flinte dem Studenten einſt verehrt. Sie war ein Geſchenk des Mannes geweſen, den er mit dem Meſſer angefallen.... Und warum dieſe Feindſchaft?

Springer erfuhr ſie und konnte ſich den Reiz zu ihr ausmalen, als nach einigen Tagen der Graf, dem man alle dieſe Vorgänge berichtet hatte, vor ihm ſtand und ihm ſagte:

Mein Sohn! In Hohenelbe lag ich einſt im Quartier. Des Glöckners Tochter war allerliebſt. Du gleichſt ihr auf ein Haar. Man thut, was man kann. Ich ließ dich ſogar ſtudiren. Aber der Alte wurde zudringlich, impertinent. Ich konnte ihn in Ketten bringen, lebenslänglich. Ich war gnädig. Du biſt Actuar. Der Oberamtmann wird nicht geſund davon werden, daß er ſeine Braut in deinen Armen ſah, du Don Juan! Ich hielt ihn immer für geiſtesſchwach. Nun zeigt ſich's. Man ſetzt ihn ab. Wirſt Amtmann, auch Ober-, wenn du willſt. Sei Herr, aber nicht zu hoch hinaus. Der Denkzettel in Joſephſtadt war nöthig. Ich werde meine Hand nicht von dir thun. Heirathe die Marie oder die Amalie, welche du willſt. Ich werde um dich werben. Im Uebrigen, mein Sohn, bleib' ich dir in Gnaden gewogen.

Für Schwarzel hatte der Graf nicht nöthig zu ſorgen. Der hochbetagte Greis hielt die Erſchütterung nicht aus. Er ſtarb in kurzer Friſt.

Der Oberamtmann mußte penſionirt werden. Sein Verſtand gab zu viel Blößen.

Die Wahl zwiſchen Marie und Amalie entſchied ſich bald. Den neuen Amtmann ſuchte man eines Tags vergebens im Schloſſe. Man vermuthete eine heimliche Reiſe; man wartete, man ſchrieb. Eines Tags kam eine Anzeige aus Hohenelbe. Man hatte ihn dort entſeelt auf dem Kirchhofe gefunden. Auf dem Grabe ſeiner Mutter hatte ſich Springer erſchoſſen.

Moritz Reich.

Seele und Leib.

Zur Unterſuchung der Frage: Ob Geiſt? Ob Materie?

IV.

Im Zuſtande des Schlafs tritt die Seelenkraft in unſelbſtändiger Lage, in Knechtsgeſtalt auf. Sie dient in dieſer Lage der Ernährung und dem Wachsthum der Nerven, Muskeln und Häute, iſt Sklav des Leibes und heißt ſo die Elektricität. Im Zuſtande des Wachens gelangt ein Theil der Seelenkraft, wenn auch noch immer ein verhältnißmäßig nur geringer, zur Selbſtändigkeit. Nun fängt der Leib an, Gewalt von ihr zu leiden, indem ſie ſich aus der Stellung einer Dienerin plötzlich in die einer Feindin erhebt. Der Leib beginnt an einer übermäßigen Verzehrung oder Umwandlung ſeiner Kraft, an der Gefahr des Todes zu kranken. Auf dieſem Wege der Lebensgefahr wird aber immer nur ſo weit vorgeſchritten, als ſich mit der Erhaltung des Leibes im Ganzen verträgt, ſodaß die vom Leben zum Tode eingeſchlagene Richtung nur immer noch bloße Richtung, bloßer theilweiſer Verſuch zum Sterben, bloßes Verſuchen des Todes bleibt, nicht ins wirkliche Sterben als die völlige Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit der Seelenkraft übergeht. Damit dies nicht geſchehe, tritt ein Zuſtand ein, worin wir ganz und gar nichts thun, als nur leben, oder worin wir nur Das thun, was auch im Wachen der Theil der Seelenkraft, welcher noch in Knechtsgeſtalt wirkt, fortwährend thut: ſchlafen. Unſer Leib iſt unſere Schlafkammer. Daher ſagen die Thüringer ſtatt Lebewohl ganz richtig Schlafewohl. Nur ſo weit, als wir ſchlafen, leben wir. Soweit wir wach und bewußt ſind, begannen wir

bereits zu sterben. Und demnach gilt uns nur diese Verschwendung des Lebens, dieses Verblühen der Pflanze, für das wahre Leben und ein bloßer Schein für nichts und eitel. Das bloße Leben, welches nichts weiter hat als nur sich selbst, verachten wir. Nur den Anfang unsers Sterbens schätzen wir hoch. So paradox dies lauten mag, so ist es doch nur eine einfache Thatsache der Physiologie.

„Dies ist der Weg des Todes, den wir treten" — sagt Orest zu Pylades in Goethe's „Iphigenie". So kann jeder Erwachende am Morgen zu sich sprechen: von neuem beginnt mein Gehirn zu sterben und der dem Leben widerstrebenden Richtung der Seelenkraft zu erliegen, welche ein selbständiger Tod genannt zu werden verdient. Dieser selbständige Tod, in welchem das Bewußtsein seine Behausung hat, ist nicht eine bloße Verneinung des Lebens, nicht eine bloße das Leben begrenzende Schranke, sondern eine dasselbe verzehrende Macht. Dieser selbständige Tod nistet sich ins Leben ein, zehrt vom Leben, lebt selbst vom Leben. Er zwingt es, sich selbst mit dem Besten, was es hat, ihm zum Opfer zu bringen, nicht zu einem schnell verrauchenden durch schnellen einmaligen Untergang, sondern zu einem lange anhaltenden, dauernden Opfer durch immer erneuerte Darbringung der besten Lebenskräfte, welche immerfort mit großartiger Verschwendung einem unsterblichen Dasein als Nahrungsquelle dargebracht, aber auch zugleich abwechselnd dem pflanzlichen Leben als ein Unterstützungscapital im Schlafe zurückgeliehen, hinterher aber immer aufs neue in den selbständigen Zustand hinaufdestillirt und dadurch dem pflanzlichen entzogen werden.

Nur dieser stete Aufopferungsproceß des Niedern für das Höhere, diese Selbstverzehrung des Niedern um des Höhern willen oder Destillation des höhern Zustandes aus den Rohstoffen des niedern, Ersterben des niedern im höhern, ist Leben im geistigen Sinn, werthvolles Leben. Wir schätzen das Leben nur so weit, als es in stetiger Selbstverflüchtigung die Geheimnisse des Todes verräth. Diese eben sind die aus der Hefe des Lebens sich entbindende unsterbliche Essenz, die Seele, die moralische Person. Der Zustand einer gänzlichen Entbindung oder Verflüchtigung ist hiervon nur der höchste Grad, ein Zustand des Ueberwachseins, worin die ganze physikalische Nervenkraft sich hinauftreibt in jene unsterbliche Region, in welcher auch jetzt schon immer der Theil von ihr seinen Platz nimmt, welcher sich seiner bewußt wird und dadurch aus dem pflanzlichen oder elektrischen Dasein ins moralische tritt.

Sich zu opfern für die geistigen Interessen, das ist das Gesetz der moralischen Welt. Die physiologische Natur geht hier ermuthigend voran, indem sie für die Thätigkeit des Bewußtseins ihre physikalischen Kräfte opfert. Durch dieses Opfer lernt das sterbliche Leben an den Kräften des unsterblichen Geistes theilzunehmen, das Schicksal, das ihm am Ende bevorsteht, in seine eigene Mitte hineinzunehmen und wie Prometheus die Sonnenflamme vom Himmel zu holen als den Feuerstoff eines wiedergeborenen Daseins. Und so sind das Bewußtsein und der Tod Begriffe, welche einander gegenseitig Licht zu strahlen. Das Bewußtsein ist ein kleiner und zum Theil eintretender Tod, der Tod ein großes und gänzlich eintretendes Bewußtsein, ein Erwachen der ganzen Seele in ihren innersten Tiefen. Daß dem Leben hiervor schauert, wen darf es wundern? Hier tritt ein, was der orientalische Dichter sagt:

Das Leben sieht die dunkle Hand,
Den hellen Kelch nicht? den sie bot —
So schauert vor der Lieb' ein Herz
Als wie vom Untergang bedroht;

oder was Goethe den vom plötzlichen Sonnenaufgange geblendeten Faust ausrufen läßt:

So ist es also, wenn ein sehnend Hoffen
Dem höchsten Wunsch sich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten finden sich eröffnen;

Nur aber dringt aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammen-Uebermaß, wie Heil u betreffen,
Des Lebens Fackel wollen wir entzünden,
Ein Feuermeer umschlingt uns, welch ein Feuer!
Ist's Lust? Ist's Haß? Die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechselnd ungeheuer,
Daß wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns in jugendlichem Schleier.

Von diesem Gesichtspunkte aus wird Alles, was etwa noch anfangs gegen die Selbständigkeit des Geistes gegenüber der Materie Bedenken erregen konnte, nur zu noch größerer Bestätigung dieser Selbständigkeit. Wir wundern uns nun nicht mehr, daß ein Andrang des Bluts nach dem Kopfe, ein sanfter Druck auf das Gehirn uns das Bewußtsein zu rauben vermag. Denn dieses sind schlaferregende Mittel, welche dem Gehirn schmeicheln, daß es von dem Betreten der Bahn seiner Lebensgefahr abstehe und die bereits umgewandelte und entfremdete oder in den Zustand ihrer Selbständigkeit übergetretene Seelenkraft aufs neue in sich zu physikalischen Wirkungen herabziehe. Ebenso wenig kann es uns Wunder nehmen, daß im Alter das Bewußtsein abzunehmen pflegt. Denn der alte Leib ist weniger befähigt, frische Kräfte in sich zu entwickeln als der junge. Es wird also zuletzt die hauptsächlichste Wiedererstattung der Kräfte durch jene Anleihe beim Geiste geschehen müssen, welche Schlaf genannt wird. Im gesunden jugendlichen Schlaf steigert sich auf Veranlassung dieser Anleihe zugleich die Hervorbringung neuer physischer Kräfte, was den Schlaf so erquickend und stärkend macht. Weil dieses Stärkende des Schlafs, diese tiefe Versenkung in denselben, welche die Ansammlung von frischen Kräften zur Folge hat, im hohen Alter immer mehr wegfällt, so hört zuletzt das Schlafbedürfniß gar nicht mehr auf und der Leib lebt zuletzt nur noch von den Anleihen, welche er bei der Seelenkraft auf Kosten des Bewußtseins macht. Daher sich denn in der Altersschwäche so gern ein Zustand von wachem Halbschlummer einstellt und zwar um so mehr und anhaltender, je weniger der Leib zu einem wirklichen kräftigen Schlaf noch die Fähigkeit hat. Ein solcher Schlummer erhält den Leib augenblicklich erträglich in seinen Thätigkeiten, ohne ihn aber für ein darauf folgendes Wachsein kräftigen zu können, weshalb er dann nach kurzem Erwachen sich auch bald wieder einstellt. Was von einem gewissen Thomas Parre berichtet wird, welcher 152 Jahre alt wurde, nämlich daß er in der letzten Periode seines Lebens fast beständig schlief, dasselbe bemerken wir auch häufig schon an weit jüngern altersschwachen Personen. Auch die traumähnliche Verdüsterung des Bewußtseins bei Wahnsinnigen hängt sehr enge mit dem Umstande zusammen, daß sie in der Regel wenig, manchmal gar keinen gesunden Schlaf haben, also an einer Stockung in der Erzeugung neuer physischer Kraft leiden. Man hat beobachtet, daß Melancholische sechs Wochen lang ohne Schlaf zubrachten, daß in Folge von Hysterie der Schlaf Monate lang aussetzte. Es ist aber auch vorgekommen, daß ein plötzlich ausgebrochener Wahnsinn ebenso rasch wieder verschwand, nachdem es gelungen war, durch narkotische Mittel einen ungewöhnlich langen und tiefen Schlaf zu erzeugen. Der Wiedereintritt des natürlichen Schlafs hob die künstliche Seelenverdüsterung. Wer keinen gesunden und erquickenden Schlaf hat in der Nacht, dem tritt der Schatten der Müdigkeit mitten in seine Tagesgeschäfte und er bringt zu ihnen, wie man sich vollkommen sachgemäß ausdrückt, keinen freien Geist mit. Die Mannschaft, welche ein englisches Fort viele Tage lang gegen den Feind unausgesetzt vertheidigen mußte, wurde aus Schlafmangel wie gelähmt, die Glieder versagten dem besten Willen ihre Dienste. Wenn bei wacher Beschäftigung der Schlaf anhaltend und gewaltsam abgewehrt wird, so wird die Beschäftigung nach und nach wie im Schlafe verrichtet und der Handelnde erscheint einem Nachtwandler gleich. So lernt der ermüdete Soldat sich im Marschiren, der ermüdete Diener sich im Aufwarten einem

Halbschlaf hingeben. Es tritt hierbei ganz derselbe Fall ein wie bei der Altersschwäche, wo der erschöpfte Leib, unfähig, hinreichende Kraft aus sich selbst zu erzeugen, borgt beim Genusse, wodurch das Bewußtsein verdüstert wird. In einigen Fällen ist aus solchen Ueberanstrengungen wirkliches gewohnheitsmäßiges Nachtwandeln entstanden, wie z. B. einst bei einem Bedienten des Marchese Luigi Sale in Vicenza, Namens Negretti, von welchem Muratori in seinem Buche über die Einbildungskraft erzählt. Derselbe hatte öfters, wenn er bis tief in die Nacht bei geladenen Gästen an der Tafel aufwarten mußte, seine Geschäfte aus Müdigkeit in einem solchen Halbschlaf verrichtet und diese Gewöhnung artete zuletzt dahin aus, daß er alle Abende in der Küche einschlief, nach einer Weile sich erhob und nun als vollkommener Nachtwandler im leeren Speisesaale alle Gesten und Stellungen eines bei Tische aufwartenden Bedienten nachahmte vom Hinreichen des ersten Tellers bis zur Begleitung der Gäste vor die Hausthür an ihren Wagenschlag, wobei er dann, um zu leuchten, statt des Lichtes eine leere Weinflasche oder einen ähnlichen sich gerade darbietenden Gegenstand zu ergreifen pflegte. So bildet sich in vielfachen Weisen aus natürlichem Schlafmangel ein künstlicher Schlaf als ein nothgedrungenes Compromiß-Bündniß zwischen Schlaf und Wachen, wobei jeder dieser Zustände die Hälfte seiner Rechte an den andern abtritt. Denn dies ist die einzige Art, wie die Natur sich bei einer unaufhaltsam wachsenden Verzehrung ihrer Kräfte vor einer gänzlichen Erschöpfung derselben oder vor einem tödtlichen Erwachen wenigstens für den Augenblick noch schützen kann. Aehnlich ist ein jeder Todeskampf, als eine vergebliche Anstrengung der Natur gegen den gänzlichen Verlust der Lebenskräfte, ein Schlafenwollen und nicht mehr können und daher ein Wachen, welches aus Liebe zum Körper und seiner Erhaltung schlafähnlich wird, bis es sich zuletzt ein Herz faßt und auf Kosten des Leibes den stillen Weg des gänzlichen Seelenverlustes, die sonnige Straße der Ewigkeit einschlägt. Daher darf auch ein augenblicklicher oder monatelanger oder jahrelanger Verlust an Bewußtsein oder Geistesheiligkeit durch Nervenschwäche oder Krankheit oder Alter uns nicht ängstigen, als ob wir nun das Beste, was wir besaßen, damit auf unersetzliche Art eingebüßt hätten. Denn alle derartigen Verluste, die wir im Leben machen können, beziehen sich nur auf die Renten vom Capital unserer physischen Kräfte, Renten, deren freier Gebrauch uns dadurch verkümmert wird, daß sie zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen, bald mehr, bald weniger wieder mit zu Capital geschlagen werden müssen, wenn das Leben bestehen soll. Man vergesse also nie, daß bei alledem noch immer ein Stundencapital zeitlebens unangegriffen bleibt, dessen Flüssigmachung jedenfalls den bloßen Rentenaufwand als eine Armseligkeit hinter sich lassen wird und welches Jedermann als den wahren noch unaufgedeckten Schatz seiner eigenen Zukunft in sich trägt.

Die Königin der Wasserpflanzen.

Die imposante Victoria regia — mit ihrem Namen der Zeit für eine liebenswürdige Herrscherin — beginnt sich bei uns mehr und mehr einzubürgern. Was bisher nur mit kostbaren Vorrichtungen schien erreicht werden zu können, Wachsthum und Blüte des prächtigen Gewächses, ist z. B. in dem gräflichen Garten zu Castel bei Mainz in einfacher Weise erzielt. Ohne weitern Schutz als die gewöhnlichen Fenster eines Mistbeets entwickelte sich die Pflanze zur schönsten Entfaltung ihres üppigen Lebens, zur wundervollen Blume.

Wir achten in der Pflege dieser Wunderblume die Entdeckung eines Landsmanns. Der deutsche Reisende Hänke ward zuerst im Jahre 1801 von ihrem Anblicke auf dem Rio Mamoré in Bolivia überrascht. Dies ist wol das richtige Wort; denn nichts

mag dem Eindrucke gleichen, schweift das Auge plötzlich an einem der großen Ströme Amerikas über Hunderte solcher Pflanzen, die mit den riesigen Blättern und den weißen, dann immer röther angehauchten, lieblich duftenden Blumen sich auf der ruhigen Wasserfläche schaukeln. Wir stehen schon staunend und bewundernd vor der Herrlichkeit des einsamen Fremdlings aus einer großartigen Tropennatur, wie sie unsere Glashäuser in schwachem, doch freudigem Abglanze darbieten.*) Mit Recht mögen so die Reisenden den Eindruck solcher außerordentlicher Schönheitsfülle an Ort und Stelle selbst einen gewaltigen und erhabenen nennen und die Blume als die schönste Blume der Welt, als den erhabenen Ausdruck der majestätischen Tropenwelt bezeichnen.

Nach Hänke fand Bonpland, Alexander von Humboldt's Reisegefährte, dieses imposante Wassergewächs und seitdem hat man weiter erfahren, daß es auf einen keineswegs kleinen Kreis der Tropen beschränkt ist und sich in einer Ausdehnung von fast 35 Längengraden in den meisten großen Strömen Südamerikas, die in den Atlantischen Ocean sich ergießen, vorfindet. Professor Pöppig, von dem die Waldufer des Amazonenstroms und des Huallaga so naturwahr beschrieben sind, fand es auf jenem Flusse. Der botanische Garten von Kew erhielt die ersten Samen durch den Engländer Bridges; hier kam die Pflanze zuerst in Europa aus Samen zur Entwickelung, um dann seit einigen Jahren die Wanderung in die andern botanischen Gärten, nun auch bereits in die Gärten reicher Privatpersonen anzutreten. Bei uns erreichen die auf 6—7 Fuß langen Stengeln (die Länge dieser Blattstiele richtet sich nach der Tiefe des Wassers) stehenden Blätter mit starken, strahlenförmig auslaufenden Rippen die gewaltige Größe von 5—6 Fuß im Durchmesser. Blatt- und Blumenstiel, sowie die untere, durch die Rippen- und Kreuzbänder zellig erscheinende Fläche der Blätter sind mit Stacheln besetzt. Das runde, am Rande aufwärtsgebogene Blatt, von einigen Stämmen Guyanas daher bezeichnend „Wasserteller" (Iropé) genannt, ist oben hellgrün, unten karmoisinroth und bietet in jener Gestalt den zahlreichen Wasserenten der Ströme einen sichern und bequemen Sitz. Die Blume, von ihren vier fleischigen und außen stachligen Kelchblättern umgeben, erscheint stets gefüllt als mächtige Rose von etwa 1 Fuß Durchmesser. Ihr Geruch ähnelt am meisten dem der großblütigen Magnolie, zeigt sich indeß nur in den ersten Stunden ihres abendlichen Entfaltung. Zur selben Zeit bemerkt man um sie eine merkwürdige Erscheinung, welche mit großer Wahrscheinlichkeit der Blütenentfaltung aller Pflanzen zugeschrieben wird, entgeht sie auch bei den meisten der meßbaren Wahrnehmung. Wir meinen eine beträchtliche Temperaturerhöhung. Es ist die Zeit der geheimnißvollen Vorgänge im Geschlechtsleben der Pflanze, die erste Zeit der Liebe, die Entfaltung der Staubbeutel mit dem Aufbrechen der Blume zusammenfallend. Die runde, fleischige, oft die Größe eines Kinderkopfs erreichende Frucht hat eßbare mehlige Samen von rundlich ovaler Form. Der Genuß einzelner Theile der Wasserrosen, der mehlhaltigen Wurzeln, der Blatt- und Blütenstiele, der reifen und unreifen Samen ist ein sehr verbreiteter, er findet sich bei den Eingeborenen Neuhollands, bei den Javanern, wie bei den Südamerikanern und hat in mehren Ländern zur besondern Cultur derselben geführt. Die wohlschmeckende Speise (von dem gleichfalls sehr allgemeinen volksmedicinischen Gebrauche der Pflanze in ihren verschiedenen Arten abgesehen) war schon den Alten bekannt. Den Samen der bei diesen als Symbol der Fruchtbarkeit geltenden Lotusblume (Nelumbium speciosum, nach Linné ist der ägyptische Lotus, Nymphaea Lotus, nicht die „prächtige Nelumbo", das prächtigste Wassergewächs der Alten Welt) essen die heutigen Aegypter wie ihre Vorfahren vor Jahrtausenden. Herodot erwähnt aus den Lotussamen bereitetes Brot.

*) Ohne Zweifel hat Humboldt wahr gesprochen, wenn er sagt: „Die Cultur verwischt etwas von dem ursprünglichen Naturcharakter, sie stört in der gefesselten Organisation die freie Entwickelung der Theile."

Die lebendigere Naturanſchauung der öſtlichen Völker läßt bekanntlich die Fruchtbäume und mehre Nymphäaceen (Seerlilien) in ihren religiöſen Anſchauungen eine große Rolle ſpielen. Es iſt der Gedanke der Fruchtbarkeit, der reichernährenden, allſpendenden Natur, der unendlichen Zeugung, welcher die Urbewohner des heiligen Nils ihre Iſis mit Lotusfrüchten im Haare abbilden ließ, in gleicher Weiſe wie dem Baum des Getreides der griechiſchen Ceres denſelben Kranz ertheilte, bei den Indern den Lotus mit ſeiner roſigen Blume dem Brahma weiht. Dies geht über in die ſchönſte Phantaſie; die Perle iſt ſelbſt nur der Abdruck der reichen umgebenden Natur im Spiegel eines von ihr angeregten und unterhaltenen Naturgefühls, der Nachgedanke der Natur. So in den reizenden Schilderungen der Inder. Da fehlt auch der Lotus nicht. Die Liebe lehnt ſich an ihn; ſie entſteigt dem ſchönen Kelche. Ja ſelbſt die chriſtliche Hypochondrie des frühern Mittelalters, der die Natur zur „Sünde" geworden war, konnte ſich ihrer Zaubermacht nicht entziehen; im alten Alexanderliede des Pfaffen Lambrecht ſieht der Held im wunderbaren Walde aus großen Blumen übernatürliche, reizende Mädchen hervorwachſen. Holde Mädchengeſichter läßt die Kunſt in ihren Arabesken dem Kelche der Seelilien entſteigen; der gläubigen Phantaſie werden es Engelsköpfe. Die Verehrung der Natur bildet allenthalben den Beginn des Glaubens. Ein Albertus Magnus mochte noch im 13. Jahrhundert auch deshalb mit für einen Zauberer und Schwarzkünſtler gehalten werden, weil er ſich im winterlicher Kälte mittels des wahrſcheinlich erſten Treibhauſes in Deutſchland mit den Frühlingskindern der Flora zu umgeben gewußt; auch unſere Zeit ſieht einzelne verſetzende Verſuche ähnlicher Art; — im Allgemeinen aber dürfen wir uns freuen, daß, was einſt noch vielfach in phantaſtiſche Mythe und unter den üppigen Auswüchſen orientaliſcher Phantaſie verſteckt war, jetzt Eigenthum des forſchenden, bewußten Geiſtes wird, der dem Zuſammenhange des äußern großen Naturlebens mit dem Leben des Menſchen, der geheimnißvollen Verbindung aller organiſchen Geſtaltung nachgeht und die geheimen Verbindungsfäden im großen lebendigen All aufſucht. Auch unſere Luſt an der Natur wiegt ſich wie eine wundervolle, duftende Victoria regia ruhig und ſicher auf den Waſſern des Daſeins, die unter ihr ihren oft ſo bewegten Strom dahinrauſchen; unſer Zauberſtab iſt die Liebe zu den reichen Schätzen einer unendlichen Schöpfung. Dr. Ln.

Lebensblicke.

Je tiefere Ueberzeugungen Jemand hat, deſto iſolirter ſteht er im Leben.

Wir ſind Andern nur ſo viel werth, als unſere Kraft reicht. Nur dieſe, nicht unſern Willen ſchätzt man.

Wir glauben, das erſte Glück unſerer Liebe beſtehe in der Ueberzeugung, daß wir dem geliebten Gegenſtande Alles zu danken haben; im Grunde aber ſind wir doch weit glücklicher in dem Gedanken, daß der geliebte Gegenſtand uns Alles zu danken hat. Das iſt ein Hochmuth, den der Beſcheidenſte beſitzt.

Ob es wol beſſer oder ſchöner wäre, all geboren zu ſein und der Jugend zu genießen?

Der ſchrecklichſte Augenblick im Leben eines ſtrebſamen Menſchen iſt der, wo er zum Egoismus ſich gezwungen ſieht.

Welches ſind die praktiſchen Menſchen? Die, welche nie auf dem geraden Wege des Rechts gehen und auch nie auf dem Wege des Unrechts. Daß ſie dieſe ſcheinbare Unmöglichkeit zu Stande bringen, gerade das iſt das Praktiſche an ihnen.

In der Jugend sind sich die Menschen einander so ähnlich wie die grünen Blätter des Waldes. Erst im Herbst prägen sich die Schattirungen.

Der Flecken, den man auf eines Menschen Ehre wirft, ist der Probe derselben. Wie bei einem guten Tuche verbleicht entweder der Flecken oder die Ehre.

Wenn wir die Unterredung mit einem Grafen wiedererzählen, dauert sie gewöhnlich noch einmal so lang, als sie ursprünglich war.

Was nach unsern Wünschen geht, schreiben wir unserer Klugheit, was nicht nach ihnen geht, Andern oder dem „Schicksal" zu.

Wer höher strebt als seine Verhältnisse reichen, ohne daß ihn dabei seine Kräfte verlassen, ist tragisch; wer ebenso hoch strebt und dazu die Kräfte nicht mitbringt, ist bemitleidenswerth und nicht selten komisch. A. B.

Anregungen.

Das Mittelalter im heutigen Amerika.

Amerika und die Neuzeit gelten für gleichbedeutend. Dennoch bietet das junge amerikanische Leben, namentlich im Westen, eine Menge von Zuständen, die an die wildesten Zeiten des Mittelalters erinnern. Zuvörderst die Völkerwanderung. Wird sie nicht drüben in allen Weisen wiederholt? Ein buntes Geben und Kommen, ein beständiger Wechsel, Menschenschicksale vollenden sich im Nu, Staaten entstehen und gehen unter wie mit einem Zauberschlage. Rechtsunsicherheit ist die Folge. Da liegt uns eine Schrift von einem ungenannten Verfasser vor unter dem Titel: „Briefe aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika" (Leipzig, J. J. Weber). Wer an allzu sanguinischer Auswanderersust leidet, findet hier die Schattenseiten der nordamerikanischen Freistaaten, vornehmlich aber Californiens mit unparteiischer Strenge aufgedeckt. In diesem Lande, erzählt der Verfasser, lebe das Faustrecht. Raub, Mord und Todtschlag wären daselbst an der Tagesordnung. Unzählige arge Frevel hat, ganz wie ehedem, eine Art von heiliger Feme hervorgerufen, die aber nicht im Geheimen, sondern auf öffentlichem Markte abgehalten wird. Dies ist die bekannte Lynchjustiz, bei welcher Untersuchung, Urtheil und Vollstreckung zusammen höchstens eine Viertelstunde beanspruchen dürfen. Richter, Advocaten, Geschworene und Zuschauer sind bis an die Zähne bewaffnet; Pistolen und Messer, Büchsen und Aexte sind in eines Jeden Besitz. Der Verbrecher wird meistens auf frischer That ergriffen, die Richter und die zwölf Geschworenen sind unmittelbar darauf vom rasch versammelten Volke gewählt. Advocaten, die sich auch finden, schilt man Mitschuldige, droht ihnen den Tod und verjagt sie mit Schimpf und Schande. Die Hinterwäldler zeichnen sich bei diesen Lynchgerichten als flinke Häscher und kaltblütige Henker aus. Die Moral davon ist, „daß Niemand nach Californien gehen soll, wer in irgend einem civilisirten Lande ein leidliches Auskommen hat." ... „Wer anders als ein Brave, Bandit oder Landsknecht von Profession würde sich wol die Zeiten des Faustrechts oder der Kriege der Ligue und Fronden, der Guelfen und Ghibellinen, oder von York und Lancaster zurückwünschen? Und wer anders kann, wenn er aufrichtige Stimmen hört, vernünftigerweise den Wunsch hegen, nach Californien zu gehen, als wer durch Furcht vor dem Strange, dem Zuchthause oder durch die alles Gefühl ertödtende Goldgier und Speculationswuth, oder aus Verzweiflung über unglückliche Familienverhältnisse dahin getrieben wird?"

Das amerikanische Staatsleben entwickelt sich aus Parteikämpfen, die bekanntermaßen nicht streng in parlamentarischen Formen sich bewegen, sondern häufig zu Straßenschlachten, ja zu Städtebelagerungen führen. Diese unsanften Parteistreitigkeiten haben kriegerische Politiker von Profession großgezogen, die mit den feldräuberischen Räuberbanden des Dreißigjährigen Kriegs, mit den deutschen Condottieri der italienischen Feldzüge oder auch mit den Kleyfechtern der mittelalterlichen Städte manche Aehnlichkeit haben mögen. Man nennt diese edeln Herren Loafers und Rowdies. Das obenerwähnte Buch erzählt von einem solchen, Namens Judson, der bei einer Wahlschlacht in St.-Louis die Hauptrolle spielte. Er begann seine Laufbahn als Don Juan, entführte eine Frau und tödtete den Gatten derselben. Das entrüstete Volk

ohne Herrschergeist und knüpfte ihn auf. Seine Freunde schnitten ihn ab und siehe! er war frisch und gesund. Das Volk ergriff ihn wieder, aber sein Leben war abermals zäher als der Strick. Der zwei mal Gehängte erschien nun in Neuyork und ward zunächst Journalist, später renommirter Feldherr bei den Straßenkämpfen der Parteien. Sein Genie verhalf ihm zu einem Hafer Zuchthaus. Er wandte sich nachdem nach St. Louis und weiß, wenn er sich hier zu langweilen anfängt, wol in einem andern Staate sein gewohntes Leben fortsetzen.

Ein Grundzug des Mittelalters war die energische Lebenslust, die im Gegensatz zu Kampf und Todesgefahr sich entwickelt und jeden Augenblick des Genusses jubelnd festhält. Auch jenseit des Meeres ist man immer in der Lage, nur den Moment sein nennen zu wollen und da ergreift man ihn und kostet ihn ganz aus. Die deutschen Einwanderer haben die heimatliche Lust des Trinkens und Schmausens in die Fremde mit hinüber genommen. Wie die Juden im slawischen Osten, so sind die Deutschen im amerikanischen Westen die zahlreichsten Schenkwirthe. Wie oft wiederholt sich da die erste Scene aus „Götz von Berlichingen", nur mit dem Unterschiede, daß der Wirth nicht hinauswirft, sondern hinausgeworfen wird. Uebrigens haben diese deutschen Schenken viel dazu beigetragen, den Namen unsers Volks in Amerika in Unehre zu bringen. Die patriotischen Loafers dringen auch nicht selten in sie ein, verzehren alle Vorräthe der Küche und des Kellers und statt der Bezahlung zertrümmern sie Tische und Bänke oder bombardiren das Haus mit Backsteinen.

Als das Ritterthum der mittlern Zeit in Verfall gerieth, erstanden die Caricaturen desselben und wer hätte sich nicht an der liebenswürdigsten unter ihnen, am „Don Quixote", oft und gern ergötzt? Wandert nach Centralamerika, wenn ihr Don Quixote und seinen getreuen Sancho Pansa mit eignen Augen sehen wollt! Dort sieht ihm jeder Reisende ähnlich, wie uns der deutsche Maler Wilhelm Heine in seinen „Wanderbildern aus Centralamerika" (Leipzig, H. Costenoble) mit frischem Humor berichtet. Die Spanier, jene kühnen Ritter des goldenen Vließes, die einst die Neue Welt eroberten und ein Reich begründeten, in dem die Sonne niemals unterging, sie zeigen nur noch ein Spottbild ihrer vormaligen Heldenherrlichkeit. Gleichwol halten sie sich, trotz Armuth und Ohnmacht, mit der Grandezza ihres Stammes meist und fast Jeder unter ihnen macht einen so rührend lächerlichen Eindruck wie Cervantes' edler Ritter. Wenn sie durchs Land reisen, so baumeln ihnen mit bräunender Kriegsluft ein paar lederne Reisesäcke am Sattelknopfe; eine mit Rehpelzen gefütterte Mantille trägt ihnen der Schildknappe statt Don Quixote's Lanze nach. Begegnen sich wahre Freunde, so reißen die Cavaliere voreinander; sie, nachfolgenden Dienern renommiren von der Tapferkeit ihrer Herrlein, von der unvergleichlichen Güte ihrer Waffen und Pferde, was mit unverwüstlichem Eifer im Nachtquartier fortgesetzt wird. Der Wirth erzählt dann grauenhafte Geschichten von Mordthaten, die erst ganz kürzlich in der allernächsten Nähe verübt worden wären, in der unfreundlichen Absicht, die muthentflammten Ritter einige Tage lang bei sich zu beherbergen u. s. w. Alles ganz wie im „Don Quixote".

Man vergesse freilich nicht, daß diese mittelalterlichen Züge doch überragt werden von der Majestät einer neuen Cultur. Wir stellten sie nur zusammen, um zu zeigen, wie die Weltgeschichte sich abspielt und wie sie bei den verschiedensten Völkern und Zeiten Wahlverwandtschaften hervorruft. Durch solche Wiederholungen erhält das Gute wie das Schlimme, das Große wie das Kleine, das Erhabene wie das Lächerliche erst den geläuterten, geschichtlichen Charakter des Allgemein-Menschlichen.

Eine Feuerprobe.

In Spanien gab es (und gibt es vielleicht noch) sogenannte Saludadores (Heilbringer), welche durch Gebete und Manipulationen die hartnäckigsten Krankheiten heilten. Dieser Beruf war aber auf einen sehr bestimmten Kreis beschränkt. Wie einst nur die gesalbten Könige von Frankreich Kröpfe heilen konnten, so galten in Spanien nur Die für echte Saludadores, welche aus der Familie der heiligen Katharina herstammten und im März oder April geboren waren. Dabei war der Anspruch noch außerdem einer viel gefahrvollern Ahnenprobe unterworfen, als sich der spanische Hidalgo unterziehen würde, der bekanntlich stets von reinstem Adel ist. Die Prätendenten wurden nämlich in einen glühendheißen Ofen gesteckt, aus dem nur die Abkömmlinge der genannten Heiligen unversehrt herauskamen. Die Meißen wurden natürlich völlig gebraten hervorgezogen.

Geht es nicht oft auch unserer Kritik so, wenn sie in der Prüfung des Guten und Echten den Ofen ihrer Ansprüche so stark heizt, daß die besten Talente auch nur gebraten herauskommen können?

An einen Autor.

Sage mir, wer dich liest,
Und ich sage dir, wer du bist.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 5. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Wellenlehre.

Gespräch an einem Teiche.

An einem schönen Juliabend lustwandelten zwei junge Männer vor den Thoren. Das Gespräch, das sie unterhielt, betraf ihren Beruf. Der Eine studirte Naturwissenschaften, der Andere die Tonkunst. Der Gegensatz der realen und idealen Welt, in der sie lebten, erzeugte in Scherz und Ernst manche Reibung, die das Uebergewicht bald auf die Natur, bald auf die Kunst brachte. Es waren junge Männer, die das ganze Gebiet ihres Berufs noch nicht vollkommen übersahen. Heute schien der Physiker im Vortheil. Wir setzen ein Gespräch her, das sich im Lustwandeln angesponnen hatte und kürzen unsere Darstellung dadurch ab, daß wir Beide redend einführen. Ernst ist der Physiker, Julius der Musiker.

* * *

Ernst. Es ist mir wirklich diesen Weg herauf schon etwas warm geworden.

Julius. Hier, lieber Freund, wenn wir ausruhen wollen, nahe am Teiche weiß ich einen Schattenplatz. Nur noch wenig Schritte.

Ernst. Da die Moosbank! Allerliebst!

Julius. Vor uns der hübsche Teich, in den der kleine Bach herabrieselt. Hinter uns das grüne Erlengebüsch, das uns gerade hinreichenden Schatten gibt. Weiter oben der Waldsaum; du hörst ganz deutlich das Rauschen der Bäume. Und die prächtigen Kornfelder an den Abhängen rechts und links. Du siehst, ich werde schon wieder romantisch.

Ernst. Sei es! Warum nicht? Das Beste hast du vergessen! Wie man das Thal hinab da bis hinaus in die weite Ebene sieht! Und uns gegenüber gerade der höchste und schönste Theil des Gebirgs! Wahrlich, der Naturforscher kann mit dem Künstler schon Hand in Hand gehen, wenn wir auch den Vortheil haben, an unsere Empfindungen Gedanken anzuknüpfen.

Julius. Ihr ewigen Rechenmeister! Jeden Begriff müßt ihr euch zergliedern. Ich glaube, du kannst den Teich nicht ansehen, ohne über sein Wasser sogleich abstracte Betrachtungen anzustellen.

Ernst. Ueber die Wellen des Teiches? Der Musiker hätte den gleichen Beruf dazu. Gieb Acht! Ich werfe einen Stein in den Teich. Sieh', was das für Ringe im Wasser gibt! Wie sie immer größer und größer werden, während in der Mitte sich immer wieder neue bilden! Du solltest dir einen Vortrag über die Tonkunst halten lassen.

Julius. Von dir? Ueber Tonkunst? Ah so! Wellen der Töne, meinst du? Das ist ein sehr abgenutztes Bild.

Ernst. Lieber Freund, wie entstehen die Wellen durch den Stein, den ich dir nach den Fröschen geworfen habe?

Julius. Fröschen? Ah so! Das ist das Musikalische. Nun, ich denke, die Frösche bringen an der Stelle, wo sie untergetaucht sind, immer mehr neue Wellen hervor und ebenso die Holzstückchen und Steinchen, die man hineinwirft. Was hängt da aber mit der Tonkunst zusammen?

Ernst. Du wirst bemerken, daß der ins Wasser fallende Stein eine kleine Vertiefung hinterläßt, die sich durch das von allen Seiten hinzuströmende Wasser in einen kleinen Berg verwandelt, der wieder zu einem Thale einsinkt, und so fort. Diese Bewegung pflanzt sich nach allen Seiten fort und du wirst nicht übersehen, daß die Wellenringe abwechselnd erhaben und vertieft sind, also Wellenberge und Wellenthäler bilden...

Julius. Gut, gut. Die Wellen laufen alle nach dem Ufer hin. Ich wundere mich, daß nicht nach und nach das ganze Wasser nach dem Ufer hinströmt. Es müßte eigentlich zuletzt die ganze Oberfläche des Wassers in der Mitte vertieft und am Ufer höher sein. Wenn du willst, das kannst du mir erklären.

Ernst. Sei nicht hochmüthig, du sollst noch mehr erfahren. Vorläufig weißt du, daß jede ruhige Wasserfläche vollkommen eben sein muß. Du hast dich getäuscht, wenn du glaubst, das Wasser ströme mit den Wellen nach dem Ufer hin. Wirf Etwas dorthin, in die Nähe des Erlenblatts, das auf der Wasserfläche schwimmt —

Julius. Da! Einen Stein! Die Welle wird das Blatt erreichen. Sieh', wie es auf- und niederschaukelt! Aber das Blatt scheint mir nicht vorwärtszukommen, wie — deine Auseinandersetzung.

Ernst. Geduld! Geduld! Merke dir nur den Platz des Blattes genau. Es schwamm vorher, von uns aus gesehen, gerade vor dem Ständer, durch welchen der Teich abfließt. Und nun die Wellen vorüber sind und das Blatt wieder ruhig schwimmt, ist es, wie du siehst, noch an derselben Stelle. Die unter ihm hinweggehenden Wellenberge und Wellenthäler schaukeln das Blatt nur auf und nieder, ohne es mit fortzunehmen.

Julius. Sieh'! Das hatte ich nicht erwartet.... Weiter!

Ernst. Du hast dir eben eine falsche Vorstellung von der ganzen Sache gemacht, wenn du glaubtest, das Wasser fließe fort. Es bleibt vielmehr immer an seiner Stelle, ebenso wie das Erlenblatt. Das Wasser ist ohne Zweifel aus kleinen Theilchen zusammengesetzt, so klein freilich, daß man sie weder mit bloßen Augen noch auch mit Vergrößerungsgläsern sehen kann. Diese kleinen Theilchen bewegen sich abwechselnd auf und nieder und zwar so, daß die im Wellenberge befindlichen eben in die Höhe gehen, während die im Wellenthale nieder gehen. Sie brauchen nicht in gerader Linie auf- und abzusteigen, sondern sie beschreiben gewöhnlich einen Kreis oder eine Ellipse oder auch eine andere krumme Linie, kommen aber immer wieder ungefähr an ihre ursprüngliche Stelle....

Julius. Das interessirt mich. Fahre fort!

Ernst. Wenn du die Physik ausführlicher studiren wolltest, so würdest du vielleicht ein Buch in die Hände nehmen, die „Wellenlehre" von den Professoren Weber in Leipzig. Dort würdest du nebst vielen andern trefflichen Experimenten auch folgendes finden. Die Verfasser verfertigten sich eine lange, schmale und tiefe Rinne, die sie Wellenrinne nannten. Die Seitenwände bestanden aus Glastafeln. Wenn sie Wasser hineingossen

und an dem einen Ende eine Welle erregen, so konnte man durch die gläsernen Seitenwände sehen, wie die Welle, aus Berg und Thal bestehend, bis ans andere Ende fortlief, dort umkehrte und so mehre male hin- und herging. Sie brachten kleine Bernsteinstückchen ins Wasser, die unter dem Wasser an jeder beliebigen Stelle ruhig stehen blieben, ohne unterzusinken. Wenn nun die Welle ankam, so geriethen diese Bernsteinstückchen in Bewegung und beschrieben dabei mehr oder weniger dem Kreise ähnliche krumme Linien. Dieselbe Bewegung machten also ohne Zweifel auch die an der Stelle befindlichen Wassertheilchen, welche mithin nicht fortfließen, sondern immer ungefähr an derselben Stelle bleiben.

Julius. Deutlicher! Deutlicher!

Ernst. Sieh' drüben das Kornfeld!

Julius. Aus meinem Homer weiß ich, Kornfelder spielen auch in der Kunst eine große Rolle. Ihren Wellenbewegungen verdanken wir die schönsten griechischen Gleichnisse.

Ernst. Gut. Da weht eben ein sehr günstiger, gleichmäßiger und nicht zu starker Wind. Siehst du, wie er am Anfange des Feldes alle Aehren auf einmal niederbeugt und diese sich hinterher emporrichten, um sich gleich wieder niederzubeugen? Die niedergebogenen bilden ein Wellenthal, die aufgerichteten einen Wellenberg und diese ganze aus Berg und Thal bestehende Welle läuft nun über das Feld hinweg dem Winde nach. Hinter der ersten folgen noch mehre andere, wenn der Wind ruhig fortweht. Sieht das nicht aus wie das wellenschlagende Wasser?

Julius. Ganz so, nur daß die Wellen viel größer sind als auf dem Teiche und auf dem Felde keine Kreise, sondern gerade Querstreifen bilden.

Ernst. Glaubst du wol, daß die Aehren mit der Welle zugleich über das Feld hinweglaufen?

Julius. Ich sehe sehr deutlich, daß jeder Halm sich nur hin- und herbewegt und jede Aehre nur so eine Art Bogenlinie beschreibt. Aber es sieht gerade so aus, wenn man einer Welle folgt, als liefen alle Aehren mit.

Ernst. Du wirst aber nicht zweifeln, daß, wenn das Feld wieder ruhig wird, jede Aehre wieder an ihrem ursprünglichen Platze steht. Und ebenso geschieht es mit den Wassertheilchen. Jetzt wollen wir zwei Holzstückchen in einer kleinen Entfernung voneinander ins Wasser werfen. Es entstehen zwei Systeme von Wellenringen, die aufeinander zulaufen und endlich einander durchkreuzen.

Julius. Schade, daß es etwas schnell geht. Doch ja — ich sehe deutlich, daß, wo sich zwei Wellenberge durchschneiden, ein höherer Wellenberg und wo sich zwei Wellenthäler schneiden, ein tieferes Thal entsteht.

Ernst. Und wo ein Berg und ein Thal sich schneiden, bildet sich eigentlich eine kleine Ebene. Bei größern Wellen wirst du es vielleicht einmal noch deutlicher bemerken können. Nun wollen wir dort neben dem schon weit fortgeschrittenen großen Wellenkreise durch ein kleines Holzstück ein neues kleines Wellensystem erregen. Sie werden einander auch durchschneiden.

Julius. Auffallend! Wenn die große Welle durch die kleinen durchgegangen ist, so gehen große und kleine ganz ruhig weiter, als wäre ihnen nichts geschehen. Ich dachte sie würden einander zerstören.

Ernst. Du siehst aber, daß es nicht geschieht. Merke dir das wohl, ich werde dich später daran erinnern. Man nennt dieses Zusammentreffen die Interferenz der Wellen. Und nun sieh', was geschehen wird, wenn jene Welle dort die Bretwand am Ufer erreicht hat.

Julius. Du katechisirst prächtig. Doch ich will antworten. Ich denke, da kehrt die Welle förmlich um. Sieh', die erste kehrt gerade so zurück, wie sie hinging, nur hat sie sich gleichsam umgewendet.

Ernſt. Eine der folgenden ihun Daſſelbe. Man nennt das die Zurückwerfung der Wellen. Wo die hingehenden ſich mit den zurückkehrenden kreuzen, bilden ſich ebenfalls kleine höhere Berge und tiefere Thäler, ſowie ebene Stellen dazwiſchen, welche aber nicht mehr fortſchreiten, ſondern nur an ihrer Stelle auf- und niedergehen, daher man ſie ſtehend nennt. Auch die hintere Scheidewand, die dort mitten im Waſſer ſteht, wollen wir noch benutzen. Es fehlt dort in der Mitte gerade ein Brett und läßt eine Lücke, die uns zuſtattenkommen wird. Wenn wir jetzt auf der einen Seite ein Wellenſyſtem erregen, ſo wird von jeder Welle, die an der Lücke ankommt, nur ein kleiner Theil durchgehen können.

Julius. Und doch wird auf der andern Seite der Wand auch Alles voller Wellen. Ich begreife nicht, wo dieſe herkommen können.

Ernſt. Wenn du genau Acht gibſt, ſo wirſt du bemerken, daß von dem hintern Rande der Lücke gleichſam ein neues Wellenſyſtem ausgeht, welches ſich nun wieder nach allen Seiten ausbreitet. Man nennt das die Beugung der Wellen. Nun wollen wir endlich auch noch dorthin gehen, wo der abfließende Bach eine glatte, beinahe ſcheinbar ſtillſtehende Fläche bildet und auch auf dieſer ein Wellenſyſtem erregen.

Julius. Da ſchwimmt ja das ganze Wellenſyſtem mit fort! Wunderbar! Jetzt aber deine Anwendungen! Ich ahne etwas vom Licht, vom Schall, vom Ton —

Ernſt. Alſo höre denn, daß durch dieſe Wellenbewegung eine Menge der wichtigſten Naturerſcheinungen ſich erklären laſſen, von denen wir jeden Augenblick umgeben ſind.

Julius. Ich bin begierig —

Ernſt. Und hoffentlich auch etwas geduldig, denn ich muß dir geſtehen, es war nicht meine Abſicht, dich hier ſo weit in die Sache zu verwickeln und ich wünſchte nichts mehr, als wir wären in unſerm phyſikaliſchen Cabinet. Hätten wir nur wenigſtens ein Stück Bindfaden oder ſo Etwas bei der Hand.

Julius. Willſt du mich an einem Bindfaden in die höhern Regionen deiner Wiſſenſchaft einführen? Das ſieht mir faſt aus wie ein ausweichender Scherz. Aber du machſt wirklich ein ernſthaftes und faſt bekümmertes Geſicht. Ich habe zufällig noch die Schnur hier in der Taſche, an welcher ich geſtern den Kindern meines Wirths einen Drachen ſteigen ließ.

Ernſt. Wie gefunden! Freilich ein etwas mangelhaftes Surrogat! Indeß, was du nicht daran ſehen kannſt, wirſt du mir einſtweilen aufs Wort glauben. Faſſe einmal das Ende und gehe zurück, ich werde ſo einige zwanzig Ellen abwickeln. Nun wollen wir die Schnur ein wenig anziehen. Sie ſollte freilich etwas ſchwerer und namentlich etwas elaſtiſcher ſein. Ich werde jetzt nahe an meiner Hand mit dem Finger einen derben, kurzen Schlag auf die Schnur thun. Die Vertiefung, welche dadurch entſteht, wirſt du mir erlauben ein Wellenthal zu nennen.

Julius. Dein Wellenthal läuft bis an meine Hand herüber und auch wieder zu dir zurück.

Ernſt. Wäre die Schnur elaſtiſcher, ſo würde es mehre male hin- und zurücklaufen. Wenn du die Sache genau betrachteſt, ſo wirſt du auch dem Wellenthale einen entſprechenden Wellenberg folgen ſehen. Es iſt alſo eine ganze Welle entſtanden und dieſe läuft immer mit derſelben gleichbleibenden Schnelligkeit hin und her. Willſt du ſie ſchneller oder langſamer gehen ſehen, ſo brauchen wir nur die Schnur etwas mehr oder weniger anzuziehen, um ſie mehr oder weniger elaſtiſch zu machen. Wenn ich die Schläge in geeigneter Schnelligkeit wiederhole, ſo folgen mehre Wellen nacheinander und wenn ſich die hin- und hergehenden geſchickt begegnen —

Julius. Da hat ſich in der That die ganze Schnur in lauter kleine Wellen getheilt, die aber freilich nicht mehr hin- und herlaufen.

Ernſt. Es ſind ſtehende Wellen daraus geworden. Nun halte einmal ganz ruhig

ſtill. Ich werde meine Hand auf- und niederbewegen. Du ſiehſt, wie jetzt die ganze Schnur ſich im Bogen abwechſelnd auf- und abwärts ſchwingt.

Julius. Das ſoll doch nicht etwa eine Saite —

Ernſt. Nur Geduld! Du ſiehſt, daß die Schnur immer in einem Takte auf- und niedergeht, an welchem ich auch nichts ändern kann, denn wenn ich die Hand ſchneller oder langſamer bewegen will, ſo ſtöre ich nur die Schwingungen. Die Schnur braucht bei dieſer Länge und dieſem Grade von Elaſticität gerade dieſe beſtimmte Zeit zu jeder Bewegung und zwar gerade ſo lange, als die erſte Welle brauchte, um einmal hin- oder herzugehen. Aber du ſahſt eigentlich zuletzt nur eine halbe Welle, denn die Schnur macht nur einen Bogen auf einmal, entweder auf oder nieder. Jetzt werde ich einmal die Hand mit verdoppelter Schnelligkeit auf- und abbewegen, oder noch beſſer in einem kleinen Kreiſe herumdrehen, wie wenn ich eine Kurbel drehen wollte.

Julius. Jetzt theilt ſich die Schnur von ſelbſt in zwei Hälften und die eine geht aufwärts, wenn die andere abwärts geht.

Ernſt. Da ſiehſt du alſo eine ganze Welle, die ebenſo lang iſt als vorher die halbe und ſich doppelt ſo ſchnell bewegt.

Julius. Jetzt theilt ſich die Schnur ſogar in vier Theile.

Ernſt. Weil ich die Hand jetzt vier mal ſo ſchnell bewege als im Anfange. Du ſiehſt nun zwei Wellenberge und zwei Wellenthäler, alſo zwei ganze Wellen. Jede halbe Welle iſt jetzt blos ein Viertel der Schnurlänge, dafür bewegt ſie ſich vier mal ſchneller als die erſte halbe Welle, welche die ganze Schnur einnahm. Ich könnte nun durch ſchnellere Bewegungen die Schnur zwingen, ſich in 5, 6 oder auch mehr Abtheilungen zu theilen und die Bewegung würde 5, 6 mal ſchneller geſchehen. Dahin wird uns nun freilich unſere Schnur kaum mehr folgen können. Auch ein „langes, mürbes Seil", wie die Lehrbücher vorſchlagen, iſt nicht gerade das Geeignetſte. Aber ich werde dir zu Hauſe eine lange ſpiralförmige Drahtfeder, etwa wie der Ueberzug einer dicken Baßſaite zeigen, oder, was ich für das Allerbeſte halte, eine lange Schnur von Gummi elasticum, an die ich kleine Holzkügelchen gereiht habe; damit läßt ſich die Sache weit bequemer und ſchöner durchführen. Du haſt aber doch wenigſtens geſehen, daß die Wellen um ſo ſchneller ſchwingen, je kürzer ſie ſind und daß ſie gerade ſo viel mal ſchneller ſchwingen, wie viel mal kürzer man ſie macht. Was wollteſt du vorhin mit der Saite?

Julius. Du haſt mit der Schnur eine Saite vorſtellen wollen. Aber ſei deutlicher! Würde die Schnur vielleicht klingen, wenn ſie von Draht wäre wie eine Klavierſaite oder von Schafdärmen wie eine Violinſaite?

Ernſt. Das iſt noch gar nicht nöthig. Ich werde die Schnur möglichſt ſtraff anziehen. Drücke einmal das Ende derſelben feſt ans Ohr und ziehe ſie mit dem Finger an, wie eine Saite.

Julius. Da höre ich in der That etwas von Ton, aber wenig.

Ernſt. Du würdeſt nicht viel mehr von einer Klavierſaite hören, wenn du ſie im Freien aufſpannen wollteſt. Der mitſchwingende Reſonanzboden gibt eigentlich dem Tone erſt ſeine Stärke.

Julius. Aber Wellen ſehe ich nicht mehr, wenn die Schnur ihren Ton gibt.

Ernſt. Du wirſt aber fühlen, daß die Schnur zittert. Die Bewegungen ſind jetzt ſo ſchnell und dabei ſo klein, daß ſie eben nicht leicht mehr zu ſehen, jedenfalls aber nicht mehr zu zählen ſind. Die langſamen Schwingungen geben aber keine Töne. Wenigſtens 16 müſſen in einer Secunde erfolgen und dann hört man immer erſt einen ſo tiefen Ton, daß man ihn nur auf den größten Orgeln hat und wie er in eurem ganzen Orcheſter nicht vorkommt.

Julius. Und die hohen Töne?

Ernſt. Machen nur ſchnellere Schwingungen. Der Ton a z. B., den eure Stimmgabel gewöhnlich angibt, macht 440 Schwingungen, der höchſte Ton, den man hervorbringen kann, über 8000 Schwingungen in einer Secunde. Auch dieſen höchſten könnt ihr im Orcheſter nicht brauchen. Der höchſte Ton einer Discantſtimme z. B. macht nicht viel über 1000 Schwingungen in einer Secunde.

Julius. Aber biſt du wirklich überzeugt, daß man Alles ſo genau nachzählen kann?

Ernſt. Ich bin jede Stunde erbötig, dich ebenfalls davon feſt zu überzeugen, ſobald du mich in unſerm phyſikaliſchen Cabinet beſuchen willſt. Es würde uns nicht viel helfen, wenn ich dir jetzt mit bloßen Worten Latour's Sirene beſchreiben wollte, die dir die Schwingungen vorzählen wird wie der Zeiger an der Uhr die verlaufenden Stunden und Minuten, oder die Verſuche mit 50 Stimmgabeln von Scheibler, der ſich ohne Wagniß erbieten konnte, einen Unterſchied von einer Tauſendtheilſchwingung auf die Secunde nachzuweiſen, welcher weit über die Schärfe unſers Ohrs hinausgeht. Du kannſt dich wol noch entſinnen, daß ich dir einmal mein Monochord zeigen wollte?

Julius. Den langen Kaſten, auf dem du glaub' ich eine oder zwei Saiten geſpannt hatteſt und deſſen Functionen auch unſere Generalbaßlehre zu berückſichtigen pflegt?

Ernſt. Denſelben, den du ein ſehr patriarchaliſches Muſikinſtrument zu nennen beliebteſt. An dieſem werde ich dir zeigen, daß Alles, was ihr Intervalle, Conſonanzen und Diſſonanzen nennt, ſich ſehr leicht auf die Schwingungszahlen zurückführen läßt.

Julius. Das ſind trockene Dinge —

Ernſt. Freilich ziemlich entlegen von deinem Ideal einer großen Oper, die du componiren willſt —

Julius. Doch fahre nur fort!

Ernſt. Du entſinnſt dich, daß ich auf dem Monochord die Saite beliebig verkürzen konnte und du weißt nun, daß die Hälfte der Saite doppelt ſo ſchnell ſchwingt als die ganze, das Drittel drei mal, das Viertel vier mal ſo ſchnell. Welche Intervalle haltet ihr für die wohlklingendſten oder am meiſten conſonirenden?

Julius. Die einfachſte Conſonanz iſt jedenfalls die Octave, alſo c, wenn ich den Grundton C nenne.

Ernſt. Und wenn die ganze Saite den Grundton C gibt, ſo gibt die Hälfte gerade die Octave c, macht alſo genau doppelt ſo viel Schwingungen. Welche Conſonanzen läßt du dann folgen?

Julius. Dann käme die Quinte g, die Quarte f, die Terz e, die Serte a. So weit iſt die Sache außer Zweifel.

Ernſt. Und zur Quinte g brauchſt du zwei Drittel, zur Quarte f drei Viertel, zur Terz e vier Fünftel, zur Serte a drei Fünftel der Saite.

Julius. Ob die kleine Terz es eine Conſonanz oder der Anfang der Diſſonanzen iſt, darüber habe ich mir ſchon bisweilen Scrupel gemacht.

Ernſt. Hier hören auch ſchon die bequemen Verhältnißzahlen auf. Zur kleinen Terz es braucht man fünf Sechstel, zur Secunde d acht Neuntel, zur Septime h acht Fünfzehntel. Du ſiehſt, je mehr die Töne diſſoniren, deſto größer und unbequemer werden auch dieſe Verhältnißzahlen ihrer Saitenlängen, die zugleich die Schwingungszahlen mit ausdrücken. Das Wohlklingende der Conſonanzen rührt alſo nur von ihrem einfachen Schwingungsverhältniſſe her, wie die Schärfe der Diſſonanzen von dem verwickeltern.

Julius. Alſo ſind eigentlich die Conſonanzen leichte, die Diſſonanzen ſchwere Rechenexempel, ſonſt Nichts. Nun begreife ich aber nicht, wie Jeder die Wirkungen der Conſonanzen und Diſſonanzen, alſo die Wirkung der Töne überhaupt empfinden kann, der von dieſen Rechenexempeln gar keine Ahnung hat, wie die meiſten Muſiker und die meiſten Menſchen überhaupt.

Ernſt. Auch davon kann man ſich wenigſtens ſo ungefähr eine Idee machen. Jeder Tönende, alſo ſchwingende Körper theilt allen, die ihn umgeben, ſeine Schwingungen mit; unter andern der Luft und die Luft iſt faſt immer das Mittel, welche unſerm Ohre die Tonſchwingungen zuführt. Man weiß ſogar, wie ſchnell das geht. Du wirſt ſchon oft bemerkt haben ...

Hier wurden die Freunde, die ihre Wanderung weiter fortgeſetzt hatten, durch einen Schuß unterbrochen. Sie waren in die Nähe einer Ebene gekommen, wo die Artillerie exercirte.

Nichts konnte der Fortſetzung ihres Geſprächs erwünſchter ſein.

Es endete mit folgender Erörterung:

Ernſt. Das haben wir gut getroffen. Merke einmal auf den nächſten Schuß. Da, du ſiehſt die Kanone losgehen an der erſcheinenden Dampfwolke, aber du hörſt den Knall erſt lange nachher. Sechs Secunden zähle ich nach meiner Uhr. Alſo ſind wir über 6100 Fuß, über eine halbe Stunde, von der Kanone entfernt. Etwa 1020—1040 Fuß weit gehen die Schallwellen der Luft in einer Secunde.

Julius. Da hat man ein bequemes Mittel, Entfernungen zu meſſen.

Ernſt. Wenigſtens ungefähr. Wenn du lieſt, daß, wenn man zwiſchen Blitz und Donner 20 Pulsſchläge zählen kann, das Gewitter etwa eine Meile weit entfernt iſt, ſo beruht dies eben auf der bekannten Geſchwindigkeit des Schalls.

Julius. Wie aber die Luft in einer Secunde ſich 1000 Fuß weit bewegen kann, ſcheint mir doch ſchwer zu begreifen, da man dieſe Bewegung auch nicht einmal fühlt.

Ernſt. Das iſt die gewöhnliche falſche Vorſtellung, die man ſich von der Sache zu machen pflegt. Du erinnerſt dich, daß vorhin nicht das Waſſer ſich fortbewegte, ſondern nur die Wellenbewegung ſelbſt fortſchritt und daß das ſchwimmende Blatt nicht von der Welle mit fortgeführt wurde. Ebenſo in der Luft. Jedes Lufttheilchen ſchwingt in einer ſehr kurzen Bahn hin und her, dieſe Schwingung aber theilt ſich ſo ſchnell allen folgenden Lufttheilchen mit. Du würdeſt dich nicht wundern, wenn du z. B. eine ſehr lange Stange in der Hand hielteſt und einen auf das entfernte Ende geführten Schlag in demſelben Augenblicke empfändeſt.

Julius. Wenn ich aber einem etwas entfernten Muſikchore zuhöre und jeder Ton mir ſeine Luftwellen überbringen ſoll, ſo müſſen ja dieſe unzähligen Wellen, die auf mein Ohr losſtürmen, ſich ſchon in der Luft gegenſeitig ſtören und verwirren?

Ernſt. Es iſt nun merkwürdig, daß das nicht geſchieht. Aber erinnere dich, daß die beiden Wellen, die ſich auf dem Waſſer kreuzten, nachdem ſie durcheinander gegangen waren, ſich doch nicht geſtört hatten, ſondern jede ruhig weiter ging. Das muß in der Luft ebenſo gut möglich ſein. Nur dann würde Verwirrung entſtehen, wenn z. B. die langſamen Wellen der tiefen Töne nicht ſo ſchnell bis zu uns gelangten als die ſchnellen der höhern Töne. Sie ſchreiten aber in der Luft mit gleicher Schnelligkeit fort und die Luft überbringt dir alſo die vier verſchiedenen Arten von Schwingungen, welche ein vierſtimmiger Accord hervorbringt, alle zu gleicher Zeit.

Julius. Wunderbar iſt's, die Erfahrung ſpricht dafür. Aber du biſt von den Conſonanzen und Diſſonanzen abgekommen. Warum zerreißt eine gehörige Diſſonanz, ein Mißton, uns Ohr und Herz? Warum thun uns die conſonirenden Töne ſo wohl? Warum ſehnen wir uns bei gut angebrachten Diſſonanzen ſo entſchieden nach ihrer Auflöſung? Warum wirkt eine charakteriſtiſch heitere oder melancholiſche Muſik ſo entſchieden auf unſere Seelenſtimmung ein und zwar auch bei Perſonen, die weder von Conſonanzen noch von Tonwellen je etwas gehört haben?

Ernſt. Auf die Gefahr hin, dich unbefriedigt zu laſſen, will ich dir ſagen, was man davon weiß, oder vielmehr davon denkt. Die Tonwellen treffen das Ohr, zunächſt

das den Eingang ins Innere des Ohres verschließende Trommelfell und theilen sich durch dieses den Gehörknöchelchen und den innern Theilen des Ohres mit, auf welchen sich die tausend feinen Enden des aus dem Gehirn kommenden Gehörnerven ausbreiten. Daß dies die Ursache des Hörens ist, sieht man unter anderm daraus, daß bei Krankheiten des Gehörnerven oder nach Durchschneidung desselben das Hören unmöglich wird. Da nun aber unser Ohr so sicher über die so verschiedene Beschaffenheit der Töne urtheilt, so muß das kleine Trommelfell nothwendig alle die verschiedenen Schwingungsarten jede für sich annehmen und bis zum Nerven fortpflanzen können. Wie empfindlich das Trommelfell für die kleinsten Unterschiede der Tonwellen ist, kannst du daraus sehen, daß du jeden deiner Bekannten an der Stimme erkennst und jedes Instrument dir eine andere Art von Ton hervorbringt. Auch die Schnelligkeit der Schwingungen muß das Ohr genau empfinden, sonst könnte es die Höhe und Tiefe der Töne nicht so scharf beurtheilen. Geräusch, Getöse, unreine, grelle Töne sind die Wirkungen unregelmäßiger Schwingungen, nur regelmäßige Schwingungen geben reine, angenehme Töne. So würde dir das Geklapper einer Mühle sicher noch viel unangenehmer sein, wenn es unregelmäßig, bald schnell bald langsam, bald stärker bald schwächer erfolgte. Empfindet das Ohr nun zwei consonirende Töne, z. B. Grundton und Octave, so vergleicht es ohne Zweifel die Anzahl der Schwingungen und daß es leicht herausfindet, es mache der höhere Ton gerade noch einmal so viel Schwingungen als der tiefe, das muß die Ursache des Wohlgefallens sein, das wir an den consonirenden Tönen und Accorden finden. Solange wir nur einfache Zahlen, etwa 1 bis 5 brauchen, um das Verhältniß der Schwingungen zweier Töne auszudrücken, so lange consoniren sie. Werden größere und schwerer zu übersehende Zahlen nöthig, so dissoniren die Töne. Es wird dem Ohre gleichsam das Nachzählen und Vergleichen schwer, wie z. B. bei c und cis, deren Schwingungszahlen wie 24 zu 25 sich verhalten, die aber auch kaum zusammen anzuhören sind. Denke dir die Qual, nachzählen zu müssen, wenn zwei Personen zugleich taktmäßig auf den Tisch klopfen und zwar die eine so viel schneller, daß sie allemal 25 Schläge thut, während die andere nur 24 hervorbringt und nun beim Zuhören herausfinden sollen, um wie viel schneller die Schläge der einen gehen, denke dir dieses vergebliche Abmühen und du hast die peinliche Aufgabe des Ohrs, wenn es c und cis zusammenhört, die Schwingungen nachzuzählen und zu vergleichen.

Julius. Ich gestehe, daß ich das schwer und zugleich ungern glaube.

Ernst. Und ich gestehe dir auch, daß mir's schwer wird, es zu begreifen, daß ich mich aber gezwungen sehe, es zu glauben. Natürlich müssen wir annehmen, daß dies Nachzählen der Seele unbewußt geschieht. Aber das würde kein Beweis gegen die Sache sein. Du gehst vor einem großen Gebäude vorbei, das einen angenehmen Eindruck auf dich macht durch das Ebenmaß seiner Theile, ohne daß du sie erst untereinander vergleichst, du bemerkst aber, daß das Thor nicht in der Mitte steht oder daß einige Fenster schief gestellt sind und findest das abscheulich. Du siehst die langen Fensterreihen entlang und bemerkst, daß die eine Reihe eins weniger enthält als die andere, du wirst dich, ohne erst nachzuzählen, voll Mißmuth abwenden. Du siehst also, daß diese Sinneseindrücke uns ergreifen, ohne daß wir nachzählen und nachrechnen. Du wirst Leibnitz als Autorität gelten lassen. Er sagt einmal in seinen Briefen: „Die Musik ist ein heimliches, unbewußtes Zählen der Seele, welche Vieles als verworrene und undeutliche Eindrücke empfindet, was sie durch deutliche Anschauung nicht wahrnehmen kann. Diejenigen irren, welche glauben, es geschehe Nichts in der Seele, dessen sie sich nicht bewußt sei. Obgleich also die Seele nicht merkt, daß sie zählt, so empfindet sie dennoch die Wirkung dieses unmerklichen Zählens, nämlich Vergnügen bei übereinstimmenden und Mißbehagen bei widerstreitenden Eindrücken. Aus vielen unmerklichen übereinstimmenden Eindrücken entsteht so die angenehme Empfindung."

Julius. Mir wird ganz eigen dabei zu Muthe: der Teich, das Kornfeld, die ganze Gegend sehen mich mit ganz andern Augen an.

Ernst. Da hast du eine Probe von dem Gefühle, das den Naturfreund immer befällt, wenn sich unerwartet eine Reihe von Erscheinungen in einem genauen Zusammenhange darstellt.

Julius. Aber — mir graut fast vor eurer Weisheit. Soll ich nun etwa, statt mich dem Eindrucke einer schönen Musik hinzugeben, beim Anhören derselben eure Exempel nachrechnen? Ihr seid fürchterlich nüchtern.

Ernst. Tröste dich darüber, liebster Freund! Dieser Gedanke wird vielleicht kaum einmal deinen Genuß stören. Aber freuen sollst du dich, zwischen deiner Kunst und der Natur einen neuen, tiefen Zusammenhang kennen gelernt zu haben. Und wenigstens was die Natur betrifft, sind die gewichtigsten Stimmen, Humboldt an der Spitze, für die Meinung, daß der geistige Genuß mit unserer steigenden Erkenntniß nicht ab-, sondern zunimmt. *)

Aus dem deutschen Fabrikleben.

I.

Liebe Leserin, wenn ich in bunter, glänzender Gesellschaft, bei Concerten und im Theater mein Auge auf den Shawl, die kostbaren Kleiderstoffe werfe, die deine schönen Formen einhüllen, so stehen unwillkürlich die ungemüthlichen, weiten Arbeitssäle oder die engen, düstern Stübchen vor meinen Blicken, in denen diese schönen Erzeugnisse der Industrie ihre erste Gestalt erhielten. Wie sie um deine Schultern fluten und wallen oder zierlich die blendende Weiße deines Arms abheben, verrathen sie nichts von ihrem Herkommen. Die Weste eines Löwen der Gesellschaft, die Möbelzeuge auf schwellenden Polstern im Boudoir einer Dame, wo, die Lorgnette in der Hand, die neueste Chronik des Tags besprochen und belacht wird, alles Das schweigt über die Stätte seiner Entwickelung und sehnt sich nicht zurück in die Hände, die es für ihren jetzigen Zweck geschaffen haben. Versetze deine Phantasie von einem Abend, wo die Pepita tanzt oder eine Johanna Wagner singt, mit mir auf einen andern Schauplatz!

Dicker, trüber Nebel aus hundert hoch emporsteigenden, unheimlich geschwärzten Dampfessen verhüllt den Ueberblick der deutschen Stadt, in die ich dich führe. Aus den vielen, sich weithin breitenden Fabrikgebäuden tönt das Brausen und Zischen der Dampfkessel, das Hämmern der tausend arbeitenden Hände und in den Straßen der Stadt endlich selbst begegnet man den zahlreichen Roll- oder Schleifwagen, die theils die Rohstoffe oder Materialien zu deren Verarbeitung in hoch aufgethürmten Ladungen vom Bahnhofe nach den Fabriken befördern, theils die wohlverpackten fertigen Fabrikate zur Verladung abholen. Wenden wir unsere Aufmerksamkeit zunächst den Druckfabriken (Zeugdruckereien) zu.

Umgehen wir die verschiedenen Gebäude darin, als Färberei, Farbenküche (zur Bereitung der Druckfarben), Dämpferei, Trockenhaus, und schenken unser Interesse nur den Druckern, deren lautes Gehämmer uns schon beim Eintritt in die geräumige Fabrik entgegenschallt.

Die gewichtigsten Dienste im Gebiete des Zeugdrucks leisten allerdings die durch Dampf-

*) Diese Mittheilung eines unsern „Unterhaltungen" schon seit länger befreundeten Naturforschers bilde den Uebergang zu einer Betrachtung der Künste nach ihrer Sinnenwirkung, die wir aus der Feder eines Aesthetikers demnächst mittheilen werden, mit Hinweis auf die in Band I, Nr. 36, bereits gegebene Ansicht: „Das Grundgeheimniß der Kunst ist die Isolirung der verschiedenen Sinne." D. Her.

kraft in Bewegung gesetzten mächtigen Perrotinen und Druckwalzen, welche die menschliche Kraft und Geschicklichkeit bei weitem ersetzen und in wenig Stunden mehre hundert Stücke sauber und nett mit den auf große Matten oder Walzen eingravirten Mustern bedrucken. Diese gewaltigen Maschinen jedoch vermögen noch immer nicht die Hand des Menschen gänzlich zu vertreten; das beweisen uns die weiten Druckſäle der Fabrik, von zahlreichen Druckern belebt. Fast unübersehbar scheinen dem Auge die langen zwei-, noch öfter drei-fachen Reihen der Drucktische und der dazwischen stehenden, dicht aneinandergeschobenen niedrigen Bänke, welche zahllose Farbekübel tragen. An der Decke oben, über jedem Drucktische, sind hölzerne Rollen befestigt, an denen das so weit fertiggedruckte Stück vom Drucktische hinauf- und hinabläuft, während der noch ungedruckte Theil desselben, aus der Tiefe kommend, auf dem Drucktische (schlechthin Tisch genannt) ausgebreitet und mit Nadeln gehörig befestigt wird. An der einen, dem Fenster zugekehrten Seite des Tisches erwartet der Streichjunge oder das Streichmädchen den Wink seines Druckers, um dann sogleich von den Bänken den betreffenden Farbekübel herbeizuholen oder die Farbe, wenn sie bereits in Gebrauch ist, auszurufen. Die Rufe: „Grün, gelb, deckschwarz, paßblau!" hört man laut und wild durcheinanderschreien. Endlich ist die „Couleur" gefunden; in den schwachen, zitternden Händen den schweren Farbekübel, eilt das Kind an den Drucktisch, um in ein Sieb, das auf einem hölzernen, gewöhnlich mit alten Regenbogenfarben beschmierten Gestelle ruht und „Packe" genannt wird, die Farbe bald fett, bald mager aufzustreichen. Dies ist die Hauptfunction der arbeitenden Kleinen und daher ihr Name: „Streichkinder." Nun taucht der Drucker den gewichtigen Formen in das Sieb, setzt ihn kunstgerecht, nach den mit rothen Kreidestrichen gemachten Angaben, auf den ausgebreiteten Stoff und schlägt mit dem schweren hölzernen Klopfer, der in der Regel mit Blei ausgegossen ist, mehrmals gründlich auf den Formen, daß schließlich die Conturen des Musters in scharfer Begrenzung nett und sauber auf dem künftigen Kleide, Shawl oder Tuche ausgeprägt stehen. Unterdessen hat das Streichkind die Lücke im Siebe wieder mit neuer Farbe überstrichen und der Drucker kann ohne Unterbrechung in seiner Arbeit fortfahren, bis die Conturen, so weit das Stück aufgespannt ist, fertig sind. Jetzt kommen die übrigen Farben an die Reihe, vielleicht roth, um brennende Rosen, blau, um ein verstecktes Vergißmeinnicht, grün, um die frischen, belebenden Ranken und Blätter innerhalb der Conturen „einzupassen". Bei jeder einzelnen neuen Farbe wiederholen sich die Ausrufe und Rundläufe des Streichkindes, indeß der Drucker Zeit gewinnt, dabei gemüthlich seine Pfeife wieder anzubrennen oder wol auch eine neue zu stopfen. Zuletzt endlich kommt der Decker, derjenige Former, der die Grund- oder Deckfarbe in das Muster bringt; dieser verlangt ein größeres Quantum Farbe, das dann auch nur in einem umfangreichen Kübel Raum findet, oft höher als der Streichjunge, dem die Herbeischaffung des Materials obliegt. Mathieu steht der arme Kleine da, während der Drucker mit verschränkten Armen gemüthlich am Drucktische lehnt und dichte Rauchwolken vor sich hin bläst. Sieh' Da kommt vom benachbarten Tische das kleine muntere Streichmädchen gesprungen, faßt mit am mächtigen Kübel an und trägt ihn vereint mit ihrem dankbar blickenden Arbeits- und Schulgenossen an Ort und Stelle. Der Drucker nimmt den großen Decker zur Hand und schwingt, nachdem der kleine Streicher zuvor die Farbe im Siebe ausgestrichen hat, mit verdoppelter Kraft den Klopfer, dessen Wucht die Farbe vom Formen auf den Stoff befestigt. Da stehen das Mädchen und der Kleine bereit, die Nadeln werden wieder entfernt, das Gedruckte wird hinaufgerollt und das nun zu Druckende, wie vorhin, auf dem Tische befestigt. So macht das ohrenbetäubende Klopfen der Drucker, das Durcheinanderschreien der Streichkinder den ganzen Tag über alle Fenster des Arbeitssaales erzittern; dazu tönen die Lieder der Drucker und allerlei lustige gedichtete Stückchen, nach denen sie am letzten Sonntage getanzt haben. Während dessen geht der Druckermeister, den sich der Fabrikant aus den Druckern herauswählt, in den Sälen ge-

schäftig auf und ab, mustert die Arbeit seiner Untergebenen, die sich durch ihren Vorgesetzten, meist Duzbruder, in ihrer Heiterkeit nicht stören lassen, und bedroht Den oder Jenen wegen fehlerhafter Arbeit mit einer complicirten, aber gelinden Ermahnung, die von dem Gestraften zuletzt mit einer flüchtigen langen Nase im Rücken des Druckermeisters zum großen Ergötzen der Uebrigen honorirt wird.

Abends um sechs Uhr — im Winter, sobald es dunkelt — schweigt endlich das Gezänke. In Gruppen stehen die Drucker rauchend, plaudernd und nicht eben feine Scherze treibend beisammen, indeß die Streichkinder Formen, Siebe und Bürsten nach dem nahen Flusse tragen, um sie dort wieder reinzuwaschen — im Winter bei starrendem Eise eine Arbeit, um die sie Niemand beneiden wird. Wehe dem Kinde, das auf einem dieser Gegenstände eine Spur von Farbe zurücklößt! Das kleinste Versehen straft der Drucker am nächsten Tage. Stock oder Pantoffel, von seiner nervigen Faust gehandhabt, müssen auf dem ersten besten Theile des armen Kleinen die Rüge vermitteln. Nachdem Alles rein ab- und ausgewaschen, verfügen sich die Kinder wieder nach den Arbeitssälen. Unter ihren Packen liegen Bücher, Pennal und Brot und der ganze Troß zieht mit wildem Lärmen und Toben, wie eine Schar freigelassener Rosse, nun erst Abends zur Schule. Knaben und Mädchen, wie während der Tagesarbeit, so auch in der Schule nicht voneinander getrennt, sind hier theils bemüht, das unter der Schultafel verborgene Abendbrot krumenweise verstohlen zu essen oder einander auf alle mögliche Art heimlich unter den Bänken zu necken, während Andere, ermüdet von der harten Tagesarbeit, unwillkürlich das Haupt senken, um sanft zu entschlummern, bis der donnernde Ruf des Lehrers, in den meisten Fällen eine wohlapplicirte Ohrfeige, sie aus ihren Träumen weckt. Um neun Uhr wird die Schule geschlossen. Dem wüthenden Heere im „Freischütz" gleich jagen die Kinder singend, pfeifend, sich raufend durch die Straßen, zum größten Aergerniß der friedlichen Bürger, in deren stille Wohnungen der Lärm von der Gasse heraufdringt, zum Entsetzen Derer, die, in Gedanken verloren auf der Straße hinschlendernd, plötzlich in den Strudel solcher heimkehrenden Abendschüler gerathen. Die Worte der Lehrer verklangen natürlich in der Dämmerung, die Müdigkeit und Schlaf um die leeren Seelen der Kleinen ziehen. Sie verlieren sich vollends am nächsten Tage in den Flüchen und Schimpfreden der Drucker und wol gar der eigenen Aeltern. Die Letztern finden schon ihre sechsjährigen Kinder reif zur Arbeit, reif genug, die Bedürfnisse des Lebens mit erwerben zu helfen, und manche hülflose Witwe blickt mit ihrer ganzen Hoffnung auf das arme Kleine, dem sie Morgens das harte Brot in die farbigen, schon zerschundenen Händchen gibt!

Mit diesen Streichern theilen noch viele andere Kinder gleiches Schicksal. Dem rüstigen Leben und Treiben der Industrie muß die Veredelung und Heranbildung des jugendlichen Geistes und Gemüths geopfert werden. Die Abendschule ist freilich errichtet und wem von den Aermern leuchtete diese Wohlthat nicht ein? Der Besuch der Abendschule entbindet aber von der ganzen strengen Ordnung der die Tagesstunden in Anspruch nehmenden Bürgerschule und so ist Jedem der Aermern die Gelegenheit in die Hand gegeben, sein Kind während des Tags auf Arbeit aller erdenklichen Art zu schicken, und diese Gelegenheit wird so reichlich benutzt, daß man das tiefste Mitleiden empfinden muß.

Der Druckermeister, dessen wir oben schon gedachten, ist unter sämmtlichen Druckern der Fabrik eine Autorität. So kaltblütig sein ernsteres Auftreten, wie wir es vorhin kennen lernten, oft aufgenommen wird, so findet doch der Einfluß, dessen er beim Fabrikherrn genießt, allgemeine Anerkennung unter den Druckern. Bei keiner Kindtaufe darf er fehlen, daher ihn der größte Theil seiner Untergebenen „Gevatter" nennt, und sein Geburtstag geht nie vorüber, ohne daß man ihm mit einem kleinen Angebinde eine allerdings längst „gewohnte" Ueberraschung bereitet, wozu die Drucker der betreffenden Fabrik das nöthige Geld zusammenschießen. An einem genialen Drucker, welcher zu dieser

Feierlichkeit ein rührendes Gericht zusammengrübelt, fehlt es nie und herzergreifend sind die poetischen Dankesworte, mit welchen schließlich der Druckermeister mit tremulirender, bewegter Stimme seine Anerkennung den Kameraden zu verstehen gibt. Für den Abend veranstaltet er eine kleine Fête, wozu gewöhnlich die Localität eines Biertunnels benutzt wird. Außer dem Bier und Branntwein ist bei dieser Festlichkeit der Centralpunkt die Frau Druckermeisterin, welche nie dabei fehlen darf und dem Bewußtsein ihrer Würde nicht wenig zu gute thut. Auch die Drucker haben größtentheils ihre Frauen mitgebracht und so hindert, nachdem Tische und Bänke zur Seite geräumt sind, Nichts mehr den Tanz, für den heute die Töne einer Ziehharmonika ausreichen. Ohne Rausch kehrt natürlich Niemand heim.

Die Drucker halten, dem Fabrikanten gegenüber, unter sich zusammen. Ihre Arbeit wird fast durchgängig stückweise oder, wie sie es zu bezeichnen pflegen „im Accord" bezahlt; bei der Mannichfaltigkeit der Muster nun, die sie zu drucken haben, ist auch der Lohn verschiedenen Taxen unterworfen. Sobald ein neues Muster, das vielleicht in der Zahl der Gänge (d. h. in der Anzahl der dazu gehörigen Formen) von den andern abweicht, aus den Händen der Formenstecher (Formenschneider) hervorgegangen ist, gibt der Fabrikherr einem seiner flinksten und geschicktesten Drucker einen entsprechenden Tagelohn, anstatt, wie sonst, Stücklohn. Die größere oder kleinere Anzahl Tücher oder Ellen, welche der erwähnte Arbeiter in einer gewissen Zeit, etwa in einem Tage, druckt, ist dann maßgebend für den zu bestimmenden Drucklohn des Musters. Mit scharfen Augen beobachten die Drucker hierbei jede Bewegung ihres Kameraden. Wehe ihm, wenn er mit dem gewohnten Fleiße heute arbeitet, er käme im gelindesten Falle mit blauen Flecken und rothen Schwielen nach Hause, so gut wie der Druckermeister selbst, der nicht wagen darf, die Nachlässigkeit, zu welcher der Probedruckende gezwungen ist, zu rügen, oder wol gar vor den Fabrikherrn zu bringen. Im Falle aber der Letztere etwa selbst ab- und zugeht, um wenigstens auf Minuten der entscheidenden Arbeit zuzusehen und sich von dem Fleiße des Druckers zu überzeugen, gibt es vollauf am Formen zu putzen, am Rohstoffe abzumessen und anzustecken und anderer geheuchelter Operationen mehr, welche das Vorwärtsschreiten der Arbeit verzögern. Der Fabrikherr, mit der Schlauheit seiner Drucker längst vertraut, hat dann vielleicht für das Muster einen niedrigern Lohn festgesetzt, als ihn das bescheidene Resultat des Probedruckers zulassen will. Die sofortige Wirkung hiervon ist, daß eine Deputation der mißvergnügten Drucker sich in das Comtoir begibt und daselbst ein mit den übertriebensten Vorstellungen und Betheuerungen gewürztes Gesuch erhebt um Erhöhung des zu karg zugemessenen Lohnes für das neue Muster. Beharrt der Principal in seiner ersten Bestimmung, so verlangen, wenn im Geschäftsleben irgend günstige Conjuncturen herrschen, sämmtliche Drucker der Fabrik nicht selten ihren Abschied: sie haben ja bald wieder anderweite Beschäftigung gefunden oder fahren, im unglücklichsten Falle, so lange lieber Schutt und Steine für kärglichen Tagelohn. Der Fabrikant weiß sehr wohl, daß er sich vergeblich um neue Drucker bemühen würde und ist somit zur Nachgiebigkeit gezwungen, wenn er nicht sein ganzes Etablissement einem unangenehmen Stillstand ausgesetzt sehen will.

Bei all dieser Hartnäckigkeit, mit welcher die Drucker ihre Löhne aufrechtzuerhalten suchen, dürfen doch gerade sie am wenigsten über niedrigen Verdienst klagen. Was im Winter die kurzen Tage versagen, gleicht der Sommer mit seinem langwährenden Tageslichte wieder aus: aber die Drucker können doch der Zeiten nicht vergessen, da noch die Erfindung der Walzen und Druckmaschinen im tiefen Schlafe lag und sie allein die Kunst verstanden, mit behendem Griffe und Drucke Leben auf den todten Stoff zu bringen. Noch gedenken sie voll Wehmuth der goldenen Tage, wo ein stolzer Dreimaster ihr Haupt bedeckte, weißseidene Strümpfe das wohlgenährte Bein umhüllten, kurze, enganschließende

Pantalons es umgaben, der sammetnen Weste, des schneeweißen Busenstreifens und der gelben blinkenden Knöpfe auf dem feinen blautuchnen Fracke. Damals ritten sie in stolzem Trabe an dem im Fenster liegenden Fabrikanten vorüber bis in die Fabrik und bildeten sich in Gesellschaften viel auf ihre kostbaren Türkenpfeifen ein, noch mehr aber auf ihre Fidibusse, die im Uebermuth nicht selten aus Kassenscheinen zusammengebrochen waren! Seit der Erfindung jener Maschinen sind die großen Herren freilich von den Pferden gefallen, aber doch kocht in ihnen noch das frühere Blut, noch suchen sie sich mit aller Gewalt an den letzten Grashalm anzuklammern, der noch auf dem Grabe ihrer vergangenen Herrlichkeit wächst.

(In nächster Nummer der zweite Artikel.)

Deutsche Sprüchwörter.

Historisch erläutert.

Aemtchen bringt Käppchen.

Der Hofnarr Albrecht's I., Herzogs von Preußen, wollt' auch ein so schönes Käppchen haben wie andere Hofleute; er bat seinen Herrn um ein klein Aemtchen, worauf ihn dieser zum Inspector der Hof-Speckkammer machte. Es währte nicht lange, da erschien der Narr nicht nur mit einer prächtigen, sammetnen Kappe, sondern auch in einem schönen neuen Kleide. „Woher hast du das?" fragte der Herzog; der Narr antwortete: „Ei, Aemtchen bringt Käppchen!" Der Herzog ließ nun sofort die Speckkammer revidiren und den Narren Rechnung ablegen. Alles fand sich in Ordnung. Als aber der Herzog des Narren Verwaltung lobte, ließ ihm dieser mehre der schönsten Speckseiten herabnehmen und siehe da, sie waren — von Holz; der Narr hatte sie schon von seinem Vorgänger mit übernommen, hatte, wie dieser, die echten Speckseiten verkauft und sich vom Gelde Kleid und Kappe angeschafft.

Armuth findet neue Wege.

Der Cardinal Ximenes (1437—1518) war früher nicht einmal zum Betteln zu gebrauchen und ward einer der größten Minister, die Spanien je gehabt hat.

Einigkeit, ein festes Band — hält zusammen Leut' und Land.

Die germanischen Völker sind von den Römern und nachmals von Napoleon nur einzeln bezwungen und unterworfen worden. Tacitus sagt: „Nichts kommt uns gegen die mächtigsten Volksstämme trefflicher zu statten, als daß sie sich um ihr Gesammtwohl so gar nicht kümmern; nur selten vereinigen sich deren zwei oder drei zur Abwehr gemeinsamer Gefahr. Während sie also einzeln fechten, werden sie einzeln besiegt."

Verbot'ne Frucht schmeckt am besten.

Tacitus erzählt, wie Kaiser Nero Bücher, die ihm gehässig gewesen, habe verbrennen lassen und sagt dann: man habe eben jene Bücher begierig gesucht und gelesen, so lange das Verbot gedauert hätte, sie aber alsbald vergessen, nachdem man sie überall hätte wieder haben können.

Je mehr Gesetze, je weniger Recht.

Der Dichter Petrarca (1304—74) sagt in seinem «Leben»: „Ich studirte vier Jahre lang die Rechte zu Montpellier und drei Jahre lang zu Bologna. Ich schien in Vieler Augen ein Jüngling von großer Hoffnung für dieses Fach; allein ich verließ es ganz, sobald ich der Aufsicht meiner Aeltern entwachsen war. Nicht, daß ich für die Majestät der Gesetze kein Gefühl gehabt hätte, sondern darum, weil die Schlechtigkeit der

Menschen ihren Gebrauch verdorben hat. Es verdroß mich, etwas zu lernen, dessen ich mich auf eine unedle Weise nicht bedienen wollte und auf eine edle nicht konnte."

Haus und Hof durch die Gurgel jagen.

Marcus Cato wies einst auf einen Mann, der seine am Meere gelegenen Besitzungen verschlemmt hatte, mit den Worten: „Dieser Mann ist stärker als das Meer; was dieses nicht wegspülen konnte, hat er mit leichter Mühe verschluckt."

Fleißige Hennen soll man einhalten und wohlhalten.

Dieses Sprüchwort gebrauchte Kaiser Maximilian I., als er im Jahre 1493 zu Aachen gekrönt wurde. Es brachten ihm nämlich die Juden einen goldenen Korb voll goldener Eier; er ließ die Juden alsbald in guten Gewahrsam nehmen und wohlhalten. Als diese gewaltig darüber erschraken und nach dem Grunde ihrer scheinbaren Inhaftirung fragten, sagte der Kaiser scherzend: „Hühner, die so kostbare Eier legen, muß man ja nit gleich wieder fliegen lassen; heißet es doch: »Fleißige Hennen soll man einhalten und wohl halten!«"

Gestrenge Herren regieren nicht lange.

Kaiser Rudolf von Habsburg (geboren 1218, gestorben 1291) gab auf die Frage, warum er, früher so strenge, sich so zur Milde gewandt habe? die schöne Antwort: „Meiner Strenge hat mich oft gereut, meiner Milde nie."

Hunger ist der beste Koch.

Der Tyrann von Syrakus hörte die Spartaner ihre schwarze Suppe so überschwänglich rühmen, daß er sich einen Koch kommen ließ, der sie zu bereiten verstand. Als er die Suppe nun kostete und sie so gar widerlich fand, sagte der Koch: „Diese Suppe, mein König, schmeckt nur Denen gut, die sich im Eurotas gebadet haben!" (d. h. die durch Arbeit und Leibesübung hungerig geworden sind).

Krieg ist leichter angefangen, denn beendet.

Der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen gab, als man ihn fragte, warum er sich so Manches gefallen lasse, zur Antwort: „Ich will keinen Krieg anfangen; muß ich aber Krieg führen, so soll man sehen, daß das Aufhören von mir abhängen soll!"

Lob ohne Maß hat kein' Ehre.

Kaiser Karl V. (geboren 1500, gestorben 1558) sprach, als ihn auf seiner Reise durch Frankreich (1540) ein pariser Redner mit einer ungemeinen Lobrede empfing: „Euer großes Lob ist uns darum lieb, weil es uns erinnert, wie wir sollen beschaffen sein!"

In gold'nen Häusern hölzern Leben.

Als einst die Weisen Griechenlands miteinander zu Tische saßen, kam das Gespräch auch darauf, welches das beste, glücklichste Haus sei? Bias sagte: „Das, in welchem der Hausvater sein selbst wegen sich ebenso verhält als außerhalb des Gesetzes wegen." Thales: „In welchem der Hausvater die meiste Muße hat." Kleobulos: „In welchem der Hausvater mehr geliebt als gefürchtet wird." Pittakos: „Das beste Haus scheint mir das, in welchem weder etwas Ueberflüssiges noch etwas Nothwendiges vermißt wird." Solon: „Das beste Haus ist das, in welchem das Geld ohne Ungerechtigkeit erworben, ohne Mißtrauen aufbewahrt und ohne Reue ausgegeben wird." W. Schg.

Anregungen.

Magnetismus und Somnambulismus.

„Welchen von unsern Wunderdoktern wollen Sie denn gebrauchen?“ fragte der Wirth in Straßburg unsern reisenden Hypochonder Tümmel und streckte ihm, als dieser verwundert entgegenfragte, ob es denn hier mehr als Einen gäbe? lachend seine zehn Finger entgegen. Es war zur Zeit, als Straßburg eine Hauptniederlage der Wunderwirkungen des thierischen Magnetismus bildete, als hinter den mystischen Orakelsprüchen der Somnambülen großartige Wahrheiten gesucht wurden und man auf dem directen Wege zur erschlossenen Anschauung der geistigen Seite des Menschen sowol wie Dessen, was die „andere“ Welt genannt wird, zur Entdeckung des geheimnißvollen Bandes zwischen dem Sinnlichen und „Uebersinnlichen“ zu sein glaubte. Unser Humorist wurde mit den magnetischen Curen auf eine Weise fertig, die nicht Jedermanns Weise sein mag, zu der man sich aber — wir gestehen es aufrichtig — manchmal auch in unserer Zeit stark versucht fühlen könnte. Aber, „ist die Leichtgläubigkeit eines Kranken der verzeihlichste Glaube“ und kommt diese Schwachheit der Seele oft körperlicher Genesung zur Hülfe, so ist es doppelte Pflicht des Genesenden (oder Dessen, der sich dafür hält), sich die Augen klar zu erhalten und zu prüfen. Leicht ist dies aber nicht gemacht auf einem Gebiete, das, wie kein anderes, der Phantasie einen unendlichen Spielraum gewährt und auf dem der Arzt selbst so gern zum Kranken zu werden Gefahr läuft. Hier wie anderwärts zeigt sich der Hauptübelstand, daß man es meist und schließlich nicht mehr mit Thatsachen und Beobachtungen, sondern besten Falls (der schlimmere Fall ist die absichtliche Täuschung) mit der lebendigen Einbildungskraft und deren, ist das A einmal gesetzt, bis ins unfaßbare Endlose fortgesponnenen Träumen zu thun hat. Leicht verirrt man sich in die Sphäre gespenstischer Umtriebe, unter deren Einfluß die nicht zu bestreitende Durchdringung von Seele und Körper nicht mehr leitender Anhaltspunkt bleibt, sondern beide der Einwirkung außerhalb stehender dämonischer Kräfte verfallen. Die Welt wird zu einem Tummelplatz von Gespenstern, sichtbar nur dem Auge der Erwählten und Erleuchteten, die selbstverständlich sich in aller Bescheidenheit auch zu den alleinigen echten Aerzten der Blinden ernennen. In weiterer Consequenz schließt sich der unschuldigern Träumerei auch Alles an, was gern im Trüben fischt und für sehr bewußte Zwecke kein Licht gebrauchen kann, sondern nur das trügerische Clairobscure des Mystischen, Dunkeln und Wunderbaren. Wir stehen dann zweifelnd, ob wir lächeln oder bemitleiden sollen, ob wir uns vor den noch nicht ganz verschwundenen Schatten der Vergangenheit oder vor einer beginnenden Sonnenfinsterniß der Zukunft befinden.

Doch was bleibt wirklich übrig, wenn die Leuchte einer nüchternen, aber gewissenhaften und ernsten Prüfung auf räthselhafte Vorgänge gefallen, deren totale Nichtexistenz und völlige Nichtigkeit zu behaupten nur ins andere Extrem fallen hieße? Die Beantwortung hält Niemand für eine leichte, obwol Jedermann, wie kaum zu bezweifeln, für eine nothwendige und auch dem Verständniß derjenigen gebildeten Kreise nahezubringende, deren Sache nicht die eigentliche selbständige Forschung selbst ist, sondern nur das Verständniß ihrer Resultate. Wir möchten diesen Kreisen eine Schrift empfehlen, die unsers Erachtens ihnen in seltener Weise bieten wird, was wir hier im Auge haben: eine verständige und verständliche Scheidung lustiger, phantastischer Behauptungen und unleugbarer wissenschaftlicher Thatsachen und Erscheinungen. „Magnetismus, Somnambulismus, Clairvoyance. Zwölf Vorlesungen für Aerzte und gebildete Nichtärzte. Von Dr. H. Schwarzschild in Frankfurt am Main“ heißt die Schrift eines geistvollen tüchtigen Arztes, die uns unter den Werken ähnlichen Zwecks ihre Aufgabe unbedingt in würdigster und einladendster Weise zu erfassen scheint. Ein ungemein reiches Material ist so verarbeitet, daß dem Leser die Trockenheit reinwissenschaftlicher Erörterungen erspart wird, ohne daß er der Früchte derselben verlustig geht. Schritt für Schritt an der Hand eines kundigen Führers ist der Gang ein so lohnender, als es das schwierige Gebiet nur immer erlaubt.

Die Schriften über Nikolaus Lenau.

Wenn man noch immer vergebens nach den Quellen der unglücklichen Geistesstörung suchte, die einen unserer tiefsinnigsten lyrischen Dichter in bester Lebenszeit überfiel und ihm ein jammervolles Ende bereitete, so fängt man an, diesen Quellen jetzt allmälig auf die Spur zu kommen. Es erscheinen nämlich schon seit längerer Zeit Erinnerungen und Persönlichkeiten über den unglücklichen Dichter, Schriften, die uns verrathen, daß ein, wie man bisher glaubte, bescheidenes und nur dem Schönen und Edeln still und harmlos nachgrabendes Leben von den schwäbischen Umgebungen zu einer wahrhaft schwindelnden Höhe der Selbstbeobachtung und eines genialisirenden Zerrirens hinaufgeschraubt wurde, Thatsachen, die man sich nach den Schil-

derungen, die früher von Renan's Bescheidenheit umliefen, kaum möglich gedacht hätte. Eine wahre Narrethei hat der stuttgarter und weinsberger poesietrunkene Wahn mit einem Wirken und Schaffen getrieben, dem, so Ausgezeichnetes ihm in seiner Sphäre gelang, doch immer nur der Stempel einer gewissen Mühsal und ängstlichen Erweiterung dieser Sphäre unverkennbar aufgedrückt war. Dichtungen schwächster Conception und Ausführung, wie „Savonarola", „Faust" u. s. w., wurden in diesen Kreisen vom Dichter sowol angekündigt wie von den berauschten Freunden aufgenommen gleich Offenbarungen eines überschwänglichen Genius, der sich in Lenau geradezu als auf den legitimen Erben Goethe's herabgesenkt hätte. Man lese diese Bücher, ihre Brieffragmente, ihre Tagebuchnotizen und man wird in der Sprache, in der sie reden, in den Selbstbespiegelungen, in den Parallelen, in dem trunkenen, oft bis zum Kindischen naiven Selbstlob, das zwischen Stuttgart und Weinsberg hin- und herging, endlich in dem nur „inwendigen" titanenhaften Geschrei und Gebahren von Menschen, die nach außen hin sich still und zu bekommen benahmen, eine Unnatur, ein Aufschrauben, einen, die alte Sturm- und Drangperiode nachahmenden Schwulst der poetischen Lebensmethode finden, der natürlich nicht anders als mit jener ewig beklagenswerthen Geistesstörung enden konnte.

Ein unrichtig gebrauchtes Fremdwort.

Humanismus und humanistisch liest man sehr oft in dem Sinne gebraucht, als könnte damit die Richtung bezeichnet werden, die sich an Herder und Lessing anknüpft: die Richtung der Humanität. Ehe aber die Lehre vom absoluten Deismus und von der reinen Menschheit auflam, hatte schon die classische Schulbildung sich der Bezeichnungen Humanismus und humanistisch gegen Realismus und realistisch für die auf die Alten zu begründende Erziehungs- und Lehrmethode und den Lernstoff der Humaniora bedient. Will man daher nicht nach deutschen Ausdrücken, wie Menschenthum und menschenthümlich, greifen, so wird man in der Lage sein, die Lehre, für welche Lessing's „Nathan" geschrieben ist, Humanitarismus und humanitär zu nennen.

Gottselige Schelmerei.

Ein frömmelnder Volksschriftsteller, W. O. von Horn, gibt in seiner neuesten „Spinnstube" seinen Lesern folgenden Rath, welcherlei Schriften sie sich kaufen sollten. „Von Büchern, die schön und gut zu lesen sind", sagt er, „wähle: 1) Der christliche Hausstand von Ahlfeld; das ist ein köstlich Büchlein voll Geisteskraft. 2) Predigten von Tholuck. Bei Mühlmann in Halle herausgekommen; sind gar köstlich für die Sonntagnachmittage nach der Kirche. 3) Martha, die Stiefmutter. Das ist Kernleben!" 4) 5) 6) die 20) (Allerlei rare Bücher dieser Art, die wir nicht aufzählen wollen.) „Endlich", fährt er fort, 21) „sind von meinen gesammelten ältern und neuern Geschichten und Erzählungen bei Sauerländer in Frankfurt am Main wieder zwei weitere Bände erschienen. Da habt ihr viel zu lesen, wenn ihr's euch anschaffet, und ich denke, es gereuet euch nicht!"

Ludwig Richter in Dresden, der unvergleichliche Dichter mit dem Bleistift, hat leider auch diesen frommen Bettel illustrirt.

Die gesunden Naturen.

Man liest so viel Rühmens und Preisens über Schriftsteller, die man „gesunde Naturen" nennt. Wer gesund ist, kann von Glück sagen. Ein Verdienst ist es eben nicht.

Beim Lesen eines arabischen Dichters.

Es liegt eine große Erhebung in der Wahrnehmung, die man beim Studium der Weisheit aller Völker machen kann, daß die Begriffe von Dem, was allein dem Menschen wahren Adel und wahren Schmuck verleiht, zu allen Zeiten und unter allen Zonen dieselben waren, sind und wol auch ewig bleiben werden.

Zur Kunst, Feindschaft zu ertragen.

Wirst du angeschuldigt, so rechtfertige dich, wenn deine Richter edel sind! Einen Feind wirst du nie überzeugen. Gegen einen Feind nützt es sogar, ihm so hassenswerth wie möglich zu erscheinen. Von all den eingebildeten Gründen seines Grimms wird er der Welt einen allmälig nur lächerlichen Eindruck machen müssen und an der Ueberfülle seines Zorns zuletzt kläglich platzen wie der Bel zu Babel.

Ein Lied vom Hasse.

Dichter, warum besingt ihr nur ewig die Liebe? Ist nicht der Haß auch schön? Das Schlechte, Niedrige, Gesinnungslose, Thörichte, Vermessene so recht von Grund der Seele aus hassen, diesen Haß wie aufwachsende Rachevögel heimlich an seiner Brust nähren zu können, wie kräftigt's den Geist, wie hebt es seine Flügel, wie ermuthigt's zur Ausdauer, wie erquickt und labt es, wenn das Schlechte, Niedrige, Gesinnungslose, Thörichte und Vermessene von dieser Welt, wie sie ist, mit unverdienten Ehren gekrönt wird!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

[Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 6.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Aus dem deutschen Fabrikleben.

II.

Die Drucker dürften keineswegs über Mangel und Entbehrung klagen, wenn das schöne Geld, das sie bei einigem Fleiße an den Löhnungstagen empfangen, nicht den Fehler zu schnellen Siechthums hätte. Scheint es ihnen doch wirklich in der Tasche zu brennen und sie in die [illegible] und Spielhäuser zu treiben, selbst wo es nicht an der Zeit ist. Schon von Sonnabend (dem gewöhnlichen Tage der Auszahlung) bis Sonntag Nacht hat Mancher von ihnen vollkommen geräumt und weiß kaum, wovon er in der folgenden, noch so langen Woche mit seiner Familie leben soll. Ein Anderer, der am Sonntage noch Geld übrig hat, führt Frau und Kind bei schönem Wetter in eine der Gartenrestaurationen, läßt für Kehle und Magen so lange auftragen, bis das schwindende Courant dagegen Protest erhebt und beschämt so nicht selten den wohlhabenden, doch genügsamen Bürger, der mit seiner Familie in frugaler Enthaltsamkeit am Nachbartische sitzt.

Der Name „Blauer Montag" hat in dem Ohr der Drucker einen Zauberklang, [illegible], es wird diesem nicht selten noch der Dienstag zugesellt, sodaß sie des Mittwochs erst erst ihre volle Thätigkeit entfalten. Obwol die Drucker nun am beiden „blauen" Tagen nicht geradezu müssig gehen, so sind doch wenigstens in den Arbeitssälen oft kleine Viertönnchen sichtbar, denen man fleißig genug zuspricht, um bald einen Anflug von bitterer Laune im Kopfe zu verspüren. Diese glückliche Gemüthsstimmung theilt sich unverwendbar den Händen mit, die hin und wieder zu Farbe und Formen verkehrt greifen und so hat sich zuguterletzt der Fabrikherr bei den beiden Anhängseln des Sonntags noch um eine Partie verdorbener Waare zu bedanken.

Für Zwecke gegenseitiger Unterstützung haben die Drucker lobenswerthe Institutionen unter sich errichtet (was ich auch hiermit von den später zu behandelnden Webern, Maschinenbauern und Stumpfwirkern erwähnt haben will), von denen außer der Fremden- Witwen- und Begräbnißkasse besonders die „Krankenkasse" hervorgehoben sei; ein Jeder der „Kunst" muß wöchentlich einige Groschen an den dazu erwählten „Kassenmeister" entrichten und wird dafür einer wenn auch nicht wesentlichen Unterstützung an Geld theilhaft.

haftig, sobald er durch Krankheit am Arbeiten verhindert ist. Außerdem dient auch eine Kasse gemeinschaftlichen Genüssen bestimmt. Jeder Drucker hat, wenn er in eine Fabrik eintritt, gleichsam als Dank für das freundliche „Willkommen" einen Geldbeitrag in die Fabrikkasse der übrigen Drucker einzulegen. Bei dem häufigen Wechsel der Arbeiter ist diese Kasse jährlich wenigstens ein mal hinreichend gefüllt, um aus ihrem Bestande eine Lustbarkeit zu veranstalten, an der natürlich nur die Arbeiter einer Fabrik theilnehmen dürfen. Diese Kasse selbst trägt den Namen „Einstandskasse", das daraus bestrittene Vergnügen nennt man „die Einstände verzehren". Durchgehends wird zu dieser Feierlichkeit der Sonnabend Abend bestimmt, weil man dann auf Kosten des Sonntags ausruhen kann. Die Drucker stellen heute ihre Arbeit früher ein als gewöhnlich und nach einer längern Conferenz mit seinen Untergebenen verfügt sich der Druckermeister mit freudeverkündender Miene in das Comtor, um den Fabrikherrn mit Familie und die Comtoristen zur Theilnahme an dem heute Abend zu veranstaltenden Vergnügen freundlichst einzuladen. Der Herr Principal darf die Einladung nicht zurückweisen, will er sonst nicht für stolz und hochmüthig erklärt werden. Er sichert also seine wie der Uebrigen persönliche Gegenwart für den Abend zu, wonach von Seiten des Druckermeisters auch Colorist, Formenstecher und sonstige Hülfsarbeiter eingeladen werden. Hierauf verlassen die Drucker befriedigt und mit ahnungsreichem Herzen die Fabrik. Die siebente Stunde des Abends schlägt dann. Außerhalb der Stadt, in einer Wirthschaft, welche zu bewußtem Zwecke für heute allein gepachtet ist, findet man bereits einen großen Theil der Drucker mit ihren Weibern und Kindern versammelt. Lautes Lachen, Pfeifen und Singen schallt aus dem Tanzsaale, unten in der Billardstube, im Garten, im Kegelschube und an allen Orten des Festlocals, das sich immer mehr und mehr füllt. Ein Jedes hat seine besten Kleider angethan und die neu Ankommenden werden mit einem sich immer wiederholenden „Auch endlich da!" begrüßt, dabei muß der kurze, dicke Farbenführer („Küchenschmutz") aus der Couleurküche, dem man die Schlauheit gar nicht zutraute, manchen Seitenhieb dafür hinnehmen, daß er, wie gewöhnlich, auch diesmal seine Frau daheim gelassen, um der Veränderung halber heute mit fremdem Gute sich zu schwenken. Plötzlich erhebt sich unter den Anwesenden eine große Bewegung. „Die Musikanten sein da, die Musikanten sein da!" ruft es wild durcheinander und Weiber, Kinder, Männer stürzen polternd die schmalen Treppen hinauf nach dem Tanzsaale. Wirklich sind die fünf Musensöhne, theils Mitglieder der nächsten Dorfkapelle, theils Dilettanten aus der Stadt, eben auf dem niedern Orchester schon mit dem Stimmen ihrer Instrumente beschäftigt. Ein alter Contrabaß, eine rauchgeschwärzte Clarinette, eine erste und eine zweite Geige und endlich ein Waldhorn sollen auf die Beine der Anwesenden ihre zauberische Wirkung üben. Jedem Musiker vor allem ein Glas Bier und der Reigen beginnt. Mit Ausnahme der Kinder, die einstweilen allerlei den Körper stärkende Spiele beginnen und hin und wieder mit zwischen die Tänzer hineintaumeln, walzt Alt und Jung, daß die Dielen zittern, und wer keine Tänzerin finden kann, der ergreift seinen nächsten Gevatter beim Arme und engagirt ihn zu einer Tour. Spätkommen ist vernehmt. Schon haben die wackern Musiker zu verschiedenen malen ihre durstigen Lippen genetzt, da erst erscheint der Druckermeister am Arme seiner Frau Gemahlin. Herzliche Bewillkommnungsscene. Nicht lange, so läuft das dumpfe Gemurmel durch den Saal. „Der Herr kommt." Die Drucker mäßigen ihre Hitze und die Tanzmelodieen, befreit von dem unharmonischen Accompagnement menschlicher Stimmen, tönen anmuthiger und taktvoller. Inzwischen ist der Druckermeister hinuntergeeilt, um die Angekommenen höflich zu begrüßen, den Fabrikherrn nebst Fräulein Tochter („Mama ist leider unwohl"), den Reisediener, dessen Abreise infolge der noch unvollendeten Musterkarte heute nicht möglich wurde und den corpulenten Buchhalter. Die erschienenen Autoritäten begeben sich nach dem Saale, indeß drückt der Chef selbst

dem Druckermeister heimlich einen Zehnthalerschein in die Hand als Beitrag zur Einstandskasse. Lange sträubt sich der Druckermeister wider die Annahme des „üblichen" Geschenks, um endlich aber doch dem Zureden seines Principals nachzugeben und im Namen aller Drucker im Stillen dem Himmel zu danken, daß auch diesmal die Rechnung glücklich zutrifft. Nach und nach löst sich ein Drucker um den andern von dem Arme der Tänzerin, den hohen Ankömmlingen seine Aufwartung zu machen. Die junge Principalstochter hat in ihrem seidenen Kleide bald in einem Nebenzimmer des Saals Platz genommen und sieht sich von einer Zahl Druckerfrauen umringt, die sie in möglichst reinem Deutsch zu unterhalten suchen und dabei mit neugierigen Blicken ihre Ringe am Finger, wie jeglichen Schmuck, den sie angelegt hat, betrachten. Der Fabrikherr bewegt sich mit den beiden andern Mercursjöhnen im Saale mit sichtbarlichem Stolze das bunte Gewühl vor seinen Augen betrachtend. Es ist heute vielfach durch den Anhang der Familienväter vermehrt und Alles empfängt Brot aus seiner Hand! In Jedes Munde muß hier sein Name leben. Nach einiger Zeit bittet der Druckermeister die Herren, ihn in das anstoßende Zimmer zu begleiten, woselbst ein anständiges Abendmahl für die Herrschaften bereit steht. Die Eingeladenen schütteln überrascht und ablehnend den Kopf, müssen endlich aber doch den ungestümen Bitten ihrer Drucker nachgeben und Gänsebraten mit Sauerkraut oder Gurkensalat, zum Dessert Butterbrot und Käse, zu sich nehmen, während in den Ecken des freundlich erhellten Speisezimmers eine Schar kleiner Knaben und Mädchen den hohen Gästen neugierig die Bissen in den Mund zählt. Auch die Drucker führen jetzt ihre Tänzerinnen hinunter in das Billardzimmer, um in Gemeinschaft mit ihnen ebenfalls ein anständiges Abendbrot einzunehmen. Inzwischen spielt man auch den jubelnden Kindern einen Tanz auf. Endlich ist der Tanzsaal wieder der Centralpunkt des ganzen geselligen Treibens geworden; der Principal (wenn er selbst kein Liebhaber des Tanzes ist) steht abseits vom Reigen, umringt von einem Club seiner Drucker, die in feierlichem Ernste mit ihm über das Geschäftsleben sprechen und die zweckmäßigen Einrichtungen seines Etablissements rühmen. Fräulein Tochter dagegen ist von andern Druckern umgeben und sieht sich genöthigt, den Galanthommes ihre weiße Hand zu reichen, um mit ihnen einen Walzer, Galopp oder „Manchester" zu tanzen. Der Buchhalter ächzt mit einer netten Druckersfrau Saal auf Saal nieder und der lebenslustige Reisediener schwenkt die jungen, hübschen Druckerstöchter nach Herzenslust. Endlich rüstet man sich sogar zur Polonaise! Die Frau Druckermeisterin bietet dem Fabrikherrn ihren runden Arm, ihr Ehegemahl den seinigen dem Fräulein, dann ordnen sich die Uebrigen und in weiten Bogen marschirt man mit Anstand und Grazie nach den Tönen des Orchesters. Niemand vermißt unterdessen die zwei lustigen Drucker, welche sich heimlich davonschlichen und nach Beendigung der Polonaise plötzlich erscheinen — in Gestalt einer alten Frau mit dem Tragkorbe auf dem Rücken und dem Besen in der Hand und eines nicht minder jungen Lumpensammlers, mit eingedrücktem Hute und über die Schulter einen Bettelsack geworfen. Alles macht ihnen jubelnd Platz und die Komiker beginnen nun mit heftigem Gezänke ihre Scene, wobei die Frau zu wiederholten malen von ihrem Besen rücksichtslosen Gebrauch macht, um sie mit beiderseitigem Umherwälzen über den ganzen Saal zu enden. Während dieses ergötzlichen Schauspiels bemerkte man im Antlitze eines der genialsten der Drucker die Züge tiefen Ernstes. Er thut noch einen mächtigen Zug aus dem weiten Bierglase, besteigt dann einen Tisch und bringt, während im ganzen Saale feierliche Stille herrscht, einen langen, von poetischen Blumen duftenden Toast aus, auf das Wohl des Fabrikherrn, dessen Familie, der ganzen Fabrik, auf das fernere Gedeihen und Blühen der Geschäfte und ein noch recht langes, allerseitiges Beisammensein! Dreimaliges Lebehoch! Kräftiger Tusch vom Orchester. Mit kurzen, freundlichen Worten dankt der Fabrikherr, während am Eingange des Saals die gewöhnlich sich verspätende bengalische Flamme mit rother Glut

die heitere Versammlung übergießt. Der Fabrikant will mit der Tochter sich nun auf den Heimweg machen; aber man hält Beide zurück mit dem Bedeuten, daß noch ein kleiner Genuß ihrer warte. Im Nebenzimmer gewahrt man einen Drucker mit der Guitarre; er wird mit seiner Frau ein komisches Duett singen. Alles umsteht den Tisch, an welchem beide Künstler sitzen. Der Mann räuspert sich würdevoll, greift in die vollen, rauschenden Saiten seines Instruments und läßt, anfangs schüchtern, dann immer muthiger und dreister, die klangvolle Stimme vernehmen. Der Text drückt im Tirolerdialekt die Klagen des Geliebten aus, daß sein Annerl ihm nicht treu sei, worauf in bekannter Weise das unschuldige Annerl antwortet, wie sie wol ihm, er aber ihr nicht parire. Die talentvolle Sängerin, um das Spiel ihrer Hände verlegen und mit der Mimik nicht sehr vertraut, stützt das Haupt schwermüthig auf den linken Arm und beschreibt mit den Fingern der rechten Hand allerlei Figuren auf dem Tische, wobei sie, verschämt die Augen niederschlagend, erst in leisem, kaum hörbarem Piano und endlich im schallendsten, Fenster und Herzen erschütternden Forte, meisterhaft ihre Partieen zu Ende singt. Ein donnerndes Bravo krönt die Leistungen des wackern Künstlerpaars; dann verwandelt sich die Scene. Ein anderer Drucker nähert sich schon, unterm Arme die Violine, die ihm einstweilen der erste Geiger überlassen hat. Der Mann war oft in arbeitslosen Zeiten darauf angewiesen, sein Brot mit „Tanzmusikmachen" zu verdienen und hat in dieser Kunst allmälig Fertigkeit erlangt. Jetzt ist die widerspänstige Quinte rein gestimmt, das tiefe G wird noch ein mal vor- und rückwärts geschraubt; der Bogen setzt an zu feurigem Strich und die schöne Melodie des allbeliebten: „O du schöne Sonnenblume!" entfließt begeisternd dem Saitenspiele. Hierauf folgen mehre Gänge Variationen, bis unter bescheidener Verbeugung der Künstler seinen Vortrag beschließt. Der Sturm des Beifalls ist verrauscht, Principal und Tochter, Buchhalter und Reisediener verabschieden sich mit freundlichen Dankesworten und empfangen, wenn keine Equipage sie abholt, von zweien ihrer Drucker, mit Blendlaternen versehen, das Geleite bis in die erleuchteten Straßen der Vorstadt.

Aber nun läßt man im Saale der Freude die Zügel schießen. Zwischen die Tanzweisen tönen laute „Juchhes", allerlei nur erdenkbare Possen und Tollheiten füllen die Zwischenacte. Ueber den ganzen Saal wird ein weißer, dicker Kreidestrich gezogen und einer der jüngern Drucker erscheint in Hemdärmeln, ohne Stiefeln und Strümpfe, die Beinkleider hoch über die Schenkel hinaufgestreift und führt, die Balancirstange in den Händen, zum größten Entzücken der anwesenden Frauen, Mädchen und Männer und unterm vollen Klange des Orchesters, auf dem gemalten Seile einen Tanz aus, bald schwebend, bald rutschend und Purzelbäume schlagend. Einzelne Paare entfernen sich mit dem Kinderwagen, den sie, die Frau ziehend, der Mann hinten schiebend, durch die Nacht geleiten. Von den Bleibenden ist Niemand mehr nüchtern. Der erste Geiger schläft, jener Drucker, der vorhin das Violinsolo vortrug, hat das Orchester bestiegen und fiedelt, sich mit dem Haupte bald rechts, bald links neigend. Ein Anderer hat das Waldhorn ergriffen, aufs Gerathewohl, wie es die Kehle nur hergeben will, dazwischenblasend. Alle Harmonie ist vom Orchester geflohen. Am andern Morgen, wenn die Glocken feierlich zur Kirche rufen, taumeln die Letzten der Drucker heim.

Wir gaben ein Bild — des deutschen Fabrikleerens . . .

III.

Den Druckern an höherm Lohne der Arbeit *wenigstens* gleichgestellt sind die Arbeiter der *Maschinenfabriken*. Die Werkstätten der Schlosser und Schmiede werden immer leerer und einsamer, denn Gesellen und Lehrlinge drängen sich in die großen Etablissements, die alle jene Handwerke unter dem Banner je *Einer Fabrik* vereinigen und aus denen die riesenhaften Leiber hervorgehen, die durch den Geist des *Dampfes* Wunder wirken.

In den weiten Hallen einer solchen Fabrik finden oft vier- bis achthundert Menschen ihr Brot und man begegnet darin allerlei Handwerkern, wenn sie nur irgend zum Maschinenbau in Beziehung treten können — selbst Tischlern, die für die Anfertigung der Modelle thätig sind. Die jungen Leute natürlich, welche auf den Gewerbschulen sich tüchtige theoretische Kenntnisse erwarben und später in den Maschinenwerkstätten theils Zeichnungen fertigen, theils selbst mit Hand ans Werk legen müssen, um in der Praxis, der Hauptsache ihres künftigen Berufs, heimisch zu werden, bleiben ausgeschlossen von dem Treiben der eigentlichen Arbeiter. Denn Wildheit und Zügellosigkeit sind den Letztern leider zur andern Natur geworden und beide Unholde sind vor allem in den Maschinenfabriken zu suchen.

Des Morgens, wenn die Glocken zum Tagewerke rufen, füllen die Maschinenarbeiter im schwarzen Wirrwarr die Straßen, die zu den Fabriken führen, Niemandem ausweichend, der ihnen in den Weg kommt und mit dem Schlage zwölf, wie des Abends zur Feierstunde, stürzen die gedrängten Massen in wilder Eile nach Hause, gleich Wasserwogen über die Straßen herein brechend. Im Dunkel des Abends regierten sie mit dem Bewußtsein ihres gefürchteten Ruhs über Straße und Promenade. Die Maschinenfabrikanten selbst müssen in den Augen ihrer schwer zu übersehenden Arbeitermassen so populär als irgend möglich erscheinen und veranstalten, wol hauptsächlich nur zu diesem Zwecke, ihrem Fabrikpersonale öfters die großartigsten Bälle, die mit ihren Scenen sich jeder Leser, nach dem von den Druckern Gesagten, leicht selbst ausmalen kann.

Das beklagenswertheste Loos unter allen Organen der Industrie ist den armen Webern beschieden. Die Damastweberei wirft allerdings einen leidlichen Verdienst ab, stellt dabei aber an die physische Kraft und Ausdauer des Arbeiters so hohe Forderungen, daß dem letztern in kurzer Zeit meist schon Spuren des drohenden Hinsiechens aufgeprägt sind. Die Baumwollenweberei verlangt mehr Ausdauer als Kraft und bietet dafür ein Leben voll Hunger und Elend. Mit dem Frühesten schon sitzt die Weberfamilie am Tische, der die verräucherten Kaffeetassen trägt. In wenig Minuten ist das dünne Gebräu genossen; der Mann setzt sich hinter den Webstuhl, die Gesellen, wenn deren gerade vorhanden sind, thun ein Gleiches und nun tönt das einförmige Klappern des Stuhls in dem ungemüthlichen, engen Raume bis zum späten Abend, höchstens während der Mittagszeit unterbrochen. Die Kinder sind am schnurrenden Spulrade beschäftigt und besuchen größtentheils nur die Abendschule. Bei dem kargen Verdienste, der die saure Arbeit lohnt, muß der Weber noch aus seinen Mitteln im Winter das theure Oel kaufen, um auch in der Nacht für die Familie sorgen zu können und erhält außerdem für die Schlichte, mit der er die Waare zu besuchten hat und die den Tag über einen für den Fremden kaum unausstehlichen Geruch verbreitet, wie ferner für die von Frau oder Kind besorgte Arbeit des Spulens, nicht die mindeste Vergütung. Wenn das Stück endlich fertig aus dem Stuhle genommen worden ist, so trägt oder schickt es der Weber zu dem Fabrikanten, für den er „seinen Stuhl gehen hat" und dankt Gott, wenn an seiner Arbeit auf dem Contor diesmal kein Makel herausgesucht oder gefunden wurde und er selbst den vollen Lohn in der Hand hält. Jedes Fleckchen, das sich vom Stücke vor der Ablieferung irgend herunterrennen ließ, ohne daß es auffiele, wird natürlich abgeschnitten, denn der Weber kann sich weder ein warmes Halstuch, noch Stuhl- oder Sofaüberzug kaufen; wenn da einst der Fabrikant dem Weber unerwartet einen Besuch abstattete, so würde er in den ärmlichen, furchtbar zusammengeflickten Möbelüberzügen sein ganzes Musterbuch wiederfinden. Doch, wie mancher Webersmann, der Bürger und Meister ist, verläßt für immer seinen Webstuhl und wird Tagelöhner; hier hat er doch seinen festen Wochenlohn und braucht kein Oel und keine Schlichte zu kaufen. Wenn, wie Dichter singen, Gottesfürchtigkeit und Bruderleit in der Hütte der Armuth zu suchen ist, so widerlegt sie das arme Volk der Weber. Das menschliche Herz ist schwach. Bittere Reden bewegen die Lippen der Webers-

frauen, wenn eine feingeputzte Dame an ihnen vorübergeht und der junge Herr, der des Abends, mit blinkender Uhrkette, in die Nähe der Weberwohnungen sich verirren wollte, mag sich gefaßt machen, nicht zum freundlichsten begrüßt zu werden.

Ein ähnliches Schicksal wie der Weber hat der **Strumpfwirker**, der meist die Dörfer und kleinern Städtchen der Umgegend bewohnt und sich gewöhnlich nur des Mittwochs und Sonnabends mit dem Quersacke auf dem Rücken im Geräusch der großen Stadt zeigt, um seine Strümpfe, Shawls oder Handschuhe dem Fabrikanten abzuliefern. Die in neuerer Zeit gemachte Erfindung der „Strumpfrundstühle" wird den Strumpfwirker in noch tieferes Elend stürzen, als die ältere Erfindung der schon mehrfach erwähnten Druckmaschinen und Walzen den Drucker.

Erwähnen wir noch einer besondern Gattung von Fabrikarbeitern — der **Fabrik-Mädchen**. Wenn ein Mädchen, wie wir deren in den Fabriken als Streichmädchen fanden — also gewöhnlich Töchter von Fabrikarbeitern wieder oder auch Kinder armer Handwerker —, die Schule verlassen hat, so wird es in einer Fabrikstadt in den wenigsten Fällen dazu bestimmt, als Dienstmädchen unter fremde Leute zu gehen, sondern es sucht sich in einem Fabrikgeschäfte Arbeit und Unterkommen. Die Tücher und Shawls, die aus der Hand des Druckers oder Webers hervorgingen, müssen an allen offenen Seiten zierliche Kranzen und an den Rändern nietliche Fuchen haben, die Unmassen von Strümpfen und Handschuhen, vom Fleiße des Strumpfwirkers geschaffen, können nicht in die Welt gesandt werden, bevor nicht ihre rohen Formen gehörig appretiert oder zusammengenäht wurden, die Tausende von Stücken Kattun, welche sich zwischen den mächtigen Druckwalzen hindurchwanden, müssen regelmäßig zusammengefaltet und aufgewickelt werden — und so verlangt die Fabrikation noch unzählige Handleistungen, die, von Männerhänden besorgt, dem Fabrikanten zu kostspielig zu stehen kämen. So hat fast jede Fabrik einen mehr oder minder großen Reichthum von Arbeiterinnen aufzuweisen, in welchem manch liebliches Gesichtchen dem Fremden auffallen muß. Aber unter den zarten Mädchengestalten wohnt meist die Unsitte. Was Wunder auch, wenn eine unausgesetzte mechanische Thätigkeit des Körpers nach und nach den Geist einschläfert! Können die zarten Keime weiblicher Sittsamkeit und Würde je aufgehen, wenn das verpestende Beispiel eines täglichen rohen Umgangs sie erstickt? Und der Fabrikmädchen sind nicht wenige, denn welche von ihnen zöge wol die engen, hinderten Verhältnisse eines Dienstmädchens der Fabrikarbeit mit ihren unbeschränkten Feierabendstunden und freien Sonntagen vor? Man sucht hier in den anmuthigsten Gesichtern vergebens edle weibliche Sittsamkeit und Frauenwürde, man erräth nicht in ihnen die einstige sanfte und liebreiche Begleiterin durchs trübe Leben. Die freundlichsten wie die häßlichsten Gestalten sind nur bestimmt, einst mit dem Tragkorbe auf dem Rücken des Mannes Arbeit zum Fabrikanten zu tragen, für Leute höherer Stände zu waschen, beim Scheuern sich die Knier rauh zu rutschen, die Kartoffelfrucht vom Felde einzuernten, die schmutzigen Kinder zur Arbeit zu prügeln und was der Berufe noch mehr sind, an denen Psyche's Flügelschlag nicht vorüber streift. Wer anstößige Lieder aus voller Mädchenbrust gesungen hören will, der lege sein Ohr an die Thür eines solchen weiblichen Fabrikssaals. Er wird versucht werden, um die Weiblichkeit zu weinen. Schon einen seltsamen Eindruck macht es auf jeden Gebildeten, wenn er zufällig zur Zeit, wo in den Fabriken die Arbeit beginnt oder unterbrochen wird, auf der Straße den Scharen jener Fabrikmädchen begegnet. Sie sind nicht zu verkennen, in Haltung und Gang, in ihren flatternden Tüchern oder den koketten Corsets, den in der Sonne blinkenden großen Aufsteckkämmen im glattgeschrittelten Haar, den Korb unterm Arme und dem sichern Blick.

Der Sonntag ist der Tag, der für die Mühseligkeiten der langen Woche Erquickung und Erholung bringt. Der Geist war nicht angestrengt, so mag er fortruhen; nur der Körper mußte schaffen und fordert nun seinen Tribut. An Unternehmungslustigen für das

Vergnügen fehlt es nicht. Schon am Nachmittage beginnt der Tanz in den vielen Localen, um bis in die ſpäte Nacht fortzuwähren und Maſchinenarbeiter, Drucker, Weber, kurz Alle, die den Namen Fabrikarbeiter tragen, ſtürmen den Tempeln der Terpſichore entgegen. Der Tanzſaal füllt ſich; mit kunſtgerechter Fertigkeit walzen die Paare an den Bogenfenſtern vorüber. Die Kellner ſind in Gefahr übertanzt zu werden. Die Lachmuskeln reizt es unbedingt, wenn man die Fabrik-Mädchen in ihrem prunkenden Anputze betrachtet und ſie dann plötzlich ſprechen hört, in ihrer Fabrikſprache, denn einen bezeichnendern Ausdruck für dieſe Mundart kenne ich nicht. Laſt und Plage der vergangenen Woche ſind vergeſſen. Der Tanz tobt wild. Schon muſste der getäfelte, ſtaubige Boden des Saales von neuem geſprengt werden. Da wird die Muſik plötzlich von dem Durcheinander menſchlicher Stimmen übertäubt. Im Scheine der Abendbeleuchtung ſieht man viele gewaltige Arme ſich haſtig heben und ſenken. Einem Webergeſellen verſagte eins der Fabrikmädchen den Arm zu einer Walzertour; der Beleidigte ſtellte ihr, als ſie, am Arme eines Maſchinenbauers, ſtolz an ihm vorübertanzte, ein Bein, daſs das Paar zu Falle kam. Schnell hat ſich der Geſtürzte erhoben und den Rachengel bei der Bruſt gefaſst. Sämmtliche anweſenden Maſchinenarbeiter und Webergeſellen ergreifen Partei und erſt die Polizei ſtellt, wenn nicht in der Bruſt der Kämpfer, ſo doch im Saale wenigſtens, den Frieden wieder her.

Sei es nun, daſs die Induſtrie viele brotloſe, Beſchäftigung ſuchende Menſchen von nah und fern herbeizieht, oder verdankt man es den Folgen der allgemeinen Entſittlichung, welche allerdings in den vielen vaterloſen, ſchmuzig und zerlumpt ausſchauenden Kindern, die ſich auf den Gaſſen tummeln, ſich in lebendigen Bildern zeigen, oder mögen endlich, was das Wahrſcheinlichſte iſt, dieſe beiden Umſtände zuſammenwirken — eine Fabrikſtadt und beſonders der Schauplatz, der mir als Anhaltepunkt dient, wird ſtets an Uebervölkerung leiden. Dies macht die Wohnungen geſucht und ſomit theuer, die Hausbeſitzer übermüthig. Ohne weitere Umſtände wird der arme Fabrikarbeiter, wenn ſein Verdienſt ihm nicht geſtattet, zur Stunde den fälligen Hauszins zu zahlen, ſammt ſeiner Familie und mit ſeinem ganzen Reichthum an Möblement „ausgeſetzt“, gleichviel ob in die heiſse Sonnenglut des Sommers oder in den knarrenden Schnee des Winters, gleichviel ob am hellen Tage oder während der Nacht. Der ausgezogenen Familie ſteht dann nur das Armenhaus offen, wenn ihre einzelnen Glieder ſich nicht, das eine hier, das andere dort, bei Bekannten einquartieren können, die natürlich ebenſo arm ſind als die Bedrängten ſelbſt. Soll der unglückliche Arbeiter ſeine wenigen Möbel dem Verderben inzwiſchen überlaſſen oder lauernden Dieben preisgeben? Wohin dann damit? Es bleibt ihm nichts übrig als ſie in aller Schnelligkeit zu Spottpreiſen zu verkaufen und endlich unter Aufopferung jeder möglichen Entbehrung von neuem zu ſparen, um nach und nach das kleine nöthige Eigenthum wieder zu erſchwingen, deſſen einſtige, ihm ſo ſauer gewordene Beſchaffung er ſchon ein mal verſchmerzt hatte.

Wer denkt bei einer Induſtrieausſtellung, die mit wehenden Feſtesfahnen begrüßt, von Dichtern beſungen wird, an die Bilder, die wir hier aufrollten, an Armuth, Elend und Entſittlichung? Wol mögen die in den weiten, prächtigen Hallen ausgeſtellten Gegenſtände zur Bewunderung hinreißen und doch iſt ihnen Schweiß und Thräne ihrer Schöpfer eingedrückt. Wer denkt beim Anblicke jener hoch aufgerollten glänzenden Kleiderſtoffe, jener bunten Möbel, auf denen ſich die Blumen des Frühlings hinranken, an den armen Weber? Wer ſieht die unheimlich flackernde Oellampe, in deren trübem Schein der kummervolle Blick des ſorgenden Familienvaters umherirrt? Wer ſieht das Webſchiff mit ängſtlicher Behendigkeit durch ſeine knöcherne, dürre Hand gleiten? Wer hört das einſame Klappern ſeines Stuhls und wer das Schnurren der Spulräder, von zitternden Kinderhänden getrieben? Wer fühlt da endlich Etwas von der eiſigen Kälte des Winters, der

Romandichter und dem Novelliſten zu überlaſſen. Shakſpeare hat gezeigt, daß dem Genius auch das ſcheinbar Unmögliche möglich iſt; er hat aus einem durchaus undramatiſchen Helden ein dramatiſches Meiſterwerk geſchaffen. Börne ſagt daher in ſeiner dramaturgiſchen Betrachtung des Hamlet vortrefflich: „Hamlet iſt nicht das bewunderungswürdigſte Werk Shakſpeare's; aber Shakſpeare iſt am bewunderungswürdigſten im Hamlet.“

Gerade in der neueſten Zeit ſind wieder ſehr verſchiedenartige Erklärungsverſuche des Shakſpeare'ſchen Hamlet ans Licht getreten. Es iſt dies in der That nur ein neuer und zwar ſehr traurigen Beweis dafür, daß unſere Kunſterklärung noch immer nicht ſich von jener bedenklichen Deutungswuth befreit hat, der es nicht darauf ankommt, das zu erklärende Kunſtwerk einfach und klar zu nehmen, ſondern die das Kunſtwerk nur als ein gelegenes Mittel benutzt, vor allem den erſtaunlichen Scharfſinn und die überraſchende Geiſtesfülle des Erklärers glänzen zu laſſen. Denn den einzig richtigen Schlüſſel zum Verſtändniß jener großartigen Dichtung haben wir ſchon längſt in Händen. Goethe hat ihn uns im „Wilhelm Meiſter“ gegeben, indem er den Sinn des Hamlet in dem Worte zuſammenfaßte, daß hier eine große That auf eine Seele gelegt ſei, die ſich dieſer nicht gewachſen fühle. Wer über dieſen innern Kampf einer idealiſtiſch beſchaulichen Natur, die, in die rauhe Wirklichkeit des Lebens geſtoßen, ſich nicht zu ungebrochener Thatkraft entſchließen kann und ſich durch dieſe thatloſe Beſchaulichkeit untergräbt und vernichtet, hinausgeht, der legt dieſes Kunſtwerk nicht aus, ſondern legt ihm nur ſeine eigenen fremden Gedanken unter. Und dies iſt das Schlimmſte, was einem Erklärer begegnen kann.

Jede Erklärung hat ihren Prüfſtein in ſich ſelbſt. Ich verſtehe ein Kunſtwerk, wenn mir aus der Idee, die ich als die treibende Lebensſeele des Ganzen betrachte, der in ſich ſtetig verlaufende Fortſchritt der Handlung, die Zeichnung und Gruppirung der Charaktere, die Färbung und Reihenfolge der einzelnen Scenen gleichſam vor meinen Augen ſichtbar aufs neue herauswachſen. Ich muß mir Schritt vor Schritt aufs genaueſte darüber Rechenſchaft geben können, wie alle kleinſten Einzelheiten doch immer nur nach dem einen gemeinſamen Ziel ſtreben, wie ſie innig ineinandergreifen und wie ſie mit unumgänglichſter Nothwendigkeit ſich gegenſeitig fördern und bedingen. Dies aber iſt bei dieſer Goethe'ſchen Erklärung des Hamlet durchaus der Fall. Sowol der Gang der Handlung wie der klar beſtimmte Gegenſatz der einzelnen Charaktere und Situationen zeigt überall nur den Gegenſatz zwiſchen dem träumeriſchen Gedankenleben und der entſchloſſenen Thatkraft, deren Recht und deren Unrecht.

Die Eingangsſcenen führen uns den Geiſt des gemordeten Vaters vor, der den Wachen erſcheint. So ſtehen wir ſogleich mitten in der Sache; denn dieſer Geiſt, obgleich mit ſo wunderbarer Kunſt zu perſönlicher Selbſtändigkeit herausgeſtaltet, iſt im innerſten Grunde ja doch nichts Anderes als die dichteriſche Verkörperung des geheimen Gedankens und des ſtillen Verdachtes, der in dem Herzen Hamlet's und ſeiner Freunde ſchlummert. Und jetzt, nachdem der Geiſt und die Geſpräche der Freunde uns deutlich die Lage und Aufgabe Hamlet's vor Augen geſtellt haben, jetzt tritt Hamlet ſelbſt auf, mit tiefem Schmerze in ſeiner Seele über die frevelhafte Verheirathung ſeiner Mutter. Aber dieſer Schmerz iſt nicht die kühne Entrüſtung des Helden, aus der die That flammt, es iſt nur der Schmerz innerer Zerriſſenheit und ſchwächlicher Ueberdruß am Leben.

O ſchmölze doch dies allzu feſte Fleiſch,
Zerging' und löſ' in einem Thau ſich auf!
Oder hätte nicht der Ew'ge ſein Gebot
Gerichtet gegen Selbſtmord! — O Gott! o Gott!
Wie ekel, ſchal und flach und unerſprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieſer Welt!

Nun erſcheint der Geiſt dem Hamlet ſelbſt und enthüllt dieſem das Verbrechen, das Hamlet ſchon längſt geahnt hat und fordert ihn auf zur Rache. Aber wie bezeichnend

ist die Art und Weise, wie Hamlet diese Enthüllung aufnimmt! Nicht das aufloderude Rachegefühl blitzt in ihm auf, sondern nur die rein theoretische Verwunderung über die Verstellungskunst des Königs, der gegen ihn so freundlich ist und ihm doch seinen Vater gemordet hat; er will es sich niederschreiben in seine Schreibtafel, daß Einer lächeln kann und immer lächeln und doch ein Schurke sein. Er sindt es von Anbeginn, daß er zu schwach sei, Das auszuführen, was ihm aufgetragen. „Die Zeit ist aus den Fugen. Schmach und Gram, daß ich zur Welt sie einzurichten kam."

Hamlet hat die Maske des Wahnsinns angenommen, der Verstellung des Königs will er seinerseits ebenfalls Verstellung entgegensetzen. Der alte Hofmann Polonius glaubt, Hamlet sei wahnsinnig aus Schmerz über die Zurückhaltung Ophelia's, die er aus innigster Seele liebe; der König schaut tiefer; er ahnt es, daß Hamlet über Racheplänen brütet und unter falscher Maske sein Spiel zu verdecken sucht. Er schickt Rosenkranz und Güldenstern, um ihn auszukundschaften. Auch die Schauspieler werden wol auf des Königs Veranlassung dem Prinzen vorgeführt; der König weiß, daß Nichts so geeignet ist, den Schmerz des idealistischen Prinzen einzulullen, als wenn man seiner Künstlerseele Beschäftigung biete. Dieser Hang des Prinzen zur Kunst ist ein neuer wichtiger Beitrag zur Kenntniß von Hamlet's Wesen; wem das Leben zu ernst ist, der flüchtet sich in die Heiterkeit der Kunst. Und nur so rechtfertigt es sich, warum der Dichter dem Prinzen so tiefe und weitläufige Betrachtungen über Poesie und Schauspielkunst in den Mund legt. Trenten sie nicht dazu, uns einen neuen weiten Blick in die stille Beschaulichkeit seiner Seele zu öffnen, so wären sie, so vortrefflich sie an sich sind, doch nichts als ein rein äußerliches und darum unkünstlerisches Beiwerk.

Auf Hamlet's Befehl führen die Schauspieler ihr Spiel auf. Sie stellen den Schmerz der Hekuba dar. Aus der Begeisterung des Schauspielers schöpft sich der Prinz nur neue Vorwürfe über seine eigene Energielosigkeit. Und doch kann er sich noch immer nicht ermannen. Es ist nicht anders, er hat, wie er selbst sagt, zu viel Taubenmuth; ihm fehlt's an Galle. Kaum hat er sich durch trotzige Reden aufgestachelt, da überfällt ihn schon wieder der alte Kleinmuth. Der Geist, den er gesehen — wirft er sich ein — kann ein Teufel sein und ihn zu böser That verlocken wollen. Er beschließt, die Wahrheit des Gesichtes zu prüfen. Er hat gehöret, „daß schuldige Geschöpfe, bei einem Schauspiel sitzend, durch die Kunst der Bühne so getroffen worden sind, daß sie sogleich zu ihren Missethaten sich bekannt." Er legt in ein bekanntes Stück, das dem König das Gewissen rühren soll, eine bezügliche Stelle ein. „Das Schauspiel sei die Schlinge, in die den König sein Gewissen bringe."

Inzwischen wühlt der Aerger über sich selbst rastlos in Hamlet's Innerm fort. Er philosophirt über die berühmte Frage von Sein oder Nichtsein; die lang genährten Gedanken des Selbstmords steigen wieder in ihm auf; aber „die Furcht vor etwas nach dem Tode — das unentdeckte Land, von deß Bezirk kein Wand'rer wiederkehrt — irrt seinen Willen; er will lieber die Uebel, die er hat, ertragen, als zu unbekannten fliehen." So ist er also auch zum Selbstmord zu feige. „So macht Gewissen Feige aus uns Allen. Der angeborenen Farbe der Entschließung wird des Gedankens Blässe angekränkelt." Und diese schwermüthigen Gedanken klingen auch noch in seinem Gespräche mit Ophelia nach; er räth ihr zu ein Kloster zu gehen, denn warum „soll sie Sünder zur Welt bringen"!

Jetzt kommt der Zeitpunkt der Entscheidung. Die Schauspieler stellen vor dem König das von Hamlet verlangte und ergänzte Stück dar. Der Zweck wird erreicht. Der König sieht seine Missethat verrathen, er weiß seiner Fassung nicht Herr zu bleiben. Für Hamlet sind alle Zweifel geschwunden. „Nun ist die wahre Stunde der Rache", sagt er sich, „nun mank' ich weg heiß Blut und thäte Dinge, die der bitt're Tag mit Schaudern sieht." Er besinnt sich jedoch gleich wieder: „O Herz, vergiß nicht die Natur! Nie

dränge ſich Nero's Seel' in dieſen feſten Buſen! Grauſam, nicht unnatürlich laß mich ſein."

Hamlet wird zu ſeiner Mutter gerufen, die ihn über ſein tolles Benehmen gegen den König zur Rede ſetzen will. Er geht. Unterwegs findet er den König. Dieſer kniet in ſeinem Gemach und betet zum Himmel um Vergebung für ſeine That, „die zum Himmel ſtinkt". Wie günſtig iſt jetzt die Gelegenheit für Hamlet! Aber er zaudert noch wie vor, noch immer kann er ſich nicht zur feſten That entſchließen. Die Sophiſtik des Herzens ſpiegelt ihm vor: „Das hieß', ein Bub' ermordet meinen Vater und dafür ſend' ich, ſein einziger Sohn, denſelben Buben gen Himmel. Ei, das wär' Sold und Lönnung: Rache nicht." Hamlet will warten, bis er ihn in „ſeiner Sünde Maienblüte" finden kann. „Hinein, du Schwert, ſei ſchrecklicher gezückt! Wann er berauſcht iſt, ſchlafend, in der Wuth, in ſeines Betts blutſchänderiſchen Freuden, beim doppeln Fluchen oder andern Thun, das keine Spur des Heiles an ſich hat, dann ſtoß ihn nieder, daß ſeine Seele ſo ſchwarz und ſo verdammt ſei wie die Hölle, wohin er fährt." Die Selbſttäuſchung ſeines feigen Herzens iſt um ſo ärger, da er ſich kurz vorher darauf ſteifte, daß Nero's Grauſamkeit ſich nicht in ſeine Seele ſtehlen möge.

Er kommt zur Mutter. Polonius in ſeiner dienſtfertigen Uebergeſchäftigkeit belauſcht das Zwiegeſpräch hinter der Tapete. Hamlet redet ſeiner Mutter ins Gewiſſen, denn reden kann er Dolche, nur keine brauchen. Die Mutter fürchtet, er werde ſie in der Aufregung ermorden. Sie ruft um Hülfe. Polonius wiederholt den Hülferuf hinter der Scene. Hamlet wähnt, es ſei der König. Er thut einen Stoß durch die Tapete: er erſticht den Polonius.

Es iſt nicht immer gehörig beachtet worden, daß dieſer Tod des Polonius der entſcheidende Wendepunkt der ganzen Tragödie iſt. In der Fieberhitze der Leidenſchaft, in die ſich Hamlet dem widerſtandsloſen Weibe gegenüber hineinphantaſirt hat, hatte er mit Freude die Gelegenheit ergriffen, den König hinter der Tapete erſtechen zu können. Er wäre dann leichten Kaufs über ſeine ſchwere Aufgabe hinübergekommen; er brauchte dann dem Gegner nicht offen und gerade ins Auge zu ſchauen. Durch dieſe Hinterliſt ſetzte er ſich aber dem Irrthum aus; er hat einen Unſchuldigen hingemordet. Hamlet ſollte Blutrache vollſtrecken; jetzt hat er Blutrache auf ſich geladen. Laertes, der Sohn des Polonius, hat jetzt daſſelbe Recht gegen Hamlet, das Hamlet gegen den König hat. Hamlet ſelbſt ſagt zu ſeinem Freund Horatio (V, 2): „Die Sache des Laertes ſei ſeiner eigenen Sache Gegenſtück." Und nicht alle Söhne ſind ſo thatfaul und pflichtvergeſſen wie Hamlet. Laertes ſetzt alle Hebel in Bewegung, den Tod des alten Vaters zu rächen. Es iſt einer jener Meiſtergriffe, die ſich nur bei Shakſpeare finden, daß, da Hamlet für die That der Blutrache zu ſchwach war, er jetzt ſelber der Blutrache als Opfer fällt. Während bis dahin Alles darauf hinausging, den Hamlet zur That zu reizen, laufen von nun an nur alle Fäden zuſammen, um ihn für ſeine Unterlaſſungsſünde zu ſtrafen.

Zum letzten male erſcheint der Geiſt, um Hamlet's „abgeſtumpften" Vorſatz zu ſchärfen. Hamlet weiß, daß Gefahr im Verzug iſt; der König will ihn nach England ſchicken und ihn dadurch unſchädlich machen. Aber noch immer rafft er ſich nicht auf. Er geht willig nach England; von dort aus, ſcheint es, will er Intriguen gegen den König ſchmieden, denn „es iſt gar zu ſchön, wenn ſo zwei Liſten ſich entgegengehn". Unterwegs begegnet ihm Fortinbras, der junge Held aus Norwegen, der ſein ganzes Heer in Bewegung geſetzt hat, um ein kleines Fleckchen ſtreitigen Landes zu gewinnen, „das keinen Vortheil als den Namen bringt". Hamlet fühlt es, wie ſehr das Vorbild des jungen Helden ſeine feige Thatloſigkeit anklagt. Noch ein mal ſucht er ſich zur Rache anzuſpornen. Vergebens! Er hat nicht den Muth der That, er hat nur den Muth der Bosheit. Er läßt ſich ruhig nach England einſchiffen. Auf dem Schiffe ſchreibt er falſche Briefe, die

seine Begleiter, die ihm das Grab graben wollten, nun selbst in das Grab stürzen. Darauf kehrt er nach Dänemark zurück, immer noch hoffend, daß sich vereinst einmal ein glücklicher Zufall finde, der seinen verzagten Rachegelüsten in die Hände arbeiten werde.

Anders die Kinder des Polonius. Ophelia, dieses zarte und weiche Mädchenherz, an dem sich Zieck schwer versündigte, als er ihre Liebe zu Hamlet als eine lüstern sündhafte darzustellen versuchte, spielt und kokettirt nicht blos, wie Hamlet, mit dem Schmerz über den Verlust ihres Vaters; sie heuchelt nicht Wahnsinn, wie Hamlet, sondern sie bricht wirklich unter der Wucht des Schmerzes zusammen und verfällt in Wahrheit nächtlichem Wahnsinn. Laertes aber eilt schnell aus Paris, wo er bis dahin verweilte, zurück in die Heimat. Er erregt gegen den König, den er für den Mörder seines Vaters hält, weil ihn dieser, um gefährlichen Erörterungen zu entgehen, heimlich begraben lassen, einen drohenden Aufstand und läßt erst dann von seinem hochverrätherischen Unternehmen ab, als ihm der König die wahre Lage der Dinge entdeckt hat. Was für eine neue Anklage erhebt sich auch hier wieder gegen Hamlet! Konnte schon Laertes, der einfache Edelmann, dem König mit der Blutrache drohen, was für Mittel standen da erst einem Hamlet, dem rechtmäßigen Thronerben, dem gefeierten Liebling des Volks, zu Gebote?

Die Rache des Laertes wendet sich nun gegen Hamlet. Er sucht Rache um jeden Preis, die Wahl der Mittel macht ihm keine Sorge; dasjenige, das ihn am leichtesten zum Ziel führt, dünkt ihm das beste. Der König vereinigt sich mit Laertes: Beider Wünsche gehen ja nur auf Hamlet's Vernichtung! Der König veranstaltet einen Wettkampf zwischen Laertes und Hamlet. Das Rappier des Laertes wird treuloserweise gespitzt und vergiftet; um völlig sicher zu gehen, mischt der König noch Gift in einen Becher Wein, da vorauszusehen ist, daß Hamlet in der Ermüdung des Gefechts einen Labetrank fordern wird. So kommt jetzt die Katastrophe mit schnellen Schritten. Die Königin, die um den treulosen Verrath nicht weiß, ergreift den Becher zuerst und der König kann ihren Tod nicht hindern, um nicht Verdacht zu erwecken. Laertes verwundet den Hamlet mit der vergifteten Waffe und Hamlet, empört über diesen heimtückischen Frevel, entreißt sie jetzt diesem gewaltsam und gibt ihm ebenfalls den verdienten Todesstoß. Vom sterbenden Laertes erfährt er, daß das Alles des Königs Schuld ist. In jäher Hast ersticht er den König. So hat sie Alle das Geschick ereilt. Die Königin ist gefallen, weil sie, obgleich sie ihren Sohn zärtlich liebte, doch an der Ermordung des Vaters theilhatte und durch ihre treuelhafte Verheirathung das Glück des Sohnes untergrub. Der König und Laertes haben sich in der Schlinge ihrer eigenen Arglist gefangen und Hamlet fand seinen Tod, weil er aus angeborener Beschaulichkeit seiner Natur nicht den Muth hatte, sich offen in eine Schuld zu verstricken und dadurch nur eine um so größere Schuld auf sich lud. Wenn Goethe mit Recht gesagt hat, daß nur der Betrachtende Gewissen hat, der Handelnde dagegen immer einseitig ist, so ist gerade diese Gewissenhaftigkeit, die in Hamlet's mehr betrachtender als handelnder Natur liegt, seine Schuld und Einseitigkeit. Und dies ist der Grund, warum Hamlet trotz seiner feigen Zaghaftigkeit doch keinen Augenblick unsere volle Liebe und Theilnahme verliert.

Fortinbras ist es, der die Früchte dieser furchtbaren Saat erntet. Sterbend erwählt ihn Hamlet zu seinem Nachfolger und frischen Muthes tritt er den neuen Besitz an. Dieser Schluß ist einer der tiefsten Züge unserer Dichtung oder vielmehr er allein bringt erst die sittliche Versöhnung, die erheiternde Ruhe. Mußten wir schon die unnachahmliche Kunst bewundern, mit der Shakspeare seinen Hamlet gerade zwischen Charaktere wie Ophelia und Laertes zu stellen wußte, indem uns aus dieser Zusammenstellung am anschaulichsten hier wird, wie Hamlet für rasche Thatkraft zu zart und zu weibisch und zu verzehrendem thatlosem Gram doch wieder zu mannhaft ist, so wird unsere Bewunderung nur immer größer, wenn wir zuletzt in diese Gruppe noch den jungen Fortinbras ein-

gereicht sehen. Hamlet ging zu Grunde, weil er zu viel Gewissen hatte und die Blässe des Gedankens ihn um das Mark thatkräftigen Entschlusses gebracht hatte; Laertes da gegen ging zu Grunde, weil er gar kein Gewissen hatte und das Mark seiner Thatkraft sich gar nicht um die Blässe des Gedankens kümmerte; Fortinbras aber triumphirt und zieht als Sieger ein, weil er zwar kühn und thatkräftig, zugleich aber edel und ehrlich ist.

Und so möchte ich denn hier zum Schluß noch einmal an jenes Wort Börne's erinnern, daß der Hamlet zwar nicht das bewunderungswürdigste Stück Shakspeare's, Shakspeare aber im Hamlet am bewunderungswürdigsten sei. Die große Kunst des Dichters bestand darin, die ganze Schwäche einer rein idealistischen Träumerei schonungslos aufzudecken und dabei doch ihren ganzen Werth, ihre Tiefe und ihren Adel nicht ungerecht zu verkleinern. Eine Aufgabe, die nur dem größten Meister gelingen konnte*)

Ueber sogenannte „Fliegende Frucht".

Einer so raschen Verbreitung und eines so allgemeinen Eindringens in alle Schichten des Volks sich die Naturwissenschaften, namentlich seit ihre ersten Größen eine populäre Darstellung nicht mehr verschmähen, zu erfreuen haben, so gibt es doch im täglichen Leben immer noch genug Erfahrungen ungenügender oder oberflächlicher Kenntniß selbst bei

*) Mag uns zur obigen Analyse ein Nachwort gestattet sein über die Darstellung des Hamlet auf der Bühne.

Wenn derjenige Hamlet, den z. B. Emil Devrient mit zweifmaligem stürmischem Hervorrufe auf unsern Bühnen spielt, ganz der richtige ist, dann kann man allerdings nicht begreifen, wie dieser fast athemlose, hetzende und gehetzte, in ewigem Drang des Außersichseins befindliche Hamlet, der also die Thatkraft gleichsam selber ist, nicht dazu kommt, Dänemarks von einem Usurpator einzunehmenden Thron binnen vierundzwanzig Stunden ganz über den Haufen zu werfen.

Aber auch mit dem Hamlet z. B. Dawison's kann man nicht ganz einverstanden sein. Dawison ist, da er seine Gastspiele mit Hamlet beginnt, anfangs überraschen. Man wird sagen: Diese abstruse, bizarre, geistreich irritirende, dann sich wieder versuchsweise zur That aufstachelnde Natur ist der thätige Hamlet, und mancheuer Gegner des Emil Devrient'schen Hamlet haben dies gesagt. Man kann ihnen aber nicht beipflichten. Der erste Reiz der Dawison'schen Spielweise besticht für seinen Hamlet. Nach späterer Erwägung, und wenn man sich an die Thatsache der eminenten und von der üblichen artistischen Schauspielweise abweichenden Erscheinung Dawison's gewöhnt hat, kommt man zu der Ueberzeugung, daß sein Hamlet aus zwei unvermittelten Theilen besteht: aus einem conversationellen und einem monologischen. Dort folgt man mit ebenso viel Interesse wie hier, man hört den pikanten Dialog mit ebenso viel Befriedigung wie, so zu sagen, die Parabasen, die er mit gesteigertem Selbstbewußtsein zum Publicum richtet; aber beide Theile sind unverbunden. Es sind geradezu zwei Menschen, die mit uns sprechen, nicht blos zweierlei Zustände, die ausgesprochen werden. Der positive Grundmensch, das Individuum Hamlet fehlt.

Könnte man beide Naturen, die Emil Devrient's und die Dawison's, verschmelzen, so würde man, glaub' ich, den allein richtigen Hamlet bekommen. Jener muß ablassen von seinem stürmischen Hervorrufen, muß sich Hindernisse stellen und wären es Wiederholungen der ausgestrichenen Zwischenakte und Scenen, muß sich ein Ritardando naiver Träumerei, lächelnden Wortspieles, gänzlich vergessenen Tons, völlig bewußt gebrochener Einheit seiner Bedeutung, mit einem Worte das Ritardando des harmlosesten Preisgebens und Geringachtens seiner selbst stellen, und Dieser müßte das zu gewinnen suchen, was man sich freilich nicht geben kann, die Poesie seiner Rolle. Der Emil Devrient'sche Zauber, der die Person Hamlet's zu einer einheitvollen, geschlossenen Blüte der Individualität macht, darf nicht fehlen. Aller Witz, aller Geist der bewußtrichtigern Auffassung ersetzt das warmblütige Leben des Dänenprinzen nicht, ersetzt nicht den mächtigen Reiz eines Jünglings, der in der Irre seiner Entschlüsse geht und die Welt nicht deshalb für schal und unerträglich erklärt, weil er sie schon ausgekostet hat, sondern weil er früh durch eine trübe Philosophie a priori und a posteriori durch ein schmerzliches Geschick zu der Erkenntniß kam, daß dies Leben der aufgewandten Mühen und Sorgen nicht werth sei.

D. Herr.

solchen Gegenständen des weiten Naturgebiets, in Betreff deren man ein richtiges Wissen längst hätte erwarten sollen. Die Früchte des Pflanzenreichs, welche uns zum unentbehrlichen Lebensbedürfnisse geworden sind, haben ihre zerstörenden Feinde im Thierreiche. In Zeiten des Mißwachses und der Theurung hat das Wort „fliegende Frucht" einen fast dämonischen Klang; mit ihm verbindet sich der Gedanke an Wucher, dessen bestes Gegenmittel freier lebendiger Verkehr und Austausch ist, die keinem Einzelegoismus verderblichen Lauf gestatten, an verborgene, unseliger Speculation dienende Vorräthe; manchmal schon diente jenes Wort als Appellation an die niedrigen Leidenschaften. So mag uns denn der Ausdruck zu einer kleinen naturgeschichtlichen Mittheilung von allgemeinem Interesse auch am häuslichen Herde in seiner nächsten Bedeutung Veranlassung geben.

Die Verwüstungen auf unsern Getreideböden haben ihren Ursprung vorzüglich in der zerstörenden Gefräßigkeit zweier Thiere aus der zahlreichen Insektenclasse, des weißen Kornwurms und des schwarzen. Jener ist eine madenförmige, kleine, weißliche, später gelbe Raupe mit acht Fußpaaren, aus der schließlich am Ende der Entwickelung eine Schabe oder Motte (Tinea granella) entsteht; der letztere aber ist eine augen- und fußlose Made oder Larve, die sich zuletzt in einen kleinen, kastanienbraunen Rüsselkäfer mit langem Halse verwandelt (Calandra granaria).

Der weiße Kornwurm steckt anfangs nicht im Korne selbst, sondern benagt es nur von außen, eins nach dem andern, besonders den Weizen und Roggen. Die Raupe spinnt einen Faden und so kommt es, daß stets mehre Körner durch ein schwaches Seidengespinnst verbunden sind. Dies dient der Raupe, einmal um die Körner sicher zu haben, sodann um sie nicht zu verlieren, sollten sie auch vom Getreidehaufen hinabrollen. In diesem Falle rollen Gespinnst und Raupe eben auch mit und befindet sich letztere stets mitten in ihrem Speiseschranke. Später verwandelt sich die Raupe in dem ausgehöhlten Korne in eine bräunliche Puppe; nach andern Beobachtern sucht sie dazu gewöhnlich die Ritzen der Sparren und Balken auf, wo sie in ihrem Gespinnste überwintert und sich im März oder April, wol auch erst im Mai, verpuppt. Ende Mais erscheinen die zuerst ausgeschlüpften Motten mit weißgrauen, in der Sonne silberglänzenden Vorderflügeln, darauf 4—5 hellbraune große Flecken; Leib und Hinterflügel sind weißlichgrau; — andere kommen erst im Juli hervor. Sieht man also im Mai, Juni und Juli (in letzterm Monat verschwinden sie) diese Schaben in großen Mengen, besonders Abends, herumschwärmen oder an allen Wänden hängen, so hat man die letzte Entwickelungsstufe und zugleich die Aeltern neuer weißer Kornwürmer vor sich, die sich paaren und ihre Eier dann an die Körner legen, um so den Kreislauf der Entwickelung wieder zu beginnen. Vor der Verpuppung werden die kleinen Raupen unruhig, kriechen hin und her, und da sie dabei stets Fäden ziehen, so entsteht daraus das dicke, weißgraue Gespinnst um die Kornhaufen, das nur durch deren fleißiges Umwenden vermieden werden kann. Dieser Kornwurm liebt alle Getreidefrüchte und wenn er dem Roggen am meisten schadet, so erklärt sich dies daraus, daß letzterer überhaupt länger aufbewahrt zu werden pflegt. Einige Gegenmittel anzuführen kann nicht ganz außer unserer Aufgabe liegen. Gemahlener Pfeffer oder Salz vertreibt die Raupen. Hier und da besprengt man also die Kornböden vor dem Aufschütten der Frucht mit Salzwasser und bedeckt sie mit in solches getauchten und wieder getrockneten Tüchern. Das Umwenden des Getreides muß zu rechter Zeit geschehen, nicht zu spät, wenn die Körner schon besetzt und zusammengesponnen oder bereits ausgehöhlt sind. Geschieht es nicht fleißig und rechtzeitig, so rächt sich eine übelangewendete Sparsamkeit, indem das Getreide Flügel bekommt und zu den Dachluken hinausfliegt; mit andern Worten: das Insekt macht sich davon und hat eine leere Hülse zurückgelassen.

Den meisten Schaden richtet der schwarze Kornwurm an. Dessen ausgebildetes Insekt, wie bemerkt ein Rüsselkäfer, bohrt mit seinem Rüssel an verschiedenen Stellen Löcher

in die Hülse des reifen Korns und legt in sie im Frühjahr seine Eier, aus denen eine weiße Larve mit einem dicken hornigen Kopf kommt, die sich allmälig tiefer in das Korn wühlt und das Mehl bis auf die Hülse ausfrißt. Der ausgeschlüpfte Käfer hilft seinerseits gleichfalls zur Verheerung mit, indem auch er zu seiner Ernährung das Korn anbohrt. Vom Ei bis zur letzten Verwandlung vergehen etwa 40 Tage, sodaß also mehre Bruten in einem Sommer stattfinden können, besonders in wärmern Gegenden oder anhaltend warmen Sommern. Ein Käfer soll gegen 150 Eier legen und in zwei Bruten 6000 Käfer entstehen lassen können. Diese Art liebt also eine ziemliche Wärme und hält sich deshalb einige Zoll unter der Oberfläche der Kornhaufen auf; daher läßt erst ein tieferes Hineinwühlen die leichtern Körner und die davonlaufenden Käfer entdecken. Wird es kälter, so suchen sie Spalten in Holz und Mauern auf, besonders gern an Scheinsteinen, von wo sie dann im Frühjahr wieder aufs Korn wandern und mit neuem Hunger ihre Verwüstungen beginnen. Die Maden selbst liegen auch beim Hin- und Herwerfen ganz sicher in ihrem Verstecke, da sie die Oeffnung mit ihrem Unrathe verstopfen. Etwas Gutes hat der schwarze Kornwurm, der alten und neuen Weizen und Roggen bis auf die zurückgelassene Kleie verzehrt, doch vor dem weißen voraus, daß er das Getreide nicht überspinnt und ihm keinen unangenehmen Geruch mittheilt. Die gern gesellig lebenden Käfer findet man oft in großer Zahl beisammen. Wahrscheinlich lockt sie die Wärme an die Mittagsseite der Speicher. Beständige Erfrischung der Luft und Kälte mögen am besten ihre Vermehrung verhindern. Auch damit helfen sich die Oekonomen, daß man im Frühjahr und im Juli die Frucht wirft und um die großen Haufen kleine macht, in welche sich die Käfer flüchten, sodaß man sie dann sammeln und siedendem Wasser zur Vernichtung übergeben kann.

Es gibt noch einige andere dem Getreide feindliche Larven, wozu selbst die der Stubenfliege gehört; indeß sind dies sporadische Verwüstungen gegen die epidemischen der eigentlichen Kornwürmer; die Larve der Stubenfliege macht sich zudem nur an das feuchte, schon der Fäulniß nahe Korn. Feinde finden übrigens auch diese Thiere in ihrem eigenen Geschlechte. Die Gerstenraupe wird in ihrem Korne selbst bisweilen von sehr kleinen Maden, wahrscheinlich von Schlupfwespen, verzehrt. Die kleinen Fliegen findet man dann manchmal zu Dutzenden da, wo man Raupe oder Puppe der Kornbohrer erwartet hätte. Auch unter diesen selbst scheint es bei den Ansprüchen mehrer auf demselben Korne entstandener Eindringlinge Kämpfe um den Besitz und Genuß, Niederlagen und Tödtung der Ueberwundenen zu geben. So ist das Leben in der Natur ein beständiger Kreislauf von Vernichtung und Neubildung.

Dr. Ln.

Anregungen.

Die Traubencur.

Schon einige Schriftsteller der alten Zeit, auch Plinius, haben die heilsamen Wirkungen der Weintrauben gerühmt; doch dürfte der Genuß derselben als methodische Cur wol erst in der neuern Zeit zu der Verbreitung gelangt sein, wie wir sie jetzt in verschiedenen Orten der Rhein- und Moselgegend, namentlich in Bingen, Kreuznach, Dürkheim, Gleisweiler, Neustadt an der Haardt und andern Orten wahrnehmen.

Obwol die wissenschaftliche Untersuchung der Gehaltigkeit der Weintraube bis jetzt noch verschiedener Meinung darüber ist, welchem ihrer Bestandtheile man vorzugsweise die heilsame Wirkung zuschreiben solle, so dürfte doch wol mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen sein, daß es eben die Frucht selbst, in der Vereinigung aller ihrer Stoffe, ist, der die Wirkung zuerkannt werden muß, wozu noch der der Weintraube eigenthümliche angenehme Geschmack kommt, der die Cur außerordentlich erleichtert.

Die Weintraube hat sich durch ihre sanften, gelind wirkenden Säfte, die den Salzen sehr nahe kommen, bei diätetischem Gebrauch stets als ein mildes, die Ernährung unterstützendes

und die Blutbereitung verbessterndes Mittel bewährt. Mancher, der die Cur richtig angewandt, hat sich von hartnäckigen Unterleibs-, Milz-, Magen- und andern beschwerlichen Leiden befreit oder solche wenigstens dadurch bedeutend gemildert.

Die beim Beginn der Cur, die man sich der Säfte der Trauben wegen sehr angenehm denkt, namentlich bei sehr reizbaren Personen bald sich einstellenden Beschwerden, als Hitze, Blutandrang nach dem Kopfe, ungewöhnliche Aufgeregtheit des Geistes, unruhiger Schlaf u. s. w., sind nur vorübergehend und Folgen der bereits gesteigerten Verdauung. Man genießt gewöhnlich nur die dunnschäligen, den meisten Saft enthaltenden Trauben und wechselt nur dann und wann, um den Genuß zu erhöhen, mit andern Sorten ab. Die Beeren werden nur ausgesogen, nie verschluckt, da die genossenen Schalen und Körner den Zweck der Cur stören würden.

Der Patient beginnt die Cur mit täglich 1½ Pfund guter, nicht zu kalter Trauben und steigt je nach drei Tagen um ½ bis 1, bis zur Höhe von 6 Pfund in Mitte der Cur und geht bis zu Ende der Cur ebenso wieder abwärts. Den größten Theil nimmt man des Vormittags zu sich, den Rest des Abends und fährt 4—6 Wochen damit fort. Dabei ist die einfachste Diät erforderlich, denn nur sie befördert den möglichst reinen Uebergang des Traubensafts in das Blut und somit den alleinigen Hauptzweck der Cur. Deshalb genießt man des Morgens nur Weißbrot und Wasser. Des Mittags ist man ebenfalls möglichst sparsam und einfach, nur die leichtesten Fleischspeisen. Man hat daher gesagt, die Traubencur wäre einer Hungercur sehr ähnlich.

Da der Körper nach Beendigung der Cur durch die Aufregungen, die stets ihre unmittelbaren Folgen sind, sehr empfindlich bleibt, so haben sich besonders schwächliche Personen jedem schroffen Temperaturwechsel fernzuhalten und Reisen aus einem milden in ein kälteres Klima möglichst zu vermeiden.

Eine kleine Schrift von Dr. Emil Huber über diesen Gegenstand empfiehlt vorzugsweise Neustadt an der Haardt in der bairischen Pfalz, das sich allerdings durch seine Naturschönheiten und edeln Weinarten sehr auszeichnet.

Das Allgemeinsame.

Gemeinhaft ist das Bewußtsein unserer irdisch-beschränkten und faß thierischen Natur, wenn viele Menschen in einem und demselben Augenblick einer gleichen Gefahr ausgesetzt sind. Der eine Schrei beim Zusammenbruch einer von hundert Menschen bestandenen Bühne, das Umschlagen eines stark bewannten Boots, das gemeinsame Schlafen bei einer nächtlichen Eisenbahnfahrt, die Seekrankheit auf einem Schiffe und ähnliche gemeinsame und gleichbedingende Erlebnisse machen uns in dem Grade zu einer wenn auch etwas höhern Thiergattung, daß unsere kühnsten Einbildungen und sichersten Ueberzeugungen von dem Werthe unsers Daseins auf Augenblicke ganz gehört werden können. Und dennoch liegen auch in solchen gemeinsamen Demuthigungen unsers Stolzes die wunderbarsten Schlüssel, die Menschennatur in ihren tiefsten Geheimnissen zu erkennen und sich den Weg zu bahnen zu der Sprache, in der Hoch und Niedrig, Gelehrt und Ungebildet, Arm und Reich sich wechselsweise auf das vollkommenste verstehen.

Aus dem Ehe-Leben.

Wenn sich Eheleute, die Kinder haben, verwerfen: „Wir hätten uns nicht heirathen sollen!“ begehen sie da nicht jedesmal an ihren Kindern — einen Gedankenmord?

Hülfsmittel zur Geistesfrische.

Je älter man wird, desto mehr wird man mit Schmerz einen gewissen unternehmenden Schwung des Geistes vermissen, die Anschauungen, durch das Maß der Dinge, wie sie sind, gemessen, entbehren der überraschenden Originalität; die Gedanken sind nicht mehr von alter Frische und Kühnheit. Nach Entdeckung dieser traurigen Erfahrung haben Dichter, Denker, Künstler, Menschen der That und des schaffenden Berufs oft nach Hülfsmitteln der Wiederbelebung ihrer Geisteskräfte gesucht. Der Eine verfiel auf Dies, der Andere auf Jenes. Die einzig wahre und einzig fordernde Methode, seinen Geist jung zu erhalten, scheint uns allein das Vermögen, sich die Stimmungen, selbst die Irrungen, Halbheiten und Träumereien seiner Jugend wieder wie ganz gegenwärtig zurückzurufen. Die erste Freundschaft, die erste Liebe, die erste Ausfahrt in die Welt müssen wir uns mit allen ihren später erkannten Unzulänglichkeiten heraufbeschwören können und in den Schauern und Wonnen, die dann süß-wehmuthsvoll den Geist überrieseln, liegt jene ewige Zaubergewalt der immer originellen Anregung, die wir im Alter vergebens in äußern Hülfsmitteln suchen.

Wirst du sie selber einst verfrischen hell
In deines Lebens ersten Maientagen,
Kehr' dich und labe dich zu Fuß
Bei deiner Jugend schwatzendsten Bezügen!
Ein Tisch, ein Blütenbaum, der Rebe Blut,
Das Wechselwort der Freundschaft und der Liebe —
Aus solchem Bilde weht's wie Feuerglut
Und heute Worte treibt im ew'gen Triebe.

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 7. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Zur Chronik der Jagdlust.

Von Friedrich Gottschalk.

Der Herbst ist da, die Jagd eröffnet; bringen auch wir St. Hubertus unsere Huldigung, indem wir etwas von früherer Jägerei und weiland beliebter Jagdlust erzählen.

Mit dem Untergange des Ritterthums schwanden allmälig die rohen Freuden der Turniere, der Ringelrennen, der Faustkämpfe und ähnlicher auf Kraft und Gewandtheit berechneter Belustigungen. An wilde Freuden aber zu sehr gewöhnt, sanftere nicht kennend, wandten sich die Großen der Erde wieder der alten Jagdlust zu, einem Vergnügen, das schon die ältesten Völker übten und dem auch Karl der Große ganz besonders gern oblag. Nach den Wirren des Reformationskriegs trat vorzugsweise die Jagdlust wieder hervor. Das Jagdwesen gestaltete sich in ganz neuen Formen und Einrichtungen. Jagdgesetze wurden gegeben, Jagdrechte und Jagdpflichten festgestellt, die Jagdfreiheit wurde der Allgemeinheit entzogen und für ein Regal des Regenten erklärt. Alles, was außer den Hausthieren auf Erden kroch, unterm Himmel schwebte, gehörte dem Staatsoberhaupte, war sein unantastbares Eigenthum, und schwer bestraft wurde Der, welcher ein Rebhuhn fing, den Hasen, der seine Saaten verzehrte, tödtete, ja späterhin, als Fasanengehege Mode wurden, ward das Vergreifen an diesem Vogel sogar mit Abhauen der rechten Hand bedroht!

Die zunehmende Cultur des Jagdwesens schuf immer neuere, raffinirtere Arten desselben, als: Thierhatzen, Hasenhatzen, Fuchsprellen, Parforcejagden, Sauhatzen, „eingestelltes Hirschjagen", Falkenbeizen und ähnliche wilde Jagdgebräuche. Lange Zeit waren sie der Großen höchste Lust, ihre einzige ernste Beschäftigung, und einen großen Theil ihrer Hoheit erblickten sie in der Ausübung der Jagd. Sahen sie ebenbürtige Gäste bei sich, so boten sie nicht mehr Kampfspiele zu deren Belustigung, sondern Jagden. Wie hätte man auch jene besser und standesgemäßer unterhalten können, da feinere Genüsse für Kunst und Wissenschaft wenig gekannt, noch von den höchsten Ständen nicht geachtet wurden und das Soldatenspiel unserer Zeit damals noch nicht in so großem Maßstabe getrieben wurde. Dafür gab es Hatzen, Prellen, Beizen.

König August von Polen, der Starke, scheint die Reihe der öffentlichen Darstellungen

von Thierhatzen geſchloſſen zu haben. Auf dem Markte der Altſtadt in Dresden ließ er ſolche ſtattfinden, beſonders Bärenhatzen. Die auf den Altmarkt führenden Straßen wurden geſperrt und das Volk konnte geſchützt aus den Fenſtern der Häuſer zuſchauen. König Auguſt, der ſolche Luſt in Spanien kennen gelernt, ließ hierzu im Schloßgraben zu Hohenſtein Bären eingeſperrt unterhalten. Einen Bären zwang Auguſt einſt, von den hohen ſteilabfallenden Felſen links am Eingange in den Plauenſchen Grund bei Dresden in die Tiefe hinabzuſpringen! Der arme Bär kam verſtümmelt in der Weiſeritz um. Auch noch 1722 ließ Auguſt auf dem jetzigen Schloßplatze in Dresden, ein „luſtiges“ Fuchsprellen und Schweinehatzen veranſtalten, wo 160 Füchſe und 200 wilde Schweine „geprellt und gefällt“ wurden, wie die alte Chronik davon erzählt.

Die übrigen oben genannten Betriebsarten der Jagd dauerten fort, und noch vor funfzig Jahren gab es keinen Hof und kein Höfchen, das nicht Jagdfeſte irgend einer Art zur Unterhaltung ſeiner Gäſte anzuſtellen vermochte. Darin beſtand der damalige Glanz eines Hofes. Zur höchſten Stufe ihrer Ausbildung waren dieſe wilden Luſtpartieen gelangt und wurden mit verſchwenderiſchem Aufwande ausgeführt. Selbſt das ſchöne Geſchlecht nahm in begleitenden Wagen zuſchauend, ja ſelbſt mitwirkend Theil daran. Beim „eingeſtellten Hirſchjagen“ war ihm eine eigene Tribune errichtet, wo das Hochwild vorübergetrieben wurde und die zarten Hände oft das zugereichte Gewehr losdrückten. Wie verſtrebte auch anfangs der Weiblichkeit das blutige Spiel, die fortgeſetzte Uebung ſtumpfte ſie ſchon ab und, gelangen vielleicht einige Schüſſe, ſo war die Amazone fertig.

Vor mehr als vierzig Jahren war ich ſelbſt Zeuge eines ſolchen eingeſtellten Hirſchjagens. Der Fürſt von Bernburg hatte es im Walde bei Ballenſtedt, zur Ehre der Aebtiſſin von Quedlinburg, Prinzeſſin von Schweden, die ſich damals in ihrer Stiftsreſidenz, in Quedlinburg, zwei Stunden von Ballenſtedt, aufhielt, veranſtaltet. Die hohe Dame, überhaupt mehr weltlicher als geiſtlicher Neigung, fand ſich gern zu dieſem Jagdfeſte ein und lauſte, von ſechs ausgezeichnet ſchönen, wiehernden Hengſtrappen gezogen, in der Ferne ſchon mit einer Jagdfanfare begrüßt, heran. Beim errichteten, etwas erhöhten Jagdſchirm, einer ſichernden Tribune gleich, ſtieg ſie aus, trat in dieſelbe mit Gefolge und blickte unter auf die Tauſende von Zuſchauern an der hohen durch Jagdtücher gebildeten Einzäunung des Schauplatzes. Sie begann auf die vor dem Jagdſchirm vorübergetriebenen Hirſche und Rehe zu ſchießen, aber ſo ungeſchickt, daß ſelten einer ihrer Schüſſe ein Thier auf der Stelle tödtete und viele nur ſchrecklich verwundete, worüber die Zuſchauer ihr Mitleid laut äußerten. Als ſie einer Hirſchkuh, neben welcher das Kälbchen herlief, den Hinterlauf abſchoß, das verſtümmelte Thier ſich fortſchleppte, endlich niederſtürzte und das Kälbchen bei der Mutter ſtehen blieb, als wollte es dieſer helfen, da brach man rings umher in lautes Mißbehagen und Murren aus. Viele Zuſchauer entfernten ſich. Der Fürſt von Bernburg gab dem weiblichen Nimrod auch kein eingeſtelltes Hirſchjagen mehr. Aber zu einem andern, einem Haſentreiben, ladete er ſie im folgenden Winter ein. Die Gemeinden der umliegenden Dörfer, auf denen damals noch die Jagdfrohne laſtete, die Haus, Hof und Arbeit verlaſſen mußten, wenn der Landesherr ein Vergnügen haben wollte, wurden herbeigeholt, die Haſen ſo zu treiben, daß ſie in den Hof eines im Felde frei liegenden Vorwerks einlaufen mußten. Die Aebtiſſin von Quedlinburg, Prinzeſſin von Schweden, fuhr mit ihren ſechs Rappen wieder durch das Thor ein, das geſchloſſen wurde und wo ſie in des Verwalters Stübchen ihren Schießſtand einnahm. Wie beim Hirſchjagen zeigte ſie auch hier wenig Geſchick. Sie ſchoß auf gut Glück auf die hundertweiſe den großen Hofraum durchkreuzenden Thiere und traf vielleicht zufällig eins derſelben. Da wurden, um der Dame das Erlegen möglich zu machen, die Haſen in Maſſe in die Ecke einer Mauer bei ihrem Standorte getrieben. Hier drängten dieſe ſich ſo aufeinander, daß zuletzt ein Hügel von Haſen gebildet entſtand. Auf dieſe Maſſe richtete die fürſtliche Dame

ihr Feuerrohr, von hinnenden Jägern fortwährend mit frischgeladenem versehen. Und da erlegte sie freilich viele der ruhig ihr Schicksal erwartenden Schlachtopfer, die verstümmelt, von Blut triefend auseinanderstoben, im Hofe sich fortschleppten, bis die Treiber sie vollends todtschlugen und von den Qualen und Martern der Menschen befreiten.

Die Falkenbeizen verließ man zeitig, wol wegen der damit verbundenen großen Gefahr. Der Beizende mußte seine Augen stets dem Fluge des zu beizenden Vogels und seines diesen verfolgenden Falken nach oben zu wenden, mußte sich dabei ganz der sichern Gewandtheit seines Rosses überlassen und verlor oft sein Leben. Dagegen erhielt sich die Parforcejagd desto länger. Sie war die königlichste aller Jagdarten. Besonders in ebenen Gegenden war sie beliebt und im Dessauischen war ihr classischer Boden. Das Programm einer Parforcejagd, ihre Vorrichtung, Einrichtung und Rollenvertheilung war oft ein Werk des angestrengtesten Nachdenkens der Hofherren. Wer sich genauer darüber unterrichten will, den verweise ich an das Corpus juris des Jagdwesens, Döbel's bekannte uralte „Jägerpraktica“.... Den Schluß einer Parforcejagd sah ich einst zufällig selbst mit an. Ich war im Schlosse im Städtchen Coswig an der Elbe, sah aus dem Fenster, vertieft in den schönen vorüberflutenden Strom, von der sinkenden Sonne geröthet, in Ruhe und Stille die ganze Landschaft eingewiegt. Da vernahm ich in der Ferne Töne des Jagdhorns, die immer näher kamen, vermischt mit Geheul und Bellen von Hunden. Sie kamen vom andern dessauischen Ufer. Immer lauter und lauter wurde es; ein gewaltiges Halloh von Menschenstimmen brach zuweilen aus. Plötzlich schoß aus dem Gebüsch des dichten Waldes ein edler Hirsch, von Schaum bedeckt, sah vor sich den Strom, hielt einen Augenblick inne und stürzte sich dann in die Flut. Durch das Gebüsch drängte schnell darauf ein Schwarm Jäger, Hunde, Reiter und mitgelaufener Zuschauer, sie waren erstaunt und ärgerlich ob der unangenehmen Unterbrechung ihres Festes. Zwei zu Pferde nebst Hunden setzten in den Strom, verfolgten das nach dem diesseitigen bernburgischen Ufer schwimmende Thier, ohne es einzuholen. Einem Hunde gelang es zwar, dicht an den Hirsch zu kommen; doch warf ihn dieser mit dem Geweih so hoch in die Luft, daß er, wahrscheinlich stark verwundet, aus der Flut nicht wieder zum Vorschein kam. Auf den Fall einer solchen Unterbrechung des Vergnügens war indessen schon gesorgt. Bald waren Kähne da, in die man sich warf und folgte. Nicht lange dauerte es, so war der ganze Jagdtroß, von den Herren ab bis auf den letzten Jagdburschen, am diesseitigen Ufer. Neue Dispositionen über die Verfolgung des Hirsches schienen gemacht zu werden und nach verschiedenen Seiten hin sauste man ab. Von den um sie herum sich sammelnden Neugierigen aus der Stadt hatte man erfahren, daß der Hirsch die ganze Stadt entlang und zum Thor hinaus, die Straße nach Wittenberg genommen sei. Dahin wendeten sich die Verfolger. Für mich war hier des Schauspiels Ende. Später erfuhr ich, daß vor dem Thore der alten Lutherstadt, zwei Stunden von Coswig, das Opfer erreicht, erlegt und den Hunden preisgegeben wurde. Das Fleisch so arg gehetzter Thiere ist ungenießbar. Aber die Lust war gebüßt. Spät am Abend zogen die Sieger, mit Tannenzweigen gekrönt, von Hörnerschall begleitet, durch Coswig zurück, auf das dessauische Ufer.

Zu seiner Nahrung oder Nutzung ein Thier zu erlegen, ist der Mensch berechtigt. Zu seiner Lust durch Qual und Martern es erst verfolgen, ist unmenschlich.

Die fürstlichen, sehr bedeutenden Forste im Harze sind zum größten Theil von Weildgattern umgeben, worin viel Hoch- und Schwarzwild gehegt wird und wodurch seinem Austreten in die angrenzenden Gebiete sowie dem Verwüsten der Felder des Landmanns vorgebeugt ist. Darin ist ein Oblongum von ungefähr 2000 Schritten in die Länge und ein Drittel so viel in die Breite rein abgeholzt, die dadurch entstandene Fläche einer Wiese gleichgemacht und sorgfältig gehegt. Daran läuft in gerader Linie an der einen Längenseite ein Stück dichter Niederwald von ungefähr 500 Fuß Tiefe. Diesen mit der ebenen Fläche umgibt

eine vier Fuß hohe feste Vermachung von starken eichenen Palissaden, über welche hin an der einen Länge und den beiden kurzen Seiten — die andere Längenseite zieht sich hinter dem Buschholze weg — die Zuschauer die Wiese oder eine Bühne übersehen können. In dieser Palissadenvermachung sind hin und wieder niedrige Oeffnungen, durch welche Schwarzwild noch kein Hochwild hindurch kann, mit Fallthüren versehen, welche das ganze Jahr hindurch geöffnet sind. Als Lockspeise sind auf der Wiese stets Kartoffeln, wilde Kastanien und Getreide ausgestreut, welchen Futterplatz das Schwarzwild schon kennt und zu dem es sich durch die Oeffnungen hineinbegibt.

Dies ist der Schauplatz einer Sauhatze. Soll ein solches Schauspiel gegeben werden, ist der Tag dazu festgesetzt, was gewöhnlich im Herbste geschieht, wo das Schwarzwild am feistesten ist, so werden Nachts zuvor die Fallthüren in den Palissaden herabgelassen in der Hoffnung, recht viel Beute auf dem Kampfplatze eingesperrt zu haben. Schon in der Frühe des andern Morgens strömen aus der ganzen Umgegend, zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß, Zuschauer in großen Massen herbei. Die Hergewanderten postiren sich dicht an die Palissaden, über die sie eben hinwegsehen können, was, vom Schauplatz aus, einen lustigen Anblick gewährt, indem man eine ununterbrochene Reihe von Köpfen sieht. Hinter ihnen halten die Wagen, größtentheils mit Damen besetzt, und die Reitenden traben auf und ab, einen guten Standpunkt wählend, und eilen während der Action dahin, wo sie der Scene eines eben zu wältigenden Schweins am nächsten sein können. Für das Heer der hier nicht fehlenden Jugend sind die hohen, außerhalb der Umzäunung stehenden Eichen, der vierte Rang in dem großen Schauspielhause. Wie die Katzen klettern die Buben an den hohen Schaften hinan, zanken und balgen sich um den besten Platz auf den Aesten. Gegen elf Uhr nähert sich der Festgeber. Im stolzen Gefühle der activen Theilnahme am Schmause folgt ihm sein Hofstaat mit den dazu geladenen fremden Gästen und an diese schließen sich in weißen Kitteln die Führer der Hatzhunde — der Hauptacteurs — zu drei bis vier Stück gekoppelt, schon jetzt vor freudiger Begierde laut heulend. Zu einem Thore an der Hinterseite des rings umzäunten Walddistricts tritt der Zug in diesen ein und sogleich wieder heraus an die Fronte desselben. Zuerst die Hundeführer mit den gekoppelten Saufängern in Entfernungen von je 200 Schritt voneinander, dann die Herren des Gefolges zu Pferde neben diesen vertheilt und zuletzt der Fürst, bei dessen Erscheinen die Jugend auf den Bäumen ein lautes Vivat erschallen läßt. Ist nun Alles so geordnet, so wird das Zeichen zum Beginnen des Schauspiels gegeben. Die Schweine, welche sich in der Vergatterung befunden und mit dem Erscheinen der Menschen die Wiese verlassend in das Buschholz sich verborgen haben, werden von den darin angestellten Treibern durch Geschrei, Klappern und Halloh aus diesem Versteck zum Hinaustreten auf die Wiese genöthigt. Kommt nun eins oder mehre heraus, welche sogleich, um sich zu retten, auf die ihnen wohlbekannten, jetzt aber geschlossenen Oeffnungen zueilen, so läßt der nächste Hundeführer seine Koppel los; die eilt den Fliehenden gierig nach, erreicht sie bald, fällt darüber her, faßt instinctmäßig die Beute beim Gehör und hält sie dadurch wie angenagelt am Boden fest. Die nächsten zu Pferde folgen augenblicklich, springen herab und der Erste derselben stößt sein Waidmesser dem Thiere in das Genick, worauf es endet. Der Hundeführer sammelt seine Koppel wieder und geht auf seinen Posten zurück, das erlegte Stück mit dahinziehend und das Herauskommen eines neuen Schweins erwartend. Tritt der Fall ein, daß mehre Schweine zugleich aus dem Walde herauskommen, so werden einige Koppeln Hunde losgelassen, die gewöhnlich getheilt nachsetzen und von denen hier mehre ein Schwein packen, während dort wenige ein anderes nicht wältigen können und, ist es ein tüchtiger Keiler, von dessen scharfen Hauern oft so gewaltig verletzt oder geschlagen werden, daß man sie vom Kampfplatze wegtragen muß. Hat sich der dadurch wieder freigewordene Eber von neuem auf die Flucht gemacht, so dauert es doch nicht lange. Er muß endlich der Fei-

genden Muth der Hunde erregen und dann folgt die Verfolgung des widerstrebenden, gräßlich schreienden Thiers und ein Brauerus von allen Seiten. Bei so allgemeinem Kämpfen und Würgen, wo die Reitenden ihren Pferden freien Lauf lassen, Menschen und Hunde sich bald da bald dorthin wenden, vielleicht an drei bis vier Punkten zugleich zu Hülfe kommen müssen, entsteht ein so buntes Durcheinander, daß man meint, der Knäuel könne sich nicht wieder auseinanderwirren. Das geschieht aber doch und Jeder kehrt auf seinen Platz zurück.

So wird die Jagd fortgesetzt, an welcher der Festgeber selbst thätigen Antheil nimmt, wenn ein Schwein in seiner Nähe aus dem Walde kommt, und dauert so lange, bis ungeachtet alles Schreiens und Lärmens der Treiber keins mehr aus dem Dickicht heraus zubringen oder vielleicht auch keins mehr darinnen ist. Dann läßt der Festgeber durch Fanfaren das Zeichen zum Schlusse des Schauspiels geben. Das Personal schmückt ohne Ausnahme seine Kopfbedeckung mit einem kleinen Tannenzweige als Siegestrophäe und geht in der Ordnung wie es kam, vom lauten Gesang der Hundeführer begleitet, zurück. In einem nahen Jagdhause erwarten den Festgeber und sein Gefolge eine wohlbesetzte Tafel, wo man sich dem Genuß und der Unterhaltung über das Erlebte hingibt und natürlich am zufriedensten ist, wenn das gefährliche Spiel ohne Menschenverletzung geblieben und der immer mitgenommene Chirurgus sein Verbandzeug nicht zu entwickeln brauchte.

Wenn ein „eingestelltes Hirschjagen" trübe auf den Zuschauer einwirkt, er sich gern davon wegwendet und das Quälen des sanften Rothwilds, das keinen Laut des Schmerzes hören lassen kann, nicht lange mit ansehen mag, so wird bei der Schweinsjagd der Eindruck ihm nicht so schmerzlich sein. Hier stößt das rauhe, borstige, von der Natur mit scharfen Waffen versehene und sich wehrende Thier kein so großes Mitleid ein. Es ist ein gleicher Kampf, der hier gekämpft wird und des Menschen Kraft, Gewandtheit und Muth können sich zeigen.

So war es sonst. Wenigstens im Pernburgischen finden diese Vergnügungen jetzt nicht mehr statt. Regelmäßige Saubatzen, wie eben geschildert, kommen wol nirgends mehr vor, wenn auch dann und wann noch ein wildes Schwein parforce gejagt wird.

Die Künste und die Sinne.

Wenn wir auch die Anwesenheit der Sonne am Himmelsgewölbe ebensowol durch die Empfindung der Wärme als ihres Lichts erfahren, so sind doch alle nähern Kenntnisse unsers Planetensystems und des bis in unbekannte Weiten darüber hinaus sich spannenden Fixsternhimmels lediglich auf die Aussagen des einzigen Gesichtssinns gegründet. Die sämmtlichen Lehrsätze der Astronomie haben nur einen einzigen sinnlichen Zeugen, das Auge. Alles, was sich außerhalb des winzigen planetarischen Wohnorts in wundervollen Bahnen bewegt, selbst der Bahn, in welcher dieser selbst sich bewegt, kommt nur allein durch des Auges Aussagen zum Bewußtsein und würde niemals zu unserer Kunde gelangen, wäre uns dieser eine Sinn versagt. Daher hat dieser Sinn den weitesten Umfang. Nächst ihm aber das Wärmegefühl. Denn durch letzteres reichen wir bis zur Sonne, durch ersteres bis zu den Fixsternen und Milchstraßen. Mögen daher diese beiden Sinne die kosmischen Sinne heißen.

An Feinheit übertrifft alle übrigen Sinne das Gehör. Es ist unmöglich, mit dem Auge, geschweige mit dem Gefühl, alle die kleinen Distanzen genau zu unterscheiden, welche der Violinspieler durch den vermehrten oder verminderten Druck seines Fingers auf der Saite einer Violine bemerkbar macht und welche das Ohr als das lebendige Schweben und Getragensein des seelenvollen Tons aufs leichteste vernimmt. Zwar taxirt der Spieler diese kleinen und feinen Intervalle selbst mit seiner unmerklich hin- und hergedrückten

Fingerspitze hervor, aber er mißt und schätzt sie durchaus nicht vermöge des Getasts, sondern einzig und allein vermöge des die Bewegungsnerven der Fingermuskeln unmittelbar erregenden Gehörs. Die verschiedenen Luftschwingungen, welche als Töne gehört werden, werden bei ihrem Zusammenklingen in einen Accord immer noch genau voneinander unterschieden, während hingegen die verschiedenen Lichtschwingungen, welche das Auge als Farben erblickt, bei ihrer Vermischung sogleich in eine Mischfarbe übergehen, bei welcher die Grundelemente, aus denen sie zusammengesetzt ist, nicht mehr zu unterscheiden sind. Wir werden daher nichts Irriges behaupten, wenn wir das Gehör als den Sinn des feinsten Unterscheidens der Empfindungen charakterisiren.

Würden Wesen, welche gar keinen andern Sinn hätten, einander aufzufassen, als das Ohr und gar keine Mittel, sich einander bemerkbar zu machen, als Laute und Töne und infolge deren die Sprache, jemals zum Begriffe einer Körperwelt und ihres eigenen Leibes in derselben gelangen? Dies wäre völlig so unmöglich, als ohne Zuhülfenahme des Gesichts durch das bloße Getast zu einer Kunde vom Fixsternhimmel gelangen zu wollen. Wie die Erkenntniß der großen kosmischen Verhältnisse auf der Basis des Gesichtssinns beruht, so beruht die Erkenntniß unsers Leibes und seiner Mitleiber um ihn her auf der Basis des Getastes mit Zuhülfenahme des Gehörs. Leiber, welche weder tasteten, noch sähen, sondern blos Schmerz und Lust fühlten, hörten und sprächen, würden sich für eine Gesellschaft bloßer Seelen halten müssen, fähig zu empfinden und einander ihre Empfindungen mitzutheilen. In dieser Welt gäbe es Musik und Sprache, aber durchaus keine plastische Auffassung irgend eines Gegenstandes. Seelen würden daher glauben, unmittelbar in Seelen hineinzuempfinden und zu denken. Die Gedanken würden sich ins Feinste ausspinnen, die Gefühle sich ins Feinste schattiren, die Neigungen und Strebungen sich ins Feinste nuanciren, ohne daß man von körperlichen Verhältnissen weder einen Begriff hätte, noch auch beim großen Reichthum der Erfahrungen der psychischen Welt, in welche man nun ganz allein gesenkt wäre, dieses als einen wesentlichen Mangel empfände. Sind dem Leser noch nicht Menschen vorgekommen, welche so leben, als wäre dies wirklich so? Menschen, die ein garstiges, aber geistreich redendes Gesicht sogleich für schön halten? Menschen, welche ihre ganze sichtliche Umgebung beständig so mit ihrer aus dem Psychischen spinnenden Phantasie durchdringen, daß sie immer wie in Geistersocietät leben? Es sind dies die musikalischen Naturen.

So wie nun Musik die Tonwelt zu einer solchen innern Vollkommenheit steigert, daß die gänzliche Versenkung ins Empfindungsleben und hierbei alle körperlichen Verhältnisse in Vergessenheit bringt, so stellen die bildenden Künste das hier verlorene Gleichgewicht des Lebens dadurch wieder her, daß sie ebenso einseitig auf die entgegengesetzte Seite gehen. Malerei, Bildnerei und Baukunst veredelt das Körperliche, das Handgreifliche, zu seinem höchsten Ausdruck, dessen es fähig ist. Zwar senken uns die Sinne des Geschmacks und Geruchs insofern noch tiefer in die Empfindung des Körperlichen ein, als sie die Sinne sind, welche die Assimilation der Außenwelt in unsern eigenen Leib am engsten begleiten. Aber eben hierdurch bekommen diese Sinne einen so gänzlich passiven und pathologischen Charakter und es mangelt ihren Empfindungen so sehr sowol an Articulation als an Selbständigkeit, daß sich von ihnen aus nicht ausdrückliche und eigene Weltanschauungen mehr begründen lassen. So wie ein bloßes Farbenspiel ohne Gestalt und Inhalt zu arm wäre zu einer abgesonderten Kunstgestaltung für sich und daher nur in Verbindung mit Gestalten und perspectivischen Durchsichten zu künstlerischen Wirkungen verbraucht wird, so taugen auch die für sich allein zu armen Empfindungen des Geruchs und Geschmacks nur, um ins Totalbild der Weltanschauung als ästhetische Elemente einzuschmelzen, einestheils in der schönen Naturanschauung, anderntheils in ihrem Abbilde, welches die Dichtkunst in der Phantasie entwirft.

In der Muſik hat ſich der Menſch eine ganz neue Welt geſchaffen, eine Welt, deren Gegenſtände und Anſchauungen er durchaus nicht vorfand, ſondern ſich erſt im eigentlichen Sinne ſelbſt erzeugen mußte. Die Natur brachte ihm weder eine Dur-Tonleiter, noch eine Moll-Tonleiter, weder Sexten- noch Septimenaccorde entgegen, während ſie ihm bereits die ganze nur erſinnliche Fülle von Farben und Geſtalten fertig vor Augen brachte. Ja während ſie muſikaliſch ſo gut wie ſchwieg, kam ſie als vollendete plaſtiſche Bildnerin dem Menſchen vollkommen zuvor, ſodaß ihm faſt nichts mehr übrig gelaſſen wurde als die bloße Nachahmung. Denn beſaß nicht der Menſch in ſeinem eigenen Leibe ſogleich das Urbild aller Sculptur? Umgab ihn nicht im Sternengewölbe des Himmels, in der Wucht laſtender Felſen ein herrlich geſchmücktes Haus, in welchem er ſeine Häuſer und Tempel nur als kleinere Zellen und Kammern einbauen kann? Malte nicht jeder Sommertag bei jedem Schritte, mit welchem er den Wald durchirrte, um ihn her die friſcheſte Landſchaft?

In der Außenwelt ſind alle Empfindungen Bilder von etwas, jede Empfindung will ihren Gegenſtand. In der Muſik hat der Menſch ſich ein Mittel erfunden, Empfindungen ohne Gegenſtand hervorzuzaubern, Empfindungen, welche nichts wollen als ſich ſelbſt. Worüber ſeufzt und klagt ein Beethoven'ſches Adagio in ſeinen ſüßen Schmerzen? Was ſeufzt und klagt in ihm? Das Alles iſt unbeſtimmt gelaſſen und eben durch dieſe Unbeſtimmtheit bohren ſich dieſe Eindrücke ſo tief in die Seele ein. Denn nun ſteht gar nichts im Wege, daß jede von dieſen Tönen betroffene Seele deren Schmerzen und Klagen unmittelbar auf ſich ſelbſt bezieht und alle die Erinnerungen und Situationen eines eigenen vergangenen Lebens daran knüpft, welche die größte Aehnlichkeit mit ihnen haben. Der Gegenſtand der bildenden Kunſt tritt immer uns gegenüber als ein Ding außer uns. Der Gegenſtand der Muſik ſind immer ganz allein wir ſelbſt, unſer eigenes Herz und darum dringen ihre Wirkungen tiefer als die der bildenden Kunſt.

Der Blinde iſt von Natur darauf angewieſen, ein muſikaliſcher Menſch zu ſein. Denn die plaſtiſche Welt der durch das Auge ſichtbaren Formen, der Anblick der Natur in ihrer Ausbreitung iſt ihm geſchloſſen und ſeine höhere Sinnlichkeit allein auf Das angewieſen, was er durch den Ton, durch Muſik und Sprache empfängt. Daher die Blinden auch ſo gern ſich in der Muſik Aufheiterung und Troſt ſuchen.*) Die Ausbildung der Gemüthsſeite, die Feinfühligkeit der Seele und was man ehemals, ehe dieſes Wort in Mißcredit kam, die Empfindſamkeit im guten Sinne nannte, findet man vorherrſchend bei den Blinden. Der umgekehrte Fall iſt mit den Taubſtummen. Sie ſind die Menſchen, deren höhere Sinnlichkeit auf die Eindrücke der Formen und Geſtalten des vorherrſchenden Aeußern beſchränkt iſt und bei denen daher, wenn nicht Erziehung den Mangel ausgleicht, die Gemüthsſeite leichter zurücktritt. Der Taubſtumme in ſeinem Naturzuſtande iſt in der Regel gemüthslos, aufs Aeußerliche gerichtet, eitel, neckiſch, ausgelaſſen und albern. Der Blinde in ſeinem Naturzuſtande hingegen reizbar, in ſich gekehrt, traurig und contemplativ. Die Herzensbildung und der Ernſt wird dem Taubſtummen, die Heiterkeit und Lebensluſt dagegen dem Blinden erſt durch Erziehung gewonnen.

Heiterkeit und Wohlſein iſt der Charakter der ausſchließlichen Augenempfindung. Sie macht, wo ſie ohne Gegengewicht iſt, fröhlich und flatterhaft. Tiefſinn und Verſenkung in ſich iſt der Charakter der ausſchließlichen Ohrempfindung. Sie macht, wo ſie ohne Gegengewicht iſt, ſchwermüthig und reizbar. Der Schwermüthige und Reizbare hat weit mehr Schmerzen, aber in deren Folge auch intenſivere Luſtempfindungen zur Abwechſelung. Seine Seele iſt in ſteter Gefahr, aus ihrem Gleichgewicht gehoben zu werden. Ihre Empfindungen, bald jauchzend zum Himmel, bald betrübt bis zum Tode, halten ein ſtetes

*) Daß aber das muſikaliſche Talent der Blinden überſchätzt wird, verſicherten wir in Bd. I. S. 372 dieſer „Unterhaltungen" auf Zeugniß eines berühmten Blindenerziehers, Directors Georgi.

D. Her.

Gewitter von erschütternden Uebergängen in Spannung und lassen daher den solchen Explosionen im Innern Ausgesetzten leichter seine Haltung auch im Aeußern verlieren, machen ihn verschlossen, mißtrauisch, unsicher und grüblerisch. Der Fröhliche und Flatterhafte, der Mensch des ewig ungetrübten Gemüths hat ein gleichmäßigeres Auftreten und sein Leben gestaltet sich infolge dessen ruhiger und harmonischer. Das innere Gewitter, worin der Schwermüthige und Reizbare sein Leben aufreibt, ist ihm fremd. Ihm schlagen alle Gemüthsbewegungen zur Gesundheit aus und weil er weniger in Gefahr kommt, daß die Zauberlaterne seines Innern ihm lockende Bilder des Unerreichbaren und ins Verderben Führenden zeichnet, so trachtet er mehr nach dem Gegebenen und Möglichen und erreicht daher seine Zwecke sicherer und auf ebenern Wegen, sobald sie nur nicht eine Ausdauer und einen leidenschaftlichen Starrsinn erfodern, welcher seine Kräfte übersteigt. Und wie der Mensch des vorherrschenden Gesichtssinns der heitere, bequeme und harmonische ist, so ist auch die diesen Sinn befriedigende bildende Kunst vorzugsweise den Eindrücken günstig, welche ein ruhiges, heiteres, harmonisches Gemüth voraussetzen.

Zur Phrenologie.

Von Hermann Orges in Paris.

I.

Wenn wir in den Kreis dieser „Unterhaltungen" auch einmal die vielbesprochene Schädellehre ziehen, so müssen wir gleich von vornherein bemerken, daß ihr großer Begründer, Dr. Gall, sich gegen die bestimmte Feststellung eines Namens seiner neuen Entdeckung nach dem Schädel gesträubt hat. „Ich höre", sagte Gall, „daß die Gelehrten das Kind getauft haben, ehe es auf der Welt war. Sie nennen mich einen Kraniosкopen. Allein fürs Erste sind mir alle gelehrten Wörter zuwider, fürs Zweite ist das nicht der Titel, der mir gebührt und der mein Gewerbe gehörig bezeichnet. Der Gegenstand meiner Untersuchungen ist das Hirn, der Schädel ist es nur insofern, als er ein getreuer Abdruck der äußern Hirnfläche ist, und ist folglich nur ein Theil des Hauptgegenstandes. Es wäre daher diese Benennung ebenso einseitig, als wenn man den Dichter einen Reimmacher hieße."

Die meisten der deutschen Gegner Gall's haben auf diese Erklärung keine Rücksicht genommen und noch immer gibt es Widerspruch genug gegen die richtigere Bezeichnung Phrenologie, d. h. Hirnlehre. Jetzt wird sie sogar für materialistisch ausgegeben, als wenn nicht alle Naturwissenschaften, welchen Namen sie immer haben mögen, rein materialistisch wären, denn sie machen ja lediglich die Natur, die Materie, zum Gegenstand ihrer Untersuchungen. Wenn man den empirischen Wissenschaften schon Behauptungen unterlegt, die ihnen fern liegen, so sind vollends die Folgerungen nicht ihre Schuld; sie halten sich grundsätzlich von Allem fern, was der Moral und Metaphysik angehört.

Die Phrenologie ist noch nicht geschlossen, viele Erfahrungen bedürfen noch einer größern Bestätigung, manche Angaben müssen noch durch genauere Untersuchungen näher bestimmt werden. Bei der logischen Anordnung des Systems, bei dem stetigen Gange ihrer Entwickelung, bei dem rein inductiven Wege ihrer Forschungen darf man aber wol der Phrenologie die wissenschaftliche Berechtigung nicht mehr absprechen; jedenfalls gibt es nur einen Weg, rein inductive Wissenschaften zu widerlegen, und dies ist durch Thatsachen. Kein bloßes Raisonnement, keine noch so kühne Speculation kann eine natürliche Basis umstoßen; eine einzige, gehörig begründete, genau bestimmte Thatsache wiegt mehr als der ausführlichste, dialektische Gegenbeweis. Gall konnte nicht mehr für die Begründung seiner Lehre thun als er gethan; er gab alle ihm zu Gebote stehenden Köpfe und Gehirne von

ſolchen Perſönlichkeiten, deren Charakter, deren Weſen klar ausgeſprochen war. Er gab zuletzt ſeinen eigenen Schädel; daneben liegen ſeine Werke, die ſeine Beobachtungen und die daraus gezogenen Folgerungen enthalten. Und in ähnlicher Weiſe ſind bis jetzt alle bedeutendern Phrenologen verfahren; die Zukunft wird lehren, ob die geſammelten Thatſachen zur Begründung einer Wiſſenſchaft ausreichen.

Gall war von früher Jugend an ein ausgezeichneter Beobachter und vielleicht hat ſelten Jemand ſo viel Feinheit bei den Unterſuchungen und Beſtimmungen bewieſen wie er. Er war von Charakter außerordentlich vorſichtig und mißtrauiſch gegen ſeine eigenen Arbeiten. Durch ein langes Leben hindurch hat er mit der Unermüdlichkeit eines deutſchen Gelehrten der Forſchung gelebt; hat er ſich geirrt — und wer irrt ſich nicht? — dann lag wenigſtens ſeinem Geiſte jede abſichtliche Täuſchung fern. Seit ſeinem Tode hat die Wiſſenſchaft manche Veränderung erfahren, manchen Schritt vorwärts gethan, aber die Baſis, auf welcher Gall ſie gründete, iſt bis heute durch eine Unzahl ſpecieller Unterſuchungen wiederholt beſtätigt und in ihrer Weſenheit auch nicht durch *einen* Fall beſtimmt widerlegt worden. Vor einiger Zeit fiel mir eine kleine Broſchüre des bekannten engliſchen, aber in Deutſchland lebenden Phrenologen Ralph Robert Noël in die Hände unter dem Titel: „Die Begründung und das Weſen der Phrenologie" (Dresden 1853). Sie enthält den heutigen Standpunkt der Wiſſenſchaft und ſucht gleichzeitig die faſt allgemein falſche Auffaſſung der Lehre vom Gehirn und ſeinen Functionen zu widerlegen. Die klare Sprache, die logiſche Verbindung der Gedanken, die ſcharfe Scheidung zwiſchen dem Nachgewieſenen und dem Wahrſcheinlichen, das ſtrenge Feſthalten an dem materiellen Gebiete der Phrenologie machen die kleine Schrift zu einer werthvollen Zugabe zu Noël's bekanntem größern, auch von ihm deutſchgeſchriebenen Werke: „Grundzüge der Phrenologie."

Was die materialiſtiſche Seite der Phrenologie betrifft, ſo iſt es wenigſtens eine Fiction anzunehmen, daß dieſelbe erſt durch die Phrenologie in die Lehre vom Menſchen eingeführt worden, denn ſie iſt doch nicht minder vorhanden, ob man den ganzen Körper oder ob man das Gehirn als das ſpecielle Organ des Geiſtes betrachtet. Daß der Geiſt einer äußern Form bedarf, um zur Erſcheinung zu kommen, darüber exiſtirt wol nirgend mehr ein Zweifel, und ebenſo, daß durch die Natur dieſer Form die Erſcheinung bedingt wird. Wenn es gewiß iſt, daß das neugeborene Kind nicht die Muskelkraft eines Erwachſenen haben kann, ſo wird man auch wol überzeugt ſein, daß der Geiſt eines Newton nicht im Körper eines beſchränkten Idioten zu gleicher Wirkſamkeit gelangen kann. Es werden wol nur wenige Naturforſcher exiſtiren, welche heutzutage das Gehirn nicht als Organ der geiſtigen oder ſeeliſchen Thätigkeiten des Menſchen betrachten, und wenn ſich alſo die Phrenologie zur Aufgabe ſetzt, nachzuweiſen, inwiefern die ſeeliſchen Thätigkeiten durch die Natur des Gehirns bedingt werden, ſo folgt ſie nur einer in der ganzen organiſchen Welt ſich findenden Regel. Es bleibt in dieſer Beziehung ganz gleich, ob man das Maß für die Art der Thätigkeiten des Gehirns in der Form, in der Größe, in der chemiſchen Zuſammenſetzung der ſpecifiſchen Anordnung u. ſ. w. findet, ob vorzugsweiſe eins dieſer Verhältniſſe oder alle maßgebend ſind. Nie hat ein Phrenolog bezweifelt, daß eine Menge der verſchiedenartigſten Grundbedingungen die Thätigkeit des Organs regeln; wiſſen wir doch aus täglicher Erfahrung, daß Temperaturveränderungen, Nahrungsweiſe, Blutcirculation, kurz das Geſammtbefinden unſers Körpers auf unſern Geiſt den allergrößten Einfluß übt. Wenn Gall und ſeine Schüler der Größe und Anordnung des Gehirns den überwiegenden Einfluß zuſchreiben, wenn ſie glauben, daß innerhalb beſtimmter Grenzen dieſe Größe und Anordnung vorzugsweiſe beſtimmend iſt, ſo ſind ſie lediglich durch die Erfahrung und nicht durch eine Vorliebe für dieſes Maß oder eine Voreingenommenheit dazu geführt worden.

Mit Ausnahme der geiſtigen Krüppel, Idioten, Cretins u. ſ. w. hat, wie Lavater

sagt, der Mensch zu allen Dingen die Anlage, zu sehr wenigen aber nur besondere Fähigkeit. Die Phrenologie hat diese allgemein anerkannte Wahrheit nur aus der Natur des Organs (des Gehirns) nachweisen wollen, von welchem die Anlagen und die Fähigkeiten Functionen sind. Bei den sogenannten Talenten bezweifelt Niemand, daß es einer angeborenen Kraft bedarf, welche wol geübt, aber durch die Erziehung allein nie über eine gewisse Grenze hinaus entwickelt werden kann. Vorzugsweise aber bei den moralischen Anlagen sträubt sich unser Gefühl, an eine angeborene „sittliche Constitution" zu glauben; es erscheint uns trostlos, auch in dieser Beziehung Abhängigkeit zu finden, von der wir uns nur bis zu einer gewissen Grenze befreien können. Ob diese Consequenz eine willkürliche Annahme der Phrenologie ist, mag man aus der Geschichte vieler Tausende von Verbrechern, aus der Geschichte ganzer Nationen erkennen. Es existirt unter andern nicht ein Beispiel, daß ein Karaibe, welche Mittel auch an seine Erziehung verschwendet wurden, je auch nur die niedrigsten Stufen der Moralität überschritten hätte. Die Wissenschaft hat es nicht damit zu thun, ob die Wahrheiten, welche sie findet, trostlos sind oder nicht; daß viele Wahrheiten, welche sie findet, trostlos sind, lehrt jeder Tag. Die Gesetze, welche die Welt regeln, haben nicht den Endzweck, das persönliche Wohlbehagen des Individuums herbeizuführen, sondern lediglich das Bestehen des Universums in seinem unermeßlichen Zusammenhange zu sichern. Man frägt nun, wie kann man denn Gerechtigkeit in den Bestrafungen des Verbrechers finden, der nicht Herr der Anlagen, welche ihm bei seiner Geburt beschieden, nicht Herr der Verhältnisse, unter denen er aufgewachsen und durch die er also erzogen ist? Ich scheue mich nicht, diesen Punkt zu berühren; ich scheue mich nicht, ihn zu berühren, weil gerade die phrenologischen Lehren auch diese Verwickelung harmonisch lösen. Beschäftige uns in einem zweiten Artikel die Frage: Wie steht es in der Phrenologie mit der moralischen Zurechnungsfähigkeit aus?

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Entwickelungsstufen der Thierwelt als Propheten.

Zwischen Beginn und Ende des Lebens liegt bei jedem Thiere eine Reihe Bildungs- und Entwickelungsstufen. Bestehen diese (nach dem Verlassen des Eies und individuellem Auftreten) bei den einen nur in veränderlichen Größenverhältnissen, in der genauern Ausbildung der einzelnen Theile oder dem Hinzukommen untergeordneter Organe, ohne daß die Gestalt selbst wesentliche Verschiedenheiten einginge, so finden wir dagegen bei andern sehr großen Thiergruppen ein entgegengesetztes Verhalten und eine Reihe sehr verschiedener und scharf abgegrenzter Zustände der Form und des Lebens, in denen man, ohne Kenntniß ihres Zusammenhangs, ein und dasselbe Thier nicht mehr wieder erkennen würde. Oder wer sollte, hätte es ihn die Wissenschaft nicht gelehrt, in der am Boden kriechenden, vielleicht unansehnlichen und Manchen widerlich erscheinenden (oft auch wirklich bei der Berührung durch ihre feinen Haare verletzenden) Raupe die erste (eigentlich zweite) Form des farbenschillernden, bunten Schmetterlings erblicken, der später sein Auge erfreut? Hier sind förmliche Verwandlungen (Metamorphosen) eingetreten, während deren dasselbe thierische Individuum auch dem Auge als ein ganz anderes erscheint. Jene ungemein große Classe der Gliederthiere, welche wir Insekten nennen (die reichhaltigste Classe des Thierreichs überhaupt) und von denen uns eine große Zahl der höher entwickelten die auserlesensten Gaben thierischer Kräfte und wunderbarer Instincte zeigt (man denke nur an Ameisen, Bienen, Spinnen), bietet jene charakteristischen Umänderungen in allgemeiner Verbreitung. Die geflügelten Insekten gehen in mehr oder minder vollkommener Verwandlung die Stufen der Entwickelung durch, welche man als Larve (Raupe, Made,

Larva), Puppe (Chryſalide, Pupa, Nympha) und Bild (Imago) bezeichnet. Am deutlichſten und bekannteſten iſt dieſer Hergang, in Folge deſſen unter der äußern Hülle des Thieres, dem Auge entzogen, die im Keim vorhandenen Organe des vollkommenen Inſekts (wodurch ſich die Maden oder Raupen auch von den eigentlichen Würmern, denen ſie ſonſt ähnlich, unterſcheiden) ſich zur neuen Geſtalt entwickeln, bis dieſe nach und nach die Hüllen geſprengt hat und in einer andern, ſchließlich in vollendeter Form hervortritt, bei den Schmetterlingen. Die äußern Bedeckungen ſind wirklich die Maske, die Verkleidung für das vollkommene Thier, daher Larva, der lateiniſche Ausdruck für Maske. Von den flügelloſen Inſekten iſt das einzige, welches vollkommene Verwandlungen durchmacht, jenes kleine lebhafte Thier, das man nicht gern nennt, obgleich es, im „Fauſt", unſer größter Dichter nicht als Stoff zu einem Gedichte verſchmäht hat.

Es iſt nicht unſere Abſicht, die angedeuteten intereſſanten Proceſſe hier weiter zu verfolgen. Die eine Verwandlungsſtufe der Inſekten, ſo zu ſagen ihr Kinderleben, während deſſen ſie gewiſſermaßen zu der Bildung niederer Thiergeſchlechter zurückfallen, die weiche, wurmähnliche, fußloſe oder befußte Larve ſoll uns nur Gelegenheit geben, auf eine Naturerſcheinung zu kommen, die unter dem Namen des Heerwurms ſeit Jahrhunderten bekannt iſt und auch dem reichen Felde des Aberglaubens ihren Tribut geben mußte.

Die kleine, unſcheinbare Made einer ebenſo kleinen unanſehnlichen Schnakenfliege wurde nicht ſelten zum Gegenſtande des Schreckens und banger Furcht; das Erſcheinen des Heerwurms ſollte Hungersnoth bedeuten, ja auch die Rolle ſpielen, welche anderwärts dem wilden Heere oder andern kriegdrohenden Vorgängen zugetheilt wurde. Verwahren wir uns indeſſen ſogleich gegen ein mögliches Mißverſtändniß. Das Gebiet des Aberglaubens iſt in ſubjectiver und objectiver Beziehung durch die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften auf engere Grenzen zurückgedrängt und wird es noch fortwährend. Für Vieles dieſer Art hat bereits die Kenntniß der Natur den natürlichen Zuſammenhang nachgewieſen und Manchem, was heute noch raſch mit dem vielumfaſſenden Namen: Aberglauben, bezeichnet wird, ſeine rechte Stelle als mehr inſtinctive Beobachtung, als, wenn auch noch rohe und tappende Anfänge der Erfahrungswiſſenſchaft gefunden. Für unendlich Vieles aber iſt noch Regel und Zuſammenhang zu ermitteln und die Verbindung des Einzelnen und ſeines Lebens mit dem Allleben noch lange nicht erſchloſſen. Die Gegenſeitigkeit Deſſen, was man ſonſt ſeltſam genug die „todte" Natur genannt hat, und des thieriſchen Lebens iſt eine nicht mehr zu leugnende Thatſache und ebenſo natürlich wie der nie bezweifelte Einfluß des Klima und der Vorgänge im Luftmeere auf die Vegetation; es kann ſich nur darum handeln, jener gegenſeitigen Abhängigkeit und ihren Wirkungen im Einzelnen nachzugehen, ſich dabei aber ebenſo vor einem andern Abwege zu hüten, der auch das freie Gebiet des Geiſtes, ſeine objective That gänzlich in jene Kreisbewegung bannen und ihr unterwerfen will.

Wenden wir das Bemerkte auf den uns hier beſchäftigenden Gegenſtand an, ſo werden wir lächeln, ſehen wir befangene Bewohner der Wälder und Berge, Landleute eine Zuſammenhäufung unzähliger kleiner Mückenlarven zu einem ſchickſalverkündenden Weſen ausſinnen; wir werden uns aber ſchon eher bedenken, deutet man den bergaufgehenden Zug der Maden als Zeichen nahender Hungersnoth, den abwärtsſchleichenden umgekehrt für ein fruchtbares Jahr. Wir wiſſen, daß überhaupt größere oder geringere Mengen mancher Thiere in oft nachweisbarem Zuſammenhange mit der vorausgegangenen Beſchaffenheit des Winters, mit der laufenden Witterung, Trockne und Feuchtigkeit u. ſ. w. ſtehen und die ſelben Momente wirken bei der größern oder mindern Ueppigkeit der Pflanzenwelt, ihrem Wachsthum, Blühen und Reifen. Sorgfältige Forſchung wird uns hier noch manches Räthſel löſen.

Die neueſte Erwähnung des Heerwurms finden wir in einer norddeutſchen Zeitung

zu Anfang Juli dieſes Jahres. Sie gibt zugleich die allgemeine Beſchreibung wie folgt: „In ſchlangenähnlicher Geſtalt, zuſammengeſetzt aus Millionen kleiner graugelber Würmer zieht der ſogenannte Heerwurm in bis zehn Fuß langen Zügen langſam umher, um ſich nach einigen Tagen in kleine Motten zu verwandeln. Am zahlreichſten, wohl zu 500 Exemplaren, befinden ſich augenblicklich dieſe Inſektenzüge rechts von der Liſt (wie es ſcheint, bei Hannover) in einer feuchten Niederung. Bei zunehmender Wärme verſchwindet die merkwürdige Erſcheinung, die übrigens keine Naturſchönheit iſt, ſehr ſchnell.“ An dieſer Mittheilung iſt uns nur ein Umſtand neu, nämlich das Vorkommen ſo vieler Züge, während nach unſern übrigen Quellen die an ſich ziemlich ſeltene Erſcheinung mehr nur vereinzelt aufzutreten ſcheint. Eine Beobachtung aus dem Thüringer Walde vom Jahre 1850 hat Ludwig Bechſtein benutzt und ein kleines Schriftchen der Naturforſcherverſammlung, als ſie in Gotha tagte, vorgelegt. Die etwa einen halben Zoll langen Maden verbinden ſich millionenweiſe durch einen beſtändig abgeſonderten klebenden Schleim zu ſchlangenförmigen Körpern, die ſich langſam vorwärts bewegen und bei zufälliger Störung und Trennung ſofort wieder vereinigen. Die Geſellſchaft eines ſolchen Zugs, der 12—15 Fuß lang (bisweilen ſchon 60 Fuß) und mehre Zoll breit iſt, zeigt ſich vorn gabelförmig ausgebreitet, wahrſcheinlich zum Suchen des beſten Wegs, wird aber allmälig immer ſchmäler, bis wenige den Schluß machen; ein matt ſilbergrau glänzender Streifen am Boden zeigt die Spur des zurückgelegten Weges. Die Maden halten ſich im Schatten und an feuchten Orten auf; an der freien Luft ſollen ſie ſehr ſchnell vertrocknen. Iſt die Urſache jener Wanderungen nicht einfach in dem Aufſuchen der Nahrung zu finden, ſo hängt ſie vielleicht mit der ihnen unentbehrlichen Feuchtigkeit zuſammen und würde ſich erklären, daß zunehmende Wärme in die Tiefe treibt, welche länger die ſchattige Feuchte wahrt: ein Uebermaß der letztern aber den Weg bergauf nehmen läßt. Damit wären wir beim warmen oder naſſen, entſprechend fruchtbaren oder unfruchtbaren Jahre angekommen. Doch ſoll dies nur als Verſuch einer Erklärung jener Proceſſionen gelten, der keine weitern Anſprüche macht.

Welcher Mücke oder Schnake die Maden des Heerwurms ſchließlich ihre Entſtehung geben, ſcheint noch nicht mit Sicherheit ermittelt; den Beſchreibungen nach iſt es allerdings immer dieſelbe Larve, alſo auch Eine beſtimmte Art des großen Mückengeſchlechts. Oken vermuthet, es ſei eine ähnliche Mücke wie die Johannisſchnake (Bibio Johannis). Dr. Kühn beobachtete im vorigen Jahrhundert die Entwickelung der von einem Heerwurm geſammelten Maden und erhielt ſchließlich eine kleine, elende, ſchwarze Fliege, die ſich in Geſellſchaft hält und die man im Walde wie Bienenſchwärme an Bäumen und Sträuchern in Menge beiſammen ſehe und die auch auf dieſelbe Weiſe in der Luft ziehe.

Der Heerwurm kommt ſchon beim alten Schwenckfeldt in ſeinem Werke „Theriotropheum Sileſiae“ (1603) vor. Er ſcheint die Metamorphoſe der ihn bildenden Thiere noch nicht gekannt zu haben und zählt ſie als Ascarides militares zu den eigentlichen Würmern. Ob in dem „militäriſchen“ Epitheton nur das heerähnliche Marſchiren der Maden angedeutet ſei oder der wol auch damals ſchon daran geknüpfte Glaube an ihre Kriegsprophezeiung, mag dahingeſtellt ſein; der ſchleſiſche Naturforſcher erwähnt nur der Deutung auf Hungersnoth oder deren Gegentheil. Beſtimmt tritt jenes bei der Beſchreibung eines 1774 bei Eiſenach erſchienenen Heerwurms von Kühn auf. Die Leute zitterten vor dem Kriege wie 1756, wo ſich in derſelben Gegend der Heerwurm gezeigt hatte, dem nun freilich dann zu rechter Beſtätigung der Furcht der Siebenjährige Krieg folgen mußte. Thüringen, überhaupt die Gebirge Mitteldeutſchlands ſind es, wo die intereſſante Erſcheinung von Zeit zu Zeit beobachtet wurde. Indeß kommt ſie auch in Skandinavien vor, wo ſie unter dem Namen Orme-Drag und Drag-Få von den Landleuten gerade ſo gedeutet wird wie in Deutſchland.

Ob ihr diesjähriges, oben erwähntes Auftreten nicht mit dem Türkenkriege zusammen gebracht werden wird? Wir möchten nicht dafür stehen, denn der Aberglaube gehört zu dem Zähesten in der Menschennatur. Dr. Ln.

Londons Straßenlärm.

Eine Weltstadt von zwei Millionen Einwohnern, wo die Betriebsamkeit eine freie Bahn hat und die Concurrenz eines Jeden Kräfte anspornt, gibt ein Bild so regen Treibens, wie wir Bewohner des Continents es uns nicht vorstellen können. Die Industrie darf sich bei uns nicht auf der Straße geltend machen, sie darf die Schritte des Vorübergehenden nicht hemmen, darf nicht vor den Stufen eines Hauses ihren Posten nehmen. In London aber vertritt sie uns überall den Weg. Sie macht sich dort in Tönen hörbar, die zu einer eigenen Sprache geworden sind.

Beim ersten Erwachen hört man „Clowze! Old clowze!" in monotonem Rufe von Thür zu Thür erschallen und blickt man hinaus, so gewahrt man einen Mann mit einem grauen Sacke über den Rücken geworfen, dessen Züge den Typus seiner israelitischen Abkunft tragen. Es sind meistens schlanke, gut gewachsene Leute mit kohlschwarzem Haar. Von Noth und Elend in ihrem Gesichte keine Spur. Sie handeln mit alten Kleidern. In jedem Stadtviertel, ja in jeder Straße sind sie früh Morgens zu finden, ein Beweis, wie groß ihre Zahl, wie weitverzweigt ihr Handel.

Ein anderer Zweig der Industrie, der gleichfalls dem grauenden Morgen angehört, weil er sich ebenfalls vor dem wachen Auge des Hausherrn scheut, ist der Handel mit dem Fette, dem Ueberbleibsel des Fleisches, das von der Köchin erstanden wird, um es an die Seifensieder abzusetzen. In großen Haushaltungen finden sich davon beträchtliche Vorräthe.

Hierauf erhebt sich ein Schrei, der kein Geheimniß mehr zu sein braucht. Er gehört dem Milchmanne an. Ursprünglich rief er: „Milk below!" woraus im Laufe der Jahrhunderte Mio geworden ist, das er mit schriller Stimme ausstößt. Dies Mi-ö! geht von Thür zu Thür, die Köchin vernimmt es, wo sie auch sei, tritt aus ihrem unterirdischen Gemache in den kleinen Gang vor den Fenstern des Souterrains und reicht ihm die zu füllenden Töpfe hinauf.

Nach diesen stereotypen Morgenrufen, die während des ganzen Jahrs fortgehen, kommen dann noch die zeitgemäßen, als da sind: „Fair Oranges!" die „Cherry ripe!" die Wasserkresse und was es sonst gibt. Daneben spielen die Drehorgeln von früh bis spät ihre Weisen. Die kleinen Savoyarden, die in Unzahl einwandern, miethen sie und ziehen mit ihnen durch die Straßen. Ein Polichinell ist gewöhnlich dabei mit im Gange und während des Sommers fehlt es nicht an herumziehenden Musikchören.

Trotz dieses uns schon unausstehlich scheinenden Geräusches in Londons Straßen muß sich dasselbe bedeutend verringert haben gegen das, was da sonst gelärmt wurde. Eine der populärsten Komödien von Ben Jonson, „Die schweigsame Frau" genannt, liefert uns das anschaulichste Bild von diesem Straßenruf in London. Der Held derselben, Herr Morose, kann keine Art von Geräusch ertragen und verstopft sich die Ohren auf die lächerlichste Weise, sooft er auf die Straße hinausgeht. Der später lebende Dr. Johnson, der London so genau kannte, schreibt in seinem „Adventurer": „Jeder Fremde ist überrascht von den verschiedenartigen Schreien in Londons Straßen und der Mannichfaltigkeit der Waare, die man ihm zum Kaufen anbietet." Was würde der Bürger des 19. Jahrhunderts sagen, vernähme er eine klagende Stimme, die wie damals seinem Ohre die Worte zutrüge: „Gebt mir Brot und Fleisch für die armen Gefangenen! Um des Herrn willen, schenkt dem Armen Euer Mitleid!" Dieser Ruf wurde von John Howard abgeschafft. Was würde unsere Damenwelt blicken, wenn an den Straßenecken ein Mann, mit Scheere

und Messer in der Hand, sie anrieth mit einem „Corns to pick?" Hühneraugen zu schneiden?

Hogarth malte uns den „Enraged musician", ein Bild, das uns die Disharmonie dieser durcheinandergreifenden Töne vergegenwärtigt. Die Polizei hat dem Straßenlärm seit 1839 Einhalt gethan und eine Verordnung dem entgegen bekannt gemacht; denn ohnehin wird man durch das nie aufhörende Rollen der Wagen ganz kopfverwirrt. London zählt nicht weniger als 1500 Droschken und 700 Omnibus, die alle fünf Minuten des Weges gerasselt kommen und die Hauptstraßen nach allen Richtungen hin zu keiner Zeit des Tags verlassen. Rechnet man dazu noch die große Zahl eigener Equipagen, so kann London immer noch nicht über Mangel an Geräusch klagen *)

*) In Paris hat man die Boulevards, wo man sonst sein eigen Wort nicht hören konnte, dadurch beruhigt, daß man ihr Pflaster abschaffte und sie macadamisirte. Man wohnt jetzt in seinem pariser Hotel ruhiger als in einem, das auf die Boulevards hinausgeht. D. Her.

Anregungen.

Die Mikroskopie.

Mikroskopische Studien sind schon längst kein Privilegium der Gelehrten mehr, sie sind zu einer allgemeinen Unterhaltung geworden. Besitzer von Hydrooxygenge- oder Sonnenmikroskopen schlagen bald da, bald dort ihre Buden auf und siehe! auch hier bedeuten Dreier die Welt, denn in der That, ein ganzes Weltall umschließt der Wassertropfen, der darin gezeigt wird. Wie lustig wimmeln die Schwärme von Monaden auf und nieder, diese kleinsten und einfachsten Gestalten der Thierwelt, deren Durchmesser den zweitausendsten Theil einer Linie beträgt! Mit stolzer Verachtung schwimmen an ihnen vorüber die größern, höhern Thiere, die bald wie Flaschen, bald wie Schiffe gestaltet sind; sie dünken sich Wunder Größes und doch ist es nur ein armseliger Wassertropfen, der ihnen Nahrung gibt. Weit liebenswürdiger als diese winzigen Vertreter der Selbstgenügsamkeit ist ein wahrer Harlekin des Mikrokosmus, ein Thierchen voll Zucken und Borsten und Schwingen; fröhlich kommt er geschossen und dreht sich wie ein Kreisel um sich selbst und macht die abenteuerlichsten Sprünge. Dann schießt er wieder hinweg, pfeilschnell, wie er gekommen, aber die Kleinsten der Kleinen sind ihm dankbar, mit wilder Lust sprudeln sie durcheinander an der Stelle, die er verließ; sie sind in die munterste Stimmung gerathen. Siehe da die Wirkung des Künstlers auf ein empfängliches Publicum! Die Freude dauert indeß nicht lange; das Raubthier der Tropfenwelt schwimmt heran, das fürchterliche Räderthier, das sich fast wie ein Dampfschiff fortbewegt. Dutzendweise verschlingt es die armen Monaden, bis auch seine Stunde schlägt. Der Sonnenstrahl nämlich, der uns alle diese Mysterien enthüllt, verzehrt allmälig den Tropfen; langsamer, matter wird die Bewegung darin, das Räderthier streckt seine gewaltigen Gliedmaßen von sich, bis es endlich auch seine grausame Seele aufgibt und verblaßt und verendet. Dahin ist die kleine Welt des Augenblicks mit ihrer Lust und Lebensfülle, mit ihrem raschen Wechsel des Zeugens und Verschlingens.

Weniger als für diese Thierwelt hat man sich im Allgemeinen für die mikroskopische Vegetation interessirt und doch ist auch diese äußerst anziehend. Das Leben der Infusorien erscheint uns wie eine Ironie des Menschenlebens und die Lehre Feuerbach's von der Allmacht des Magens findet wenigstens hier ihre volle Bestätigung, wo der ganze Organismus fast nur aus Magen und Darmkanal besteht. Die Pflanzenwelt des kleinsten Raums dagegen mit ihrer Vielgestaltung und Farbenschönheit, mit ihren blühenden Gärten und grünenden Lustwäldern gemahnt uns wie ein orientalisches Märchen. Es begrüßt uns in reinster Vollendung die Phantasie des Weltkünstlers; was sie im Großen geschaffen hat und was da oft mißlungen oder verkümmelt erscheint, das tritt uns hier unterm Mikroskop in idealen Modellen entgegen. Wir erkennen, „wie sich die plastische Natur das Bild dachte!"

Eine Hauptgattung der mikroskopischen Pflanzen sind die Conferven oder Algen, fadenartige, üppige Gewächse. Sie schlingen sich zusammen in sonderbaren Formen. Bald erscheinen sie wie ein X, bald wie eine Feder, bald wie ein Netz mit vielen Maschen. Auf ausgetrockneten Teichen oder Bächen erscheinen sie zuweilen in sehr inniger Verschmelzung als dünne Schellen, die man Meteor- oder Himmelspapier genannt hat, weil man glaubte, sie seien von oben

herabgefallen, ein Aberglaube, der ſich oft bei den ſichtbaren Geſammterzeugniſſen mikroſkopiſcher Pflanzen oder Thiere eingeſtellt hat. Einer merkwürdige Abart der Conferven ſind die Schwingfäden, die ſich in fortwährender Bewegung zeigen; man hat ſie deshalb zu den Infuſorien rechnen wollen, aber ihre Schwingungen und Zuckungen kommen von ihrem äußerſt ſchnellen Wachsthum her. Es kann ſich Jeder durch das Mikroſkop die Gelegenheit verſchaffen, „das Gras wachſen zu ſehen“. Bei mehren dieſer Conferven erkennt man deutlich, daß ſie aus lauter kleinen Zellchen zuſammengeſetzt ſind, ſo z. B. beim Protococcus. Auf ein Mehr oder Weniger kommt es dabei nicht an, jede der kleinen Zellen hat ein ſelbſtändiges Leben. So iſt uns alſo hier jene Urzelle repräſentirt, aus der alle pflanzliche Geſtaltung ſich aufbaut. Der grüne Protococcus überzieht Bäume, feuchtes Holz und Mauern; der rothe (protococcus nivalis) kommt nur im ewigen Schnee der Alpen und der Polargegenden vor. Der ſogenannte „rothe Schnee“ iſt die letzte Spur des Pflanzenlebens in erſtarrten Einöden. Eine verwandte Erſcheinung iſt der Ueberzug des Veilchenſteins, der, wenn man ihn reibt, einen ganzen Frühling von Duft ausſtrömt.

Die zweite Hauptgattung der mikroſkopiſchen Pflanzen bilden die Pilze. Wir kennen die Pilze von den Mahlzeiten und von unſern Wanderungen im Wald. Wir Alle haben, wenn wir den ſchlichten Steinpilz mit dem prächtigen Fliegenpilz verglichen, ſchon als Kinder die Moral abſtrahirt, daß in einem ſchmuckloſen Gewande oft viel Tugend ſich verbirgt, während Gold und Glanz oft das Verderben in ſich faſſen. Vor den Fliegenpilzen kann man ſich hüten, weniger vor den mikroſkopiſchen Pilzen, die oft nicht minder gefährlich und zerſtörungsluſtig auftreten und meiſtens auch in der Vergrößerung ein ſtattliches Anſehen haben. So z. B. der Schimmel, der auf Brod und andern Speiſen als häßlicher Schmarotzer ſich einſtellt. Der Schimmel iſt aus lauter unendlich kleinen „Fadenpilzen“ zuſammengewoben, deren man an Geſtalt und Farbe unter dem Mikroſkop nicht weniger als fünfhundert Arten unterſcheidet. So ferner der Mehlthau, der als giftiger Ueberzug oft das Leben ganzer Felder, z. B. der Zuckerrohrplantagen, ertödtet. Auch hier glaubte man früher, eine ſchlimme Gabe von Oben fürchten zu müſſen; neuere Unterſuchungen haben es feſtgeſtellt, daß der Mehlthau nicht aus der Luft niederfällt, ſondern aus den kranken Pflanzen ſelbſt ausgeſchieden wird. Sehr gefährlich ſind die Brandpilze, die ſich im Innern der Pflanzen bilden und alles geſunde Lebensmark aufzehren. Als Brandroſt, als Kornfäule tyten ſie auf und ſind als böſe Feinde vom Landmann gefürchtet. In dieſe enge Genoſſenſchaft gehören auch die Spindelpilze, welche die Kartoffelkrankheit erzeugen.

Wer aus dieſem Gebiet Vollſtändiges erlernen will, dem empfehlen wir die bei Weber in Leipzig erſchienenen „Mikroſkopiſchen Bilder“. Wir werden in einer Mittheilung über das Engell'ſche mikroſkopiſche Inſtitut in der Schweiz noch einmal auf dieſen anmuthigen und lehrreichen Zweig der Naturwiſſenſchaften zurückkommen.

Das Ineinander der Natur.

Entferne aus den Anſchauungen, die du die von der Natur erwirbſt, die Vorſtellung des Mechanismus. Mechaniſch ſind die Schöpfungen des Menſchen. Die Natur iſt organiſch.

Es gab einſt eine Auffaſſung der Natur, die man Materialismus nannte. Man ſah nach dieſem Glauben die Welt beſtehend aus Atomen. Dieſe Atome fugelten und wälzten ſich durcheinander nach mechaniſchen Geſetzen. Daher die Vorſtellungen von dem Bau des Menſchengeiſtes als eine Art Uhrwerk. Steht ein Rädchen ſtill, ſo iſt die Maſchine todt.

Die neuere Naturauffaſſung ſucht überall das Leben auf und findet nur Leben, ſelbſt im Tode. Ihre Methode iſt der Chemie entlehnt. Wie dieſe keine abſolut fertigen Zuſtände kennt, ſondern nur momentane Eroberung ſcheinbar ſtillſtehender Momente des ewigen Fluſſes der Dinge, ſo ſpricht die Naturforſchung der Zeit nie von einem Einzelnen, das nicht auch das Ganze wäre, nie von einem Zuſtande, deſſen Abgeſchloſſenheit nicht ſchon einen neuen wieder in ſich birge. Das iſt die hohe Macht der Erhebung, Belebung, Beſeelung, die dieſe Naturforſchung auf allen ihren Unternehmungen begleitet. Es gibt keinen Tod. Alles iſt Leben. Das Spiel der Kräfte iſt in der Natur ohne Aufhören. Und kennen wir denn ſchon alle Kräfte? Berechneten wir ſchon alle Geſetze der Bewegung? Wie neu ſind die Geſetze des Schalls, der Lichtſtrahlen, der Wellen! Und alle dieſe und zum Theil noch unentdeckten Kräfte ſtehen nicht etwa in einem Schaukelverhältniß zueinander, wo Eins beginnt, wenn das Andere aufhört, ſondern ihr Verhältniß iſt das des Ineinanderwirkens. Max Perty, deſſen „Vorſchule der Naturwiſſenſchaft“ wir ſchon anführten, ſagt: „Indem ein Weſen nicht nur für ſich, ſondern auch für Andere da iſt, muß eine über ſein Sein hinausgehende Beſtimmung in es gelegt ſein, und da dieſes bei allen Weſen ſtattfindet, wird jenes In- und Auseinanderwirken, jene Erreichung höherer Zwecke, jene Verbindung zu einem allumfaſſenden Syſtem möglich. Schon daß in einer Pflanze oder einem Thiere Organe gebildet werden, die erſt in einer ſpätern Zeit

gebraucht werden sollen, z. B. die Athmungs- und Sinnesorgane beim Embryo, wird nur durch eine vorausschauende Potenz möglich; daß alle Wesen für- und miteinander da sind, beweist eine in jedem vorhandene und zugleich alle übrigen umfassende Potenz; wir nennen dieses tiefste Innerste und doch wieder Allgemeinste in den Dingen das Göttliche in ihnen und schreiben dem Alles erfüllenden und durchdringenden Geiste jene vor- und zurückschauende Weisheit, jene Verbindung unzähliger Einzelheiten zu einem harmonischen Universum zu. Es ist im Grunde dasselbe allumfassende Gesetz, welches dem Samenkorn des kleinsten Gewächses die Urgestalt desselben zugleich mit den Normen seiner Entwickelung einprägt, wie jedem Weltkörper die lebendige organische Welt, die aus ihm stufenweise hervorgehen soll gleich den Blättern, Blüten und Früchten aus dem Stamm einer Pflanze. Und so sehen wir ein allumfassendes Gesetz die Welt beherrschen und Entwickelungsformen, die uns nur zum kleinsten Theile bekannt sind, mit Nothwendigkeit unbekannten Zielen entgegenführen."

Eine neue deutsche Original-Roman-Bibliothek.

Mit Vergnügen wird man hören, daß die in Frankfurt am Main (bei Meidinger Sohn und Comp.) erscheinende „Deutsche Bibliothek", eine Sammlung neuer Original-Romane, den günstigsten Fortgang gewinnt. Die Herausgeber haben diese Sammlung, deren vorzugsweise Absicht Wohlfeilheit des Preises ist, in der Erwartung begründet, durch eine neue buchhändlerische Handhabung würde man mit der Zeit im Stande sein, den Uebersetzungsfabriken die Spitze zu bieten. Tritt man in die Leihbibliothek einer kleinen Stadt, so wird man bekanntlich alle Bücherbretter nur mit Alexander Dumas, Eugène Sue, Paul Féval u. s. w. (höchstens noch mit Spindler, Frederike Bremer und einigen andern unvermeidlichen Namen) besetzt finden, größtentheils einem Lesefutter, der in Stuttgart und Grimma nach der Elle verkauft wird. Für zwanzig Thaler ist eine ganze Wand mit französischen und englischen Romanen bedeckt. Die natürliche Folge einer so leichten Befriedigung der deutschen Leselust ist die Schwierigkeit, mit der sich der deutsche Originalroman Bahn bricht. Da jene Leihbibliotheken durch billiges Geld Lesestoff die Hülle und Fülle anbieten können, so ist der Absatz deutscher Originalromane in der Lage, sich vertheuern zu müssen, um nur wenigstens durch die Abnahme, die er in etwa 3—400 guten und wohlassortirten deutschen Leihbibliotheken findet, sich in seinen Herstellungskosten zu decken.

In Frankfurt hat man nun den Versuch gemacht, mit dem Uebersetzungsfabrikwesen in Concurrenz zu treten und Romane beliebter deutscher Erzähler, wie Th. Mügge, H. Koenig, O. Müller u. s. w., zu einem beispiellos billigen Preise erscheinen zu lassen. Ein neuer Roman von Mügge, „Afraja", der die Sammlung eröffnet, würde nach früherer Erscheinungsweise, weitläufig gedruckt, drei Bände ausgemacht haben und um den Preis von 5 Thalern verkauft worden sein. In dieser frankfurter Ausgabe kostet er 1 Thlr. 5 Ngr. Die natürliche Folge ist ein außerordentlicher Absatz. Nicht nur Privatpersonen können sich um ein Billiges eine Familienbibliothek gediegener Romanlectüre anlegen, sondern auch die kleinen Leihbibliotheken (große und kleine Leseinstitute dieser Art mögen wir, so weit die deutsche Zunge geht, leicht 1500 zählen) kommen beim Anblick eines neuen Romans in drei Bänden à 1 Thlr. 20 Ngr. nicht mehr in die Nothwendigkeit, diese Erscheinung unberücksichtigt vorübergehen zu lassen. Sie werden nicht mehr auf Preisherabsetzung, auf „Verlangtwerden" und ähnliche Veranlassungen des Ankaufs warten; ihr Budget reicht aus, neben Dumas, Féval, Ferry u. s. w. auch Mügge, Koenig, O. Müller u. s. w. gleich bei ihrem ersten Erscheinen aufzustellen.

Wenn Otto Müller (unsere Leser kennen sein gefälliges Erzählungstalent aus der kleinen Skizze „Pastor Götze und der Hauptmann von Kapernaum", in Bd. I, Nr. 43 und 47 unserer „Unterhaltungen") die Bürgschaft bietet, daß sich in die „Deutsche Bibliothek" nicht schwache Befähigungen oder überliebte Namen eindrängen, so werden sich die guten Erfolge dieses Unternehmens noch auf lange Zeit gleichbleiben. Unsere Dichter können dann noch öfter, als dies nur einzelnen seltenen Ausnahmen begegnet ist, erkennen lernen, wie glücklich sie gestellt sind, für eine Nation zu schreiben, die so groß und größer ist als die Räumlichkeit, die sie bewohnt. Im fernsten Polen und Ungarn, in Schweden, Dänemark, in England und Amerika gibt es Freunde unserer Literatur und Bekenner unserer Sprache. Wie wir getrennt sein mögen in Sitten und Meinungen, in unsern Büchern begegnen wir uns. Einsame Landsitze, kleine Städte, Existenzen verborgenster Art gibt es in Deutschland genug, die allein, um sich mit der Zeit im Zusammenhang zu erhalten, auf die Welt der Bücher angewiesen sind. Auch diesen sei die neue frankfurter Unterhaltungsbibliothek hiermit aufs beste empfohlen!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd,

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 8. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Eine Begebenheit aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Zur Geſchichte der Meinungen.

Peter Günther, ein Kleinſchmiedgeſelle, gebürtig aus Preußen, lebte nach der Mitte des 17. Jahrhunderts. Wahrſcheinlich war er in der proteſtantiſchen Kirche geboren, obgleich in den Nachrichten über ihn nichts Beſtimmtes darüber erwähnt wird. Günther zeigte ſich bis ans Ende ſeines Lebens als einen Menſchen von warmem Herzen, einem tiefen Ernſt und bewundernswerther Feſtigkeit des Charakters, durchaus aufrichtig in ſeiner Geſinnung, empfänglich für höhere Eindrücke, aber von ſehr beſchränktem, man kann wol ſagen verkehrtem Verſtande. Schlecht unterrichtet, höchſtens mit einem auswendiggelernten, nicht einmal verſtandenen Katechismus ausgeſtattet, kam er in ſein Handwerk. Eine Zeit lang machte er mit, was er die andern Handwerksgeſellen thun ſah, war, wie ſeine Genoſſen, leichtſinnig und roh. Die Leere und das Misbehagen, das er bei einem ſolchen unordentlichen Leben in ſeinem Innern wahrnahm, ließ ihn bald fühlen, daß er ſich nicht in ſeinem Elemente befand; manche Erfahrungen des Lebens führten ihn zum Nachdenken über ſich ſelbſt. In ſeinem Gewiſſen geängſtigt, erkannte er, auf wie ſchlechtem Wege er war und faßte den Vorſatz, von nun an ein anderer Menſch zu werden und nicht mehr mit den Uebrigen in der Gilde in ein unordentliches Leben zu laufen. In dieſer Stimmung reiſte er nach Danzig. Er glaubte hier nicht beſſer für ſein dunkelgefühltes Bedürfniß Befriedigung finden und für das Heil ſeiner Seele ſorgen zu können, als wenn er die Bekanntſchaft der Geſellſchaft Jeſu ſuchte. Er fand Arbeit in ihrem Kloſter und hoffte nun, bei ihnen ſowol Ruhe für ſein geängſtetes Gewiſſen zu erhalten als auch eine Unterweiſung, wie er ein beſſerer Menſch werden könne. Da er aber nach und nach viel weltliches Weſen auch hier wahrnahm, ward er irre, und indem ihm die Quellen der Kirchengeſchichte unzugänglich waren, um zu erfahren, wie es mit jener Abſtammung der Jeſuiten von Jeſu beſchaffen ſei, ſo gerieth er in Zweifel über Zweifel und fing ſogar an ungewiß zu werden, ob auch wol überhaupt ein Jeſus gelebt hätte! Zu tief und ernſt, um die ganze Sache dahingeſtellt ſein zu laſſen und ſie ſich aus dem Sinne zu ſchlagen, verließ Günther das Kloſter und begab ſich zu einem Kleinſchmied, der zufällig zu den

Socinianern gehörte. Die Socinianer scheinen wohlthätig auf ihn gewirkt zu haben. Nicht nur beruhigten sie ihn in seinem Gewissen und belehrten ihn über die wichtigsten Angelegenheiten des Geistes und Herzens, sondern sie konnten auch auf seine wahre Besserung um so mehr Einfluß haben, da er an ihnen selbst ein ernstes sittliches Leben wahrnahm. Allein leider nicht zufrieden damit, ihm behülflich zu sein, ein Christ zu werden, wollten sie ihn auch zu einem Socinianer machen und benutzten absichtlich oder unbewußt Günther's Beschränktheit, um ihm Alles, was mit ihrer eigenen individuellen Ueberzeugung nicht übereinstimmte, als Betrügerei und von Geistlichen Ersonnenes darzustellen.

Unter diesen Menschen hatte Günther eine Zeit lang gelebt und sie wirkten praktisch allerdings so segensreich auf ihn, daß er selbst später sagte: „Seit der Zeit fing ich erst an, Gott zu fürchten und zu ihm zu beten." Sie führten ihn in die Heilige Schrift ein, lehrten ihn dieselbe auf sein eigenes Leben anwenden und gingen ihm in Angelegenheiten seines Herzens mit Rath und That zur Seite. Daß er die Ueberzeugung der Socinianer getheilt habe, kann man mit Recht nicht einmal sagen, denn er war durchaus unfähig, in ihre dogmatischen und speculativen Unterscheidungen einzugehen. Er nahm ihre eigenthümlichen Ansichten auf, wie man ja oft auf die Autorität sehr geachteter und überlegener Menschen etwas ungeprüft als Wahrheit anzunehmen pflegt. Es war hier allerdings ein aus seiner Beschränktheit hervorgehender Irrthum des Verstandes da, der aber auf sein religiöses Leben und auf die Art, wie er praktisch das Christenthum ergriff, nicht den geringsten Einfluß äußerte.

Von Danzig ging Günther erst nach Wismar, dann nach Lübeck. Da sein ganzes Leben sich merkwürdig von dem seiner Mitgenossen in der Gilde unterschied, er es auch wol von seiner Seite an mancher Rüge über zügelloses Leben und unanständige Reden nicht fehlen ließ, so erschien er ihnen bald als ein Sittenprediger und ward ihnen zuwider. Und wie es dann zu geschehen pflegt, es wurde jeder seiner Schritte und Tritte beobachtet, jede Aeußerung begierig aufgefangen, um wo möglich irgend etwas Tadelnswerthes auch an ihm zu entdecken und seine lästigen Rügen und Vorwürfe auf diese Weise zu entkräften. Da Günther aus seinen religiösen Scrupeln nie einen Hehl machte, so konnte den andern Gesellen sein Denken nicht lange entgehen. Es kam, wenn der junge Schmiedegeselle zugegen war, gewöhnlich zu religiösen Gesprächen und Disputen, wobei es denn freilich immer nur darauf abgesehen war, Günther's Rechtgläubigkeit verdächtig zu machen.

Einst an einem „Krugtage" hatte man auch über Gegenstände der Art heftig gestritten. Alle waren vom Trinken erhitzt und der Streit artete bald in eine förmliche Rauferei aus, der erst später durch die herbeigeholte Wache Einhalt gethan werden konnte. Als späterhin die Sache untersucht ward und die Gesellen behaupteten, sie seien so in Eifer gerathen über eine furchtbare Gotteslästerung, welche Günther ausgestoßen, glaubte der lübeckische Senat criminell verfahren zu müssen. Günther wurde gefänglich eingezogen. Acht Zeugen, die gegen ihn auftraten, wurden abgehört. Die Zeugen stimmten alle darin überein, daß Günther von einigen Gesellen hart geschlagen sei. Auf die Frage: Um welcher Ursache willen? erwiderten zwei der Zeugen — die beiden, welche die Schlägerei angefangen —: weil er gotteslästerliche Worte geredet habe. Die andern hatten jene Worte, die die Ehren des Heilands nur der Gesellschaft Jesu, als deren Erfindung, zuschrieben, nicht selbst gehört, sondern nur von jenen vernommen und darauf mit zugeschlagen. Einstimmig aber behaupteten Alle, daß Günther und die Andern wo nicht trunken, doch wenigstens nicht nüchtern gewesen seien, da sie schon von Nachmittags 3 bis um 11 Uhr getrunken gehabt.

Als nun Günther selber gefragt ward, erzählte er den Vorfall auf diese Weise: „Es hätten einige der anwesenden Schmiedegesellen von dem Namen des Heilands geredet und wie Günther gesagt: er glaube nicht an ihn, ihn der Gotteslästerung beschuldigt.

Das soll kein redlicher Mensch mit nachsagen!' sei seine Antwort gewesen. Da aber hätten die Gesellen ihn sehr gescholten und geschlagen. Was man ihm vorwerfe, habe er nicht gesagt. Er könne wol gesagt haben: «Die Gesellschaft Jesu habe Jesum zu einem Narr gemacht:» darüber hätte er seine eigenen Gedanken."

Als nun auch Günther bei der Confrontation mit den Zeugen standhaft leugnete, irgend ein Schmähwort gebraucht zu haben, beschloß der lübeckische Senat, die Acten an juristische und theologische Facultäten zu versenden. Die Juristenfacultät zu Kiel antwortete: „Ein Gotteslästerer sei des Todes schuldig; ob aber dieser Mensch Gott gelästert, könne sie nicht entscheiden." Das Urtheil war also ganz der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl's V. gemäß und es war demnach also jetzt noch auszumitteln, ob Günther wirklich als Gotteslästerer zu behandeln sei. Dies ward der theologischen Facultät zu Wittenberg übertragen. Das sehr weitläufige, mit vielen Verwünschungen erfüllte Gutachten der Wittenberger geht im Wesentlichen dahin: 1) Daß, obgleich Günther standhaft leugne, er doch durch unterschiedlicher Zeugen Aussage überführt worden sei und sein Leugnen also nur die Verstocktheit seines Sinnes und seinen beharrlichen Irrthum beweise; denn wenn seine eigene Aussage wahr sei, daß er nur die Gesellschaft Jesu gescholten, so würden die andern Gesellen, als Protestanten, nicht darüber entrüstet gewesen sein und ihn geschlagen haben. 2) Der Defensor hatte für Günther angeführt, auf zweier Zeugen eidliche Aussage und das Zeugniß vieler seiner Bekannten sich stützend, daß derselbe immer ein christlich Leben geführt habe. Die Wittenberger erwidern: Dies sei a priori unmöglich, weil ein Gotteslästerer nicht ein christlich Leben führen könne. 3) Daß er noch in seinem Gefängniß fleißig in der Bibel und andern frommen Büchern gelesen, sei nichts als ein schnöder Misbrauch dieser Bücher und Heuchelei; denn wer Gott lästere, könne nicht mit Andacht singen oder lesen. 4) Die Trunkenheit könne nicht vorgeschützt werden, weil Inquisit selbst beweise, daß er nicht von Sinnen gewesen sei, indem er wissen wolle, daß er die gotteslästerlichen Worte nicht ausgestoßen. 5) Endlich, daß Günther von blödem Verstande sei und schon einmal einen Anfall von Verrücktheit gehabt und deshalb ärztlich behandelt sei, sowie auch, daß er viel an geistlichen Anfechtungen gelitten und daher Mitleid verdiene, könne nicht berücksichtigt werden, theils weil in den Acten sich davon keine sonderlichen Spuren fänden, theils weil Inquisit durch seine Gotteslästerung an dem Allen schuld sei. Günther sei also als des ihm vorgeworfenen Verbrechens überwiesen anzusehen, die Bestimmung der Strafe aber den jure consultis zu überlassen.

Etwas früher, als dieses Gutachten in Lübeck eintraf, trat ein Mann ins Mittel, der mit unter den größten Zierden, die Lübeck hervorgebracht hat, genannt zu werden verdient. Es war der Doctor der Theologie, Johann Wilhelm Petersen, erst Professor zu Rostock, dann Prediger in Hannover, darauf Superintendent in Eutin und endlich Superintendent in Lüneburg, wo er späterhin angefeindet, verfolgt und zuletzt seines Amts entsetzt wurde; ein Mann von ebenso gründlicher theologischer Gelehrsamkeit als warmer und aufrichtiger Frömmigkeit. Petersen, der damals noch in Eutin war, kam, sobald er den Vorfall vernommen, sogleich nach Lübeck, um, wie er sagte, doch wo möglich den armen Menschen loszubekommen. Er erhielt leicht die Erlaubniß, den Günther in seinem Gefängnisse besuchen zu dürfen und fand sogleich an ihm einen Menschen, bei dem von einer Gotteslästerung auch nicht entfernt die Rede sein konnte. Er war der erste Mensch, der dem armen Günther mit Liebe entgegenkam, redete ihm freundlich zu und suchte ihn zu belehren, daß er allerdings einen groben Irrthum abgelegt habe, indem seine frühere Vorstellung eine falsche gewesen, daß er aber durch die Socinianer in einen andern Irrthum gerathen sei. Günther, bald merkend, daß er einen Mann vor sich hatte, der in seinem Wesen ihn verstand, faßte ein Herz zu ihm, sprach sich unverhohlen aus, nahm Belehrung willig an und äußerte sich auf eine Weise, daß der Gerichts-

ertuarius, welcher zugegen war, sagte: Wenn Günther sich früher so erklärt hätte, so wäre er niemals in die Bütteiei gesetzt worden. Voll Freude ging Petersen zu dem regierenden Bürgermeister Kerkring, legte ihm den ganzen Zustand Günther's und seine letzten Aeußerungen dar und stellte ihm eindringlich vor, welche Ungerechtigkeit man an Günther begehen würde, um eines Verbrechens willen, das diesem nie in den Sinn gekommen. Der Bürgermeister ließ darauf sogleich dem Gefangenen eine bessere Wohnung anweisen und schickte ihm Wäsche und, wie es scheint, hat er mit noch einigen andern Mitgliedern des Senats die Absicht gehabt, die Sache gänzlich niederzuschlagen. Wenigstens wurde mit Günther unterhandelt, daß er fern von Lübeck wegziehen sollte, wozu sich dieser natürlich bereit erklärte. Mit der Hoffnung, den armen Menschen gerettet zu haben, ging Petersen nach Eutin zurück.

Kaum war aber in Lübeck das Gutachten der Wittenberger bekannt geworden, so wurde von allen Kanzeln der Stadt mit einer solchen Heftigkeit gegen Günther gepredigt und die Obrigkeit theils der Saumseligkeit und Gleichgültigkeit beschuldigt, theils zur schleunigen Bestrafung des Verbrechers so auf das dringendste aufgefodert, daß die milder Gesinnten nicht durchzudringen vermochten. Es erschien daher im August des Jahres 1687 das Urtheil: Daß Peter Günther um ausgestoßener gotteslästerlicher Reden wegen mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen sei.

Als dies Urtheil bekannt wurde, machte der redliche und unermüdete Petersen noch einen Versuch, wenigstens eine Milderung desselben zu bewirken. Er schrieb einen Brief an seinen Freund, den lübischen Syndikus Pommerschen. Er wiederholt darin mit großer Klarheit seine Ansicht über Günther, wie er sie schon mündlich dem Bürgermeister Kerkring vorgetragen hatte; Günther sei ganz offenbar ein Mensch von der aufrichtigsten Gesinnung, der nur, seines beschränkten Urtheils wegen, aus Furcht, in einen groben Irrthum und in eine Gotteslästerung zu verfallen, so standhaft bei seiner Meinung beharre. „Ich gestehe gern", sagt Petersen, „daß er mit seinem falschen Begriffe den einigen Gott nicht so erkennt, wie er nach der Heiligen Schrift soll erkannt werden, aber ihn deswegen einen Atheisten nennen wollen, sehe ich nicht ein; den Gott des Himmels und der Erden ruft er inbrünstig an und beugt sein Knie mit großer Devotion vor ihm; wie mag der ein Atheus sein, der für den einigen Gott und sein Bekenntniß sterben will! Wo er ja, wie seine Widersacher anzeigen, den Heiland gelästert hat, so hat er nur das vorhin von ihm in seinem Gehirn formirte falsche Gedicht von dreien Göttern gelästert und verworfen und hat aus der Blödigkeit seines Sinns geschlossen (wie er denn solchen unsinnigen Schluß in meiner Gegenwart gemacht): wenn er Jesum anbeten solle, so müsse er auch die Jesuiten anbeten, weil sie von ihm herkämen! Aber mit was für einem Gewissen haben die Geschworenen gezeugt, die so viel Kannen Biers, so leider auch den Sonntag geschehen, ausgetrunken und wenig in solchem Tumult bei so wunderlichem, groben Disputiren haben wissen können, was geredet sei! Mit was für Gewissen hat man solchen trunkenen Leuten einen Eid deferiren können! Gott kennt den armen angefochtenen Peter und seine Ankläger am besten und wird schon dermaleinst recht urtheilen, wer von ihnen ihn am meisten im Herzen gehabt. Gott weiß es, daß ihnen die hergesagten Worte ihres Bekenntnisses bei ihrem gottlos geführten, durch Fluchen und liederliche Worte bezeugten Leben nichts helfen werden. Wenn Lübeck alle die Leute aus der Stadt stoßen wollte, die Gott durch ihr Leben mehr lästern als Günther gethan hat, so würde sie nicht viel behalten. Weil man ihnen aber Raum zur Buße gibt, warum denn nicht einem solchen armen Menschen?" Petersen behauptete, daß keine weltliche Macht das Recht habe, über Gewissens- und Glaubenssachen ein Urtheil zu fällen, daß sich nicht durch ein Decret einem Menschen befehlen lasse, was er glauben und nicht glauben solle und daß die Staatsgewalt nur da befugt sei, einzugreifen und zu bestrafen, wo der Staat und dessen Ord-

nung verletzt sei. „Wer sind wir denn", schreibt er, „daß wir uns wollen annehmen oder anmaßen, das allein Gottes Werk ist? Könnten wir dem armen Peter den Glauben geben und er wollte alsdann widerstehen oder gar lästern, so möchte man ihn einen verstockten Menschen nennen, aber nun haben wir ja solche Macht nicht, sondern man thut vielmehr mit der von uns abgefaßten Sentenz ebenso viel, als daß wir Gott Zeit und Stunde vorschreiben, wann er den Gefangenen bekehren solle und wann sich Peter solle bekehren lassen. Wo es denn nicht in der ihm eingeschränkten Zeit geschehe, so wolle man mit der Execution dazwischen fahren. Ach, unser Christenamt lehrt uns ganz ein Anderes, nämlich, daß wir für einen solchen armen Menschen beten und die Gelegenheit sammt den Mitteln nicht versäumen mögen, dadurch ihm möge geholfen werden. So ist ja auch eine Seele, die wir zu gewinnen suchen, so viel werth, daß man den armen Menschen aus der gemeinen Kasse mit wenigem Bier und Brot unterhalte, ob ihm Gott helfen wolle." „Ich habe dieses", so schließt der Brief, „meinem hochgeneigten Herrn Syndiko, wie es mir in der Eile zugeflossen ist, communiciren wollen, in der Hoffnung, er möge dem armen Gefangenen, für den ich kein ander Interesse habe als die Wohlfahrt seiner Seele, durch dessen vielgültige Dazwischenkunft zu Hülfe kommen und bitte, man wolle nicht übel nehmen, daß ich so offenherzig geschrieben."

Da der Vorfall bereits anfing auch außerhalb Lübeck bekannt zu werden und Aufsehen zu erregen, so erklärten sich noch manche andere Männer unumwunden über dies ungerechte Verfahren gegen Günther. Indessen solche einzelne, wenngleich noch so warme und kräftige Stimmen wurden überhört; auch mochte wol die Form es nicht gestatten, ein einmal gefälltes Urtheil zurückzunehmen. Günther wurde in der That auf offenem Markte in Lübeck enthauptet. Seine letzten Worte waren: „Du ewiges, wahrhaftes Licht, erbarme dich mein!"

Wir schließen diese geschichtliche Erinnerung mit den Worten eines großen Mannes: „Das Heilige heilig halten, vor jeder Entweihung desselben als vor einer Missethat zurückschaudern, um das Heilige eifern und dafür kämpfen, ohne Rücksicht auf Gewinn und Schaden, auf Ehre und Schande: das ist heilig und verehrungswürdig, und die Menschen, die das gethan haben, sind unter den Wohlthätern der Menschheit die größten. Aber es ist ein Jammer, wenn der Mensch um das Heilige und Göttliche eifert mit Unverstand, und es ist mehr als das, es ist eine der tiefsten Tiefen des menschlichen Verfalls, wenn unwissender, wilder und roher Fanatismus den Schein der Liebe zum Heiligen annimmt und sein System mit der göttlichen Wahrheit, die Gedanken seines Kopfs und die Bilder seiner Phantasie mit Eingebungen des Himmels, die Sache seiner Zunft und seiner Sekte mit der Sache Gottes und der Menschheit für Eins hält."

H. Asmus.

Zur Phrenologie.

Von Hermann Orges in Paris.

II.

Wenn in seinen Vorlesungen der berühmte Broussais auf den Kopf des Mörders Lacenaire, eines Mörders, der wie der Giftmischer Hartung in Magdeburg Gedichte machte, kam, pflegte er, nachdem er die unglückliche Organisation desselben nachgewiesen und gezeigt, wie die thierischen Instincte und die egoistischen Triebe kaum im Gleichgewicht mit den moralischen Anlagen ständen, zu sagen — „und das Uebrige hat die Gesellschaft gethan".

Das ist die Antwort auf die Frage: Kann man einen Mörder verurtheilen, der angeborne schon das Organ der Zerstörung hat?

Erziehung ist nach der Idee der Phrenologen lediglich Umbildung der Gehirnorgane,

denn nicht der Geist ist schwach, sondern das Fleisch und nicht der Geist stirbt ab, wird altersschwach oder irr, sondern die Organe sind es, welche sich verändern. Die Erziehung besteht aber nicht blos in der Lehre, in dem Beispiel, in der Uebung, sondern auch in der Strafe, und insofern ist die Strafe, welche die mangelhafte Organisation zu verbessern strebt, gerecht.

Allerdings lehrt die Erfahrung, daß einzelne Organisationen so unglücklich sind, daß kein Mittel sie von der Bahn ablenken kann, welche sie ins Verderben führen muß. Ganz gerecht möchte man allerdings die Strafe da nicht nennen, ebenso wenig als wenn ein mit schwächlichen Anlagen geborener Mensch trotz der größten Entsagung und Sorgfalt eines frühen schmerzlichen Todes stirbt. Gerecht wenigstens nicht in dem Sinne, wie dieses Wort gewöhnlich gebraucht wird. Hier ist die Strafe kein Erziehungsmittel mehr. Sie ist eine Nothwendigkeit. Die Gesellschaft macht ein Individuum, dessen anomale Bildung im Widerspruch mit den Gesetzen ihres Bestehens ist, unschädlich. „Die Gesetze haben das Bestehen der Dinge zum Zweck."

Die Phrenologie geht von der Voraussetzung aus, daß durch die Wirkung auf ein Organ ein anderes in seiner Entwickelung gehemmt oder gefördert werden kann. Allerdings ist das Thun und Lassen des Menschen in ihren Augen ein Product der Gesammtthätigkeit und nur die einzelnen Organe gleichsam sind die Ausgangspunkte, sogar nicht einmal immer die Ursachen, von welchen die Wirkung quantitativ abhängt. Das was die Phrenologen Bekämpfungstrieb nennen, ist z. B. bei den Frauen meistentheils sehr gering, die Vorsicht sehr groß entwickelt; das Organ aber, welches in der Natur der Frauen das Charakteristische bildet und über alle andern dominirt, ist Kindesliebe. „Denn nicht die Erziehung ist es", pflegte Gall zu sagen, „sondern die Natur, welche mittels einer vielgestalteten Organisation jedem Geschlecht seine besondere Thätigkeitssphäre im Reiche des Geistes wie der Seele angewiesen hat." Die Frau übertrifft daher an Muth den kühnsten Mann, wenn die Mutter ihr Kind vertheidigt. Der Bekämpfungstrieb, um die Bezeichnung der Phrenologen zu wählen, ist darum nicht größer geworden, aber es ist die Kindesliebe, deren mächtiger Impuls ihn bewegt. Es liegt in diesem wechselnden Spiel, in dieser Combination der verschiedenen Anlagen eine Ausgleichung, welche die moralische Imputation immer wiederum nothwendig macht.

Nach einer Vertheidigung gegen diese praktischen Angriffe auf die Phrenologie können wir beruhigter weitergehen und Noël's Wort wiederholen: „Bei aller Anerkennung der modificirenden Macht der Umstände, der Erziehung, Bildung, muß ich doch, ich wiederhole es, auf die angeborene Beschaffenheit des Kopfs und des ganzen Körpers hinweisen, als die wesentlichsten Momente bei der Beurtheilung der Anlagen und Charaktere der Menschen." Sehen wir nicht den Nationalcharakter sich streng vererben, wie die typische Form der Völker? Sind nicht die Kinder schon in ihrem Aeußern die entschiedenen Erben der körperlichen Formen ihrer Aeltern, wenn wir auch noch nicht im Stande sind, die Gesetze dieser Vererbung nachzuweisen? Und wenn die Organisation in vieler Beziehung gleichartige Verhältnisse darbietet wie bei Vater und Mutter, ist es nicht natürlich, daß auch der Geist in ähnlicher Weise zur Erscheinung kommt? Das Wie und Warum kümmert uns nicht; wir erkennen und befolgen nur als reine Empiriker ein höheres Gesetz. Wir urtheilen nur, daß diese Ursache stets jene Wirkung zur Folge haben muß; daran werden sich die Menschen auch wol noch lange, vielleicht immer halten müssen, denn wer glaubt, daß es je dem Menschen möglich sein wird, das letzte, geheimnißvolle Gesetz der Wechselwirkung von Geist und Körper zu erforschen?

Daß ein großer gewaltiger Muskel eine größere Kraft ermöglicht als ein kleiner, ist im Grunde ebenso unbegreiflich, als daß die größere Entwickelung des Gehirns und seine Anordnung eine größere geistige Kraft in der speciellen Richtung äußern läßt, — das

Warum vermag in letzter Instanz Niemand zu erklären; wir wissen es lediglich aus Erfahrung. Aber es sind gerade diese Erfahrungen, die man antastet. „Jedenfalls", sagt Noel, „ist es sonderbar, daß man noch immer die Gall'sche Lehre mit theoretischen Einwendungen oder mit kleinlichen anatomischen Gründen bekämpft, statt die Erfahrungen, auf denen sie beruht, durch Gegenerfahrungen zu widerlegen. Die Phrenologie kann sich nicht auf eine theoretische Untersuchung und Definition der Verstandeskräfte einlassen; nicht darauf kommt es an, ob die phrenologischen Lehren im Einklange mit den Systemen spekulativer Psychologen oder der Naturphilosophen, sondern ob sie im Einklange mit der Natur stehen." Gall verfolgte bei seinen Untersuchungen und Beobachtungen lediglich den Weg der vergleichenden Schlußfolge und wendete ausschließlich die sogenannte indirekte Differenzenmethode oder die sogenannte vereinigte Methode der Uebereinstimmung und des Unterschiedes an. Mill, jener ausgezeichnete Lehrer der induktiven Logik, definirt diese Methode ungefähr so: Wenn die Fälle, in welchen die Naturerscheinung stattfindet, nur Einen Umstand gemein haben, während die Fälle, in welchen sie nicht stattfindet, nichts als die Abwesenheit dieses Umstandes gemein haben, so ist der Umstand, in welchem die zwei Reihen von Fällen allein voneinander abweichen, die Ursache oder ein nothwendiger Theil der Ursache der Naturerscheinung ... Die Phrenologie hat nun nie etwas Anderes behauptet, als daß die relative Größe der Gehirntheile eines Menschen ein nothwendiger Theil der Ursache der geistigen Thätigkeit ist und also ein Maßstab für die Beurtheilung der relativen Stärke der angeborenen Anlagen. Vergleiche man einige Idiotenschädel mit den vollen hohen Stirnen Goethe's und Napoleon's, die ihnen in jedem phrenologischen Cabinet gegenüberstehen werden, oder die Schädel der Karaiben und Papuas mit den Durchschnittsbildungen kaukasischer Köpfe.

Man wird sagen: Schon wieder die Köpfe, wieder die Schädel; vom Hirn sei ja die Rede. Dem Phrenologen sind durch Erfahrung die Grenzen bekannt, innerhalb welcher Störungen, infolge von Unebenheiten und Spaltungen des Schädelknochens, eintreten und ein Fehler, den man kennt, ist in diesem Sinne keiner mehr. Man schließt entweder nur bis zur bekannten Grenze der Genauigkeit, man compensirt die Fehler durch die Menge der Beobachtungen oder man folgert nur, sofern das Gehirn der äußern Form des Schädels entspricht. Allerdings sind die untern Theile des Gehirns der äußern Beobachtung entzogen und die Phrenologie ist daher der Erfahrungen bar, welche sich auf diese Theile beziehen, denn die bloße Anschauung und Untersuchung der Organe nach dem Tode haben bis jetzt nie über die Functionen derselben Aufschluß gegeben. Wenn auch das Mikroskop Beiträge zur Kenntniß der Functionen zu liefern vermag, so versetzen dagegen Untersuchungen des lebendigen Hirns beim Trepaniren das Organ in einen solch unnatürlichen Zustand, daß dadurch keine wissenschaftlichen Resultate gewonnen werden können, besonders da man nicht einmal den Umfang und die Specialität des Seelenlebens der Thiere kennt, welche man grausamer Behandlung unterwirft. Und Gall's Erfahrungen sind zum größten Theil durch die Forschungen aller seiner Schüler bis auf den heutigen Tag bestätigt, aber freilich folgt daraus nicht, daß man nun sofort die Grundlehren der Phrenologie in allen Fällen zur Bestimmung der seelischen Anlagen des Menschen anwenden kann. Leeuwenhoeck machte mit einem schlechten Instrumente Beobachtungen, welche erst die späte Nachwelt bestätigte; es kommt es auch hier auf den Beobachter an, welcher die phrenologischen Lehren anwendet und ein erfahrener Blick, ein entwickeltes Beobachtungsvermögen, ein klarer, durch keine Vorurtheile getrübter Verstand mag allerdings dann eine Schärfe der Beurtheilung der Charaktere entwickeln, wie Gall sie in vielen Fällen bewiesen, welche dem Minderbegabten als Zufall oder Charlatanerie erscheint, weil er die Basis, auf die das Urtheil sich gründet, nicht zu finden vermag.

So schrieb Gall zu dem Schädelabguß des siebenjährigen, ihm unbekannten Franz

Liszt, einst die Worte: „Organe de la musique remarquablement développé. Organes de l'imitation, de la poésie et de l'éducabilité bien exprimés." Solche Bemerkungen, die ihre Bestätigung erst ein Vierteljahrhundert später gefunden haben, finden sich zahlreich theils unter den Schädeln und Abgüssen, theils bei den Nummern derselben im Katalog der pariser Sammlung, die ich oft besuchte. Sie erinnern an die Aeußerung eines berüchtigten Galerensklaven Robert Saint Clair, welcher von einem Phrenologen einst in einer glänzenden Gesellschaft ein Urtheil über seine Kopfform gefodert hatte. Er starb zu Versailles auf dem Schaffot und seine letzten Worte waren: „Ich hätte doch noch gern mit jenem Manne sprechen mögen; denn Der hatte mich beinahe an Etwas glauben machen!"

Wenn aber die angewandte Phrenologie wahrscheinlich immer eine individuelle Wissenschaft bleiben wird, so verhindert das nicht, daß bei extremen Bildungen auch ein minder Begabter ein sicheres Urtheil fällen kann. Ich selbst habe überraschende Erfahrungen gemacht. So arbeitete ich einst neben einem jungen Manne, am Zeichentisch, dessen Hinterkopf gewöhnlich von langen Haaren bedeckt war; als er sich tief über das Reißbret beugte, fielen diese zur Seite und zeigten mir ein merkwürdig entwickeltes Organ der Kinderliebe. Man kann denken, welche Augen mein mir sonst ganz fremder Mitschüler machte, als ich an ihn die allerdings seltsame Frage richtete: „Haben Sie vielleicht in Ihrer Jugend mit Puppen gespielt?" Es bedurfte einer langen Erklärung, um den Erzürnten zu beruhigen und ihm die Motive meiner Frage zu erklären; namentlich, daß ich aus der weiblichen Bildung seines Hinterkopfs auf eine ähnliche Aeußerung geschlossen, wie sie die Puppenspiele der Mädchen täglich bieten. Da unser gemeinsamer Beruf der weiblichen Charakterrichtung sehr fern lag, so gestand der Gefragte zuletzt nur unter tiefem Erröthen, daß er allerdings sich in seiner Jugend immer zu den Spielen der Mädchen hingezogen gefühlt und bis zu seinem zehnten Jahre vorzugsweise mit ihnen und mit Puppen gespielt hätte. Seine Zuneigung zu kleinen Kindern sei ungewöhnlich groß und ihre Wartung mache ihm Vergnügen. Ein Jahr darauf, in seinem 22. Jahre, hatte der Kinderfreund sich schon verheirathet.

Ich könnte viel ähnliche Erfahrungen mittheilen, sowol in Beziehung auf die Erkennung specieller, positiver wie negativer Befähigung, allein das ist nur für das Individuum, aber nicht für die Allgemeinheit ein Beweis. Das Gall'sche Cabinet, die dresdener Sammlung, die edinburger u. s. w. liefern sie hundertfältig, aber die Gegner der Phrenologie vermeiden die empirischen Gegenbeweise, oder sie stehen nicht an, die schlagendsten Erfahrungen zu entstellen.

Bekanntlich kommt es nicht auf die absolute Größe, sondern wesentlich auf die Anordnung, das Verhältniß der Theile bei Bestimmung der Gesammtthätigkeit des Gehirns an. Der wegen seiner Vielseitigkeit berühmte Cuvier besaß, wie es das Cabinet Gall's nachweist, einen der größten Köpfe und eins der größten Gehirne. Der Schädel mißt 22 Zoll im Umfang. Diese Größe ist mit gl..., auffallender Anordnung der Theile ebenfalls an dem Kopfe Napoleon's wahrzunehmen. Gleichwol hindert das den deutschen Bearbeiter von Esquiros' „Paris" nicht, von dem „nicht außergewöhnlichen Umfange von Napoleon's Kopf zu sprechen, weil der zu St.-Helena genommene Abguß nur 20 Zoll ergibt". Eine ähnliche Bemerkung macht der Uebersetzer (Dr. Kalisch) von Merveille-Parisé's bekannter „Hygiene, oder Lebensregeln für geistig beschäftigte Menschen". In St.-Helena sind aber nur die vordern Stirnlappen, „die Maske" des Kaisers abgegossen und sie zeigen jene wundervolle Bildung, die nach dem Reichsapfel einer Weltherrschaft gerufen zu sein scheint. Ein vollständiger Abguß von Napoleon's Kopf fehlt bis jetzt, da er, fast leidenschaftlich gegen die Lehre Gall's eingenommen, im Leben nie die Erlaubniß zum Messen desselben ertheilen wollte. Die kaiserlichen Hüte in Gotha, Paris und anderwärts messen aber 22 Zoll und einige Linien in ihrem innern Umfange.

Die feststehenden Thatsachen der Phrenologie sind: 1) Diejenigen Aeußerungen des animalischen Lebens, die man vorzugsweise geistige oder Seelenthätigkeiten nennt, sind Functionen des centralen Nervensystems, d. h. bei den Wirbelthieren und bei den Menschen Functionen des Gehirns. 2) Das thierische Leben besteht in dem Zusammenwirken mehrer Organe. Je complicirter und höher die Lebensäußerungen, desto größer und vielseitiger die Coordination der Theile oder Organe und deren besonderer Functionen. Das Gehirn als specielles Seelenorgan steht in Verbindung und Wechselwirkung mit allen übrigen Organen des individuellen Körpers, hängt daher, was Gesundheit und Energie im Allgemeinen betrifft, von der Gesammtconstitution, von der Ernährung und dem Befinden des Körpers überhaupt ab. 3) Das Gehirn für sich betrachtet zeigt eine Mehrheit von Functionen — Seelenfähigkeiten —, deren Zahl im Verhältniß steht zu der geringern oder größern Mannichfaltigkeit im Bau dieses Organs. 4) Die Fähigkeiten des Gehirns sind bei den verschiedenen Thierarten, namentlich aber bei den verschiedenen Menschenracen wie bei den einzelnen Individuen dem Grade nach ungleich. 5) Die Localisation der Anlagen, d. h. der angeborenen Seelenthätigkeiten, läßt sich erkennen einestheils durch die Hülfsmittel der vergleichenden Anatomie und Physiologie, anderntheils und directer, indem man zugleich die relative Stärke der Seelenthätigkeiten und die relative Entwickelung der Gehirntheile (durch die äußere Form des Schädels) beobachtet und vergleicht. Wenn die empirischen Wissenschaften nur streng in dem Gebiete bleiben, in dem sie allein berechtigt sind, in dem sie aber auch allein Antwort ertheilen können, so wird selbst die peinlichste Kritik nicht finden, daß die Phrenologie die Natur des Menschen herabwürdigt, im Gegentheil ist sie es, welche bei Geistesstörungen, durch Alter oder Gebrechen, eine höhere Anschauung rettet, indem sie nachweist, daß es lediglich das Organ ist, welches kränkelt, verkümmert oder absirbt. Darum sieht man auch namentlich die bedeutendsten englischen Phrenologen, wie Georg Combe, Robert Noel, John Ellotson, für nichts so thätig als für die Fragen der Erziehung. Der Fortschritt der Welt, des Menschengeschlechts, ruht auf der Erziehung, denn unaufhaltsam werden jene bevorzugten Organisationen, deren normale Harmonie der Hirnorgane sie zum Guten und Schönen treibt, indem sie sich vervollkommnen, auch zur Vervollkommnung oder Besserung ihrer Nebenmenschen beitragen. Es ist gleichgültig, ob sie dabei einen bestimmten Plan verfolgen oder unbewußt handeln, denn immer werden sie durch ihren Einfluß Gesetze ins Leben zu treten zwingen, die niedern Organisationen eine günstigere Entwickelung geben.

Nach diesen Betrachtungen wollen wir in einem letzten Artikel in die große feierliche Schädelstätte Gall's treten, die dem Freunde der Phrenologie so viel Belehrung wie Genuß gewährt, in das pariser phrenologische Museum.

(Der dritte Artikel in nächster Nummer.)

Ein Tag in Berlin.

— — — Ein dichter, feiner Regen fiel, als ich Abends nach zehn Uhr durch die langen geraden Straßen Berlins einfuhr. Man hatte mir ein Hôtel garni auf dem Gendarmenmarkte empfohlen, wo ich auch willige Aufnahme fand, indem man versicherte, ich könne zwei Zimmer im Parterre oder im zweiten Stock haben. Dessenungeachtet führte man mich eine Treppe hinauf, ich glaubte mich verhört zu haben, und da die Wohnung mir nicht zusagte, verlangte ich in den zweiten Stock geführt zu werden. Man führte mich meiner Meinung nach in den vierten. Ich fragte verwundert, warum man mich so hoch hinaufführte? Man gab die Antwort: „Das eigentliche Parterre haben wir nicht mitgemiethet und da nennen wir denn den ersten Stock unser Parterre und den dritten Stock den zweiten Stock.“

Nach dieser ersten Erfahrung im Bereiche berliner Naivetät warf ich mich bald auf das leider steinharte Bett. Die Nacht war fürchterlich; Regen und Wind schlugen gegen die Fenster, deren Vorhänge sich fortwährend hin- und herbewegten. Vergebens suchte ich mich unter meinem bleischweren Deckbett gegen den eindringenden Zug zu schützen. Die Nacht verging schlaflos.

Als ich am Morgen die Vorhänge zurückzog, hingen schwere graue Wolken über den Straßen und der Regen strömte hernieder in solchen Massen, daß einige Straßen bald unfahrbar wurden, da das Wasser die über die hoch angeschwollenen, im Sommer so angenehmen Duft verbreitenden Rinnsteine gelegten Bretter hinwegriß und dadurch sogar die Droschken zu Umwegen nöthigte.

Nach allen diesen Erfahrungen eilte ich denn in einem leichten Fuhrwerk an Friedrich's des Großen Monument vorüber dem Museum zu. Durch den strömenden Regen sah ich den großen König nur wie durch einen Nebelschleier, doch fiel mir sein weithinfliegender Mantel befremdend auf. Nie, auf keinem seiner Bilder hatte ich den alten Fritz im faltenreichen flatternden Mantel gesehen; der steife Militärfrack, der enganschließende Oberrock schien mir zu seiner ganzen Individualität und zu seiner Zeit zu gehören; auch trug man damals nicht so weite Mäntel, die zu Deutschlands Klima wenig passen. Genug, der fliegende Mantel machte mir einen störenden Eindruck und erinnerte mich unwillkürlich an den Kupferstich von Bonaparte's Uebergang über die Alpen. Es war mir, als sähe ich nicht den großen Friedrich, sondern den Consul Bonaparte daherstürmen.

Mit großen Erwartungen ging ich in das Alte Museum. Ich hatte es vor langen Jahren nur einmal auf ganz kurze Zeit gesehen, als noch nicht alle Schätze darin aufgestellt waren. Mit einer Art heiligen Scheu betrat ich die großartigen Hallen und diese Scheu vermehrte sich noch, als mich die hohe, von oben herab von Licht durchstrahlte Rotunde umfing. Ich glaubte gleich in dem Allerheiligsten zu sein, allein der luftige, himmelanstrebende Bau war leer, nur einzelne Statüen standen zwischen den schlanken Säulen und an den Wänden der in halber Höhe herlaufenden Galerie hingen die vielbesprochenen Gobelins, Scenen aus der Heiligen Schrift darstellend. Wie müssen da erst die Säle sein, zu denen eine solche Eingangshalle führt, sagte ich mir, als ich die Thür zu der Sculpturengalerie öffnete. Allein die Säle waren in Vergleich zu der Rotunde niedrig und dunkel und was ich von Bildhauerarbeit fand, entzückte mich wenig. Endlich im letzten, wo möglich noch dunklern Zimmer fand ich zwischen Tabernakeln und Altären ein reizendes Wesen, das ich nicht Statüe nennen möchte, da es mehr dem Leben als dem Stein anzugehören schien. Nie hatte ich es früher für möglich gehalten, daß man dem spröden Marmor diese Leichtigkeit der Bewegung, diese Weichheit der Formen abgewinnen könnte. Aus dem luftigen, durch den raschen Gang gleichsam bewegten Gewande traten die edelsten und zartesten Formen eines weiblichen Körpers hervor, der feine, im Fortschreiten begriffene Fuß schien kaum den Boden zu berühren. Entzückt sah ich auf den lächelnden Mund, auf das zarte Oval des Antlitzes und fragte den eben sich nähernden Aufseher, wer dieses Meisterwerk geschaffen habe? „Es ist Canova's Hebe", sagte er, „die Prinzessin Pauline Borghese hat dazu gesessen." Und wer ist hier der ruhende Knabe von grüner Bronze? „Das ist der Herzog von Reichstadt."

Sie haben hier ein schlechtes Licht für Ihre Kunstschätze.

Es kommt wol von dem Regenwetter.

Ich konnte des Mannes Meinung nicht theilen, da auch bei Sonnenschein der Schatten der Altäre und großen Statüen immer auf die gegenüberliegende Wand fallen mußte, wo man jetzt bei dem grauen Regenhimmel von der Schönheit der dort aufgestellten Gegenstände buchstäblich nichts sehen konnte. Wie herrlich müßte es sein, wenn diese reizende Hebe, umgeben von den schönsten Statüen, in der hellbeleuchteten Rotunde stände und

man zu dieser, als zu dem Schlußstein alles Schönen, zuletzt käme, statt daß ihr hoher, luftiger Bau nur dem Eindruck des Ganzen schadet!

Zur Bildergalerie konnte ich keinen Katalog bekommen, die Auflage war vergriffen. Ich mußte mich mit den an jeder Seite der Fenster angebrachten Tafeln begnügen, die das Verzeichniß der Bilder der einzelnen Abtheilung enthalten. Daß die berliner Galerie der dresdener weit nachsteht, ist bekannt. Ein Gebrauch fiel mir auf, nämlich der, die besten Bilder mit großen, breiten, kostbaren Goldrahmen zu umgeben. Für den Laien ist diese Mode gewiß sehr bequem, da sie ihm die Mühe des Suchens und die noch größere des Urtheils erspart, allein den Bildern ist sie nachtheilig; die kleinern unter ihnen werden von den breiten, schweren Goldmassen förmlich erdrückt.

Eine breite Verbindungsgalerie führt vom Alten zum Neuen Museum. Die innere Ausschmückung dieses schönen Gebäudes ist noch nicht vollendet, doch was ich davon sah, genügte mir die Ueberzeugung zu geben, daß hier die größten Schätze der Kunst aufbewahrt werden müssen, soll nicht die Schale den Kern übertreffen. Was müssen im Verhältniß die Räume enthalten, wo schon das Treppenhaus solche Bilder bietet wie Kaulbach's Fresken!

In dem mittlern großen Saale des Aegyptischen Museum traf ein betäubender Lärm mein Ohr. „Das ist der Schall der Stimmen", sagte mein Begleiter. Ein Fehler in der Akustik muß diesen ungewöhnlichen Widerhall hervorbringen. Wir gingen zwischen den Götzen, Mumien, Sarkophagen u. s. w. und vertieften uns in die Kindheit des Menschengeschlechts. Eins fiel mir auf, daß in den andern Sälen wieder ein Geräusch nicht zu hören war, das mich im mittlern Saal so unangenehm berührte und das, als ich dorthin zurückkehrte, wieder in seiner ganzen Stärke hörbar wurde.

Sagen Sie mir nur, was ist das für ein unerträglicher Lärm, den man fort und fort hier hört? fragte ich den Aufseher.

Wol ist er unangenehm, war die Antwort; dieser Lärm kommt von dem Wasser, das von dem flachen Glasdache herab in die Blechröhren läuft.

Zu meiner großen Verwunderung sah ich nun, daß in den vier Ecken des Saales große Blechröhren herabgingen, die als Abzugsröhren des flachen Dachs dienten. Das Wasser stürzte sich mit gewaltigem Gepolter in die weite Höhlung des dünnen Blechs und erregte ein Summen und Brummen und Heulen, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte. Weshalb man diese Röhren in dem Innern des Saales herabgeführt hat, war mir unbegreiflich; ob es an die barbarische Musik des Alterthums erinnern sollte oder weshalb man sonst diese Marter des menschlichen Ohrs in einem Kunsttempel veranstaltet hatte, ich errieth es nicht. Genug, der Lärm war betäubend und ich war froh, als die Droschke mich wieder aufnahm, deren Gerassel gegen jene polternden, heulenden Klagelaute sehr harmonisch klang.

Empfehlungen hatte ich nur an Varnhagen von Ense mitgebracht, durch dessen Güte ich dann die andern literarischen und künstlerischen Notabilitäten kennen zu lernen hoffte. Ich fand in Varnhagen, den ich schon aus seinen Schriften kannte, einen jener bevorzugten Menschen, welche die ganze Lebendigkeit der Jugend und die Verstandesschärfe der reifern Jahre mit in die spätere Zeit hinübernehmen und dadurch eine Anziehungskraft üben, wie das jugendliche Alter sie nie haben kann, da dem sprudelnden Geiste noch die Weihe der Erfahrung fehlt. Leider wird der liebenswürdige Mann durch Unwohlsein an sein Zimmer gefesselt. So in der Hoffnung getäuscht, durch ihn in interessante Kreise eingeführt zu werden, verschob ich alle entworfenen Pläne bis zu meiner Rückkehr. Ich behalte mir vor, die Eindrücke des spätern Wiedersehens der mächtigen Königsstadt ein andermal mitzutheilen.

C. G.

Von Berlin nach Helgoland.

I.

— — Ich wählte nach Hamburg einen sogenannten „Extrazug", dem man sich in der bestimmten Voraussetzung, sich à tout prix amüsiren zu wollen, anvertraut. Bei der Reise auf einem solchen Vergnügungszuge glaubt man wenigstens mitten in das Weben der Lust zu springen. Alle Vorsicht bei der Wahl eines Coupé, alles Prüfen der Mitreisenden, jedes Abwägen des Unterhaltungsstoffs, sind auf einer solchen Fahrt ausgeschlossen; der gemeinsame Zweck ist ja „Vergnügen", er verbannt jedes Ceremoniell und wie auf einem Maskenfest wird Alles als bekannt vorausgesetzt.

Einem mühseligen Berufe daheim entronnen, hatte ich meine Zeit in Berlin verwendet, um meiner Phantasie einige neue thatsächliche Bilder zu gewinnen, was natürlich in einer großen Stadt nicht ohne Ermüdung zu erlangen ist; ich wußte es daher dem Zufall Dank, mich mit wenigen Besitzern von kleinen Geschäften zusammengeführt zu haben. Drei kannten sich, zwei davon waren sogar Brüder, weshalb ihre ohne Lebhaftigkeit geführte Unterhaltung nichts Aufregendes hatte. Doch meine Hoffnung, ungestört neue Kräfte für die Genüsse Hamburgs zu sammeln, sollte nicht gerade in Erfüllung gehen. Nach wenigen Stationen belebten sich die Perrons durch ausgestiegene Fahrgäste und je mehr die fortschreitende Zeit und die Mittagshitze das Bedürfniß der Erfrischung weckten, je mehr Publikum, je toller das Gedränge um die Tische der Restaurants. Kommt nun hinzu, daß diese auf so zahlreichen Zuspruch nicht vorbereitet sind, oder ist der Zug wirklich voll ungewöhnlicher Begehrlichkeit und übt der Drang der Zeit bei der Kürze des Verweilens auch seinen Einfluß — genug, die an den Haltestellen gesehenen kläglichen Bilder, die gehörten Scherzworte bleiben die dazwischenliegenden Fahrabschnitte in jedem Coupé dergestalt, daß die Fahrzeit allerdings sich zu verkürzen scheint, weil nicht das Endziel mehr, sondern das baldige Halten des Zugs die ganze Spannung in Anspruch nimmt. Aber der Unruhe, des Tumults wird zuletzt fast zu viel. Die Heiterkeit unsers Zugs unterläßt nicht, ihren Zauber auch auf die stabilen Gesellschaften der Bahnhöfe zu üben, wie bei einem vorüberziehenden Fastnachtscherz sieht man nur lachende Gesichter um sich, die Amtsmiene der Beamten weicht gleichfalls ihrem Eindruck und selbst aus den begegnenden Bahnzügen werden die lustigen Grüße der Unsrigen laut beantwortet. Also, wir sollen fröhlich sein und ehe es die Mehrzahl der Reisenden ahnt, überraschen uns die Thürme Hamburgs.

Fast war es wieder wie ein Fehlschlag, von den 200 Gastzimmern des Hôtel de l'Europe nur Nr. 161, irre ich nicht im fünften Stock, auf den Hof sehend, zu bekommen, aber Nr. 161 muß heiter bleiben und siehe, sie kann sich nicht satt sehen an der Eleganz der Corridore, sie steigt die breite Treppe hinauf, ist bei der Toilette ehe sie es selbst weiß und sitzt schon bei dem Reisegefährten aus Potsdam — sofort machen Beide Bekanntschaft — bei den trefflichen Getränken, denen das neue Element, Eis auf Eis, nicht minder behagt. Nun läßt das Alsterbassin vor der nahen Thür nicht ruhen, sein Glanz wollte sich bei der Ankunft eben erst entfalten; wie muß er jetzt blenden! Der herrliche Landsee, übergossen von tausend Lichterflocken, durchschnitten von erleuchteten Gondeln, auf den breiten Asphaltterrassen umschwärmt von zahllosen Spaziergängern, die wieder Wagengerassel umgibt, um seinerseits von den Strömen auf den breiten Granitwegen vor den Häusern eingerahmt zu werden und diese Häuser selbst, mit ihren fünf, sechs Stockwerken, in grandiosen Verhältnissen, mit ihren Spiegelscheiben bis unters Dach, ihren blendend erleuchteten Läden, ihren Trottoirs von Gas auf der hell nach hellen Straße, ihren Perspectiven auf den überhellen Bazar und die andern Straßen, in der That, die Coupégenossen gestehen

ſich gegenſeitig das Niegeſehene der Tracht, ſie verſchmähen, ſich jetzt ſchon für den Abend pavillon, mit ſeiner italieniſchen Nacht, zu entſcheiden, die ebenſo glänzend erleuchtete Walhalla ſcheint ihnen auch Geheimniſſe zu bergen, die Entrée-Schillinge ſind bezahlt, und gut geleitete Concert, unter Mitverwendung fabelhaft raſſelnder und knatternder Mechanismen, endet, ein Vorhang fällt, ſteigt wieder und was erblickt man? Iſt das Marmor? Nein Gips! Auch das nicht! Es ſind Menſchen, die Canova's, Thorwaldſen's und antike Kunſtwerke darſtellen. Sterbender Fechter! Wie rührten mich deine Rieſenglieder in ihrem Kampfe mit dem Verhängniß ſchon einſt zu Thränen! Der Arrangeur dieſes Schauſpiels leiſtete Außerordentliches; hätte er die Glieder ſeines Gladiator, ſeines Kain und raſenden Hercules nur von ſtämmigen Seeleuten ſtatt von vacanten Tänzern nehmen können, es würde ganz Vollkommenes ſein; die Färbung iſt trefflich, Nichts als die unvermeidliche Bewegung verräth das Leben ... Aber wieder zum Baſſin! Es iſt als ob die Lichter ſich ſtets mehrten, jenes Local mit dem phantaſtiſchen Schatten brillirt am meiſten und weich rauſchende Muſik, dort müſſen Matroſen tanzen! Der Schatten läßt ſich allerdings in eine Windmühle auf, aber das Rauſchen bleibt; das Rauſchen läßt ſich allerdings in eine Waſſermühle auf, aber der Glanz bleibt. Auf der Alſterbrücke läßt man den Blick auf dem Feuerſpiegel ruhen und es frägt ſich, wo der Vollmond ſchöner ſtrahlt, in ſeinem Rund am klaren tiefblauen Nachthimmel oder unter den Reflexen des Gaſes auf dem Baſſin in ſeinem breiten leichtgekräuſelten Schilde; über das Märchenhafte des ganzen Bildes iſt man entſchieden einig.

Am nächſten Morgen, bei der Abfahrt nach Helgoland, kam gleich mein Humor in der Frühe ſehr ins Gedränge; denn ein Mißverſtändniß des Trägers wollte mir einen Koffer octroyiren, der einem von den beiden Herren gehörte, mit denen ich zum Quai gefahren war, vielleicht dem, der übermorgen in London ſein mußte und eben mit dem Dampfſchiff nach Harburg fuhr. Als ich meinen Koffer noch glücklich erobert und dem herrnloſen mit ſtillem Mitleid für ſeinen koffernlos dahinſiegenden Beſitzer nachgeblickt hatte, fand ich unſer Schiff, die „Henriette", gedrängt belegt und es wollte ſich ſchon Murren vernehmen laſſen über die Indiscretion ſeiner Eigenthümer wegen Ausgabe zu vieler Billets; mir ſchien es indeſſen gemüthlich, durch das Gedräng bei dem Anknüpfen von Unterhaltungen des Ceremoniells überhoben zu ſein. Mein Zureden, dem ruhigen Winde zu vertrauen, war den Unternehmers Söderlich und was die Dinge, die kommen würden, anlangte, ſo fand ich Herrn von W., den Geſtörten von geſtern, ganz entſchloſſen, der Seekrankheit als Mann entgegenzutreten, wie es ſich für ſeinen ehemaligen Beruf in der potsdamer Garde auch nicht anders ſchickte; er bekannte es ſogar ab, meinen Rathſchlägen rückſichtlich des Portens zu folgen. Doch ließ ich meinen Anker gleich in der Nähe von Damen fallen; diesmal mit vielem Glück. Fräulein H., eine Antigone ihres Vaters auf Vergnügungsreiſen, zog mich bei den erſten Worten ſogleich ſehr an, gleichzeitig wurde ich mit Frau von S. bekannt, deren höchſt entſchloſſenes Weſen mir ſo ungemein gefiel, daß ich mir ſpäter, als eine entfernte Verwandtſchaft ihres anweſenden Gatten mit mir ſich herausſtellte, die Abkürzung erlaubte, ſie durch die Regimentsnummer ihres Gatten, der Offizier war, zu bezeichnen und in der That, als ſie auf der Backbordbank beim Steuer ihre Sieſte hielt, fehlte nichts als ſein „Attila", um ſie als eine harmlos im Bivouac ſchlummernde Huſarenbraut zu zeichnen. Herrn von O. von „Kaiſer Franz", den ich anfänglich für einen Juriſten hielt und dem ich, als Juriſt, gönne, er wäre es, und der junge Herr von B., der mit 17 Jahren auch ſchon der Themis geſchworen, ſchloſſen bei der erſten Einrichtung auf „Henrietten" den Kreis, in dem ich mich bewegen konnte.

Die majeſtätiſche Elbe trug uns an dem zauberiſchen Ufer voll Parkanlagen und ſchönen Villen vorüber; immer Neues hatte der vielbeſchäftigte Blick zu bewältigen und er achtete kaum des Getreibes der vielen Dampf- und Segelſchiffe, die unſere Fahrt kreuzten. Als

Plankenecke etablirt war, schien jedes muntere Auge eine stille Wehmuth zu beschleichen und können auch Deutsche das arme Holstein sehen, ohne mit dem Gefühl der Schwere unserer Zeit zu kämpfen? Doch, siehe da! Die Humoristen von gestern, Müller und Schulze, wie wir sie nannten, verjagten alle schleswig-holsteinischen Gedanken. Der eine groß, stark, hübsch dabei, ein kolossales Bild naturwüchsigen Humors, der andere klein, blaß, bebrillt, Lexikon Berliner Redensarten, der Epheu zur Eiche. Beide Prototypen wahren Berlinerthums schienen aufeinander dressirt, so klappten ihre Witze, Fragen und Antworten aufeinander. Mittlerweile wurde auch das Schiff geräumig, die Räderkasten und die Brücke zwischen ihnen sind dicht besetzt, der Zöllner mit dem Silberhaar scheint ein Mann des Fortschritts, von Hamburg bis zum Anfertreten sitzt er auf dieser kleinen Brücke und seine Unterhaltung muß anziehen, denn nie fehlt ihm die Gesellschaft. Lachend mit den entsprechenden Gentlemen scheinen den Steuerbordkasten gepachtet zu haben, sie sprechen viel und lebhaft, auch im Zwischendeck und Oberachtene. Jener Mann am Kajütendeckel mit seinem grotesken Hut und Rock und den Stulpstiefeln, mit den bitte grotesken Zügen, war mir schon auf der Eisenbahn aufgefallen. Ich rieth auf einen Niederdeutschen, hatte aber fehlgeschossen — aus Polen hieß es. Sollte der spitze Hut, worunter viel dünner Bart auf interessanten Zügen, einem Vereinigten Landtagsmanne zweiter Curie angehören? Zwei junge Physiognomieen gaben Fräulein H. und mir viel Denkstoff. Den einen jungen Mann hatte ich den Ruhm zuerst entdeckt zu haben; er trug das Gepräge des Genialen, weniger in seiner Kleidung als im Antlitz, ich will ihn dem Fräulein zeigen, nehme aber einen falschen, sie gesteht mir die physiognomische Wahrheit nicht zu, ich glaube anfänglich es liege an dem Hut, ohne den ich den richtigen gesehen hatte und weckte ein Lächeln als ich sagte: „Lassen Sie ihn den Hut abnehmen und Sie werden eine Stirn für den Lorber erblicken!“ Sie lachte. Nicht mit Unrecht. Der falsche Waldemar war für den Lorber entschieden zu sehr märkische Rübe. Aber der echte, den ich dann mit meinem Irrthum zugleich entdeckte, das schien ein Künstlerkopf. Kurz ... Curhaven ist während dieser Studien clarirt. Zwar sieht man noch das gelbe Wasser der weiten breiten Elbe, aber es ist nicht mehr der leichtgekräuselte Spiegel; das Kind des fernen Böhmen ist zum vollendeten Weibe geworden, es vermählt sich dem ewigbewegten Meere und theilt alle Leidenschaften des Gatten mit dem Dreizack. Dein Hüpfen, werthe „Herzerle“, mit dem du erst so zierlich coquettirtest, sagt jetzt bedenklich: Wer freit, sei aufs Wiegen gefaßt und übe sich bei Zeiten! Aber — o weh — in der Wiege sind viel Kinder, die's nicht vertragen können; heraus ihr Oberen, ihr Citronen, ihr — ein Königreich für ein probates Hülfsmittel gegen — Ob gehe Alles über Bord, was noch gelegt werden könnte!

Immer mehr und mehr grünen die Wellen und die Räder schlagen weißen Schaum, die rothe Tonne ist zurück, das rothe Feuerschiff in Sicht. Wie schön, wie männlich der Beruf, das ganze Jahr hier bei den Untiefen zu ankern, die Momente der Gefahr zu erspähen, um dem zürnenden Ocean seine Opfer abzuringen! Ein Hurrah dem Feuerschiff! Alles Land birgt sich dem Blick, das Auge schweift mit den Wellen zu fernem Segeln hin — was bedeutet der Lärm, das allgemeine Gelächter? Ich sehe schon, ein Passagier liegt im Maß und ein Seemann ist ihm nachgeklettert und bindet ihn fest, bis man ihn durch eine Sammlung von Schillingen einlöst. Allgemeine Heiterkeit. Dann wieder Unruhe im Vorderschiff; es zeigt sich im Westen ein dunkler Punkt, nur eine Tonne heißt es heute, die das Dunkle und den Schein weniger lieben als das Klare und Wahre, gruseln sich bei dieser Nachricht noch ein Stündchen; jetzt kommt es näher, das märchenhafte Eiland, es kann wol kaum das rechte sein, so klein? Der Punkt da bewohnt? Man sieht aber den Leuchtthurm, die Kirche, unterscheidet Häuser, es wird an einer Stelle bunt vor der rothen Wand, gleichfalls Häuser, und wir liegen plötzlich still, die Landungsboote bemannen sich, wir steigen auf an einem Steg, der auf Rädern ruht, um nun im Sänfte-

durch durch Helgolands junge und alte, schöne und weniger schöne, eingeborene und fremde Welt die Revue zu passiren. Gleich sind wir umschwärmt von gastfreundlichen jungen und alten Inselbewohnern, die alle die schönsten Logis im Ober- und Unterlande wissen, und bald sind Herr von W. und ich in Peter Jakobs Vetter's Hause im Oberlande einquartiert, Ersterer zu ebener Erde, über ihm ich, und auch die andern Zimmer werden von ihrer Einsamkeit wol erlöst werden sein.

Angelangt in meinen neuen vier Pfählen, unterhielt ich mich durch den Fußboden mit Herrn von W. Er schien im Begriff an der Möglichkeit zu verzweifeln, je werden essen zu können und war bereit, zu Bett zu gehen. Ich gab den Schlüssel zu meinen, vom Schiff zu reclamirenden Effecten als Erkennungszeichen der Wirthin, machte allerhand Erfahrungen mit Helgolands Treppenbau und begab mich geradewegs zum „Conversationshaus", um mich, begierig der Dinge, die da kommen würden, an die Tafel zu setzen.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.) K.

Anregungen.

Die Unvollkommenheit der Natur.

Die Naturwelt, sagt ein neuerer Forscher, ist offenbar eine nur bedingt und theilweise vollkommene, die Naturgewalten kämpfen fortwährend gegeneinander; blühende Gegenden werden durch Wasserfluten oder aus der Tiefe brechende Feuer zerstört, Menschenleben im Conflict derselben Kräfte vernichtet, welche in anderer Wirkungsweise das Gedeihen des Menschengeschlechts fördern; vielfache Krankheiten und Mängel verstehen oder ergeben sich neu; die Umstände sind oft den Bedürfnissen nicht angemessen. Wie in der Mechanik Reibung nothwendig ist, um manche der bedeutenden Wirkungen hervorzubringen, Reibung, welche zuletzt immer mit Zerstörung des Stoffs endigt, so auch ist der Zusammenstoß der Kräfte, in welchen Geringeres und Höheres vernichtet wird, unvereinbar von ihrem Wesen. Der Leib des Menschen, aus zartem Stoff gebildet und also leicht zerstörbar, ist ebendeshalb auch den feinen und besten Eindrücken der Außenwelt leicht zugänglich und so ein empfindliches Instrument für die Erregung der Vorstellungen und hiermit für das Wachsthum des Geistes. Ein Diamant ist hart, Kohle und gewöhnliches Feuer greifen ihn kaum an; aber deshalb ist er auch starr und unfähig, seiner innern Bewegung lebendigen Ausdruck zu geben. Dagegen dem Menschen durch Verletzung der Gesetze des Daseins; nicht wenig Krankheiten und Ungemach geht er sich durch Unwissenheit und Leichtsinn zu. Doch überwiegt bei weitem das Gute das Schlimme, somit bestände die Naturwelt, ungeachtet ihrer Mängel und Gebrechen, nicht bestände Schein und das Menschengeschlecht sich nicht über die ganze Erde ausgebreitet, wäre nicht in Erkenntniß und Genuß fortgeschritten. Es glänzen auch die Sterne in wundervoller Pracht und doch werden auf allen Kämpfe und Verwickelungen stattfinden; die Erde mag in gewisser Entfernung als ein schöner Stern erscheinen, trotz ihrer Regengüsse und Wolkenzüge.

Nichtsdestoweniger ist diese Welt eine unvollkommene und wir geben und gern dem Glauben hin, daß selbst diese Unvollkommenheit höhern Zwecken dienen könne. Wenn die Welt das Mittel ist, in welchem der Geist des Menschen zum Bewußtsein und zur Unterscheidung seiner Selbst gelangt, je weit er dann, wenn er nicht sich aber noch unreif ist, zur Einsicht gelangen, daß sie mit ihren Mängeln, mit ihrem Wechsel und ihrer Vergänglichkeit auf die Dauer seinen höchsten Zwecken und Bedürfnissen nicht genügen könne; sie selbst weist ihn durch ihre Unvollkommenheit auf vollkommenes Daseinsformen hin. Wäre sie von jenen Mängeln frei, hätte z. B. der Leib des Menschen gestaltenden Naturgewalten Trotz, bliebe er von Krankheit und Alter verschont, so würde das natürliche Dasein den höhern Keim, die Zaubergewalt des Sinnenlebens die ewigen Ideale überwuchern und die Menschheit möchte zu einem Lotosengeschlechte werden, das, Nichts fürchtend und achtend, überall nur der eigentlichen Stärke vertrauend, in Selbstzerstörung endigte. Damit die zarte Himmelsblume nicht erstickt werde von den Schlinggewächsen der Erde, möchte sie nach oben, einer feinern Luft entgegen, in welcher jene verdorren und absterben. Der in sich gereifte Geist fühlt sich nur befriedigt in einer Welt ganz harmonischer Zusammenordnung (nicht fremdartigen Nebeneinanderseins, das seinen Kampf bedingt und fortwährende Verwickelungen, die sich durch Gewalt und Katastrophen auflösen)

in einem Reiche ewiger Liebe, Freiheit und Wahrheit; auf dieses weist ihn seine Anlage, sein Bedürfniß und Entwickelungsgesetz hin. Das Bewußtsein endlich, daß die Naturgewalten nur den Leib zu vernichten vermögen, der Geist aber frei durch sie hindurchgeht, vermindert den Schmerz der Trennung von den Scheidenden, welcher andererseits sich selbst wieder zu einem Erwecker dieser Erkenntniß wird.

Für Shakspearefreunde.

Auch unsere Leser werden einmal von den vielbesprochenen neuen Lesarten Shakspeare's, die der Engländer Collier aufgefunden, etwas hören wollen. Wir theilen nachstehende Zuschrift eines gediegenen Aesthetikers mit: „Es ist in der That sehr beachtenswerth, wie ganz verschieden wir bisher die Alten, wie ganz verschieden Shakspeare behandelt haben. In der Behandlungsweise der Alten ist noch immer die exemplarische Betrachtung die fast ausschließlich überwiegende und nur erst sehr spät gelang es den Bemühungen Friedrich Schlegel's, Welcker's und Ottfried Müller's, einen wirklich kunstgeschichtlichen und ästhetischen Gesichtspunkt für sie zu gewinnen; bei Shakspeare dagegen sind wir noch nicht viel über das blos ästhetisirende und belletristische „Greifen" hinausgekommen; wir haben noch nicht einmal überall einen durchaus sichern und tadellosen Text. Es ist klar, daß die eine Behandlungsweise ohne die andere eine Einseitigkeit ist, die reine Textkritik ist eine Geistlosigkeit, wenn sie nicht schließlich zu einer Höhe der Auffassung des künstlerischen Wesens sich zu erheben weiß; und ebenso ist alles Aesthetisiren auf Sand gebaut, wenn es sich nicht auf die genaueste Kenntniß aller Eingriffen und vor Allem auf einen ganz genau durchforschten Text gründet.

Wie wenig aber noch in dieser Hinsicht für die Durchforschung und Reinigung des Shakspeare'schen Wortlauts geschehen ist, das hatten wir eben erst wieder in den neuesten Tagen zu beobachten Gelegenheit. Bekanntlich fand der berühmte englische Shakspearekritiker Collier vor einigen Jahren in einem Bücherladen zufällig ein ganz unansehnliches, beschmutztes und zum Theil verstümmeltes, aber von einer gleichzeitigen Hand durchweg mit sehr wesentlichen und einleuchtenden Textverbesserungen versehenes Exemplar der alten Folioausgabe von 1632. Collier gab diese Lesarten (London 1853) heraus und erklärte, daß sie wahrscheinlich auf die alten Theatermanuscripte der Shakspeare'schen Schauspielergesellschaft oder doch wenigstens auf Vorstellungen der einzelnen Stücke, denen der alte Corrector beiwohnte, sich stützen dürften. Seitdem ist nun in der englischen und deutschen Kritik der Streit sehr lebhaft und leidenschaftlich. Einige stellen sich unbedingt auf die Seite Collier's und nehmen ohne Weiteres, wie z. B. die erst kürzlich bei Baumgärtner in Leipzig erschienene Ausgabe, alle diese neugefundenen Lesarten und Veränderungen in den Text auf; Andere, wie z. B. Delius in Bonn, verwerfen sie ganz und wollen von der alten Ueberlieferung nicht das Mindeste ablassen.

Unter diesen Umständen ist es sehr dankenswerth, daß Ulrici, der bereits durch sein größeres Werk über Shakspeare's Leben und Werke als einer der gründlichsten Shakspearekenner auch bei den Engländern anerkannt ist, sich der Mühe unterziehen will, eine neue kritische Textausgabe Shakspeare's zu veranstalten. Bereits liegt „Romeo und Julie" (Halle, bei Pfeffer) als erstes Bändchen dieses trefflichen Unternehmens vor uns, und die ruhige und verständige Art, wie Ulrici fortwährend zwischen den Alten und Neuen abwägt, den Fund Collier's benutzt, ihn aber doch erst nach der sorgfältigsten Prüfung in den einzelnen Stellen aufnimmt oder verwirft, läßt erwarten, daß hier in der That in der Shakspearephilologie für immer ein bleibender Grund gelegt ist.

Aber diese neue Ausgabe empfiehlt sich für uns Deutsche auch durch einen andern sehr bedeutenden Vorzug. Sie ist nämlich zugleich ein erläuternder Commentar. Die Einleitung gibt belehrende Auskunft über die Zeit der Entstehung, über die Fabel, die dem Stück zu Grunde liegt, über die bisherigen Ausgaben und anderes Wissenswerthe, und die Anmerkungen unter dem Texte geben außer der Rechtfertigung über die ausgewählte Lesart die für den deutschen Leser nöthigen sachlichen und sprachlichen Erläuterungen. Ueberall das feinste Verständniß und die ausgebreitetste Gelehrsamkeit und doch zugleich die höchste Mäßigung und Kürze. Mit einem Wort, wir haben den Anfang eines Unternehmens vor uns, das wir Allen, die Shakspeare in der Ursprache lesen wollen, nicht warm genug empfehlen können, und wir sind gewiß, daß gerade in häuslichen Kreisen, bei gemeinsamer Lectüre des großen Dichters, dieser Commentar und Text Ulrici's der beste und erwünschteste Führer sein wird."

Specifische Tugend.

Die wahrhaft sittliche Kraft eines Menschen läßt sich dann erst beurtheilen, wenn ihn die Umstände aus seiner Sphäre gedrängt haben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 9. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Amalie von Weimar.

Ein Lebensbild von Armin Grafen zur Lippe.

Ein edler Mensch geht edle Menschen an
Und weiß sie festzuhalten.
Goethe's „Tasso".

Anna Amalie, die Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig und der Herzogin Philippine Charlotte, der Schwester Friedrich's des Großen, wurde geboren den 24. October 1739. Ihre Kindheit ließ ihrem spätern Gedenken wenige Stunden, deren sie mit ungetrübter Freude zu gedenken vermochte. Ein liebebedürftiges Herz ward ihr gegeben, aber Liebe entbehrte sie. Während ihr Gedächtniß an edle, ruhmvolle und tapfere Ahnen, Muster ritterlichen Sinns, anknüpfen lernte, während der Hinblick auf ihren Oheim, den größten Mann seiner Zeit, ihr Selbstgefühl erhob und die Pflege von Wissenschaft und Kunst am Hofe ihres Vaters ihren Sinn und ihr Streben zum Hohen und Großen bildete, lernte sie doch schon früh „der Duldung stille Lehre zu bewahren".

Zu voller Schönheit und Anmuth erblüht, ward Anna Amalie in ihrem siebzehnten Jahre die Braut und Gemahlin des jugendlichen Fürsten Ernst August Konstantin, Herzogs zu Sachsen Weimar. Ein neuer Frühling schien ihrem Herzen aufgehen zu wollen. Eine heitere Zukunft lächelte der jungen Fürstin, als sie den Hof ihres Vaters mit dem ihres Gemahls vertauschte. Als sie im folgenden Jahre zum ersten male Mutter geworden, floß ihr Herz über in seliger Wonne und sie verstand zum ersten male den vollen Werth des Lebens. Es war, wie sie selbst sich aussprach, die erste und reinste Freude, die ihr das Dasein geboten, es war ihr, als wäre sie zu neuen Empfindungen entbunden, ihr Herz wurde leichter, ihre Ideen wurden klarer, und jetzt erst fühlte sie sich heimisch in dieser Welt, die nun ein Wesen trug, dem sie mit vollster Seele wahrhaft gehörte.

Am 3. September 1757 war der glückliche Tag, an dem sie ihrem Gemahle den Sohn und ihrem Lande den künftigen Regenten geboren, den unvergeßlichen Karl August, die Freude des Vaters, die Hoffnung des Landes, der Mutter aber ihr eigenstes Leben, denn ihr Gemahl ward im Frühlinge des kommenden Jahres im jugendlichsten Alter dem Leben

entriſſen. Es war ihr nicht vergönnt, den zweiten Sohn, der erſt mehre Monate nach dem Tode des Vaters geboren wurde, in deſſen Arme zu legen.

So ſtand nun die junge Herzogin allein da. In einem Alter, das ſonſt die Freude des Lebens in roſigſter Schale kredenzt, war ſie ſchon vom Witwenſchleier umhüllt. Der letzte Wille des verſtorbenen Herzogs verordnete, daß ſie Obervormünderin ſeines Sohnes und Regentin des Landes werden ſollte, aber ſelbſt noch eine minderjährige Fürſtin konnte ſie keine der ſchweren Pflichten übernehmen. Ihr Vater, Herzog Karl von Braunſchweig, unter Mitwirkung des Staatsminiſters von Bünau, ſollte bis dahin die Verwaltung des Herzogthums leiten. Der kaiſerliche Hof zu Wien indeſſen nahm Anſtand, dieſer Beſtimmung ſeine Beſtätigung zu ertheilen und erklärte ſchon im folgenden Jahre, da der Kurfürſt von Sachſen, Auguſt III., ſich wegen der Unruhen des Siebenjährigen Kriegs nicht herausfinden ließ, die interimiſtiſche Regentſchaft zu übernehmen, die junge Fürſtin am 9. Juli 1759 für majorenn und befähigt, die Regentin des Landes und die Obervormünderin ihrer Söhne zu werden. Ein ſchwerer Beruf ward der jungen Frau zutheil, ein Beruf, der um ſo drückender auf ihr laſtete, da die mühevollen Zeiten, die kriegeriſchen Unruhen das Land im Innerſten erſchütterten. Als deutſche Reichsfürſtin verpflichtet, gegen denſelben Oheim zu kämpfen, für den ſie eine unbegrenzte Verehrung hegte, blieb ſie doch in perſönlicher Freundſchaft für ihn und gewann durch ſein Bild und ſeinen Zuſpruch manche Aufklärung und Belehrung.

Endlich kam der erſehnte Friede. Das Land ſollte jetzt unter ihrer Führung ſeine Kräfte zu entwickeln beginnen, ſollte nach den Leiden des Kriegs erſtarken, nach innen und außen geneſen; dem Sohne aber, dem einſtigen Beherrſcher des Landes, ihm ſollte der Sinn für ſeinen künftigen Beruf im Innerſten geweckt werden, alle edlen Kräfte in der Bruſt des Kindes ſollten frei ſich beleben und entfalten, ſodaß ſie einſt den ihr anvertrauten Scepter über ein glückliches kleines Volk würdig dem Würdigen zu übergeben vermochte. Der Ackerbau wurde gehoben, das Gewerbe geſchützt, der Handel gefördert und erleichtert; die Wiſſenſchaft trieb ihre ſegnenden Früchte, die Kunſt wurde als die ſchönſte Blüte des menſchlichen Geiſtes gehegt; ein neues Leben durchdrang die Verwaltung und Allen ein Muſter ſtand Anna Amalie in jeglichem Sinne Allem voran. Schon in den Stürmen des Kriegs ward eine Reform der Schulen begonnen; nach Jena wendete ſie beſonders ihr Auge und bald erwachte auch dort ein höherer Sinn, ein freieres Streben; talentvolle Männer wurden als Lehrer berufen, die Akademie erhielt eine neue Verfaſſung, der ſittliche Ernſt und die Würde, die Regſamkeit der Lehrer und Studirenden, die Begeiſterung für alles Wahre, Schöne und Große machte die glückliche Stadt zum würdigen Sitz der Muſen. Und wie die Herzogin in Jena einen höhern Sinn neu zu erwecken verſtand, ſo kam auch durch ſie über ihre nähere und entferntere Umgebung, über Hof und Stadt und Provinz ein neues regſam bildendes Leben. Die Mittel wurden geboten; der Gebrauch der herzoglichen Bibliothek wurde freigegeben, ein gutes Theater, das ein Jeder drei mal wöchentlich unentgeltlich beſuchen konnte, wirkte veredelnd auf den Geſchmack. Die Herzogin ſelbſt, die reinſte Freude in Wiſſenſchaften und Künſten findend, zog oft auf kürzere oder längere Zeit Gelehrte und Künſtler in ihre Nähe. Gern ſah ſie bewegliche Menſchen um ſich verſammelt. Ernſt und Scherz, Anmuth und Würde waren gleich willkommen und jedes Talent durfte frei und ungehindert in ihrer Nähe ſich äußern und ſich entwickeln. Alles geiſtig Harmonie und Anregende, wo es ſich auch kundgab, weckte in ihr ein lebendiges Echo, mochte es nun als Wiſſenſchaft oder Kunſt, in Natur- oder Menſchenleben, in heiterer oder ernſter Form ihr entgegentreten; ihr Sinn war empfänglich und empfindungsfähig für Alles, was ſich nur als einen Ausdruck des Göttlichen kundgab.

Nächſt den Regierungsgeſchäften war die Sorge der Herzogin der Erziehung ihrer

Söhne, Karl August und Konstantin, zugewendet. Noch ehe der Aelteste völlig das fünfte Jahr erreicht hatte, übergab sie ihn einer männlichen Leitung. Graf Gustach von Görz — selbst erst 22 Jahre alt —, ausgezeichnet durch Geist und Gemüth, Einsicht und gebiegenen Sinn, war dazu bestimmt, das wichtige Amt eines Erziehers des ältesten Prinzen zu übernehmen und das Vertrauen seiner Fürstin rechtfertigte der junge Mann im vollsten Maße. Sieben Jahre verwaltete Graf Görz diesen ehrenvollen Posten allein, dann aber wurde auf seinen eigenen Wunsch Wieland als Miterzieher berufen, Hauptmann von Knebel aber erst später, 1774, zum Mentor des jüngern Prinzen bestimmt. Der Eintritt dieser beiden durch Geist und innersten Werth so bedeutenden Männer in die Kreise des weimarischen Hofs war auf die Entwickelung des dasigen Lebens vom entschiedensten Einfluß. Wieland, geachtet als Philosoph, als Dichter geliebt, der Mann, dem nach dem Ausspruche Goethe's „das ganze obere Deutschland seinen Stil verdankt", brachte einen gefeierten Namen mit und mit ihm stieg die erste schöne Morgenröthe der Zeit herauf, die in der Geschichte der deutschen Literatur als die classische bezeichnet bleibt. Wieland, der auf dem Boden des Alterthums seinen Geist gebildet, führte den Prinzen an sicherer Hand dem Ideal entgegen und gab dem Leben seines Zöglings höhere Weihe. Und wie Wieland auf seine nächste Umgebung erhebend, anregend und bildend wirkte, so blieb auch sein Interesse den weitern Kreisen zugewendet, so sollte seine Zeitschrift, der „Deutsche Merkur", zwischen den Extremen, die sich damals auf dem literarischen Gebiete bewegten, vermittelnd eingreifen. Die vetterkürrende Süßlichkeit auf der einen, die cynische Genialität auf der andern bekämpfte er mit scharfen Waffen. Er ärgere sich, sagte er, über die Leute, die, „wenn sie ein bischen Witz und nichts zu essen hätten, sich über alle Rücksichten hinwegsetzten". Goethe, dem es weder an Essen noch an Witz gebrach, fühlte die Beziehung auf sich und seine Schule. Er schrieb seine Satire „Götter, Helden und Wieland" und stellte darin den Hofrath und Prinzen-Hofmeister zu Weimar wegen dessen Nichtachtung der Griechen in seiner „Nieste", am Gestade des Kocytus, in bedenkliches Gedränge und ließ ihm dort von Göttern und Helden weidlich den Text lesen. Eine liberale und zugleich geistreich abschließende Erwiderung von Seiten Wieland's folgte, Goethe schrieb in freundlichster Weise dem liebenswürdigen Manne, die Dissonanzen lösten sich und ein freundschaftliches Verhältniß stellte sich später zwischen Beiden auf das erwünschteste her.

Mittlerweile rückte die Zeit mehr und mehr heran, in der die Herzogin ihrem ältesten Sohne die Leitung des Staats zu übergeben gedachte. Kaiser Joseph erklärte den jungen Herzog 1774 für majorenn und mit dessen Geburtstag sollte zugleich der Regierungsantritt gefeiert werden. Das Unglück des Schloßbrandes zu Weimar vereitelte diese Hoffnung und die Uebergabe der Regentschaft verzögerte sich.

Eine Reise der jungen Prinzen unter Begleitung Knebel's und des Grafen von Görz nach Paris, die noch im Winter desselben Jahres beschlossen und ausgeführt wurde, prägte sich auf die Lebensgestaltung des Erbprinzen vom bedeutendsten Einfluß. In Karlsruhe lernte er die Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt kennen, die nach dem sehnlichen Wunsche seiner Mutter ihm zur Gemahlin bestimmt wurde. In Frankfurt wurde ihm durch Knebel Goethe zugeführt, dessen persönliche Bekanntschaft der Prinz schon seit lange gewünscht hatte. Mit Neigung und Vertrauen kam der junge Fürst dem schon etwas ältern Dichter entgegen und Goethe folgte mit Freuden der Aufforderung, in weimarische Dienste zu treten.

Die jungen Herrschaften waren noch Weimar zurückgekehrt und den 3. September 1775 übergab nach sechzehnjähriger, ruhmvoll verwalteter Regentschaft die Herzogin-Mutter dem Sohne die Leitung des Staats. Das Bewußtsein, treu ihren Beruf erfüllt, zum Segen ihres Landes gewirkt und diesem einen guten Regenten erzogen zu haben, begleitete sie in den neuen Abschnitt ihres Lebens, den sie nun sorgenfrei und glücklich betrat.

Wenige Wochen nach der Uebernahme der Regierung (am 6 October) ward die Vermählung des Herzogs mit der Prinzessin von Hessen Darmstadt gefeiert und am 7 November kam Goethe nach Weimar, noch ganz, wie Knebel sagt: „In Werther's Montirung, wodurch er die Frauen sogleich weghatte." Mit theilnehmendem Sinne blieb in ihrem stillern Privatleben die Herzogin-Mutter den sich neugestaltenden Verhältnissen zugewendet. Wieland, Kammerherr von Einsiedel, ein herzensguter, liebenswürdiger, wissenschaftlich und künstlerisch gebildeter Hofmann, Fräulein von Göchhausen, bekannt durch Geist, Witz und Humor, bildeten die nächste Umgebung der Fürstin. Abwechselnd sich an Wissenschaft und Kunst erfreuend, ließ sie die Tage ruhig und fröhlich dahingleiten. Im Winter bewohnte die Herzogin das Wittumspalais in Weimar, die bessere Jahreszeit verlebte sie auf ihren anmuthigen Lustschlössern zu Ettersburg, Tiefurt und Belvedere. Ein fröhlicher Kreis anregender Menschen versammelte sich allwöchentlich um sie, die unermüdet und in anmuthigster Weise den geselligen Verkehr zu heben verstand. Alles, was belebend und belehrend, unterhaltend und fördernd wirkte, wurde mit Neigung in den Kreis der Betrachtung gezogen, Literatur und Musik, plastische und dramatische Kunst, wurde Gegenstand der Unterhaltung. Und welche Namen klingen uns aus jenen glücklichen Tagen herüber, welche bedeutenden Menschen fanden sich zusammen und bildeten die Gesellschaft dieser geistreichen Frau! Der gewaltige Goethe, der liebenswürdige Wieland, Herder, der Hohepriester, wie ihn Goethe oft scherzweise nannte, Knebel, der Kunstkenner Meyer, Musäus, Bode, Bertuch, Frau von Stein, Frau von Berlepsch, die von Goethe gefeierte Sängerin Corona Schröter, Alle trugen, sie von hervorragenden Formen, durch Talent und Geist, Kunst und Humor, zur Belebung des Ganzen bei. Nach dem Ueber wurde musizirt oder, was nur irgend Bedeutendes in Literatur und Poesie erschien, gelesen, mit Interesse erfaßt, kritisirt, ein freier Austausch der Gedanken, ein heiteres Gespräch waltete. Eines Abends z. B. war Gleim, der Weimar besuchte, zur Herzogin-Mutter beschieden und sollte dort den Verfasser des „Werther" kennen lernen. Die Gesellschaft war schon versammelt und bewegte sich frei durcheinander. Gleim hatte den neuesten Musenalmanach zur Hand und las Einiges daraus vor. Währenddeß hatte sich ein junger Mann, auf den er kaum geachtet, dessen feuriges schwarzglänzendes Auge ihm jedoch aufgefallen war, mit kurzem grünen Jagdrock, Stiefeln und Sporen, unter die Zuhörenden gemischt und schien mit großem Antheil dem Gelesenen zu folgen. Als eine Pause entstand, erhob er sich, verneigte sich sehr verbindlich gegen Gleim und bot ihm an, im Vorlesen mit ihm abzuwechseln, damit es ihn nicht zu sehr ermüde. Dieser reichte ihm sogleich das Buch und im Anfange trug der junge Mann die Gedichte von Stolberg, Bürger und Voß ganz erträglich vor. „Auf ein mal", erzählte später Gleim, „war es aber, als ob ihn der Satan des Uebermuthes beim Kopfe nehme und ich glaubte den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt zu sehen. Er las nämlich Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, er mich in alle nur möglichen Tonarten und Weisen aus, Hexameter, Jamben, Knittelverse und wie es nur immer gehen wollte, Alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttelte. Es kamen so prächtige, wiewol nur eben flüchtig hingeworfene Gedanken vor, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibpulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit im Saale, die immer stieg, da jener allen Anwesenden etwas versetzte. Auch meiner Mäcenschaft vergaß er nicht einen kleinen Stich dafür beizubringen, weil ich mich nicht selten an den Indianern, denen ich Unterstützungen zutheil werden ließ, vergriffen hätte. Deshalb verglich er mich witzig genug in einer kleinen extemporen in Knittelversen gedichteten Fabel mit einem frommen und dabei über die Maßen gefräßigen Truthahn, der eigene und fremde Eier in großer Maße verzehrt und in größter Geduld ausbrütet, dem es aber an

passant wol auch ein mal begegnet und der es nicht übel nimmt, wenn man ihm ein Ei von Kreide statt eines wirklichen unterlegt."

Auf diese Weise machte der alte Gleim des jungen Goethe Bekanntschaft.

Und wie sich die fröhliche genialе Gesellschaft in Weimar um die Fürstin versammelte, so folgte sie ihr auch auf ihre ländlichen Sitze. Mit vollem Sinn den Freuden zugewendet, welche die Natur dem empfänglichen Gemüthe bietet, wußte sie den Aufenthalt in Tiefurt, in Ettersburg mit angeborenem Talente noch erfreulicher und anmuthiger zu machen. Tiefurt namentlich, das eigentlich für den Prinzen Konstantin eingerichtet war und dieser auch mit seinem treuen Knebel längere Zeit bewohnt hatte, ward ihr besonders theuer. Hier ließ sie pflanzen und bauen und ihr sinniger Geschmack verlieh dem einfachen Landsitz einen wahrhaft poetischen Reiz, sodaß, wie sie selbst an Knebel schrieb, sich jetzt Faune und Nymphen nicht zu schämen brauchten im tiefurter Hölzchen zu wohnen. Da athmete Alles ländliche Ruhe und Frieden, in den lieblichen Buchenhainen an der sanft fließenden Ilm waren anmuthige Ruheplätze, Grotten und Laubgänge geschaffen, Denksteine und Büsten, die an geliebte und gefeierte Namen erinnerten, aufgestellt und eine Mooshütte an dem Rande des Flusses ward zu einem Tempel Idaliens verwandelt. Hier wie in Ettersburg versammelte sich die fröhliche Gesellschaft zu heiterem Zeitspiel, ein weicher Rasen war die Bühne, Gebüsche und Wiesen, Sträuche und Bäume, der Fluß und die Berge bildeten die natürliche, anmuthige Staffage. Die Illuminationen der Bäume und Grotten, die Transparente und Fackeln gaben dem improvisirten Theater einen magischen Glanz, heitere Gesänge klangen durch die Luft, Zigeuner und Fischer, Elfen und Wassergeister belebten die Scene. Hier fanden Operetten, die kleineren Stücke von Goethe und Wieland, Seckendorf und Einsiedel ihre Darsteller und diese ihren Beifall.

Neben diesen heiteren Festen gingen aber auch ernste Studien her, ja selbst die alten klassischen Sprachen erlernte Amalie mit regstem Eifer und besonders war es die griechische, die sie bewunderte und liebte und sie bald die Sprache der Welt, bald die Sprache der Götter nannte. Ihre Gesundheit machte eine Veränderung des Klimas sogar zur unabweislichen Pflicht. Sie reiste nach Italien, Einsiedel und Fräulein von Göchhausen folgten, in Neapel fand sie Goethe, Herder in Rom. Zwei der glücklichsten und genußreichsten Jahre ihres Lebens gingen in jenem durch Kunst und Natur gesegneten Lande an ihr vorüber, mit lebensvoller Kraft wirkte dort der Zauber des Schönen auf sie und neu verbar gestärkt und erquickt, reich an Schätzen der Kunst und reicher an neuen Anschauungen und Einsichten, kehrte die Herzogin 1790 zurück und fand sich in ihren geliebten thüringer Bergen bald wieder heimisch.

Den treuen Begleitern ihres Lebens, der Wissenschaft und Kunst, waren auch jetzt ihre Tage geweihet. Der altgewohnte Kreis liebenswürdiger Menschen zog sich aufs neue um sie und Wieland besonders ward in den spätern Jahren ihr täglicher Umgang. Je näher die Jahre höhern Alters ihr kamen, stellte sich immer mehr und mehr die ihr gleichsam angestammte Popularität unter dem höhern Charakter der Humanität in ihr dar und mit unwiderstehlicher Kraft gewann ihr jetzt fast noch milderer Sinn die Herzen der Menschen. Noch manche glückliche Stunden hatte die Vorsehung ihr aufbewahrt. Enkel wuchsen heran und „die unvergleichliche Prinzessin", wie Goethe die Gemahlin des Erbprinzen nannte, trug nicht wenig zur Erheiterung der Großmutter bei. Aber auch noch schwere und schmerzliche Zeiten waren der Fürstin später beschieden, Zeiten, die wol ihr Herz brachen, sodaß sie allzu früh vom Leben schied. Schon der Tod ihres Sohnes Konstantin, der ihr wenige Jahre nach der Rückkehr aus Italien entrissen wurde, hatte das Mutterherz mit Weh erfüllt und nur langsam gewöhnte sie sich daran, ihn sich als „heimgegangen" zu denken. Als dann noch das Jahr 1806 mit seinen tragischen Schicksalen und dem verheerenden, Alles bewältigenden Kriege herankam, dessen Schauplatz die nächste

Nähe der Herzogin wurde, als seine verwüstenden Flammen selbst Weimar erfaßten und Alles Furcht und Entsetzen ergriff, als der geliebte, noch einzige Bruder, der Herzog von Braunschweig, auch ein Opfer auf dem Schlachtfelde blieb und als jede Hoffnung für Deutschland schwinden zu wollen schien, da ward der Grund ihres nahen Scheidens gelegt, der Geist konnte nicht mehr dem Andrange des Schicksals widerstehen. Hatte sie auch Kräfte gehabt, eigenes Leiden zu tragen, dem allgemeinen Verhängniß, der Schmach und der Noth, dem Jammer des Vaterlandes hatte sie nicht zu widerstehen vermocht; als der Frühling des kommenden Jahres (10. April 1807) neue Hoffnung dem menschlichen Herzen brachte, da fand er sie nicht mehr, der Engel des Friedens hatte ihren Geist schon abgerufen.

Goethe sprach zu ihrem Gedächtniß:

„Wenn das Leben der Großen dieser Welt, so lange es ihnen von Gott gegönnt ist, dem übrigen Menschengeschlechte als ein Beispiel vorleuchten soll, damit Standhaftigkeit im Unglück und theilnehmendes Wirken im Glück immer allgemeiner werde, so ist die Betrachtung eines bedeutenden vergangenen Lebens von gleich großer Wichtigkeit, indem eine kurzgefaßte Uebersicht der Tugenden und Thaten, einem Jeden zur Nacheiferung, als eine große und unschätzbare Gabe überliefert werden kann."

Zur Phrenologie.

Von Hermann Orges in Paris.

III.

In den naturwissenschaftlichen Sammlungen ist in der zoologischen Welt gewöhnlich der Mensch nicht vertreten, obgleich er als das ungerechtfertigt letzte Glied in der Kette der Organismen am wenigsten fehlen dürfte, wenn man einen allgemeinen Ueberblick über die lebendige Welt ermöglichen will. Ist es doch, als schämten wir uns, auch einen Theil der Natur zu bilden, als möchten wir nicht eingestehen, daß die Welt nicht um unsertwillen da sei und daß wir nur ein ganz kleines, unbedeutendes Plätzchen in dem unermeßlichen All einnehmen.

Wenigstens in dem Museum der Anatomie comparée in Paris hat man sich von diesem etwas kindlichen Hochmuthe frei zu machen gewußt und ein großer Theil desselben ist ausschließlich der Naturgeschichte des Menschen gewidmet, ohne daß dieselbe von der der übrigen Organismen getrennt worden ist. Dieser Sammlung ist auch das Cabinet Gall's einverleibt, Gall's Schädel, die nach dem erst im Jahre 1828 zu Mont Rouge bei Paris erfolgten Tode des berühmten Naturforschers dem Museum erhalten wurden, da der Staat sie von der Wittwe erstanden hatte.

Treten wir in diese geweihte Schädelstätte, wo in Glasschränken, streng geordnet und gegliedert, die Köpfe der größten Dichter und Denker, aber auch die der niedrigsten Verbrecher und verkrüppeltsten Idioten in langen Reihen nebeneinanderstehen, um ein lebendiges Zeugniß abzulegen für die Wahrheit der Phrenologie.

Wenn man von Osten her in den Saal tritt, so findet man rechts hauptsächlich die Köpfe von Verbrechern, welche ihr Leben unter der Guillotine beendigten. Der Natur der Dinge nach waren es vorzugsweise diese, welche dem Dr. Gall zur Disposition standen, und sie finden sich mit geringen Ausnahmen durchgängig, um das Gehirn untersuchen zu können.

Hast nie ist ein Name an diesen traurigen Denkmälern geistiger und physischer Entartung zu lesen, nur eine Nummer bezeichnet sie, und man muß im Katalog, der nicht den gewöhnlichen Besuchern zugänglich ist, erst nachschlagen, um sich näher über die

bezüglichen Verhältniſſe zu unterrichten. Zwiſchen ihnen ſtehen Schädel oder Gypsabgüſſe der Köpfe verſchiedener Negerſtämme und anderer Völkerſchaften der fremden Erdtheile.

Dieſen gegenüber ſind die Gypsabgüſſe der Köpfe jener Männer, welche die Menſchheit mit gerechtem Stolze nennt, aufgeſtellt. Man lieſt die Namen von Voltaire, Rouſſeau, Buffon, Goethe auf den Poſtamenten. In beſtimmter Weiſe nach ihren geiſtigen Fähigkeiten geordnet findet man Gluck, Neukomm, Greitry, Jamſterq, Duſſek, George Sand, Lafont, Franz Liſzt, Cuvier, Schlabrendorf, Joſeph II., Heinrich IV., Breguet, Isaak Newton, Descartes und noch viele Andere. Links in der Ecke, hoch oben auf dem höchſten Brete des Schranks ſteht ein Kaſten von dunkelgrünem undurchſichtigem Glaſe. Herr Laurillard, Conſervateur des Muſeums für vergleichende Anatomie, hatte die Güte, mir den Schädel zu zeigen, der einſtweilen noch dem neugierigen Blicke der Beſucher entzogen wird. Gleichwol iſt es der, welcher für die ganze Sammlung erſt den Schluſſtein liefert, es iſt der Schädel Gall's ſelbſt. Er ſelbſt, der unermüdliche Forſcher, der durch ſeinen Hohn und Spott, durch ſeinen Widerſtand, durch ſeine Nackenſchläge des Geſchicks niederzubeugende Prieſter der Natur wollte mit ſeinem eigenen Haupte für die Wiſſenſchaft einſtehen, die er begründet hatte. Laut teſtamentariſcher Verfügung fiel ſein Schädel dem Cabinet anheim, aber die Wittwe, die treu den Gatten bis zum Tode gepflegt, hat die Bedingung gemacht, daß, ſo lange ſie lebt, der Schädel ihres Gemahls weder abgegoſſen, noch aufgeſtellt werden darf. Man hat dieſem Wunſche Folge geleiſtet, damit ſie die Sammlung, das einzige Vermögen, welches Gall ſeiner Gattin hinterließ, beſuchen kann, um die bekannten Todtenköpfe zu ſchauen, auf denen ſo viele Jahre hindurch die Augen des Forſchers geruht hatten, ohne fürchten zu müſſen, dem bleichen Schädel ihres eigenen Gatten zu begegnen.

Durch einen Zufall iſt auch Descartes' Schädel dem Cabinet anheimgefallen, doch nur der Gypsabguß deſſelben aufgeſtellt; das Original ſelbſt ſteht in dem Arbeitscabinet des Conſervators. Herr Laurillard nahm ſtill ſein Käppchen ab, als er mir den Schädel dieſes großen Denkers überreichte, und ich hielt ihn lange, den Hut in der Hand, in Gedanken verloren, ehe ich wagte, ihn genauer zu betrachten. Dieſer dunkle, angeſchwärzte Todtenkopf barg alſo jenen erhabenen Geiſt, der als der Begründer aller empiriſchen Wiſſenſchaft noch von der ſpäteſten Nachwelt mit Ehrfurcht genannt und geſegnet werden wird? Das iſt das Haupt des Mannes, welcher zuerſt den Gedanken faßte, alle Wiſſenſchaften zu vereinen und unter ihnen eine gegenſeitige Abhängigkeit zu begründen? Der alle bis dahin angeſtellten Beobachtungen zuſammenfaßte, um ein neues Syſtem der Weltanſchauung zu errichten? In Trümmer fiel vor den Keulenſchlägen dieſes Giganten das naturphiloſophiſche Gebäude des Ariſtoteles und der Peripatetiker. Dieſer zahnloſe Mund da ſprach einſt jene berühmten Worte, vor denen in ihren Wirkungen die Welt erbeben durfte: „Cogito, ergo sum!“ In dieſen leeren Höhlen ruhten die Augen, welche mit ſcharfer Schärfe den Himmel durchmuſterten, um den Mechanismus deſſelben zu ſtudiren und zu erklären, oder die Erde durchforſchten, um die derſelbe lenkenden Geſetze zu ergründen? Und dieſer Kopf war es, der überall mit der Kraft des Genius die Nebelhüllen durchbrach, hinter welchen die Natur ihre Geheimniſſe verſchleiert? Wie auf die Gräber der großen Denker, vom Epheu überwuchert, die Nachkommen den Fuß ſetzen, ohne zu wiſſen, welchen geweihten Boden ſie betreten, ſo ſteht auch das Haupt des Carteſius in ſeinem Glaskäſtchen, faſt unbekannt und vergeſſen, zwiſchen verſtaubtem Gerümpel und vergilbten Pergamenten. Doch wäre ſelbſt auch der Name verſchwunden aus den Annalen der Geſchichte, wenn werden die Weltenbewegungen aufhören, die durch den Wurf dieſes erhabenen Forſchers in dem Menſchengeiſte entſtanden? Wo iſt der Sarg von Erz oder Marmor, der Gebeine einſchließt, die würdiger unſerer Verehrung wären, als die in

den Glasscherben um den Schädel des Gartenius? Und jetzt wiegt spielend meine Hand das Haupt, welches der Welt solch' unermeßliches Erbe hinterließ!

Es haftet an diesem Gebein ein Stück der Weltgeschichte — — —

„Du Wenigen, der was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahren,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbannt."

Auch an Descartes bewährten sich unsers großen Altmeisters Worte, denn er starb, ein Greis, in Schweden in der Verbannung. Als mehr denn ein Jahrhundert nachher das undankbare Vaterland die Gebeine zurückerbat, um an dem Todten gutzumachen, was es gegen den Lebenden verbrochen, da behielt der Offizier der Stadtwache zu Upsala, der den letzten Ehrendienst bei dem Sarge des Philosophen hielt, den Schädel zurück. So ging der Schädel von Hand zu Hand, bald verkauft, bald vererbt, und jeder Besitzer stolz darauf, ein solches Haupt zu bergen, schrieb seinen Namen auf die Schädelplatte. Deutlich kann man noch lesen, daß Franz Plaustrom ihn 1666, Anton von Siejermann ihn 1751, dann Glauß Geijus, Bischof von Lund, Hargerpflicht, Arkenholz, Anhrem Sparrmann und zuletzt Herr Retzius ihn besaß. Von ihm erstand ihn Berzelius für 37 Francs und schenkte ihn an Cuvier, der ihn dem Gall'schen Cabinet einverleibte. Da der Professor Hof am Collegium von Skara zu West-Gothland zu seiner Zeit das Verbleiben von Descartes' Schädel in Schweden und den Namen des ersten Besitzers veröffentlicht hat, so ist an der Identität nicht zu zweifeln, abgesehen davon, daß die Formen genau mit denen der Büste stimmen. Nur der Unterkiefer ist auch noch jetzt in Schweden, da Berzelius' Tod verhinderte, daß auch dieser nach Paris gesendet wurde. Interessant wäre eine Mittheilung über die Frage: Wer von den Herren in Upsala oder Stockholm hat noch den Unterkiefer vom Schädel des Gartenius?

Die Büste Cuvier's, des Begründers der vergleichenden Anatomie, steht in der Mitte des Gall'schen Cabinets — es ist der Ehrenplatz im Museum. Von dieser Mitte aus umfaßt ein Blick die extremsten Bildungen. Sehe man diesen breiten, thierähnlichen Schädel der Mörder Léger oder Poirin! Ist es nicht ein Kopf, der uns unwillkürlich anwidert und vor dem wir im Leben zurückschaudern, wenn wir ihm begegnen, als hätten wir auf eine Schlange getreten? Welche Würde und Klarheit, welche classische Ruhe thront dagegen dort auf der erhabenen, hohen Stirn unsers Goethe, welche Energie, welch eiserner Wille, welche Abgeschlossenheit der That und des Gedankens spricht aus der vollen Front Napoleon's! Nirgends findet man in der Gall'schen Sammlung gewöhnliche Köpfe, denn nur extreme Bildungen, ungewöhnliche Entwickelung der verschiedenen Organe fallen deutlich in die Sinne, lassen sich leicht beobachten und in ihren Wirkungen von dem Einflusse der übrigen trennen und unterscheiden. Da Gall auf rein empirischem Wege seine Wissenschaft begründete und zunächst an jene Abnormitäten anknüpfte, so ist es erklärlich, daß er verschiedenen Functionen Namen beilegte, welche gerade jenen extremen Bildungen entsprachen.

In seiner Terminologie finden sich daher besonders anfänglich: Mordsinn, Diebssinn, Wollust u. s. w., an deren Stelle später Zerstörungs-, Erwerbs- und Geschlechtstrieb getreten ist. Allerdings ändert die bloße Nomenclatur am Wesen der Sache nichts, aber Viele nahmen, und wol nicht mit Unrecht, Anstoß an dieser Bezeichnung, und dieselbe hat Vorurtheile gegen die Phrenologie wenn nicht geschaffen, so doch genährt, welche später nicht so leicht wieder zu beseitigen waren und noch heute existiren.

In Deutschland, dem Geburtslande der Phrenologie, hat dieselbe zu wenig günstige Aufnahme gefunden. Die darüber in der letzten Zeit gehaltenen öffentlichen Vorlesungen haben wenig zu ihrer Verbreitung beigetragen, zum Theil aber einen Charlatanismus

genähret, der doppelt schädlich bei einer erst in ihrer Entwickelung begriffenen Lehre ist, welche so viele Gegner zu besiegen hat, gegen die anzukämpfen nicht oberflächliches Wissen genügt. In Frankreich aber erhielt Gall, als er sich um eine erledigte Stelle in der Akademie der Wissenschaften bewarb, zwar nur Eine Stimme, aber es war die seines Freundes Geoffroy St. Hilaire, und die mögt wol einige Dutzend andere auf. Vergessen sollte man auch nicht, daß dies dieselbe Akademie war, welche den Bericht über den Fall der Meteorsteine im Departement de l'Orne dadurch abbrach, daß die Akademie erklärte, man möge sie doch mit solchen Kindereien verschonen! Und ich erwähne nur noch, daß in neuester Zeit dieselbe Akademie ein Memoire mit größter Aufmerksamkeit anhörte („Ueber die Gehirnfalten des Menschen und der höheren Thiere, von Pierre Gratiolet"), welches seinem Inhalte nach — rein phrenologisch war.

Von Berlin nach Helgoland.

II.

Die neuen Gesichter, die ich im Speisezimmer des Conversationshauses sah, verfehlten nicht, ihren Reiz auf meine Beobachtungslust zu üben. Ich sah eine Schwedin mit wahrem Sylphenwuchs und phantastisch frisirtem blonden Haar. In Ermangelung näherer Bekanntschaft unterhielt mich die Anmuth ihrer Bewegungen. Ich sah mehre Herren (einer aus Wien), welche die erste Bekanntschaft mit Austern und Porter machten; auch eine Bereicherung der Psychologie. Auch Henriettengesichter stellten sich ein und Einige riefen: Für das Geld, das hier die Speisen kosteten, hätten sie in Paris bei Very gespeist! Ich mußte dies zugeben, mit dem Beisatz: aber viel besser. Den Austern fehlte die rechte Jahreszeit und Eis gibt es hier nicht, um den Sekt zu kühlen. Mit Herrn von S. suchte ich demnächst Herrn von W. auf; wir fanden ihn beim Kaffe und in unerwartet guter Laune; er lehnte es ab, mit uns, zu denen sich meine liebenswürdige militärische Cousine, nicht die Husarin, sondern Infanterieregiment Nr. 100, gesellte, die Promenade zu besuchen. Der von der Stadt nicht eingenommene Theil der Insel ist in der Nähe derselben urbar gemacht und mit gut gedeihenden Kartoffeln bestellt; der uncultivirte Rest ist Weideland für die einzige Kuh und eine Anzahl Schafe, die das ganze Jahr hier gemolken werden, eine Wirthschaftsart, die Herrn von W., der nach dem Kriegsdienst kurze Zeit sein Lehn bewirthschaftet hatte, zu wiederholten ernsten Mienen Veranlassung gab. Der Querweg über die Insel, welcher die Stelle der Linden in Berlin oder des Alsterbassins in Hamburg vertritt, auch als Rendezvous der schönen Welt mit einigen Bänken versehen ist, heißt die Kartoffelallee; von Bäumen überhaupt ist nicht die Rede. Wir suchten auf dem ebenen, von Westen nach Osten sich ein wenig abdachenden Plateau den Rand der Felsen, um uns die phantastischen Gebilde des westlichen Absturzes mit seinen abgerissenen Klippen, thorförmigen Durchbrüchen und tiefen Schluchtenkesseln zu besichtigen, nahmen dann den Stadttheil im Oberlande in nähern Augenschein und erkannten überraschende Anfänge moderner Baukunst in dem ziemlich großen Schulhause, an welches sich ein Gärtchen schließt.

Die Töne der Tanzmusik riefen ins Unterland; zahlreiche junge Welt im eleganten Saal, unter den Tänzerinnen am meisten gesucht die Damen in Nationaltracht. Daß diese bei den Männern germännisch ist, bedarf keiner Versicherung, die Frauen fallen aber noch mehr auf. Bei allen, von der Wiege bis zum Grabe, sieht man den viereckigen Hut als einzige Kopfbedeckung und zwar von schwarzer Farbe, der Stoff Seide oder Wolle. Gnomenhaft sehen damit die riesigen Badefrauen in der See aus. Das Charakteristische der Kleidung bildet der Cotillon. Alle tragen ihn scharlachroth mit einem am Saum angebrachten grünlich gelben handbreiten Bande. Das Kleid darüber klafft auf der

Rückseite ungefähr einen Fuß breit und scheint auf dem Rock befestigt zu sein, denn nie, weder beim Tanze noch beim Winde, sieht man es abfliegen. Die Königin des Balls hatte ein blaßlila Kleid, tanzte gut und nahm bei allem Gefeiertwerden durch würdevolle und doch anspruchslose Zurückhaltung in ihrem Wesen für sich ein. Mir fielen einige seemännische Tänzer auf, die sich das modern geschnittene lange Haar mit der linken Hand hielten, während dies die Damen nöthigte, ihre rechte auf den Oberarm zu legen.

Die Dame vom 100. Regiment gab mir einen Korb für die Polka; ich erschoß mich nicht, sondern soupirte. Ich hatte es im Conversationshause unterlassen. Später fiel die große Ordnung beim Tanz, die gentile Art, mit der die Leutchen miteinander umgehen, die besonnene Ruhe bei aller Jugendlust, auf. Ein riesiger junger Mann mit weißen Beinen, blauer Matrosenjacke und Weste und großen gedrehten blonden Locken an jeder Seite des Gesichts, verräth uns seine Ungeduld, zur englischen Marine zu kommen und mehr von der Erde zu sehen als das Stückchen Fels, das ihn geboren; er gefällt durch seinen seemännischen Freimuth und erbietet sich, als ich von seiner hübschen Schwester mir auch einen Korb mit der Bitte geholt, mich in ihrer vaterländischen Mundart zu unterrichten, sie selbst mir in acht Tagen beizubringen, ein Vorschlag, den ich aber ablehnte, da mich das Ostfriesische in seinen ratternden Zungenlauten doch zu wenig anzieht, um diese originelle Akademie zu wählen. . . Herrlich weht uns draußen die Seeluft an, nachdem unsere jungen Freunde O. und B. sich mit Helgoländerinnen zu drehen begonnen hatten, der Wind wurde stärker und nicht ohne Mühe gelangten wir an die Balustrade, die Futtermauer für die Treppe, um noch ein mal das Meer zu überschauen mit seinen schwarzen Nebelschleiern, hin und wieder gelüftet von dem um sein Dasein mit ihnen kämpfenden Vollmonde und seinen fernen dunkeln Punkten, welche Schiffe sein mußten, deren Bewohner ihre Blicke mit unsern kreuzen ließen zu dem Leuchtthurm hinter uns schauend, dessen Lampen wie ein Meteor erglänzten. Das Rauschen der See hörten wir bei Peter Jasper noch in unsern Betten und es schläft sich herrlich bei dieser Musik.

Herrn von W. sah ich schon bald nach Sonnenaufgang, den ich von meinem Fenster beobachten konnte, heimkehren und fand meine Vermuthung bestätigt, daß er eine Recognoscirung über die Höhe der Wellen vorgenommen, denn er lehnte es heute ab, mit mir zum Baden zu fahren. Mit einem andern Reisegefährten beobachtete ich dann das Verfliegen der Nebel von den hochgehenden weißköpfigen Wogen und ging ins Unterland zur Fährstelle, wo Ein mit sechs Rudern versehenes Boot nach dem andern von Seeleuten, die bis unter die Arme im Wasser standen, in der Brandung festgehalten wurde, um das Einsteigen zu erleichtern. Die Ueberfahrt hatte ihre Reize, denn die großen grünen Wogen schienen es sich zur Aufgabe zu machen, den rüstigen Insulanern ihre Kraft zu zeigen, die dann aber diesen wieder die ihrige zeigten. Ueber den steinigen Strand führt eine Bretterbahn zum Herrenbade jenseit des Dünenzugs, ich ging sie allein und vermied eine daranstehende Bude, aus Scheu, eine Schillingsspeculation darin zu finden, denn so gern man diese Umzäunen ihrer Häßlichkeit wegen los wird, so sehr schreckt der Gedanke ab, sie beim Ausgeben anzufassen. Ich hatte Unrecht, wie wir gleich sehen werden. Die Badeeinrichtung läßt Nichts zu wünschen übrig, eine kleine Treppe führt in ein Cabinet mit Bequemlichkeiten, man entkleidet sich, klingelt und sofort bewegt sich das Häuschen auf seinen Rädern in die Brandung hinein; wenige Schritte auf freilich steinigem Boden genügen, den Badenden aller Lust des herrlichsten Wellenschlags theilhaftig zu machen.

Das Original der berliner Copie des „Helgoländer Kellers" in der Mitte der Dünen weiß dem regegewordenen Appetit treffliche Gegenstände zu zeigen. Vergißmeinnicht-Hummersalat, Eheskerkäse, verbunden mit Ale und Porter zu gleichen Theilen, thun dem meinigen genug. Ich sage dann in munterer Gesellschaft Herrn H. guten Morgen und erfahre, daß die verschmähte Bretterbude — die in Helgoland gestrandete Statue Gustav

Adolf's enthält. Sogleich wird der Koloß in Begleitung des eben angekommenen Herrn von S. beſichtigt und, wenngleich auf dem Rücken liegend des Imponirenden beraubt, doch ganz ſchön gefunden.

So lebte ich — ich war kein Badereiſender — einige Tage in jenem Einerlei, in deſſen beruhigender Wirkung die wahre Heilkraft aller Badereiſen liegt, bis ich vor meiner Abreiſe noch ein Seeabenteuer erlebte, das niedergeſchrieben zu werden nicht unwerth iſt.

Ich wollte mit zwei Geſellſchaftskähnen in die Wogen ausſchiffen und hatte ſie am Strande verſetzt. In der Vorausſetzung, daß ſie ſchon um den ſüdweſtlichen Vorſprung der Inſel verſchwunden waren, ſchloß ich mich einer eben einſteigenden Societät an, der Wind füllte das Segel und hinaus ging's in die hohe See. Die Rolle, welche mir in der Bootſcene zunächſt zufiel, war die eines ſchweigenden Beobachters. Den Unternehmer der Fahrt, welcher Oberamtmann geſcholten wurde, konnte ich nicht ſehen, weil er hinter mir beim ſteuernden Lootſen mit zwei ſtets ſchnatternden oder ſingenden Kindern ſaß; zwei neben mir am Backbord ſitzende ſchweigende Damen verhinderte mich der ſchräge Sitz in der Mitte zu beobachten, dagegen war im Vorderſchiff ein Herr Paſtor mit ſeinem umfangsreichen Antlitz und ſeiner breiten Sprache eine zu ausgeprägte Figur, um überſehen zu werden und ſein Nachbar, der Herr Diakonus, ſchien dies unausgeſetzt gleichfalls zu fühlen. Dieſer Diakonus fiel mir ſehr auf und hätte ich nur Jäger zu Leſern, das Jagdcapitel: „Octoberfuchs", hülfe mir zur leichten Beſchreibung; für ein größeres Publicum ſag' ich nur, dieſer junge Geiſtliche war wie alle Herren, außer mir, in zwei Röcke gekleidet, die ihm eng ſaßen, daß ich jeden Augenblick ein Springen der Nähte fürchtete. Neben ihm fand ſich Jemand, der den ſtolzen Titel Doctor führte, einem ländlichen Aeſculap auch nicht unähnlich ſah und ſeine Bewunderung zwiſchen meinem Hintermann und dem Paſtor theilte. Auf ihn folgte ein junger Mann, Norddeutſcher, ernſt, beſcheiden, beſtimmt in ſeiner Ausdrucksweiſe, für einen Oekonom zu gebildet, eher Theolog, vielleicht Erzieher. In dieſem Beruf mit ihm verwandt kam mir ſeine und meine Nachbarin, eine kleine Blondine im Trauer vor; ſie waren kein Liebespaar, aber Leute, die füreinander gepaßt hätten, wie ich aus der Weiſe ihrer Unterhaltung ſchloß. Glaubt man, ich wollte über letztere Reiſegefährtin ſchweigen, ſo iſt dies Täuſchung, denn ſie iſt eine der reizendſten der mir auf Helgoland gewordenen Erſcheinungen und ich gebe Gelegenheit, ihren Eindruck auf mich zu beurtheilen, wenn ich erwähne, daß ich ſie im Stillen ſo anredete:

Biſt du hannöver'ſchen Bluts, entſtammſt du dem Lande der Mumme,
Daß dein roſiger Mund ſo zart nur redet und lieblich?
Oder trauert dein Band der blutdurchfloſſenen Ader,
So du aus Holſtein kommſt? Verkund' es dem forſchenden Fremdling!

Aber die Converſation wird ſchwierig. Immer ſtärker ſchwellt der Wind das rundgebogene Segel, immer luſtiger ſchaukeln die grünen Wogen, immer lauter überprudelt der Paſtor den ſpritzenden Schaum, den meine ferſeſte Nachbarin als zur Sache gehörig ignorirt. Der Nachbar meines Rückens erkundigt ſich nach dem Schiffahrtscurs auf Wangeroge, ſo ſeemänniſch ward uns ſchon zu Muthe, aber blinder Lärm, man hat nur hohe See gewinnen wollen, es wird umgelegt und hinauf geht's im Vogelfluge vor der phantaſtiſchen Galerie des weſtlichen Abſturzes der Inſel, nicht nahe genug zwar, um des Details klar zu werden, doch auch nicht ſo fern, um den Totaleindruck zu verlieren. Der Lootſe erklärte nun, es gebe zwei Wege, der eine ſei von allen unſern Genoſſen der heutigen Luſtfahrt gewählt — vom Segeln abſtrahiren und unter dem Lee der Inſel zu rudern — der andere, möglich ſei es, nicht lavirend dieſelbe zu umkreiſen. Hier erlaubte ich mir, unter Eingeſtändniß meiner nautiſchen Neulingſchaft, für den erſten Weg mich zu verwenden. Hinter meinem Rücken aber wurde darüber gelacht. Artigkeitshalber erlag ich noch einem Majoritätsbeſchluß und gen Norwegens fernen Helmen wies

das muthige Steuer. Ein neuer reicher Blick auf die Nordseite der Insel, die übrigens, gleich der Ostseite, einförmig, glatt und steil ist, ließ keine Empfindlichkeit aufkommen. Aber der östliche Seegang (Ebbe) ist stärker als der halbe Wind, bald liegen wir unter der Ostküste, Wasser tritt ins Boot, es muß geschöpft werden, die hohe See wird wiedergewonnen, aber vorwärts kommen wir nicht. Auch der Herr Oberamtmann fängt nun an, mich zu begreifen, findet die Zeit zu lang, die der kaltblütige Seemann für das Kentern fodert. Also zurück zur Pyramide, wo eben eine Anzahl Jäger, welche nur in diesen Breiten vorkommt und den Beruf verspürt, weiße Möven mit schwarzen Köpfen (Copien der Badeweiber) zu schießen, ihre Flinten abfeuert, um die auf Felsgeröll dort stationirten Strandläufer zu erschrecken. Das Lee der Insel nimmt uns auf, beide Seeleute rudern und das Wunder tritt in unsere unmittelbare Nähe. Jene Felsenkegel und Felsenthore (sie haben alle Namen und ihre eigene Geschichte) werden von uns umfahren und durchschifft, der Fels hängt oft über uns in die See hinaus, immer wechseln seine Formen, die Masse überall gleich, rother Thonschiefer, dessen Mürbheit sich — bewußt zu sein auch viel Spannendes hat, mit eingesprengten schmalen Schichten von gelbem Sandstein. Das Ganze erscheint wie eine zurückgebliebene Geschwulst der Erde von der Geburtsstunde eines Feuergeistes und seit Jahrtausenden stürmt und wäscht das Meer vergeblich an diesem Hohn gegen seinen Absolutismus.

Wir nähern uns der Südwestspitze, die Seeleute treffen Vorkehrungen, der Mast, selbst das Steuer werden ausgenommen, noch zu rechter Zeit; denn geht da an der Ecke das Boot nicht zurück? So sieht es allerdings aus, man kann es vom Ufer mit der Stimme erreichen, aber selten sehen, so hoch umschlagen es die Wellen. Die Seeleute verabreden ruhig ihr Verhalten, Niemand stört sie, auch mein seemüthiger, lachender Hintermann ist still geworden, nur die Kinder schreien —

Die Felsenecke ist da! Jetzt geht's ans Rudern, man sieht die gewaltigen Anstrengungen der auf dem Meere ergrauten Männer, es nähme kein Wunder, wären die Ströme von Schweiß, die sie vergießen, roth gefärbt. Interessant ist der Moment, doch freue ich mich, meine kleine Frau nicht an meiner Seite zu haben, denn zuviel Entscheidendes hängt wirklich an ihm. Vier Arme und zwei Ruder, auf ihnen beruht jetzt unsere Lebenshoffnung, erlahmen jene oder faßt eins von diesen den nahen Fels und bricht, wie es sich im Wasser nur biegt, so scheitern wir entweder oder werden steuerlos verschlagen in die brausende See.

Nach einer halben Stunde dankte ich dem Herrn Oberamtmann für die interessante Fahrt bei Abtrag meiner Schuld, und der Herr Pastor, welcher schon in einer breiten Erzählung seines jüngsten Erlebnisses das Wiederfinden seiner Sprache ausbeutete, rief mich an, um mir Schmeichelhaftes über die bewahrte Seelenruhe zu sagen, was ich nur annehmen konnte rücksichtlich des Scheins, den zu verleugnen ich mich geschämt unter dem Eindrucke des hohen Muthes der Damen, wobei ich namentlich die kleine von mir Angesungene im Auge hatte, der ich nur wünschte, daß nicht Resignation ihr junges Gemüth so trüb gestimmt haben möge.

Die „Kartoffelallee" barg viel schöne Welt, aber nicht meine Bekannten; erst im Conversationshause des Unterlandes brachte ich meine Entschuldigungen an den Mann, wobei ich erfuhr, daß beide Gesellschaften länger auf mich als ich auf die See gewartet hatten. Nach dem Speisen verlor sich die Conversation, weil die nicht spiellustigen Damen die Säle für die Herren durch eigene Entfernung aufhoben. Roulette und Pharo mit ihren Gold- und Silberbergen und ihren Monotoniern arbeiteten nebeneinander für die Gesundheit der Curgäste in einem mir zu heißen Saal, den ich unbetheiligt verlasse, um noch über die Schalkheit des Geschicks zu lächeln, welches Herrn von K., mit dem Kammerherrntitel belastet, bestimmte, den Bankier des Pharo ge-

waltig damit zu ärgern, daß er drei einfache Sätze à 1 Thlr. eingesteckt und Abschied nahm für immer.

Auf einer Wanderung ins Oberland befriedigten Herr von W. und ich unsern dortigen Wirth in seiner, mit weißbunten Porzellanfliesen tapezirten und viel sauberm Geräth ausgeschmückten Küche und empfingen seine Karte, um ihn gründlicher empfehlen zu können. Wir bestellten, um 5 Uhr zu wecken. Vorher konnten wir es uns aber nicht versagen, noch ein mal den Blick über das weite Meer zu genießen. Wie Fingalschatten wandelten wir noch einmal über die Klippen im Rückblick auf die traulichen Meereserlebnisse der ihre Zukunft aufs Spiel setzenden Familienväter.

(Der erste und letzte Artikel in nächster Nummer.)

Der mecklenburgische Bauer.

— — Ich hatte so Vieles von dem Lichte der Aufklärung gehört, das auch allmälig in die Nacht Mecklenburgs hereingebrochen wäre. Bei einem Besuche des alten Kernlandes erwartete ich, in den Dörfern zweistöckige Häuser mit rothen Ziegeldächern, von zierlichen Blumengärtchen umgeben, zu finden, und ähnliche kühne Neuerungen; allein meine Erwartung fand sich bald getäuscht, denn noch ganz wie sonst schauten die dunkeln Strohdächer mit ihrem ehrwürdigen Schmuck von Moos zu mir herüber. Noch wohnten in den meisten Häusern Menschen, Pferde und Ochsen, Kühe und Schweine in friedlichster Eintracht miteinander unter demselben Dache, noch suchte der Rauch seinen Ausweg durch die Thür des Hauses und durch die kleinen Oeffnungen im Dach, Luken genannt, und noch kein Schornstein erhob sich hochmüthig über die niedrigen Hütten. Nur hier und da sah man ein von Weidenruthen geflochtenes Storchnest hervorragen und den gefiederten Gästen darin gönnte man gern ihren hohen Platz, denn der Storch bringt nach dem Glauben des Volks Segen ins Haus.

Der mecklenburgische Bauer hat eine große Anhänglichkeit an das von Alters her Bestehende. Bei jeder Neuerung sagt er: Wenn es so besser wäre, würde es mein Vater und mein Großvater auch schon so gemacht haben! Und da bleibt er denn mit kindlicher Pietät in seinem sogenannten Langhause, wo er bescheiden den hintern Theil bewohnt, in welchem sich auch die Küche befindet, während das Dachgelaß zur Aufbewahrung des Heus und des Getreides bestimmt ist und der größere vordere Theil des Gebäudes zu Ställen für Pferde und Rindvieh wie zu Schlafkammern für das Gesinde dient. Bei dieser Einrichtung genießen die rothwangigen Mägde den Vortheil, den gesunden Duft des Kuhdüngers in nächster Nähe einzuathmen, denn ihre Schlafkammer ist gewöhnlich nur durch eine niedrige Bretwand von dem Kuhstalle getrennt und ist eigentlich mit diesem ein und derselbe Raum, welche Einrichtung in den Pferdeställen mit den Schlafkammern der Knechte ganz in derselben Weise stattfindet. Was in Mecklenburg einmal steht, hütet man sich sorgsam einzureißen, mag es auch auf noch so schwankenden Füßen stehen, und macht eine Feuersbrunst einen Neubau nöthig oder wirft ein Sturm mitleidig eine dieser wankenden Lehmhütten zu Boden, so läßt der Bauer sein Haus ganz so wieder aufbauen, wie es bei Vater und Großvater war; denn eine Verordnung, wie neugebaut werden muß, gibt es in Mecklenburg nicht. In den großherzoglichen Domänen hat man zwar hier und da eine Neuerung versucht; man hat für Pferde und Ochsen aparte Ställe und für den Bauer und seine Familie ein Wohnhaus mit Ziegeldach gebaut, doch hat bei den Landleuten diese Einrichtung wenig Anklang gefunden. Ein alter Bauer, den man fragte, ob er sich nicht freue, nun ein Haus mit einem Ziegeldache zu haben? erwiderte verdrießlich: „Wat helpt mi dat? Dat is wohl köller as sus, un ick möt mihr Lüde hähben. Sus

kun ick, wenn ick in de Stubenthör stund, sehen, ob mihn Veh got röckend was; nu mät ick öber den Hof gohn un enen Knecht mät ick dorüm mihr häbben." (Was hilft mir das? Es ist jetzt viel kälter als sonst und mehr Leute muß ich auch haben. Sonst konnte ich, wenn ich in der Stubenthür stand, sehen, ob mein Vieh gut besorgt war; nun muß ich über den Hof gehen und einen Knecht muß ich deshalb mehr haben.) Auf die Bemerkung, daß es doch sehr feuergefährlich sei, wenn Heu und Getreide in dem Wohnhause aufbewahrt würden, erwiderte er, die vorgekommenen Feuersbrünste überdenkend, gelassen: „Dat Füer is nich ut de Kök komen, de Lüchtung hät inschlogen!" (Das Feuer ist nicht aus der Küche gekommen, der Blitz hat eingeschlagen.)

Anregungen.

Unsere Nahrungsmittel.

Leben ist Stoffwechsel! — lautet bekanntlich der von uns schon oft besprochene Satz Jakob Moleschott's. Auch die Nahrungsmittel, die wir zu uns nehmen, verfallen in neue Substanzen, sie werden Blut; aus dem Blute bilden sich feste Körpertheile; diese nutzen sich ab und verfallen, und während sie durch neuen Nahrungsstoff aus dem Blute ersetzt werden, gehen die Producte ihrer Zersetzung auf verschiedenen Wegen aus dem Körper. Das ist der Kreislauf des Lebens.

Das Blut übernimmt die Vermittelung zwischen den Bestandtheilen der Nahrung und denen des Körpers. Zur Verdaulichkeit eines Nahrungsmittels gehört zweierlei: einmal müssen seine Stoffe sich leicht in den Verdauungssäften auflösen, damit sie dem Blute als Speisesaft zugeführt werden, andrentheils müssen sie den Stoffen, aus denen das Blut besteht, sich assimiliren. Zur Nahrhaftigkeit von Speisen und Getränken gehört außerdem, daß sie eine reichliche Menge aus den Stoffen des Bluts enthalten, und zwar in derselben oder mindestens in ähnlicher Mischung.

Welches sind nun die Bestandtheile des Bluts, die wir in den Nahrungsmitteln aufsuchen müssen und die wir in verschiedenen Verwandelungen wiedererkennen in unsern festen Körpertheilen? Zunächst vier Fünftel des Bluts sind einfaches Wasser; das letzte Fünftel besteht meist aus Eiweiß und aus eiweißartigen Körpern: Faserstoff und Blutkügelchen; nur in sehr geringen Bruchtheilen sind Fette und Salze im Blute vorhanden.

Das Blut kann keinen dieser Bestandtheile entbehren und wir müssen sie ihm durch unsere Nahrung zuführen. Wasser enthalten die meisten unserer festen Speisen in großer Menge, und wo es fehlt, trinkt man es auch. Die Hauptsache, auf die wir bei der Wahl unserer Nahrungsmittel zu achten haben, ist die, daß sie viel Eiweiß oder eiweißartige Körper enthalten. In weit geringerer Menge bedürfen wir in ihnen des Fettes oder der sogenannten Fettbildner, d. h. der Körper, die bei der Verdauung zu Fett werden (z. B. das Mehl des Getreides und der Kartoffeln). Ebenso bedürfen wir auch der Salze. Aus dem Eiweißartigen bilden sich später unser Muskelgewebe und die hornartigen Bestandtheile unsers Körpers: Haut, Haare, Nägel u. dergl. Das Fett vertheilt sich fast überall im Körper; ein Theil desselben wird vom Sauerstoff, den wir einathmen, verbrannt und erhält so die Lebenswärme; ohne Fett hätten wir kein Gehirn. Salze dienen zum Aufbau der festesten Körpertheile; die Knorpel enthalten viel Kochsalz und phosphorsaurer Kalk gibt unserm Knochengerüst den Halt und die Tragkraft. Noch einige mineralische Stoffe in unsern Nahrungsmitteln sind für unsern Körper nothwendig: Schwefel für die Hornstheile, Eisen als rother Farbstoff im Blute, ohne Phosphor endlich kein Gedanke, denn das Hirnfett bedarf unabweislich eines Phosphorgehalts, womit noch nicht gesagt ist, daß Denken gleich Phosphor sei.

Diese Verkenntnisse müssen wir haben, ehe wir an der Hand Moleschott's zu einer Kritik der Nahrungsmittel übergehen. Als nahrhafteste Speise steht das Fleisch oben an, denn es enthält die reichste Menge der Stoffe des Blutes, und zwar in verwandter Mischung. Seine Verdaulichkeit nimmt zu, je mehr Eiweiß es enthält. Dies ist es, was jungem Fleisch den Vorzug vor altem gibt und was das Fleisch der Hühner selbst vor dem der Ochsen empfiehlt. Wenn man Fleisch in siedendes Wasser legt, so gerinnt das Eiweiß und duldet nicht, daß die löslichen Nahrungsstoffe aus dem Fleisch herausquellen; zugleich verwandelt sich der Faserstoff zum großen Theil in einen andern, leicht löslichen Stoff. Ein ähnlicher Proceß geht beim Braten vor. Deshalb sind diese beiden Formen von Fleischspeisen die nahrhaftesten und verdaulichsten. Legt man aber Fleisch erst in kaltes Wasser und läßt

es mit demſelben leben, ſo loß ſich die große Menge der Nahrungsſtoffe ab und nur der Faſerſtoff bleibt im harten, ſchwerlöslichen und deshalb ſchwerverdaulichen Zuſtande zurück. In dieſem Falle iſt nur die kräftige Brühe zu empfehlen. Dies ſind Erfahrungen, die jede Hausfrau längſt gemacht hat und die die Wiſſenſchaft in neuerer Zeit nur zu ſehr beſtätigt und begründet hat zum Schrecken aller Hausfrauen und Köchinnen; denn die Männer wollen ſeit Liebig und Moleſchott in den Küchenzettel beſtändig mithineinreden und ſehen in allen ihnen vorgeſetzten Speiſen nur werthloſen Faſerſtoff!

Nächſt dem Fleiſch und den Eiern iſt das Brot wegen ſeiner Nahrhaftigkeit hervorzuheben, obwol dieſelbe im beſten Falle doch nur zwei Drittel von der des Fleiſches beträgt. Der wichtigſte Nährſtoff im Brot iſt der Kleber oder Pflanzenleim, ein eiweißartiger Körper, der um ſo reicher im Getreide entſteht, je mehr Ammoniak (Salmiakgeiſt) der Dünger enthält. Am meiſten davon findet ſich im Weizen, dann im Roggen, am wenigſten in Reis und Mais. Jedenfalls iſt er in keinem Getreide und in keinem Brote — im Vergleich zur Blutzuſammenſetzung — ſtark genug vertreten dem fettbildenden Stärkmehl gegenüber. Das Stärkmehl verwandelt ſich ſchon beim Backen theilweiſe in Gummi und Zucker; dieſe Verwandlung ſetzt ſich bei der Verdauung noch weiter fort, der Zucker wird durch Einwirkung der Galle zu Milchſäure, dieſe zu Butterſäure und dieſe endlich zu Oel und Fett, die ins Blut und von da in die feſten Körpertheile übergehen. Zwei Mängel ſind beim Brot. Einmal führt es dem Blut zu viel Fett im Verhältniß zum Eiweiß zu; trockenes Brot, übermäßig genoſſen, ſtopft mehr als es nährt, und dann bedarf es erſt einer Menge von Verwandlungen des Stärkmehls, ehe es als Fett dem Blute ſich aſſimilirt; dies iſt dem Begriff der Leichtverdaulichkeit zuwider. Um das Letztere zu beſeitigen, beſtreiche man das Brot — nur nicht allzu reichlich — mit Butter; dieſe fordert die Verwandlungsproceſſe und um die volle Nahrhaftigkeit zu erreichen, fördert außer Butter in der That noch Käſe; denn Käſeſtoff iſt ein eiweißartiger Körper. Ohne Chemie hat der Inſtinct des Menſchen, wie ſo oft der Inſtinct der Thiere, hier Das gefunden, was ihm heilſam iſt.

Verdaulicher als Brot und faſt ſo nahrhaft als Fleiſch ſind die Hülſenfrüchte: Erbſen, Bohnen, Linſen, wegen ihres ſtarken Eiweißgehalts. Sie verdienen den Namen „Troſt der Armen“ mehr als die Kartoffeln, in denen Fettbildner und Eiweiß gerade im umgekehrten Verhältniß wie im Blute vorhanden ſind. Kartoffeln ſind ſchwer verdaulich und wenig nahrhaft. Anſtatt ihrer ſollten Hülſenfrüchte unſere Felder bedecken und den Armen eine wohlfeile und zugleich kräftige Speiſe ſichern. Jedenfalls darf man Kartoffeln nie in Brunnenwaſſer kochen, weil ſie durch den Kalk hart und ſchwerverdaulich werden; am zuträglichſten ſind ſie in Stampfform. Ein Gericht von Fiſchen wird wegen ſeines Phosphorgehalts als vorzügliche Hirnnahrung geprieſen. Gemüſe und Obſt enthalten nicht gerade viel Nährſtoff, aber ſie fördern durch ihre Säuren und Salze die Verdauung und durch Auflöſung der feſten Speiſebeſtandtheile verdünnen ſie das Blut. Das deutſchbeliebte Sauerkraut iſt in der That als das zweckdienlichſte unter allen Gemüſen zu empfehlen.

Unter den Getränken iſt vor allen die Milch zu nennen, das Nahrungsmittel aller Nahrungsmittel, welches das jüngſte menſchliche Leben allein erhält und entwickelt. Sie vereinigt Alles, was dem Blute zugute kommt, und in den beſten Miſchungsverhältniſſen. Als nahrhaftes Getränk iſt wegen ihres Eiweißgehalts die Chocolade zu empfehlen; die Schwerverdaulichkeit ihres Stärkmehls und Talgſtoffs wird durch den narkotiſchen Cacaoſtoff ausgeglichen, der die Verdauungsdrüſen zu ſtärkerer Thätigkeit reizt. Der narkotiſche Stoff im Thee und Kaffee iſt ein und derſelbe, man nennt ihn Theeſtoff, Thein. Beide Getränke ſind wenig nahrhaft, aber von belebender Wirkung. Thee dürfte dem ſtillen Theoretiker, dem grübelnden Stubenmenſchen, dem Beamten, dem Genteriſten, Kaffee dem Dichter und Künſtler und dem praktiſchen Denker, dem Staatsmanne, Feldherrn vorzugsweiſe zu empfehlen ſein. Bier iſt etwa ſo nahrhaft als Obſt, alſo nur wenig. Wein entſpricht dem Zuckerwaſſer an Nahrhaftigkeit, eine bedeutende Stufe, welche gebrannte Waſſer noch lange nicht erreichen. Umgekehrt iſt es mit dem Gehalt an Alkohol; derſelbe beträgt bei einfachem Bier 1 Procent, bei Ale bis zu 5, bei Wein bis zu 20, bei Branntwein bis zu 50 Procenten. Iſt der Genuß von Spirituoſen ſchädlich? Bei mäßigem Genuß: Nein! Der Alkohol bietet ſich im Blute dem eingeathmeten Sauerſtoff zur Verbrennung dar und die genoſſenen Speiſen werden nur ſpäter verzehrt, als es ohnedies geſchehen würde. Für Leute, denen die Koſt ſpärlich zugemeſſen iſt, mögen deshalb Spirituoſen — mit Maßen allerdings — als Speiſeerhalter empfohlen ſein. Dieſelben auf fetterzeugende Nahrungsmittel zu genießen, iſt unvernünftig, denn Fett und Spiritus ſpielen genau dieſelbe Rolle im Innern, ſie erzeugen die Lebensflammen; es braucht deshalb nur eins von beiden vorhanden zu ſein.

Einem [illegible]elverleumdeten Gewürz, dem Zucker, gibt die Chemie ſeine Ehre wieder. Weit entfernt, die Zähne zu verderben, nährt er ſie viel-

mehr; ebenso die Knochen. Die Milchsäure, in die er sich verwandelt, fördert die Verdauung. „Man lasse deshalb den Kleinen ihre Freude und dem Christbaum seinen Reiz!“ sagt (mit sich von selbstverstehender Ausnahme des Zuviel) Moleschott, auf den wir („Lehre von den Nahrungsmitteln“, Erlangen, bei Enke) verweisen, falls man sich über dies interessante Thema des Nähern zu unterrichten geneigt ist.

Ueber Kinderschriften.

Die liebe Weihnachtszeit rückt heran und bald wird die Aelternliebe vor den bunten Tischen in unsern Buchläden stehen und vor Ueberfülle kaum wissen, was sie für ihre Kleinen von all den schönen Bilder- und Lesebüchern wählen soll.

Vermeide man nur zwei Extreme der Kinderliteratur! Die Struwwelpeterei, die im ersten Anfang auf einem ganz drolligen und amüsanten Gedanken beruhte, die aber jetzt schon in den zahllosen Nachahmungen des ersten und echten Struwwelpeter auf eine fast methodische Anleitung zur Ungezogenheit hinauskommt (denn die Kinder lernen hier erst die ihnen oft ganz unbekannten Fehler, vor denen man sie warnen will), und zweitens vermeide man, dieser Richtung entgegengesetzt, das andere Extrem des süßlichen Lovely, das sich auch schon in diese Literaturgattung eingeschlichen hat. So liegen uns z. B. „Kleine Malereien für die Kinderstube von Elise Polko“ (Leipzig, Schlicke) vor. Dies Buch ist sauber und nett ausgestattet, mit hübsch gezeichneten Holzschnitten geziert, aber der Text ist von einer Süßlichkeit, von einer so gesuchten Poesiemacherei, daß man der Verfasserin wol in einem Ihrezirkel, falls man Geschmack und Geduld dafür hätte, zuhören konnte, ihr aber den Eintritt in die Kinderstube unbedingt verweigern muß. Andersen's Märchen sind für Erwachsene geschrieben. Wer ihre Manier copiren will, möge dies in einem modischen Bändchen mit Goldschnitt und gepreßtem Einband thun, die Lovelyliebhaberei findet in Boudoirs und bei Geburtstagsgeschenken immer noch ihr Publicum. Aber den Kindern setze man doch ums Himmelswillen nicht den unbegründetsten Märchenunsinn in den Kopf, z. B. von einem „Winterkönig“, der drei Kinder hätte: Frühling, Sommer und Herbst; von der Herkunft der kleinen Brüderchen und Schwesterchen aus einem „Rosenkelche“ (der Klapperstorch wird seine alten Rechte sich nicht nehmen lassen), vom „Frühlingschristbaum“, von Gottes „Lichtaugen“, die einem abgebildeten Greise angehören sollen, der in einem „Kahne“ durch die Wolken schwimmt, und dergleichen neue Dinge mehr. Welche vernünftige Mutter wird ihrem Kindchen sagen: „Der liebe Gott schwimmt in einem Kahne durch die Luft und die Sonne sind seine Augen!“ Das sind doch nur Belletristikereien der Art, wie man sie jetzt in Deutschland octavhoch niederschreibt, die Redactionen der Zeitschriften damit plagt und sich, wo man hinsieht, einbildet, um solcher Quinquilleriern willen Dichterberuf zu haben. Die Kinderwelt würde damit nur dumm gemacht werden, wie sehr Elise Polko auch zu glauben scheint, mit dem Andersen'schen Märchen könne man heimlicherweise gleich ein Stückchen Feuerbach in die Kinderstube schmuggeln. Sagt sie doch dem Kinde von dem alten Herrn, der im Wolkenkahn schwimmt, und von seinen Lichtaugen z. B. Folgendes: „Auch dich sieht er, aber du mußt dir nur nicht etwa einbilden, daß er dich länger und genauer betrachte als ein Käferchen. Nun du bist eben nicht mehr; oder daß er dich ganz besonders hüte und bewache, damit du niemals hart auf die Nase fällst, oder sich gar über dich kleinen Wicht ärgere, wenn du einmal ungezogen bist oder dumme Streiche machst: — dazu hat der liebe Gott erstens keine Zeit, wie du wol denken kannst —, zweitens aber müßte er längst krank oder gar weggezogen sein, wenn er sich über all das dumme und häßliche Zeug ärgern wollte, was wir Menschenkinder hier unten zu Wege bringen. Seht zu, wie ihr untereinander fertig werdet! sagt Gott,“ u. s. w. Durch Ton und Inhalt ist diese Stelle charakteristisch. Humor wird angewandt, wo er nicht am Orte ist — welchem Kinde wird man von Gott erzählen und dabei bestrebt sein, Lachen zu erregen! Der alte schöne Glaube der Kinderstube, daß Gott gerade unmittelbar in nächster Nähe und nächster Obhut mit jedem Menschen sich beschäftige, des Kindes Thun und Lassen täglich beobachte, sich an seinen Fehlern betrübe, wie an seinen Tugenden erfreue, dieser schöne, bildende, jahrtausendjährige Glaube soll moderner Kindergärtnerei und der neuen Natur-Katechisirkunst geopfert werden? Und wenn man uns auch ferner des Abfalls von der „Aufklärung“ beschuldigen wollte — wie man das in dieser Sphäre seit unserm Aufsatz gegen die Kindergärten in Prutz's „Museum“ schon gethan hat —, wir werden um falschverstandener Freiheit willen nimmermehr Geschmacklosigkeit und ungenügende Menschenbeobachtung in Schutz nehmen.

Die angeborene Bildung.

Die höchste Blüte allmälig erlangter Umgangsbildung ist der Takt. Herzensgüte und Bescheidenheit brauchen nicht erst viel Mühe aufzuwenden, sich diesen Bildungsgrad zu erwerben. Ihnen ist der Takt angeboren.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 10. [Preis vierteljährlich 15 Sgr.

Hölderlin.

Der Dichter Friedrich Hölderlin wurde 1770 zu Lauffen am Neckar geboren. Es waren ihm vom Geschick dreißig Jahre energischer Entwickelung und Thätigkeit des Geistes und vierzig Jahre des Wahnsinns beschieden.

Zwei liebenswürdige Frauen, Mutter und Großmutter, hüten und pflegen den Knaben. Die Schule ist ihm ein freundlicher Aufenthalt, denn früh schon grüßt ihn der Genius der Griechen in der Lieblichkeit und Hoheit ihrer Poesie. Die Anmuth der heimatlichen schwäbischen Natur, der sanfte Reiz der Musik stimmen seine Seele zu den glücklichsten Gefühlen. Theure Freunde schließen sich ihm an, auf der Schule und auf der Universität steht er mitten im Verkehr jugendlich rühriger Geister. Hegel und Schelling sind ihm zugesellt; Steudlin, Neuffer, und Andere schließen mit ihm einen Dichterbund und in Almanachen werden den Musen reichliche Opfer dargebracht. Der hohe Enthusiasmus der gleichzeitigen Poesie und Philosophie beleuchtet seine erste Jünglingszeit. Er lernt Schiller und Goethe persönlich kennen, er studirt Kant, er sitzt eifrig lauschend zu Fichte's Füßen. Nach beendeten Studien bekleidet der junge Candidat der Theologie mehre Stellungen als Erzieher, meist in sehr liebenswürdigen Familien. Am bedeutsamsten für ihn wird sein Hofmeisteramt im Hause eines Kaufmanns zu Frankfurt am Main, dessen Gattin, eine schöne, edelbegabte Frau, er unter dem Namen „Diotima" dichterisch verherrlicht hat. Wol mag die heiße Leidenschaft, die er für sie fühlte, diese endlose Sehnsucht sein Gemüth unterwühlt haben; wol mag er einen tödtlichen Riß seines Innern mit hinweggetragen haben, als er sich mit Gewalt von der gefährlichen schönen Stätte trennte. Im Jahre 1801 nimmt er eine Erzieherstelle beim hamburgischen Consul in Bordeaux an; am 22. Juni 1802 stirbt Diotima und einen Monat später tritt Hölderlin als ein Irrsinniger in das Haus seiner Mutter, nachdem er ganz Frankreich zu Fuße, ohne auszuruhen, durchwandert hat. Gewiß ist die Liebe zu Diotima und ihr früher Tod die stärkste Veranlassung zu Hölderlin's erschütternder Gemüthsverwandlung gewesen; der eigentliche Grund dazu liegt tiefer, — nicht in seinen äußern, sondern in seinen innern Schicksalen.

Die Classicität der großen deutschen Geisteshelden, die das vorige Jahrhundert gebar,

wurzelt in dem Souveränetätsgefühl des Ich, das die Meister unserer Poesie und Philosophie durchdrang. Dieses Ich erhob sich majestätisch über die Widersprüche, Zerrissenheiten und Verzerrungen der wirklichen Welt, der Geist verkündete das ewige, in sich ruhende Gesetz, das keine Uebermacht der herrschenden Thatsachen zu vernichten vermag. Und dieses sein Gesetz fand der Geist bestätigt in der schönen Griechenwelt, die im idealen Lichte der Vergangenheit hinter ihm lag und deren Bürgerrecht er erwarb. Dort erquickt und gekräftigt, kehrte er zurück in seine Heimat, in sein Jahrhundert, „furchtbar, wie Agamemnon's Sohn in seiner Väter Hallen kehrte, um sie zu reinigen." Aber nicht Alle hatten die Kraft dieser priesterlich-kriegerischen Reinigung. Viele lernten zweifeln an der Allmacht des Geistes und den schlimmen Zuständen der Wirklichkeit die Uebermacht einräumen. Es waren meist zarte, liebenswürdige Menschen. Sie schauderten zurück vor der wirklichen Welt, gegen die der Geist kämpfen und dadurch in Wahrheit sich selbst erst gewinnen soll; sie fürchteten, sich an sie zu verlieren und verloren sich an ideale Erinnerungen und Träume. Das ist die Wurzel und das Wesen der Romantik: der Geist versenkt sich in seine eigenen Tiefen, glaubt dort seiner selbst erst gewiß zu sein und geht darin unter. So ist Hölderlin's Fall. In seinen Schriften spricht sich ein entschiedener Widerwille gegen die Zustände seines Landes und seiner Zeit aus; es gesellt sich dazu eine Geringschätzung des Geistes und Charakters seiner Nation, die er für unfähig hält, Besseres, Menschlicheres zu erstreben. Er liebt Griechenland, aber es ist und bleibt ihm ein todtes Ideal, ein Venusberg, in dem er sich verzehrt in unfruchtbarer Leidenschaft und Schwärmerei. Er sieht in Diotima eine „Griechin", aber seine Liebe muß ohne Befriedigung bleiben; nicht wie Romeo und Julien ist es Beiden vergönnt, die holde Blume des Liebesglücks groß zu ziehen über einer zertrümmerten, aschgrauen Welt. Ein Anderer hätte vielleicht seinen tiefen Schmerz durch ein langes Leben hindurchgetragen und die Tage kommen und schwinden sehen im wehmüthigen Einerlei und dabei gewirkt und geschafft als ein nützlicher Bürger. Nicht so Hölderlin. Diesem elegischen Geist war ein schöner, kraftvoller Körper zugesellt; die Energie der Sinne mußte das Gefühl der Einsamkeit in seinem Geiste unerträglich machen, mußte sein Wünschen und Sehnen, ewig unbefriedigt, bis zum Wahnwitz steigern. So ereilte ihn sein Verhängniß. Noch vierzig Jahre weilte sein Schatten im Lande der Schatten; sein Genius war entflohen zu den heitern Göttern Griechenlands.

Hölderlin's Erstlingspoesie umschließt meist Herzensergießungen eines jugendlich genialen philosophischen Dilettantismus: feurige Rhetorik, die in breiter Hymnenform irgend einer Idee huldigt. So finden sich in der Gedichtsammlung, die er zuerst veröffentlicht und seiner Mutter gewidmet hat, folgende Ueberschriften: „Lied der Liebe", „Lied der Freundschaft", „Hymne an die Muse", „Hymne an die Freiheit", „Hymne an die Göttin der Harmonie", „Hymne an die Menschheit", „Hymne an die Schönheit", „Hymne an den Genius der Jugend". Das Herz des Redners spricht aus diesen schwungvollen, reinen Versen, das Herz des Redners, das sich äußern möchte an eine thatkräftige Menge, nicht das Herz des Lyrikers, das die hingebende Menge in den Zauberkreis seiner Stimmungen absichtslos hineinzieht. Der kühne, freie Idealismus des 18. Jahrhunderts, der, in den Geistern gereift, nun Thaten zu zeugen und die Welt zu gestalten drängt, — dieser erscheint uns in der mächtigen Rührung einer Jünglingsseele. Wer eigene Anschauungen, persönliche Erlebnisse in Hölderlin's ersten Poesieen suchen wollte, suchte vergebens. Deshalb würde er darin auch kein rechtes Maß für weltliche Dinge finden, keine erfahrungsmäßige Abschätzung von Groß und Klein; nur das Unendliche gilt, die Idee, gegen die alles Endliche schwindet. Der Sonnenschein der Idee leuchtete dem jungen Dichter so blendend stark, daß er vor lauter Licht und Glanz Nichts erkennen konnte. Wie sehr erinnert uns das Alles an Schiller's früheste Periode! Viele dieser Verse könnten in die „An-

thologie" eingeschaltet werden und man würde nicht anstehen, sie für Schiller'sche Verse zu halten. Das Mittel, dessen sich Schiller selbst bis zum „Lied an die Freude" bediente, nämlich die Macht der Idee zu verherrlichen durch die Huldigung des scheinbar Seelenlosen, — dieses Mittel braucht auch Hölderlin: so bringt „Liebe" den Thau zu jungen Rosen, warme Lüfte zur Maiblume, wilde Berge zu sanften Thälern, treue Sterne zur hohen Sonne.

Diese Aehnlichkeit stimmte Schiller zu einem liebevollen Interesse für Hölderlin. Er gibt ihm die besten Rathschläge: „Nehmen Sie, ich bitte Sie, Ihre ganze Kraft und Ihr ganze Wachsamkeit zusammen, wählen Sie einen glücklichen poetischen Stoff, bergen ihn liebend und sorgfältig pflegend im Herzen und lassen ihn, in den schönsten Momenten des Daseins, ruhig der Vollendung zureifen! Fliehen Sie wo möglich die philosophischen Stoffe, sie sind die undankbarsten, und in fruchtlosem Ringen mit denselben verzehrt sich oft die beste Kraft! Bleiben Sie der Sinnenwelt näher, so werden Sie weniger in Gefahr sein, die Nüchternheit in der Begeisterung zu verlieren und sich in einen gekünstelten Ausdruck zu verirren. . . . . Auch vor einem Erbfehler deutscher Dichter möchte ich Sie noch warnen, vor der Weitschweifigkeit nämlich, die in einer endlosen Ausführung und in einer Flut von Strophen oft den glücklichsten Gedanken erstickt." Aber er hat nicht nur schöne, bedeutsame Worte, er hat auch That und Hülfe für ihn, er empfiehlt und fördert ihn so viel er kann. Hölderlin ist ihm dafür auf das innigste dankbar; Schiller ist sein Ideal, dem er nacheifert in höchster Liebe und Verehrung. „Der Segen eines großen Mannes ist für Die, die ihn erkennen oder ahnen, die beste Hülfe."

Die Gedichte aus Hölderlin's reiferer Zeit, die zum Theil in Schiller's „Horen" und „Musenalmanach" erschienen sind, verlassen meist die Form der gereimten Strophen, um sich antiken Versmaßen anzuschließen. Ueber allen diesen Poesieen waltet ein philosophischer Egoismus, der sich nicht an Realitäten hingegeben vermag, der mit ihnen nur spielt wie mit Bildern seiner Stimmungen. Hölderlin selbst nennt diesen Zustand eine „Jungfräulichkeit des Geistes", die vor dem Stoffe schamhaft sich scheut, und er findet eine ähnliche „metaphysische Stimmung" beim Hamlet, dem es so schwer vorkommt, etwas zu thun, aus dem einzigen Zwecke, seinen Vater zu rächen. Hölderlin's Naturoden haben eine Verwandtschaft zu Beethoven's Symphonieen, wie denn überhaupt eine Lyrik von starker, einseitiger Subjectivität, in welcher Natur und Leben ihr eigenes Recht fast gänzlich verlieren und zu bloßen Symbolen der Empfindungen verblassen, der Musik am ähnlichsten ist. Auf den griechischen Elegieen lastet, als ein unheimlicher Druck, schon eine Vorahnung von Hölderlin's Verhängniß.

Das Bedeutendste, das Hölderlin geschaffen und das schon als ein Musterwerk deutscher Prosa, wie viel mehr als eine tiefe Kunde von seltsam-erhabenen Verirrungen des deutschen Geistes gelesen und gewürdigt zu werden verdient, ist sein Roman „Hyperion, oder der Eremit in Griechenland". Epischer Stoff ist nur in geringem Maße darin und wird weit überboten durch Lyrik und Philosophie. Der Roman ist gleich im Anfang zu Ende. Ein junger Neugriche, Hyperion, lebt in einsamer Zurückgezogenheit, wo ihm statt der „Majestät der schicksallosen Seele", auf die er hoffte, Gram und Wehmuth sich gesellen. Es ist ihm Bedürfniß, seine Memoiren niederzuschreiben und darin seinen Schmerz spielen zu lassen mit trüben Erinnerungen. Er hat einen hochgeliebten, weisen Lehrer gehabt, Adamas, einen Freund, Alabanda, eine Braut, Diotima; eine kurze Zeit hat er auch die Hoffnung auf ein Vaterland gehabt. Er nahm Theil an einer Erhebung seines Volks und Träume altattischer Herrlichkeit berauschten seine Seele. Aber bald sah er in seinem Volke eine Räuberbande, unwerth eines freien Vaterlandes. Seine Geliebte ist früh dahingewelkt, während er für ein Schattenbild kämpfte. Sein Freund trennt sich

von ihm und er glaubt, daß er in den Tod gegangen sei. Er will sich durch Studien trösten und erheben; er geht nach Deutschland. Aber es wird ihm unheimlich unter diesen „allberechnenden Barbaren"; „es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, was nicht zum ärmlichen Behelf herabgewürdigt ist bei diesem Volke", unter dem man „Handwerker, Denker, Priester, Herren und Knechte, Jungen und gesetzte Leute" antrifft, aber „keine Menschen". Er kehrt nach Griechenland zurück und brütet und träumt über die gestorbene Schönheit; immer Dichter, umspinnt ihn der Gram; nur der Frühling, die Liebesfülle der Natur strahlt erhebend und beglückend durch dessen Netze. Es zeigt sich in dieser Dichtung Hölderlin's ein Mangel an Gestaltungskraft, ja oftmals eine fast kindische Unbeholfenheit, wenn er fremde Leute reden lassen will. Aber das eigene Herz strömt voll und gewaltig aus und dadurch wird das Buch für den Seelenforscher merkwürdig. Dabei entzücken die lieblichen, traumumfaßten Naturbilder, die Kunden vom hellenischen Alterthum und die mächtig-kühnen Offenbarungen eines philosophischen Geistes. Die Charakteristik des altathenischen Lebens im letzten Abschnitt des zweiten Buchs ist ein Meisterstück. Ueber die griechischen Sympathieen Hölderlin's legt er Diotima in den Mund: „Du hättest nie das Gleichgewicht der schönen Menschheit so rein erkannt, hättest du es nicht so sehr verloren." Und den Fluch seines ganzen Lebens spricht er selbst seufzend aus: „Wär' ich mit Themistokles aufgewachsen, hätt' ich unter den Scipionen gelebt, meine Seele hätte sich wahrlich nie von dieser Seite kennen lernen!"

Auch das Fragment einer Tragödie hat uns Hölderlin hinterlassen: „Der Tod des Empedokles". Natürlich hat er auch hier so wenig wie im „Hyperion" sich selbst loswerden und fremde Gestalten in Scene setzen können. Ueber die Bedeutung seines Helden gibt er folgenden Aufschluß:

> Wo ein Land ersterben soll, da wählt
> Der Geist noch Einen sich am End', durch den
> Sein Schwanenfang, das letzte Leben, tönt.

So mag er ungefähr auch sich selbst gefaßt haben. Empedokles ist eine Art Faust mit griechischem Namen und in griechischer Tracht. Goethe hat sich in seinem „Faust" des Subjectiv-Ungestümen, des ruhelos Drängenden, Schweifenden, Irrenden entäußert. Die Faustdichtung zieht sich durch alle Perioden seines dichterischen Schaffens hindurch, und indem er darin all seinen revolutionären Stoff absetzte, ward es ihm möglich, sich die schöne, klare Schöpferruhe zu bewahren und die echte Objectivität zu erreichen, die wir in seinen Werken anstaunen. Der arme Hölderlin konnte dieses Faustische Wesen mit seinem unheimlichen Spuk nicht loswerden. Immer düsterer, immer gespenstiger drängte es auf die unglückliche Seele ein, bis es sie endlich nach einer grauenhaft wilden Jagd zu Tode hetzte. Der Genius starb nach kurzer, verheißungsvoller Jugend und ein blasser, kindischer Mann, Hölderlin geheißen, lebte dann noch vierzig Jahre lang auf Erden, ein schmerzlich-ironisches Schattenbild. G. L.

Was uns der Wald erzählt.

Was sich der Wald erzählt, das haben wir in letzter Zeit in mehr oder minder zierlichen, mit der Prosa der Naturgesetze es nicht immer allzu genau nehmenden, dafür aber salonfähigen Versen in Hülle und Fülle zu hören bekommen. Warum Tanne und Buche, Waldmeister und Ginster gerade jetzt so redselig geworden sind, das wäre vielleicht sehr schwer, vielleicht auch sehr leicht zu errathen. Da man sich aber angewöhnt hat, diese armen Stummen, wie sie der Orientale benennt, sprechen zu hören, so möge man auch ein mal zur Abwechselung in schlichter Prosa Reminiscenzen aus manchen im Urwalde verlebten Tagen und Nächten gelten lassen.

Es iſt freilich nicht die großartige Scenerie amerikaniſcher Urwälder, deren Eindrücke nur ein Alexander von Humboldt vollkommen wiederzugeben vermag, ſondern mitteleuropäiſches Gebiet, daher auch ein mittlerer Ton im Wiedergeben jener Erlebniſſe zu erklären iſt. Dabei wäre es ſogar noch ſtreitig zu machen, ob man von Urwäldern im eigentlichen Sinne ſprechen dürfe, denn man findet weite Strecken in den Wäldern, die ich reden laſſen will, welche ganz deutlich die regelrechten Spuren von Ackerfurchen dem kundigen Auge zu ſchauen geben. Allein ſieht man ſich die Rieſenbäume an, die an ſolchen Stellen wachſen, zählt man gar die Jahresringe der vom Mooſe überwucherten, jenen Rieſen mitunter zur Unterlage dienenden Stämme und ſcharrt man, durch ſolche Berechnungen aufmerkſamer gemacht, noch unter jenen Grundlagen und findet auch dieſe auf deutlich erkennbarem Baummoder ruhend, ſo findet man als Facit einer ſolchen Reihe von Jahrhunderten, während welcher das Waldleben ungeſtört waltete, daß man immerhin von Urzuſtänden deſſelben zu ſprechen ſich berechtigt fühlt. Man wird dann vielleicht zu zweifeln anfangen, ob man denn auch in Amerika von einem Urwalde als ſolchem Boden ſprechen könne, den Menſchenhand noch nicht berührt hatte und wird zu ſolchem Zweifel um ſo geneigter, wenn man ſich der täglich noch gemachten Entdeckungen von Ruinen und Felsinſchriften erinnert und dazu hält, daß die tropiſche Atmoſphäre reichere Bedingungen darbiete, um das Werk der Menſchenhand in der Fülle des Naturlebens zu bergen, daß endlich keiner der amerikaniſchen Urſtämme den Pflug angewendet habe. Denn es iſt eigen mit dieſem unſcheinbaren Culturwerkzeuge, welches der perſiſche Mythos ſo ſchön Dſchemſchid's goldenen Dolch nennt. Wo dieſer Dolch ein mal die Erde ritzte, da iſt es der Natur unmöglich, die Narbe völlig auszuglätten. Das gewaltigſte Erdbeben, der heftigſte Sturm, die weithingebreitete Ueberſchwemmung, die rieſigen Verwüſtungen der Termiten und Wanderheuſchrecken gehen ſpurlos vorüber oder vielmehr ihre Hinterlaſſenſchaften aſſimiliren ſich unkenntbar mit dem übrigen Boden. Waldbrände, von wüſten Jägervölkern verübt, werden bald vom üppigern Aufſchuß überwachſen und ſo iſt es auch nach verhältnißmäßig wenig Jahren nicht mehr zu erkennen, wenn Tauſende nomadiſcher Reiter auf der Steppe gehauſt haben. Nur jene Stellen, wo ein Feuer durch längere Zeit angemacht wurde oder wo ein Wagengeleiſe ſich in den Boden prägte, vor allem aber die aufgeriſſene Ackerfurche, alſo die erſten Andeutungen menſchlicher Cultur, ſind nur wieder durch menſchliche Thätigkeit vom Boden zu tilgen, die dann freilich noch kenntbarere Narben als jener erſten Dolchſtich zurückläßt. Und ſo wird man, jene Ackerſpuren vom tauſendjährigen Walde überwachſen ſehend, in Geſchichtserinnerungen gedrängt und, auch da nur ewigen Wald erwähnt findend, zu fragen veranlaßt, wer jene und ob ſie die erſten geweſen, deren Ackerfurchen man z. B. in unſerm Karpatenurwalde erblickt und ob nicht wieder einmal nach Jahrtauſenden Jemand ſich ſo unbeantwortbare Fragen im europäiſchen Urwalde ſtellen wird, wenn er in demſelben die Dämme und Thaleinſchnitte unſerer Eiſenbahnen findet.

Der Wald wird auch dann ſtumm ſein, wie er es jetzt iſt; er wird eine Sprache gewinnen, wenn ſich ein Sprecher findet, der ſeine Signatur zu deuten verſteht. Denn die Natur gibt nur die lautloſen Inſtrumente her, der Menſch erſt iſt der Spielmann, der ihnen Melodieen und Harmonieen zu entlocken vermag. Man höre nur die Bewegung des Windes im Walde und nur da kann man ſie nach allen ihren Abſtufungen vernehmen. Ueber die weithingedehnte Ebene ſauſt der Sturm dumpf einher, im Gebüſche oder in hohen Gräſern weckt er ein kaum vernehmbares Ziſchen, zwiſchen Felſenklüften wird ſich nur ein widerliches Geheule und Gepfeife erzeugen. Im mächtigen Walde aber iſt die eigentliche Aeolsharfe ausgeſpannt, von den kaum zu brugenden Stammrieſen durch die mannichfach ineinander greifenden Aeſte bis zum breiten beweglichen Laube oder der feinen und doch harten Nadel, iſt die ganze Scala auseinandergelegt. Da brauſt der Sturm donnerähnlich einher, die Zweige ſchlagen wie empörte Wogen rauſchend zu-

ſammen, die Laubholzſtämme ächzen und ſtöhnen, die Nadelgehölze knarren, die Blätter und Nadeln ſchwirren bis in die höchſten Töne; — und wieder, wenn auch nur ein leiſes Lüftchen ſich regt, flüſtert es an tauſend Ecken und Kanten und Flächen des Walddickichts, gebrochen vernehmlicher, als ſelbſt mächtigere Luftwellen im ungebrochenen Raume kennbar werden. Es ſind nur ſeltene Zeiten, während welcher der Wald ſchweigt und doch wird man ebenſo vergeblich die Stimme des durch ihn wandelnden Windes ſich zu enträthſeln bemühen, als man eine ſichere Antwort über jene Culturſpuren erhält, über welche die Natur einen freilich narbenvollen Sieg wieder erfochten hat. Der kindlich unbefangene, leicht vor dem Ungewöhnlichen zuſammenſchauernde Sinn wird in demſelben Rauſchen und Flüſtern des Windes im Walde vielleicht ſchreckende oder lockende Geiſterſtimmen vernehmen, in welchem männliche Energie eine Aufmunterung zum Ausharren im bewegten Leben zu erhalten glaubt, während der mit den Aufgaben des Daſeins fertig zu ſein Wähnende ſich im Verbeibrauſen der Windsbraut ſeine Anſchauung über die Unſtetigkeit aller Lebensformen herausſucht. „Es iſt Alles ſchon dagewesen", iſt Alles nur Illuſion und Gemüthsſtimmung.

Auch das volle Orcheſter der Thierlebendigkeit, ſo laut es ſich auch zu machen weiß, gibt wenig Beſtimmtes zu vernehmen. Selbſt wenn man die Vierfüßler und Vielfüßler völlig außer Acht läßt, bekommt man im Hochwalde genug zu hören. Und man wird jene Großen und Kleinen ſchon deswegen weniger beachten, weil ihre Laute ſelten und wie flüchtige Träume vorüberhuſchen und wo ſie ſich wie die Rufe des Hochwilds gewaltig geltendmachen, da ſind ſie wie unerklärbare Aufſchreie der Natur, die weiter keine Beantwortung fodern; das feine Kniſtern und Summen der Käfer und Fliegen, vollends die telegraphiſchen Berichte der Ameiſen, die ſie einander raſch im Vorübereilen zutaſten, würden aber nur für Elfenohren ſich zu genug deutlichen und deutbaren Zeichen geſtalten. Ueberdies hat man auch gewöhnlich keine Zeit, auf das Knacken der feinen Aeſte, durch welche das Reh ſchreitet, das Schleichen Reineke's und Vetter Grimmbart's, das Knuppern des Eichhorns zu horchen, denn das Federvolk erfüllt ſo ziemlich mit ſeinen Stimmen den ganzen Tagesverlauf, nur ſeltene Pauſen völliger Waldesſtille zulaſſend. Denn wo die Waldvegetation zu ihrer vollen Pracht ſich entwickelt, und das iſt etwa in der zweiten Hälfte des Mai im Laubwalde, da klingt und ſingt es beinahe unaufhörlich. Schon um Mitternacht gibt der Kukuk, der Kapellmeiſter, wie ihn H. Heine nennt, das Zeichen zum Beginnen mit ſeinem einförmigen Rufe, den er, um ja nicht überhört zu werden, mehre hundert mal, auf einer Stelle bleibend, wiederholt. Bald darauf gibt ihm der Pirol mit ſeinen Orgeltönen die Reſponſorien. Bei der leiſeſten Spur von Morgendämmerung beginnen der Fliegenfänger und das Rothſchwänzchen ihre melancholiſchen Melodien, dann die Nachtigall, die Amſel und die Zippdroſſel. Endlich bei völliger Dämmerung entſteht ein ſolches Gewirr von Vogelſtimmen, daß man Röthlinge, Grasmücken, Finken und wie ſie alle heißen voneinander nicht zu unterſcheiden vermag. Darauf tritt wol beim Frühſtückſuchen eine gegen das frühere Getöſe verhältnißmäßige Ruhe ein, allein das Singen fängt, obwol nicht mehr mit ſolcher Energie durchgeführt, bald wieder an; immer hört man im Verlaufe des Vormittags einen und den andern Vogel und wenn ſie, wie vorzugsweiſe Nachmittags, verſtummen, iſt das leiſere Gurren der Wildtauben nur um ſo vernehmlicher, der Geier läßt ſeine Schreie hören, der kleine Falke ſchrillt mit beinahe Schellenſchärfe hinein; bis endlich Abends Nachtigall, Amſel, Zippdroſſel und Miſteldroſſel vom Tagewerke bis in die ſpäteſte Dämmerung hinein Abſchied nehmen. Und bei all dem ſchwermüthigen Ziehen der Töne, den jauchzenden Trillern, dem Necken und Spotten, der freudigen Lebensluſt heitern Geſanges, fehlt auch der trockene Humor nicht. Wenn die übrigen Vögel am lauteſten aus voller Bruſt jubiliren, ſucht ſich der Specht anderwärts ſein Inſtrument und zwar meiſt einen dürren Zweig, am liebſten auf dem Gipfel

eines alten Baums. Nun hämmert er in abgemeſſenen Pauſen mit ſeinem Schnabelkeile ſo ſchnell und regelrecht darauf, daß der Aſt in Vibration geräth und ein weithallendes Schnurren und Dröhnen hervorgebracht wird. So trommelt er ſtundenlang und zwar dann am liebſten, wenn die andern Vögel am rührigſten ſingen, auf demſelben Zacken, bis das Inſtrument unbrauchbar geworden iſt. Dieſe Vielſtimmigkeit iſt, wie geſagt, am lauteſten im Mai; doch ſchon Mitte Februar beginnt die Amſel ihre ahnungsgeſchwellten Frühlingslieder an ſonnigen Tagen, die Finken jubeln dem Märzveilchen voran. Mitte Aprils bereitet die Nachtigall ſchon auf die Roſenherrlichkeit des vollen Lenzes vor und noch ehe ſich die Sommervögel auf die Reiſe gemacht haben und die andern verſtummt ſind, will die Kohlmeiſe mit ihrem, dem Finkenanſchlage ähnelnden Anſtakte, der Stellvertreter werden und wenn nun Raben und Krähen ſchreiend über die Schneegefilde ziehen, läßt der Kreuzſchnabel ſeinen beſcheidenen Brautgeſang hören. Wenn aber auch ein mannichfach ertönendes Concert im Walde beinahe fortwährend zu hören iſt, ſo könnte nur ein „Salomo vogelſprachekund“ ſeinen vollen Sinn darlegen. Uns andern Nichtſonntagskindern werden bei all dieſen Stimmen des Waldes nur höchſt unklare Ahnungen zukommen. Könnte man ja doch die Thiere die ewigen Somnambülen nennen, deren jedes nur eine einzige Richtung der Menſchenſeele während eines tiefen Schlafs aller andern durchführt, und weiter könnte man dann ſagen, daß erſt, wenn alle dieſe Fragmente zur ſenſitiven Kette zuſammengeſchloſſen würden, das eine Ob derſelben zur beſtimmten Wirkſamkeit erwachte. So vernehmen wir nur Träume von den Träumern, aber Träume, welche zugleich unſere eigenen Gemüthsregungen ſind, denn das Centrum, um welches jene odiſche Kette der Thierwelt wirklich geſchloſſen iſt, findet ſich in unſerm Herzen. Dort wecken die lebendigen Waldſtimmen mannichfachen, immer aber unklar verſchwimmenden Widerhall und wir mögen bei den vollen Melodieen der Vögel uns ſelbſt gekräftigt erheben oder zuſammenſchauern, wenn Uhu, Kauz und Eule wie Geſpenſter durch die Bäume huſchend auflachen oder klagen, wir mögen endlich in ſtiller Spätnacht den lullenden Tönen der Haidelerche, die aus irgend einem alten Baumdickigt uns zukommen, mit ſeliger Wehmuth zuhören, immer hat unſer Herz den beſten Theil an der Wirkſamkeit des Waldconcerts.

Und ſo hätte auch unſere modernſte Salon-Poeſie meiſt viel aufrichtiger oder wenn man will ſelbſtbewußter gehandelt, wenn ſie ſich als Das gegeben hätte, was ſie wirklich iſt. Ohnehin ſcheinen die meiſten Träger derſelben jene Weiſe für antiquirt zu halten, in welcher der freilich oft zu pedantiſche Lichtwehr die Muſe anruft, ſie möge ihm mittheilen „was Thier und Bäume ſagen, wovon der Vogel ſingt, was Fiſch und Wurm beklagen, wie reden Löw' und Maus, wie drückt ſich eine Gans und wie ein Adler aus“, oder um es in der ſchlichten Proſa unſerer heutigen Anforderungen auszuſprechen, es ſcheint ihnen wenig daran zu liegen, ob ſie die Eigenthümlichkeit der Erſcheinungen vollſtändig erfaſſen und wiedergeben. Daher meinen wir, hätten ſie es immerhin zugeſtehen können, daß ſie nicht die Lebendigkeit der Natur in ihrer Poeſie wiedergeben, ſondern nur in irgend ein Mädchen ſpazieren gingen, um an irgend einer pikant in die Augen ſpringenden Geſtaltencombination die Fülle ihrer — Erſchöpfung anſchaulich zu machen. Denn mit Dem, was ſich der Wald erzählt, ſieht es ſonderbar aus, da Jeder nach der Stimmung, die er mitbringt, ſich etwas Anderes daraus zuſammenbuchſtabiren kann. Es iſt ja die Natur nur eine Vorhalle zum Menſchenthume mit Hieroglyphen bemalt, die ſich bald phonetiſch bald ſinnroll leſen laſſen, bald krausverſchlungene Räthſel bleiben, jenachdem Der, welcher eintritt, ſich mehr oder minder jener Höhe genähert hat, auf welcher die Radien des natürlichen und geſchichtlichen Lebens im wirklichen und wirkenden Menſchen ſich centraliſiren. Und ſo iſt die Poeſie, welche das Naturleben wiederzugeben ſtrebt, meiſt nur Lyrik, in welcher mehr oder minder getroffene Naturbilder die Stimmung reflectiren.

Nur in ſeltenen Augenblicken ſcheinen ſich die einzelnen Naturexiſtenzen ſo zu grup-

piren, daß der unbefangene Sinn nichts von dem Seinigen dazu zu thun braucht, um die mächtigste Poesie leibhaftig vor sich zu finden. Es sind uns, im sich selbst überlassenen Waldleben, jene meist um die Mittagsstunden eintretenden Pausen völliger Lautlosigkeit, in welchen, nach dem alten Ausspruche, der große Pan schläft, als solche Offenbarungsperioden der Naturpoesie vorgekommen. Der Morgenwind hat sich bis auf die letzten Regungen gelegt, Laub und Nadeln schweben wie versteinert in der Luft, der Nebel hatte sich gesenkt, seine letzten Thautropfen sind von der Wärme des Tags aufgesogen, eine gleichförmige von keinem Wolkenzuge gebrochene Dämmerung ruht unter dem Baumgewölbe, ebenso monotones Himmelblau oder ruhig herabziehende Sonnenstrahlen kommen oben herein, die Vögel sind verstummt, selbst die fein summenden Mücken haben sich ins Unsichtbare geflüchtet, nur ein leises gleichförmiges Bachgerieſel zittert aus weiter Ferne durch die unendliche Stille. In dieſer, von einem Waldbach kaum unterbrochenen, sondern nur hörbar gemachten Ruhe des Urwaldes, unter diesen brennenden, mit scharfen Schatten gezeichneten Lichtern des Mittags, beschleicht vor allem tiefe Schwermuth das Herz des unbefangen zum Selbstausruhen Hingelagerten und seinem ersten Blicke mag der Wald als ein Friedhof voll grünender Grabsteine erscheinen. Denn nur Bilder des Todes und der Verwesung, des Untergangs des Herrlichsten, welches sich der Erdfinsterniß himmelan entrungen hatte, stellen sich zunächst dem Auge dar. Eichen und Buchen, an denen die Stürme durch Jahrhunderte vergeblich gerüttelt, verwesen zwischen Farrenkräutigt und Brombeergestrüppe, von einem einzigen Windstoße, wie es ihre gleiche Lage verräth, Halmen gleich zerknickt. Durch ihren Fall wurde sogar der Fels erschüttert, auf dem sie standen, sein abrollendes Gestein hatte sich dem Bächlein in den Weg gelegt, dessen muthwilliges Hüpfen und krystallreine Wellen in träge Versumpfung des Bodens verwandelnd. In diesem Sumpfe war beinahe alles Leben erstickt und einzelne Fichtenstämmchen sieht man dort vor dem Sturme stehen als langjährige Krüppel, mit dem Todeskeime im Marke, widerwärtig die Ohnmacht des Lebens und Sterbens zugleich zur Schau tragend. Den Blick von so Häßlichem abwendend, bekommt man an unerschütterlich scheinenden Stämmen die Vorarbeiten für solchen Sturmuntergang zu sehen. Wo ein mal ein Regentropfen nach rasch vorüberziehendem Gewitter auf der Rinde haften geblieben, dort war auch eine Brennlinse für die Sonnenstrahlen vorhanden und das Brandmal ist dem suchenden Käfer ein aufgesprengter Boden für seine Larvenniederlage. Der Specht, der nach solchen Larven forscht, bemüht sich dann nicht eben sehr, jene Kreuz- und Querzüge einzuhalten, welche ihm jener seine Minirer vorgezeichnet, sondern hackt lieber gleich ihren ganzen Umkreis auf und der Sicherheit wegen auch noch etwas mehr in die Breite und Tiefe. So klafft eine mächtige Wunde im Baumriesen als Sammelpunkt für Regen und Schnee und diese vertiefen die Fäulniß immer mehr, sodaß sie dann vom Kern aus sich verbreitend dem nächsten besten Sturme sein Umsturzwerk erleichtert. Und wieder wo ein Stämmchen frisch aufschießen will, dort finden die Ameisen eine willkommene Stütze für ihre Wirthschaft, deren rascher Aufschwung dem langsamen Wachsthume des Sprößlings mit sicherer Erdrückung droht. So drängt sich die ganze Vergangenheit des Waldlebens in einen Wust des Vergehens mit einem male vor dem Auge zusammen und man schließt es gern, um der Todesmahnung los zu werden. Doch da vermißt man sogleich auch das erfrischende Grün der ringsum schwebenden Dämmerung und schaut man nach der vermißten Lebensfarbe auf, so hat sich mit dem auftauchenden Bedürfniß, Leben zu schauen, der Schauplatz wie mit einem Schlage geändert. Wo man von der innern Schwermuth bestimmt, äußerlich nur die Qualen und Kämpfe des Untergehens gefunden, gewahrt die aufblitzende Lebenslust nur die drängende Unruhe des Entstehens vor sich. In die Verwesung der gestürzten Buche hatte sich ein Tannenkeim versenkt und immer innerhalb des Modernden, das nach und nach zu einer von Moosen, zwischen denen mächtige

Pilze wie Blumen prunken, üppig überwachſenen Bodenerhebung zuſammengeſunken war, ſeine Wurzeln bis zur Erde ſendend, ſteht nun der Rieſe, wie auf einen Dreifuß geſetzet, hoch über dem Waldvolke, ſelbſt des Winters Ausgleichungsſtreben mit ſeinem ewigen Grün verſpottend. Der zerbröckelte Fels, dadurch den atmoſphäriſchen Einflüſſen zugänglicher gemacht, bietet nun für Flechten und Mooſe mehr und günſtigern Spielraum als früher und auf dem Sumpfe breitet ſich eine heitere Decke von Waſſerlinſen und zierlichen Conferven aus. Der Specht hatte für zahlloſe Pilze den Boden gelockert und die ſonſt in ihrer Kleinheit unnützen Abfälle waren von den Ameiſen aufgehäuft, die fruchtbar werdende Unterlage mehr als Eines künftigen Lebens. So geſtaltet ſich dem Blicke der Untergang des Einen nur als Aufräumen und Platzbereiten für den Aufgang des Andern; nicht das Sterben, ſondern der Wechſel des Lebendigen iſt die ſtete Bewegung des Waldes. Man wird da unwillkürlich an eine Spielerei erinnert, die man in ein und dem andern Park geſehen. Hinter fallende reine Wäſſer werden da zuweilen Topfblumen oder Bilder geſtellt, die dann wie aus einem ſtets bewegten Glasſturze hervorſcheinen. Es entſteht dann durch das Vorüberſchießen des Waſſers die Täuſchung, als werden dieſe Gebilde immer von neuem vorgeſchoben, während ſie doch unbeweglich im Hintergrunde ſtehen. Und ſo verwandelt ſich auch das Waldleben in das eine Strömen, aus deſſen Fluten die am Grunde unverrückbar ruhenden Urbilder ſeines Geſtaltenwechſels erglänzen. Doch gilt freilich auch von dieſem Anblick, was der Dichter in Bezug auf ein anderes hervorhebt: „Wär' nicht das Auge ſonnenhaft, wie könnt' es das Licht erkennen?“ Lebte nicht in uns der unſtillbare Trieb, immer und überall nach dem Ewigen zu ringen, wir würden nie und nirgends von einem Unvergänglichen ſprechen können, ja wir würden, ohne den Maßſtab der Unendlichkeit in uns ſelbſt zu tragen, nicht einmal von einem Vergehen wiſſen, denn wir nennen ja nur das ein Ende, wo wir zu meſſen aufhören müſſen.

Und ſo würden wir auch jene in Jahrhunderten vorgehenden Umwandlungen des Waldlebens nicht als ſolche zu erfaſſen im Stande ſein, indem der endliche Sinn keine Jahrhunderte, weil nur ein Jetzt kennt und ihm auch die leiſeſte Ahnung von Wandelung fehlt, da dieſe nur unter der Vorausſetzung eines ſtets Gleichbleibenden ausgeſagt werden kann. Hat ſich uns aber an der ſich ſtets erneuernden Lebensfülle des Urwaldes unſere Ahnung der Unendlichkeit verkörpert dargeſtellt, ſo werden wir weiter gedrängt, die Lebensgeſtalten als die mannichfachen Träger dieſer reinen Lebensidee genauer zu erfaſſen. Wir ſehen dann die Bewegung der Jahrhunderte im zuſammengezogenen Bilde des Jahresverlaufs ſich wiederholen. Wir ſehen die Jahrespflanzen des Vorwaldes beim erſten Schmelzen der Schneedecke hervortreiben, dann die Waldbäume ſelbſt das Jahreskleid neuer Blätter oder Nadeln anlegen, wir ſehen ſie neue Zweige und Knoſpen als Bürgſchaft der Zukunft anſetzen und wenn die Sommervegetation zu Ende iſt, mit dem anhebenden Herbſt, Pilze und Schimmel wuchern, endlich in der völligſten Wintererſtarrung Mooſe und Flechten in der üppigſten Vegetation. Wir werden, ſo mannichfaches Geſchehen an uns vorüberziehen ſehend, angeregt, die Gruppen immer mehr und mehr aufzulöſen und der Einen Lebensidee immer gründlicher auf die Spur zu kommen und ſo nach und nach die blos ahnende Schauung in die Klarheit des Wiſſens umwandeln. Und dann erſt, wenn wir die Bedeutung der einzelnen Erſcheinung ihrer ganzen Eigenthümlichkeit nach erfaßt haben, wird es uns klar, was ſie für die andern, was alle zuſammen für den Verlauf des einen Urwaldlebens zu ſagen haben. Erſt dann wiſſen wir, was uns der Wald erzählt, wenn wir alle ſeine Lebensäußerungen durchforſcht haben, nicht aber, wenn wir uns vor denſelben ſtellen und demſelben ein vielfach gebrochenes Echo unſeres Seufzens und Jauchzens entlocken. Nur freilich werden wir kaum unterſcheiden können, ob es unſere, ob es der Natur Stimme ſei, wenn es uns als letztes Wort der Forſchung im Walde erklingt:

Nur das Lebendige ſtirbt, das Leben bleibt ewig lebendig. *F. G.*

Von Berlin nach Helgoland.

III.

Die für Helgoland bestimmte Zeit ist vorüber. Die Rückreise beginnt. Um 4½ Uhr hatte der Antokrat, weder der „Henriette“ Capitän Knorp, und an Bord beordert, der Fährdienst mit seiner ewig gleichgestellten Uhr führte uns zu unserer alten Liebe zurück. Von der in regenden Linien bewegten See hoben sich eben die Morgennebel ab und ließen die fernen Segel und Schornsteine erkennen, denn dies Meer scheint zu jeder Zeit frequent zu sein. Die Sonne trat purpurn hinter einer Nebelbank hervor und die müden, der Seekrankheit entgegensehenden Passagiere begannen aufzustehen. Um Frau H. von der Schwere dieser Eindrücke zu befreien, erzählte ich ihr allerlei Träume von der Entstehung der immer weiter von uns sortlangenden Insel und sahen wir uns dann nach unsern Reisegefährten um. Müller und Schulze fehlten; sie hatten schon gestern Hamburg wieder aufgesucht. Die Brücke des Räderkastens war und blieb leer, überhaupt war das Schiff nicht so gefüllt, der wahre und der falsche Genuß, auch sie waren nicht zugegen. Das Sch'sche Paar, mein Hausgenosse, der schon um 3½ Uhr vom Bette auszuwandern, um „Toilette“ in einem Garderobenladen zu machen, von O. und B. waren in Sicht. Noch im Angesicht von Helgoland verlor einer der Herren seinen Hut und das Komische der Situation, mit der er dem schon im Kielwasser tanzenden auf dem Verdeck nachrannte, weckte die noch träumende Lachlust.

Mein scharfes Auge glaubte ein Kriegsschiff an einem überhauten Deck zu erkennen, es erwies sich als englischer Heimatsdampfer und wurde nach seemännischer Etikette durch das Zeigen der Flaggen von Hamburg auf der Flagge berücksichtigt. Am Hinterschiff erwarten mich mehre Humoristen in stets anschwellender guter Laune. Mein Amendement eines Helgoland-Album, mit mehrseitig einzusendenden humoristischen Beiträgen, findet scheinbar Anklang, wird aber vertagt, dagegen entschiede ich mich für das Amendement D'e, in Blankenese ans Land zu gehen und consignirte mein Gepäck mit dem heutigen nach Hamburg, Streit's Hôtel, da es, wie zu Erfurt, noch nicht feststand, ob „mit Vielen oder Wenigen“. Die Gesellschaft wurde ziemlich zahlreich. Wir stiegen aus. Der Anregerin des Plans überraschte und gleich auf dem Rückhaut durch seinen dämonischen Humor, mit dem er in der Minute die Abfütterung ohne allen Comfort verlangte, um uns dann ein Weiteren mit Hindernissen durch alle die ihm bekannten Orte bis Hamburg machen zu lassen. So leid es mir that, Fräulein H. daraus scheiden zu sehen, blieb ich im Verein mit W. O. und B. und nachdem wir gemüthlich an einer langen Tafel, auf dem Plateau über der Gite, bei der Suppe, bedient von einer sehr hübschen Dame und zwei Kellnerinnen, wahren Prototypen der nördlichen Hamburger Handwerksburschen, soeben machten wir unsern Rückweg zu Lande. Wer mait die Lust, mit der [illegible] Cavalerist nach drei Wochen das erste Pferd wieder betrachtete! Es stand vor einer Droschke und jetzt erklärte ich mir, daß ich ihn doch recht murmeln gehört hatte, als wir das Dampfboot verließen: adieu canards, canards, canailles! Mit Letztern hatte er augenfällig die Helgoländer gemeint, deren wenigstens viele — fetten, ohne je ein Pferd gesehen zu haben.

Was entdecken wir nun am Elbufer? ... Es soll verschiedene „Bauer'sche Gärten“ geben. Den ersten, den wir sahen, hielten wir für eine Mystification, doch bald überzeugten wir uns, daß unsere Erwartungen, mochten sie in Reisebeschreibungen oder in eigenen Reminiscenzen von der Elbfahrt wurzeln, nicht getrogen, wir sahen sehr Mannichfaltiges, Schönes und Unterhaltendes von Villen und Parks, manches niedliche Bildchen auch neben der grandiosen Landschaftsmalerei von Natur und Kunst, z. B. werde ich nicht vergessen, wie reizend sich eine Colonie von drei Kinderwagen, jeder von zwei Bonnen

ekorirt, neben einer Heerde weißer Dambirsche, malte. Die Artigkeit, mit der wir uns unserm Führer überließen, hätte uns leid werden können, wenn wir, gleich ihm, durch Studien vorbereitet, Alles hätten sehen wollen. Das war nun nicht der Fall; wir machten also seine Hexameter zu Ottensen an Klopstock's Grabe, sahen manch Vielgepriesenes nicht, tasteten aber doch in Klein Flottbeck Die Gebrüder Booth und ihre Blumen sind weltberühmt.

Wir finden einen Führer für die Glashäuser. Auf dem Wege dahin, welch Wunder von einer Blume! Ein einfarbiger, aber graziös geformter Stengel, darneben ein gießkannenförmiges, grünes Blatt, oben eine liebliche Blüte, aus Rosenduft und Lilienschnee gewoben und von der gütigen Natur dieser Reiz beschützt durch die faille runder Deckblatt. Sie wird im Vorübergehen begrüßt, während wir uns schweigend ansehen; wir sehen die Häuser mit den seltensten Schätzen der Gärtnerei, von denen der Umstand einen Begriff macht, daß Hamburg zu arm ist, um damit zu arbeiten, Englands Pfunde und das Gold des Ural allein können sie verwerthen. Endlich waren wir in Altona. Ein Omnibus geleitete uns, den wir am Bassin verließen, die Einen um „Europa", die Andern um „Streit" zu suchen. Als Nr. 23 war ich bei Streit gehorgen.

Am nächsten Morgen bewunderte ich mein Hôtel, wenn ich auch nur in den Hof sehen konnte. Aber dieser Hof hatte elegante Flügelgebäude, ein souverain Aetzhaltzglas und einen Georginenfler. Umlogirt nach vorn, sah ich das hamburger Morgengewühl. Die nette Vierländerin mit ihren immer jungen Gemüsen geht an dem Fleischerknecht vorüber, der so gut wie sie kokettirt mit seinem knappen Anzug mit einer Prousen von silbernen runden Knöpfen bis zur Größe eines Thalers, der Obsthändler mit seinen vielleicht pyramidalen Körben an der Tragt wiegt mit seiner blanken Messingwage Himbeeren von der Größe der Herzkirschen in den Korb des hübschen Hausmädchens, der dann mit dem für ihn eigens bestimmten Shawl bedeckt wird; die Bäckereienverkäufer erfüllen die Luft mit schrillem Geschrei. Nun gar Militär in aller Frühe wie in Preußen. Die Einen grün wie preußische Jäger, die Andern grau, noch mit Epaleis; auch Cavalerie gibt's. Vor mir eine Droschkenstation, zum Theil mit Pferden; der Kutscher sitzt bei Manchem hinter dem Wagenverdeck. Empfangener Besuch der Arrivegästheten füllt die Zeit bis zur Morgenpromenade der eleganten Welt, es wird mit flanirt, mit gewiegelt, mit gestutzt. Man besucht die Börse. Es läutet eben, der Saal füllt sich mit 12—1500 Gentlemen, welche die große Zeitfrage, von Mark Banco und Schillingen, wie verschiert wird, in kaum hörbarem Geflüster lösen, das sich aber in seiner Gesammtheit, auf der hauchhoch über ihnen angebrachten Galerie mit gewöhtem Glasdach, wie das Gebrause des Meeres anhört. Ich gewinne endlich einen Ausgang. Die Bedienung ist flinken Leben beschäftigen das Auge, der Bazar führt zum Bassin, hier vereinigen sich wieder W. und O. mit mir, Ersterer unter dem Eindrucke der Jugenderinnerungen und der eben erforschten Fahrpreise, Letzterer, zufriedengestellt von dem Wiedersehen mancher, ihm vom schleswig-holsteinischen Kriege her bekannter und hier im Exil lebender Kameraden. Von ihnen bestimmt, nimmt mich „Europas" Speisesaal auf und wie es scheint, sitzen wir unter allen Sprachen der Welt bei 2—300 Couverts. Die Bedienung ist flinken, aber trefflich. Wir holen von S.'s ab, um den Hafen zu besehen. Ein alter Seemann wirbt uns für sein Boot, zeigt die Taucherglocke, die nach dem denkwürdigen Tage von Gefernförde die Kanonen Christian's VIII. fand, und führt uns durch lange Reihen von Schiffen aller Größen. Mich zogen die Auswanderer an, die Europamüden, die Mütter ängstig nähend, die Kinder im Spiel und ernste bärtige Männer, zum Theil Greise, in die Ferne starrend, wo ihrer ein ungekanntes, Gefahr drohendes Element harrt und ein zweites Vaterland. Mögen seine weiten Fluren ihnen ein sicherer Mutterschoos sein, sein Himmel ihnen immer heiter lächeln und ihr Vertrauen nie wanken auf den allliebenden, allgegenwärtigen Vater über ihm! Ein kurzer Aufenthalt in Rennverder gab uns einen Scheidblick auf den schönen

breiten Elbstrom und seine zauberischen Umgebungen am holsteinischen Ufer. Bei der Rückfahrt durch die Schiffsgassen fanden wir die Scene zum Theil verändert, die stillen Auswanderer waren umgeben von Lebenslustigen aller Nationen, Gesang und Heiterkeit in allen Sprachen. Unser Rückweg durch die Stadt war um so unterhaltender, als wir uns verirrten, unfreiwillig Neues sahen und erst bei den erleuchteten Räumen der großartigen Börse die Direction auf das Bassin bekamen, wo von S. ohne Gattin zu uns stieß, um Wilcken's Keller wieder aufzusuchen und dem Künstlerstolz dieses Gaumenprofessors vollständige Berechtigung zuzugestehen. Um Denen, die Hamburg kennen, noch den hamburger Eindruck ganz zu vergegenwärtigen, gab es in der Nacht noch Feuer.

Am nächsten Morgen fuhr ich nach Berlin; um 10 Uhr Abends war die Promenade unter den Linden finster und leer im Vergleich mit Hamburgs Alsterbassin. Doch der Reiterstatue Friedrich's, der Universität, dem Opernhause, Zeughause, Museum, dem Schloß und der neuen Petrikirche meine Huldigung darbringend, entschied ich mich zuletzt für den Vorzug Berlins, suchte auf der Stettiner Bahn ein Coupé für Nichtraucher, um zu schlafen, erreichte jedoch nur den Zweck, an meinen Haltepunkt zu kommen, wo ich die Post nehme, um nach Potsdam zu gelangen. Das Posthorn schmettert, es rasselt durchs Thor, wir halten an, wenige Schritte und ich stehe wieder vor meinem Hüttchen. Meine Lerchen rufen mich an, alle kennen mich, ich kenne sie. Was suchst du die Ferne, plauderten sie, dir ist ja nirgends wohler als bei uns'... Ganz recht, ihr Plauderinnen! Aber man muß ja manchmal das Haus eben deßhalb verlassen, um es schätzen zu lernen.

A.

Bildende Kunst und Musik.

I.

Wenn wir die Propyläen der athenischen Akropolis oder — das Brandenburger Thor in Berlin, ein genaues Abbild der Propyläen, ins Auge fassen, so bekommen wir den reinsten Eindruck Dessen, was die bildende Kunst in ihrer großartigsten Beziehung als Baukunst und zugleich in ihrer anmuthigsten Erscheinung als Erzeugniß des klaren Griechengeistes zu wirken fähig ist. Welches Ebenmaß, welches Gleichgewicht in den Verhältnissen dieser einfachen dorischen Säulen untereinander und zu dem von ihnen getragenen Gebälk! Welche Anmuth bei so viel Großheit! Wir verschmelzen mit dem Kunstwerk als mit einem Gegenstand, welchen wir gänzlich als zu uns gehörend fassen, nie von uns lassen möchten. Und nicht allein in einer einzelnen perspectivischen Ansicht zeigt sich uns dieses wundervolle Ebenmaß, sondern jede neue Stellung, die wir gegen das Kunstwerk nehmen, enthüllt uns neue Reize. Kommen wir von fern, erscheint uns seine Höhe zuerst verhältnißmäßig gering und das Ganze gewinnt mehr den Charakter des Anmuthigen und Zierlichen. Aber je näher wir schreiten, desto mehr scheint die Dimension der Höhe im Verhältniß zur Breite zu wachsen, desto mehr geht insolge dessen der Ausdruck des Anmuthigen in den des Großen über, bis wir uns selbst, beschämend klein, zu Füßen dieser Säulenstämme finden, welche gleich kolossalen Nutzgewächsen einer übermenschlichen Urwelt starren, in der Form lebendig und wie beseelt, im Stoffe hart und keinem Wachsthum unterworfen. Wenn Fichte sagt, der Künstler bilde die Gegenstände nicht in ihrem Gegebensein als Producte, sondern in ihrem Werden als lebendige Kräfte, so muß dieser Ausspruch vorzugsweise auf bildende Kunst bezogen werden. Das vollendete architektonische Werk tritt vor unsere Augen nicht als ein Bau aus zusammengefügten Theilen, sondern als ein Gewächs, entsprossen wie mit der Nothwendigkeit innerer Beseelung aus unwiderstehlich treibenden Wurzeln. Es ist durchaus der Ausdruck einer Fülle von Gesundheit, der sich geltend macht. Denn die Gesundheit des Lebens besteht darin, daß unter den Kräften seines Wachsthums und seiner

Gestaltung keine vor der andern ein störendes Uebergewicht gewinne, daß unter ihnen völliges Gleichgewicht sei. Gehen wir in eine Sammlung von Antiken, so offenbart sich dieser Eindruck uns nur noch deutlicher. Denn hier treten uns im Belvederischen Apoll, der Mediceischen Venus die blühenden Lebensgestalten selbst entgegen, gewachsen in üppiger Fülle, aber so, daß die Kunst den höchsten Moment der Proportion und des Ebenmaßes, welchen das Leben nur kurze Zeit festhält, durch die Fesselung an den Stein zum unvergeßlichen erhebt. „Ihrer Götterjugend Rosen blühen wandellos im ewigen Ruin". In dieser Welt der Ruhe dürfen sich die Züge des Schmerzes nie bis ins Entsetzliche, der hastigen Bewegung niemals bis ins Eckige spannen. Denn hier wäre das Ueberschreiten der Haltung einem Ueberschreiten der Schönheit gleich. Selbst Niobe beobachtet im unermeßlichen Schmerz eine tiefe Ruhe und Laokoon's Antlitz geht nicht in Verzerrung über. Wer daher ganz in die bildende Kunst und besonders in ihre höchste griechische Vollendung sich vertieft, der wird unbedenklich sagen: „Harmonie und gesundes Ebenmaß der Glieder, das ist Schönheit!"

Wie anders ist dies beim musikalischen Kunstwerk! Hier ist gar kein Gegenstand außer uns, welcher durch dasselbe uns vor Augen gestellt würde, und daher kann auch von der Harmonie seiner Verhältnisse nicht die Rede sein. Stellen wir uns Gegenstände bei der Musik vor, wie etwa bei Beethoven's Pastoralsymphonie ein Hirtenleben, bei der Einleitung zu Haydn's „Schöpfung" ein Chaos, so sind dies beliebige Erzeugnisse unserer Phantasie, welche von der Musik zwar die allgemeine Anregung und Veranlassung, aber auch nicht einen einzigen Umriß der Zeichnung empfangen. Zwar wird auch in der Musik die Wirkung durch harmonische Verhältnisse hervorgebracht, durch eine Harmonie von Intervallen oder Luftschwingungsverhältnissen, welche der Träger von Stimmungen und Gefühlen ist. Aber dies ist nicht die Harmonie eines Gegenstandes, sondern die Harmonie meiner eigenen Empfindung, welche sich zuweilen mit einer unharmonischen, sogar völlig häßlichen Gegenständlichkeit des Dargestellten verträgt. So z. B. sind die Gefühle eines glaubensfroh sterbenden Märtyrers unter den Folterinstrumenten gewiß im höchsten Grade musikalisch, obgleich die Situation für Malerei und Sculptur zu den gänzlich unmöglichen und unerlaubten gehören würde, weil sie ins Gebiet des Verzerrten und Häßlichen fiele.

Welche Phantasiegestalten umschwärmen uns bei Anhörung des Mozart'schen „Requiem"? Gräber öffnen sich und speien ihren Inhalt aus, Gerippe wanken dahin; zermürbte Knochen umkleiden sich aufs neue mit Fleisch; die Schrecken der Hölle, den unterirdischen See, die verschlingenden Rachen sehen wir uns nahetreten. Fürwahr keine Bilder voll plastischer Harmonie und Anmuth! Aber der Ausdruck des Gefühls, die aus den Abgründen der Verzweiflung und Reue zu den Höhen der Erlösung und Befreiung mit Siegesbestimmung emporringende Seelenstimmung besiegt Alles. Jene begleitenden wilden Phantasiebilder beeinträchtigen uns den Genuß der musikalischen Schönheit ebenso wenig, als uns Schnee, Wind, Wetter und Straßenschmutz an der Schönheit der athenischen Propyläen irre machen können.

Gehen wir ein wenig tiefer mit Mozart in sein „Requiem". Es ist die Stimmung einer reuigen und büßenden Seele, die sich uns mittheilt. Sie hat ihre Harmonie eingebüßt; die Erinnerungen an die Reize eines vergeudeten Lebens blühen wie verspätete Rosen im vergilbten Gesträuch, durch das der scharfe Herbstwind mit Mahnungen des herannahenden Frostes streicht. Die Seele fühlt sich entfremdet, aber noch nicht verloren. Sie nimmt den Kelch der Bitterkeit, der Wahrheit entschlossen zur Hand; sie scheut sich nicht, festen Blicks in ihren eigenen Ruin zu schauen und sinkt betäubt von diesem Anblick zu Boden. Sie rafft sich auf ohne eine andere Kraft als Thränen, ohne eine andere Schönheit als die freiwillige Resignation auf den Rest der Lebensluft, den sie als eine göttliche Spende dem unbekannten quälenden Reiche, dessen Schatten heraufziehen, zum Opfer bringt. Wo ist hier die harmonische Ruhe, die Gesundheit, das Ebenmaß? Auch nicht einmal als

Stimmung iſt es vorhanden. Schmerzen ringen mit Schmerzen, uns wohl in ſeltenen und erhöhten Lebensmomenten in uns einſt losbrach als ein Quell von nicht weiter mittheilbaren Erlebniſſen, das weiß der Tonkünſtler durch die Zauberſtäbe der unſichtbaren Luftſchwingungen in uns ſo lebhaft zu wecken, als erlebten wir es aufs neue, als wollte unſere Bruſt immer und immer wieder zerſpringen von der Fülle und Tiefe eines für ihre ſchwachen Kräfte zu großen und mächtigen Inhalts. Hier iſt nichts von Geſundheit und wachſendem Leben; nur ahnen verderbende Gewalten, denen das Leben nicht gewachſen iſt, weil ſie größer ſind als das Leben. Hier iſt nicht Jugend und blühende Fülle des Leibes, ſondern ganz allein der Ausdruck des Seelenvollen, die innere Kraft des Gefühls und des Willens, welche ihre empfindlichſten Saiten aufſpannt, ihre erſchütterndſten Wirkungen thut im Angeſichte des Untergangs. Sowie das Auge der leibliche Sinn iſt, der Sinn zur Auffaſſung des Weltalls, ſo gehört das plaſtiſche Kunſtwerk der Geſundheit des emporſtrebenden Lebens in ſeiner harmoniſchen Fülle, in ſeinem architektoniſchen Ebenmaß. Und ſowie das Ohr der phyſiſche Sinn iſt, der Sinn zur Kundgebung der das Mitgefühl erregenden Laute, im Girren der Taube, im Gebrüll des gequälten Thiers, ſo iſt die Muſik die Kunſt des ſeelenvollen Ausdrucks, welche von nichts Anderm zu reden weiß als von Luſt und Schmerzen und immer mit dem Eindrucke, als wären es unſere eigenen.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Das Reiſen in der Schweiz.

Seit vielen Jahren haben die Schweizergebirge keinen ſo günſtigen Sommer gehabt wie in dieſem. Nach den Erfahrungen der Meteorologie ſoll zwar überall die durchſchnittliche und Geſammtwärme des einen Jahres der des andern gleichkommen, aber ſie wird doch ſehr verſchiedenartig vertheilt. Iſt dieſe Theorie richtig, ſo ſcheint die Wärme in der Schweiz dies Jahr mehr als gewöhnlich auf den Hochſommer verwieſen geweſen zu ſein, denn von Mitte Juni an bis Ende Auguſt ſind die Regen- oder überhaupt die trüben Tage nur ſelten und nie lange anhaltend geweſen. In den Gaſthäuſern des berner Oberlandes fand in dieſer Periode ein beſtändiges Kommen und Gehen der Reiſenden ſtatt. Immer von Neuem ſind der klare Himmel zu Bergpartieen ein. In den Gaſthäuſern war die Unterkunft ſchwierig; das bunte Gewirr in den Speiſeſälen gewährte dem müden Wanderer, der ſo glücklich war, darin aufgenommen zu werden, eine neue Beſchäftigung für Auge und Ohr, wenn er Abends nach ſeinem Tagewerk Erquickung ſuchte. Nicht allein gewährt es Unterhaltung, über den Stand und die Charaktere der Fremden hiſtoriſche Nachforſchungen anzuſtellen, ſondern auch die Geſpräche und Bemerkungen über ihre Erlebniſſe und Erlebniſſe, die man hier und da belauſcht, geben Stoff zum Denken und tragen dazu bei, die eigenen Anſichten zu berichtigen. Die deutſchen Herren rühmen oder tadeln die Gaſthöfe, den Wein, die Speiſen, die Cigarren, während die Engländer entweder vornehm leiſe und ſtill ihren Thee ſchlürfen, das Fremdenbuch durchblättern, um zu ſehen, ob ſie nicht ſo glücklich ſind, unter einem und demſelben Dache mit einem Lord zu weilen, oder von dem zurückgelegten Tagewerk, von den Diſtanzen, die ſie in einem Tage zu trauen vermögen, laut untereinander prahlen. Die jungen Herren dieſer Nation insbeſondere ſcheinen in der Regel für eine Reiſe in der Schweiz keinen andern Maßſtab des Werths zu haben, als den das Vergnügen an phyſiſcher Anſtrengung und die Nachahmung der Mode gewähren. Nicht die Art und Weiſe, wie man die Natur betrachten ſollte, nicht die Klarheit und Tiefe der Eindrücke beſchäftigt ſie, ſie ſehen ihre Vortrefflichkeit nur darin, daß ſie an den meiſten, von ihrem Murray empfohlenen Punkten in der möglichſt kurzen Zeit geweſen ſind. Das Brennen der Ortſchaftsnamen auf ihre langen Alpenſtöcke iſt das glücklichſte Reſultat ihres Wanderns. Die Manie bei vielen jungen Engländern, von einem Ort zum andern zu jagen, geht ſo weit, daß ſie in den Fremdenbüchern ſelbſtrühmend die Kürze der Zeit notiren, in der ſie dieſe oder jene Diſtanz zurückgelegt haben. In der Umgegend von Chamounix insbeſondere ſind die Fremdenbücher reichlich mit ſolchen Bemerkungen angefüllt, die man füglich ein Zeugniß der Geiſtesarmuth nennen kann. Freilich, wie die Fehler der Menſchen oft nur die Kehrſeiten von guten

eben schönen Eigenschaften darstellen, so kommen allerdings geistige Kraft und muthvoller Unternehmungsgeist, von denen so mancher junge Leute nur spielend in der Schweiz Beweise gibt, in spätern Jahren seinem Vaterlande auf andere Art wieder zu Nutzen.

Noch unangenehmer fast die Begegnungen mit solchen Fremden, die auch in der Alpenwelt vornehm sein wollen. Sie parliren natürlich französisch, gehen in dichten Haufen von Damen, Bonnen, Gouvernanten, Bedienten, Kutschern und Führern. Ein Heischeglück wallet sie schon von fern.

Die Deutschen sind keine so verwegenen Bergsteiger wie die Engländer, aber sie genießen gründlicher. Natürlich auch im Sinne der Worte. Aber auch die Deutschen jagen wie nach der Uhr durch die Schweiz. Außer in Interlaken hält man sich nirgends mehr lange auf.

Die allerwenigsten Leuten kommen mit der gehörigen Vorbereitung in die Schweiz. Wenn die Frauen sich mit Ausrufungen begnügen: Ah, wie wunderschön! Wie himmlisch! Wie göttlich! Wie erigend! Wie bezaubernd! so reicht bei ihnen Sinn für Naturschönheit überhaupt aus; aber auch die meisten Männer, ob sie nun auf der Spitze des Faulhorns oder am Fuße des Reichenbachgletschers stehen, kommen mit ihren Bemerkungen nicht viel weiter. Weil es selten, daß die Großartigkeit der Alpennatur und die reine Bergluft einen erheiternden und erregenden Einfluß auf das Gemüth verspürt. Aber die Eindrücke auf das Auffassungsvermögen der Leuten im Allgemeinen schienen zu vag, um in die Sprache einer klaren Gedankenwelt gekleidet zu werden. Wir rühmen uns unserer Zeit, sie soll vorzugsweise die der Bildung sein, aber bei der gebildeten Welt par excellence ist nichts auffallender als eben der Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen. Wie es vor Kurzem von Humboldt in Deutschland und von Faraday in England so trefflich bemerkt worden ist, so haben die Erfahrungen über Tischrücken- und Klopfgeister-Zusammenkunft — von anderen Materien des modernen Mysticismus nicht zu reden — den niederschlagenden Beweis geliefert, daß naturwissenschaftliche Kenntnisse und die klaren Begriffe der Dinge, die daraus hervorgehen sollten, in der sogenannten gebildeten Welt doch nur noch zu sehr fehlen. Hier und da trifft man in der Schweiz junge Studenten mit ihren Blechkästen auf dem Rücken emsig nach Alpenpflanzen suchen und die Hammerschläge des Geologen hört man dann und wann den Winterhall der Felsenschlucht hervorlocken. Doch dies sind Ausnahmen. Alpenrosen und andere wilde Blumen werden zwar von fast allen Reisenden gepflückt und als Schmuck und Trophäe an die Hüte gesteckt, doch die speciellen Beziehungen der Pflanzenwelt zu Boden und Klima, die in der Schweiz in einem geringen geographischen Raum so auffallend sich zeigen, scheinen wenig bekannt oder beachtet zu sein. Es scheint z. B. Wenige, daß man aus dem warmen Klima Oberitaliens in einem Tage zu Regionen aufsteigen kann, in welchen die mittlere Jahrestemperatur der an der nördlichen Grenze Europas entspricht. Nicht anders steht es in Betreff der Kenntniß der Gebirgsformationen und selbst unter den Reisenden, die z. B. Kalkstein von Granit zu unterscheiden vermögen, denken gar wenige an die Geschichte, an die Bildung, Entstehung und Zerstörung der Gebirge überhaupt, noch fällt es ihnen auf, warum sie in Gegenden, wo die umgebenden Berge nur aus Alpenkalk bestehen, oft auf bedeutenden Höhen große Blöcke von Granit oder Gneis, sogenannte Findlinge, vor sich liegen sehen. Ebenso mind das Abgeschiedensein der Kelten in so vielen Thälern der Schweiz, die Reihe von Gletscherwirkungen in ehemaligen Zeiten, von den Reisenden im Allgemeinen wenig bemerkt.

Unsere Reisehandbücher werden sich in dieser Hinsicht bessern müssen. Bädeker hat so sehr den Nachdruck nur auf die Nützliche und Lebensweisen gelegt.

Theatralische Leben.

In einem vom „Deutschen Museum" vor Kurzem veröffentlichten Artikel des kürzlich vom Herausgeber unsers Blattes übersetzten Dramas „Philipp und Perez" finden sich als Belege übertriebener Ausdrucksweise Stellen, die nicht im Manuscripte stehen. Nach dem Artikel soll eine der handelnden Personen z. B. sagen:

Wird noch ihr Töchtlein, das dem Vater glich
Mich nicht ermorden an zerbrochne Augen?

In besonderer Rücksicht auf die Gedankenverbindung mit einem Bilde soll es heißen:

Wird noch ihr Töchtlein, das dem Vater glich
Mich nicht ermorden an gemalte Augen?

In Dresden erzählte Jemand, der Verfasser hätte in diesem Stück „Kanone" und „Barrikade" gereimt, ein schon in seiner Verunstaltung charakteristisch sächsischer Vorwurf, denn bekanntlich nur in Sachsen sagt man Jene statt Jene, Grimme statt Grimma, Barrikene statt Barrikade. Die Stelle lautet:

Tod,
Vom Lust entsetzlicher Gestalt erlogen,
Verjaget die schnöde Gallerie,
Entflohen wär der Abtei Barrikade!

Mit dem Prüfen der Ausdrucksweise eines Stücks und der Richtigkeit von Bildern und ihrer Durchführung ist es bei einem von der Bühne herab gehörten Dialoge ein mißliches Ding. Man kann in vierzig auf hundert Stellen an-

nehmen, daß, wenn uns etwas aus dem Munde des Schauspielers aus Ton schlage, was an sittig stark an Unsitte grenzt, die Schuld im Dichter geschrieben, nicht in seiner Rolle, aber aber auch die Improvisationen der Darsteller selbst trifft. Unsere Schauspieler lernen nicht gut, mit einigen Ausnahmen. Oft hören sie den Souffleur falsch, oft finden sie ganz und erfinden sich dann einen möglichst entfernten Anklang aus ihrer Vorstellung auf den angefangenen Satz, den sie herausbringen, ob dabei auch Worte zu Gehör kommen, bei denen dem Verfasser die Haare zu Berge stehen.

In Frankfurt am Main gab man 1820 das Heraufgehest Drama: „Richard Savage". Eine der hervorragendsten Rollen, Viscount Merrithal, war an Weidner, einen der ausgezeichnetsten Darsteller des dortigen Theaters (seine excentrische Lebendigkeit hat ihn leider auf seine alten Tage in ein Fernthaut gebracht), mit großer Zuversicht auf seinen Eifer und seinen in der That außerordentlichen schauspielerischen Genius übergeben. Auf den Proben murmelte er, wie das bei gut Textlernen der deutschen Schauspieler der Fall ist, seine Worte dem Souffleur nach; man wußte nicht, kann es aber kann es sie nicht. Am Abend stellt der Vorhang auf, Weidner tritt an die Lampen, begrüßt seine Schwägerin, Lady Macclesfield, und fängt Dinge an zu sprechen, die dem anwesenden Verfasser wie auf einer andern Welt kommen mußten. Vergeschieden von z. B. . . . . ter ist:

„Ich denke, Milady, wir haben uns so unsern Freundschaften nicht viel vorzuwerfen, am so weniger, da wir den Verdrießen meines Bruders gegenüber uns an gleichen Lichte befinden."

Weidner nimmt eine Pose, lehnt sich auf seinen Stockknauf und paraphrasirt seinen Text dazwischen ein:

„Ja, Milady! Erlauben Sie, daß ich Ihnen darüber meine Meinung sage. Was unsere Bruderschaften anbelangt, seien Sie, so denk' ich so, wir werden und darin wol nicht viel vorzuwerfen haben. Was aber Ihr Vermögen anlangt, Milady, so erlauben Sie mir auch, Ihnen hierauf zu sagen, daß wo" z. s. w.

Das Publikum ebenein war mit dem Darsteller, der nur plötzlich vom Souffleur ins Lage versetzt war, so sehr selbst entzückt, so gefunden, daß es in die Bravorufe gehen und beruhigt sagen konnte: „Nun gut Sonnen und doch von Gegel abgeschlossen!"

Wenn man der Wirklichkeit nachzur Darsteller z. B. im Publikum nur einen kleinen Finger gibt, so ergreifen sie gleich die ganze Hand. Die Art, wie an manchem ersten Hoftheater sogar das Hergebrachte „Lust und Schwert" zum Gerichtes kommt, ist bisweilen, wenn es zuschwand, eine Lectüre. König Friedrich Wilhelm spielt weiß wie Packers Bettkommel, Bedienter wie ein Gerlin, der Tellering von Baiereuth nimmt sich so angenirt wie ein Dorfjunker. „Sind das die Zimmer des alten Brummbärs?" schreit der jugendliche Liebhaber beim Eintritt zum König und gibt hiermit Kostrad sämmtlichen Lakaien im Corridor zu hören. Von dem französischen „Glisson! Napoleon pas!", vom hiesigen Wiedergeben Dessen, was der Kutscher im freudestehen Drange seines Schaffens vielleicht selbst schon zu grell gepfuscht hat, findet sich in den seltensten Fällen die Spur, wenn man auch nicht überall so weit gehen mag, wie weiterum jener ehrengeachtete Weidner, wo alle Personen plötzlich endet, seine Rolle in Gegenwart des Autors deutlich zu sprechen und einen Abend lang Mir und Mich zu verwechseln.

Wir erwähnten diese Erfahrungen aus der Bühnenwelt, um den Theaterdichtern eine mitere Grenze zu lehren, wenn Schauspielerworte beim Publikum ihre Wirkung auf der Bühne haben sollen durch irgend eine Mimikry bei Dialoge, durch ein Bild, ein mattes Bildwort u. dergl. verlegt werden. In wenig Zeilen auf hundert nehme man an, daß die Stelle andere lauter.

Zur Beurtheilung der Größe.

Das wahrhaft Menschliche beginnt sich erst
Im Herz. Was vermag der Jugend Sinn
In große That, in einen Helden Bilden.
In buntes Spiel der angeborgten Kräfte.
In Wagestuck mit Luft sich zu verwirren;
Doch wie ein Wiederhall viel größer ist,
Ein unbewußtes selbstgewirktes,
Wie sich den reifern, reichern Kranz gewinnt
Im höchsten Thatendrang ein Unterlassen
Und weit allein die wirre Wirklichkeit lassen.

Unser Leben.

Stamme auf dem Herd ganz
Steigt der Rauch zum Dach empor;
Eine Stelle, kalt und g'rad,
Schwingt er sich der Esse Pfad.

Schlängelt sich von Daches Rand
Wie ein weißes Mäuschen;
Dann erblasset, lustigschwebt,
Wie die Luft am Morgen steht.

Bist er endlich im Aar
Silbern weht wie Schleier nur,
Blau verschwommen im blauen Raum,
Selbst dem Auge nun ein Traum.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 11. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Eine Besteigung des Titlis im Berner Oberland.

Von Captain Mell in Dresden.

Ich wählte in diesem verflossenen Sommer das Hôtel des Alpes in Reichenbach bei Meyringen als einen schönen Mittelpunkt, von wo aus ich leicht Excursionen machen liesen. Ich habe eine besondere Vorliebe für diesen Theil des Oberlandes. Nirgends sieht man besser das Großartige mit dem Lieblichen, das Wilde mit dem Ueppigen vereinigt. Nach allen Seiten erblickt man Mannichfaltigkeit in den Umrissen. Die prächtigsten Bergketten, von schneeigen Firsten umrahmt, sind mit gebirgischen Häusern geschmückt und die grünen Matten mit den vielen Nuß-, Ahorn- und andern Laubholzbäumen und vor allem der Reichthum an malerischen, großartigen Wasserfällen, die die Gegend besonders Gebirgsreisenden, gewähren ich als alter Freund begrüßt und bei jeder Rückkehr von einer Bergpartie erquicke mich von neuem die liebenswürdige Naturerscheinung des braven Wirths und seiner Familie.

Nachdem ich von Reichenbach aus dem Faulhorn, dem steinigen Rothhorn, dem hohen Gipfel der Mägisalp, dem Hochstollen und manchem andern zu einer Höhe von 7—8000 Fuß und darüber hinausragenden Berge der Nachbarschaft schon meinen Besuch abgestattet hatte, reizte es mich, einen ziemlichen Schneeberg der höhern Art zu erklimmen. Ich erwählte den nicht fern liegenden Titlis, da ein Panorama von dessen Gipfel aus in dem Rufe der Großartigkeit schon lange auf mich eine hinreißende Wirkung ausgeübt hatte. Die Höhe dieses Berges geht man gewöhnlich auf 10,700 Fuß über dem Meere an.

Nach einem der seltenen trüben Tage fand ich den Himmel am Morgen des 26. Juli heiterhe wolkenfrei und rasch wurde der Entschluß gefaßt, in der Richtung des Titlis aufzubrechen, um den folgenden Tag, wenn sich die Witterung günstig zeigen sollte, die nähere Bekanntschaft dieses Riesen zu machen. Mein Reisegefährte, ein junger Landsmann und Amtsverwandter*), zählte nur dreißig Jahre, doch hatte ich schon mehrfache Gelegenheiten gehabt, seinen Muth und seine Kraft im Bergsteigen zu erproben. Um der großen Hitze

*) Herr Theodor Vogel. Bekanntlich ist Captain Mell, der berühmte Phrenologe, ein Engländer. Die obige deutsche Darstellung ist aber ganz seine eigene. D. Her.

te gerade herrschte, zu entgehen, verließen wir unser freundliches Hauptquartier gegen halb sieben Uhr Morgens. Knapp hinter Reichenbach fängt der Bergsturz, der sogenannte Kirchet an, ein Kalkfelsendamm, auf dem hier und da große Granit- und Gneisblöcke, Spuren ehemaliger Gletscher, liegen. Dieser Damm läuft quer über das Thal und trennt das obere von dem untern Haslithale. In sehr fern liegenden, weil vorgeschichtlichen Zeiten, mag infolge dieses Dammes die Aarewasser in dem Becken, das sich am Ende des obern Thals befindet, zu einem See angestaut gewesen. Jetzt hat dieser Fluß einen Ausweg durch eine Spalte, die finstere Schlauche genannt, gefunden, wo er tief, den Strahlen der Sonne entzogen, malerisch, aber unheimlich rauschend. Nach einer Stunde hatten wir den Kirchet überschritten, waren in das Thalbecken hinabgestiegen nach dem hübschen Dorfe Hof und waren am Zusammenfluß der Aar und des Gadmenbachs angelangt. Hier fing das Steigen an. Eine kurze Zeit ging es auf der Straße nach dem Gadmenthal, bald aber kehrten wir links ab, den Saumpfad nach dem Jochpaß verfolgend. In vier Stunden von Hof erreichten wir Guglisen, wo wir prächtige Ansichten in der Richtung des Susten passes, auf die Lutten und Sustenhörner mit deren Gletschern hatten und rückwärts in das wilde Urbachthal schauten. Nun ist nicht meine Absicht, eine ausführliche Beschreibung des Wegs nach dem Jochpasse zu versuchen. In Bädeker's vielverbreitetem Reisehandbuche für die Schweiz sind die Hauptpunkte, die schöne Aussichten darbieten, für diesen wie für die andern besuchtern Alpenpässe richtig angegeben.

Von großem Interesse ist die allmälige Aenderung in der Vegetation, wenn man in die höhern Regionen hinaufsteigt. Gleiche die Aenderungen in dem eigenen physischen Befinden, sowie man in die höhern, dünnern Luftschichten kommt. Die körperlichen Empfindungen und die Stimmungen des Gemüths haben natürlich Zeit mehr oder weniger einen individuellen Charakter, doch im Allgemeinen nicht bei Allen, die nicht alt oder krank sind, ein in dieser Höhe selten erkanntes Gefühl der Lust und Heiterkeit resp. das alle Ermüdung verbannt.

Immer öder wurde der Weg, immer ärmlicher die Vegetation, bis wir kurz vor Guglisen, dessen Sennhütten wir schon lange auf einer Anhöhe erblickten, durch ein Nadelholzwäldchen steil hinaufsteigen hatten. Als wir in das Wäldchen traten, fanden wir eine Quelle, die mehr wie alle andern Quellen, die ich auf Bergtouren getroffen habe, die Aufmerksamkeit des Wanderers in Anspruch zu nehmen geeignet ist. Das klare Wasser fließt hier unmittelbar aus einem mit Moos und Blumen bewachsenen Sandsteinfelsen in ein kreisrund, künstlich gehauenes Becken. Alpenrosen und andere wilde Blumen in der schönsten Blüte umgaben die Stelle und gerade zwischen dem Wasserstrahl und den Felsen befanden sich einige der schönsten dieser Alpenrosenstauden, die in dem hellen Sonnenschein, der gerade durch die Bäume fiel, gleichen, dem Wasser einen zauberhaft rosigen Schimmer mittheilten. Nahe dabei hatte man eine Bank aus Stein mit einer Marmorplatte errichtet, um in aller Gemüthlichkeit den durstigen Wanderer noch mehr zu einem frischen Trunk an diesem reizenden Brunnen einzuladen. Aber es fanden sich auch, sonderbar genug, vier ziemlich hohe Tannenbäume, von welchen die Aeste und die Rinde entfernt waren, an der Quelle wie Schildwachen aufgestellt. Was bedeuteten diese Stangen? Unser Führer wußte es nicht mitzutheilen. Bald gesellte sich ein alter Hirt zu uns, der mit Brennholz schwer beladen hinaufsteigen wollte und von ihm erfuhren wir denn, daß die Stangen zur Erinnerung an einen Fleischer, der vor kurzem hier gestorben war, dienen sollten. Er war, wie wir, vom Haslithal hinaufgekommen; erhitzt von der Anstrengung hatte er von dem eisig kalten Wasser zu viel getrunken und war, unmittelbar vom Schlage gerührt, umgesunken und gestorben.

Nach einer nichtsdestoweniger, aber vorsichtig genommenen Erquickung aus dem so einladenden Brunnen schritten wir rascher vorwärts, um die möglichen schlimmen Folgen

zu verbüten. In weniger denn einer halben Stunde erreichten wir die Hütten von Engstlen. Es sind ihrer etwa 12—15 auf einer Art mit Felsenblöcken besäeter Hochebene, die größte dient zugleich als Wirthshaus. Wir fanden hier eine geräumige Gaststube mit einem langen Tische, zwei langen Bänken und zwei Bettstellen, die eine mit Federbetten, das andere mit Heu. Ein schmutziger alter Wirth und zwei ebenso schmutzige und fast ebenso alte Knechte zeigten sich bereit, uns mit Milch, Käse und Brot zu bewirthen und ihre Neugier über das Woher und Wohin, das uns betraf, zu befriedigen. Engstlen liegt schon gewiß hoch, viel höher als die Schreckhorn, 5715 pariser Fuß über dem Meere. Die Gegend ist sehr wild, Bäume hören hier auf, alles Brennholz muß, wie wir vorher gesehen hatten, von unten hinaufgetragen werden. Unser Wirth, der sich später als ein wahrer Wetterprophet erwies, versprach uns für den nächsten Tag trotz dem, daß die Wolken jetzt eben von unten hinaufstiegen und eben die Sonne verhüllten, die schönste Witterung und freute sich zu hören, daß wir uns vorgenommen hatten, den Titlis, den König seiner Gegend, zu besuchen. Einer seiner alten Knechte hatte selbst nicht übel Lust uns als Führer zu begleiten, allein es war uns schon ein junger Mann, ein berühmter Gemsjäger, der den Sommer über in Engstlen wohnt, als der zuverlässigste Begleiter von einem Freunde in Unterbaselthal, der das Oberland gut kennt, empfohlen worden, zu dem Führer, den wir schon hatten, Kaspar Rig. Kaspar Rig hatte sich durchaus in den Kopf gesetzt, daß ich Schriftsteller wäre. Da ich Alles, was uns unterwegs begegnete, aufmerksam beobachtete, so schien es der Meinung zu sein, daß ich beobachtigen müßte, über die Schweiz ein Buch zu schreiben oder wenigstens nachträgliche Notizen für Bädeker und Murray zu sammeln. „Herr", sagte er oft, „vergessen Sie meinen nicht!" und seine letzten Worte, als ich später in Lauterbrunn von ihm Abschied nahm waren, mich zu bitten, etwas über ihn zu schreiben. So geschehe es denn! Kaspar Rig, der in Meyringen zu Hause ist, hat sich als ein tüchtiger Führer erwiesen, in seinem Buche sind viel schöne Gemsjagdgeschichten zu lesen, obgleich auch ein Schalk hineingeschrieben hat, daß Kaspar Rig nicht schlechte Sachen zu tragen wisse, aber auch besser verstünde, einen armen Teufel unterwegs zu finden, der ihm für ein geringes Trinkgeld diese Bürde abnähme. Aber Kaspar Rig hat sich stets flink, heiter und unverdrossen, weg- und gastfreundig und bewährt.

Den Nachmittag blieben wir in Engstlen und unterhielten uns so gut es ging. Wir besahen einen nahegelegenen See, plauderten mit unsern Wirthsleuten, machten Bekanntschaft mit den Kühen, Kälbern und Ziegen, die herum weideten. Auch hier hat man die Fabel vom Wunderbrunnen, der nur einige Monate im Jahr und da nur einige Stunden des Tags fließt und von einem Wasserungeheuer, einer Art Seeschlange, die alle Forellen im See aufgefressen hätte. Jetzt enthält der See nur eine kleine Art Fische, die der Wirth Trüsche (Lota) nannte und die wir später zum Nachtmahl in Form eines Ragouts zu sehen bekamen. Diese schlangenartigen, gelblich grün marmorirten Fische gelten für eine große Delicatesse und obwol in diesem See nur sehr klein, erreichen sie im Grossen See, wie mir der Wirth erzählte, oft eine Länge von drei Fuß. Wie sie uns aber vorgesetzt wurden, machten sie unsern Appetit nicht rege. Wir ließen sie vor Ekel stehen.

Ich habe von dem Gefühle der Erheiterung gesprochen, welches das Hinaufsteigen auf Berge veranlaßt, doch in allen Dingen les extrêmes se touchent und nie bin ich dann wieder mehr von Melancholie gepeinigt als eben auf großen Höhen. Mein junger Freund verließ mich mit Kaspar, um die Hütte des erwähnten Gemsjägers zu besuchen und dessen Rückkehr von der Jagd abzuwarten. Ich blieb mich allein und da die Wolken nun die Sonnenstrahlen gänzlich ausschlossen, so that auch die Natur das Ihrige, Melancholiestimmungen zu erwecken. Kein Baum wuchs hier, der dunkle See war von kahlen Felsen, auf denen hier und da Schneemassen lagen, umgeben. Das Glockengeläute der

Kuhherden, wenn auch musikalisch zu nennen, macht auf die Länge durch die Wiederholung derselben Töne den Eindruck tiefster Verlassenheit. Auch die Alpenhütten, so malerisch sie in Bildern, als Schattenseiten, oder bei einem kurzen Besuche im hellen Sonnenlichte erscheinen, haben ihre Schattenseiten. Die großen Schmutz- und Düngerhaufen, die sie umgeben und die Aermlichkeit und Unreinlichkeit, die uns überall im Innern begegnet, ist so weit entfernt von Allem, was wir gewohnt sind, in unsern Wohnhäusern schön und behaglich zu finden, daß, wenn diese Hirtenwohnungen den Reiz der Neuheit verloren haben, und ein längerer Aufenthalt fast unheimlich werden muß. Ein Vogel erschreckte mich etwas. Ich bemerkte dies Thierchen, von dunkler Farbe mit rothem Schweife, wie es bei mir vorbeiflog und plötzlich in der Erde zu verschwinden schien. Ich ging ihm nach, um zu sehen, ob die Entdeckung nicht einer Täuschung wäre, doch nach einigem Suchen fand ich von langem Gras und Buschwerk bedeckt ein kleines Loch in einem niedrigen Felsstück und darin mein Vögelchen auf seinem Neste sitzend. Ich kniete nieder und betrachtete mit Muße das niedliche Thier, das ängstlich schien und doch bei einer solchen Schildwache vor seiner Behausung nicht auszufliegen wagte. Der Sommer hatte spät angefangen und dies mochte die Ursache sein, daß noch Ende Juli Vögel mit dem Ausbrüten ihrer Eier beschäftigt waren.

Bald nach Sonnenuntergang wurde das Nachtmahl, aus den erwähnten kleinen Fischen, Käse, Milch u. s. w. bestehend, aufgetischt und sowie es finster wurde, richteten wir uns zum Schlafen ein. Der Gemsjäger war noch nicht zurückgekehrt, aber unser Kutscher Nitz versicherte, er würde bald heimkehren, da man ihn schon in der Ferne gesehen hätte. Nitz ging noch ein mal nach seiner Hütte, um dort die paar Stunden zu ruhen und versprach, um 2 Uhr den nächsten Morgen zur Weiterreise Alles bereit zu halten.

Mir ist es nie geglückt, so oft ich es versucht habe, in einer Alpenhütte zu schlafen. Wenn ich auch müde genug war, um mich nicht sehr durch den Chorus der Viehstimmen und Glocken, das Brüllen, Grunzen und Stampfen meiner vierfüßigen Nachbarn viel stören zu lassen, so gibt es doch andere lebende Geschöpfe, die auf einen empfindlicheren Sinn als den des Gehörs zu wirken verstehen. Unter unsern Füßen hatten Kühe, Kälber, Ziegen und Schweine, wie in einer Arche Noah, Nachtquartier genommen und gar fleißig unterhielten sie sich untereinander in nicht sehr harmonischen Tönen. Doch dieser Umstand allein hätte wol dem Einschlafen kein unüberwindliches Hinderniß entgegengestellt, wenn nicht sogleich nach dem Niederlegen gewisse hüpfende Thierchen in einer gar zu unerlaubten Menge und mit allzu großer Dreistigkeit sich unserer Leiber bemächtigt hätten. Mein junger Gefährte schlummerte zwar bald ziemlich fest ein, doch hörte er nicht auf mit Händen und Füßen um sich zu schlagen und zwar bewußtlos, nach den Gesetzen der Reflex-Actionen. Ich weckte ihn und fragte, wie es ihm ginge? Er wußte weder von seiner Unruhe noch von der Ursache derselben. Seele und Leib waren völlig getrennt. Das Bewußtsein schlief, nur der Körper suchte sich, gestochen, allein zu helfen.

Um 1 Uhr schon machte ich Licht, wir kleideten uns an und nachdem wir etwas schlechten Kaffee genommen hatten, hielten wir uns zum Aufbruch bereit. Erst aber gegen 3 Uhr kam Kutscher Nitz mit dem zweiten Führer, dem Gemsjäger, der auch Kutscher hieß, um uns abzuholen. Dieser junge Mann, dessen Kopf und Physiognomie mir sogleich gefielen, sah bleich und müde aus, sodaß ich ihn fragte, ob er doch wol im Stande sei, uns auf den Titlis zu führen. Er schien in seine Kräfte keinen Zweifel zu setzen und da er mit Stricken zum Anbinden und einer Art zum Einhauen von Eisstufen versehen war, fingen wir unsere Wanderung ohne Weiteres an. Ich freute mich über die herrliche Nacht und die frische Bergluft, die uns entgegenwehte. Der abnehmende Mond war schon hinter den nahen Bergen, deren Schatten, wie der Widerschein der Sterne, auf das Wasser des Sees fielen. Im Uebergrauen Lichte schimmerten die Spitzen des Titlis und

der andern schneebedeckten Alpenriesen. Lange vor Sonnenaufgang hatten wir die größte Höhe des Jochpasses erreicht und nun mußten wir hinuntersteigen und einen beschwerlichen Weg über Schnee-, Eis- und Felsenmassen suchen, um den eigentlichen Fuß des Titlis zu erreichen. Auf der Höhe des Jochpasses hatten wir schon die erste Morgenröthe bewundert, nun aber in der tiefern Lage wurde es immer finsterer, doch über unsern Köpfen fingen nach einiger Zeit die hohen Schneefelder der Titlisgruppe zu glühen an. Unbeschreiblich schön war die Wirkung dieses Contrastes. Um uns her im tiefen Schatten Schnee-, Eis- und Felsentrümmer, große Steinblöcke und Gerölle und das unheimliche Rauschen eines unsichtbaren Wassers. Oben die reinen, abgerundeten, sich weit ausdehnenden Schneefelder im rosig goldenen Lichte glänzend. Ich hielt einen Moment inne, um das schöne Schauspiel in allen Einzelheiten zu genießen. Unser neuer Kaspar blickte auch hinauf und sein scharfes, wohlgeübtes Auge entdeckte sogleich einen Gegenstand, der ihn fesselte und mir vielleicht entgangen wäre. „Eine Gemse", sagte er, „ein schönes, starkes Thier!" Auch ich wendete mein Auge nach der Richtung, wo er hindeutete, und bemerkte einen kleinen Gegenstand sich auf einem Schneefelde langsam bewegen. Bald kam das Thier aus dem Schatten heraus und nun erkannten wir, besonders mit Hülfe meines Fernrohrs, daß wirklich eine Gemse auf eine steile Schneewand hinaufspazierte. Nicht lange danach sahen wir ein zweites dieser edlen Thiere, die sich am Horizont, auf Schnee wandernd, mit dem blauen Himmel zum Hintergrund, ganz lieblich ausnahmen. Zum ersten mal hatte ich diese Thiere in ihrer Freiheit gesehen. Sie gingen ruhig ihren Weg, unbekümmert und nicht ahnend, daß Menschenaugen und die eines Todfeindes sie beobachteten. Kaspar, der Jäger, freute sich über seine Entdeckung. Diese Gemsen, meinte er, hätten vor einer Viertelstunde einige schöne Weideplätzen, die nicht weit von uns waren, verlassen und gingen nun nach ihren unzugänglichen Ruheplätzen, um sich während des Tags vor den Nachstellungen des Jägers zu schützen. Jetzt sind sie schon so gut wie mein, sagte Kaspar. Nächsten Abend wollte er sich hinter einen Felsen stellen, um den Thieren bei ihrem Herabkommen zu den Weideplätzen aufzupassen. Ich für mein Theil bewunderte die schönen Thiere. In dieser Gegend werden die Gemsen, wie Kaspar sagte, immer seltener. Ich fürchte, die Zeit ist nicht gar so sehr fern, wo diese Thiere, wie der Steinbock, ausgerottet sein werden. Man stellt ihnen sogar in der Brunstzeit nach und schont weder Geschlecht noch Alter. Wie ich höre, beabsichtigt die Regierung Schritte zu thun, um das Gemsjagen nur zu bestimmten Jahreszeiten zu gestatten. Jetzt braucht man in der Schweiz nur eine geringe Summe für einen Jagdschein zu bezahlen und selbst diese Taxe wird von den meisten Gemsjägern entrichtet.

Bald fing das Steigen wieder an. Um dem Wasser auszuweichen, mußten wir das Ende eines Gletschers überschreiten und nun gingen wir auf einem mit Blumen und wohlriechenden Kräutern reich besäeten Abhang des Bergs, eine Art Oasis in der Stein- und Schneewüste, stets hinauf. Immer noch waren wir im Schatten. Um halb sieben Uhr erst erblickten wir, als wir uns dem Bergrücken näherten, die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel in ihrer Pracht. Das schöne Schauspiel des Aufgehens derselben hatten wir nicht genießen können. Selbst auf dem Faulhorn fand ich mich beim Aufgange der Sonne getäuscht, da das nahe, noch höhere Schwarzhorn sie lange verdeckte. Anders ist es, wenn man von den Voralpen, von Bergen in Baiern, Tirol und dem Salzkammergut die Sonne über ein niedriges, flaches Land wie eine glänzende rothe Kugel aufgehen sieht.

Als wir eine Stelle erreichten, wo wir auf der andern Seite des Bergs in das Engelberger Thal hinabblicken konnten, hielten wir unter einer thurmartig aufragenden Felsenmasse und am Rande eines Gletschers, um uns mit einem Frühstück zu stärken. Wir hatten einen Mundvorrath mitgenommen, eine Portion Fleisch aus Meichenbach, die ich für diese Gelegenheit aufbewahrt hatte, nebst Brot, Käse und zwei Flaschen Wein.

von Engstlen. Der Wein war gut, ziemlich stark, nie habe ich eine wohlthuendere Wirkung des edeln Rebensafts erfahren. Das Gefühl der Schwäche und des Unbehagens, das mich bisher geplagt hatte, verschwand augenblicklich und nach einer Rast von beinahe einer halben Stunde gingen wir Alle von neuem mit mehr Kraft und Muth unserm Ziel entgegen.

Ein Theil des grossen Gletschergebiets des Titlis, der gegen das Thal von Engelberg hinunterhängt, lag uns schon zur Linken, noch weit tiefer als wo wir standen hinunterreichend. Wir konnten dessen Schneefeld nicht betreten, da es sich bald wie eine hohe, fast senkrecht erscheinende Wand hinaufrichtete. Wir gingen daher auf Steingerölle und Felsentrümmern, wo keine Gräser mehr wuchsen, wo nur hier und da liebliche Blumen in Moosbetten den nüchternen Anblick milderten. Bald erreichten wir eine hohe, nicht sehr breite Kante des Bergs aus stark verwitterten grauen Kalkschieferplatten. Anfangs war es leicht hinaufzuklettern, aber bald hatten wir zwischen und über Steinblöcke treppenartig steil hinaufzuklettern. Dies war, wie uns der Gemsjäger sagte, der schwierigste und zugleich der gefährlichste Theil des Wegs. Ein falscher Tritt nach der rechten Seite hätte uns in einen einige tausend Fuß tiefen Abgrund, in eine Art Trümmerschlucht, gestürzt; nach links wäre man wahrscheinlich auf das Schneefeld gefallen, das hier zu abgerundet und glatt war, um ein Festhalten möglich zu machen. Sehr vorsichtig einander folgend und an die Felsenmassen uns anklammernd, stiegen wir aufwärts, kaum wagend, das Auge nach abwärts zu richten. Nie habe ich etwas Schauererregenderes erblickt. Nach ungefähr einer halben Stunde erreichten wir eine Stelle, wo kein Weiterkommen auf diesem Bergkamm möglich schien; senkrechte, zackige Felsenthürme versperrten den Weg. Wir mußten also den Gletscher betreten. Unser zweiter Kaspar, der den alten von dem neuen Schnee gut zu unterscheiden wußte, ging vorsichtig voraus, jede Stelle für seinen Fuß mit seinem Alpenstock erst erprobend. Da die große Gletscherdecke des Titlis in seinem Abwärtsrücken durch die erwähnten Felsenthürme auf ein Hinderniß stieß, so befanden sich auf dieser Stelle ziemlich zahlreiche Spalten, aber sie hatten meistens nur geringe Breite, sodaß man leicht hinübertreten oder ihnen ausweichen konnte. Einmal über diesen, durch Spalten zerrissenen Theil des Gletschers gelangt, erreichten wir eine fast spiegelglatte Schneefläche, in der wir glücklicherweise ziemlich tiefe Spuren von Fußtapfen entdeckten. Ich hatte schon erfahren, daß vor ungefähr vierzehn Tagen eine Gesellschaft von Schweizern auf dem Berge gewesen und eine schwarze Fahne auf dessen Spitze aufgepflanzt hatte. Wir verfolgten diese Fußtapfen. Da die Steigung bald sehr bedeutend wurde, so hätten wir ohne diese Spuren entweder Stufen hauen oder sonst warten müssen, bis die höhersteigende Sonne den Schnee mehr erweicht hätte. Die Anstrengung des Steigens wurde nun außerordentlich groß. Auf dem hartgefrorenen, eisartigen Schnee glitschte man leicht aus. Mein junger Freund wurde von Kaspar I., ich von Kaspar II. am Arme gefaßt, das Anbinden schien den Führern überflüssig. Genau 1½ Stunde dauerte die rastlose, alle Kräfte erfordernde Ueberwindung dieser Schneefelder. Es ist merkwürdig, was selbst ein nicht kräftiger Mensch bei einer großen moralischen Aufregung zu leisten vermag. Ich dachte jetzt daran, wie ich in einem flachen uninteressanten Lande beim Spaziergehen kaum Lust habe, eine Stunde zu gehen und nur mit raschem, hörbaren Herzschlag setzte ich mich hier Gefahren aus, kaum auf das Gefühl der Ermüdung achtend. Je höher wir stiegen, um so schöner wurde endlich unser Fußtritt, denn die Sonnenstrahlen, die nun schon nachhalfen, thauten den frischen Schnee, der uns so blendete, daß wir später mehre Tage lang Augenschmerzen hatten.

Endlich erblickten wir die schwarze Fahne unserer Vorgänger.

(Beschreibung und Schluß in nächster Nummer.)

Das mikroskopische Institut von Engell u. Comp. in der Schweiz.

Das Mikroskop hat eine neue Epoche in der Naturwissenschaft vorbereitet und dann auch allseitig eingegriffen in das praktische Leben des Landwirths, des Gewerbtreibenden und (wie schon ein Artikel in Nr. 1, S. 285—87 dieser „Unterhaltungen" andeutet) der Hausfrau, der Familie. Es hat dem erstaunten Blicke des Leibes und des Geistes neue Welten erschlossen und andere Standpunkte der Natur- und Menschenbetrachtung aufgestellt. Es hat uns alle frühern Begriffe von Groß und Klein verändert, es hat uns eingeführt in die innersten Organismen, sodaß wir nicht wissen, sollen wir mehr ihre zauberischen Wunder, oder ihre höchste Einfachheit oder jene in dieser anstaunen? Noch kann man die ganze Tragweite der außerordentlichen Resultate des Mikroskops nicht ermessen, wir stehen erst im Anfang derselben, aber bald schon wird das bekannte Wort Isaak Newton's in Erfüllung gehen, das dieser schon vor 150 Jahren aussprach: Das Vergrößerungsglas werde nach wenigen Jahrzehnden auf dem Tische eines jeden gebildeten Mannes stehen und bald werde es keine Familie mehr entbehren wollen, in der noch etwas Interesse getrieben wird als der tägliche Broterwerb.

Auf dieses Ziel hinzuwirken, ist die Aufgabe, die sich ein Institut in der Schweiz gestellt hat. Das Engell'sche mikroskopische Institut will die Entdeckungen durch das Mikroskop, die dem großen Publicum und selbst vielen Gelehrten bisher nur aus Beschreibungen und Abbildungen bekannt geworden, zu direkter Anschauung führen. Es will den Zoologen, Botanikern und Geologen in ihren Entdeckungen nachgehen und die schönsten und interessantesten mikroskopischen Organismen zur Betrachtung mit dem Vergrößerungsglase vorbereiten und die Organismen selbst statt der Abbildung in Hunderten von Exemplaren, mit Beschreibungen aus der Feder bedeutender Forscher, darbieten. Der leider zu früh dahingegangene Oken führte dieß Institut schon vor einigen Jahren mit folgenden Worten ein: „Ich halte es für eine mir angenehme Pflicht, dem vorliegenden Unternehmen einige empfehlende Worte voranzuschicken, theils weil ich es mit gutem Gewissen thun kann, indem ich die Verhältnisse kenne, welche demselben zu Grunde liegen, sowie den Zweck, welchen es zu erreichen strebt, theils weil ich den Nutzen hoch anschlage, den es sicherlich stiften wird, besonders wenn andere Freunde der Natur zur Empfehlung und Verbreitung desselben beitragen. Die Männer, welche an der Spitze des Unternehmens stehen, sind nicht blos mit dem reinsten Eifer dafür erfüllt, sondern auch im Besitz der Mittel, wenn die großen Aufgaben für dasselbe bestritten werden können, sodaß an einer nachhaltigen Fortsetzung nicht zu zweifeln ist. Ich selbst habe mehre tausend schon vorräthige Präparate gesehen und viele davon mit Vergnügen und mit Belehrung unter dem Mikroskop betrachtet und Andern gezeigt. Sie wurden von sehr geschickten Händen mit den feinsten Werkzeugen verfertigt, sind auch so vorsichtig, reinlich, haltbar und geschmackvoll gefaßt, daß sie schon dadurch zur genauern Betrachtung einladen. Aus dem Gesagten ergibt sich schon, daß der Zweck des Unternehmens nicht Gewinn sein kann, sondern blos die Aufmunterung und Verbreitung dieses Theils der Naturwissenschaft, welcher eigentlich die Grundlage oder die Wurzel derselben ist." Nachdem der berühmte Forscher dann darlegt, was er selbst (und durch ihn die Naturwissenschaft) durch das Mikroskop überhaupt gewonnen hat, fährt er fort: „Man muß Vielen die möglichen Wege zeigen und ihnen die Mittel an die Hand geben, durch welche sie vorwärts kommen. Hunderte von Talenten schlummern und wachen nicht auf, weil sie Niemand weckt und weil sie nicht wissen, was es Alles in der Welt gibt, was zu suchen und zu ergründen für sie eine ermunternde und würdige Laufbahn werden könnte. Gibt man Vielen das Mikroskop in die Hand mit einer

Anzahl von reizenden Präparaten, so wird sich darunter der Eine oder der Andere finden, der dafür geboren ist und der daher wieder seine Lebensfreude daran findet, die Sache ernsthaft zu ergreifen, zu verfolgen, die Wissenschaft durch Entdeckungen zu bereichern und das Leben zu verschönern. Diesen Zweck kann das vorliegende Unternehmen erreichen und zwar gerade dadurch, daß es nicht streng wissenschaftlich und daher nicht blos für die Gelehrten bestimmt ist, sondern für jeden Menschen, der Augen hat für die hohe Bewunderung und Unterhaltung, worauf die Belehrung von selbst kommt."

Wandert man von Bern ins Oberland, so geht man über das reizende Wabern, den Sitz dieses Instituts, das auch Ehrenberg, Valentin und viele andere große Herren empfohlen haben. Der Director, Herr von Rappard, wird stündig bereit sein, mit gründlich wissenschaftlicher Kenntniß seine Schätze zu zeigen. In systematischer Zusammenstellung sind hier zuerst die Wesen aufgestellt, die bis jetzt noch nicht dem Thier- und nicht dem Pflanzenreich zugetheilt werden dürften: die Spongien, Diatomen, Polythalamien und Polycistinen. Dann folgen die Polypen, die Echinodermen, die Eingeweidewürmer und Bryozoen. Das Reich der Insekten ist namentlich in einzelnen ihrer Körpertheile, in Mund, Füßen u. s. w., unendlich mannichfach vertreten. Nur allein 200 Arten von Spinnen sind im wunderbaren Bau ihrer Füße vorhanden. In unzähligen Längs- und Querschnitten von Gefäßbündeln, Zellgeweben, Oberhäuten von Blättern und Blüten u. s. w. tritt das Pflanzenreich vor uns hin und namentlich sind es die Algen und Florideen des Meeres, die uns ihre ihren herrlichen Bau zeigen. Des Abends polarisirenden Lampenlicht bringt uns wunderbare Farbenspiel der Krebsthiere, der Schmetterlingsflügel, der tropischen Käfer und besonders einzelner Theile von Meerestieren zur Anschauung, und die Beobachtung von Krystallisationsprocessen unter dem Mikroskop, namentlich der herrlichen Bildung von Silberkrystallen, wird diesen Wenigen wenigen Stunden durch kleine Räume beschließen.

Aus diesen abertausend Präparaten werden nun verschiedene Sendungen bereitet. Erstens: Präparate für die Mikroskopie. Diese sind nicht leicht herzustellen. Sieht man sich ein solches Präparat an, so sieht man die Mühe und Sorgfalt nicht, die es herzustellen kostet. Fast jedes Präparat wird unter dem Mikroskop bereitet und muß dann noch mehrfache Revisionen unterworfen werden. Große Uebung, genauste Detailkenntniß und ein starkes Nervensystem sind dazu nothwendig. Oft auch verdirbt ein großer Theil der vorbereiteten Präparate beim Einschmelzen in Canada Balsam, dann bei dem Ueberziehen mit Deckgläsern und zuletzt noch bei der Verpackung. Oft werden noch bei letzter Revision ganze Reihen voll Präparate aufgestellen. Und doch soll hier Allgemeine jene große Billigkeit derselben festgehalten werden; sie sollen auch gewählt werden für billige Mikroskope, sodaß sie schon bei geringen bis hundertfacher Vergrößerung ein reelles, klares Bild geben. Deshalb auch muß die Anzahl der Präparate für den allgemeinen Gebrauch in gewisser Weise beschränkt werden, deshalb auch seine Einschaltung vieler kostbaren Objecte, wodurch der Hauptzweck: Anschaffung auch für den liebenswürdigsten und namentlich für den kargbesoldeten Lehrerstand, verloren ginge. Es kann denn die Lieferung solcher animalischen und Pflanzenobjecte, die nur in spiritushaltigen oder salzigen Flüssigkeiten aufbewahrt werden können, und solcher, die zu höherer Vergrößerung durchaus feiner Deckgläser bedürfen, hauptsächlich nur für besondere Privatsammlungen oder ihrare Museen angefertigt werden.

Aber nicht nur die Objecte liefert das Institut zu so allgemein zugänglichen Preisen, sondern auch die dazu gehörigen Mikroskope. In Verbindung mit tüchtigen Opticern und Mechanikern liefert es Mikroskope von 3 Thlrn. bis 7½ Thlr., und letzteres ist zum gewöhnlichen Gebrauche, zur Betrachtung aller vorbezeichneten Präparate, schon durchaus hinreichend. Behufs weiterer wissenschaftlicher Zwecke liefert das Institut in enger Verbindung

und der berühmten Uhrfabrik von Georges Oberhäuser in Paris, auch Mikroskope für 25, 40, 60—400 Thlr. per Stück.

Den allerneuen Preis für Deutschland hat das Institut den Herren Schäffer und Budenberg in Magdeburg, den für die Schweiz den Optiker Herrn von Orelli zu Zürich übertragen.

Nach dieser allgemeinen, wenn auch nur flüchtigen Beschreibung des bekanntlichen Instruments können wir es uns nicht versagen, unsern lesern einen kleinen Cyclus der Bilder vorzuführen, die uns aus jener so erschließenen Welt des Mikroskops hervorleuchten. Fürwahr, was ist eine Beschreibung gegen eigene Anschauung! Was sind Worte gegen die Lettern der Natur, die uns dem Mikroskope tausendfach und entgegenglänzen! Nehmen wir z. B. den Fuß einer Spinne. Wie sagen dies schon wenig gefärbte Präparat unter die Linse des Mikroskops und erblicken eine kleine Sammlung der zierlichsten, feinsten Handwerkszeuge, womit die Spinne ihr Gewebe fertigt. Zwei feine Klauen und eine Bürste halten, greifen und glattstreichen diesen ihr zum Reinigen, Glätten, Beseitigen und Verknüpfen; und jeder ihrer acht Füße trägt dieselben Werkzeuge in mehr oder weniger verschiedener Form und jede der bis jetzt gekannten über tausend Arten von Spinnen hat ihr ganz verschiedenes Handwerkszeug und ganz verschiedenen Betrieb ihres Webens. Der Charakteristik jeder einzelnen Spinnenart ist aufgetraut in ihrer Anspriche, sie scharf, sie zu scheiden für Lebensart und Beschäftigung, wie in seinem Organ einer andern Thierart ausgedrückt in seinen kleinen Punkten, die wir nur gegenüber dem hellsten Lichte erblicken konnten.

Nehmen wir einen Schmetterling! Wie jagen dem leichtbeschwingten Falter nach, wie haschen ihn, und wie wir ihn haschen, klebt uns vom Staub seiner Flügel etwas an den Fingern zurück; wie wissen es nicht recht, wie wir es beherzigen als präparirtes Object unter unser Zauberglas und wie zählen einige hundert Stäubchen und jedes der Stäubchen ist ein organisches Gebilde. Mannichfach gestaltet, mit einem Stengel, der es an den Flügel befestigt, mit drei feinen Häkchen, von denen die beiden oberen die wie Körner aneinandergereihten Farben tragen, von denen das unterste nach vorn Adern und Rippen abgegeben ist. Stoffkünde für die Nahrung des Stäubchens, die eben durch die Wurzel des Stengels aus dem Flügel zugeführt wird. Bei jeder Species des Schmetterlings Form und Farbe dieser Stäubchen verschieden und wir zählen jetzt an 20,000 Species, wenn man den Staub von mehren Schmetterlingen zugleich als Präparat, so tritt jene Buntscheckheit höchst charakteristisch hervor. Und betrachtet man die Schuppe eines Seefalters, so glaubt man eine Schnur der Perlmuttern an Generalt Epauletten vor sich zu sehen. Kein Posamentier kann die Silberstickerei regelmäßiger und feiner aus Silberfäden winden, als wie hier sie zu sehen glauben. Die andere Hälfte der Schuppe geht in eine wunderschön gefaltete Krone. Die Linienzeichnung und äußere Gestalt der Schuppe ist bei den verschiedenen Arten von großer Mannichfaltigkeit, auch von der Schönheit. Das untere Ende der Schuppe steckt in einer mit schleimiger Flüssigkeit erfüllten Hautasche, die obere Hant dieser Tasche liegt sich schützend über die ganze Larve und gibt dem Falter seine ihm eigenthümliche Farbe. Besonders schöne Präparate geben die Schuppen von Aal, Forelle, Barsch, Hecht, Weißfisch, Karpfen, Hering, Lachs.

Ein anderer Griff in unsere Schätze. Der Unterflügel eines kleinen Käfers. Wir Menschen ihn gesehen, er würde ihn gewiß den Schleier der Frau Mah genannt haben. Dieses feinste, leicht zusammengefaltete Gewebe, mit den kaum merklichen zierlichen Nähten besetzt, mit schimmernden Streifen durchzogen und mit Sternchen geschmückt, ist als lebendige Wahrheit die kühnste Phantasie des Dichters hinter sich zurück. Dieser Flügel ist unter der festen Flügeldecke sorgfältig zusammengelegt; von da, wo er in

vom Körper hatte, laufen nach der Flügelspitze hin Röhren und Adern, sie bringen dem Flügel Luft, Blut und andere Feuchtigkeit zu, damit derselbe Kraft zur Ausbreitung und Spannung bekommt. Die Tausende von Punkten oder Sternchen im Gewebe sind Haare, dies auch, doch viel länger, die Fransen am Rande, wahrscheinlich erfaßt der Käfer damit seine Nahrung.

Einen noch bewunderungswürdigern Organismus zeigt die zweite abgelegte Haut der Eintagsfliege. Hier dürfte jede menschliche Kunst aufhören, ein ähnliches Präparat zu machen, ein so wunderbar feines Gewebe von solcher Klarheit und Durchsichtigkeit herzustellen. Im Organismus dieser Haut hat man den Zusammenhang derselben mit den einzelnen Gliedern des Thieres so vollkommen vor sich wie das Thier selbst.

Von diesen leichten, luftigen Gebilden hin zu einem fleischfressenden Raubthier, zu einer — Schnecke; die Zunge einer Schnecke, der gewöhnlichen Wegschnecke, zeigt uns das furchtbare Werkzeug, womit das Thier, die stärkste Muschelschale durchbohrend, sein eigenes Geschlecht anfällt, womit eine andere seiner Arten als pflanzenfressende Thiere ganze Felder und Gärten verheert. Diese Zunge ist bedeckt mit einer unglaublichen Menge von Zähnen, bei der vorliegenden mit 12—14,000. Troschel, der berühmte Forscher, hat darüber Folgendes gesagt: „Man kann zwei Arten von Längsreihen (der Zähne) unterscheiden: in der Mitte laufen etwa 40 Reihen kurzer Zähne nebeneinander, an welche sich jederseits etwa 35 Reihen nach den Seiten zu immer länger werdender Zähne anschließen. Das gäbe also zusammen etwa 110 Längsreihen. In jeder Längsreihe stehen nun vom convexen bis zum concaven Grunde des Organs 120 Zähne, und so würde sich denn, natürlich nicht ganz genau und auch nicht bei allen Species und Individuen ganz gleich, eine Summe von ungefähr 13—14,000 Zähnen ergeben."

Vergleichen wir die Freßwerkzeuge einer Biene! Hier die an den Seiten des Mundes stehenden Oberkiefer, haarig, kurz, stark und gezähnt am kurzen Vorderrande, sie dienen (nach Oken) zum Aufbeißen der Blumenstaubbeutel und zum Kneten der Wachskugeln beim Zellenbau, bei andern Species und bei den verschiedenen Species der Wespen zu den ihrem Wesen eigenthümlichen Arbeiten.

Das Federchen des Kolibri leuchtet und wie flüssiges Gold, wie flüssig gewordene farbige Edelsteine entgegen und immer in anderm Glanze, jenachdem wir ein, oder zwei oder drei Linsen zu Hülfe nehmen, jenachdem wir die Wurzel- oder Außenseite des Federchens dem Lichte oder dem Schatten zuwenden. Wir vergessen bei diesem Farbenschauspiel die dargebotene Gelegenheit, auch die hier enthüllten zartesten Theile des Federchens zu betrachten und dasselbe bis zu seiner Geburtsstätte zu verfolgen. Wir wissen zuletzt nicht, was wir mehr bewundern sollen, die Farbenpracht oder die unnachahmlich feine Construction dieses Organismus.

Und doch tritt jene Farbenpracht noch zurück gegen die blendende Diamantsicherei auf dem unscheinbaren Flügelstückchen eines Juwelenkäfers. Was auch die Vergrößerungen darbieten mögen an funkelndem Glanze ihrer Erze und Steine, es ist matt gegen die Pracht und Fülle, die so ein Stückchen vom Flügel eines Juwelenkäfers darbietet. Die Glanzpunkte auf demselben, von der Größe eines Punktes auf dem i, ein jeder derselben besteht aus 50—100 Schuppen und jede derselben hat ihre besondere Färbung.

Schwer reißen wir uns von dem kaum betretenen Reiche der Thiere los, würden gern auch das Pflanzenreich, die Welt der Infusorien, der Moose, der Schimmelbildungen durchwandern, doch mögen diese Andeutungen genügen, um auf die Bedeutung der Mikroskope im Allgemeinen und des schweizerischen Instituts insbesondere hingewiesen zu haben.

A. S.

Bildende Kunst und Musik.

II.

Die christliche Malerei in ihren mittelalterlichen Anfängen hat sich viel mit dem Häßlichen zu schaffen gemacht, mit Scenen von Foltern und Qualen der Märtyrer, des gekreuzigten Heilands, des Weltgerichts und der Höllenstrafen, welche dann später in den genialischen Darstellungen des sogenannten Höllen-Breughel ins Humoristische umgeschlagen sind. Der geizigen Seele wird von entsetzlichen Teufeln glühendes Gold in den Hals geschüttet, die grausame Seele wird von schadenfrohen Dienern der Unterwelt mit einer Säge zerschnitten, die brünstige Seele in eine unauslöschliche Ofenglut unreiner Flammen getaucht. Dazu malen Dämonen und benutzen ihre eigene Nase als Flageolet, wozu sie lachen und grinsen mit verschiedenen Gesichtern, welche bald auf ihrem Bauche, bald auf ihrer Brust oder an ihren Knieen erscheinen. Bei flüchtigem Anblicke lacht man, bei längerer Betrachtung schauert man in Empfindungen, wie sie nur der Musik erlaubt sind, soll die Kunst in den Grenzen der Schönheit bleiben. Der Pinsel malt nicht mehr, er musiciert. Er bringt Das hervor, was als musikalischer Ausdruck noch immer schön sein kann, aber im Bilde angeschaut häßlich ist. Die im Mittelalter herrschenden ascetischen Begriffe, wonach das Fleisch nicht sollte vom Geiste durchdrungen und zu höhern Zwecken geleitet, sondern unterdrückt und gekreuzigt werden, übten ferner auf die Maler jener Zeit den fast ganz allgemeinen Einfluß, daß man theils sich scheute, die Schönheit der menschlichen Statue in ihrer ganzen Fülle sich zeigen zu lassen, theils auch es für überflüssig hielt, hierin Studien zu machen und deßhalb in diesem Punkte ungeschickt blieb. Daher wir bei diesen Malern schon immer zufrieden sein müssen, wenn in Beziehung auf die Haltung der Gestalt nur das Häßliche vermieden wird, wenn die gemalte Heilige und nur nicht durch dünne Arme, vorgestreckten Leib, eingebogenen Rücken geradezu anwidert. Für diese und Aehnlichkeit werden wir dann aber immer entschädigt durch einen Gesichtsausdruck, in welchen so sehr die ganze Seele gelegt ist, daß wir alles Uebrige darüber vergessen, sogar zuletzt wol auf den Gedanken gerathen können, das Uebrige würde uns nur stören, wenn es vorhanden wäre. Der Pinsel des Malers hat auch hier musicirt.

Der Künstler, welcher auf solche Art die entgegengesetzten Kunstsphären miteinander überzieht, begeht immer ein Maquiß. Und z. B. sind jene alten Heiligenbilder, in denen überaus viel musikalischer Ausdruck bei völligem Mangel an plastischer Fülle ist, nicht mehr im vollkommenen Maße schön, weil wir auch im Gebiete des Ernsten und Religiösen das Gesunde, die Fülle der lebendigen Natur und das ungefaltete Fleisch verlangen, weil wir in dieser Beziehung wieder Griechen geworden sind. In der Zeit ihrer Entstehung hingegen waren jene Bilder in sofern vollkommen schön, als sie die künstlich hinaufgeschraubte Stimmung jener Zeit nicht allein vollkommen befriedigten und zur Bewunderung hinrissen, sondern als sie, was in diesem Falle noch bedeutend mehr sagen will, noch immer auch neue dieselbe Wirkung an Jedermann wiederholen, welcher so viel Sinn für den alles Aehnliche an Seele und Gemüth übertreffenden Adel dieser Gesichter und Mienen hinzubringt, als dazu gehört, um alle plastischen Ansprüche zu vergessen. Es gehört hierzu für uns eine künstliche Stimmung, in welche wir uns aber mit Absicht und Anspannung recht wohl versetzen können. Diese in einer gewissen Art unnatürliche Stimmung war eben damals die herrschende.

An den Ausdruck der Musik, an die Wonnen und Schmerzen, die sie offenbart, reicht nichts Anderes. Da wird die Sprache in ihrem Wettlaufe zum Stammeln und die bildende Kunst, in der Gefahr sich zu verirren, weicht erschrocken zurück. Daher wird das Vorherrschen der Musik in einem Zeitalter die übrigen Künste zu einem Seelenaus-

druck emporstacheln, der ihnen sonst fremd geblieben wäre, aber sie auch in viele Versuchungen führen, ins Uebertriebene, Verschrobene und Krankhafte zu fallen. Denn sie ist es, welche sich ungestraft in alle Orgien und Extravaganzen stürzen kann, wohin ihr die andern nicht folgen dürfen ohne die Schönheitslinie zu überschreiten; sie ist der Lustfelsen, woran die andern scheitern; und da sie als heilsames Nahrungsmittel genießt, was den andern Gift ist, so sollen sich namentlich die bildenden Künste hüten, mit ihr an derselben Tafel zu speisen.

Es ist nicht zu leugnen, daß auch in unserer gegenwärtigen Zeit die Musik und das mit ihr verknüpfte Streben nach dem Seelen- und Ausdrucksvollen das vorherrschende Begehren ist, wonach sich die Künste nothwendig richten müssen. Wir streben vor allen Dingen nach Dem, was hinreißt, rührt, imponirt, anzieht, erschüttert; sodann nach dem Interessanten und Unterhaltenden, was durch eine Fülle gebotener Details der Phantasie und dem Verstande eine Fülle von Beschäftigung gibt und erreichen darüber höchst selten die Anmuth und den Frieden jener stillen und bezaubernden Symmetrie, welche über die Werke des griechischen Meißels ausgegossen ist. Wir werfen uns daher, um das uns Versagte dennoch zu erreichen, auf die Nachahmung griechischer Muster. Dies aber führt uns nur in eine noch schlimmere Lage. Wir werden nun irre an uns selbst und gerathen mit uns selbst in Zwiespalt. Der Gegensatz des griechischen oder classischen Stils als des Stils einer Anlehnung an fremde Muster und des romantischen (richtiger musikalischen) Stils als des Stils der ungebundenen Production geht durch alle Künste der modernen Welt, ausgenommen die Musik selbst. Nur allein in der Musik ist daher bei uns volle Befriedigung zu finden. In musikalischer Beziehung darf das moderne Europa stolz aufstehen und zu den Jahrhunderten sprechen: Wo ist etwas, das mir gleich käme? Die Musik ist auf dem erhabenen Fundamente einer neuen Harmonielehre in seltenem Fortschreiten und völliger Consequenz Stufe nach Stufe erwachsen. Hingegen hat die Baukunst auf ihren gothischen Anfängen nichts weniger als consequent fortgearbeitet, ist vielmehr zur Zeit der Reformation plötzlich an sich selbst irre geworden und in einen Stil der verderbenen Antike umgeschlagen, welchen in der Gegenwart wieder Niemand mag und schwebt nun zwischen einer Rückkehr zum rein Antiken einerseits, zum rein Gothischen andererseits in einer unbehaglichen Mitte. In der Bildhauerei hat die Antike völlig gesiegt. Nur allein in der Malerei ist es gelungen, theils durch eine glückliche Combination des musikalischen Elements mit der antiken Formenfülle, theils durch die Eroberung der neuen Gebiete der Landschaft und des Genrebildes eine neue und selbständige Haltung zu gewinnen.

Die Malerei ist nicht eine rein plastische Kunst in dem vollen Sinne des Worts, in welchem Bildnerei und Baukunst diesen Namen verdienen. Denn sie faßt die runden Formen der Leiblichkeit nicht so auf, wie sie an sich selbst sind, sondern gibt in dem perspectivischen Umrisse von ihnen nur Zeichen und Andeutungen. Diese Zeichen stehen zwischen der wirklichen Form des Gegenstandes, wie sie der Bildner wiederholt und einer bloßen Andeutung desselben, wie sie der Dichter in den Worten der Sprache gibt, in der Mitte. Sie hat etwas von diesem, etwas von jenem. Daher denn auch die Malerei überall so gern in das sinnreiche oder poetische Gebiet, in das Gebiet Dessen, was sich eigentlich nur durch Worte ausdrücken läßt, hinüberspielt. Wir lieben es, wenn das Gemälde an uns herantritt als ein sinnreiches Räthsel, an welchem wir den Verstand üben können, um alles das Geistvolle herauszulesen, das der Künstler hat hineinlegen wollen. Rafael's Gemälde sind ebenso viel lyrische Gedichte, Dithyramben der Erlösung aus irdischem Elend, als bildnerische Werke zu nennen. Die Sixtinische Madonna gehört dem Gebiete der Visionen, nicht der tastbaren Wirklichkeit an. Ihr Blick geht in Aether, trifft auf keinen Gegenstand, es ist kein menschlicher Blick. Auch der Knabe auf ihrem Arm schaut wild und

freud. Sie ſchweben im Himmel, in heller Traumregion. In der Transfiguration ſieht man unten das Elend der Welt, oben die Erlöſung, die Himmelfahrt; unten das Elend in herrlichen, plaſtiſchen, obwol krampfhaft geſpannten Formen; droben die Erlöſung im verſchwommenen, halb trüben, faſt traurigen Glanze. Der Erlöſer fährt gen Himmel und die Welt ſinkt in die alte Nacht zurück. Der Wahnſinnige fährt fort zu toben und iſt nun Niemand, der ihn heile. Hier iſt ein völliges Gericht in Contraſten, wie bei Goethe

Ließ er die Sonnen
Schmachtend uns hier zurück;
Ach! wo beweinen
Meiſter, dein Glück!

Oder man vergleiche die berühmte Nacht von Correggio, ein Gedicht auf das Thema „und das Licht ſchien in die Finſterniß", — wo ein heller Glanz von dem neugeborenen Kinde ausgeht, während die Hirten im entzückten Anſchauen verſunken ſind und das letzte Zucken der Sonnenſtrahlen am ſchwarzen Saume der Gebirge erliſcht. Und nun erſt vollends Cornelius' und Kaulbach's maleriſche Epopöen, wo der Künſtler dafür ſorgt, daß jede Gruppe, worauf das Auge verweilt, ihm eine entweder mehr in die Vergangenheit oder in die Zukunft reichende Epiſode der Geſammthandlung erzähle und wo alſo der Eindruck des Ganzen gar nicht mehr ein unmittelbarer Eindruck für den Sinn, ſondern ein höchſt vermittelter für Verſtand und Phantaſie iſt. Denn er tritt nicht ſofort ein beim erſten Anblicke des Rieſenbildes, ſondern löſet ſich erſt allmälig aus den Tiefen der eigenen Seele los, ſobald wir anfangen, alles Einzelne, was wir herauszuleſen und uns mit lohnender Mühe entziffert haben, nun in der Erinnerung von neuem zu durchlaufen und in die einzelnen Fächer der Notentafel einzuordnen. Daß in der Ausführung des Einzelnen Cornelius dann wieder mehr nach der Größheit und Fülle der Antike trachtet, während Kaulbach das ausdrucksvolle oder muſikaliſche Element bis an die äußerſten Grenzen ſeiner Erlaubtheit treibt, beſtimmt nur den individuellen Charakter eines Jeden innerhalb der Grenzen verſchieden von ihrem Zeitalter gewollten Kunſt. Dieſe iſt eine plaſtiſche Kunſt, ohne Zweifel, aber eine ſolche, wie ſie ein durch und durch muſikaliſches Zeitalter aus ſich erzeugt, daher eine von dem Charakter einer rein aus ſich ſelbſt geborenen Plaſtik, wie ſie das alte Hellas kannte, höchſt verſchiedene.

Das muſikaliſche Element eines vertieften Gefühlslebens verurſacht es, daß wir in die großartige und gewiſſermaßen leere Einfachheit antiker Bildformen wol zur Erholung wie in einen klaren Quell der Kindlichkeit zurücktauchen, aber nicht uns mehr dauernd in ihnen aufhalten und noch weniger etwas ähnlich Einfaches an ihre Stelle ſchaffen können. Die antike Bildnerei mit ihren herrlichen Säulenordnungen, mit ihrem göttergleichen Profil olympiſcher Sternen, mit ihrem aus der tiefſten Fülle von Leben und Geſundheit geſchöpften Gliederwuchs, mit ihrer achtunggebietenden Gemeſſenheit und Strenge, gehüllt in ſüße Anmuth, wird niemals aufhören, dem bildenden Künſtler das einfache Alphabet ſeiner Schönheit zu ſein, deſſen reine Formen er ebenſo unentbehrlich gebraucht zur Darſtellung ſeiner Gebilde wie der Muſiker die Reinheit ſeiner Terzen und Quinten. Aber um ſicherer zu feſſeln, wird er immer doch die muſikaliſchen Elemente der Willenſpannung, der Seelenwellen, des Liebreizes u. ſ. w. etwas mehr und ſtärker in Bewegung ſetzen müſſen, oder, was Daſſelbe ſagt, er wird vorzugsweiſe jenen Bildwerken des Alterthums nacheifern müſſen, in denen dies gleichfalls geſchah.

Eine Erörterung über die Idee der Schönheit behalten wir uns für einen nächſten Artikel vor.

Anregungen.

Eine Vorahnung vom elektrischen Telegraphen.

Es ist keine unbegründete Bemerkung, daß ein großer Theil epochemachender Entdeckungen und wichtiger Vorgänge in der Geschichte der Menschheit, lange ehe sie wirklich ins Leben getreten oder eine allgemeine Anwendung erhalten, gewissermaßen vorausgefühlt und so zu sagen geahnt war.

Die Wunder der elektrischen Telegraphie, einer der größten Entdeckungen unserer Zeit, sind uns fast schon geläufig geworden. Und wenn nun der Entwurf, der Gedanke dieser Entdeckung sich schon vor mehr als zwei Jahrhunderten deutlich auseinandergesetzt fände? In Nr. 211 des englischen Journals „Spectator", publicirt von Addison im Jahre 1711, ließt man Folgendes:

„Strada (Famian Strata, geb. 1572 in Rom, Lehrer der Rhetorik und Geschichtschreiber des niederländischen Kampfes gegen die spanische Herrschaft) spricht in einem seiner Werke von einer zwischen zwei Freunden gepflogenen sinnreichen Correspondenz mittels eines Magnets, dessen Eigenschaft eine solche war, daß, wenn er zwei Kugeln (Sphären) berührt hatte, es genügte, daß eine von ihnen in Bewegung gebracht wurde, um die andere eine gleiche Bewegung eingehen zu lassen, welches auch die Entfernung war, die sie trennte. Jeder der zwei Freunde, nachdem er eine der Kugeln genommen, stellte sie, daß sie die Kreislinie eines Quadranten durchlief, auf dem die 24 Buchstaben des Alphabets verzeichnet waren. Bei ihrer Trennung durch Reisen in weite, entfernte Länder kamen sie überein, daß ein Jeder sich zu einer bestimmten Stunde in sein Cabinet einschließen solle, um mittels dieser Erfindung zwischen sich zu correspondiren. Als sie sich durch Hunderte von Meilen getrennt fanden, ging Jeder zur ausgemachten Stunde, um seinen Quadranten aufzusuchen, gemäß der getroffenen Uebereinkunft. Der, welcher seinem Freunde schreiben wollte, richtete die Kugel seines Quadranten auf jeden der Buchstaben, welche das Wort zusammensetzen, das er mittheilen wollte, indem er Sorge trug, zwischen jedem Worte und jedem Satze eine Pause zu lassen, um Verwirrung zu vermeiden. Sein Freund sah in der nämlichen Zeit die Sphäre des andern Quadranten dieselben Buchstaben durchlaufen. Auf solche Weise konnten sie ihre Gedanken über die Continente austauschen und sie in einem Augenblicke die Städte, Berge und Wüsten durchwandern lassen."

Aus diesem seltsamen, vor 142 Jahren publicirten Artikel würde also geschlossen werden können, daß die Idee der elektrischen Telegraphie von einigen ausgezeichneten Köpfen des 16. Jahrhunderts (oder Anfang des 17.) schon aufgefaßt worden. Sie würde, wie so viele Entdeckungen, dem italienischen Genius angehören. Die Mittheilung selbst aber dürfte noch weitere Aufklärung erfodern; jedenfalls ist sie im Tone des Wunderglaubens gehalten; zwischen den beiden Kugeln geht nur die märchenhafte Fernwirkung des Magnets hin und her. Erst die minder gläubige Zeit substituirte dieser Fernwirkung den Mechanismus des Drahts.

Vom deutschen Parnaß.

I.

Wir haben schon öfters von der Inhaltlosigkeit unserer neuen deutschen Literatur gesprochen und damit bezeichnen wollen, daß wir zwar in der Form überall eine fast schon der allgemeinen Bildung angehörende Gewandtheit in Prosa und im Verse wahrnehmen können, in den Gegenständen aber, die die Dichter behandeln, Armuth erblicken. Wir verstehen unter Reichthum hier nicht blos Erfindung in dem gewöhnlichen Sinne, wie sie bei einem langweiligen Werke vermißt wird, sondern auch in dem höhern Sinne einer idealischen, weltgehobenen, geistdurchdrungenen Absicht der Art, wie Lessing, Goethe, Jean Paul, Tieck und andere unserer epochemachenden Geister nach einem großen Plane, den sie für ihr ganzes Leben entworfen zu haben schienen, producirten.

Diese Erscheinung kann insofern nicht Wunder nehmen, als die Entwickelung einer starken Subjectivität jetzt an die größten Schwierigkeiten gebunden ist. Der naive Anblick beschränkter Massen zu einer seltenen und eigenthümlichen Individualität hat aufgehört; der Kampf des Einzelnen gegen die Zeit, die Mode, die Ueberlieferung, gegen Gewaltiges und Mächtiges, das von der bestehenden Ordnung gestützt und geschützt wird, hebt sich nicht mehr mit der Schärfe von einem unbedeutenden Hintergrunde ab, wie in alten Tagen, wo die Kreise der Bildung weniger groß, die Bande des Staats und der Gesellschaft weniger straff angezogen waren. In unserer Zeit mit einem Glauben, mit einer Meinung allein zu stehen, erfodert ungleich mehr Anstrengung als sonst. Ist die Verfolgung nicht da, so ist die Caricatur da. Ein Zeitalter, das wir des

einzige für den Optimismus, d. h. die Auffassung der Dinge wie sie sind als der besten Welse, wie sie sein können, so viel geistreiche Formeln, so viel praktisch-vernünftige Beweggründe aufgefunden, hat das Märtyrerthum seiner Glorien entkleidet. Wo noch eine einzelne Willens- oder Denkkraft sich ihre eigenen Wege sucht, verschwindet ihr Heroismus in dem allgemeinen geistigen Leben, dem moralischen Drängen, schöpferischen Ringen eines Jahrhunderts, vor dem als einem förmlichen Begriffe erhabenster Art uns zu beugen wir von früh an in unserer Bildung angeleitet werden. Das 19. Jahrhundert ist die verwöhnteste Schöne, der nur je Schmeicheleien ins Angesicht gesagt wurden.

Je mehr eine Zeit auf Nivellirung der Geister ausgeht, desto mehr wird die Gefahr entstehen, eine Literatur sich in Dilettantismus auflösen zu sehen. So schreiben und dichten dann nicht nur Viele, die zu schreiben und zu dichten gerade Zeit haben, sondern auch Das, was geschrieben und gedichtet wird, kommt je ziemlich einer conventionellen, sich von selbst verstehenden Tagesordnung gleich; man haspelt eben die alten Pensa der Literatur ab, je nach Lust, Laune und Vermögen. Dies Gefühl der Leere haben wir unabweislich beim Anblick von Dramen, Romanen, von lyrischen Gedichten, von epischen, wie sie jetzt der Meßkatalog liefert, der Buchhandel verbreitet, Freundeskritik oft unglaublich hoch anpreist. Es summirt sich aus einem solchen poetischen Gewerbe mit der Zeit auch Manchem eine Stellung in der Literatur und mehr als Eine solcher Stellungen könnte man anführen, die sehr achtbar und anerkennenswerth ist. Etwas Originelles aber, Eigenthümliches, Neues tritt uns selten entgegen. Mancher überraschte durch eine einmalige bedeutendere Leistung; er hielt sie nicht fest. Schon seine zweite Schöpfung blieb hinter der ersten zurück.

Der Grund dieser Erscheinung liegt in dem Verhältniß der Dichter zu ihren Stoffen. Sie verfahren in der Auswahl zu sehr nach beliebigem Gefallen. Sie vertrauen zu sehr einer leichten, oberflächlichen Ausbildung ihres darstellenden Vermögens und greifen nun, wenn sie eines gewissen, wir möchten es nennen lyrischen Inhalts sich bewußt sind, blindlings hinaus in die Welt und suchen — den glücklichen Fund. Dadurch geräth ihre Entwickelung entweder bald in ein Stocken bis zur Unfähigkeit oder sie verfluchen sich auf Alles und Jedes. Woran liegt der Fehler? An der schwachen Entwickelung des innern Menschen, an dem zu großen Vertrauen auf ein zufälliges Formtalent, zuletzt an dem einseitigen Haschen nach „Poesie", ewig nach „Poesie" und immer nur nach „Poesie".

Die classische, antike Zeit ist vorüber; Niemand wird sie heraufbeschwören. Die romantische Periode ist verklungen; ihre moderne Nachahmung ist Modesache. Das dritte Stadium der Weltliteratur, das von Rousseau, Sterne, Lessing, Goethe beginnt, ist die moderne, soziale Poesie, deren Gegenstand der Mensch ist: der Mensch des Gemüths, der Sitte, der Geschichte. Es ist die Poesie des Gedankens.

Wer für die Literatur noch von Bedeutung sein will, muß sein Dichten und Denken zu Studien eines innern Entwickelungsganges gemacht haben. Wohl dem Glücklichen, der viel Halbes und Unreifes, was ihm leider auf diesem Wege sich auf Augenblicke als ganz und rein darstellen wird, nicht zu veröffentlichen braucht! Aber selbst das Halbreife eines organischen Geistes ist für die Literatur der Zukunft als den Ausdruck des geistigen Bewußtseins der Menschheit wesentlicher als die immer gleiche Sicherheit des mechanischen Schaffens oder das Hin- und Herspringen einer noch so hübschen Befähigung von einer Aeußerlichkeit zur andern, wie man die Jagd nach Poesie bei den jungen Talenten nennen muß, die Alles in dem glücklich gefundenen Stoffe suchen. So liegt uns z. B. „Argo. Belletristisches Jahrbuch für 1854. Herausgegeben von Theodor Fontane und Franz Kugler" (Dessau, Kay. 1854), vor. Es sind (wir werden noch darauf zurückkommen) einige Talente, die sich hier zusammengefunden haben, artige Versuchchen, gefällige Erzähler, vom Schönen würdig angeregte Theoretiker; aber was sie liefern, sind Stubenpflanzen, schwank- und haltlos, nur zur Freude erblühend einem Auge, das voll Liebe auf ihnen ruhen will. Der Charakter fehlt, eine Weltanschauung, eine Stellung zum Licht und zur Wahrheit, die volle pulsirende Subjectivität fehlt. Ein Dichter Neuern zu dieser „Argo" z. B. den, von dem sein Freund Geibel gesprochen haben soll, er würde das Geschenk Vieh der neuern deutschen Poesie entdecken, Paul Heyse. Wenn sich dies schöne Talent nicht einen Gedankeninhalt zu erobern weiß, der ihm die Zufriedenheit mit sich selbst, die himmelhohe Freude an einem gerade sich rundenden Gedichte sprengt, das weltbezwingende Ich hebt und fühlt, so wird sich die schöne Hoffnung, die er bietet, nicht erfüllen. Er wird das gewöhnliche Leben der Poeten wiederholen, die in Berlin verkommen sind, wenn sie sich auch einbildeten, als unverstandene Prometheus an die Felsen der Schulbank oder einer Professur oder einer Custodie an der königlichen Bibliothek angeschmiedet zu leben. „Argo" rief uns die Erinnerungen an die poetischen Hoffnungen wach, die einst Stieglitz, Veit, Werder und so viele Andere vor zwanzig Jahren mit ihren Musenalmanachen und poetischen Verbrämungen gaben, von denen nichts

übrig geblieben ist als Dilettantismus fürs Haus und nach außen hin in der Theorie eine gar seltne Geringschätzung alles Treffen, was nicht den Namen Goethe's oder Shakspeare's trägt.

Wie gefahrvoll solche unterdrückte, stillstehende oder nur kunstmäßige Entwickelungen sind, sieht man ferner an einem andern eben erschienenen Buche: „Mater dolorosa, von Karl Beck" (Berlin, Schindler, 1854). Es liegt hier ein Roman vor uns, der in der zierlichsten und an dem Dichter der „Gepanzerten Lieder" wahrhaft überraschenden Cabinetsmanier eine Geschichte erzählt, die geradezu einem Nichts gleichkommt. Ein junger reicher Pole ist der Sohn eines wilden Vaters, der den Sohn zwingt, sich mit ihm zu duelliren, weil er eine Französin heirathen will. Der Sohn, gedrängt zur Selbstvertheidigung, ersticht den Vater und wird — hingerichtet; die arme Mutter, die das erleben muß, ist die Mater dolorosa? Die Erfindung dieser unglaublichen Erzählung ist, wie gesagt, gleich einer Caprice, gleich einem Scherz, einem Einfall unter ein paar guten Freunden, den man wettet plausibel zu machen. Und in der That führt ihn Karl Beck mit einer Behaglichkeit durch, daß man lachen muß. Der Styl ist so zierlich, die Situationen sind so zugespitzt, die Nachahmung Goethe's ist so dicht bei dem oft auch ganz inhaltleeren und nur auf die Sauce reducirten Herrn von Ramohr angekommen, daß man diese Metamorphose kaum glaublich finden wird. Wir wiederholen, es finden sich feine kleine Beobachtungen, höchst überraschende, allerliebste Lebensmaximen in diesem Romane, aber die Arbeit als solche im Großen und Ganzen genommen ist ein horribles Nichts und drängt die ernste Frage auf: Wo soll das hinaus?

Es ist freilich mit dem Festhalten einer starken, den Kampf mit der Welt wagenden Subjectivität ein schlimmes Ding. Kommt man mit positiven Thatsachen in Conflict, so hat man die Verfolgung der Mächtigen; ist die Idee, die ein poetisches Werk austragen soll, eine, die nur einigermaßen zu den schwebenden und polemischen der Zeit gehört, so sagt die ästhetische Kritik: Tendenzliteratur. Wir bleiben aber dennoch bei unserer Mahnung, wie Hamlet's Mutter zu Polonius zu sagen: „Mehr Inhalt, weniger Worte!" Wir empfehlen keinen andern Inhalt als die Durchdringung von Geist und Gemüth, die allein einen Stoff beleben kann. Wir empfehlen den Muth, durch ein dichterisches Schaffen etwas Thatsächliches und Anregendes beweisen zu wollen. Wir empfehlen die Pflege des innern Menschen, an den sich allein der Leser und Hörer halten will, mag die Gliederung eines Kunstwerks auch noch so sehr die Abrundung der Persönlichkeit des Dichters voraussetzen. Der innere Mensch muß ein Ganzes zusammenhalten und nach vollbrachter Lectüre der Dichtung dem Leser zum Hauptgewinn bleiben.

Wir wollen in folgenden Artikeln dann und wann auf die Leistungen unserer Tagesliteratur zurückzukommen. Da man uns die neuen Erscheinungen in kaum mehr zu bewältigenden Massen zuschickt und ein Urtheil hören will, so sind wir wider Willen gedrängt, darüber unsere Meinung zu sagen, was bekanntlich für Jeden, der selbst auf fremdes Urtheil angewiesen ist, nicht immer die angenehmsten Folgen nach sich zu ziehen pflegt.

Die Caricaturenfreiheit.

Caricaturen sind sittlicherweise nur da gestattet, wo sie auf Hohe und Niedrige, auf Fürsten und Minister gleich möglich sind und nicht etwa nur Schriftsteller und Künstler allein treffen. Diese würdigen sich herab, wenn sie ihr Bischen Freiheit dazu anwenden, Denen, die man nicht corrigiren darf, durch Verwettung unter sich selbst Spaß zu machen.

Empfehlenswerthe Jugendschriften.

Empfehlenswerth sind die Kinderbücher, welche die Gebrüder Jäde bei Kesselring in Hildburghausen herausgegeben. Sie sind einfach, aber freundlich in ihrem Aeußern und dem Inhalte nach im Ton der Speckter'schen Fabeln. Der Flug der Phantasie, der diese kleinen Bilderbücher: „Vom Neggenkerlein", „Die Abenteuer Kleinbinkelblinks", „Hellänglein", und manche andere zusammenstellte, geht nicht in die modische Märchenwelt. Der Ton ist frei von dem süßlichen Gehabe und Gethue, das leider auch in andern Gebieten der deutschen Literatur jetzt so sehr überhandnimmt, nicht blos in den Kinderschriften; die Gebrüder Jäde, Maler und Dichter, bleiben auf treuem, festem, thüringischem Boden, geben Situationen, in die sich das Kindergemüth traulich versetzen kann, bringen ihm Nützliches und Lehrreiches verständig und naiv vor Auge und ins Herz. Solche Schriften kann ein Vater dem Kinde, ohne sie genau selbst durchgelesen zu haben, schon durch die Bilder am Weihnachtabend selbst deuten und auslegen, während man bei den Bildern und Geschichten der neulich bezeichneten pretiösen Art erst ein langes Studium anzustellen hat, bis man die Kupfer deuten kann, oder, wenn man dazu keine Zeit findet, erstaunen muß, was uns ein Kind, das am ersten Feiertag ein solches Buch selbst zu lesen anfängt, zu Neujahr für neue Wunderdinge zu berichten weiß.

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 12. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Eine Besteigung des Titlis im Berner Oberland.

Von Capitän Roßl in Dresden.

(Fortsetzung und Schluß.)

Als wir endlich die schwarze Fahne erblickten, schritten wir fast bis an die Knie im Schnee, versinkend auf einer sonst kaum zu betretenden scharfen Kante, die wie eine aufgeworfene Mauer von der Westseite nach der gegen Osten gerichteten Spitze führte. Dort angelangt, breiteten wir unsere Plaids bei der Stange aus, um in Ruhe die Aussicht, so gut es auf dem schmalen unbehaglichen Platze ging, zu genießen. Die halbe Stunde, die wir zum Frühstück gebraucht hatten, mitgerechnet, hatten wir genau sechs Stunden von Engstlen bis auf die Spitze des Bergs gebraucht. Es war jetzt 9 Uhr, das Wetter das prächtigste, nur gegen Südost in der Richtung des Engadin war die Aussicht durch Wolken, die eben aus den Thälern aufstiegen, verdeckt. Es ist schwer, ja kaum möglich den Eindruck zu beschreiben, den ein solcher Höhenpunkt und solch eine Rundsicht auf einen Naturfreund ausübt. Man fühlt, daß die Sprache nicht ausreicht, um die starken, zum Theil ganz neuen Empfindungen Andern mitzutheilen.

Das ganze Berner Oberland lag vor uns ausgebreitet. Nur wenige der Hauptriesen der Alpen gibt es, die nicht von diesem Punkte aus zu entdecken wären. Der Monarch hier allein, der Montblanc, ist nicht zu sehen, da sein Rival, das Finsteraahorn, sich in seiner Richtung vor ihn stellt. Ein Verzeichniß der hohen Berge zu geben, die von diesem Punkte zu sehen sind, wäre eine schwierige und für den Leser uninteressante Aufgabe. Wenn man das seltene Schauspiel, die Gletscher- und Felsenmassen mit den schönen, weißen, dazwischen liegenden Pyramiden, die sich von Osten nach Westen hin ausstrecken, überblickt, so fühlt man sich wie in eine ganz fremde Welt versetzt. Gegen Norden ist das Bild ein anderes; da sieht man viele liebliche Seen, den Pilatus, den Rigi, den hohen Säntis; in weiter Ferne über das Flachland hinweg die Berge Schwabens, den Schwarzwald. Man sagt, daß von der Titlisspitze der Thurm des Straßburger Münsters zu sehen wäre; ich hatte ein gutes Fernrohr bei mir, aber der Horizont war in weiter Ferne zu neblig, um einzelne Gegenstände mit Klarheit unterscheiden zu können. Der Rigi mit dem Luzerner

und Zugersee zu seinen Füßen, machte sich sehr malerisch, obwol er nur klein aussah. Mit Hülfe meines Fernrohrs bemerkten wir die zahlreichen Gäste auf dem Rigi. Mein junger Geführte, von der Anstrengung ermüdet, schlief ein; ich sah mich satt an dem herrlichen Anblick; der Gedanke, daß ich die großartige Scene so bald verlassen mußte, störte allein meinen Genuß. Besonders schön machte sich das engelberger Thal mit dem ummauerten Kloster und der Ortschaft gleichen Namens, die tief unten, wie es schien, ganz zu unsern Füßen lag. Blickte ich über die großen, so regelmäßigen, wie eine riesengroße Eierschale abgerundeten Schneefelder, die in der Richtung gegen Norden lagen und den Vordergrund bildeten, so bekam ich unwillkürlich die Vorstellung, als wenn ich auf einer Wolke schwebend einen kreisförmigen, glänzend weißen Weltkörper knapp vor mir hätte und daß ich darüber hinweg eine andere, unsere eigentliche Welt erblickte. Jene Bilder, wo die Jungfrau Maria von Wolken umgeben auf dem Monde steht, während unten anbetende Heilige auf der Erde knien, kamen mir in den Sinn und ich dachte, ob die Künstler, die solche Gegenstände gemalt hatten, jemals in Lagen gewesen wären, die solche Phantasien fast zu wirklicher Anschauung heben. Trotz der Höhe und Entfernung konnte man einige Thürme und Häuser von Luzern mit bloßem Auge leicht erkennen. Ebenso durch eine Einsenkung in dem nahen Uri-Rothstock das Kloster von Einsiedeln und weiter links mehre Ortschaften jenseits des Zugersees. Die Brienzer- und Thunersee und das liebliche Interlaken konnte ich nur mit Hülfe des Fernrohrs entdecken, da in jener Richtung viel Nebel war. Es herrschte gänzliche Windstille. Es war so warm auf dieser Höhe, daß, obwol ich nur im leichten Sommerrock ging, ich es doch nicht einmal für nöthig fand, denselben zuzuknöpfen. Etwas über eine Stunde blieben wir auf dem Gipfel, ich für meinen Theil in der Betrachtung und Bewunderung der großartigen Bilder ganz verloren. Ich hatte kaum Zeit, von dem Gefühl der Ueberraschung zurückzukommen und gern hätte ich länger auf diesem herrlich gelegenen Punkte der Schöpfung verweilt. Aber die Wolken in der südlichen Richtung rückten immer dichter aus dem Maventhal herauf, uns näher und näher; die Führer, über die Folgen unsicher, empfahlen den Rückzug. Auch mußte ich Rücksicht auf meinen jungen Gefährten nehmen; unser Mundvorrath war erschöpft und nicht ein Tropfen Kirschwasser noch übrig, um gefahrlos unsern Durst mit Schnee zu löschen. Wir wünschten daher noch wo möglich zur Mittagsstunde in Engelberg einzutreffen. Mit Bleistift schrieben wir unsere Namen und das Datum auf die Fahnenstange und nun ging es abwärts.

Beim Hinaufsteigen, noch ehe der Schnee erreicht war, hatte ich mit einer gewissen Bangigkeit an den Rückweg gedacht, da es immer gefahrloser ist, steile glatte Stellen auf- als abwärts zu steigen. Nicht lange aber begnügten wir uns in Schritt zu gehen. Unser Gemsjäger empfahl den Gebrauch unserer Alpenstöcke, um, auf diese gestützt, rückwärtslehnend und die Füße steif vorwärts gehalten, rasch über die Schneefelder hinwegzugleiten. Ich hatte schon einige Uebung in dieser Art von Alpenlocomotive aus frühern Jahren, meinem jungen Freunde war aber die Sache neu; Kaspar II. umarmte ihn und rutschte mit ihm hinunter. Der Jäger ging alle mal voraus, um uns auf jedem neuen Absatzpunkte aufzufangen, falls wir uns selbst nicht halten konnten. Auf diese Art erreichten wir bald die Felsenthürme wieder, indem wir den Weg, den wir mühsam in ein und einer halben Stunde raschen Schritts aufwärts gestiegen waren, in 25 Minuten zurücklegten. Das Vergnügen des Schneerutschens fanden wir so interessant, daß wir nun, statt über den Felsenweg zurückzukehren, es vorzogen, auf den untern rechts liegenden Gletscher zu steigen und sogar die eben erwähnte äußerst steile Schneewand hinunterzugleiten. Mein Freund, Kaspar Rig, rieth zwar davon ab; doch der Jäger meinte, es ließe sich machen. Er erbot sich, vorausgurutschen. Die Geschwindigkeit, mit der er jetzt eine bedeutende Distanz zurücklegte, war fast schauerlich; doch auf einer kleinen Fläche, auf

der er feststehen konnte, angelangt, schwenkte er seinen Hut aus der Tiefe herauf und forderte zum Nachkommen auf. Ich war ein mal aufgeregt und im Schwunge. Nicht der herrlichste Rutschberg in Rußland ist so amüsant. Mit den beiden Andern, da sie zusammenrutschten, ging es nicht ganz so gut wie mit mir. Sie fielen und machten die Reise auf dem Theile des menschlichen Körpers, der unsern Schwerpunkt unterstützt. Der Jäger und ich standen bereit, um sie unten aufzufangen.

Bei dem weitern Rückwege hatten wir Gelegenheit, die prachtvolle Flora, die sich hier überall entfaltet, zu bewundern. Ganz nahe an der Schneegrenze wuchsen noch Stiefmütterchen in seltener Größe und Farbenpracht. Die verschiedenen Gentianen, die Geisblumen, Immortellen, Arnica, das Löwenmaul, die Alpenveilchen, Astern und viele andere mir unbekannte Pflanzen waren überall in reichlicher Menge vorhanden. Es war besonders interessant, die kleinen, auf glänzend grünem Moos wachsenden Nelken (Silene Acaulis), gruppenweise auf Stellen blühen zu sehen, die noch vor vierzehn Tagen mit Schnee bedeckt waren.

Noch immer benutzten wir kleine Schneefelder, die zwischen Felsen lagen, um rascher vorwärtszukommen. Gegen 12 Uhr, den Trübsee zur Linken lassend, erreichten wir die Spitze der Mauerwand, die nach dem engelberger Thal hinunterführt. Hier geht der Weg im Zickzack sehr steil hinab, so steil, daß ich nie etwas Aehnliches von so langer Dauer durchgemacht habe. Diese Wand muß wenigstens über 1500 Fuß hoch sein. Als wir mit schmerzenden Knieen den ebenen Boden betraten, gesellten sich einige Ziegen zu uns, die sich, vielleicht weil ich sie gestreichelt hatte, wie es schien in den Kopf gesetzt hatten, mit uns nach Engelberg zu laufen. Alle Bemühungen der Führer, sie zu vertreiben, selbst Schläge blieben fruchtlos. Wir mußten endlich still stehen, bis ein keuchend nachlaufender Hirt seine Thiere einholte. In einer englischen Beschreibung einer Schweizerreise wird behauptet, daß die Ziegen den Reisenden nachliefen, um Salz von ihnen zu bekommen. Mir scheint dies aber nicht sehr wahrscheinlich, da die schweizer Touristen doch nicht ewig Salz bei sich in der Tasche tragen können! Aehnliche Erfahrungen mit den Ziegen habe ich oft gemacht. Ein mal auf der Frohnalp gesellte sich eine ganze Heerde zu mir, wovon einige so neugierig oder liebenswürdig keck waren, ihre Vorderfüße auf meine Schultern zu setzen, um meine Physiognomie, wie es schien, näher zu studiren. Ich hatte Noth, diesen vierfüßigen Jüngern Lavater's zu entkommen.

Der Weg nach Engelberg zog sich länger hin, als ich von oben herunterschauend geahnt hatte. Noch ein mal mußten wir einen ziemlich steilen Pfad durch einen hübschen Wald verfolgen und es wurde doch 2 Uhr, ehe wir endlich durch ein Thor des Klosterhofs schritten. Zwei Benedictiner, die rechts und links am Thorweg standen, hatten uns freundlich begrüßt und sich nach unserer Reise erkundigt. Es war ebenfalls ein Klosterbruder gewesen, der im Jahre 1739 den Titlis zuerst bestiegen hatte.

Eine zahlreiche Gesellschaft im Gasthofe zum Engel war soeben vom Tische aufgestanden, doch war das Hauspersonal noch zu sehr beschäftigt mit dem Abräumen oder von der Anstrengung des Aufwartens zu ermüdet, um uns viel Aufmerksamkeit zu schenken. Mit Mühe bekamen wir ein kleines Zimmer, um die Kleider zu wechseln, da wir später in ein Privathaus einquartiert wurden. Zu unserm Erstaunen hatten viele der kleinen Schwarzen von Engstlen noch größere Anhänglichkeit an uns bewiesen als selbst die Ziegen. Sie hatten die Reise auf den Titlis mitgemacht und uns dann bis Engelberg begleitet, wo sie zu unserm Aerger, keine Erschöpfung zeigend, aus den weggeworfenen Kleidern frisch und munter hervorsprangen. Die Abenteuer der Jagd, die wir anstellen mußten, sollen dem Leser geschenkt bleiben.

Nie ließ ich mir das dolce far niente besser schmecken als diesen Nachmittag. Auch hat das frische Wasser außen und innen wohlthätiger nie auf mich eingewirkt. Engel-

berg wird während des Hochsommers als Luft-, Milch-, [illegible] und Wassercurort von Schweizern stark besucht. Man begnügt sich aber hier, das Wasser nur nach der Vorschrift des Durstes zu trinken und nicht wie in manchen hydropathischen Anstalten eimerweise hinunterzuschlucken. Auch das Thal von Engelberg besitzt seinen Wunderbrunnen, von dessen intermittenten Ergießungen noch fabelhaft interessantere Dinge als von allen andern Wassernixen der Schweiz erzählt werden. Doch will ich mich nicht aufhalten, Einzelheiten mitzutheilen, die alle Freunde des Wunderbaren in den Reisehandbüchern erfahren können. Das Wasser ist aber so vortrefflich, so kalt, so reich an kohlensaurem Gas, daß es nicht zu verwundern ist, wenn der Volksglaube seinen erfrischenden Eigenschaften einen übernatürlichen Grund zugeschrieben hat.

Ich beschäftigte mich viel, die Titlisspitze und die aufgepflanzte schwarze Fahne von unten noch mit dem Fernrohr zu betrachten. Die hohe, senkrechte, zu zum Theil überhängende Wand, die von dem Thal von Engelberg bis zu dem höchsten Theile des Bergs hinaufragt, zeigt zwei wellenförmige Erhöhungen, die sowie die dazwischenliegende Einsenkung mit einer 175 Fuß dicken, schneebedeckten Eisrinde gleichmäßig versehen ist. Die blaue Farbe des Eises und die weiße Decke, worauf die schwarze Fahne lustig im Winde flatterte, boten dem bewaffneten Auge ein schönes Bild dar.

Als wir nach 5 Uhr das Kloster besehen wollten, erfuhren wir, daß die frommen Brüder beim Nachtmahl waren und man beschied uns auf eine spätere Stunde. Wir fanden aber bald darauf so viel Anziehungskraft in der Pflege des eigenen Körpers, daß wir nach Befriedigung des Appetits das Beispiel der Vögel nachahmten und zur Ruhe gingen. Eine Salon-Nachtigall trillerte zwar noch fleißig im Nebensaal, doch wir gesellten uns nicht zu den Bewunderern, die sie herbeilockte. Selbst Sirenenklänge hätten nur die Ohren, nicht unsere müden Seelen berührt.

Es war unsere Absicht, den folgenden Morgen die Maienwand zu besteigen, noch ehe sie die Sonne beschien. Wir hatten daher den Kaffee um halb 5 Uhr bestellt. Erquickt durch einen vortrefflichen Schlaf, waren wir zur bestimmten Stunde bereit, doch zu unserm Aerger bediente man uns schlecht. Die Curgäste gingen vor und so versäumten wir das schöne Schauspiel. Eine andere für mich ergötzlichere, wenn auch nicht zum Vortheil gereichende Folge davon zeigte sich bald im Nebenzimmer, wo Kaspar Alp in lebhaften Streit mit den Wirthsleuten gerieth. Man foderte von ihm seine Zeche und noch dazu mit gewöhnlichen, nicht herabgesetzten Preisen. Es half nichts, er mußte bezahlen. Er brummte lange über die unerhörte Behandlung eines rechtmäßigen Führers und schwur, nie wieder im Engel einzukehren. Er bekannte bei dieser Gelegenheit, daß ein Führer sonst nirgends in den Gasthäusern, wo er Herren hinführe, zu bezahlen hätte.

Durch das verspätete Aufbrechen mußten wir uns, noch ehe wir die hohen Regionen erreichen konnten, den heißen Sonnenstrahlen aussetzen. Vor dieser Maienwand schienen die Curgäste großen Respect zu haben. Einer davon, ein weder kränklich noch alt aussehender Herr, sagte mir, daß er nicht für 500 Franken hinaufsteigen möchte. In der That, so viel ich sehen und erfahren konnte, führen die Curgäste — wie es überhaupt in den Curorten der Schweiz und Tirols Sitte ist — ein Schlaraffenleben. Die Befriedigung des durch Bergluft und reines Wasser vermehrten Appetits scheint die Hauptbeschäftigung zu sein.

Auf der Trübseealp angelangt, mußten wir, um den Jochpaß zu erreichen, ein circa 20 Fuß breites Gletscherwasser überschreiten. Der Gemsjäger, ohne Schuh und Strümpfe aufzuziehen, trug meinen jungen Begleiter hinüber und wollte mich dann auch auf seinem Rücken nehmen. Ich schämte mich aber getragen zu werden und machte mich zurecht, barfuß durchzuwaten. Das reißende Wasser reichte bis an die Knie und war so eisig kalt, daß ich Noth hatte, hinüberzukommen. Es ergriff mich ein Schwindel. Der Andrang des

Blut zum Kopfe, könne leicht gefährlich werden können. Ich kam mit einem Schrecken davon und erzähle diesen Umstand, um andere Reisende, wenn sie erhitzt sind, vor dem nackten Durchwaten eines Wassers, das unmittelbar aus den Gletschern strömt, zu warnen.

In Engstlen wieder angelangt hatten wir Gelegenheit, die prachtvolle Aussicht auf die Riesenköpfe des Oberlandes mit Muße zu bewundern. Wir hatten keine Ahnung den Tag vorher, wie herrlich diese Hütten gelegen waren. Ich machte von neuem die Erfahrung, wie vergeblich es ist, bei trübem Wetter auf große Höhen zu steigen und daß man überhaupt in der Schweiz viel zu viel von einem Ort zum andern rennt, statt die prachtvollen Punkte, die fast jeder Theil des Alpenlandes darbietet, gehörig aufzusuchen und ihr günstigstes Licht abzuwarten. Das Wetter war herrlich und als ich meine Freude darüber ausdrückte und von weitern Bergpartieen sprach, schüttelte mein alter Wetterprophet den Kopf und sagte, daß wir weder morgen noch übermorgen etwas unternehmen dürften. „Ist denn der Himmel nicht ganz wolkenfrei", fragte ich, „und jedes Anzeichen der Beständigkeit vorhanden?" „Nein", erwiderte er, „ehe 24 Stunden vergehen, haben wir Regen. Glauben Sie mir, Herr! Ich habe beinahe 50 Sommer hier oben verlebt. Er deutete auf das Finsteraahorn, aus dessen Hintergrunde eine aufsteigende zarte Wolke, wie eine kleine Rauchsäule soeben zu bemerken war. „Da ist mein Zeichen", sagte er, „und das hat mich nie betrogen." Ich glaubte dem Alten, mich um so mehr entschließend, die gegenwärtige Herrlichkeit ganz auszugenießen.

Zu meinem Bedauern mußten wir nun bald von dem guten Jäger Abschied nehmen. Ich hatte ihn schon Tags vorher für die Begleitung auf den Titlis bezahlt und nur aus Freundlichkeit war er seither bei uns geblieben. Er war ein Bursch von sanftem, gemüthlichem Wesen, mit blasser Gesichtsfarbe und der feinen durchsichtigen Haut, die ich fast durchgehends bei Alpenhirten, die sich von Milchspeisen ernähren, gefunden habe. Doch wie alle Gemsjäger war er, wie mir der ältere Kaspar erzählte und wie ich Gelegenheit gehabt hatte zu bemerken, tollkühn und verwegen. Bei den oben erwähnten Felsenthürmen ist er auf zerbröckelnde, überhängende Steine gestiegen, um mit Stock und Füßen Theile davon ablösend, uns das Schauspiel ihres Hinunterstürzens zu verschaffen. Ich erschrak über die Verwegenheit und nun beim Abschied versuchten wir, ihm mehr Vorsicht ans Herz zu legen. Ich erzählte ihm von dem Unfall, der vor wenigen Tagen bei Rosenlaui einem der berühmtesten Jäger des Oberlandes, dem Bruder des geschicktesten Holzschneiders, zugestoßen war. Dieser bei der hitzigen Verfolgung einer Gemse und im Angesicht seines ihn begleitenden Sohnes, ist von einer unter seinen Füßen brechenden Felsenspitze, in einen über tausend Fuß tiefen Abgrund gestürzt. Dem erschrockenen Sohne gelang es, die Hiebswoß nach Hause zu bringen, doch mußten die besten Gemsjäger der Umgegend aufgesucht werden, um die Leiche zu holen. Auch erinnerte ich ihn an den jungen Jäger, der vorigen Herbst auf dem Schwarzhorn verunglückte und dessen treuer Hund, heulend heimkehrend, den Vater zu dem zerschmetterten Körper des einzigen Sohnes führte. Noch mehre solcher Nachrichten über die traurigen Folgen der Mißachtung der Gefahr von Seiten der Gemsjäger, die ich auf meinen Excursionen gesammelt hatte, ließ ich ihm als Andenken zurück und wurde dabei von dem andern Kaspar, der seinem Namensvetter sehr liebgewonnen zu haben schien, unterstützt. Um die Bilder ihm auch nicht zu bitter zu machen, tranken wir ihm vom guten Weine des Wirths zu. Leider trug mir derselbe Wein, der mich Tags vorher erheitert hatte, jetzt Kopfschmerz und Ermüdung ein. Die Umstände hatten sich verändert. Die Hitze wurde immer größer und mit wahrem Widerwillen vertauschte ich endlich die reine Bergluft mit dem heißen Dunst des Haslithals. Als wir uns Hof wieder näherten, bemerkte ich ein Thier durch ein kleines Kornfeld springen. Es war wieder eine Gemse, eine freie, die nun ganz nahe, ja nur zehn Schritte von uns, vorbeieilte, um mit leichten, graziösen Sätzen die Höhe zu erreichen. Das schöne Thier mit

den großen Augen, deren sanftes Leuchten ich gut bemerken konnte, war vermuthlich von der andern Seite der Hochberge von Jägern vertrieben worden. Ich freute mich, daß Kaspar mit seinem Stutz nicht zur Hand war und wünschte dem Thiere für alle Folge keine gefahrvollere Begegnung mit uns Menschen.

Ich aber fand die erfreulichste Begrüßung, die mir werden konnte. Schon von Hof aus sah ich die treue Gefährtin, die uns entgegengekommen war, und bald nachdem die Sonne hinter die Berge sank, gemächlich fortwandernd, gelangten wir, unsere Abenteuer erzählend, nach Reichenbach. Es war wol der heißeste Tag des Sommers gewesen und durch das Schmelzen der Gletscher fanden wir das Aarwasser sehr angeschwollen. Ehe ich dann endlich Augen und Gedanken der Natur abwendete, sah ich mich nach allen Seiten noch einmal um; der Horizont war wolkenfrei, noch glänzten die Bergspitzen in rosigem Dufte. In der Nacht aber weckte mich rollender Donner, Blitze zückten durch das Zimmer, der Regen schlug in Strömen an die Fenster. Der Alte vom Berge hatte wahr prophezeit.

Noch einmal Seele und Leib.*)

Geschichte eines Wunderkindes.

An unsere neulichen Betrachtungen über die gegenseitigen Bedingungen der wachsenden Seele und des wachsenden Körpers möge sich die nachstehende Erinnerung an ein wahres Wunderkind anknüpfen. Vielen unserer Leser wird die Geschichte des vierjährigen lübecker Wunderknaben, Heinecken, der vor hundert Jahren die Aufmerksamkeit halb Europas auf sich zog, bekannt sein. Wir frischen in Nachstehendem ihr Gedächtniß wieder auf, weil unsere größern Fortschritte im Erziehungswesen und in der Erkenntniß der Psychologie erst jetzt möglich machen, die grauenhafte Versündigung an einem zu Großem berufenen Kinde in vollem Lichte erscheinen zu lassen. Denn nicht das eingelernte mechanische Wissen ist an dem lübecker Wunderkinde so auffallend, als die wirkliche bewußte, reflectirende Frühreife, die sich zuweilen in einer wahrhaft rührenden und das tiefste Mitleid mit dem armen, von verkehrter Behandlung zu Grunde gerichteten Kinde weckenden Naivetät zu erkennen gab.

* * *

Wenn ich mit eigenen Augen auf dem Friedhofe zu Rheims las: „Hier ruhet Demoiselle Henriette ***, gestorben in einem Alter von fünf Monden, betrauert und vermißt von Allen, die sie kannten", so wird man fast versucht, wirklich an ein „von Vielen geschätztes Kind von fünf Monaten" zu glauben, wenn man die Geschichte Christian Heinecken's liest. Christian Heinecken wurde am 6. Februar 1721 in Lübeck geboren. Sein Vater, Paul Heinecken, war ein Maler und kein gewöhnlicher, denn sein Zeitgenossen wird seiner als eines „trefflichen Contrafayers" gedacht; die Mutter des Neugeborenen hieß Katharina Elisabeth, war eine geborene Oestreicherin und wird ebenfalls in einem Sinngedicht, das 1732 auf sie erschien, als geschickte Künstlerin gerühmt, wobei wir jedoch unbestimmt lassen müssen, wie viel von dem Nimbus des Sohnes auf sie zurückgefallen sein mochte.

Du Bilder deiner Hand beschämen die Natur,
Du weißt, was unsichtbar, durch Farben zu erheben;
Was du geschildert hast, wird nach dem Tode leben,
Du folgst der größten Meister Spur.

Drei Tage nach seiner Geburt wurde der Kleine getauft und erhielt die Namen Christian Henrich. Da die Mutter das Kind nicht selbst nähren konnte oder wollte, so wurde für den Säugling eine ehrbare lübsche Goldschmiedsfrau, Sophie Hollebrandt,

*) Siehe Nr. 1 u. fg.

als Amme angenommen, in deren Armen denn auch Christian Zeit seines Lebens geblieben ist; noch vier Jahre alt hatte man ihn nicht entwöhnt!

Von Gestalt war Christian ein nettes Kind; daß aber in dem schönen Körperchen ein noch schönerer Geist wohne, entdeckte man, als das Kind kaum zehn Monate alt war, bei folgender Gelegenheit. An einem kalten Decemberabend saß das Kind auf dem Schooße seiner Amme und blickte unverwandt auf die Figuren, womit der altmodische Ofen geziert war. Ein schlesischer Edelmann, Christian von Schöneich, der im Hause des Malers wohnte, sagte zu dem Kleinen: dies ist ein Thurm, jenes ein Lämmchen, das dort eine Katze, dies hier eine Maus u. s. w. Wir erstaunten Alle, als man am andern Tage den Säugling fragte, wo die Katze, das Lämmchen, der Thurm, die Maus u. s. w. sei, und das Kind mit den Fingerchen auf die Figuren tippte und jedes Bild richtig traf, das man ihm nannte. Der Edelmann herzte, küßte den Knaben und sagte ihm später die obengenannten Worte noch einige male vor, während der Säugling dem Sprecher fort während nach dem Munde schaute und bald jedes Wort nachlallen konnte. Diese außerordentlichen Fähigkeiten übertrafen die kühnsten Erwartungen und die Aeltern beschlossen auf den Rath Schöneich's, dem Knäbchen schon jetzt einen Lehrer zu geben. Der Edelmann hatte Zeit und Luft genug, sich selbst Tage lang mit dem Abrichten des Kleinen beschäftigen zu können und ward der Lehrer des Kindes. Unleugbar war dieser Mann mit ausgebreiteten Kenntnissen begabt, die aber, eben weil sie zu Vielerlei umfaßten, nicht gründlich und geordnet genug gewesen zu sein scheinen, um auf unsern Christian naturgemäß einzuwirken.

Der Mentor begann sein Amt mit der biblischen Geschichte und ehe der kleine gelehrige Schüler noch sein erstes Lebensjahr zurückgelegt hatte, konnte er alle Geschichten, welche die fünf Bücher Mosis enthalten, nach der Ordnung hersagen! Auch wußte er ziemlich fertig folgende Verse auswendig:

Den ersten Tag ward's Licht. Darnach stand hoch und ferne
Der Himmel; dann die Erd'. Am vierten Tag die Sterne.
Am fünften kamen Fisch' und Vögel aus dem Meer.
Der sechste gab das Vieh und auch den Menschen her.

In seinem dreizehnten Monate hatte Christian die übrigen Geschichten des Alten Testaments schon inne, im vierzehnten wußte er bereits den Inhalt des Neuen Testaments und im funfzehnten rollte sein Lehrer ihm die Annalen der Weltgeschichte auf. Er ging mit ihm vom April 1722 bis September 1723 die Geschichte der Assyrier, Phönizier, Perser, Hebräer, Aegypter, Griechen und Römer durch, sodaß das Kind in dem zarten Alter von 2½ Jahren auf Alles hurtig antworten konnte, was auf diese Völker Bezug hatte. Außerdem war es auch in der Geographie nicht unerfahren geblieben. Christian wußte nicht nur die General- und Specialkarten der Länder und Reiche nach ihrer bestehenden Eintheilung zu erklären, sondern auch die Beschaffenheit derselben in klimatischer Hinsicht herzusagen und die vornehmsten Flüsse, Städte und Oerter mit Namen zu nennen. Nebenbei hatte er noch mehr denn 800 lateinische Vocabeln behalten, wovon er in einer Woche mindestens 150 lernte. Seine größte Freude dabei war das Nürnberger Wörterbuch, die Ausgabe von 1683. Plattdeutsch lernte der Kleine von seiner Amme, die nur in dieser Sprache mit ihm redete.

Zur Belohnung für seinen außerordentlichen Fleiß nahm sein Lehrer ihn eines Tags mit in die Marienkirche und zeigte ihm den daselbst befindlichen Todtentanz, worüber sich Christian so innig freute, daß Schöneich ihn kaum davon trennen konnte. Auch zeigte er ihm den Schädel eines gefallenen Kriegers und diesen, wie auch ein ganzes Menschenskelett begriff das Kind in allen Theilen und lernte so auch Anatomie. Und das Alles, historisch erwiesen, in einem Alter von 31 Monaten!

Christian's Lebensweise war höchst einfach und in der Enthaltsamkeit trieb er es noch weiter als der eigensinnigste Bramine: er blieb immer ein Säugling. Um ihn für Speisen empfänglich zu machen, setzte man ihn beim Essen mit zu Tische — aber anstatt zu essen, lernte er; denn sowie er die aufgetragenen Gerichte erblickte, fragte er nach dem Namen derselben, woher sie kämen, wie sie wüchsen, was man sonst noch daraus mache u. s. w. und war nicht eher befriedigt, bis man alle seine Fragen beantwortet hatte. Man konnte ihn nicht böser machen, als wenn man ihn ohne Antwort ließ.

Bei dieser Lebensweise blieb unser Christian die beiden ersten Lebensjahre so ziemlich gesund, aber im October 1723 wurde er von einer schweren Krankheit befallen, die ihn acht Wochen hindurch ans Bett fesselte. Jedoch erholte er sich in so weit wieder, daß der Lehrer mit dem Genesenen schon im Januar 1724 die Institutionen und die dänische Geschichte durchgehen und beide Gegenstände noch vor dem 6. Februar, an dem er volle drei Jahre alt ward, beenden konnte. Daneben ward aber noch Deutsch- und Lateinisch-Lesen getrieben und zwar ohne ABC-Buch. Auch hatte der kleine Student die Familien europäischer Kaiser und Könige auswendig gelernt und daß der Säugling den lübischen Katechismus ganz auswendig wußte, darf auch nicht verschwiegen bleiben. Ueberblicken wir Das, was der Kleine in seinen drei ersten Lebensjahren gelernt, so übersteigt es allen Glauben und wäre in Zweifel zu ziehen, wenn nicht authentische Beweise uns vorlägen, die jeden Zweifel daran aufheben. Befremden darf es aber nicht, wenn ein Augenzeuge damaliger Zeit, wo in Lübeck noch Hexen verbrannt wurden, in seinem bis auf uns gekommenen „Nagelneues Lied von einer Wundergeschichte, so sich kürzlich in Lübeck zugetragen", Anspielungen macht, als sei hier der Böse selbst im Spiele. Daß aber dieser Glaube nicht allgemeine Wurzel gefaßt, beweist eine andere Flugschrift, die gleich darauf erschien und der dort aufgeworfenen Meinung widersprach. Diese Schrift ist betitelt: „Wahrhafte Begebenheit an einem beinahe dreijährigen Knaben zu Lübeck" und sagt deren Verfasser zum Schlusse: „In Summa hat Gott diesem Kinde ein völliges Maß seiner Gnade und Gaben mitgetheilt und was bishero sich wol in mancher Menschen einfältigem Gehirn vor übele Gedanken von einer magischen Information mögen eingeschlichen haben, wird hiermit im Grunde contradicirt und widersprochen."

Nun nahm der schlesische Mentor mit seinem dreijährigen Studenten Dogmatik vor und trichterte ihm die wichtigsten Beweise mit Sprüchen aus der Bibel ein; dann wurde mit ihm Kirchengeschichte getrieben, die ebenfalls noch vor dem vierten Jahre zu Ende gebracht war. Nebenbei lernte Christian noch über 200 Kirchenlieder nach ihren üblichen Melodieen mit seiner zarten Stimme singen; auch wußte er 80 Psalmen und ganze Capitel aus dem Alten und Neuen Testamente Wort für Wort auswendig — doch sagte er sie nur dann her, wenn er dazu aufgeräumt war. Latein hatte er aus dem Orbis pictus, seinem Lieblingsbuche, gelernt, worin er täglich las und ganze Capitel daraus hersagte, oft allein für sich spielend aber wenn ihm etwas vor Augen kam, was Bezug darauf hatte. Daß das Kind bereits in der dänischen Geschichte abgerichtet worden war, ist schon erwähnt; es kamen noch hinzu die Geschichte von Rußland, Polen, Ungarn, Schweden, Spanien, Frankreich und England. Bald jedoch wurden Christian's Fortschritte abermals durch eine Krankheit gehemmt, an der er vom Mai bis Juli hart darniederlag und wo man allgemein schon befürchtete, er werde jeden Augenblick sterben.

Als der Knabe genesen, mußte er unter dem Vorwande, frischere Luft zu schöpfen — im Grunde aber wol, weil der Lehrer ihn als ein Wunder am dänischen Hofe zeigen wollte — eine Seereise nach Kopenhagen machen. Am 20. Juli fuhr demnach der Kleine in Begleitung seiner Amme, seiner Mutter und seines Lehrers von Travemünde ab und landete am 24. desselben Monats Morgens 7 Uhr in Kopenhagen. Schon Tags darauf erhielt der kleine Gelehrte Besuche von hochgestellten Männern und mußte Proben seiner Geschick-

lichkeit ablegen, die sämmtlich glücklich ausfielen. Aber mit der Hof-Audienz verzögerte es sich, da der König unpäßlich geworden. Erst am 9. September brachte ein königlicher Lakai den Bescheid: das lübecker Kind solle sich fertig halten, gleich nach aufgehobener Tafel solle es Audienz haben. So hatte denn von Schöneich endlich erreicht, wonach er so lange gegeizt und dennoch zitterte er wie Espenlaub, denn Christian war in der Nacht unpäßlich geworden und hatte sich erst kurz vor Ankunft des Befehls etwas niedergelegt und war in einen sanften Schlaf versunken. Noch schlief er — sollte man nun das Würmchen gewaltsam aufwecken und ihm diese höchst nothwendige Erquickung rauben? Jedoch der königliche Befehl riß alle Bedenken nieder und der Mentor entschloß sich, das Kind zu wecken. Und plötzlich wieder verschwand jegliche Hoffnung. Christian befand sich so übel, daß man Alles befürchtete.

„Heute endlich" — sprach aber Schöneich — „ist der Augenblick erschienen, Das auszuführen, weshalb du nach Kopenhagen gekommen: in einer Stunde wird der König dir Audienz geben!"

Der Arme starrte seinen Lehrer eine kurze Zeit an; dann sagte er mit leiser Stimme: „Kleidet mich nur an, ich bin freilich krank, recht krank, aber es wird schon gehen." — Der Weg wurde demnach angetreten. Als sie dem Schlosse näher kamen, rief der Knabe: „Herr von Schöneich! Herr von Schöneich! Satellites, stipatores cum satellitibus!" Das gab einen Alarm. Die hohen Würdenträger guckten voll Neugierde auf den Angekommenen; aber weder die glänzende Kleidung noch die funkelnden Orden machten unsern kleinen Gelehrten befangen. Die großen Flügelthüren öffneten sich und der Knabe wankte an der Hand seines Lehrers furchtlos dem Könige und dessen Familie entgegen und hielt eine lange Rede, ohne auch nur eine einzige Silbe zu verrücken. Am Schlusse derselben reichte der Monarch dem kleinen Redner die königliche Hand, die der Knabe unverzüglich küßte und dann sagte: „Permettez moi, Sire, que je baise la main de votre Majesté et le bord de votre habit royal." — Aber die Anstrengung hatte den Kleinen hungrig gemacht, verlangend blickte er sich nach seiner Amme um und rief: „Sitio!" Auf den Befehl der Königin erschien die Amme und der Redner stärkte sich an ihrer Brust. Während dessen ließ der König seinen Zwerg hereinrufen. Christian blickte ihn einige Minuten seitwärts an, dann richtete er sich auf und sagte: „C'est un petit garçon!" Der König lächelte huldvoll über diese Aeußerung und schenkte dem Knaben als Zeichen seiner Zufriedenheit einen mit Diamanten besetzten Orden. Nachdem Christian denselben einige male durch seine Händchen hatte gehen lassen, sprach er: „C'est l'ordre d'Elephant, garni de Diamans." Dann wandte er sich an seinen Lehrer: „Sehen Sie, das ist der Elephas! O, was hat er für einen Proboscis!" Plötzlich aber hielt er inne und betrachtete sinnend die Diamanten; erst nach geraumer Zeit sprach er, sich zu dem Könige wendend: „Ces bijoux sont précieux, mais la vie du roi est plus précieuse." — Der König nahm die Gelegenheit wahr, nach dem Stifter des Ordens zu fragen, worauf der Kleine hurtig Friedrich II. nannte und Vieles von diesem Könige erzählte. „Und nun Sophie" — setzte er unmittelbar plattdeutsch hinzu — „ſlah mit my up un sett my dahl, ick will spazehren." Aber die Schwäche in seinen Beinchen war zu groß, seine Amme mußte ihn wieder auf den Arm nehmen. Die Lücke, welche dadurch in der Audienz entstand, suchte Schöneich dadurch auszufüllen, daß er der königlichen Familie das Porträt des Knaben überreichte. Nachdem der König in Beziehung auf dasselbe einige Fragen gethan, mußte Christian seine anatomischen Kenntnisse hersagen; als er aber an die Muskeln gekommen, raunte er seinem Lehrer ins Ohr: „Jetzt habe ich genug gesprochen, ich bin müde." Dem Könige jedoch gefiel das unbefangene Wesen des Kindes und er hatte, um ihm Abwechselung zu verschaffen, aus dem anstoßenden Cabinet manchen Gegenstand der Zerstreuung. Allein der Kleine wurde launisch und von Schöneich hatte genug

zu thun, ihn wenigstens dahin zu bringen, die Fragen, welche der König ihm stellte, zu beantworten. Das historische Examen begann, Christian, obgleich er nicht von dem Arme seiner Amme kam, bestand dasselbe glorreich. Die königliche Familie lobte den kleinen Vielwisser und die Königin gestattete ihm, da er sich so brav gehalten, nun zur Erholung etwas aus dem Fenster zu schauen. Dann wurde Christian wieder zum Könige gerufen, um in der Geographie Antwort zu geben. Allein die Müdigkeit beschlich den Knaben so sehr, daß sein Lehrer befürchtete, der kleine Gequälte möchte nun launisch werden, wie er ja aus Erfahrung wußte. Jedoch kannte Schöneich sein Opfer zu genau: er spielte ihm einige nürnberger Soldatenbilderchen in die Hände. Kaum ward der Kleine dieser Bilder ansichtig, so vergaß er Schlaf und Müdigkeit, ließ seine „proretas" (Schiffsmänner) zum großen Erstaunen der Majestäten die Welt in die Kreuz und Quer durchreisen, nannte jedes Land und Wasser, das sie auf der Landkarte betraten, ja jedes Reich, jede Provinz, jede Stadt, wo er sie vorbeiführte und knüpfte nicht selten Denkwürdigkeiten an, die auf den dänischen Hof Bezug hatten. Nach diesen kurzweiligen geographischen Unterhaltungen legten beide Majestäten dem Knaben abwechselnd Fragen in der Religion vor. Christian nannte alle Bücher der Bibel, von Moses bis zur Offenbarung Johannis, nach der Ordnung her; dann sprach er noch umständlich von dem Sündenfall, der Erbsünde, der Liebe Gottes und der Erlösung durch den Versöhnungstod Jesu und belegte alles Gesagte mit Sprüchen der Propheten und Apostel.

„Das ist viel!" riefen König und Königin wie aus einem Munde — und damit hatte die Audienz ihre Endschaft erreicht. Zwei Stunden lang hatte der Knabe gesprochen. Mit derselben Unbefangenheit, womit er seine Anrede gehalten, sprach er folgende Abschiedsworte: „Sire, ich bin der allerhöchsten Gnade nicht würdig, die Sie mir erzeigt haben. So lange der glimmende Docht meines schwachen Lebens annoch dauern wird, werde ich Gott bitten, daß er Euer königlichen Majestät glorwürdiges Scepter segnen wolle in Ewigkeit." — Von nun ab sprach man in ganz Dänemark von nichts Anderm als von dem lübecker Wunderknaben. Keiner aber war wol froher als der Lehrer des Kleinen, der diesen natürlich auf diese Worte schon lange präparirt hatte, so unbefangen und selbständig er sich auch in Anderm gab.

Eine lange Ruhe war jedoch dem kleinen Heinchen nicht vergönnt; die Geschwister des Königs, Prinz Karl und Prinzessin Sophie Hedwig, wie auch der Kronprinz und die Kronprinzessin, nebst deren Mutter, der Markgräfin von Kulmbach, hatten am Hofe so viel Rühmens von dem Kinde gehört, daß auch bei ihnen der Wunsch entstanden war, dasselbe zu sehen. Christian trat demnach seine Kunstreise nach Kjöge am 25. und die nach Hirschholm am 28. September an und erntete natürlich auch in diesen beiden Audienzen große Ehre. Nun aber bekam das Kind Heimweh und jammerte tagtäglich: „Ich will wieder nach Lübeck, nach meinem Lehnstuhle, in dem ich so gerne sitze." Aber der so sehnliche Wunsch konnte ihm leider noch nicht erfüllt werden. Seine drei Audienzen waren ausführlich in dänischen Zeitschriften beschrieben worden, was Wunder also, wenn Jeder gern den vierjährigen Gelehrten auch erst in Augenschein nehmen wollte! Es erschienen demnach mehre hohe Personen bei dem Kleinen, — um ihn zu quälen, — denn um was Anderes kamen die Herren und Damen, als ihre Neugierde gestillt zu sehen?

Es war ein düsterer Regentag, als der Lehrer mit seinem Schüler, dessen Seele so düster war wie das Wetter, den Weg nach dem königlichen Kunstcabinet antrat. Erst in dem sogenannten Bildersaal verlor sich seine trübe Stimmung, indem er ausrief: „O, Friedrich IV.!" und mit den Fingerchen auf das Porträt des Königs wies. Man zeigte ihm nun auch das historische Gemälde, die Königin Margarethe und den von ihr gefangen genommenen schwedischen König Albrecht vorstellend. „Aber wo ist der Weh-

ſtein?“ fragte Chriſtian und recitirte: „Sie nahm den Schwedenkönig Albrecht, der ihr einen großen Wetzſtein, ihre Nähnadeln darauf zu ſchärfen, geſandt hatte, nebſt ſeinem Sohne Erich durch den General Lyke in Weſtgothland gefangen. Der große Wetzſtein iſt ja in Röskilde —“

„Ehemals, jetzt nicht mehr!“ fiel Jemand ihm ins Wort.

Chriſtian blickte den Sprecher an und ſchwieg. Sein Lehrer führte ihn in den großen Kunſtſaal, wo die vielen aufgehängten Natur- und Kunſtſachen einen ſolchen Eindruck auf ihn machten, daß ſeine Augen eine geraume Zeit auf dieſen Gegenſtänden ruhten, ehe er zu Worte kam. Erſt als man ihm eine Schlange zeigte, die einen Dukaten im Maule trug, erhielt er ſeine Sprache wieder. Sein Lehrer erzählte ihm von dieſer Schlange, daß ſie von einem oldenburgiſchen Könige auf der Jagd geſchoſſen ſei.

„Wo mag dieſer anguiculus (kleine Schlange) wol den güldenen praetam gefunden haben?“ fragte Chriſtian. „Etwa in herba (Kraut)? Denn es heißt: latet anguis in herba (Die Schlange ſteckt im Graſe verborgen). Schau, wie ſie ſich krümmt! Da heißt es nun: angues repunt sinuando se.“ (Die Schlangen kriechen, wenn ſie ſich krümmen). — Im Weitergehen wurde er eines großen Lehnſtuhls gewahr. „O das iſt ein hemicyclium!“ rief er freudig, zeigte auf ihn und wünſchte, daß man ihn hineinſetze. Da es aber ein Vexirſtuhl war und man mit Recht befürchtete, das Kind möchte ſich zu ſehr erſchrecken, ſo ſetzte ſich ſein Lehrer hinein und war augenblicklich ſo eingeſperrt, daß er ſich nicht regen konnte. Als Chriſtian das ſah, rief er: „voilà un prisonnier!“ Nachdem von Schöneich wieder aus der Gefangenſchaft befreit worden war, zeigte er dem Kleinen einen köſtlichen, mit Juwelen reich beſetzten länglich viereckigen Tiſch, der unweit des Lehnſtuhls ſtand. Als Chriſtian auf demſelben ſitzend gehalten wurde, ſagte er: „Wenn dieſer Tiſch in Mantua wäre, ſo hätten ſie dort ſieben, denn ſechs rare Tiſche haben ſie ſchon, von Jaspis, Türkis, Hyazinth, von Bernſtein, Saphir und Smaragd.“

Wir wollen jedoch innehalten mit Dem, was das Kind noch ferner beſehen und geſprochen, denn es gab noch viele Raritäten, an denen ſich unſer kleiner Chriſtian amüſirte und über die er naive und nicht eingelernte Einfälle äußerte. Als er Geiſt und Auge geſättigt, wollte man ihn noch in das Münzcabinet führen, aber er wurde einſilbig und ſagte: „Je voudrais bien aller au logis“ — worauf man ſeinem Wunſch entſprach. Nun aber ſtrömte das Volk zuſammen, den Kleinen zu ſehen, und nur mit Mühe konnte man ihn durch das Gedränge in den Wagen heben.

Am 7. October verließ unſer Chriſtian für immer Kopenhagen und landete am 10. glücklich und wohlbehalten in Travemünde. Unter Jauchzen und Frohlocken wurde er aus dem Schiffe gehoben und in den Wagen geſetzt; Mittags mit dem Schlage zwölf betrat er wieder ſeine väterliche Wohnung und damit hatten ſeine Reiſen für immer ein Ende. Chriſtian ſah ſich in der Stube um und ſagte zu den Seinigen freudig: „Nun bin ich gottlob! bonis avibus wieder von Kopenhagen zurückgekommen. Wo iſt nur mein Lehnſtuhl — daß ich mich niederſetze, denn ich bin müde.“ Man brachte den Lehnſtuhl, er ſetzte ſich darauf und erzählte von hier aus ſeinen Geſchwiſtern in der Kürze ſeine zurückgelegte Reiſe. Dann ging er im Zimmer friſch auf und ab, daß man Wunder glaubte wie geſund er zurückgekommen ſei. Aber leider währte dieſe Freude nur wenige Tage.

Die verſteckte Hauptabſicht der Reiſe war, wie wir geſehen, nicht nur zur Genüge, ſondern über alle Maßen glänzend gelungen: **Heineken's Ruf war gegründet.** Däniſche Zeitungsſchreiber ließen nicht ab, mit Macht in die Lobpoſaune zu ſtoßen und des lübiſchen Kindes mit Bewunderung und Erſtaunen zu gedenken; Deutſchland ſtand darin keineswegs nach, nur in Lübeck ſelbſt hatte man bisher nur wenig oder doch nicht viel

von dem Wunderknaben gemacht — jetzt aber konnte die Stadt, deren Mauern das gefeierte Kind umfingen, nicht anders als in das allgemeine Lob mit einstimmen. Kaum war daher Christian's Ankunft bekannt geworden, so erschienen und drängten sich Herren und Damen, um ihrem kleinen gekrönten Landsmann, von dem sie früher durchaus keine Notiz genommen, einen Besuch abzustatten und sich nebenbei zu überzeugen, ob die dänischen Zeitungsschreiber die Sache nicht übertrieben. Ein Bürgermeister ließ den kleinen Knaben zu sich entbieten oder, mit andern Worten, schickte ihm eine Einladungskarte; adelige Herren und Damen besuchten ihn in seinem eigenen Zimmer und unterhielten sich mit ihm. Auch aus der Ferne blieben die Besuche nicht aus und bestürmten gleichsam den kleinen Gelehrten, der aber dadurch in seinem Lernen durchaus nicht gestört wurde. In den ersten Tagen des folgenden Jahres (1725) begann Christian mit so großer Begierde als Schwäche die Feder zu führen, um das Schreiben zu erlernen und brachte es bei seinem unbeugsamen Fleiße in vier Wochen dahin, daß er schon an seinem fünften und letzten Geburtstage Alles, was man von ihm verlangte, ganz leserlich niederschreiben konnte. Aber das Kind wurde nach und nach so schwach, daß seine kleinen Beinchen es kaum noch von seinem Lehnstuhl bis zum Tisch des Lehrers ohne Hülfeleistung tragen konnten. Bisher war es doch nur schwächlich und unwohl gewesen, jetzt aber wurde es tödtlich krank und mußte neun Wochen über, fast aller äußern Sinne beraubt, das Bettchen hüten. Von diesem Tage fing es an zu sterben.

Im Märzmonat ward beschlossen, Christian endlich zu entwöhnen, indem man ihm vorstellte, er könne bei der so kärglichen Nahrung unmöglich gedeihen. Er ließ es geschehen und gewöhnte sich an die neue Kost, die in reiner Kuhmilch bestand und mitunter aus einigen Löffeln versüßten warmen Biers und weißem Brot. Von nun an hielt der Knabe bei einer kleinen Tasse voll wenigstens eine volle Stunde Tafel, ließ sich aber kein Löffelchen vor das Mündchen bringen, bevor nicht zu Tisch gebetet war. Seine Angehörigen thaten Alles, bei ihm ein Verlangen nach andern Speisen zu erwecken und suchten ihn ans Kauen zu gewöhnen, auch gab er sich selbst Mühe es zu lernen — aber Alles war vergebens; dennoch erholte er sich bei dieser neuen Diät sichtbarlich, nur die Schwäche hielt an, sodaß er die ihn Besuchenden im Lehnstuhle empfangen mußte. Sobald er nicht mehr todtkrank war, ging das Studiren wieder seinen Gang. Im Mai brachte Christian die Institutionen nach Hoppius zu Ende und konnte den lateinischen Text ins beste Deutsch übersetzen. Hoppius und Aesopi Fabeln bildeten auf einige Zeit das Gewürz seiner frugalen Tafel. Aber leider noch in demselben Monat verging ihm aufs Neue die Eßlust und zugleich der Schlaf. In fünf Wochen schlief der Knabe keine Nacht eine einzige Stunde!

Man benutzte die angenehme Jahreszeit und führte Christian in die freie Natur, aber jedes mal kam er ganz betrübt zur Stadt zurück, als wäre ihm ein großes Leid geschehen. Die letzte Ausfahrt geschah am 16. Juni. Nach dieser sehnte er sich so sehr, daß man ihn nicht schnell genug anziehen und in den Wagen bringen konnte. Seine Mutter hatte ihm zu diesem letzten Blick auf die schöne Erde einen neuen Hut machen lassen, aber so wie er überhaupt auf Reinlichkeit Alles, auf Putz Nichts gab, so würdigte er ihn kaum eines Blickes, sondern sagte nur: „Der Sammethut ist wohl besser als des Landvogt seiner, den Wilhelm Tell nicht grüßen wollte." Als er angekleidet war und seine Begleiterinnen noch nicht da waren, wollte er durchaus nicht länger warten und sein Lehrer sah sich gezwungen, mit ihm voraus zu fahren. Unterwegs war Christian ungemein aufgeräumt; im Garten angekommen, ließ er sich eine Tasse frischer Milch wohl schmecken. Bald kamen auch die Damen, mit denen er in das Gartenhaus ging, wo seine hohen Gönnerinnen eine Menge kleiner, hölzerner Soldaten aufgestellt hatten. Das gab nun ein Fest für ihn! Er stellte sie sogleich in Schlachtordnung, ließ die Feinde

ſchlagen und ſagte dabei die Capitel 139—141 aus dem Orbis pictus Wort für Wort, lateiniſch und deutſch, mit der größten Lebhaftigkeit her. Eben wollte er auf andere Dinge kommen, da erblaßte er, verlor die Sprache und lag ſtarr in den Armen ſeiner Schweſter. Aber nur kurze Zeit währte die Ohnmacht. Man eilte nun mit ihm zurück und hüllte ihn in ein warmes Bett. Von dieſem Tage an wurde ihm das Athmen immer ſchwerer, ohne daß man ihm helfen konnte. Bei jedem einzelnen und noch ſo kurzen Wort fehlte es ihm an Luft. Um ihm eine Erquickung zu verſchaffen, deckte man den Tiſch und brachte ihm einige Milch. Aber jammernd rief er: „Ach, mich hungert nicht — ich habe auch keinen Durſt!“ — Gegen Mittag mußte man ihn wieder ins Bett bringen, zum letzten male hatte er in ſeinem lieben Lehnſtuhle geſeſſen; nie kam er wieder darauf, denn ſein Bett ward nach zehn Tagen ſein Sterbelager. An einem der Krankheitstage beſuchte ihn ſein werther Freund, der Candidat Behm, worüber der Knabe ſo aufgeräumt wurde, daß er dem Gaſte unter mehren geiſtlichen und weltlichen Geſchichten auch das Leben der Königin Eliſabeth von England in geordnetem Zuſammenhange erzählte. Dieſe Munterkeit, die nur Ueberreizung des Geiſtes auf Koſten des Körpers war, belebte ſeine Angehörigen mit einiger Hoffnung — aber die folgenden Tage ſchlugen ſie völlig nieder. Das Blut, das noch geſtern ſo warm und leicht in ſeinen Adern rollte, erſtarrte wieder und der Kleine wurde ſo matt und hinfällig, daß er an beiden Tagen kaum eine Silbe ſprach. Am 25. Juni Mittags rief er plötzlich der Mutter zu: „Mamame, kochen Sie mir doch Milch und Semmel!“ Man denke ſich die Freude ſeiner Angehörigen über dieſen Wunſch. In höchſter Eile ward das beſtellte Eſſen zubereitet und ſtand auch bald aufgetragen vor dem während der Zeit aufgeſtandenen Kleinen. „Seien Sie nun doch ſo gütig, Herr von Schönaich — ſchmeichelte er — und bleiben bei mir, bis ich gegeſſen habe und reden Sie unbeſchwert mit mir, denn ich kann ſonſt nicht eſſen.“ — „Welche Materie wollen wir denn behandeln?“ fragte der willige, in der pädagogiſchen Verkehrtheit ſeiner Zeit befangene Lehrer. — „Die von dem Propheten Jonas“ — entgegnete Chriſtian ſchnell. Der Lehrer ſtutzte über dieſe Wahl und verſuchte, den Knaben — wenigſtens verſichert er uns das — durch alle möglichen Vorſtellungen auf eine — kürzere Materie zu bringen; allein Chriſtian blieb nun einmal dabei, indem er meinte, man ſolle doch endlich wieder die erſtaunliche Geſchichte des Wundermannes vornehmen. Und der ſo [illegible]e Lehrer gab nach! Dieſe „gelehrte“ Unterhaltung war des Knaben Schwanengeſang. Einmal noch flackerte die Rakete in verſtärktem Feuer, um dann für immer zu verlöſchen. Bis ſpät in die Nacht währte die Unterredung, alle Oerter in Paläſtina, welche mit Jonas' Geſchichte in Verbindung ſtehen, nannte der Kleine nicht nur, ſondern erzählte auch, wie das ſeine Manier war, alles bei denſelben vorgefallene Bemerkenswerthe. Er fing bei Gath an und endete bei Ninive. Dann ließ er ſeine Bücher zumachen — zumachen für immer. Nachdem er gebetet, legte er ſich auf ſein Ruhekiſſen zurück und entſchlief.

Als am folgenden Morgen, am 26. Juni, ſein Lehrer ihn beſuchte, ſaß Chriſtian ſchon aufgerichtet im Bette und rief dem Eintretenden, auf deſſen Befragen nach dem Befinden, heiter entgegen: „Je me porte fort bien!“ — Dann legte er ſich wieder zurück und entſchlief. Aber welcher Sturm folgte dieſer Stille! Er wurde plötzlich aus dieſer Ruhe gewaltſam aufgeweckt. Seine Todesſtunde ſchlug. Sein Herz klopfte heftig, die Bruſt kochte, der Athem drohte zu verſchwinden. „Ach, gebt mir einen heißen Stein!“ wimmerte das Kind. Die Mutter verſtummte über den kläglichen Zuſtand und half ſchluchzend, ſo weit ſie helfen konnte — man merkte ſchon, daß kein Puls mehr ging und ſich die Angſt des Knaben in der Bruſt ſammelte. Da holte Chriſtian noch einmal die letzten Kräfte ſeiner geſchwächten Bruſt zuſammen, ſchlug die Augen in die Höhe und ſtarb endlich am 27 Juni 1725. Morgens 3½ Uhr mit einem ſonſt nie von ihm gehör-

ten sehr starken Stöhnen und den Worten: „O Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ Christian Henrich Heinecken erreichte das Alter von 4 Jahren, 4 Monaten und 21 Tagen weniger drei Stunden.

Den kleinen Todten ließen seine Verwandten gar herrlich zum Sarge einkleiden; zwei Wochen lag er so auf einem Paradebett und wurde von vielen tausend Menschen besucht. An der rechten Seite des Halses hatte Christian ein blaues Zeichen bekommen, sonst war sein Gesichtchen durchaus nicht entstellt, vielmehr sah er beinahe noch schöner aus, als es bei seinem Leben der Fall gewesen. — Am 10. Juli ward der kleine Todte, gefolgt von einer Menge Neugieriger, in der Katharinenkirche zu Lübeck, in der Grabkapelle der Jungfrau Elisabeth Langhenning's, beigesetzt.

Eine große Menge Zeitungen verkündigte in allen Zungen Europa seinen Tod. Dichter und Dichterlinge sangen und summten um sein Grab — die Stadt Lübeck aber hat ihrem Wunderkinde bis jetzt kein Erinnerungszeichen gesetzt. Bis das geschehen, mögen Telemann's Worte als Gedenktafel gelten:

Kind, dessen Gleichen nie vorhin ein Tag gebar!
Die Nachwelt wird dich zwar mit ew'gem Schmuck umlauben,
Doch auch nur kleinen Theils dein großes Wissen glauben,
Das Dem, der dich gekannt, selbst unbegreiflich war.

Die Schlüsse, die dies merkwürdige Dasein auf den Geist der Zeit, die Methode der Erziehung und die Geheimnisse des Seelenlebens machen läßt, wollen wir unsern Lesern selbst überlassen.

Das englische Weihnachtfest.

Die Lustigkeit und Ausgelassenheit Altenglands bei der Feier des Weihnachtfestes, die Zechgelage, Maskenscherze, wie sie namentlich unter der Regierung Elisabeth's vorkamen, sind nicht mehr. Die Engländer sind ja überhaupt nicht mehr lustig, aber das Weihnachtfest halten sie doch noch hoch in Ehren.

Man stellt, nach einer Mittheilung in der empfehlenswerthen, sich nur mit englischen und amerikanischen Zuständen beschäftigenden Zeitschrift „Atlantis“ (Dessau, Kayl), den Gast des Festes nicht wie bei uns als beflügeltes, strahlendes Christkind vor, sondern als stämmigen, breitschultrigen bärtigen Mann, der übrigens auch bei den immer noch stattfindenden Maskenscherzen oft eine bedeutende Rolle spielt. Ist das Fest herangekommen, so schmücken Vornehme und Geringe ihre Häuser und Zimmer, die Verkäufer ihre Läden und Waaren mit grünen Zweigen, die dazu massenhaft in Wagen zur Stadt gebracht werden, namentlich die Verkaufsstellen der Wildpret-, Gemüsehändler und Fleischer sind geschmackvoll beleuchtet und geziert. Selbst in den Häfen die Masten und auf den Eisenbahnen die Locomotiven findet man bekränzt. Musiker aller Art, Virtuosen und Stümper durchziehen des Nachts die Straßen, hier und da in den Häusern der Reichen ihren Glückwunsch in Form einer Karte anbringend, der ihnen mit einem Schilling oder mehr oder auch weniger honorirt wird. Andere, die bescheidener, begnügen sich mit Speise und Trank, den man ihnen in den Wirthshäusern anbietet. Der Heilige Abend selbst wird bei den Engländern noch nicht wie bei uns durch Anzünden des Tannenbaums, Bescherung und traute Zusammenkünfte verbracht; er geht ruhig wie jeder andere Tag vorüber. Da die Engländer, wie bekannt, nicht sehr freigebig sind, so werden auch an diesem Tage, wie selbst auch an Geburtstagen, keine Geschenke gemacht, etwa nur an Dienstpersonen und Lehrlinge.

Am ersten Feiertage aber feiert jeder Engländer sein Weihnachtmahl (Christmas-dinner), fast ein Familienfest im vollen Sinne des Worts, ein Fest, zu welchem sich auch die entferntesten Glieder der Familie am elterlichen Herde zusammenfinden. Ja, alle

Engländer fühlen sich an diesem Tage als Mitglieder einer großen Familie. Jeder thut seine milde Hand auf; Arme, Kranke, Bettler, Invaliden werden mit Speise und Trank erquickt und gewiß nur Wenige wird es geben, denen es vom Schicksal nicht vergönnt ist, irgendwo als Gast ihr „Weihnachtmahl" zu essen. An diesem Tage widmet man sich nur dem Genusse des Weihnachtmahles und dieses wird mit wahrhaft feierlicher Andacht eingenommen. Früher war der Eberkopf, heutzutage ist der Truthahn das Hauptgericht; ein riesiger Sirlein und der Plumpudding, wenigstens der letztere fehlen in keiner Familie. Feierte doch selbst die Mannschaft der Rae'schen Expedition zur Aufsuchung Franklin's, 1846 in ihrem Winterlager in der Repulsebay, das Weihnachtfest mit dem unvermeidlichen Plumpudding, trotzdem, daß es ihr an dem Nothwendigsten mangelte. In allen bürgerlichen Häusern wird der Plumpudding lediglich nur zu Weihnachten, jedoch in mehren Exemplaren bereitet, der Rest im Keller aufbewahrt und bei andern festlichen Gelegenheiten verspeist. Den Beschluß des Tages machen Thee oder andere warme Getränke, die des Abends am traulichen Kamin unter Scherzen und Geplauder genossen werden.

Nicht unerwähnt dürfen die Weihnachtpantomimen bleiben, welche während der ganzen Dauer des Festes, das man gewöhnlich bis zum 6. Januar ausdehnt, jeden Abend auf allen Theatern vorgeführt werden; es sind jedenfalls Sprößlinge der lustigen, ausgelassenen Maskenscherze Altenglands. Voller Witz und Laune, gewähren sie Jedem, namentlich den Kindern unerschöpflichen Genuß und der ärmste Familienvater sucht so viel zu erübrigen, um seine Familie während der Weihnachtszeit wenigstens ein mal in die „Pantomime" führen zu können.

Diese Pantomimen werden in zwei Abtheilungen aufgeführt, einer maskirten und einer unmaskirten. Der erste Theil ist in Knittelversen abgefaßt und spielt im Reiche der Zauberer und Feen, oder auch unter Wilden. Erstere fehlen aber gewiß nicht und sind mit möglichst lachenerregenden Masken versehen, mit großen Köpfen, welche die Schauspieler wie Kinder erscheinen lassen. Beim Beginn des zweiten Theils verwandeln sich die Schauspieler, meist durch die Zauberruthe einer Fee, in die Hauptpersonen des zweiten Theils: in Clown, Harlequin, Pantalon und die Columbine. Der Clown ist ganz weiß geklei- det und ebenso geschminkt, mit großem Munde und zirkelrunden rothen Backen. Im Geschneiden ist er Meister. Seine großen weiten Pumphosen benutzt er dazu, um Das, was er in der Verwirrung, die er überall anrichtet, entwenden kann, einzustecken. — Harlequin ist ein schlanker, junger Mensch im funkelnden Tricot, mit schwarzer Halbmaske. Sein Hauptkunststück besteht darin, in die zu diesem Zwecke mit Klappen versehenen Decorationen mit dem Kopfe voran hineinzuspringen und dann schnell an einer entgegengesetzten Stelle wieder hervorzukommen. Uebrigens unterstützt er die meist sehr anstrengenden Kunstproductionen der andern agirenden Personen, oder läßt sich bei steifer Haltung als Ball hin- und herwerfen. — Pantalon, die dritte Person, erscheint in rothem spanischen Anzuge, mit hoher, spitzer Perrücke und Krückenstock als ältlicher Herr, der immer vergeblich die Kunststücke der Andern nachzuahmen versucht und von ihnen als Zielscheibe des Neckereien und Witze benutzt wird. Prügelscenen, wo sich alle handelnden Personen mit Kohlköpfen, Aepfeln, Rüben und dergleichen bombardiren, fehlen überhaupt nie und werden von Seiten des äußerst aufmerksamen und theilnehmenden Publicums, das nicht der Kinder wegen da ist, lebhaft applaudirt. — Die Columbine unterhält die Zuschauer nur durch Tanz während der Pausen, ist auch wie Harlequin nur eine stumme Person. Am Schlusse der ganzen Pantomime zeigt sich gewöhnlich ein großes Tableau. Die Engländer, die in Deutschland lebten, haben aber auch schon den Christbaum über den Kanal gebracht, wie wir wiederum, wenigstens in Berlin, anfangen, die Puppen- und Harlekinaden von Weihnachten an aus England einzuführen, nicht gerade die schlimmste Neuerung, die wir den englischen Einflüssen auf den Geist unserer höhern Regionen verdanken.

Anregungen.

Kunstwerke als Zimmerschmuck.

Vielleicht hat wer im Stande, demnächst einmal eine Frage anzuregen, die wol verdient, von einem Jeglichen mit gründlichem Ernst möglichst vollständig beantwortet zu werden. Es ist dies der Antheil, den die bildenden Künste an der Verschönerung unserer äußern Existenz haben sollen. Zur Sachverständigkeit auf ein richtiges Urtheilen und ein nach Kräften theilnehmendes Fördern der Künste überhaupt, die wir durch unsere allgemeine Bildung erlangen sollten, ist im Ganzen genommen wenig. Nur meist dem Zufall bleibt es überlassen, daß sich eine einzelne Persönlichkeit Urtheil und Geschmack genug erwirbt, um sich an den Leistungen der Malerei, der Kupferstecherkunst, der Lithographie zu betheiligen. Man hatte gehofft, daß die doch ziemlich zahlreichen und zahlreich zusammengetretenen „Kunstvereine" eine größere Sicherheit im Urtheil, eine größere Hingebung an die Schöpfungen der Maler, Bildner, Kupferstecher gewinnen würden. Sie haben aber im Gegentheil nur eine Art opus operatum erzeugt, d. h. man glaubt, wenn man nur jährlich seine Actie bezahlt hat, genug gethan zu haben, um sich als ein Mäcen erscheinen zu können, und wartet ab, was man durch die Verlosung als Lohn für seine Aufopferung ins Haus geschickt bekommt. Die permanenten Kunstausstellungen haben in den großen Städten Das nachzuholen gesucht, was bei den temporären nur zu sehr versäumt wird. Dennoch sind die Begriffe über wahre Kunstförderung durch Privatpersonen, selbst bei Denen, welche die Mittel dazu besäßen, nicht besonders geläutert und klar.

Der reiche Mann sollte in seinem Ausgabe-Budget eine jährliche Summe für die Kunstpflege aussetzen, der mittlere Besitz sollte wenigstens die Räume seiner Wohnung auf eine Art schmücken, die zugleich eine Kunstförderung mit einschließt; ja selbst der Bürger und Landmann könnte angeleitet werden, in der Wahl der Bilder, mit denen er die Wände seiner Wohnzimmer deckt, mit mehr Geschmack zu verfahren, als wir gewöhnlich in dieser Hinsicht beobachtet sehen. Wir wiederholen, daß wir die Absicht haben, auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Für heute können wir nicht umhin, unsere Bewunderung über zwei (bei D. Donndorf in Frankfurt am Main erschienene) Kupferstiche auszusprechen: der Madonna della Sedia von Schäffer und der Madonna mit dem schlafenden Kinde (Le sommeil) von Martinet. Beide Meisterwerke nach Rafael. Vorzugsweise ist Schäffer's Arbeit eine vorzügliche. Die Madonna della Sedia in Florenz ist eine der lieblichsten Schöpfungen Rafael's. Der Mandelform entsprechend sind alle Linien des Bildes, alle Contouren der Mutter, des Kindes, des Johannes in einer gleichen Richtung, Arm, Kopf, Haltung, jede Bewegung ist wie von einem gleichen Gesetz der Schönheit eingegeben. Schäffer hat dies Bild in Florenz selbst copirt und im Kupferstich noch seine eigene Zeichnung übertroffen. Die Köpfe sind die größten, die bis jetzt in der ganz ausgebildeten Grabstichelmanier gestochen wurden. Der Stil des Künstlers ist ganz berechnet für die Wirkung eines Monumentes, denn nur erst in einiger Entfernung gesehen, laufen die zahllosen kleinen Linien zur magischen Totalwirkung zusammen.

Achille Martinet, ein gefeierter französischer Kupferstecher, kommt unserm Schäffer nicht ganz gleich. Dennoch ist auch seine Leistung eine höchst anerkennenswerthe. Das ihr zum Grunde liegende Rafael'sche Bild erlebte viele Schicksale. Das echte, ursprüngliche ist verloren gegangen. Man vermuthet, es läge den Copien auch nur eine Rafael'sche Zeichnung zum Grunde, die sich noch in Florenz befindet. (Martinet nahm seinen Stich von einer Copie, die jüngst aus der Gemäldeversteigerung des verstorbenen Königs von Holland in Privatbesitz überging.) Doch war die Composition sicher für den Pinsel bestimmt, der Lichteffect des schlafenden Christkindes führt unmittelbar auf die Farbe hin. Zu den lieblichen Naivetäten der alten Zeit auf dem letzten dieser beiden Bilder gehört die Staffage. Diese hat, während das Christkind vorn noch unter Blumen schlummert, schon mehre christliche Kirchen im Hintergrund, ein Anachronismus, den man auch dahin deuten möge, daß das wahre Christenthum im Grunde keinen Anfang und kein Ende hat.

Zum häuslichen Herd.

Ein sinniges Gemüth theilt uns Gedanken mit, von denen folgende beherzigenswerth:

* *

Eine rauhe Hand vermag Wunden zu schlagen, an denen oft ein ganzes Menschenleben kränkelt.

* *

Das Beherrschen unserer Leiden fängt erst dann an, wenn wir im Stande sind, von ihnen zu schweigen.

* *

Wir erziehen die Kinder für die Erde und die Kinder erziehen uns für den Himmel.

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 13. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Ein Ausflug nach Afrika.

Von Max Maria von Weber

I. Paris.

Ich schrieb an Heinrich Lichtenstein in Berlin im März 1853: „Eine unbeschreibliche Scheu vor unserm nordischen Vorfrühlinge treibt mich dies Jahr, dem Lenze so schnell als möglich entgegenzureisen, ja ihn in seiner eigentlichen Heimat aufzusuchen; antworte mich, den großen Reisenden, die Frage: wo gehe ich hin? Nach Italien oder nach Spanien oder nach Griechenland?“ Darauf, mit des berühmten Gelehrten gewöhnlicher Pünktlichkeit, die umgehende Antwort: „Gehe nicht nach den abgelebten Ländern, die gewesen sind; wenn du den Frühling mit Frühlingsgefühlen begrüßen willst, gehe nach einem Lande mit einem Wunderboden, der zwei Jahrtausende geruhet hat, wandere nach einem Lande, das einer Zukunft entgegensieht, ziehe nach Algier! Du wirst Zauberluft und Zaubergärten in Afrika finden, wenn du es zeitig im Jahre siehst, in demselben Afrika, mit dessen Namen man den Begriff der Wüste verbindet.“

Das Reiseziel war dem Gange meiner Reisephantasieen neu, aber ehe ich den Brief bei Seite legte, wuchs es vor meinem Auge tausendgestaltig auf: die Schneegipfel des Atlas als Hintergrund und davor mit Moscheen, Minareten und Palmenhäuptern die weiße Stadt der Deis, am blauesten aller Meere hingestreckt, das seine silbernen Brandungen bis in die Agaven und Fächerpalmengebüsche an hohen Ufern murmeln läßt und am einsamen Marabout vorüberziehend die Datteln- und Oelhändler der Steppe auf den langhalsigen Kameelen, dazwischen arabische Reiter im weißen faltigen Burnus, und über all Dem der afrikanische, tiefblaue Frühlingshimmel. Kurz, die Erscheinungen wurden so reich, daß ich in wenig Minuten in ihrer Mitte heimisch war, in wenig Stunden alle Fächer, die über Algeriens Sonst und Jetzt handeln, mein eigen nannte und in wenig Tagen mit den Eilzügen Paris zuflog.

Paris war unbeschreiblich unbehaglich. Es war eisekalt, doch lag kein Schnee. Der Wind jagte kalt-trockenen Staub durch die uneleganten belebten Boulevards; ich fand kein anderes Plätzchen in der Heimat der Million Normalfranzosen, wo ich mich geistig und leiblich durchwärmt gefühlt hätte, als am Kamine im kleinen Salon einer berühmten

deutschen Frau. Der Zauber, den Wilhelmine Schröder-Devrient ausübt, ist ein anderer, kein geringerer geworden; ihre Lebensanschauungen haben sich geändert, die Genialität des Geistes und Herzens hat sie behalten, und wenn sie mir vom strengen Regiment, von meines Vaters Taktstock und dem unheimlichen Glühen seiner Brille erzählte, da stand ich wieder als Knabe neben dem Souffleurkasten des Hoftheaters zu Dresden, wohin ich oft während der Proben zur „Euryanthe" gehoben wurde, neben mir saß wieder des Vaters großer Jagdhund, der mit mir zuweilen gleiche Vergünstigung genoß und vor mir bewegte sich die glanzlose Probenszenerie, tönten die vertrauten Melodien, die oft des Meisters unbarmherziges „Pst", auch wenn sie aus Frau Devrient's Munde kamen, mitten durchschnitt. Dann sah ich wieder Ludwig Tieck, das gewaltige Antlitz ernst gefaltet, seinen Platz in der Gitterloge einnehmen, denn ihn verdroß das Aufblühen der jungen deutschen Oper, von der er mehr Gefahr für sein theures Drama fürchtete als von der italienischen, die seinem Scheusale zu ferne stand, als daß sie hätte Sorgen erregen können. Und dann gingen doch die beiden Meister zusammen heim, der Musiker, kleiner Gestalt, wankenden Schritts im grauen Ueberrock, mich an der Hand führend, der große Dichter, von der Gicht schon gebeugt, in der Rechten den Krückstock, die linke Hand auf den Rücken gelegt, im dunkeln, langen Surtout, und oft standen sie still und sahen sich im Gespräch an und des Einen Brillengläser blitzten in der Mittagssonne, während des Andern große dunkle Augen in dem Schatten seines breitkrämpigen Hutes glühten. — Doch wo komme ich hin! — Ich reise nach Algier und sitze in Paris am Kaminfeuer bei Frau von Bock, und gerathe im Umsehen ins Jahr 1825, den 17. April auf den katholischen Kirchplatz zu Dresden, in den hellen Mittagssonnenschein, nach der Generalprobe der „Euryanthe"...

Frau von Bock, so heißt bekanntlich jetzt Wilhelmine Schröder-Devrient, lebt mit ihrem Gatten, einem höchst liebenswürdigen, irländischen Edelmanne, zurückgezogen in Paris. Doch wenn sie auch die Welt vergessen wollte, die Welt kann sie nimmermehr vergessen, und sie sammelt sich dann immer allerhand Vortreffliches um sich, sodaß ihre Abende zu dem Angenehmsten gehörten, was sich in Paris finden ließ. Das Leben hat sie ernst, nicht verdrossen gemacht, denn großartig wie Alles an ihr ist ihre Lebensanschauung und der unvergleichliche Humor, mit dem sie den Tausch ihrer Künstlerlaufbahn mit den geräuschlosen Pflichten der Vorsteherin eines Hausstandes und livischen Gutes betrachtet. Wie dürftig stehen die Gestalten unserer neuen goldschlagenden dramatischen Nachtigallen neben der durch und durch künstlerisch-plastischen Erscheinung dieser hochbegabten Frau!

Der Heimweg aus ihren Abendcirkeln, in denen wir, ganz gegen die Gewohnheit des neuen kaiserstaatlichen, frommwerdenden Paris, Zeit und Stunde vergessen hatten, führte mich meist durch die mächtigen Ruinen, über welche sich die neue Rue Rivoli ihren schnurgeraden Weg bricht und im Dämmerscheine „der unvollkommenen Scheibe des späten Mondes" starrte uns das „unbestimmter Hoffnungen willen" willkürlich Zertretene hier so mächtig an, die freischwebenden, halbdurchbrochenen Etagen, die schwarzen Spuren der Rauchkanäle in den halbzerstörten Brandmauern erzählten so beredt vom tausendfältigen Leben, das hier auf einen Wink vertrieben wurde, damit der Termitenstaat der arbeitenden Classe in geräuschvoller Thätigkeit ruhen möge, daß es unsere, durch Gespräche von Kunst und Kunstleben oder vom Anschauen von Kunstwerken angeregte Phantasie oft bedünken wollte, als stünden wir auf dem Felde, wo die zur Zeit herrschende Gewalt in Frankreich mit dem wandelbaren Nationalcharakter ihren wunderlichen Kampf schlägt. Es ist da eine merkwürdige Mischung von Kunsteinwirkungen auf diese Regierungsgewalt. Der Musik der im Ohre des Volkes fortklingenden Melodie eines großen Namens verdankt sie zum Theile ihre Existenz, dem romantischen Drama mit wirkungsvollen, überraschenden Situationen, alle Politik überwindender Liebe im Herzen des Herrschers, dem

Auftreten einer schönen Prinzessin ꝛc., gleicht ihr bisheriges, glanzvolles Herrschen und sie ruft die Kunst der Musik, der Baukunst, zum Beistand auf, um sich eine friedliche Zukunft zu gründen. Von Dem, was hundertfach in geistreichen Briefen aus Paris bis zur körperlichen Erscheinung lebendig geschildert worden ist, fesselte mich aber nichts so sehr, daß es dem Drange nach blauem Himmel und weicherer Luft nur einen Augenblick Schweigen geboten hätte. Nicht daß ich der Faskination entgangen wäre, die Paris auf Jeden, der in seinen Wirbel tritt, ausüben muß, aber meine Natur ist, Gott lob' noch zu frisch, um nicht durch den Mahnungsruf erschüttert zu werden, der durch das großartige Getriebe dieses Volkes tönt, das auf — der allerhöchsten Spitze steht.

Es ist dem deutschen Geiste, der andächtige Stille bedarf, um die ruhige Spiegelfläche in sich zu bilden, auf der sich die Kunst in unverzerrter Klarheit spiegeln kann, unmöglich, die keusche Größe der antiken Sculptur, die süße Heiterkeit und Schönheit der römischen und venetianischen Malerschulen, mit würdiger Stimmung zu empfangen, wenn hinter dem Piedestal der Venus Urania ein Liebespaar gesunden, oder die wunderbar kokette Toilette einer viel reizendern als geschickt copirenden Malerin den Blick unwiderstehlich von Mona Lisa's tiefen Augen, oder gar von des Greenaus strahlendem Angesichte auf einen weißen Arm, eine feine Hand lenkt, deren zierliche Finger mit so unendlich geschickten Nägeln den Pinsel seit Jahren über dieselbe Leinwand führen, die für die schöne Künstlerin nur gemacht scheint, den Blick darauf ausruhen zu lassen, wenn er genug im Saale gesunden hat, so wie ihr die Staffelei nur dient, einen reizenden Vordergrund auf der Fläche derselben zu zeigen. Wie soll der Blick der durch die Säle des Louvre Wandernden die Herrlichkeit der Bilder an den Wänden, der Sculpturen auf den Piedestalen in die Seele führen, wenn darunter hin sich der bunte, plaudernde Strom einer eleganten Menge bewegt, der die großen Evangelien der Schönheit nichts geschrieben haben als ein großes, theilweis noch dazu ziemlich langweiliges Bilderbuch, das recht hübschen Stoff gibt, um ungemein viel Esprit zu zeigen? Der Ausländer, ja sogar der Franzose klagt über den Verfall der höhern dramatischen Kunst und der Musik in Frankreich. Ist dies anders möglich einem Publicum gegenüber, dem es guter Ton ist, dem Ensemble, dem Chor in keiner Weise Aufmerksamkeit zu schenken und das Gebrause des Geplauders, das Rauschen der Zeitungsblätter im Theater nur dann auf Augenblicke zu unterbrechen, wenn eine beliebte Persönlichkeit vor den Lampen steht? Durch Beifall und Tadel wird nicht mehr die eben angeschaute Leistung, sondern nur allgemeines Wohl- oder Uebelwollen der Person des Künstlers ausgedrückt. Nur in einem Kunsttempel in Paris ist es Mode zu schweigen: im Conservatorium. Hier regiert der deutsche Geist allein und hat wenigstens die äußere Form seiner Andacht mitgebracht. Und die Leistungen, die hier geboten werden, sind des andächtigen Anhörens werth. Beethoven's neunte Symphonie, sein großes Sextett wurden uns in wunderbarer Vollendung vorgeführt, das letztere mit zehnfacher Besetzung. So zauberhaft präcis aber auch die Künstler ausführten, so blieb dies doch ein Kunststück, das den Meister nicht erbaut haben würde, denn wo bleibt die Individualität des Instruments, wenn zehn Seelen es zugleich bemeistern? Auch deutsche Lieder wurden gesungen, die Töne tadellos; doch glaubt der Franzose im deutschen Geiste zu singen, wenn er sentimental singt. Kapellmeister Gerard war hauptsächlich zufrieden mit dem Vortrag des Mendelssohn'schen: „Auf Flügeln des Gesanges". Ich wünschte, er könnte das Lied einmal von Mendelssohn's talentvoller Schülerin, Fräulein C. Jacobi in Dresden hören.

II. Die Rhône.

Bis zum Ende des März wartete ich auf Frühlingswetter in Paris und statt sich nach Süden zu wenden, schärfte sich der Wind aus Nordost. Was half's, daß mir das Wuchern der Yucca americana, das frische Treiben der Straubarien unter freiem Himmel

im Herzen des platten verödeten Nest Nizza von Paris sei weit wilder als das von Mittel-deutschland gleicher Breite? Ich saß bei dem hochlodernden Kaminfeuer entsetzlich, packte meinen Koffer, drückte mich in die Ecke einer Tillgerne im Nachzuge der Bahn nach Chalons und fuhr bei Frost und Graupelwetter aus Paris. In Dijon erwachte ich. Regen schlug an das Fenster des Wagens, ich trat hinaus und im matten Morgenlichte zeichneten sich die Contouren der Côte d'or; weich und lau, wie Sommerluft, legte sich die Atmosphäre um mich. Das war, was ich erhoffte, das war eine warme Aprilnacht vom daheim! Nun noch ein oder zwei Tage Fahrt und ich dachte im Süden Mai zu sein. Der Morgen fand uns an der Saône, auf deren grünlichem Gewässer uns wunderlich gebaute, lange, flache, schlanke und ungemüthliche, aber schnelle Dampfboote, zwischen traurigen Ufern, nach Lyon hin fortrissen. Das Wetter blieb trüb und grau und doch mit welchem Hochgefühl des Herzens begrüßte ich bei Macon die ersten Häuser von südlichem Stil, das flache Dach, die kleinen Fenster, die hohen Unterbauten und endlich den ersten Oelbaum mit seinem immer graugrünen Laube, die erste hohe, edle Cypresse über den flachen, malerischen Häuser ragend! Die Ufer hoben sich, der Himmel wurde heller und als uns das rasche Schiff am Mittag nach Lyon brachte, konnte der zauberische Anblick dieser gewaltigen Stadt in ganzer Fülle auf uns wirken. Wie aus Felsen gehauen, grau und ernst, liegt der nördliche Theil auf den Höhen mit seinem Kastell, seinen Thürmen und hohen, auf den Schlachten wachsenden Häusern. Steil fallen die Ufer an die tiefblaue Rhône ab, dicht mit Epheu zauberisch belaubt. Ketten-, Stein- und Eisenbrücken liegen in kühnen, freien und soliden Spannungen über den herrlichen Strom, auf den breiten Quais der südlichen Stadt bewegt sich ein Leben, das einer großen Handelsstadt würdig ist, während die schwindelhohen bis zu acht Etagen emporgebauten Häuser von dem Werth des Grundes zeugen. Das Alles war Kost für die Rückreise. Ich flog auf das Rhônedampfboot hinüber und schoß windgeschwind, nur meiner Frühlingssehnsucht noch zu langsam, nach dem Süden. Ein rasender Mistral, dieser böse Windgeist der Provence, fiel uns in den Rücken und jagte das Schiff auf dem Himmelblau der Rhône dahin. Eine nach der andern der „hundert Burgen" baut sich auf ihren schroffen, ölbaumbewachsenen Höhen, eine immer kühner und malerischer als die andere, vor dem entzückten Blicke auf, um bei dem raschen Krümmen des Stroms hinter sanftem Vorlande zu versinken. Vienne, Condrieu, Serrières, Montelimart, so zauberisch gruppirte Städte, daß man allzukühne Conceptionen eines Decorationsmalers gesehen zu haben meint, wenn man vorübergeflogen ist, erschienen und verschwanden. Wie unendlich viel schöner würden die Ufer der Rhône sein als die des Rheins, wenn auf ihnen nicht der graue Oelbaum die Hauptvegetationsgruppen bildete! Schöner geformt und kühner gehoben sind die Berge, wunderbarer, besser erhalten, schöner mit Epheu belaubt, kühner gestaltet die Burgruinen. Auch fehlt ihnen, doch vielleicht nur für uns, der Zauber der naheliegenden, uns mit den Sagen unserer eigenen und des Volkes Kinderzeit anheimelnden Poesie. Denn sehen wir auch unter dem milden Scepter der Gemahle jener Königstöchter, die wir unter den holden Namen Douce und Fayditde kennen, aus ihren Höfen die reichbeschenkten Troubadoure, mit dem goldenen Veilchen auf dem Barett, den treuen Jongleur zur Seite, hervorreiten, hören wir auch in die tiefblaue, südliche Nacht hinaus diesen Hallen und Sälen in der weichen Sprache von Oc die Lieder entfliegen, deren sinnliche Minneglut noch unübertroffen ist, gewährt es uns auch einen eigenen Reiz, den Oelbaum, den Oleander, die Myrthe rauschen zu hören, während wir Romantik träumen, so reicht doch alles Dies an Wärme und Lebensfrische nicht an den Zauber, den die Sagenscharen auf uns üben, die den Rhein auf- und niederschreiten von der Heimat der Nibelungen an bis zum Widerhall der Lorelei.

Von rechts und links spenden köstliche Flüsse, die Isère, die Drôme, die Ardèche, die Rhône ihren Tribut an saphirnen und smaragdnen Gebirgsgewässern, um an ihrer Mün-

tung Morland von zauberischer Vegetation zu bilden, und wenn das rasche Schiff Mondelimart passirt hat, wo die Ausläufer der Cevennen von links, die Vorhügel der Alpen von rechts das Rhonethal zumeist eingeengt haben, fernhin sogar, wie hohes Sommergewölk, die Schneekronen der letztern schimmern, da ändert sich plötzlich Himmel und Erde und in weniger als einer halben Stunde liegt man aus dem Norden in dem schöne Südland, das die Franzosen mit dem süßen Klange der Worte „Midi de France" bezeichnen. Der Himmel steigt und wird tief azurblau, unzählige Mandelgebüsche und Gebüsche überschneien mit ihren erstirbenden Blüten die Gegend bis auf die Mitte der Höhen, das silberne Graugrün der Oliven glänzt im Winde zierlich dazwischen; hier und da erscheint das erste Dunkelgrün des Lorbeers und das Goldscheingefunkel der glänzenden Myrthenblätter; der Oleander beginnt die Stelle der Weide am Ufer zu vertreten und hier und da gibt baumhoch aufschießendes, im Winde sonderbar krauselndes, ironisches Rohr [Arundo donax], der landschaftlichen Scenerie einen fremdartigen, südlichen Charakter. Dazu liegen Orte und Städte so wunderbar an den Höhen, so ganz mit dem Fels von einer Farbe, so völlig in Contour und Ton der Gegend eingesetzt, daß man die Massen sachverständiger Häuser und malerischer Schloßruinen oft erst als Gebilde der Menschenhand erkennt, wenn man die kleinen Fenster daran zu unterscheiden vermag. Da deutet nirgends ein Gärtchen, ja kein Blumentopf in einem Fenster, wie bei uns daheim im Norden, auf im Volk verbreitete Freude an der Natur und ihrem Leben. Nichts zeigen die Städte, als daß sie dem nächsten Bedürfniß an Dach und Fach Genüge thun. Ein trauriger Eindruck! Und wie sorglos ist dem materiellen Verkehr zwischen diesen grauen Orten genug gethan! Die herrlichsten Straßen überschreiten die Rhône auf den gewölbten Kettenbrücken zwischen Lyon und Avignon 47 mal und die excentrischen Linien der Spannungen dieser Brücken geben erfreulich die Idee der allen verkümmerten Wissenschaft in die sich allen naturwüchsige Erscheinung des Landes.

Vorüber mit seiner Scenerie, die im großen Stil an die Südliche Schweiz mahnet, das aus rothem Stein phantastisch aufgemauerte St. Antiol mit seinem gigantischen, erzbezogenen Kloster erschien und verschwand und endlich stieg Avignon empor, von dem der Dichter sagt:

Ein Diamant im hellen, goldnen Schilde
Erglänzet Avignon mit seinen Thürmen;
Und blütenduftend liegt, von Götterauen,
Von Wettern niemals heimgesucht und Stürmen,
Rings um die Stadt das selige Gefilde;

und er hat Recht, wenn wir auch den vierten Vers nicht ganz bewahrheitet fanden, denn uns umheulte beim Anlegen ein wahrhaft erschütternder Mistral, den man auf dem Schiffe, bei dem raschen Dahergleiten vor dem Winde, nicht sehr empfunden hatte. Es war Abend. Der Riesenbau der Burg der Päpste glühte mit seinen tiefen Schatten und hellen Lichtern, mächtigen Flächen, nischenartigen Fenstern und plattgedrückten Thürmen hoch oben über der Stadt im zauberischen Goldscheine gegen den tiefen provençalischen Himmel; dann streckten sich die massigen Ruinen der Brücke Karl Martell's bis halben Weg in die blaue Rhône, während fernhin die Wässer der Sorgue und Durance schimmerten, die der Rhône zueilen und zauberische Inseln umschlingen. Ueber den Bastienbau, der die Stadt nach der Rhône zu abschließt, zeichneten sich die gothischen Spitzen von St. Agricol, St. Martial, St. Pierre wie zierliche Erzgebilde in der blauen Luft und zum ersten male lachte uns hier das Antlitz der Provence mit frischem Grün entgegen, das die Inseln der Rhône, Durance und Sorgue zeigten.

(Der dritte Artikel: Midi de France, in nächster Nummer.)

Die Größe der Urmeere.

Von Bernhard Cotta in Freiberg.

Nachdem Werner durch die Arbeiten von Lehmann und Füchsel auf den Begriff der Flötzformationen geleitet worden war, bildete sich die Idee mehr und mehr aus, diese Ablagerungen seien ganz allgemein und immer rund um den Erdball herum überall gleichzeitig erfolgt. Man setzte voraus, das Meer wäre periodisch, vielleicht durch neue Zuflüsse aus dem Weltraum, zu sehr hohem Niveau angeschwollen und habe dann alle mal die ganze Erdoberfläche mit neuen Schichten überlagert. Die Producte dieser allgemeinen Ueberschwemmungen wären eben die einzelnen Flötzformationen.

Der Mensch ist sehr geneigt, von einem zufälligen beschränkten Standpunkte aus das Allgemeine zu beurtheilen und aus dem Raum seiner nächsten Umgebungen auf fremde Länder zu schließen. Indem man in einem Theile von Deutschland eine bestimmte Reihenfolge der übereinander liegenden Gebirgsschichten festgestellt vermochte, die hier vielfach gleich, aber wenigstens ganz ähnlich sich wiederholt, nahm man an, diese Reihenfolge müsse auf der ganzen Erde dieselbe sein. Daß dies rücksichtlich des mineralogischen Charakters der einzelnen Schichten nicht mehr sei, wurde zwar bald genug erkannt, aber die einmal festgewurzelte Idee suchte man auf andere Weise zu halten. Man sagte, die Gesteine dieser Ablagerungen sind zwar nicht überall gleich, weil ihnen verschiedenartiges Material zugeschwemmt worden ist, aber die Formationen mit ihren besonderen organischen Resten wiederholen sich doch überall auf der ganzen Erde in derselben Weise, sie sind nach oben und nach unten allerwärts gleichzeitig abgegrenzt und sie rühren von bestimmten Katastrophen, von allgemeinen Ueberschwemmungen her. In einem großen Theile Europas lassen sich wirklich einige dieser oberen und unteren Formationsgrenzen ziemlich weit verfolgen und dieser Umstand bestärkte nicht wenig in jener Voraussetzung. Dennoch hat sie sich nach und nach als ganz unbegründet erwiesen. Man kann zwar in Nordamerika, in Asien und Afrika durch ziemlich übereinstimmende Versteinerungen die ungefähr gleichzeitige Bildung mancher Ablagerungen mit solchen in Europa erkennen, aber kein Umstand beweist oder macht auch nur wahrscheinlich, daß Anfang und Ende (untere und obere Grenze) dieser von den Geologen Flötzformationen genannten Schichtablagerungen, in den verschiedenen Erdgegenden überall gleichzeitig erfolgt und daß sie überhaupt die Producte besonderer allgemeiner Ereignisse seien. Es ist vielmehr nach dem Allen, was jetzt darüber thatsächlich bekannt ist, im höchsten Grade wahrscheinlich, daß diese Ablagerungen in den verschiedenen geologischen Zeiträumen ganz in der Art erfolgten, wie noch jetzt ähnliche Ablagerungen auf dem Boden des Meeres oder großer Landseen stattfinden. Indem nun aber in diesen sehr langen Zeiträumen durch locale Erhebungen und Senkungen der festen Erdkruste, ähnlich wie es noch jetzt geschieht, die Begrenzung, Ausdehnung und zuletzt selbst die Lage der großen Wasserbecken vielfach wechselte, so änderten sich auch die Gebiete und Grenzen der Ablagerungen in der einen Erdgegend früher, in der andern später.

Wol zu keiner Zeit war die ganze Erde überall mit Wasser bedeckt, aber wahrscheinlich überall wechselte mehrfach der Zustand des Landes und der Bedeckung durch Wasser. Hier häufiger, dort seltener. Nur in beschränkter geographischer Ausdehnung sind darum die ihrer Natur nach zusammengehörigen, zu Einer Formation zu rechnenden Gesteinsschichten dieselben und nach oben und unten durch gleichzeitige Vorgänge abgegrenzt. Das Erkennen dieses Umstandes gibt den sogenannten Flötzformationen eine etwas andere Bedeutung, als sie früher hatten, erhöht aber zugleich das Interesse des Studiums ihrer gleichartigen Verbreitung, da diese über die Land- und Wasservertheilung, über die Geographie in den einzelnen Entwickelungsperioden des Erdkörpers belehrt. Wir können

z. B. daraus folgern: während der Schöpfungsperiode, die man die Urzeit nennt, waren Nord- und Mitteldeutschland sowie ein großer Theil Frankreichs von einem Meere bedeckt, in welchem unter sich ähnliche Ablagerungen erfolgten. Während der sogenannten Jetztzeit ragte in den Gegenden des Mittelrheins eine Insel oder Halbinsel hervor, die wenigstens auf drei Seiten von sehr ähnlichen Schichtgesteinen umlagert wurde, in der Steinkohlenperiode dehnte sich ein breites Meer weit über die Grenzen des jetzigen Mittelländischen Meeres aus, es bedeckte Südfrankreich, Italien, Griechenland, Nordafrika und einen großen Theil von Mittelasien bis nach den heutigen Grenzen von China hin. Scharf ließen sich die äußern Grenzen der vorweltlichen Meeres- und Landgebiete nur selten ermitteln, nur dann, wenn auffallende Küstenbildungen, Korallenriffe oder dergleichen vorhanden sind, namentlich darf man aus dem localen Nichtvorhandensein bestimmter Formationen niemals ohne Weiteres schließen, diese Gegenden seien damals nicht vom Meere bedeckt gewesen, da nicht an jeder Stelle eines Meeresbeckens Ablagerungen erfolgen müssen und da einst vorhanden gewesene Ablagerungen auch theilweise oder gänzlich wieder zerstört sein können. Insofern belehrt uns alle die Geologie über die Geographie der Vorzeit.

Es ist oft die Frage aufgeworfen worden, ob die sogenannten Urmeere nicht größer gewesen seien als die heutigen? Die Beantwortung dieser Frage hängt sehr davon ab, wie sie gemeint ist. Meint man damit, sie hätten überhaupt mehr Wasser enthalten, es sei also damals mehr Wasser vorhanden gewesen als jetzt, so läßt sich aus guten Gründen behaupten, daß dies höchst unwahrscheinlich sei, sicher ist es durch keinen Umstand erweislich, also eine haltlose Annahme. Meint man aber damit, das Meer habe in der Vorzeit einen größern Theil der Erdoberfläche bedeckt, das Verhältniß zwischen Wasser und Land sei ein anderes gewesen als jetzt, so muß man diese Vermuthung allerdings für sehr wahrscheinlich erklären.

Wenn man Ablagerungen des Meeres da findet, wo jetzt Festland ist und selbst in Gebirgsketten viele Tausend Fuß über dem Meere, so rührt das nicht von einem einst allgemein höhern Niveau des Meeres her, sondern erklärt sich ganz einfach durch die häufigen Niveauänderungen, welche, durch vulkanische Thätigkeit veranlaßt, die feste Erdkruste betroffen haben. Die auf dem Boden des Meeres abgelagerten Steinschichten sind später erhoben worden. Anderwärts sind dagegen Süßwasserablagerungen und Ueberreste vorweltlicher Vegetation, die nur über dem Meeresspiegel entstehen konnten, durch Senkungen oft tief unter das Niveau des Wassers hinabgerückt.

Diese häufigen Niveauänderungen der festen Erdoberfläche sind die Ursachen aller Unebenheiten derselben; da aber zu den alten Unebenheiten immer neue hinzu gekommen sind, die sich nur selten gegenseitig vernichteten, so ist es klar, daß die Niveaudifferenzen der festen Erdoberfläche nach und nach immer größer geworden sein müssen; d. h. die Erdoberfläche muß einst viel ebener gewesen sein als jetzt, obwol niemals einer mathematischen Kugeloberfläche vergleichbar. Waren nun die Unebenheiten einst geringer, die Gebirge weniger häufig und weniger hoch, die Meeresbecken weniger tief als jetzt, so folgt von selbst, daß die *gleiche Wassermenge eine größere Oberfläche* bedecken mußte. Insofern also waren die Oceane der sogenannten Vorwelt größer, räumlich ausgedehnter als die heutigen. Man kann sogar als höchst wahrscheinlich nachweisen, daß es zur Zeit der Grauwackenbildung und Steinkohlenablagerung noch keine großen Continente mit ausgebildeten Flußsystemen auf ihrer Oberfläche gab, sondern daß damals alles Land nur in Gestalt zerstreuter und wenig hoher Inseln aus der sehr allgemeinen Wasserbedeckung hervorragte.

Noch weiter zurück zu schließen, dazu fehlt jeder thatsächliche Anhalt. Daß es aber in der Grauwackenzeit schon Land gab, geht mit Sicherheit aus den Pflanzenresten in diesen ältesten bekannten Ablagerungen des Meeres hervor.

Hony soit qui mal y pense.

Historische Skizze von Dr. Karl Stenzel.

Es war im Frühlinge des Jahres der Gnade, 1342, als David, der König der Schotten, mit vielen Rittern und Fußknechten in England einfiel. Von Geschlecht zu Geschlecht pflanzte sich der Haß der beiden Nationen fort, die nur der schmale Strom des Tweed trennte; so oft die englischen Fahnen auch siegend bis zu den nebelumschleierten Gren des Hochlandes vorgedrungen waren, die Schotten hatten immer die Unabhängigkeit ihres Berge zu wahren gewußt; dieser Kampf bildet gleichsam den Kern, die ihre Freiheitsliebe die Seele ihrer Geschichte. Sieben Jahre lang vermochte König David Bruce's am französischen Hofe, von dem gewaltigen Kriegsr, Eduard III., vertrieben, der einen seiner Anhänger, Edward Baliol, auf den schottischen Thron erhoben. Den 4 Mai 1341 endlich war David in der Grafschaft Kincardine gelandet, überall fand er offene Herzen, bereite Arme. In Perth empfing ihn der Adel seines Landes mit prächtigen Festen, von fern und nah kamen Ritter zu ihm, selbst aus Schweden und Norwegen, die Einen durch hohen Sold gewonnen, die meisten aus Lust nach Abenteuern, aus Ruhmsucht, Lanzen zu brechen. Sechzigtausend Bewaffnete soll das Heer gezählt haben, mit dem er in Northumberland einrückte. Brennend und plündernd durchzogen sie das Bisthum Durham, nahmen endlich die Stadt selbst und schonten Alles ohne Erbarmen, die Frauen wie die Kinder, die sich in die Kirchen geflüchtet, verbrannten sie mit allen Reliquien und Heiligenbildern. Das sollte den Schotten zu bösem Ende ausschlagen, denn inzwischen hatte König Eduard zu Chertsey, seinem guten Schlosse, einige Meilen oberhalb London, von Sir John de Neville ihre Plünderungen erfahren und sammelte sich, ihnen zu begegnen. Im schottischen Kriegsrath hielt man den Rückzug hinter den Tweed für den sichersten Ausweg, eine große Schlacht zu vermeiden und König David schlug den Weg nach Durham ein. Auf diesem Zuge, es war an einem Juniabend, lagerte er in der Nähe eines guten und starken Schlosses, Wark; es gehörte dem Grafen von Salisbury, der fern im Chatelet zu Paris als Gefangener der Franzosen saß, drinnen aber wohnte die edle Gräfin Alice, seine Gemahlin, eine Tochter Lord William Grandison's, die Jedermann für die schönste und tugendhafteste Frau in ganz England hielt.

Am andern Morgen sah die muthige Dame von den Zinnen ihrer Burg die Schotten sorglos und mit der Beute von Durham schwer beladen dahinziehen und sie gedachte, daß viel brave Soldaten in ihrem Schlosse lägen und wie es eine Schmach für England wäre, die Feinde triumphirend entkommen zu lassen. In solchen Gedanken ging sie zu ihrem Verwandten, einem jungen Ritter, Messire Guillaume de Montagu, und forderte ihn auf, für ihre und des Landes Ehre einen Ausfall zu wagen. Sie hatte eine beredte Zunge, einen bezaubernden Blick; mit vierzig Gefährten eilte der Ritter den Feinden nach, erreichte die Letzten, tödtete und verwundete Viele und kehrte mit 26 erbeuteten Lastthieren heim. Das Geschrei der Flüchtigen und der Waffenlärm drang bis zum Grafen William Douglas, der den Nachtrab befehligte. Sogleich hieß er Alle umkehren und das Schloß stürmen. Wol gab es einen harten Kampf, mit Steinen und Pfeilen, Mann gegen Mann, allein die Besatzung wehrte sich brav, denn die Gräfin selbst erschien auf den Mauern, so schön, so freundlich und munter wie immer; da mußte ein Jeder sich so wacker wie Zwei schlagen und die Schotten zogen in der Abenddämmerung ab.

König David aber ließ am nächsten Tage Sturmmaschinen gegen die Mauern richten, die Gräben ausfüllen und zum neuen Angriff blasen. Viel zerbrochene Schilde, geknickte Federbüsche gab es hüben und drüben, mancher Reiter verlor sein Roß, manch Braver starb unter den Augen der edeln Dame. In dieser Noth sprach Messire Guillaume zur

Besiegung: „Lange können wir den Schotten nicht mehr widerstehen, sind ihrer doch Hundert gegen Einen von uns; darum will ich zum König reiten und ihm unsere Bedrängniß erzählen, bis dahin haltet aus zu eurer und eurer Dame Ehre.“ Das schworen sie ihr Alle und in der mondlosen, stürmischen Nacht, als der Regen die Schatten in ihren Zelten festhielt, ritt Messire Guillaume davon und kam glücklich zum König nach Berwick, wo dieser sein Heer versammelte. Als Eduard von der Noth der schönen Gräfin hörte, brach er sogleich auf, 6000 Ritter in prächtigen Harnischen, mit wehenden Federbüschen waren um ihn. Bei seinem Nahen zogen die Schotten davon. Zur Mittagszeit war Eduard an derselben Stelle, wo das Zelt des schottischen Königs gestanden war, jetzig, weil er seine Feinde nicht mehr fand, sprang er vom Pferde und ging mit wenigen Begleitern auf das Schloß zu, um zu sehen, wie die Schotten gestürmt und wie die Engländer sich vertheidigt. Da ließ die Gräfin alle Pforten der Burg öffnen und kam im höchsten Schmucke ihrem Gebieter entgegen, dankte ihm für die Hülfe, die er ihr gebracht, in wohlgesetzten Worten. Und alle Ritter schauten sie verwundert an und glaubten, es wäre eine liebliche Erscheinung, so schön und herrlich war Frau Alice.

König Eduard aber ward wie bezaubert von ihrem Anblick. Er sah, ohne ein Wort zu sagen, nur immer in ihr erröthendes Antlitz, sodaß die edle Dame endlich in große Bestürzung gerieth; er dachte bei sich, solch ein Weib hätte er nie erblickt und es gäbe auch kein zweites auf Erden, so reizend und adelig. „Amor, der Gott der Liebe, verwundete sein Herz auf lange.“ So gab er ihr sprachlos seine Hand und sie führte ihn in ein prachtvoll geschmücktes Zimmer. Zwar hingen Tapeten mit lieblichen Malereien an den Wänden und Silbergefäße von kunstvoller Arbeit schmückten die Tische, doch dem König entdeckten sie keinen Anlaß des Vergnügens, seinen Blick, jenseits verlangend trat er in eine Fensternische, stützte die Hand auf das Gesimse und verlor sich in wunderliche Gedanken. Inzwischen bewillkommnete die Gräfin ihre andern Gäste, obgleich ihr Herz wegen der Blicke des Königs und seiner Traurigkeit besorgt war. Endlich faßte sie Muth und ging zu ihm. „Sire, wollet mir verzeihen, aber es ziemt Eurer Hoheit nicht, trüben Gedanken nachzuhängen, jetzt wo Ihr gesiegt und Eure Feinde nicht ein mal Euerm Anblick zu ertragen wagen.“ „Werthe Dame“ — erwiderte der König — „als ich zu Euch ins Schloß trat, ist's wie ein Traum über mich gekommen, so seltsam und wunderbar, daß ich schon darüber nachsinnen muß. Weiß ich doch nicht, was er mir bringen wird.“ Frau Alice wollte ihn nicht verstehen: „Laßt die Sorgen und die Seufzer, edler Herr. Ihr seid der berühmteste Ritter in der Christenheit und wenn auch der Schotte Eure gute Stadt Durham verbrannt, so seid deshalb nicht zu sehr bekümmert, ihr werdet es ihm bald vergelten. Kommt zu Euern Rittern und seid fröhlich bei meinem Fest.“ — „Wahrlich!“ rief da der König — „das Alles liegt mir nicht im Sinn, aber Eure Schönheit, Euer Adel, Eure liebliche Anmuth — wißt, theure Dame, daß ich Euch liebe.“

So bestürzt sie auch bei diesen Worten wurde, sagte Alice: „Verspottet und versucht mich nicht, mein hoher Herr! Denkt, was mein Gemahl für Euch gethan, wie er für Euch im Thurm von Paris gefangen sitzt. In mein Herz soll nie der gottlose Gedanke eindringen, ihm treulos zu werden und wenn's geschähe, müßtet Ihr selbst mich mit dem Leben bestrafen, damit die andern Frauen ihren Männern desto besser die Treue bewahrten.“ Damit verließ sie ihn hochergürnt und trat mit glühenden Wangen zu den Rittern und bat sie, den König zur Tafel zu holen.

Ein stilleres Fest ward nie gefeiert als das im Schloß zu Wark. Denn König Eduard saß düster und schweigsam am Tisch, ganz gegen seine Gewohnheit, kaum berührte er die Speisen, sondern seine Blicke schweiften unruhig nach der schönen Gräfin hinüber, die ihre Augen nicht aufzuheben wagte. Keiner der Ritter sprach ein Wort, sie raunten sich leise ihre Verwunderung über des Königs Trübsinn ins Ohr und meinten, er wäre

so gedrückt wegen der Plünderungen der Schotten, allein die Wahrheit wußten nur er und sie. Den ganzen Tag und die Nacht verbrachte der König im Schloß, bald wollte er mit Gewalt seinen Wünschen Erfüllung schaffen, bald mahnte ihn die Ehre und die Erinnerung an die Treue des Grafen von Salisbury von solch höllischem Verhaben ab. Am Morgen warf er sich auf sein Streitroß, um im Getümmel des Kampfs seiner Liebe zu vergessen. Als er im Portale von der Gräfin Abschied nahm, sagte er: „Fahret wohl, edle Dame, bis auf Wiedersehen. Mögen Euch bessere Gedanken zu meinen Gunsten ins Herz kommen." „Nein, hoher Herr" — erwiderte sie — „das verhüte Gott. Ihr sollt mich immer Euch ergeben und gehorsam finden, soweit Eure Ehre es erlaubt und meine."

Niedergeschlagen und betrübt ritt der König davon; aber weder Schlachten, noch Feste und andere Damen ließen ihn Alice vergessen, sie blieb die Herrin seiner Seele. Kaum war er einen Monat von ihr entfernt, so ergriff ihn die Sehnsucht, sie wiederzusehen, so mächtig, daß er auf den 15. August ein großes Lanzenbrechen in allen seinen Landen und jenseits des Meeres, in Brabant und Flandern, verkündigen ließ und alle edle Ritter und schöne Damen dazu einlud in seine gute und getreue Stadt London. Vernehmlich befahl er dem Grafen von Salisbury, der inzwischen, in Folge eines Waffenstillstandes, aus der französischen Haft entlassen war, seine Gemahlin mit ihren Edelfräulein zu den Festlichkeiten bei seiner königlichen Ungnade mitzubringen. Der Graf dachte an nichts Böses und sagte es seiner Gattin. Gar wider ihren Willen erschien sie in London, denn sie wußte wohl, weshalb so viele Lanzen gebrochen wurden und wem die Lanze galten. Ihrem Gemahl wagte sie ihr Herz nicht zu öffnen, aus Furcht, ihn zu betrüben und den König zu erzürnen und so war sie mit ernster Stirn bei allen Festen und Turnieren gegangen, die sonstigen Tage lang mit ihrer Pracht und Herrlichkeit ganz England in Erstaunen setzten, ihr aber kein freundliches Lächeln abgewinnen konnten. Viel Hunderte edle Damen schritten dort die Bücke der Ritter und vertheilten mit manch süßem Worte die Kampfpreise den Tapfern, alle waren schön und gingen in Sammet und Edelgestein, die eine noch reicher geschmückt als die andere. Frau Alice indeß trug nie ein kostbares Kleid oder einen auffallenden Haarputz, um die Augen des Königs nicht auf sich zu ziehen, da sie ihm doch nicht gehorchen wollte.

Das Auge der Liebe heftet sich nicht an die äußere Erscheinung und ob noch viel schönere Damen um sie waren, so sah Eduard nur sie und folgte ihr überall. Da geschah es, daß die Gräfin einst beim hastigen Tanze ihr blauseidenes, perlengesticktes Strumpfband verlor, der König es eilig aufhob und es ihr wiedergab. Die Dame erröthete vor Scham und die umstehenden Ritter und Frauen, die wol längst des Gebieters Leidenschaft errathen hatten, lächelten boshaft und flüsterten manch arges Wort. Zornig schaute sie der König an und rief, indem er die Gräfin zu ihrem Gemahl führte, das bekannte Wort: „Hony soit qui mal y pense". (Bei Der ehrlos, der Böses davon denkt.)

Viel und oft sprach er noch mit Alicen, aber er überredete sie nicht. Sieben Jahre vergingen indeß und König Eduard hatte die große Schlacht bei Crecy und mit ihr unsterblichen Ruhm gewonnen. Das Bild der schönen Gräfin war nicht in ihm erloschen, sondern bei einem Feste, das er im neugebauten Schloß von Windsor feierte, gedachte er jenes Vorfalls, wie er einst ihr Band gefunden und stiftete den Hosenbanderden mit der Devise: Hony soit qui mal y pense, für die Besten seiner Ritterschaft, einem Orden, der das Knie vieler berühmter Helden schmückt und das Angedenken an Alice Salisbury den Menschen unvergeßlich machen sollte.

Die Romantik dieser Geschichte, die der französische Chronist Meßire Froissart erzählt, mußte bald die Poeten antreiben, sie zu besingen und Das auszuführen, was in der Wirklichkeit eben ohne Schluß zerronnen, wie die meisten Begebenheiten des Lebens und die Dinge der Welt zerrinnen. Manche Ballade mag somit die Liebe König Eduard's gefeiert

haben, ehe ſie in dem alten Drama „Edward the Third and the black prince", auf die engliſche Bühne gebracht wurde. Man hat in letzter Zeit dies Schauſpiel Shakſpeare zugeſchrieben, nicht ganz ohne Grund, denn die Compoſition überall durchaus ſeinen engliſchen Geſchichtsdramen, ſie iſt epiſch breit ohne eine ſtreng geſchloſſene Handlung, reich an tragiſchen Stellen, die Charakteriſtik trefflich. Alice erſcheint nur als Nebenperſon, etwa wie Katharine Percy, zu der ſie ein Gegenſtück bilden möchte, indem ſie den König zu Heldenthaten anreizt, „es ſei nicht Zeit, zu lieben und Lippen zu küſſen." Nach vielen Scenen entſchwindet ſie aus dem Schauſpiel, das nun eine dialogiſirte Geſchichte des franzöſiſchen Krieges wird. In anderer Weiſe haben ſich die romaniſchen Dichter dieſes Stoffes bemächtigt und ihn zu beendigen verſucht, zuerſt der Italiener Bandello in ſeiner Novelle „Eduard der Dritte", die um 1547 geſchrieben ward. Er erzählt das erſte Zuſammentreffen Alice's mit dem Könige nach Frankfurt's Eroberung, läßt dann den Grafen von Salisbury werben und nachdem Eduard umſonſt verſucht hat, über die Tugend der Gattin zu triumphiren, beendigt er die Erzählung mit der Belohnung ſo großer Keuſchheit und Standhaftigkeit, indem Eduard die Gräfin ehelicht. Die Novelle leidet an zu großem Aufwande zwiſchen und ſchwülſtiger Breitſamkeit, indeß iſt Alice lieblich und rührend und ihre Seufzen und ihr Muth erwecken das Mitgefühl des Leſers. Calderon hatte unzweifelhaft dieſe Novelle vor ſich, als er etwa hundert Jahre ſpäter ſein Drama: „Amor, honor y poder" dichtete. Es iſt ein ſpaniſches Intriguenſtück, der Kampf der Liebe und Gewalt des Königs gegen die Ehre ſeiner Vaſallin, das, wie meiſtens in ſpaniſchen Stücken, mit einer Heirath, hier Eduard's und der Gräfin, ſchließt. — Eine merkwürdige Notiz fand ich bei Froiſſart, wo er von König Johann dem Guten von Frankreich erzählt: er hätte, als er 1356 als Gefangener nach England kam, ſich in die Gräfin von Salisbury verliebt und Gefolg gehabt; endlich freigeworden, habe ihn ſeine Leidenſchaft nicht im Vaterlande gelaſſen, ſondern ihn wieder übers Meer zu den Füßen ſeiner Geliebten geführt.

Mein Terminkalender.

Ein Jahresrückblick.

An jedem Sylveſterabend blättere ich in meinem Terminkalender. Nichtjuriſten und glückliche Nichtproceſſanten wiſſen vielleicht nicht, daß ein Terminkalender die für den Advocaten oft auf Stunde und Minute wichtige Vorzeichnung der Tage enthält, an welchen ſeine Praxis auf irgend Etwas zu merken hat. Ein Wort, ein Name, ein ganz kleines Zeichen pflegt mir dann Perſonen und Situationen wieder vor die Seele zu führen, wo eine juriſtiſche Frage gewiß auch irgendwo tief ins Leben geſchnitten oder Wunden geſchlagen hat. Da waren Ehe- und Wechſelſachen, Injurien, Inſtanzen auf Inſtanzen. Was kommt nicht Alles im Leben eines Advocaten ſelbſt in einer kleinen Provinzialſtadt, wo ich lebe, vor! Ein Bauernweib wurde z. B. kürzlich klagbar, weil man ſie eine Hexe genannt hatte. Ihre rothen Augen und ihr menſchenſcheues Weſen mochten ſie in dieſen Ruf gebracht haben. Obwol ihr Sachwalter auszuführen ſuchte, daß die Bezeichnung Hexe ſeine Clientin der Verachtung ihrer Mitmenſchen ausſetze, weil auf dem Lande der Aberglauben noch ſortſpuke, ſo war doch das Gericht rationaliſtiſch genug, Klägerin abzuweiſen, weil heutigen Tages der Glaube an Hexen und Hexerei in Dunſt und Nebel zerfloſſen. Die Alte ſchien untröſtlich, daß ihr die Gerichte nicht geholfen.

Es geht auf Sylveſter. Sehen wir die erſte Notiz des Kalenders am 2. Januar und die letzte am 30. December, die geſtern erſt eingetragen wurde. Beide erwecken mir beſonders ein eigenthümlich-wehmüthiges Gefühl.

Es sind ein paar Subhastationstermine; der erste einer kleinen Häuslerstelle, der letzte, fast ein Jahr später, der eines ansehnlichen Ritterguts.

Noch sehe ich ihn im Audienzsaale stehen, den alten, von Schmerz und Kummer gebrochenen Häusler, mit dem spärlichen, grauen Haar, das nach alter Sitte ein breiter Kamm zusammenhielt. Die ernsten, festen Gesichtszüge, auf denen sich so viel Sorge und Noth ausprägte, gaben ihm etwas Ehrwürdiges, wenn nicht diesen empfehlenden Eindruck eine zu ärmliche Kleidung gestört hätte. Die Frau, mit der er viele Jahre haushielten, war ihm gestorben, Kinder hatte er nicht und seitdem war es mit der Wirthschaft rückwärts gegangen. . . Bei Eheleuten, die Jahre lang miteinander gelebt, wäre es immer das Beste, daß sie der Himmel zugleich zu sich nähme. Sie sind zwei ineinandergewachsene Bäume, die sich gegenseitig vor Wind und Wetter geschützt, und mit dem Zusammenbrechen des Einen liegt die weiche, so lange warm gehegte Seite des Andern dem Wetter offen, und bald ist es um das Grünen des zurückgebliebenen gethan. . . Auch unser Alter war ein solch einsamer, morscher Baum, er hatte die Zinsen seiner Hypotheken-Capitalien nicht immer pünktlich aufbringen können. So stand er denn dort, um zu erwarten, wie sein Gut und Alles in fremde Hände gehen würde.

Nach und nach fanden sich einige Pietätsbeflissene ein. Der Alte drückte sich in eine Ecke und blickte unverwandt zur Thür, als müsse ihm von dort Hülfe und Errettung kommen. Leute gingen und kamen, endlich that sich wieder die Thür auf und herein trat eine etwas bejahrte, ziemlich elegant gekleidete Dame. In ihren Händen lag des Mannes Schicksal. Er war der Ausbringerin der Subhastation. Mit bangem Herzen ging er auf sie zu. Gnädige Frau, redete er sie an, Sie werden mich nicht von Haus und Hof treiben! Gönnen Sie mir noch so lange, bis ich die Augen schließe, in der Hütte zu wohnen, wo mein Vater und Großvater selig gewohnt. Um Gotteswillen, jagen Sie nicht einen alten Mann ins Elend!

Ich hab's Euch immer gesagt, erwiderte die Angeredete mit eiskaltem Gesicht, daß es noch so weit kommen wird, aber Ihr wollt nicht hören! Jetzt läßt sich's nicht ändern — ich habe über vierzehn Tage mit den Zinsen gewartet und von den Zinsen muß ich leben!

Ich will Ihnen nach und nach die Zinsen schaffen, bat wieder der Alte; wäre nicht dies Jahr mein Bischen Ernte eingehagelt, hätte ich auch jetzt wieder Ordnung gehalten. Wider Gottes Hand kann man nicht. Gnädige Frau, lassen Sie mich ehrlich unter die Erde kommen! Ich kann's nicht ertragen, so schimpflich von meinem Herde fortgetrieben zu werden und kann nirgends ersterben als in meiner Hütte! Gewiß wird's nicht mehr lange dauern — treiben Sie mich nicht hinaus — Gott im Himmel wird's vergelten!

Das gibt nur neue Kosten. Die Sache muß ihren Gang gehen, ich kann Euch nicht helfen.

Da seufzte der Alte. Den Blick zu Boden gerichtet, schleppte er sich in seine Ecke, um dort in stilles Hinbrüten zu versinken, und nur als er das letzte Gebot, ein gar dürftiges und ihm Nichts mehr übriglassendes, und den Zuschlag des Richters hörte, da schrie er wie ein Verzweifelter auf: Ihr dürft mir sie nicht nehmen — ich will nichts als drin sterben! Auf einen Wink des Richters wurde der Unglückliche hinausgeführt, er wurde ruhiger und jammerte nur noch still für sich hin.

So steht dies Bild in meinem Terminkalender in seiner ganzen grellen Dissonanz. In Gottes Jahrbuche wird die Lösung stehen.

Gestern hatt' ich eine andere Scene.

Die verhängnißvolle sechste Stunde, mit dem ein solcher Subhastationstermin geschlossen wird, war nahe herangerückt, der Saal voll eleganter Herren. Reiche Gutsbesitzer, Agenten und Bankiers standen gruppenweise im leisen, eifrigen Zwiegespräch beisammen. Ein Intriguenspiel drängt sich da in einer Stunde. Kaufliebhaber und bestallte

Agenten arbeiten, ihre Mitbewerber vom Weiterbieten abzuhalten. Hypothekar-Gläubiger ſuchen das Gebot höher hinaufzuſchrauben. Man lobt, man bewundert die Bodengüte des Guts, man weiſt Brandſtellen nach, man kennt es als bewäſſertes Land, man kennt die Mängel und Schönheiten deſſelben. Zwiſchen alle Dem dringt die Stimme des Ausrufers — 50,000 Thaler! zum erſten mal.

Ein junges Ehepaar, das zur Linken des Richters ſtand, ſchien von dem bunten Treiben wenig berührt. Es hielt ſich innig umſchlungen, als gälte es einen Kampf mit dem Geſchick. Der junge Mann hatte eine militäriſche Haltung; auf ſeinem bleichen, von auffallenderweiſe ſchon weißem Haar eingerahmten Antlitz lag etwas wie Reſignation. Die jugendliche Geſtalt und das weiße Haar bildeten einen eigenthümlichen Contraſt. Es war nicht von Natur ſo; ein Schreckenstag, eine Nacht des Kummers hatten es gebleicht. Das Antlitz der jungen Frau war noch blaſſer, aber ein leiſer Hauch von idealer Begeiſterung, wie er über Frauenangeſichtern ſo ſtill verſchönend geht, wenn ihnen eine große Stunde naht, in der ſie ahnen, daß es gilt, den Blick für das Höchſte offen zu halten, glänzte über dies anmuthige Geſicht. Dieſe zarte Sylphengeſtalt, um die nur leicht und linde des Glückes Zephyr geſpielt hatte, wird eine leuchtende Gottheitskraft für das neue Jahr brauchen können, dachte ich und las aus ihren Augen mehr die Zukunft als Vergangenheit heraus. Wie waren da alle Träume von Glück und häuslichem Stillleben im Blüten- und Wieſenduft zerfloſſen! Ein idylliſches Daſein ſollte der neuerworbene Beſitz zaubern, in dem eine endlich beglückte Liebe ihren Lebenstraum austräumen wollte; und dieſer Beſitz wurde der Abgrund, welcher Glück, Träume und Welt verſchlang. Der junge Krieger hatte lange um ſeine Gattin geworben. Der einer glücklichen Verbindung im Wege ſtehende reiche Onkel war geſtorben, alle Hinderniſſe ſchienen beſeitigt. Er nahm ſeinen Abſchied. Bald war ein ſchönes Gut gefunden, das ihnen das Leben reich und angenehm machen ſollte; das von der jungen Frau ererbte Geld wurde zur Erwerbung des angenehmen, romantiſchen Landſitzes verwandt. Aber Schickſal, Zufall, eigene Schuld oder wie die wunderbaren Fäden heißen, an denen das Leben ſich leiſe fortſpinnt — am heitern Himmel thürmte ſich Wolke an Wolke, Schwierigkeit auf Schwierigkeit. Das Gut war zu hoch bezahlt, der junge Mann gleich anfangs betrogen. Doch hätte man es einen ganz unglücklichen Kauf nicht nennen können, wenn der glücklich Liebende die nöthigen Vorſichtsmaßregeln, die bei ſolch umfangreichem Geſchäft ſo unumgänglich nöthig ſind, beobachtet hätte. Die eingetragenen Schulden wurden mit übernommen, der Kaufgelder-Reſt wurde vom Mahlſchatz bezahlt, aber der falſche Verkäufer hatte verſchwiegen und der junge Mann danach nicht geforſcht, daß ein bedeutendes Hypothekencapital bereits gekündigt war und infolge deſſen das Gut bereits zur Subhaſtation hinneigte. Wie ein herabrollendes Felsſtück nur Rieſenkräfte aufhalten, ſo gehört ein bedeutendes Vermögen dazu, einer einmal drohenden Subhaſtation Einhalt zu thun. Immer näher rollt der Stein dem Abgrund zu und zieht den ſich ihm entgegenſtemmenden Schwachen mit hinunter. Vergeblich hatte der junge Mann Alles in Bewegung geſetzt, um ſein Eigenthum zu retten. Dem Eigennutz, der Habſucht brechen Bitten und Verſprechungen nicht die Spitze ab, nur ein Panzer von Gold weiß dagegen zu ſchützen. Geſtern ſtand er nun ruhig und gefaßt, neben ihm die junge Gattin, um ihr Urtel zu empfangen. Wurde das Gut hoch verkauft, dann war für ſie wenigſtens Etwas gerettet. Doch von all den freundlich lächelnden, höchſt gefälligen Menſchen geht Jeder nur ſo weit mit, bis er mit ſeiner Forderung gedeckt iſt. Wäre er ein Schurke geweſen, hätte er ſein Gut ſogleich auch mit Schulden überbürdet, dann würde ſo mancher von den kalten, behutſamen Geſchäftsmännern lebhafter ins Feuer des Bietens gegangen ſein, um nur das eigene Geld zu retten. So aber verlief das Geſchäft ſtill und ruhig. Mit dem Glockenſchlag ſechs hatte es der frühere Beſitzer für einen annehmbaren Preis wieder erworben und der junge Mann war ein Bettler.

Der Räuber trat artig auf beide Unglückliche zu, versicherte mit glatten Worten seine Freundschaft und bat, noch so lange im Schloß zu bleiben, als es ihnen beliebe.

Ich danke, erwiderte der Angeredete, ich habe bereits Anstalten zur Räumung getroffen! — Ein bittres, unheimliches Lächeln spielte um seine Lippen.

Sie sind sehr freundlich! Dann werde ich mir erlauben, morgen den Antrittsbesuch zu machen.

Mit festem, ruhigem Schritt, seine sich noch immer an ihn anschmiegende Gattin am Arm, verließ der junge Mann den Saal mit einem Anstand, der scheinbare Ruhe und Kälte zeigte. So wanderten sie hinaus, beinahe sorglos, beinahe heiter — der Adel, Ehrgefühl, Bildung ertrugen ihren Schmerz —, sie traten in eine Welt, die erst ein Obdach für sie bieten wird, wenn der junge Mann seine ganze Kraft zusammennimmt, um aus dem Nichts heraus sich eine Existenz zu begründen. Die Rückkehr zur Armee wird Schwierigkeiten bieten, ein anderer Beruf ist nicht erlernt und Europas Heraldbegriffe verbieten dem Manne der Gesellschaft, dem Adeligen vollends hundert Erwerbszweige, die man in solchen Fällen in Amerika ohne Weiteres ergreifen würde. Zwischen Ehre und Entbehrung wird das junge Paar sich hindurchringen, bis vielleicht —

Doch mein kleiner Terminkalender greift dem Kalender der Zeit vor. Möge allen Leidenden im Buche der Welten für das neue Jahr ein Merkzeichen stehen, trostreicher, freudenvoller, versöhnender als die kurzen schwarzen Striche in den Büchern bedeuten, wo Menschen über die Schicksale der Menschen entscheiden!

Anregungen.

Zur Geschichte der Mythenbildung.

Latour d'Auvergne, Frankreichs „erster Grenadier"! Welchem Franzosen, welchem enthusiastischen Franzosenfreund in Mainz und Koblenz macht nicht schon der Name dieses wunderlichen Kämpen, der immer nur der erste gemeine Soldat Frankreichs bleiben wollte und alle höhern Grade ausschlug, das Herz vor historischer Wonne schlagen! Natürlich konnte für die Phantasie Latour d'Auvergne nur bei Waterloo enden. Wir sahen neulich einen Theaterzettel, wo ein — deutscher Schauspieldirector (nach einem französischen Stück) — ankündigt: „Der Tod des Latour d'Auvergne oder Frankreichs erster Grenadier. Schlachttableau in 12 Gruppen. Personen: Latour d'Auvergne — Die Preußen im Sturmmarsch — ein sterbender englischer Offizier — eine Colonne Oestreicher" u. s. w. Bekanntlich fiel nun aber Latour d'Auvergne bereits am 27. Juli 1800 in dem Treffen bei Neuburg an der Donau; die kämpfenden Theile waren ein Theil der unter Moreau stehenden republikanischen Armee und des östreichisch-bairischen Heeres. Napoleon, damals erster Consul, hatte kurz vorher seine Marengoschlacht geschlagen und war auf der Rückreise von Italien. Kaiseradler und Marschälle gab es damals noch nicht; auch allegorisch vorgreifend würden sie zu dem republikanischen Charakter Latour's nicht gepaßt haben, dessen ganzes Leben vielleicht die anregendste Verwirklichung der Tugend von der angeborenen Gleichheit in sichtbarer Form repräsentirt hat.

So macht aber ein Name sich seine eigene Geschichte. Ein Begriff gestaltet sich seine eigene Welt. Vor unsern Augen konnten solche Thatsachen glaubhaft gefunden werden, Niemand bestritt sie. Ja es liegt sogar ein Recht der Poesie darin, daß Latour d'Auvergne nur bei Waterloo enden konnte! Möge sich Jeder von dieser scherzhaften Mythenbildung eine ernsthaftere Anwendung selbst machen.

Uebrigens möchte nicht allgemein bekannt sein, daß Latour d'Auvergne seines Zeichens ein Gelehrter war. Mehr als zwanzig Sprachen kundig, war er Verfasser eines vorzüglichen Glossariums. Seine „Origines" enthalten werthvolle Untersuchungen über Ursprung und älteste Geschichte seines Landes.

Vom deutschen Parnaß.

II.

Wenn man einen überzeugenden Beweis für die chaotische Stoffverwirrung unserer neuesten deutschen Dichtkunst haben will, so muß man auf die Unzahl von epischen Dichtungen sehen, die seit einem Jahrzehend bei uns erschienen sind. Eine große, durchgeführte epische Dichtung war somit auf dem deutschen Parnaß eine seltene, mit großer Aufmerksamkeit aufgenommene Er-

schirung, Wieland's „Oberon", Goethe's „Pariß", Goethe's „Hermann und Dorothea" und Zierden unserer Literatur, die allerdings viel Mehnliches hervorriefen, aber die Nachahmung hielt an sich; wir haben zu keiner Zeit eine solche Sucht gehabt, langathmige epische Gedichte in die Welt zu senden, wie jetzt, die Thaten und Leyden fremden Maßwerkes. Später kamen Liebig's „Uranis", Schulze's „Bezauberte Rose" auch nicht allein, sie fanden ihre Nachahmer; aber seit Gottfried Kinkel's „Otto der Schütz" (einem liebenswürdigen, anmuthigen Romanzenzyklus, über dem die Poesie des Rheinlands wie ein durchsichtig Goldduft ausgebreitet liegt), haben wir Epos auf Epos bekommen, mittelalterliche, modern, aus dem Siebenjährigen Kriege, aus dem Befreiungskriege, „Bilder vom See", „Pilgerfahrten der Liebe", wer kann alle Titel und Namen aufzählen!

Wenn irgend etwas eine innere Leere der modernen Poesie bezeichnet, so ist es diese Menge des Epos. Die Verse schießen hier im üppigsten Samen auf, Gedichte gleich großen Kürbissen, und seine Victoria Regia kennt, legen sich mit riesigen Blättern über die Gewässer: wer kann eine dieser gleichgebauchten Bücher mit dem entleinen Seufzer nur anfassen, ohne daß ihm vor Ueberfülle ganz schwindlig wird! Will der Vers die Weihehand des Dichters sein, der Reim das Läuten der Glocken gleichsam in seinen höchsten Feierangenblicken, wie ist es möglich, so Band auf Band in Reimen zusammenzustellen? Diese neuen Epenfabriken sind die sprechendsten Symptome der großen dilettantischen Verbreiterung und Verallgemeinerung der poetischen Stilistik, sodaß man nachgerade die Poesie kaum noch da suchen kann, wo ihre Propheten sich nach Dutzenden schon zählen lassen. In Berlin lebt z. B. ein Dichter, der Eine Schlacht aus dem Siebenjährigen Kriege nach der andern besingt, mit einer Methodik, einer Befliſſenheit, mit einer durch äußere Umstände bedingten Absichtlichkeit, als sollte in den Cadettenhäusern danach Geschichte gelehrt werden. Andere machen es so mit dem Orient, wieder Andere mit der deutschen Sage u. s. s.

Ein gutes Epos muß entweder, wenn es sich in volksthümlicher Art hält, einem wie durch Zufall entstandenen Naturgesange gleichkommen (die neuere Zeit hat solche Schöpfungen nur bei den Slawen hervorgebracht) oder es muß, wenn es der modernen, bewußtern Poesie angehört, einen interessanten Roman aufwiegen. Dieselbe Kunst und Darstellung, dieselbe Feinheit der Charakteristik, dasselbe Anstreben des immer angeregten Interesses, das zum Roman gehört, gehört zu derjenigen Gattung von epischen Dichtungen, die man in neuerer Zeit so maßwerkartig versucht. Wer kann sagen, daß wir interessante Schöpfungen dieser Art außer „Amaranth" und „Waldmeisters Brautfahrt" gewonnen haben? Und auch diese sind nur zwei Dichtungen, die ihren hauptsächlichen Reiz der Stimmung verdanken, sowol der Stimmung für weltentgegene christlich-romantische Sittlichkeit, wie der Stimmung für den erfrischenden Gegensatz von Liebe, Lust, Leichtsinn, Sonnenschein und Wein.

Wohin diese epische Ueberfülle führen soll, mochten wir einen unserer besten jungen Dichter, Rudolf Gottschall, fragen, von dem soeben „Carlo Zeno", eine epische Dichtung von 300 Seiten (Breslau, Trewendt und Granier, 1854) erschienen ist. Rudolf Gottschall kämpft seit Jahren mit einer gewissen Ungunst des Publicums. Seiner schwungvollen Phantasie, seinem heißen, leidenschaftlichen Reproductionstriebe will es nicht ganz gelingen, sich die Bahn zu brechen, die ihm Jeder wünschen muß, der Gelegenheit hatte, sich von seinem edeln Streben, seinem ernsthaften, von seiner Schwierigkeit abgeschreckten Fleiß, seiner unermüdlichen, warmen Hingebung an alles Schöne und Große zu überzeugen. Rudolf Gottschall hatte sich bisher vorzugsweise die Aufgabe gestellt, die Kämpfe der Zeit mit den vollathmenden Tönen seines Saitenspiels zu unterstützen. Er rührte seine Leier nicht neben, sondern wie mit dem Schwerte. Keine Unbill schreckte ihn, seinem einmal erwählten Weheberuf treu zu bleiben. Wo es ein mächtiges Lied der Liebe oder des Hasses zu singen gab, fehlte Rudolf Gottschall nicht. Wie ein immer gerüsteter, allzeit fertiger Volksredner mußte er sich zu bewähren und die poetische Diction floß ihm wie eine Eingebung der Improvisation zu.

Die Folge dieser allzu schnellen Erregung war für den edeln jungen Sänger im Drama ein äußerlicher, nur theatralischer Eindruck; im Epos scheint er, wenn man diesen „Zeno" vergleicht, noch ein schlimmerer zu werden. Das Leben eines unbekannten venetianischen Feldherrn, der im Orient einige glückliche Treffen lieferte, sich in den kleinen Landkriegen der Venetianer mit Padua und Mailand bewährte und zuletzt, wie fast immer in Venedig, mit Undank belohnt wurde, schien dem Dichter werthvoll genug, ihm fast zehntausend Verszeilen zu widmen. Wenn nun unserm Dichter gegeben, sich in die Individualisirung eines Stoffs zu versenken, aus dem naiv und unmittelbar erfaßten Helden heraus sein Leben zu gestalten, so hätte sich vielleicht doch noch eine fesselndere Dichtung ergeben, die Einzelzüge hätten die geringe Bedeutung des Ganzen aufgewogen. Allein diese Art ist die Rudolf Gottschall's nicht. Er ist auch im Epos theatralisch. Er greift einzelne Situationen auf,

malt diese mit einem bewunderungswürdigen Aufwand von blumigter Diction aus und verweilt bei dem Helden nur so lange, wie dieser an einer solchen Situation betheiligt ist. Diese Art ist leider im Drama nicht ganz zu vermeiden, denn das Drama hat sich in fünf Acten abzuwickeln und nur in den seltensten Fällen gelingt es ihm, jener Hülfsmittel entbehren zu dürfen, welche die Maler „Verkürzungen" nennen. Aber im Epos hat der Dichter, wie im Roman, die volle, bequeme Freiheit, aus dem Helden selbst heraus seine Situationen zu erfassen, sie von ihm zu malen, immer und immer, was er sagen muß, zu zeigen, daß er werth war, besungen zu werden. Ganz anders der Sänger des „Jesus". Dieser gibt seinen Stoff wie in fünf Acten und macht jeden Act zu einem Tableau. Hunderte von Seiten hindurch schildert er die Decoration, die mitspielenden Personen, schildert die Staffage mit einem nicht endenden Reichthum von Einzelzügen, bis endlich sein Held wieder erscheint und den Mittelpunkt der Situation so lange bildet, bis er in einem Seitencoulisse sich entfernt. Der Leser sieht dem Allen verwirrt zu, ängstigt sich über die Untergang des Dichters, hört ihn in seligen Weisen sich überschreien, sieht in der Ferne seine grandiosen Gedankenlinien, nichts aber berührt ihn tiefer, wenn nicht zuweilen eine Stelle kommt, die beweist, daß in dem Gemüth des Sängers der Stoff groß und als berechtigt empfunden wurde. Diese Züge würden aber nach Gottschall's Behandlung gerade ausgereicht haben, einen Cyklus von fünf Balladen zu formen, jede zu zwanzig Versen, alles Weitere ist in der Art, wie hier beliebt wurde, eine Ueberwucherung.

Für die epische Darstellungsweise ist Ruhe die erste Dichterpflicht. Man lese „Oberon"; welche Behaglichkeit! Bis auf die neueste Zeit hat es Beispiele einer richtigen epischen Diction gegeben; man lese die in der descriptiven Poesie unübertrefflichen Gedichte von Annette Droste-Hülshoff. Das Wesen aller epischen Darstellung ist das richtige Maß der Verzögerung. Sie soll spannen, nicht forttreiben. Sie soll uns behaglich zu den Zielen führen, wo das Schicksal zuweilen gewaltig in die Ruhe des Vortrags einschlagen mag. Die Musik des Epikers ist Kammermusik, nicht Janitscharenmusik. Jene aber, der alte venetianische Haudegen, bekommt von Gottschall sein Leben besungen in einem unaufhörlichen Dithyramben. Vor und hinter ihm trommelt und lärmt, rasselt und prasselt das:

Jener steht am Schiffes Bord,
Hört der Schlachten Feuerwetter,
Und ein seliger Accord
Hallt in seinem Busen wider.

Immer hat er sie gelassen
Welche Lust und Alt durchwandert
Wie aus dunklem Meeresgrunde
Bis zum hohen Himmelsbronne
Lockend schwellende Pforte
Prangen wie entzückte Pforte u. s. w.

In diesem, um den Helden herum verschlungenen Lorm wuchernden Ton ist das ganze Werk geschrieben.

Da der subjective Schwung des Autors selbst höchst anerkennenswerth ist, da ihm Bilder, Anschauungen, Gedanken im reichsten Maße zu Gebote stehen, da er manche höchst treffliche Stelle sich in seinen fünf Gesängen findet, z. B. die ruhig und sachgemäß detaillirte Belagerung Venedigs im zweiten, Guerazzo's Gericht und Tod im vierten Gesang, Stellen von einer Schönheit der plastischen Ausführung, die einem Meister Ehre machen würden, so konnten wir unsere Augen nicht unterdrücken. Die Gefahr des Breitreits ist zu groß. Geht das mit dem Andeutenden unbedeutender Dinge, mit dem Ergreifen und pathetischen Festhalten des ersten besten Begriffes in Natur, Geschichte, Sage u. s. w. so fort, so werden wir die Begriffe von Poesie immer weiter sich entfernen sehen von ihrem ersten und wahren Quellen, den Quellen des Herzens und der Anschauung des innern Auges.

Die Kunst zu reden.

Es gibt zweierlei Redner: Redner, die nur vor Wenigen, und Redner, die nur vor Vielen sprechen können. Ein Redner, der an einer kleinen Tafel vortrefflich sprechen kann, kann es oft nicht in einem Ständesaale, und ein Redner, der nie ohne Stocken einen Toast hervorbringt, wird zum Mirabeau in einer Volksversammlung. Der Unterschied ist der, daß im Einen der Verstand und die Combination die Worte sucht und fügt, im Andern die Phantasie und eine dichterische Anschauung, die sich von Wenigen beengt, von Vielen gehoben fühlt.

Unsere letzten Stunden.

Die großen Schmerzen des Todes sind darum da, daß wir uns doch anständigerweise vor ihm fürchten dürfen.

Zu späte Reue.

Ein alter Gesangbuchvers räth uns an, so zu leben, wie wir, wenn wir sterben, wünschen würden, gelebt zu haben. Man kann diesem Spruche auch folgende Anwendung geben: Lebe mit jedem Menschen so, wie du, wenn er stirbt, wünschen würdest, mit ihm gelebt zu haben!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 14. | Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Der stille Kapellmeister.

Erzählung in drei Capiteln.

Erstes Capitel.

Die Mundharmonica.

Nachdem die von Wiesbaden nach Koblenz führende Landstraße, durch die von ihr bewirkte Verbindung der westlichen Bäder des Herzogthums Nassau gemeiniglich die Bäderstraße genannt, an sieben bis acht Stunden auf den Kämmen westlicher Verzweigungen des Taunusgebirgs hingelaufen, neigt sie sich unterhalb des Fleckens Singhofen mehr und mehr und mündet wenige Minuten von dem Städtchen Nassau in das Lahnthal ein. Anfangs ist die Neigung dieser Straße, unterhalb des genannten Fleckens, nur sanft; dichte Laubwälder drängen sich herbei; bald aber nimmt die Laune des Wegs zu, bis man allmälig zu einem Punkte gelangt, der es wohl verdient, daß man einen Augenblick bei ihm verweile und das Auge öffne, damit die Seele die lieblichen Formen in sich aufnehme, welche dort auf einem kleinen Fleckchen Erde hingebettet.

Zur Rechten steigt das dicht mit Holz bewachsene Land bald mäßig, bald steiler empor, mächtige Baumwurzeln recken sich unter grüner Moosdecke bis an die scharfe Spur des Wegs heran, zur Linken sucht niedriges Gemäuer vor dem jähen Falle eines mehre hundert Fuß tiefen Thals zu schützen. Durch sanftes Wiesengrün geht da unten ein Bach dahin wie eine dunkle Achatader, ein blankes Mühlwerk liegt an seiner Seite. Zwischen den gegenüber nach Süden gelegenen Hügeln winden sich mehre Thälchen in die Ferne und darin blinken wieder die lichtern Umrisse fernerer Bergestheile, welche weithin das Land durchziehen und endlich in der Flut des Rheins ihre Formen spiegeln. Doch auch nach Westen und Norden haben Aug' und Seele reiche Ernte. Dort hat sich durch des Thales Breite ein Dörflein, Scheuern ist sein Name, angesiedelt, dessen niedliche Formen der Natur ringsum völlig entsprechend sind. Wo die Berge im engen Kreise also anmuthig sich runden, da sucht der Beschauer keine schnurgeraden Straßen im Thale, welche seine Phantasie ängstlich zu bannen suchen, keine Prachtbauten, keine Thürme, welche eifersüchtig gleich den schützenden Bergeswällen sich strecken und dem Raume die Luft zum Athmen benehmen.

mal aber möchte derselbe gern über einer mannichfach verschlungenen Heerde kleiner Häuser mit grünen Rauten, hin und wieder kärglich mit neuen rothen Ziegelsteinen ausgebesserten braunen Dächern, ferner dem durch reinlichen Verputz durchblickenden Balkengehäuse und endlich dem das Ganze umgebenden Gartengelände hinsinnen: und das kann er hier.

Rechter Hand, ein Weniges entfernter, erhebt sich auf dem höchsten Berge der kleinen Kette das malerische, gebrochene Mauerwerk der Burg Nassau. Es trägt dieser Anblick nicht wenig dazu bei, das im Thale waltende Leben behaglich und gemüthlich erscheinen zu lassen.

Mehre Mühlen bergen jene Thälchen, welche, wie oben erwähnt, zwischen jenen nahen sanft gelegenen Hügeln rheinwärts das Land durchziehen. Nicht die geringste davon gehörte aber vor Zeiten dem Emmerich Schnurr, der sie als Erbstück mit Eifer und Ehre nach väterlichem Beispiele betrieb. Mit vier Hengsten fuhr man dem Werke ab und zu und dabei war ein zu dem Gehöfte gehöriges Stück Land zu bebauen, das seinen Besitzer noch wohlhabender erscheinen ließ. Prächtiges Rindvieh und Alles, was sonst zur Landwirthschaft gehört, rundete das Gut zu einem Besitzthum ab, das in einem mächtigen Umkreise wenigstens seines Gleichen nicht fand. Ob es dem Inhaber ein zufriedenes Leben schaffte? Auch Das schien der Fall zu sein.

Nur Wenige waren als Familie um Emmerich Schnurr. Eine rüstig waltende, stille Frau stand zu seiner Rechten, ein blühender Knabe, das einzige Kind, zu seiner Linken und eine alte, lustige Base, die höchstens dann bemerkbar wurde, wenn etwaige Zwistigkeiten im Innern des Hauses zu schlichten waren, schloß den kleinen häuslichen Kreis. Man sah gerade nicht weit aus den kleinen Fenstern des Mühlwerks, welche von der Zeit hier und da mit regenbogenfarbenem Glanze bekleidet waren, aber was von dort aus zu überblicken war, zeigte seltene Lieblichkeit und vermochte wol manch eines Beschauers Herz aus allen beklemmenden Anklebseln größerer, belebterer und leidenschaftlicherer Kreise zu einer warmen, beschaulichen Stunde herauszuschälen. Das Thal, in welchem die Mühle liegt, hat ein Breite von fünf Minuten, seine Länge mag wol doppelt so viel betragen. Mit Ausnahme eines kleinen, hart am Hause gelegenen Gartens war dieser ganze Raum seiner Zeit mit Ackerfrüchten angepflanzt. Fette Kleeäcker, über welchen bunte Schmetterlinge sich hin- und herwiegten, wechselten ab mit herrlichen Aehrenfeldern, die in des umgürtenden Walds des Rauschen gelinderes Weben einmischten und gen Mittag, wo das Land merklich anstieg, trieben saftige, gelbe Oelfelder ihre dichtstehenden Stengel bis in die weiche Bläue des Himmels hinan.

Wie weit diese Umgebung auf die ältern Bewohner der Stätte Eindruck machte, sei hier nicht untersucht; man hege gerechte Vermuthung, daß Gewohnheit auch hier ihre Macht übte, vielleicht geringe Empfänglichkeit für Naturschönheiten in der von steiem Geschäftsleben beherrschten Zeit unfühlbar sich verlieren ließ: wie aber das jüngste Glied dieses vergangenen, kleinen, menschlichen Kreises das Fleckchen Erde, auf dem es geboren, betrachtete, wie es in ihm wuchs und sich entwickelte, dies sei ein wenig ausführlicher hier betrachtet.

Natürliche Beschaffenheit, unterstützt durch den Umstand, daß der kleine Schnurr, Kaspar genannt, keine Gespielen hatte, die ihm böses Beispiel hätten geben können, vermochten, daß derselbe als folgsames und betrachtendes Kind vor seiner Schulpflichtigkeit anlangte. Bis dahin hatte sich, insofern bei Menschen so zarten Alters Schlüsse werthvoller Art gezogen werden können, keine besonders hervorragende Anlage bemerkbar gemacht; einzig und allein die Base, welche wol am meisten um den Knaben war, wollte bemerkt haben, daß derselbe für Kling und Klang und Laut und Sang mehr Empfänglichkeit besitze, als sie eine solche je in ihrem Leben bei den Kindern ihrer zahlreichen Bekannten anhe und fern gefunden habe. Wenn dann der alte Schnurr, Emmerich Schnurr, auf seinem Sitze unruhig wurde und dagegen einwandte, daß diese Neigung nur aus dem Rauschen des

Mühlwerks käme und darum eine ererbte Anhänglichkeit an des Vaters Handwerk bekunde, so ereiferte sich die Base über die maßen, erzählte in Einem Fluße, daß Er mehr als ein mal das unruhige Kind mit den Tönen einer zweisaitigen Mundharmonica schon zur Ruhe gebracht, ja daß dasselbe ein mal des Nachts, als die Grenzsoldaten spielend vorübergezogen, sich im Bette aufgerichtet, klaren Auges und lächelnden Mundes nach dem mondbeleuchteten Fenster, wo die muntern Weisen eingedrungen seien, hingedeutet und nach dem Alles vorbei gewesen, bitterlich geweint habe, und schloß dann stets mit der Warnung, daß man sich dieser musikalischen Neigung, welche jetzt nicht im mindesten beherzigt werde, später vielleicht ernstlich würde zu versehen haben.

Daß Gumerich Schnurr solche Andeutungen leiser Spuren gewisser Anlagen Kaspar's, welche einem tüchtigen Müller unnütz, ungern hörte, war natürlich, denn er wollte seine Pläne, die Mühle nach Vaterbrauch dereinst dem ausschließlich seinem Geschäfte obliegenden Sohne zu übergeben, auch nicht durch den kleinsten Umstand gefährdet sehen. Indessen meinte er, daß das geringe Alter Kaspar's ernste Beobachtungen und demgemäße Hantierungen unnöthig mache, und wol auch mit ein wenig Bequemlichkeit vertraute er gern auf die spätere Zeit, die, von ihm nach Bedürfniß gehütet, Alles zu Gunsten seiner Pläne lenken würde.

Eine starke Stunde Wegs hatte Kaspar bis zur Schule, denn so weit lag die Mühle von Scheuern, wo er den Unterricht genoß, entfernt. Früh Morgens, wenn selbst die Kronen der höchsten Bäume im Walde drüben noch umdämmert waren, wachte er schon auf, und unter dem entzückten Anhören des vollen Vogelgesangs im nahen Dickicht gedachte er gern des erheiternden Gangs, den er nachher nach Scheuern machen sollte. Unbewußt seines stillen, verständigen Wesens, das ihn vor Unart und Strafe bewahrte, empfand er nicht jenes Bangen vor der Schulstube, wie es unbändigen oder schwerfassenden Kindern eigen, indem er, stille achtend und bescheiden kluge Rede stehend, auf dem ersten Platze der Schule sich behauptete, hatte er für Alles, was der Unterricht ihm vorführte, eine so tiefgemüthliche, bildereiche, innere Pflege, daß er die Schattenseiten des Lernens, wie sie die Masse belasteten, nie fühlte. Er dachte gern an die Schule, denn sie kam seinen Neigungen entgegen und förderte sie.

Nächst dem Lesen, das ihn so wohlig anzog, da es ihm gestattete, in Büchern anderer Leute Sinn anzuhören, sich so mit vielerlei fremden angenehmen und nützlichen Dingen bekannt zu machen, machte keins der vorkommenden Dinge in der Schule mehr Eindruck auf ihn als der Gesang. Nur einige male in der Woche wurde des Singens planmäßig gepflogen. Es war dies in der letzten Lehrstunde des Tages. Gerade die ihn minder ansprechenden Gegenstände, wie das Rechnen, denn er nun einmal nicht Form und Leben zu geben vermochte, kamen in den vorhergehenden Stunden vor; aber das Gedenken an den folgenden süßen Genuß half ihm den Widerwillen gegen die trockene Zahlenwirthschaft überwinden, und oft saß er schon eine Viertelstunde vor Schluß seiner Aufgaben ledig hinter seinem Gesangbüchelchen und hielt eine warme, geheime Vorfeier der nahen Festlichkeit.

Welch eine Reihe von Bildern zog an dem Geiste des Knaben vorüber, wenn er bei seinen liebsten Stückchen dann stehen blieb, stille den schlichten, beredten Text zu einer Weise las, die ihm in vollen Accorden in der Seele klang, daß er Mühe hatte, die vor Rührung sich füllenden Augen klar zu bringen!

Fast die ganze südöstliche Seite des väterlichen Hauses war von Epheuwinden umrankt, die zierlichen, ewiggrünen Blättchen nickten in sein Schlafzimmer herein: war es da der nicht natürlich, daß das Epheulied unendlich ihn anzog, um so mehr, da seine Weise eine der schönsten des ganzen Kranzes war?

Epheu, Epheu, Wintergrün'
Freundlich anzuschauen!

Wald und Flur und Auen
Grünen, welken und verblühn
Aber du erhebst dein Haupt,
Immer jung und frisch belaubt!

Wie alle reichen Gemüther warme Verehrer der Erinnerung, so auch unser Kaspar. Sang Kaspar dies Lied nicht am liebsten im Sommer, wenn draußen im unendlichen Raume und auf der farbenen Erde Alles Leben und Jubel athmete und tönte und dies um so wärmere Erinnerung an das dankbare Leben der freundlichen Pflanze zur Winterzeit wecken mußte? Dachte er dann nicht an jene trauten Sommertage, welche über die benachbarten, winterlichen Hügel an das eisblumige Fenster schlichen und durch die zerrinnenden Eisschilderein die unmerklich nickenden, grünen Blättchen an den einstigen Frühling mahnen ließen? Und war dann der Frühling gekommen, konnte es ihm eine angenehmere Abschweifung von den dann fälligen Genüssen der Gegenwart geben, als wenn er an des Herbstliedes würzigem Sinne und kräftiger Weise sich labte? Bot die eindringliche Schilderung des Herbstes, wo unter phantastischem Farbenschmucke mannichfache, süße Früchte reifen würden, ihm nicht hinreichend Trost für die bald vergehende Jugendzeit des Jahres? Was konnte die junge Phantasie aus dem einen Verse

Seht die volle Traube,
An der Rebenlaube
Purpurfarben strahlt
Am Gelände reifen
Pfirsiche mit Streifen,
Roth und weiß bemalt

nicht Alles an Bewußtsein schöpfen? Ja, da konnte und mußte sie nach dem heimatlichen Thale die farbenreichen Schwingen richten, wo in wundersamen Bewegungen die Nebel um dem Lichte rangen und durch gedämpfte Lichter die bunten Waldeshäume leuchteten, indeß in vollem Sonnenstrahle die nahen Früchte des Gartens ihm entgegenwinkten! Und ging der Gesang dann endlich ins Werk, da war Kaspar erst recht die Krone der jugendlichen Genossenschaft. Ein Gehör und Gedächtniß für Melodieen hatte er, wie der alte Lehrer kein Beispiel zu finden vermochte. Der Letztere bestaunte und durchachte aber nicht lange die Anlagen des werdenden Lieblings, er griff mit stiller Dankbarkeit nach der Gabe, denn wahrlich, er konnte sie gebrauchen. Die wunderlichen Zeichen der Tonsprache den kleinen Sängern verständlich zu machen, war damals nicht Brauch. Des Lehrers Violine war einzige Vermittlerin. Doch das feine Getön des Instruments brachte der Masse nur verflüchtigenden Eindruck; dieser Dialekt konnte erst nach häufiger Wiederholung ein und desselben Gedankens verstanden werden. Unter diesen Umständen kamen denn eben Kaspar's Anlagen dem Ganzen sehr zu Nutzen. Wurde ein neues Stück eingeübt, so stand er allein erhoben und sang, wenn auch etwas schüchtern, aber doch in aller Richtigkeit die Weise, welche die Geige ein und zwei mal ihm vorgeklungen.

Ein einziges mal hatte Kaspar den Lehrer-Sängerbund der Umgegend zu vier Stimmen singen hören und da war er mit einem male alle der Schönheiten inne geworden, welche an einem schönen Tonwerke zu beobachten seien. Vorab bemühte er sich dann, diesen heimlich erwachsenen Ansprüchen selbst zu genügen, und wenn z. B. am Ende einer Strophe der ganze Schulchor zu kurz und lässig abbrach, so klang seine weiche Stimme wie eine milde Helferin nach, ohne daß damit dem Ganzen geschadet worden wäre. Sogar gegen eine gewisse Instrumentalmusik begannen des Kleinen seine Ansprüche aufzutreten. Da das älterliche Haus zu weit entfernt war, als daß er zur Mittagszeit dahin zu Tische hätte gehen können, so hielt er ein für alle mal Einkehr bei einem bekannten Wirthe zu Bergnassen, welcher kleine Ort nur wenige hundert Gänge von Scheuern entfernt an der oben erwähnten Bäderstraße und inmitten des engen Bergthores liegt, welches das Lahnthal von

diesseits scheidet. In einer Ecke der geräumigen Wirthsstube des Silbernen Mondes, in welcher Kaspar in Gesellschaft der Wirthsfamilie seine Mahlzeiten hielt, stand eine fast neue, fünf bis sechs Fuß hohe, schwarzwälder Spieluhr. Gegen diese war in der kleinen Tischrunde allmälig ein stiller Tadler, ja fast ein Feind aufgekommen. Zu Anfange hatte die Musikmaschine an Kaspar einen Bewunderer, dann, nachdem die sieben bis acht Melodieen, welche sie spielte, ihm Ton für Ton geläufig, fand sie an ihm einen verstimmten Aufpasser, dem, ob seiner Sehergabe, das Wasser im Munde zusammenlief und säuerte, begann ein Stück, — zuletzt blieb ihr nur ein bitterer Tadler, den einzig der Speisecontract von einem ewigen Bruche mit der Stube abhalten konnte. Hätte er unter irgend einem Vorwande seinen Lehrplatz auf die Höhe von Singhofen verlegen können, er würde es gethan haben. Das Anhören jener kühlen, ausdruckslosen Musik würde er am Ende noch geduldig getragen haben, aber daß er sich über die sechs lebenden Personen, in deren Mitte er hineingebannt war, fast ärgern konnte, dies war ihm eine beschämende Erfahrung und hätte ihn manch mal fast wider Sitte und Klugheit handeln und vom Teller weg und auf und davon gehen lassen, aber rechtzeitig hatte er gedacht, welche Kränkung einer offenen Erklärung seiner Entweichung folgen müsse und dies hatte ihn stets zu stillem Ausharren zurückgewiesen.

Wol öfter dachte Kaspar's Lehrer daran, welche Erfolge man erzielen könne, wenn man den entschieden durchleuchtenden Anlagen seines kleinen Vorsängers verdiente und höhere Pflege zutheil werden ließe; wol häufig spann er sich im Stillen eine ehrenvolle Künstlerlaufbahn seines Schülers aus, in deren sonnigem Bereiche er die Freundesrolle gegen einen Mann von Ruf und Ehren als Lohn seiner frühen, erfolgreichen Erkenntniß schüchtern sich gönnte, aber immer zerplatzten und verflüchtigten seine hochziehenden Meteore, sobald sie der Besitzthümer des alten Emmerich Schnurr ansichtig wurden. Angesichts dieser schwand der zu ehrbarem Willen gehobene Mensch und an dessen Stelle trat das Wesen, das gegen die feindliche Macht starrer Einrichtungen und Begriffe keinen Muth gehabt haben würde, hätte ihn auch hundert mal sein Inneres daran erinnert, daß außerordentliche Umstände als Hülfe ihm zur Seite ständen.

„Den Emmerich Schnurr für solche Plane stimmen? Ei, das wäre ja bitterer Undank an dem Segen, der über dem Hause waltet!" hörte er bei sich von allen Seiten einwenden. „War das Geschlecht der Schnurre durch mehre Menschenalter in der mehlstaubigen Jacke so außerordentlich begünstigt: wäre es da nicht ein unseliger Mißgriff, wenn der jüngste Sprosse und Erbe, zumal der einzige, sich vor dem flüchtigen Gesichte der launischen Göttin hinter einem Notenpulte oder einem Geigenkasten verbärge?" Und führte der schon in offener Flucht vor diesem Gedanken begriffene Lehrer gar den Emmerich Schnurr als persönlich Betheiligten in dieser Angelegenheit sich vor, so hörte er über Thalesweite Verwünschungen über Verwünschungen hinter sich herschallen und dankte auf die Länge endlich Gott, daß er, wenn auch etwas lebhaft, aber überhaupt an die Sache doch nur gedacht und für die Folge die beste Fügsamkeit habe.

Unter all diesen tauben Gewittern, die ungesehen über Kaspar hinzogen, ging dieser seines Wegs ruhig weiter und sammelte ohne, alle Beaufsichtigung seines Geschmacks die Stoffe, welche seinem innern Leben zur Nahrung und Förderung dienten. Und einst war Jahrmarkt in dem nahen Städtchen Nassau. Fast Alle, die in Kaspar's Alter waren, griffen bei dieser Gelegenheit nach bunten Bilderbögen oder Näschereien; ihn jedoch zog es nach jenen Ständen hin, wo unter bescheidenen Preisen hunderterlei Gegenstände zu Nutz und Liebhaberei des Kaufs harrten. Aber nicht wie die Meisten, selbst Erwachsenen, welchen die innen spielende Laune das Auge erfolglos über das bunte Wirrsal hinjagte, trat er unentschlossen hier heran, sondern wohl berathen über Das, was ihm fromme, drängte er sich in jene Ecke, wo neben mancherlei spaßigen Instrumenten, hölzernen, buntgemalten

Trompeten und Pfeifen Das, was er suchte, Mundharmonicas, in genügender Auswahl lag. Unter dem Schutze Derjenigen, welche mit ihm gleichen Vortheils, d. h. über den zu kaufenden Gegenstand wenigstens im Reinen waren und von diesem Punkte aus nun behaglich gegen den Standherrn operirten, begann er hierneben ungeniert zu stimmen. Während der Standherr den unmelodischen Stufen seiner menschlichen Ladengarnitur hinauf- und heruntertastete und hier und da eine Fuge schloß, d. h. Diesen und Jenen mit einem neuen Feierstück seines Haushelden, wie z. B. des alten Blücher von den Todtenkopfhusaren, des tapfern Pichegru von der Alten Garde oder eines andern geschichtlichen Mannes jener Classe, welcher von den niedern Ständen häufig in dem ehrenvollen Incognito: „alte Schweden", gedacht wird, versorgte, was in der Regel mit Pfeifenköpfen und Bilderbögen geschah, probte der kauflustige, kleine Musikant, als ob der Markt ewig daure und es für seinen Geschmack gar keine Censur geben könne. Eine schöne Reihenfolge hatte er durchzugehen, aber er verschmähte es nicht, das kleinste Stück anzufangen. Mit Wohlgefallen hatte die nebenstehende Base eine geitlang das Thun und Treiben ihres Schützlings beobachtet, aber als derselbe die Stufenleiter der Instrumente immer höher hinaufstieg, da begannen zuletzt Einschreitungsgelüste aus geldlichen Rücksichten in ihr rege zu werden. Je größer die Instrumente, desto mehr Töne und desto länger dauerten die Proben. Dies kam dem Liebhaber, wie man gleich sehen wird, zu Gunsten. Nachgerade war der Standherr auf den dauerhaften Oberalbläser aufmerksam geworden und blickte nun öfter ernst zu diesem hinüber, und diese Beobachtung erstickte alle Einschreitungsgelüste der Begleiterin. Brennend vor Scham und furchtsamer Erwartung Dessen, was die Leute und vorab der Verkäufer über das ewige, wohlfeile Umsonstblasen sagen würde, gelobte diese feierlich bei sich selbst, zu Allem gewähren zu wollen, was der unersättliche Prüfer verlange, wenn er nur augenblicklich ein Ende mache; aber noch waren zwei Stücke, die größten, dem Unerschütterlichen, übrig und er wankte nicht. Wieder sah die Base den Verkäufer dieser überblicken. Gott weiß, was der kleine Musikant eben geblasen, aber schön und ganz neu soll es gewesen sein, wie die Leute umher später sagten, — er griff gewissenhaft zum vorletzten Stück. Der Verkauf zur Seite stockte, denn Jeder paßte auf das Neue, was der Kleine nun bringen würde: der Verkäufer selbst machte einen Schritt nach dem also ausgezeichneten Gaste. Jetzt loderte ein Wendepunkt in hellen Flammen auf. Durch Dick und Dünn rang sich die Base durch und gab dem gänzlich abwesenden Musikanten verzweifelnd einen Denkzettel. Schaudernd erwachte der Träumer. Als er die Aufregung der Weckerin mit der allgemeinen Spannung ringsum in Rechnung brachte, griff er erbleichend mit beiden Händen in die Masse, das heißt, nahm das erste beste Stück und schickte sich ohne alle Ueberlegung zu schleuniger Entfernung an. Glücklicherweise war es eine Harmonica, die mit zwei Sechsbäznern berichtigt werden konnte. Wer war im Silbernen Monde glücklicher als unser Kaspar!

(In der folgenden Nummer das zweite Capitel: Die Mühle.)

Ein Ausflug nach Afrika.

Von Max Maria von Weber.

III. Midi de France.

So schön das Land, so entsetzlich das Volk der Provence. Wir arme Reisende wurden beim Betreten des Rhôneufers grausam gepackt von den dort schon im voraus harrenden Lastträgern, Lohndienern und Messageriebeamten. Diese Leute verhielten sich zu den gleichnamigen Lasten unserer nordischen Stationen wie ein Vorenäenadler zu einem harmlosen Galgenvogel. Hin- und hergestoßen, angeschrieen, in Staub und häßliche Gerüche aller

Art gebaut, erfuhren wir zu spät, wie trefflich dies anscheinend wilde Gesindel, im Verein mit den Beamten der Schiffe, der Omnibus und Eisenbahnen zum Dienste der Gasthofbesitzer organisirt war, denn es gelang dem vereinigten Bestreben der Genannten, trotzdem daß das Schiff volle 1½ Stunde vor Abgang des letzten Zugs nach Marseille in Arignon gelandet war, durch Verzögerungen des Gepäcktransports, es dahin zu bringen, daß man den 130 mit dem Schiffe gekommenen Passagieren die Billet- und Gepäckbureaux der Bahn vor der Nase zuschloß. Das war nun ein echt französischer Spectakel! Der wollte die Nacht nach Rom, jener nach Oran mit Dampfern reisen, die nur alle Wochen gehen. Es half nichts, Alle mußten den Zug abgehen sehen, weil die Bureaux der Bahn eine Viertelstunde vor Abgang sich schließen. Das war für meinen deutschen, coulanten Eisenbahnsinn ein starkes Stück. Ich schrie trotz des besten Franzosen mit, bis uns treffliche Aufnahme im Hôtel der Madame Pierron, die gar nicht genug zu schätzen ist, wenn es zornige, süßengebliebene Passagiere zu besänftigen gilt, in etwas auf gewöhnliche Gleise zurückführte. Es blieb jedoch noch Zorneswuth genug in uns, daß die Gesellschaft einiger sehr heldenmüthig bei schwerem Weine im Gastzimmer sitzenden, entsetzlich fluchenden französischen Offiziere merkwürdig zu unserer Stimmung paßte. Die Herren strichen sich die rothen und schwarzen, nassen Bärte und kratzten sich die glattgeschorenen Köpfe, schrieen und fraßen Araberhäuptlinge. Allerdings ihr Treiben im Saale hätte allein hingereicht, eine Dromedarreitercolonne in die Flucht zu schlagen. Ein merkwürdiger Contrast gegen die sonstige feine Liebenswürdigkeit der französischen Offiziere, die ein ganz prächtiger Theil der Nation sind und vom Junkerthum so wenig wissen, daß sie „Prudelwitz" und „Strudelwitz" nicht einmal als Kameraden erkennen würden, wenn man sie ihnen in das Französische travestirte.

Am andern Morgen ging nach Marseille. An dem zauberischen Tarascon und Beaucaire, die beide unendlich malerisch auf den Höhen liegen, ging es rasch vorüber. Die beiden Städte tragen noch so unberührt die Stempel der Maurenherrschaft, die so kurz und so einflußreich auf die Provence war, daß es ist, als sei Abderrhaman erst gestern mit seiner Heerschar davon ausgezogen und als müßten heute an den kleinen Fenstern verschleierte Frauengestalten sehnsüchtig erscheinen und den glühenden Kassiden lauschen, die aus dem Oleandergebüsch hervorschwirren. Denn nicht in dem freudelosen Träumen und in der herben Wollust der türkischen Frau verging das Leben der schlanken Moreska zu den Zeiten, wo die edeln Ommajadenabkömmlinge, Abderrhaman und Munamie, mit ihren Rittern Lanzen brachen und heitere Galanterie blühen ließen. Die Spuren von dieser freiern Auslegung des Korans finden wir noch in den Sitten der Moresken Nordafrikas. An Tarascon heben sich zum ersten male aus den kleinen maurischen Arcadenhöfen die breiten Schirme der Pinien, deren Anblick unzertrennlich ist mit dem Gedanken an den Mai von Südeuropa. Wunderbar bastillenähnlich ist das Maurenschloß von Tarascon gestaltet, so schnell und doch so unerschütterlich fest gebaut. Ein Blick wurde auf Arles geworfen. Die hohen Bogen des römischen Amphitheaters, dessen Riesenbau die Mauren schnell durch Aufsetzen von drei häßlichen viereckigen Thürmen und Zumauerung der untern Arcadenreihen zur Festung umschufen und von dessen trefflich erhaltenen Zinnen wunderbar glitzernde Myrthe in reicher Fülle herabnickte, die schlanken Cypressen des Aloyscamps, wo die Grabmäler des Römerthums friedlich neben den Blumen der christlichen Grabhügel blinken und wo der Heiland selbst dem heiligen Trophymus bei dessen Segensprechung über die Todtenstadt in aller Glorie erschien, luden fast unwiderstehlich zum Bleiben ein. Doch das Schiff ging übermorgen von Cette nach Algier, alles Dies mußte der ruhigern Rückreise verspart bleiben. Reizend ist's, wenn man sich des Reichthums der Rückreise im voraus freuen kann.

Hinter Arles gewinnt die Provence einen eigenthümlich wilden Charakter. Steppen-

haft heben und ſenken ſich flache Hügel, dürftig bewachſen; das Spaniſche Rohr nimmt brauſend weite Strecken ein, einzelne halbwilde Hunde durchſtreifen das Haideland, heiſer bellend, bis endlich faſt alles vegetative Leben in einer unheimlichen Wüſte erſtirbt. In einer Ausdehnung von acht Quadratmeilen liegt eine mehre Meter dicke Schicht von rund gewaſchenen Geſchieben, durch magern Lehm mauerfeſt zuſammengekittet, vollkommen horizontal, wie ein rieſiger Steinhaufen auf dem Grabe eines verbrecheriſchen Volks, pflanzenlos ausgeſtreckt. Der Wind weht hier im Winter ſchneidend wie nirgends in der Provence, im Sommer glüht der Sonnenbrand mit einer Intenſität ohne Gleichen auf dieſen Millionen reflectirender Kieſel, deren Fläche kein Baum, kein Strauch unterbricht. Die Wirkungen der Hitze ſind hier dieſelben wie in der Wüſte. Der von dem überhitzten Boden aufſteigende heiße Luftſtrom hindert die Thaubildung, dieſen Segen des regelloſen Sommers im Süden und die Luftſpiegelung zeigt, hier wie dort, Quellen, Seen und Palmengebüſche. Die Erde, in die man Bäume zum Schutz der Leute, welche die Eiſenbahn bewachen, gepflanzt hat, iſt von den Ufern der Rhône aus auf der Bahn hierher gefahren. So erhebend die unermeßliche Fläche des Meeres wirkt, ſo beklommen werden wir von der Macht des Eindrucks beim Anblick des todt hingeſtreckten, regungsloſen Erdbodens in großen, unfruchtbaren Ebenen, deren Anfang und Ende das Auge nicht ermißt. Zum Glück dauert hier die Unheimlichkeit des Eindrucks nicht lange. Die Eiſenbahn führt in 1¼ Stunde durch dieſe ſogenannte Crau und gleich darauf durch ein Hügelland voll zauberiſcher Vegetation. Nach dem Durchfahren eines tiefen Einſchnitts bei Conſtantine ſcheint ſich plötzlich die ſchwere Erde zu ſpalten, es wird Licht und das blaue Mittelmeer in unbeſchreiblichem Glanze, mit ſilberner Brandung und ſchroffen, röthlichen Felsufern, auf denen ein Schloß mit ſo ſchönen Formen, als ſei es ein Feenwerk, liegt, breitet ſich aus vor den Augen des entzückten Reiſenden. Dann gibt es wieder tiefe Einſchnitte und Laubholzſtrecken zu durchfahren und immer blickt das Meer, wie mit ſehnſüchtigen, blauen Augen zwiſchen den Feigen-, Pinien- und Oelbaumgipfeln hindurch, über die ſich, melancholiſch ſtreng, die dunkle Pyramide der hohen Cypreſſe erhebt. Die Tamariske (Tamarix gallica), die Uferfichte (Pinus maritima) bedecken die Lehne von der Höhe, auf der die Eiſenbahn fährt, bis zu dem Meeresufer mit ihrem gilblichen Laube und wunderbar feinem, im Winde wallenden Nadelgefieder; das bläuliche, grasartige Blatt der Gartennelke (Dianthus caryophyllus) drängt ſich zwiſchen dem Geſtein hervor und die Myrthe zittert mit ihren glitzernden Blättern hier und da als Unterholz. Wunderbar mit dem Bunt des unter uns liegenden Ufers contraſtirte die jenſeits liegende, gebirgige Küſte der Buchten, an deren Rande wir hinglitten. Buſig und tiefgeklüftet, bald ſchroffe Felskämme in die leichte, ſpielende Brandung ſchiebend, bald ernſt und tiefblau zurücktretend, von noch dunkler gefärbten Pinienbüſchen gekrönt und rechts als maſſige Erde gegen das unendliche Licht des zitternden, beweglichen Waſſers charakteriſirt, lag es da, punktirt von den weißen Mauern glücklich gelegener Villen und Dörfer. Doch fehlen hier dem Auge die friſchen, beruhigenden Flächen unſerer nordiſchen Wieſen. Nichts davon hier im allzu fruchtbaren Süden, wo die geſelligen Pflanzen mehr und mehr dem Zuſammenſtehen unzählig verſchiedener Vegetationsgeſchlechter weichen. Jenſeit des Paſſes von Montélimart hat der Reiſende die letzten Wieſen, die letzten Flächen mit geſelligen Gräſern bedeckt geſehen. Hier, wie im ganzen Süden, werden ſie kümmerlich im landſchaftlichen Eindrucke durch das Grün der Saat, das Graugrün der Artiſchockenfelder erſetzt. Endlich tritt der Zug an den mächtigen Nerthetunnel. Er iſt einer der größten der Welt, faſt zwei Drittel deutſche Meile lang. Die 24 Lichtöffnungen deſſelben gehen wie blaue Blitze vorüber, zehn Minuten lang glimmt die röthliche Flamme der Wagenlampen allein vor den lichtgewöhnten Augen. Es iſt, als ſei der Tunnel mit ſeiner Finſterniß geſchaffen, um die Glorie des Bildes, das ſich beim Austritt aus demſelben entrollt, doppelt hell in die Seele ſtrahlen zu laſſen. Da ſchießt der Zug durch

eine phantastische, kurze Schlucht mit so wunderlichen Felsformen, daß man sich in ein Nordgebirge versetzt glaubt, ins Freie. Das geblendete Auge schließt sich, denn unten, oben, allenthalben ist blaues, fröhliches Himmelslicht, als flöge die schwere Masse des Convoi im Aether. Da liegt rechts das Meer unendlich gespannt, keine Bucht mehr, mit Ufern jenseits, sondern das Mittelmeer selbst in all seiner Majestät. Segel an Segel schwankt leise auf der feingerippten, blauen Fläche, bis sie in der Ferne gegen den Azur des Meeres glänzen, als ständen die Sterne der Nacht auf dem blauen Tageshimmel. Da ist das europäische Raubgeschwader, der Dampfer mit seinem dunkeln, lange auf dem Wasser ruhenden Kometenschweife und den beweglichen Silberwirbeln an seinen Borden und da fand ich endlich die barbaresken Formen der Tartanen, Heluken und Schebecken mit ihren dreieckigen, geierflügelartigen, lateinischen Segeln, bei deren Anblick Fez, Tunis, Seeräuber und alle Barbareskenpoesie vor der Phantasie auftauchen. Und diese Ufer, wie weich, breiter und behaglich an dem blauen Meere hingestreckt! Rothe, lachende Villendächer zwischen der unendlichen Nüancirung des Grün, vom Smaragd des Feigenbaumsprossers bis zum Schwarz der Piniennadel, und dazu das Rosa und Weiß der Blüte von Mandel, Pfirsich und Apfel in den terrassenförmig vom Meere aufsteigenden Gärten, deren Damit sich um die Schlösser und Villen der Geldaristokratie von Marseille zu wahren, köstlichen Blumensträußen sammelt, so zierlich, so reich, wie wir die Farben nur in den Blumentischen feinsinniger Frauen geordnet finden. Da fliegen beim Gange des Zuges die schönen Schlösser des Königs René, das Schloß der Angeladen vorüber, das jetzt die Grafen von Castellane mit allem Reize umgaben, den ein glücklicher Himmel und der Reichthum zu entwickeln erlauben. Endlich klingt uns, nach dem Durchfahren eines zweiten, kürzern Tunnels, Musik und Jubel entgegen, das „Chalet", der beliebteste Vergnügungsort von Marseilles Umgegend, fliegt vorbei, die bunte provençalische Tracht drängt sich dort durch einander und der kurze, gedrungene, unschöne Menschenschlag gafft den Zug mit intelligenten, ungutmüthigen Augen an.

Ueber alle Dem links stehen, ernst und tiefblau, im hellen Himmel die edel geformten Gipfel der Seealpen und vor uns, bald verschwindend, bald auftauchend, liegt das schöne Marseille mit seinem breiten Hafen und im Meere wie eine Wolke schimmernd das Château d'If und andere kleinere Inseln. Der Bahnhof in Marseille liegt auf einer Esplanade, welche die Stadt beherrscht und nur ein Gleis zweigt sich nach dem Hafen mit steilen Neigungen ab. Ein zweiter Bahnhof rechts umfaßt den Güterdienst. In Marseille ist man zuerst wirklich im Süden! Der letzte rauhe Hauch ist hinter dem Nerthegebirge geblieben und die Breite von Livorno übt ihr Recht. Man bleibe im Hotel d'Orient! Zum ersten male in Frankreich noble Räume und ein entzückender maurischer Hof mit Lorber und Laurustinus und Oleander und Springbrunnen, dunkle sonnengeschützte Treppen; mit buntem, glasirtem Backstein gepflastete Zimmer, die Tische kühl, von Marmor, Jalousieen, da hinter seidene Gardinen, sodaß durch deren Dunkelroth die provençalische Sonne in schmalen Streifen glüht, ein Licht, das eine Siesta paradiesisch halten läßt. Und vor allem Reinlichkeit (ein fast unerhörtes Wort in der Provence), eine feine, freundliche Wirthin, echt französische Matrone von der elegantesten Tournüre in dunkler Tracht und weißem Spitzenhäubchen, deren noch schöner Hand ein zahlreiches Dienstpersonal lautlos folgt, kurz ein so behaglicher Gasthof, daß man des schönen Orts ohne Rückhalt froh werden kann. Und das ist so schwer in Südfrankreich, wo man oft, mitten im Genießen, mit Schauder an das „home" des Gasthofs mit seinem wahrhaft unglaublichen Schmuz, seinem unhöflichen Dienstpersonal und seinen betrügerischen Wirthen denkt. Ich traf es gut in Marseille. Man sagt, das Wetter sei stets extrem da. Der Mistral wehe nicht, er brülle; die Sonne scheine nicht, sie senge. Ich fand ein himmlisches Frühlingswetter, wie in Deutschland Anfang Juni, unbeschreiblich süß nach dem Winter von Paris, dem ich vor kaum drei Tagen

entfloh. Die Pelze wurden verpackt und der Wirthin bis zur Rückreise zum Verwahr übergeben. Der preußische Consul in Marseille ist ein Lichtenstein, Sohn des großen Naturforschers. Wo der Name Lichtenstein sich in mein Leben webt, da ist auch Glück verbunden. Der Consul, der mir befreundet ist, exferte sich in Gefälligkeiten für mich. Ich fand an ihm den liebenswürdigsten Führer der Stadt und Umgegend. Wir waren auch nach Roquefavour, zu dem riesigen Aquäducte hinaus. Wie wunderschön spannen sich die Bogenarcaden desselben zwischen den Felsen! Kühn, leicht und fein im trefflichsten Gleichgewichte steigen Pfeiler und Bogen empor auf die gewaltige Höhe von 289 dresdener Fuß, während die oberste kleine Bogenreihe 1400 dresdener Fuß lang ist. Der Aquäduct bildet einen Theil eines Kanals, der einen Arm der Durance nach Marseille führt, wo früher Mangel an süßem Wasser herrschte. Der Querschnitt der Wassermasse, die sich über die Brücke bewegt, ist 48 Quadratfuß, ihre Geschwindigkeit sehr bedeutend, das Gewicht des Wassers, das auf der Brücke ruht, ist jederzeit zwischen 30,000 und 35,000 Centner oder das fünffache Gewicht des schwersten Eisenbahnzugs. Der Aquäduct besteht aus zwei Bogenarcaden mit einem dritten niedrigen Bogenaufsatze. Unterschieden von dem in Deutschland herrschenden, in ästhetischer Hinsicht nicht zu billigenden Brauche, große Bauten von so glatt bearbeiteten Steinen herzustellen, daß sie durch die Schattenlosigkeit ihrer Flächen etwas unbeschreiblich Langweiliges und den Charakter riesiger Pappearbeiten erhalten, hat man den Roquefavour Aquäduct aus rauh behauenen, großen Quadern aufgethürmt, die oft 12—14 Zoll reihenweis übereinander hervorragen und dadurch die Constructionslinien nicht allein sehr schön markiren, sondern auch den Anblick des Bauwerks in die reinste Harmonie mit der Großartigkeit der umgebenden Scenerie bringen. Die vorragenden Steinschichten haben auch dazu gedient, das Gerüst für den Fortbau der Pfeiler und der Bogengerüste zum Schlagen der Wölbungen darauf zu gründen, wodurch der Vortheil erreicht worden ist, daß dasselbe einfache Gerüst, von Stufe zu Stufe beim Höherbau emporgehoben, für die Ausführung aller Theile der Brücke diente, daher außerordentlich wenig Holz enthielt und demzufolge blos 180,000 Francs kostete. Der Bau ist in seiner Schlankheit und construirten Gliederung, die wiederum so unbeschreiblich schön ist, ohne Vergleich technisch und ästhetisch die schönste große Brücke, die ich kenne und ich habe den allergrößten Theil der berühmten Bauwerke dieser Art in Europa gesehen. Nur der noch höhere Alcantra Aquäduct bei Lissabon, das größte Brückenbauwerk der Welt, soll, da er nur eine Bogenreihe hat, noch kühner und erhabener geformt sein. Jede dieser Bauten ist höher als die bekannte Ueberbrückung des Götzschthals in Sachsen. Der Bausstein des Roquefavour-Aquäducts ist gilblicher Marmor, den man in der Nähe bricht und dessen Farbenton trefflich in den lichten Glanz der Scenerie paßt. Der ganze Kanal ist über fünf deutsche Meilen lang und tritt aus einem langen Tunnel auf den Aquäduct. Die Aussicht von diesem ist wahrhaft himmlisch, über das Vorgebirge der Cevennen hin bis auf Marseille und das blaue Meer. Der Erbauer des Kanals und Aquäducts ist Montricher, ein höchst genialer Ingenieur, deren Frankreich beneidenswerth viele besitzt. Großartig in seinen Ansichten, stolz in seinem Auftreten, gewährt sein Begegnen den Eindruck, daß man einem wahren Meister gegenüberstehe, den das Bewußtsein seiner Kraft den Kopf mit Fug und Recht hochtragen läßt. Er pflegt es gern anzuführen, daß der Aquäduct genau in der Form im Thal von Roquefavour stehe, wie er ihn auf seinem Zeichnentische eigenhändig entworfen habe. Es ist eine herrliche Mischung von Künstler und Ingenieur in dem Manne, sonst wären auch seine Werke (unter denen sich nicht weniger als sieben Ketten- und drei Steinbrücken über die Rhône finden) nicht alle ebenso gut construirt wie edel und schön in der Erscheinung. Auch flößen sie dem betrachtenden Kenner durch die auf die Spitze getriebene Zierlichkeit und Grazie der Theile und durch unnachahmliches Gleichgewicht ein Gefühl der behaglichsten Sicherheit ein. Den Genuß der antiken Wunder

von Nimes, des Naturzaubers von Montpellier, auf die Heimreise verschwend, fuhr ich Tags darauf nach Cette zur Einschiffung nach Afrika.

(Der vierte Artikel: Die Seefahrt, in nächster Nummer.)

Die Russen vor Konstantinopel.

Ein historisches Nachbild.

Als Katharina II. sich in ihren großen, weitsichtigen Eroberungsplänen wiegte, ließ sie auf das Abendthor der Stadt Cherson in Südrußland schreiben: Hier geht der Weg nach Konstantinopel.

Das war eine Erinnerung an die Vergangenheit; denn der erste, glänzende Name in den russischen Annalen ist Zaregrad, die Stadt der Cäsaren, die tempelreiche, gefeierte; sie soll auch die letzte Beute des russischen Adlers sein. Zaregrad ist Byzanz oder Konstantinopel.

Schon damals, als nur noch einzelne, zerstreute Slawenstämme die Steppen um Wolga und Don durchzogen, gab es einen alten, vielbesuchten Handelsweg von Nowgorod nach Byzanz, der Stadt mit den goldenen Zinnen. Ihre Pracht, ihre Herrlichkeit erfüllte die Herzen nordischer Barbaren mit unvergänglicher Bewunderung, sie war ihr gelobtes Land, vor allen den germanischen Stämmen von den Küsten der Ostsee, die oft diesen Weg gewandert. Als sie, Rurik und seine Brüder an der Spitze, Nowgorod und die Gegend um den Ladogasee (862) gewannen, versuchten sie sogleich nach Süden vorzudringen und Zaregrad zu plündern. Das war in jenen abenteuerreichen Tagen, wo die Normannen, die Stammgenossen der Waräger, in ihren offenen Schiffen das Westmeer durchfuhren, Paris plünderten, auf den Wellen des Guadalquivir mit den spanischen Arabern fochten und wohin sie kamen, „die schreckliche Messe der Lanzen lasen", wie sie selbst sich zum Ruhme und den Christen zum Hohn sagten. Reiselust, Habgier und Kriegsbegeisterung jagte diese Scharen auch über Land. Auch den Normannen, die sich in Rußland niedergelassen, konnte ein friedliches Leben und Genießen erworbener Schätze nicht genügen. Zwei Jarle, Askold und Dir, von Rurik bei der Theilung des eroberten Gebiets übergangen, zogen nach Süden und eroberten Kiew, die berühmte Stadt am Dniepr, wo vor Zeiten nur eine einsame Schilfhütte gestanden, darin ein Fährmann wohnte. Hier sammelten sie ihre Genossen und fuhren auf 200 Booten den Strom hinab, überwanden seine Wasserfälle und erschienen im Schwarzen Meere. Konstantinopel zitterte, als diese ursprünglich skandinavischen Barbaren vom asiatischen Ufer bis hinüber zum Strande von Blachernä, den ein tiefer Graben und Palissadenwall schützte, ihre Barken aufstellten. Damals sprach die erschreckte Bevölkerung zuerst für diese Horden den Namen „Russen" aus, der zunächst der Name eines Stammes der warägischen Normannen war; sie ahnte nicht, daß er auf immer drohend an diesen Mauern widerhallen würde, wie der Klang der Kriegsdrommete.

Kaiser Michael III., der damals das griechische Reich beherrschte, war von der Hauptstadt entfernt, am thracischen Ufer des Aegäischen Meeres gegen die umherstreifenden Araber beschäftigt. Auf die Botschaft seines Feldherrn, Niketas Oryfas, von der Gefahr seiner Hauptstadt, eilte er in ihre Mauern zurück. Mit den Barbaren zu schlagen, wagte er nicht, er schloß sich in den Palast von Blachernä mit dem Patriarchen Photius ein und verbrachte die Nacht in Gebeten und Andachtsübungen, während die Flammen der Dörfer und Landhäuser, welche die Russen auf dem asiatischen Ufer in Brand steckten, weithin über die Propontis leuchteten. In solcher Noth konnte nur das Palladium Konstantinopels wirksame Hülfe bringen. In der Kirche Unserer lieben Frau zu Blachernä wurde ein kostbares, wunderthätiges Gewand der jungfräulichen Mutter Gottes bewahrt, zwei fromme Patricier hatten es aus Jerusalem mit heimgebracht und in jener Kapelle

niedergelegt. Von allem Volk begleitet, unter Klagen und Weinen, trugen der Kaiser und der Patriarch dies heilige Gewand aus der Kirche an das Ufer und tauchten es ins Meer. Noch eben war Windstille gewesen, eine glatte, unbewegliche Flut; jetzt aber erhob sich plötzlich der Sturm, hoch auf schlugen die Wellen. Da wurden die Schiffe der Russen zerschlagen, an den Strand und auf die Felsen getrieben, sodaß Wenige dem Verderben entrannen und Askold und Dir überwunden nach Kiew heimzogen. Doch nicht mit solch ärmlichem Wunder begnügte sich die heilige Jungfrau, sondern sie lieh in den Herzen Derer, die sie bekämpft hatten, ein Gefühl der Bewunderung und des Schreckens über ihre Gewalt aufglimmen und als fromme Mönche unter den Warägern die Heilslehre des Evangeliums zu verbreiten anfingen, fanden sie für ihr Wort schon bereite und empfängliche Gemüther.

Selten wird sich eine Volkssage finden, die so unbewußt die innersten Beziehungen zweier Länder dargestellt und gleichsam die Geschichte des ganzen Volks vorgebildet hätte. Denn jener unglückliche Ausgang ihrer ersten Heerfahrt schreckte die Normannen von den unnahbaren Zinnen Konstantinopels nicht ab. Schon 907 wagten sie unter Oleg einen neuen Raubzug. 2000 Barken, jede mit 40 Kriegern besetzt, fuhren die bekannte Straße durch den Dniepr hinab ins Schwarze Meer, während die geharnischten Reiter am Ufer des Flusses durch Bessarabien und die Bulgarei zogen, da wo Diebitsch Sabalkanski 1828 sein Heer entlang führte, in jenen Gegenden, wo jetzt wieder russische Fahnen wehen. Es ist die alte Heerstraße nordischer Eroberer. Diesmal war der Sieg mit ihnen, umsonst suchte sie der sternkundige Leo VII. durch Beschwörungen und Anrufung der Heiligen aufzuhalten. Den Hafen von Byzanz hatte er durch eine Kette sperren lassen, aber Oleg befahl seinen Kriegern, wie die alte Chronik erzählt, die Boote auf große Räder zu setzen und als sich ein günstiger Wind erhob und in die Segel blies, rollten die Schiffe quer über die Gefilde zu den Mauern der Stadt. Wie das die Griechen sahen, erschraken sie und schickten Bischöfe und vornehme Männer aus der Stadt und ließen Oleg und den Warägern sagen: „Zerstöre Zaregrad nicht, den Ruhm der Welt, wir wollen dir Tribut zahlen, soviel du verlangst!“

Merkwürdig, dieselbe Kriegslist, die hier als Sage erscheint, brachte, Jahrhunderte später, Konstantinopel historisch in die Hände der Türken. Sultan Mohammed II. hatte vergeblich versucht, die Hafenkette zu sprengen, welche von genuesischen Galeeren vertheidigt wurde, als ihm ein Renegat vorschlug, einen Weg vom Bosporus bis zum Hafen zu ebenen, denselben mit Balken, die mit Talg beschmiert waren, zu bedecken und darauf die Schiffe entlang zu ziehen. So wurden 80 Galeeren fast zwei deutsche Meilen lang vom Dorfe Beschiktasch bis zu den Thürmen der Vorstadt Galata über Land gezogen und dort wieder in den Hafen gelassen.

Damals wurden die Russen durch Gold, seidene Zeuge und vortheilhafte Handelsbedingungen zur Rückkehr bewogen und so oft sie auch noch Konstantinopel mit Feuer und Zerstörung bedrohten, ein günstiges Geschick bewahrte immer die gefährdete Stadt. Später (970) ist um den Besitz der Donaufürstenthümer, in denen damals die Horden der Bulgaren wohnten, zwischen den Griechen und Russen blutig und blutig gefochten worden; da gewann vor Allen der Achilles der altrussischen Gedichte, Swätoslaw, seinen Heldenruhm. Die Fruchtbarkeit der Gegend, der breite Strom, auf dem reichbeladene Schiffe beständig von Ost und West fuhren, fesselten sein Herz, er wußte was sie werth waren, und dann erfüllte ihn jene Sehnsucht nach dem Süden, die im Charakter nordischer Helden liegt. Zu den versammelten Bojaren sprach er: „Wahrlich, es gefällt mir nicht mehr in Kiew, wol aber möchte ich an der Donau wohnen, denn dort ist die wahre Hauptstadt meines Reichs, alles Gute der Welt strömt dort zusammen, die Griechen schicken Gold und die schönsten Stoffe, Wein und Früchte, aus Böhmen und Ungarn kommen Silber und Rosse,

aus Rußland ſelbſt Pelzwerk, Wachs, Honig und Sklaven." Die Bojaren zogen ihre Schwerter und jubelten ihm zu. Seine greiſe Mutter, Olga, aber hielt ihn zurück: „Sieh, ich bin alt und krank, warum willſt du mich jetzt verlaſſen? Begrabe mich erſt, dann ziehe, wohin du willſt." Nach dreien Tagen ward ſie (969) in die Gruft geſenkt und Swätoſlaw wandte die Zügel ſeines Pferdes zur Donau. Viel Heldenthaten ſind dort ausgeführt und vergeſſen worden, aber vorwärts kamen die Ruſſen nicht, da die Griechen unter einem mannhaften Kaiſer, Johannes Izimiſkes, ihnen einen verzweifelten Widerſtand entgegenſetzten, ſie fochten um das Beſtehen ihres Reichs. In einer Schlacht gegen die Petſchenegen, am Ufer des Dniepr, ſtarb Swätoſlaw, ſeine in Gold gefaßte Hirnſchale diente ſeinen Feinden zum Pokal.

Die Strömung der ruſſiſchen Macht geht naturgemäß nach Süden. Jahrhunderte der Unterdrückung, als die Mongolen das Land beherrſchten, Bürgerkriege und Schwäche der Fürſten haben ſie nur zeitweiſe aus dem Auge entſchwinden laſſen, verſiegt iſt ſie nicht, um ſo weniger, da die angeborene Eroberungsluſt jedes kriegeriſchen Volks bei den Ruſſen noch von religiöſer Begeiſterung angefacht wird. Nicht allein eine goldene, ſondern auch eine heilige Stadt iſt ihnen Konſtantinopel, das Rom der Griechiſchen Kirche.

Denn Wladimir I. iſt es geweſen, der 988 die Griechiſche Kirche in Rußland erhob, einzelne Anhänger hatte ſie ſchon lange gehabt. Der Sage nach haben ſich die Prieſter aller Religionen bemüht, die Seele des Großfürſten ihrer Lehre zu gewinnen. Viele Jahre war er ein eifriger Anbeter ſeiner vaterländiſchen Götter geweſen und hatte dem Bilde des Perun vor ſeinem Thurmhofe einen ſilbernen Kopf aufſetzen laſſen. Als nun ſein Herz ſich von den Götzen abwandte und von Zweifeln gequält ward, ſprachen zuerſt zu ihm die Mohammedaner von Allah, dem Propheten und den Houris des Paradieſes. Wladimir liebte die Frauen ſehr und faſt hätten ihn die lieblichen Gebilde jenes Himmels gewonnen, wäre nicht der Wein den Gläubigen im Koran verboten worden. „Geht", ſagte er darum zu den Mohammedanern, „der Wein iſt der Ruſſen Luſt!" Den Juden antwortete er zornig „Wie wagt ihr es, Fremde zu belehren, da euch Gott verſtoßen und über die Erde verſtreut hat?" Den tiefſten Eindruck machte die Schilderung der Hölle und der Qualen der Verdammten auf ihn, die er aus dem Munde eines griechiſchen Mönchs vernahm. Doch ohne Einwilligung ſeiner Bojaren wollte Wladimir die Tempel der alten Götter nicht zerſtören und er ſandte die Weiſen ſeines Reichs in die Lande umher, um ihm und den Seinen wahrhafte Kunde von dem Gottesdienſte der andern Völker zu bringen. Bei ihrer Rückkehr erzählten die Geſandten, wie ihre Augen und ihre Herzen von den Wundern der Pracht bei der Sonntagsfeier in St. Sophia entzückt worden und ſie ſich gleichſam in den Himmel hätten verſetzt geglaubt; alles Andere ſei nichts als Schatten und Traurigkeit, dort allein, inmitten jener Herrlichkeit, wohne der wahre Gott. So wurde Wladimir zum Chriſtenthum bekehrt, eine Heirath mit der Prinzeſſin Anna von Griechenland befeſtigte ſeinen Glauben, er hieß alles Volk von Kiew an den Dniepr gehen und dort die heilige Taufe empfangen. Sie gehorchten mit Freuden, „denn", ſagten ſie, „würden der Zar und die Bojaren jenen Gott anbeten, wenn er nicht allmächtig wäre?"

Dies iſt das Band, welches Moskau und Konſtantinopel vereinte, das die Türken, wenigſtens äußerlich, zerriſſen haben. Der Griechiſchen Kirche wird die Prophezeiung unvergeßlich bleiben, daß die Herrſchaft der Osmanen in St. Sophia keine dauernde ſein wird; und ſo iſt den Ruſſen Konſtantinopel Das geworden, was im Mittelalter den abendländiſchen Nationen Rom oder Jeruſalem war. Die katholiſche Kirche hat ihre Kreuzzüge gehabt, auch die griechiſche wird ſie haben. Kann ſie gleich nicht die Maſſen mit jener Trunkenheit, der Schwärmerei erfüllen, wie die Worte Urban's II. Europa für das Heilige Grab in Bewegung ſetzten, weil ſie nicht eine freie, gebietende Macht iſt wie das Papſtthum, ſo vermag ſie doch im Dienſte kaiſerlicher Staatskunſt eine Gährung zu erzeugen, ein

Feuer unter der Erde, das den Eroberungsgelüsten eine unüberwindliche Kraft verleihen wird.

Der Gedanke, die vereinten slawischen Stämme auf die Türken zu werfen, ist nicht neu; schon vor Jahrhunderten sagte der Polenkönig Stephan Bathori zu den Gesandten Iwan's des Schrecklichen: „Lassen wir eitle Streitigkeiten fahren, Russen oder Polen, wir sind Alle Slawen! Haben wir nicht Eine Fahne, Einen Feind? Sollen uns länger die geringen Unterschiede unsers Gottesdienstes trennen? Nein, Krakau sei wie Moskau und Nowgorod wie Wilna!" Jener seltsame, ehrgeizige Abenteurer, den die Geschichte den Falschen Demetrius nennt, hing denselben Plänen nach: er war mit Polen verbündet, er nahm französische und deutsche Krieger in Sold gegen die Tataren der Krim. All diese Entwürfe scheiterten an dem Widerstande der Griechischen Kirche: sie wollte von keiner Vereinigung mit den Polen und andern Slawen, die Katholiken waren, wissen. „Lieber die Osmanen zu Herren, als die Lateiner zu Verbündeten!" sagten die Einwohner von Konstantinopel, als Sultan Mohammed die Mauern stürmte. Unzweifelhaft verdankt das russische Volk seiner Geistlichkeit viel: unter dem Joche der Mongolen hat sie durch die Religion die Nation zusammengehalten, ihr den Glauben an die Rechtgläubigkeit ihrer Lehrer ins tiefste Herz geprägt und sie gelehrt, die andern Völker als heidnisch und gottverworfen zu hassen und zu verfolgen. Wie die Spanier im Mittelalter, sind die Russen durch beständige Schlachten mit den Mohammedanern groß geworden: sie haben Fußbreit ihr Land über sie wieder erobern müssen. Wie erklärlich, daß sie ihre Gbfeinde bis auf den Tod bekämpfen! Wir verkennen die Volksthümlichkeit eines Kriegs gegen die Türken bei den Russen, weil wir nur den Ehrgeiz der Herrscher darin sehen. Die Russen sind eben noch ein stummes Volk, das erst durch den Mund des Zaren sprechen lernt.

Und die Osmanen? Sie selbst glauben nicht an die Dauer ihres Reichs in Europa. Einmal müssen die feindlichen Elemente, die es bilden, sich scheiden und auseinandersetzen. Seit langer Zeit lassen sich die vornehmsten Türken auf dem asiatischen Ufer des Schwarzen Meeres begraben, damit der Fuß keines Giaur dereinst ihr Grab besuche. Als Sultan Mohammed siegreich den kaiserlichen Palast von Konstantinopel betrat, sagte er die Verse eines persischen Dichters: „Die Spinne hat ihr Netz in den Sälen der Kaiserburg aufgehängt und die Eulen sitzen in den Thürmen von Afrasiab." So war das erste Wort des Siegers ein Erinnern an die Vergänglichkeit irdischer Größe und seiner eigenen, ein Omen für die Herrschaft, die er gestiftet.

Man mag in dem Kampfe, der jetzt an der Donau und auf dem Meere gekämpft wird, Sympathieen haben, welche man wolle, die Geschichte redet ihre Sprache für sich. Und was auch Völker vollbringen oder erdulden mögen, keine Sache der Menschheit wird verlorengehen.

Zum häuslichen Herd.

Aus einer Reihe von Aphorismen, die uns zur Einsicht mitgetheilt werden, möge man folgende prüfen:

* * *

Schön ist Alles, was die Sinnlichkeit befriedigt, ohne die Sittlichkeit zu verletzen.

* * *

Nichts Widerlicheres gibt es als einen beschränkten Kopf mit einiger Bildung.

* * *

Der Dichter hat in unsern Tagen zwei Wege berühmt zu werden. Entweder huldigt er einer bestimmten Form und selbstgeschaffenen Manier — dieser Weg ist der kürzeste; oder er huldigt allein dem Stoff und dem Inhalt — dieser ist der langsamere, aber sichere.

Anregungen.

Die Flora der Winterlandschaft.

Auch im Winter bietet die Natur liebe und freundliche Gaben. Wir brauchen uns nicht mit den Eisblumen am Fenster zu begnügen, die obendrein der warme Ofen wegthaut; draußen im hohen Fichtenwalde gibt es lebendige Reize. Wir freuen uns der hohen, schnurgeraden Stämme, wir bewundern die mathematische Genauigkeit ihrer Structur. Spiralförmig ordnen sich die Aeste am Stamm, die Nadeln am Zweig, die Schuppen am Zapfen. An der Zahl der Aeste erkennen wir das Alter des Baums; auch die Geschichte desselben verräth sich uns, denn jener kräftige Ast deutet auf ein gutes, jener verkümmerte auf ein schlimmes, ein trockenes Jahr. Aber nicht allein in diese junge Vergangenheit, viele, viele Jahrtausende zurück versetzt uns der Anblick dieses Waldes, wenn wir ein wenig Geologie verstehen. In einem frühern Lebensabschnitt unsers Erdkörpers gab es nur Bäume dieser Art; gewaltige Stürme und Fluten entwurzelten sie und rüttelten sie zusammen und überdeckten sie mit Schlamm- und Sandmassen: so treten sie uns heute in mächtigen Steinkohlenlagern entgegen. Die bildende Natur schuf ihre Erstlingsgestalten äußerst regelmäßig, sie maß all' Verhältnisse genau wie mit dem Zirkel ab; erst später gestattet sie sich eine künstlerische Freiheit, die mit reicher Erfindung waltet, die aber nie zur wilden Unordnung ausartet, vielmehr die bloße Symmetrie zur Schönheit verklärt. Man vergleiche den antik-mathematischen Nadelwald mit dem modern-phantastischen Laubgehölz.

Der Fichtenhain, durch den wir im Winter wandern, ist ein wahrer botanischer Garten für viele tausend Species von Kryptogamen, blütenlosen Gewächsen. Die anmuthigsten und nützlichsten derselben sind die Moose, die als zarte, metallfarbige Lebermoose und als kräftige, fleischgrüne Laubmoose in dem feuchten Schatten des Waldes üppig gedeihen. Sie schützen die Wurzeln der Bäume, indem sie übergroße Hitze und übergroße Kälte abhalten. Sie fangen begierig den Regen ein und führen dem Waldbach in gehörigen Portionen sein Wasser zu. So wahren sie ihn vor dem Austrocknen wie vor verheerenden Ueberschwemmungen. Die Moose sind aber noch etwas mehr als ein artiger Baustoff zu niedlichen Bänken und Hütten für Liebende oder ein Kitt für zugige Fenster; sie haben ein wichtiges Amt im Haushalte der Natur.

Mit den Moosen werden oftmals die Flechten verwechselt, die als Ueberzug von Steinen und Bäumen, auch freiwachsend auftreten. Sie sind unschuldige, harmlose Wesen, die nur von der Luft leben; ruhig kann man sie auf Baumrinden wohnen lassen, sie sind keine Schmarotzer, die den besten Saft für sich nehmen. Die einfachsten unter ihnen sind die Krustenflechten, schmiegsame Ueberzüge von gelblicher, graulicher, bräunlicher Farbe mit dunklern Punkten; durch verschiedene Farbentöne erhalten sie oft das Ansehn einer Landkarte, eine Abart derselben, die Schriftflechte, trägt wundersame hieroglyphische Zeichen. Die Schildflechten sind schon etwas vornehmer, sie haben selbständige, blattartige Lappen; diese Gattung gibt Felsen und Ruinen ein ganz besonderes, verödetes, melancholisches Ansehen; sie dürfen deshalb in einem Landschaftsgemälde von Matthisson'scher Stimmung niemals fehlen. Am erhabensten ranken sich die Strauchflechten, die im Walde eine Caricatur des Waldes bilden; sie haben Stämmchen und Aestchen, blattförmige Büschel darauf und becherförmige Früchte. Zu dieser Art gehören zwei sehr nützliche Gewächse: die Rentierflechte und das Isländische Moos. Sehr komisch sind die Bartflechten, die sich an Aeste und Zweige hängen und den Bäumen ein greisenhaftes Aussehen geben. Man pflegt dann irrigerweise von „bemoosten Tannen" zu sprechen. Auf den asiatischen Steppen gibt es wandernde Flechten, die vom Sturme bald dahin bald dorthin getrieben werden und ihren Wohnsitz ebenso oft verändern wie die Nomadenstämme jener Länder.

Weit weniger liebenswürdig als die Flechten sind im Winterkleide der Natur die so grellfarbigen Pilze, die Erzeugnisse der Fäulniß und die gefährlichsten Schmarotzer. Das Grün, die beste Farbe des Pflanzenreichs, fehlt ihnen fast durchgängig. Ihr reißend schnelles Wachsthum ist zum Sprüchwort geworden. Die Phantasie der Natur arbeitet sich aus in der unendlichen Mannichfaltigkeit ihrer Gestalten: in Deutschland allein zählt man über 4000 Arten. Eine chemische Eigenthümlichkeit der Pilze besteht in ihrem Gehalte an Stickstoff, der sonst im Pflanzenreiche selten ist und vorzugsweise dem Thierreiche angehört. Wer hätte nicht längst bemerkt, daß gekochte Pilze der Fleischbrühe ähnlich duften?

Vielleicht gibt es in unserm Fichtenwalde irgend einen kleinen stillen Teich. Darin finden wir gewiß, freilich in weit geringerer Menge als im Sommer, die schlüpfrigen Algen- oder Wasserfäden. Wie die Pilze Kinder der Nacht, so sind sie die Kinder des Lichts, die Sendboten der grünen Farbe, die Erstlinge der Pflanzenschöpfung. Noch heute leben Algen im heißen Karlsbader Sprudel; sie haben auch Algen in dem

glühenden Ocean gelebt, der einst die Erde umflutete und aus dessen Tiefen damals nur erst wenige Felseneilande emportagten.

Roßmäßler hat in einem artig ausgestatteten Büchlein (Leipzig, Gressenecke) „Flora im Winterkleid" dies selbst im scheinbaren Wintertode noch fortblühende Leben der Natur zum Gegenstand einer lichtvollen und anziehenden Darstellung gemacht.

Die Pendeloraksl.

Vor länger als dreißig Jahren schon haben die mit einem an einem Faden aufgehängten Ringe hervorgebrachten Schwingungen Veranlassung gegeben, daß bedeutende Physiker Beobachtungen anstellten, die bei Erörterung der Frage des Tischrückens aufs neue beherzigt zu werden verdienen. Der Franzose Chevreul machte aufmerksam auf die Mitleidenschaft der Augen bei den Muskelbewegungen der Arme. Verband er sich die Augen, so fanden die Schwingungen nicht statt. Auge und Arm setzen sich gegenseitig in eine Schaukelbewegung, von der wir kaum wissen, wie sie kommt. Auch folgende Bemerkungen, die damals Chevreul machte, waren interessant:

„Wenn man z. B. Jemand gähnen sieht und hört, so werden unsere eigenen Muskeln gewöhnlich dadurch zu derselben Bewegung gereizt. Ich konnte Dasselbe von der Ansteckungsfähigkeit des Lachens sagen, und gerade dieses Beispiel unterstützt mehr als jeder andere analoge Fall meine Erklärung dieser Erscheinung, daß nämlich das anfänglich schwache Lachen bei längerer Dauer sich bis zum Krampfe steigern kann, in eben der Weise, wie wir die Schwingungen des Pendels unter der Rückwirkung des Blickes zunehmen sehen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß der Anblick gewisser Handlungen, die unsern Organismus sehr afficiren, oder die Darstellung derselben durch Wort und Geberde, ja selbst die schriftliche Mittheilung solcher Vorgänge gewisse Individuen zu denselben Handlungen veranlaßt, und zwar vermittelst der Tendenz zur Bewegung. Niemals würde der sogenannte thierische Instinct dasselbe Resultat haben, denn die Nachahmung wird durch Umstände bedingt, die ganz außer dem Bereich ihrer Willenskraft liegen. Die Tendenz zur Bewegung, auf die ich als erste Ursache einen großen Theil unserer Handlungen zurückführe, findet nur in jenem Zustande statt, den Magnetiseure den Zustand des Glaubens nennen. Meine eigenen Erfahrungen können die Existenz dieses Zustandes nur bestätigen. Der Pendel in meiner Hand bewegte sich nur so lange, als ich an die Möglichkeit dieser Bewegung glaubte. Nachdem ich später die wirkliche Ursache derselben aufgefunden hatte, war es mir nicht mehr möglich, sie wieder hervorzubringen. Die verschiedenen Nüancirungen des Zustandes, in dem wir uns befinden, regeln die verschiedenen Eindrücke, die wir von ein und derselben Sache empfangen, und wir gähnen nicht immer, wenn wir einen Andern gähnen sehen, und ebenso wenig steckt das Lachen jedesmal an. Der große Redner aber, der sein Auditorium für eine Ansicht oder Ueberzeugung begeistern will, geht nicht direct auf sein Ziel los; er fängt damit an, sein Publicum vorzubereiten, und nachdem er es ganz zu beherrschen glaubt, erst dann schleudert er den letzten Blitz seiner Argumente und siegt immer. Große Dichter und Schriftsteller gebrauchen stets denselben Kunstgriff. Sie disponiren ihre Leser für den letzten Eindruck, und siehe! wenn man einmal gefangen ist, gelingt er. Man studire nur bei den in Heerden lebenden Thieren das Verhältniß oder den Einfluß der Leitthiere auf die Heerde!"

So weit Chevreul. Abbé Moigno in seiner Zeitschrift „Cosmos" berichtet aus den „Comptes rendus" der Akademie zu Brüssel, ein deutscher Gelehrter hätte Herrn Quetelet einen Aufsatz über ein neues Mittel vorgelegt, um Drehungsbewegung in hölzernen Platten durch Elektricität hervorzubringen. Er fährt fort: Herr Quetelet hätte sich aus Achtung vor dem berühmten Namen dieses Mannes bewegen gefunden, die Sache zu untersuchen, hätte aber nicht die Ueberzeugung davon erlangen können.

Ueber das Tischrücken besitzen wir einen ganz vortrefflichen Aufsatz in Zechner's „Centralblatt für Naturwissenschaft und Anthropologie", Nr. 18, der allen Denen nicht genug empfohlen werden kann, welche sich darüber beklagen, die Naturforscher hätten sich um diese vermeintliche neue Entdeckung nicht bekümmert und immer nur mit vornehmer Verachtung auf die Operationen der Laien herabgeblickt. Wir kommen auf ihn gelegentlich zurück.

Die Geraer Operntext-Preisbewerbung.

In der von der Kanitz'schen Buchhandlung in Gera im Namen eines Musikfreundes ausgeschriebenen Preisbewerbung für den besten Operntext sind einhundertundvierzehn Concurrenten aufgetreten! Die drei Schiedsrichter, Liszt, Genast in Weimar und der Herausgeber dieser „Unterhaltungen" in Dresden werden, bei ihren mannichfachen Berufsarbeiten, Mühe haben, durch diese Fülle hindurchzukommen. Vor einem Vierteljahr wird der Preis (aus XII Thalern bestehend) schwerlich einem Sieger können zuerkannt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 15. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der stille Kapellmeister.

Erzählung in drei Capiteln.

Zweites Capitel.

Die Mühle.

Ein halbes Jahr hatte Kaspar die auf dem nassauer Markte erstandene Harmonica geübt und gepflegt und immer inniger gewann er dieselbe lieb. Sie war ihm um so theurer, als er, wenn auch widerstrebend, den Vater als einen Feind derselben betrachtete und dieselbe so viel als möglich geheimhalten mußte. Im Hause hatte er sie seitdem wol selten gespielt, aber im Freien war sie sein steter Begleiter und im Walde war ihm sein liebster Uebungsplatz. Selbst zu Scheuern hielt er seine musikalischen Umtriebe geheim und kein geringes Verdienst um seinen Schutz erwarb sich die Base, indem sie ihn mit mancherlei nach Vorsicht hinzielenden Rathschlägen bedachte. Der Winter war als feindlicher Gast in den Uebungsraum getreten, hatte Monate zu Ferien erklärt und unerbittlich das bunte Buch zugedeckt, aus welchem der Musiker seine Melodieen auserlesen; da hatte derselbe den grünen Sitz mit Schnee überzogen, die Noten von Baum und Fels und nahe und fern brummend und krittelnd abgeschüttelt und um das Ganze eine Decke gelegt, die ob ihrer Eiseskälte jeglichem Angriffe menschlicher Hände spottete. Trauernd kehrte der Abgewiesene heim, indessen blieb er in diesem Zustande nicht rathlos. Sinnend stand die Base neben ihm im stillen Schlafgemache. Stille bewunderten Beide die Lieblichkeit, mit welcher die volle Mondscheibe aus milchweißem Bette über den nahen Bergeswänden aufstieg, ihre trauten Strahlen gleich tröstenden, milden Gästen durch die dämmernden, erstarrten Erdfalten und um die glitzernden, funkelnden, bereiften Bäume und Sträuche hingleiten ließ. Mächtig erregte dies Bild die Phantasie des jüngern Zuschauers; unwillkürlich brachte derselbe seine Harmonica an die Lippen und indem er ſtät nach einer bläulichweiß erhellten Bergesspalte hinübersah, tönte leise ein bescheidenes Tonstück, ein zarter Ausdruck Dessen, was die Seele augenblicklich fühlte und gebar. In einem fernen blauen Punkte rang sich all sein Denken, all sein Fühlen um den ersehnten Sommer zusammen. Als es dort dann mehr und mehr an Farbenspiel gewann, die Töne von nahe wärmer und wärmer sich hinüberrangen, da

heben sich auch wunderſame Bilder in luſtigen Rahmen aus dem blauen Grunde und an dem trauten Bilde der Weihnacht vorüber zog der junge Geiſt hin in die Frühlinge ferner geliebter Lande mit ihrem bisher nie geſehenen Formen- und Farbenſchmucke, um dort freudigen Glauben an das baldige Wiederkehren der warmen Tage in der Nähe und ihre Feſte in mancherlei Accorden und Weiſen einzutrinken.

Kaspar war nun bald zwölf Jahr. Es gab ſchon manchen Hausſtreit über ſeine Verwendung zum Hausweſen. Aber der Lenz kam, ehe etwas beſchloſſen wurde. Wieder begannen die muſikaliſchen Regungen. Hart an dem hohen Ufer eines Bachs war jetzt der Orcheſterraum, wo Kaspar muſicirte. Wenn er ſo auf dem hohen Sitze unter den mit dunkelm Abendgoldſtaub reich beſtreuten Zweigen des Laubholzes ſaß und hinüberblickte nach dem von niedrigerm, wellenartigem Laublande weit hinausgerückten Weſten, der ſeine unvergänglichen Reize der Heimkehr der Sonne weihte, war es beim Blaſen ſo leicht und klar in ihm, daß er auch dem Geläute der Feſtglocken naher Thäler bis zum letzten Ton in andächtiger Faſſung zuhören konnte. An den letzten Ton dieſer trauten Ränder fernen Lebens reihete ſich ein langer, tiefer Accord aus ſeinem Inſtrumente und aus dem heimlichen Abendgeläute ward ſomit das Vorſpiel zu dem beginnenden Muſiktage. Alles, was die Pulſe der jungen Seele hier jemals bewegt, zog nun wie in buntgefärbten Luftmaſſen zu der brünſtig rufenden heran; harmoniſch webten alte Klänge, neue Empfindungen in neuen Weiſen in die läuternden, klaren Lüfte hinaus. In des Waldes heimliches Dämmern drangen die luſtig klaren Klänge. Was gab das leiſe Windesſtreichen in den nahen Föhrengruppen nicht an Tönen ein? Welch neue Saiten vermochte des Kieſelbachs trillerndes Rieſeln in ihm zu entdecken und zu berühren? Was konnte zu all dieſem Fühlen und glücklichen Faſſen eine beſſere Begleitung ſein als die vollen, brünſtigen Flötentöne, welche die erwachten geflügelten Buſchſänger mit den dunkeln treuen Aeuglein dem lieben Gaſte [illegible], bräutlich geſchmückten Mondnacht in gewiſſen Zwiſchenräumen zuriefen? Dieſe [illegible] von außen wirkten außerordentlich auf die in allen Quellen erregte und erwärmte [illegible]par's. Geläutert ſtiegen ſie aus ihr zu den willigen Lippen empor und in die durchdringenden Töne der Harmonica tönte es bald gar wie Geigenſtriche, Flöten und Orgeln hinein.

Aber wehe! Die Harmonica fand einen Feind, einen grimmen Gegner, im alten Gemmerich. Schon lange war ihm Kaspar's Blaſen und Träumen zuwider. Nicht lange mehr, Kaspar, und du wirſt aus deinem klingenden Paradieſe geriſſen ſein!

Lieber Junge, magſt du an dem Bache ſitzen und die Nacht erwarten im ewigen Anhauch deiner melodiſchen Luftſpalten, magſt du im Mondenlicht in einem Meere goldener Aehren, in denen weiße Mondſtrahlen funkelnd ſich brechen, dich wiegen, mögen leiſe Töne, ähnlich denen, wie ſie auf entſprechend zugeſchnittenen Kornſtengeln hervorgebracht werden können, aus dem Grunde der goldenen Wogen klingen — eines Abends ſchlieſſt du am Bache ein. Du erwachteſt erſt — am Morgen. Das war wol ein wunderbares Schauſpiel, dieſe erwachende Natur. Zarte Perlmutterfarben drängten langſam den Mondſtrahl hinweg, der lange genug mit Nachtigallenaugen gekoſt hatte; tiefere Tinten folgten und weckten von Thal zu Thal helle und dumpfe Morgenglocken, damit dieſe mit dem um Felſ und Schlucht ergoſſenen Morgenwinde harmoniſch ſich vermengten; dann widerſtrahlte Alles von einem Lichtmeere, das dem dankbaren, aber verdutzten Beſchauer die Augen blendete. Leiſe Schauer ſuchten ihn heim, als er unwillkürlich neben ſich in Gräſer und Mooſ taſtete und eine Fülle funkelnder Thauperlen ſchöpfte. Eine kleine Weile beherrſchte ihn unangenehme Ahnung, daß er über Hausesſtunde ausgeblieben und bereits vermißt ſein könnte. Verwirrt und beklommen ſchickte er ſich zur Heimkehr an. Aber nicht lange dauerte dieſe unwillkommene Spannung, denn die Erinnerung an den reizenden, märchenhaften Traum war zu mächtig, als daß er ihr lange hätte widerſtehen können. Alle Furcht vor dem Alten

lichen Tadel ward bald durch die Bilder verdrängt, die in wirrem Wechsel aus dem geheimnißvollen Rahmen des Traums gar lockend ihm herüberleuchteten. Allmälig jedoch begannen die kreisenden Punkte sich zu ordnen und als die Mühle fast erreicht und er dadurch wiederum an möglichen Tadel gemahnt wurde, stärkte mächtig ihn der Gedanke, daß gegen alles Dies der vergangene Tag ja hinlänglich Trost gewähre. Nun aber winkte schon die Nemesis. Er war vermißt und wie vermißt und wie gesucht worden! Es begrüßte ihn natürlich eine donnernde Fuge von Vorwürfen und Strafreden und wie der alte Emmerich die Harmonica, die Zauberflöte in den Händen des unglücklichen Nachtschwärmers erblickte, siehe, da ergriff er das der Mühle Verderben bringende Instrument und schleuderte es den schäumenden Fluten des Mühlbachs zu, daß es einen dumpfen Schall gab. Ein lauter Schrei des Bestraften antwortete dem Geräusch. Unwillkürlich riß es ihn in die Wasser, die mit ihm um den Fang rangen. Man sprang dem Knaben nach, zog ihn heraus, er war bewußtlos. Kaspar fand sich wol wieder, aber nicht sein Instrument.

Daß dieser Vorfall auf das künftige Verhältniß zwischen Vater und Sohn bedeutenden Einfluß haben mußte, ist erklärlich. Es vereinigte sich Verschiedenes, dem Letztern mächtig in den Weg zu treten. Der frühere Argwohn des Müllers, daß Kaspar Liebhabereien hege, die nach seiner Ansicht mit seiner ererbten Bestimmung gänzlich unverträglich, war seitdem zu der Ueberzeugung übergegangen, daß hier ein bedenkliches Uebel tiefe Wurzeln geschlagen und darum nur schnelles, kräftiges Handeln abhelfen könne.

Das Ereigniß am Mühlbache war für die Umgegend nicht verschwiegen geblieben. Leute, die den kleinen fahrenden Musiker hier und da im Freien belauscht haben mochten, kamen nun von allen Seiten und meinten durch ihr Lob die Bedrückung desselben zu lockern oder gar zu lösen; aber dies bewirkte im Gegentheil gegen ihn eine gereiztere Stimmung des Vaters und hatte nur strengere Maßregeln gegen ihn zur Folge. Angesichts Dieses war es denn nicht zu wundern, wenn auch der Lehrer von Scheuern ein für alle mal mit seinen Einwirkungsgelüsten brach. Man glaube nicht, daß der alte Schnurr, der einer frühen Neigung seines Sohnes so schroff entgegentrat, jedem väterlichen Gefühle fremd gewesen; er liebte Kaspar, wie es einer gesunden, knorrigen Natur möglich war, aber er setzte Alles daran, das Kleinste, was eigene Erfahrung und die Ueberlieferung zu Nutz und Frommen der Erziehung eines Müllerssohnes ihm anempfahl, mit Kraft und Ausdauer durchzusetzen. Der Gedanke an Musiker war ihm analog dem an eine bessere Art Landstreicher. Ging er ja ein mal in sich und dachte, daß Kaspar über dem Erlernen eines Instruments mit der väterlichen Bestimmung nicht zu brechen brauche, so drohte ihm alsbald der Argwohn, daß aus einem eifrigen Dilettanten — und einen solchen glaubte er der Zukunft des Sohnes alsdann nicht absprechen zu können — leicht ein nachlässiger Müller und weniger werden könne und darum überwarf er sich für immer mit diesem Punkte. Als bestes Mittel, jene jugendlichen Keime Kaspar's zu unterdrücken, däuchte ihm ein Hereinziehen desselben in den ernsten Kreis der Haus- und Gütergeschäfte. Die Art, die Bestimmtheit, mit welcher er dies ausführte, machten jede Beleuchtung seiner Handlungsweise von Seiten der Frauen unmöglich. Nebenbei hatte die Base Grund zu schweigen, denn sie fürchtete, durch irgend einen Umstand ihre frühere Schutzrolle gegen den ehemaligen heimlichen Musikmeister verrathen zu sehen und erkannte bestimmt, daß dies nur Grund zu mehren Zwistigkeiten, dem vom Familienhaupte eingeschlagenen Wege indessen keine andere Richtung geben würde.

Stille folgte Kaspar dem ernsten Vater, der ihn überall zu Arbeiten anleitete, welche seinen Kräften entsprachen. Sobald er unter den Augen desselben handtierte, war sein Wirken förderlich und zufriedenstellend, war er aber allein, so behinderte eine leicht errathbare Zerstreutheit ihn so empfindlich, daß die Folgen auffallen mußten. Manchen Ver-

weis mußte er darum hinnehmen, aber er war deßhalb nicht unkindlich gegen den väterlichen Führer gestimmt. Man erwäge seine Jugend, aber zweifle nicht, daß er demselben weder heimlich noch offen gegenredete, wol aber dessen allzu hartes Urtheil über Musik, eine Sache, die den meisten Menschen heilig, von Herzen bedauerte. Wieder brauchte er nur ein einziges mal gewisser dunkler Worte sich zu erinnern, die der Vater in tiefer Regung einst zu ihm gesprochen: wie hätte er da unter dem Gedanken an einen möglichen frühen Tod der Aeltern irgend eine Bitterkeit gegen diese im Herzen zurückbehalten können?

Fünf Jahre über die Confirmation Kaspar's dauerte bereits dies Verhältniß. Kaspar war Müller. Er hatte der Musik entsagt. Unter den Kundschaftsorten, welche die Mühle zählte, war aber auch das nahe Ems. Im Winter genügte es, wenn der Vorrathwagen mit dem stattlichen Hengst-Viergespann alle vierzehn Tage ein mal nach dem Bade fuhr, kehrte aber der Sommer ins Land und führte Gäste in Menge nach den Quellen an der sonnigen Felswand, so mußte es öfter geschehen. Wenn auch nicht immer, so doch häufig und vorzugsweise im Sommer wurden diese Geschäftsfuhren, welche ein junger Knecht leitete, von Emmerich begleitet. Dieser Punkt des Lehrprogramms war Kaspar bisher vorenthalten gewesen, jetzt sollte auch er dem Neulinge bekannt gemacht werden. Kaspar lernte in Ems die ausgezeichnete Kapelle kennen. Das war ein Erwachen in seinem Innern. Diese bisher von ihm nie gehörte vollendete Fassungsweise der Klänge waren Zauber. Heiße Ströme der Empfindung rollten wieder herauf. Zwischen dem Gedanken an die vergangene Knabenzeit mit ihren Hoffnungen und darinnen webenden Harmonietönen und der bewältigenden, hinreißenden Gegenwart ergriff es ihn unwiderstehlich wie Heimweh nach der schönen Heimat der Musik, in der er keine Pflegestelle haben sollte und erschüttert ging er endlich von dem Platze, wo längst die Spaziergänger vor dem immer heißer werdenden Sonnenstrahle sich geflüchtet und auch der letzte Ton sich verloren hatte.

Ja, welche Tage folgten freilich hierauf! Dort auf der steilen Felswand, die nur durch treppenartige Pfade ersteigbar, lag Kaspar gestützten Hauptes unter üppigen Sträuchern und rang mit den Eindrücken, welche ein Ueberdenken seiner Lage ihm zuführte. Wieder empfand er es tief, daß er vor der begonnenen Müllerbahn nur Achtung hegen könne, aber die Eindrücke des Morgens schlugen so warm, so mächtig darüber zusammen, daß er nicht festen Fuß behielt und mit Meereswogen weit hinaustrieb aus dem kleinen Kreise, wo er das gesuchte Glück doch niemals finden würde. Ein feuriger Marsch scholl in diesem Augenblicke aus dem Thale, von dessen Rändern er kaum einen Schritt entfernt war. Kraft und Biegsamkeit walteten in hohem Grade in der Weise. Muth! Muth! rief die Melodie, die mit sichern Schritten durch die Gefahren der ganzen Erde hinzugehen schien und der geknechtete Freund der Töne auf der Felswand begriff sie. Dem feurigsten seines Alters hätte es Ehre gemacht, wäre er also im Geleite der Töne gewachsen. Wie sprang er auf, damit die befreite Brust in ihrem ganzen Umfange sich dehne und männlich stehe nach der Seite, von woher die ernsten Rufe des Lebens immerdin kommen möchten! Dicht an den Rand der Felswand, die unter dem abendlichen Sonnenstrahle nun stets neue Lagen geldener Farben anzog, trat er heran; mit einem warmen Blicke nach unten vergalt er des Tages Wohl und Wehe; dann wollte er den Marsch ruhig zu Ende hören .... Mißtönig klang eine Thurmglocke in die letzten Pulse der Musik; nur ein einziger Glockenschlag überlebte diese; dann waltete das Geräusch der genießenden Menge unten so wenig vernehmbar fort, als ob es von einem fernen, sanft plätschernden Wasser herrührte ....

Aber eine Aenderung seiner Lage daheim folgte darum doch nicht. Ein Jahr dumpfer Sehnsucht nach Ems und der Harmonien verging ....

Da kam eines Abends Kaspar von einer längern Ausfahrt nach frischem Korn von der Mühle heim. Heiterer Stirn und sicherer Hand trat Kaspar in die Wohnstube. Niemand war in dem hellerleuchteten Raume. Die anstoßende Kammerthür war nur angelehnt

Das verſtörte Geſicht der Base, welche dort eben erſchien, machte ihn in hohem Grade betroffen. Als jene leiſe auf ihn zuging und ihn gar mit einem Ausdrucke im Angeſichte, wie er ihn zuvor nie an ihr geſehen, zurückzuhalten ſuchte, erfaßte unwiderſtehlich ihn die Ahnung, daß unerwartet ein ernſter Augenblick ſeines Lebens gekommen ſei. Wunderlich klang hiernach eine Stimme in ſeinem fiebernden Innern, daß er heute weder Freude noch Tadel erleben würde; nur mühſam drängte er ſich an der leiſe wehrenden Verwandten vorüber. Er ruhte nicht, bis er in der Kammer war, er bemerkte nicht, daß hier eine Lampe düſter brenne, mehre Perſonen anweſend; aber als er endlich aufblickte, ſtand er am Lager des eben plötzlich an einem Schlagfluß geſchiedenen Vaters.

Seit langen Jahren war der Tod zum erſten male wieder in der Mühle eingekehrt; jetzt fand er nur ſprachloſe Zeugen, denen er wie ein trügeriſcher Schatten däuchte. Aber der Gang der Dinge ließ ſich nicht aufhalten. Als der kleine Erdhügel die Hinterbliebenen von der Hülle trennte, in welcher den Geiſt des Verblichenen ſie einſt lieb hatten, trat die unabänderliche Wirklichkeit erſt recht fühlbar an ſie heran und unerbittlich ſog der Verluſt an ihren Seelen. Wie ein jedes der Zurückgebliebenen einen reichen Theil in das warme Angedenken brachte, das dem Verſtorbenen ward, ſo auch der junge Erbe. Anfangs konnte er die Wirklichkeit gar nicht recht erfaſſen; es war ihm faſt unglaublich, der Vater könne ohne eine klare Verſtändigung mit ihm wegen ſeiner Zukunft von ſeiner Seite genommen worden ſein. Wie ein Abgrund gähnte es zwiſchen der unberathenen Gegenwart und dem Todesbette des Theuern. Tief empfand er den jähen Bruch, der ihn allein ins Leben ſchleuderte und zum Nährer ihm gebliebener Lieben machte. Aber als die Zeit mehr und mehr von dem Sterbetage ſich entfernte, die Anſprüche und ſeine Sorge um Haus und Feld beſtimmter gegen ihn auftraten und er, des beſten Willens für das Wohl der Angehörigen, welche ernſt auf ihn hinblickten, voll, ſich mit Eifer den Dingen widmete, ward er innerlich ruhiger und unbewußt ſchien er in ein reiferes Leben einzugehen. War er für immer und ausſchließlich dem ererbten Berufe hingegeben oder war es das Neue ſeiner Stellung, das ihn anfangs behinderte, unbeſchadet ſeiner gegenwärtigen Pflichten, an die ſchlummernden Wünſche einer frühern Zeit zurückzudenken? Der Winter, der erſte ſeit Kaſpar's Selbſtändigkeit, war vorüber und ein neuer Frühling, ſchöner wie jemals, webte von der immer höher ſteigenden Sonne auf die Erde nieder. Erſt als ſeine reiche Zeit zu Neige ging, kamen Tage launiger Witterung. Trockene Winde und Hitze wechſelten mit Näſſe und Kühle auf eine Weiſe ab, wie man es kaum von den verrufenſten Klimaten der Erde erwarten kann. Die Folge hiervon war, daß nervöſe Krankheiten entſtanden, welche ſeuchenartig um ſich griffen und bald die ganze Umgegend inne hatten. Lange ging der düſtere Gaſt auch um die Mühle unſerer Freunde, aber endlich trat er ein. Es erkrankte die Baſe, dann Kaſpar's Mutter und als ringsum die Sterbefälle immer ſeltener wurden, man im Allgemeinen ſich des Endes der Seuche verſicherte, drückte man den beiden Kranken in der Mühle die Augen zu.

Vereinzelt ging Kaſpar nun den Weg des Lebens weiter. Vereinzelt, denn ſelbſt die Verwandten und Freunde der Familie mochten es ſich nicht lange in der Geſellſchaft eines wortkargen Mannes gefallen laſſen, der nie einen ausſchließlichen Freund und Vertrauten ſich gewonnen und auch jetzt keine Miene machte, in dem Schatze der Umgegend nur zu wühlen. Aber fühlte der faſt Geächtete ſeine Vereinzelung? Da hätte er ſie früher, als er ſich ſein ſelbſt nicht hatte empfinden können, wie er gewollt, fühlen müſſen; aber jetzt, da die letzte Rückſicht gegen Andere in einer der wärmſten Erinnerungen ſeines Lebens aufgegangen, er ein unabſehbares Feld zu ſelbſtändigem Handeln vor ſich liegen ſah, jetzt war es unmöglich.

Noch war die Hälfte des Sommers übrig. Wie ein heißer Lockruf drang die Erinnerung an ſeinen erſten Ausflug noch Eins ihm in die Seele; mit Verlangen gab er

nach. Wie kam es, daß das zweite Begegnen der Klänge in dem schönen Badethale ihn noch mächtiger feſſelte wie früher? Die Erlebniſſe ſeit jener Zeit hatten die letzte Falte ſeiner Seele gelöſt, welche vor dem Empfinden einer erſten Ahnung unentdeckt geſchlummert; jetzt verlieh ihr Entfalten und Mitwirken der ganzen eine höhere Fähigkeit des Begriffs, des Verſtändniſſes, wie ſolche ſie ſeither nie erfüllt hatte. Er ließ nun keine Gelegenheit vorübergehen, ſich an Dem zu laben, was in dem Bade faſt ausſchließlich ihn anzog. Immer mehr lebte er ſich in dieſe, von ihm tiefer nicht kennen gelernte Faſſung der Töne hinein. Er drang ein in die Maſſe, die von ſo mancherlei Inſtrumenten gefügt war, und Das, was er vereinzelt ſich vorführte, war ihm doch auch ein ebenſo großer Genuß. Bald hatte er die Art faſt eines jeden der vertretenen Inſtrumente inne, dann aber fing erſt recht die Zeit des Genießens an. Feſttag auf Feſttag folgte. Der Glückliche bemerkte nicht einmal, daß der Sommer zur Neige ging und dachte nicht daran, daß mit ihm auch das bunte Leben und die Klänge an den Quellen ſterben würden. Wie hätte er es auch bemerken können, da die Tage, welche zwiſchen den Ernteausflügen nach dem Bade lagen, faſt ebenſo raſch angenehm ihm vergingen wie jene andern ſelbſt? Lebte nicht auf dem Heimwege ſchon von einem ſolchen Erntezuge alles Das, was er am Tage geſammelt, in ſeinem Innern auf und weckte die eigene, unbewußt fortſchreitende Schöpfkraft, der es nur an einem Ausweg in das Aeußere und Bleibende gebrach, daß bald das Gehörte mit eigenem Fühlen und innerem Faſſen harmoniſch wirkte? Schlief er ja einmal auf dem ſpätgeſuchten Lager ein, ohne dem Gedächtniſſe die eine oder andere ſchwierige Stelle des Gehörten entnommen zu haben, hatte er da nicht den frohen Glauben, daß mit dem erſten Blicke in den kommenden, ſonnigen Morgen Alles mit einem male ihn überkommen würde? Selten ward er getäuſcht, zeitweiſe nur hingehalten. Ganze Tage ſelbſt mochte das Gedächtniß die Antwort ſchuldig bleiben, allein endlich mußte ſie kommen. Ein ununterbrochenes Fragen und Antworten klang in der Seele: wie war es daher zu wundern, wenn unwillkürlich eine Aehnlichkeit des Geſuchten im Fluſſe der Empfindungen ſie ſtreifte und auf den rechten Weg führte? Oft war es auch eine Aeußerlichkeit, die ihn leicht und neckend dem Geſuchten näher brachte. Unverkümmert war die Liebe zur Natur ihm geblieben. War es da nicht häufig eine Blume derſelben Gattung, wie in den thauigen, heimlichen Kelch einer ſolchen er den andächtigen Blick vergraben, als er einſt zu Ems die warme Göttermilch eines ſchönen Tonſtücks getrunken, aus welcher nun in ätheriſchen Perlen die Erinnerung ihre Auferſtehung hielt? . . .

Bald ſank die Sonne in herbſtliche Kreiſe. Zögernd legte die Natur den Schmuck der warmen Tage ab; aber noch ehe die letzten Blumen des Herbſtes vergangen, erſtarben das Leben und die Klänge in dem wärmefodernden Badethale und damit hatten die heutigen Feſte des Freundes aus der Nähe ein Ende. Aber einen wahren Schatz hatte Kaspar in dem während des Sommers Gehörten geſammelt. Es brauchte blos ein leiſer Hauch die bergende Seele zu berühren und Blüte um Blüte keimte empor, ohne daß damit der Vorrath verkleinert worden wäre. Ein einziger Wunſch, welcher in den warmen Erntemonden zuerſt nicht deutlich erkennbar in ihm rege geworden, hatte ihn bis in die Wintermonde begleitet und täglich an faßlicherer Form gewonnen; jetzt, als die Mitte des Winters erreicht und ſein Gedenken an das wiederbeginnende Leben zu Ems noch eine zu ermüdende Spanne Zeit zurückzulegen hatte, jetzt kam ihm die ernſte, beſtimmte Forderung, in die jener Wunſch endlich übergegangen, ſehr gelegen. Es verlangte ihn, ein Inſtrument zu erlernen. Die Wahl konnte ihn nicht fehlen laſſen, denn ſo weit er auch in ſeine Bekanntſchaft mit dem vollſtändigen Orcheſter zurückblickte, er empfand nicht Anderes, als daß das ſeelenvolle Wirken der Geige ihn ſtets am meiſten angezogen und nach dem Erlernen derſelben ging nun ſein Trachten.

In derſelben Zeit überwinterte ein ausgezeichnetes Glied der emſer Kapelle in dem

nahen Naſſau. Dies ſchien dem Lernbegierigen ein günſtiger Wink; er brachte das Nöthige in Ordnung. In feſtem Glauben an ein raſches Eindringen in die Geigenſchule und ſchnelle Fortſchritte darinnen, trat er den Unterricht an, allein ſchon nach der erſten Unterrichtsſtunde geſtand er ſich trauernd, daß er die Sache ſich weniger ſchwierig und vorab nicht als ſo trocken vorgeſtellt habe. Was hätte ihm jetzt nützlicher ſein können als eine Kenntniß der Noten? Als er noch ein Knabe war, hätte es ihm vielleicht Mühe gekoſtet, das Abſchreckende zu überwinden, welches der Notengrammatik eigen, aber jetzt, nachdem er mit dem geſunden Zuge innerer Anlagen tief verſtehend in das Reich der Klänge eingedrungen, vermochte er dem Drucke nicht zu widerſtehen, welchen das trockene Behandeln der Tonfibel auf ihn ausübte. Wie nach der erſten, ſo nach den folgenden Unterrichtsſtunden war es ihm, als ob über dieſem Niederſteigen zu der nüchternen Gangart der Fibel die anders gewohnte und verlangende Seele verarmen, altern, den Zwängen der techniſchen Regeln unterliegen müſſe. Nun gar das Inſtrument ſelbſt! Anderswo hatte er die himmliſche Stimme der Freundin anbeten gelernt: wie hätte er ſie darum unter den ungelenken Fingern eines undankbaren, zu alten Schülers lange könne mißhandeln hören?

Es waren dies Tage harter Erfahrungen. Aber er dachte: beſſer noch, die ſchönen Pläne für immer aufgeben, als unter dieſen verſpäteten, vergeblichen und demüthigenden Anſtrengungen ſich eine künſtliche Bildung zu geben, die Seele ſelbſt verkümmern zu laſſen! Hinweg mit dem eitlen Willen, der die innere Ruhe ſeiner Seele koſten, der Kunſt doch nur einen Stümper zuführen würde! Hinweg! rief er ſelbſt mit einem von edlem Unwillen gerötheten Angeſichte; aber dann ſchmolzen tauſend Thränen ungeſehen auf dem heißen Grunde ſeiner Seele.

So war er denn für immer in die Reihe der, der äußern Thätigkeit in Muſik entbehrenden Verehrer und Verſtehenden der Göttergabe eingegangen. Ach, er war ihr in einem Grade ergeben, daß er darüber die Ueberwachung und Leitung ſeines materiellen Vermögens mehr und mehr vernachläſſigte. Jahre um Jahre gingen alſo hin. Endlich genügte es ihm nicht mehr, den Sommer faſt ausſchließlich in dem mit unwiderſtehlichen Tönen lockenden Bade Ems zu verbringen, Tag um Tag dort an dem warmen Tranke der Muſik ſich zu berauſchen; auch der Winter ſollte nicht ohne Genuß vorübergehen. Der Unerſättliche! Er merkte nicht, daß, während er hier nach Gewinn trachtete, das Gebäude ſeines materiellen Vermögens neben ihm immer mehr ſich zu lockern begann.

Auf Wiesbaden, von deſſen herrlicher Opernmuſik die Blätter ihm häufig die verführeriſchſten Schilderungen gegeben, hatte er in Betreff ſeiner Abſichten für den Winter das Augenmerk gerichtet. Als er die gerühmte zum erſten male gehört, war der Bann für immer geſchloſſen. Mächtiger wie Alles, was ſeither ihm begegnet, zog ihn an und feſſelte ihn die Weiſe, wie hier die menſchliche Stimme und das Inſtrument Hand in Hand die Töne pflegten. Als dann wieder ein Sommer kam, hielt die Trennung von dem neuen entzückenden Bunde faſt ſchwer, allein die Erinnerung an die Bilder von jenſeits der im Weſten des Wiesbadenthales in lichter Kette ſich hinziehenden Berge wirkte bald ſo außerordentlich auf ihn, daß einer tiefen, dankbaren Wallung ein heißes Sehnen und raſche Hingebung folgten.

Nicht lange mehr konnte er ſo ganz und gar ungemahnt von ſeinen materiellen Verhältniſſen bleiben; dieſe waren in einem Grade untergraben, daß ein böſes Ende unausbleiblich war. Wie hätte es auch anders kommen können? Kaum hatte er je dem Hauſe den Rücken gewandt, ſo waren die vollen Säcke aus den Händen der betrügeriſchen Gerſellen in die anderer Gleuden gewandert, die dafür den Ehr- und Pflichtvergeſſenen die Säckel gefüllt. Dies hatte ſich in Jahren ſummiren müſſen. War eine augenblickliche Geldverlegenheit eingetreten, ſo hatten ſich wuchernde Verpfänder des Unberathenen angenommen und deſſen Wohl wahrlich nicht gefördert. Wie war überhaupt in Haus und

Feld gewirthschaftet werden! Doch wer schildert den Verfall eines wohlhabenden Hauses! Es ist an der traurigen Thatsache genug, daß sich endlich das Netz des Verderbens über dem zu spät Erwachten schloß und Kaspar mit der Ueberzeugung eines totalen Ruins eines Tags aus seiner Mühle von dannen ging.

(In der folgenden Nummer das dritte und letzte Capitel: Die stille Kapelle.)

Ein Ausflug nach Afrika.

Von Max Maria von Weber.

IV. Die Seefahrt.

Da gab es zuerst allerhand Paßquälerei. Auf dem Bureau der Messageries, der die Dampfboote nach Algier gehören, wollte man mich durchaus keinen Platz zahlen lassen, wenn mein Paß nicht in Ordnung sei, und doch wußte keiner der Consuln, an die ich mich wandte, ob er berechtigt sei, einem sächsischen Passe das Wappen des großen Landes, das er vertrat, aufzudrücken. Als sehr liebenswürdig und gefällig zeigte sich der österreichische Consul, Herr Wächter. Mir scheint der Fremde wohlaufgehoben, der an ihn ein gutes Schreiben hat. Endlich entschloß sich der preußische Consul, Herr Gassalis à Garonne, dazu, mir einen Paß gültig zu machen; er habe zwar nicht gerade, sagte er, Auftrag, sächsische Pässe zu visiren, indeß scheine ihm dies bei dem Umstande, que la Prusse a tellement enclave tous ces petits états allemands, daß sie eigentlich zu Preußen zu rechnen seien, sehr zulässig. Ich war natürlich anderer Ansicht, hütete mich aber weislich, ihn von den deutschen Verhältnissen besser zu lehren zu setzen, und er schrieb, stempelte, ich hatte den Adler auf dem Papiere. Fast hätte ich ihn an die Lippen gedrückt, den mit sauerm, dreistündigem Umherlaufen in provençalischer Sonne erkauften, druckerschwarzfarbigen Vogel! Er flog mit mir oder ich mit ihm auf das Messageriebureau, man neigte sich vor dem stolzen Zeichen, schob mir das Billet zu, ich zahlte 95 Francs und war nun wenigstens der Abfahrt sicher. Im Gasthofe, wo ich mein Gepäck laden ließ, frug mich der Lastträger: „Pour l'Afrique?" und es überrieselte mich ein angenehmer Schauer, als ich ihm die Bejahung zurufen konnte. Das Schiff, die Ville de Bordeaux, ein großes, starkes und sehr seetüchtiges Fahrzeug, dabei aber „mauvais marcheur", lag am Quai. Ein Blick in die Maschinenkammer überzeugte mich von der Solidität der Maschine, die langsam ihre Stempel hob und senkte. . . Da war ich denn auf dem tiefblauen Wasser des Mittelmeers. Der Rauch wirbelte in den hohen Provencehimmel hinauf, in dem sich die Spieren der drei Masten scharf zeichneten. Nach und nach erschienen die Mitpassagiere. Einige höfliche, fröhliche Offiziere, ein junger Mann aus guter Familie, unter den Spahis dienend, mit so prächtiger Araberphysiognomie, daß ihn die auf dem Schiffe befindlichen, in ihre Heimat zurückkehrenden Araber für einen Landsmann nahmen; dann ein Militäroberarzt, ältlicher Mann von kräftiger Gestalt und derben Zügen, Commandeurkreuz der Ehrenlegion im Knopfloch, im grauen Bürtent, mit seiner jungen, schlanken, pikanten Frau, die ihre hübschen Füße und alle Vorzüge ihrer reichen Gestalt bei dem Bestreben, sich auf der Verdeckbank unterm Winde ein comfortables Lager aus Mantelsäcken, Kissen, Mänteln u. s. w zu bereiten, mit echt französischem Geschick ins Licht zu setzen wußte. Den besten, geschütztesten Platz für dies Lager zu ermitteln, mußte der Capitän geholt werden. Der Lieutenant de vaisseau, eine prächtige Männererscheinung, groß und kraftvoll, schwarzes Kraushaar unter der goldgeränderten Mütze auf die bleichen bräunlichen Schläfe gedrückt, erschien. Seine schwarzen Augen begannen bei dieser Berathung ein ziemlich lebhaftes Kreuzfeuer mit denen der zierlichen Fragerin, zum großen Unbehagen eines jungen, außerordentlich elegant gekleideten Franzosen mit feinem schwarzen

Schnurr- und Knebelbart, der mit lackirten Stiefeln, den Paletot über den Arm, in cariirten Buckskin von Kopf bis Fuß straff eingenäht, den Jagdhund an der Leine, den seinen wachstaffetnen Matrosenhut keck auf das glänzende Köpfchen gestülpt, zur See ging und in Begleitung des Oberarztes und der Dame erschienen war, um die er sich eifrig bemühte, nicht ohne sie dann und wann fast über die Schnur, an der er den Hund führte, fallen zu lassen oder ihr mit der Miene des Seegewohnten die Speisekammer statt der Kajüte, den Lug des Schiffs statt des Sterns zu zeigen, sodaß sie schon mehrmals impatientée mit dem Füßchen gestampft und ihm den Rücken gekehrt hatte. Ich freute mich, hier einen kleinen Roman entwickelt zu sehen, besonders da der junge Mann unter tausendmaligem Räuspern und zehn mal so viel Bravaden versicherte, er sei niemals seekrank, die Dame sich endlich sehr malerisch auf das wohlgelungene Lager gestreckt fand und ihr feines Gesicht mit einem grünen Fächer beschattete, der Oberarzt aber behaglich plaudernd mit dem Spahi auf dem Deck auf- und abschritt. Eben wollte ich mir auch einen sichern Winkel suchen, wo ich festsitzend mein Buch aufschlagen könnte, da ich Lesen aus Erfahrung als das beste Mittel gegen die Seekrankheit kannte, als ich Deutsch sprechen hörte. Ein kleiner Mann mit gutmüthigem, deutsch trockenem Gesicht und meliertem Barte stieg in Begleitung einiger andern an Bord. Ich hörte, daß er zu seiner Belehrung nach Afrika gehe und glaubte hocherfreut, einen deutschen Gelehrten, Botaniker oder Geognosten vor mir zu haben. Welch täuschenden Rausch erzeugt nicht der Ton der Heimatsprache, der im fernen Lande an unser Ohr schlägt! Ich näherte mich dem Manne, vergesse den sich anspinnenden Roman, die Seekrankheit in spe, höre selbst den stärker und stärker werdenden Ton der Wellen nicht, die in den Hafen rollen, und begrüße den Kleinen als Landsmann. Da quillt in gutem thüringischen Sächsisch eine Flut von Complimenten aus dem melirten Barte und ohne Unterbrechung erfahre ich, daß er aus Schwarzburg-Sondershausen gebürtig, seit vierzehn Jahren in Cette domicilirt sei, dort vins postiches machen gelernt habe, den man hier besser als irgendwo fabricire, was aber viel Mühe verursache, da der falsche Madeira im Sommer an der Sonne liegen müsse, in den falschen Bordeaux aber Schuhleder von abgetragenen Schuhen gehöre, was nicht immer verräthig sei, daß er aber endlich (hier starrte ich ihn voll Schrecken an) bei der Eisenbahn Dienste genommen und Beamter der Cette-Montpellier Bahn sei. Es war ein Schwätzer in dem Grade, daß ich die Worte, daß er sich sehr vor der Seekrankheit fürchte und meinen Rath hören wolle, wie man sich am besten davor schütze, beantwortete: „Durch Schweigen, Rubigsitzen, Lesen und nochmals Schweigen!" Ich rede nie ein Wort in See." Der Kleine nahm überraschend kurzen Abschied von den Freunden und saß bald still in einem Winkel, ich in einem andern, Scarron's „Roman comique" vor mir, der mich langweilte. Das Schiff zog an, die Taue fielen, die europäische Erde lag hinter uns. Die ersten Wellen gingen unter dem Schiffe durch, die stolz auf dem Verdeck Promenirenden suchten sichere Sitzplätze. Das Lachen verstummte, die Gesichter wurden bleicher und länger, auf die Stirn der jungen Frau traten Schweißperlen und der junge Franzose gab es auf, seinen Hund appetitlich zu lassen.

Da lag der Golf von Lyon um uns, unheimlich beleuchtet, denn die Sonne ging hinter dunstiges Gewölk hinab, der Wind blies stark aus Ost immer kälter und kälter. Die Wellen wurden höher, die Schaumkronen häufiger. Die Ufer wichen zurück und der scharfe stürmische Golf machte sein Recht geltend. Gegen Abend verschwand das Land, das Schiff rollte stark und Stürzseen begannen über Deck zu spritzen. Die Dame war todtkrank. Der Capitän nahm die kleine Gestalt auf den Arm und trug sie wie ein Kind in die Damenkajüte. Der junge Franzose, der „nie krank wurde", kroch leichenfarb die Treppe hinab, der Schwarzburg-Sondershäuser lag, in seinen Mantel gewickelt, im Winkel entseelt, und ich auf der Bank, abscheulich gestimmt, krank. Nur der Oberarzt, der Spahi

und der Capitän saßen neben dem Schornstein, plaudernd und Grog trinkend. Zu Nacht begann es zu regnen, der Wind war schneidend kalt, das Spritzwasser wurde stärker, auch ich kroch in meine Koje, wo ich mich angekleidet auf das Bett warf. Es war eine abscheuliche Nacht, ein Getöse ohne Gleichen auf dem Schiffe. Ich war zufällig früher immer auf eisernen Schiffen gereist, kannte daher das nervenerschütternde Prasseln der Planken hölzerner Fahrzeuge nicht. Wir hatten Pferde an Bord; diese taumelten, stürzten uns röchelten beim Rollen des Schiffes; der Hund des jungen Franzosen winselte und bellte, das Federvieh in den Ställen des Kochs flatterte, gackerte und krähte, und dazu knarrte das alte hölzerne Schiff in allen Fugen, wenn es sich zwischen den Wellenlagen fortwälzte, die Maschine ächzte, zuweilen rauschte eine Sturzsee wie ein Katarakt auf das Deck, in der Kajüte gab es wunderliche Menschentöne und der durch den Raum gehende Mast quietschte in seinem Grunde. Es hörte sich fast wie moderne Musik an. Die Scene in der Kajüte mit den anscheinend todten Menschen auf den Bänken war unheimlich vom fliegenden Lichte der Hängelampe beleuchtet, die bald gegen die Decke schlug, bald sich wirbelnd im Kreise drehte.

Grau und regnerisch kam der Morgen, der mich mit einem unbeschreiblich wirrigen Gefühle erweckte. Ein holder Traum hatte mich in die Heimat gezaubert. Das häßliche Getös der geängsteten Thiere an Bord wurde, in den Traum verwoben, zum fröhlichen Leben auf dem Hofe eines Landhauses, ich hörte die jauchzenden Silberstimmen meiner Kinder und andere geliebte Rufe, und fuhr empor, als eben das Schiff mit tiefem Stöhnen einen Wellenberg abschüttelte. Mühsam gelangte ich auf das Deck. Das Meer war grau und aschfarbig, nur hier und da flog ein Sonnenblick wie ein saphirblauer, leuchtender Fleck mit demantglänzenden Wellenkronen über die Fläche, da wendete mich plötzlich der Capitän, der hinter mich getreten war, an den Schultern herum nach West, es lag wie eine Rosenwolke, wie die Insel der Armida, in den glühendsten Farben ein riesenhaftes, in den kühnsten Formen erhabenes Gebilde vor mir. Gebirgsgrate lehnten sich an hohe Zacken. Lichtpunktlinien liefen in weite Ferne hin, Bergspitzen bezeichnend, die Kanten der Schluchten erschienen wie zarte, dunkelrothe, ruhende Blitze, unter denen blauschwarz die tiefen Gründe abfielen; dazwischen glühten violettrothe Streifen herab und ein rosenrother Rubin glimmte an der Spitze des Ganzen, das mit schroff felsigem, dunklem Fuße, den die Brandung hochauf gürtete, im Meere stand. Flachere Gebirgsketten flossen von dem Flammengebilde, breit wie der Horizont, auseinander. „Voila cap Creux!“ sagte der Capitän, mit einem dunkeln Felskörper zeigend, „voila la côte d'Espagne, voila les Pyrénées!“ Ich saß nieder, ließ mich von dem Schiffe schaukeln und heftete die Blicke auf die Zauberscenerie, die bei der zunehmenden Umwölkung des Himmels bald alle Farbenstimmungen, vom wärmsten Roth bis zum kältesten Blauweiß und Grau, durchlief und endlich hinter den schaumigen Wellenbergen verschwand. Als uns die spanische Küste am nächsten war, flog ein kleiner müder Vogel auf das Schiff, versuchte mehrmals die Heimkehr, wagte sie jedoch nicht und kehrte stets an Bord zurück. Es war ein allerliebster kleiner gemeiner Fink. Er blieb bei uns, zum Greifen zahm, bis Afrika. Stets gleichförmigen Flügelschlags begleiteten das Schiff vier weiße große Möven. Sie umkreisten unermüdet auf der Wasserfläche den großen Bau des Schiffs, und wenn sich andere vorüberfliegende Möven dem angenermüdenden Tanze anschließen wollten, so stürzten sie sich mit heiserm Geschrei auf dieselben und nöthigten sie, weiterzuziehen. Wie verloren sind die Tage auf offener See, wenn der Organismus die Einflüsse des Meeres noch nicht bis zu dem Grade überwunden hat, daß er sie nicht mehr wahrnimmt! Halb lesend, halb träumend, halb vom Wiegen und Wogenrauschen eingeschläfert, werden sie durchregnet, während das ungewohnt geschüttelte Hirn keinen klaren Gedanken zu gestalten, das von der Nähe des kranken Magens belästigte Herz keinen frischen Eindruck zu empfangen fähig ist. Sie gehören unter die ungenützesten Zeiten des Lebens. Gegen Abend beruhigte sich der

Wind, der Himmel hellte ſich auf und Stückchen Blau, ſo tief wie es der Breite von Rom angehört, erſchienen. Wir traten in das ſeichtere Waſſer, das die Nähe der Balearen verkündigt; der kurze Wellengang, der dem Golfe von Lyon eigenthümlich iſt, verwandelte ſich in die großartige Wogenbildung des offenen Meeres und gegen Abend erſchienen wie gelbliche Wölkchen die Schneegipfel von Majorca rechts, die flachen Berge von Minorca links; der Capitän nahm den Lauf mitten zwiſchen den Inſeln durch.

In dieſem Kanale war die See ſo ruhig, daß ſich die Seekranken alle auf dem Deck einfanden. Unter den Erſten war der junge, courmachende Franzoſe, der, ſeine Toilette recht erträglich zugeſtutzt, ſelbſt Mittel gefunden hatte, ſich trotz alles Elends der Seekrankheit raſiren zu laſſen. Die junge Frau erſchien bleich und abgeſpannt am Arm ihres Gatten und nahm ihr altes Lager wieder ein. Da brachte er, ämſig ſtolpernd, Orangen, erklärte, er ſei durchaus nicht krank geweſen, ſtellte ſich keck vor die Bank hin, auf der ſie ruhte, ſchlug die carrirten Beine elegant übereinander, klemmte ſein Lorgnon ins rechte Auge und rief: „Ah! voilà les Baléares!“ Da ging eine unerwartete lebhafte Roulire unter dem Schiffe durch, warf es ſchnell auf die Seite, ſodaß wir Alle nach einem Haltpunkt haſchten, und ſetzte den Coquettirenden, der ſpielend auf einem Beine ſtand, in ſo unbeſchreiblich komiſcher Weiſe vor ſeiner Adorata nieder, daß dieſe, trotz Seekrankheit und Schreck, ihr ſilbernes Lachen in das ſchallende Gelächter miſchte, mit dem die geſammte Deckgeſellſchaft das drollige Schauſpiel bezahlte. Daß dieſer nicht, wie wir Alle, einen Mantel, ſondern nur ſein kurzes Röckchen trug, machte das Aufſehen noch bedenklicher, doch war Alles beſſer als erwartet abgegangen und mit richtigem Takt wandte der Elegant das ridicule von ſich, indem er ſelbſt mitlachte, fernerhin aber das pariſer Beiſpiel unterließ.

Die Luft blieb kühl und ſcharf bis in die Breite von Palermo, da drehte ſich der Wind nach Süd und wurde ſchwül und lau, als ob er aus einem Treibhauſe hauchte. „C'est le ſouffle du déſert“, ſagte der Capitän im ſelben Augenblicke, als ich durch mein Fernrohr weiße Wolkenſpitzen am Horizont entdeckte. „Est ce que ce ſont des nuages?“ fragte ich ihn. „Non monſieur, ſi vous voyez quelque choſe par là, alors c'eſt l'Atlas majeur.“ Zugleich meldete man ihm: „La côte d'Afrique en vue!“ Alſo das iſt Afrika! Der langerſehnte Gipfel des Atlas! Der erſte Blick auf einen fremden Welttheil! Welches Herz wäre blaſirt genug, bei dem Gedanken nicht um eine Regung in der Secunde höher zu ſchlagen! Ich ſtand und ließ die Empfindungen von Freude, Erwartung und Befriedigung, die mich beſtürmten, ohne Hemmniß walten. Die Gewölke wurden dünner und dünner, als blieben ſie im Norden zurück, das Meer glänzender, der Himmel blauer. Seeſchildkröten wiegten ſich auf dem ſanftern Wellenſchlage, Fiſche mit langen Flatterfloſſen ſprangen daraus empor. Langſam erhob ſich die Küſte. Immer kühner zeichneten ſich die Schneeberge gegen den gelblichen Horizont, die niedern Spitzen des Djerdjera erſchienen, endlich die Küſte ſelbſt, der weiße Punkt von Fort Muſtapha auf der Höhe in der Bucht, das Cap Matifou weit im Oſten, hintereinander dann wie weiße Linien Fort Bab Azoun, die Batterie de l'Agha. Welche Namen voll orientaliſchen Klanges und ſüdlicher Bilder! Da verließ uns ſchnell abfallend das Tageslicht, ehe man der Stadt Algier ſelbſt anſichtig werden konnte und unwillkürlich richtete ſich der Blick nach dem ſüdlichen Nachthimmel empor, der mir zum erſten male ſeine neuen Bilder und Erſcheinungen enthüllte, da ich, ſeit der Abreiſe von Lyon, erſt hier wieder unbewölkte Sterne erblickte. Mit wunderbarem Glanze ſtand, als zitternder weißer Kegel, das Zodiakallicht über der raſch verglimmenden Stelle, wo ſoeben die Sonne geſunken war. Das ſchräg am Horizont liegende, mit den Dünſten unſerer Atmoſphäre verſchleierte Licht entgeht bei uns im Norden meiſt unſerer Aufmerkſamkeit, hier flammte es, faſt vertical ſtehend, die feine komtenſchweifartige Spitze bis zu den Plejaden erhebend; in dem zarten Lichte dieſer Spitze glimmte der für unſere nordiſchen Gegenden faſt ſchon verſchwundene Saturn. Deutlich zeigte ſich ein Kern der

höchſten Intenſität des Lichts etwa 30° unterhalb der Plejaden, demnach 10° vom Sonnenmittelpunkte, ſodaß das Ganze deutlich die Erſcheinung des linſenförmigen, in der Nähe der Sonne wieder in ſeine Dicke unförmlich ausgedehnten Ringes erkennen ließ. Lieblich contraſtirte der Silberſchein des Lichts mit den Orangeſtreifen des Horizonts, bis er nach wenig Minuten nur noch allein als ſanftleuchtendes Denkmal an der Stelle, wo die Sonne verſunken, auf der dunkeln Fläche des Meeres ſtand, die nur hier und da der blaue Phosphorſtreif eines ſich überſtürzenden Wellenkammes unterbrach. Vergebens ſuchte das Auge den Polarſtern an der ſcheinbar wandelloſen Stelle. Der Eindruck iſt tief für den ſüdlenden Reiſenden, wenn er ſeinen Ort ſo weit verändert hat, daß die Höhe des Pols eine merklich andere geworden iſt. Mit eigenem Empfinden fand ich den Polarſtern um volle 28 Vollmondbreiten dem Horizont näher gerückt, die traute Conſtellation der Ursa major den Schweif in das Meer tauchend, dagegen den Orion, den kleinen Hund, den Eridanus, das Einhorn u. ſ. w.; köſtliche Geſtirne, die uns nur die kalten Winternächte flimmernd in der froſtzitternden Luft einigermaßen über dem Horizonte erheben, zeigen ſich hier frei und hoch im tiefſchwarzen Himmel durch laulche Luft ruhige, planetariſche Strahlen herabſendend. Der Anblick des hoch drobenſtehenden Sirius mit ſeinem überirdiſchen Glanze wird mir unvergeßlich bleiben. Dieſes ruhige Herableuchten der Geſtirne hat etwas Tiefergreifendes, es iſt als ob uns hier die hellen Weltenaugen ruhig und gerade anblickten, die uns daheim durch die Dünſte unſerer Atmoſphäre nur anzublinzeln wagen. Unter den bekannten Geſtirnen glimmten Sterne von Bildern auf, die ich nie geſehen. Da erſchienen die kleinen Lichtpunkte der Taube, der Argo, ein Theil des Südſtroms des Eridanus und verſchiedene Geſtalten, leider trivialer Bezeichnung, welche die mehr dankbare als poetiſche Aſtronomie des vorigen Jahrhunderts an den Himmel geheftet hat. Wie hebt die Seele die Flügel dabei, wenn ſich ſo ein Saum des andern Theils des Mantels der Nacht gehoben zeigt! Wie wunderbar muß es gemahnen, wenn man zum erſten male das „Kreuz" über den hohen Wellenrücken der Südſee auftauchen ſieht!

Um 7 Uhr Abend wurden wir des Leuchtthurms von Göereddin anſichtig und eine halbe Stunde ſpäter der Stadt ſelbſt. Der Anblick von Algier am Tage iſt unvergleichlich eigenthümlich, noch weit frappanter aber bei Nacht. Da liegt eine glizzernde, bläulich leuchtende Maſſe, ſeewärts von einer Reihe ſtrahlender Sterne eingefaßt, hochaufgethürmt in eine Felsſchlucht zwiſchen zwei dunkle Höhen eingeſchichtet. Das ſind die weißen Häusermaſſen der Stadt, zwiſchen denen das Gaslicht, mit dem die franzöſiſche Cultur die engſten Straßen beſchenkt hat, wunderlich emporleuchtet, ohne daß ſich etwas Anderes als die angeglänzten, weißen Mauern und Kuppeln unterſcheiden ließe. Und da liegt die Stadt der Dreis glimmend, anders als alle andern je geſehenen Städte, geheimnißvoll und zauberiſch wie ein Märchen aus „Tauſend und eine Nacht" und als ſollte gleich aus der leuchtenden Maſſe das goldene Schiff eines fabelhaften Mohrenfürſten abſtoßen, um den ankommenden qualmenden Koloß, der ſein blauſchwarzes Gewäſſer durchwühlt, zur Rechenſchaft zu ziehen.

Bald bog das Schiff um die rieſigen Molen, welche mit echt franzöſiſchem Geſchick weit in die Rhede hinausgeſtreckt ſind und zwiſchen deren Betonblöcken die gereizte Welle herausſpritzt, daß all das neue zwingende Mauerwerk funkelte. Da änderte ſich die Scenerie. Die Rhede erſchien als Becken von ſpiegelnden Gasflammen eingefaßt, doch wuchs daneben das wechſelnde Feuer des Leuchtthurms, links die hellerleuchtete Douane drollig genug in Form eines römiſchen Tempels gebaut und weiter hinabgeſtreckt die Quais, an denen das zuckende Feuer der leichten Brandung hinläuft, mit den wunderlichen Formen der Moſcheen und Minarets dahinter, über all Dem aber wie ein bläulich leuchtender Hintergrund die ſteil anſteigende Maurenſtadt. Bald glitten und Nachen, Kähne und Boote entgegen mit blauleuchtend ſchäumendem Bug, die Ruder wie in Schwefelflammen getaucht und wenig Minuten darauf ſtrotzten phantaſtiſche Geſtalten an Bord, halb nackt, zum Entſetzen der

Damen, gewaltig gegliederte Schwarze, ſchlanke, kraftvolle Braune, zartgebaute Araber, barhäuptig oder mit rothem Fez oder einen Fetzen Burnus um Kopf und Oberleib geſchlagen, alle, ſelbſt wie lebendige Stücke der braunen Nacht, durch das Dunkel wimmelnd. Mehr und mehr ſolcher Phantasmagerieen ſpie das Meer an Bord, heiſere arabiſche Kehltöne, franzöſiſche Naſalien, Wohllaute der lingua franca toſten durcheinander. Das wetterſchlagartige Raſſeln der abſchießenden Ankerkette dröhnte, die wilden Ankömmlinge, die Schiffspaſſagiere wurden aufgeboten, die Quaiketten an Bord zu nehmen und drei viertel Stunde lang zerriß entſetzliches Ho und Hü unſere Nerven, bis es erlaubt ward, von Bord zu gehen. Ich ſprang in einen Nachen, zwei ſchwarzbraune Kabylen mir nach, die Ruder tauchten ein, zwei Schläge, blau ſpritzte die Welle auf, das Boot ſtieß an den Quai, ich ſprang ans Land und ſtand auf afrikaniſchem Boden.

(Der zweite Artikel: Algier, in nächſter Nummer.)

Zum neuen Jahre.

Was gibt es Neues? iſt der tägliche Ruf des Hungers nach Aufregungen, intereſſanten Erlebniſſen und nie geſchehenen Dingen. Freunde und Bekannte, Bücher und Zeitungen haben für Manche nur ſo viel Werth, als in den Neuigkeiten ſteckt, die ſie aus ihnen ſchöpfen wollen. Nichts iſt bekannter als der Satz des alten Weiſen, daß es nichts Neues mehr unter der Sonne gibt, und nichts wird doch häufiger vergeſſen, wenn wir Forderungen an die Menſchen und an das Leben ſtellen. Gratuliren wir uns alſo, daß uns die Zeit ſelbſt etwas wirklich Neues bringt, etwas unwiderleglich Neues, das ſelbſt jener Salomoniſche Spruch nicht wegdemonſtriren kann, nämlich — das neue Jahr.

Das Neue, nach welchem ſo ſtürmiſch verlangt wird, iſt doch in der Regel höchſt unbequem. Auch das neue Jahr hat anfangs ſeine Unannehmlichkeiten; es beſchleichen uns bange Gedanken über alle Möglichkeiten, die es in ſeinem Schooße trägt; man möchte es gern ſchon gewöhnt ſein wie neue Schuhe, von denen jener Inländer behauptete, daß er ſie nicht früher anzuziehen, als bis er ſie gehörig ausgetreten habe.

In Paris und in Wien wird die Sitte der Neujahrsgratulation in ihrem Einfluſſe auf den geldbeſchwerten Händedruck beläſtigend ausgedehnt. In Berlin, in Dresden, im ganzen deutſchen Norden erledigt man dergleichen ſinniger und, ohne daß ein banaler Wunſch dafür in Empfang genommen werden muß, bald ſchon zur Weihnachtszeit. In den meiſten Städten iſt es nicht genug, daß die eigenen Wünſche unſere Bruſt beim Jahreswechſel beſtürmen, wir müſſen auch die Wünſche Anderer auf uns Sturm laufen laſſen. Vom Monde ſcheinen ſie herabzuſteigen die Leute, die uns da plötzlich entgegentreten, denn wir haben ſie das ganze Jahr über nicht erblickt. Nun aber werden ſie von nicht mehr zurückzuhaltenden, zärtlichen Gefühlen für unſer Wohlſein übermannt, ſie erſcheinen in der Neujahrsmorgenſtunde und wir ſollen ihnen beweiſen, daß ſie Gold im Munde hat. In Scharen ziehen ſie vor uns auf, die uns nur jemals einen Dienſt erwieſen zu haben glauben, wäre es auch der einzige, uns bisher immer aus dem Wege gegangen zu ſein. Erſchöpft und ausgeſchöpft laſſen wir uns zum Frühſtück nieder, aber noch unter der Kaffeetaſſe ſteckt eine geſchriebene Karte, auf der uns irgend ein dienender Geiſt für dieſes Jahr mehr Glück, mehr Geſundheit und ein längeres Leben wünſcht als im vorigen.

Geprieſen ſei darum die Sylveſternacht, der ſchöne Rauſch, der jener Ernüchterung vorhergeht! Da perlen doch mit den Champagnerkorken noch uneigennützige Wünſche auf Aller Lippen, mit den Dämpfen des Punſches ſteigen auch zuweilen erhebende Gedanken empor. Und wenn mit dem erſten Glockenſchlag der zwölften Stunde der unſichtbare, verhüllte Geiſt der Zukunft, an dem uns noch Alles fremd iſt, für den wir keinen Namen

haben als eine neue Jahreszahl, plötzlich in unsere Mitte tritt, sich an unsern Tisch setzt, dann schauert eine unnennbare Poesie durch die Herzen, die noch etwas vom Leben zu erwarten haben. Jeder möchte dem neuen Gast ins Auge schauen, ob sich nicht darin die Erfüllung seines geheimsten Wunsches spiegelt. Nur Liebende sind so glücklich, nach dieser Erfüllung nicht im geisterhaften Auge der Zukunft, sondern gegenseitig in ihren eigenen spähen zu können.

Ein genügsamer Philosoph, der stolz genug ist, dem Leben nichts mehr abzuverlangen, weise genug, um nichts mehr von ihm zu fürchten, innerlich reich genug, um schon mit dem Umstande zufrieden zu sein, daß er auf der Welt ist, freut sich des neuen Jahres, ohne Wünsche daran zu knüpfen, denn er weiß, was es ihm in jedem Falle bringen muß. Es muß das erste Veilchen bringen, das erste Grün, immer so entzückend, als wär es wirklich zum ersten male auf Erden zu schauen. Ja, das Jahr hat seine Pflichten, Pflichten, die es zuverlässlich leisten wird. Niemand erläßt ihm die Aufgabe, die Nachtigallen und zuzusenden und die jungen Erbsen. Niemand wird es Korn und Kornblumen wachsen lassen, auch zu zarten, lieblichen Forellen soll es besondere Aufträge haben. Die Rosen können ihm deshalb keineswegs geschenkt werden, Hyacinthen und Aurikeln, Jasmin und Akazien gehen ihm ohnehin leicht von der Hand weg. Zu den Prachtgewändern der Berge und Thäler lassen wir ihm noch bis zum Herbstmonat Zeit. Der Mensch ist undankbar: diese Wünsche gehen sicher in Erfüllung und er hegt noch so viele zweifelhafte, deren Befriedigung doch kaum so viel werth sein dürfte als der Genuß, den ihm die Natur gewiß nicht versagen wird.

Das Leben an sich ist schön, das Leben an sich ist Glück: nur in die einzelnen Formen, in welchen wir das Glück so hastig suchen, läßt es sich selten passen. Darum wünschen wir dem Leser beim Eintritt in das neue Jahr alle möglichen guten Dinge, die der Lebensgenuß bietet, vor allem aber das Beste. Den Genuß am Leben selbst aber — die Kraft, alle diese guten Dinge entbehren zu können. Hieronymus Lorm.

Anregungen.

Das Leben der Pflanze.

Der Mensch hat sein eigenes Geschlecht durchwandelt und erforscht, die Gegenfüßlichsten der Rassen verfolgt, ihre Sprachen, Sitten und Gebräuche studirt; aber schließlich — gestehen wir es nur! — hat ihm eins Alles zumeist nur als Acte eines unbegrenzten Ehrgeizes gedient und die Wissenschaft ward dem Menschen fast nur die Brücke, um überallhin „seine Qual zu tragen". Der Ursprung des Geschlechts selbst wurde zur Quelle des Hasses und der Verletzung, die Forschung oft zum Frevel an einer lieben Tradition. Ein weites Reich der Natur blieb fast unbeachtet liegen — die Welt der Pflanzen; und der Gute, der mit kundigem Finger an ihre Pforte klopfte und sie erschloß (Linné), hat nur so viel Zeit gehabt, uns die äußern Umrisse zu geben. Aber das innere, geheimnißvolle Leben unserm Blicke darzulegen, seinem stillen Weben nachzugehen, Einheit in diese unendliche Mannichfaltigkeit zu bringen, die Laute einer wunderbaren Sprache zu lesen, war unserer Zeit vorbehalten, deren Aufgabe überhaupt zu sein scheint, uns aus den Fesseln des Wahns und der Unnatur aller Verhältnisse zur Natur, an den Busen der Allmutter zurückzuführen.

Den Romantikern nicht zu ferner Lage war die Pflanze das geheimnißvolle Rathsel, nicht um es zu lösen, sondern um sich in dem Netze schmeichelnder Lenghilder einer poesirten Phantasie immer tiefer zu verwickeln. Sie wollten die heitere, klare, schöne Welt zu einem Spiegel eines eigenen verworrenen Innern, zu einem Traumbilde mit verschwimmenden Formen, zu einem gespenstischen Spuk machen; und der ganze Gewinn ihrer Naturforschung war nur das verlockende Opium, das seinem Raucher die üppigen Freuden eines trügerischen Paradieses endlos vergaukeln würde, folgte nur sein trauriges Erwachen, das neuen Taumel verlangt, bis die unglückliche Brust zerbrochen ist. Der wunderbare Zusammenhang aller irdischen Er-

dung lebte als Ahnung in jenen Romantikern, aber sie konnten das Wort und den Schlüssel nicht finden, sonst sie sie auch im Munde führten — die Zauberer blieben Lehrlinge —; das Geheimniß wurde ihnen zum neuen sinnlichen Gebrauch und der Duft der Blumen berauschte sie, ohne zu ernähren. Dem ernsten Forscher aber ist die Pflanze (wie Alles) zum Räthsel geworden, an dem er sich in die Tiefe wagt, um ihre Schätze an das klare Sonnenlicht zu ziehen, daß sich der Beschauer an ihnen erfreue und die Kunst an dem Aufgeschlossenen den Stoff erfrische, auch an das noch Unbekannte zu gehen. Darum heißt die scheinbar schrankenlose Phantasie, die doch immer wieder zu Demselben greifen muß und sich in engem Kreise dreht, — hier die lebendige Fülle der Welt und Herz; dort ein unverständliches, verwirrendes, sinnbetäubendes Spiel. Macht und Ohnmacht in eigenthümlichem Bunde; hier klares Schauen, Befriedigung und neues Leben, Bewunderung einer unendlichen Mannichfaltigkeit und doch Harmonie, heilige Liebe und Verehrung.

Das Leben der Pflanze wird bis vor kurzem zumeist draußen von uns „Gebildeten" so wenig beachtet, weil es unsern verwöhnten und begehrlichen Augen zu langsam, zu still und gesetzlich vor sich geht. Ein glänzendes Toilettenstück sehen wir schneller unter kunstfertigen Händen entstehen. Aber schon eine sehr große Klasse von Menschen kannte und kennt Pflanzen überhaupt. Der Landmann freut sich schon beim Blick des kleinsten weißen Schößlings, den eine warme Nacht und ein milder Regen an seiner Saat getrieben; und „das Gras wachsen hören" ist gar nicht so abenteuerlich, als es Manchem klingen mag. Wer Gemüse kennt, deren saftiger Knollenbau zugleich eine unendliche Menge leicht verdaulicher Kalksalze beigemischt enthält, die kaum das mühseligste Auslesen etwas vermindern kann, hat wol schon im Vorübergehen an solchen Feldern von Zeit zu Zeit ein helles Klingen vernommen. Die war ein solcher Kalkstein, der, aus seiner Lage und dadurch mit einem andern in Berührung gebracht, diesen Ton erregt. Die Pflanze, die er eben noch verdeckte, hat ihn mit ihrem Wachsen gehoben und aus dem alten Platze verdrängt. Ich erinnere mich meines „verdorbenen Pflanzenwachens" heute noch mit Vergnügen, obwol ich es wol zwanzig Jahre nicht mehr gehört. Und dann — sieht ihr nun Kinder machen? Und auf einmal entdeckt ihr mit freudiger Ueberraschung, daß sie Kleinen über den gewöhnlichen Tisch gewachsen sind und auf ihn sehen. So ist auch die Beobachtung der Natur immer und überall eine unerschöpfliche Quelle reinster Freuden.

Aerzte und Juristen in der schönen Literatur.

Die medicinische Facultät hat der Poesie wenig schöpferische Kraft zugeführt; Schiller's Franz von Moor ist doch wol nur einen verderbenen Arzt nennen. Von den naturbeschreibenden Dichtern einem Haller's bis zu Justinus Kerner's sentimentaler und gar zu selbstbespiegelnder Lyrik zeigt sich kein Stück echter vollendeter Dichtung von einem Arzte geschaffen. Es finden sich dilettantische Arbeiten mit einzelnen Bestandtheilen der Poesie, die sehr achtbar sind, z. B. Darwin's „Tempel der Natur", aber es scheint in der ärztlichen Art nur das Erfassen der Poesie, nicht die Poesie selbst zu liegen. Auf die Kunst der Nachempfindungen der Dichter hat man unter den Aerzten glänzende Beispiele; wir erinnern z. B. an Carus.

Die Juristenfacultät hat viele und bedeutende Dichter aufzuweisen, die größten Namen unserer poetischen Literatur waren von Hause aus Juristen: Goethe, Lessing, Burger, Hippel, vorzugsweise aber in neuerer Zeit: Immermann, Heine, Grabbe, E. Th. A. Hoffmann und viele Andere.

Aristoteles sagte: Der Gegenstand der Poesie ist der Mensch und zwar der Mensch in seiner sittlichen Freiheit. Rechtsverhältnisse sind sittliche Verhältnisse und an einem derselben knüpfen sich fast immer weitere an. Der Blick wird dem Juristen früh geschärft für die sittlichen Gesammtbeziehungen der Menschen, er gewöhnt sich, den Einzelnen immer im Ganzen zu fassen, als Glied einer Gesellschaft, als Bürger eines Staats, dazu kommt die Festigkeit und Bestimmtheit des Wollens und Schaffens. Seine Aufgabe ist, Klarheit, Ordnung, Einheit in alle sittlichen Verhältnisse und Streitfälle zu bringen. Auf den Arzt sieht der sittliche Mensch unter dem Einflusse des natürlichen, ja der erstere scheint ihm nicht selten im letztern unterzugehen. Der Arzt faßt die Menschen im Einzelnen, ja ein Theil dieses Einzelnen beansprucht oft seine ganze Aufmerksamkeit. In flagranten Situationen sieht er die Menschen fast täglich, und wie oft nur ihm selbst Derjenigen, die er schätzt, da in ironischer Beleuchtung erscheinen! Ironiker, Humoristen sind die Aerzte, wenn sie dichten. Durch seine Beobachtungen bieten sie ein schätzbares Material für die Poesie, aber zu einem poetischen Dichterwerk erheben sie sich nicht, es fehlt ihnen der Glaube an die sittliche Würde des Menschen. Sie sehen zu tief in die Nacht und das Grauen der Seele.

Das deutsche Schauspiel in London.

Wie man hört, wird in diesem Jahre die kostbare Unternehmung wieder zu Stande kom-

men, aber mit noch ausgedehnterer Mitwirkung unserer vorzüglichsten Talente.

Erfreulicher aber wäre es, wenn diese Idee der Verwirklichung unserer ausgesprochenen Darsteller sich auch einmal statt in der Fremde auf deutschem Boden realisirte. Oft schon wurde dieser Gedanke hingeworfen, man hielt ihn für unausführbar. Jetzt aber, sieht man, könnte er gelingen. In Hamburg, Berlin, Leipzig konnten einige Wochen lang Mustervorstellungen stattfinden, denen zu Liebe man aus der Ferne in die Städte, die ihren Antheil allerdings garantiren müßten, reisen würde. Neben Emil Devrient die geistreiche Energie eines Damisen, neben Löring's metamorphosenreicher Komik die markige Derbheit eines Grunert, Kaiser's gewichtige Redekraft, Haase in seiner Salondiabolik und so manche andere tüchtige Bravour, von jüngern Talenten zu schweigen. Weniger würde die Auswahl in der weiblichen Sphäre sein, seitdem sich selbst das Burgtheater Anfängerinnen heranschult. Frau Bayer-Bürck verdiente in der bewunderungswürdigen, zum Herzen sprechenden Einfachheit ihrer Gebilde aus der sentimentalen Sphäre dem ganzen Deutschland bekannter zu sein.

Bei dieser Gelegenheit berichtigen wir einen Irrthum. In Bd. I, S. 731 der „Unterhaltungen" wurde gesagt, Lina Fuhr in Berlin hätte sich vor ihrer Zusage, dem londoner Unternehmen sich anzuschließen, die in den Plan jener Vorstellungen so wenig passende „Preciosa" als Antrittsrolle bedungen. Diese Mittheilung soll, wie wir seither von den Führern des londoner Unternehmens selbst erfahren haben, aus nicht gut unterrichteter Quelle. Lina Fuhr stellte ihr schönes Talent den Führern zu völlig freier Disposition und hat bekanntlich als Gretchen im „Faust" und als Desdemona im „Othello" die ganze Bewunderung der Engländer für sich gehabt.

Ein Geheimniß aus der Schule des Dramatikers.

Nur durch den Anblick vorzüglicher Schauspieler kann man ein guter Dramatiker werden, aber nur durch eine gewisse Regelmäßigkeit im Anblick mittelmäßiger Schauspieler kann man ein guter Dramatiker bleiben.

Unsere Büchersabrikation.

Wahrhaft schwindelerregend war in letzter Weihnachtszeit wieder der Anblick der zahllosen neuen Jugendschriften, die in den Zeitungen angeboten wurden, ebenso wie der Ankündigungen von Musterbüchern, Blumenlesen, Gedenk- und Sprachbüchern aus den Classikern und neuern Dichtern u. s. w. Die Schuld dieser Ueberfluthung trägt nicht allein der schriftstellerische Industrialismus, die materielle Noth oder die Eitelkeit, sondern zum größern Theile auch unser Buchhandel, der seine vortrefflichen Seiten hat, aber auch in der Meinung, daß jede einzelne kleine Stadt in Schwaben, Kurhessen, Böhmen ihr Contingent zum großen Büchermarkte abliefern müsse. Unglaubliches leistet. Fast möchte man versucht sein, dem Börsenverein in Leipzig vorzuschlagen, er möchte das Privilegium, Kinderschriften und Anthologieen drucken zu lassen, die Reihe herum alle fünf Jahre nur an ein paar Buchhändler vertheilen und die übrigen Verleger verpflichten, sich im Interesse des guten Geschmacks und der Ehre unserer Nation, als einer scheinbar nichts als Papier produzirenden, diese Fabrikation zu versagen. Wenigstens wird es so in Dresden mit dem Backen der Fastenbrezeln gehalten.

Ein Voll me tangere des Umgangs.

Die große Mehrzahl der Menschen muß man, will man sie gut haben und gut behalten, leider ganz in der Art lassen, wie sie einmal sind. Der geringste Versuch, sie aus ihrem gewohnten Gleise, aus ihrem einmal angenommenen Wesen meisternd aufzutreiben, macht sie gefährlich, während sie, gerade in ihm gelassen, sich als unschädlich und harmlos erweisen.

Fremde Spenden.

Von mancherlei uns mitgetheilten Gedanken geben wir folgende wieder:

* *

Sehnsucht zieht das Entfernte näher, entfernt aber oft das Nächste.

* *

Aus falschen Freunden sich Feinde zu machen ist ein Verdienst, das auf Charakter schließen läßt.

* *

Wer sich von der Welt zurückzieht, kommt immer in Gefahr, sich zu überschätzen.

* *

Wenn wir Kindern etwas schenken, sollen wir den Mädchen etwas zu versorgen und den Knaben etwas zu schaffen oder hervorzubringen geben.

* *

Man table doch die Märchenwelt nicht, in die man Kinder einführt! Lehren wir die Kinder eine ideale Welt als Wirklichkeit auffassen, so werden sie auch die Kraft besitzen, auch die Wirklichkeit sich idealer zu denken.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 16.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der stille Kapellmeister.

Erzählung in drei Capiteln.

Drittes Capitel.

Die stille Kapelle.

Da gerade der Winter vor der Thür war, als Kaspar seine Habe verlassen mußte, so schlug er, nach dem Brauche besserer Zeiten, den Weg nach Wiesbaden ein. An Außergewöhnlichem nahm der äußerlich Verarmte nichts mit als ein Gewissen, das ihn wegen der Schuld um den Verlust des Vermögens nur matt belangte und eine bald vergehende Bitterkeit über manchen Hänselnamen, welchen die Anwohner der verlassenen Gegend seit kurzem ihm verehrt. Wohl ihm, daß er dem bald in neuer Frische wieder auflebenden Innern Gehör gab, über dem Genusse des Reichthums, der ihm aus diesen unvergänglichen Quellen ward, die äußere Lage vergaß, denn wo hätte er sonst die Kraft zu der Arbeit, welche ihm den Leib erhalten sollte, hernehmen sollen? Wohl ihm, daß er mit dem Spott nicht lange haderte, sondern ihn als einen ernsten Freund aufnahm und hegte, denn der Lebensgeschichte, welche ihm, dem zu Wiesbaden Eingewanderten, Arbeitsuchenden, unvermeidlich nebenhergegangen, war der Spott nicht geschenkt worden und er hätte im Verleugnungsfalle an ihm einen täglichen unversöhnlichen Angreifer und Störer gehabt. Wie aber finden wir unsern Freund nach Jahren wieder?

Da war kein Kind in dem Wiesenbade, das den „stillen Kapellmeister" nicht gekannt und nach dem Beispiele der Aelteren nicht als solchen gegrüßt und belächelt hätte. Was die dankbare Welt als Lohn seiner Verdienste ihm gespendet, dies konnte man am besten des Sonntags sehen. Da trug Kaspar Schnurr einen säuberlich geputzten blauen Frack, der auf der linken Seite fast keinen Platz mehr hatte, neue Ehrenzeichen aufzunehmen. In der Woche führte er einen Stab, der ein Merkliches länger war wie der, dessen sich der Leiter eines Orchesters gemeiniglich bedient. Dann hatte auch das Ende desselben nicht wie dieser den weißen, zolllangen, elfenbeinernen Aufschlag, wol aber ein pfündiges Eisen, das bedenklicherweise die Form des Hammers hatte, wie man ihn zum Steinklopfen braucht. Ach, er hatte es weit gebracht! Kein Mensch war aber zufriedener wie er.

Auf der Landstraße saß Schnurr und verdiente mit dem zerstäubenden Hammer kargen Lebensunterhalt. Seine materiellen Verhältnisse hätten nicht tiefer sinken können, aber innerlich wollte der reiche Erwerb, der stete Genuß gar nicht aufhören. Keinem Menschen fielen die Nährsorgen des wunderlichen Arbeiters zur Last. Die Menge, welche an ihm einen Unterhaltungsgegenstand zu finden vermeint, hatte darüber nicht unterlassen, den [illegible] Sonderling für ihren eigenen ständigen Genuß auszubeuten. Zuerst hatte sie den „tollen Kapellmeister" aufgebracht, dann, nachdem sie gesehen, daß der Harmlose mit dem unergründlich guten Herzen bald einfältig ihn angenommen und gleichsam als Vermittler zwischen beiden Theilen herumgeführt, dann hatte sie nie mehr anders als in dem gefährlichen Tone des belustigungsuchenden Klarverständigen zu dem leichten Irren oder Blödsinnigen zu ihm geredet.

War sie es nicht, die nach beendigtem Sonntagabendconcerte im Curgarten ihm freundliche Winke gegeben, daß dieser und jener frisch angekommene hohe Curgast wol ein Abendständchen seiner ausgezeichneten Kapelle verdiene, die ja stets den großen Meister begleitete, wenngleich auch [illegible] dieselbe mit treuem Auge und ehrlichem Willen nicht zu entdecken vermochte? War sie es nicht, die des andern Morgens alsdann als Gesandtschaft des Schah von Persien, des Kaisers von Rußland oder der großbritannischen Majestät sich bei ihm ausgewiesen und ihn im Namen je eines dieser gekrönten Häupter entweder mit großen blinkenden Stanislafkreuzen oder mit funkelnden, angebändelten Spielpfennigen, die nichts Geringeres als Newsky-, Hosenband- und Sonnenorden vorstellten, feierlich beliehen, da er mit seinen neuesten Tonschöpfungen oder dem jüngsten Concerte höhern Orts das größte Wohlgefallen erregt? Sollte die Zeit nicht bewirkt haben, daß die Seele Schnurr's, welche bald die ankränkelnden Zerrbilder halbgläubig hingenommen, die der von der unterhaltungsuchenden, unbedachten Menge gehandhabte trügerische Spiegel fort und fort ihr widergestrahlt, sich endlich über dem dunkeln Grunde vertrockneter, farbloser Formen schloß und dem heilenden thauigen Aether und dem Lichte vielleicht für immer unzugänglich wurde?

Graue Haare deckten den Scheitel des wunderlichen Steinklopfers, als er zum ersten male in seinem Leben von körperlichen Leiden heimgesucht wurde. Er brachte einen ganzen Sommer im Krankenhause zu. War mit dem Vergehen dieser Krankheit ein frischer, belebender Göttermorgenhauch in die nächtliche Seele eingedrungen, weil er erschreckt auffuhr, als er bei seinem Ausgange als Genesener aus dem Wohlthätigkeitshause von allen Seiten den Jubel hörte: „Der Kapellmeister Schnurr sei wieder da und die Reise müsse ihm was Schönes eingebracht haben?"

Beklommen und ohne Groll eilte er vor das Thor. Warmen Sonnenstrahl sah er hier in der Nähe um helle Blätter spielen. Er dachte, es sei die warme Frühlingssonne, die durch zartgrünes, junges Laub die goldenen Lichter ziehe. War diese Sonne nicht einst ein stetes trautes Mahnen zur Rückkehr in die Heimat ihm gewesen, wenn wieder ein Winter der Verehrung im Kunst- und Musentempel leicht dahingegangen? Winkte nicht auch heute wie damals das blanke Jägerhaus in dem Gebirge drüben freundlich ihm entgegen und mahnte ihn treu, daß dort unter dickem Laubdache der Weg nach der Heimat und der lieblichen Quelle an der Lahn heimlich dahinschleiche?

Wie ein Stern in lichtem Grunde leuchtete das helle Waldhaus aus dem leichtbefarbten Höhenzuge herüber. Je länger er dorthin sah, desto mehr gewann es in seinem Innern an Regsamkeit. Wie ein warmer heilender Hauch drangen Glanz und Licht von außen in die dämmernde Seele und belebten den Wirrwarr vergilbter Bilder zu neuer Frische. Gewaltig rang der Arme mit dem Taumel, der ihn unter den Eindrücken des heiligen Augenblicks überkommen. Nähere sich ihm keiner, ehe Alles, was aus seiner Seele, ob klar oder unklar, farbig oder farblos, wohlgeformt oder misgestaltet, gleich einer luftigen

Säule ſich erhoben, von den geheimen göttlichen Kräften des Augenblicks berührt und geläutert in die leibliche Hülle zu dauernder Ordnung zurückgeſunken: ein Wort des frühern Wahns könnte dieſe vielleicht letzte Heilprobe zerſtören, den erregten Knäuel unentwirrt in die alten Bande zurückdrängen!

Aber iſt es wirklich der Frühling, der ringsum waltet und mit Blüten und warmen Lüften die dunkeln Grüfte langer Jahre zuweben will und ihn, den Genesenen von bewußtloſem Leiden, hinüberruft nach den morgenrothen Orten der Jugend, die er ja ſo lange nicht gemieden haben könne, als es ihm bisweilen ahnte? Ach, nur zu ſchnell gemahnten ihn das auf den ſaubergefegten Baumgang niederfallende gelbe Laub, der dunkeln Farben der nahen Blumenſtauden, daß er im Herbſte des Jahres ſtehe; nur zu bald drängte ſich einer ſeiner unbedachten Quäler heran, ſprach ihm in aller Form ſeinen Dank dafür aus, daß er dem neulichen Rufe als Hofmuſikmeiſter nach Grönland nicht gefolgt und ſich dem Wieſenbade für immer erhalten, auch daß er den neueſten Schöpfungen etabliſſiſcher Meiſter ſo kräftig gedient habe: ſodaß es ihn mit zuckender Seele fortriß auf die Straße, die nach dem weißen Sterne im Gebirge führte.

Abend war es, als er an dem Platze im heimatlichen Gehölze anlangte, wo er einſt als Knabe ſeine kleinen Feſte, ſeine Muße- und Pflegeſtunden der Phantaſie gehalten. Wie er hingekommen, vermochte er ſich nicht zu ſagen. Trieb ihn überhaupt nicht immer ein dunkles, ſchmerzendes Gefühl nach innen zurück und drohte ihn zu lähmen faſt, wenn er ſich an das Erörtern der Vergangenheit wagte? Nahm er nicht Alles lieber als einen ſchweren unentwirrbaren Traum und den Augenblick für ein Erwachen in verſöhnender, entſchädigender Lage hin? Er hatte ja ſo lange keinen Feſttag gehabt, wie ſie die Quellen ſeiner Seele ſonſt ihm geſchaffen: wie hätte er darum dem winkenden hellen Faden ausweichen können, der jetzt aus ihr ſich herauswand und ihn in die ſchönſte, feſtlichſte Zeit ſeines Lebens zurückzuführen verhieß? Mußte doch dies ſelbſt an eine Grenze endlich führen, die ihn an die ſpätere dunkle Zeit, vor der er erſchauern würde, erinnern mußte!

Wie durch helles Blätterwerk der helle Frühſtrahl bricht, an hundert Stellen das Leben auf dem blumigen Boden weckt, drang Erinnerung in ſeine Seele. Blume um Blume keimte in ihr empor, daß er bald bei der einzelnen nicht lange weilen konnte, ſich an ihrer Farbe, ihrer Form zu weiden, an ihrem Dufte zu laben. Doch die ſchönſten und lieblichſten darunter, die Erinnerungen an die feſtlichen Stunden in der Schule zu Scheuern und an die Harmonicaklänge, welche von da aus durch lichte und durch traulich dunkelnde Monde über den geliebten Plätzen in der Nähe hin- und niederwebten, dieſe vermochten es wol, daß er öfter jähe zu ihnen zurückeilte und mit neuem, dankbarem Entzücken ſie an die Lippen drückte, als ob er fürchtete, ſie möchten vergänglicher denn die übrigen ſein und ihm bald für immer entrückt werden. Wenigen mögen die Morgenglocken der frühen Jugendzeit je ſo ergreifend in einen ſpäten Tag herübergeklungen haben wie Dem, der hier unter ihrem Anhören nur die Freude der Erde glaubte. Er dachte nicht daran, daß er jemals anders empfunden; nur ein plötzliches Gedenken an die Vergänglichkeit der ſchönen Stunden ſelbſt machte ihn herbe und lähmte das Werk, welches das liebliche Licht- und Schattenſpiel trieb.

Immer leiſer wurden dann die rührenden Harmonicaklänge, die ſeine greiſige Wanderung bis an die abendſchattige Flut des Mühlenteichs begleitet; dann ſchien es, als ob ſie langſam darin verginge. Allmälig erblichen die Geſtalten der verſtorbenen Lieben, welche er vorhin noch lebend in der Nähe gewähnt: da fühlte er ſich ſelbſt von einem ſchmerzlichen Zucke erbeben und langſam, die Hände um die Stirn geſchlungen, ſank er an dem Orte, wo ihn die Kindheit und der Gruß ſeines verſenkten Inſtruments rief, zuſammen.

Eine Woche darauf ſtand in einem der geleſenſten Blätter des Rheinlandes folgender Artikel:

Wiesbaden, Anfangs October 1853.

Gewiß Alle, welche während der letzten zwanzig Jahre unser Bad besucht, erinnern sich eines Individuums, das in dieser Zeit unter dem Hänselnamen: „der stille Kapellmeister", hier figurirte. Der Arme hat auf eine merkwürdige und bedauernswerthe Art kürzlich seinen Tod gefunden.

Vor einigen Tagen wurde von einer Gesellschaft des heuer stark besuchten Badeortes Ems in einem, diesem Orte nahegelegenen Forste des Gebirges auf dem linken Lahnufer gejagt. Um die Dämmerungszeit fanden Theilnehmer der Partie an dem mit dichtem Gebüsche bewachsenen Abhange eines Waldbachs eine männliche Leiche. Da Mordwerkzeuge in der Nähe des Getödteten nicht aufgefunden wurden, so drängte sich den Entdeckern desselben die unheimliche Annahme auf, daß hier nicht ein Selbstmord, wol aber ein bedauerlicher Unglücksfall geschehen oder gar ein Verbrechen von fremder Hand verübt worden sein müsse. Die alsbald auf dem Platze erschienene betreffende Gerichtsstelle nahm sofort diejenigen Maßregeln, welche dem Befunde der Sache vollkommen entsprachen und den strengen Gang einer Untersuchung vollständig sicherten. Dieselbe ist nun geschlossen. Es stellt sich heraus, daß der Getödtete Kaspar Schnurr, der stille Kapellmeister, ist. Schnurr war an jenem Tage Morgens früh als Genesener von einer langwierigen Krankheit aus dem hiesigen Krankenhause entlassen worden und wollen ihn Leute von hier damals um eine Morgenstunde gesehen haben, wie er eilig die Straße nach Schwalbach eingeschlagen. Da Schnurr von jeher einer krankhaften Zerstreuung, einer leichten, dem Dritten aber gänzlich ungefährlichen Irre, die ihn sogar an einem, ehrlichen Erwerbe nicht behinderte, ergeben war, so blieb dann, eingedenk Dessen, daß er niemals einen Feind gehabt, wie ein solcher allenfalls ruchlos gegen ihn hätte verfahren können, kein anderer Schluß übrig, als daß er, in jenem Bache ertrinkt, von den strömenden Wogen aber aus dem kleinen Bette ans Ufer geworfen sei.

Der Verunglückte, welchen eigenthümliche Erfahrungen und Verhältnisse allmälig zu einem Wesen heruntergezogen, das die leichtbereite Menge zu ihrer ständigen Unterhaltung und Belustigung benützte, findet gleichwie die tiefe und innige Theilnahme eines Jeden, der ihn je gekannt in seinem wunderlichen Treiben. Eine seltene Herzensgüte und mehr noch eine bewunderungswürdige Empfänglichkeit für Natur und Musik waren seinem Wesen stets durchleuchtend. Mag Manches in der Geschichte des Verblichenen lückenhaft und Räthsel bleiben: wir stehen an einem Grabe, das den Mund für immer schließt, der bei Lebzeiten nie klagte, wenn fremde Zungen Entstelltes ihm nachgeredet. Läuternd wird darüber die Zeit walten.

J. Metzler.

Wie's neulich dem Jäkle erging.

Eine unwichtige Geschichte mit wichtigem Hintergrund.

Der große Feuerbach sagt: „Sehr leicht kann die Polizeistrafgesetzgebung mißbraucht werden, um alle menschliche Freiheit in Fesseln zu schlagen und aus dem Bürger eine lebende chinesische Puppe zu machen, die kein noch so unschuldiges Schrittchen thun kann, ohne in Strafe zu fallen."

Wie wahr dies Wort ist, sah ich kürzlich an einem Bäuerlein. Jäkle von Nürtingen wollte zu einem Freunde über Feld gehen. Er nahm sein Hundchen mit. Wie er beim Freunde war, kam das Gespräch auf das Große Loos und andere schöne Sachen, die seiner lieben Frau blos geträumt hatten. Beide Freunde kamen überein, zusammen auf eine Nummer in einer benachbarten Lotterie zu setzen. Der Freund gab sogar dem Manne einen harten Thaler, damit er das Geschäft gleich daran besorge. Es wurde dunkel. Jäkle

machte sich auf den Heimweg mit seinem Hundchen. Das Thier unterhielt sich dabei durch allerlei Possen, die den Jäkle auch lustig stimmten. Er nahm also im nächsten Dorfe einen Schoppen, nachdem er vorher einem Geschäftsmanne begegnet war, den er im Vorbeigehen an die Haltung eines Vertrags erinnerte. Um die Ecke der Straße biegend, ein Liedlein, ohne das Bewußtsein davon zu haben, vor sich hinträllernd, stieß unser Wanderer unerwartet auf den Ortsdiener und rannte ihn ein Bissel unsanft an. Der Ortsdiener ward ungehalten über die unsanfte Begegnung und hatte Lust, sich näher nach dem Jäkle zu erkundigen, wie es ihm wol ankund, wo es nöthig war. Jäkle erzählte gutmüthig seinen verlebten Tag, zögerte aber fatalerweise, seinen Namen zu nennen, wozu er ganz fernliegende, unschuldige, humoristische Gründe zu haben glaubte. Es machte ihm Spaß, sich Weidele zu nennen. Dem Ortsdiener kam das Zaudern des Weidele nicht unverdächtig vor. Und da es gerade spät Abend war, so mußte ihm Weidele in den Bürgergewahrsam folgen. Nun gab's erst recht Widerspruch. Aus Humor wurde Ernst. Jäkle mußte folgen. Andern Morgens dünkte dem Ortsvorsteher die Sache nicht sauber; er sandte den Weidele zum Amt mit Bericht. Und beim Amt war über den Sonntag bereits so viel eingelaufen, daß Jäkle nahe daran war, zwei bis drei Jahre Strafarbeit zu riskiren.

Wie das Alles?

Fürs Erste war Jäkle nicht bekannt, da er noch wenig aus seinem Orte gekommen war. Er kann sich über „erlaubten Reisezweck" nicht legitimiren, er wird wegen „Mangels an Ausweis" zurückgehalten. Eine „Requisition" wird in den benachbarten Amtsbezirk geschrieben, wo der Verhaftete seinen „angeblichen" Sitz hat. Es wird sehr ernst geschrieben, denn es wurde gerade zur selbigen Zeit auf verdächtige Individuen gefahndet ob verschiedener strafbarer Umtriebe. Fürs Zweite sagte der Ortsdiener „auf Diensteid" aus, daß er durch ungebührliches Betragen von Seiten Jäkle's beleidigt worden sei. Fürs Dritte war dem Bewaffneten erinnerlich, daß der Mann eine Melodie gesungen, die zu den verbotenen gehörte. Zum Vierten hatte der Ortsdiener erhoben, daß der Mann einen Schoppen getrunken. Sicher war er betrunken; das bestätigte der Ortsdiener, weil er der Verleumdung zuvorkommen mußte, daß er es selbst gewesen; dadurch hat Jäkle gleich auch die Wirthin zur Strafe gebracht, die einem „Berauschten Getränke verabreichte". Wo Trunkenheit unziemliches, widersetzliches Betragen zur Folge hat, ist sie eo ipso strafbar. Zum Fünften hatte ein Feldhüter das Hundle im Walde „jagen" sehen; der Aufenthalt solcher Geschöpfe im Jagdforst ist bei Geldbuße untersagt. Zum Sechsten hatte ein zuverlässiger Mensch in der Wirthschaft, wo besagter Schoppen getrunken wurde, gehört, daß unser Mann von seinem Freunde im nächsten Marktflecken einen Thaler zum Nummernsetzen erhalten habe. „Unbefugtes Collectiren", „Besorgen von Lotterieangelegenheiten" ist nicht erlaubt; ein junger Gendarm, dem die Sache schon drüben zu Ohren gekommen, hatte in lobenswerthem Diensteifer bereits hüben Meldung angebracht. Zum Siebenten war die Wirthin aufgebracht über den Jäkle, der sie in voraussichtliche Strafe bringen konnte, und gibt schon Nachmittags dem Bürgermeister an und dieser schickt sofort „Bericht zu Amt", daß Jäkle über Geschäfte gesprochen habe mit einem Jemand; nun sei verboten, „am Sonntage in fremden Ortschaften dem Gewinnste nachzugehen und Käufe abzuschließen". Fürs Achte war dem Jäkle von Nürtingen passirt, daß er vor seinem Weggange von Hause einen Wagenriemen abschneiden mußte und daß er dabei ein Messer mit einer Vorrichtung zum Verhüten des Zuklappens der Klinge gebrauchte und daß er dies Messer sorglos in die Tasche geschoben hatte, und sothane Nachlässigkeit brachte ihn wieder in den Verdacht eines gefährlichen Subjects, indem er dem Verbote, „dolchartige Messer bei sich zu führen", zuwidergehandelt hatte. Zum Neunten wurde Jäkle auch als jenes Individuum erkannt, das gestern wegen Anstiftens von boshafter Thierquälerei von weitem notirt worden war, denn unterwegs hatte sich's zugetragen, daß ein verzweifelnder Fuhrmann sein störrisches Pferd nicht vom Platze

eine Anhöhe hinaufbringen konnte, wo denn Jäkle von Nürtingen ihm nicht sehr zart zurief, der Mähre mit Schlägen zu Hülfe zu kommen, was denn der unglückselige Fuhrmann übertrieben zu haben scheint. Fürs Zehnte war die Frau des guten Freundes, so Jäkle besucht hatte, im Marktflecken eine ängstliche Person, litt an Ratten; sie waren getilgt, aber eine gewaltige Portion Gift war noch übrig im Hause. Der Freund mochte es, um Schaden zu verhüten, nicht mehr daheim leiden und so mußte ihn der Zufall plagen, den Rest dem Jäkle in die Tasche zu stecken, damit es nur aus dem Hause komme und Jemandem anders, der noch an Ratten litte, ein Vortheil daraus erwüchse; nun war mindestens die Einleitung einer Untersuchung „auf unbefugtes Hausiren" (wo nicht Versuche von Brunnenvergiftung) genügend vorhanden. Zum Elften fand sich in einer andern Tasche des Arrestanten ein goldenes Uhrenschlüsselchen vor, welches dieser kurz vor der Festnahme durch jenen Ortsdiener auf der Landstraße gefunden und im ersten Schrecken vergessen hatte, davon die Angabe zu machen; hier war Untersuchung statthaft wegen „Fundunterschlagung, beziehungsweise Unterschlagung". Das Dutzend voll zu machen, so sollte selbst der Rock des Mannes nicht Gelegenheit zur Verdachtlosigkeit geben, denn der obengenannte zuverlässige Mensch hatte gesprächsweise von dem Landwirthe vernommen, daß solcher seinen Rock bei einem Schneidergesellen in hiesiger Amtsstadt bestellt habe; das „Bestellen bei Nichtmeistern" ist strafwürdig — die Anzeige mußte wenigstens constatirt und die Sache genau erhoben werden. Und das Dreizehnte, Ominöseste, blieb die Annahme eines fremden Namens, da von Humor oder einem Sonntagsschabernack mit Ortsdienern an örtlicher Stelle nicht die Rede sein kann.

Das Alles hatte Jäkle's einziger Spaziergang auf sich! Welcher kluge Richter mußte nun nicht bestallt sein, um Unschuld und Unstern unsers Spaziergängers ins Licht zu setzen! In dem deutschen Staate, zu dem Jäkle zu gehören die Ehre hatte, waren glücklicherweise lauter sogenannte „arbiträre" (etwas weniger als willkürliche) Strafen für die bezeichneten Polizeiwidrigkeiten zugelassen, mindestens Geldbußen und Arreste winkten dem Unglücksvogel ohne Ziel und Ende. Zur Erlösung des Armen fand sich glücklicherweise ein Amtmann, der den Knäuel entwirrte. Jäkle hatte schon fünf Tage gesessen, bis sich nur seine „sonstige Unbescholtenheit" herausstellte und ihm das Glück wurde, daß eben Amtmann Katzenhofer z. B. kein junger war. Wäre das ein neueingesetzter gewesen, ein aus der Kreisstadt frisch aufs Land versetzter und also rachedürstender Menschheitsverächter und nebenbei ordenswüthiger Leuteplager, Jäkle wäre auf ein Jahr hinter Schloß und Riegel als Inquisit gekommen. Hätte sich auch ein guter Advocat gefunden, der ihn freimachte, es hätte doch vielleicht Hab' und Gut darauf gehen können, die wohlfeilste Art, Proletarier zu machen! Im guten Eifer nach Ordnung übersieht unsere Staatsklugheit nur zu oft die Nachtheile des Vielregierens. Das Volk wird ja träg zum Guten und gleichgültig im Schlimmen, wenn zu viel officiell geregelt, zu viel belohnt und bestraft wird. Maß ist zu allen Dingen nütze. Begrüßen wir also freudig im Interesse aller großen und kleinen Jäkle's die Thatsache, daß verschiedene Staaten sich anheischig machen, weise Strafgesetze zu schaffen, worin ebenso sorgfältig die Dinge der Polizei als der Justiz bearbeitet sind und vorzüglich der alte Satz gewahrt ist: Nulla poena sine lege! Keine Strafe sei ohne Gesetz!

Ein Ausflug nach Afrika.

Von Max Maria von Weber.

V. Algier.

Unter den Lichtern der Quarantaine und Sanität wirrte es von dunkeln, unbekannten Gestalten. Es ragte dort vielfach empor, fast wie Hälse einer riesigen Vogelschar. Eine

Heerde Kameele lag auf den warmen Steinen des Quai, misbehaglich über die kühle Nachtluft die langen Hälse mit den häßlichen Köpfen bewegend und widrig grunzend wie gewaltige Schweine; dazwischen rannten Treiber und Hafenarbeiter halbnackt und bunt bekleidet umher; es war ein phantastisch Stück Bild. Doch nur ein Blick war mir darauf gegönnt. Einer meiner riesigen Ruderer faßte meinen leichten Reisesack (das Gepäck blieb an Bord, der Douane wegen) und schrie mir zu: „Hôtel?" „d'Orient!" erwiderte ich, und in dem kurzen Trabe, den wir so oft in den Reisebeschreibungen aus dem Orient geschildert hören, flog die athletische Gestalt mir voran die Treppe an der Porte de France herauf. Unter der Wölbung desselben blies mir glühendheiße Luft entgegen, von den heißen Steinmassen der Häuser ausgeathmet. Arcaden liefen an den Seiten der Straße hin, bald plätscherte ein reizender Springbrunnen; der Kabyle bog in ein niedriges Thor ein und in einer wohlbeleibten, kahlköpfigen, dabei aber sehr adrett geradgehaltenen Gestalt mit einnehmendem Franzosengesichte begrüßte mich Mr. Grisolla, der nicht genug zu rühmende Wirth des Hôtel d'Orient. Todtmüde, noch die wogende See im Kopfe und in den Beinen stieg ich die schmale Treppe hinan; im Steigen brachte ich Grisolla Grüße von Lichtenstein in Montpellier; da schüttelte er mir, auf den Zaubernamen, die Hand, stieß eine Thür auf und ich stand im niedlichsten maurischen Zimmer der Welt. Bunte Fliesen in geschnörkelten Mustern, Wände, Decke und Boden spiegelblank gewaschen, dichte Jalousieen und Vorhänge vor dem Fenster, ein breites Bett mit Gazegardinen im kühlsten Winkel, die Platten aller Möbeln kühl von Marmor, kurz ein Muster südlichen Comforts. Ich ließ mir Früchte geben; frische Datteln, Apfelsinen, Bananen und köstliche Birnen glänzten mir bald in silbernen Körbchen entgegen, daneben glühte der dunkelrothe einheimische Wein in geschliffener Caraffe. Vor dem Fenster wogte das Geräusch der Straße, französisch Singen, arabische Gutturaltöne, hier und da ein wohllautender spanischer Ton, alles Das drang mit dem Plätschern der Fontaine und dem himmlischen Trillern einer Nachtigall durch die Jalousieen. Ich öffnete sie und herein strömte die ganze Herrlichkeit einer afrikanischen Frühlingsnacht mit ihrem wunderbaren Sternenlicht, ihrem Orangen- und Myrtenblüten- und Hyacinthenduft. Vor mir lagen die Kuppeln der großen Moschee, vor welcher der Springbrunnen in der Arcade sprang, rechts die schimmernden Massen der Stadt, der Vorstadt Bab-Azoun, verlaufend in den dunkeln Hügeln des Vorlandes vom Kleinen Atlas, überschimmert von den bleichen Schneehöhen des Djerdjera, bis hin nach Cap Matifou; links die Bastionen des Hafens mit dem lebendigen Wechsel des Leuchtthurmlichts und darüber hin bis an die große Moschee heran; die mattglänzende Fläche des Bassins mit den schlafenden Schiffen und ihrem feinen Mast- und Spierenwerk darauf, und endlich die unermeßliche Spiegelebene des Meers, in dem mit weißlichem Glanze die letzte Spitze des untergehenden Zodiakallichts schimmerte, einzig im Vordergrunde unterbrochen durch das feine Gefieder der Krone einer Dattelpalme, das im weichen Hauche der kühlen Nachtluft sich graziös wiegte und leise säuselte. Ich schrieb noch bis Mitternacht am offenen Fenster und sehnte die Geliebten, an die ich schrieb, herbei in die Herrlichkeit.

In meinem tiefen Schlafe woben sich die Rufe der Muezzins von den Minarets der großen Moschee mit den Bildern der Lieben zu einem glückseligen Märchen zusammen, das ich vielleicht einmal schreibe, wenn ich reich genug sein werde, seinen Glanz zu schildern. Und am andern Morgen, welches Licht der afrikanischen Morgensonne, welcher Widerschein des Meeres! Wie vor acht Jahren, wo ich, auf dem Basaltkegel von Staffa sitzend, hinausblickte auf die durcheinanderbrüllenden Brandungen da drunten und die dahinterliegende Höhe des Atlantischen Oceans, rief ich hier wieder aus: „Ist die Welt wirklich so schön?!" Dann lief ich, wie immer in fremden Städten, hinab auf die Straße ohne Führer. Welcher Reisende, der nicht Engländer oder fliegender deutscher Baron, polnischer oder russischer Graf ist, sondern lernen und genießen will, kennt nicht die Schrecken des Lohndieners!

Mein Plan von Algier half mir durch die franzöſiſche Stadt leicht zu meinen Freunden nach der Vorſtadt Bab-Azoun, Rue d'Isly. Wer aber wagt es, bei dem erſten Ausgange gleich in die arabiſche Stadt zu tauchen? Ein Blick auf den Plan derſelben macht ſchon ſchaudern, denn er ſieht keinem Städteplan, ſondern den wunderlichen Zeichnungen ähnlich, welche die Holzwürmer oft in die Flächen des ehrwürdigen Hausraths unſerer Urväter gewühlt haben. Ich bedurfte zu dem Wege vom Hôtel bis zur Rue d'Isly, kaum zwanzig Minuten weit, mehr als eine Stunde; denn da war kein Schritt zu thun, der nicht ein reizend oder phantaſtiſch Bild entrollt, einen eigenthümlichen Eindruck gewährt hätte. Da waren die Einblicke in die engen, oft nur fünf Fuß breiten Straßen der Stadt mit den überhängenden Häuſern faſt ohne Fenſter nach der Straße zu und nur die Thür reich mit bunten Flieſen und in arabiſcher Architektur verziert, aus denen phantaſtiſche Arabergeſtalten, den mehr oder weniger zerlumpten Burnus jederzeit maleriſch um ſich geworfen, ſchritten. Kabyliſche Laſtträger, mit großen Laſten auf dem Kopfe, monoton ſingend und in kurzem Trabe laufend, Neger, Mulatten, Meſtizen, Juden in allen Coſtümen der Erde und dazwiſchen die elegante franzöſiſche Damenwelt am Arme pflanzerhaft gekleideter Europäer. Der Fruchtmarkt auf der Place de la Pêcherie hielt mich beim Anblick ſeiner Schätze an; die Eſelheerden auf der Place Maſiniſſa mit ihren wilden Treibern, die unbarmherzig auf die armen Thiere ſchlugen; das neue Theater auf dem Plane des Garamanthes, neben deſſen echt franzöſiſcher, faſt zopfiger Rococo-Architektur in wunderbarem Contraſte die rieſenhaften Platten des Feigencactus (Ficus barbarica) und die ſtielvollen Blätter der ſchönſten aller Staudenpflanzen, des Arcanthus (Arcanthus mollis) emporwuchern, und endlich, mit Jubel begrüßt, der rieſenhafte Stamm einer uralten, hohen Dattelpalme (Phoenix dactilifera) mit mächtiger Krone in der Rue Bugeaud, Alles verzögerte meinen Gang. In die Rue d'Isly gelangt, zog mich ein Durchblick durch die Rue Joinville auf die dahinterliegende braunrothe, im Sonnenglanze ſchier glühende Felswand an, denn echt afrikaniſch war das Stückchen Landſchaft. In den Felsſpalten blaugrüne, mächtige Aloës mit abgeſtorbenen, hohen Blütenſchäften, darunter, am Fels herabkriechend, in wunderlichen Rieſengeſtalten die Cacteen mit Platten von funfzehn und mehr Zoll Länge, die ganzen Gebilde oft mit doppelter Mannslänge, dahinter aber, ſo weit das Auge auf die Höhe reichte, wie Millionen glitzender Bayonnete aufſchimmernd, die ſpitzen Blätter der niedrigen Fächerpalme (Chamaerops humilis), dieſes Todfeindes des afrikaniſchen Landbauers; denn faſt unausrottbar ſind die zähen, ungemein langen Wurzeln der zierlichen Pflanze, die aus jedem im Boden bleibenden Wurzeltheile aufs neue aufſchießt.

So kam ich ſpät am Vormittage zu Henry Probſt. Seine Frau, eine ſchöne, ſchlanke Franzöſin, deren Teint die afrikaniſche Sonne unberührt gelaſſen hat, ärgerte ſich über unſer Deutſchſprechen, von dem ſie kein Wort verſtand und in dem der Gatte ſich eine Güte that. Herr Probſt war die Gefälligkeit ſelbſt; ein Plan für die zweckmäßigſte Benutzung der Zeit während meines kurzen Aufenthalts in Algerien wurde gemacht, währenddeß ließ der freundliche Wirth ſeine leichte Droſchke mit einem trefflichen Araber beſpannen; wir ſtiegen ein. Ein arabiſcher Pferdeknecht mit nackten Beinen, eine rothe Schärpe um den Gurt der weiten weißen Hoſen geſchlungen, den Fez keck auf dem geſchorenen Kopfe, ſprang auf die Deichſel und fort flog das leichte Fuhrwerk auf der trefflichen Straße durch die neue Porte Bab-Azoun nach der Harrachbrücke hinaus. Die Straße liegt durch wahrhaft paradieſiſches Land am Meeresufer hin. Links ſtreckte das Meer ſeine weißen Schaumlinien ſchmeichelnd an das flache Geſtade, vorher erhoben ſich ſanfte Höhen, von dichtbelaubten Schluchten eingeſchnitten, in denen kühle Bergwäſſer rinnen, und von allen hervorragenden Punkten ſchimmern die weißen Maſſen der Villen der Europäer. Am Wege hin zogen ſich Gruppen gewaltiger Agaven und Cactuspflanzen oft ſo dicht mit Ariſtolochia, Smilax und Vitisarten überwuchert, daß ſie wie begrünte Hügel erſchienen wären, hätte

ſich nicht hier und da ein Sonnenſtrahl den Weg in das Innere der Maſſe gebahnt und irgend die Blüte einer Clematis oder Iris in glühenden Farben ſchimmern laſſen. Wunderbar ſchön waren auch einige gewaltige wilde Oelbäume, in deren weitausgebreiteter Krone ſich die großblätterige Ariſtolochia, in ſmaragdgrünen, mächtigen Feſtons, mit Epheu dicht verrankt, von Zweig zu Zweig ſchwang, oder 30—40 Fuß lange Guirlanden von den Spitzen der graugrün belaubten, knorrigen Aeſte herabhängen und im Winde flattern ließ. Am Café des Platanes, einem ehemaligen, von großen Platanen kühl überragten Karavanenbrunnen, an deſſen murmelnder Quelle weiße Arabergeſtalten ſchweigend in dunkelgrünen Schatten ſaßen, biegt der Weg durch ein breites Gitterthor in den Jardin d'essai ein. Durch daſſelbe eintretend, zeigt ſich die feine Perſpective einer breiten und ungefähr 3000 Fuß langen Allee, die in ſanfter Senkung nach dem Meere läuft, auf welches ſie ſich unten öffnet, ſodaß es da drunten liegt wie ein kleiner blauer Handſpiegel. Dieſe Allee durchkreuzen alle 250—300 Fuß rechtwinkelige Gänge, ſodaß viereckige Räume entſtehen, deren jeder für die Cultur einer beſondern Pflanzengattung beſtimmt iſt. Zwei Bäche bewäſſern in unzähligen Rinnen den beträchtlichen, 240 Morgen großen Raum dieſes Gartens, den die franzöſiſche Regierung lediglich zum Vortheil der Coloniſten angelegt hat, die aus den Baum- und Pflanzenſchulen deſſelben theils ganz unentgeltlich, theils gegen geringe Vergütungen, mit Saatkorn, Ablegern, Sämereien, Stecklingen und Pflanzen verſehen werden. Veredelte Citronen-, Apfelſinen- und Pomeranzenſtämmchen nehmen zu Hunderttauſenden den größten Raum des Gartens ein; einen andern beträchtlichen Theil beſtanden die mächtigen und majeſtätiſchen Bananen, in deren unbeſchreiblich ſchönen Kronen von 8—10 Fuß langen Blättern der Wind rauſchte, als blätterte er in den Rieſenfolien des Buches der Natur ſelbſt. Seewärts ſind alle Abtheilungen, zum Schutze gegen die heftigen Seewinde, mit ungefähr 20—30 Fuß hohen Hecken von ſchwarzgrünen Cypreſſen eingefaßt, auf deren Hintergrund ſich der Schmelz des Grüns, die friſchen Blätter und die Farbenpracht der Blumen doppelt ſchön ausnimmt. Mit feenhafter Feinheit Alles überragend, hebt ſich aus dieſem Schlinggewirr hier auch das Bambusrohr in 50—60 Fuß hohen glänzenden Schäften; wenn mehre beiſammenſtehen, wie eine rieſige Reiherfeder ausſehend. Felder ſind von Baumwollpflanzungen bedeckt, die wie der Taback trefflich gedeihen. Letzterer wird während der Sommermonate Mai und Juni ſehr oft drei mal im Monat geblattet und gehört unter die rentabelſten Culturen, da die Qualität vortrefflich iſt. Ebenſo trefflich gelingt der Anbau des Indigo, und die Opuntia oder der Cochenillecactus ſcheint nichts zu wünſchen übrig zu laſſen. So treibt der geſegnete Boden dieſer Provinz neben den Producten der gemäßigten Zone die der tropiſchen in gleicher Fülle und Pracht hervor, ſodaß der Pflanzer, der zur rechten Zeit ein Korn in die Erde legt, gleichviel ob es die Samenkapſel einer Palme oder das Korn einer nordiſchen Graminée iſt, gewiß ſein kann, es keimen und Frucht tragen zu ſehen.

Einen reizenden Anblick gewährt auch der Blumengarten vor dem Hauſe des Obergärtners. Welche Schätze aller Zonen glühen und blühen und duften hier nebeneinander! Die Blumenkinder unſers Klimas vergrößert, verſchönert! Die Roſe ſo herrlich, daß man die Begeiſterung der Perſerdichter für dieſe Zauberblüten begreift; unſere Liliengewächſe mannshoch ragend und dazwiſchen die wunderbaren Geſtalten der Antholyzen, der großblätterigen, unſern Kürbisarten ähnlichen Rankengewächſe mit ihren tiefen, duftenden Blüten, und endlich alle die dürftigen Pflanzen unſerer Gewächshäuſer hochragend, friſchbeblättert und dichtblühend in die heiße Luft ihren Athem aushauchend.

Am Jardin d'essai hat die franzöſiſche Regierung eine ſtattliche Spinnerei erbaut, in der ſie, um die Seidenzucht in Algerien aufzumuntern, unentgeltlich die Cocons abſpinnen läßt, damit den Coloniſten die theure Handarbeit beim Abhaspeln derſelben erſpart werde. Das iſt der Contraſt zwiſchen einer engliſchen und einer franzöſiſchen Colonie. Dort thut

Alles Association, der Privatbetrieb, hier Alles die Regierungsgewalt. In welcher englischen Colonie, wo der Seidenbau so in Aufschwung wäre wie hier, würde nicht längst eine Coconspinnerei im Besitz einer Privatgesellschaft von Seidenzüchtern sein?! Und die Renten und die Productivität der Colonieen verhalten sich daher auch leider zur Zeit noch wie die Erfolge der meisten industriellen Anstalten, an deren Spitze der Staat steht, zu denen derjenigen, die in Händen von Privaten sind, d. h. die französischen Colonieen bringen nichts ein, während die englischen die Größe Englands machen.

(Der sechste Artikel: Arbah, in nächster Nummer.)

Der Kaufmann sonst und jetzt.

Von H. Scherer in Frankfurt am Main.

Sollten heute wieder die alten griechischen Götter unsere Erde beglücken, für ihren Cultus sich Altäre schmücken und Opfer flammen, in der Rangordnung der olympischen Bewohner müßte, das fürchten wir, eine große Umwälzung vor sich gehen. Mit der Dynastie des Zeus Kronion wäre es vorbei, ein Parvenü hätte den wolkenumschatteten Thron eingenommen: Mercurius, der nur ein Bote war und laufen mußte, wohin ihm befohlen wurde, säße jetzt gebietend zu oberst der himmlischen Tafel, das Schwingen seines Stabes regierte ganz anders die Welt als der Donner und Blitzstrahl, welche die nun durch unzählige Assecuranzen gesicherte Menschheit nicht im geringsten mehr fürchtet und des geflügelten Fußes bedurfte es seit der Erfindung der Telegraphie nicht mehr. Auch wäre es nicht nöthig, für den neuen „Vater der Menschen und Götter" erst Tempel zu bauen, die schönsten stehen ihm ja längst bereit und offen — unsere Börsen. Zu seiner bildlichen Darstellung freilich ließen sich des Phidias und Praxiteles Modelle kaum mehr brauchen, es würde dies also eine Aufgabe unserer Künstler sein, für ihn eine zeitgemäße Gestaltung zu erfinden. Man könnte ja einen Preis darum ausschreiben. Guten Fingerzeig, den ich Concurrenten nicht vorenthalten will, gibt eine Allegorie im londoner „Punch" vom vorigen Jahr, welche Herrn Hudson als Eisenbahnkönig darstellt. Uebrigens ist an Studien aus dem Leben an unsern Börsen ein wahrer embarras de richesse. Inwiefern sich mit der neuen Majestät das andere Attribut der „langen Finger" verträgt, zu deren Schutzgott das Alterthum den Götterboten machte, wollen wir nicht weiter untersuchen.

Der Kaufmann sonst und jetzt, — wir wüßten keine zweite Aufstellung, die weiter auseinander läge. Der Dichter sonst und jetzt, der Gelehrte, der Staatsmann, der Feldherr sonst und jetzt, auch da sind Unterschiede und Trennungen, aber man erkennt doch überall die Uebergänge und es fehlt nicht die Vermittelung, mag es damit nun besser oder schlechter geworden sein. Ganz anders beim Handel. Hier ist nicht sowol die Rede von einem veränderten Gange der Ideen, von einer andern Richtung des Geschmacks, vom Wechsel der Systeme, ja selbst nicht einmal von neuen Offenbarungen, socialen und politischen Revolutionen; sie haben zu ihrem Theil allerdings eingewirkt; allein das wichtigste Ereigniß kam von außen und verwandelte den Schauplatz des menschlichen Lebens, indem es ihn verdoppelte. In der einfachen Thatsache, daß die Entdeckung Amerikas die Erde noch ein mal so groß machte als zuvor, ist für die Geschichte des Handels der entscheidende Wendepunkt ausgesprochen.

Weder die Staaten- noch Kirchengeschichte läßt sich so scharf und sicher theilen als die Geschichte des Handels. Indem ein Ereigniß eintritt, welches die Erde um ihre Hälfte vergrößert, reichen die alten Bausteine nicht mehr zu; das Haus muß vom Grunde aus umgebaut werden, die neue Schöpfung, welche uns zufällt, ruft neue Mittel und Kräfte hervor. Der ununterbrochene Zusammenhang einer Weltidee wird darum für den feinern

Beobachter nicht verloren gehen, denn alle Zukunft findet ſich in der Vergangenheit vorbereitet. Seit der Zeit der großen Waſſerflut, welche die Erde neu geſtaltete, hat keine politiſche, phyſiſche noch religiöſe Umwälzung ſtattgefunden, welche auf die geſammte Lage und Beſtimmung des Menſchengeſchlechts mächtiger einwirkte als die Entdeckung Amerikas und die Oeffnung des großen Weltmeers.

Mit Staunen vernahm die Welt die außerordentliche Kunde. Das Geheimniß von Jahrtauſenden lag enthüllt vor Aller Augen, jene wunderbare Verkettung der Ideen, deren Urſprung ſich in das graue Alterthum verliert, war an ihrem Ende angelangt, der Ocean überſchifft, das Daſein einer Gegenerde erwieſen. Ein Viertel Erdtheil von unermeßlicher Größe durch alle Zonen gehend trat zu der alten Welt hinzu und rings von den weiteſten Meeren umfloſſen, mußte er die Cultur der Menſchheit auf ganz neue Bahnen und Sphären lenken. Noch ſtehen wir dem Ereigniß zu nahe, aber nach zwei Jahrtauſenden wird der Hiſtoriker die Theilung zwiſchen alter und neuer Geſchichte mit der Entdeckung Amerikas bezeichnen.

Für unſern Zweck können wir es jetzt ſchon thun. Der Kaufmann von ſonſt iſt uns nicht allein der Handelsherr von Tyrus und Karthago, ein Pythias und Hanno, ein Hippalus und Arrhian, auch die arabiſchen Karavanen, die byzantiniſche Handelsloge, Venedigs und Genuas Galeerenflotte, die florentiner Wechſelbank, die Emporien an der Schelde, die hanſiſchen Contore und die oberdeutſchen Kaufmannsſtädte, der regensburger Hausgraf, dem der Donauhandel unterſtand, ſo gut wie der große Kaufherr Idriſi aus Damaskus, der bis zum Niger Waaren ſendete und holte, die Laskaris wie die Medici, die Peutinger und Welſer wie die lübiſchen Schöffen in Bergen und Nowgorod — ſie alle ſind in das Sonſt begriffen.

Wie lebensvoll und kräftig auch immer die italieniſchen Handelsſtädte auftreten, wie weit die lang verſchloſſenen Pforten des internationalen Verkehrs ſich öffnen, wie am Rhein, die Donau hinab, in der Nord- und Oſtſee und über die weſtlichen Geſtade der Pyrenäiſchen Halbinſel Handel und Gewerbe ſich verbreiten, Niederlaſſungen gründen, Beziehungen unterhalten, Bündniſſe ſchließen und aus der finſtern Nacht der Barbarei und der Gewalt des Fauſtrechts aufklärende Geſittung und Cultur, bürgerliches Zuſammenleben in Recht, Sicherheit und Ordnung hervortreten und ſich behaupten — Natur und Weſen des allgemeinen Handels bleiben noch durchaus dieſelben wie zur arabiſchen und byzantiniſchen, wie zur griechiſchen und phöniziſchen Periode. Was anders und neu geworden — Erweiterung der Waarenkunde, Verbeſſerungen und Erfindungen in der Schiffahrt, Aſſecuranzen, Banken, Wechſel und dergl., Alles ſehr förderſam, verdienſtlich und die neue Periode vorbereitend — war doch nicht genug, um am Weſen des damaligen Begriffs vom Welthandel Entſcheidendes zu ändern. Derſelbe blieb, wie im Alterthum, vorzugsweiſe *Landhandel*, die Schiffahrt *Küſtenfahrt*.

Der Kaufmann von jetzt kennt dagegen dieſe Beſchränkungen nicht mehr. Die größten Hinderniſſe für den Handel im Alterthum, die weiten Entfernungen und lange Zeitdauer ſind überwunden. Seit die Schiffahrt ſich von den bisher ängſtlich gehüteten Küſten entfernt, auf die offene See ſich wagt und mit voller Triebkraft der Winde das Element befährt, das die ſchnellſte und leichteſte Verbindung zwiſchen entfernten Völkern und Ländern gewährt, ſeitdem iſt für einen internationalen Verkehr der Preis gewonnen, ſeitdem iſt der Handel ein eigentlicher *Welthandel* geworden. Wo eine Gegenerde entdeckt war, hatte man ein Ziel für überſeeiſche Reiſen und die directe Waſſerverbindung mit Oſtindien brachte dieſes vielbegehrte Land, deſſen Handel bisher von der Vermittlung einer Zwiſchenhand abhängig geweſen, zu unmittelbarer Theilnahme aller herrſchenden Nationen. In der Concurrenz des Handels und der Politik entſchied jetzt die Seemacht eines kleinen Staats mehr als die Landmacht eines großen. Die ungeheure Vermehrung in der Zufuhr tro-

pischer Producte führte ihren Verbrauch bis in die untern Classen des Volks und machte was bisher Luxus war zum Bedürfniß.

Kolossal sind die Progressionen zu nennen, in denen seit der Entdeckung Amerikas der Welthandel sowol nach materiellem Umfange und politischer Macht als nach culturhistorischer Bedeutung fortgeschritten ist. Seine Wirkungen verbreiten sich jetzt gleichförmig über den ganzen Erdkreis und man darf wol sagen, es gäbe ohne eine Geschichte des Handels keine Geschichte der Menschheit. Eine so bestimmte Stellung hat ihm in der alten Zeit ganz gefehlt, er erscheint dort nur als glänzende Episode, an einzelnen Orten und mit einem secundären Einfluß. Wir erinnern an die Hansa, an die Niederlande und an die italienischen Republiken. Sie leisteten das Höchste, was für ihre Verhältnisse zu leisten war und sind der vollen Auszeichnung werth, die ihnen geworden. Aber wo sie nur die halbe Erde und auch diese nur mit Mühe kannten, mußte ihnen der Stempel der Beschränktheit aufgedrückt bleiben; sie konnten ihre Aufgabe da nur innerhalb eines engen Kreises erfüllen.

Der Handel vertheilt sich jetzt auf mehr Länder und Städte als zuvor und die Zahl seiner Concurrenten nimmt zu. Ein Mittelpunkt wie seiner Zeit Brügge war, wo der europäische Handel aus allen Himmelsgegenden zusammentraf, ist in dieser Weise nicht mehr möglich. Seit man in directen Fahrten aus den Erzeugungsländern selbst die Waaren holen kann, wurden, wo es sich nur thun ließ, mehr und mehr die natürlichen Wege den künstlichen des indirecten Bezugs vorgezogen und schon der Umstand, daß alle Seemächte Colonialbesitz gründeten, mußte den Activhandel und die nationale Schiffahrt heben. Zugleich theilten sich die mannichfachen Verrichtungen des Handels schärfer voneinander ab und fanden ihre besondere Vertretung — wie Import- und Exportgeschäft, Bank- und Commissionsgeschäft, Rhederei, Assecuranz, Waarenhandel und Geldhandel. Jetzt entstanden dafür feste Institutionen, Gesetze und Gebräuche, während die Rechtsunsicherheit, Willkür und Creditlosigkeit der vorausgegangenen Zeiten dem Kaufmann den Gebrauch dieser Zwischenpersonen und Hülfsmittel erschwerte, wo nicht ganz versagt hätte. Er mußte damals Alles auf sich und eigenes Risico übernehmen und nicht selten die Waare, die er schickte, in Person auf die fremden Märkte begleiten. Es fehlte das große Princip der Arbeitstheilung, welches den gesammten ökonomischen Organismus der neuen Zeit belebt und uns so zur andern Natur geworden ist, daß man glauben möchte, es sei nie anders gewesen.

Tief unterscheidend von der alten Zeit und überraschend ist der Wechsel des Schauplatzes, auf welchem sich jetzt der Welthandel darstellt. Im Westen lag die Neue Welt, von den westlichen Küsten Europas aus war sie entdeckt worden und alle überseeische Schiffahrt fand von hier ihren nächsten Ausgangs- und Endpunkt. Bisher hatte der Südosten wie die politische, so auch die commercielle Herrschaft geführt; von den Phöniziern herab bis zu den Venetianern war das Mittelmeer im ganzen Umfange seiner zahlreichen Buchten und Seitenmeere nebst den Nebenlandungen nach dem Arabischen und Persischen Meerbusen der enge Raum, worauf sich der internationale Verkehr der Alten Welt bewegte. Hier wurzelt die Bildung von Jahrtausenden, hier hatte die Menschheit innerhalb der gegebenen Verhältnisse viel Großes und Herrliches geleistet und Asien vor allem ist zu der culturhistorischen Bedeutung seiner Vergangenheit bis auf unsere Gegenwart nicht wieder gelangt.

Wie schnell änderte sich dieses Bild in den drei letzten Jahrhunderten! Asien, mit der einzigen Ausnahme Indiens, ist in die einförmigste Lethargie versunken und seine sonst so rege Theilnahme am Welthandel fast gänzlich unterbrochen, die Barbarei hat selbst in der südöstlichen Spitze Europas Fuß gefaßt und da, wo an der Grenzscheide dreier Jahrhunderte der blühendste Völkerverkehr bestanden hatte und zu allen Zeiten zu bestehen berechtigt wäre, Länder, die einst reich, gebildet, thatkräftig und frei waren, zu armen, un-

wissenden, feilen und knechtischen umgewandelt. Wurde auch Italien nicht unterjocht wie Griechenland, doch welkte seine Blüte und Macht kaum weniger dahin, wo ihm mit einem male die besten Quellen seines Lebens versiegten, wo die Misgunst äußerer Umstände zusammentraf mit den innern Ursachen des Verfalls. Das Mittelmeer sank schnell zu einem Binnensee herab, dessen Verkehr nicht über seine natürlichen Grenzen reichte und dabei Raub und Gewalt ausgesetzt war, seine Häfen verödeten und die glänzendsten Illustrationen seines einstmaligen Welthandels, in Venedig und Genua, hatten bald nicht viel mehr als nur monumentale Bedeutung. Mit dem Handel floh auch jede andere Cultur.

In welch schöpferischer Lebensfülle entfaltet sich dagegen der Westen Europas, zu welch ungeahntem Umfange politischer Herrschaft und materieller Macht schreiten alle seine Küstenländer, eins nach dem andern vorwärts! Der Westen Europas wurde der Mittelpunkt, wo alle Strömungen des neuen Lebens ein- und ausliefen und die offene Lage am Mittelmeer, das die Länder jetzt ebenso einigt, als vordem trennte, gab ihm schnell einen selbständigen und allgemeinen Vorzug über den Osten. Der Westen gehört der neuen Zeit, bei weitem die Mehrzahl ihrer Errungenschaften im Fortschritte der Civilisation ist in ihm entstanden und zur Reife gebracht und der Genius der Menschheit folgt der untergehenden Sonne.

Ein so gewaltiger Umschwung konnte sich indeß unmöglich allein aus geographischen Ursachen erklären, es mußten dabei politische und gesellschaftliche Einflüsse mitwirken. Und diese zeigen sich offenbar in der festen Gliederung großer Staatswesen auf einer nationalen Basis und mit einer in den Händen eines Fürsten centralisirten unbeschränkten Regierung und Verwaltung. Das Städtethum und bürgerliche Gemeindewesen hatte sich überlebt, der Geist war ihm entwichen. Starre Formen widerstrebten jeder bessern Organisirung. Freiheit bedeutete kaum etwas Anderes als Standesvorrecht und Privilegium, befangen in Herkommen und Ueberlieferungen, und begrenzt auf das enge Weichbild fand man kein Verständniß für die inzwischen neu erstandene Welt und selbst wo bessere Einsicht siegt, reichten Kräfte und Mittel nicht aus für die ungewohnte Aufgabe. Das charakteristische Merkmal der neuern Handelsgeschichte entgegen der Individualisirung der alten Zeit ist das Vorherrschen von Nationalitäten.

Und gerade die größten und mächtigsten derselben bildeten sich im Westen Europas. Spanien seit der Vereinigung Castiliens mit Aragonien, Frankreich seit der unumschränkten Monarchie Ludwig's XI. und England seit der Thronbesteigung der Tudors. Daran schloß sich später die holländische Republik, die skandinavischen Reiche und Rußland. Es bedurfte aber auch mächtiger und einiger Staaten, um mit Erfolg in die neue Bahn der Entdeckungen und des überseeischen Handels einzutreten, um den außerordentlichen Anfoderungen, welche der enorm erweiterte Gesichtskreis verlangte, zu genügen. Indem die Nation als solche ein gemeinsames Interesse erkannte, welches nach außen hin alle Stände gleichmäßig vertrat, mußte auch der Handel zur Nationalsache erhoben, seine wirthschaftliche Bedeutung nicht länger unter den persönlichen als vielmehr staatlichen Gesichtspunkt gestellt und seine Bilanz ebenso als eine öffentliche wie zeither private gezogen werden.

Alle Maßregeln der Handelspolitik, welche die Cabinete ergriffen, um den Handel nach innen und nach außen zu fördern, trugen das Gepräge einer nationalen und staatsbürgerlichen Entwickelung. Das Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, möglichst eigenen und directen Handel hervorzurufen und mit diesem ließ sich der kosmopolitische Zwischenhandel der Hansen und Italiener, welcher auf einer Ausbeutung der verschiedenen sich entgegengesetzten Märkte beruhte, auf die Dauer nicht vereinigen. Nur auf individuelle Bereicherung bedacht, war er außer Stand, die Bestrebungen der Privatleute im Interesse des Ganzen zu leiten und festzuhalten und er mußte unterliegen, sobald die Regierung die nationalökonomische Bestimmung von Handel, Gewerbe und Schiffahrt zu würdigen und darin

die ergiebigste Quelle für eigene Macht und Größe, für unumschränkte Herrschaft und vermehrtes Einkommen erkennen lernte. Letzte beide Motive wirkten eigentlich in rechter Linie. Die Fürsten bewilligten Schutzmaßregeln der einheimischen Gewerbs- und Handelsthätigkeit, weil sie damit durch Vermehrung der Steuerkraft ihrer Unterthanen mehr und sicherer zu gewinnen hofften, als wenn sie fortfuhren, dieselben an die erdrückende Concurrenz der Fremden zu verkaufen. Deswegen emancipirten sich England und die nordischen Reiche von der Hansa und die Früchte davon ließen nicht lange auf sich warten.

Wie scharf immer die neuere Handelsgeschichte, d. h. seit der Entdeckung Amerikas, sich von der alten unterscheidet, so trägt auch sie wieder ein charakteristisches Merkmal, das sie von der neuesten Periode unserer Gegenwart trennt. Dieses Merkmal ist das der Monopolisirung. Die Regierungsgewalt behauptet eifersüchtig das Recht, die ganze Handels- und Industriebewegung des Landes durch Monopole zu regeln und zu steuern, welche sie gegen beträchtliche Kauf- oder Pachtsummen an Gesellschaften verleiht und nicht selten sich zugleich ausbedingt, an dem Gewinn theilzunehmen. Die ganze Finanz- und Steuerverwaltung wird auf diesen Fuß eingerichtet, das Gewerbewesen liegt mehr als je in den starren Banden der Zunftverfassung und der auswärtige Handel kann nicht anders als auf Grund eines Privilegiums getrieben werden. Ebenso mannichfaltig wie die Gegenstände der Consumtion und die Länder der fremden Einfuhr sind die kaufmännischen Gesellschaften, welche dieselbe als ausschließendes Monopol besitzen und in gleicher Weise, wie jedes Gewerbe, durch eine geschlossene Corporation vertreten. Das eine Land ahmt das andere nach, der Geist der Zeit beherrscht Alle und erst gegen Mitte des 18. Jahrhunderts bricht in Frankreich der Gedanke der freien Concurrenz in einzelnen Versuchen hervor, bis endlich die Revolution von 1789 den Grund eines staatsbürgerlichen Rechts Aller auf freien Betrieb der Gewerbe und des Handels verkündet und zur Losung der Gegenwart macht. Sie hebt die Feudalität auch auf dem Gebiete des Handels und der Industrie auf, sie bricht die Monopole der Zünfte und Handelscompagnien, sie gibt jedem Individuum der staatlichen Gesellschaft die volle Freiheit zur Arbeit, das Recht der ungehinderten Concurrenz in jeglicher Erwerbsweise auf nationaler Basis. Die Nationalwirthschaft erweitert sich zu einer nationalen Staatswirthschaft, die Nation, welche zuvor nur von Vorzügen dargestellt war, gelangt jetzt in reicher, gleichberechtigter Mannichfaltigkeit zur Geltung, ein freies Staatsbürgerthum durchdringt das gesellschaftliche Leben und Wirken.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Zur Negerfrage.

Nach einer Privatmittheilung aus Rio-Janeiro.

Vor einigen Wochen ging durch alle Zeitungen der Schauder erregende Bericht über die Meuterei, die auf einem aus Brasilien nach Bremen segelnden preußischen Kauffahrteischiffe vorgefallen. Ein Neger war es, der auf die grausamste Art die Bemannung mordete und erst durch den Heldenmuth eines sechzehnjährigen Schiffsknaben bewältigt wurde.

Wir erhalten durch briefliche Zuschrift über Rio-Janeiro Mittheilungen über einen andern Neger, Namens Simon, der, ein geborener Afrikaner, Vater zweier Kinder, ein Beispiel von Menschenliebe und aufopfernder Verachtung seines eigenen Lebens gab, das die Stadt Rio-Janeiro bestimmte, eben eine Medaille auf ihn schlagen zu lassen und sein Brustbild in Erz auf der Börse aufzustellen.

Der Küstendampfer Pernambucana litt zwischen Rio und Rio Grande do Sul Schiffbruch. Einhundertzwanzig Menschen wären, zweihundert Fuß von der furchtbaren Felsenbrandung des Ufers entfernt, auf dem immer mehr sinkenden Wrack in kurzer Zeit unrettbar verloren gewesen, wenn nicht der Neger Simon neunzig davon (dreißig ertranken)

eigenhändig gerettet hätte. Er zog von dem ſchwankenden, von Minute zu Minute tiefer ſinkenden Wrack ein Seil durch die tobende Brandung ans Ufer, befeſtigte es und ließ Mann auf Mann ſo ſich retten. Als ſiebenundſiebzig glücklich hinüber waren, riß das Seil. Simon, der Jedem auf der ſchwankenden Brücke nachgeholfen hatte, ſtürzte ſich in die Flut und befeſtigte ein neues Seil. Schon ſank das Wrack unter den Spiegel des hochgehenden Meeres, als noch dreizehn Menſchen zu retten waren, unter ihnen eine Mutter mit ſieben Kindern, ein Blinder und ein Krüppel. Simon, mit der einen Hand am Seile, mit der andern ein Menſchenleben tragend, ſchwamm dreizehn mal hin und her. So furchtbar war ſeine Erſchöpfung, daß nach dem ſechsten oder ſiebenten male ſchon ſeine Muskeln krampfhaft zu zucken anfingen. Durch Umwälzen im Sande ſuchte er ſich zu ſtärken. Seine Löwenkraft verblieb ihm, bis ihm auch die Rettung des Letzten, des Blinden, gelang.

Und im Contraſte zu dieſer Heldenthat ſtanden die Uferbewohner, Weiße, geborene Chriſten, und plünderten das als Strandgut anſchwimmende Gepäck, zuckten die Meſſer auf die Paſſagiere, die das Ihrige hüten wollten, ja ermordeten einige von ihnen in demſelben Augenblicke, wo ein geborener Heide, ein Neger, Wunder der Hingebung und des Edelmuths verrichtete!

Den Empfindungen, welche dieſe Mittheilung hervorruft, Ausdruck zu geben, überlaſſen wir dem Gefühl unſerer Leſer.

Anregungen.

Die Verkettung aller Dinge.

Dein Auge, ſagt ein Naturforſcher, noch entzückt von der Lieblichkeit wie von der Größe der Erſcheinungen, die es eben geſchaut, iſt ſo kunſtvoll, ſo zweckmäßig eingerichtet, daß in ſeinem kleinen Umfang ſich die Welt ſpiegelt; deine Glieder gehorchen der leiſeſten Regung des Willens, die freie Himmelsluft erfriſcht dich mit jedem Athemzuge und läßt dein Herz mit immer erneuerter Kraft die Wellen des Bluts durch die Adern treiben. Die Speiſe, welche die gütige Natur bietet, wird durch ein künſtliches Syſtem von Organen in Lebensſaft verwandelt, der alle übrigen befähigt, ihre Verrichtungen zu vollbringen. Dein Leib iſt eben nur ein unendlich kleiner Theil des Ganzen; aber wie in dieſem Kleinen, ſo herrſcht auch im unermeßlichen Ganzen die höchſte Weisheit und Geſetzmäßigkeit. Das über alle deine Begriffe zuſammengeſetzte Spiel der verſchiedenſten Kräfte iſt zu einem Syſtem höchſter Vernunft verbunden; allen ſind ihre Bahnen, ihr Umfang, ihre Art und Größe beſtimmt, jede wirkt auf alle andern, beſchränkt und fördert ſie zugleich und das Ergebniß des Ineinanderwirkens ihrer aller iſt der Wunderbau des Univerſums und ſein Fortbeſtehen.

Dein Leib iſt in der Zeit geworden wie alle andern dieſer Welt, nach und nach ermatten ſeine Kräfte, er wird unfähig, die friſche, lebendige Wechſelwirkung mit den Weltkräften ferner zu unterhalten, — da kommt der Augenblick, wo das Einzelne den Schauplatz verläßt und Andere ſeine Stelle einnehmen. Du erkennſt jetzt, daß nur die Welt als Ganzes fortbeſteht, bei ewigem Entſtehen und Vergehen der Einzelnen in ihr. Und es wird die Zeit kommen, wo du verſöhnt ſein wirſt mit dieſer Wahrheit, nachdem du erkannt haſt, daß in dir ſelbſt zwei Welten ſind oder eigentlich du immer in zwei Welten gelebt haſt: in einer vergänglichen und einer bleibenden. Biſt du, mag dein Leben nun kürzer oder länger gewährt haben, nicht immer dem innerſten Weſen nach der Gleiche geblieben bei aller Veränderung, die dein ſtets ſich verwandelnder Leib erfuhr, bei aller Bereicherung und Erweiterung, die deinem Geiſte wurde? Reicht nicht deine Erinnerung zurück in die früheſten Jugendjahre, weit bis zur Zeit, wo du zum erſten male dich als ſelbſtbewußtes Weſen, als Ich fühlteſt? Biſt du nicht jede Nacht wieder in jenen Zuſtand bewußtloſen Daſeins zurückgeſunken, in welchem du dich vor jener Zeit des eintretenden Selbſtbewußtſeins befandeſt, und haſt doch nach jedem Erwachen dich ſelbſt wieder als den Gleichen gefunden und erkannt? Freude und Schmerz haben dich abwechſelnd bewegt, geſunde und kranke Tage ſind an dir vorübergegangen, dein Leib hat ſich unaufhörlich durch Aufnahme neuer und Ausſcheidung alter Theilchen verändert und doch fühlſt du dich noch immer als das gleiche Weſen. In dir iſt alſo ein Bleibendes mit einem Vergänglichen verbunden; das Blei-

bende in dir ist es, welches will und weiß, welches immer zahlreicher werdende Anschauungen, Erfahrungen, Erkenntnisse festzuhalten vermag, welches eine sich immer reicher gestaltende unräumliche Welt in sich erbaut. Je länger du lebst, desto mehr wirst du in dieser innern Welt, der Welt des Geistes, leben; sie vermag zu wachsen, wenn auch die Kräfte deines Lebens sinken.

Wie in der Natur Alles ineinandergreift, zeigt jede einzelne Erscheinung ihres Lebens. Der Baum empfängt den rohen Nahrungssaft aus der Tiefe der Erde; die Einrichtung seiner schwammartig einsaugenden Wurzelfasern befähigt ihn, diesen Saft in sich aufzunehmen, der in den Millionen seiner Zellen und Röhren sich aufwärts bewegt, um in Aesten und Blättern zu wahrem Lebenssaft ausgebildet zu werden. Schon das Aufsteigen des Saftes, noch mehr seine Ausbildung wird aber nur möglich durch die Kräfte der Oberwelt; Licht, Wärme, Elektricität müssen auf den Baum wirken, die Luft muß ihn erschüttern, Thau und Regen müssen ihn tränken, wenn er freudig leben soll. Die Luft selbst wird bewegt durch Kräfte anderer Gattung, durch Kräfte der Erde, der Sonne und des Mondes; es entstehen in ihr Strömungen theils durch die Achsendrehung der Erde, theils durch die fortwährende Wärmeausgleichung der verschiedenen Regionen und Schichten, durch die elektrischen Processe, welche hauptsächlich die Bildung der Meteore vermitteln; Sonne und Mond erregen Flut und Ebbe im Luftkreise. Daß aber das unaufhörlich wechselnde Spiel der Elektricität fortzuwähren vermag, daß die lockende Wärme zum Fließen und Ausdehnen treibt und wieder das Festwerden des Flüssigen, die Bildung der Holzfaser, der Fruchtzellen möglich macht, — dazu muß das Licht der Sonne die Luft durchdringen, welches eben ihren Wärme- und Elektricitätszustand erregt; die Erde für sich würde nie eine Purpurfrucht, nicht ein grünes Blatt erzeugen können, welche jener Lichtball aus 20 Millionen Meilen Entfernung in so überschwänglicher Fülle gedeihen läßt. Daß eben diese Pflanzen unter diesem Himmelsstrich vorkommen, ist eine Folge zahlreicher Bestimmungen: des Grades von Licht, Wärme und Feuchtigkeit, der horizontalen und verticalen Lage, der herrschenden Luftströmungen, der Bodenbeschaffenheit u. s. w. Die Pflanzenwelt hängt von der elementaren Natur der Erde und von der Sonne ab; diese sind ihre nothwendige Voraussetzung; beim Thierreich kommt noch die Abhängigkeit von der Pflanzenwelt hinzu; elementare Natur, Pflanzenwelt und Thierwelt machen erst das Dasein des Menschen, des Geistesorganismus dieser Erde, möglich.

Die Quadratur des Cirkels.

Was der Stein der Weisen in der Chemie ist, das Perpetuum mobile in der Mechanik, ist die Quadratur des Cirkels in der Mathematik. Man sucht eine geradlinige Figur, die dem Flächeninhalte des Kreises vollkommen gleichkommt. Seit Jahren ist von der Wissenschaft das Auffinden einer solchen Figur für unmöglich erklärt worden, aber immer wieder aufs neue finden sich Versuche, die Aufgabe zu lösen. Es ist bekannt, daß Mancher über sie bald närrisch geworden ist.

Von Trier sendet uns Herr Linz einen neuen Versuch mit allerlei darangeknüpften philosophischen Betrachtungen, die indessen bei dem Streben des Verfassers, Alles zum Symbol zu erheben, nur sehr dunkel zu verstehen sind. Die Frage, ob es ihm gelungen ist, endlich jene geradlinige Figur zu finden, die einem Kreise ganz an Inhalt gleichkommt, mögen die Mathematiker entscheiden.

Energie.

Ein geistvoller Beobachter der Zeit schreibt uns: „Nichts ist jetzt beliebter als die Energie. Lesen wir Zeitungen, Ansprachen, Erlasse, Manifeste, hören wir Unterhaltungen im Salon, im Wirthshaus, Aeußerungen auf der Tribüne, vor der Front, auf Kanzel oder Katheder, hüben und drüben, welchem Ausdruck werden wir (außer etwa der »Tragweite«) häufiger begegnen als dem Worte »Energie«. Jedermann will energisch sein; Energie wird empfohlen, über Mangel an Energie wird geklagt. Deutschland war niemals so energisch wie seit einigen Jahren. Im Staat, in Kirche, in Gesetzgebung, in Handel und Wandel wird Alles mit Energie betrieben. Das ist gewiß sehr zu loben, aber bei uns entwickeln jetzt sogar schon junge Leute Energie. Daß Eigensinn, Bosheit, Chicane, Herzlosigkeit, Brutalität dabei das Glück bekommt, als Energie zu passiren, muß man bei so viel Energie allerdings schon mit in Kauf nehmen."

Die Gemeinplätze.

Gewisse Wahrheiten scheinen und sind auch seit lange trivial geworden. Dennoch behalten sie, gründlich wieder und näher betrachtet, ihre alte Tiefe. Z. B. die, daß Große nicht die Wahrheit erfahren können.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 17. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Ein Ausflug nach Afrika.

Von Max Maria von Weber.

VI. Arbah.

Also morgen früh um 4 Uhr! sagte L., von mir Abschied nehmend. Nicht verschlafen! rief ich ihm zu und hatte selbst Furcht davor, denn ich war todtmüde. Der Muezzin, der beim Tagesgrauen auf dem Minaret dicht vor meinem Fenster zum Gebet rief, rettete mich. Ich hatte zu süß geträumt, um von selbst zu erwachen. Es war ein wunderbarer Morgen. Ein Himmel, den der Thau hellblau lichtete, im Osten das Morgengrauen auf dem Meere liegend. Das azurne Meer deckte ein ganz feiner, leichter Morgennebel, unter dem es so leise athmete, daß ich kaum die Brandung hörte. Es war kühl, fast kalt, die Dächer tropften vom Thau, der auch die grauweißen zerlumpten Burnusse durchnäßte, unter denen eine Schar kabylischer Lastträger und arabischer Eseltreiber auf der Place Juba Nachtruhe gehalten hatten. Deutlich zeichneten die nassen Gewänder die darunter ruhenden Kraftgestalten. An der Cyéché Djenina auf der Place royale erwartete mich unser Gespann, ein Korbwagen edelster holsteiner Landgattung, ohne Federn, jedoch mit reichlichem Maisstroh. Drei magere arabische Pferde standen mit Stricken angeschirrt daran, dick mit dem Staub von gestern bedeckt; rittlings schlief der arabische Kutscher auf dem mittelsten, den Kopf auf der Mähne desselben. Die dunkelbraunen, nackten Beine hingen aus den weiten Hosen fast auf die Erde, er hatte den Fez bis auf die Nase in das Gesicht gezogen zum Schutz gegen den Morgenthau; in der Linken hielt er mechanisch den kurzen Kantschu. Weither schallte mir über den morgenhellen Platz das Geplauder meiner französischen Gefährten entgegen. Da wurde „Champoreau" (Kaffee mit Rum) genommen und dem schlafenden Kutscher ein Tritt gegeben, worauf er emporfuhr, sich auf die Deichsel setzte, die Beine unterschlug und in die Pferde hieb.

Dahin rollte das Gespann, durch die staubende Rue d'Isly durch die neue Porte Bab-Azoun auf der Straße nach Mustapha Pascha hin. Vor dem Thore lag eine Kamelheerde, die Treiber im Straßengraben. Bei dem Annähern des Wagens erhoben die häßlichen Thiere die langen kahlen Hälse, grunzten widrig, standen auf drei Beinen auf

und hinkten, da ihnen das vierte aufgebunden war, bei Seite. In der Morgendämmerung gaben die riesenhaften Geschöpfe, von unserm niedern Wagen aus gesehen, wie sie sich heerdenweis seitwärts drängten, ein wunderlich-phantastisches Schauspiel, als seien wir, plötzlich verkleinert, unter eine Heerde Ziegen gerathen. Der Mond verglomm in Osten, in dem violettrothe Flammen aufzuschießen schienen; in der Spitze dieses bunten Feuerkegels blinkte nur noch wie ein Silberpunkt der Jupiter. Ueber das Meer hin lag es wie ein Lavastrom und den vor uns liegenden Atlas umdämmerte ein wahrhaft überirdischer, unbeschreiblich warmer, violetter Hauch, kraftvoll, bis zum tiefsten Schwarz in den Schluchten abschattirt, während er sich nach oben in den morgenglühenden Schneekronen zum hellsten Rubinenglanze und dem holdesten Rosenlichte verklärte. Denke sich Jeder, der das Farbenspiel der morgend- oder abendlich beleuchteten Alpen gesehen, dasselbe in eben dem Maße erhöht, verherrlicht, wie die afrikanische Sonne mächtiger als die nordische ist, so wird er ein Bild der Glorie haben, in welcher der Atlas vor uns lag. Bis an den Fuß des Vorlandes streckt sich die Ebene der Mediţa fast horizontal. Zwiefach mannshohe Cactushecken faßten den Weg ein, doppelt grotesk in der Morgenbeleuchtung, die in wenig Minuten durch alle Nüancen von Violett, Dunkel-, Hellroth bis zum demantenen Lichtglanz der südlichen Sonne überging. Der Morgen war bis zum Augenblicke des Erscheinens der Sonne ungemein frisch. Es fror mich, vorn auf dem Bocke des Wagens, in meinem leichten Sommerrocke und grauen Pflanzerhute. Der Thau rieselte an den Blättern der Agaven herab und hing in schweren Tropfen an jedem der Millionen Stacheln der Cacteen; es blitzte und funkelte weit und breit davon. Besonders schön decorirten sich damit die Guirlanden von Passionsblumen, welche dicht die Hecken überspannen. Das Marterwerkzeug in der Mitte der großen violetten Blüten schien wie aus Edelsteinchen von dem geschicktesten Juwelier gebildet. Bald holten wir eine malerische Gestalt ein, die im elegantesten arabischen Costüm, den würdebezeichnenden Turban auf dem Kopfe, dicht in den saubern Burnus gewickelt, kräftigen Ganges vor uns herschritt. Der graue Bart des großen, breitschulterigen Mannes lag feucht auf den Brustfalten des Burnus, an seiner Hand funkelten einige kostbare Ringe; er führte ausnahmsweise (denn Waffen tragen ist verboten) einen elegant gearbeiteten Handschar am breiten, mehrfach um seinen Leib geschlagenen Gurt. Die Freunde kannten, riefen ihn an und grüßten ihn. Zum ersten male sah ich einen wahrhaft würdevollen arabischen Gruß. Ch..... reichte ihm eine Flasche Cognac aus dem Wagen; er ergriff sie mit einem so edel freundlichen Nicken, daß der beste dramatische Künstler es für den Nathan hätte zur Notiz nehmen können, und zog daran tüchtig. Dann stieg er, eingeladen, mit auf. Bis dahin hatte er kein Wort gesprochen. Plötzlich wickelte er seine breite Leibbinde von blauem tunesischen Gewebe ab, reichte sie seinem Nachbar und sagte, auf mich deutend, in halbgebrochenem Französisch: „Qu'il se couvre avec cela! Le jeune étranger aura la fièvre demain!" In der That war mein Röckchen ganz thaufeucht; ich fröstelte durch und durch. „Nehmen Sie!" sagte Ch.....; „es ist der beste maurische Arzt weit und breit und kennt das Klima." Wie dankbar dem braven Arzte, wickelte ich mich in den Shawl, während er mich aus großen dunkeln Augen theilnehmend betrachtete. Der Wagen flog auf der guten Straße hin, der Große Atlas versank hinter dem Kleinen, dem wir nahe kamen und der seine wunderbar schönen, großartigen Formen vor uns entwickelte. Die meiste Aehnlichkeit von allen Gebirgen, die ich kenne, hat er mit dem Jura, dieselben edeln Linien, dieselbe reiche Modellirung der Flächen. Seine Gipfel waren noch reichlich mit Schnee bedeckt, zwischen dem das Nadelholz der Höhe schwarz hervorragte. Noch ehe wir gegen halb acht Uhr den Harrach bei Sidi Ezzin überschritten, begegneten wir wundervollen Palmengattungen, in deren mächtigen Kronen der heißer und heißer werdende Luftzug mit aller Poesie des Palmenlandes brauste. Die gewaltigen, hohen Stämme, umwuchert von unzähligem jungem Nachwuchs

und baumhohen Fenchelſtengeln von 2—3 Zoll Durchmeſſer und 10—15 Fuß Höhe, bogen ſich ſchlank und elaſtiſch vor dem Winde, der vom Lande zur See herzog. Nach fünfſtündiger Fahrt erreichten wir die Arbah, ein kleines, aber aufblühendes Coloniſtendorf, das wenig vom arabiſchen Charakter bewahrt hat. Nur die niedrige, halb in der Erde ſteckende Bauart, die kleinen Fenſter und die Höfe ſind als zweckmäßig beibehalten worden. Wir hielten vor einer kleinen, wenig appetitlichen Kneipe, die eher einem mit Flieſen geplatteten Stalle glich, aber mit großen Buchſtaben auf der weißen Kalkwand den Namen Hôtel du Palmier führte. In der That brauſte vor ihrer Thür die ſchönſte Palme, die ich je geſehen; ſtolz, einen halben Meter im Durchmeſſer, vielleicht 100 Fuß hoch und kerzengerade, die Wurzeln wie eine Bank um den Schaft am Grunde her gruppirt. Sardinen, Oel, Wein, arabiſch Brot und Eier waren raſch herbeigeſchafft; es wurde tapfer eingehauen und in der Kneipe ein echt franzöſiſcher Höllenlärm gemacht, ſodaß ich vorzog, meine Sardinen mit dem herrlichen Wein und Brot auf den Wurzeln der Palme ſitzend zu verzehren und, an den Stamm gelehnt, die Krone mit ihren Millionen, Dolchſpitzen ähnlichen Blättern ebenſo im Schwarzblau des afrikaniſchen Himmels über mir ſchwanken zu ſehen, wie ich daheim als Knabe ſo oft, in ſeligen Träumen im Haidekraut liegend, das goldgrüne Haar der Birke im ſanften Schimmer des deutſchen Himmels flattern ſah. Ich wurde geſtört durch den Kopf eines Pferdes, das mir über die Schultern blickte, um mein Brot zu beſchnuppern. Andere Pferde wurden herbeigebracht, die Geſellſchaft theilte ſich und ich beſtieg, auf Herrn Ch.....'s Einladung, eins der kleinen Pferde, um den Weg bis zu ſeiner Beſitzung reitend zurückzulegen, da Gewäſſer mehrfach zu überſchreiten waren. Der arabiſche Arzt nahm Abſchied, ich dankte ihm für ſeinen Rath und ſeine Hülfe; er ſchenkte mir einen durchbohrten Zahn, deſſen Nutzen er mir in ſo unverſtändlichem Franzöſiſch erklärte, daß ich es nicht faßte. Den Zahn verlor ich leider vor der Ankunft nach Haus. Bald ſah ich den braven Mann auf dem Wege nach dem Gebirge zwiſchen Fächerpalmengebüſchen verſchwinden. Es war der einzige Araber, den ich von Franzoſen achtungsvoll behandelt ſah.

Die Klepper waren trefflich, der Weg wundervoll zwiſchen Oleandergebüſchen und Lorbeer hin. Ein arabiſcher Knabe, nackt bis auf ein Paar kurze Hoſen und den Fez, lief nebenher, um die Furten in den Flüſſen zu ſuchen. Drei Bäche von anſehnlicher Breite, über denen ſich oft der Oleander zuſammenwölbte, durchſchritten wir, und endlich brauſte vor uns im raſchen Gefälle, ungefähr 200 Fuß breit, der Harrach, deſſen Lauf aus einer Schlucht des Kleinen Atlas man ſehr deutlich verfolgen konnte. Gebälk zu einer Brücke lag am Ufer, der Damm einer breiten Straße war bis dahin geſchüttet, Maulthiere und Eſel in langen Reihen trugen Erde zu, von faſt ganz nackten Treibern unbarmherzig angetrieben. Ein echt afrikaniſcher Straßenbau! Unſer Führer ſprang in den Fluß, die laue Flut ſtrudelte um ihn, er ergriff den Zügel meines Pferdes, das langſam und vorſichtig in das Waſſer ſtieg, und bald ſpritzte die Welle des Harrach unter den Hufen. Ch..... folgte ebenſo vorſichtig, da die reißende Flut die Thiere ſtark erſchütterte und die Furt ſchmal war. Sein Pachter hatte uns geſehen und begrüßte uns, als wir triefend an das Ufer ſtiegen. Es intereſſirte mich, die Culturen zu ſehen; ich ging daher zu Fuß mit den Beiden durch die Ländereien. Nach mehr als zweiſtündiger Wanderung durch eben angelegte Taback-, Baumwollen- und Reispflanzungen trennte uns das gabelförmige Bett eines Waldbachs, das jetzt heiß und dürr lag. Bald verſteckten hohe Oleandergebüſche, aus denen, leicht bewegt, hier und da die mächtigen, ſaftgrünen Blätter einer niedern Banane ragten, mir die Begleiter, die ihre Inſpection fortſetzten, während ich langſam an den klüftigen Ufern des Waldbachs hinſchritt. Hier und da ſtanden Lachen, in denen ſich tauſendfältiges Infuſorien-, Inſekten- und Amphibienleben regte und welche, drei mal mannshoch ragend, das Spaniſche Rohr faſt überwölbte. Sonſt war es todten-

still in der windlosen, glänzenden Schlucht, in der die afrikanische Sonne mit ihrer Mittagsglut lag. Plötzlich fuhr es, kräftig das Rohr durchbrechend, vor mir auseinander, ein widrig heiseres Gebell erscholl und drei Schakals, wie kleine Fleischerhunde groß, trabten im echten Hundetritt langsam vor mir her, oftmals umlugend, um den Störer mit grohen, gelbglänzenden Augen zu betrachten. Mir wurde nicht recht geheuer in der Nähe, obgleich ich die Thiere immer als harmlos hatte schildern hören; ich beschloß daher, einen Angriff auf sie zu machen, der sie verscheuchen sollte. Unbewehrt, wie ich war, entsann ich mich der Waffen David's, lud mir den Arm voll Bachkiesel und eröffnete schnell ein wirksames Feuer, das die fatalen Gäste sehr bald, den dicken Schwanz zwischen die mageren Hinterbeine geklemmt, in das Fächerpalmengebüsch auf dem Ufer jagte. So lange mit das Zittern der glänzenden Fächer den Ort verrieth, wo sie krochen, ließ ich mit Werfen nicht ab, und fast jeden Wurf, gleichviel ob treffend oder nicht, beantwortete das fatale heisere Schakalgebell. Bald sah ich denn nun auch das Mahl, von dem ich sie aufgestört hatte. Das riesenhafte Gerippe eines Kameels lag in einer der Lachen, fast blendendweiß skelettirt, aber noch völlig zusammenhängend. Die hellen gigantischen Knochen glänzten widrig auf dem braunen Felsgrunde; hier und da saßen funkelnde Eidechsen darauf, die schlängelnd flohen, als ich näher trat. Ich stand mit sonderbarem Gefühl vor der echt afrikanischen Scenerie. Ein Kameelgerippe in einer glühenden Felsschlucht, in die, über den blitzenden Blättern der Fächerpalmen und Agaven, welche sie oben einsäumen, weiß und hoch die Schneekronen des Atlas hereinschauen, lautlos stehendes, haushohes Rohr um eine eben eintrocknende Lache gruppirt, über die eine Gattung großblätteriger Nymphäa ihre breiten Blätter spannte und an den Wänden hängend riesenhafte phantastische Cactusgestalten wie gigantische Gnomen des Pflanzenreichs. Aber auch in Afrika bleibt der Deutsche ein Deutscher! Da stand vor mir, einsam wie ein Stern, der an die Heimat mahnte, eine große, weiße Sternblume von der Art, die Goethe durch Gretchen's Spiel im „Faust" verklärt hat. Ich griff danach, ließ mich auf den knorrigen Wurzelstock einer alten Agave im Schatten junger Dattelpalmensprossen nieder und wiederholte das Spiel. Das Orakel war gütig und durch die harmlosen Strahlen der Sternblume rief mir die Liebe über Land und Meer einen Gruß in den andern Welttheil herüber, der mir das Herz hüpfen machte und die in tausend heißen Farben strahlende Welt noch höher verklärte. Da hörte ich L.'s Stimme, der, ein großes Buch unterm Arme, auf der Höhe der Schlucht erschien und meinen Namen schrie. Er war erfreut, mich zu finden, denn man hatte gefürchtet, ich hätte mich im Rohr verirrt, aus dem manchmal schwer herauszuhelfen ist. Ich stieg zu ihm empor und hatte (so hoch war ich in der Schlucht bergauf gekommen) die ganze Hügellandschaft der Metidja bis nach Algier hin vor mir. Liliaceen und Hyacinthen bedeckten weit und breit den Boden und athmeten, von Millionen Insekten umschwärmt, den süßesten Duft. L.... setzte mir auseinander, daß er die Wasserkraft messen wolle, die Ch..... gestern gekauft; ich solle ihm helfen. Ich that es gern, denn mich hatte Heimweh angewandelt. Der Bach war stark und kleine schmiedeeiserne treffliche Bogen führten ihn über die Schluchten. Ein merkwürdiger Anblick, die constructiven Ingenieurwerke im Vorhügellande des Atlas! So steißig sorgt aber die französische Regierung dafür, daß die nutzbaren Gewässer in die Ebene herabgeführt werden. Ch. war, wie ich berechnete, betrogen und wurde verdrießlich. Bald ward der Heimweg angetreten. L. und ich fuhren im leichten Wagen allein. Ein anderer Rückweg ward eingeschlagen, schöner und weicher als der Herweg. Am Harrach lag eine große Kameelsheerde, die durch den Fluß geführt ward, der hier tief und reißend war. Unser Wagen ward auf leichter Fähre übergesetzt. L...., schlug mir vor, den Uebergang auf dem Rücken eines Kameels zu versuchen. Die Neuheit des Rittes reizte mich. Obwol man mir sagte, daß es kaum möglich sei, ein altes Kameel zu besteigen, wenn man nicht auf einem jungen

reiten gelernt habe, ſchwang ich mich zu einem gutmüthig lächelnden Araber, der auf einem der noch liegenden Kameele ſaß, in den Sattel. Sofort, um dem Europäer dienſtfertig zu ſein, ſtieß er es mit dem Hakenſtocke auf den kahlen Hals. Das Thier wandte den zottigen häßlichen Kopf, that einen tiefen Athemzug, ſo häßlichen Geruchs, daß ich es, trotz abgehärteter Nerven, kaum ertrug, und hob dann die Kruppe ſo raſch und ſchnellkräftig empor, daß ich mich an meinen Araber angeſchleudert fühlte: gleich darauf prallte es ebenſo heftig auf die Vorderfüße und ich hatte es nur dem geſchickten Griffe des Arabers zu danken, daß ich nicht unſanft zur Erde flog. Ich zog es doch vor, die Paſſage zu Pferde zu machen.

Zwei Stunden darauf rollte unſer leichtes Geſpann zwiſchen eichenhohen Orangenbäumen vor einen kleinen Weiher, deſſen ſchwarzklares Waſſer den Himmel ſpiegelte, an dem eben das heiße afrikaniſche Abendroth aufzuglimmen begann. L.... hielt die Pferde an, ſprang vom Wagen und rief: „Faut oranger un peu!" Da hörte ich auch zum erſten male den Begriff „prendre des oranges" in ein Zeitwort zuſammengezogen. Der Weiher war an ſchmaler Stelle bald überſprungen und ich glaubte in das Paradies zu kommen, als ich durch das dichte Gebüſch von Pompelmuſen in die Lichtung trat. „Das iſt der Orangengarten Sidi Ben Mulai's", ſagte L...., „aber er iſt krank und liegt im Haus." Grund genug für meine afrikaniſchen Geſährten, eine Razzia auf ſeine allerdings hier halb werthloſen Früchte auszuführen. Die Lichtung in der Mitte des Gartens war dicht von hohen, rieſenſtarken Orangen-, Citronen- und Pomeranzenbäumen umgeben, die bis in die Wipfel gold- und hellgelb von Früchten glühten. Die Mitte der Lichtung nahmen ungefähr zehn thurmhohe Dattelpalmen ein, deren hoch über den Orangenwald ragende Kronen, wie aus Millionen blanker goldener Dolche zuſammengeſetzt, im Abendſcheine zitterten. Und von dem Dunkel der Wälder aus niederm Gebüſch von Myrthe, Lorber, Maſtix und Ceder rankten ſich armſtarke Weinreben an den Orangenbäumen empor, überſprangen die Lichtung und liefen, wie Feſtons von Stamm zu Stamm gehängt, bis auf die Dattelpalmen hinauf, von denen die Ranken wol 20—30 Fuß weithin herabhingen und ſich leiſe im Abendlüftchen regten. Ein Gepraſſel von fallenden Orangen weckte mich aus der Betrachtung der namenloſen Schönheit dieſes Fleckchens Erde. L.... ſaß auf einem Aſte, den er ſtark erſchüttert hatte. Er ſchrie herab, eine Orange ausſaugend: „Ces oranges ne me semblent orangeables!" Und in der That waren ſie bitter. Ein zweiter Baum ſollte uns ſchadlos halten, als der alte Araber, der Eigenthümer des Waldes, am Stocke keuchend und huſtend, im Gebüſch erſchien. Mit echt franzöſiſcher Keckheit wurde ihm ein Guter Abend geboten, Einer fragte ihn nach ſeinem Ergehen und das Mittel wirkte; der Araber fühlte ſich geehrt, daß Franken mit ihm freundlich ſprachen, gleichviel ob ſie ihn vorher beſtohlen hatten, und ſtatt des Hagels von Schimpfworten oder noch Schlimmerm, was ich erwartete, begrüßte er uns mühſam in der wunderlichen Lingua franca. Jetzt ſahen wir auch ſeine Wohnung. Ein deutſcher Bauer würde ſein Vieh nicht in ſolche Höhlen ſperren. Dort verathmete ſein kurzes Leben, auf einem Lager von den jungen Sproſſen der pinus maritima, beſchwerlich und krank, der Eigenthümer des fruchtbarſten und ſchönſten Stücks Erde, das ich je geſehen!

(Der ſiebente und letzte Artikel: Blidah und die Gorges de la Chiffah, in nächſter Nummer.)

Der Kaufmann ſonſt und jetzt.

Von H. Scherer in Frankfurt am Main.

II.

In einer Zeit wie der unſerigen, wo die Bewegung des Handels und der Gewerbe tiefer und tiefer in das Volks- und Staatsweſen eindringt und ſeine Bedingungen immer mehr zu einer Hauptaufgabe der Politik werden, in einer ſolchen Zeit müſſen auch die Einrichtungen und Verrichtungen des Handels und der Induſtrie unendlich mannichfaltiger und verwickelter ſein, als dies im Alterthum der Fall war. Es wäre daher ein arger Mißgriff und Anachronismus, von einem londoner oder hamburger Contor vergleichenden Maßſtab auf ein karthagiſches oder tyriſches zu nehmen. Abgeſehen von directen oder indirecten Bezügen war der alte Handel ausſchließlich Waarenhandel. Man tauſchte in der Regel Waare gegen Waare aus und wo Bezahlungen vorkamen, ſcheint man die edeln Metalle mehr abgewogen als abgezählt zu haben, d. h. das Alterthum hatte keine beſtimmten Valuten und Geldcurſe, die ſich nach unſerer Art berechnen ließen. Das Alterthum kannte keinen Geldhandel. Ein gewiſſer Geldumſatz am Orte ſelbſt mag beſtanden haben und von einer eigenen Claſſe Kaufleute vermittelt worden ſein, allein Anweiſungen zu kaufmänniſchen Zwecken, überall hin transportabel und zahlungsverbindlich (Wechſel), gehören einer viel ſpätern Periode an. Auch die eigentliche Finanzwirthſchaft kannte das Alterthum nicht. In den kleinen Republiken beſtritten freiwillige Anleihen, bei den Römern Tribute die außerordentlichen Bedürfniſſe des Staats. Die Kunſt, öffentliche Schulden auf möglichſt vortheilhafte Art zu machen und abzutragen, blieb jener Zeit ein glückliches Geheimniß.

Wo die ſtaats- und volkswirthſchaftlichen Zuſtände dermaßen einfach und kunſtlos waren, mußten auch die Handelsoperationen einen gleichen Charakter tragen. Die kaufmänniſche Speculation hatte, infolge der beſchränkten und ſchwierigen Creditverhältniſſe, ihre Grenzen, worüber ſie mit dem beſten Vorſatze nicht hinauskonnte. Von einem bedeutſamen Zweige des gegenwärtigen Handels, dem Commiſſionsgeſchäfte, finden ſich im Alterthum kaum entfernte Spuren. Der Kaufmann war in der Regel genöthigt, ſelbſt auf Reiſen zu gehen und die Käufe und Verkäufe zu machen, obſchon Viele annehmen, daß die Phönizier und Karthager in einzelnen Colonieen, zumal in Spanien, Filialhäuſer und Commanditen beſeſſen haben. Der Mangel jener Anſtalten ſodann, die wir mit dem Namen des Poſtweſens begreifen, verhinderte eine gleichmäßige Organiſation des auswärtigen Handels und wo man die Conjuncturen eines entfernten Marktes gar nicht oder nur unſicher berechnen konnte, mußten Conſignationen von Waaren und Geſchäft auf Lieferungen ganz unterbleiben.

Der vorzugsweiſe Handel der Alten Welt war Landhandel. Die drei Continente, welche die Alte Welt bildeten, berühren ſich vielfach mit ihren Grenzen und bilden eine compacte Ländermaſſe, welche, ohne ſich der Schiffahrt zu bedienen, miteinander verkehren kann. Das Mittelländiſche Meer, das ſie gemeinſchaftlich umſchließen, iſt bei verhältnißmäßig geringem Umfange von vielen Inſeln, Buchten, Engen, Halbinſeln und Landzungen verſehen, für die Beſchiffung, welche überall im Angeſichte der Küſten bleibt und daher nur den Charakter einer Küſtenfahrt trägt, kaum mehr als ein Binnenſee zu betrachten.

Das Mittelmeer, von den Säulen des Hercules bis an das Nordende des Pontus Euxinus gedacht, iſt daher der vornehmſte Schauplatz der alten Handelsthätigkeit. Längs ſeiner Geſtade war die geſammte Oekonomie des Alterthums concentrirt, hier hatte es ſeine Krone und Spitze. Wie viel Intereſſe auch einzelne Expeditionen außerhalb der Meerenge Gibraltars darbieten, ſie ſind zu gering an Zahl und zu unbedeutend im Reſultate, als

daß ſie ein entſcheidendes Moment abgeben könnten. Nur etwa noch jenſeit des Aegyptiſchen Iſthmus, im Arabiſchen und im Perſiſchen Meerbuſen bis zu den Küſten Indiens kann von einem Seehandel die Rede ſein. Doch lehrt ein Blick auf die Karte, daß er auch dort dieſelbe Eigenſchaft der Küſtenſchiffahrt haben mußte, begünſtigt von der Natur durch die von ſechs zu ſechs Monaten regelmäßig wechſelnden Winde.

Europa, wo ſich heutzutage der Welthandel concentrirt, erſcheint im Alterthum dafür ſehr untergeordnet. Trotz Griechenland und Rom iſt ſeine nationalökonomiſche Production nicht der Rede werth. Nur etwa Spanien macht eine Ausnahme, deſſen edle Metalle ihren Markt auf allen Plätzen fanden. Der römiſche Handel vollſtändig und der griechiſche zum großen Theil war mehr paſſiv als activ. Das Wenige, was derſelbe von eigenen Producten und Fabrikaten zur Ausfuhr beſaß, konnte das Misverhältniß der Einfuhr nicht decken.

Man überſehe aber auch nicht den geringen Umfang, welchen Europa damals hatte. Die Pyrenäen- und Alpenkette bildete ſo ziemlich die Grenze, über welche hinaus faſt jede Cultur aufhörte. Welche Geſchichte des Handels läßt ſich über das damalige Germanien, die größte Hälfte Galliens, die Donauländer, den Norden und Nordoſten Europas ſchreiben? Bernſtein und engliſches Zinn iſt die einzige Waare von dorther, die in einem karthagiſchen oder griechiſchen Preiscourant verzeichnet iſt. Bedürfniſſe hatten jene barbariſchen Völker, die als Jäger und Nomaden lebten, ſo gut wie keine. Wie konnte alſo ein irgend erheblicher Verkehr mit ihnen ſtattfinden?

Demnach beſchränkte ſich der europäiſche Markt auf die Küſtenländer und Inſeln des Mittelmeers. Indeß wie wunderbar und mannichfach auch die Cultur auf dieſem kleinen Gebiet geweſen, für den Handel bleibt ſie nothwendigen Modificationen unterworfen. Da nämlich die das Mittelmeer begrenzenden Länder eine große Aehnlichkeit, wenn nicht Gleichheit in Klima, Anbau und Production genoſſen, ſo fanden ſie in ihrer eigenen Erzeugung ein mehr oder minder reichliches Mittel zur Befriedigung der gewohnten Lebensbedürfniſſe und bedurften dafür nur ſelten gegenſeitige Aushülfe. Man vergeſſe nicht, wie enggezogen in der Alten Welt der Kreis der Handelsartikel war. Thee, Kaffee, Zucker, Tabak, Butter, Bier und Spirituoſen, Gegenſtände, worin mehr als die Hälfte unſers gegenwärtigen Geſchäfts gemacht wird, waren dem Alterthum unbekannt. Brot, Fleiſch, Fiſche, Gemüſe, Oel, Wein, Käſe, Milch und Honig bildeten faſt den ganzen Beſtand ihrer Koſt — Alles Nahrungsmittel, die jedes Land, beſſer oder ſchlechter, ſelbſt hervorbrachte.

Nur ein Artikel, das Getreide, bedarf beſonderer Unterſcheidung. Städte, welche wie Athen in unfruchtbarer Gegend erbaut oder durch politiſche Umſtände einen außerordentlichen Zuwachs ihrer Bevölkerung erfahren hatten, wie Rom, konnten mit dem eigenen Erzeugniß nicht ausreichen und ſahen ſich genöthigt, ihren Bedarf an Brot von andern Orten herzuholen. So wurde die Proviantirung Roms, zumal unter der Kaiſerzeit, wo es mehre Millionen Einwohner zählte, eins der wichtigſten Handels- und Rhedereigeſchäfte. Da die Zufuhren hauptſächlich aus Sicilien und Nordafrika kamen, ſo erhielten beide Länder die Namen der römiſchen Kornkammern. Allein wenn wir auf das wahre Weſen dieſes Getreidehandels blicken, ſo erſcheint er weniger ein Handel der freien Wahl und der Privatökonomie als eine polizeiliche Maßregel der Nothwendigkeit. Der Staat beaufſichtigte denſelben ausſchließlich, betheiligte ſich zu Zeiten auch ſelbſt daran und die wenigen Geſetze, welche Rom in Handelsſachen gegeben, betreffen das Getreidegeſchäft. Nehmen wir dies weg und etwa noch die Silberausbeute der ſpaniſchen Bergwerke, ſo bleiben nur unbedeutende Gegenſtände eigener Production, welche die Länder des Mittelmeers in unmittelbarem Eigenhandel miteinander umtauſchten. Mit dem Falle Griechenlands ſank auch ſein Kunſt- und Gewerbfleiß und das weltherrſchende Rom abſorbirt alle Reichthümer der unterjochenden Völker in unproductiver Centraliſation.

Die Blüte des alten Handels ist daher am wenigsten unter der römischen Weltherrschaft zu suchen, sie fällt vielmehr in jene Zeit, wo auch noch andere Völker sich in selbständiger Mannichfaltigkeit nebeneinander bewegten und nicht ein einzelner Machthaber Alles vor sich niederbeugte. Diese Zeit bildet das fünfte und vierte Jahrhundert vor Christus. Da standen die phönizischen Freistaaten noch im Zenith ihres Glanzes, würdig strebten Karthago und andere Colonieen der Mutterstadt nach. Aegypten hatte seine reichen Schätze dem Verkehr geöffnet, Griechenlands goldenes Zeitalter war angebrochen, die handelsthätigen, gewerbsamen Etrusker geboten in Italien und in Asien selbst dürften die Beschäftigungen des friedlichen Verkehrs und die Gesittung kaum jemals schöner gepflegt worden sein als unter der damaligen Herrschaft der Perser.

Es war unter allen diesen Völkern und Staaten ein bei weitem größerer Umtausch von Ideen, nicht minder von Waaren, als nachdem die Römer ihre Selbständigkeit gebrochen und die lebensvolle Mannichfaltigkeit ihrer Staatsformen in der Einförmigkeit der Knechtschaft nivellirt hatten. Was die Römer nie kannten und übten, Handelspolitik, war bei den Phöniziern, Karthagern und Griechen mehr oder minder Staatsmaxime. Darum mußte ihnen auch an Verbreitung der Cultur, an Bereicherung und nicht an Verarmung der Länder, die sie colonisirten, gelegen sein. So blühten Großgriechenland, Sicilien, Massilia, Tartessus und die Pflanzstädte Afrikas. Ihre Bedürfnisse erstreckten sich weit über den Kreis ihrer gewöhnlichen Nahrungsmittel, sie verlangten nach Producten ferner Länder, die ihnen allein der Handel zuführen konnte. Sie trieben diesen Handel direct und indirect, und die Einfuhren, die sie machten, waren nicht nur für den eigenen Gebrauch, sondern dienten ihnen selbst zu weitern Speculationen für die Wiederausfuhr zu Land und Wasser. Auch besaßen sie nicht selten industrielle Betriebsamkeit, sie verarbeiteten die Rohstoffe zu Fabrikaten und brachten solche auf den Markt.

Allein noch weniger als beim Handel finden sich bei der Industrie des Alterthums mit der unserigen analoge Verhältnisse. Allerdings begegnen wir da und dort, zumal in Asien, ganz ansehnlichen Werkstätten gewerblicher Production und nach aller Beschreibung müssen die Fabriken von Babylon und Milet in gewebten Stoffen eine reiche Musterkarte aufzuweisen gehabt haben. Doch eigentliche Nationalarbeit von hervorragendem Einflusse auf das gesammte Güterleben und die Gewerbsweisen, eine volkswirthschaftliche Größe, gleich dem Ackerbau, ist die Manufactur des Alterthums nie gewesen und konnte es auch nicht sein. Einmal waren die Mittel und Kräfte schwach und gering, sodann aber auch der Kreis der Consumenten klein und gering. Die Massen hatten so gut wie keine Bedürfnisse, nur für den Luxus arbeitete die Industrie und wie ausgebildet auch ihr Geschmack und Formensinn war, die Wissenschaften der Technik und Mechanik ließen sich im Gebiet der Fabrikation dadurch nicht ersetzen. An eine Theilung der internationalen Arbeit, wie sie heutzutage durch den Handel bewirkt wird, indem die europäischen Länder ihren Bedarf in Colonialproducten zum größern Theil mit dem Umtausch von Industrieerzeugnissen decken, war damals nicht zu denken. Der alte Handel mit Indien blieb stets passiv, man hatte dort Alles zu kaufen, Nichts dahin zu verkaufen.

Wir dürfen die socialen Zustände des Alterthums nie aus den Augen verlieren, wollen wir die Natur des damaligen Handels richtig würdigen. Den täglichen Bedarf der Lebensnahrung brachte fast jedes Land selbst hervor und mit Ausnahme des Getreidegeschäfts hatte der Handel schon darum ein beschränktes Absatzgebiet, weil in der Alten Welt die Abstände zwischen Arm und Reich noch größer waren als heutzutage, der eigentliche Mittelstand noch mehr fehlte und das Institut der Sklaverei eine ansehnliche Zahl ganz von dem Genuß der Menschen- und bürgerlichen Rechte ausschloß; dies gilt vornehmlich von den Römern und Griechen und bezeichnet den tiefeinschneidenden Unterschied, welcher die alte Nationalsklaverei von der neuen trennt.

Geben wir ſchließlich eine nähere Vergleichung des Colonialwaarenhandels alter und neuer Zeit.

(Der dritte und letzte Artikel in nächſter Nummer.)

Ein Arzt.

Am 5. September 1849 ſtarb in Wien ein Mann, deſſen Tod ſchön und ſtill wie ſein Leben war. Keine herzzerreißenden Seufzer, wie ſie ſonſt die letzten Augenblicke mit ſich bringen; die Züge des edeln Antlitzes erſtarrend in friedlicher Auflöſung, ein Accord gleichſam zu dem milden Worte, das leiſe von den ſterbenden Lippen tönte: „Ich gehe fort, auf einen Stern, auf einen hellern!“

In Ernſt von Feuchtersleben, von dem ich rede, erſcheint jenes Eigenthum der Alten wieder, das „gut-ſchöne“ Maß oder, wie er es ſelbſt nennt, die Diät der Seele, aus welcher das „Kunſtwerk des Lebens“ erwächſt. Sein Biograph, Hebbel, preiſt ihn als den reinen Menſchen, der ohne ſtarke Beſonderheiten und glänzende Einſeitigkeiten das Ganze der Menſchennatur dargeſtellt habe. Noch beſtimmter faſſen wir ihn mit Grillparzer, der ihm einen herzlichen Nachruf gewidmet hat, als einen Vertreter der Bildung, aber der echten Bildung, die er ſelbſt ſehr ſcharf von der bloßen „Verfeinerung“ unterſcheidet und deren Weſen er in die „harmoniſche Entwickelung unſerer Kräfte“ ſetzt.

Ueberſchauen wir Feuchtersleben's Lebensgang, ſo begegnet uns keine übergroße Fülle von Thatſachen, aber auf jedem Einzelnen, das ihm geſchah oder von ihm gethan ward, macht die Widerſpiegelung ſcheinbar ein bewegtes Leben. Schon aus der erſten Jugendzeit treten uns eine Menge von Blättchen entgegen, auf denen der ſinnige Knabe Betrachtungen über ſich ſelbſt niederſchrieb und ſich kleine Lebenseindrücke groß zu machen ſuchte. Dieſer Drang, bei aller Verſchiedenheit ſich objectiv oder „geſchichtlich“ zu werden, begleitete ihn durchs Leben und er empfiehlt ſpäter eine „geſunde humoriſtiſche Selbſtironie“ aus eigener Erfahrung als vortreffliches Seelenrecept. Aber nicht die Seele allein, auch der Leib ward ihm ſchon in der Kindheit ein Gegenſtand der Unterſuchung, was bei ſeiner Kränklichkeit und Nervenreizbarkeit ziemlich natürlich war. Es mochten ihm ſchon damals Ahnungen des tiefen Zuſammenhangs zwiſchen Körper und Geiſt aufgehen, Ahnungen, die er ſpäter wiſſenſchaftlich und praktiſch mit ſo vielem Erfolge zu feſterm Bewußtſein brachte. Dieſe ganze Dispoſition, dazu die Liebe zur Natur, die ſchon früh durch den Aufenthalt auf dem Lande angeregt worden war, brachten den Jüngling zu dem Entſchluſſe, Medicin zu ſtudiren. Aus der Selbſtſpiegelung, dem Grundtriebe ſeines Weſens, ging die Selbſtbeherrſchung hervor, das Leben nach Abſicht und Pflicht zu nehmen, mit Ueberwindung alles Deſſen, was als zufällige Stimmung und Laune, als „Unaufgelegtheit“ den freien Geiſt in Feſſeln ſchlagen will. Der ernſte Gedanke: „das Leben iſt zwar eine Gabe, vor allem aber ein Auftrag“, war mächtig in ihm; ſorgfältig maß er ſeine Anlagen und Kräfte und fand er darin eine Aufgabe, die dieſen entſprach, ſo verfolgte er ſie feſt und treu. Jener Selbſtbeherrſchung bedurfte er, als ſein Vater ſich in der Donau ertränkte und ihn in gänzlicher Armuth zurückließ. Muthig nahm Feuchtersleben den Kampf mit dem Elend auf, „den einzigen Kampf“, nach Hebbel's, ſeines Biographen, Meinung, „der niemals fördert“. Aber unſern Jüngling förderte er; er ward ihm die Grundlage des ſchönen, ſtolzen Bewußtſeins: „Ich habe mir Alles erkämpfen müſſen!“ Rechtſchaffenheit und Wahrhaftigkeit hat Mancher mit Heldenſinn in ſchweren Lagen behauptet, gleich ihm; aber ſelten hat ſich Einer dabei, wie er, Beſcheidenheit und Wohlwollen bewahrt und die liebenswürdigſte Menſchlichkeit, unantaſtbar, unzerſtörbar, emporgetragen über alle Bedrängniß. Und der Sieg blieb nicht aus, die Welt war nicht

blind für solchen echten Werth. Wir sehen Feuchtersleben bald als geachteten und gesuchten Arzt, dann als Secretär der Gesellschaft der wiener Aerzte, später als Dekan der medicinischen Facultät, endlich als Vicedirector der chirurgischen und medicinischen Studien. Als solcher hielt er Vorlesungen über ärztliche Seelenkunde, denen ein immenser Zulauf zu Theil ward. Im Hintergrunde dieses männlichen Wirkens leuchtete die freundliche Idylle einer beispiellos glücklichen Ehe, die in muthvoller Liebe geschlossen ward in den Tagen der Sorge und Noth. Da kam das Jahr 1848 und der Ruf, den es rings an alle für die Organisation brach liegenden Kräfte ertönen ließ, erging auch an Feuchtersleben. Man bot ihm das Ministerium des öffentlichen Unterrichts an; er schlug es aus, weil bei den dermaligen Zuständen für den Minister an keine „folgerichtige Thätigkeit" zu denken war. Dagegen übernahm er das Amt des Unterstaatssecretärs in demselben Ministerium. Er selbst bekennt: „Es gab keine Aufgabe für meine Bestimmung, die meinen Wünschen und Anlagen so ganz entsprach als diese; hier schienen sich einmal eine Sache und ein Individuum gefunden zu haben, die einander angehörten." Die begeisterte Hoffnung, die ihn im „glücklichsten Augenblicke seines Lebens" durchdrang, ging indessen nicht in Erfüllung. Die Octoberereignisse trafen auch ihn; er legte eine Stelle nieder, in welcher er verhindert war, seine Pflicht zu thun. Sein Wesen aber war unheilbar geknickt vom Sturm und Drang jener Zeit; ein Jahr darauf starb er. Zum Verständniß dieses Lebensabschlusses setze ich die letzten Worte aus Grillparzer's Nekrolog her: „Das weiß ich, daß das Bewußtsein, nicht immer das Beste haben thun zu können und nothgedrungen mancher seiner Ueberzeugungen untreu geworden zu sein, ihn getödtet hat: er ist vom Geiste aus gestorben."

Das Naturell des edeln Mannes, wie es uns aus dieser Skizze seines Lebens anblickt, ist der Kunst so nahe verwandt und man sollte meinen, Feuchtersleben wäre zum Künstler, zum Poeten berufen gewesen. Wol hat er auch früh schon Verse gemacht und Träume von Dichterherrlichkeit umgaukelten die Knabenseele; dennoch ist er in der Poesie niemals über den Dilettantismus hinausgekommen. Er hat seine Gedichte — die 1836 bei Cotta zuerst erschienen — dem Inhalte nach in „Triebe" und „Resultate" geschieden und damit den Standpunkt derselben genügend charakterisirt. Der Lyriker soll uns Stimmungen geben, die sich in sich selbst befriedigen und abschließen; darin beruht seine Gestaltungskraft, die für das kleinste Lied so nothwendig ist wie für das Epos und das Drama. Die Gestaltungskraft des Lyrikers entspringt aus der Unmittelbarkeit seiner Stimmungen und dieser widerstrebte in Feuchtersleben der Drang nach Selbstspiegelung. Er faßt sich fortwährend als ein Werdendes auf; es ist ihm unmöglich, zu jenem momentanen Stillstand der Seele zu kommen, aus welchem alle wahre Lyrik erblüht. So gibt er uns statt der Stimmungen „Triebe", die gern aus den Versen herausmöchten. Die Triebe schließen sich später zu „Resultaten" ab, zu kleinen Sinngedichten, die zum größern Theile sehr schätzenswerth sind, aber freilich ihrem Wesen nach auf der Grenze zwischen Dichten und Denken bleiben.

An Sinngedichte schließen sich die Aphorismen an, die sich zur Philosophie verhalten wie jene zur Poesie. So wenig wie ein abgeschlossenes Kunstwerk vermochte Feuchtersleben ein philosophisches System zu schaffen, aber für die mangelnde Anordnung der vortrefflichen Einzelgedanken zu einem Ganzen entschädigt uns die lebendige Einheit einer edeln Persönlichkeit, aus der sie strömen und die sich treulich bewährt. Ein solcher concreter Verstand ist oft sicherer vor Widersprüchen als der abstracte, und wenn er noch so scharf ausgebildet wäre und noch so sorgfältig arbeitete. Man kann Feuchtersleben's Aphorismen über „Wissen, Kunst, Leben", die er am reichlichsten in den „Confessionen" niedergelegt hat, mit seinem eigenen Ausdruck schöne Gedanken treffend bezeichnen und sie dadurch von den blos wahren Gedanken unterscheiden. Eine Auswahl aus jenen poetischen

„Maximen" und aus diesen philosophischen „Confessionen" gehört in eine Blütenlese deutscher Literatur, die — wie jede thun sollte — die sittlich poetische Wirkung als Hauptziel im Auge hat. Und sollten sich blasirte Menschen, die über Alles hinaus sind, voll Geringschätzung solchen Wirkungen entziehen wollen, so strafe sie Feuchtersleben selbst:

„Willst du uns, Freund, zu Kindern machen?
Du sagst uns weltbekannte Sachen!"
Verzeiht, ich kann' aus euren Werken,
Daß ihr das Alles wißt, nicht merken!

Es versteht sich, daß bei einer solchen Gelegenheitsphilosophie die einzelnen Aussprüche oft sehr ähnlich lauten oder in verschiedenen Formen sich wiederholen. Der Hauptsache nach klingen sie Alle wieder in dem einzigen größern Buche, das Feuchtersleben — medicinische Fachschriften ausgenommen — geschrieben hat: „Die Diätetik der Seele", ein Buch, das den Grundinhalt seiner Lebensweisheit in der liebenswürdigsten Fassung ausdrückt. Wie ärztlich der Titel laute, so athmet die berühmte Schrift doch eine echt philosophische Idealität und gemahnt an jene „Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden", die Kant gepredigt und lebendig bewährt hat. „Die ganze Natur ist ja nur ein Echo des Geistes", sagt unser Diätetiker, „und es ist das höchste Gesetz, welches sich in ihr auffinden läßt, daß aus dem Ideellen das Reale werde, daß die Idee allmälig die Welt nach sich gestalte." Und an einer andern Stelle sagt er: „Der Schmerz ist ein anmaßendes Nichts, das zum Etwas wird, wenn wir es verkennen. Wir sollten uns schämen, ihm so viele Ehre anzuthun, mit ihm zu liebeln, ihn zu hätscheln und groß zu ziehen, bis er uns über den Kopf wächst. Er wird nur groß, so lange wir klein sind." Mit diesen Worten bekämpft er die Hypochondrie, die er die „Eitelkeit des Befindens" nennt und auf drei Wurzeln: Egoismus, Müßiggang, Pedantismus, zurückführt. Er verurtheilt sie kurz und bündig: „So lange wir gesund genug sind, unser Tagewerk zu verrichten und nach gethaner Arbeit das Behagen der Ruhe zu schmecken, so ist es unsere Pflicht, ich sage Pflicht, bürgerliche und diätetische, uns um unser Leibliches nicht weiter zu kümmern." Wie wichtig die Hypochondrie in der Gegenwart wäre, das wird von ihm in einem erschütternden Zeitgemälde dargethan und die stolze Geisteshoheit des 18. Jahrhunderts wird heraufbeschworen, um diesen Fluch zu bannen. Der Lüge des gesellschaftlichen Umgangs wird die Liebe zur Natur, der krankhaften Sucht, eine Rolle zu spielen, wird innere Wahrhaftigkeit gegenübergestellt, und wer da fürchten muß, sich an Nichtigkeiten zu verlieren, der wird ermahnt, in der Einsamkeit sich zu fassen und zu sammeln. Alle diese Ermahnungen, die oft gegeben und oft gehört werden sind, gewinnen hier einen so bedeutenden Nachdruck, weil sie aus dem Leben, aus der That hervorgewachsen sind. Die Lectüre des trefflichen Buchs macht schon den Anfang zu Dem, was die Anwendung derselben vollenden soll: sie wirkt heilkräftig und beglückend. Die Stimmung des Buchs ist Eins mit seinem Gedanken. Wir glauben dem Mahner, weil wir ihm nachfühlen, — weil sie sich an uns bereits erfüllt, glauben wir seiner Verheißung: „Mit dem steten, unhörbaren Schritte der innern wandelbaren und immer treuen Tage und Nächte wird auch dein inneres Leben den stillen Kreislauf einer gewohnten Gesetzlichkeit gehen und du wirst mit Entzücken inne werden, daß dein Gefühl für diese Harmonie nichts Anderes ist als eben die Harmonie selbst, von der ja dein Geist, der sie denkt, ein Theil ist."

Und dieser Seelendiätetiker, der die „Gegensätze des Lebens" zu wägen und zu messen verstand, der die Affecte planmäßig zu mildern und zu erhöhen vermochte, dieser philosophische Arzt hatte doch eine Anwartschaft nicht nur auf ein glückliches, auch auf ein langes Leben? Durfte er nicht hoffen, wie sein großes Vorbild Goethe achtzig Jahre alt zu werden und die spätesten Grenzjahre in geistiger Klarheit und Kraft zu genießen? Und

doch ist er so früh gestorben und zeigt er uns im letzten Lebensjahre ein mit sich unzufriedenes, zerfallenes Gemüth. Er mußte dahin mit gebrochenem Bewußtsein, mit zertretener Hoffnung. Eine Katastrophe der Zeitgeschichte traf mit tragischer Ironie auch den Meister der Diätetik.

Hieran knüpfen sich zwei Bemerkungen. Die eine trifft Feuchtersleben. Goethe war sein Ideal; ihm hätte er gern nachgelebt. Goethe war ein Schöpfer: er bewahrte die Götterruhe seines Innern, indem er allen Bewegungsstoff in gewaltigen Dichterthaten veräußerte. Feuchtersleben dagegen hatte nicht die Kraft des Schaffens und Gestaltens; er mußte sich mit Reflexionen begnügen. Reflexionen aber sind ein Stoff der Unruhe, den man nicht los wird durch bloßes Aussprechen. Es ist charakteristisch für Feuchtersleben, daß er die Werke aus Goethe's zweiter Lebenshälfte ebenso hoch schätzte als die aus der ersten; es folgt daraus, daß er für diese kein ganzes Verständniß hatte. In ihnen besaß Goethe die Welt, — deshalb besaß er später so sicher sein eigenes Selbst; in ihnen entzückte er durch Das, was er *that*, — deshalb konnte er später durch Das entzücken, was er *war*; auf eine Jugend voll schöpferischer Kunst gründete sich ein Alter voll betrachtender Weisheit. So ergänzen und vollenden sich bei Goethe zwei Seiten zu einem majestätischen Ganzen; in Feuchtersleben erblicken wir nur die eine Seite des Goethe'schen Wesens, — wir sehen ein schönes Ich, das sich aber nicht in einer Fülle schöner Schöpfungen abspiegelt. In der Einsamkeit, in umfriedeter Enge bleibt es allzu zart für die harten Eindrücke des Lebens, die es in kurzer Zeit zerschellen und verderben.

Die andere Bemerkung trifft die Gegenwart. Sie ist der Entwickelung des „reinen Menschen" nicht günstig, sie fördert vielmehr die Einseitigkeit und Besonderheit. Die hellenische Herrlichkeit, die in den Geistesheroen des vorigen Jahrhunderts wieder erstand, ist aufs neue zu einer bloßen Erinnerung geworden. Die „Bildung", der man eine souveräne Weltherrschaft zusprach, wird geschmäht und mishandelt und nicht selten scheint ihre Macht bis auf den geringsten Schein in Frage gestellt. Gewiß liegt das in der Dialektik des historischen Processes: Gegensatz wechselt mit Gegensatz. Gewiß lag in der Allgemeinheit der Bildung die Gefahr der Flachheit, in ihrem Stolze die Gefahr der Anmaßung. Gewiß ist es weise und gut, daß einzelne Anlagen, besondere Richtungen in den Vordergrund treten und daß der Geist von feindlichen Thatsachen niedergedrückt werde, tief, sehr tief, bis zur Erweckung neuer Spannkraft. Aber gut ist es auch und weise, wenn nicht Jeder dem einseitigen Zuge seiner Gegenwart ganz und gar sich hingibt: von Herzen muß man wünschen, daß das Schön-Menschliche nicht ganz versinke im Wirrwarr dieser Tage, daß es immer noch den oder jenen Vertreter finde. Das war Feuchtersleben's Mission! In seinem edeln Bilde geht uns der Glaube an die Menschheit auf und dafür gebührt ihm der Dank, mit dem wir diese Erinnerungsblätter schließen wollen.

Daß die Anordnung der Schriften Feuchtersleben's, (Wien, Gerold) Friedrich Hebbel übergeben wurde, hat diesem ohne Zweifel selbst den Vortheil gebracht, daß er sich auf einem ihm ziemlich heterogenen Standpunkte heimisch zu machen lernte und sich somit immer mehr zu gewöhnen anfangen wird, in anerkennender Berührung mit fremder Art, Denk- und Dichtensrichtung ein großes, aber etwas starres und sprödes Talent für seine Zeit ergiebiger zu machen. G. L.

Charles Dickens.

Aus London berichtet man von dem großen Erfolge, welchen der neue Roman von Charles Dickens, „Bleakhouse", gefunden hat. Bevor wir ihn noch gelesen, übermannte uns ein Gefühl von Staunen und Ehrfurcht, dessen Grund zwar ein höchst materieller scheinen

stunde; in Wahrheit aber auf dem Bewußtsein beruht, wie das Immaterielle diese ganz von Geldzwecken ausgetrocknete Zeit doch noch zu einer Anerkennung zu bewegen vermag, so klingend und vollwichtig, als gälte es ein geschäftliches Unternehmen, an dem Hunderttausende Glück und Reichthum zu gewinnen hätten. Das Werk trug seinem Verfasser 20,000 Pfd. Sterl. oder nach möglichst annähernder Berechnung drei Thaler für die kleine gedruckte Zeile ein. Auf welchen erhabenen, dem irdischen abgewendeten Standpunkt man sich auch bei Betrachtung literarischer Erzeugnisse stellen mag, dieser Umstand kann niemals als ein geringfügiger angesehen werden.

Wir bemerken ihn wahrhaftig nicht aus dem Grunde, um Voz' schriftstellerische Kollegen in Deutschland zu unedlem Neide anzuspornen. Wir möchten nur einfach die Frage aufstellen, was ein Epimenides, der seit dem Alterthum geschlafen hätte und jetzt erwachen würde, von dem Inhalt einiger wenigen bedruckten Seiten denken müßte, die ihrem Verfasser einen Ehrensold zuführen, der das Ansehen einer Nationalbelohnung hat. Er würde ohne Zweifel auf einen gerettenten Ueberrest der verbrannten Sybillinischen Bücher rathen oder auf eine neue Lehre, fähig in den Seelen aller Völker das Heil zu entzünden oder auf ein entdecktes Geheimmittel, Allen gleichen Genuß an den Gütern der Erde ohne Mühe und Arbeit zu vermitteln. Alles Dies fände er nicht und doch sind wir weit davon entfernt, die Belohnung, die Voz zutheil wird und die sich genau nach dem Bedürfniß richtet, welches seine Werke befriedigen, für eine zu überschwängliche zu erachten.

Die Menschen unserer Zeit sind zwar reicher an Wünschen als die irgend einer frühern, die Wünsche selbst aber sind im Hinblick auf ihre Ziele kleiner und bescheidener geworden. War die Sehnsucht der Entbehrenden in frühern Jahrhunderten auf die Erscheinung unnatürlicher Wunder gerichtet, so ist man jetzt schon mit der Erlangung des Naturgemäßen zufrieden, das eigentlich Niemand entbehren sollte. Man tröstet sich, daß kein geheimnißvolles Buch einer Prophetin uns die Zukunft erschließt, wenn man nur weiß, was den gegenwärtigen Tag verschönern kann; man setzt sich darüber hinweg, niemals in das Paradies der travestirten Aeneide zu gelangen, wo die Hasen schon gespickt und mit Messer und Gabel im Rücken herumlaufen, wenn man nur einmal auf gewöhnlichem Wege einen erjagt. Es nehmen sich Wenige mehr zu Gemüthe, daß sie ihr Leben nicht zu Aeonen verlängern können, sie würden ein sicheres Stück Brot für die kurze Spanne Zeit einem Geheimmittel vorziehen, der längsten Lebenszeit theilhaftig zu werden. Die meisten Wünsche gehen nur auf etwas Salz zum täglichen Brot des Lebens, auf etwas Erfrischung der müden Glieder und der keuchenden Brust.

Aus welchem Bergwerk aber zieht man das erfrischende Salz des Daseins, wenn nicht aus der Phantasie? Ist sie es doch eigentlich, die selbst den Dingen, die man positiv als die Güter des Glücks anzusehen gewohnt ist, erst ihren erfreulichen Inhalt verleiht. Die vier Pferde machen den Mann nicht glücklich, den sie ziehen, aber wol die Einbildung von seiner Geltung, die er dadurch den Andern beizubringen vermeint. Am Ende kann man doch mit allen irdischen Besitzthümern nicht mehr erreichen, als daß man satt wird, aber ihren Werth erhalten sie von dem Vergleich mit dem kärglichen Sattwerden Anderer, den die schmeichlerische Phantasie uns aufdrängt. Was schafft sie aber erst aus dem Leben des Armen! Einen Edelstein, eine Marmorstatue kann man bald schön finden und rasch entzündet sich daran auch die Phantasie des Nüchternsten zum Genusse. So beglückt den Reichen der Park seines Schlosses und der Teppich seines Salons. Daß aber das Knöpfchen am groben Hemde Strahlen werfe wie der Edelstein, der derbe Holzschnitt an der Wand sich von der Marmorstatue in seiner Wirkung nicht übertreffen lasse, der Reisedatopf am Fenster sich zum Park erweitere und die kalte Ziegelplatte nicht ungemüthlicher und härter sei als der Teppich — das sind schwere, große Thaten der Phantasie, die sie nicht von selbst und in Jedem vollbringt, wozu sie von einer besondern dichterischen Kraft erst geweckt werden muß.

Charles Dickens beſitzt ſie im höchſten Grade. Sie iſt das Geheimniß ſeiner Erfolge und ſeiner Popularität, ſie iſt die Urſache, warum der Penny in der Hand des Dürftigen zuweilen lieber in den Buchladen als in die Schenke wandert, damit auch einmal die Seele zu einem angenehmen Rauſche komme. Leideſt du von Menſchen, die dich umgeben und deren abhängiges Werkzeug du biſt, der Dichter zeigt dir in ihren Irrthümern, Schwächen und Laſtern peruaniſche Schätze des Humors und tief im Grunde eine unendliche Güte des menſchlichen Herzens, ſodaß es dich ſtolz erhebt, zu ihnen zu gehören. Haſt du eine Geliebte, die nie dein werden kann, er erhöht einen verſtohlenen Händedruck zum Glück des ganzen Lebens. Biſt du ſo arm, daß kein Menſch von dir weiß, ſo gibt er dem Kettenhunde die Geſtalt eines Freundes, dem Vogel im Bauer ein ergötzliches Geſicht, daß er dein beluſtigender Hofnarr werde. Und mußt du ſelbſt des Thiers entrathen, ſo umkleidet er die lebloſen Dinge, deinen Stuhl, deine Pfeife mit den holdeſten Liebenswürdigkeiten, daß du vertrauliche Weſen in ihnen erkennſt von überaus verſtändigem Charakter.

Wer, der nichts Anderes mehr zu kaufen hat, möchte ſich nicht gern ſolchen Troſt dafür erkaufen? Die Tauſende von Pfunden, die dem Verfaſſer vom „Bleakhouſe" zuſtrömen, ſind ihm pfennigweiſe zugezählt und die Zahl der einzelnen Pennys erreicht noch immer nicht die der freudig gerührten, der ſüß getröſteten Momente, die er den derſelben Bedürftigſten ſchuf und ſie geben ihm immer weniger als er ihnen. Dem Dichter iſt ein Erfolg zu gönnen, der anzeigt, wie dieſe um ihres blos praktiſchen Sinnes willen viel geſchmähte Zeit doch Aug' und Ohr offen hat für die ſcheinbar ſo müßigen Bilder der Illuſion, ein Erfolg, der wie Alles in England ſeine Größe am beſten durch die Summe des Ertrags ausdrückt, der damit verbunden iſt.*) Hieronymus Lorm.

*) So ſehr wir mit dem Herrn Verfaſſer über die Belehnungen einverſtanden ſind, welche der das Leben verſchönernden Phantaſie der Dichter gebühren, ſo müſſen wir doch in Betracht des Romans „Bleakhouſe" von Dickens hinzufügen, daß ſein Werth nicht nach jenem ebenerwähnten, enormen Ertrage zu beurtheilen iſt. Vielleicht hat man in dieſem und dem vorigen Sommer hier und da auf unſern Eiſenbahnen Gelegenheit gehabt, Engländern und Engländerinnen zu begegnen, die eins der Hefte, in welchen jener Roman periodiſch veröffentlicht wurde, bei ſich hatten und darin blätterten. Für einen Schilling kaufte der Engländer nur drei Bogen vom Texte jenes Romans; der Reſt des ſtarken Bandes beſtand aus Annoncen. Die Induſtrie benutzte dieſen Roman als öffentlichen Anzeiger und Charles Dickens gab dazu ſelbſt die Idee an. Er verlegte ihn ſelbſt und ließ Lampen, Gummigalejchen, Sattlerwaaren, Shirtinghemden, kurz alles nur irgend an die Oeffentlichkeit Angewieſene in beigedruckten Blättern von den betreffenden Fabrikanten anzeigen. Dieſe Methode, ſich mit einem Romane 120,000 Thlr. zu erwerben, würde man in Deutſchland ſchon annäherungsweiſe nachahmen können, wenn nur nicht der Autor, der es thäte, vielleicht bereits nach der zweiten Lieferung ſeines Werks vor Verdruß über den Hohn und Spott, den er dafür ernten würde, für immer verſtummt wäre. Der deutſche Dichter ſoll nun einmal nur ſo ſchreiben und wirken, als wenn er vom Dufte der Blumen lebte. D. Her.

Anregungen.

Die moraliſche Wirkung des Studiums der Naturwiſſenſchaften.

Die Naturwiſſenſchaften ſind eine Macht geworden. Die Erkenntniß des Verhältniſſes alles Erſchaffenen zum Menſchen und des Menſchen zu jenem, ihr Wechſelverkehr wird Gemeingut. Man iſt von der Höhe ſelbſtgefälliger, ſich und Wenigen zugänglicher und genügender Betrachtung herabgeſtiegen zu den geſunden Sinnen des Volks, in dem richtigen Bewußtſein, daß das Ziel der Wiſſenſchaft die Verallgemeinerung des Wiſſens ſei und die Gaben des Erkennens, Allen gleich vertheilt, nur der Pflege bedürfen, um in gleicher Weiſe Allen ergiebig und nutzbar zu werden. Dies iſt der Fortſchritt der Zeit: die ſelbſtgeſchaffenen Geiſter, die Trugbilder des Wahns und einer erhitzten Phantaſie machen dem Geiſte Platz, der den ganzen Menſchen umfaßt und das All in ſich aufnimmt, um es erkennend gleich-

ſam ſelbſt wieder zu ſchaffen. Es iſt dies keine Ueberhebung des menſchlichen Geiſtes, denn je tiefer wir eindringen in die Geheimniſſe der Natur, je genauer wir forſchen, je reicher die Schätze der Wiſſenſchaft ſich anhäufen, deſto lebendiger wird das Gefühl des Unerſchöpflichen, deſto beſcheidener die eigene Meinung. Oder wäre es vielleicht anmaßlicher Stolz, wenn einer der fleißigſten Forſcher auf dieſem weiten Gebiete geſteht: „Und doch wie klein ſind wieder dieſe Maſſen (der aufgefundenen Thatſachen) im Verhältniß zu dem Neuen, was die Natur uns beſtändig vor Augen führt, ſodaß wir kaum Augen zum Sehen und Hände zum Zeichnen genug haben, um den Reichthum ebenſachlich durchmuſtern zu können?“ Es gibt eine Claſſe „Gebildeter“ und Studirter, die dem in alle Kreiſe eindringenden Wiſſenstrieb und der populären Mittheilung des Gefundenen den Vorwurf der Verflachung machen; es ſind zum Theil Jene, die den Nimbus der eigenen Gelehrſamkeit, den nur die Finſterniß umher erſcheinen ließ, gefährdet glauben mit jedem Lichtſtrahl, der in das allgemeine Dunkel der Unwiſſenheit in den untern Regionen fällt. Es ſind die Fledermäuſe, deren Bereich eine gewiſſe Dämmerung iſt, nicht hell genug, um deutlich zu ſehen, nicht finſter genug, um gar nichts zu ſehen. Sie haben zwiſchen Wiſſen und Glauben ein Uebereinkommen geſchloſſen, das ebenſo lange vorhält wie die Dämmerung, bei jedem plötzlichen Lichtſtrahl aber in Gefahr kommt. Noch Andere ſind die Freunde der wirklichen Finſterniß; ihnen iſt ſchon die Dämmerung noch zu hell, da ſie ihre verborgenen Gänge nicht ganz mit ihrem zweideutigen Schleier verhüllt; ſie bedürfen Stichdunkel, um an ihren Minen bei dem kärglichen Scheine ihres eigenen geringen Lichtes arbeiten zu können, das ganz verſchwindet, ſowie ein unbefugterweiſer Fuß in die Nähe kommt. Ihnen gilt das eigene finſtere Treiben nur für Heil, das volle Licht, das die Nebel von dem Auge der Tappenden verſcheucht, um Welt und Leben in roſigem Sonnenſchein erglänzen zu laſſen, für ein Werk des Teufels. Ihnen iſt eine verſtändige Naturanſchauung und die Verbreitung derſelben ein Greuel, ein Verbrechen einestheils gegen ihre eigene Schwäche und Unfähigkeit, mit ſchon altersmatten Füßen dem raſchen Gange der Wiſſenſchaft nachzukommen, anderntheils gegen ein künſtliches Gebäude, in dem die Unwiſſenden leichter zu halten ſind als die Klarſehenden.

Und wäre es denn wirklich eine Flachheit, wenn dem klaren Auge und den geſunden Augen ſtatt der Oberfläche der Dinge, die nur dem vermeinten Stolze der „Herren der Schöpfung“ frönen durfte, deren inneres Weſen, Zuſammenhang, unendliche Zweckmäßigkeit und Schönheit erſchloſſen wird, um an einer unerſchöpflichen Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit bei je weiterm Vordringen deſto mehr Beſcheidenheit zu lernen? Iſt nicht in jedes Menſchenhaupt ein körperliches und geiſtiges Auge geſetzt? Oder wäre dies nur ein Privilegium weniger Berufenen? Vor dem Lichte der Naturwiſſenſchaften fallen die Nebel der Finſterniß wie der Halbaufklärung, die Heuchelei und das Pathos unfruchtbarer Gelehrſamkeit, um den Gedanken auf den Thron zu ſetzen: Daß Wiſſen und Leben Eins ſind und das große Buch der Natur die Quelle der reinſten Freuden, der edelſten Geſinnungen, der menſchlich-ſchönſten Erhebung.

Aber noch mehr! Wenige Jahre ſcheinen Wunder gewirkt zu haben, Wunder eines mächtigen Fortſchritts. Das Buch der Menſchengeſchichte erhält täglich neue Blätter; aber der Blick auf ſie iſt ein wenig erfreulicher; er erhebt, er ermuthigt nicht, er ſchlägt nieder; denn auf jedem derſelben derſelbe alte ungelöſte Kampf von Recht und Unrecht, von Druck und Leiden; auf jedem faſt der unerquickliche Anblick unverhältnißmäßiger Anſtrengungen und kleinſter, verſchwindender Reſultate, eines ungeheuern Einſatzes und gezogener Nieten. Gewaltige, verderbliche Leidenſchaften um kleinliche, einſeitige Intereſſen; ein Chaos von Feindſeligkeiten ohne ſichhaltige Gründe; ein Ringen um Lehrheiten, Richtigkeiten, die längſt abgethan ſcheinen und doch heute noch die Hebel einer Geſellſchaft bilden, deren geiſtiger Reiz im Meßiſchen, deren körperlicher in ſtachligem Laube beſteht. Da hat ſich denn die gequälte Menſchenſeele, der ernſte Menſchengeiſt hinausgeflüchtet an den Buſen der ewigen Natur, in die Arme des Univerſums zu Ruhe und Sammlung. Und in der einſam-erhabenen Stille der Naturbetrachtung, in dem Erforſchen ihrer Geſetze und Kräfte haben ſich dieſe ihm erſchloſſen; er hat ſie gefaßt, in die Grenzen der Anwendbarkeit gebracht — und ſo kann wieder hinausgeſchickt als Entdeckungen und Erfindungen, daß ſie in überraſchendſter Weiſe dem ganzen Leben eine neue Seite der Anregung, des Nutzens und Genuſſes geben wie nie zuvor. Raum und Zeit ſind faſt verſchwunden, die trennenden Völkerſchranken niedergeworfen. Und es iſt eben das Bezeichnende dieſer aufgeſchloſſenen Naturkräfte, daß ſie, wenn es auch verſucht werden wollte, gar nicht zu halten ſind als Vorrecht Weniger, daß ihre Größe ſchon ihre Verallgemeinerung bedingt, gebietet, daß ſie Gemeingut werden müſſen und die unüberwindliche Propaganda für die friedliche Verſchmelzung der Menſchengeſchlechte, für den Geiſt und die beflügelte Idee. Aber die Siege ſelbſt des menſchlichen Geiſtes erwecken nur die Luſt zu neuen. Das Auge, das Rieſenhafteſte, Riegebautes vor

sich aufdrängen sieht, wird angetrieben, sich zu vertiefen in die Geheimnisse einer Natur, die bei jedem Schritte vor ihrem aufrichtigen Verehrer einen Schleier mehr fallen läßt, um einen neuen Reiz, einen neuen Genuß zu gewähren. Zwischen dem Geber und dem Empfänger knüpft sich ein Band liebender, geistiger Dankbarkeit, und an die Stelle fruchtloser Mühen und Fehden um kümmerliche Resultate auf andern Gebieten tritt der Blick auf das unendliche All und eine Naturbetrachtung, bei der jeder Anderungen ein lohnender Erfolg, jeder Mühe eine wahre Freude folgt. Die Vertrautheit mit der Natur und ihren Schätzen zieht das Auge ab von der trüben Gegenwart und klärt es für die Zukunft. Das Kleinliche erscheint nur um so geringfügiger, das wirklich Gute in doppelter Reinheit; erkannt und ausgeschossen wird die taube Schlacke; die Dinge erhalten wieder ihren wahren Werth, und wer einmal in den heiligen Urkunden einer erhabenen Natur gelesen, ist verloren für die Lüge des Tages — der Freund der Natur wird auch der aufrichtigste Freund des Menschen.

Uebersetzungen.

Nur Ein Volk versteht zu übersetzen, das deutsche. Wie die Römer einst die Götter und Gottesdienste aller Nationen in ihrer Weltstadt vereinigten, so dürfen wir uns rühmen, die hervorragenden Dichterwerke fast aller Sprachen in Einem Pantheon der Poesie versammelt zu haben. Gleich den heimischen Classikern prangen übersetzt die fremden in den Bücherschränken der Reichen und gleich jenen wandern sie in Pfennigausgaben nach den Dachwohnungen und Erkerstübchen. So löblich dieser Drang, das Gute des Auslandes sich anzueignen, an sich ist, so gefährlich kann er werden, wenn dilettantische Ruhmgeize mit der eignen und fremden Sprache spielen und dabei etwas hervorbringen, was keiner von beiden angehört. Die vielgerühmte Biegsamkeit der deutschen Zunge wird leicht zur Charakterlosigkeit. Jedenfalls bedürfen wir des starken Gegengewichts einer originalen vaterländischen Literatur, damit der Begriff „gutes Deutsch" für uns ebenso sicher feststehe als der Begriff „gutes Französisch" und „gutes Englisch" für unsere Nachbarn.

Es kommen uns viel Uebersetzungen zu, meistens aus dem Englischen. Es sind Variationen früherer Uebersetzungen. Einige tragen ein selbständigeres Gepräge, z. B. die Wiedergabe der lieblich-wilden Hochlandspoesie Walter Scott's in der „Jungfrau vom See", übersetzt von der leider kürzlich verstorbenen Friederike Friedmann (Leipzig, Brockhaus, 1853). Eine geschickte Hand hat hier gewaltet. Bei etwaigen Conflicten der Einsicht und Stimmung hat sie lieber einen gewöhnlichen, einfach-verständigen Ausdruck hingesetzt, als durch eine schwunghafte, jedoch fremdartige Wendung dem Geiste des Originals Eintrag gethan. Durch eine strenge Pietät zeichnet sich auch Byron's elegisch-satirische Wanderdichtung: „Childe Harold's Pilgerfahrt, übersetzt von Alexander Büchner" (Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp., 1853), aus. Es ist in diesen Stanzen nach jener Einfältigkeit gestrebt, welche die englischen Verse charakterisirt. Die männlichen Endreime sind durchweg innegehalten, was bisher noch niemals versucht worden ist. Dr. Friedrich Jencken hat eine Reihe von Shakspeare-Uebersetzungen mit „Hamlet" (Mainz, Zanitzsch) begonnen. Hier aber hat die Pietät zu einer Unzahl von Härten geführt, an denen schon Schlegel's Uebersetzung nicht arm ist. Wortbildungen, wie „grabversenkt", „Rechtsabmachung", „Willigungswort" u. s. w., sind angewandt, um eine strenge Wörtlichkeit hervorzubringen.

Da einmal von Hamlet die Rede ist, so erwähnen wir zugleich die neueste Interpretation desselben von Dr. Ludwig Eckardt, der ein größeres Werk: „Dramaturgische Studien" (Aarau, Sauerländer), damit eröffnet. Diese Erläuterung zeichnet sich vortheilhaft durch den Mangel überschwänglicher Speculation aus. Ein Lehrer, der die Poesie auf Schulen praktisch nutzbar machen will, kann aus diesem Buche lernen. Der Verfasser ist ein Oestreicher, der an der Hochschule zu Bern als Docent thätig ist und in seinen Studien eine läuternde Lethequelle und ein „neues Leben" gesucht und gefunden haben will.

Die Shakspeare-Literatur wächst übrigens über alles Maß hinaus. Kaum kündigten wir neulich die Ausgabe von Ulrici an, so lesen wir wieder von einer andern, die Delius besorgen will.

Der Briefstil der Vornehmen.

Man fühlt sich oft verletzt, wenn hohe und vornehme Personen auf ausführliche Briefe nur kurz antworten. Die Sache ist die, daß ein ausführlicher, gemüthlich eingehender und doch würdiger Brief allerdings zunächst Zeit, sonst aber auch Talent erfordert. Die großen Herren gehen in ihrem kurzen, dictatorischen Stile jedenfalls sicherer.

Schmeichelhafte Selbstbeurtheilungsunterstützungen.

Es gibt zahlreiche Menschen, die ihren Mangel an Fleiß und heftiger Aufmerksamkeit Phantasie und die Schwäche ihrer Nerven Gefühl nennen

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 18. [Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Ein Ausflug nach Afrika.

Von Max Maria von Weber.

VII. Blidah und die Gorges de la Chiffah.

D'Alger à Blidah, Al-Djezeir min El-Blidh, stand über der Thür, an die mich ein artiger Franzose führte, den ich um Auskunft nach dem Bureau der Messageries africaines, die nach dem Innern des Landes gehen, gefragt hatte. Es war dasselbe Haus, in dem ich schon unter Aerger und Langeweile manche schöne Stunde verloren hatte, das Haus, in dem sich die feine Männerwelt Algiers zu einer Gesellschaft, „Cercle" genannt, versammelt und wo mit Spielen, Rauchen und gedankenlosem Hinträumen die kostbarste Zeit verbracht wird, unter dem Vorwande, daß es zu heiß zur Arbeit sei. Allerdings ist es süß, nach gethaner Arbeit in einem der Rohrfauteuils des Salons liegend, durch die hohen, nach Norden gehenden Bogenfenster auf das blaue Mittelmeer hinauszusehen und den feinschmeckenden Kaffee dazu zu schlürfen, aber alles Dies verliert für den Reisenden den Reiz, der auf Benutzung seiner Zeit streng angewiesen ist und zu solchen Genüssen durch die Gemächlichkeit der Freunde, von denen er Leitung und Rath hofft, im Uebermaß gezwungen wird. Ich löste meine Karte nach Blidah, erhielt einen trefflichen Platz im Coupé der Diligence, frühstückte, das Herz voll Hoffnung der Dinge, die mir im Innern des Kleinen Atlas blühen würden, sehr heiter und gut auf dem Balcon des Hauses, sah mein leichtes Gepäck auf das Dach der Messagerie werfen und als der blaubeblouste Conducteur: „En voiture les voyageurs!" schrie, stand ich am Wagen, meine Mitpassagiere zu betrachten. Allerlei tolles, buntes Volk stieg in die Rotunde und das Intérieur; zu mir in das Coupé ein alter, drolliger Franzose in des Wortes verwegenster Bedeutung, mit einer sehr niedlichen, sehr jungen Tochter. Vorsichtig setzte sich der Alte zwischen uns. Sein langes, graues Haar, seine gebeugte Gestalt, sein gefurchtes und doch lebhaftes Gesicht gaben ihm das Aeußere eines deutschen Hochschullehrers, und die Aehnlichkeit verminderte sich nicht, als er eine kurze Pfeife aus der Tasche zog und dieselbe umständlich anzündete. Nur das lustige Bewegen seines Mundes, sei's zum Reden, wenn man ihm zuhörte, sei's zum Murmeln, wenn dies nicht der Fall war, unterschied ihn drastisch von der genannten

ehrenwerthen, schweigsamen Staatsbürgerclasse. Das helle Stimmchen des Töchterchens sang den Discant trefflich zu dieser Baßpartie, und ich wußte es endlich dem Alten Dank, daß er mich von dem hübschen Kinde geschieden, als ich die Quecksilbernatur desselben inne wurde. Himmel! Welche tausend Geschäfte, die sie am Rubigsten hinderten! Die Toilette, der Staub, Orangen, Limonade, die Zeitung, was weiß ich Alles, der Gegner ward kein Blick geschenkt. Die Gesellschaft war mir lästig, ich lehnte als echter Allemand mauvais in der Ecke. Die Diligence flog mit sechs, drei und drei gespannten Pferden rasch dahin, die Scenerie wechselte schnell. Die Straße war sehr belebt, gewaltiger, röthlicher Staub qualmte davon empor, aus dem die uns begegnenden Reiter, Wagen und Kameele phantastisch hervorbrachen. Die afrikanische Mittagssonne lag glühend auf Wagen und Pferden, zuweilen wenn die Diligence an Felsrändern oder Mauern hinrollte, die den Strahl reflectirten, glaubte ich die Glut nicht mehr ertragen zu können oder fürchtete die Pferde stürzen zu sehen, die mit tiefgesenktem Kopfe, aber ohne Schweiß dahingingen. Die Pfeife des Alten, der Staub und das Mühlengeklapper des Geschwätzes machten das fast Unerträgliche nicht erträglicher, schon wollte ich die Gesellschaft schmutziger Araber auf der Imperiale meinem Gesellschaftsplatze vorziehen, als ich eines französischen Fußpostboten gewahr wurde, der laufend neben dem Wagen herlief. Als er in die Sprechweite zu dem Conducteur gekommen war, rief er ihm im besten schwäbischen Deutsch zu: „Laßt mich a Paßel uf sitze, bis nach Bouffarik!" „Immer rauf, Landsmann!" klang es, unverkennbar rheinisch, vom Conducteursitze herab. Das ließ mich das Misère der Hitze und der Nachbarschaft vergessen. „Landsleute!" rief ich erstaunt hinaus, „was führt Schwaben, Westfalen und Sachsen zusammen in Afrika?!" Höflich zogen die Beiden vor dem Gouverneur die Mützen, Gespräche entspannen sich, ich hörte ihre Erlebnisse, die interessant genug waren. Den Westfalen, Metzich, hatte der Prügel eines Stiefvaters in Barmen zum Conducteur der Messageries africaines zwischen Blidah und Algier gemacht; der andere, dessen Namen ich leider vergessen, war aus Furcht vor den Anstrengungen einer sechsjährigen Militärdienstzeit schon seit sieben Jahren zum Fußboten unter afrikanischer Sonne in der Umgegend von Bouffarik geworden! Diesen hübschen Ort, dessen Lage im Rufe sehr großer Schönheit steht, erreichten wir um 2 Uhr Nachmittags, nachdem wir auf sieben Meilen Wegs zwei mal, in Birmadrais und Birkadem, die Pferde gewechselt hatten. In der That fand ich den Ruf der Schönheit von Bouffariks Umgebung wenig gerechtfertigt und mir scheint es, daß man hier, wo der Anbau in so hohem Werthe steht, diesen mit der Schönheit der Scenerie verwechselte. Mitten in der Ebene der Metitja gelegen, mit einem großen Pflanzengarten versehen, von recht gut angebauten Feldern umgeben, ist Bouffarik ein lachender Ort und beträchtlicher Handelsplatz. An den weiten Kurplatz des Karavanenbrunnens, der den Mittelpunkt der Stadt bildet und um welchen wol der Ort selbst anfrystallisirt ist, stehen einige majestätische Palmen seltener Größe, zwei oder drei Cedern breiten ihre fächerförmigen Zweige schattengebend aus. Die Ueppigkeit des kaum gerittenen Bodens ist wunderlich in der Umgegend. Der Weizen, das Welschkorn stand so dicht, wie ich es nie gesehen. Felder waren von Bataten, Tabak, Artischocken, Blumenkohl, Cichorien und köstlichen Gemüsen, Beete mit großen Ananaspflanzen und Solanen bedeckt, dazwischen ragten einsame Kronen der Bananen empor und die meisten Besitzungen umzäunten Hecken, die trefflich eßbare Früchte tragen, nämlich von indischem Feigencactus. Man rechnet, daß hier die Hectare oberflächlich bestellten Landes 500—1000 Francs jährlichen Reinertrag liefert. Unsern oft heimgesuchten Oekonomen daheim muß der Mund wässern, wenn sie hören, daß es hier keine Mißernten gibt. Mit derselben Sicherheit wie die Jahreszeiten wechseln, bringt jede derselben unwandelbar die gehörige Ernte hervor. Welch lockendes Klima! Der Fleißige muß hier reich werden! Hitze und Einförmigkeit der dann gleich fruchtbaren, aber flachen Gegend, schläferten mich ein. Ich nickte viel bei dem klappernden

Geplauder des Alten. In den kurzen Momenten des Wachens bemerkte ich, wie der kleine Atlas zusehends seine Statur hob. Endlich begann der süßeste Orangenblütenduft uns erst leicht und flüchtig, dann immer stärker und stärker zu umwehen; am Fuße des Berges erschien ein dunkler Waldkreis, die Orangengebüsche wurden häufiger, und bald ritten wir zwischen dickem Gehölz von köstlichen Orangenbäumen, die wie Eichen und Buchen die fruchtbeladenen Aeste riesig in die Luft streckten, dahin. Wo sich eine Lichtung zeigte, da säumte den Orangenwald das süße Rosenroth der Mandel- und Pfirsichenblüten, die gewaltige Bäume und niedere Büsche dicht bedeckten. Das zarte Laub der Tamarinde zitterte im Fruchthauch und die Wegesgräben schmückte hochaufgeschossener Oleander und spanisches Rohr. Hier und da überragte die zauberischen Gehölze, die sich etwa drei Lieues weit rings um Blidah erstrecken, einsam der Stamm einer hohen Fächerpalme oder Gruppen von drei bis vier dieser königlichen Bäume krönten die dunkle Masse des Orangenwaldes mit glühenden Kronen. Der Duft der Blütenmassen war fast betäubend und benahm den Sinn. „Voilà le chemin de fer d'Alger!" sagte der alte Franzose und zeigte auf eine ungefähr zehn Meters breite, parallele Aushebung durch den Wald, zu dessen Seiten, hochaufgeschichtet, die ausgerotteten, köstlichen Orangenstämme lagen. „Ich denke, daß man bald mit diesem Gute sparen lernen wird". Gegen 6 Uhr ritten wir in Blidah ein. Auch durch die heißen Straßen, die viel zu europäisch, gemein breit angelegt sind, wehte mit der glühenden Luft ein betäubender Orangenduft. Die Stadt hat noch ihre arabischen Mauern von Vieuben, an der Porte d'Alger sind ein paar kleine, citadellenartige Hauptwachen aufgeführt, vor denen schwerbewaffnete Spahis malerisch in der staubigen Straße lagen. Auch die Häuser sind von Vieuben, fast alle einstöckig, weit weniger wie in Algier gegen die Hitze verwahrt. 1825 warf ein starkes Erdbeben ganz Blidah nieder und in vielen Straßen liegt seitdem noch der Schutt eingestürzter Häuser. Der Mittelstheil der Stadt hat wenig Charakteristisches. Fast ganz französisch gebaute Häuser umgeben die Place d'Armes, ein großes Viereck, das im Sommer am Tage kaum überschritten werden kann und ganz Blidah wie ein Stück Wüste wärmt. An diesem Platze lag auch das Hôtel de la Regence, das mich wahrhaft gastlich und comfortable aufnahm. Nur zweierlei plagte mich hier: Staub und — Orangenduft. Das fortdauernde Einathmen dieses süßen Hauchs des Südens machte mich schwindeln. Ich war hungerig und durstig geworden. Ein ziemlich kühles Gitzimmer, köstliche Früchte, blitzender Wein lud zum Genießen ein und ich begann ein höchst mundendes Diner — da sehe ich meinen Schwarzburg-Sondershäuser Zopf, grau von Kopf bis Fuß, als voyageur en Afrique gekleidet, eintreten. Nun wußte ich, wie es dem Brutus war, als er des Cäsar Geist bei Philippi sah. Ich packte mich hinter meine Weinflasche und schnitt ein Gesicht, als hätte ich eine Contraction des linken Backens und Auges — es half nichts! Er sah mich, kannte mich, lief auf mich zu und meckerte höchst freundlich: „Wenn Landsleute sich finden, ist's doch gar so hübsch!" Dabei warf er seine staubige Mütze so mächtig auf den Tisch, daß ein wahrer Samum meine frischgehäuften Orangen überschauerte. „Wir müssen zusammengehören! Nicht gestorben seit der Seekrankheit, wo ich meine Pfeife verlor und doch" — „Ich wünschte, Sie hätten sie noch" sagte ich. „Was?" fragte er, „die Pfeife?" „Nein" erwiderte ich — „Nun doch nicht die Seekrankheit?" — „Ach verzeihen Sie, nein, doch ich bin so zerstreut — ich weiß wirklich in dem Augenblicke nicht, was ich Ihnen wünschte" — In der That wünschte ich ihn zum Teufel! Er schwatzte, ich antwortete Unsinn darauf. Es war eine herrliche Conversation. Endlich schlich ich mich davon, ließ den Hut im Gitzimmer und ihn im Wahne, daß ich jeden Augenblick zurückkommen müsse, während ich mit der Reisemütze auf dem Kopfe zu Herrn W. ging, an den ich von S. in Algier empfohlen war. Es war ein harmanter Deutscher, der deutsch verlernt hatte. Er schlug mir einen Spaziergang um die Stadt vor und eine Stunde lang wandelten wir auf schmalen Waldwegen durch die Orangenhaine, wo zwischen

den Wurzeln der alten Stämme Acanthus, Caladien und andere großblätterige Kraut-pflanzen wuchsen und die Weinrebe sich von Ast zu Ast schwang. Gleich hinter der Stadt erhebt sich mit sanfter Lehne der Fuß des Kleinen Atlas, der sich dann amphitheatralisch rasch erhebt und die köstlich modellirten Gebirgsformen zeigte. Welche Farben in dem Gebirge, als es zu dämmern begann! Der Schnee hoch droben glühte orangenroth, da unten schwebten zarte, streifige, rosa Dunstschichten, von denen sich wie rieselnde Wolkenbäche Nebel in die Gebirgsschluchten herabgossen und alle Farbentöne zeigten, bis zum warmen Graublau in der Schlucht, in die Blidah zum Theil hineingebaut ist und durch welche in prächtigem, strudelndem Laufe, mit vollem Gewässer, sich der Quad el Kebir wälzt. Im hohen Theile dieses Thals liegt, wunderbar malerisch, unter hohem Oleandergebüsche, eine Mühle, deren Brausen so hold und heimatlich daherklang und daran ein berühmter Marabout, Mohammed el Kebir, um den wallfahrtende Araber, im Blütengewirr des Ufers, ernst und andächtig hersaßen. Wendet man sich hier auf dem Plateau über dem Marabout um, so entrollt sich ein Panorama hoher, eigenthümlicher Schönheit. Im Vorgrund die weiße Stadt, in dem Schooße der weichen Wellen des Gebirgsvorlandes gelegen und weithin umgeben von dem glitzernden Schwarz des Orangenwaldes, dann die ganze unabsehbare, gesegnete Ebene der Metidja mit allen Orten und Plantagen, bis hin nach Algier, eingeschlossen rechts von den Höhen des Mazafran, mit hohen, kahlen Felsengipfeln und köstlichen Berghöhen; links anscheinend umfaßt vom Atlas, der über das Vorgebirge ein feine Schneekronen erhebt und da, wo die Gebirge einen schmalen Zwischenraum lassen, bezeichnet ein tiefblauer Strich die Höhe des Meeres. Bezaubert weilte ich lange. Der Abend brach schnell herein, mein Begleiter mahnte zum Aufbruche, da es Nachts doch nicht ganz geheuer hier im Freien und in den Hainen, die wir zu passiren hatten, sei. Als wir am Marabout vorbeikamen, hörte ich Schakale heulen und dazwischen dann und wann ein so entsetzliches, grausiges Wiehern wie ein infernalisches Lachen, daß ich einen Augenblick erstarrt stehen blieb und meinen Begleiter lautlos anblickte. Er verstand mich und sagte: „Am Marabout wird ein Thier der Pilger gefallen sein, da gehen die Schakale darüber und es ist eine Hyäne darunter.“ Als ich ihm meine Unbehaglichkeit in der Nähe eines solchen gefährlichen Raubthiers waffenlos zu sein, ausdrückte, beruhigte er mich vollständig, indem er äußerte, daß die Hyänen in der Nähe der Städte jederzeit Futter genug fänden, sodaß sie der Hunger nie zu frischem Fleische, das sie verabscheuen, treibe. Ueberdies sei die Hyäne, dem Menschen gegenüber, feig, auch ziemlich selten am Blidah. Das Gouvernement sähe die Tödtung derselben, da sie gefallene Thiere sehr rasch beseitigen, ungern.

Mit dem Einbruche völliger Nacht erreichten wir die Stadt, während leise in der Ferne noch, aus der Schlucht hinter uns, das entsetzliche Lachen scholl, das ich nie vergessen werde. Bei einem deutschen Lohnkutscher ward ein Gefährt für morgen zur Fahrt nach Medeah bestellt und der Brave versprach, mich bis Mittag dahin zu befördern und zwar mitten durch den Kleinen Atlas auf der neuen Straße zu den Gorges de la Ghiffah.

Der Morgen erschien spät in Blidah, die Sonne braucht Zeit, ehe sie die Höhe des nahe liegenden Kleinen Atlas übersteigen kann. Lange vor dem Grauen des Tags jagte ich auf flüchtigem Gefährt den Schluchten der Ghiffah zu. Und es war ein echt arabisches Gefährt, das mich beförderte. Ein kleiner, niederer Wagen, ohne Federn, in dem an Riemen ein gepolsterter Sitz hing, der irgend einer alten Droschke gestohlen schien. Vor dem Wagen drei kleine, magere, quergespannte, wilde Berberpferde, grau wie die Gyperkatzen, die toll mit den Köpfen schlugen und in Galopp fielen, sobald der Kutscher den Zügel locker ließ. Dieser saß im Stroh des Wagens zu meinen Füßen und war ein prächtig aussehender, arabischer Kerl, der unter den Spahis gedient hatte und seine Landsleute haßte wie alle Arabstaten. Es berührte mich empörend, daß er die uns begegnenden, ara-

biſchen Eſeltreiber mit der Peitſche wild über die nackten Arme und Beine hieb, was dieſe mit wüthendem Blicke, aber ſtumm, hinnahmen. Ich ſetzte ihn zur Rede und er entgegnete mit grimmigem Lachen: „Ces bougres le méritent!“ „Sehen Sie nur, wie ſie ihre Thiere zurichten!“ In der That gehören ſtarke Nerven dazu, unerſchüttert zu ſehen, wie arabiſche Eſel- und Kameeltreiber dieſe Thiere oft unter Schlägen verenden laſſen. „Auch ſind ſie an Prügel gewöhnt“, ſetzte er hinzu. Ich hielt für klug, mich in die Angelegenheit nicht weiter zu miſchen, auch unterließ er fernerhin das Schlagen. Er hatte ſeinen Sohn, einen zehnjährigen, geſchmeidigen Jungen, bei ſich, mit dem er unaufhörlich plauderte und mich meinen Gedanken überließ. Ein großer, ſchöner, zottiger Hund ſprang neben dem Wagen her und tervierte bellend in den niedern Fächerpalmengebüſchen, durch die unſer Weg führte, nachdem wir das Thor von Blidah und die Orangenhaine verlaſſen hatten. Der Weg lief, ungefähr eine Meile weit, parallel mit dem Gebirge an der Chiffah in der Ebene hin, die man hier die Ebene der Fächerpalmen nennen könnte, denn ſo weit das Auge reichte, von den Hainen von Blidah bis an den Gebirgsfuß, ſtarrte die Fläche von den ſpitzigen Palmenblättern, die bei dem rieſelnden Thau im fahlen Mondlichte glänzten. Das Schauſpiel, das der Atlas bot, war das umgekehrte von dem des Abends. Nebel ballten ſich in den Thälern, rauchten wie aufwärtsfließende Ströme in allen Schluchten empor und verhüllten in dem Augenblicke die Schneegipfel, als dieſe zu glühen begannen, ſelbſt wie flatternde Purpurmäntel leuchtend. Zu gleicher Zeit bog auch der Wagen um eine Felsecke und ein großartiges Gebirgsthor öffnete die Ausſicht auf eine anſcheinend unermeßlich lange, ſchroffe Schlucht, die den Kleinen Atlas, rechtwinkelig auf ſeiner Hauptrichtung, ſtracks durchzuſpalten ſchien. Aus dieſer Schlucht drängte ſich donnernd und ſprudelnd die Chiffah. Der Weg führte am rechten Ufer an dem Felsrand hin und klomm raſch bergauf, erſt breit und gemächlich, die Berglehne unter- und überhalb des Wegs geneigt abfallend und anſteigend, mit den herrlichſten Bäumen bedeckt. Die gegenüberliegende Wand war höher und ſtand im Schattenſchwarz und rieſenhaft mit nur ſeinem Fuße in der ſtrudelnden Chiffah. Mein Kutſcher fuhr Galopp bergauf, der Weg wurde ſchmaler, die Böſchungen ſteiler, die jenſeitige Gebirgswand wich zurück, das Thal wurde weiter, aber auch unausſprechlich viel großartiger, da nun, hintereinander ſtufenweis gereiht, ſtolz zurückgelehnt, die kahlen, gigantiſchen Höhen erſchienen, die faſt bis zur Schneegrenze reichen. Da war die Schöpfung wie den erſten Tag nach dem Chaos anzuſchauen. Kein Halm, kein Blatt ſchien auf dem Meere von rieſigen Felswellen zu ſprießen, nur Gewäſſer der wildeſten, zerſtäubenden Art donnerten in den Schluchten zu Thal, um ſich mit der ebenſo tumultuariſchen Chiffah zu vereinen. Blos wenn man den Blick ſchärfte, ſah man, daß dieſe anſcheinend kleinen Schluchten wildromantiſche Thäler waren, mit der prächtigſten Vegetation von wilden Olivenbäumen, Feigen, Oleandern und Palmen, die, durch Ferne und Vergleichung mit den Dimenſionen des Gebirgs verkleinert, unſcheinbar wie Moos an den Felſen hingen. Endlich ſchien eine Felswand das Thal abzuſchließen, die, hoch und gewaltig wie die Martinswand, von wenig Schluchten eingeriſſen ſenkrecht in den Fluß abfiel. Eine feine Linie lief an der Mitte derſelben, etwa 300 Fuß über der Chiffah, ebenſo weit vom Kamme der Wand entfernt hin. „Voila notre chemin!“ rief der Kutſcher lachend und deutete mit der Peitſche auf die feine Linie, welche die an die Felswand geſprengte neue Heerſtraße bezeichnete. Zugleich machte er mich aufmerkſam auf die alte Straße, die hier ſich ſenkte und etwa eine Stunde weit in der Chiffah ſelbſt hinlief. Ein Drittes war hier allerdings nicht gegeben, an dem Fluſſe oder in der Felswand. Die Ingenieure der Armee, die dieſen Römerbau ausgeführt, haben richtig das Zweite gewählt, und da hängt der Heerweg ſchwindelhoch über eine deutſche Meile weit in das granitene Erdgerippe gehauen und vereinigt ſicher die unterworfenen Territorien. Ehre und Bewunderung der energiſchen Verwaltung, welche die

Kräfte der Armee so zweckmäßig verwendete, daß dadurch die Schöpfung dieses großartigen Werks in so kurzer Zeit möglich wurde. Und Straßenbauen im Atlas, unter den Angriffen feindlicher Stämme, ist denn doch ein ander Ding als daheim im friedlichen Deutschland und Frankreich. Bald schoß mein Wagen in dieser Höhe dahin, immer tollen Galopp, allen kurzen Windungen des Wegs folgend, der sich an die Felswand schmiegt. Hölzerne und steinerne Brücken überspannen die Felsrisse, aber nichts sichert vor dem Sturz in die grauenhafte Tiefe, aus welcher der Fluß wie eine zitternde Linie emporschimmert und nur leise sein Gebrause heraufsendet. Da steht keine Barrière an der schmalen gewundenen Straße, kein Prellstein lenkt die Räder von der Tiefe, sodaß es selbst meine von der Reise gestählten Nerven kaum ertrugen, wenn mit wildem Hui und Hott mein Kutscher dahinraste, daß oft die Räder kaum zwei Fuß von der senkrechten Wand dahinstoben und mir der Anblick in die unermeßliche Tiefe gegönnt war, in welche die von den Hufen der Pferde aufstiegenden Steine hinabflogen, deren Aufschlag erst nach einigen Secunden leise klirrend heraufttönte. Das Schwindelerregende wurde nicht gemindert durch die unendliche Größe der Scenerie am andern Morgen, wo jetzt die Felsen im grellsten Sonnenlichte brannten, während tiefe Schatten in den Schluchten dieselben schwarz bezeichneten. So sehen die Gebirge des Mondes durch gute Fernrohre aus. Die Wasser wurden häufiger, oft schossen deren aus der Felswand neben uns und, spritzend unter dem Hufe der Pferde, über den Weg um, von diesem ab, als Cascade in tausend Perlen zersplittert in die Ghiñah senkrecht hinabzustürzen. Ich ließ den Wagen halten, hielt mich an demselben und sah von oben einem solchen Wassersturze nach. Nichts kommt im Erregen von Schwindel solchem Anblick gleich, der das ewige Fallen versinnlicht! Der Sturz hing wie ein weißer, sanft wallender Faden von der röthlich glühenden Felswand in der Luft. Nun kamen Stellen, wo der Weg ganz in die Felswand eingesprengt war und dieselbe weit über dem Wege hing, und hier schossen unzählige stärkere und schwächere Quellen aus den Ritzen des Gesteins und sprühten, hoch über uns und den Wagen hinwegfallend und uns mit Schaum überschauernd, in die Tiefe, sodaß ich oft die Sonne und das Gebirge gegenüber durch einen glänzenden Vorhang von Millionen Tropfen oder durch die massive Krystallschicht eines stürzenden Wasserstrahls erblickte. Wer schildert die Größe dieser Scenerie, wer die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses in den engen, heißen, feuchten Schluchten, durch welche die Gewässer brachen! Knorrige Feigen- und Oleanderstämme riesiger Dimension hingen wie mächtige graue Schlangen aus den Felsritzen, Schlinggewächse mit den schönsten Blättern und Blüten überwucherten die Zweige und die majestätischen Blätter des Acanthus, die graziösen Wedel großer Farrnkräuter hoben sich aus dem saftigen niedern Teppich von großen Lykopoden, Moosen und Zierkräutern. Es war das erste und letzte mal, daß ich schöne Farrnkrautbildungen in Afrika sah. Endlich wich die obere Felswand wieder zurück und zeigte stufenförmige Absätze, auf denen hinschießende Bäche uns oft weit begleiteten und auf ihrem Wege melodischen Tropfenfall hören ließen. Mein Kutscher hielt hier an und lud mich ein, eine große Stalaktitenhöhle unten in der Felswand zu sehen, die erst vor kurzem erschlossen ist, brachte Feuerzeug und Licht hervor und kletterte einen schwindelnden Weg, der schmal an der Felswand hinlief, voran. Er bog Zweige zur Seite und zeigte eine an zehn Fuß hohe, fünf Fuß breite Oeffnung voll Stalaktitenzapfen und andere gewöhnliche Gebilde. Wasserbrausen, das daraus hervorklang, machte den Eintritt unräthlich; doch wurde das Licht hineingehalten und zeigte eine Höhle, deren Ende nicht abzusehen war, voll wunderlicher Steinformen und fallender Wassertropfen, die das Licht schnell verlöschten. Die Pferde stampften hoch über uns auf der Felslehne an der Hand des zehnjährigen Knaben. Die Fahrt ging weiter, der Hund stöberte in den dichten Gebüschen der Klüfte, da erklang es plötzlich wie das Gekreisch von hundert kleinen gezüchtigten Kindern, und mehr 15—20 Affen, in der Größe kleiner Hunde, bedeckten, aus dem niedern Gesträuch [illegible]

gend, die Zweige einiger großen Feigenbäume, nach dem Hunde, der bellend am Stamme ſtand, herabzerrend und zähnefletſchend. Die Schlucht, das ganze Thal füllte ſich mit Echo des markerſchütternden Geſchreis. Zu gleicher Zeit bog, auf Dromedaren reitend, eine Abtheilung franzöſiſcher Truppen, phantaſtiſch, halb orientaliſch gekleidet, um einen Felsvorſprung und ſofort eröffneten die übermüthigen Soldaten aus ihren Karabinern ein Feuer auf die heulenden Affen. Das Donnern der Gewehre dröhnte tauſendfach im Echo, die Affen, getroffen oder nicht, ſchrieen doppelt laut, der Hund jauchzte, die Soldaten lachten und die erſchreckten Pferde ſtampften ſcheu den Boden: es war eine chaotiſche Muſik! Nach unſerm und der Soldaten Vorüberziehen machte ſie ſchnell wieder dem eintönigen, majeſtätiſchen Gebrauſe der Waſſer Platz und ließ dies unendlich melodiſch erſcheinen. In einer kleinen Araberkneipe, unter dem größten Oleander, den ich jemals ſah, in einer der tiefen Schluchten, die eine ſteinerne Brücke mächtig überſpannte, nahm ich, von Hunger getrieben, mit Ueberwindung alles Ekels ein flüchtig Frühſtück, beſtieg umliegende Felskuppen, ſammelte Kräuter, während die Pferde mit Gerſte gefüttert wurden. Nach halbſtündiger Raſt dann wieder weitere Galoppfahrt durch das Thal. Plötzlich wurde daſſelbe auf dem gegenüberliegenden Ufer weithin offen und eine Scenerie, die vielleicht einzig in ihrer Art in der Welt iſt, entrollte ſich mit einem Schlage vor meinem entzückten und erſtaunten Auge. Lebnan erhob ſich, ſo ſchien es, eine unermeßliche Felſenfläche aus der Ebene, die, ſanft anſteigend, ohne Unterbrechung bis zu den gewaltigen Höhen hinanlief, die in dieſer Jahreszeit noch Schneefelder deckten. Und aus dieſen Schneefeldern, die im ſchwarzblauen Himmel glänzten, ſpannen ſich anſcheinend feine, zarte Silberfäden wie ein glitzerndes Netz hervor. Je näher die Fäden dem Bergfuße kamen, um ſo weniger wurden deren, um ſo mehr und mächtiger ſchwollen ſie an, bis ſie zuletzt als donnernde Katarakte in die Ebene ſtürzten, deren Gewäſſer ſie um das Doppelte vermehrten. Wo ſieht man in dieſer Weiſe noch einmal Gewäſſer aus dem Schnee entſtehen und kann ihren Lauf mit einem Blick verfolgen, bis ſie im heißen Thale in dem größern Strome münden? Nichts, was ich geſehen habe, glich an Größe und Eigenthümlichkeit dieſer Erſcheinung. Raſch erweiterte ſich nun das Thal. Das war die Scene geweſen, mit der dieſe Zauberſchlucht, die Gorgen der Ebene genannt, von mir Abſchied nahm. Bald darauf erreichten wir eine hölzerne, kühn geſpannte Brücke, von der aus man weit hinausſah in die Ebene. Da lagen die Zelte und Baracken des franzöſiſchen Poſtens, der den Engpaß bewacht. „In drei Stunden ſind wir in Medeah!“ ſagte der Kutſcher und hieb in die Pferde; der Wagen flog bergab mit doppelter Schnelligkeit dahin. *)

Der Kaufmann ſonſt und jetzt.

Von H. Scherer in Frankfurt am Main.

III.

Der Handel in Colonialwaaren war im Alterthum nie etwas Anderes als Zwiſchenhandel. Indem der Karavanenhandel durch viele Länder und verſchiedene Völkerſchaften ging, mußte er nothwendig mit dieſen einen Verkehr unterhalten, der auf beſtimmten, vortheilhaft gelegenen Stapelplätzen ſeine Befriedigung fand. Und auch wo der Seeweg dazwiſchentrat, war er nur indirect. Directe Einfuhren indiſcher Producte nach Tyrus und Alexandrien kamen ſelten vor, in der Regel geſchahen ſie aus dritter Hand durch arabiſche

*) Wir bedauern, daß der Herr Verfaſſer hier für einige Zeit vom freien Abſchied nehmen will, hoffen aber, dieſe lebendigen und farbenreichen Schilderungen nach kurzer Unterbrechung wieder aufnehmen zu können. Der Her.

Vermittelung. Jedenfalls aber bezogen alle andern Länder des Mittelmeeres ihren Bedarf an Colonialien einzig und allein auf dem Wege des Zwischenhandels und sich darin einander den Markt abzugewinnen, war die Concurrenz und Politik der alten Handelsstädte. Groß- und Eigenhandel und indirectes Importgeschäft aus den Erzeugungsländern wurde erst möglich, als die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und eines vierten Erdtheils die transatlantische Schiffahrt hervorrief und damit die Mittel eines wohlfeilen, schnellen, sichern, ununterbrochene und große Quantitäten umfassenden Transports an die Hand gab.

Wie beschränkt war der alte Colonialhandel gerade im Betreff der Quantitäten! Zucker und Reis waren bereits schon damals in Indien bekannte Producte und Nahrungsmittel. Allein welche Ausfuhr konnte davon stattfinden, wenn sie Kamelen aufgeladen und Monate lang über Land geschickt werden sollte! Denn selbst die Waaren, welche zu Wasser an die ägyptische Küste kamen, hatten von da bis Alexandrien oder Tyrus noch einen öden und beschwerlichen Landweg zurückzulegen. So erklärt sich die beschränkte Zahl der Gegenstände, welche von dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit der indischen Natur auf den Märkten des Alterthums erscheint und wie es zumeist nur leichte und kostbare Artikel waren, welche einmal den Transport am besten erlaubten und sodann auch den höchsten Gewinn abwarfen.

Verbreitet durch die zahlreichen Colonieen, welche die alten Handelsvölker aussendeten, ist die Meinung entstanden, es habe das Alterthum schon ein der Gegenwart ähnliches Colonialsystem gekannt. Diese Meinung ist gewiß irrig, wie man auch sonst den Werth und die Bedeutung zugestehen mag, welche hier die Handelsinteressen der Mutterstadt, die neuangelegte Colonie hatte. Denn um diese Verhältnisse den unserigen gleichzustellen, fehlen die zwei entscheidenten Merkmale: politische Abhängigkeit und Monopol des Handels. Alle phönizischen und griechischen Colonieen waren Freistaaten und wenn sie vom Mutterlande abhingen, so geschah es aus Gründen freiwilligen Gehorsams und selbständiger Ueberzeugung.

Bei solcher Verfassung war noch weniger an ein Monopol zu denken, das den Ein- und Ausfuhrhandel der Colonieen beschränkend in die Gewalt und das Recht der Mutterstadt legte. Ganz natürlich schlossen da und dort nahegelegene oder sonst durch nationale Abstammung verwandte Städte einen politischen und commerciellen Bund. Zuweilen mochte es auch der mächtigsten gelingen, eine Art Hegemonie oder Principat zu erreichen, allein für ganz andere Zwecke als Handelsprivilegien, und nur die einzigen Karthager sind es, welche ihre Colonieen eine Oberhoheit fühlen ließen, wobei nicht minder politischer Ehrgeiz als kaufmännisches Interesse im Spiele war. Von einem Colonialsysteme ist indeß auch da nicht die Rede, ihre spanischen Provinzen z. B. konnten, wenn sie sonst wollten, mit Massilia und den griechischen Niederlassungen auf Sicilien und in Italien [illegible] ungehindert verkehren, wenigstens findet sich keine Stelle in den Quellen der alten Geschichte, welche uns eine handelspolitische Ausschließung fremder Flagge oder fremden Guts bezeichnen könnte. Die Erfindung der Prohibitionen und Monopole gehört einer spätern Epoche an und wenn es erlaubt ist, moderne Ausdrücke auf jene Zeit anzuwenden, so hat das Alterthum ohne Zweifel die Handelsfreiheit praktischer geübt als unsere Zeit. Die Concurrenz war ungehemmt, man bekämpfte sich wol mit Waffen aber nicht mit Zöllen, und so weit wir von der alten Zollgesetzgebung urtheilen können, hat sie vorwiegend finanziellen und nicht vermeintlich nationalökonomischen Zwecken gedient.

Abgesehen von den schädlichen Folgen, wovon alle staatswirthschaftlichen Monopole begleitet sind, mußte doch das Colonialsystem der neuern Zeit dem directen Eigenhandel des Mutterlandes förderlich werden, indem ein mal die Colonie Producte des Bodens hervorbrachte, welche das Mutterland nicht besaß und sie sodann ihre Bedürfnisse an Industriefabrikaten nicht selbst versehen konnte noch durfte und damit an das Mutterland gewiesen war. Das Alterthum kannte diese Verhältnisse wenig oder gar nicht. Auch die entlegenste

Colonie der Karthager, die Nordwestküste Afrikas — nehmen wir sogar Madeira an — ist mit einer west- oder ostindischen Colonie unserer Zeit nicht zu vergleichen. Um wie viel weniger erst die große Mehrzahl der Ansiedelungen, die an den mittelländischen Küsten stattfanden. Bei fast gleicher Beschaffenheit des Bodens und des Klimas, des Anbaus und der Producte, der Cultur und geistigen Fähigkeiten konnten sie — auch den Fall einer größern politischen Abhängigkeit vorausgesetzt — jenen Handel miteinander führen, den man heutzutage mit dem Namen des Colonialgeschäfts bezeichnet und der, wie sich von selbst versteht, zwischen Colonie und Mutterland ein eigener und directer sein muß.

Auch das Mittelalter hat eigentliche Colonien nicht gegründet. Das arabische Weltreich dehnte allerdings seinen Handel so gut aus als seinen Glauben, aber als es auseinanderfiel, lösten und vereinzelten sich die Länder und Provinzen und damit zerriß die Kette des internationalen Verkehrs. Wol setzten in Indien angesiedelte Araber den auswärtigen Handel des Landes fort und zwar zumeist mit Theilnahme von zur mohammedanischen Religion übergetretenen Eingeborenen, allein sie waren den indischen Fürsten untergeben, hatten weder eigene politische Herrschaft, noch besaß eine solche das arabische Mutterland. Noch weniger kann man die Besitzungen der Italiener in der Levante und im Schwarzen Meere Colonien nennen. Eine Einwanderung dahin von der Mutterstadt hat so gut wie nicht stattgefunden. Venedig und Genua schickten die Statthalter und die nöthige Streitmacht, um ein Gebiet zu behaupten, dessen commercieller Werth zum geringsten Grad in seiner Bodenproduction oder vielmehr darin bestand, daß es für den orientalischen Zwischenhandel als geeignetes Emporium, als Ausgang- und Endpunkt diente. In Kaffa und Tana waren große Handelsfactoreien. Der Zweck einer Colonisirung, d. h. bleibende Niederlassung und Anbau des Bodens, lag dabei weit entfernt.

Mehr dichterische als historische Beschreibungen haben den beiden amerikanischen Urstaaten Mexico und Peru eine Civilisation beigelegt, die sie augenscheinlich niemals hatten. Nicht allein daß sie des Gebrauchs des Eisens und der Anwendung der Hausthiere unkundig waren, mithin bei ihnen die Agricultur auf der niedrigsten Stufe stand, so sind auch fast alle tropischen Producte Amerikas — seine damaligen Colonialwaaren — erst von den Europäern zum Theil wo nicht aus der Alten Welt überpflanzt, doch ihrem wilden Naturzustande entzogen, kunstgerecht angebaut und für den Handel benutzt worden. Es waren die Spanier, welche, nachdem sie ihre Habgier nach todten Schätzen enttäuscht fanden, zur Erkenntniß kamen, daß der Ackerbau solcher Erzeugnisse, welche bei der sich reißend vermehrenden Nachfrage in Europa den indischen Handel Portugals zu einer unerschöpflichen Fundgrube machten, bei gleichen Verhältnissen an Klima und Boden in der Neuen Welt ähnliche Vortheile gewähren mußten. Bereits in der Mitte des 15. Jahrhunderts hatten die Portugiesen das Zuckerrohr nach den Canarischen Inseln verpflanzt. Von hier nahmen es die Spanier und übertrugen es nach San Domingo (1508), wo es unter tropischer Sonne vortrefflich gedieh und sich bald über den westindischen Archipel und auf dem Festlande ausbreitete. Nach einer andern, aber wenig unterstützten Ansicht soll das Zuckerrohr in Amerika wild vorkommen und die Spanier nur seine industrielle Verwendung angeführt haben. Unzweifelhaft ist dagegen die Ueberpflanzung des Kaffeebaums. Bis Ende des 17. Jahrhunderts war Arabien sein alleiniges Vaterland. Bei dem Umfange, welchen der Bohne in Europa zu nehmen anfing, fielen die Holländer auf den Gedanken, dieselbe in ihren ostindischen Colonien einheimisch zu machen. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen; Arabien selbst mußte gegen die neue Concurrenz zurücktreten. Eine von den Holländern an Ludwig XIV. geschenkte Pflanze wurde von demselben nach Martinique überschickt (1709). Sie war bei der langen und stürmischen Ueberfahrt nahe daran, zu Grunde zu gehen und wurde nur durch die besondere Pflege und Sorgfalt des mit dem Transport betrauten Botanikers erhalten, der täglich seine schmale Portion süßen Wassers mit ihr

theilte. Endlich, unversehrt auf Martinique angelangt, ließ er sie in seinen Garten setzen, beobachtete und überwachte ihr Wachsthum, bis sie Früchte trug. Darauf vertheilte er den Samen unter die Colonisten und in kurzer Zeit bedeckte sich die ganze Insel mit den ergiebigsten Kaffeeplantagen. Von da kam das Product auf die übrigen Antillen und nach Südamerika, Surinam, Cayenne und Brasilien. Auch auf der Insel Bourbon wurde erst im Jahre 1718 der Kaffee durch die Französisch-Ostindische Gesellschaft eingeführt, obgleich man behaupten will, dieselbe sei dort einheimisch gewesen. Reis ist von Madagaskar als Schiffsballast nach der Neuen Welt gebracht worden (1680), eigenthümlich gehört ihr dagegen der Cacao, dessen Früchte den Eingeborenen zur Nahrung dienten, und hier fanden die Europäer bereits einigen Anbau vor.

Was die Gewürze betrifft, so ist Ostindien sowol in Quantität als in Qualität noch immer die vorzugsweise Heimat ihrer Erzeugung, doch sind die meisten davon während des 18. Jahrhunderts gleichfalls in die Neue Welt, zumal nach Guinea übersiedelt worden, wie Pfeffer, Zimmet, Cassia, Nelken, Ingwer, Muskat. Sago ist ostindisches, Vanille dagegen ausschließlich amerikanisches Product, desgleichen Tabak, welcher, obgleich dessen Anbau sich bald über die andern Erdtheile verbreitete, doch immer ein Stapelartikel des amerikanischen Kleinhandels blieb. Dieses unserer jetzigen Civilisation unentbehrlich gewordene Kraut kam durch den französischen Gesandten in Portugal, Nicot, zuerst zur Kenntniß Europas (1560) und sein Gebrauch nahm im folgenden Jahrhundert nach Gründung der englischen Colonie in Virginien allgemein zu. Auch die Baumwollstaude ist der Neuen Welt eingeboren und die Mexicaner verstanden die Kunst, sie zu spinnen und zu verweben. Was das Hauptland ihrer jetzigen Erzeugung, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, betrifft, so haben dieselben erst seit ihrer Unabhängigkeit damit angefangen.

Von allen diesen Waaren, die heutzutage den Grundstock des Seehandels ausmachen, kannte die alte Zeit nichts weiter als die Gewürze. Selbst was die Venetianer gegen Ende des 15. Jahrhunderts an Reis und Zucker über Aegypten bezogen, war nicht der Rede werth und nur für den Luxus bestimmt. Wichtiger waren gewisse Rohstoffe für die Manufacturen und Fabrikmaterialien wie Seide, Baumwolle und Farbestoffe. Letztere zumal gingen nach Italien und nach den Niederlanden, wo die Industrie einen außerordentlichen Umfang erlangte und das erste Beispiel eines großartigen massenhaften Ausfuhrhandels wurde. Die niederländische Wollverarbeitung ist der Anfang jener Industriemacht, welche ihren Fortgang und ihre Vollendung in der neuen Zeit gefunden hat. Zu allen Epochen sind einzelne Erwerbszweige da und dort mit größerer Vollkommenheit betrieben und durch den Handel in Umlauf gebracht worden. Allein eine industrielle Erziehung, einen industriellen Beruf, eine industrielle Concurrenz und Suprematie, wie sie unsere Gegenwart charakterisiren, haben weder Alterthum noch Mittelalter gekannt. Der indische Handel blieb passiv, d. h. er mußte mit baarem Gelde gedeckt werden, die europäische Industrie war noch nicht auf der Stufe, um fremde Welttheile mit ihren Fabrikaten zu beherrschen. Im Gegentheil, es kamen indische Manufacte nach Europa. Am günstigsten stellte sich die Handelsbilanz mit dem Norden; hier fand noch der meiste Umtausch von Producten gegen Fabrikate statt und die Hansa, welche ihre Vortheile dabei recht wohl erkannte, hat für die Begründung einer Manufacturkraft in den norddeutschen Binnenländern sich nie bemüht.

Die vorzüglichsten Handelsvortheile brachten die Kreuzzüge Italien. Obgleich am schwersten von den Gräueln der Verwüstung heimgesucht, von den heftigsten Wogen der Völkerwanderung bestürmt und in seiner nationalen Unabhängigkeit und politischen Obergewalt für alle Zeiten gebrochen, war dem Lande doch der Vorzug seiner geographischen Lage nicht zu rauben gewesen. Als der Westen mit dem Osten wieder in Verbindung trat, mußten das Mittelmeer und das Schwarze Meer derselbe Schauplatz der Thätigkeit und Bewegung werden wie im Alterthum. Auf ihnen und ihren verschiedenen Busen, auf ihren Inseln und

continentalen Küſten beſchrieb ſich der Kreis des wiederhergeſtellten Verkehrs unter den drei Erdtheilen und blieb ſo lange, bis die Exiſtenz einer neuen Hemiſphäre das Anſehen der Erde veränderte und von Grund aus neue Verhältniſſe ſchuf.

Die ſogenannten Strikes oder die engliſchen Arbeiteinſtellungen.

In dieſem Augenblicke mögen in England nahe an 100,000 Arbeiter feiern. In England, wo das Sprüchwort „Zeit iſt Geld“ zur goldenen Lebensregel geworden und des Laſters Anfang wenig im Müßiggange zu ſuchen iſt, legen Tauſende von fleißigen und geſchickten Arbeitern die Hände in den Schoos. Der Leſer weiß, daß an dieſem freiwilligen Einſtellen der Arbeit nicht die orientaliſchen Wirren, nicht Geld- oder Handelskriſen, nicht Ueberhäufung der Märkte mit Waaren, ſondern die Beſtrebungen des Arbeiterſtandes ſchuld ſind, ſeine ſociale Stellung im Lohne zu verbeſſern.

Der erſte Zuſammenſtoß, oder die erſte Strike, fand im vorigen Jahre zwiſchen den Maſchiniſten und deren Arbeitgebern ſtatt; ſeitdem hat ſich die Bewegung faſt auf alle einzelnen Zweige der engliſchen Gewerbthätigkeit ausgedehnt und ſcheint noch nicht ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Die engliſchen Strikes, welche den jüngſten Berichten nach zu wirklichen Roots, zu Aufſtänden ausarten, fangen an ihr ernſt zu werden, die Einmiſchung der bewaffneten Macht nach ſich zu ziehen und Verwirrung im Lande heraufzubeſchwören. Dieſe Erſcheinung iſt wichtig und geht den Beobachter auf dem Continent vielleicht näher an, als man vermuthet. Während der größte Theil des europäiſchen Feſtlandes in den letztverfloſſenen Jahren durch politiſche Zuckungen erſchüttert, das Vertrauen jeder Partei in die Zukunft untergraben war, erfreute ſich England der größten Ordnung und Ruhe, welche es benutzte ſeine Zeit zu verwerthen. Plötzlich droht auch England Gefahr und dieſe erwächſt ihm von einer ganz andern Seite, als vermuthet werden konnte. Die Strikes ſind für England gefährlicher und von ſchlimmern Folgen als manche verlorene Schlacht im Kaffernlande oder Indien. Wer mit den engliſchen Handels- und Gewerbsverhältniſſen nicht vertraut iſt, wird dieſe Behauptung für übertrieben halten. Sie iſt aber völlig begründet. Die große Armee, mit welcher der Brite ficht, beſteht aus Maſchinen und Arbeitern, aus ſeinem Capital. Die Soldaten zu Waſſer und zu Lande ſind bloße Vorpoſten. Was England mit Pulver und Blei in der Welt erobert hat, das würde es wieder fahren laſſen müſſen, wenn nicht Spindel und Weberſchifflein dafür ſorgten, daß es erhalten bliebe; es könnte zwei Drittheile ſeiner Segel ſtreichen, wenn nicht die Twiſtmühle und der Powerloom machten, daß die gewaltigen Schiffstrippen auf den großen Hin- und Herreiſen gefüllt, daß die Kohlenſchachte immer tiefer, die Hohöfen immer zahlreicher werden.

Bei den Strikers muß man ſich nicht die deutſchen Arbeiter vorſtellen. Der engliſche Arbeiter hat keine Aehnlichkeit mit dem deutſchen Handwerksgeſellen und unterſcheidet ſich auch von dem deutſchen Fabrikarbeiter weſentlich. Vor ein paar Tagen beſuchte mich der Sohn eines großen engliſchen Fabrikanten und kaufte in meiner Gegenwart eine Uhrkette von oxydirtem Silber. Auf die Frage: warum er einer goldenen Kette nicht den Vorzug gebe, erwiderte er: „Die meiſten Arbeiter in unſerer Fabrik tragen goldene Ketten, man muß doch etwas vor ihnen voraushaben!“ Der engliſche Arbeiter iſt gut gelohnt und hat viel zu thun; er verdient durchſchnittlich das Doppelte, oft das Fünf- und Sechsfache des deutſchen Arbeiters. Er gehört verſchiedenen Geſellſchaften, Hülfskaſſen und ähnlichen Inſtituten an, ſein Leben, ſein Eigenthum ſind verſichert; ſein Haus iſt wohl beſtellt. Wenn er am Freitag Abend — man zahlt in England am Freitag die Löhne aus, damit die Frauen der Arbeiter den Samſtag zum Einkaufen benutzen können — heim kommt, bringt er eine Hand voll Geld mit. Er kann's eine Weile mit anſehen. Dem engliſchen

Arbeiter kommt die Gesetzgebung des Landes und das Bewußtsein zu Hülfe, daß die Polizei vorzugsweise auch dazu da ist, ihn zu schützen. Die Strikers sind keine Proletarier von gewöhnlichem Schlage, sondern qualificirte Arbeiter, welche von ihrer Unentbehrlichkeit im englischen Industriestaat und in der englischen industriellen Gesellschaft überzeugt sind.

In die Frage nach dem Recht und der Billigkeit, welche sich bei den Strikes aufdrängt, soll hier nicht eingegangen werden. Das ist eine schwierige und kitzliche Frage, welche das alte Rom und Athen so tief erschüttert hat und in der modernen „Lutetia Parisiorum" zu lösen vergeblich versucht wird. Man kommt dabei weder mit idealem Socialismus noch mit den Anhängern der volkswirthschaftlichen Nothwendigkeitslehre zu einem guten Ende.

Die Strikers mögen nun Recht oder Unrecht haben: sie machen sich geltend und bilden eine gegliederte Gesellschaft. Die englischen Blätter widmen ihnen lange Spalten, in der „Times" und im „Economist" gehören sie zu den stehenden Artikeln. Die Parteien, welche Opposition gegen das Ministerium machen, unterstützen die Strikers; einflußreiche, achtbare Männer lassen ihnen Gelder zufließen. Die Arbeitgeber unterhandeln mit ihnen oder wenden Repressalien an, welche beiden Theilen gleich empfindlich sind. Die Regierung mischt sich in diesen Streit nur da ein, wo er, wie in Blackburn und Wigan, in wirklichen Aufruhr ausbricht. Aber auch da ist sie in Verlegenheit, denn „es gehört nicht zum Dienst eines englischen Soldaten, das Polizeiamt zu versehen", wie die „Times" sagt. Rioters zu Paaren zu treiben, ist nicht Sache der Dragoner, sondern der Constabler.

Von welchem Umfange die gegenwärtigen Arbeitseinstellungen in England sind, möge ein Beispiel zeigen. Die Stadt Preston in Lancashire zählt etwa 34,000 Einwohner. Es gibt in ihr augenblicklich 40 und einige Geschäftsfirmen, welche ihre Thüren geschlossen haben; 21,000 Menschen, Männer, Frauen und Kinder, sind in Preston außer Arbeit; 1,400,000 Spindeln, 40,000 Webstühle stehen still; 3300 Pferdekraft gehen verloren und 10,000 Pfund Lohn, welche wöchentlich ausgezahlt wurden, bleiben unerworben.

Ein prestoner Manufacturist arbeitet durchschnittlich mit 44,000 Spindeln und 1000 Webstühlen. Mit den Spindeln kann er wöchentlich 26,000 Pfund Baumwolle, 30 Gebinde aufs Pfund, zu 780,000 Gebinden Garn liefern. Unsere besten ravensberger Handspinnerinnen bringen es kaum zu einem Gebinde täglich, während in der mechanischen Spinnerei mit vier Händen auf je 1000 Spindeln 130,000 Gebinde gesponnen werden; 176 Hände bringen also in der prestoner Mühle, unter einem Dache, in derselben Zeit so viel zu Stande als 130,000 Handspinner in Indien oder Böhmen.

Mit den Webstühlen geht es gerade so. Jene 1000 Looms mit 500 Webern liefern wöchentlich jeder 152 Yards Gewebe. Der Handweber ist froh, wenn er ein Dutzend in derselben Zeit zu Stande bringt.

Mehr als vierzig solcher Manufacturisten haben in Preston allein diese Riesenarbeiten eingestellt. Aehnliches aber ist in vielen andern Städten, besonders im Manchesterdistrict, geschehen. Man kann sich also leicht einen Begriff von den ungeheuern Verlusten machen, welche Arbeitgeber wie Arbeitnehmer gegenwärtig in England erleiden. Die Strikes drohen dem englischen Nationalwohlstande eine breite Wunde zu schlagen. Würden die „turnouts" und „lock-outs", die freiwilligen und gezwungenen Arbeitseinstellungen lange anhalten, so wäre es um die Hegemonie Englands auf den Welthandelsplätzen bald geschehen. Man braucht sich nur daran zu erinnern, daß England von den 2½ Millionen Ballen Baumwolle, welche ungefähr jährlich auf der ganzen Erde gewonnen werden, zwei Millionen in seine Fabriken einführt, sie zu Garn und Zeugen verspinnt und verwebt und in seinen Schiffen über die ganze Erde wieder ausbreitet. Eine anhaltende Stockung in diesem Verkehr allein wäre für England gefährlich.

Die Strikers verlangen durchschnittlich eine Erhöhung ihres Lohns um zehn Procent. Die Arbeitgeber weigern sich, in diese Erhöhung zu willigen. Welche Folgen hat dieser Zustand nun bereits gehabt und welche Folgen wird er wahrscheinlich noch nach sich ziehen? Wie es kein Unglück gibt so groß, daß nicht auch ein Glück dabei ist, so sind die englischen Strikes auch Schuld, daß der Markt mit gewissen Artikeln augenblicklich nicht überführt ist, was ohne Zweifel der Fall sein würde, wenn die englischen Manufacturisten fortgearbeitet hätten, wie sie vor Jahr und Tag arbeiteten. Das natürliche Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage würde in einer sehr bedenklichen Weise gestört worden und in der Handelswelt wahrscheinlich noch größere Verwirrungen zu Wege gebracht haben als wir jetzt erleben.

Weit wichtiger aber dürfte ein anderer Umstand sein. Der englische Fabrikant empfindet jetzt die ganze drückende Abhängigkeit vom Arbeiter, aus der er suchen wird sich loszumachen. Die Mechanik bietet ihm dazu hülfreiche Hand. Eine Masse von wichtigen Erfindungen, von neuen Maschinen, hat man selbst in England deshalb noch nicht angewendet, weil kein dringender äußerer Umstand dazu aufforderte. Bei tausend Verrichtungen, welche die Hand noch versteht, ist es möglich, sich der Maschine zu bedienen. Und man wird sich ihrer bedienen. Die Strikes werden wesentlich dazu beitragen, der Maschine den Sieg über die Menschenhand zu verschaffen oder die Menschenhand von der Arbeit freizumachen.

Die Vermehrung der Maschinenkräfte hat eine Vermehrung der Production, eine Verminderung der Preise im Gefolge. Wenn England die 100,000 Arbeiter, welche augenblicklich feiern, zur Hälfte durch Maschinen ersetzt, so werden diejenigen Länder, in welchen gegenwärtig noch Handarbeit im ausgedehnten Maße betrieben wird, nur noch schlimmern Stand haben. Sie werden genöthigt sein, ihre alten, fehlerhaften Maschinen durch neue bessere zu ersetzen, den Uebergang der Handarbeit in den Fabrikbetrieb zu beschleunigen.

Sind diese Voraussetzungen richtig, so lohnte es sich gerade für Deutschland wol der Mühe, den englischen Strikes eine sorgfältige Prüfung zu widmen. Dazu gehört, daß der Beobachter sich an Ort und Stelle begibt, mit den nöthigen technischen, volkswirthschaftlichen und kaufmännischen Kenntnissen ausgerüstet, das Wesen der Strikes in der Nähe prüft und von den eingemischten fremden Einflüssen sondert.

Die englischen Strikes haben eine sociale und eine volkswirthschaftliche, vielleicht auch eine politische Bedeutung. Die volkswirthschaftliche Seite ist für Deutschland sicher nicht die unwichtigste. Es handelt sich darum, zu ermitteln, ob die Handelspolitik des großen Sir Robert Peel den Erwartungen entspricht, welche man an sie geknüpft hat. Die Manchesterschule kann sich, den herrschenden hohen Brotpreisen und den erhöhten Löhnen gegenüber, nicht rühmen, ihre Versprechungen schon erfüllt zu haben.

Es handelt sich darum, zu ermitteln, ob ein Aufschlag von zehn Procent auf die Erzeugungskosten der englischen Manufactur zu bedeutend ist, als daß sie gewährt werden könnte. Von fern betrachtet, scheint es nicht so. Wenn der Weber für drei Stücke 15 Schillinge Lohn erhält und nun zehn Procent mehr fordert, so macht das auf jene drei Stücke 1½ Schillinge mehr. Man kann kaum glauben, daß ein solcher geringfügiger Zuschlag des Lohns auf den Preis der Waare einwirken werde. Doch wäre das eben die Frage. Wir brachten diesen Gegenstand in den „Unterhaltungen" zur Sprache, denn der häusliche Herd ist bei ihm nicht ganz unbetheiligt.

G. S.

Anregungen.

Vom deutschen Parnaß.

III.

Unsere classische Literatur hat der vollsten Kränze, die sich noch von Spätlingen erwerben ließen, fast allen Dichtgattungen vorweggenommen. Nur im Roman ließ sie noch mannichfach Gelegenheit zurück, ihr gleichzukommen, wenn nicht sie zu übertreffen. Goethe ist allenfalls der Einzige, der im Roman auch für spätere Zeiten in gewissem Betracht mustergültig geblieben ist; doch Schiller's „Geisterseher" z. B. steht bekanntlich gegen den Werth seiner übrigen Schöpfungen sehr zurück. Die Romane von Klinger sind kalt, die von Wieland langweilig. Jacobi's „Woldemar" ist durch seine Stimmung zwar noch jetzt beachtenswerth, im Uebrigen aber schattenhaft und unreell. Jean Paul's Romane sind Gedichte, die man der Offenbarung eines großen und edeln Genius wegen zu allen Zeiten mit Bewunderung lesen wird, bei denen aber Das, was an ihnen romanhaft, begebenheitlich und selbst in den Personen lebenswahr charakteristisch sein soll, schon längst nicht mehr fesselt. Romane geringerer Talente, z. B. Heinse's, haben nur noch für den Literarhistoriker Interesse.

Die spätere „romantische" Schule wußte sehr wohl, daß ihr, um ihr Talent zu bewähren, das ganze große Gebiet des Romans offen stand. Sie hat auch die Erfolge, die ihr im Drama und selbst in der Lyrik versagt waren, vorzugsweise durch den Roman errungen. Tieck, Novalis, Brentano, Arnim, Kleist sind vorzugsweise Erzähler; nach dem sogenannten „letzten Romantiker" Eichendorff hat man im Roman eine eigenthümliche Darstellungsweise und eine von ihm erschlossene aparte Welt nachgerühmt. Dennoch blieben auch die Romantiker nur noch im Vorhofe des Romans stehen. Sie waren sehr bedeutend in der Stimmung, vorher Probe einer poetischen Erfassung des Romans. Sie wußten den Reiz des Wunderbaren sehr fesselnd anzulegen und steigerten sich darin bis zu den gespenstischen Carikaturen E. T. A. Hoffmann's, aber die große Aufgabe, die gerade dem Roman, als der eigentlichen poetischen Form der Neuzeit, vorbehalten scheint, blieb immer noch ungelöst. Das Leben in seiner Fülle, die Charaktere in ihrer Wahrheit, die Situationen in ihrem fesselnden Reiz blieben noch als neue Stufen fernerer Entwicklung des Romans unbetreten.

Es ist die Aufgabe des Literarhistorikers, nachzuweisen, wie sich die Ausläufe und Fortsetzungen sämmtlicher, aus der classischen und romantischen Zeit angebahnter Dichtformen im Romane mündeten, wie sie eine bunte und das Studium lohnende Fülle von darstellenden Manieren und erzählenden Absichten ins Leben riefen. Da sind Goethianer, Tieckianer, selbst noch Jean Paulianer aufzuführen. Mögen die von außen her durch Walter Scott, Cooper, Bulwer, George Sand, Balzac, Dez und Eugène Sue gekommenen Einflüsse auf die Entwicklung des neuen deutschen Romans noch so ersichtlich sein, die deutschen Poeten suchten die fremden Vorbilder doch immer nur mit ihrer eigenen Natur, ihrer eigenen Sympathie für diese oder jene hervorragende Erscheinung aus der classischen oder romantischen Zeit zu verbinden. Erst die neueste Zeit scheint Romantalente von größerer Selbständigkeit hervorgebracht zu haben.

Die gute Gesellschaft, die Gesellschaft der Bildung und des Geschmacks, ließ sich lange Zeit nur von Romanen aus der Goethe-Tieck'schen Schule fesseln. So von den Romanen, die Steffens, Rehfues, Immermann, W. Alexis, Heinrich Koenig schrieben, Namen, denen sich einige jüngere, wie Vesque, Julius Mosen und mancher Andere, auch mancher zu rasch Verschollene, anschloß. Noch in neuester Zeit hat E. von Lechrain nach dieser Richtung einen stillen Objectivität und möglichst klaren Widerspiegelung seiner erfaßten Welten hin ein umfangreiches Werk: „Albrecht Holm", edirt.

An diese Richtung schließen sich vorzugsweise die Frauenromane an, diejenigen wenigstens aus dieser immer höher anschwellenden Flut, die nicht auf gewöhnliche Strickstrumpfunterhaltung berechnet sind. Die Schopenhauer, die Huber, die Hanle, die Tarnow variirten mehr oder weniger in jedem ihrer Werke das Thema der Goethe'schen Wahlverwandtschaften, die Liebe, die sich geirrt hat, die Ehe, die etwas Anderes besitzt, als was sie besitzen möchte. Das Thema wurde später leidenschaftlicher und hitziger erörtert. Immer stärker erhoben sich die Anklagen gegen die vielen Verlassungen, welche die moderne Welt darbietet, sich in der Liebe zu irren und vorzugsweise gegen die größte der bekannten Verirrungen, nicht bei dem Rechten oder bei der Rechten angekommen zu sein, gegen die Ehe. Die originellste Erscheinung auf diesem Felde blieb wol die Gräfin Hahn-Hahn. Sie besaß dichterisch-lyrischen Sinn und Auffassung der Welt genug, um das Thema der verfehlten Wahl nach allen Seiten hin zu variiren, bis sie, da ihr etwa Balzac's Witz und Humor nicht zu Gebote standen, mit dem herbstlichen Welken ihrer Gefühle auch dieser Lebensanschauungen überdrüssig wurde und vor dem Spiegel einer großen Selbstzufriedenheit die bekannte geistliche Toilette machte.

Seit die Paalzow mit Innigkeit naive Herzensvorgänge drei Bände lang „aus Nacht zum Licht“ zu führen begonnen, seit die Bremer die Kleinwelt der überlieferten Sitten und fabilen Ordnungen der Familie so anmuthig zu detailliren lehrte, hat sich diese Form des weiblichen Romans, die große, unverstandene Herzenssehnsucht, das verfehlte Geschick und das Suchen des Rechten eigentlich überlebt. So ist auffallend, wie Fanny Lewald gegen die Gräfin Hahn-Hahn ihre bekannte Satire schreiben und doch mit ihrem eigenen neuen Romane: „Wandlungen“, in die ganze Sphäre der Hahn-Hahn'schen Art zurückfallen konnte.

Die große, so zu sagen demokratische Strömung der Geister, die seit J. J. Rousseau durch die Literaturen Europas geht, ist Veranlassung geworden zu einer überraschenden Wendung des Romans, der in seiner Geschichte Epoche gemacht hat. Schon seit der classischen Zeit geht neben unserer schriftgelehrten Poesie eine volksthümliche, die sich früher nur in Provinzialdialekten ankündigte, doch aber auch schon hier und da einen hochdeutschen Ausdruck fand. Die Schweizer sind es vorzugsweise, die sich als Eroberer der Dialekte und der Volksstammacten für die Literatur der höhern Sphäre rühmen dürfen. Pestalozzi ließ seine Landleute reden wie sie redeten, Ulrich Hegner brachte es aus verschiedenen zusammenströmenden dialektischen Elementen schon zu einer Kunstform. Hebel's allemannische Lieder waren die fernere Stufe und hier und da fand sich in unsern schriftdeutschen Poeten oft schon so viel naive Erinnerung ihrer eigenen volksthümlichen Herkunft, ihres Studiums der Sitten und Redeweisen, namentlich vom Lande, daß man in einigen Novellen, z. B. von Clemens Brentano, schon jenes Genre fertig hat, das man später Dorfgeschichte nannte. Wie dann plötzlich Immermann den Muth besaß, sich all seiner, oft stark forcirten poetischen Bestrebungen zu entschlagen und westfälischen Sitten, die er auf dem alten Boden der Feme und der rothen Erde als Inrisse studirt hatte, Ausdruck in einem kernigen Bauer, dem Hofschulzen und seinem naiven Töchterlein, der Blumine Lisbeth, zu geben, war die Knospe zum Zerspringen reif. Sie ging auf vollen in den Erinnerungen auf, die Berthold Auerbach plötzlich aus seinem heimischen Schwarzwalde sich vergegenwärtigte. Auerbach zauberte uns eine lange Reihe von wundernärrischen Alten, kernfesten Burschen, rehseligen Frauen, neckisch-lieblichen, oft trotzköpfigen Mädchen, die sich erst als Genrebilder ankündigten, bald sich aber zu Gruppen gestalteten, die Gruppen wurden zu Begebenheiten und die Dorfgeschichte war die Mode des Tags. Jetzt regte sich's von allen Seiten. Das Elsaß, der Böhmerwald, die ungarische Pußta sogar, der Harz, Westfalen, überall her kamen Beiträge zur Erfrischung und Belebung der Herzen, zur Regelung einer blasirten, menschenscheuen und curvenmüde gewordenen poetischen Idealität und zur Vermittelung eines Antheils an der Literatur, wo die gewählte Bildung mit dem einfachen Bürgersmann sich ganz an einer und derselben Quelle erquicken konnte, wie weiland in unsern classischen Zeiten. Den Preis von Allen, die sich dem hochgefeierten „Verfasser des Lorle“, wie man Auerbach in Schwaben nennt, anschließen, verdient bekanntlich Jeremias Gotthelf.

Wir würden uns Einseitigkeit zu Schulden kommen lassen, wenn wir die Dorfgeschichte als solche für etwas Ausschließliches nehmen wollten. Was richtig an der Dorfgeschichte ist, ist nur Das, was auch Stadt-, Gesellschafts-, ja sogenannten Salongeschichten gleichen Werth geben könnte, nämlich Wahrheit, Treue, Glaubhaftigkeit. Nachbeterei und Parteimacherei pflegt in Deutschland sogleich das Kind mit dem Bade zu verschütten. Kaum ist irgend eine Neuerung bei uns aufgekommen, so finden sich immer Curagée, die neben dieser Neuerung nichts Anderes mehr dulden wollen. So trieb man fast zehn Jahre lang ein Splitterrichten mit den Worten: Naturwüchsig, ursprünglich, unmittelbar u. s. w. Was sich nicht dorfgeschichtlich ankündigte, was nicht auf den Volkstonarten gesetzt war, galt für gemacht oder wie die Kategorieen Derjenigen heißen mögen, die eben nichts machen können. Schrieb Einer eine Novelle mit einer Gräfin als Heldin, so gehörte sie zur Salonpoesie. Hatte sie einen Herzensconflict zum Gegenstand, so hieß sie jungdeutsch. Indessen, ob die Tenne eines Dorfs, ob das Parket der Gesellschaft, der Boden ist der Poesie ganz gleich, es kommt nur darauf an, ob die Dinge, die man auf ihm sich entwickeln, die Personen, die man auf ihm sich ergehen läßt, den Reiz der Neuheit und Wahrheit für sich haben.

Zu den Dichtern, die mit Anerkennung auf diesem Gebiete genannt werden müssen, ist auch Adalbert Stifter zu rechnen. Stifter hat das Auge des Landschafts- und Stilllebenmalers. Er weiß eine einsame Palme in der Wüste wie den endlosen Urwald, einen einzigen Lichtstrahl wie den Sonnenaufgang vom Rigi zu schildern. Man muß oft die Kunst bewundern, mit der er einen Vorgang, der einem halben Nichts gleichkommt, zu einer Quelle angeregtester Theilnahme zu erheben weiß. Leider geht es dabei nicht immer ganz mit natürlichen Dingen zu und gestehen wir deshalb, daß die Worte in Bd. I, Nr. 31 dieser „Unterhaltungen“:

Glanz und Duft genug! Die Veilchen duften Purpurn; Diamantenbeete ist die Flur von Tropfen des Thaues In die Thräne sogar malt so emsig dein Pinsel:

auf das Extrem eines Dichtens gehen, wo das Was wird erzählt? nicht immer mit dem Wie wird erzählt? in gleichem Verhältniß steht.

Diese kurze Entwickelung des neuen Romans schließend; benutzt der Verfasser die Gelegenheit, einen Ausdruck zu erklären, der vor einigen Jahren das Schicksal gehabt hat, nur von wenigen kritischen Berichterstattern verstanden zu werden. Es ist die Bezeichnung „Roman des Nebeneinander". Dies Wort ging auf Inhalt und Form. Den Roman des Nebeneinander wird man verstehen, wenn man z. B. in einem Bilderbuche sich die Durchschnittszeichnungen eines Bergwerks, eines Kriegsschiffes, einer Fabrik vergegenwärtigen will. Wie hier das nebeneinander existirende Leben von hundert Kammern und Kämmerchen, die eine von der andern keine Einsicht haben, doch zu einer übersehenen Einheit sichtbar wird, so glaubte der Aufsteller jenes Begriffs im Roman des Nebeneinander den Versuch gemacht zu haben, den Einblick zu gewähren in hundert sich kaum sichtlich berührende und doch von einem einzigen großen Pulsschlag des Lebens ergriffene Existenzen. Der Autor glaubte durch eine Betrachtungsweise, wo Ein Dasein unbewußt immer wieder Schale oder Kern eines andern ist, wo jede Freude von einem Schmerze benachbart ist, der über Das, was jene himmelhoch erhebt, seinerseits tief zu Boden gedrückt sein kann und wo andererseits eine Unbill auch schon wieder unbewußt den Rächer auf ihren Fersen haben wird, den Roman noch mehr als früher zum Spiegel des Lebens gemacht zu haben. Dem socialen Roman ist das Leben ein Concert, wo der Autor alle Instrumente und Stimmen zu gleicher Zeit in- und nebeneinander hört. Wiedergeben läßt es sich natürlich nur in der Form des Nacheinander, aber auf die erste Anschauung kommt es an. Ist diese so viel wie möglich nach allen Lebensrichtungen zugleich gewendet und könnte man hoffen, durch diese immer von einem großen Hintergrund ausgehende Romanform in manche Dissonanz Wohlklang, in manche Verzweiflung Trost, in manches unbefriedigte und unlösbare Einzelne einen lösenden und beruhigenden Widerklang aus Sphären zu bringen, die mit dem nächst Geschilderten in sichtlichen Zusammenhang zu bringen unnatürlich scheinen müßte, so wäre man vorläufig wenigstens da wieder angelangt, wo die Poesie schon oft gestanden hat: Der Dichter ist Seher, die Poesie Religion; ein Thema, über das wir abbrechen, weil es mit einer gelegentlichen Bemerkung nicht erschöpft ist.

Die Romanliteratur steht in voller bunter Blüte. Sie ist fast die Conversation der Zeit geworden. Man begrüßt neue Werke von beliebten Autoren dieser Gattung wie Ereignisse, die uns fast persönlich berühren. Man kann nicht Allem folgen, was der Tag bringt, aber man müßigt sich gern die Stunde ab, das Besprechenste sich gleichfalls anzueignen. Berichten wir gelegentlich über einige hierher gehörende Werke, die uns eine gewessene Zeit zu lesen erlaubte.

Eine gewisse populäre Naturbeschreibung.

Auch unserer populären Naturbeschreibung ergeht es vielfach wie auf dem Gebiete der modernen Literatur überhaupt. So anerkennenswerth ihre Bemühungen und Erfolge im Allgemeinen sind, so läßt sich doch in der Art und Weise der Behandlung vielfach die rechte Haltung vermissen. Es ist oft eine wahre Qual, zu sehen, wie die Beziehungen der Natur zum Menschen wahrhaft mit den Haaren herbeigezogen werden (man kann sich kaum anders ausdrücken), wie eine süßliche Tendenzmacherei, eine Koketterie sich breit macht, die zunächst an die empfindsame Periode unserer Literatur erinnert. Die erhabenen Wahrheiten der Natur, die großartigen Entdeckungen unserer Zeit, z. B. durch Mikroskopie, werden zum Confect für die oberflächlich naschenden Gaumen auch der Unmündigen hergerichtet — und dadurch klingt doch, nur mit den weichsten, schönen Phrasen, die unsere Sprache ja leicht bietet, der ganze pedantische Ton des Schulmeisterlichen nur ohne seine gute, eindringliche, correcte Seite hindurch. Ich fürchte, daß wir auch hier auf einem Abwege sind, der nicht zu einer höhern Verklärung und Veredlung des Geistes führt, sondern nur eine Generation Alleswissender oder altklüger Träumer erzieht. Sentimentaler Naturklingklang, und doch keine Erhebung an der Natur zu menschlicher Freiheit und Selbständigkeit!

An die Frömmler.

Keine Aufforderung zur Demuth soll so weit gehen, daß sie uns zumuthet, nicht an Dem, worin wir tugendhaft zu sein glauben, unsere reinste menschliche Freude zu haben.

Das Namenlose.

Es können uns Gefühle durchbeben, wunderbarer und erhabener als alle Wirklichkeit. Sicher ist es ein solches Gefühl, das uns einst beim Nahen des Todes ergreift.

Die Dauer der Liebe.

Keine Liebe dauert länger als sieben Jahre. Ist sie, was gewöhnlich geschieht, in ihnen nicht Haß geworden, so verklärte sie sich zur Freundschaft.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 19. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Eine Maschinenfabrik.

I.

...Der Frost knarrt unter den Füßen. Es ist ein streng kalter Wintertag. Einen Freund, der in der Nähe einer großen Fabrikstadt wohnt, hatten wir zu Weihnachten überrascht. Die Festtage waren vorüber und um die Gelegenheit, die sich sobald nicht wiederbot, nicht unbenutzt zu lassen, besuchte ich mit ihm zusammen die ewig in düstere Rauchwolken gehüllte Nachbarstadt. Wir befanden uns schon kurz vor 6 Uhr des Morgens an dem äußern Theile derselben.

Nächtliches Dunkel bedeckt noch die mäßigbreiten Straßen, die wir durchwandern. Nur hier und da sehen wir einzelne Fenster matt erleuchtet. Schwarzgekleidete Männergestalten gehen einzeln oder je zwei, drei oder vier, schnellen Schritts und schweigend an uns vorüber, ihnen folgen bald mehre: jetzt kommen sie so dicht hinter und nebeneinander, ihre Anzahl wird so groß, daß sie fast die ganze Breite der Straße einnehmen. Wir werden fast unwillkürlich von dem Strome mit fortgeführt und gelangen so durch ein hohes geöffnetes Eisenthor in einen weiten Hofraum. Wir stehen vor einer berühmten Maschinenfabrik.

Die Umrisse der verschiedenen Gebäude mit ihren thurmhohen Schornsteinen, aus denen bereits ein dicker, schwarzer Rauch zum trüben Himmel emporsteigt, sind nur undeutlich im dichten Morgennebel sichtbar. Wir treten auf die Seite und lassen den Schwarm der Arbeiter an uns vorüberziehen, die in die verschiedenen Arbeitsräume sich vertheilen. Nachdem wir uns die Erlaubniß dazu erwirkt, begeben wir uns in den dem Contor zunächst gelegenen Arbeitssaal im Erdgeschoß. Hier ist es bereits hell geworden, die Arbeiter haben ihre Lampen angezündet. Es ertönt von außen her ein lang anhaltender gellender Pfiff, gleich denen der Locomotivensignale; auch dieser kommt von einer Dampfmaschine, die wir später sehen werden und dient als Zeichen zum Beginn der Arbeit. Im Nu setzen sich alle Räder und Getriebe langsam in Bewegung. Einige Arbeiter eilen verspätet auf ihre Plätze, sich besorgt nach dem etwa schon controlirenden Werkmeister umschauend. Die Thür öffnet sich, der Werkmeister, ein großer, stattlicher Mann mit dunkelm Schnurr- und Backenbart, aber wohlwollenden Gesichtszügen, tritt ein, durchschreitet die Reihen der Arbeiter,

den ihm zugerufenen Morgengruß erwiedernd; in seiner Rechten hält er ein kleines Buch, worin er die Namen der etwa noch Fehlenden aufzeichnet; diese dürfen vor dem Frühstück dann nicht mehr anfangen zu arbeiten, auch ist das Hofthor bereits geschlossen, der Eintritt wird ihnen nicht mehr möglich sein. Der Werkmeister überschaut jetzt, sich wendend mit prüfendem Blicke, noch einmal das Ganze und verschwindet in der dem Eingange entgegengesetzten Thür, um in den andern Werkstätten die gleiche Musterung zu halten.

In dem Raume, den wir vor uns haben, befinden sich nur die Vorrichtungen (Hülfsmaschinen), auf denen die größten und schwersten Maschinentheile bearbeitet werden. Sie sind in vier Reihen längs des sehr großen Saals aufgestellt. Der Fußboden ist mit Ziegelsteinen getäfelt und wird soeben von einem jungen Burschen sauber gefegt; das Ganze wird durch sechs eiserne Oefen, die hochroth glühen, trefflich erwärmt. Von derjenigen Seite, wo der Werkmeister sich entfernte, läuft aus einer Maueröffnung, durch die ganze Länge des Saals, die große Hauptwelle, ruhend auf Hängearmen, die 1½ Elle unterhalb der Decke an Säulen festgeschraubt sind; auf dieser Welle sind viele breite Räder (Riemenscheiben) in gemessenen Entfernungen aufgeschoben, auf denen breite Treibriemen ohne Ende, aus Gutta-Percha oder Leder bestehend, rechts und links abwärts auf die über den Hülfsmaschinen angebrachten Ausrückezeuge gehen. Die Hülfsmaschinen selbst sind durch andere je nach Bedürfniß schwächere oder stärkere Riemen mit den erwähnten Ausrückezeugen verbunden und werden durch sie bewegt und ihre Bewegungen regulirt.

Wir gehen vorsichtig, damit ja keins unserer Kleider von den furchtbaren Zähnen der Räder erfaßt werde, nähen und wollen von jeder Gattung der hier aufgestellten, verschiedenartigen Maschinen nur die größten und hauptsächlichsten näher in Augenschein nehmen. So kommen wir zunächst an eine große Dreh- oder Bohrbank. Ein Metallcylinder von bedeutendem Durchmesser wird soeben ausgebohrt, er ruht sicher befestigt auf einer Art Schlitten, der durch den eigenen Mechanismus der Bohrbank fast unbemerklich langsam fortgerückt wird. Auf einer durch den Cylinder laufenden Spindel sind in eine darauf befestigte Scheibe die das Eisen abarbeitenden Zähne eingesetzt. Das Ganze bewegt sich nur langsam. Nachdem wir beim Vorwärtsschreiten an mehren ähnlichen Bohrwerken, die alle in Thätigkeit sind, vorübergegangen, stehen wir vor der großen Hobelmaschine. Staunen und Bewunderung ergreift uns, wenn wir die äußerst sinnreiche Construction dieses Werks, die sich schwerlich genau beschreiben lassen möchte, näher betrachten. Zwei breite Riemen, wovon der eine sich kreuzt, treiben die sehr lange Eisenplatte, worauf der zu bearbeitende Maschinentheil genau nach der Wasserwage horizontal aufgeschraubt liegt, gleichmäßig rück- und vorwärts, einige kleinere, schwächere, mehrfach gekreuzte und mit Gewichten beschwerte Schnuren und Riemen bewegen und reguliren einen äußerst complicirten Mechanismus, der den arbeitenden Stahl von selbst fortrückt, beim Zurückfahren der Platte aushebt und dann wieder von neuem auf das rohe Eisen wirken läßt. Nebenan stehen noch einige andere Hobelmaschinen von kleinern Dimensionen, aber alle von so praktischer Einrichtung, daß oft deren zwei auch wol drei von Einem und demselben Arbeiter zu gleicher Zeit bedient werden können. Am Ende des Saals an einer starken Säule angeschraubt finden wir noch die große Bohrmaschine. Eine sechs bis acht Zoll starke, zwei Ellen lange Schraube mit breitem, scharfem Gewinde, die eine starke Spindel in sich birgt, drückt beim Gange der Maschine den in die Spindel unten eingesetzten Bohrer, durch ein Stellrad regulirt, auf das zu bohrende Eisenstück. Bei dem massiven Baue und der darauf basirten bedeutenden Kraftäußerung können hier Löcher von drei bis vier Zoll Durchmesser in kurzer Zeit gebohrt werden. Seitwärts von diesem Apparate sehen wir noch eine Presse, auf welcher in Schmiedeisen Löcher gepreßt werden und zwar auf kaltem Wege, vermittelst eines stählernen Bolzens, der durch eine excentrische Scheibe abwärts gedrückt wird. Eine große Thür, die in den Hofraum führt, ist jetzt geöffnet worden, einige Tagelöhner, deren mehre zur Unterstützung

bei ſchweren Arbeiten hier beſchäftigt ſind, walzen ſoeben ein ſechs bis acht Fuß langes, noch unbearbeitetes Stück Gußeiſen in die Werkſtatt. Eine große Drehbank iſt zur Aufnahme deſſelben beſtimmt. Der daran beſchäftigte Arbeiter leitet den Transport; mit Vorſicht hat er die Drehbank durch aufgelegte Bretſtücke vor etwaiger Beſchädigung geſichert. Endlich hat das Stück die gehörige Lage. Nach mancherlei Vorrichtungen, die dem eigentlichen Abdrehen vorhergehen, wird das Stück feſtgeſchraubt, die untergelegten Klötze werden entfernt und nachdem die der Reibung ausgeſetzten Theile mit Oel hinreichend verſehen ſind, beginnt das Abdrehen. Der Arbeiter hat zu dieſem Zwecke den ſtarken, aus gutem Stahl geſchmiedeten und wohlgehärteten Meißel in den Support geſpannt, eine Vorrichtung, die von einer langen, zwiſchen dem Drehbankkaſten hinlaufenden Schraube horizontal fortgeſchoben wird und ſo den Meißel immer auf friſcher Stelle wirken läßt, bis er das Eiſen erfaßt und abnimmt; iſt er ſtumpf, ſo wird er ausgeſchraubt und durch einen ſcharfen erſetzt, deren ein guter Arbeiter immer drei bis vier vorräthig hält oder wol auch auf dem am Ende des Saals angebrachten Schleifſtein von neuem ſchärft. Eine Drehbank nebenan bearbeitet eben auf dieſe Weiſe ein längeres Stück Schmiedeeiſen (Welle). Die Späne fallen wie lange Locken von der Schneide des friſchgeſchärften Drehmeißels, auf den, um das ſchnelle Stumpfwerden zu verhindern, aus einem Gefäße kaltes Waſſer tropft. Der Arbeiter prüft mit einem großen, nach einer neben ihm liegenden Zeichnung geſtellten Taſterzirkel die Stärke der Welle, ſie iſt noch zu ſtark, muß alſo von friſchem mit dem Meißel übergangen werden.

Es iſt inzwiſchen während unſerer Wanderung vollkommen tageshell geworden. Die Arbeiter haben ſämmtlich nach und nach ihre Lampen ausgelöſcht und auf die Seite gebracht. Wir können jetzt den ganzen imponirenden Mechanismus des Orts, beſtehend aus unaufhaltſam rollenden Wellen, Rädern, Scheiben und ſich vielfach kreuzenden Riemen und Schnuren, genauer überſehen, ein Mechanismus, der wie ein Uhrwerk, aber mit Ohren betäubendem Geräuſche, ſich bewegt.

Durch die uns zunächſt befindliche Thür treten wir in die Schmiedewerkſtatt. Hier empfängt uns ein Getöſe von Hämmern, Pochen, Ziſchen, Brauſen und Rufen. Kräftige Männer, wahre Söhne Vulcan's, immer je drei auch wol vier an verſchiedenen Amboſen ſtehend, ſchwingen mit ſicherer Hand die ſchweren Hämmer, um das geglühte Eiſen zu ſtrecken, zu ſtauchen, zu ſchweißen oder wol auch zu biegen. Immer werden die erkalteten, langen, ſtarken Eiſenſtäbe in das ſprühende Kohlenfeuer gelegt, das ſeinen durch Dampfkraft erzeugten Luftzug aus eiſernen Röhren auf unterirdiſchem Wege empfängt, der nach Bedürfniß durch Klappen zugelaſſen und abgeſperrt werden kann. Hammerſchlag bedeckt den Fußboden. Abfälle von Eiſen jeder Stärke liegen zur Seite aufgehäuft. Der Werkmeiſter geht ab und zu und übergibt an die Arbeiter Aufträge oder Zeichnungen. Andere ſind beſchäftigt, die geſchmiedeten und bereits erkalteten Maſchinentheile von hier weg und in die betreffenden Werkſtätten zu bringen. Es iſt ein reges, bienenähnliches Treiben, Ameiſengeſchäftigkeit. Ein Arbeiter, der eben in einem Karren Schmiedekohlen eingebracht, verläßt die Werkſtatt, wir folgen ihm und kommen, nachdem wir uns außen links gewendet, durch eine kleine Hinterthür in denjenigen Raum, der den großen eingemauerten Dampfkeſſel in ſich ſchließt, welcher der daneben nur durch eine ſchwache Mauer von Lehm getrennten Dampfmaſchine ſeinen Inhalt liefert. Auf dem obern nicht eingemauerten Theile entweicht aus zwei dort aufgeſchraubten, mit Gewichten beſchwerten Ventilen ziſchend und brauſend mit betäubendem Geräuſch der Dampf. Den Ofen verſchließt eine ſtarke Eiſenthür. Ihr zur Seite am Keſſel ſehen wir eine ſtarke Glasröhre zwiſchen zwei Meſſinghähnen angebracht, deren Inneres dann, wenn die Hähne geöffnet werden, den Waſſerſtand des Keſſels anzeigt; ein dritter Hahn dient zum Abfluß des dadurch aus dem Keſſel getretenen Waſſers. Verſchiedene Wärme- und Atmoſphärenmeſſer befinden ſich in der Nähe

an der Wand in saubergearbeiteten, schwarzen Holzgehäusen und sind durch schwache, kupferne Röhren mit dem Kessel in Verbindung gebracht. An letzterm sehen wir noch eine blankgeputzte Messingplatte, die uns das hier eingravirte Zeugniß der Behörde gibt, daß der Kessel die gesetzlich vorgeschriebene Probe richtig bestanden habe. Aus dem obersten Theile des Kessels führen zwei Kupferrohre nach der Maschine. Das eine kleinere ist das Speiserohr, wodurch dem Kessel durch ein Druckwerk fortwährend erwärmtes Wasser zugeführt wird, um das verdampfte zu ersetzen. Das größere, das Ausgangsrohr, leitet den Dampf in die wirkende Maschine.

Wir folgen seinem Laufe. Wir stehen vor dem sich immer gleichmäßig bewegenden, in allen seinen Theilen schlank und äußerst sauber, aber fest und sicher gearbeiteten Koloß, der alle in der Fabrik befindlichen, beweglichen, mechanischen Verrichtungen täglich in Bewegung setzt. Die Maschine ist auf einem massiven Unterbau von starken Sandsteinen aufgestellt. Durch das erwähnte Ausgangsrohr gelangt der Dampf in einen an dem sehr umfangreichen Cylinder angebrachten eisernen Kasten, in welchem wiederum ein für uns unsichtbarer Schieber, durch eine excentrische Scheibe an der Schwungradwelle bewegt, den Dampf durch einen ebenfalls unsichtbaren Kanal im Cylinder abwechselnd oben und unten auf den mächtigen Stempel (Kolben) wirken läßt. Dieser trägt durch eine an der Schwungradwelle befestigte Kurbel seine horizontale Bewegung in eine rotirende über und vollbringt so mit Hülfe des Dampfs die eigentliche Arbeit der Maschine. Der verbrauchte Dampf strömt gleichfalls durch ein Kupferrohr von geringer Stärke, welches zur Erwärmung des Speisewassers erst durch eine unterhalb der Maschine angebrachte Cisterne geleitet wird, ächzend und stöhnend, neben der Signalpfeife, die gleichfalls durch ein dünnes Rohr mit dem Kessel verbunden ist, ins Freie.

Es wird jetzt Frühstückszeit. Die Pfeife wird wieder von dem Wärter geöffnet und das höchst unangenehm schrillende Signal ertönt. Das kolossale Schwungrad macht, nachdem das Zugangsventil geschlossen, nur noch wenige immer langsamere Umdrehungen, endlich steht die Maschine still. Vielleicht ist eine Reparatur nöthig; die Dichtung der Pumpe (aus Hanf und Talg bestehend) muß erneuert werden; vielleicht ist eine Schraube zu ersetzen, der man während der Thätigkeit der Maschine nicht beigekommen. Beides muß beeilt und in einer halben Stunde vollendet sein, um keinen längern Stillstand zu verursachen, denn es würde dem Fabrikherrn von großem Nachtheil sein, wenn die an den Hülfsmaschinen beschäftigten Arbeiter, die auf Wochenlohn stehen, feiern müßten, was ohnedies durch unvorhergesehene und unvermeidliche Störungen am gangbaren Zeuge oft genug eintritt. Bedeutende und längere Zeit in Anspruch nehmende Reparaturen, die sich verschieben lassen, werden deshalb des Nachts oder Sonntags gemacht. Der Fabrikherr selbst wie der Werkmeister widmen diesem wichtigen Theile der Fabrik die größte Aufmerksamkeit; auch jetzt sind sie eben gekommen, um den guten Stand der Maschine und aller ihrer Theile zu prüfen, auch den Wärter zu controliren. Dieser hat eben nicht den angenehmsten Posten, denn erstlich hat er größere Verantwortlichkeit auf sich als irgend ein anderer Arbeiter der Fabrik, zweitens muß er viel früher erscheinen, um den Kessel zu heizen, damit zur bestimmten Zeit die gehörige Menge Dampf vorhanden ist. Auch hat er stets die größte Aufmerksamkeit auf seine Arbeit zu verwenden, um das Ganze im Stande zu halten, was nur von einem zuverlässigen und strengnüchternen Manne erwartet werden kann. Die Industrie hat nicht immer die Immoralität im Gefolge, die neulich in diesen Blättern: „Aus dem deutschen Fabrikleben“ (II, Nr. 5 und 6), geschildert wurde. Sie ist oft auch eine Schule der Charakterbildung.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Die ſchöne Seilerin von Lyon.

Hiſtoriſche Skizze von Dr. K. Kreuzel.

In der anmuthigen und reichen Stadt Lyon, deren Geſchichte und Herrlichkeiten Viele beſchrieben haben, ward im Jahre 1526 Luiſe Charlin geboren, die bald die berühmteſte und gefeiertſte unter all den lieblichen und edeln Damen dort werden ſollte. Ihr Vater Charlin, mit dem Zunamen Labé, war ein Seilermeiſter und arbeitete für die königliche Flotte im Mittelmeer. Aus ſeiner erſten Ehe mit Stephanette Deschamps hatte er drei Söhne: Barthélemy, François und Matthieu. Den Namen ſeiner zweiten Frau, der Mutter Luiſens, kennen wir nicht. Die Familie hatte ein gutes Auskommen, ſie beſaß ein großes Haus in der Straße „vom trockenen Baum“ und ein anderes Grundſtück bei St. Vincent, das ſpäter einem Karmeliterkloſter zufiel. Inmitten ſolch bürgerlicher Wohlhäbigkeit ward Luiſe erzogen, ein wenig anders als die Damen heutzutage; denn damals hatte die Liebe für die alten Sprachen und die alte Kunſt jedes edle Herz ergriffen; wer ſie nicht kannte, galt überall für einen Barbaren. Königinnen und Prinzeſſinnen, wie Johanna Grey, Eliſabeth von England und Margarethe von Valois ſprachen griechiſch und lateiniſch, beſſer wie die Männer; nichts war häufiger, als daß die Damen Geſchichten und Gedichte ſchrieben. Wer kennt nicht die berühmten Erzählungen der Schweſter Franz' I., der Perle unter den Königinnen, Margarethe von Navarra? Die Liebesgedichte Vittoria Colonna's an ihren Gemahl, den Marcheſe Pescara, oder die Verſe der Maria Stuart? Unter ſolchen Studien des Alterthums ward auch Luiſe Labé groß. Sie hat viel geleſen und wunderliche Bücher für eine Dame. Daß ſie Ovid, die Oden des Horaz und die Gedichte des Catull faſt auswendig wußte, wie häufige Reminiſcenzen in ihren Sonetten zeigen, wird nicht ſo ſehr ſtaunen machen, als daß ſie Lucian's „Göttergeſpräche“, wenn auch nur in einer lateiniſchen Ueberſetzung, die Naturgeſchichte des Plinius und des Erasmus von Rotterdam berühmte Lobrede auf die Thorheit eifrig ſtudirt. Allein ihre Bücher machten ſie andern Beſchäftigungen nicht ganz ungetreu; ſie ſtickte gern, ſang manche Stunde zur Laute, vor allem mit Vorliebe tummelte ſie ein muthiges Pferd. So war ſie ſechzehn Jahre geworden; die Natur hatte ſie mit körperlichen Reizen begabt, um ihre weiße Stirn fielen lange blonde Locken, ſie hatte ſchwarze Augenbrauen, eine feine Hand, ihre Stimme bezauberte „wie die der Sirenen“.

Um dieſe Zeit, 1542, brach der Krieg zwiſchen König Franz von Frankreich und dem Kaiſer Karl V. mit erneuerter Heftigkeit aus und der Dauphin ward gegen Perpignan geſandt, worin eine ſpaniſche Beſatzung lag. Ob allein, ob in Begleitung einer ihrer Brüder, Luiſe machte in Harniſch und Helm, wie die Kriegerinnen aus Meiſter Arioſto's Geſängen, dieſen Zug mit. „Wahrlich“, ruft ſie aus, „wer mich damals in Waffen geſehen, ſtolz meine Lanze ſchwingen, wie ich mein braves Roß vorwärts ſpornte und meine Pflicht that in manchem Kampf, der hätte mich wol für Bradamante oder Roger's Schweſter, die edle Marphiſe, gehalten!“ „Sie glich ganz Achilles und Hektor“, ſagt einer ihrer Bewunderer, „ſo ſicher und feſt ſaß ſie auf dem Pferde, ſo kriegsmuthig warf ſie ihre Lanze auf die verwegenſten Feinde!“ Es war eine traurige Belagerung für die Franzoſen, da Ferdinand Toledo, Herzog von Alba, ſich mit ſeinen Spaniern ſo brav ſchlug, daß der Dauphin nach drei Monaten abziehen mußte, traurig auch für Luiſen, denn ſie verlor ihr Herz an einen der heldenhaften Ritter, die damals um ſie waren, auf immer, und es ſollte eine unglückliche Liebe werden. Der Krieg trieb den Geliebten von ihr, nach Italien zu den Geſtaden des Po; in Briefen verſprach er ihr ſeine baldige Rückkehr, aber er kam nicht wieder. Blieb Luiſe ihm treu? Im Herzen vielleicht. „Jetzt bin ich neunundzwanzig Jahre“, ſagt ſie in einer Elegie, „und wenn ich ſah, wie die Zeit den höchſten Pyramiden ein Ende ſetzte, die herrlichſten Städte zerſtörte und die klarſten Quellen ver-

siegen ließ, dann dacht' ich oft, auch meine Liebe müßte enden; verloht doch ihr Feuer in Anderer Brust. Aber wehe, in mir glüht es mit jedem Augenblicke stärker und vermehrt meine Qual!" Geschieden indeß ward sie auf immer von ihm: auf den Wunsch ihrer Aeltern verheirathete sie sich 1555 mit einem reichen, würdigen Manne, Annemond Perin, auch einem Seiler, der freilich viel bejahrter als sie war, da er schon in einem Documente von 1531 als volljährig auftritt. Unglücklich hat sich Luise an der Seite ihres Mannes nie gefühlt, denn nicht eine Klage über ihr Schicksal findet sich in ihren Gedichten. Annemond Perin scheint ein ruhiger, verständiger Mann gewesen zu sein, eben nicht poetisch gestimmt, der aber nie die phantastischen Launen seiner Frau schalt oder hinderte, sondern sie leben ließ, wie sie als Mädchen gelebt. In dem Eckhause der Straße Confort und einer Gasse, die nach Bellecour führt, verbrachte Luise heiter und poetisch ihre Tage, und bis auf den heutigen Tag heißt diese Straße noch die der „schönen Seilerin", zum Angedenken an sie. Hinter dem Hause, nicht weit von dem Einfluß der Saone in den Rhônestrom, dehnte sich der Garten aus mit Oliven- und Lorbeerbäumen, einem Springbrunnen in der Mitte, bei dem Luise oft ihre Freunde empfing und ihnen zu Gefallen Lieder auf ihrer Laute sang. Die Gitter um den Garten waren mit Weinlaub und rothen Rosen bekleidet, vorn am Eingang sah man die Lilien und den Halbmond König Heinrich's II., der seit seinem Einzug in Lyon, 1548, mit seiner Gemahlin Katharina Medici bei den Bürgern sehr beliebt war. Spanische und italienische Bücher lagen auf Luisens Tischen, Früchte und Confitüren standen für die Gäste bereit, dann kamen wol die edeln Herren, mit denen sie vor Perpignan gekämpft, küßten ihre weißen Hände und nannten sie scherzend Capitaine Loys. Gelehrte und Dichter, wie Clemens Marot, Olivier de Magny, Maurice Scève, der Advocat und Schöppe der Stadt Lyon war, umringten sie huldigend und preisend, Alle bezaubert von der Sirenenstimme Luisens, ihrer Anmuth und ihrem Lächeln. Da mag manches geistreiche Wort gefallen, manch großer Gedanke auf den Stirnen geblitzt haben, gewiß auch mancher Kuß gegeben und geraubt worden sein. Viel schöne und tugendhafte Damen verherrlichten damals die edle Stadt Lyon: Pernette du Guillet, Sibylle Scève, Jeanne Gaillarde und die liebliche Clémence de Bourges, die innigste Freundin Luisens, der sie ihre Schriften gewidmet. Clémence stammte aus einer reichen, vornehmen Familie, ihr Vater Claude, Herr von Myons in der Dauphiné, verwaltete die Finanzen von Piement und bewohnte in Lyon das Hôtel de Milan. Bei den Festen, die den Einzug König Heinrich's verherrlichten, hatte sie eine hervorragende Rolle und spielte vor dem versammelten Hofe, trotz ihrer Jugend, das Spinett mit solcher Fertigkeit, daß sie die Organisten des Königs in Erstaunen setzte. Ein tragisches Ende sollte „diese wahrhaft orientalische Perle", wie sie einer ihrer Landsleute nennt, noch mit einer lichtern Glorie schmücken. Clémence war mit einem schönen jungen Manne verlobt, dem Messire Jean du Peyrat, der in einem Scharmützel gegen die Hugenotten der Dauphiné vor Beaurepaire am 30. September 1561 starb. Wenige Wochen darauf verschied Clémence am gebrochenen Herzen. Das Gesicht unverhüllt, das Haupt mit Lilien bekränzt, trug man sie unter den Thränen Aller zu Grabe.

Die Seele dieser geistreichen, gebildeten und vielleicht ein klein wenig freien Gesellschaft war Luise Labé; ihr Name erscholl in Italien, am Rhein und jenseit der Pyrenäen, so versicherten sie ihre Verehrer, die griechisch und lateinisch, italienisch und französisch ihr Lob besangen. Aus dem fernen Rom, geht die Sage, kam ein Poet über die Alpen, um die schöne und verständige Seilerin zu sehen. Er sah sie und liebte sie. Luise erwiderte seine Glut nicht, trotz aller Sonette, die er ihr sandte und die wir noch besitzen; und der verschmähte Liebhaber ging mit seinem Schmerze nach Italien, um fern „von dem Engelantlitz und der Zauberstimme" seiner Dame die Ruhe wiederzufinden. Solch freies, frohes Leben, ähnlich jenem, dem die Gesellschaft des Boccaccio inmitten der Pest von 1348 sich ergab,

mußte ſeine Tadler finden: gefährlich iſt es für jede Frau, aus dem engen Kreiſe zu treten, in den ſie das Vorurtheil oder die Sitte gebannt. Auch Luiſe entging dieſem Schickſale nicht, und Calvin war der Erſte, der die bittere Schärfe ſeiner Sprache gegen ſie richtete. In einem Briefe an Gabriel Saconay, den Vorſänger der Kirche von Lyon, einen milden und gelehrten Mann, tadelt er dieſen und Luiſe auf die bitterſte Weiſe. „Dir mag freilich", ſagt er ihm, „die Wandlung des Brotes in den Leib Chriſti ebenſo leicht erſcheinen wie die Verwandlung eines Weibes in einen Mann! Wie oft haſt du nicht deine Gäſte mit dieſem Schauſpiel erfreut, wenn du jene Frau, die ſie' die ſchöne Seilerin nennen, in Mannskleidern zu Tiſche führteſt!" Dem Calvin ſind Andere in ähnlichen Beſchuldigungen gefolgt, und erſchien Luiſe ihren Dichtern und Freunden ſo keuſch und ſittſam wie die Göttinnen Pallas und Diana zuſammen, ſo war ſie in den Augen ihrer Feinde eine Verworfene. Ich denke, ſie war weder das Eine noch das Andere: ſie war eine Dichterin, leicht erregbar, phantaſtiſch, aber anmuthig und maßvoll. Ihr Mann wenigſtens muß ſie ſehr geliebt haben; in ſeinem Teſtamente vermachte er ihr ſein ganzes Vermögen, mit Uebergehung ſeiner nächſten Verwandten. Luiſe überlebte ihn nur um ein Jahr, ſie ſtarb im März 1566, im vierzigſten Lebensjahre. Ihr letzter Wille ſetzte ihre Neffen in den Beſitz ihrer Güter und nach deren kinderloſem Tode die Armen von Lyon. Sie ſelbſt wollte bei Nacht, ohne jeglichen Pomp, von vier Prieſtern begleitet, in der Kirche Unſerer lieben Frau in der Straße Conſort beigeſetzt werden. Hundert Meſſen ſollte man für das Heil ihrer Seele leſen, die Armen beſchenkte ſie mit 1000 Livres und drei arme Mädchen jede mit 50 Livres bei ihrer Verheirathung.

Die Franzoſen haben Luiſe Labé ihre Sappho genannt, nicht ganz mit Unrecht: ihre vierundzwanzig Sonette zeigen dieſelbe Leidenſchaft und Poeſie des Ausdrucks, welche die Reliquien der griechiſchen Dichterin durchwehen. Nachahmung der Alten, namentlich eins der lieblichſten Gedichte Catull's, iſt in ihnen unverkennbar. Harmoniſcher klingt ſelbſt Petrarca's Leier nicht, von dem Luiſe ebenfalls gelernt hat; zuweilen aber übertrifft ſie ihren Lehrer durch die Naivetät ihrer Gedanken und ihrer alterthümlichen franzöſiſchen Sprache. So erzählt ſie im neunzehnten Sonett, ſie habe auch einſt zu Dianens Nymphen gehört und mit Pfeil und Bogen den Wald durcheilt; unbeſonnen habe ſie auf einen Wanderer ihr Geſchoß gerichtet und ihn, ach! verfehlt: denn Jener habe haſtig Pfeil und Köcher und Bogen ergriffen und ſie mit hundert und aber hundert Wunden verletzt. Damals war die Form des Sonetts noch wenig eingebürgert in Frankreich: zuerſt hatte Joachim du Bellay 1549 funfzig Sonette zum Lobe ſeiner Geliebten gedichtet, die er unter dem Namen Oliva feierte; mir ſcheinen die der Labé in jeder Hinſicht höher zu ſtehen, ja in Eleganz der Sprache, Harmonie des Tons und Feinheit des Gefühls ſetze ich ſie über die Gedichte Marot's und Ronſard's.

Die Schmerzen ihrer Liebe und ihr Leben hat Luiſe in drei Elegieen beſungen; ſie beſtehen aus zehn- oder elfſilbigen Verſen im jambiſchen Maß, die bald weiblich, bald männlich reimen. Sie wolle nicht Jupiter's Donner oder die Kriege des Mars beſingen — fängt ſie an —, ſondern die Qual und die Luſt der Liebe; darum ſolle ſie Niemand tadeln, wäre Amor doch allmächtig. Dieſen Gedanken führt ſie an dem Beiſpiel der Semiramis weiter aus und ſchließt ein wenig boshaft, ſie kenne gar manche alte Dame, die der Liebe wegen eine Perücke von blondem Haar und Schminke auf ihren runzelvollen Wangen zum Gelächter der Jugend trüge. Die arme Labé! Sie mag dafür von ihnen hart genug geſcholten und verklagt worden ſein; an ſie richtet ſie ihre dritte Elegie: „O Damen von Lyon, ſchmäht mich nicht, wenn ihr meine liebeglühenden Verſe leſet! Hab' ich doch einſt nicht an die Liebe gedacht und dünkte mich ſo ſtolz und ſicher in meinem Harniſch! Ach, wie leicht zerbrach der leichte Panzer vor dem Pfeil des immer ſiegreichen Bogenſchützen!" Ich halte die zweite Elegie für ihr ſchönſtes Gedicht: es iſt eine Klage über das lange Fern-

bleiben ihres Geliebten, den sie bald von anderer Liebe am Po gefesselt, bald krank auf dem Wege glaubt; hier vereinigt sich tiefe, sinnige Innigkeit, Phantasie und leidenschaftliche Erregung mit der Musik der zartesten Worte zur schönsten Harmonie.

Ihren Anspruch auf Unsterblichkeit verdankt Luise Labé indeß nicht diesen Gedichten, sondern der Fabel „vom Amor und der Thorheit", die Voltaire für die lieblichste und anmuthigste Fabel der Neuern erklärte, die in allen Sprachen Europas nachgeahmt worden, von Keinem so kurz und schön wie von Lafontaine. Luise ist unzweifelhaft ihre Erfinderin, obgleich sie in den einzelnen Dialogen Lucian's „Göttergespräche" und in der Rede des Mercur das „Lob der Narrheit" von Erasmus mit vielem Geschick für ihren Zweck benutzt hat. Der „Debat d'Amour et de Folie" hat die Form eines Lustspiels, in fünf Scenen mit sechs Personen, und erinnert an die Moralitäten des Mittelalters. Amor und die Göttin der Thorheit treffen sich an der Pforte des Götterpalastes, um zu einem großen Feste Jupiter's zu gehen. Weder sie noch er will der Letzte sein; die Thorheit stößt hastig den kleinen Gott zurück, der, empört über solche Behandlung, sie ausschilt und ihr seine Macht rühmt. Ebenso hitzig erwidert die Thorheit und Amor schießt einen Pfeil auf sie ab; aber im selben Augenblick macht sie sich unsichtbar, der Pfeil fliegt ins Leere und mit einem kräftigen Schlage schlägt ihm die Thorheit beide Augen aus; aber damit er wegen dieses Verlustes nicht häßlich aussähe, schlingt sie ihm eine gefeite Binde ums Haupt, die nimmer abzulösen ist. Schluchzend und weinend beklagt sich der kleine Gott bei seiner Mutter, Dame Venus, und diese fodert von Jupiter Bestrafung der verwegenen Thorheit, die den schönsten Gott, den von Allen angebeteten, so grausam verstümmelt. Ein großer Gerichtstag wird im Olymp angesagt, Advocaten für die streitenden Parteien ernannt, Apollo für Amor, Mercur für die Thorheit. Beide vertheidigen ihre Clienten auf die naivste Weise, nur zuweilen guckt, gleichsam wie ein neckischer Kobold, aus ihren geistreichen Worten die Perücke des gerichtlichen Kanzleistils hervor. Die Reden sind geendet, die Götter getheilter Meinung; wie wird Jupiter entscheiden? O, ganz wie die verehrungswürdigen Richter des Parlaments zu Paris: nach 3 mal 7 mal 9 Jahrhunderten sollten die Parteien wieder vor ihm erscheinen, dann würde er ihnen einen endgültigen Bescheid ertheilen; bis dahin möge Thorheit den blinden Amor führen, wohin es ihr gefiele. Dies kleine Drama ist ein Muster des Witzes und der Anmuth, die nur zuweilen von dem Ballast einer großen, aber ein wenig gesuchten Gelehrsamkeit gedrückt wird. Man hat der Dichterin vorgeworfen, einer ihrer Freunde, Maurice Scève, habe ihr nicht wenig bei der Ausarbeitung geholfen; allein wer die schwerverständlichen allegorischen Werke desselben mit der Klarheit dieser Darstellung vergleicht, kann solcher Behauptung keinen Glauben schenken.

Die Werke Luisens erschienen zum ersten mal in Lyon 1555 bei ihrem Freunde, dem Buchhändler Jean de Tournes, mit den Lobgedichten ihrer Verehrer und einer Widmung an Clémence de Bourges, worin sie dieselbe auffodert, besser als sie der Welt zu zeigen, daß auch die Frauen zu ernstern Studien geschaffen seien, als kunstvoll mit der Nadel zu arbeiten. In ihrer Vaterstadt lebt das Angedenken der schönen Seilerin in dem Namen einer Straße fort; eine noch außerordentlichere Ehre ward ihr 1790 zutheil. Es war in den Revolutionstagen. Die Demokraten von Lyon machten sie zur Dichterin eines Liedes auf die Freiheit; so ward sie als „Prophetin der Schicksale Frankreichs" auf die Fahne des 19. Bataillons der Bürgerwehr gemalt. In einfacher Kleidung, eine Blumenguirlande darüber, saß sie auf einem Löwen, in der rechten Hand eine Pike, in der linken ihr Freiheitslied, zu ihren Seiten Oliven- und Lorberzweige, Bücher zu ihren Füßen. Dies Banner ist längst zerrissen, aber Luisens Verse werden noch manches Herz rühren; tragen sie doch alle mit vollstem Rechte das aus Louise Labé geformte Anagramm der Dichterin: „Belle à soy!" *)

*) „Schön nach innen!" d. h. der Seele nach.

Die Farbe der Sterne.

Golden nennen die Dichter die Sterne, weiß nennen wir sie, wenn wir sie mit den unreinen rothen oder gelben Flammen unserer Leuchtapparate vergleichen. Die Astronomen haben die Sache anders gefunden.

Der Jupiter erscheint auch dem flüchtigen Beobachter gelb, wenn er ihn mit dem röthlichen Mars oder dem weißen Saturn vergleicht. Noch Littrow erwähnt in seinen „Wundern des Himmels", daß man unter den einfachen Fixsternen nur weiße, die höchstens ins Gelbliche oder Röthliche übergehen, gefunden habe. Man hat aber in der neuern Zeit entdeckt, daß eine große Menge der für einfach gehaltenen Fixsterne Doppelsterne sind, die auch nicht etwa nur nahe in gerader Linie hintereinander stehen, wobei sie noch sehr weit voneinander entfernt sein könnten und ihr Nahestehen optische Täuschung sein würde, sondern die in der That zusammen gehören und sich sogar umeinander bewegen. Auch drei-, vier- und mehrfache hat man gefunden. Diese Doppelsterne, deren man schon über 6000 gezählt hat, sind sehr häufig farbig und zwar die beiden zusammengehörigen oft von verschiedenen Farben. Struve fand unter 600 der hellsten Doppelsterne 120 von verschiedener Farbe, sehr häufig den einen Stern gelb, den andern blau oder den einen rothgelb, den andern grün. Endlich hat man neuerdings auch das Licht der einfachen Fixsterne näher untersucht und gefunden, daß auch diese oft bunte Farben zeigen. Der Astronom Sestini in Rom durchmusterte in dieser Absicht den ganzen Fixsternhimmel. Er fand die Hälfte von allen gelblich, ungefähr ein Fünftel von allen weiß, ein Fünftel orange und ein Zehntel aller Fixsterne von verschiedenen andern Farben. Die Sache wurde durch diese Beobachtungen so interessant, daß sie wol verdient, etwas näher betrachtet zu werden.

Der nunmehr verstorbene Professor Doppler in Prag, später in Wien, hatte in einer 1842 erschienenen Abhandlung folgende Meinung aufgestellt: Wenn die Höhe eines Tons von der Geschwindigkeit der Schallschwingungen, also für unser Ohr von der Anzahl der Schwingungen abhängt, die in einer Secunde das Trommelfell des Ohrs treffen, so muß der Ton sich ändern, wenn ich mich schnell dem Orte nähere, wo der Ton entsteht, oder mich von demselben schnell entferne. Man kann sich dies auf folgende Art veranschaulichen. Wenn mir eine Reihe hintereinandergehender Personen begegnet, so werden mehr davon an mir vorübergehen, wenn ich ihnen entgegen gehe, als wenn ich still stehe. Würden, wenn ich still stände, z. B. 50 in einer Minute an mir vorübergehen, so werden, wenn ich etwa in einer Minute 100 Schritte weit ihnen entgegen ginge, auch noch alle die an mir vorübergehen, die auf dieser Wegstrecke von 100 Schritten sich befinden und mir, wenn ich still stände, nicht begegnet sein würden, dies könnten leicht etwa noch 50 sein, also zusammen 100 Personen. Ginge ich ihnen nicht entgegen, sondern mit ihnen vorwärts, aber langsamer als die Personenreihe, so würden viel weniger als 50 in einer Minute an mir vorübergehen und wenn ich gerade ihre Schnelligkeit annähme, gar keine mehr, sondern ich behielte immer denselben Nachbar. Höre ich ruhend den Ton eines feinen Waldhorns, etwa den Ton c, so erreichen in jeder Secunde 512 Schallschwingungen der Luft mein Ohr. Da der Schall in einer Secunde sich 1024 Fuß weit bewegt, so ist jede solche Schallschwingung oder wenn wir wollen, Schallwelle, zwei Fuß lang. Bewege ich mich nun in einer Secunde 42 Fuß weit vorwärts, nach dem tönenden Horne zu, so fängt das Ohr auch noch die Wellen mit auf, die auf dem Raume von 42 Fuß sich befanden, also 21 Wellen mehr. Das Ohr empfängt also nun statt 512 vielmehr 533 Schwingungen in dieser Secunde und der Ton klingt wie cis. Bin ich aber an dem tönenden Horne vorüber und bewege mich ebenso schnell von ihm hinweg, so höre ich 21 Schwingungen weniger, nämlich 490 Schwingungen in einer Secunde und der Ton klingt tiefer,

etwa wie h. Auf Veranlassung der Doppler'schen Schrift wurden im Jahre 1845 auf der Utrechter Eisenbahn von Dr. Ballot wirkliche Versuche darüber angestellt. Wenn Ballot auf der Locomotive dem laut tönenden Instrumente entgegenfuhr, dessen Ton er kannte, so war der Ton allemal höher und wurde sogleich tiefer, wenn er am Instrumente vorüber war und sich von ihm entfernte. Mehre Jahre später machte Mr. Scott Russel in England dieselben Versuche bei einer Locomotivengeschwindigkeit, die bis 20 deutsche Meilen in einer Stunde gesteigert wurde. Sie waren entscheidend durch die bedeutende Geschwindigkeit und gaben ganz das obige Resultat. Er legte seinen Bericht darüber der „British Association" vor, natürlich ohne seiner Vorgänger, Ballot und Doppler, zu erwähnen, obgleich er Doppler's Erklärung fast wörtlich benutzte.

Dasselbe Resultat würde sich ergeben müssen, wenn ein tönender Körper schnell an uns vorübereilte. Das Pfeifen einer Flintenkugel, die an uns vorübersaust, muß also beim Kommen höher, beim Gehen tiefer klingen. Man hat darin zugleich einen neuen Beweis von der Richtigkeit der Erklärung des Tons, obgleich es dieser längst „nicht mehr bedarf. Diese Auseinandersetzung erschien nothwendig, um Das verständlich zu machen, was wir noch über die bunten Sterne sagen wollen.

Man hat nämlich an den farbigen Sternen auch in einzelnen Fällen eine Veränderung der Farbe bemerkt. So hat z. B. der Sirius, einer der hellsten Fixsterne, sein Licht im Laufe der Jahrhunderte geändert und ein Stern im Sternbilde der Zwillinge, von den Alten als roth bezeichnet, ist heutzutage weiß. Da diese Beobachtungen neu sind, so werden sich wahrscheinlich im Laufe der Zeit noch viele solche Veränderungen zeigen und Sestini hat ihre Zahl bereits vermehrt.

An einer Anzahl von Doppelsternen hat man zugleich eine Bewegung bemerkt und zwar bewegt sich, nach den Beobachtungen neuerer Astronomen, einer um den andern, bisweilen auch beide umeinander herum.

Auf diese Beobachtungen nun gründete Doppler folgende eigenthümliche Meinung: Das Licht ist nichts Anderes als die Empfindung der feinen Schwingungen des den ganzen Weltraum erfüllenden Aethers, wie man dies jetzt allgemein als ausgemacht annimmt. Ob diese Schwingungen schneller oder langsamer vor sich gehen, davon hängt die Farbe des Lichts ab, die langsamsten Aetherschwingungen, nämlich nach Herschel 458 Billionen in einer Secunde, geben das rothe Licht, die schnellsten, 727 Billionen in einer Secunde, das violette. Wenn die violetten Schwingungen nach und nach langsamer würden, so müßte sich das Violett in blau, dann nach der Reihe in grün, gelb, orange und roth verwandeln. Noch langsamere Schwingungen als die rothen geben kein Licht mehr. Ebenso müßten umgekehrt, wenn die rothen Schwingungen immer schneller würden, die Farben sich verwandeln aus roth in orange, gelb, grün, blau und violett.

Nun sagt Doppler, daß, wenn dies Alles richtig ist, eine Aenderung der Farbe eintreten muß, wenn wir uns einem leuchtenden Körper nähern oder von ihm entfernen. Wie der Ton, wenn wir uns ihm nähern, höher, wenn wir uns entfernen, tiefer wird, so muß ein roth leuchtender Stern, dem wir uns nähern, etwa orange oder gelb, ein gelber grün, ein grüner blau erscheinen und wenn wir uns entfernen, muß ein violetter Stern blau, ein blauer grün werden und so fort. Der Grund liegt eben darin, daß wir, wenn wir uns nähern, mehr Lichtschwingungen empfinden, wenn wir uns entfernen weniger, als wenn wir in Ruhe blieben. Man sieht, der Grund der Farbenänderung während der Bewegung ist genau derselbe wie bei der Tonänderung. Es ließe sich sogar leicht berechnen, wie schnell man sich gegen einen roth leuchtenden Stern bewegen müsse, damit er orange oder gelb erscheine. Ohne jene Bestätigung der Sache, so weit sie den Schall betrifft, zu kennen, stellte Doppler kühn folgende Hypothese auf: Wenn die Doppelsterne sich bewegen, so wird die Farbe sich ändern, wenn sich einer derselben gerade auf uns zu oder von uns

fort bewegt. Ein gelber Stern, der gerade auf uns zu kommt, während er sich um seinen Nachbar herumbewegen will, kann dadurch grün erscheinen. Wenn er vor dem Nachbarstern vorübergeht, also seine Entfernung von uns einstweilen sich gleich bleibt, so würde auch die grüne Farbe bleiben. Dann wird er, indem er seine Bahn um den zweiten Stern weiter fortsetzt, sich wieder von uns entfernen und dabei wird sein Licht wieder gelb, vielleicht sogar orange oder roth werden. Daraus erklärt sich leicht die Farbenänderung der Doppelsterne.

Da gegenwärtig kein einzelner Gelehrter mehr im Stande ist, eine Untersuchung von einigem Umfange allein durchzuführen, die Theilung der Arbeit vielmehr eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden ist, so foderte Doppler zugleich auf, daß Andere die Sache aufnehmen und weiter führen möchten. Die Gelehrten fingen auch sogleich an, über die Sache zu streiten; der Astronom Sestini in Rom hingegen begann die Sache ernstlich zu untersuchen. Bei seiner Durchmusterung des ganzen Fixsternhimmels fand er nun eben, wie schon bemerkt, die Zahl der bunten Sterne viel größer, als man früher glaubte. Aber es ergab sich noch ein anderer merkwürdiger Umstand, der Doppler's Meinung eine Bestätigung verlieh, welche dieser vielleicht selbst nicht geahnt hätte, da er ihn in seiner Abhandlung nur leise andeutete.

Sestini fand nämlich, daß die bunten Sterne ihrer Farbe nach sehr ungleich am Himmel vertheilt sind. Es finden sich am südlichen Himmel die meisten orangen und rothen Sterne, am nördlichen hingegen die meisten blauen und violetten. Am reichsten an blauen und violetten Sternen ist die Gegend um das Sternbild des Hercules, das sich am nördlichen Himmel nicht sehr weit vom Sternbilde des glänzenden Sternes der Wega oder Leier befindet. Das ist aber merkwürdigerweise gerade die Gegend, nach welcher sich, wie Herschel und andere neuere Astronomen beobachtet haben, unsere Sonne mit dem ganzen Planetensysteme, also auch mit unserer Erde, hin bewegt. Dadurch muß aber eben nach Doppler's Theorie das Licht der nördlichen Sterne für uns schneller werden, sich also nach der blauen und violetten Seite hinneigen, während das verlangsamte Licht der Sterne hinter uns, im Süden, sich nach der gelben und rothen Seite hinneigen wird. Bekanntlich gilt es aber als der beste Beweis für die Richtigkeit einer Theorie, wenn sie Erscheinungen vorhersagt, die man früher noch nicht kannte und die später wirklich eintreten.

Sestini ging, um den politischen Stürmen auszuweichen, im Jahre 1848 nach Amerika, wo er seitdem als Professor am College zu Georgetown thätig ist. Dort wiederholte er noch ein mal die ganze Durchsuchung des Fixsternhimmels und zwar, um möglichen Täuschungen vorzubeugen, mit demselben Fernrohre, das er aus Europa mitgebracht hatte und ohne seine frühern Niederschriften dabei zur Hand zu nehmen. Man muß also sein Urtheil als ein höchst vorsichtiges und sicheres ansehen. Nach Beendigung seiner Untersuchung verglich er die Ergebnisse mit den frühern und fand, daß die Farben der Fixsterne noch genau dieselben waren, mit Ausnahme von fünf, die eine entschiedene Aenderung der Farbe wahrnehmen ließen. Dagegen fand er, daß fast alle Doppelsterne ihr Licht auffallend geändert hatten und nur sehr wenige noch ihre frühere Färbung zeigten, wodurch nicht nur ihre Bewegung, sondern auch Doppler's Erklärung der Farbe und Farbenänderung eine neue Bestätigung erhielten.

Können diese Beobachtungen der Astronomie Nutzen bringen? Vielleicht wird man aus der Farbenänderung der Doppelsterne die Art ihrer Bewegung und ihre Bahnen berechnen lernen, die der ungeheuern Entfernung wegen kaum auf andere Weise zu ermitteln sein würden.

F. K.

Die Penſionen am Genferſee.

Wie im Mittelalter die Raubritter zum Schutz gegen feindliche Ueberfälle die ſchroffſten und maleriſchſten Felſen für ihre Burgen, und Mönche mit mehr Vorbedacht die ſchönſten und lieblichſten Punkte für ihre Niederlaſſungen und Wallfahrtsorte wählten, ſo haben die fahrenden Ritter und Wallfahrer der Neuzeit allenthalben da, wo ſchöne Ausſichten oder maleriſche Umgebungen zu ruhigem Naturgenuſſe einladen, jene comfortablen Burgen und Zellengebäude hervorgerufen, in denen ſich der müde Wanderer — gegen angemeſſene Bezahlung — zu neuen Streifzügen ſtärken kann. Wer kennt nicht das Brockenhaus, die Wirthshäuſer auf der Baſtei und dem Zobten, die Hôtels auf dem Rigi, dem Weißenſtein, der Wengernalp u. ſ. f., die wohnliche Burg des edeln Sickingen bei Kreuznach und andere Etabliſſements von älterm Datum aus Beſchreibung oder eigener Anſchauung? Es ſind eben Wirthshäuſer, die dem Reiſenden, meiſtens nur für Eine Nacht, ein mehr oder minder wohnliches Unterkommen bieten. Weniger bekannt möchten indeſſen die unter dem Namen „Penſionen“ in der Schweiz in Bern, Thun, Interlaken, Vevey, am Genferſee mehr und mehr Verbreitung findenden boarding-houses ſein, die, wenn auch vielleicht nicht geradezu von England dorthin verpflanzt, ſondern mehr durch das Bedürfniß entſtanden, — in ihrer jetzigen Einrichtung ſehr nach England hinüberweiſen. Da dieſe neue Wirthshausform oder Species, die früher nur in wenigen großen Städten anzutreffen war, namentlich in der Schweiz, wenn dort nach einigen Jahren die Hauptreiſenbahnlinien vollendet ſein werden, bald allgemein ſein wird, ſo dürfte es von Intereſſe ſein, ſie etwas näher ins Auge zu faſſen.

Im Canton Waadt, am ſchönſten Punkte des Genferſees, eine ſtarke Stunde von Vevay, da, wo das nördliche Seeufer ſich ſüdwärts zum Einfluß der Rhône umbiegt, liegt das reizende Dorf Montreux oder richtiger der liebliche Dörfercomplex: Clarens, Vernex, Charnex, Montreux, Glion, Veytaux u. ſ. f., welcher die Gemeinde Montreux bildet. Hier liegt das Dorf am Fuße des Dent de Jaman und des Dent de Naye, umgeben von Weinbergen, Dörfern und Schlöſſern, am ſonnigen Geſtade des grünen Waſſerſpiegels, über deſſen weite, hier und da von einem kleinen Segelpaar unterbrochene Fläche das Auge hinüberſchweift, geradeüber zu dem ſteil abfallenden Dent d'Oche und links zu den ſchön gezackten, ſchneebedeckten Spitzen des Dent du Midi, der das flache Thal des Wallis zu ſchließen ſcheint, während rechts, über reizende Buchten und vielfach in den See vorſpringende Ausläufer des Jorat hinaus, der Horizont von dem einförmigen Kamme des Jura begrenzt wird. An dieſem reizenden Punkte, vor welchem die weltberühmte Gabelung des Comerſees nur die ſüdlichere Vegetation und der Lago maggiore höchſtens die phantaſtiſchen Inſeln voraus hat, rief die moderne Völkerwanderung eine Anzahl Penſionen ins Leben, die Jahr ein Jahr aus ſo mit Fremden beſetzt ſind, daß es Noth thut, ein Logis, und ſei es das beſcheidenſte, auf Wochen vorher zu beſtellen. Der Preis dieſer Penſionen, deren Eigenthümlichkeit eben darin beſteht, daß alle Gäſte zu feſten Preiſen gleichmäßig und gemeinſchaftlich geſpeiſt werden, wechſelt nach Lage und Bewirthung von drei, vier bis fünf Franken täglich für Wohnung, Frühſtück, Mittageſſen und Thee als Abendbrot. Solche Gäſte, welche im Hauſe ſelbſt kein Unterkommen finden, und deren Zahl iſt nicht gering, haben ſich zu den drei Mahlzeiten dort einzufinden, können ſich jedoch gegen eine geringe Mehrvergütung auch das Frühſtück bringen laſſen. Die Geſellſchaft beſteht zum Theil aus Reiſenden zu ihrem Vergnügen oder Touriſten, die hier einen kürzern oder längern Halt machen, im Herbſte auch aus Curgäſten, welche hier die Traubencur abhalten und endlich beſonders im Winter aus Bruſtkranken, welche die milde Luft einathmen wollen, die hier ſelbſt weicher als in dem geräuſchvollen Nizza ſein ſoll. Es kann nicht fehlen,

daß unter den täglichen Tischgenossen bald nähere Beziehungen entstehen und Bekanntschaften gemacht werden. Französisch ist meistens die allgemeine Conversationssprache, doch hört man daneben Englisch, Russisch, Schwedisch, Deutsch, welches letztere nicht selten, wenn die deutschredenden Nordländer überwiegen, die Herrschaft an sich reißt. Da die Franzosen schwerer als irgend eine andere Nation ihre Heimat — la belle France — auch nur auf kurze Zeit verlassen, so sieht man sie auch hier wenig, und der Nebenzweck mancher Deutschen, hier die französische Sprache zu erlernen, wird nur schwer erreicht, denn von französisch radebrechenden Deutschen und Engländern läßt sich wenig profitiren und das Wirthspersonal hat selten Zeit, mit den Gästen mehr als die gewöhnlichen Höflichkeitsformeln auszutauschen.

Den Tag über bieten die Fahrten auf dem See oder gemeinschaftliche Spaziergänge oder Eintouren zu den Schlössern Chatelard, Chillon, Blonay, Hauteville, nach Glion, Berny oder größere Excursionen auf den Dent de Jaman oder ins Wallis genügende Beschäftigung. Abends nach dem Thee wird im Salon musicirt, Karten gespielt, gelesen oder Unterhaltung gepflogen, die meist um so anziehender ist, als eben die Gesellschaft aus allen Enden Europas und Amerikas (unter den 11,000 Fremden, welche im vorigen Jahre Chamounix besuchten, sollen sich über 1000 Amerikaner befunden haben) zusammengeströmt ist. Während jenes englische Ehepaar noch vor kurzem auf Kamelen die Wüste durchzog und den Sinai bestieg, erzählt dort das Schwesterpaar von den Birkenwäldern Estlands, ein Tourist von den Schönheiten Neapels und eine von Riga kommende Familie denkt nicht ohne Frösteln an die Heimkehr nach Christiania.

Zu den schwächsten Seiten der Unterhaltung gehört die Lectüre. Bekanntlich sind die schweizer Zeitungen überaus ärmlich und meistens nur von localem Interesse, was ebenso sehr in der Kleinstaaterei als in der Trennung in deutsch-, französisch-, italienisch- und romanischredende Schweizer seinen Grund haben mag. Zwar gibt es in Montreux eine Gemeindebibliothek, die, in einem alten, zur Kirche gehörigen Gebäude untergebracht, sicherlich was die Schönheit der Lage anbetrifft, mit jeder Bibliothek der Welt wetteifern kann, — weniger freilich durch ihren Inhalt. Vor etwa 20 Jahren von dem damaligen Geistlichen gegründet und seitdem auf etwa 7—800 Bände angewachsen, besteht sie zu reichlich einem Viertel aus Erbauungsbüchern und hat an unterhaltenden Schriften wenig Neues aufzuweisen. In letzter Zeit haben die Fremden, denen die Bibliothek gegen eine geringe Vergütung offen steht, manches Neuere geschenkt, so noch ganz kürzlich E. Souvestre seine trefflichen Erzählungen für die reifere Jugend: „Sous la Tourelle", und „Dans la Prairie"; doch findet sich im Kataloge nur Ein deutsches Buch aufgeführt, da ein zweites, von J. von Düringsfeld geschenktes („Eine Pension am Genfersee"), in so indiscreter Weise die Tochter des Hauses, in welchem sich die Schriftstellerin längere Zeit aufhielt, zur Heldin eines Romans machen soll, daß der Ortspfarrer sich bald veranlaßt sah, das Buch aus der Bibliothek zu entfernen. An deutschen Schriftstellern, denen im französischen Uebersetzung die Ehre der Aufnahme zutheil geworden, ist mir nur der beliebte Kinderschriftsteller Nieritz aufgefallen.

Die in den Pensionen zum unmittelbaren Gebrauch der Gäste ausliegenden Bücher sind meistens auf die Bekehrung der Weltleute berechnet und häufig nebst vielen Tractätchen, von frommen Engländern und amerikanischen Quäkern geschenkt. Von Letztern waren in diesem Herbste einige Sendlinge (auch eine Missionarin) über Genf und Lausanne nach Montreux gekommen und hielten in der Kirche einige öffentliche Predigten in englischer Sprache, welche sofort Satz um Satz von einer sie begleitenden Quäkerin aus Genf in sehr fließendes Französisch übertragen wurden, ohne daß freilich ein erschütterndes Resultat erzielt wurde. Ueberhaupt herrscht hier wie im ganzen Canton (scheinbar in der ganzen Schweiz) ein sehr reges, religiöses Leben, und nichts ist wol falscher als die Vorstellung,

der radicale Theil der Schweiz sei gottlos. Die Trennung der Eglise libre von der Nationalkirche ist jedenfalls ein Zeichen, daß das religiöse Interesse nicht erstorben ist und verdient immerhin einen kurzen Seitenblick; nur muß man sich hüten, bei der Eglise libre auch nur entfernt an die deutschen Freien Gemeinden zu denken, da gerade im Gegentheil die Anhänger derselben der orthodox-pietistischen Richtung angehören. Sie finden jedoch den Spruch: „Seid unterthan der Obrigkeit!“ nicht auf sich anwendbar. Als nämlich durch die Revolution vom 14. Februar 1845 die sogenannte radicale Partei im Canton Waadt zur Regierung gelangte, entdeckte auf einmal die große Mehrzahl der (conservativen) Geistlichkeit, daß das früher von der conservativen Regierung ohne Widerspruch erlassene Gesetz zur Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat durchaus dem Wesen und den Rechten der protestantischen Kirche zuwider sei. Sie erklärten Christus zum Oberhaupt der Kirche und stellten den Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit erst in zweite Linie. Etwa 140 Geistliche erhielten später die erbetene Entlassung und seitdem besteht die Spaltung fort. Bezeichnend fand ich es, daß, während in der Kirche zu Montreux über die werkthätige Bruderliebe gepredigt wurde, der orthodoxe Geistliche an demselben Tage seinen Zuhörern einen Psalm in einem Privatlocale erklären mußte.

Von diesen so wie von den politischen Wirren merkt indessen der Reisende in der Schweiz nie etwas, — ja es wird ihm sogar schwer, sich nur einigermaßen darüber zu unterrichten. Abgesehen davon, daß der Schweizer überhaupt gegen Fremde verschlossen ist, scheint es stillschweigende Uebereinkunft zu sein, den Fremdenverkehr, auf den ja außer dem Staate durch die erheblichen Posteinnahmen so viele Privatanstalten mit ihrer Existenz (nach den Mittheilungen einer Zeitung haben die Dampfschiffe auf dem Bodensee in der frequentesten Zeit des vorigen Sommers täglich gegen tausend Personen in Rorschach aus- und eingesetzt) angewiesen sind, möglichst wenig zu stören. Dem Fremden kann es namentlich im Waadtlande nur angenehm auffallen, überall einer artigen, gebildeten und reinlichen Bevölkerung zu begegnen, um so angenehmer, wenn er vom Wallis herüberkommt. Nichts Niedlicheres und Anständigeres als der Tanz der ländlichen Schönen beim Volksfeste auf dem Rasen am Genfersee! Der geschmackvolle, fast städtische Anzug, die großen Strohhüte, welche jede der graziösen Bewegungen mit entsprechendem Nicken begleiten, das gesittete Betragen der Bursche in Jacke und Blouse, die Mäßigung in der Freude und im Weingenuß, kurz Alles macht auf den Zuschauer den angenehmsten Eindruck. Leider ist es den pietistischen Geistern auch hier gelungen, diese Tanzbelustigungen mehr und mehr zu unterdrücken.

Schließlich will ich nicht unerwähnt lassen, daß wir diesmal das freundliche Land um eine Illusion ärmer verließen. Als Nordländer hatten wir uns von der Weinlese eine ziemlich poetische Vorstellung gemacht, wurden aber arg enttäuscht. Da die Lese distrietweise an einem und demselben Tage vor sich geht, so bieten zwar die Berge einen ziemlich buntbelebten Anblick, aber man hört weder Musik noch Singen, Jauchzen oder Jodeln, und läßt man sich verleiten, näher heranzugehen, so erblickt man anstatt der „lieblichen“ Winzerinnen meistens alte Frauen und wird auch durch den Anblick der in Kübeln und Fässern zerstampften Trauben nicht eben besonders für das oft so überschwänglich geschilderte Fest der Weinlese am Genfersee gewonnen. Ruhr.

Humoristische Einfälle.

Die Erde ist eine Kokette. Man betrachte nur ihre Toilette. Sie schmückt sich täglich zwei mal: mit dem Morgen- und mit dem Abendroth, sie läßt sich von den Winden frisiren, die Wolken sind ihre Locken. Sie besieht sich damit im Spiegel des Meeres. Ihr Haarschmuck ist der Blitz, ihr Parfüm der Duft der Wälder und ihr Diadem der Regenbogen.

Hetze noch Einer die Dichter arm! Es ſind ja lauter Equipagenbeſitzer. Wer Phantaſie hat, beſitzt eine Equipage, womit er überall hinfahren kann. Sie verzehrt nicht als höchſtens ein bischen Himmel, Sterne, Blumen u. ſ. w., lauter wohlfeile Dinge, die nichts koſten als das Anſchauen. Es iſt gut, wenn man die Phantaſiepferde „grün füttert", d. h. wenn die Freudenblumen noch friſch aus dem Boden ſprießen und unſere Hoffnungen noch blühen. Im Winter des Lebens bekommen die armen Thiere Heu und dürre Empfindungen, gedörrte Gefühle. Auch mit getrocknetem Futter iſt die Phantaſie zufrieden und einem leichtgebauten, auf Schwungfedern des Humors ruhenden Gemüthe vorgeſpannt zieht ſie uns durch wundervolle, poetiſche Gefilde. Solche Equipagen verleih Gott den Dichtern und wir bewundern die Geiſtesfürſten und die Gedankenmillionäre, die ſo prächtig einherfahren, den Ruhm als Klepper voraus und die Kritik hinten auf dem Bedientenſitze.

* * *

Ein recht nettes Händchen hat offenbar die Schickſalsgöttin; ſiebzig Jahre ſind für ſie eine Spanne Zeit, die ſie uns zugemeſſen.

* * *

Handel und Geldverkehr ſind die Schreine des Staats, und die politiſchen Fuhrleute, mögen ſie nun im Reformrad oder im Revolutionsgaloppe vorwärts fahren oder den Wagen zurücktreiben, ſind nur dann geſchickt zu nennen, wenn ſie, ohne den Wagen zu beſchädigen, an ihnen glücklich vorüberkommen.

* * *

Der Friedhof iſt das wahre Land der Freiheit. Hier herrſcht völlige Gleichheit vor den Würmern, unumſchränktes Zu den Vätern Verſammlungsrecht, vollkommene Cypreßfreiheit. Die Friedhöfe ſind die einzigen Höfe, an denen die Ueberzeugung herrſcht, daß der Friede geſichert iſt.

* * *

Wenn wir in einer heitern Winternacht aufwärts blicken, ſo dünkt uns das Firmament ein großer Chriſtbaum, an welchem uns ein liebender Vater unzählige Lichtlein angezündet. Und was ſehen wir nicht Alles an dieſem Chriſtbaum! Geſtalten entfernter Freunde, die Häupter unſerer Vorältern, vielleicht auch das Bild einer Abgeſchiedenen, die — auf Erden ein blühender Apfel — emporgehoben wurde zum himmliſchen Weihnachtbaum und von Engeln vergoldet zwiſchen den Lichtern ſchwebt, oder wir ſehen ſchöne Luſtſchlöſſer, zuckerſüße Hoffnungsbilder, die ſich im Winde auf uns niederneigen. Da wird einem kindlich und ſchulpflichtig zu Muthe. Wenn die Nacht bei uns ſo lange dauerte wie bei den Lappländern, könnte man dem Berliner Kirchentage recht zu Gefallen leben.

M. E. S.

Anregungen.

Zur Statiſtik unſerer Bühnen.

Der jährlich in Berlin erſcheinende Heinſche Almanach iſt ein unentbehrliches Handbuch für Jeden, der zum Bühnenweſen in geſchäftlicher Beziehung ſteht. Er enthält die Perſonalbeſtände ſämmtlicher deutſcher Theater, die Verzeichniſſe ihrer Gaſtſpiele und der neuen oder neuſtudirten Opern und Schauſpiele. Das Adreßverzeichniß nennt gegen 160 deutſche Theater mit einem darſtellenden Perſonal, das ſich die Zahl 6000 erreicht.

Die Ueberſicht der Repertoire aus dem verfloſſenen Jahre bietet nicht beſonders erfreuliche Reſultate. Meiſtentheils gab man franzöſiſche Ueberſetzungen in allerhand Zubereitungen, die großentheils von den berliner Nebentheatern ausgehen, mit Hülfe der Theateragenten und der ſattſam beſprochenen Geſchmackrichtungen der Komiker und Vorſtandsmitglieder auf die kleinen Provinztheater

übergehen und von diesen dann auch auf die großen Bühnen kommen. Ein besonderer Eifer, sich nicht von dem Strome der in den Theaterblättern ausschließlich gepriesenen Stücke mit fortreißen zu lassen, findet sich nur am berliner Hoftheater, das durch Dingelstedt außerordentlich gewonnen hat, in Dresden, in München, Stuttgart, Hannover, Karlsruhe und Oldenburg. Auffallend unbedeutend waren die Leistungen des wiener Burgtheaters. Die Sucht des Einreißens scheint an jener alten Musteranstalt nicht mit dem Talente des Wiederaufbauens gleichen Schritt zu halten.

Dichter und ihre Deuter.

In den neuerdings erschienenen „Gedichten von Luise von Bernstedt" (Berlin, A. Duncker) findet sich folgender Vers:

Ich gehe hin, zu weinen,
So einsam war allein;
Und wenn ich geh', zu weinen,
So muß es einsam sein.
Denn einsam geh'n und weinen,
Ist Weinen erst allein,
Und geh'n und einsam weinen,
Das heißt erst einsam sein.

Diese Reime erlebten ein sonderbares Schicksal. Ein Kritiker hat obige Verse gelegentlich für lächerlich erklärt. Ein anderer nahm sie kürzlich für absichtliche Komik und für Parodie. Warum sollen sie aber nicht gelten wie sie sind? Die Poesie ist Freude am Schmerz, Spiel mit der Wehmuth; sie zupft sich den Busen und beobachtet das Tröpfeln des rinnenden Blutes; sie stöhnt und ächzt in melodischem Tonfall. Der Gedanke des obigen Gedichts ist, wenn die Worte richtig betont werden, wahr, die Versform ist ein Spiel, aber ein wohllautendes. Man betone nur:

Ich gehe hin, zu weinen,
So einsam war allein,
Und wenn ich geh', zu weinen,
So muß es einsam sein,
Denn einsam geh'n und weinen,
Ist weinen erst allein,
Und geh'n und einsam weinen,
Das heißt erst einsam sein.

Es ist ein besonderer Vorzug dieser sinnigen Gedichtsammlung, daß sie außerordentlich musikalisch ist. Man kann einfache Strophen wie „Die letzte Saite", ein Lied wie „Die Spanierin", nicht lesen, ohne daß sich nicht im Augenblick von selbst die Melodie und wenigstens ihr Rhythmus macht. Luise von Bernstedt stammt aus der poetischen Schule der Droste-Hülshoff und übertrifft ihre Lehrerin an lyrischem Schwunge, steht ihr jedoch an Fülle der Anschauungen und objectiver Sicherheit der Stoffbehandlung nach. Ihre Verse sind nicht immer correct, aber sie sind ausgezeichnet in der Stimmung. „Vergessenheit" z. B. ist eine der vorzüglichsten nicht nur in dieser, sondern wäre es in jeder Sammlung. Ebenso „Mondesschimmer". Sie charakterisirt die Dichterin ein eigenthümliches Lauschen in die Ferne, ein Horchen auf das Verklingen, ein Beseelen des scheinbar Todten. In dem Gedicht „Die Nacht" gibt sie, während sie bei einsamer Lampe träumt, ähnlichen gleichgiltigen Zuständen, aber die im gleichen Augenblick der Mantel der Nacht gebreitet ist, einen Zusammenhang mit ihrer eigenen Stimmung, der in den melodischen Klängen des nach Art der Kirchenlieder gesormten Verses etwas Gebeimnißvolles hat. Der seltene Fall, daß bei einer lyrischen Dichterin die Empfindung nicht aus der Reflexion, nicht aus der allgemeinen Bildung, sondern aus dem eigenen wunden, gekrankten, zerfetzten und vom Leben gerüttelten Herzen kommt (diese Wahrheit der Empfindung, die Betty Paoli zu einer so bedeutenden Geltung gebracht haben würde, wenn sie nicht leider in die Irrgänge der schwülstigen Bildersucht gerathen wäre), dieser seltene Fall tritt durchgängig bei den Versen Luisens von Bernstedt ein; ihr Schmerz spielt oft mit sich selbst, aber er ist darum nicht gemacht. Eine humoristische Ader rettet die Dichterin vor blasser Kränklichkeit und weuiger Anempfindung, womit nicht gesagt sein soll, daß diese Ader nicht zuweilen zu lebhaft rauscht, z. B. im „Frühlingsmärchen", dessen scherzhafte Allegorie zu weit ausgesponnen ist.

Bemerken wir noch, daß dem Büchlein märkische Sagen angehängt sind, so wird ersichtlich sein, daß Luise von Bernstedt in dem kleinen Bändchen viel, vielleicht zu viel gegeben hat und andererseits wieder zu wenig. Zu viel, was die Stimmungen anlangt; sie wechseln zu rasch und lassen von der Dichterin das Bild einer zu lebhaften Verwandlungssucht, einer poetischen Natur zurück, an der man, wenn auch immer gefesselt, doch nichts recht für die Dauer gewinnen hat; zu wenig, wenn man die gegentheilige Wirkung bedenkt, die durch eine größere Spende aus jeder einzelnen Strophe würde hervorgebracht werden sein. Darum aber abgesehen, wird jedes sinnige und für höhere Literatur gebildete Gemüth (wir müssen diese Unterscheidung machen, seitdem sich die Empfänglichkeit für Poesie auf den gehaltlosesten Erscheinungen nur um irgend eines bimmerigen, süßlichen und amaranthischen Etwas willen festgelegt hat) mit großer Befriedigung die Sammlung durchblättern und sich fast auf jeder Seite durch irgend eine treffende Wendung, ein schönes Bild, eine naturwahre Empfindung auf das lebhafteste angezogen fühlen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen
am häuslichen Herd.

Herausgegeben
von
Karl Gutzkow.

entlich ein Bogen.] **Nr. 20.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Schatzgräber.

Ein westfälisches Gedicht.

Westfalen gibt es eine Strecke, wo sich der Satz: „Wie die Natur, so der Mensch“, ächtig ausprägt. Ein nietzscher Himmel, der selten in offener Freundlichkeit den dun- Wolkenvorhang lichtet, es sei denn, daß er recht grimmig heiß wird; unabsehbaren, r Haidegrund mit kurzem Gestrüpp und dazwischen viel Sand; hier und da Wald- n, wo die Tannen, Buchen und Eichen schweigend und lauschend ihre Häupter an erlehnen; eine gefährliche Landstraße, worauf die Passagiere im königlichen Postwagen r Abenteuer von Beinbrüchen, Armverrenkungen, Kopfbeschädigungen, aber auch Herzens- chen und allerlei empfindsamen Seelenerschütterungen befahren können, daß Hessarme Dichter ser Straße die Sujets zu Novellen und Romanen aller Art eben nur aufzuheben, ndarzufügen und ihnen einen abenteuerlichen Lebensathem einzuhauchen haben. Die n Gebäude und Häuser in der trostlosen Umgegend stehen wie die Menschen sehr rar nen, Hundegebell und das idyllische Schmatzen zahmer Hausthiere nach Befriedi- grund eines materiellen Bedürfnisses sind oft meilenweit die kargen Spuren mensch- Nachbarschaft und Kultur, denn fruchtbar ist der Boden an Getreide, vorzüglich an Buch- immer aber in der unmittelbaren Nähe einer einsamen Wohnung, die fast so alt wie mmentar von Tacitus in Schweinsleder gebunden erscheint und in altdeutscher Weise ahen und innen trefflich haltegt. Die darumstehenden langarmigen, breitschultrigen, ervativen Wächter, die Eichen und Buchen, wehren die revolutionären März- und stürme ab und der Mensch in der Wohnung ist so zähen Geistes, daß er sich selbst wenn er auf Erden satt zu essen und nur im Himmel ein kleines Plätzchen neben Ahnen zum ewigen Ausruhen hat.

ter diesem Himmelsstriche öffnete ein halbwegs „gebildeter“ Landmann oder Oekonom, Schulten, in der Morgendämmerung das Fenster an seinem Schlafzimmer und chelnd: „Das wird ein herrlicher Sonntagmorgen und vorzügliches Reisewetter!“ ch vor den Spiegel und schnürte sich das frische Vorhemdchen um die Brust. Der hatte seine Frau, die geschäftige Gertrud, einen kräftigen Kaffee gebraut und ein

Reisestipendium von Schinken und Butterbrot in eine sehr alte, aber quittirte Rechnung gewickelt; auch holte sie Hut und Stock herbei und setzte ihrem Manne einen Stuhl an den Tisch. Nun komm, sagte sie freundlich bittend, der Kaffee ist noch hübsch warm, ich habe dich doch vor Abend nicht wieder bei mir! Komm, gönne mir die paar Minuten, mich mit dir zu unterhalten!

O, ich weiß schon, schmunzelte Schulten und setzte sich neben die sinnige Gertrud, du Schmeichlerin willst gewiß mich wieder ausfragen, wohin ich heute reisen will!

Ich bin nicht so neugierig, sagte Gertrud, aber es ist mir doch nicht einerlei, daß ich heute wieder mit meinen Kindern so verlassen bin wie eine Witwe. Das ist doch nun der fünfundzwanzigste Sonntag nach der Reihe, daß du eine geheime Reise machst! Weißt du auch, daß die Leute im Dorfe, und besonders unsere Nachbarschaft, schon allerlei Gerüchte über dein sonntägliches Verschwinden ausgestreut haben? Und unsicher ist ja die Gegend auch, seitdem —

Laß diese Schwätzer! sagte Schulten gleichgültig. Jeder Mensch weiß das Seinige; und brächten mir die Reisen keinen großen Vortheil, ich würde lieber bei dir bleiben, als mir Leichdornen an die Füße laufen.

Vortheil! seufzte Gertrud, wenn ein Stück Land nach dem andern in fremde Hände kommt? Mir blutet jedesmal das Herz, wenn ich an unsern Feldern vorbeigehe und denken muß, der Weizen und das Korn blühen für fremde Sicheln. Jeder Halm ist mir ein tiefer Stich durch die Seele! Du hast mich zwar immer mit den Worten getröstet: „Gertrud, wir fahren, wie unsere Voreltern, auch einmal in zweispännigem Wagen!“ Unsere Kinder sollen keine Bauern, sondern Beamte werden!“ aber bisjetzt hat es noch wenig Anschein dazu.

Es kommt tausendfältig wieder! sagte Schulten mit prophetischer Miene. Meinst du, ich soll ewig in diesem Dorfe bleiben, wo sich nicht ein Fünkchen von Aufklärung zeigt, wo die Menschen nichts Anderes kennen, als von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in der Erde wühlen? Frau, du kennst nicht meinen Beruf! Ich habe unter Napoleon gedient!

Wer kennt dich besser als ich, wer meint es wohl mit dir? erwiderte Gertrud. Doch du traust deinem Freunde mehr als mir. So lange der Müßiggänger unser Haus besucht, sind wir mehr zurück als vorangegangen. Sobald er ins Zimmer tritt, kneift ihr euch ein Auge zu und geht stundenlang ins geheime Stübchen. Wenn ihr etwas Gutes verhandelt, braucht ihr das der Frau nicht zu verheimlichen.

Während dieser Worte klopfte Werner — das war der Wolf in der Fabel — schon an die Fensterscheibe und nickte Guten Morgen.

Das ist recht hübsch Wort gehalten! sagte Schulten, sprang auf, nahm Hut und Stock, drückte Gertrud nochmals die Hände und eilte zur Hausthür mit den Worten hinaus: Bis diesen Abend, Gertrud! Bin ich nicht früh wieder da, so mach' dir keine Sorge; wir bekommen Mondlicht und sind unser Zwei!

Werner und Schulten zogen nun vergnügt die Dorfstraße von Altenberge entlang in das frisch athmende Saatfeld, auf dem der Nebel in dem höher steigenden Sonnenfeuer als eitles Nachtgebild rauchend zerfloß. Die gesprächigen Lippen der beiden Wanderer umkräuselten leidenschaftlich hellblaue Wölkchen aus den süßen Morgenpfeifen. Schulten und Werner machten nach einer Stunde Wegs Halt und nahmen ein ländliches Frühstück ein. Während sie gestärkt und begeistert dann weiter gingen, wurde das verlassene Dorf im Rücken kleiner und versteckte sich in die grüne Umgebung; nur der Kirchthurm hielt über alle Natur seinen langen Zeigefinger ausgestreckt.

Aber es könnte möglich sein, gorfelte endlich Schulten heraus, daß der Schatz nicht verborgen ist an der Stelle, die du meinst; dann hätte ich Mühe und Geld umsonst geopfert.

Wenn du mir nicht glauben willst, so laß mich allein arbeiten, erwiderte Werner.

ob ich es noch mehr als tausend mal in meiner Kindheit erzählen gehört, daß die Leute
schwere Kiste fast schon bis an die Oberfläche der Erde hatten; sie beobachteten aber
ht die gehörige Ceremonie, der Teufel bekam wieder die volle Gewalt über den Schatz
d er fiel mir nichts für nichts unerklärbar in den grässerhaften Abgrund hinab. Damit
n kein Anderer ihn finde, haben sie die Grube zugeworfen und sind vor dem zweiten
ssuche gestorben. Das ist so macht wie die Sonne, die über uns scheint!

Wie viel Geld soll wol nach der Meinung dieser Leute in der Kiste sein? fragte
nlten mit verhöhnlichem Lächeln.

Wol ein Fürstenthum kann davon angekauft werden, behauptete Werner. Denn wie
Sage geht, rührt der Schatz von einem Kloster her, das einst über Nacht dort von
Erde verschwunden war. Kein Steinchen hat man Tags darauf von dem herrlichen
äude gesehen, nur eine Einsenkung des Bodens und über demselben einen schwefelarti
Dunst, der seitdem jedes ihrer nachkommende Lebewesen erstickte. Weil man glaubte, ein
h hätte das Kloster unter die Erde verwünscht, hat Niemand es gewagt, an dieser
le nachzugraben, ja man mochte vielleicht aus Scheu nicht einmal bei Tage, geschweige
bei Nacht betreten. Viele wollen sogar dort nach Sonnenuntergang ein Glockenläuten
ommen haben. Nun, Schulten, du hast ja das schriftliche Document gelesen, was ich
neulich zeigte. Es ist ein Stück von meinem Urgroßvater, der mit diesem übermüthig
m Kloster weitläufig verwandt war.

Ja wohl! sagte Schulten und rieb sich die Augen, darin steht es sonnenklar geschrie
daß ein solches Kloster mit solchem Reichthum im 14. Jahrhundert ungefähr auf der
e gestanden hat. Nun, der Schatz muß sich bald zeigen, denn jede Stelle im Klo
hier haben wir schon mit Hacke und Schaufel durchwühlt; nur der Punkt, wo wir
n, kann ihn fassen.

Höher stieg die goldene Strahlenkugel und überschwemmte die Erde mit Licht und
me. Aber Schulten und Werner dachten und fühlten mehr unter als über der Erde.
Hüte warfen häufiger den Staub in Wirbel und von ihren blutschenden Wangen
e der Schweiß, denn ihre Herzen klopften in Ungeduld. Sie kamen an ein ein
Haus.

Wie gewöhnlich an einem freundlichen Tage, saß auch heute Isabell — so hieß eine
jährige, allgemein verehrte alte Prophetin — in der offenen Hausthür und schrieb
rer Krücke Zauberkreise in den Kehricht, während ihre einzige Gesellschafterin, eine
nte Ziege, um sie herumschnupperte und graste.

Guten Morgen, Isabell! riefen die beiden Schatzgräber schon auf zwanzig Schritte
Isabell schaute auf, hielt sich die magere Hand über die düstern Augenhöhlen und
mit runzelig lächelndem Munde:

Aha, da sind die Kinder wieder!

Werner und Schulten ließen sich neben der Alten auf einen Fichtenstamm nieder.

Sieht erst, sagte die Weissagerin, ob die Luft rein ist, und auf das doppelte Ja
holte sie unter der saubern Schürze Tabaksdose und Kartenspiel hervor, rieb sich
se Dose in die weiten Nasenlöcher, zog die buschigen Brauen über die Augen, daß
ch hohler schienen als sie waren, und fing an zu orakeln:

Nun wollen wir sehen, was das Glück uns für heute beschert hat. Hebe ab, mein
Sie — Seht ihr, da liegt schon wieder der schwarze Herr und hier ist auch eine

Schulten und Werner hielten die Köpfe so andächtig zwischen den Händen, daß sie
rstien, wie die spaßhafte Ziege ingwischen mit den abgelegten Hüten Ball spielte.

Nun will ich euch die reine Wahrheit aufdecken! sagte die Alte. Ueberd Jahr wird
n euch so viel besitzen, als er nöthig hat, um glücklich zu leben. Aber der schwarze

Herr steht euch noch im Wege, den müßt ihr vorerst zu gewinnen suchen. Denn sonst wird ein großes Unglück über euch kommen.

Da schauten sich Schulten und Werner bedenklich in die Augen.

'S ist nicht anders' sagte die Alte, der schwarze Herr ist mit einem von euch verwandt und wohnt nicht weit von hier; aber nur durch den großen Wald könnt ihr zu ihm kommen.

Hörst du, Schulten, sagte Werner, das ist kein anderer als dein Vetter Strahl von Steinfurt.

Hm! entgegnete Schulten, wir wissen genug. Komm, Werner! Hier hast du, Isabell, ein kleines Kaffergeld!

Isabell dankte und empfahl sich für ein anderes mal, aber unter der strengsten Verschwiegenheit. Werner und Schulten hoben ihre Hüte auf dem Grase, verjagten die scheutische Ziege und setzten in aller Hast die Kopfbedeckung auf, unbekümmert, ob dem Schulten der zerquetschte Hut nach Westen stand und dem Werner der Deckel bis auf den Scheitel eingedrückt war. Beide waren ganz von Sinnen.

Noch Eins! rief die Alte besorgt den Abgehenden nach: wenn ihr nach dem schwarzen Herrn geht, dürft ihr euch auf dem Wege nicht umsehen, auch Keinem, der euch begegnet, auf eine Frage antworten, sonst ist es schlimm!

Schulten und Werner dankten und schlugen den Weg nach Borgherst ein, immer die Köpfe geradeaus haltend wie zwei angeschossene Eber. Unaufhaltsam ging ihr Lauf dann nach Steinfurt zu. Ueber ihren Häuptern jagte ein schneidender Wind Wolken aus Westen zu dichten, grauen Massen zusammen, bis der ganze Himmel sich in einen Regenstrom verwandelte. Dazwischen stürmte es so stark, daß das alte und junge Holz lautauf seufzte und mancher Baum aus seiner wurzelfesten Gräfenz herausgeworfen und mancher an seinen Aesten zerbrochen wurde. Schulten und Werner kamen in diesem Wettersungestüm sehr oft aus ihrem Gleichgewicht, doch guten Muths rafften sie sich wieder aus dem schlüpfrigen Boden auf. Mit ihren Hüten trieb der Wind über Hecke, Saat und Haideland sein launiges, wildes Spiel, sich umzudrehen, ihnen nachzulaufen und aufzuheben war gegen die anbefohlene Regel der Weissagerin; darum suchten sie nun mit bloßen Köpfen sich durch den Regen zu kämpfen, den ihnen der heulende Wind schnurstracks in die Augen trieb. In Borgherst, wo kürzlich ein Mann vermißt wurde, den man gemordet glaubte, ohne ihn finden zu können, rief man ihnen aus den Häusern zu, doch einzukehren: vergebens! sie rannten immer weiter. Endlich in einem Walde angekommen, wollten sie sich ein wenig verschnaufen. An einen breitarmigen Eichbaum lehnten sich Beide, jedoch so, daß sie mit dem Antlitz immer in der Richtung ihres Ziels lagen. Hier wurde ein Imbiß genommen und eine frische Pfeife darauf zur guten Verdauung angezündet. Wie sie so still im Wald beisammen sind, sieht plötzlich ein dritter Reisender vor ihnen, scheuen, ängstlichen Blickes. Wer war es? Der Vetter Strahl mit Leib und Seele. Wie kommst du hierher? wollte Schulten sagen, aber er biß die geöffneten Lippen lautlos zusammen und Werner deckte ihm gleichzeitig den Mund mit voller Hand zu. Schulten machte allerlei Bewegungen, um seinem Vetter anzudeuten, daß er nicht reden dürfe. Ebenso that Werner.

Strahl glaubte, sie hätten noch Lust, in dem Unwetter zu spaßen, und sagte: Aber Vetter, wo ist deine Kopfbedeckung?

Schulten gesticulirte mit dem ganzen Leibe und ließ keinen Ton von sich hören.

Da faßte Strahl den Vetter bei den Schultern, indem er ihn einmal freundschaftlich schütteln und drehen wollte. Schulten und Werner wehrten sich dagegen stumm mit Händen und Füßen und arbeiteten schrecklich mit Nase, Mund und Augen, um Strahl zu überzeugen, daß sie sich nicht drehen dürften. Zuletzt wurde Strahl inne, Beide seien verrückt, und empfand starkes Mitleid, besonders für seinen Vetter, der Vater einer zahlreichen

Familie war. Er ſchaute dieſem recht bekümmert unter die Augen und winkte, zu folgen. Sie ſchritten nun alle drei lautlos durch das tröpfelnde Holz. Wie freuten ſich Werner und Schulten, als aus dem friſchen Grün endlich die Dächer von Steinfurt blinkten! An der Thür von Strahl's Wohnung waren die Zungen ſofort gelöſt. Schulten theilte ſeinem Vetter das Geheimniß der Taubſtummheit mit, worüber dieſer herzlich zu lachen ſchien. Wir ſagen, ſchien, denn Strahl's Weſen hatte etwas Süßſaures.

Siehſt du, bemerkte Werner, die Alte hat uns Zug für Zug die Wahrheit enthüllt! Auch Das trifft ein, daß dein Vetter uns bei der Aufſuchung des Schatzes im Wege ſtand!

Strahl wurde des Nähern aufgeklärt. Man war ſo freundlich, ihm einen dritten Theil zu bieten. Strahl wurde nachdenkender.

Es kommt zunächſt darauf an, ſagte Strahl, ob der geſuchte Schatz wirklich vorhanden, und dann, ob er an der vermuthlichen Stelle vergraben iſt.

Das weiſen die Documente aus! behauptete Werner.

Auch die Stelle? fragte Strahl.

Auch die Stelle! wiederholte Werner, eine Stunde von Bergdorf. Weißt du, oben auf der kahlen Anhöhe, wo der böſe Geiſt keinen Baum, keinen Strauch, nicht einmal eine Diſtel wachſen läßt, da, da ſitzt der Schatz tief unter der Erde!

Da, wo die vielen Löcher gegraben ſind, wie Brunnen ſo tief! ſagte Werner.

Ja, Vetter, du ſollſt ehrlich mit am Schatze theilen, wenn du uns mit Rath und That helfen willſt!

Strahl war todtenbleich geworden. Da man ſeine Meinung zu hören wünſchte, ſo ſagte er: Ich ſoll euch und Andere mit vollem Bewußtſein ins größte Elend ſtürzen? Wäre der angebliche Schatz an jeder andern Stelle, ſofort würdet ihr mich bereit ſehen, eure habgierigen Wünſche zu befriedigen. Aber an dieſer Stelle die Hölle aufgraben mit den ſchrecklichſten Foltern, auf die man eine menſchliche Seele ſpannen kann, nein, das iſt ein teufelmäßiges Verlangen und eine Arbeit für das verworfenſte Ebenbild Gottes! Darum beſchwöre ich euch, keinen Finger mehr um dieſen Schatz zu rühren! Ihr ladet euch die ſchwerſten Flüche, das unſäglichſte Verderben auf die Seele! Ihr mordet eure Ruhe und ſtillt euer und mein Gewiſſen mit einer Pein an. Ihr grabt in die Gerechtigkeit Gottes und zieht ſtatt des Schatzes Blut! Laßt das!

Schulten bebte vor Angſt, daß das Schatzgraben ſolche Gefahr bringen könne, aber Werner machte ihm glaubhaft, der Vetter ſtelle ſich nur ſo, um ſie von der Nachſuchung des Schatzes im eigenen Intereſſe abzuhalten. Darum fragte ihn Schulten kurzweg, ob Strahl mithalten wolle oder nicht.

Strahl ſah ihn regungslos an. Als Vetter, Freund und Menſch rathe ich dir, fuhr er, laß Keinen von dieſer Nachgrabung eine Silbe wiſſen! Schon ein Laut könnte mich und Werner in lebenslängliche Kettenſtrafe bringen!

Bei dieſen Worten wurden die Schatzgräber ſo kleinmüthig, als fühlten ſie ſchon die Gendarmen auf ihren Ferſen. Schulten lüftete ſich das Halstuch und Werner rieb ſich die getrübten Augen. Um Alles in der Welt wollten ſie über dieſen Punkt von Strahl aufgeklärt ſein. Der aber bekräftigte ihnen mit Landrecht, Polizeiordnung und allen Schrecken des Himmels und der Erde, daß ſie auf verbotenen Wegen wären. Unter dieſen Umſtänden verſprachen die Schatzgräber, von ihrem Vorhaben zu laſſen und entfernten ſich.

Als ſie allein waren, kamen ihnen natürlich wieder andere Gedanken. Sie wurden wieder unter ſich einig, und was die Furcht vor überirdiſchen Mächten anlangte, ſo legten ſie ſich auf Unterhandlungen mit dem Himmel. Sieh die Linde und unter ihrem Blätterdach das ſteinerne Crucifix, ſagte Werner bei Bergdorf, ſo verſtummelt und zertrümmert! Ich ar[illegible]be es hiermit feierlich: wird uns die heutige Nacht günſtig, in einigen Wochen ſteht hier ein neues Kreuz, nicht von gewöhnlichem Sandſtein wie das alte, ich ſage dir, Schulten,

vom allerfeinſten Marmor! Schulten drückte dem Werner die Hand zum Wahrzeichen, daß Beide ſich Punkt 10 Uhr dennoch heute Abend an dieſer Stelle treffen wollten, um gemeinſchaftlich nach dem Schatze zu graben. Ich beſitze eine Reliquie von einem Heiligen, ſagte Werner, die bringe ich mit; vergiß du nicht den Palmenzweig, die geſegnete Kerze und das Weihwaſſer!

Sei unbekümmert darum, ſagte Schulten, auch an das Gebet zum Heiligen Antonius für verlorenes Gut werde ich denken! Alſo Punkt zehn Uhr!

Beide ſchüttelten und drückten ſich noch einmal die Hände und trennten ſich. Schulten ging links ins Gehege und Werner bog rechts ab auf einem Umwege durch die Saat. Sie wollten nicht zuſammen und auf einer Straße ins Dorf Altenberge zurückkommen, um nicht die Lippen der Nachbarſchaft in argwöhniſche Bewegung zu ſetzen.

Gertrud ſaß allein im Mondenſchein vor der Hausthür und ſchaute in die Straße entlang. Vom Abendbrote hatte ſie noch nichts geſchmeckt. Endlich kam Schulten. Gertrud freute ſich lautauf. Wie Beide nun in ehelicher Gemütlichkeit zu Tiſche ſaßen, betrachtete Gertrud ſorgfältig ihren Mann, der inzwiſchen wacker ſich ſtärkte. Ja, ja, ſagte Schulten, kannſt du es nicht in meiner Miene leſen, daß ich für heute noch dem Glück tief in den Schoos greifen werde für uns und unſere zehnfache Nachkommenſchaft! Wenn du ſatt biſt, hole mir doch einen Palmenzweig aus dem Garten und fülle mir ein Fläſchchen mit Weihwaſſer! Das kräftige Gebet zum Heiligen Antonius, weißt du, liebe Frau, möcht' ich auch gern haben!

Gertrud lächelte und ſprach: Willſt du ſo ſpät am Abend noch heilig werden? Ich denke, wir legen uns zur Ruhe.

Ruhe? wiederholte Schulten: ruhen kann ich lange genug, wenn ich tot bin; ſogleich wird wieder gegriffen!

In die Nacht hinein? erſchrak Gertrud. Weißt du nicht das Unglück von Bergdorf? Der Müller iſt noch immer nicht gefunden.

Laß dein Klagen, liebe Gertrud, ſagte Schulten und ſtand vom Tiſche auf, morgen verkaufe ich mein Mobil und Immobil und ziehe mit meiner Familie in die weite Welt!

Und als nun ſein Mund endlich das Geheimniß von dem verborgenen Schatze, an dem ſie in der Sonntagfrühe immer ſonſt immer zu graben pflegten, offenbarte, war Gertrud ganz zufrieden und einverſtanden mit ihrem Manne. Sie beſorgte ſogleich den Palmenzweig, holte Weihwaſſer und ſuchte das Gebet zum Heiligen Antonius. Dann umhalſte ſie ihren reiſefertigen Mann und bat ihn, doch ja nicht den beſtimmten Zeitpunkt zu verfehlen. Schulten drückte ihr die Hände und ſagte in ſeiner überglücklichen Herzensaufwallung: Morgen früh wecke ich dich mit einem Millionärkuß.

Nach längerer Wanderung ſtanden Werner und Schulten mit Hacke und Grabſcheit in der aufgewühlten Schatzgrube, zündeten die geſegneten Kerzen an, beſprengten die Erde mit Weihwaſſer, ſprachen andächtig das Gebet zum Heiligen Antonius und küßten empfindungsvoll die mitgebrachte Reliquie. Mit betrunkenen ſie einer übernatürlichen Stärkung in der nächtlich-unheimlichen Waldung, über die der Mond ſein Licht ſo geiſterhaft ausgegoſſen. Das tiefe Schweigen der Natur ſpannte die Nerven ſo empfindſam an, daß bei dem leiſeſten Blätterrauſchen die Einbildungskraft der Schatzgräber ſich mit den ſchrecklichſten Bildern, ja mit dem lebendigen Teufel anfüllte. Muth! ſagte Werner, wir wollen deinem Vetter beweiſen, daß wir keine Haſen ſind!

Beide ſchwiegen dann und hackten nach Herzensluſt die Erde auf. Mit jedem Schlage erweiterten und regten ſich ihre Seelen mächtig zuſammen in Furcht und Hoffnung. Kreistörmig wurde die Erde geöffnet und fortwährend geſegnetes Waſſer, das von den brennenden Kerzen floß, in die Grube getröpfelt. Auch wurde das Weihwaſſer nicht vergeſſen. Auf dieſe Weiſe glaubten ſie die Gewalt der böſen Schatzgeiſter gezügelt

Drei Fuß tief waren sie schon in die Erde gedrungen, als Werner vor Verwunderung ausrief: Was ist das? Ein Schlüssel! Richtig! sagte Schulten, wahrscheinlich der Vorkäufer zur Geldkiste. Nun wurden sie wieder stumm und hackten um so rüstiger. Nach einer Weile rief Schulten, indem er einen dunkeln Gegenstand emporhielt: Was ist denn das? Ein Stiefel! — Und hier das Gegenpaar! bemerkte Werner. Es waren wirklich zwei Stiefel, einer zum rechten und einer zum linken Fuß. Komisch war der Fund und doch höchst unheimlich. Das ängstliche Gefühl suchten sie durch fleißiges Nachgraben zu unterdrücken. Nach einer Weile rief Schulten wieder: Was ist aber das? Werner zog mit der Hacke ein Stück Leinwand aus der Erdscholle hervor. Mit zitternden Händen und pochungsvollen Herzen breiteten Schulten und Werner den Gegenstand am Kerzenlicht aus und erkannten in ihm ein blutbeflecktes Hemde. Da zog es ihnen schauerlich durchs Mark, als hätten sie ein Leichentuch entfaltet. Der ganze Wald schwankte vor ihren erschrockenen Augen und schien ein frischer Gottesacker; die Bäume wurden Kreuze und die grauen Nebelstreifen schwebten wie Geister von Verstorbenen über Gesträuch und Gräser. Das Flattern eines Vogels, der Uhuruf und das Rauschen des Laubes vollendete das Angstgemälde der Schatzgräber. Sie waren zu beklommen, das Hemde länger zu beschauen, und auch zu bange, ein paar Worte zu wechseln. Alles wurde fabelhaft und schrecklich um sie her; sie getrauten sich die Lichter und den Palmenzweig, sogar sich selbst nicht mehr zu berühren. Beide hätten so gern auf der Stelle die Flucht ergriffen, aber Einer schämte sich, dem Andern zu sagen. So standen sie bleich und regungslos in der kühlen Grube, als wäre das Jüngste Gericht über sie. Und in diesem Augenblicke rauschte es in einiger Entfernung im nachbarlichen Gehölz und deutlicher wurden die Tritte eines Ankommenden. Dies Zusammen, das Finden einer Leiche traf grauenhaft zusammen. Es elektrisirte sie, und wie von unsichtbarer Hand gepeitscht, entflohen sie und rannten ins Dickicht.

Von jedem Zweig, der rauschte, sprang ein Geist ihnen entgegen. Sie kamen aus einander, rannten, verloren sich, wer war glücklicher als Schulten an der Thür seines Hauses! Als er diese aufschloß, kam ihm Gertrud lächelnd entgegen und blieb eine Weile stumm vor Schulten stehen. Schulten ging stumm ins Wohnzimmer und Gertrud folgte ihm mit den Worten: Nun, Schulten, du läßt mich lange auf den Millionärkuß warten! Wo ist dein Freund Werner und der Schatz? O, ich habe einen wunderschönen Traum gehabt, den kannst du jetzt wahr machen! Was ist dir, Schulten? Ich höre dein Herzklopfen! Schulten athmete tief auf, umarmte seine Frau und sagte: Bedränge mich nicht mit Fragen! Du bist und bleibst mir der liebste Schatz auf der Welt!.. Darüber klopfte Jemand an die Fensterladen und rief: Macht auf! Gott, seufzte Schulten in Gertrud's Armen, Tod oder Polizei! Beim zweiten Klopfen und Rufen wollte Gertrud das Haus nicht um Alles in der Welt nicht! bat Schulten; ich werde verfolgt, in Ketten gelegt! Da ließ Gertrud erschrocken den Mann aus den Armen. Wiederum klopfte es und eine Stimme wurde deutlich: Ich bin es, dein Vetter Strahl, mach' auf! Bleib hier, sagte Gertrud zu Schulten, es ist Strahl, ich will ihm die Thür öffnen! Bleich und keuchend trat Strahl ins Zimmer. Sein erstes Wort war: Waret ihr, du und Werner, doch an Schatz?

Schulten mußte es bejahen.

Strahl warf eine Summe Geldes auf den Tisch. Gertrud, die aufschrieen, fiel beim Anblicken des Geldes: Wir, der Schatz ist gefunden?

Von mir nicht' bemerkte Schulten erstaunt.

Auch von mir nicht' sagte Strahl stöhnend. Das Geld ist dir und Gertrud geschenkt — aber schweigt auf ewig! Lebt wohl! — bald schreibe ich —

Damit suchte Strahl die Hausthür. Schulten folgte und draußen sagte ihm Strahl unter Thränen:

Ich bin ein Mörder! Den Müller von Borghorſt, den man ſeit acht Tagen ſucht, hab' ich unglücklicher erſchlagen. Ich hatte immer einen Streit mit ihm um unſere Grenze, proceſſirte, verlor, begegnete ihm einſam auf dem Felde, wir erzürnten, ſchmähten uns, ich ergrimmte und erſchlug ihn.

Am folgenden Morgen hielt die Polizei Unterſuchung. Schulten und Werner wurden ihrer nächtlichen Gänge wegen eingezogen, die Leiche im Walde war gefunden. Erſt als er Straht in Sicherheit wußte, geſtand Schulten. Das Geld, das Straht ihm übergeben, kam an die Hinterlaſſenen des Müllers.

Straht ſoll in Amerika ſein. Schulten und Werner werden wol keinen Schatz mehr ſuchen, wenn auch der merkwürdige Fund, den das Schickſal ihnen beſcherte, nicht geeignet ſein dürfte, in Weſtfalen die noch immer lebhafte Neigung zum Schatzgraben ganz auszurotten.

W. Maassen.

Eine Maſchinenfabrik.

II.

Am Ausgange der durchwanderten Räume ſehen wir eine Glocke, die von den verſchiedenen Arbeitsräumen aus, denen die Dampfmaſchine ihre Bewegung mittheilt, geläutet werden kann. Sie dient dazu, dem Wärter das Signal zum ſchnellen Anhalten der Maſchine bei etwaigen Störungen im Zeuge oder bei Unglücksfällen zu geben. Leider wird ſie immer zu ſpät geläutet. Verſtümmelungen, Unglücksfälle, die den Tod zur Folge haben, ſind häufig genug. Erſt den Tag vor unſerm Beſuche verunglückte ein ſchon viele Jahre der Fabrik angehörender braver und beliebter Arbeiter. Er wurde von einem Treibriemen erfaßt, zwei mal an die Decke geſchleudert, er fiel gräßlich zerquetſcht und entſtellt todt zu Boden. Morgen ſollte er beerdigt werden und die Fabrik wird dann auf einige Stunden geſchloſſen ſein, da der Fabrikherr, die Werkmeiſter, das Comtoirperſonal, Alle, ohne Ausnahme, dem Sarge des Unglücklichen zum Friedhofe folgen werden.

Die Reparatur iſt vollendet. Der Wärter gibt das Signal, öffnet das Ventil und wiederum ſetzt ſich das Werk in Bewegung. Wir verlaſſen den Maſchinenraum und treten in die Schloſſerwerkſtatt.

Es iſt dies ein ebenfalls gutgeheizter, geteilter Saal. Längs der Fenſter zu beiden Seiten deſſelben ſind Arbeitstiſche und an dieſen Schraubſtöcke angebracht. Der mittlere Raum wird zur Aufſtellung der bereits fertigen ſchweren Maſchinentheile benutzt. Die Schraubſtöcke ſind meiſt mit Arbeitern zünftiger Gewerbe, als Schloſſer, Zeugſchmiede u. ſ. w., beſetzt, ſie gehören meiſt dem Jünglingsalter an; nur wenige Aeltere bemerken wir unter ihnen. Anders iſt dies bei den Arbeitern in dem großen Drehſaale, den wir zuerſt beſichtigten; dieſe ſind meiſt verheirathet, gewöhnlich herabgekommene Weber oder Strumpfwirker, Drucker u. ſ. w., die ſich hierher flüchten, wo ſie, nachdem ſie die Arbeit des Drehens und Bohrens bald erlernt, ſich dabei beſſer befinden und mehr Geld verdienen als bei ihrer ſo viel phyſiſche Kraft und Ausdauer erfordernden, frühern Arbeit, von der ſie dann hier gleichſam ausruhen. Wir wollen zur Schloſſerwerkſtatt zurückkehren. Ein neuer zünftiger Arbeiter, ein junger Schloſſergeſell, iſt angekommen. Die Genoſſen betrachten ihn neugierig und muſternd. Er empfängt ſoeben vom Werkmeiſter die Anweiſung zur Arbeit, ebenſo auch einen Schlüſſel, mit dem er einen Schrank oder Kaſten öffnet, der das für ihn beſtimmte Werkzeug enthält, welches er nach der in dem beiliegenden Buche enthaltenen Inſtruction bei ſeinem etwaigen Abgange vollzählig wieder zu übergeben hat. Auch hat er nach der Beſtimmung des Buchs jeden Abend oder überhaupt nach Schluß jeder Arbeitszeit den zum Arbeiten benutzten Platz ſorgfältig zu reinigen und ſich nur lediglich ſeines Werkzeugs zu bedienen. Der Neuling muß ſich, hörten wir, wenn er

Kaſſe iſt, zum nächſten Frühſtück oder im andern Falle nach dem nächſten Lohntage
ch ein kleines Tractament in die Gunſt ſeiner Collegen einkaufen, was er nicht unter
u darf, um nicht etwa allerlei Neckereien oder wol auch ernſtlichere Erinnerungen daran
erfahren. Außerdem hat er auch noch auf der Herberge den ſich dort regelmäßig ver
meldenden übrigen im Orte arbeitenden Genoſſen bei Gelegenheit ſeinen „Einſtand“ zu
en, deren gewöhnlich mehre auf einmal gegeben werden.

Wir wollen die Urſachen des betäubenden Getöſes, das uns auch hier umgibt, zu
teln ſuchen. Da ſehen wir gleich nicht vor uns einige Arbeiter beſchäftigt, von groben
iſernen Platten nach vorgezeichneten Strichen das überflüſſige Eiſen durch kräftige Schläge
die Meißel zu entfernen. Die Nächſten ſchneiden mit Kluppen Gewinde auf Bolzen,
ere treiben die Köpfe der Bolzen nach dem Winkelmaße genau ſechseckig. Ein Dritter
ibet mit einem Stahlbohrer Gewinde in Mutterſchrauben, deren viele Hunderte auf
ait vor ihm auf dem Tiſche liegen. Ein Arbeiter feilt die Zähne eines großen Kamm
genau nach der auf der Phaſe deſſelben angebrachten Vorzeichnung. Mehre bohren
ls einfacher Handbohrmaſchinen kleine Löcher in Meſſingblättchen. Ein Dritter ſchleift
meſſingenen, ein Vierter gleich neben ihm einen größern eiſernen Waſſerhahn luftdicht
umen. Einige Arbeiter ſetzen in dem mittlern Raume des Saals fertige Maſchinen
zuſammen. Wo man nur hinſieht, Geſchäftigkeit und geräuſchvolles Leben.

Wir verlaſſen dieſe Werkſtatt und kommen über eine Treppe in den obern Theil.
Wir treten ein. Ein Getöſe anderer Art empfängt uns hier. Der Fußboden zit
unter unſern Füßen, die vielen (es ſind wol an zwanzig und auch wol mehr) Dreh
bewegen ſich viel ſchneller und mit viel größerm Geräuſch als die großen Hülfs
nen des Drehſaals im Erdgeſchoß, über dem wir uns ſoeben befinden. Faſt blitz
drehen ſich die verſchiedenen Spindeln, Räder und Scheiben und ein immerwährender
g wird uns von ihnen angeweht. Die Maſchinentheile, die wir hier aufgeſpannt ſin
werden alle „aus freier Hand“ bearbeitet, der Arbeiter reicht mit langen in hölzerne
(Hefte) eingeſchlagenen Haken das Eiſen oder den durch Ausglühen erweichten Stahl
unt polirt das Stück, nachdem es die erforderliche Façon erlangt, mit Oel und feinem
ſtgel blank. Hierauf entfernt er es aus der Drehbank und erſetzt es durch ein an
nach unbearbeitetes, deren ihm mehre von einem andern weniger beſchäftigten Arbeiter
„vorgerichtet“ überbracht werden. Dieſe Arbeit iſt auf allen Drehbänken mit mehr
weniger Abweichung je nach Verſchiedenheit der Maſſe und der Größe des bearbeiteten
dieſelbe. Ebenſo wie in der Schießgewehrwerkſtatt ſind auch hier meiſt jüngſtige Arbeiter
Lehrer) thätig, denen die Arbeiten, mit wenig Ausnahmen, in Accord gegeben werden.
ſie, wenn ſie fleißig ſind, guten Verdienſt haben. Am Ende des Saals befindet ſich
immer des Werkmeiſters, es gleicht mehr einer Waarenniederlage, einem Vorraths
n. Neben dem mit Zeichnungen und Büchern bedeckten Schreibpulte ſehen wir in
denen an der Wand angebrachten Fächern bereits fertige, kleinere Maſchinentheile,
auch Vorräthe von Feilen und andern Werkzeugſtücken aller Art, große Rollen
rmen und Schnuren. An einer andern Stelle ſind verbrauchte Gegenſtände aufge
Die Thür, die unmittelbar in den Drehergaal führt, iſt mit einem Glasfenſter
, wodurch der Werkmeiſter das Ganze überſehen kann, um die Arbeiter unbemerkt
beobachten, dann und wann tritt er wol ſchnell und unerwartet von irgend einer andern
n den Saal, die Trägen und Plaudernden überraſchend. Sein Auftreten allein,
ſt, genügt den Arbeitern zur Ordnung zurückzuführen. Der Werkmeiſter ſteht durch
ſ Benehmen und durch ſeine Nachſicht in großer Achtung bei den Arbeitern, die
zu ſchätzen wiſſen; nur äußerſt ſelten wagt es ein Widerſpenſtiger ihm zu trotzen,
wöhnlich auch die ſofortige Entlaſſung aus der Fabrik zur Folge hat. Die Ar
nd ſchon durch den „Accord“ angefeuert fleißig zu ſein, es kommen daher ſie

rungen selten vor, stets sieht man sie Alle aufmerksam mit ihren Arbeiten beschäftigt, die dies bei der Genauigkeit und Accuratesse, sowie der großen Vorsicht wegen, auch vollständig erfodern.

Auf einer Wendeltreppe dicht neben der Stube des Werkmeisters kommen wir zur Tischlerwerkstatt. Hier sehen wir an verschiedenen in dem langen Saale aufgestellten Hobelbänken die Holzmodelle fertigen, die dann später in der Gießerei in den Formsand abgedrückt werden. Sie werden genau nach den vorgelegten Zeichnungen gearbeitet, dann mit Glaspapier geglättet, auch lackirt, damit sich der Formensand beim Ausheben des Modells nicht daran hänge und so die Form wieder zerreiße. Sie sind je nach der Construction und nach dem Gewichte des Maschinentheils in mehre Theile auseinanderzulegen. Die runden Theile daran werden von einem Holzdrechsler, dessen Drehbank am untern Ende des Saals sich befindet, gefertigt. Die Vorarbeiten, d. h. das Trennen der starken Bretter und Bretstücke, bewerkstelligt man auf einer großen Gatter- oder Kreissäge, die, in der Mitte des Saals durch Dampfkraft bewegt, mit großer Schnelligkeit und Zeitersparniß Holzstücke von vielleicht vier bis fünf Zoll Stärke und sieben Ellen Länge in wenigen Minuten durchschneidet, die ihr auf einem mit Eisenstreifen beschlagenen Tische entgegengeschoben werden. Wenn die Modelle fertig sind, werden sie, insofern sie Eigenthum der Fabrik bleiben, mit Nummern und Buchstaben versehen und diese Nummern in Bücher eingetragen, die Modelle aber nach Gebrauch in einem bestimmten Saale aufbewahrt, aus dem sie bei etwaigem weitern Gebrauche wieder entnommen werden, wozu die in dem Register verzeichneten Nummern und Buchstaben die sichere Anleitung geben.

Wir entfernen uns aus der Tischlerwerkstatt und durchschreiten einen nebenan gelegenen Saal, in welchem bereits vollendete Maschinen zusammengestellt und nach vorhergehender genauer Prüfung verpackt werden. Es stehen noch einige derselben vor uns. Wir haben so Gelegenheit, die wahrhaft sinnreichen Constructionen derselben, welche von Jahr zu Jahr zu verbessern man sich bestrebt, sowie die elegante Ausführung daran zu bewundern.

Im Erdgeschoß angelangt, sehen wir noch das neben dem Comptoir gelegene „technische Bureau", in welchem sieben bis acht junge Leute, angehende Techniker, deren auch einige in den verschiedenen Werkstätten praktisch arbeiten, hier mit Fertigung von Zeichnungen beschäftigt sind. Sie stehen, wie überhaupt das Ganze, unter Leitung eines technischen Directors, der den verschiedenen Werkmeistern seine Instructionen ertheilt. Wir treten, nachdem wir unser Scherflein in die zur Seite der Comptoirthür angebrachte Blechbüchse, mit der Ueberschrift „Zur Krankenkasse", gelegt haben, in den Hof. Hier werden eben große Kisten und gut in Stroh und Leinwand emballirte Maschinen und Maschinentheile auf Lastwagen entfernt, wahrscheinlich sollen sie der Eisenbahn zur Versendung überliefert werden.

Vor den verschiedenen Eingangsthüren entdecken wir jetzt Frauen und Kinder mit Körben oder in Tücher gebundenen, rauchenden Töpfen und Schüsseln harrend stehen. Es ist kurz vor 12 Uhr. Es ertönt das von den hungrigen Arbeitern sehnlich erwartete Signal. Die Thüren öffnen sich und speien gleich aufgezogenen Schleusen die größte Zahl der Arbeiter aus, die eilenden Schritts sich durch das Hofthor drängend in ihre verschiedenen, meist nahen Wohnungen sich begeben. Die entfernter Wohnenden aber sowie die Verheiratheten bleiben meist des Mittags zurück. Die harrenden Weiber und Kinder haben sich mühsam durch die ihnen entgegenströmenden Arbeiter einen Weg in die jetzt ruhig und still gewordenen Räume gebahnt, um ihren Männern, Vätern oder Brüdern das Mittagessen zu überbringen und es auch gemeinschaftlich mit ihnen hier zu verzehren.

Am Nachmittage nahm ich noch die von dem Hauptgebäude seitwärts gelegene Gießerei in Augenschein. Es war 4 Uhr und diesmal schon dunkel geworden. Die Arbeiter im Innern der uns bereits bekannten Räume haben ihre Lampen wieder angezündet. Das

Ganze gleicht einer großartigen Illumination und bietet einen äußerst imposanten Anblick dar. Wir wenden uns jetzt links und stehen nach wenigen Schritten am Eingange der Eisengießerei, die sich uns schon von Ferne durch die aus den Oefen hoch in die Lüfte schlagenden Flammen kenntlich machte. Viele geschwärzte Gestalten mit Lampen in der Hand sind hier beschäftigt, hölzerne und eiserne Formenkasten hin- und herzutragen. Modelle liegen auf den Arbeitstischen umher. Einige drücken eben noch Modelle in den Sand und glätten, nachdem das Modell wieder vorsichtig herausgehoben, die rauhen Stellen mit kleinen stählernen Instrumenten. Dann wird die Decke des Formenkastens aufgesetzt und ein oder mehre Löcher zum Einguß angebracht. Zum Transport großer und schwerer Formenkasten sind zwei große massive Krahne angebracht, vermittels welcher die Kästen an einer durch eine Winde aufgerollten Kette leicht ausgehoben und bei Seite gebracht werden. Vier hohe cylindrisch gebaute Oefen sehen wir vor uns stehen, mit eisernen Reifen umschlossen, in denen abwechselnd die zum „Gießen" bestimmte Masse geschmolzen wird. Heute sind deren, da ein sehr großes Stück von bedeutendem Gewicht gegossen werden soll, zwei im Gange. Ein Arbeiter hat bereits, auf einer am obern Theile der Oefen angebrachten Galerie stehend, die Oefen mit zerschlagenen Roheisenstücken und dann und wann auch mit „Bruch" (Abfall von bereits gegossenen Eisentheilen) gefüllt, was schichtweise mit Aufschüttung von gleichen Quantitäten bereits vorher abgewogener Coaks geschieht. Die Ventile des durch eine zweite Dampfmaschine bewegten Cylindergebläses sind geöffnet und der starke Luftzug strömt in ein ungefähr in der halben Höhe des Ofens angebrachtes Loch und glüht so die durch anfangs auf dem Grund des Ofens durch Holz in Brand gesetzte schwere Masse. Sie ist jetzt flüssig genug, um sie zu gebrauchen. Der Gießmeister schlägt nun mit einem spitzigen Eisenstabe, einer Art Brecheisen, ein Loch in die mit Lehm verstopfte Ausflußöffnung und blitzschnell strömt die rothglühende Masse in die vorher schon heißgemachten Kellen, das Ganze magisch beleuchtend. Die Kellen werden immer, nachdem sie gefüllt, von je zwei Arbeitern über die betreffenden Formenkasten gebracht und dort die Masse vorsichtig ausgegossen. Nach und nach sind in kleinern oder größern Pausen die verschiedenen Formen auf diese Weise gefüllt. Jetzt bleibt nur noch die große vor den zweiten Ofen in die Erde vergrabene Form, welche in einem an dem Gebäude angebauten Raume aus Lehm gefertigt wurde, zu füllen. Der Ofen wird geöffnet und abermals läuft der diesmal starke Strom über eine mit Formsand bestreute Rinne durch ein kesselartiges Loch in die Versenkung. Erwartungsvoll stehen Meister und Gehülfen, ganz en miniature nach Schiller's „Glocke", in Gruppen umher, von der Glut der Masse malerisch beleuchtet. Ist der Guß gelungen, dann haben alle guten Lohn für ihre schwere Arbeit, wo nicht, so muß sie von neuem begonnen werden und Mühe, Heizung und Zeitaufwand war nutzlos gewesen. Mittlerweile sind die zuerst gegossenen Stücke aus den Formen genommen und zum schnellern Erkalten ins Freie an die Luft gebracht worden. Nach und nach geschieht dies auch mit den übrigen; die schadhaften werden zerschlagen und, wie erwähnt, den nächsten Tag als „Bruch" wieder in den Ofen geworfen. Die brauchbaren werden den „Putzern" zum Reinigen übergeben, die sie sodann zum Abdrehen, Hobeln, Bohren u. s. w. in die betreffenden Werkstätten oder in das Vorrathsmagazin abliefern. Die Schlacken werden aus dem Ofen gezogen und gelöscht, der Formsand auf verschiedene Haufen aufgehäuft, weil auch durch Begießen mit Wasser abgekühlt.

Nachdem wir uns so mit den einzelnen Verrichtungen und mit den Arbeitern selbst bekannt gemacht, können wir beurtheilen, welchen ungeheuren Bedarf an Material aller Art, Kohlen, Eisen, Stahl, Holz u. s. w., eine solche Fabrik nöthig hat, welche massenhafte Production von Maschinen selbst stattfindet, da in dem Orte, von dem wir reden, sich allein vierzehn mehr oder weniger große Fabriken dieser Art befinden, die wöchentlich durchschnittlich einige dreißig Tausend Thaler nur allein Arbeitslohn an ihre Leute aus-

zahlen, die Kosten für das erwähnte bedeutende Material ungerechnet, die wol eine gleiche Summe erreichen dürften. Durch die Arbeiter fließt der Stadt auf diese Weise eine bedeutende Summe zu. Die Ausgaben der Arbeiter, selbst für Logis, Kost u. s. w., sind in neuerer Zeit durch die enorm gestiegenen Preise vermehrt und nur wenig bleibt ihnen übrig. Ihre Wohnungen sind oft nicht die besten. Da sie natürlich gern möglichst nahe der Fabrik wohnen, so kommt es oft vor, daß deren zwölf bis vierzehn in Einem Hause wohnen, ja wir erfahren von einem Hause mit nur einem Stockwerk und vierzehn Fenstern Front, in welchem bei nur drei Familien fünfundzwanzig unverheirathete Fabrikarbeiter förmlich eingepfercht logirten. Es scheint unglaublich, war aber verbürgt. Wer nur irgend kann „nimmt Leute ins Logis“, wie es heißt, um etwas zu verdienen, denn allerdings müssen diese Leute für die oft sehr schlechte Kost und das noch schlechtere Logis bei der bedeutenden Nachfrage gewiß hohe Preise zahlen, sodaß die Logiswirthe, gewöhnlich Witwen, etwas verdienen und wie man zu sagen pflegt, „frei sitzen“. Wie es unter solchen Umständen mit der Sittlichkeit, mit der sonstigen Ordnung der unverheiratheten Arbeiter steht, läßt sich leicht erklären, die Verhältnisse lassen sich jedoch nur schwer ändern. Manche der günstigen Arbeiter befinden sich während des größten Theils der ihnen übrig bleibenden freien Zeit auf ihren Herbergen, wo sie den Rest ihres Verdienstes vertrinken und verspielen. Indeß ist dies in neuerer Zeit bei weitem nicht mehr in so hohem Grade der Fall wie früher. Die Arbeiter fangen an sich edler zu entwickeln und man findet manche von wirklich überraschender Bildung unter ihnen. Die Fabrikherren selbst haben dazu Anlaß gegeben, indem sie ihre Arbeiter dann und wann, namentlich in der neuesten Zeit, auf öffentlichen Orten um sich versammeln und ihnen dort Bälle oder Abendessen veranstalten, wo stets von Seiten der Arbeiter die beste Haltung beobachtet wurde. Es ist übrigens allgemein bekannt, daß die Verhältnisse der Maschinenfabrikarbeiter zu ihren Herren, wenigstens in dem Orte, von dem wir reden, ganz anderer Art sind als wie die der neulich in diesen Blättern geschilderten Arbeiter. Protestationen oder wol gar Forderungen, dem Herrn gegenüber, sind, wie wir bereits erwähnt, ohne Erfolg, und kommen in Maschinenfabriken wenig oder gar nicht vor, da ein Zusammenhalten der in ihren Specialitäten getrennten Arbeiter hier weniger stattfindet. G

Zur Beherzigung für Frauen.

Eine geistvolle Schriftstellerin, die sich sehr vortheilhaft von unsern gewöhnlichen Jüngerinnen der dichtenden Musen unterscheidet, ist Amely Bölte. Sie hat zwei größere Werke herausgegeben: „Bekenntnisbuch einer londoner Aegle“ und „Eine deutsche Palette in London“. Beide Werke haben viel Widerspruch, aber auch Anerkennung gefunden. In den Schilderungen londoner Sitten und Lebensweisen, englischer Charaktere und Lebensauffassungen ist ihr Verdienst unbestritten, doch muß man die Anerkennung, welche dieser Schriftstellerin zu zollen ist, auch ausdehnen auf einen ihr nachzurühmenden ernsten und herzhaftigen Eifer für ihre Ueberzeugungen auf dem Gebiete des Nachdenkens über Frauen- und Familienleben, Kindererziehung, allerlei praktische Welt- und Zeitauffassung. Wir sind nicht in der glücklichen Lage, mit der anregenden Schriftstellerin in allen Punkten übereinzustimmen, aber wir bäuchen der Wärme ihrer Empfindung, der starken Ueberzeugung ihres Gemüths und ihrem besten Willen, das Gute und Rechte zu erstreben, unsere Theilnahme nicht versagen. Amely Bölte führt eine schneidende Waffe, wie sie der zarten Frauenhand nicht immer so stehen mag, daß die Gesetze der Schönheit dabei gewahrt werden; aber was sie bekämpft, was sie zu fördern oder zu tilgen sich bemüht, ist ihr auch stets immer als ein nothwendiges Gut oder gefährliches Uebel erschienen. Schon

anche unſerer Mittheilungen über Frauenleben und häusliche Erziehung, die Anerkennung
funden zu haben ſcheinen, rührten aus nächſter Veranlaſſung von Amely Bölte her und
eder ſind wir in der Lage, in Nachſtehendem eine neue Probe ihrer ſcharfen und ſtrengen
Beurtheilung geben zu können. Sie ſchreibt uns gelegentlich:

In den Jahren 1819 und 1820 ſchrieb Thereſe Huber Manches über Frauen, ihre Stel
ng im häuslichen Leben und in der Geſellſchaft. Die Bilder, die ſie uns vorführet, ſind
ffend und wahr und leider der Gegenwart vollkommen entſprechend. Ein Zeitraum
n dreißig Jahren führte wol eine neue Generation herauf; das Kind wurde zum Mäd
n, ward Gattin und Mutter und die Begründerin neuer Geſchlechter; die Schulen haben
dieſem Zeitraume Fortſchritte gemacht, ausgezeichnete Lehrer leiten an den beſten derſel
die Studien der Mädchen, Engliſch und Franzöſiſch wird getrieben und die Muſik ge
rt, wie die Nahrung, zu ihrem Leben; der Staat ſogar hat den öffentlichen Schulen für
ädchen ſeine Aufmerkſamkeit geſchenkt und Examina beſtellt; die Geſellſchaft hat ſich
röhnt, größere Anforderungen an die Talente einer Frau zu machen; die Aeltern ver
ihen auf die Ausbildung der Töchter, was ihre Kräfte nur immer erlauben; und dennoch
ört die alte Klage und ihre Wiederholung thut ſogar mehr Noth denn je.

Was iſt Bildung? Harmoniſche Entwickelung des ganzen Menſchen, ſowol er in der
ge, welche ihm ſein Geſchick und ſein Talent zugewieſen, an dem rechten Platze ſteht
n kann ſeine Forderungen immer nur nach einem gewiſſen Mittelzuſtand einrichten. Bleiben
daher bei der Mittelclaſſe, dem Kern des Volks, ſtehen. Vor funfzig Jahren ſchaltete
einem ſolchen zur Mittelclaſſe gehörenden Hauſe die Frau fleißig und weiſe, war thätig
früh bis ſpät; ſie ſpann und half ſpinnen und weben; da wurde gebacken, geordnet,
ubert; nach des Tages Mühen ſah der Abend die Familie im wohnlichen Zimmer ver
melt, wo der Vater vielleicht aus einem Buche vorlas. Die heranwachſende Tochter ging
Mutter früh zur Hand, ſie kannte alle Schlüſſel, wußte alle Vorräthe zu finden und
Selbſtgefühl ſah ſie der Zeit entgegen, wo ſie, der Schule entnommen, allein den ganzen
shalt führen konnte. Nächſt der Mutter war ſie die wichtigſte Perſon im Haushalt.
Sie wandten ſich die Mägde; war Jene abweſend, blickten zu ihr die jüngern Geſchwiſter
ſuchten Rath, Troſt und Hülfe. Sie mußte ihnen mit ihrem Beiſpiele vorleuchten
fühlte ſie und machte darum über ſich ſelbſt. Sie kannte ſie der Achtung bedürftig ſein
e das goldene Bewußtſein, dieſe Achtung gewonnen zu haben, kannten; ſie übte Pflich
die Andern zum Nutzen gereichten.

Wie anders jetzt! Die Mutter geht in Geſellſchaften, der Vater in ſeinen Club,
Mägden iſt das Hausweſen, ſind die Kinder überlaſſen. Wenn die Tochter nur gehen
, wird ſie ſchon in die Schule geſandt, oft auch nur, damit ſie vom Hauſe entfernt iſt
unterbrochen beſucht ſie Schule, Claſſe auf Claſſe bis zu ihrem ſechzehnten Jahre.
dem Zwecke, einſt mit den erworbenen Talenten über ihre häusliche Lage ſo viel wie
ch — emporzuragen. Ihre ganze Erziehung zielt alſo auf Eitelkeit. Eitelkeit, ohne
chen eine traurige Mitgabe der Frauennatur, die immer Nachhülfe bedarf, wird der
ne Hebel der ganzen fernern Entwickelung. Die halbe Erziehung der Tochter begirbt
nur auf ſie, Niemand fodert etwas von ihr, Niemand macht Anſprüche an ſie. Wer
e ſie auch hören, wenn ſie ihre Talente übt! Fragt man ſie nach dem Zwecke aller
Anſtrengungen? Es iſt der Salon, die Geſellſchaft, die Möglichkeit, einen Gatten
winnen, der der höhern Sphäre angehört. Es findet ſich dann ein Auge, das auf
it Liebe ſieht. Das Auge iſt beſtochen. Es ſieht blendenden Schein, gemachte Ge
, Salonbildung. Der Arme! Unter zwanzig Ehen beruht in unſerer Zeit vielleicht
eine auf einer beſſern Baſis.

Ich will das Bild des Lebens, das in ſolchen Ehen dann ſich entwickelt, nicht auf
Es iſt zu unerquicklich. Kaum ein Jahr einer ſolchen Ehe und ihres iſt ein gegen

ſeitiges Ertragen das einzige Band. Kinder dienen, es leidlich zu ſchürzen. Der Kreislauf Deſſen, was die Aeltern erlebten, beginnt aufs neue. Die Mutter liebt die Kinder aus Inſtinct, aber ohne das Bewußtſein einer Verantwortlichkeit, einer moraliſchen Verpflichtung. Die lieben Kleinen werden wie die Aeltern, ja die Anſprüche ſteigern ſich, die Bedingungen treiben ſich immer höher hinauf. Sonſt war die Mutter eitel auf ſich, jetzt iſt ſie es noch auf ihre Kinder. Wie Noth thut da beſſere Erkenntniß! Ich will Müttern, welche dieſe Zeilen leſen, eine kleine Quelle derſelben eröffnen.

Es iſt: „Das Buch der Erziehung für denkende Frauen“ (Leipzig, Spamer).

Es enthält in der Abfaſſung von Denkſprüchen eine Anweiſung für Mütter, den Lebensmorgen ihrer Kinder vor ſchädlichen Eindrücken zu bewahren und der jungen Seele die Keime einzupflanzen, aus denen der ſittliche Menſch emporwachſe. Es läßt ſich annehmen, daß die Verfaſſerin eine Frau iſt; vielleicht und höchſt wahrſcheinlich hat ſie ſich ſelbſt ſchon viel mit Erziehung beſchäftigt; gar Manches von dem von ihr Geſagten muß aus dem Born der Erfahrung geſchöpft ſein, in dem ein friſcheres und reineres Lebenswaſſer quillt, als die bloße Theorie es reichen kann. In der Vorrede ſagt ſie: „Das Kind iſt bereits in ſeinem fünften Jahre im Beſitze aller geiſtigen Anlagen und im ſechsten iſt ſein Charakter faſt gebildet; dann hat die Mutter ihre Aufgabe gelöſt und übergebe den jungen Weltbürger der Schule.“ Hiergegen ließe ſich Einiges einwenden, beſonders im Bezug auf eine Entwickelung des Charakters, wovon meines Erachtens bei einem Kinde von ſechs Jahren keine Rede ſein kann. Goethe ſagte: „Es bildet ein Talent ſich in der Stille und ein Charakter in dem Strom der Welt.“ Warten wir alſo doch noch, bis das Leben als Bildungsſchule auftrete und laſſen wir das Kind einſtweilen als Kind und ohne dies ſeltene Prärogativ des Mannes aus ſeiner Spielſtube hervortreten und an einem Schultiſche Platz nehmen, wo es zum Erſte alle ſeine geiſtigen Anlagen darauf concentriren muß, die Elemente des Wiſſens zu faſſen.

Das genannte Buch iſt denkenden Frauen gewidmet. Denken gehört zur Erziehung. Eine junge Mutter, die nicht Denken gelernt hat, mag dies Buch zur Hand nehmen und es wird ſie nicht weiſer machen; ſie mag die 278 Sätze, die es enthält, auswendig lernen und im geeigneten Momente wird ihr doch der Spruch nicht einfallen, der dem vorkommenden Falle angemeſſen wäre. Das Geſchäft der Erziehung iſt ein überaus ſchweres. Es gehört dazu eine beſtändige Wachſamkeit über ſich ſelbſt, ein ſich Niegehenlaſſen vor dem Kinde, ein Beherrſchen jeder Laune, jedes unvorſichtigen Wortes. Welch einen Zwang muß die junge Mutter hierin finden, die in die Ehe hinein geflogen iſt, ohne eine der Pflichten zu bedenken, die ihrer warteten, ohne ſich auf eine der Pflichten vorzubereiten, die ihr die Natur als heilige Güter vermacht hat! So lange unſere ganze Erziehung noch zu zwecklos iſt, ſo lange ſie das Märchen nur für den Salon und nicht für die Familie bildet, ſo lange auch werden wir der denkenden Mütter nur wenige beſitzen, die ſich das Schapkäſtlein von Weisheit, das dies kleine Buch der Erziehung bietet, zu gute kommen laſſen können. Die Verfaſſerin hat es „den glücklichen Bürgern einer neuen Geſchlechts gewidmet“; alſo den Söhnen unſers Vaterlandes. Wie ſehr eine ſolche Wiedererſtehung des menſchlichen Geſchlechts zu wünſchen ſei, iſt nicht allein dadurch ausgeſprochen; auch neuere pädagogiſche Syſteme beweiſen ſchon dieſe Wichtigkeit der Ueberwachung des erſten Kindesalters. Sei hiermit jenes Büchlein und die Erziehung des Hauſes allen Müttern aufs wärmſte empfohlen!

Anregungen.

Blut iſt ein ganz beſonderer Saft.

„Blut iſt ein ganz beſonderer Saft!“ ſagt rbiſcheheles zu Faust. Der Ingredienz Blutes, der Verſucher zur Unterſchrift begehrte, iſt e Abſchlagszahlung auf das ganze Sein und en, denn die Quelle alles menſchlichen Seins Lebens, das ſich im Stoffwechſel täglich, ndlich erneut und verjüngt, iſt das Blut.

Das Blut wird bereitet in den Saugadern Lymphgefäßen, die allenthalben durch den rper ſich verzweigen, am zahlreichſten aber den Gedärmen entſpringen; in ihnen ſetzt der milchartige Speiſeſaft durch Zuziehung Eiſentheilen in Blut um. Das Blut ent- mmt in die Venen, die es dem rechten Herzen führen; von da ab geht es durch die Lungen- erien (Lungenpulsadern) zur Lunge, wo es ch den eingeathmeten Sauerſtoff ſich roſen- färbt. Von hier fließt es durch die Lungen- en der linken Herzkammer zu; dieſe entſendet durch Pulsadern, die ſich ſchließlich zu Haar- ßen verfeinern und netzförmig verſchlingen, ch den ganzen Körper, um Muskeln, Nerven Knochen zu ernähren. Von da aus geht vermiſcht mit neuem Blute aus den Lymph- ßen, durch die Körpervenen nach dem Herzen ück, wo es zunächſt den geſchilderten kleinen Weg ſchen Lunge und Herz beginnt, um dann frei- ergen durch den Körper aufs neue anzu- en. Wie wir ſahen, verjüngt der kleine Kreis- f das Blut durch die Athmung, die zugleich Lebenswärme erzeugt, während der große ſelauf den Körper ernährt. Schließlich zapft freilich das Blut auf ſeinen Wanderungen und entſchüpft in die Pfortader — im Un- ride —, um ſich dort von unnützen Schlacken reinigen.

Ohne Blut, ohne den Fett- und überhaupt ſtoffgehalt deſſelben keine Lebensflamme! Ohne t, ohne geſundes Blut keine Ernährung des pers zur Blüte und zum Wohlſein! Leider Blutarmuth eine ſehr weitverbreitete ankheit unſerer Tage. Die Laien, ja ur viele ältere Aerzte pflegen ſie nur da ver- zuſetzen, wo die äußern Häute und die Schleim- te entſchieden bleich ausſehen und wo man Geſicht ſchon für eine Wachsmaske zu hal- verſucht iſt. Aber die Blutarmuth oder chſucht erſcheint nicht immer in ſo ab- ckender, geſpenſtiſcher Form; manches helle dchen, deſſen Wangen wie „Milch und Blut“ ſehen, iſt dennoch mit dieſer Krankheit be- et. Nur dem aufmerkſamen und geübten bachter werden manche Stellen der Haut die Blutarmuth verrathen. Außerdem zeigt ſie ſich durch die Schlaffheit der Adern und Muskeln, durch Herzbeklemmung und Athembeſchwerde, durch Nervenzufälle (z. B. Kopfweh auf Einer Seite), endlich durch geſtörte Verdauung an. Wo dergleichen Erſcheinungen bei jungen Leuten ſich finden, da rathe man zunächſt auf Blutarmuth.

Die große Menge und viele ältere Aerzte mit ihr ſind der Meinung, die Bleichſucht wäre, namentlich bei Mädchen, eine Folge der Entwickelung. Dies iſt aber nur zuweilen der Fall. Meiſt war die Bleichſucht ſchon früher vorhanden, aber in geringerem Grade, ſodaß man nicht darauf merkte. Die Blutarmuth iſt in der Regel immer eine Wachsthumskrankheit, die im Gefolge der Pubertät nur erhöht und verſtärkt zur Erſcheinung kommt. Oft tritt ſie ſchon bei Säuglingen ein, die ſchlecht genährt werden und die beim Mangel ausgiebigen Blutes ſogar Hungers ſterben können. Später wird das Wachsthum gar häufig — ſei es aus Unvermögen oder Unverſtand — ſchlecht unterſtützt. Statt nahrhafter Koſt werden armen Kindern Kartoffeln, ſchlechte, ſchwere Brotſorten und Cichorienkaffee, reichen aber werden Leckereien verabreicht; wäſſerig, bloß fließt ihnen deshalb das Blut durch ihre Adern, und das zu einer Zeit, wo die Blutbildung doppelt bedeutſam iſt. Dazu kommt Brüten und Hocken in verdorbener Stubenluft, vielſtündiges Lernen in der Schule, das ſich meiſt auch nur auf ein „Stillſitzen“ reducirt. Und Stillſitzen iſt vielen Aeltern die höchſte Tugend der Kinder! Aus allen dieſen Veranlaſſungen zuſammen entſteht dann die Bleichſucht der Kinder, in deren Gefolge jene Krankheiten ſich zeigen, die man mit dem Namen der Skrophel- und Tuberkelſucht bezeichnet, Krankheiten, die auf die Schwindſucht führen. Die Erwachſenen ſorgen oft für ſich ſelbſt auch nicht beſſer; ſie können nicht oder wollen nicht; deshalb iſt auch unter ihnen die Blutarmuth häufig genug. Wie viele Mädchen und Frauen ziehen die in Thee oder Kaffee eingeweichten Backwaaren jeder andern Speiſe vor! Familien gibt es, die ein- mals auf Fleiſchgenuß ganz verzichten, nicht aus Armuth, ſondern aus Bequemlichkeit und falſch- verſtandener Diät oder wol gar Koketterie. Bei ihnen iſt es Sitte, alle zwei Stunden Mahlzeit zu halten, immer zu kauen, immer zu naſchen. Eine ganze Generation wird da im Keime verdorben. Ferner wird die Erfriſchung durch Luft vernachläſſigt. Sollen wir an die Bergleute erinnern, die fern vom Tageslichte bleich werden? Oder an die arme Spitzenklöpplerin in der dumpfe-

gen Stube, die von vier Familien bewohnt wird? Nur im Lichte, nur in frischer Luft gedeiht das blühende Roth der menschlichen Wange wie das frische Blattgrün der Pflanze. Sollen wir an den Gelehrten erinnern, der in „rein geistiger" Arbeit sein Leben verbockt? Das Blut nährt die Muskeln, aber die Bewegung und rührige Thätigkeit der Muskeln fördert zum Lohne dafür auch die Erzeugung und kräftige Entwickelung des Bluts. Wo aber bewegt der Stubenmensch die Muskeln, der höchstens an Sonn- und Feiertagen einmal in trüber Laune durch die Felder streift und da wie oft auch nur an der gemeinen Fröhlichkeit Anderer ein Aergerniß nimmt?

Es ist von großer Wichtigkeit, die Bleichsucht da, wo sie sich nicht durch grauenhafte wächserne Leichengesichter verräth, sicher zu erkennen. Es ist vorgekommen, daß Aerzte, durch Milch und Blut der Wangen getäuscht, gewisse Nervenzufälle, die aus Blutarmuth entstanden, durch Aderlaß haben heilen wollen. Professor Richter in Dresden, an dessen vortreffliche kleine Schrift: „Blutarmuth und Bleichsucht, die verbreitetsten Krankheiten unserer Zeit" (Zweite Auflage, Leipzig, Schlicke), wir diese Notizen anknüpfen, gibt als das beständigste Zeichen der Blutarmuth die sogenannten Nonnen- oder Kreiselgeräusche der Drosseladern (gewisser Venenadern am Halse) an, die mittels des Hörrohres bald wie das Summen eines Waldteufels, bald wie das Sausen des Windes oder wie das Sieden des Wassers, oft auch wie das Schwirren einer Klaviersaite vernommen werden. An diesen Erkennungsmittel der Krankheit schließen sich in Richter's klar und allgemeinverständlich abgefaßtem Buche Vorschläge zur Heilung derselben an. Arzneien (besonders die bekannten Eisengaben) sind zuweilen sehr rathsam; oft werden freilich Arzneien sogar zur Quelle der Bleichsucht. Das beste Mittel zur Verhütung der Blutarmuth oder zu ihrer Beseitigung im Entstehen ist gute Kost, sorgfältige Hautcultur, Bewegung in frischer Luft, vernünftiges — wo möglich ärztlich überwachtes — Turnen (nicht solches, das nur auf waghalsige Kunststücke ausgeht), endlich Pflege des Nervenlebens, namentlich auch durch eine Diät des Lernens und der Geistesthätigkeit. Leider muß der rationelle Arzt beklagen, daß die Leute weder an die eine noch an die andere Diät sich gern gewöhnen und nur wenig von einer vernünftigen Lebensweise, Wunderwirkungen dagegen von Arzneien zu erwarten geneigt sind. Der Arzt ist fast gezwungen, wenn er Ansehen und Geld erwerben will, Arzneien zu verschreiben. „Nur der rezeptverschreibende Arzt wird vom Publicum, wie es jetzt noch ist, bezahlt; der sittenverbessernde schadet nur sich und seinem Gewerbe, gerade wie ein Advocat, der den Leuten das Processiren als Thorheit ausreden wollte!" sagt der geistreiche Verfasser. Aber freilich, wenn auch die öffentliche Meinung in dieser Beziehung eine Wendung zum Bessern nähme, wenn auch die wohlhabenden Patienten alle vernünftig würden, was soll aus Denen werden, die nicht nur am Blute des Leibes, sondern auch am Blute des Verstehns, am Gelde arm sind? Reinlichkeit ist sehr theuer, frische Luft ist theuer, gute, nahrhafte Kost ist noch theurer. Da ist nur die öffentliche Gesundheitspflege im Stande zu helfen. Und daß sie dieses thue, daß der Staat die Gesundheit seiner Bürger pflege, wie ihren Glauben und ihr Recht, — dafür gibt unser Gewährsmann, der das Volk kennt und ein gründlicher Forscher in der medicinischen Statistik ist, Ermahnungen und Rathschläge, die ebenso edelgemeint als praktisch sind, wie uns hoffentlich eine bessere Zukunft lehren wird.

Wenn besseres und reicheres Blut in den Adern künftiger Geschlechter kreist, dann werden sie selbst besser, weiser und glücklicher sein. Man wittere hierin keine materialistisch-materialistische Ansicht! Es ist nicht beschämend für den Geist, einzugestehen, daß er vom Stoff aus gehoben und gekräftigt wird. Der Geist hat sich die Kenntniß des Bluts durch Beobachtung und Nachdenken erworben, er hat die Mittel erforscht, die das Blut bereichern und läutern, er vermag mit freiem Bewußtsein diese Mittel anzuwenden und sich damit den Körper zum würdigen Tempel zu erbauen. Vom Geist geht Alles aus, ihm frommt Alles zu; der Geist ist und bleibt die heilige Mitte im Kreislauf des Lebens.

Kleine Märtyrerschaften.

Nicht jedes kleine Unrecht, das dir geschieht, wehre mit Gewalt ab! Da die Menschen im Durchschnitt zwar nicht ganz gut, aber auch selten ganz schlecht sind, so darf man auf ein kleines Unrecht, das man erduldete, meist später eine bessere Besinnung bei Demjenigen hoffen, der es uns zufügte. Kommt diese Besinnung frei aus ihm selbst, so gewinnen wir oft in einem zweiten Falle weit mehr, als wenn wir den ersten zum Anlaß eines Streites gemacht und für die Zukunft uns bei ihm ein für alle mal auf ein schuldiges Pflichttheil gesetzt hätten.

Aus den Ehegeheimnissen.

Ein Mann erträgt von seiner Gattin Manchserlei, nur nicht, daß sie ihn erziehen will.

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 21.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Scheintodte.

Ein Geheimniß des Herzens

Vor kurzem in die Heimat zurückgekehrt, ſucht' ich eines Tags die Spielplätze der Kind
ſt, die ſo recht im Freien, fern der Stadt, bekundeten, wie halb unbewußt das Kind
immer offenen Arme der Natur entläuft. Die Welt unſerer Erinnerungen wird ſo
mannichfacher, es blühte darin ſo Vieles auf, ging ſo Vieles unter, aber an dieſen
liegt doch ein eigener Zauber, uns dünkt, als hätte damals und doch das reinſte Glück
gen. Beſonders lieb war mir und meinen Spielgenoſſen ein Graben, der die Frühjahrs
r der umliegenden Felder in den nahen Fluß leitete. Dorthin lenkte ich die Schritte.
er Graben zieht ſich an einem waldbewachſenen Berge hin; damals — ich will
rückreflectiren und frühere Tage mit angedichteten Empfindungen vergolden — er
ß nicht die romantiſche Lage des Bergs, von dem aus die ganze Stadt ſich wie
orama ausbreitet und gewiß einen freundlichen Anblick bietet, auch nicht das Säu
d Rauſchen des Waldes, der Eichendorff'ſche ſtille Wieſengrund; er war uns da
ur deshalb lieb und werth, weil er uns Holz zu unſern Mühlen lieferte, die wir
ßiger Geſchäftigkeit in unſerm Graben anlegten.

n ſtämmiger, robuſter Knabe, mit Namen Lilge, that ſich darin beſonders hervor,
die gangbarſten Mühlen und beanſpruchte daher auch das Recht, die Obermühle
u haben, was oft zu argem Conflict führte, wenn er uns durch „Schützen" das
Mahlwaſſer abzuſchneiden ſuchte. An ihn mußt' ich denken, und in die Sehnſucht
Kindheit mischte ſich noch ein anderes Gefühl: die Wehmuth um den fehlen-
und. Wir konnten traulich Hand in Hand dieſe goldenen Tage nicht mehr zurück.
Er war todt.

Jugendfreund iſt ein unendlicher Schatz; finden wir ihn nach langem Lebens
rber, dann quillt doppelt friſch und melodiſch die Erinnerung früherer Tage aus
em. Das Wiederfinden eines Jugendfreundes iſt ein lieblicher Schluß des Lebens;
es dünkt uns dann Alles, was da kam, ſo harmoniſch, ſo ineinanderſchließend,

weil wir an einem Herzen ruhen, das uns das reinste Verständniß unsers vergangenen Lebens gewähren kann.

Mein Genuß der Erinnerungen hatte eine Lücke durch das Hinscheiden des Freundes. Aus der Schule war er durch unsers Rectors Empfehlung, weil er ein offener Kopf war, zu einem Apotheker in die Lehre gekommen. Er hatte bereits ausgelernt, da erhielt ich plötzlich die Nachricht, daß er, wahrscheinlich am unvorsichtigen Einathmen von Gift, gestorben. Ich sah damals die Mutter wankend-gebrochen zum Begräbniß ihres Sohnes reisen, weiter erfuhr ich nichts mehr.

So in Gedanken versunken, wanderte ich der Stadt zu. Da kommt mir ein einsamer Waller entgegen. Ich blickte auf, und waren es die Gedanken an den gestorbenen Freund, die mich allzu lebhaft beschäftigt, oder war es ein Spiel der Natur, ich mußte, von der Aehnlichkeit des Fremden mit dem Gestorbenen frappirt, einen Augenblick stehen bleiben. Dieselben dunkel blitzenden Augen, die glatte Stirn und römische Nase, ja selbst der Gang erinnerte mich an meinen Freund. Nur das Haar des Fremden hing schlicht und schlohweiß um die Stirn, während sonst das braune Gesicht des Freundes ein glänzend schwarzes Haar umrahmte.

Der Fremde blickte ebenfalls auf und lag plötzlich mit einem Ausruf der Freude mir in den Armen. „Rudolf! Rudolf! erkennst du mich denn nicht oder willst du mich nicht erkennen? Ich bin ja Lillge — Heinrich Lillge!... Ich wich unwillkürlich, von dem Spotte oder dem Blödsinn des Fremden peinlich berührt, zurück und erwiderte: „Lillge ist todt — mein Herr — aber wer sind Sie? — ich finde —

Er schien betroffen, ließ die Arme sinken, strich dann die Haare von seiner Stirn zurück und sagte: „Kennst du die Schmarre nicht, die ich von unserm Mühlenbau da erhielt? Auch du willst mich nicht kennen? Ich fühl' es wol, wer einmal eingesargt, der darf nicht leben!

„Freund, ist es möglich, du lebst? Jetzt war es an mir, ihm meine Arme zu öffnen.

„So schauderst du nicht vor mir zurück, sagte er weich und rührend, du alter Getreuer, und ich kann meinen Schmerz endlich an einer empfindenden Brust ausweinen!...

„Aber sage mir nur, wie bist du vom Tode erstanden? rief ich aus, nachdem ich mich von meinem Erstaunen erholt.

„Alles sollst du wissen! unterbrach mich der Freund. „Laß uns wieder ins Freie wandern — nur nicht in die Stadt! Dort fühl' ich mich wie noch einmal begraben. Ich bin dem Tode entronnen und nur an diesem weißen Haar hat er mich gezeichnet.

„Du weißt, so erzählte nun der Freund, daß ich von der Schule sofort in jene Apotheke kam. Ich lernte und gewann mir das Vertrauen des Principals und, was mich noch unendlich mehr beseligte, die Liebe seiner Tochter, auf die der Vater mit bewilligenden Augen blickte. Was soll ich von diesen Tagen erzählen? Ich darf nicht an das Glück jener Stunden denken, denn es liegt zertrümmert... Eines Abends saß ich an der Seite meiner jungen Braut, wir malten uns ein zauberisches Stillleben; sie sang mir mit ihrer schmelzenden Stimme eins ihrer hübschen Lieder zum nahestehenden Klavier. Da traf es plötzlich meine Brust wie ein vernichtender kalter Schlag, der sich in starken Wellen über den übrigen Körper breitete und ihn völlig lähmte. Die Sprache versagte mir, eine Todeserstarrung folgte. Nur verworren sind die Bilder, die mir aus diesem Zustande geblieben. Ich fühlte nur noch die warme, helfenwollende Hand meiner Geliebten, die übrige Welt war mir verschleiert. Ich hatte nur ein halbes Bewußtsein... Man hielt mich für todt. Meine Braut wich nicht von meinem Lager — ich sah wie aus weiter Ferne ihr in Thränen gebadetes Antlitz, fühlte ihren brennenden Kuß, ihre Thränen auf meinen Lippen. Ich hätte aufschreien mögen und doch lag ich in Todesbanden gefesselt und mein Wollen machte sich wie mit Blei ausgegossenen Adern nicht flüssig. Glaube mir, Freund, das Leben ist kein Traum, denn der Tod, dieser Schlußstein desselben, ist rauhe, fürchterliche Wirklichkeit! So

heißt den Tod leben, dies bewußte Gelähmtsein des Körpers, dies vergebliche Ringen aus den eisernen Armen der Erstarrung. Ich fühlte, ein einziges Zucken der Lippe löste den Zauber, ließ mich wieder den lichten Tag des Lebens, den blauenden Himmel in den Augen meiner Geliebten finden und doch vermochte ich nichts über meinen Körper. Und sollte nun meine Braut sich nicht völlig aufreiben, dann mußte man mich schleunigst aus dem Hause und in eine Todtenstube am Kirchhof schaffen. Dank dieser Einrichtung wurde ich nicht lebendig begraben, wenn auch meine Hoffnungen, mein reichstes Lebensglück seit diesem Augenblick für immer eingesargt waren. Noch jetzt erbebt mein Inneres, wenn ich denke, daß mein Schicksal, lebendig begraben zu werden, an einem Haar hing; denn wir kennen noch nicht genau genug die Scheidelinie zwischen Tod und Leben; es ist ein eigenthümliches Spiel beider dunkeln Mächte. Schon die Farben des Regenbogens, die noch und nach den Körper des Todten wie ein Gruß aus fernen Welten überziehen, geben Zeugniß, daß im Reiche des Todes das Leben noch einmal alle seine Zauber und Geheimnisse vor uns aufzurollen sucht... Wie lange ich so gelegen habe, weiß ich nicht. Für mich gab es keine Zeit; jede Minute dehnte sich zu Ewigkeiten aus. Mir war's, als ob meine Seele bereits vom Körper getrennt und nur allein noch mittelbar die Eindrücke der äußern Welt empfinge. Vielleicht ist eben nur Gewohnheit und Erinnerung, was die Seele an den Körper bannt, und nur weil unser Träumen und Denken sich nie des Leibes ganz entäußern kann, leben wir fort... Endlich, endlich fühlte ich ein schwaches Rieseln durch meinen Körper, wie das eines Herbstnebels, der in einzelnen Tropfen geräuschlos zur Erde sinkt. Die Fessel sprang, eine leise zuckende Bewegung führte den Wärter herbei, ich war gerettet... Noch wurde mir damals diese Seligkeit des neukommenden Lebens nicht voll bewußt, aber jetzt, wenn ich wieder die warme, linde Luft athme, wenn mein Auge das Sonnenlicht trinkt, wenn ich das Blut in mir rollen und wogen fühle, da tritt mir erst das ganze, volle Glück des Lebens, des irdischen Athmens und Seins vor die Seele. Wir müssen krank gewesen, gestorben sein, um das Glück zu fühlen, das mit jedem Athemzug unsere Seele umspielt. Und für das Leben, für den Genuß des irdischen Seins bin ich ein Millionär geworden, denn ich habe den Werth jener kostbaren Perlen, die aus dem dunkeln Meere der Zeit heraustauchen und die man Stunden nennt, als göttlich Geschenk kennen gelernt; aber ich bin doch ein Bettler, denn ich verlor — ein Herz.

Mein Freund bebte. Ich mußte ihm Ruhe gönnen, bis er die Kraft besaß fortzufahren:

Ich genas langsam. Mein erster Ausgang, Monate nach meinem Unfall, war zu meiner Braut. Ich fand sie allein am Fenster sitzend, das Klavier war vor ihr aufgeschlagen. Ihren Liedern hatte ich so oft und gern gelauscht, unsere reinsten, glücklichsten Stunden waren die, in denen die Musik auf ihrem Melodienmeer uns zu fernen Zielen schaukelte. Mein Bild mochte ihr an der Seele vorübergiehen, die Musik hatte sie in ihre Sphären Geisterwelt aufgenommen und als sie aufblickte und mich sah, bebte sie, wie von unsichtbaren Mächten geschüttelt, zusammen. Sie konnte sich kaum erheben.

Wanda! sagte ich mit bebender Stimme, Wanda! ich lebe! Ich war nicht todt!

Sie ging auf mich zu, drückte mir die Hand. Sie sprach verlegen: Ich habe mich in eine andere, überirdische Welt gelebt und jede Faser meines Herzens hat sich losgerissen von dem Leben, um ganz dein, ewig dein zu sein, und meine Seele findet den Weg zum alten Glück nicht mehr zurück.

Geliebte, entgegnete ich erschreckend, wir wollen leben, ich will das neue Geschenk mit einem neuen Muthe genießen, sei wieder mein, mein Alles!... Ich wollte liebevoll mich neue auf sie zueilen, sie wandte sich, ich sah es, schaudernd von dem aus dem Grabe Erstandenen ab, sie fiel fast in Ohnmacht. Als sie sich erholt, sah ich wol, daß geheime Schauern vor Einem, der für immer geschieden, konnte sie trotz innerer Seelenkämpfe nicht

überwinden. Ich fühlte, das Band war zerrissen. O mein Gott, wie hab' ich gelitten!.. Mein Erscheinen unter den Lebenden war selbst dem Wesen, das mich geliebt hatte, grauenhaft, eine Scheidewand unnennbarer Stimmungen hatte sich zwischen uns gelegt... Ich reiste ab mit einem Herzen, das trotz aller neugewonnenen Lebenskraft sich nun erst recht nach dem Tode sehnte, der kalt und furchtbar schon mich angeweht. Das Leben, die Liebe, selbst ich bin mir wie eine fürchterliche Lüge.

Der Freund weinte in meinen Armen... Wie lange irrst du seitdem in der Fremde? fragte ich.

Beinahe ein Jahr.

So laß uns noch einmal hin zu Wanda, noch einmal die Frage an ihr Herz richten!

Lillge schüttelte wehmüthig verneinend das Haupt.

Du kennst noch nicht diesen Wunderbalsam der Zeit, wenn du nicht fühlst, daß sich auch die aufgeregten Wellen des Gemüths deiner Braut legen können! Laß uns hinpilgern, lauschen auf den ersten Sonnenstrahl, der nach dieser Grabesnacht von neuem heraufflammt! Und er kommt sicher, wie die Sonne wandellos ihre Bahnen geht! Komm, komm, mein Freund!

Nach manchem Hin- und Widerreden willigte Lillge in meinen Vorschlag. Wir reisten in einigen Tagen ab nach dem Wohnorte seiner Braut... Wir fanden sie gefährlich erkrankt. Dem Freunde ihres einst so theuern Heinrich öffnete sich die Thür. Ich fand eine zarte, gebrochene Frauengestalt. Auf ihrem Antlitz lag ein tiefer Hauch der Schwermuth. Sie streckte mir eine feine, seelische Hand entgegen und sprach: Bringen Sie Heinrich mit? Ich sehne mich, ihm noch einmal ins Auge zu schauen; ich habe viel gegen ihn verschuldet.

Ich eilte, den Freund zu holen. Welch ein Wiedersehen! Wanda's Seele schien sich neu zu beleben; sie richtete sich im Bett auf. Ein warmer Händedruck versöhnte, was ein unnennbares Etwas der menschlichen Seele verbrochen.

Ich habe dir wehe gethan, sprach sie mit erhöhter Stimme, als ich vor dir zurückschreckte; das Schicksal hat sich an mir gerächt. Der Tod, der mir in seinem Schein so fürchterlich gewesen, spann leise sich in mein Herz. Er ist nicht so schaurig, ich selbst blicke ihm ruhig jetzt ins Auge. Die Griechen haben Recht, es ist ein Genius mit gesenkter Fackel. Weil ich den Tod so verabscheut, den himmlischen Tod, mußte ich ihn lieben lernen. Ach, Heinrich, unser Leben ist das Blühen zum Tode! Langsam keimt die Blume aus uns empor, aber immer höher, immer mächtiger entfaltet sie sich, und wenn sie eben ihren Kelch erschließt und ihren ganzen Duft und Schmelz aufthut, dann entrücken uns unsichtbare Hände dieser Welt. Heinrich! Du fandest den Weg zum Leben wieder; ich hätte dich als eine Gottesoffenbarung bewundern, dich verehren sollen und schreckte vor dir. Vergib, vergib! Dir küßte er nur leise die Lippen, der freundliche Genius, und deine Liebe für mich entwand sich ihm, mir aber legte er die vernichtende Hand aufs Herz, ich muß ihm folgen, auf immer.

Wir widersprachen. Der Arzt tröstete. Nein, nein, du darfst nicht sterben! rief der Freund mit thränenerstickter Stimme.

Doch, doch! sagte sie. Sie sank vor Schwäche und Erschöpfung einige Augenblicke zurück und sanft war sie entschlummert.

Erst nach einer längern Trauer kehrte der Scheintodtgewesene ins volle Leben zurück. Er blickt zwar voll Wehmuth auf die Vergangenheit, voll Schmerz auf die dahingegangene Geliebte, aber das Wunder seiner Rettung war von der Hand eines gütigen, in unerforschliche Räthsel sich hüllenden Geschicks ganz erst jetzt vollzogen.

Wanda's Unvermögen, den vom Tode erstandenen Freund wieder mit alter Liebe umfangen zu können, ist ein seltsames Geheimniß der Natur und des Herzens.

Ueber den Taback.

Der Taback iſt in ſeinem Gebrauche und faſt ſchon in ſeinem Anbau ein Weltbürger g
worden. Culturhiſtoriſch bietet er die nicht alleinſtehende, aber merkwürdige Erſcheinung,
daß ein Gegenſtand zu allgemeiner Verbreitung gelangt, gegen den ſich unſere Einſicht er
kärt, ja ſelbſt oft noch mächtigere Factoren, die Sinne, ſträuben. Mit dem Worte „Mode"
kommt man bei dieſem Umſtande nicht aus, man müßte es denn nicht in jener einge
ſchränkten Bedeutung launenhaft wechſelnden, regelloſen und willkürlichen Beliebens, ſon
dern in der weitern gebrauchen, wo es dann die äußere Erſcheinung einer ganzen Cultur
ſtufe, einer organiſchen Entwickelung von längerer Dauer bezeichnet, innerhalb der dann
allerdings Einzelnes bunt wechſeln mag. Was in einem ſolchen Kreiſe als ſtetig erkannt
wird, nennen wir dann wol auch ein „unentbehrliches Lebensbedürfniß", ſo ſehr auch un
ſere philoſophiſche Eigenliebe ſich gegen das Auferlegen einer „Unentbehrlichkeit" empören
mag. Dem Taback iſt es ähnlich ergangen; und wenn wir auch nicht ſeiner vollſtändigen
politiſchen Emancipation von Seiten des Frauengeſchlechts das Wort reden werden, ſo nei
gen wir uns doch zu der Anſicht Jener, welche eine fortſchreitende Abnahme des Wider
willens gegen das „abſcheuliche Kraut" prophezeien und wenigſtens für ſeine edlere Meta
morphoſe, die Cigarre, das Ende ihres geſelligen Bannes vorausſehen. Wie man ſich ſtets
vor der Macht der Etikette zu rächen gewußt hat, zeigt Friedrich Wilhelm's berühmtes
Backscollegium.

Gegen den Eroberergang des Tabacks über die Erde — vielleicht die einzig mögliche
Universalmonarchie — zu eifern, hieße Eulen nach Athen tragen. Hat doch ſelbſt die nähere
Bedeckung des ſtarken Giftes in ſeinen Blättern ſeinem Verbrauche gewiß nicht den ge
ringſten Abbruch gethan! Wol aber gibt uns die Wiſſenſchaft beachtenswerthe Winke, den
ſittlichen Einflüſſen eines nun einmal ganz und gäben Bedürfniſſes zu begegnen; und
dem mag unſere Skizze neben Anderm Einiges berichten.

Die Heimat der einjährigen, wol Jedermann dem Anſehen nach bekannten Tabacks
(Nicotiana tabacum) iſt Weſtindien. Daß ein ſpaniſcher Mönch zuerſt 1496 ſie
der Provinz Tabago auf San-Domingo kennen gelernt habe, iſt zweifelhaft; richtiger
iſt es, daß Columbus ihren Gebrauch ſogleich bei ſeiner Entdeckung unter den Indiern
gemein vorgefunden habe. Wenigſtens erzählt ſo Oviedo, der 1513 nach Amerika kam
zehn Jahre lang Alcalde in San-Domingo war, in ſeiner „Geſchichte der Indier",
fügt noch bei, daß die Indier den Rauch des Tabacks durch eine gabelförmig aus
die Röhre mit den Naſenlöchern eingeſogen und dies ſo lange fortgeſetzt hätten, bis
ohne Beſinnung geweſen. Die Spanier ſollten demnach ſogleich die ſtarke narkotiſche
Wirkung des Krautes kennen lernen und dies mag auch eine zeitlang der Verbreitung
des Gebrauchs im Wege geweſen ſein, obwol ſchon Oviedo Grund zur Klage fand, daß
ſie ſich daran „gewöhnt" hätten. (Er bemerkt übrigens auch, Taback ſei der Name
der Rauchröhre und nicht des Krautes.) Cortez fand den Taback bei den Mexicanern,
namentlich den Vornehmen, ſtark im Gebrauch. Man rauchte und ſchnupfte, und zwar
beides ähnlich wie wir jetzt unſere Cigarren, indem die Blätter zuſammengerollt und in
die Röhre von Schilf oder Silber geſteckt wurden. Die allgemeinere Verbreitung des
Tabacks datirt ſich erſt von ſpäter, griff aber dann ſo reißend um ſich, daß z. B. zur Zeit
der Königin Eliſabeth (Walter Raleigh hatte das Rauchen bei den Eingeborenen Virgi
nien entdeckt und Geſchmack daran gefunden) in England weit mehr Taback geraucht worden
ſein als jetzt. Den größten Theil des Tabacks brachten im 16. und 17. Jahrhundert
die Spanier nach Europa; die engliſchen Pflanzungen wurden erſt in der Mitte des letz
tern von Bedeutung; auch die Holländer verſorgten ihren Handel damit größtentheils aus

Venezuela. In Europa begann der Tabacksbau zuerſt in Portugal 1559, natürlich an ſich unbedeutend und für den wachſenden Bedarf ungenügend. Von da brachte der franzöſiſche Geſandte Jean Nicot de Villemain gepulverten Taback der Königin Katharina von Medici mit, der als „Königinnenpulver“ am franzöſiſchen Hofe für die Naſe Mode wurde. An weltlicher und geiſtlicher Reaction gegen das Rauchen fehlte es nicht; Pranger und Gefängniß, ja päpſtlicher Bannſtrahl und ſogar drohender Naſenverluſt (eine zeitlang in Rußland) erwieſen ſich auf die Länge erfolglos, und das „Werk des Teufels“, wie es die calviniſchen Theologen der Schweiz betitelten (eine beſondere Aufſichtsbehörde in Bern: „Chambre du tabac“, ſtellte das Rauchverbot unter das „Ehebrechensverbot“), bewies eine Ausbreitungsfähigkeit, die es wohl oder übel zu einem faſt überall vorgedrungenen Bedürfniß gemacht und zudem in das Budget vieler Staaten in einer Weiſe eingebürgert hat, daß es auch an der Nationalökonomie eine nicht zu verachtende Stütze haben muß.

Uebrigens, wie viel andere Zweige der Induſtrie haben ſich im Laufe der Zeit an den Bau und Verbrauch des Tabacks in ſeinen beiden Metamorphoſen als Rauch- und Schnupftaback geknüpft! Roudot berechnet, wol übertrieben, die Zahl der Raucher in China auf 100 Millionen. In St.-Omer allein liefern zwei Fabriken zur Verſendung jährlich 45 Millionen Pfeifen. Während nach Dr. Royle der arme Eingeborene Indiens ſeine Pfeife am Buſen der Muttererde ſelbſt raucht — er macht mit ſeinen Fingern in einen thonigen Boden zwei Eindrücke, verbindet ſie durch einen Gang, füllt das eine Loch mit dem Kraute, zündet es an und zieht mit dem Munde über der andern Höhlung den Rauch ein —, wird dieſe Gewohnheit bei dem Türken und reichern Orientalen überhaupt Gegenſtand eines großen Luxus. Jeder Thonbecher dient nur für eine Sitzung und wird, zur Hälfte ausgeraucht, durch einen andern erſetzt. Auch hält der Türke den Dampf ſeines wirklich „theuern“ Nargheli (ein aus Tabackspulver, Zimmet und Roſeneſſenz mit etwas Syrup angemachter Teig) ſo werth, daß er ihn keineswegs ausbläſt, ſondern einzieht und verſchluckt (wie es wol auch bei den obenerwähnten Bewohnern Weſtindiens der Fall geweſen ſein mag). Man kennt den Gebrauch der Bernſteinſpitzen als Mundſtück bei den Orientalen. Er hat ſeinen Grund wahrſcheinlich in der noch in der Türkei verbreiteten Meinung, daß Bernſtein die Peſtanſteckung nicht übertrage, und hängt ſo mit dem dortigen Höflichkeitsbrauche zuſammen, Fremden und Gäſten die Pfeife zu offeriren.

Ueber die Cigarre hat die große Londoner Induſtrieausſtellung einige bemerkenswerthe Aufſchlüſſe gegeben. Der beſte Havanataback wächſt auf einem ziemlich ſchmalen Striche Cubas. Sehr wenig davon kommt nach England; er wird zumeiſt ſchon in ſeiner Heimat verbraucht oder geht als Geſchenk auswärts. Wir haben alſo hier etwas Aehnliches wie bei dem Champagner, von dem bekanntlich ſchon ſo viel in Paris conſumirt werden ſoll (oder würde, wenn er echt wäre), als auf der Champagne beſtem Kreidebodem allein wächſt. Der andere Havanataback hat keine Vorzüge vor dem guten anderer Gegenden Amerikas oder ſelbſt des ſüdlichen Rußland. Die ſorgfältige Bearbeitung allein ſoll das Uebergewicht der meiſten Havanacigarren begründen. Dickens erzählt uns, es würden in London beſſere Cigarren gemacht als viele aus Havana eingeführte und an jenen würde zudem der hohe Zoll der letztern erſpart. Die Bereitung der Cigarren, ein Gegenſtand der Handarbeit, könnte in England viele Hände beſchäftigen, wenn die gute Qualität des engliſchen Products beſſer gewürdigt wäre.

Die Gewohnheit des Schnupfens haben wir bereits oben ſehr früh gefunden. Die reizende Eigenſchaft des Tabacks trat hier unmittelbarer in die Erſcheinung als Nieſen, welches das Gehirn erfriſchen und erheitern ſollte. Der Schotte nannte ihn daher in dieſer Form nach der Wirkung „sneeshin“ (Nieſmittel) und die Büchſen zu ſeiner Aufbewahrung „Nieſmühlen“. Der zweite Theil des Namens kam daher, daß der Schotte

seinen Tabak selbst röstete und dann in der dazu passend geformten Büchse oder Dose (oft ein Widderhorn) mit einem Stück Holz zerrieb. Eine ähnliche Selbstfabrikation des Schnupftabacks findet sich heute noch in mehren Gegenden Deutschlands. Der Böhmerwälder hat dazu sein kleines Reibeisen, auf dem der „Brefil" in Stangen verkleinert und dann mit etwas Butter oder Schmalz (daher „Schmälzle") abgerieben wird, um hierauf aus platten Gläsern von verschiedener Farbe mit engem Halse auf den Rücken der Hand geschüttet und von da in die Nase gezogen zu werden. An der schottischen Büchse war ein Löffel befestigt, dessen man sich auch sonst zum Nehmen des Tabacks bediente, um sich nicht die Finger zu beschmuzen. Jetzt ist der Löffel wol überall verschwunden und hat das Nehmen der „Prise" mit der Hand seine unästhetische Seite um so mehr verloren, als die Dose selbst, jedenfalls in Zusammenhang mit jenem „Königinnenpulver" am alten französischen Hofe, durch ihre Benutzung als Zeichen fürstlicher Gunst und Gnade hof- und salonfähig geworden ist, wohin es die Pfeife bei uns noch nicht gebracht hat. Das Capitel der goldenen und mit Edelsteinen besetzten Dosen, als Aequivalente oder Begleiter von Orden, würde uns hier zu weit führen. Wir beschränken uns auf einige diätetische Bemerkungen.

Die erregenden, reizenden Stoffe des Tabacks sind ein krystallinisches, ätherisches Oel (Nicotianin, Tabackskampher) und das zuerst 1828 rein dargestellte eigenthümliche, flüchtige, ölartige Alcaloid, das Nicotin, eine farblose Flüssigkeit von schwachem Tabacksgeruch und scharfem, brennendem Geschmack, die ihre traurigste Berühmtheit in dem bekannten Processe des Grafen Bocarmé erlangt hat. Ein Apotheker in Poitiers, Melsens, hat neuestens sorgfältige und sinnreiche Versuche angestellt, um zu ermitteln, wie viel des narkotisch-scharfen Giftes Nicotin ein Raucher wol einsauge oder wie viel überhaupt bei dem Rauchen erzeugt werde, und dabei das bedeutende Quantum von 10 Procent gefunden. Um die Raucher nicht zu sehr zu erschrecken, ist zu bemerken, daß ein großer Theil dieses so erzeugten Nicotins mit dem Rauche ausgestoßen wird; ein Theil indeß wird dem Körper zugeführt, um dann je nach der Gewohnheit die bekannten übeln oder die angenehm erregenden Erscheinungen des Tabackrauchens hervorzubringen. Die Form der Pfeifen und die geringere oder größere Trockenheit des Tabacks modificirt die Wirkung des Rauchens. Mit Uebergehung der Gründe, die kürzlich in Froriep's trefflichem, unsern Lesern als Journallectüre zu empfehlenden „Aerztlichen Hausfreunde", einem Organ, das uns über die neuen Erscheinungen auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete die faßlichste Aufklärung gibt, klar nachgewiesen, geben wir hier einige beachtenswerthe Resultate zum Hausgebrauch. Ein trockener Tabak und eine trockene, „abgelagerte" Cigarre sind unbedingt feuchten vorzuziehen (letztere bringen mehr Nicotin in den Mund); ebenso die erste Hälfte einer Pfeife oder Cigarre der zweiten; Reste werfe man weg (freilich schmecken manchen Personen gerade die sogenannten „Hausknechte" — „Pollacks", feuchte Pfeifenreste — am besten). Froriep empfiehlt sehr niedrige Pfeifenköpfe mit langen Röhren oder lange Pfeifen mit einem Wassersacke und schlägt auch Cigarrenspitzen mit einem geräumigen Wassersacke vor. Man sieht, daß die akademische Pfeifensitte zu mancher Zeit (ungeheure Köpfe mit kurzen Rohren — wahre Nicotinretorten) am meisten der Diätetik zuwiderläuft. Der feuchte Teig, welchen die Türken rauchen, schadet nach ihrer Rauchweise aus einer Pfeife mit sehr langem, biegsamem Rohre und einem Wasserrecipienten nichts. Aehnliche Vorrichtungen hat man auch bei uns; wem seine Lebensgewohnheit ihre Anwendung erlaubt, thut wohl, sich ihrer zu bedienen. Beim Schnupfen ist die Wirkung des Nicotins wenig zu befürchten: die Schleimabsonderung der Nase führt es wieder weg; bei trocken bleibender Nase alter Schnupfer wird es gar nicht von dem Tabak getrennt (da es erhöhte Temperatur und Feuchtigkeit dazu verlangt), bleibt also unwirksam. Tabackkauen — nun, diese unästhetischste aller Gewohnheiten wird sich hoffentlich keiner unserer Leser abzugewöhnen haben.

Uebrigens sagen wir mit Dickens: „Man wird rauchen und leider auch schnupfen noch manches kommende Jahrhundert.“ *) Ln.

Die neue Pinakothek in München.

Von Ernst Förster.

I.

Die Neue Pinakothek in München nimmt unter den Erscheinungen auf dem Kunstgebiet der Gegenwart, durch Anlage wie durch Inhalt, eine so hervorragende Stelle ein, daß eine auf Einzelheiten eingehende Besprechung auch in diesen Blättern vielleicht willkommen ist.

Sammlungen moderner Bilder und zwar ausschließlich moderner Bilder gibt es in Holland, England, Frankreich; einer solchen Sammlung aber ein eigenes Gebäude aufführen zu lassen, ist der Gedanke König Ludwig's, den er aus sich geschöpft. Kaulbach's Jerusalem hat diesen Gedanken wenn nicht hervorgerufen, doch gewiß zur Reife gebracht. Der Architekt, dem der König ihn zur Ausführung übergeben, ist der Oberbaurath Veit, und begonnen wurde der Bau im Spätherbst 1846. Von der alten Pinakothek nur durch eine Straße ohne Häuser geschieden, mußte sich der Neubau einigermaßen nach seinem Vorgänger richten. Er ist nach ungefähr demselben System aufgebaut, d. h. ein dreitheiliges Langhaus von 368 Fuß Länge, 101 Fuß Breite und 90 Fuß Höhe, mit den langen Seiten gegen Norden und Süden gekehrt, mit überhöhtem Mittelbau und Oberlicht, ausgenommen an der Nordseite, wo das Licht durch gewöhnliche Fenster einfällt. Der Eingang ist an der Ostseite; er führt über eine offene Stiege in eine Vorhalle, die sich gegen die Straße mit zwei mal drei Bogenstellungen übereinander öffnet, die von romanischen Pilastern und Säulen getragen werden. Der Körper der Gebäudes ist ganz einfach rechteckig, glattwandig, ohne alle Vorsprünge, Gliederungen und Profilirungen und nur mit einer Mauerkrone von Tragsteinen und blumenartigen Stirnziegeln als dem Hauptgesims geschmückt. Andere Zeichen eines monumentalen Gebäudes sind nicht zu sehen und Alles auf die schmuckloseste, von keinem Stil charakterisirte, architektonische Einfachheit berechnet. Dagegen nehmen die Stellen des Obergeschosses an der Ost-, Süd- und Westseite Frescogemälde ein und auch an der Nordseite sind, soweit es die Fenster gestatten, solche angebracht. Der Inhalt dieser Gemälde, zu welchen Wilhelm von Kaulbach die Entwürfe gemacht, ist so vielfach und von so verschiedenen Seiten besprochen worden, daß ich mit

---

*) Das Tabackschnupfen und Handhaben der Dose ist auf der Bühne, um auch diese Beziehung des Tabacks zu erwähnen, eine charakterisirende Manipulation geworden, die ihren „ästhetischen“ Gesetzen unterworfen ist. Geheimräthe, Präsidenten, Advocaten pflegen kaum auf der Scene so weit heimisch geworden zu sein, um charakterisirendes Spiel zu entwickeln, so ziehen sie gewöhnlich ihre Dose, wiegen sie ein wenig, scheinbar gedankenlos, in der Hand und nehmen dann und wann in entscheidenden Momenten maliciöseſter Ruhe oder speciellſter Mephistophelei eine prise de contenance. Zu viel des Dosenspiels angewandt ist klein und verräth Gedankenarmuth. Mit Maß jedoch nimmt eine sichere Ausführung dieser Gesticulation sehr für den Darsteller ein. Beim Schnupfen wird sich dann auch bald die etwaige gute Schule in der Art der Fingerführung zeigen. Ein geringer und plumper Charakter nämlich darf die Prise, wie man gewöhnlich in der Hast thut, nur auf den Daumen legen und sie mit diesem resolut der Nase eindrücken; ein Hofmann oder Hoffähiger aber muß sich des zu einer Gabel zugespitzten Daumens und des Zeigefingers bedienen, dann in gerundeter Handbewegung die Prise nur langsam an die Nasenlöcher bringen. Manchem Darsteller, z. B. auf dem weiland Burgtheater in Wien (dem gegenwärtigen wird bei den neuern Engagements von solchen alten Idiotismen nicht mehr viel die Rede sein), hat die Unbekanntschaft mit diesem Unterschied bei einem Probegastspiel schon oft sein Engagement in Frage gestellt.

Der Her.

er Wiederholung jedenfalls die Geduld der Leser auf eine ungerechtfertigte Probe setzen
irde. (Siehe auch Band II, Nr. 2 der „Unterhaltungen".) Nur was in neuester Zeit Neues
an geschehen, sei kurz erwähnt. An der Nordseite wurde ein Bild hinzugefügt, welches
s Dürer-Maximiliansfest der Künstler in München nicht sowol zum Gegenstande als
Grundlage hat. Dem entsprechend wird am andern Ende die Uebergabe des Künst
albums und des dazu gehörigen Schranks bei Gelegenheit des Bavariafestes gemalt wer-
; zwischen den Fenstern aber stehen die Gestalten der Künstler, welche für König Ludwig
tig gewesen, wobei nicht unbemerkt bleiben kann, daß keiner von ihnen durch Kaulbach
charakteristisch und würdig dargestellt worden als sein so entschiedener Gegner, Julius
Schnorr von Carolsfeld. Die Westseite wird noch in drei Bildern die Erzgießerei, die Por
zellanmanufactur und die Glasmalerei in ihren Thätigkeiten und Persönlichkeiten darstellen.

Gewährt nun das Aeußere keinen auffallenden architektonischen Eindruck, so überrascht
so mehr das Innere durch seine schöne Eintheilung, durch das vortreffliche Verhältniß
Säle, durch die sehr genügende Beleuchtung und vor allem durch den höchst eigen-
mlichen Saal, in welchem Rottmann's griechische Landschaften glänzen. Ich sagte, das
Hände sei dreitheilig. Die mittlere Reihe der Abtheilungen enthält sechs große Säle;
südliche fünf entsprechende, niedrigere und demgemäß kleinere; die nördliche vierzehn Ca
nte. Der sechste Hauptsaal, quer gegen Westen gelegen, zeichnet sich durch eine besondere
richtung aus, die Manchen zu künstlich erscheinen mag, die aber hier wenigstens von
ergleichlicher Wirkung ist. Auch hier hat der Architekt Oberlicht angebracht, dasselbe
durch einen auf Säulen ruhenden Baldachin, der bis auf acht Fuß Abstand von der
nd die Grundmasse des Saals hat, vom Beschauer abgeschlossen. Es fällt nun ge-
ermaßen verdichtet in schräger Richtung auf die in die Mauer eingelassenen Landschaften
läßt sie um so heller und kräftiger erscheinen, als das Auge des Beschauers durch
en ihn treffenden Lichtstrahl beunruhigt wird. Die Vorrichtung ist, wie gesagt, äußerst
lungsvoll; doch hilft sie wenig; denn so wunderlich ist der Kunstfeiser der Menge, daß
ch verkürzt glaubt, wenn er das Bild nicht wenigstens mit Händen greifen kann und
man auch rathen und lehren mag, die Mehrzahl stellt sich in die Gasse des einfallen-
Lichts, drei bis vier Fuß vom Gemälde und ist vollkommen befriedigt; denn so hat
doch „die herrlichen Bilder ganz in der Nähe gesehen"!

Indem ich nun die Leser einlade, mir durch die Säle und Sammlung zu folgen, sehe
en Vertrag voraus, daß wir nicht vor jedem Bilde stehen bleiben, daß wir an manchem,
es zu kränken, in Betracht unserer doch auf ein gewisses Zeit- und Genußmaß be
nkten Kräfte, vorübergehen können und namentlich daß Werke, die in neuerer Zeit
fach bereits besprochen worden, uns zu Weiterungen keine Veranlassung geben.

Der erste Saal ist geschmückt mit dem Bildniß des Königs Ludwig von Wilhelm
Kaulbach. Der Gründer der Sammlung, umgeben von den Zeichen seiner Lebens
ng, kommt uns freundlich entgegen, uns einzuladen, an den von ihm aufgestellten
Schätzen uns zu erfreuen. Vor ein solches Bild tritt man nicht mit den üblichen An-
ungen an ein Bildniß; schon die Ordenstracht, die Pagen, der Thron, geben ihm
höhere Stimmung; es versetzt uns mehr in die Gedanken als vor die Person des
gs, es ist so zu sagen eine poetische Zueignung, nicht eine Vorrede der Sammlung.
och glaube ich, daß, wenn die Sprache etwas einfacher und natürlicher wäre, wenn
Dichtung noch einige Züge mehr der Wahrheit entnommen hätte, dem Eintretenden
r zugleich mit dem Auge das Herz getroffen würde. Ich denke dabei an ein Ge
, das ich unbedingt für ein Vorbild halte für Darstellungen der Art: das ist das
Lgroße Bildniß eines schwarzgekleideten Mannes von Van Dyk im fünften Saale der
Pinakothek, welcher mit freundlicher Miene und leichter einladender Handbewegung
Alle zu seinen Gästen macht. Welcher Adel in der Haltung und in jedem Zuge!

aber zugleich wie hinreißend anspruchslos und natürlich! Kaulbach's Bild aber ist gewiß vortrefflich in der Farbenzusammenstellung und ausgezeichnet durch breite Behandlung und kräftige, gleichmäßige Durchführung.

Das Hauptbild des zweiten Saals ist die Sündflut von C. Schorn, 25½ Fuß breit, 18¼ Fuß hoch. Das Interessanteste im Leben ist der Tod! Was das Volk zu Tausenden auf die Richtstätten lockt, das hat von je die Maler dem reizlosen Gegenstand der Sündflut zugewendet. Sie haben sich aber, so viel mir bekannt, alle von dem spannenden Moment des unvermeidlichen Untergangs so hinreißen lassen, daß sie darüber hinaus nicht gegangen, mithin in der Darstellung irgend einer Ueberschwemmung befangen geblieben sind. Diesen Mißgriff, dem nothwendig (wenn überhaupt) ein übel angebrachtes Mitgefühl folgen muß, hat Schorn zu vermeiden gesucht; hat sich dabei aber einen andern, fast noch größern zuschulden kommen lassen. Das ist allerdings keine gelegentliche Ueberschwemmung mehr, das ist ein Verhängniß, das den Auswurf der Menschheit trifft. Was wir vor uns sehen, Mann und Weib, Greis und Kind, Gesunde und Kranke, Hohe und Niedere, Alles ist nicht mehr werth, als daß es zu Grunde geht. Ob aber das Auge den Anblick zusammengehäufter Sünde und Schande, eines Knäuels von Entmenschung und Abscheulichkeiten aller Art ertragen könne, ob es in der Aufgabe der Kunst liege, einen derartigen Anblick uns zu bereiten, namentlich ohne den tröstlichen Gegensatz der Gerechten, die verschont geblieben und auf deren Seite wir schon darum uns stellen, weil wir ohne sie gar nicht existirten — das ist es, was der Künstler unmöglich von Anfang an sich als Frage vorgehalten, zumal da er bei seiner Auffassungsweise eines energischen Naturalismus das Laster nicht nur mit sprechenden, sondern mit schreienden Zügen zur Anschauung gebracht haben würde. Der Tod hat ihn daran verhindert, gleichsam zur Schonung seiner eines erquicklichern Anblicks würdigen Seele und die unvollendeten Gestalten, noch nicht ganz umkleidet mit Wirklichkeit, bleiben für uns in einer scheinbar idealen Höhe. Geistvoll übrigens, wie die Wahl der Motive, ist die Charakteristik durchgeführt. Dummheit und Abgötterei, Wollust, Geiz, Haß, Selbstsucht, Tyrannei und Knechtssinn sind in ausdrucksvollen, entsetzlichen Zügen den Gestalten an die Stirn geschrieben. Weniger leserlich ist die Darstellung der einzelnen Handlungen und sehr fraglich, ob es auf dem betretenen Wege dem Künstler möglich geworden wäre, Klarheit in dies Gewirr verkürzter Figuren und Gliedmaßen zu bringen. Die Grablegung Christi, von A. Fischer, zeichnet sich nicht durch eine neue Auffassung oder durch neue Motive in der Darstellung aus; selbst die Zeichnung weist auf bestimmte Vorbilder hin; allein das Bild macht mit seiner edeln Anspruchslosigkeit, der feierlich ernsten Stimmung, der Farbentiefe und Pracht einen milden, wohlthuenden Eindruck.

Das Hauptbild des nächsten Saals ist Kaulbach's Jerusalem. Kann denn Jemand vorübergehen, ohne den Genius dieses seltenen Menschen zu bewundern? Und an diesem Bilde hat Kaulbach malen gelernt! Und nun mache ihm Einer vor dem Bilde den Vorwurf, daß er es nicht könne; oder den, daß er zu schön male; oder er beklage sich, daß er ihm auch noch Gedanken gebe zu den Anschauungen und ihn zwinge, nach der Bedeutung des auch ohne alle Bedeutung Schönen zu fragen! Inzwischen hat jede wirkliche Empfindung ein Recht, zum Worte zu kommen und so kann auch der, von zwei sehr entgegengesetzten Seiten über dies Bild ausgesprochene Tadel Gehör verlangen und möglicherweise bildend auf das Urtheil einwirken. Wir aber haben verabredet: Keine Weiterungen! Die beiden Bildnisse in diesem Saal von Kaulbach's Hand sind Erinnerungen an eins der schönsten Künstlerfeste von München, bei welchem die Maler Monten und Heinlein Ritter im Gefolge des Kaisers Maximilian vorstellten. Ist das erstere seiner in der Farbe, so ist das von Heinlein charakteristischer in der Zeichnung. Heinlein ist übrigens noch besonders vertreten an dieser Stelle durch die von ihm gemalte große Landschaft, Pieve di Cadore

im Friaul, der erhaben schönen Heimat Tizian's, der indeß eine günstigere Beleuchtung zu wünschen wäre.

Im vierten Saale hängt neben dem bekannten Einzuge des Königs Otto in Nauplia von Peter Heß ein Seesturm von Achenbach und daneben eine große historische Landschaft von J. Koch. Nichts ist so geeignet, uns über den Standpunkt der Gegenwart aufzuklären, als ein Blick auf die vorhergegangene Zeit. Neben Eichen von Max Zimmermann sind Koch's Bäume nürnberger Schnitzwaaren; neben Morgenstern's Wolken erscheint Koch's Himmel wie ein Baumwollenmarkt und neben Städteansichten von Vermeersch ist eine von Koch — gemalt. Und doch möchte ich die hier genannten Künstler fragen können, ob sie dem alten Koch nicht dennoch die Superiorität zuerkennen? Ob sie es mit ihrem ihn himmelweit übertreffenden Naturstudium zu dieser Frische der Anschauung und Originalität der Auffassung, zu der energischen Darstellung, der eindrucksvollen Anordnung dieses Bildes gebracht haben? Gewiß ist es nicht eins der letzten Verdienste dieser Sammlung, Arbeiten aus der frühern Periode der neuen deutschen Kunst neben die Leistungen der Gegenwart zu stellen und damit die Bestrebungen und Vorzüge der erstern in lebendigem Gedächtnisse zu erhalten und an die (ideale) Grundlage zu mahnen, auf welcher die durchgeführte Reform steht.

Freilich kann man mich sogleich in den nächsten Saal vor die riesengroße Landschaft von Dorner und Wagenbauer führen und fragen: Sind das auch Grundlagen? Und ich müßte dann wol sagen: Nein, über diesen Naturalismus seid ihr hinaus, in Anlage wie in Ausführung; wie aber Riesenlandschaften behandelt werden müssen, um bei aller ihrer imponirenden Größe und Virtuosität in der Darstellung noch etwas mehr als Naturstudien und Veduten zu sein, das wäre doch noch zu lernen, etwa von Calame! Schade, daß Calame nicht vertreten ist in der neuen Pinakothek; aber gut, daß nicht ein unbedeutendes Bild von ihm, wie wir dergleichen kürzlich hier gesehen, die Lücke auszufüllen bestimmt worden.

In diesem Saale ist das neueste Werk von H. von Heß aufgestellt, die erste Arbeit, die wir seit der Vernichtung der Basilika von diesem hochausgezeichneten Künstler erhielten. Es ist ein Oelgemälde in Form eines Altarbildes, 14 Fuß hoch und 10 Fuß breit. Die gewählte Form kann auffallen: denn wie viele Altarbilder auch in Gemäldegalerieen gefunden werden, schwerlich ist jemals eins für eine gemalt worden. Der Grundgedanke des Altarbildes ist, mit Beziehung auf das (unblutige) Meßopfer, Christus entweder als Kind oder als Lehrer, als Heiland, als Erlöser im Tode, als König und Richter im Himmel, am gewöhnlichsten als Kind auf der Mutter Schoos, die dabei auf einem Königs- oder einem Wolkenthron sitzt. Zu Seiten desselben befinden sich Heilige, die Namenspatrone der Stifter des Altars, auch wol der Kirche, darin der Altar steht, nicht selten in Verbindung mit den Stiftern, welche sie dem göttlichen Kinde und seiner gnadenreichen Mutter empfehlen. Die ganze Anordnung geht wie gesagt aus dem Inhalte und der Bedeutung des Altardienstes hervor und konnte deshalb nur dort ursprünglich eine Stelle finden. Die erste mir bekannte Abweichung bildet das herrliche Bild Holbein's, die Familie des Bürgermeisters Meyer in Basel zu Füßen der Madonna, wo die Fürbitterin und Trösterin nicht ihr heiliges Kind, sondern das kranke (oder verstorbene) des Stifters im Arme hat. Die ganze Anordnung aber ist die eines Altarbildes, ohne daß es gerade für die Hauskapelle müßte gemalt worden sein. Bei dem Bilde von Heß ist auch in ähnlicher Weise nur die Anordnung, nicht der kirchliche Grundgedanke beibehalten und damit das Befremdende seiner Bestimmung beseitigt. Es ist also nicht ein Altargemälde; es ist ein monumentales Bild, ein Denkmal, angeordnet in der Weise von Altargemälden und zwar ein Denkmal der vier großen, unter König Ludwig in München ausgeführten Kirchenbauten. Die Mariahilfkirche in der Au gab dem Künstler die erwünschte Gelegenheit, der

hülfreichen Gottesmutter mit dem Kinde, durch das allein sie helfen kann, ihre Stelle ganz nach Art der Altarbilder anzuweisen, wobei er dann das Modell der ihr gewidmeten Kirche einem Engel ihr zu Füßen in die Hand gab. Für alle Heilige, denen die Hofkirche gewidmet ist, tritt der erste Märtyrer, Stephanus, mit ihrem Modell ein, wie Bonifacius mit dem der Basilika, St. Ludwig mit dem der Ludwigskirche. Hinter ihnen aber umgeben den Thron als Repräsentanten der christlichen Kirche überhaupt die vier Kirchenväter, Augustinus, Ambrosius, Gregorius und Hieronymus. Wenn ich mit dieser meiner Erklärung von der des Katalogs abweiche, so geschieht es infolge meiner oben angedeuteten Ansicht vom Unterschiede zwischen Form und Wesen eines Altargemäldes und weil ich nicht annehmen kann, daß Heß ein Altargemälde für eine Galerie würde gemalt haben, so wenig ich glaube, daß Aiblinger eine Messe für ein Concert schreiben würde. Eine edle Ruhe herrscht in der Gesammtanordnung und alle heftigen Gegensätze in den Linien sind vermieden, die, wie getragene Töne, möglichst ohne Unterbrechung und Kürzung in langen Zügen steigen und fallen. Die große Stille, die dadurch über das Bild ausgebreitet ist, wird unterstützt durch Vermeidung kleiner Licht- und Schattenmassen und durch eine sehr einfache, ideale Formengebung und Charakterzeichnung, sowie durch eine milde, zurückhaltende Färbung und Modellirung, von welcher letztern ich fast glaube, daß sie nicht ganz in diesem bescheidenen Maße beabsichtigt ist, als es hier unter der Einwirkung einer ganz andern als der Beleuchtung des Ateliers erscheint, da die feinen, in der That ergreifend schönen Züge der heiligen Gestalten, wie von einem Schleier bedeckt, dem Auge erst bei anhaltender, anstrengender Betrachtung klar werden. Das Gemälde, zugleich ein Zeugniß treu ausdauernden Fleißes, macht — soviel ich bemerkt — auf alle Beschauer einen durchaus wohlthuenden Eindruck; nur eins gestatte der treffliche Künstler seinen Bewunderern, seinem Verbum caro factum etwas mehr vom Vater und vornehmlich vom Geiste zu wünschen. Schon dem Kinde sollte man ansehen, mein' ich, daß es gekommen ist, ein Feuer anzuzünden auf Erden.

Wir gehen nun in den Rottmannsaal. Haben wir uns über den außerordentlichen Erfolg der Gesammtanordnung und über die ans Fabelhafte grenzende Lichtwirkung einzelner Bilder einigermaßen beruhigt, so werden wir gern auf ein genaueres Studium der ganzen Folge eingehen. Die griechischen Landschaften haben nicht die Bestimmung, ein landschaftliches Bild von Griechenland zu geben — die Auswahl wäre außerdem sicherlich zum großen Theil eine andere geworden. Vielmehr liegen derselben historische Motive zu Grunde und der Künstler hat versucht, mit Hülfe atmosphärischer Erscheinungen oder einer Stimmung im allgemeinen die Darstellung der Gegend in eine wahrnehmbare Beziehung zu ihrer historischen Bedeutung zu bringen. Es ist sehr zu beklagen, daß der Katalog uns darüber ganz im Dunkeln läßt; denn wenn auch die Schönheit eines Werks keiner Erklärung bedarf, so werden wir doch mehr von ihr haben, wenn wir sie nicht nur sehen, sondern auch in ihrer Seele lesen können. Und Rottmann ist in der That nicht nur ein großer Landschafts-, sondern auch Gedankenmaler. Ich werde daher, so gut es aus eigenen, beschränkten Mitteln möglich ist, seine Gedanken zu errathen suchen, wobei ich ihn für Fehlgriffe und Fehlschüsse im voraus um Verzeihung bitte und mich der Hoffnung hingebe, nicht hier und da etwas ins Bild hineingesehen statt herausgelesen zu haben.

Setzen wir uns auf das Sopha, das hier glücklicherweise in der Mitte des Saals, nicht, wie bei dem Einzuge in Nauplia von Peter Heß, unter dem Bilde(!) steht.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Der Naturforscher Edmonston.

Im Gebiete der Wissenschaft treten sogenannte „Wunderkinder", wie jener in Band II, Nr. 12 dieser „Unterhaltungen" geschilderte lübeckische Knabe, ungleich seltener auf als im Gebiete der Kunst. Wir wollen für diese Erscheinung hier keine Erklärung aufsuchen, sondern ihrer nur als einer Thatsache gedenken. Mögen sie aber auch dem einen oder dem andern Lebenskreise angehören, immer bleibt es höchst merkwürdig, daß wissenschaftliche Wundererscheinungen so rasch, so meteorartig vorüberziehen; wir möchten sie Traumbilder des Menschenlebens nennen. In den nachfolgenden Notizen erhalten wir hierfür einen neuen Beleg.

Die königlich britische Fregatte Herald verließ am 16. Januar 1846 die Galapagos-Inseln und hielt gerade aufs Festland Amerikas, gelangte schon am 22. in die Nähe des Vorgebirges San Francisco und umsegelte Galera Point. Ungefähr um 2 Uhr Nachmittags warf man vor dem Flusse Sua in der Bai von Atacamas Anker. Die folgenden Tage wurden zu Untersuchungen der Küstengegend verwendet und Jeder folgte der Aufgabe seines Berufs oder seiner Neigung. Der Naturforscher T. Edmonston war in den nächsten Umgebungen der Bucht geblieben und hatte Pflanzen gesammelt. „Es war schon spät geworden (erzählt Thomas Hull in seinem Tagebuche), wir waren ermüdet und herzlich froh, an Bord gehen zu können. Die Brandung ging hoch, doch war sie ziemlich verdämpft und gab uns keine Gelegenheit zur Furcht. Einige von uns waren schon im Boot und ich wollte auch einsteigen. Der Naturforscher war dicht hinter mir, als mein Leinkleid den Hahn einer Büchse aufzog; sie ging los und entsandte ihre Ladung durch den Arm Whiffin's und machte ein großes Loch in die Hirnschale des unglücklichen Edmonston. Er stieß einen leisen Schrei aus und fiel ins Wasser. Ein Mann holte ihn augenblicklich wieder heraus, aber das Leben war entflohen. Das Ereigniß war so schnell vor sich gegangen, daß im Boote Keiner wußte, was vorgefallen, und selbst Whiffin seine That nicht gewahr wurde. Als diese unglückliche Nachricht sich verbreitete, schoß Jeder, wie nach einer stillschweigenden Uebereinkunft, sein Gewehr ab, jeder Knall wirkte auf mich wie ein elektrischer Schlag: ich dachte immer, ich würde wieder eine Leiche sehen. Am nächsten Tage (den 25. Januar) beerdigten wir unsern unvergeßlichen Freund. Wir legten seine irdischen Ueberreste in einer schönen Bank nieder, die zu der Landenge führte. Seinen Verlust fühlte ein Jeder, da er allgemein wegen seiner Freundlichkeit und seines angenehmen Betragens geliebt wurde. Seine Fähigkeiten machten ihn zu einem der nützlichsten und wichtigsten Mitgliede eines Unternehmens, wie das unserige war."

Berthold Seemann, der im Juli 1846 infolge des Todes von Mr. Th. Edmonston Sir W. J. Hooker's Empfehlung als Naturforscher bei der Fregatte Herald angestellt wurde, gibt zu obiger, etwas englisch lakonischer Todesnachricht einen kurzen biographischen Abriß des Verunglückten.

Thomas Edmonston war der älteste Sohn des Dr. Laurence Edmonston von den Shetland Inseln und war am 20. September 1825 auf dem Landsitze seines Oheims in Dunrossness geboren. Er war ein zartes Kind und die größte Sorgfalt wurde angewandt, ihn von jeder geistigen Thätigkeit fernzuhalten, bis sein Körper stärker geworden war. Kaum hatte er sein viertes Lebensjahr vollendet, als zum Erstaunen seiner Aeltern er sich auf eigenthümliche Weise die Fertigkeit des Lesens verschaffte. Er besaß ein außerordentlich gutes Gedächtniß und eine vortreffliche Fassungsgabe; nun bat er Jeden, den er haben werden konnte, ihm etwas vorzulesen. Ein zwei- oder dreimaliges Lesen reichte hin, um den Gegenstand einzuprägen, dann lernte er die Wörter aus dem Buche und verschmähte alles Buchstabiren. In einem Alter von vier Jahren zeigte er eine besondere Liebe für Naturgeschichte, besonders für Vögel. Ohne Zweifel führten seines Vaters

gelehrte Beschäftigungen ihn auf dieses Gebiet. So groß war des Knaben Fassungskraft, daß, wenn man ihm einen Vogel zeigte, er dessen Namen mit Hülfe von Bewick's „Vögel Englands" auffand, und das war zu einer Zeit, wo er noch nicht geläufig sprechen konnte. Er gab sich nicht eher zufrieden, bis er den wissenschaftlichen Namen jedes Thieres, das er sah, erfahren hatte, und dieses Verlangen leitete ihn früh zur Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache. In einem Alter von acht Jahren wandte er seine Aufmerksamkeit auf die Pflanzen. Er stand im zwölften Jahre, als er mit James M'Nab zusammentraf, welcher die Shetland-Inseln auf seiner Reise berührte. Ihm zeigte er eine neuentdeckte Pflanze, seine erste Zugabe zur „British Flora". M'Nab ermuthigte ihn und von dieser Zeit an wurde die Pflanzenkunde seine vorherrschende Beschäftigung. In seinem 14. Jahre machte er einen Ausflug über die Shetland-Inseln und sammelte den nachher natürlich vermehrten Stoff zu seiner 1845 veröffentlichten „Flora of Shetland". Seine Erziehung wurde bis 1841 von seinem Vater geleitet, dann ging er auf die Schule in Edinburgh, wo er Philosophie, Sprachen und Dr. Graham's Pflanzenkunde hörte. Im Jahre 1843 studirte er in Berwick und 1844 zu Elgin seine Lieblingswissenschaft. Den Winter dieser Jahre brachte er in Aberdeen unter Dr. Macgillivray's Leitung zu und entdeckte, kaum zwanzig Jahre alt, eine neue Art von Weichthieren, die jetzt seinen Namen trägt. Im nächsten Frühjahr bewarb er sich um die Professur der Naturwissenschaften an der Andersonian-Universität zu Glasgow und wurde mit großer Stimmenmehrheit gewählt. Kaum hatte er die Vorbereitung zu seinen Vorlesungen getroffen, als ihm die Anstellung als Naturforscher auf dem „Herald" angeboten wurde. Damit ging sein höchster Wunsch in Erfüllung. Diese Stellung sagte seiner Neigung und seinem Geschmack mehr zu; er traf an Bord des Schiffs ein, ohne nur die Zeit gehabt zu haben, von seiner Familie Abschied zu nehmen.

Wenn seine Freunde und Verwandte ihn als einen Mann betrauern, auf den sie mit Recht stolz sein konnten, so hat die Wissenschaft nicht weniger Grund, den Verlust eines für sein Fach so begeisterten Forschers zu beklagen. Hätte sein Leben länger gewährt, er würde ohne Zweifel einer der ersten Botaniker seiner Zeit geworden sein. Schon als junger Mann von zwanzig Jahren hatte er eine Flora des höchsten Nordens der britischen Inseln geliefert, und viele schätzbare Aufsätze von ihm sind in verschiedenen Zeitschriften erschienen.

Das Mal von Eichenholz, welches auf sein Grab gesetzt wurde, wird in spätern Jahren vergeblich gesucht werden, aber der Naturforscher wird an den Küsten des Meeres, wo dieser seltene Gelehrte seinen Tod fand, einen immergrünen Strauch mit röthlichen Rispen finden. Es ist die Edmonstonia pacifica Seem., ein ihm von einem Bewunderer seines Wissens errichtetes Denkmal.

Anregungen.

Die Stenographie.

Wir befinden uns auf der Zuhörertribüne einer Ständeversammlung. Indem wir, der Debatte folgend, hinabsehen in den geräumigen Saal, bemerken wir dem Präsidentensitze gegenüber zwischen den Stühlen der Deputirten an einem längern Tische einige emsig mit Schreiben beschäftigte Männer; sie lösen sich in dieser Beschäftigung nach einer Viertelstunde oder längerer Zeit ab und begeben sich in nebenangelegene Räume. Es sind dies Stenographen. Ihr Beruf ist, die hier vorgetragenen Reden mittels einer systematisch festgestellten Kurzschrift wörtlich niederzuschreiben, um sie dann außerhalb des Saales in einem andern Arbeitszimmer durch Copisten, denen sie ihre Niederschriften möglichst schnell dictiren, in Gurrentschrift umzuwandeln. Nach Zusammenstellung des Ganzen wird dasselbe zum Druck befördert.

Schon seit alten, undenklichen Zeiten gab es Köpfe, die sich damit beschäftigten, Schriftzeichen zu erfinden, die zu ihrer Ausführung möglichst kurze Zeit beanspruchten. So existiren aus alter

Zeit mehre Schriftalphabete, die eine Chiffreschrift oder Geheimschrift zu nennen sind, da sie an Zeitaufwand und gefälliger Form der gewöhnlichen Schrift nachstanden. Frankreich, besonders aber England haben dann später in dieser Hinsicht Fortschritte gemacht, die in der neuern und neuesten Zeit eine Vollkommenheit und einen Aufschwung erreichten, die unsere gerechte Bewunderung erregen müssen, da sie fast bald nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Wer kennt nicht die Nachrichten über die außerordentlich schnelle und sichere Mittheilung und Verbreitung der englischen Parlamentsreden? Kaum einige Stunden nach Beendigung derselben kann man sie in einem mehr als dreißig Meilen entfernten Orte wörtlich gedruckt lesen.

In Deutschland sind hier und da, namentlich in den südlich gelegenen Ländern, jetzt „Systeme der Stenographie" aufgetaucht. Einige von ihnen waren zu complicirt, andere in der Ausführung unsicher. Nur eins dieser Systeme hat sich behauptet und scheint den Sieg über alle davontragen zu wollen, das Gabelsberger'sche, nach seinem Erfinder, dem zu München verstorbenen Ministerialsecretär Franz Xaver Gabelsberger, genannt. Gabelsberger stellte nach elfjährigen gründlich wissenschaftlichen Studien sein System als ein praktisches auf und es hat sich auch bis heutigen Tag als solches bewährt. Der Erfinder bildete Schüler, von denen einige bei verschiedenen deutschen Ständeversammlungen mit Erfolg arbeiten oder durch Unterricht zur Verbreitung der Stenographie nach Kräften beitragen. Das Gabelsberger'sche System zeichnet sich besonders durch Klarheit, Leichtigkeit und Combinationsfähigkeit der einzelnen Schriftzüge vortheilhaft aus und bietet dem Lernenden bei gutem Willen keine Schwierigkeiten.

Von den sonst noch existirenden Methoden verdient die ebenfalls nach ihrem Erfinder sogenannte Stolze'sche Methode als die bessere unter ihnen erwähnt zu werden.

Der Nutzen der Stenographie im Allgemeinen ist so bekannt, daß eine noch größere Verbreitung und lebhaftere Betheiligung beim Unterrichte wol gewünscht und erwartet werden sollte. Jedem Gebildeten, der sich täglich über das Hemmende und Schleppende der gewöhnlichen Currentschrift zu beklagen Ursache hat, sollte Kenntniß der Stenographie als Erleichterungsmittel seiner Arbeiten willkommen sein. Die Ersparniß an Zeit und Raum, die man durch Anwendung der Stenographie erreicht, kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Hansemann diktirte ein großes Werk von zwanzig Bogen einem Stenographen in acht Tagen. Derjenige mag sich allerdings täuschen, der da glaubt, daß nur ein Lehrcursus der Stenographie genüge, um sogleich dem ersten besten Redner folgen zu können. Das ist nicht der Fall. Um einem geübten Redner wörtlich nachschreiben zu können, dazu gehört langjährige praktische Uebung. Einem Stenographen, der jederzeit bereit sein will, allen Anforderungen zu genügen, dürfen auch gründliche wissenschaftliche Bildung, namentlich Sprachkenntnisse, Kenntniß der Geschichte und ein ruhiges Temperament nicht fehlen. Nur so wird er sicher arbeiten können, da er keine störende Ueberraschung zu fürchten hat. Allein auch der Studirende z. B., der seine Collegienhefte nachzuschreiben hat, kann von einiger Anleitung in der Stenographie immer schon einen bedeutenden Nutzen ziehen. Mit Fleiß und gutem Willen ist es in fünf bis sechs Monaten schon möglich, von dieser Kunst einen nützlichen Gebrauch zu machen.

Die Zeit kann nicht fern sein, wo es Jedem Bedürfniß werden wird, sich Kenntniß der Stenographie anzueignen, will er nicht zurückbleiben hinter dem Fluge der Zeit. Monats-, Wochen-, Tagblätter werden uns noch einst die neuesten Berichte der Politik, der Künste, Gewerbe u. s. w. in stenographischer Schrift bringen. Schon jetzt existiren solche Blätter, alle Anhänger der Stenographie correspondiren in dieser Schrift, Lithographen, Kupferstecher, Schriftstecher und Schriftsetzer werden darin unterrichtet, um den Anforderungen der Vervielfältigung genügen zu können. Wie leicht möglich, daß einst ein solches Riesenblatt wie die Times zu stenographischen Typen greifen muß, um dem immer heftigern Andrange zur Publicität von hunderttausenden von Lebensverhältnissen gerecht zu werden!

Zahlreiche stenographische Vereine, deren namentlich in jeder großen Stadt wenigstens einer besteht, haben sich fast ohne Ausnahme lediglich die Verbreitung der Stenographie zum alleinigen und Hauptzweck gemacht. Die Mitglieder kommen wöchentlich zusammen, um sich im Interesse der Stenographie zu besprechen, sich auch wol darin gemeinschaftlich zu üben. Außerdem haben einzelne Vereine die Herausgabe von Zeitschriften und Lehrbüchern veranstaltet und lassen sich besonders auch die Bildung und Empfehlung guter Lehrer in diesem Fache angelegen sein.

Von den Regierungen ist es besonders die sächsische, die sich der Stenographie mit besonderer Wärme annahm und sie lebhaft und kräftig unterstützte. Sie läßt zur Zeit darin in Dresden unentgeltlichen Unterricht zum Zweck der Bildung tüchtiger Lehrer ertheilen und sendete auch einen praktischen Stenographen zu gleichem Zweck an die Universität zu Leipzig.

Die Resedula arabica.

Es will die Welt betrogen sein: muß man jetzt mal umtaufen, wenn man in den Zeitungen die Resedula arabica angekündigt findet mit der Gebrauchs-Vignette von hochbeinigen, dünnen, grazienen und eleganten Negern, die unter Palmen — gewöhnliche europäische Linsen einlesen. Denn Linsenmehl soll ja der Hauptbestandtheil jener Pastillen sein, die in den Zeitungen angekündigt werden mit den Worten: Wer kann und der Husten quält, kommt! Wenn man aus der Linse Gutes kommen! hätte schon Cäsar sagen müssen, als er seinen Gichtgeschwornen für eine Schachtel voll Linsen verkaufte, die der gewaltige Jäger gern gegessen zu haben schient, und später vielleicht darüber Witz empfand. Doch nahrhaft soll allerdings das Mehl der Linse sein, und es ist gewissen ist jedenfalls sehr wünschenswerth und mag dem Doctor Barry du Barry in London noch Gebühr bezahlt werden. Die Wiener sagen von der Resedula arabica: „Sie macht Kranke gesund, aber die Gesunden werden durch ihren Genuß so überwältig gesund, daß ihnen deshalb angst und bange wird und sie sich wieder einen Arzt rufen müssen." Das Beste an diesem Linsen-Gebäcknisse ist jedenfalls eine medicinische Eigenschaft, die nicht alle Heilmittel besitzen, nämlich die, daß sie nur billigst und keineswegs erst wirklich krank macht.

Ludwig Tieck's Denkmal.

Man schreibt in den Zeitungen auf, beigetragen zu einem Denkmal, das man in Berlin dem Manen Ludwig Tieck's setzen will.

Welcher Freund und Verehrer des Verstorbenen wird sich dieser Huldigung entziehen? Derselbe ist es beabsichtigt, daß dies Zeichen der Erinnerung vorerst nur auf einem Kirchhofe errichtet werden soll. In Berlin haben nämlich die Verdienste verstorbener Männer der Wissenschaft und Kunst noch keine Stätte angewiesen erhalten, wo ihnen in einem öffentlichen Monumente die Unsterblichkeit gesichert wird. Schiller's Gedächtniß lebt im schauspielhaus Unterlinden, die Denkmäler Fichte's, Schleiermacher's, Hegel's, Winckelmann's, Felix Mendelssohn's, Lachmann's u. s. w. stehen sich nur aber müssen sich suchen auf den Kirchhöfen neben den Ruhestätten ihrer sterblichen Ueberreste. Eine Galerie von Porträts berühmter deutscher Männer ist der König vorhanden angelegt, sie gehört nur seinem Privatbesitz.

Eine Walhalla berühmter deutscher Männer würde eine Ergänzung der öffentlichen Institutionen sein, welche die „Hauptstadt der Intelligenz" wirklich zu einer solchen machen. Deshalb wenn, damit mancher Name, der im Leben hier ein berühmter, wirklicher Geheimrath war, nicht mit einem wirklich Nothwendigen verwechselt würde, die Abstimmung über die Zulassung desselben in ein Campo santo preußischer Verdienste (Schinkelplatz) erst drei Jahre nach seinem Tode erfolgen.

Zur Geschichte der Uhren.

Interessant wird, daß die Uhren in der Minute 60 Schläge machen; nicht Viele aber werden wissen, daß es auch viele Uhren gab, die 75 Schläge in der Minute machten. Diese waren nämlich für die persischen Officiere angefertigt, da die Soldaten ebenso viele Schritte in einer Minute machen mußten. Was das Verhältniß der Zeit betrifft, so scheint heute auch jeder Staat seine eigene Uhr zu haben.

Die Kritik der Zeit.

Es gibt gewisse Verhandlungsmaterien, die trotz aller Heftigkeit anderer Gemüthsmaterien, die ihnen an Tiefe und Bedeutung weit überlegen sind, doch ganz entsetzlich und belästigend kommen. Vergleicht man aber einmal nach Jahr und Tag wieder die Uhren der Gegner mit den Uhren der Nachwelt, so muß man erkennen, wie die hingerissen Handlungen der Kaltenerzeugungen so kahl und entblättert dastehen, während auch den Irrthümern und Niederlagen der von ihnen überwundenen Gemüthsmassen ein unverwüstlicher Frühling vor unsern Augen aufsteigt.

Die Kunst, sich selbst zu schmeicheln.

Wenden wir uns gewissen Artikeln der öffentlichen Kritiken zu, daß man Artikel besitzen, so gewahrt man schon die geheime Absicht, und beim Lesen gewisse einige unserer schönsten Exemplare hervorleuchten. Diejenigen Menschen, z. B. die, wenn sie einsehen, daß sie so schrecklich, unsinnig und verzweifelt sind, kaum nicht sagen können, daß man trotz aller solcher Phantasie und unbegreiflich persönlicher Natur gegnte Leben wäre, kann man fühlen.

Ueber verschwiegene Artheilen.

Ein Beurtheiler hat Memoiren wegen einer [illegible] angeschwärzt, die er sich gegen Autoren zu erlauben scheint, ehe man nicht in Erfahrung gebracht hat, wie Leser gegen sich selbst verfahren. Wir wissen die gekränkten Menschen sehr wohl, weil wir nicht wissen, daß die Strenge derselben ganz auf den gleichen Maßstab aufgelegt, die sie auch gegen sich selbst anwenden.

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

[Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 22.** [Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Die neue Pinakothek in München.

Von Franz Kugler.

II.

Wir betrachten von Rottmann's Bildern: Delos, Aulis und Syrakus, Morgen, Mittag und Abend. Die Insel Delos war dem Phöbus Apollon heilig und noch sehen wir in der Ferne des Bildes die Säulenreihe seines Tempels. Welche prachtvolle und schöne Stimmung konnte Rottmann seinem Bilde geben als die des aufgehenden Lichts, wenn der Sonnengott seine ersten Strahlen über seine heilige Heimatinsel und die sie umgebende Meeresflut entsendet! Eine wunderbare, erquickende Morgenfrische weht und auf der Landschaft entgegen und wir empfinden noch heute das Entzücken nach über die Pracht der schönen Gottes. Aulis ist Hellas in seinem höchsten Glanze, als seine Helden sich hier unter den Augen versammelten zum Zuge gegen Troja. Ich gewahre, ob je einer glänzendere Landschaft gemalt worden ist als die von Aulis, wo Himmel und Meer, Land und Strand durchglüht ist vom Lichte und selbst die trockene Erde seinen Glanz widerzuspiegeln und die braunen Berge wie Goldsteine schimmern, und so mag wohl Agamemnon bei seinem Blicke von wahrhaft berauschender Schönheit vorzugsweise den Eingebungen des ionischen Zaubers gelegt sein. Syrakus ist dargestellt bei Sonnenuntergang: eine breite, dunkle Welle hat sich vor der Sonne gelegt und sie und sich und die Landschaft blutig rot gefärbt, während der Aether über ihr noch in reinem Lichte leuchtet. Soll man da nicht den Untergang von Syrakus, bei dem Gastfalle spanischer Heeren im 5. Jahrhundert, denken, womit einer der ersten Kunstschätzer von den [illegible] verschwand? Welch ein Grab für ein gewaltiges, herrliches Bild [illegible]! Noch ist der helle Himmel ungetrübt, während mit Sturmes Ungestüm ein Wetterschauer, unterbrochen von Pausen, von Blitzen durchzuckt, heranzieht, als wolle es dem Himmel die Nacht, der Erde zu Leid [illegible], auch ein letztes Sonnenlichtstrahl durch [illegible] Wolkenlücke, wie ein weiter leuchtendes Auge, [illegible] Ufer sich und, Helm und Schild und Mast und Segel und Gebälk [illegible] mit vollem Glanze gespiegelt und ein [illegible] Sonnenstrahl, das feindliche Meer abgewendet, scheint blutigrot durch die Wolke. Das ist [illegible] Stimmung von Marathon und Rottmann's Bild, das Wiederbild erhabener Schönheit

gelang, wünschte gewiß ein Grieche zu sein bei Homerlied, das auch in der Poesie von Athen die Marathonschlacht feierte. Pont nobile Phoenissae! Ein heiteres Bild nach der Schreckenszene! Vergnügte Menschen zu einem fröhlichen Feste versammelt bei Tanz und Lustbarkeit, ein von hohen Bäumen umschatteter Brunnen die nahe Insel, weiße Mädchen baden sich im warmen Himmelslicht: wie ein stiller See unendlich in der Ferne ein Meer heben die Ufer und seiner Schönheit recht in Fülle zu genießen, hat sich auf schmaler Landzunge eine Stadt weit hinaus in den Wasserspiegel geschoben. Das ist Paestum, die Heimat großer Künstler, der Hauptort jenes köstlichen Marmors, in welchem die Herrlichkeit und Schönheit ihres Gemüts noch unter uns verweilt. Von großer, poetisch empfundener Wirkung ist das Bild von Regina. Ueber einem von der Abendsdämmerung umfangenen, einsamen, wüsten, weitigen Vordergrunde sehen wir hinüber und hinauf zu den Tempeltrümmern der nordwestlichen Insel, der mit dem Hügel, darauf er steht und den hohen Felsen und den Mauern darüber im Feuer der untergehenden Sonne glüht, während hinter ihm magnetisch der Vollmond emporsteigt. Sind es die Amalfiner, die auf weiter Segelfahrt mit dem Schimmer ihres Namens an der Insel halten: ist es die Schlacht von Salamis, deren Nahen noch an den Säulen des zu ihrem Gedächtnis erbauten Tempels widerscheint?

Auf der weiten Fläche der Vorzeit ruhet und das nächste Bild wieder in die Gegenwart. Ueber einer von Schönen belebte, klar spiegelnde Meeresfläche hinüber, sieht man auf die Stadt Ghadirik, auf ihre malerischen Wohnhäuser, Straßen mit Thürme. Hellste Tageslicht durchdringt die Luft und legt sich auf die beschneiten Berge, griechische Marmore im Vordergrunde zeigen sich scharf. Ein nächtiges Behagen ist der Grundton dieses Bildes, neben welchem das Bild von Nazaret wieder eine tiefe heilige Stimmung hält. Und Glaube ist auch auf der Mythologie bekannt und wir müssen uns dabei an den ungetrennten Zauberhut denken, der ist auf der staubigen Umarmung der grünlichten Priester Nahl, ehe die Sonne die Höhen seiner Blicke vergolden konnte. Wir sehen hinauf auf ein zerstörtes Bergschloß, auf die dunkelblaue Flut und ferne auf die aufsteigende Insel, der angebrochene Morgen zieht sein rothes Sternlicht über Land und Meer und ein paar einzelne weiße Wölkchen schwimmen wie flüchtige Segel im Aether. Aber über dem Olivenhain und Marmorgebäude im vordergrunden Vordergrunde liegt noch der Schleier der Morgendämmerung und unter seiner milden Umhüllung birgt sich ein liebendes Paar, bei dem Mantel Umgehen auf ein bräutliches Verlassen deutet. Auch hier dünkt mich, hat uns der Künstler die poetische Begleitung seines Bildes nahe genug gerückt, wenn auch nicht so nahe, daß man sich daran stören müßte. Neben der hohen malerischen Vollendung liegt in diesen Bildern ein großer Reiz in den tiefsinnigen Andeutungen, die, weit entfernt, mit der Schärfe und Deutlichkeit von Begriffsbestimmungen durchgeführt zu sein, vielmehr wie zufällige, wie Phantasie anregende Beziehungen aus der Natur erscheinen, die gleich Träumen seiner Gestaltung verlangen und wie der flüchtige Hauch auf Früchten ein Kosten und Begreifen nicht vertragen. Der See Kopais in Böotien, einst wie jetzt noch wegen seiner schwankenden, seiner Aale berühmt, hatte einst an seinem Ufer die Stadt Tenella, die Heimat des Pindar und des Pausanias. Noch ziehen die Aale aus ihrem ihre dunklen Furchen durch den Schlamm des Sees und Pelikane halten Wache dabei wie sonst, aber in ihrem grünenden Buchten sind verödet und die Hügel wachen nicht mehr und nur ein Steinhaufe bezeichnet die Stelle, wo Tenella stand. Tiefe, weiche Nebel liegen über der Landschaft und spiegeln sich in Luft und doch trennt sie auf seiner dichten Decke auch sie hinweg der Glanz der Sonne, gleich dem unvergänglichen Glanze eines hochgesinnten Gemüts. Neben diesen Bildern liegt ein anderes von entschieden geringerem malerischen Interesse. Von Hügel eines öde gleichgültigen Feldes, dessen nächste Umgebung in Dunkelheit gehüllt, dessen auf fernen Bergen gelagerte Wolken in steter Bewegung sind. Das ist das Feld Waterloo. Ein Wetter ist vorübergegangen und deutet auch mit seinem schwarzen

Dachmond den Himmel, auf welchen die untergehende Sonne das farbige Abendrot malt. Die Geschichte unserer Tage erzählt uns, daß dort, wo eben jetzt die Himmelsfarbe ihren Bogen spannt, deutsche Krieger, die für den Sohn eines Königs in den Tod gegangen, ihre ewige Ruhestätte gefunden. Einen ungemein schönen Anblick gewährt Korinth mit seiner Umgegend. Man möchte sagen, man denn das Gerücken solcher Zeugen an diesem unvergleichlichen Standpunkte einer Stadt, auf dieser kahlen, verbrannten Ebene, auf diesem Felsen ohne Laub und Gras zu größerer vergessen haben kann und ob nicht das Land noch genau so aussieht, als da es der Großvater Mummius verließ? Bleibt der Fuß dieser Kolonne, die uns entgegenkommt, daß wir ihr zur Linken einen Brunnen finden, wo das einzige Kaltwasser der Landschaft seiner Vertrocknung entgegenrinnt? Es gibt aber noch trockenere Straßen, wo vom ehemaligen Leben nur noch so zu sagen das bleiche Gebein übrig ist. Das ist unter anderm der Asklepiosberg von Korinth. Der durch diese Ebene mit seinen verschiedenen Lagen Kalkmassen von Fels gebaut, den Jahrtausende überschwemmt und wund in sich und die zerklüftenden Meereswellen nicht gemacht, sondern haben sie das Mark, das kein Moos mehr zu nähren und das Licht sich darauf in seine Farbe mehr bricht. Totenstarre ist die Erde, ist das Gestein, ist die Luft, die wie die Farbe, ist der ganze düstere Ernst dieser Luft. Nicht so verödet, wenn auch nicht gerade viel belebter, ist die Gegend von Mykene; aber nur mit wenigen Zügen, mit einigen Trümmerhügeln des höchsten Ernst erinnert Agamemnon an die alte heldenhafte Zeit. In der Straße der romischen Zeiten leben nur die heutigen Bewohner der Gegend ein anderes Leben: mit aufgebrauten Palmenzweigen begrüßen die Männer, mit weißen Tüchern die Frauen einen hochgeehrten Gast, den Boten ihres Königs.

Bei Athen mögen die Erinnerungen an vergangene Zeiten den Künstler so sehr mit Begeisterung erfüllt haben, daß es für ihn alle, sammt der Tracht und der Burg des Parthenon, die Ferne gerückt, als ein Ziel der Sehnsucht. Dabei geht die Gegenwart mit frischem, buntem Farben ein, unter dem Schutze einer regendichten Vorrichtungsmantel, mit einer bunten Schar Reisender, die an dem Quell, wo schöne Athenerinnen die Krüge füllen, nicht müssen die ihre Kamele vorübergehen lassen. Wenn endlich bei diesem Bilde der größere Nachdruck darauf gelegt ist, daß es landschaftlichen Schönheit liegt, so spielt im nächstfolgenden von Olympia die Symbolik wieder ihr einflußreiches Spiel. Ein schwüler, schwerer Himmel liegt auf der Landschaft, unterscheidende Einzelnheiten verbergen das Sonnenlicht, das kaum die Farbe durchdringt, hinter welcher es scheint. In der Ferne, am Ende einer weiten, von einer langen, schattigen Straße durchgangenen, hohen Ebene, liegt die Stadt der heiligsten Wettkämpfe, der einem schweren zu empfindenden Friede, als ehrenen die unterscheidenden Gefühle sie auf sie aufgedrückt haben mögen. Und hier von Athen bildet einen sehr in die Augen fallenden Gegensatz. Jenseits man über einen bewaldeten Bergrücken gelangt, hat man auf die kahlen Steinmassen der Stadt, auf die schmale, erdenbraune Ebene eingesehen und die kahlen Berge dahinter sieht, als sollte man zugleich an die Heimat und an die verlassenen Lebensgattin und an den Schauplatz der Ordnung erinnert werden, an denen sie sich Königshand des Ortygia zu Grunde ging.

Einen weniger malerischen Gegenstand als die Ruinen der Akropolis von Korinth [illegible] es schwerlich geben. Es ist nicht als ein unerfreulicher Hauch Natur, wenigstens auch, daß es besteht zu den Zeiten Homer's in derselben Verfassung war. Es ist also [illegible] einen einfachen Augenschein empfindet und läßt sie durch die unvergleichte Sonne [illegible] belaubt erleuchten. Es hat mir besser nicht gefallen wollen, diesen Platz [illegible] Gegenstand gewünscht. Es würde ist an [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

Gustav Wasa und die Blutmette Christian's II.

Christian II., nach dänischer Aussprache Christiern, ist eine durchaus eigenthümliche, romantische Erscheinung der nordischen Geschichte und schuf seine tragische Liebe zur schönen Dyvecke, der Tochter einer ehemaligen Hökerin von Amsterdam, Namens Sigbrit, wie seine spätere Schicksale, haben von jeher die Phantasie der Dichter so mannichfach angeregt, daß seine Gestalt, man möchte fast sagen, im Mondlichte der Dichtung und Sage fabelhaft größer erscheint wie sie Hatto und gleich Macbeth's Weib sich vergebens die Handflecken von ihren Händen zu reiben versuchend durch das große Drama der Geschichte wandelt. Er war, wie die Berichte erzählen, ein schöner und ritterlicher Mann, voll Muth, jugendlich feurig, von ehrlichem und redlichem Rathgeber, wie der erwähnten Eigenschaften, dann einem ehemaligen Barbier, seinem wahren Schuldt von einem Bischofe, dessen Licht geliebt und vertrauten, ein wankelmüthiger und gewaltthätiger Mann, wenn es einmal darum zu thun war, irgend einen Zweck zu erreichen, weiter vor Verrath und Mord zurückschreckender Charakter. Ein Mensch, in seinen höheren und ursprünglich vielleicht nicht übelen Herz, verlassen von Gott und Religion, ohne Glauben, voll Dämonen gehetzt haben und den heute „die Liebe ganz umschlang", der Dante von jenem Kameliet sagt und von dem heute der Hass und die Rache vom Blutbaum der Rache und „aus Ungebrauer gewächst", wie Wilhelm Tell in jenem berühmten Monolog sagt, und die schwedische Geschichte kann, wie der schwedische grimme Mann noch heute, seinen Namen nicht nennen, ohne sich zugleich seiner Benennung, als des „Grausamen", als des „Blutmenschen" und „Schlächters" seines Volks zu erinnern. „Ein Mensch", sagt Geijer, „welcher, gleich den Sturmvögeln vor einem heranziehenden Gewitter, gleichsam die Weissagung eines bevorstehenden großen Katastrophe ist. Christian II., ohne festen Anhalt und Schwerpunkt in sich selbst, in einer wilden Zeit ungleichen Richtungen seiner Zeit hingegeben, ist ein Weissagen, ist ein Vorbote einer höheren Art, ein Gegenbild der Gräuelthat — doch beinahe mehr noch des Elends." Christian, Herrscher über die drei nordischen Königreiche, suchte sich von der Macht der Aristokratie los und frei zu machen, vermaß das schwedische Reich seinem Universalreiche einzuverleiben und verhehlte schon von Jugend auf seinen Hass gegen das Geschlecht der Stuke des mächtigsten Widersacher seiner Macht, dessen Stolz sie Jahrhunderlang nicht ertrug, das Recht der Freiheit eines Volks und seine Verfassung heilig zu halten und als ein Schutzwall gegen Willkür und Gewaltthat der Könige zu wahren, ohne es zugleich gewissenhaft als Pflicht und Eigenthümer betrachtet zu haben. Jahre seiner Versuche waren, wie die Johann's I., ohne Kraft und Geschick, voll des Triumph der schwedischen Freiheit und Unabhängigkeit, während der tapfere und muthige Karl Knutsson's des Bonde, Sten Sture des Jüngere, auch voll Hoffnung am Ziele des Kampfes mit den Dänen waren, war mächtiger noch gegen Willkür und Gewalt der schwedischen Staatsverfassung Sinn.

Nachdem jetzt in einer Unglücksschlacht (im Februar 1520) eine Kanonenkugel auch den Vollwerk der Freiheit getödtet und Sten Sture gefallen hatte, wagte es in Schweden kein tapferer Mensch mehr, vom dänischen Könige die Krone des Schwertes zu fordern. Der größere Theil der schwedischen Aristokratie, unter dem verrätherischen Heerführer Gustav Trolle Bischof zu Upsal und der angesehensten Bürger- und Bauernkammer suchte nur, zwischen den Kämpfen beider Parteien stehend, als König im Frieden und gleichen Rechte mit Schweden, unter der Bedingung, daß er den Schwur halte, den Frieden und die Kalmarische Union gewiß zu wahren und nicht gebrochen, als ererbten und vergebten anzusehen.

Im Monathe des nämlichen Jahres (1520) nach dem Christtage war zur Krönung

nach Stockholm. Voll heimlichen Hasses und Grolls bei seinem Widerstande gegen den die Militärherrschaft unter der heimtückischen Anführung Christians Gedemüthigten, der verwitweten Gattin des jüngern Sture, im Brückzehr gegen ihn geleistet, brütete er indessen schon Verrath und Mord gegen die nämlichen Stützen des Reichs, die den Glanz und die Pracht seines Einzugs zu erhöhen erschienen waren. Seine Krönung ist gewissermaßen eine blutige Wiederholung jenes grauenvollen Schauspiels zu nennen, das die Sage von einem uralten König des Nordens, Rauerat Ingiald, erzählt und dessen blutrothes Nordlicht auch, wie beim Stockholmer Blutbade, zugleich das Morgenroth einer neuen Zeit war. Hoch und theuer beschwor er nochmals die bereits erwähnten Zusicherungen und empfing das heilige Sacrament darauf, worauf die Krönung stattfand. Leberraschend hatte er im nämlichen Augenblicke doch schon sich beschlossen, das Blut der vornehmsten Schweden fließen zu lassen, „obgleich er in seinem Aeußern", wie es in einem Berichte heißt, „gegen Jedermann leutselig und freundlich that und mehrer Personen mit Küssen und gleichsam Brüderlichkeit sogar auf Herz drückte und faßte". Die Ehre auch solch Opfers gebührt zum größern Theil dem erwähnten Barbier und Siegfried. Die Blutnacht einer ganzen, ersten Königsnacht drei Monate hindurch schwebend unter dem Schlachtmesser eines ergrimmten Königs, eines ehemaligen Bauernpflügers im Herkulesknochen eines gebornen Rathes und Ministers, und eines blinden Weibes. Drei Tage währten die Krönungsfeierlichkeiten, die Pracht der Feste des Königs und seiner Gäste, während die höhnischen Gelage und die ausgelassene Lust des nicht Volks schwelgen Volks. Plötzlich wurden die Thore des Schlosses in Stockholm geschlossen und unter dem Vorwande, den der böse Erzbischof von Upsala selbst als Klage erhob: „ob unter der Reichsverweserschaft Sten Sture's des Jüngern einige hochverrätherische Complotte sowol gegen den König als gegen den erzbischöflichen Stuhl schuldig gemacht zu haben", wurde ohne Umstände eine große Zahl der angesehensten und vornehmsten Männer des Landes, so viel ihrer als Theilnehmer an jenem Complotte verdächtig und anwesend waren, vom verrätherischen Schwarzkopf hinweggerissen und ins Gefängniß geworfen. Vergebens vertheidigte die heimtückische Christina die Unschuld ihres großen Gemahls gegen die Lüge des Priesters; vergebens bestürmte der Bischof von Skara die Unmenschheit jedes einem so edlen und hohen Charakter wie dem jüngern Sture ungeschuldigten, hochverrätherischen Verbrechens, indem er vielmehr den König selbst als einen Verräther gegen die schwedische Nation erklärte; und vergebens erhoben auch noch mehrer andere auf der Zahl der unterdrückten Opfer nach Freiheit Schon und Klage gegen den Verrath des gekrönten Mörders: ihre Anklage waren in diesem Falle auch ihre Richter und ihr Urtheil war gesprochen, noch ehe sie angeklagt waren. Bereits am Morgen des folgenden Tags erhielten die Gefangenen Stockholms vom Schloß herab das Zeichen, daß die zweite Zeichen gegeben würde, bei Strafe ruhig zu halten und Hand und Fuß nicht zu rühren. Das war am 8. November des Jahres 1520. Gegen Mittag endlich erfolgte das Zeichen; die Thore wurden auf den großen Marktplatz der Stadt [illegible] und machten den Thron Alle frei. Einer vom Rathe des Königs Christian, das Volk im Namen des Königs ermahnt, sich ruhig zu verhalten und dem Gerichte seinen Lauf zu lassen, indem blos die Schuldigen die gerechte Strafe des Hochverraths treffe, wurden die Schlachtopfer, in einem langen, ernsten Zuge — nach welchem die Mehrzahl von ihnen im Dienst und Staat ihres Bestimmungsorts — auf ihrem Gefängniß vorgeführt und ohne der Wehrlosigkeit des unterdrückten Volks, ohne ihrer Flucht und ihres Protests gegen die Gewalt zu achten, in ihre ihnen selbst den religiösen Trost der heiligen Vorbereitung zu gewähren. Neunzehn an diesem Tage unter der Beihen und vornehmsten Männer des Landes, unter ihnen zwei Bischöfe, mehre Reichsräthe, der Bürgermeister und der Rath der Stadt Stockholm und eine große Anzahl der angesehensten Bürger, auch Schuster mehr darauf gerichtet als gerichtet und unter Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen über den Platz Volk zum Leben

Tote gebracht. Ein [illegible] Jahre später unter Gallet d'Herbeck, Dantons und [illegible]s Herrschaft in Frankreich, wurden ganz unverdächtige, still und harmlos blühende und dem Glück der Ihrigen lebende Menschen mitternachts und plötzlich von ihrer Werkstatt hinweg zum Blutgerüst geführt. Zuschauer, Greise, die sich ihr ganzes Leben lang vor Gewalt gescheut, Gattinnen, Bräute und Kinder, die schreiend und verzweifelnd unbarmherzigen Richtern die Knie umklammerten, wurden von thierischen, von Blutdurst berauschten Henkern in den Kreis hineingezogen und grausam umgebracht: manche darum, weil vielleicht Jemand eine Thräne in ihrem Auge sehen, die ihnen die Neigung, der Schmerz erregte. Nach Hunderte wurden theils gehängt, theils auf irgend andere schreckliche Weise zugleich zu Tode gemartert. [illegible] Der König selbst sah von [illegible] und Schlösse herab dem Schauspiele zu.

Während der darauffolgenden Nacht wurden Hand auf Hof der Mitrag hingerichtet, geplündert, geplündert und verwüstet, ihre Weiber und Töchter von wüthenden Scharen [illegible] der Scham und Unschuld entehrt. Drei Tage währte das Blutbad. Tage hindurch bewegten Leichen und Ströme von Blut in Plätze und Gassen der [illegible]. Selbst die todten Leiber der Hingerichteten und einige Kinder von ihm wütete wurden auf ihrem Grabe nur mehr in gleichsam zur Strafe und Schmähung unter [illegible] der unteren Todtengasse, die zur Stadt hinausführten, geworfen und so der Erde mühsam Schweinhaufend verscharrt, ohne die Schmach und Todesangst im Stande [illegible] zu verwehren.

Noch während der „Blutwoche" (vom 9. November) hob der König die Verfassung auf und Volk ergeben. „Er habe sich genöthigt gesehen, nach Anhörung des Raths [illegible] Bedürfnisse, Prälaten und Räthe des Reichs, meine hochverrätherische Partei [illegible] Volk hinrichten zu lassen, er versprache feierlich, das Reich nach seiner [illegible] der Ruhe und Sicherheit wieder zu geben und nach dem Gesetze Gottes und Heiligen [illegible]." Inzwischen entwickelte sich das Blutbad, seinen Schrecken gemäß, auch auf der [illegible] Schauplatz, auf Grausamkeit verzichtlich. Der Christian's Zorn jetzt nicht [illegible] den Bischof Hemming Gad, einen [illegible] Greis, verhaften; und verwünschte [illegible] und sein wankelmüthiges Geschick, bestieg der Bischof das Schaffot und legte [illegible] Haupt der Gewalt seiner Henkersknechte. Die Strafe des Königs von Dänemark [illegible] Herz; das Land glich einer Wüstenei. Mehr als sechshundert Edelleute [illegible] es in seinem Zorne der Rache geweiht, erzählt eine schreckliche Chronik, als [illegible] des Jahres 1521 endlich die Grenzen des Landes verließ.

Während dem Blut Gericht des Blutes und der Verwüstung hat einer Frau [illegible] sich der Jüngling, den die Verlobung zum Sitz des Reiches ernannt und in [illegible] Gemüthe der Schmerz, die Wuth und die Klage einst gegen, großen Volke [illegible] fanden, verweilt im Saale seines [illegible] Vaterschlosses, ein Flüchtling in seiner [illegible] ein Flüchtling unter dem Dache des eigenen Vaterhauses. Schon dachte er [illegible] [illegible], die der Nacht den Schlaf und nächtlichen Traumen entziehen; doch auch während [illegible] Tag der Ruhe nicht erlauben, in dessen Morgenroth er sein Gott über die Seine [illegible] mehren soll und noch hatte er in seinem großen Schiffe seiner Abreise viel Schmerz [illegible] und mancher [illegible]. Es war Gustav Erichsen Wasa. Streifzug einer [illegible] Geschichte, das schon mehre hundert Jahre vor seiner Geburt Ereignisse [illegible] Jahrhunderte später, war er der Sohn des Reichsraths Erik Johannsson, und seine Ehe [illegible] Linchen des Reichsraths Mans Karlsson zu Ede und war wahrscheinlich [illegible] seiner Geburt ist (Jahresfrist) zwischen 1495 — 97 auf einem Schlosse seiner [illegible] Familie zu Gripsholm geboren, worüber er auch mit einem Theil seiner [illegible] verweilte. Schon als Knabe erwachte der schöne, kräftige Knabe für, man [illegible] Neigung, ritterliche Übungen und vielleicht auch schon geheime Hoffnung auf Thron

Königs. Als nämlich König Johann I. im Jahre 1290 einmal Schweden besuchte, geschah es eines Tages, daß er ihn gerade mit mehreren andern Gefährten seines Alters spielen sah und wie der Sage erzählt, soll der Heldenknabe, wie einst Cäsar, „König“ gespielt haben. König Johann soll seine Hand gütig lächelnd auf Gustav's Lockenhaupt gelegt und gesagt haben: „Aus dir kann schon vielleicht noch mal Nichts werden, mein Sohn, wenn dich Gott einmal groß werden läßt.“ Ja, man erzählt sogar, der König habe ihn schon damals ganz behalten und ihn jedoch nach Upsala an seinen Hof nehmen wollen. Herr Sten Sture der Aeltere habe es jedoch, nicht ohne Grund fürchtend, es möchte dem König viel mehr daran gelegen sein, sich einen vornehmen Gast zu verschaffen, als einen Pflegesohn zu erhalten, zu verhindern gewußt und habe darauf den Knaben damals vor einer Gefahr bewahrt, in der der Jüngling schwebte, als er das that gesagt. Nachdem er eine Reihe von Jahren hindurch die Domschule in Upsala besucht, welche er jedoch voll Lust verließ, weil der dänische Schulmeister ihn quälte, kam Gustav in seinem 18. Jahre an den Hof Sten Sture's des Jüngern und erhielt so seine dem hohen Range seiner Eltern und Bildung. Weihnachten im Palaste des Vormundes. Auch die Chronisten erwähnen mehr als ein mal, daß Gustav schon frühzeitig von seinen Eltern zum militärischen Leben bei großen Sten Sture, indem sie ihn „einen tüchtigen und tapfern Ritter“ als seinen Sohn wünschten, „einen Helden“ nennen, „den Gott erwählt habe, sein Vaterland vom Joch der Knechtschaft zu erlösen.“

Seinen ersten Kriegszug that Gustav Wasa in der zwischen dem jüngern Sture und dem ihm einmal ernährten Erzbischof, Gustav von Upsala, ausgebrochenen Fehde. In der Schlacht von Brunkeberg (im Juli 1518), die ein schwedisch Volkslied feiert und wovon Christian II. eine blutige Niederlage erlitt, war es er, der das schwedische Banner zum ersten male vom Feindeshandgemenge siegend hervorwehen sah. Es waren die ersten Schlachtlorbeern Gustav Erichsen Wasa's, er schon damals einen unerschrockenen Muth und eine hohe Tapferkeit an den Tag gelegt haben und diese Sprache ihm damals einen Klang gehabt haben soll wie Schwertschlag auf Eisenhut sind gewiß, einer Schlacht der Freiheit schlagenden Volke, allein auch seine erste, ihm von Gott gewährte schwere Prüfung, treffen wir Hans Von gethan, welcher es in seinem Rathe eine ungewöhnliche Tapferkeit gepriesen hat. Als nämlich Sten Sture der Jüngere ihn, den Bischof Hemming Gad und noch mehre andere vornehme Personen heimlich Befehl zu König Christian sandte, der eine vertrauliche Besprechung mit seinem Gegner halber wünschte, jedoch mißtrauisch war schon, wie er war, ja seinem Behufe die Stellung von Geisseln für nöthig erhalten, schritt ein dänischer Kriegsschiff vom Norde, welches die verbotene Ware zum Schiff des Königs geschafft, schleppte den Kahn, auf welchem die Vertrauensmänner sich befanden, mit sich fort, um sie in Ketten und Banden gefangen, und unterdeß Befehl einen dänischen Schiffe in Grundsund gebracht war, da gerade ein günstiger Wind sich erhob, so gebrauchte alle möglich nach Dänemark weggeführt, wo seine Freunden damals noch mehr als ein volles Schloß Haft, Not und Tod genug, denn noch regnet sein Recht, Wachsen und Kerker glühenden Hasse und dänischen Tyrannen wie ein Gott in seine tiefsten Mauern zu schleudern; ein Gott, dessen Macht sich der Stürme und der Wellen des Meeres annahmen und dessen Schweigen sich der heisere Schrei des Sturmes unterbrach, die gewollte Fährlichkeit vom Steuer gelang mit Not und Mühe vom tiefen Wasser brach der Mast und schwer krachender Knall einer Kanonenkugel, deren mächtiger Schlund vielleicht gegen das Schiff gegen einen Sandbank gerichtet war, welcher sie Küste zu nahe kam. Im venetianischen Gefängniß einen solchen Schrecken am Meere überstanden war gerade auch Gustav. Nachdem sich gerade der wackere dänische Schreiber, Jacob Ulfsohn, der ihm nahe vertraute und Lehrer gewesen war, für ihn verbürgt, nahm ihn Christian auf sein Schloß in Jütland und behandelte ihn zwar streng,

ſuchte ihm jetzt das Jahr, welches er im Banne ſeiner Schweſter zugebracht, ſo angenehm zu machen, daß ſein Loos damals gerade kein unerträgliches zu nennen geweſen wäre, hätte ihn das Loos und das Schickſal, warum er ſeine theure, heißgeliebte Heimat noch heut be- trauern mußte, am Tage Ruhe und bei Nacht Schlaf und Erquickung finden laſſen. Denn während er in ſeiner Einſamkeit, im Gram ſich verzehrend, ſeine Tage zählte, vernahm er nach und nach einen Schlag nach dem andern, der das Land erſchüttert, in deſſen heiligem Boden die ſtarken Wurzeln ſeiner Kraft, vernahm er voll Schmerz den Tod Ihro Majeſtät, des theuren Königs ſeiner Jugend, den Fall Stockholms und die ſchmäh- lichen Thaten der Zwietracht und des Verraths, die den unpatriotiſchen Zwecken König Chriſtian's ſo mächtigen Vorſchub leiſteten. Für einen Verrath an ſeinem Vaterlande hätte er ſich demnach gehalten, noch länger das Gaſtrecht zu ehren einer Schweſter, einer Ge- ſinnungsart, welche nur verabſcheuungswürdige Mittel, nicht Scheu und gerechte Strafe ihr gefürch- tetes Beſtreben zu ſtützen war geeignet. Einen Morgend, während das Schloß und ſeine Bewohner noch tiefe Ruhe und Schlaf umfing, erhob ſich Guſtav, der dieſe Nacht nicht geſchlafen, entnahm dem Bett, ſchlüpfte in Rock und Mantel eines gemeinen Knechts, flehte ein Gebet zu Gott, verließ, durch Tracht und Sprache die Wächter täuſchend und im Grau des unheimlichen Morgenrothes bald der Spur ſeiner Wege dem Blick der Späherinnen verſchleiernd, im Dunkelſchatten ſtehend und eilend, Schloß und Garten und kam an mehre Planken, die mit gleichem Hemmniß irgend einen Durchgang ihr wehrten, glücklich und ohne ſich verrathen zu ſehen, am Ziele ſeiner Flucht, im reichen und mächtigen Lübeck an.

Schon des andern Morgens erſchien Guſtav im Saale des Rathhauſes und erzählte dem Senate den Verrath Chriſtian's, ſeine Schickſale und rief den Schutz und Schirm des Hauptes der hanſeatiſchen Bunde an. Das mächtige Lübeck, ebenſo Chriſtian II. feind- und haßvoll, deſſen Neid und Eiferſucht der Blick ihres Handels im Reiche des Nor- dens geringen Eintrag that, indem er jedem hanſeatiſchen Schiffe die Einfahrt in ſeine Seehäfen verbot, ja bei Strafe des Wegnahme verbot, irgend das Geſicht des verachteten Flüchtlings in ſeine Nähe kommen zu laſſen, erklärte ſich ſchon heraus, ihm zu willfahren, als ſich auch Bauchr, der gegen alle Schranken die Flucht Guſtav's und deren Richtung er- fahren, im Rathhauſe ſich einfand und den Rath bald ſeſſend und berathend, bald ſtehend und ſtürmend, ihm ſeine Gründe, daß Pflicht der Nähe König Chriſtian's, zurückzugeben, nach ſchon Verluß ihm, daß weiß er wol nun ſuchte es, unter ſeine lehnsherrliche Ehre und Gut und Leben nicht ſicher wäre. Doch der Geiſt Gottes mehre der Lübecker Bürger- meiſter, den wackern Rathsherrn Nikl Pieman an und ruhig ſich erhebend, ſprach er im Gefühl der Rechte und vielleicht ahnend die Nähe eines weltgeſchichtlichen Momente: „König Chriſtian hat uns Rechtlichkeit machen es ihnen, dem Rathe einer mächtigen Stadt, zur Pflicht, den ſo vertrauenden Flüchtling nicht länger im Stiche zu laſſen, der gegen die Liſt und Tücke ſeines Feindes und zur heimlichen ins Vaterland, das Seinen heilige und theure, ſeine Beiſtand in Anſpruch nahme. Man möchte ihm vielleicht gewähren, warum er hier ſo viel irgend zur Rückkehr des jungen Kriegsheeren Rath thäte. Man rieth ihm ein treu Schiff", ſprach Nikl Pieman ſeinen Antrag, „und ſolle ihm tüchtige Mannſchaft zu ſchaffen. Wer kann wiſſen, was Herr Guſtav Gutes und Herrliches ſtiften thun? Und am tüchtig Beſchluß des Raths, im Einen und Königstreue ſtand beſtändig ſeinen Bürgern Recht zu thun und zu handeln. Herr Bauchr ſchrieb unverzüglich Briefe nach Däne- mark zurück, ein großes lübecker Schiff verließ wohre Monate ſpäter unter Guſtav's Pa- nier die Küſte, lag glücklich vor ſchwediſchen Gefahren zu und unter Thränen der Rührung und Dankes, ſchwere und gelobte Wahrheit, landete Guſtav endlich im Mai des Jahres 1520 wieder am Heimathufer ſeiner Väter.

Doch ſchon der erſten Tage ſeiner ſchweren Verbannung waren voll von Schmerz

und Einsicht. Alle Schlösser gehörten den Dänen — zwei ausgenommen — und bei dreimonatiger Belagerung waren es, von denen sie vertheidigt wurden, Frau Christina Gyldenstierna, die schon erwähnte Gattin des jüngeren Sture und Frau Birgitte, die Gattin des ehemaligen Festungscommandanten Kalmars, Johann Magnus Stockholm, schon zwei Jahre hindurch von Christian blockirt, ganz bereit der Capitulation nicht und auch die Vertheidigerin Kalmars vermochte Gustav, den sie theilnahmsvoll und gütig, worauf rasches im Range ihres Schlosses empfing, seinen Schutz und Beistand zu gewähren, indem die Bürgerschaft der Stadt sich bereits muthlos in ihr Loos, in das Gebiet der Knechtschaft ergab und die Besatzung des Schlosses, zum größten Theil fähiges Kriegsvolk, eine so mißverständige Miene machte, daß seine Ermahnung, lieber den besten, ehrlichen Tod der Schlacht zu sterben, als die vaterländische Ehre im Stiche zu lassen und dem Schwerte der Dänen zu weichen, von mehren Seiten sogar mit Drohungen des entgegenschossen erwidert ward. Gustav verließ voll Schmerz die Stadt und zog sich hierauf nach Småland ins Gebirge zurück, wo er in Hand von Hof mehren Gutsherren seiner Partei Schutz und Zuflucht fand. Wohin er im Lande, Gehilfe begehrend, kam, fand er es voll von Zwietracht und Verrath: nur als er einst eine Rede an Volk hielt, er warnend vor Christians Tücke, fand er in diesen Thälern noch so viel Anhänglichkeit, daß mehr als Einer sogar zu Pferd und Armbrust griff und nach ihm lief. Von Haus zu Haus zog der kühne Flüchtling, damals noch gering geachtet, am Tage im Walde und Gebüsch, im dichten Korn sich versteckend und nur Sonntags einmal plötzlich in der Kreis der Menschen sich mischend, erzählend, Rathes und ermahnend und dann viel und manchen wieder verschwindend in Gebirg und Thal. Selbst seine Schwester, zu Rathshausen Brahe, deren Schloß er im Spätjahr jenes Jahres, schon Schutz und Beistand heischt, entfernte sich vor Muth und die Größe seiner Entschlossenheit. Tod bedrohend zog Gustav seines Weges.

Bekannt sind diese Irrfahrten Gustav Wasa's. Sie sind die Ehre des schwedischen Volks, von Dichtern gesungen, lebend im Munde des Volks. Gustav Wasa unter den Dalekarliern ist auch in Deutschland oft geschildert worden, die Hingebung dieses Gebirgsvolks oft gepriesen. Auch bei ihnen währte es lange, bis Gustav die Gesinnung so fand, wie er sie zu seinem Befreiungswerke bedurfte. Endlich in Mora, als Christians Truppen mit Blutsentenzen immer näher rückten, ermüthigten ihn die Dalekarlier zum „Reichsfeldherrn". Eine Anzahl dalekarlischer Bursche schloß sich ihm als seine Leibwache an. Ein paar Hundert andere Dalekarlier schworen ihm treu bis zur Leere, den Kern seiner Anhängerschaft bildend, von welchem gewaltige Anfänge an allen die Grenzen ihm seine Regierung, während König Christian und seine Partei ihn noch geraume Zeit hindurch für nichts als eine Art schwedischen Robin Hood ansahen. Mit seinen Dalekarliern zog Gustav zuerst nach Kopparberg, belagerte dasselbst, verbrachte dasselbst die Gefangennahme des angesehenen Bergvogts, Christopher Olsson, eines Bruders des Bischofs von Westerås, nahm das feste, feste Schloß, nahm die reiche Bezirksgefällkasse des Vogts hinweg, brach ein und plünderte Magazin des dänischen Kanzlerantheilsherren, nahm was irgend zu nehmen sich der Mühe verlohnte, ließ Geld und Gut unter seine Mannschaft austheilen und kehrte wieder nach Dalekarlien zurück. Diese That erwarb ihm Ansehen; der reiche Bergmann reichen Lohnes wegen, hielt noch mehre Gefährten der heiligen Kampfs gegen die Knechtschaft beisammen, als Gustav kurz nachher nochmals nach Kopparberg zurückkam. Kam er an der Spitze von vielleicht mehr als zweitausend Dalekarliern. Am neuen Sonntage, als das Volk gerade andächtig von Gebirg und Thal zur Kirche nach Kopparberg strömte, bestieg er, nachdem der Gottesdienst vorbei war, der Klang der Glocken und der heiligen Gesänge verstummt war, einen nahen Grabhügel und hielt eine Rede, seine endliche Weisheit, Entschlossenheit und Glut das Volk im Innersten packend so mächtig ergriff und hinriß, daß dem mächtigen

…geſtoßl der Nationalfreiheit an ihrem Tage nun auch die Vergeute Treue und Gehorſam …gnügen. Von Gau zu Gau gehend, ſah er das Heer gleich wie eine Lawine jetzt wach… n. Die Chroniken ſprechen ſchon damals von 15—20,000 Mann und vergleichen das …er Guſtav's Homerisch dem „Sand am Meere", dem „Laub im Walde" und die Zahl …r dalekarliſchen Pferde dem „Hagel des Märzhagels". Hilfreich iſt gewiß, daß Guſtav …e Heer jetzt ſchon in mehre Säulen zu ſtellen vermochte, daß er es nach und nach zu …er ſtrengere militäriſche Mannzucht zu gewöhnen ſuchte und ſich, wiewol Armbruſt, …ertlatt und Spieß damals ſo ziemlich noch die einzige Bewaffnung deſſelben waren, bald …rk genug fühlte, dem Tyrannkönig durch eine eigene Kundmachung (vom Mai 1521) …rlich den Krieg zu erklären und in drei Heerſäulen, wovon zwei unter dem Befehl ſeiner …ten ehemaligen Zeitkameraden, L. Olofſon und L. Erichſon, gegen König Chriſtian ins …d zu ziehen, den Reſt ſeines dalekarliſchen Kriegsvolks führte Guſtav jetzt ſelbſt im …turm voraus gegen Stadt und Feſtung Weſterås.

Der Sieg, den eine Abtheilung ſeines Fußvolks unterdeß in einem anderen Theile des …ndes erfocht, lebt noch jetzt im Munde des Volksliedes. Peter Svenſſon hieß ihr Held, …n ihn erfocht. Auf einem geheimen Wege umging er, den Dalelfluß hinüberſetzend, …s dänische Heer, machte einen Einfall ins Hinterlager des Feindes und rief einen ſolchen …rcken und Wirrwar in demſelben hervor, daß die Dänen in wilder Flucht vom ent…ten Bergſtrom des Brunnbachs zurückeilend und darin ihr Heil ſuchend, zu einem großen …eil im Strudel des Stroms ihr Grab fanden. Im Sturm nahm dann Guſtav die …t Weſterås. Der Commandant von Stadt und Feſtung war zur Zeit Niemand anders …s jener Barbiergeſelle, deſſen ſchon ein paar mal gedacht ward und deſſen Namen die …nen Slaghäck, die Schweden dagegen Slaghök (d. h. Schlachtgeier) ausſprachen. Denn …n und vornehmſten Rath des Königs Chriſtian hatte er in ſeinem Hochmuthe ſich ſpäter …r zum Biſchof von Skara (die frühere Biſchof von Skara hieß, wie ſchon erwähnt, …s Slaghäck's Geburt in Stockholm das Platzgrüß) ernennen laſſen und ſich nun durch …, Gewalt und Grauſamkeit auch die Stelle eines Schreckensherrn in Weſterås er…gt. Er gewann ſich indeſſen auch als ſolcher keine Lorbeern im Kampfe mit Guſtav …s. Eine ſchmähliche Niederlage erlitt er. Der heranbrauſende Sturm des Heers brach …r ſchnell Bahn. Dieſer, ſein Stolz und ſeine Siegeszuverſicht, und vielen Gebieter ſich …r gegen das Heer Guſtav's. Die dalekarliſche Speerphalanx empfing indeß ſchon den …n Angriff des ſchwergerüſteten Rittervolks mit einem ſolchen Erfolge, daß mehre Hun…rte Reiter in einem Augenblicke ſtürzend und im Falle den Reiter ins Gewühl des Fuß…lks ſchleudernd, allhalt einer Lücke in den Wall der Schlachtreihe riſſen, während der Reſt …r Reiterei, von ſolchem Empfang zurückgeſchlagen und die Flucht nehmend ins wilde Ge…l ſeines Rückzugs auch den Schutz des hinten Rücken deckenden Fußvolks mit hineinriß. …ſen waren auch die zwei andern Heerſäulen Guſtav's mit ihren Salven dem Kern …r dalekarliſchen Heeres ins Feldtreffen gefolgt und die Abtheilung L. Erichſon's ſchon gu… im Augenblicke der Flucht des Feindes zu einem andern Thore in die Stadt hinein …n, wie Sturmwind, das nämliche Geſchick, das am Marktplatze der Stadt Raub …pfunden. Sowie die Besatzung des Schloſſes dies wahrnahm, ſchob ſie die Stadt …gel und ein Thorthor hinter ihr, als hätte neue Mannszucht ihnen, in Schutz und …r. Im Rücken und unter Beiſtand Guſtav's ſtach in Glück und Stolz ihre …e einer ſolchen Schwierigkeit wenig achtend, gegen die Nacht mit Ernſt an die …r, an Gut und Gold nahmend, worauf ihnen der Sieg Raum und mit ihr …n köſtlichen Proviant von dem Wein gewann, deſſen goldenen Schatz ihnen nicht …ſtbarſte Preis, die kühlen Getränke der Rath und der Gaſtfreundſchaft boten, und …Dänen, welche indeß vom Schloß herab Beſitz ergriffen und ſich wieder in Sicher…heit ſchloſſen, wurden die Fall und den Zahl nahmder gänzlich in eine ſtarke Be…

verlage verwandelt haben, wenn nicht Gustav's Auge wachen blieb und nicht er es war, der den Kranz des Sieges nicht losließ, sondern rasch und mächtig einschritt und das Heft hielt. P. Olofsson erhielt Befehl, seine Reservemannschaft augenblicklich in die Stadt zurückzuführen, wo, nach einer neuen Schlacht, der Feind jetzt gänzlich in die Flucht geschlagen ward und, im Schein des furchtbar prächtigen Straßenbrandes, ein so trauriges Morden stattfand, daß Viele es vorzogen, sich zwischen Feuer und Schwert in den Strom hinabzustürzen. Siagbück, der Barbier, verließ sterbend das Schloß. In späterer Zeit, als auch selbst in Kopenhagen König Christian gestürzt und zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt wurde, bestieg er unter dem Jubel des kopenhagener Volks, vom römischen Stuhl des Mordes von zwei Bischöfen angeklagt, den Scheiterhaufen.

Gustav Wasa's fernere Schicksale, erst als Regent, dann als König von Schweden, möge man in den Annalen der Geschichte nachlesen. Er starb nach einer siebenunddreißigjährigen Regierung. G. v. L.

Amerikanische Technik.

Man erinnert sich wol, daß zur Zeit der Londoner Industrieausstellung eine Wettfahrt mit Segelschiffen auf der Themse stattfand, in welcher ein Amerikaner die Engländer besiegte. Es war die Yacht America, welche sämmtliche Schnellsegler des Yachtclubs von England im Segeln geschlagen und über den berühmten englischen Ingenieur Robert Stephenson, dessen Yacht die Lieblingswette in England ist, den Wettpreis von 1000 Guineen gewonnen hatte. Der glückliche Sieger hieß ebenfalls Stevenson. Er war auch Eisenbahn-Ingenieur, aber zugleich Schiffbaumeister, wie überhaupt in England und Amerika nicht die einzelnen Branchen der Ingenieurkunst, sondern nur das Wissen und Können, die Theorie und Praxis getrennt sind.

Daß die erste schiffahrende Nation der Welt in ihrem berühmtesten Ingenieur von einem bis dahin ganz unbekannten Amerikaner besiegt wurde, machte begreiflicherweise großes Aufsehen in Altengland. Robert Stephenson konnte sich nicht entschließen, die erste Yacht der Welt, wozu die America sich erhoben hatte, auf den Hinten zu lassen. Er kaufte sie für eine bedeutende Summe an sich, um die Vortheile genau untersuchen und benutzen zu können, welche ihr den Sieg über sein bis dahin unübertroffenes Meisterwerk verschafft hatten.

Als der Handel abgeschlossen war, sagte der Amerikaner zum Engländer: „Sie hatten nicht nöthig, meine Yacht anzukaufen, um sie Ihrige zu verbessern, denn Ihre Yacht ist besser und schöner gebaut. Der Körper Ihres Schiffs hat schönere Wasserlinien als der meine, und es bedarf nichts als einiger kleinen, von Ihnen überlegenen Verbesserungen im Segel- und Tauwerk, damit Ihre Yacht vor dem Winde ebenso schnell segeln kann als die meinige. Sie haben zu viel Tauwerk und zu hohe Schaufeln. Das gibt unregelmäßigen Windfang. Ihre Segel müssen von Baumwolle, statt von Leinen, und dünner gewoben sein. Denn durch die Leinwand geht mehr Luft verloren und der tiefe Bauch der Segel gibt weniger Windfläche. Endlich ist meine Yacht hinten schwerer belastet als vorn und geht mit dem hintern Theile viel Fuß tiefer im Wasser als mit dem Vordertheil. Das sind die Geheimnisse, durch deren Anwendung ich Sie besiegt habe."

Der praktische Engländer war durch den auch praktischen Amerikaner belehrt worden. Er nahm es darnach keineswegs beleidigt übel, sondern erkannte mit wahrer Großmuth die Vorzüge seines Rivalen an, wie auch einen Schüler im Verlauf eines halben Jahrhunderts sich zur gefährlichen Rivalin Englands emporarbeiten kann. Er führte einen der bedeutendsten deutschen Ingenieure auf der englischen Abtheilung der Londoner Industrieausstellung mit den Worten in die Abtheilung der amerikanischen Maschinen

und leben Sie zwar schöne Arbeit, aber nicht viel bedeutend Neues. Wenn Sie
volles und Interessantes sehen wollen, so gehen Sie zu den Amerikanern!"
Und so ist es in der That. Das Verhältniß der englischen Industrie zur amerikani-
stellt sich in der Gegenwart so heraus, daß England die großartigsten, feinsten
Instrumente und am schönsten gearbeiteten Maschinen und Baumerke liefert, Amerika da
die originellsten Erfindungen, die interessantesten Combinationen, die billigsten und
rohen Constructionen. In Amerika pulsirt das industrielle Leben doppelt so schnell
Europa. Protection, Genius, Absatz, Beförderung haben dort einen so raschen
auf, daß ein Stillsitzen, ein zauderndes Ueberlegen, ein vorsichtiges Ausführen und
es Prüfen unmöglich ist, wenn man sich im Zeitenstrome oben erhalten und seine
te von Concurrenten überflügeln will. Ist heute eine Maschine erfunden, so muß
möglich morgen schon ausgeführt und dann sogleich patentirt werden; denn wer bürgt
dafür, daß nicht ein anderer, ebenso genialer Kerl heute denselben Gedanken
und durch noch schnellere Ausführung seiner Erfindung ihren Werth raubt? Darum
die amerikanischen Maschinen meist schlecht ausgeführt, mit einfachen, oft dürftigen
n und Werkzeugen, aber sie sind um so billiger, um so eher hergestellt, und lassen
ürlich, so lange es eben geht. Von großer Dauer braucht die Maschine ebenfalls
n sein, denn in kurzer Zeit macht ein Anderer eine neue Verbesserung, welche die
ührung in Vergessenheit, die frühere Maschine bald außer Wirksamkeit bringt.
Das rasende Jagen der Menschen geht in Amerika auch auf die Maschinen über. Die
nischen Maschinen laufen mit rasender Schnelligkeit. Die Dampfmaschinen donnern
umeln, die Spinnmaschinen tanzen, die Webstühle fliegen in ihrer Arbeit. Alles
mit Hast an seiner eigenen Zerstörung. Denn ein flüchtiger Anblick sagt uns, daß
ht gearbeitete Maschinen bald zu Grunde gehen müssen bei solch einer Geschwindig-
welche selbst die solidesten Maschinen in kurzer Zeit vernichten müßte. Aber das ist
der Zweck dieser Maschinen, daß sie ihr ebenso kurzes Dasein auch nicht verlängern
, um in möglichst kurzer Zeit nur möglichst viel zu produciren.
Diese amerikanische Maxime wird durch den merkwürdigen Erfahrungssatz der Mechanik
ißt, daß alle Bewegungsmaschinen, namentlich Dampfmaschinen und Wasserräder,
rischer Ausführung einen besseren Nutzeffect geben, wenn man sie nur recht schnell
läßt. Je schneller aber die Dampfmaschine läuft, desto kleiner kann sie auch sein
ser sie ist, desto schneller und leichter ist sie herzustellen. Diese Erfahrungen hat sich
erikaner zu Nutze gemacht und darauf sein ganzes industrielles System gegründet.
Man betrachte eine englische Niederdruckdampfmaschine, wie sie z. B. in den Gruben von
hlich das Wasser aus den Schachten pumpt! Sie macht nur alle drei bis fünf Mi-
einen Kolbenzug, athmet schwer und tief und ruht dann mehrere Minuten lang. Die
ist mit der minutiösesten Sorgfalt ausgeführt; sie ist prachtvoll gebaut, brillant
tirt, von mehreren Wärtern mit einer Aufmerksamkeit und einer Liebe bedient, deren
nches Kind nicht zu erfreuen hat. Die Maschine hat ihren Namen, ihre besondere
te, ein besonderes Buch, in welches täglich die Beobachtungen geschrieben werden,
ihr gemacht werden. Sie ist bereits 30—40 Jahre alt, arbeitet aber heute noch
g, schön und exact wie am ersten Tage, denn sie ist von unverwüstlicher Dauer.
Pumpmaschinen kennt aber auch jedes Kind in England; sie sind die Marken
er Industrie, die unübertroffenen Ideale jedes Ingenieurs, der Stolz Englands.
t man sehe nun eine amerikanische Maschine, welche einen Schraubendampfer treibt!
ese Maschine ist nicht so groß als ein einziger Dampfcylinder der Cunardlinie.
Die Schraubendampfer machen Furore, denn es gilt eine Wettfahrt. Eine
schaften zu erfinden, läßt man die Maschine direct auf die Schraube wirken. Der
ommandirt, die Arbeit geht los und verändert geht es mit rasender Schnelligkeit. Der

Keſſel ächzt und ſprüht, die Maſchine ſtöhnt und wackelt und macht einen entſetzlichen Lärm im Maſchinenraume. Der Cylinder hat keine Zeit zum Stöhnen, er pfeift nur und jagt den Dampf ziſchend hinaus: denn er macht 200 Touren in der Minute. Das Concurrenzſchiff macht aber 210 Touren, alſo: „High pressure!“ Mehr Dampf! Die Kohlen geben nicht Hitze genug. Tränken wir Baumwolle mit Oel und werfen Fett auf den Roſt, das gibt Weißglühhitze! Die Sicherheitsventile heben ſich, mit Wuth ſtürzt der gepreßte Dampf zu den Oeffnungen heraus. Wenn der Keſſel nur hält, brauchen wir keine Ventile. Ein Centnergewicht auf ihre Oeffnung geſetzt, bringt ſie gleich zum Schweigen. Der Manometer zeigt 12 Atmoſphären. Die gußeiſernen Röhrenkeſſel vertragen aber 18 Atmoſphären. Jetzt macht die Maſchine 250 Touren in der Minute, doch der Gegner iſt mit ſeinem Schiff ihr auf den Ferſen. Seine ziſchenden Ventile ſagen uns, daß er auch „High pressure!“ zu machen verſteht. Wir müſſen alſo aushalten noch fünf engliſche Meilen, aber die fahren wir ſtromabwärts bei gutem Winde in 15 Minuten. Aber — plötzlich verſagen die Pumpen. Kein Waſſer mehr! Und doch ſprüht das Feuer auf dem Roſt wie in einem Schmelzofen. Da iſt nichts zu thun als ſich in ſein Schickſal zu ergeben. Der Keſſel beginnt dunkelroth zu glühen, der Dampf ſtrömt aus den haſtig geöffneten Ventilen nur dünn und ſpärlich heraus. Noch ein Moment, und mit furchtbarem Knall berſtet der Keſſel. Der Fluß ſchäumt wild auf und ſeine Wellen begraben ein Wrack. Das Verdeck und die Paſſagiere befinden ſich in der Luft und kommen entweder gebrüht oder zerriſſen oder im glücklichſten Fall ohne geſunde Glieder wieder im Fluſſe an und mögen ſehen, wie ſie herauskommen. Denn das Concurrenzſchiff iſt ſchon weit voraus, es hat keine Zeit, Menſchenfiſcherei zu treiben.

Das iſt das amerikaniſche „Go ahead!“ der Induſtrie. Und dies iſt der normale Zuſtand einer Induſtrie, in welcher Zeit und Geld mehr werth ſind als Menſchen. Gehen die Maſchinen zu Grunde, warum ſollten es die Menſchen beſſer haben? Europa liefert ja täglich neue Zufuhr!

Anregungen.

Wie vermeidet man in Europa Kriege?

Ein Freund unſerer „Unterhaltungen“ ſchreibt uns:

„Es leben und träumen die Menſchen viel von künftigen glücklichen Tagen“ — ſagt der Dichter, und weil auch ohne dichteriſche Phantaſie erſichtlich war, daß an der Donau wieder die Kanonen arbeiten ſollen, Menſchen zerſchmettern, Häuſer in Aſche legen, Schiffe und Menſchen ins Meer verſenken. Daß unſere europäiſchen Zuſtände durchaus ſolche ſtete Wiederkehr zu einem Brei, ſteetige Händel austragen, mit ſich bringen, iſt traurig. Die Natur hat doch wenigſtens der europäiſchen Menſchenwaare die moraliſche Kraft verliehen, ſich ſelbſt und durch ſich auch ihre geſchäftlichen Verhältniſſe zu ordnen. Hierdurch unterſcheiden wir uns vortheilhaft, und nicht blos durch die Hautfarbe, von den vier andern Menſchenwaaren unſerer Planeten. Allein immer wieder die alte Schere der Gewalt! Dadurch werden wir die Hände nicht müßig im Schooße ruhen laſſen, wenn unſere Beſſerungsfähigkeit überhaupt Früchte tragen ſoll.

Den Frieden Europas könnte eine Vereinigung aller europäiſchen Staaten zu Einem Bundesſtaat, unter dem einfachen Namen: Die Vereinigten Staaten von Europa, ſichern.

Die Griechen waren das erſte Volk Europas, welches das erſte, wenn auch höchſt unvollkommene ſittliche Gemeinweſen gründete und nach der Gründung deſſelben unter ſeinen verwandtſchaftlichen Stämmen den erſten europäiſchen Staatenbund ſchloß. Macedonier, Römer nahmen den Gedanken immer wieder von neuem auf. Die Kaiſerzeit brannte die Romanik zu einem einigen Ganzen ſchon verbundener Welt. Und die Hauptidee des Abendlandes, der ſie faſt tauſendjährige geiſtliche Union unter ſeine beiden Häupter Papſt und Kaiſer vertheilte, umfaßt, ſuchte das Chriſtenthum wieder zuſammenzuhalten. Allein der unheilige Neuigkeit der chriſtlichen Oberhäupter von Rom und Konſtantinopel war unſeelig nicht nur die Annäherung ihrer Anhänger,

fremdern machte den von Übertreibung entstellten Ruf noch größer. Der gräßlichen Übertreibungen hätte das nicht gar Thor werden, was das Übertreiben hätte bewirken können: die Wiedervereinigung der durch ihr gemeinsames christlich-europäisches Prinzip zu einer moralischen Union. Karl der Große war dann wieder der Held, welcher einen Versuch zu einer solchen Union machte. Nachdem er durch Waffengewalt einen guten Theil des westlichen Europa erobert hatte, trachtete er den östlichen durch eine Heirath mit einer griechischen Fürstin zu gewinnen. Es gelang nicht. Auch vernichtete die Theilung des Reichs unter seine Söhne seinen begonnenen Versuch, den aber die deutsche Kaiserzeit immer wieder von neuem aufnahm. Die deutschen Kaiser wollten Europa beherrschen durch die Gewalt der Waffen. Die Gewalt der Idee war es schon, die Heinrich IV. von Frankreich träumen ließ von einer europäischen Republik. Hätte es nur noch zwei Fürsten zu seiner Zeit gegeben, wie er war, die diesen Plan verstehen und den Verhältnissen ihrer Zeit angemessen zu gestalten fähig gewesen wären, so hätte Europa, zumal unser armes Deutschland, sicher nicht von den furchtbaren Kämpfen und Greueln zu leiden gehabt, welche die moralisch allerdings höchst nothwendige Kirchenreformation in ganz Europa veranlaßte. Aber so kam es und sein großer Lenker Sully allein mit diesem Gedanken. Nach dem Dreißigjährigen Kriege, bei der darauf folgenden Spannung zwischen den protestantischen und katholischen Ländern, schien schon der bloße Gedanke einer europäischen Union eine Unmöglichkeit, geschweige die Sache selbst. Höchst merkwürdigerweise mußte die Idee von dem neuentdeckten Amerika her wieder ihre Anregung erhalten. Daß die Unionsverfassung der Amerikaner zur Zeit sich bewährt hat, wird Niemand in Abrede stellen. Was Washington auch für Europa hatte vorbringen können (eine Union der europäischen Staaten), verbarg die Französische Revolution, und die Art, wie Napoleon später die Idee von einer europäischen Republik aufnahm, ist die nicht, um mit ihr Sicherung des Friedens suchen können.

Die Heilige und Quadruppelallianz seit 1814, welche nach Napoleon's Sturz die europäischen Staatenverhältnisse zu regeln sich vornahmen, hatten den Gedanken der gegenseitigen Solidarität der Staaten aufgenommen. Sie waren, so wenig sie heute Heilmittel dünken, der Vorläufer der europäischen Union, weil sie die Einigung Europa's nicht mittels Krieg Willens wollten, sondern lediglich zum Verständniß zwischen den Fürsten der einzelnen Staaten, deren Souveränität sie anerkannt und festgehalten hatten. Nach außen konnte die von sechs souveränen Staaten seit 1814 geschlossene Union zu gemeinsamen Handlungen, wie Europa, der preußisch-deutsche Zollverein, die norddeutschen Steuervereine, wenn die projectirte österreichische Zollvereinigung gleichfalls gelingt. Auch diese Maßregeln gewähren freilich Nur nicht ganz, was viele sanguinische Geister derselben erwarteten. Eine Vereinigung vieler Staaten zur gemeinsamen Ausführung der Gerechtigkeit wurde materiell und politisch einen zwar wie ganz Europa ungleich größeren Vortheile gewähren haben. Allein ihr wahrer größter Vortheil besteht darin, daß die Staaten dieser Zollvereine wenigstens eine Staatssache, die bisjetzt von jedem einzelnen derselben nach eigenem Belieben verwaltet wurde, zu einer Vereins- oder Bundessache machten. Dieser Schritt ist es, welcher immerhin hoch anzuschlagen ist. Hierdurch wurde das erste factische Signal in Europa gegeben, daß souveräne Staaten auch wie vor souveränen bleiben, wenn sie auch einzelne Staatssachen gemeinschaftlichen Behörden zur Verwaltung übertragen.

Wer konnte in diesem Augenblicke, wo über alle europäische Staaten sich das Eisenbahn- und Telegraphennetz ausbreitet, das alle Entfernungen unendlich mehr nähert, folglich auch einigt, als dies mittels des Netzes auf den Landstraßen und des Schiffes auf Strömen, Landseen und Meeren jemals geschah, wer konnte jetzt noch an der europäischen Tendenz der endlichen Herstellung einer solchen Union aller europäischen Staaten zweifeln? Wird nicht vielleicht das beste Heilmittel auch sonstiger innerer Bedrängniß der Staaten in dieser Nachahmung der amerikanischen Union liegen? Wird nicht der Ehrgeiz einzelner Staaten die übrigen zu Allianzen zwingen, die schon durch Maßenhaftigkeit der Kraftentwickelung den Gegner zur Ruhe zwingen? Wird nicht jetzt eine gemeinsam zu verwerthende europäische Gesetze von der Entwickelung der sittlichen Gährungen entbehren?"

Soweit unser Correspondent. Wir gehören sonst wol nicht zu den Anhängern jener in Halle so renommistisch herausgekommenen Meinung, recht frische, fröhliche und herzhafte Kriege dem europäischen Staatskörper für zuträglich zu halten — die Aderlässe, die somit so naturgemäß schienen, werden von der neuern Medicin auch sehr nicht verordnet. Aber eine Union der europäischen Staaten, wie sie gewünscht war, wäre ihrer Ungleichartigkeit wegen doch wol noch nicht zu wünschen. Sie würde nur ein Schutz- und Trutzbündniß zur Haltung innerer Mißbräuche werden. Der lange Frieden erzeugt in den Staaten Corruption, wie sie einmal ist, so große Gebrechen in der Handhabung von Gesetzen, die sich zu tief im Leben der alten Staaten Bahn eingefressen haben, als daß man von so einem Bündnisse der Einzelgiftes mit der Schwindsucht der Parteien

creationen. Unſere Meinung iſt die: Wir wollen nicht den Krieg, können aber auch keinen dauernden Frieden wünſchen. Eine Art Furcht vor dem Kriege iſt den Staaten Europas, wie ſie jetzt noch ſind, ſehr heilſam.

Eine wie Alle.

Eine ſchmerzliche Enttäuſchung iſt es, wenn man ſich ein weibliches Weſen ausgeſchmückt dachte mit allen Reizen innerer Anmuth, mit Empfindungen, würdig, Liebe und Phantaſie herauszufordern, mit einer Unſchuld des Herzens, die dem vollen Zauber vielleicht auch äußerer Schönheit entſpricht, und man findet dann bei näherem Erkennen ein endliches, kleines, leidenſchaftliches, eitles und ganz geringfügiges Leben und Weſen.

Ein neuerer Dichter ſpricht eine ähnliche Erfahrung in folgendem Sonett aus:

Was ich geträumt in weihevollen Stunden
Von Frauengrift und hoher Weiblichkeit,
Die Ernſt Platz vor kindlich Frohe leiht,
Ich meinte, daß ich es in ihr gefunden.
Es war ein Wahnſinn, er iſt dahingeſchwunden
Und ich nur trage Schuld an meinem Leid,
Du biſt, was du geweſen allezeit.
Drum frage nicht nach meinen Tränenwunden!
Nicht, daß ein Weib, das ich geliebt, zum Hohne
Von meinem Herzen trauliet ſich geſchieden,
O, darum nicht verlier ich meinen Frieden —
Daß du, die allen Frauenadels Krone
Mir ſchien, nicht beſſer warſt als Alle eben —
Das zu erkennen thut mein tiefſtes Beben.

Dieſe wahre und ſchmerzliche Klage findet ſich in der Gedichtſammlung von Julius Hammer, die unter dem Titel: „Zu allen guten Stunden" (Leipzig, Brockhaus), neuerdings erſchienen iſt und ſich einer ſchon früher veranſtalteten Sammlung deſſelben Dichters: „Schau um Dich und Schau in Dich", würdig anſchließt. Die Form dieſer neuen Sammlung iſt eine Art Kalender. Auf jeden Monat findet ſich eine Anzahl Gedichte vertheilt, die den Stimmungen entſprechen, welche gerade durch den Charakter der Jahreszeit angeregt werden. So findet ſich melancholiſche Novemberklage neben heiterer Faſchingsluſt, Veilchenlieder des Weinets folgen auf März- und Mailieder der Liebe und Freundſchaft. Es ſind vertheilte und nur ſo geordnete Lieder geſammelte Gedichte, die der Dichter hier mittheilt, nicht etwa Stimmungen, die ihm der Monat gezwungenweiſe in gebundener Rede ſo feſtgehalten zu verſchrieb.

Die werthvollen Verſe der Sammlung ſchienen uns leicht zu ſein, die ſich, wie die oben angeführten, an thatſächlich gegebene, wenn auch oft dunkle poetiſche Vorfälle im Leben des Dichters reihen. Die aus den Frühlingsmonaten ſind vielleicht die gelungenſten. Sie haben am meiſten von jenem heben, aber kräftigen Beigeſchmack des eigenen Erlebniſſes. Manche andere halten ſich dagegen zu ſehr an eine gewiſſe überlieferte Gattung von Herzensſchickſalen und Dichteranſchauungen. Hier mischt ſich in den immer warmen und innigen Vortrag des Dichters doch zu leicht die poetiſche Phraſe. Wer den lyriſchen Ausdruck nicht mit einer gewiſſen Sprödigkeit des Widerſtandes aus dem harten Geſtein der Sprache herausmeißelt, verfällt leicht in die Gefahr, dem Ihon zu ſüchtige Formen zu geben. Unſerm ſorgloſen, liebenswürdigen Sänger geſchieht es zuweilen, vom ſanften und leicht hinfließenden Gang der Rede in die allzu bekannten Stromſchnellen der lyriſchen Poeſie fortgeriſſen zu werden, wo Bilder, wie z. B. Goethe's ſo ganz ſpeciell um den Ulmbaum ſich ſchlingende Rede, ſo umſchrieben wiederkehren:

Als ein Geheimniß will ich dich vertrauen
Der Rebe, die mit zartumſchmiegendem Triebe
Am Ulmbaum, ihm zum Schmuck, empor ſich ringt.

Es wird, beſonders wenn ein Dichter, ſeinem Herzenszuge folgend, zu oft in die der Poeſie immer gefährliche didaktiſche Richtung geräth, ihm die gar zu leichte Handhabung des poetiſchen Ausdrucks zu widerrathen ſein, und Maximen oder arabiſche Sprüchgedichte, die ohnehin überwiegend gereimte Proſa ſind, ſollte ſich ein von ſolchen Gefahren umgebener Dichter ganz verſagen.

Aber dieſen Beſtandtheil der Sammlung ausgenommen, hat Julius Hammer auch hier wieder zahlreiche Proben der lebendigſten Wärme des Gefühls und einer ſinnigen Verſenkung in die Geheimniſſe der Natur gegeben. Oft auch gelingt ihm der Schwung des Humors. Vortrefflich iſt z. B. S. 228 ein Feſtgedicht auf Schiller und Goethe.

Gesund bleibe.

Halte dich nur aufrecht mit deinem Glauben an die Menſchen und wenn ſie dich hundert mal betrügen! Wird dir auch nicht gerade noch einmal ein Freund begegnen, für den du dann fürchten müßteſt, hat Erfahren verlernt zu haben, du verringerſt mit Zweifeln, aus denen ſich nichts erſchafft, deine eigene ſittliche Kraft.

Die wahre Einſamkeit.

Sich in der Welt mit einem Schmerze plötzlich vereinſamt zu ſehen, iſt lange nicht ſo erſchreckend, als ſich plötzlich vereinſamt zu ſehen mit einer Freude.

Bei Gelegenheit der Goethe'ſchen Doppelcentenarfeier.

Wie wenig verbreitet iſt jene hohe Geiſtigkeit, die bewundert, wo ſie nicht lieben kann!

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

...tlich ein Bogen.] **Nr. 23.** [Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Die Reischdorfer.

Aus dem böhmischen Erzgebirge.

...ot wol mancher Leser, der in der annaberger Gegend zu Hause oder gereist ist, in ...der dort so dicht gedrängten Städtchen an irgend einer Markt- oder Straßenecke einen ...Burschen in verschossener Sammet- oder Tuchjacke, noch verschossenern kurzen Leder- ...langen Stiefeln und einem dieser Tracht entsprechenden, mächtigen, runden Filzhute ...ert ohne Blumenstrauß, zur Seite einer mit Grünwaare oder Obst gefüllten höl- ...Bütte sitzen sehen, ja er hat ihm wol auch von seinen Radieschen, Kirschen, Birnen ...ch nun gerade die Jahreszeit mit sich brachte, abgekauft und ist weiter gegangen, ...daran zu denken, daß er sich mit einem Repräsentanten des merkwürdigsten Völkchens ...zen böhmischen Erzgebirge zu thun hatte. Denn der Bursche war ein Reischdorfer. ...man in Jöhstadt, dem sächsischen Grenzorte südöstlich von Annaberg, das Gesicht ...orgen gewendet, auf dem Marktplatze steht, hat man eine der höchsten Kuppen des ...Erzgebirgs und den höchsten Gipfel der jener Gegend charakterisirenden Basaltkegel ...vor sich, deren vier Hauptglieder eine fast regelmäßige Raute bilden und in ihrer ...so viel Uebereinstimmendes haben wie die jedenfalls gleichzeitig und auf gleicher ...entstandenen Basaltkegel des böhmischen Mittelgebirgs. Jener höchste und öst- ...Punkt der genannten Gruppe, der sich mehr als 3100 Fuß über die Meeres- ...hebt, heißt der Haßberg, und am südlichen Fuße desselben, eine Viertelstunde von ...böhmischen Basaltenhäuschen Preßnitz, liegen die untersten Häuser der Heimat jenes ...m, des Dorfes Reischdorf. In mehr als halbstündiger Ausdehnung zieht sich das ...ch an den Kamm des Gebirgs hinan, welcher nur wenige hundert Schritte jenseit ...ersten Behausung von Reischdorf so jach nach Süden abstürzt, daß die horizontale ...ion der Böschung etwa einer halben Meile bei einer Höhe von 2500 Fuß beträgt. ...n untersten vorgelagerte, terrassenartig in das saubere Tiefland sich hinabsenkende ...breite Hügel-Abhang, heißt der Reischberg, ob von dem Orte, der an ihm liegt, ...einen entlehnend oder ihm denselben verleihend, das bleibe hier unerörtert.

Wer einmal in Zittau ist und einen halben Tag Zeit übrig hat, der lasse es sich nicht verdrießen, einen Abstecher nach dem Reichenberge zu machen, denn er wird seinen Weg durch eine Aussicht nach Böhmen hinein belohnt finden, wie er sie so bequem nur einmal wieder haben kann, nämlich auf der Rollendorfer Höhe an der dresden-teplitzer Straße. Ja, die Aussicht vom Reichenberge ist fast noch reizender, ein mal schon, weil der Standpunkt ein weit höherer und dann, weil das laubener Kegelgebirge dem Auge des Beschauers viel näher gerückt ist (ohne doch die Aussicht mehr zu beschränken), als das Centralkegelgebirge gegenüber der Rollendorfer Höhe, ferner aber hier nach einer Seite die weiteste Aussicht in das Innere Böhmens frei bleibt, die dort nach allen Richtungen hin durch Berge beschränkt wird. Auch ist die nächste Umgebung des Standorts selbst hier viel mehr coupirt als dort, man hat die höchsten Riesen des Erzgebirgs zu unmittelbaren Nachbarn und die ernsten Fichtenwälder, welche alle Rücken und Abhänge weit umher bedecken, bilden mit den Laubhölzern der niedern Regionen und mit dem lustigen Grün, das aus den tiefen, buchtenartigen Einschnitten, welche dem Südabhange des Erzgebirgs zwar überhaupt, hier aber ganz vorzüglich eigen sind, hervorlacht, die mannichfaltigsten und lieblichsten Contraste. Jedenfalls ist der Stil der Landschaft hier großartiger als dort, und wenn den Wanderer auf jenem Standpunkte der Hauch der böhmischen Heldensage vom Mittelgebirge herüber wunderbar heimlich anweht, so versehlt auch die hiesige Gegend nicht, durch manche Denkmale der Vorzeit — wie die Ruinen der Schönburg, der Schlösser Hassenstein und Himmelstein — den Beschauer in das Zauberwerk der Romantik hineinzuziehen. Und wenn die Fernsicht ihm des Romantischen nicht genug bietet, so darf er sich nur ostwärts wenden, nach Sonnenberg hinabsteigen und von da aus die Trümmer des Hassenstein, einer der großartigsten Burgruinen Böhmens, welche in Sachsen nur am Dybin eine siegreiche Nebenbuhlerin hat, besuchen. Zur Seite eines jener lieblichen Einschnitte des Gebirgs, noch tausend Fuß über dem Fuße des Reichbergs und mehr als zweihundert Fuß über dem Spiegel der Eger erheben sich die Reste dieses alten Dynastensitzes, von dem aus erst die Schönburge und dann die Lobkowitze die weite Gegend umher beherrschten. An einer dieser mächtigen Mauern gelehnt, eine der herrlichsten Landschaften Mitteldeutschlands mit einem Blicke überschauend, kann Einer sich leicht in das gelbe Zeitalter der Romantik hineinträumen und vergessen, daß Montesquieu dasselbe das eiserne Zeitalter der Menschheit getauft hat. Da kann Einer im Geiste die Rosse im Schloßhofe tummeln oder den reisigen Zug, zur Fehde oder zur Jagd, durch das Burgthor stürmen sehen, oder er kann als Edelknabe der strahlenden Herrin vom Zelter helfen, ihr den Falken abnehmen und einen holden Blick aus den wunderbar schönen Augen zum Lohn empfangen; oder er mag als ritterlicher Gast im hohen Bankettsaale vor dem mächtigen Humpen sitzen und mit den edlen Kämpen zu zechen wähnen, oder auch als Minnesänger sein Lied durch die weiten Hallen ertönen lassen. Alles Das und vieles Andere zu träumen, bietet ihm unbenommen. Aber es werden ihm auch ernste Betrachtungen kommen, die vielleicht mehr frommen als all das Träumen. Vielleicht wundert er sich anfangs nur, wie man diesen prächtigen Herrensitz verfallen lassen konnte — da fällt sein Blick hinüber auf die Ruine der Schönburg, kaum minder reizend gelegen als der Hassenstein und er sieht dazwischen die blühenden Dörfer — alsbald hat er Antwort auf sein Wundern: womit diese gereichen konnten, mußten jene versinken. Nun segnet er die gewaltige Hand, die ihren Stab ausreckte über all die Herrlichkeit, deren imposante Zeugnisse ihn umfangen und hofft, daß sie fort und fort also walten werde über allem Menschenwerk, so nicht die Liebe, sondern der vermessene Stolz geschaffen. Wie die Burg Hassenstein selbst zertrümmert, ist auch das Gebiet, das ihre Herren beherrschten, längst in eine Menge kleinerer Herrschaften zerstückelt, von denen die Poschinger die bedeutendste ist. Die wahrscheinlichen Gründer, wenigstens die ersten bekannten Besitzer von Hassenstein — die Schönburge — haben

ch ganz von dem Boden hinweggezogen, wo ihr Stammbaum vor ſechs Jahrhunderten
roſte und weithin grünte. Jetzt niſten Raubvögel in den Mauern, welche die Wiege
r ſtolzen Grafen umſchloſſen — vergeſſen ſind all die Namen, die einſt hier von unter-
änigen Knechten mit ſchwer Ehrfurcht genannt wurden, bei deren Nennung der leibeigene
auer zitterte und die über prunkenden Grabſtätten in Stein gegraben ſich dem Gedächt-
ſſe der Nachwelt aufdrängen wollten. Nur zwei davon haben ſich im Gedächtniſſe des
elks erhalten, weil ſie ſich eine Stätte in ſeinem Herzen bereiteten — der Name einer
hherzigen Weiber und der eines edeln Pflegers der Wiſſenſchaft: Sidonia von Haſſen-
in und Bohuslaw von Lobkowitz. Erſtere wurde im Dreißigjährigen Kriege die Retterin
nabergs vor dem Grimme des kaiſerlichen Generals Holke und der Andere, auch der
hmiſche Ulyſſes genannt, machte Haſenſtein zu einem ſeiner Zeit einzig daſtehenden Muſen-
e mit weithin berühmter Bibliothek. Der Haſenſtein iſt ſo recht eine von denjenigen
ätten, die man aufſuchen muß, um ſich über ſo manches Weh der Zeit zu tröſten, um
Gerechtigkeit der Geſchichte zu erkennen, vor der kein Pomp, keine Scheingröße, kein
ngeſpinnſt menſchlicher Hoffart Beſtand hat, und ſich an dem Gedanken zu erheben,
ß Der, deſſen Hand dieſe Burgen zertrümmerte und jene freundlichen Dörfer im Thale
hirmte, vor deſſen Hauch die Größen des Augenblicks in das Grab ewiger Vergeſſen-
t ſanken, während er allem wahrhaft Edeln und Guten ein bleibendes Gedächtniß ſtif-
, weder ſein Regiment aufgegeben, noch ſein Reichsgeſetz geändert hat.

Bei Gelegenheit des empfohlenen Ausflugs nach dem Reichberge lernt Einer auch die
imat der Reichdorfer kennen, ob aber dieſe ſelbſt, das iſt die Frage. Möglich, daß
e, wenn er das Dorf entlang geht, hin und wieder ein altes Männlein, eine ehr-
ütter oder ein Glied des jüngſten Anwuchſes begegnet; von dem Kerne der Bevölkerung
b er wenig gewahr werden. Denn wo bliebe ein Reichdorfer daheim, ſobald er fähig
, eine volle Bütte über den Reichberg, ſei es auch nur bis Jöhſtadt, zu tragen? Ebenſo
nig, wie du in Preßnitz zur Sommerzeit ein Harfenmädchen findeſt, darfſt du in dieſer
t einen erwerbfähigen Reichdorfer daheim ſuchen. Wie nahe ſich da die Gegenſätze
ühren! Das kaum eine Viertelſtunde entfernte Preßnitz hat ſich faſt ausſchließlich dem
nſte der Muſen geweihet, Polyhymnia hat da ihren Thron aufgeſchlagen — die Reich
fer ſorgen nur für die Bedürfniſſe des Magens. Während Preßnitz zahlloſe Muſikanten
pen in alle Gegenden der Windroſe entſendet, läßt Reichdorf eine Unzahl wohle Corps
Gemüſe- oder Obſthändlern in das benachbarte Sachſen ziehen, um das darbende Ge-
e von dem Ueberfluſſe Böhmens zu verſorgen. Kaum iſt der „Bub“ — gewöhnlich
mmel“ geheißen — flämmig genug, eine mit Gemüſe oder Obſt beladene Bütte von
g oder Kindern herumzutragen, ſo erhält er vom Vater ſeine Entlaſſung, eine Bütte,
paar Gulden Zwanziger und — eine Tabakspfeife von der Gattung Stummel, denn
Pfeife darf keinem „Hammel“ fehlen, die iſt das Attribut ſeiner Würde, die macht ihn
freien, ſtellſtändigen Mitgliede der großen reichdorfer Hauſirercompagnie. Die große
ſtindiſche Compagnie mag ganz andere Prätenſionen machen als die reichdorfer
enſocietät, ſie mag Europa mit den Schätzen Indiens verſehen und den Indiern koſtir
dem Dante von das Leuſels Mahne lohnen, mag Könige ab- und einſetzen, die reich
e ſchwarze Handelsgeſellſchaft iſt in ihrer Art nicht minder ehrenwerth, nicht weniger
chtig als ihre mächtige Genoſſin in Albion, denn ſie iſt der Troſt der armen,
ſtlichen Hausfrau, der die Reichdorfer ihren Bedarf an Küchengewächſen in das Haus
n. Wenn auf dem Gebirge der Schnee noch tiefhin liegt und ſich noch kein Grad
hen weit wieder grün, kommt der „Hammel“ ſchon mit ſeiner Bütte voll grüner Peter
, welcher bald der ſette Kopfſalat und die roſigen Radieschen nachfolgen; kaum haben
Gebirge die dann Dutzen Kirſchbäume geblüht, ſo iſt er ſchon mit reifen Kirſchen da,
wenn zu Weihnachten die gute Mutter für die lieben Kinder an Obſtgaben einkauft,

so hilft ihr der „Hannes“ mit seinen Aepfeln und Nüssen aus — kurz von Allem, was das glückliche Böhmen zu irgend einer Zeit an nützlichen Gewächsen erzeugt, das bringt „Hannes“ von Reischdorf in seiner sächsischen Handelsprovinz auf den Markt oder ins Haus. Ist das nicht eine höchst rühmliche Handelsthätigkeit? Und um so höher wird man diese anschlagen müssen, wenn man den Reischberg gesehen hat und bedenkt, was für ein saurer Bissen Brot es doch ist, die schwere Bütte einen Tag um den andern da heraus- und dann noch drei bis sechs Stunden weit über Berg und Thal zu schleppen und dabei wenig mehr zu genießen als ein Stück trockenes Brot mit einer Birne, ein paar Zwetschen oder etwas Käse. Er könnte freilich etwas besser leben, könnte dann und wann ein Glas Bier trinken, ein Stückchen Wurst zu seinem Brote oder etwas Warmes genießen; aber der „Hannes“ denkt an die Zukunft, er speculirt weiter, er will nicht immer „Büttenhannes“ bleiben, er will sich einmal einen Gaul halten, wol gar zwei und dann seinen Handelsgeist im Großen bethätigen. Denn es ist in der Regel — ausgenommen bei den Frauen — nur die jüngere Generation, welche sich in der beschriebenen Art nährt, die erwachsenen Männer vertauschen die Bütte mit dem Wagen, oder sie wechseln den Gegenstand ihrer Handelsthätigkeit: sie werden entweder Getreide-, Flachs- oder Bettfedernhändler, Landfuhrleute, Roßkämme und dergleichen.

Wer dem Vereine gegen Thierquälerei, ausdrücklich oder stillschweigend, angehört, möchte freilich wünschen, der „Hannes“ bliebe zeitlebens Büttenmensch, denn von dem Augenblicke an, da er den Inhalt der Bütte in vervielfachter Quantität einem Gaule anvertraut, wird er ein Erzthierquäler oder vielmehr der Reischberg wird's. Ein reischdorfer Gaul ist das bejammernswertheste Geschöpf unter der Sonne — wie Lima der Himmel der Frauen, so ist Reischdorf die Hölle der Pferde. Es ist sehr zu bedauern, aber es darf nicht sehr befremden, wenn der „Hannes“, nachdem er sich selbst von früher Jugend auf weidlich „geschunden“ hat, sein Thier nicht zärtlicher hält als er gehalten wurde. Als vierzehnjähriger oder noch jüngerer Knabe wurde er mit seiner Bütte in die Welt hinausgestoßen, sein Brot auf das mühsamste zu verdienen — bei glühendem Sonnenbrand wie bei erstarrendem Winterfrost, bei Sturm, Schnee und Regen mußte er seine schwere Bütte den Reischberg hinauftragen, die Höhen von Jöhstadt und Annaberg übersteigen — es half ihm Niemand, er mußte fort und immer von neuem wieder hin und her — so trieb er es vielleicht zehn Jahre lang und darüber verfloß seine schöne Jugend, verstrich die Zeit, wo das Herz sanftern Regungen offen ist, bis die harte Mühsal es abstumpfte, umkrustete — was Wunder, wenn er nun sein Thier mitleidslos über dieselben Berge treibt, über die er selbst ohne Erbarmen gejagt wurde? Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes — ein goldener, heiliger Spruch; aber es ist die Unbill des Lebens, welche in vielen, vielen Menschen das natürliche Rechtsgefühl erstickt und die Rechtsbegriffe verwirrt — rechten wir mit jener, ehe wir diese Verirrungen verdammen!

Derselbe „Hannes“, welcher in der Behandlung seines Gauls sich so wenig gerecht im höhern Sinne des Wortes erweist, ist der gerechteste Mensch im juridischen Sinne: das suum cuique wird vielleicht in keinem Orte der österreichischen Monarchie heiliger gehalten als in Reischdorf. Darum läßt sich der „Hannes“ auch keine Unbill bieten. Du würdest ihm vergebens eine einzige Kirsche mehr abzudingen suchen, als er dir für einen gewissen Preis zugedacht hat; und wenn du nach abgeschlossenem Handel ihm einen Pfennig von der Zahlung abziehen wolltest, so würde er seine Waare wieder in die Bütte werfen und es darauf ankommen lassen, seine Last noch eine halbe Stunde weiter zu schleppen, ehe er in deine, nach seiner Ansicht unbillige Zumuthung willigte. Eine weitere Frucht seiner Lebensweise, die den „Hannes“ so viel mit dem protestantischen Sachsen in Berührung bringt, ist sein verhältnißmäßiges Freisein von Aberglauben und Bigotterie. Er ist katholischer Christ und will nichts Anderes sein, schwerlich wird von ihm je eine religiöse Un-

Pflicht entgehen — aber die Gebräuche und Satzungen seiner Kirche binden ihn nur so weit, als es ihm eben bequem ist. Der Geistlichkeit aber selbst einem Heiligen eine Klause zuzumachen, darauf kommt es ihm nicht an. Das muß sich wol der in Böhmen so hoch verehrte Johannes von Nepomuk gefallen lassen, daß ein „Hannes" in der Noth ihm ein Gelübde thut, an dessen Erfüllung er hinterher gar nicht denkt. So fuhr einmal Einer dieses Namens in Begleitung seines Söhnchens den Keilberg hinauf mit einem so schwer beladenen Wagen, daß die ohnehin abgetriebenen Pferde ihn kaum ziehen konnten. Auf der Hälfte des Berges machten sie Halt und kein Schreien, kein Fluchen, kein Prügeln brachte sie von der Stelle. In seiner größten Noth fällt „Hannes" auf die Knie und fleht zu dem genannten Heiligen: „O hilf mir nur diesmal, heiliger Johannes! Wenn ich glücklich den Berg 'naus komme, verehr' ich dir eine Wachskerze, so lang und stark wie mein Bein." — „Was Vater!" fiel ihm der Sohn ins Wort — „wo denkt Ihr hin? Solch' mächtige Kerzen laßt i Geld!" „Ei dummer Bub'!" — erwiderte der Vater — „wenn wir nur den Berg 'naus sind, da soll er sehen was er kriegt, nur keine Kerzen."

Wie sehr dem „Hannes" der Dienst seiner Kirche nur Gewohnheitssache ist, bei der er sich gar nichts oder doch ganz andere Dinge denkt, als um welche es sich handelt, mag folgende Anekdote anschaulich machen. Ein reichsdorfer Fuhrmann fährt, ebenfalls im Beisein eines männlichen Sprößlings, an einer Kapelle vorüber, worin ein Priester gerade Messe liest. Da des Berges halber die Pferde nur langsam gehen können, so kann dem „Hannes" nichts gelegener sein, als hier en passant seine Andacht zu verrichten. Er gibt dem Sohne die Peitsche und eilt in die Kapelle, wo er am Altar zu Füßen des Geistlichen niederkniet, halblaut ein Vaterunser, den Englischen Gruß und ein Weggebetlein spricht, das mit den Worten schließt: Das walte Gott Vater, Gott Sohn und heiliger Geist! Amen. Der „Hannes" sagt in der Eile aber blos: „Das walt Gott Vater und Gott heiliger Geist! Amen" — und steht auf. Der Priester, der die Lücke bemerkt hat, fragt ihn: „Lieber Mann, wo läßt Er denn den Sohn?" — „Den hab' ich bei den Pferden gelassen, Herr Vater!" antwortete der Mann, der nur noch an sein Geschäft dachte, und war fort.

„Zeit ist Geld" — diesen Grundsatz hat der betriebsame „Hannes" mit dem geschäftigen Bruder Jonathan gemein, ja so kostbar ist Ersterm die Zeit, daß er sich kaum eine Minute zum Essen gönnt. Freilich besteht seine frugale Mahlzeit in der Regel gar keine Unterbrechung seines Geschäfts — der „Bättenbub" wenigstens verzehrt sein Brod an seiner Bütte, wenn er Hunger und freie Hand hat. Wenn er der Bütte entwachsen ist und sein Gewerbe eine andere Beköstigungsweise erlaubt oder benöthigt, so thut er das Gleiche. Ich habe eine so dampfmaschinenartige Bewegung der Kinnladen gesehen wie bei jenem Reichsboten, der einst Sonntags in einem Gasthofe an der annaberg-chemnitzer Straße mit seinem Sohne sein Mittagsmahl einnahm. Dasselbe bestand in Kalbsbraten mit Salat. Sowol dem Alten wie dem Jungen wurde eine beträchtliche Portion vorgelegt. Eh' man sich dessen versah, war die Portion des Ersteren verschwunden, der Sohn aber kaute fort an der seinigen, von der noch die Hälfte auf dem Teller lag. Das brachte den Alten außer sich. »Was ist das für ein Gefreß, fauler Bub'!« schrie er den Knaben an; »ich will dir zeigen, wie man ißt!« Er streifte den Rest von der Portion des armen Jungen an seine Gabel und sagte, sie zum Munde führend: »Schau her! à Bißl — à Bißl — und gschwind!« Der Sohn sah dem verschwundenen Braten mit thränenden Augen nach und wahrscheinlich hat diese drastische Anwendung des anschaulichsten Unterrichts machte ihn bald so schnell essen gelehrt, als der Vater es wünschte.

Keine Regel ohne Ausnahme — und so gibt es wol auch hie und wieder einen „Hannes", der, statt des Wahlspruchs von Bruder Jonathan, den Wahl „Wie aus Wein"

ſich erkor. Ein Solcher bleibt wol zeitlebens ein Büttenſchlepper — er denkt nur an das Heute und läßt das Morgen für ſich ſelber ſorgen. Ein ſo aus der Art geſchlagener „Hannes" geht denn auch nicht leicht an einem der Wirthshäuſer vorüber, welche die Vorſehung an ſeinen Weg gepflanzt hat. Ein Bierreis iſt ihm ein „Arm des lieben Herrgotts", deſſen Winken er folgen muß. Da kommt es wol auch vor, daß der „Hannes" mehr verzehrt als er zahlen kann, und er macht ſich nun den Credit, in welchem ſeine Heimatgenoſſen ſtehen, zu Nutz und läßt anſchreiben. Einer dieſer alten Büttenmenſchen hatte unter anderm in dem letzten Wirthshauſe, das in ſeinem ſächſiſchen Handelsgebiete auf dem Rückwege in die Heimat liegt, ein ziemliches Pöſtchen anſchreiben laſſen. Eines Tags kehrte er wieder da ein, ließ ſich ſeinen Hering und ſein Glas Bier geben und genoß Beides mit herkömmlichem Appetite. Als er aber gewohntermaßen ſich mit einem: „Schreib' Er's nur an, Meiſter Andreas!" von dem Wirthe verabſchieden wollte, erwiderte dieſer unwillig: „Er hat ſchon eine ganze Litanei von Zechen daſtehen, Hannes! ich kann Ihm nicht mehr anſchreiben!" „Nun, ſo merk' Er's im Kopf, Meiſter Andreas!" rief der gar nicht außer Faſſung gebrachte Zecher und ſegelte ab.

Es kann nicht fehlen, daß, wenn die Alten etwas Witz an den Tag legen, wie wir ihn aus ein paar Proben kennen gelernt haben, auch die Jungen aufgeweckte Geiſter ſein müſſen. Freilich iſt es zunächſt nur ihr Gewerbe, worauf ſie ihr Dichten und Trachten richten und worin ſie einen hervorſtehenden Mutterwitz beurkunden. Originell erſchien mir die Art und Weiſe, wie einſt ein kleiner Reiſchdorfer die Kirſchen, welche ſeine Mutter feil trug, an den Mann zu bringen ſuchte. Wir ſaßen unſerer mehre in einem Gaſthauſe, als ein Knabe, den unvermeidlichen Stummel im Munde, herein- und dreiſt auf uns zu trat. „Meine Herren!" redete er uns in ſeinem Jargon an — „jetzt wird's gar nicht lange dauern, kommt meine Mutter mit Kirſchen — 's ſind Extrakirſchen, ganz große Herzkirſchen — ſie wird ſie Ihnen zum Verkauf anbieten — ſie wird acht Pfennige für das Maß verlangen — 's «Ihrige» Maß — darauf bieten Sie nur ſechs — nun will ſie doch ihr' Lebtag' nicht unter «ſieben» verkaufen — da werd' ich aber ſchon dabeiſtehen und werd' ausbrechen — ſie muß ſie Ihnen für ſechs Pfennige laſſen." Wir mußten über dieſe drollige captatio benevolentiae lachen und der Kleine hatte ſeinen Zweck erreicht: wir kauften der Alten ihren Kirſchenvorrath ziemlich ab.

Ich habe oben geſagt, daß die Tabakspfeife zu der Ausrüſtung des kleinen reiſchdorfer Handelsmanns gehöre. Aber lange bevor er als ſolcher in die Welt eintritt, wird er ſyſtematiſch zum Rauchen gebildet. Ich ſah einmal ein ergötzliches Beiſpiel davon, wie ſehr die Alten es ſich angelegen ſein laſſen, die Jungen an den Genuß des narkotiſchen Krauts zu gewöhnen. Ich war mit zwei Freunden in einer Taberne am Fuße des Reiſchbergs eingekehrt. Uns gegenüber hatte ein greiſer Reiſchdorfer mit ſeinem Enkel, einem bauſbäckigen Buben von 9—10 Jahren, Platz genommen. Beide rauchten um die Wette und mit dem Ausdrucke des innigſten Entzückens hing das Geſicht des Alten an den ſchmauchenden Lippen des Jungen! Ich mußte unwillkürlich an den Vers des unter Studenten wolbekannten Tabacksliedes denken, wo es heißt:

Der Bub' zum Rauchen noch nicht reif
Stiehlt ſeines Vaters Tabackspfeif',
Und freut ſich ſehr
An der Cameraden
Bei einer Pfeif' Tabak —

Hier freilich freute ſich der „zum Rauchen noch nicht reife Bub'" des ſonſt verpönten Genuſſes auf ganz legitime Weiſe unter den Auſpicien ſeines Großpapa. Einer meiner Begleiter fand darin doch eine ſchändliche Unſitte und konnte nicht umhin, ſein Bedauern laut auszuſprechen. Der „Bub'" that, als hörte er es nicht, der Alte dagegen erwiderte: „Was

agt der Herr? Der Bub' ſoll nicht rauchen? Der Taback ſchad' ihm? Der Herr mag nen Gänsdarm in den Mund nehmen, wenn ihm der Taback nichts nütz iſt, aber einem echten Bub'n ſchad't er nichts. Ich hab' von Kindesbeinen an geraucht und — ſchau der Herr mich an! Ich bin ſiebenzig Jahr' alt und denke noch mit den Knochen manches jungen Herrn, der keinen Taback raucht, Nüſſe vom Baum werfen zu können." Und zu dem Knaben gewendet, fuhr er fort: „Brav, Hannes, dampf' dem Herrn was vor! Du ſollſt auch noch eine Halbe Bier haben." Um den Alten zu beſänftigen, gaben wir ihm von unſerm Tabak, zugleich als Beweis, daß wir keineswegs Verächter des edeln Krauts wären. Da wir gaben ihm noch einen weitern Beweis, indem wir das erwähnte Tabackslied an ſtimmten. Und dieſes wirkte auf den Graukopf wie Oberon's Zauberhorn. Ein wahrer Freudenwirbel ergriff ihn; in den Refrain des Liedes fiel er immer mit lautem Jauchzen ein und zuletzt hüpft' und ſprang er dazu, daß wir vor Lachen das Lied kaum zum Schluſſe ſingen konnten. Als wir geendet hatten, ſchrie er: da capo! und wir mochten wollen oder nicht, wir mußten ihm willfahren. „Bübl!" ſagte er zu ſeinem Enkel — „das Lied mußt du lernen, das erquickt's Herz — ach! was hab' ich á Freud' drüber!" Zuletzt ſuchte er uns noch den Nutzen des Tabackrauchens mit beredtem Munde einleuchtend zu machen, insbeſondere behauptete er, der Taback mache witzig und geſcheit zum Handel, wobei er nicht ermangelte, Beiſpiele aus ſeiner Heimat als Belege anzuführen.

Mehr als durch ſeine Kleidung unterſcheidet der Reiſchdorfer ſich durch ſeine Mundart von ſeinen weit umherwohnenden Landsleuten. Es liegt in der Betonung ſowol als in der Bildung ſeiner Worte, neben dem Ausdrucke der Verſchmitztheit, eine eigenthümliche Schärfe, welche ſeinen witzigen Ausfällen eine ganz beſondere, durch die Schriftſprache nicht wiederzugebende Würze verleiht. Melodiſch iſt ſein Jargon freilich nicht; zum Geſange eignete er ſich noch weit weniger, als irgend ein anderer Zweig der böhmiſch- oder ſächſiſch-erzgebirgiſchen Mundart. Die ſcharfen Laute behaupten darin eine das Ohr tyranniſirende Herrſchaft, ſo zwar, daß ſie den vollen a-Laut ganz verdrängen, indem man ſtatt deſſen nur den Umlaut ä zu hören bekommt, mit Ausnahme derjenigen Fälle, wo ein dumpfes o die Stelle vertritt. Dabei ſtößt und preßt „Hannes" alle Laute dergeſtalt heraus, daß dieſe, wenn ſie lebendige Weſen wären, mit ſeinen Gläubern ſich über ein Schickſal beklagen könnten.

Was den nicht handeltreibenden Theil der Bevölkerung Reiſchdorfs betrifft, d. i. die Kinder, die verheiratheten Frauen — wiewol auch von dieſen viele das Gewerbe der Männer treiben — und die Gebrechlichen, ſo beſchäftigt ſich derſelbe in der nämlichen Weiſe wie der entſprechende Theil der übrigen Gebirgsbewohner: mit Spitzenklöppeln, Feld- und Viehwirthſchaft und mit dem Einfangen des Feuerholzes für den Hausbedarf. Geht man durch Reiſchdorf, ſo fallen Einem, der mehr im böhmiſchen Erzgebirge verkehrt hat, zwei Erſcheinungen angenehm auf: man findet die Wohnungen ſauberer und beſſer in Stand gehalten als in benachbarten Dorfſchaften und trifft keinen Bettler, gewiß eine in dieſer Gegend ſeltene Erſcheinung. Indeſſen haben ſämmtliche Wohngebäude immerhin ein ärmliches Anſehen; alle ſind ſie zum größten Theile hölzern, mit Schindeln oder Stroh gedeckt und durchaus nicht ſo freundlich abgeputzt, wie dies in den ſächſiſchen Dörfern — mit Ausnahme der ganz verarmten — der Fall iſt. Der „Hannes" iſt aber eben zu wenig daheim, als daß er auf ein zierliches Aeußere ſeiner heimatlichen Behauſung Bedacht nehmen wollte. „Wenn's nur ganz und feſt iſt", denkt er in Bezug auf ſein Haus wie auf ſein Kleid, daher er auch das letztere weit weniger dem Einfluſſe der Mode unterwirft als ſeine Nachbarn. Uebrigens bleibt ihm bei all ſeiner Nachläſſigkeit wenig zum Putzen: da ihm die Grundlage wahren Wohlſtandes, hinreichender Ackerbau, mangelt, ſo bleibt er wie die meiſten Gebirgsbewohner Einer, der aus der Hand in den Mund lebt, nur daß bei ihm, vermöge ſeiner verzüglichen Betriebſamkeit und der Art derſelben, welche wenig Schran-

lungen unterworfen ist, Das, was in den Mund gehen soll, der Hand nicht so häufig aus geht, wie es bei Andern der Fall ist, deren Erwerbsthätigkeit öftern Stockungen unterliegt.

A. P.

Die neue Pinakothek in München.

Von Ernst Förster.

III.

Noch in der Stimmung, die Rottmann's historische Landschaften angeregt, verweilen wir im ersten Saale vor ein paar Bildern, die nicht gerade durch Geist und Schönheit nach unsern Begriffen, sondern durch ihre historische Bedeutung uns interessiren. Die Magdalena von Füger hat noch einen Theil des mit uns lebenden Geschlechts entzückt; Christus und die Samariterin, von Angelica Kaufmann, hat Goethe zu warmer Bewunderung hingerissen; und die Heilige Familie von Wilhelm Schadow mit dem ausgesprochensten Nazarenerthum hat im Gegensatz gegen jene die neue Zeit herbeiführen helfen. Unglaublich Alles, aber historisch. Das Bild von Schadow, das in eine längst vergangene und wol von ihm selbst überwundene Zeit gehört, beruht ganz auf fleißigem, ja ängstlichem Naturstudium und zeigt uns die Düsseldorfer Schule mit ihrem mannichfach variirten Naturalismus in ihren ersten Elementen. Einer entgegengesetzten Richtung werden wir bald begegnen; vorher aber einer verwandten und doch feindseligen, in den Gemälden von Gallait und Riedel. Beide ruhen wie Schadow auf dem Naturstudium als der Grundlage; während aber Schadow von da zum Ideal fortschreiten will, haben Jene über die Natur hinaus kein Verlangen, als höchstens nach Mitteln, sie in ein wirkungsvolles Licht zu setzen. Was Gallait betrifft, so bin ich für seine Behandlung historischer Stoffe nicht eingenommen; dagegen halte ich seine Bilder nach der Natur, durch Wahrheit der Auffassung und energische Darstellung, durch wirkungsvolle Modellirung und harmonische Färbung wie durch die virtuose Freiheit und Gleichmäßigkeit der Behandlung den größten Meisterwerken mancher ältern, namentlich der spanischen Schule ebenbürtig. Um so mehr ist es zu beklagen, daß hier ein Bild von ihm ist, das keine einzige der gerühmten Eigenschaften besitzt und seines großen Talents durchaus nicht würdig ist. Man sieht in dem Vorhofe eines Klosters einen Mönch Arme tränken. Es würde, und wollte ich in den mildesten Ausdrücken die Geschmacklosigkeiten dieses Bildes bezeichnen, immer wie Härte sich ausnehmen. O, wenn an der Stelle sein Violinspieler stände! Was ließe da sich lernen und wie müßte sein Name glänzen! Das Bild von Riedel, eine Römerin, der ihr Töchterchen im Schooße liegt, enthält alle Vorzüge, die ich an seiner Kunst bewundere und ebenso Das, was ich bei ihm als Mangel empfinde. Eine wesentliche Anforderung an die Anordnung des Kunstwerks besteht darin, daß die dargestellte Figur oder Gruppe eine ausdrucksvolle Silhouette bilde, daß schon der äußere Umriß Gestalt und Bewegung kund thue; eine zweite, daß unversöhnliche Contraste in den Linien und Massen so sorgfältig vermieden werden als Parallelen u. rechte Winkel, die wie Wiederholungen oder Gemeinplätze in der Dichtung wirken. Riedel's Gruppe im äußern Umriß gleicht einer formlosen Masse und Oberärmel und Brustbekleidung bilden vier gleichmäßige, senkrechte, parallele, sackartige Cylinder, ähnlicher Vorkommnisse nicht zu gedenken. Dagegen kann man tiefkräftige Farben in der Natur und wär's im Sonnenschein des Südens, nicht leuchtender sehen als hier und im abgebildeten Leben nicht leicht mehr wahres, wirklich sprechendes und aussprechendes finden als hier. An L. von Klenze's Darstellung von Athen, wie es zur Zeit des Perikles gewesen, kann ich nie ohne ein Dankgefühl im Herzen vorübergehen und der gefeierte Künstler gestatte mir es öffentlich auszusprechen! Dafür, daß er und seine edeln und

ſchönen Nachbildungen griechiſcher Bauweiſen ohne die Zuthaten der Polychromie, wie ſie ſein Athen uns zeigt, gegeben und daß er dem Marmor und der reinen Form ſeiner Triglyphen und Metopen, ſeiner Geſimſe und Akroterien und der Giebelfeldergruppen an der Glyptothek, der Ruhmeshalle und Walhalla ausreichende Lebenskraft und Wirkſamkeit zugetraut hat, um des Surrogats aus Zinnober, Kupfer und Blauſäure entbehren zu können.

Vor dem Bilde von Rottmann, die Akropolis von Sikyon, möchte ich mich an den hohen Gründer und Eigenthümer der Sammlung mit einem Gedanken wenden, den ausgeſprochen zu haben mir nicht als Unbeſcheidenheit ausgelegt werden mag! Das hier genannte Bild von Rottmann iſt eine Wiederholung der vorher erwähnten Landſchaft im griechiſchen Saale. Die Wiederholung eines Gemäldes in derſelben Sammlung kann unmöglich auf volle Wirkung rechnen. Dreiundzwanzig Landſchaften ſind von Rottmann im griechiſchen Saale; noch ein italieniſches, noch ein deutſches Bild von ihm dürften bei der Anlage der Sammlung vollkommen zur Zeichnung ſeines künſtleriſchen Charakters ausreichen, es ſind aber noch acht Bilder von Rottmann in der Sammlung. Ein ähnliches Verhältniß beſteht mit Bildern von Peter Heß. Nun iſt es mit ſolchen Gemälden nicht wie mit Theilen eines Altarwerks, die man — was in der alten Pinakothek dennoch mehrfach geſchehen — freilich nicht trennen kann; ſie ſind unbedingt (wie Sikyon) oder wenigſtens gewiſſermaßen Doubletten und zwar Doubletten von großem Werthe! Wenn aber der neuen Pinakothek, wie es kaum anders denkbar iſt, die Idee zu Grunde liegt, ein wenigſtens ausreichendes, wenn nicht vollſtändiges Bild von den Kunſtbeſtrebungen der Neuzeit im Gebiet der Malerei zu geben, ſo ſind noch ſehr anſehnliche Lücken auszufüllen. Ich will zunächſt nicht von der Münchener Schule reden, obwol ungern mehre bedeutende Namen vermißt werden; aber Veit und Steinle ſollten nicht fehlen; aus der Düſſeldorfer Schule ſollte man wenigſtens Bendemann, Leſſing, Schrödter, Schirmer, Kruge, Ildeman und vor allen Deger neben Achenbach, Haſenclever, Camphauſen, Scheuren und Bremer ſehen, von welchen Letztern Werke da ſind.*) Dann fehlen uns noch die Künſtler von Berlin, Dresden und Wien; eine Landſchaft von Preller in Weimar und wie Vieles in Deutſchland! Nun aber das Ausland! Ich erlaube mir nur auf Caſtlake, Mulready, Edwin Landſeer, Roberts und Wilſon unter den Engländern; auf Vernet, Delaroche, Gudin, Biard (freilich nicht ſeinen unſinnigen „Gulliver"!), auch auf Flandin und Duet unter den Franzoſen, aufmerkſam zu machen. Sollte ſich nun nicht ſchon mit den bezeichneten Doubletten, bei ihrem großen und außerordentlichen Werthe, Einiges erlangen laſſen? Sollte nicht wenigſtens der Gedanke planmäßiger Vervollſtändigung aufgenommen werden?

Wir gehen weiter, an vielen ſchönen Landſchaften, Architektur- und Genrebildern vorbei, in den letzten (I.) dieſer Säle, bis zu dem Gemälde „Italia und Germania" von J. Overbeck. Bei der Heiligen Familie von Schadow gedachte ich eines bald zu beſprechenden Gegenſatzes. Hier iſt er! Wenn Schadow von der Natur ausgeht, um zum Ideal zu gelangen, ſo geht Overbeck vom Ideal aus und nähert es der Natur ſo weit, als es nach ſeinem Gefühl den Hauch der Wirklichkeit vertragen kann. Bleibt nun Schadow in dem oben betrachteten Bilde eng umſchloſſen im Kreiſe ſeiner Naturſtudien, ſo hält Overbeck in der Ausübung des Rechts freiſchaffender Kunſt ſeine Geſtalten in einer Höhe über dem Leben, wo das Blut nicht mehr in den Adern rinnt, Tuch und Linnen der Bekleidung zu Holz und Erz werden und Licht, Luft und Farbe nicht mehr in Wechſelwir-

*) Zur Würdigung und zum ehrenvollen Gedenken der bedeutenden kunſtgeſchichtlichen Epoche, welche die alte Düſſeldorfer Schule ausübte, ſollten gerade in München auch Werke von Lehn, Hildebrandt, Julius Hübner, Köhler, Mücke u. A. nicht fehlen. D. Red.

lung stehen. Will man nun das bei idealischen oder allegorischen Gestalten wie „Italia und Germania" sich gefallen lassen, so ist es doch bei einem Bilde nach dem Leben, wie der Vittoria Caldoni im zweiten Cabinet, trotz des unverkennbaren Feingefühls der Zeichnung kaum zu ertragen. Was das allegorische Bild betrifft, so kann ich übrigens nicht an die Richtigkeit der Bezeichnung glauben. So unsicher, weich und unselbständig ist keine Germania, so freundlich zu und überredend hat sich Italien nie neben Deutschland gestellt noch stellen können! Das Bild gehört überhaupt seinem Inhalt nach zu jenen unbestimmten Ausflüssen sentimentaler Stimmungen, daran einst die Düsseldorfer Schule so reich war, bei denen man sich alles Mögliche denken kann und noch etwas mehr. Overbeck hat einst in einem Briefe gesagt, das Bild sei ein Abbild seiner eigenen Seele und bezeichne die beiden getrennten Richtungen derselben; und ich erlaube mir auf Grund dieses Bekenntnisses und im Hinblick auf die am klarsten hervortretenden Motive in beiden Gestalten die Auslegung, daß uns Overbeck darin den Moment hat schildern wollen, wo sein durch Geburt und Erziehung ihm eigener Protestantismus den überredenden Eingebungen des Katholicismus unterlegen ist. So wenigstens, wie diese Germania, sieht eine Seele aus, die reif ist zum Uebertritt und so wie Italia ein Wesen, das dafür die Wege ebnet und die Brücken schlägt.

Wir sehen in diesem Saale u. a. noch eine Landschaft von Reinhard und zwar aus seinem 85. Jahre. Der selige Schorn hatte sich einmal herausgenommen, den Bäumen, dem Wasser, den Wolken Reinhard's etwas mehr Natur zu wünschen und hatte unvorsichtigerweise diesen Wunsch in eine Lobeserhebung der poetischen Conceptionen und edeln, großartigen Anordnungen seiner Landschaften im „Kunstblatte" eingeflochten. Er ist deshalb von den deutschen Künstlern in Rom in effigie vom Tarpejischen Felsen gestürzt worden. Da ich nun nicht in effigie, sondern in Person zuweilen in die Nähe des Tarpejischen Felsens komme, so wird man mir es nicht verdenken, daß ich des guten Schorn Rath nicht wiederhole, zumal da der Künstler keinen Gebrauch mehr davon machen kann, selbst wenn er wollte. Dafür wage ich es, unsern Künstlern, welche die Sprache der Natur studirt haben und mit Sicherheit und fehlerfrei handhaben, deren Wasser Fische verführen könnte, in deren Lüfte die Schwalbe sich schwingen möchte und vor deren Bäumen der Naturforscher seine Wanderungen für überflüssig erklären muß: es ist etwas in den Landschaften des alten Reinhard, in dem Baue und den Verhältnissen der verschiedenen Gründe, in der Führung der Linien, in der Stellung der Baum- und Gebüschgruppen, das man sich näher ansehen sollte. Prosa ist's nicht; so viel ist gewiß.

Die Cabinete an der Nordseite enthalten Bilder von kleinen Dimensionen. Die Mehrzahl von ihnen ist aus neuern Ausstellungen bekannt, doch fehlt es auch nicht an solchen, die der Frühzeit unserer Kunstperiode angehören. Hier sind besonders zahlreich die Holländer vertreten. Die alten Holländer (in den Galerien) sind der Inbegriff und der Gipfel aller Gemüthlichkeit. Aber indem sie mit Treue und mit Laune das Leben ins Verkleinerungsglas fassen, folgen sie unwandelbar dem von der alten, großartigen Kunst ausgehenden Impuls im Aufbau ihrer Bilder, im Ernste der Zeichnung und Färbung. Das kann man von wenigen Neuern sagen, die ihren Beruf in der Erfüllung irgend einer bestimmten und begrenzten Aufgabe sehen. Wie Tageslicht in einen Pferdestall scheint und darin widerscheint — das ist gewiß nicht vollkommener zu malen, als es hier in einem Bilde von Kuyck geschehen ist; aber ein alter Holländer hätte uns doch auch noch für die Thiere und Personen in diesem Stalllichte zu interessiren gewußt. Schendel zeigt uns einen belebten Markt bei Lampen- und Laternenlicht; aber das beleuchtete Leben steht zu der Mühe der Beleuchtung in keinem Verhältniß. Van Hove malt eine Hausflur spiegelnd, schattenklar, sonnenscheinig und perspectivisch so schön, daß man an Peter de Hooghe denken muß, dann sinnlich sucht man vergebens des alten Meisters gemüthliche Einfalle. Hat aber

Einer Witz und Laune, wie der Delfter Schmidt in ſeiner niederländiſchen Schulſtube, ſo fehlt ihm die Feinheit der Zeichnung und der Individualiſirung. Im Ganzen jedoch iſt die Auswahl gut und umfaſſend für die holländiſche Schule, für welche namentlich die Arbeiten von Dreibholz, Morenhout, Schotel, Van Haanen u. ſ. w. rühmliche Repräſentanten ſind, denen ich nur noch J. L. Cornet von Leyden, den geiſtvollen und glücklichen Nachahmer von Teniers, beigezählt ſehen möchte.

Viel mehr im Sinne der alten Holländer arbeitet der Däne Schleiſner, der ſeinen in den untern Volksſchichten ſpielenden Humor mit reizender Delicateſſe verträgt. Man ſehe nur den Meiſter Kupferſchmied im erſten Cabinet, wie er ſeiner andächtig ſeligen Frau den Brief ſeines Sohnes, der in der Ferne, wenigſtens in Paris iſt, vorbuchſtabirt. Ein Meſtize müßte noch ſeine Freude daran haben.

Hier hängt auch eine kleine Landſchaft von Ernſt Fries, an der man nicht vorübergehen kann ohne Bewunderung des ſeltenen, für die Empfindung und Darſtellung der Naturformenſchönheit wunderbar begabten Künſtlers, ohne Schmerz über ſeinen frühen Tod. Die Teſtamentseröffnung von Wilkie war ſchon eine Zierde der alten Galerie, als ſie noch im Gebäude des Hofgartens ſich befand. Dies Bild gehört zu denen, die gar nicht gemacht, ſondern gewachſen zu ſein ſcheinen. Die ganze Situation, alle Perſonen ſtehen bis auf jede Miene und Bewegung leibhaft vor uns wie ein Erlebniß. Dieſer Schein einer aller Willkür, ja der bloßen Ueberlegung entrückten innern Nothwendigkeit macht das ſeltene Gemälde zur unerſchöpflichen Quelle des Vergnügens und der Belehrung. Im dritten und fünften Cabinet findet man Landſchaften mit Vieh von dem ältern 1850 verſtorbenen Thiermaler Max Kunz aus Karlsruhe. Welche Feinheit der Zeichnung und wie iſt hier die Natur erkannt! Seit P. Potter hat ſchwerlich ein Künſtler dieſes Fach ſeine Spuren ſo genau eingehalten. Das Conſiſtorialexamen des Candidaten Jobs von Hasenclever gehört unbedenklich zu den gelungenſten Werken des Malerhumors und reizt gerade durch ſeine Ernſthaftigkeit zum Lachen. Und Muth gehörte auch dazu, ein Bild voll lauter Schwarzröcke zu malen, denen nur der Puder ein wenig Schimmer verleiht! Bürkel ergötzt ſich und uns durch eine andere Art Humor. Man erinnert ſich ſeiner Bilder aus Italien, die mit ihrem Staub und Schmutz und jeder Art Natürlichkeit, mit ihren Bettelmönchen und allerlei Menſchenfaſſage, mit Schweinen, Büffeln und Eſelgeſchrei alle Illuſion von dem Lande der ewigblühenden Orangenhaine und des vom milden Hauch durchwehten blauen Himmels wegnehmen. Nun, der Schwärmerei für das Landleben, für einen Aufenthalt im Gebirge ſetzt er ein Regenwetter vor, das in einem Bergdorfe niedergeht und alle idealiſtiſchen Träume erſäuft; oder eine Winterſcene, gegen deren Ungemach Pelzmützchen und Ueberſchuhe nicht ausreichen und von der es ſehr ſchwer ſein dürfte, den Ausweg zu einem gemüthlichen Thee oder Souper zu finden. Stillleben ſind das kleinſte und anſpruchloſeſte Genre von Kunſtleiſtungen und doch, wenn ſie mit altholländiſchem Fleiß und Geſchmack gemacht ſind — wie können ſie entzücken! Unübertrefflich in ſeiner Art iſt das Stillleben von dem düſſeldorfer Breyer: ein Glas Bockbier, mit Käſe, Brot und Rettigen auf einem Tiſche. In der That, die Täuſchung iſt nicht weiter zu treiben, ſo wenig als die Vollendung der Ausführung. Man ſehe nur das durch das Bier durchſcheinende auf den Rettig fallende Licht oder den feinen Rahm auf der Bieroberfläche! Hier iſt der Naturalismus auf ſeiner höchſten Stufe und zugleich an ſeiner richtigſten Stelle, von welcher der Idealismus ihn auch ſicher nie verdrängen wird.

Muß ich ſchon fürchten, dem Leſer zuviel zugemuthet zu haben, ſo kann ich doch nicht von ihm gehen, ohne mich wegen des Zuwenig entſchuldigt zu haben. Viele werthvolle, vollendete Bilder habe ich unerwähnt gelaſſen, ſelbſt zu denen von Peter Hey, an denen ich mit beſonderer Liebe hänge, kein Wort der Erörterung geſagt. Allein es war nicht möglich und nicht meine Abſicht, in nur einigermaßen erſchöpfender Weiſe von der Sammlung

lung zu berichten; vielmehr anregen wollte ich nur zu ihrem Besuche, zum nähern Eingehen auf ihre Schätze und hier und da wie ein hölzerner Wegweiser den Zeigefinger ausstrecken.

Eine wiener Umschau.

Lieber Leser, wenn irgendwo in der Welt, hängt man in Wien für Stimmung und Behagen von den Hausleuten ab, bei denen man wohnt. Ich sage dir also, ich wohne hier bei einem sehr glücklichen Paar. Die guten Leute haben eine kleine Chocoladenfabrik. Der Mann war lange Zeit ein armer Geselle, ich weiß nicht in welchem Geschäft. Tag für Tag verdiente er vierzig Kreuzer, zwanzig davon gingen gewiß einen Abend um den andern in die Theaterkasse an der Wien. Dann heirathete er ein armes Mädchen vom Lande. Er fabricirt nun mit ihr Chocolade, die gewiß vortrefflicher, wenigstens auf der Laimgrube, nicht zu haben ist. Die Frau hält sich keine Magd, sie arbeitet selbst; sie will sich in Küche, Keller und Gewölbe nicht betrügen lassen. Der Herr Fabrikant kommt Abends in stets gleicher Stimmung nach Hause, herzt und küßt sein Weibchen, herzt und küßt ihr siebenjähriges Kindchen, das sie all Das lernen lassen, was sie selbst nicht gelernt haben, Französisch, Musik, Literatur, vaterländische Geschichte. Er trinkt seinen Oestricher, liest seine Zeitung, lacht über einen Witz, schüttet sich über eine Caricatur; sie, — nun ja die Frau hat zuweilen sentimentale Anflüge; sie sehnt sich aufs Land, sehnt sich nach dem Lerchen- und Wachtelschlag; gewiß kommt ihr auch noch einmal ein kleines Sommerhaus in Baden zugute. So leb' ich im Hause, gemüthlich und froh. . . Machen wir aber unsere Bücher zu, spritzen die Feder aus und gehen spazieren.

Längs des Wienflüßchens, eines sehr häßlichen Sumpfes, kommt man zum Belvedere auf der Landstraße über den Naschmarkt, wo man Obstweiberstudien machen kann. Die Gemäldegalerie ist historisch geordnet und beschäftigt meine ganze Aufmerksamkeit. Aber ich gestehe dir, es geht mir wie einem Fremde, der extra nur des Belvedere wegen nach Wien gekommen war und nach sechs Wochen noch nicht Ein mal dort war; es geht halt nicht anders in Wien. Zu schön ist die Stadt, zu lebhaft ihr Sinn. Welch ein Anblick da gleich von der Kärntnerthorbastei! Die Karlskuppel ragt deutlich und klar in die reine Luft, an sie schließt sich wie an ein Banner ein Heer von Kirchen und Palästen, in deren Millionen Fenstern wie an Lanzenspitzen die Sonne blitzt; im Hintergrunde zeichnet sich das breitgestreckte Kahlengebirge in Wellenlinien am blauen Himmel ab. Wer nur mit Titanenarmen nun noch die große Donau aus ihrem fernen Bette holen und hier durch diese Landschaft, der nur ihr Zauber noch fehlt, zu strömen zwingen könnte! Fernhin tauchen platte Dächer auf, dünne, goldene Rauchsäulen steigen empor, man fühlt sich in den Orient versetzt und wird in dem Traume auch bestärkt, wenn man sich umdreht; da lustwandeln unter glanzäugigen Phäaken und Phäakinnen junge Aegypter mit rothem Fez und schwarzen Trodeln. Sie studiren hier moderne Medicin und speisen beim „Erzherzog Karl". Da ein feister Türke mit rothgestreifter, weiter Pluderhose und pelzverbrämtem Kaftan, mit langem, weißem Bart und stolzem Blick an der Seite eines schmächtigen polnischen Juden — wie ihre Hände sprechen, wie sie bohren, hobeln, fechten! Sieh dort beim säulengetragenen Palais Westmoreland jene Weiber mit seidenumwundenem Scheitel, ein buntes Tuch um ihre Stirn geschlungen — sie müssen weit von der untern Donau her sein. Wien bietet neben der höchsten modernen Eleganz Nationalitäten, die man bunter nicht oft zusammengedrängt findet.

Wir haben gut gespeist. . . Wo? sagen wir nicht. Es war bei einem guten Freunde, der es nicht liebt, daß man seine Küche mehr lobt als seine Unterhaltung. Aber Kaffee trinken wir zusammen bei Gerti. Gerti hat einiges Recht dazu, denn die „Unterhaltungen" liegen bei

ihm auf. Wäre nur nicht der laute Vorleſer dort! Himmel, er lieſt wie eine Säge, die jeden Augenblick auf einen Aſt im Holze ſtößt; mitunter blickt er bedeutend auf und ſchaut ſeinen Hörer mit aufgehobenem Zeigefinger an; Jener lächelt und ſchüttelt bejahend den Kopf; das wiederholt ſich, je wichtiger die orientaliſchen Verwickelungen werden. Dort ſpielen zwei Pepita Löwen, die brennende Cigarre im Munde, Billard und der Kellner zählt und zupft dabei an ſeinem jungen Schnurrbart und blickt, während er weiter rechnet, in die Wandſpiegel rechts und links; nur die Trinkgelder bringen ihn zur Beſinnung. O des vielen Geplauſches über Dawiſon und Laube, über alte und neue Schauſpieler, über Bauernfeld's Löwen von Chedem und des kleinen N. N. zu erwartende Elefanten von Zukünftig' Theater und kein Ende in Wien!

Es iſt Abend. Wir kommen auf den Stephansplatz. Der Stephansdom iſt eine Durchgangspaſſage. Das nenn' ich Duldung! Der leichtfüßige Stutzer mit geſchwungenem Stäbchen geht mitten durch dieſe ernſten Räume, ohne nur ein wenig von deren düſterer Phyſiognomie anzunehmen; man findet ſtets Beter daſelbſt an den vielen Altären, während draußen der Giebelbau fortgeſetzt wird; der Thurm ſelbſt iſt wie ein großer Mann, mit dem man zum erſten mal zuſammenkommt; man hat ſich mehr vorgeſtellt, der Schein täuſcht uns mit Unbedeutendheit, aber je öfter wir ihn ſehen, deſto ungenirter entwickelt er ſeine Größe. O ja! Wir werden es mit dieſem großen Manne machen, wie wir es ſchon mit ſo manchem andern gethan: wir klettern an ihm empor, er zeigt uns die weite Welt, er lehrt uns, was wir ohne ihn nie erfahren hätten, nie geworden wären; dann lachen wir ihn aus und ſagen: Du biſt ein Zwerg! An der Außenſeite des Doms findet man immer neue Reliefs, immer neue Thierköpfe, Bären, Krokodile, Blumen, Heilande, Paſſionsgeſchichten; es gibt ein jahrelanges Studium! Wir gehen zu einem Thor herein, zum andern hinaus, und ſo geht das ernſte Wort dieſes Doms, der ſo recht mitten in das weltliche Getreibe hineinverſetzt iſt, dem Wiener auch wol zu Einem Ohr hinein, zum andern heraus. Wer mag darüber richten?

Nun über den lebensvollen Graben, vor deſſen eleganten Auslagkäſten jederzeit bewundernde Flaneurs ſtehen. Da eine Modewaarenhandlung; eine Mädchengeſtalt im weißen Kleide dreht ſich am Fenſter langſam rundum und läßt jede Falte des leuchtenden Gewandes anſtaunen; man weiß nicht gleich, es ſei eine bloße Puppe. Hier und da ein bleicher Straßenmuſikant, deſſen Mundwinkel mit jedem Ton der Harmonie erzittern. Denkt er vielleicht: Wozu all dieſer Putz und Flitter, dieſe kryſtallenen Leuchter, dieſe chineſiſchen Vaſen mit den nackiſchnörkeligen Figuren darauf, ich hab' ja nichts zu eſſen?! Ich glaube nicht. Solche Betrachtungen über den Luxus legt ihm unſere eigene Empfindſamkeit erſt unter. Sieh dort ein Monument von monſtröſer Geſtalt! Emporgethürmte Steinmaſſen, aus denen nur halbe Figuren herausgearbeitet ſind; ein Tohu wabohu wie die Peſt ſelbſt, zu deren Verewigung es errichtet worden. Wir werfen einen Blick auf die altersgraue Burg, den Joſephsplatz. So ein Gedenkmalter, wie Kaiſer Joſeph, muß da die Launen des Regens, die Neckereien des Schneegeſtöbers ertragen! So ein Standbild muß mutterſeelenallein die lange Winternacht unter freiem Himmel zubringen! Sieh, wie jener Graukopf der Dame in der ſechsſpännigen Equipage einen Bückling bis zur Erde macht! Sie neigt ſich freundlich — der wird eine Woche zu zehren haben an ihrem Gruße. Die ehrwürdige Geſtalt eines Minoriten mit der Patriarchenkappe und dem ſchwarzen Fliehmantel erntet ähnliche Huldigung. Zwei junge Männer mit Bärten à la Louis Napoleon grüßen ihn, neigen ſich über ſeine Hand und küſſen ſie öffentlich. Durch die palaſtreiche Herrengaſſe, in der man bei jedem Schritte ſo einem Bärenhäuter von Portier mit einem Goldknopfſtabe begegnet, den er ſchwingt gegen den ängſtlichen Supplikanten wie der Cherub vor dem Paradieſe ſein Flammenſchwert, gelangen wir, nachdem wir an dem wunderlichen Menſchenthum der Börſe Schädellehre und Phyſiognomik ſtudiert, durch das ſchmucke Schottenthor in die Alſervorſtadt.

Es ist schon spät geworden, noch leuchtet das weitausgedehnte Spital uns fernhin entgegen; das Glacis dehnt sich mit seinen dürren Pappelalleen zur Linken über die ödere Roßau und andere Vorstädte zur Laimgrube, unserm Ausgangspunkte, zur Rechten bis zur fröhlichen Leopoldstadt hin. Hier gibt es sogar Hühner und Hähne, ich bin halb auf dem Lande. Bilder idyllischer Erinnerung tauchen in mir auf — das liebe, stille Dorf der Heimat — großmächtige verspätete Heuwagen wackeln noch vorüber. Seht da das Josephinum! Das Wachspräparatencabinet wird uns zur Besichtigung locken, aber ohne einen Mediciner sollte man diese wunderbar wahren Bildungen nicht durchmustern, denn wenn man nicht deutliche Einsicht in die zweckmäßige Zusammenfassung der Hunderttausende von Fasern, Sehnen, Adern, Muskeln zu Systemen und dieser in Ein allgemeines, einfaches System gewinnt, wie soll man sich trösten über den furchtbaren Anblick? Ich trat ein. Die Menschwerdung, die Unschuld der Ungeborenen, fesselt am meisten. Wie ein Stern in pechschwarzer Nacht liegt mitten unter den aufgeschnittenen Leibern ein unversehrtes Frauenbild, eine entseelte, nein, eine schlafende Venus — wohl thatest du daran, Menschengeist, Gottes Arbeit einmal über dich zu nehmen, diesen wonnigen Leib aus Milliarden Theilen zusammenzusetzen, um zuletzt einen unsterblichen Leichnam wie eine Blume ohne Stengel vor dir liegen zu sehen und über deine Ohnmacht zu weinen! O, verführen wir immer so, daß wir wenn auch zerrissen, doch auch aufbauten!

Hinweg von diesem Anblick! Stürzen wir uns in das Gegentheil, auf einen Tummelplatz der Freude, das Elysium! Auf dem Wege in die Johannisgasse begegnen wir noch vielleicht manchem gewaltigen polnischen Ochsen mit den urwüchsigen Hörnern, manchem hannakischen Fuhrmann, der in linnenen Kleidern, über die er einen weißen Wollmantel schlägt, auf seinem Wachen wie festgenagelt sitzt, während der himmelhochgeladene Wagen jeden Augenblick über ihn herzustürzen droht. Noch leuchten die Gewölbe allenthalben, Gruppen von Neugierigen umstehen hier das Bildniß der jungen Kaiserbraut und überschlagen schon im Vorhinein all die Freuden und Festlichkeiten, welche die Vermählungsfeier im Frühling bringen wird, andere eilen zum Sperl; dort klagt eine Frauenstimme um einen eben verlaufenen Schoshund — Mopperl perdulo — wir sind grausam, wir suchen nicht mit, wir gehen ins Elysium.

Licht- und Musikströme empfangen uns auf der hinabführenden Treppe; wie wogt es von Menschen! Da spreizt sich Einer, der in funkelnagelneue Kleider gefahren ist, besieht sich fortwährend die weißen Glacéhandschuhe und hüstelt, um das seidene Taschentuch ziehen zu können; die größte Eleganz vom knappen Damenwestchen mit Goldknöpfchen bis herab zu Schönen, die für den groben Soldatenkittel passen — zu beiden Seiten Tischreihen, an denen man familienweise schmaust; Palmen und Cedern, auf denen sich Papageien wiegen, über Gasflammen stürzt ein Wasserfall herab; phantastischgekleidete Zitherschläger wallen singend und spielend auf und ab, sie führen uns zum Divan, wo vor einer Pantomimik wieder ein volles, lachendes Publicum versammelt ist. Dort ruft es: Zur Eisenbahn! Wir spielen Eisenbahn mit. Roßgetragene Phaetons fliegen auf Schienen einher, wir sitzen ein, ein Pärchen gegenüber, rothgejackte Phöbusse führen uns durch ein „meerumschlungenes Eiland", dunkel genug, um für einen Tunnel zu gelten und jede mögliche Tunnelromantik zu erlauben. Wir steigen aus, Andere ein; dort läuten Silberglöckchen an der Decke und Aethiopen mit lotosessenden Breitmäulern neigen ihre Köpfe melodisch an den Wänden und lächeln fratzenhaft; rechts singt eine Jodlerin das Lied vom betrogenen Ehemann, links tanzt ein Tiroler immer von neuem dieselben Figuren. Wir treten in die Kunsthalle, deren Decke mit mythologischen Liebesgeschichten bemalt, an deren Pfosten sogar das Wort von Luther: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebenlang!" zugelassen ist. Parterre und Galerieen ertönen von ungarischen, deutschen, italienischen,

slawischen, auch französischen und englischen Lauten; die Gardine ist noch zu; nur herabhängende Automatenfüße zeigen sich, welche des Volkes Neugier wecken. Rechts weiter! Wieder schreiten buntgekleidete Sänger einher — es schlägt neun Uhr. Da naht der Faschingzug! Neckische Bären auf zwei Füßen, Menschen mit Hunds- und Schweinsköpfen traben voran, begleitet von Affengesichtern; auf scheuen Kameelen und wiehernden Rossen reiten wildblickende Amazonen, hinter denen Bachus-Falstaff-Fasching wie ein wandelnder abersbacher Fels sich schmunzelnd heranwälzt; diesem schnuppern einige Langnasen nach, die eine Riesennase, getragen von zwei Eselsköpfen, würdig beschließt; auf einem glänzenden Phaeton, von vier Rossen gezogen, steht tänzelnd die falsche Vevita, der ihre Verehrer mit Siebenmeilenstiefeln nachlaufen. Trompeter beginnen und beschließen den Zug, doch das Gelächter überdauert ihn; man fährt fort zu essen und zu trinken bis Mitternacht, dann zweiter Umzug, dem von den bereits Schläfrigen eine noch hellere Lache gezollt wird, das dauert bis früh — wenn auch nicht ganz bis zum Sonnenaufgang, doch nahe daran.

Hinter uns liegt das Kärntnerthor mit seinen Adlern, der Mond und die Sterne blicken nieder in ruhiger Freude; traurig wie die gefallenen Engel leuchten Tausende von Lampen hier unten auf dem Glacis, die den reinen Glanz ihrer himmlischen Brüder kaum zu ertragen vermögen; ich athme schwer und lasse die frische Nachtluft reinigend strömen in meine Brust. Noch Menschen? Noch Wagen? Nun ist es an mir, ein Ende zu machen. Aus dem vorspringenden, noch erleuchteten Fenster schimmert mir die Gestalt meiner guten Hausfrau entgegen, die sogleich verschwindet, da sie meiner ansichtig geworden, um, ihrem heute sehr verspäteten Miethling freundlich sein Schwärmen vergebend, mit dem großen Schlüssel das Hausthor zu öffnen. **M. K.**

Anregungen.

Lüge auf der Gasse und Wahrheit am häuslichen Herde.

Vor kurzem las man in der berliner Voß'schen Zeitung eine Untersuchung über die merkwürdige Thatsache, daß seit zehn Jahren die Zahl der evangelischen Theologiestudirenden so außerordentlich abnähme. Sie ist seit 1840 fast auf die Hälfte gefallen und geht die Verringerung in gleichem Maße fort, so werden in Jahr und Tag vielleicht Schwierigkeiten entstehen, die protestantischen Pfarren zu besetzen.

Der regen und lebendigen Bewegung innerhalb der katholischen Kirche gegenüber ist dieser Fall merkwürdig; die Betrachtungen aber, die darüber in der Voß'schen Zeitung angestellt werden, gehen zur Erklärung dieser Erscheinung von zuviel Scheingründen aus. Die Bekenner der evangelischen Kirche sind sich schuldig, sie in ernste Erwägung zu ziehen, und schon sucht die preußische Regierung die Freitische und Stipendien für Theologen zu vermehren. Wir zweifeln aber, ob sie sich durch diese Auskunftsmittel allein als ein Hort des evangelischen Glaubens bewährt.

Man will nur deshalb nicht mehr protestantische Theologie studiren, weil das wissenschaftliche Streben auf diesem Gebiete seit den letzten funfzehn Jahren aufs empfindlichste gestört worden ist. Die kleine orthodoxe Partei ist so mächtig geworden, daß sie allein die großen Maßnahmen der geistlichen Verwaltung ergreift, sie allein die Prüfungen in der Hand hat, sie allein anstellt und befördert. Die Verbindung der Theologie mit der Philosophie, die einst Männer wie Daub, de Wette, Schleiermacher, Marheineke so lebhaft unterhielten, ist zu sehr gelöst. Der junge Theolog ist durch die vom Staate allein geförderte Richtung auf ein Studiengebiet isolirt, das dem Charakter des deutschen akademischen Jünglings nicht entspricht. Nehmt dem jungen deutschen Studenten die Freiheit, vom Ideale sich begeistern zu lassen, raubt ihm den Zusammenhang mit Allem, was seit Kant Großes und Geisterhebendes gedacht und den positiven Wissenschaften als ideelle Grundlage gegeben worden ist, und die Universität hat für ihn den alten Reiz verloren, der Hörsaal wird zum Zwang, der künftige öffentliche Beruf zur Qual. Wer mag heucheln wollen?

Es geschieht zwar Alles, um die bezeichneten Staatenlenker glauben zu machen, das Publicum theile ihre Ansichten. Religion und kirchliches

Leben ist in dem Grade die Parole des Tags geworden, daß Macaulay gesagt hat, die Religion wäre jetzt Mode. Im Stillen aber erhalten die Staatenlenker ganz andere Fingerzeige der Wahrheit. Dieselben Familienväter, die, um nicht aufzufallen oder mißliebig zu werden, bei keiner Demonstration für die orthodoxe Kirche fehlen, sprechen am Herde des Hauses zu ihren Söhnen: Werde mir Alles, nur nicht Geistlicher! Und die Söhne, ohnehin kühle Epigonen einer materiellen Zeit, die von religiösen Dingen immer nur die Kunde haben, daß dort wieder ein Verbot, hier wieder eine Amtsentsetzung stattgefunden hat, hüten sich bei Zeiten, ein Gebiet zu betreten, für das man nach der Art, wie jetzt nur zu oft bei uns auf ihm verfahren wird, einen Religionssinn mitbringen müßte, der, wenn wir seine edlern Offenbarungen nehmen wollen, nur die Frucht eines geprüftern Lebens und das Ergebniß einer so ernsten Schicksalserfahrung sein kann, wie die Jugend sie noch nicht haben kann.

Es sollte uns übrigens nicht wundern, wenn die bekannte Weltklugheit des Dr. Wichern bei Hamburg auch für diesen Fall schon Rath weiß. Er wird für die Bildung evangelischer Geistlichen die Universitäten zu umgehen vorschlagen und vielleicht anrathen, daß theologische Stifte in der Art, wie die Brüderanstalt des Rauhen Hauses, die künftigen Pflanzstätten der evangelischen Lehrer werden.

Alfred Tennyson.

Tennyson's Gedichte sind durch Herzberg's Uebertragung (Dessau, Katz) jetzt allgemein zugänglich geworden. Sie verdienen gekannt zu sein, denn Tennyson nimmt unter den Lyrikern der Gegenwart eine der ersten Stellen ein. Stimmung ist das Princip der Lyrik; der Stimmung verwandt ist Musik und Melodie, die aus Tennyson's Versen überall anmuthig hervorklingen; seine Dichtungen gemahnen entweder im Ganzen oder in einzelnen Stücken an das altenglische Volkslied, das ja auch durch Shakspeare's Dramen tont und in ihre Hoheit zarte Lieblichkeit mischt. Aber nicht nur in musikalischen Nebeln zeigt sich bei Tennyson die Stimmung; sie hat gestaltende Kraft in sich, namentlich der Natur gegenüber. Inniger, liebevoller Naturblick ist überhaupt den Engländern eigen; der feinere Reiz ihrer Natur wird um so fröhlicher begrüßt. Im Sommer den träumerischen See im Rauhen befahren, im Winter auf Schlittschuhen ihn mit tollen Arabesken zeichnen, edle Rosse und Hunde pflegen, in weiten Wäldern der Jagdlust nachgehen, den Vögeln des Parks Netze stellen, die armen Gefangenen sorgfältig schreiben nach Griechenland und Gesteder, stundenlang am Bache angeln oder auch wo, nur betrachtsam im Grase liegen und Blumen und Bäume und Käfer studiren, — — das Alles sind Dinge, die man zwar auch bei uns treibt, denen aber die Engländer einen eigenthümlichen poetischen Ausdruck zu geben wissen. Und Tennyson ist recht eigentlich auch der Dichter solcher Situationen. Die Herzberg'sche Uebersetzung läßt vom Reiz des Originals wenig vermissen.

Der zweite Theil des „Faust".

Zu den Experimenten auf unserer Schaubühne hat sich nach der Wiedererweckung auch derjenigen griechischen Tragödien, die sich mit dem unser Gemüth nur oberflächlich berührenden Oedipusschicksal beschäftigen, die Verheißung gesellt, den zweiten Theil des „Faust" aufzuführen.

Was davon möglich zu geben und noch weniger unmöglich anzusehen ist, hat der Herausgeber vor fünf Jahren auf der dresdener Bühne als Säcularerinnerung an Goethe's Geburtstag versucht. Es lief schon bei dieser Vorstellung nicht ohne bedenkliche Gewaltthätigkeiten gegen das Gedicht ab; die vortreffliche Musik von Reinecke mußte das Meiste thun, um die Versinnlichung der doch nur allein anziehenden Fabel von der Beschwörung, dem Raube und der Hochzeit der Helena möglich zu machen. Wer des Herausgebers Bearbeitung („Der Raub der Helena", in zwei Aufzügen) darstellen wollte, würde sicher sein, wenigstens einige Andeutungen der dem zweiten Theil des „Faust" zum Grunde liegenden Ideen im dramatischen Rahmen festhalten zu können.

Mehr zu geben als diese, wenn auch phantastischen und vorzugsweise auf den Maschinisten angewiesenen, aber doch auf einer gewissen fortschreitenden Handlung beruhenden Scenen heißt Zeit und Geld verschwenden. Die Langeweile, die ein Publicum bei Aufführung des zweiten Theils vom „Faust" empfunden wird, muß besonders deshalb unerträglich sein, weil der sich bessernde, aber dabei ohne die mindeste Reue um die uns so theuern Opfer, die ihm im ersten Theile fallen mußten, seiner Läuterung nachschwebende Faust uns völlig kalt und gleichgültig läßt.

Das Richteramt in eigener Sache.

Eigentlich ist es doch zu beklagen, daß man den ganz einfachen und höchst natürlichen Gerechtigkeitsdrang, der uns entreißt, ungebührliche Handlungen mit sittlichem Zorn zu verbergen, in dem Falle, daß solche Ungebühr uns selbst betraf, Rache nennt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 24. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Aus dem Hannakenlande.

Von L. A. Frankl in Wien.

Kremsier, die geistliche Stadt, in welche der östreichische constituirende Reichstag verlegt wurde, ist die Hauptstadt eines Landstrichs, den man die Hanna nennt. Der Boden ist außerordentlich fett und üppig. Die mährischen Juden nennen die Hanna „Klein Land Israel“.

Welche deutsche Zunge hat den Muth, folgendes Wort richtig auszusprechen: Kromerize. So nennen die Slawen Kremsier und es klingt beiläufig wie: Kromjerschige, das g französisch ausgesprochen. „Am Flusse“ soll die Uebersetzung lauten, denn die Stadt liegt an der March, in welche sich hier die Hanna ergießt, von der fünf Quadratmeilen Land den Namen Hanna und die Bewohner den der Hannaken erhalten haben.

Die Hannaken kleiden sich, wie sie es auch in Sitten und Gebräuchen sind, originell. Der Hannak trägt schwarzlederne, weichanliegende Stiefeln. Sein Beinkleid ist ein Prachtexemplar aus ziegelroth gefärbtem Kalbleder, von der Hüfte bis zum Knie weit und pluzig, mit grünen Schnurarabesken an der Seite verziert. Das Beinkleid muß nach hannakischem Begriffe so weit sein, daß es eine halbe Metze Weizen fassen kann, ohne daß es bemerkt würde; es muß am Knie so fest zugezogen haften, daß kein Körnchen durchschlüpfen könnte. Diese beiden Vorkehrungen sollen dem Hannaken oft zu statten kommen, wenn er auf dem herrschaftlichen Schüttboden beschäftigt ist. Den Leib umgibt ein lederner, meist gestickter, mit Flitter besetzter Gurt. Eine hellgrüne, enganliegende Tuchjacke, mit bunten Blumen und Schnörkeln eingefaßt, ist an der Brust mit einer Unzahl kleiner, runder, weißer Knöpfe, die oft von Silber sind, geschlossen. Ein kurzer, weißer Hemdkragen läßt den Hals frei. Ein langer, bis an die Knöchel reichender Ueberrock aus weißem Tuche mit flachen, weißen Metallknöpfen vollendet den Anzug, wenn statt des Rocks nicht ein himmelblauer Tuchmantel mit fünf bis sechs kurzen, nur bis unter die Schultern reichenden Krägen diese umgibt. Ein schwarzer, runder Hut mit breiten Krämpen bedeckt die meist blonden, schlichten Haare, er ist mit rothen oder zwiebelgelben Bändern reich geschmückt. An der Schattirung dieser Farben erkennen die Hannaken genau, welchem Bezirke, zu welcher Dorfschaft sie angehören. Die verheiratheten Männer tragen keine Bänder

auf dem Hute, wahrscheinlich weil sich das Flatterhafte mit dem gesetzten Ehemanne, der fortan andere Bande zu tragen hat, nicht recht verträgt. So malerisch dieser Anzug des Mannes sich ansieht, so unbedeutend ist der des Weibes. Es geht hier so wie bei den Fasanen: die Männchen sind buntfederig, die Weibchen nur einfärbig. Die Hannaken trägt meist auch Stiefeln, denn das fettschwarze Erdreich verträgt namentlich nach Regen keine zierlichen Schuhe; aus demselben Grunde sind auch die meisten Hannaken beritten. Der Kopf der Hannakin ist in ein buntes Tuch eingeschlagen, die Haare sind unsichtbar. Ein weißes Hemd bedeckt die Brust, kraust sich breit und steif um den Hals, ein meist grünes Wolltuch hüllt die Gestalt ein; nur bei festlichen Gelegenheiten, wenn für den Tanzsaal Schuhe angezogen werden, schimmern unter den kurzen, dunkeln Röcken, die zwischen Hüfte und Schnürleibchen das weiße Hemd sehen lassen, bunte, wollene Strümpfe: roth, weiß, schwarz oder blau, weiß, rothgestreift.

„In der intellectuellen und nationalen Bildung sind die Hannaken weit zurück; Begriffe von Oekonomie kann man ihnen nicht absprechen, aber die von Nationalität und persönlicher Freiheit scheinen ihnen, da sie bisher mehr Materialisten waren, erst jetzt aufzutauchen. Gute populäre Schriften und vor allem bessere Volksschulen werden der um sich greifenden Verdummung und der Demoralisirung des Hannaken steuern." Wir geben diese anzügliche Bemerkung nicht aus uns, sondern aus einem im Jahre 1849 in Kremsier, ihrer Hauptstadt, gedruckten Buche, das zwei Gewährsmänner zu Verfassern hat: den fürsterzbischöflichen Bibliothekar Herrn Eduard von Meyer und Herrn W. A. Neumann. Fügt man noch hinzu, daß sich die äußere Erscheinung der Hannaken durch eine kurze, stumpfe Nase, hervortretende Jochbeine, kleine, eben nicht aufgeweckte Augen kenntlich macht, daß die vollgebauten, derben Hannakinnen, wenn sie heirathslustig sind, eine Stange mit einem Maibaume schmücken und sie hoch über ihre Hütte hinausragen lassen, als Zeichen für Werber, so haben wir das Bild der dortigen halben Naturzustände vollständig.

Mitten in dem Ziergarten von Kremsier, der einen prachtvollen Orangenhain, darunter Bäume, die 200 Jahre alt sind, einhegt, erhebt sich ein rundes, tempelartiges Gebäude: Fresken zieren die lichtvolle Kuppel. An Festtagen werden diese Hallen geöffnet, deren Wände grottenartig mit kleinen Steinchen bekleidet sind. Wenn sich das Volk hier angesammelt hat und die Herrschaften sich erlustigen wollen, genügt ein leiser Druck an irgend einem bezeichneten Steinchen und plötzlich sprüht aus jedem Steinchen ein feiner Wasserstrahl und die Gaffenden werden von einem blitzenden Regen getroffen, wohin sie sich auch erschrocken wenden mögen. Von den süßen, prächtigen Früchten des angrenzenden Obstgartens aber bekommen die Leute nicht zu kosten. Jedenfalls war nach heißen Robottagen diese fürstlich gelaunte Abkühlung ein wohlgemeinter, gnädiger Scherz.

Drei Thore führen nach dem mährischen Rom, das drei Kirchen und zwei Klöster besitzt, in denen Piaristen und Barmherzige Schwestern wohnen. Vor der Residenz schreiten Grenadiere auf und ab, Männer der fürsterzbischöflichen Leibgarde. Daneben ruhen zwei schwarze, kurze, schmächtige Röhren: man sagte mir, es seien zwei Kanonen. Eine Rebellion war hier in der That nahe daran auszubrechen, als — durch die Auflösung des Reichstags die Quartiere wieder auf den ursprünglich geringen Preis sanken.

Kremsier, das bis zum Jahre 1103 unbekannt ist, wird als Dorf „Cromsir" in dem genannten Jahre von einem Bischofe dem Herzoge Otto um 300 Mark Silber abgekauft und wird 1131 der Sitz desselben. Bischof Bruno erhebt zur Hälfte des 13. Jahrhunderts Kremsier zu einer Stadt, baut Schloß und Kirche, pflanzt Wein- und Obstgärten und umgibt die Stadt mit einer neun Schuh dicken Mauer, welche noch besteht. Innerhalb dieser Mauern sind noch andere, welche die Juden einschließen; diese befinden sich also, wie eine von Urvätern überkommene Uhr, in einem doppelten Gehäuse. Was uns lieb ist, herzt man doppelt. Schon im Jahre 1322 ertheilte König Johann dem

Bischofe die Bewilligung, daß sich zu Kremsier Ein „unterthäniger" Jude aufhalten dürfe. Im Jahre 1482 gestattete König Matthias der Stadt, ihre Urkunden mit rothem Wachs zu siegeln. Die Stadt wurde dann durch Feuer, Wasser, Pest, durch Angriffe der Hussiten unter Zizka, durch die Schweden oft und schwer verwüstet, sodaß ihr die jetzige Ruhe, Ordnung und Sicherheit von Herzen zu gönnen ist. Es wäre ganz traulich dort zu wohnen, wenn es besseres Pflaster und mehr Latrinen gäbe. Auf Kremsier paßt eine Stelle im Koran: „Finsterniß lag auf Finsterniß in Finsterniß." Zu andern historischen Erinnerungen der Stadt gehört es noch, daß die Könige Sigismund und Ludwig von Polen hier gespeist haben und daß im Jahre 1748 die Kaiserin Maria Theresia mit ihrem Gemahl, Franz I., nach Kremsier kam, um die in der Ebene gegen Olmütz aufgestellten russischen Hülfstruppen zu besichtigen. Auch der als Schriftsteller berühmte Bischof Stanislaw Dombrawsky hat in Kremsier gewirkt.

Der Park ist großartig. Ich sah ihn einmal, als er voll Duft und Blumen, voll Laub und Schwänze war. Auch mythologische Standbilder fehlen nicht. Welchem der Götter ist aber am Ende dieses Gartenovens der prächtige Tempel geweiht? Er gehört zwar nicht, wie die Herren W. A. Neumann und Eduard Edler von Meyer in dem bereits citirten Buche: „Erinnerungen an Kremsier", behaupten, „unter die schönsten Bauten, mit denen unser Jahrhundert bereichert ward", aber für den Zweck, den das Gebäude hat, ist es gewiß, zumal bei dem Stande der Schulgebäude und des Unterrichts in der Hanna, eins der luxuriösesten. Steinerne Stufen führen zu einer Vorhalle hinan, die mit einer langen Säulenflucht geziert ist. Zwei kolossale, steinerne Stiere lagern wie Sphinxe vor dem Eingange. Ein Apistempel? Wird der heilige, schwarze Stier mit dem weißen Viereck an der Stirn, mit dem zweifarbigen Schweife und dem käferähnlichen Knoten unter der Zunge dort verehrt? Wir treten in das ägyptische Heiligthum, das durch einen Zauber auf den neutralen Boden der Hanna versetzt ist. Da ist wirklich der langgestreckte, riesige, schwarze Stier mit der trotzigen Stirn und den großen, flammenden Augen. Hier sind wirklich die vierzig schwarzen Kühe der Sage; seine Genossinnen wie ihre Dienerinnen fehlen nicht. Wir befinden uns in dem fürst erzbischöflichen Kuhstalle in Kremsier, der seines Gleichen nicht hat. Wir wundern uns nur, daß die Kühe, deren acht immer von einem hannakischen Mädchen bedient werden, nicht wie die Stuten des seligen Königs von Württemberg aus marmornen Krippen, vor denen Spiegel angebracht sind, speisen. Der Dünger ist mit vieler Sorgfalt aufgehäuft; zu beiden Seiten stehen weiße Thürmchen, Fahnen flattern auf der Spitze derselben: das sind die dem Dienste der Göttin Cloacina gewidmeten Orte. Und nun horch! Die Abendglocke in Kremsier schallt; der Wind trägt den Klang herüber; die schlanken, blonden Mägde eilen mit blankgescheuerten, hölzernen Kübeln und Schemeln herbei, um die Kühe zu melken, dabei singen sie ein slavisches Abendgebet, das sie einstudirt haben müssen, denn es klingt zu harmonisch. Der Abend ist am Horizont in rothem Verlöschen: Alles ruht so friedlich, so still, wie es sich für eine Priesterstadt und ein Heiligthum der sanften Göttin Ceres gezieme.

Ich sah einen Roßmarkt in Kremsier. Vor dem Thore, auf großem, räumigem Platze waren einige Tausend Pferde nett aufgezäumt, mit bunten Bändern, mit Blumensträußchen geputzt, von malerisch gekleideten Hannaken geritten, deren Stolz es ist, Pferde zu besitzen. Fruchtwagen, mit einer Ladung, die Ein Pferd leicht vorwärts bringen könnte, sind mit vier stattlichen, aufgeputzten Rossen bespannt. Wie der junge Hannake, meist der Sohn des reichen Bauers, so selbstbewußt auf den Fruchtsäcken sitzend, die schönen Thiere lenkt! Wie ihm die Blicke der Hannakinnen folgen! Ich sah dem Roßhandel vor dem Thore lange zu. Da wurden die Zähne gewiesen, die Beine in Bewegung gesetzt, die Taille, die Brust, der Kopf der Thiere bewundert oder geschmäht, bis der Handel abgeschlossen war. Mich interessirte dabei eine kleine Horde Zigeuner. Männer, Weiber, Kinder,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 19183/075

Zerzauste, krause Haare, abenteuerlich braune Farbe, funkelnde Augen, nach Jahrtausenden noch so geformt wie die ihrer Urahnen in Indien. Schlosser, Musiker und Roßhändler waren da beisammen. Auf einem schlanken Schimmel, von dem alle Anwesenden annahmen, daß er doch wol nur von einer Puszta gestohlen sei, ritt ein kleiner Junge; barfuß lenkte er das Pferd besser als mit Sporen und führte hundert lustig erschreckende Streiche aus. Die Weiber bettelten in slawischer Sprache. Eine kam auf mich zu und redete mich mit den Worten: „Czerweni pani!" an, was „rother Herr" bedeutet, womit sie mir im Gegensatze zu ihrer Wangenbraunheit ein Compliment machen wollte. Sie betonte die erste Silbe des „Czerweni", als wäre es mit wenigstens zwanzig r geschrieben und als ich ihr eine kleine Geldmünze gegeben hatte, wußte sie ihren Dank nicht schöner als mit dem Wunsche auszudrücken: „Gott wird Euern Kindern schöne weiße Zähne, weiß wie Kirschenblüte, geben!"

Es hatte sich eine große Anzahl von Menschen um die Zigeuner versammelt und betrachtete sie mit scheuer Neugier. Einzelne sagten ihnen wol auch, was sich selten ein Mann sagen läßt, ohne die Faust zu ballen; sie nahmen aber das so hin aus alter Gewohnheit, wie es schien. Da trat ein Bauer hinzu — es war kein hannakischer — und wehrte mit entschiedenen Worten der leichtsinnigen, beleidigenden Umgebung: „Habt Achtung vor diesen Männern und Weibern, sie sind so wie ihr constitutionelle freie Bürger!" Die Hannaken rissen über diese neue Märzentdeckung den Mund auf und gingen verdutzt auseinander. Das junge Weib, das mich begrüßt hatte und an deren entblößter, brauner Brust ein Kind sich eben nährte, kam noch einmal mit ihrem zwanzig ersten „Czerweni pani" und wollte mir weissagen; ich fragte sie, ob sie nicht irgend ein Lied wisse und mir vorsingen wolle? Sie fing sogleich mit wunderlicher Melodie mehr sprechend als singend ein Lied an, das übersetzt beiläufig lautet:

Der Wolf heult auf der Puszta,
Es hungert ihn zu Nacht;
Schlaf' Kindlein, schlafe Kindlein,
Ich halte für dich Wacht.
Der schwarze Himmel schauet
Aufs weiße Schneefeld hier.
Schlaf' Kindlein, schlafe Kindlein,
Ich wärme dich mit mir.
Und wird der Hahn früh krähen,
Da kommt dein Vater herbei,
Vom Wald' mit einem Rehe —
Ich koch' dir einen Brei.

Der Boden muß schwarz und fett sein, wo die Blumen gedeihen sollen. Ich war daher nicht überrascht, aus dem Boden der Hanna eine Blume sprießen zu sehen, eine Blume, die dem katholischen Boden alle Ehre macht.

Ich saß eines Abends allein in meiner Stube. Mir gegenüber hing ein altes, verrauchtes Oelgemälde, das ich bisher nicht bemerkt hatte. Es ist eigenthümlich in Kremsier, daß kaum eine Stube, eine Vorhalle, eine Wand zu finden ist, an der nicht Oelgemälde hängen; im Hause des ärmsten Handwerkers ist es so. Die kunstsinnigen Bischöfe früherer Zeiten wirkten auf die Phantasie der Bewohner Kremsiers so viel ein, daß jeder wenigstens ein Bild, ein heiliges natürlich, besitzen wollte. Die Maler, die bei den Bürgern wohnten, mochten wol auch gern einer schönen Tochter ein Andenken hinterlassen oder mit einem Bilde ihre Miethe bezahlen. Vertieft in eine höchst naive Darstellung der Heilandskrippe hörte ich es vor meiner Thür von Ketten rasseln. Bald ging die Thür auf und ich wurde von einer ganz abenteuerlichen Kindergruppe begrüßt, die sich die Erlaubniß ausbat, „die Heilige Dorota" aufführen zu dürfen. Ein pausbackiger Junge hatte über seine Kleider

das Hemd angethan, zwei Gänseflügel hingen an seinem Nacken, die Stirn umgab ein hölzerner, vergoldeter Reif; er stellte einen Engel vor. Ein anderer Knabe, schwarz angethan, Hände und Gesicht rußig, einen rothen Fuchslappen als Zunge von den Lippen hängend, war der Teufel. Mit einem Besen und mit Ketten rumorte er ganz entsetzlich. Zwischen Beiden stand ein schönes Mädchen, weiß angethan, mit langen, schwarzen, aufgelösten Haaren. Ein König kündigte sich durch einen goldpapierenen Mantel und eine Krone aus gleichem Stoffe an. Zwei wild aussehende Knaben mit Schnurrbärten, rothgepuderten Haaren, in rothen Mänteln, mit hölzernen, silberpapierüberzogenen Schwertern, waren als Henker nicht zu verkennen. Noch ein Knabe, mit papierrenem Helm und Panzer, jedoch ohne Schwert, hielt die Mitte zwischen einem Krieger und Minister. Ich ließ mir das Stück vorspielen.

Die Kinder begannen ein seltsames Drama, ein hannakisches Autosacramentale in slawischer Sprache monoton zu recitiren; doch fühlte ich mich bald von der innewohnenden Poesie und Originalität angezogen. Ich ließ die Kinder es wiederholen. Der treffliche Schullehrer in Kremsier, Herr Lorenz, verschaffte mir am folgenden Tage dies Drama in slawischer Sprache, welches ich hier in wortreuer Uebersetzung mittheilen will.

Die Legende von der Heiligen Dorota ist uralt; wir glauben, sie stammt aus dem 13. Jahrhundert. Dramatisirt ist sie uns hier zum ersten mal erschienen und scheint dem Stile nach sehr alt zu sein.

Dorota.

Personen: Der König. Theophil. Dorota. Zwei Henker. Ein Engel. Ein Teufel.

(Alle treten zugleich auf.)

Der König. Unserm Gotte ist es bewußt und der ganzen Welt bekannt, was Uns geziemen will, was Gott und allen Menschen gefällt! Theophile! Theophile! Ich rufe dich zu dieser Stunde.

Theophil. Was befiehlst du, theurer König? Was vom Könige befohlen ist, möge Alles in Erfüllung gehen.

Der König. Ich schicke der Dorota Befehl, hier schicke ich ihr einen goldenen Ring. Will sie meine Königin werden, muß sie Christum lassen.

Theophil (zur Dorota). Dorota! Dorota! Schöne Jungfrau, hell wie auf dem Meere die Sonne, hier sandte dir der König Befehl, er sendet dir einen goldenen Ring, willst du seine Königin sein, mußt du von Christo lassen.

Dorota. Ich empfange vom König keine Gaben. Ich habe nur Christum den Herrn allein; bevor ich seine Königin würde, Christum ließe, lieber würde ich mein Haupt unters Schwert legen.

Der König. Theophile! Theophile! Ich rufe dich zur Stunde.

Theophil. Was befiehlst du, theurer König? Was vom Könige befohlen ist, möge Alles in Erfüllung gehen.

Der König. Was hat dir Dorota, die schöne Jungfrau, hell wie die Sonne auf dem Meere, auf die Gaben geantwortet?

Theophil. Dorota, die schöne Jungfrau, empfängt vom Könige keine Gaben, sie hat nur Christum den Herrn allein; ehe sie seine Königin würde und Christum ließe, lieber würde sie unters Schwert das Haupt legen.

Der König (für sich). Aengsten, wohin drängt ihr? Was lastet ihr solche Pein über mich? In Eile zwei Henker tretet heran, wahret dem König die Macht!

Die zwei Henker. Wir werden dem Könige die Macht wahren, wiewol wir nichts davon haben. Was vom Könige befohlen, wird Alles erfüllt werden.

Der König. Nehmt Dorota, die schöne Jungfrau, thut sie in einen schweren Kerker, dort martert sie, peinigt sie, auf ihre Schönheit achtet nicht.

Die Henker (zu Dorota). Dorota! Dorota! Schöne Jungfrau, wir sollen dich ergreifen, in einen schweren Kerker thun, dort dich martern und peinigen, auf deine Schönheit nicht achten. (Sie wenden sich zum König zurück.) Gnädiger Herr König, je mehr wir Dorota martern und peinigen, desto schöner in jenem Kerker ist sie.

Der König. Nehmt die Dorota, führt sie vor die Stadt, legt ihr dort mit dem Schwerte den Kopf ab.

Der jüngere Henker zum ältern: Bertasch! Du, Aelterer, vollführe für mich den Dienst.

Der ältere Henker zum jüngern: Ich werde den Dienſt für dich vollführen, wiewol ich nichts davon habe. Wenn es einen Humpen Meth gäbe, damit ſich mein Herz erfriſchte; aber weicht mir aus auf allen Seiten, damit ich euch mit dem Schwerte nicht Wunden verſetze, denn ich werde einen ſolchen Hieb führen, daß das Haupt der Dorota ſogleich zur Erde fallen wird.

(Beide Henker halten ihre Schwerter gekreuzt über dem Haupte der Dorota. Indem kommt der Engel, fängt die Schwerter auf und ſingt:)

O Henker, eile nicht und ſieh',
Dein blankes Schwert halt' ein!
Du ſchöne Jungfrau, hemm' dein Weh,
Hör' auf die Stimme mein.
Himmliſche Engel harren dein,
Sie winden dir die Siegeskron'
Und bauen deinen Thron.

Darauf ſingt Theophil:

Ach, ich betrübter Schmerzensmann,
Ach, was beginn' ich jetzt,
Wenn nun der ſchönen Dorota
Blut dieſe Erde netzt.
O weh', o weh', o weh'!

Der König. Theophile! Theophile! Ich rufe dich zu dieſer Stunde.

Theophil. Was befiehlſt du, theurer König? Was vom Könige befohlen iſt, muß Alles in Erfüllung gehen!

Der König. Ich habe von dir böſe Kunde vernommen, daß du traurig ſeufzeſt nach Dorota, dem Weibe, das Tauſende von Klatſchereien veranlaßt hat.

Theophil. Gnädiger König! Ich ſeufze nach Dorota, der ehrbaren Jungfrau.

Der König (für ſich). Aengſten, wohin drängt ihr? Was laſſet ihr ſolche Pein über mich! In Eile zwei Henker tretet heran, wahret dem Könige die Macht.

Die zwei Henker. Wir werden dem Könige die Macht wahren, wiewol wir nichts davon haben. Was vom Könige befohlen iſt, wird Alles erfüllt werden.

Der König. Nehmt Theophil, führt ihn vor die Stadt, fegt ihm mit dem Schwerte den Kopf ab.

Der jüngere Henker zum ältern: Ei, du älterer Dortaſch, vollführe für mich den Dienſt.

Der ältere Henker zum jüngern: Ich werde den Dienſt für dich vollziehen, wiewol ich nichts davon habe. Wenn es einen Humpen Meth gäbe, damit ſich mein Herz erfriſchte! Weicht mir aus auf allen Seiten, damit ich euch mit dem Schwerte nicht Wunden verſetze, denn ich werde einen ſolchen Hieb führen, daß das Haupt des Theophil ſogleich zur Erde fallen wird.

(Beide ſchwingen das Schwert über dem Haupte des Theophil, indem kommt der Engel, fängt das Schwert auf und ſingt:)

O Henker, eile nicht und ſieh',
Dein blankes Schwert halt' ein!
O Theophile, hemm' dein Weh,
Hör' auf die Stimme mein:
Himmliſche Engel harren dein,
Sie winden dir eine Siegeskron'
Und bauen deinen Thron.

Der Teufel (der während des ganzen Spiels mit den Ketten raſſelt und Wurfel ſpielt, ruft bei Verabfolgung des Gelanges aus): Der Würfel fiel fünfzehn! (Dann ergreift er den König, ſpringt mit ihm herum und ſchreit:) Mein, der König, mein!

Alle ſingen (der Teufel mit):

Dorota heilig und hold
Dorota heilig und hold,
Wand ſich einen Kranz aus Gold
Wand ſich einen Kranz aus Gold.
Einen Kranz aus Lilien
Von der Jungfrau Marien;
Kam ein königlicher Gaſt,
Hat die Dora gleich umfaßt.

Wirst du Dorota nicht mein,
Harrt auf dich die Todespein
Und ich verspreche nimmer dein,
Ich verspreach mich Gott allein!'

Um einen Begriff von der musikalischen Partie dieses Dramas zu geben, setze ich die Melodieen her:

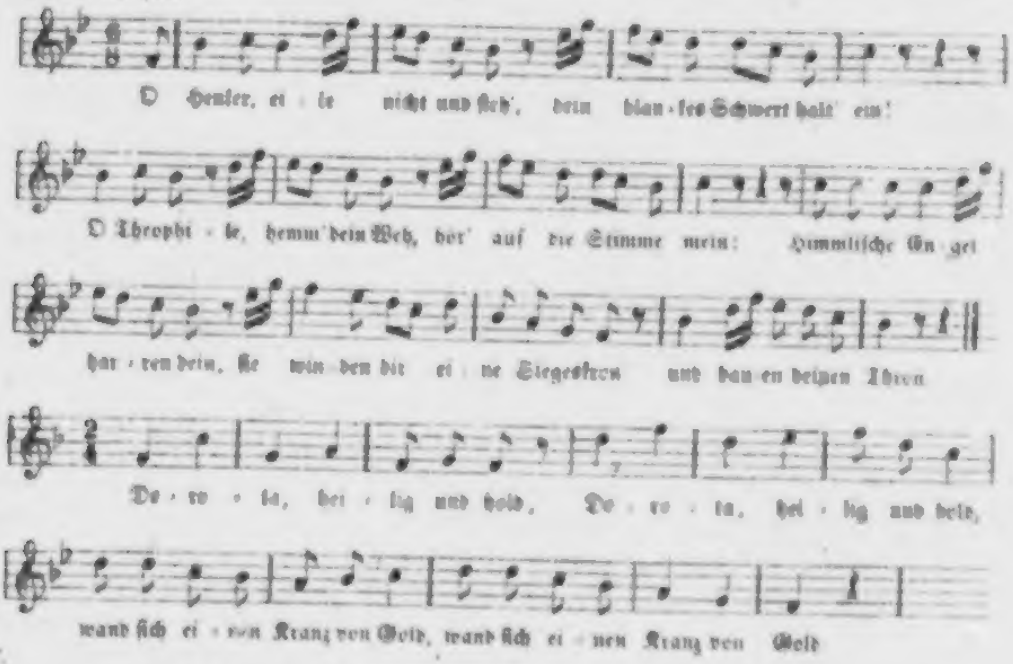

Die Bedingungen der Bodenbildung.

Von Armin Grafen zur Lippe-Weißenfeld.

Ueberall von den unabsehbaren Steppen der Llanos von Venezuela bis zu der überschwänglichen Vegetation eines tropischen Urwaldes, von dem mit ewigem Eise umlagerten Nordcap bis zu der Andeskette von Neugranada und Quito, wo es dem Menschen vergönnt ist, „alle Gestalten der Pflanzen und alle Gestirne des Himmels zugleich zu schauen", wohin auch immer der Wanderer seinen Fuß wenden, sein Auge schweifen lassen mag, überall begegnet ihm ein Werden und Schwinden, ein Entstehen und Vergehen, ein Regen und Bewegen. Steigen wir auch von der Anschauung des Ganzen herab und nahen wir uns mehr und mehr dem einzelnen Theile, auch da finden wir dasselbe Heben und Bewegen, dasselbe Streben nach Werden und Vergehen, denn Ruhe, absolute Ruhe treffen wir nirgends in dem weiten Kreise des Geschaffenen. Der einsam starre Fels, der weit in die Lüfte sein Haupt emporhebt, ist ebenso dem Gesetze der Verwandlung unterworfen wie die flüchtig entstehende und vergehende Pflanze, die in wenig Tagen ihren Entwickelungsgang durchläuft oder das zarte Insekt, das als Ephemere die Schöpfung betritt und verläßt. Bewegung ist das Attribut alles Geschaffenen und nur einzig da, wohin der Mensch seinen Geist auf den Schwingen der Andacht über die Gebiete von Raum und Zeit emportragen läßt, findet er ein unwandelbar ewiges Sein.

Die Gesetze aber jenes Bewegens zu erkennen und die Gründe dieses ewigen Wechsels zu erforschen, das bleibt die große Aufgabe des denkenden Geistes, der sich der tiefern Naturbetrachtung zugewendet hat und vom regen Drange geleitet wird, eine wenn auch noch so kleine Stelle in der großen von uns aufgeschlagenen Hieroglyphenschrift — der Welt —

zu entziffern. Und wollen wir uns mit ernstem Sinne diesen Betrachtungen zuwenden, so sehen wir uns an jene drei Grundfesten naturwissenschaftlicher Erkenntniß gewiesen, an die Physik, die uns von den Kräften spricht, welche die Erscheinungen und Veränderungen anorganischer Materien bedingen; an die Chemie, die uns das Wesen der Elemente und ihre Verbindungen kennen lehrt; und an die Physiologie, die uns die Gesetze organischen Bildens und Schaffens entwickelt. Nur durch diese drei wird es uns möglich werden, den Weg in die geheimnißvollen Tiefen tellurischer Schöpfung zu finden, in den ewigen Wechsel der Dinge einen klarern Blick zu gewinnen und die Kräfte zu erforschen, die den rastlosen Wandel der Stoffe bedingen. Dort sind es die Gesetze der Schwere und Anziehung, welche die Welten und Sonnensysteme im ewigen Kreisen erhalten, hier wirkt verbindend und lösend die chemische Neigung, dort schießt die Elektricität in rasendster Schnelle am Kupferdraht dahin, hier führt das Gesetz der Endo- und Exosmose bildend den Saft durch die Quellen der Pflanze; durch Bewegung der Stoffe erhielt der Krystall seine Form, die Pflanze ihre anmuthige Bildung und durch Bewegung der Stoffe entstand der sie nährende Boden.

Der Boden, durch den das Wohl und das Weh, die Freuden und Leiden, das Geschick und die Bildung der ihn bewohnenden Völker bedingt ist, wie mannichfach ist er verschieden! Hier bietet er in verschwenderischer Fülle dem Menschen seine reichsten Gaben, auf den gesegneten Fluren wogen die goldenen Ernten, ein gesegneter Himmel ruht mild über dem glücklichen Lande, aus dem wilden Sohne der Natur wird der gesittete Bürger glücklicher Staaten. An anderer Stelle ein einsam verödetes Land, wie vergessen von der sorgenden Vorsicht des Himmels. Auf den felsigen Höhen kann kaum die dürftige Kiefer zum kräftigen Stamme erwachsen, die spärlichen Halme verheißen die kärglichste Ernte und arm an Hoffnung und Freude betritt der Mensch diese Fluren und gedenkt mit Sorgen des kommenden Herbstes, von dem er den Segen seines Fleißes erwartet. Wo es im menschlichen Herzen an Freude und Hoffnung gebricht, da verarmt das Gemüth, da kann die Liebe nicht wachsen. Dieser Boden nun, der so wesentlich eingreift in die Geschichte der Menschheit, an dessen ergiebigen Reichthum, an dessen dürftige Armuth das Loos von Millionen geknüpft ist, wie ist er entstanden?

Gedenken wir jener Zeiten, da unser Planet noch als geschmolzener, feurig flüssiger Ball, umgeben von einer dichten, mit Wasserdampf und Kohlensäure reichlich erfüllten Atmosphäre, seine weiten Bahnen durchzog, gedenken wir der mannichfachen Processe chemischer und physikalischer Natur, die Jahrtausende hindurch an ihm ihre Einflüsse übten, so finden wir schon in jenen Perioden alle Bedingungen gegeben, die ihn später befähigen sollten, der Wohnsitz organischer Bildung zu werden. Denn kaum waren die durch plutonische Kräfte emporgehobenen Massengesteine dem feurigen Schooße der Erde entstiegen, als schon neue Kräfte ihrer harrten, das eben Gebildete wieder zu zerstören, die Berge zu ebenen, die Felsen zu zertrümmern und in die Tiefen zu führen, um Neues zu bilden, denn an diese vernichtenden Processe war das Entstehen jener geschichteten Straten, der Gebirge neptunischer Bildung geknüpft. Jene Kräfte, die damals bildend zerstörten und zerstörend bildeten, formen und lösen noch heute, sie gestalten fort und fort, „schaffen am sausenden Webstuhl der Zeit und wirken der Gottheit lebendiges Kleid". Welche Kräfte sind es gewesen? Welche sind es noch heute, die aus dem starren, leblosen Felsen den reichen, milden Boden zu formen vermögen, aus dem zur Lust und zur Freude des Menschen die Millionen Gebilde emporstreben, aus ihm Nahrung und Leben gewinnend!

Chemische und physikalische Kräfte reichen sich die Hand, um im Laufe der Zeiten Gebilden höherer Ordnung die Stätte zu bereiten, in der sie zu keimen und zu wachsen, zu blühen und zu reifen vermögen. Wie im Leben des Menschen der Geist als bewegendes Agens sich äußert, so sind es im Reiche der Körper die mannichfach wechselnden Kräfte,

welche die Form und das Weſen der Stoffe bedingen, und wie dort im geiſtigen Leben ein wunderbarer Zug das Heterogene zu verbinden ſich müht, ſo durchdringt auch hier die lebloſe Schöpfung ein unerklärliches Streben das Entgegengeſetzte verbindend zu einen, es ſuchen die elektriſch verſchiedenen Stoffe begierig ſich auf, um neue Körper zu bilden und je heterogener ſie ſind, um ſo entſchiedener und unbezwinglicher iſt dieſe Neigung. Die zerſtörenden Kräfte, welche die emporgehobenen Geſteine einſt zu zertrümmern ſtrebten und die gelöſten Maſſen in die tiefern Gegenden führten, arbeiten, wenn auch in weniger energiſcher Weiſe, noch heute raſtlos an den dem atmoſphäriſchen Einfluſſe preisgegebenen Schichten. Die glühenden Strahlen der Sonne durchzittern die Luft, ſie treffen das nackte, noch von keiner Vegetation überzogene Geſtein, ſie dringen begierig in deſſen äußere Schichten und ſeine einzelnen Theile dehnen ſich aus; dem heißen Tage folgt die thauige Kühle der Nacht, das durchglühte Geſtein gibt die empfangene Wärme der Atmoſphäre zurück und zieht ſich allmälig zuſammen. So wirken Jahrtauſende fort Tag um Tag, Nacht um Nacht in ununterbrochenem, raſtloſem Eifer dieſelben Wechſel der Temperatur im Schooſe der Felſen und ſuchen mit ſtiller Gewalt das feſte Gefüge zu löſen. Doch noch andere Kräfte ſtehen mit größerer Macht ihm feindlich entgegen; die beweglichen Ströme der Lüfte umfluten in raſtloſem Reigen den ſtolzen Beherrſcher der Gegend und mögen ſie als toben der Sturm, als wilder Orkan ihn umkreiſen, mögen ſie als ſanfter, ſäuſelnder Hauch ſeinen Scheitel ſchmeichelnd umkoſen, ſie bieten ihm immer gleich willig jenes bewegliche Gas, das ſich Alles anzueignen ſtrebt, das mit unbezwinglicher Macht in ſeine tiefſten Regionen dringt und ſo, von ſeinen eigenen, einzelnen Theilen mit reger Begierde empfangen, Verbindungen ſchafft, die ſelbſt den feſtigen Bau untergraben. Der Sauerſtoff iſt dies Gas, das an Allem, was wird und vergeht, was ſich bildet und löſt, erblüht und verweſt, den regſten Antheil nimmt und der, wie er ſich ſchon in den früheſten Zeiten mit den Grundlagen des Kalks und des Kali, des Natron und der Kieſelerde verband, nun auch hier das Nahverwandte erfaßt und Das begierig ergreift, was befähigt geblieben, ſich noch in höherm Grade mit ihm zu vereinen, noch mehr ſeiner Atome zu feſſeln und ſich höher zu oxydiren vermag. Neue Verbindungen ſind nun entſtanden, größer in ihrem Volumen, geringer in ihrem Gehalte. Der Regen ſchießt in gewaltigen Strömen herab, dringt ein in das Gefüge der Felſen, löſt Das, was nun nicht länger ſeinem Einfluſſe zu trotzen vermag und führt die gefährlichſte Feindin, die Kohlenſäure, durch die geheimſten Wege in die verborgenen Schichten. Nun ſteigert ſich höher und höher der chemiſche Kampf der Atome, ein regeres Leben beginnt, immer neue und neue Verbindungen treten hervor und löslichere Körper entſtehen.

Doch noch ragt der Fels, wie unberührt von den ihn beſtürmenden Mächten, in die ihn umlagernden Wolken und die in die Tiefen ſtürzenden Fluten führen nur wenig Gelöſtes hinab. Das ins Geſtein gedrungene Waſſer verdünſtet gemach; die Strahlen der Sonne umfließen in ungetrübtem Glanze wieder ſein Haupt, ein Prototyp der Stärke und Dauer ſcheint er allem Wechſel der Zeiten zu trotzen — doch was die Luft nicht mit dem Waſſer konnte, das ſoll der Froſt mit mächtiger Fauſt erzwingen. Die glühenden Tage des Sommers ſind vorüber; der Herbſt zieht durch die Geklüfte der Berge, feuchte Nebel umſpinnen ihr Haupt, ſich leiſe in Regen verdichtend, der, vom trockenen Geſteine begierig eingeſogen, ſein Inneres durchdringt. Schauer folgen auf Schauer, die mit Feuchtigkeit überſättigte Luft kann nicht wie in jenen ſonnigen Tagen das Waſſer dem Felſen entziehen und bis zum Uebermaße durchnäßt tröpft das Geſtein. Da brauſt der gewaltige Sturm, der Bote des Winters, vom Norden her, ſchüttet Eis und Schnee über Höhen und Tiefen und ſendet den Froſt weit in das Innere der Berge; der Froſt zieht das Waſſer gewaltig zuſammen, erfaßt das Geſtein und rüttelt mit mächtiger Fauſt am Gefüge der Felſen. Nun ſchweigt es in den Höhen und Tiefen, unendliche Ruhe iſt über die Gegend gelagert und es prangt

der Winter in seinem glänzendsten Schmucke. Da steigt die Sonne höher und höher, beginnt ihren Kampf mit der Herrschaft des Feindes, befreit ihre Erde von den eisigen Banden, die zerronnenen Fesseln stürzen in gewaltiger Flucht von Felsen zu Felsen, von Klippe zu Klippe herab in die Tiefe, reißen Schutt und Geröll und Alles, was löslich gewesen, von den Höhen als Beute hinunter; es wachsen die stürzenden Bäche im Laufe zu schäumenden Fluten und Strömen, sie überschwemmen die Tiefen, wie ermüdet von unaufhaltsamer Flucht entfällt ihnen die den Höhen entrissene Beute und sie eilen in gemessenerm Laufe auf ihnen gebahntern Wegen den Flüssen und Meeren zu. In den Ebenen und Tiefen sammelt sich mehr und mehr zusammengeschwemmt das gelöste Gestein, Schichten auf Schichten lagern sich an, unaufhaltsam schreiten die zersetzenden Processe weiter und weiter und wandeln das todte Gerölle allmälig in fruchtbare Erde.

Lauere Lüfte umkreisen dann die Höhen, durchziehen die Thäler, wecken, vom belebenden Strahle der Sonne durchzittert, die Fülle organischer Bildung und weben aus dem gelösten Gestein, den Wasser und Luft treu begleitenden Gasen, Kohlensäure und dem Ammon, den reichen, farbigen, ewig wechselnden Teppich. Alles zeigt Leben und Fülle, Wachsen und Gedeihen, Blüten und Frucht, und selbst um jene schroffe, unnahbare Klippe schmiegt sich das schwellende Grün.

Doch wie in Alles, was wird und vergeht, die Bedingung künftigen Lebens gelegt ist, so ist auch an diese Pflanzengestalten, die endlich auch den unentrinnbaren, chemischen Mächten, dem Gesetze der Verwandlung verfallen, das Werden höherer und reicherer Bildung geknüpft. Das den kahlen Fels überziehende Moos, die höher entwickelten, pflanzlichen Formen klammern sich fest ins Gestein, halten das eingesogene Wasser, seine lösende Wirkung erhöhend, zurück, senken ihre Wurzeln in den felsigen Grund, die Risse und Spalten erweiternd, bahnen den zerstörenden Mächten die Wege noch tiefer und tiefer, helfen so den Reichthum gelöster, mineralischer Stoffe vermehren und endlich, selbst verwelkend und vergehend, bieten sie kommenden Pflanzengenerationen in ihren löslichen Zersetzungsproducten reichlichste Quellen der Nahrung. Und wie in jenen Höhen an die keimende und welkende Vegetation die Existenz kommender, üppigerer Pflanzengeschlechter geknüpft ist, so erhöht auch in den tiefern Gegenden die absterbende und verfallende Welt den Reichthum des Bodens und macht ihn fähig, der bebauenden Hand des Menschen übergeben, die unendliche Fülle organischen Lebens zu tragen.

So wandeln Aeonen hindurch Tag um Tag und Jahr um Jahr dieselben zerstörenden und bildenden Kräfte über die Erde, in rastlosem Wechsel schließt sich Entstehen an Vergehen, Fülle des Daseins an zerstörende Kraft, blühendes Leben an vernichtenden Tod, noch schaffen die Alles verwandelnden Kräfte in rastlosem Eifer, noch führen die Fluten gelöste, zu Erde sich allmälig verwandelnde Massen zur Tiefe, sich reicher und reicher mit pflanzlichen Resten erfüllend, noch schichtet sich Lager auf Lager, unendliches Leben entkeimt den Höhen und Tiefen der gesegneten Erde.

Deutsche Kunst in Italien.

Wie viel die deutsche Kunst den italienischen Vorbildern verdankt, ist bekannt genug. Weniger weiß man im Allgemeinen, wie dankbar jene gewesen ist und welchen bedeutenden Einfluß umgekehrt auch sie auf die Entwickelung italienischer Kunst geübt hat. Friedrich Vecht, der Maler des Goethe-Tasso-Bildes, hat in seinem jüngst erschienenen Skizzenbuche aus Italien: „Südfrüchte" (zwei Bände, Leipzig, J. J. Weber), unter Anderm die Spuren dieses Einflusses mit Geist und Eifer verfolgt.

Die deutsche Kunst ward erst mächtig jenseit der Alpen, als das Ansehen des Deut-

schen Reichs dort verfiel, also im 13. und 14. Jahrhundert. Die abenteuerlichen Römerzüge der Hohenstaufen, deren Glanz und Ruhm den kaiserlichen Namen entschädigen sollte für die halbe Majestät daheim, waren vorüber und nach der „kaiserlosen schrecklichen Zeit" hatte Rudolf von Habsburg in Deutschland so viele große und kleine Dinge zu verrichten, daß er an den unnützen Pomp einer italienischen Huldigung nicht denken konnte. Den Italienern war dies gewiß lieb; sie konnten Rudolf nicht genug loben und preisen und hielten ihn in der Theorie um so höher, als er ihnen in der Praxis nichts zu schaffen machte. Diese öffentliche Stimmung war allerdings geeignet, deutsche Kunstrichtungen vorurtheilsfrei zu würdigen und ihnen vielfach Raum zu geben. Die Baukunst des Nordens trat — namentlich in den lombardischen Städten, aber auch im Kirchenstaate und weiter südwärts — dem gemüthlosen Formalismus des byzantinischen Stils entgegen und es erzeugte sich durch deutschen Einfluß ein eigenthümlicher Mischstil, der unter dem Namen des lombardischen bekannt ist. Deutsche Baumeister, Bildhauer und Glasmaler — diese verschiedenen Künste wirkten damals in inniger Einheit zusammen — waren in den blühenden Residenzen und Handelsstädten Italiens viel beschäftigt. Freilich durften sie ihrer nationalen Art nicht ganz treu bleiben; sie mußten der Natur und dem Volksgeiste des fremden Landes in vielen Stücken nachgeben. Nur in Deutschland blieb die Gothik reiner Kirchenstil, der andächtig nach der Höhe strebt und den wuchtigen Steinen gleichsam Flügel ansetzt. In Italien ward sie zum Palaststil; sie arbeitet sich gern in horizontalen Linien aus und hält sich, selbst bei Tempelbauten, behaglich an die in Italien doppelt schöne Erde.

Es stellen sich die Wirkungen deutscher Kunst in Italien besonders deutlich in der venetianischen Malerschule heraus. Das sorgfältigere Naturstudium und die größere technische Fertigkeit, welche die Deutschen, namentlich van Eyk und seine Schüler, auszeichneten, erweckten die Nacheiferung der ältesten Malerfamilie Venedigs, der Vivarini. In ihrer Gesellschaft treffen wir einen deutschen Künstler, Giovanni d'Alemagna. Auch Bellini, der eigentliche Gründer der venetianischen Schule, studirte eifrig die nordischen Vorbilder; die Hochachtung und Freundschaft, die er, der Greis, dem jungen Meister Albrecht Dürer widmete, sind oftmals gerühmt, kürzlich auch in einem Bilde von Th. von Oer mit der diesem Künstler eigenen Innigkeit dargestellt worden. Albrecht Dürer kam zu Ende des Jahres 1505 nach Venedig und verweilte dort fast das ganze folgende Jahr hindurch. Er schmückte die deutsche Kirche San Bartolommeo mit einem Altarbilde, das eine Art himmlischen Hoftags darstellte: die Himmelskönigin und das Jesuskind thronen hier, von lieblichen Engeln mit Rosen bekrönt; vor ihnen kniet der kaiserliche Freund und Gönner Dürer's, Maximilian, mit seiner jugendlichen Gemahlin, Maria von Burgund. Der Kaiser hat demüthig die Krone zu den Füßen der Madonna gelegt, diese aber, ganz Gnade und Liebe, reicht ihm einen Kranz himmlischer Rosen dafür. Hell leuchteten die Farben, festlich war die Stimmung des ganzen Gemäldes: das deutsche Gemüth hatte im beglückenden Lichte des südlichen Himmels eine heitere Blüte getrieben. Der Doge, der Adel, die reichen deutschen Kaufleute, die hier an der Herrschaft über den orientalischen Handel theilnahmen, Alle freuten sich über den wackern Meister, der in Venedig mit Ehrenbezeigungen überschüttet wurde, während ihn daheim die nürnberger Krämer über die Achsel ansahen. Es ärgerte freilich viele von den jüngern Malern Venedigs, die immer gemeint hatten, Dürer könne wol in Kupfer stechen, aber nicht malen; Bedrohungen mit Gift und Dolch blieben nicht aus. Aber Bellini blieb dem deutschen Meister treu und rühmte ihn allenthalben. Man erzählt sich, Bellini habe besonders Dürer's feine Haarbehandlung bewundert und ihn gefragt, mit welchen Pinseln er diese wundersamen Striche zu Stande bringe; da habe ihm Dürer alle möglichen Pinselsorten vorgelegt, grobe und feine, und mit allen — Dasselbe geleistet. Indeß ist es die große technische Fertigkeit nicht allein, welche Dürer'n in Italien Verehrer und Nachahmer verschaffte; es ist seine liebevolle, treue Naturbetrachtung,

es ist vor allem die geistige Gewalt seiner Bilder, die er der lebendigen Hingebung an die großen Gedanken seines Jahrhunderts verdankte. Denn er stand mitten in einer Genossenschaft von Männern aus verschiedenen Ständen und Berufsarten, die im Namen schöner, freier Menschlichkeit eine Verjüngung der Welt erstrebten, und was seinen Freunden, den Staatsmännern, Predigern und Gelehrten nur halb gelang beim harten Widerstande des Lebens, das durfte er, der Künstler, zu reiner Vollendung zeitigen. So ward er der Maler der Reformation und der Prophet ihres wahren Sinns und Gehalts; so gab er ein großes Beispiel für die Kunstjünger der Nachkommenschaft, wie die Kunst nicht in romantischer Vereinsamung, sondern im herzhaften Anschluß an die Zeit herrlich gedeihe.

Die Nachwirkungen dieser großartigen deutschen Kunst bekunden sich deutlich im Fortschreiten der venetianischen Schule, das sich über Giorgione und Palma Vecchio hinweg bis zu Tizian und Paul Veronese steigerte. Die beiden letztgenannten glänzendsten Meister Venedigs huldigen einem Realismus, der ein wenig an die spätere Niederländerei gemahnt, wenn er auch durch die schönern Vorbilder der südlichen Natur von einer sorgsamen Nachpinselung häßlicher Bagatellen zurückgehalten wird. Tizian ist gleich Dürer ein Meister im Porträt; er übertrifft darin Rafael selbst, der in seiner Idealität den Gestalten des Lebens gegenüber etwas wählerisch war und unbequem aufgezwungene Gestalten nur hölzern nachahmte. Mit unerbittlicher Naturwahrheit läßt Tizian Menschen, die er gesehen, in seinen biblischen Historienbildern wieder erscheinen; seine Charakteristik zeigt eine Härte und Strenge, die nur durch Größe und Kraft ausgeglichen wird. Realistisch, deutsch, wenn auch in anderer Weise, ist Paul Veronese ebenfalls; treu hält er am nächsten Leben fest. Freunde und Feinde macht er in seinen Gemälden zu Aposteln und Pharisäern, und mit liebenswürdiger Naivetät versetzt er venetianische Sitten und Trachten nach Kana und Jerusalem. Für die Beurtheilung beider Künstler liefert die dresdener Galerie das reichste Material.

Aber auch über Venedig hinaus, nach Rom und Florenz, wirkte, wenn auch schon schwächer, die deutsche Kunst. Alberto Duro — wie man den deutschen Maler zu italienisiren pflegte — ward von Rafael hoch geschätzt; der Letztere äußerte sogar, Dürer werde ihrer Aller Meister werden, wenn es ihm vergönnt sei, in Rom die Antike zu studiren. Und wenn die römische Schule dem venetianischen Realismus entsagte, wenn Rafael's ideale Farbenpoesie den hellenischen Kunstgeist heraufbeschwor zu verklärter Auferstehung, so dürfen wir wol annehmen, daß auch bei ihm die fromme Innigkeit, die Glaubensmacht des Gemüths deutschen Ursprungs gewesen sei; denn es ist das Wesen des Genius, die großen Richtungen aller Jahrhunderte, wie die guten Geister aller Nationen in seiner Tiefe zu sammeln und in wunderbarer Vereinigung als Neues zu offenbaren.

Wie sehr unterscheidet sich der edle Realismus der Venetianer von jener Wollust am Gemeinen und Schlechten, in welche die Naturnachahmung der Caracci und der neapolitanischen Schule verfällt! Wie hoch steht das eifrige Studium des Lebens, die treue Pflege des Signs und der Bedeutung, die wir bei Jenen antreffen, über der gedankenlosen Formengrazie Guido Reni's und der Schule von Bologna! Nachahmung der Wirklichkeit ohne Schönheitssinn, solide Technik ohne die Gottesgabe der Erfindung, Glätte und Eleganz ohne Tiefe und Innigkeit, das sind die Einseitigkeiten, in welche die Kunst während der folgenden Jahrhunderte verfiel. Und es scheint, als sei in neuester Zeit die Aufgabe der Regeneration wieder dem deutschen Geiste zugefallen. Die Schule, die unter den Auspicien Ludwig's von Baiern sich gebildet hat, steht in Italien in nicht geringerm Ansehen als bei uns. Man besuche — wenn man so glücklich ist, es zu können — die Villa Massimi in Rom. Dort findet man deutsche Visionen von Koch und Veit al fresco gemalt, daneben Bilder aus dem Ariost von Schnorr, aus Tasso von Overbeck. Oder man gehe nach dem Palastr Zuccari. Dort bewundere man die Fresken zur Geschichte Joseph's von Veit, Overbeck und Cornelius. Die geistige Energie dieser Meister nöthigt

den zahlreichen Kunstjüngern in Rom oft wider ihren Willen einen gehörigen Respect ab. Am gefeiertsten unter ihnen, freilich auch am meisten angefeindet, ist bei den römischen Künstlern Overbeck, der Tonangeber für jene sogenannte nazarenische Richtung in der Malerei, welche das Fleisch dem Geiste opfert und um des Himmels willen die Eitelkeiten der Erde misachtet. Der geistreiche, scharf urtheilende Pecht beschreibt uns Overbeck's Erscheinung als ganz seiner Kunstweise gemäß: „Ein feiner Kopf, hohe schmale Stirn, bei der das Organ des vergleichenden Scharfsinns so ungewöhnlich ausgeprägt ist, wie es nur bei Goethe zu finden; großes leuchtendes Auge, Adlernase und feine magere, zusammengepreßte Lippen, die äußerste Blässe des nervösen Gesichts, das die Spuren geistiger Anstrengung und körperlicher Leiden in gleich hohem Grade verfolgen läßt. Die Erscheinung macht bei der kranken Haltung ganz den Eindruck, als ob dieses Wesen nur noch vom Geist und Willen, die es durchglühen, aufrechterhalten würde." Charakteristisch für den Meister ist sein Porträt, das er selbst gemalt hat; aus Bescheidenheit hat er sich fast dürftig dargestellt. Overbeck's demüthiger Stolz im Büßergewande schreckt freilich Viele zurück und treibt sie auf entgegengesetzte Bahnen. Die bequemste Reaction gegen das Nazarenerthum ist freilich — Liederlichkeit. Viele deutsche Maler in Rom folgen dem eiteln Schlendrian der Neuitaliener und Franzosen; sie malen mit kalter Lüsternheit und nur warmer Theilnahme am Modejournal Grisetten beim Champagnerbanket, wie sie üppig sich dehnen und den Dampf der Cigarrettes in kunstvollen Ringeln entlassen.

Es ist eine Zeit des Uebergangs und des Streits. Wer sich über ihre Widersprüche noch vollständiger unterrichten will, möge es an Pecht's „Südfrüchten". Es ist immer belehrend, wenn einmal die Künstler ihr gewöhnliches diplomatisches Schweigen über ihre Aufgaben brechen und selbst schreiben, wie neuerdings es so anregend wirkte, als Schnorr gegen Kaulbach schrieb. In dem Für und Wider der Parteinahme fiel manches Wort, das sonst so befruchtend nicht würde gesprochen worden sein.*) G. K.

Volksglaube und Naturforschung.

In grauer Vorzeit war überall Leben in der Natur. In jedem Baume, in jeder Quelle, in jedem Berge, in jedem Steine wohnte ein Geist; bald eine liebliche Nymphe oder eine heitere Dryade, bald ein neckischer Rübezahl oder ein heimtückischer Kobold. Nichts Schönes und nichts Häßliches gab es auf der Erde ohne sein besonderes geistiges Leben, bis der Mensch erschaffen ward. Lange Zeit noch lebte und verkehrte er mit allen diesen heitern und finstern Gnomen und Dämonen bald feindlich, bald freundlich. Aber nach und nach ward er neidisch und unduldsam gegen jeden andern Geist als seinen eigenen. Mit bohrendem Nachdenken vertrieb er ihn aus Baum und Quelle, aus Halm und Thautropfen. Kaum ließ er die Engel in Ruhe, die den fernen Sternenhimmel bewohnen.

Die Erdgeister flüchteten sich vor seinem Scharfsinn aus einem Schlupfwinkel in den andern; ihre sonnigen Wohnplätze hatten sie schnell genug verlassen müssen und wenn grausige Verzweiflung einige von ihnen in die verschiedenartigsten Hausmöbel getrieben hatte, in der Meinung, in so unästhetischer Behausung werde sie ein verständiger und sinniger Mensch am wenigsten suchen und finden — was hat es ihnen geholfen? Sie sind dennoch auch in unsern Tagen da entdeckt worden. Und wenn auch manche zarte Hand und mancher rücksichtsvolle Freund sie in Schutz nimmt, ihren Umgang liebevoll pflegt, ihre be-

*) Nur hätte uns der geistreiche Maler, der ein ganz vortreffliches, von Anfang bis zu Ende fesselndes Buch geschrieben hat, mit seinen Ansichten über Politik verschonen sollen. Wer wie Pecht (hoffentlich aus Begeisterung) die Sitzungen der Paulskirche selbst gemalt hat, dem steht doch wol der Spott über die einst an die Paulskirche geknüpften Hoffnungen sehr übel an. D. Red.

scheitenen Wünsche erfüllt, ihrem vierfüßigen, hölzernen Geisterpalaste eine neue blaue Decke besorgt, was hilft alle diese gütige Protection! Ein großer Geisterbanner spricht von „ungenauer Beobachtung" und dieses Zauberwort verscheucht wiederum selbst aus den Tüchern die unsichtbaren Wesen.

An die Stelle des poetischen Geisterlebens der Natur setzt der eifersüchtige Mensch überall seine eigenen Gedanken und Erfindungen. Er spricht von Schwerkraft, von Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, von Licht, Wärme und Elektricität, wo die armen Kleinen jederzeit so ämsig bemüht waren ihm zu dienen — ja Undank ist zu aller Zeit der Lohn der Welt gewesen, seit es Menschen gibt; wie ganz anders war das doch sonst, vor Adam und Eva!

Als noch laue Lüfte den eisigen Nordpol umwehten, da gab es kein schöneres Land für die Wald- und Wiesengeister als das zwischen dem asiatischen Flusse Obi und dem sibirischen, der Lena. Eine weite fruchtbare Ebene, hochstämmiger Wald wechselte mit lauschigem Buschwerk, mit üppigen Wiesen und sumpfigen Rohrdickigten. Silberne Bäche und breite Ströme schlängelten sich gemächlich durch die grüne Landschaft dahin. Der Sonne Strahl beleuchtete noch keine blanke Waffe und noch kein astronomisches Rohr ward in frevelhafter Wißbegier gegen ihr Antlitz gerichtet, um darauf dunkle Flecken oder lichte Feuermale zu erkennen. Aber wenn sie niedersank hinter dem fernen Gebirge, welches zwei Welttheile scheidet, dann erwachte heiteres Leben überall. Aus jedem Dickigt, aus jedem Busche, aus jedem Rohr kamen die Elfen hervor, große und kleine von jeder Art. Der schönste Rasen, vom Monde beleuchtet, war ihr Sammelplatz; Grüße wechselnd und heitre Gedanken, schwebten sie bunt durcheinander, bis die Sphären ertönten in vom Menschenohr nie gehörter Musik; da ordneten sich die Paare, es begann der nächtliche Tanz der Elfen. Jahrtausende lang hatte jeder helle Mondstrahl im heutigen Lande der Jenisseier und Samojeden solche Feste beleuchtet. Da kam einst ein eisig kalter Luftstrom aus den arktischen Meeren herangebraust. Die zarten Wesen, vom heitern Tanze erhitzt, erlagen plötzlich, erlagen alle dem feindlichen Elemente. An die Stelle des lieblichen Elfenlebens trat überall der fahle Tod. Auch die dichten Wälder, die üppigen Wiesen fingen nun an zu welken, zu kümmern, zu schwinden und einer traurigen Einöde Platz zu machen. Das war kein Wunder, nachdem sie ihre belebenden Seelen verloren hatten.

So ist es geschehen vor vielen Jahrtausenden im Lande Sibirien. Darauf kam der Mensch; die ganze Erde für sein erklärend, nahm er auch von jenen rauhen und öden Steppen Besitz. Ein ganz anderes Leben trat an die Stelle des frühern der Elfen. Nicht mehr von Thautropfen und Sonnenstäubchen nähren sich die Bewohner jener Steppen, nicht mehr der Musik der Sphären lauschen sie, nicht mehr scheuen sie, pelzumwickelt, den eisigen Nordwind. Aber nichts entgeht ihrer umsichtigen Habgier; kein Thier des Landes, kein Vogel in der Luft, kein Fisch im Wasser ist sicher vor ihrem Geschoß. Ja endlich haben sie sogar habgierig den Boden durchwühlt, und das herrliche weiße Gebein der zahllosen Elfen, die der kalte Lufthauch tödtete, das graben sie aus und senden es weithin nach Westen, wo man es hochschätzt und in Ehren hält, gleich den Zähnen der tropischen Elefanten.

Aber nicht einmal die Gebeine der verbannten Geisterwelt läßt der forschende Mensch in Ruhe; er duldet sie nicht, er negirt sie; er behauptet, was man aus jenen Ländern als Elfenbein ausführt, das sei kein Gebein der zarten Elfen, das seien die gewaltigen Stoßzähne von riesigen Elefanten, von plumpen Mammuths, die einst, lange vor dem Menschen, jene Steppen bewohnt, deren Gebeine aber zurückgeblieben, nachdem eine Aenderung des Klimas ihr eigenes Dasein unmöglich gemacht habe.

Geht es doch den Teufelsfingern nicht besser, die man so häufig in Norddeutschland findet. Jeder Bauer weiß, daß der Teufel, als er die große Felsmauer bei Blankenburg am Harz zu bauen unternahm, sich schnell viele hundert Hände mit vielen tausend Fingern

nſchaffte; als aber der Hahn krähte, ehe er fertig war, da ſchleuderte er in großem Zorn
om ſeinem Lieblingsberge, dem Brocken, aus die unnützen Finger weit von ſich über das
land. Dort werden ſie nun noch jetzt gar häufig gefunden; die Geologen behaupten in-
eſſen, das ſeien keine wirklichen Teufelsfinger, ſondern die Balancirknochen eines ſepien-
rtigen Thieres, welches die Meere in der Jura- und Kreidezeit bewohnte. Ja ſie behaupten
gar, dieſe Belemniten ſeien viel älter als der Teufel; denn ehe es Menſchen gegeben, ſei
ch auch wol der Teufel unnütz geweſen.

H. Cotta.

Anregungen.

Die Moral der Kaufleute.

Muß ein Kaufmann ehrlich ſein?

Die Alte Welt ſcheint ihm geſtattet zu haben, ſ er ſich ſeine eigene Moral machte. Denn rmarus war der beſchützende Gott der Kauf- te und der Diebe. Die neuere Zeit, die immer t ausgeht, im Geſellſchaftsleben auch das ere und raffinirtere Raubſyſtem, den Krieg r gegen Alle zu unterdrücken, hat vom Kauf- n nicht nur im großen, ſondern auch klei- Verkehr Ehrlichkeit und Treue verlangt. n es auch nur Eine Moral gibt, wie Eine rheit und Ein Recht, ſo bietet das Weſen Kaufmannsſtandes Eigenthümlichkeiten dar, he vom allgemeinen Verkehr mehr oder we- abweichen und denen noch ganz beſondere eſtimmungen ihr Entſtehen verdanken. er Stand gibt ſoviel Gelegenheit, Recht- t und Treue in Verſuchung zu führen, er Stand erzeugt ſo viel verwickelte Ver- ſſe und Colliſionen? Deshalb dürfte wol die Feſtſtellung einer **Moral für Kauf-** r von Nutzen ſein und ſehr zu wünſchen Herr Noback, Director einer ſächſiſchen lerſchule, gäbe ein ausführlicheres Werk einen Gegenſtand heraus, dem er kürzlich hr anregendes, nicht in weitere Verbrei- gelangtes Programm gewidmet hat. Eine Moral würde dazu dienen, manche Zweifel vorurtheile über ſogenannte moraliſche Gen- en zu beſeitigen, die nach alter Gewohn- eit der Einheit zugutegerechnet wurden, ürde die Mißbräuche des Kaufmanns- zu beleuchten, namentlich den Begriff olden und Recken, deutlicher den der keit und des Sonderintereſſes feſtzuſtel- en.

l mag die Handlungsweiſe des Kaufmanns nd wann nur ſcheinbar die Billigkeit über- , vielleicht da, wo er ſich durch hohe im voraus eine Entſchädigung für mög- fahren zu verſchaffen ſucht. Es bleibe aufmanne erlaubt, günſtige Conjuncturen uten, um mögliche Nachtheile durch ver- änderte Preiſe und unſichere Berechnungen auszugleichen zu können. Der Gewinn des Kaufmanns ſoll jedoch nicht durch Nachtheile Anderer erkauft werden. Die Verſuchung hierzu iſt leider groß. Sie bietet ſich ſo oft dar, daß eben nur ein ſehr hoher Grad von Redlichkeit dazu gehört, zu widerſtehen. Wahr ſoll der Kaufmann ſein. Lügneriſche Verſtellung als Mittel zur Täuſchung zu benutzen kann gewiß nicht gebilligt, ſondern nur unſittlich genannt werden. Im Handel und Wandel kommt es ja lediglich auf umſichtige und richtige Benutzung der ſich darbietenden redlichen Mittel an. Gute Verbindungen, Aufmerkſamkeit und Glück verſchaffen hier dem thätigen Kaufmann ebenſo viel und dauernden Gewinn wie dem unredlichen, deſſen momentaner Gewinn bald durch den Ruf ſeiner Unſolidität wieder eingebüßt wird.

Als kaufmänniſche Pflichtverletzung gegen den Staat muß der leider, man möchte ſagen ergoniſirte **Schmuggelhandel** gerechnet werden. Dieſer Betrug wirkt durch die vielen Theilnehmer, die in dies Intereſſe verſtrickt werden, demoraliſirend in weite Kreiſe, ja auf ganze Generationen. Dies Gewerbe iſt nicht allein gegen den Staat, ſondern gegen alle redlichen Handeltreibenden gerichtet. Eine Pflichtverletzung gegen Fachgenoſſen iſt die ſich in verſchiedenen Formen zeigende Chikane. Ein Kaufmann, der, um einen Nachlaß im Preiſe zu bezwecken, die auf Beſtellung erhaltene Waare tadelt, ihr Fehler andichtet und ſie wo möglich dem Verkäufer oder Abſender ohne Grund zur Verfügung ſtellt, um dieſen gleichſam zur Preisermäßigung zu zwingen, handelt unmoraliſch. Andere, die ſtets ſpäter zahlen als Bedingung iſt, oder ſich ſtets kleine Abzüge erlauben oder hohe Anrechnung von gewiſſen Geldſorten verſuchen, gehören unſtreitig in dieſelbe Kategorie und betrügen ſich meiſt ſelbſt, da jeder redliche Kaufmann, wenn er erſt ihre Bekanntſchaft gemacht, ihren Umgang vorſichtig meiden wird. Ein Kaufmann wird es ſeinem Fachgenoſſen weit weniger übeldeuten, wenn er zu hohe Preiſe ſtellt, als wenn er „ſchleudert“, d. h. wenn er unter dem gewöhn-

lichen Preise verkauft. Gewöhnlich ist dies „Schleudern" ein letztes Mittel, um sich vor der bevorstehenden Insolvenz Geld zu verschaffen. Das Verfahren ist dann sogar strafbar, da es ein Fortbestehen des Geschäfts unmöglich macht und die Gläubiger benachtheiligt. Ganz gleich ist dies mit der sogenannten „Wechselreiterei", die genau genommen auf Dasselbe hinausläuft. Es ist dies meistentheils weiter nichts als ein Mittel, die Zahlungsunfähigkeit möglichst lange abzuwenden. Hierher gehören ebenfalls die Käufe für jene Zeit, in welcher der Kaufmann sich des Desicits in seinem Geschäft schon bewußt ist. Droht der Fall eines Kaufmanns, so müssen alle Bevorzugungen, die derselbe einzelnen Gläubigern gewährt, offenbar den andern zum Nachtheil gereichen; seine Pflicht ist die rechtzeitige Erklärung der Zahlungsunfähigkeit, damit die Gläubiger nach Maßgabe des noch Vorhandenen befriedigt werden können.

In der Fabrikation kommt leider nur zu häufig die Unsitte der Nachahmung der Formen, Muster u. s. w. vor. Während mancher thätige und redliche Fabrikant bestrebt ist, mit großen Kosten neue und geschmackvolle Originalmuster herzustellen, stiehlt ihm ein weniger thätiger Fachgenosse die Frucht seines Fleißes und ahmt die Muster und Formen nach. Ebenso ist es mit Fälschung der Waarenetiketten. Es macht doch wahrlich einen widerlichen Eindruck, wenn Weinreisende uns den künstlichen Champagner von Meißen, Offenbach, Mainz u. s. w. anbieten und zu gleicher Zeit eine Auswahl von Etiketten zeigen, um ihn für Montebello, Cliquot, Jacquesson ausgeben zu können.

Dem Publicum gegenüber liegt es im Interesse des Kaufmanns, möglichst gute Waare zu verkaufen. Ein Fehler hierin muß ihm unzweifelhaft bei starker Concurrenz bald fühlbar werden. In großen Städten, wo namentlich die ersten Lebensbedürfnisse den größten Fälschungen unterliegen, ist der Verkauf schlechter Waare bis zum unverschämtesten Betrug ausgeartet. In Frankreich scheint dieser Handel nicht mehr ohne Fälschung bestehen zu können. Kochsalz versetzt man in Paris mit Gyps, Sandstein und Abfällen aus chemischen Fabriken. Stärke wird mit Kalk und Alabasterstaub vermischt, Zucker mit einer Unmasse von Kalk. Chocolade besteht fast nur aus verdorbenem Mehl, Unschlitt und Fett aus den Küchen; Butter ist vermischt mit Talg. Honig bereitet man aus Kartoffelsyrup. Der Thee besteht meist aus bereits gebrauchten und wieder getrockneten Blättern und einer Menge anderer inländischer Kräuter. Der Wein für die untern Volksclassen wird fast vollständig aus Abkochungen getrockneter Früchte fabricirt. In England herrscht die allgemein verbreitete Sitte der Vermischung des gebrannten Kaffees mit Cichorie in sehr großem Maßstabe, und da auch die Cichorie besteuert wird, so hält man sich an steuerfreie Gegenstände, als: Möhren, Roggen, Weizen, rothe Erde, gebrannten Zucker, Rothkastanien, Gerberlohe, Bohnen und endlich sogar Mahagony- und andere Edelspäne. Wie in London, so in Paris die Verfälschung des Kaffees. Was den Geschmack dieses Getränks nicht geradezu ekelhaft macht, wird mit ihm vermengt. Ebenso geschieht es mit andern Artikeln, die in großen Städten mehr oder weniger zu den ersten Lebensbedürfnissen gehören.

Zu den Mißbräuchen des Kaufmanns, dem Publicum gegenüber, gehören die prahlenden und marktschreierischen Anzeigen, die gewöhnlich doch nur auf Täuschung berechnet sind. Wie die Herstellungskosten der Waare sich zu den Kosten der oft so theuern Anzeigen verhalten, kann man leicht berechnen. Wenn auch am Ende nicht ganz ohne Erfolg, ist dies Mittel auf die Dauer doch nicht haltbar. Zu solchen und ähnlichen Mitteln gehören auch die oft Jahre lang angezeigten „Ausverkäufe", die nur durch die Ihre des billigern Kaufes anlocken. Der gleiche Fall ist dies mit Waarenauctionen u. dergl.

Viele Beispiele ließen sich noch anführen, wie dem Publicum gegenüber vom Verkäufer mit List und Betrug ausgeführt werden. Wird eine bestimmte Grenzlinie zwischen dem Unerlaubten und Erlaubten festgehalten, werden alle Glieder des Kaufmannsstandes die erforderliche Bildung erlangt haben, wird ihnen allen die richtige Auffassung des Werths und des Nutzens ihres Berufs eigen sein, dann werden diese Mißbräuche mehr und mehr schwinden und keine Gelegenheit mehr bieten zu den heftigen und theilweise sehr begründeten Verwürfen, welche die neuere Gesellschaftsauffassung gegen den Kaufmannsstand gerichtet hat. Die Communisten wollen ihn geradezu austreten und keinen andern Kaufmann dulden als den Staat selbst. Die Vorschläge, die sie machten, waren chimärisch, aber die Kaufmannswelt sollte auch das Ihrige thun, um an ihrer eigenen Besserung zu arbeiten. Gerade weil die Versuchung zur Selbstsucht im Kaufmannsstande so groß ist, steht ein redlicher und uneigennütziger Kaufmann außerordentlich hoch und erweckt für seinen Charakter eine Verehrung, die dem edeldenkenden Geschäftsmanne oft sein ganzes Leben hindurch eine Quelle des wahren Glücks geworden ist.

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 25. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Schule und Haus.

Stimme eines Erziehers über Erziehung.

I.

Gewiß jedem Denkenden, der dem Gange der Erziehung in der Geschichte der Menschheit mit Theilnahme gefolgt ist, muß es auffallen, wie langsam sich in dieser durch und durch praktischen Wissenschaft, die den Gegenstand gar mancher Unterhaltung am häuslichen Herde bildet, die Resultate abklären. Hiermit soll nicht etwa dem Suchen nach einem allgemeinen Maßstabe, der auf jede Erziehung paßte, das Wort geredet sein — wiewol dies oft selbst von Erziehern von Fach noch geschieht —, sondern es soll hierdurch vielmehr das Besprechen eines Gegenstandes, der trotz der wiederholten Erörterungen noch lange nicht erschöpft ist, gewissermaßen gerechtfertigt und zugleich auf den Grund jener auffallenden Erscheinung, den wir nicht allein in der Unvollkommenheit des Subjects und des Objects der Erziehung, sondern noch viel mehr in der unendlich mannichfach bedingten Individualität beider zu suchen haben, wiederholt hingewiesen werden. Gleichwol wird es hierdurch keineswegs erklärt und noch viel weniger entschuldigt, daß die einfachsten und die bewährtesten Grundsätze der Erziehungskunst — denn ein Können muß es trotz der allgemeinen, natürlichen Bestimmung dennoch werden — selbst von den Einsichtsvollern in ihren eigenen Kreisen nicht festgehalten und zu ungetrübter Ausführung gebracht werden. Nicht selten begegnet man sogar bei gelehrtem Wissen, bei feiner Bildung, bei tüchtiger Geschäftskenntniß in den so naheliegenden Angelegenheiten der Erziehung einer halben Einsicht, halber Sicherheit und halben Maßregeln. Unstreitig hat dieser unverkennbare Mangel in der Bildung doch größtentheils in der einseitigen und mangelhaften Kenntniß der Erziehungswissenschaft selbst und in der in diesem Fache einzig dastehenden Gleichgültigkeit gegen sachverständigen Rath seinen tiefern Grund. Denn sieht man wol in einem andern Fache des Wissens und Könnens irgend wie an, den der Sache Kundigen um Rath zu fragen und diesem Rathe dann zu folgen, wie bei einem Baue dem Baumeister, bei einem Rechtsstreite dem Sachwalter, bei einer Krankheit dem Arzt? Nur im Erziehungsfache traut sich ein Jeder

selbst die normale Kenntniß zu, hält es kaum der Mühe werth, mit einem Fachmanne darüber zu sprechen und entscheidet in der wichtigsten Angelegenheit der Familie als unantastbarer Autokrat, als welcher sich der Mann nur allzu gern gerirt. Daher das fortdauernde Pfuschen und Experimentiren, daher die fast fabelhafte Unsicherheit im Handhaben der einfachsten Erziehungsmittel, daher die immer wiederkehrenden, ungenügenden, ja nur zu oft jämmerlichen Erziehungsresultate selbst unter den günstigsten Verhältnissen! Dieser bisher viel zu wenig beachtete Mangel an Verständniß tritt zunächst im ersten Stadium zwischen den beiden Ehegatten hervor und windet sich zwischen dem angeborenen Erziehungstakte der Frau und dem erworbenen Wissen des Mannes in fehdeähnlichen Differenzen bis zum lernfähigen Alter des Kindes fort. Da erscheint der dritte Erziehungsgehülfe: der Lehrer oder die Schule! Sofort macht das kampfgeübte Paar Fronte gegen den — vermeintlich — gemeinschaftlichen Feind: die Schule, und es entwickelt sich ein Verkehr, wie etwa zwischen den Stadträthen und Stadtverordneten sich zu beiderseitigem Erstaunen allmälig herausgebildet hat. Während die Hohen überlegen, leiden die Untergebenen. Das ist der alte Spruch von den Achivern! In der Erziehung der Kinder wenigstens muß und kann mehr Uebereinstimmung unter den einwirkenden Factoren herrschen und darum muß endlich auch einmal zum Verständniß des Hauses und der Schule oder der Aeltern und der Lehrer etwas Wesentliches, also mehr als bisher gethan werden. Hierbei wird aber jeder Unparteiische sogleich offen gestehen müssen, daß die Schule oder das Lehramt in den letzten Jahrzehnden zu seiner eigenen Vervollkommnung sehr viel gethan hat und noch sehr rüstig fortarbeitet, zur richtigen Auffassung und zur möglichsten Vollendung ihrer Aufgabe zu gelangen. Noch vermögen wir dies dem Hause in Rücksicht auf die Erziehung nicht nachzurühmen. Einzelne strebsamere Ausnahmen erinnern nur zu sehr an das auffallende Zurückbleiben der übergroßen Mehrzahl in Beziehung auf die Kenntniß und die ernste Ausführung der wichtigsten Erziehungsmaßregeln. Immer und immer wieder nur ist es ein beiläufiges, oberflächliches Nachfragen und Sichunterrichten über diese folgenreichste Angelegenheit des Hauses, ein willkürliches Zusammenlesen und Aufgreifen der in der eigenen Erziehung herb gefühlten Mängel oder einiger hier und da mit einseitiger Vorliebe erfaßten unzusammenhängenden Erziehungsansichten, ein zeitweise aufflackerndes Interesse, das bisjetzt meist noch tief unter dem lebendigen Eifer für Geschäftskenntniß, für Kunst und Wissenschaft steht. Unserer häuslichen Erziehung fehlt immer noch größtentheils die unentbehrliche, zusammenhängende Kenntniß der allernothwendigsten Erziehungsgrundsätze und der gewichtige Ernst des Lebens, der eben nicht in der schroffen Auffassung abhärtender und abschreckender Principien, aber auch ebenso wenig allein in dem von saft- und kraftloser Liebe überfließenden Gewährenlassen und Abwarten besteht. Wer will die Erziehung einen unversiegbaren Strom von Liebe und Geduld, dem aber der Ernst die Ufer dämmt und in gerechter Würdigung beiderseitiger Unentbehrlichkeit den einzigen Weg zum Ziele zeigt. Hierbei nun das rechte Maß zu finden: dies ist die Aufgabe, zu deren besserer Lösung sich Aeltern und Lehrer, Haus und Schule mehr, weit mehr als bisher die Hand bieten müssen.

Einen so unabweisbaren Einfluß auf die Erziehung unserer Kinder auch die gegebenen ebenso wie die noch hinzutretenden Verhältnisse sammt den verschiedenen mitwirkenden Nebenpersonen ausüben — die Hauptfactoren sind und bleiben doch immer das Haus und die Schule oder Aeltern und Lehrer. Wie diese beiden Theile ihre hohe Aufgabe, gleich dem Prometheus Licht und höheres Leben zu wecken, auffassen und erfüllen, davon hängt zunächst und größtentheils der Erfolg des ganzen, langen, mühevollen Wirkens ab, darauf beruht aber auch das Gedeihen des Familienlebens, ja selbst der Halt des aus diesem sich herausbildenden Staatslebens. Dem Staate also, mit eben dem Rechte wie der Familie, muß an der möglichst richtigen Auffassung jener Lebensaufgabe außerordentlich viel gelegen sein: darum dringt der Staat auf regelmäßigen Unterricht, darum übernimmt

er selbst die Heranbildung des andern Erziehungsfactors, darum macht Kirche und Staat die Reife in dem nöthigsten Wissen zur Bedingung des Eintritts in ihren engern Verband. Den einen der Erziehungsfactoren hat sonach der Staat in der Hand und kann wesentlich auf ihn einwirken, den andern, das Haus, muß er gewähren lassen und kann, um der freien Lebensbedingung doch einigen Raum zu gönnen, hier nur von fern mit einwirken. In dieser eigenen Entfaltung seines Seins ist aber das Haus — wer möchte das in Abrede stellen — im Vergleich zur Schule und zu dem Standpunkte der Erziehung unserer Tage unbedingt zurückgeblieben. Ja, es möchte trotz seiner Vielseitigkeit und seiner Gewandtheit in den geselligen Formen in Beziehung auf Gehalt und Kern selbst mit dem Mittelalter, dem vielgeschmähten, kaum einen Vergleich aushalten. Unserer häuslichen Erziehung fehlt es nämlich dießeit immer noch viel zu sehr an der gehörigen Kenntniß des Wegs und Ziels der Erziehung im Allgemeinen. Seit längerer Zeit schon ist das Haus auf dem Standpunkte einer gewissen Werthschätzung guter Erziehung und guten Unterrichts angelangt, ist aber auf diesem Punkte stehen geblieben und hat es nun in Rücksicht auf seine Theilnahme vollkommen bei demselben bewenden lassen. So außerordentlich in den letzten Jahrzehnten die Anstrengungen für Verbesserung der Schulen und des Unterrichts gewesen sind, so viel über Erziehung geschrieben worden, so wenig — man sollte sich dies nicht länger verhehlen — haben die Aeltern selbst für eine nähere und richtigere Erkenntniß ihrer hohen und gewiß nicht leichten Lebensaufgabe gethan. Nicht daß sie selbst zu Lehrern werden sollten, nein, daß sie nur in einem gleichen Grade, wie sie sich von neuen Ereignissen, von Geschäftsverbesserungen, von Kunst und Wissenschaft zu unterrichten suchen, auch nach den Mitteln fragen und streben, die ihnen über richtige Behandlung ihrer eigenen Kinder in Büchern oder in sachverständigen Personen gute Auskunft zu geben vermöchten und ihnen oft genug auch ganz nahe zur Hand sind. Ein Lehrer sollte den Aeltern zum Umgange unentbehrlich sein. Eine Erziehungsschrift fände sich in jeder noch so kleinen Hausbibliothek finden. Die Unkenntniß der einfachsten Erziehungsregeln tritt selbst in den vermögendern und den gebildetern Familien, ja sogar wissenschaftlich gebildeten Vätern oft nur allzu grell zutage. Recht auffallend zeigt sich dieser Mangel an richtigen Erziehungsansichten in dem frühen Bestreben, das Kind zu etwas Bestimmtem zu veredeln, anstatt zunächst und vor allem das rein Menschliche am Kinde auszubilden und die Berufs- sowie die Standesbildung für die Schlußzeit sich vorzuhalten. Daher ist es natürlich auch zu erklären, daß über den Weg der Erziehung, über Beginn, Dauer und Erfolg des Unterrichts Meinungen laut werden, die weder dem Kinde noch der Bildung Ehre machen. So wie die Sachen jetzt stehen, wo das Haus so wenig guten Willen zeigt, sich über Inhalt und Umfang seiner nächsten Pflichten besser zu belehren, fehlt dem Hause meist auch aller und jeder Maßstab, um über seine thätige Erziehungsgehülfin, die Schule, über Leistungen der Kinder nach Verhältniß ihres Alters richtig zu urtheilen, und darum geschieht es dann auch, daß die Schule das Urtheil der Eltern in den meisten Fällen nicht anerkennen kann.

Hat man hiernach auf der einen Seite den auffallenden Mangel an richtiger Einsicht zu beklagen, so muß auf der andern fast noch mehr der Mangel an Ernst in der häuslichen Erziehung unserer Kinder immer offener und lauter gerügt werden. Und wenn der erste Tadel höchst ungenügender Kenntniß vorzugsweise den Vater, so wird der Vorwurf, daß unserer Erziehung immer noch größtentheils der rechte Ernst in der Ausführung fehlt, vornehmlich der Mutter gelten. Denn bei aller Anerkennung des günstigen Einflusses edler Weiblichkeit auf die schroffe, schonungslose Härte des Mannes, der auch in der Erziehung nur gar zu leicht einem despotischen Verfahren huldigt, müssen doch die zu große Weichheit des Gemüths, in welcher die Frauen so schwer die nöthige Grenze finden, die allzu bereitwillige Nachsicht und Nachgiebigkeit, die, Bequemlichkeit und Ver-

wöhnung gern fördernde Schonung als Hindernisse guter Erziehung den Müttern unserer Tage noch immer zum ernsten Vorwurf gemacht werden. Noch hat man nach den natürlichen Verhältnissen Einsicht und Kenntniß, soweit sie zu finden sind, bei dem Manne eher zu suchen als bei der Frau, und darum muß im Allgemeinen die bessere Einsicht, die sich gern mit Besonnenheit paart, in zweifelhaften Fällen den Ausschlag geben. Beschönigung offenbarer Fehler aber oder gar heimliches und begünstigtes Entgegenstreben gegen die Erziehungsmaßregeln des einen Theils ist nichts Anderes als ein bald langsam, bald schneller wirkendes Gift für die jungen Seelen. Solche Versündigung gegen die Wahrheit und Ehrlichkeit rächt sich je später desto schwerer. Ja, dieser halbe Ernst ist es, welcher in seinem Leichtsinn nach und nach die Strafanstalten des Staats füllt und die Rettungshäuser für verwahrloste Kinder jetzt zu Hülfe ruft.

Freilich wird man unter jenem der Erziehung dringend nothwendigen Ernste nicht etwa die unerbittliche Strenge des Haustyrannen oder die eiserne Consequenz, deren sich die Fanatiker des Systems nicht ungern rühmen, verstehen dürfen, sondern den Ernst, der dessenungeachtet noch warme Liebe fühlt und daher das Kind nicht wie einen Rekruten oder gar einen Leibeigenen beurtheilt, sondern wie einen jungen, strebsamen, leicht verletzbaren Baum. Es ist also keineswegs, wie ein Professor der Pädagogik mit Vorliebe anempfahl, vor allem der Wille des Kindes zu brechen, nein, vielmehr zu stählen! Hier ist die wunde Seite unserer nationalen Erziehung: sie hat uns leider bisher größtentheils Männer mit gebrochenem Willen gezogen, oder mit einem Worte: Deutsche, anstatt daß sie das bescheidene, deutsche Gemüth hätte erheben und kräftigen sollen. Und hierin ist uns auch die französische und noch mehr die englische Erziehung überlegen. Der Staat braucht Männer. Hat man auf diese Weise endlich den erbarmungswürdigen Zustand unserer Generation in Beziehung auf körperliches Maß und körperliche Kraft in den neuesten Rekrutirungen laut und offen bekennen müssen*), so erkenne man nun auch den großen Mangel alles sittlichen und religiösen Haltes in dem geistigen Zustande unserer Männer. Unserer Jugend fehlt nicht der Uebermuth, aber der Muth, — der Muth der Wahrheit und der Ueberzeugung, der Muth zum ernsten, lange dauernden Kampfe des Lebens. Zum aufopfernden, siegesfreudigen Muthe aber, der wol den Hochmuth, aber nicht die Demuth ausschließt, müssen wir unsere Kinder erziehen. Dies geschieht nicht durch Niederhalten, sondern durch Erheben, durch Vorhalten und eigenes Darstellen eines kräftigen, edeln Charakters. Der Eigenwille oder Eigensinn ist darum wol in seinen Grenzen zu halten, aber nicht immer zu bestrafen, sondern mit überwiegender Kraft zum Guten zu lenken. Gilt dies Letztere allerdings mehr noch der männlichen Erziehung, bei welcher unsere Mütter nur die Begünstigung der Schwäche und Feigheit ernstlich unterlassen mögen, so muß man der weiblichen Erziehung noch mehr sittlichen und religiösen Ernst dringend anempfehlen, denn dieser stürzt sich nicht blind auf alle möglichen Genüsse des Lebens, ebenso wenig wie er dem äußern Scheine und Glanze so ungebührliche Rechnung trägt, sondern lebt nach Grundsätzen, nach welchen er den geistesärmern Genüssen, wie dem Tanze, keine so hohe Stellung einräumt und bei allem Wohlgefallen an der äußern schönen Form doch dem innern Werthe gern das entscheidende Urtheil zuerkennt.

Wie uns aber in unserer häuslichen Erziehung noch gar zu oft dieser rechte Ernst und jene unentbehrliche Kenntniß fehlt, so fehlt uns auch noch das unumgänglich nothwendige Einverständniß mit dem andern Erziehungsfactor: der Schule. Wenigstens

*) Bei der jüngsten dresdener Rekrutirung konnten von je 100 jungen Leuten, die sich zur körperlichen Prüfung stellten, nur 17 gebraucht werden. Ein Arzt machte die Bemerkung, daß, wenn dies so fortginge, manche Staaten ihre Armee bald wieder nur durch Anwerbungen im Auslande würden aufstellen können. D. Herr.

ſollten Aeltern ſich nicht ſo häufig über ungenügende Reſultate in der Erziehung beklagen, ſo lange ſie den Lehrern ihrer Kinder nicht mit mehr Vertrauen entgegenkommen und nach einer gewiſſen Zeit der Prüfung ihnen nicht mehr treue Anhänglichkeit beweiſen. Wol dürfen ſich unſere Tage manches ſchönen Zugs von thätiger Dankbarkeit gegen Erzieher und Lehrer rühmen, aber noch verſchwinden dieſe Lichtblicke im Lehrerleben unter der Menge Derer, die dem jahrelang treu wirkenden Lehrer kaum das freundliche Wort der Anerkennung, ja, oft nicht einmal die erwünſchte Theilnahme gönnen. Und doch kann man wol kaum Jemandem ein größeres Vertrauen beweiſen, als wenn man das eigene Kind, den höchſten Reichthum ſelbſt des reichſten Lebens, einer Schule oder einem Lehrer zur Pflege und Unterweiſung übergibt! Warum iſt dies Vertrauen nun oft ſo kalt, ſo theilnahmlos? Jeder Menſch, auch der geiſtig ſtärkſte, bedarf in ſeinem Streben der Anerkennung, alſo auch der unter Kampf aufbauende Lehrer. Dieſe Anerkennung begnügt ſich aber nicht mit ſchönen Worten, ſondern ſie ſucht ſich der Schule und dem Lehrer zu nähern, ſie pflegt das innige Verhältniß, in welches Haus und Schule miteinander treten, ſie reicht dem würdigen Beiſtande des Hauſes theilnehmend die Hand und ſtrebt durch übereinſtimmendes Wirken das ſchwere Werk zu fördern, ſie ſucht und hört den Rath des erfahrenen, ſachkundigen Mannes und geht nicht willkürlich ihren eignen, abgeſonderten Weg. Denn was kann und muß aus einem Baue werden, an dem die Bauleute nach abweichenden oder wol gar widerſprechenden Plänen arbeiten? Das iſt der babyloniſche Thurm, den jetzt noch gar nicht zu ſelten Haus und Schule zuſammen aufführen. Ohne ein beſſeres Einverſtändniß zwiſchen Aeltern und Lehrern auch keine beſſern Erfolge.

Noch trauriger freilich, wenn wir mit unſern jetzigen Erziehungsreſultaten zufrieden wären! Der mißrathenen Kinder ſind nach den Anſtrengungen der Jetztzeit für Erziehung noch immer viel zu viel. Wol hat auch die Schule noch zu thun, um ihre Aufgabe immer vollſtändiger zu erfüllen, doch zunächſt iſt vom Hauſe mehr zu erwarten, als bisher geſchehen iſt. Die freundſchaftliche Verbindung, wie wir ſie gewöhnlich zwiſchen dem Hauſe und ſeinem Arzte, ſeinem Seelſorger und ſeinem Sachwalter finden, ſollte der Schule, der treuen Stütze bekümmerter Aeltern, nicht fehlen. Hierbei wird man aber nicht von der Schule, ſondern von dem Hauſe die erſte Annäherung erwarten dürfen. Nur ſo werden die immer wiederkehrenden Mißverſtändniſſe beſeitigt werden können, nur ſo wird Schule und Lehrer in der Meinung des Kindes dem Hauſe gleich ſtehen und nur ſo wird die Eigenthümlichkeit des Kindes richtig und ſicher erfaßt werden können.

Nur die ganzen Menſchen haben Geltung. Unſere Erziehung möge dies ſchärfer ins Auge faſſen und ſich bekennen, daß aus ihren Werkſtätten jetzt meiſt nur Halbmenſchen hervorgehen, nämlich entweder Gelehrte oder tüchtige Geſchäftsleute oder unverdroſſene Arbeiter. Und das zählt unſere Erziehung unter ihre günſtigſten Reſultate! Dem Einen geht aber faſt alles praktiſche Geſchick ab, dem Andern das ernſte ſittliche Streben und wieder andern, in ihrem Berufe höchſt brauchbaren und pflichteifrigen Männern und Frauen iſt die wärmende und läuternde Flamme der Religion bei der kargen Nahrung im Erlöſchen begriffen. Die übergroße Mehrzahl iſt einſeitig gebildet und nur in äußerſt Wenigen ſcheint die Idee der Menſchheit verklärend und ſiegend durch.

Heben wir aber in einem zweiten Artikel auch hervor, worin die Schule ſich zu beſſern, worin die Lehrerwelt ſelbſt den Foderungen der Zeit mehr nachzukommen hat.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Neptunisten und Vulkanisten.

Die Geologen schieden sich lange in zwei Parteien, die man Neptunisten und Vulkanisten nannte. Die Erstern nahmen an, alle Gesteine seien aus Wasser abgelagert, die Erde sei eine Wasserbildung. Die Letztern hielten viele Gesteine für vulkanischen Ursprungs und die ganze Erde vorherrschend für eine Feuerbildung. Wo diese Ansichten sich begegneten, da war es auch oft, als wenn Wasser mit Feuer sich mischt; es entstand ein heftiger, man kann sagen erbitterter Kampf, und der Dampf, der sich dabei entwickelte, verhüllte oft auch für den Zuschauer die Wahrheit. Beide Lehren sind im Grunde sehr alt und jede derselben wurzelt in einem ihr eigenthümlichen Boden.

Die Philosophen und Priester Aegyptens, welche die jährlichen Anschwemmungen des Nils beobachteten, glaubten, die ganze Erde müsse auf ähnliche Weise entstanden sein. Aus ihrer Schule ging Moses hervor; seine Schöpfungsgeschichte ist darum wesentlich neptunisch.

Die alten Bewohner Griechenlands hatten dagegen deutliche vulkanische Wirkungen, ja selbst thätige Vulkane vor Augen. Hier behaupteten darum zuerst Zeno und Heraklid, der Urstoff der Erde, aus welchem alles Uebrige entstanden, sei Feuer. Das Land sei über das Meer durch vulkanische Wirkungen erhoben worden. Diese vulkanische Theorie stützte später Strabo sogar auf specielle Erfahrungen.

Wir wollen diese uralten Parteiungen nicht weiter durch das dunkle Mittelalter verfolgen, in welchem die Naturwissenschaften mehr verloren als gewonnen haben. Recht schroff und bestimmt treten sie aber zu Anfang dieses Jahrhunderts uns wieder entgegen. Da war Werner der consequente Verfechter der Neptunisten, während auf Seiten der Vulkanisten besonders Voigt, Hutton und Plairfair sich zu ihrer Zeit doch minder allgemeinen Ruf erworben haben als Werner.

Werner nahm an, daß alle Gesteine in einer bestimmten Reihefolge schichtweise in fünf aufeinanderfolgenden Perioden aus Wasser abgesetzt worden seien, welches sich in der Zwischenzeit (man fragt vergeblich wohin?) zurückgezogen habe. Die Vulkane waren ihm nichts als untergeordnete Erscheinungen, Entzündungen von Steinkohlen oder andern brennbaren Lagerstätten, und die vulkanische Thätigkeit erkannte er überhaupt nicht als ein wesentliches Element der Erdausbildung an. Granit bildete nach ihm die Grundlage aller andern Gesteine und wahrscheinlich den Kern der Erde; zu ihm gehörten noch Gneis, Glimmerschiefer u. s. w. als Urgebirge; darauf hatten sich nach ihm die Uebergangsgebirge, die Flötzgebirge, die tertiären Gebirge und das aufgeschwemmte Land abgelagert. Diese sehr consequent durchgeführte, rein neptunische Erdentstehungstheorie war offenbar deshalb so einseitig geblieben, weil Werner zu der Zeit, als er sich dieselbe ausbildete, nur das sächsische Erzgebirge mit seinen nächsten Umgebungen gesehen hatte, in welchem die zerstörenden und bildenden Wirkungen vulkanischer (oder plutonischer) Thätigkeit wenigstens nicht sehr auffallend hervortreten.

In Folge dieser Theorie erklärte Werner nun auch die Unebenheiten der Erdoberfläche, Gebirge, Berge, Meeresbecken und Thäler, durch rein äußerliche Einwirkungen, namentlich durch die Zerstörungen des Wassers, welches seine eigenen Bildungen örtlich wieder weggeschwemmt und so Gebirge und Berge zurückgelassen habe. Schichtenaufrichtungen, Brüche und Verwerfungen erkannte er nur als sehr locale Erscheinungen an, veranlaßt durch das Zusammenstürzen unterirdischer Höhlungen, Abrutschungen u. dergl.

Wenn man jetzt die Streitschriften unbefangen liest, die zwischen Voigt und Werner gewechselt wurden, so unterliegt es keinem Zweifel, daß des Erstern Gründe besser waren; aber Werner's persönlicher Einfluß, begründet durch seine außerordentlichen Leistungen, war damals so überwiegend, daß Voigt von der Mehrzahl deutscher Geognosten überhört wurde.

nd seine dem herrschenden Systeme entgegengesetzten Ansichten veranlaßten sogar eine ge-ingere Beachtung seiner übrigen literarischen Arbeiten.

Der Streit zwischen Neptunisten und Vulkanisten ist längst als beendet anzusehen. Man weiß, daß nicht alle Gesteine auf dieselbe Weise entstanden sind. Einige durch Ab-gerung aus Wasser, andere durch Erstarrung aus einem heißflüssigen Zustande; einige urch Umwandlung von Pflanzensubstanz, andere durch die Lebensthätigkeit gewisser Thiere. Man weiß auch, daß die meisten von ihnen einer allmäligen Umwandlung unterworfen aren und jetzt sich nicht mehr in dem Zustande befinden, in dem sie entstanden. Charles ell hat zuerst recht dringend darauf hingewiesen, daß man alle geologischen Vorgänge nd so auch die Bildung und Umbildung der Gesteine am besten an den gegenwärtigen eispielen studiren kann und daß man nicht nöthig hat, seine Zuflucht zu unerweisbaren oraussetzungen zu nehmen, vorweltliche Naturkräfte und Thätigkeitsweisen zu supponiren, e nirgends mehr zu finden sind. Doch davon und von den besondern Bildungsarten der esteine ein andermal, jetzt ein Wort von den neuern geologischen Parteiungen, welche ichsam an die Stelle der frühern Spaltung eingetreten sind, wenn auch nicht mit glei-r, damals oft sehr persönlicher Erbitterung.

Daß eine große Zahl, eine ganze Classe von Gebirgsarten einen lavaartigen Ursprung t, daß dieselben in einem, wahrscheinlich durch Wärme flüssigen Zustande aus dem Erd-nern emporgedrungen sind, unterliegt in den Augen der beobachtenden Geologen keinem eifel mehr. Man nennt alle diese Gesteine Eruptivgesteine, weil sie augenscheinlich in em weichen Zustande von unten zwischen die andern eingepreßt sind. Dahin gehören er den Laven der jetzt thätigen Vulkane z. B. die Basalte, Trachyte, Porphyre, Grün-ne, Syenite und Granite. Diese Gesteine sind zwar alle durch vielerlei Zwischenstufen Uebergänge miteinander verbunden, sie sind aber dennoch zum Theil so verschieden einander, daß es bei der Vergleichung ihrer Natur und der Art ihres Vorkommens leich einleuchten muß, die Art ihrer Bildung könne nicht für alle genau dieselbe sein. Die erschiede müssen ihre Gründe haben, wenn auch der allgemeine Bildungsvorgang für ein analoger war.

Diese Unterschiede haben nun eine Trennung in *vulkanische* und *plutonische* Ge-e veranlaßt. Zu den erstern rechnet man alle als wahre Laven an der Erdoberfläche arrten Gesteine, zu den letztern die in mancher Beziehung von ihnen abweichenden, ganz er Regel auch ältern Eruptivgesteine.

Es ist aus vielen Gründen wahrscheinlich, daß die sogenannten plutonischen Gesteine nicht an der Erdoberfläche, sondern in verschiedenen Tiefen unter derselben gebildet en und daß sie erst durch spätere Zerstörung der sie bedeckenden freigelegt worden sind. men wir an, daß sie alle durch Erstarrung aus einem ursprünglich heißflüssigen Zu-de hervorgingen, so ist es nach darüber gemachten Erfahrungen sehr begreiflich, daß Abkühlung und Erstarrung um so langsamer und zugleich um so krystallinischer er-n mußte, in je größerer Tiefe, unter je höherm Druck sie stattfand. Dieser Umstand mt in der That der wichtigste Grund für die Ungleichheit der verschiedenartigen Eruptiv-ine zu sein, wenn auch hier und da noch mancherlei Nebenursachen kleine Verschieden-n hervorgebracht haben mögen.

Unter dieser Voraussetzung erklärt sich aber zugleich auch die beinahe constante Alters-iedenheit der einzelnen Eruptivgesteinsarten. Basalte, die den jetzigen Laven am mei-gleichen, sind auch allgemein die jüngsten unter den Eruptivgesteinen, die Granite gen, welche am meisten von den Laven abweichen, sind in der Regel die ältesten. Aller rscheinlichkeit nach sind die Basalte in einem höhern Niveau als die Granite erstarrt, scheinlich ganz in der Nähe der Oberfläche, während letztere in sehr tiefen Regionen urden. Zu der Freilegung der Basaltberge, die vielleicht nur mit einer schlackigen

Kruste bedeckt waren, ist darum unter übrigens gleichen Umständen ein viel kürzerer Zeitraum nöthig gewesen als zu der Freilegung der tief im Erdinnern erstarrten Granitmassen. Es ist deshalb sehr natürlich, daß viel seltener eine der neuern Zeit angehörige Granitbildung durch Zerstörung freigelegt worden ist, als eine Basaltbildung. Aehnliches gilt auch für die andern Eruptivgesteine.

Ich erwähnte schon, daß außer dieser Hauptursache der Verschiedenheit auch noch andere Umstände darauf eingewirkt haben dürften; ich kann dieselben hier nicht alle besprechen, einen wahrscheinlichen muß ich aber doch noch besonders erwähnen. Er besteht darin, daß die aus ungleichen Tiefen des Erdinnern abstammenden Massen vielleicht auch ursprünglich nach ihrer chemischen Zusammensetzung etwas verschieden waren. Die in den ältern Zeiten gebildeten Eruptivgesteine müssen aber, der Abkühlungstheorie des Erdkörpers zufolge, allemal aus etwas höhern, der Oberfläche nähern Regionen ausgepreßt worden sein als die später entstandenen. Insofern könnten also auch nach der Zeit des Emporsteigens, nicht blos nach der Tiefe der Erstarrung, gewisse allgemeine Unterschiede zwischen den Gesteinen bestehen, und da man z. B. gar keine Basalte von hohem Alter kennt, weder als anstehende Felsmassen noch als Geschiebe in Conglomeraten, so ist das sehr wahrscheinlich. Immer aber bleibt der Unterschied der Tiefe, verbunden mit der räumlichen Ausdehnung der erstarrten Massen, wol die wichtigste Ursache für die Verschiedenheit der Eruptivgesteine.

Sind diese Ansichten richtig, so folgt daraus zugleich von selbst, daß auch jetzt tief unter den Vulkanen in Zerspaltungen der festen Erdkruste Gesteine durch eine sehr langsame Erstarrung unter großem Druck entstehen, die dadurch eine ganz andere Beschaffenheit erhalten als die ausfließenden Laven, obwol sie wesentlich aus demselben Material zusammengesetzt sind. Sehr wahrscheinlich sind diese gegenwärtigen tiefunterirdischen plutonischen Gesteinsbildungen weit krystallinischer als die Laven, und vielleicht mehr den Graniten ähnlich. Aber es ist keine Hoffnung vorhanden, sie jemals zu beobachten und dadurch Gewißheit über eine solche Vermuthung zu erhalten, da Menschen nicht in jene Tiefen eindringen können, der natürliche Erhebungs- oder oberflächliche Zerstörungsproceß aber, um sie freizulegen, jedenfalls unermeßlicher Zeiträume bedarf.

Statt zweier Götter für die Gesteinsbildung brauchen also die Geologen jetzt drei, und auch diese reichen nicht aus; denn neben den neptunischen, vulkanischen und plutonischen Gesteinen unterscheidet man, wie gesagt, jetzt auch phytogene, zoogene und metamorphische, d. i. Steine, die entstanden durch Umwandlung von Pflanzenabsatz, Steine, die entstanden durch die Lebensthätigkeit gewisser Thiere, und endlich Steine, die durch Umwandlung Das nicht mehr sind, was sie einst in ihrem ersten Entstehen waren.

B. Cotta.

Das menschliche Auge.

Zu den wunderbarsten Organismen unsers Körpers gehört der „Spiegel der Seele". Durch die Brauen, die Lider und die Wimpern wird das Menschenauge vor schädlichen Einflüssen bewahrt. Nur die Vögel in der Luft sind noch besser durch doppelte Lider geschützt, während die Fische im Wasser diese weichen Schirmdecken gänzlich entbehren. Die Thränenorgane reinigen täglich, stündlich das Auge, wie Thränen die Seele reinigen. Als Mauer des Auges tritt die feste weiße Lederhaut auf, die dem Augapfel seine Gestalt gibt und erhält. Ueber dieselbe und deren vordere runde Oeffnung zieht sich die durchsichtige Hornhaut hinweg, die das Fenster des Auges bildet und dem Weißen des Augapfels Spiegelglanz verleiht. Unter der Lederhaut befindet sich die dunkle Aderhaut, die einmal alle Organe des Auges ernährt und verjüngt, uns aber auch befähigt, sehr starke

Lichteinflüsse ohne allzu nachtheilige Folgen zu ertragen. Ein bleichsüchtiges Auge — dessen Aderhaut ein wässeriges, mattgefärbtes Blut enthält —, wie es z. B. bei den Albinos, bei weißen Kaninchen u. s. w. sich findet, ist äußerst lichtscheu. Unterhalb des Hornhautfensters geht die Aderhaut in die Regenbogenhaut über, deren Oeffnung, die Pupille, sich zu erweitern und zu verengern vermag. Blaue, graue, braune Augen (eigentlich Regenbogenhäute) spielen in den Signalements der Liebe eine noch größere Rolle als in denen der Polizei; eine unglaubliche Verschiedenheit in der Färbung dieses Augenschmucks zeigt sich bei den gefiederten Bewohnern der Luft. Die Pupille wird kleiner bei stärkerm, weiter bei schwächerm Lichte: von jenem nimmt sie weniger, von diesem mehr auf: sie ist also ein Lichtregulator für die innern empfindlichen Theile des Sehorgans. Sie wird ferner kleiner für nahe, größer für entfernte Gegenstände; dadurch ist sie unserm Gesicht ein Maßstab für Nähe und Entfernung. Außer dem Menschen haben auch die Nagethiere und die Vögel runde Pupillen; die der Wiederkauer und Walfische sind wagerecht, die der Katzen senkrecht geschlitzt; manche Schlangen haben viereckige Pupillen.

Durch das Hornhautfenster und durch die Pupille tritt das Licht in das Innere des Auges ein und zwar zunächst in den dioptrischen Apparat, welcher aus drei Abtheilungen, der wässerigen Feuchtigkeit, der Krystalllinse und der glasartigen Feuchtigkeit besteht. Kommen die Lichtstrahlen aus der Luft in die wässerige Feuchtigkeit, also aus einem dünnern in ein dichteres Fluidum, so werden sie gebrochen, dergestalt, daß sie sich einander nähern. Noch stärker werden sie gebrochen durch die Krystalllinse, hinter welcher sie in einem Punkte — dem Brennpunkte — sich sammeln und dann divergirend durch den Glaskörper der hintern Wand des Auges zueilen. Der letztere ist elastisch und schützt dadurch den Augapfel vor bleibenden, schädlichen Eindrücken, die von außen ihm zufließen. Bei den Fischen, die der schirmenden Augenlider entbehren, ist der Glaskörper (die glasartige Feuchtigkeit) besonders stark vertreten; dagegen ist ihnen, ihrem Wohnorte gemäß, die wässerige Feuchtigkeit nur in geringer Menge zugetheilt, die bei den Vögeln am reichlichsten vorhanden ist. Die Krystalllinse der Vögel ist äußerst flach, die der Fische und der übrigen Wasserbewohner hat so ziemlich die Kugelgestalt.

Auf der Hinterwand des Auges befindet sich die Nervenhaut. Dieser führt der dioptrische Apparat die Lichteindrücke zu und auf ihr bilden sich die Außendinge und zwar verkehrt ab. Die Nervenhaut steht mit dem Gehirn durch die Sehnerven in Verbindung, dessen schützende Scheide durch eine Fortsetzung der Lederhaut gebildet wird. Nervenhaut und Sehnerv heißt man zusammen den lichtempfindenden Apparat. Wol werden von ihnen die Lichteindrücke zuerst empfunden, aber verarbeitet und zur Reife gebracht werden sie doch erst im Gehirn. Dort muß sich das verkehrte Bild zurechtrücken, dort müssen sich eine Menge kleiner Bilder von Theilchen und Einzelheiten in eine Gesammtvorstellung vereinigen, dort erhebt sich über die immer wechselnde Sinnenempfindung die Stetigkeit des Bewußtseins. Der Uebertritt in die Region des Geistes ist beim Sehen so geheimnißvoll wie bei allen andern Sinnenverrichtungen.

Noch müssen wir des katoptrischen Apparats gedenken, der ebenfalls auf der Hinterwand des Auges liegt. Derselbe besteht aus sehr glänzenden Körperchen, die durch die dahinterliegende dunkle Aderhaut zu Spiegeln werden und alle Licht- und Bildeindrücke, welche die Nervenhaut empfängt, verdoppeln und verdreifachen. Das erleichtert natürlich und sichert unser Sehen.

Die Krankheiten des Auges betreffen entweder den dioptrischen oder den lichtempfindenden Apparat. Die Uebel des erstern werden mit dem Namen Kurzsichtigkeit und Fernsichtigkeit bezeichnet. Wenn das Hornhautfenster durch eine übergroße Quantität von wässeriger Feuchtigkeit allzusehr gewölbt wird, wenn die Krystalllinse der Kugelgestalt sich nähert, dann werden die Lichtstrahlen zu sehr gebrochen; das Bild, das auf der Ner-

venhaut entstehen soll, entflieht vor derselben. Dies ist der Zustand der Kurzsichtigkeit. Vermindert sich dagegen die wässerige Feuchtigkeit über die maßen, wird das Hornhautfenster und die Krystallinse allzu flach, so werden die Lichtstrahlen zu wenig gebrochen; das gewünschte Bild entsteht nicht auf der Nervenhaut, sondern würde erst hinter derselben zu Stande kommen. Dies ist das Wesen der Fernsichtigkeit. Das erste Uebel ist bei jungen, das zweite bei alten Leuten häufig zu finden. Außerdem wirken hier die Lebensweise und der Beruf. Gelehrte werden leicht kurzsichtig, während z. B. Jäger oft fernsichtig sind. Gegen jene Abnormität bedient man sich der concaven oder zerstreuenden, gegen diese der convexen oder sammelnden Augengläser. Werden durch diese Kunstmittel Ungehörigkeiten in der Natur des Auges besiegt, so rächt sich die letztere unfehlbar, indem der Gebrauch der Brillen ohne Ausnahme die Augennerven allmälig abschwächt. Der Glaube an „Conservationsbrillen" ist ein Aberglaube.

Die Nerven des lichtempfindenden Apparats sind entweder allein oder wenigstens zum Theil bei allen Augenübeln betroffen. Ihre Schwächung erzeugt sich durch allzu starkes Licht sowie durch Anstrengung in schwachem Lichte; ferner durch Verletzung des Augapfels, durch Zugluft und andere directe, schädliche Einflusse von außen. Oefter aber noch hängt ihre Lähmung mit Störungen unsers gesammten Nervenorganismus zusammen. Der rühmlichst bekannte Augenarzt Dr. Wenzler in Dresden hat in einem kleinen, aber gehaltvollen Schriftchen „Augendiätetik" (Dresden, Adler und Dietze) beherzigenswerthe Rathschläge niedergelegt zur Erziehung des Auges, zu seiner Wahrung und Hütung im gesunden sowie zu seiner Heilung und Neukräftigung im geschwächten Zustande. Viele Unarten und Misbräuche unserer Lebensweise, die dem kostbaren Gesichtssinn schaden, sind in diesem Buche auf das entschiedenste getadelt. Wie oft lassen wir des Abends beim Schreiben das Licht seitwärts auf das Papier fallen, wodurch die eine Pupille sich zusammenzieht, während die andere sich erweitert, was schließlich ein Doppelsehen hervorbringt! Die Unsitte, in der Dämmerung oder Bücher mit Perlschrift zu lesen, ist schon so häufig gerügt worden, aber immer bestehen sie noch und namentlich breitet sich die letztere mehr und mehr aus. Wie viele Damen tragen rothe Schleier, weiße und rothe Sonnenschirme; Beides macht das Auge unfähig, die Farben zu unterscheiden, zaubert ihm vielmehr ein Gewirr trügerischer Farben vor. Sonnenschirm und Schleier sollen dunkelblau oder dunkelgrau sein. Blau, grün, hellgrau sei der Anstrich der Wände in unsern Wohnungen. Energisch protestirt unser Augenarzt gegen die zweckwidrige Kopftracht der Männer und Frauen. Die jüngste Damenhutmode namentlich, die den Hut zu einer bloßen Haube oder zu einem halbherabfallenden Haarputz macht, ist der Bestimmung desselben, das Auge gegen zu starke Lichteindrücke zu schirmen, ganz uneingedenk. Hoffentlich ordnet die nächste Mode Hüte mit breiten Rändern an und benutzt ihre dictatorische Gewalt, die sie so oft misbraucht hat, einmal in vernünftiger Weise.

(Demnächst: Ueber das menschliche Ohr.)

Dichtende Königinnen.

Die beiden feindlichen Königinnen, deren Widerstreit Schiller tragisch verherrlicht hat — Maria Stuart von Schottland und Elisabeth von England — Beide waren Dichterinnen und haben die Wandlungen ihres Schicksals und Gemüths mit poetischen Bekenntnissen begleitet.

Maria Stuart, ganz Stimmung, ganz Laune, immer gewohnt im Augenblicke sich auszuleben, war vorzugsweise zur Lyrik berufen. Dazu kam eine feine geistige Bildung, die sich gern selbst bespiegelt. Sie dichtete in wohllautenden Versen, in französischer, schot-

tiſcher, italieniſcher, ja ſogar in lateiniſcher Sprache und was ſie gab, war immer von ſinniger, geiſtiger Grazie. Ihren Abſchied vom fröhlichen Frankenlande, den Béranger (es iſt merkwürdig, daß die Dichter der Freiheit, Schiller und Béranger, ſich für die regelloſe Heldin der Stabilität weit mehr intereſſiren als für Eliſabeth, die ſtrenge Wahrerin des Rechts und neuzeitiger Bildung) in breiten, wenn auch glänzenden Strophen beſingt, beklagt ſie ſelbſt in einem kleinen Liede, das ſie, wie ein wehmüthiges Kußhändchen, vom Bette nach dem gelie..n Strande hinüberwirft: doch tröſtet ſie ſich, denn das Bett

...ſo trägt die Hälfte nur von mir:
Ein Theil für immer bleibet dein,
Mein fröhlich Land, der ſage dir,
Des andern eingedenk zu ſein!

Wol blieb ihre Seele immer in Frankreich und ſehnſüchtig verlangte ſie zurück nach dem heitern Lande ihrer Jugend; weder die dunkeln kalten Berge ihres Reichs, noch ihres Volkes ernſte, ja düſtere Stirnen gefielen ihr, nach dem Süden wollte ſie, wo man unbefangen ſich freuen und nur den Moment, aber auch dieſen ganz und voll ſein nennen durfte. Schmeichelnde verlockende Lieder ſang ihr „der Sänger Rizzio" ins Ohr:

.... Soll denn der rauhe Nordwind hier
Dir rauben deine Pracht?
Mein Lieb' ſolch Leos und zieh' dahin, Maria!
Du meiner Seele Königin!

Es war das letzte, das er ſang, ein Lied, das mit Goethe's „Mignonlied" einige Aehnlichkeit hat. Der Dolch des Mörders traf ihn vor den Augen der Geliebten und dieſe ergießt in einem rührenden Gedichte: „Die Klage", ihre Trauergefühle um den Verlorenen:

...Lenk' ich zu Himmelsauen
Die Blicke thränenſchwer,
Dann aus den Wolken ſchauen
Die ſüßen Augen her,
Wie aus dem Grabe ſchauen
Sie aus der Flut, der blauen....

Schlimme Nachethat ward von der Schwerbeleidigten geübt und ſchlimme Rache traf ſie ſelbſt: die Verjagung vom Throne und das engliſche Gefängniß. Wir haben ein lateiniſches Gebet von ihr, das ſie im Kerker ſchrieb, ferner ein italieniſches Sonett, das ſie — zwiſchen Hoffen und Bangen — an die Königin Eliſabeth ſandte. Aber weder der Herr des Himmels, noch die irdiſche Herrin helfen ihr und nichts bleibt ihr übrig, als ſich zum Tode zu faſſen. Mit Ergebung ſchließt das franzöſiſche Abſchiedsſonett an ihre Freunde:

Und weil ich ſchwer geſtrafet ward hienieden,
Erfleht mir meinen Theil am ew'gen Frieden!

Eliſabeth dagegen, die jungfräuliche Königin mit der rothen Perücke, lebte nie im Moment, ſie war nie ganz in Einer Stimmung. Ein Charakter, verknüpfte ſie alles Einzelne mit dem umfaſſenden Plane ihres Lebens. Das Schickſal zeigte ihr anfangs ein düſteres, ſpäter — trotz aller königlichen Erfolge — immerhin ein ernſtes Antlitz: das ſah und fühlt ihre Willenskraft. Die Tage der Jugend muß ſie in enger Haft verbringen; da richtet ſie eine männlich-ſcharfe Anklage an das harte ungerechte Geſchick, das nur Widerſprüche ſpinnt, hofft aber auf Rettung und Rache:

Und doch wird ihre Mißgunſt nichts gewinnen,
So Gott den Feinden ſchickt, was ſie für mich erſinnen!

Ihre Hoffnung erfüllt ſich. Ein gewaltiger Wirkungstrieb wird dem jugendlichen, kraftſtrotzigen Geiſte geöffnet. Aber das Frauenherz, von Staatsactionen oft bedrückt und müde, miſcht zuweilen in ſtillern Stunden ſeine ſehnſüchtigen Klagen in die Herrſcherlaune. Wie könnte dieſer Zwieſpalt treffender dargeſtellt werden als in den Verſen:

Ich gräme mich und muß den Gram verschweigen;
Ich liebe — Haß zu heucheln, zwingt es mich;
Ich bin ein Kind — und muß mich weise zeigen;
Ich scheine stumm, doch plaudr' ich innerlich;
Ich bin, — bin nicht; kalt, — fühl' ich heißen Brand.

Allein über alle diese innern Herzenskämpfe ringt sich der Wille zu markigen Entschlüssen und Unternehmungen empor; mit Recht durfte die jungfräuliche Königin zur Devise ihres Lebens die stolzen Worte erwählen:

Denk' nicht, das Schicksal kann den Sieg erringen,
Wo starker Muth es kann zum Dienen zwingen!

Maria's Gedichte sind lyrisch; eine leise liebliche Musik umklingt sie. Elisabeth's praktische Bekenntnisse erscheinen dagegen wie dramatische Monologe. Jedenfalls beweisen Beide, wie richtig und naturtreu, bei aller Idealität, unser Schiller die zwei königlichen Frauen gestaltet hat, wie denn überhaupt die Personen in „Maria Stuart" die alte Anklage der Romantiker am entschiedensten zurückweisen dürften, Schiller hätte nicht zu charakterisiren verstanden.

Wer die angedeuteten königlichen Lieder vollständig kennen lernen will, den verweisen wir auf die empfehlenswerthe Sammlung englisch schottischer Poesieen: „Rose und Distel", von Gisbert Freiherrn von Vincke (Dessau, Katz). In ausgezeichneten Uebertragungen enthält sie Klänge aus Englands Geschichte, anmuthige Träumereien aus der Feenmythologie, endlich auch Proben aus der bekannten Lovely-Goldschnittpoesie von Thomas Moore und Genossen, die einmal Mode geworden ist und es noch eine zeitlang bleiben wird, bis sich das Unvermögen dieser sozusagen geschlechtslosen Poesie in Dingen offenbart, wo der Geschmack plötzlich erschrecken wird, wie es möglich war, solchen Poeten — wir sprechen von den deutschen Nachahmern der englischen Albumspoesie — sich so lange bewundernd hinzugeben. Die Unreife z. B. der „Sieglinde", von O. von Redwitz, muß Jeden stutzig machen, der sich von „Amaranth" gefesselt fühlen konnte. Doch dies beiseit. Die historischen und charakteristischen Bestandtheile in der Sammlung des Herrn von Vincke verdienen jede Empfehlung. G. L.

Eine Woche in Berlin.

Vom Herausgeber.

I.

Berlin wächst an Straßen, mehrt sich an Menschen, aber man kann des Abends um neun Uhr doch im Anhaltischen Bahnhofe ankommen und wird, mit einer Droschke von der Wilhelmsstraße zu den Linden fahrend, glauben, in Herculanum und Pompeji zu sein: denn selbst die große Friedrichsstraße gleicht dann schon einer verlängerten Gräberstraße. Auf fünf von der Eisenbahn herwackelnde Droschken zwei Menschen zu Fuß, einer auf dem Trottoir rechts, einer auf dem Trottoir links. Doch es ist eigen mit der Stille einer großen Stadt. Am Gendarmenmarkt feierliche Ruhe und in dem so gespenstisch einsam daliegenden Schauspielhause stürmte vielleicht eben ein vielhundertstimmiges Da capo. In seinem Concertsaale sang wenigstens Jenny Goldschmidt-Lind.

Wenn man nicht in der Lage ist, seine Ankunft in Berlin vermittels telegraphischer Depesche irgend einem Hôtelier unter den Linden anzeigen und sich eine Suite Zimmer im ersten Stock zweckmäßig vorrichten zu lassen, so wird man in der Hauptstadt der Intelligenz immer einige Mühe haben, sich in seinem Absteigequartier mit dem Wahlspruche auszusöhnen: Ländlich, sittlich. Die Rechnungen der Hôtels bleiben gewiß hinter den Fortschritten der Zeit nicht zurück, aber die Aermlichkeit der Zimmerausstattungen, das Ge-

präge der auf allen möglichen Auctionen zusammengekauften Möblirung und die scheinbare Halbelegung gewisser, durch übermäßige Ausnutzung halbverwitterter Verzierungen, z. B. des unvermeidlichen Wachstuchs auf den Fußböden, stellt immer wieder die Aermlichkeit des berliner Comforts heraus, von den Betten, ihrer Enge, ihren centnerschweren Federpfühlen nicht zu reden. Von Doppelfenstern ist in der lichtliebenden Stadt wenig die Rede. Man erkennt auf diesem Gebiete immer wieder in Berlin seine alten Pappenheimer und läßt sich an ihnen genügen, wenn nur dafür die Ausbeute an geistiger Anregung desto belohnender zu werden verspricht.

Regen und Schnee, Sturm und Kälte lassen die großen Schmutzflächen der berliner Plätze und Straßen doppelt schauerlich erscheinen. Unabsehbar sind diese Wasserspiegel. Unter den Linden fegen die Straßenkehrer eine ganz eigenthümliche breiige Masse zusammen, ein fünftes Element, das bekanntlich auch nur in oder doch bei Berlin die Erfindung einer gewissen Plastik aus Straßenkoth möglich gemacht hat. Ob sich nicht auch aus der flüssigen und kaltgewordenen Lava, die von Kranzler bis zum Victoriahôtel stündlich zusammengekehrt wird, wie aus Chausséestaub eine Terra cotta für Eichler's plastisches Cabinet bilden ließe? An Ordnung in der Handhabung der das Eis, den Schnee und den Schmutz betreffenden polizeilichen Vorschriften fehlt es nicht. An jeder Straßenecke der belebten Gegenden steht ein Constabler, der nach dem Charakter der preußischen Monarchie, als einer vorzugsweise spartanischen, auch nur im Helme des Kriegers für den öffentlichen Frieden sorgt. Man hätte aber die Neuerung des Helms nicht zu weit sollen um sich greifen lassen. Von der Ehre, ihn tragen zu dürfen, hat man jetzt die Droschkenkutscher glücklicherweise wieder ausgeschlossen.

Eine in die Augen springende Verschönerung der Stadt, die sie seit einigen Jahren gewonnen, sind die nun endlich fertiggewordenen Standbilder auf den großen Granitwürfeln der Schloßbrücke. Wol über zwanzig Jahre schon standen diese blanken Quadersteine und harrten ihrer künftigen Bestimmung. Was hatte man nicht anfangs auf ihnen einst zu erblicken gehofft? Heilige und Propheten, Panther und Löwen, berühmte Divisionsgenerale und bewährte wachsame Residenz Commandanten. Jetzt ist „Das Leben des Kriegers" daraus geworden in griechischer Auffassung. Ob die vielen Klagen über allzu große Natürlichkeit dieser Gruppen einen Grund haben, läßt sich noch nicht recht von dem heutigen Wanderer beurtheilen. Das Schneegestöber verdeckt alle Aussicht, der durch die einfache Trottoirreihe ohnehin beengte Fußboden ist zu naß, um irgendwo bequem nach dem ionischen Himmel aufblicken zu können, der sich über diesen weißen Marmorgruppen ausspannen sollte. Die armen Krieger, wie es scheint gewöhnt an die Ebenen von Griechenland, wo sie als Ringkämpfer bei den Nemeischen Spielen den Preis gewannen, haben heute dicke Epaulettes von Schnee auf ihren Achseln liegen. Man darf mit ihnen einiges Mitleid haben, man darf annehmen, daß sie frieren; denn zu ersichtlich sind sie nach Modellen der schönsten Grenadiere vom ersten Garderegiment gemeißelt; zu ersichtlich ist ihre Nacktheit keine gewohnte, sondern nur ein zufälliges Ausgezogensein bei einem gutgeheizten berliner Atelierofen; zu ersichtlich ist ihre nur auf die allgemeine Militärpflicht, die ein- und dreijährige Dienstzeit, die Manoeuvrezeit und ein mobilisirtes Ausrücken nebst endlicher Erlangenschaft eines ehrenvollen Ordens oder einer Anstellung gehende Allegorie. Die übergroßen Flügel der Victorien sind schon für die Harmlosigkeit einer Beziehung auf Griechenland zu verdächtig. Man hat diese Flügel der Victorien hier in neuerer Zeit schon zu Kerotyp neupreußisch, d. h. als Cherubimsschmuck, ausgebildet: es sind dieselben christlichen Victorien, die auf Wach'schen Bildern das Grab des Heilands hüten, die den Eingang in die Kuppeldachkapelle des Schlosses bewachen und auch sonst schon in die gewöhnlichen Verzierungen der Stadt übergegangen sind, selbst bei gewerblichen Zwecken. Diese mehr christlichen als antiken Cherubim wecken in der Bekränzung der Krieger immer nur die Vorstel-

lung eines seine Pflicht erfüllenden modernen jungen Landesvertheidigers und darum scheint das berliner Mitleid um die exstirpirenden jungen Conscriptionspflichtigen und der mehrfach geäußerte Wunsch, ihnen warmhaltende Mäntel und Beinkleider zu schenken, nicht ganz unmotivirt. Nur über die allzu natürliche Wiedergabe der Natur hat man sich mit Unrecht beklagt. Die jungen Grenadiere stehen so hoch, die Granitwürfel haben erst noch einen so ansehnlichen Ueberbau erhalten, daß eine junge Dame schon sehr neugierig sein muß, wenn sie, aus einer Predigt im Dom kommend, an dem modernen Griechenthum auf der Schloßbrücke ein Aergerniß nehmen will.

Wie praktisch sich unsere Zeit zum alten Griechenthum und sogar zu dem sonst so beliebten unverfälschten Mittelalter bewährt, zeigt die erste, wirklich zweckmäßig verbesserte gothische Kirche, die man hier kürzlich eröffnet hat. Die unglückliche, so oft vom Feuer zerstörte Petrikirche hat in ihrem Neubau mit dem Feuer einen andern Vertrag geschlossen; sie wird geheizt. Der geschickte Baumeister Dieckhoff brachte in die versteinerte Palmenwelt der christlichen Architektur eine Versöhnung mit dem nordischen Klima, die unsere Erwin von Steinbach vergessen hatten. Kirchen, für das Bedürfniß Italiens und Spaniens erbaut, hatte man Jahrhunderte lang auf deutschem Boden nachgeahmt zum Kummer aller Christen, die auch im Winter fromm sein wollen. Manchem Christabend von zwanzig Grad Réaumur unter Null mußte, um die andächtige Phantasie in eine Sternennacht von Palästina zu versetzen, der Kohlentopf nachhelfen. Jetzt aber ist in eine schnell emporgewachsene schöne gothische Kirche vom ehrwürdigsten augsburger und nürnberger Aussehen ein heißer Fußboden von Ziegelsteinen mit einer Art von Dampfheizung (Röhren sind vom unterirdischen Kessel in tausendfacher Zahl durch das ganze Gewölbe verbreitet) gekommen und schon beeifern sich andere Kirchen, deren Geistliche auch im Winter Zuhörer haben wollen, die Gothik mit der amerikanischen Nützlichkeitstheorie zu verbinden. Der Architekt Dieckhoff soll jetzt schon einer Menge Kirchen warme Fußböden legen, eine zu beachtende Neuerung, die vielleicht auf die gesunde Vernunft nicht ohne vortheilhaften Einfluß ist. Denn kalte Füße treiben bekanntlich das Blut empor und erzeugen nicht selten Ansichten, die ein behaglicheres Gleichgewicht der Körperfunctionen berichtigen kann.

Die Zunahme Berlins an Straßen, Häusern, Menschen, industriellen Unternehmungen aller Art ist außerordentlich. Auf Stellen, wo ich mich entsinne, mit Gespielen im Grase gelegen und an einer Drachenschnur gebändelt zu haben, sitzt man jetzt mit irgend einer Dame des Hauses, trinkt Thee und unterhält sich über eine wissenschaftliche Vorlesung aus der Singakademie. Wo sonst die blaue Kornblume im Felde blühte, stehen jetzt großmächtige Häuser mit himmelhohen geschwärzten Schornsteinen. Die Fabrik- und Gewerbsthätigkeit Berlins ist unglaublich. Bewunderung erregt es z. B., einen von der Natur und vom Glück begünstigten Kopf, den Maschinenbauer Borsig, eine imponirende, behäbige Gestalt, in seinem runden Quäkerhut in einer kleinen Droschke hin und her fahren zu sehen, um seine drei großen, an entgegengesetzten Enden der Stadt liegenden Etablissements zu gleicher Zeit zu regieren. Borsig beschäftigt 3000 Menschen in drei verschiedenen Anstalten, von denen das große Eisenwalzwerk bei Moabit eine Riesenwerkstatt des Vulcan zu sein scheint. Es kommen dort Walzen von 120 Pferdekraft vor. Borsig baut gegenwärtig an der fünfhundertsten Locomotive. Man berechnet ein Capital von sechs Millionen Thalern, das allein durch Borsig's Locomotivenbau in Umsatz gekommen ist. Es macht dem reichen Manne Ehre, daß er sich von den glücklichen Erfolgen seiner Unternehmungen auch zu derjenigen Förderung der Kunst gedrungen gefühlt hat, die im Geschmacke Berlins liegt und dem Könige in seinen artistischen Unternehmungen secundirt. Er hat sich eine prächtige Villa gebaut und pflegt einen Kunstgarten, der schon ganz Berlin einladen konnte, die Victoria regia in ihm blühen zu sehen.

Für gewisse industrielle Specialitäten gibt es in Berlin Betriebsformen, die wenig-

ſtens auf dem Continente ihres Gleichen ſuchen. Vor dem Schleſiſchen Thore liegen die Kupferwerke von Heckmann. Hier werden jene rieſigen Vacuumpfannen geſchmiedet, die man in den Rübenzuckerfabriken nöthig hat, hier werden die Kupferdrähte für die elektriſchen Telegraphen gezogen. Heckmann bezieht ſein Material direct aus England, Schweden und vorzugsweiſe Rußland. Ebenſo großartig iſt Ravené's Handel mit Schmiedeeiſen, Blei, Meſſing, Zinn und allen metalliſchen Rohproducten. Es charakteriſirt den berliner Großkaufmann, der ſeine urſprünglichen naiv-bürgerlichen Triebe nicht laſſen kann, daß Ravené in einem Anfall guter Laune ſämmtliche verkäufliche Weine in Bordeaux aufkaufte und ſich das Privatvergnügen machte, das Modell einer großartigen, aber ſoliden Weinhandlung aufzuſtellen, an der es ihm in Berlin ſehr nöthig ſchien. Goldſchmidt und Dannenberger haben Kattunfabriken im Gange, die Tauſende von Menſchen, die Bevölkerung kleiner Stadtbezirke, beſchäftigen, überdies ein pauperiſtiſches Element enthalten, das eine umſichtige Behandlung erfordert.

Suchen wir nun in einigen weitern Artikeln die Eindrücke eines kurzen Carnevalbeſuchs in Berlin ausführlicher feſtzuhalten.

(Der zweite Artikel in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Die Lage der Juden.

Sachſen-Meiningen war der einzige deutſche Staat, der 1848 nicht die vollſtändige Emancipation der Juden ausſprach. Vielleicht leben in Sachſen-Meiningen nicht ſo viel Juden, daß man um ihre Freiheit und bürgerliche Gleichſtellung viel Aufhebens machen wollte oder ſie genoſſen ſchon alle die Vorrechte, die in andern Staaten ihnen erſt gewährt wurden.

Seitdem iſt es aber mit der Emancipation ſehr zurückgegangen. Das einzige Oeſtreich hat die verbeſſerte politiſche Situation der Juden ziemlich auf dem alten Stand von 1848 gelaſſen; auf Univerſitäten und im Heere findet man hochgeſtellte Oeſtreicher moſaiſchen Glaubens. Etwas erhaben ſtilliſirt, aber gut angedeutet iſt darüber die Meinung des Rabbiners Prager in Klein's „Juriſchem Volkskalender" zu leſen:

„Wenn der Wind von oben herab günſtig weht, dann wird die Fortbewegung eine ungehinderte, die Nebel theilen ſich und der Himmel klärt ſich auf. Das Beiſpiel der Großen, Mächtigen und Gelehrten findet Nachahmung bei der Maſſe des Volks, und nur unter ſolchen Auſpicien kann die Stellung der Juden ſich mildern; nur das Sonnenlicht, das von der höchſten Höhe herabfällt, vermag das Eis, das ſich früher in den Herzen unſerer chriſtlichen Mitbürger gegen uns aufgethürmt hatte, zu ſchmelzen."

„Das von der höchſten Höhe herabfallende Sonnenlicht ſcheint auf die Stellung der hohen Finance und den angenehmen Einfluß zu gehen, den die vornehmen Juden in Wien und Prag auf die geſelligen und wol auch äſthetiſchen Beſtrebungen Oeſtreichs ausüben. Auch in Baiern iſt es mit der Stellung der Juden zum Staate nicht zu übel beſchaffen. Zwar iſt ihre förmliche und geſetzliche Gleichſtellung nicht ausgeſprochen, aber ſie ſind nicht nur von läſtigen polizeilichen Ausnahmebeſtimmungen befreit, ſondern befinden ſich auch factiſch im Beſitz des Rechts der Volksvertretung. Schlimmer hat ſich die Lage der Juden in Preußen geſtaltet. Zwei Jahre lang genoſſen ſie die ſchnell gezeitigten Märzfrüchte der vollen Gleichberechtigung neben ihren chriſtlichen Landsleuten, dann ward ihnen der Zutritt zu Staats- und Gemeindeämtern ſowie zur Volksvertretung wieder entzogen. Die „hoch herabfallenden Sonnenſtrahlen" fehlen in Berlin zwar auch nicht, die intelligenteſten Kreiſe, Alexander von Humboldt an der Spitze, reclamiren die gemeinſamen Menſchenrechte, aber ſo lange in Preußen die Theorie vom „chriſtlichen Staate" regiert, iſt die Emancipation dort mehr gefährdet als irgendwo. Doctrinärer Haß iſt immer liebloſer als das Vorurtheil des Volks. In Kurheſſen hat man den Juden die Rechte genommen, die ihnen ſchon ſeit dem Jahre 1813 verbrieft waren; man hat die auch infolge der innigen Beziehung der Rothſchilds zur heſſiſchen Dynaſtie vollſtändig Emancipirten auf ein bloßes Geduldetſein zurückgeführt. In Baden ſind die Juden von Allers her bedrückt; die Ueberſtürzung der letztern Ereigniſſe vergönnte ihnen nicht einmal eine kurze Friſt, um frei zu werden, ihre ſtaatsbürgerliche Hebung durch die Revolution verharrte in papierener Exiſtenz

Die Regierung von Mecklenburg-Schwerin hat ihren jüdischen Unterthanen in letzter Zeit alle Freiheit sogar in der Regelung ihres Cultus genommen; das Seligergovernment der israelitischen Gemeinden hat aufgehört, das christliche Ministerium setzt die Rabbinen und den Oberrath der Landessynagogen ein. Besser befinden sich die Juden in manchen kleinern deutschen Staaten, z. B. im Großherzogthum Hessen und in Nassau. In Sachsen, Württemberg und Hannover scheint ihre Gleichberechtigung durch die Aussicht auf mancherlei bevorstehende Beschränkungsgesetze leider auch in Frage gestellt.

Wir kennen die volle Emancipation der Israeliten in zwei Ländern von ziemlich entgegengesetzter Beschaffenheit. Einmal in Amerika. Dort besteht bekanntlich eine Gleichheit aller Religionen und Confessionen ohne Ausnahme, gegenüber dem Staate, gegenüber den Rechten und Pflichten, die von ihm geboten werden; die Religiosität und die Frommigkeit in jedem Glaubensbekenntniß bestehen bekanntlich so gut dabei, daß sogar die schreckliche Mormonenlehre dort ganz feierlich und mit einer gewissen Ehrwürdigkeit ausgeübt wird. Dann besteht in Frankreich, wo man dem Princip der Staatsallmacht — namentlich seit der bonapartistischen Restauration — fast ebenso huldigt wie in Rußland, die völlige Gleichberechtigung der Juden, und Niemand denkt auch nur im entferntesten daran, sie zu beschränken. Daß sich in Deutschland, das zwischen amerikanischer Pflege der Privatexistenz und französischer Staatsallmacht die glücklich gepriesene Mitte hält, die Lage der Juden nicht ändert, liegt in unserer eigenen Zerrissenheit, die uns auf eine in vielen Dingen nützliche, in andern schädliche Pflege der Vereinzelung verweist. Weil wir den Blick für das Allgemeine nicht haben, kein großes Staatsganzes, dem gegenüber das Einzelleben verschwindet, so hält man sich bei uns an die Pflege und Erörterung des Nächsten. Da kommt man denn über die äußere Erscheinung des Judenthums, seinen Cultus, seine Gebräuche, seine Lebensarten, seine Stellung zum Volke, etwa in Gestalt des Wuchers, nicht hinweg, und wo man erst angefangen hat, über die Theorie der Gleichstellung zu streiten, wo man eine Menge von wahren oder halbwahren Sätzen aus dem Gebiete des Natur- und Sittenrechts nöthig hat, um die Ansprüche der Juden zu unterstützen, da kann der Gegenstand sich nur verwickeln. Ist nicht selbst die „Humanität" ein Begriff geworden, den eine gewisse Philosophie in näherer Betrachtung jetzt für veraltet erklärt hat!

Die Naturseligen.

Ein neuerer Naturforscher, Max Perty in der Schweiz, bezeichnet die Ueberschwänglichkeit mehrischer Naturauffassungen sehr wahr mit folgender Bemerkung:

„Die Natur kann nicht erkannt werden ohne den Begriff des Gegensatzes von Natur und Geist, die zwar in der Wurzel verbunden sind, doch in Entwickelung und Ziel auseinandergehen. Denen, welche den Geist, sein Können und Sollen, nicht kennen, verschwimmt Alles im bloßen Naturleben und geht Alles im Diesseits auf; diese Naturseligen kommen in ihrer Beschränktheit nur bis zur Schale der Dinge und wundern sich, wie man hinter dieser noch etwas Anderes vermuthen kann. Die aufrichtigste Bewunderung der Schönheiten der Naturwelt und die exacteste Erforschung ihrer Gesetze vertragen sich gar wohl mit dem Vorsatz, die Natur für nicht mehr zu nehmen, als sie wirklich ist: für jene Region des universellen Systems, in welcher der Geist zum Bewußtsein und zur Erkenntniß gelangen soll."

Die geographische Vertheilung der Industrie.

Ein sehr beachtenswerthes Unternehmen ist der von dem rühmlichst bekannten nationalökonomischen Schriftsteller Dr. Stolle in Berlin herausgegebene „Industrie-Atlas", ein ganz eigenthümliches Kartenwerk, in welchem man sich die schnellste Uebersicht der verschiedenen höhern Industriezweige nach ihrer Ausdehnung sowol auf der ganzen Erde, wie namentlich in Europa und Deutschland verschaffen kann. Auf einigen sondern Karten liegt z. B. die Vergleichung der sämmtlichen in Europa befindlichen Colonial- und Rüben-Zuckerfabriken vor. Man erstaunt über das ungeheure Uebergewicht der letztern über die erstern. Auf zehn Rüben-Zuckerfabriken kommt höchstens eine Colonial-Zuckerfabrik. In ähnlicher Art wird Dr. Stolle (jede Karte kostet 1 Thlr. 10 Sgr.) auch die geographische Uebersicht der Eisenindustrie und der Metallgewinnung überhaupt darstellen. Ebenso die Industrie der Webstoffe, Baumwollenindustrie, der forst- und landwirthschaftlichen Producte, der Weinproduction, der Colonialwaaren, Papierfabrikation u. s. w. Für Nationalökonomen von Fach und für Staatsmänner dürfte dieser Atlas unentbehrlich sein.

Eines schickt sich nicht für Alle.

Die gefährlichsten Feinde der weiblichen Grazie sind die sogenannten „selbständigen Ansichten".

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 26. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Elisabeth Tarakanow.

Historisch.

Viel schöne Männer besaßen die Gunst Elisabeth's, der Kaiserin von Rußland, keiner so lange als der arme Iwan Schuwalow. Obgleich von altadeligem Geschlechte, waren seine Aeltern doch nur wenig begütert, noch weniger angesehen, und Iwan selbst besaß keinen Vorzug, der ihn aus der Dunkelheit seiner Stellung hätte emporheben können, wäre nicht ein schöner Wuchs und ein männlich bedeutendes Gesicht seines Schicksals beste Mitgift gewesen. Damit kam er an den Hof und erhielt durch seinen Verwandten, den Generalleutnant Peter Iwanowitsch Schuwalow, eine Stelle unter den kaiserlichen Pagen. Er blieb es nicht lange, denn die Kaiserin hatte ein zu gutes Auge für die Schönheit ihrer Umgebung; bald ging sie an Iwan's Arm in ihren Gärten spazieren; wenn sie ausritt, war er an ihrer Seite, auf seiner Brust trug er den weißen Adlerorden und den des Alexander Newsky; bekannte Tage und Feste, die an jenem Hofe verlebt wurden, wo Elisabeth im kostbaren Kleide, juwelenbesäet, oft den Champagner über die Tafel goß. Iwan hatte nur schlichten Verstand, ein ehrliches Herz, die Hofintriguen blieben ihm meistens fremd, und als die Kaiserin ihm vor ihrem Tode den Schlüssel zu einer Schatulle gab und sagte, was darinnen, solle er als ihr letztes Geschenk betrachten, überlieferte er den Schlüssel ihrem Nachfolger Peter III. Seit dem Jahre 1751 bis zu Elisabeth's Hintritt war er ihr erklärter Liebling; eine Tochter, welche Elisabeth gebar, machte ihr Verhältniß noch inniger. Oeffentlich galt dies Mädchen als das Kind einer italienischen Kammerfrau; man gab ihm den Namen Elisabeth Tarakanow.

Aus welchen Gründen Elisabeth Tarakanow in erster Jugend nach Rom geschickt wurde, finde ich nirgends angegeben. Dort wuchs Elisabeth heran, lebte in großem Wohlstande, so lange die Kaiserin lebte, wurde mit Sorgfalt gebildet und vielleicht von ihrer Pflegemutter mit den goldenen Hoffnungen einstigen Glücks genährt. Die Hoffnungen freilich verschwanden jählings, als die Kaiserin starb, Peter III. unter den Händen der Orlow das Leben ließ und eine herrschsüchtige, unversöhnliche Frau, Katharina II., den russischen Thron bestieg. Alle Unterstützungen aus Petersburg hörten auf, die arme Verlassene in Rom ernährte sich von dem Verkaufe der Juwelen und Schmucksachen, die sie besaß; sonst

lag ein tiefes Dunkel über ihr Dasein, sodaß am Hofe von Petersburg lange Jahre hindurch Niemand ein Wort von Elisabeth Tarakanow sprach. Sie war verschollen, selbst für ihren Vater, der ein getreuer Anhänger Katharina's geworden und an jenem gefährlichen Abend vor der Thronbesteigung sie nach Kraßnaja Kabak zu Pferde begleitet hatte, einem Wirthshause auf dem Wege nach Peterhof, wo die Kaiserin übernachtete.

In jenen Tagen 1765 begannen die polnischen Unruhen, und einer der gegen Rußland verbündeten Großleute, Fürst Radziwill, erfuhr, daß in Rom fern von aller Welt eine Tochter der Elisabeth lebe. Wunderliche Gedanken bemächtigten sich seiner leidenschaftlichen, ritterlichen Seele. In den Wäldern Lithauens, bei wilden Wolfsjagden und noch wildern Gelagen groß geworden, hatte er für politische Verhältnisse keinen Sinn; er, wie seine ganze Nation verkannte die Weltlage und in den Abenteuerlichkeiten, worin sie sich gefielen, gingen sie Beide zu Grunde. Voll Begeisterung für Polen und die Aristokratie, voll Haß gegen die Russen dachte er, die Prinzessin Elisabeth Tarakanow aus Italien nach Rußland zu führen, eine Partei für sie zu werben und Katharina zu stürzen. Ein seltsamer Plan; allein man muß bedenken, daß die Russen Katharinen verabscheuten, Verschwörung auf Verschwörung folgte. Damals war die Kaiserin in Moskau gewesen und hatte, um sich beliebt zu machen, die Salzsteuer erniedrigt. Auf dem großen Platze vor dem Palaste las ein Herold dies kaiserliche Gnadenedict der versammelten Menge vor; Katharina stand am Fenster und erwartete Segenswünsche, Jubelgeschrei. Das Volk blieb lautlos, bekreuzte sich und verschwand — die Kaiserin ward blaß und roth, dann gewann sie ihre Fassung und sagte zu ihrem Gefolge: „Quelle stupidité!" Den Abend noch verließ sie die Stadt. In den Herzen aller rechtgläubigen Russen lebte das Angedenken an Elisabeth fort, die einst die Kinder so mancher gemeiner Soldaten über die Taufe gehalten, sie wären alle für ihre Tochter gestorben, wie sie nachher für den Kosacken Pugatschew sich tödten ließen. Auf diese Stimmung baute Fürst Radziwill, als er nach Italien eilte.

Es war im Jahre 1767, Elisabeth Tarakanow etwa vierzehnjährig. Nicht eben schön besaß sie doch ein gewinnendes Auge, eine stille Schwermuth, im ganzen Wesen Sanftmuth und Verschlossenheit. So sah sie der Fürst; er behandelte sie ehrerbietig, wie eine Fürstin, er sprach von seinen Plänen, großen Hoffnungen und Entwürfen: es konnte ihm nicht fehlen, er erweckte in der Seele des armen, jungen Mädchens hochfliegende Träume. Von da an war ihr Leben nichts als Unruhe und Täuschung, ein ewiges Haschen und ein ewiges Entschwinden des Glücks. Die Reise des Fürsten, sein Umgang mit Elisabeth Tarakanow, vielleicht seine Absichten selbst blieben den Spionen des russischen Hofs nicht unbekannt. Auf den Antrag Katharina's zog König Stanislaus Poniatowski die Güter des Fürsten und aller Vaterlandsfreunde ein; Radziwill verkaufte seine letzten Schmucksachen, theilte den Erlös mit Elisabeth und ließ sie unter dem Schutze einer Gouvernante in Rom zurück, er selbst begab sich nach Polen, um seine Güter wieder zu bekommen. Die Kaiserin verlangte als Preis die Auslieferung der Prinzessin; dazu dachte der Pole zu ritterlich und nach einigen Vorstellungen schenkte ihm die Kaiserin Gunst und Besitzungen wieder, während er versprach, Elisabeth Tarakanow ihrem Schicksal zu überlassen und zu vergessen.

Aber Katharina selbst vergaß sie nicht. Viele vornehme Russen durchzogen Italien nach allen Richtungen, wild und verwegen, trotz ihrer französischen Redensarten und angebildeter Vorliebe für die Kunst halbe Barbaren. Da ragte vor Allen Graf Alexis Orlow hervor, der Mörder Peter's III., von dem Katharina an Voltaire einmal geschrieben: er gliche ganz den Römern aus den besten Zeiten der Republik. Seit dem Jahre 1769 lebte er in Italien, in Pisa, Livorno und Florenz: von hier aus gingen seine Briefe, russisches Geld, Orden und Offizierspatente nach Morea, um die Griechen in Aufstand gegen die Türken zu setzen. Von diesen Küsten segelte er 1770 mit einer russischen Flotte nach dem Archipel, ließ die englischen Offiziere auf seinen Schiffen die türkischen Galleonen im Hafen von

Tschesme verbrennen, während er selbst den Ruhm der That und Triumphpforten im Schlosse der Kaiserin gewann. Nach dem Frieden mit der Türkei, der Unterdrückung Pugatschew's gedachte Katharina mitten in ihren weitergreifenden Plänen Elisabeth Tarakanow. Alexis Orlow erhielt den Befehl, sie nach Petersburg zu schaffen. Wie that er es?

Elisabeth verbrachte in Rom in strengster Abgeschiedenheit und bitterer Noth freudenlose Tage, als einst ein russischer Offizier bei ihr erschien und im tiefsten Geheimniß sie um eine Unterredung bat. Elisabeth sah ihn; er komme von Graf Orlow, erzählte er, der, von ihrem Unglück unterrichtet, ihr seine Hülfe und sein Ansehen zur Verfügung stelle; schmerzlich leide sein Herz bei dem Gedanken, daß die Tochter seiner Kaiserin elend und heimatlos verkomme. Argwohnlos hörte ihn das Mädchen an, ihre Seele ward wieder muthig und lebensfrisch, sie nahm die Geldsumme an, die der Offizier ihr im Namen des Grafen einhändigte. So knüpfte sich dies Verhältniß an und ward täglich fester. Ribas, so hieß der Vertraute Orlow's, von Geburt war er ein Neapolitaner, hatte viele geheime Gespräche mit Elisabeth; mit jedem wußte er sie mehr für eine große Zukunft, die er ihr versprach, für kaiserliche Macht und Herrlichkeit zu entflammen. Die arme Elisabeth; wie gern folgte sie seinen Worten, klangen sie doch seit ihrer Kindheit immer in ihr wieder wie die geheime Stimme des Schicksals. Eines Abends kam Ribas voll Bestürzung zu ihr, die Orlow hätten mit Katharina gebrochen, das ganze russische Volk sei in Gährung, jetzt müsse sie etwas wagen. Wenige Tage später traf der Graf in Rom ein und spielte die Rolle, die Ribas begonnen, mit noch größerer Kunst zu Ende. Seine Familie, die für Katharina Alles gewagt, sähe sich jetzt vernachlässigt und zurückgesetzt, sein Bruder, Gregor, wäre schmählich vom Hofe verwiesen; allein er denke nicht, solche Behandlung zu dulden, er hätte bei Tschesme gesiegt und wolle zeigen, daß er Kaiserinnen so leicht erheben als stürzen könne. Mit solchen Reden führte er sich bei dem Fräulein ein, gewann ihr Vertrauen und ihre Liebe, denn er war ein stattlicher, prächtiger Herr. Als er sich ihrer sicher in ihrer Gunst hielt, bot er ihr seine Hand an und gelobte, sie als seine Gemahlin zu ehren und zu schützen, falls er sie nicht als Fürstin auf den Thron von Moskau erheben könnte. Elisabeth Tarakanow willigte ein, sie war erst einundzwanzig Jahre. Die Trauung fand statt und die Neuvermählten begaben sich nach Livorno. Das waren die Sonnentage in Elisabeth's Leben, sie hatte schöne Kleider, prächtige Juwelen, Alles, was ihr Herz begehrte. Wenn sie Abends im Schauspiel an der Seite des Grafen erschien, richteten sich die Blicke der Anwesenden nur nach ihrer Loge; Jeder kam ihr huldigend entgegen, als trüge sie schon die Krone; die Familie des englischen Consuls Dyck, in deren Hause sie wohnte, nannte sie nicht anders als Kaiserliche Hoheit. In Pisa, wo sie mit Orlow einige Wochen verweilte, war ihr ein Palast zur Wohnung angewiesen, viele Frauen und Diener zum Gefolge. Trotz ihres Glücks verlor Elisabeth ihre Sanftmuth nicht, sie blieb ein stilles, schwermüthiges Mädchen, geliebt von Allen, die sich ihr nahten, von der ganzen Bevölkerung Livornos. Endlich ward dem Grafen das Spiel zu lang, er beschloß es zu enden. Es war im März des Jahres 1775, ein Theil der russischen Flotte unter dem Vicеadmiral Greigh lag im Hafen von Livorno. Bei der Tafel ward davon gesprochen, die Schiffe zu besehen, und Elisabeth willigte um so lieber ein, da sie noch nie ein russisches Kriegsschiff bestiegen. Sie fuhr mit dem Consul und dem Grafen zum Strand, das Volk auf den Straßen begrüßte sie und folgte ihr. Eine kostbar geschmückte Schaluppe nahm die Prinzessin auf, mit ihr waren der Consul, seine Gattin und die des Admirals; in zwei andern Booten folgten Graf Alexis Orlow, viele Offiziere und vornehme Herren. Das Meer war unbewegt, blaue Wolken und Sonnenschein darüber. Das Linienschiff begrüßte die Herankommenden mit Salutschüssen und Flaggenaufziehen; man ließ einen Tragsessel vom Verdeck herab, um der jungen Gräfin das Hinübersteigen zu erleichtern. So betrat sie das Fahrzeug; da endete der Traum ihres Lebens.

Statt des Jubelgeschreis empfing sie die Mannschaft stumm und lautlos; ein Offizier ließ ihr Ketten anlegen; die Anker wurden gelichtet, sie sank zusammen ... Vom Ufer aus hatte das Volk Alles gesehen. Hunderte stürzten sich in die Boote und fuhren auf das Schiff zu. Die Russen drohten mit ihren Kanonen, die Menge war unbewaffnet, so gelang der Plan. Vergebens beschwerte sich der Großherzog von Toscana über diese Verletzung seines Landes; der russische Hof hielt es nicht der Mühe für werth, ihm zu antworten.

In Petersburg galt Elisabeth Tarakanow für eine wahnsinnige Abenteurerin. In Gesandtschaftsberichten fabelte man Folgendes: „Vom 8. Juni 1775 aus Moskau: Die Gedre von dem Viceadmiral Greigh ist in Kronstadt angelangt. Er hat die berüchtigte Person und sogenannte russische Prinzeß, welche der Graf Orlow zu Livorno bekanntermaßen arretiren lassen, mitgebracht. Man hält diese Abenteurerin für verrückt. Vor zwei Jahren hat sie an den Grafen Panin einen sehr weitläuftigen Brief geschrieben und sich darin für eine Großtochter vom Schah Nadir ausgegeben und ihre Ansprüche auf einige russische Provinzen producirt. Die Adresse, so sie damals in diesem Briefe an einen Kaufmann in Frankfurt am Main gegeben, ist falsch befunden worden. Es soll niemals in dieser Stadt ein solcher Mensch existirt haben. Man hat viel Geld und viele Kleinodien bei ihr angetroffen. Kurz vor ihrer Abreise aus Rom hat sie 20,000 Scudi auf auswärtige Wechselbriefe gehoben. Es ist zu vermuthen, daß sie in Petersburg über einige Artikel befragt und nach diesem in ein Kloster oder anderwärts in Verwahrung gebracht werden wird." So geschah es auch; Elisabeth Tarakanow ward nach der Festung Schlüsselburg gebracht. Zu ihrem Glück hatte sie nicht lange zu leiden, sie starb am 25. Februar 1776; nach einem Berichte unter Züchtigungen, nach einem andern, wahrscheinlichern, drangen die Wellen der Newa in ihren tiefliegenden Kerker und rissen sie mit sich hinab. General Sacken berichtet kurz unterm 27. Februar: „Die wahnwitzige, sogenannte Prinzeß Elisabeth ist an einer Krankheit vor zween Tagen in Schlüsselburg gestorben. Ob es gleich dabei, wie mir von guter Hand versichert wird, ganz natürlich zugegangen, so wird man demungeachtet doch auswärts allerlei Urtheile und Raisonnements darüber anstellen. Wo ihre Bedienung hingekommen und was mit ihrem Nachlasse geschehen, das kann ich nicht sagen." Der Erste, der diese seltsame Begebenheit zur öffentlichen Kenntniß brachte, war Archenholz in seiner „Reisebeschreibung von Italien", wo er selbst in Livorno Augenzeuge der Entführung des Fräuleins gewesen. Sein Bericht ist wörtlich in dem bekannten Buche: „Russische Günstlinge", abgedruckt. Andere Mittheilungen brachten die „Mémoires secretes sur l'Italie" und das Buch Castera's: „Ueber das Leben Katharina's II.", welches trotz einiger Uebertreibungen gute Kenntniß von den damaligen Hofgeschichten hat; nach ihm war Elisabeth Tarakanow nicht Schuwalow's, sondern des Großjägermeisters Rasumowski Tochter, mit dem Elisabeth nach allgemein verbreiteter Sage verheirathet war. Also auch nach dieser Auffassung war sie die Tochter einer Kaiserin. **E. F.**

(Der in Nr. 25 angekündigte zweite Artikel von Schule und Haus in nächster Nummer.)

Thiere der Fabelwelt.

Der Basilisk. Der Phönix. Der Vogel Greif. Das Einhorn.

I. Der Basilisk.

Von jeher haben die Menschen einen instinctartigen Widerwillen gegen die Amphibien empfunden und Linné hat sogar den Ausspruch gethan, die Natur, welche sonst jedes Thier in seiner Art schön geschaffen habe, dürfe sich der Amphibien nicht rühmen. Mag man noch so sehr die Harmlosigkeit der Eidechsen, die prächtig schillernden Farben der

langen, die schönen Augen der Kröten rühmen, trotzdem wird immer ihr lauerndes, ichendes Wesen, ihr verborgener Aufenthalt, ihre bald trübe, bald grelle Farbe Je , der nicht das Interesse des Forschers hat, Abscheu oder Furcht einflößen. Dazu mt, daß sie nur in sehr schwachen Beziehungen zum Menschen stehen: während schon Fische für die hauptsächlichsten Bedürfnisse ganzer Völkerschaften sorgen, liefern jene nichts, was für den Menschen von unmittelbarer Bedeutung wäre. Kein Wunder er, daß die Amphibien die zahlreichsten zoologischen Sagen geliefert und unter den rbeithieren die wissenschaftliche Forschung zuletzt auf sich gezogen haben. Zu den ältesten bekanntesten dieser Fabeln gehört die vom Basilisk.

Schon im Alten Testamente wird dies fabelhafte Thier erwähnt. „Ich werde", cht der Herr, „Basilisken schicken, die nicht bezaubert werden können, und die werden h beißen. Sie brüten Basiliskeneier und wirken Spinnenwebe. Isset man von ihren rn, so muß man sterben; zertritt man es aber, so fährt eine Otter heraus." Auch der mit vielen Sagen ausgeschmückten Geschichte Alexander's des Großen wird der Ba sk erwähnt. Auf seinem Zuge nach Indien soll ihm einst dies Ungethüm begegnet und Alle, die es ansahen, durch seinen Blick getödtet haben. Darauf habe der nig einen Schild, sieben Ellen lang und breit, mit einem Spiegel versehen, machen lassen, il der Basilisk sterben müsse, wenn er sich selbst erblickt habe; was auch geschehen sei.

Infolge dieser Traditionen malte man sich dieses Thier als ein Ungeheuer aus, halb hlange, halb Drache, mit einer Krone auf dem Kopfe (daher Basiliskos, d. i. kleiner nig), mit Flügeln und funkelnden Augen, deren Anblick auf der Stelle tödte. Plinius t in seiner „Naturgeschichte" folgende Nachrichten von diesem Thiere: „Der Basilisk findet in der Provinz Cyrene und erreicht eine Länge von nicht mehr als zwölf Zoll; er hat f dem Kopfe einen weißen Fleck, als wenn er ein Diadem trüge. Wenn er sein Pfeifen önen läßt, so fliehen alle andern Schlangen; auch schlängelt und windet er seinen Körper ht wie die übrigen Reptilien, sondern in der Mitte seines Körpers erhebt er sich und reitet so gerade einher. Alle Kräuter und Sträucher, die er berührt oder auch nur an ucht, tödtet und verdorrt er; sein Gift ist so stark, daß, als er einst von einem Reiter m Pferde herab mit der Lanze durchbohrt ward, dasselbe durch den Schaft dem Reiter d dem Pferde mittheilte und beide tödtete. Nur Ein Thier, das Wiesel, mit seinem ite ist ihm verderblich." Aelian setzt in seiner „Naturgeschichte" noch hinzu, daß der Ba sk Furcht vor den Hähnen habe, zittere, wenn er sie sähe und beim Krähen derselben rbe, weshalb auch Reisende in Libyen dergleichen Vögel mit sich zu führen pflegten. Auch dem Aberglauben des Mittelalters spielt der Basilisk eine große Rolle und namentlich urden vorgebliche Basiliskeneier, welche Hähne auf den Mist legen und Kröten ausbrüten liten, von den Betrügern zu allerlei Täuschungen des leichtgläubigen Volks benutzt. Die sche der Basilisken sollte ferner alle Körperschäden heilen und unedle Metalle in edle ver andeln.

II. Der Phönix.

In der poetischen Anschauung der Araber und Aegypter spielt ein wunderbarer Vogel, r Phönix, eine große Rolle. Herodot erzählt: „Es gibt einen heiligen Vogel, dessen ame Phönix ist; er kommt nur alle 500 Jahre nach Aegypten, wie die Einwohner von eliopolis erzählen, und zwar wenn sein Vater gestorben ist. Ein Theil seiner Federn ist oldfarbig, der andere roth, und er kommt einem Adler an Größe und Umfang sehr nahe. Wenn sein Vater gestorben ist, so bringt er ihn aus Arabien einbalsamirt in einem Ei von Myrrhen nach Aegypten in den Sonnentempel und begräbt ihn daselbst." Plinius schreibt den Phönix folgendermaßen: „Aethiopien und Indien bringen wunderschön ge irbte Vögel hervor, und Arabien vorzüglich den edlen Phönix, von dem es immer nur nen einzigen in der Welt geben soll. Er ist so groß als ein Adler, am Halse goldglän

gend, übrigens purpurroth und hat einen bläulichen Schwanz, durch rosenrothe Federn ausgezeichnet; einen Kamm am Schnabel und einen Federbusch auf dem Kopfe. Niemand hat ihn jemals fressen gesehen; er ist in Arabien der Sonne geheiligt. Wenn er ein Alter von 500 oder nach Andern von 461 Jahren erreicht hat, so baut er sich ein Nest aus Reisig vom Zimmet- und Weihrauchbaume, fliegt so hoch, daß seine Flügel an der Sonne vom Feuer ergriffen werden, und senkt sich dann wieder in sein Nest herab, um zu verbrennen und neu geboren zu werden, wozu er selbst sein Sterbelied singt. Aus seiner Asche entwickelt sich zuerst ein Wurm, der durch die Strahlen der Sonne in hundert Tagen sich wieder in einen Phönix verwandelt, welcher so schön ist als der frühere. Mit diesem verjüngten Phönix beginnt dann eine neue Epoche."

Die Alten berichten vier Erscheinungen dieses wunderbaren Vogels, unter Sesostris, Amasis, Ptolemäus III. und Tiberius. Auf alten ägyptischen Denkmälern findet man den Phönix häufig abgebildet, theils als ein Vogel, wie ihn Herodot beschreibt, theils sonderbar als ein geflügelter Genius mit halb menschlicher Gestalt. Er soll hier ein Symbol der Sonne gewesen sein oder hieroglyphisch die lange Zeit auf der Erde zubringende Seele, nach Andern die regelmäßige Wiederkehr der Nilüberschwemmungen bedeutet haben.

Zu den Phönixsagen hat vielleicht der Goldfasan Veranlassung gegeben, welcher eigentlich in Mittelasien einheimisch ist, sich wol aber zuweilen nach Aegypten verirrt haben konnte. Vielleicht lag auch eine dunkle Nachricht von den Paradiesvögeln zu Grunde, welche auf den Inseln des Indischen Archipels leben und deren Schönheit selbst den Eingeborenen so wunderbar erschien, daß sie dieselben für Boten der Götter hielten, die zu der Sonne gesandt, aber von dem süßen Dufte der Inseln angezogen sich niederließen und nicht wieder von da trennen konnten.

Auch die christlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte bemächtigten sich der sinnreichen Phönixmythen und stempelten ihn zu einem Symbol der Auferstehung und der Unsterblichkeit. Auch auf Münzen aus der Zeit Konstantin's des Großen und seiner Nachkommen findet sich der Phönix als ein Emblem der Hoffnung auf glücklichere Zeiten, welche aus der Asche der vergangenen erblühen, oder der ewigen Dauer des Reichs. Mit der Inschrift Aeternitas oder Felix temporum reparatio steht er, umgeben von einem Nimbus, auf einer Weltkugel oder auf einem Scheiterhaufen.

III. Der Vogel Greif.

Nach Aelian ist der Greif ein vierfüßiges Thier mit Füßen und Klauen, welche denen des Löwen ähnlich sind; auf dem Rücken hat er aber zwei Flügel und Kopf und Schnabel gleichen denen des Adlers. Die Flügel sind weiß, der Hals blau und der übrige Körper roth. Sie nisten auf Bergen und in Wüsten in Indien und auf den Rhipäen, jenem fabelhaften Gebirge des nördlichen Europas, wo sie die Goldgruben bewachen. Daher führen die Arimaspen, ein ebenfalls fabelhaftes Volk, beständig Krieg mit ihnen, um das Gold zu rauben.

Nach einer andern Sage ist der Greif ein Vogel im Gelben Meere von ungeheurer Größe, welcher seinen Jungen ganze Ochsen zur Nahrung ins Nest trägt. Die nach China reisenden Schiffer sollten deshalb große, in Gestalt von Rindern aufgeblasene Schläuche mit sich führen. Wenn ihre Schiffe scheiterten, so bestiegen sie dieselben; die Greifen, von der Gestalt getäuscht, packten sie und ließen sich mit ihrer Bürde auf irgend einer Insel oder Küste nieder, worauf die Schiffer das Ungeheuer mit dem Schwerte tödteten.

Denselben Ursprung haben wahrscheinlich die Sagen von dem Vogel Roch oder Ruch, welcher in den arabischen Märchen und in den Erzählungen des berühmten mittelalterlichen Reisenden Marco Polo eine große Rolle spielt. Nach des Letztern Bericht kommt in einer gewissen Jahreszeit von Süden her der Vogel Roch auf die Inseln des Indischen Oceans.

einem Adler, übertrifft diesen aber bei weitem an Größe und Kraft. Er besitzt Stärke, daß er einen Elefanten mit den Klauen in die Höhe hebt, durch die und, indem er ihn herabfallen läßt, tödtet, worauf er ihn aufzehrt. Die Klau des wunderbaren Vogels beträgt 37 Fuß, und eine Schwungfeder ist 90 Span

wahrscheinlich haben übertriebene Berichte von einem Greifvogel zu diesen Sagen Ver gegeben.

II. Das Einhorn.

Schon in dem Alten Testamente ist von einem Thiere Reem oder Einhorn die Rede Wird das Einhorn werde dir dienen und bleiben an deiner Krippe?" „Kannst du ein das Joch anlegen, Furchen zu ziehen und mit ihm zu eggen?" Nach griechischen Schriftstellern ist das Einhorn ein pferdeartiges, einhufiges Thier, weiß von Farbe, mit purpurfarbenen Kopfe und auf der Stirn einem langen, gewundenen Horne, das weiß, oben purpurfarben und in der Mitte schwarz sei. Diese bunten Hörner wie Indier in Gold fassen und bedienten sich ihrer als Trinkgefäße, weil, wer aus Horne tränke, von allen Krankheiten frei bliebe. Sie seien so schnell, daß sie noch Hirsche mit ihnen zu vergleichen seien, und so wild und unbändig, daß sie zu widerstehen vermöge. Nur eine Jungfrau könne sie fangen und bändigen. Als Dschingis Khan in Indien einfiel — erzählt die Sage —, kam ein Einhorn zu ihm und verneigte drei mal vor ihm nieder. Dies nahm der Eroberer als Bitte, das Land schonen, und kehrte um.

Man hat diese Sagen bald auf eine Antilopenart, bald auf das Rhinoceros oder auf Giraffe bezogen, und aus anatomischen Gründen die Unmöglichkeit Eines Hornes behauptet. Trotzdem wollen noch in neuerer Zeit Reisende sowol in Tibet als in Habesch Antilopenartige Thiere mit Einem Horne gesehen haben. Dr. Grosse.

* * *

Da nun unsere Leser nach vorstehender Mittheilung noch ein ausführlicheres Eingehen auf naturwissenschaftliche Untersuchung über etwa ähnliche vorhandene Thiergattungen wünschen, so geben wir über das **Einhorn** von einem unserer geehrten Mitarbeiter noch folgende Erörterung.

* * *

Gibt es ein Einhorn? Diese Frage hat dem Naturforscher schon viel Noth und Mühe gemacht. Das Einhorn ist ein dem Pferde ähnliches Thier, mit einem einzelnen Horne auf der Mitte der Stirn. Man sieht es abgebildet auf Wappen, Etiketten und auf den Bildwerken der alten Aegypter. Der Verfasser des 92 Psalms sagt: „Aber mein Horn (als Zeichen der Macht und Stärke) wird erhöhet werden wie eines Einhorns." Viele andere Stellen der Bibel enthalten ähnliche Andeutungen. Griechen und Römer (Ktesias, Aristoteles, Plinius) beschreiben das Einhorn ziemlich Reisende des 16. Jahrhunderts sowie viele neuere und neueste erwähnen das Einhorn, sondern geben auch die genauesten Beschreibungen, und viele nehmen die selben als ausgemachte Sache an.

Doch zweifeln die Naturforscher noch immer. Blumenbach erwähnt es nur nebenbei als fabelhaftes Thier. Oken gibt nur bei verschiedenen Thiergattungen, z. B. Antilopen, an, welche Thiere die Fabel vom Einhorn veranlaßt haben könnten. Es hat keinen Platz im System des Thierreichs erobern können.

Die meisten Naturforscher halten ein solches Thier überhaupt für unmöglich. Hörner sind Organe. Ein einzelnes Horn ist so undenkbar wie ein einzelnes Ohr oder Augen in einem Gesichte. Das Horn des Rhinoceros ist nur eine Hautbildung auf der Nase, wo es eben ein einzelnes sein muß. Das ebenfalls vorkommende

zweite Horn iſt kleiner und ſitzt nahe über dem erſten. Der Narwal, ein ziemlich großes Seethier, hat zwar ein einzelnes und zwar wol zehn Fuß langes ſpitzes Horn, aber es iſt dies eben kein eigentliches Horn, ſondern ein langer Zahn, der aus dem Oberkiefer, gewöhnlich an der linken Seite, herausragt, während der rechte meiſt zurückbleibt. Daher trägt der Narwal den Namen Einhorn mit Unrecht. Alle wirklich gehörnten Thiere aber tragen deren zwei, und zwar an den Seiten ſtehend. Es widerſpricht das Vorhandenſein eines Einhorns der Natur und iſt darum unmöglich.

So die Naturforſchung. Wie aber die Erfahrung? Es iſt mit den vielen Nachrichten, die wir über das Einhorn haben, eine eigenthümliche Sache. Faſt alle Reiſenden, die das Einhorn erwähnen und beſchreiben, haben es nämlich nicht ſelbſt geſehen, ſondern man hat ihnen nur davon erzählt, und die Erzähler waren eben keine Naturforſcher, obwol die Reiſenden ſie oft für vollkommen zuverläſſig und glaubwürdig hielten. Und nun finden es die Naturforſcher ſonderbar, daß das Einhorn ſich Jahrtauſende lang in neckiſcher Laune gerade vor Denen verborgen gehalten haben ſollte, die das größte Intereſſe hatten, es zu ſehen. Die Schriftſteller der Alten ſprechen nicht als Augenzeugen. Der römiſche Patricier Ludovicus Bartema, welcher im Jahre 1511 eine Beſchreibung ſeiner Reiſen in Afrika und Aſien herausgab, iſt einer von den wenigen Glücklichen, die das Einhorn geſehen haben. In Mekka zeigte man ihm zwei Einhörner, die als Seltenheit in einem ummauerten Hofe gehalten wurden. Der König der Aethiopier hatte ſie dem Sultan von Mekka als Geſchenk überſendet, um dieſen dadurch „aufs engſte zu verbinden“. Er beſchreibt ſie als dem Pferde ähnlich, etwas kleiner, und gibt dem Horne des größern drei Ellen Länge. Ob er ein glaubwürdiger Zeuge iſt, wiſſen wir freilich nicht. Er will auch Kühe geſehen haben mit nur einem Horn auf der Stirn. Aus dem ſüdlichen Afrika haben wir viele dergleichen ältere und neuere Nachrichten von der Exiſtenz des Einhorns. Reiſende fanden unter den Eingeborenen oft Abbildungen des Einhorns auf Geräthſchaften, auch an Felſen. Clöte gibt in einem Briefe an die Seeländiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Vliſſingen die Erzählung eines Baſtardhottentotten, der das Einhorn geſehen hatte. Er habe in Geſellſchaft mehrer anderer Hottentotten zwiſchem dem Tafelberge und dem Seekuhfluſſe einſt neun fremde Thiere geſehen, von denen ſie eins ſchoſſen. Er beſchreibt es weitläufig als dem Pferde ähnlich, mit einem Horne auf der Stirn ſo lang wie ein Arm. Auch Hunderte von Abbildungen deſſelben Thieres hatten die Hottentotten an Felſen und Steinen in den Gegenden der Buſchmänner geſehen. (Dieſe Abbildungen, jedenfalls ziemlich roh, können wol auch Antilopen, von der Seite geſehen, darſtellen, ſodaß man nur ein Horn ſehen kann.) Rüppel hörte auf ſeiner Reiſe in Afrika viele Beſchreibungen des Einhorns von Eingeborenen, die alle übereinſtimmten und die er für glaubwürdig hielt. Fresnel, franzöſiſcher Conſularagent in Djeddah, gibt in einem Briefe vom 20. April 1843, an die Akademie der Wiſſenſchaften in Paris gerichtet, eine ſehr ausführliche Beſchreibung des Einhorns, von Zeugen, an deren Glaubwürdigkeit er nicht zweifelt. Er nennt es aber büffelartig und es galt bei den Eingeborenen als das furchtbarſte aller Thiere. Das Horn ſei 18 Zoll lang und beweglich. Das Thier könne es aber in der Wuth feſtſtellen, ſeine Feinde damit durchbohren und in die Höhe werfen. Es ſei zwar ein Pflanzenfreſſer, habe aber eine natürliche Wuth auf den Menſchen, den es auch ungereizt anfalle. Lennis ſagt in ſeiner „Synopſis der drei Naturreiche“, Zoologie S. 63: „Dem Reſidenten der Oſtindiſchen Compagnie zu Nepaul, Hrn. Hogdſon, gelang es, von einem geſtorbenen Einhorn aus der Menagerie des Rajah von Nepaul die vollſtändige Haut mit dem noch auf dem Schädel ſitzenden Horne zu erhalten, welche er an die wiſſenſchaftliche Geſellſchaft nach Kalkutta einſandte und dadurch alle Zweifel löſte. Das Einhorn lebt in der Provinz Dzang in Tibet, iſt ſcheu und wild, röthlich, unten weißlich und hat nur Ein ſpitzes, ſchwarzes, aufrechtes Horn auf der Stirn (wie es im Wappen der Engländer abgebildet wird) und

ren ſchlanken Bau der Antilopen, weshalb man es Antilope monoceros nannte.“ Nach ſpätern Berichten hatte aber doch eine Verwechſelung mit einer Antilopenart ſtattgefunden, welche einhörnig und auch zweihörnig ſich finden, und von welcher die angeblichen Einhorns-hörner herrühren. (Dann müßten die einhörnigen ſich etwa ein Horn abgeſtoßen haben, und das gebliebene würde nicht in der Mitte ſtehen.) Die ſchon gelöſten Zweifel waren alſo wieder vorhanden.

Der neueſte Reiſende, welcher Nachrichten vom Einhorn bringt, iſt J. W. von Müller. Wir hörten von ihm vor mehren Jahren in einer naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft eine Skizze ſeiner afrikaniſchen Reiſe, wobei er ſeine Ueberzeugung von dem Vorhandenſein des Einhorns ausſprach. Vor kurzem iſt eine eigene Schrift von ihm erſchienen: „Das Einhorn, vom geſchichtlichen und naturwiſſenſchaftlichen Standpunkte betrachtet“ (Stuttgart 1853), in welcher er die Reſultate ſeiner geſchichtlichen Forſchungen ſowie ſeine eigenen Erfahrungen niedergelegt hat und welches wol das erſte dem Einhorn gewidmete Buch ſein mag. Aber merkwürdig, geſehen hat er das Einhorn auch nicht. Es wurde ihm blos angeboten und beſchrieben. In Kordofan traf er einen Afrikaner, Jak Ahmet, einen Schrift-gelehrten und Bettelmönch, der das Land genau kannte und dem Verfaſſer oft Thiere für ſeine Sammlung lieferte. Ahmet fragte ihn eines Tags von freien Stücken, ob er nicht auch ein Anaſa haben wolle. Da der Verfaſſer dieſen Namen nicht kannte, ſo ließ er ſich das Thier beſchreiben. Es ſei ſo groß wie ein Eſel und habe auf der Stirn ein ein-ziges, mehr als armlanges Horn, das beweglich ſei und gewöhnlich herabhänge. Im Zorn richte es das Horn auf und ſei dann furchtbar und gefährlich. Er habe oft geſehen, wie die Schwarzen das Thier lebendig oder todt gebracht hätten, um ſein Fleiſch zu eſſen und Schilder aus ſeiner Haut zu machen. Später traf der Verfaſſer an einem andern Orte in Kordofan mit einem Sklavenhändler (Djellab) Namens Hadj Edrik, einem intelligenten Türken, zuſammen, welcher von einer ſüdlichen Reiſe zurückkam und mit dem erſten Be-richterſtatter außer aller Verbindung ſtand. Dieſer kam einſt ebenfalls unaufgefordert auf das Anaſa zu ſprechen, beſchrieb es ebenſo und erzählte, daß er auf ſeiner eben erſt be-endeten Reiſe mit ſeinen Begleitern ein ſolches Thier erlegt und verſpeiſt habe. Das Fleiſch ſei ſehr gut und wohlſchmeckend geweſen. So nahe der Verfaſſer auch daran war, ein Horn zu erhalten, ſo mußte er endlich dennoch abreiſen, ohne eins erhalten oder ge-ſehen zu haben. Seine Ueberzeugung wurde aber noch mehr befeſtigt in der ambraſer Sammlung zu Wien, wo er in einem Schranke drei Hörner aufgeſtellt fand: zwei krumme und ein gerades Horn vom Rhinoceros,' laut Katalog. Das gerade iſt über zwei Fuß lang, war nicht ein Horn vom Rhinoceros, und der Verfaſſer glaubt, es müßte dem Ein-horn angehört haben. Nachdem er nun faſt alle Denkmäler und Schriften, die davon han-deln, durchforſcht und geprüft, die Berichte von Augenzeugen angehört, ſowie eigene Beob-achtungen angeſtellt, glaubt der Verfaſſer zur Genüge darthun zu können, daß es wirklich ein Einhorn, d. h. ein Thier mit einem unpaaren Horne gebe.

Die Frage über das ſtolze engliſche Wappenthier iſt alſo noch eine offene.

K.

Eine Woche in Berlin.

Vom Herausgeber.

II.

Es gibt ein Wort, das man nur in Berlin verſteht. Aber auch nur in Berlin finden ſich die Erſcheinungen, die man damit bezeichnen muß. Es iſt dies der Ausdruck: Quatſch. Quatſch iſt der Anlauf zum Witz, der, auf dem halben Wege ſtehen bleibend, dann ſich noch hinter dem halben Verſtande zurückbleibt. Denn man kann eine halbwegs

vernünftige Meinung ein halbwegs ernstes Urtheil noch immer als eine leidliche Manifestation gesunder Vernunft gelten lassen. Der halbe Verstand gehört eo der Musik an, die bis auf einen gewissen Punkt auch gewöhnlich eine Art Logik für sich hat. Der halbe Witz aber ist schrecklich. Er ist das absolut Leere. Er macht die Voraussetzung etwas Apartes bringen zu wollen und bleibt in der Grimasse stecken. Er schneidet ein pfiffiges Gesicht und sagt eine Dummheit. Quatsch ist nicht etwa der Unsinn. Es lebe unter Umständen der Unsinn! Den Unsinn haben Aesthetiker göttlich genannt, den echten, wahren, natürlichen Unsinn, der die Hälfte z. B. des wiener Witzes ausmacht. „Ein vollkommener Widerspruch reißt Weise und Thoren", sagt Goethe; aber der relative Widerspruch ist das ewig Gesuchte, das niemals Zutreffende, das heiter- und ziellos Herumtaumelnde und Faselnde, mit einem Worte das Quatsche.

Berlin ist groß im Quatschen. Es lichert über jede Grimasse zum Witz, wenn auch der Witz ausbleibt. Irgend eine zwei mal wiederholte absonderliche Redensart findet unverzüglich ihr Publicum. Man findet hier Menschen, die für witzig gelten, weil sie keinen Satz enden wie andere Menschen, jedes Ding mit einem andern Namen nennen, Begriffe verwechseln und das Ernsteste im Tone der Ironie sagen. Es herrscht bei ihnen ein ewiges Vermeiden der geraden Linie, die andere Menschen gehen; sie fallen, sie stolpern über sich selbst; die Berliner nennen das Alles witzig, während ein Vernünftiger es quatsch nennen muß. Ich sah „Müller und Schultze bei den Zuluh-Kaffern". Der Gegensatz war burlesk genug. Die wilden Hottentotten mit ihrem rasenden Tanze, ihrem Kriegsgeschrei, ihrem gellenden Pfeifen, mit Geberden, die eine Hetze wahnsinniger Affen zu zeigen schienen und im Grunde Furcht und Entsetzen, Grauen und Mitleid, solches Gebahren menschlich nennen zu müssen, einflößte, und unter ihnen die beiden Stereotypen des „Kladderadatsch", zwar ziemlich treu im Aeußern, aber in jedem Worte, das sie sprachen, Vertreter des absolut Quatschen bis zum Ekel. „Schultze!" „Müller!" „Müller!" „Schultze!" „Bist du et?" „Ja, ik bin et." „Hurrjeh!" u. s. w. Man denke sich einen solchen Scherz auf dem Palais-Royal-Theâtre in Paris, wir wollen nicht einmal sagen mit Levassor und Ravel, sondern nur mit Saineille und Kalekaire! Das Kroll'sche Theater mag die Mittel nicht besitzen, gute Komiker zu bezahlen, aber der Text von Cormon, Clairville, Dennery und wie die Fabrikanten solcher Gelegenheitsscherze in den kleinern pariser Theatern heißen, würde nicht so unbedingt nur fade sein. Man muß das pariser Oh! Oh! gehört haben bei jedem abblitzenden Einfall eines solchen Unsinn-Textes, um zu verstehen, wie die Franzosen auch bei solchen Veranlassungen witzig und geistreich sein können. Diese berliner Dramatisirung der Zuluh-Kaffern war aber so widerwärtig, als wenn man sich vorstellen wollte, der Naturgeist selbst erhübe einmal seine gewaltige Stimme, finge zu reden an und verwechselte dabei Mir und Mich.

Das Quatsche ist doch wol in den Berliner dadurch gekommen, daß sein ursprünglich einfacher, sogar naiver und kindlicher Sinn den Anforderungen einer immer mehr anwachsenden und über seine geistige Kraft hinausgehenden Stadt nicht gleichkommt. Schon das verderbene Plattdeutsch, das den Volksjargon bildet, trägt den Stempel der Unzulänglichkeit an sich. Es ist die absolute Sprache der Unterordnung, der Beschränktheit; es ist die Sprache der Hausknechte, Hökerinnen, kleinen Rentiers, der Kinder, des in die Stadt versetzten Bauers. Die Sprechweise der Gebildeten trägt so sehr noch die Spuren vom Zufall des Volksdialekts, daß es zu einer ganz freien Sprachbehandlung im Sinne des reinen Oberdeutschen hier nur bei Wenigen kommt. Wird nun ein so beschränktes und in seiner Art doch wieder sehr scharf ausgeprägtes Sprachmaterial bestimmt, dem großen Ideenkreise einer Stadt, die eine Hauptstadt der deutschen Intelligenz sein will, zum Ausdruck zu dienen, so entsteht dadurch jenes absolut Alberne, das man eine Art Geistespatois nennen möchte. Diese Mißgeburt entstand erst mit der Zeit, wo Berlins Ideal

nach öffentlicher Bewährung wuchs. Seine Bevölkerung emancipirte ſich zum Großſtädtiſchen. Die Schuſterzungen machten wol die öffentliche Meinung ſchon zu Friedrich's des Großen Zeit; der König ſagte den Katholiken, die das Fronleichnamsfeſt öffentlich feiern wollten: Er hätte nichts dagegen, wenn die Schuſterzungen es nicht hinderten. Allein die literariſche Vertretung des Schuſterzungenthums iſt neu und ſchreibt ſich von den bekannten Eckenſteherwitzen her. Dieſer Fortſchritt war an ſich nicht unwichtig. Es iſt mit dieſem Neu-Berlinerthum viel geſunde Vernunft zur Geltung gekommen und wer würde verkennen, daß „Kladderadatſch" ganz Deutſchland, von Saarlouis bis Tilſit, vorm Einſchlafen geſchützt hat? Aber die „Gelehrten des Kladderadatſch" ſind witzige Ausländer, die ſich nur berliniſcher Formen bedienen. Ohne die Schärfe dieſes Blattes würden dieſe Formen, wie die Erfahrungen auf den neueröffneten hieſigen Bühnen zeigen, ganz ins Quatſche zurückfallen.

Die Art, wie hier in neuerer Zeit Bühnen eröffnet worden ſind (um dieſe Fahrte des Geſchmackloſen weiter zu verfolgen), iſt eine der unglaublichſten Inconſequenzen einer Regierung, die in allen andern geiſtigen Fächern ſo außerordentlich ſchwierig iſt. Das Miniſterium Ladenberg ging auf eine ſo gewiſſenhafte Reviſion der Theaterconceſſionen aus und in Berlin durften Kaffeehäuſer und Tanzlocale ſich in Theater verwandeln. Es iſt noch ein wahres Glück, daß unſer Schauſpielerſtand durch die ſogenannten Livlitheater nicht ganz verwildert iſt, was freilich in einigen Jahren immer mehr der Fall ſein wird; es finden ſich immer noch einzelne Darſteller, die den Ehrgeiz beſitzen, mit ihrer Kunſt nicht ganz zu Grunde zu gehen. Kaum iſt die nächſte materielle Noth befriedigt, ſo werden ſie beſtrebt ſein, den glücklicher geſtellten Collegen an den Hof- und großen Stadttheatern gleichzukommen und Beſſeres und Edleres zu ſpielen. So hat ſich das hieſige Friedrich-Wilhelmſtädtiſche Theater, beſonders durch die Bemühungen der trefflichen HH. Görner und Aſcher, zu einer überraſchenden Geſchmacksrichtung, die ſich in den ſchwierigſten äſthetiſchen Aufgaben verſucht, emporgearbeitet, allein im Sommer verwandelt es ſich wieder in ein Vorſtheater und noch iſt die Bevölkerung zu ſehr geneigt, an dem Ton Freude zu haben, der auf einigen andern Theatern im Sinne des Quatſch angeſchlagen wird. Theater über Theater! Hier geben Menſchen herum, die, ohne die geringſte geiſtige Bildung, ohne Geldmittel ſogar, eine Theaterconceſſion in der Taſche haben; Andere glauben ſie ohne weiteres durch ein geeignetes Fürwort an hoher Stelle erlangen zu können. Einen Circus zu eröffnen oder eine Bühne ſcheint nach den Geſetzen der Gewerbefreiheit einerlei und allerdings hat jeder Speculant Recht, wenn er ſich auf ſeine Vorgänger beruft und z. B. frägt: wie kommt der Cafétier Kroll zu einer Bühne, wie kommen zwei Gebrüder Gerf, Handlungsbefliſſene, dazu, wie kommt jener einſt zum Geſpött der Vorſtädte declamatoriſche Vorſtellungen gebende Rhetor Gräbert dazu? Wer iſt Herr Carl Callenbach, der auch ein Theater beſitzt? Dieſe Anarchie auf dem dramatiſchen Gebiete macht dem Freunde der Literatur ganz denſelben Eindruck, wie es dem Freunde militäriſcher Ordnung peinlich war, ſogenannte Bürgerwehr in rundem Hut und Ueberrock die Armatur der königlichen Zeughäuſer tragen zu ſehen. Nicht daß die Bürgerwehr als ſolche zu verwerfen war, aber ſie bedurfte der Organiſation, ſie bedurfte jener Haltung, die dem Waffendienſte geziemt, ebenſo verletzt wendet ſich die dramatiſche Muſe ab, wenn man ihr opfert wie dem Gambrinus in baieriſchen Bierſtuben. Man kann die treffliche Organiſation der pariſer Theater mit dieſen Volkawirthſchaften Thaliens in keine Vergleichung bringen, man vergleiche wenigſtens die Theater der wiener Vorſtädte. Die Joſephſtädter Bühne iſt vielleicht diejenige unter ihnen, die am tiefſten ſteht und doch hat ſie eine beſtimmte Specialität, manches Talent, z. B. Moſenthal's, entwickelte ſich zuerſt auf ihr. „Deborah" erſchien zuerſt auf der Joſephſtädter Bühne.

Das Repertoire des Königlichen Theaters fand ich im Schauſpiel ſehr wenig anziehend,

„Waise von Lowood", „Deutsche Kleinstädter", „Geheimer Agent" u. s. w. Es herrscht hier eine Unsitte, mit der sich kein noch so wohlmeinender ästhetischer Sinn vereinbaren läßt, nämlich die Befolgung der Specialbefehle, welche die einheimischen und fremden höchsten Herrschaften über die Stücke aussprechen dürfen, die sie zu sehen wünschen. Es ist dies eine Form des Royalismus, die in der That etwas auffallend Veraltetes hat und in dieser Form in keiner Monarchie der Welt vorkommt. Bald heißt es: „Auf höchstes Begehren", bald: „Auf hohes Begehren", bald: „Auf Allerhöchsten Befehl", bald nur einfach: „Auf Befehl", unter welcher bescheidenern und auch seltener vorkommenden Form sich die Wünsche des Königs zu erkennen geben. Was ist das aber für eine Unsitte, daß die Kammerherren auch jeder durchreisenden, prinzlichen Herrschaft die Stücke bestellen, welche diese zu sehen wünschen! Die geistigen Armuthszeugnisse, die sich Prinzen, Prinzessinnen, ab- und zureisende kleine Dynasten und Dynastinnen mit ihren Wünschen um dieses Ballet, um jene Oper, um eine kleine Posse geben dürfen, sind schon an sich kläglich und fallen ganz aus der Rolle, welche die Monarchie heutiges Tags zu spielen hat; aber der Gang der Geschäfte wird dadurch auch auf eine Art unterbrochen, unter welcher Kunst und Publicum leiden. Hat eine Prinzessin eine Empfehlung von auswärts bekommen, die ihr eine Schauspielerin oder Sängerin überbrachte, so bestellt sie die Stücke, in denen sie auftreten soll. Kommt der Hof aus Mecklenburg-Strelitz, so legt man ihm die Stücke vor, die gerade leicht anzurichten sind, er streicht sich einige an und man liest: „Auf höchstes Begehren: «Der geheime Agent»", ein Stück, das jetzt auf jedem Liebhabertheater gesehen werden kann. Der König besitzt so viel Geist, daß ihm diese Manifestationen des Privatgeschmacks seiner Brüder oder Neffen oder Vettern ohne Zweifel viel Heiterkeit verursachen; er sollte aber einen Schritt weitergehen und diesen Misbrauch der von den Kammerherren veränderten Repertoires im Interesse der Kunst und des Publicums verbieten. Es macht sich dies öffentlich kundgegebene Denken und Mitreden der „Herrschaften" in einem Staate, der ja doch wol ein constitutioneller sein soll, sehr wenig nach dem Geiste der in ihm allein anständigen Oeffentlichkeit.

Natürlich ergibt sich unter solchen Umständen, wo die Großen und Mächtigen öffentliche Fingerzeige über ihren eigenen Geschmack geben dürfen, die Förderung des Gedankenvollen und Nothwendigen an einer Bühne weit schwieriger. Wenn sich die Großen „Satanella" oder „Aladin's Wunderlampe" commandiren, wenn Pferde auf dem Königsstädter Theater agiren, Klischnigg, der Affenspieler, und die Zulah-Kaffern auf dem Kroll'schen Theater ihr Wesen treiben, kann eine erste Aufführung eines neuen Dramas im Schauspielhause nur ein kleines Publicum finden; vor einem halbbesetzten Hause sah ich die erste Aufführung des „Demetrius" von Hermann Grimm. Es war ein kleines Geheimrathspublicum aus der gothaer Richtung; ein paar Offiziere, einige Professoren, wenig Studenten, auf zehn Menschen immer ein bestallter Recensent. Die Darstellung war ebenso warm wie die Ausstattung glänzend. Das funkelte von Farbenpracht, Frische und Neuheit der Costümstoffe, überall, in den kleinsten Ausschmückungen der Wände zeigte sich ein vorhergegangenes Studium der betreffenden Geschichte, Sitten und Kleidertrachten der Zeit, in welcher die Handlung spielte. Das Stück war eine Anfängerarbeit, die kaum Talent verrieth (nur aus Ueberfülle sprudelt der Quell einer geistigen Zukunft, nicht aus einer Dürftigkeit, wo sich Armuth den Schein der Einfachheit geben will), aber die Darstellung ging von einem schönen Glauben an den Werth des Stückes aus; nirgends sah man ihr eine Mißstimmung über die aufgebürdete, undankbare und für die Zeit der besten Saison verlorene Aufgabe an und mit dem halbunbewußten Pflichtgefühl verband sich die noch immer außerordentlich ansprechende Natürlichkeit der Hendrichs'schen Spielweise. Rollen, die keine Schwierigkeiten der Dialektik bieten, wird Hendrichs immer vorzüglich spielen. Dieser Künstler ist ein schwacher Hamlet, aber ein liebenswürdiger und überredender Romeo

In seiner Passivität liegt Poesie und da er nur die Contouren ausfüllt, die der Dichter ihm vorzeichnet, so nimmt er durch die Treue und Einfachheit, mit der er sich seinen Aufgaben unterzieht, überall für sich ein, wo einmal die Macht der Gewöhnung ein Publicum für ihn gewonnen hat, wie in Berlin, Frankfurt und Hamburg, wo er gewohnte Triumphe feiert.

Ich bedauerte, Dessoir nicht beschäftigter zu finden. Dieser geistvolle Schauspieler leidet hier an der üblichen Abgrenzung unserer Rollenfächer. Der Begriff eines Charakterspielers, den er zu vertreten hat, ist so vieldeutig. Man kann Hamlet als Liebhaber spielen, man kann ihn aber auch, wie Davison und Dessoir thun, als Charakterzeichnung geben. Dessoir ist einer jener Schauspieler, die zwar in jedem Ensemble eine Zierde sein werden, selbst wenn sie nur zweite Rollen spielen, aber Dessoir hat den ganzen Beruf, eine Stellung einzunehmen, die ihn zum Matador einer Bühne macht und jede bedeutende Aufgabe, die nicht ganz dem Liebhaberfache angehört, ihm zuweist. Alle die Rollen indessen, auf die ihn ein künstlerischer Trieb hinführen muß, sind noch im Besitze der Herren Rott und Döring. Es spricht für die geistige Anregung, die Berlin bietet, für die Belohnung, die man im Beifall eines natürlich sich hingebenden Publicums findet, daß Dessoir darum doch seinen festen, höchst ehrenvoll behaupteten Platz mit keinem andern vertauschen möchte.

Vom Schauspiel sagt man an der Verwaltungsstelle, es würde keineswegs vernachlässigt und es hat sich seit Düringer's Mitwirkung sehr gehoben; dennoch muß man bei dem Vergleiche der unverhältnißmäßigen Pracht, die das Opernhaus umgibt, wünschen, es würde doch endlich ganz von der Musik und dem Ballet getrennt, es verfolgte seine ernste und schwierige Aufgabe für sich allein. Das Schauspiel kann nur ein Stiefkind erscheinen gegen die Art, wie die Leistungen des Opernhauses nicht etwa von der Verwaltung gepflegt, sondern vom Publicum empfangen werden. Neun glänzende Prosceniumslogen ziehen fast ebenso viel Aufmerksamkeit auf sich wie die Leistungen der Scene. Das Opernhaus ist das Stelldichein der höhern und mittlern Gesellschaft, der stete Besuchsort der Fremden, die Sehnsucht der allgemeinen Schaulust und ein Tempel des Genusses. Nicht Paris und Wien finden im Ballet ihre speciellsten sinnlichen Bedürfnisse so befriedigt wie Berlin. „Sardanella" und „Aladin's Wunderlampe" sind die Ballete des Tags, die Jeder gesehen haben muß und die Derjenige, der die Mittel besitzt, nicht oft genug sehen kann. Welche Fülle von Licht, Farbe, Glanz aller Art, von Jugend, Schönheit und Gefallsucht! Die musikalischen Kräfte sind hier so groß, daß z. B. an Einem Abend im Opernhause der „Prophet" gegeben werden kann, im Schauspielhause die Zwischenaktmusik zu „Egmont" vollständig da ist und noch in der Singakademie ein Concert mit der königl. Kapelle begleitet werden kann. Es ist dies nur möglich durch die Unzahl von Accessisten und Exspectanten, die nur nicht die Leistungen vorzüglich, aber alle Fächer, auch die des Chors und des Balletcorps vollständig machen. Auf dreißig Tänzerinnen, welche die Verwaltung besoldet, kommen also viel junge, hübsche, talentvolle Mädchen, die unentgeltlich mitwirken, nur um der Gestalt anzugehören und vielleicht einmal in die besoldeten Stellen einzurücken. Vor der Auswahl von jungen Leuten, die Aeltern und Angehörige „um Gotteswillen" der Verwaltung zu Gebote stellen, kann diese sich kaum retten. Daher auf der Scene die überschwenglichste Massenentfaltung. Die Kunst der Beleuchtung, der Glanz der Gestüms, der Geschmack der Decorationen ist aufs höchste getrieben. Da steigen Feentempel aus der Erde, da senken sich Weltenthrone mit allen Heerscharen des orientalischen Himmels nieder, da leuchten und blitzen unterirdische Grotten von Edelsteinen, da sprudeln natürliche Springbrunnen im Mondenschein und fallen, vielfach gebrochen, in Bassins herab, an deren Rändern die lieblichsten Gestalten schlummern. Jede Demonstration der Scene ist ganz und vollständig. Nirgendwo erblickt man die Hülfsmittel der bloßen Andeutung, die an andern Bühnen die Illusion vorzugsweise in die ergänzende Phantasie der Zuschauer legt.

hier ist die Schere der Oekonomie verbannt, die aus Amazonenröcken von heute für morgen Pantalons für Verschnittene macht. Hier fangen alle Schöpfungen immer wieder von vorn an. Kein Costümier und Decorateur ist an die Wiederaufstutzung alter Vorräthe gewiesen; hier regieren jene Waarenmagazine, wo es immer wieder neue Seide, neuen Sammet und für die geschmackvollsten Maler neue Leinwand gibt.

Ein Ballet in Berlin zu sehen wie „Satanella" ist in vieler Hinsicht lehrreich. Dem Aesthetiker macht vielleicht die Grazie und herausfordernde Keckheit z. B. der jungen Marie Taglioni eine besondere Freude, aber die Vorstellung im Großen und Ganzen mit Allem, was dazu auch von Seiten des Publicums gehört, ist culturgeschichtlich merkwürdig. Dieser Marie Taglioni sollte man eine Denktafel von Marmor mit goldenen Buchstaben und mitten in Berlin aufstellen. Sie tanzt die Hölle, aber sie ist der wahre Himmel des Publicums; sie tanzt die Lüge, aber sie verdient ein Standbild als Göttin der Wahrheit. Denn man denke sich nur dies junge, reizende, übermüthige Mädchen mit ihren beiden Teufelshörnchen an der Stirn, mit dem durchsichtigen Tricot, mit den allerliebsten behenden Füßchen, mit den tausend Schelmereien und Neckereien der Koketterie, wie nimmt sie sich unter den ehrwürdigen Thatsachen des gegenwärtigen Berlins aus! Dieser kleine Teufel da, im rosafarbenen, kurzen Flatterröckchen, ist sie etwa die in der Vorstadt tanzende Peruta? Nein, sie ist das enfant chérie des berliner Ballets und das berliner Ballet ist das enfant chéri der Stadt, des Hofs, ist die Kehrseite der frommen Medaillen, die hier auf der Brust der Heuchelei von Tausenden getragen werden. Büchsel, Krummacher, Bethanien, Diakonissen, Campo Santo, Sonntagsfeier, Innere Mission — was ist das Alles gegen einen Sonntag Abend, wenn Berlin in „Satanella" seine wahre Physiognomie zeigt! Die Prinzen und Prinzessinnen sind anwesend. Hinten auf der Scene funkelt ein Ordensstern neben dem andern, jede Coulisse ist von einem Prinzen besetzt, der sich mit den kleinen Teufelchen des Corps de ballet unterhält. Der erste Rang zeigt die Generale und Minister, das Parket den reichen Bürgerstand, die Tribüne und der zweite Rang die Fremden, die den Geist der Residenz in der Provinz verkünden werden, die obern Regionen beherbergen die arbeitenden Mittelclassen und selbst die halbe Armuth, der man sonst nur Tractätchen in die Hand gibt, hat hier das Frivolste aller Textbücher mühsam nachzustudiren, um die stumme Handlung der Scene zu verstehen. Welche Wahrheit deckst du doch auf, du echte berliner, in der Treibhauswärme der specifischen, ihnlich preußischen Haus-Traditionen großgezogene Pflanze, Marie Taglioni geheißen! O so werft doch, ihr bessernten Herren, eure Masken ab! Verrathet doch nur, daß euer Privatglaube nichts mehr liebt als die Götter Griechenlands und daß nicht etwa hier der Cultus des Schönen, sondern draußen euer officielles System eine Komödie ist!

Satanella verführt einen jungen Studenten, dem das Repetiren seiner Collegia bei Stahl und Keller zu langweilig scheint. Er hat eine Verlobte, die vielleicht Gridel und „Amaranth" liest, aber Niemand wird zweifelhaft sein, daß der junge, künftige Referendar besser thut, sich an Heinrich Heine, an die schöne Lorelei und die Taglioni zu halten. Wie kalt und nüchtern ist auch die Liebe eines Fräulein Fortl gegen die Liebe einer Satanella! Es geht mit letzterer allerdings bergab und geradewegs in die Hölle, aber welcher Zuschauer wird der Narr sein und nicht einsehen, daß der Satan den jungen Liebmann nur Anstands halber holt! Kann das eine echte Hölle sein, in der sogar schon kleine Kinder tanzen, schon kleine Kinder mit Satanshörnern umherspringen und, wie von Selma Bloch geschieht, ein recht widerliches Solo tanzen? Kann das die echte Hölle sein, deren Vorhof die wunderbarste Mondscheinnacht von Gropius mit dem reizendsten Château d'eau und der stillschlummernden antiken Marmorwelt ist? Wird irgend ein Vernünftiger einräumen, daß die Consistorialräthe Recht haben, wenn sie die Venus von Milo eine schöne „Teufelinne", die Antiken des Vatican überhaupt, wie Tholuck gethan, „schöne Götzen"

ennen? Verwandelt ſich all' dieſe Luſt und Liebe, all' dieſe Freude und Behaglichkeit nicht
ielmehr nur rein „Anſtands halber", d. h. um dem Vorurtheil zu genügen, in Pech und
Schwefel und wird irgend Jemand eine ſolche Vorſtellung, wo beſternte Prinzen jede Attitüde der Solotänzerinnen beklatſchen, mit einer andern Meinung verlaſſen als der: Ich
fühle wol, es muß einen Mittelweg zwiſchen Eliſabeth Fey und Marie Taglioni, einen
Mittelweg zwiſchen Bethanien und dem Opernhauſe, einen Mittelweg zwiſchen den Con-
certen des Domchors und Satanella geben? Dieſe berliner Balletabende wecken einen
benſo großen Abſcheu vor der mätreſſenhaften Sinnlichkeit, die durch ſie hindurchblickt,
ie vor der Kaſteiung des Fleiſches in der neuen Lehre vom Gefangengeben der Vernunft
nd dem faſhionablen Büßerthum, deſſen neupreußiſche Früchte wir hinlänglich kennen.

Beide Extreme geben in Berlin auf eine erſchreckende Art nebeneinander. Sie geben
cht etwa getrennt nebeneinander, ſondern im Durchſchnitt in denſelben Perſonen. Die
euchelei und die Rückſicht auf Carriere miethet ſich einen „Stubl" in der Matthäuskirche,
m damit an dem Schilde deſſelben zu leſen iſt: „Herr Aſſeſſor N. N." und die ſtille
ehnſucht des wahren innern Menſchen iſt hier doch allein — der Genuß. Dem Genuß bauen
ch andere Städte Altäre; die bunteſten, mit Roſen geſchmückten Altäre baut z. B. Wien.
ber Berlin ergibt ſich immer mehr einer Form des Genuſſes, die nur ihm ganz allein
ngehört. Es iſt dies die Genußſucht eines Fremden, der in vierzehn Tagen durch ſeine
fullte Börſe Alles bezahlt, was man in einer Reſidenz, die er vielleicht in Jahren nicht
ieder ſieht, für Geld bekommen kann. Es iſt die Genußſucht des Gutsbeſitzers, der ſeine
olle in die Stadt fährt und ſich mit vierzehn Tagen Ausgelaſſenheit für ein Jahr der
ntbehrung auf ſeiner Scholle entſchädigt. Dies berliner Lecken und Schlecken hat die
evölkerung ſo angeſteckt, daß man mit Auſternſchalen die Straßen pflaſtern könnte. Wohl-
en und Vergnügen iſt die Deviſe des hieſigen Begehrens geworden, nirgends wird man
D. den Begriff „Bowle machen" jetzt ſo ſchlenderhaft ausgeſprochen finden. Die Betriebſam-
t wird durch den Luxus wol eine Weile geſtachelt werden, an Großſtädtiſchkeit der Unter-
hmungen fehlt es nicht; aber wenn die natürlichen Kräfte verſagen, tritt das Raffine-
nt ein und das Raffinement des Verkehrs, gewöhnlich Schwindel genannt, ſoll hier in
em Grade herrſchen, der keine Grenzen mehr kennt. Denn was iſt die Grenze, die man
nkrott nennt? Aus Nichts werden die glänzendſten Unternehmungen hervorgerufen.
t einem Beſitze von einigen tauſend Thalern muthet man ſich die Stellung eines Capi-
iſten zu. Der Credit gibt nicht dem Redlichen mehr Vorſchub, ſondern dem Muthigen.
e Entſchloſſenheit des induſtriellen Waghalſes leiſtet das Unglaublichſte. Wo die größten
iegel glänzen, wo die goldenen Rahmen tief bis zur Erde niedergehen, wo in den
hauſenſtern der Boutiken die fabelhafteſte Scheinfülle des Vorraths mit dem Geſchmack
Anordnung zu wetteifern ſcheint, kann man gewiß ſein, auf hundert Fälle bei neunzig
r eine Grundlage anzutreffen von eitel Luft und windiger Leere.

Es iſt mannichfach ſchon eine Aufgabe der neuern Poeſie, der ſocialen Romantik ge-
rden, den Lebensnöthen, die ſich aus ſolchen Zuſtänden ergeben müſſen, nachzuſpüren.
r Todtenwagen raſſelt ſtill und ernſt durch dies glänzende Gewühl. Rauſchende Bälle,
der Faſchingsnacht ein Wagenrennen bis zum frühen Morgen und die Chronik der Ver-
chen, die Statiſtik der Selbſtmorde gibt dem heitern Gemälde doch eine dämoniſche Be-
chtung. Erſchütternd war mir z. B. die Nachricht, daß der Philoſoph Beneke von der
iverſität plötzlich vermißt wurde und wahrſcheinlich ſich entleibt hat. Erſt jetzt kam zur
rache, daß dieſer redliche Forſcher, der ſich in der Erfahrungsſeelenkunde einen Namen
worben und beſonders auf die neuere Pädagogik einen nützlichen Einfluß gehabt hat,
länger als zwanzig Jahren nicht endlich ordentlicher Profeſſor werden konnte und ſich
einem jährlichen Gehalte von 200 Thalern begnügen mußte. Zweihundert Thaler jähr-
für einen Denker, während es hier Geiſtliche gibt, die es auf jährlich 5000 Thaler bringen.

Beneke war ein Opfer des Ehrtriebes, der hier noch zuweilen einen edeln Menschen ergreift, nicht auf der allgemeinen Bahn des Schwindels gehen zu wollen. Des Mannes Erscheinen war einfach, war fast pedantisch. Er hatte vor zwanzig Jahren die etwas steifen Manieren eines göttinger Professors nach Berlin gebracht. Seine Vorträge waren etwas ängstlich, seine Perioden allzu gewissenhaft, sein System knüpfte wieder an Hume und Kant an, er ging über die endlichen Bedingungen unsers Denkens nicht tollkühn in die Unendlichkeit; was sind Kennzeichen solcher altbackenen Solidität in einer Stadt wie Berlin, wo nur die glänzende Phrase, der saillante Witz und Esprit, das kecke Paradoxon und jener doctrinäre Schwindel etwas gilt, den Hegel aufbrachte, Hegel, der Jahre lang die trivialsten Köpfe, die nur in seiner Tonart zu reden wußten oder die es verstanden, ihrem sogenannten Denken eine praktische Anwendung auf beliebte Religions- und Staatsauffassungen zu geben, zu ordentlichen Professoren befördern konnte! Hamlet ist auch darin das große und Shakspearen auf den Knieen zu dankende Vorbild aller mit der Welt verfallenen Geistesfreiheit, daß er auf des Königs Frage, wie es ihm ginge, antwortet: „Ich leide am Mangel der Beförderung."

— — Wer mißgönnt
Den Uebermuth der Aemter und den Kummer,
Den Unwerth schweigendem Verdienst erweist!

(Der dritte Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Das Schiller-Goethe-Denkmal.

Man sagt, daß bisjetzt die durch Sammlungen aufgebrachte Summe für das in Weimar projectirte Schiller-Goethe-Standbild 3000 Thaler beträgt. Frankfurt am Main, Goethe's Vaterstadt, steuerte zwölf Thaler bei! 12,000 Thaler ist die Summe, die nöthig sein soll, um diejenigen Kosten zu bestreiten, die nicht von dem Großherzoge von Weimar und dem Könige Ludwig von Baiern übernommen sind. Rietschel ist im Begriff, jetzt an die Ausführung seines Modells zu gehen.

Die Wünsche der Jugend.

Der Dichter sagt: Was du in der Jugend begehrst, hoff du im Alter die Fülle. Meinte Goethe deine süßschmeckenden Wünsche? Deine träumenden Hoffnungen? Deine goldenen, schönen Ideale? Gewiß! Aber die Ziele aller deiner Sehnsucht nahmen eine andere Gestalt an, wenn du sie erreicht hattest. Du hast im Alter deine ganze Jugendhoffnung, aber die Farbe ihres Kleids hat gewechselt. Was dir sonst das Roth der Freude zu tragen schien, trägt nun das Grau der Sorge. Du besitzest, was du erringen wolltest, aber was eigst wie ein Edelstein schien, ist jetzt Kohle und solche Ideale liegen um dich — in Haufen. Auf den Aschenhaufen des Alters glimmt und glüht es, [illegible] von ganz andern Dingen, die du der in der Jugend hättest wünschen sollen, wenn du ihren künftigen Werth geahnt hättest.

Die Hingebung.

Die Menschen stehen so oft in dem Wahne, daß die Gefühle und Handlungen, deren sie in Augenblicken eines überschwänglichen Bedürfnisses, glücklich zu sein, fähig sind, aus wirklicher Liebe zu den Personen entstehen, denen sie in solchen Augenblicken dann Liebe und Güte verrathen. Es ist dies der gefährlichste Egoismus. Er ist gefährlich, weil man seinen wahren Ursprung selten durchschaut und weil er uns in einem ewigen Kreise von Klagen über Mangel an rechter Würdigung und Anerkennung unsers Herzens umtreiben kann. Würden wir uns genau prüfen, so müßten wir erkennen, daß es uns in solchen Fällen, wo wir Andere so überschwänglich zu lieben vorgaben, nur um die Erwiderung und um das Glück der Liebe überhaupt zu thun war.

Weihestunden.

Weihestunden gibt es, in denen wir wahrhaft Ueberirdisches empfinden können und auch unser Bestes hervorbringen. Selten aber werden Weihestunden diejenigen feierlichen Augenblicke, auf welche wir uns mit der Erwartung, daß sie es werden würden, in glücklicher Spannung umständlich vorbereiteten.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 27.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Eine Fahrt in den Frühling.

Es iſt alſo wirklich Ihr Ernſt, Onkel? Sie meinen in der That, ich hätte Abſichten auf Kärchen?

Dieſe Frage ſtellte der junge Doctor der Philoſophie, Guſtav Frei, an ſeinen Oheim, den Kauf- und Handelsmann Andreas Frei in einer kleinen erzgebirgiſchen Stadt.

Ja, das mein' ich in der That, war die Erwiderung — oder glaubſt du, ich hätte keine Augen, weil ich nicht wie du Tag aus Tag ein mit vieren umhergehe? O ich ſehe auch ohne Brille nur zu gut, wie die Partie ſteht! Darum ſuch' dir einen andern Aufenthalt! Es thut mir leid, daß ich das zu meinem leiblichen Bruderskind ſagen muß, aber meine Tochter kann ich keinem Dichter oder Schriftſteller geben — ſuch' dir einen andern Wohnſitz, ſobald der Schnee ſchmilzt!

Damit verließ Herr Frei der Aeltere das kleine, dürftig möblirte Manſardenzimmer, welches ſein verwaiſter Neffe ſeit ſeinem Abgange von der Univerſität bei ihm inne hatte.

Alſo an die Luft geſetzt! — ſprach Guſtav, wie er allein war. Sehr gütig von Ihnen, Herr Onkel! Aber nicht gleich an dieſe Winterluft, ſondern doch erſt an die Lenzluft, — das iſt ſogar höchſt barmherzig!

Wo ſoll ich mich hinkehren,
Ich armes Brüderlein?
Mein Gut iſt, mich zu nähren,
Um viel, um viel zu klein!

So kann ich mit dem Allgäuer — oder welcher Schwab' es geſagt hat — ſingen. Sobald der Schnee ſchmilzt! Das kann in dieſem Winter noch vier Wochen dauern. Zeit genug, um meine Habſeligkeiten zu ordnen, aber viel zu wenig, um mein Buch fertig zu bringen. Dazu brauch' ich mindeſtens vier Monate. Ach, was da! Was ſoll ich warten, bis der Frühling kommt! Ich kann ihm ja entgegengehen. Auf, ſchnüre dein Bündel, Muſenſohn! Hinter dem Berge wohnen auch Leute, und im lieben Lande Böhmen iſt der Frühling gewiß ſchon eingekehrt — bringt man doch bereits Peterſilie von drüben herüber!

Die Couſine wunderte ſich nicht wenig, als etwa zwei Stunden nach dieſem Monolog ihr Couſin Guſtav reiſefertig bei ihr eintrat. Er trug einen ſchwarzen Sammetrock, darüber ein grauleinenes Staubhemde, ſein Gepäck beſtand in einem mit Wäſche und Büchern gefüllten Ränzchen. Ein Rohrſtock vollendete die Rüſtung.

Was fällt dir ein, Guſtav? hieß es.

Was einem Dichter ſo leicht einfällt — war die Antwort — ich will wandern und wallen, daß ich meine liebenswürdige Couſine von der Gefahr befreie, die Frau eines Taugenichts von Büchermacher zu werden.

Alſo hat wol gar der Vater —

Still, Frau Regiſtrator in spe! — unterbrach ſie Guſtav — warum hab' ich mich zum Poſtillon d'amour im Rücken des Papas gemacht! Alle Schuld rächt ſich im Leben — glücklich Der, bei dem die Nemeſis nicht wartet, bis er zum Hängen reif iſt. Ich unterwerfe mich der gerechten Strafe und ziehe froh, ein halbes Jahr der Schirmvogt deiner Liebe geweſen zu ſein, dem fröhlichen Süden zu. Nun ſei ein wenig ſchlau, Couſine — ich hab' es bei Ferdinand's Tante ſo weit gebracht, daß ſie ihm zu Johannis Haus und Hof verſchreiben läßt; ſo lange halte deine Liebe noch geheim und damit Adieu!

Aber — Guſtav — ſagte ſie, einen Blick nach ſeiner Taſche werfend. —

Ich verſtehe dich, — fiel er ihr ins Wort — du willſt ſagen: da drinnen ſieht es windig aus. Glaub' nur, Herzensſchweſter! — denn das biſt du mir — meine Taſche iſt kein Eſelsrücken, ſie iſt leichte Bürden gewohnt. Im Lande hinter den Bergen gibt's Gold die Menge: prachtvollen, goldenen Frühlingsſonnenſchein — und faſt Alles, was mein Herz begehrt, umſonſt: Lenzluft, Blütenſchnee, Auengrün und ſüßer „katholiſcher" Geſichter Milch und Blut.

Ich werde den Vater ſogleich über ſeinen Irrthum aufklären — ſagte Klärchen —, damit er wieder gut mit dir wird; ich werde ihm ein offenes Geſtändniß machen —

Und dein Liebesglück aufs Spiel ſetzen? erwiderte Guſtav. Nichts da! Ich würde jetzt nicht bleiben und wenn mir der Onkel, ſtatt der Räucherkammer unterm Dache, das ſchönſte Zimmer der Bel-Etage einräumte und mich hielte wie einen Kanarienvogel. Mein Klärchen, über mich iſt plötzlich der Geiſt des Wanderns gekommen — ich ſehne mich nach dem Lenz, und wenn du eine Sirene wäreſt, du hielteſt mich nicht ab von der Ulyſſesfahrt in den Lenz!

So nimm wenigſtens das als Andenken! ſagte Klärchen, ihm eine klingende, geſtickte Börſe einhändigend, die ſie inzwiſchen aus ihrer Schatulle genommen hatte.

Ein Andenken an dich brauch' ich zwar nicht — ſagte Guſtav, die Börſe nehmend —, denn ich vergeſſe nie eine warme Menſchenhand, die freundlich in der meinen geruht hat, aber ich brauche Geld und ſo nehm' ich dein Geſchenk als ein Darlehn mit Dank an. Hab' ich es weiter gebracht mit meinem unehrlichen Gewerbe, als der Onkel meint, ſo zahl' ich dir das Viaticum ehrlich heim.

Er ſteckte die Börſe ein, umfaßte die Couſine, küßte ſie und eilte in den Laden, wo er von dem eben Düten klebenden Oheim einen weniger zärtlichen Abſchied nahm. Haſt du denn Reiſegeld? fragte der Alte, als Guſtav ſchon unter der Thür war.

Wozu braucht Einer Geld, der das Geheimniß beſitzt, Gold zu machen? entgegnete Guſtav und entzog ſich ſchnell ſeinem Almoſen.

Der Onkel ſchaute ihm kopfſchüttelnd nach. Goldmachen? brummte er verdutzt. Aber Guſtav war fort, eh' ihm über das Goldmachen etwas einfiel, das wie Reue ausſah.

Guſtav hatte ſich nicht getäuſcht; er hatte kaum die Wälder ſeiner Heimat, die Hochwälle des Erzgebirgs im Rücken, als ihm laue Lenzluft entgegen wehte und die Ebene von Brix wie ein blühender Garten zu ſeinen Füßen lag. Es war ſchon nahe zum Abend, die im Weſten hinter dem kaadener Baſaltgebirge hinabſinkende Sonne vergoldete nur noch

e höchſten Kuppen des ſo überaus maleriſchen Mittelgebirges und dann und wann eine
hurmſpitze der zahlloſen Ortſchaften, welche ſich mit ihren rothen Dächern aus der im
dämmerſchatten ruhenden Ebene erhoben. Bei dieſem Anblick jauchzte Guſtav's Seele hell
f; er warf ſeine Mütze in die Luft, daß ſie im Niederfallen auf dem an der Straße
henden Marienbilde ſitzen blieb, und rief: Hoſianna! gegrüßet ſeiſt du mir, ewig jung
imliche Gottesmutter, du heilige, gebenedeite Natur! Dann ließ er ſich auf dem kleinen
ügel zu Füßen der Bildſäule nieder, um in ſüßer Ruhe ſich dem zauberhaften Gin
acke des Gemäldes hinzugeben, das ſeine Gottesmutter ihm da vor den Blicken ent-
ltet hatte. In mancherlei Ausrufen machte ſich dann und wann ſein von Freude über
llendes Herz Luft. Onkel! rief er unter andern — Onkel! du biſt mein guter Engel!
u biſt der umgekehrte Cherub vor dem Paradieſe! Du haſt mich ins Paradies getrieben
guter Onkel! — und dafür mußt du hinter dem Adventiſche Düten füllen! Er nahm
ie Taſchenkarte von Böhmen zur Hand, um ſich in der Gegend zu orientiren — bald
r er über die Hauptpunkte im Klaren. Da links vor ihm, zwiſchen Morgen und Mit
, erhob Brix ſeine ſtattlichen Thürme, vor allen die Zinnen ſeiner edeln gothiſchen De
nkirche; dahinter ragte der Schloßberg mit der Ruine Landswarth in den Abendhimmel
ein; ganz im Morgen tauchte zwiſchen ſilbernen Teichen Dux mit ſeinem Schloſſe auf,
r der wenigen Herrſchaften des gewaltigen Friedländers, die jetzt noch im Beſitze ſeines
ſchlechts ſind, mit dem Grabe des größten Abenteurers aller Zeiten — Caſanova's, der
r ſein Leben als gräflicher Bibliothekar beſchloß; und dahinter glühten die Gipfel der
zen, reichen Gruppe des Mittelgebirges im Feuer der Abendſonne, insbeſondere die ge-
ckte Kuppe des Nadelſtein und der zinnige Kegelſtumpf des Milleſchauer. Und zwiſchen
e Berge eingebuchtet lagen friedliche Dörfer und Weiler, auf welche hin und wieder
Trümmer einer alten Burg ernſt, doch nicht mehr dräuend niederblickten. Von welcher
rlichkeit — dachte Guſtav — waren dieſe Höhen einſt Zeugen! Welch' ein Geſchlecht
litte auf dieſem Fleckchen Erde! Und vor ſeinem Geiſte erhoben ſich die Geſtalten der
emysliden, die dort ihren Urſprung hatten und von ihnen hinweg war nur ein Schritt
Libuſſa's Zaubergebiet. O ſei mir doch hundert und tauſend mal gegrüßt, du claſ-
er Boden der Sage! rief er aus. Was bin ich für ein Dichter, wenn erſt ein pro-
cher Heringskönig mich muß in deine Wunder hineinſtoßen! Aber ich will Dienſte bei
nehmen, wenn ich aus dieſen Auen nicht mit reichen Schätzen der Phantaſie, nicht
einem goldenen Wunderhorn beladen heimwärts ziehe! Dort drüben zwiſchen den mär
haften Bergen, unter Blütenbäumen und umgrünt von üppigen Saaten muß ſich's
ich dichten — dort möcht' ich mein Buch ſchreiben! Und was hindert mich daran?
mich Klärchen nicht zu einem Kröſus gemacht? Er zog ſeine Börſe, das Geſchenk
Couſine, aus der Taſche und muſterte die Goldfüchſe, die ihm daraus entgegenblinkten
d Louisdor und zwei Dukaten — zählte er — damit kann ein Dichter hier zu Lande
e wirthſchaften. In der Taſche hab' ich noch einige Silberlinge eigenen Vermögens —
kann ich verwandern — und wandern muß ich, ich muß weit, weit in den Lenz hin-
muß mich baden in Blütenglanz und Frühlingsluft — ſatt muß ich mich trinken an
Wonnequellen, die ſich allenthalben vor mir öffnen. Dann aber laſſ' ich mich in einem
Dörfchen des Mittelgebirges nieder und dichte, bis der letzte Dukaten verzehrt iſt.
Er that die „Silberlinge" zu dem Golde in die Börſe und erhob ſich, um weiter
ziehen. Aber wie die Mütze vom Haupte der ſteinernen Himmelskönigin herabbringen,
dieſe auf einer Säule ſtand, die allein ſchon Guſtav's, ſeines Arms und Stockes Länge
maß? Nimm mir's nicht übel, gute Mutter Maria, daß ich vorhin einer Andern ſtatt
r die Ehre gab! redete er die Statue an, die eben nicht dem Meißel eines Canov.
Daſein verdankte; thu' doch ein Wunder und neige dein Haupt, damit das mir.ige
r zu ſeiner Bedeckung komme!

Die Himmlischen erfüllen die Bitten der Sterblichen nicht immer gerade in der Weise, wie diese wollen: die Gnadenreiche neigte nicht ihr Haupt, wie der Comthur in „Don Juan", aber Gustav's Gebet fand auf andere Art Erhörung. Desselben Wegs, den er gekommen war, hinkte ein Wanderbursche daher und mit abgezogenem Hute auf unsern Dichter zu. Er wollte eben seinen Mund zu dem üblichen „Ein armer reisender Handwerker" öffnen, aber Gustav kam ihm seinerseits mit der Bitte zuvor:

Sie kommen wie gerufen, Landsmann; seien Sie doch so gut und helfen Sie mir die Mütze da herunterholen.

Recht gern! erwiderte der Handwerksbursche — aber wie?

Na, ich nehme Sie auf meine Schultern — sagte Gustav — da richten Sie sich auf, nehmen den Stock und heben den Deckel ab.

So geschah es. Im Besitze seiner Mütze zog Gustav vergnügt seine Börse und gab seinem Gehülfen einen Zwanziger.

Ei, Herr, Sie trauen mir zu viel zu — ich kann nicht wechseln — sagte dieser, das Geld zurückgebend.

Machen Sie keine Umstände, Landsmann! entgegnete Gustav. Stecken Sie die Kleinigkeit ad saccum und kommen Sie mit mir, wenn Sie gleich mir weiter ins Land hinein wollen.

So vergelt's Gott! dankte der Wandersmann, eine kleine, untersetzte, braune Persönlichkeit — das ist ein gutes Vorzeichen für meine Wanderung in Vaters Vaterland.

Sie sind kein Böhme, der Sprache nach — bemerkte der Andere im Weitergehen — aber auch kein Sachse — oder Meißner, wie Jean Paul will.

Ein halber Böhme bin ich doch — erwiderte der Fremde — Baden ist mein Geburtsland, Niederbühl bei Rastadt meine Heimat — aber mein Vater war ein Böhme.

Wie kam der nach Baden? fragte Gustav.

Durch den Krieg — lautete die Antwort. Mein Vater war kaiserlicher Soldat, kam im letzten Kriege mit an den Rhein und in Niederbühl ins Quartier. Da lernte er meine Mutter kennen, fand', daß im badischen Ländel auch gut Knödel essen sei — wiewol es bei uns nicht Knödel heißt, sondern Knöpf — und blieb als Meerrettigbauer da hocken. Er ist nun lange todt. Das Gütel war, trotz dem Meerrettigbau, zu klein, um uns Kinder alle zu nähren — ich wurde ein Sattler und ging in die Fremde, mein Glück zu probiren. Ich hab' probirt und probirt und hab' es noch immer nicht weiter gebracht, als daß ich mit Anstand zu einem honetten Menschen sagen kann: Ein armer reisender Handwerker! In Sachsen probirt' ich mein Glück zuletzt. Es hatte mich schon längst dahin gezogen, denn bei uns draußen geht ein Sprüchwort: „In Sachsen — wo die schönen Mädel wachsen!" und ich bin den schönen Mädeln nur zu gut, Herr! So wandert' ich denn in Sachsen ein und fand in Freiberg Arbeit, wie auch das Sprüchwort bestätigt. Aber Sie sehen, was ich gewonnen habe: nehmen Sie mir Ihren Zwanziger wieder ab, so finden Sie in meiner Tasche so viel Münze als Samstags in einem Klingelbeutel. Es wird aber nun Zeit, daß ich dem Leben ein Ende mache und mich als ehrsamer Bürger und Meister irgendwo einheimse. Da ist mir denn eingefallen, daß in der Heimat meines Vaters noch Sippschaft von diesem lebt, namentlich ein wohlhabender Onkel, und den will ich aufsuchen. Den Namen des Wohnorts hab' ich vergessen, der Geier merke die böhmischen Wörter! Aber ich weiß so viel, daß der Ort im leitmeritzer Kreis an der mittägigen Seite des Mittelgebirges liegt. Mit Gottes Hülfe hoff' ich den Onkel schon zu finden.

Wunderliches Widerspiel — sagte Gustav — Sie suchen einen Onkel und ich fliehe einen! Ich wünsche Ihnen Glück zu dem Ihrigen — aber folgen Sie meinem Rathe: Wenn derselbe eine hübsche Tochter hat, so bezwingen Sie Ihre Neigung zu den „schönen Kindern"! Die Onkel haben da so ihre eigenen Grillen. Und — lieber deutscher Bruder,

wie wollen Sie Ihren böhmischen Onkel finden, wenn Sie nicht Böhmisch können? Denn soviel ich weiß spricht man südlich vom Mittelgebirge des leitmeritzer Kreises nur Böhmisch.

Allerdings — antwortete der junge Sattler — aber ich führe ja den Namen des Onkels und überall in dieser Gegend gibt's Juden, die beide Landessprachen sprechen — an die wend' ich mich und die werden mich schon zurechtweisen. Hab' ich den Onkel, so ist mir für das Weitere auch ohne Böhmisch nicht bange.

Die beiden Wanderer kamen eben an ein Dorf, wo der Sattler seiner wunden Füße halber zu bleiben beschloß. Gustav aber wollte diese Nacht noch unter Blüten schlafen und die fand er erst am Fuße des Gebirgs, in Johnsdorf. Wie er nun von seinem Gefährten schied, mußte er von diesem die gute Lehre hören: Lieber Herr! lassen Sie Ihr Geld nicht so vor Jedermann sehen, wie Sie es vor mir thaten — Sie finden nicht immer ehrliche deutsche Handwerksbursche, und der Anblick des Goldes macht lüstern.

Diese Lehre ist auch was werth — sagte Gustav, griff in den Beutel und drang dem Gesellen noch zwei Zwanziger auf, gab ihm auch seine Karte, wogegen der Andere ihm seinen Namen „Kutschera" nannte.

Gustav fand in seinem ersten Nachtquartiere mehr, als sein genügsames Herz für diesen Abend begehrte: denn außer den blühenden Obstbäumen, die das Dorf einfriedigten, und von welchen namentlich das Wirthshaus umgeben war, fand er in letzterm eins jener „katholischen" Gesichter, die er mit zu den Gaben gerechnet hatte, die sein Herz vornehmlich begehrte. War das eine hohe, schlanke, blühende, blonde Maid! Hatte die große, mächtige, schwärmerische Augen! Dem Dichterjüngling gingen die seinigen über, als ihm die Gestalt mit dem Glase schäumenden Gerstentranks entgegenschwebte, nicht wie eine dienende Magd, sondern wie eine Königin, die einem Unterthanen mit einem Geschenke ihrer Huld entgegentritt. Aus war es mit seiner Genügsamkeit, er hatte nur ein Glas Bier trinken, nur ein Stücklein Brot mit Käse essen wollen, jetzt wünschte er sich den Gaumen und Magen eines Prälaten und die tausend Wünsche einer Tänzerin, um auf das „Was schaffen's sonst?" der schönen Wirthstochter recht viel Bestellungen machen zu können. Aber er brachte es zu nicht mehr als zu dreien: eine Suppe, ein Gericht Setzeier mit Salat und ein Nachtquartier. Als er sein Mahl genossen hatte, zerbrach er sich umsonst den Kopf darüber, was er wol noch für Wünsche hegen könne, nur um die Huldin in seine Nähe zu bannen. Er fand nichts und half sich damit, das Glas recht oft zu leeren, aber das brachte ihn bald gar um ihre Nähe, er fühlte, daß ihm der Trunk zu Haupte stieg, und suchte, um sich keine Blöße zu geben, bei Zeiten das Nachtquartier. Und kein anderes Menschenkind als sie, die Königin aller Wirthstöchter wie ihm däuchte, sie allein führte ihn zu Ruh'. Hatte er je so etwas erlebt? Und er wußte nicht, was er zu ihr sagen sollte, als sie das Licht auf den Tisch setzte und ihm so freundlich „Geruhsame Nacht" wünschte. O ich Esel von einem Philosophen! seufzte er, als ihr leiser Schritt sie schon wieder die Treppe hinabtrug. Das soll mir nicht wieder passiren, fuhr er fort, als er am Morgen erwachte, daß ich angesichts einer solchen Erscheinung so viel Bier in mich verschütte. Er ging hinab, in der Hausflur begegnete sie ihm. Wünsche wohl geruht zu haben! rief sie ihm entgegen und öffnete ihm das Zimmer. Er erwiderte ihren Gruß und trat ein. Ohne zu fragen: „Was schaffen's?" brachte sie ihm den Kaffee mit den landüblichen mohnbestreuten Hörnchen, und als er sie bat, ihm Auskunft über Weg und Steg nach Brix zu geben, neigte sie sich ganz nahe zu ihm, daß ihr würziger Athem ihn anwehte, und flüsterte ihm freundlichst zu:

Warten's doch bis um 9 Uhr, da gehe ich mit Ihnen.

Gustav hätte müssen ein Karthäuser sein, wenn er nicht zu dieser Aufforderung mit Freuden Ja gesagt hätte. Und der süße Lohn für diese Bereitwilligkeit folgte auf dem Fuße, denn sie hatte kaum das Kaffeegeschirr wieder abgeräumt und noch einige kleine ähn

liche Geschäfte verrichtet, so nahm sie ihren Strickstrumpf und setzte sich zu ihm. War das draußen eine lustige, glückliche Welt! Wie koste der Himmel mit der Erde, wie zwitscherten und schmetterten und wirbelten die Vögel in allen Bäumen, Hecken und Lüften! Und da innen, an der Seite eines jungen Dichters, sitzt ein lieblich plauderndes Böhmenkind, kann Einer mehr Lenzesluft verlangen? Kann Jemand es unserm Lenzfahrer verargen, wenn er sich jetzt im Stillen fragt: Was soll ich weiter gehen? Kann ich irgendwo mehr Lenz finden als hier? Habe ich hier nicht Blüten und Auen und linde balsamische Luft? Und was mehr als dies Alles ist, ein süßes, blühendes Frauenbild, das den reichsten Frühling in meiner Brust hervorzaubert?

Willst Du ewig weiter schweifen?
Sieh, das Gute ist so nah!

singt König Goethe, wohlan! ich will den Leuten, die mittagwärts wohnen, ihren Lenz lassen und bei dem bleiben, den ich habe. Die Partie nach Brix zwar wird gemacht, ein Narr aller Narren wäre ich, ließe ich mir die Gelegenheit entgehen, mit dem holden Wesen ein paar Meilen weit allein zu lustwandeln.

Mit diesem Gedanken ging er in den Garten, um unter der reichen Blütenkrone eines Apfelbaumes in den Träumen zu schweben, die ein dichterisches Gemüth bei dem Gedanken „Liebe" und wol gar „Braut" in Verbindung mit einem lebenden reizenden Gegenstand so leicht umgaukeln. An der Seite eines solchen Wesens leben und dichten, dachte er unter seinem Apfelbaume, das muß göttlich sein, und seine Phantasie malte ihm im Nu ein artig Genrebildchen vor, wie er eines schönen Tags unter demselben duftenden Apfelbaume seinen Kaffee einnähme und Schön Marie, einen holden Knaben auf dem Arm, neben ihm sitzend mit andächtiger Bewunderung seine jüngste Dichtung vorlesen hörte. Da schreckte eine kreischende Frauenstimme ihn aus seinem Traum.

Wo willst du hin? gellte es aus dem Wirthszimmer. Nach Brix? Daheim bleibst du! In die Küche marschirst! Den Husaren nachlaufen, das wäre mir eine saubere Geschichte! Hat man schon so etwas gehört, eine ehrsame Wirthstochter, die Haus und Hof erbt, läuft einem Husaren nach!

Galt das Scheiten Marien? Wem sonst! Als Gustav ins Haus zurückkehrte, trat ihm die Huldgestalt mit weinenden Augen entgegen.

Ach, lieber Herr! sagte sie, ich darf nicht mit nach Brix gehen, meine Mutter erlaubt es nicht. Aber da Sie doch hingehen, so thäten Sie mir wol einen Gefallen: ich wollte Ihnen ein Briefchen an meinen Geliebten mitgeben, er ist Wachtmeister bei den Husaren, die in Brix stehen, thäten Sie mir wol den Gefallen?

Unserm Gustav war, als wäre er plötzlich unter ein eiskaltes Sturzbad gerathen; er sagte zwar als höflicher Sachse und gemüthlicher Erzgebirger: Mit größtem Vergnügen, liebes Kind! dachte aber bei sich: Der Geier hole deinen Husarenwachtmeister! und: Es scheint, ich bin zum postillon d'amour prädestinirt! Dann aber schüttelte er flugs alle Grillen von sich und rief sich zu: Auf, Dichter, weiter in den Lenz! Marie händigte ihm einen Brief ein und bat: Nehmen Sie es aber ja nicht übel, daß ich so dreist bin, lieber Herr! Aber ich hatte meinem Sandor versprochen, heute Vormittag hinüber zu kommen. Nun geht er mir gewiß entgegen, ach! wie wird es ihn kränken, wenn ich nicht komme! Durch Ihre Güte erhält er aber doch wenigstens Nachricht. Sie brauchen ihn nicht aufzusuchen, Sie finden ihn bestimmt unterwegs und können sich nicht irren: es ist ein großer, schöner Mann mit schwarzem Schnurrbart, einen halben Kopf größer wie Sie, Husarenwachtmeister.

Gustav nahm das Briefchen, das die Aufschrift trug: „Herrn Nagy Sandor, Wachtmeister bei der 5. Schwadron Palatinalhusaren", steckte es in seine Tasche und verlangte seine Rechnung.

Ich werde doch Ihnen keine Zeche rechnen' ſagte ſie, er aber drang darauf. Wenn Sie einem armen Wanderer ſtatt meiner eine Wohlthat erzeigen wollen, ſagte er, ſo wird ich, denke ich, bald eine Gelegenheit finden. Es wird im Laufe des Tags ein hinkender Handwerksburſche, ſeines Zeichens ein Sattler und Kutſchera mit Namen, den Ort paſſiren. Den nehmen Sie freundlich auf, wie mich, und ſchenken Sie ihm die Zeche, wenn Sie glauben, mir erkenntlich ſein zu müſſen. Marie verſprach dies; Guſtav bezahlte ſeine höchſt billige Zeche und wanderte weh- und wohlgemuth weiter.

Es war, wie Marie geſagt hatte. Zwiſchen Georgenthal und Brix kam ihm der beſchriebene Wachtmeiſter entgegen, eine herrliche, blühende Kriegergeſtalt, die als Staffage in die reiche Landſchaft paßte, die ſie durchſchritt. Guſtav grüßte ihn und gab ihm den Brief. Haſtig nahm der Soldat ihn an ſich, erbrach und las ihn, ſuchte ein Dereméptete und kehrte mit Guſtav um. Dieſer ergoß ſich gegen den verſtimmten Krieger in Freudenbezeugungen über die Frühlingspracht umher und über das reizende Land überhaupt.

Ja — ſagte der Ungar — Böhmen iſt ein ſchönes Land, aber mein Ungarn iſt es doch nicht. Und mit glühenden Farben ſchilderte er die Reize ſeines Vaterlandes und weinte zuletzt, vor Sehnſucht nach ſeinem Heimatdörflein, nach dem kleinen Hofe, wo ſein Mütterlein mit den jüngern Geſchwiſtern wirthſchaftete, nach ſeinem guten, theuern Grundherrn, der ein Vater ſeiner Grundholden wäre. Dahin, — lieber Herr! — ſagte er — dahin müßten Sie reiſen — dort würden Sie Lenz, Luſt und Leben finden, wogegen hier Alles ſchatten iſt'

Alles? — fragte Guſtav — auch Marie von Johnsdorf?

Die nehm' ich aus — erwiderte der Magyar — meine Marie iſt eine Perle, würdig die Krone Ungarns verſetzt zu werden. Darum laſſ' ich ſie auch nicht hier — ſie muß mit mir nach meiner Heimat — und wenn die Alte ſie mir nicht geben will — hurrah! nehm' ich ſie mit auf mein Roß und jage mit ihr davon.

Aber wird Marie das auch wollen? fragte Guſtav wieder.

Der Wachtmeiſter ſtrich ſeinen Schnurrbart und ſagte: Meine Marie müßte nicht meine Marie ſein.

Teufelskerl von einem Huſaren! dachte Guſtav.

Die Mädchen hier zu Land — ſagte der Ungar nach einer Pauſe — ſind überhaupt brav — deutſches Blut iſt treues Blut — die Mädchen hier lieben ſo treu und innig, daß man Einer eher ihren Herrgott nehmen kann als ihren Herzensſchatz. Wenn nur die Männer ſolcher Liebe immer werth wären! Die Mädchen kommen aber in Böhmen oft übel an!

Als ſie Brix nahe kamen, lud der Wachtmeiſter den Fremdling ein, ſein Gaſt zu ſein. Guſtav ſchlug es aus — er habe, ſagte er, keine Luſt, ſich in der Stadt aufzuhalten, die mit ihren Steinwänden ihn wieder an den Winter gemahne, dem er nur eben entronnen; er wolle lieber gar nicht hineingehen, ſondern gleich nach der nächſten Landſtraße, die morgen nach Mittagwärts führe. ... Der Huſar ſagte: Ich bin geſtern auf der Jagd und ſo glücklich geweſen, ein paar Waſſerhühner zu ſchießen, die hätt' ich gern mit Ihnen verſpeiſt; wenn Sie indeſſen von der, abgeſehen von ihrem Pflaſter, gar nicht übeln Stadt gar nichts wiſſen wollen, ſo begleite ich Sie noch ein Stündchen weit auf der Straße nach Bilin, falls Sie nach Morgen wollen; ich rathe Ihnen aber doch nach Teplitz zu gehen, was mehr nordöſtlich, aber darum nicht weniger lenzig liegt als Bilin.

Gut denn! ſo geh' ich nach Teplitz' entſchied ſich Guſtav.

Der Wachtmeiſter führte den Wanderer außerhalb der Stadt auf die Straße nach Teplitz, jenen Zauberweg, der alle ſo getauften Vorgänge an Romantik und poetiſchem Reiz überbietet, zumal wenn man ihn nicht zur Badezeit, ſondern wie jetzt Guſtav im jetzt erwachten Lenz wandelt. Guſtav's Seele regte all' ihre Schwingen, als er durch dieſe Wunderlandſchaft dahinzog. Du lieber Gott! — ſagte er — was kann ein Menſch doch

glücklich sein! Was trägt er doch für eine selige Seele in deine Welt hinein, wo er ihr gesund und frei entgegentritt! Er blieb oft stehen und schaute hier rechts nach den dunkelgrauen Basaltkegeln des Mittelgebirgs, dort links nach den schroffen, waldigen Hängen des Erzgebirgs. Und sein Gefährte half ihm mit freundlicher Zuvorkommenheit sich allenthalben orientiren. Ueberhaupt hatte der junge Dichter an dem Kriegsmann einen Begleiter, der an dichterischer Empfänglichkeit für alles Schöne ihm nicht nachstand, der gleich ihm dem Frühling der Natur einen Frühling des Herzens entgegenbrachte. Und was ihm an Tiefe der Bildung abging, das ersetzte ihm die Weihe der Liebe! Vermöge der Liebe, die er im Herzen trug, schwang er sich leicht mit zu den höhern Gesichtspunkten auf, unter welchen Gustav's künstlerisches Auge die Erscheinungen ringsum erfaßte, leicht zu dem hohen Gedankenfluge, der den Geist des Dichters durch alle Räume trägt. Es gibt eine Zeit im Leben eines jeden Menschen, wo er für das Höchste empfänglich ist; das ist die Zeit der Liebe; — wohl Jedem, bei dem in dieser Maienzeit seines innern Lebens eine heilige Hand bereit ist, die Binde von den Flügeln des Geistes zu lösen! Aber wie Vielen geht die große Epoche ihres Lebens dahin, ohne daß eine erlösende Hand sich ihnen nahte! Sie bleiben Kriechgeister — verflucht wie die Schlange „auf dem Bauche zu gehen und Staub zu essen" — Bücher-, Acten- oder Goldstaub, gleichviel! O, das ist das große Unglück, daß so viele, viele Menschen keinen Frühling haben!

Es war an jenem Punkte der Straße, wo der Wanderer in gerader Linie zwischen dem erzgebirgischen Wieselsteine einerseits und dem Bilinersteine oder Borschen andererseits sich befindet, wo in geringer Entfernung alle verschiedenen Epochen der Erdbildungsgeschichte ihre Riesenblätter aufgeschlagen haben und zu dem reichen, geologischen Theater auch ein vegetativ üppiges Gelände sich gesellt, wo der Fuß des Wanderers auf den Resten einer tropischen Pflanzenwelt dahinschreitet, über welche nun die Ceres, Flora und Pomona unserer Erdepoche ihre Schätze ausgebreitet haben, während links hochragendes, vulkanisches Urgestein von jener ältesten Erdrevolution, welcher das Erzgebirge seine Erhebung verdankt, rechts plutonische, durch neptunische Schichten hindurchgebrochene Massen von den ungeheuern Wirkungen einer jüngern Revolution zeugen — auf diesem Punkte war es, wo Gustav, überwältigt von den Eindrücken, die hier allzumal auf sein Gemüth einstürmten, in einen Hymnus ausbrach, dessen Recitation er durch einen Blick auf sein aufgeschlagenes Portefeuille unterstützte. Er feierte die Größe Gottes. Mit gefaltenen Händen hatte der Magyar dem deutschen Jüngling bei seinen feierlichen Worten zugehört; schweigend reichte er ihm die Hand, drückte sie und schämte sich der Thräne nicht, die ihm Wange und Bart bethaute. Dann kehrte er sein Angesicht nach Osten und betete für sein Vaterland. Sie haben mir da einen schönen Trost ins Herz gegossen — sagte er nach einer Weile. Was der Mensch im Geiste besitzt, das ist sein, sein unveräußerlich Erbe, das ihm Niemand rauben kann! So werden auch die Lebensgüter, nach welchen die Völker ringen, ihnen unveräußerlich und unentreißbar angehören, sobald sie ihr geistiges Eigenthum geworden sind, sie ganz und lebendig durchdrungen haben. Dieser Gedanke soll mich noch oft trösten und ermuthigen. Wie gern ginge ich noch weit, weit mit Ihnen! Aber ich habe keinen Urlaub — nur bis an das nächste Dorf kann ich Sie noch begleiten; dort wollen wir bei einem Glase Ungarwein Abschied nehmen.

Ehe indeß die beiden Männer von der Stelle gingen, schaute Gustav noch lange nach dem Borschen mit seiner schroffen, schwer zu erklimmenden Felsenkrone hinüber. Ich kann mich von diesem Berge nicht trennen, sagte er; all mein vaterländischer Stolz regt sich bei seinem Anblick, denn er erinnert mich an einen der größten Männer meines Volks und eine der höchsten Zierden der Menschheit: an Alexander von Humboldt, der diesen Berg untersucht und einem Berge in Südamerika auffallend ähnlich gefunden hat. Nachdem er

ich endlich losgerissen hatte, gelangte er mit seinem Gefährten bald in das bezeichnete Dorf — Preschen —, dessen Wirthshaus ihnen den Scheidetrunk bieten sollte.

Gibt es hier zu Lande denn lauter schöne Wirthstöchterlein? dachte Gustav, als eine feine, blühende Brünette den verlangten Kuster auf den Tisch setzte. Das blüht und leuchtet ihnem ja wieder entgegen wie lauter Frühlingslust und Maienglanz! Und er nahm das von Sandor eingeschenkte Glas und stieß mit ihm auf das Wohl Mariens und aller schönen Wirthskinder an. Dabei fiel ihm Uhland's „Der Wirthin Töchterlein" ein und er fragte den Magyar, ob er das Lied wol kenne. Dieser verneinte und äußerte den Wunsch, es zu hören. Im Hintergrunde hatte sich eine Harfengesellschaft niedergelassen; Gustav fragte, ob sie ihn zu der Melodie begleiten wolle, und summte sie vor. Die Harfen wurden zur Hand genommen, gestimmt und der Gesang begann. Dem guten Gustav begegnete bei dem Schlußverse dieser Liederperle alle mal etwas Menschliches: das Wasser trat ihm in die Augen; dadurch, mehr aber durch den tremulirenden Ton seines Gesangs riß er gefühlvolle Zuhörer in die eigene gerührte Stimmung hinein; so geschah es dem Husaren —

„Und werde dich lieben in Ewigkeit!"

wiederholte er zwei mal, gleichfalls bebend, und stieß darauf mit dem Sänger an, daß beide Gläser in Scherben sprangen. Neue Gläser waren bei der Hand, schnell waren sie gefüllt und geleert; die Harfenisten griffen in die Saiten und

„Wohlauf, noch getrunken"

von Justinus Kerner stimmten sie unaufgefodert an. Diesem folgte auf Nagy's Verlangen ein ungarisches Nationallied, dann kam wieder ein deutsches und nun wechselte immer ein magyarischer mit einem deutschen Gesange, wobei das edle Magyarentraubenblut die deutsche wie die ungarische Kehle letzte. Endlich ging es ans Scheiden — zwei weit voneinander geborene Söhne verschiedener Völker, die vor wenig Stunden voneinander noch gar nichts wußten, schieden als Brüder, als theure Genossen des großen Geisterbundes, der unsichtbar durch die Nationen geht, unsichtbar wächst und unsichtbar den großen Bund der Völker selbst vorbereitet, dem alle edeln Herzen entgegenschlagen.

Gustav war kein Freund von großen Tagereisen zu Fuß — es that seinem Naturgenuß Eintrag, wenn er mit müden Füßen anschaute. Darum beschloß er, heute zu bleiben, wo er war. Hatte er doch auch hier, was sein Herz begehrte. Er hütete sich aber wohl, dem Wirthstöchterlein — diesmal einer Rest — wieder zu tief in die dunkeln Augen zu schauen. Desto mehr weidete er sich an dem Anblick der blühenden Gestalt, die er sich von dem heitern Frühlingsbilde ringsum unzertrennlich dachte. Er wurde von ihr aufs trefflichste bewirthet und als er eine Nacht unter ihrem Dache zugebracht hatte, fühlte er sich so heimisch, daß er beschloß, sein Quartier für einige Zeit hier aufzuschlagen und von hier aus Ausflüge in die Umgegend zu machen. Er frug Lieb Röschen, ob man ihm das Stübchen, wo er übernachtet hatte, auf unbestimmte Zeit überlassen würde. Warum denn nicht? Wenn's dem Herrn nur ansteht! war der freundliche Bescheid. Man foderte nur ein Geringes für Wohnung und Kost und er pries darauf seinen Einfall als einen ökonomischen Meisterschuß, denn wenn ich Teplitz zum Standquartier machte, sagte er, so müßte ich wenigstens drei mal so viel zahlen.

Er machte nun täglich Ausflüge nach Mittag und Morgen, besuchte Bilin mit seinem berühmten Sauerbrunnen und bestieg den Borschen, nicht ohne Gefahr, den Hals zu brechen — ein Schicksal, das wirklich schon zwei Besteigern dieses Basaltkegels widerfahren ist —, erfreute sich der reizenden Aussicht vom Radelsteine (nach dem Mileschauer oder Donnersberge der höchste Punkt des Mittelgebirgs), sah Dux mit seinem an Erinnerungen aus dem Leben des Herzogs von Friedland so reichen Schlosse und feierte täglich neue Triumphzüge mit, die der Lenz durch diese Fluren hielt. Er war bereits acht Tage an seinem

tyrolischen Aufenthaltsorte und hatte seine Streifereien in allen Richtungen zwischen Morgen und Abend nach Mittag hin ausgedehnt, aber gegen Mitternacht hin war er noch nicht gekommen; und doch winkte gerade hier des Reizenden so viel! Gustav war ein Gourmand im Landschaftsgenuß: er sparte die besten Schüsseln auf die Letzt. Eines Montags machte er sich endlich auf und zog nordwärts nach Osseg mit seinem reichen Cistercienserstift und der darüber liegenden Riesenburg. Aber er widmete dem Kloster nur einen flüchtigen Besuch — die Riesenburg zog ihn zuvor an. Eine enge Schlucht zieht sich vom Dorfe Osseg aus zwischen zwei Vorbergen des Erzgebirgs steil bergan, dann erhebt sich schroff aus der Schlucht das Felsenfundament der genannten Burg, einer der stolzesten Ruinen Böhmens, mit hoher, weit in das reiche Land hineinschauender Warte. Auf ihren Zinnen stand Gustav, einen großen Strauß wilder Blumen, die er in der Schlucht gepflückt, in der Hand und empfand die königliche Lust zu sagen: Das Alles, was ich da zu meinen Füßen schaue, die Aun, die Wälder, die Städte und Dörfer, die blühenden Gärten und silbernen Weiher — das Alles ist mein, denn des Dichters Reich hat keine Grenzen — sein Rechtstitel auf Alles, was er sieht in der weiten Natur, ist die ewige und innige Verwandtschaft seines Geistes mit dem Geiste, der Hain und Flur, See und Strom, Berg und Thal, Blatt und Blüte belebt. Was treibst du in deinem Dörflein dort unten, du meine schöne Unterthanin Resi? Warum machst du dich nicht auf, deinem Herrscher zu huldigen? Warum kommst du nicht, mein Haupt zu krönen mit wilden Rosen? Sieh', ich strecke mein Blumenscepter aus, komm, daß ich deine lockenumnachtete Stirn berühre und sie adle mit dem Adel des Geistes, dem kein Wahn und keine Unlauterkeit nahen darf! O komm auch du zu mir, blonde, königliche Marie, daß ich brüderlich deinen Bund segne mit dem hohen Enkel Arpad's! Ach, ich möchte euch ja Alle segnen mit dem besten Segen, den ich geben, euch lehnen mit dem besten Lehn, den ein glücklicher König bieten kann'

Der Gerufenen Keine kam: aber ein Ungerufener wand sich plötzlich aus der Tiefe herauf: der badische Wanderbursch. Wenigstens schien er es zu sein: es war ganz die nämliche Statur, dieselbe Physiognomie — nur die Kleidung befand sich in einem bessern Zustande als jene des Sattlers; aber es war ja möglich, daß dieser seinen Oheim gefunden und sich neu equipirt hatte.

Kutschera, rief Gustav erfreut hinab, glücklichster aller Neffen, kommt doch herauf!

Es dauerte nicht lange, stand der Gerufene dem Rufer auf der Warte gegenüber, freundlich streckte ihm dieser die Hand entgegen.

Sie irren sich wol, mein Herr! sagte der vermeintliche Sattlergeselle. Ich erinnere mich nicht, Sie je gesehen zu haben.

Sie wären nicht Kutschera? fragte Gustav.

Ja, so heiß' ich; aber ich weiß nicht, wie mein Name zu der Ehre kommt, von Ihnen gekannt zu sein' versetzte Jener mit eigenem Ausdruck.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Schule und Haus.

Stimme eines Erziehers über Erziehung.

II.

Bei den gesteigerten Anforderungen, welche unser strebsames Jahrhundert mit vollem Rechte an das Haus macht und auf deren endliche Befriedigung man im Interesse der Menschenerziehung mit unerbittlicher Strenge und unablässig hinweisen muß, wird die Schule trotz ihres bedeutenden Vorsprungs kaum erwarten dürfen, daß man ihren hohen Standpunkt schon als vollendet ansehe und nach den außerordentlichen Anstrengungen der letzten Jahrzehnde ihr Ziel so gut wie erreicht erkläre. Gemächliches Ausruhen aber und Stillstehen bringt

in dem himmelanstrebenden Aufſluge des Geiſteslebens um ganze Sternweiten zurück. Unſere Erziehung, der die ideale — aber deswegen nicht etwa unerreichbare — Auffaſſung des Lebens ernſter als je vorgehalten werden muß, darf daher für die Schule, unter Zuſammenfaſſung aller einzelnen Wünſche des Hauſes, die weſentlichſten Punkte des nächſten Strebens am kürzeſten in folgenden drei Hauptſätzen bezeichnen:

Zunächſt muß die Erziehungswiſſenſchaft und das Haus von der Schule oder den Lehrern 1) noch eine vollſtändigere Ausbildung beanſpruchen. Gilt dies allerdings vorzugsweiſe von den jüngern Lehrern, ſo vermißt man doch auch gar manches einzelne Unentbehrliche ſelbſt bei einer nicht geringen Anzahl älterer Lehrer: mag nun dieſer Mangel in einer zu wenig intenſiven Bildung auf den Seminaren oder in einer oft allzu lau betriebenen oder nur einſeitigen Fortbildung im Amte ſeinen letzten Grund haben. Als eine gewiſſe Rechtfertigung, die man keineswegs zurückweiſen darf, muß man freilich immer wieder die immer noch laut zu beklagende Beſchränkung in den äußern Mitteln und Lebensverhältniſſen der großen Mehrzahl unſerer nur nothdürftig beſoldeten Lehrer anerkennen. Die Gegenſtände des Wiſſens aber, welche jedenfalls die wol nicht mehr entfernt bevorſtehende Reform der Seminare ſchärfer ins Auge faſſen wird, ſind: Menſchenlehre, Philoſophie, deutſche Literatur, neuere Sprachen und Geſchichte. Mit der Seelenlehre allein nämlich, die ſelbſt in ihrer neuern, mehr materiellen Auffaſſung von Beneke weder dem Theoretiker noch dem Praktiker vollſtändig zu genügen vermag, iſt der durch und durch praktiſchen Wiſſenſchaft der Pädagogik nur wenig gedient. Der Erzieher bedarf durchaus der Kenntniß des ganzen Menſchen, alſo vielmehr einer ziemlich ausführlichen Phyſiologie der menſchlichen Natur, und nicht blos der in ihren Tiefen wie in ihren Einzelheiten kaum zu erforſchenden Kenntniß der menſchlichen Seele allein. Es iſt daher eine Einſeitigkeit unſerer jetzigen pädagogiſchen Bildung, wenn man, wie dies von manchen Seiten her gar zu auffallend geſchieht, auf die theoretiſche Seelenkunde von Seiten der Lehrer einen ungebührlichen Accent legt. Vielmehr muß es die Geſundheitslehre des Körpers und der Seele, ja mit demſelben Rechte, wie bei dem Turnen, auch eine gewiſſe Kenntniß der Anatomie ſein, welche ein ernſtes und fortdauerndes Studium des Erziehers beanſpruchen. Muß nun ferner die philoſophiſche Vorbildung noch ungenügend erſcheinen und ein mehr ſicheres und gediegeneres Urtheilen in vielen Fällen wünſchen laſſen, ſo kann doch nicht etwa hiermit ein tieferes Eingehen auf unſere kometenartig herumſchweifenden, philoſophiſchen Syſteme gemeint ſein, ſondern nur eine vertrautere Bekanntſchaft mit der Logik und eine allgemeine Kenntniß der Geſchichte der Philoſophie.

Ebenſo bedarf die deutſche Literatur, und dies zwar nicht blos bei den Lehrern, ſondern auch bei den ſogenannten ſtudirten Leuten, namentlich in ihren ältern Erzeugniſſen einer ſorgfältigern Berückſichtigung, da ſie in Verbindung mit der ſpeciellern Kenntniß der Geſchichte vorzugsweiſe das nationale Bewußtſein zu kräftigen und zu heben vermögen. Eine genauere Geſchichtskenntniß iſt dem Lehrer wie dem Erzieher unerläßlich und vermag gewiß einigermaßen den Mangel altclaſſiſcher Bildung zu erſetzen, ebenſo wie es ihn vor der gar nicht zu ſelten vorkommenden Verſchrobenheit und der Einſeitigkeit bewahren wird. Auf die neuern Sprachen endlich ſcheint man in der That auf den Seminaren keineswegs den Werth zu legen, der ihnen nach den Verhältniſſen der Jetztzeit gebührt. Die Praxis des Lebens, die der Wiſſenſchaft deswegen immer noch den nöthigen Raum läßt, drängt jetzt die Kenntniß der neuern Sprachen und zwar nicht mit Unrecht in den Vordergrund. Die Völker ſind einander durch die Umſchiffung der Erde näher gerückt: ſie müſſen ſich nun auch gegenſeitig verſtehen lernen. Hat der Lehrer aber im Zeichnen oder in der Muſik nicht ein hervorſtechendes Talent, ſo darf man wol die Kenntniß des Franzöſiſchen oder des Engliſchen und zwar in einem gewiſſen Grade von Sicherheit und Fertigkeit, mit vollem Rechte von ihm verlangen. Man mag hierauf vielleicht erwidern, daß faſt alles Dies be-

reits jetzt zu den Lehrgegenſtänden der Seminare gehöre oder der Fortbildung aufbehalten bleiben müſſe. Allerdings zum Theil; zum gröſsern Theile aber wird auch der Schule wie dem Hauſe, dem die Erziehung der Jetztzeit höhere Pflichten auferlegt als ſonſt, die Anforderung mehr intenſiver Bildung noch ernſtlicher vorgehalten werden müſſen. Immerhin mag im Allgemeinen dann der Mangel eines dieſer Gegenſtände des Wiſſens durch die Stärke eines andern ſich ergänzen laſſen; unerläſslicher aber iſt für das Können 2) die genauere Erfaſſung des erziehlichen Elements, welches nicht wenige Lehrer theils im Unterrichte, theils in der Behandlung der Kinder oft vermiſſen laſſen.

Hierher gehört namentlich das Studium der praktiſchen Seelenlehre, die ſchärfere und wiederholte Beobachtung des kindlichen Lebens und ſeiner Eigenthümlichkeiten und dem angemeſſen nicht blos die Kenntniſs des Individuellen, ſondern auch die thatſächliche Berückſichtigung deſſelben, das Einhalten bei einem erfolgloſen Verfahren. Statt deſſen findet man auch bei Lehrern bisweilen, wie bei Vätern, ein ſtarres Feſthalten an vorgefaſsten Meinungen, eine Geringſchätzung der im Kinde ſich geltend machenden Individualität, die dem alten weiſen Spruche: Vor Kindern heilige Scheu! geradezu Hohn ſpricht. Zu dieſer genauern Erfaſſung des erziehlichen Elements im Unterrichte wie im Umgange mit den Kindern muſs man dann auch noch die Gewöhnung zu den mehr äuſserlichen guten Eigenſchaften der Ordnung, der Reinlichkeit, der Höflichkeit und des Anſtandes rechnen, für welche allerdings das Haus zunächſt die Grundlage bildet und darum zuerſt verantwortlich iſt, die Schule aber doch auch noch ſtrenger als bisher geſchehen wirken muſs. Obenan muſs man freilich auch hier das Geſetz ſtellen: wer erziehen will, muſs ſelbſt erzogen ſein! Und iſt dies, wie gar oft, in den frühern Lebensverhältniſſen nicht geſchehen, ſo wird es das eifrigſte Streben des Lehrers ſein müſſen, das Verſäumte ämſig nachzuholen, um durch ſein eigenes Beiſpiel, mehr als durch Regeln, Ordnung und Anſtand zu lehren. Bis zu einem gewiſſen Grade müſſen dem Lehrer daher auch die geſelligen Umgangsformen und ein ſicherer Takt im Benehmen zueigen ſein, wenn er mit demſelben Rechte wie der Hausarzt als Hausfreund der Familie anerkannt ſein will. Die würdevolle Haltung, die von Manchem allzu ängſtlich erſtrebt wird, findet aber weder in lächerlichen Sonderbarkeiten, noch in ſteifen, eckigen Manieren, noch auch in kleinlicher Pedanterie ihren paſſenden Ausdruck. Selbſt in Worten fodert dieſer Anſtand, der für die Bildung unſerer Zeit einmal nicht entbehrt werden kann, mehr Zurückhaltung und Mäſsigung, mag ſie auch den Lehrern lebhaftern Temperaments einigen Kampf koſten. Leichter, weit leichter wird dieſe hoch über alle kriegeriſchen Thaten ſtehende Selbſtbeherrſchung freilich dann erſt, wenn die Schule 3) in ihrem ganzen Weſen noch mehr erwärmende Liebe für die liebebedürftige Kindheit entfaltet.

In dieſem Punkte iſt es namentlich, wo die Schule vom Hauſe noch zu lernen hat, denn die ſich herablaſſende, theilnehmende und zum Verzeihen geneigte Liebe iſt dem dem Hauſe und ſeinem traulichen Herde längſt faſt entfremdeten Lehrer kaum noch in der Erinnerung geblieben. Und doch iſt dieſe aufrichtige, unermüdliche Liebe die Lebenswärme, welche der Menſch in ſeinem Keimen wie in ſeinem Wachſen zum Gedeihen bedarf. Man fürchte nicht, daſs der Ernſt der Erziehung, den nur die Ungemüthlichkeit ſo ausſchlieſslich zur Schau tragen kann, unter dieſer freundlichen Theilnahme leiden werde: vielmehr ſoll und wird das Vertrauen und der ernſte Wille des Kindes durch ein liebevolles Weſen meiſt viel eher und dauernder gewonnen werden als durch den theilnahmloſen, kalten Ernſt, der für das heitere Kindesgemüth nun einmal mehr Abſtoſsendes hat. Wol darf man der Schule im Allgemeinen den warmen Eifer für ihren Beruf, für Erweiterung und Verbeſſerung ihres Wiſſens und Könnens in keiner Weiſe abſprechen; aber den unerſetzlichen Werth der anziehenden Kraft der Liebe mag ſie immerhin, ſelbſt von den übrigens weniger gebildeten und weniger geſchickten Lehrern früherer Zeiten noch höher ſchätzen lernen und ſich noch

sicherer aneignen. Dann werden sich auch Schule und Haus auf diesem Wege eher begegnen und befriedigter die Hand reichen, als es bisjetzt trotz aller Bemühungen geschehen ist. Der heitere Blick, das freundliche Wort wird in den meisten Fällen sicherer gewinnen als der zurückscheuchende Ernst und die herzlose Kälte: in ähnlicher Weise, wie das harte, schroffe Wesen des Mannes das weiche Gemüth des Weibes, das dem kindlichen Gemüthe in gar vielen Stücken ähnelt, wol zu erschrecken und zu unterjochen, aber dadurch eben nicht zu versöhnen und zu erwerben vermag.

Die Strebsamkeit, die kein Unparteiischer der Schule je absprechen wird und die dem Hause gar wol als Vorbild dienen mag, läßt auch erwarten, daß selbst jene hier und da mehr oder weniger hervortretenden Ausstellungen nach und nach in dem bisjetzt noch nicht erkalteten Eifer der lernbegierigen Lehrerwelt ihre endliche Erledigung finden werden. Und zwar dies um so gewisser, als es eben diese Mängel sein dürften, welche der Schule die freilich sehr oft auch unverdiente und unbegründete Verkennung von Seiten des Hauses zuziehen, welche bis jetzt die unumgänglich nothwendige, innigere Annäherung zweier so eng verbundener Freundinnen gehindert hat und noch jetzt allzu oft die treue Berufswirksamkeit lähmt.

G.

Der amerikanische Erfindungsgeist.

Als der Präsident Pierce nach einigen großen Unglücksfällen auf verschiedenen Eisenbahnen der Vereinigten Staaten kürzlich dahin gedrängt wurde, ein Eisenbahngesetz zu erlassen, das zur größern Sicherheit der Reisenden die Bauart der Eisenbahnen und Locomotiven, die Schnelligkeit der Fahrt u. s. w., genau feststellen sollte, antwortete er: „Ein Eisenbahngesetz erlassen, hieße, die Fortschritte in der Entwickelung der Eisenbahntechnik, von Seiten des Staats, aufhalten. Die Unglücksfälle sind ein nothwendiges Uebel, damit die Industrie sich vervollkommnet.“ Pierce erließ kein Eisenbahngesetz. Er dachte so, wie der Lenker des dem Umfange nach größten Industriestaats der Welt denken mußte. Pierce kannte sein Volk, er wußte, daß er im Sinne und Geiste der Bürger der Vereinigten Staaten gehandelt hatte. Der Amerikaner will vom Staate nicht gelenkt, er will nicht einmal von ihm beschützt sein, wenn mit dem gesetzlichen Schutze eine Einschränkung seiner persönlichen Freiheit verbunden sein sollte.

Amerika ist das Land des „Help yourself“, aber deshalb auch der wahre Herd der Industrie, die beste Pflanzstätte originneller Erfindungen. Der Deutsche denkt und erfindet unermüdlich, aber die staatlichen Verhältnisse sind ihm mehr hinderlich, als sie ihn mit ihren Gesetzen fördern. Die dem Deutschen angeborene Vorsicht und Gewissenhaftigkeit, verbunden mit einer größern Hinneigung zur geistigen als zur materiellen Speculation, gestatten ihm auch selten, die Früchte seines stillen Nachdenkens gehörig auszubeuten. Der Engländer ist hiervon das Gegentheil. Er ist praktisch durchaus, unermüdlich thätig im Ausführen und Vervollkommnen, er ist aber weit weniger originell im eigentlichen Erfinden, als man gewöhnlich glaubt. Der Amerikaner kann seine Sympathieen mit dem Mutterlande England nicht verleugnen, aber es ist ein fremdes, das deutsche Element, hinzugetreten und diese Mischung dreier Nationalitäten mußte auf die eigenthümliche Entwickelung der Industrie von charakteristischem Einflusse sein.

Der Amerikaner realisirt sogleich, was er erfindet, er denkt und baut schon, indem er denkt. Dies verleiht ihm eine Ursprünglichkeit und Originalität, welche der Neuen Welt ganz besonders eigenthümlich zu sein scheint. Denn diese schöpferische Naivetät gehört nicht ausschließlich dem eingeborenen Nordamerikaner an, sie gilt auch für den naturalisirten Europäer. Viele der originellsten Erfindungen sind in Amerika von Deutschen ausgegangen, aber wir können behaupten, daß diese Erfindungen in Deutschland nicht ge-

macht oder wenigstens nicht zur Geltung gekommen sein würden. Denn man findet eigenthümliche und freie Entwickelung gewisser Naturanlagen, man findet wahre Originalität weit weniger unter der Herrschaft einer Alles nivellirenden Civilisation als bei dem Naturzustande der sich frei und selbständig entwickelnden Nationen.

Die allgemeine Bildung ist in den Vereinigten Staaten nicht groß, desto größer ist aber die Erfahrung. Deutsche Vielseitigkeit findet man dort selten, aber desto mehr englische Einseitigkeit und Beharrlichkeit. Die theoretischen Kenntnisse, die auch nicht eben die stärkste Seite der Engländer sind, werden erfolgreich ersetzt durch einen praktischen Instinct und eine Kühnheit im Wagen und Unternehmen, welche den praktischen Versuch ohne weiteres an die Stelle der theoretischen Formeln setzt. Der amerikanische Staat denkt und arbeitet nicht für seinen Bürger, desto eigenthümlicher kann und muß dieser selbst denken und arbeiten. Der Staat verleiht dem geistigen Eigenthum des Erfinders Schutz durch ein Patent, aber kein Gesetz schreibt vor, wie er erfinden und bauen soll, was er versuchen darf und was nicht, wie weit er gehen kann und wo die Berechtigung aufhört, Vermögen und sogar sein wie Anderer Leben für ein industrielles Unternehmen zu gefährden.

Durch diese, uns freilich nicht ohne Grund erschreckende Freiheit ist es erklärlich, daß die amerikanische Industrie im Laufe dieses Jahrhunderts einen so raschen Aufschwung genommen hat, daß sie mit der Industrie der Alten Welt fast in jeder Hinsicht concurriren kann und diese sogar in Manchem schon überflügelte. In den Vereinigten Staaten bestehen Telegraphenlinien von 27,000 englischen Meilen Gesammtlänge und weitere 10,000 Meilen sind in Angriff. Es ist ferner Thatsache, daß Nordamerika allein bedeutend mehr Eisenbahnen besitzt als das gesammte Europa. Im Jahre 1827 ward in den Vereinigten Staaten die erste unbedeutende Eisenbahnstrecke von drei englischen Meilen eröffnet. Aber nach 23 Jahren, am 1. Januar 1852, wurden schon 10,800 englische Meilen befahren; 10,900 englische Meilen sind im Bau begriffen. Das Anlagecapital der fertigen Bahnen beträgt 375 Millionen Dollars; in Europa würde die dreifache Summe dafür nicht ausreichend gewesen sein.*) Denn England besaß im Jahre 1852 eine Länge von 6928 englischen Meilen Eisenbahnen, welche ein Anlagecapital von 229 Millionen Pfd. Sterling erforderten. Man nimmt mit Sicherheit an, daß im Jahre 1860 die Union 30,000 englische Meilen fertiger Eisenbahnen besitzen wird, also mehr als der Umfang unserer Erde am Aequator, welcher ungefähr 25,000 englische Meilen beträgt.

Diesem Resultate der Gesammtanstrengung des Staats gegenüber ist es nicht minder interessant, die originellen Versuche kennen zu lernen, welche der Amerikaner macht, um den Zwecken seiner Privatindustrie zu entsprechen. Sowie das Bedürfniß zu einem Werkzeug oder einer Maschine durch die Verhältnisse, durch Concurrenz oder Aussicht auf Gewinn geboten ist, erfindet und baut sich der Amerikaner eine Maschine, welche den speciellen Bedürfnissen, den augenblicklichen Anforderungen für den günstigen Moment am besten, einfachsten und schnellsten entspricht. So wurden die seltsamsten und merkwürdigsten Arbeitsmaschinen, welche die Handarbeit ersetzen, die Production vermehren und beschleunigen, von Amerikanern erfunden. Die wenigsten von diesen Erfindungen gelangen bis zu uns, noch weniger sind sie für unsere Verhältnisse anwendbar, daher kommt es, daß wir von vielen amerikanischen Arbeitsmaschinen nur spärliche und meist verspätete Kunde erhalten. Wie viel Originelles, Merkwürdiges und Nützliches ist in der großen Modellsammlung auf immer vergraben, welche das Patent-Office in Washington von allen Erfindungen Nordamerikas besitzt, die jemals patentirt wurden, seitdem die Union besteht!

Die nordamerikanische Industrieausstellung des vergangenen Jahres hat Manches be-

*) Wie bauen aber die Amerikaner ihre Eisenbahnen! Dickens erzählt in seinen „Amerikanischen Noten", daß er über Schienen fuhr, die nur aufgelegt, nicht befestigt waren.

D. Her.

von ans Licht gezogen und die Kenntniß dieses originellsten Theils der amerikanischen Industrie dem Ausländer erleichtert. Wenn erst ausführlichere Berichte darüber vorliegen, werden wir einige der interessantesten Ergebnisse mitzutheilen nicht versäumen. Es gibt kaum eine Handarbeit, welche der Amerikaner durch eine Maschine zu ersetzen nicht schon versucht hätte oder sicher in Zukunft noch zu erfinden hoffte. Die amerikanische Nähmaschine ist durch eigene Anschauung wol jetzt allenthalben bekannt. Aber nicht nur das Nähen der Kleider, auch das Besohlen der Stiefeln und Schuhe verrichtet in Amerika jetzt eine Maschine und eine andere überhebt den Schuhmacher der Mühe, die Stiefelleisten zu schnitzen. Die amerikanische Industrieausstellung zeigte eine Schuhleisten-Drehmaschine, die vortreffliche Arbeit lieferte. Das Abhobeln der Fußböden, das Cigarrendrehen, das Sortiren und Aufstecken der Nadeln, das Falten und Kleben der Briefcouverts, das Buttern, ja sogar das Fangen der Mäuse verrichtet jetzt in Amerika eine Maschine, welche die getödtete Maus herauswirft und frischen Speck als Lockspeise aufsteckt.

Auf diese interessanten Thatsachen — Zeugnisse der Elasticität und Fruchtbarkeit des menschlichen Erfindungsgeistes, wenn auch oft nicht mehr als bloße Experimente — stützen sich unsere Zeitungen, wenn sie etwas recht Unglaubliches zu berichten haben und dann den Schauplatz nach Amerika versetzen, um die Sache doch einigermaßen plausibel zu machen. So z. B. die neuerdings durch mehre Zeitungen schwimmende Ente von einem Barbierstuhl zum mechanischen Rasiren. Vor diesem directen Angriffe der amerikanischen Industrie auf unser Leben, vermittels mechanischer Kehlabschneider, sind wir hoffentlich noch eine geraume Zeit sicher. Wenn Lichtenberg aber jetzt lebte, würde er jenem Verzeichniß merkwürdiger Geräthschaften, das er vor 56 Jahren in Swift's Manier veröffentlichte, jetzt manches neue Cabinetstück beifügen können, ohne jedoch sicher zu sein, daß die Satire nicht bald zur Wahrheit würde.

(Den in Nr. 26 angekündigten dritten Artikel Eine Woche in Berlin geben wir in nächster Nummer.)

Beobachtungen aus dem Gebiete des Seelenlebens.

Von Professor Frauenstädt in Berlin.

I. Wollen und Können.

So wie jede Kraft sich stärkt durch wiederholte Aeußerung, bei gänzlicher Unthätigkeit aber erschlafft, so stärkt sich auch der Wille durch das Können, erlischt hingegen allmälig durch dauerndes Nichtkönnen, durch fortgesetzte Hemmung seiner Thätigkeit. Ein Vogel, dem man die Flügel verschneidet, wird zwar anfangs noch fliegen wollen und wird wiederholte Versuche machen zu fliegen, aber bei anhaltendem Nichtkönnen wird zuletzt auch der Wille zu fliegen erlöschen. Ein Blindgewordener will zwar anfangs noch sehen, aber der dauernde Mangel des Organs oder des Könnens muß zuletzt auch den Willen zu sehen in ihm ertödten. Durch fortgesetzte Hemmungen ihres grimmigen Willens, durch Einsperrung in einen engen Käfig, Schläge, Hunger u. s. w. können die wildesten Bestien zahm gemacht werden.

Auch im Menschen erlischt durch häufige Schläge des Schicksals, durch anhaltende Widerwärtigkeiten von außen, durch Hemmungen und Enttäuschungen aller Art so manche Trieb, so manches Streben. Früher heftig Begehrtes wird, weil der Wille oft durchkreuzt worden, zuletzt ganz gleichgültig betrachtet. Zwar im Anfange seiner Laufbahn wird der Wille, je heftiger er ist, desto mehr durch Hemmung gereizt, angespornt und zum Widerstand aufgestachelt; aber die Zeit überwindet, wie jeden Schmerz, so auch jeden noch so heftigen Willensdrang, wenn nur das Können dauernd gehemmt wird.

Dauernde Unterjochung und Knechtschaft kann auch in den freiesten Völkern den Sinn

für Freiheit erstürmen. In Kindern wird durch zu strenge, jede freie Willensäußerung hemmende Erziehungsmaßregeln oft schon frühzeitig alle Kraft gebrochen. Willenlos treten sie alsdann hinaus ins Leben und sind jedes Widerstandes unfähig.

Der Satz also, daß jede Kraft, folglich auch der Wille, durch den Widerstand wächst, ist nur bis zu einer gewissen Grenze wahr; über diese hinaus aber tritt unfehlbar das Gegentheil ein, die allmälige Abnahme und endlich die gänzliche Vernichtung der Kraft.

Anregungen.

Die politischen Phantasien des Tags.

Wie wunderbare Zeiten und Kämpfe beginnen jetzt! Die Macht des Dampfes und der Elektricität erleichtert einen Völker- und Interessenzusammenfluß, wie ihn in alten Tagen nur die wildeste Abenteuerlust möglich machte. Franzosen bringen wie die neuen Normannen in die Gewässer des Schwarzen Meeres, Engländer durchfurchen die Ostsee, alle alten Gesichtspunkte der Politik werfen sich um und die weltgeschichtliche Romantik scheint wieder in ihre Rechte eingesetzt, mehr noch fast als in den Tagen Napoleons I.

Uns Deutschen muß schwindlig werden bei solchem Anblick. Wir nur sollen feststehen in dem Wirrwarr wie die besonnenen Wahrer des Gleichgewichts der Staaten und Völker, und unsere empfängliche Phantasie malt sich doch die wunderbarsten und aufregendsten Austausche von Sitten und Zuständen aus. Entweder Russen in Griechenland oder Franzosen auf der Krim, Russen die Czars dem Papste in Rom bietend oder Franzosen, wie neue Robert Guiscards und Tancreds in Stambul, auf den Ebenen Trojas, auf den Ufern Tauriens, wo einst Iphigenie opferte. Wie leicht, daß Engländer ganz friedlich Stettin besuchen und auf der Eisenbahn die Offiziere der Kaiserflotte sich in Berlin die Kiß'sche Originalamazone ansehen, die sie in London in der Cuyp so bewundert haben! Wir armen deutschen Stubenhocker sitzen allein so mittenin und rennen uns nur ängstlich ins Ohr, was unsere geheimen Hof- und wirklichen Regierungs- und Cabinetsräthe über uns beschlossen haben werden.

Manchmal sehen wir den Krieg auch schon beendigt. Die Einen erblicken siegreich die Baschkiren und Kirgisen auf der Thüringer Ebene, der Güldenen Aue, wo's zum Kyffhäuser hinaufgeht und Barbarossa den Russen für die angenehme Ruhe dankt, die sie ihm ferner zu schlafen möglich gemacht haben. Andere mälzen gewaltige Theilungspläne durch den Kopf und sehen den Wiener Congreß in einer vielfach vermehrten und je nach Umständen verbesserten oder verschlechterten Auflage vor sich. Gewisse Staaten, die im Jahre 1848 die Sibyllinischen Bücher kaufen konnten und sie ablehnten, weil sie Besseres zu besitzen glaubten, werden auf ihr altes Maß zurückgeführt, andere werden vergrößert, Belohnungen und Bestrafungen dictirt die französisch-englische oder die russische Nemesis und was man sonst am Ofen und auf der Bierbank jetzt fabulirt in einem nicht endenwollenden Winter.

Bedenklich ist der Rückblick auf alte Zeiten. Die Zahl 1754 erinnert an den Siebenjährigen Krieg; 1654 an Frankreichs Raub- und Brandreunionen; 1554 an Philipp's Kämpfe gegen die Niederlande; 1454 lernte Europa zuerst die Türken kennen, dieselben Türken, die wir jetzt so lieb haben, wie den prächtigen Derwisch in „Nathan den Weisen", den liebenswürdigen Sultan und die gute, schlaue Sittah. In einer Zeit, wo die Tisch- und die Klopfgeister Witz und Stimme in unserer gesunden Vernunft erhielten, dürfen vielleicht auch die Zahlen mitsprechen und wollen wir daher nach Anleitung eines in diesem Fache fleißigen Sammlers, der jährlich in Dresden seine scharfsinnigen Studien herauszugeben pflegt, noch einige solcher apokalyptischen Daten hier beifügen:

Im Jahre 1754 wurde Talleyrand, der Chef aller Diplomaten, geboren. Ein Trost für die endliche Lösung dieser Thesen, der freilich dadurch wieder getrübt wird, daß 1654 der große Talleyrand des Dreißigjährigen Kriegs, Axel Oxenstjerna, gestorben ist. 1654 siegen die Türken über die Venetianer zur See bei den Dardanellen. 1654 unterwerfen die Russen die Kosaken. 354 wurden der Heilige Augustinus und der „goldredende" Heilige Chrysostomus geboren, hoffnunggebende Friedenszeichen. 1754 wurde Ludwig XVI. von Frankreich geboren. 1554 wurde aber auch der Demokrat Cola Rienzi ermordet. 1654 verband sich bereits Cromwell mit Frankreich. 1554 starb Ferdinand Cortez. Große Geister sind nicht viel in einer mit 54 versehenen Jahreszahl geboren worden, vielleicht ein Trost für Diejenigen, die noch leben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 28.** [Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Eine Fahrt in den Frühling.

(Schluß aus Nr. 27.)

Guſtav, erſtaunt, einem Manne zu begegnen, der ſich Kutſchera nannte und nicht ſein Sattlergeſell war, ſetzte ſein Examen fort. Haben Sie denn vergeſſen, ſagte er, daß Sie mir vor neun Tagen die Mühe vom Marienbilde bei Kreuzberg heruntergeholt?

Kreuzberg — ſann der Gefragte.

Das kleine Neſt zwiſchen Einſiedel und Johnsdorf, wo Sie übernachteten — ſagte Guſtav.

Ich bin in meinem Leben dort nicht über Nacht geblieben — verſicherte Kutſchera II. Ueberhaupt hab' ich Teplitz, wo ich Bürger bin, ſeit Jahr und Tag nicht verlaſſen. Jedenfalls verwechſeln Sie mich mit einer andern Perſon, der ich zufällig ähnlich ſehen mag.

Aber Ihr Name iſt auch der nämliche — wendete Guſtav ein.

Das kann ſein — war die Antwort — es gibt der Kutſchera gar viele in Böhmen. Die Sprache iſt allerdings anders — ſo verzeihen Sie mir denn!

Ei — entgegnete der Bürger von Teplitz — da iſt nichts zu verzeihen; es kann mich nur freuen, eine ſo angenehme Bekanntſchaft zu machen. Vermuthlich ſind Sie einer unſerer werthen Frühgäſte?

Nein — bekannte Guſtav — ich war noch nicht in Teplitz, obgleich bereits neun Tage in ſeiner Nähe.

Bitte — ſagte der Teplitzer — da ſäumen Sie ja nicht, uns zu beſuchen! Jetzt iſt es am ſchönſten bei uns!.. Und nun fing der Redner an eine Schilderung von den Herrlichkeiten des berühmten Badeorts zu machen, daß Guſtav beſchloß, dieſen unverzüglich zu ſehen.

Nicht lange mehr verweilten Beide auf der Rieſenburg; ſie ſtiegen nach Oſſegg hinab, wo ſie in der Dorfſchenke eine Erfriſchung ſuchten. Guſtav pries ſich glücklich, ein ſo joviales Exemplar von einem teplitzer Bürger kennen gelernt zu haben, als welches ſein neuer Gefährte ſich auswies. Voll war er von Anekdoten aus dem Badeleben und zeigte einen Mutterwitz, wie ihn Guſtav kaum je in reichern Gaben angetroffen. Es blieb dabei: Guſtav folgte Kutſchera II. nach Teplitz, aber erſt morgen, da er im Wirthshauſe bei Schön Röschen ſein Gepäck liegen und ſeine Zeche abzumachen hatte. Er ließ ſich beim Aufbruche von Oſſegg durchaus nicht nehmen, die Zeche für ſeinen neuen Bekannten mit

zu bezahlen, wobei er die Warnung Kutschera's I. ganz vergaß, selbst als der zweite dieses Namens seine Hand nach der geöffneten Börse ausstreckte und sie betastend rief: Eine prachtvolle Arbeit das — gewiß von lieber schöner Hand! Er ließ Gustav die Zeche bezahlen, erklärte aber — nur unter der Bedingung, daß Sie in Teplitz mein Gast sind.

Gut! erwiderte Gustav; ich nehme die Einladung an; aber wo such' ich Sie?

Gehen Sie nur in die „Stadt London" — sagte der Gefragte — da hol' ich Sie ab, indem mein Haus nicht so leicht zu finden ist.

So schieden sie.

Wie leicht man hier zu Lande bekannt wird — sagte Gustav zu sich, als er allein nach seinem Dörflein zurückkehrte — oder habe nur ich das Glück, weil es mir auf der Stirn geschrieben steht, daß ich die Menschen liebe? Weil ich ein fröhlicher, harmloser, zugänglicher Gesell bin? Aber wie kann man in diese holde Welt mit verschlossenem Sinne treten? Wie sollen hier die Herzen sich nicht öffnen, nicht weit und groß werden, nicht liebend einander entgegen schlagen? Wie kann hier das Gift des Mißtrauens, das Eis der Förmlichkeit, der Rost des Vorurtheils aufkommen, wo aus allen Poren der Erde der Thau der Liebe quillt, um alle Hügel die Genien der Freude schweben und heiliges Licht in unendlichen Strömen sich vom Himmel ergießt? Wohin das Auge schaut, winkt ihm ein liebender Geist, reicht ein milder Genius dem Munde den Becher der Erquickung, und Größe und Milde, Leben und Friede, Fülle und Maß, Alles tritt dem Geiste in harmonischer Verkettung nahe!

Es that ihm doch weh, sein kleines, nettes, blütenumwalltes Zimmer zu verlassen, und weher noch, von dem blühenden Wesen zu scheiden, das die Krone dieser Blütenwelt war. Aber besser jetzt als später! dachte er — jetzt gibt's nur leichte Dornenstiche — später möcht' es tiefe, blutende Wunden geben — zudem komm' ich hier auch nicht zum Arbeiten, die Blitzaugen mit ihrem dunkeln Wetterleuchten zerstreuen mich zu sehr, und wenn ich gar erst die Hesperidenfrucht dieser Lippen gekostet hätte, so wär' es mit dem Musendienste vollends aus.

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden —

Damit warf sich Gustav behend den Tornister auf den Rücken, nahm seine Reisewehr und trat so gerüstet vor Rest, seine Rechnung fordernd. Haben wir ihm denn 'was gethan, daß er so plötzlich fortgeht? Wär' er lieber gar nicht erst gekommen! sagte sie hinter ihm her und ging mit hängendem Köpfchen an ihr tägliches Geschäft.

Aber wehe, wehe! Wenn sie nur den folgenden Morgen in aller Frühe sich aufgemacht hätte und über Teplitz hinaus in südlicher Richtung nach dem Dorfe Wisterschan zugegangen wäre — da hätte sie ihrem lieben Gaste mögen als ein rettender Engel erscheinen; und wer weiß, was daraus gefolgt wäre! Denn nicht unter dem gastlichen Dache eines teplitzer Bürgers, sondern seitwärts der Straße nach jenem Dorfe, da wo der Heilige Wenzel steht, unter dem blauen Himmelszelte zwischen zwei Kornfeldern erwachte an diesem Morgen der Lenzfahrer aus Sachsenland, mit schwerem Haupte und matten Gliedern aus dumpfem Schlafe.

Wie ging das zu? Das läßt sich mit wenig Worten sagen.

Gustav war getreu der Weisung des angeblichen Bürgers der guten Badestadt Teplitz in der „Stadt London" eingekehrt und hatte gar nicht lange auf den Gastfreund zu warten brauchen; dieser hatte ihn vertraulich am Arme genommen, und als Gustav sein Ränzlein mitnehmen wollte, ihm gerathen, es vor der Hand doch noch da zu lassen, seine Wohnung liege etwas entfernt und sie wollten in der Nähe gleich einige interessante Orte besuchen; bei der Rückkehr könne man das Ränzlein abholen. Gustav fand es daher auch

nicht nöthig, das genossene Mittagessen gleich zu bezahlen. Bürger Kutschera hatte seinen Gast nun zunächst in den Schloßgarten, dann auf die Schlackenburg und endlich nach Schönau geführt, wo in einem stattlichen Hause Harfenmusik und Gesang sie empfing. Hier hatte der Bürger Wein bestellt, aufspielen lassen, dem Gaste weidlich zugetrunken und ihn durch alles Dies und seine Schwänke in eine höchst regenbogenfarbige Laune versetzt. Der Freude war die Lust gefolgt. Lust bei Wein und Gesang hatte den Porten in ihren bachantischen Wirbel gerissen, dann hatte der edle Gastfreund den Harmlosen in ein Nebengemach an einen grünen Tisch gezogen. Da war das Ende vom Lied gewesen, daß er ohne einen Kreuzer Geld das Haus hatte verlassen müssen. Der Gastfreund, Kutschera II., wo war er? Er, nicht Gustav selbst, hatte der Glücksgöttin geopfert und nachdem er seine eigene Baarschaft verloren, hatte er noch Louisdor auf Louisdor von seinem Gaste entlehnt, bis dieser knapp so viel übrig hatte, die gemeinschaftliche Zeche zu bezahlen und während er dies gethan, hatte sich jener plötzlich unsichtbar gemacht. Ohne Mittel, seine Zeche in der „Stadt London" zu berichtigen, hatte Gustav es nicht wagen können, dahin zurückzukehren und da er ebenso wenig anderwärts ein Obdach zu suchen im Stande gewesen, sich genöthigt gesehen, ein Nachtlager unter freiem Himmel zu nehmen. Ohne zu wissen wohin, war er auf jene Straße gerathen, wo sich zuletzt der arme Ketzer unter dem Schutze des heiligen Wenceslaus zur Ruhe gelegt hatte.

Was thun? fragte sich Gustav, die Augen reibend und der bereits die Sudeten überfliegenden Sonne eben kein sonniges Antlitz zuwendend. Wär' ich bei dir geblieben, lieb Röschen! — fuhr er sich an seinem Stabe aufrichtend fort — so wär' ich noch ein reicher Mann! Da steh' ich nun wie der lange Peter aus Itzehoe,

Der zu Glückstadt in einer lustigen Nacht
All' sein Gut hat durchgebracht —

so arm wie Kutschera I., da er meine Zwanziger noch nicht hatte. Aber mir geschieht Recht — warum vergaß ich die Warnung des ehrlichen Burschen und reizte seines Doppelgängers Goldgier!

Gustav sah sich nach allen Seiten um, sich zu orientiren — er befand sich südöstlich vom teplitzer Schloßberge, in entgegengesetzter Richtung von seinem Heimatgebirge. Es wird am besten sein — sprach er nach einigem Sinnen — ich überlasse mich blindlings dem Sterne, der mich wenigstens mit heiler Haut aus jener Mördergrube auf diese Straße geführt hat. Sie geht nach Süden, also weiter in den Lenz hinein — vertrau' ich ihm getrost mein Schicksal an!

Gustav ging. Die Straße wendete sich zwar bald nach Osten, aber nichtsdestoweniger in immer blühendere Gefilde. Der Muth des Wanderers belebte sich aufs neue, sein Herz wurde frei und heiter gestimmt, zumal als er in einem Dorfe, durch das sein Weg ihn führte, seinen brennenden Durst mit frischem, reinem Brunnenwasser stillen konnte und noch dazu wieder aus der Hand einer Hebe von Bauernmädchen. Es wurde ihm ganz patriarchalisch zu Muthe, als er das rosige Geschöpf mit zwei Krügen auf denselben Brunnen zuschreiten sah, dem er sich eben nahte. Seit der Urzeit der civilisirten Menschheit sind viel interessante Bekanntschaften an Brunnen gemacht worden — Gustav dachte an den Brautwerber für Isaak und seine Begegnung mit Rebekka am Brunnen von Nahor — wer will es ihm nun verargen, wenn er, als das Mädchen hier ihm so bereitwillig Wasser schöpfte wie dort Rebekka dem Knechte Abraham's, sich am Brunnen niederließ und ein Gespräch mit der schönen Mundschenkin anknüpfte; wenn er darüber sein Mißgeschick verlor und in wenig Augenblicken die ganze Menschheit wieder so lieb hatte, als hege sie nur keinen Kutschera II.? Freilich konnte er sich nicht durch goldene Spangen und Armringe als Abgesandter eines reichen Patriarchen empfehlen, aber war er nicht ein Dichter,

alſo ein Abgeſandter des reichſten und höchſten Herrn Himmels und der Erden? War nicht das Wort, das er ſprach, gediegenes Herzensgold und verkündete nicht ſein klares, frommes Auge ein demantreines Gemüth? Er war nicht gerade ſchön, darum hatten manche ſeiner Bekannten ihre Verwunderung darüber geäußert, daß er doch ſo angenehm bei den Frauen war. Vielleicht hätte das Bauernmädchen dort am Brunnen des kleinen böhmiſchen Dorfs den gelehrten Herren das Räthſel löſen können! Ach, was klingt das ſo herzig, was Ihr redet, Ew. Gnaden! — ſagte ſie, als er ſchon lange mit ihr geſprochen — ich könnt' Euch den ganzen Tag zuhören. Und was war es, das er mit ihr redete? Er ſprach mit ihr von dem „ſchneeigen Lein", das im nahen Garten bleichte und das die junge Dirne ſelbſt geſponnen hatte, und er ſegnete ihren Fleiß und pries die Heiligkeit jeglicher Arbeit, insbeſondere des unbeachtet ſtillen Waltens der Frauen; dann ging er auf das größere über, zu dem ſie gleichen Beruf in ſich trügen wie die Männer, und verkündete Libuſſa's Ruhm und was das Vaterland des Mädchens vor manchem Lande voraus habe an leuchtenden Sternen ihres Geſchlechts. Da ſtand ſie vor ihm und lauſchte mit kindlicher Andacht und vergaß darüber die Sorgen der Wirthſchaft, wie jene Maria der heiligen Geſchichte, Martha's Schweſter. Endlich rief eine Stimme im Hauſe: Käthy! Meine Mutter ruft — ſagte die Genannte — ich habe mich vergeſſen — Gott ſegn' Ew. Gnaden! Und ſie eilte ins Haus.

Frohen Sinnes zog Guſtav zwiſchen Bergen weiter, bis er in das anmuthige Thal der Biela gelangte. Da ſank er von Hunger erſchöpft unweit eines Dorfs am Feldraine nieder und ſuchte vergebens in allen ſeinen Taſchen nach einem Kreuzer, um damit ein Stück Brot zu kaufen. Er ſah ſich um — welch' ein Eden umfing ihn! Da war weit umher nichts als ein wogender See von ſchoſſendem Getreide, von unabſehbaren Reihen blütenſchwangerer Obſtbäume durchſchnitten. Wie verſtohlen guckten die rothen Ziegeldächer des Dorfes aus einem Blütenmeer hervor und maleriſche Höhen in den mannichfaltigſten Formen begrenzten ringsum das friedliche Thal! Hier — rief Guſtav — hier möcht' ich leben und dichten! O Kutſchera II., um welch ein Glück bringſt du mich! — ich habe jetzt höchſtens die Ausſicht, in dieſem Paradieſe Hungers zu ſterben. Aber muß das ſein — ſo will ich wenigſtens nicht an der Landſtraße verderben, will unter Blüten, berauſcht von ihrem Duft, eingelullt von ihrem Geflüſter, entſchlummern. Aber — was blinkt mir denn von dort ſo blendend entgegen?

Dieſe Frage galt einem glänzenden Gegenſtande, der mitten auf einem ungepflügten Felde aus ziemlicher Entfernung daherleuchtete. Darauf zugehend entdeckte Guſtav einen vergoldeten Pflug auf einem Piedeſtal von Stein. Da hat mich ja mein guter Stern an das glorreichſte Denkmal des Böhmenlandes geführt! — rief er überraſcht aus — denn irr' ich nicht, ſo iſt das der Pflug Przemysl's, von welchem hinweg der Liebesruf der weiſen Tochter Krok's ihn auf den Thron von Böhmen führte. Geſegnet ſeiſt du mir, du ſchönes Denkmal hoher Fürſtenweisheit eines Weibes, die den Gemahl und Herzog nicht unter dem hohen Adel ihres Hofs, ſondern in der Wurzel der Volkskraft, im Kerne der Nation ſuchte! Geprieſen ſeiſt du, Libuſſa, du holde Böhmenſonne, die deinem Volke einen Frühling ſchuf, der noch jetzt, nach tauſend Jahren, ſeine Blüten in tauſend Sagen um die Kronen ſeiner Berge webt! Da bin ich ja mitten hinein in des Lenzes Vollblut gerathen — da umfängt mich ja mit einem male dein ganzer Lenz, o Bohemia, der Lenz deiner ſchönen Natur wie deiner reichen Geſchichte!

Ich glaube gar, das iſt mein guter Doctor aus Sachſen! rief plötzlich eine Stimme hinter dem in die Betrachtung des bekannten Monuments Verſunkenen.

Kutſchera! rief Guſtav ſich umwendend und an der Hand eines ſchmucken Mädchens Niemand anders auf ſich zuſchreiten ſehend als den Genannten — aber ob den Erſten oder Zweiten dieſes Namens, war noch ungewiß.

Grüß' Gott, Herr Doctor! — rief der Ankömmling dem Ueberraſchten zu und ſtreckte ihm die Hand entgegen.

Hat Sie das Gewiſſen gerührt oder haben Sie ſich nur einen ſchlechten Spaß mit mir gemacht? fragte Guſtav, mit Zögern die Hand nehmend. Oder ſind Sie gar nicht der teplitzer, ſondern der niederbühler Kutſchera?

Der Niederbühler — kennen Sie mich denn nicht mehr? ſagte der Gefragte. Ich bin ganz außer mir vor Freude, Sie hier zu ſehen und das dank' ich meiner Muhme da. Dieſe beredete mich, mit heraus aufs Feld zu gehen und die große Merkwürdigkeit da anzuſehen und nun find' ich Sie hier! Bärbel, das iſt der gute Herr, der mir die Zwanziger gegeben hat, ohne die ich vielleicht irgendwo in den Klauen eines Bettelvogts, ſtatt an deiner Seite wäre, und dem ich außerdem die freie Zeche in Johnsdorf verdanke.

Das Mädchen reichte dem Fremdlinge die Hand und hieß ihn in ihrer Heimat willkommen; darauf flüſterte ſie ihrem Begleiter etwas ins Ohr.

Verſteht ſich — ſagte dieſer laut — Herr Doctor, mein Mühmchen ladet Sie ein, mit in unſer Haus zu kommen — es iſt gar nicht weit unten im Dorfe — Sie müſſen's ſich bei uns gefallen laſſen.

Wer war froher als Guſtav! Er überzeugte ſich ſchnell, daß gegenwärtiger Kutſchera nur der Erſte und mit dem teplitzer Gauner durchaus nicht identiſch ſei. Als er aber die Geſchichte der vergangenen Nacht erzählte, rief das Mädchen: Das iſt Niemand anders geweſen als mein zweit Geſchwiſterkind, der Franz — ich ſchäme mich faſt, es zu ſagen — aber er gebt uns ſchon lange nichts mehr an, denn mein Vater hat ihm, ſeiner ſchlechten Streiche halber, für immer das Haus verboten.

Sie hören — nahm Kutſchera I. das Wort — mein Mühmchen ſpricht ganz brav Deutſch, aber ihr Vater radebrecht's. Der Ort hier iſt indeſſen nicht der Geburtsort unſerer Väter, wo nur Böhmiſch geredet wird; ihr Vater iſt ſchon als junger Burſche hierher gezogen und hat da in ein artig Bauernhaus geheirathet. Da hätt' ich ſuchen können, wenn ich in den Süden des Mittelgebirgs gerathen wäre! Erſt folgte ich Ihrer Spur, aber die verlor ich in Brix. Aufs Gerathewohl wendete ich mich dann nach Bilin, von wo aus ich ſtracks nach Mittag bis an den äußerſten Vorpoſten des Mittelgebirges wandern und nun längs deſſelben oſtwärts ziehen wollte. Aber wie ich über den Ring in Bilin gehe, tritt aus einem Specereiladen ein allerliebſt Bauermädel, das mir ſakrisch in die Augen ſticht. Sie kennen meine ſchwache Seite, Herr Doctor — ich folge unbekümmert, ob ſie nach Morgen oder Mittag geht — wo hätt' ich jetzt noch an den Onkel gedacht! Drei Zwanziger im Sack, dünkt ſich ein Handwerksburſch Baron — vor dem Thore mach' ich mich an das ſchmucke Kind und biet' ihr einen guten Morgen. Nun denken Sie ſich mein Erſtaunen, wie ſie mich ganz ernſt anſchaut und fragt: Wo kommſt denn du her, Vetter — du willſt doch nicht etwa mit mir gehen?

Ja — fiel da die Begleiterin des Erzählers ein — ich dacht', es wäre mein ander Geſchwiſterkind und mit dem wär' ich nit gegangen.

Ich hatte Mühe, meinem Mühmchen begreiflich zu machen, daß ich nicht jener Gaudieb wäre, erſt als ich ihr mein Wanderbuch wies, glaubte ſie mir, und nun ſtellte es ſich gleich mit heraus, daß wir dennoch Geſchwiſterkinder ſein müßten, denn ſie wußte perfect, daß ihr Vater einen Bruder gehabt, der als Soldat im badener Lande geblieben, ſich dort verheirathet habe und geſtorben ſei. Sie können ſich meine Freude denken! Ich durfte nun, da ich nicht jener Zundelfrieder von Vetter war, mein Mühmchen in ihre Heimat begleiten, wo ich den herzlichſten Empfang hatte. Wenn mich's Mühmchen nicht forttreibt, bleib' ich auch da, und Sie, Herr Doctor, müſſen mir gleich verſprechen, wenigſtens ein Paar neue Stiefelſohlen bei uns abzureißen.

Ja — ſtimmte das Mädchen bei — erzeigen Sie uns die Freundſchaft — mein

Vater hat gelehrte Herren so gern um sich, und wir müssen doch wieder gut machen, was Sie durch Einen aus unserer Freundschaft gelitten haben. Unser Auszugshaus steht leer, da ist ein helles Zimmer nach dem Garten heraus, da können Sie wohnen — Sie müssen nur fürlieb nehmen, wie es bei Bauern ist.

Topp! — sagte Gustav — ich bleibe bei euch, Kinder, und schreibe mein Buch, wodurch die Scharte dieser Nacht dreifach ausgewetzt wird. Wer weiß, wann ich zum Arbeiten gekommen wäre, wenn mich euer merkwürdig den Kutscherfamiliensiegel tragendes teplitzer Geschwisterkind nicht von Pressen fortgelockt hätte!

Gustav wurde in der That mit biederer Herzlichkeit von dem alten Bauersmann empfangen. Am andern Tage schon wurde das Zimmer im Auszugshause für ihn hergerichtet und er ging in demselben rüstig an seine Arbeit. Umblüht von Blumen und Bäumen, umgrünt von Wiesen und herrlichen Auen, wurde das Bauernhaus am Ufer der Biela ihm ein Tibur; aber was mehr denn alle Lenzespracht seinen Geist hob und trug und mit Schöpferdrang erfüllte, war der Kreis guter, herrlicher Menschen um ihn her, die vom Greise bis zur blühenden Jungfrau einen unverwelklichen Lenz im Herzen trugen. Noch ein höherer Lenz blühte vor seinen Augen auf: die Liebe der beiden Geschwisterkinder, und er war so glücklich, auch hier als Vermittler einzutreten, da der Vater des Mädchens ernste Bedenken gegen die Verbindung so naher Blutsverwanden hatte. Und dieses Mitleramt brachte ihm außer der Freude über sein Gelingen noch einen köstlichen Frühlingssegen, einen Freund. Er wurde nämlich von den Liebenden veranlaßt, einen benachbarten Geistlichen, der bei dem Vater galt, zum Bundesgenossen zu nehmen. Es war ein Priester mit einer Johannesseele.

Vier Wochen nachher war schon die Hochzeit der Kutscheras; da tanzte Gustav richtig seine Stiefelsohlen durch und zog dann wohlgemuth mit seinem Ränzlein — das man in aller Stille für ihn eingelöst hatte — versehen mit einem Theile des Honorars, das ihm für sein hier vollendetes Buch gesendet worden war, erfreut noch durch die Nachricht, daß der Ungar Nagy die Hand der stattlichen Wirthstochter von Johnsdorf von ihren Aeltern abgewonnen hatte, in die weite Welt und Gottesnatur, die Jedem gehört, der ihre Sprache versteht.

A. P.

Die Poesie eine Königin.

Schauspiel, Tanz und Gesang sind verwandte Künste. Eine Zusammensetzung der äußersten Kunstgegensätze, der Musik und plastischen Haltung, ist der Tanz, nämlich der ausdrucksvolle, darstellende Tanz. Auf ihn gehen die Anfänge des Schauspiels in Griechenland zurück. Das griechische Drama entstand aus den tanzenden Chören am Bachusfeste, deren Gesänge man allmälig mit Dialogen ausschmückte. Zu den äußersten Gegensätzen der Kunst trat die Poesie als Vermittlerin, nach und nach als Beherrscherin, welcher jene als Mittel dienen mußten. Indem zum Tanze der Gesang, zum Gesang der Dialog trat, waren die Combinationen erschöpft. Denn der Gesang ist die musikalisch vorgetragene Poesie, wie der Tanz die in plastische Bewegungen ausbrechende Musik ist, während das Spiel oder der Dialog die poetisch ausgesponnene Situation oder plastische Gruppe darstellt. Obgleich sich daher die Kunstextreme auch wol ohne die Dichtkunst zum darstellenden Tanze verbinden können, so ist es doch immer erst die Dichtung, welche in diese Verbindungen Mannichfaltigkeit, Organismus, Leben und höhere Beseelung bringt.

Die Poesie ist unter den Künsten das Element, welches sie in Verbindung und Verkehr setzt, dann aber auch bis zu einem gewissen Grade statt der übrigen stehen kann. Sie ist unter den Künsten Das, was unter den Instrumenten das Pianoforte ist, welches theils dient, der Vereinigung der andern im Trio oder Quatuor eine breite Unterlage zu geben,

theils aber auch für ſich ſelbſt wie im Schattenriß ein ganzes Orcheſter zu vertreten vermag. Die Verbindung der Poeſie mit der plaſtiſchen Darſtellung iſt die dramatiſche Poeſie, die Verbindung derſelben mit der Muſik iſt die lyriſche Poeſie. Ein lyriſches Gedicht iſt immer ein Geſangſtück, es braucht darum nicht componirt zu ſein. Der Leſer ſummt ſich in der Phantaſie ſeine eigene Melodie dazu. Wer Goethe's Lieder nicht halb ſingend leſen kann, dem wird ihr Zauber größtentheils verſchloſſen bleiben. Ebenſo enthält das dramatiſche Gedicht eine Handlung in ſich; es braucht darum nicht erſt zur Aufführung zu kommen; es kann vielleicht gar nicht zur Aufführung beſtimmt, nicht dazu tauglich ſein, der Leſer läßt doch in ſeiner Phantaſie die Perſonen Scene für Scene kommen, geſticuliren und wieder abtreten. So wirkt in der Poeſie die darſtellende Kunſt mit der Muſik zuſammen, aber Darſtellung und Muſik befinden ſich in der bloßen Einbildungskraft, und es iſt mehr oder weniger ins Belieben geſtellt, ob das eine Element oder das andere, oder beide oder keins von beiden aus der bloßen Einbildung auch zugleich in die Wirklichkeit heraustreten ſoll.

Richard Wagner hat neuerdings den Satz vertheidigt, daß die Künſte erſt durch eine Vereinbildung in ein aus allen zuſammengeſetztes Kunſtwerk, ein muſikaliſch-plaſtiſches Drama, ihre Höhe und Vollendung zu erreichen beſtimmt ſeien. Das heißt ſo viel, als der Dichtkunſt in ihrer allerſchwerſten Rüſtung, nämlich mit völliger Hervorkehrung der in ihr ſchlummernden Muſik und Plaſtik, dennoch den Vorzug vor allen übrigen Kunſtleiſtungen zugeſtehen. Die iſolirten Leiſtungen der drei einzelnen Künſte werden aber damit gegen dieſen ihren Organismus als unzulänglich zu ſehr herabgeſetzt. Sobald man unter einer Vollendung und Höhe der Kunſt nichts weiter als eine Vereinigung aller Einſeitigkeiten, eine gleichmäßige Schwebe aller Gegenſätze verſteht, conſtruirt ſich allerdings von ſelbſt dieſes ſogenannte Kunſtwerk der Zukunft, welches man auch inſofern mit ebenſo großem Rechte das Kunſtwerk der helleniſchen Vergangenheit nennen könnte, als in der griechiſchen Tragödie dieſe ſchwerſte Rüſtung der Poeſie mit Herauslaſſung des bildneriſchen Elements in der Einfachheit der Handlung und des muſikaliſchen im Geſange des Chors bereits gegeben war. Der Unterſchied iſt aber der, daß in der griechiſchen Tragödie die Dichtkunſt das weit vorherrſchende Element iſt, welchem ſich die übrigen unterordnen, während in der Wagner'ſchen Oper doch noch immer, wenngleich in einem etwas andern Sinne als in der gewöhnlichen Oper, die Muſik der vorherrſchende Theil bleibt. Wenn wir aber außerdem bedenken, daß auch in der indiſchen „Gitagovinda", dieſem lieblichen Schäferdrama, die Elemente der Poeſie, Darſtellung und Muſik, aufs engſte ineinandergeflochten vorkommen, und zwar hier ebenfalls ſo, daß, wie bei unſerer Oper, das Ganze einen vorherrſchend lyriſchen und muſikaliſchen Charakter trägt, ſo werden wir nothwendig auf den Gedanken kommen müſſen, daß eine ſolche enge Vereinigung der drei Künſte nicht nothwendig das Begleitungsſymptom ihrer höchſten Vollendung, ſondern nur überhaupt etwas Zufälliges und unter beſtimmten Umſtänden Paßliches iſt, welches ſich ebenſowol auch ſchon in der Kindheit der Kunſt einſtellt und nicht erſt, wie die organiſche der unorganiſchen Natur, der einſeitigen Ausbildung einzelner Künſte nachfolgt. Die Dichtkunſt in ihren Anfängen iſt nie ohne Geſang; erſt ſpäter reißt ſie ſich von ihm los. Die Vocalmuſik iſt älter als die Inſtrumentalmuſik, und der Tanz früher als die Sculptur. Die Vereinigung aller Künſte wird nothwendig in ihrer Wirkung immer etwas Ueberſchwängliches und Berauſchendes haben, verglichen mit den ſanftern und blaſſern Eindrücken vereinzelter Künſte, und folglich wird ſo immer eine Fülle entſtehen, welche Alles, was einzelne Künſte für ſich leiſten können, an Stärke der Wirkung übertrifft. Man muß aber zwiſchen der Fülle der Wirkung und der **Vollkommenheit** jedes einzelnen Eindrucks in ſich ſelbſt wohl unterſcheiden, ſogar in dem Grade, daß anzuerkennen iſt, die zu große Fülle der Eindrücke könne auf die Auffaſſung des Einzelnen nachtheilig wirken. „Don Juan"

von Mozart ist z. B. eine Musik, deren Tiefen und Feinheiten unmöglich Jemand im blendenden Gewimmel der Eindrücke einer einzigen Aufführung auffaßt und deren Schönheiten ihm erst dann voll entgegentreten, wenn er ihre Partitur am Klavier studirt oder zu wiederholten malen ihrer Aufführung beiwohnt. Und wenn die Künste in ihrer Vereinigung offenbar mit weit größerer sinnlicher Kraft auf uns einstürmen, so ist ebenso wenig zu leugnen, daß das durch Anspannung und Studium zu gewinnende intellectuelle Wohlgefallen erst dann auf seinen höchsten Gipfel steigt, wenn wir die Eindrücke, aus denen das berauschende und betäubende Ganze zusammengesetzt war, uns in vereinzelter Betrachtung zergliedern. Befördert die Vereinigung und Häufung der Kunsteindrücke das passive Hingerissensein, so befördert die Vereinzelung und Zergliederung derselben das feinere Verständniß. Um den Totaleindruck eines Schauspiels so gewaltig als möglich auf sich wirken zu lassen, muß man das Schauspiel aufführen sehen; um aber die feinern Schönheiten zu genießen, muß man es lesen.

Die Dichtkunst ist die Vereinigung von bildnerischen und musikalischen Wirkungen, aber sie hat noch außerdem mehre besondere Gebiete ganz für sich, wohin weder Bildnerei noch Musik für sich allein reichen können. Das erste, was sie vor jenen voraus hat, ist, daß sie nicht allein die Anschauungen des Gesichts und Gehörs in ihren Bereich zieht wie jene, sondern ebenso sehr auch die Anschauungen aller übrigen Sinne, welche von jenen ausgeschlossen werden. Dieser Umstand beruht darauf, daß die Poesie nicht durch unmittelbare Anschauungen und Empfindungen, sondern überall erst durch den Umweg der Phantasiebilder wirkt, und daß daher Anschauungen, welche durch ihren Mangel an deutlicher Articulirung ganz untüchtig sind, für sich selbst zur Unterlage eines geistvollen und sinnreichen Wohlgefallens zu dienen, wie Gerüche, Geschmäcke und Lebensempfindungen, doch auf dem Felde der Einbildungskraft als höchst wirksame Motive einschmelzen. Man denke nur an das Leben, welches die Naturgemälde des Dichters vor denen des Malers dadurch voraushaben, daß in ihnen Alles nicht blos glänzt, sondern auch quillt und duftet, die Wiesen das Wasser durstig einsaugen, Flur und Wald in der Stille des Mittags dumpf träumen, die Hitze der Sonnenstrahlen alle lebenden Wesen mit bleierner Schwere erfüllt und die Sehnsucht erregt nach jenem Teiche unter Erlen, welcher die Glieder zum erquickenden, kühlen Bade einladet. Aber freilich büßt die Dichtkunst dieses Vorrecht damit, daß alle ihre Anschauungen in bloßer Phantasie vorsichgehen. Könnte sie ihre Anschauungen verwirklichen, so wäre sie nicht mehr Dichtkunst, sondern Leben und Wahrheit selbst.

Das zweite, der Poesie eigenthümliche Gebiet ist die Erzählung oder Geschichte. Eine Kette von Begebenheiten läßt sich nicht darstellen in Malerei oder Sculptur, weil hier immer nur eine einzelne, aus ihr herausgerissene Situation vor Augen gestellt werden kann. Ebenso wenig läßt sich eine Kette von Begebenheiten darstellen durch die bloße Musik; denn diese gibt zwar eine Kette, aber immer nur von Stimmungen, zu welchen die Begebenheiten erst durch freie Phantasie hinzugedacht werden müssen. Die Dichtkunst ist allein tauglich zur Darstellung der Geschichte als einer Vereinigung des bildnerischen Aeußern, als der Natur mit dem gefühlerfüllten Innern, ihrer Musik. Die reine geschichtlich poetische Erzählung ist der Roman, welcher uns eine Galerie von Lebensscenen vorführt. Er sinkt nicht bis zur Nüchternheit der bloßen Geschichtserzählung herab, aber steigt auch nicht bis zu den dramatischen Wirkungen der dialogisch durchgearbeiteten Situationen eines Schauspiels empor. Dafür weiß er sich mit dem ihm ganz eigenthümlich angehörigen und kleidsamen Gebiete der Landschafts- und Genremalerei zu vereinigen, einem der Malerei und Dichtkunst gemeinsamen Felde, von welchem es schwer zu sagen ist, ob es bei dieser oder jener seine herrlichsten und reifsten Früchte zu tragen bestimmt sei. Freilich übertrifft die Malerei hierbei die Dichtkunst an sinnlicher Präcision so sehr, daß hierin von einem Wettstreit zwischen beiden die Rede nicht sein kann, aber man vergesse dabei

nicht, daß der Malerei die ganze Eine Hälfte der wirklichen Welt, das Gebiet der
unerreichbar ist und daß ihr auf dem äußern Gebiete, wo sie mit der Dichtkunst
ert, gerade das Mittel völlig unerfaßbar ist, durch welches die Dichtkunst Alles ein-
d allein wirkt, nämlich die Auffassung der Gegenstände in ihrer Bewegung. Erhebt
n dabei die Erzählung einerseits aufs neue zu einer mehr dramatischen Behandlung
er hervorragender Situationen, gibt sie sich von der andern Seite einen höhern ly-
Schwung, kommt sie der musikalischen Stimmung, welche in ihr herrscht, durch
usische Rede oder Reim zu Hülfe, so wird die Erzählung in die Ballade und Ro-
oder, wenn sie ausgedehnter ist, ins Heldengedicht übergehen. Das Heldengedicht ist
ittelding zwischen poetischer Erzählung und Schauspiel. Es ist das werdende Schau
Homer ist der werdende Sophokles, Tasso der werdende Calderon. Wer daher die
Vollendung der Kunst in der Verbindung der verschiedenen Künste sieht, der wird
ldengedicht, welches schon ausdrücklicher darstellende und musikalische Formen in sich
igt, über den Roman stellen. Wem aber die Reinheit der Kunstgattungen über
geht, der wird mehr den Roman als das Epos lieben, weil im erstern die Dicht
ganz und ausschließlich Das leistet, was nur allein sie zu leisten vermag, mit Ver
auf Das, worin ihre Phantasiegestalten von der darstellenden und musikalischen
g abhängig werden, nämlich mit Verzichtung auf das dramatische und lyrische
.

ber die Dichtkunst steigt über alles Dieses noch hinüber zu größern Höhen. Das
er Sprache ist das Reich der Gedanken. Es gibt keinen Winkel dieses Reichs, wel
gänzlich verschlossen wäre. Der Dichter ist zugleich Gedankenkünstler oder Philo
nd wenn er es nicht ist, so erreicht er nicht seine ganze Höhe oder läßt wenigstens
erstärkste Werkzeug, welches in seine Hand gegeben ist, unbenutzt bei Seite liegen
großen Dichter waren zugleich Philosophen fürs Leben, waren die Vermittler zwi
n stärksten und wichtigsten wissenschaftlichen Zeitrichtungen und ihrem Volke. Was
das Eigenthum weniger bevorzugter Kreise geblieben wäre, die aus den Gräbern
rthums emporgestiegene Anmuth und Grazie, die Naturanschauungen einer fort
den Physik, die Stahlbäder einer idealistischen Philosophie, floß durch sie ins All
über, wurde Eigenthum von Jedermann und tägliches Nahrungselement des Le
Shakspeare griff in die innersten Tiefen der Psychologie, als er seinen „Hamlet",
Lear" zeichnete. Rückert enthüllt in des Brahmanen Weisheit Gedanken, welche
loseph nicht so einleuchtend sagen kann als der Dichter, und welche doch am Ende
uelle nach nur der reinen Philosophie angehören. Zu allem Diesen aber kommt
as man vorzugsweise die Anschauung der höchsten und absoluten Idee im Elemente
stellung genannt hat, nämlich die Veranschaulichung einer sittlichen Weltordnung
Geschicken der Menschheit, die Darstellung, wie übermüthige und despotische Kräfte
pfe gegen das Schicksal sich zu Tode arbeiten und im Gefühl ihrer moralischen
keit zusammenbrechen, wie die schwache Kraft aus dem Gefühl des Rechts und der
digkeit von dessen Ausübung Ausdauer und Muth schöpft, wie der den Tod nicht
Blutzeuge im Namen seiner Ueberzeugung triumphirt durch seinen Untergang,
begangene Frevel zugleich die Halsschlinge ist, in welcher der sinkende Mensch sich
d verstrickt, wie über dem Leben der Einzelnen ein Leben von Principien, Par
eligionen, Staaten, Geistern der Jahrhunderte steht, an welchem die Einzelnen
en und gemäß ihrer Theilnahme daran ihr Gericht empfangen. Niemand hat
se Seite der Darstellung cultivirt als die Dichter unsers Volks; Niemand ist
loseophischer zu nennen als eben sie.

Kunst berührt an dieser Stelle ein Gebiet des Lebens, welches höher ist als sie
as Gebiet der Moral und des von moralischen Gesetzen beherrschten weltgeschicht

lichen Lebens der Menschheit. Dieser Gesichtspunkt hat etwas so Glänzendes an sich, daß es nicht zu verwundern ist, wenn viele Kunstrichter in der neuern Zeit darauf verfallen sind, ihn zum höchsten und letzten Grundsatz bei der Beurtheilung aller Schönheit überhaupt zu machen. Der Grundsatz, daß die Schönheit überhaupt die Erscheinung der Idee im sinnlichen Bilde sei, ist so verbreitet, daß wir ihn in einem nächsten Artikel ins Auge fassen wollen.

Eine Woche in Berlin.

III.

Eine derjenigen Schöpfungen des Königs, in denen man unbehindert von irgend einer drückenden Nebenempfindung athmet, ist und bleibt das Neue Museum. Der Fremde wird es bei jedem Besuche wiederzusehen sich beeilen, er wird sich der Fortschritte freuen, die die Vollendung des Ganzen inzwischen gemacht hat, er wird sich in diesen Räumen aller lästigen Beziehungen auf locale Absichten und Einbildungen erwehrt fühlen und im Zusammenhange wissen nur mit jenen allgemeinen deutschen Kunstbestrebungen, die uns die Schönheit und Pracht von München, die Ausschmückung des königlichen Schlosses in Dresden, die neuen Pläne für Weimar und Eisenach, unsere neuen Denkmäler, Kunstausstellungen, Kunstvereine und den Aufschwung unserer Akademieen geschaffen haben. Das Neue Museum liegt in einem versteckten, zur Stunde noch beengten, unfreundlichen Winkel der Stadt, aber es ist die traulichste Stätte der Begrüßung, das heiterste Stelldichein des Geschmacks und der prüfenden, immer mehr wachsenden Neugier der Einheimischen und der Fremden, die sogleich hierher eilen. Es entwickelt sich langsam, aber reich und gefällig. Es entwickelt sich unter Auffassungen, die uns wahlverwandt sind. Wir sind in Italien und in München vorbereitet auf Das, was wir hier wiederfinden. Diese Räume hat mit den Eingebungen seines Genius vorzugsweise eine große, freie Künstlernatur zu beleben, ein Dichter mit dem Pinsel, ein Denker nach Voraussetzungen, die nicht aus dem märkischen Sande stammen. So stört uns denn auch hier kein beliebter byzantinischer Schwulst, keine russischen Pferdebändiger, oder Athleten oder Amazonen erfüllen uns, während wir an Athen denken wollen, mit lacedämonischen Vorstellungen; selbst die hier in Berlin überall aushängende Devise: „Nach einem Schinkel'schen Entwurf", stört uns nicht. Man muß Schinkel einen erfindungsreichen und sinnigen Formendichter nennen, aber er schuf doch wahrlich zu viel auf dem Papiere, er zeichnete zu viel Abends bei der Lampe; es waren geniale Studien und Ideen, die er ersann von Palastentwürfen an bis zu Verzierungen von Feilner'schen Oefen; aber es fehlte ihm doch wol eine gewisse Kraft, Reinheit und Einfachheit des Stils.

Es findet sich auch im Neuen Museum Manches, was so nicht sein sollte. Es hat eine ägyptische Abtheilung, die eine Spielerei geworden ist. Um ja den Charakter der alten Hieroglyphenzeit zu treffen, hat man die Wände mit Inschriften bedeckt, die Herr Lepsius erfand, hat man falsche Mumien unter die echten gemengt, Pyramideneingänge gebaut und ähnlichen Spaß getrieben, der eines Museums, das vor allen Dingen instructiv sein soll, nicht würdig ist. Man muß beim dritten der hier vorgeführten Symbole fragen: Ist dieser Gegenstand echt oder nachgeahmt? Schon die Malerei der Wände mußte in einem Stile gehalten sein, der dem aufgesammelten echten ägyptischen Vorrathe als Folie diente und nicht im mindesten die Aufmerksamkeit, die jenem gebührt, ablenkt und theilt. Es ist hier, wie wenn man Theaterdecorationen mit menschlichen Figuren bemalen wollte. Die Marmorsäle für die Plastik sind etwas gedrückt und beengt und kommen der traulichen Heiterkeit der unübertrefflichen Glyptothek in München nicht gleich. Aber das Treppenhaus söhnt mit Misständen aus, von denen mancher ohnehin noch bei weiterer Befreiung des Gebäudes

alten Nachbarschaften fallen wird. Bedauerlich wird unter allen Umständen die
eit bleiben, mit Bequemlichkeit die Hauptzierde des Treppenhauses zu genießen,
schen Wandgemälde. Früher auf den Gerüsten war das eine leichte Auf
wachsenden Arbeit, jetzt aber hat das Auge gewaltige Distanzen zu überwinden
noch schlimmer ist, durch die Perspective rücken die großen Gemälde zu nahe
. Die drei fertigen Hauptstücke der einen Wand scheiden sich zu wenig und
te Griechenlands", das dritte, seither enthüllte Bild leidet unter den dun
r seiner beiden unruhigen Nachbarn. Die Völkerscheidung und die Zerstörung
haben außerdem zu viel von ihrem Farbencharakter an die Griechenzeit abge
mit ihrem auf einem Kahne schwimmenden Sänger, ihren Schwänen und Wasser
s Nordisches, an die Seejungfern, an die Rheinnixen und den Schwanenritter
s hat. Wenn die große schlanke Gestalt mit der Leier Homer sein soll, so er
zu sehr an das übliche Modell der Kaulbach'schen Helden, an seine Christus,
tekind, an die Michel-Angelo-Gestalten, wie er sie liebt, Figuren, die zu lang
ger für den Sänger der „Ilias" sind, der nichts von dem Reckenhaften des
Wuchses gehabt haben kann. Die neben ihm sitzende Sibylle ist für Griechen
ds fremdartig und Thetis erscheint in solcher Umgebung mehr wie die Helena
weiten Theile des „Faust". Das ganze Bild ist etwas ungeordnet und einheit
klärt sich nicht natürlich. Seine Vorgänge sind getheilt und die Gruppen haben
nicht bequem Platz, so vortrefflich gedacht und nur bei Kaulbach's Natürlichkeit
den z. B. die Art ist, wie sein Achilles, wenn er es sein soll, sich's im Sitzen
cht. Der Tanz um den Altar im Hintergrunde erinnert an ähnliche Kampf
Balletkünste auf alten Bildern, Tapeten und Theatervorhängen und scheint uns
nnloses Rasen um die oben dargestellte, wunderbar herrlich ausgeführte Götter
zudrücken als den entsprechenden reinen Cultus und am wenigsten das Wesen
iten Waffenspiele und Ringkämpfe. Die Färbung des Bildes ist zu dämonisch
d zu dunkel äußerlich. Es sollte seinem Gegenstande gemäß gegen seine beiden
urch die lichtesten hellblauen, grünen, lichtgelben und Rosa-Farben abstechen und
ch sogleich eine ganz andere Welt vergegenwärtigen als [illegible] Heiden- und

mehr befriedigt wird man sich von den inzwischen aufgestellten Fortsetzungen der
dem berühmten Fries finden. Diese Arabesken zur Geschichte sind hier ganz
eliebt und zufälligerweise auch in dem Geschmack gehalten, den die Berliner so
Es findet da Jeder seine Erinnerungen aus Becker's „Weltgeschichte" wieder
n Form eines „Witzes". Ich habe mich nie darüber freuen können, daß gewal
chen der Geschichte hier von kleinen Kindern carikirt werden: eine Handlung
s Mucius Scävola ist zu ernst gewesen, als daß sie ein seine Hand ins
nder und vor Schmerz greinender Knabe persifliren könnte. Vieles kommt fast
ist der „Jobsiade" und der travestirten „Aeneide" von Blumauer heraus. Doch
end berührt diese Sphäre der Humor des Malers. Er weiß sich immer wieder auf
chönheitsgebiet zurückzuziehen, er weiß immer wieder einzulenken aus der Caricatur
e und sinnige Idealität. Die jetzt fertigen Momente des Mittelalters enthalten
zeichnete Gedanken und die vollgültigsten Belege von ebenso viel Bildung im
Freimuth in der Gesinnung dieses Künstlers. Es thut wohl, unendlich wohl,
er hier walten zu sehen, der sich losgerungen hat von den traditionellen Auf
nserer Künstlerwelt, von diesem nur akademischen Andeuten, diesem nichtssagen
e scharfe Sprache vermeidenden Allegorisiren. In diesem erfindungsreichen Kopfe
Reactionäres, wie bei den meisten Künstlern, die ihn um seine Erfolge anfeinden
. Er wird die Würde der Tradition nicht opfern, er wird den Heiligenschein da

nicht profaniren, wo er hingehört, er wird das Märchen, die Sage, die lyrische Empfindung ehren, aber er benutzt die schöne Vergangenheit nur als ein edles Hülfsmittel zum Aufbau der Zukunft. Gesättigt, gekräftigt von dem Marke der alten Kunstzustände führt er den Griffel des Zeichners mit einer seit Rubens nicht mehr dagewesenen Meisterschaft, nur um die vorurtheilsfreie Anschauung der Gegenwart, die er nicht, wie Overbeck, Cornelius, Schnorr u. s. w., haßt, sondern an die er glaubt, geltend zu machen. Er kann sich irren, er kann in dem Streben nach Charakteristik über die Schönheitsgesetze hinausgehen, wie er in einem Theile seiner münchener Fresken gethan hat, aber er schläft nicht mit unter dieser allgemeinen fürchterlichen Schlafmütze, die sich die neuere deutsche Kunst, als wenn es eine Eisenkrone wäre, über die Ohren gezogen hat. Man findet ihn auf der Seite des Lichts und der Vernunft und deshalb thut mir eigentlich leid, daß er in dem letzten Verlaufe seiner in den mittlern Partieen so trefflichen Arabesken das Zeitalter der modernen Wissenschaft wiederum etwas zu carikirt auffaßte. Ein Kaulbach soll an Kant, an Herschel, an Volta und Wollaston nicht die Perücken sehen, die sie zufällig trugen, er soll nicht verweilen an der komischen Unschönheit der galvanischen Batterieen, der Locomotiven oder auch nur des Tintenfasses und der nächtlichen Studierlampe; ein Kaulbach soll in allen diesen Apparaten nur die gewaltige Seele entdecken und diese Seele wie einen geflügelten Genius auch echter Schönheit darstellen, einen Genius von weltbezwingender Poesie, gegen den die Nymphen und Nixen des Baums und der Welle sich nur wie andächtige und staubgeborene Sterbliche zu verhalten haben. Solchen Genien des Gedankens nur die grüne Brille der Pedanterei aufsetzen, ist schwach und ziemt allenfalls einem jungen Maler aus Düsseldorf oder München zweiter oder dritter Studienclasse. Für Kaulbach muß Kant, der die Kritik der reinen Vernunft schrieb, etwas mehr als nur Homunculusse hervorgebracht haben. Zur Symbolik der Kant'schen „Kritik der reinen Vernunft" gehört keine Retorte und kein Destillirkolben an einem aufgespaltenen Schädel angebracht, sondern ein flammendes Michaels-Schwert, bei dessen Streichen Throne beben und die Altäre zittern.

Wie dem auch sei, man muß den Künstler verehren. Man verläßt das Neue Museum mit Gefühlen des Dankes, daß seine Ausschmückung gerade an ihn gekommen ist. Man wünscht sich in die Lage, sich das kostbare Werk aneignen zu können, das hier der Hofbuchhändler Alexander Duncker herausgibt, die im Stahlstich wiedergegebene ganze künstlerische Arbeit der Wände des Treppenhauses. Es wird dies ein Prachtwerk, wie nur England solche Unternehmungen aufzuweisen hat. Zwei Lieferungen, jede im Preise von etwa neun Thalern, sind erschienen und bringen die Anfänge des Frieses und die Zwischenbilder der Geschichte, des Solon, des Moses und die wunderbare, Kaulbach ganz eigenthümliche Gruppe der Sage, diese Nornengestalt mit den beiden, ihr das Grauenhafte und Unerhörte zuraunenden Raben, diese erhabene Versinnlichung von Juno's und Chriemhildens Rache, vom Schmerz der Niobe und dem letzten Gericht durch das Schwert des alten Hildebrand. Die Stiche werden von den ersten Künstlern, Jacoby, Eichens, Thäter, ausgeführt. Manches davon wird sich in der Zeichnung vielleicht noch gefälliger machen als in der Farbe.

Eine zweite große Schöpfung des Königs ist die Kuppeldachkapelle des Schlosses. Sie hat eine halbe Million gekostet und ist unstreitig eine Zierde des Schlosses nach dem ihm eigenthümlichen Geschmack, wenn auch eben keine Bereicherung der Kunst. Der Baumeister Schadow errichtete die gewaltige Wölbung auf einem Platze, der bisher im Schlosse unbeachtet gewesen war, verfallene Wasserwerke enthielt, altem Gerümpel, freilich aber auch den vortrefflichen Schlüter'schen Basreliefs, die jetzt die Treppe zieren, als Aufbewahrungsort diente. Die Spannung des mehr ovalen als runden Bogens ist meisterhaft ausgeführt. Einen überraschenden Eindruck wird der Eintritt in diesen Tempel Jedem gewähren, der sich erst im Weißen Saale an den schönen Formen der Rauch'schen Victoria geweidet hat und

u ihm dann auf Stiegen emporsteigt, die mit lebenden Blumen geschmückt sind und mit Kronleuchtern, die nur etwas zu salonmäßig durch Milchglasglocken ihre Flammen dämpfen ollen. Man erwartet in der Kapelle weder diese Größe noch diese Pracht. Bei längerer Betrachtung schwindet freilich der erste Eindruck. Das steinerne, mit Marmor und Bildern uf Goldgrund überladene Gebäude wird dem Auge kälter und kälter. Der Altar, wenn uch mit einem aus den kostbarsten Edelsteinen zusammengesetzten Kreuze geziert, die Kanzel, er Fußboden, Alles erscheint dann plötzlich so nur für die Schwüle der südlichen Luft erechnet, daß man das lebendige Wort Gottes hier weder recht innerlich vorgetragen noch recht innerlich empfangen sich denken kann. Das Auge ist zerstreut durch das Spiel aller ier zur Verzierung der Wände aufgebrachten Marmorarten. Da gibt es keine Farbe, keine Zeichnung des kostbarsten Bausteins, von der nicht eine Platte sich hier vorfände wie in iner mineralogischen Sammlung. Zu dieser durch die Steine hervorgerufenen Unruhe gesellt sich die Ungleichartigkeit der Bilder. Sie scheinen alle nach dem Gedanken zusammengestellt, die Förderer der Religion und des Christenthums zu feiern. Aber auch dies ist n Galerie- oder Museumsgedanke, kein reiner Kirchengedanke. Huß, Luther, die Kurfürsten von Brandenburg stehen vis-a-vis den Patriarchen und den Evangelisten. Da muß es n der einigen Stimmung fehlen, die Andacht hebt sich nicht auf reinen Schwingen, man ann in einem solchen Salon nur einen conventionellen Gottesdienst halten. Ach, und dieser anatismus für das conventionell Religiöse sitzt ja wie Mehlthau auf all' unsern Geistes üten! Man denkt nicht mehr, man prüft nicht mehr, man übt Religion nur um der eligion willen. Man ehrt sie um ihre Ehrwürdigkeit, man ehrt sie wie man Aeltern rt, deren graues Haar unsere Kritik über die Schwächen, die sie besitzen, entwaffnen soll. as ist der Standpunkt der Salon Religion. Man will nicht prüfen, man will nicht forschen, an umrahmt mit Gold und Edelstein die Tradition, die man auf sich beruhen läßt. Man plägt sein rauschendes Seidenkleid in künstlerische Falten, wenn man im Gebetstuhl niederkniet; man schlägt sein goldenes Gebetbuch auf, liest bald gedankenlos, was alte Zeiten chten, denkt vielleicht mit Rührung dieser Zeiten, wo der Glaube von so vielem Blute ußte besiegelt werden, gestehet wol auch seine eigenen sündigen Einfälle und Neigungen ein, bt sich den Klängen einer vom Chor einfallenden Musik mit einigen quillenden Thränen r Nervenschwäche und Rührung hin und verläßt die Stätte der Andacht mit dem Gefühl, ch dem Alten Rechnung getragen, doch eine Demonstration gegeben zu haben gegen die flößige und in allen Stücken gefährliche neue Welt! Das ist die Religions-Mode s Tags. Für diese Richtung eines vornehmen Dilettirens auf Religion kann man sich nen zweckentsprechendern Tempel denken als die neue berliner Schloßkapelle. Sie erleichtert llkommen die manchmal auch wol lästig werdenden Rücksichten einer solchen Art von Pietät.

Weitentlegen vom Geräusch der Stadt und nur leider in einer zu kahlen, baumlosen egend liegt **Bethanien**, die seit einigen Jahren errichtete Diakonissenanstalt. Man fährt einer neuen, im Bau begriffenen katholischen Kirche vorüber und bewundert die großartige Anlage dieses vielbesprochenen Krankenhauses, das sich bekanntlich hoher Protection zu erfreuen hat. Dennoch soll die Stiftung eine städtische sein und ab und zu wird man n Bitten in den Zeitungen überrascht, die Bethanien zu unterstützen auffodern, Bitten, wiederum dies Institut fast wie ein privates hinstellen. Zweihundert Kranke ist die wöhnliche Zahl, für welche die nöthigen Einrichtungen vorhanden sind. Dem fast zu uriös gespendeten Raume nach könnten noch einmal soviel untergebracht werden. Man t hier ein Vorhaus, eine Kirche, einen Speisesaal, Wohnungen der Diakonissen und rridore von einer Ausdehnung, die fast den Glauben erweckt, als wäre die nächste Bestimmung der Anstalt die, eine Art Pensionat, oder Stift oder Kloster zu sein, das sich ebenbei mit Krankenpflege beschäftigt. Ohne Zweifel ist auch die Anlage des Unternehmens auf eine ähnliche Voraussetzung begründet. Bethanien soll eine Demonstration der

werkthätigen christlichen Liebe sein; die Kranken, mag auch für sie noch so vortrefflich gesorgt werden, nehmen gewissermaßen die zweite Stelle ein.

Die Oberin der Diakonissen ist ein Fräulein von Rantzau. Unter ihr stehen etwa zwanzig „ordinirte" Diakonissen und eine vielleicht gleiche Anzahl von Schwestern, die erst in der Vorbereitung sind. Einige der ordinirten sind auf Reisen begriffen, um auswärts ähnliche Anstalten begründen zu helfen. Die Tracht der größtentheils jungen und dem gebildeten Stande angehörigen Damen ist blau, mit einem Häubchen und einer weißen, über die Schulter gehenden Schürze. Wie gründliche Vorkenntnisse hier vorausgesetzt werden, ersah ich in der Apotheke, die von zwei Diakonissen allein bedient wird. Auch ein Lehrzimmer findet sich zu theoretischen Anleitungen. Die groben Arbeiten verrichten gemiethete Mägde, die im Souterrain an den höchst entsprechenden praktischen Waschhaus- und Küchenvorrichtungen beschäftigt sind. Auch Männer fehlen nicht. Die Diakonissen sind überhaupt mehr bei den weiblichen Kranken beschäftigt und müssen die schwerere Dienstleistung, die besonders im Heben und Umbetten der Kranken besteht, dem stärkern Geschlechte überlassen. Man bekommt auch hierdurch wieder die Vorstellung von einem gewissen Luxus, der im Charakter der ganzen Anstalt zu liegen scheint. Man kann dem damit verbundenen Tendenzbeigeschmack nicht gut offen bekämpfen, da unfehlbar ein zwangloses Behagen in der Nähe von Kranken und Sterbenden die ganze Stimmung unsers Herzens für sich hat. Die Sauberkeit der Erhaltung, die reine Luft, das Gefühl von Comfort und Eleganz kommt doch auch den Kranken selbst zugute.

Einen Freund der Diakonissenanstalten frug ich: Aus welchem Geiste erklären diese Frauen und Mädchen sich bereit, den Leidenden mit ihrer Pflege beizustehen? Er erwiderte: Um der Liebe Gottes willen. Unstreitig bedarf der Mensch, um sich zu seltenen Thaten anzuspornen, des Hinblicks auf einen höhern sittlichen Zweck. Dennoch hätt' ich lieber gehört: Diese Institution wäre von der Menschenliebe hervorgerufen. Ich glaube, der Ton würde inniger, die Haltung weniger kaltvornehm sein. Ein Zusammenhalt bei gemeinschaftlichem Wirken ist nöthig, eine gleiche Stimmung muß Alle verbinden. Ob aber dazu eine Kirche, ob Gesang und Gebet beim Essen, ob das herrnhuter, in „Gnadau" gedruckte Liederbuch, das ich auf dem Piano aufgeschlagen fand, dazu gehört, möcht' ich bezweifeln. Ein Anderes ist der katholische Cultus von Barmherzigen Schwestern, die sich für Lebenszeit diesem Berufe hingeben und von der Welt für immer getrennt haben; ein Anderes diese vorübergehende Wirksamkeit einer Diakonissin, die nach vorhergegangener rechtzeitiger Anzeige ihren Beruf wieder aufgeben und immer noch eine Frau Professorin oder Assessorin werden kann. Für einen solchen Beruf reicht Herzensgüte, Menschenliebe und eine, durch äußere Umstände hervorgerufene Neigung, einen so schwierigen Platz anzutreten, vollkommen aus. Und sollte denn wirklich im 19. Jahrhundert die Bildung der Gesellschaft, die Humanität der Gesinnung, die Liebe zum Gemeinwohl, die Sorge für die gemeinschaftlichen Glieder Einer Stadt, Eines Staats und Einer Nation noch nicht so weit als werkthätiges *Princip* durchgedrungen sein, daß man, um hier dreißig Frauen in einem Geiste der Hingebung und Liebe zu verbinden, nöthig hat, nach dem Gnadauer herrnhuter Gesangbuche zu greifen?

Man wird ein jedes Krankenhaus mit Rührung verlassen. Auch in Bethanien sieht man des Wehmüthigen genug. Ich trat in ein Krankenzimmer von Kindern. Abgezehrte oder aufgedunsene kleine Gestalten lagen in ihren Bettchen und spielten auf einem vor ihnen aufgelegten Brete mit bleiernen Soldaten und hölzernen Häuserchen. Ein blasser Knabe, der an der Zehrung litt und vielleicht in einigen Wochen stirbt, reichte freundlich grüßend die Hand. Einen andern hatt' ich gut auf den Sonnenschein, der lachend in die Fenster fiel, auf die Lerchen, die schon draußen wirbelten, auf ein baldiges freies Tummeln im erwachenden Frühling vertrösten, der Kleine litt am Rückenmark und wird nie wieder

ehen können. Ein Krankenhausbesuch iſt eine Lehre, die nach „Catanella“ und Aladin's „Wunderlampe“ ſehr nützlich, ſehr heilſam ſein kann. Aber Bethanien verläßt man doch mit dem Gefühl, daß hier, wie in unſerer Zeit überhaupt, noch mehr Menſchen krank ſind, als die da offen eingeſtehen, des Arztes bedürftig zu ſein.

Anregungen.

Zur Förderung der Künſte.

I.

Glückliche Zeiten für Malerei und Bildhauerkunſt, als noch jeder Bürger und Bauer ſein Madonnenbild brauchte, um ſeine Hausflur damit zu ſchmücken und vor ihm eine ewige Lampe aufzuſtellen! Jeder Maler, der zur Zunft gehörte, der ein Meiſter ſeiner Kunſt ſich nennen durfte, hielt eine Bottega. Hier ſaß der Lehrjunge, oft ein künftiger Meiſter auch der That nach, und nahm Beſtellungen an. Der Meiſter machte den Carton, der Lehrjunge zeichnete die Umriſſe durch, die Geſellen legten die Farbe an, der Meiſter überarbeitete das Ganze und wieder gab eine Variation der tauſend mal ſich wiederholenden heiligen Gegenſtände fertig, oft ein Bild, das jetzt die Zierde unſerer Galerieen iſt.

Wer in jenen Tagen reicher war als ein Bürger oder Bauer, legte ſich eine Sammlung von Bildern an. Die Patriziergeſchlechter hatten in ihren Paläſten oder in den Kirchen Kapellen, die es reich zu ſchmücken galt; Innungen und Genoſſenſchaften hatten gemeinſchaftliche Verſammlungsörter, deren Wände ſie mit Fresco-Bildern zieren; es galt die Verherrlichung ihres Schutzheiligen. So war es in Florenz, in Nürnberg, ſo bei den Riccardis und Strozzi, ſo bei den Pentingers und den Pirkheimers. Auch kürzlich hat Pecht in ſeinen „Südfrüchten“ darauf aufmerkſam gemacht, wie die Orden im Mittelalter ihre Sammlungen ſo zweckmäßig vom Beſten, was ihre Zeit bot und was ſie irgend erwerben konnten, ſich allmälig anlegten. Es lag allen, ihren Söhnen und Enkeln daran, von jedem, der etwas heißen konnte, nach und nach das Beſte zu erwerben. Erſt in ſpätern Zeiten wurde der Ausſchließlichkeit des Geſchmacks und der Pflege irgend einer Richtung allein gehuldigt und von ſich vererbender Familienpflege der Kunſt iſt jetzt kaum noch die Rede.

Der Proteſtantismus hat dieſe innige Beziehung der Kunſt zum Leben aufgehoben. Es wäre eines Götzen würdig, den Proteſtantismus deshalb zu verdammen. Für einen Gewinn auf der einen Seite erleidet der Geiſt der Zeiten immer einen Verluſt auf der andern. Doch in den erſten Zeiten der Reformation, an der Augsburg und Nürnberg, unſere Kunſtſtädte, ſie trugen Antheil nahmen, blieb noch die Liebe z. B. zu einer Bibel mit Holzſchnitten, ein Geſchmack, der ſich ſpäterhin, wenigſtens um der Religion allein willen, auch verlor.

Die neue Zeit hat faſt alle äußerlichen Veranlaßungen zur Kunſtbeförderung aufgehoben. Man liebt die Kunſt nur noch um ihrer ſelbſt willen. Wie ſehr ſie aber ins Gedränge kommt, wenn ſie rein nur auf den Geſchmack und die Bildung der Zeit angewieſen iſt, zeigt die oft an Verzweiflung grenzende Lage, in der ſich ſo viele Künſtler befinden. An die Stelle der Religion, die ein Zwang zur Kunſtförderung war, iſt der Schönheitsſinn im Allgemeinen getreten. Wie Noth thut es daher, daß er gepflegt, ſyſtematiſch herangebildet wird! Wir haben Fortſchritte gemacht in den Anſprüchen an unſere nächſte Umgebung. Sie ſoll geſund und behaglich ſein, die Künſte werden zuweilen herangerufen, das Ihrige beizutragen zur Ausſchmückung unſers Daſeins; noch aber fehlt die rechte innere klare Ermuthigung dazu. Wir kommen hier auf ein Thema zurück, das wir ſchon in Bd. II, Nr. 12 der „Unterhaltungen“ bei Gelegenheit der Erwähnung einiger ausgezeichneter Kupferſtiche anregten. Wir wollen nicht von einer ſyſtematiſchen Kunſtpflege aus Laune und Liebe zur Sache reden, nicht von der Unterſtützung, die man der Kunſt durch Beitritt zu einem oder mehren unſerer zahlreichen Kunſtvereine (jede Kunſthandlung übernimmt die Vermittelung) widmet, ſondern nur von der Ausſchmückung unſerer Wohnungen.

Reichthum iſt ein ſchön Ding, wo er als Mittel zu eigener und Anderer Förderung in jedem Sinne verwendet wird; auch Luxus könnte eine erſprießliche Seite unſers Lebens werden, wenn er als Beweis von Bildung und als Mittel dazu betrachtet würde. Wie ſelten aber begegnen wir ihm in ſolcher Geſtalt! Man ſehe die Wohnungen der Reichen. Da fehlt es nicht an Sammet und Seide, an koſtbaren Vergoldungen und leuchtendem Kryſtall; Das aber, was der Höhepunkt aller umgebenden Herrlichkeiten ſein ſollte, die bildende Kunſt, iſt entweder nur dürftig oder geſchmacklos vertreten. Von allem Gedanken- und Gefühlsreichthum, von allem höchſten Harmonie- und Schönheitsſinn, die ſeit Jahrhunderten aus Griffeln und Pinſeln aus-

Bronzen — wie wenig ist verwendet zu Belebung dieser starrenden Tapeten!

Freilich sind die Vermögensumstände der Wenigsten der Art, daß sie das Anlegen von Galerieen zuließen. Aber der Galerieen bedarf es nicht. Weisen unsere Wohnungen nur einzelne gute Gemälde und kleinere plastische Werke auf, so bleibt unser tägliches Leben doch in Verbindung mit der bildenden Kunst, deren Eindrücke wir nie entbehren sollten; denn sie gehört wie Poesie und Musik zu den Hebeln unserer Entwickelung; eine vollkommen harmonische Bildung ist nur möglich durch das Verständniß und den Genuß aller Künste. Oder sollte der Anblick einer guten Copie, z. B. nach einem der alten großen Meister, weniger erhebend auf unsere Seele wirken als das Anhören einer Mozart'schen oder Beethoven'schen Symphonie, die doch ohnehin nur ein Spiel der Töne, ohne Gedanken und Ausdruck ist?

Wo die Wände unserer Wohnungen nicht ganz kahl, sind sie oftmals mit Bildern ausgeschmückt, die, wenn wir auch die anderweitige Bildung ihrer Besitzer beurtheilen sollten, uns in ihrer Bibliothek „Amalde Amaldini" oder die Romane von Spieß und Cramer erwarten lassen müßten. Dasselbe gilt von den Familienporträts, die oft die hoch- und höchstgestellten Personen entweder aus Unkenntniß oder um möglicherweise billiger dazu zu kommen solchen Händen anvertrauen, die auf einem Niveau stehen mit den Gelegenheitsschriftstellern, deren Hochzeits- und Grabesgedichte nach einer billigen Taxe in den Tagesblättern ausgeboten werden. Was würden jene Personen sagen, wenn man ihnen zumuthete, von solchen Reimern ihre Biographien schreiben zu lassen? Ihre Porträts, von gleicher Pinselhand verfertigt, hängen sie auf in prachtig vergoldeten Rahmen! Und doch zeigt uns ein edel aufgefaßtes Porträt, wie wir in glücklichen Momenten sein können. Es muß uns, wenn auch unbewußt, immer ermahnen, in unserer Denk- und Lebensweise nicht hinter dieser Auffassung eines an unser besseres Selbst glaubenden Künstlers zurückzubleiben.

Wie belebend kann in der Enge der Zimmer ein Blick auf eine duftige Landschaft wirken, wie erquickend und trostbringend kann ein schöngefühltes Menschenantlitz auf uns niederschauen! Je länger es uns anblickt, desto besser lernen wir es verstehen und befragen. Und meinen wir nur von der Bühne aus in den mächtigen Gestalten der Geschichte einen Spiegel unserer eigenen innern Vorgänge aufsuchen zu können? Die Historienmalerei, wie sie heute Einzelne begreifen, ist eine Auffassung ideatisch moralischer Art. Ebenso bedeutungsvoll ist das gedankenreiche psychologische Genre, das uns eigen erlebte Kämpfe und Stimmungen verführt. Würde unsere Kritik so eifern gegen gewisse Geschmacksrichtungen, gegen Fremdländes, Süßliches, das gemalt und dargestellt wird, wenn wir nicht die tiefe Ueberzeugung hätten, wie außerordentlich bedeutsam die Kunst für unser Leben, Denken, Fühlen und Handeln einwirken kann?

Reicht unser Vermögen nicht aus für Anschaffung von Gemälden und plastischen Werken, so ist die Kupferstechkunst, der Holzschnitt und die Lithographie ämsig und treulich beschäftigt, die würdigsten Werke zu vervielfältigen. Namen des berühmtesten Klanges bürgen nicht nur für vollkommene Auffassung und Wiedergabe, sondern auch für die ausgesuchteste Wahl. Da wäre also nur nöthig, im Kunsthandel nach diesen Namen zu fragen und man hätte mit geringem Kostenaufwand schöne Schätze gewonnen.

Ehre dem Hause, das dem Eintretenden von all den verschiedenen Ausdrucksweisen der Kunst in seinen verschiedenen Räumen Einzelnes aufweisen kann! Im Eintrittszimmer an den Wänden Lithographieen, im darauf folgenden Kupferstiche, im dritten endlich Originalgemälde, künstig verbunden durch Werke der plastischen Kunst. Und auf den Tischen und Etagèren soll man statt wackelnder Chinesenköpfe nur künstlerische Zierden sehen, vor allem Sammlungen von Handzeichnungen und Aquarellen oder wenigstens von Kupferwerken, Bücher mit Illustrationen, Alles dies von wirklicher Künstlerhand! Nicht auf das Gold des Einbandes, sondern auf das Gold des Inhalts kommt es an.

Wir wollen in nächster Nummer eine Anzahl von Kunstwerken nennen, die man zum Zimmerschmuck, ob nun an Wänden oder nur für Tische berechnet, sich zu gelegentlicher Anschaffung merken möge.

Eine Verwahrung.

Der in Nr. 21 unserer „Unterhaltungen" befindliche Aufsatz von Armin Grafen zur Lippe-Weißenfeld: „Ueber die Bedingungen der Bedeutung", ist fast gleichzeitig auch in einer österreichischen Zeitschrift („Familienbuch des Lloyd") erschienen. Da wir in unsern Spalten nur Originalartikel bringen, am wenigsten aber aus andern Zeitschriften nachdrucken, so bemerken wir, daß dies gleichzeitige Doppel-Erscheinen nur die Folge eines Mißverständnisses zwischen dem Herrn Verfasser und der Redaction jener genannten Zeitschrift ist.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 29. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die heilige Zeit auf der Bühne.

Von Dr. K. Frenzel.

Frankreich hat von allen Ländern Europas schon im Mittelalter die reichste und originellste dramatische Literatur gehabt. Nirgends auch sind diese wunderlichen, tagelang dauernden Schauspiele, die sogenannten Mysterien der Passion, mit so vieler Pracht aufgeführt, mit solchem Entzücken bestaunt und angehört worden als hier. Bei den Festen der Könige, bei ihren feierlichen Einzügen in die Städte waren die beliebtesten Unterhaltungen seit langer Zeit pantomimische Darstellungen aus der heiligen Geschichte oder den bekanntesten Legenden gewesen, und oft mischten sich aus den Thiermärchen schalkhafte Bilder unter die ernsten Drei Könige an der Krippe oder die heiligen zwölf Apostel. So spielte bei den Festen König Philipp's des Schönen 1313 neben Unserm Herrn, der mit Unserer Lieben Frau scherzte und Aepfel aß, neben Pilatus im goldenen Harnisch und Herodes mit dem Purpurmantel auch Reineke Fuchs eine große Rolle. Man sah ihn bald als Quacksalber die Leute betrügen, bald hörte man ihn im Priestergewand eine Epistel hersagen, ja er ward sogar Papst; aber selbst unter der Mitra blieb er der Natur treu und verzehrte Hühner und Hähnchen wie in den Wandertagen seiner Jugend. Gaben diese „lebenden" Bilder in ihrer prächtigen Ausstattung die äußere Form und Decoration eines künftigen Theaters, so erwuchs der Inhalt der Dramen aus den noch ältern Keimen, die im Gottesdienst der katholischen Kirche liegen und selbst jenen Aufzügen als Vorbilder gedient hatten. Um die Phantasie einer rohen und ungebildeten Masse stärker zu erregen, nicht die Lehren, sondern die Thaten und die Leiden des Erlösers ihrem Herzen tiefer einzuprägen, pflegte die Geistlichkeit jene große Tragödie von dem Anfange des Christenthums in ihren einzelnen Momenten darzustellen; der leidende Christus ist eine Urform des mittelalterlichen Dramas und aus der ältesten Kirche auf alle andern vererbt. Am Ostertage sangen wiederum drei Chorherren, als die drei Marien, zu dem Grabe des Herrn, und sie zogen, wie das Ritual sagt, ihre Kapuzen halb über das Gesicht, um verhüllten Frauen noch mehr zu gleichen; zuweilen stieg auch wol ein weißgekleideter Priester auf das Chor an Orgel, um die Himmelfahrt zu versinnlichen; zu Weihnachten blickte plötzlich in der

tiefsten Finsternis jener Stern der Verkündigung groß und glänzend über der Krippe und die versammelte Menge jubelte ihm entgegen. Auch die Thiere des Evangeliums fanden hier ihren Platz, und die Eselin, die den Erlöser nach Jerusalem trug, ward mit Blumen bekränzt, mit Triumphgeschrei „als vieledle Dame Eselin“ begrüßt.

Nur wenig unterscheiden sich die bei diesen Darstellungen gesprochenen oder vielmehr gesungenen Worte von denen des Evangeliums oder der Legende, und um gar nichts von diesem großenbarten Texte auszulassen, übernahm Einer die Rolle des Erzählers und verband so die Reden der einzelnen Personen. So findet sich in einem der ältesten Dramen folgende Stelle: Pilatus hat die Krieger abgesendet, die Todten von den Kreuzen zu nehmen, diese treffen den blinden Longinus und einer von ihnen redet ihn also an:

Willst du Geld verdienen, Bruder Longinus?

Longinus. O, scheuer Herr, daran zweifle nicht!

Der Krieger. Dann komm' mit uns. Du sollst zwölf Pfennige erhalten, wenn du die Seite dieses Gekreuzigten durchbohrst.

Longinus. Wie gern gehe ich mit Euch! Hab' ich doch große Noth, nur Weniges zu verdienen; denn soviel ich auch suche, es findet sich nichts.

Der Erzähler. Und er durchstach die Seite des Herrn. Da floß aber Wasser und Blut daraus, welches auf seine Hände und sein Gesicht troffte, und als er mit der nassen Hand nach den Augen fuhr, fand er sein Gesicht wieder und bat Gott um Vergebung.

Lange Zeit blieb die Darstellung dieser Dramen auf die Kirchen beschränkt; ihre weiten, gewölbten Schiffe, ihre erhabenen Chöre boten Raum genug dar, das strahlende Licht der Altarkerzen jetzt und jetzt der duftige Schleier, in den die aufsteigenden Weihrauchwolken Alles hüllten, gaben den Spielen den feierlichen, geheimnißvollen Charakter, der ihrem Inhalte entsprach. Es war noch kein wahrhaftiges, lebenskräftiges Bild, sondern nur eine Versinnlichung „der schauerlichen Geheimnisse des Christenthums“ voll Blut und Thränen und zugleich von Paradieseshoffnung. Nicht auf die Dauer konnte dies dem Volke genügen; stiegen doch mit jenen prächtigen Festen der Fürsten und den Aufzügen der reichen und angesehenen Gewerke seine Ansprüche, ward doch der Sinn für die Schönheit der äußern Erscheinung durch die damals aufblühende Malerei schärfer, gesteigerter. Daher bildeten sich zuerst in Flandern in handelsmächtigen Städten, wie Arras, Gesellschaften von wohlhabenden Handwerkern, die auf den Märkten, in besonders dazu hergerichteten und geschmückten Sälen, jene heiligen Geschichten zu spielen anfingen; man nannte diese Darstellungen Mysterien, richtiger *Misterien*, nach dem lateinischen Worte *ministerium*, welches im Mittelalter Gottesdienst, auch wol Kunstwerk bedeutete. Eine der letzten dieser Brüderschaften, aber die berühmteste von allen, spielte gegen das Ende des 14. Jahrhunderts zu St. Maur des Fossés bei Vincennes. Dort suchten damals die Bürger von Paris ländliches Vergnügen, Wiesengründe und Waldpartieen; dorthin wallfahrteten sie und beteten vor den kostbaren, dort bewahrten Reliquien; hier fanden sie endlich auch eine Bühne nach ihrem Sinn und Geschmack. Die Brüderschaft, welche dies Theater besaß, nannte sich die Confrérie von der Passion Unsers Heilands, nach dem Drama, das sie am häufigsten spielte und mit dem sie die Gunst der Menge und des Königs gewonnen. Und sehr nöthig war den ehrsamen Maurern, Schlossern und Zimmerleuten diese Gunst, denn der Prévôt von Paris hatte ihnen durch eine Ordonnanz vom 3. Juni 1398 verboten, Spiele aus dem Leben der Heiligen oder andere mit Personen aufzuführen, ihnen wie allen Einwohnern der guten Stadt Paris. Damals wandte sich die Brüderschaft an König Karl VI. Dieser liebte sein trauriges, von Wahnsinn unnachsichtig leben lang nichts so sehr als Karten, Maskeraden und Komödien; bereitwillig gab er ihnen das Privilegium, „gedachte Misterium vor ihm selbst oder seinem Volke an erlaubten Orten aufzuführen, in Paris selbst oder im Weichbilde der guten Stadt“; daran sollte sie fortan Niemand hindern noch verletzen, wenn sie in ihrem Costüm durch die Straßen gingen, am 4. December 1402. So-

gleich miethete die Brüderschaft im Hospital der Heiligen Dreifaltigkeit, einer frommen Stiftung zweier Deutschen, die vor vielen Jahren in Paris gelebt und gestorben, einen halbverfallenen Saal, 21½ Klaftern lang, 6 Klaftern breit. Er ruhte auf Pfeilern, vier bis fünf Fuß über dem Erdgeschoß. Dort errichteten sie ihr Theater, und welch' eine Bühne! Wie ihr Drama innerlich, umfaßte sie äußerlich die sichtbare und unsichtbare Welt. Sie bestand aus drei Stockwerken, hoch oben das Paradies von Gold und Farben leuchtend, inmitten thronte der Herr, zur Rechten Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, Frieden und Wahrheit zur Linken, ringsum neun Reihen Engel mit schimmernden Fittichen, in licht weißen Gewanden, eine über der andern. Darunter lag die Erde, bunt und wechselnd in ihrer Erscheinung; hier das schmucklose Betzimmer Unserer lieben Frau, nicht weit entfernt der Putztisch Maria Magdalenens mit dem Stahlspiegel und den silbernen Salbengefäßen, daneben der Berg Tabor mit rothblühenden Rosen. Endlich, tief unten, sah das Auge in den Schlund der Hölle, der wie der Rachen eines Lindwurms geformt war und sich durch Sprungfedern öffnete und schloß. Rings umher saßen die Schauspieler auf Sesseln, traten vor, wenn sie zu reden hatten, und gingen wieder zu ihren Plätzen, wenn sie ihre Verse geendigt. Darüber spotteten später die gelehrten Leute, daß man Alles zu gleicher Zeit sähe und König Herodes die Schmähungen der Juden vernehmen müsse, ohne sich rächen zu dürfen. Aber solche Bemerkungen machte damals vom Publicum Keiner; sie verstummten vor den Wundern, die sich in unerschöpflicher Fülle dem glanzberauschten Auge darboten.

In dem Spiele des Herrn erschien Satan als Eremit, Doctor der Theologie und endlich im Königsschmuck; aus der Wüste trug er den Sohn Gottes auf seinen Schultern einen Berg hinan, zu dessen Füßen die Zinnen Jerusalems schimmerten und die Herrlichkeit der ganzen Welt. Wenn der Dreieinige Gott seine Stimme erhob, klangen drei Instrumente melodisch zusammen, die ewige Verschiedenheit und ewige Einheit der Dreifaltigkeit zu bezeichnen. In jenen Tagen blühte die flandrische Malerschule auf, leuchteten von dem Altar der genter Kirche jene wunderbaren, von Purpur und Gold unvergänglich strahlenden Bilder der Eyck, um nicht nur der Inbrunst und Andacht das Geheimniß der Weltverjüngung der göttlichen Liebe, sondern auch der Sinnlichkeit das Geheimniß der Schönheit und des Zauber der Farbe zu erschließen. Ein Strahl dieses Glanzes mag auch über die Bühne dieser jener Theater sein magisches Licht geworfen haben, vor allen andern über das in der guten Stadt Saumur, von dem ein Bericht lautete: „Das ist das schönste Paradies, welches ihr je gesehen habt, und ihr werdet kein schöneres sehen."

Dankbar kam das Volk solchem Bestreben, es zu erheitern und zu erheben, entgegen; die Verkündigung eines Schauspiels erklang einer ganzen Stadt wie das Läuten der Osterglocken, war ein Weihnachtsfest für Jung und Alt, für die adeligen Damen wie für die Bürgermädchen. Dann ward die Morgenmesse in den Kirchen schneller beendigt, damit das Volk und die Geistlichen, welche die wichtigsten Rollen in den Dramen übernahmen, zur rechten Zeit auf dem Platze wären. Zu Poitiers, erzählt die Chronik des Landes, schauten die Leute aus der Stadt und die von fern und nah hingepilgert waren, im Juli 1534 viele wunderseltsame und herrliche Sachen, Erdbeben, Kreuzerhöhung und Himmelfahrt, alle hintereinander; auf dem alten Markte der Stadt ward mit schönstem Glanze die Passion unsers Heilandes aufgeführt, denn die Spieler waren alle gut und gar herrlich gekleidet, und Niemand verließ seinen Platz trotz der unerträglichen Hitze. Aber die Begeisterung der Schauspieler übertraf triumphirend die andächtige Geduld der Zuschauer. Zu Metz, am 3 Juli 1437, stellte der Pfarrer von St Victor das Leiden Unsers Herrn mit solcher Wahrheit dar, daß er fast am Kreuz, und Meister Jean de Nizey, der Kaplan, ganz wirklich als Judas Ischariot am verhängnißvollen Baume gestorben wären, wenn die Umstehenden sie nicht kurz vor ihrem letzten Röcheln herabgenommen hätten. Der Pfarrer

von St. Victor fand indeß schon am 17. September desselben Jahres Gelegenheit, sich an seinen verhaßten Peinigern zu rächen, als er im herrlichen Harnisch, in dem Mysterium der Rache, als Titus in das eroberte Jerusalem einzog und mit seinem Schwerte gewaltig unter die Juden schlug. Und auch die Schauspieler, die sich von solcher wilden Begeisterung nicht hinreißen ließen, hatten ein schweres Loos erwählt; strenge Gesetze geboten Jedem pünktliches Erscheinen bei den Proben und der Darstellung, von 7 Uhr Morgens alle Tage vom Anfang bis zum Schluß, dazu verpflichtet er sich „mit Gut und Blut vor Notaren und Geschworenen, bei Strafe von 7 Gulden". Bei den vielen Personen dieser Dramen, wie denn die Passion 400 Schauspieler erforderte, mag oft das Witzwort eingetroffen sein, daß die Hälfte der Stadt sich abmühe, die andere Hälfte zu belustigen. An ein feines, zusammengreifendes Spiel ist freilich nicht zu denken, um so weniger, da neben einem Mann aus ritterlichem Stande ein Geistlicher, der die Universitäten besucht, ein Hufschmied und ein Maurer auftrat; endlich die Frauenrollen von Männern ausgeführt wurden. Jeder suchte nur seinen Charakter, seine Rede abstoßend und schroff zur Geltung zu bringen. Der Pomp der Anzüge, die verschwenderische Pracht der Decorationen, die Ausmalung der Passion, das Schlagen und Schreien der Schauspieler, Alles rang nach Effect und rohester, heftigster Erschütterung.

Man hat gesagt, das Wesen aller Poesie sei demokratisch; das scheint doch nicht, denn die Ritterromane jener Zeiten, selbst noch das Epos des Ariosto und des Tasso, haben den innigsten und tiefsten Zusammenhang mit den Gedanken und Gefühlen einer ausschließlichen Kaste und können in ihrem ganzen und wahrsten Werthe nur von den Gemüthern empfunden werden, die durch Erziehung oder unwillkürliche Sympathie jenem romantischen Wesen gewonnen wurden. Wie der Epheu ranken sich diese Gesänge an halbvergessenen Thaten einzelner auserkorener Glücklichen empor und umhüllen die innere Nichtigkeit dieses Treibens mit dem duftigsten Schleier, gleich der Abendämmerung um Burgruinen. Diese Lieder wissen nichts von der Gewalt eines Volks; sie stehen so hoch über der Masse, daß sie dieselbe nicht bemerken, daß zehntausend Knechte vor dem Schwertblitz des Orlando verschwinden wie eine dunkle Wolke vor dem Aufgang der Sonne; sie kennen nur die einzelne Persönlichkeit, die sich zuweilen wol einem großen Gedanken hingibt, noch öfter aber der Laune des Willens folgt. Jede Beziehung und Verbindung mit einem umfassenden Ganzen, außer mit dem Bunde aller tugendhaften Ritter, ist ihnen verhaßt; darum lieben sie auch solche Könige nicht, die stets unthätig auf ihren Sesseln sitzen wie Attila bei der Schlacht der Burgunden, wie Artus an seiner Tafelrunde, wie die Sultane von Iran im „Heldenbuch" des Firdusi auf ihren perlengeschmückten Thronen oder weichen Ruhebetten; gewiß — all' diese Helden und Dichter sind geborene Aristokraten. Homer konnte neben Agamemnon einen Therstes stellen, aber das war in der Menschheit glücklichern Tagen.

Da aber hat zur selben Zeit, wo die Könige und das Bürgerthum die Wappenschilde zerbrachen, das Drama die Poesie aus den engen Mauern der Schlösser, aus dem Schooße provençalischer Minnehöfe, aus dem Munde edler Prinzen und Damen hinaus auf die Straße gerettet, viel mehr noch als das einzelne lyrische Volkslied, das immer nur auf einen geringen, beschränkten Kreis wirken konnte. Hier sahen Tausende zum mit einem Blick, wie Alle gleich waren als Sünder, gleich erlöst wurden durch Gottes Blut. Alles ist eitel auf dieser Erde! Eilte nicht die Seele des büßenden Räubers in jene Herrlichkeit hinauf, während der reiche, im Purpur prahlende Herodes im Feuer der Hölle versank? Das Irdische ist ein Atom. Wie freudig warf Magdalena Spiegel und Perlenketten von sich, wie gern ließ Lazarus seinen Falken und sein silbernes Jagdhorn! Selig sind die Armen dieser Welt! Wie mußten sie getröstet werden, als sie aus dem Munde Unserer Lieben Frau die rührenden Worte vernahmen: „O Joseph, laß dich unsere Armuth nicht betrüben!" Da

kann ſchön weben und ſticken in Wolle und Seide und will ſein arbeiten, das Leben zu gewinnen.“ Um dieſer ſocialen Tendenz willen nahmen auch die Dichter am liebſten ihre Stoffe aus den Evangelien oder den Legenden; in ihnen, nicht in den Thaten der Ritter wurde der Arme erhöht und der Vornehme gedemüthigt; ihre Helden waren Jedem bekannt, ſie ließen ſich paſſend und ſchön mit einer Ermahnung zur Buße und gottgefälligerm Leben beſchließen; ſie allein machten die Schaubühne zur Sittenlehrerin der Menſchen. Später hat man freilich auch das Myſterium von Trojas Zerſtörung und die Sage von der Griſelvis dargeſtellt, aber am beliebteſten blieben immer die Dramen der Bibel und vor allen das der Paſſion. An koloſſalem Umfang (denn es enthält in 174 Acten faſt 70,000 Verſe) gleicht es den Münſtern mit himmelanſteigenden Thürmen; voll tiefſinniger, myſtiſcher Gedanken und neckiſcher Erſcheinungen, wie die Sculpturen an den Thüren und auf den Mauern jener Bauten, enthält es zugleich die reichſte und trefflichſte Schilderung des Volks und ſeines Lebens im ſpätern Mittelalter. Gerade dieſe Nachbildung des alltäglichen Treibens, dieſe Maria, die einem unſchuldigen Bürgermädchen ſprechend ähnlich ſieht, dieſe Magdalena, zu der eine gefeierte, große Dame der Zeit geſeſſen, Johannes Baptiſta, der ganz jenen ſtürmiſchen Predigern gleicht, welche die Laſter der Prinzen und der Frau Königin Iſabeau ſchonungslos ſtraften, Ritter und Bürger, Diebe und Henker, aus der nächſten Burg und von demſelben Markte genommen, auf dem ſie jetzt im Spiel erſcheinen, ſie machen in ihrer Wahrheit und lebensvollen Eigenthümlichkeit wenn nicht den einzigen, doch den größten Werth dieſes Myſteriums aus. Von ſeinen älteſten Anfängen bei den Bachusfeſten in den Landſchaften Attikas bis zur römiſchen Kaiſerzeit hatte das Drama der Alten nach Einheit der Handlung, Zuſammenſchluß innerlicher Belebung geſtrebt; es liebte einen beſchränkten Raum, wenig handelnde Perſonen. Ganz anders die Paſſion. Hier wird das äußerlich Geſchehene, durch Zufall Aneinandergereihte bis in das Kleinſte auseinandergefaltet wie in den flandriſchen Bildern; denn das Weſen der alten Kunſt ging in Plaſtik, das der romantiſchen in Malerei auf: wie unendlich maleriſcher iſt ein gothiſcher Dom als ein griechiſcher Tempel! Dies Princip durchdringt auch das Drama. Das Spiel von der Enthauptung des Johannes beginnt mit dem weltbekannten Tanz der Florenz, ſo heißt hier die Tochter der Herodias; Wort für Wort wird die Erzählung des Evangeliums in Scenen gebracht und ſchließt endlich mit der Ueberreichung des Kopfs. Genau ſo iſt die Enthauptung des Täufers auf einem Bilde Meiſter Rogier's van der Weyde um 1470 dargeſtellt. Von zwei Spitzbogen aus grauen Steinen eingeſchloſſen, auf dem in wunderbar lieblichen Figuren ſich Begebenheiten aus dem Leben dieſes Heiligen neben Schlöſſern mit Zinnen und Thürmen in leiſe hingehauchten und doch feſten Umriſſen von dunklerer Färbung als der Grund hervorheben, liegt im Vordergrund der Leib des Johannes: ſchon iſt das Haupt herabgeſchlagen, das Blut ſtürzt purpurn aus den Adern des Halſes; daneben der Henker mit grobem, wildem Geſicht und höhniſchem Ausdruck, das gewaltige Schwert in der Hand. Die Tochter der Herodias trägt auf goldener Schüſſel das Haupt davon, halb hat ſie das mitleidige Auge von dem grauſamen Schauſpiel abgewendet, halb iſt es noch bezaubert von dem ſtillen, glaubensſichern Antlitz des Märtyrers. Im Hintergrund überreicht ſie dann knieend das verhängnißvolle Geſchenk ihrer Mutter, die mit Herodes am Tiſche ſitzt und mit dem Meſſer die Zunge des Todten durchſticht. Die Figuren des Bildes haben denſelben Charakter wie ihre Ebenbilder im Drama. Grognart, der Henker, iſt ein wilder, roher Spaßmacher. „Beugt Euer werthes Haupt ein wenig, edler Johannes“ — mit dieſen Worten ruft er den Täufer aus dem Gefängniß —, „Ihr werdet Euch ſonſt den Kopf noch vor Eurem Tode zerſtoßen!“ Und zur Prinzeſſin gewendet, fährt er fort: „Jetzt ein wenig beiſeit, ſchöne Dame, damit ſein Blut nicht Euern Haarputz beſpritzt! Vorwärts, Monſieur Jean, mit Euern Predigten iſt's aus!“

Auch wird das Leiden des Heilands ausgemalt und ſicherlich ſollten ſeine Qualen

nicht nur erschüttern, sie sollten diese rohen Herzen unterhalten. Die politische Geschichte jener Tage wie ihre Kunst bedecken Grausamkeiten, unerhörte Thaten der Bosheit und der gemeinste Hohn. Damals wurde in den Straßen von Paris der Prinz Ludwig von Orleans auf Anstiften seines Vetters, des Herzogs Johann von Burgund, ermordet; damals fiel dieser selbst unter dem Schwerte Duchâtel's auf der Brücke von Montereau. Welch ein Volk schaute endlich jenen Schauspielen zu? Waren es nicht dieselben Massen, welche im Sommer 1418 zu Paris die Gefängnisse stürmten und die gefangenen Adeligen so gräßlich und erbarmungslos zerrissen wie im September 1792?

Seltsam, neben diesem Gefallen am Gräßlichen wohnt aber auch in dem Herzen dieses Volks ein tiefes Gefühl für idyllischen Frieden und die süßen Freuden der Unschuld. Joachim, der Vater Unserer Lieben Frau, ist in den uns erhaltenen französischen Mysterien das schöne Bild eines stillen, sanften Charakters, der, in Gottes Willen ergeben, das Leben dahinrollen läßt; er wagt nicht in die Speichen des Glücksrads einzugreifen, aber er hat eine offene Hand für Alle, die es mit seinen Schlägen verwundend traf. Durch seine Gespräche mit seinen Schäfern, aus seinen Monologen weht melodisch die Poesie der Einsamkeit und der Ruhe, es ist wie ein See im Abendroth. In Andacht und Unschuld aufgegangen erscheint die jugendliche Maria; ihr Sinnen und Trachten ist, Gott suchen in den heiligen Schriften und im Tempel; die Betrachtung der großen Wunder des Allmächtigen macht nicht müde, sondern macht die Seele rein und klar.

Tragik und Komik stehen noch unvermittelt nebeneinander, oft sogar sich absichtlich gegenüber, wie später in den spanischen Dramen der Gracioso und die Kammermädchen den Helden und Heldinnen. Tiefergreifend für alle Zeiten ist die Unterredung zwischen Christus und Unserer Lieben Frau; in tausend innigen, dringenden und stürmischen Worten sucht die Mutterliebe ihn von dem Entschluß abzubringen, für die Erlösung der Menschen zu sterben; sie zeigt ihm ihr siebenfach durchbohrtes Herz, weint blutige Thränen: er hat für ihren Jammer nur die Aeußerung:

„Tröste dich, o Mutter, sterben muß ich muß,
Daß erfüllet werde meines Vaters Schluß!"

Bei dem Einzuge in Jerusalem unterbricht den Posaunenschall, das Hosiannarufen und den Freudengesang des Volks sein trauriges, etwa so zu übersetzendes Wort:

„Weine, o Jerusalem, wein' um deinen König,
Deinen Feinden wirst im Staub du dienen unterthänig!"

Die Hochzeit von Kana ist ein lustiges Zwischenspiel, wie eine Wirthshausscene von Teniers. Sitzen Alle lustig und froh um den Tisch, sind tüchtige Trinker und voll Witz, bis endlich die Schreckensbotschaft, erst leise von Ohr zu Ohr geraunt, dann laut und lauter dahinfliegt: Der Wein ist ausgetrunken! „Wahrlich", sagen sie Alle, „das ist eine sehr traurige Nachricht!" Und als Jesus die Wasserkrüge herbeibringen läßt, wie lang, wie trostlos werden da ihre Gesichter. „Nimmer", ruft Einer erbittert aus, „werde ich mit diesem Zeug meine Zähne naßmachen!" An dem verhängnißvollen Becher wagt lange Keiner zu nippen, endlich kostet Der und Jener. „O, solch einen Wein hat keines Menschen Zunge getrunken!" rufen sie freudig, wie die Gesellen in Auerbach's Keller. Einer zeigt auf Jesus:

„Hätt' ich Zauberkraft wie Der,
Sollte Galiläa Meer
Schnell im Augenblicke sein
Köstlich purpurrother Wein,
Strömen von des Himmels Dom
Immer nur des Weines Strom."

Solcher Auftritte finden sich in diesem alten Manuscripte viel und die feinste Beobachtung des gewöhnlichen Lebens tritt überall in ihnen hervor, ohne für den Mangel einer

durchgreifenden, verbindenden Idee zu entschädigen. Die Scenen beginnen und verlaufen eine nach der andern; sie werden bald umgestellt, verändert, bald ganz ausgelassen und neue hinzugedichtet, und das sind nicht nur die rothen Striche eines Theaterdirectors, sondern sie hängen von localen Einflüssen ab, indem diese Stadt jenen, eine andere diesen Spaß vorzog; die Passion im Manuscript zu Valenciennes enthält 27,000 Verse weniger als die, welche 1496 gespielt wurde, ohne daß ein wesentlicher Umstand ausgelassen wäre; in vieler Beziehung ist sie im Gegentheil dramatischer und in einigen Stellen ausführlicher.

Findet sich nun bei diesem gewaltigen Vorherrschen des epischen Elements gar kein dramatischer, beherrschender Gedanke in diesem Spiel, ist es eben nur „eine Lebensgeschichte des Heilands in Gesprächen"? Gewiß nicht! Es ist in der That eine wahrhafte Tragödie in jener ursprünglichen Form wie die „Eumeniden" des Aeschylos. Denn hier wie dort ein Proceß; dort treten die Rachegöttinnen gegen den Muttermörder Orestes in die Schranken, hier verlangen nur Gerechtigkeit und Wahrheit die Verdammung, Barmherzigkeit und Friede die Erlösung der sündigen Menschheit; während dort der Areopag theilnahmlos auf seinen Stühlen hoch über Orestes und den Eumeniden sitzt, ist hier der Streit in Gottes eigenem Wesen tiefer und unlöslicher begründet; hier kann keine Minerva den weißen Stein in die Urne werfen, Gottes Zwiespalt in sich löst sich allein durch Gottes Hingabe, durch die Theilung seines Wesens; also sendet er seinen Sohn in die Welt. Aber es gibt, wenn auch unterworfen und gebändigt, eine den Himmel bekämpfende Gewalt auf der Erde, eine furchtbare, unnahbare, die Macht des Bösen; und wahrlich, diese Teufel wird kein St.-Michael und St.-Georg so leicht besiegen. Mit einer Sündflut von Schmähungen und Stücken ruft Lucifer seine Legionen zusammen; zahllos kommen sie, wie der Sand am Meer. Sie schmähen ihren König, wie er sie schmäht, und er dankt ihnen für die Ehre, die sie ihm erweisen; aber wehe Demjenigen, der ihm eine schlechte Botschaft bringt! Qualen ohne Ende sind sein Loos. Diese Macht wird mit dem Gottessohn den Kampf beginnen und ausführen, sie stürzt ihn und heftet ihn ans Kreuz, denn die Welt und die Herzen der Menschen gehören ihr, mit ihren Worten vergiftet sie jede Tugend. Welche Gabe der Rede, welche Gelehrsamkeit besitzen diese Teufel! Satan schildert seinem König die junge Maria: „Schön ist sie wie Lucretia, fromm und weise wie Sara, muthiger als Judith, demüthiger als Esther; von ihren Lippen strömen die Worte schmeichelnder als aus dem Munde der Sibylle von Tibur, an Beredtsamkeit übertrifft sie die Pallas, an Klugheit die Minerva." Die Gewalten der unsichtbaren Welt haben streitend das Drama eröffnet, das jetzt zur Erde hinabsteigt. Der erste Theil enthält die Geschichte der Aeltern Unserer Lieben Frau und ihre eigenen Geschicke bis zur Krippe von Bethlehem. In drei Theilen folgt darauf nach den Evangelien die Lebensgeschichte des Herrn und das Drama wird mit der Himmelfahrt und der Ausgießung des Heiligen Geistes beschlossen.

Daß die Tragödie auf plötzlichem Schicksalswechsel und großen Contrasten beruhe, hat der Dichter gefühlt und in seiner Darstellung des Palmsonntags den Umschwung irdischer Dinge ergreifend versinnlicht, aber ein wahres, dramatisches Leben hat er seinem Helden doch nicht einzuhauchen vermocht, da er ihm keine Schuld andichten konnte noch durfte. Der unschuldig leidende Heiland ergreift uns mit Mitleid, er zwingt das Herz zur Bewunderung und Anbetung; allein Furcht vor dem Neide des Schicksals, ästhetisch tragische Erschütterung erweckt er nicht. In andern Charakteren versuchte der Poet diesem Mangel seines Schauspiels abzuhelfen und vielleicht wäre es ihm vollständig gelungen, wenn er die Fesseln, mit denen die heilige Sage ihn band, abgestreift hätte. Auch so erscheint mir die Zeichnung des Judas Ischarioth vortrefflich. Nach den Worten des Evangeliums hat der Jünger seinen Meister um dreißig Silberlinge verrathen und nicht erst einer Dichter in unserer Zeit sondern auch dem Verfasser der Passion kam dies Verbrechen, wenn es nicht vielfach be-

gründet ward, unglaublich vor, und mit vieler Kunst und nicht ohne Geschick bemühte er sich um diese Motivirung. Jesus und Judas wegen Gedanken und Principien in Feindschaft gerathen zu lassen, konnte ihm nicht einfallen; er blieb auch hier seinem Texte treu. Als Magdalene mit kostbaren Salben Christi Haupt und Füße benetzte, murrten die Umstehenden, sagt das Evangelium, daß dreihundert Groschen für solchen Tand verschwendet wären. Diese Worte hat der Dichter dem Judas in den Mund gelegt: wie viel Arme hätte man damit unterstützen, wie manchen Groschen er selbst dabei gewinnen können! Ein zu herrliches Leben hat er einst geführt, zu mächtige Wellen schlugen über ihm zusammen, als daß er ganz in Glauben und Buße aufgegangen wäre. Ruben und Cyborea, seine Aeltern, setzten ihn als Kind in einem Korbe ans Meer, da sie zu arm waren, ihn zu ernähren; sicher trug die Flut den Knaben nach der Stadt Skarioth. Dort wuchs er heran, ein wilder, trotziger Bursche, doch bei Hofe wohlgelitten, denn wir finden ihn am Anfang des Dramas mit dem Prinzen von Skarioth beim Schachspiel. Beide sind von heftiger, jähzorniger Natur; sie entzweien sich, ziehen die Schwerter und unter Judas' Streiche fällt der Prinz. Lange steht der Mörder bestürzt, niedergeschmettert da, auf das blutige Schwert gestützt. Die Flucht rettet ihn vor der Strafe, er kommt zu Pilatus, der, von seinem Wesen und Benehmen angezogen, „da er ein verständiger und gelehrter Mann zu sein scheint", ihn zu seinem Haushofmeister macht. Indeß ist sein Vater Ruben reich geworden, er bejammert mit Cyborea jene Unthat an seinem Kinde; umsonst hat er ihm nachforschen lassen, es bleibt verloren. Traurig begibt er sich in seinen Garten und begießt seinen wunderschönen Apfelbaum. Zufällig geht Pilatus mit Judas am Gitter vorüber, die glänzenden Früchte locken ihn und er befiehlt Judas, ihm einige abzubrechen. Hochmüthig erfüllt Judas den Auftrag; den greisen Ruben, der ihn demüthig bittet, seinen geliebten Baum nicht zu verletzen, stößt er zurück und erschlägt ihn im Zorn. Es ist die Sage des Oedipus und dessen Geschick vollzieht sich an Judas: er heirathet seine Mutter. Nach der Vermählung enthüllt sich Alles; die Klage der Cyborea ist gewaltig und herzzerreißend wie die der Jokaste. Beide suchen zu Christi Füßen Vergebung der Sünden und Ruhe der Seele. Erst bei jenem Gastmahl treffen wir Judas handelnd wieder. Der Herr tadelt die bittern Worte des Jüngers und erweckt in seiner Seele tiefen Haß. Am Palmsonntage überlegt er unruhig, wie er sich rächen, was er beginnen soll; Satan haucht ihm die dunkelsten Gedanken ein: „Warum lebst du so arm? Viel Noth duldest du und bist so nackt wie ein Wurm. Im Sommer Sonnenbrand, Eiseskälte im Winter, ein ewiges Wandern in Dürftigkeit und Elend, das ist dein Loos. Wie anders, als du hochgeehrt an Pilatus' Tische saßest mit Rittern und Damen!" Genug, er wird den Herrn verrathen, denn

„Die Furcht ist von meiner Seele fern;
Trotz aller Engel und trotz des Herrn
Bin Judas Ischarioth, bin ein Mann,
Thu' Gott das Böseste, was ich kann."

Damit geht er zu Kaiphas und erhält von ihm die verhängnißvollen Silberlinge; es sind dieselben, für die Joseph nach Aegyptenland verkauft ward. Sich offen als Christi Feind zu zeigen, wagt er noch nicht; unter der Maske frommer Liebe sitzt er mit ihm beim Abendmahl und wirklich erschüttern Jesu Worte und Mienen einige Augenblicke seine Seele: aber es sind nur Augenblicke; im Dunkel des Gartens von Gethsemane drückt er den verrätherischen Kuß auf die Lippen seines Meisters und es ist vollbracht. Jetzt ergreift ihn die Reue, eine wilde, zerstörende Qual; abgeschlossen hat er mit Allem; er ist allein, denn auch die Verdammten, die er ruft, erscheinen ihm nicht — doch, die Verzweiflung naht ihm. Es ist zu Ende. „Und wenn ich Gott anflehte, würde er nicht verzeihen?" — Er könnte es wol, aber er wird es nicht wollen. — „Gnädig ist die heilige Jungfrau." — „Hast du nicht ihren Sohn verrathen? Vorwärts mußt du in den

Tod!" — ruft die Verzweiflung und zeigt ihm mit drohendem Auge Schwert und Strick: „Wähle!" So stirbt er unter Verwünschungen.

Weniger ausgeführt ist der Charakter Maria Magdalena's. Sie war eine Lieblingserscheinung der damaligen Bühne und die Scenen, in denen sie auftritt, sind in allen Manuscripten der Passion sich gleich, voll lieblicher, ja muthwilliger Verse. Es waren drei Geschwister: Martha, Magdalena und Lazarus, aus vornehmem Geschlecht, von denen nur Martha in Häuslichkeit und Gottesliebe lebte. Lazarus zog mit schönen Pagen, munterm Rüden und silbernem Jagdhorn in die lustige Welt. Wie prächtig nickten die weißen Federn von seinem Helm, wie licht glänzte sein blauer Sammetmantel, bis er zu Nain mit starrem Auge und erstarrendem Herzen sich den Jüngling aus den Leichengewanden bei dem Rufe des Herrn erheben sah. Er senkte sein Haupt und weinte, er ließ seinen Falken fliegen und suchte den Herrn. Sein Page eilte nach Schloß Magdalon, wo er am Putztisch Magdalenen traf. Mit Rosenwasser ist der Boden besprengt, silberne Gefäße blinken auf kostbaren Tischen, im leuchtenden Spiegel zeigt sich ein liebliches Bild, es ist Maria Magdalena. Die Dienerinnen haben ihr Haar geflochten, sie sieht sie an: „Bin ich schön?" Gewiß, du bist schön! „Im Sonnenglanz will ich mich wiegen und alles Schöne genießen; möge meines Namens Gedächtniß nimmer vergehen!" Bei ihr sitzt ein junger Ritter des Herodes, Robigon, in zärtlichen Gesprächen, sind auch seine Lieder nicht ganz so fein und zierlich wie die Balladen und Sonette von Monseigneur Charles von Orléans, so sprechen sie doch ein wahres Gefühl in harmonischen Klängen aus:

„Anmuthvolles Angesicht,
Licht wie Sonnenstrahlen,
Löscht dein Blick die Traurigkeit
Kummervoller Qualen.
Deine Lieblichkeit entzückt,
Schönste aller Frauen,
Deiner Gnade will ich stets
Mein Geschick vertrauen."

Magdalenens Bekehrung ist ein plötzlicher, nicht recht begründeter Umschwung der Besinnung. Nachdem sie in einer Unterredung mit ihrer Schwester ihre Lebensanschauung so vertheidigt hat:

„Mögt als Sünderin mich schelten,
Mögt als Fromme mich erheben,
Einem trachte ich nach, o Schwester,
Einem schönen, freien Leben."

hört sie die strafende Predigt des Herrn, um die Rosen aus ihrem Haar zu reißen und sich zu seinen Füßen zu setzen. Ihr Bekehr ist ein Wunder der christlichen Beredtsamkeit, wie sich der Zeit entnommen, wo der heilige Vincenz Ferreri in Valencia und Aragonien tausende von Sündern mit flammenden Worten bekehrte. Ihre Lieblichkeit und die Anmuth ihrer Erscheinung verliert Magdalena in ihrer Buße so wenig in der Passion als in den Bildern des Correggio und des Murillo.

Den Dichter der Passion kennen wir nicht. Es ist ein namenloses Werk und schwerlich von einem Einzelnen, sondern durch die Hände Vieler gegangen. Jean Michel arbeitete sie um 1486 in der Form aus, in der es später im Druck erschien. Er war Arzt in Angers und begleitete König Karl VIII. auf der abenteuerlichen Heerfahrt nach Italien. Der Dichter hatte ihn sein Genius nicht bestimmt, der letzte Theil des Dramas, den er ausdrücklich umschmolz, sticht sehr gegen den ersten durch harte Verse und endlose Wiederholungen ab; ob er ein besserer Schauspieler war, sagt die Chronik nicht, die uns berichtet, daß er in der Passion den Lazarus gespielt.

Ich weiß, daß die Mysterien nicht den kleinsten Anspruch auf den Ruhm vollendeter Kunstwerke haben, daß sie sich durchaus nicht mit den großen Kunstschöpfungen des Mit-

telalters vergleichen lassen, aber ich denke auch, wir sollen nicht allzu hart und vornehm über Werke urtheilen, die Tausende mit Bewunderung erfüllten und ihnen den Weg zur Schönheit wiesen, wenn auch noch die trübsten Wolken der Roheit darüber lagen. Leicht wird es dem Einzelnen, sich aus Unwissenheit und Roheit loszuringen, wie schwer einem Volke! Und das Schauspiel des Mittelalters wohnte nicht an Höfen, sondern in Städten, nicht unter Edelleuten und Prinzessinnen, sondern unter gemeinen Massen, es hat wenig Glanz und noch weniger Anmuth, aber dafür ist es eine Volksthat, aus der doch später ein Shakspeare und ein Calderon hervorgingen.

Der mecklenburgische Edelmann.

Wie der mecklenburgische Bauer, von dem in Band II, Nr. 9 der „Unterhaltungen" erzählt wurde, an seinem Langhause und an seinen ihm von den Vorälteren überkommenen Sitten und Gebräuchen festhält, ebenso der mecklenburgische Edelmann an seinen Standesvorrechten und Privilegien. Stolz auf die Kraft und das Ansehen seiner Vorfahren, die in beständigem Streite mit ihren Landesfürsten diese Vorrechte sich verbriefen ließen (welche Urkunde unter dem Namen des Landesvergleichs noch in Kraft ist), hält er fest an dem einmal Errungenen. Als im Jahre 1818 der junge in Dresden erzogene Großherzog sich mehr den freisinnigen Ideen zuzuneigen schien, trat ihm der Adel festgeschlossen entgegen und erlangte zuletzt infolge eines aus Männern dreier verschiedener Königreiche zusammengesetzten Schiedsgerichts von neuem die Bestätigung seiner herkömmlichen Rechte. Als nach dem Kriege von 1806 der damals souverain gewordene Herzog an die Stelle der Landtage sogenannte Convocationstage setzte und die Rede davon war, daß die Landtage für immer abgeschafft werden sollten, schlug in der Versammlung der Landstände und in Gegenwart der Stellvertreter des Herzogs ein alter Edelmann mit der geballten Faust auf die Tafel und rief mit Stentorstimme: „Hier hebben mien Vörvarers stahn un grölt, hier schölen ock mien Kinner un Kinskinner stahn un grölen!" (Hier haben meine Vorfahren gestanden und frei gesprochen, hier sollen auch meine Kinder und Kindeskinder stehen und ein freies Wort sprechen. Das Wort „grölen" bedeutet eigentlich „schlecht singen", doch gebraucht man es auch von Einem, der Alles, was er denkt, ohne Rücksicht herussagt.) Die Zeiten waren vorüber, wo die Herzöge einen Galgen für ihre widerspänstigen Vasallen aufbauen ließen, an dem, wie die mecklenburgischen Chroniken verkünden, einst ein Herr von Gamm und ein Herr von Pritzbuhr, auf einer bei Malchow weit in den Fleesensee hineinreichenden Erdzunge, ihre Widersetzlichkeit gegen den Herzog büßten, welcher Execution der Fürst in eigener Person beiwohnte. Als man während der Vollstreckung des Urtheils den Herzog darauf aufmerksam machte, daß der von Gamm eine Witwe und sechs Kinder hinterlasse, deutete er mit einer raschen Bewegung über einen Strich Land hin und rief: „Dat's för de Göhren" (das ist für die Kinder)! Aus diesem fürstlichen Gnadengeschenk entstanden die Güter Göhren, Lebbin und Poppentin, die in der Familie von Gamm forterbten, bis sie vor etwa achtzig Jahren an die aus Schwedisch-Pommern herübergekommene Familie von Grape übergingen. Als nach dem Befreiungskriege der Herzog seine Souverainetät aufgab, traten auch die Landtage wieder in Kraft, und auch noch in jüngster Zeit hat der Adel seine Rechte, durch strenges Verweigern fast alles Dessen, was die Regierung verlangte, geltend zu machen gewußt. Auch dem Anschluß an den Zollverein tritt der Adel hindernd entgegen, weil er dadurch bedeutende Vorrechte verlieren würde. Als unumschränkter Herr auf seinen Gütern genießt er gänzliche Befreiung von allen indirecten Abgaben. Von der Elbe in die Elde und von da durch den Plauersee, den Fleesensee, den Kölpin, in die Müritz sendet der hamburger Kaufmann seine Waaren

auf die von der Eisenbahn entfernten Edelhöfe, und das Wort, daß sie für den Gutsbesitzer bestimmt sind, macht sie zollfrei, dahingegen in den Städten der Kaufmann, der seinen spärlichen Verdienst doch nur von den wenigen Bürgern ziehen kann, den Zoll erlegen muß. Ebenso ist der Wein für den Gutsbesitzer zollfrei und folglich beispiellos billig. So vereint sich Alles, um dem mecklenburgischen Edelmann sein Leben unabhängig, die materiellen Genüsse möglichst leicht und wohlfeil zu machen.

In frühern Zeiten studirten die jungen Edelleute vorzugsweise nur Cameralia, um nach vollendeten Studien sogleich irgend eins der väterlichen Güter zu übernehmen. Jetzt widmen sie sich öfter dem Kriegsdienste, ja ein paar haben sich sogar den schönen Künsten zugewandt, doch bleibt der Hang zur Landwirthschaft noch immer vorherrschend. „Es ist besser, auf eigenem Grund und Boden recht viel Waizen zu erbauen als fremden Fürsten zu dienen", sagte vor nicht zu langer Zeit ein alter Herr, der eben seine Söhne aus preußischen und hannöverschen Kriegsdiensten zurückberief, um jedem ein Gut zu übergeben, und die Söhne waren mit dieser Ansicht vollkommen einverstanden.

Eine zeitlang besaß Mecklenburg ein eigenes Cadettenhaus, wo indessen nur Adelige eintreten konnten und wo selbst der Landesfürst die Vergünstigung, dort erzogen zu werden, einem Bürgerlichen erst nach vielem Widerspruch gewähren konnte. Jetzt werden die jungen Söhne der mecklenburgischen Edeln nach Potsdam geschickt; ob die dort erhaltene Erziehung das schroffe Entgegenstehen zwischen Adel und Bürgerthum aufheben wird, muß die Zukunft zeigen. Diese Entfernung der Stände voneinander hat sich seit dem Jahre 1848 zu solcher Schroffheit gesteigert, daß man ihr willig alle geselligen Annehmlichkeiten zum Opfer bringt und daß da, wo sonst nur eine Trennung bestand, jetzt ein tief eingewurzelter, unheilverkündender Haß sich kundgibt.

Viele mecklenburgische Familien hatten in alten Zeiten ihre Namen auf ihre Besitzungen übertragen als: Lützow, Weltzien, Bülow u. A. Es sind aber viele dieser Stammgüter im Laufe der Zeit durch Tausch und Kauf in andere Hände gekommen. Trotz der frühern immerwährenden Streitigkeiten des mecklenburgischen Adels mit seinen Herzögen zeugen noch die Wappen mehrer Familien von aufopfernder Anhänglichkeit für den Fürsten und seine Sache, wie z. B. bei der Familie von Lützow, deren Ahn bei der Erstürmung einer gegen den Herzog empörten Stadt der Erste auf der Leiter war und den schon ermatteten Söldnern zurief: „Lüde to, Lüde to! (Leute vorwärts, Leute vorwärts!) und sie so zur Einnahme der Stadt anfeuerte, für welche That der Herzog ihm eine Leiter in seinem Wappen gab. Ein anderes Beispiel von Treue und Ergebenheit für seinen Fürsten soll der Ahn der Familie von Levetzow gegeben haben. Als einst der von seinen Vasallen hart bedrängte Herzog mit wenigen Getreuen in einer Stadt Schutz suchte, ließen die im Geheim aufgewiegelten Bürger, als der Herzog, der am andern Morgen die Stadt wieder verlassen wollte, dem Thore zuritt, das schwere eiserne Fallgatter herunter. Ein junger Knappe des Herzogs sah die Gefahr, sein Fürst war gefangen, war in den Händen seiner Feinde, sobald das Fallgatter den Boden erreichte. Ohne sich zu besinnen sprang er hinzu und warf sich, auf die Gefahr, zerschmettert zu werden, quer unter das Gatter. Die starke Rüstung widerstand der Schwere des Fallgatters, der Herzog war gerettet und gerührt von der Treue des Dieners wendete er sich zu seinem Gefolge und sagte, wie die Chronik wenigstens, die der kritischen Deutung solcher Namensursprünge post eventum nicht achtet, für den jungen Mann deutend: Levet zo! (Liebt so!) Die demnach so benannten Levetzow's führen, zur Erinnerung an diese That, ein Fallgatter im Wappen.

Noch bis zum Jahre 1814 herrschte völlige Leibeigenschaft in Mecklenburg und erst kurz nach dem Befreiungskriege ein höherer Aufschwung über die Gemüther kam, gab der Baron von Maltzahn nebst einigen andern Edelleuten ihren Leibeigenen aus eigenem Antriebe die Freiheit, aber auch nur diese; denn aller Grund und Boden blieb dem Herrn

Die Leute hatten durch dies Geschenk nichts Anderes erlangt, als daß sie nicht mehr an die Scholle gebunden waren, sondern auch an andern Orten tagelöhnern konnten. Als später, im Jahre 1820, die Regierung die Leibeigenschaft aufhob, ward das Verhältniß der Leute ebenfalls kein anderes, kein besseres und Viele sagten damals, daß man ihnen ein Geschenk gemacht habe, was ihnen nichts nütze und was sie nicht begehrt hätten. „Wenn ick süß (sonst) krank was", sagte ein alter Tagelöhner, „so schickt ick up den Hof un lät den Herrn seggen: Herr lat den Doctor halen! Wenn mien Aben (Ofen) insäl, so gin ick to den Herrn un sär: Herr ick möt en Aben hebben! Nu möt ick dat all süßt (selbst) maken laten." Eine Folge dieser persönlichen Freiheit ohne die Mittel, sie irgend wie im Vaterlande geltend zu machen oder sich ein Eigenthum zu erwerben, ist wol die Ursache zu der in Mecklenburg immermehr überhand nehmenden Auswanderung. Als ein trauriges Zeichen der innern Zustände muß es betrachtet werden, daß dies sonst so gesegnete, aber an Menschen arme Land, in die Seehöfen eine so große Zahl der Auswanderer liefert. Diesem Uebel der immer größern Entvölkerung würde gewiß am sichersten dadurch abgeholfen, daß man den Bemittelten die Möglichkeit ließe, sich im Lande Eigenthum zu erwerben, was freilich auch die großen Güter verkleinern und die Macht und das Ansehen des Adels vermindern würde. C. von S.

Die Geologie eine Grundlage der Nationalökonomie.

Der Mensch ist in so vielfacher Beziehung ein Sklave und ein Product seiner Umgebungen, daß es wol ziemlich nahe liegt, auch in dem innern Baue des Erdbodens, den er bewohnt, eine der vielen Ursachen zu vermuthen, welche auf seine nationale Verschiedenheit, auf sein physisches und geistiges Gedeihen einwirken. Ich habe es kürzlich versucht, in einer Schrift unter dem Titel: „Deutschlands Boden" (Leipzig, Brockhaus), die Wirkungen des innern Erdbaues auf das Leben der Menschen durch Beispiele darzulegen.

Da es mir scheint, daß diese Seite der Geologie bisher sehr wenig beachtet worden ist, während sie doch eine allgemein interessante Bedeutung gewinnen kann, so gestatte man mir, Einiges von Dem anzudeuten, was ich in jener Schrift ausführlicher nachzuweisen bestrebt war.

Der Boden, den wir bewohnen, ist nie ohne Einfluß auf unsere menschlichen Zustände und Sitten, er ist eine der Ursachen besonderer nationaler Entwickelung und zwar eine der unveränderlichsten. Die zartesten Wurzeln unserer socialen Zustände reichen zum Theil tief hinab in das Innere der Erde und nähren sich von längst vergangenen geologischen Ereignissen. Daß vor Millionen Jahren hier eine Kohlenschicht abgelagert, dort eine Granitmasse emporgeschoben wurde, daß an einem dritten Orte große Wasserfluten goldhaltige Quarzmassen zerstörten und die Körner des schweren Metalls an gewissen Stellen zusammenschwemmten, ist nicht ohne Einfluß geblieben auf die heutige Natur des Menschenlebens an diesen Stellen der Erde.

Wer möchte leugnen, daß die Formen der Erdoberfläche einen sehr großen Einfluß üben auf das Leben der Menschen? Diese Formen sind aber stets Folgen geologischer Vorgänge und stehen in genauer Beziehung zu dem innern Baue. Es ist nicht lediglich die Einförmigkeit der Oberfläche, durch welche Ebenen auf den nationalen Charakter ihrer Bewohner einwirken, und es ist auch nicht blos die Mannichfaltigkeit der Oberflächengestaltung, durch welche Gebirgsgegenden ihre Bewohner an sich fesseln und ihr Leben vielseitiger gestalten als in den großen Ebenen. Mit beiden steht auch der entsprechende innere Charakter in Einklang, Einförmigkeit mit den Ebenen, Mannichfaltigkeit mit dem Baue der Gebirge oder des Hügellandes. Weite Sandstrecken bilden keine Veranlassung zu einer

Mannichfaltigkeit der Beſchäftigung, ſie bieten dem Verkehr wenig Schwierigkeiten dar, an deren Beſiegung die Intelligenz erſtarkt. Ueberall auf unſerer Erde hat ſich in Gebirgsgegenden eine größere Sonderung einzelner Volksſtämme, ſelbſt einzelner Geſchlechter erhalten als in den Niederungen. In den Ebenen breiten ſich ganze Nationen mit großer Gleichförmigkeit aus.

Wenden wir uns unſerm ſpeciellern Vaterlande, Deutſchland, zu, ſo wird man es wol kaum für einen bloßen Zufall erklären können, daß hier nach mehrfachen Verſuchen der Conſolidirung der geologiſch bunteſte Theil zwiſchen dem Königreich Sachſen und dem Rhein demnach zugleich auch der politiſch bunteſte geblieben iſt. Kleine Gebirgsketten durchſchneiden hier das Land nach vielerlei Richtungen. Eine große Mannichfaltigkeit von Geſteinen und Formationen tritt in dieſem Gebiete an die Oberfläche, welches in eine große Zahl kleiner Staaten zerfällt. Zwar ſtimmen nicht die politiſchen Grenzen ſpeciell mit geologiſchen überein, es gibt kein Granitkönigreich oder Muſchelkalkherzogthum, aber der allgemeine Charakter complicirter Begrenzung iſt ein übereinſtimmender. Der allgemeine geologiſche Bau Deutſchlands iſt der Art, daß er mehr die Zerſplitterung als die Einigung befördert. Ihm fehlt jeder echt- und ganzdeutſche Hauptfluß, die meiſten entſpringen und münden auf fremdem Gebiet. Ihm fehlt irgend ein großes Centralbecken, welches ſich zum Sitz einer allgemeinen Hauptſtadt, zum politiſchen Brennpunkt geeignet und dargeboten hätte. Blicken wir dagegen hinüber zu unſern weſtlichen und öſtlichen Nachbarn. Dort finden wir ein großes geologiſches Hauptbecken, in ſeinem Centrum liegt Paris als natürlichſte Hauptſtadt eines Landes; in ihr hat die Natur ſelbſt einen Centralpunkt dargeboten. Auch London liegt in einem ähnlichen Tertiärbecken. Im Oſten dagegen dehnen ſich die weiten Niederungen des europäiſchen Rußlands aus. Da iſt keine natürliche Grenze zu finden; von den Karpaten bis zum Ural, vom Kaukaſus bis zur Oſtſee. Der innere wie der äußere Bau bildet ein eigenes großes Land, deſſen Macht dann leicht auch über ſeine natürlichen Grenzen hinübergreifen konnte.

Hat aber der geologiſche Bau Deutſchlands ſtaatliche Centraliſation eher verhindert als befördert, ſo hat er dagegen weſentlich beigetragen zu vielſeitiger Ausbildung einer großen Zahl kleiner Centralpunkte. Jeder hat ſeine geiſtigen Lichtſtrahlen ausgeſendet, die auf ihren kürzern Wegen allgemeiner und gleichmäßiger wirkten, als wenn ſie, wie in Frankreich, alle von einem Punkte ausgehen müßten.

Beſonders deutlich tritt der Einfluß des äußern und innern Bodenbaues in der Lage und Vertheilung der Wohnorte hervor. Sehen wir ab von den wenigen Fällen, in welchen dringende Noth oder beſondere Laune die Urſache einer Anſiedelung wurden, ſo hat die ſpecielle Lage jedes Orts auch ihre geologiſche Urſache. Irgend eine Thal-Windung, Verbindung oder Erweiterung, irgend ein feſter Felsvorſprung, guter Baugrund, paſſendes Baumaterial, gewöhnliche oder mineralhaltige Quellen, gaben die erſte Veranlaſſung zur Anſiedelung. Aber weit mehr noch iſt das ſpätere Wachſen und Aufblühen der Orte in Folge ihrer Lage oder Bodenbedingungen geworden. Ich habe in jenem Schriftchen, daß in Thüringen faſt alle größern Orte auf geologiſchen Hebungslinien liegen, daß ſie die großen Gebiete der Muſchelkalkformation möglichſt meiden, ſich dagegen an ihren Rändern um ſo dichter zuſammendrängen. In der zweiten Abtheilung jenes Buchs habe ich Gelegenheit gefunden zu zeigen, daß in dem geologiſch ſehr genau erforſchten Sachſen die einzelnen Geſteine und Formationen in ſehr ungleichem Grade angebaut und bewohnt ſind. Aus dem Allen wird ſich — ſo hoffe ich — ergeben, daß der geologiſche Bau der Länder eine weſentliche Baſis für ſtatiſtiſche und nationalökonomiſche Forſchungen bildet. Aber wer das Studium der moraliſchen und intellectuellen Natur des Menſchen zu ſeiner überſchreitenden Aufgabe macht, wird Unterſchiede finden können zwiſchen den Bewohnern des ſtets unebenen kryſtalliniſchen Geſteine und des horizontalen Schwemmlandes, der me-

kalkreichen und der kohlenreichen Gegenden, der sterilen Kalkhöhen und der fruchtbaren Marschländer. Die Bodenwirkungen reichen bis in die geistige Sphäre hinauf, nur werden sie immer verhüllter, gemischter und schwieriger isolirbar, je weiter man sie von ihrem materiellen Ursprunge aufwärts in das geistige Gebiet verfolgt. B. Cotta.

Beobachtungen aus dem Gebiete des Seelenlebens.

Von Professor Krauenstädt in Berlin.

II. Einfluss der Affecte und Leidenschaften auf das Erkennen.

Lieben wir eine Person oder Sache, so finden wir Alles an ihr liebenswürdig, hassen wir sie, so finden wir Alles an ihr hassenswürdig. Die Hoffnung malt uns Alles schön, die Furcht schrecklich. Begehren wir Etwas, so scheint es uns löblich und werthvoll; verabscheuen wir es, so scheint es uns häßlich und abscheulich.

Alle solche Prädicate kommen also nicht den Dingen selbst zu, sondern werden ihnen nur von unsern Affecten und Begierden beigelegt. Ein Anderer, mit ganz andern Affecten und Begierden, findet dieselben Dinge ganz anders; ja, wir selbst, zu einer andern Zeit, finden sie ganz anders.

Anders erscheint die Welt dem Glücklichen, anders dem Unglücklichen; anders dem Liebenden, anders dem Hassenden; anders dem Hoffenden, anders dem Fürchtenden; anders dem Sanguinischen, anders dem Melancholischen. Und ebenso erscheint sie ein und demselben Individuum verschieden in verschiedenen Lebensaltern und verschiedenen Stimmungen.

Das beste Prüfungsmittel daher, ob einem Gegenstande wirklich die ihm von uns beigelegten Prädicate zukommen oder ob sie ihm nur von uns aufgebürdet werden, ist, daß man auch das Urtheil Anderer über denselben Gegenstand, sowie unser eigenes zu einer andern Zeit, darüber vernehme.

Der Affect verfälscht nicht nur die Erkenntniß, indem er uns die Dinge nicht als Das sehen läßt, was sie sind, vielmehr nur als Das, was wir aus ihnen machen; sondern er verengt sie auch, macht sie einseitig und formirt, indem er uns nur sehend macht für Das, was Bezug hat auf ihn, blind hingegen für alles Andere. Der Zornige sieht an seinem Gegenstande nur die Eigenschaften, die ihn in Zorn versetzen, der Verliebte an seinem Gegenstande nur die Eigenschaften, die ihn verliebt gemacht haben. Die andern entgegenstehenden Eigenschaften treten gar nicht ins Bewußtsein. Daher macht der Affect so ungerecht, so rücksichtslos, und hebt die Freiheit auf. Ein zorniger Vater sieht in seinem Sohne nicht mehr den Sohn, sondern nur den Gegenstand seines Zornes und mißhandelt ihn. Scharf sehend in Einer Richtung, macht der Affect blind in allen andern. Viele unnatürliche Handlungen lassen sich aus diesem Wesen des Affects ganz natürlich erklären. Bei Criminalverbrechen ist daher immer in Erwägung zu ziehen, ob sie im Affect geschehen und in wie weit durch diesen die Erkenntniß aufgehoben worden.

Anregungen.

Zur Förderung der Künste.

II.

Die Kunstvereine bringen jedem Theilnehmer für eine Summe von jährlich vier bis fünf Thalern mindestens jährlich ein vorzügliches, unter künstlerischer Garantie gefertigtes Gebenkblatt. Wer die Mittel besitzt, in mehre Vereine einzutreten, erwirbt in kurzer Zeit eine Anzahl vorzüglicher Blätter. Wir erwähnen dabei die Chance des Gewinns eines Oelbildes oder einer Statuette gar nicht, denn es können nur Wenige gewinnen. Es ist, um nicht enttäuscht zu werden, immer besser, sich über diese Gewinne keine

Illuſionen zu machen. Der Düſſeldorfer Kunſtverein (Beitrag fünf Thaler) publicirt in der Regel beſonders verzügliche Jahresblätter. Der neue Oeſtreichiſche Kunſtverein ſteht ihm an Größe weil am nächſten; doch ſind ſeiner Publicationen noch nicht viel erſchienen, da er erſt ſeit einigen Jahren beſteht. Außerdem ſind zu empfehlen: Der Rheiniſche, der Sächſiſche, Breslauer, Frankfurter Kunſtverein und eine große Anzahl anderer, deren Namen und Beitrittsbedingungen man in jeder Kunſthandlung erfragen kann.

Nun wären verzügliche ältere und neuere Kupferſtichwerke, Holzſchnitte und artiſtiſche Veröffentlichungen mancherlei Art zu nennen. Ihre Zahl wächſt täglich. Hundert Hände ſind in den Ateliers beſchäftigt, immer wieder Neues zu ſchaffen oder Altes zu neuer Geltung zu bringen. Daß auch dabei Fabrikarbeit unterläuft, iſt natürlich und beklagenswerth genug. So geſchehen wir z. B., an manchen neueren Düſſeldorfer Veröffentlichungen gar keinen Geſchmack zu finden.

Wir wollen einige der berühmteſten Kupferſtiche nennen: Raffael's Sixtiniſche Madonna von Steinla koſtet 15 Thaler. Der früher berühmte Müller'ſche Stich iſt jetzt in der Platte abgenutzt. Desnoyer's Madonna di Foligno koſtet 5 Thaler. Desnoyer's Madonna del Peter 1 Thaler. Die Heimſuchung 8, Die Madonna mit dem blumenſtreuenden Engel von Richomme 6⅔, Schäffer's Madonna della Sedia 12½, Thaler, Leiche's Madonna della Lenna 9 Thaler. Der Katalog giebt ferner Auskunft über die Raffael'ſchen Stiche von Morghen, Volpato, Longhi, Halleways, Lecomte, Forſter, Dien, Toſini und Martinet.

Leonardo da Vinci's Abendmahl von Morghen koſtet 30 Thaler. Doch iſt die Zahl anderer guter und wohlfeilerer Stiche nicht gering. Man kann z. B. den Stich von Fr. Wagner empfehlen.

Domenichino's berühmter Evangeliſt Johannes von Müller koſtet jetzt 13 Thaler. Correggio's Nacht von Leſueur 10 Thaler. Seine Magdalena von Pinelle 4 Thaler. Die heilige Familie von Parma Berchie, geſtochen von Steinla, 6 Thaler. Toſing's Madonna del Trono von Andrea del Sarto, 8 Thaler. Die Hochzeit zu Kana, von Paul Veroneſe, in Pereoſi's Stich, 6 Thaler. Johann's Zinsgroſchen, von Knelle, 3 Thaler. Die Ehebrecherin, von Anderloni, 12 Thaler. Hellmuth's berühmte dresdener Madonna, in Steinla's Stich, koſtet 15 Thaler. Ueberall iſt dabei zu bemerken, daß die Preiſe infolge der Beſchaffenheit der Exemplare nicht immer ſo ſtreng einzuhalten werden.

Von neueren Bildern und Fresken ſind erwähnenswerthe Kupferſtiche: Germelins' Jünglings-Kopf, von Merz, 9 Thaler. Kaulbach's Völkerwanderung, von Thäter, 6 Thaler. Die Zerſtörung Jeruſalems, von Merz, 22 Thaler. Robert's Schnitter, von Prevoſt, 16 Thaler. Zu demſelben Preiſe ſeine Fiſcher, ſein Feſt der Madonna und ſein Improviſator. Gallait's Letzte Augenblicke Egmont's, von Martinet, 8 Thaler. Delaroche's hiſtoriſche Bilder in verſchiedenen Stichen, Horace Vernet's, Winterhalter's, Steuben's gleichfalls, von Engländern wären Wilkie und Landſeer zu nennen, von Deutſchen hat man vortreffliche Stiche nach Gemälden von Overbeck, Steinbrück, Keſſing, Bendemann (Mandel's Mädchen am Brunnen, 3 Thaler), Veit, Steinle, Kehler, Deger, J. Hübner (Roland, von Keller, 4 Thaler) und manches Andere.

Von Sammelwerken ſind die Galeriennachbildungen zu nennen, deren ſich freilich auch bei oft ſehr vortrefflichem Text der beigegebenen Erläuterungen der artiſtiſche Induſtrialismus bemächtigt hat. Germelins' Campo Santo erſchien von Thäter bei G. Wigand in Leipzig. Kaulbach's berliner Fresken erſcheinen in einer Prachtausgabe bei Alexander Duncker in Berlin. Bendemann's dresdener Fresken radirte Bürkner (Preis 4 Thaler).

An Illuſtrationen iſt unſere Zeit überreich. Obenan ſteht Kaulbach's Reineke Fuchs. Es iſt diejenige Schöpfung des berühmten Malers, deren Werth ihm unbeſtritten auch von ſeinen Kunſtgenoſſen eingeräumt wird. Die Nibelungen ſind von Schnorr illuſtrirt in einem gediegen kräftigen, wenn auch auf die Länge etwas monotonen Stil; friſcher und abwechslungsreicher, wenn auch nicht immer gleichmäßig und vollendet genug, von Hubner und Bendemann. Die Bibel illuſtrirte ſchon mehrfach Schnorr; Goethe's „Fauſt" illuſtrirt Seidert, Luther's Leben M. Kreutz; Shakſpeare's Zeichnungen wird, ſeit die Umriſſe von Retzſch nicht mehr dem heutigen Geſchmacke ganz genügen können, Kaulbach bringen. Ludwig Richter hat Muſäus, Hebel, die Volkslieder in einer Art illuſtrirt, daß ihm in ſeiner Weiſe der Preis vor Allen wurde und Richter-Illuſtrationen auf keinem Album fehlen dürfen.

Die drei größten Aerzte.

Ein franzöſiſcher Philoſoph hat auf ſeinem Sterbebette zu drei, im Genfilium verſammelten Sanitätsräthen geſprochen: „Ich hinterlaſſe der Welt drei berühmte Aerzte, nämlich — die Verſammelten beſſern ihre Namen zu hören — das Waſſer, die Diät, die Bewegung."

Dieſe drei ſind es auch. Ihrer bedient ſich die Natur. In der Diätetik der Seele heißt es: „Nicht was eingeht in den Mund, iſt Sünde, ſondern was aus dem Munde hervorgeht." In der Diätetik des Leibes heißt es umgekehrt: „Nicht, was aus deinem Munde kommt, iſt

Sünde, sondern was in denselben eingeht, das kann es sein!" Goethe sagte: „Der Mensch mag seine höhere Bestimmung im Himmel oder auf der Erde, in der Zukunft oder in der Gegenwart suchen, so bleibt er deshalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immer störenden Einwirkung ausgesetzt, bis er ein für alle mal den Entschluß faßt, zu erklären, das Rechte sei Das, was ihm gemäß ist."

Für das Seelengemäße spricht die Religion des Herzens und die christliche Moral: „Was du nicht willst, das dir geschehe, das thu' auch Andern nicht." Für das Leibesgemäße haben wir die Offenbarung des Instincts und das schöne Wort eines Naturarztes: „Die Aeußerungen des Instincts sind die Gängelbänder, an welchen die Natur Mensch und Thier auf den Weg der Gesundheit leitet." Und wenn wir auch nicht so weit gehen mögen, wie neuere Medicin und Chemie, die fast sagt: Was dem natürlichen Gaumen gut schmeckt, ist gesund, was ihm übel behagt, ist ungesund — der Instinct ist leider sehr dem Selbstbetruge ausgesetzt —, so sind doch die Triebe des Instincts die Wächter, welche die Verfehlung den animalischen Geschöpfen verlieh, als sie ihnen die willkürliche Bewegung gab.

Neue Lieder von Karl Banck.

Vor zwanzig Jahren war die „junge Musik" in den Salons, am Piano und im Concertsaale nur durch Mendelssohn, Gurlschmann und Banck vertreten. Sie waren die Ersten, die jeden neuerschienenen lyrischen Dichter aufschlugen, seinen Frühlingsjubel, seine Herbstklage in Töne übersetzten und einem Heer von Nachfolgern dann die weitere Bebauung eines musikalischen Feldes überließen, auf dem es leider seither wild genug durcheinanderwucherte.

Seitdem hat Banck geschwiegen. Die Zahl der Salonlieder ging ins Unermeßliche. Man kann auf diesem Wege kaum weiter. Die Liedercompositionen scheint bereits nur noch der Dilettantenwelt anzugehören, wie ja längst die lyrische Poesie selbst. Nur von einem Meister kann wieder eine Umkehr zu dem Gehaltvollern und Berechtigten kommen. Deshalb scheinen uns die kürzlich in einem dresdener Concert vorgeführten neuen Compositionen von Banck von besonderer Bedeutung zu sein. Sie haben Lenau'sche Texte oder Lenau'sche Stimmungen zum Vorwurf. Düstere Schwermuth und peinigender Schmerz der Seele stößt ungeregelt scheinende, aber in sich kunstvoll verbundene Töne aus in ergreifenden Rhythmen und Klangverbindungen, in erschütternden Uebergängen und wehmüthig verhallenden Pianissimis. Eine Composition „Gyarpena", von einem ungenannten Verfasser, gibt die ersterbende Klage einer am gebrochenen Herzen an der Wiege ihres Kindes sterbenden Mutter. Die Situation ist fast zu grell gedacht und doch mildert sie die Musik, die sich auf ergreifende Art der vom Dichter angeregten Stimmung anschließt und eine Wirkung hervorbringt, die in ihren Dissonanzen fast über die Möglichkeit eines gemeinsam angeregten Concertsaals hinausgeht. Diese geniale Schöpfung trägt den Charakter einer speciellen, nur wahlverwandtschaftlichen Intimität an sich.

Ob nicht diesen Compositionen entgegnet werden könnte, daß sie zu sehr in dem nur harmonischen Geiste der Richard Wagner'schen Tonmuse geschaffen wären? Der Einwand ist erhoben worden, scheint uns aber bei öfterem Anhören nicht begründet zu sein. Nur muß der Vortrag selbst innerhalb der musikalischen Grenze bleiben und nicht vom Tone zuviel dem Worte, von der objectiven Form des Ganzen dem subjectiv ergießenen Einzelnen opfern. Die in Bd. I, S. 528 dieser „Unterhaltungen" gerühmte junge Sängerin Katharina von Gomar erntete kürzlich in einem dresdener Concerte für ihren Vortrag dieser Lieder rauschenden Beifall.

Wort und Schrift.

Wenn man etwas sieht, will man den Verstand angeregt haben, wenn man etwas hört, das Gemüth. Eine über irgend einen Gegenstand, den man einleuchtend machen will, niedergeschriebene Abhandlung muß anders motivirt und in der Reihefolge der Beweisführung anders angeordnet werden, als eine darüber gehaltene Rede. Daher kommt oft bei Reden und Theaterstücken, die vorgetragen Alles hinreißen, der geringere Eindruck, wenn man sie gedruckt liest.

Fahrlässiges Urtheilen.

Es ereignet sich oft, daß man Menschen für stolz hält, von denen man im Grunde doch nicht mehr Berechtigung zu diesem Urtheil weiß, als daß sie vielleicht Ursache hätten, stolz zu sein. Es ist dies nicht der einzige Fall, wo ein verschneller Scharfsinn Das, was sein könnte, sogleich für Das nimmt, was ist.

Glaube und Wissen.

Glaube, den man beweisen kann, ist kein Glaube mehr, sondern Wissen. Darum soll aber nicht Das geglaubt werden, was jeder Möglichkeit, bewiesen zu werden, widerstreitet. Das Recht, zu untersuchen, ob Das, was man glaubt, auch verdient geglaubt zu werden, darf dem Denken nie verkürzt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 30.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Krim.

Wo wird das blutige Waffenspiel zwischen vier der größten und mächtigsten Völker beginnen? Sollte der erwartungsvolle Blick sich richten müssen auch auf die Nordseite des Schwarzen Meeres, auf jene Halbinsel, die durch ihre Natur und Geschichte gleich merkwürdig ist, das russische Italien, so verdient dieses wie Italien an Erinnerungen und Denkmalen aus vergangener Zeit so reiche Land wol eine noch nähere Bekanntschaft als die gewöhnlich verbreitete. Anatol Demidow, der Verfasser der von Geh. Justizrath Reigebaur deutsch herausgegebenen „Reise nach dem südlichen Rußland" (zwei Theile; Breslau, Urban Kern), möge in Nachstehendem unser Führer und Gewährsmann sein.

In die dämmernde Zeit der Sage führt uns die Erinnerung zurück. Die Krim, das alte Tauris, war das Land der Amazonen. Von den Scythen, die aus Norden kamen, wurden diese gepanzerten Frauen weniger durch Waffen als durch die Macht der Liebe und Natur besiegt, die Kriegerinnen wurden treue Gattinnen und Mütter. Die fremden Schiffe, die nach Schätzen lüstern und goldener Beute, der Küste von Tauris sich nahen wollten, schreckte ein blutiges Gesetz zurück. Sie wurden ohne Gnade der Diana geopfert, deren heiliger Hain und Tempel auf dem Vorgebirge Parthenium sich erhob. Da tritt uns Iphigeniens Lichtgestalt entgegen; sie, die eine Götterhand vom Opfertode rettete, ahmt dem hohen Beispiel nach und benutzt das Gesetz des Schreckens, — sie, die Priesterin hellenischer Menschlichkeit, mildert und veredelt die Sitten der Barbaren. Doch nicht umsonst war jenes Gesetz gegeben, das gastfreie Ufer wurde bald von Griechen berührt; im Westen siedelten sich die Herakliten, im Osten die Milesier an, die das aufstrebende Sparta aus ihrer Heimat vertrieben hatte (um 700 v. Chr.). Die Scythen mußten sich in die Berge zurückziehen. Darius' unermeßliche Kriegerscharen, welche den Osten Europas unterwerfen wollten, mußten an diesen Gegenden vorüber. Aus den widerstrebenden Elementen der Bevölkerung der Chersonesus taurica baute sich endlich das bosporische Reich auf, das drei Jahrhunderte hindurch blühte. Erschüttert ward es durch Mithridates, den abenteuerlichen, heldenkühnen König von Pontus, der durch diese Lande nach Westen zog, um, nach Hannibal's Vorbild, Rom in seinem Herzen anzugreifen. Aber er ging

unter mit ſeinen rieſigen Planen, und die Römer, die Alles verſchlingenden, dehnten auch nach dem Cherſones und nach den Geſtaden des Schwarzen Meeres ihre Herrſchaft aus. Auch das römiſche Reich ſank in Trümmer, nachdem es ziemlich genau nach dem Spruche des alten Auguriums ſechs Jahrhunderte im Steigen, ſechs Jahrhunderte im Verfalle begriffen geweſen. Noch ehe ſein Name gänzlich erloſch, ſchwand ſein Anſehen in den Küſtenländern des Schwarzen Meeres und die tauriſche Halbinſel wird zum vorübergehenden Ruheplatze der wandernden Völker, die von Oſten aus ſich über Europa ergießen wollen. Ein germaniſcher Stamm, die Alanen, ſiedelte ſich zuerſt an und gab der Halbinſel den Namen Gothien. Doch bald erſcheinen neue Herren. Die Hunnen kommen in zahlloſen Scharen, und Attila, die Gottesgeißel, unterwirft ſich in Weſt und Oſt die germaniſchen Stämme. Freilich endete die Hunnenherrſchaft ſo plötzlich, als ſie entſtanden war. Juſtinian, in dem noch einmal der Gedanke der alten römiſchen Reichsherrlichkeit mächtig auflebte, richtete ſein Augenmerk auch auf den Cherſones, auf deſſen Ufern noch die Nachkömmlinge griechiſcher Einwanderer (Cherſoniten genannt) lebten. Er erbaute längs der Küſte eine Reihe von Feſtungen, deren Spuren noch heute zu ſehen ſind. Da kamen aus dem Norden die Chazaren, ein Zweigſtamm der alten Hunnen, bemächtigten ſich Tauriens und gaben ihm den Namen Chazarien (800 n. Chr. Geb.). Sie wurden bald von ſlawiſchen Völkerſchaften bedrängt, nach und nach kamen die Petſchenegen, die Ruſſen, die Kumanen an die Reihe der Herrſchaft, bis endlich vor den herüberſtutenden Tataren ſich Alle beugen mußten. Dſchingis-Khan's Enkel, Batu Khan, eroberte die Halbinſel, die nun den tatariſchen Namen Krim erhielt (um die Mitte des 13. Jahrhunderts). Morgenländiſche Pracht und Ueppigkeit entfalten ſich jetzt in dieſem Lande. Doch die Tataren blieben nicht allein. Die Genueſen, dieſe kühnen, eroberungsluſtigen Handelsleute, ſiedelten ſich auf der Oſtküſte an und gründeten Kaffa auf der Stelle des alten griechiſchen Theodoſia. Die Tataren widerſetzten ſich anfangs nicht, ſie merkten zu ſpät, wie gefährlich ihre Nachbarn waren. Die Genueſen, die neben puniſchem Unternehmungsgeiſte auch ein gut Theil „puniſcher Treue" beſaßen, bedrängten die Tataren mehr und mehr. Ihre wachſende Macht erregte die Eiferſucht der Venetianer, die ſich endlich mit einer großen Flotte aufmachten, Kaffa eroberten und plünderten. Bald aber werden ſie wieder verjagt und Genuas Banner erhebt ſich aufs neue gewaltig. Von Kaffa aus beherrſchten die Genueſen das byzantiniſche Reich. Im Herzen deſſelben, in Konſtantinopel, gründen ſie 1304 ein eigenes Stadtviertel, Pera, das im heutigen Stambul als Oberſtadt der Chriſtenheit bekannt iſt. Immer mehr Erfolge und Vortheile gewinnen die ritterlichen Kaufleute über die Tataren; gegen das Ende des 14. Jahrhunderts iſt das ganze Küſtenland der Krim in ihren Händen. Das 15. Jahrhundert bringt dann von Aſien einen neuen mächtigen Sturm herüber. 1453 wird Konſtantinopel von den Türken erobert. Die Tataren ſchließen einen Bund mit ihnen gegen den gemeinſamen Feind ihres Glaubens. 1475 belagern die Türken Kaffa und machen der Herrſchaft der Genueſen ein Ende. So ſtand die Krim wieder ganz unter den Tataren-Khans, die bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ſich größtentheils dem türkiſchen Einfluſſe beugten. Da entwickelte ſich plötzlich in dieſen erinnerungsreichen Gegenden ein neuer weltgeſchichtlicher Gegenſatz, der noch gegenwärtig beſteht und gerade jetzt alle Gemüther beſchäftigt. Schon Peter der Großen kriegeriſch-prophetiſcher Genius klopfte machtvoll an die Thore der Krim. Die erſte große Invaſion der Ruſſen fand im Jahre 1736 während der Regierung der Kaiſerin Anna unter dem Grafen Münnich ſtatt; furchtbar wüthete das ruſſiſche Heer im Lande der Tataren, tauſend Dörfer wurden niedergebrannt. Doch noch einmal gelang es den Khans, eine Art von Selbſtändigkeit zu behaupten, die von zwei widerſtreitenden Mächten im Norden und im Süden bedroht war. Es beginnt ein widerwärtiges Spiel. Rußland und die Pforte erregen im tatariſchen Zwiſchenreiche Aufſtände, nähren Unordnung

und Verwirrung und bringen das Land seinem Ruine nahe, um im Trüben nach Macht und Einfluß zu fischen. Rußland siegte endlich in diesem Hazardspiel, das der Eroberungslust viel Menschenwohl aufopferte. Der Khan Sahim-Gherai stellte sich 1774 unter den Schutz Katharinens II., und gerade dreihundert Jahre nach ihrer ersten Landung auf der tatarischen Halbinsel mußten die Türken im Vertrage von Kutschuk-Kainardschi allen Ansprüchen auf Oberherrlichkeit über dieselbe entsagen. Doch unterließen weder sie noch die Russen die Aufregung und so fühlte sich denn endlich Sahim-Gherai genöthigt, 1783 die Krim an Rußland abzutreten. Er ward durch falsche Versprechungen nach Konstantinopel gelockt und unter der seidenen Schnur endete das Geschick des letzten Khans der Tataren.

So sind beinahe alle großen Wendungen der Menschengeschichte in diesem kleinen Raume an uns vorübergezogen und ihre Zeugnisse begegnen uns oft in überraschenden Gegensätzen bei einer Streiferei durch die Halbinsel. Wenn man von Odessa kommt und an der Südküste der Krim, im Hafen von Yalta, landet, so wird man von der lieblichsten Landschaft begrüßt, die sich längs des Schwarzen Meeres hinzieht. Die Pinus taurica, dieser schöne, schlanke Baum, ruft sogleich italienische Erinnerungen wach. Reiche Russen und Engländer (meist Anglorussen aus Petersburg) haben sich deshalb hier niedergelassen; die Architektur ihrer Villen birgt sich kokketten Putz von allen Stilen der Welt. Die Sicherheit dieses modernen Prachtlebens wird von dem Armautenbataillon geschützt, das in Baklara stationirt. Die Armauten sind Abkömmlinge der griechischen Colonisten auf Tauris, deren Blut viel durch tatarische und slawische Beimischung verunreinigt ist. Nicht weit vom Stationsorte der Armauten streckt sich die Landzunge ins Meer, auf welcher der Artemis blutige Menschenopfer fielen, auf welcher Iphigenie zuerst mildere Sitten lehrte. Noch wird der viereckige Stein gezeigt, welcher der grausamen Ceremonie geweihet gewesen sein soll; für den Wanderer unserer Tage wird derselbe zu einem Altare des Goethe- und Genius-cultus. Doch nicht allzu tief versenke man sich in diese modernste Religionsform; noch gibt es harte, wilde Mächte in unserer Welt, die friedliche Romantik bedrohen. Wenig nordwärts vom Vorgebirge Parthenium liegt der russische Kriegshafen Sewastopol mit seinen Arsenalen und Schiffswerften. Hier bräut der „erzene Mars" und achtet nicht der Oelblätter, die frommer Quäkerglaube über die Welt verstreut. Wandern wir landeinwärts, so kommen wir durch eine Menge von tatarischen Dörfern und Flecken, die zum Theil anmuthig sind. Amphitheatralisch ist in jedem derselben die Ordnung der Häuser und ihrer platten Dächer, sodaß das Dach des Ombaschi (des Ortsvorstandes) über die andern emporragt; das ist denn auch das wichtigste von allen, denn da versammeln sich, wie bei uns im Wirthshause, die Männer des Dorfes und besprechen sich über allerlei wichtige Dinge. Solch behagliches Schwatzen ist ihnen das Liebste; sie verstehen es, faul mit Genuß zu sein. Die Frauen wandeln indeß in ihren langen, weißen Gewändern und Schleiern in Baumgängen am öffentlichen Brunnen; sie bewegen sich mit einförmiger Ruhe und flüstern kaum zusammen, sodaß sie dem Reisenden fast wie liebliche Geisterchen erscheinen, eine Illusion, die durch ihr scheues Verschwinden noch erhöht wird. Lebhafte hübsche Knaben spielen im Dorfe; sie zeichnen sich durch seltsame Mützen und weitabstehende Ohren aus, welche letztern zwar unsern ästhetischen Begriffen nicht ganz zusagen, aber zum Hören weit tauglicher sind als die unsrigen. Das tatarische Wesen tritt uns am mächtigsten in Bagtschek-Serai entgegen, der Hauptstadt der alten Tataren-Khans, deren Glanz und Herrlichkeit noch in Palästen und Moscheen zu spätern Geschlechtern redet. Aus Liebeswonne und Grausamkeit gewebte Geschichten leben noch von ihrer Zeit her im Munde des Volks. Eine einzige große Straße längs des Stroms Djuruk-Su bildet diese Residenz und allenthalben begegnet man darauf der tatarischen Industrie, die noch in derselben Weise mit „rühriger Trägheit" fortarbeitet wie vor Jahrhunderten; namentlich bringt sie man-

derlei Erzeugniſſe in Thon und Leder hervor, denen man bei aller Grobheit eine gewiſſe Grazie nicht abſprechen kann. Dicht an die Stadt ſtößt ein permanentes Zigeunerlager, das größte, das vielleicht auf der Erde zu ſehen iſt; dort wird das Leben verraucht oder verſchlafen oder in abenteuerlichen Melodien vergeigt. Unweit dieſer Wohnungen, die an Schmutz höchſtens von den Kleidungen der Inſaſſen übertroffen werden, erhebt ſich das Kloſter zur Himmelfahrt, zu welchem alljährlich am 15. Auguſt die chriſtliche Bevölkerung der Krim Wallfahrten anſtellt und damit jene Rechtgläubigkeit documentirt, auf die es jetzt dem Zaren im europäiſchen Süden ſo viel ankommt. Die gegenwärtige Hauptſtadt der Halbinſel, Sympheropol, zeigt ein buntſcheckiges Bild aller möglichen Trachten und Lebensweiſen und dazwiſchen das Walten der ruſſiſchen Büreaukratie. Durchſchneiden wir das Land nach Oſten, ſo kommen wir nach der Hafenſtadt Kaffa, von der aus Genua einſt zwei Jahrhunderte lang das Schwarze Meer beherrſchte. Die Erinnerung an die glanzvolle Zeit dieſer Handelsrepublik wird heutzutage hier nicht ſtärker angeregt als daheim, denn der Hauptverkehr im öſtlichen Theile der Krim hat ſich nach Kertſch gezogen, einem Hafenplatze am Eingange des immer mehr verſandenden Aſowſchen Meeres. Nordwärts von Kertſch dehnt ſich eine Steppe aus, deren gefahrvolle Pfade nur von ganz leichten Fuhrwerken, von den ruſſiſchen Telegen und von den walachiſchen Caruzzen — die mit Carroſſen nur durch den Gleichlaut verwandt ſind — befahren werden können, immer aber zum andauernden Schrecken und zur peinvollen Durchſchüttelung der Reiſenden. Im Norden läuft die Steppe in eine Landzunge aus, die ſich zwiſchen dem Aſowſchen und dem Faulen (Siwach) Meere hinzieht. Am Anfange dieſer Landzunge liegt die Feſtung Arabat. Wie lachend die Südküſte der Krim, ſo traurig iſt ihre Nordoſtſeite. Den hier ſtationirten Beamten bleibt nichts übrig als das Patiencenſpiel zu erlernen oder ſich dem Trunke zu ergeben. Weiter weſtwärts liegt eine andere weit wichtigere Feſtung, Perekop, auf dem Iſthmus gleiches Namens, welche die Krim mit dem übrigen Rußland verbindet. Wandern wir wiederum landeinwärts, ſo begegnen uns Wüſteneien, die vom Schiffe der Wüſte, dem Kameele, und von zahlreichen Karavanen durchzogen werden; ferner unermeßliche Getreidefelder und neben tatariſchen Dörfern fremde, namentlich deutſche Niederlaſſungen. Als eine Merkwürdigkeit ſind die Colonieen der Mennoniten hervorzuheben. Auch finden ſich Abkömmlinge jener Wiedertäufer, die einſt in Münſter einen blutdürſtigen Schneider zum „Prophéten“ und Könige erwählten. Dieſe haben übrigens nichts von Beckhold oder Knipperdolling an ſich, ſie ſind vielmehr ſtille, fleißige, ehrenwerthe Leute.

Ein reichbegabtes, ſchön ausgeſtattetes Land iſt die Krim, aber die Geſchichte, die ſiebenzig verſchiedene Völkerſtämme in ſie einführte, hat ſie doch ſehr verwüſtet. Es wäre eine ſchwere nationalökonomiſche Aufgabe, die natürlichen Kräfte dieſes Landes nach einer ſolchen Vergangenheit und mit ſolchen hiſtoriſchen Bedingungen wieder ganz auszunutzen in Urproduction, Induſtrie und Handel. Rußland hat — wir müſſen gerecht ſein — immerhin viel gethan, aber es wird von ſeinem Standpunkte nun nicht viel weiter thun können. Das Reich des Zaren müßte in ſeinem ganzen Weſen ſich reformiren oder der cultivirtere, germaniſche Stamm, der bisher nur ein verſprengtes Glied der Bevölkerung bildet, müßte zur Herrſchaft kommen — eins von beiden nur könnte zur geſchichtlichen Verjüngung der Krim führen.

Die Fünffrankenthaler.

Das Silber wird immer ſeltener, die klingenden Münzen werden uns immer werther. Geſtatte man ein nachdenkliches Verweilen bei den „harten“ Thalern, die man noch ſo glücklich iſt, in Händen zu haben! Für manches Land bedarf es gar nicht der Prägung

beſonderer ſogenannter „Geſchichtsthaler"; ſeine gewöhnlichen Münzen ſchon ſind die ſprechendſten Zeugen ſeiner Geſchichte mit allen ihren Wechſeln. Gewohnheit und der Reichthum an andern Geſchichtsquellen laſſen uns die in den Münzen fließenden, die wir für entlegenere Zeiten oft mit ſo großem Erfolge auszubeuten vermögen, jetzt nur unbeachtet durch die Finger rollen. Wer denkt für gewöhnlich an das Gepräge und die wechſelnden Schickſale und Zuſtände eines Landes und Volkes, die ſich hier auf ſo engem Raume abſpiegeln, bei der raſchen Circulation der verſchiedenartigſten Münzen, beim Einnehmen und Ausgeben? Es iſt gerade nur etwa Klang und Größe (Echtheit und Unbeſchnittenheit), der materielle oder künſtliche Werth, der einer faſt unbewußten, flüchtigen oder einer nähern, wägenden Prüfung unterzogen wird. Und doch welche ernſtere Betrachtungen laſſen ſich an eine auch nur kleine Reihe ſolcher Werthzeichen eines Landes knüpfen! Sie fodern den Ernſt und die Tiefe eines reflectirenden Rückblicks ebenſo heraus wie den geſchichtlichen Humor. Bei keinem Volke mehr als dem franzöſiſchen, aus deſſen Münzen ſich ſeine neuere Geſchichte, wenn ſie verloren ginge, auf dem Wege der Induction faſt gleich getreu herſtellen laſſen würde, wie aus irgend einer andern Reihe geſchichtlicher Ueberlieferungen. Wir finden da die ganze Beweglichkeit ſeiner Erlebniſſe, ja ſeiner augenblicklichen Anſchauungen und Leidenſchaften, in feſteres, dauernderes Erz eingeprägt, als ſie ſelbſt dauerte, um wenige Jahre ſpäter wieder einer andern Form und Geſtaltungsweiſe Platz zu machen, die nach längerer oder kürzerer Zeit abermals einer neuen die Stelle räumt, eine neue Herrſcherfamilie, ein neues Emblem, eine neue Staatsform zeigt. Und doch iſt es am Ende dieſelbe unveränderte Cursmünze, an der ſich alle dieſe Wandlungen zurückſpiegeln, wie es ja auch immer daſſelbe Volk iſt, immer gleich unter allen Form[illegible] der Proteus, das Queckſilber unter den Metallen, aber ſtets daſſelbe Grundweſen; oder wie es ſchließlich — wollen wir unſern Blick weiter ausdehnen — immer dieſelbe Menſchheit iſt, die im Bereiche der Zeit und des Raums nur verſchieden ausgeprägt wird, von dem rohen nur gewogenen Erze als Tauſchmittel bis herab zu der künſtlichen, ſeinen Ausarbeitung beſtimmter Werthe.

Machen wir einen kleinen Verſuch. Vor uns liegt eine Reihe von Fünffrankenſtücken, die ſich ganz zufällig ſo zuſammengefunden haben, wie wir ſie jetzt einer flüchtigen Durchſicht unterziehen wollen. Alle franzöſiſchen Münzen haben bekanntlich das Eigenthümliche, daß ihre Vorder- und Rückſeite verkehrt auseinanderſtehen; man hat ſie um ihre Längsachſe zu drehen, will man beide Seiten in richtiger Lage betrachten (ſo wie man auch die Briefe ſiegeln ſoll; übrigens kommt dieſe Eigenthümlichkeit den franzöſiſchen Münzen nicht allein zu; irren wir nicht, iſt dies auch bei den ſpaniſchen der Fall und findet es ſich auch ſonſt noch). Das erſte Stück unſerer Reihe iſt ein Fünffranc „vom Jahre X" der Republik, jener Republik, die ſich mit einem ganzen Welttheile in Widerſpruch ſetzte, um unleugbare Siege in einem geiſtigen Wettſtreite zu gewinnen und aus einem nicht ſelten mit unbeſchuhten Kriegern geführten Kampfe ſiegreich hervorzugehen. Die Bildſeite zeigt zwei weibliche Figuren, die Freiheit mit der phrygiſchen Mütze und die Gerechtigkeit (Gleichheit), die ſich die Hände reichen; jener zur Seite ein kleines Bild der Diana mit dem Bogen, während die linke Hand der zweiten das Symbol gerechter Gleichheit in einem Triangel und Senkblei hält. Eine athletiſche, mit einem Wildthierfelle halb bekleidete, männliche Geſtalt (die Kraft, Stärke) [illegible] den beiden Göttinnen, hält treue Vereinigung zuſammen. Die Deviſe iſt: Union et Force. Der Revers zeigt in einem Kranze von Eichenlaub und Lorber Werth und Jahr der Münze mit der Umſchrift: République française. Das ganze Gepräge hat etwas Gefälliges; roher iſt die vertiefte Schrift des Randes: Garantie nationale. Der Stempelſtecher iſt Dupré, von dem neben unſerm Fünffrankenſtück auch deſſen fünfhundertſter Theil, ein Centimeſtück aus dem Jahre VI der Republik, deſſen Bildſeite einen Kopf mit phrygiſcher Mütze, auf der Schriftſeite Diana mit dem Bogen und

den gallischen Hahn zeigt, der damals schon so verhängnißvoll krähte. Das Jahr X der Republik war bereits die Keimstätte des Kaiserthums, das wir denn im zweiten Stück unserer kleinen Galerie repräsentirt sehen.

Es ist vom Jahre 1810; die „République française" ist verschwunden; ihre Stelle nimmt das „Empire français" ein; seinen großen und gewaltigen Repräsentanten mit dem wohlverdienten Lorber, wenn dieser höchsten Ruhm bedeutet, weist uns die Vorderseite des schönen antiken Kopf von Napoléon Empereur. Nur den kleinen vorn herabfallenden Büschel Haare möchten wir aus dieser kühnen Stirn, unter der die Titanengedanken nicht ruhen, sondern beständig in Fluß waren, gestrichen sehen. Der Mund ist festgeschlossen, die Nase edel, jede Linie klar und schön. Auch das Eichenlaub des ersten Kranzes hat sich verloren und ist gleichfalls zum Lorber geworden, neben dem der gallische Hahn wacht. Aber die alte Devise Frankreichs: Dieu protége la France, hat das Kaiserthum wieder hervorgesucht; der Rand trägt sie. Ein zweiter Thaler aus dieser kurzen Kaiserherrlichkeit, aus dem für sie so verhängnißvollen Jahre 1812, hat nur an die Stelle des gallischen Hahns den geflügelten Stab Mercur's mit den zwei Schlangen treten lassen — bedeutsames Zeichen! Die Herrschaft, die sich in geflügelterer Eile als sie entstanden, selbst entwendet und nach der die Schlange des Verraths schon züngelt, sowie man in der Chiffre des nächsten Jahres V R bereits ein schicksalvordeutendes Vive (le) Roi erblicken konnte. Wenige Jahre, welcher Wechsel! Von der Kopfseite unsers Thalers schaut ein Bourbongesicht, nach links, wie Napoleon's Kopf nach rechts, als sollten sie sich auch darin nicht gleich sein dürfen; die revolutionären Eindringlinge, Republik und Kaiserthum, sind spurlos verschwunden; so weit geht die Restauration des legitimen Herrscherthums, daß dieser Louis XVIII. Roi de France, wenn unsers Wissens auch nicht im Leben, doch auf dem Bilde den Haarbeutel mit Schleife trägt. Das Lilienwappen des Hauses umgibt der diesmal fremde Lorber; die „Nationalgarantie" und „Gott schützt Frankreich", das sich doch erst so glänzend bewährt, haben sich auf dem Rande in Domine salvum fac regem verwandelt. Ist das nicht das getreue Conterfei der Restauration? Nur den kleinen Pferdekopf unter dem dicken, unschönen Halse des Königs mag man deuten wie man will; vielleicht im Sinne der Flucht nach Gent. Dieser Thaler vom Jahre 1817 gleicht seinem Nachfolger von 1822, nur hat letzterer neben auf dem Revers einen Anker erhalten, der sich acht Jahre später doch so unhaltbar zeigen sollte. Auf dem folgenden, 1827, ist an der Stelle des Ankers ein Weinblatt. Auch die antiquirte Frisur hat sich geändert; denn es schaut uns das fast zu jugendlich gehaltene Porträt des einst so genannten ritterlichen Grafen Artois, jetzt Charles X. Roi de France, entgegen. Es ist kein rechter Bourbonentypus, nur die charakteristische Nase. Aber seltsam! Zwei Jahre später, 1829, muß auch diese Dynastie den zweideutigen Stab Mercur's wählen, wie Napoleon in dem Vorwendejahre 1812. Freilich folgte der Erwerb von Algier, aber nur für den bourbonischerseits unberufenen, lachenden Erben, dessen Jedermann bekannte Physiognomie uns von dem Thaler von 1832 entgegenstarrt. Der „Bürgerkönig", bei dem sich das alte feudale Roi de France in ein Roi des Français verwandelt, schaut wieder rechts hinaus, andern Wegs als die Glieder des ältern Zweiges seines Hauses; auch beschützt jetzt Gott wieder das ganze Frankreich, nicht seinen Herrscher allein. Hat Ludwig Philipp sich das Eichenlaub um sein vielgeprüftes Haupt von den Münzen der Republik geholt? Und wird das Hündchen auf der Kehrseite ihn erinnern, stets flug und wachsam zu bleiben, damit das Haus auf schwankem Kahne, das ein Jahr später uns der Revers erblicken läßt, nicht an denselben scharfen Klippen zerschelle, die manch' Andern den Untergang gebracht, nicht in den treulostrügerischen Wogen verschwinde, die Andere verschlungen? Oder wird der Anker halten, der auf der Münze von 1841 erscheint? Schon der nächste unserer Zeitendeuter gibt die Antwort; — ein Thaler von 1849. Welche Veränderung! Gott schützt zwar immer noch Frankreich (hierin sind sich Kaiser-

thum, Bürgerkönigthum und zweite Republik gleichgeblieben), aber die alte République française iſt wiedererſtanden, nur nicht mit der alten phrygiſchen Mütze, nicht mit der „Union et Force“; der Kopf der Freiheitsgöttin mit dem Kranze von Eichenlaub, Lorbeer, Blumen und Aehren und dem Sterne über ſich blickt uns entgegen; aber faſt möchten wir glauben mit unzufriedenem Munde und leidvollen, ſchwermüthigen Augen. Zeigt ja auch ſchon wie vertrauend das Wort Concordia der Stirnbinde ſich nur zur Hälfte des Cocour —! Auf der Rückſeite haben ſich Eiche und Lorbeer untereinandergeſchlungen; um ſie prangen die Schlagworte: Liberté, Egalité, Fraternité. Aber was ſoll der kleine Lorbergweig zur Seite des Kranzes? Iſt es das kleine Reis, das zum Aſte und Baume wachſen will? Und unter ihm hat ſich eine Birne hervorgeſchlichen, das Symbol des Fleißes und der raſtloſen Thätigkeit, aber auch das Emblem jenes kaiſerlichen Mantels, der ſich einſt über halb Europa ausgebreitet; ihr gegenüber der Kopf eines — Windhundes. Zu viel des Guten, möchten wir ſagen, auf engem Raume! Die Birne wird ein Jahr ſpäter zu einer Hand mit drohendem Zeigefinger. Hat man die Deutung verſtanden?

Unſere nächſten und letzten Thaler geben den Aufſchluß. An die Stelle der perſonificirten Idee iſt wieder die ſicht- und greifbare Perſon getreten, ein Name — und die Franzoſen lieben ſo ſehr den Cultus der Namen. Noch iſt es ein dreitheiliger Name, zu viel für die Einheit der Autorität, für die nun beginnende oder ſich fortſetzende „Aera der Cäſaren“, die nur einen oder höchſtens zwei Beinamen duldet mit der charakteriſtiſchen Reihenzahl und den Geſchlechtsnamen wegwirft; noch umfängt das République française der Kranz des Ruhms und der Stärke ſelbſt (Lorber und Eiche); — aber es iſt das Jahr 1852, deſſen letzter, ſonſt wenig ſchöpferiſcher Monat gerade noch fähig iſt, der Sache auch das nominelle Siegel aufzudrücken, ſodaß im Kreislauf der Dinge auf dem letzten Thaler uns die zweite Vollendung, die Auferſtehung des begrabenen Kaiſerthums entgegentreten kann; — L'empereur est mort, vive l'empereur! Für die Logik der Geſchichte ſind 40 Jahre kein Sprung, nur ein Augenblick der Ruhe, um den letzten (und doch nie letzten) Schluß zu ziehen.*) L.

Erdbrand im Erzgebirge.

Von Wilhelm Scherffig.

Die Steinkohlen, welche in dem induſtriellen Leben der neuen Zeit eine ſo bedeutende Rolle ſpielen, ſind ſehr weit verbreitet. Die meiſten werden unſtreitig in England und zwar in dem nördlichen Theile bei Lancaſhire, Newcaſtle und Staffordſhire gefunden. In Frankreich ſind die vorzüglichſten Arten am Fuße der Cevennen, in der Franche-Comté und in der Bretagne, während in Deutſchland es die Länder Heſſen, Böhmen und Sachſen ſind, in welchen eine große Quantität dieſer wichtigen Mineralien zutage gefördert werden.

Wer das in vieler Beziehung nicht unintereſſante Erzgebirge bereiſt, wird, wenn er am Fuße deſſelben anlangt, ſicherlich nicht verſäumen, ſich durch eigene Anſchauung ein Bild von dem dortigen Steinkohlenbau zu verſchaffen. Das zwickauer Kohlenrevier — hauptſächlich wol um deswillen ſo bezeichnet, weil der Transport der Kohlen zum größten Theil durch dieſe Stadt geſchieht — liegt ſüdlich von der Stadt Zwickau. Es zieht ſich unter den Fluren der Dörfer Reinsdorf, Oberhohndorf, Bockwa, Schedewitz, Kainsdorf, Planitz und Marienthal hinweg bis unter die Stadt ſelbſt und wird von dem Muldenfluſſe mitten durchſchnitten.

*) Eine ähnliche Zwanzigfrankenrevüe findet man in des Herausgebers „Briefen aus Paris“ (Geſammelte Werke, Bd. XII, S. 6 fg.).

Die Geognoſten ſtellen über die Entſtehung der Steinkohlen verſchiedene Hypotheſen auf, welche jedoch darin übereinſtimmen, daß es Zerſetzungsproducte urweltlicher Pflanzen ſind.

Nach wiſſenſchaftlicher Anſicht war die Temperatur nach endlicher Bildung der Erdkugel eine viel höhere, als wir ſie jetzt ſelbſt am Aequator finden. Dadurch iſt aber auch bedingt, daß ein ziemlicher Theil des Waſſers unſerer heutigen Meere, Ströme und Bäche in Geſtalt von Dünſten die Atmoſphäre erfüllte; daß die Dünſte, wenn ſie durch den damals noch unbeendeten, ja auch jetzt noch nicht ruhenden Kampf der Elemente zu tropfbarem Waſſer umgeſtaltet wurden, in ungleich gewaltigerer Menge zur Erde ſtrömten, indem ſie Alles mit fortriſſen, verſchlangen und vergruben, was ihnen in ihrem wilden Laufe nach den damaligen Meeren begegnete, die ganz andere Gegenden einnahmen, als wo ſie jetzt gefunden werden. Fanden aber dieſe Fluten durch örtliche Verhältniſſe in ihren Strömungen Hinderniſſe, die ſie trotz ihrer ungeheuren Macht nicht überwinden konnten, ſo bildeten ſich Sümpfe, Landſeen, während aus den fortgeführten Schlammmaſſen in den ruhigern Tiefen der Urmeere Geſteine entſtanden, die wir Flötzgebirge nennen.

Das älteſte Flötzgebirge, das man kennt, bezeichnet man mit dem Namen der Grauwacken- und das nächſt jüngere mit dem der Steinkohlenformation.

Unter den klimatiſchen und ſonſtigen Verhältniſſen unſerer Erde zur Zeit, wo die Grauwackenformation vollendet ſtand, während welcher bereits durch den unerforſchlichen Schöpfungsact organiſches Leben hervorgerufen war, mußten, weil die Lebensbedingungen ganz andere waren, auch andere Pflanzen auf und von der Erde leben, denn die Pflanzen, deren Reſte man in den Steinkohlenflötzen antrifft, ſind alle von der Erde wieder verſchwunden, ja ſie ſind zum Theil ſo verſchieden, daß man in der heutigen Flora vergebens nur nach ähnlichen ſuchte. Unter den günſtigſten Umſtänden, die eine heiße Atmoſphäre, ein fortwährend feuchter und gleichförmig warmer Boden ſchufen, entwickelte ſich eine Pflanzenwelt, die ebenſo üppig wie eigenthümlich in Sümpfen und an den Rändern der Meere aufwucherte. Während namentlich Mooſe und ihnen verwandte Organismen in den feuchten Niederungen wucherten und eine junge Pflanzenwelt über ſich ſelbſt erzeugten, von unten auf aber abſtarben und ſo Maſſen von Vegetabilien anhäuften, entwickelte ſich an den Geſtaden der Oceane, an den Ufern der Binnenſeen, auf den zahlreichen Inſeln, auf dem Feſtlande eine Pflanzenwelt von Schilfen, Palmen, Schachtelhalmen und Farrnkräutern, die durch ihr Abſterben neuen Fruchtboden erzeugten, auf welchem immer kräftigere, immer rieſigere Gewächſe emporwuchſen. Ein Orkan, ein Erdbeben warf dieſe ganze Schöpfung zu Boden, ein neues Leben auf dieſem Todtenbette hervorzurufen, oder eine andrängende Waſſerflut ſchwemmte die Wälder in die Meere, wo ſie zu Boden ſanken, um, von erdigen Maſſen bedeckt, unter den Einwirkungen des kräftigſten Drucks, unter Entwickelung geheimer, chemiſcher Umwandlungsproceſſe, zu Kohle zu werden.

Solche Perioden kehrten von Zeit zu Zeit wieder, abwechſelnd ſproßte und wuchs die Pflanzenwelt und wurde begraben von ſchlammigem, ſandigem Boden und ſo ſinden wir die häufige Erſcheinung, daß viele Anhäufungen (Flötze) übereinander liegen. So hat das Kohlengebirge auf der Südſeite des Hundsrück 120 Flötze, ja die Kohlengruben von Coalbrooke-Dale in England weiſen 135 Flötze übereinander nach.

Einigermaßen verſchieden von dieſer Theorie iſt die Darſtellung über die Entſtehung der Steinkohlen in Pierer's „Encyklopädie". „Der Umſtand — heißt es dort — daß Steinkohlenlager oft im zahlreichen Wechſel mit Schieferthon meiſt in der Form eines Beckens vorkommen und daß allem Anſcheine nach Pflanzen, welche zur Bildung der Kohlenlager Veranlaſſung gaben, oft noch ſenkrecht zu den Schichten, wo ſie gefunden werden, ſelbſt noch mit Wurzeln vorkommen und daher wol an derſelben Stelle vegetirten und ſpäter untergingen, veranlaßte De Luc zu der Annahme, daß man in Steinkohlenlagern vorweltliche Torfmoore erblicken müſſe. Hiernach hätte ſich auf der Oberfläche eines frühern

Binnensees eine Pflanzendecke gebildet, welche auf den Boden des Sees sank und durch den sich darüber ablagernden Schlamm bedeckt wurde. Unter dem Schutze eines feuchten und an Kohlensäure reichen Klimas hatte im Laufe der Zeit eine neue Vegetation die Oberfläche des Sees überzogen, sich wieder gesenkt und wäre durch neue Thonschlammschichten überdeckt worden, welcher Vorgang sich so oft ereignete, als wir Kohlenflöze mit Schieferthonschichten abwechselnd finden. Dann und wann wurde der ruhige Fortgang der Steinkohlenbildung durch das Emporbringen plutonischer Massen aus dem Innern der Erde sowie dadurch und von den durch andere Ursache bewirkten Einflutungen der benachbarten Meere gestört, sodaß Meeresgeschöpfe sich unter die Producte der süßen Gewässer mit einmengen konnten."

Es würde zu weit führen, hier das Für und Gegen zu erörtern und auch die Namen der Pflanzen festzustellen, deren Ueberreste man in den Flötzen und ihrer Nachbarschaft findet. Bis jetzt hat man mehr als dreihundert verschiedene Pflanzenspecies, die Material zu den Steinkohlen lieferten, beobachtet. Aus dem Umstande, daß darunter zweihundert verschiedene Farrnkräuter sich befinden, schließt man, daß gerade diese Pflanzengattungen damals am häufigsten vorkamen. Daß man die Abdrücke der Blätter und Stämme häufiger in den die Flötze begleitenden und sie trennenden Zwischenmitteln findet, ist leicht erklärlich, denn der in den großen Pflanzenhäufungen — den jetzigen Kohlenflötzen — vor sich gehende Proceß des Kohlewerdens zerstörte die einzelnen Pflanzen, indem er aus ihnen eine compacte Masse schuf, während z. B. der Schieferthon, der zur Zeit dieser Formation sich aus den feinsten Thonschlammtheilen bildete, die in ihm schwimmenden Blätter auf das zarteste bis in die feinsten Conturen erhalten konnte. Wenn wir aber die Steinkohlen, die nach dieser Darstellung sich in den Tiefen der Meere oder an den Ufern derselben bildeten, heute hoch über dem Meeresspiegel finden — in Mexico (nach Alexander von Humboldt) 3000 Fuß, in Peru (nach Leonhard) 12,800 Fuß über dem Ocean —, so ist dies doch durch allmälige Erhebung der Steinkohlenterrains aus ihren frühern Tiefen zu erklären, durch welche das Wasser nach den spätern und jetzigen Tiefen abzufließen gezwungen wurde.

So viel über die Entstehung der Steinkohlen. Die Sage setzt das Auffinden des in der Gegend von Zwickau befindlichen Kohlenschatzes bis in das 10. Jahrhundert zurück, während die gewissern Nachrichten nur bis in das 15. Jahrhundert reichen. Die Masse der Kohle, welche jährlich hier gewonnen wird, schätzt man jetzt auf 2½ Millionen Scheffel.

Ein bedeutendes Hinderniß beim Abbau der Kohlen ist das Wasser, welches sich in den Gruben zeigt und durch Dampfmaschinen, welche die Grubenwässer auf die Oberfläche heben, entfernt werden muß. Auf bockwaer Flur befindet sich seit kurzem eine solche Wasserhebungsmaschine, welche 200 Pferdekraft (ungefähr 1500 Menschenkräften gleich) hat und zugleich die größte in Sachsen ist.

Ein zweites Hinderniß der Kohlengewinnung sowie ein ebenso verheerender Feind der Kohlen selbst ist das Feuer, welches sich von Zeit zu Zeit in den Kohlenbergwerken gezeigt hat. Seit Jahrhunderten brennt eine Strecke lang zwischen den Dörfern Planitz und Zainsdorf unterirdisch ein Kohlenflötz, weshalb es hier an verschiedenen Stellen, welche noch siedendheiß anzufühlen, beständig aus der Erde dampft.

Was den Anfang dieses Brandes anlangt, so setzt ihn Albinus in seiner Bergchronik ins Jahr 1479, allein nach Dr. Herzog's „Geschichte des zwickauer Steinkohlenbaues" verspricht der berühmte Mineralog und Begründer der Metallurgie, Georg Agricola (in seinem 1545 zu Basel erschienenen Werke: „De natura eorum, quae effluunt e terra"), daß kein Mensch den wirklichen Anfang dieses planitzer Brandes wüßte, wobei Agricola zugleich als Augenzeuge erzählt, daß derselbe in seiner Knabenzeit einmal so überhand genommen habe, daß im Jahre 1505 einige Tage lang aus einigen Schächten die Flamme förmlich zu

Tage ausgebrannt und das Zimmerholz der Gruben verkohlt, ja selbst Bäume auf der Oberfläche versengt habe.

Aber auch über die Entstehung dieser merkwürdigen Naturerscheinung lassen sich keine bestimmten Angaben machen. Am unwahrscheinlichsten klingt die Angabe eines alten Chronisten, welcher den Brand durch einen bei Verfolgung eines Fuchses von einem Jäger unvorsichtigerweise in einen Kohlenschacht abgefeuerten Schuß entstehen läßt. Mehr haben zwei andere Meinungen für sich, nach denen der Brand entweder durch einen Blitzstrahl oder durch Anzünden eines Ameisenhaufens auf einer Stelle, wo die Kohlen zu Tage ausgingen, verursacht worden sein soll.

Am richtigsten ist es wol, Selbstentzündung der Kohlen auf chemischem Wege anzunehmen, wie diese auch als Entstehungsursache ähnlicher Kohlenbrände in England, Belgien, Schlesien und an der Saar angegeben wird. Diese Ansicht hat sich (nach Dr. Herzog's Mittheilungen) in neuerer Zeit dadurch bestätigt, daß im September 1842 bei der der zwickauer Commune zugehörigen Grube „Vereinglück" ein Haldenbrand nachweislich durch Selbstentzündung und zwar infolge eines starken Regens nach anhaltender Dürre entstand, indem sich wahrscheinlich durch die Feuchtigkeit der in der Halde vorhandene Schwefelkies mit benachbarten Eisentheilen vereinigte, um ein schwefelsaures Eisenoxydul zu erzeugen, was unter starker Wärmeentwickelung, welche sich in verschlossenen Räumen mit Hülfe benachbarter brennbarer Stoffe wol bis zur Flamme steigern kann, vorzugehen pflegt, ein Fall, der sich später auch bei einer andern Grube wiederholt hat. Muß man nun auch dieser Ansicht vom wissenschaftlichen Standpunkte aus den Vorzug vor den übrigen angegebenen Entstehungsursachen geben, so kann man doch auch wieder nicht in Abrede stellen, daß zuweilen — z. B. im Dreißigjährigen Kriege — auch von außen Feuer in die planitzer Schächte gedrungen sein mag.

Nachdem nämlich eine Abtheilung Schweden im Jahre 1640 das schöne Schloß Planitz niedergebrannt hatte, rückten im Jahre 1641 die zur Zeit mit den Sachsen verbündeten Kaiserlichen unter dem General Borry an, um die Schweden zu vertreiben. Um nun den raubgierigen Soldaten ihr Geld zu entziehen, verbargen es die Bewohner der Umgegend in den planitzer Kohlenschächten, welche sie sodann mit Schutt und Reisig verstürzten. Dies wurde jedoch den Soldaten verrathen und als diese beim Nachforschen nichts entdecken konnten, zündeten sie aus Rache die über den Schächten erbauten Kohlenhütten an, wodurch Feuer in die Schächte fiel, welches zuerst deren Zimmerung und sodann die Kohlenwände selbst ergriff. Nach Borry's Abzuge erfolgten zwar Löschversuche, allein dieselben zeigten sich doch nicht hinreichend, bis man endlich die Schächte und Strecken durch Klebwände und Mauern verschloß und erstere zum Theil verstürzte, indem man zugleich fortfuhr, die vom Brande zunächst bedrohten guten Kohlen abzuarbeiten. Allein kurz darauf zeigte sich der Brand von neuem und als man endlich zur Dämpfung desselben ein großes unterirdisches Spritzwerk anlegte, machte dies theils durch den entstehenden Luftzug, theils durch die chemische Zersetzung des Wassers in der gewaltigen Hitze das Uebel nur noch ärger. Später gelang es zwar, durch Verdämmungen dem Brande einigen Einhalt zu thun; indessen eine gründliche Bewältigung des zerstörenden Elements war nicht bewirkt worden. Denn einige Jahre später wüthete der Brand heftiger als je. Wenigstens geht dies aus einem Berichte der planitzer Köhler (vom Jahre 1679) an den Kurfürsten hervor, in welchem dieselben klagen: „das unterirdische Feuer sei so stark, daß es ihnen die Lichter schmelze und die Schuhe an den Füßen verbrenne, daß sie der Hitze wegen genöthigt seien, fast ganz nackt zu arbeiten und obendrein noch alle Augenblicke befürchten müßten, unter dem einstürzenden Erdreiche zu ersticken."

Nachdem nun zur Dämpfung dieses zu verschiedenen Zeiten im 18. und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts sich zeigenden Brandes mehre größere und kostspielige Ver-

gemacht worden waren, ohne den beabſichtigten Zweck zu erreichen, wurden im Jahre
ſämmtliche auf planitzer Revier gelegenen Schächte verſchüttet und alle Oeffnungen
ſchloſſen, um der Luft jeden Zutritt zum Feuer abzuſchneiden, worauf man behufs
Kohlenförderung in bedeutender Entfernung neue Schächte anlegte. Dieſe Maßregeln
n auch von ſo gutem Erfolge, daß man keine Spur vom Feuer fand, als man im
e 1822 es wagen zu dürfen glaubte, jene Schächte wieder zu eröffnen, um den Bau
dem tiefen Flötz wieder zu beginnen. Kaum waren aber zwei Jahre vergangen, als
lich der Brand von neuem ausbrach und ſich ſo ſchnell und ſtark durch alle Baue ver-
te, daß man ſchleunigſt die geöffneten, alten Schächte wieder verſtürzen und dem Feuer
e große Kohlenſtöcke preisgeben mußte, von denen ein einziger allein mindeſtens hun-
ſend Karren Kohlen geliefert haben würde. Nun machte man Verſuche, das unter-
che Feuer durch Einleitung von kohlenſaurem Gas zu erſticken, was jedoch ebenſo wenig
g als die früher von dem göttinger Profeſſor Stromeyer angerathenen Erſtickungs-
che durch Schwefeldämpfe. Die Hoffnung, den planitzer Erdbrand gründlich zu löſchen,
man ſeitdem gänzlich aufgegeben.

Die Dämpfe, die jetzt an manchen Stellen bald ſtärker bald ſchwächer aus der Erde
gen, zeigen ſich vorzüglich im Spätherbſt und Winter, wo die Hitze derſelben oft
R. erreicht und ſich an jenen Stellen durch das ſchönſte Grün des Raſens ſelbſt beim
ſten Froſt kundgibt, während im Sommer das Gras nur kümmerlich vegetirt, ja wol
verdorrt.

Vor einigen Jahren hat man verſucht, die unterirdiſche Hitze jenes Terrains zur Gar-
ultur nutzbar zu machen, indem man (vergl. Nr. 27, Bd. I dieſer „Unterhaltungen“)
Gärtnerei anlegte, in welche die unterirdiſche Wärme mittels in den Erdboden ein-
ſſener Röhren geleitet wird, um eine wahrhaft tropiſche Temperatur zu erzeugen,
he in der That die ſchönſten und ſeltenſten Blumen und die ſchmackhafteſten Früchte
ſicher Zonen gedeihen läßt.

Das menſchliche Ohr.

(Vergl. in Nr. 25 Das menſchliche Auge.)

unſtvoll iſt der Bau des menſchlichen Ohrs. Das äußere Ohr, die Trommelhöhle und
Labyrinth ſind ſeine Theile. Das äußere Ohr und der damit verbundene Gehörgang
beſtimmt, die Töne und Klänge zu ſammeln und verſtärkt an das Trommelfell zu
ren, das ſie von der Trommelhöhle abſcheidet. Dieſe letztere enthält vier ſonderbar ge-
nte Knöchelchen, den Hammer, den Amboß, die Linſe und den Steigbügel; außerdem
ſie mit Luft erfüllt, die ihr immer friſch und neu durch die Ohrtrompete zugeführt
, eine Röhre, welche in die Mundhöhle ausläuft. Durch dieſe Luft und durch jene
örknöchelchen wird die Erſchütterung des Trommelfells nach dem innerſten Theile des
s, dem Labyrinthe, fortgeleitet, das vom härteſten Knochen des menſchlichen Körpers,
Felſenbein, umſchloſſen iſt. Das Labyrinth zerfällt in den Vorhof, die drei Bogen-
ge und die durch ihren Namen charakteriſirte Schnecke. An den Wänden dieſer aben-
rlich geſtalteten Höhlen ziehen und winden ſich durcheinander die Gehörnerven, denen
in einem kleinen Raume eine verhältnißmäßig große Fläche zur Ausbreitung gegeben
Das Labyrinth iſt nicht mit Luft, ſondern mit Waſſer angefüllt, das bekanntermaßen
weit beſſerer Leiter des Schalls iſt als jene. Waſſer iſt das nächſte Medium, durch
ches die Gehörnerven den Schall von außen empfangen, dem das harte Felſenbein eine
ſame Reſonanz verleiht; ſie führen ihre Eindrücke dem untern Theile des Gehirns
von wo aus dieſelben ſich in die Gefühls- und Gedankenwelt verlieren.

Wie nahe Auge und Ohr verwandt ſind, zeigt ſich daran, daß der Stamm der Gehör-

nerven bald nach seinem Ursprunge den der [illegible]nerven brüderlich umschlingt und ihn erst später verläßt, — ein Hinweis auf die gemeinsame Arbeit und wechselseitige Ergänzung, zu der beide Sinne bestimmt sind. Ist das Auge der Sinn des Verstandes, so ist das Ohr der Sinn des Gemüths. Man trete in die Natur hinaus: wo sie schweigt, da kommen wir uns verlassen und vereinsamt vor und kaum können wir uns unheimlicher Schauer erwehren; wo sie aber rauscht und klingt, da fühlen wir uns menschlich von ihr angesprochen, menschlich zu ihr geneigt. Das Grün des Waldes gewinnen wir erst recht lieb durch das Flüstern der Lüfte, durch das Singen der Vögel in den Wipfeln. Töne sind Gleichnisse der Empfindungen, beide suchen und finden einander. Die Musik ist das wunderbare Gleichniß des Menschenherzens. Nur was in der heiligen Dämmerung des Gemüths waltet, nicht was in die hellen Höhen des Bewußtseins emporsteigt oder was im Leben feste, klare Gestalt gewinnt, vermag sie auszudrücken; aber das auch mit zauberischer Rührungskraft, — voll und ganz, rein und lauter verkündigt sie unser Eigenstes, das der Verstand zerspaltet und auseinanderlegt, das die That und das Leben mit fremden Dingen vermischt.

Weil das Ohr der Sinn des Gemüths ist, so wurde es auch der erste Sinn der menschlichen Gesellschaft, deren Einigkeit ja im Gemüth zuerst sich kundgibt. Die Sprache, die an das Ohr des Nächsten sich richtet, erfand man weit früher als die Schrift, die dem Auge des Entfernten geboten werden soll. Einem Baume möchten wir die Sprache vergleichen, der in das Gemüth seine Wurzeln senkt, seine Krone aber in die Begriffswelt erhebt. Nur dieser Doppelcharakter der Sprache machte es möglich, daß das Auge mit dem Ohr um dieselbe streiten und zwar siegreich streiten konnte. Denn allerdings ist ein Schriftdenkmal, das von fernen Völkern, von späten Geschlechtern geschaut und verstanden wird, wichtiger für die Cultur als verhallende Laute. Allerdings wollen inhaltsvolle Worte lange geprüft sein und das geschieht bequem durch das Auge, das sie immer und immer wieder überliest, während sie dem Ohre meist nur auf Augenblicke zu Gebote stehen. Aber lassen wir dem Auge und der Schrift die Herrschaft über alle Länder und Zeiten, im heimischen, vertrauten Kreise der Nähe, unter unsern Lieben und Freunden herrscht doch immer unangefochten die Sprache und das Ohr. Das gesprochene Wort mit seinen unzähligen feinen Wandlungen gibt dem Begriff einen gemüthlichen Reiz; es ist beinahe Musik. Das geschriebene Wort in seinem eintönigen Schwarz auf Weiß ist so recht ein Zeichen des nackten Begriffs, und es gehört erst ein schöpferischer Act unsers Gemüths dazu, ihm jenen Reiz, jenen musikalischen Zauber, wie in der Erinnerung, wiederzugeben.

Die Erhaltung und Pflege des Ohrs muß uns nach dem Allen als etwas sehr Wichtiges erscheinen. Und doch widmet man diesem Organ im Ganzen weniger Aufmerksamkeit als andern, und leichte Ohrübel werden häufig vernachlässigt, obwol sich schlimme und schwere daraus entwickeln können. Die Krankheiten des Ohrs sind zum Theil rein örtliche, meist aber gehen sie aus der gesammten Körperverfassung hervor. Das Letztere ist namentlich bei der Schwächung oder Erlahmung der Gehörnerven der Fall. Allerlei sonderbare Erscheinungen, eine krankhafte Feinhörigkeit, ein Nachhallen der Töne, ein doppeltes und dreifaches Hören, eine Verzerrung und Verstümmelung des Schalls, endlich ein quälendes Seufzen und Brausen im Ohr (mögen die Leser des Herausgebers „Heimchen im Ohr" in der ersten Nummer des ersten Bandes dieser „Unterhaltungen" vergleichen) pflegen sich zu zeigen, ehe das Erlöschen des Gehörs, die Taubheit oder mindestens große Schwerhörigkeit, sich einstellt.

Die Schwer- oder Harthörigen und mehr noch der Taube sind der Freuden des geselligen Umgangs beraubt; die zartesten Fäden des Gemüths sind für sie zerrissen oder halten sich höchstens nur noch lose durch die Erinnerung. Solche Unglückliche pflegen dann die Gesellschaft nicht nur nicht mehr zu suchen, sondern in der Einsamkeit ihrer Schwer-

hzuhängen. Dazu kommt bei Vielen noch ein stets peinigendes Mißtrauen, so
e in ihrer Nähe verkehren und sprechen. Und dies Mißtrauen ist nicht ohne Be
, denn abgesehen von den Leichtsinnigen und Boshaften, die fremder Gebrechen
ß auch für gutmüthige Menschen der Taube bei weitem nicht in dem Maße ein
d der Theilnahme wie der Blinde. Den Letztern zu leiten ist eine angenehme
r zarte Frauen; sie hören begierig, was er mit freundlicher Melancholie aus der
chen Nacht seines Gemüths verkündigt, und sie stimmen die weichsten, liebenswür
öne an, um ihm wohlzuthun. Vom Tauben aber kehrt man sich mit Ungeduld
illen ab; er hat das Unglück, im nächsten geselligen Verkehr der Vertreter der
e zu sein. Die allgemeine Mißstimmung merkt er gar wol und häufig wird er
chen suchen. Eine menschenfeindliche Tücke zeigt sich bei vielen Tauben. Am un
n ist der Taubgeborene; — wenn er ohne eine weise Erziehung aufwächst, so
zwar äußerlich in Sitten und Gebräuchen wie ein civilisirter Mensch erschinen,
r in wildester Barbarei verharren. Aeffisch ahmt er den Schein menschlicher Dinge
hältnissen nach, aber sie bleiben ihm eben nur Schein und Spuk, denn nur durch
bl findet die Anschauung den Weg zum Gedanken. Wem wäre an Taubstummen
eine unheimliche Eitelkeit und Putzsucht aufgefallen, deren Flitter so grell ab
gen den blödsinnigen Ausdruck des Gesichts, das sich höchstens durch thierische Be
er durch tückische Bosheit belebt? Herzliche Anerkennung verdienen die Menschen
ie Geist und Eifer aufbieten, um die Taubgeborenen auf allerlei künstlichen Wegen
wahrhaft menschlicher Bildung und Gesittung theilhaftig zu machen; freilich sind
Erfolgs nie ganz sicher, denn die Verstellung liegt solchen Unglücklichen näher als
mandem, und nicht selten wird der treue Lehrer, der seinem Zögling schon ganz
durch den Ausbruch innerer Häßlichkeit enttäuscht.

Mann von Geist und Herz, der erst in spätern Jahren taub wird, kann immer
schönen Ersatz für die Entbehrung der nächsten geselligen Freuden in dem in
chluß an das Allgemeine finden, an die großen Ideen, die im weitesten Umfange
und Zeiten bewegen. Für die Gesellschaft seiner Hausgenossen entschädigt ihn
elsten Männer aus der Vergangenheit und Fremde; in seiner Einsamkeit ist er
Der Weg zu dieser Seelengröße, zu diesem erhabensten Stil des Geisteslebens
ch nur ausnahmsweise von einem Tauben gefunden; dem Erblindeten aber, und
so hochgebildet, ist er eher versperrt. Blinde haben bei aller Gutherzigkeit
n gewissen Egoismus, den ihnen ihre Hülfslosigkeit eingibt und den gesellschaft
ittelung nicht selten befördert; daneben eine Gemüthsbehaglichkeit und Traum
ie sie zu wahren Gourmands der Freundschaft, des Familienlebens, des häus
es macht, den großen, ein wenig abstracten Menschheitsinteressen aber entfremdet
Pflege des Ohrs, dieses Sinnes des Gemüths und der Gesellschaft, wird in vie
n anempfohlen. Man hat neue Systeme der Heilkunst des kranken Ohrs. Man
e gemacht, dem kranken Ohr von innen, durch Einathmungen durch Mund und
kommen. Der sicherste Weg der Heilung, wo er überhaupt möglich ist, wird
allgemeine Umstimmung des ganzen körperlichen Habitus sein. Wer eine faß
uf vieljährige Erfahrung begründete Anleitung zur gründlichern Pflege des Ohrs
dem empfehlen wir die kleine Schrift des bekannten Gehörarztes Schmalz:
Erhaltung des Gehörs" (Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung). Sie ist schon
Auflage erschienen. Die darin ausgesprochenen diätetischen Vorschriften verdienen
llen gelesen und befolgt zu werden; Die, welche an leichten Gehörübeln leiden,
Büchlein abhalten, sie zu vernachlässigen. Wie bei allen Störungen unserer
tionen, heißt es auch besonders beim Ohr: Principiis obsta! Begegne jedem
Keime!

G. C.

Beobachtungen aus dem Gebiete des Seelenlebens.

Von Professor Frauenstädt in Berlin.

III. Motive.

Motive sind Vorstellungen, die den Willen reizen und in Bewegung setzen. Aber aus dem großen Kreise von Vorstellungen, in dem der Mensch lebt, der nicht blos wie das Thier anschaulicher, sondern auch begriffliche Vorstellungen hat, sind es doch bei jedem Individuum verhältnißmäßig nur sehr wenige und nur ein ganz bestimmter Theil, die zu Motiven werden und als solche auf ihn wirken, theils anziehend, theils abstoßend. Bei weitem die Mehrzahl der Vorstellungen geht wirkungslos an dem Willen vorüber und interessirt ihn gar nicht.

Kennt man die Vorstellungen, die ein Individuum am stärksten interessiren und zu Motiven seines Willens werden, so kennt man seinen Charakter; sowie umgekehrt, wenn man seinen Charakter a priori kennte, man vorher sagen könnte, welche Vorstellungen als Motive auf ihn wirken werden. Diejenigen Vorstellungen, die nicht unmittelbar und direct den Willen reizen, können dies doch mittelbar und indirect thun, insofern sie mit jenem in näherm oder entfernterm Zusammenhang stehen, wie Mittel zu den Zwecken.

Die ganze weltmännische Klugheit, die schlaue Benutzung der Andern zu seinen eigenen Zwecken, beruht darauf, daß man wisse, welche Vorstellungen zu Motiven ihres Willens werden, welches also das Band sei, an dem man sie gängeln könne. Auch die Erziehung erreichte ihren Zweck nicht, gäbe es nicht Vorstellungen, durch die man die Kinder selbst zu Dem, was ihrer Natur zuwider ist, ihnen Anstrengung und Selbstüberwindung kostet, reizen könnte, so wie man bei der Abrichtung von Thieren diese nur durch solche Vorstellungen, die als starke Motive, als Lock- oder Abschreckungsmittel, auf ihren Willen wirken, zu der Erlernung und Ausführung der merkwürdigen Künste bringen kann, die uns oft in Erstaunen setzen.

Gäbe es nicht ursprünglich verschiedene Charaktere, so müßten auf Alle dieselben Vorstellungen und zwar gleich stark als Motive wirken. Aber, daß dies nicht der Fall ist, daß Vorstellungen, die den Einen heiß machen, den Andern ganz kalt lassen, Vorstellungen, wofür der Eine das Leben läßt, den Andern nicht vom Ofen locken, dies beweist am besten die ursprüngliche Verschiedenheit der Charaktere. Daß den Einen die Vorstellung des Gewinns, den Andern die der Ehre, noch Andere die der Herrschaft und wieder Andere die der Kenntnisse und Gelehrsamkeit über Länder und Meere treibt und den größten Gefahren sich aussetzen läßt, solche Verschiedenheit der Motive bei Gleichheit der äußern Handlungen läßt sich nur aus einem Angeborenen erklären.

Und so wie bei verschiedenen Individuen die ursprünglich verschiedene Willensrichtung es mit sich bringt, daß ganz verschiedene Kreise von Vorstellungen es sind, die als Motive auf sie wirken; ebenso ist bei einem und demselben Individuum in den verschiedenen Lebensaltern die veränderte Willensrichtung der Grund, warum nicht mehr dieselben Vorstellungen im Alter wie in der Jugend als Motive wirken. Denn insoweit der Wille sich ändert, müssen auch die Motive andere werden. Die Veränderung des Willens ist also nicht Folge der Veränderung der Motive, sondern vielmehr umgekehrt, diese ist die Folge von jener. Um daher einen Willen durch andere Motive, als die ihn bisher bestimmten, bewegen zu können, müßte man auch die Kunst besitzen, zuvor ihn selbst zu einem ganz andern zu machen, da sonst die veränderten Vorstellungen gar nicht als Motive auf ihn wirken. Den Hungrigen und Durstigen werden schon von selbst die Vorstellungen von Speise und Trank als Motive bewegen; den Satten hingegen werden die schönsten Speisen und Getränke nicht nur nicht reizen, sondern sogar anekeln. Es hört

auf das eigene innere Bedürfniß und den Trieb an, ob eine Vorstellung als
ſe oder nicht und ob als anziehendes oder abſtoßendes

in der geſchichtlichen Entwickelung der Menſchheit im Großen und Ganzen ſind
te Willensrichtungen, die in verſchiedenen Zeitaltern und bei verſchiedenen Völ
verſchiedene Kreiſe von Vorſtellungen zu Motiven des Willens machen, ſeien es
er politiſche oder induſtrielle oder äſthetiſche und ſcientifiſche.

Conflict der Motive tritt ein, wenn verſchiedene oder entgegengeſetzte Vorſtel
Willen zugleich reizen und er doch nicht allen zugleich folgen kann, ſondern
eine mit Ausſchluß des andern entſcheiden muß. Da die Thiere nur anſchau
llungen haben, ſo kann es bei ihnen auch nur zum Conflict zwiſchen anſchau
ren kommen; beim Menſchen hingegen, als einem außer den anſchaulichen auch
chen Vorſtellungen fähigen Weſen, kommt es nicht nur zum Conflict zwiſchen
Motiven untereinander, ſondern auch zwiſchen anſchaulichen und begrifflichen,
nſtlichen mit begrifflichen.

es in jedem Moment nur Eine Vorſtellung, die den Willen als Motiv reizt.
Wille unmittelbar mit ſich einig.

Anregungen.

Neue Künſte.

rtſchwul ſich der gegenwärtige po-
itigont den Blicken zeigt, ſo liegt
zu erwartenden Unwetter Eine
uftreinigung, die darin beſteht, daß
olitiſche Debatte ſich nicht ewig in
en zwiſchen Demokratie und Con-
bewegt. Es geſchieht zwar von
er letztern Partei Alles, um die
Staaten wieder auf dieſen Stand-
führen, aber vergebens. Die ſtolzen
ſſice- und Beſperusſtotten hiſſen
n auf als dies ewige troſtloſe
Tendenz- und Geſinnungspolitik.
r von Rußland, der doch Jahre
moraliſche Abhängigkeit der Oſt-
ner doctrinären Zeitauffaſſung ge-
zeigt ſich in den Enthüllungen des
als ein Politiker des größten,
chtlichen Stils. Es iſt eine wahre
en, daß es einmal in der Welt
ergehen kann ohne die beliebte
tik. Die nur auf dieſe geſchulten
wiſſen auch in dieſem Augenblick
ſich helfen ſollen. Sie ſind in
daß ihnen ſolch bittere Erfahrung
nd kommen mußte, wo ſie ſie am
arten konnten, von Petersburg!
d einer politiſchen Thorheit der
den ſie wieder hoffen können, ſich
Künſten zurechtzufinden.

Die Geſchichte im Unterricht.

Es gibt Lehrer, die, wenn ſie von Sparta erzählen, mehr Worte über die Spartaniſche Suppe als über die geſchichtliche Bedeutung Spartas verlieren. Sie werden am liebſten von den hundert Ochſen erzählen, die Pythagoras für die Erfindung ſeines berühmten Lehrſatzes den Göttern opferte; ſie rupfen den Hahn, welcher der „Menſch des Plato" genannt wird, den andern Hahn, den Sokrates bei ſeinem Tode dem Aeskulap zu weihen befiehlt, kurz, ſie kommen aus den Anekdoten, aus den Curioſitäten und Allotrien nicht heraus und vertrödeln die ſo wichtige, unerſetzliche Zeit mit Dingen, die nur Heiterkeit, nicht Licht und wahre Belehrung verbreiten.

Unſtreitig hat die Anekdote im Geſchichtsunterricht ihre Berechtigung. Sie erleichtert gewiſſe allgemeinmenſchliche Verwandtſchaftszüge zwiſchen uns als gewöhnlicher Maſſe und großen, ausgezeichneten Charakteren. Auch das Moraliſiren in der Geſchichte, das wieder andere Lehrer lieben, wollen wir nicht tadeln; der Pragmatismus, die Philoſophie der Geſchichte, umſchließt manche Wahrheiten, die ſich unſer gebildeten Menſchen einer faſt religiöſen Autorität erfreuen und die auch ſchon in das junge Gemüth gepflanzt werden ſollen als Keime echter Frömmigkeit und Ehrfurcht vor dem Göttlichen. Das Alles aber mit der Hauptſache im Geſchichtsunterricht, dem wirklichen Zeit- und Völkerleben, zu vereinigen in glücklicher Miſchung, das iſt die große Schwierigkeit. Sie ſteigert ſich bei

uns faſt zur Unmöglichkeit, denn der deutſchen Schule fehlt Das, was überhaupt dem deutſchen Volke fehlt und der Halt und Hort einer geſunden Geſchichtsbetrachtung ſein muß, eine klare, feſte Volksthümlichkeit. Nur wo dieſe ihre Rechnung findet, nur wo die wirren und krauſen Fäden der Vergangenheit ſich zuſammenſpinnen zum ſchönen Gewebe einer freien und ſtolzen Gegenwart, da treibt man in der Schule und zu Hauſe Geſchichte mit Erhebung. Oft führt ein ſolcher, die ganze Geſchichte auf das Volk, dem man angehört, zurückleitender Patriotismus zur Selbſtüberſchätzung, zur Ungerechtigkeit gegen andere Völker, aber er bringt doch Halt und Zuſammenhang in die Belehrung, beſchränkt die Allgemeinheit eines ſich für Alles und Jedes mit gleicher Wärme intereſſirenden Kosmopolitismus, treibt aus den Thatſachen die Keime der eigenen Handlungsweiſe und des begeiſterten Dranges, ſich zu bewähren, empor. Populär nennen ſich tauſend Geſchichtsdarſtellungen bei uns! Man ſollte dieſe Schriften erſchlaffend und haltlos nennen.

Man verbinde den Geſchichtsunterricht immer aufs engſte mit der Länder- und Völkerkunde, gemeiniglich zu oberflächlich Geographie genannt, und mit dem Unterricht in der deutſchen Sprache. Dem Unterricht in der Mutterſprache liefert die Geſchichte die reichlichſte Auswahl für die einfachſte Form des mündlichen und ſchriftlichen Ausdrucks. Der erſte Schritt ſei, die Schüler zu gewöhnen, genau und gewiſſenhaft Das zu wiederholen, was der Lehrer ihnen erzählt hat, wobei ihnen Letzterer ein Vorbild des Geſchmacks ſein muß. Später ſchreite man von der Erzählung zu ſchwierigern Formen vor, zur Charakteriſtik und der damit verwandten Parallele, ferner zu pragmatiſchen Ueberſichten (wie etwa „die Folgen" einer wichtigen Entdeckung oder Erfindung). Zu allen dieſen Aufgaben kann der Lehrer ſich ſolche Partieen aus der neuern und neueſten Geſchichte ſuchen, die unverfänglich für die Jugend ſind, während er beim ſyſtematiſchen Geſchichtsunterricht auch das Verwirrende und Verletzende nicht überſpringen darf. Anfangs gibt der Lehrer den Schülern alles Material und „denkt ihnen vor"; ſpäter gibt er ihnen immer weniger und weniger; er weckt in ihnen den Trieb des eigenen Forſchens und Sammelns, die Kraft der ſelbſtändigen Bewältigung der Thatſachen durch den Gedanken und die Darſtellung. Hat ſich der Geiſt des Schülers an glücklich gewählten Motiven geübt, ſo darf er auch ſpäter, wenn er der Schule entwachſen iſt, vor engen Verwickelungen und ſchlimmen Räthſeln im Leben ſeiner Nation und ſeines Jahrhunderts nicht zurückbeben.

Die zweite Ergänzung des dürftigen Geſchichtsunterrichts wäre dann in der Länder- und Völkerkunde zu ſuchen. Ihren geſammten Inhalt liefert ſie in feſten Umriſſen und arbeitet ihn in lebendigen Bildern aus. In der Schule übt ſie zunächſt die topographiſche Geſchicklichkeit, die Gewandtheit des Sichzurechtfindens und Orientirens, des hiſtoriſchen Ortsſinns. Dann ſteht ſie in Wechſelwirkung mit faſt allen Wiſſenſchaften, die vom Lehrer fruchtbar gemacht werden muß in beſtändigen Anknüpfungen und Bezügen. Die Naturwiſſenſchaften finden in ihr einen ſichern Rahmen und die hiſtoriſchen Studien einen ſoliden Boden. Die Lage, das Klima eines Landes, ſeine Gewäſſer und Gebirge bedingen den Ackerbau, die Gewerbe, den Handel ſeines Volks und dadurch auch ſeine höhere Cultur. Ein verſtändiger Culturſinn wird durch eine geographiſche Begründung der Geſchichte erzielt und, was damit aufs innigſte zuſammenhängt, eine geſunde politiſche Meinung, die der Gipfel und die Krone aller Geſchichtskenntniß ſein ſoll.

Wir wurden zu dieſer Andeutung veranlaßt durch ſo manche uns zur Beurtheilung mitgetheilte Geſchichte (erk für den Zweck des Unterrichts, z. B. Deſſen „Weltgeſchichte für das weibliche Geſchlecht" (Leipzig, Brandſtetter), die uns indeſſen, wie auch die ſonſtigen äſthetiſchen und literarhiſtoriſchen Schriften dieſes Autors, keinen beſondern Geſchmack haben abgewinnen können.

Wahrheit und Lüge.

Wenn wir alle unſere Speiſen unter dem Mikroſkope unterſuchen wollten, würden wir aus Ekel vielleicht vorziehen zu verhungern. So iſt es leider auch unmöglich, ſein Leben ganz nur nach abſolut guten und reinen Grundſätzen einzurichten. Wer kann und darf immer ganz wahr ſein? Es muß ſchon genügen, daß wir die Lüge nur nicht liebgewinnen.

Die Nachbarſchaften der Tugend.

Es iſt betrübend und erſchwert ſehr die wahre Beurtheilung der Menſchen, daß ſo viele unſerer ſchönſten Tugenden dicht an Fehler kreiſen. Man verurtheilt z. B. den Neid auf fremde Verdienſte und dennoch muß man fragen: Kann ohne ihn die erlaubte Ehr- und Ruhmbegierde beſtehen?

Zum täglichen Verkehr.

Wie viele Menſchen halten wir im Grunde nur deshalb für gut, weil es uns ſchrecklich läſtig und unbequem ſein müßte, von ihnen das Gegentheil anzunehmen!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 31.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Duft und Farbe der Blumen.

I.

Wer hat nicht schon die Farbenpracht der Tulpen und Georginen und den Sammetglanz er Garten-Stiefmütterchen bewundert oder sich an dem süßen, würzigen Duft der Nelken nd Maiblümchen erlabt! Aber selten dürfte man sich die Frage vorgelegt haben: Was ringt jenen angenehmen Duft hervor? Worauf beruht der sammetne Glanz und der unte Farbenschmelz der genannten und vieler andern Blumen?

Jedermann kennt die hübschen kleinen lilafarbenen Glockenblumen, welche im Juni so äufig auf unsern Wiesen blühen und in manchen Gegenden wegen ihrer zierlichen Form „Elfenhütlein" genannt werden. Wenn man ein Stückchen einer solchen zarten Blume nter dem Mikroskop bei einer mäßig starken, etwa hundertfachen Vergrößerung betrachtet, bemerkt man, daß nicht alle Theile der Blume, sondern blos bestimmte Stellen jene höne lilablaue Färbung besitzen und daß letztere von einer blauen Flüssigkeit herrührt, elche die hohlen Räume in dem zarten Gewebe der Blume erfüllt. Der Mehrzahl er Leser wird es bekannt sein, daß jeder Pflanzentheil, selbst das härteste und dichteste olz, von solchen hohlen Räumen wimmelt, oder richtiger, daß die Pflanzen aus lauter einen Säckchen, Bläschen und Schläuchen von sehr mannichfacher, oft höchst wunderbarer orm zusammengesetzt sind, welche man in der Wissenschaft „Zellen" nennt, deshalb, weil ese kleinen Säckchen, da sie fest aneinanderschließen und sich deshalb gegenseitig drücken, hr oft unter jener Form auftreten, welche den Bienenzellen eigenthümlich ist, d. h. als chtseitige Cylinder. An jeder Zelle unterscheidet man die feste Wandung oder die „Zellenembran" und den „Zelleninhalt", welcher den hohlen Raum erfüllt. Die Zellenmemran besitzt, je nach dem Pflanzentheile, dem die Zelle angehört, eine sehr verschiedenartige eschaffenheit, indem sie bald steif, hart und dick ist, wie bei den Zellen des Holzes, bald ck, aber elastisch biegsam, wie bei den Zellen des Bastes, bald weich, dünn und zart, ie bei den Zellen der meisten Blumen. Der Zelleninhalt besteht in allen jugendchen Zellen und auch in vielen vollkommen ausgebildeten aus einer Flüssigkeit, die eisten Zellen enthalten aber im völlig ausgebildeten Zustande entweder feste Körper oder

Luft. Ueber den wunderbaren Bau, die Entſtehung und Beſtimmung der Zellen und der aus ihnen zuſammengeſetzten „Gewebe“ der Pflanzen wollen wir die Leſer dieſes Blattes ein andermal unterhalten; für diesmal genügt es, darauf aufmerkſam gemacht zu haben, daß jedes Blumenblatt und überhaupt jeder Pflanzentheil aus Zellen zuſammengeſetzt iſt.

Betrachtet man nun die blauen Glockenblumen unter dem Mikroſkop, ſo bemerkt man, daß die Zellenmembrane vollkommen farblos ſind, indem ſie als zarte helle Streifen zwiſchen den Hohlräumen der Zellen erſcheinen und daß die Färbung der Blume lediglich von dem flüſſigen Zelleninhalt herrührt, welcher eben eine lilablaue Farbe beſitzt. Aehnlich iſt es in den Blättern der vollkommen ausgebildeten Roſen, wo der Zelleninhalt ebenfalls flüſſig und röthlich gefärbt iſt; ferner in den Blumen der Hyacinthen, wo die Flüſſigkeit in den Zellen bald eine roſenrothe, bald eine blaue oder gelbliche Farbe beſitzt, und überhaupt in den meiſten Blumen. In weißen Blumen iſt der Zellſaft in der Regel vollkommen farblos und das Gewebe ſolcher Blumen erſcheint daher unter dem Mikroſkop ganz ungefärbt durchſichtig hell. Die weiße Farbe rührt blos von der Zurückwerfung der Lichtſtrahlen durch die Wandungen oder auch durch den Inhalt der Zellen her; denn es iſt bekannt, daß farbloſe Kugeln, z. B. Glaskugeln, oder überhaupt farbloſe und durchſichtige Körper mit gebogenen Flächen, z. B. Trinkgläſer, bei auffallendem Lichte von fern weiß erſcheinen. Bisweilen beſteht der Zelleninhalt weißer Blumen und Blütentheile blos aus Luft und in dieſem Falle pflegt das Weiße ein mehr oder weniger glänzendes zu ſein, die Blume ſelbſt eine trockene Beſchaffenheit zu beſitzen und bei der Berührung einen raſchelnden Ton von ſich zu geben. So ſind z. B. die glänzend weißgefärbten Blättchen der weißen Strohblumen aus lauter farbloſen, luftерfüllten Zellen mit ziemlich derben und ſteifen Membranen zuſammengeſetzt.

Die Farbe der Blumen rührt aber nicht immer von einem flüſſigen Inhalte der Zellen her. Gar nicht ſelten iſt in buntgefärbten Blumen der Zellſaft ebenſo farblos wie die Zellenmembran, allein es ſchwimmen dann im Zellſaft kleine Kügelchen oder Bläschen eines feſten Farbſtoffs und dieſe verurſachen die Geſammtfarbe der Blume. Je mehr Farbkügelchen in den Zellen vorhanden ſind, je dichter alſo im Allgemeinen der Farbſtoff in dem Gewebe der Blume angehäuft iſt, deſto intenſiver, deſto geſättigter iſt auch die Färbung der Blume; je zerſtreuter die Farbkügelchen liegen, deſto heller wird die Farbe der Blume. Solche Kügelchen von feſtem Farbſtoff findet man in den Zellen faſt aller Blumenblätter, ſo lange dieſelben noch in den Knospenhüllen eingeſchloſſen ſind und, wie es dann gewöhnlich der Fall iſt, eine grünliche Färbung beſitzen. Zerſchneidet man z. B. eine junge Roſenknospe, die noch gänzlich von dem dicken, grüngefärbten Kelche umſchloſſen iſt und betrachtet man ein recht zartes Scheibchen, welches man von einem der im Herzen der Knospe befindlichen jungen grünlichen Blumenblätter behutſam abgeſchnitten hat, unter dem Mikroſkop, ſo bemerkt man, daß die noch ſehr kleinen Zellen mit einer farbloſen ſchleimigen Flüſſigkeit erfüllt ſind, in welcher einzelne, ziemlich große Kügelchen oder Klümpchen von hellgrüner Farbe ſchwimmen. Unterſucht man ältere Knospen, ſo findet man, daß einzelne dieſer grünen Farbkügelchen eine röthliche Färbung anzunehmen anfangen. In noch ältern Knospen gibt es gar keine grünen Farbkügelchen mehr, ſondern lauter röthliche, und bald zerfließen letztere in der Flüſſigkeit, in welcher ſie ſchwimmen, und ertheilen dem ganzen flüſſigen Zelleninhalt die charakteriſtiſche roſenrothe Färbung. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß in allen farbigen Blumen der meiſt flüſſige Farbſtoff, welcher die Zellen der vollkommen entwickelten Blumen füllt, durch die Farbenwandlung und das Zerfließen urſprünglich grüngefärbter Kügelchen entſtehe. Dieſe grünen Farbkügelchen, welche in den jugendlichen Zellen aller unausgebildeten Blumenblätter von grünlichem Ausſehen enthalten ſind, ſtimmen vollkommen mit den Farbkügelchen überein, die man in den Zellen aller,

uch im ausgebildeten Zustande grüngefärbten Pflanzentheile, also besonders in denen der
lätter findet, und es sei uns daher erlaubt, hier einige Worte über die grüne Farbe der
lätter und anderer Pflanzentheile einzuschalten und über die verschiedene Nüancirung des
lättergrüns, welche eine so große Rolle in der Scenerie der Landschaften spielt.

In den Zellen aller Blätter und grüngefärbten Pflanzentheile, besonders in denjenigen,
elche der von der Luft berührten Oberfläche am nächsten liegen, bemerkt man Kügelchen
n grüner Farbe, welche bald einzeln, bald in dichten Massen oder zu größern Klumpen
ammengeballt in dem vollkommen farblosen Zellsafte schwimmen. Auch die Membranen
r Zellen pflegen in der Regel farblos zu sein, selten besitzen sie eine schwach grünlich
be Farbe, sind aber immer durchsichtig, während die grünen Farbkügelchen das Licht ent-
der gar nicht oder nur unvollkommen durchscheinen lassen. Man nennt diese grünen
rbkügelchen in der Wissenschaft „Blattgrün" oder mit einem der griechischen Sprache ent-
nten Worte „Chlorophyll". Dieser Farbstoff ist ein höchst merkwürdiger Körper. Im
gelösten Zustande kommt das Blattgrün niemals in der lebenden Pflanze vor, sondern
s in festem, entweder in Form von Körnchen oder Kügelchen, wie gewöhnlich, oder,
selten, in Form von bandartigen Streifen. Die Chlorophyllkörner sind bald durch und
ch dicht, bald hohl. In ersterm Falle bestehen sie nicht gänzlich aus Chlorophyll, son-
enthalten in ihrem Innern ein Klümpchen von Stärkmehl oder auch von Wachs,
ß der grüne Farbstoff nur die Schale oder Rinde des Körnchens bildet. Eine solche
haffenheit besitzen die Chlorophyllkörner der meisten Blätter und hier pflegt fast stets
Klümpchen von weißem Wachs in jedem Chlorophyllkorn vorhanden zu sein. Ganz
rt beschaffen sind die hohlen Chlorophyllkörnchen, welche sich vorzüglich bei unvoll-
nenen Gewächsen, bei Moosen, im Stengel der Schachtelhalme, ganz besonders aber
en in stehenden Wässern so ungemein häufig vorkommenden, als grüner Schlamm
grüne Fadengeflechte erscheinenden Algen finden. Die Chlorophyllkörnchen sind nämlich
chen mit einer ungemein zarten, vollkommen farblosen Membran, an deren Innen-
ung der grüne Farbstoff einen bald nur sehr dünnen, bald dickern Ueberzug bildet.
hat beobachtet, daß solche Chlorophyllbläschen sich allmälig in wirkliche Zellen ver-
elt haben und betrachtet daher mit Recht die Chlorophyllbläschen als die Uranfänge
Zellen, als Zellenkeime. Sowol in den Chlorophyllbläschen als in den Chlorophyll-
n besteht nun eben die grüne Schicht niemals aus dem grünen Farbstoffe allein,
n dieser ist stets mit einem weißen Wachs vermengt, dem der eigentliche grüne Farb-
nklebt. Letzterer erzeugt sich in der Pflanze nur unter der Einwirkung des Lichts
sind nur solche Pflanzen grün gefärbt, welche im Licht wachsen; alle im Dunkeln
enden Pflanzen besitzen eine bleiche oder bräunliche Farbe. Einen Beweis dafür, daß
r grüne Farbstoff des Chlorophylls nur im Lichte erzeugt, bietet eine sehr bekannte
nung dar, welche die Leser oft beobachtet haben werden. Die im Keller aufbewahrten
feln pflegen nämlich im Frühling häufig lange, fadenförmige Stengel aus ihren
e" (d. h. Knospen) zu treiben, welche eine bleiche, gelblichweiße Farbe haben. Wenn
usläufer zufällig ans Licht kommen, z. B., wie es häufig geschieht, zu den Keller-
herauswachsen, so färben sie sich in sehr kurzer Zeit grün. Das Chlorophyll ist
Zellen dieser Kartoffelausläufer bereits vorhanden, nur noch nicht entwickelt, weil
dem dazu unumgänglich nöthigen Lichte gefehlt hat. Aus letzterm Grunde sind auch
im „Herzen" der Kohl- und Salatköpfe befindlichen Blätter immer gelblich oder
niemals aber grün gefärbt, und sieht man ein Stückchen eines solchen Herzblattes
em Mikroskope an, so gewahrt man, daß die Chlorophyllkörner gelblich gefärbt
ieselben nehmen jedoch, weil man zu der mikroskopischen Beobachtung Licht braucht,
hrend derselben die grüne Farbe an. Je intensiver das Licht ist, in welchem die
wächst, desto dunkler pflegt in der Regel der grüne Farbstoff und desto dunkel-

grüner daher auch das Laub zu ſein. Deshalb beſitzen die meiſten Pflanzen der heißen Zone und ſchon Südeuropas, wo das Sonnen- und folglich auch das Tageslicht viel heller iſt als in unſern nordiſchen Gegenden, ein dunkleres, ſaftigeres Grün als das unſerer Gewächſe. Aus eben demſelben Grunde wird bei uns das helle Grün des jungen Laubes, welches im Frühlinge unſern Augen ſo wohlthut, allmälig immer dunkler, indem die Tage immer länger werden, die Sonne immer höher ſteigt und daher die Einwirkung des Lichts eine immer länger andauernde und intenſivere wird. Der grüne Farbſtoff des Chlorophylls zerſetzt ſich aber auch in manchen Fällen ſehr leicht unter dem Einfluſſe des Lichts. Dies gilt ganz beſonders von dem künſtlich dargeſtellten Chlorophyll. Man kann nämlich das Blattgrün ſehr leicht aus den Pflanzen ausziehen und als wirklichen Farbſtoff gewinnen, wenn man junge Blätter oder überhaupt grüne ſaftige Pflanzentheile zerquetſcht und mit Weingeiſt oder Aether übergießt. Man erhält dann eine Tinctur, die bei auffallendem Lichte grasgrün, bei durchſcheinendem dagegen merkwürdigerweiſe burgunderroth gefärbt erſcheint. Läßt man dieſe Tinctur in einer Schale über dem Feuer verdunſten, ſo hinterläßt ſie eine ſaftige grüne Maſſe, das Blattgrün, welche in Aether, in fetten und ätheriſchen Oelen auflöslich iſt, vom Waſſer dagegen nicht aufgelöſt wird. Die Auflöſung dieſer grünen Maſſe iſt ebenfalls grün, verliert aber, dem Sonnenlichte ausgeſetzt, die grüne Farbe binnen kurzem und wird farblos. Solche Entfärbungen des Chlorophylls durch die Einwirkung intenſiven Lichts ſcheinen auch in der Natur nicht ſelten vorzukommen. Noch häufiger aber wird eine Veränderung oder Zerſetzung des grünen Farbſtoffs durch andere Urſachen in der lebenden Pflanze herbeigeführt, beſonders dadurch, wie es ſcheint, daß das Chlorophyll mit Säuren und andern kräftig wirkenden Stoffen zuſammenkommt, welche in den Zellen zu beſtimmten Zeiten des Pflanzenlebens zur Entwickelung gelangen. Infolge davon zerfällt der grüne Farbſtoff in einen gelben und rothen, häufig auch noch in einen ſchwärzlichen Farbſtoff. Auf dieſer Zerſetzung und Umwandlung des Chlorophylls beruht die gelbe, rothe und ſchwärzliche Färbung der Blätter im Herbſte, ferner die gelbe und rothe Färbung der Schalen reifer Aepfel, Birnen und anderer im unreifen Zuſtande grün ausſehender Früchte und wahrſcheinlich auch die Umwandlung der blaßgrünen in den jungen, grünlichen Blumenblättern enthaltenen Chlorophyllkörner in die farbigen Kügelchen und Säfte, welche die bunten Farben der Blumen hervorbringen.

Kehren wir nach dieſer Abſchweifung wieder zu den Farben der Blumen zurück.

(Der zweite Artikel in nächſter Nummer.)

Das Todtenhemd.

Eine Begebenheit, die kürzlich in Weſtfalen erzählt wurde.

Das Haus des reichen Schulzen Bernhard Moll liegt nicht weit von einem ſchönen, großen, jetzt zur königlichen Domäne gehörenden Walde und wie von einem kleinen Walde iſt es ſelbſt umſchloſſen, denn ſo mächtig ſind die Eichenſtämme, die es nach weſtfäliſcher Sitte umſtehen, daß ſie nur in nächſter Nähe das rothe, rieſige Dach gewahren laſſen. In dem Hauſe herrſcht nach alter Sitte die Hausfrau in einem großen Kreiſe von Knechten und Mägden, welche fünf mal des Tags ſich zu ihren Mahlzeiten um ſie auf der großen Diele, die Küche und Tenne des Hauſes zugleich iſt, verſammeln. Frau Jenna pflegt dabei jeden Tag zu bedauern, daß ihr der Himmel nicht anſtatt des „unnützen Jungen" zur Stütze eine flinke Tochter gegeben.

Der „unnütze Junge" wird aber auf das zärtlichſte von ihr geliebt und verdient es auch, denn er iſt ein hübſcher, gutmüthiger und fleißiger Menſch, der ſeiner Mutter herzlich zugethan iſt, ſo ſehr zugethan, daß er ſie zu ſeiner Vertrauten in einer für ihn höchſt

wichtigen Angelegenheit gemacht hat. Der Schulze hatte nämlich zehn „Kötter", das heißt, Leute, welche zu ihm in einer Art bäuerlichen Vasallen- und Lehnverhältnisses ſtanden. Der „Kötter" muß ſeinem „Bauern" für Haus, Hof und Feld eine gewiſſe nur kleine Summe Geldes, aber ziemlich viel Spann- und Arbeitsdienſte leiſten. Der Schulze war keinem dieſer Leute beſonders zugethan, aber einen, den Kötter Peter Artmann, haßte er ſo ſehr wie Niemand auf der Welt, und gerade das einzige Kind dieſes Mannes liebte, wie Frau Jenna zu ihrem unſäglichen Schrecken erfuhr, ſein Sohn.

Daß Liebeth eine „Kötterstochter" war, hätte ſie vielleicht überwunden, obgleich das für einen weſtfäliſchen Schulzenſohn ebenſo war, als wenn ein weſtfäliſcher Graf Plettenberg oder ein Merveldt oder ein Fürſtenberg ſein Herz an die Tochter eines bürgerlichen, proteſtantiſchen und dazu noch preußiſchen Beamten verlieren wollte. Nun aber gar Artmann's Tochter! Doch die Frauen ſind ein ſchwaches Geſchlecht, ſie vergeben und Frau Jenna's Zorn, der anfangs gewaltig geweſen, legte ſich bald den traurigen Augen ihres Kindes gegenüber; nur verbot ſie ihm auf das ſtrengſte, ſeiner Geliebten zu verrathen, daß ſie Mitwiſſerin des Geheimniſſes ſei, weil das Mädchen Hoffnungen daraus ſchöpfen würde, die ſich doch nun und nimmer erfüllen könnten. Und Franz ſagte: Freilich nicht. Und die Mutter ſagte: Der Vater ſchlüge die Liebeth eher todt, als ſie ins Haus als Tochter nehmen.... Ja, ja! ſeufzte Franz. Als Liebeth's Vater unſern wegen des Eichenkamps, den dieſer früher bewohnte, verklagte, verbot er mir auf das ſtrengſte, je Liebeth in ihrem „Kotten" aufzuſuchen, ſo wie er ihr auch unſer Haus verbot. Wir trafen uns aber täglich an der Förſterwohnung.

Der Mutter wurde jetzt Vieles klar von Franzens Ausgängen ins Förſterhaus, ſeinen Vorleſungen der Zeitung beim „Paſtor" und dergleichen. Sie legte den großen, reingeſcheuerten Rahmlöffel, womit ſie ſchon lange in die Milchkammer gehen wollte, nieder, nahm auf der Bank an dem offenen Herdfeuer Platz und ſprach, die Augen traurig auf den Sohn gerichtet:

Da iſt's wol meine Pflicht, dir Alles zu ſagen und dir zu erklären, woher die Feindſchaft deines Vaters mit Artmann ſtammt, damit du ſiehſt, daß dir gar keine Hoffnung bleibt. Du weißt vielleicht ſchon, daß, als dein Großvater und Liebeth's Großvater noch lebten, Peter Artmann Knecht hier auf dem Hofe war. Dein Vater, obſchon mit ihm von gleichem Alter, ließ ſich mehr nicht mit ihm ein, als es durchaus nothwendig war, denn du weißt, er liebt geringe Leute nicht, und dein Großvater hat mir oft geſagt, daß er von klein Kind auf ſtolz und verſchloſſen geweſen iſt und oft ſo barſch mit den Artsleuten geſprochen hat, daß ſelbſt er ihn deshalb ordentlich vornahm. Gegen Artmann aber, der Pferdeknecht war, und Pferde waren von jeher deines Vaters Vergnügen, war er ganz beſonders grob, weil ihm der nichts nach ſeinem Willen machte und ſich wol einbildete, es beſſer zu verſtehen, wie man das Vieh behandeln muß, überdem auch von je ein Trotzkopf und curioſer Menſch geweſen iſt. Aber wahr bleibt es, daß auch die übrigen Knechte und Mägde im Hauſe nicht gern mit deinem Vater zu thun hatten und ſich oft über ihn bei dem Alten beklagten.

Gerade ſo wie heute, ſchaltete Franz ein, wo Alle mit dir oder mir verhandeln wollen, mein Vater aber Jeder aus dem Wege geht. Aber was hatte er denn mit Liebeth's Vater gemacht?

Der war, wie ich dir ſagte, fuhr die Mutter fort, Pferdeknecht und zwar ein tüchtiger, fleißiger Knecht, wie mir dein Großvater ſelbſt geſagt hat. Du haſt ja den alten Mann noch gekannt, den einzigen Menſchen auf Erden, vor dem deinem Vater bange war, und wenn der Alte bös wurde, zitterten Menſchen und Vieh ringsum! Einen Tag hatte nun deinem Vater erlaubt, auf die Meſſe in der Stadt zu reiten und zwar auf dem jungen Gaul im Stalle, denn ſein einziger Sohn ſollte alle die andern Schulzen- und

Bauernsöhne beschämen. Dein Vater unterhielt sich aber etwas zu gut auf der Messe in der Stadt und es war schon dämmerig, als er dort aus dem Thore ritt, obgleich er seinem Vater hatte versprechen müssen, zum Nachtessen wieder zu Hause zu sein. Er war auch zum Nachtessen wieder da, aber er und der Schimmel wußten auch wie das zugegangen war, und Peter Artmann merkte es auch, als er den Gaul in den Stall führte und den Schweiß, mit dem er bedeckt war, abrieb; aber er sagte nichts, als ihn der alte Schulze frug, ob das Pferd versorgt und ob es munter sei. Doch am nächsten Morgen, als der Alte gerade mit seiner Frau den Kaffee trank und dein Vater dabei stand, um von ihm zu hören, was den Tag im Felde geschehen konnte, kam Peter herein und sagte ohne Scheu, der Schimmel liege im Verenden, er habe die ganze Nacht bei dem Thiere gewacht, aber er habe ihm nicht mehr helfen können, denn dein Vater habe es zu sehr zu Schanden gejagt; er habe es gleich gedacht, als ihm am Abend vorher dein Vater den Zügel zugeworfen, denn so zugerichtet sei das Thier gewesen, daß er es kaum mehr erkannt... Der Alte stürmte in den Stall, deinem Vater schrie er zu, er solle nur mitgehen. Als er nun wirklich sein bestes und schönstes Pferd röchelnd in den letzten Zügen fand, wandte er sich um und gab, in Peter Artmann's Beisein, deinem Vater einen furchtbaren Schlag ins Gesicht. Obgleich dies dein Vater von seinem Alten stillschweigend hinnahm, so hat er sich doch dafür gerächt, denn seit dem Augenblicke verfolgte er den Pferdeknecht mit seinem bittersten Haß. Der alte Kötter starb, Peter Artmann übernahm das „Heuerhaus" und den „Kotten" und glaubte wohl, als erst mehre Jahre später dein Großvater starb, dein Vater habe seine Meldung damals und die dadurch hervorgerufene Strafe vergessen. Aber dem war nicht so. Das Erste, was dein Vater that, als er den Hof hier übernahm, war, daß er Peter Artmann den Kamp nahm und ihm dafür den entfernten, schlechtern „Eisch" zuwies. Daß Artmann ihn nun verklagt und als er den Proceß verlor, appellirt hat, rechnet ihm dein Vater bitter an und sein Haß gegen den Kötter ist so möglich noch gestiegen. Peter Artmann hingegen hat auch Unrecht, seine Klagen fruchten nichts, als daß sie allen Wohlstand aus seinem Hause bringen. Er, der früher vier Kühe hielt, hat jetzt nicht eine mehr, Alles hat er verkaufen müssen, um die Kosten zu bezahlen und Weib und Kind müssen darben, damit er seiner Rache genugthun kann — und diese Rache besteht doch nur darin, daß er deinen Vater ärgert und das kommt ihm hoch zu stehen, der läßt ihn Hungers sterben....

In diesem Augenblicke ertönte im Hofe eine tiefe Stimme, Mutter und Sohn fuhren erschrocken auseinander — es war der Schulze, der vom Felde nach Hause kam. Als er in die Stube trat, die seine Frau durch eine Hinterthür rasch verlassen hatte, konnte Niemand den harten, unbeugsamen Charakter dieses Mannes auf den ersten Blick errathen. Er war groß und hager, blond und von nicht unfeinen, regelmäßigen Gesichtszügen. Der kleine Mund, eine Schönheit, die beinahe durchgehends die Westfalen besitzen, war zwar enge geschlossen und verhieß einen festen Charakter — aber nur im scharfen, reiherartigen Blick der stahlblauen Augen lag für Jemand, der Physiognomik studirt, die Härte des Herzens, die Kälte und der unbeugsame Trotz des gefürchteten Schulzen.

Wo ist deine Mutter? frug er kurz den Sohn.

Sie war eben hier, sagte Franz, nicht ohne eine gewisse Befangenheit, indem er den scharfen Blick des Vaters nicht aushielt und seine, der Mutter ähnlichen Augen zu Boden senkte.

Geh' in den Stall und sage dem Stoffer, er solle mir den Wagen einspannen, — es ist heute einmal wieder Termin in Peter Artmann's Proceß.

Er sprach nur einfach den Namen aus, er schimpfte und fluchte nicht, aber Franz wurde es kalt ums Herz bei dem höhnischen Tone seines Vaters. Er ging dann hinaus, um, wie ihm geheißen, die Bestellung zu machen, und bald darauf fuhr der Schulze mit

nem Knechte den Weg vom Hofe nach der Stadt zu. Franz aber ging nach einem Felde, hin ihn sein Vater beim Weggehen geschickt, um die Arbeiter zu beaufsichtigen.

Als Frau Jenna allein war, wollte sie die Zeit benutzen, um einigen Armen in der chbarschaft alte Kleidungsstücke, Brot und Kartoffeln, Speck und Mehl zu schicken, denn Pflichten der Wohlthätigkeit hatte sie nur den Muth in Abwesenheit ihres Mannes szuüben. Wenn Jemand den um einen Almosen ansprach, was übrigens dem allgemein ürchteten Manne selten geschah, so zog er wol die Börse, um ein „seinem Stande" näßes Geschenk zu verabreichen, hatte aber doch die Ueberzeugung, daß „Jenne", wie sie nannte, Haus und Hof verschenken würde, wenn er ihrer Freigebigkeit keinen gel anlegte, und im Anfange ihrer Ehe hatte er sie wegen ihres Schenkeifers so häufig spottet und getadelt, daß sie nun jede milde Gabe hinter seinem Rücken weggab, was h die Bedürftigen der Gegend so wohl wußten, daß immer ihre erste Frage war: „Is Schulte te Huus?" Wurde die Frage von den Leuten auf dem Hofe bejaht, dann gen sie ohne weiteres weg; nur wenn sie verneint wurde, fragen sie nach der Frau, n milde Hand sie immer offen fanden. Die jüngste Magd im Hause, Clara oder iör'" auf westfälisch, pflegte den Hausarmen die ihnen bestimmten Gaben zu bringen. war ein hübsches, blondes Ding, die Clara, das bei der Frau in besonderer Gunst d und auch nicht wenig stolz darauf war. Sie hielt mit ihren runden Armen den en „Tittelkorb", wie man die hier zu Lande gebräuchlichen Körbe, welche die Form Nußschale mit einem Bügel darüber haben, nennt, vor sich hin, und Frau Jenna e ihn voll, indem sie ihr mehrmals wiederholte, für wen die verschiedenen Gaben be- mt seien....

In diesem Augenblicke wurde leise die Thür von Jenna's Kammer, wo die Beiden ten, geöffnet und ein bleiches, abgezehrtes Gesicht sah scheu durch die Thürspalte.

Ach, seid Ihr's, Therese, was wollt ihr? Tretet nur ein, der Schulze ist nach der t gefahren! sagte freundlicher, als es sonst in ihrem zurückhaltenden Wesen lag, die des Hauses.

Therese war des Kötters Artmann Frau und Lisbeth's Mutter.

Ich habe den Schulzen vorüberfahren sehen, sonst wär' ich nicht gekommen; sagte die , indem sie mit ausbrechenden Thränen und offenbar versagender Kraft sich auf einen l fallen ließ.

Um Jesu willen, was ist Euch denn? fragte theilnehmend des Schulzen Frau, indem r Magd einen Wink gab, die Kammer zu verlassen; es ist doch Lisbeth nichts zu- en?

Die Frau schüttelte nur den Kopf.

Eurem Manne?

Der ist todt! sagte die Frau ohne aufzusehen, das Gesicht in den Händen verborgen.

Jesus Maria! Was ist ihm denn geschehen?

Heute in aller Frühe kletterte er auf unser Dach, um dort ein Elsternest zu stören, ie Vögel unsere Kirschen auffressen. Ihr wißt, wie lange wir schon geklagt haben, as Dach baufällig ist — aber an unserm Hause läßt ja der Schulze nichts aus- und, wenn es uns überm Kopfe zusammenstürzte, wär' ihm am liebsten — , was er wollte!

ist Euer Mann vom Dach gestürzt? frug mit bleichen Wangen die Schulzenfrau.

Mit dem mürben Balken, an dem er sich gehalten, und auf dem Platze war er todt, h sich das Genick abgestürzt haben. Ich komme vom Pastor, dem hatte es aber der schon erzählt, den mir Lisbeth heute Morgen gleich rufen mußte.

Was sagte der Pastor?

ch soll die Leiche waschen und rein kleiden, er wolle mir heute Abend einen Sarg

aus der Armenkasse besorgen und selbst kommen, sobald er Zeit habe und dann meinen Mann aus der Armenkasse begraben lassen.

Was ist auch nun noch anders zu thun! sagte die Schulzenfrau.

Ach, entgegnete die ängstliche Frau, der Pastor sagt, ich solle ihn rein und ordentlich kleiden; aber er weiß nicht, daß mein Mann kein einziges ganzes Hemd mehr besitzt; seitdem er processirt, sind wir zu Grunde gerichtet.

Soll ich Euch ein Hemd geben für den Todten? frug Frau Jenna, indem sie ihre Hand auf den Arm der Kötterfrau legte und ohne ein Wort weiter zu sagen, ging die Schulzenfrau aus der Kammer.

Die unglückliche Kötterfrau saß in tiefen schmerzlichen Gedanken versunken auf ihrem Stuhle und bemerkte nicht, wie lange Jenna blieb. Endlich kam sie zurück und reichte der Witwe ein feines und neues Mannshemd. Sie war so lange geblieben, weil sie aus Zartgefühl erst den Namen ihres Mannes, womit es gezeichnet war, aus dem Hemde getrennt hatte — der todte Kötter sollte nicht den Namen seines Todfeindes an seinem Leibe mit in die Erde nehmen.

Wünscht Ihr sonst noch was, Therese? fragte sie die weinende Frau.

Das Uebrige habe ich, sagte diese, eine Decke, eine Mütze, die sind noch da.

Wartet doch, sagte Jenna und ging an einen kleinen Schrein in der Ecke, den sie mit einem Schlüssel aufschloß, welchen sie an einem Bande um den Hals trug.

Nachdem sie dort ein altes Schächtelchen geöffnet und wieder sorgfältig verwahrt hatte, trat sie mit einer gewissen Verlegenheit auf die Kötterfrau zu.

Ihr wißt, Therese, daß mein Mann alles Geld im Verschluß hat. Aber aus meiner Kindheit habe ich hier einen Häfelithaler, ein Jude, der ihn sah, bot mir eine Krone dafür; laßt ihn durch Lisbeth verkaufen, ich weiß, Ihr werdet ihn brauchen jetzt, wär's auch nur für das Leichenmahl. Jenna schob der Widerstrebenden das Geldstück in die offene Kleidertasche. Voll Betrübniß sah sie Theresen nach. Sie war die Mutter des Mädchens, das ihr Sohn liebte!

Als es 7 Uhr geschlagen, wurde es lebhaft auf dem Schulzenhofe. Die Tagelöhner, die Knechte und Mägde kamen vom Felde mit Pflug und Egge. Auch Franz kam und frug nach seiner Mutter. Als er sie sah, sagte er leise: Mutter, man soll doch nichts berufen! Sagte ich Euch heute nicht, Lisbeth sei noch keinen Tag aus dem Försterhause weggeblieben? Heut' ist sie nicht gekommen — und doch war ich zwei mal dort —

Die Mutter gab die Aufklärung, die Franzen furchtbar erschütterte. Nur ihr zu Liebe setzte er sich zu Tische, zu den Knechten und Mägden. Der Platz des Schulzen blieb leer; es wurde dunkel, es wurde Nacht und er kam noch immer nicht. Endlich ging Jenna zu Bette, nachdem sie befohlen, daß einer der Knechte in der Küche wachen solle und warten, bis der Schulze komme. Franz konnte nicht schlafen. Er meinte immer, er müsse aufspringen und zu Lisbeth eilen, um mit ihr am Bette des todten Vaters zu wachen und öffentlich seine Liebe zu bekennen. Er hatte der Mutter gelobt, an sich zu halten und nur jetzt nicht das Elend der Familie durch den Zorn des Vaters zu mehren.

Am andern Morgen, um 9 Uhr, kam der Schulze auf den Hof gefahren. Seine Frau ging ihm bis ans Thor entgegen. Sein Antlitz sah aus wie eine Wetterwolke. Auf die Frage, wo er so lange geblieben, antwortete er nichts und stieg aus dem Wagen, indem er den Knecht schalt, daß er die Pferde zu kurz gespannt habe. Die Frau wandte sich an den Knecht und frug: Warum kamt ihr nicht gestern Abend? Es hieß: Bei Glandorf brach uns die Deichsel, der Schmied wollte sie gleich zusammenflicken, aber es dauerte so lange, daß der Schulze dort übernachten mußte, erst heute Morgen haben sie das Werk in der Schmiede fertig gebracht.

Willst du etwas essen? frug Jenna mit gleich ruhigem Ton den verdrießlichen Gatten,

ssen rothes Gesicht andeutete, daß er sich die lange Wartezeit in Glandorf durch Trinken
u vertreiben gesucht, was sonst seine Gewohnheit nicht war.

Natürlich! war die kurze Antwort.

Sie ging mit ihm ins Haus, er setzte sich in die Küche und sie stellte auf den
isch vor ihn Brot und Schinken, Käse und Butter. Warum gibst du mir nichts zu
inken? frug er ohne sie anzusehen; aber sie blieb ruhig an ihrer Stelle und sagte: Weil
h mit dir zu reden habe, es ist was Wichtiges vorgefallen.

Was wird es sein?

Der Kötter Artmann ist todt.

Wie? rief der Schulze und riß die Augen auf.

Die Frau erzählte. Da der Schulze ruhig zuhörte und sich kaum in den plötzlichen
od seines Feindes finden konnte, hatte sie den Muth, von seinem Hemd zu sprechen.
Bild fuhr er auf. Ein Hemd von mir? Dem Hund ein Hemd von mir? Voll Wuth
rrte er an Jenna's Kleidern. Diese riß sich los und rief voll Zorn: Was kann ich
un? Geh', hol' es dir wieder!

Das will ich auch! sagte der Schulze mit dem Trotze, der ihm eigen und der durch
u zu viel genossenen Wein noch erhöht war, das will ich auch und gleich.

Jenna's Herz sank und sie versuchte es mit Bitten. Mir zu Liebe, es ist das erste
al in unserer zwanzigjährigen Ehe, daß ich das sage, mir zu Liebe bleib' hier und lasse
n Todten, was ich ihm geschenkt habe. Sie hatte bei diesen Worten ihres Mannes Arm
faßt, aber er riß sich los und ging mit einem Fluche zur Thür hinaus, über den Hof,
nn durch das Thor in der Richtung wo die Kötterwohnung lag. Jenna, in dem Ge-
nken, daß der Anblick des Dahingegangenen den harten Mann vielleicht rühren würde,
f dem Sohne. Beide flogen dem Vater nach....

Es war ein armseliges Gemach, die beste Stube im Hause des Kötters Peter Art-
nn, und doch war sie heute so festlich wie möglich geschmückt, zum letzten Aufenthalte
es unglücklichen Bewohners. Ein großes Bett, dessen gewürfelte Umhänge die Armuth
Betts selbst verhüllen mußten, stand in der Ecke; an den kahlen, weißen Wänden
gen einige Heiligenbilder, denen Liesbeth's Hand grüne Zweige zum Schmuck an beiden
iten verliehen, auch auf dem Tische, dem einzigen Möbel außer ein paar alten Stühlen,
nd ein großer steinerner Krug, gefüllt mit bis zur Decke reichenden Zweigen, dem Grün
nahe liegenden Waldes, dessen Bäume man durch die kleinen Scheiben der Fenster ge-
hren konnte. Der Boden der Kammer war reichlich mit weißem Sande bestreut und
der Mitte stand ein einfacher, schwarzer Sarg; drinnen lag der Kötter mit gefalteten
nden, zu beiden Seiten sechs zinnerne Leuchter mit Talgkerzen, die gar trübe im Tages-
e glimmten. Am untern Ende des Sarges aber war etwas so Rührendes zu sehen,
bei dessen Anblick Jeder die traurige Umgebung vergessen haben würde. Es war Lis-
, des Kötters Kind, das achtzehnjährige Mädchen. Ihre schlanke, biegsame Gestalt
zwar nur mit einem alten, gedruckten Gewande bekleidet, um ihre vollen Schultern
ein schwarzes, halbdurchsichtiges Tuch geschlagen und auf ihren schönen, flachsblonden
ren trug sie ein kleines, viereckiges Mützchen, wie es die Sitte des Landes ist — aber
sah doch so fein, so zierlich wie eine verkleidete Waldnymphe aus. Ihr noch beinahe
liches Gesicht ruhte in den gefalteten Händen und zwischen den Fingern tropften dicke
änen auf des Vaters nur mit einem leinenen Tuche bedeckte Füße. Was sie dachte
iesem Augenblicke und was sie leise vor sich hin murmelte, das war eine bittere, bittere
bstanklage: Möge unser Herr Gott mir vergeben, Vater, daß ich dir so wenig Freude
acht! Seitdem du todt bist, fällt es mir schwer auf das Herz, daß ich seit meiner Kind-
so geringen Antheil an deinem Kummer und Herzeleid genommen! Die Mutter hatte
Klagen und Vorwürfe für dich, ich hätte dich trösten können und sollen, mit dir

berathſchlagen, wie unſer Elend abzuwenden, deinen Zorn durch Zureden beſänftigen und dich mit dem Unabänderlichen verſöhnen; aber ich dachte nur an Franz, den ganzen Tag nur an die Stunden, wo ich mit ihm zuſammen war, und ich war glücklich, während du in Elend, Groll und Kummer verkamſt und das iſt ſündhaft für ein Kind — deshalb haſt du auch gewiß mir zur Strafe dieſen entſetzlichen Tod erleiden müſſen, um mich aus meinem ſündigen Leichtſinn aufzurütteln! Aber ich will büßen mein ganzes Leben lang den Leichtſinn meiner Jugend — ich gelobe hier an deinem Sarge, daß ich meine Liebe für ihn mit dir begraben laſſen will — ich will ihn nie mehr ſehen — mit der Mutter will ich dies Haus des Unglücks verlaſſen, ehe uns der Schulze hinauswerfen läßt! Morgen, ja morgen ſchon!

Schluchzen erſtickte die Worte des armen Kindes, deſſen reines Herz ihm ſeine Liebe und ſein Glück wie die ſchwärzeſte Sünde im Hauſe des Unglücks erſcheinen ließ. Sie wollte wirklich morgen mit ihrer Mutter in die nächſte Stadt, wo eine alte Muhme, die ein Häuschen am Thore beſaß, ihr ſchon längſt ein Kämmerchen angeboten hatte. Ihre geſchickten Hände, deren Fleiß in letzter Zeit das einzige Einkommen des Hauſes herbeigeſchafft, ſollten durch Nähen die Mutter ernähren — an Franz wollte ſie ſchreiben, heute Nacht, wenn ſie wieder bei der Leiche wachte, daß er nicht kommen ſolle, und morgen nach dem Leichenſchmauſe, auf den ſchon ihre Mutter Brot und Kuchen buk, dem halbverfallenen Kotten für ewig Lebewohl ſagen.

Da ſchreckte ſie aus ihren tiefen, ſchmerzlichen Träumen ein raſcher Schritt auf, der ſich dem Hauſe näherte, ſie hoffte und fürchtete zugleich, daß es Franz ſein werde. Dann hörte ſie ihrer Mutter Schritte in der Küche und gleich darauf vernahm ſie einen immer heftiger werdenden Wortwechſel; aber ſie unterſchied nichts als die Stimme der Mutter und des tödtlich gefürchteten Schulzen. Der war es.

Die Beiden draußen näherten ſich im heftigen Reden der Zimmerthür, da ergriff Lisbeth eine unbeſchreibliche Angſt vor Franzens Vater, vielleicht dachte ſie auch, daß ihre Liebe zum Sohne verrathen worden und ſein Zorn jetzt ihr gelte. Sie wußte ſich nicht anders zu retten als durch eine Flucht hinter die Vorhänge des Betts in der Ecke. Gerade als ſie dieſe über ſich zuſammenzog, ſprang die Thür auf und der Schulze trat ein. Nun hörte Lisbeth mit erſtarrendem Herzen ihre Mutter ſagen: Da, ſeht hin, hier liegt er und hat Euer Hemd an, Schulze, reißt es ihm ſelbſt ab, wenn Ihr vor Gott es wagt — ich ziehe es ihm nicht aus, ich nicht und auch Niemand anders, dafür ſtehe ich Euch!

Der Schulze entgegnete ihr kein Wort mehr, ſondern ging wirklich im verſtockten Trotz und Zorn feſten Tritts auf den Sarg zu und die Leuchter mit dem Fuße zur Seite ſchiebend, hob er den einen Arm des Todten auf, um ihm das Hemd abzureißen. Grimmig ſagte er: Du ſollſt nicht in *meinem* Hemd im Grabe liegen, dafür, daß du mich ſchon halb todt geärgert haſt!

Lisbeth, Alles vergeſſend über das abſcheuliche Beginnen an der Leiche ihres armen Vaters, eilte aus ihrem Verſteck neben die Mutter, die mit gläſernen Augen dem leichenſchänderiſchen Beginnen des Schulzen zuſah. Da öffnete ſich die Thür leiſe und Franz trat herein. Als er ſah, was ſein Vater vorhatte, wollte er auf ihn zuſtürzen, um ihn zu hindern, aber in demſelben Augenblicke ſtieß der Schulze einen ſo furchtbaren Schrei aus, daß Franz am Boden gebannt ſtehen blieb.

Der Schulze, der ſich über die Leiche gebeugt hatte, um den Aermel des Hemdes herabzureißen, ſank in die Knie und ſchrie immerfort: Laß mich los! Laß mich los! Und als Franz und Thereſe und ihre Tochter jetzt hinzueilten, ſahen ſie zu ihrem Entſetzen, daß der Todte, der noch immer ſtarr und bleich mit geſchloſſenen Augen im Sarge lag, mit ſeiner kalten Hand den Vorderarm ſeines grauſamen „Bauern“ ſo feſt umſpannt hielt, daß dieſer ſich trotz Winden und Krümmen nicht von dem Griffe des todten Mannes zu

befreien vermochte. Franz wollte, sein Grauen überwindend, dem jammernden Vater helfen — aber seine Bemühungen fruchteten nichts; wie eiserne Klammern saßen die Finger des Todten um den Arm des lebenden Feindes. Therese rief: So straft Gott! Ich danke dir, großer Herr Gott, daß du dich der Armen annimmst!

Des Schulzen Wuth überstieg jede Beschreibung. Auf den Knieen am Sarge seines Feindes sich windend und im Bestreben los zu kommen, riß er so heftig, daß er zuweilen den Todten, der an ihm hing wie eine festgeschmiedete Kette, halb aus dem Sarge heraushob.

Hole ein Messer, Franz, keuchte er endlich, als alle seine Bestrebungen, sich zu befreien, nichts fruchteten, hole ein Messer und schneide ihm die Hand ab!

Franz fuhr zurück. Da sei Gott vor, Vater — aber ich will den Pastor holen, vielleicht daß der durch sein Gebet Euch von des Todten Hand befreit.

Zähneknirschend ließ sich der Schulze wieder auf die Knie nieder und sagte nur: Aber spute dich, lange halte ich es nicht aus!

Franz eilte zum Zimmer hinaus, nach dem Pfarrhause zu, während Therese und Liebeth unfern des Sargs auf die Erde knieten und ihre Rosenkränze durch die Finger gleiten ließen. Die Stirn der Witwe leuchtete während dieses Gebets, aber nicht im Strahle der Demuth — das kurz vorher noch so schmerzentstellte, kummervolle Gesicht strahlte im Gefühle des größten Glücks, das freilich nur im Gefühle endlich, endlich befriedigter Rache nach Jahre langen Qualen und Bedrückungen bestand. Liebeth war leichenblaß, ihr sanftes Herz empfand keine Befriedigung, nur Grauen bei diesem Act der Selbsthülfe in dem Reiche der Todten. Im Gegentheil, sie beschwor den Geist ihres Vaters, von seinem Feinde jetzt abzulassen und ihn seine Wege ziehen zu lassen.

Es war weit bis zum Hause des Pastors, wol eine halbe Stunde, und wenn Franz ihn nicht daheim traf — die Gedanken des Schulzen verwirrten sich förmlich bei der Vorstellung, wie lange er vielleicht noch hier am Sarge seines todten Kötters, von dessen Hand, deren Eiskälte ihm bis zum Herzen hinaufdrang, er gehalten wurde, auf Erlösung harren müsse. Von Zeit zu Zeit versuchte er mit der freien Hand die Finger des Todten abzulösen, aber es war ihm, als schlössen sie sich nach jedem Versuche nur noch fester um seinen Arm, und es blieb ihm daher nichts übrig, als ruhig die Ankunft des Pastors abzuwarten.

Der Pastor in seinem Ornate, voranschreitend zwei räuchernde Meßknaben, trat herein, hinter ihm der Küster, der Chirurg und Franz. Noch Mehren, die mitgekommen, hatte der Pastor befohlen draußen zu bleiben im Hofe. Der Pastor war ein hoher, blonder, noch ziemlich junger Mann, mit regelmäßigen, ernsten Zügen. Er schritt feierlich vor, die beiden Knaben ihm zur Seite, und sich dem Schulzen gegenüber zur andern Seite des Sarges aufstellend, sagte er mit tiefer, tönender Stimme: Schulze Bernhard Moll!

Der Gerufene, noch immer knieend, erhob sein Haupt, das er bisher gesenkt gehalten. Sein Gesicht war bleich wie das des Todten vor ihm, und die Demüthigung dieses Augenblicks war mit keiner frühern in seinem ganzen Leben zu vergleichen.

Schulze Bernhard Moll! Du hast arg gesündigt und Gott hat dir einen Schrecken zur Strafe bereitet, an dessen Größe du dein Vergehen ermessen kannst. Gott, der selten laut und vernehmlich spricht, ist durch die Kühnheit deines Vergehens aus seiner Langmuth gerissen worden und gab ein Beispiel, woran sich Uebermuth und unversöhnliche Rachsucht spiegeln sollen.

Der Schulze wollte reden, aber der Pastor schnitt ihm das Wort von den Lippen, indem er gebieterisch sagte: Euer Weib und Euer Sohn haben mir Alles gesagt.

Der Schulze senkte wieder das Haupt und schwieg. Der Pastor aber beugte sich zu dem Todten nieder, denn er glaubte, er sei vielleicht nur scheintodt, und habe in einem Krampfe beim Erwachen die Hand des Schulzen erfaßt. Er winkte auch den Chirurgen herbei, mit dem er schon zu Hause darüber gesprochen, und vom Sarge zurücktretend, ließ

er dem Arme eine Probe machen, während er selbst der armen Lisbeth, die, einer Ohnmacht nahe, neben ihm kniete, Trost zusprach.

Der Chirurg nahm eine Lanzette und des Kötters ausgestreckten Arm an der Pulsader öffnend blickte er gespannt darauf hin. Aber kein Blut wollte fließen; nach einer minutenlangen Pause, in der er noch aufmerksam des Todten Antlitz fixirte, mußte er sagen: Er ist wirklich todt.

Niemand gab hierauf eine Antwort, denn Niemand als er und der Pastor hatten daran gezweifelt, und gerade jener durfte seinen Zweifel nicht zeigen, sondern mußte am gläubigsten das Wunder hinnehmen.

Doctor, sagte nun der Schulze dumpf, schneidet dem Todten die Hand ab und ich will Euch dreißig Thaler geben. Der Chirurg blickte auf den Pastor, aber der schüttelte ernst das Haupt und der Chirurg sagte seufzend: Ich darf nicht.

Ich gebe Euch funfzig Thaler, wenn Ihr es augenblicklich thut, fuhr der Schulze fort, aber der Pfarrer sagte:

Schweigt, Moll, es ziemt sich nicht, dem Strafgerichte Gottes auf andere Weise sich zu entziehen als durch demüthige Gebete. Ich will bei Euch bleiben, bis es unsern vereinten Gebeten gelungen, den Zorn des Himmels zu erweichen, daß er seine Strafe aufhebe. Wenn Ihr Eure vielen Vergehen gegen den Verstorbenen von Herzen bereuet und strebt, an seinen beiden Hinterlassenen gutzumachen soviel als möglich ist, so zweifle ich nicht, daß der Zorn des Herrn, der ein gütiger Gott ist und den reuigen Sünder väterlich aufnimmt, sich besänftigen und er dem todten Kötter anbefehlen wird, seine Hand von Euch zu lassen! Bittet ihn, Euch endlich freizugeben gegen das Versprechen wegen einer guten Handlung.

Ich bitte ihn um nichts, sagte trotzig der Schulze.

Eine Pause trat ein, der Pastor wollte die Kammer verlassen, da überwand sich der Schulze und sagte mürrisch:

Jenna kann für mich mit dem Todten reden!

Die Frau sah ihn zweifelnd an, aber er schlug nicht die Augen auf. Sie bedachte sich eine Weile; offenbar kämpfte sie mit einem Gedanken, zu dessen Ausführung es ihr an Muth fehlte; endlich flog ein Ausdruck über ihr Gesicht, wie nur Eine Empfindung — die heiligste von allen — ein Menschenantlitz verklärt.

Wirst du auch erfüllen, Bernhard, was ich in deinem Namen ihm gelobe?

Wenn ich es kann — wenn es möglich ist, will ich Alles thun, was du versprichst, mir soll nichts zu theuer sein.

So will ich's mit Gott versuchen, sagte Jenna, jetzt bleich wie die Wand. Sie ließ die Kinder aufstehen und sich des Todten Antlitz gegenüber, am Ende des Sarges aufstellen. Dort zwischen sie tretend, sagte sie mit bebender, von Aufregung bedeckter Stimme:

Peter Artmann, höre mich; bei dem allmächtigen Gott beschwöre ich dich, die Hand vom Schulzen abzulassen — so du es thust, will ich es dir an deinem einzigen Kinde vergelten — ja, ich gelobe dir dann in meines Mannes und meinem Namen, daß, ehe ein Jahr vergeht, Lisbeth das eheliche Weib meines Sohnes sein soll!

Jenna, als sie dies sprach, stand am untern Ende des Sarges zwischen den beiden Kindern; zur Seite, dem Schulzen gegenüber, die Witwe des Todten, zu seinen Häupten der Pfarrer, Alle, bis auf Moll, mit gefaltenen Händen und starr auf den Todten gerichteten Augen, und so sehr Alle ohne Ausnahme über die letzten Worte der Schulzenfrau staunten, so unerwartet sie ihnen kamen, Keins sah das Andere an, Keins wandte den Blick von der umklammernden Todtenhand.

Da — es war nicht Täuschung, alle Sechs sahen es zugleich — lösten sich langsam die wachsbleichen Todtenfinger und schwer fiel die Rechte des Kötters über den Sargrand.

Der Schulze ſprang auf die Füße, riß die verſchloſſene Kammerthür mit Rieſenkraft auf und ſeinen ſchweren eiligen Schritt vernahm man ſchon im nächſten Augenblick nicht mehr in der Stube, wo es war, als ſeien fünf Leichen zuſammen.

Der Paſtor faßte ſich zuerſt und näherte ſich Jenna, die, in Thränen ausbrechend und auf die Kinder deutend zu ihm ſagte: Denen kommt das Unglück zugute, ſie haben ſich von jeher gern gehabt.

Lisbeth, zitternd wie ein Espenlaub, wandte dem Geiſtlichen ihr thränenüberſtrömtes Geſicht zu; ſie konnte nicht ſprechen, aber das ſchmerzliche Lächeln um ihren zuckenden Mund ſchien zu ſagen: Habt Geduld mit mir, hier am Sarge des Vaters kann ich mein Glück nicht faſſen!

Franz hingegen nahm beide Hände ſeiner Mutter und ſagte tiefgerührt: Gott vergelt es Ihr, Mutter!

* * *

Im vorigen Sommer machte auf einem Dorfe Weſtfalens dieſe Geſchichte Aufſehen unter der bäuerlichen Bevölkerung und Niemand zweifelte, daß ſich hier der Finger Gottes auf eine unerhörte Weiſe offenbart hätte. Liegt ihr ein Factum zum Grunde, ſo wäre der Verſuch, das Wunder natürlich zu erklären, anregend genug. Luiſe von Gall.

Nach und in London.

Fingerzeige und Eindrücke.

I.

Willſt du, lieber Leſer, nach London reiſen und gehſt über Köln und Aachen, ſo machſt du zunächſt die Bemerkung, daß die zweite Wagenclaſſe über die deutſche Grenze hinaus aufhört comfortabel zu ſein. Die Belgier, die Franzoſen und mehr noch die Engländer ſind praktiſch; die erſte Wagenclaſſe iſt bei ihnen nicht mehr überflüſſig; mit ihr muß man fahren, will man nicht der nöthigen Bequemlichkeiten entbehren. Bahnhof-Luxus ſchwindet nach und nach und hört in England ganz auf. Die Eiſenbahn will Geſchäfte machen; ein Capital, das keine Zinſen trägt, wird nicht angelegt. So ſind die Gebäude einfache, rohe Schuppen, die den nöthigen Schutz gewähren, ſonſt nichts. So gibt es auch keine Waggons mehr, die nur zum Staate dienen und leer hin- und hergehen.

In Belgien und mehr noch in Frankreich wird man durch die Paßreviſion und Douane, beſonders wenn man zurückreiſt und mit dem Dampfſchiff ſeekrank von Dover nach Calais kommt, ſchrecklich gequält. Ich habe Damen geſehen, die ſich vor Schwäche kaum auf den Füßen zu erhalten vermochten und anderthalb Stunden im Gedränge ſtehen mußten, bis ſie an die Paßcontrole gelangten, wo Menſchen, die nicht ordentlich leſen konnten und nur Franzöſiſch verſtanden, ſo unbeholfen als langſam die Reviſion ausübten. Eine zweite Unannehmlichkeit, die jedoch nicht zu den unvermeidlichen, wie jene, gehört, iſt die Prellerei, der man beim Uebergang von dem einen zum andern Lande ausgeſetzt iſt. Man hüte ſich dabei — als Deutſcher muß man mit Beſchämung es ausſprechen — vor den deutſchen Commiſſionären, die wie Raubvögel ſich auf den Eingängen zwiſchen England und Frankreich angeniſtet haben und ihre guten, lieben Landsleute nach Möglichkeit zu rupfen ſuchen. Dieſe Menſchen haben eine merkwürdige Routine. Sie ſehen es Jedem an, der mit Elb-, Donau- oder Spreewaſſer getauft wurde oder wenigſtens aus dem Lande des Sauerkrauts kommt. Sie wittern aus dem Schwarm der Ankömmlinge ſogleich ihr Opfer heraus. Mit ehrlich freimüthigem Antlitz, mit den ſüßen heimatlichen Lauten unſerer Mutterſprache treten ſie uns entgegen und man gibt ſich nur zu gern gefangen. Raſch legen ſie die Hand an unſere Reiſetaſche, aber man geſtatte keinerlei Dienſtleiſtung, ohne vorher accordirt zu haben;

denn für die allergeringste Dienstleistung verlangen sie nachher 2, 3 und 4 Francs. Wer der englischen oder französischen Sprache einigermaßen mächtig ist, thut am besten, er besorgt seine Geschäfte selbst. In Calais warne ich besonders vor einem Monsieur Much. Dieser Herr ist der Gerissenste Einer. Auch wenn man zu Schiff über Ostende, Rotterdam oder Hamburg nach London kommend in den Katharinen-Docks landet und im dortigen Custom-House sein Gepäck revidiren läßt, ist man ein Opfer unserer Stammesbrüder. Hunderte von Menschen, durch die Seereise erschöpft und angegriffen, stehen im Wartesaal und harren des Augenblicks, wo ihnen der Eintritt in den eigentlichen Revisionsraum vergönnt wird. In der Thür zu jenem Raume, zu dem eine kleine Treppe hinanführt, erscheint z. B. ein edler Deutscher, orientalischer Nüance, und übt das Werk der Protection. Alles schmachtet nach Erlösung aus einer penetranten, aus tausenderlei Gerüchen zusammengesetzten Atmosphäre. Nicht immer die der Thür Zunächststehenden finden auch zunächst Einlaß. Der deutsche Bruder reckt den Hals und sucht mit prüfendem Blick unter der Menge Diejenigen heraus, von denen er den reellsten Dank erwarten zu dürfen glaubt. Ein Trupp von sechs bis acht Personen findet nur immer auf einmal Einlaß. Innerhalb der Revisionskammer liest man auf einer Tafel: „Wer sich bestechen läßt, wird mit Deportation, und wer besticht, mit 100 Pfd. Sterling bestraft." Die Hand, welche schon bereit war, die Wohlthat der Auserwählung dem Bruder mit ein paar Schillingen zu lohnen, erstarrt und läßt das Geld in die Tasche zurückgleiten. Man hält es für unmöglich, daß bei solcher Verpönung bestochen wird. Doch bald wird man eines Andern belehrt. Das Gesetz ist da, die Ausführung eisern, doch die Umgehung bleibt dem Versuche belassen. Wehe Dem, der diesen Versuch nicht machte! Der deutsche Bruder hält mit Taschenspielergewandtheit die Hand hin, bis man in die Falle geht und gibt. Nun ist man Verbrecher. Mit dem Gerichten ist der Bruder nicht zufrieden, er verlangt mehr; man ist zaghaft, er fodert. Er bedenkt auch einen Zweiten und Dritten, die bei der Revision thätig sind. Kurz, es ist eine unerhörte, kaum zu ertragende Plage! Besser ist man daran, wenn man in Dover landet, obgleich die deutschen Lohnbedienten auch hier viel Talent entwickeln. Man findet unter ihnen die merkwürdigsten Abenteurer, die uns die seltsamsten Erlebnisse erzählen, wenn wir uns mit ihnen weiter einlassen. Ich ließ mich von einem solchen in Dover herumführen. Er war, sagte er, einst Secretär des Herzogs Karl von Braunschweig, war mit diesem nach England geflohen, dann in Algier zum Capitän avancirt, hatte den ungarischen Befreiungskampf mitgemacht, kurz, er war eben alles Das, was nöthig war, um mich vertrauensvoll genug zu stimmen, mich zum Uebernachten ins Ship-Hôtel und zum Geldumwechseln in einen Kaufmannsladen führen zu lassen, wobei er die vortrefflichsten Geschäfte machte. Im erstern wurde ich genug Gold, in letzterm genug Silber los. Am allerbesten thut man, wenn man sich gleich in Frankfurt oder Köln cursgemäß so viel französisches und englisches Geld einwechselt, als man zur Reise nöthig hat, falls man nicht mit Anweisungen versehen ist.

Das Ship-Hôtel ist maßgebend für die meisten englischen Hôtels, in die man blindlings hineinrennt. Man findet da Alles, was in England zu einem ersten Hôtel gehört, nur keine wirkliche Behaglichkeit. Das Joch der englischen Sitten und häuslichen Gewohnheiten hat man überm Halse man weiß nicht wie. Man zappelt, sträubt sich gegen das Ungewohnte; vergebens; man muß sich in sein Schicksal fügen. Wir wollten unsere Koffer in unsere Zimmer haben, um Einiges an Wäsche herauszunehmen; nicht möglich. Eine solche Entweihung des Sleeping-room duldet die Sitte nicht. Ich mußte mich schon entschließen, die Auspackerei im Hausflur vorzunehmen. Und dabei saß und stand der Schwarm hochnasiger Domestiken beiderlei Geschlechts um mich herum und machte seine Glossen, ohne im mindesten herbeizuspringen und mir zu helfen.

Dover gewährt bei der Einfahrt in seinen Hafen einen imposant prachtvollen Anblick

as hohe felsige Ufer, auf einem die Stadt überragenden Berge das alte Schloß, die
ubern, von Wohlhabenheit zeugenden Häuser, Alles macht einen alterthümlich romanti
en Eindruck. Man fühlt sich inmitten der geschichtlichen Vorgänge Alt-Englands. Was
ich dieser Uebergang von London nach Calais nicht zu berichten! Von Dover nach London
mpft man durch eine üppig freundliche Landschaft und eine Unmasse Tunnels. In un
m Coupé saß ein feingekleideter Herr. Sein Dialekt verrieth den Schwaben. Er war
Kurier" des englischen Gesandten in Paris. Diese Herren Kuriere verstehen das Sprach
ndwerk und die Rechenkunst, beide haben für sie einen goldenen Boden. Unser Schwab
r früher Kurier beim Lord Westminster, dem reichsten Menschen und seltsamsten Kauz
Alt-England, der, wie man mir erzählt, jede Stunde (sagen wir jeden Tag)
00 Pfd. Sterling Einkommen hat, sich aus Geiz seine Strümpfe selbst wäscht, aber
er nicht verhindern kann, daß dennoch seine Diener bei ihm reich werden.

Kommt man in die Nähe Londons, so sieht man links auf einer Anhöhe den Glas
ast prangen, der während der Exhibition im Hydepark als ein Magnet die Menschen
r Welttheile heranzog und noch steht. Rechts starrt von der Themse und den Docks
über ein unabsehbarer Wald von Masten. Wir laufen in den Bahnhof ein und sind
der großartigsten und geräuschvollsten Stadt der Welt.

Den überraschendsten, staunenerregendsten und fesselndsten Eindruck macht das Leben und
iben auf den Straßen und Plätzen wie auf der Themse, dieser gewaltigen Puls- und Lebens-
r Londons. Wir sehen ein Lebensbild vor uns aufgerollt, dessen unbeschreiblich mächtiger
z noch immer in vollster Frische vor uns steht, nachdem wir uns längst an Allem satt gese
, was London sonst an Merkwürdigkeiten Interessantes bietet. Stehen wir mitten auf einer
majestätischen Themsebrücken oder im Mittelpunkte der City um die Mittagsstunden auf dem
l- und Börsenplatze oder wandern wir zur Zeit der Promenade und Cavalcade im Hydepark
durch die vom donnernden Geräusch der dahinsausenden Lust- und Lastwagen erdröhnenden
ptstraßen — Orford- und Regent-Street, Piccadilly und Strand —, oder befinden
uns gar zur Zeit der Lustbarkeiten in Vauxhall, Surrey-Garden, so umfängt uns ein
gekannter, nie geahnter Lebensstrom, aus tausend und abertausend Quellen rastlos spru
d, und reißt uns im Wirbel mit sich fort. Unser ganzes Wesen erleidet eine Umwand
. Wir sind nicht dieselben Menschen mehr; wir sind ein integrirender Theil eines riesen
en Ganzen, mit dem unser Ich in lebhaft bewußter Wechselwirkung steht. Wir fühlen
selbst ein Stückchen londoner Lebens. Alle unsere Sinne und Nerven werden zu einer
währenden fieberhaften Reaction von außen her angeregt. Es ist ein Rausch, der uns
als wenn er unser natürliches Dasein wäre. Der Stumpfe wird aus seiner Lethargie
ckt. Ist es Kraft? Ist es nur Opium, das uns so hebt? Oft schien es mir, als flösse
n und Tod hier aus einer und derselben Quelle. Wer aus ihr seinen Durst stillt bis
Sättigung, wird zur wandelnden Leiche — alle Frische des Lebensgefühls geht ver
. In grelles Licht oder tiefe Nacht gehüllt sind hier die Ufer, welche den Lebensstrom
ngen. Wer zu lange auf dem einen weilend sich verspätet, erschöpft die Kraft und
vom Strome an das andere hingeworfen. Thürme und Kirchen in London sind
rz, die Häuser sind schwarz, die Denkmäler sind schwarz, die Sperlinge schwarz, die
en — Doch erschrecken wir Niemanden! Die Bäume und Rasen sind köstlich grün.
ben wir uns an ihnen und schöpfen wir Hoffnung für unsere fernern Eindrücke.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Romanerfindungen.

Ein Unteroffizier der neapolitanischen Besatzung in Palermo war wegen eines groben Dienstvergehens zum Tode verurtheilt. Nun liegt es im Charakter der Neapolitaner, einem solchen letzten Schritte nicht eben sehr muthig und gefaßt entgegenzugehen. Anderntheils freuten sich die Sicilier bei ihrem gründlichen Hasse gegen die Neapolitaner bereits auf das klägliche Schauspiel, das ihnen voraussichtlich die Execution eines unter Zittern und Beben sterbenden Neapolitaners gewähren würde. Es lag also den neapolitanischen Offizieren Alles daran, ein Mittel zu finden, daß der Delinquent sich bei seinem letzten Gange muthig zeige und jene Erwartung täusche. Der Feldprediger fand es endlich. Er spiegelte dem Unglücklichen eine Begnadigung vor; man würde auf ihn nur blind feuern. Der Neapolitaner ging jetzt als Held durch die vermeintliche Komödie; die Nationalehre seiner Landsleute war gerettet, den Siciliern der blutige Spaß glücklich verdorben.

Dieser Vorfall wird in Karl Beck's „Mater dolorosa" so gewendet, daß eine Mutter ihrem Sohne diese Gemuthigung zum Sterben gibt. Ist diese fromme List an einem, sicher im letzten Augenblicke, selbst im schmerzlichsten, immer nur wahren Mutterherzen denkbar? Die Mutter ist eine Polin. Der Dichter hätte seine Wendung jener Anekdote uns vielleicht überreden können, wenn sie, als eine leidenschaftliche Patriotin geschildert, im Tode des muthlosen Sohnes den Feinden des Vaterlandes eine heroische Demonstration hätte geben wollen.

Was soll man zu einer Erzählung sagen, die uns in einer vielgelesenen Zeitschrift einen jungen Mann vorführt, der auf die Warnung seiner Mutter hin vor der (erst durch die Warnung von ihm erkannten) Liebe zu einem herzlosen Mädchen „sogleich entschlossen" ist, der Warnung Folge zu geben und zwei Zeilen weiter durch die Ueberlieferung des mütterlichen Warnungsbriefs an seinen Vater die Entfernung der „kalten, herzlosen" Schönen betreibt?! Welcher entrirte Gehorsam, wenn er nur nicht psychologischer Nonsens wäre!

Anderswo fanden wir kürzlich die Pointe einer tragischen Lebensskizze in der Selbstaufopferung eines jungen Mannes, der einen Cursus der Chemie blos deshalb durchmacht, um die „feinen ätherischen Gifte" kennen zu lernen, die nach der Meinung des Verfassers das Leben langsam und in einem vorher zu bestimmenden Zeitraum (!) vernichten, ohne daß eine Spur im Körper erkennbar und nachweisbar sei (es handelt sich nämlich darum, eine Lebensversicherungsbank zu täuschen). Und solche Sachen tischt man in einem sonst wackern Blatte auf, als lebten wir noch in dem dunkeln Zeitalter der Aqua Tofana mit allen seinen Märchen.

Reizt eine wunderbare, aber unerklärliche Begebenheit zu poetischer Darstellung, so folge man dem in unserer heutigen Lieferung gegebenen Beispiele der Frau Doctorin Schucking (Luise von Gall), die den westfälischen Vorfall von des Todten Hand als eine Sage darstellte, der man allerdings physiologische Wahrheit absprechen, aber eine ernstmoralische zuerkennen muß.

Richtige Vergleiche.

Richtige Vergleiche sind nicht so leicht, als Viele anzunehmen scheinen. Bei einem vielgebildeten, vielgewanderten Reiseschriftsteller lesen wir:

„Man gelangt auf diese Grasturpel auf dieselbe Weise, wie durch dunkle Treppengänge und enge Luken auf das Dach einer Kirche, deren Bau die Natur hier nachgeäfft zu haben scheint."

Das ist doch schrecklich! Die Natur äfft etwas der Kunst nach!

In der Sprache des gewöhnlichen Lebens kann man häufig solche unbedachte Flüchtigkeiten beobachten. So erzählte uns Jemand, daß es ihm einmal durchaus nicht gelungen, Jemanden, der gesagt: „Dieser Mann sieht auffallend seinem Sohne ähnlich", von der Verkehrtheit dieser Sprechweise zu überzeugen.

Die homöopathische Cur der Eitelkeit.

Jede Frau, die fortwährend lacht, um ihre schönen Zähne zu zeigen, kann man dadurch heilen, daß man sie aufmerksam macht, wie man vom vielen Lachen Runzeln bekommt. Es ist dies leider nicht der einzige Fall, wo das Gute nicht durch die offene Mahnung dazu um des Guten willen, sondern nur durch eine lebhafte Darstellung der Consequenzen des Schlimmen hervorgebracht wird.

Die Theorie der Praktiker.

Es ist erklärlich und verzeihlich, daß jeder Künstler oder Dichter, der aufgefordert würde, eine Aesthetik zu schreiben, nur eine solche geben kann und geben wird, nach welcher seine eigenen Schöpfungen als Meisterwerke herauskommen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

wöchentlich ein Bogen. | Nr. 32. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Nach und in London.

Fingerzeige und Eindrücke.

II.

herlich zwei Monate in London zu leben ist herrlich; immer dort leben zu müssen schrecklich. Man tadelt gewöhnlich bei uns die englische Sonntagsfeier. Aber, lieber uel, wer in London auch nur mit Nichtsthun beschäftigt ist, bedarf eine endliche Erng von der Strapaze, sechs Tage lang dem Müßiggange und dem londoner Vergnügen ob ren zu haben. Schon die Lungen, besonders das Ohr und Auge erfodern Ruhe, Ruhe, — segne den englischen Sonntag! Er schafft Stille und Friede. Ambos, Hammer, ufserfehle, Alles schweigt. Man stürzt zur Stadt hinaus — wie Lot mit Frau Kind aus Sodom und Gomorrha. Solange man im Wagen sitzt und das Ge und Gepraſſel die Ohren noch gefangen hält, bemerkt man die Veränderung, welche us vorgeht, noch nicht sonderlich. Sobald wir aber — die Stadt weit hinter uns — , endlich ins Freie steigen, ist's uns, als hätten wir eine schwere Last oder eine förmKrankheit von uns abgeworfen. Nicht die Dunstatmosphäre Londons, sondern mehr essen drückende Geräuschatmosphäre ist es, der wir uns, frei aufathmend und frei chend, entrückt fühlen. Welche selige Erholung und Erquickung ist das! So wenuß Einem zu Muthe sein, der aus der Aretmäßigie entlassen wird! Froh, gestärkt und Sinnes und Muthes kehrt man Abends spät von einer solchen Sonntagsexcursion Was in und bei London zurückbleibt, läuft wenigstens in den Parks im Grase umher ein Hauptvergnügen der Engländer — man betrinkt sich im Stillen. Je enger assenhafter die Lebenselemente zusammengedrängt sind, desto stärker die Friction, centrischer der Lebensproceß nach allen Richtungen hin und die Gestaltung und Entg der Extreme. London mit seinen 2½ Millionen Menschen und seinem mächtigen ndel ist der Centralgeschäftsmarkt der Erde. Es ist ein großes üppiges Treibhaus, auf herrlichsten Früchte, Blumen und Gewächse, aber auch die giftigsten Pflanzen, linge und stachlichsten Dornen und Disteln in gleichem Maße gedeihen. Die Menur sehen wir hier in ihren guten und schlimmen Anlagen, in ihren Tugenden und bis zu dem äußersten Extreme hin entwickelt. Doch da das Laster mehr ins Auge

fällt als die Tugend, und ein großartiges Zusammenleben die Leidenschaften mehr erzeugt als unterdrückt und das praktische Geschäftsleben den Egoismus zur gebieterischen Nothwendigkeit für jeden Einzelnen macht, so kommt es uns vor, als sei hier das rein menschlich Gute vom Schlingkraut des Lasters fast überwuchert. Doch ist dies nicht in so greller Weise der Fall, als im ersten Anschaun uns erscheinen will. Für den Metaphysiker, den tiefblickenden Forscher in den wunderbaren Geheimnissen der Menschennatur, liegt hier ein großes Buch aufgeschlagen, aus dem er Weisheit schöpfen kann, wenn er die Charaktere, die Hieroglyphenschrift desselben zu lesen versteht. Der Horizont, den unsere Sehkraft beherrscht, dehnt sich mehr und mehr aus. Von wie vielen Vorurtheilen kommen wir zurück! Von wie vielen Problemen finden wir hier praktisch die Lösung! Wie viele Wahrheiten sehen wir hier durch die Wirklichkeit bestätigt und wie viele Wirklichkeiten sehen wir jener innern Wahrheit entbehren, welche ihnen Berechtigung des Seins und die Möglichkeit der Dauer abspricht! Schönheit und Häßlichkeit, Grazie und Plumpheit, Reichthum und Armuth, Weisheit und Dummheit, Tugend und Laster, üppige Pracht und scheußliches Elend, Verschwendung und bittere Noth, Uebersättigung und Hunger — alles Das findet man hier in den krassesten Gegensätzen dicht nebeneinander. Doch ich will mich hier der auf das Einzelne eingehenden Betrachtungen enthalten und nur flüchtige Eindrücke widerhallen lassen.

Der Engländer ist praktisch. Er ist Geschäftsmann durch und durch. Die Erziehung schon gilt ihm als ein Geschäft, das in möglichst kurzer Frist bis zum Abschluß fertig gemacht werden muß. Die Erziehung hat sonst den Menschen zum Ziel. Der Engländer erzieht Engländer. Er ist sich selbst der Normalmensch, wie England der Normalstaat. Der praktische Mensch hat vor allen Dingen selbständig zu sein, und so wird denn auch in der ganzen Erziehungsmethode zunächst auf Selbständigkeit hingearbeitet. Der Knabe schon ist ein Sir oder Master. Er trägt schon die Zierde des Mannes und das Zeichen seiner Selbständigkeit, den Hut. Der selbständige Mann ist fertig, bevor er noch Kind und Jüngling war. Diese Zwischenepochen des Lebens werden übersprungen, ein Uebergang besteht nicht. Oft kommt der Jüngling erst mit seinen Fehlern nach, wo er schon als Mann handeln soll. Ich habe Gentlemen von 11—12 Jahren gesehen, die ganz die Manieren und das charakteristische Gepräge von erfahrenen, weltlich gewandten Männern hatten, selbständig und praktisch in Allem, was sie thaten. Sind diese erst 24 Jahre alt, dann gibt es freilich auch für sie nichts mehr, das sie nicht schon zur Genüge genossen hätten. Abgestumpft bedürfen sie starker Reizungen und Anregungen. Was ein ordentlicher Engländer täglich an Rostbeef mit Mixedpickles und ätzenden Saucen vertilgt, an Portwein und Sherry darauftrinkt, ist schreckenerregend. Wird er krank, muß er von seinem Arzte natürlich wie ein Pferd behandelt werden. London ist noch das Eldorado der Apotheker.

Der Engländer lernt viel und gründlich, denn er verträumt keine Zeit; die Phantasie macht ihm nicht viel zu schaffen. Was er einmal anfängt, bringt er auch zu Ende und läßt nicht morgen liegen, was er heute begann. Er hat Charakterfestigkeit und Energie und nichts bringt ihn leicht aus der Fassung und von seinem Ziele ab. Alles ist bei ihm Geschäft. Mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit und Ordnung wird selbst die Religion wie ein Geschäft von ihm abgethan. Selbst die Quäker scheinen ihre Apathie einstudirt zu haben. Das ist das getreue Bild der Wüste, wenn Quäker zusammensitzen und beten. Man kommt sich vor wie in einem Wachsfigurencabinet, in welchem die Langeweile und Monotonie plastisch dargestellt wird. Auch in der Liebe ist der Engländer praktisch, wenigstens in London. Shakspeare, der phantasiereichste Dichter Englands und der ganzen Welt, war nicht in London geboren und erzogen, was vielleicht seiner poetischen Natur zustatten kam, doch machte London ihn zugleich zum praktischsten dramatischen Dichter seiner und aller Zeiten. Romeo und Julie haben sich kaum das erste mal gesehen und sich

gesagt, daß sie sich lieben, so beeilen sie sich auch schon, ihren Bund ins Reine zu bringen. „Füg' unsere Hände nur durch deinen Segensspruch in Eins — dann thu' sein Aeußerstes der Liebeswürger Tod." Beruht das vielgerühmte englische Eheleben auf Tugend, Religion, wahrer Zärtlichkeit? Nein! Es beruht auf der Einübung, die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens geschäftlich, d. h. mit Ernst und strenger Förmlichkeit zu behandeln. Könnte man auf den Grund der Herzen sehen, so würde man finden, daß bei einer etwas unruhigen und lebhaften deutschen Ehe doch oft der Gott der Liebe näher weilt als bei der steifen und ceremoniösen englischen Ehe, die in neuerer Zeit so vielfach übertrieben gepriesen worden ist.

Wir widerstehen der Versuchung, alle Eindrücke, die uns London in seinen Sitten und öffentlichen Merkwürdigkeiten gegeben, hier mitzutheilen. Der Raum würde dazu fehlen. Unser Aufenthalt zog sich in die Länge, wir wurden fast einheimisch in London. Mögen die folgenden Tagebuchnotizen „Aus dem letzten Winter" eine unmittelbare Anschauung geben, wie Ort und Stunde wirken. Wir beginnen mit dem letzten November und geben ohne weitere Ausschmückung die Chronik unserer nach erster Gewöhnung immer ansprechendern Erlebnisse.

November 1855. — Düsterer unfreundlicher Tag, dessen Traurigkeit im londoner Leben übersehen wird. Von dem Mastenwalde der Themse wehen allerlei Flaggen, um den Tag der Entdeckung der Pulververschwörung zu feiern. Strohpuppen, Guy Fawkes genannt, werden in den Straßen verbrannt. Wir holen im Hafen eine neuangekommene Freundin ab. Es braucht eine geraume Zeit, ehe unser Dampfer durch die vielen Boote und Schiffe gesteuert ist und wir festen Boden betreten. Schnell werfen wir uns in eine Droschke, hier Cab genannt und glauben eilig weiter zu kommen, doch ist die Passage durch einen Andrang von Wagen und Karren aller Art so versperrt, daß wir mehr als eine halbe Stunde auf demselben Flecke bleiben müssen und Zeit haben, Beobachtungen über die Physiognomieen der Umstehenden zu machen. Diese bestehen aus wohlgenährten Brauerknechten, die an ihren mit Fässern hochbeladenen Wagen standen, aus Bahmen, Trägern, zerlumpten Jungen und alten Bettlern. Obwol die äußere Erscheinung der Mehrzahl weder auf Ueberfluß noch die allerlautersten Beschäftigungen hinwies, so fehlte es doch nicht an Heiterkeit und guter Laune unter ihnen und unsere Lage bot ihnen hinlänglich Stoff, um neckende Bemerkungen zu machen. Endlich schnalzte unser Kosse enker, um sein Thier zum Vorwärtsgehen aufzumuntern, und so fuhren wir erst langsam, dann immer schneller unserm Ziele entgegen. Das Staunen und Bewundern meiner Begleiterin, die zum ersten mal in dies „Häusermeer", wie sie London bezeichnete, gerieth, ergötzte uns ungemein. Erdrückt war man von diesem ersten Eindrucke der großen Thätigkeit, die in den belebten Straßen herrscht, von dem Anblick der unendlichen Reichthümer, die in den zahllosen Läden aufgehäuft liegen.

Tags darauf lernte der neue Ankömmling unsern Sonntag kennen. Wieder lag Ruhe über uns gebreitet, Alles ging still und ruhig vor sich, um die Feier des Sabbaths nicht zu stören; alle Läden, selbst die der Bäcker und Apotheker sind geschlossen, nur die Gasthäuser stehen offen und locken des Abends durch ihre helle Beleuchtung zum Besuch! Das einzig Erfreuliche am Sonntage ist, daß man vielen Spaziergängern begegnet und unter diesen einer bedeutenden Anzahl zärtlicher Väter. Es ist auch andern Fremden auf gefallen, daß man in England so oft Männer sieht, die ihre kleinen Kinder — ihre babies, das Wort, das in der deutschen Sprache nicht vorkommt — auf dem Arme tragen. Sie sind von der Mutter mit zwei, drei auch noch mehr Kindern begleitet und diese kleinen Familienkarawanen eilen entweder den schönen Parks oder den Eisenbahnen und Dampfbooten zu, um ein paar Meilen weit außerhalb der Rauchatmosphäre für die Wochentage einen Vorrath guter Luft einzuathmen. Was würden wol die deutschen Militärs dazu sagen, wenn sie wie wir an diesem Sonntage einen rothen Rock mit einem hübsch geputzten

Kindchen auf dem Arm gesehen hätten! Diesem häuslichen Jünger Mars' folgte eine nette kleine Frau, an deren Hand ein etwas größeres Kind hüpfte.

Die sogenannte Lord Mayor's show, die jährlich am 9. November stattfindet, war eine Täuschung; denn das Ganze hat seine historische Färbung verloren, indem man dies Jahr statt der geharnischten Männer mit dem mittelalterlichen Pomp symbolische Figuren, z. B. den Frieden, den Ackerbau ꝛc. eingeführt hat, wodurch der ganze Aufzug viel mehr dem einer Kunstreitergesellschaft gleicht als der Begleitung eines Bürgermeisters auf seinem Wege zur Leistung des Eides. Wie ich gehört habe, fiel dies Jahr die Wahl auf einen Kaufmann, der während der Streitigkeiten mit China an 30,000 Kisten Thee in einem Tage 50,000 Pf. Sterling gewann. Der große Volksauflauf war das Interessanteste an der Sache und zeigte, wie selten der Londoner etwas Schauspielartiges unentgeltlich zu sehen bekommt. Die Schaulustigen waren zahllos, sie stiegen auf Wagen, Karren, Leitern, Laternenpfähle, Eisengitter und sogar Fenstergesimse, kurz es wimmelte überall. Industrielle Leute brachten Bänke, stürzten Körbe um, um für Geld Platz darauf zu geben. Unbewaffnete Polizeimänner zu Pferd und zu Fuß, nebst einer kleinen Anzahl Cavalleristen hielten leicht Ordnung; und wie human benahmen sich die Ulanen! Sie erreichten ihren Zweck ohne alle Anzeichen militärischen Uebermuths und nahmen die verschiedenen an sie gerichteten Spottreden, die der Engländer nun einmal nicht lassen kann, ohne allen Aerger auf. Ich dachte an Berlin und die Schutzmänner, die immer in einer angsterregenden Gereiztheit an den Straßenecken stehen. Da der Lord Mayor seinen Weg zurück zu Wasser nahm, eilte — nach der Fahrt durch die City — die Menschenmenge auf die verschiedenen Brücken. Wir folgten und ergötzten uns an dem sonderbaren Anblicke, den es macht, von einer Brücke auf die andere hohe Menschenpyramiden sich hin- und herbewegen zu sehen. Die Schaulustigsten hatten sich nämlich hoch beladener Frachtwagen bemächtigt und sie bestiegen, diese fuhren langsam auf und ab. Der Effect dieser lebendigen Pyramiden, in der nebeligen Atmosphäre, mit der London zu dieser Jahreszeit eigenthümlichen Sonne, die mehr einer schmutzigen Oellampe als einem Himmelskörper gleicht, war phantastisch genug. Auf dem Rückwege konnte ich nicht widerstehen, vor der Bude eines Punch mit der Aufschrift: „under the patronage of the royal nursery" stehen zu bleiben und über den derben Humor dieser Späße zu lachen. Es scheint Niemanden recht klar zu sein, ob diese dramatischen Darstellungen moralischen oder unmoralischen Inhalts sind. Die Haupthandlung der kleinen Puppenkomödianten besteht darin, Prügel auszutheilen und zu empfangen und selbst den Teufel zu hintergehen. Interessant ist es zu beobachten, welch' verschiedenen Eindruck der ewige eheliche Zwist des schlauen Punch, der auch dann noch kein Ende nimmt, nachdem er seine Frau ermordet hat, auf das umstehende Publicum ausübt. Es ist sonderbar daß Policinello hier festen Boden gefaßt hat, hier, wo der Himmel so verschieden von dem seines Vaterlandes ist.

Meine Liebe zur Thierwelt trieb mich, den Zoologischen Garten zu besuchen. Ich eilte beim Bärenzwinger sowie bei den Käfigen der Löwen und Tiger vorüber; denn die Tage sind kurz und ich wollte etwas Neues sehen und zwar die Abtheilung der Gewässer. Dort blieb ich lange bewundernd und staunend stehen, denn es offenbarte sich mir ein förmliches Wunderland. Es ist für uns Landbewohner, die keine Gelegenheit haben, Beobachtungen am Strande der See zu machen, interessant, hier auf bequeme Weise etwas von den Geheimnissen des Meeres abzulauschen. Den schönsten Anblick gewähren die mit Salzwasser angefüllten Glaskästen, das Süßwasser enthält lange nicht denselben Reichthum und die Mannichfaltigkeit an Pflanzen und Thieren. Hier in diesem Reiche spielen die Fische die Herren, und ich muß sagen, in ihrem Elemente erscheinen sie gar nicht so stupid wie auf dem Markte. Leicht und zierlich, wie unsere jungen Schönen im Ballsaal, gleiten sie hin. Ohne alle Toilettensorgen sind sie in die lieblichsten Farben gekleidet. Von wie zarten Flos-

federn, durchsichtigen buntschillernden Flügeln gleich, werden sie getragen! Dagegen stechen die röthlichen plumpen Gesellen recht ab, sie haben kleine Auswüchse wie Hörner auf dem Kopfe und bewegen sich langsam hin und her, fast wie die Portiers in unsern Palästen. Andere betten sich behaglich in weiche Moose unter dicken Schilfbüscheln und halten wie Leute von Stande Siesta. Plötzlich entdeckt man ein Paar listige Augen, die aus einer Felsspalte herauslugen; sollten sie nicht einem schlauen Wucherer angehören? Dort jener allerliebste schlanke Fisch, der sich zwischen den zarten Aesten einer palmenartigen Pflanze ringt und schwärmerisch zum Himmel blickt, scheint ein Poet. Welche Farbenpracht entwickeln die Polypen! Sie tragen trotz ihrer untergeordneten Stelle nicht wenig zur Verschönerung des feuchten Ballsaales bei. Die auffallendsten sind die orangefarbenen, aus denen wie aus einem Füllhorn die feinsten Blüten reich hervorquellen; die leiseste Berührung und all' diese zarten Fädchen verschwinden, sie mögen nicht mit der Außenwelt verkehren; dagegen sind die Krabben ein zudringliches Volk, ein Stamm unter ihnen vertreibt häusliche Schnecken aus ihrem Eigenthum, um selbst davon Besitz zu nehmen, wo sie dann wie der Wolf im Schafspelz auf Beute lauern. Dann gibt es kleine Thiere, die wie Teufelchen hin und her schießen und das Ganze eigenthümlich beleben. Es ist eine wahre Freude, so einen Glasbehälter mit den vielen und ganz fremdartigen Bewohnern zu betrachten und so klein auch diese Offenbarung der Meeresgeheimnisse ist, so gibt sie doch eine Ahnung von der Pracht, dem Reichthum und der Großartigkeit des Lebens im Ocean, wenn man sich zu diesen niedlichen Thieren noch die großen hinzudenkt.

Der Hippopotamus schwamm in seinem Bade von erwärmtem Wasser, aus dem er während der kalten Witterung nicht gern herausgeht. Wir sahen nur den flachen Kopf mit den Glotzaugen, der einer kleinen schwimmenden Insel, die vulkanische Kräfte birgt, nicht unähnlich war, denn das tiefe Aufathmen des großen Fettklumpens verursachte einen rollenden Laut und der Hauch stieg wie eine kleine Rauchsäule empor.

Der Löwe des Tages ist der Ameisenbär. Es ist wirklich ein curioses Thier. Der Pfleger erhält, solange es lebt, eine bedeutende Jahresrente. Er hat das Thier gefangen und nach Europa gebracht. In seiner Bezahlung liegt eine Aufforderung, Alles anzuwenden, daß sich das Thier erhält. Die Engländer sind — praktisch.

December 1853. — Es fällt mir auf, wie oft man hier von Leuten sprechen hört, die sich durch eigene Anstrengung aus armen oft den ärmsten Verhältnissen zu Reichthum und Ansehen emporgearbeitet haben, dann auch von solchen, doch viel seltener, die bei der Geburt Kinder des Glückes schienen und als Bettler starben. Dergleichen Wechselfälle können zwar überall vorkommen, doch die hiesigen Verhältnisse sind ganz besonders geeignet, der Arbeitslust und Ausdauer günstige Resultate zu sichern, indem sie zu Selbständigkeit erziehen und willenskräftigem Streben keine beengenden Grenzen durch allzugroße „Sorgfalt" von Oben setzen. Es sind mir mehre angesehene Fabrikbesitzer genannt worden, die nun ein Paar hunderttausend Pfund „werth" sind, und die es mit Stolz erzählen, daß sie ihre Laufbahn in zerrissenen Kleidern begonnen haben. Der eine kam mit dem Ranzen auf dem Rücken in die Fabrikstadt, wo es ihm bestimmt war, zu solcher Bedeutung zu steigen, daß er als Repräsentant gewählt wurde und seinen Platz im Unterhause jahrelang einnahm. Ein Anderer in derselben Stadt, auch von der allerärmsten Abkunft und der noch zur Stunde nicht einmal schreiben, fast nicht lesen kann, gehört trotzdem zu den geachtetsten Geschäftsmännern und besitzt ein Vermögen von 20,000 Pf. Sterling. In einem gothischen Schloß, von schönem Park umgeben, lebt seit vielen Jahren ein ehrwürdiger Greis. Die Einrichtungen seines Haushalts deuten auf Wohlstand, fast Reichthum, und wenn der silberhaarige Alte eine lange Reihe Jahre seines Lebens zurückblickt, so sieht er sich als Jüngling, arm an weltlichen Gütern, doch reich an Lebensmuth und Arbeitslust; er sieht sich eines Abends mit der Kelle in der Hand von der Arbeit der väterlichen Hütte zurück

kehren, auf einem Hügel bleibt er gefeſſelt von der Pracht des Sonnenunterganges ſtehen, er gelobt ſich in dieſer Stunde, einſt dies Schauſpiel aus ſeinem gothiſchen Schloß bewundern zu wollen. Von dieſem Augenblicke an arbeitet er für dieſen Zweck; redlich legt er die Hälfte ſeines Tagelohns zurück, ſein Fleiß und ſeine Geſchicklichkeit empfehlen ihn überall, was ihn in Stand ſetzt, vortheilhafte Bedingungen zu ſtellen. Nach einigen Jahren kauft er ſo viel Land, als ſein Schloß groß werden ſoll; er ſucht ſich natürlich eine ſchöne Lage aus, und ſooft er eine Summe erſpart hat, erweitert er ſeinen Landbeſitz. Sowie er ein Stück Erde ſein nennt, bearbeitet er's, pflanzt Bäume, ſäet Körner und vermehrt auch auf dieſe Weiſe ſein Vermögen. Nach einigen Jahren mehr gräbt er den Grund und legt den Grundſtein; ſo arbeitet, ſammelt und baut er unermüdlich fort, bis er ſein Ziel erreicht hat und vor ſeinem ſechzigſten Geburtstag aus dem Spitzbogenfenſter ſeines eigenen Schloſſes die ſcheidende Sonne mit ihren Strahlen ſein Eigenthum vergolden ſieht. Von dieſem Zeitpunkt an eröffnet ſich ihm ein neues Wirken. In ſeiner Nachbarſchaft blicken Vornehme und Geringe, Arme und Reiche zu ihm empor, er ſteht vermittelnd zwiſchen Allen, ſein Rath wird nicht ſelten geſucht und da verſäumt er nie, jungen Leuten zu empfehlen, ſich ein Ziel und zwar kein geringes vorzuſtecken und dann mit Muth und Ausdauer darauf hinzuarbeiten.

Als traurigen Gegenſatz könnte ich das Bild eines Andern hinſtellen, der von reichen und vornehmen Aeltern ſtammt; Leichtſinn brachte ihn immer tiefer und tiefer herab, er mußte das ſchöne Schloß ſeiner Väter, worauf ſie nicht minder ſtolz waren als auf ihren alten Namen, verlaſſen und ſich in ſeinem Alter mühſam aus Lehm ein elendes Obdach bauen. Er war in einem Dorfe Wächter und — Schornſteinfeger.

(Ein dritter Artikel in nächſter Nummer.)

Duft und Farbe der Blumen.

II.

Man kann drei Hauptfarben bei den Blumen unterſcheiden, nämlich Gelb, Roth und Blau. Alle drei ſind ungemein veränderlich und gehen ſehr leicht ineinander über. Und zwar hat man beobachtet, daß ſolche Uebergänge und Verwandlungen am häufigſten und ſchnellſten durch Säuren und durch Weingeiſt hervorgebracht werden. So verwandelt ſich das Blumenblau durch Säuren gewöhnlich erſt in Violet, dann in Roth, durch Weingeiſt erſt in Grün, dann in Gelb; die gelben Blumen dagegen werden durch Säuren meiſt ſchön roth; bei Anwendung von Weingeiſt geht dieſe rothe Farbe allmälig wieder durch Violet, Blau und Grün in Gelb zurück. Auflöſungen und Dämpfe von alkaliſcher Beſchaffenheit (z. B. von Kochſalz, Soda, Natron u. ſ. w.) wirken ähnlich wie Weingeiſt. So verwandelt ſich das Blau der Glockenblumen unſerer Wieſen ſehr bald in Grün, wenn man dieſe Blumen einem ſtarken Tabacksrauche ausſetzt. Im Tabacksrauche ſind nämlich alkaliſche Salze enthalten. Auf ſolchen Einwirkungen von Säuren und Alkalien beruht wahrſcheinlich auch die Farbenverwandlung, welche manche Blumen erleiden, je älter ſie werden. Eins der bekannteſten Beiſpiele bieten die Blumen des Lungenkrautes (Pulmonaria officinalis) dar, welche unſere Laubgehölze im erſten Frühlinge ſchmücken. Dieſelben ſind anfangs hellroth; ſpäter werden ſie violet, zuletzt blau und man findet ſehr häufig Exemplare, an denen Blumen von allen drei Farben vorhanden ſind. Ganz dieſelbe Farbenverwandlung beobachtet man an den Blumen des gemeinen Natterkopfs (Echium vulgare). Auch das Vergißmeinnicht hat zuerſt hellrothe und erſt ſpäter himmelblaue Blumen. Selten ſcheint eine ſolche Farbenverwandlung Folge der Einwirkung des Lichtes und der Wärme zu ſein. Ein merkwürdiges Beiſpiel hierfür bieten die Blumen eines oſtin-

iſchen Baumes dar, den man bereits in den wärmſten Gegenden Südeuropas hier und
da zur Zierde angepflanzt findet (z. B. um Malaga), nämlich des Hibiscus mutabilis.
Die ſehr großen, hinſichtlich ihrer Form an unſere Gartenmalven erinnernden Blumen
dieſes ſchönen Baumes blühen blos einen einzigen Tag. Sie öffnen ſich in den erſten
Morgenſtunden und ſind dann weiß. Später werden ſie allmälig röthlich, ſodaß ſie um Mit-
tag roſenroth gefärbt erſcheinen. Je weiter der Tag vorrückt, je heller alſo die Beleuch-
tung wird und je höher ſich die Temperatur ſteigert, deſto intenſiver geſtaltet ſich die Rö-
thung der Blumen, ſodaß letztere gegen Abend endlich eine völlig purpurrothe Farbe er-
langen. Nach Sonnenuntergang ſchließen ſie ſich, verwelken und fallen ſpäter ab. Die
Spanier haben dieſer ſchönen und merkwürdigen Blume den poetiſchen Namen „Flor de
la vida" (Blume des Lebens) gegeben.

Nicht alle Blumen ſind einfach gefärbt, ſondern viele beſitzen mehre Farben, ja es
gibt nicht wenige von ganz buntſcheckigem Ausſehen. Auch bei dieſen Blumen rührt die
Farbe von verſchiedengefärbten Flüſſigkeiten oder feſten Körperchen her, welche in den Zellen
aufgehäuft ſind, und es iſt hierbei auch noch merkwürdig, daß die verſchiedenen Farbſtoffe, na-
mentlich die flüſſigen, ſich nicht miteinander vermiſchen. Es iſt dies deshalb merkwürdig,
weil die Zellenmembran von Flüſſigkeiten ſehr leicht durchdrungen wird und daher zwei
nebeneinanderliegende Zellen ihren flüſſigen Inhalt einander mitzutheilen pflegen. Trotz
dieſer Eigenthümlichkeit der Zellenmembran, auf welcher, wie ich den Leſern vielleicht
ein anderes mal erzählen werde, die Ernährung der Pflanzen zum großen Theil beruht,
bemerken wir in den buntgefärbten Blumen Zellen mit flüſſigen rothen, blauen, gelben
Farbſtoffen hart nebeneinander, ohne daß dieſe blos durch die zarten Wandungen der Zellen
getrennten Flüſſigkeiten ſich untereinandermiſchen. Auf unbekannten Urſachen beruht auch
die häufig höchſt regelvolle Vertheilung der verſchiedenen Farbſtoffe im Gewebe der Blumen-
blätter, aus welchen oft ſo höchſt zierliche Zeichnungen entſpringen. Ich erinnere nur an
die Blumen der beliebten Gartengeranien (richtiger Pelargonien), deren ſchön gefärbte
Blumen meiſt gezeichnet ſind oder an die niedlichen Zeichnungen in den Blumen unſerer
einheimiſchen Orchideen, den ſogenannten „Kukuksblumen", welche die Wieſen im Mai ſo
angenehm ſchmücken. Nicht ſelten lehrt die mikroſkopiſche Unterſuchung, daß die Zeichnung
genau dem Verlaufe der „Gefäßbündel" entſpricht, indem die farbigen Zellen die Gefäß-
bündel begleiten, oder wol gar, daß ſie durch letztere ſelbſt hervorgebracht wird. Ich bin
hier eine Erklärung des eben gebrauchten Kunſtausdrucks ſchuldig. „Gefäßbündel" nennt
man cylindriſche, ſich vielfach verzweigende Stränge von langen Röhren und eigenthümlich
geformten Zellen, welche das Zellgewebe der Pflanzen in beſtimmten Richtungen durchziehen
und, wie es ſcheint, bei der Ernährung der Pflanzen eine große Rolle ſpielen. Dieſe Ge-
fäßbündel veräſteln ſich namentlich in den Blättern auf das mannichfachſte und zwar ſtets
in beſtimmter, höchſt regelvoller Weiſe. Sie erſcheinen hier dem bloßen Auge als helle
Linien oder Streifen, wenn man das Blatt gegen das Licht hält, welche häufig ein förm-
liches Netz bilden. Nicht ſelten gibt ſich ihr Verlauf auf der obern Seite der Blätter durch
tiefe Linien, auf der untern durch erhabene Leiſten zu erkennen. In den Blumen pflegen
die Gefäßbündel weniger zahlreich zu ſein. Dieſelben Urſachen, welche die bunten Farben
der Blumen hervorbringen, liegen auch der bunten Färbung vieler Blätter zu Grunde.
Der einfachſte und am häufigſten vorkommende Fall iſt der, daß die untere, dem Boden
gekehrte Seite des Blattes roth gefärbt erſcheint. Oft ſind blos die den Gefäßbündeln
benachbarten Stellen roth, die andern grün. Die weißen und gelben Flecken, Streifen und
Zeichnungen, welche die Blätter mancher Gartenzierpflanzen, zum Theil auch die mancher
wildwachſenden Pflanzen beſitzen, rühren theils von einem gelben, feſten Farbſtoffe her,
wie z. B. in dem Bandgraſe, theils, wie z. B. bei der Milch- oder Mariendiſtel, davon,
daß ſie die zarte, aus Zellen mit farbloſen Säften beſtehende Oberhaut, welche alle Blät-

ter auf beiden Seiten umkleidet, an bestimmten Stellen von dem darunterliegenden, mit Chlorophyll erfüllten Zellgewebe ablöst. Die dazwischentretende zarte Luftschicht erscheint dann als silberglänzender Fleck.

Aber woher kommt der Sammetglanz mancher Blumen? Dieser Glanz ist eine rein optische Erscheinung, indem er blos durch die Zurückwerfung und Brechung der Lichtstrahlen von gekrümmten Flächen hervorgebracht wird. Bei allen mit Sammetglanz begabten Blumen ragen nämlich die Zellen der äußersten, unmittelbar von der Luft berührten Schicht blasenförmig oder auch in der Form abgerundeter Kegel über die Oberfläche der Blumen hervor. Diese Zellen pflegen ungemein zart zu sein, sie enthalten stets eine farblose Flüssigkeit und ihre Membranen sind durchsichtig und glänzend wie Krystallglas. Die Lichtstrahlen werden nun theils von diesen convexen und glatten, unendlich kleinen Hervorragungen zurückgeworfen, theils erleiden sie bei dem Durchgange durch die gekrümmten, glasartigen Zellenmembranen eine Brechung und da die gebrochenen und zurückgeworfenen Lichtstrahlen ebenfalls unendlich klein sind, so entsteht ein flimmernder Glanz, der dem bloßen Auge als Sammetglanz erscheint. In ausgezeichnetster Weise lassen einen solchen Sammetglanz die violetten und purpurrothen Blumen erkennen, wie z. B. die Pensées oder Gartenstiefmütterchen, die Schwertlilien, die Georginen u. A.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Gerüche, welche viele Blumen aushauchen. Die Mehrzahl derselben rührt von dem Verdusten ätherischer Oele her. Aetherische Oele nennt man bekanntlich diejenigen aus dem Pflanzenreich stammenden Oele, welche sich in der Luft verflüchtigen und daher keinen Fettfleck machen und einen starken Geruch und scharfen Geschmack besitzen. Bekannte ätherische Oele sind das Citronenöl, Zimmetöl, Nelkenöl, Rosenöl, Bergamottenöl, Terpentinöl u. Die ätherischen Oele werden während des Ernährungsprocesses der Pflanzen, sozusagen während der Verdauung, ausgeschieden und befinden sich in bestimmten Zellengruppen, welche entweder in den tiefern Gewebschichten des Pflanzenkörpers oder wie gewöhnlich an dessen Oberfläche liegen und von den Botanikern den Namen „Oeldrüsen" erhalten haben. Diese Oeldrüsen sind bald in das oberflächliche Zellgewebe eingesenkt, bald sitzen sie unter der Form kleiner Knöpfchen auf kurzen gegliederten Stielchen auf der Oberfläche des Pflanzenkörpers (Drüsenhaare). Solche eingesenkte und gestielte Oeldrüsen kommen besonders häufig an den Blättern, an den jungen Zweigen, an den Blütenstielen und dem Kelche (der äußersten Blumenhülle) vor. Die eingesenkten Oeldrüsen erscheinen, wenn das Licht durch sie hindurchscheint, als helle gelbliche Punkte. Blätter mit eingesenkten Oeldrüsen sehen daher, wenn man sie gegen das Licht hält, aus, als wären sie mit Nadeln durchstochen, z. B. die Blätter des gemeinen Johanniskrautes (Hypericum perforatum). Bei auffallendem Lichte erscheinen sie häufig als dunklere Punkte, z. B. auf der hellgrünen Unterfläche der Orangenblätter, welche von solchen Oeldrüsen wimmeln. Bei allen Orangengewächsen sind auch die Blumenblätter und überhaupt alle Blütentheile mit solchen eingesenkten Oeldrüsen versehen und diese sind die Ursachen des so lieblichen, würzigen Geruchs, den die Orangenblüten aushauchen. Das ätherische Oel, welches in den Zellen der Drüsen vorhanden ist, verdünstet nämlich unaufhörlich an den der Luft zugekehrten Flächen der Zellen. Mit solchen, bald eingesenkten, bald gestielten Oeldrüsen sind auch die stark und gewürzhaft duftenden Blumen und Blätter der Salbei, des Majoran, Thymian, des Basilienkrautes u. s. w. begabt. Die meisten angenehm und süß duftenden Blumen, wie die Veilchen, Hyacinthen, Nelken, Rosen, Maiblümchen, die Reseda u. s. w. lassen jedoch keine solchen Oeldrüsen erkennen. Hier ist das ätherische Oel in einzelnen Zellen angehäuft, welche sich vorzüglich im Grunde der Blume befinden und ihren Inhalt fortwährend verdünsten lassen. Manche Blumen riechen bekanntlich blos am Abend oder bei Nacht, wie z. B. die Nachtviole, andere nur am Morgen, noch andere nur des Nachmittags u. s. w. Dies deutet sowol auf eine ungleich erfolgende Entwickelung des ätheri-

ſchen Oels, als auch darauf, daß die Verdünſtbarkeit des Oels eine verſchiedene und die Verdünſtung ſelbſt von den Wärmeverhältniſſen der Luft abhängig iſt. Nicht alle Blumengerüche werden aber durch die Verdünſtung ätheriſcher Oele bedingt. Manche Blumendüfte rühren von wohlriechenden, verdünſtbaren Pflanzenſäuren und andern flüchtigen Stoffen her, z. B. der höchſt angenehme Blumenduft der Vanille, welcher durch Benzoeſäure hervorgebracht wird, und der nicht minder liebliche Duft des auf allen Wieſen in Menge wachſenden Ruhygraſes (Anthoxanthum odoratum), welcher die Wirkung der Verdünſtung eines eigenthümlichen Stoffs iſt, den die Chemiker Coumere nennen. Dieſer Stoff iſt auch die Urſache des aromatiſchſüßen Geruchs, welchen das friſch getrocknete Heu beſitzt.*)

Dr. Willkomm in Leipzig.

Ueber Eigenthum und Capital.

Wir geben in Nachſtehendem zwei Anſichten über eine Löſung der ſich auf die Frage des Eigenthums beziehenden ſocialen Probleme. Die eine wird unſern Leſern darin willkommen ſein, daß ſie den Standpunkt des ſogenannten Socialismus in einer Darſtellung ausſpricht, die ſo faßlich iſt, daß ſie uns beſtimmte, auf dieſen Gegenſtand in unſern Blättern überhaupt einzugehen. Die zweite iſt die Entgegnung des Herausgebers.

I. Gedanken zur Löſung des geſellſchaftlichen Problems.

Pflanzen-, Thier- und Menſchenwelt ſind aufſteigende Stufen derſelben allwaltenden Entwickelung der Natur. Jede höhere Claſſe zeigt eine größere Selbſtändigkeit der Natur gegenüber. Das Weſen der Pflanze iſt lediglich durch die Form erkennbar und mit derſelben verknüpft, das Weſen des Thiers verbindet mit der Form ſchon die ſcheinbare Freiheit innerhalb der Inſtincte und Triebe. Die Menſchenwelt reiht ſich der zweiten Stufe an, nur daß ihre Verſchiedenartigkeiten unter ſich ſo zahlreich ſind, als es Menſchen gibt.

Die Zeugung iſt eine Fortpflanzung der allgemeinen Form, das Weib als weſentlicher Theil derſelben verhindert die Fortpflanzung der reinen Perſönlichkeit. Sie gebiert immer nur vorzugsweiſe wieder die Gattung. Das Weib iſt wie die Erde, ſie gibt die Pflanze nach ihrer Kraft. Der Same einer Roſe wird ewig als Königin der Blumen keimen und blühen; ein Löwe wird durch Jahrtauſende hindurch einen Löwen zeugen, und auch der Menſch pflanzt nicht ſein nüancirtes Ich, ſondern nur ſeine Gattung fort; ein Königin bringt ſelten einen König, ein Denker einen Denker hervor. Und wenn auch durch Erziehung allerdings Geſchlechter ſich einige Generationen hindurch gewiſſe Eigenſchaften ähnlich machen können, der neue Menſchenkeim iſt immer wieder ein Weſen mit vielleicht ähnlichen, aber in der Hauptſache doch völlig entgegengeſetzten Grundbedingungen.

Bei den Menſchen iſt die Thätigkeit das unterſcheidende Merkmal ſeines Weſens, daher auch alle Auszeichnungen und Rechte, die nicht die Thätigkeit zum Grunde haben, ein Unrecht. Eine Ariſtokratie wird es immer geben und man kann auch das Glück nicht verbannen, welches einem Kinde an der Wiege lächelt. Dennoch hat der ausgebildete Menſch keine andere Berechtigung als die, welche er ſich durch ſeine Thätigkeit erwirbt. Die Höhe oder Niedrigkeit der Thätigkeit eines Menſchen hat ſein Eigenthum und ſeine Lebensſtellung zu begründen.

Die Geſchichte wie das Weſen des Eigenthums zerfällt in zwei Theile: in das abſolute und bedingte Eigenthum. Das abſolute Eigenthum gehört der erſten Stufe der

---

*) Aus der Feder eines Chemikers werden wir demnächſt Mittheilungen über die Gewinnung künſtlichen Wohlgeruche bringen.

D. Her.

Volksentwickelung an, wo das Eigenthum nicht abgeschlossen und die Arbeitstheilung noch nicht nöthig geworden, wo die Bedürfnisse so einfach sind, daß wenigstens die Familie sich Alles selbst erzeugen kann. Sobald aber der Besitz abgeschlossen ist und die wachsenden Bedürfnisse der Menschen nach und nach eine Arbeitstheilung nöthig gemacht haben, entsteht das bedingte Eigenthum. Die Arbeitstheilung hebt den Urbegriff des Eigenthums auf, denn der Arbeiter arbeitet eben nicht mehr direct für seine Bedürfnisse, sondern er sorgt für eine gewisse Abtheilung der Bedürfnisse der Menschen, und die Gesellschaft, als Arbeitsglieder aller Bedürfnisse, garantirt ihm insoweit alle seine Bedürfnisse, als er seinen Arbeitstheil ausfüllt und abliefert. Das Eigenthum und der Genuß werden durch die Thätigkeit bedingt. Je mehr die Bedürfnisse wachsen, desto mehr sollte das absolute Eigenthum verschwinden. Die Arbeitstheilung setzt Capital voraus. Der Besitz des Capitals ist mit der Pflicht der Thätigkeit identisch; es ist nicht unumschränktes Eigenthum des Einzelnen, denn der Einzelne ist nicht der Erzeuger, es ist ein Erzeugniß mehrer Generationen und den Besitz desselben hat die Gesellschaft nur insoweit zu garantiren, als er direct mit demselben arbeitet.

Wenn Jemand durch eine Speculation 100,000 Thlr. gewinnt, so ist dies nicht sein unumschränktes Eigenthum, sondern er tritt ein Amt an, er wird dadurch Besitzer desselben, ist aber keineswegs dessen Erzeuger, was wohl zu unterscheiden ist, denn das Eigenthum kann in einer Zeit, wo die Luft, die ich athme, meine persönliche Sicherheit, das geringste meiner Bedürfnisse ein Product der Arbeit Anderer ist, nach Fug und Recht nur durch die ausschließliche Thätigkeit ganz zueigen sein. Der Staat ist ein Product der Arbeit, unsere ganze Civilisation ist es; ohne Arbeit Anderer würde mancher Stolze zum Thier herabsinken und es sollte Menschen geben, die nicht arbeiten, sondern nur genießen? Mit welchem Rechte? Schon Adam Smith gibt dem Staate das Recht, die unproductive Bevölkerung zu beschränken. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, sagt ein altes Sprüchwort. Dies zu bewirken ist das erste Princip eines Nationalökonomen. Man wird mir erwidern, daß die Production bei dem Inslebentreten dieses Princips auf eine Weise zunehmen würde, daß der Preis der Arbeit gleich Null wäre. Dies ist aber nicht der Fall; denn die unproductive Bevölkerung eines Staats nimmt die Mittel zur Consumtion als Interessen oder unter sonst einem andern Namen aus der Production, sie vergrößert dadurch das Arbeitsmaß des Einzelnen, vermindert die Consumtionsfähigkeit des Arbeiters. Wenn man einen Arbeiter nach seinen gerechten Bedürfnissen und dem Range seiner Arbeit bezahlt, so belebt dies den Markt auf eine Weise, daß das Gleichgewicht zwischen Consumtion und Production vollkommen wieder hergestellt wird. Die unproductive Bevölkerung erzeugt den Luxus, welcher seine Befriedigung in ausländischen Producten findet, und wenn dies nicht, so haben die Arbeiten des Luxus doch einen precären Werth; unter den Arbeitern des Luxus findet man das meiste Proletariat. Das den Arbeitern der Production Entzogene wird ihnen dadurch nicht wieder erstattet, daß man ihre Productionen consumirt, denn erstens geht die Consumtion des Arbeiters verloren und dann muß er noch einmal um das ihm Entzogene und ihm durch Verwendung oder Verschwendung Zukommende arbeiten. Wenn ich z. B. einer Stadt durch Contribution 100,000 Thlr. entziehe, so entschädige ich sie nicht dadurch, daß ich die 100,000 Thlr. in der Stadt verzehre, denn es bleiben immer für 100,000 Thlr. Arbeitskraft und Stoff der Stadt entzogen; das Gute dabei ist nur, daß sie die 100,000 Thlr. noch einmal verdienen kann.

Alle gesunde nicht productirende und doch consumirende Menschen sind Egoisten, welche den Satz Adam Smith's: Privategoismus führt zum Gemeinwohl, unwahr zu machen scheinen, aber dennoch sind sie's. Dem Egoismus muß aber eine Grenze gesetzt werden. Leider ist die Gesetzgebung in dieser Beziehung sehr liberal, denn sie erlaubt und begünstigt durch ihre Gesetze das Bestehen der unproductiven Bevölkerung sowie das absolute

Eigenthum. In dem ausschweifenden und durch das Gesetz begünstigten Egoismus unserer Zeit liegt das Hinderniß der Lösung des sozialen Problems.

Das Eigenthum gehört zur menschlichen Entwickelung wie zu einem Maler Leinwand und Farben, wie zu der Menschheit die Welt. Der Mensch, „die kleine Narrenwelt", ohne Zusammenhang mit der Schöpfung, ist nichts, ebenso wenig die Person ohne Eigenthum; das Eigenthum ist der Spiegel ihrer Bildung, an ihm erzieht sich der Mensch und die Arbeit damit ist wechselseitig bildend. In einem civilisirten Staate, dessen Grundlage die Arbeit ist, muß jeder Eigenthum Besitzende sich dasselbe durch eine Thätigkeit für die Gesellschaft indirect erzeugt haben, um als Glied des civilisirten Staats zu existiren und berechtigt zu sein. Ein anderes Eigenthum in demselben ist ein Privilegium.

Ich möchte wol wissen, worauf sich das Eigenthum heutzutage anders gründen wollte als auf die Thätigkeit? In einer Welt, wo das Leben ohne Arbeit nicht denkbar ist! Genußfähigkeit gibt keine Rechte. Die Natur gibt nichts her ohne Arbeit; es gibt keinen Stoff, den nicht schon eine Arbeit, selbst in dem unbrauchbarsten Zustande, so wie er ist, hat herstellen müssen. Der Stoff hat nur einen Werth durch die Arbeit, die Arbeit ist das wesentlichste Element seines Werths, die Arbeit hat die Suprematie über den Stoff, da sie das Belebende ist. Das absolute Eigenthum dagegen sagt: Der Stoff ist mein, ohne Stoff keine Arbeit, folglich bin ich der Herr der Arbeit; ihr müßt euch des Stoffs Bedingungen gefallen lassen, ihr arbeitet, ich lebe! Die aus solchen Thatsachen entstehende Nichtconsumtion des Arbeiters ist ungeheuer; auf dem Wege der Interessen wird allein in Frankreich dem arbeitenden Theile der Gesellschaft jährlich die Summe von 1160 Millionen Francs entzogen, ungerechnet der ebenfalls ungeheuren Summen, die dem Arbeiter durch Druck des Capitals entzogen werden. Dies ist bedeutender als in alter Zeit alle Feudallasten und Kirchenzehnten, die wenigstens den Charakter einer Steuer hatten. Diese Contribution der Arbeit gründet sich auf nichts als ein im Glücksspiel des Lebens gewonnenes Geld, sie gibt der Arbeit nichts zurück, als daß sie ihre Producte consumirt, sie gibt weder wie die Ritter Sicherheit, noch wie die Mönche und Priester die Bürgschaft und Hut der Religion.

Die Arbeitstheilung erzeugt den Verkehr, den Handel und das Geld. Die vermittelnden Organe werden zu einem Gliede des Arbeitskörpers, das zwar nothwendig, aber untergeordnet, wie es seinem Wesen nach sein muß, doch die Anstrengungen des ganzen Körpers für sich zu benutzen und den Preis der Arbeit zu bestimmen weiß. Der Adel mag etwas für sich haben, er gründet sich auf geschichtliche Vorzüge und dem Erben des Adels wird wenigstens durch die Erziehung, wenn er selbst nichts Bedeutendes ist, das Streben nach Größe und Intelligenz zur Pflicht gemacht, er wird durch die Ehre zum Edlern angespornt; aber die Geldaristokratie gründet sich auf nichts als den Egoismus der Person, auf zufälliges Eigenthum, das Niemanden Verpflichtungen höherer Art, Verpflichtungen der Intelligenz auferlegt.

Der Geist, der eine Sache regelt, ist nicht unumschränkter Eigenthümer derselben, obgleich er, um mit Hegel zu reden, die äußere Sphäre seiner Freiheit ist. Er ist nur ein Glied der Arbeitstheilung, wenn auch ein höheres. Der Capitalist ist oder soll daher auch nichts weiter sein als ein Glied der Arbeitstheilung. Der Arbeiter hat allerdings dem Stoffbesitzer, insofern dessen Stoff durch vorhergegangene Arbeit erzeugt ist, eine Entschädigung zu leisten, d. h. indirect dem frühern Bearbeiter des Stoffs seine Arbeit zu bezahlen, um daß es sein Eigenthum werde, aber nicht den Urstoff, an dem alle thätigen Menschen nach ihrer Kraft gleichen Antheil haben, denn der Anfang des Eigenthums ist nur eine zufällige Besitznahme. Dem bloßen Geldbesitz hat man keine Entschädigung zu leisten, denn Geld ist nur der Maßstab zum Umtausch des Capitals, der Geldbesitz berechtigt zu nichts als zum Kaufe und zum Thätigsein mit dem Gekauften. Der Geldbesitz

iſt nicht Eigenthum, er iſt blos eine Möglichkeit zum Eigenthum und zum Capital. Der Stoff des Geldes iſt Nationaleigenthum und in ſeinem innerſten Weſen liegt das Rouliren. Geld, das nicht roulirt, iſt todt, iſt nichts. Daher iſt Geldverbergen auf Intereſſen unlogiſch, unrecht und ein Privilegium. Ich greife die Grundidee des Eigenthums nicht an, nicht die Erblichkeit des Beſitzes, ſondern ich behaupte nur, daß kein Menſch das Recht hat zu ſagen: Ich bin Eigenthümer, folglich brauche ich nicht mehr zu arbeiten, und daß die Möglichkeit, dieſe Behauptung durchzuſetzen, auf der einen Seite das Elend und auf beiden Seiten Reich und Arm, die Unſittlichkeiten und Ausſchweifungen des Egoismus erzeugt, den Nationalreichthum nicht hebt, ſondern ſchwächt und die Bildung der Menſchheit, inſofern ſie durch das Eigenthum bedingt iſt, aufhält.

Wenn man anerkennt, daß der Begriff des Eigenthums mit der Thätigkeit identiſch iſt, daß daher das abſolute Eigenthum ein Unrecht iſt, daß der Capitaliſt nicht der abſolute Beſitzer, alſo nicht der unumſchränkte Eigenthümer ſeines Capitals iſt, daß das abſolute Eigenthum und der Capitaldruck täglich das Elend mehrt, daß die oberſte Leitung eines Unternehmens nur ein mehrverdienendes Glied dieſes Unternehmens iſt, was übrigens in ſtaatlicher Beziehung ſchon längſt anerkannt wurde, kommen wir zu der Inſtitution, in der das abſolute Eigenthum ſeine Exiſtenz findet, zur Capitalverleihung auf Intereſſen. In ihr liegt die Quelle des ſocialen Uebels, inſofern der phyſiſche Wohlſtand der Menſchen die Grundlage ſeiner Exiſtenz iſt.

Leihen iſt eine Entäußerung eines Theils des Eigenthums auf Zeit an eine bedürftige Perſon zu deren Gebrauch. Es trägt in ſich den Charakter, die verſchiedenen Kräfte und Güter auszugleichen. Dies iſt nothwendig und muß ſeine Befriedigung finden, aber nicht auf die Weiſe, daß der eine Theil der Vereinigung arbeitet und der andere Theil zuſieht, wie es durch die Capitalverleihung auf Intereſſen möglich iſt zum Nachtheil der Geſellſchaft. Das Gebäude der Induſtrie iſt ſo combinirt, daß eine einzelne Perſon nichts iſt; unſere Nationalökonomen müſſen die Aſſociation als eine Nothwendigkeit anſehen. Das Leihen ſelbſt aber, das Leihen allein iſt eine Art Aſſociation ungerechter Form. Beim Leihvertrage trägt der eine Theil die Verantwortung, die Haftung für die Sicherheit eines fremden Eigenthums mit ſeinem Eigenthum und ſeiner Perſon, zahlt die Procente und muß arbeiten, der andere Theil ſieht zu und ſein Eigenthum iſt ihm ſicherer, als wenn er ſelbſt damit arbeitet, und erhält ſo und ſo viel Procente. Bei der Aſſociation aber müſſen beide Theile arbeiten, beide Theile tragen den Verluſt und den Gewinn.

Die Nothwendigkeit einer Vereinigung und Ausleihung der arbeitenden Kräfte iſt vorhanden, aber nicht die Nothwendigkeit des Leihvertrags gegen Intereſſen, von dem man ſagen kann, wenn er nicht unrecht wäre, ſo wäre er ſchädlich, und wenn er nicht ſchädlich wäre, ſo wäre er unrecht. Durch ihn wird der Beſitz zu einem Schneeballen, der, wenn er einmal eine gewiſſe Größe erreicht hat, ohne Thätigkeit des Beſitzers, durch die Thäler des Verkehrs rollend, zu einer Lawine, die Alles unter ihrem Drucke vernichtet und vereiſt, anwächſt. Er ernährt die unproductive Bevölkerung auf eine drückende Weiſe, er entzieht der Production ungeheure Summen, welche die Nichtconſumtion der dringendſten Bedürfniſſe des Arbeiters veranlaſſen und bei den Capitaliſten den Luxus erzeugen. Die Nichtconſumtion erzeugt weniger Production, die Arbeit iſt nicht mehr geſucht, ſondern angeboten, die Capitaliſten drücken den Arbeiter und es entſteht das Proletariat. Der Capitaliſt iſt der Hauptconſument, er hat den Preis in ſeiner Gewalt, er läßt ihn nicht ganz ſinken, weil er mit ſeinem Capital bei der Production betheiligt iſt, ſeinen Gewinn ſichert er ſich und die Gedrücktheit der Production fällt lediglich auf den Arbeiter zurück und nur die Lebensmittelanſchaffer und die Kaufleute als Capitaliſten ſind die Einzigen, die dem Elende entgehen.

In Frankreich ſind nach verſchiedenen Angaben ungefähr 13 Milliarden Francs hypo-

thekarisch verborgt, der dortige Zinsfuß ist 8 Procent, dies macht 1040 Millionen Francs jährlicher Interessen. Staatsschulden 7 Milliarden; wir wollen 3 Milliarden verzinsliche Schuld annehmen; sind 120 Millionen Francs Interessen; zusammen also 1160 Millionen Francs, die jährlich die Production an die unproductive Bevölkerung Frankreichs abgibt! So verhält es sich mit den andern Ländern Europas ebenfalls, je nach dem Zinsfuß ist die Summe größer oder kleiner, aber immer unverhältnißmäßig. Was die Anleihen betrifft, so glaube ich, die Menschen würden viel besser regiert worden sein und regiert werden, wenn sie unmöglich wären; die Actienunternehmungen können durch Association viel besser hergestellt werden. Das Bankwesen wäre durch ein Associationsnachweisungsbureau zu ersetzen, denn die Banken unterstützen nur die Trägheit und das absolute Eigenthum, aber nicht eine solide Industrie. Gegen unproductive Menschen hat in einem civilisirten Staate Niemand eine Verpflichtung, sondern nur gegen Unfähige, gegen körperliche und geistige Krüppel, gegen das Weib als ordnendes und arbeitendes Glied der Consumtion und gegen das Kind als Bürgschaft fortdauernder Civilisation; diese Verpflichtungen hat der Staat und der einzelne Mensch als sittliches Glied desselben zu übernehmen. Wir sagen, es ist eine gewisse Quantität Wohlfahrt in einem Staate möglich, und was der Eine zu wenig hat, muß der Andere entbehren. Ein Volk, das viel Millionäre hat, hat noch viel mehr Elend.

Das Maschinenwesen, das sich mit reißender Schnelligkeit verbreitet hat, wirkt nur unter den jetzigen Capitalgesetzen zum Verderben und wird immer mehr Proletariat erzeugen, wenn es sich noch allgemeiner entwickelt; denn die Arbeit wird billiger und folglich die Nichtconsumtion größer, und wenn auch die Consumtion billiger würde, so nützt dies dem Arbeiter doch nichts, da er weniger verdient. Wenn England das Ausland nicht hätte, sollten wir sehen, zu welchen Resultaten das Maschinenwesen führen würde, und das Ausland wird einst aufhören Markt zu sein, da es am Emporkommen seiner eigenen Industrie arbeitet. Was dann in England?

Das Maschinenwesen ist eine nothwendige Entwickelung des menschlichen Geistes, aber mit ihm in gleichem Schritte muß auch die Veränderung unserer Capitalgesetze gehen. Die Maschine hat Verpflichtungen gegen den Nahrungszweig, dem sie schadet. Die Maschine muß, bis es festgestellt ist, wie weit die durch die Maschine ermöglichte Billigkeit die Consumtion erhöht, das Arbeitsmaß des Einzelnen vermindern. Die Maschine ist das Eigenthum eines Nahrungszweigs. Wer sie aufstellt, muß es im Sinne der Association thun.

Alle Consequenzen dieses Gesetzes zu verfolgen, erfüllte den Raum eines großen Werks, sei nur soviel noch gesagt, daß mit Aufhebung der Interessen sich naturgemäß die Association der Stoff- und Geldcapitalisten, sowie der Arbeiter entwickeln müßte; das Capital käme in die Hände der Intelligenz, fabelhafte, todte Reichthümer Einzelner hörten auf.

Die Persönlichkeit würde dabei nicht erdrückt, sondern gerecht nach ihrem Werthe geschätzt werden. Es würde keine absolute Gleichheit hergestellt werden, sondern jeder Mensch käme in die Stellung und auf den Rang, den er ausfüllen kann. Mit dem Wohlstande, der keinen Uebermuth erzeugt, nimmt die Religion und Sittlichkeit zu. Ein ganz Vollkommenes freilich, ein Utopien, ist auf dieser Erde nicht herzustellen. Das Glück und Unglück würde immer noch frei walten und das Leben immer noch ein Kampf bleiben. Ideale sind aber dazu da, daß sie wie die Sterne dem Wanderer den Weg zeigen, zum Ziele führt.

(In nächster Nummer unser Gegensatz.)

Beobachtungen aus dem Gebiete des Seelenlebens.

Von Professor Krauenstädt in Berlin.

IV. Sünde und Irrthum.

Es ist nicht wahr, daß alle Sünde blos Irrthum sei, daß alle Menschen das Gute wollen und nur in Dem irren, was sie für das Gute halten. Der bekannte Spruch: Video meliora proboque, deteriora sequor (Wir sehen das Bessere und billigen es, folgen aber dem Schlechtern), beweist das Gegentheil. Leider nur zu Viele sündigen mit deutlichstem Bewußtsein, daß sie sündigen. Sie erkennen wol das Gute, aber sie wollen es nicht.

Wäre alle Sünde nur Irrthum, so gäbe es keine Gewissensbisse; denn für blosen Irrthum fühlt man sich nicht schuldig, da das Erkennen nicht in unserer Gewalt steht. Aber gewußt und gefühlt zu haben, daß man Unrecht thut und es dennoch gethan zu haben, macht die Qual des Gewissens.

Der aus Irrthum begangene Fehler gibt nur Zeugniß von unserer falschen Erkenntniß, und dies können wir wol bedauern, aber nicht uns darüber ängstigen. Die mit Bewußtsein begangene Sünde hingegen hält uns den Spiegel unsers bösen Willens vor und vor diesem erschrecken wir, denn er ist der Kern unsers Wesens.

Sünde aus Irrthum verzeihen wir gern, Sünde mit Bewußtsein aber nicht. Denn der aus Irrthum Fehlende hat nur nicht gewußt, was er thut; der mit Bewußtsein Sündigende hingegen hat nicht gewollt, was er als das Rechte gewußt. Daher sucht auch so mancher Sünder, um Verzeihung zu erlangen, Irrthum vorzuschützen. Aber es gibt auch selbstverschuldeten Irrthum.

Einen andern Gegensatz als den zwischen Irrthum und Sünde enthält der Spruch: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach." Dieser Spruch will nicht sagen, daß wir das Gute zwar erkennen, aber nicht wollen, sondern daß wir es zwar erkennen und wollen, aber die blinden, erkenntnißlosen, unwillkürlich wirkenden Triebe in uns (das Fleisch) dem als gut Erkannten und Gewollten widerstreben und den Sieg davontragen.

Die blinden, erkenntnißlos und unwillkürlich im Menschen wirkenden Triebe und Kräfte, die sein angeborenes Naturell und Wesen ausmachen, haben das Recht der Erstgeburt und machen dieses bei jeder Gelegenheit gegen den durch Erkenntniß erleuchteten Willen geltend. Daher selbst die edelsten und besten Menschen Augenblicke der Schwäche haben, wo sie ihren natürlichen, unwillkürlichen bösen Regungen, gegen ihren Willen, unterliegen.

Es ist also ein zwiefaches Wollen, was hier in Kampf geräth, ein durch Erkenntniß erleuchtetes und determinirtes einerseits und ein blindes, unwillkürliches andererseits. Und da wir wissen, daß die Edeln nur unwillkürlich, wider ihren eigenen Willen, sündigen, so vergeben wir ihnen ebenso gern wie den aus Irrthum Fehlenden.

V. Bedingung der gegenseitigen Zu- und Abneigung.

Um sich die Zuneigung der Menschen, ihre Liebe und Freundschaft zu erwerben, muß man sie achten, sie für Etwas halten und wo möglich sie höher stellen als sich selbst. Stolz, der mit Verachtung auf die Andern herabsieht, und Klugheit, die die Andern nur als Mittel für die eigenen egoistischen Zwecke benutzt, die Personen wie Sachen behandelt, machen höchst unbeliebt.

Daher stehen auch die vornehm Stolzen und die egoistisch Klugen, Schlauen einsam in der Welt da, ohne Freund und ohne Liebe, während die Bescheidenen, die sich für Nichts und die Andern für etwas Großes halten, sowie die Gutmüthigen, die, anstatt An

dere für ſich zu benutzen, ſich von Andern gebrauchen laſſen, ſehr beliebt ſind und ſich die Zuneigung der Andern in hohem Grade erwerben.

Eine Welt von lauter Stolzen und Klugen wäre eine Welt voll Abſtoßung ohne Anziehung; eine Welt von lauter Beſcheidenen und Gutmüthigen hingegen lauter Anziehung ohne die zum Leben nothwendige Repulſion.

Anregungen.

Die Schönheit der Frauen.

„Es gibt mehr ſchöne Männer als ſchöne Frauen", ſagt Profeſſor Richter in Dresden, deſſen Warnungen über Blutarmuth und Bleichſucht wir ſchon in Bd. II, Nr. 20 der „Unterhaltungen" zur Beherzigung empfahlen. Worin haben wir die Urſache dieſes überraſchenden Ausſpruches zu ſuchen?

In der Kindheit bemerken wir keinen Unterſchied. Es werden der Mädchen mehr geboren als der Knaben. Wie in der Mehrzahl, ſo hat auch in dem Aeußern das weibliche Geſchlecht von Natur den Vorzug und verdient den Beinamen des ſchönen. Später aber verändert ſich die Lage. Der Mann iſt in ſeinen beſten Jahren, wenn die Frau bereits zu altern anfängt; es gibt ſchöne Greiſe, aber ſelten ſieht man eine ſchöne Matrone. Iſt man berechtigt, hier immer der Natur einen Vorwurf zu machen?

Betrachten wir einmal das Weſen der Schönheit. Worin beſteht ſie? Allein in einer plaſtiſch ſchönen Geſichtsform? Keineswegs. Der Hauptreiz einer Frau wird durch den elaſtiſchen Zuſtand der Muskeln und eine von Jugendfriſche ſtrotzende Fülle des Zellgewebes bedingt. Die Muskeln geben die Form, das Zellgewebe mildert ſie und rundet ſie ab. Das Häßliche beruht darauf, daß die ſchmale Mittellinie nach einer oder andern Geſtaltung hin überſchritten wird, daß die Muskeln entweder welk oder zu ſehnig werden, daß im Zellgewebe entweder Abmagerung oder Fettleibigkeit eintritt. Letztere iſt dem weiblichen Organismus an ſich bedingt natürlicher, da er von Haus aus zur Fettleibigkeit geneigter iſt. Die reichlichere Fettſchicht unter der Haut bedingt die dem weiblichen Körper eigenthümliche Rundung der Formen, die der Milderung der vorſpringenden Knochen- und Muskelumriſſe. Ein Uebermaß des Fettes iſt, wenn wir nicht den Geſchmack der Türken annehmen wollen, immerhin unſchön. Die Hauptquelle eines ſolchen Uebermaßes iſt bekanntlich Trägheit und mangelhafte Ausarbeitung des ganzen Körpers.

Die Abmagerung, beſonders die auffällige, iſt unſchön, iſt aus gleichem Grunde beim weiblichen Geſchlecht meiſt krankhafter Art und beruht hauptſächlich auf dem Vorhandenſein von ſogenannten Tuberkeln in den Lungen. Dieſe Krankheit, die furchtbarſte Geißel des Menſchengeſchlechts, entſteht durch viele geſellſchaftliche Mißſtände und Verkehrtheiten, hauptſächlich aber durch Stubenſtechthum und mangelhafte Ausarbeitung der Muskeln, infolge deſſen ein unkräftigeres Blut, eine kranke Lymphe erzeugt wird.

Eine andere Quelle der Unſchönheit der meiſten Frauen iſt die Haltung und Bewegung ihres Körpers. Sie „laſſen ſich gehen" und ſinken zuſammen. Bald haben ſie dann alle Straffheit, alle Federkraft des Körpers verloren und damit auch das Jugendliche in ihrer Erſcheinung und die anmuthige Beweglichkeit ihres Mienenſpiels. Der Ausdruck ihres Geſichts wird nichtsſagend, ihre Gebärdenſprache iſt dahin und damit das Einnehmendſte ihres Weſens. Eine Frau ſollte daher nie aufhören, auf ſich zu achten, wie alt ſie auch ſei, und immer dahin ſtreben, noch in irgend einer Beziehung auch wirklich das ſchöne Geſchlecht zu vertreten. Daß die Corſetts hier nicht helfen, ſondern nur die innere angeborene Schwungkraft, verſteht ſich von ſelbſt.

Eine dritte Bedingung der Schönheit iſt die Haut. Die Haut kann Jedermann rein, friſch und geſund erhalten und damit dem Ausſehen eine Hauptbedingung der Schönheit verleihen. Waſſer und Luft ſind die einfachen Schönheitsmittel, die Allen zu Gebote ſtehen und die ihre Wirkung nie verfehlen. Eine unreine Haut iſt ſtets die Folge der Vernachläſſigung und einer kaum zu verzeihenden Trägheit. Runzeln und Falten dürfen da ſich nicht einſtellen, wo Körperbewegung, Reinlichkeit und friſche Luft ihre Anwendung finden.

Profeſſor Richter empfiehlt für die Pflege der weiblichen Schönheit das Turnen, nicht im Uebermaß, mehr nach den Grundſätzen der neuen, ſogenannten ſchwediſchen Heilgymnaſtik. Die Schilderungen, die ein erfahrener Anatom von den Verheerungen des Knochenbaus durch das Schnüren machen kann, ſind ſchreckenerregend. Es kommen Skelette vor, wo man kaum begreift, wie die zuſammengetriebene Lunge

zwischen der Wirbelsäule und den Rippen nur hat athmen können.

Gesundheit und Krankheit.

Ein sehr empfehlenswerthes Handbuch ist die Schrift: „Der Arzt. Von Dr. Karl Reclam" (Leipzig, Spamer). Die ärztlichen „Rathgeber" oder „Hausfreunde", die früher im Gebrauche waren, sind theilweise veraltet. Die Reclam'sche Schrift stützt sich auf die neuere physiologische und chemische Schule in der Medizin und bringt für jede Krankheitsform und ihre mögliche Heilung die neuern und neuesten wissenschaftlichen Ergebnisse. Man wird die gesunden, klaren und eindringlich dargestellten Ansichten des Verfassers über Diät, Krankheitsverhütung und Krankheitspflege mit großer Befriedigung lesen und nur wünschen, daß die Darstellung in ihren humoristischen Beigaben etwas sparsamer gewesen wäre. Die oft sehr treffenden und geistreichen Scherze des Verfassers sind in einer so ernsten Schrift nicht immer am Platze.

Zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

Man theilt uns aus Glasgow in Schottland einen Anschlagezettel mit, den wir ohne allen Commentar abdrucken wollen:

„Geistervermittelung von den Vereinigten Staaten. Der hohe Adel, die Bürgerschaft und das Publikum von Glasgow werden ergebenst benachrichtigt, daß die Fräulein Fox, von Rochester (Neuyork, Amerika), diese Stadt nächstens auf kurze Zeit besuchen werden, um die Ehre zu haben, ihre Geistersitzungen oder Unterredungen der Seelen dort zu halten. Die Fräulein Fox rühmen sich der Anerkennung von 4 Millionen Personen in den Vereinigten Staaten. Sie waren es, die das „Rochester-Klopfen" und die Wissenschaft der Geisterklopferei, oder die Mittheilungen aus dem Himmlischen, vermittels der Tische, entdeckten. Ihre Kenntnisse in der Seelen- und Geisterlehre haben sie in den Stand gesetzt, vorherzusagen durch die Winke der Geisterwelt den Tod des Herzogs von Wellington, die Verbindung Großbritanniens mit Frankreich und die Umstände des gegenwärtigen Kriegs. Als Geistervermittler können sie citiren zu jeder Zeit die Seelen der Abgeschiedenen und von ihnen Antwort erhalten auf alle Fragen, die vorgelegt werden. Die Geheimnisse der Zukunft, der Zustand der betrauerten Dahingeschiedenen, die Bestimmungen jedes menschlichen Daseins, das Schicksal Europas, die Zukunft Rußlands und der Tod des Zaren (!) sind Gegenstände, über die alle Besucher besondern Aufschluß erhalten können von den Fräulein Fox durch Vermittelung der Geisterwelt."

„Zu den Weisen der Großen und Guten, die sehr bereitwillig auf Fragen antworten, welche Fräulein Margaretha Fox ihnen vorlegt und die stets gern mit ihr verkehren, gehören: Sesostris, der heilige Chrysostomus, Confucius, Sokrates, Gregor VII., Dante, der Kaiser Tiberius, der heilige Alexis, Julius Cäsar, Karl der Große, John Knox, Shakspeare, Napoleon, Melanchthon, Heinrich IV., Anna Boleyn, Washington, Benj. Franklin und Robert Burns."

„Preis: Eine Guinee."

Entsagung und Reue.

Schmerz über die Wunden, die uns die Welt schlug, wird Philosophie. Schmerz über die Wunden, die wir uns selber schlugen, Poesie.

Der Traum der Jugend.

Eine sinnige Frau schreibt uns: „Wir erwachen vom Schlafe wir wissen nicht wie. Es ist der Morgen, der uns weckt, nicht unser Wille oder Bewußtsein. Ebenso erwachen wir vom Traum der Jugend. Wir sind nicht mehr jung wir wissen nicht wie."

Die Frühlingsblumen.

Mir streut die schönsten Blumen
Des Frühlings sanfte Hand,
Weit überduftet mir Rosen
Das Veilchen am Bachesrand.
Weit geht mir über Levkoien
Der blaue Hollunderstrauch,
Und über Jasmin und Reseke
Maiblümchens würziger Hauch.
Schon am gefror'nen Fenster
Fühl' ich mich lenzbelebt,
Wenn aus dem Wasserglase
Die Hyacinthe schwebt.
Die kleinen Krokuszwerge,
Schneeglöckchen, wie Tropfen so klein,
Mit Freudenthränen möcht' ich
Sie netzen zu längerm Gedeih'n.
Die Sehnsucht gibt, die Liebe,
Die heil'ge Erinnerung
Dem kleinsten Frühlingstriebe
Den Himmelsüberschwung.
Es reden die Düfte, es wandelt
In Musik sich Farbengeschmeid',
Hat solche Wunder im Schooße
Der Rose strahlendes Kleid?

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

tlich ein Bogen.] Nr. 33. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Salpetrer.

Eine historische Skizze.

I.

iner Hochebene des Schwarzwaldes, die bei Herischried, Gebrsbach, Hochschür und an
rtschaften etwa 3000 Fuß Seehöhe hat und sich nach dem Schweizer Rheine zu ab
iegen viel weitauseinander gestreute Häuser. Wo deren ein Dutzend oder mehr in er
er Nähe beisammen sind, bilden sie ein Dorf, zählen zu dieser oder jener Gemeinde,
ihre auf sieben Jahre oder kürzere Zeit selbstgewählten Bürgermeister und Stab
ihren Schulmeister, ihre Wegkapellchen, ihre Muttergottesbilder, ihre Schmerzens
n. Nur von Zeit zu Zeit bekommen sie in der Gestalt eines säckinger, waldshuter
ufenburger Oberamtmanns, der sich mit Vieren in den Wald fahren läßt, wenn
and oder ein Mord oder ein Diebstahl vorgefallen oder das Bier in der Niederung
ehr recht genießbar ist, einen ersichtlichen Zusammenhang mit der Welt. Auch ein
vollstrecker, in einigen Gegenden zugleich Briefträger, läßt sich ein paar mal wö
in Amtsgeschäften auf dieser rauhen Berghöhe sehen; Aspiranten für höhere Richter
jene hoffnungsvollen jungen Männer mit Schnauzbart, Brille und wohlgenährt
dem Antlitz, rücken hin und wieder beim Ochsenwirth oder beim Bärenwirth ein,
en verdächtige Subjecte, nehmen Aussagen zu Protokoll, verschneiden einige Schock
le und setzen die sämmtlichen Tintenfässer für längere Zeit aufs Trockene. Rieckenbach
liche Orte haben ihren richtigen Gendarmen, der auf benachbarte Ortschaften seine
nkeit auszudehnen und auf die Heilighaltung der nächtlichen Polizeistunden zu achten
Leibungen kommen hin und wieder vor und es besteht häufig Meinungsverschieden
ischen diesem Diener der Gerechtigkeit und den Herrschaften vom Petschaft, vom
hwanz und von der Lanzette in Betreff des Erlaubt- oder Nichterlaubtseins nächt
eiterkeit in den Privatzimmern öffentlicher Gasthäuser. Es ereignet sich auch wol
daß die studirten Freunde späten Beisammenseins bei solchen Veranlassungen ihr
oder Stubenrecht gegen die Gendarmen zur Anwendung bringen, daß dem zufolge
en aufs Amt und Tagfahrten der Betreffenden angestellt werden und daß man

nach allemaliger freundschaftlicher Verständigung Abends nur um so fröhlicher und länger beisammen bleibt.

In dieser Gegend, wo es neun Wintermonate und weder Blumenkohl noch Artischocken gibt, Badens Sibirien genannt, hat der Einwohner, der „Wälder", auch „Hotzen" genannt, das Mißgeschick, nicht nur ein armes, stiefmütterlich von der Natur behandeltes Land zu bebauen, sondern auch noch den Groll Derjenigen tragen zu müssen, welche hierher durch die Umstände verbannt sind; und dieser Groll ist ein so selbstverständlicher, wie es scheint, daß man Leute von sonst vorurtheilsfreiem Standpunkte, wenn sie einmal in den Wald versetzt, häufig den echten Hotzen mit der ungerechtesten Einseitigkeit beurtheilen sieht. Dennoch haben diese Hotzen oder Nachkommen der alten Hauensteiner eine geschichtliche Vergangenheit, welche im höchsten Grade geeignet ist, Interesse zu erwecken; sie haben ihren Wilhelm Tell so gut wie ihren Arnold von Winkelried gehabt und würden den Stammbaum ihrer Geschichte nicht minder pflegen dürfen wie ihre glücklichern Nachbarn jenseit des Oberrheins, hätte sie nicht das geographische Schicksal getroffen, ein paar Stunden außerhalb der eidgenössischen Grenze zu wohnen. Wer diese hauensteinschen Dörfer des badischen Schwarzwaldes besucht, empfindet es deutlich, sooft ein klarer Tag die blendende Kette der schweizerischen Schneeberge in überraschender Nähe erkennen läßt, wie eng verwandt im Grunde diese schon durch die gleiche Sprache verbundenen Nachbarn sind und wie begreiflich ihr tief wurzelndes Verlangen nach Unabhängigkeit und selbständiger Freiheit ist. Diese Nachbarschaft ist zu ihrem Fluche geworden. Weniger glücklich als ihre schweizerischen Gesinnungsgenossen, haben sie Jahrhunderte lang in kleinen Kriegen ihre Kraft gegen die Bedrückung durch die benachbarten Klöster und sonstige Oberherrlichkeit aufgerieben und, wie ein anderes Irland, an ihrem eigenen culturgeschichtlichen Stillstande die Folgen eines Widerstandes erfahren, der sie, in seiner Erfolglosigkeit, in ihrem Entwickelungsgange unnütz aufgehalten hat. Der Haß gegen ihre wirklichen oder vermeinten Bedrücker hat sie gegen Neuerungen auch dann eingenommen, wenn diese Neuerungen Verbesserungen waren; um nicht Militär ins Land zu lassen, haben sie den Bau von Heerstraßen hintertrieben und sich selbst solcherart den Absatz ihrer Bodenerzeugnisse erschwert oder ganz abgeschnitten; den Lehrern abhold, welche ihnen von der Regierung aufgenöthigt wurden, haben sie nichts gelernt und in localer Befangenheit landwirthschaftliche Fehler gemacht, welche die jetzige Nachkommenschaft noch nicht verschmerzen kann; ihre Waldungen sind ohne Sachkenntniß und mit einer Plötzlichkeit ausgerodet worden, welche den Werth des Holzes unter den Lohnwerth des bloßen Fällens sinken ließ; die Rauheit ihres Landesklimas haben sie durch eben diese Ausrodungen in solchem Grade vergrößert, daß in einigen Gegenden die Ernte jetzt um Monatsfrist verspätet und mancher Fruchtbau ganz unmöglich geworden ist; und endlich hat sie, zum Uebermaße ihres Ungemachs, der Zwist mit ihrer Obrigkeit, die Beschränktheit ihrer Bildung und vor Allem ihre begreifliche Hinneigung zu einer den Staat selbst bekämpfenden Macht — zur katholischen Kirche — dieser letztern in so hohem Maße verbunden, daß viele Sonderbarkeiten im stark ausgeprägten Charakter dieses Volks dadurch ihre Erklärung finden.

Wer kennt die Geschichte der Salpetrer! Die meisten unserer Leser werden kaum den Namen je gehört haben. Eben jetzt, wo die letzten Salpetrer nach und nach aussterben und die ganze Physiognomie dieses Volks sich durch das Verschwinden seiner höchst eigenthümlichen, altdeutschen Nationaltracht mehr und mehr verwischt, kann es nicht ohne Interesse sein, der entstellten und verfälschten Vergangenheit der Hauensteiner zu einer gerechtern Würdigung zu verhelfen, zumal die Principien, welche sie verfochten, zu allen Zeiten der Boden ähnlicher Kämpfe gewesen sind und sein werden. Seit die Nationaltracht zu verschwinden beginnt und die Bezeichnung, „das ist ein echter Hotze", nicht mehr als ein Lob, sondern als ein Spott verstanden sein will; seitdem auf Regierungskosten Han-

von Hotzen nach Amerika gebracht sind, so vor allem, seitdem im Jahre 1819 die
steiner die völlige Versteinerung ihrer politischen Sympathieen durch ihr Festhalten
uralten Hoffnung auf einen habsburger Erlöser, im schroffen Gegensatz zu der da
republikanischen Bewegung in Baden, documentirt haben; seit allen diesen Symp
kann man die Geschichte dieses Völkchens mit Unbefangenheit besprechen, ohne in
rdacht zu kommen, verglimmende Funken wieder zur Flamme anblasen oder Be
gen aufmuntern zu wollen, welche ihre Verfechter zu neuen Niederlagen verur
müßten.

Die Geschichte der Salpeterer wird in officiellen Quellen nicht völlig richtig erzählt
fzeichnungen eines 1821 in Gurtweil verstorbenen Dekans und Pfarrers, J. L. Meyer,
Mönchs im Reichsstift St. Blasien, sind zu parteiisch. Denn gerade gegen dies alte
ist lehnten sich diese schwarzwälder Bauern auf, gegen die Anmuthungen, die ihnen
stadt von St. Blasien machte. Es war im Jahre 1719, als St. Blasien den Ver
achte, sich gewisser „vernachlässigter und vergessener" Herrschaftsrechte wieder zu be
en, wie Pfarrer Meyer sagt. Mit diesem klösterlichen Versuche beginnen die so
ten Salpeterkriege, welche sich bis ins 19. Jahrhundert hinein ziehen und einer zahl
Gebirgsbevölkerung für lange Zeit die Wege verschütteten, auf welchen ihre Nach
nd Landsleute mit dem Gange der Civilisation Schritt hielten. Im Jahre 1719
St. Blasien den Betheiligten das längst nicht mehr gehaltene Dinggericht zu Re
l wieder an. „Man begann die Verhandlung, indem man den Dingrodel (von
37!) als die Grundlage des Gerichts vorzulesen begann. Allein sogleich erhob sich
fen Meyer sprechen), ein Mann dagegen, welcher von nun an die Hauptstütze aller
denen ist und sich zum Stifter ihres Bundes aufwirft, nämlich Fridolin Albiez,
er Einungsmeister zu Birdorf. Der Dingrodel sei, so behauptete dieser, verjährt
ch die Gnade der Kaiser abgethan; denn Leopold I. habe 1704 die Leibeigenschaft
Einung aufgehoben; diese Gnade hätten Joseph I. und Karl VI. neuerdings be
Hiermit wolle er die Landschaft gegen St. Blasiens Ansprüche verwahrt wissen."
sammlung ging lärmend auseinander und sechs Jahre lang wagte St. Blasien nichts
Derartiges zu unternehmen. 1725 erst trat es wieder mit seinen Plänen hervor
eschaffenheit der Leibeigenschaftsgefälle verlangte nämlich eine genaue Verzeich
r Ehen, ihrer Kinder, der Entlassenen, Ungenossamen, derjenigen Freien, welche
fergütern lebten und der Unfreien, welche anderswohin gezogen waren." Eine
rzeichnung ließ Abt Blasius III. am 8. Januar 1725 vornehmen. Natürlich stieß
heftigen Widerspruch und brachte nach und nach zwischen Freien und Unfreien eine
paltung hervor, daß selbst die Kinder der Letztern von den Spielplätzen der Freien
wurden. In dieser Zeit der allgemeinen Aufregung und Zersplitterung trat der
unte Fridolin Albiez von neuem in den Vordergrund. Er war Feldbauer und
Salpeterbrenner, was ihm den Beinamen „Salpeterhans" verschaffte und
Bauern seiner Einung in fortwährende Berührung brachte. Man sagt ihm ein
Rednertalent, imponirende Erscheinung und ungewöhnliche Bildung nach; sein
atte daher einen weiten Klang und was er sprach, „galt wie ein Orakelspruch".
alpeterhändler gab seinen Bundesgenossen folgende Umrisse ihrer Rechtstitel: „Von
er sei Hauenstein eine freie Reichsgrafschaft gewesen; mit der Zeit habe sie eigene
rhalten, deren letzter, Graf Hans, ohne Erben gestorben. Dieser habe in seinem
te verfügt, daß die Grafschaft frei an Reich und Kaiser zurückfalle und das Land
s alten Rechte der Reichsunmittelbarkeit erhalten werde. Lange habe sich nun die
l selbst verwaltet und sich nur zur Schlichtung schwieriger Geschäfte östreichischer
bedient. Allein Kraft der Verjährung habe sich Oestreich nach und nach das
nommen, Waldvögte zu setzen, welche früher von dem Lande nach Gutbefinden

gewählt und entlassen seien. Einst sei der Rebmann gnädiger Herr, der Waldvogt nur Diener der Einung gewesen; jenen habe man mit «Sie», diesen mit «Du» angeredet. Die Einung gehöre demnach nicht Oestreich, sondern dem Deutschen Reiche an; der Kaiser sei ihr Schutzherr und habe vom Kopfe jährlich 12 Kreuzer Schirmgeld zu fodern." Dies war etwa das Programm des nunmehr zusammengetretenen Salpetrerbundes, dessen Widersacher, um auch dies zu erwähnen, mit dem Namen „Hallunken" bezeichnet wurden. Hallunken hießen auch alle Neutrale und Parteilose. Der genannte Geschichtsschreiber führt an, daß die Grundsätze der Wiedertäufer auch hier Boden fanden. „Jedermann solle frei sein und das Wort Gottes allein richten." Es scheint, als wenn im einmal aufgeregten Bauernstand kein Haltens ist und eine Neuerung im Einen bald auch eine im Andern hervorruft. Doch wie man z. B. Folgendes: „Zu keiner öffentlichen Last tragen sie ohne Zwang bei; keiner Herrschaft leisten sie den Eid der Huldigung, außer von Gewalt genöthigt; nicht weil sie den Eid fürchten, sondern weil sie ihn für heilig halten und ihr Gewissen unverstrickt erhalten wollen, auf daß sie, wenn die Zeit herangekommen ist, sich ungescheut von aller Herrschaft lossagen können —" wiedertäuferisch nennen mag, entscheide eine unparteiischere Beurtheilung als die des Professors Meyer.

Um sich beim Kaiser Recht zu verschaffen, sandten die Salpetrer im Frühjahr 1726 ihren Anführer, Fridolin Albiez, nach Wien und bestellten in seiner Abwesenheit Saat und Ernte seiner Güter „fleißig und ohne Entgelt". Am 20. August 1726 ward ihm aber in Wien eröffnet, es binnen 24 Stunden zu verlassen und seine Beschwerden in Freiburg vorzutragen. Meyer fügt hinzu: Albiez habe, nach seiner Rückkehr, geprahlt, wie er öfter vor des Kaisers Majestät erschienen und von diesem im trauten Tone angeredet sei. Es ist diese Art des Verkehrs zwischen Unterthan und Kaiser in der wiener Burg nichts Ungewöhnliches; die Tiroler erzählen ja davon, jedenfalls hat es weniger Unwahrscheinliches als der Beisatz: „sobald die östreichische Regierung Bericht (von dem Anliegen des Albiez) erhalten, habe sie ihm befohlen, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen." Im Frühjahr trat Albiez nach der nämlichen Quelle seine Reise an; am 20. August aber ward ihm erst jene Weisung. Mit dem „Sobald" des Professors Meyer dürfte sich's daher nicht ganz richtig verhalten und damit fällt auch der Vorwurf der leeren Prahlerei, worauf der Erstere die Aussagen des Albiez zurückführen möchte. Es ist gut, hierauf gleich aufmerksam zu machen, weil im ganzen Verlaufe dieser Geschichtschreibung der Erzähler sich fortwährend der nämlichen Verdächtigungen bedient, um die Anführer der Salpetrer als in Lügen geübte Abenteurer hinzustellen und alle dadurch erübrigte Wahrhaftigkeit den Mönchen des Klosters St. Blasien zugute kommen zu lassen.

Kaum ist Albiez zurückgekehrt, als ihn der Waldvogt von Waldshut ins Gefängniß werfen und mit 30 Thalern wegen Lästerungen des Stifts St. Blasien büßen läßt. Zugleich muß er geloben: „fürderhin nicht wider St. Blasien zu schimpfen." Die Aufregung nimmt durch diese und ähnliche Maßregeln nur noch zu und als im Frühjahr 1727 die übliche Neuwahl von Rebmann und Einungsmeister unter freiem Himmel vorgenommen wird, gelangen nur Salpetrer zu diesen Würden, während die „Hallunken" (unter Anführung des Müllers Joseph Tröndle) in der Minderheit bleiben. Es geschieht vielfach eines kaiserlichen Briefs Erwähnung, welchen Albiez von Wien zurückgebracht haben will und dessen Unterschlagung dem Gegner Joseph Tröndle schuldgegeben wird. Der Pfarrer Meyer läßt den Brief natürlich ohne weiteres eine Erfindung des Albiez gewesen sein, obschon er zugibt, daß in den Kanzleien zu Wien dieserhalb Nachsuchungen gehalten worden seien. Einstweilen indessen läßt die Regierung zu Freiburg den Hauptmann der Salpetrer von neuem in Verwahr nehmen. Er durfte anfangs unter Bewachung ausgehen; da er aber seine Gesinnungsgenossen aufmuntert „einig zu sein und auszuharren", findet man es für rathsam, ihn von jedem Verkehr nach außen abzuschließen. Beiläufig sagt

der Erzähler dieser Vorgänge hinzu: „Bei dieser ungewöhnlichen Lebensweise fiel er jedoch bald in eine gefährliche Krankheit und hauchte seinen unruhigen Geist in den Armen seiner Frau aus.“ Es muß diese Lebensweise in der That eine ungewöhnliche gewesen sein, wenn man ohne Nebengedanken dem Biographen des Salpeteranführers glauben soll. Ein schwarzwälder Bauer stirbt nicht wie eine Schwalbe, die man in den Käfig sperrt; 90 Jahre ist im Schwarzwalde noch heutzutage kein ungewöhnliches Alter und diese abgehärteten Naturen können Vieles ertragen, nur nicht, daß man ihnen Luft und Freiheit nimmt.

Im Jahre 1727 ward Franz Schechtelin von Freiburg zum Abt von St. Blasien ernannt. Die Salpetrer verweigern dem geistlichen Herrn, der, wie damals alle kleinen deutschen Dynasten, Rosse und Reisige zu seiner Verfügung hatte, den Huldigungseid. In Weilheim sollte der Abt die erste Huldigung empfangen; es fehlte auch nicht an „Jungfrauen mit Kränzen, Geschützesdonner“; der Abt „war mit dem Prachtgewande seiner Würde geschmückt“. Da erschienen die Achtmannen, um den Huldigungseid einzusehen. Er wird ihnen vorgelegt. Sie erklären „nimmermehr huldigen zu wollen, sofern in dem Eide das Wort (leib-) eigen nicht ausgetilgt werde“. Dessen weigert sich der Abt und besteigt einstweilen den für ihn aufgerichteten Thron. Nach nochmaliger Berathung erklären die Achtmannen indessen endgültig: „wofern das Wort eigen nicht ausgelassen sei, huldige das Volk nicht.“ Es wurde also weder in Weilheim noch in Birdorf oder in Immeneich gehuldigt und es ist charakteristisch für das energische Verhalten der Schwarzwälder, daß ihr wenig wohlwollender Historiograph es selbst ist, der folgende Züge nicht zu unterdrücken vermag. „Hatten schon Tags zuvor“, sagt er, „manche Bauern im Vorbeigehen dem Abte nicht den Hut gerückt, so schimpften sie nun ungescheut gegen ihn; hatte manche Frau ihrem Manne auf der Thürschwelle im Angesichte des Abtes zugerufen: Huldige mir nicht! so waren jetzt die Haufen ganz durchmengt von Weibern und bald schrie eine Frau mit Ingrimm: Wenn du huldigst, so ist die Ehe ab! und bald ein Mädchen: Wenn du huldigst, so ist unsere Liebe aus!“ In den übrigen Orten ging es nicht besser. Allenthalben verweigerte man die Huldigung und als zur Anbahnung eines Verständnisses nach Laufenburg eine Regierungskommission geschickt wurde, erschienen kaum dreißig Männer und auch diese lediglich, um die Huldigung mit Nachdruck abzulehnen.

Die Führerstelle des verstorbenen Fridolin Albiez war dem Müller am Haselbach zu Weilheim, Namens Martin Thoma, übertragen worden. „In ihm paarten sich“, heißt es, „mit feurigem Streben nach Unabhängigkeit der Hochmuth und der Ehrgeiz des begüterten Bauern.“ Martin Thoma versammelt die Salpetrer in Gurtweil im Herbste 1727, ebenso auch in Hochsaal und läßt sie „mit emporgehobenen Fingern betheuern, Gut und Blut zu wagen, um die alten vom Grafen Hans ertheilten Rechte zu erkämpfen, um als unmittelbare Grafschaft des deutschen Reichs sich selbst zu verwalten.“

Vier Abgeordnete der Salpetrer kamen von Wien zurück. Ihr Erscheinen verfehlte nicht, den Muth und das Vertrauen der Eidgenossen zu heben. So verclausulirt auch die ihnen von Wien aus mitgegebenen drei unmittelbaren kaiserlichen Befehle waren, so bedenklich man darin das verhaßte Wort leibeigen hatte fallen lassen, sie glaubten nun im vollen Rechte zu sein. Der Kaiser sagte: „Obschon das Wort «leibeigen» auf ewig abgethan, so seien doch die Pflichten gar nicht mit dem Worte aufgehoben, deshalb auch St. Blasiens Rechte ungekränkt blieben. Man solle sich bei Leib- und Lebensstrafe ruhig verhalten, an das Stift alle Gebühren ohne Weigerung entrichten, auch demselben den längst (1720) gebotenen Sicherungsbrief, daß man, obgleich das Leibeigen in Eigen umgewandelt, doch allen bisherigen Pflichten nachkommen wolle, ausstellen und, bis eine zu verhängende Untersuchung über die Beschwerden erkannt haben würde, vorläufig dem Abte ein Handgelübde leisten. Dagegen solle St. Blasien das Wort leibeigen nie mehr,

auch nicht in Nanumissionsbriefen, gebrauchen." Ferner wurden die inzwischen wiederum eingekerkerten Achtmannen frei gegeben. Meyer tadelt den wiener Hof. Er sagt: „Die Abgeordneten verdrehten nach ihrer Freiheitsgier den Sinn der mitgebrachten Befehle; die Achtmannen, ungestraft (d. h. nach halbjähriger Einsperrung) zu den Ihrigen zurückgekehrt, wollen zwar dem Abt das Handgelöbniß leisten; aber dieser lehnt es, aus Besorgniß nachtheiliger Folgen, von sich ab." Schon hatte man anders beschlossen Es kam zum offenen Ausbruche von Feindseligkeiten, zum Blutvergießen.

Wir vernehmen, daß die Achtmannen den östreichischen Waldvogt, Freiherrn von Reischach, im Anfange des Jahres 1728 auffodern, er möge ihre alten, vom Grafen Hans herstammenden Rechte gegen St. Blasien vertheidigen helfen. Der Waldvogt wies sie mit diesem Ansinnen ab. Die Regierung von Freiburg erklärt darauf alle „Salpetrer" für unfähig, zu irgend einer Würde gewählt zu werden. Die Aufregung nahm immer mehr zu, sodaß „Bruder und Schwester, Gatte und Weib sich politisch befeinden, die Bande der Liebe gelöst werden und sogar die Schulkinder untereinander die Entzweiung fortführen". Um die moralische Stütze, welche die Bauern glaubten an dem Kaiser gefunden zu haben, zu brechen, ging ein Abgeordneter von St. Blasien nach Wien, Capitular Herrgott. Dieser erwirkt sich am Hofe den Befehl, die früher seitens des Abtes abgelehnte, bei der jetzigen Gährung natürlich nicht mehr freiwillig zu erlangende Huldigung durch Waffengewalt zu erzwingen. Eine Commission, bestehend aus einem stockacher Regierungs- und einem freiburger Fiscalrathe, soll nachträglich die Beschwerden prüfen lassen und dann Alles „zur höchsten Erkenntniß vorlegen". Auf die Nachricht von diesem Erlasse griff der „Wald" zu den Waffen. Es gibt Tumult. Der stockacher Regierungsrath verlangt 1200 Mann Truppen vom Landesfeldherrn, Fürsten von Hohenzollern. Am 12. und 14. Mai 1728 treffen diese 1200 Mann ein. „Die Herrhausen wurden in Weilheim und Dogern gelegt und zehrten auf des Dorfes Kosten." Am 18. Mai (am Pfingstdienstage) erhebt sich im Rücken der Soldaten ein allgemeiner Landsturm. Dogern ist der Sammelplatz; „Büchsen, Spieße, Heugabeln, Prügel sind die Waffen." Es kommt zum Kampfe. Tausend regellose Aufrührer können sich gegen 1200 disciplinirte Truppen nicht halten. Sie werden auseinandergesprengt. Die siegende Gewalt setzt Gerichte nieder, auch eine Commission zu neuer Verständigung der Klagen der Salpetrer. Sie erneuern ihre Berufung auf die Rechte, welche ihnen vom Grafen Hans überliefert sind. Dann protestiren sie gegen die mit Waffengewalt erpreßte Huldigung und endlich schließen sie: „Der Kaiser hat uns das Wort gegeben, uns zu helfen. Niemand wird es mehr erleben, daß wir, unsere Kinder oder Enkel je wieder leibeigene Knechte eines Klosters sein werden. Gegen Uebermacht vermögen wir nichts, aber man erlaube uns, unsere Rechtsansprüche vor dem Kaiser, dem Hofgericht und in Wetzlar zu verfolgen." Ein Sommer verging über Unterhandlungen zwischen der Commission und den betreffenden Parteien. Sie schickten wiederum eine Botschaft nach Wien. „Sie wurde auf Herrgott's (des Klostercapitulars) Verwendung zuerst in das Narrenhaus eingesperrt und dann nach Ungarn verwiesen." Zwei Jahr blieb der Wald in einer Art von Belagerungszustand. Erst im Jahre 1730 erfolgten die Endbescheide von Wien.

Am 19. April ruft der Waldvogt Freiherr von Reischach die Betreffenden zusammen. Heimlich herangezogene Truppen umzingeln den Hof der Waldvogtei zu Waldshut, sobald die ergieng der Citation gefolgten Salpetrer sich dort eingefunden haben, und nun verliest der Waldvogt vom Fenster aus den Bescheid. Zuvörderst werden alle Landesbeschwerden schlechtweg als unstatthaft verworfen und St. Blasiens Rechte mit „geringen Beschränkungen anerkannt". Dann werden den Salpetrern alle Kosten, im Betrage von 19,615 Gulden 38 Kreuzer, außer der Verpflegung der Soldaten, auferlegt, wobei indessen später die „Ruhigen" ihren Theil mit zu tragen hatten; ferner ein St. Blasischer

Nachlaß „von mehr als 10,000 Gulden", wobei es aber nicht verständlich, ob hier ein früherer Nachlaß gemeint ist, der jetzt den Salpetrern nachträglich zu erstatten auferlegt wird, oder ob die Klosterrechnung um 10,000 Gulden in Wien heruntergesetzt worden. Dann kommen die Strafurtheile, wobei nur die eine der beiden Parteien bedacht wird. Und zwar traf zuvörderst den Müller Martin Thoma das Urtheil: „Er solle zu Degern öffentlich an den Pranger gestellt, sein Name dort zum ewigen Schrecken in Stein eingegraben werden; er solle in der Bergfeste Belgrad sechs Jahre lang Festungsarbeit verrichten und dann bei Todesstrafe dort verbannt bleiben." Aehnliche Strafen wurden über Andere hervorragende Salpetrer verhängt; die minder Bestraften erhielten Kerkerhaft oder Schellenwerk in Breisach; Andere verloren auf längere oder Lebenszeit das Recht der Wahlfähigkeit. Infolge dieser Verurtheilungen, wodurch die Fähigsten für die Fortsetzung der Bewegung verloren gingen, war die Kraft der Salpetrer für längere Zeit gebrochen. Doch dauerte die Gährung im Geheimen fort und brach nach einiger Zeit so gewaltig aus, daß man statt 1200 Mann 4000 gegen die unglücklichen Opfer der deutschen Reichsverwirrung mußte ziehen lassen und zuletzt sogar die Ruhe nur durch Blutsentenzen wiederherstellte.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Nach und in London.

Fingerzeige und Eindrücke.

III.

Der für England ungewöhnlich strenge Winter ist nicht geeignet, mir das „English fireside" von der poetischen oder praktischen Seite günstig zu zeigen und mich dafür zu begeistern. Wenn die Engländer über unsere engen und kurzen Betten, unsere mangelhaft eingerichteten Waschtische klagen, können wir es über die Eisluft in ihren Zimmern, trotz der größten Verschwendung an Brennmaterial. In der Nähe des Kamins ist es möglich, theilweise warm zu werden; doch da bratet man oft von der einen Seite, während man von der andern friert. Mein höchstes Erstaunen erregen die Damen, welche die kalten Zimmer nicht abhalten, des Abends in großem Putz, leicht gekleidet, zu erscheinen. Die Arme und auch die Nasen zeigen sich bei solchen Gelegenheiten freilich nicht immer in den vortheilhaftesten Farben, doch kann man nicht umhin, das zarte Geschlecht zu bewundern, das sich so abgehärtet zeigt. Glücklicherweise ist aber die ärgste Zeit der Kälte, des argen Koths, da die wenigsten Straßen gepflastert sind, und des Nebels bald überstanden.

Der englische Nebel ist kein Wahn. Wie oft wiederhole ich:

Du trüber Nebel hüllest mir
Das Thal mit seinem Fluß,
Den Berg mit seinem Waldrevier
Und jeden Sonnengruß.

Wir sind dem Weihnachtfeste nahe, das auch hier seine eigenthümlichen Reize mit sich bringt. Ueberall begegnet man malerischen, von Eseln gezogenen Karren, die hoch mit Stechpalmen beladen sind, denn das Innere der Kirchen sowie der Häuser wird mit diesen schönen grünen Zweigen voll rother Beeren verziert, sogar die Läden bekommen ihren Antheil, und wirklich sehen die Fleischläden, deren es genug gibt, unter diesem friedlichen Schmucke minder abschreckend aus. Welcher Reichthum an Geflügel wird hier ausgelegt, besonders an Truthühnern, die zu Weihnachten eine ebenso große Rolle spielen als das gewichtige Rostbeef und der rosinenreiche Plumpudding.

Vom Januar 1854. Die Weihnachttage führten uns auch Land in das Haus

gastfreier Menschen. Das Klima der Gegend ist mild und den immergrünen Pflanzen äußerst günstig; ohne den Schneefall hätte man sich fast in den Sommer versetzt glauben können. Die großen Laurustinusbüsche, von Blütenknospen übersäet, die ernsten Cedernbäume, von wucherndem Epheu umrankt, die üppigen Rhododendronsträucher voll dicker Knospen, einen blumenreichen Frühling verkündend, die verschiedenen Lorbergattungen und die Masse Stechpalmen mit den frischen rothen Beeren bildeten eine schöne Umgebung für das wohnliche und zugleich malerische Haus. Im Innern war es nicht minder freundlich und während der Tage unsers Aufenthalts sahen wir an vierzig Gäste aus- und eingehen; denn es ist Sitte, daß die reichen Landbesitzer ihre Verwandten und Freunde für die Weihnachttage einladen, und dies ist dann immer eine der Erheiterung gewidmete Zeit, während welcher London förmliche Menschenströme entsendet, sodaß wir Mühe hatten, einen Wagen zu bekommen, um uns nach der Eisenbahn zu bringen. Die Hausfrau empfing uns freundlich im Drawingroom am flackernden Kamin, der glücklicherweise von einer unsichtbaren Luftheizung in seinem wohlwollenden Bestreben unterstützt wurde. Nur wer einen solchen Landaufenthalt genossen hat, kennt das englische Leben von seiner angenehmen Seite. Der Morgen versammelte uns an den reichbesetzten Frühstückstischen in der Bibliothek, die mit ihrer behaglichen Einrichtung, den bunten Fenstern, durch welche die Sonne ihren Morgengruß sendete, den lieblichen Aussichten in den Garten einen gar freundlichen Eindruck machte. Die Post hatte Briefe und Zeitungen gebracht, die gelesen, besprochen wurden. Endlich wurden Pläne für den Tag gemacht. Es herrschte volle Freiheit; man nahm ein Buch und pflanzte sich in die Ecke des mit Luxus und Geschmack ausgestatteten Zimmers oder es bildeten sich Gruppen zum Plaudern, zum Zeichnen, und manches gelungene Porträt wurde von jungen Dilettantinnen aufgelegt. Die Männer lockte die Jagd ins Freie oder der Teich mit seinem Eisspiegel zum Schlittschuhlaufen, wo sich auch die Damen nicht selten einfanden, um auf kleinen Stühlen sich fahren zu lassen. Um 7 Uhr erschallte der Ton eines chinesischen Klangbeckens. Es war das Zeichen zum Diner. Der englischen Sitte gemäß entfernten sich die Damen nach dem Dessert, doch sie blieben nicht lange allein. Ob wir durch die Liebenswürdigkeit derselben oder durch die größere Wärme des Drawingrooms angezogen wurden, weiß ich nicht; doch mag wol Beides eingewirkt haben. Gesellschaftsspiele wurden vorgenommen und auch die Musik wurde nicht vernachlässigt. Es war wirklich eine Auswahl von liebenswürdigen und bedeutenden Menschen beisammen.

Der Sylvesterabend sollte besonders heiter gefeiert werden. Es wurden unter Leitung eines deutschen Künstlers lebende Bilder aufgestellt und Charaden gespielt. Die jungen Leute entwickelten so viel Humor, daß die Lachlust der Zuschauer fortwährend rege erhalten wurde. Die Mitternachtstunde nahte und wir versammelten uns, um Volkslieder zu singen. Nach Mitternacht eilte Jeder seiner Ruhestätte zu.

Ehe wir nach London zurückkehrten, machten wir noch mehre Besuche auf dem Lande und flogen mit allerlei Eisenbahnen durchs Land hin und her. Da fiel mir auf, daß man nur in seltenen Fällen Eßwaaren auf den Stationen bekommen kann; statt wie bei uns bei jedesmaligem Anhalten des Zugs Kuchen, Butterbrot, Bier u. dergl. ausbieten zu hören, werden nur geistige Speisen, Zeitungen, ausgerufen. Man findet überall, selbst auf den kleinsten Stationen, Bücherläden. Diese bestehen schon seit mehren Jahren. Anfangs bot man den Reisenden meist frivole Lectüre, Uebersetzungen schlechter französischer Romane. Die Speculation wollte nicht gelingen, das Publicum verlangte bessere geistige Nahrung und jetzt findet man wirklich ganz vortreffliche Schriften dort ausgelegt. Sie sind in bequemem Format und billigen Ausgaben. So hat sich eine förmliche Eisenbahnliteratur gebildet. Ganz große Buchhändler haben diese „Bookstalls" in Händen. Anfangs zahlten sie 2—300 Pfd. Sterling für das Verkaufsrecht auf den verschiedenen Linien und

ht geben ſie gern 1000—1500 Pfd. Sterling dafür, ein Zeichen, daß das Unternehmen elungen iſt. *)

Februar 1854. Der 31. Januar lockte uns, wie ſo viele Tauſende, in den St. ames-Park, um die Königin zur Eröffnung des Parlaments auffahren zu ſehen. Ich atte vor mehrern Jahren dieſer Feierlichkeit im Hauſe der Lords ſelbſt beigewohnt; ſo war s mir jetzt intereſſanter, mir die Sache von außen mitanzuſehen. Mit einem Schilling rkaufte ich mir einen Platz auf einem kleinen Gerüſte, das zu dieſem Zwecke erbaut war. Die Witterung war äußerſt mild, zwar trübe, doch ohne Nebel, ſodaß es kein Opfer war, ine Stunde in dem ſchönen Park zu warten, Bemerkungen über die verſammelte Menge zu machen oder ſolche anzuhören und die prächtigen Gardereiter zu bewundern. Mann und Roß ind einander werth; Kraft und Stolz drücken ſie aus, aber auch Muth. Erſtaunt blickt man auf die ſchönen Geſtalten, die in ihren Helmen und Küraſſen uns an die Ritterzeiten rinnern. Auch der Anblick mancher reichen Equipage der Großen des Landes und der Geſandten, die ſchnell vorüberrollten, um ihre Plätze vor der Ankunft der Königin im Parlamentshauſe einzunehmen, verkürzten uns die Zeit. Leicht erkennbar war die Kutſche des türkiſchen Geſandten an dem rothen Fez der Dienerſchaft. Laute Vivats begrüßten und begleiteten den Wagen. Es ſollen ſogar einige echte John Bull's den Wagen für einen Augenblick angehalten und hineingerufen haben: „Don't mind Sinope!" Sie vertröſteten den Geſandten mit beſſern Zeiten. Außer dieſer kleinen Demonſtration zu Gunſten des Halbmonds verhielt ſich das Volk äußerſt ruhig und ſtill. Endlich kamen die Hofwagen, jeder von ſechs prächtigen, mit rothen Atlasbändern verzierten Braunen gezogen; an den Seiten gingen Yeomen in alterthümlicher Kleidung mit Hellebarden bewaffnet. Dies ſind meiſt alte, wohlgenährte Leute, was ihnen den Spitznamen Beefeaters zuzog; nach den Hofwagen kam eine Abtheilung der Horse-Guards, der unmittelbar der gläſerne Galawagen gefolgt war, in welchem man die Königin und deren Gemahl ſehr gut ſehen konnte. Der Wagen war von acht der ſchönſten Iſabellpferden, denen die dunkelblauen Atlasbänder ein ſehr vortheilhafter Schmuck waren, gezogen. Eine andere Abtheilung Horse-Guards bildete den Schluß. Die Königin ſah ernſt und bleich aus, obwol ihr viele Vivats gebracht wurden. Auf der Rückfahrt zeigte ſich ihre Phyſiognomie viel heiterer. Einundzwanzig Schüſſe zu Anfang und wieder einundzwanzig zu Ende der Rede waren nebſt den Cheers für die Königin und jene, den Türken dargebrachte Ovation der einzige Lärm. Wir vermißten Militärmuſik, die mit ihren Tönen die Zeit verkürzt hätte. Auf meiner Erhöhung war mir endlich kalt geworden und ich zog daher vor, mit der übrigen Geſellſchaft umherzuſtreifen. Wir kamen ins Gedränge. Vor uns ſtand ein gutgekleideter Mann aus dem Handwerkerſtande, der eine Cigarre rauchte, was meiner Begleiterin, da er dicht ſie anblies, unangenehm war. Sie bemerkte daher, „dies ſei durchaus nicht engliſche Sitte", worauf der Mann ganz artig erwiderte, es würde ihm ſehr leid thun, ſich irgendwie unengliſch zu betragen, und wirklich vermied er uns. In Deutſchland würde man nicht den Muth gehabt haben, ſolch eine Aeußerung laut zu machen.

März 1854. Wenig Wochen ſind ſeit der Parlamentseröffnung verfloſſen, doch Vieles

*) Es iſt auffallend, daß ſich unſere deutſchen Buchhändler, die doch ſonſt ſo unternehmend ſind, noch nicht auf die Eiſenbahnen gewagt haben. Sollten ſie von dem ſtrengen officiellen Tone, der auf unſern Bahnen herrſcht, zurückgeſchreckt worden ſein? Ein Buchladen auf Stationen, wo ſich, wie z. B. in Halle, zwei Linien kreuzen, müßte gute Geſchäfte machen; denn mit dem Bücherkaufen geht es in Deutſchland wie mit dem Einkaufen in Verſicherungsanſtalten. Man denkt immer und immer daran, will und will und plötzlich hat uns die Gefahr getroffen, wenn es zu ſpät iſt. So kauft man auch Bücher erſt, wenn man ſich langweilt, einen Führer erſt, wenn man ſchon reiſt, eine Karte erſt, wenn man ſich ſchon zehn mal geirrt und ſeine Mitreiſenden durch ein ewiges Anfragen gelangweilt hat. D. Her.

hat ſich ſeitdem geändert. Krieg oder Friede war lange die Frage, aber die Stunde der Verſöhnung iſt vorüber. Man ſah während der Zeit der Ungewißheit wenig Aufregung, keine Gruppen verſammelten ſich in den Straßen, ein Jeder ging ſeinen eiligen Geſchäftsſchritt, in den Clubs wurde nicht politiſirt; doch ſeitdem gehandelt wird, macht ſich ein wahrer Enthuſiasmus durchs ganze Land geltend. Es liegt wol im Charakter des Engländers, zu handeln, ohne viel vorher zu ſprechen. Daß die Begeiſterung kein bloßer Rauch iſt, beweiſt, daß die Werbtiſche nicht unbeſucht blieben. Ohne alle Mühe werden die Reihen der Soldaten vermehrt; die Werboffiziere, die man häufig ſieht und die leicht erkennbar ſind an den dreifarbigen Bändern, die luſtig an ihren Helmen oder Czakots flattern, machen gute Geſchäfte; die Zeitungen ſind nicht umſonſt geleſen worden, das Volk iſt für den Krieg geſtimmt. Nun ſieht man Rothröcke durch die Straßen eilen, es ſind meiſt kräftige Leute mit ſtolzem Blick. An den Vorabenden des Abmarſches kann man rührende Scenen beobachten. Die Söhne des Mars ſind von ihren Lieben zum Lebewohl umgeben; manche Matrone mit tiefem Schmerz in den Zügen und manch hübſches Mädchen mit rothgeweinten Augen hängt am Arme des ſorgloſen Jünglings. Die Stunde des Abmarſches naht noch vor der Dämmerung; es haben ſich Tauſende und aber Tauſende verſammelt und geben den Truppen ein erhebendes und ermunterndes Geleite. In den Hafenſtädten erwartet ſie wieder eine zahlloſe Menſchenmenge und begleitet ſie noch mit den Blicken, nachdem die Segel längſt gelichtet ſind.

England bietet Vieles, womit wir uns nimmermehr befreunden werden, Erſcheinungen, die unſern Verſtand und unſer Herz abſtoßen; aber die Vorgänge, die ſich auf Gemeinwohl und Nationalität beziehen, ſind bewundernswürdig. Wir haben einer Pflicht der Gerechtigkeit genügt, wenn wir ſowol unſerer Mißſtimmung wie unſerer Theilnahme denſelben unparteiiſchen Ausdruck gaben.

Der Maler Rahl in Wien.

Wir befinden uns an der ſüdlichen Grenze der Vorſtädte Wiens. Hier iſt der hochgelegenſte, freieſte Theil der Kaiſerſtadt, die man von dort nach allen Richtungen überſchauen kann, mit ihrem unendlichen Gewirr und Gedränge von Häuſern und Kuchen um den Dom von St.-Stephan wie um einen ergrauten Führer geſchart. Das immergrüne Kahlengebirge umſchließt als Kranz das weite Bild. Betreten wir hier ein Maleratelier. Die hohen Bogenfenſter, die freundlichen, lichten Räume können glauben machen, daß wir uns weit weg, im Süden befänden. Alle Wände des Saals, bis hoch zur Decke hinan, ſind mit Skizzen und Bildern behängt; es iſt ein eigenthümlich buntes Leben auf dieſen Mauern und die Phantaſie eines Orientalen, die jedes Bild einſt eine Seele vom Maler fodern läßt, würde ein ſeltſames Märchen in dieſe Räume zaubern. Da hüpften die unzähligen Nymphen und Oreaden, die Satyrn, Genien und Amoretten aus den großen und kleinen Bildern heraus und freuten ſich der ſchattigen Haine, der lichten, warmen Fluren, die, mitten in unſerer nordiſchen Luft, des Malers Wundermacht um ſie gezaubert. Dann ſände der despotiſche Midas ſeine ſchlimme Strafe, aber Oreſt die lang erſehnte Ruhe und die liebliche Nauſikaa blickte noch immer ſehnſüchtig hinan zum herrlichen Dulder Odyſſeus, der, tieferſchüttert von Demodokos' Geſang, ſchweigend ſein Geſicht verhüllt. Dann ſtürmten die Helden hervor aus der „Cimbernſchlacht", die kampfluſtigen Teutonen und die Söhne des ewigen Roms. Dort ſtiegen verklärt die erſten Chriſten aus den ihnen zu Gräbern gewordenen „römiſchen Katakomben", ſie, die mit dem eigenen Herzblut ihren Glauben beſiegelt, — und hier jene ſpätern, aber nicht geringern Heldenſeelen, die mit ihrem Leben für die Sache des Rechts und der Humanität eingeſtanden:

z von Sickingen und Erzbischof Kollonitsch. Merkwürdig aber vor allem sind jene Porträts, die so friedlich beisammenhängen: wie würden sie auseinanderstieben, wenn ie Seele hätten: der Forscher des Gemüths, Friedrich Hebbel, der himmelstürmende bach und Kaulbach, der lebensfrische Meister der Farbe.

Es öffnet sich die Thür und Rahl tritt ein, in schlichter, schwarzer Kleidung, weit nt von elegantem Aeußern wie von jener gesuchten Nachlässigkeit, die sonst für genial ten wird. Aus dem eigenthümlich geschnittenen Antlitz mit der hohen, zurückgehenden , der spitzen Nase und dem durchdringenden Blicke sollte man mehr auf verwaltenden and schließen als auf die lebendigschaffende Phantasie, die Mutter all der reizenden lten, die uns rings umgeben. Doch wenn er den Mund öffnet und in fließender Rede ie ewige Schönheit und den Werth jener Rafael'schen Zeichnungen auseinandersetzt, die sich ausgebreitet hat, so begreifen wir, daß solche Klarheit und logische Schärfe zu jener raft des Geistes gehören, die allein eine künstlerische Thätigkeit möglich macht. Rahl den besten Jahren; sein langer, noch schwarzer Bart, die dichtbeschatteten Augen und das frühgebleichte Haupthaar verleihen seiner Erscheinung eine Würde, zu der die kräftige gar wol stimmt. Er hat in seinem Wesen etwas Gesundes, Urwüchsiges, das schon ersten Begegnen gewinnt; er nimmt Jeden freundlich auf und erhöht den Genuß des s durch den geistreichsten, heitersten Commentar, den er zu jedem seiner Bilder zu weiß. Und so heiter und liebenswürdig er im Umgange ist, so streng und ernst er es mit seiner Kunst. Jede Idee wird, ehe sie zur Ausführung gelangt, mit unlichem Eifer durchgearbeitet, in Studien und Skizzen nach allen Richtungen erprobt daher stammt die vorwurfslose Durchbildung, die seinen Werken eigen ist. Könnte seinen Gemälden jeden andern Vorwurf machen, nie wird man die geringste Spur ertiger Behandlung erblicken, die ein zufälliges Motiv ergreift, wenn es zum sprechenden Zwecke dient. Wenn auch das künstlerische Schaffen frei und ungehemmt sein muß, doch die Kunst selbst „gebunden im innersten Kern". Seine Bilder sind ihm wie alische Werke; jeder Ton hängt mit allen andern untrennbar zusammen. Aber nur die Nothwendigkeit aller entsteht die Harmonie.

Was in Rahl's Gemälden, abgesehen vom Werthe seiner Compositionen, deren Belung eine weitere Erörterung fordern würde, vor allem Bewunderung hervorruft, ist auberhafte Reiz der Farbe. Es ist nicht der bestechende Glanz, die geschminkte Frische, ns nur zu oft entgegenschimmert; nicht die minutiöse Nachahmung der Natur, durch doch nur fahle, leblose Figuren entstehen, sondern es ist der Schmelz des Lichts, eine Wärme, wie wir sie auf venetianischen Gemälden finden, jener vollendete Ton des Colorits, der allein im Stande ist, sich der Plastik der Natur zu nähern. Es eine höhere Wahrheit in seinen Gestalten, jene reinere Weihe, jener Hauch des Ideals, ie zufällige Erscheinung zum Kunstwerk geeignet macht.

Um Rahl nach seiner ganzen Bedeutung schätzen zu lernen, muß man auch sein n als Lehrer betrachten. Seine Schule ist die einzige Kunstanstalt in Wien, in der ges, lebendiges Streben herrscht. Es ist nicht das gewöhnliche Ansehen eines Lehrers, er sich unter seinen Schülern zu erfreuen hat, sondern jene warme, innige Vereh jene kindliche Anhänglichkeit, wie wir sie nur in den Kunstschulen des Mittelalters nden gewohnt sind. Man muß aber auch Rahl in ihrer Mitte gesehen haben, wenn it eigner Hand ihre Arbeiten verbessert, oder wenn er unter sie tritt, Sophokles Shakspeare in der Hand, und sie in begeisterten Worten auf die Schönheit ihrer unchen Werke aufmerksam macht. Rahl will seine Schüler nicht blos das Handwerk Kunst lehren, er will Künstler aus ihnen bilden.

Ueber Eigenthum und Capital.

II.

Wenn der Herausgeber gegen die Sätze, die in voriger Nummer über die Nachtheile der einseitigen Mitwirkung des Capitals an dem Gesammtleben der gebildeten Menschheit ausgesprochen wurden, Einsprache thut, so geschieht dies nicht, um die Absicht des geehrten Einsenders, Wohl und Würde der Menschheit zu heben, ohne alle und jede Anerkennung zu lassen. Einige seiner Behauptungen sind im Gegentheil unwiderleglich. Was der Verfasser vom todten Besitz, von der Ungleichheit des Darleihers und des verantwortlichen, experimentirenden Borgers, von der Verpflichtung der Maschinen gegen die durch sie ins Gedränge kommenden menschlichen Arbeitskräfte anführt, muß jeder Menschenfreund unterschreiben. Kann wol etwas widerlicher sein als der auf seinen Reichthümern ausgestreckte todte Geiz? Rings um einen Palast, wo der Reichthum nicht einmal würdig genossen wird, lagern die Hütten der Armuth. Ein Besitzer von Millionen, der sich geberdet, als könnte jede der Zeit nothwendige Krisis ihn um seine Schätze bringen, ein kleinlich denkender Mensch, der vor jeder Zumuthung, die das Gemeinwohl, Kunst und Wissenschaft ihm stellen, erschrickt und in einer steten Abwehr der ihm etwa entgegentretenden Voraussetzungen seines Antheils am Guten und Schönen lebt, ist verächtlich und trägt Schuld, daß sich der Menschenfreund immer und immer mit dem Gedanken beschäftigen muß, wie man diese Form des Besitzes, die er repräsentirt, so unschädlich wie möglich macht. Das Schlaraffenleben, das man ganze Familien solcher ausnehmend Begüterten führen sieht, weckt den Haß der Gesellschaft gegen die überhaupt nur vorhandene Möglichkeit ihrer Existenz. Die Bilder unwürdigen Reichthums sind schon so oft aufgerollt worden, daß wir bei diesem Zugeständnisse, das wir unserm Gegner zu machen haben, nicht zu verweilen brauchen.

Ferner ist der allzu ungleiche Schritt, in welchem der Capitalist und der Unternehmer gehen, oft genug geschildert worden. Er konnte Denen, die daraus eine neue Form der Industrie herleiten wollten, noch nie in seiner Ungerechtigkeit ganz widerlegt werden. In Betreff der Maschinen und der durch sie brotlos gewordenen Arbeiter verweisen wir auf allgemeine Klagen. Vergl. auch des Herausgebers „Säcularbilder" (Gesammelte Werke, Band IX, S. 202).

Im Uebrigen ist unsers Verfassers Lebens- und Staatsauffassung so atomistisch, daß man ihr nicht beipflichten kann. Wir verstehen unter atomistisch eine Auffassung des menschlichen Daseins nur nach der Kopfzahl seiner Factoren. Der Einzelne hat ohne Zweifel ein ursprüngliches Recht gegen Alles, was nur irgend die Gesammtheit ihm zumuthen kann, wenigstens liegt der wahrhaft freie und vernunftgemäße Staat nur in den Bürgschaften, wo das Allgemeine dem Einzelnen so viel wie möglich vom reinen Menschenthum Gewähr leistet. Allein in Dem, was der Mensch auf der Erde thun und lassen soll, in Dem, was er aus dem Allgemeinen für sich verwerthen darf, in Dem, was ihm seinen eigenen wahren Menschenwerth geben muß, kann man sein Ich auch zu vereinzelt auffassen und es gerade in der Absicht, ihm Leben zu sichern, zu einer todten Zahl herabsinken lassen. Es ist dies der durchgreifende Irrthum der Voraussetzungen des Communismus. Immer nur sieht diese Lehre den Einzelmenschen, während der Einzelmensch nur in den Lehrbüchern der Physiologie existirt. Es gibt keinen andern Einzelmenschen als unter dem Messer des Anatomen oder in den Compendien des Metaphysikers. Der Mensch der Civilisation ist ein Mensch des Zusammenhangs, ein Mensch des Geschlechts, der Familie, der Nationalität, der Geschichte. Er kann, es ist wahr, überhäuft und überladen werden mit Zumuthungen der nähern Bestimmungen seines Menschenthums — die Staatstheorie der Herren Leo, Stahl und Gerlach thut dies in einem Grade, der das freie Ich der nächsten Naturbestimmung erdrückt —, aber bis zu diesem Grade

von Abſtraction, daß man mit der Kopfzahl der Menſchen in die Werthzahl der Dinge dividirt und die herauskommende Ziffer die wahre Beſtimmung des Menſchen nennt, er ergiebt ſich nur eine Auffaſſung, die man atomiſtiſch oder materialiſtiſch nennen muß.

Die menſchliche Zeugung iſt keine thieriſche. Nicht das Individuum wird fortgepflanzt, nicht die Gattung, ſondern vom Vater wird ein Kind erzielt, d. h. ein Menſch derjenigen Civiliſation, der er ſelber angehört. Unſer Gegner hat Unrecht, wenn er behauptet, der Menſch bringe nur allein den Menſchen wieder hervor, wenn er auch darin Recht hat, daß ein König nicht einen König erzeugt. Zwiſchen beiden extremen Behauptungen in der Mitte liegt ohne alle Widerrede, daß der Menſch ſein Ich fortgepflanzt wiſſen will unter den allgemeinen Bedingungen, unter denen er ſelbſt lebt. Die Natur kommt dieſem Willen zu Hülfe. Unſer Gegner kann und wird nicht in Abrede ſtellen, daß die Gattungen ſich wiederholen, daß von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich Aehnlichkeiten der Race finden, daß es innerhalb der Stände, der Nationen, der Familie ſogar Bedingungen der gleichartigen Geburt gibt, die in der That Aehnlichkeiten erzeugen, die den Menſchen immer von ſeinem abſtracten Einzeldaſein ſogleich zum Gliede einer hiſtoriſchen Kette machen.

Gibt man alle dieſe Thatſachen, wie man dies muß, zu, ſo folgert ſich auch eine andere Begriffsbeſtimmung der Arbeit. Die Arbeit iſt die überwundene Materie. Die Materie, Feindin des Menſchen, wird ſeine Wohlthäterin, wenn er ſie zwingen und ſich dienſtbar machen kann. Dieſer Sieg des Menſchen über die Hinderniſſe ſeiner Exiſtenz (der Hunger iſt die nächſte Mahnung der zwingenden Macht der Materie) erfodert eine Anſtrengung, die über das Maß ſeiner Einzelkraft hinausgeht. Der Kampf der Menſchheit gegen die Materie iſt ein gemeinſamer und kann nur gelingen durch die Genoſſenſchaft. Der Menſch als ein Alleinweſen exiſtirt nicht und ein Adam kann nie geweſen ſein, wenigſtens nie ohne eine Eva. So gibt es auch nur eine gemeinſame Arbeit, mag auch ihre nächſte Verrichtung die Hände eines Einzelnen in Bewegung ſetzen. Die große Arbeit des Lebens iſt etwas ganz Anderes als die Einzelverrichtung des Einzelnen. Die Ueberwindung der Materie koſtet Anſtrengungen, die über die Zeit und den Raum hinausgehen, die ein Einzelner erfüllt. Was den Augenblick allein ſtark macht, iſt ſein Zuſammenhang mit der Vergangenheit. Es gibt keine Arbeit im Menſchenleben, die nicht ſich ſtützte auf die Arbeit vergangener Tage, und die Materie überwindet ſich nur durch ein Capital von Arbeit, das ſich aufſummt von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Wenn wir nun ſchon die Geſchichte betrachten müſſen als Ergebniß von tauſend und abertauſend Handlungen, wenn ihre Arbeit Capital auf Capital häuft und jede neue Generation von den Zinſen dieſes Capitals lebt, d. h. diejenigen moraliſchen Thatſachen als ſich von ſelbſt verſtehend, genießt, die frühere Jahrhunderte mit ungeheuerſtem Aufwande ihrer Kräfte erſt als neu erwerben mußten, warum ſollen ſich nicht auch Arbeitsſpuren vergangener Menſchenexiſtenzen erhalten können und müſſen? Sie ſummen ſich auf als eine Reſerve des großen Kampfs der Menſchheit gegen die Materie. Iſt es möglich, jeden Tag die Weltgeſchichte von vorn anzufangen? Kann das einzelne arbeitende Individuum nach ſeiner eigenen Mühe ſogleich die Verpflichtungen der ganzen Menſchheit abmeſſen? Damit der Handarbeiter ſeine Tagesarbeit, die ihn ernährt, in Muße vollenden könne, war eine Vorarbeit nöthig, von der er in ſeiner nächſten Nähe keine Ahnung hat. Die aufgeſummte Arbeit Anderer bildet einen Damm der Sicherheit, die der Civiliſation und folglich jedem Einzelnen zugute kommt. Schutz, Vorbau, Rückhalt gehört zu der anſtrengenden Unternehmung und die Capitalien ſind nicht allein dieſer Schutz, Vorbau und Rückhalt, ſondern ſie drücken auch die höhere Ordnung des Menſchenthums überhaupt aus und befreien uns von dem Begriffe eines Eroſenlebens, das, dem Wurme gleich, immer mit dem Tage kommt und mit dem Tage wieder geht.

Ohne Menschenarbeitsspuren keine Möglichkeit, die Materie zu überwinden. Diese ist zu stark und zu bewältigend. Was ich als Greis mir nicht mehr zu erwerben vermag, muß ich mir als Jüngling und Mann erworben haben; was die kranke Hand nicht schafft, muß die gesunde haben zurücklegen können. Ist somit der Einzelne schon darauf angewiesen, daß sein Bedürfniß und sein Schaffen, sein Ausgeben und Einnehmen nicht in nur gleichem Verhältniß geht, wie erst die Gesammtheit, die trotz der weisesten Staatsformen nimmermehr sich zu diesem Zwecke sicheren Erwerbs harmonisch regeln würde, wenn es nicht eben der natürliche Menschentrieb schon unter dem Schutze der Vorsehung zuvor für sich allein gethan hätte. Die Anleihen der Staaten werden getadelt und in der That, wer könnte die Umstände alle billigen, unter denen sie aufgenommen werden und wer könnte gleichgültig sein gegen den Druck der immer höher steigenden Anhäufung von Nationalschulden? Und dennoch liegt auch den Anleihen eine Wahrheit zum Grunde, die Bürgschaft einer Zeit nämlich für die andere, die Bürgschaft Aller für den Einzelnen. Ist denn auch an der Anleihe nur der große Capitalist betheiligt? Ist sie nicht in der Form, wie ihre Partialbescheinigungen in die Welt gehen, nun auch eine Erleichterung des Vorbaus, dessen der einzelne Mensch bedarf, um mit dem Ungethüm der Materie fertig zu werden und bei den Schwierigkeiten, die Existenz sich zu gewinnen, sich einige Vortheile zu sichern? Ein angestrengter Fleiß der Jugend sichert gegen die Gefahren des Alters. Wer kann in der Möglichkeit, sich von einem erworbenen Capitale möglichst rasch Zinsen zu verschaffen, etwas Anderes erblicken als zunächst eine von der Natur gestattete Erholung in dem Wettlaufe unserer irdischen Mühen, eine endliche kleine Frist, um sich von dem Fluche des Lebens auch nicht allzu beschwert zu fühlen! Ich wiederhole, daß in dieser Auffassung des Zinsfußes, des Capitals und der Nationalschuld nicht ein Zugeständniß an die Mißbräuche des Wuchers, des Geizes und der leichtsinnigen, politischen Finanzsysteme liegen soll.

Der Begriff Arbeit ist durch die Civilisation sehr relativ geworden. Arbeit nur im Sinne einer Hervorbringung neuer Werthe zu fassen, wäre eine Bevorzugung der Handarbeit, die mit dem Leben und den physischen Unterschieden des Menschen nicht übereinstimmt. Schlechte Politik und der Schwindel des Zeitgeistes mag die Geistesarbeit und die illusorische Arbeit überhaupt zu sehr bevorzugt haben, allein die Verrechnung der Gegenseitigkeiten des Daseins wird immer eine sehr große Summe von Kräften und gerade zu Gunsten der nächsten Handarbeit in Anspruch nehmen. Wir wollen nicht dem lächerlichen Geldstolz nachsprechen, der da sagt: Auch meinen Reichthum zu verwalten ist eine Arbeit! oder wol gar Dem, der da sagt: Meinen Reichthum nur zu genießen, erfodert Anstrengung und Ueberlegung; aber die Abkürzung der socialen Rechnung ist in der That so schwierig, daß man sie wiederum ohne Capitalien nicht bewerkstelligen kann; die Rechnung mit lauter Pfennigen, wie die Communisten wollen, würde sich nicht bewältigen lassen.

Vergleicht man die Stellung der ewig beunruhigten Capitalisten von heute mit der arkadischen Ruhe der Capitalisten von sonst, einen Millionär von Wien, der Fabriken anlegen muß, mit einem Millionär alten Stils, etwa von Basel, der erzogen wurde, nur zu addiren und dem doch die Eisenbahnen sein Gold und Silber aus den seit zwei Jahrhunderten gehüteten Truhen hervorlockten, so ist ersichtlich, wie die Geschichte schon immer geholfen hat und noch hilft und helfen wird, um kein Uebel in der Welt allzu stabil zu machen. Der einzelne Geizhals entscheidet nichts für die Besitzenden überhaupt. Und wenn man nun auch unserm Gegner folgte, wenn man die Capitalien dadurch tödtete, daß man Zinsfodern gesetzlich verböte, was würde entstehen? Ein Chaos, ein Drängen, ein Stoßen, ja ein gegenseitiges Vernichten, wie in der durch ein Mikroskop beobachteten Infusorienwelt des Wasserglases. Der glückliche Gegendruck gegen die furchtbaren Verheerungen, welche die allgemein entfesselte Erwerbssucht anrichten würde und das sichere Gelois

brausenden Locomotive des Erwerbs ist eben der Zins. Und wenn der Zins noch nicht wäre, müßte man ihn, um das sociale Problem zu lösen, ganz im Gegentheil gegen Verfasser, erst erfinden. Der Zins ist so zu sagen der alle vier Jahre wiederkehrende Schalttag, der in den Kalender unserer socialen Umläufe erst die rechte Ordnung bringt.

Anregungen.

Vom deutschen Parnaß.

IV.

(Siehe Bd. II, Nr. 11, 12, 15.)

Nichts wird unsern kritischen Federn leichter, als das deutsche Schauspiel, wie es ist, zu verfluchen und ein Bild, wie es sein sollte, sollen zu lassen. Wir lesen nie so viel geistreiche blendende Gemeinplätze, als wenn über die deutsche Bühne und ihre verwerrenen Zustände gesprochen wird. Es gehört an sich schon zum Charakter der Bühne, daß ihre Gegenwart immer in die Vergangenheit in den Hintergrund tritt, man die neuen Schauspieler auch nur unbedeutend findet, wenn man sie mit den alten, mit unserer durch Erfahrungen erkauften darum goldenen Erinnerung vergleicht.

Daß keine Shakspeares, Schillers, nicht einmal Kotzebues vorhanden sind, ist leicht gesagt. Die Zeit bringt die Geister hervor, deren sie bedarf. Sänken wir in Barbarei zurück, so würde sich schon eher ein Genius wie Shakspeare gestalten können; wäre unsere Sprache noch unausgebildet, unsere allgemeinere Geschichtskenntniß noch in den ersten Anfängen, so würde man ähnliche Erscheinungen, wie sie unsere classische Zeit brachte, wieder erleben. Die Bedingungen der Literatur haben sich verändert und folglich die Literaturen selbst.

Im Volke oder, wenn man will, im Publicum leben die ganz klaren und richtigen Ahnungen über die Lage der Dinge, wie sie ist. Man sträubt sich dem Eindrucke Dessen hin, was gefällt, in dem Augenblicke, wo der Deutsche zur Kritik greift und sich über Das, was er erlebt und im Erleben billigt, theoretisch klar werden sucht, rast er sogleich die Phrase zur Seite. Und wir sagten schon, daß wir über Nichts ratlosenreich sind als über die Bühne. Wer im Stande ist, praktisch auch nur die kleinste dramatische Scene zu erfinden, wird sich nicht verleiten lassen, als Theoretiker über das Drama sich von Sophokles und Shakspeare, von Lessing und Goethe zu beginnen, vom germanischen, gigantischen Schicksal, vom „bürgerlichen Elende", von Molière's und Holberg's classischem Lachen zu sprechen, und wie die Redewendungen lauten, die wir seit 1815, wo die Theaterkritik so sehr die allgemeine literarische Conversationsform wurde, daß Börne sogar über die Bühne „verhaltene Publicität" schrieb, so zu schreiben wie zu lesen lernten. Tieck hat besonders diesen „dramaturgischen" Ueberschwall aufgebracht, dies Erfassen alles Gegenwärtigen nur als des absolut Episodenhaften, dies ausschließliche Schwelgen in Dem, was einst Großes und Schönes gewesen ist. Man sehe sich um! Einige große Städte, wie Hamburg und Wien ausgenommen, wo ein Publicum in seiner Größe und Kraft die Production unterstützt, überall wird man in der Erörterung über die Bühne, was sie leisten soll und was sie bringt, einen mehr oder weniger überschwänglichen Ton, ja eine gelehrte Pedanterei finden, die besonders darum so nachtheilig wirkt, weil sie das vorhandene Productionsvermögen bald am Shakspeare'schen Narrenseil der Nachahmung, bald durch die ausgangslosen Labyrinthe der ästhetischen Theorie führt. Natürlich müssen dann noch die schlechten oder halbwegs guten Poeten, die bei diesen Streifzügen an Ruhm und Erfolg nichts erbeutet haben, ganz besonders dafür sorgen, daß wenigstens auch den Andern nicht viel gelingt.

Ich weiß nicht, ob unsern Lesern die Wochenrevüen gegenwärtig sind, welche die französischen Journale über die fortlaufende dramatische Production des Tags liefern. Man findet allerdings in ihnen sehr oft Racine, Corneille und Molière citirt. Man findet in ihnen auch Spott und Bitterkeit genug, aber man denke sich an diesen Plätzen irgend einen unserer kritischen Tonangeber! Er müßte, den zwanzig Theatern, ihrem Jubel und ihrer Lust gegenüber, mit all seinen „dramaturgischen" Schrullen aus der Tieck'schen Schule sich vorkommen wie Falstaff, den die „lustigen Weiber von Windsor" von Hexen und Elfen zwicken lassen. Wir brauchten nur einige durch ihre Nergelei bekannte Namen, einige gelehrte, auch in Theatersachen mit Leidenschaft und specieller Beflissenheit eintretende Professoren zu nennen, um den burlesken Eindruck anzudeuten, den es machen würde, wenn in Paris solche Auffassungen in Berührung mit einer Production kämen, ohne die erwiesenermaßen die sämmtlichen europäischen Bühnen nicht existiren können, mit einer Production, zu der sogar jener Scribe

gehört, bei deſſen Namennennung doch ſelbſt dieſe Literarhiſtoriker nicht umhin können, ſich um einige Zoll zur Erde zu verbeugen.

Der Grund, weshalb bei uns ſoviel Theorie neben der Theaterpraxis ausgekramt wird, liegt darin, daß wir ſo außerordentlich viel Aufforderung haben, dem Theater jede nur erdenkliche Vervollkommnung zu wünſchen. Das Theater koſtet nämlich unſerm Volke enorme Summen. Während die reiche engliſche Nation ſo gut wie nichts für die Bühne thut, Frankreich es officiell bei einer halben Million Francs bewenden läßt, reichen keine zwei Millionen Thaler, welche die Deutſchen ohne Das, was die Tageskaſſe bringt, ſchon a priori in ihr Theaterweſen ſtecken. Dieſe reiche Anzahl beſtirter Hoftheater, die Tauſende verausgaben können, ohne Apoll und den Muſen Rechenſchaft abzulegen, fordert unwillkürlich die Weisheit des Beſſerwiſſens heraus, weckt unwillkürlich das Verlangen nach dem Vollendeten, ermuthigt jeden Widerſpruch gegen Das, was die Bühnen oft in einem gewiſſen Inſtincte der Selbſterhaltung antreibt, als ihre Lebensfrage aufzuſtellen. Daher das ewige Auftrennen des Penelope-Kleides. Kaum haben ſich einige Thatſachen feſtgeſtellt, welche die Bühne bei uns regeln ſollten, ſo kommt immer wieder äſthetiſche Laune und Willkür dazwiſchen. Wie abgeſtellt iſt eine dramatiſche Production, die bei uns zu kämpfen hat 1) gegen die Cenſur des Staats, der Kirche, der geſellſchaftlichen und hiſtoriſchen Rückſichten; 2) gegen den Wetteifer mit Oper und Ballet auf einem und demſelben Podium, vor einer und derſelben immer labilen Zuhörerſchaft, 3) gegen die ſtete Aufrechthaltung eines ſogenannten claſſiſchen Repertoirs, worunter man nicht ſelten allerhand Experimente mit Langweiligkeiten und vergeſſenen Trockern der Literaturgeſchichte verſteht! In dieſer geſtatteten Vielſeitigkeit des Erſtrebens liegt die Aufforderung für hundert Menſchen, die an der Bühne nicht im Mindeſten betheiligt ſind, doch immer wieder dem Theaterpoeten der auf ſich ſelbſt angewieſenen Neugeit Steine in den Weg zu werfen.

Man ſage nicht, daß darin keine Gefahr liegen könne, wenn man eine Inſtitution immer nur halb ſich entwickeln läßt. Wir ſind gewiß weit entfernt, den Ruhm der großen Meiſter beſtreiten zu wollen. Wir können weder der Muſik noch dem claſſiſchen Geſchmack zu widerſprechen die Abſicht haben. Aber wir fühlen uns genöthigt, auf die Gefahren aufmerkſam zu machen, die mit der nur halben Pflege des neuen deutſchen Schauſpiels verbunden ſind. Der Gefahren drohen in der für alle Bühnenunternehmungen ſo peinigenden Unſicherheit über den Zuwachs an neuen dramatiſchen Werken. Jeder Theaterdirector wird wiſſen, was wir meinen. Es iſt der Mangel an geregelt zufließenden guten Stücken, der unſere Bühnenzuſtände drückt. Es iſt der Mangel an Verlaß ſelbſt auf die geprieſenſten Novitäten, ſelbſt auf die anerkannteſten Dichter. Dieſe letztern verſtummen entweder oder werden unpraktiſch, jene bewähren ſich nicht. Welche Fanfaren ertönten nicht, als einige jetzt vergeſſene Werke zuerſt ins Leben traten! Wie ſind einige junge Kräfte nicht begrüßt worden, die in ihrem zweiten Verſuche ſchon beinahe ſtecken blieben! Hier handelt es ſich um einen Nothſtand, deſſen Gründe ſich auf vielerlei Schäden vertheilen. Auf der einen Seite ein maßloſes Actendiren, auf der andern ein maßloſes Befördern. Eine dem Allen ruhig zuſehende Theaterführung weiß kaum, wie ſie ſich dabei verhalten ſoll. Da geſpielt werden muß, da jeder Abend ſeinen Reiz haben ſoll, ſo hilft ſie ſich durch Oper, Ballet, franzöſiſche Ueberſetzungen, Poſſenſpiele, im beſten Falle mit „claſſiſchen Vorſtellungen". Der kaum (gewöhnlich als „Meiſter") begrüßte junge Autor iſt verſtummt, es „taucht eine neue Kraft auf", nach drei Jahren iſt auch ſie ſchon verbraucht. So regiert der Zufall. Die Kraft des Dichters, die nichts unterſtützt, iſt verloren und eine Geſammtentwicklung des Dramas als ſolche löſt ſich in vereinzelte Verſuche, in eine Lotterie mit tauſend Actien und ſehr wenig Treffern auf. Es iſt ein troſtloſer Zuſtand für die Kunſt, für die Literatur, die Kaſſe, für Dichter und Schauſpieler in ihren perſönlichen Intereſſen zugleich und günſtig nur für die Berichterſtatter, die Zeitungsleute, Notizenſchreiber oder die Kritiker höhern Stils, die auf den Trümmern nur halb ſchon aufgebauter Zuſtände gut Dictator ſpielen haben.

Wir wollen im nächſten Artikel den Schaden durch Beiſpiele belegen und das Mittel nennen, das ihm abhelfen könnte.

Geſchmack.

In einer Sammlung uns zur Auswahl mitgetheilter Beobachtungen leſen wir:

„Jemanden die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes fühlen zu laſſen iſt ſchwach. Jemanden die Ueberlegenheit ſeiner zufälligen äußern Stellung fühlen zu laſſen, unedel."

Ignoranz.

Nicht unſer Nichtwiſſen gibt uns den Schein der Ignoranz, ſondern nur die Art, wie wir Nichtwiſſen zu verdecken ſuchen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

chentlich ein Bogen.] **Nr. 34.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Salpetrer.

Eine historische Skizze.

II.

Ruhe zu gewinnen, beschloß der Wald, von dem Kloster St. Blasien förmlich durch sich loszukaufen. Von stimmfähigen 2618 Wäldlern erklärten sich nur 327 dagegen. 15. Januar 1738 wurde die Leibeigenschaft für 58,000 Gulden vertragsmäßig los. uft. Es ist nicht klar, ob die Opposition von 327 Stimmen auf Salpetrer zu rechnen. Dann ließe sich dadurch abnehmen, daß die Urtheile vom Jahre 1730 einem überenden Theile der Bevölkerung ihre Stimmfähigkeit noch vorenthielten und somit Sachlage abermals einer thatsächlichen Minorität die Verfügung über die Kasse und Willensäußerung einer Majorität in die Hände gab. War aber unter jenen für den auf Stimmenden schon eine Majorität von Salpetrern, so bliebe für deren plötzlich, des Professors Meyer Angabe, ausbrechende Klagen über Verrath keine andere Erung, als daß sie in Wirklichkeit, wie das nicht so unwahrscheinlich ist, eine Uebereilung bereuten oder bemüht waren, eine Garantie für die erkaufte Freiheit zu erhalten, sie mit Erlegung der ersten Rate von 18,000 Gulden das Heft aus den Händen. Hierfür spricht, außer dem Wahrscheinlichkeitsgrunde, daß sie vor Allen eine endPetretung von St. Blasien wünschen mußten. Indem aber die Schwarzwälder sich von Abgaben durch eine für die dortigen Verhältnisse immer sehr bedeutende Summe losen, wähnten sie ohne Zweifel, das ersehnte Ziel aller ihrer Aufopferungen — Reichsittelbarkeit und einfache Schirmherrschaft des deutschen Kaisers — erreicht zu haben. hatte man diesen Vertrag indessen in Wien augenscheinlich nicht verstanden. Statt unmittelbar zu werden, blieben sie Oestreichs Unterthanen. Alle Zweifel über diese r Auffassung mußten schwinden, als kurz nach Abschließung des Vertrags die Hand n ihre Angelegenheiten eingreifenden Regierung sich in Gestalt einer „Waldordnung" ar machte.

„Es wurde zu deren Handhabung ein Waldmeister aufgestellt, der nicht nur den wuchs des Landesfürsten, sondern auch der Gemeinden bewachen und fördern

ſollte. Solche Eingriffe in die alten Rechte konnte man nicht leiden. Kein böſer Umtrieb, kein Anſchlag dagegen blieb unverſucht."

Der Erzähler nennt dieſe Waldordnung einen Eingriff in alte Rechte. Kein Wunder, daß ein Volk, welches eben zur Wahrung dieſer letztern ſo große Opfer gebracht hatte, nach den gemachten bittern Erfahrungen nicht müßig zuſchaute. Die Stimmung der Wäldler wurde gereizter, Zuſammenkünfte fanden ſtatt und wieder wurden mündliche Vorſtellungen bei dem Kaiſer beſchloſſen.

In Wien ward aber dieſe Aufregung übel vermerkt. Es heißt an einer andern Stelle: „Herrgott (St.-Blaſiens Vertreter), über Alles als Hofrath verſtändigt, entſchleiert die Abſichten." Dieſer Fingerzeig erklärt das Verfahren der öſtreichiſchen Regierung, welches ſonſt in manchen Punkten unbegreiflich ſein würde. Die Taktik des Abtes und ſeines Anhangs ſcheint nämlich darauf hinausgegangen zu ſein, dem Kaiſer einzureden, die Salpetrer beſtänden lediglich aus „hergelaufenem Geſindel, ohne Heimat; ſolche Leute hetzten ſtets auf und brächten dabei die gräulichſten Lügen und Gerüchte ſchnell in Umlauf". (Umſtändlicher Bericht von 1739.) Natürlich mußte hintertrieben werden, daß ſich künftig „Salpetrer" ſelbſt bei Hofe zeigten, damit dem Kaiſer nicht durch die ſtattliche Erſcheinung der Vertreter dieſer „Heimatloſen" die Augen geöffnet wurden.

In dieſem Sinne erwirkte Herrgott denn auch ein kaiſerliches Handſchreiben (19. April 1738), in welchem ſich unter andern folgende Stellen finden: „Damit (mit den falſchen Gerüchten und Reden) hätten die Unruhigen nichts Anderes geſucht, als die alte Unruhe wieder rege zu machen, um ihr Gemüth daran zu ergötzen, von Andern Geld zu erpreſſen, um in Müſſiggang — da die Meiſten ſchon ausgehauſet wären — zu leben; die kaiſerliche Majeſtät gebiete alſo u. ſ. w." Ferner: „Auch ſolle ohne Regierungserlaubniß Keiner nach Wien kommen, ſondern es habe Jeder ſeine Beſchwerden beim Waldvogt vorzutragen." „Widrigenfalls würden ſie als Ruheſtörer und als Verächter kaiſerlicher Befehle beim Kopf genommen, an Gut, Leib und Leben geſtraft werden."

Die Salpetrer erkannten die geheimen Fäden dieſer Maßregeln; es war die Verleumdung ihrer ganzen weder auf „Gemüthergötzen, noch Gelderpreſſen" abzielenden Bewegung ſo handgreiflich, daß ſie beſchloſſen, von dem nicht gut berichteten Kaiſer an den beſſer berichteten zu appelliren. Freilich war ihnen unterſagt worden, ihre Sache ſelbſt bei Hofe zu vertreten; aber da ſich noch Mancher erinnerte, in welch anderer Weiſe der Kaiſer früher mit ihnen verkehrt hatte, wenn man nur bis zu ihm ſelber durchgedrungen war, ſo wagten ſich dennoch zwanzig Abgeordnete des ſüdöſtlichen Schwarzwaldes von neuem auf die gefährliche Reiſe nach Wien, an ihrer Spitze Johann Fridolin Gerébach. Aber in der Kaiſerſtadt waren ihre Widerſacher längſt von ihrer Abreiſe verſtändigt und hatten Zeit gehabt, zur Vereitlung des Zwecks dieſer Reiſe Alles in Bewegung zu ſetzen. So wurde ihnen denn nicht nur abſchlägiger Beſcheid auf alle Vorſtellungen, ſondern „fünf dieſer Abgeordneten wurden in Wien in Verhaft geſetzt, die Uebrigen nicht eher entlaſſen, als bis ſie Stillſchweigen und Ruhe aufs theuerſte angelobt hatten". Sonderbar, es wird wiederum erzählt — in gleicher Weiſe wie früher bei Albiez und ſpäter bei Thoma —, die funfzehn Entlaſſenen hätten, nach ihrer Heimkehr, von großen Erfolgen und glänzender Aufnahme prahleriſchen Bericht abgeſtattet. Erdichtet der Berichterſtatter nicht, ſo mag der Naturſinn der Landbewohner ſich manches Mildere, was ihm vielleicht auf der weiten Wanderung nach dem ſchönen Wien paſſirte, zum Guten ausgelegt haben. Verhaftungen „Widerſpänſtiger" kamen nun auf die Tagesordnung; in Waldshut nahmen die Verhöre kein Ende; Freiburgs Kerker füllten ſich und dennoch — ſollte man dies zähe Vertrauen für möglich halten! — im tiefſten Winter (Chriſtmonat 1738) gehen funfzehn Abgeordnete des Waldes, durch die angedrohte und theils von ihnen ſchon erprobte Kerkerhaft nicht abgeſchreckt, wieder auf die gefährliche Wanderſchaft nach der Kaiſerſtadt! Sie wurden,

kaum angekommen, arretirt. Ein gleiches Schicksal traf Leon Brutschi aus Degern, welcher den funfzehn Abgeordneten nachgereist war. „Er hatte eine flehentliche Schrift an den Kaiser über ihre Lage, Verunglimpfung, Beschwerde, Unternehmen, aufsetzen, von 24 Männern eigenhändig unterschreiben, von vier andern aus der Schweiz, als unparteiischen Zeugen, und von der Stadt Waldshut selbst bekräftigen lassen.“ Er sei reichlich mit Geld ausgerüstet worden, heißt es ferner. Wie diese Angabe und das ganze von der Stadt Waldshut selbst geförderte Unternehmen des entschlossenen Mannes zu der Bezeichnung „hergelaufenes, ausgehauftes und heimatloses Gesindel“ paßt, womit der Abt die Salpetrer geschildert haben wollte, ist schwer zu errathen. Noch sonderbarer klingt es, wenn Meyer, der doch an hohen Feiertagen die üblichen Processionen selbst abgehalten haben wird, sich über den Abgeordneten Brutschi verwundert, daß er erst durch eine von ihm unternommene Wallfahrt nach Kloster Einsiedeln den Segen des Himmels für die gute Sache angefleht hätte. Der Geschichtschreiber hält es nicht unter seiner Würde, ihn deßhalb „den eifrigen Jungfern-Chorführer“ zu taufen und über „die singenden und betenden 111 Schönen“ die unerquickliche Lauge eines Witzes auszugießen, der im Munde eines Geistlichen hier, mindestens gesagt, unpassend ist.... Von den eingesperrten Abgeordneten wurden einige nach Freiburg in das dortige Gefängniß verlegt; als die vier ersten derselben Lösungen passiren, „fanden sie einen Boten mit einem Brieflein an den Müller zu Ibach und dem mündlichen Beisatze: «Die Treuen sollten nicht abfallen; doch wenn's auch wäre, so wollen sie vier noch Alles allein verfechten und durchsetzen.» Sie hatte der Wahn, gleich nach peinlicher Behandlung breche die goldene Freiheit an, nicht nur bethört, sondern mit unbrechbarem Muthe erfüllt.“

Und an solche Männer hatte der kaiserliche Schirmherr die Worte gerichtet: Sie suchten nichts Anderes, als von Andern Geld zu erpressen, um in Müssiggang zu leben, da die Meisten schon ausgehauset wären.

Die Gährung wuchs. 600 Grenadiere gaben einer Commission das Geleit nach Lenzenburg. Am 7. März 1739 stellen sich sieben Abgeordnete des Schwarzwaldes dieser Commission vor: „Das Land begrüße ihre Excellenzen freundlichst; was die hohen Herren wollten? Wo sie sich bei ihnen zu melden hätten? Das Land biete dem Kaiser Gut und Blut an. Sie wollen nur Einem Herrn dienen, sie erkennen den Prälaten von St.-Blasien nicht als ihre Obrigkeit an, eher wollen sie Haus und Hof verlassen.“ Auf zwei demnächst von der Commission ausgeschriebenen Versammlungen macht die erstere zur vorgängigen Bedingung der verhießenen Beschwerdenprüfung, daß die rückständigen landesherrlichen Steuern sowie die 58,000 Gulden Loskaufgelder erlegt werden und daß man die neue Waldordnung einführe.

Die Steuern wurden seitens der Wäldler angeboten, die übrigen Foderungen abgelehnt. Dann drangen sie auf Herausgabe ihrer eingekerkerten Abgeordneten; der Sohn des Salpetrers Albiez verliest eine Denkschrift im Sinne der Bestrebungen seines in Gefangenschaft verstorbenen Vaters. Die Commission antwortet durch neue Haftbefehle: festgenommen wird des Salpetrers Albiez Sohn, ebenso Christian Thoma, H. G. Marder und Blasius Huber, letztere Beiden erst nach längerer Gegenwehr... Die Salpetrer, ihrer Führer beraubt, ziehen sich in die unzugänglichern Theile des Waldes zurück, besetzen die Pässe und machen sich zur Vertheidigung bereit. In Eizweil halten sie eine Versammlung und senden der Commission durch Adam Waßmer und Adam Schäfer eine Erklärung des Inhalts: „Der Wald berufe sich auf den Kaiser und verlange zur Führung seiner Rechtssache die Abgeordneten heraus.“

„Statt des Bescheids erhalten die zwei Abgeordneten der eine dreißig, der andere vierzig Stockprügel.“ Es kommt zu einem Zusammenstoße der Salpetrer mit den Regierungstruppen; vor den Granaten der letztern fliehen die schlechtbewaffneten Wäldler

Schutz in den damals stark bewaldeten Dörfern Herrischried und Gerweil. Sie müssen indessen der Uebermacht weichen und sieben ihrer als Parlamentäre abgesandten Führer werden von dem Feinde festgehalten und theils in waldeshuter Verwahrsam, theils in Kerkerhaft gebracht. Ihr Widerstand ist gebrochen und der Sieger beginnt mit Vollstreckung der Urtheile. „Vorläufig wurden die frevelhaften, ledigen Bursche nach Ungarn zum ewigen Soldatendienste abgeliefert." „Auf Georgi wurden die jährlichen Wahlen dahin erlaubt, daß nur Ruhige wählbar sein können." „Indessen bei Abbruck ein Galgen sich schauerlich erhob, ward die Wahl der Einungsvorsteher still und ruhig vollzogen." „Schleunigst betreibt man die gesetzlichen Frevelverhöre, auf daß am letzten April (in 26 Tagen!) das ganze Geschäft beendigt sei; 13,499 Gulden vorläufige Kosten werden auf die Köpfe der Sträflinge umgelegt." „Register wird verfaßt über die bösen Weiber, denen Leibesstrafen zugedacht." „An der Spitze der Weiber stand die Witwe des zu Freiburg verblichenen Salpeterhanns, Johann Fridolin Albiez." Dann kommen die Hinrichtungen: Joseph Leber wird enthauptet; „sein graues, 58jähriges Haupt wird auf den Galgen gestellt, sein Vermögen eingezogen". Johann Michael Hartmann wird ebenfalls enthauptet, sein Leib auf ein Rad geflochten, sein Vermögen eingezogen.

In gleicher Weise verfährt man mit „dem begüterten" Leontius Brutschi aus Degern, mit Johann Fridolin Gersbach und Michael Eckhart aus Bergalingen und Herrischried.

Gersbach und Brutschi waren, seit ihrer Gefangennahme in Wien, nicht auf freiem Fuße gewesen, hatten sich daher bei dem Kampfe nicht einmal betheiligt.

Von keinem der Hingerichteten geschieht eines unmännlichen Todes Erwähnung. Ja von Gersbach schreibt Meyer ausdrücklich: „Durch seine Hinrichtung empfing der neue Galgen seine Weihe. Ungebrochenen Muths und stieren Blicks schreitet er seinem Ziele zu. Vor abschiednehmenden Freunden stärkt er sich und kräftigt diese mit Berufung auf das nahe Urtheil Gottes. Nur mit dem Athem verhauchte seine Leidenschaft." Das lange Strafverzeichniß endigt mit folgendem, bezeichnendem Lobspruche:

„Fast unzählbar waren Diejenigen, welche Geldstrafen zur Kostentilgung oder Schellenarbeiten an Festungen oder auf Straßen leisten mußten; denn keinen frechen Frevel ließ man ungeahndet. So mußten allein aus der Einung Degern 68 Sträflinge 3494 Gulden erlegen, nebst welchen Andere, an der Zahl 369, öffentliche Arbeit erstehen mußten, ohne die an die Soldaten abgegebenen ledigen Bursche. Ebenso jede andere Einung, fast in gleichem Maße."

Nach einem so summarischen Verfahren, wie das im vorigen Abschnitte geschilderte, klingt es fast unglaublich, daß den Ruhigen der südöstliche Schwarzwald nicht ganz und ungetheilt verblieb und der vielgeprüfte Unabhängigkeitssinn der Schwarzwälder nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden. Man war berechtigt anzunehmen, daß die Kraft dieses Volks durch so vieles Blutvergießen und so große Geldbußen ein für alle mal gebrochen worden sei und daß für lange Zeit hinaus Kirchhofsstille in dem gesäuberten Salpeterlande herrschen werde. Und doch stand schon nach vier Jahren derselbe Schwarzwald stärker in Flammen als je zuvor, und es zeigte sich eine Härte und Grausamkeit in dem Charakter der neuausgebrochenen Bewegung, wie sie dem lange vertrauenden Wäldler nie eigen waren und wie sie sich nur durch eine tiefe Verletzung seiner Rechtsbegriffe, durch eine völlige Verwilderung seines Naturells, durch ein brennendes Rachegefühl über erlittene Unbill erklären lassen. So wird sich jedes Volk entwickeln, das mit unrichtigen und harten Mitteln regiert wird, vor allem eins, dessen Unabhängigkeitssinn eine starke Ursprünglichkeit der Rechtsbegriffe und eine um so größere Empfindlichkeit für Verletzung der letztern mit sich bringt. Ein solches Volk ist wie ein Kind und die Art und Weise, wie es behandelt wird, kann es ebenso wol zur Tüchtigkeit wie zur Verstockung und Rohheit erziehen. In allen Zeiten hat sich diese Erfahrung bestätigt und zu allen Zeiten wird sie

ch von neuem da bestätigen, wo man sich in seinen Maßregeln vergreift. Nachdem von
en aus Komorn zurückgekehrten Verbannten Thoma, Marder und Mayer (das Glas-
der Tochtermännle genannt), der Letztere, obschon mit einem Geleitsbriefe der Stadt Wien
ersehen, sofort bei seiner Ankunft in der Heimat von dem Landvogt eingekerkert und erst
ach eingeholtem Hofbescheide wieder frei gelassen werden war, trat die Gereiztheit der
Gemüther von neuem hervor. Am nahen Rhein hausten die plündernden und verwüstenden
ranzosen; die Reichstruppen hatten alle Hände voll zu thun, doch nur um eine Stadt nach
er andern preiszugeben, und konnten daher nicht wie bisher im Innendienst verwendet
erden; der Schwarzwald sollte Kriegslieferungen machen. Die Salpetrer, so lange nieder-
halten und von den ihnen verhaßten „Hallunken" bevormundet, bemerkten nur zu bald,
ß diesen Letztern der Rückhalt bewaffneter Hülfe entzogen war; sie zählten ihre Reihen
d fanden sich stärker als vermuthet. Die Folge war, daß, bevor sie mit Lieferungen
rtfuhren, eine Beschwerdeschrift ihrerseits an die hohe Regierung zu Freiburg abgesandt
urde, welche wieder alle ihre alten Beschwerden vortrug. Aber auf den Winter wurde
s Dragonerregiment d'Ollon über den Wald verlegt. Dies schloß die Leiter der Sal-
ter, Joseph Mayer und Hans Waßmer, in Ketten. Im Frühling 1744 werden der
ßmann und einige der acht Einungsmeister aus den Reihen der Salpetrer gewählt,
dem Waldvogt aber abgesetzt, obschon selbst die „Ruhigen" in ihrer Märzantwort
Wahlrecht der Salpetrer nicht mehr in Frage zu stellen wagten, hinzufügend, „jetzt
de, wie vordem, die gewöhnliche Wahl auf offenem Felde gehalten." Durch die Ein-
rtierung und deren wie es scheint eigenmächtiges Strafverfahren gereizt, durch die Ver-
merung ihres Wahlrechts zum Aeußersten gebracht, überfallen die Salpetrer in der
ht vom 2. auf den 3. August 1744 die verhaßten Brüder Tröndle, die eingesetzten
bhalter, von denen sie sich während mehr denn fünf Jahren hatten regieren lassen
fen. Ihre Gefangenschaft dauerte indessen nur kurze Zeit; 50 Grenadiere und 20 Hu-
n, zu ihrer Befreiung entsandt, entlassen die beiden Tröndle aus dem Salpetrerver-
sam in Gerweil und schleppen dagegen wiederum die Führer der Letztern nach Frei-
. Die auf den 13. August 1744 von der Regierung auf eines Dr. Berger
gabe ausgeschriebene Tagfahrt scheint durch die Dazwischenkunft der siegreich vordrin-
en Franzosen vereitelt worden zu sein. Den Letztern entgegen führt der von Wien
ckgekehrte Johann Thoma die Landwehr des Unterwaldes; mit ihm ziehen Nicolai und
Berger, welcher Letztere gleich nach Abfassung früherer Salpetrereingaben mit Verhaft
ft, später jedoch wieder entlassen worden war. Der Landsturm gegen die französischen
ren hat an sich etwas Komisches. Wahrscheinlich mieden die Husaren das unwirthbare
land. Die Salpetrer ließen sich zu keiner Fouragirung herbei, und da die Tröndle's diese
lassung benutzten, um die Führer der Salpetrer dem Landesfeinde zu denunciren, so
ten Thoma, Mayer, Waßmer und Berger in die Schweiz. Bis zu Ende des Früh-
1745 lastet der Druck der französischen Herrschaft auf dem diesseitigen Rheingebiete.
Wälder, nicht in der Lage, den Gang und die Ursachen dieser Kriegsgeißel im Ganzen
großen zu überblicken, kommt in seiner rein örtlichen Auffassungsweise nur zu dem
ße, daß ihn sein Schirmherr nicht beschützt habe, was mit dem „nicht beschützen
e" für ihn auf Eins hinausläuft. Als daher der Feind gegen Ende April das Land
, beschließen die Salpetrer, jetzt in großem numerischen Uebergewicht, sich selbst zu
und zu diesem Ende sich Derjenigen zu entledigen, welche sie um ihre Wehrbarkeit
t und die Sonderung der gemeinsamen Landesinteressen verlängert haben. Es ent-
sich nun ein Kleinkrieg, der mit der Erklärung der gerweiler Landgemeinde vom
i 1745: „die Grafschaft sei reichsfrei", seinen Anfang nimmt; die Andersgesinnten
ch zur Wehr, werden aber verjagt; das befestigte Waldshut, wo sich schon am
die Salpetrer ihre seit 1739 dort rostenden Waffen wieder abholten, ist der ein-

zige Punkt, wo der neuen von Dr. Berger geführten Salpetrerbewegung entschiedener Widerstand geboten wird. Zur Verstärkung von Waldshut sendet der wiener Hof 60 Husaren mit zwei Geschützen von Bregenz. Berger, Nicolai und Thoma werden gefangen genommen, Hans Waßmer aber tritt an die Spitze der Salpetrer und verwaltet die reichsfreie Grafschaft ungestört. Da die beiden Redmann und Einungsmeister Tröndle sich der Aufforderung, in Gerweil Rechenschaft abzulegen, durch die Flucht entziehen und in Waldshut vermuthet werden, berennen 500 Salpetrer am 15. October die Stadt mit Sturm. Man bedeutet ihnen, die Gesuchten seien über den Rhein entkommen und die Salpetrer ziehen ab. Ein neuer Ueberfall wird am Morgen des 12. November versucht, doch ist er gleichfalls erfolglos. Der Sohn des Salpetrerstifters Albiez, sowie Waßmer von Segeten, sammt 90 Andern, durch ein Fallgatter abgeschnitten, fallen der Besatzung in die Hände. Aus Thiengen und Gutenburg werden nun Truppen herangezogen, deren Gesammtzahl am 25. November auf mehr als 4000 Mann angegeben wird. Viele Zusammenstöße finden statt, einzelne übermannte Ortschaften unterwerfen sich; nachdem die waldigsten Theile des Landes noch bis zum Ende des Monats mit Erfolg Widerstand geleistet haben, sehen sich die Salpetrer endlich von der Uebermacht erdrückt. Ein oberösterreichischer Regierungsrath Vintler trifft im Beginn des folgenden Jahres in Waldshut zur Ermittelung der Ursachen des Aufstandes ein. „Um das Vertrauen des Volks zu gewinnen", sagt Meyer, „äußert er große Abneigung gegen St. Blasien, das er als den Zwietrachtzunder ansehe. In seinem Berichte (nach Wien) aber trägt er auf durchgreifende strenge Strafen an, auch auf Ersatz der Kosten, auf Entschädigungen u. s. w."

Glücklicherweise regierte Maria Theresia. Ihr gutes Herz verabscheute die Strafe durch Blut. Zwar vernehmen wir, daß zwei der hervorragendsten Anführer, Waßmer und Hottinger, ähnlich wie der früher so plötzlich verblichene Fridolin Albiez, in den Kerkern „durch natürlichen Tod der irdischen Gerechtigkeit entrückt worden seien", aber der letztern, in Gestalt ewiger Verbannung nach ungarischen Vesten und nach Kufstein, verfielen in Wirklichkeit doch nur Dr. Berger, Nicolai, Johann Thoma, Joseph Meyer, ein Michael Tröndle (Namensvetter der Obmänner) und Martin Mutter.

Nach dieser abermaligen Beseitigung der Salpetrerführer ruhte diese Partei volle acht Jahre hindurch. Wir vernehmen nicht, in welcher Weise das Land in der Zwischenzeit regiert worden, ob die Tröndle durch bewaffnete Hülfe wieder ans Ruder gebracht und in ihren Aemtern gehalten worden sind oder ob man den Salpetrern ihren Antheil an der Verwaltung zugestand und solcher Art die Gemüther versöhnte. Es wird nur berichtet, daß im Jahre 1754 „alle Verhältnisse wieder so feindselig standen wie im Jahre 1744". Warum die Ursachen der neuen Gährung verschwiegen werden, ist nicht wohl abzusehen. Erst ein volles Jahr später, am 9. October 1755, that die Regierung einen entscheidenden Schlag. „Nachts werden 27 der hervorragendsten Salpetrer in ihren Betten überfallen und nach Waldshut ins Gefängniß gebracht." Am 13. October erfolgt der zweite Schlag. „Zwanzig Weiber, 34 Söhne und 31 Töchter werden mit nöthigem Gepäck nach Waldshut gebracht. Den Tag darauf verliest man der Kaiserin Urtheil: sie müssen erst Urphede schwören, dann werden sie sämmtlich auf Wagen gefesselt für immer nach Siebenbürgen verbannt; ihre Güter sollen verkauft, der Erlös, nach Zahlung der Kosten, ihnen am Ort ihrer Niederlassung eingehändigt werden." „Unbeschreiblicher Jammer widerhallte. Am 16. October 1755 wurden sie sämmtlich auf Wagen gepackt, die Männer zwei zu zwei zusammengekettet und abgeführt. Schauer und Entsetzen ergreift alle Herzen. Aber es ward Ruhe. Von den Verwiesenen hat man keine Nachricht. Sie müssen wol unter strenge Aufsicht gestellt worden sein." „Von nun an veränderte die Landesfürstin ohne Widerstand die bisherige Einungsverfassung.... Die freien Wahlen gingen in Vorschlagsrecht über, indem der Waldvogt von den drei ihm als tauglich

vorgeſtellten Männern aus jeder Einung einen der Achtmannen jeweils erkor, ſo auch den Redmann. Dieſe wurden aus Richtern zu bloßen Beiſitzern. Nur Einzug der Steuern ſtand den Einungsmeiſtern noch zu. Nur ein Schatten alter Schwurgerichte und Volksverwaltung erhielt ſich mehr im Andenken als in der That.". „Wohlhabenheit — oft Verſchwendung und Ueppigkeit gebärend — rüttelte an alten Gewohnheiten und Sitten."

Unſers Joſeph Lukas Meyer aus Gurtweil letzte Andeutung berechtigt zu der Folgerung, daß aus dem früher ſchon und auch jetzt wieder ſo dürftigen Schwarzwalde, um die Zeit etwa, als jener Geſchichtſchreiber das Licht der Welt in Gundelwangen erblickte, eine Art von „Capua der Geiſter" geworden war, — eine Veränderung, welche auf die Denkweiſe des Verfaſſers nicht ohne Einfluß geblieben zu ſein ſcheint. Man mag die Salpetererbewegung auffaſſen wie man will, immer wird man nicht umhinkönnen, Maria Thereſia's Verfahren in den Jahren 1746 und 1755, im Vergleich zu den blutigen Urtheilen vom Jahre 1739, ein menſchenfreundliches und weiſes zu nennen. „Kein politiſches Todesurtheil!" ſo lautete ihre Antwort auf den Härte und Strenge fordernden Bericht ihrer Unterſuchungsräthe. Sie mildert das grauſame Nothmittel der Verbannung, indem ſie, als Weib und Mutter, das Band der Familien nicht zugleich mit den Vaterlandsbanden zerreißt. Den hohen Werth auch derjenigen ihrer Unterthanen, welchen Kampf für Unabhängigkeit höher gilt als ruhiges Wohlleben, erkennt ſie an, indem ſie ihrer Unerſchrockenheit und deutſchen Zähigkeit einen neuen Boden an den äußerſten Landesmarken zuweiſt, wo ſie die Aufgabe, deutſches Weſen und deutſche Sitten inmitten fremder Nationalität zur Geltung zu bringen und zu wahren, aufs beſte löſen. So endet dieſer eigenthümliche Kampf, der in der Geſchichte ſeines Gleichen ſucht.

Was ſpäter noch wieder in dieſer Richtung zum Vorſchein kam, iſt nur noch ein Zerrbild der vorausgegangenen Volksbewegungen und verläuft ſpurlos im Sande. Da es die Verſteinerung der hiſtoriſchen Begriffe der Wälder charakteriſirt, ſo mag hier das kurze Wiederaufleben der Salpeterer im Jahre 1815, alſo nach 60jährigem Schlummer, noch in Umriſſen vorgeführt werden. Als theilweiſe Urſache für das zähe Feſthalten der Hauenſteiner an ihren alten Beſtrebungen wird wol mit Recht der Einfluß der Geiſtlichkeit angeführt. „Nach der Angabe Vieler wird im Beichtſtuhle die Abneigung des Hauenſteiners gegen jede Neuerung, als dem Seelenheil zuwider, noch vermehrt; Schriften in dieſem Sinne werden ihm mitgegeben, über welchen er in den langen Winterabenden brütet." Dies bezieht ſich hauptſächlich auf Einſiedeln und Mariaſtein, den einzigen weiter entfernten Orten, wohin der Hauenſteiner wallfahrtet. Um das Jahr 1815 nun drang wieder die Kunde von Salpeterzuſammenkünften durch den Wald. Ein Greis, Aegidius Rindmatter von Kuchelbach, las allen Denjenigen, welche ihn hören mochten, kaiſerliche Briefe und Privilegien der Landſchaft vor und ſammelte nach und nach Anhänger um ſich. Ihr Glaubensbekenntniß lautete: „Salpeterer ſind Diejenigen, welche die Rechte der Grafſchaft Hauenſtein ſchon früher vertheidigt und bisjetzt noch nichts davon aufgegeben haben. Sie beſtehen aus Männern und Weibern, die geneigt ſind, um dieſer Rechte willen ihr Leben zu laſſen. Zwar müſſen ſie gegenwärtig der Uebermacht weichen und ihre ganze Vertheidigung dahin beſchränken, auf ihre Rechte nicht zu verzichten; daher verhalten ſie ſich vor der Hand ruhig und fügen Niemanden Leides zu. Wenn ſie jedoch Unterſtützung fänden, namentlich wenn der Rechte (d. i. der deutſche Kaiſer) in das Land käme, ſo würden ſie keinen Augenblick anſtehen, ſeinen Befehlen Folge zu leiſten." „Denn das Land, urſprünglich reichsunmittelbar, wurde einſt von dem Kaiſer dem Grafen Hans gegen ein kleines Schutzgeld verliehen; nach des Grafen Tode fiel es in ſeine alte Reichsfreiheit zurück. Aber es hatte von jeher das Unglück, von ſeinen eigenen Vorgeſetzten verrathen zu werden. Das erſte mal wurde es von ihnen an den Fürſten von St.-Blaſien, das zweite mal bei der Belagerung von Freiburg an die Franzoſen, das dritte mal an

den Großherzog von Baden verkauft. Daher ist auch dieser Letztere nicht eigentlich Landesherr, sondern nur ein provisorischer Meier (Verwalter) der Grafschaft, von dem Kaiser gesetzt, welcher die Sache wieder ändern kann, wenn er will. Auch eine östreichische Regierung hat nie mit Recht in der Grafschaft bestanden; was sie verfügte, geschah nur durch Zulassung St.-Blasiens." „Deswegen hat man auch seit Mannesdenken Oestreich nie gehuldigt; denn nur der Kaiser ist Schutzherr über das Land wie über die Schweiz, und muß und wird ihm für Wiedererlangung der alten Rechte behülflich sein." „Ebenso wenig als dem Hause Oestreich huldigen die Salpetrer dem Großherzog von Baden. Zwar werden für diesen die Steuern und die Rekruten eingezogen, aber die Salpetrer kümmern sich darum nicht. Ebenso wenig liegt ihnen daran, daß man vorgibt, die Ortsvorstände hätten für sie gehuldigt. Niemand kann für einen Andern huldigen und sie selbst unterzeichnen keine Vollmacht." „Sie hoffen auf Gott und den Kaiser und begnügen sich inzwischen wie es komme."

Sie hoffen und harren also auf den Kaiser, d. h. auf den deutschen Kaiser oder, wie sie ihn bezeichnen, auf den Rechten. Es ist fast die alte Sage vom Kaiser Barbarossa, der im Kyffhäuser oder im Untersberge sitze und nicht todt sei, sondern lebe, wache und warte, bis es an der Zeit sei, das Reich wieder zu regieren. Es liegt etwas Rührendes in diesem Volksglauben an eine bessere Zukunft des Deutschen Reichs. Wer mag es ihnen verargen, daß sie sich in die Folgerichtigkeit der deutschen Geschichte nicht hineinfinden können? Das Hofgericht zu Freiburg, welches über diese Volksirrthümer abzuurtheilen hatte, ließ denselben Gerechtigkeit widerfahren, indem es „wegen fixer Ideen und geringer Geistesbildung" der Betreffenden nur mäßige Strafen verfügte. Es gestand damit gewissermaßen zu — und zwar mit bewundernswürdig richtigem Gefühl —, daß in gewissen Dingen der schlichte Verstand des gewöhnlichen Mannes unheilbar verstört ist. Seit jener Zeit hat sich um das Jahr 1834 noch einmal eine Salpetrerbewegung bemerkbar gemacht; sie beschränkte sich indessen fast nur auf das religiöse Gebiet und gewann keine nennenswerthe Bedeutung.

Auch heute noch gibt es Salpetrer im südöstlichen Schwarzwalde, aber sie werden nur noch als Merkwürdigkeiten genannt und ihr passiver Widerstand geht nicht über ein Zurückhalten von Kirche und Schule und ein Nichthuldigen hinaus. Als ich in Dogern, wo „der Müller Martin Thoma von Haselbach, der zweite Salpetrerführer, im Frühling 1730 am Pranger stand und wo sein Name zu ewigem Schrecken in Stein gegraben wurde", als ich in diesem alten Salpetrerdorfe unlängst an einem Sonntage verweilte, fiel mir unter den aus der Kirche kommenden Hotzenbauern ein kleiner Mann auf, der sich von den übrigen Wäldlern durch einen langen Bart unterschied. Er schien sich gern beachtet zu sehen und hielt sich in beständiger Absonderung von den Andern, die ihn ihrerseits ebenfalls mieden. Mein Begleiter, ein handfester „Hotze" aus Segeten, stieß mich an. „Wer ist's?" fragte ich ihn, den kleinen Mann mit den Augen bezeichnend.

„Ein Aegidier ist's", war die Antwort; „stammt aus Burg, ein reicher Kerl"; und mit unbeschreiblich verächtlichem Ausdruck fügte er hinzu: „'s ist einer von Denen, die sich den Bart wachsen lassen, damit das Ungeziefer besser Platz hat."

Ein Salpetrer also! Die Zeiten sind andere geworden. So sieht es mit dem Festhalten alter Begriffe aus. Erst Helden, dann Caricaturen.

Wie mag sich der Salpetrerstammbaum in der Verbannung ausgebreitet haben? Es wäre von Interesse, den Schicksalen dieser eigenthümlichen Partei, die nicht sterben zu können scheint, auch in Siebenbürgen nachzuforschen.

Robert Waldmüller.

Zur Handelsgeſchichte.

I.

ſt der Handel nicht vielleicht der augenfälligſte Punkt in jedem culturgeſchichtlichen Ge-ilde? Er iſt der Anfang jeglicher Cultur ſowie die Grundlage ihres Fortgangs. Keine he Culturſtufe ohne begleitendes Handels- und Verkehrsleben, aber überhaupt auch keine ſelligkeit und keine Geſittung ohne den menſchlichen Handelstrieb.

Warum, wird gefragt, begehrt man doch in dieſer Zeit von einer Waare ſo viel und wenig davon zu anderer Zeit? Iſt ein wirkliches Bedürfniß der Grund oder nur Mode? oder dann Bedürfniß oder Mode? Waren ſie Schöpfer oder Geſchöpfe der Handels-culation? Der Kaufmann, doch ſeinem geſchärften Inſtincte folgend, weiß ſelten darauf antworten; auch iſt eine Antwort ſchwer. Da iſt immer ein Knäuel von Wirkungen d Rückwirkungen, eine oft unentwirrbare Kette von Urſachen, die alle in dem raſtlos vegten und ſich abwandelnden Wechſelverhältniß wurzeln, welches beſteht und ewig be-hen wird zwiſchen der Natur und der ſittlichen Menſchheit. Die neue Wiſſenſchaft hat och auch hier ſchon manches Räthſel der Löſung nahe gebracht, indem ſie jene gewal-e Brücke zwiſchen Natur und Geſchichte auferbaute, die echte Erdkunde. Ein mittelbares Licht z. B. vermag uns die Erdkunde über jene bedeutende Epoche zu geben, urplötzlich eine Maſſe ganz neuer Handelsartikel auftauchte, die alsbald zu europäi-n, zum Theil, wie man ſagt, eingebildeten Lebensbedürfniſſen wurden — Zucker, Ge-rze, Taback, Thee, Kaffee, Cacao, Baumwolle, Indigo u. ſ. w. Sie ſind Colonial-ducte, d. h. Erzeugniſſe überſeeiſcher, meiſt tropiſcher Himmelsſtriche. In dieſen neu-deckten, uncultivirten Ländern wurden ſie von civiliſirten Menſchen vorgefunden und ge-gt und ſodann der europäiſchen Heimat zum Genuß und Gebrauch mit europäiſcher gſamkeit zugeführt. Dieſe Einführung war eine gewaltige Revolution in der Lebens-ſe unſerer Hemiſphäre.

Anziehende Sondergeſchichten gibt es von den Schickſalen jedes einzelnen jener Artikel bei einigen liegt ſogar die weltgeſchichtliche Seite ziemlich offen zu Tage. Da iſt das kwürdige Tabackskraut. Die Europäer lernten den Gebrauch deſſelben von den lden Amerikas; der Name Taback iſt eigentlich der Name des Pfeifenrohrs (der ame-niſche Name Tohoba). Sieht die Staude nicht ſchon aus wie der Hauptſchmuck eines rdigen Kaziken? Und das aromatiſch dampfende Rohr im Munde der phlegmatiſchen thhaut, dieſelbe umwölkend, und dieſe faule Sinnenbefriedigung ſelbſt, erſcheint ſie t natur- und bodengemäß? Wir wagten es auch nicht zu ſchnell damit in Europa. Portugieſen brachten die Pflanze nach Portugal, von da der franzöſiſche Geſandte am tugieſiſchen Hofe, Jean Nicot, an den ſeinigen als eine botaniſche Merkwürdigkeit ſei-Königin (Katharina von Mevici). Aber erſt durch die Engländer kennt man das uchen in unſerm Welttheil. Wie erſchrak man anfangs! Ziemlich bekannt iſt wol das ſchichtchen, wie der eben erſt nach England zurückgekehrte Ritter Walter Raleigh, der Anſiedler Virginiens, in ſeinem Zimmer zu London geſeſſen, in eine dicke Kanaſter-ke gehüllt, und wie ſein Diener, außer ſich über die Schreckenserſcheinung, ſofort einen ner Waſſer ihm über den Kopf gegoſſen, den in Brand gerathenen Herrn zu retten. gliſche Soldaten waren es auch (Hülfstruppen für den pfälziſch-böhmiſchen König vom iglichen Schwiegervater Jakob), welche im Dreißigjährigen Kriege, der ſoviel des Un-euerlichen zeigte, auch die neue Sitte in unſer Deutſchland brachten. Tabacktrinken nte man das ſeltſamliche Ding; aber man verwarf es faſt allgemein als eine „lider-Soldatengewohnheit", und beſonders nach dem Frieden, da man alle eingeriſſenen ſitten ausfegen wollte, verabſcheute und verfluchte man es. Alle vier Facultäten ſprachen

ſich dagegen aus. Die Philoſophen erklärten es für eine Verirrung der Sinnlichkeit, eine Verrücktheit; die Theologen eiferten von den Kanzeln herab gegen eine unnatürliche, gottloſe Ausſchweifung; die Juriſten achteten es für äußerſt gefährlich und drangen auf die ſtrengſten Polizeigeſetze wider die zu fürchtende Feuersgefahr, und die Mediciner endlich ſchrieen über die Giftigkeit des Genuſſes. Aber es half nichts — es war kein Einhalt mehr, und die Holländer, die das Kraut am unverdroſſenſten bauten, ſetzten das Tabackrauchen durch. Welch ein Umſchlag in der Meinung erfolgte jetzt in Schnelle! Die übrigen Facultäten mußten ſchweigen, nachdem die mediciniſche alsbald mit unmäßigſtem Lobe ſich herausließ. „Man ſolle ſo viel Pfeifen rauchen, als man vertragen könne", ſchrieb man; zwanzig Pfeifen des Tags ſeien aber gewiß nicht zu viel; man möge rauchen Morgens, Mittags, Abends, Männer und Weiber; denn der „Tobak" (ſo ſagte man damals mit den Holländern) ſei faſt das einzige Mittel, das vor Fäulniß bewahre; und es befördere dazu den Umlauf des Bluts. Der Tobak ſei beinahe das einzige Mittel, welches die Menſchen in gutem Zuſtande erhalte; helfe gegen Waſſerſucht, Schwindſucht, Fieber; den Tobak müſſe man ſo hoch halten „als das Salz". Kennt man nicht auch damals ſchon weltgeſchichtliche Perſönlichkeiten, die man ſich ohne die Tabackspfeife nicht vorſtellen darf, der engliſche Protector Cromwell *), Polens edler Stanislaus Leſzcynſki und der Holländerfreund Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit ſeinem Tabackscollegium? Noch immer raucht man und ſtärker und allgemeiner als je; man hat das Kraut aber ſo liebgewonnen, daß man lieber am unmittelbarſten mit ihm zu thun hat. Die Herrſchaft der Pfeife hat ziemlich aufgehört und aller Luxus der ungariſchen, türkiſchen und meißner Porzellanköpfe, auch der Handel mit ruhlaer und ulmer Köpfen liegt danieder. Spanien kannte die Cigarre am früheſten und ſpaniſche Soldaten waren es diesmal, welche im letzten Napoleon'ſchen Kriege ſie über Europa verbreiteten.

Das Tabackrauchen kann man vielleicht eine Grille der Sinnlichkeit nennen. Einen verderblichern Sinnenkitzel dagegen gewähren, im Uebermaß genoſſen, gewiß die oſtindiſchen Gewürze: Zimmet, Nelken, Ingwer, Pfeffer und Muskat. Die neuere Kochkunſt verſchmäht auch dieſe hitzige Würze, und die Holländer, die, nachdem ſie dieſe portugieſiſch-ſpaniſche Erbſchaft angetreten, ungeheuer ſich damit den Seckel füllten, verdienen jetzt nicht den Schatten davon mehr. Sie haben überdies nicht mehr wie ſonſt das Monopol, auch Engländer und Franzoſen bauen Gewürze, und man bringt alljährlich je von Nägelein und Muskaten 5—6000 Centner, am meiſten vom Pfeffer, etwa 200,000 Centner. Das war ſonſt ganz anders. Nachdem die Portugieſen einmal um das Cap nach Indien gekommen waren, konnte man ſich nicht ſatt trinken in Europa, beſonders in Deutſchland, an den ſüßen Würzweinen. Man hatte damals noch keinen Grog, denn man kannte weder Zucker noch Rum. — Das führt uns in doppelter Hinſicht auf das Zuckerrohr. Süßigkeit liebte man auch im Mittelalter gar ſehr; ſüß ſollten auch jene warmen Würzweine ſein und waren es auch, aber nicht durch Zucker, ſondern durch Honig. Honig war das allgemeine Verſüßungsmittel in der mittelalterlichen Zeit, daher denn auch die Bienenzucht damals eine weit ausgedehntere. Mit Honig verſüßte man auch den gewöhnlichen Morgentrank der Wohlhabenden: das ebenfalls ſtark gewürzte Warmbier. Dieſes Frühgetränk ſowie die Frühſuppe der Aermern kamen nicht eher langſam außer Gebrauch, als von jenem Zeitpunkte an, wo der aufkommende Zucker ſich mit dem ſpäter geltendmachenden Kaffee aſſociirte. Doch hatte jener noch zuvor den Honig vielfach abgelöſt. Dies ſüße Rohr, der Alten Welt entſtammend und ſeit den Kreuzzügen aus ſeiner ſyriſchen Heimat nach Südeuropa verführt, erregte nicht eher große Aufmerkſamkeit, als nachdem man den Saft raffiniren gelernt (in Venedig im 15. Jahrhundert), und

*) Eine bisher unbeachtete Epiſodiance für Cromwell auf der Bühne. D. Her.

konnte sich dann erst verbreiten, als die Portugiesen, die Ersten, ihr brasilisches Land fast nur diesem Anbau widmeten und zahlreiche Raffineriern dort anlegten. Da fand sich denn auch bald der Rum, und Grog und Punsch drängten den geliebten Würzwein in den Hintergrund. Doch ist das unbedeutend; seine wahre Bedeutsamkeit erlangte der Zucker nur mit dem Kaffee zusammen, nachdem dieser arabische Trank die Warmbiere u. s. w. als Vor- und Nachmittagsgetränke allmälig ganz verdrängt hatte. Längst war im Orient auch der Kaffee bekannt, aber man hatte Türken und Perser um diesen Genuß nicht sehr beneidet. Man höre die Reisebeschreiber jener Zeiten. Rauwolf (1573) spricht noch am besten davon: „Unter andern habens zu Aleppo ein gut Getränk, welches sie hochhalten, Chaube von ihnen genannt. Das ist gar nahe wie Tinten so schwarz und in Gebresten, sonderlich des Magens, gar dienlich. Dieses pflegens am Morgen früh, auch an offenen Orten, von Jedermänniglich ohne alles Abscheuen zu trinken aus irdenen oder porzelänischen Schälein, so warm sie's können erleiden, setzen oft an, thun aber kleine Trünklein" u. s. w. Reizschitz (1630) schreibt: „Im Kloster zu Kairo ward mir das schwarze Getränk, Caffe genannt, vorgesetzt. Dasselbe ist ganz schwarz, dick und siedend heiß und wird also auch getrunken. Dem Geschmacke nach ist es, als wenn harte Rinden Brot drinnen gesotten oder gekocht wären; soll aber gar gesund und dem Körper sonderbar fürträglich zu trinken sein." Endlich sagt Olearius (1640), der es Kaweh nennt: „Es hat einen brandigen und unanmuthigen Geschmack." Trotzdem wollte man diesen „gesunden" Trank sich nicht entgehen lassen, und die Holländer, die den Baum sowie das Zuckerrohr auf Guyanas heißfeuchter Erde mit dem trefflichsten Gedyihen anpflanzten, machten den Kaffee vermittels des Zuckers auch den Europäern gaumgerecht. Das „unanmuthige" Getränk ward Lieblingsgetränk; mit der Zeit mußte es billiger werden; gegen Ende des 17. Jahrhunderts gab es Kaffeehäuser in allen größern europäischen Städten; um die Mitte des 18. Jahrhunderts ward der Genuß allgemeiner und jetzt will Jedermann Kaffee oder mindestens kaffeeähnliche Getränke. Etwas früher noch (1610) war ein anderes Früh- und Abendgetränk ebenfalls durch die Holländer aufgekommen: der Thee, bekanntlich kein Colonialproduct, nur im „Himmlischen Reiche" recht gedeihend, woher es diese seethätige Nation bei uns einführte. Nach Aufkommen des Kaffees ist der Thee bei uns vorzugsweise Abendgetränk geworden, wozu seine angenehme, rauschähnliche Nervenerregung wol eingeladen hat. Nur England, vielleicht aus besonderm Bedürfniß im nebligen Klima, consumirt davon zu allen Tageszeiten und von einer halben Million Centner nach Europa gebrachten Thees allein 200,000. Wol scheint es, daß man sich anfangs auch dem Theegenuß, zumal dem chinesischen zuckerlosen, widersetzt; doch Kaufleute wissen aufzureden und damit ist es ihnen sehr rasch gelungen. Die narkotische Eigenschaft des fremden Blätteraufgusses scheint die Welt, gleichwie der Taback, in eine Art von Begeisterung versetzt zu haben. Da preist man den „köstlichen Trank" wie ein göttliches Geschenk, „das das Gedächtniß stärke und den Verstand schärfe". In einer alten Literaturzeitung (Tempel's „Monatl. Unterr.", 1689) finde ich folgende Stelle aus einem in der Zeitung sehr vortheilhaft beurtheilten Buche: „M. Waldschmidt's (eines Cartesianers) gründlicher Bericht vom Thee". „Trinkt Thee, ihr Damen, daß ihr nicht zu früh alt werdet! Trinkt Thee, ihr Herren Politici, die ihr pro patria rathet! Trinkt Thee, ihr Poeten!" und der Recensent setzt hinzu: „Wer die Kraft des Theewassers leugnen wollte, müßte so viel hundert Personen, welche sie selbst an sich erfahren, für Lügner halten, welches fern von mir sei." Vielleicht war die Begeisterung für den Theestrauch gleich anfangs zu groß, daß sie bald verfliegen und seine Macht zurückbleiben mußte hinter der des Kaffeebaums.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Achatschleifereien.

Wer kennt nicht die niedlichen, geschmackvollen und wohlfeilen Achatwaaren? Diese glänzenden Sächelchen des Schmucks, des Luxus und des täglichen Gebrauchs? Diese Knöpfe, Dosen, Ringe, Federhalter, Messergriffe, Brochen, Stecknadeln, Ohrgehänge, Stock- und Schirmknöpfe, Uhrschlüssel, Armbänder, Kreuze! Wol Wenige wissen aber, wo und wie diese Tausende und aber Tausende von nützlichen und überflüssigen Dingerchen fabricirt werden.

In dem oldenburgischen Fürstenthum Birkenfeld an der Nahe, dort, wo dieser bei Bingen in den Rhein fallende Fluß wenig mehr als ein starker Bach ist, liegt das Städtchen Oberstein, bekannt über die nächste Umgegend hinaus durch seine wildromantische Lage und seine malerisch in den Felsen gehauene Kirche. Ein halbes Stündchen davon entfernt, am wasserreichen Idarbach, liegt Idar, das schnell emporblühende Barmen jenes betriebsamen Elberfeld-Oberstein. In dieser vor 50—60 Jahren durch die Thaten des Schinderhannes (sein eigentlicher Name war Johannes Bickler, — seine Frau ist (siehe Bd. I, S. 382) erst vor wenig Jahren in einem Dorfe unweit Oberstein gestorben) übel berufenen Gegend liegen an der Nahe, dem Idarbache, dem Fischbache und andern Bächen des Hochwalds die Schleifmühlen oder sogenannten Schleifen, „kleine, unansehnliche, schiefergedeckte Häuschen, deren spritzende Wasserräder allein die in ihrem Innern herrschende Betriebsamkeit verrathen. Ueber den Ursprung des Schleifergewerbes weiß man wenig Bestimmtes, doch wird dasselbe wol bis in das Mittelalter zurückreichen. Schon 1497 verboten die Herren von Oberstein, deren Burg noch jetzt das Städtchen überragt, bei „Leib vnnt Lebensstraff" Edelsteine zu Fraisen zu graben, „er entrichte dan der Herrschaft den dritten Centner". *) Vom Jahre 1603 findet sich ein Kaufcontract vor über eine „Schleyfmuehle vff der Iderbach", die, wenn auch nicht die einzige, doch keinenfalls viele ihres Gleichen hatte. Einen bedeutenden Aufschwung hat das Gewerbe erst in neuester Zeit erhalten. Während im Jahre 1826 die Zahl der Schleifen nur 32 betrug, in welchen 200 Schleifer und 5 Bohrer Beschäftigung fanden, zählt man jetzt 109 Schleifen, jede mit 3—5 Schleifsteinen, und alljährlich werden noch neue angelegt. Gegen 900 Schleifer, 70 Bohrer und eine große Zahl von Goldarbeitern oder richtiger Tombackschmieden, welche die Einfassung besorgen, finden lohnende Arbeit. An den meisten der genannten Bäche hat schon die Zahl der Schleifen ihre natürliche Grenze darin gefunden, daß bereits jeder Fuß des Gefälles benutzt ist, und nicht selten kommt es daher zu Processen über Schmälerung oder Entziehung des Wassers. Demgemäß sind denn auch in neuerer Zeit im benachbarten Preußen Schleifmühlen angelegt.

Von den Zeiten der französischen Occupation war das Gewerbe bis ganz vor kurzem durchaus frei. Da nun gute Schleifer täglich wol einen Thaler und mehr verdienen, einzelne besonders geschickte sogar das Doppelte und darüber, so wurde der Zudrang so groß, daß man einige Beschränkungen für nöthig gehalten hat, — ob mit Recht, steht dahin. Uebrigens ist die Arbeit mühsam und beschwerlich genug. Die Schleifer liegen in einer Reihe nebeneinander, lang ausgestreckt auf Brust und Bauch, auf schmalen hölzernen, ungepolsterten Bänken (Polster oder Kissen unter der Brust sollen Schwindsucht erzeugen), welche die größte Aehnlichkeit mit dem Vordertheil eines Brustharnisches haben, vor den halb in eine kellerartige Versenkung hinabreichenden Schleifsteinen und behaupten, nur so die nöthige Stütze und Festigkeit für die Arme zum Andrücken des Achats gewinnen zu können. Da die riesigen Steine aus grobkörnigem rothem Sandstein mit Rillen und Aushöhlungen zur Hervorbringung verschiedener Formen beständig mit Wasser betäufelt werden, so erstarren den Arbeitern die Hände von dem abspritzenden Wasser wäh-

*) Kayser, „Zur Kunde des ehemaligen Nahe-Gaues" (Birkenfeld 1853).

der kältern Jahreszeit so, daß der Ofen bis tief in den Sommer hinein nicht kalt
en darf. Ganz unterbrochen wird die Arbeit nur, wenn durch anhaltenden Frost oder
die Bäche versiegen. In einer Ecke des Raums sind meistens ein oder mehre Cy-
r von weichem Holze angebracht, auf welchen, getrieben von dem großen Wellbaum,
geschliffenen Sachen mit Schmirgel u. s. w. polirt werden. Dies ist eine mehr lang-
als schwierige Arbeit und fällt daher meistens den Lehrlingen zu. Rotirende me-
ne Scheiben dienen zum Zerschneiden der größern Steine; größere Aushöhlungen und
r werden geschliffen, kleinere mit Diamanten gebohrt.

Die zur Verarbeitung kommenden Steine sind: Achat (nach Einigen ein Gemenge
Amethyst, Chalcedon, Jaspis u. s. w., nach Andern nur verschieden gefärbter Chal-
), Karneol (rother Chalcedon), Onyx (gestreifter Chalcedon), Quarz-Jaspis, Helio-
Amethyst, Bergkrystall, versteinertes Holz u. s. w., von denen manche vorher künst-
aber dauerhaft gefärbt werden. Die Achate werden oder wurden in den Bergen der
rgend gegraben, die schönsten bei Fraisen, wo Gänge von 500—600 Fuß Länge von
rfolgten Nachgrabungen Zeugniß ablegen. Wie die gebänderte und gestreifte Structur
ist, sind diese werthvollen Kiesel durch das Einsinken von Kieselsolungen mit färben-
Beimischungen in die Blasenräume des Melezophyrs, des Diorits und des Mandel-
u. s. w. entstanden. Mitunter erkennt man noch deutlich den Punkt, wo das Ein-
n stattfand. In neuerer Zeit hat der brasilische Karneol, welcher wohlfeiler direct
en wird, die einheimischen Achate mehr und mehr verdrängt. Früher war es Brauch,
fundenen Achatkugeln, und zwar mitunter zum Preise von mehren hundert Gulden,
öffnet zu verkaufen, wobei dann der Käufer das Risico trug, daß die Kugel nicht
vollgesickert sein mochte, in welchem Falle die Quarzkrystalle rings an den Wan-
n wie Candiszucker anschießen, die Kugel aber ziemlich werthlos wird.

Den Hauptabsatz finden die Achatwaaren durch Vermittelung vieler Kaufleute und
ler auf den Messen zu Frankfurt und Leipzig, dann aber auch nach Paris, London,
amerika, Ost- und Westindien, Afrika u. s. w., kurz so ziemlich nach allen Theilen
rde. Das jährliche reine Einkommen daraus wurde schon 1826 auf 250,000 Gulden
gt und ist seitdem vielleicht auf das Dreifache gestiegen.

Die Fabrikbevölkerung ist durchgehend besser daran als diejenige der meisten übrigen
Feistricte, obgleich von den Arbeitern nur wenige zu eigentlicher Wohlhabenheit ge-
n. Frühe Heirathen, sogar mit 20 Jahren, sind fast zur Regel geworden, und wenn
neben nur zu häufig heißt: „Wie gewonnen, so zerronnen", so kann es nicht fehlen,
Mangel und Noth eintritt, sobald das Geschäft ins Stocken geräth, was begreiflicher-
bei solchen Luxusartikeln nur zu leicht der Fall ist. Dennoch treffen die oft gehörten
n über Entartung der Fabrikbevölkerung hier wenig zu. Einigermaßen mag dies
nstand beweisen, daß in der Bürgermeisterei Idar Oberstein, welche über 6000 Seelen
innerhalb zehn Jahren nur eine Zuchthaus- oder schwere Gefängnißstrafe ver-
worden ist.

Nbr.

Beobachtungen aus dem Gebiete des Seelenlebens.

Von Professor Frauenstädt in Berlin.

VI. Geistige Ansteckungsfähigkeit.

ie es eine leibliche Ansteckung gibt, in der die angeschauten leiblichen Zustände oder
ungen eines Andern, z. B. Schläfrigkeit, Gähnen, Lachen, Zucken, Schaudern, Frö-
. s. w., sich auf das anschauende Subject übertragen; ebenso gibt es auch eine physi-
nsteckung, in welcher die wahrgenommenen Gemüthszustände des Andern, Heiterkeit
raurigkeit, Muth oder Verzagtheit, Begeisterung oder Apathie, Heftigkeit oder Ruhe,

überhaupt die am Andern wahrgenommenen (oft auch schon die nur in der Phantasie lebhaft vorgestellten) Stimmungen und Affecte auf das vorstellende Subject übergehen. Lebhaft vorgestellte Gemüthsbewegungen reißen uns selbst in sie hinein. Das objective Bild der Gemüthsbewegung hat also die Fähigkeit, im vorstellenden Subject dieselbe Stimmung hervorzurufen.

Bei schwächlichen, unselbständigen, von außen leicht erregbaren Naturen ist diese Ansteckungsfähigkeit größer als bei starken, selbständigen, Widerstand leistenden; daher größer bei Kindern und Weibern als bei Erwachsenen und Männern.

Der sogenannte Nachahmungstrieb möchte sich wol in den meisten Fällen auf die erwähnte Ansteckungsfähigkeit zurückführen lassen; daher er ebenfalls stärker hervortritt bei Kindern und Weibern. So wie ein Kind, wenn es die Aeltern oder Geschwister weinen sieht, mit weint, ohne zu wissen warum, so wird es auch leicht von den sonstigen psychischen und moralischen Zuständen in seiner Umgebung ergriffen und ahmt nach, was es die Andern thun sieht, spricht nach, was es die Andern sprechen hört. Eben wegen dieser Macht, die das Beispiel auf Kinder hat, sollte man ihnen nur mit gutem Beispiel vorangehen und Alles aus ihrer Nähe verbannen, was schädlich auf ihr Gemüth wirken kann.

Der große, urtheilslose, unselbständige Haufen ist ebenfalls wegen dieser seiner Unselbständigkeit ansteckungsfähiger und infolge dessen nachahmungssüchtiger und dem Einflusse guter und böser Beispiele ausgesetzter als die wenigen selbständig Urtheilenden und Handelnden. Einer kann eine ganze Schar anstecken. Sehen sie Einen muthig vorwärtsdringen, so dringen sie Alle vor; sehen sie Einen erschrocken weichen, so weichen sie Alle. Ein Begeisterter macht viele Begeisterte, ein Narr viele Narren. Sie gleichen darin ganz den Thieren. Läuft ein Schaf ins Feuer oder springt ins Wasser, so folgen alle blindlings nach. Wird ein Pferd scheu, so gehen die andern aus Sympathie mit durch. Wie bei den Wandervögeln, stehen auch beim großen Haufen der Menschen und seinen Bewegungen immer Einzelne an der Spitze.

Für das Nachahmen fremder Sitten und Moden und die Einwirkung böser oder guter Beispiele finden wir ebenfalls bei den Thieren Vorbilder. „Durch die Nachahmung erleidet oft der ganze Charakter des Thieres eine Veränderung: so nehmen Hunde, die in Gesellschaft von Katzen lebten und sich mit ihnen befreundeten, die Art sich zu putzen von ihnen an; das gutmüthigste, willigste Pferd wird nach Tennecker widerspänstig, wenn es in Gesellschaft eines widerspänstigen lebt, sowie auch manchmal gute Beispiele vortheilhaft wirken." (Schmarda, „Andeutungen aus dem Seelenleben der Thiere", S. 211.)

Anregungen.

Vom deutschen Parnaß.

V.

An vereinzelten talentvollen Erscheinungen auf dem Gebiete der dramatischen Literatur fehlt es in neuester Zeit durchaus nicht. Die beiden sichersten Stützen des Repertoirs bleiben immer Frau Birch-Pfeiffer und Roderich Benedix. Jene hat von Molière nicht viel, wol aber den Wahlspruch angenommen: „Ich nehme das Gute, wo ich's finde." Die Bühnen haben alle Ursache, sich ihr verpflichtet zu fühlen. Denn während Andere in ihren dramatischen Arbeiten Offenbarungen ihres Genius geben wollen, die nicht so regelmäßig kommen, wie sie wünschen, sorgt sie ganz einfach für Rollen und spannende Verwickelungen, die sie immer bei der Hand hat. Ein geheimer Kobold scheint ihr zur Seite zu stehen, der ihr zu Gefallen die Leihbibliotheken durchliest. Man kann bei herrschender Productionsdürre immer sicher sein, daß sie etwas Komisches oder Ernstes auf der Tenne hat. Auch würde der Zehnte das gleiche englische oder französische Buch gelesen haben können und doch nicht im Stande sein, so geschickt dem Bedürfniß des Darstellers entgegenzukommen wie sie. Ein Hauptvorzug, der Frau Birch-Pfeiffer bei ihren Arbeiten leitet, ist der, daß sie gesunden

Verſtand und ein richtig fühlendes Herz hat. Ohne eine nüchterne, faſt juriſtiſche Logik und ohne den Takt einer auf die nächſte natürliche Gefühlsweiſe ausgehenden Empfindung läßt ſich kein wirkſames Drama ſchreiben.

Roderich Benedix beſitzt die glückliche Poſition, in ſeinen Erfindungen ohne zu hohe Anſprüche beurtheilt zu werden. Er hat ein vortreffliches Luſtſpiel: „Der Vetter", geſchrieben, daraufhin aber auch ſeither eine Menge von Plattitüden gegeben, die ſich durch Unmöglichkeit der Situationen und Trivialität des Dialogs nicht beneidenswerth auszeichnen. Man iſt ſehr raſch zur Hand, auf den Bühnen dieſe Späße: „Das Lügen", „Ein Gefängniß", „Ein Luſtſpiel" u. ſ. w. zu geben; ſie erregen auch wol eine momentane Heiterkeit, aber es iſt Schade, daß die oben gerügten Gebrechen ſo vielem Combinationstalent und ſo lebhafter Situationskomik abſolut unmöglich machen, auch nur eine oder zwei Theaterſaiſons zu überdauern. Einige Namen, wie Feldmann, Wilhelmi, Börner ſorgen in ähnlicher Weiſe, daß es an Arbeiten von gewiſſer Darſtellbarkeit den nach neuen Rollen begierigen Schauſpielern nicht fehlt.

Es iſt nicht unſere Abſicht, hier ſämmtliche Dramen aufzuzählen, die in neuerer Zeit über unſere Bühnen die Runde gemacht haben. Vieles iſt nur noch im Manuſcript vorhanden und die Bühnen beeilen ſich eben nicht, ihrem Publicum davon die Bekanntſchaft zu verſchaffen. Ein achtbares Werk iſt z. B. „Jar und Bürger" von W. Wolffohn, das bisher nur Dresde und Karlsruhe gegeben haben. Ein Talent hat ſich mit dieſer Arbeit der Bühne zugewendet, das uns zwar nicht durch die Originalität der Erfindung oder den Schwung und Sturm der Leidenſchaft überraſcht, wol aber durch eine ſehr ſinnige, höchſt milde Wärme des Vortrags, eine entſchiedene Gabe der Charaktergeſtaltung und jene ſchon oben bezeichnete ſichere Verſtändigkeit, ohne die ſich auf der Bühne keine dauernden Erfolge erringen laſſen. Lebhafter iſt der Erfolg des „Sonnwendhof" von Moſenthal. Eine ſchon von der Bühnenerfahrung geſchulte Kraft hat hier wieder die Form von „Dorf und Stadt" aufgenommen, und auf die Idylle wird der Deutſche immer mit beſonderer Vorliebe zurückkehren, in unſerer Zeit zumal, wo das Idylliſche auch in der Religion und Politik Mode war und trotz der Kanonen immer noch Mode iſt. Man kann nicht ſagen, daß Moſenthal ſeine ſchöne Gabe diesmal zu einer wohlthuenden Verklärung unſers Gemüths verwandt hat, wie er dies in „Deborah" that, die bei aller Unmöglichkeit des wirklichen Vorgefallenſeins eine allgemeinmenſchliche Wahrheit für ſich hatte. Der Sonnwendhof iſt eine Schmeichelei gegen die regierenden Mächte des Tags, als da ſind: Poeſie des Übergläubens, Gemüthsüberſeligkeit, Duck dich und du wirſt die Krone des Lebens gewinnen! und ähnliche bekannte weichliche, Sommerregen-laue Strömungen des Zeitgeiſtes. Wenn man dieſe Welt des Sonnwendhofes gar ſo abſichtlich in der Art wiedergegeben ſieht, wie ſie iſt, den Pfarrer als ſichtbare Vorſehung unter Menſchen, bei denen nicht Abend hinter den Couliſſen an den Lumpen geſchraubt wird, ohne daß ſie ihre Hüte abnehmen und ihr Ave beten, ſo kann man nur den Verfaſſer bitten, auf dieſer Bahn mit ſeinem Talente nicht weiter zu gehen, nicht mitzuweben an den Schleiern, die unter dem Namen von Poeſie oder Romantik oder Gefühligkeit oder Gemüthlichkeit unſerer ſo furchtſam und weinerlich gewordenen Zeit das Sonnenlicht der Ideen und der Freiheit verdunkeln wollen.

Hamburg und Wien ſind die Hochſchulen des deutſchen Dramatikers. Von dieſen beiden ſich immer natürlich hingebenden Bevölkerungen wird der Bühnendichter etwas lernen, was er ſelbſt in Berlin, Leipzig und Frankfurt nicht lernen kann. Dies iſt das natürliche, allgemeinmenſchliche Maß. Dies Maß kannte Schiller ſo gut. Er kannte es wie Leſſing und alle unſere Claſſiker, die aus einer etwas philiſterhaften Vorperiode unſerer claſſiſchen Zeit, der bürgerlichen, hervorgingen. Die Romantik hatte damals die poetiſchen Erfindungen noch nicht ſo confus und luftſchwebend gemacht. Doch das allgemeinmenſchliche Maß kann auch zu weit getrieben werden. Es ſinkt dann zur Proſa oder zu nüchternen Abſichtlichkeiten oder zu ſolchen Schmeicheleien gegen die poſitive Welt wie im „Sonnwendhof" herab. Möglich, daß dieſe Gefahr den in Wien lebenden Hebbel abgehalten hat, ſich dort den Anforderungen des allgemeinern Geſchmacks gefangen zu geben. Die Umwandlung einer Genoveva in eine Magellona allein thut es nicht. Die „Conceſſionen" müſſen von innen kommen, müſſen den ganzen Menſchen an ihnen betheiligt zeigen. Das Beiſpiel, das Hebbel's Muſe gibt, ſteht in unſerer Literaturgeſchichte nicht allein. Eine gewaltige Formenkraft, ein ſtarres Verweilen an dem einmal Ergriffenen kann aus ſeiner angenommenen Art nicht weichen. Lenz, Klinger, Grabbe ſind Erſcheinungen, mit denen Hebbel große Aehnlichkeit hat. Es findet indeſſen hier weniger ein Nichtwollen als ein Nichtkönnen ſtatt. Hebbel will gewiß populär werden und es ſteht dahin, ob nicht eine vom Druck der üblichen Geſchmacksrichtungen befreite ſpätere Zeit ſich von der ſchwungvollen Energie ſeiner Gebilde inniger genügen läßt. Das menſchliche Herz in ſeinen Tiefen zu erkennen iſt ſein großes Ziel. Sein Unglück iſt nur, daß er ſich ſeltener in ſeinem Haß als in ſeiner Liebe irrt. Er wühlt

sich zu unruhig in die dämonische Menschenseele ein. Der Dichter soll alles Grauen der menschlichen Seele kennen, doch muß er viel freier über ihm schweben, als bei Hebbel geschieht, der das Schlechte, Schwache, Halbe statt zu geben wie es ist (Shakspeare thut dies), es analysirt. Solche Analysen haben das Gefährliche, daß Der, der sie über das Schlimme, Unschöne und Abstoßende anstellt, sich allmälig in das Schlimme, Unschöne und Abstoßende verliebt. Criminalinquisitoren erleben ein solches Interesse oft an ihren Verbrechern, und diese Unsicherheit über Das, was man bei Hebbel lieben oder hassen soll, was an einem Werke Haupt- oder Nebensache, was nur Mittel oder Zweck ist, mag es sein, was dem Publicum vor seinem Talent noch immer soviel Beklemmung macht. Hebbel gehört ohne Widerrede zu den berufenen Geistern unserer Zeit, die auf so manchen Kranz, den der Tag an die Lieblinge der Mode verschenkt, mit Verachtung herabblicken können.

Von andern Dramen wären noch die „Makkabäer" von Otto Ludwig zu nennen, die eben kein glücklicher Versuch waren, eine mehr nach innen gewandte, am Detail sich erfreuende Dichterkraft in größerer Gestaltung zu bewähren. Die „Journalisten", von G. Freytag, haben seit zwei Jahren alle Städte Deutschlands, mit Ausnahme derer, wo die Directionen im Bunde mit einigen Scribenten standen, die sie zu beleidigen fürchteten, außerordentlich gut unterhalten. Es ist auch eine Arbeit, die, so lose und locker sie zusammenhängt, doch in der besten Laune des englischen Komödiantons geschrieben ist und nur etwas zu übermüthig mag es in dem Kopfe des Helden, des Herrn Dr. Bolz selbst hergehen. Seine Selbstzufriedenheit ist stellenweise bis zum Dunkel souverän. In jedem guten Drama, auch im Lustspiel, muß das Schicksal oder die Consequenz der Handlung immer noch mehr Matador sein als selbst der größte und gewandteste aller Matadore. Scribe's „Glas Wasser" ist mit der Zeit darum so schrecklich langweilig geworden, weil Bolingbroke unter allen Umständen nie die Contenance verliert und auch in jeder Situation obenauf und der Meister bleibt.

Den Abschluß dieser Betrachtungen müssen wir auf die nächste Nummer versparen.

Die besten Bücher.

Ein witziger Kopf, G. Nodt, der Verfasser der „Gedichte in allerlei Humoren" (Stuttgart 1853), einer unterhaltenden Sammlung von oft sehr treffenden Parodieen neuerer Dichtweisen, schreibt uns:

„Nicht wahr, die besten Bücher sind doch wol die langweiligen? Sie tragen gewiß das Meiste dazu bei, daß die Menschen sie nicht lesen, und was will denn eigentlich die Mehrzahl des Publicums anders als von der Zumuthung, sich um Bücher zu kümmern, so wenig wie möglich in Anspruch genommen sein?"

Ehrensold als Existenzmittel.

Man hat berechnet, daß Meyerbeer trotz der glänzenden Einnahmen, die seine Opern ihm in Paris verschafften, doch in einer Vertheilung derselben auf Jahre nicht mehr als jährlich 1000 Thaler eingenommen haben würde. Rechnet man von anderweitiger Verwerthung dieser Opern noch 500 Thaler hinzu, so würde Meyerbeer mit der jährlichen Einnahme von 1500 Thalern etwa die Existenzmittel eines preußischen Landgerichtsraths gewonnen haben und für sein Alter noch immer nicht vor Mangel geschützt sein.

Die Summen, die der productive ästhetische Kopf für ein einzelnes Werk erhält, hören sich oft bedeutend an. Man vergißt aber, daß Werke solchen Werthes und solchen Ertrages nur in großen Zwischenräumen erscheinen können, während Monat um Monat das Leben immer gleiche Bedürfnisse stellt.

Conservatismus.

Unsere Leser fanden diesen Ausdruck kürzlich in Nr. 30 unserer „Unterhaltungen" gebraucht. Ueblicher, aber falsch ist Conservatismus. Wie wir schon früher das Wort Humanismus in Humanitarismus dann umwandeln zu müssen erklärten, wenn damit die Auffassung der Religion nach den Humanitätsprincipien gemeint sein soll, so bemerken wir auch hier, daß dikse abgezogenen Wörter immer nach dem Beiworte, nie nach dem Hauptworte gebildet werden. Wäre dies nicht der Fall, so müßte man statt Nationalismus Nationismus, statt Nationalität irgend ein anderes corruptes Wort brauchen. Conservatismus kommt von Conservativ, wie Positivismus von Positiv, Negativismus von Negativ. Negatismus, Positismus, Conservatismus sind Unworte.

Den Natürlichen.

Gib dich nur immerhin, wie du bist! Aber prüfe dich erst, ob du so, wie du bist, auch sein darfst.

Zur Geschichte der Seele.

Von einem Irrthum erlöst, aber auch so recht von ihm erlöst zu sein, gewährt ebenso viel Freude, wie eine Wahrheit gefunden haben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 35. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Ein kluger Arzt.

Vor mehr als hundert Jahren erzählte ein studirter und gelehrter Medicus in seinem „Medicinischen Robinson“ (Schweidnitz und Leipzig 1732) seine Lebensgeschichte voll abenteuerlicher Schicksale und unter Anderm, wie er in den Ruf eines Wunderdoctors gelangt war. „Ich bereitete“ — so erzählt er — „vor gar geringe Kosten einen ziemlichen Vorrath von Arzneien, ließ sie ohnvermischt bei ihren einfachen Kräften und Wirkungen, und färbte sie blos in mancherlei Farben mit einem unschuldigen Safte. Sie bestanden alle aus einer natürlichen Einfalt, und ich war gewiß zum voraus versichert, daß ich damit der Natur in ihren Krankheiten nichts verderben oder verkünsteln würde. Nur richtete ich ihre Titul und Namen nach dem Geschmacke der dasigen Zeiten ein und wollte daher die gemeine Gelegenheit, wo man durch eine schmackhafte Benennung einer Arznei abergläubische Kaufer an sich lockt, nicht aus den Händen lassen. Ich bereitete also Universal-, Gold-, Gicht-, Schwerenoths-, Alter-, Augen- und Ohrentropfen. Stein-, Fieber-, Herz-, Magen-, Krampf-, Lungen- und Leberpulver. Skorbut-, Haupt-, Brust-, Vater- und Mutterpillen u. a. m. Mit diesem Krame reiste ich in Begleitung meines Wirthes fort, und fingen wir unser Gesundheitsgewerbe in voller Hoffnung an. Der Preis davon war sehr geringe und wir beredeten das Volk, daß wir dem Nächsten nur allein zu helfen, nicht aber uns von ihm zu bereichern gekommen; wie denn auch unsere schlechte Kleidung zeigen würde, daß wir irdische Eitelkeiten wenig achteten. An den ersten zwei Orten unsers medicinischen Versuchs hatten wir bald anfangs gewaltigen Zulauf und unsere außerordentliche Gestalt (langer Bart), Aufführung und Umgang zogen uns gemeinen Mann recht häufig zu. Ich nennte mich Rist, mein Wirth aber Goldmann.“

„Wir thaten öfters unerhörte Curen und das machte, daß wir nun auch an groſser Herren Höfe gelangten. Vornehmlich machten unsere schlechte und geringe Arzneien einen ungemeinen Ruf, zumal wenn wir öfters den Kranken in etlichen Stunden von dem augenscheinlichen Tode reiteten. Ich gebrauchte mich aber hierbei, vornehmlich in den hitzigen und heftigen Krankheiten (Fieber und Entzündung), die sich ordentlich auf eine gewisse abgemessene und angezeigte Art ändern, und dieses noch kurz vor ihrer Wechselung durch einen mäßigen

ungeſtüm und Vermehrung der behörigen Zufälle verrathen, derjenigen Liſt und Einſicht, daß ich nun eben dieſe Stunden, da ich die Beſſerung annahen merkte, etwa ein Herz- oder Lebenspulver oder Gold- oder Univerſaltropfen verordnete. Wenn er ſich nun kurz darauf augenſcheinlich änderte, ſo konnten die guten Leute nicht genug Lobens und Rühmens von dieſen köſtlichen Arzneien machen."

„In langwierigen (chroniſchen) Krankheiten", fährt unſer trefflicher Naturarzt fort, „half uns öfters das auf uns gefaßte Vorurtheil glücklich fahren. Denn unſere Aufführung war ſehr von anderer Leute ihrer unterſchieden und alſo bildeten ſich auch ſehr viele ganz vor andern unterſchiedene Thaten von uns ein. Goldmann ging mit den langſamſten Schritten und bedächtigſten Mienen zu den Kranken, und ich folgte ihm mit nicht weniger Tiefſinnigkeit. Sein langer Bart machte ihn mit ſeiner Stellung ſo anſehnlich, als wenn er der aufgeſtandene Hippokrates wäre. Seine Worte wußte er ſo ernſthaft und durchdringend vorzubringen, daß ſie der gemeine Mann vor halbe Götterſtimmen hielte. Doch ſprach er, wie anfangs abgeredet war, ſehr Weniges mit den Kranken, und führte nach oder bei Anfühlung des Pulſes, Betrachtung des Geſichts und der Augen, Anſchauung der Zunge und Nägel, Erforſchung des Verſtandes und Geduld, wenig gleichgültige Worte. Mir hingegen gab er jederzeit öffentlich die Erlaubniß, mit mehrern Worten den Zuſtand des Kranken zu unterſuchen, unter dem Vorwand, daß er mich hierdurch unter ſeiner eigenen Aufſicht mit der Zeit zu einer ihm gleichen Erfahrung in der Wiſſenſchaft, Ungeſunden zu dienen, wollte kommen laſſen. Hierdurch nun konnte ich nach meinem Gewiſſen die Nothleidenden verſorgen helfen; uns Beiden aber zogen wir ein gewaltiges Zu- und Vertrauen zu: Er mit ſeiner anſehnlichen Ernſthaftigkeit, Ich mit meiner liebreichen Sorgfalt."

„Der Liſten und Vortheile des Waſſerbeſehens mußten wir uns ſchlechterdings bedienen, wo wir nicht einen groſſen Theil unſerer Hochachtung verlieren wollten, und es that uns dabei mein wohlabgerichteter Diener öfters die trefflichſten Dienſte. Auf öffentlichen Schau-Plätzen haben wir niemals, wie andere wirkliche Landſtreicher, ausgeſtanden, noch weniger uns unter anderm Poſſen- und Gaukelſpiel der Welt bekannt zu machen geſuchet. Und wir waren auch noch überdies darinne von ihm weit unterſchieden, daß wir, unter meiner Vorſorge, die anvertrauten Kranken, wie es rechtſchaffenen Aerzten anſteht, nach einer recht vernünftigen Einſicht und Erkenntniß der Krankheiten beſorgten; diejenigen aber, die wir nur mit unſeren Arzneien verſehen durften, waren außer aller Furcht und Sorge, damit in Gefahr zu laufen, weil unſere Tropfen und Pulver ſo unſchuldig, daß ſie auch denen empfindlichſten Naturen nicht den geringſten Schaden zufügen konnten. Und in der That, ſollten ſie ſonſt halbe Wunderwerke thun, ſo kam es nicht auf ihre eigene etwanige innerliche Kräfte, oder auf die gehörige Zeit zu geben, aber auf die bloße Einbildung und vertrauliche Beurtheilung der Linderung an."

„Aeußerliche Zufälle, die mit gewiſſen Handgriffen und handgreiflichen Werkzeugen wollen verbeſſert werden und die ſonſt zu der Wundarznei gehören, nahm meiſtens Goldmann über ſich, weil er allerdings darinne mehr Erfahrenheit und Geſchicklichkeit als ich beſaß. Doch mußte ich allezeit hülfreiche Hand mit anlegen. Unheilbare Schäden oder dergleichen innerliche Krankheiten nahmen wir gar nicht an; vielmehr warnten wir die unglücklichen Leute vor fernerm Rath- und Hülfeſuchen. Ja, wir machten uns auch eben nicht an gar zu hartnäckigte Zufälle, zumalen wo ſelbe durch mancherlei ungeſchickte Curen waren verſucht und zu Wege gebracht worden....."

„So haben wir mit unſern einfältigen und unſchuldigen Arzneien öfters rechte Wunderthaten verrichtet. Denn Arm und Reich wollten immer lieber damit bedient ſein, als mancherlei ſandigt und ſalzige Pulver oder bittere und herbe Pillen verſchlucken. Ich will daher ihr innerſtes Weſen nicht verhehlen, vielmehr verſtändigen Aerzten zu weiterer Ueber-

ung überlaſſen. Es waren faſt alle von einem reinen Zucker und deſſen höchſt genehmer Süße auf eine leichte und bequeme Art durch das Feuer bereitet und nur erlei gefärbt, doch mit dem Unterſchied, daß wir ſie bald mit Waſſer, bald mit Eſſig nach dem innern oder äußern Gebrauch) denen unterſchiedenen Krankheiten bequemer chen."

Dieſer ärztliche Gil Blas war doch wol jedenfalls ein Genie? Er hatte das Weſen r Krankheiten begriffen. Er hatte die phyſiologiſche Einſicht gewonnen, daß Krankheiten t durch die Raffinerieen der Kunſt, ſondern durch die Natur ſelbſt geheilt werden und wo t durch dieſe, alſo auch außer menſchlicher Hülfe ſind. Er durchſchaute die Verkehrtheit medicinischen Methoden, deren künſtliches Eingreifen in die Heilproceſſe des Organismus derblich wirkt, daher unterließ er es und verordnete nur Scheinmittel. Auch war es klar geworden, daß die hitzigen und heftigen Krankheiten entſchieden auftretende Heil pfe der Naturkraft gegen das eingedrungene Krankheitgift, die keiner Nachhülfe bedür , und die langwierigen Krankheiten unentſchiedene Heilverſuche der Natur ſind, die wol r Nachhülfe bedürfen, aber gewiß keiner kunſt-, ſondern einer naturgemäßen. Sogar annte er die Urſache ſo mancher chroniſchen Uebel, indem er ſelbe den verkehrten Curen Heilmethoden zuſchrieb, und die „unglücklichen Leute" vor fernerm Rath und Hülfe en warnte.

Zur Handelsgeſchichte.

II.

in koſtſpieligeres und deshalb weniger ſich verbreitendes Getränk iſt und war immer Chocolade. Sie iſt von Spaniern und Portugieſen aus dem neuentdeckten Welt ile mitgebracht worden. Man fand ſie in Südamerika und in Mexico ſchon ganz ſo ereitet, wie wir ſie jetzt noch kennen. Cacao und Vanille ſind der Neuen Welt igenthümlich und beſonders die letztere, dieſe liebliche, wunderbar Geruch und Gaumen koſende Schote, als eine Schmarotzerpflanze wol unverpflanzbar auf andern, wenn auch piſchen Boden. So konnte Chocolade als ein gewöhnliches Getränk ſich nur bei den chen einbürgern; auch ſchreckte der Ueberreiz der Vanille. Allein ſeitdem man zu An- g dieſes Jahrhunderts den Genuß des reinen Cacao als der Geſundheit ſehr zu glich empfahl, iſt dieſer ein ſehr bedeutender Handelsartikel geworden und hat das nd der Republiken Venezuela und Neugranada mit Cacaobäumen überdeckt.

Doch nicht blos für Nahrung und Gaumenbefriedigung fand der überſeeiſche Handel jener großen Epoche ein reiches Feld des Strebens. Nur beiſpielsweiſe ſei des Färbe ffs gedacht, der den Namen von ſeiner Heimat führt, die ſchöne blaue Farbe Indigo. e Holländer brachten ihn nach Europa und damit keine geringe Revolution im gewerb en Leben, beſonders Deutſchlands, hervor. Denn im Mittelalter war der gewöhnliche ue Färbeſtoff der jetzt noch bekannte Waid, der, beſonders in Thüringen und Franken ächtlich gebaut, hunderttauſenden Feldbauern Nahrung gab. Jetzt verdächtigte man den digo. Schriftſteller beklagten im vaterländiſchen Intereſſe die Verdrängung des Waid ch den Indigo und benannten dieſen „eine freſſende Teufelsfarbe"; viele deutſche Re rungen und die Reichspolizeiordnungen verboten dieſelbe nachdrücklichſt und ernſtlichſt achſen 1560). Aber nichtsdeſtoweniger drang, wie immer, das Aergerniß durch. Zwar h 1652 trug der Herzog von Gotha beim Reichstage darauf an, daß der Indigo im zen Römiſchen Reiche abgeſchafft und dagegen die aufrichtige Waidfarbe privilegirt rden möchte, und die Freie Stadt Nürnberg, die ſelbſt viel Waid baute, ließ ihre Färber rlich ſchwören, keinen „Indich zu färben". Aber es half Alles nichts — man entſchloß

ſich, wenn auch allmälig, nachzugeben, nahm erſt nur ein wenig Indigo zum Waid, dann immer mehr und mehr, endlich nur noch ein wenig Waid zum Indigo und endlich fand man, daß man mit ganzem Indigo wohlfeiler färbte als mit Waid.

Dieſe kleinen Geſchichten ſind ſicherlich Theilchen mindeſtens eines Stückchens Sittengeſchichte. Der Handel aber ſteckt immer dahinter, lauſchend und liſtig. Erfinden kann er zwar nichts und ſchaffen, vielmehr nur herbeiſchaffen kann und will er auch nur. Verſtünde er dabei die ſuchenden und findenden Neigungen der Menſchen nicht, ſo wäre er nichts; verſteht er ſie jedoch, wie er es ſoll, dann wird er zum Beweger, dann gebietet er und vermag weltgeſchichtlich zu wirken.

Als größte Handelsnation der Gegenwart und überhaupt wol als vollendetſte aller Zeiten ſtehen vor uns die Briten da. Das kleinſte Merkmal an ihnen läßt das erkennen, wie eben jener Indigo, den ſie ſo ämſig und gewinnbringend bauen auf ſeinem Heimatsboden, in den uralten Reichen des geiſtvoll-apathiſchen Hinduſtammes, welchen wiederum ihre gewaltige Handelsmacht ihnen unterwarf. Doch das zeigt und erklärt Englands ganze Handelsgröße noch nicht. Auch die Holländer, immer ſchlau und erwerbſam, waren einſt im Beſitz des Welthandels; ſie ſind die Frachtfuhrleute für die Welt geweſen und dieſe Zeit iſt raſch vorübergegangen. Wenn aber in einem Volke nicht blos Handelsgeiſt, ſondern auch Erfindungsgeiſt wohnt, wenn beide einander unterſtützend und anreizend immer nebeneinanderliegen, dann iſt wol dem Volkswohlſtand eine ungewöhnliche Dauer gegeben. Dies iſt bei den Engländern der Fall und darum ſcheinen ſie zur echteſten und größten Handelsmacht berufen.

Unter ſolchen Umſtänden nur kann ein wichtiges Colonialproduct eine Hauptrolle im großen weltgeſchichtlichen Getriebe ſpielen, wie uns vor allem die Baumwolle von ſich lehrt. Der Baumwollenſtaude Heimatländer ſind wol Oſtindien und Aegypten. Dennoch haben Baumwollengewebe für die Länder des mittelländiſchen Binnenmeers nur im grauen Alterthum eine Bedeutung, wie die Binden der Mumien bezeugen; das claſſiſche Alterthum der Griechen und Römer zog wollene Kleider allen andern vor. So auch das ganze Mittelalter, das nichts mehr wußte von dem uralten Bekleidungsſtoff oder, kam etwa zufällig dergleichen zu Zeiten der Kreuzzüge von Indien her, ihn nicht zu würdigen vermochte. Dafür blühten ja ſo lebhaft in den Niederlanden und in Deutſchland Tuchmanufacturen und Leinweberei. Erſt die Portugieſen haben aus Oſtindien wieder Baumwollenſtoffe nach Europa gebracht. Dort war dieſe Induſtrie durch tauſendjährige Uebung zu hoher Vollendung gelangt und es konnte nicht fehlen, daß die oſtindiſchen Kattune große Bewunderung erregten, daß man alsbald ſie nachahmte, die Holländer zuerſt, die Deutſchen zunächſt (in Plauen in Sachſen), die Engländer zuletzt und am größten. Man lernte nun die Vorzüge dieſer Fabrikate immer beſſer würdigen, doch lange noch ahnte man nicht, daß ſie unſers Deutſchlands altberühmtem Leinengewebe einſt ſo verderbenbringend werden würden. Und dennoch kam es ſo. Es iſt fürwahr eine wunderſeltſame Natur in den Faſern der Baumwollenpflanze; man behandele ſie nur gehörig, ſie ſpielen mit gefälligem Schein die verſchiedenſten Rollen; ſie ſtellen als Battiſtmouſſelin und als Nanking etwas Leinwandartiges vor, ahmen vielfach der Wolle nach und wiſſen, Mancheſter genannt, ſogar wie Sammet ſich zu benehmen. Nun ſehe man ferner, wie dieſe ſchmiegſamen Fäden ſich überallhin eindrängen und das Entſtehen einer Menge neuer und wohlfeiler Gewebe bewirken, indem ſie ſich mehr oder weniger in den verſchiedenſten Verhältniſſen mit Wolle und Leinen und Seide oder auch mit zweien oder gar mit allen dreien dieſer Stoffe zugleich vereinbaren. Dieſe vermiſchte Weberei iſt in unſern Tagen vielleicht zur höchſten Spitze gediehen; bis dahin aber wäre es nie gekommen ohne die Engländer. Die Engländer, die Zukunft dieſes inhaltreichen Gewebes mit umſichtigem Scharfblick vorausbegreifend, beſchloſſen ſchnell, daſſelbe ſich auf das umfänglichſte zu eigen

achen, und das haben sie Schritt für Schritt auf das meisterhafteste ausgeführt. Sie
en zuerst gänzlich die Einfuhr der bewundernswürdigen hindostanischen Baumwollen-
ins Heimatland, blos um zu derselben Industrie ihre Landsleute anzuregen. Sie
damit, wie wohl sie sich selbst kannten und warteten ruhig und zuversichtlich den
ab, jedoch nicht unthätig, indem sie mittlerweile durch Einfuhr ostindischer Zeuge
übrige Europa sich die Mittel verdienten. Unterdessen strebten daheim die Briten
ssig zum vorgesteckten Ziele, und plötzlich, wie mit Einem Schlage, geschah es, daß
he technische Geist des Volks in einem genialen Kopfe sich offenbarte und daß Eng-
Volk und Boden, sich hervorthat in seinen tiefsten Tiefen. Mit andern Worten:
rd Arkwright trat auf, der Erfinder der Baumwollenspinnmaschine,
Englands größter Schatz, die ungeheure Steinkohlenmasse, ward
zeitig entdeckt. Jenes herrliche Genie aber, das durch seine durch Pferde getrie-
Maschine das wohlfeilere Garn schuf, wie zündend war es nicht sogleich, sodaß noch
hre der Erfindung (1775) James Watt die Dampfmaschine so sehr vervollkomm-
daß die ganze Industrie, gleich der gewappneten Minerva, mit einem male vollendet
Nun rührte und regte man sich erst, grub in den Bergen, baute eiserne Maschinen
izte sie und spann und webte dann rastlos; die Zahl der Spindeln stieg gleich in
len Jahren auf 40 Millionen. Jetzt auch, den Vorzug der in Amerika gediehenen
volle vor der ostindischen Kurzwolle erkennend, erbaute man ämsig nur die er-
den westindischen und nordamerikanischen Colonieen und immer trefflicher wurden
ge, immer begehrter die Waare. Das reizte abermals Arkwright an und er er-
ch die Krempelmaschine, da die bisherigen Handkrempeln für die nunmehrigen
täten Baumwolle nicht mehr auslangten. Richard Arkwright selbst, ein armer
er, erwarb sich, nachdem ihm die Erfindung patentirt, ein Vermögen von einer
Million Pfd. Sterling und starb zu Crumford auf seinem fürstlich eingerichteten
(1792).

raus nehme man ab, was diese Industrie für England ist. Sie ist entschieden
v seiner Handelsgröße. Aber wenn wir voll gerechter Bewunderung vor der
lung dieser Nation stehen, sollten wir nie vergessen zu bedenken, ja mit Nach
lte man stets daran erinnern, daß nur die innigste Erkenntniß ihrer Bodennatur
en zu solcher Höhe des Lebens gebracht hat. Denn die Steinkohle ist im
ichsten Sinne die Grundlage, ist Anfang, Mittel und Ende der
hen Welthandelsmacht. Man gräbt davon alljährlich 500 Millionen Centner
Boden der Insel. Die Steinkohle ist es, mit der man das Metall schmiedet zu
artigsten Bewegungsorganen, zu Arbeitsmaschinen, Locomotiven und eisernen Wegen;
nkohle nur schafft den unmittelbaren Beweger, den Dampf, der da arbeitet für
Menschenhände, der Wagen und Schiffe treibt mit Zauberschnelligkeit, die Arbeit
d nach allen Himmelsgegenden hin und zu den entferntesten Ländern und Völ-
Was wollen doch noch Einhorn und Leoparden sagen? Das ist Mittelalter und
Die schwarze, glänzende Steinkohle ist jetzt Englands wahres Wappen.

Dr. Richard Creitschke.

Die Unpersönlichkeit der deutschen Frauen.

Zur Würdigung der alten Minnezeit.

ir zuweilen mitten zwischen den Nachrichten von Krieg und Frieden, von Eisenbahn-
arlamentsreden, Getreide- und Wollpreisen auch einmal die Erzählung finden, daß es
hen Behörden immer noch nicht gelingen konnte, in irgend einem halbunabhängigen In-
ritorium eine Witwenverbrennung zu verhindern, so überkommt uns ein eigen-

thümliches, jedenfalls aus heterogenen Elementen gemischtes Gefühl. Einerseits werden wir die Barbarei bedauern, den Wahn belächeln, daß eine Frau sich als Sache behandeln und, wie dies nur noch bei den rohesten Negerstämmen der Fall ist, sich mit anderm kostbaren Hausgeräth, Hausthieren und Sklaven dem hingeschiedenen Herrn zur Erleichterung der Reise mitgeben läßt. Andererseits können wir bei allem Schaudern vor dem Geschehenen nicht umhin, in demselben einen unendlichen Kern von Innigkeit vorauszusehen, da nur ein Gemüth, welches mit dem Dahingegangenen bis in die feinsten Fasern verwachsen ist, es nicht überstehen kann, von dem Geliebten durch den Tod getrennt zu werden. Indiens Zustände haben nun einmal das Eigenthümliche, daß in ihnen Nacht und Tag des Humanen auf das paradoxeste ineinander herüber- und hinüberspielen, daß wir in ihnen jetzt Verwandtestes finden, um sogleich wieder von unbeschreiblicher Fremdheit zurückgestoßen zu werden, und nicht mit Unrecht ist daher Indien, die Urheimat der meisten europäischen Völker, das Traumgebiet unserer Geschichte genannt worden.

Jedenfalls werden wir gut thun, in jenem nun immer mehr erlöschenden Gebrauche der Witwenverbrennung dem Barbarischen keine allzu geringe Bedeutung beizulegen, und weiter dürfte es gut sein, sich nicht allzu vornehm und fremd solchen Erzählungen gegenüber zu verhalten; denn wie düster der unmenschliche Grundzug derselben auch sei, er reicht doch, wenn auch nur im Gewande der Dichtung, bis in unsere Tage herüber. Ja es spielt dieser Grundzug, daß nämlich das weibliche Geschlecht von der Geburt bis zum Tode nur die Bedeutung einer rechts- und willenslosen Sache, der Persönlichkeit des Vaters, Bruders und Gatten gegenüber habe, und daß folgerecht sein Leben mit dem des Herrn enden solle, keine geringe Rolle in den Tagen germanischer Vorzeit. Und da man diese Tage so oft preisen hört, da es wol selten ein Fräulein gibt, welches nicht aus einem Abrégé der Weltgeschichte oder aus irgend einer ritterliche Themen behandelnden Dichtung die Sehnsucht nach jener entschwundenen Herrlichkeit unbeschränktester Frauenherrschaft und vergötternder Damenanbetung mitgenommen hätte, so dürften Reminiscenzen an indische Sitte und Anschauungsweise, in germanischer Frauenvorzeit nachgewiesen, nicht ganz unzweckmäßig in Betrachtung gezogen werden.

Zwar wollen wir ohne weiteres zugestehen, daß der Frauendienst in Deutschland während der Blüte des Ritterthums eine Gestalt angenommen, welche den verwöhntesten Salondamen unserer Tage vollkommen Genüge leisten würde, und daß auch jene Ansichten, welche vorzugsweise aus Tacitus über die hohe Stellung der germanischen Frauen geschöpft wurden, nicht völlig unbegründet seien. Allein was jene Blütezeit des Ritterthums und ihres Minnedienstes betrifft, so währte sie wenig länger als funfzig Jahre, ist also in der tausendjährigen Dauer des Mittelalters ein zeitlich beinahe verschwindender Ausnahmszustand. Als eine solche Ausnahme von der Regel erschien sie auch den Dichtern, und während der eine (Herr Reimar), sich halb und halb in das Unausweichliche fügend, sagt, es sei ein altes Märe, ein Minnerlein das sei ein Marterære (Märtyrer), macht sich ein anderer (der Tannhäuser) geradezu lustig über die überspannten Forderungen, welche die Damen ihren Rittern zu erfüllen anstrengen. Nebenbei müssen wir die Damen unserer Tage bedauern, daß ihnen nicht mehr der Aberglaube des Mittelalters zugute kommt; denn es war gewiß ein vortreffliches Mittel, sich einen überlästigen Freier vom Halse zu schaffen, wenn man ihm, wie es der Tannhäuser schildert, auftrug, aus Galiläa den Berg zu bringen, worauf Herr Adam gesessen, oder den Salamander, den Heiligen Gral, den Apfel, den Paris Venus gegeben, oder den Mantel zu holen, der nur treuen Frauen paßt. Das war, wie gesagt, ein trefflicher Vorwand, um unbeschränkteste Herrschergelüste unter dem Scheine versprochener Gewährung zu üben; allein es war dies ganze Verhältniß nur eine fremde Pflanze auf germanischem Boden. Als solche aber ist es auch nie zu jener Ueppigkeit aufgeschossen wie in seiner Heimat, der Provence, jenem Boden, auf welchem

Römer alte hellenische Cultur gefunden hatten, auf welchem dann die Gothen
ren Ueberresten römischer Raffinerie verdarben und wo französische, italienische und
sarazenische Einflüsse sich zu einem in jeder Hinsicht absonderlichen Culturgebilde
n. Dort wurde der Frauendienst förmlich nach Graden organisirt und in seinen
nzen zu Narrheiten fortgetrieben, denen Aehnliches man sonst wo vergeblich sucht
as ist selbst ein Ulrich von Lichtenstein mit all seinen Extravaganzen gegen einen
er sich in Lods von Carcassone verliebte und nun um ihres Namens (Lods, Lupa,
willen sich als Wolf maskirte und in die Wälder lief, was ihm freilich schlecht
kam, indem er von Schäfern und ihren Hunden für einen wirklichen Wolf ge
und arg zerzaust wurde. Rudello, der sich in die Gräfin von Tripolis auf den
r Schönheit hin verliebt und von Sehnsucht getrieben, sie zu sehen, die Reise
er unternimmt und bei ihrem Anblick stirbt; Guillem von Balaun, welcher Guillema,
ahlin des Herrn von Javiac, liebt, plötzlich das Verhältniß zerreißt, um zu „ver
h das Vergnügen, die Liebe einer Frau wieder zu gewinnen, so groß sei, wie das
en der ersten Gunst", alle Versöhnungsversuche abweist, dann plötzlich selbst um
ung fleht und bei ihrer Erlangung die Bedingung erfüllt, daß er sich den Nagel
en Fingers ausziehen läßt und seiner Dame denselben nebst einem Gedichte über
rin er seine eigene Thorheit verwirft, — solche und ähnliche Ueberschwänglichkeiten
nicht gut auf germanischem Boden. Es konnte das auch gar nicht anders sein,
derselben Zeit, wo in dem Nibelungenliede die ganz entgegengesetzte Ansicht von
lung der Frauen ausgesprochen wurde, indem nämlich den Streit der Königinnen
herren auf sehr handgreifliche Weise zu dämpfen suchen, konnte jene erotische Herr
t der Frauen nur als eine beiläufige Episode erscheinen.

ist auch, was hauptsächlich aus Tacitus' Schilderung germanischer Zustände in
meisten Geschichtsbüchern überging, auf seine Grenzen zu beschränken. Abgesehen da
Tacitus' Buch über Deutschland mehr eine römische Robinsonade als Geschichts
, indem der verbitterte Philanthrop, anstatt wie Jener nach beinahe achtzehnhundert
retournons à la nature! zu predigen, Contraste zur römischen Verderbtheit zieh
daher auch des schärfern Gegensatzes wegen die Verhältnisse germanischer Frauen
rte, wie er es für nöthig hielt. Aus diesen römischen Anschauungen also den Kern
bend und ihn mit Dem zusammenstellend, was in den germanischen Mythen über
Bedeutung der Nornen und Walkyren, über die Würde der Asinen gesagt wird,
ir doch nicht anders, als in alle dem nur die eine Seite zu erblicken, zu der sich
s Entgegengesetzte als sehr unerquickliche Ergänzung stellt. Ja selbst in der my
und wol auch historischen Hochstellung der Frauen finden wir einen fatalen Ueber
nft. Daß den Frauen Weissagungen und Opfer, Kenntniß geheimer Kräfte und
nung anheimgegeben ist, scheint sie allerdings sehr zu bevorzugen; allein selbst in
then schon wird mit solchen weisen Frauen nicht am glimpflichsten umgegangen,
erscheint uns sogleich die Sache, deren Vertreterin man ungestraft ins Gesicht schla
n, als nur sehr untergeordneten Werthes. Wir werden unwillkürlich gedrängt, dem
en, der bei einer weisen Frau Hülfe sucht, oder auch jenem Gotte, der sich nur auf
eise zu helfen weiß, jenen hinterhaltigen und der ganzen Frauenweisheit feindes
meichelhaften Gedanken zu substituiren, den Mephisto ausspricht: „So muß denn
Herre dran." Denn schauen wir uns die Sache nur recht genau an, so finden
s die auf dem Geheimnißvollen des weiblichen Wesens basirte Verehrung des Ge
her die Furcht seiner ungeschlachten Kraft vor einer ihm unbegreiflichen Intelligenz
t was Anderes ist, eine Furcht, die sogleich in Verachtung umschlug und jene Runen
deuteln als Hexenthum preisgab, sobald sie eine höhere Intelligenz kennen lernte
ch wollen wir nicht den Schein gezwungener Deutung auf uns ziehen, wenn wir

aus jenem beinahe magischen Verhalten urgermanischer Manneskraft zur reinen Weiblichkeit eine geringere Achtung des Geschlechts folgern. Wir wollen auch die so nahe liegende Folgerung, daß die Uebertreibungen der Galanterie eigentlich einer die Frauen degradirenden Anschauung entstammen, indem sie nur Auswüchse des dem Ritter obliegenden Schutzes der Schwachen und Hülflosen waren, bei Seite lassen. Es sind ja mehr als ausreichende Thatsachen vorhanden, welche von einer höchst untergeordneten Stellung der Frauen in germanischer Vorzeit Zeugniß geben. Wir wollen hierbei auch ganz davon absehen, daß die Frauen nach germanischem Rechte nie der Vormundschaft entwachsen, also nie über Person und Vermögen verfügen konnten, daß ihnen daher auch das Recht schlechterdings nicht zukam, sich den Gemahl zu wählen, sondern daß dieser ihnen vom Vater, Bruder, verwandtschaftlichen Vormund oder dem Lehnsherrn ohne weitere zulässige Einrede angetraut wurde. Man könnte selbst in der härtesten Vormundschaft noch eine liebevolle Fürsorge für das schwache Geschlecht in stürmischer Zeit der offenen und hinterlistigen Gewaltthätigkeiten annehmen. Allein es wird schwer halten, in dem noch heute bestehenden Rechte jedes Engländers, seine Gattin mit dem Stricke um den Hals auf den Markt zu führen und dem ersten Besten zu verkaufen, auch nur den fernsten Rester gemüthlicher Humanität zu entdecken. Und doch ist dies noch einer der vielen in England erhaltenen Reste germanischer Urzustände, denn „der Germane konnte sein Weib letztwillig vermachen, es verschenken oder als Inventarienstück sammt Haus und Hof verkaufen", sagt Weinhold in seiner „Geschichte der deutschen Frauen im Mittelalter", einem Buche, dem die weiteste Verbreitung in deutschen Frauenkreisen zu wünschen wäre. Er führt für jeden dieser unerwünschten gewichtigen Aussprüche Thatsachen an, die wir als Widerlegung allgeläufiger Declamationen über deutsches Frauenleben hier wiederholen wollen. Aus der Frithiofssage ist bekannt, daß der sterbende König Ring dem Frithiof mit seinem Reiche seine Frau vermachte, bei dem Todtenmahle ist der Brautlauf, der Beide vereinigt. Ein Isländer, Thorgils mit Namen, lebte längere Zeit mit seiner Frau in Norwegen. Als er in seine Heimat zurückkehren will, ist ihm die Frau, eine Schottin, unbequem und er läßt sie seinem Freunde Thorstein als ein Andenken zurück. Nachdem die Friesen zur Aufbringung der ihnen von Drusus aufgelegten Steuer ihre fahrende und liegende Habe bereits veräußert hatten, verkaufen sie noch ihre Weiber und Kinder. Da wird man wol auch den Engländer nicht von seinem germanischen Rechtsboden wegdeclamiren wollen.

So leid es uns auch thut, die aus der Schule geholten und durch neueste minnige Lectüre aufgenährten Anschauungen mancher schönen Leserin anzutasten, so können wir nicht anders, als der Geschichte folgen, und von ihr geleitet kommen wir bei den letzten Consequenzen dieser durchaus unselbständigen Stellung des germanischen Weibes an. Es ist da eigentlich nur ein kleiner Schritt weiter zurückzumachen, denn Das, was man verkaufen, verschenken, testamentarisch vermachen kann, hat nur so viel Werth, als ihm sein Inhaber zugesteht, an sich also eigentlich gar keinen. Und so ist demnach auch das Leben der Gemahlin ihrem Herrn unbedingt verfallen, sein Ende führt das ihrige herbei. So findet es sich thatsächlich noch heute in Indien, so war es bei allen germanischen Stämmen der Fall. Vom Mythos bis zur Volksrichtung herab finden wir reichliche Andeutungen dieser Anschauungsweise, gemäß welcher die Gattin ihrem Herrn in den Tod folgen soll. Als Balder, der jugendliche Gott, der Heimtücke finsterer Unterweltsgewalten zum Opfer fällt, wird seine Gemahlin Nanna mit ihm verbrannt. In den Heldenliedern der Edda kommt die Erfüllung dieser letzten Pflicht der Gemahlin zu wiederholten malen vor. So verordnet Brynhild, man solle sie mit Sigurd verbrennen, weil, wenn sie ihm nachfolgt, ihm die schwere Thür der Unterwelt nicht auf die Ferse fällt; für Gudrun bleibt es ein ewiger Vorwurf, daß sie ihrem Gemahl nicht in den Tod folgte; und im dritten Helgiliede der Edda heißt es, daß Sigrun ein Bett bereitete im Hügel, um auch im Tode bei Helgi zu

hen. Und möchte man auch geneigt sein, aus der letzten Stelle zu schließen, diesem achfolgen der Gemahlin in den Tod ihres Herrn sei irgend etwas der jetzigen Gefühls- eise Aehnliches zu Grunde gelegen (denn Sigrun scheint, von Liebe und Treue bestimmt, n Grabhügel mit ihrem verstorbenen Gemahl Helgi zu theilen), so gebe man sich keiner ichen Illusion hin. So gut es heute noch der Brahmin für seine Pflicht hält, den Paria den Strom und seine verschlingenden Wellen zu stürzen, wenn er seiner Berührung cht auszuweichen vermag, so war jenes Todesopfer eine ganz prosaische Pflichterfüllung, it der wie mit manchem sonstigen: Du sollst! — die Neigung oft genug in Collision rathen mochte. „Es wird erzählt, daß König Erik's von Schweden Werbung von der ngen Sigrid Storrada deßhalb abgewiesen wurde, weil der König alt war und das ädchen darum den baldigen Tod fürchtete; denn es war Gesetz im Lande, daß die Gattin m Manne in den Todtenhügel folge." (Weinhold.)

Mit der Annahme des Christenthums mußte freilich auch diese Unmenschlichkeit der Wittwentödtung aufgegeben werden. Allein wie sich die heidnischen Culte noch lange über e erste Taufe hinaus insgeheim fortsetzten und wie die Barbarei der Sitte nur langsam amanem Brauche wich, so mochte es sich wol auch mit der Behandlung der Witwen nge genug sonderbar verhalten. Denn noch in der Blütezeit des Ritterthums finden wir e der indischen Wittwenverbrennung zugrunde liegende Ansicht, daß das Leben des Weibes it dem Tode des Herrn zu Ende sei, in vollster Lebendigkeit. Wir wollen hierbei nur t Bekannteres erinnern, wie es sowol in der volksthümlichen als in der ritterlichen Epik rgelegt ist, und gehen, indem wir die Dichtung als Beleg fürs wirkliche Leben brauchen, n der gewiß nicht angefochtenen Ansicht aus, daß kein Dichter solche Stoffe oder so be- andeln würde, für die keine Anknüpfung im Interesse und der ganzen Anschauungs- eise der Hörer zu finden wäre. So hat der letzte Redacteur des Nibelungenliedes cher nur in der Voraussetzung, daß jede seiner Zeitgenossinnen so handeln würde, Krieni- lt völlig der Welt absterben lassen, nachdem ihr Siegfried heimtückisch hingemordet wor- n war. Sie vegetirt durch dreizehn Jahre in dumpfer Trauer und nur ein Gedanke üht dämonisch in der Nacht ihres Herzens, der der Rache oder vielmehr der Möglichkeit, m Verstorbenen das versagte Todtenopfer zu verschaffen. Und wieder dreizehn Jahre uß sie von dem Augenblicke, wo sie sich durch ihre Vermählung mit Etzel das Werk ng ihres Plans geschaffen, warten, ehe sie es in Bewegung zu setzen und dem Einzigen, m sie angehörte, die grausigste Todtenhekatombe, auf deren Gipfel sie selbst gelegt wird, bereiten vermag. Und wenn auch nicht in so strenger, weil mit alterthümlichen Zügen usgeführter Weise wie im volksthümlichen Epos, so ist doch im ritterlichen Epos auch cht schwer dieselbe Anschauungsweise zu finden. Sigune hat ihren Schionatulander in n Tod gesendet, als sie ihn gebeten, er möge ihr den Garbenas mit seinem wunder- aren Brackenscheile holen; sie balsamirt den Leichnam ein und sie, die schöne Jugend selbst, nmt kein anderes Leben mehr, als sich von allen Weltfreuden zurück zum Sarge des errn zu ziehen. Wolfram von Eschenbach hat die Sache nur zeitgemäß motivirt, indem im „Percival" schildert:

Der Gattin Schmerz blüht immer neu
In ihrer Brust durch alte Treu'.
Vereint dort wohnen beieinander
Sigun und ihr Schionatulander.
Doch dieser todt im Sarge liegend
Und sie mit Thränen nie versiegend,
Einem strengen Bußleben
An seinem Grabe hingegeben;
Ihr frischer Mund, der Rose gleich,
Ist matt und hingewelkt und bleich.

Die heidnische Vorzeit war dem Mittelalter gewichen, ihre Culte und Gebräuche setzten sich in das Leben und die Dichtung dieses nur mehr halbverstanden hinüber; und vielfältig finden wir in jener clairobscuren romantischen Periode Motivirungen in Anwendung gebracht, die ihrer Zeit und Anschauung entlehnt werden mußten, weil sich das früher Lebendige zu einer aus mannichfachen Elementen zusammengestellten Sage umgesetzt hatte. Auch das Mittelalter mit dem gewaltigen Hort seiner Erlebnisse und Schauniſſe nahm ein Ende, und was früher von den feinen Händen ritterlicher Damen gepflegt wurde, gerieth nun in die derben Fäuſte der Meiſterſänger oder wol gar in den breiten Mund der Fahrenden und unter den Preßbengel, um als Volkslied und proſaiſches Volksbuch weitere Kreiſe zu ergötzen. So intenſiv erwies ſich jedoch die Lebenskraft mancher Ueberlieferungen, daß trotz ihrer zwei- und dreimaligen Umgeſtaltung der Kern derſelben völlig erkennbar blieb. Das iſt auch bei der der indiſchen Witwenverbrennung zu Grunde liegenden Anſicht der Fall. Zuerſt war ſie im Heidenthume im lebendigen Gebrauche geübt worden, der mittelalterlichen Dichtung verſteht es ſich noch von ſelbſt, daß die Witwe auf eigentlichen Lebensgenuß keinen Anſpruch habe. Brynhilt läßt ſich verbrennen, um dem hingeſchiedenen Herrn die Reiſe zu erleichtern, Sigune wählt die Einſamkeit, weil nur dort neben dem Todten ihre eigentliche Stelle iſt. Das Volkslied der neuern Zeit behält den indiſchen Grundzug bei, allein ſo weit hat die Humaniſirung in alle Schichten eingegriffen, daß jene Reminiſcenz iſolirt von allen andern Gebräuchen daſteht und die Thatſache durchaus künſtlich motivirt werden muß. Die Kunſtdichtung entnimmt dem allverbreiteten Volkslied den Stoff als pikantes Thema, allein auch ſie weiß zunächſt nicht, wie ſie denſelben in die ganz geänderte Stimmung ihrer Welt einfügen ſoll. So motivirt ſie denn auf gut Glück im philanthropiſchen Sinn:

„Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht,
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes biſt du ledig,
Gott ſei der Seele gnädig."

Wem wäre dieſer Schluß von Bürger's „Lenore" nicht im höchſten Grade ſtörend geweſen? Freilich hat er ſchon im Anfange dieſes Gedichts mit dem Dialoge zwiſchen Mutter und Tochter auf dieſes Finale hingearbeitet, allein man vergißt die langweilige Einleitung über der Lebendigkeit der dem Volksliede entlehnten Begebenheit, um erſt am Ende darauf aufmerkſam gemacht zu werden, daß eine Künſtelei aushelfen muß, weil ein unbekannt gewordenes Material nicht bewältigt zu werden vermochte. Denn daß man in Bürger's „Lenore" nur eine Umarbeitung des Volksliedes vor ſich habe, iſt feſtgeſtellt, und daß man aus dem Volksliede das inotiſche Thema heraushört, wie nämlich die Gemahlin dem Herrn in den Tod folgen ſoll, wird um ſo unzweifelhafter, wenn man bei verwandten Stämmen daſſelbe Thema geſungen hört wie in den deutſchen Volksliedern. Wir wollen nur einen einzigen Blick ins ſlaviſche Nachbargebiet werfen und finden da, trotz der wie bei Bürger mißverſtändlichen Behandlung in Mickiewicz' Ballade „Die Lilien" denſelben Stoff. Der Mann kehrt aus dem Kriege heim; ſeine Gemahlin, um ihre unterdeß an ihm begangene Untreue ihm nicht zu zeigen, ermordet ihn im Walde und pflanzt Lilien auf ſein Grab. Seine Brüder kommen; ſie weiß ſie vom Forſchen abzuhalten und Beide in ſich verliebt zu machen. Sie ſoll ſich aus Beiden den neuen Gemahl wählen; da ſtellt ſie ihnen die Aufgabe, Jeder ſolle einen Kranz winden, ihn auf den Altar legen und deſſen Kranz ſie unbewußt ergreifen werde, deſſen Gemahlin wolle ſie werden. Beide haben Lilien vom Grabe des Ermordeten in ihre Kränze gewunden, und als nun die Witwe einen Kranz ergreift und ſo mit einer neuen Wahl ein neues Leben beginnen will, erzittert die Kirche und ihr Herr, eintretend, macht ſein Recht auf die Gemahlin geltend; denn

„Ihr ſeid mein, der Kranz iſt mein,
Fort nach jener Welt!"

Nur iſt hier der Schluß, obwol auch eine Strafanſicht durchklingt, verſöhnender als in Bürger's „Lenore", denn die Kirche mit dem Todten, ſeiner Ungetreuen und den Brüdern verſinkt zwar, aber über all dieſem Untergange blühen Lilien, die Blumen der Unſchuld, auf, wie als könne der lichte Naturfrieden nur für Augenblicke durch das Wandeln des Böſen geſtört werden.

Erſt Goethe hat dieſem uralten Thema einen befriedigenden Schluß gegeben. Er hat es in ſeine Heimat zurückverlegt, der Gott und die Bajadere ſind die Perſönlichkeiten der Handlung. Sie, bisher dem Profanſten preisgegeben, erhält vom Göttlichen eine ungeahnte Beleuchtung des Lebens, und ſo kann ſie auch nicht mehr, von demſelben geſchieden, in einer Welt weilen, die ihr bisher nur nach ihren Nachtſeiten bekannt war:

„So freut ſich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unſterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor."

Das iſt es; alſo ſittliche Läuterung durch das völlige Aufgehen im göttlichen Leben des Geliebten, Erlöſchen des Egoiſtiſchen unter dem Bilde des äußern Vergehens, das hat zuletzt die claſſiſche Dichtung unſerer Zeit als den Kern gefunden in einem Thema, welches aus einer grauen Ferne der Jahrtauſende überkommen war. Und ſo wird man innere wahre Poeſie nicht dort anzuerkennen vermögen, wo ein erborgter, unverſtändlich behandelter Flitter aus der Vergangenheit geholt und für modernes Gewand ausgegeben, ſondern nur dann, wenn allgemein Menſchliches als leuchtender Kern ſelbſt der ſonderbarſten Reminiſcenzen gewieſen wird. Nicht durch eine falſche Umſchau nach rückwärts, ſondern durch Ergebung unſerer Vorausſetzungen in die gewonnene Klarheit des Humanen wird das Reich der Poeſie erweitert. Nur wenn das Ideal ſeine Strahlen erbauend bis in die letzten Gründe des Daſeins ſendet, nicht wenn dieſe mit ihrem unerklärlichen Dunkel mitten zwiſchen unſere Erlebniſſe geſtellt werden, fühlen wir das Band der Einheit mit aller menſchlichen Wirklichkeit.

J. G.

Giftteſſer.

Arſenik iſt eins der ſtärkſten Gifte des Mineralreichs. Die meiſten Vergiftungen, zufällige und abſichtliche, geſchehen durch Arſenik, wie eine Unzahl gerichtlich verhandelter Fälle es bezeugt. Eine Meſſerſpitze voll Arſenik tödtet einen Menſchen mit Sicherheit. Der Arſenik (richtiger wol das Arſenik) kommt in der Natur in großer Menge vor. Der Arſenikkies iſt ein ſehr häufiges Mineral und findet ſich z. B. in Sachſen in den meiſten Bergwerken in größerer oder geringerer Menge. Eine Menge Erze, z. B. Silbererze, Kupfererze, Kobalterze, enthalten zugleich Arſenik, und er übt bei Bearbeitung dieſer Erze auf die Geſundheit der Hüttenarbeiter ſeinen nachtheiligen Einfluß. Man benutzt ihn vielfach zu techniſchen Zwecken. Die weißen Metallcompoſitionen, Neuſilber, Argentan und wie ſie alle heißen, enthalten Arſenik. Er gibt ihnen die weiße, ſilberähnliche Farbe. Manche der ſchönſten Mineralfarben, beſonders grüne, enthalten Arſenik. Daher führten die ſchönen grünen Tapeten in Berlin und andern Orten Erkrankungs- und Todesfälle herbei. Die Tapeten waren gewöhnlich aus Paris, wo endlich die Sache von der Geſundheitspolizei unterſucht wurde. Rattengift iſt gewöhnlich Arſenik. Das weiße Feuer der Feuerwerker enthält ebenfalls Arſenik. Die Form, unter welcher der Arſenik am häufigſten vorkommt, iſt die arſenige Säure, eine weiße Maſſe, die im pulverförmigen Zuſtande von geſtoßenem Zucker durchs Auge nicht zu unterſcheiden iſt und oft genug damit verwechſelt wurde. Sie ſetzt ſich in den Hüttenwerken als weißes Mehl an Decke und Wänden ab, weil ſie als weißer, nach Knoblauch riechender Rauch in die Höhe ſteigt, und heißt daher auch Hüttenrauch. Obgleich Kaufleuten und Apothekern der Verkauf des Arſeniks an unbekannte

Personen verboten ist, so ist es doch bei der großen Verbreitung und vielfachen Anwendung desselben nicht besonders schwer, sich denselben zu verschaffen und der Mißbrauch daher sehr häufig.

Merkwürdig genug werden Thiere, denen man geringe Quantitäten Arsenik gibt, davon munter und fett, z. B. die Schweine. Besonders sind es aber an manchen Orten die Pferde, welche sich solches Futter gefallen lassen müssen. Das glänzende, runde, schöne Ansehen der meisten Wagenpferde in Wien, besonders der herrschaftlichen, sowie das beliebte Schäumen derselben, schreibt man dem Arsenik zu. Die Kutscher streuen den Pferden bei zunehmendem Monde von Zeit zu Zeit eine Prise aufs letzte Futter oder binden etwas davon in Leinwand an die Stange des Gebisses, damit es der Speichel des Pferdes nach und nach auflöse. Dasselbe thun die Fuhrleute in den Gebirgsgegenden Oestreichs. Wenn sie mit schweren Lasten steile Höhen hinauffahren wollen, so stärken sie die Pferde vorher durch eine Portion Arsenik. Dies scheint Jahre lang ohne Nachtheil für die Pferde vorüberzugehen. Hört man aber damit auf oder kommt das Pferd zu einem andern Besitzer, der keinen Arsenik füttert, so fällt es ab, wird matt und erhält selbst durchs reichlichste Futter sein früheres Ansehen nicht wieder. Auch Mastochsen und Kälber werden auf diese Weise gemästet. Sie werden dabei in der That dick und fett. Aber das Fleisch fällt nicht ins Gewicht, es erscheint zu leicht, aufgeschwemmt, daher die Fleischer solches Vieh mit großer Vorsicht kaufen. Mancher Bauer in Oestreich und Steiermark ist daher bekannt und berüchtigt als Hidribauer. (Hidri, Hidrich heißt dort der Hüttenrauch.) Welche Wirkung der Genuß solchen Fleisches haben könne, lassen wir dahingestellt.

Es ist aber leider bei den Thieren nicht geblieben. Der Mensch behält sich auch das Recht vor, die größten Thorheiten zu begehen. Nach den Berichten des Dr. von Tschudi in Wien, der viele Nachforschungen und Beobachtungen darüber angestellt hat, gibt es in den Ländern Oestreichs, in den Gebirgen von Steiermark, Salzburg, Tirol, besonders auch nach der Grenze Ungarns zu und also in Ungarn wahrscheinlich nicht weniger, eine Menge menschlicher Giftesser. Namentlich sind es häufig Bauernbursche und Dirnen, die sich durch Arsenik ein gesundes, munteres, wohlbeleibtes Ansehen geben wollen. Sie kaufen den Hedri oder Hidri von Hausirern, Quacksalbern, die ihn leicht von Arbeitern der ungarischen Glashütten erhalten können. Sie halten den Genuß des Arseniks äußerst geheim, und gewöhnlich kommt nur im Beichtstuhle, auf dem Kranken- oder Todtenbette das Geheimniß an den Tag. Dr. von Tschudi hatte daher oft viele Mühe, etwas darüber zu erfahren, erhielt aber endlich doch von Einigen, die ihm nicht mehr ausweichen konnten, nachdem einmal das Geheimniß verrathen war, ausführliche Mittheilungen.

Die Giftesser verfahren dabei mit großer Vorsicht, nach Methoden, die sich wahrscheinlich heimlich durch Tradition fortpflanzen. Außer der Rücksicht auf den zunehmenden Mond, fangen sie mit ganz kleinen Quantitäten an, mit linsengroßen Stückchen, die also ungefähr einen halben Gran wiegen mögen, steigern aber die Portion nach und nach weiter auf das Acht- und Zehnfache. Der Zweck, sich ein frisches, blühendes Ansehen zu geben, wird dabei in der Regel vollkommen erreicht, und namentlich zeichnen sich die jüngern Giftesser oft dadurch aus. Außerdem hat man dabei auch noch öfters eine zweite Absicht, nämlich sich bei anstrengendem Steigen auf steilen Gebirgswegen „lüftiger" zu machen, wie die Leute sich ausdrücken, d. h. sich das Athmen zu erleichtern, daher man viele Giftesser unter den Gemsjägern findet. Sie behaupten, mit überraschender Leichtigkeit Höhen zu erspringen, die sie, ohne sich vorher durch Arsenik lüftiger zu machen, nur mit der größten Anstrengung erklimmen würden. Bei Vielen scheint, wenn sie stets die nöthige Vorsicht einhalten, auch die Gesundheit nicht unmittelbar zu leiden, und man findet daher Giftesser, die zwanzig, dreißig Jahre lang den Genuß ohne merklichen Nachtheil fortsetzten. Zur Leidenschaft, wie der Opiumgenuß, scheint das Giftessen nicht zu werden, sondern blos

zum Bedürfniß. Setzt ein langjähriger Giftesser den Genuß gänzlich aus, so stellen sich merkwürdigerweise Zustände ein, die mit einer Arsenikvergiftung die größte Aehnlichkeit haben, nämlich großes Mißbehagen, verbunden mit Gleichgültigkeit gegen die Umgebungen und großer Aengstlichkeit für die eigene Person, Verdauungsstörungen, Mangel an Eßlust, ein stetes Gefühl von Magenüberladung, vermehrte Speichelabsonderung und Erbrechen von Schleim, Brennen im Schlunde, krampfhaftes Zusammenschnüren der Kehle, Leibschneiden, Verstopfung und besonders Athmungsbeschwerden. Die Leute greifen dann zu neuem Genuß des Gifts als dem sichersten Heilmittel. Indessen scheinen sich doch Manche das Giftessen wieder abzugewöhnen. Ein Mann erzählte dem Dr. von Tschudi, daß er 35 Jahre lang Arsenik gegessen und es bis zu einer Dosis von 3 — 4 Gran gebracht hatte, die er von Zeit zu Zeit nahm. Höher ging er nicht, weil ein „hübsch großes Stück", das er einmal im Rausche genommen hatte, ihm heftiges Leibschneiden und Brennen im Halse zuzog. Nachdem aber einer seiner Bekannten, der ebenfalls ein starker Giftesser war, unter vielen Leiden sterben mußte, hatte er sich's seit zwei Jahren gänzlich abgewöhnt, litt aber bisweilen an heftigen Magenschmerzen. Die Seelsorger jener Gegenden, bei denen sich Dr. von Tschudi erkundigte, wußten ihm viele eigenthümliche Mittheilungen zu machen. Danach sind Todesfälle infolge von starkem Arsenikgenuß nicht selten, und die Heimlichkeit, mit der die Sache betrieben wird, beweist, daß die Leute selbst es für etwas Unrechtes halten. Dr. von Tschudi führt in der „Wiener medicinischen Wochenschrift", welche obige Mittheilungen enthält, viele einzelne Fälle von Giftessern an, oft mit Andeutung des Orts und Namens, unter andern auch einen Bergwerksdirector, der täglich zum Frühstück im Kaffee eine kleine Messerspitze voll Arsenik genießt, um sich vor den schädlichen Folgen der Arsenikfabrikation zu verwahren, und der in dem Rufe steht, seinen Arbeitern in derselben Absicht systematische Anleitung zum Genusse des Arseniks zu geben. Einen andern Fall wollen wir noch erwähnen zum Besten unserer Leserinnen, die etwa Lust bekommen sollten, sich jenes neuen Schönheitsmittels zu bedienen. Eine Magd auf einem Bauernhofe, zur Pfarrei G... gehörig, welche blaß und mager, übrigens aber gesund war, hatte einen Geliebten, den sie durch gefälliges Aeußere mehr fesseln wollte. Sie griff also zu dem bekannten Mittel und genoß wöchentlich einige mal Arsenik. Nach einigen Monaten war sie wohlbeleibt, rothbackig und ganz nach dem Wunsche ihres Liebhabers. Um den Effect zu steigern, vermehrte sie die Dosis und starb nach der letzten Portion stark vergiftet eines schmerzlichen Todes.

Beobachtungen aus dem Gebiete des Seelenlebens.

Von Professor Frauenstädt in Berlin.

VII. Furcht und Hoffnung.

Aus der Art der Furcht und Hoffnung eines Menschen läßt sich am sichersten sein Charakter erkennen. Denn Furcht und Hoffnung sind unwillkürliche Aeußerungen seiner Natur, seines Willens. Sage mir, was du fürchtest und hoffst und ich sage dir, was du bist. Auch umgekehrt, wenn wir den Charakter eines Menschen schon kennten, würden wir sicher vorhersagen können, was er fürchten und hoffen wird. Andere Furcht schreckt und andere Hoffnung lockt den Geizigen, andere den Ehrsüchtigen, andere den Wollüstigen, andere den Wißbegierigen. Auch die Geschlechtsverschiedenheit gibt sich in der verschiedenen Art der Furcht und Hoffnung kund. Von anderer Furcht und Hoffnung wird der Mann ergriffen, von anderer das Weib. Diejenigen Befürchtungen und Hoffnungen, die allen Menschen gleich sind, sind nur der Ausdruck ihres gleichen Wesens und Willens, z. B. die Todesfurcht und Lebenshoffnung. Doch wirkt zu Furcht und Hoffnung nicht blos der Wille

mit, ſondern auch der Verſtand. Der Dumme hat daher, bei gleichem Charakter mit dem Klugen, doch ganz andere Hoffnungen und Befürchtungen als dieſer. Furcht und Hoffnung ſind demnach nicht blos der Ausdruck des Willens, ſondern ebenſo ein Zeichen der Erkenntniß eines Menſchen.

Die Erkenntniß zeigt dem Willen die Gegenſtände der Furcht und Hoffnung, der Wille hingegen beſtimmt die Art und den Umfang derſelben. Irregeleitete Erkenntniß macht falſche Furcht und Hoffnung rege, wie der religiöſe Aberglaube aller Zeiten zur Genüge beweiſt.

Anregungen.

Vom deutſchen Parnaß.

VI.

Um die Bühnen vor dem periodiſch oft ſo empfindlich eintretenden Mangel an Novitäten zu ſchützen (in dieſem Augenblicke ſind z. B. die franzöſiſchen größern Stücke faſt alle unüberſetzbar, da ſie ſich mit anſtößigen Ehrenſachen und jener vornehmen Eitelkeitsſucht beſchäftigen, die in dem ernen pariſer Empire ſo üppig zu gedeihen ſcheint), hat man zu dem Mittel gegriffen, Preiſe auszuſchreiben. Der Erfolg war ſelten belohnend. Hülfe wollte man ſich ferner auch davon verſprechen, daß man hier und da ſogenannte Dramaturgen anſtellte. Wohlmeinende einiger Jahre verwaltete Schreiber Dieſes ein ſolches Amt an der dresdener Bühne. Er kann ſich das Zeugniß geben, daß er eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Stücken, die im gewöhnlichen Laufe würden zurückgelegt worden ſein, durch Ueberarbeitung oder Correſpondenz mit den Autoren darſtellungsfähig machte. Dramaturgen jedoch, die ſeine Autorität erhalten, irgend Etwas an ihrer Bühne unbedingt anordnen und befehlen zu können, werden immer das ſünfte Rad am Wagen bleiben. Anderwärts hat man ſolchen Beförderern des Beſſern an den Bühnen wieder zuviel aufgebürdet. Dingelſtedt iſt Intendant, Laube ſogar Regiſſeur ſeines Theaters geworden. Wenn, wie am Burgtheater, auch der ganze tägliche Verkehr einer Bühnenadminiſtration auf die Schultern des Dramaturgen gelegt wird, kann dieſer ſich nicht mehr um die Intereſſen der Literatur kümmern. Das tägliche Aufgehen des Vorhangs zur rechten Zeit, die Beſetzung von Lücken im Perſonal, die Hülfe bei tauſend Sorgen und Verlegenheiten, die das innere Getriebe einer Bühne mit ſich bringt, wird dann immer wichtiger werden als die Correſpondenz mit den Autoren. So ſieht man auch die gegenwärtige Direction des wiener Hofburgtheaters in einer ſteten Sorge und Angſt, ihr eingeriſſenes altes Bauwerk von wieder aufzurichten, Stützen kommen zu laſſen, neue Engagements gütig zu ſtellen und wie die Aufgaben einer Theaterführung alle heißen; man ſieht ſie auf der Scene die Proben abhalten, die Anordnungen der Maſchiniſten beaufſichtigen, kurz man hat einen techniſchen, aber keinen artiſtiſchen Director gefunden. Ein talentvoller Schriftſteller iſt der Literatur verlorengegangen und der Gewinn, den die Bühne machte, iſt vielleicht der Abwickelung von allerhand innerm Theaterwirrwarr, aber nicht im entfernteſten der Literatur zugute gekommen; für die Literatur hat Laube als Director nichts geleiſtet.

Nicht darauf kommt es an, daß ein gewandter Kopf, wie H. Laube, verwandt wird zu dem oft ganz klaglichen Tagewerk der Adminiſtration, ſondern zur Vorbereitung des geiſtigen Inhalts, den eine Bühne, wie z. B. das wiener Hofburgtheater, auszutragen hat. Dieſe Vorbereitung macht ſich nicht beiläufig, nicht in Momenten der Erſchöpfung. Sie erfordert einen ganzen Menſchen, eine ungebrochene Kraft. Die Maſſe des zur Darſtellung ſich empfehlenden Materials iſt kaum zu bewältigen und hier ſollte eine Entwickelung unſerer modernen deutſchen Bühne beginnen, die nur noch ein letztes Facit von Thatſachen iſt, die ſchon lange da ſind und nicht im mindeſten mehr umgangen werden können.

Die moderne Bühne iſt der einzelnen Dichterkraft über den Kopf gewachſen. Wartete man, wie die Juden, tauſend Jahre auf den Meſſias, für Bühnenzuſtände wie die unſrigen wird und kann keiner mehr kommen. Es kann immer einen Benedix, einen Birch-Pfeiffer geben, aber Talente wie die eines Hebbel, O. Ludwig, Mosenthal, Freytag u. ſ. w. werden ſich ſobald nicht wiederholen und doch iſt auch dieſen die Bühne, wie ſie iſt, ein ſchwierigeres Leben, als weiter über einzelne Kraft ausreicht. Man vergleiche das Ausland! England hat keinen Sinn für Theater und kann hier nicht in Betrachtung kommen; das politiſche und kirchliche Leben hat dort die Theaterneigung verdrängt. Mit Frankreich aber iſt Deutſchland in dieſem Punkte ſehr ähnlich. Wir haben in

Deutſchland ſo viel Langeweile, daß wir immer wieder auf unſer Theater zurückkommen werden. Die Bühne iſt aber nicht mehr der harmloſe Sammelplatz zur Unterhaltung wie in alten Zeiten. Die Anforderungen an die Mittel zum Zweck der Bühne ſind immer höher geſtiegen. Ein Drama ſoll nach allen Richtungen hin jetzt feſſeln. Es ſoll nicht nur durch die Sprache, ſondern auch durch die Handlung feſſeln. Es ſoll dem Auge und dem Ohr zu gleicher Zeit bieten, es ſoll die Kenner, die Darſteller und die Maſſe zu gleicher Zeit befriedigen. Die Franzoſen haben gefunden, daß dafür die einzelne Kraft nicht ausreicht. Selbſt die talentvollſten franzöſiſchen gegenwärtigen Theater-Autoren wären längſt verſtummt, wenn ſie nicht die Mitarbeiterſchaft eingeführt, d. h. die objective Thatſache eines vorhandenen Werks höher geſtellt hätten als den Ehrgeiz, ſich ſagen zu dürfen, daß dieſe Arbeit nur da iſt, um einem Autor Lorbeern zu winden. Der Bühne des 19. Jahrhunderts gegenüber, wie ſie auch in Deutſchland Tagesfragen geworden iſt, ſind die deutſchen Autoren zu ſubjectiv. Das iſt uns ſo eingeimpft, daß von zehn Autoren immer neun ſagen werden: Eine Idee, die nicht aus mir ſelbſt geſchwommen iſt, würd' ich nie bearbeiten. An ſich ganz ſchön und man möchte nur wünſchen, die Bühne könnte mit dieſem ſtolzen Selbſtbewußtſein beſtehen. Sie kann es aber nicht. Ein gutes Theaterſtück, das unſern gegenwärtigen Anforderungen entſpricht, gleicht ſchon lange einem complicirten Bau, den kein Baumeiſter allein aufführen kann. Scribe, der gewiß fruchtbar und gewandt iſt und ſeine Zeit verſteht, Scribe wäre nicht Scribe, wenn er nicht durch ſeine Anſtellung bei einigen pariſer Bühnen in der Lage geweſen wäre, fremde Gedanken zu adoptiren, halbe Verſuche Anderer mit ſeiner Kraft auszuführen, ihnen Ganzes Ganzes zu geben und mehreren wieder von einem Andern etwas zu nehmen. Ebenſo mit Bayard, Melesville und Allen. Ebenſo jetzt mit Emil Augier, einem Autor, der in Paris für einen ſeiner Dichter hohen Stils gilt, ſchon weil ſie den nächſten Satz in der Modernen Augier arbeitet jetzt mit Jules Sandeau. Noch drei Jahre und auch Pradyez wird ſeinem Beiſpiele folgen müſſen.

Der deutſche Autor iſt die von ſich eingenommenſte in der Welt. Sie hat dies in der Paulskirche bewieſen. Jeder wußte es da beſſer als der Andere. Um die Breite eines Haares entging der Nachbar dem Nachbar ſeiner Beſtimmung. Wir haben einen feinen Neid vor objectiven Thatſachen und lernen Unterordnung unter gegebene Umſtände immer nur erſt, wenn es ſchon zu ſpät iſt. Wir überſchätzen unſere Bühne lieber den Ueberſetzungen, dem Laſſen der aus Berlin und Wien kommenden Vorſtadtſtücke, dem ewigen Experimentiren heute mit dieſem, morgen mit jenem Anfänger, ehe wir, einem geregelten und geordneten Repertoire zu Liebe, das man immer ſicher und feſt anbahnen könnte, von der Vorſtellung abgingen. Jedes Drama muß ein neues Capitel in der Literaturgeſchichte anfangen können! Das nämlich iſt die Einbildung unſerer Dichter. Sie glauben ihren ganzen Menſchen auf der Scene verwerthen zu müſſen und man ſehe das zuſammengeſtrichene Manuſcript, das von ihrer Arbeit zur Darſtellung kommt! Otto Ludwig's „Makkabäer" wurden das nackte Gerüſt deſſen, was er urſprünglich geben wollte. Hebbel, den man ſich von eiſerner Conſequenz dachte, hat alle ſeine Dramen für die praktiſche Darſtellung ſelbſt umgearbeitet. Das Meſſer der Schauſpiel-Regie läßt oft nichts übrig als das Skelett.

Ich wiederhole, daß ich vollkommen das Wohlgefallen zu würdigen weiß, wenn der dramatiſche Dichter ſich von ſeinem Werke das Zeugniß geben kann, es wäre in jedem Theile die Frucht ſeines eigenen Vermögens. Ich will nur den Declamationen über den Zuſtand unſerer Bühne einen andern Stoff zum Nachdenken geben und auf die wahren Hülfsmittel aufmerkſam machen, um die Leiſtungen herbeizubringen, die uns fehlen. Iſt denn auch das frühere Beiſpiel ſo entſchieden gegen die Wendung, die das Drama durch die Franzoſen bekommen hat? Sophokles wurde wahrhaftig kein hundert Stücke geſchrieben haben, wenn er ſich ihre Sujets ſelbſt hätte erfinden ſollen. Er nahm die ſchon vorhandenen Stücke gleichen Inhalts und verſtärkte die ganz ähnliche Durchführung nur mit andern Worten und verbeſſerten Situationen. Shakſpeare hat ſeine Laufbahn mit Bearbeitung fremder Stücke begonnen und in ſeiner beſten Zeit die vorhandenen mangelhaften Werke Anderer mit ſeinem Genius überarbeitet. Seine hiſtoriſchen Stücke folgen dem Plutarch oder Holinſhed oft wörtlich. Mehre der wenigen Dramen, die er ganz allein erfunden haben ſoll, z. B. „Liebeleid und -Luſt", ſind gewiß ſo langweilig, daß man in Verzweiflung geräth, ſie weiter als bis zur Mitte leſen zu ſollen. Shakſpeare würde nie gedichtet haben, wenn ihn die Umſtände nicht dazu drängten. Zufällig wurde er Schauſpieler, Theaterdirector und brauchte Stücke. Die Concurrenz, die er auszuhalten hatte, war nicht gering; er half ſich ſo gut er konnte; er half ſich, wie ſich ſpäter Molière geholfen hat, dem Ludwig XIV. oft binnen acht Tagen eine neue Komödie zu ſchreiben befahl. Molière nahm italieniſche oder ſpaniſche Stücke und modelte ſie für ſeine Umgebung. Alle Welt ſpricht von Molière's „Geizigen" und nur Wenige wiſſen, daß ſein „Geizigter" die Bearbeitung eines Plautus'ſchen Luſtſpiels iſt.

Halten wir uns damit nicht auf, weil gegen diese Auffassungen die literarhistorische, die philosophische Kritik, die Eitelkeit der jungen Theatermenschen und der Dilettanten auf der einen, die Impotenz auf der andern Seite und zuletzt unsere eigene innere Stimme einwenden wird (letztere wird sich nicht das Ideal einer die Herzen aller Hörer mit jedem neuen Werke zwingenden Original-Dichterkraft wollen nehmen lassen); allein die Hauptsache bleibt die: In Wien, Berlin und Hamburg sollten die äußern Veranstaltungen getroffen werden, daß eine unleugbare Masse von Geist und immer neu zum Theater andrängender Schaffenslust, nicht mit der Halbheit, in der sie gewöhnlich in ihrer äußern Formalität heraustritt, verlorengeht. Ein Lustspiel von Benedix, überarbeitet von Bauernfeld, wäre eine Bereicherung der Literatur, während jetzt Benedix gute Gerippe und schlechten Dialog mit oft ordinärer Motivirung, Bauernfeld guten Dialog, feinen Witzen und kein Gerippe hat. Es versteht sich, daß Bauernfeld sagt: Ich bedanke mich vor diesem Hunde, und Benedix wahrscheinlich auch glaubt, sich vortrefflich allein halten zu können. Allein die Sache müßte nur die sein, daß die Direction des Burgtheaters das fragliche Stück gar nicht anders aufführt als unter der Garantie einer gemeinschaftlichen Arbeit. Und sollten sie alle Beide, Benedix und Bauernfeld, es nicht richtig treffen, so müßte ein Dritter die letzte Auskunft finden. Man wird wahrscheinlich über diesen Vorschlag spotten und von „Dramenfabriken" reden; ich sage aber, daß diejenigen Kräfte, die wirklich in irgend einer Art etwas zu leisten vermögen, getrost über solche Mißdeutung sich hinwegsetzen sollten. Ihr Verdienst wird immer zu Tage kommen. Da aber trotzdem nicht anzunehmen ist, daß die Talente sich von selbst nähern, z. B. Benedix und Bauernfeld, Hackländer und Freytag u. s. w., so haben die Institutionen dieser Annäherungen Institutionen zu ergreifen. Ein Cartell zwischen den ersten deutschen Theatern, nur Stücke aufzuführen, die ihnen von einem aus fünf oder sieben Autoren bestehenden Comité vorgelegt werden, einem Comité, dem die sämmtlichen deutschen Dramatiker ihre Werke erst einzureichen haben, würde uns bald über diese Treulosigkeit unserer Bühnenpächter und das ewig Halbe der Production hinwegführen. Eine Form für diese Idee zu finden, ist sehr leicht. Einer etwaigen Dictatur ließen sich Verbaue genug aufrichten. Eine Hauptbedingung wäre auch die, daß alle diese Vorgänge ohne Geräusch und hinter den Coulissen abgemacht würden, eine Bedingung, die uns letztlich bestimmt, hiermit auch unsere Andeutungen abzubrechen.

Zur Manierirtheit der Poeten.

Einen recht gestochen Eindruck macht es, beim Durchblättern neuerer lyrischer oder epischer Druckwerke die Rechtschreibung Haubt statt „Haupt", tot statt „todt" zu finden. Da es nicht Platen bekanntlich Herwegh war, der in seinen „Gedichten eines Lebendigen" diese Schreibweise zuerst einführte, so kann man diesen Nachahmern wol erwidern:

Die Verwandtschaft des Genies
Zeigt sich nur inwendig;
Todt zu schreiben ohne T
Macht noch nicht lebendig.

Reden ist Silber, Schreiben — Tinte.

Ein Jurist sagte uns kürzlich:

„Bekämpfe man doch soviel wie möglich im Rechtsverfehr die Sucht! Sie ist Schuld an dem abscheulichen Wahlspruche unserer Praxis: Quod non est in actis, non est in mundo! (Was nicht in den Acten steht, kommt bei Erwägung eines Rechtsfalles gar nicht in Betrachtung!) Es handelt sich um eine Appellation. Der Ober-Richter liest nur die Acten und unwillkürlich ist er von der Auffassung des Unter-Richters gefangen. Gewöhne man sich doch, im Rechtswesen immer höher und höher das lebendige Wort zu achten! Eine einzige Confrontation betheiligter Personen wiegt Stöße von Papier auf."

Geheimer Schaden des Pietismus.

Ist es nicht oft, als wenn die Tugendhaften nur darum so tugendhaft sind, weil sie sich über viele Annehmlichkeiten, die sie sich doch um ihrer Tugend willen müssen entgehen lassen, ärgern? Die Tugend soll uns glücklich, aber nicht hochmüthig auf uns selbst, am wenigsten neidisch auf Andere machen, am allerwenigsten aber neidisch auf Die, die wir als Tugendhafte dann doch nur noch zu meiden und zu bemitleiden haben.

Die Vorgedanken des Herzens und die Nachgedanken der Rücksicht.

Wie unendlich oft würden wir uns in den einfachen, aber immer schönen Schmuck der Güte zeigen, wenn wir uns nicht vor dem Schreine der Schwäche fürchteten!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

[...entlich ein Bogen.] Nr. 36. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Von der Türkengrenze.

Ein Sonntag in Dalmatien.

— Es war beinahe noch Dämmerung, als ich zur Weiterreise geweckt wurde. Wie freundlich man mich auch aufgenommen, so wollte man mich doch um so weniger zu halten, als ich den lebhaften Wunsch ausgesprochen, die Sinjska in Sinj nicht zu versäumen. Diese Festlichkeit wurde wie eine Nationalangelegenheit betrachtet. Wagen und Pferde waren frühzeitig in Ordnung, der Kaffee, landesüblich ohne Sahne und der Glut entsprechend kräftig, dampfte vor mir. Die Familie hatte sich um den nur durch einen Brief eines Halbbekannten ihr empfohlenen Fremdling zum Abschiede so herzlich und zierlich gesammelt, als gelte es einem hochverehrten Ihrigen, und auch mir war es sonderlich zu Muthe, als ich wie aus einem heimatlichen Kreise von Menschen ging, die vor wenig Stunden noch gar nicht gekannt hatte und wahrscheinlich nie mehr wieder sehen werde.

Die Fahrt in dem frischen Morgen war eine um so angenehmere, als sie von denen in den vorhergehenden Tage sich durch ihre Umgebung bedeutend unterschied. Es ist das Thal der Cetina, einer der wenigen Punkte Dalmatiens, wo Fluß und Quell die Zeit überleben. Und so ist auch Verlika, meine letzte Nachtstation, ein weitberühmter Ort blos deßwegen, weil seine Quelle seinen Wasserfall in stets gleicher Mächtigkeit und Fülle hervorsprudelt und mächtige Baumgruppen hinreichenden Schatten und Erquickung am Flußufer darbieten. Man weiß in dem ausgedörrten Lande jene Dinge als unschätzbare Wohlthat zu schätzen, die anderwärts gar nicht in Betracht kommen, und meilenweit man die Orte preisen, wo bedeutendere Bäume oder gar stets fließende Quellen vorkommen. Das Thal von Verlika hat Beides und einen freilich nicht allzu mächtigen Fluß und erinnert den Durchfahrenden an das vor kurzem gesehene Thal von Dernis mit dem nordischen Wiesengrün, den schlanken Erlen, untermischt mit breit auseinandergehenden Feigenbäumen und edelgeformten immergrünen Eichen. Nur ist die Oase von Verlika nicht so groß wie das Thal von Verlika, welches doch ein und die andere Fahrt in Anspruch nimmt und mit ordentlich angebauten Feldern, Wiesengrün und Baumgruppen beinahe den Eindruck eines süddeutschen Thales macht. Dazu drängen sich

eine Menge nördlicherer Pflanzenformen bis an den Weg, die Königskerze (Verbascum thapsus), der Weiderich (Lythrum salicaria), der Wegwart (Cychorium intybus), Erlen und Weiden sind ja solche allbekannte Straßenfieber, daß man sich durch sie in die Heimat zurückgerufen fühlt; allein schon die verwilderte Rebe, überall wuchernd, noch mehr aber die verschiedenen Arten immergrüner Eichen, Mais und Hirse, als beinahe ausschließliche Feldfrüchte, weisen die heimatliche Annäherung ab. Und man wird überdies durch die Menschen und ihre Wohnungen und die Gebirgsumwallung des Thals zu deutlich an durchaus dem europäischen Nordwesten Fremdes gemahnt. Denn sonst mir auch in den letzten Tagen derselbe Anblick entgegenkam, so konnte ich mich doch nur schwer in derartigen Begegnungen zurechtfinden.

Sei es auf kleinen Pferden reitend, sei es zu Fuß, kommen die Männer immer in vollkommener Waffenrüstung meist truppweise, die Frauen nie anders als unter solchem Schutze entgegen. Man hat trotz aller entgegengesetzten Erfahrungen immer sonderbare Nebengedanken, wenn man eine solche Gruppe riesiger Gestalten erblickt, deren jede ihre mächtig lange Flinte auf der Achsel trägt und mit gewaltigen Pistolen und Handjar im breiten Gurte bewehrt ist. Erst wenn man immer wieder von dem demüthig ausgesprochenen: Falen Isus (Gelobt sei Jesus) begrüßt wird, wobei die Hände rasch mit der natürlichsten Anmuth über der Brust gekreuzt werden und das dunkle Auge milde zum Begegnenden aufschaut, wird man selbst zutraulicher und mustert die heute feiertäglich geordnete, aber auch sonst immer reine Kleidung der Bewaffneten. Da ist Alles exotisch, bunt, vom Turban bis zu den Bundschuhen, den nach verschiedenen Ortschaften bald eng anliegenden bald türkisch breiten Beinkleidern der Männer, den vielfarbigen örtlich verschiedenen Gewändern der Frauen und ihren meist höchst graziös gelegten weißen Kopftüchern. Dann erinnert man sich, wo man ist, man sieht über dem Flusse die türkischen Grenzberge des dinarischen Alpenzugs, man begreift die Nothwendigkeit steter Bewaffnung, wo Ueberfälle feindlicher Horden an der Tagesordnung sind und findet die Zweckmäßigkeit der steinernen Häuser mit ihren engen Fenstern und der Bedachung als Schießerkast gegen solche Räuber des ungeordneten Nachbarlandes. Und wenn man kurz vorher geneigt war, die Begegnenden zu fürchten, so wird man durch solche und weitere Reflexionen zum Bedauern gestimmt. Denn die Rücken des Glad und der Seiloja sind waldentblößte Felsen, kümmerliches Gestrüppe wächst nur zwischen den Steinen ihres Hanges, es sind gewöhnliche Landschaftsformen in Dalmatien. Die vorletzten Herren des Landes haben eben jeden Waldrest zu ihrer Seeherrschaft verbraucht, den Liburner und Illyrier und Römer in jenen nördlichen und östlichen Gebieten des Adriatischen Meeres übriggelassen. Dalmatien wurde von der venetianischen Republik an Menschen und Naturproducten bis zur Entblößung ausgebeutet, und wenn malerische Burgruinen auf jedem Hochpunkte jener Schirmherren der Vorzeit romantische Denkmale sind, so wird ihr ungesegnetes Andenken sich leider noch länger in der von Waldentblößung herrührenden Wasserlosigkeit und Unfruchtbarkeit, in dem überall zu Tag gelegten Felsgerippe dieser Landschaften erhalten. Dem Lande thut Hülfe noth, soll es nicht bei der Spärlichkeit seiner Ziegen und Gebirgsschafe verhungern, und die Hülfe winkt von dort, wehrt bis dahin nur der Raub kaum! Denn die türkischen Berge sind dicht bewaldet, drüben ist üppige Waldesfrische, Quellgetön und Bachgerieſel in Hülle und Fülle, die schönsten Wiesen und fruchtbare Ebenen. „O ihr könnt es nicht glauben, wie schön meine Heimat ist", wiederholte die gastliche Frau des Hauses, wo ich heute übernachtete, eine Bosnierin, die erst in späteren Jahren nach Dalmatien gekommen war. Man ist immer in Gefahr, seine geordneten Anschauungen verrückt zu sehen, wenn Frauen Gefühlspolitik treiben und vollends, wenn in der wunderbaren Musik der serbischen Sprache wieder die Leiden des bosnischen Volks, seine Hoffnungen auf Rettung gerade durch Oesterreich geschildert werden; „wie Ein Mann würde sich mein Volk erheben und mit den

chen Reitern den letzten Ungläubigen vom christlichen Boden verjagen", wurde mit
zählt, und was ich bisher, was ich heute gesehen, macht wenigstens die Sehnsucht
Dalmatiners nach der Waldfrische des Nachbarlandes begreiflich.

Jenseit des Flusses, noch auf dalmatischem Boden, liegt das Basilianerkloster von
owic so lieblich auf waldumrauschtem grünem Plane, daß man gern den immer un-
licher brennenden Sonnenstrahlen dorthin auszuweichen würde. Für den Augenblick ge-
wenigstens das einsame Wirthshaus von Rilaić, zugleich das Posthaus, einige
ht. Der Sonntagvormittag hatte da Gesellschaft gesammelt, meist Männer, die auf
von ihrem Kirchengange oder -Ritte hier einsprachen. Sie waren um einen Sänger
ttt, der mit Begleitung der Gusla ihrer Phantasie Scenen aus der neuesten Geschichte
rbischen Stammes, aus dem Kampfe desselben gegen die Magyaren vorführte. Lieblich
ren sind diese Weisen eben nicht, denn die Stimme bewegt sich weniger in Melo-
en als vielmehr in Schwellungen und Senkungen des Lautes, sodaß man weniger
einem Gesange, sondern mehr von einem kräftigern oder leisern Recitiren sprechen
und das Instrument, einer zweisaitigen Mandoline am ähnlichsten gebaut und auf
nke Knie gestemmt, mit einem sehr primitiven Fiedelbogen gestrichen, dient nicht so
r Begleitung als vielmehr zur Ausfüllung der zur Erholung des Recitirenden nö-
Pausen mit wenigen kräftigen Strichen. Indeß der Wohllaut der serbischen Sprache
in hinreichendes musikalisches Element ab und was an der Form sonst noch vermißt
das wird durch den Inhalt, wenigstens für Ihre ersetzt, auf die es berechnet ist.
sah man der durch Kleidung, Bewaffnung und gebräunteste Antlitzfarbe kaum
schen Gruppe an, deren Mittelpunkt der Sänger, ein Greis von gewaltigem Wuchs
, bildete und obwol er offenbar auf müde Gaben angewiesen war, war seine Hal-
ungleich der unserer Bänkelsänger eher die eines Spendenden als eines Heischenden.
Doch auch unsere Rastzeit war zu Ende und nun ging es unter der hohen Sonne
südlichen Augustvormittags gegen Sige zunächst bergauf und dann auf dem Plateau
. Das war echt dalmatinische Landschaft oder vielmehr eine solche, wie man sie vom
an bis zu den griechischen Bergen längs des ganzen einige Meilen tief ins Land ein-
den Küstengebiets findet. Der Kalkfels liegt in Blöcken und Platten überall nackt
ge; nur wo in Vertiefungen nach langen Zeiten einiges Regenwasser zusammenläuft,
eine verkrüppelte, mißfarbige, meist staubüberdeckte Vegetation; ihre Formen strecken
Stacheln oder scharfgeschnittene Blätter wie zur Abwehr vor, und das etwa zwei
hohe Eriogium amethystinum mit freilich reizender aus Blau in Violett bastrter
ficala, die Centaurea solstitialis citrongelb, die Centaurea calcitrapa purpurn, beide
m vorigen beinahe gleicher Höhe, sind hier wahre Riesen unter den andern Pflanzen;
Handelsicher Giel oder eine trostlos umher schnoppernde Ziege, irgend ein Hirt auf
ngen Feuerrohr gestützt und über das Felsgerölle zu seinen Füßen in eine heiß-
, feldumstarrte Ferne hinausschauend, bilden die Staffage. Die Pferde kommen in
nahe zitternden, heißen Luft kaum von der Stelle. Endlich erreichen wir das Thal
ige und am Eingange desselben das Dorf Karakasiza, berühmt wegen seiner mäch-
und kalten Quelle. Sie kommt auch in der That als ziemlich starker Bach aus
Kalkfels hervor und ist jetzt, während es Mittag läutet, von Kirchengängern in den
hsten reizenden Trachten, unter denen die meist ganz weißen Gewänder der Frauen
lechen, umlagert. Auch unsere Pferde und wir selbst suchen hier Labung und er-
gebt es bergab rasch Sige zu.

Das Städtchen Sige nimmt ziemlich die Mitte eines Rundthales ein, das uns links
m türkischen Pilibrig begrenzt erscheint, während vor uns der Visoko und rechts
chte Meier (der Mons aureus der Römer) hoch emporragt und ein Hügel mit einem
mauern Castell den Anziehungspunkt der Häusergruppe bildet. Der Ort war festlich

geſchmückt und überfüllt von Anſömmlingen aller Seiten: Fahnen, Tücher, Teppiche hingen aus den Fenſtern, grüne Feſtons, meiſt aus Epheu gewunden, verzierten die Häuſerfronten; italieniſche und ſerbiſche Laute miſchten ſich von deutſcher Rede einherſchreitender Offiziere unterbrochen; das bunteſte Gewühl von Trachten drängte ſich vors Auge und zuletzt war im Gaſthauſe kaum ein Plätzchen zu erobern. Die Giostra erwies ſich in der That als jener Magnet, wie man mit's von Sebenico her wiederholt hatte; um ſo neugieriger war ich auf den Verlauf derſelben. Das Mittageſſen wurde mit dem erſten Gerichte einer ſogenannten Guppe beendigt, dem graden Gegentheile von Dem, was man etwa in Thüringen eine Guppe zu nennen pflegt. Denn was hier zu tranſcendent erſcheint, wird im Süden um ſo materieller verſtanden und ſo war dieſe dalmatiniſche Guppe eigentlich geflochter Reif, in welchem Paradieſäpfel, gewaltige Brocken Kalbfleiſch, ganze Hühnerviertel, man kann nicht ſagen umherſchwammen, denn der Brühe war dazu nicht genugſam vorhanden, ſondern, nachdem man eine Schicht vortrefflich geriebenen Käſes durchbrochen hatte, entdeckt wurden. Ich überließ es meinen Nachbarn, ihre gewaltigen Leiber an den noch folgenden Fleiſch- und Mehlſpeiſen zu kräftigen und gab mich wie geſagt mit dem Anfange des Mahles zufrieden. Das Tiſchgeſpräch bewegte ſich natürlich um das Nationalfeſt des Nachmittags und ich hörte es in ſlawiſchem Munde als alka bezeichnen.

Endlich wurde meine Neugierde befriedigt, denn nachdem ich die hübſche Stadt und das Gewühl ihrer Gäſte hinlänglich gemuſtert, wurde ich gegen 5 Uhr unter beſonderer Protection auf einer der beiden für Honoratioren beſtimmten, mit Fahnen und blühenden Epheuguirlanden geſchmückten Galerien zur Beſchauung des Langbeſprochenen poſtirt. Unmittelbar darunter zog ſich die Reitbahn hin, an deren Ende das zu einem Ringſtechen Nothwendige vorgerichtet wurde; durch ein Spalier von Infanterieſoldaten wurde ſie vom Andrange des ſchauluſtigen Volks mühſam freigehalten und von ferner ſchallende Muſik war das Zeichen, daß der Feſtzug ſich nähere. Er hatte zuvor den Maestro del campo abgeholt, zu welchem immer ein Mann gewählt wird, der ſich bei den meiſten Giostras als gewandteſter Reiter und ſtinkſter Ringſtecher bewieſen hatte und deſſen perſönliche Bravour ſonſt unzweifelhaft iſt; und nun ging es zuerſt die Reitbahn ab und auf, um den auf den Galerien verſammelten Civil- und Militärautoritäten die Honneurs zu machen. Voran ſchritt rauſchende Militärmuſik als occidentaliſches Element, gefolgt von durchaus orientaliſchen Trachten, zunächſt von ſechzehn Panduren als Ordnungshaltern. Dann wurde von zwei völlig türkiſch gekleideten Knechten das Streitroß im Aufputze der Renaissance-Periode geführt, oder vielmehr ſie hatten zu thun, daß ſie nicht von dem unbändigen entführt wurden. Dieſen folgte der Schildträger zu Fuß und ihm zwiſchen ſeinem Adjutanten und ſeinem Variaktar (Fahnenträger, vom türkiſchen bairak Fahne) der Maestro del campo, alle in jenem maleriſchen und reichen Coſtüme, das nachgerade eingentlich weniger als bei den Türken zu finden iſt, die ihm den Namen gaben. Nun kamen die eigentlichen handelnden Perſonen des Schauſpiels, zwölf Lanzenreiter, mit den mannichfaltigſten Gewändern ausſtaffirt; Turban, Huſarendolman und türkiſches Beinkleid auf einem Roſſe, altürkiſchen, zum magyariſchen Coſtüm, ſogar eine vollſtändige Swernoſtuniform echtuntiertiger Andenkens hatte ſich wer weiß nach welchen Spaziergängen und Weltfahrten hierher verirrt. Den Schluß machten wieder Panduren, um den Ungeſtüm des Volks abzuwehren; denn die ſüdliche Lebhaftigkeit betheiligte ſich hier an einem Feſte, das ſie als eine ihrer wichtigſten Angelegenheiten betrachtete. Und dadurch, daß ſich alle Anweſenden als Theilnehmer im eigentlichſten Sinne im Verlaufe derſelben immer mehr entwickelten, erhielt die Giostra ihre Bedeutung; denn an ſich iſt ſie nichts weiter als ein Ringſtechen, welches zum Andenken eines glücklich abgewehrten Ueberfalls türkiſcher Uebermacht begangen wird.

Ich habe derartige hiſtoriſche Feſte ſchon mehr geſehen, allein wenig mehr als prunk-

olles Ceremoniel um eine nicht daſeiende, weil verlorene Reminiſcenz gefunden. Hier aber kaum zwei Stunden von einer Grenze, hinter der ungezügelte Barbarei mit ſtets neuen Anfällen droht und wo jeder Einzelne jeden Augenblick gefaßt iſt, zur Abwehr der Räuber zu eilen, iſt die Wehrhaftigkeit und Gewandtheit des Reiters, die Sicherheit des Auges und der Hand, ja die Tüchtigkeit und Anſtelligkeit des Pferdes von weſentlichem Intereſſe für Jeden. So begriff ich den unermeßlichen Jubel, der ſich in endloſem Jauchzen und zahlloſen Piſtolenſchüſſen Luft machte, wenn es einem der Reiter gelang, mehre Ringe auf ſeine Lanze zu bringen. Er wurde dann von Vanduren nochmals die Reitbahn auf und ab begleitet, und zuletzt wurde Demjenigen der Preis zuerkannt, der nach drei mal wiederholtem Reiten die meiſten Ringe aufgebracht hatte.

Der Abend war unterdeſſen herangekommen, nur die Bergſpitzen glühten noch roth, im Thale hatte ſich raſch die Dämmerung ausgebreitet, allein ſie wurde von zahlloſen Blitzen der Piſtolen- und Flintenſchüſſe unterbrochen und das jauchzende Getöſe dazu mochte mir wol in die Illuſion wirklichen Ueberfalls und ſeiner Abwehr verſetzen. Unter beſtändigem Knallen und Jauchzen wurde der Abzug in der Weiſe des Aufzugs geordnet und bewegte ſich durch die feſtlich erleuchteten Straßen zum Hauptkaffeehauſe, wo der Sieger einen Mitkämpfern ein Refresco zu geben hatte. Während ſich nun die eigentlich Betheiligten in die obern Räume verfügten, blieb ich vor dem Hauſe ſtehen, das Getümmel, Jauchzen und fortwährende Freudenſchießen betrachtend.

Unter den Nebenſtehenden fiel mir ein Greis mit wehendem wallenden Haare und dem Kanonenkreuze von 1813 auf ſeiner rothen Jacke in die Augen; ich fragte ihn um die Bedeutung des Feſtes und erfuhr neben den ſchon angegebenen Aeußerlichkeiten, wie tief es mit allen Anſchauungen des Volks verwachſen ſei. Denn ſo meinte mein Alter: „Ich zähle fünfundſiebzig Jahre und weiß, was es heißt, Weib und Kind zu verlaſſen, wenn ich mitzog, als es galt, den Franzoſen aus dem Lande zu jagen; allein wenn der Kaiſer, unſer hoher Herr, erlauben wollte, ſo ziehen wir im Augenblicke von hier aus, ich, meine Söhne, Enkel und Alle, die hier verſammelt ſind, gegen die Ungläubigen, um unſere harrenden Brüder von ihrem Drucke zu befreien.“ Ich mochte das nicht im mindeſten bezweifeln, des Aelteren und der Andern athletiſche Geſtalten und offene Kriegsluſt bewährend. Das weitere Geſpräch wurde aber abgebrochen, indem ich zum Refresco, dann zum Balle gebeten wurde und da immer mehr in europäiſche Atmoſphäre gerieth. Spät in der Nacht trennte man ſich, allein noch immer waren bis in den Schlaf hinein einzelne Schüſſe und Jauchzer zu hören.

So vor einem Jahre.

Seitdem haben ſich alle Standpunkte geändert. Und warum nicht? Möglich gewiß, daß der Türke als Bundesgenoſſe für unſere Geſittung zugänglicher iſt denn als Feind. G.

Schönheit als Idee.

Wenn wir unter Idee Das verſtehen, was über dem einzelnen Menſchenleben als ein höheres, Erhabeneres, Machtvolleres ſteht, ſodaß das Menſchenleben ſich zu ihm verhält als untergeordnetes Mittel, dienendes Mittel oder als ein ihm gänzlich hinzuerfundener Gegenſtand, ſo wird nicht in Abrede zu ſtellen ſein, daß die Kunſt in allen Gebieten dadurch ihre höchſten und gewaltigſten Wirkungen erreicht, daß ſie die Ahnung ſolcher höhern Mächte und Gefühle erweckt. Ob wir das Walten der Idee im philoſophiſchen Ausdruck als die Herrſchaft einer ſittlichen Weltordnung in der Geſchichte des Weltalls bezeichnen oder im religiöſen Ausdruck als Fußtapfen und Fingerzeig Gottes in Leben und Natur auffaſſen, verändert zwar die ſpecielle Vorſtellung, welche wir uns von der Idee ſelbſt entwerfen,

aber durchaus nicht den Eindruck ihrer ins Leben tretenden Gegenwart, welchen z. B. die Tragödie „Macbeth“ oder das schmerzgebeugte Haupt der Niobe in uns zu erregen im Stande ist. Jeder wird sich nach seinem speciellen Glauben das Uebermenschliche, dessen Walten ihm hier ins Gefühl tritt, anders auslegen, Jeder aber, wenn er überhaupt die Empfänglichkeit und Stimmung dazu mitbringt, es ganz auf dieselbe Art empfinden.

Die Sache hat ihre Richtigkeit, aber man übersehe sie nicht. Man behalte gern den bequemen, weil vagen, Ausdruck bei, daß in der Schönheit die Idee erscheine, nur bilde man sich nicht ein, daß damit irgend etwas erklärt sei. Hierzu wäre erforderlich, daß wir die Natur der Idee, die Natur der göttlichen Dinge, genau kennten. Und wenn wir sie genau kennten, würde sich vielleicht erst das Räthsel zum allerhöchsten verwickeln. Denn wir würden dann vielleicht die Unähnlichkeit zwischen der Idee und ihrem höchsten Weltgesetzen einerseits und den Darstellungen unserer Kunst andererseits so schroff finden, daß uns statt aller Erklärung nur das bloße Erstaunen darüber zurückbliebe, wie es möglich war, daß wir bei der Miene eines olympischen Jupiter oder einigen Posaunenstößen einer Messe oder auch durch das Walten einer Nemesis im Menschenleben, das sich durch psychologische Gesetze schon ganz genügend hätte für sich allein erklären lassen, eine Ahnung von überirdischen Dingen empfanden. Der Zauber der Schönheit besteht eben in diesem Mysteriösen, daß die Anschauungen der Sinnlichkeit und Zeichen und Andeutungen werden für Etwas, das nicht sinnlich ist und das wir deshalb auch schlechterdings nicht aus ihnen kennen lernen, sondern ihnen immer nur unterlegen. Der Satz, daß die Schönheit die sinnliche Darstellung der Idee sei, enthält also, wenn man sich ihn völlig verdeutlicht, nur Dieses, daß die Formen der Schönheit unsere Sinne so ergreifen, daß auf unbegreifliche Weise in ihnen die Ahnung von Etwas hervortritt, das nicht sinnlich ist.

Wir sehen in der Menschengestalt überall, wo sie uns begegnet, den Ausdruck einer Seele, eines Uebersinnlichen. Die Seele also ist insofern schon die Idee zu nennen, welche durch die Gestalt sich ausdrückt, wir wissen nichts zu sagen wie. Aehnlich drücken uns Lilie und Rose Ideen aus, die Ideen der Unschuld, der Liebe, wir wissen nicht zu sagen wie. Unschuld und Liebe sind Seelenzustände, welche sich in uns bei ihrem Anblicke erwecken. Wir ahnen verborgene Kräfte von einer unsern Seelenzuständen verwandten Art und nennen dieselben, in Ermangelung eines andern Ausdrucks, Ideen. Die kurzen und dicken Säulen der indischen Grottentempel sind nach der Idee gebildet, daß eine ungeheure Felsenlast von ihnen in die Höhe gehoben wird, als wären sie Lebendiges. Ein solches Thier würde einen starken Gliederbau gebrauchen und die Last doch nicht hochschwebend halten. Dagegen sind die Säulen an den griechischen Tempeln der leichten Last, welche sie zu tragen haben oder zu tragen scheinen, völlig proportionirt. Das gothische Gewölbe besteht der Idee nach aus den nach obenhin zertheilten und zueinander übergebogenen Säulenstengeln, und kann daher der Idee nach auch gar nicht auf die Säulen drücken, weshalb diese dann so hoch emporsprießen, als nur immer möglich ist. Auch hier also erfinden wir nach dem Bilde eines Seelenlebens strebende Kräfte und Begehrungen in dem Stein auf ähnliche Art, wie wir in die gemalten Umrisse eines Gesichts eine Seele erfinden, und weil solche Strebungskräfte im Stein gänzlich außerhalb des Gebiets unserer Erfahrung liegen und daher unsere Phantasie in eine Welt verweisen, welche andern Gesetzen gehorcht als die unsrige, so nennen wir sie Ideen. Die Ideen der plastischen Kunst leihen der unorganischen Natur ein Leben, welches sie in der Erfahrung nicht besitzt. Felsenadern werden Pulse geliehen, wie Schiller sagt. Sie entwickeln die Ahnung eines Seelenlebens, welches weder Nerven noch Gehirn zu seiner Bethätigung bedarf, indem es ebenso wol und ebenso vollständig im Steine, in der wogenden See, in der Landschaft, in den keimenden und welkenden Blättern der Bäume und Blumen sich bethätigt und vollzieht.

Ganz eine andere Bedeutung haben die Ideen in der Musik. Hier werden keine An-

girten Naturkräfte, ſondern lauter wirkliche Seelenzuſtände dargeſtellt; hier wird die Seele, welche wir aus den Geſtalten der bildenden Kunſt immer nur auf mittelbare Weiſe herausleſen, auf unmittelbare Weiſe ergriffen. Wenn wir hier von einer im Kunſtwerk ausgedrückten Idee ſprechen, wie z. B. von der Idee der zarteſten Weiblichkeit in den Pamina-arien der „Zauberflöte“, oder der erhabenſten Majeſtät in den Chören des Händel'ſchen „Meſſias“, ſo iſt uns immer ein Seelenzuſtand gegeben, aber niemals das Object, auf welches er ſich bezieht oder von welchem er erregt wird. Wir empfinden mit Pamina ihre Liebe, wüßten aber nicht, auf welchen Gegenſtand wir dieſelbe zu beziehen hätten, wenn uns der Dichter dies nicht dabei ſagte. Wir empfinden durch die Händel'ſchen Töne eine Freude, welche uns das ganze Herz aufgehen macht, wüßten aber nicht, worauf wir dieſelbe beziehen ſollten, wenn wir nicht durch den Dichter dabei erführen, daß zum Heil der Welt ein Kind geboren ſei. Eine Beethoven'ſche Symphonie führt uns in Gefühle von wir wiſſen nicht was, wobei die Phantaſie zu einem ebenſo lebhaften Spiele aufgerufen wird, ſich die möglichen Gegenſtände hinzuzudenken, als ſie in der bildenden Kunſt aufgefodert iſt, ſich Gefühle in die Gegenſtände hineinzudenken. Der plaſtiſche Künſtler zwingt uns, Gefühle hineinzuträumen in Gegenſtände, welche ihrer Natur nach gefühllos ſind. Der Tonkünſtler zwingt uns, Gefühle in uns aufzunehmen, welche gar keinen Gegenſtand haben, und in eine Welt zu träumen, in welcher es blos Gefühle mit beliebig anzuknüpfenden Gedanken und Bildern, aber keine wirklichen Gegenſtände gäbe. Daher verſetzt uns zwar jede dieſer Künſte in eine Ideenwelt, aber jede in eine ſolche, welche von der andern gänzlich verſchieden iſt. Die Ideenwelt der Plaſtik ruht auf der breiten Grundlage der Natur, die Ideenwelt der Muſik ſchwebt ohne alle Grundlage in ſich ſelbſt. Daher eben iſt die Muſik am geſchickteſten zur Mittheilung der Ahnungen des rein Uebernatürlichen und Göttlichen. Werden die letztern mit dem Gefühl erfaßt, ſo entſtehen die Affecte des Staunens, der Andacht, der Ergebung, des Frohlockens, welche als lauter Seelenzuſtände der Muſik vollkommen zugänglich ſind. Die Muſik hat gerade hierin immer ihre ſtarke Seite empfunden. Zwar kann ich auch in der wogenden See, den Rieſengliedern der Gebirge, dem wundervollen Bau des Menſchenleibes, göttliche Schöpfungskräfte ahnen, wodurch ähnliche Stimmungen in mir erzeugt werden, als wie die Muſik ſie erzeugt. Aber immer bleibt doch dabei der Unterſchied, daß in den letztern Fällen beſtimmte Gegenſtände gegeben ſind, an denen ſich erſt von der Phantaſie aus das Gefühl erzeugt, hingegen in der Muſik dieſes Gefühl unmittelbar mitgetheilt wird, ohne daß ich nöthig habe, mir dabei irgend einen Gegenſtand in den Sinn kommen zu laſſen.

Dieſe Ahnung des Ueberſinnlichen nun wird vom Dichter dadurch obenein auf eine eigenthümliche Art motivirt, daß er ſie in Verbindung ſetzt mit Begriffen, welche an und für ſich ſelbſt einen höhern Werth haben als das ganze Gebiet der äſthetiſchen Gefühlserregungen überhaupt, nämlich mit den moraliſchen. Die moraliſche Geſinnung fodert das Ueberſinnliche, und beweiſt es durch die Strenge ihrer Foderung. Sie wird daher den muſikaliſchen Ahnungsgefühlen als eine Befeſtigung und Unterſtützung zu Hülfe kommen, wodurch ſie ſogar eine heroiſche Schlagfertigkeit gegen mögliche Angriffe gewinnen, welche ſie in ſich ſelbſt nicht beſitzen. Moral und Aeſthetik ſchließen in der Poeſie einen Bund. Die Moral übernimmt es, die lyriſche und muſikaliſche Ahnung vom Ueberſinnlichen zu ſchützen, daß ſie nicht als eine Schwärmerei in der Luft zu ſchweben ſcheine, und der lyriſche Schwung der Seele ins Ueberſinnliche dient als ein Reſonanzboden, um die Kraft, womit die Foderungen der Sittlichkeit aufs Gemüth wirken, zu verſtärken.

Das ſittliche Gebiet iſt ein höheres als das der Schönheit. Daraus folgt aber nicht, daß ſich das letztere müſſe auf das erſtere zurückführen laſſen. Die Aufdeckung einer ſittlichen Weltordnung in der Weltgeſchichte iſt ein herrlicher Hingerzeig für einen Dichter, welcher Philoſoph genug iſt, ihn benutzen zu können. Er wird Werke ſchaffen, welche an

Größe alle andern hinter sich lassen, indem sie an die edelsten Motive im Menschen appelliren. Doch ist dies nicht die einzige Norm, an welcher die Grade des intellectuellen Wohlgefallens abzumessen sind. Bildnerei und Musik können in neun Fällen unter zehn mit dieser Schönheitsnorm ebenso wenig anfangen als der Musiker mit dem Pinsel oder der Maler mit dem Violinbogen. Die Propyläen z. B. erzählen uns weder von Freundschaft noch Aufopferung, weder vom Kampfe gegen das Geschick noch von ironischer Resignation und dergl., sie erzählen uns überhaupt gar nichts, sondern stehen ganz einfach da als ein Thor, durch welches wir hin- und wiedergehen. Aber sie sind im höchsten Sinne schön. Das Duett des Orest und Pylades in der Gluck'schen „Iphigenia in Tauris" wäre vollkommen schön, auch wenn wir gar nicht dabei wüßten, daß dies zwei Freunde singen, welche miteinander zu sterben bereit sind. Die Schönheit fließt aus mannichfaltigen Quellen zusammen und man darf nicht die Norm, welche für das eine Gebiet derselben die höchste ist, auch unbesehens für das andere Gebiet zur höchsten erheben wollen.

Auf dem plastischen Gebiete ist das am dringendsten geforderte Gesetz die Harmonie und das Ebenmaß, die ruhige Fülle symmetrisch gewachsener Formen. Auf dem musikalischen Gebiete hingegen wirkt man nur durch Lust und Schmerz, durch den Ausdruck affectvoller Seelenzustände. Beide, die plastischen und musikalischen Ideen, ergreift die Dichtkunst, um sie zu Mitteln für die Zwecke der sittlichen Ideen des weltgeschichtlichen Menschenlebens herabzusetzen. Die Musik ist insofern die reinste Kunst, als sie das Empfindungsspiel des intellectuellen Wohlgefallens, welches Schönheit heißt, am unmittelbarsten und mit der allermindesten weitern Zuthat erregt. Wenn die Dichtkunst durch Begriffe und Phantasiebilder, die bildende Kunst durch Anschauungen von Gegenständen die Gefühle eines höhern Wohlgefallens erregt, so erregt die Musik dieselben ohne alles Mittelglied. Die Musik ist daher die Schönheit ohne Kleid, die Kunst ohne alle Umstände zu nennen. Mehr Umstände macht schon die Plastik. Sie trifft das Gefühl nicht mehr unmittelbar, sondern immer wie durch Ricochetschüsse von den dargestellten Gegenständen aus. Am meisten Umstände macht die Poesie. Sie erregt die Empfindung vom Gedanken aus, der sich seine Gegenstände in die Phantasie zeichnet und sich so eine Welt fingirter Objecte entwirft, von denen aus die Gefühle auf den Hörer zurückstrahlen. Darum ist die Poesie die reichste Kunst, indem sie es versteht, die größte Fülle von Kunstmitteln in Bewegung zu setzen.

Man darf der Dichtkunst den Platz nicht streitig machen, welchen sie dadurch über den andern Künsten einnimmt, daß sie vorzugsweise die Darstellerin der ethischen Ideen ist. Aber insofern sie Kunst oder Schönheitsproduct ist, dient ihr die ethische Idee, welche höher ist als alle Kunst, doch nur allein zur Erregung eines ästhetischen Wohlgefallens, und die Erregung der Seele als solche ist eine ganz ähnliche, ob sie durch eine Erzählung vom Märtyrertode des Huß oder durch den Strich einer Violine hervorgebracht wird. Dieser Strich der Violine ist nicht darum schön, weil er zufällig mit einer Empfindung übereinstimmt, welche ebenfalls unter andern von einer sittlichen Idee aus erregt werden kann, sondern umgekehrt ist gerade diese Darstellung der Idee unter vielen andern Darstellungen derselben, welche gar nicht schön zu sein brauchen, darum die schöne, weil sie allein mit jener auch durch einen Violinstrich erregbaren Gefühlsschwingung übereinstimmt. Und es ist daher, wenn man es recht genau nehmen will, niemals die ethische Idee, sondern immer eine bestimmte nicht weiter zu erklärende Schwingung des Gefühls, bei welcher die ästhetischen Erklärungen ihre letzte Grenze finden, wobei das allerdings Wunderbare und gewissermaßen Mysteriöse eintritt, daß die specifischen Gefühlsschwingungen, welche im Bereiche der Musik liegen, mit denen, welche durch die höchsten Ideen der Ethik in uns erregbar sind, sich in einer engen Uebereinstimmung befinden. Die Annahme, daß die musikalische Empfindungsfähigkeit aus derselben überirdischen Quelle stammt, zu welcher die

ethiſchen Ideen dem handelnden Menſchen den Weg der Rückkehr weiſen, liefert jedenfalls die ungezwungenſte Erklärung zu dieſer Thatſache.

Hierdurch nun erhebt ſich zwiſchen Dichtkunſt und Muſik ein Wettſtreit von eigenthümlicher Art.

Die Dichtkunſt ſpricht zur Muſik: „Beuge dich vor mir mit deinen bloßen blinden Regungen eines dunkeln Gefühls. Mein iſt der Gedanke, mein der Reihen der klaren Ideen, in welchen der Menſchheit das Höchſte und Reinſte ihrer Handlungen wie im ewigen Modell ſiegreicher Thätigkeit vorgezeichnet ſteht. Egmont und Johanna d'Arc, Achill, welcher den frühen Tod unſterblichen Ruhms erkor und Herakles, welcher durch Arbeit und Schweiß ſich den Scheiterhaufen der Läuterung und den Sitz am Mahle der Götter verdiente, ſtehen in meinem Buche aufgezeichnet. Zwar auch du haſt deine Triumphe, wenn deine Helden preisgekrönt einziehen, Poſaunen ihren Empfang feiern und ringsum die Erretter der Befreiten Siegesgeſänge ertönen. Ich gönne ſie dir. Denn ſie ſind ja doch nichts weiter als das Accompagnement zur Verſtärkung meiner Worte, meiner Ideen, meiner Gedankenflüge. Was iſt denn dein Judas Makkabäus? Wem gehört er an? Mir und nicht dir. Denn ohne meine Hülfe vermagſt du auch nicht einmal ſeinen Namen auszuſprechen.“

Die Muſik antwortet: „Armſeliger Reichthum, mit dem du dich brüſteſt! Ich würde mich beugen vor ihm, wenn er nur dir zugehörte. Aber vor erborgtem Schmucke, und ſei er noch ſo koſtbar, beuge ich mich nicht. Warten auf dich die Tafeln der Weltgeſchichte, daß du ſie beſchreibſt? Hat durch dich Herakles ſeine Thaten gethan? Weder durch dich noch auch um deinetwillen. Geh', du biſt die Hauſierin, welche ihr Eigenthum, das Gefühl, verſetzt mit Dingen, welche die Menſchen höher ſchätzen als das Gefühl, nur damit du letzteres eher an den Mann bringſt. Nie werde ich auf dieſe Weiſe buhlen um die Gunſt dieſes eintägigen und übernächtigen Geſchlechts. Meine Orgeltöne, deren Schmerzen und wilde Schauer von Dingen ſprechen, welche früher waren als das Menſchengeſchlecht, und unverrückbar ſein werden, wenn weder Bild noch Anſchauung mehr iſt, mögen ſich gerieſeln und anſchließen an die vorübergehenden Bilder des Tags, aber nicht ſich mit denſelben vermiſchen oder ihnen dienſtbar werden. Mein Stolz iſt, Alles, was ich bin, von mir ſelbſt zu ſein. Schaue mich an. Ich bin ein Fremdling auf Erden. Wo iſt ein Glied an mir, zu welchem die Natur das Modell entgegentrüge? Ich allein bin rein und klar in meiner Armuth. Ich allein darf das Diesſeits verachten, weil jedes Glied an mir dem Jenſeits angehört.“

Die bildende Kunſt hört die Unterredung der beiden von ferne und ſchweigt. Iſt ja doch Stummſein ihre Zierde. Sie kommt durch jenen Wetteifer auf ihre Koſten nicht außer Faſſung, ſondern wendet ihr ewig heiteres Antlitz der über dem Meere untergehenden Sonne zu und dem Monde, in deſſen Nähe wie ein freundlicher Begleiter der erſte Stern erſcheint. Tief und lächelnd athmet ſie die friſche Lebensluft des kühlenden Abends. Ein feierliches Flüſtern geht durch den Wald, während ſchlanke Göttergeſtalten wie wandelnde Schatten in ſeinen halbdunkeln Laubgängen auf- und abzuſchlüpfen ſcheinen. „Große Mutter Natur!“ — ſpricht ſie, ſodaß keine der Schweſtern es hört — „wie ſo gar nichts bin ich doch vor deiner Größe und Hoheit! Aber du verwirfſt mich nicht, wenn ich Niemandem anders diene als nur dir ganz allein. Hier ſind meine Arme, brauche du ſie als Hämmer; hier iſt mein Horn, brauche du es als Winkelmaß; hier meine Augen, brauche ſie als Lichtflammen in der Finſterniß; hier meine Bruſt, mein Rücken, verſteinere ſie zur Karyatide deines Palaſtes. Gern will ich Sklavin ſein, mich nicht erheben über den Uebermuth meiner geräuſchvollern Schweſtern. Aber laß mich nur nicht mehr Sklavin ſein bei ihnen, ſondern bei dir, nur ganz allein bei dir.“

Und welche iſt denn nun unter den Künſten die vornehmſte und höchſte? Die ehr-

würdigſte und größte, dazu die anmuthreichſte Kunſt bleibt immer die, deren Werke nicht von Menſchenhänden gemacht ſind, die göttliche Kunſt der Kryſtalliſation des Erdballs, welcher den Menſchen trägt, wie der Sterne, welche über ihm glänzen, und der Schneeflocken, welche über ihm regnen, die Kunſt der Lilien und Roſen in ihrer lebendigen Pracht und ewigen Signatur, die Kunſt der harmoniſchen Gliederung des Menſchenleibes. Dieſe Kunſt iſt die nach göttlichen Schöpfungsnormen bildende Natur. Ihr architektoniſches Werk des Erdballs iſt groß und allumfaſſend, ihr Sculpturwerk des Menſchenleibes iſt eine in zwei ähnliche Individuen mit freigelaſſener Gliederbewegung geſpaltene Doppelperſon. Losgeriſſen jede für ſich ſelbſt, und dennoch ebenſo ſehr aufeinander als auf eine höhere Einheit bezogen, agiren ſie als göttliches Ebenbild das Schauſpiel der Weltgeſchichte im Tempel der Natur, bis ſie hinabſinken unter das Eſtrich in die unbekannten Gemächer, von wo, was ihnen begegnet, in den ahnungsvollen Accorden der Muſik an unſer Ohr ſchlägt und wie Roſenathem des Jenſeits in unſere Seele zieht.

Der ſtrasburger Münſter.

Die Werke der Menſchenhand haben ihre natürliche Grenze, über welche die Rückſicht auf Dauer oder Schönheit nicht hinausgehen darf. Die Höhe von 500 Fuß ſcheint die Grenze für die koloſſalen Gebäude zu ſein, die der Menſch errichtet. Die Peterskirche in Rom iſt 485 pariſer Fuß hoch; die Pyramide des Cheops zu Ghize 448; der Münſter in Strasburg 438 Fuß. Römiſche, ägyptiſche und gothiſche Baumeiſter haben ſich alſo jener Grenze genähert, — alle andern ſind hinter ihr zurückgeblieben. Nur ein gothiſches Bauwerk kennen wir, das höher geworden ſein würde, aber es iſt unvollendet geblieben. Der Thurm in Mechlin ſollte nach Zeichnungen von ihm 600 Fuß hoch werden; jetzt hat er 325 Fuß.

Was uns, ſtehen wir vor ihm, an dem Münſter in Strasburg am meiſten überraſcht, iſt nicht ſowol die ſchwindelnde Höhe, ſondern die Kühnheit der gen Himmel ſteigenden gothiſchen Pyramide, und bei dieſer die feine, ſorgfältige Zierlichkeit aller einzelnen Theile. Welche Maſſe, welche Höhe, welches Werk im Ganzen, und dann welcher Fleiß im Einzelnen, welches Denkmal der Wagbalſigkeit, Unverdroſſenheit und Beharrlichkeit! Welche Kühnheit im Gedanken, welche Kenntniß im Plan, welche Kraft in der Ausführung! Blos am Thurme ſind 162 Jahre gebaut worden, am ganzen Münſter 424 Jahre; und doch iſt er, wie die meiſten gothiſchen Dome, unvollendet geblieben, der zweite Thurm nur bis auf eine Höhe von 200 Fuß gekommen. Die Ausdauer erſchöpfte ſich eher, als die Vollendung möglich wurde.

Nichts Schöneres als der Anblick des Münſters, wenn man vom Rhein herkommt und er vor der glänzenden Abendröthe ſteht. Von unten bis oben durchleuchtet, da Alles an ihm durchbrochen und faſt mehr Luft als Stein iſt, ragt er geheimnißvoll, ſchlank, leicht und durchſichtig empor, eine zierliche, keine ſchwerfällige ägyptiſche Pyramide mit weiten Grundlagen und dreieckiger Zuſpitzung. Und doch trotzt er der Zeit und den Stürmen und Witterungswechſeln. Der Stein, aus dem er gebaut, iſt ein feinkörniger röthlicher Sandſtein, dauerhafter wie der zum Kölner Dom verwendete. Die Steine ſind mit Eiſen aufeinandergegoſſen und mit feinem Mörtel gefugt, deſſen haltbare Bereitung, wie man weiß, den Alten ſo gut gelang. Die Unterhaltung iſt eine ſehr ſorgfältige; jeder verwitterte Stein wird ſogleich mit einem neuen erſetzt und die kleine kryptogamiſche Moos- und Flechtenvegetation, welche die Feuchtigkeit aufbewahrt und die Verwitterung befördern könnte, immer fein ſäuberlich entfernt.

Die meiſten Beſchädigungen, denen der Münſter als höchſter Punkt in der Rheinebene ausgeſetzt war, kamen von dem Einſchlagen des Blitzes. Im Jahre 1744 hat das

Gewitter neun mal in einer Stunde eingeſchlagen. Die letzten acht ſchmalen, ſonderbar gewundenen Treppen, welche die Spitze des Münſters bilden und auf denen man bis unter den Knopf ſteigt, ſind kaum ohne Schwindel zurückzulegen, über deſſen drückendes, lähmendes Gefühl der Menſch nun einmal am wenigſten Herr werden kann, ſo vielen Genuß es ihm verdirbt. Gefahr iſt übrigens auch auf den letzten Treppen nicht, obgleich man immer in freier Luft zu ſchweben ſcheint.

Nachdem das alte Münſter im Jahre 1007 durch den Blitz gänzlich abgebrannt war, wurden 1015 die Fundamente zur neuen Kirche 27 Fuß tief gelegt. Ihr Bau, durch Kriegszeiten unterbrochen, war 1273 vollendet. Biſchof Konrad III. beſchloß 1275, die Thürme mit Schneckenſtiegen aufzubauen. Der Werkmeiſter war Erwin von Steinbach, nach ſeinem Tode (1318) ſein Sohn Johann. Er hatte den Bau der Thürme bis 200 Fuß hoch gebracht. Kriegsunruhen oder Geldmangel unterbrachen zeitweiſe und lange den Weiterbau. Erſt im Jahre 1438 iſt der eine Thurm endlich fertig geworden, und zwar durch den Baumeiſter Johann Hülz von Köln, wo damals die gothiſche Baukunſt in höchſter Blüte ſtand. Ueber der Sacriſteithüre ſteht Hülz' Grabſchrift: „1449 ſtarb der ehrſame und kunſtreiche Johann Hülz, Werkmeiſter dieſes Baus und Vollbringer des hohen Thurms, hier zu Strasburg, dem Gott Gnade mittheile und die Huld.“ Hier und da findet man einen Sohn Erwin's von Steinbach auch als letzten Baumeiſter an dem ſchönen Münſter in Bern aufgeführt. Dies iſt jedoch gänzlich falſch. Das Münſter in Bern ward 1421 begonnen und 1457 vollendet, zu welcher Zeit kein Sohn Erwin's mehr leben konnte (Johann ſtarb 1339). Dagegen ſoll ein Sohn Erwin's, Mathias, die hohe Münſterterraſſe, eine kühne, koloſſale Mauer, 108 Fuß über der Aar, über welche im Jahre 1654 ein Student mit einem flüchtig gewordenen Pferde hinabſtürzte und bis auf einen Beinbruch unverletzt unten ankam (er ſtarb 40 Jahre ſpäter als Pfarrer), erbaut haben. Als die erſten Baumeiſter am berner Münſter werden Gufinger, Vater und Sohn, genannt, die zur nämlichen Zeit auch das Münſter in Ulm aufführten, was bei ſolchen umfaſſenden Bauwerken von einer Thätigkeit zeugt, die ſelten geworden ſein dürfte.

L.

Die Bernſteinflora.

Der Bernſtein, der den Namen eines Steins eigentlich mit Unrecht führt, war den Alten namentlich als ein Körper bekannt, der durch Reibung elektriſch wurde. Sie nannten ihn Elektron, woher der Name Elektricität. Schon der römiſche Geſchichtſchreiber Tacitus bezeichnet in ſeinem Buche über „Germanien“ den Bernſtein deutlich als ein Pflanzenharz. Gründliche Unterſuchungen haben wir aber erſt den neuern Naturforſchern zu danken. Sie richteten ſich namentlich auf die in vielen Bernſteinſtücken eingeſchlagenen Reſte von Thieren und Pflanzen. Die Thiere, meiſt Inſekten, ſind zum Theil dieſelben, welche noch jetzt lebend angetroffen werden oder mit den gegenwärtigen Arten die größte Aehnlichkeit haben. Daraus folgte zunächſt, daß das Alter des Bernſteins kein ſehr hohes ſein konnte, im Sinne der Geologie nämlich, welche bekanntlich nach Tauſenden und Hunderttauſenden von Jahren zählt, weil diejenigen Thierarten, welche in den früheſten Perioden der Erdbildung lebten, gegenwärtig gänzlich ausgeſtorben und eben nur als Verſteinerungen vorhanden ſind. In der neueſten Zeit hat ſich namentlich Profeſſor Göppert in Breslau auch mit den im Bernſtein vorkommenden Pflanzenreſten beſchäftigt und dadurch die Anſichten über den Bernſtein vielfach erläutert und berichtigt.

Die Formen des Bernſteins ſowie ſeine Einſchlüſſe bezeugen ſchon beim erſten Anblick ſeine Verwandtſchaft mit den Pflanzenharzen, die wir noch täglich namentlich an unſern Nadelbäumen beobachten und welche ja ebenfalls oft Einſchlüſſe von Inſekten und Holz-

reſten enthalten. Wie wir häufig das Harz durch die Rinde dringen, am Baume herablaufen und verhärten ſehen, ſo zeigt auch der Bernſtein ſehr häufig ſolche getropfte, geflossene Formen. Man hielt ihn lange für das Harz einer einzigen, vorweltlichen Fichtenart, die man Pinus succinifer, bernſteintragende Fichte, nannte. Göppert hat aber in den eingeſchloſſenen Holzreſten ſowie durch genaue Unterſuchung der Oberfläche vieler Bernſteinſtücke, an denen ſich die Structur des Holzes abgedrückt hatte, mit Beſtimmtheit neun verſchiedene Fichtenarten erkannt und vermuthet, daß vielleicht noch viele andere fichten- und cypreſſenartige Bäume der Vorwelt zur Erzeugung des Bernſteins beigetragen haben. Außerdem fand er auch viele Reſte von Pilzen, Flechten, Mooſen, Farrn, Gräſern und höhern Pflanzen, wie ſie natürlich in jenen Bernſteinwäldern auch vorkommen mußten, und zwar von Arten, die ſich noch heute in unſern Wäldern finden.

Als die Zeit, in welcher der Bernſtein entſtand, galt gewöhnlich die Periode der Tertiärformation, während welcher ſich auf den ſchon vorhandenen Schichten des Quaderſandſteins und der Kreide die Schichten der Braunkohle mit den ſie begleitenden Thon- und Sandſteinſchichten aus den die Erdoberfläche überſchwemmenden Fluten abſetzten. Göppert iſt aber der Meinung, daß der Bernſtein nie in den Braunkohlenſchichten ſelbſt vorkomme, wie man gewöhnlich annimmt, ſondern in darüber liegenden, alſo jüngern Schichten des Diluviums, welche beſonders aus zuſammengeſchwemmten Thon-, Lehm-, Sandlagern mit Kies und Gerölle beſtehen, daher er eben auch den Bernſtein für jünger hält, als man gewöhnlich annimmt, was mit der Verwandtſchaft der heutigen und der Bernſteinflora gut übereinſtimmt. Die Ueberſchwemmung der nördlichen Gegenden der Erde, bei welchen der Bernſtein mit abgeſetzt wurde, mußte die nördlichen Theile von Europa, Amerika und Aſien umfaſſen, und auf die Höhe der Waſſermaſſen läßt ſich daraus ſchließen, daß man am Rieſengebirge Bernſtein fand bei Hermsdorf, 1250 Fuß, und bei Tannhauſen, 1350 Fuß über der gegenwärtigen Meeresfläche. So tief muß alſo damals Deutſchland unter Waſſer geſtanden haben.

Warum gerade die Oſtſee, an deren Ufern man ſowol im Waſſer als auch in dem nahen Lande den meiſten Bernſtein findet, zu einem ſo bevorzugten Lager geworden ſei, läßt ſich wol ſchwerlich jemals entſcheiden, aber hoffen läßt ſich, daß man ähnliche Lagerſtätten auch anderwärts, z. B. weiter öſtlich, finden würde, wenn man eifrig danach ſuchen wollte.

Endlich machte Göppert, wie er früher ſchon Braunkohle künſtlich als Holz dargeſtellt hat, auch den Verſuch, den Bernſtein künſtlich herzuſtellen. Er hielt Fichtenharz nebſt Fichtenzweigen drei Monate lang in warmem Waſſer von 60—80 Grad. Das Harz roch dann nicht mehr terpentinartig, ſondern ganz verändert, angenehm balſamiſch, wodurch es ſchon dem Bernſtein viel näher kam. Es löſte ſich aber noch in Spiritus auf, was der Bernſtein nicht thut. Ein anderes Harz, venetianiſcher Terpenthin, mit Zweigen des Lärchenbaums ein Jahr lang fortwährend unter warmem Waſſer gehalten, verlor auch die Auflösbarkeit zum Theil, kam alſo dem Bernſtein noch näher. Geringer war die Umänderung, wenn er das Holz wegließ, obgleich das Harz zwei Jahre lang jener Behandlung unterworfen wurde. Die Gegenwart des Holzes mag alſo bei der Umänderung der Harze in Bernſtein von Einfluß geweſen ſein. Dieſe Verſuche ſetzt Profeſſor Göppert noch gegenwärtig fort und wird dadurch hoffentlich zu noch beſtimmtern Reſultaten gelangen.

A.

Beobachtungen aus dem Gebiete des Seelenlebens.

Von Professor Frauenstädt in Berlin.

VIII. Innerer Streit und Friede.

Hätte der Mensch eine völlig einfache Natur, wäre nur ein Trieb, nur eine Kraft, nur ein Wille in ihm herrschend wie in den einfachen Naturkräften, so wäre innerer Streit und Zwiespalt unmöglich. Störungen könnten in ihm nur von außen kommen; im Innern hingegen müßte tiefster Frieden und Ruhe wohnen, wie überall, wo Einheit ist. Nun aber ist es eine gegensätzliche Vielheit von Trieben, Kräften und Bedürfnissen, die sich um den Menschen streiten und davon die einen ihn dahin, die andern dorthin zerren. Leibliche und geistige, vernünftige und unvernünftige, persönliche und allgemeine, egoistische und moralische, zeitliche und ewige, theoretische und praktische Bedürfnisse, Triebe und Kräfte liegen fortwährend miteinander im Streite und lassen das arme Menschenherz nicht zur Ruhe kommen.

Wohl Dem, der jene glückliche Einseitigkeit in sich erlangt hat, daß er alle seine Triebe und Kräfte einem Zwecke, einer Idee untergeordnet, eine Seele zur dominirenden in sich gemacht hat.

„Nimmer Gedeih'n bringt Vielherrschaft, nur Einer sei König." Dieser Satz gilt nicht blos von den äußern, politischen Reichen, sondern ebenso sehr von dem Reiche des Innern, dem Mikrokosmos.

IX. Zwiefacher Sieg und zwiefache Niederlage.

Durch den Conflict des edeln oder unedeln Willens mit der interessirten oder uninteressirten Erkenntniß ist ein zwiefacher Sieg und eine zwiefache Niederlage möglich.

1) Der Wille will und bejaht Etwas, was die uninteressirte, unbestochene Erkenntniß als schlecht verwirft. Dieser Conflict kann damit endigen, daß der schlechte Wille über die uninteressirte Erkenntniß siegt, — leider der häufigste Fall! — oder daß umgekehrt diese über jenen den Sieg davonträgt.

2) Die interessirte, bestochene Erkenntniß heißt Etwas gut, was der edle Sinn und Wille verwirft. Dieser Conflict kann ebenfalls mit dem Siege der einen oder der andern Partei endigen.

Im Siege des schlechten Willens über die uninteressirte Erkenntniß sowie in dem der interessirten Erkenntniß über den edeln Willen ist der Sieg eine schmachvolle Niederlage. Im umgekehrten Falle hingegen ist die Niederlage ein ehrenvoller Sieg.

Anregungen.

Die gegenwärtig herrschende Theurung.

Eine Hoffnung, mit welcher sich die überwiegend große Mehrzahl der Menschen in unsern theuern, kriegerischen Tagen tröstet, ist die Aussicht auf Rückkehr der Wohlfeilheit der Lebensmittel. Für wie berechtigt diese Hoffnung auch gehalten werden mag, sie schrumpft bei näherer Betrachtung auf ein sehr bescheidenes Maß zusammen, und es dürfte zeitgemäß sein, daran zu erinnern, daß triftige Gründe vorhanden sind, welche jene Erwartung wahrscheinlich zunichte machen.

Die Ursachen der seit vorigem Sommer besonders in den mittlern und untern Schichten der Bevölkerung so schmerzlich empfundenen Theurung liegen tiefer als in der Mangelhaftigkeit der vorjährigen Ernte und in dem Ausbruch des Kriegs gegen Rußland. Allerdings muß ein Theil des Preisaufschlags der Lebensmittel diesen beiden vorübergehenden Umständen beigemessen werden, aber außer ihnen sind andere

bleibende Erscheinungen verbanden, welche in Deutschland einen bedeutenden Rückgang der Preise sehr unwahrscheinlich, wenn nicht geradezu unmöglich machen. Erwägen wir nur folgende Umstände:

In den meisten europäischen Staaten übersteigen seit den letzten Jahren die Ausgaben die Staatseinnahmen. Infolge dessen wird die Steuerkraft der Bevölkerung mehr und mehr in Anspruch genommen. Der Bürger ist genöthigt, den Segen des Friedens und der öffentlichen Ordnung, die Sicherheit des Eigenthums, die ungestörte Handhabung der Gesetze theurer zu bezahlen als früher; seine Leistungen für den Staat, die directen und indirecten Steuern, welche er zu erlegen hat, nehmen zu. Was er sich und den Seinigen entziehen muß, um es in die Staatskasse zu geben, das sucht er wenigstens theilweise dadurch zu ersetzen, daß er seine Arbeit, bei nur gleicher Güte, höher zu verwerthen strebt. Er schlägt den Ausfall seines Nettoverdienstes auf seine Producte und kommt seinem Schaden soviel wie möglich nach.

Die Zunahme der Bevölkerung und der wachsende Bedarf an Lebensmitteln aller Art sprechen ebenfalls für die Annahme, daß ein bedeutendes Sinken der jetzigen Lebensmittelpreise in Deutschland nicht wohl erwartet werden darf. Die deutsche Bevölkerung hat sich in letzter Zeit alle dreijährlich ungefähr um eine Million Seelen vermehrt; dabei sind die Bedürfnisse vervielfältigt worden und der Luxus ist in allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft bedeutend gestiegen. Auf dem platten Lande führte ferner die Befreiung des Bodens, die Ablösung der gutsherrlichen Rechte, der Servituten, Hand- und Spanndienste zur Selbständigkeit der mittlern und kleinern Grundbesitzer. Somit wuchsen die Bildung, der Wohlstand und die Bedürfnisse auch auf dem Lande. Auch durch die Gründung des Deutschen Zollvereins und durch dessen Erweiterung hat sich die Industrie in Deutschland außerordentlich rasch entwickelt. Deutschland reiht sich schon den modernen Industriestaaten an, neben seinem Ackerbau nimmt die Fabrikation einen großen Theil der Arbeitskräfte und Capitalien in Anspruch.

Deutschland gehörte lange Zeit hindurch und gehört wol noch augenblicklich zu denjenigen Ländern, in welchen sich billig leben läßt. Die Engländer kamen und kommen zu uns, nicht blos, um ihre Zeit angenehm hinzubringen, sondern auch, um Ersparnisse zu machen. Man braucht in England durchschnittlich noch einmal soviel Geld zur Bestreitung seiner Lebensbedürfnisse als in Deutschland. Diese Wohlfeilheit war und ist theilweise noch eine Folge der niedrigen Löhne für alle Arten von Dienstleistungen. Mit der Ausbildung unserer nationalen Industrie ist aber eine Steigerung der Lohnverhältnisse verbunden. Lange Zeit hindurch hat man alle Mittel aufgeboten, die Löhne auf ihrem niedrigen Stande zu erhalten. Ein großer Theil der Menschen lebte unter dem Niveau der Existenz, d. h. verkümmerte bei unzureichenden Löhnen. Die Arbeitskräfte ziehen sich aber, wie das Capital, dahin, wo sie am vortheilhaftesten verwerthet werden. Benjamin Franklin sagte, der niedrige Arbeitslohn sei einer der größten Fehler in der politischen Gesellschaft Europas; er kündigte Deutschland schon vor siebzig Jahren eine Erscheinung an, von deren Größe wir jetzt täglich Zeugen sind: die Auswanderung. Auch diese Auswanderung, welche dem Vaterlande jährlich mehr denn 200,000 wohlhabende Deutsche und viel qualificirte Arbeitskräfte entzieht, ist einer der Gründe für die Geltendmachung der hier aufgestellten Ansicht. Sie verringert das Angebot von Arbeit und vermehrt die Nachfrage, steigert aber dadurch die Löhne. Diese Erscheinung zieht sich durch alle Phasen des ganzen großen Industrieprocesses. Der Kampf um Erhöhung der Löhne steht mit der Steigerung aller Lebensmittelpreise im genauesten Zusammenhange.

Alle Rohstoffe und Halbfabrikate sind seit den letzten drei Jahren mehr und mehr im Preise gestiegen. Die Rindshaut z. B., welche der deutsche Gerber aus Buenos Ayres bezieht, um sie zwei Jahre lang in seiner Grube dem chemischen Proceß der Verbindung des Gerbstoffs mit der Hautzelle auszusetzen, kostet heute die Hälfte mehr als vor zwei Jahren. Eine natürliche Folge des Aufschlags der Rohproducte ist die Vertheurung des Fabrikats. Aber der Schuhmacher, welcher sein Sohlenleder heute theurer einkauft als früher, kann mit dem Preise seiner Schuhe und Stiefeln nicht so rasch in die Höhe gehen wie der Gerber, der sein Leder dem Handel übergibt. Der Spinner ist gezwungen, den Aufschlag zu zahlen, der auf dem Liverpooler Baumwollmarkte eingetreten ist; er kann seine Twistmühle nicht feiern lassen, um auf billigere Preise zu warten; er würde die Zinsen seines Capitals verlieren. Auch der Weber muß seine Stühle in Gang erhalten; er bewilligt dem Spinner, wiewol mit Sträuben, den Zuschlag. Der Handel dagegen will günstigere Conjuncturen abwarten, schränkt sich eine zeitlang ein, bis er sich überzeugt, daß der Aufschlag der Preise bleibender zu sein verspricht. Den Consumenten dies begreiflich zu machen, ist schwer. Diese sind gewohnt, diesen oder jenen Stoff um einen gewissen Preis zu kaufen und wollen sich nicht in die Höhe schrauben lassen. Erst nach und nach gewöhnt sie der Handel, die höhere Forderung zu bewilligen. Das Bedürfniß gibt

den Anſchlag. Dieſer Proceß der Erhöhung der Preiſe vom Rohſtoff an bis zum Fabrikat hat in den meiſten Fällen etwas außerordentlich Zähes, denn er ſtößt bei jedem Schritt auf den Widerſtand der Käufer. Aber er wird beendet, oft nach Jahren erſt; und einmal durchgebildet, iſt er nicht leicht wieder rückgängig zu machen. Geht das Anſchlagen der Preiſe zähe und langſam von ſtatten, ſo iſt das Abſchlagen derſelben noch trägerer Natur. Wäre die wohlthätige Concurrenz nicht, ſo würden alle Preiſe um ſo feſter und ſtändiger ſein, als ſie höher ſind. Mit dem Preisanſchlage haben ſich übrigens die Zahlungsmittel vermehrt, ſodaß im Allgemeinen daran kein Mangel iſt und die Bedürfniſſe befriedigt werden können.

Aber nicht alle Welt iſt in der Lage derjenigen Producenten, welche, wie der Handwerker, Fabrikant und Landmann, für die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe ſorgen. Nicht Jeder kann in der Erhöhung der Preiſe für ſeine Leiſtungen Erſatz für Das ſuchen, was er Andern mehr zu zahlen gezwungen wird. Der Beamte, der Soldat, der Künſtler, der Schriftſteller können nicht, wie der Lohnarbeiter ſeinen Lohn, ihren Gehalt im Verhältniß zu den theuern Lebensbedürfniſſen ſteigern. Sie trifft die Theurung am härteſten und für ſie gibt es nur eine weiſe Sparſamkeit und Einſchränkung in den Tagen der Noth als Linderungsmittel.

Die herrſchende Theurung wird durch eine gute Ernte und durch Beendigung des ausgebrochenen Kriegs gegen Rußland gemildert, aber nicht beſeitigt werden. Es wäre eine Täuſchung, wollte man ſich mit der Wiederkehr der frühern billigen Zeiten tröſten. Es thut Noth, daß jede Familie ſich die Gründe klar macht, welche gegen die Berechtigung ſolcher Erwartung angedeutet worden ſind. Man wird dann vielleicht zu dem Schluſſe kommen, daß der heutige Zuſtand ein Uebergang zu beſſern Zeiten iſt, zu größerer Thätigkeit und Production, zu geregelterm Haushalt im Großen wie im Kleinen, zu praktiſcher Erziehung und zur Milderung des Mißverhältniſſes zwiſchen den Beſitzenden und Nichtbeſitzenden.

Die gegenwärtige Theurung hat relativ etwas Gutes: ſie iſt ein begleitendes Moment unſerer volkswirthſchaftlichen Fortſchritte. Ihre Vorzüge werden erkannt werden, wenn die Steigerung der Preiſe erſt nach allen Seiten hin durchgebildet iſt. Darüber können aber noch Jahre vergehen und es iſt daher für Jedermann ſehr weiſe gethan, dieſen Uebergang durch Haushaltung und Sparſamkeit ſich minder empfindlich zu machen.

Griechenland und Deutſchland.

Eine zerſplitterte Nation wie die deutſche kann weder Colonieen gründen noch auswärtige Staaten in einer auch nur moraliſchen Abhängigkeit von ſich erhalten. Preußen ſogar mußte Neufchâtel aufgeben.

Der ſeit einigen zwanzig Jahren beſtehende griechiſche Staat hatte mit Deutſchland eine nur loſe Verbindung. In München merkte man wol, daß einige Maler und Gelehrte ihn mit Empfehlungsbriefen von hoher Hand bereiſen kannten, aber die anfangs ſo ſtark nach Griechenland auswandernde bairiſche Auswanderung, der vielfach wiederholte Verſuch, mit deutſcher Induſtrie und Cultur in dem harten, durch tauſendjährige Verwüſtung auch phyſiſch verwilderten Boden Wurzel zu ſchlagen, mißglückte. Enttäuſcht und muthlos zog ſich Alles zurück, was in Griechenland gehofft hatte, ſein eigenes und des Landes Glück zu machen.

Die engliſche Regierung war ſeither die eigentliche Regentin des Landes. Sir Edmund Lyons, berüchtigt durch die Reitpeitſche, mit der er zu Hof zu gehen wagte, beherrſchte jahrelang den jungen Thron. Die Nähe der Joniſchen Inſeln zwang die Engländer, den öffentlichen Geiſt des Nachbarſtaats in Aufſicht zu behalten. Die Dynaſtie wußte keinen andern Schutz und Rückhalt gegen England und das die Anleihe mitgarantirende Frankreich als Rußland. Die Religion führte die Stimmungen des Griechenvolks auf Petersburg. Da vollends zum Unglück König Otto kinderlos iſt, ſo ſtand es ſchon lange feſt, daß einſt ein ruſſiſcher Großfürſt die Krone Griechenlands tragen und ſchon dafür ſorgen würde, ſich ſogleich Macedonien und Theſſalien mitzubringen, ohne deſſen Einverleibung ein wiedergeborenes Griechenland nicht könne Beſtand haben.

Was wir ſeit dreißig Jahren von den Griechen gehört und erlebt haben, iſt wenig erfreulich. Eine Cultur hat ſich nicht entwickelt. Mehr Aegypter ſind nach dem weſtlichen Europa zur Ausbildung gekommen als Griechen. Das Studium des Landes und ſeiner Alterthümer iſt von den Einheimiſchen wenig unterſtützt. Nur Fremde mehren die Kunde des alten Landes. Ein Aufſchwung zu den helleniſchen Idealen, die dem Philhellenismus vorſchweben, hat ſich nirgend gezeigt; nur im Popendienſt und Aberglauben iſt die Bevölkerung noch wie vor befangen. Die unglückliche Wahl Athens zur Reſidenz hat ein antiquariſches Schriftleben mit weltuncivaliſchen Countagsfreuden und Diplomatenfeſten erzeugt, während man von der Wahl Nauplias zur Reſidenz doch wenigſtens hätte hoffen können, der einzige nationale Sinn des Volks, Handels-

geist und Gewinnsucht, würde sich allmälig zu einem Kaufmanns- und Seefahrerstaate durchgebrochen haben, der allenfalls die natürliche Zukunft dieses Landes hätte werden können. Von alle Dem Nichts. Ein träges, nichtssagendes „Residiren" in Athen, dann und wann etwas constitutioneller Formenlärm, dann und wann ein Mord, begangen an und von den vornehmsten Würdenträgern, dann und wann eine Räuberbande, geführt von einem Klephten, den man nicht anders zähmen kann, als indem man ihn zu einem officiellen Militärchef erhebt... Wer kann für ein solches Land und Volk Sympathieen haben?

Siegte im gegenwärtigen Kampfe Rußland und käme Griechenland in die Abhängigkeit von einem wieder byzantinisch werdenden Konstantinopel, so sind die Vorposten des Russenthums mit Einem Schritte in Italien. Die Umkehr im Gange der Weltgeschichte wäre bedeutungsvoll genug. Rom hat demnach ein so großes Interesse an dem gegenwärtigen Kampfe, daß es ihm die für die Westmächte günstige Entscheidung zur Lebensfrage macht. Zum ersten male werden selbst Gegner des Papstthums erstaunen, was in der Geschichte Alles durch Rom vertreten wird. Es mag einen Index verbotener Bücher und Geistesrichtungen haben, so stark wie die französischen, deutschen, englischen Literaturen zusammengenommen, es ist plötzlich der Vertreter westlicher Cultur geworden und geht mit den Ideen, die seit dreihundert Jahren die Civilisation Europas geschaffen haben. Das Mittelmeer bespült die Länder und Inseln, die seit Jahrtausenden die Geschichte des Menschengeschlechts machen. Griechenland, die Ostküste des Adriatischen Meers, Kleinasien, Sicilien den Einflüssen der westlichen Cultur zu erhalten, muß wenigstens den Franzosen eine geistige Lebensfrage sein. Der Handel macht die protestantischen Engländer zu ihren Verbündeten.

In Bd. I, S. 462 unserer „Unterhaltungen" bemerkten wir bei Gelegenheit der Hettner'schen „Griechischen Reiseskizzen", die Gefahr für ein Heraustreten Rußlands aus seinen Grenzen wäre deshalb nicht so groß, weil es von dem Augenblicke an, wo es sich den Bedingungen unterworfener Völkerschaften zu fügen hätte, aufhören würde, das alte Rußland zu sein. Und auch noch jetzt glauben wir, daß die Einverleibung von Serben und Griechen in russische Verhältnisse nicht gerade Kosacken- und Kirgisenzustände hervorbringen würde. Die Massen des Weltgerüstes sind nicht die Kanonen. Wir schlagen die Russen vielleicht erst dadurch am sichersten, daß sie uns unsern vorherigen Gebietern später unsere Sklaven werden. So ist das monarchisch-absolutistische Spanien von Südamerika aus zurückrevolutionirt worden. Die spanischen Generale, die von den jungen Republiken jenseit des Oceans in die Flucht geschlagen wurden, kehrten nach Europa als Führer und Förderer desselben Geistes zurück, den sie in Amerika bekämpft hatten. Wir machen diese Bemerkung nicht um einen Wunsch, sondern um einen Trost auszusprechen.

Wenn Deutschland jetzt einem Einzigen gehörte, es könnte wieder eine Rolle wie im Mittelalter spielen. Fest im Kern, geschlossen als Ganzes, reich ausgestattet durch materielle Hülfsmittel wie durch die gediegenste militärische Organisation, die aus jedem Ländchen ein gutgeschultes kleines Armeecorps zu stellen im Stande ist, könnte es Ost und West kraftvoll und zu deutschen Ehren auseinanderhalten. Die Engländer wären die natürlichen Verbündeten unsers Geistes und die Franzosen, die sich im Norden und Süden, im Osten und Westen für einen jungen, lustig aufgebauten Thron doppelt bedenklich zersplittern, würden von den geschlossenen germanischen Phalangen leicht gebrochen werden. Jetzt kommt die Zeit, wo wir die Früchte der Paulskirche ernten könnten. Es schaudert wol jedes tiefere Gefühl bei der Ahnung, wie einst die Geschichtschreibung unsers Volks die Männer brandmarken wird, die 1848 und 1849 Deutschland um seine größere Zukunft betrogen haben.

Eine Kritik.

In jedem bedeutenden Menschenleben kommt eine Zeit, wo man anfängt, sein Erlebtes, Errungenes und Geschaffenes zusammenzuhalten, ordnen und verwalten zu müssen. Es ist dies eine Zeit, die schon Manchem gefährlich wurde. In der Nothwendigkeit, sich selbst nicht zu verlieren, ging man zurück oder wurde einseitig.

Hinterhaltige Schmeicheleien.

Schmeicheleien sind widerwärtig. Aber schon die widerwärtigsten unter ihnen sind die, welche nur Brücken sein sollen zu darauf folgendem Tadel.

Denkmäler.

Nur diejenigen Denkmäler ehren und erheben uns, an deren Fuß wir die Inschrift zu lesen vermeinen: „Gewidmet dem unermüdlichen, immer neu arbeitenden Geiste, der, als er lebte, sich die Zeit nicht nahm oder nicht nehmen durfte, auf Das stolz zu sein, was er schon geleistet hatte."

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 37. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Ein Landschaftsbild aus Oestreich.

Den Lesern der „Unterhaltungen“ ist aus Bd. II, Nr. 24 das Hannakenland bereits bekannt. Ungefähr eine Stunde von der mährischen Haupt- und Grenzfestung Olmütz entfernt erhebt sich auf einem der letzten Ausläufer des mährisch-schlesischen Gesenke, einem mäßigen Hügel von beiläufig 1100 Fuß Höhe, welcher unmittelbar und ziemlich steil aus der zu seinen Füßen sich ausbreitenden Hannaebene emporsteigt, eine ansehnlich große, doppelgethürmte Kirche. Dieser Hügel, auf welchen jährlich Tausende von katholischen Christen deutscher und slawischer Zunge pilgern, ist einer der gefeiertsten Wallfahrtsorte der östreichischen Monarchie und wird allgemein der Heilige Berg genannt. Der Heilige Berg und sein braunes, wunderthätiges Marienbild steht in gleichem Ansehen und Range wie Mariazell, Czenstochau und Albendorf. Die Lage der meisten Wallfahrtskirchen ist auf Bergen und hoch. Die äußern Eindrücke der Natur verbinden sich mit denen eines rauschenden, prächtigen Cultus und umstricken mit unsichtbaren Fesseln die Seelen der Gläubigen. Wir selbst empfanden diesen Eindruck, als wir von der Höhe des Heiligen Berges im marmorgewölbten Hauptportale der Wallfahrtskirche stehend einen Blick auf die reiche Scenerie vor- und rückwärts warfen und von einer Atmosphäre umgeben waren, in der Alles das üppigste katholische Leben athmete. Vor uns breitete sich wie ein reicher Teppich die blühende, fruchtbare Ebene aus, darüberhin phantastisch ein wolkenloser, tiefblauer Himmel und die Sonne schien beinahe mit italienischer Glut; hinter uns aus dem Innern der im Augenblicke menschenleeren Kirche kühlte ein weihrauchduftender Luftzug unsere heißen Schläfe auf erquickende Art; die feierliche Ruhe und Stille ward nur zeitweilig unterbrochen durch den ernsten Gesang einiger weißgekleideter Mönche, die im Chore die Hora sangen. Wie sich doch diese feierlichen Melodieen in das Herz schmeicheln, wie lockend diese vergoldeten Altäre, diese Marmorsäulen, diese mit aller Farbenpracht gemalten Heiligenbilder auf das Gemüth wirken und alle Sinne in Anspruch nehmen und berauschen! Wahrlich, es kostet Mühe, dieses äußern Zaubers sich ganz zu erwehren. . .

Eine ſlawiſche Proceſſion zog in die Kirche ein. Männer und Weiber warfen ſich vor dem Altare der braunen Himmels-Königin der Länge nach auf die Erde und beinahe wie die Indier vor den Wagen ihrer Götter ſtreckten ſie in gewaltiger Verzückung die Hände von ſich. Es war dies eine Kehrſeite des glänzenden Naturbildes.

Beinahe in ſchnurgerader Linie gegenüber vom Heiligen Berge liegt die großartige Abtei-Kloſter Hradiſch. Sie iſt ein Prachtbau, ein Palaſt, deſſen ſich ein König nicht ſchämen dürfte. Sie bildet ein beinahe regelmäßiges, in der Mitte durch einen Flügel verbundenes und durch vier Thürme flankirtes Viereck; aus der Mitte erhebt ſich ein hoher, die andern weit überragender Hauptthurm. Ein großer Theil der fruchtbaren Hannaebene war früher eine Domäne dieſes fürſtlichen Prämonſtratenſerſtifts; Kaiſer Joſeph II., geſegneten Andenkens, hob es, wie ſo viele derartige Inſtitute, auf; die Landgüter kaufte von der Staatsverwaltung der reiche Graf St. G., das Kloſter ſelbſt aber wurde zum Hauptſpital der olmützer Garniſon beſtimmt. Vor den Prämonſtratenſern waren hier Benedictiner; ihr Ausgang war mit einer grauenvollen Kataſtrophe verbunden, ſo berichtet wenigſtens die Chronik. Die herzogliche Burg in Olmütz ſtand mit dem Kloſter durch einen verdeckten Gang in Verbindung; die Gemahlin Herzogs Otto benutzte einſtmals denſelben, um der Meſſe beizuwohnen, wurde aber darin in der Dunkelheit von einem Manne aufgehalten und umarmt. Es war ein Laienbruder, der ein zartes Verhältniß mit einer Kammerfrau der Fürſtin hatte und dieſe unglücklicherweiſe für jene hielt. Die Fürſtin klagte ihre erfahrene Unbill ihrem Gatten, welcher den Abt des Kloſters vorlud und fragte: „Welche Strafe gebühre einem Convente, von dem ein Mitglied ſich zuchtwidrig an einer fürſtlichen Frau zu vergreifen wage?“ „Lebendig eingemauert zu werden“, lautete die Antwort. „Dir geſchehe nach deinen Worten!“ entgegnete der Herzog, ließ die Abtei von ſeinen Söldnern umringen und Abt und Mönche, im Ganzen 16 Köpfe, einmauern. Mehre Tage lang waren die Gebete und Sterbelieder der Unglücklichen hörbar, erſt am neunten Tage war Alles ſtill. Der Herzog gab die Abtei den Prämonſtratenſern vom Kloſter Strahof in Prag; dieſe bauten aber erſt zu Ende des 17. Jahrhunderts den jetzigen prächtigen Palaſt; ſeit dem Jahre 1846 iſt der Heilige Berg wieder ein Filial vom ſtrahofer Kloſter; Ferdinand I. gab ihnen die Erlaubniß zur Rückkehr.

Etwas weiter links vom Hradiſch, jenſeit der March, die ſich hier träge durch das üppige Gefilde windet, ſtarren die Wälle und gewaltigen Baſteien von Olmütz. Kühn und erhaben auf einem Felſen, beinahe wie eine Verwirklichung der Worte: „Du biſt der Fels, auf den ich meine Kirche bauen will“ — ſteht die Metropolitankirche zu St.-Wenzel; in ihrer Nähe befinden ſich die Reſidenzen der Dom- und Capitelherren, die den älteſten Adelsgeſchlechtern angehören müſſen und reiche Sinecuren für die nachgeborenen Söhne derſelben bilden; ohne eine gewiſſe Anzahl von Ahnen wird keine Dompräbende vergeben und in Ermangelung derſelben würde ſich die Tugend eines Fénelon, die Begabung eines Boſſuet vergebens darum bewerben. In der Domdechanei zeigt man heute noch die Stelle, auf welcher Wenzel III., der letzte Herrſcher Böhmens und Mährens aus dem Geſchlechte der Przemisliden, am 4. Auguſt 1306 von einem Ritter aus ſeinem Gefolge ermordet wurde. Der erzbiſchöfliche Palaſt ſelbſt zeichnet ſich weder durch impoſante Größe noch beſondere Schönheit des Baues aus; berühmt für immer iſt er nur durch die geſchichtlichen Ereigniſſe, die im Verlauf der letzten Jahre hier vorfielen; innerhalb ſeiner Mauern geſchah die unvermuthete Thronentſagung Ferdinand's I., die Thronbeſteigung des jetzigen Kaiſers von Oeſtreich, in denſelben Sälen wurde durch die Conferenzen Schwarzenberg's und Manteuffel's eine der bewegteſten Perioden deutſcher Geſchichte zu einem Abſchluß gebracht. Auch die Univerſitätsbibliothek befindet ſich in dieſem Stadttheile; in einer ehemaligen Kloſterkirche iſt eine Maſſe von Büchern in guter Ordnung aufgeſtellt; unter den Handſchriften wird als einer der erſten Schätze eine von Melanchthon eigenhändig ge-

ſchriebene „Augsburger Confeſſion“ betrachtet. Neben dieſem Sitze der Muſen hat auch der Kriegsgott prachtvolle Tempel; das ehemalige weitläufige Jeſuitencollegium, ganz in dem überladenen Stile dieſes unternehmenden Ordens, beherbergt gegenwärtig ein Regiment Infanterie; auch liegt daſelbſt eine kleine proteſtantiſche Kapelle, in welcher ein oder zwei mal des Jahres Gottesdienſt für die evangeliſchen Soldaten abgehalten wird. Die neue Mineurkaſerne iſt ein großartiger Bau, ein Meiſterſtück militäriſcher Architektur. Der Baumeiſter derſelben, der ehemalige Ingenieurhauptmann Baron von Stein, commandirt jetzt als türkiſcher General ein Armeecorps in Anatolien. Jenſeit der Dächer und zahlreichen Thürme der Biſchofſtadt, die vor Joſeph II. einen unendlichen Reichthum an Mönchs- und Frauenklöſtern beſaß, erhebt ſich ein unbedeutendes Plateau. Von hier aus bombardirte Keith 1758 Olmütz, unweit davon befand ſich in einem armſeligen hannakiſchen Dorfe das Hauptquartier des Alten Fritz, welcher mehr als ein mal perſönlich die Trancheen gegen die Feſtung beſichtigte und nach eigener Anleitung verbeſſerte. Jenes Plateau krönen jetzt zwei Forts, von denen man nur die Rauchfänge bemerkt und die in der Erde halbverſenkt zu ſtehen ſcheinen; links und rechts davon ſchweift der Blick über unabſehbare Gefilde, welche ohne Ausnahme der Göttin Ceres gewidmet ſind; den beſten Weizen, das beſte Korn liefert die Hanna; wie verlorene Eilande tauchen hier und da Ortſchaften mit ihren Häuſern und Kirchthürmen auf. Ein kleiner Bach, welcher nach kurzem Laufe ſein Waſſer mit den trüben Fluten der March vermiſcht, ſchleicht die weite Ebene dahin; an ſeinen Ufern waren ſchon oft militäriſche Uebungslager; 40,000 Mann lagerten erſt im Herbſte 1853 daſelbſt und wurden von Abgeſandten der europäiſchen Armeen beifällig gemuſtert. Ein anderes, aber ernſteres, blutiges Schauſpiel fand 600 Jahre früher auf denſelben Feldern ſtatt; Baidar Khan hatte mit 200,000 Tataren ſeine Zelte hier aufgeſchlagen und bedrängte die Burg Olmütz mit wildem Stürmen. Nur Kloſter Hradiſch fiel in die Hände der Aſiaten, die Stadt ſelbſt widerſtand heldenmüthig. Am 25. Juni 1241 überfiel Held Jaroslaw von Sternberg mit 15,000 Mann das Mongolenlager, hieb im Zweikampfe den feindlichen Heerführer zuſammen und zerſtreute das Belagerungsheer, das in wilder Flucht ſeinen öſtlichen Steppen zueilte. Dieſer Kampf des Weſtens mit dem Oſten war für lange Zeit entſcheidend und ſicherte Europa auf Jahrhunderte ſeine Ruhe, bis ein anderer aſiatiſcher Stamm, die Türken, die Rolle der Mongolen übernahm und es aufs neue mit Invaſionen ängſtigte. Die Königinhofer Handſchrift, dieſe altböhmiſche Iliade, feiert jenen Entſcheidungskampf ſowie die Kämpfe am Berge Hoſtein mit ihren ſchönſten Geſängen und flicht um die Heldenthaten ihrer nationalen Kämpen einen Kranz duftiger Romantik, ſo unverwelklich wie das Nibelungenlied.

Die vorübergehende Beſitzergreifung der Marchebene durch die Tataren ſcheint übrigens nicht ſpurlos verlaufen zu ſein. Die häufig in frappanter Weiſe an die mongoliſche Race erinnernde Phyſiognomie vieler rothbehoſter Hannaken, die auch zudem eine eigenthümliche Vorliebe für Pferde und Reiten und andere ſinnliche Vergnügungen beſitzen, während die geiſtige Seite ihrer Natur ſehr ſtiefmütterlich bedacht ſein ſoll, erinnert wol auch noch an dieſe alte Zeit.

Von dem erhabenen Standpunkte des Heiligen Berges aus betrachtet bildet die Abtei Hradiſch beinahe die Mitte des landſchaftlichen Bildes; in ziemlicher Weite rechts wird es von den Höhenzügen des böhmiſch-mähriſchen Grenzgebirges im weiten Halbbogen umſchloſſen. In duftiger Ferne erblickt man die Contouren des ſpiegliger Schneeberges; terraſſenförmig ſtuft ſich von jener Seite das Gebirge ab, bewaldete Vorſprünge treten bis in die Ebene heraus und geben ihr hier beinahe das Ausſehen eines ungeheuern engliſchen Parks von den großartigſten Dimenſionen. Mitten durch in die Waldnacht der böhmiſchen Berge führt die prager Staatsbahn; Locomotiven, lange Wagenzüge ſchleppend, fliegen ohne Unterlaß darauf hin und her und geben Zeugniß von dem reichen Leben, das

auf dieſer großartigen Verkehrsader pulſirt. Wie verhältnißmäßig öde ſind dagegen die Landſtraßen, die nach allen Seiten ſtrahlenartig von dem Centrum Olmütz auslaufen! Jene alten hochbepackten, mit 4—6 Pferden beſpannten Frachtwagen ſind bereits eine hiſtoriſche Antiquität und nur die galiziſche Straße wird noch einigermaßen durch den Zutrieb zahlreicher, weißgrauer Ochſenheerden belebt, die jährlich in bedeutender Anzahl von den fetten Weiden Podoliens und Volhyniens kommen, um die Reſidenz und viele andere Städte im Herzen der öſtreichiſchen Monarchie mit ihrem Fleiſche zu verſorgen. Die Treiber dieſes lebendigen polniſchen Exportartikels ſind von wildem, fabelhaft ſchmutzigem Ausſehen; ihr leinener Kittel und ihr Hemde kommen nur wenn es regnet mit Waſſer in Berührung und ein deutſcher Baron aus der Gegend von Manheim, welcher zum erſten male dieſe Menſchengattung ſah, wollte es nicht glauben, daß ſie auch zu den Reichsbürgern Oeſtreichs gehörten. Was hätte er erſt geſagt, wenn man ihm die Verſicherung gegeben hätte, daß Geſtalten dieſer Art 1848 auf dem Wiener Reichstage ſaßen!

Zur äußerſten Rechten vom Heiligen Berge liegt zum Theil auf der Ebene, zum Theil einen waldigen Abhang hinauf Sternberg. Wir verließen den Wallfahrtsort und nahmen es zum Ziel unſerer nächſten Wanderung. Der Weg dahin führt durch mehre hannakiſche Dörfer, die trotz ihrer meiſt regelmäßig in zwei Linien ſtehenden, grell bemalten Häuſer einen ziemlich armſeligen Contraſt zu der reichen, üppigen Gegend bilden. Gleich beim Eintritt in ſeine Straßen fühlt man den vollen Pulsſchlag deutſchen Lebens, welcher in Sternberg herrſcht; nur an Markttagen bemerkt man die Nähe der ſlawiſchen Region. Die Induſtrie hat in Sternberg einen Hauptſitz; die ganze Stadt iſt eine große Weberwerkſtätte; aus allen Häuſern hört man das Pochen der Webeſtühle, das Schnarren und Summen der Spulräder; das Weberſchiffchen fliegt und ſchwirrt unermüdlich hin und her, täglich eine enorme Maſſe jener bunten, baumwollenen, lang- und viereckiggeſtreiften Zeuche und Tüchelchen verfertigend, die auf allen größern Stapelplätzen der öſtreichiſchen Monarchie unter der allgemeinen Benennung „Sternberger Waare" bekannt und gekauft werden. Man nennt Sternberg das mähriſche Mancheſter, doch dürfen natürlich in keiner Weiſe die hieſigen Etabliſſements mit denen des engliſchen Platzes einen entfernten Vergleich aushalten; nur in der Allgemeinheit, daß nämlich eine ganze Stadt einen einzigen Induſtriezweig betreibt, würde er zuläſſig ſein. Fabriken im großartigen Maßſtabe, wo die Dampfkraft und andere Hülfsmittel der modernen Induſtrie ebenfalls in ſolcher Ausdehnung wie in England angewendet und benutzt würden, trifft man hier nicht; die Fabrikation iſt noch mehr vertheilt und nicht blos in den Händen einiger Wenigen; dies und die Billigkeit aller Lebensbedürfniſſe, welche die Hanna in unerſchöpflichem Ueberfluß liefert, ſind Urſache, daß man hier beinahe noch kein Proletariat kennt und der Arbeiter ſelbſt für geringen Verdienſt noch beſſer lebt als anderwärts für höhern.

Ueber den Berg, an deſſen Fuße ſich Sternberg maleriſch hinbreitet, nahe vorüber an der Ruine jener Veſte, die der Mongolenbeſieger erbaute und der Stadt den Namen gab, führt in ſchneckenförmigen Windungen eine vortrefflich gehaltene Kunſtſtraße. Die Wanderung auf derſelben bietet köſtliche Naturgenüſſe; jede Wendung zeigt neue Bilder mit Staffagen und Scenerieen der reichſten Art. Auf dem bei 2000 Fuß hohen Gipfel hat man eine unermeßliche, großartige Fernſicht; hierher, auf dieſen Punkt, wenn die Sonne im Aufgehen oder Verſcheiden oder im Zenith iſt, hätte der Verſucher den Heiland führen können, um ihm „alle Herrlichkeit der Welt" zu zeigen. Wie ein Garten breiten ſich unüberſehbar die üppigen Gefilde der Hanna aus; unzählige Städte, Dörfer, Höfe und Weiler überblickt man zu gleicher Zeit, dazwiſchen Wälder, Büſche und Teiche, die im Sonnenſchein wie große kryſtallene Spiegel glänzen. Ein dunkler, blauduftiger Rahmen ferner Bergreihen umſchließt dieſes prachtvolle Naturgemälde von allen Seiten und macht es dem Wanderer ſchwer, ſeine Schritte von dieſer Stelle weiterzulenken.

Beinahe eine Meile davon aber theilt ſich die Straße; ein Arm führt nach Troppau, der ſchleſiſchen Hauptſtadt, der andere mitten in das Herz des Geſenkes. Wir ſchlugen dieſen ein, um auch dort Land und Leute aus eigener Anſchauung kennen zu lernen. Ch. P.

Der alte Sorgenſtuhl.

Ein Lebensbild.

— In einem gepolſterten Lehnſtuhl ſaß traurig ein Mann mit gebleichtem Haar und ſorgenvollem Antlitz. Vor ihm ſtand ſeine Tochter, ein blühendes junges Mädchen, und ſchmiegte ſich tröſtend und bittend an den Vater, der, das Haupt in die zitternde Hand geſtützt, mit thränenſchwerem Blicke hinaus ins Weite ſchaute... Es klopfte. Ein Gerichtsbote trat herein. Es war ein wohlbeleibter, behäbiger Mann, mit einem gutmüthigen Geſicht, das verrieth, wie die Ausübung ſeiner Pflicht ihm oft wol recht ſchwer fiel. Er hatte wie üblich vor acht Tagen ſeinen Auftrag ſchon angekündigt und kam heute ihn zu vollſtrecken.

Sie kommen nach Dem, was ich heute wie vor acht Tagen nicht habe — nach Geld —, nur meine Perſon ſteht zu Ihrer Verfügung! So ſprach bekümmert der Schuldner.

Ich habe vorerſt dem Buchſtaben meines Auftrags nachzukommen und bitte Sie, mir Ihren Schrank und alle Behältniſſe aufzuſchließen, entgegnete der Gerichtsbote.

Die Behältniſſe waren leer.

Dann müſſen wir zu dem Mobiliar übergehen, ſagte der Executor mit mitleidigem Achſelzucken. Er ſchaute ſich um und das zwar freundlich, aber dennoch nur dürftig ausſtaffirte Stübchen eines kleinen Landſtädtchens bot für den exequirenden Blick wenig Anhaltspunkte. Ein paar Tiſche und Stühle, ein Schrank, die beiden Betten ſuchten, geſchickt geordnet, das Stübchen zu füllen.

Mein erſter Auftrag wäre beendigt, ſagte der Gerichtsbote laut und fügte leiſe hinzu, damit es das junge Mädchen nicht höre, meinen zweiten kennen Sie. Ich hoffe, daß Sie meine Rückſicht nicht mißbrauchen werden.

Mein Gott — nein, flüſterte der Angeredete zurück, o mein Kind, mein Kind!

Clärchen weinte. Der Vater hatte ſich als Fabrikant verſucht, Unglück gehabt und zog verſchuldet in ein kleines Städtchen, um nicht ganz zuſammenzubrechen. Seine Gläubiger verfolgten ihn. Er und ſie, Beide wußten, daß ihn eine Foderung von 800 Thalern, die er nicht berichtigen konnte, ins Gefängniß führen mußte.

Der Executor ſchickte ſich zum Gehen an. Nochmals wandte er ſich und wie um den peinlichen Eindruck zu verſcheuchen, ſagte er ſcherzend: Da hätte ich mir beinahe das Beſte entgehen laſſen. Welch ein ſchöner Seſſel mit goldenen Nägeln und noch ſtrammer Lehne! Den muß ich mit Beſchlag belegen!

Wie? rief Clärchen, die bisjetzt lautlos zitternd dageſtanden und von der Ruhe, ja Behaglichkeit, wie das unglückliche Geſchäft abgemacht wurde, tiefſchmerzlich berührt worden war; wie? rief ſie und ſtürzte bei dieſen Worten auf den Stuhl, als wollte ſie ihn mit Gewalt vertheidigen, dies letzte, dies einzige Stück, das können, das dürfen Sie uns nicht rauben! Es iſt des Vaters Sorgenſtuhl, hier athmet er ſo ruhig, vergißt alle Schmerzen, wie's auch auf der Erde trüb und traurig ausſieht, hier iſt Friede. Sie nehmen uns dies letzte Kleinod nicht!

Ja, ſagte auch der Vater, es iſt mir ein liebes, theures Stück, das ich als werthes Andenken an einen Genoſſen meiner Familie, der bei uns ſtarb, aus den Trümmern frühern Glanzes rettete. Der Vetter hielt den Stuhl beſonders werth, machte darin ſein

Mittagsschläfchen und ich bin seiner Neigung gefolgt — es würde mich schmerzen, den Stuhl opfern zu müssen.

Na! Na! sagte der Gerichtsbote. Sitzen Sie nur bis Abend noch darin und behalten Sie ihn überhaupt ganz! Gegen 800 Thaler kommt er nicht auf.

Der Executor verabschiedete sich mit einem letzten, bedeutungsvollen Blicke auf den Vater und ging. Das arme Mädchen athmete freier auf, doch ihr Glück war nur kurz, der Abend nahte, ihr Vater mußte sein Wort lösen. Er suchte vergeblich nach Worten, um seinem geliebten Kinde die Trennung weniger schwer zu machen. Nicht wahr, sagte er, du wirst stark sein, wirst es beweisen, daß dich die Schule der Noth großgezogen hat und wirst ertragen, wenn ich von dir scheiden muß?... Das junge Mädchen war einer Ohnmacht nahe, ihr ganzes Herz zuckte krampfhaft zusammen, als wollte es in einem einzigen, großen Schmerze vergehen, aber die Liebe zu ihrem Vater gab ihr Kraft. Sollte das tiefe Wehe, das durch ihre Brust zitterte, mit seiner ganzen Schwere auch den Vater niederdrücken? Nein, sie durfte ihm diese Stunde nicht noch verzweiflungsschwerer machen, als sie schon war und ihm mit neu entflammtem Seelenmuth ins Auge blickend, entgegnete sie fest: Vater! Gott wird mir Muth geben, es zu ertragen. Er bürdet uns nichts auf, was über unsere Kräfte geht und wenn wir ihm nur recht vertrauen, dann kommt die Hülfe gewiß.

Der Vater umarmte sein Kind und küßte es, dann aber eilte er hinaus, seiner Thränen nicht mehr mächtig.

Er saß im Gefängniß.... Als sich die Wellen des ersten, heftigen Schmerzes gelegt hatten, begann die Tochter tagelang über die Mittel zur Befreiung des theuern Gefangenen nachzusinnen. Mit der Schuldhaft desselben kann den Leuten nichts gedient sein, dachte sie, ich will ja von meinem Verdienste abzahlen, so viel ich kann... Und nach acht Tagen kam sie, ohne ihrem Vater, den sie besuchen durfte, davon zu erzählen, zu einem Entschlusse. Sie ergriff die Feder und klagte in warmen, rührenden Worten dem klägerischen Handlungshause, das den Vater hatte festsetzen lassen, ihre unglückliche Lage. Ich weiß, sagte sie am Schlusse dieses Briefes, daß mein redlicher Wille nicht genügen kann und daß ich niemals im Stande bin, unsere Schuld ganz zu tilgen, aber vielleicht schlägt in Ihnen noch ein fühlendes Herz, daß Sie nicht kalt und grausam einen Vater von seinem Kinde trennen, wenn Ihnen diese Trennung niemals Vortheil, nur neue Opfer kostet. Sie sind vielleicht durch Erfahrung zu der Ueberzeugung gekommen, daß dies harte Mittel das einzige ist, um böse noch zahlungsfähige Schuldner zahlbar zu machen und dann wird auch meine Bitte an Ihrem Ohr verhallen, aber den wahrhaft Armen und Unglücklichen drängt dieser Act zum Abgrund der Verzweiflung, dann ist er nicht gerecht, dann ist er grausam und vergiftet das Herz, wie das höhnische Lächeln über den letzten Athemzügen eines Sterbenden. O, mit meinem Herzblut möchte ich die Freiheit meines Vaters erkaufen, jedoch Blut und Thränen haben keinen Werth. Ich biete Ihnen ja, was ich vermag und wenn dies Ihnen zu unbedeutend ist, dann bewege Sie der Gedanke, daß es eine edle, barmherzige That ist, einem Vater sein Kind, ein Kind seinem geliebten Vater wiedergegeben zu haben.

Als Clara diesen Brief geschrieben und eiligst auf die Post getragen, wurde ihr leichter, sie athmete von neuem auf, die Hoffnung, dieser glückliche Traumschatz der Jugend hob ihre Brust. Sie hatte jeden Tag, sooft es ihr die Arbeitszeit erlaubte, ihren Vater besucht und ihn stets ruhig, mit Geduld sein Unglück tragend, gefunden; als sie ihm aber heute in die Arme eilte, da strahlte ihr Auge so hoffnungswarm, daß sich dieser Zauber unwillkürlich auf das Gemüth des Gefangenen ausdehnte. Du bist so glücklich heute, mein Kind, sprach er, ich freue mich, daß du dich vom Unglück nicht ganz daniederbeugen läßest.

Wir werden wieder glücklich werden; gib Acht! entgegnete das junge Mädchen. Aber

ſie brach, als ob ſie ſchon zu viel verrathen, geheimnißvoll ab und ging heute eher nach Hauſe als ſonſt.

Wie bangte, wie hoffte das junge Mädchen einer Antwort entgegen! Endlich ging eine ſolche ein. Haſtig erbrach ſie das Siegel eines Schreibens, das ihr der Poſtbote ſchon zufällig auf der Straße einhändigte. Man ſchrieb, daß der Sohn des Hauſes binnen kurzem „nach dorten" kommen, die Sache in Augenſchein nehmen und nach Befinden die nöthigen Schritte thun würde.

Alſo neuer Aufſchub! Sie calculiren und rechnen, jammerte ſie für ſich, und darüber geht der greiſe Vater zu Grunde!... Es war ihr unmöglich, heute den Vater zu beſuchen. Sollte er auf ihrem Antlitz ihre ſcheiternde Hoffnung leſen? Ein ſolcher Beſuch war ja des Gefangenen einziger Troſt und erſt am andern Morgen fand ſie dazu die nöthige Ruhe und Faſſung.

Einige qualvolle Tage waren vergangen. Clara ſaß ängſtig nähend an einer Arbeit und ſann darüber nach, welch lange Zeit im kaufmänniſchen Verkehr „binnen kurzem" ſei, da klopfte es an die Thür und ihr Antlitz übergoß ſich mit Glut. Es mußte der Fremde ſein, denn das Klopfen jedes ihrer wenigen Bekannten hatte ſeine eigenthümlichen Merkmale, die dem feinen Ohr des jungen Mädchens nicht entgingen. Und in der That, ein Fremder trat ein. Sie hatte ſich einen langen, kalt ausſehenden Geſchäftsmann gedacht und war nicht wenig überraſcht, als ihr ein zwar beinahe unanſehnlicher, aber doch feiner, ſcharfblickender Mann entgegentrat, auf deſſen etwas verwachſenen Schultern ſich ein Antlitz wiegte, das ausgebildete Intelligenz und doch wiederum eine gewiſſe vertrauenerweckende Zuthunlichkeit verrieth. Sie fand daher bald ihre Faſſung wieder und hieß ihn mit Artigkeit willkommen.

Das dürftige Meublement, aber noch mehr das beſcheidene, ſchöne, zart und ſinnig ausſehende Mädchen ſchienen auf den Fremden, der vielleicht ſchon gegen vierzig Jahre zählen mochte, großen Eindruck zu machen. Er berührte die Differenz in ſchonender Weiſe, ſprach von dem kleinen Städtchen, den frühern Verhältniſſen des Vaters, von ſeiner Abſicht, in der Umgegend einige Geſchäfte zu machen und rückte ſo vertrauenerweckend dem in Zittern und Bangen vor ihm ſitzenden Mädchen auf ſeinem Stuhle näher, daß ſie die glücklichſte Hoffnung ſchöpfte und keinen Augenblick mehr zweifelte, der Sohn des fremden Handlungshauſes würde gütig an ihr handeln und die ſofortige Befreiung des Vaters anordnen.

Herr Gebhard, ſo hieß der Kaufmann, verſprach, am nächſten Tage auf dieſen Gegenſtand ausführlicher einzugehen, bat aber Clärchen, noch nichts über die Gründe ſeiner Anweſenheit im Städtchen laut werden zu laſſen, auch dem Vater noch ſeine Abſicht zu verſchweigen. Unternehmungen dieſer Art, ſagte er, gehen nicht ſo raſch, als man hofft und wünſcht. Es gibt dabei immer noch einige Formalitäten zu beobachten, die ihre gehörige Zeit erfodern. Doch morgen komme ich wieder und ich hoffe, ich werde Ihnen dann noch willkommener ſein als heute.

Herr Gebhard ergriff dabei die zarte Hand des Mädchens und blickte voll Theilnahme in die ſchönen blauen Augen, deren ſeidene Wimpern Clärchen niederſchlagen mußte. Die Freundlichkeit des fremden Herrn hatte etwas Beklemmendes für ſie.

In ſicherer, glücklicher Hoffnung brachte ſie den Abend, die Nacht und den nächſten Morgen zu. Es war ſchon elf Uhr, als es wieder an ihre beſcheidene Wohnung, die im erſten Stocke eines Häuschens der Vorſtadt lag, klopfte und Herr Gebhard in großer Eile erklärte, er müſſe die Angelegenheit des Vaters noch um einige Stunden aufſchieben. Ein dringendes Geſchäft zwinge ihn, einen Ausflug auf das Gut eines nahewohnenden Geſchäftsfreundes zu machen. Sollte er erſt gegen Abend zurückkommen können, ſo möchte ihn Clärchen nur nicht mit zu großer Ungeduld erwarten, er würde ſich ganz beſtimmt noch vor Sonnenuntergang einfinden.

Clärchen brachte bange Stunden zu. Im Tone des Herrn Gebhard hatte etwas so Befremdliches gelegen, das ihr fast jede Hoffnung rauben wollte. Und bedarf es dieses Aufschubes? sagte sie. Warum zögert er? Kann ich andere Bedingungen bieten, als die Schuld nach und nach durch den Erwerb meiner Hände und vielleicht ein neues Unternehmen, das der Vater beginnen will, abzuarbeiten und zu tilgen?

Die Sonne war schon untergegangen, als Herr Gebhard wiedererschien. Er mußte bei seinem Geschäftsfreunde eine gute Aufnahme gefunden haben. Er war in heiterer Laune, geröthet und gesprächsam. Mit einer sonderbaren Vertraulichkeit begrüßte er Clärchen, als diese sein Kommen auf der Stiege gehört hatte und ihm schon entgegengeeilt war. Nun, Herzenskind, sagte er, jetzt will ich aufrichtig zu Ihnen reden. Er nahm einen Stuhl, rückte zu Clärchen heran und drückte sie, da sie zögerte, auf einen andern Sessel neben sich. Sehen Sie, liebes Clärchen, das wird sich schon machen, wird sich schon machen. Nur — nur — ha! ha! Was das für ein verwünschtes Nest ist, in dem Ihr hier wohnt — ein recht verdammtes Nest und gar nicht Ihrer würdig, liebes Clärchen!

Clärchen fand die Stadt so unfreundlich nicht. Herr Gebhard zog seine etwas verwachsene Schulter noch höher, als sie schon war, und erging sich in allerhand Späßen über die philisterhaften Entdeckungen, die er bei seinen Wanderungen durch das einfache Städtchen gemacht haben wollte. Sie müssen von hier fort, schloß er endlich.

Fort? sagte sie. Mein Vater will hier ein einfaches kleines Geschäft begründen.

Kann sein! Ganz gut! Ganz gut! Das kann er. Aber Sie, liebes Clärchen, Sie — was Sie für ein schönes Händchen haben, zum Küssen, wahrhaftig zum Küssen —

Clärchen zog die Hand zurück. Es war dunkel in ihrem Stübchen geworden. Sie fürchtete sich vor den Blicken des Mannes, der in der That ihre Hand nicht eher freiließ, als bis er sie geküßt hatte.

Sie müssen fort von hier, wiederholte er. Sie müssen in einer größern Stadt wohnen. Sie haben so viel Bildung — Ihr Brief, ja, ja, Clärchen, Ihr Brief an unser Haus hat mir's angethan. Papa, sagt' ich, was quälen wir den armen Mann! Ich muß ohnehin den Gutsbesitzer Natorff besuchen. Dann steig' ich in O. ab und lasse den Mann aus dem Loch und die 800 Thaler schreiben wir in den Schornstein. Ha, ha! Falls nämlich — Clärchen! Ja, ja, Clärchen, Sie haben Augen wie Vergißmeinnicht. Wie ich Ihren Brief gelesen, dacht' ich: Das Mädchen ist gebildet und gewiß auch sehr hübsch und richtig, ich komme, sehe und sehe einen Engel. Clärchen, Sie kommen in die Stadt. Ich sorge dafür. Unsere Stadt ist groß. Da findet sich schon ein Platz, wo ich recht, recht oft und ungestört in Ihre wunderschönen Augen schauen kann.

Clärchen war aufgesprungen. Sie konnte diese Worte schon nicht mehr hören, so wirbelten ihr die Sinne. Sie stand wie vom Schlage getroffen. Der Blick des Herrn Gebhard war dem jener Schlangen zu vergleichen, der betäuben soll. Ihr Schweigen aber ermuthigte den Frevler. Immer kühner fuhr er fort:

Ach, ich bin unglücklich verheirathet, liebes Clärchen. Ich mußte nach Geld heirathen, ohne Liebe. Clärchen, ohne Liebe! Ach, das ist ein Jammer, ohne Liebe heirathen zu müssen. Die Aeltern hatten das schon so ausgemacht. Ich war verlobt, ehe ich meine Braut gesehen. Nun hab' ich das Schicksal. Glanz und Gold genug, aber nichts fürs Herz, nichts fürs Auge. Clärchen, du, du mußt mein werden; du, nur du!

Weiter kam Herr Gebhard nicht. Das schamglühende Mädchen hatte mit Gewalt seine liebkosenden Hände von sich gestoßen und war mit einem einzigen wie in Verzweiflung ausgestoßenen Herr Gebhard! an die Thür gesprungen, die sie öffnete.

Was thun Sie? Ich bitte Sie! rief der Ueberraschte.

Mit zitternder Stimme hauchte Clärchen die fast tonlosen Worte:

Herr Gebhard! Sie kommen von einem Gastmahle. Ich ersuche Sie, verlassen Sie ein Zimmer! Morgen werden Sie gesammelter sein.

Da Clärchen sich auf die ersten Stufen der Treppe zurückzog, murmelte Herr Gebhard etwas vor sich hin, nahm den Hut und wollte sie durch diese Förmlichkeiten sicher machen und zurückzukehren. Doch begleitete sie seinen scheinbaren Abschied mit einem weitern Zurückgehen auf der Treppe. Er mußte ihr folgen. An der Hausthür erst ließ sie den Beschämten an sich vorüber. Er ging stumm und lächelnd. Er fürchtete das Aufsehen in der Nachbarschaft.

Furchtbar war die Nacht, die Clärchen verbrachte. Der Schlaf wollte nicht erquickend über ihre Augen kommen. Wüste Bilder, die sich in Fratzen verzerrten, schreckten sie auf, wenn sie eben entschlummern wollte. Erst als sie in dem Gedanken an ihren im Gefängniß weilenden edlen Vater in Thränen ausbrechen mußte, erst da kam ein linderer Geist über sie und ließ sie gegen Morgen sanft entschlummern.

Ihr Erwachen war jammervoll genug. Sie sah, daß ihres Vaters Rettung nicht in ihre Macht gegeben war, sie setzte voraus, Herr Gebhard würde abgereist sein und sie die Rache dafür fühlen lassen, daß sie seine unwürdigen Anträge zurückgewiesen.

Wie erstaunte sie daher, als Morgens gegen zehn Uhr aus dem Gasthofe ein Brief kam, in dem ihr Herr Gebhard schrieb:

Mein verehrtes Fräulein!

Vergeben Sie meine Unbesonnenheit! Ja, ich kam gestern von einem fröhlichen Mahle. Ich war meines Bewußtseins nicht mächtig. Sie sind ein edles, tugendhaftes Wesen, das man hochverehren muß. Sie sind würdig, die glückliche Tochter Ihres Vaters zu sein. Unverzüglich laß' ich den Befehl seiner Befreiung geben und darf ich, da ich um elf Uhr reise, noch einmal vor Sie hintreten und mir Ihre Verzeihung erbitten? Zürnen Sie nicht Ihrem aufrichtig ergebenen . . .

Der Name war nur angedeutet. Aber wie jubelte das glückliche Mädchen auf! Ihre Voraussetzung hatte sie nicht betrogen. Nur der Augenblick hatte den fremden Mann, von dem ihr ganzes Lebensglück abhing, hingerissen. Sie wußte nicht, was sie thun sollte. Sie überlegte, ob sie wagen könne, selbst in den Gasthof zu eilen. Sie wollte dann ins Gefängniß, wo sie seit zwei Tagen nicht gewesen war. Dann fürchtete sie wieder, Herr Gebhard könne sie auf diese Art verfehlen.... So stand sie rathlos, ordnete ihr Zimmer, stellte Blumen ans Fenster, schmückte sich sogar, als ob ein Festtag angebrochen wäre, und war es nicht ein Festtag? Durfte sie nicht hoffen, den Vater in kürzester Frist frei und in ihren Armen zu sehen?

In dieser Stimmung klopfte es. Es war Herr Gebhard. Er kam, wie er geschrieben hatte, reisefertig. Mit niedergeschlagenen Augen bot er Clärchen die Hand. Sie nahm sie und drückte sie voll Dankgefühl. O, rief sie, möge Sie der Himmel mit jedem Glücke belohnen! Der Vater wird frei! Wann darf ich zu ihm fliegen?

In einer Stunde, sagte Herr Gebhard und setzte sich seufzend. Er sprach von seinem Leichtsinn. Clärchen bat ihn, den Gegenstand zu verlassen. Er that es, doch kehrte er nach einigen Ausweichungen wieder darauf zurück. Er erzählte Manches aus seinem Leben. Er sagte, die Reichen wären unglücklicher oft als die Armen. Ehrgeiz und Leidenschaft verbitterten sie. Was er am gestrigen Abend von seiner Familie gesagt hatte, nahm er nicht zurück. Er besäße Kinder, sagte er, aber seine Frau verstünde ihn nicht. Sein Ton war so weich, seine Miene so treuherzig, daß Clärchen Vertrauen faßte und ihm den Muth zusprach, für das Viele, was er besäße, sich die einzige Entbehrung nicht so kümmern zu lassen. Sie pries das Loos der Begüterten, schilderte ihre eigene frühere Lage und gab ihre Hoffnungen an, die sie auf die neue Unternehmung des Vaters setzte.

So verfloß fast eine halbe Stunde. Herr Gebhard erhob sich. Der Abschied war gekommen. Er nahm Clärchen's Hand. Ruhig und voll Vertrauen gab sie sie ihm. Sie

lehnte ſich an den alten Sorgenſtuhl des Vaters. Da es ihr ſchien, als wenn Herr Gebhard jetzt gehen wollte, folgte ſie einen Schritt, aber in demſelben Augenblick erlebte ſie etwas Furchtbares. Der falſche, tückiſche Heuchler umſchlang ſie mit beiden Armen. Wie wahnſinnig drückte er die fahlen Lippen auf ihr erblaſſendes Antlitz und mit dem Rufe: Du mußt mein ſein! warf er das Opfer ſeiner elenden Leidenſchaft auf den Lehnſeſſel. Schon erſtickte er mit der linken Hand die um Hülfe rufende Stimme des armen Mädchens, da krachte der Seſſel unter der Wucht der Ringenden zuſammen. Clärchen wand ſich frei. Mit der Behendigkeit ihrer wiedergewonnenen Kraft ſprang ſie ans Fenſter, riß es auf, ſchwang ſich auf die Brüſtung und wäre hinuntergeſprungen, wenn der Elende nicht gerufen hätte: Um Gotteswillen, kein Aufſehen!

So ſaß ſie einen Augenblick in furchtbarſter Spannung.

Herr Gebhard raffte ſich auf, betrachtete ſie noch eine Weile fragend. Sie antwortete nur mit der Geberde, bei ſeiner geringſten Annäherung einen Schrei auszuſtoßen, der alle Nachbarn zu Hülfe riefe. So blieb ihm nichts übrig, als ſich zu entfernen. Er that es tückiſch und zähneknirſchend.

Clara ſtieg vom Fenſter nieder. Sie war einer Ohnmacht nahe. Der Blick auf den zertrümmerten Liebling des Vaters, den ſie ihm längſt ſchon ins Gefängniß nachgeſandt hätte, wenn ſie ihm nicht hätte eine neue Umkleidung wollen geben laſſen, erpreßte ihr Thränen. Da ſaß ſie, wie vor einer zertrümmerten Welt. Ein neuer Abſchnitt ihres Lebens! Wie ſchmerzlich, wie peinvoll! Sie weinte noch, als ſchon in der Ferne vom Marktplatz her das Poſthorn ertönte, unter deſſen Klängen Herr Gebhard eben in ſeinem eigenen Wagen abreiſte. Sie wußte wohl, daß ſie ihm den Preis nicht gegeben hatte, um den allein der Elende den Vater befreien wollte.

Als ſie noch ſo ſaß und den zertrümmerten Lehnſtuhl betrachtete, fiel ihr ein Blinken am Fußboden auf. Sie ſah näher hin. Es iſt ein Goldſtück. Um Gotteswillen, denkt ſie, ſollte es der Unglückliche verloren haben? Sie nimmt es auf. Da bemerkt ſie ein zweites, ein drittes. Sie rückt an dem zerbrochenen alten morſchen Stuhle, aus ihm fällt ein viertes. Nun entdeckt ſie den wunderbarſten Schatz. In den ſtaubigen und niedergeſeſſenen Roßhaaren der Polſterung des uralten Sorgenſtuhls liegen Rollen von Goldſtücken. O mein Gott, was iſt das? ruft ſie, ſchließt zitternd die Thür, unterſucht und findet eine Summe von einigen tauſend Thalern in Gold. Ihr Herz ſchlägt ihr hörbar. Sie lacht, ſie weint. Sie ſammelt Alles, legt es in ihren alten Schrank, verſchließt ihn, nimmt Hut und Tuch, ſchwankt wieder, betrachtet noch einmal ihren Fund, den alten Seſſel, gedenkt der Geſchichten, die der Vater von dieſem Seſſel erzählte, und eilt nun ſpornſtreichs in die Stadt, auf den Markt, ins Gefängniß. Von einer Freilaſſung des Vaters war hier keine Rede geweſen. Man läßt ſie zum Vater ein. Dieſer ſieht ihre Aufregung, fragt, hört, kann kaum glauben. Aber es iſt ſo. Er beſinnt ſich auf den alten Vetter, dem der Seſſel gehört hatte. Er beſinnt ſich, daß dieſer für einen Geizhals galt, daß er das Gnadenbrot bei ſeinem Vater genoß, weil er ſich für arm erklärte. Der Vetter war ohne Erben geſtorben, die Erben waren nur er und ſein glückliches Kind. Aber wie entdeckteſt du dieſen Schatz? rief der Vater. In fiebernder Eile erzählte Clara, wie ſie den Lehnſeſſel hätte für den Vater neu ſchmücken wollen, wie ſie den alten Ueberzug gelöſt habe, da wäre ſie des Fundes inne geworden. Sie wagte noch nicht, das Herz des Vaters durch die ganze Wahrheit zu betrüben.

Der Vater berichtigte ſeine Schuld und war frei. Die Anweſenheit des Herrn Gebhard in dem Städtchen verbreitete die Vermuthung, der reiche Kaufmann hätte einen neuen Vorſchuß gegeben. Mit dem Reſte des gefundenen Schatzes begann der Vater ein neues Geſchäft. Es ſchlug ein, gedeiht jetzt und blüht. Clärchen fand die Hand eines jungen Arztes, der ſich in der Nähe niedergelaſſen hatte und der die blühende Schönheit ſchon lange im Stillen liebte. Den nähern Vorgang, wie der alte Sorgenſtuhl der Gründer

lückes hatte werden müssen, erzählte sie dem Vater erst, als die glückliche Mutter ages voll Rührung zusah, wie er sein erstes Enkelchen auf seinem Schoose in dem erherhergestellten Sorgenstuhle, dem Heiligthum der Familie, hüpfen und springen ließ.

Die Heiligen Stätten in Jerusalem,

die Ursachen des gegenwärtigen Kriegs.

Von A. Ziegler.

I.

h befand mich in Jerusalem, als die Angelegenheit der „Heiligen Stätten" so ihren Culminationspunkt erreicht hatte, im Frühjahre 1853. Wann wären wol ohendere, unheilvollere Unruhen von Türken und Griechen mehr zu fürchten ge ls gerade damals? Dennoch verwirklichten sich diese Befürchtungen nicht; die Ruhe gestört. Wie hätte der Sultan sonst wagen mögen, während der Unterhandlun iglich der Sanctuarienfrage die öffentliche Feier der griechischen Ostern zu ge Ist es gerade in Beziehung auf die damalige Stimmung und das Verhalten der n Bevölkerung des osmanischen Reichs die Pflicht jedes Reisenden, der Wahrheit e zu geben, so stehe auch ich keinen Augenblick an zu bekennen, daß mir selbst n meinen Hin- und Herzügen in Aegypten und in der asiatischen Türkei nie eides widerfahren ist. Ebenso wenig habe ich in Aegypten und Palästina gehört, Christen im Allgemeinen sich über Despotismus und Tyrannei seitens der Ein beklagt hätten. Unangefochten zog ich durch die wegen ihrer Unsicherheit be Gebirge Hebrons, legte auch den Weg von Jerusalem über Paneas (Cäsarea,) nach Damaskus, trotz der Kriegsunruhen der Drusen, ohne Hindernisse zurück bin ich weder in Hebron noch in Nablus oder in Damaskus u. s. w. irgend monstration ausgesetzt gewesen.

Heimat des Erlösers, der Ort, wo er am Kreuze gestorben, ist bis zum heuti die Quelle eines höhern, geistigen Lebens und der Knotenpunkt der Völker gewesen. Palästina, der Zeuge des geistigen und physischen Kampfes zwischen und Abendland, ist die große Eingangspforte religiöser und kriegerischer Con in neuester Zeit wieder das Janusthor, aus dem Streitigkeiten und blutige hervorgehen, welche die Welt mit Schrecken erfüllen. Wie früher so häufig, Glaubenssachen auch jetzt den Vorwand zum Streit und die Mittel zur Errei litischer Zwecke darbieten, und so gab auch die Frage der Heiligen Stätten die eranlassung zu den diplomatischen Verwickelungen im Jahre 1853 und zu den enden Kriegsereignissen.

kann nicht oft genug daran erinnert werden, daß es sich hier keineswegs um einen es Christenthums mit dem Islam handelt. Die Türken selbst sind bei dieser gänzlich unbetheiligt, denn sie beabsichtigen weder die christliche Gottesverehrung türkischen Staatsreligion zu unterdrücken, noch die Christen aus dem Heiligen verjagen. Die Frage ist eigentlich eine reine christlich-katholische, die vorzüglich nd Griechen angeht, den Protestanten aber ferner liegt. Franzosen und Russen, n römisch-katholisch, die Letztern griechisch-katholisch, stehen sich hier allein gegen iger betheiligt erscheinen die Engländer. Aber auch unter diesen handelt es sich um die ihnen allein würdige Aufgabe, jenes Heiligthum den Ungläubigen ganz reißen, sondern lediglich um Rangstreitigkeiten, leere Formalitäten, kleinliche Vor o unbedeutend daher der eigentliche Kern dieser Frage auch an und für sich er uß, so ist er doch schon längst zur Spindel geworden, um welche sich die Ent

wichtigsten Knoten der Völkerschicksale zwischen Orient und Occident in ihren tiefsten Angeln berührt; sie ist der Punkt, in dem sich die Ansprüche christlicher Parteien in einen Knoten verwickeln, der den nie ablaufenden rothen Faden Jahrhunderte dauernder Kämpfe in sich trägt.

Die Heilige-Grabesfrage ist in der engern Bedeutung des Worts einer jener Nebenknoten, aus dem der labyrinthische Faden, die orientalische Frage, sich entwickelte, vom Bosporus zur Newa, von der Themse zur Seine in räthselhaften Schwingungen als eine europäische läuft und ohne sich zu lösen mit seinem Ende bis Asien und Ostindien als eine asiatische sich hinzieht; denn Rußland könnte vermöge seiner geographischen Lage auf Persien, Khiwa und Bokhara einen militärischen Einfluß üben und mit den Afghanen schließlich ein Bündniß gegen die englische Macht in Indien schließen. Der letzte Beweisgrund der Regierungen, die Kanone, wird auch hier den Entscheid abgeben. Der weltgeschichtlichen Strömung abendländischer und morgenländischer Bildung der jetzigen Türkei ist nur mit großen Schwierigkeiten auf dem Wege der Civilisation und Reform allmälig ein starker Damm zu setzen. Bis dahin aber pulsirt die orientalische Frage im Herzen Europas unaufhörlich aufregend fort.

In Jerusalem und Konstantinopel liegen die Loose für Europas Zukunft und dort im Auge Europas flammt die verderbliche Glut. Zur Zeit der Kreuzzüge suchten die christlichen Heeresscharen das Heilige Grab den Mohammedanern mit Waffengewalt zu entreißen, im 19. Jahrhundert steht der Occident wieder im Begriff, um desselben Ortes willen in einen blutigen Streit zu gerathen, aber aus weit ungleich unedlern Motiven als damals. Der Streit, Aerger und die Fehdewuth um die Heiligen Stätten dauert ununterbrochen zwischen den verschiedenen christlichen Sekten selbst im 19. Jahrhundert fort, von denen jede einzelne ihre eigenen Ansichten und Ansprüche mit fanatischem Eifer und voller Haß und Verachtung gegen die übrigen Sekten vertheidigt. Welches Jammerbild diese am Grabe des Heilandes sich gleichsam um die Kleider des Herrn streitende, in Parteihaß verrottete Christenheit! Welche beklagenswerthe Ironie auf die Glaubenssätze, zu denen sich dieselbe, als ihren ersten und hauptsächlichsten, bekennt! Statt Alles aufzubieten, um sich in den ungestörten Besitz der Heiligen Orte selbst zu setzen, vermögen diese Christen, nachdem die ungläubigen Türken ihnen alle mögliche Freiheit gewährt, nicht einmal über die einfachsten und untergeordnetsten Dinge unter sich einig zu werden. Was würde nun entstehen, wenn die Christen die alleinigen Herrscher des Orients würden, wenn sie mit ihrem Sektengeist ungehindert walten und schalten könnten, zumal in der Stadt, wo die größte Intoleranz sich zeigt, in der Stadt, an welche das Weltgeschick geknüpft ist und welche als der Knotenpunkt der religiösen Interessen des occidentalischen Asiens, des größern Theils von Europa und Amerika daliegt? Würden nicht religiöse Kämpfe, innere Kriege der ernstesten Art entstehen?

Nach beantworten wir zunächst die vielfach mißdeutete Frage, was unter Heiligen Stätten zu verstehen sei. Man nennt solche die an den Orten, wo die Hauptbegebenheiten im Leben Christi, besonders aber seine letzten Leiden und sein Tod stattgefunden haben, errichteten Kirchen. Zu den erstern gehören die Kirchen in Bethlehem, Nazareth, Kana, Tiberias, Sichem u. s. w., zu den letztern vorzüglich die Heilige Grabeskirche in Jerusalem. Auf diese verschiedenen Stätten nun besitzen die Lateiner, Griechen, Armenier und Kopten ein ausschließliches Eigenthumsrecht oder haben auch von Seiten der türkischen Regierung die bezügliche Anerkennung erlangt. So besaßen die Lateiner im Jahre 1740 im Ganzen neunzehn solcher Heiligthümer, im Jahre 1850 aber nur noch zehn, da sie von den Griechen nach und nach aus dem Besitz der andern vertrieben worden waren. Auch gibt es in der Heiligen Grabeskirche abgesonderte Kirchen, Altäre, Galerien, die als Eigenthum verschiedener Konfessionen betrachtet werden, oder solche, die zwischen zwei Con-

ssionen getheilt sind. Man breitet da und dort einen Teppich auf gewisse Altäre aus, ennt hier und da eine größere Anzahl Lichter an, besorgt bald an dieser oder jener telle heimlich eine kleine Reparatur u. s. w., und sucht auf diese Weise einen Vortheil erlangen, der für das Wesen des Christenthums von keinem Belang, zur Erweckung d Erhaltung von Eifersüchteleien und Zänkereien aber ganz geeignet ist. Bei meiner nwesenheit in Jerusalem war z. B. die Kuppel der Heiligen Grabeskirche schadhaft, se ß der Regen ungehindert auf die Kapelle des Grabes, welche allen Nationen gemein aftlich gehört, herabströmte. Jede Confession stritt der andern das Recht der Reparatur Dieser Streit dauerte lange; die Kuppel blieb während desselben natürlich im de ten Zustande. Endlich schlugen sich die Türken ins Mittel, indem der Sultan selbst Ausbesserung der Kuppel auf eigene Kosten bewirken zu lassen versprach!

Der Gang der geschichtlichen Ereignisse, welche mit dieser Angelegenheit in Verbin ng stehen, ist kurz folgender: Frankreich übte seit den ältesten Zeiten, gestützt auf Ver ge, eine Art Protectorat (Schutzrecht) über die katholischen Christen (Lateiner) im Orient s. Es trat als Beschützerin des Heiligen Grabes seit alten Zeiten auf und nahm sich n je der Franciscanermönche in Syrien an, welche die Gründung ihres Ordens durch anz von Assisi bis zum Jahre 1213 zurückführen. Dieses Schutzrecht war auch bis da n unangefochten geblieben, als Frankreich im Jahre 1852 einige alte Mönchsstreitigkeiten Palästina durch seinen Einfluß zu Gunsten der Katholiken zu entscheiden und die katho he Religion aus einem Zustande der Unterordnung zu erheben suchte, der ihnen um so würdiger erschien, als er lediglich durch die Suprematie der reichern und geschäftern riechen herbeigeführt worden war. Frankreich berief sich auf den vom Sultan Achmed Jahre 1690 erlassenen Hattischerif, der zu Gunsten der Katholiken die Restituirung von den Griechen usurpirten Heiligen Stätten verordnete und auf die Capitulation n 1740, welche den Katholiken das Recht des Besitzes der Heiligen Stätten zuerkennt, ne dieselben (nach Obigem 19) übrigens mit Namen zu bezeichnen und ohne den Ka liken ein ausschließliches Recht der Benutzung einzuräumen. Da die Muselmänner und Griechen sich nach und nach mehre dieser Stätten angeeignet hatten, so verlangte Frank ch, nachdem die desfallsigen Verhandlungen sich langsam und lau bis Anfang Februar 52 hingezogen hatten, namentlich folgende sieben heilige Orte: 1) die große Kuppel die Kirche des Heiligen Grabes in Jerusalem, 2) die kleine Kuppel um das Grab ristli, 3) den Stein der Salbung, 4) die sieben Bogen der Heiligen Jungfrau, 5) die ße Kirche in Bethlehem, 6) den Altar der Geburt, 7) die Grotte der Verkündigung.

Der Kaiser von Rußland verlangte jedoch, nachdem es dem auf einem Kriegsschiffe ch Konstantinopel gesandten französischen General, Marquis von Lavalette, gelungen war, e der Pforte eine befriedigende Antwort zu erhalten, die Herstellung des Status quo d bewog die Pforte zum Erlasse eines darauf bezüglichen Firmans; ferner wurde auf trieb des russischen Gesandten ein Vezier-Schreiben ausgestellt, welches das Versprechen hielt, daß den Lateinern die Schlüssel der großen Kirche zu Bethlehem nicht übergeben rden sollten. Nachdem nämlich früher die Lateiner, Griechen und Armenier einen Schlüssel Grotte Christi besessen, verloren die Lateiner dieses Vorrecht. Infolge der Reclama nen Frankreichs gewährte die Pforte den Lateinern wieder einen Schlüssel und hatte die cht, diesen den Griechen abzunehmen. Die Griechen weigerten sich. Es erfolgte die reise des griechischen Patriarchen von Jerusalem und schließlich am 28. Februar die An ft des Marineadmirals Fürsten Menschikow in Konstantinopel. Dieser trat im An n seiner Regierung als Beschützer der Griechischen Kirche im Orient auf und forderte Nachdruck in einer die äußere Würde der Orientalen verletzenden Weise Satisfaction mentlich wegen des den Lateinern eingehändigten Schlüssels zur Kirche von Bethlehem.

Die türkische Regierung fügte sich, wie vorher dem Verlangen des österreichischen Ge-

sandten Grafen Leiningen auf Einstellung der Feindseligkeiten gegen Montenegro, so auch hier den mit jenem keineswegs contrastirenden Forderungen des Kaisers von Rußland und stellte dem Fürsten Menschikow zwei Firmans, datirt 5. Mai 1853, zu, von denen der eine den zur Schlichtung des Streits zwischen den Griechen und Lateinern über einige Wallfahrtsorte in Jerusalem gefaßten Beschluß enthielt, der andere auf die durch die hohe Pforte vorzunehmende Ausbesserung der großen Kuppel an der Kirche von Kameme Bezug hatte. Der Streit zwischen Griechen und Lateinern oder zwischen Rußland und Frankreich war zu Gunsten der Erstern entschieden und Fürst Menschikow erklärte sich in Bezug auf die Heiligen Stätten befriedigt.

Da Frankreich die Verleihung dieses Firmans, so unangenehm ihm derselbe sein mußte, als fait accompli hinnahm, so war die eigentliche brennende Frage hiermit vollständig gelöscht, zumal die türkische Regierung auch in Betreff anderer auf Jerusalem bezüglicher Streitpunkte die Geneigtheit zur Ertheilung der verlangten Zugeständnisse dargelegt hatte. Die Pforte glaubte jetzt allen Anforderungen Genüge gethan zu haben und Europa konnte die Fortdauer des vierzigjährigen Friedens für gesichert betrachten.

Fürst Menschikow trat jedoch nach Beseitigung erwähnter Angelegenheit mit Forderungen ganz anderer Art bezüglich des griechischen Cultus und Klerus auf. Gestützt auf die Stipulation des Belgrader Friedens 1739, auf den Vertrag von Kainardschi 1774 und auf den Hattischerif von Gülhane vom Jahre 1839, durch welche den Rajahs — Unterthanen der Pforte, die sich zu einer fremden Religion bekennen — verschiedene bessere Bedingungen und Privilegien zugesichert worden, begehrte Fürst Menschikow im Namen des russischen Kaisers einen Vertrag, durch welchen der Sultan diesem das Protectorat über die gesammte griechisch-orthodoxe Kirche in der Türkei zuerkenne. Er suchte im Namen des Kaisers von Rußland, wie Lord Clarendon im Oberhause bemerkte, durch Verträge oder durch Zusagen, welche die Kraft von Verträgen haben sollten, zwischen dem Sultan und vielen Millionen seiner Unterthanen ein Recht der Einmischung zu erlangen, das nicht blos einem wirklichen Protectorat gleichgekommen sein, sondern dem Kaiser von Rußland die eigentliche Regierung der griechischen Christen in der Türkei übertragen haben würde. Die Pforte, welche ihren Souverainetätsrechten hierdurch zunahegetreten sah, wenn sie dem Kaiser von Rußland jene Forderung zugestände, verwarf sie natürlich. Am 5. Mai erfolgte das russische Ultimatum nebst Aufforderung zu einem von der Pforte innerhalb fünf Tagen zu schließenden Vertrag (Sened), widrigenfalls Fürst Menschikow seine Regierung für „schwerbeleidigt" ansehen müsse. Die Pforte, welche wohl wußte, daß der Vertrag von Kainardschi (1774) nach Art. 7 nur Rußland erlaube, bei allen Anlässen zu Gunsten jener neuen Kirche in Konstantinopel Vorstellungen zu erheben, jedoch kein Interventionsrecht begründe, mithin die Angelegenheit der Heiligen Stätten sowie die vorgegebene Garantie der Religionsfreiheit der christlichen Unterthanen des Sultans Rußland nur zum Vorwand diente, um die 12 Millionen türkischer Christen aus dem Protectorat zur Unterthänigkeit zu führen, bestand auf ihrer Weigerung. Fürst Menschikow reiste in Folge davon am 21. Mai unverrichteter Sache von Konstantinopel ab und am 26. Juni erschien, nachdem auch das Ultimatissimum des Grafen Nesselrode von der Pforte verworfen worden war, die englisch-französische Flotte aber bereits am 12. desselben Monats vor den Dardanellen Anker geworfen hatte, das russische Manifest gegen die Türken. In den ersten Tagen des Juli 1853 überschritten die Russen den Pruth, besetzten die Moldau und Walachei als ein materielles Pfand und rückten später bis an die Donau vor.

Die von Rußland in den Vordergrund gestellte Frage wegen der Heiligen Stätten war also, wie auch die vertrauliche, zwischen Rußland und England im Jahre 1853 gepflogene Correspondenz beweist, ein Deckmantel für Pläne, deren Ziel wol, deren Ausgang aber zur Zeit noch nicht zu bemessen ist.

Weit entfernt, der Dogmatik des Islam oder der Hohlheit eines christlich-mohammedanischen Enthusiasmus das Wort zu reden, halte ich mich nur an Thatsachen, die Niemand in Abrede stellen wird, der den Orient aus eigener Anschauung kennen gelernt. Ich will durchaus nicht verhehlen, daß auch ich, wie so mancher Reisende vor mir, mit einem gewissen Vorurtheil gegen den Moslim den Orient betrat; allein ich bin mit der Ueberzeugung zurückgekehrt, daß, wenn auch die Türkei im Allgemeinen, insbesondere aber die europäische, ein recht eigentlich und durchaus lebenskräftiger Körper insofern nicht mehr ist, daß sie auf Selbständigkeit und Vollgültigkeit nach allen Richtungen hin Anspruch zu machen für befähigt wie berechtigt zu halten wäre, doch die zur Sekte der Sunniten gehörigen Türken unter der großen, über drei Welttheile verbreiteten, an die 150 Millionen Bekenner zählenden muselmännischen Bevölkerung noch viele und wesentliche Bedingungen zur Erhaltung des Staatsorganismus in sich vereinen.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Fossile Bäume und das Alter der Erde.

Bekanntlich findet man in der Erde nicht nur hin und wieder Stücke versteinerten Holzes, welche gewöhnlich verkieselt, d. h. von Kieselerde so durchdrungen sind, daß sie fast ganz aus derselben bestehen und wie jede Kieselart am Stahle Feuer geben, sondern man findet auch hin und wieder ganze Baumstämme versteinert. Sie liegen bisweilen umgestürzt nach allen Richtungen, bisweilen stehen sie aber auch noch aufrecht oder wenigstens in größerer Anzahl nach ein und derselben Richtung hingeneigt, sodaß man oft mit Sicherheit bestimmen kann, der Baum stehe noch an derselben Stelle, wo er vor Jahrtausenden gewachsen war. Namentlich zeigen die Braunkohlenlager oft diese Erscheinung.

Wenn man dem nichteingeweihten Zuschauer, welcher über diese zum Theil kolossalen Baumstämme staunt, die Frage vorlegen wollte, wie alt ein solcher Baum wol geworden sei, so würde er die Antwort schuldig bleiben, vielleicht auch die Möglichkeit einer solchen bezweifeln. Und doch macht der Botaniker die Antwort möglich. Dr. Hartig traf in der Grube Wellesen im Siebengebirge, wo sehr häufig fossile Bäume vorkommen, einen Stamm von 11 Fuß im Durchmesser, also über 34 Fuß im Umfange. Man hatte gerade einen Stollen mitten durch den Stamm geführt. Um das Alter des Baums, der unter die Cypressen gehörte, zu bestimmen, nahm Dr. Hartig Splitter von verschiedenen Stellen durch die ganze Dicke des Baums hindurch, von der Rinde bis zum Kerne des Holzes. Die Ringe, welche man auf dem Durchschnitte eines querdurchgesägten Baumes bemerkt und die besonders am Nadelholze sehr deutlich zu sehen sind, heißen bekanntlich Jahresringe, weil in jedem Jahre einer mehr entsteht und zwar an der Außenseite des Stammes unter der Rinde, also die ältern ringsumgebend. Die Zahl der Ringe gibt mit großer Sicherheit das Alter des Baums an. Dr. Hartig untersuchte die noch deutlich sichtbaren Jahresringe und fand sie im Durchschnitt $\frac{1}{20}$ Zoll breit. Daraus folgte, daß der Baum bei 66 Zoll Halbmesser 3100 Jahresringe haben mußte, und er mußte also, als der Wald, dem er angehörte, durch eine gewaltige Ueberschwemmung zu Grunde ging, 3100 Jahre alt gewesen sein. Dr. Hartig folgerte aber noch mehr daraus. Die Lage des Baums überzeugte ihn, daß er an der Stelle, wo er lag, gewachsen war. Das ganze Braunkohlenlager, in welchem der Baum sich fand, besteht aber aus 13 verschiedenen übereinanderliegenden Schichten, die gewöhnlich durch Thon- und Sandschichten voneinander getrennt sind. Jede Schicht muß durch eine besondere Ueberschwemmung entstanden sein, nach welcher wieder eine Periode der Ruhe und Trockenheit folgen mußte, in welcher neue Wälder emporwachsen konnten. Diese Periode der Ruhe mußte aber für die Schicht, in

welcher die Cypresse lag, wenigstens 3100 Jahre gedauert haben, und wenn die übrigen Schichten ebenso viel Zeit erforderten, so bedurfte das ganze Braunkohlenlager zu seiner Entstehung einen Zeitraum von wenigstens 34,100 Jahren.

K.

Anregungen.

Telegraphie zwischen Europa und Amerika.

Bereits in Bd. I, Nr. 52 der „Unterhaltungen" ist der Bemühungen des Schiffslieutenants Maury um die Erforschung des Meers mittels gemeinsamer, in Einklang zu bringender Untersuchungen, die allein zu sichern Resultaten führen können, Erwähnung geschehen. Daß Maury selbst mittlerweile nicht unthätig gewesen, zeigt ein von den washingtoner Blättern mitgetheilter Bericht des Commanders und des Schiffslieutenants Berryman an den amerikanischen Marineminister. Beide haben die Meerestiefen zwischen den Küsten von Neufundland und Irland sondirt, um die Möglichkeit einer unterseeischen Telegraphenverbindung zwischen Amerika und England zu erforschen. Man weiß, daß dieser Plan bisher für einen unausführbaren und abenteuerlichen gehalten wurde. Maury's und seines Gefährten Untersuchungen haben aber das Gegentheil erwiesen. Die Entfernung zwischen den nächsten Punkten der beiden Länder (in Irland die südwestliche Grafschaft Galway) beträgt 1600 Seemeilen und der Boden der See ist durchweg ein sehr gleichmäßiges Plateau bei ganz regelmäßiger Tiefe. Der Boden soll hiernach zur Legung der elektrischen Drähte sehr geeignet sein, indem die Tiefe bedeutend genug ist, um dieselben vor jeder Gefahr durch Eisberge, Schiffsanker u. dergl. zu schützen, und doch nicht allzu groß, um die Legung nicht übermäßig beschwerlich zu machen. Der interessante Bericht bemerkt darüber u. A.: „Die See ist unten so vollkommen ruhig wie der Grund eines Mühlenteiches; es gibt da keine merklichen Strömungen und ein telegraphischer Draht würde so ganz außer dem Bereich aller nachtheiligen Zufälle liegen, als wäre er in luftdichte Hüllen eingeschlossen." Lieutenant Maury empfiehlt der Regierung, einen Nationalpreis für diejenige Telegraphengesellschaft auszusetzen, deren Telegraph die erste Depesche über das Atlantische Meer befördern werde. Bei dem Unternehmungsgeiste der Amerikaner dürfte, wenn anders nicht die politischen Conjuncturen dazwischentreten, eines schönen Tags die erstaunte Welt erfahren, daß der alte Continent mit dem neuen mit der Schnelle des Gedankens zu correspondiren im Stande und wieder eins jener Werke ausgeführt sei, über die man vor wenigen Jahrzehnden noch würde die Achseln gezuckt haben.

Das Kaufen von Büchern.

Es ist eine stehende Klage unserer Schriftsteller und Buchhändler, daß so wenig Bücher gekauft würden. Man citirt das Ausland und behauptet, daß z. B. England weit kräftiger die Literatur unterstütze.

Diese Klage ist ungerecht. Die deutsche Nation kauft weit mehr Bücher als irgend eine andere. Das Uebel ist nur dies, daß wir auch mehr Bücher, die sich zum Kauf darbieten, verfassen. Wollen wir bei uns einen noch lebhaftern Bücherkauf befördern, so sollten wir uns an die Buchhändler wenden, nicht an das Publicum. Jene schaffen Vorräthe von solchem Umfange, daß sie nothwendigerweise ohne Käufer bleiben müssen. Der unbedeutendste Verleger eines kleinen Provinzstädtchens nimmt seinen Anstand, sein jährliches Büchercontingent auf die Messe zu schicken; jedes nur einigermaßen brauchbare Manuscript wird bei uns wirklich gedruckt. Jede Schule will ihr eigenes Lehrbuch, jeder Lehrstuhl seinen eigenen Leitfaden haben. Wer in einer praktischen Unternehmung nicht mehr weiter kann, ergreift bei uns die Feder. Wer eine Reise gemacht hat, muß sie zu Buch bringen. Frauen, die sich langweilen oder ein Nadelgeld haben wollen, schreiben Romane. Wenn alle Kräfte eigenen Schwunges versagen, stellt Albums, Blumenlesen, Musensammlungen zusammen oder faselt für die liebe Weihnachtszeit in Kinderschriften aus. Wo so viel Büchervorräthe geliefert werden und doch die Verleger immer noch nicht gebessert werden sind, muß auch die Thatsache beweisen, daß bei uns unverhältnißmäßig viel gekauft wird.

Fortbildung.

Sich den Neugestaltungen der Zeit zu entziehen, rächt sich an jedem Leide, selbst dem bedeutendsten.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen
am häuslichen Herd.

Herausgegeben
von
Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 38.** [Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Wie die Preußen sonst geworben haben.

Eine urkundliche Erzählung.

Städte haben, im Allgemeinen genommen, ihren besondern Charakter, der wol mancherlei Veränderungen durch Einwirkung des Zeitgeistes unterworfen sein kann, doch niemals so, daß die Eigenthümlichkeit seines Grundzuges verliert. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, müssen wir annehmen, daß Halle an der Saale an dem Tage des Jahres 1735, wo ein junger flottlicher Zähnrich in seinem Stübchen saß und einen Tempfaßen abzuzeichnen sich bemühte, ebenso winkelig, eng und altertümlich ausgesehen haben mag wie in Jetztzeit, wo die Cultur mit allem Fleiß sich vergeblich bemüht, den Kern der Stadt zu verbessern. Es war im Anfange des Mai, aber trotz des hellen Sonnenscheins, der mäßig durch die kleinen, mit Blei eingefaßten Fenster auf den Tisch fiel, woran der Lehrer mit seinem ungelehrigen Maß Platz genommen hatte, war es kalt im Zimmer. Maß, der Tempfaß, duckte sich verdrießlich zusammen, seinen Kopf nach dem schmalen Streifchen Sonne zu lenken. Mit unverwüstlicher Laune mußte der junge Mann dies Verhalten beständig zu bannen und pfiff ihm dabei unermüdlich eine Melodie vor. Wer lange seine Geduld noch aufrecht gehalten haben würde, bleibt ungewiß, denn zur Freude des heute nicht eingelassenen Flegels öffnete sich die Thür. Es trat eine Ordonnanz mit der Meldung ein, daß der Compagniechef Hauptmann von Belgern den Junker von Gunzlang augenblicklich zu sprechen verlange.

Es blieb hiernach dem Lehrer des Musikers Maß — der Niemand anders war als der Junker von Gunzlang — nichts weiter übrig, als seine überdies sehr unerquickliche Tätigkeit erfolglose Lehrstunde zu schließen und sich „ins Zeug zu werfen", wie er es zu nennen beliebte, um dem Hauptmann von Belgern aufzuwarten.

Unterwegs fiel es dem leichtblütigen jungen Manne ein, darüber nachzudenken, was sein Hauptmann eigentlich so Wichtiges mit ihm zu sprechen haben möchte, daß er außer der Dienststunde herabließe, ihn zu befehlen. Obwol er sich selten ganz rein von Veranlassungen fühlte, die unter der Rubrik „dumme Streiche" der Vermerke, eben

tualität der Strafe, wenn bekannt wurde, so war doch gerade jetzt nicht Abenteuerlichkeit vorgefallen, was ihn hätte beunruhigen können. Als der Junker aus Belgern sein Quartier eintrat, schlug er heimlich ein Schnippchen und dachte: Entweder habe ich einen dummen Streich gemacht oder man erwartet von mir einen sehr klugen — weiter kann es nichts sein!

Mit leichtem geschwungenen Degen im Herzen erschien er vor dem alten steifen Herrn, der mit bedächtigen Schritten auf den Dielbrettern seines Zimmers auf- und abspazierte. Junker Hans von Sandling fühlte eine Anwandlung von Furcht. Er kannte diese Manoeuvre, daß der Vorläufer jeder Zorneswolke war, welche sich über ihn ergießen sollte. Er stand steif wie ein Laternenpfahl an der Thür und wartete geduldig seines Schicksals. Und der Herr Hauptmann räusperte sich zwei bis drei mal sehr vernehmlich. Aber es kam kein Wort über seine Lippen und sein Spaziergang erlitt nicht die kleinste Veränderung. Junker Hans war geduldig — wir haben es schon in seiner Lehrstunde gesehen — überdies mochte er denken, daß Strafpredigten immer noch früh genug kämen. Er folgte, mit innerer Lust zur Medisance, mit den Augen seinem Chef — wenn er den Rücken gegen ihn gewendet hielt — und richtete sie subordinationsmäßig gerade aus, wenn sich Belgern auf ihn zu bewegte. Das Spiel dauerte beinahe eine Viertelstunde. Endlich stand der Hauptmann mitten im weiten Zimmer still und fragte mit Stentorstimme:

Hat Er Muth?

Zu Befehl! war des Junkers schnelle Antwort.

Hat Er aber auch Courage?

Der Junker hätte gern geantwortet, was ihm bei diesem Pleonasmus einfiel, allein er bemerkerte seinen Muthwillen bis auf ein unmerkliches Zucken des oben hervorgestutzten Bartes auf der Oberlippe und sagte ebenso bestimmt und schnell: Zu Befehl!

Das ist leicht gesagt — brummte der alte Herr und trat seinen Spaziergang von neuem an.

Der Junker wartete leichten Herzens auf den weiteren Verfolg des Gespräches. Der Eingang hatte ihn belehrt, daß man einen klugen und gewagten Streich von ihm heischen würde und das schlug in sein Fach. Es währte auch nicht lange, so hatte ihm der Hauptmann mitgetheilt, daß nach ausdrücklicher Ordre des Generalfeldmarschalls Fürsten Leopold von Dessau der Versuch gemacht werden solle, einen Bürger, Namens Harzbach, in Stolberg am Harz anzuwerben und daß Alles aufgeboten werden müsse, um diesen außerordentlichen Athleten, sei es durch List oder Gewalt, zum preußischen Heere zu bringen. Hat Er verstanden? fragte der Hauptmann, als er sich des unangenehmen Befehls endlich entledigt hatte.

Zu Befehl! entgegnete Junker Hans ebenso kaltblütig wie vorher, obgleich er die Gefahr und Schwierigkeit dieses Auftrags sehr gut einsah. Einen Menschen mitten aus der Heimat wegzubringen, wenn er nicht mit List weggelockt werden konnte, war seine Kleinigkeit und die Gefahr, auf fremdem Grund und Boden Werberei zu treiben, daß sich weder verkennen noch gering anschlagen.

Nun geh' Er und rühre Er sich — schloß der Hauptmann mit fast gütigem Tone. Ihm wird der gehörige Succurs beigeordnet werden. Der Unteroffizier des Werbecorps hat Befehl, seine Frau mitzunehmen, um Hülfe zu haben, wenn Weiberkünste nöthig werden sollten. Geld wird Ihm eingehändigt werden. Im Uebrigen verlasse Er sich auf Seinen Kopf, den Er somit gut zu gebrauchen verstehe. Mach Er seine Sache gut. Sein Schade soll's nicht sein!

Der Junker grüßte militärisch und marschirte zur Thür hinaus. Noch ehe er in seinem Quartier angelangt war, hatte er einen Plan fertig. Wir verrathen denselben nicht, sondern folgen dem kleinen Detachement, das drei Tage später von Halle aufbrach, um

tud zur Grenze zu gehen. Hier trennte ſich der Junker von Gantling, in Begleitung der Unteroffizierfrau Brigitta Naumann und eines ſehr behenden kleinen Tambours Fritz Mauk, von der Schar und wanderte vergnügt und muthig bergab, um ins Städtchen Stolberg zu kommen.

Wer Stolberg mit ſeiner nächſten Umgebung kennt, der weiß, daß die kleine Stadt wie in einem Trichter liegt und wenig geeignet iſt zu Gefechtszwecken, die mit Eile eine Entfernung auf Schußweite nöthig machen. Bergan kann man mit dem beſten Willen nur langſam und anders als bergan läßt ſich Stolberg auf keiner Seite verlaſſen.

Ein vergnügter Ort, dachte Junker Hauk, als er auf dem Marktplatze ſtand und ſich umſchaute. Rechts eine Felſenkante, links eine Felſenkante, hinten eine dergleichen und vorn auch nichts Anderes. Was iſt da zu machen? Wir müſſen, heiß der Geier! den verfluchten Bürger Happach erſt irgendwo oben hinauf haben, um einen Angriff zu wagen.

Mit dieſem Gedanken trat er, als Getreidehändler verkleidet, ins Wirthshaus und ließ ſich dort häuslich nieder. Die hübſche, kecke Brigitta Naumann galt als ſeine Schweſter und der pfiffige, ſchnellfüßige Tambour Fritz Mauk als ſein Laufburſche. Dazu war er auch allerdings von vornherein mitgenommen. Der Burſche hatte ſchon einmal eine bewunderungswürdige Ausdauer im Schnellaufen entwickelt und ſollte bei dieſer Expedition als Kurier benutzt werden. Junker Hauk war ein liebenswürdiger Jüngling, hatte von ſeinem Vater, dem berühmten Profeſſor von Gantling zu Halle, viele gute Lehren gehört und mancherlei Gelegenheit gehabt, von ihm zu lernen, allein Junker Hauk ſchlug die Lehren in den Wind, lernte wenig, exercirte aber deſto dumme Dinge und Narrenspoſſen, bis man für gut fand, ihn unter die Soldaten zu ſtecken. Sein Gemüth war bei allem Leichtſinne nicht verdorben und ſein Charakter entbehrte einer gewiſſen Willensſtärke nicht. Dieſe Eigenſchaften erhielten ihm die Gunſt ſeiner Vorgeſetzten, obwol er ihre Geduld oft auf harte Proben ſetzte. Er ſtand zur Zeit, wo wir ihn in Stolberg einrücken ſahen, ziemlich im Range eines Offiziers, ohne jedoch eine beſtimmte Charge zu bekleiden, und wurde, wie wir ſahen, zu Kurierdienſten benutzt, denen ein Offizier, der nicht zum diplomatiſchen Werbeperſonal gehörte, ſich nicht unterziehen konnte.

Der Wirth des Gaſthauſes, wo Junker Hauk mit ſeiner Begleitung einkehrte, war ein Spießbürger, der kaum wußte, daß hinter den Bergen auch Leute wohnten. Stolberg war für ihn das non plus ultra aller Städte und das Leben dort in ſeiner eintönigen Behaglichkeit nur mit der Seligkeit im Himmel vergleichbar. Er ſchwatzte gern, kannte jeden Menſchen, jede Kuh, jede Gans und jeden Hund in Stolberg und wußte mit allerlei Lebensgeſchichten aufzuwarten. Junker Hauk verſtand vortrefflich zu fragen, der Wirth vortrefflich zu antworten. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß in kurzer Zeit der Bürger Happach aufs Tapet kam und daß der Wirth dieſes echte Stolberger Kind als ein Wunderwerk von Schönheit, Größe und Körperſtärke pries. Er erzählte von der Jugend deſſelben, von ſeinem raſchen Wachsthum und von dem Antrage, den ſchon Happach, als er in hannoverſchen Dienſten geſtanden, vom Fürſten von Teſſau erhalten, in preußiſche Dienſte zu treten, wo man dem König zu Liebe ſämtlich Jagd auf große Menſchen mache. Junker Hauk freute ſich nicht, den Happach auf ſolche Weiſe ſchon gewürgt zu haben. Er fühlte, daß man nicht artig gegen ihn zu Werke gegangen war, indem man ihm dieſe Vorgänge verſchwiegen hatte. Um ſo ehrenvoller, wenn wie die Geſchichte gelingt, dachte er, wenig den Kopf aufwerfend, und Brigitta, die ſich eine aufmerkſame Zuhörerin abgab, lächelte ihm muthig zu.

Am nächſten Morgen begann der Handel des vergnüglichen Gaſthofbetriebes. Gar manche kamen mit ihren Getreide und fanden viele willige Käufer. Brigitta hatte natürlich das Auge des vielbeſprochenen Happach auch auf ihrer Seite, um Bekanntſchaft mit ihm anknüpfen zu können. Happach, ein wirklich außergewöhnlich ſchöner und groß ge-

machtiger Mann, tanzt das kleine lebhafte Frauenzimmer mit ihren koketten Blicken weit lustiger als die sauern Citronen und ließ sich sogleich mit ihr in allerlei Scherze ein. Brigitta war spröde von Natur. Sie benutzte dergleichen Reizen nur zum Gelderwerb und blieb trotz mancher Versuchung stets bei kühlem Blute. Die Habsucht überwog und machte sie vollkommen geeignet zu solchen Handstreichen. Auch hier schwieg ihr Herz, obgleich sie eingestehen mußte, daß Happach ein wenig von der Liebe verdient hätte, die sie aus ihrem schelmischen Auge hervorblitzen ließ, als er zwei Citronen kaufte und einen Kuß als freie Zugabe verlangte. Das Spiel begann und am Abend suchte der ehrbare Bürger Happach, der jedoch noch unbeweibt war, ganz verstohlen das hübsche Mädchen zu sprechen, das so herzig freundlich und so süß lächeln konnte.

Es weit war die Sache gut. Aber die Schwierigkeiten, den schönen Nixen zum preußischen Bremator zu machen, hatten noch nichts von ihrem Umfange verloren. Der Mann war Handelsmann, hatte Länderein, befand sich in einer bürgerlichen Lage, die viel Bequemlichkeiten bot. Er konnte also, wenn auch nicht in Ueberfluß, doch sehr gut leben. Wie sollte ihm es beifallen, eine solche Situation mit den Plagen und Freiheitsbeschränkungen zu vertauschen, die der Soldatenstand mit sich brachte? Außerdem hatte es der Junker, wie er vom Wirthe erfahren, mit einem Manne zu thun, der die Welt und die Intriguen der Welt schon kannte. Junker Hans von Gundling dachte ernstlich nach und kam zu dem Resultate, daß hier viel gewagt werden müsse, wenn etwas gewonnen werden sollte.

Geld war nicht anzuwenden, Liebe konnte Einiges helfen, der Wein mußte das Uebrige thun. Sie war angerathen, damit der erste Rausch nicht verfliege. Noch in derselben Nacht, wo Happach am Abende zum ersten male vom Liebesweh getrieben die kleine hübsche Citronenhändlerin im Gasthause aufgesucht hatte, fertigte der Junker eine Depesche aus und schickte den Tambour Fritz Mauk als laufenden Kurier ab.

Am nächsten Tage überließ er seiner Begleiterin den Handel allein, unter dem öffentlich ausgesprochenen Vorgeben, daß sie bessere Geschäfte zu machen verstehe als er, und strich müßig in der Umgebung von Stolberg umher, um das Terrain zu recognosciren. Kaum fünf Fußpfade, einige Fahrwege, aber auch gleich himmelan, das war es, was er fand. Die Fußpfade konnte er nicht benutzen. Es war anzunehmen, daß Happach in einem nicht anders transportablen Zustande sich befinden müsse, um entführt zu werden, als zu Wagen. Seine Befehle waren bis auf diesen Fall ausgedehnt, er untersuchte also den vortheilhaftesten Fahrweg. Der Zufall leitete ihn auf ein Gleis, das, anfangs sehr schmal und von Gebüschen überwachsen, sich plötzlich um einen Felsenvorsprung wendete und sich dort zu dem schönsten und glattesten Wege ausbildete, der viel weniger schroff in die Höhe stieg als alle andern Wege. Der Junker war zufrieden und ging nun sorglos der Affaire entgegen, die sich im Dunkel der Nacht entwickeln mußte.

Brigitta hatte das Ihrige gethan, um Happach sicher in ihre Netze zu verstricken. Sie hatte ihm das Versprechen abgenommen, am Abend zu ihr und zu ihrem Bruder zu kommen. Es wurde ein kleines Abendessen bestellt, zu welchem der erstaunt schmunzelnde Wirth von dem spielenden Citronenhändler ebenfalls eingeladen wurde, und dann erwarteten beide Verschworene ganz in Seelenruhe die Dinge, die nun kommen sollten. Der Abend nahte. Im kleinen Nebenzimmer, unmittelbar an die große Gaststube grenzend, wurde gedeckt. Um 7 Uhr kam der Kurier Fritz Mauk wohlgemuth wieder zurückgesprengt und meldete, daß mit dem Schlage elf die Chaise nebst Wagen am Bergabhange anlangen und daß der Lieutenant selbst das Commando leiten werde. Junker Hans fertigte den Tambour abermals ab und beschrieb ihm genau den entdeckten Weg, der fahrbarer als alle andern sei und sich, den eingeholten Erkundigungen zufolge, viel näher an der preußischen Grenze entlang zöge. Um sicher zu sein, daß im Dunkel der Nacht dieser Weg

nicht vertheilt würde, mußte Fritz Manß sich dort postiren. Nachdem dies Geschäft beendet war, begab sich der Junker mit Brigitta Naumann ins Gastzimmer und wurde unter einer gewissen Feierlichkeit von dem Wirthe ins Nebenzimmer geführt, wo ihnen ein Hammelbraten von immenser Größe, mit handhohem Fett belastet, nebst einer Schüssel saurer Gurken und einer andern Schüssel voll Kartoffeln einladend entgegenduftete. Man setzte sich zu Tische und begann das Werk der Vernichtung. Brigitta hatte sich so placirt, daß sie das große Gastzimmer durch die offenstehende Thür sehr gut überblicken konnte. Sie richtete ihre Augen mit großer Aufmerksamkeit auf jeden Eintretenden, obwol sie sich dadurch im Essen gar nicht stören ließ. Endlich erschien Happach. Brigitta winkte ihm. Er trat nicht an die Schwelle des kleinern Zimmers, überschritt sie aber nicht, weil er die Bedeutung eines Gastmahls in diesem abgeänderten Raume kannte und recht gut wußte, daß dort ein Privatschmaus gehalten wurde. Aber Junker Hans lud ihn ein, theilzunehmen. Er pries ihm auch einige leckere Bissen als genießbar an. Happach folgte der Einladung, und nun begann ein recht regelmäßiges Trinken neben dem Genusse des delicaten Bratens und der wohlgerathenen Salzgurken. Frau Brigitta konnte im Trinken schon etwas vertragen, und als der Wirth von seiner Frau zur Hülfe verlangt wurde, weil plötzlich noch eine große Zahl Gäste (ein Theil des Detachements, das verabredetermaßen den Wirth gehörig beschäftigen sollte, um ihn fern von dem Stübchen zu halten, wo die Katastrophe vorbereitet wurde) erschienen war, da begann sie auch mit zärtlichen Blicken und zärtlichen Worten etwas aufgeräumter zu werden. Happach ging arglos in die Falle. Er trank Alles, was sie ihm kredenzte. Ein Wort gab das andere; aber man sprach von der nahen Trennung. Happach protestirte. Komm mit! hieß es von den Lippen Brigittens. Happach schlug es natürlich ab, aber er trank ein volles Glas auf baldiges Wiedersehen. Daß er durch solche Extravaganzen nicht nüchterner wurde, läßt sich denken. Doch verlor er nicht in dem Grade seine Besinnung, daß er nicht eine Wendung des Gespräches, wodurch Gantling die Vorzüge des preußischen Militärs in ein brillantes Licht zu stellen sich bemühte, sogleich mit richtigerem Gefühle zu beurtheilen im Stande war und etwas scheu gemacht, vorsichtiger zu trinken begann.

Der Junker erkannte hieraus, daß nur Gewalt helfen könne. Er war recht, die nöthigen Anstalten frühzeitig genug getroffen zu haben und wünschte nichts sehnlicher, als dies Wagstück vollendet zu sehen. Ob ihn eine Vorahnung beschlich, können wir nicht erklären, allein es bemächtigte sich seiner eine Mißstimmung, die von Minute zu Minute wuchs. Frau Brigitta beobachtete diese Laune mit Erstaunen. Sie war voller Zuversicht auf glücklichen Erfolg und konnte kaum den elften Schlag der Thurmuhr erwarten, der sie zu dem letzten Schritte ihrer Rolle auffordern sollte. Es schlug elf. Brigitta mahnte Happach, nach Hause zu gehen. Junker Hans erhob sich vom Tische, der schon ein halbes Dutzend leerer Fläschchen trug. Happach folgte seinem Beispiele. Der große, starke Mann wankte ein klein wenig. Er war eigentlich noch nicht in dem Stadium, das zu einer leichten Ueberwältigung nöthig schien, allein es war nichts zu machen, man mußte es versuchen. Plaudernd traten die Drei hinaus in die große Gaststube, die aber ihrer sonstigen Gäste entledigt war. Der Wirth, mit dem Zusammenrechnen der Zeche beschäftigt und augenscheinlich in die beste Laune versetzt durch den ganz unerwartet gekommenen Gewinn, den ihm von der Einkehr der Durcheilenden zugeflossen war, warf einige Worte des Bedauerns hin, daß er den Schluß des Mahles nicht hatte abwarten können, und Gantling ergriff die Gelegenheit, von der Berichtigung seiner Rechnung zu sprechen, da er am andern Tage sehr früh aufzubrechen gedächte.

Während die beiden Männer zu gegenseitiger Zufriedenheit diese Punkte abmachten, entfernte Frau Brigitta, mit Happach schäkernd, hinaus auf die Straße und schlug den Weg ein, der ihr von dem Junker bezeichnet war. Hatte sich Gantling nun verspätet bei

seinem Geschäfte oder hatte die Ungeduld des commandirenden Leutnants dem fest und gründlich durchdachten Plane vorwitzig entgegengehandelt, genug, plötzlich drang ein Hülferuf aus der Ferne bis ins Gastzimmer zu den rechnenden und zahlenden Männern und hallte wieder und immer wieder durch die stille Nacht. Wie ein Blitz fuhr der Junker zur Thür hinaus und eilte dem Platze zu, woher der Spectakel kam. Man hatte gegen seinen Willen den Bürger mitten in der Stadt auf der Straße angegriffen, hatte ihn geknebelt und war eben im Begriff, mit demselben zu der Stelle zu eilen, wo der Wagen und die Pferde ihrer harrten. Alles Das mit einer Hast und Ueberstürzung, die Gefahren herbeizog, statt sie zu umgehen. Gundling kam noch zur rechten Zeit, um zu verhindern, daß man im falsch angewendeten Eifer den Weg gänzlich verfehlte und eine Straße einschlug, die hinein nach Stolberg führte, statt hinaus. Er brachte die Escorte, unter fortwährendem Hülferuf des heftig widerstrebenden Happach, glücklich zum Wagen, half mit der ihm eigenthümlichen Behendigkeit allen entstandenen Unordnungen ab und hatte die Genugthuung, sein Opfer schon sicher auf dem Wagen zu sehen, als sich die Bewohner von Stolberg, die schlaftrunken aus ihren Betten aufgetaumelt waren, zu sammeln begannen. Einzelne grüßen wol die Entführer ihres Mitbürgers an, sie wurden mit Mißhandlungen zurückgetrieben, im Ganzen aber schrie und lärmte man nur und handelte wenig.

Es gehörte viel kürzere Zeit dazu, als wir zum Erzählen brauchten, um das ganze Unternehmen in die gehörige Ordnung zu bringen. Die Pferde wurden losgebunden, der Wagen setzte sich in die möglichst schnelle Bewegung, die Reiter schwangen sich auf, um ihn zu escortiren, und Gundling begann in größter Seelenruhe sein reservirtes Pferd abzuknüpfen, nachdem er seinem Leutnant das seinige zugeführt hatte. Dieser setzte sich in Trab und der ganze Zug verschwand um die Straßenecke, hinter es dem Junker gelungen war, die Zügel loszumachen. Er war der Letzte auf dem Felde seiner Thaten und es kam ihm kein Gedanke, daß sich etwas ereignen würde, was ihm noch Gefahr bringen könnte. Er hatte nicht bedacht, daß dem Einzelnen gegenüber der Muth wächst. Ehe er sich dessen versah, stürmten die beobachtenden Stolberger von allen Seiten auf ihn zu, fielen dem Pferde in die Zügel, rissen ihn zu Boden und übten schonungslos das Vergeltungsrecht. Der Junker wehrte sich verzweiflungsvoll. Zwei mal gelang es ihm, sich frei zu machen und den Fuß in den Steigbügel des Pferdes zu bringen. Erst als das arme Thier, vom Zerren, Schlagen und Stoßen schon gemacht, sich losriß und wild den Weg hinaufsprengte, dem Zuge nach, erst da ergab er sich und ließ sich gefangen zum Thurme schleppen. Die Reden, womit der ganze, immerfort anwachsende Troß ihn geleitete, waren nicht ermuthigend. Man schwur, daß man an ihm einen Streich rächen wolle, der ein Landfriedensbruch war, und daß nur seine eigene Person Bürgschaft für Happach sein solle.

Junker Hans von Gundling saß einsam im Thurme, während Happach im Triumph beim Generalfeldmarschall Fürsten Leopold von Dessau abgeliefert und dem preußischen Heere ohne weiteres einverleibt wurde. Seine Klagen blieben unberücksichtigt. Zwar behandelte man ihn gut, ließ es ihm an nichts fehlen, hielt aber ein scharfes Auge auf ihn, um seine Desertion zu verhüten. Dazu war Happach zu phlegmatisch. Nach und nach fügte er sich ins Unabänderliche.

Happach hatte längst gelernt, über die gewaltsame Anwerbung gelinder zu urtheilen, als der arme Junker — noch immer Gefangener in Stolberg war. Im Beginne seiner Haft sah er mit gelassenem Muthe Tag an Tag verstreichen, ohne daß Vorkehrungen von Seiten der preußischen Behörden getroffen wurden, ihn frei zu machen. Er betrachtete es als das kleinste Uebel beim Gelingen seiner Expedition, daß er beim Abschlusse derselben als Märtyrer zurückgehalten wurde. Er war keinen Augenblick zweifelhaft darüber, daß die Stunde nicht fern sein konnte, wo er ruhmbedeckt bei seiner Compagnie erscheinen würde. Hatte er nicht die schwierige Aufgabe in so kurzen Zeiträumen gelöst wie nur irgend

ßlich? Daß er ſelbſt verunglückt war, hatte er weniger ſich ſelbſt, als dem zu frühen ingreifen des commandirenden Lieutenants zu verdanken. Wartete man, ſeinen Anord- ungen zufolge, bis Frau Brigitta in ſeiner Begleitung den Happach an das Thor ge- ſchickt hatte, wo der Wagen aufgeſtellt war, ſo lief man keine Gefahr, die ruhig ſchlafen n Bürger geweckt zu ſehen von dem fürchterlichen Hülferufe. Wir müſſen zu Gunſten ſeres Helden noch anführen, daß er es verſchmähte, ſeine Haft durch Lügen zu verkür- n. Der Wirth des Gaſthofes, wo er eingekehrt war, hatte ihn liebgewonnen. Die bil- nte und noble Ausgleichung ſeiner Rechnung mochte auch dazu beigetragen haben, ge- ug, dieſer ſonſt ſehr patriotiſch geſinnte Stolberger ſchwur hoch und theuer, daß er ſich r die Unſchuld des hübſchen, jungen Citronenhändlers verbürgen zu können glaubte, da bei der Ausführung des Streiches ſich bei ihm befunden habe und in keiner Hinſicht s Werber aufgetreten ſei. Erſt als Happach am Hälſe gefaßen, ſei der Citronenhändler nausgeſtürzt. Eine kleine Spanne Zeit war man in Stolberg geneigt, dieſer Anſicht Glauben und Vertrauen zu ſchenken. Hätte der Junker von Gundling die Erklärung des irthes zu ſeinem Nutzen verwendet und mit einiger Gewandtheit eine lügenhafte Zu- mmenſtellung erdacht, ſo wäre er vielleicht ohne Schwierigkeiten entlaſſen worden. Doch ar er zu leichtſinnig und zu ruhmſüchtig, um die Ehre fahren zu laſſen, die für ihn in n Gedanken lag, daß es ihm gelungen war, den großen, ſchönen Happach wirklich zum ruſſiſchen Heere abgeliefert zu haben. Er lachte und erklärte ſich ſelbſt für den Haupt- führer der ganzen Affaire.

Als Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat verging, ohne ihm die er- nte Befreiung zu bringen, als die Haft ſtrenger wurde, die Verhöre den Charakter nerer Inquiſitionen annahmen, als man ihm von der rigoroſen Strenge des mili- ger Gerichtsperſonals erzählte und er aus allen Veranſtaltungen erſehen konnte, daß Sachſen, unter deſſen Jurisdiction Stolberg ſtand, von der Geſchichte aufs höchſte be- ngt ſand, da bereute er freilich, daß er ſich nicht ſelbſt aus einer Calamität erlöſt hatte, in Folge erhaltener Befehle ſeiner Vorgeſetzten über ihn verhängt war. Er hatte auf Humanität derſelben gerechnet, ſein Glaube war zu Schanden geworden. Man ſchien nicht darum zu kümmern, daß das Werkzeug ihrer Macht im Elende verkam, während doch den Vortheil ſeiner Handlungsweiſe genoſſen! Er hatte einer Specialordre des neralfeldmarſchalls genügt, war, als Soldat, dem Subordinationszwange auf alle Fälle erworfen geweſen und war im Dienſte verunglückt. Konnte er nicht Anſprüche auf Für- ſorge machen? Daß die Befehle mit ſeinen Neigungen analog waren, daß der Staat ſeinem Handſtreiche ſeinen größern Vortheil hatte als einen großen Soldaten, der, Neigungen des Monarchen zufolge, zu den Luxusartikeln der ſtehenden Heere gerechnet rde, das änderte die Sache nicht. Hatten ſie dieſen jungen Mann benutzt, um der Lieb- erei des Königs zu huldigen, ſo mußten ſie nun auch den Einfluß des Königs be- ren, um ſeine unangenehme Lage zu beſſern. Es geſchah aber nichts, um den Junker befreien. Es wurde nichts verſucht, um ſein Schickſal zu mildern. Er ſaß in feſtem ahrſam, zählte mit Ungeduld die Tage, die ſich ihm in der ungeſtörten Einſamkeit Einförmigkeit des Lebens zu Jahren ausdehnten, und marterte vergeblich auf ſeine einung!

Mit dem Beginne des zweiten Jahres ſeiner Haft kam das Ereigniß des mittler- er Schwarzenſchicht. Junker Hans erhielt vom Gefangenwärter dieſe Mittheilung. Er hörte nicht den traurigen Blick, den dieſer alte gute Mann auf ſeinem jungen Gefan- n heftete, und brach in einen Jubelruf aus. Endlich, endlich ſollte das geiſttödtende n aufhören, endlich konnte er wieder in Gottes freie Natur hinaus, unter Menſchen, froh und heiter leben! Endlich mußten von ſeinen Händen die Feſſeln genommen den, die er ſeit Jahresfriſt trug, die ihn einem wilden Thiere gleich machten. Das

jungen Mannes Bruſt hob ſich unter der Begeiſterung eines neuen Gefühls und er legte das Gelübde ab, ſeine Jugend von nun an edlern Zwecken zu widmen.

Das Gelübde kam zu ſpät. Das Erkenntniß fiel dahin aus, daß der Junker Hans von Gundling die ſchimpfliche Strafe des Gehängtwerdens erleiden ſollte' Sterben — Sterben für eine That, die er auf Befehl ausgeführt, ſterben im Mai des Lebens, und noch dazu ſchimpflich ſterben durch den Strang' Eine tiefe Bitterkeit nahm Beſitz von Gundling's Seele. Doch er ergab ſich in ſein Schickſal. Er wollte ſeinen Vorgeſetzten zeigen, daß er Muth habe auch zum Tode. Sein Compagnichef, der Hauptmann von Volgern, hatte es wohl gewußt, was für einen Ausgang eine Affaire haben konnte, wozu er den jungen lebhaften und wagehalſigen Junker commandiren mußte. Als die Escorte mit dem Bürger Happach ohne Gundling von der Expedition zurückkam, machte er ſchleunigſt ſeine Meldung des Unglücks, das demſelben widerfahren war. Man beachtete den Bericht des Hauptmanns wenig. Nachdem Monate verſtrichen waren, wagte Volgern abermals eine Vorſtellung direct an den Fürſten Leopold von Deſſau und bat „zu Gunſten des Junkers Schritte zu thun. Auch dies Geſuch blieb unberückſichtigt. Erſt als die Nachricht von dem Todesurtheile des wittenberger Schöppenſtuhls zu den hohen Herren drang, als ſelbſt der König von dieſem Urtheile Kenntniß erhielt, welches das Leben ſeines Unterthanen bedrohte, erſt da ließ man ſich herab, Schritte zu thun, die dem armen Menſchen mindeſtens das Leben retten ſollten. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I, befahl vor allen Dingen dem Univerſitätsgerichte zu Halle, ſich der Angelegenheit anzunehmen, da der Junker Hans, als Sohn eines Profeſſors, unter der Obervormundſchaft der halliſchen Univerſitätsgerichte ſtand, und verordnete dann, daß man ſich an den dabei intereſſirten dresdener Hof wenden und das Leben, eventualiter auch die Freiheit des Junkers Gundling erbitten ſollte. Der Fürſt Leopold von Deſſau that in dieſer Angelegenheit jetzt auch was er thun konnte, er ſolvirte von Sachſen die Herausgabe eines Soldaten, der im Auftrage gehandelt hatte, und bot Satisfaction. Sachſen zeigte ſich nicht abgeneigt, die Sache ohne nachhaltigen Groll zu applaniren, glaubte aber vor allen Dingen die Auslieferung des entführten Bürgers Happach zur Bedingung einer friedlichen Ausgleichung machen zu müſſen. Es war dies eine billige und rechtmäßige Forderung.

Dennoch ſcheiterte an dieſer Bedingung die Hoffnung, den Junker ſeinem Vaterlande wiedergegeben zu ſehen. Der Fürſt Leopold von Deſſau ſchlug ſein Intereſſe, egoiſtiſch genug, höher an als die Freiheit und das Leben eines Menſchen, der ſeinem Befehle untergeben geweſen war. Er verwarf ohne weiteres dieſen Vorſchlag, welcher ihn eines ſehnlich gewünſchten Cabinetsſtücks berauben ſollte, mit dem er auf dem Paradeplatze Staat machte. Er verlangte ohne alle Beſchränkung die Freiheit Gundling's. Darauf ging Sachſen nicht ein und die Unterhandlungen zerſchlugen ſich.

Das Leben des Junkers erſchien jetzt nicht mehr gefährdet, nur ſeine Freiheit erhielt er nicht. Seit der Einmiſchung der königlichen und durchlauchtigen Herren nahm ſeine Haft eine freundlichere Geſtaltung an. Die Strafe erſchien Vielen zu hart für ein Vergehen, das nicht aus freier Willkür, ſondern nach vorgeſchriebenen Befehlen ausgeführt war. Man begann Rückſicht darauf zu nehmen, daß Gundling nur ſeiner Pflicht hatte nachkommen müſſen, ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens, und überlegte weiſe, ob man wol berechtigt geweſen ſein würde, den Junker zum Tode zu verurtheilen, wenn er bewaffnet und in Uniform nach Stolberg commandirt geweſen wäre. Man erkannte, daß dem Gundling zwar zum Vorwurf gemacht werden könne, daß er ſich auf eine Art gebrauchen ließ, die der ehrliebende Soldat meiden muß, allein es blieb immer ein Vergehen im Dienſte des Staates, unter den Befehlen ſeiner Obern, und dies konnte nach ſtrengem Gemeſſen nicht anders beſtraft werden als durch eine Freiheitsberaubung, bis von ſeinem Landesherrn die geforderte Genugthuung geleiſtet wurde. Gundling's Schickſal hatte ſich alſo in

dieser Hinsicht etwas gemildert, seine Fesseln verschwanden, man gestattete ihm Erholungen unter Aufsicht und nach gegebenem Ehrenworte, keinen Mißbrauch davon zu machen, er durfte sich mit Lesen und Schreiben beschäftigen.

Die Zeit verfloß ihm rascher und angenehmer, aber er war und blieb doch immer Gefangener und sah die Tage seines Lebens, mitten in der Blüte seiner Jahre, ohne Nutzen und Freude verfließen. Es wurde Sommer, es wurde Winter und wieder Sommer. Junker Hans war vergessen von seinen Freunden und von seinen Feinden. Hätte ihn nicht sein Ehrenwort gebunden, so wäre er geflüchtet, wir haben aber schon erwähnt, daß der Junker in gewissen Beziehungen Willenskraft und Willensstärke besaß. Er hatte gelobt, nur auf rechtmäßigem Wege wieder in sein Vaterland und unter seine Kameraden zurückzutreten.

Wenn ihn alle Freunde auch vergessen hatten, sein Hauptmann, der sich unangenehm bei der Affaire betheiligt fühlte, dachte an ihn. Er war ein guter, alter Degen, der gern dreinschlug, aber, jeder List abhold, solche Unternehmungen, wie Happach's Entführung, mit Widerwillen betrachtete und sich dergleichen Befehlen nur mit Entrüstung unterwarf. Sein Biedersinn hatte einen harten Kampf mit seiner Soldatenpflicht bestanden, bevor er sich entschloß, die leichtsinnigen Neigungen seines jungen Untergebenen zu diesem Zwecke zu benutzen; nachdem dieser in dem Unternehmen verunglückt war, hielt er es für seine Pflicht und Schuldigkeit, zu seiner Rettung Alles zu versuchen. Der erste Anlauf mißlang, wie wir wissen, der zweite Angriff hatte Resultate versprochen, war aber am Egoismus des Generalfeldmarschalls gescheitert. Nachdem drei Jahre, drei Jahrzehnde für Jemand, der täglich auf Befreiung hofft' — vergangen waren, ohne daß Gundling frei wurde, ermuthigte sich Polgern zum dritten male, ging den Fürsten mit dringenden Bitten um eine gnädige Resolution in Sachen des Gundling an und veranlaßte zu gleicher Zeit das Obervormundschaftsgericht, die Geschichte beim trockener Hofe wieder anzuregen. Waren nun günstigere Verhältnisse eingetreten oder hatte Mitleid und Bedauern bei beiden entscheidenden Mächten vorgearbeitet, genug, es liefen zu gleicher Zeit von beiden Seiten befriedigende Nachrichten ein. Der Fürst Leopold befahl, den Happach zu vernehmen, ob er nicht aus freiem Willen preußischer Soldat bleiben wolle, wo nicht, so solle man ihn laufen lassen. Und von Sachsen traf die Cabinetsordre ein: dem Junker Hans von Gundling sei mit dem 1. August 1738 seine Freiheit zurückzugeben und werde er demnächst in Halle zu erwarten sein.

Wir bedauern, daß wir zur Zeit nichts Näheres über den fernern Lebenslauf des Junkers Hans von Gundling berichten können. Happach wurde von den Preußen nach Stolberg zurückgeschickt.

E. Fritze.

Die Heiligen Stätten in Jerusalem,

der Ursachen des gegenwärtigen Krieges.

Von J. Ziegler.

II.

Wie in dem Vaterlande, so zeigt sich auch in dem Charakter der Türken ein eigenthümliches Gemisch von Gegensätzen. Wir erblicken hier, namentlich früher, neben unbegrenztem Despotismus sklavische Unterwürfigkeit, neben einer fast an Gleichgültigkeit streifenden Toleranz einen bis aufs höchste gesteigerten religiösen Fanatismus, neben feiger Ergebung, Schlaffheit des Willens und aufgeblasenem Hochmuth ritterliche Tapferkeit, große Energie und würdevolle Repräsentation. Gerade diese Vereinigung einander widersprechender Eigenschaften scheint die Türken vorzugsweise fähig zu machen, den Orient, den

Wohnort vieler an Sprache, Sitte und Religion verschiedener Völkerschaften, das Land der Gegensätze und Contraste, zu regieren. Unterstützt werden sie hierin trotz ihrer Unwissenheit im Allgemeinen doch durch einen natürlichen Menschenverstand und eine richtige Erkenntniß des Charakters ihrer Landsleute. Den von ihnen unterworfenen und ihnen grundpflichtigen Völkern: Beduinen, Arabern, Drusen, Maroniten, Kurden, Serbiern, Bosniern, Nazaks u. s. w., gestatten sie in vielen Beziehungen eine freiere, unabhängigere Entwickelung, als man bei einem aus den verschiedenartigsten Elementen bestehenden Reiche wie das osmanische, vom europäischen Standpunkte aus, für möglich oder zulässig zu halten geneigt sein dürfte. Auch in commercieller Beziehung begünstigen sie eine ausgedehnte Communication.

Damit sei übrigens weder gesagt, daß die Türken an und für sich eine große Neigung besäßen für Handel und Industrie, noch daß der Mängel und Krebsgeschwüre im Staatsorganismus nicht genug vorhanden wären. Wol bedarf die Gesetzgebung, das Finanzwesen namentlich in Bezug auf Erhebung und Vertheilung der Steuern, einer durchgreifenden Verbesserung, wol ist es an der Zeit, der demoralisirten und demoralisirenden Beamtenwirthschaft ein Ende zu machen; wol entbehrt die Türkei noch immer zweckmäßiger, das umlaufende Capital des Handels, der Industrie und des Ackerbaues fördernder Communicationswege, allein alle diese Mängel zeigen, da sie eben noch zu verbessern sind, daß dieser Staatskörper wol ein kranker, in mancher Hinsicht sogar schwer kranker, keineswegs aber ein der Besserung unzugänglicher, der Heilung total unfähiger sei. Am allerwenigsten ist aber, abgesehen von außerordentlichen Ereignissen von außen, ein solch' rascher staatlicher Auflösungsproceß der Türkei zu erwarten, daß die Osmanen schon in der nächsten Zeit nach Asien auswandern. Die Türkei mit ihrem Siechthum wird noch lange fortbestehen — gewiß so lange, bis die europäischen unter sich uneinigen Mächte darüber einig sind, was an ihre Stelle gesetzt werden soll.

Der Schlendrian mohammedanischer Vorurtheile sollen vor dem Einflusse Europas immer mehr. Der Grund und die mächtigste Triebfeder zu dieser beginnenden und langsam fortschreitenden Reform der Türkei liegt in dem jedem Volke tief eingepflanzten Triebe der Selbsterhaltung. Dieser zwingt auch die Türkei zum verträglichen und friedlichen Verkehr mit den Christen, zur Annahme nützlicher und rathsamer Vorschläge u. s. w. Vorzüglich verdankt man es der Regierung des jetzigen friedliebenden Padischah Abd-ul-Medschid und seines humanen Ministers Reschid-Pascha, daß allen Christenverfolgungen mit möglichster Energie und sofort entgegengetreten wird. Abgesehen von früher erlassenen Verordnungen, Verfügungen und in dieser Beziehung gegebenen Versprechungen, z. B. durch die Einführung des Tansimats oder des Hattischerif von Gülhane u. s. w., hat die Regierung aus freiem Antriebe am 6. Juni 1853 einen Ferman veröffentlicht, „der allen Classen der Unterthanen des Reichs vollständigen Schutz und wie dies von jeher Sitte war, ohne Ausnahme vollständige Ruhe in der Ausübung ihres Cultus und ihrer geistlichen Angelegenheiten gewährt. Der Ferman sichert ferner zu, daß die besondern geistlichen Privilegien der Kirchen und Klöster sowie der Ländereien, unbeweglichen Güter und andern von diesen Kirchen abhängenden religiösen Orte, die Immunitäten und Rechte, welche solchen Gebäuden und den Geistlichen zu eigen sind, die Privilegien und ähnlichen Concessionen, die da geschrieben und enthalten sind in den Berats, welche die alten Verfügungen der Patriarchen und ihre Vollmachten, Privilegien, Immunitäten und Concessionen einschließen, die den Geistlichen und getreuen Unterthanen des Reichs verliehen, anerkannt und zugelassen worden sind, allezeit unverletzt erhalten werden." „Die protestantische Kirche" — sagt der Jahresbericht des Jerusalems-Verein in Berlin schon am 21. Januar 1853 — „ist jetzt im türkischen Reiche eine vollkommen anerkannte; die Pforte hatte allen ihren christlichen Unterthanen, welche zu irgend einer Form des Protestantismus übertreten wollen,

e Erlaubniß dazu ertheilt und ihren Schutz verheißen; sie hat sogar ein eigenes Mini-
rium zu Konstantinopel gebildet, welches die Angelegenheiten der Protestanten leiten soll."
n der neuesten Zeit sind noch mehre derartige die religiösen und politischen Angelegen-
eiten der christlichen Unterthanen der Pforte betreffende Verordnungen zu Gunsten Jener
lassen worden.

Ueberblickt man die Regierung des vorigen und des jetzigen Sultans, so läßt sich im
llgemeinen ein Fortschritt nicht verkennen, wenn auch die Wirkung der Reformen von so
rtigen und großen Erfolgen nicht immer begleitet gewesen ist, wenn auch mancher der
reorganisation des Reichs förderliche Herman entweder ungeschickt oder gar nicht ausge-
ührt wurde. Krankt doch an dem letztern Uebel auch manches sich hoher Civilisation
hmende christliche Land. Sieht man ferner, wie in so manchem christlichen Staate z. B.
s Lesen der Bibel verboten, die durch Besitz und Intelligenz einen bedeutenden Theil
r Bevölkerung bildenden Juden gereizt und verfolgt, Katholiken gedrückt werden, wie
e geduldeten Protestanten nicht erlaubt ist, Kirchen zu bauen, Glockengeläute zu haben,
ottesdienst anzuzeigen u. s. w., und zieht man dann zwischen der Regierung dieser Länder
d der Abd-ul-Medschid's bezüglich der Duldung und gesetzlichen Anerkennung anderer
ottesverehrungen neben der Staatsreligion eine Parallele, so dürfte sie wol kaum so aus-
allen zum Nachtheil der letztern ausfallen, als dies heute, wie nie in der Türkei ge-
en sind und einmal überhaupt nichts Gutes in den türkischen Staatseinrichtungen finden
llen, gern glauben machen. Es gründet sich eben auf mehr als eine Phrase, es be-
ht auf — Manchen freilich unbequemen — Thatsachen, wenn man behauptet, daß die
n der Pforte ihren christlichen Unterthanen erwiesene Toleranz weit manchem Regie-
ungen, welche auf die Türkei als auf einen barbarischen Staat mit Verachtung her-
licken, zum Muster dienen könne. Oder üben der Kirchenstaat, Neapel, Spanien,
candinavien u. s. w. Toleranz, indem sie in ihren Besitzungen keinen andern öffentlichen
ottesdienst als den der Staatskirche gestatten und gesetzlich erlauben?

Glücklicherweise fangen die Urtheile über die religiösen Verhältnisse der Türkei an sich
läutern, nachdem man eingesehen, daß es nicht richtig ist, die Türken nur deshalb an-
reifen, weil sie keine Christen sind oder sie nicht zu vertheidigen, weil sie dem Koran,
neben Halbheiten und Aberglauben doch auch viel Vernünftiges und einige Wahrheiten
hält, anhängen. Freilich muß man die Koranglaubigen nicht vom christlichen, sondern
ihrem eigenen Standpunkte beurtheilen und dann auch den jetzigen Mohamedanismus
t nach seinem Ursprunge aus dem 7. Jahrhundert abschätzen, da viele Stellen des
ans durch Veränderung der Verhältnisse von selbst ihre Bedeutung verloren haben.
Koran ist eben nicht mehr, was er zur Zeit der Chalifen oder Harun's-al-Raschid
. Der Islam ist des vernünftigen Fortschritts und der freiern Entwickelung ebenso
g wie das Christenthum und das Judenthum, welches ersterer auch nicht mehr Dank ist,
es zur Zeit der Apostel war, wie das letztere heutzutage ebenfalls einen andern Stand-
t einnimmt als zur Zeit des Moses.

Indem Mohammed die Juden und Christen einer Verfälschung der Offenbarung be-
igt und somit die von ihm gestiftete Religion als eine Metamorphose des in seiner
n Bedeutung verkannten Judenthums betrachtet werden kann, da ferner des Pro-
n Anhänger ebenso wie Andersgläubige durch Erfüllung der Gesetze den ersten An-
h auf den Himmel zu erwerben denken, findet sich in dieser Religion eine große Näch-
ebe, Gerechtigkeitsliebe und Gottesfurcht, sie steht mithin durch ihren Geist und ihre
nge dem christlichen Glaubensbekenntnisse näher, als man beim ersten Blicke glauben
. Die zwei höchsten Wahrheiten jeder Religion: Gebet und Mildthätigkeit, sind im
ohlosophischen Cultus des Mohammed als zwei Pflichten hingestellt, deren Befolgung
allen andern und mit größter Strenge gefordert wird. Das Bekenntniß: „Es gibt

keinen Gott außer Gott und Mohammed ist sein Prophet", drückt den Hauptgrundsatz des mohammedanischen Glaubens aus. Nach diesem gibt es sechs Propheten und Apostel: Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus und Mohammed, von denen jeder ein großenbartes Gesetz erhalten hat. Mohammed, der letzte Prophet, war aber der größte. Nach dem Glauben der Moslemim hat Gott keinen Genossen, keinen Sohn und es heißt (Sure IV): „Wahrlich, der Messias Jesus, der Sohn Maria's, ist ein Gesandter Gottes, auch sein Wort, das er in Maria übergetragen, und sein Geist. Glaubet daher an Gott und seinen Gesandten, saget aber nichts von einer Dreiheit (d. h. Dreieinigkeit)." Christus wird daher nicht als Sohn Gottes erkannt, obgleich man glaubt, daß die Heilige Maria Christus als Jungfrau empfangen habe und er durch eine wunderbare Veranstaltung Gottes ohne einen natürlichen Vater von einer reinen Jungfrau geboren worden sei (Koran, Sure III). Mohammed lehrt ausdrücklich, daß Christus der Messias sei und nennt ihn sogar Logos, „das Wort" (wie das Evangelium Johannis), ohne ihn aber als Erlöser der Welt anzuerkennen. Der Name, „unser Herr Jesus", wird bei den Muselmännern nicht ohne den Zusatz: „Friede über ihn", und der Name, „unsere Herrin Maria", nie ohne Zusatz: „Gott sei mit ihr zufrieden", genannt. Der Moslem aber glaubt (gleich mancher christlichen Sekte), daß Jesus nicht gestorben, sondern von Gott lebendig in den Himmel geführt und statt seiner ein ähnlicher Mensch von den Juden an das Kreuz geschlagen worden sei. Der Moslem glaubt also an die Himmelfahrt Jesu Christi vor seinem Tode; er glaubt aber auch an die Existenz der guten und bösen Geister, an die Unsterblichkeit der Seele, an Auferstehung und Gericht, an künftige Belohnungen im Paradiese (Speisen, Getränke, Frauen, Diener u. s. w.) und an Strafen in der Hölle (Hitze, Kälte, Wege u. s. w.). Der Koran enthält Vieles aus der Bibel, wenn auch vielfach verändert — allein Gebete, Almosengeben, Fasten, Wallfahrten, Enthaltung von Wein und Getränken sind streng vorgeschrieben. Der Koran gilt als ein sehr heiliges Buch, dem große Hochachtung von Seiten der Ungläubigen geschenkt wird. In dem mit christlichem Sinne vortrefflich geschriebenen Werke: „Sinai und Golgatha", von Friedr. Ad. Strauß (3. Auflage), finden wir folgende hierauf bezügliche Stelle: „In der Quarantaine zu Smyrna besuchte uns häufig ein sehr vornehmer Turke aus Damaskus, Suleiman Effendi, der in jedem Jahre die große Pilgerkaravane mit den Geschenken des Sultans nach Mekka führt. Mit großem Interesse sah er unsere Bücher und Karten. Eines Tags zeigten wir ihm einen Koran, den wir aus Kairo mitgebracht. Augenblicklich verrichtete er ein Gebet, küßte das Buch, las in tiefer Andacht einen Abschnitt, betete abermals und legte das Buch ehrfurchtvoll bei Seite. Welch eine beschämende Hochachtung vor dem Koran! Wie weit davon entfernt ist die Art, nach der wir die Bibel behandeln. Auch verging kein Abend, wo sich nicht die Mehrzahl der Mohammedaner zu einem gemeinsamen Abendgebete vor unser Aller Augen versammelt hätte. Wie auffallend würde man bei uns an einem öffentlichen Orte die Abendandacht einer Reisegesellschaft finden! Drängt sich da nicht unmittelbar das Wort des Herrn über den Hauptmann von Kapernaum entgegen: „Wahrlich, ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Aber ich sage euch, Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend, und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreiche sitzen. Aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen." (Matthäus 8, 10—12)

Sollte sich hieraus wenigstens nicht soviel entnehmen lassen, daß die Scheidewand zwischen Mohammedanern und Christen wenigstens nicht unübersteiglich ist? Mohammed, der falsche Prophet, stellt Christus und Maria weit höher als ein Theil der protestantischen Christen und der Muselmann vollzieht noch heute regelmäßig sein Gebet, hält gewissenhaft Fasten, übertrifft den Christen an Wohlthätigkeit, verabscheut die Trunkenheit und hält sein gegebenes Wort. Verkehren die europäischen Kaufleute, wenn sie in die Türkei kommen, im Allgemeinen nicht lieber mit den Türken als mit den christ-

lichen Lande? In dem schwersten Momente des Lebens, in dem Augenblicke des Hinscheidens erregt der Orientale wegen seines ruhigen, heitern und freundlichen nach Mekka gewendeten Antlitzes und wegen seines unerschütterlichen Glaubens unsere Bewunderung. Man muß der Todesstunde eines Türken oder Arabers beigewohnt haben, um diese großartige Hingebung, um die Kraft seiner Religion zu erkennen.

Wie verhält sich der sittliche Standpunkt des Christen in der Türkei gegen den des Mohammedaners? Findet hier Christi Sittenlehre eine Anwendung, welche da sagt: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl Denen, die euch hassen!" Wenn auch das europäische Element im Orient bezüglich des Handels und der Politik einen immer größern Einfluß erlangt und an Privilegienreichthum den türkischen Zuständen gegenüber immer mehr gewinnt, so muß doch der dahin gehenden Auswanderung romanischer Völkerschaften im Vergleich zu dem lebensfrischen Colonisationsgeist der angelsächsischen Stämme in Amerika der gesunde auf Humanität und Freiheit beruhende Grundgedanke entschieden abgesprochen werden. Auch sind die aus den heterogensten Bestandtheilen zusammengesetzten Christen des Orients in ihrer Allgemeinheit nicht geeignet, den Muselmännern als Muster religiöser Eintracht, Toleranz und Nächstenliebe vorzuleuchten. Die widerlichen Mönchsstreitigkeiten und die gegenseitige Verachtung und Verketzerung der Christen unter sich ist eine traurige Wirklichkeit im Heiligen Lande, sie liefern, um mit den Worten des Grafen von Bicquelmont zu reden, „wahrlich nicht den der Christen würdigen Beweis, daß der Grundsatz der Duldung in Glaubenssachen die einzige mögliche Grundlage des Friedens unter den Menschen sei." Ich spreche eben nur von der Gesammtheit; den vielen einzelnen, braven Männern und Gemeinden, welche die dem Christenthume gebührende Stellung mit wahrer Aufopferung herbeizuführen trachten, gelten diese Bemerkungen nicht. Es ist oft eine herbe Pflicht, die Wahrheit zu sagen, allein ich nenne zur Begründung meiner Behauptungen nur Jerusalem, das christliche Mekka, wo Christen sich nicht scheuen, sich elende Zwistigkeiten und profane Streitigkeiten und — ich schäme mich es auszusprechen — durch Scenen blutiger Schlägereien unter sich am Heiligen Grabe unseres Erlösers und Heilandes den göttlichen Glauben mit Füßen zu treten. Ich erzähle hier nicht nach Andern nach, ebenso wenig darf mir der leiseste Vorwurf der Parteilichkeit gemacht werden, Thatsachen mögen auch hier für mich zeugen.

Während meiner Anwesenheit im Heiligen Lande fand ein solcher empörender Streit zwischen Griechen und Armeniern am 20. März 1853 (Palmsonntag) in der Heiligen Grabkirche statt, der in ein Handgemenge überging, bei welchem an 40 Köpfe blutig geschlagen wurden. Wer weiß, welche Blüten dieser christliche Meinungsaustausch an Heiliger Stätte noch getrieben hätte, wenn nicht türkische Soldaten energisch eingeschritten wären und die Tempelschänder ausgetrieben hätten! Die Christen scheinen in der Türkei viel schlimmern Feind als die Mohammedaner zu haben, nämlich sich selbst. Der Neid, die Mißgunst und Verfolgung der vielen christlichen Sekten ist viel schlimmer als die angebliche Intoleranz der herrschenden Türken, welche bisher äußerlich in dem Kampfe der Sprach- und Begriffsverwirrung der Christen die bürgerliche Ordnung aufrecht erhielten und mit Geduld und Schweigen eine polizeiliche Ordnung herstellen, um dadurch zu verhüten, daß die Christen nicht übereinander herfallen.

Die türkische Regierung beruht nicht nur auf dem Koran und seinen 1200jährigen Lehren, sondern in politischer und gesellschaftlicher Beziehung wesentlich auf dem vormaligen byzantinisch christlichen Kultus. So viele Mißbräuche der Orient daher aufweisen mag, so soll der Christ doch mit der in seiner erhabenen Religion begründeten Humanität nicht vergessen, daß die im Koran niedergelegten Lehren von einem einzigen Gott, von Erkenntniß und Dankbarkeit der Menschen gegen den Schöpfer, von der Unsterblichkeit der Seele u. s. w., in ihrer Allgemeinheit doch wol nicht so verwerflich sind, daß

man ihn für einen Gott der Absurditäten, Bedrückung, Grausamkeit, Wollust halten und dabei der großen Lehre unsers Heilandes nicht eingedenk sein sollte, der bei der Anklage der Ehebrecherin jenen herrlichen, seine ganze erhabene Lehre in wenig Worten umfassenden Ausspruch that: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!“

Inwieweit übrigens wir auf unsere harmonische Ausbildung der den Menschen als solchen charakterisirenden „ethischen und intellectuellen Eigenschaften“, oder auf unsere echte Religiosität, gegenüber dem rohen Anhänger der „Irrlehre des Mohammed“, zu pochen haben, möge folgende wahre, einfache Geschichte lehren.

Kurz nach mir machte ein Graf, dessen Namen ich verschweigen will, dieselbe Reise nach dem Jordan. Mehre christliche Pilger hatten sich seiner Karavane angeschlossen, unter ihnen ein armer, alter Mann, der zu Fuß neben den Reitern einherwanderte. Nachdem die Karavane durch das Grenzdorf der Wüste (Bethania) in die Gebirge Judäas gekommen war, wurde die Hitze so groß, daß Alle matt, still und niedergedrückt dahinzogen. Einer der Beduinen, vom heftigsten Durst geplagt, wandte sich an den Grafen, der eine große Wasserflasche an seiner Seite führte und bat um einen Trunk. Der Graf, vielleicht befürchtend, der Vorrath werde am Ende für ihn selbst nicht ausreichen, schlug Jenem seine Bitte ab, worauf der Beduine kein Wort weiter verlor, sondern, ergeben in sein Geschick, schweigend dem Zuge folgte. Plötzlich versagen dem obenerwähnten Alten die Kräfte zur Weiterreise und er sinkt am Rande des Wegs nieder. Die Furcht, allein zu bleiben in dieser schrecklichen Einsamkeit, entweder den Räubern oder dem Hunger zur Beute zu werden, stachelt ihn noch einmal empor, er versucht mit Aufbietung aller Energie des Willens sich zu ermannen — vergebliches Mühen! er bricht von neuem zusammen. Schweigend ziehen die Christen an ihrem Bruder vorüber, jeder sieht den Unglücklichen und jeder ahnt wol sein trauriges Geschick — allein keiner ruft ihm ein Wort des Trostes zu, keiner leistet ihm Hülfe. Endlich kommt der vor Durst lechzende Beduine, der Letzte des dahinziehenden Zugs. Als er den hülflosen Pilger erblickt, fordert er ihn auf weiter zu marschiren, da er sonst, allein und hülflos, ein Kind des Todes sein würde. Dieser erwidert, daß seine Kräfte erschöpft seien und er sich bereits auf das Schrecklichste gefaßt gemacht habe. Die Karavane zieht unterdeß immer weiter, der durstige Moslem aber bleibt mit dem zu Tode ermatteten Christen allein in der schrecklichen Einöde. Und was geschieht? Wird der Ungläubige ein Mörder sein, jenen ausziehen und schlagen und halb todt liegen lassen (Luk. 10, 30—35)? Der Beduine fühlt menschlicher. Tief ergriffen von der Noth seines Mitbruders läßt er ihn auf sein Pferd mit aufsitzen und zieht langsam der Karavane in die Jordanebene nach. Aber bald wird die Doppellast dem Pferde zu schwer — und was wird jetzt der wilde Sohn der Wüste thun? Wird er nicht, dem Triebe der Selbsterhaltung folgend, sich des unbequemen Alten, dessen Tage wol ohnehin schon gezählt sind, entledigen? Schweigend springt er vom Pferde, ihm die Bürde zu erleichtern und während der arme Christ im Sattel bleibt, wandert er weiter nebenher zu Fuß. Die Sonne war schon längst untergegangen, als Beide an den beim Dorfe Richa (Jericho) aufgeschlagenen christlichen Zelten anlangten und mit Jubel, aber auch mit Beschämung im Herzen von den ruhig Gelagerten empfangen wurden. Auch der Graf, dessen Wasservorrath übrigens noch nicht erschöpft war — gerührt von dem menschenfreundlichen Sinne des Beduinen, versuchte jetzt durch eine reiche Belohnung Das gut zu machen, was er vorher versäumt. Wer war hier der barmherzige Samariter?

Anregungen.

An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.

Unſer Zeitalter iſt auf der einen Seite zu weichlich. Die Philanthropie hat wunderliche Caricaturen hervorgebracht.

Auf der andern iſt es zu rauh. Charakteriſtiſch genug, daß dieſe rauhe Richtung durch das Rauhe Haus bei Hamburg vertreten wird. Der Name dieſer vielverzweigten Anſtalt war von Hauſe aus ein zufälliger.

Was ſoll man aber von der Mittelſorte ſagen, die Lächeln auf den Wangen und Galle im Herzen hat? Die von außen den Tauben gleicht und nach innen auffährt wie ein Drache?

In Berlin war ein frömmelnder Zuſatz der dortigen Zuſtände ſchon lange ein öffentlicher Charakter geworden. „Vater Malmène" nannte er ſich und nannten Andere ihn. Er hatte eine Rettungsanſtalt für unerzogene Kinder errichtet. Dreiß miſchte er ſich in alle Kundgebungen der dortigen Geſinnungsmoden. Arm in Arm mit Vater Malmène ging Miniſter Montenfiel auf den Windmühlenberg, um unter dem Bürgermann das neue Bier zu verſuchen. Vater Malmène erzählte dann ſpäter die hiſtoriſche Kunde in den Zeitungen. War eine Debatte und Abſtimmung in den Kammern zweifelhaft, Vater Malmène erhielt von ſeinen Gönnern die Mittel, Inſerate erſcheinen zu laſſen, die allen Preußen den wahren patriotiſchen Weg verzeichnen ſollten.

Nun kommen von dieſem ſanften, lächelnden Honigmenſchen gallenbittere Thatſachen zur Sprache. Seine Anſtalt iſt ſchon zwei mal peinlich unterſucht worden. Schon zwei mal fand man Knaben mit eiſernen Ketten ſo feſt an Holzbette geſchmiedet, daß ſie kaum athmen konnten. Wenn ein ſolcher Mode-Kaiſerer auswärts in Armenhäuſern Politik und Patriotismus treibt, hat er freilich keine Zeit, im Hauſe Geduld und Liebe in ſeinem nächſten Beruf zu üben. Da tritt das rauhe Naturell, der verſteckte Tyrann und die herzloſeſte Liebloſigkeit durch. Die Staatsanwaltſchaft iſt gegen dieſen gefährlichen Tartüffe bereits öffentlich aufgetreten.

Wir können nicht umhin, die gelegentliche Zuſchrift eines unſerer Mitarbeiter hier abzudrucken:

„Die Erziehung jedes Einzelnen läuft durch drei Inſtanzen: Schule, Haus und Leben. Was die beiden erſten mehr nur als Grundlage gelegt, will letzteres reifen und zeitigen. Wie oft wir auch ſchon über die ſorgne Zucht jener zu klagen Urſache zu haben glaubten, das Leben ſelbſt hat doch für die Meiſten ein viel rauherer und eindringlicherer Zuchtmeiſter. Aus einem naheliegenden Grunde. Dort iſt es noch die berechnende und zumal die liebende Hand, welche die jungen Schößlinge in Pflege nimmt; ein beſorgtes Auge wacht über ſie; ein gemeinſchaftliches Intereſſe verbindet; — hier aber iſt des Abſtoßenden mehr als des Liebloſenden, der vertrauensvollen Hinneigung weniger als der argwöhniſchen Abwehr und Abſperrung. Wie Wenige gibt es, die im Verkehr der großen Menſchengeſellſchaft über das Maß ihrer polizeilichen und ſtaatlichen Verpflichtungen hinaus erkennen, wie folgenreich auch der Einzelne durch Wort und That und ganzes Gebahren fortwährend an dem ſchwächern oder minder gut ſituirten Nebenmenſchen regiert und erziehen kann und ſoll, gut oder ſchlecht! Aber ſehen wir denn nicht alle Tage, daß jene frommen Seelen, deren ſchlecht verdeckte Eitelkeit ſich im „Retten" des jungen Geſchlechts ſo behaglich ſtählt, gegen das erwachſene Geſchlecht die ganze widrige Schärfe eines geiſtigen Hochmuths und einer unbegreiflichen Anmaßung ſoll bis zum pöbliſchen Ekel herausſehrt und ſo ihrer gänzliche Unfähigkeit zu der von uns gemeinten gegenſeitigen Menſchenerziehung beweiſt? Auch hier trifft einfacher Sinn, wie ſo oft, das ſchöne Rechte."

Wie verödet man das Volk?

Wie hebt und fördert man eine würdige Feier des Sonntags? Wie entvölkert man die Trinkſtuben und bahnt den Weg für mildere Erfriſchte und unſchuldige Vergnügungen?

Guizot ſagte einmal dem Herausgeber: „Die öffentliche Sicherheit in Paris iſt nie beſſer beſtellt, als wenn die Theater fleißig beſucht ſind. Wohlfeile und gute Theater fördern die Sittlichkeit des Volks und halten es von niedrigen Ausſchweifungen ab, die nur zu leicht die Quelle der Verbrechen ſind."

Aus London ſchreibt man uns, daß auch dem großen, dem Kryſtallpalaſt der erſten Weltinduſtrieausſtellung nachgebildeten Sydenhampalaſt die Beſtimmung gegeben werden ſoll, ein würdiger Sonntagstummelplatz des Volks zu werden.

„Ich denke, der den Pflanzen gewidmete Theil wird ganz beſonders anziehend und reizend ſein. Das Ganze iſt von Sir Joſeph Parton ſorgfältig gedacht; Blumen und Gewächſe aller Zonen werden hier prangen, die ſteife Palme und die heimiſche Schlingpflanze ſich vereinen und herrliche Gruppen bilden; bunt ſchillernde Vögel werden von Aſt zu Aſt flattern und plätſchernde Springbrunnen die Atmoſphäre erfriſchen. Die Nachahmungen der ägyptiſchen und aſſyriſchen Bauten, die Memnonsſäule, die Sphinxe, geflügelten Löwen u. ſ. w. ſtrecken ſich weniger

an, so grotesk sie auch an und für sich sind; für solche Massen schien mir selbst die Dimension des Sydenhampalastes nicht hinzureichen; sie bedurften eines Zaubergewandes von reiner, blauer Luft, sie gehören den Tropen, jenen Ländern an und können nur dort, wo ihr Schatten eine Wohlthat ist, völlig gewürdigt werden. Dagegen bildet das Pompejische Haus mit seiner harmonischen Farbenpracht ein anziehendes Ganzes; es befriedigt, man hat ein treues Bild gesehen; nicht minder erfreulich wird der Löwenhof der Alhambra sein. Die »Höfe« mit den verschiedenen Sculpturen werden eine reiche Sammlung von Abgüssen enthalten, ebenso jene mit Fragmenten der verschiedenen Bauarten. Man könnte Stunden damit zubringen, wollte man Alles aufzählen, was in diesen Räumen aufgenommen und dem Besucher vorgeführt werden soll, für den man auch die vortrefflichsten Kataloge für jede besondere Abtheilung, und zwar zu dem mäßigen Preise von je 3 Pence, vorbereitet. Diese werden gewiß viel zur Belehrung beitragen, da sie von wahren Kunst- und Sachverständigen verfaßt werden, z. B. jener des weiteren Sculptur von Mrs. Jameson. Dieser Name bürgt für Gediegenheit und Vollkommenheit der Arbeit. Wer müde geworden ist von Allem, vom Suchen nach Dem, was seine Individualität am meisten anspricht, der wird auf den Balcon ins Freie treten können und sich bald erquickt und erheitert fühlen. Wundervolle Anlagen werden das Gebäude umgeben und über diese hinweg Landschaften voll Anmuth und Reichthum das Auge entzücken. Wenn es auch nicht einem Jeden gelingen wird, den höchsten Gewinn aus dieser zusammengedrängten Welt zu ziehen, so wird doch Keiner ganz ohne Nutzen Sydenham besucht haben oder unbefriedigt und unerfreut von dannen gehen. Man kann dem Unternehmen, auf dem kein Vorwurf der Engherzigkeit ruht und wo die schönsten patriotischen Gefühle zum Handeln anfeuerten, nur den allerbesten Erfolg wünschen. Und gewiß, es wird seinem Zwecke entsprechen; es wird nicht blos Vergnügen bieten, es wird die Bildung der Nation befördern helfen. Möchte ich ein guter Prophet sein! Es wird mehr als alle Mäßigkeitsvereine dazu beitragen, die Trinkhöhlen zu entvölkern. Dann wird das schöne große Glashaus erst ein wahres Recht auf seinen Namen eines ersten Volkspalastes gewinnen."

Denkproceß der Dichter.

Wenn dichterisch organisirte Köpfe philosophiren, so arbeiten Phantasie und Gemüth naturgemäß bei ihren Denkprocessen so lebhaft mit, daß der nächste, aus dem Zusammenhang gerissene einzelne Gedanke oft unklar erscheint. Kritische Silbenstecher haben in solchen Fällen für die Vergleichung mit ihrer eigenen klaren Art ein breites Feld.

Zum häuslichen Herd.

Aus einer Sammlung uns mitgetheilter Apherismen heben wir folgende hervor:

* *

Der Schatz der Weltweisheit ist schon lange gehoben. Er braucht nur noch scharf ausgeprägt und in allgemeinen Umsatz gebracht zu werden.

* *

Man traue den Schmeichlern nicht! Nur das falsche Geld legt man mit der blankgeputzten Seite nach oben.

* *

Glück ist nur dann wahrhaft schön, wenn ihm Hoffnung den Weg gebahnt hat.

* *

Halbgebildet ist Der, dessen Geistesentwickelung mit den aufgenommenen Kenntnissen nicht gleichen Schritt hält.

Eine Frage.

Ein graues Kleid nur hat die Nachtigall,
Wenn silberhell auch tönen ihre Lieder;
Dem Schmetterlinge fehlet, ach! der Schall,
Wie farbenprächtig glänzet sein Gefieder.
Darum das Leid im Lied der Nachtigall?
Darum der Lob auf Schmetterlingsgefieder?

Moritz Retzsch.

Die Augen einer Jüdin.

Aus Morgenland, du schöne Maid,
Gern möcht' ich deinen Augen lauschen,
Sie gehen hin, sie gehen her,
Wie Blätter, die im Winde rauschen.
Sie sind so braun, sie sind so klar,
Sie können lachen, können weinen,
Und dennoch, wie so wunderbar
Sie irrend nur zu träumen scheinen!
Sind sie wol deiner Seele Bild?
Ein Buch mit unbeschriebnen Zeilen?
Du willenloses armes Kind,
Die Wellen frägst du, die so eilen:
Wo mag der kühle Brunnen stehn,
Wo laben meine Heerden träufet?
Wo mag der Sand der Wüste wehn,
Wo mein mein künftger Herr gedeihet?

Den immer wieder nach Glück Verlangenden.

Wer nicht den Himmel in sich selber trägt,
Aus sich allein die Quellen strömen läßt,
Die allen Durst nach Seligkeiten stillen,
Dem muß ein jedes Glück vergänglich sein.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 39.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Bella Venezia.

I.

— Ein ſchöner, warmer Septemberabend. In offenem Wagen fahren wir durch die belebteſten Straßen Wiens; hoch über den irdiſchen Lichtern ſchwebt der Mond und ſchaut ernſt und ſtill auf Thürme und Dächer und das Treiben der Menſchen herunter; tauſend Sterne glänzen über mir, um mich iſt Luft und Licht und auch in mir ein Gefühl ſeliger Erwartung, denn ich ſoll durch die geheimnißvoll lockende Ferne gehen bis in das ſchöne Heimatland der Kunſt und Poeſie. Bald eilen wir im Flug auf der Eiſenbahn hin; mit uns ſcheint der Mond zu fliehen, der dann und wann prächtig die dunkeln Dampfwolken durchleuchtet oder ſie mit goldenen Rändern umgibt; ſein Licht zeigt uns die Berge, die ſich bald um uns erheben, und ihre dunkeln Wälder und die kleinen weißen Hütten auf den Höhen. Wir ſteigen aus und fahren wieder in offenem Wagen — tiefer ins Gebirge hinein; friſche Luft weht uns entgegen und der Heuduft von den Bergwieſen, Herdenglocken klingen von den Höhen in die Thäler nieder. Oft überſchleicht mich der Schlaf, und wenn ich erwache iſt's mir als träume ich noch fort von einer wunderbaren Zauberwelt, von ſchlummernden Bergen und Thälern in leiſen Duft gehüllt, von Felſengipfeln und Waſſerfällen, die im Silberlicht des Mondes ſchimmern, und von einzelnen hohen Tannen am Weg, die ſich dunkelernſt vor dem dichtumfloſſenen Hintergrund erheben und leiſ geheimnißvoll zuſammenflüſtern. Wie ein wunderbares Myſterium liegt die ganze Welt um mich und räthſelhaft wunderbar wie ſie erſcheint mir mein und aller Menſchen Daſein und doch ſicher ruhend im Arme Deſſen, der dieſe ganze ſchlummernde Welt liebevoll fortträgt durch den Ocean des Lebens.

Ein halbdunkles Wartezimmer am Bahnhof, voll Lärm, Rauch, ſchlaftrunkener Menſchen, tritt plötzlich als grelle Wirklichkeit zwiſchen die ſchönen Träume, die auch beim Weiterfahren im Dampfwagen nicht wiederkehren. Das erſte Tageslicht zeigt die Gegend in feuchten Nebel gehüllt; bald durchdringt ihn die Sonne und beleuchtet ein herrliches Land: Waldberge in der Nähe; ferne, in blauen Morgenduft gehüllte Gebirge; und zur Seite ſonnige Matten, reichbeladene Obſtbäume und einen ſchäumenden Bergfluß; helle Dörfer

auf den Höhen und in den Thälern, Kirchthürme mit funkelndem Kreuz und Glocken geläute. Gratz, Cilli, Marburg bleiben im raschen Vorüberfluge als dämmernde Bilder in der Erinnerung; hell leuchtet in ihr allein das tiefe Blau des Himmels und das Frühlingsgrün der Berge, Wälder und Matten. Gegen Abend sahen wir hinter den nähern Bergen die blaukuppigen Felsengipfel und rosig umglühten Gletscherspitzen der tiroler Alpen emporsteigen; und näher zeigt sich ein anderes schönes Bild, die Festung von Laibach, hoch auf dem Berge das lachende, fruchtbare Land überschauend. Bei fröhlichem Posthornklang fahren wir am Morgen weiter zwischen Felsen und Tannenwäldern, hinter denen sich noch immer ferne blaue Gebirge erheben; die Bäume und Gräser, die flachlichten Gewächse am Weg, Erde und Felsen, Alles ist mit einer dichten, weißen Staubrinde überzogen; es scheint, als führen wir durch eine versteinerte Landschaft. Je weiter wir kommen, desto öder und verbrannter wird die Gegend, desto ferner rücken die Alpenhöhen; eine slawische Bevölkerung, unschön und schmuzig, umgibt uns; bald mischen sich mit den slawischen und deutschen Lauten die der schönsten Sprache, Frauen mit dunkelm Auge und Haar bieten uns Früchte und danken, wenn wir sie kaufen, mit dem lieblichen „Grazia!" Die kleinen grauen Häuser haben niedere Dächer und zwischen dem Gemäuer ziehen sich Verandas hin, umrankt von Reben mit reifen Trauben. Schon glauben wir uns in der Nähe Italiens, aber plötzlich erscheint das Land in eine steinige Wüste verwandelt; große Felsenstücke sind wie von Riesenarmen über die öde Fläche gestreut; kahle Höhen und schroffe Felsengipfel erheben sich hier und dort. Endlich ist der Rand der öden Hochebene erreicht und unerwartet erscheint uns auf einmal das lieblichste Bild: Unter uns das langersehnte grüne sanfte Meer in unendlicher Anmuth ausgegossen bis zum fernen Horizont, wo es sich mit den rosigen Farben der Abendröthe mischt, kleine Segel schimmern auf der sanftruhenden Fläche und hoch über ihr prangt der grüngoldene Abendstern und sieht so mildfreundlich hernieder wie ein Engelsauge, das über ein Menschenschicksal wacht. Am Ufer liegt Triest und seine Straßen, Häuser und Plätze sind durch tausend Lichter bezeichnet, die auf kleinen Landzungen und Quais bis weit hinein ins Meer erglänzen. Bald fahren wir durch die Stadt und hören ringsum italienische Stimmen und Worte; von den Fenstern des Hôtels sehen wir den erleuchteten Corso und den Hafen mit dem vom Mond beschienenen Maßenwald, sonst nichts von der Stadt, die wir früh wieder verlassen müssen.

In der Morgendämmerung gehen wir unter dunkelblauem Himmel, an dem noch erblassende Sterne schimmern, zum Hafen und besteigen das Dampfschiff, das schon ungeduldig braust. Die Morgenröthe färbt lieblich die Gipfel der Berge, zwischen denen und dem Meere die weiße Häuserkette leuchtet. Derselbe rosige Schimmer liegt auf den Flaggen und Segeln der Schiffe, die den Hafen füllen. Zahlreiche Barken drängen sich um die unsere und eine bunte Menge am Ufer erwartet die Abfahrt; jetzt wird die schwere Kette gelöst, der Anker ist gelichtet, das Räderwerk braust, die Sonne geht auf und beleuchtet das fröhliche Bild. Hundert Tücher wehen, hundert Stimmen von Schiff und Land rufen ein Lebewohl! Lange fahren wir auf einem See und genießen den Anblick der schönen Stadt und der Gebirge und der fernen bergigen Küste von Istrien. Endlich verschwindet das Ufer und wir fahren in die Weite, umgeben allein von dem unendlichen Glanz des Himmels und des Meeres, und es ist, als schifften wir zwischen zwei Himmeln den seligen Ländern der Ewigkeit entgegen. Kein Windhauch bewegt die smaragdenen Wellen, die sanft und lieblich das Schiff umspülen und weithin die unendliche Fläche bilden. Wie träumend ziehen wir dahin und diese sanften Wellen beleben sich und schmücken sich mit herrlichen Gestalten. Wer gedächte nicht alter Zeiten? Die Helden der Argo und Homer's gleiten in schweren Schiffen vorüber, Delphine und Sirenen tauchen auf und nieder; Orpheus und Arion greifen in die Leier und der Klang der Poesie tönt in jedem Wellenschlag; es ist, als

folge unſer Schiff den Klängen einer lieblichen Muſik oder würde leiſe fortgezogen von ihrer Macht. Es ruht um uns das ſchöne Meer, ſo warm, weich und ſtrahlend wie eine glückſelige Kindheit, und wieder auch ſo heilig ernſt und ſtill wie der Vorhof der Ewigkeit. Die ſieben Stunden wären ſchnell entflohen, hätte ich auch nichts gethan als immer nur hinabgeſehen an der Stelle, wo die Wellen mit weißem Schaum an das Schiff ſchlagen und in ewigem Wechſel kommen und gehen und ſich öffnen und ſchließen über der räthſelhaften, lockenden Tiefe. So erwartete ich nicht ungeduldig wie die Andern das Erſcheinen Venedigs, ſondern trauerte faſt, als ſchwimmende Gräſer und zahlreiche Fiſcherbarken ſeine Nähe und das Ende der ſchönen Fahrt verkündeten. Bald ſteigen Thürme, Kuppeln aus der Flut empor und vor uns liegt die meergeborene Stadt, ſo bekannt, ſo ganz wie Bilder und Beſchreibungen ſie in die Seele malten und neu und ſchöner doch geſehen im Lichte der Wirklichkeit.

Die Piazzetta, die dunkeln, phantaſtiſchen Gebäude des Dogenpalaſtes, die Spitze des Campanile, die Kuppeln der Marcuskirche — Alles ſtrahlt uns im Sonnenglanz entgegen wie ein Märchen aus der Kinderzeit plötzlich in Wahrheit verwandelt. Alle Glocken läuten, unzählige Maſtbäume mit Wimpeln und Flaggen erheben ſich aus der dunkelgrünen Flut; Barken mit bunten Zelten und ſchwarze Gondeln umgeben unſer Schiff, da und dort iſt Lärm und Gewühl, die Reiſenden mit Schachteln und Mantelſäcken drängen ſich bis zur kleinen Schiffstreppe, Gondolieri mit rothen Mützen klettern ſchreiend und rufend heran, um ſich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen. „Tonio!“ „Marco!“ „Beppo!“ und hundert andere Namen klingen durcheinander. Endlich ſind wir und unſer Eigenthum in eine ſchwarze Gondel gepackt und bald im Hôtel ausgeſchifft und etablirt in unſern Zimmern vor einem herrlichen Bilde. Eine blaue Fläche liegt vor uns ausgebreitet, mit Silberglanz übergoſſen und mit vielen hundert weißen Segeln beſtreut, da und dort liegen große Schiffe mitten im Golf vor Anker, links und rechts ſteigen bewimpelte Maſtbäume hervor, in der Ferne zieht ſich der Lido mit grünen Gärten hin, uns näher rechts erhebt ſich auf einer Inſel San-Giorgio maggiore mit ſeiner hellen Kuppel und dem hohen röthlichen Glockenthurm, der ſeinen farbigen Widerſchein tief ins Waſſer ſenkt; zur Linken liegen die Giardini del Popolo mit grünen Baumſchatten und von ihnen aus reihen ſich, gleich ihnen aus dem Waſſer emporgeſtiegen, die Häuſer der wunderbaren Stadt bis zu dem Dogenpalaſt, deſſen gelbliches Gemäuer und bleiernes Dach über die niedern Alleen und Blütenſträucher des nahen kaiſerlichen Gartens aufragt. Unter unſern Fenſtern hören wir Ruderſchläge, aber auch die lauten rauhen Stimmen der Gondolieri, in deren Mund die Sprache nicht wie die Petrarca's klingt.

Wem brauchte man Venedigs erſten Eindruck, den erſten Ausgang auf ſeine engen Gaſſen und Plätze zu ſchildern? Den Marcusplatz, die Procuratien, die Piazzetta, von wo man zwiſchen den Palaſten und den mit dem Heiligen und dem Löwen gekrönten Säulen hinausblickt auf die blaue Fläche! Von da auf die Riva degli Schiavoni, unter braune Illyrier und Dalmatiner in halborientaliſcher Tracht, zerlumpte Slowaken, herculiſche Schiffer mit rothen Mützen, zahlloſe Verkäufer, die mit lautem Rufen tauſend bekannte und unbekannte Dinge feilbieten und deren Körbe und Tiſche einen unendlichen Reichthum von Meer- und Landproducten enthalten: Muſcheln, Auſtern und gemeine Seethiere, und neben ihnen Granatäpfel, Feigen, Trauben, Melonen und andere liebliche Früchte des Landes dieſſeit der Lagunen. Tauſend Stimmen erſchallen, Alles drängt ſich durcheinander; zur Seite ſtehen die alten verfallenden Paläſte und blicken wie ernſte Zeugen der Vergangenheit nieder auf das flüchtige Treiben der Gegenwart, die ihre ſtumme Sprache nicht verſteht — und jenſeit dieſer bunten Scenen liegt im Abendſchimmer unbeſtimmt und duftig das blaue Meer gleich der leidumhüllten Zukunftferne.

Um noch nicht zu lange beim Einzelnen zu verweilen, beſteigen wir Venedigs höch-

ſten Punkt. Vom Campanile ſieht man die Stadt in ihrer Größe und Pracht. Ihr Elend und ihr Verfall wird hier unſichtbar. Auf einem Wendelgang ohne Stufen, dunkel, öde und ſchmutzig ſtiegen wir zur Höhe empor, dann und wann erfriſcht von einem Blick durch die runden Fenſteröffnungen, welche liebliche Bilder von Meer, Stadt und Himmel umrahmten. Gewaltige Glockentöne über uns erſchütterten den ganzen Bau und klangen gleich einer Gigantenſtimme, welche die Nahenden zurückſcheuchen wollte. Erſt als ſie verſtummt, erreichten wir die Höhe, und es war wie eine Auferſtehung aus dem Grabe, als wir nach dem langen Wandern im Dunkel, unter wildem Tongebrauſe, hinaustraten in das himmliſche Licht, die heilige Ruhe der Welt, die unter und über uns grüßte und zu der wir glücklich auf- und niederblickten. Ueber uns glänzt der ſich dunkelnde Himmel, unter uns ſtrahlt noch in ſonnigem Blau, von funkelnden Silberſtreifen durchzogen, das Meer, bis in weite Ferne ergoſſen und zu unſern Füßen; emporgehoben aus der ſchönen Bläue und rings von ihr umgeben liegen Paläſte und Kirchen, Häuſerreihen und kleine Plätze, Thürme und Kuppeln, enge Kanäle und Gaſſen, Arſenale und Caſtelle, die wenig grünen Gartenpunkte, die nahen und fernen Inſeln mit ihren Häuſern und Kirchen, die Dämme und fernen Felſenmauern, Alles weithin verſtreut über das Meer, ein großes, in viele kleine Theile zerſtückeltes Daſein, das aus dieſer Höhe und in dieſer Abendſtunde, die Alles mit röthlichem Dufte umhüllt, wieder als ein einzig großes harmoniſches Ganze erſcheint." Allerwärts leuchten noch weiße Segel, Dampfſchiffe kommen mit brauſendem Räderwerk ſtolz dahergezogen, ein Dampfwagenzug fliegt eben auf der langen Lagunenbrücke dahin, welche die Neuzeit als einzige große Gabe Venedig geſchenkt und welche die auf dem Meer ſchwimmende Stadt gleich einem Ankertau zum Feſtland geworfen hat, um ſich mit ihm zu verbinden. In weiter Ferne erſcheinen, Nebelwolken gleich, die Alpen, und die Gedanken, die oft ſehnſüchtig über ihre Gipfel herüberreiten, fliegen nun mit demſelben Gefühle über ſie zurück.

Es wird Abend. „Wie ſchön iſt in Venedig die Nacht! Wie liebevoll ſchließt ſie die gefallene Herrſcherin in ihre Arme, wie ſanft ſchlägt ſie ihren weichen, dunkeln Mantel um ſie, als wollte ſie all' ihre Blöße decken, mit leiſem Windeshauchen zu ihr flüſtern, wie um ſie zu tröſten in ihrer Trauer! Sie zündet ihre Wunderlampe an, den Mond, der mit ſeinem Zauberlicht die Geſunkene wunderbar belebt und ihr neue Jugend, eine neue eigene Schönheit gibt. Da ſtehen die alten Paläſte ſo feſt und gewaltig, ſo dunkel breiten ſich ihre Schatten in das weiße, helle Licht, das über Plätze und Kanäle ausgegoſſen iſt! Wunderbar ſchimmern Kuppeln und Thurmſpitzen und die hervorſpringenden Dächer; da und dort fällt ein blaſſer Strahl auf einen Theil der Gebäude und hebt irgend eine Säulenſtellung, ein Frontiſpice, reigende Sculpturen hervor; ganze Fenſterreihen glänzen wie Silber, als würden hinter ihnen noch bei hellem Kerzenlicht die Feſte gefeiert, mit denen einſt Venedig prunkte. In jedem dunkeln Kanal ſpiegelt ſich die Wunderlampe und in jedem iſt eine ſilberleuchtende Stelle, und es iſt ſchön, wenn eine ſchwarze Gondel geiſterhaft aus dem dunkeln Schatten eines Brückenbogens herausgleitet und leicht über die lichte Stelle ſtreift, die ſich bei jedem Ruderſchlag in viele zitternde Silberwellen auflöſt. Auch wir gleiten ſo leiſe durch Dunkelheit und Helle, ganz dem Zauber des Augenblicks hingegeben; Alles um uns iſt ſtill; auch unſere Gondolieri, die ihre Stimme erheben und uns in rauhen, unmelodiſchen Tönen eine Arie aus Norma als „eine Stanze aus Taſſo" vorſingen wollen, werden zum Schweigen gebracht; aus dem Kanal rudern wir in die heilige Stille der Lagunen hinaus, landen dann an der Piazzetta, die auch noch feſtlicherlich daliegt wie hingegeben allein der holden Liebe dieſer Zaubernacht. Aber ſchon dringt der Schein irdiſcher Lichter, klingen tageslaute Stimmen zu uns her und mit Glanz und Muſik und buntem Menſchengewühl empfängt uns der Marcusplatz wie ein Gedanke voll Glut und Lebensluſt im Grunde eines einſamen, traurigen Menſchenherzens. Helles

Licht ſtrahlt aus den Cafés und Arcaden; von ihnen an kleinen Tiſchen ſitzen Einheimiſche und Fremde aller Claſſen, Eis und Orgeade genießend; Verkäufer gehen umher und bieten dringend verſchiedenen Kleinkram aus; das türkiſche Militärorcheſter in der Mitte des Platzes überſtrömt den ganzen Raum mit täuſchenden Opernmelodien, in den Pauſen laſſen ambulante Muſiker die einfachen Töne ihrer Guitarren und Harfen erklingen, man hört die Sprache und ſieht die Phyſiognomieen verſchiedenſter Nationen, es iſt eine bunte, ſinnverwirrende Scene, aber Augen und Gedanken finden einen Ruhepunkt im Campanile, der wie ein himmliſcher Wegweiſer auch in ſolcher Luft nach oben zeigt.

(Ein zweiter Artikel in Nr. 41.)

Nina, die Kindesmörderin.

Eine Erzählung in drei Capiteln.

Erſtes Capitel.

Gefangen.

Gefangen.... Ihr, die ihr gleichgültig an jenen mit Gittern und Fenſterkörben verſehenen Mauern vorübergeht und ein dumpfes Kettengeraſſel wie aus einer andern Welt herübertönen hört, ihr ahnet nicht, daß da drinnen der Dämon des gräßlichſten Schmerzes und der Engel der ſüßeſten Hoffnung ihr Lager aufgeſchlagen haben! Ihr höret nicht die Weherufe und Gebete, welche nur dieſes Kettengeraſſel übertönen kann; ihr könnt nicht die Sehnſucht fühlen, wie ſie nur die Bruſt eines Gefangenen erfaßt und gegen welche die kränkelnde Sehnſucht der Liebe und das ſo oft beſungene Heimweh Das ſind, was das leiſe Abendlüftchen iſt gegen den wild dahinbrauſenden, Alles zerſtörenden Orkan.

Oft ſahet ihr vielleicht gleichgültigen Auges einen Wagen an euch vorüberrollen, in welchem ein bleicher Mann ſitzt, der ſeine Hand ängſtlich zu verbergen ſucht. Soldaten umgeben ihn, die Musketen mit aufgepflanztem Bayonnet ſteht ſchußfertig in ihren Händen. Dem Wagen folgt nicht jene neugierige Menſchenmenge, welche einem armen Sünder das letzte Geleit gibt und doch geht der bleiche Mann einem Schickſale entgegen, welchem Die, ſo es getroffen, tauſend mal den Tod vorziehen; er wird einem unbeweinten, langſamen Dahinſterben entgegengeführt. Und ſieht auch die Menge einen ſolchen Zug ohne Theilnahme vorüber, weint doch das fühlende Herz dem armen Gefangenen eine Thräne des Mitleids nach. Wohl dem Gefangenen, dem es dann vergönnt wird, die bittern Tage lieber zwiſchen vier Wänden zuzubringen, dem ſie nicht Feld, Wieſe und Au zeigen, der nicht gezwungen iſt, die offene, freie Natur einzuathmen. Wenn man ſo den blauen Himmel über ſich und ſo weit das Auge reicht nichts als das lachende Grün des Frühlings auf Berg und Thal ſieht und die Vögel ihre freien Lieder zwitſchern und ſingen hört, da gehört ſchon unter: gas eine ſtarke Reſignation dazu, nicht aus dem Wagen zu ſpringen um ſich frei zu machen, auch auf die Gefahr hin, ein halb Dutzend Kugeln nachgeſendet zu bekommen.

Man langt dann an vor der Feſtung. Schon von weitem ſieht man ihre ſchwarzen Mauern, deren Decke mit lachendem Grün bewachſen iſt wie ein Grabeshügel; man fährt durch ein düſteres Thor und bevor ſich deſſen Pforten ſchließen, nimmt man noch in einem letzten, langen Blicke auf Jahre von der Außenwelt Abſchied. Das ſchreckliche Ruhigſein, für Alles, was Einem lieb und theuer iſt, nun abgeſtorben zu ſein, drängt ſich Einem in ſeiner vollſten Wucht auf — mit dieſem Augenblicke beginnt ein anderes Leben, ein Vegetiren. Was der Dichter von dem träumenden Fichtenbaume geſungen, wird hier an einem Menſchen zur lebendigen Wahrheit. Dem Gefangenen und Alles um ihn wie um einen Geſtorbenen, denn, kehrt er auch nach Jahren wieder ins Leben zurück, ſeine Kraft iſt gebrochen.

Ich war ein solcher Gefangener. Die politischen Ereignisse des Jahres 1849 hatten mich auf zwei Jahre meiner Freiheit beraubt. Es war am zweiten Tage nach meiner Ankunft auf der östreichischen Festung K., als ich Vormittags um die Mittagsstunde am Fenster meines Kerkers saß und durch das Gitter hinaus in die weite, offen vor mir liegende Gegend schaute. Und wieder, dachte ich, siehst du vor dir Berg und Thal, Wiesen und Felder, du siehst den Tag, der die Fülle seines Glanzes über die Erde ausgegossen, du siehst alle Herrlichkeiten der Welt — nur durch ein Eisengitter! Und doch, glücklich war ich, als ich nach jenen fünf bangen Tagen, die ich in den Kasematten von O. zubrachte, ohne das Licht der Sonne zu erblicken, zum ersten male wieder hinaufkam und mich der herrlich strahlende Sonnengott beschien. Die Sonne duldet nichts Trauriges. War doch mein jetziger Aufenthalt gegen den damaligen ein Paradies und dennoch — glücklicher Tantalus! Du mußtest noch lange sehnen.

So spannen sich meine Gedanken fort, als mich plötzlich der Schall von Fußtritten weckte, welche unten im Hofraume hörbar wurden. Neugierig, wie es jeder Gefangene ist, blickte ich hinab; es war der Profoß, welcher schweigend neben einem Mädchen einherschritt. Diese trug ein Kleid von schwarzem Merino, über den Kopf war ein dichtes, grünes Seidentuch derart geschlungen, daß der Beschauer von oben nur die Vorsprünge eines schönen Antlitzes sehen konnte. Schweigsam maß sie den Hofraum von einem Ende zum andern, ihr Gang war gemessen, sogar graziös. Ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als den ältern meiner beiden Zimmergenossen, der eben seine Siesta hielt, zu wecken; er war schon seit einigen Monaten, gleichfalls aus politischen Gründen, Insasse dieses Trauerhauses und konnte mir vielleicht über diese seltsame Erscheinung Aufklärung geben. Ich rief ihn ans Fenster und fragte ihn, ob er dies Mädchen schon öfters gesehen habe.

Du wirst sie täglich zwischen eins und zwei hier auf- und abgehen sehen.

Wer ist sie?

Eine Kindesmörderin; sie ist übrigens die Aelteste des Hauses, denn sie ist schon im fünften Jahre hier. Ihr Urtheil lautet auf zwanzig Jahre.

Hast du sie schon gesprochen?

Die größte Begierde danach trug ich längst, allein ihr Zimmer ist im ersten Stock, gerade unter dem unsers Nachbars, und auch bei dem besten Willen kann man mit ihr nicht zusammenkommen; der Profoß aber führt Diejenigen von uns, welche von der Begünstigung, eine Stunde lang da drunten herumtrotten zu dürfen, Gebrauch machen wollen, erst dann hinunter, wenn sie ihren Spaziergang vollendet hat. Außerdem soll sie auch sehr scheu sein.

Und pflegt sie nie ans Fenster zu kommen, wenn wir spazieren gehen?

Sehr selten; sie zeigt sich nur, wenn sie weiß, daß ein neuer Ankömmling da ist und daß dies heute der Fall sein wird, hat ihr der Profoß sicher schon mitgetheilt. Sie kennt uns Alle dem Namen nach, weiß die Dauer unserer Strafzeit, das Verbrechen eines Jeden und hat sich gewiß auch schon rücksichtlich deiner nach allen diesen Nebenumständen erkundigt. Du armer Tropf wirst sie besonders bedauern, weil du noch so jung bist.

Sie scheint gebildet?

Davon weiß ich nur soviel, daß sie sehr gut Französisch sprechen soll, sie soll eine Polin sein, aus adeligem Hause; sie heißt Nina, ihr Zuname ist mir entfallen. Sie empfängt keine andern Besuche als die des hiesigen würdigen Dechanten, der sich über ihr anständiges, bescheidenes Benehmen sehr lobend ausspricht.

Und hat sie die gräßliche That, derentwegen sie büßt, wirklich begangen? Oder war sie nur Mitschuldige oder Mitwisserin?

Sie ist überwiesen, ein armes Würmchen, das sie geboren, mit einer seidenen Schnur erwürgt zu haben. Sie behauptet aber heute noch, unschuldig zu sein und leugnet, auch nur von dem Verbrechen gewußt zu haben. Wie es dennoch gekommen, daß sie für schuldig

befunden und verurtheilt wurde, weiß ich nicht anzugeben, da die einzige Quelle, aus der ich schöpfe, die eben nicht sehr lebhafte Mittheilsamkeit unsers Profoßen ist.

Ich schwieg. Mein Interesse war aufs lebhafteste angeregt und halblaut für mich sagte ich: Ich werde Alles erfahren. Mein Zimmergefährte hörte diese Worte und sah mich bei diesen Worten groß an, ohne jedoch etwas zu erwidern; nur ein leises Lächeln zuckte über seine Lippen. Ich weiß in der That heute, da ich dies niederschreibe, nicht mehr, welcher Idreengang mich in dem Augenblicke durchzuckte, als ich diese Worte ausstieß. Soviel ist gewiß, daß sie der Ausfluß meiner innigsten Ueberzeugung waren, trotzdem ich damals auch nicht den geringsten Anhaltspunkt hatte, um meinen Willen in Vollzug zu setzen. Allein es war mein fester Wille, hier Schuld oder Unschuld zu entdecken.

Und wieder blickte ich hinab in den Hofraum und betrachtete die hohe, zarte Frauengestalt, an der jeder Zoll eine Aristokratin war. Die feingebildeten, kleinen Hände waren wie zum Gebet ineinandergefaltet. Ist es möglich, daß diese zarten Finger Handlanger zu einem so scheußlichen Verbrechen gewesen sein konnten?

— Wochen waren vergangen. Ich hatte die Zeit inzwischen zu Recognoscirungen benutzt. Wie mein Leidensgefährte gesagt hatte, bewohnte Nina, so will ich sie in Zukunft nennen, in der That das Zimmer unter mir, aber es war unmöglich, zu ihr zu gelangen. Ich sah sie täglich um die bestimmte Zeit ihre Promenade machen, sie ging immer gesenkten Blicks einher. Daß sie blaue Augen habe, wußte ich nur vom Kerkermeister. Letztern suchte ich auf alle mögliche Weise mittheilsamer zu machen, ich erfuhr jedoch eben nicht viel mehr, als mir bereits gesagt wurde. Nina war fromm und ging fleißig zur Beichte — sie konnte doch jetzt keine Sünde mehr begehen als höchstens in Gedanken! Die katholischen Fasttage hielt sie aufs strengste; so nahm sie am Freitag bis zum Abend keinerlei Speise zu sich. Das hierdurch ersparte Geld — denn sie bezog so wie wir die Festungsarrestantengebühren — legte sie bei Seite, um sich davon Nähutensilien und dergleichen anzuschaffen. Seitdem sie in K. war, also volle fünf Jahre, hatte sie auch nicht einen Brief erhalten und auch keinen abgeschickt. Und dennoch hatte sie in der Heimat Geschwister und auch Derjenige, der ihr einst Liebe schwörend zu Füßen lag, lebte noch; so erfuhr ich.

Eines Tags saßen wir eben, mein Gefährte und ich, bei einer Schachpartie, als der Profoß zu uns ins Zimmer trat. Er kam eben von Nina, die ihren Spaziergang vollendet hatte und wollte uns zu gleichem Zwecke abholen. Wir baten ihn, erst unsere Partie beendigen zu dürfen und er setzte sich gewährend neben uns hin, um dem Verlaufe des Spiels zuzusehen. Als mein Gegner über einen Zug etwas zu lange nachdachte, wandte ich mich gegen den Profoßen, um mich indessen mit ihm in ein Gespräch einzulassen und da erst bemerkte ich, daß er eine seidene Schnur, durch die verschiedenartigsten Knoten verschlungen, in Händen hielt.

Wo haben Sie diese Schnur her? fragte ich.

Von meiner Tochter.

So pflegte der Profoß, der von den Gefangenen größtentheils „Herr Vater“ genannt wurde, Nina scherzweise zu nennen.

Ich weiß nicht, fuhr er fort, sie spielt immer mit dieser Schnur und scheint ein besonderes Vergnügen darin zu haben, die Knoten, die Sie hier sehen, zu schlingen und wieder aufzulösen.

Nun blitzte in mir ein Gedanke auf.

Hat sie Ihnen diese Schnur gegeben? fragte ich.

O nein; ich nahm dieselbe, als ich zu ihr ins Zimmer trat, in die Hand und spielte damit durch die Finger, allein ich merkte gar nicht, daß ich sie mitgenommen, bis Sie mich darauf aufmerksam machten.

Von einer überlegten Fortsetzung des Spiels war keine Rede mehr. Mein ganzes

Sinnen und Trachten war auf die Schnur gerichtet. In einigen Zügen war ich schachmatt.

Unterdessen hatte ich zur Erlangung der Schnur dasselbe Manöver angewendet, welches der Profoß durch seine Erzählung mich soeben gelehrt hatte. Ich nahm sie ihm während des gleichgültig fortgeführten Gespräches aus der Hand und machte mich mit scheinbarer Unbefangenheit daran, die Knoten aufzulösen. Meine Ahnung hatte sich nicht getäuscht. Es waren Gedanken, es waren lebendige Worte, die ich mit gübten Fingern las.

Die Gefangenen haben sich nämlich zur Mittheilung ihrer Gefühle und Gedanken eigene Sprachen gebildet. Es ist hier nicht der Ort, auf die Entstehung und Ausbildung derselben näher einzugehen. Gewiß ist es aber, daß die Verbrecher — ich rede hier nur von Criminalverbrechern — die sogenannten Diebesjargone nur im Kerker erlernen oder sich wenigstens darin mehr als in der Freiheit vervollkommnen. Die politischen Sträflinge, welche nur äußerst selten mit socialen zusammenkommen, erlernen diese Sprachen fast nie, hingegen bedienen sie sich sehr oft der Fingersprache und des Klopfens an der Wand. Ich habe z. B. oft ganze Tage lang mit meinem nächsten Zimmernachbar die interessantesten Schachpartieen durch die Wand zu Ende geklopft. Ein viel seltnerer Weg der Gedankencommunication aber ist der, welcher vermittels einer Schnur bewerkstelligt wird. Nur wenige sind in das Geheimniß eingeweiht, welches, wie ich mir sagen ließ, von den Zigeunern zuerst gelehrt ward. Nur alte ergraute Gefangene sind jetzt meistentheils im Besitze desselben. Wem es mitgetheilt wird, der muß erst sein Wort verpfänden, daß er es nur einen Gefangenen und auch dann nur lehren werde, wenn dieser sein volles Vertrauen errungen und ihm das gleiche Versprechen gegeben hat. Ich hatte die Knotenschrift in den Kasematten zu O. erlernt. Ein an Leib und Seele gebrochener Schanzsträfling, mit dem ich mich fast den ganzen Tag unterhielt und dem ich Trost und Muth zusprach, weihte mich zum Dank dafür in das Geheimniß ein. Die Sprache selbst ist arm an Worten, sie ist durch und durch eine geistige, die abstracten Begriffe sind darin mehr vertreten als die concreten; von ihrer Construction will ich nur soviel verrathen, daß sie weniger aus Buchstaben denn aus Worten besteht und ungefähr auf dasselbe System basirt ist, welches der heutigen Stenographie zu Grunde liegt.

Eine solche Schnur — ich möchte sie den Selam des Gefangenen nennen — hatte ich nun in Händen! Wie Nina sich diese Sprache zueigen gemacht hatte, weiß ich nicht anzugeben. Sie mochte dieselbe wahrscheinlich während ihrer fast zweijährigen Untersuchungshaft in ihrer Heimat erlernt haben. Ich löste die Knoten nacheinander auf; denn hierin eigentlich besteht das Lesen. Ich las:

„Ich habe geglaubt, geliebt, gehofft. Wann wird es Tag werden? Meine Seele ist krank. Nur bei Gott ist Erbarmen und Verzeihung!"

Ich war furchtbar ergriffen.

Unterdessen war Alles zum Gehen bereit. Wir begaben uns wie gewöhnlich unter Aufsicht des Profoßen in den Hofraum und begannen unsere Runde. Ich that, als ob ich der Bewegung bald müde wäre und stellte mich, an einen im Hofe stehenden Pfosten gelehnt, so auf, daß ich von Nina, wenn sie am Fenster war, gesehen werden mußte. Wie in Gedanken vertieft, spielte ich scheinbar mit der Schnur, während ich die Worte knüpfte: „Der Abendstern ist auch der Morgenstern. Auch bei den Menschen ist Versöhnung. Schicke mir ein Buch. Sage, ich sollte beten!"

Des andern Tags kam der Profoß und bat mich, ich möchte ihm die Schnur geben, wenn ich sie noch vorfände; seine „Tochter" vermisse sie mit Unlust: er habe ihr zwar eine andere angeboten, aber sie sei nur auf diese aus. Nina hatte sich also wirklich ihren Mitgefangenen aussprechen wollen; sie hatte vielleicht schon jahrelang durch diese Zeichenschrift ihr Herz erleichtern wollen — immer vergebens! Nun endlich fand sie ein Auge, das sie

verſtand, nun einen Gruß in ihren Kerker. Ich hatte auf den Fall der Reclamation des Profoßen ſchon Alles vorbereitet. Nach langem Suchen fand man die Schnur in einem Winkel des Zimmers und der Profoß trug ſie zu ſeiner „Tochter". Mit Bangen ſah ich dem Augenblick entgegen, wo mir ein Zeichen werden würde, daß Nina meinen Gruß empfangen, enträthſelt und die Veranſtaltung getroffen hätte, den Mittheilungsweg einzuſchlagen, den ich ihr angedeutet.

(In nächſter Nummer das zweite Capitel: Die Correſpondenz.)

Eine Schulkomödie des 17. Jahrhunderts.

Von Dr. Hermann Knothe.

Es war am Faſtnachtsdienſtage des Jahres 1682. Auch in der guten „Sechsſtadt" Zittau herrſchte an dieſem Morgen ein ganz ungewöhnlich reges Leben, obwol all' die Aeußerungen toller Laune, mit welchen die Volksluſt des heitern Südens und des katholiſchen Weſtens an dieſem Tage den Faſching zu Grabe zu tragen pflegt, der ſtreng proteſtantiſchen Stadt völlig fremd waren. Die Fenſter am Markte und in den anſtoßenden Straßen waren dicht beſetzt mit ſchmucken, von freudiger Spannung belebten Frauen- und Mädchengeſichtern und in den Erkern der hohen, mit reicher Stuccaturarbeit verzierten Giebelhäuſer gewahrte man die ſtattlichen Geſtalten der reichen Kauf- und Handelsherren ſowie der geſtrengen Herren „Eines Hochedeln und Hochweiſen Rathes", welche heute ſämmtlich die gewöhnliche ernſte Amtsmiene abgelegt zu haben und ſich unter Lachen über den Inhalt eines großen, mehre Bogen ſtarken Theaterzettels zu unterhalten ſchienen, den die meiſten derſelben in der Hand hielten. Unten auf der Straße ſtanden trotz Schnee und Kälte die ehrſamen Bürger und Bürgerfrauen ſchon ſeit länger als einer Stunde, während die liebe Jugend auf den Vorſprüngen und den niedern Fenſtern der Häuſer Poſto gefaßt hatte und ſich an den eiſernen Gittern derſelben feſtzuhalten ſuchte. Alles blickte erwartungsvoll nach der Gegend des Gymnaſiums, von welchem der Zug der Schüler, die heute Nachmittag in der vom Rector Chriſtian Weiſe aufzuführenden Faſtnachtskomödie auftreten ſollten, nun bald in vollem Coſtüme ausgehen mußte.

Die Poeſie des Volkslebens, die während des Mittelalters allgemein verbreitet geweſen, war trotz der Drangſale des Dreißigjährigen Kriegs wenigſtens in den Städten doch noch nicht ganz ausgeſtorben. Sie hatte ſich, wie die Poeſie der Zeit überhaupt, geflüchtet unter den Schutz des Gelehrtenthums. Oeffentliche Aufzüge der „Studirenden" erſetzten wenigſtens zum Theil die feierlichen Proceſſionen und die luſtigen Maskenzüge der katholiſchen Welt und gewährten mindeſtens von Zeit zu Zeit der natürlichen Schauluſt der Menge die gewünſchte Befriedigung. Hatte ſonſt das Volk unmittelbar theilgenommen an jener Luſt, ſo nahm es jetzt wenigſtens daran Theil in ſeinen Söhnen. Rector Weiſe, ein Zittauer von Geburt, war vor vier Jahren als Rector an das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt berufen worden und hatte der ſchon vorher blühenden Schule einen ſolchen Ruf im In- und Auslande zu verſchaffen gewußt, daß von weit und breit her Schüler nach Zittau ſtrömten und zumal der Adel nicht nur in den beiden Lauſitzen und dem benachbarten Schleſien, ſondern auch in der fernern Mark Brandenburg, in Pommern, Kurland, Preußen ſich es angelegen ſein ließ, ſeine Söhne der vortrefflichen Erziehung des berühmten Schulmannes zu übergeben.

Weiſe war aber auch in der That ganz der Mann ſeiner Zeit. Mit der Kenntniß eines Polyhiſtors, die das Jahrhundert von dem Gelehrten foderte, verband er die Gewandtheit eines vollendeten Weltmannes oder eines „Politikus", wie man es damals nannte. Er hatte in Halle am Hofe des Adminiſtrators des Erzbisthums Magdeburg, des Herzogs

August von Sachsen-Weißenfels, eine zeitlang das Leben der vornehmen Welt studiren können; er hatte darauf als Professor an dem Augusteum zu Weißenfels sich ganz vorzüglich der Erziehung „Junger von Adel" zu befleißigen gehabt; er hatte ferner durch eine große Menge gelehrter und belletristischer Schriften in Prosa und Versen seinen Namen durch ganz Deutschland bekannt gemacht und als Schulmann besonders auf die Nothwendigkeit einer „politischen" Erziehung, d. h. einer Erziehung für die Bedürfnisse des praktischen Lebens, zumal des Lebens in der vornehmen Welt, hingewiesen. Kein Wunder daher, daß man ihn laut als einen der ersten Schulmänner seiner Zeit pries. Zu dieser weltmännischen Bildung gehörte aber ganz besonders auch Gewandtheit im Gebrauch der damals gegen das Latein so sehr vernachlässigten Muttersprache und eine „freimüthige hardiesse" im öffentlichen Auftreten. Aus diesem Grunde zumal hatte Weise sogleich beim Antritte seines Rectorats die in Zittau seit fast hundert Jahren bestehende Sitte, daß zur Fastenzeit von den Gymnasiasten Schauspiele aufgeführt wurden, wieder neu ins Leben gerufen.

Auch dies Jahr hatte er schon vor mehren Tagen zu den „unterschiedenen Lust-Spielen, die auff dem Zittauischen Schau-Platze der Gewohnheit nach sollen vorgestellet werden," durch ein förmliches Programm, zwei Bogen in Folio, eingeladen, welches nebst einem einleitenden Gedichte die kurze Inhaltsangabe der zu spielenden Stücke und die Namen der darin vorkommenden Personen sowie die der auftretenden Schüler enthielt. Nach altem Brauche pflegte jedesmal am ersten Tage ein geistliches Stück biblischen Inhalts, am zweiten eine politische Komödie, wozu der Stoff der allgemeinen Weltgeschichte entlehnt sein mußte (Staatsaction), am dritten Tage endlich ein eigentliches Lustspiel freier Erfindung gegeben zu werden, dem sich meist noch ein „lustiges Nachspiel", eine Art Posse, anschloß. Am Morgen eines jeden Tages aber präsentirten sich die Nachmittags auftretenden Personen, nach Art der Seiltänzer und Kunstreiter, in öffentlichem Aufzuge durch die Stadt, theils um sich von Alt und Jung, zumal von Aeltern und Verwandten, bewundern zu lassen, theils um die noch unschlüssigen Gemüther durch die Pracht der Garderobe und den ganzen Reiz der ungewohnten Erscheinung für den Nachmittag in die Vorstellung zu locken.

Da endlich vernimmt man die Töne der Musik. Aller Augen richten sich nach dem Gymnasium hin, aus dessen Thür der Zug hervorkommt, um sich langsam an der Johanniskirche vorbei nach dem Markte hin zu bewegen. Er ist nicht zu lang. Nur 50 Personen werden in dem heutigen Stück: „Jakob's Heyrath", auftreten. Es ist ein Schäferstück. Daher erscheinen fast sämmtliche Acteure in idealem Schäfercostüme, zu welchem die Bänder und Schleifen, auch wol noch manches andere unentbehrliche Kleidungsstück von den Schönen der Stadt waren erborgt worden. Die schöne Rahel, der stattliche Jakob und Kemuel, ein syrischer Prinz, zogen, als die Hauptpersonen des Stücks, die Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich, während der drollige Anzug und die komischen Geberden des lustigen Schafknechts Hafo und des lustigen Dieners Moyh der Lachlust reichliche Nahrung versprachen.

Jetzt war der Zug vorüber. Vergnügt verließ man Fenster und Erker. Die Mütter hatten ihre Söhne, die Mädchen ihre stillen Anbeter glücklich erkannt. Alle hatten sich prächtig ausgenommen in ihrem Costüm. Man freute sich sehr auf den Nachmittag. War's doch das einzige mal im Jahre, daß man in Zittau den Genuß hatte, ein Schauspiel zu sehen. Schon lange vor zwei Uhr war der große, aber niedere Saal „über den Schuhbänken", wo das vom Rathe angeschaffte Theater aufgeschlagen war, gedrängt voll trotz des verhältnißmäßig hohen Eintrittspreises. Endlich schlug es zwei Uhr und der Vorhang wurde — nicht in die Höhe, sondern nach der Seite hin — aufgezogen. Zwei Paare kleiner Schäfer und Schäferinnen erscheinen und sprechen als Prolog einen Gruß

an das Publicum in steifen Alexandrinern. Dann öffnet sich „die hintere Scene" und Rahel tritt mit einem Chore Schäferinnen hervor und singt zur Musik von Pauken und Schalmeien ein Lied, das folgender Weise beginnt:

Lacht uns an, ihr schönen Wiesen,
Weil die Zeit mit Blumen spielt,
Lacht uns an, bis ihr nach diesen
Neben uns den Winter fühlt.

Da naht sich ihr Jakob, der hochbeglückte Bräutigam, der soeben, als am letzten Tage vor dem Ablauf der siebenjährigen Werbezeit, zu Laban eilen und ihn bitten will, sogleich auf morgen die Hochzeit festzusetzen. Da erfährt er von einem Freunde, daß ein syrischer Prinz, Namens Kemuel, sich in Rahel verliebt, Schäferkleidung angelegt und sich vorgenommen habe, als Hirt um ihre Hand zu werben. Dennoch bringt Jakob endlich den alten habsüchtigen Laban dahin, daß derselbe auf übermorgen die Hochzeit anberaumt. Als aber Lea dies erfährt, ist sie außer sich vor Zorn und Scham, daß die jüngere Schwester sich eher vermählen solle als die ältere und gelobt, obgleich selbst der Vater sie höhnend abweist, dennoch die Hochzeit um jeden Preis zu hintertreiben.

Wir versagen uns die vollständige Inhaltsangabe dieses Dramas deshalb, weil wir am nächsten Tage die Komödie „von dem Haupt-Rebellen Masaniello" ansehen wollen. Dies war in der That ein politisches Stück. In ihm traten daher auch alle die jungen Adeligen mit auf, welche bei dem Rector in Logis und Kost waren, seine „treugeliebten Tischgenossen" oder „Hauspurschen", wie er sie nannte. Denn die politischen Rollen konnten nach des erfahrenen Regisseurs Grundsatze nur von Denen am besten gegeben werden, welche dereinst selbst ähnliche Rollen in der politischen Welt zu spielen berufen seien; wie denn Weise, wie später Raupach am berliner Theater, jede Rolle, die er schrieb, nach dem „naturel" des Schülers und Spielers einrichtete, für den er sie bestimmte. Die jungen reichen Leute hatten nichts gespart, den vornehmen Personen, die sie zu repräsentiren hatten, durch Reichthum der Costüme Ehre zu machen. Da fielen besonders „der Vice-Roy von Neapel" mit seiner Gemahlin, der Herzog Caraffa und andere neapolitanische Fürsten und Grafen (im Ganzen traten nicht weniger als 14 junge Edelleute auf) durch ihre glänzende Hoftracht auf, während Masaniello (natürlich ein schlichter Bürgerlicher) durch seine kleidsame Fischertracht und Allegro, des Vicekönigs lustiger Diener oder Narr (Gottfried Hoffmann, der nachmalige Rector und Nachfolger Weise's in Zittau) durch einen „Pickelhärings"-Anzug die Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Der heutige Zug bestand aus 78 Personen, ungerechnet der stummen Bauern, Bürger und Kinder von Neapel.

Nach einem kurzen Gesangsvorspiel erscheint diesmal auf der Bühne der Vicekönig Rodrigo. Man meldet ihm, daß das Volk infolge der auch auf die in die Stadt gebrachten Früchte gelegten Steuer Aufruhr erhoben habe. Doch er denkt: „Der Aufstand wird nicht so gefährlich seyn, und wenn es zum äußersten kommt, so wird dem Volcke viel versprochen, das man hernach desto weniger halten darff." Uebrigens beschließt er, dem Volke, das ja doch nur „aus geringschätziger Canaille besteht," zu trotzen. Allein dasselbe dringt in seinen Palast und nimmt endlich den Vicekönig selbst gefangen und verlangt unter Masaniello's Leitung ein Privilegium, welches die Abschaffung der verhaßten Steuer zusichere. Als aber der Vicekönig ein paar Hände voll Geld unter die Menge wirft, schlägt sich dieselbe so gierig um die Goldstücke, daß Jener glücklich in ein Kloster entkommt. Ebendahin haben sich bereits auch andere vornehme Leute, besonders junge adelige Damen, geflüchtet, die nun alle in den Zellen bei den Mönchen untergebracht werden mußten. Mittlerweile hat das Volk begonnen, die Paläste des Adels zu plündern, die erbeuteten Schätze zu großen Haufen aufgethürmt und dann verbrannt. Masaniello selbst sitzt auf dem Markte zu Gericht. Sein Verfahren ist sehr summarisch. Jeder Angeklagte wird

ohne weiteres vermuthelt, gehenkt, gekörpt, erſäuft oder erſchoſſen. So ſehr nun der Adel, wie billig, auf blutige Rache ſinnt, ſo hat er doch mit den Rebellen zum Schein unterhandeln, ja der Vicekönig ſelbſt hat das verlangte Privilegium wegen Abſchaffung aller Zölle und Auflagen im Lande ausſtellen müſſen. Eben wird daſſelbe in der Kirche von dem Cardinal-Erzbiſchof dem Volke verleſen und Maſaniello ſagt: „Gott lob, daß wir dieſen Brief in den Händen haben, das ſoll die Grundfeſte ſeyn, darauf unſere Freyheit beſtehen wird", da ſchießen die vom Vicekönig gedungenen Mörder auf ihn, jedoch diesmal ohne ihn zu treffen. Der Haupturheber des Verraths, der Cardinal Caraffa, wird von dem wüthenden Volke in einem ſchlechten Hauſe gefunden, auf den Markt geſchleppt und ihm, obwol gegen den Willen Maſaniello's, mit einem Meſſer der Kopf abgeſchnitten, der dann auf einer Stange am Thore aufgeſtellt werden ſoll. Dennoch hat ſich Maſaniello nochmals zu einer Beſprechung auf das Kaſtel zu dem Vicekönig gewagt und abermals werden vor Rodrigo ſelbſt und dem in prächtiger Silberrüſtung ſtrahlenden Maſaniello die Vertragsartikel öffentlich verleſen und vom Volke genehmigt. Aber ſchon fängt das Volk an, gegen ſeinen Führer zu murren, beſonders wegen eines Geſetzes, welches das Tragen langer Kleider aller Welt verbietet, ſelbſt Weibern und Mönchen; auch iſt es dem Statthalter gelungen, dem Maſaniello Gift in den Wein zu miſchen, wovon dieſer in Raſerei verfällt. Indem er mit dem bloßen Schwerte um ſich haut, ruft er: „Ha, wo iſt der König in Spanien? Ich will Brüderſchaft mit ihm machen. Sieh da, biſtu der Pabſt? Ich werde gewiß die Lehn bey dir ſuchen ſollen. Oder willſtu mich irgend zum Cardinal machen, daß ich meine Charge zu Neapolis verlieren ſoll? Siehe, da haſtu eines mit dem Degen." Zuletzt wird er in ein Kloſter gebracht, wo die gedungenen Banditen ein zweites mal auf ihn ſchießen und jetzt ihn beſſer treffen. Der Adel triumphirt und der Vicekönig nimmt die Glückwünſche Aller zu dieſer ſo glücklichen Beendigung der Rebellion in Empfang.

Auch dieſes Stück hatte lange gedauert. Wen etwa der langſame Gang der Intrigue oder beſſer der dramatiſirten Geſchichte hier und da ermüdet hatte, den hatten ſicher die luſtigen Streiche des Allegro wieder aufgeheitert. Mit einem großen Sacke verſehen, war derſelbe aus dem Palaſte des Vicekönigs gekommen, um demſelben, wenn er etwa nicht wüßte, wo er das viele aus den Zöllen gelöſte Geld hinthun ſolle, mit ſeinem Sacke auszuhelfen. Und als ein Höfling darauf äußert, daß man ſolche höhniſche Worte mit dem Strange zu bezahlen pflege, ſo erwidert Allegro: „Herr, habt Ihr einen Strick übrig, ſo mögt ihr den Sack mit zu binden, wenn das Geld darinnen iſt." Und als ein Bandit ihn erſtechen will, ſagt er: „Herr, vergieſſet Ihr Blut, ich will den Sack aufhalten, wenn der Plunder voll iſt, ſo verkauffen wir es vor eine Blut-Wurſt." Oder als ein Mönch ſich von der dem Kloſter zugedachten Hausſuchung loslügen will, redet ihn Allegro an: „Du biſt ein ſchwacher Schelm, aber deine Lügen ſind ſtark", und antwortet auf die Anrede: „Guten Tag, Herr", „Großen Dank, Nicht Herr."

Wem aber ſolche und ähnliche ſelbſt Leſſing*) an Shakſpeare erinnernde Witze zu fein geweſen waren, der hatte gewiß um ſo herzlicher gelacht, als Allegro Narrenkrautſamen geſäet hatte, und alsbald überall aus dem Boden kleine Narren „herfürgeguckt" kamen, die ſich alsbald mit ihrem Vater herumprügelten; oder als ihm einſt ein Kaſten zum Geſchenk gemacht wird, aus dem, ſowie er ihn öffnet, ein kleiner Narr nach dem andern herausſpringt und den Vater zwickt, bis dieſer endlich alle die kleinen Plagegeiſter wieder in den Kaſten hineinſteckt und mit demſelben fortläuft. Freilich hatten die Frauen, wenigſtens die Mädchen, wol einige mal erröthend weggeſehen, als die Bauern den Narren auf der Flucht bis aufs Hemde auszogen, ja ihn auch dieſes Kleidungsſtücks noch beraubten, und als er ſpäter, als Frauenzimmer verkleidet und als verdächtig aufgegriffen, nochmals

*) Bd. 12, S. 398; Lachmann'ſche Ausgabe.

det wird, bis man in ihm den wohlbekannten Pickelhäring erblickt. Allein Jeder
was nach seinem Geschmacke vernommen, als der Vorhang endlich zugezogen wurde
Nachredner die Hochgeneigten Zuschauer eingeladen hatte, „durch den Antrieb ihrer
sich noch bewegen zu lassen, auch den Morgenden Tag, beliebts Gott, anstatt einer
n und grausamen Invention etwas von einer annehmlichen Fabel und von einem
gen Lust-Spiel gleich als zum Confecte mit zu nehmen."
hatte nicht zuviel versprochen. Ein Lustspiel: „Die beschützte Unschuld",
n längst (1668 in den „Ueberflüssigen Gedancken") gedruckt, aber noch niemals
t (denn niemals pflegte Weise dasselbe Stück zwei mal zu geben), war für Don
angekündigt. Das Stück spielte am Hofe zu Ferrara, wo der junge Camille
einer Geschäftsreise von seinem gleißnerischen Nebenbuhler Borgia durch falsche
i der Geliebten, bei dem Freunde, endlich sogar bei dem Herzoge verleumdet,
ermordet und endlich wenigstens eingekerkert wird. Da offenbaren zuletzt die
lustigen Diener Poncinello vorgefundenen echten Briefe seine Unschuld: er er
Freiheit und seine geliebte Leonore wieder und verzeiht großmüthig seinem

Beste aber sollte noch zuletzt kommen in dem „Lustigen Nachspiel, wie etwan
em von Peter Squentz aufgeführet worden, von Tobias und der
e". Schon die wunderlichen Namen auf dem Zettel, als: Melcher Tummernix,
Querlequisch, Detlef Ziegenschwanz, Sackpfeiffer und Vogelsteller zu Plum-
f. w., ließen manch derben Bauernwitz erwarten, umsomehr, da Weise in diesen
Darsteller nicht hochdeutsch, sondern im landesüblichen Volksdialekt reden ließ,
Rede dem menschlichen Leben ähnlich sey".
Graf hatte beschlossen, zur Feier seines Geburtstags auch eine Bauernkomödie
zu lassen. Auf ergangene Aufforderung melden sich bei seinen Räthen nicht we-
gwölf Bewerber, deren jeder unter Nennung seines Namens und Standes so
Qualification zur dramatischen Kunst sein Stück anempfiehlt, um damit ein
geld zu verdienen. Da präsentirt sich zuerst unter unendlichen Complimenten
idigungen „Bonifacius Lautenfack, wolbestallter Kirch-Schreiber zu Bettelrode".
hereingerufen: „Veit Habernuß, wolbestallter Arien-Sänger und Zeitungs
Hahnbeisse."

Herr, das bin ich!
t (er gräfliche Ausb.) Habt Ihr auch eine Komödie gemacht?
So viel als ich bey meinem schweren Arien-Singen gelernt habe, so viel ist auf ein-
gegenwärtigen Inventien ausgeschüttet worden.
t. Was habt Ihr bey diesem Ampte zu thun?
Ich muß zusehen, daß die alten gedruckten Zeitungen in diesem Jahre wieder aufge-
n. Denn es geschicht doch nichts neues unter der Sonne.
t. So kan Euch das Zeitungsschreiben nicht schwer fallen.
Aber es ist eine Kunst, wenn man altes und neues vermengen kan. Ich halte einen
stallung, der bettelt sich alle Jahr bis auf Venedig, und wenn er wieder heim kömt,
so viel Historien und Wunderzeichen mit, daß ich zehn Jahre daran zu machen hätte,
s solte in Verse bringen.
t. Aber der Bettler wird doch über alles einen gesiegelten Brieff haben, ob es auch
Wer fraget nach dem Siegel? Wenn der Contract gedruckt ist, so halten die Bauren
als wenn er besiegelt wäre.
t. So sehe ich wohl, es wird Euch an der Materie zu einem kurtzweiligen Possen-
gemangelt haben.
Ach nein! Wer so viel schreckliche Wunderzeichen absingen muß, der läßt sich die
ergehen. Ich habe die Materie genommen aus den neulichsten Arien, und das ist
Comedie zwischen den Türcken und Meßerwitern.

Robert. Es wird furchtsam anzusehen sein. Nun setzt euch dort nieder, die andern wollen das ihrige auch verbringen.

So haben nach und nach alle Zwölfi sich und ihre „Inventionen" bestens angepriesen und die schwierige Frage entsteht, welche Komödie nun zu wählen sei. Da schlägt endlich der Gerichtsdiener als Auskunftsmittel vor, sein Hund solle mit seiner feinen Nase anschnopern, welches das beste Stück sei. Heimlich bindet er an des Bonifacius Manuscript ein Stück Fleisch und schnell zieht der hereingelassene Hund das bevorzugte Werk aus dem Haufen hervor. So soll denn die Komödie vom alten Tobias und der Schwalbe und zwar noch heute aufgeführt werden, wobei Bonifacius als Schauspieldirector, die übrigen Bewerber als Acteure zu fungiren haben. Der arme Mann muß sich sein Amt blutsauer werden lassen. Bald wollen die Einen die ihnen zuertheilten Rollen nicht übernehmen, bald begehren Andere, daß auch ihre Söhne eine kleine Rolle bekommen sollen, damit sie an der zu hoffenden gräflichen Bewirthung theilnehmen dürfen; bald läuft ein Schauspieler im entscheidenden Augenblick auf und davon nach Hause; bald stellen sich, trotz der einfachsten Costümirung, doch Garderobebedenken ein. So z. B. bei dem Cantor Melcher Tummernix, welcher Bonifacius auf die Seite nimmt und zu ihm sagt: „Herr Amts-Bruder, so im Vertrauen geredet, ich habe gar einen schlechten Dienst, darbey sich der Reiche Mann schwerlich in Purpur und köstliche Leinwand gekleidet hätte, also habe ich mir kaum so viel verdienet, daß ich mir an der fördern Seite ein halbes Ehren-Kleid geschafft habe. Die andere Seite gegen dem Rücken zu, die stehet noch aus wie ein Dach, da die hintersten Ziegeln fehlen. Weil ich nun mit meinem Mantel die Schande allemahl zudecken muß, so laß mich doch nur zufrieden (er soll nämlich im bloßen Habit und mit einem Degen aufziehen), ich kan mein doppelt Wamst nicht ansehen, ja, ich kan meinen grauen Tuch Fleck in den Hosen vor aller Welt nicht beschimpffen lassen." Endlich beginnt die Vorstellung. Die hinterste Scene öffnet sich und zeigt den Grafen und seine Gäste, während sich die gräflichen Räthe vorn ans Proscenium setzen und ihre Bemerkungen machen. Die sämmtlichen auftretenden Personen kommen jetzt mit Musik hereingezogen. Voran zwei als Leuchter mit Lichtern auf dem Kopfe; der alte Tobias in Schlafpelz und Schlafmütze; die Bank, in einen Teppich gewickelt; die Wand, mit Bettvorhängen behangen; die Schwalbe, mit zwei Gebund Federwischen besteckt, der Engel in weißem Hemd, einer gestrickten Haube vor dem Gesicht und einem Kranze auf dem Kopfe. Selbst die Ziege, mit einem Fell um den Leib, und der Hund, der mit einem Besen statt des Schwanzes zu wedeln hat, fehlen nicht. Sie ziehen um die Bühne. Richtig bemerken die Gäste „den Fleck auff den Hosen" des unglücklichen Tummernix. „Er hat ihn gewiß seiner Ehelieben zu danken: Denn er ist sehr zierlich eingeflickt." Bonifacius beginnt holpernd und stolpernd seinen Prolog, zu welchem Melcher, als der andere Leuchter, das Echo macht. Hierauf präsentirt sich die Wand.

Glück zu, wem ist das Ding bekandt?
Ein leidlich Mensch, der spielt die Wand. . . .
Doch daß ihr wisset, wer ich bin
So red ich, darnach tret ich hin
Ich häng die Teppicht in die Höh,
Weil der König von Ninive
Gar bald will treten in das Haus
Drum putz ich dieses Zimmer aus.

Ebenso stellt sich die Bank vor. Darauf tritt der alte Tobias mit seiner Frau ein und wundert sich, daß der König so plötzlich zu ihm kommen wolle. Auch seine Frau kann es nicht begreifen.

Ich weiß gar nicht, mein lieber Mann,
Was mit dem König haben — gemacht,
Daß er uns so eine Ehre that,
Er ist den Juden sonst nicht — grün.

Hätt ich gewußt vor einer Stunden,
Ich hätte eine beſſere Schürtze — vorgebunden.
Doch will er nicht verlieb nehmen,
So werden wir uns auch nicht — bekümmern.

ndlich erſcheint der König.

Ich bin zu Ninive der König
Meines gleichen findet man wenig.
Ich bin beſſer als Carolus Quintus,
Beſſer als Maximilianus Primus
Beſſer als Alexander,
Beſſer als Heinrich der Ander, ...
Muthiger als Gurzipolz,
Darum bin ich auch ſo ſtolz.

rauf ſetzt er ſich mit Tobias auf die Bank und trinkt mit ihm weidlich aus dem . Zuletzt ſagt er zu ihm, er habe gehört, daß manche Juden die von Rechts ſchlagenen Todten heimlich begrüben.

Nun gebt daß wieder den Befehl,
Und iſt eine Schande bey meiner Seel
Drum laſſet euch erinnern wol;
Ich ſage, daß der henken ſoll,
Den ich ertappe zu der Stund.
Nun guten Tag und lebe geſund.

ſ darauf meldet auch ſchon der kleine Tobias:

Herr Vater, es iſt auf der Gaſſen
Ein todter Mann allein gelaſſen.

trotz des Verbots geht Tobias hinaus, denſelben ehrlich zu beſtatten. Er ruft die Nacht:

Wo ſoll ich nun den Körper finden,
Liegt er forne oder hinten?
Ach guter Freund lieget ihr da?
Ihr ſeyd doch todt, iſt's wahr? (Leiche) „Ach ja!"
Ihr ſolt bald begraben ſeyn.
Oder wolt ihr da liegen? (Leiche) „Ach nein!"
So nehme ich euch wohl auf den Rücken,
Doch dürfet ihr mich nicht ſehr drücken.

da ſich ergibt, daß Tobias die Leiche nicht fortbringen kann, ſo nimmt dieſe auf den Rücken und trägt ihn hinein.

f kommt die Schwalbe geflogen, fliegt über die Wand hinauf in ihr Neſt; läßt ſie, noch ehe ſich Tobias auf die darunter befindliche Bank geſetzt hat, ihr beſtehend in einem Topfe Hollundermus, hinabfallen. Die Bank, davon ge mit das ſehr übel, reißt die Schwalbe aus dem Neſte und in der daraus ent- Hügelei nimmt die ganze Komödie ein klägliches Ende. Auch die übrigen Acteure raußen ſo ſehr gezankt und geſchlagen, daß an ein Weiterſpielen nicht zu denken unglücklichen Bonifacius ſelbſt iſt ſein Manuſcript zerriſſen worden und „kein kann er nicht. Da läßt denn der Graf den Komödianten befehlen, ſich „alle wegzutrollen", aber dem unſeligen Bonifacius, der nun auch noch von ſeinen bedroht wird, wegen Wegfall des gehofften Tractaments für ſeine Perſon ein von 15 alten Schocken auszahlen. Zugleich werden die übrigen Alle zu der Bonifacius' Sohne, den der Graf zu ſeinem „kürtzlichen Rath" erheben und äflichen Kindermädchen verheirathen will, einladen. „O Gnade, O Gütig thum, O lange lebe, lebe unſer Gnädigſter Graff und Herr!" rufen Alle in die Schenke. Zum Schluß bittet noch einer der Schauſpieler „die Hoch ſchauer, mit der wenigen Luſt vor willen zu nehmen, die Fehler auff einen

guten Ort zu legen, und der gesamten spielenden Gesellschaft geneigt und angethan zu bleiben.“ Der Vorhang wird zugezogen und die grimmen Schauspiele sind für dies Jahr zu Ende.

Niemand von den nach Hause gehenden Zuschauern, nicht einmal der Dichter selbst, hat den „Sommernachtstraum“ von Shakspeare, nur Wenige haben vielleicht den „Peter Squenz“ von Gryphius gekannt, nach welchem diese Posse gedichtet ist. Das literarhistorische Interesse an dem Stück ging ihnen daher ab, aber die treue Zeichnung der dem niedern Volksleben entnommenen Charaktere, die natürliche Sprache, die sie geführt, die derben, obwol diesmal durchaus nicht zweideutigen Witze, die sie gemacht, die drolligen theatralischen Versuche, die sie angestellt, — dies Alles hatte sicher einen höchst wohlthuenden und bleibenden Eindruck auf das Publicum gemacht. Die denkendern Köpfe darunter hatten auch die Moral des Stücks aus dem Munde des einen gräflichen Raths hören können: „Das ganze Spiel geht auf solche Leute, die etwas in der Welt auf sich nehmen, daß sie nicht gelernet haben. Und sollte man nicht in allen Ständen viel Dutzend dergleichen Personen antreffen, die nicht besser wären als Bonifacius von Bettelrode?“

Und so war denn allen Anforderungen, die man nur an eine Schulkomödie damals stellen konnte, vollkommen entsprochen worden. Das Publicum ging ergötzt nach Hause und pries die Kunst seines gelehrten Rectors. Die Schüler hatten sich in „der politischen hardiesse“ geübt und brachten jetzt dankend die geborgten Garderobestücke den Besitzerinnen zurück. Der Rector zählte vergnügt seine volle Kasse und ließ die aufgeführten Stücke auf nächster leipziger Messe erscheinen unter dem Titel: „Christian Weisens Zittauisches Theatrum. Dresden in Verlegung Johann Christoph Miethens und Joh. Christoph Zimmermann's.“ *)

*) Das Interesse für Christian Weise's Talent ist bei unsern Literarhistorikern immer mehr im Zunehmen. Auch Gervinus widmet dem alten poetischen Schulmann in der neuen Auflage seiner deutschen Literaturgeschichte eine erhöhtere Theilnahme. D. Herr.

Anregungen.

Ein kleiner Irrthum oder Gefahren des Humors.

Gutmüthige Menschen, die im Umgange anregen und besonders blasirte Menschen beleben wollen, bekommen leicht den Schein, als wenn sie sich unterordneten. Die Menschen, denen sie sich auf diese Art opfern, sind oft so tarpisch und nehmen ein solches Entgegenkommen geradezu für Schmeichelei. Kommt es dann zu einer Auseinandersetzung des Mißverhältnisses, so findet diese gewöhnlich etwas stark und gewaltsam statt. Möge folgende Anekdote nicht den Mittelschlag bestimmen, mistrauisch gegen die harmlose Art zu sein, wie sich bedeutende Menschen oft geben.

Der berühmte Schauspieler Seydelmann hatte jahrelang in Stuttgart mit dem später abgesetzten, jetzt verstorbenen Grafen Leutrum, dem Intendanten des dortigen Hoftheaters, die schwere Rolle durchgeführt, als Regisseur der untergebene Berather eines beschränkten, aber herrschsüchtigen und, wie später die Gründe seiner plötzlichen Entlassung dargethan haben, sehr intriguanten Vorgesetzten zu sein. Graf Leutrum nahm die jahrelange Unterwürfigkeit seines Regisseurs, seine stete Geneigtheit, ihm angenehme Eindrücke zu verschaffen, seine immer sich bescheidende Ergebenheit für die Wirkung seiner eigenen geistigen Macht und Vollkommenheit. Er galt in Württemberg nächst dem Könige für den unumschränktesten Herrscher. Das feine Lächeln der Ironie in Seydelmann's Gesichtszügen nahm er nicht wahr. Solche beschränkte Köpfe, die voll List und Tyrannei stecken, fürchten den Geist, aber sie verstehen seine eigenthümlichen Manifestationen nicht. Wie mußte der Graf erschrocken sein, als Seydelmann eines Tags die Fesseln, die er sich im Grunde doch nur selbst auferlegt hatte, brach! Es war entschieden, daß Seydelmann nach Berlin ging. Der Intendant glaubte noch immer den untergeordneten Geist, der sich von seiner Souveränität gedrückt fühlte, vor sich zu haben und zeigte diesen durch Voraussetzung des alten Verhältnisses eines Tags so, daß Seydelmann drei Schritte auf ihn zutrat und mit Augen, die wie die Augen Franz Moor's gefunkelt haben müssen, ihn anredete: „Herr Graf! Was haben Sie von mir denn nur geglaubt? Ich habe jahrelang mit Ihnen nur gespielt wie die Katze mit der Maus!“

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 40.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Aus meiner Jugend.

Kein Haus iſt ſo klein, daß es dem Kinde, welches darin geboren ward, nicht Welt ſchiene, deren Wunder und Geheimniſſe es erſt nach und nach entdeckt. Selbſt ärmlichſte Hütte hat wenigſtens ihren Boden, zu dem eine hölzerne Leiter hinaufführt. it welchem Gefühl wird dieſe zum erſten mal erſtiegen! Gewiß findet ſich oben einiges Geräth, das, unbrauchbar und vergeſſen, in eine längſt vergangene Zeit zurückdeutet n Menſchen mahnt, die ſchon bis auf den letzten Knochen vermodert ſind. Hinterm ſtein ſteht wol eine wurmſtichige hölzerne Kiſte, welche die Neugier reizt; handhoch r Staub darauf, noch ſitzt das Schloß, aber man braucht nicht nach dem Schlüſſel en, denn man kann hinein greifen, wo man will, und wenn das Kind es mit Zit- nd Zagen thut, ſo zieht es einen zerriſſenen Stiefel oder die zerbrochene Kunkel Spinnrades hervor, das ſchon vor einem halben Jahrhundert bei Seite geſtellt wurde. erund ſchleudert es den Doppelfund wieder von ſich, weil es ſich unwillkürlich fragt: das Bein, das jenen trug und wo die Hand, die dieſe in Schwung ſetzte? Doch tter hebt das Eine oder das Andere bedächtig wieder auf, weil ſie gerade eines d bedarf, der ſich noch aus dem Stiefel des Großvaters herausſchneiden läßt, oder glaubt, daß ſie mit der Kunkel der Urtante noch einmal Feuer anmachen kann. ie Kiſte aber auch während des letzten harten Winters, der die Leute ſogar nö- getrocknete „Mißſtaden“ zu brennen, mit in den Kachelofen gewandert, ſo ſteckt Dach noch eine verroſtete Sichel, die einſt blank und fröhlich zu Felde zog und goldgrüne Halme in einem Ausholen daniederſtreckte, und darüber hängt die un- Senſe, an der ſich vor Zeiten ein Knecht die Naſe ablief, weil ſie zu dicht über rnluke hing und er die Leiter zu raſch hinanſtieg. Daneben piepſen in den Ecken ſe, es ſpringen wol auch ein paar aus den Löchern hervor, um nach kurzem Tanz hineinzuſchlüpfen, ja ein blendend weißes Wieſelchen wird für einen Augenblick das kluge Köpfchen ſammt den Vorderpfoten ſpähend und ſchnuppernd in die Höhe und der einzige Sonnenſtrahl, der durch irgend eine verſtohlene Spalte dringt, iſt oldfaden ſo vollkommen ähnlich, daß man ihn gleich um den Finger wickeln möchte. n einem Keller weiß die Hütte nichts, wol aber das Bürgerhaus, wenn auch nicht des

Weins, sondern der Kartoffeln und der Rüben wegen, die der Aermere im Freien unter einem dichtigen Strohmieten birgt, den er im Herbst aufwirft, und im Winter bei starkem Frost noch vorsichtig mit Stroh oder Mist bedeckt. In den Keller zu kommen will nun noch viel mehr heißen, als auf den Boden zu gelangen; wo aber wäre das Kind, welches nicht auch dieses Gelüst auf eine oder die andere Weise zu befriedigen wüßte! Es kann ja zum Nachbar gehen und sich schmeichelnd an die Schürze der Magd hängen, wenn sie gerade etwas heraufholen soll, es kann sogar den Augenblick erlauern, wo aus Versehen die Thür offen blieb, und sich auf eigene Faust hinunterwagen. Das ist freilich gefährlich, denn sie kann plötzlich zugeschlagen werden und die sechzehnfüßigen Kanker, die in ekelhaftester Misgestalt an den Wänden herumkriechen, sowie das durchsickernde grünliche Wasser, das sich in den hier und da absichtlich gelassenen Vertiefungen sammelt, laden nicht zum langen Verweilen ein. Aber was thut's, man hat die Kehle ja bei sich, und wer ordentlich schreit, der wird zuletzt gehört!

Macht nun schon das Haus unter allen Umständen einen solchen Eindruck auf das Kind: wie muß ihm erst der Ort vorkommen! Es tritt, wenn es zum ersten mal von der Mutter oder vom Vater mitgenommen wird, den Gang durch den Straßenknäuel gewiß nicht ohne Staunen an, es kehrt noch weniger ohne Schwindel von ihm zurück. Ja, es bringt von vielen Objecten vielleicht ewige Typen mit heim, ewig in dem Sinne, daß sie sich im Fortgang des Lebens eher unmerklich bis ins Unendliche recken und erweitern als sich jemals wieder zerschlagen lassen, denn die primitiven Abdrücke der Dinge sind unzerstörbar und behaupten sich gegen alle spätern, wie weit diese sie auch an sich übertreffen mögen. So war es denn auch für mich ein unvergeßlicher und bis auf den gegenwärtigen Tag fortwirkender Moment, als meine Mutter mich den Abendspaziergang, den sie sich in der schönen Sommerzeit an Sonn- und Feiertagen wol gönnte, zum ersten mal theilen ließ. Mein Gott, wie groß war dies Wesselburen: fünfjährige Beine wurden fast müde, bevor sie ganz herumkamen! Und was traf man Abends unterwegs! Schon die Namen der Straßen und Plätze, wie räthselhaft und abenteuerlich klangen sie! „Nun sind wir auf dem Lollfuß!' Das ist Blankenau! Hier geht's zum Klingelberg hinüber! Dort steht das Eichennest!" Je weniger sich ein Anhaltspunkt für sie fand, um so sicherer mußten sie Mysterien verbergen! Nun gar die Sachen selbst! Die Kirche, deren metallene Stimme ich schon sooft vom Thurme herab gehört hatte, der Gottesacker mit seinen düstern Bäumen und seinen Kreuzen und Leichensteinen, ein uraltes Haus, das ein „Achtundvierziger" bewohnt haben und in dessen Keller ein vom Teufel bewachter Schatz verborgen sein sollte, ein großer Fischteich: all' diese Einzelheiten flossen für mich, als ob sie sich, wie die Glieder eines riesenhaften Thiers, organisch aufeinander bezögen, zu einem ungeheuren Totalbilde zusammen und der Herbstmond übergoß es mit bläulichem Licht. Ich habe seitdem den Dom von Sanct-Peter und jeden deutschen Münster gesehen, ich bin auf dem Père-la-Chaise und an der Pyramide des Cestius gewandelt, aber wenn ich im Allgemeinen an Kirchen, Friedhöfe u. s. w. denke, so schweben sie mir noch jetzt in der Gestalt vor, in der ich sie an jenem Abend erblickte.

Friedrich Hebbel in Wien.

Nina, die Kindesmörderin.

Eine Erzählung in drei Capiteln.

Zweites Capitel.

Die Correspondenz.

Es dauerte doch einige Tage, bis der Profoß ein Buch für mich brachte. Es war kein Gebetbuch, sondern Capitän Marryat's „Ardent Troughton". Nina hatte es ihm mit dem Wunsche übergeben, dasselbe mir einzuhändigen. Sie bemitleidete uns, sagte er, indem sie ge-

hört hätte, daß wir nichts zu lesen hätten. Ich hatte also gut gethan, mich auf ihre Combinationsgabe zu verlassen. Mein letzter Wunsch, den ich ihr durch die Schnur andeutete, war nicht so sehr auf Frömmigkeitsgefühl basirt gewesen als auf den Gedanken, ein Buch könne überhaupt der beste Träger einer etwa anzuknüpfenden Correspondenz sein. Natürlich verfiel ich auf ein Gebetbuch, da ich mir nicht denken konnte, daß sie mit anderer Lectüre als mit Andachtsbüchern versehen sei. Vielleicht wollte sie mir durch Ueberschickung des „Ardent Troughton" andeuten, daß man zum Beten eben keines Buchs bedürfe oder was sonst — genug, sie hatte mich verstanden. Sie wünschte die Anknüpfung einer Correspondenz. Die Unglückliche! Durch fünf Jahre war sie mit Niemanden in Verbindung gestanden, wie gern erfaßte sie nun die Gelegenheit der endlich verstandenen Knotenschrift, ihr Herz vor Einem auszuschütten, von dem sie hoffte, daß er sie verstehen würde.

Der „Ardent Troughton" ging durch fast alle Hände meiner Gefährten. Ich kannte das Buch schon von früher her und hatte keine Lust, dies Gemisch von Unnatur und Fanatismus, von Schwulst und Scheinleben noch einmal zu lesen. Indessen ließ ich das Buch erst absichtlich bei den Andern cursiren, um es wenigstens, der Letzte, in Händen zu bekommen. Dies geschah — vierzehn Tage nachdem es der Profoß überbracht hatte. Ach, im Leben des Gefangenen sind Minuten wie Monden und Monden wie Minuten! Ein Gedanke, den man in der Freiheit im Nu ausführt, bedarf, um nur erst einen Schimmer von Verwirklichung zu erreichen, hinter Kerkermauern Wochen. Ich hielt das Buch über Nacht bei mir. Auf die weiße Innseite des Deckels schrieb ich mit Bleistift folgende Verse, eine Umschreibung von Goethe's „Trost in Thränen":

Warum grämt sich dein Herz so sehr?
Wie kommt es, daß du weinst?
Kennst du denn keine Freude mehr?
Du warst doch froher einst?
„Weil ich versenkt' in Kerkernacht
Des Lebens Blütenzeit,
Das ist es, was mich traurig macht,
Das ist mein Herzeleid!"
Hat theilnahmvolles Mitleid nie
Dir deine Nacht erhellt?
Erschloß die nie die Poesie
Im Kerker ihre Welt?
„Ich traf des Mitleids Engelspur
Und blieb der Leier treu,
Doch weckte sie die Sehnsucht nur
Nach dem verlor'nen Glück."
Hast du zum Sternenhimmel oft
In Nächten aufgeschaut
Und nie geahnet, nie gehofft,
Daß einst ein Morgen graut?
„Mit zu den Sternen blickte ich
Tief aus des Kerkers Nacht
Und hoffe, daß auch einst für mich
Der Freiheit Morgen lacht."

Bald darauf erhielt ich ein zweites Buch. Es war eine alte Reisebeschreibung. Auf der Innseite des Deckels stand das Wort: „Cherchez!" Noch nie wurde ein Buch so aufmerksam durchblättert wie dieses. Allein vergebens. Auf keinem Blatte war die Spur von Geschriebenem zu finden. Ich verzweifelte schon und wollte das Buch zurückschicken, aber das „Cherchez" konnte unmöglich durch Zufall dorthin geschrieben worden sein. Ich besah das Buch noch einmal aufmerksam von allen Seiten und entdeckte endlich nach langem Suchen im Rücken ein schmal zusammengefaltetes Zettelchen. Es war blos an seinem obern

äußerstem Ende hineingeflicht und konnte mit leichter Mühe herausgenommen werden. Ich las:

„Mein Herr! Sie hatten die Güte, mir eine Probe Ihres geschätzten Talents zu übersenden. Wie sehr haben Sie mich dadurch erfreut und zu Danke verpflichtet. Mein von tiefer Trauer gequältes, blutendes Herz glaubte und hoffte! Es bewunderte stets die reine göttliche Poesie. Aber ach! Zu bald verschwand der schöne Traum mit der wiederkehrenden Ueberzeugung, daß kein Stern tröstend in meine Nacht schimmert, und verloren war Glaube und Hoffnung!... Froh war ich nie. Mein Dasein war immer leer an Freude, so leer, wie das Herz des Musensohnes voll ist mit Treue für seine Muse. Alles kann dem Dichter genommen werden, nur sie nicht. Die Lyra ist ihm die Leiter zum Himmel und bringt ihm Bewunderung und Segen von Allen, die ihn verstehen. Nehmen Sie diese Worte nicht ungütig auf. Mit Achtung Nina."

In der Festung selbst, welche auch einige tausend Civilbewohner in sich faßte, befand sich eine kleine Leihbibliothek. Unterhaltende Lectüre war uns bewilligt. Der Katalog dieses Cabinet de lecture war jedoch ein zu sehr „vorsündflutlicher", als daß ich Lust verspürt hätte, ein Mitglied dieses Cabinets zu werden. Jetzt aber war es anders. Ich brauchte Bücher um jeden Preis und am Ende: der Zweck „heiligt ja die Mittel". Ich wollte auch meiner Nachbarin Bücher schicken, da sie so bereitwillig und unaufgefordert mir bereits deren zwei zukommen ließ. Ich schickte also eines Tags in jene Leihbibliothek und ließ mich auf einige Monate abonniren. Und wenn von so manchen Büchern behauptet werden kann, der Einband sei an ihnen das Schönste und Kostbarste, so war es wenigstens bei allen jenen der Fall, die ich zur Uebersendung an Nina auswählte: ich sah nicht so sehr auf den Inhalt als auf die — Breite des Rückens. Es ist wahr, unsere Correspondenz ging auf diese Weise äußerst langsam vonstatten, denn Nina mußte des Scheines halber jedes Werk — und oft hatte eins leider vier bis fünf Bände — einige Tage bei sich behalten, da sie es doch lesen mußte! Ich aber hatte ein solches Interesse an der ganzen Correspondenz und dem Blick in ein merkwürdiges Menschenleben gewonnen, daß ich immer mit der größten Ungeduld auf die Antworten harrte und auch mit den meinigen nicht lange zögerte. Das Geheimniß und die Gefahren, mit welchen dieser ganze Briefwechsel verbunden war (Schreibmaterialien waren in den Kerkern aufs strengste verpönt), hatten einen eigenthümlichen Reiz für mich. Ich hoffte, aus dem Leben eines Weibes Züge kennen zu lernen, die einem Psychologen Stoff zum Nachdenken geben konnten, vielleicht gar eine unschuldig Eingekerkerte retten, mindestens rechtfertigen konnten.

Da Nina sich selbst in Allgemeinheiten hielt, ihr eigenes Schicksal nur obenhin mit Klagen berührte und ich selbst noch nicht wagte, mit der offenen Frage hervorzutreten, wie es möglich gewesen, daß eine so seltene Bildung und ein so tiefes Gefühl hätte ein Kind morden können, so schrieb ich nur: „Mein Fräulein! Sie haben sich es selbst zuzuschreiben, wenn Sie der Empfang dieser Zeilen unangenehm berühren sollte. Warum haben Sie mich in Ihr Inneres blicken lassen? Glauben Sie mir, daß es die reinste, von jedem Nebeninteresse entblößte Theilnahme an Ihrem herben Schicksale ist, welche mir diese Zeilen dictirt. Möge es mir vergönnt sein, Ihnen Trost zuzusprechen, Sie wieder aufzurichten und Sie, die Sie Glauben und Hoffnung verloren haben wollen, diese wiederfinden zu lassen. Und so werden die Tage, die auch ich in diesem Trauerhause zubringen muß, für mich keine Tage sein, an die ich mit Grauen zurückdenke, ich werde mich ihrer im Gegentheil mit Wonne erinnern, da ich sie dazu benutzt habe, einer Unglücklichen Muth und Vertrauen zuzusprechen. Schreiben Sie mir keine unedeln Motive zu, wenn ich Sie hiermit einlade, unsern durch einen glücklichen Zufall begonnenen Austausch der Gedanken fortzusetzen. Ich will mich eben nicht in Ihr Vertrauen eindrängen, allein meinerseits können Sie versichert sein, daß ich Ihnen mit Offenheit und Herzlichkeit entgegenkommen werde. Und dann bin

trachten Sie — denn im Grunde iſt doch Jedermann Egoiſt — den Vortheil, den uns dieſe Correſpondenz in unſerer jetzigen traurigen Lage darbietet. Ich weiß zwar nicht, womit Sie den größten Theil Ihrer Zeit zubringen, allein die Beantwortung meiner Briefe dürfte dennoch für Sie ein nicht unangenehmer Zeitvertreib werden und Sie wenigſtens auf kurze Zeit von den traurigen Gedanken abziehen, denen Sie ſich, wie ich vermuthe, nur zu ſehr hingeben. Der Vortheil, der ſich wieder mir darbietet, liegt auf der Hand. Wenn ich auch meine frühern Sitten und Gewohnheiten und meinen Charakter aus dem Kerkerleben retten werde, da mir auch hier der Umgang mit ſonſt ganz braven Männern nicht fehlt, ſo thut doch auch die Nähe des Weibes wohl. Ich werde geſtört. Laſſen Sie mich nicht zu lange auf Antwort hoffen."

Nach einigen Tagen erhielt ich einen Roman von Frederike Bremer mit dieſer Antwort: „Geehrter Herr! Vollkommen zufrieden mit mir ſelbſt, Sie zu einem gegenſeitigen Austauſch unſerer Gedanken und Gefühle bewogen zu haben, muß ich mich gegen die etwaige Zumuthung verwahren, daß ich mit der Abſendung meiner erſten Zeilen Sie zu einer ſolchen Anknüpfung herausfodern wollte. Ihr edles Gemüth würde einen ſolchen Vorſatz nicht billigen können. Mein Herr, für die gütige Theilnahme, mit der Sie meinem drückend ſchweren Schickſale ſo wohlthätig, ſo freundlich zulächeln, ſehen Sie jetzt meinen Blick dankend zu Ihnen erhoben. Allein was kann ich Ihnen dafür bieten, ich, die von der Welt Verſtoßene, deren Antheil nur Kummer und Gram iſt, wie ſoll es mir gelingen, Ihnen die bittern Tage, die Sie in meiner Nähe zubringen müſſen, zu erheitern? Nichtsdeſtoweniger will ich es verſuchen, Sie ſoviel es in meinen geringen Kräften ſteht, zu unterhalten und ich trete daher dem Antrage zu einer weitern Correſpondenz mit dem größten Vergnügen bei; jedoch bitte ich Sie, mich nur als Ihre Schülerin, nicht aber als Ihresgleichen, weder in geiſtiger noch moraliſcher Beziehung, zu betrachten. Denn ach! ich habe ſchwer geſündigt und bin nicht werth, daß ich ſogar ein ſolches Leben friſte, wie ich es jetzt lebe! Mit Hochachtung Nina."

Alſo ein Eingeſtändniß ihrer Schuld! Das Buch zitterte in meinen Händen. Ich war enttäuſcht. Dennoch konnt' ich mich nicht an den Gedanken gewöhnen, in Nina eine gemeine Verbrecherin zu ſehen. Sie erſchien im Hofe. Ich konnte, von Eiſenſtäben gehindert, nur einen kleinen Theil ihrer Geſtalt ſehen. Ich war aufs neue bezaubert. Ich konnte mir nicht denken, daß ſie ſchuldig war. Einen Tag darauf ſchrieb ich in denſelben Roman (es waren „Die Töchter des Präſidenten") die Worte: „Meine Schülerin wollen Sie ſein? O fürchten Sie nicht, daß ich dieſe Macht mißbrauchen werde. Ich will Ihnen ein milder Lehrer ſein. Warum geben Sie ſich ewig Ihren traurigen Gedanken hin? Ihr Loos iſt hart und bejammernswerth, ich weiß es nur zu ſehr und es iſt ſchwer, in einer Lage, wie die Ihrige iſt, auch nur einen heitern Gedanken zu faſſen. Wenn die Welt Sie verſtoßen hat, laſſen Sie den Rückblick. Jeder Menſch trägt eine Welt in ſich und es hängt nur von ihm allein ab, ſich dieſe Welt im Kleinen freudig oder traurig zu geſtalten. Und dann bedenken Sie, daß Sie nicht mehr allein ſind, daß nun in Ihrer nächſten Nähe ein Herz ſchlägt, welches für Ihr Schickſal das tiefſte Intereſſe gefaßt hat und unendlich betrübt ſein würde, wenn es Sie traurig und muthlos wüßte. Richten Sie ſich empor. Ich weiß es, Sie beten zu Gott! Sie beten gern und oft. Hat Sie in den Augenblicken nach dem tiefſten, inbrünſtigſten Gebete, in welchem Sie Ihr gedrücktes Herz vor dem Throne des Allmächtigen ausſchütteten, nie jene heilige, innere Ruhe überkommen, wie ſie den Seligen verheißen iſt? Wahrlich, um ſolche Momente beneide ich ſelbſt die Schuldigen! Sie ſind jung! Tröſten Sie ſich mit meinem Troſte:

Wohl Dem, der von ſich ſagen kann:
Ich zähle einundzwanzig Jahre!
Ein überglücklich iſt kein Mann,
Ein ſtolz kein Greis mit grauem Haare.

Das Weltmeer gehört ihm,
Woher kommt des Jünglings Muth, der raſche,
Er kann in ſtürmiſchem Ungeſtüm
Selbſt das Unmögliche erhaſchen!
Das junge Herz wird ihm ſo weit,
Noch keine Täuſchung hat's getroffen:
Im Vorgefühl der Männlichkeit
Darf es das Kühnſte wagen, hoffen!
Des Jünglings erſter Thatendrang,
Du Zeit der Liebe und der Lieder,
Du Mai, von dem der Dichter ſang:
Er blühet ein mal und nicht wieder!
Zeit des Genuſſes und der That,
Du Blüte an des Lebens Baume,
Wohl Dem, der dich genoſſen hat,
Du kurzer Lenz im Erdenraume! —"

Die Antwort auf dieſen Brief (ſie kam in einer Reiſebeſchreibung, deren Namen ich vergeſſen habe) war vertrauensvoll. Es ſchien mir, als hätten Thränen die Schrift benetzt. Sie ſchrieb: „Die Verſe, welche Sie die Artigkeit hatten, mir zu überſchicken, haben mich voll Wehmuth an mein einundzwanzigſtes Jahr erinnert. Damals! Damals! Ach auch ich hatte geträumt und gehofft! Auch mir gehörte die Welt. Meine Zukunft — wie lag ſie vor mir! Einem ſchönen Frühlingsgarten gleich —! Und wie raſte der Sturm, wie zerknickte er meine Blüten! Doch ich klage das Geſchick nicht an. Sie wiſſen, daß ich mich ſelbſt anklage. Freilich das Verbrechen, um deſſentwillen ich vor der Welt büßen muß, dies grauenvolle Verbrechen — nein — nein —! Doch laſſen Sie! Die Welt ſtraft uns immer für etwas, was wir, wenn auch zu anderer Zeit und zu anderer Gelegenheit, als wo ſie uns ſchuldig glaubt, begingen! Es iſt vorüber. Ich ergebe mich. Wie geht es aber Ihnen, armer Freund? Daß ich Sie einmal ſehen könnte!, Daß ich dem Jüngling, der ſo früh ſchon des Lebens bitterſtes Weh erfahren muß, dem Dichter, könnte in die Augen blicken! Sie ſind glücklich! Sie zaubern ſich Welten durch Ihre Phantaſie. Ich beſitze nicht einmal eine Vorſtellung von Ihnen. Sie ſind blond! Nicht? O, daß mein Kerker mir nie die Gelegenheit gibt, in den Hof zu ſehen, wo Sie einige Augenblicke den Odem Gottes einathmen dürfen. Ich leide fürchterlich. Soll mein Unmuth Ihre Heiterkeit trüben? Brechen wir unſern Briefwechſel ab. Auf immer! Auf immer! Nina."

Als ich dieſe Zeilen im Dunkel meines Kerkers mühſam entziffert hatte, ſprang ich von meinem hölzernen Schemel auf. Es lag ein Etwas in dieſer Sprache, das mir die Sinne verwirrte. Sie iſt irgend eines Verbrechens ſchuldig, rief ich, aber ſie iſt keine Mörderin! Wie gern hätt' ich den Profoßen ausgefragt, aber ich fürchtete, durch ein zu lebhaftes Intereſſe mich zu verrathen. Die Correſpondenz durch die Bücher der Leihbibliothek konnte gefährdet werden. Aber in meiner nächſten Zuſendung ſchrieb ich: „Sie ſind keine Verbrecherin! Vertrauen Sie mir! Warum leiden Sie? Ich bin unglücklich, wenn ich nicht erfahre, welche Schuld an Ihrem Gewiſſen nagt."

Es währte lange, bis ich eine Antwort bekam. Gewiß, dacht' ich, mißtraut ſie mir! Es geſchieht nur zu oft in den Gefängniſſen, daß auf dem Wege, auf welchem wir uns genaht hatten, die Unterſuchungsrichter ein hartnäckiges Leugnen der Inquiſiten zu brechen ſuchen. Meine Ungeduld, mein Intereſſe hatten ſich ſo geſteigert, daß ich erſt jetzt bemerkte, wie gegen früher die Zwiſchenpauſen unſers Briefwechſels ſich ſchon immer mehr gekürzt hatten. Ich tröſtete mich, da immer und immer keine Antwort kam, mit der Vorſtellung, daß ein zu raſches Durchleſen der Bücher auffallen konnte. Der gewöhnliche Gang des Austauſches der Bücher konnte auch nicht unterbrochen werden. Ich mußte ausharren und mich ergeben. Schon hatte ich vierzehn Tage gewartet, als eines Tags ein

außerordentlich starkes Buch vom Dreißigen gebracht wurde. Kaum sah ich den Umfang (es waren drei zusammengebundene Bände des „Agathokles“ von Karoline Pichler), als ich auch schon begriff, warum die Zögerung so lange gedauert hatte. Das Buch war stark, mußte stark sein, um an seinem Rücken die gehoffte längere Mittheilung verbergen zu können. In der That, als ich allein war, beglückte mich mein Fund. Nina schrieb mir ihre Lebensgeschichte. Sie lautete wie folgt:

(In nächster Nummer das dritte Capitel: Der Wahn.)

Die Dampfschiffschraube.

Welche Entwickelung einer zwar lange geahnten oder bekannten, aber bis vor etwa 150 Jahren unbeherrschten, des menschlichen Willens spottenden Kraft von jenem ersten bescheidenen Versuche einer Dampfmaschine zu technischen Zwecken zweier englischer Handwerker (Newcomen und Cavley) bis zu den complicirtesten und doch so wundervoll harmonischen tausend und aber tausend Maschinen, die jetzt die gewerbliche Thätigkeit so riesig fördern, wie den zur Schrift gewordenen Gedanken beflügeln! — von jenem Versuche eines Dampfschiffs durch den spanischen Seecapitän Blasco de Garay in Barcelona (1543), der mehr wie eine zauberhafte Mähr zu uns gedrungen und wahrscheinlich mit seinem Urheber in den Kerkern der „heiligen“ Inquisition sein Grab gefunden, bis zu der stolzen Sprache der englischen Presse in unsern Tagen, die sich über die Maschinen „von zauberischer Schnelle“ auf ihren seit zehn Monaten vom Stapel gelassenen Schiffen verbreitet!

Die gewaltige Kraft des Dampfes war dem Alterthum nicht unbekannt. Schon zufällige Unglücksfälle mußten sie ihm zur Anschauung bringen; wol aber war ihre Beherrschung, ihre Dienstbarmachung für bestimmte Zwecke durch den menschlichen Geist unserm Jahrhunderte vorbehalten und zwar sollten fast alle Völker, alle Stände sich an der Kindheit der Entdeckung versuchen, bis sie aus dem erfinderischen Geiste eines Watt und Fulton in ihren beiden Hauptrichtungen in einer Vollkommenheit sprang, der die folgenden Jahrzehende nur die ämsig fortbildende und feilende Hand sowie die verschiedenartigste Anwendung hinzufügen konnten. Auch ihre Märtyrer hatte sie, wie alle großen Erfindungen, Entdeckungen und Wahrheiten. Dem Spanier Blasco de Garay reiht sich in ähnlichem traurigen Geschick der Flamländer Salomon de Caus an, Baumeister des Kurfürsten von der Pfalz. Als seine Versuche über die Dampfkraft (1615 in einem Werke über „Die bewegenden Kräfte“, Frankfurt a. M., niedergelegt), in Deutschland auf dürren Boden fielen, hoffte er von Cardinal Richelieu Anerkennung. Seine deutsche Zähigkeit fand nur das — Irrenhaus und sein niedergedrückter Geist endlich den Irrsinn, den jene Zeit irrthümlich in seinen ihr vorauseilenden Ideen entdecken zu sollen glaubte.*) Besser erging es einem fran-

*) Der dänische Dichter Andersen erzählte uns kürzlich von einem Drama, das soeben ein junger norwegischer Autor über de Caus und Richelieu's Zusammentreffen mit ihm geschrieben. Von ergreifender Wirkung muß darin folgende Scene sein: De Caus wird für einen Narren gehalten und im Duäre eingesperrt. Richelieu, neugierig über die neue Kraft, die de Caus gefunden haben will, veranstaltet ein Zusammentreffen mit dem Physiker. De Caus setzt ihm die Wirkungen des Dampfes auseinander. Er malt ihm die Folgen, die Dampfschiffe und Eisenbahnen haben würden, en eventu. Er gibt prophetisch ein Bild, als sähe man unsere eigene Zeit. Richelieu ist ergriffen und glaubt. Er ist überzeugt, daß de Caus nicht wahnsinnig sein könne. De Caus wird entlassen mit freudiger Hoffnung, sich dem Leben zurückgegeben zu sehen und vielleicht mit Richelieu's mächtigem Arme seine Ideen ausführen zu können. Richelieu ist allein und überlegt. Er berechnet, welche Vortheile oder Nachtheile ihm und seinem politischen Systeme aus dieser Veränderung der Lage Europas entstehen würden. Er wiegt das Eine gegen das Andere ab und kommt zu dem Resultate, daß der Absolutismus keinen größern Gegner haben würde als die Macht des Dampfes. Er schaudert vor den Bildern von Freiheit und Volksmündigkeit, die aus dieser Neuerung hervorgehen würden. Er läßt de Caus wieder für wahnsinnig erklären. Der Unglückliche bleibt in den Mauern des Duäre. D. Red.

schöflichen Ordinarius zu Lyon, Jouffroy (1783), der die Anwendung der Dampfkraft auf die Schiffahrt zu ermitteln suchte und für seine nicht sofort gelungenen Versuche sich wenigstens nur den Spott des Volks und den ironischen Beinamen „Pumpenjouffroy" zuzog. Die Palme des Preises auf diesem Gebiete sollte erst James Watt (geb. zu Greenock in Schottland im Jahre 1736 von unbemittelten Eltern, gestorben 1819), vom einfachen bescheidenen Arbeiter zum Vater der englischen Gewerbthätigkeit geworden, und der Amerikaner Robert Fulton erringen — jener der Erfinder der heutigen Dampfmaschine mit doppelter Verdichtung, dieser von Napoleon für einen Träumer erklärt, von England hingehalten, in seiner Heimat der erste Erbauer eines mit Erfolg fahrenden Dampfbootes, aber selbst noch vor der riesenhaften Entwickelung seiner großen Gedanken unter Verkennung und Verdrießlichkeiten aller Art doch der Märtyrer seines Ruhms.

Die bewegende Kraft des Dampfes führt uns über Land und Wasser. Während den künstlichen Mitteln zum Transport über Land viele natürliche zur Seite stehen, sind wir bei der Weiterbewegung über Wasser lediglich auf die von der Kunst geschaffenen Hülfsmittel angewiesen. In demselben Maße muß die Wichtigkeit der letztern wachsen und ist jede Vervollkommnung des einzigen Wasserbeförderungsmittels, der Schiffahrt, von unendlicher Bedeutung. Indem wir uns eine möglichst anschauliche Darstellung der Dampfmaschine und der dabei in Betracht kommenden Kräfte, welche der Industrie und dem Verkehre einen so wunderbaren Aufschwung verliehen haben, für ein andermal vorbehalten wollen, werden wir dem Leser hier für jetzt das Bild einer sehr wesentlichen Verbesserung der Dampfschifffahrt zu geben suchen. Es ist ihre Vervollkommnung durch die **Schraube** als Triebapparat für Dampfboote.

Eine Schraube kennt wol Jedermann; die Wissenschaft nennt sie eine um einen Cylinder herumgewundene schiefe Ebene. Man schneide sich ein rechtwinkeliges Stück Papier, befestige es mit der einen verticalen Seite des rechten Winkels an den Cylinder, drehe dann das Papier um den Cylinder, und man wird an dem Verlaufe der schiefen Ebene um denselben die Linien der Schraube, den Schraubengang, vorgebildet haben. Auch die Wirkung der Schraube ist allgemein bekannt. Um sich aber ihre Anwendung bei der Fortbewegung des Schiffs zu versinnlichen, lasse man einstweilen die Vorstellung von einer gewöhnlichen Schraube bei Seite, und denke sich ein Rad mit drei oder vier Flügeln, das sich in einem Ausschnitte des Schiffes an seinem hintersten Theile unmittelbar vor dem Steuerruder ganz unter Wasser befindet. Befestigt ist es an einer Welle (Walze), die mit der Längenachse des Schiffs parallel durch eine Oeffnung in das Innere desselben hineingeht und dort von einer Dampfmaschine gedreht werden kann. Aber auch die Flügel dieses Rades haben keine Aehnlichkeit mit den Schaufeln eines gewöhnlichen Dampfbootrades, die bei ihrer Drehung mit den Schaufelflächen auf das Wasser schlagen, sondern sie gleichen vielmehr den Flügeln eines verkleinerten Windmühlenrades, die eine zur Drehungsachse nicht völlig senkrechte Lage haben und nicht aus einer ebenen Fläche bestehen, sondern aus einer solchen, die in der Nähe des Mittelpunktes mit der Drehungsachse einen kleinern Winkel bildet als an den äußern Endpunkten. Daher wird ein solches Rad bei seiner Drehung das Wasser nicht schlagen, sondern größtentheils durchschneiden und nur mittels der schiefen Stellung der Flügel auf das Wasser einen gewissen Druck ausüben. Sollte man gleichwol noch nicht ganz klar einsehen, wie man dem eben beschriebenen Rade den Namen einer Schraube geben konnte, so versinnliche man es sich nochmals durch folgende Operation. Auf einem gedachten Cylinder von dem Durchmesser des Rades vom äußersten Rande eines Flügels bis zum äußersten Rande des entgegengesetzten schneide man Schraubenwindungen ein, deren Vertiefungen bis nahe auf die Achse des Cylinders reichen, und deren erhabene Theile nur so dick seien wie die Flügel des oben betrachteten Rades. Schneidet man nun aus diesen erhabenen Schraubenwindungen durch gegen die Achse laufende Schnitte einzelne

Segmente heraus, so erhält man genau die eben beſchriebenen Flügel; und denkt man ſich drei oder vier dieſer Segmente ſo auf einer Achſe befeſtigt, daß ſie auf gleichweit entfernten Punkten des gleichen um die Achſe gezogenen Kreiſes ſtehen, ſo ſetzen ſie miteinander das ganze Flügelrad zuſammen, das daher den Namen „Schraube", freilich einer ſehr großen und tiefgeſchnittenen, aber kurzen, mit Recht erhalten konnte.

Aus der ſchraubenförmigen Geſtalt der Flügel wird ſich auch annähernd die Wirkungsweiſe derſelben leicht erklären laſſen. Man denke ſich zuerſt wieder eine vollſtändige Schraube, die von einem feſten dichtanſchließenden Körper umgeben wäre, allenfalls von Eis ſtatt Waſſer. Da die Achſe der Schraube mit dem Schiff feſt verbunden iſt, ſo wird letzteres die Bewegungen der Schraube mitmachen, ſich mit gleicher Geſchwindigkeit vor- oder rückwärts bewegen. Man erkennt aber leicht, daß dies ſich etwas anders verhalten wird, wenn der die Schraube umgebende Stoff keine feſte Maſſe iſt. In dieſem Falle wird ſie ſich nur theilweiſe auf jene Art bewegen, zum Theil aber die weiche verſchiebbare Maſſe ſelbſt rückwärts ſtoßen oder vorwärts ziehen, und zwar umſomehr, je mehr die umgebende Maſſe dem flüſſigen Zuſtande nahe kommt. Im Waſſer alſo wird die Schraube zwar immer noch einen Theil der Bewegung, die ſie bei ihrer Umgebung durch einen feſten Körper hatte, nach der Richtung ihrer Achſe behalten; außerdem aber wird ſie auch dem Waſſer ſelbſt eine bedeutende Geſchwindigkeit nach der entgegengeſetzten Richtung mittheilen, weil ihr daſſelbe nicht mit der gleichen Kraft Widerſtand leiſten kann wie ein feſter Körper. Jene der Schraube übrigbleibende Bewegung iſt nun eben die nützliche, dem Schiffe zugute kommende Bewegung und ihre Geſchwindigkeit die Geſchwindigkeit, mit der das Schiff fortgetrieben wird; die Bewegung des die Schraube umgebenden Waſſers iſt für den Zweck, den hier die Schraube erreichen ſoll, verloren; ebenſo die Kraft, welche dieſen letztern Theil der Bewegung hervorbringt, nur ein Opfer für den nützlichen Theil der Wirkung der Schraube. Dieſe ſchädliche Bewegung der Schraube nennt man ihren „Rücklauf"; ſie wird gewiſſermaßen auf ihrem Wege durch eine entgegenwirkende Kraft zurückgeſtoßen. Was wir hier von der vollſtändigen Schraube angeführt, paßt mithin auch auf das zum Treiben der Schiffe verwendete Flügelrad, auf die Schiffſchraube. Alles aber iſt damit noch nicht erklärt; namentlich auch die für den Bau der zweckmäßigſten Schraube ſo nöthige Kenntniß der Kräfte, mit welchen die Schraube während ihrer Bewegung ſowol auf das Waſſer als auf das Schiff wirkt, noch keineswegs erſchöpft. Für unſern Zweck aber genügt es ſchon, die allgemeine Conſtruction möglichſt klar gemacht zu haben und die Vorzüge dieſer Art Dampfſchiffe, deren erſtes gelungenes, „Der Archimed", im Jahre 1838 erbaut wurde, vor den Schiffen mit Schaufelrädern anzudeuten. Bei der ſeit jener Zeit bedeutenden Vervollkommnung der Schraubenſchiffahrt und ihrer Anwendung auf viel größere Schiffe dürfte der Hauptvorzug derſelben in einer wenn nicht ſchnellern, doch zweckmäßigern Bewegung ſtattfinden, namentlich auch in dem Wegfall des bei Räderſchiffen ſo unangenehmen und auch in hohem Grade auf deren Mechanismus zerſtörend wirkenden Zitterns. Bei ſtark bewegtem Waſſer wird die Maſchine der Räderſchiffe durch deren Seitenſchwankungen, welche bald das eine bald das andere Rad übermäßig tief eintauchen oder zu weit aus dem Waſſer ſich heben laſſen, gezwungen, auf eine höchſt ungleichförmige und deshalb für ihre Erhaltung ſehr gefährdende Weiſe zu arbeiten. Die in der Mitte des Schiffsquerſchnitts angebrachte Schraube dagegen wirkt auch ſtets wiederum auf die Mitte des Schiffs und veranlaßt daher niemals Seitenbewegungen und gibt der Maſchine ſtets einen gleichförmigen, niemals aber einſeitigen Widerſtand zu überwinden. Aus ähnlichen Gründen kann ein Schraubenboot viel leichter als ein Räderboot mit Segeln und Dampf zugleich getrieben werden, da die Segel ebenfalls oft eine geneigte Stellung des Schiffs bewirken. Bei Kriegſchiffen hebt man auch noch den weitern Vortheil hervor, daß die Schraube ſelbſt ſowie der größere Theil der Maſchine ſich unter dem Waſſerſpiegel befinden, daher einer

Verschärfung durch feindliche Kugeln weniger ausgesetzt sind als die Räder und Maschinen der Räderschiffe. Die ausgedehnte Anwendung der Schraube in neuester Zeit, namentlich zum Treiben großer Meerschiffe (bei niedrigem Fahrwasser, zur Kanalschiffahrt, scheint das Schraubenschiff nachzustehen) erklärt sich daher von selbst.

Die Schraube dreht sich in einer bestimmten Zeit viel öfter herum wie die Schaufelräder eines mit gleich kräftigen Maschinen arbeitenden Dampfboots. Aus dieser drei bis fünf mal größern Umdrehungsgeschwindigkeit geht auch der wesentliche Unterschied der für beide Arten von Schiffen verwendeten Dampfmaschinen hervor. Man erreicht jetzt die nöthige Geschwindigkeit der Schraubenwelle zumeist dadurch, daß man die Maschine kürzere und dafür um so schneller aufeinanderfolgende Kolbenhübe machen läßt.

Die Geschichte des Schraubenboots ist, nachdem man die ersten Schritte zur ausgedehntern Anwendung dieses Treibapparats gethan, durch die rasche Entwickelung interessant, welche sie in neuester Zeit gefunden. Dem ersten französischen, 1842 in Havre erbauten Schraubenschiffe mit 130 Pferdekräften, dem „Napoleon", folgte schon 1845 das Wagniß, eins der größten überhaupt je erbauten Dampfschiffe, den Great Britain, mit 1200 Pferdekräften, durch die Schraube bewegen zu lassen. Auch das Mißgeschick, das diesen Riesen unter den Schiffen betroffen, konnte das Vertrauen auf die neue Erfindung nicht erschüttern, und bei der neuesten so kolossalen Vermehrung der Flotten Englands und Frankreichs spielt die Schraube als Bewegungsmittel für die Schiffe eine Rolle, auf die wir Alle jetzt erwartungsvoll genug blicken.

Dr. Ln.

Robinson.

Welches ist der Ursprung unsers lieben Robinson, des edeln Freitag, des treuen Loma? Wo hat „Vater Campe" die Wunder her, die er seit funfzig Jahren der deutschen Jugend so anschaulich, Herz und Phantasie ergreifend zu erzählen wußte?

Die Insel San Juan Fernandez im Stillen Ocean gilt für die Wiege aller „Robinsonaden". Der schottische Matrose Selkirk floh im Jahre 1704 vor den Mißhandlungen seines Capitäns in die Wälder dieser unbewohnten Insel und blieb vier Jahre lang in der abenteuerlichen Einsamkeit. Man erzählt, er hätte nach seiner Rückkehr ins Vaterland sein Tagebuch dem Dichter Defoe mit der Frage übergeben, ob es sich zur Veröffentlichung eigne? Defoe hätte das Buch durchgesehen und mit Nein geantwortet, später aber selbst seinen „Robinson Crusoe" daraus gemacht.

Diese Erzählung ist falsch. Ausführliche Mittheilungen über Selkirk's Schicksale waren schon mehre Jahre vor der Herausgabe des „Robinson" im Druck erschienen. Zugegeben indeß, die Erlebnisse des Matrosen Selkirk hätten Defoe angeregt, so wäre immerhin sein unbestrittenes Eigenthum die Kunst, mit welcher er magere Facta zu einem Allerweltsbuche im edelsten Sinne ausnutzte. Professor Hettner in Jena hat kürzlich einen Vortrag über „Robinson und die Robinsonaden", den er im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehalten, veröffentlicht: derselbe ist im Sinn und Geist einer Lessing'schen „Rettung" abgefaßt und lenkt auf Defoe die Aufmerksamkeit, die er als Mensch und Dichter verdient.

Wie Viele werden staunen, wenn sie lesen: „Der Dichter des «Robinson» war zugleich der erste Begründer der öffentlichen englischen Banken, der Begründer unserer Hagel- und Feuerassecuranzen und unserer Sparkassen, und — was noch mehr ist — er war zugleich der hauptsächlichste Begründer der politischen Vereinigung von England und Schottland." Daniel Defoe, geboren im Jahre 1661, war der Sohn eines reichen Fleischers und widmete sich, nachdem er eine sorgfältige Erziehung genossen, dem Kaufmannsstande. Die Strumpfwaaren indeß, mit denen er handelte, füllten sein Gemüth nicht aus; es

drängte ihn, am öffentlichen Leben seiner Nation theilzunehmen. In einer Dissentersfamilie aufgewachsen, war er ein heftiger Feind der Hochkirche, mehr aber noch der katholischen Stuarts, gegen die er mit der Feder und mit dem Schwerte kämpfte. Eine zeitlang mußte er sein Vaterland meiden. Später finden wir ihn als enthusiastischen Verehrer Wilhelm's von Oranien wieder. Ueber diesen Interessen am Staate blieben freilich die Interessen seines Geschäfts aus: Defoe macht Bankrott und muß sich nach Bristol flüchten. Dort unternimmt er es, der sich selbst nicht zu rathen wußte, doch seiner Nation Rathschläge zu ertheilen und schreibt ein vortreffliches nationalökonomisches Buch: „Essay of projects", in welchem die ersten Anregungen zu obengenannten nützlichen Dingen enthalten sind. Der große Franklin sprach von diesem Werke stets mit außerordentlichem Respect. Dasselbe verschaffte Defoe auch die Gunst des Königs Wilhelm, die es ihm möglich machte, sich mit seinen Gläubigern zu setzen. Nach dem Tode seines königlichen Freundes, dem er als treuer Rathgeber zur Seite stand, kam er in heftige Conflicte mit dem Torryministerium der Königin Anna; er erließ Streitschriften über Streitschriften, ward der Störung des öffentlichen Friedens angeklagt, an den Pranger gestellt (wobei das Volk Lobhymnen auf ihn sang), endlich ins Gefängniß geworfen, aus dem ihn aber noch zwei Jahren das Ministerium Harley wieder befreite. Jetzt sehen wir ihn als Staatsmann thätig. Er hauptsächlich war es, der im Jahre 1707 die staatliche Einigung von England und Schottland zustande bringen half. Die letzten Regierungsjahre der Königin Anna brachten ihm wieder viel Verdruß und Mißgeschick, und als im Jahre 1715 das Haus Hannover zur Regierung und mit ihm die Whigpartei zu ganz entschiedenem Einflusse kam, da vergaß man unbankbarerweise einen der treuesten Vorkämpfer des Protestantismus und der bürgerlichen Freiheit. Allein Defoe war auch nicht der Mann, der sich jetzt beim gesicherten Zustande der Freiheit und des Rechts im Staatsleben behagt hätte. Mit Heiterkeit entsagte er öffentlichen Aemtern und Ehren und machte eine Wendung in seinem Wirken; er entschloß sich, Dichter zu werden. Nachdem er in einer letzten politischen Schrift ein öffentliches Bekenntniß über seine Thätigkeit im Staatsleben abgelegt hatte, setzte er sich nieder, um den „Robinson" zu schreiben, den er auch im Jahre 1719 vollendete. Er schrieb später noch eine ziemliche Anzahl von Büchern, die sich die Anerkennung der Zeitgenossen erwarben. Das kleine Vermögen, das sie ihm brachten, trat er seinem Sohne ab, der ihn mit Undankbarkeit und Härte dafür belohnte. Defoe, der durch seinen „Robinson" tausend und abertausend Kindern so selige Stunden bereitete, starb aus Gram über sein eigenes Kind (im Jahre 1731).

„Robinson Crusoe" ist in alle Sprachen (in das Arabische unter dem Titel „Die Insel des Oceans") übersetzt und vielfältig nachgeahmt worden. O. L. B. Wolf zählte in Deutschland allein 61 Robinsonaden auf.

Einer der berühmtesten unter den letztern, der „Insel Felsenburg", die meist der Bibel und dem Gesangbuch und etwa den „Gesprächen im Reiche der Todten" häufig die Hausbibliothek unserer Großväter bildete, getrunk Hettner nur flüchtig; und doch wird es nicht schwer, in diesem deutschen und in jenem englischen „Robinson" die ganze Charakterverschiedenheit der beiden Nationen aufzuweisen. Der vollständige Titel der „Insel Felsenburg" lautet wie folgt: „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines gebornen Sachsens, welcher in seinem achtzehnten Jahre zu Schiffe gegangen, durch Schiffbruch selbvierte an eine grausame Klippe geworfen worden, nach deren Ueberwindung das schönste Land entdeckt, sich daselbst mit seiner Geliebten verheirathet, mit der Ehe eine Familie von mehr als 300 Seelen erzeuget, das Land vortrefflich angebauet, durch besondere Zufälle erstaunenswürdige Schätze gesammelt, seine in Deutschland bekundschafteten Freunde glücklich gemacht, am Ende des 1728sten Jahres, als in seinen hundertsten Jahre, annoch frisch und gesund gelebt, und vermuthlich noch zu dato lebt,

entworffen von deſſen Bruders Sohnes Sohnes Sohne, Monſ. Eberhard Julio, curieuſen Leſern aber zum vermuthlichen Gemüthsvergnügen ausgefertiget, auch par Commission dem Drucke übergeben von Eilandern. Nordhauſen, bey Joh. Heinrich Groß, privil. Buchhändlern, Anno 1736." Dieſe deutſche Robinſonade umfaßt Erinnerungen aus einem Jahrhundert (vom Dreißigjährigen Kriege an), in welchem Europa, namentlich aber das arme Deutſchland, unter den Gräueln der Kriegsfurie ſeufzte. Im Gegenſatz zu dieſen traurigen Zuſtänden erſann ſich das troſtbedürftige Gemüth ein Paradies, mitten im Ocean gelegen, von hohen Felſenmauern gegen die Habſucht und Zerſtörungsluſt der böſen Welt geſchützt. Da thront des Patriarchen Albertus Julius Burg inmitten der Gemeinden aus ſeinem Geſchlecht, die dem ergiebigen Lande ohne große Mühe reiche Frucht abgewinnen und in Frieden und Liebe zuſammenleben. Als Hausbediente, beinahe als Familienglieder ſpielen die Affen der Inſel eine große Rolle, die mit einer komiſchen Art von Menſchenverſtand ausgeſtattet ſind.

Defoe's „Robinſon" zeigt uns das Werden der menſchlichen Cultur im Kleinen; mit einem wunderbar ſcharfen praktiſchen Blick führt der Dichter ſeinen Helden, den wir uns gern als Repräſentanten der Menſchheit gefallen laſſen, in allerlei Lagen, wo ihn das Bedürfniß zu einer Stufenreihe von Erfindungen treiben mußte, die bald einem günſtigen Zufall, bald dem eifrigen Sinnen und Grübeln ihre Entſtehung verdanken und von der Nothdurft zur Erheiterung und Veredelung des Lebens fortſchreiten. Von einer ſolchen leichtfaßlichen und doch tiefen Philoſophie der Geſchichte enthält die „Inſel Felſenburg" kaum eine Spur. Die boshaft-gütigen Wellen zerſchlagen Jahr aus Jahr ein ein Schiff an der Felſenküſte, welche für Albertus Julius und ſeine Gattin Concordia Kleider und nützliche Geräthſchaften, auch Koſtbarkeiten und Delicateſſen, ja ſogar mehrmals paſſende Schwiegerſöhne und Schwiegertöchter liefern. Später, als das Friedensreich der Inſel ſchon zu großer Ausdehnung und Ausbildung gelangt iſt, werden Emiſſare nach Europa geſchickt, die dort Handwerker, Aerzte, Geiſtliche, Lehrer werben müſſen. Alles kommt auf ein recht deutſches Wohlbehagen hinaus. Der engliſche „Robinſon" iſt von Rouſſeau und ſpäter von den deutſchen Philanthropiſten (Campe) als ein vortreffliches Erziehungswerk geprieſen worden. Dieſe Bedeutung hat die „Inſel Felſenburg" nicht, aber immer werden die kariſchen Glückphantaſieen derſelben eine erquickliche Lectüre für uns abgeben, die wir uns ja ſo gern für den Druck der Wirklichkeit mit Träumereien entſchädigen. Und charakteriſtiſch genug für die Romantiker hat Ludwig Tieck der „Inſel Felſenburg" eine neue Bearbeitung und Herausgabe gewürdigt, die mit großer Pietät am Urtext feſthält und nur einige allzu naive Derbheiten beſeitigt hat.

G. L.

Peſtalozzi's Anfang.

Im Jahre 1798 hatten die Franzoſen auf den Trümmern der alten Eidgenoſſenſchaft die „Helvetiſche Republik" gegründet. Die einzelnen Cantone wurden aufgefodert, dem Machwerke der Fremden den Eid der Treue zu leiſten. Unter andern weigerte ſich auch Unterwalden dieſem Begehren. Dem frommen Volke hatte zudem der Kapuziner Paul Styger die neue Conſtitution als ein Werk des Teufels geſchildert. Selten gut wenigſtens iſt, was nicht aus dem Volke ſelbſt natürlich und ungezwungen herauswächſt. Der franzöſiſche General Schauenburg wollte mit Kanonen und ſeinen 16,000 Mann die Widerſpänſtigen „zur Vernunft bringen". Am Fuße des ſiebenhornigen Stiers Pilatus hatte er ſeine Kanonen aufgepflanzt. Aber die Landung über den ſchmalen Alpnacher See, eine Bucht des Vierwaldſtätter, hinüber bei Stanzſtad gelang ihm doch nicht; da hatten die Unterwaldener ſich verſchanzt und hinderten es. So drangen die Franzoſen zu Lande vor

und nahmen die hartnäckig vertheidigten Verschanzungen. Bei Stanz, dem Hauptorte der Nidwalden, setzte sich das Gefecht fort — 16,000 Franzosen gegen 2000 Landleute. Männer, Weiber, Mädchen, Greise fochten wie Verzweifelte. Sie unterlagen der Menge. Achtzehn junge Weiber stritten und starben neben ihren Männern, Vätern und Brüdern neben der Kapelle, die zum Andenken Arnold's von Winkelried, der in der Schlacht von Sempach fiel, errichtet ist. Greise und Kinder, betend in der Kirche für die Waffen der Ihrigen, wurden niedergemetzelt, der Priester am Altare erschossen. Das Loch am Altare ist heute noch zu sehen und auf dem Kirchhofe in Stanz wird ein Grab gezeigt, in dem 30 Jungfrauen begraben liegen. Mehre Tage ward geplündert und gesengt und Alles vergangen, was die menschliche Natur entehrt. Ganze Familien waren gefallen; was den Kugeln und Bayonneten entgangen war, ins Gebirge entflohen. 102 Weiber, 25 Kinder waren geblieben. So ward Unterwalden die neue Freiheit octroyirt! Im Frauenkloster zu Stanz ward für die armen unglücklichen Waisen vom Directorium der Schweiz ein Waisenhaus angelegt. In dieses trat ein edler Erzieher der Jugend, ein Mann von Herz und Kopf — Pestalozzi, und erbarmte sich des Elends des Volks. Mit achtzig dieser verwaisenen Kinder fing er seine erste Schule an. Aber bald mußte er die Stätte seiner segensreichen Wirksamkeit wieder verlassen. Die Franzosen brauchten ein Hospital und nahmen das Kloster dazu. Pestalozzi wanderte nach Burgdorf.

Pestalozzi gehört zu jenen Männern, die noch von fernen Geschlechtern in dankbarer Verehrung werden genannt werden, wenn Anderer Namen weder ein Tauf- noch ein Rathsbuch mehr kennt; aber sein Leben war auch, wie Aller, die Neues bringen und dabei ihre eigene Person einzusetzen und geltend zu machen haben, ein vielfach angefeindetes und dornenreiches.

C.

Anregungen.

ie Denkerbriefe der Prinzessin Aurelie Ghika.

Die Fürstin Ghika ist eine geborene Frau-in und verheirathet an einen der mehren ikas, die sonst die Hospodare der Walachei ren. Sie hat schon einige Aufsätze, auch cher herausgegeben und neuerdings „Lettres n penseur des bords du Danube". iedrich Paalzow, der geistvolle Mitredac-r der berliner „Nationalzeitung", veröffent-t soeben diese kleine Schrift in einer ver-fachten Uebersetzung (Berlin, Franz Duncker) begleitet sie mit einer Vor- und Nachrede, den Werth der „Denkerbriefe" sehr hoch an-igt.

Wir bedauern bekennen zu müssen, daß uns ein Irrthum vorzuliegen scheint. Aus eige-Antrieb kann ein so feiner Kenner der Zeit-ungen nicht gefunden haben, daß diese Schrift Beachtung irgend einer andern Partei ver-t als derjenigen, welche Paalzow mit seinem t, Charakter und Ausdauer seit dem Jahre 8 bekämpft. Es gab eine Zeit, wo auch z von Florencourt Sinn für literarische Ver-de, für Stil und Auffassung hatte; wenn der frühere Herausgeber der „Rheinischen Volkshalle" diese „Denkerbriefe" übersetzt und empfohlen hätte, würden wir es in der Ordnung finden. Wie aber Paalzow dazu kommt, begreifen wir nicht.

Wol bringt der obenerwähnte Anhang de Uebersetzers in vielen Punkten eine Feststellung auch gegnerischer Auffassung. Mit Geist und Witz sucht er die Verfasserin zu widerlegen in dem vielen Durcheinander, das sie über das Hundertste und Tausendste zu bemerken beliebt; allein die höflichen Formen einer wir möchten sagen internationalen Polemik sind an einen Gegenstand verschwendet, der solcher Courtoisie nicht würdig ist. Die Fürstin Ghika schreibt einen sehr ansprechenden Stil, weiß phantasiereiche Anschauungen in eine Art von Gedanken zu verwandeln, besitzt vollkommen die subtile moderne Nuancirgabe, die den aus der Schule von George Sand und Daniel Stern (Gräfin d'Agoult) hervorgegangenen dilettantischen Federn von Paris eigen ist; allein im Uebrigen ist die Dame so blasirt, so von Vorurtheilen beherrscht, so nur salonmäßig gebildet und parfümirt in der Art, wie sie sich den Thatsachen gegenüberstellt, daß für die „Nationalzeitung" auch nicht die min-

dete Veranlaſſung vorlag, auf dieſe Erſcheinung Rückſicht zu nehmen.

Oder ſchlägt denn in dieſer Frau ein anderes Herz, als das allenfalls mit unſerer lieben Gräfin Hahn-Hahn Freundſchaft ſchließen könnte? Auch dieſe walachiſche „Prinzeſſin" hat, wie es ſcheint, Alles verſucht, hat jeden Becher, den die Zeit kredenzte, an ihren Lippen gehabt; ſie findet, daß auf die Länge Alles ſchal und abgeſtanden ſchmeckt und kehrt auf die Thatſachen wie ſie ſind als die beſte und natürlichſte Koſt zurück. Sie findet die Engländer und Holländer noch immer ſo lächerlich und proſaiſch, wie ſie den Franzoſen zu allen Zeiten gegolten haben; ſie findet in Deutſchland nur ſchön, was ſich allenfalls in einem Reiſealbum copiren ließe, einige Dome und Ruinen; ſie durchfliegt die ihr unverſtändliche proteſtantiſche deutſche Welt und athmet nur erſt wieder auf, als ſie die Muttergottesbilder Böhmens ſieht, und in der Walachei, wo bekanntlich dieſelben Damen, die ihre Dienerſchaft mit der Knute zu Tode prügeln laſſen, auf den Sophas ihrer Boudoirs liegen und franzöſiſche philanthropiſche Romane leſen, in dieſer Walachei, wo das größte Zuchtexemplar der Ariſtokratie mit dem blendendſten Lack der Salonbildung überfirnißt iſt, in dieſer Walachei findet auch unſere „wunde Seele" nur Patriarchalismus, orientaliſche Staffage, abſolute Schönheit in jedem Schmutzhaufen. „Alles iſt hier Bild!" ſchreibt ſie; der Beamte, der da ſchindet, der Bauer, der ſich bückt, Alles iſt ſo wie es iſt und muß ſo ſein und hat ſeine culturhiſtoriſche und äſthetiſche Bedeutung in ſich ſelbſt. Bei dieſer Frau iſt nicht nur das Auge, ſondern auch das Herz und der Verſtand für die Formen des patriarchalſchen Despotismus gewonnen.

„Friedrich Paalzow, Adolf Stahr, Fanny Lewald und wie ſie Alle heißen, die ſich in Berlin plötzlich für die Fürſtin Obila enthuſiasmirt haben, ließen ſich von einigen Aeußerlichkeiten dieſes Buches blenden. Es herrſcht eine gewiſſe türkiſche Begeiſterung in ihm. Die Verfaſſerin lernte einige Mohammedaner kennen, die in Paris die Salons beſuchten und ſich mit der Philoſophie und Politik von Adam Mickiewicz und des Herrn von Rémuſat bekannt machten. Effendis, die den Aez tragen, Tſchibuk rauchen und unter den Frauen ihrer Harems die „Revue des deux mondes" leſen, ſind allerdings originelle Erſcheinungen. An ſolche Bekanntſchaften von Paris und Bukareſt richtet die walachiſche Fürſtin einige Briefe. Blendend iſt auch die Ausdrucksweiſe der Fürſtin. Sie hat ihre Studien bei George Sand, Daniel Stern, Lamartine, Sainte-Beuve gemacht. Sie ſchreibt allerdings ſchon ein wenig geiſtreicher als unſere märkiſchen, pommerſchen und ſchleſiſchen Freifrauen, wenn dieſe den Einfall bekommen, unter die Schriftſteller zu gehen. Endlich hat eine ſolche Franzöſin, die, eine Offizierstochter, in Paris Effect genug macht, um die Hand eines walachiſchen „Prinzen" zu gewinnen, jedenfalls auch mehr geleſen und ſich um mehr bekümmert als eine Offizierstochter in Berlin, deren Gedankenkreis nicht weit über Geibel, Amaranth, Scherenberg und einige von der Innern Miſſion empfohlene Schriften hinausgeht. Sie kennt die feinere Literatur von Paris, die keineswegs aus den Schriften von Dumas und Sue beſteht; ſie gehört zur ſogenannten „Schule Odermann", Sainte-Beuve, de Vigny, Lamartine; ſie hat ſich um den Socialismus, um die Geſchichte der Revolution gekümmert und belauſchte ohne Zweifel ſehr authentiſch auch die erſten und letzten Athemzüge der Gironde. Aber alles Das liegt in der Vorbildung einer Frau, die ſich in Frankreich mit Literatur beſchäftigt. Haben alle dieſe Vorzüge des Horizonts, des Stils und der Bildung hier einen andern Ausgangspunkt als den der vornehmen „Deſillusionirung" und der Rückkehr in den Schooß der alleinſeligmachenden Gewohnheit? Die Fürſtin Obila iſt eine viel gefährlichere Ariſtokratin als die gewöhnlichen Ariſtokraten ſind. Sie hat ſich mit dem Gegentheil der Ariſtokratie bekannt gemacht, hat natürlich darin die Befriedigung nicht gefunden, die ſich mit einem walachiſchen Salon vereinigen läßt, und erklärt jetzt die Welt, wie ſie überliefert wurde, für beſſer, als jede Reformation ſie geſtalten könnte. Sie ſchreibt: „Der Geburtsadel, wie er auch ſei, iſt ein Capital von Würde." Sie ſchreibt: „Das moderne Dankeethum hat den Salon zu einem traurigen Aufenthalt gemacht." Ganz wie die Gräfin Hahn, die ebenfalls überall, wo es ſüß zu träumen war, in Iſchl und Nizza, von Eiſenbahnen, Actien und Reformabſtractionen aufgeſcheucht wurde und aus Verzweiflung darüber, daß Welt und Zeit eine ernſtere und langweiligere Phyſiognomie trugen als das elegant eingerichtete Boudoir einer phantaſtiſchen vornehmen Frau von Paris oder Wien, katholiſch und Nonne wurde.

Friedrich Paalzow iſt weit entfernt, den Gegenſatz ſeiner Anſichten zu denen der Denkſchriftſtellerin zu verkennen. Er ſucht ihr zu beweiſen, daß man auch Demokrat ſein und den Salon leben könne. Er ſchreibt ihr am Schluſſe des Buchs eine Epiſtel voll trefflicher Bemerkungen, deren eigentliche Pointe die iſt: Auch die Demokratie kann Glacéhandſchuhe lieben und mit witzigen Bonmots um ſich werfen, auch ſie kann für die Schönheiten der Natur und für den Reiz eines guten Stils ſchwärmen. Allein die Fürſtin Obila iſt viel kälter als er vorausſetzt. Sie wird ſeine Schmeicheleien mit ihrer

Augen Schnitt zuthun und den Demokraten belächeln, der S. 179 ihre Hand ergreift und an dieſer Hand nicht allein die zarte ariſtokratiſche Pflege bewundert, ſondern auch „jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der ſich ſo gern ſchöner Frauenhände bemächtigt, die Nachts auf kranken Herzen liegen". Das iſt doch noch ein poetiſcher, ſentimentaler und galanter Demokrat! Jeder Beweis, daß die Demokratie nicht immer in der Form „Baſſermann'ſcher Geſtalten" auftritt, ſoll willkommen ſein; aber dieſe Huldigung hat uns denn doch darum weh gethan, weil die kalte Ariſtokratin den ſanften und grüßerchen Verfaſſer der Leitartikel in der „Nationalzeitung" auslachen wird. Dieſe Dame lebt ſehr glücklich unter ihren walachiſchen Schwägern und Vettern, ſchreibt an Dmitri Ghika einen Brief voll allerhand Denk-Mélange mit der ſchließlichen Anerkennung ſeiner Perſon als eines „vollendeten Gentleman" und Vertreters der „Ritterlichkeit", einer Anerkennung, die auf die angenehmſten gemeinſchaftlichen Spazierritte in einem Parke von Bukareſt ſchließen laſſen, wenn ſich daſelbſt ein ſolcher befindet; ſie iſt ſo einig mit ihrem Vater, mit ihrem Gatten, mit den ſittlichen Zuſtänden der Walachei, ja zuletzt mit ihrem Gott und Gewiſſen, daß die Vorausſetzung, dieſe ſehr ſcharfe, ſtrenge und kalte Frau könne infolge ihrer weißen Hand, „die Nachts auf krankem Herzen ruht", die Heldin eines Fanny Lewald'ſchen Romans werden, faſt komiſch iſt. Friedrich Pecht ſagt S. 156 zur Fürſtin: „Durch Ihre Briefe geht etwas, was ich den Harfenton einer klingenden Seele nennen möchte, jenen Ton, den die Violoncello aus den Saiten ihrer Violine ſprechen läßt, in dem ſie ihrer Mädchenſeele den wundersamen Ausdruck gibt, welche einmal klagend um die verlorene Schweſter, wie eine nur noch halbe, ein ander mal in der ſteten Erinnerung an die Dahingegangene wie eine Doppelſeele erſcheint; denſelben Ton, in welchen die Nachtigall des Nordens, die ſchwediſche Jenny, den einzigen Schmelz halbverſchleierter Weiblichkeit hineinlegt!" Es thut uns leid, daß wir, trotz unſers ſchweren Berichterſtatteramts über 138 Opernterte, an denen wir ſchon Winter und Sommer leſen, dieſe muſikaliſche Ode nicht beſitzen. Wir finden in den „Denkerbriefen der Fürſtin Ghika" ein gewiſſes Bedürfniß der Selbſtaufklärung, eine oft poetiſche, aber einſeitige Beobachtung, Sinn für künſtleriſche Erfaſſung des Lebens, wie er vielleicht einer gebildeten Materdilettantin eigen iſt, mehr Bekanntſchaft mit neueren Thatſachen, als ſie allerdings bei einer deutſchen Gräfin, beſonders wenn ſie ſchriftſtellert, gefunden zu werden pflegt, und einen in der neueren franzöſiſchen Schule von George Sand und Daniel Stern gebildeten Stil, der alle Vortheile der franzöſiſchen Abſtraction mit einer nicht zu verkennenden grübelnden Dialektik verbindet, aber von Muſik geht durch das ganze Buch auch nicht ein Hauch, es ſei denn das Klingeln eines Schellenzugs, mit dem eine auf ihrer Chaise longue ruhende Dame ihrem galonirten Bedienten Befehle zuruft.

Der deutſche Buchhandel.

Wir fanden kürzlich Gelegenheit, einige Worte über die durch unſern Buchhandel hervorgerufene Ueberproduction und Marktüberfüllung zu ſagen. Ein uns eingeſandter Artikel aus der Feder eines Buchhändlers geht in ſeinen Anklagen noch weiter. Er vermißt am deutſchen Buchhandel einen größern Anſchluß an die üblichen Kaufmannsüſancen und eine tiefere Bildung der Verleger. In der That iſt beſonders letzterer Vorwurf außerordentlich begründet. Man nehme den Verlagskatalog gebildeter und charakterfeſter Buchhändler und den nur experimentirender Speculanten — welcher Unterſchied! Dort nur gediegene, auf wirklichen Werth Anſpruch machende Werke, hier gute und ſchlechte Waare durcheinandergemengt. Um Beiſpiele zu geben. Man vergleiche, was ſeit manchen Jahren Perthes in Gotha, Cotta, Reimer in Berlin und Leipzig, Veit in Berlin, Baſſermann u. A. verlegt haben. Iſt nicht in allen Unternehmungen dieſer Firmen eine höhere, edlere Bildung erſichtlich? Und nun nehme man, wie verkehrt ſich die Verlagsthätigkeit ſo vieler darunter und ungebildeter Köpfe dagegen ausnimmt. In der That ſollte man, um unſere jährlichen beiden Meßkataloge mindeſtens auf Einen zu reduciren, das Verlagsrecht irgendwie beſchränken und vom Sortiment trennen. Unſer Gewährsmann ſchreibt u. A.:

„Einer entſprechenden Bildung kann ſich unter Denen, die mit geiſtiger Waare handeln, verhältnißmäßig nur eine geringe Anzahl rühmen; der größte Theil dieſer ehrenwerthen Firmen tappt ſo zu ſagen fortwährend im Finſtern und hat ſich an dieſen Zuſtand ſchon ſo ſehr gewöhnt, daß man ſich gar nicht genirt, mit der ſtereotypen Behauptung: daß ein «gutes» literariſches Unternehmen die Verluſte an zehn andern «ſchlechten» decken müſſe, ſeine Kathederfeſtigkeit offen zur Schau zu tragen. Daß ein ſolcher Zuſtand in mehrfacher Hinſicht nachtheilig einwirkt, iſt nicht zu beſtreiten; denn einmal macht er den Buchhandel zum Hazardſpiel und dann das Publicum mißtrauiſch. Beſſerung kann nur kommen aus einer kaufmänniſchern Erziehung und daraus hervorgehenden kaufmänniſchen Anſchauungsweiſe des deutſchen Buchhandels. Damit ergeben ſich eine Verminderung der Pro-

drucken, ein mehr schwerer Last in der Ausdehnung der Verlagsunternehmungen, eine Beschränkung des einzelnen Verlegers auf ein einzelnes oder doch mindestens auf einige ihm geläufige Fächer der Literatur, eine Möglichkeit, bessere Honorare zu zahlen und dadurch den Boden zu befruchten, eine Beschränkung des fast lächerlich-langen Creditsystems, ein Aufhören aller Commissionsversendungen, selbst der Novitäten, und in Beziehung auf das Publicum eine Erweckung und größere Ausbildung des in Deutschland noch lange nicht genug empfundenen Bedürfnisses, gute Bücher zu kaufen und als Eigenthum zu besitzen. Damit soll keineswegs gesagt sein: Man richte die Sache doch bei uns ganz so ein wie z. B. in England; Englands Verhältnisse sind nicht die unserigen und es gehört ein englisches Heft und eine englische Staatsverfassung dazu — vom englischen Gelde ganz zu schweigen —, um einen englischen Buchhandel zu besitzen. Daß unser Buchhandel — in mancher Hinsicht ein Bild unserer politischen Verhältnisse — so ist wie wir ihn eben finden und daß die Träger desselben bisher nur theoretisch und ohne Erfolg versucht haben, sich von den Uebelständen, welche auf diesem Geschäftszweige lasten und eine freiere Entwickelung desselben verhindern, zu emancipiren, das liegt am letzten Ende doch im deutschen Volkscharakter und in den deutschen Zuständen."

Es ist an sich eine schöne Seite des deutschen Buchhandlungsverkehrs, daß in ihm eine Art von Gemüthlichkeit herrscht. Aber es sind nicht allein die Verleger, die diese Gemüthlichkeit theuer bezahlen. Das nutzgedankenlose Bücherfabriciren, das Drucken, nur um seine „Pressen zu füttern", die nie ausbleibende Illusion der Jubilatemesse, das Hoffen auf Eintreffen gewisser Wundererfolge, die allerdings dann und wann im Buchverkehr stattgefunden haben (z. B. „Conversations-Lexikon", „Stunden der Andacht", „Pfennig-Magazin", „Walter Scott", „Struwwelpeter" u. s. w.), bringen Ueberfluthungen hervor, die nicht blos die Verleger ruiniren, sondern Alles, was am Buchhandel betheiligt ist, und leider Niemanden mehr als das Publicum.

Sprechen und Vergessen.

Die Organe des Sprechens und Essens haben dieselben Functionen nöthig wie der Arm und der Fuß. Beide würden ohne Bewegung ihre Kraft verlieren. Ebenso werden die Verrichtungen des Mundes im gewöhnlichen Leben oft nicht hinreichend geschätzt. Kauen und Verdauen reimt sich nicht umsonst. Eins ist die Bedingung des andern. Wer große Bissen verschluckt, bleibt länger satt, aber er raumt seinen Magen. Nicht minder wichtig sind die Zähne. Es ist eine merkwürdige Einrichtung der Natur, daß alle Theile des Körpers, die Nerven ausgenommen, je mehr man sie gebraucht, desto besser werden; dies gilt auch von den Zähnen. Auch die Zunge bedarf der Pflege und läge sie auch nur in der Sprache.

Unser geistiges Leben bedarf derselben Pflege und Behandlungsweise wie das körperliche, und wie wir zu dem Gedeihen des Körpers die Stoffe nicht nur aufnehmen, sondern auch ausscheiden müssen, sowie wir nicht gesund bleiben, ehe daß Das, was unserer Verdauung zugute kam, auch später aus dem Körper entfernt wird, so ist es mit dem Geiste. Es handelt sich nicht allein darum, geistigen Stoff aufzunehmen oder auswendig zu lernen, sondern auch zu vergessen. Sprechen z. B. ist Vergessen. Was man ausgesprochen hat, drückt nicht mehr den Geist, sondern erleichtert ihn.

Es handelt sich nicht allein darum, geistige Bildungsstoffe in uns aufzunehmen, sondern in gleicher Weise Das, was uns zur geistigen Nahrung diente, wenn es seine Dienste gethan, wieder auszuscheiden und loszuwerden. Dieser Theil der Gymnastik des Geistes, die Geistespflege durch Wiederausscheiden des Gedachten, ist überall noch zu wenig beachtet. Sie besteht theils im Vergessen, theils im Aussprechen. Wenig Leute bedenken, daß man, um geistig fortzuschreiten, vergessen muß. In dem Maße, wie man seine Ideen berichtigt, muß ein Theil des Verbrauchten hinweg, und Das, was uns auf einer Lebensstufe Dienste leistete, wird uns zur Last und zur Krankheit, wenn wir es in einer folgenden Periode noch mit uns führen. Darin besteht eine besondere Kunst des Lebens, daß man den unnöthigen Ballast wegschafft, um neue geistige Blüten zu treiben. Was man gedacht, gelernt, was man durch Erfahrung und Studium in sich aufgenommen hat, das muß besonders auch durch das lebendige Wort ausgeschieden werden. Trappisten und Gemäldeluefer werden niemals durch ihr Schweigen eine größere Weisheit des Geistes und gewiß nur auch in sehr seltenen Fällen eine größere Vollkommenheit des Herzens erreichen. Auch in der Absicht, à tout prix in seinen Ansichten consequent zu bleiben, niemals über Menschen und Gegenstände sein Urtheil zu ändern, kann allmälig eine große Geistesbeschränkung liegen. Die gewöhnliche sogenannte Inconsequenz ist von dieser Art des geistigen Fortschritts und einer immer reifern Erkenntniß und gegen sich und Andere geübten Gerechtigkeit sehr verschieden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 41. [Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Zur Geschichte des Luxus.

Unter den Deutschen herrschte im Mittelalter eine übermäßige Putz- und Prunksucht, na-
mentlich unter den Frauen. Golddurchwirkte Röcke, reich mit Perlen besetzte Kragen,
Mäntel von Seide oder Tuch mit dem kostbarsten Pelzwerk verbrämt und verschwenderisch
mit goldenen Knöpfen besetzt, war der gewöhnliche Anzug einer deutschen Edelfrau; in
den Haaren glänzten goldene Schnüre, auf Hals und Brust goldene Ketten und Perlen-
reihen; am Gürtel, der von Perlen und Gold strotzte, hing die Messerscheide aus gleichen
Stoffen und ein mit Edelsteinen verziertes, korallenes Paternoster durfte selbstverständlich
ebenso wenig fehlen als goldene Armbänder, Spangen und Fingerringe. Selbst die schwüle
Sommerhitze vermochte nicht eine kostbare Summarie mit langer Schleppe oder ein be-
perltes Hauptputzege zu beseitigen, weil die Mode gebieterisch dazu zwang. Die Männer
gingen weniger geschmückt und gedrückt einher, aber an Fest- und Ehrentagen durften doch
auch bei ihnen seidene, geperlte Hemden, atlassene Kleidungsstücke und dergl. nicht fehlen,
wenn sie sich auch an andern gewöhnlichen Tagen mit goldenen Ketten, gefiedertem Barett
mit kostbarer Agraffe, mit pelzverbrämtem Mantel und feinem Spitzkragen begnügten.
Dazu kam eine reichbesetzte Tafel. Man brach jede Gelegenheit vom Zaun, der Neigung
zu Wein, vortrefflichen Speisen und Tanz zu Hülfe zu kommen. Bei feierlichen Anlässen,
bei Hochzeiten, bei Kindtaufen, ja selbst bei Todesfällen durfte in den reichen Kaufstädten
ein Lucullus nicht erröthen: was den verwöhnten Gaumen nur reizen konnte, prangte auf
der unter Gold- und Silbergeschirr seufzenden Tafel. Jedoch blieben die Folgen eines sol-
chen verschwenderischen Lebens nicht aus: Zerrüttungen in den Geldverhältnissen früherer
reicher Familien foderten die Regierungen und Gesetzgeber gleichsam auf, dieser Verschwen-
dung einen Damm entgegenzusetzen. Es entstanden jene „Aufwandsverordnungen", durch
welche sich namentlich das 14. Jahrhundert auszeichnet und welche bis ins gegenwärtige
sich zwar in manchen alten Städten erhalten haben, ohne jedoch in jüngster Zeit je in
Anspruch genommen zu sein.

Die älteste dieser z. B. in Lübeck erschienenen Verordnungen stammt aus dem 14. Jahr-
hundert. Sie kennt weder besondere Vorrechte eines Standes, noch sagt sie: Das soll Jener

thun, Dieser Jenes unterlassen, sondern begnügt sich damit, ganz im Allgemeinen gegen Verschwendungen bei Aussteuern, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen, bei Einkleidung einer Novize u. s. w. zu eifern und den erlaubten Aufwand nach dem Vermögensverhältnisse, dessen höchstes plus auf mehr als 800 Mark Lübisch gesetzt wurde, oder nach der Mugift zu bestimmen. Bei einem ganz enormen Reichthume ist danach genehmigt, „Scharlach und irische Zeuge" zu tragen, das Brautbett mit „anderthalb Schiffspfund (168 Pfund) Federn" zu füllen, die seidenen Kissen mit goldenen Knöpfen zu zieren und dergl. Aber dies Gesetz fiel mit dem alten Rathe und der sogenannte neue schuf eine andere viel strengere Verordnung, die das früher Erlaubte nicht weniger als eine unverantwortliche Verschwendung stempelte, in vielen Punkten kaum die Hälfte des früher gesetzmäßigen Aufwandes erlaubte, übrigens aber dieselben Principien und Vermögensclassen beibehielt und sich überhaupt in anderer Beziehung von ihrer Vorgängerin durchaus nicht entfernte. Als jedoch einige Jahre später der „alte Rath" wieder auf den Stuhl seiner Väter zurückgekehrt war, lächelten der Damenmode abermals bessere Zeiten; wir finden von nun ab in dem lübischen Freistaate den Geldaristokratismus gewisse Standesvorrechte einnehmen. Wahrscheinlich suchten die patricischen Herren ihr Ansehen und das ihrer Familien durch besondere Abzeichen in Kleidungen und Kopfbedeckungen kundzugeben. Man kehrte also 1454 zum alten Gesetz zurück, bestimmte aber zugleich den erlaubten Schmuck und theilte die prunkliebenden Freistädter nach ihrem Mammon oder liegenden Grundstücken in gewisse Classen. Besaß man 4000 Mark Vermögen, so ward man nicht nur zu dem vornehmsten und höchsten Classe der Bürger gezählt, sondern die Ehehälfte durfte auch über mehr als den zehnten Theil dieses Vermögens allein in Geschmeide an ihren Kleidern mit sich tragen, aber wohl verstanden „falls sie zu dem mit Perlen und Geschmeide bevorrechteten Stande gehörte". Trug sie jedoch nur gefütterte Mäntel („fodernde Hoyken"), so war ihr auch nur erlaubt, den zwanzigsten Theil ihres Vermögens zur Schau zu tragen. Die niedrigste Classe bildeten die Dienstmädchen. War das Dienstmädchen „unberüchtigt", so gestattete ihr das Gesetz allerdings den mit Goldarbeit verzierten Gürtel zu tragen, aber nicht die vergoldete Brustspange und die große „Haube" mit vergoldeten Knöpfen, womit es nach den frühern Kleiderordnungen prangen durfte. Vielleicht spielte hier der Neid der Edelfräulein keine untergeordnete Rolle, denn Thatsache ist es, welche magische Kraft die lübischen Dienstmädchen in ihren eigenthümlichen Hauben auf Dasige und Fremde ausübten.

Funfzig Jahre hindurch bewegte sich die Bevölkerung Lübecks nach diesem Classensystem des Ranges und des Standes unbehindert fort, denn die Herrschaft der Mode blieb unangefochten. Bald enthielt das Schmuckkästchen der Damen wieder so viele Ketten, Halsbänder, Armspangen, Schnallen, so viele kostbare Gürtel und goldene Haken, Haarnadeln, Edelsteine, die Kleider waren wie übersäet mit Perlen — kurz die Garderobe so zahlreich in jeder Gattung, daß es mehr als weiblichen Widerstand erfoderte, den Verlockungen, diese Schmucksachen auch einmal öffentlich zur Schau zu tragen, nicht zu erliegen. Freilich, hätten die aufopferungsfähigen Edeldamen entfernt nur ahnen können, daß ihr Erscheinen in den verpönten Geschmeiden und Kleidungsstücken für die Liebe zu ihren Männern — denn für wen anders als für diese schmückten sie sich? — einen neuen Kriegssturm gegen sie heraufbeschwören würde, der Schmuck dürfte lange noch in der Truhe als sündliche Augenweide verschlossen geblieben oder doch nur in den getäfelten Zimmern getragen worden sein. Die Keckheit strafte sich scharf. Der Senat begnügte sich nicht mit kleinen Einschränkungen, sondern verbot geradezu jegliche Verzierung der schon an sich kostbaren scharlachenen „Hoyken" mit Gold, Silber und Edelsteinen. Und als nun die schwachen Männer klagbar wurden und fragten, was sie mit all' dem Kram anfangen sollten, erhielten sie die Antwort: sie zu verkaufen und in Renten zu legen. Dieser sehr ver-

nftigen Antwort folgte auf dem Fuße eine kategorische Kleiderordnung. Man ver- t ein für alle mal das Tragen des „Düfink", eines vergoldeten Gürtels mit silbernen ackeln und Schnallen und stellte sogar sieben geräumige Vermögensclassen auf, in wel- n Jedem die zu tragenden Kleider vorgeschrieben wurden, ohne des frühern Unterschie bei der ersten zu erwähnen, wenn sie sich auch sonst den letzten Verordnungen buch- blich anschloß.

Eine solche vornehme Kaufmannsdame besaß fünf kostbare Kleider, alle reich mit Ge- meide behangen. Diese beiden benutzt die Dame zum täglichen Gebrauche im Hause, jene den, die sogenannten „Arnsche Hoyken" mit „graven Ruggen" dienen abwechselnd zu sellschaften und Besuchen, das fünfte aber, mit Hermelin gefüttert und dessen Spitzen gen mit Perlen geschmückt ist, muß bei großen Festen und Feierlichkeiten die Formen hüllen. Alle diese goldenen Ketten und Perlen, alle diese Ringe, das „Vissting" oder ternoster mit eingerechnet, hatte die Dame ein Anrecht zu schleppen, wenn sie jährlich Procent Abgabe von ihrem obengenannten Vermögen entrichtete und sie that es mit er Freigebigkeit, als wenn ihr Seelenheil davon abhinge. Der Hausrath war ent- echend. Die metallenen Lampen und Trinkgeschirre entsprachen an Umfang und Schwere au den Sitten der Zeit und daß das hölzerne Mobiliar in beiden Beziehungen keines gs nachstand, wird uns anschaulich, wenn wir den rückwärts vergrößernden Maßstab die noch vorhandenen Mobiliarstücke damaliger Jahrhunderte legen. Der Leinschrank d in den Aussteuergesetzen vortrefflich bestellt; aus diesen erwähne ich jedoch nur bei- fig einer Art von Gardinen, „Fensterlaken", die schon in den ältesten Zeiten vor- amen, wogegen wir von Servietten erst 1612 die ersten Spuren finden. Die Wagen nachlässigte man. Die Reitpferde dagegen schmückte der Lübecker im Mittelalter ver- renderisch mit kostbaren Decken, silbernen Schellen und am Sattel mit Edelsteinen aus. m öffentlichen Verlöbnisse eines Patriciers in der Katharinenkirche oder auf der Kanzlei gte Abends ein kleines Gastmahl ohne Zuziehung von Jungfrauen. Innerhalb eines lben Jahres wurde nach zweimaliger Abkündigung die Hochzeit angeordnet, zu welcher Freitage der „Schaffer" 120 Gäste einlud. Am Montag Morgen um 10 Uhr be- sich die geschmückte Braut, begleitet von ihren Verwandten, in das Hochzeitshaus. e Stunde später öffnet sich die Thür des gegenüberliegenden und hervorschreitet, den rnen Stab, welchen der Leser auf der Bibliothek zu Lübeck noch vorfindet, und die ilde in der Hand, der Spielgrav; ihm folgt seine Musikantenbande und der Bräu- m mit festlichem Zuge paarweise in bunter Reihe. Nach der Trauung setzt man sich 12 Uhr zu den abenteuerlich verzierten Pasteten und den vier Gerichten nieder; um Uhr wird dem Herrn gedankt und der Kuchen auf den Tisch gesetzt — dann beginnen drei Tänze, welche von zehn Paaren nach Aufruf der Schaffnerin ausgeführt werden; sogenannte „Jungferntanz" beschließt sie. Um 3 Uhr wird Stille geboten: die Män- sammeln sich um das Brautpaar, begleiten es in die Kammer und der junge Mann, Hemd und Taschentüchern beschenkt, ergreift den Bettpfosten, um sich die Braut erre niös übergeben zu lassen. Nun hat der Ernst ein Ende und fröhlicher Tanz behauptet Recht, bis um 8 Uhr ein Hammerschlag den Tisch trifft und Alles nach Hause geht. s war der gesetzliche Hergang, factisch aber mochte die früher verstattete mehrtägige hzeitsfeier nicht aufgehoben sein, bei welcher am Sonntag um 6 Uhr nach der Trauung Abendschmaus von 160 Personen dem Beilager voraufging, am Montag Morgen um Uhr die Gäste in der Kirche sich sammelten, dann nach einem neuen Schmause um Uhr das Ehepaar in die Marienkirche führten und dort entlassen wurden, um präcise Uhr wieder zur Stelle zu sein und bis 9 Uhr wiederum auf die Speisekammer des ses vernichtend einzuwirken.

H. A.

Nina, die Kindesmörderin.

Eine Erzählung in drei Capiteln.

Drittes Capitel.

Der Wahn.

„Mein Freund", schrieb Nina, „Sie haben mit achtungswerther Zartheit bisjetzt einen Punkt vermieden, der, wie ich Sie nun genug zu kennen glaube, Sie vor allem interessiren müßte. Da Sie mich aber eine Freundin nennen, muß ich mich dieser Freundschaft würdig zeigen und Vertrauen mit Vertrauen vergelten. Ich bin eine Polin, aber in Deutschland erzogen. Mein Vaterland ist Galizien. Früh schon starben meine Aeltern, die dem Adelstande angehört haben. Verwandte nahmen mich nach Deutschland. Ich bekam in Wien meine Bildung, wie sie der Mode entsprach. Etwas Wissenschaften, etwas Sprachen, das Uebrige mußte das eigene Naturell und der Umgang mit Menschen thun. Ich wußte mich in der Gesellschaft mit Glück zu bewegen. Meine Tante sah viel Besuch; auch als sie Witwe geworden war, hatte sie nicht nöthig, sich einzuschränken. Leider war meine Tante, trotz ihrer Jahre, gefallsüchtig. Die Wirkung dieses Beispiels auf mich war die verderblichste. Ohne Halt, ohne religiöse Erziehung war ich eine leichte Beute des Leichtsinns. Lassen Sie mich über Das, was in meinem neunzehnten Jahre geschehen ist, einen Schleier ziehen! Es ist die ruchloseste Handlung, die in mein Leben griff, und doch, wie wenig hab' ich Schuld, daß ich ihr erlag'.. Ein Jahr darauf finden Sie mich in einem kleinen Provinzstädtchen. Ich war mit Schimpf und Schande ausgestoßen von meiner Tante, die alle Ursache hatte, auf die Ehre ihres Namens zu halten; denn ein plötzlicher Verlust ihres Vermögens zwang sie, von Anderer Schutz und Protection zu leben. Die Feste waren vorüber, ich mit meinem tiefen Elend wurde in Nacht und Dunkel begraben. Der Vater meiner Josepha war ein junger, liebenswürdiger Erbe eines der ersten Handlungshäuser der Hauptstadt. Seinen Namen verschweig' ich. Er hatte bei Allem, was ihm heilig war, geschworen, meine Ehre zu retten! Er betrog mich. Ich lebte in Verborgenheit, mit fremdem Namen in dem kleinen steiermärkischen Städtchen M. Nach einem halben Jahre hörte die Preisgegebene, Geopferte, daß Josepha's Vater sich mit einer reichen Millionärin aus Mailand vermählt hatte. O, wenn ich Ihnen meinen Jammer schildern wollte! Ich war das elendeste, unglücklichste Geschöpf. Meine Verwandten todt oder entfernt, meine Tante hart und grausam geworden; sie verbot mir, die Hauptstadt zu besuchen. Ich lebte, eine Geächtete, nur meiner Verzweiflung, meiner Reue — aber auch meinem Kinde! O Josepha, dein süßes Lächeln konnt' ich nur auf Augenblicke hassen! Es erinnerte mich an den schändlichen Treulosen, der mich geopfert hatte. Aber wenn du mich küßtest, wenn deine Händchen zu mir langten, wenn dein Mund die ersten süßen Laute der verschiedenen Sprachen stammelte, in denen ich dich zu gleicher Zeit wollte sprechen lehren, dann war ich ausgesöhnt, dann konnt' ich weinen und ich hatte meinen Himmel wieder. Josepha, süßes Kind, du mein Alles jetzt! Und doch dich — beschuldigt man mich — doch hören Sie!

Ich hatte über ein Jahr in jener Stadt in Verborgenheit gelebt. Der Treulose ließ es an den Mitteln einer leidlichen Existenz nicht fehlen, aber mein Incognito schien nicht mehr sicher. Man nannte meinen wahren Namen, man entdeckte die Verhältnisse der jungen Witwe, für die ich galt. Um mir Raths zu holen, beschloß ich eine Reise nach Wien zu machen. Ich reiste an die Ufer der Donau und bestieg das von Linz herabkommende Dampfschiff. Hier, mein Freund, muß ich den Lichtpunkt meines Lebens schildern; auf den Wogen des schönsten Stroms der Welt gleitete ich hin zwischen den grünen Uferrändern, wo die Glocken der Heerden sich mit denen der Kapellen und Kirchen zum melodischen Einklang verbinden und die Seele des Menschen in süße Träume wiegen. Hier lernt' ich den Mann

nnen, den ich liebte, allein geliebt habe, den ungarischen Grafen Eugen N—y. Magyar
m Scheitel bis zur Zehe, liebenswürdig in jedem Worte, das er sprach, bezauberte er mich
gleich. Ich sollte nicht so wahr sein, ich sollte Sie täuschen, sagen, daß mir Huldigung
er Huldigung wurde. Nein, ich liebte ihn schon, ehe er mir erklärte, nicht ohne mich leben
können. Dies geschah schon im Anblick der gewaltigen Burgen, die ernst und feierlich
f die Wogen des großen Stroms niederblickten! Er erfuhr meinen wahren Familien-
men. Eine polnische Adelige hatte er in mir sogleich vermuthet, eine solche fand er.
as konnt' ich aber thun? In Wien verboten mir meine Verhältnisse, mich ihm zu ent-
den. Ich entschloß mich daher, unterwegs kurz vor der Ankunft in Wien auszusteigen
o zu erklären, ich hätte einen Besuch im Kahlengebirge zu machen. Ich wollte die Versiche-
ugen, die mir Eugen nach fünf Stunden der anregendsten Unterhaltung machte, die wir in
ngösischer Sprache führten, prüfen. Was kann ich Sie ermüden wollen, mein Freund, mit
Schilderung, wie Eugen sich wirklich bewährte? In Wien fand ich Briefe von ihm.
hatte nach Pressburg, dann weiter nach Pesth reisen müssen. Er beschwor mich, mit den
inigen nach dieser letztern großen Königsstadt zu kommen. Seine Güter lagen im tief-
Innern des Landes. Er wollte mein Gatte werden. Ich reiste allein. Ich traf ihn,
schilderte ihm die Verhältnisse, in denen ich lebte. Ich verschwieg nur Eins — meine
ande. Meiner Tante hatt' ich die Beziehung zum Grafen entdeckt. Sie versprach, mein Ge-
nniß zu schonen. Sie schrieb an Eugen. Eugen kam selbst nach Wien, sah die Verhält-
, billigte Alles, der Tag der Vermählung wurde angesetzt. Denken Sie sich, wie ich
in mußte, daß mein Aufenthalt in jener steiermärkischen Stadt ihm, wenn auch im
glichst schonenden Lichte, bekannt wurde! Er wußte wol um diesen Aufenthalt, er
nte die Liebe der Verwandten, bei denen ich dort gelebt haben wollte. Aber das
rige —! Schon waren die Anstalten zur Vermählung getroffen. Schon war ich
einer Reise nach dem steiermärkischen Städtchen, von wo meine Josepha nach
n in treue Hände gegeben werden sollte, wiedergekommen, als die höhnische Gewalt
Schicksals mit teuflischer Hand in mein Leben griff. Eben wollt' ich von jener Stadt
meinem Gepäck abreisen, Josepha schlummerte noch auf dem Bett, um sich zur Reise
stärken, als es hieß, das Kind wäre so unglücklich aus dem Bette gefallen, daß es an
Schnur — Mein Herz zerreißt, indem ich dies niederschreibe! Meine Hände zittern,
kann nicht weiter, die Welt ist voller Teufel — die guten Engel haben keine Macht,
n Sie mich — ich bin dem Wahnsinne nahe. Sähen Sie meine Augen, Ihre Hand
de sich waffnen, Sie würden riesenstark werden, diese Mauern zu durchbrechen, Sie
den mir die Freiheit geben, die ich verdiene — o, keine Hülfe! Keine Hülfe!"

Als ich diese Worte gelesen hatte, stand ich starr. Die Haare müssen sich mir em-
pfräubt haben. Ich selbst kam mir wahnsinnig vor. Die Wände bewegten sich.
e Nina ihr Kind erdrosselt? Hatte sie, um eine Gräfin zu werden, es mit einer sei-
n Schnur erwürgt und ihrer Freveltat den Schein gegeben, als wenn ein Unglücks-
eine zufällige Verschlingung der Bettvorhangschnüre, es getödtet? Ich sah, entweder
hier eine furchtbare Verkettung von Umständen Nina als Mörderin erscheinen lassen,
e es nicht war, oder ein toller Dämon hatte mich selbst schon unfähig zur Prüfung gemacht.
Weiter aber kam ich nicht in meinen Gedankenreihen. Ich hörte im Hofe Geräusch.
Profoß kam und mit ihm — Nina. Sie hatte ein weißes Kleid angethan und um
Haupt war wieder das grüne Seidentuch madonnenartig geschlungen. Einige Minu-
lang schritt sie schweigend auf und ab, dann stand sie meinem Fenster gegenüber
ch still und schlug wie zufällig ein seelenvoll blaues Auge auf zum Himmel. Die-
lick schien wie ein Gebet. „Solche innig blaue Augen, solche hat das Verbrechen
" rief ich in Verzückung aus, ganz laut, ganz, als wenn sie es hören könnte. Ich
wie im Traum verloren und bemerkte nicht, daß mir plötzlich Jemand auf die Schul-

ter klopfte und rief: Kommen Sie zu ſich, beſter Freund! Kennen Sie Thümmel's Reiſen? Was ſoll das? rief ich. Ich bin Ihnen jetzt ſehr läſtig, ſagte der Sprecher, aber es hilft Ihnen nichts. Sie müſſen hören. — — — Im Jahre 1726 gab Dr. Johann Bartholomäus Adam Beringer, Rath und Hofmedicus des Fürſten-Biſchofs von Würzburg u. ſ. w., ein ſehr gelehrtes Werk über die ſeltenſten Verſteinerungen heraus, welche er in einer Sandgrube in der Nähe von Würzburg allmälig aufgefunden hatte. Doch am Ende des Werks wird der Leſer mit der unerwarteten Nachricht überraſcht, daß von alle Dem, was er vorher geleſen, nicht eine Silbe wahr ſei. Ein ſchalkhafter College hatte alle jene Seltenheiten von einem Steinmetzen anfertigen laſſen und ſie allemal dorthin vergraben, wo er wußte, daß der Doctor ſie finden würde. Dieſer erfuhr aber den Streich erſt nachdem er die ganze Abhandlung beendigt und ſchon faſt zu Ende hatte drucken laſſen, und es blieb ihm, der ſeinen Folianten doch nicht ganz umſonſt geſchrieben haben wollte, nichts Anderes übrig, als am Schluſſe aufrichtig zu erklären, wie ſchrecklich er betrogen worden war.

Wie? Was? ſtand ich ſprachlos da. Ich wußte nicht, was ich erwidern ſollte.

Der Sprecher fuhr fort:

Dieſen Fall erzählt uns der geiſtreiche Thümmel im erſten Bande ſeiner Reiſen als einen Beweis, daß auch die aufgeklärteſten Köpfe einmal in ihrem Leben hintergangen werden können. Der arme Thümmel wurde damals auch auf eine beſchämende Weiſe hinters Licht geführt und ich habe das Gute vor ihm voraus, daß ich als Uebergang zu dem Schluſſe meiner Erzählung zwei Fälle, ſowol den des gelehrten Profeſſors als auch ſeinen eigenen, gebrauchen kann.

Aber was iſt denn? ſagte ich noch wie abweſend. Ich hörte in der Nähe lachen. Es war eben die Stunde, wo alle auf demſelben Corridor befindlichen Kerkerthüren geöffnet wurden und die Gefangenen miteinander verkehren durften, — unſer Zimmernachbar, Dr. Friedrich Joſt, ein witziger und origineller Kopf, war der Sprecher; er war Derjenige, deſſen Mittheilungen die Mitgefangenen herbeizogen und ihr Lachen verurſachten. Er war es nun, aus deſſen Munde ich Dinge hörte, die mich himmelhoch aus allen Wolken fallen ließen. Ruhig zog er einige Papiere aus ſeiner Taſche und hielt mir ſie vor Augen. Es waren meine Briefe und Gedichte an Nina; nicht eins davon fehlte. Zu ſeiner und aller Mitgefangenen Erheiterung hatte er allein den ganzen Briefwechſel mit mir geführt. Ich war der junge Feſtungsfuchs, den man — geprellt hatte!

Lieber Leſer, biſt du nun böſe auf mich, daß ich dich gleichfalls mit obiger Correſpondenz, an der du bisjetzt vielleicht das lebhafteſte Intereſſe genommen, hinters Licht geführt habe? Siehſt du, ich machte es damit, wie es die Kinder thun und wie du es nun auch thun ſollſt. Wenn nämlich ein Kind auf irgend eine Weiſe von einem Kameraden gefoppt wird, ſo hat es einen eigenthümlichen Weg, ſich zu rächen; es ruht nicht eher, als bis es hundert andere Kameraden auf dieſelbe Weiſe gefoppt hat. Und dieſe Methode konnte ich wol ſchwerlich in größerm Maßſtabe ausführen, als ich es durch Veröffentlichung gegenwärtiger Erzählung that. Ich kann nicht anders, lieber Leſer, als dir den Rath geben, thu' es wie ich! Du brauchſt nur deinen Freund oder deiner Freundin dieſe Erzählung als leſenswerth zu rühmen und kannſt dich dann an ſeiner Ueberraſchung ſo gut weiden, als wäreſt du ſelbſt deren unmittelbarer Urheber.

Unter allen den widerſtreitenden Gefühlen, die im Augenblicke der Entdeckung auf mich einſtürmten, war das einer tiefen Beſchämung das vorherrſchendſte. Mein „Ich werde es erfahren!" — die gehoffte Bereicherung meiner pſychologiſchen Erfahrungen, und was ich von der Bildung meiner Manieren durch die Nähe von Damen gefaſelt hatte — an alles Das erinnerte ich mich mit einem male und das Gefühl, lächerlich geworden zu ſein, erregte meinen Zorn aufs höchſte.

Haltet ihn, rief Dr. Friedrich Joſt den Zimmergefährten zu, als ich, aus der Bein-

bung erwacht, auf ihn einstürmen wollte, — haltet ihn! Er soll mich ruhig anhören und wird mir verzeihen. Glaubst du, fuhr er gegen mich gewendet fort, daß ich es zugegeben hätte, daß uns Allen, wie wir hier sind, der ohnedies nur so leicht als möglich gemachte Kerker erschwert werde, blos damit du deine Phantasieen ausführen könntest? Die Knotencorrespondenz kennen wir Alle. Du ließest dich gleich in dem Stricke fangen. Ein glücklicher Zufall lieferte mir den «Ardent Troughton» in die Hände, noch bevor er mit deinen Versen in den ersten Stock gelangte. Ich errieth sogleich deine Absicht, eine Correspondenz anzuknüpfen, eine Correspondenz, die so leicht entdeckt werden konnte und uns dann Untersuchungen über Untersuchungen und Erschwerungen über Erschwerungen auf den Hals gezogen hätte. Ich faßte den Beschluß, dich für deine Unbesonnenheit zu bestrafen. Ich wußte es mit dem nichts ahnenden Professen so einzurichten, daß die hin- und herwandernden Bücher immer zuerst meine Censur passirten und so entstand unser Briefwechsel. Hat mich Mühe genug gekostet, eine weibliche Handschrift bis auf die orthographischen Fehler ganz nachzuahmen.

Aber die Erzählung in deinem letzten Briefe? fiel ich, kleinlaut geworden, ein.

Diese ist begründet. Diese interessante, aber falsche Schlange hat, um mit Ehren eine Gräfin zu werden, ihr Kind ermordet. Sie war in allen Punkten überführt und ist nur deshalb nicht, wie sie verdiente, zum Strange verurtheilt, weil das arme, zehn Monate alte Würmchen ins Leben zurücklam und erst nach einigen Wochen starb. Freue dich wenigstens der paar Gedichte, zu denen dich die ganze Geschichte veranlaßt hat. Und doch hätte ich, schloß er, als ich ihm versöhnt die Hand reichte, mit der Enthüllung so lange warten sollen, bis du mit deiner förmlichen Liebeserklärung und der Bereitwilligkeit, sie aus der Festung zu entführen, herausgerückt wärest.

Dr. Friedrich Jost hatte die wirkliche Geschichte Nina's erzählt. Meine Voraussetzung, die östreichische Regierung würde ein unschuldiges Wesen zwanzig Jahre lang auf die Festung sperren, war in Nichts zerronnen. Ich verließ nach einiger Zeit den traurigen Aufenthalt. Die Romantik über die „edle Kindesmörderin" war nicht der einzige Wahn, von dem ich mich geheilt fühlte.

Bella Venezia.

II.

Gleich den grünen Ranken, die einen erstorbenen Baum mit frischem Leben umhauchen, gleich den Blumen, die lächelnd aus Gräbern hervorsprießen, lächeln und glänzen die Bilder der venetianischen Meister in den hochummauerten Klöstern, in den dunkeln Kirchenhallen und den einsamen, verfallenen Palästen der Lagunenstadt. All' ihre dahingegangene Pracht und Größe wird in diesen Bildern zur Gegenwart. Das ist eine ewige Frühlingswelt voll Sonne, Anmuth, heiterer Schönheit. Der ganze Himmel hat sich niedergesenkt auf die glückliche Stadt, alle Heiligen und Engel wandeln oder ruhen in den prächtigen Hallen venetianischer Paläste und verkehren mit ihren Bewohnern. Es scheinen die Bilder wie die Himmelsträume fröhlicher, übermüthiger Kinder, die der Engel Leben sich denken wie das ihre und sie zu ihren Festen, ihren Spielen locken möchten.

In solche Träume versenkten wir uns, diese ihre frischen Blüten erschloß die venetianische Kunst auf unsern heutigen Wegen durch Kirchen- und Klosterhallen vor unsern Augen. Wir landen zuerst an San-Giorgio maggiore, der kleinen Insel am Eingang der Giudecca, und treten in die Kirche gleiches Namens, ein Prachtgebäude Palladio's, reich verziert mit Bassano's, Tintoretto's und Anderer Werken; dann fahren wir in den breiten Kanal der Giudecca und steigen aus vor San-Redentore, einer andern reichen, in prachtvollen Säulenstellungen tempelartig emporsteigenden Kirche Palladio's, deren Inneres ebenso

reich mit Sculpturen und Bildern venetianischer Meister ausgestattet ist. Ein Mönch mit geistvollem Antlitz zeigt uns in der Sacristei die drei Madonnenbilder von Giovanni Bellini und spricht mit Begeisterung und Liebe über die Kunst des Meisters, die sich hier in ihren drei verschiedenen Epochen offenbart. Sehr verschieden von diesem Eindruck von Anmuth und Schönheit ist der der Wachsköpfe der Conterfeie verschiedener Aebte und Mönche des Klosters, die uns unter ihren Glasglocken gleich wirklichen, vom Körper getrennten Häuptern gespensterhaft anschauen.

Von hier fahren wir in den Canal grande zur Kirche Maria della Salute, wo wir in den hohen Sälen des von Longhena gebauten Priesterseminars einen Reichthum Tizian'scher Wandbilder finden, in der Kirche selbst viel andere glänzende und liebliche Bilder und vor dem Altar antike Säulen aus dem Dianentempel von Pola sehen, auch das Grabmonument des Sansovino, dessen schöne Sculpturen so viele dieser Kirchen schmücken. Ein kleiner Klostergarten mit einigen blühenden Rosenbäumen und Myrtensträuchern grüßt freundlich zwischen den dunkeln Mauern.

Weiterhin landen wir an der Kunstakademie, in deren Sälen uns eine neue Fülle der Bilder der uns nun schon so bekannt und lieb gewordenen Meister empfängt, deren eigene Anschauung und Darstellung heiliger Geschichten man begreift, wenn man sie kennen lernt auf ihrem eigenen Heimatboden unter den Resten irdischer Macht und Größe, die ihr Auge überall traf, umgeben von dem Glanze des Himmels und des Meeres, in deren Farbenglut sie ihren Pinsel zu tauchen schienen. Die Himmelfahrt der Maria von Tizian ist der Glanzpunkt unter der Menge dieser Bilder aus der frühesten und spätesten Zeit venetianischer Kunst.

Weiterhin am Kanal besuchen wir den Palast de Treves, aristokratisch einfach eingerichtet und mit vielen Werken neuerer venetianischer Künstler, unter denen Hayez hervorragt, auch mit zwei Statuen Canova's geschmückt, des letzten großen Venetianers, dessen Haus an einem öden kleinen Platze in der Nähe San-Marco's liegt, den andere graue verfallene Häuser umgeben und in dessen Mitte als einzig Lebendiges ein frischer Wasserstrahl in einem alten malerischen Brunnen auf- und niedersinkt. Endlich kommen wir zur Kirche San-Giovanni e Paolo, ein fast gothisches Gebäude, das uns nach all' den tempelartigen, mit Kuppeln überwölbten Kirchen wie ein lieber Bekannter aus der Heimat empfängt. Im Innern ruhen viele steinerne Dogengestalten über ihren Gräbern und von den Wänden grüßen viele herrliche, farbenprächtige Bilder, unter ihnen das herrlichste: Der Tod des Märtyrers Petrus von Tizian mit den beiden so verschieden ausdrucksvollen Gestalten des Heiligen und des Räubers, und der schönen morgenhellen Landschaft, einer in diesen Bildern seltenen Zugabe.

Es war dabei ein Sonntag. Die Sonntagsglocken läuteten unausgesetzt. Himmel, Meer und Land glänzten im goldenen Morgenschein; erwartungsvoll waren wir in die schwarze Gondel, deren weiche Polsterkissen ein grünseidenes Zelt überspannt, gestiegen und glitten erst eine kurze Strecke an Mauern und Palästen zwischen vielen andern Booten hin; an der Piazzetta landeten wir und gingen von dem kleinern auf den großen Marcusplatz, der uns heute anders als gestern, geschmückt und heiter empfängt. Die ernsten grauen Gebäude, die ihn umgeben, sind mit farbigem Glanz übergossen; in den Arcaden längs der offenen Kaffeehäuser und Kaufläden und in der Mitte des Platzes spaziert ein geputztes, laut sprechendes und lachendes Publicum; aus der geöffneten Pforte der Marcuskirche, die so dunkel prächtig, fremdartig wie eine Erscheinung aus fernen Wunderlanden vor uns steht, strömt eine bunte Menge, Gebetbücher und Rosenkränze tragend; in den dunkeln Wölbungen der Vorhalle sitzen alte bärtige Bettler und schöne Bäuerinnen in malerischen Trachten mit schwarzäugigen Kindern auf den Knieen.

Auch wir traten durch die düstere Halle in den geheimnißvollen Raum der Kirche,

die mich mit ihrer ernsten Pracht, ihrer hohen Kuppelwölbung, mit ihren dunkeln Mosaiken und Malereien auf Goldgrund an die alten reichen Kirchen von Kiew erinnert, die ich früher gesehen. Der Fußboden, mit alten Marmormosaiken bedeckt, ist durch theilweise Senkung uneben; die Lichter der Altäre vermögen nicht ganz das geheimnißvolle Dunkel zu erhellen; die fremdartigen Bilder, Mosaiken und Sculpturen, vom fernen Osten hierher gebracht, sind vom Alter geschwärzt; Alles versetzt in andere Zeit und anderes Land. Wie Wächter ihrer Schätze ruhen inmitten dieser Wunderdinge die Statuen der Dogen über ihren Grüften. Das Ganze selbst gleicht einer Gruft, in der eine longvergangene Zeit begraben liegt, und erinnert an die Felsenhöhlen, in denen die ersten Christen ihren Gottesdienst hielten.

Wieder traten wir aus dem düstern Raume hinaus in die Vorhalle, wo ein rother Stein die Stelle bezeichnet, auf der Barbaroſſa vor dem stolzen Alexander kniete, und sahen mit Freude in die Tageshelle, die nach dem Dunkel doppelt glänzend uns entgegenschien. Auf dem sonnigen Platze, über den der Campanile seinen langen Schatten wirft, sind bunte Menschengruppen verstreut und Scharen weißer Tauben, die nie vor San Marco's Pforte fehlen; die drei hohen Maſtbäume, welche die Inſelflaggen trugen, ragen luſtig in den blauen Himmel empor; rechts sehen wir am Torre dell' Orologio die bekannten ehernen Mohren an die Glocken schlagen, ganz so wie damals, wo sie einem mächtigen Volke die Stunden seiner großen Zeit verkündigten; links umgeben die phantaſtisch-prächtigen Gebäude der alten Herren der Republik die reizende Piazzetta, wo der geflügelte Löwe auf hoher Säule noch immer hinausschaut auf die See, die er einſt beherrſchte; Alles spricht von Dem, was gewesen, und gern entflieht das Auge dem Eindruck der Vergänglichkeit und zieht aufs Meer hinaus, das in ewiger Jugendfrische die Erde begrenzt, wo die Macht der Völker auf- und untergeht.

Von hier gingen wir durch den dunkeln Schatten, den die Marcuskirche bis zum Dogenpalaſt hinüberwirft, und kaum schritten wir über die graue steinerne Vortreppe, so belebt sich eine blutige Trauerſcene vor unſerm geiſtigen Auge; denn wir stehen auf der Stelle, wo Marino Faliери hingerichtet wurde, angeſichts des Palaſtes, den er ſelbſt erbauen ließ, des Zeugens der Macht, durch die er ſtieg und unterging. Alles, was wir weiterſchreitend sehen — die öden Marmortreppen, die ſchweigenden Hallen, die hochgewölbten Arcaden und Bogenfenſter, endlich die weiten, leeren Säle mit den gewaltigen Wand- und Deckenmalereien —, Alles athmet noch jetzt den Geiſt düſtern Ernſtes und kalter Hoheit, der einſt dieſe Räume belebte. Im Saal Del maggior Conſiglio iſt die Größe Venedigs von der Kunſt eines Veroneſe, Baſſano, Tintoretto und des jüngern Palma verherrlicht. Darſtellungen von Siegen der Venetianer über Barbaroſſa, über Genueſen und Türken ſchmücken die Wände; von der Decke ſchaut aus Wolken die ruhmgekrönte Venezia ſelbſt herab, umgeben von allegoriſchen Geſtalten, die ihre Größe, Macht und ſtolzen Tugenden darſtellen; auch die ſtrengen, finſtern Angeſichter der Dogen ſchauen von da oben nieder; nur Eins fehlt, das des Marino Faliери, der ungleich Allen ſich vermaß, Herr nur, nicht auch Sklave der Republik zu ſein. Das größte Oelbild der Welt, das Paradies von Tintoretto, bedeckt das eine Ende des Saals mit dem ſchwärzlichen Chaos ſeiner Figuren; unter ihm ſteht oder ſtand der Thron des Dogen und leicht iſt es der Phantaſie, jene Geſtalten an den Wänden zu beleben und um dieſen Thron zu verſammeln. Aehnliche Schlachten- und Siegesbilder ſehen wir weiter im Saale Dello Scrutinio, in dem der Dieci und dem der Quattro Porte, wo unter den geſchichtlichen Scenen ein ſymboliſches Bild Tizian's, Der Glaube, inmitten des Heiligen Marcus und des Dogen Grimani, die Blicke anzieht. Dieſen folgen die Säle des Collegio und Anticollegio und zahlloſe andere, alle öde, leer, ſchweigend, alle geſchmückt von denſelben venetianiſchen Meiſtern mit ähnlichen rieſenhaften Bildern, aus denen zahlloſe gewaltige Geſtalten dem

Auge entgegentreten. Die Farben dieser Bilder sind erblichen, das Gold und der Marmor, die außer ihnen diese Räume zieren, sind geschwärzt und beräuchert, die hohen Bogenfenster, aus denen man hier die Riva degli Schiavoni und das Meer, dort die Piazzetta, da die Kuppeln der Marcuskirche erblickt, sind mit Spinngeweben bedeckt, und schon hier hören wir die Stimme der Trauergestalt, die uns durch ganz Italien begleitet und uns ewig zuruft: „Memento mori!“ Von diesen einst so prachtvollen Räumen gehen wir zu andern, die einst ebenso furchtbar waren wie jene prächtig, und in denen das Gefühl der Vergänglichkeit nicht wie ein Druck auf der Seele lastet, sondern zum Gefühl der Erlösung wird: wir steigen hinauf in die Piombi, die wiederum Gefängnißräume dicht unter dem bleiernen Dache, und denken im kleinen, öden Gemache Silvio Pellico's nicht blos der Seufzer des edeln Dichters, sondern der Gefühle von Liebe und Frömmigkeit, die hier noch seine Seele erfüllten. Dann steigen wir in die Tiefe auf feuchter, dunkler Treppe, die schwach das Lämpchen unsers Führers erhellt, und es ist mir, als stiegen wir in die Tiefe des Menschenlebens, in den verborgenen Abgrund aller Sünde und Schuld, und wir sehen diese unterirdischen Gefängnisse, diese Grabeshöhlen für Lebendige, die noch jetzt die Seufzer von tausend Unglücklichen festzuhalten scheinen, und es ist entsetzlich, sie hinsterbend zu denken zwischen den schwarzen feuchten Mauern auf kalter steinerner Lagerstätte und daneben zu wissen das frische, freie Meer und darüber die Gold- und Marmorhallen Derer, die sie hier begruben, und mich schauert's nicht vor Dem, was der Mensch leiden, sondern vor Dem, was er thun kann. Schrecklich scheint es mir, aus Neugierde diese Stellen zu besuchen, wo man blutige Thränen weinen sollte, und schrecklich und unmöglich auch, mit leichtem Touristenschritt über die dunkel überwölbte Seufzerbrücke zu gehen, zwischen deren steinernen Fensterrosen Meer und Inseln schön umrahmt erscheinen, ein liebliches Bild, dessen Anblick nur in der Seele der Unglücklichen weh thut, die es hier zum letzten male schauten.

O, wie wohl thut es nun, aus der Welt der Schatten und Geistergestalten, die mit Räume dieses dunkeln Palastes erfüllen, hinauszutreten ins frische, wirkliche Leben. Die kleinen Gassen, in die wir vom Marcusplatz aus gelangen, enger als die engsten Wiens und verdunkelt durch die hohen schwarzen Häuser, zwischen denen sie hingehen, sehen dennoch lustig aus durch die schönen lachenden Früchte und Gemüse, die man in Massen an Läden und Thüren zum Verkauf bietet, und durch die bunte Menschenmenge, die sich lebhaft durcheinanderdrängt. Wir sehen manche interessante, schöne Physiognomie und unter den geputzten Herren und Damen braune, zerlumpte Lastträger, viel Illyrier und griechische Inselbewohner in malerischem Costüm mit originellen südlichen Gesichtern. So gelangen wir in den Palazzo Fini am Canal grande, dessen alte Pracht dem modernen Luxus Platz gemacht hat, mit dem ihn eine geborene Cökeles aus Wien ausstatten ließ. Das Schönste hier scheint mir die Aussicht von den Balcons auf den breiten Kanal, dessen graue Paläste im Sonnenlicht so heiter aussehen, als vergäßen sie einen Augenblick ihre Oede und Verlassenheit; sie spiegeln sich hell im grünen Gewässer, auf dem schwarze und buntbedeckte Gondeln mit leisen Ruderschlägen hin- und wiedergleiten; Glocken tönen von nahen und fernen Kirchen, sonst Alles still, und es scheint schön in einer Stadt zu wohnen ohne Straßenlärm und Wagengerassel.

Am Nachmittag trägt uns die Gondel zu dem durch Napoleon's Willen auf den öden Inseln hervorgezauberten öffentlichen Garten. Schon sind die Bäume, die er pflanzen ließ, hoch und schattig; sie bilden breite Alleen, die sich zwischen den weiten Rasenplätzen hinziehen und in denen an schwülen Abenden, wie der heutige, die halbe Bevölkerung Venedigs hin und her wandelt, segnend wol den Gedanken, der ihnen diese einzige Erinnerung an Wald und Flur mitten in ihrem feuchten, öden Meergebiete schuf. Diese Spaziergänger, meist aus untern Classen, sehen auch alle aus wie eben aus feuchten Ka-

nälen und dunkeln, ſchmutzigen Gaſſen Erlöſe, die ſich ungeduldig in die langerſehnte Freiheit ſtürzen; Alle ſind ſo nachläſſig gekleidet, ſind ſo ungewaſchen und ungekämmt und mit allen ihren Sachen ſo verblichen, als ob ſie nie das Tageslicht beſchienen hätte. Auch ein Reiter galoppirt durch die Alles und alle Augen folgen der in Venedig ſeltenen Erſcheinung. Einſamer und angenehmer iſt der Weg über der Mauer am Meere, das eben unruhig aufbrauſt, wie geängſtigt von dem aufſteigenden Gewitter, deſſen ſchwarze Wolken die untergehende Sonne purpurn färbt, und es iſt, als führen wir zurück auf dieſen Purpurwolken, die ins Meer geſunken ſchienen; aber ehe wir noch gelandet, ſind ſie alle verſchwunden und Meer und Himmel verdunkelt vom Sturmwetter, das brauſend darüber hinzieht.

(Ein dritter Artikel in nächſter Nummer.)

Baumrieſen.

Von Dr. Abbelen.

„Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen", pflegt man zu ſagen, wenn man andeuten will, daß Alles ſeine Grenzen habe in dieſer irdiſchen Welt. Und wer würde es auch in Abrede ſtellen wollen, daß der räumlichen Größe wie der Größe der Kraft, dem Wachsthume wie der Lebensdauer der organiſirten Körper gewiſſe Ziele geſetzt ſind, über die es nicht hinausgeht? Viele erreichen dieſes Ziel ſehr früh, ja es gibt Geſchöpfe, die nicht länger als eine Stunde leben und in dieſer kurzen Friſt alle Phaſen ihrer Entwickelung und Beſtimmung: Geburt, Jugend, Fortpflanzung, Alter und Tod durchlaufen. Andere bringen es weiter, manche Thiere gar auf hundert und mehre Jahre; aber auch bei ihnen tritt früher oder ſpäter der Wendepunkt, nämlich jene Zeit ein, wo das Wachsthum ſtill ſteht und das Leben rückgängige Bewegungen macht. Nicht ſo durchweg bei den Bäumen, jenen Rieſen der pflanzlichen Natur. Denn wenn auch dieſe mit der Zeit ebenfalls ihr Ziel erreichen und wie alles Andere der irdiſchen Vergänglichkeit anheimfallen, ſo gibt es doch manche unter ihnen, von welchen ſich ſchwerlich ſagen läßt, wann und ob ſie überhaupt jemals in ihrem Leben aufhören, an Länge und Umfang zuzunehmen. Unter den Cedern des Libanon befinden ſich einige alte „bemooſte Häupter", von denen die Sage geht, daß ſie noch aus dem Zeitalter des Königs Salomo herrühren. Dandini fand deren im Jahre 1580 noch 25; Pococke noch 15; Burckhardt im Jahre 1800 noch 12; jetzt ſtehen, wie J. A. Lorent („Wanderungen im Morgenlande", Manheim 1845) berichtet und Lamartine beſtätigt, nur noch 7 und zwar auf einem niedrigen Berge. Zu den Zeiten des Hiram war der ganze Libanon mit Cedern bedeckt, aus denen, wie wir 2. Samuel. 5, 11 und 1. Chron. 15, 1 leſen, Hiram für König David das Holz zum Bau ſeines Palaſtes und des Tempels fällen ließ. Die jüngern Bäume gleichen in der Form ganz den Tannen; wie bei dieſen ſteigt der ſchlanke Stamm gerade in die Höhe und erſt oben beginnt der pyramidenförmige Schirm, auch haben die Nadeln ganz dieſelbe Form. Aber die alten Cedern theilen ſich in Mannshöhe in mehre ſtarke Aeſte, welche zuerſt gering divergiren und endlich horizontal ſich ausbreitend mit ihren Nebenäſten einen Umkreis, deſſen Radius 47 Fuß iſt, beſchatten. Der ſtärkſte von den ſieben alten Bäumen hat 36½ Fuß im Umfange, der ſchwächſte 30. Ungebeugt und ſtolz trotzen die uralten Zeugen ſo vieler Begebenheiten jedem Einfluſſe der Zeiten, während die jüngern Bäume, wenn der Maroniten Beil ſie auch verſchont, nach einer Reihe von Jahren doch abſterben. Zu den alten Cedern wallfahrten die Bekenner aller Religionen, Jeder ſieht ſie für heilig an und ſelbſt die Muſelmänner, welche ſonſt Reliquien keine ſonderliche Ehrfurcht zollen, rühren ſie nie mit einem ſchneidenden Inſtrumente

an. Es herrscht nämlich die Sage unter dem Volke, daß einem Manne, welcher eine alte Eeder umgehauen hatte, alle Heerden abgestorben wären.

Eine nicht minder kolossale Ceder findet sich in der Neuen Welt, auf einem Berge Californiens. An der Erde ist ihr Umfang 92 Fuß, 4 Fuß weiter nach oben 88 Fuß, auf der Höhe von 14 Fuß beträgt der Umfang 61 Fuß u. s. f. Die Höhe beträgt 285 Fuß und am Stamme zeigt sich keiner der Auswüchse, wie sonst häufig bei so dicken Stämmen; dieselbe ist vielmehr ein wahres Muster von Ebenmaß. Das Alter dieser Riesencedern wäre, nach den Ringen berechnet, 2520 Jahre. Auch eine Cypressenart, Rothholz genannt, soll in Californien zu einer riesenhaften Größe heranwachsen. Reisende versichern, daß Bäume dieser Art, welche die ungeheure Höhe von 300 Fuß mit einem Stammumfange von 40—50 Fuß erreicht, nicht eben Seltenheit seien.

Eine Menge riesiger Bäume besitzt vor allem Australien. Auf dem Raume einer englischen Quadratmeile soll es mindestens vierzig geben, die 150 Fuß im Umfange haben und deren Totalgewicht sich auf vielleicht 9000 Centner schätzen läßt. Namentlich in Vantiemensland (Tasmania) hat man kürzlich Bäume, eine Eukalyptenart, gefunden, die gegen 300 Fuß, wenn nicht darüber, hoch sind. Der Inspector der Gärten der Königin Victoria, W. Hooker, gibt darüber aus dem Briefe eines Freundes in Hobart-Town folgende interessante Notizen:

„Ich komme soeben von dem Besuche zweier Bäume zurück, die wol die größten sind, die man bisher gemessen hat. Beide befinden sich jenseit des Wellingtonberges am Ufer eines Baches, der in den Nordwestbai-Fluß fällt, und sind von der Art, die man hier swamp-gums (Sumpfgummibäume) nennt. Ihren botanischen Namen kenne ich nicht, doch verdienen sie jedenfalls bei weitem eher das Prädicat „riesig" (gigantea), als die so bezeichnete Eukalyptusart, deren Rinde der Colonie die Gerberlohe liefert. Der eine der Bäume ist umgestürzt und ließ sich daher genau messen. Wir fanden den Stamm, von der Wurzel bis zum ersten Ast, 220 Fuß (etwa 213 thomländische Fuß) lang. Die Krone war abgebrochen und schon in Fäulniß; bis zum Ende des Stammes maßen wir aber noch 64 Fuß und der vollständige Baum muß über 300 Fuß hoch gewesen sein. An der Wurzel maß der Stamm 30 Fuß im Durchmesser, in der Höhe des ersten Astes noch 12 Fuß. Dieser Theil allein würde mehr Bauholz gegeben haben als die größte Eiche mit allen ihren Aesten. Sein Totalgewicht ließ sich auf ungefähr 440 Tons (ungefähr 8000 Centner oder 446,800 Kilogramm) schätzen.

Der andere noch stehende und vollkommen gesunde Baum, der sich wie ein ungeheurer Thurm aus den Sassafras (Doryphora sassafras) erhob, maß, 3 Fuß vom Boden 102 und ganz unten 130 Fuß im Umfange. Seine Höhe konnte ich wegen der Dichtigkeit des Waldes nicht annähernd schätzen, sie muß außerordentlich sein.

Einige hundert Fuß weiter maß ich einen dritten Baum, der 3 Fuß von der Erde 60 Fuß im Umfange hatte und in einer Höhe von 150 Fuß noch etwa 40 Fuß Umfang haben mochte."

Die Eukalypten, von denen einige Arten in unsern botanischen Gärten, namentlich durch die Verschiedenheit ihrer Blätter (die einen horizontal und breit, die andern vertical und säbelförmig), die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich ziehen, stehen den Myrten und den Metrosideros nahe, welche letztere das harte und schwere, im Wasser untersinkende Eisenholz liefern. Ihre Rinde hat einen myrtenähnlichen Geruch, der sich auch dem mit ihr zubereiteten Leder mittheilt. Auch in englischen Gerbereien wird der Extract dieser Rinde angewandt, weil der Gerbestoff in den Eukalypten doppelt so kräftig als in der Eiche sein soll.

Von der kolossalen Norfolkinsel-Fichte (Columnia pinifolia L.), ebenfalls in

Australien zu Hause, ist es bekannt, daß sie ohne Aufhören wächst. Eine Tabaksdose aus den obersten Wipfelzweigen einer solchen riesigen Fichte, die jedoch nichts weniger als ein Döschen en miniature war, befand sich im Besitze des Professors Blumenbach und passirte (jedoch ohne nicetianischen Inhalt, der ein Nasenconcert veranlaßt haben würde) die Runde, wenn im Colleg über Naturgeschichte die Rede auf das Alter und das Wachsthum dieser Baumkolosse kam.

Auch in den nordamerikanischen Wäldern, besonders am Mississippi, finden sich ungeheuer große Bäume. „Manche", sagt ein Reisender, „sind hohl, namentlich die Knopfholzbäume (Sykomoren)." „In einem dichten Walde in Tennessee traf ich", fährt er zu erzählen fort, „einen Mann, der mit seiner ganzen Familie — Frau und zwei Kindern — in einem hohlen Baume wohnte und selbst die Küche darin hatte. Im Winter 1840 habe ich selbst, als ich mit zwei Freunden am Mississippi reiste, mit ihnen und unsern drei Pferden in einem hohlen Knopfholzbaume die Nacht verbracht und wir hatten vollkommen Raum darin."

Solche Herbergen gibt es jedoch keineswegs nur in der Neuen Welt. In dem hohlen Stamme der fast unvergänglichen Adansonia oder des Affenbaums, dessen Durchmesser oft 30 Fuß erreicht, leben Jahr ein Jahr aus zahlreiche Negerfamilien. Ueberhaupt steht die Alte Welt, was die Erzeugung dieser vegetabilischen Kolosse betrifft, der Neuen keineswegs nach. Der indische Banianenbaum, der zum Wald anwächst, unter dessen Schatten 10,000 Menschen der glühenden Sonne Hindostans Trotz bieten können, in dessen heiligem Dunkel der Brahmine seine Pagoden und der Hindu seine Hütte, Herbergen und Grabmäler baut; ferner der afrikanische Baobab, dessen Stamm oft 25 Fuß Durchmesser, also nahe an 80 Fuß Umfang besitzt, und der gewaltige Drachenbaum an der Südspitze Afrikas, der einen Umfang von 45 Fuß hat, diese drei Baumarten sind im Gegentheil noch viel riesiger und stehen ohne alle Frage als die allergrößten Erzeugnisse der vegetabilischen Natur unserer Erde da.

Und was fehlt denn, um diesen dreien würdig angereiht zu werden, dem berühmten Camphorbaume auf Sumatra mit dem kolossalen Stamme und der prachtvollen Laubkrone, die bis zur Höhe von 200 Fuß hoch aus der Walddecke hervorragt? Er übertrifft an Dimensionen die Rosamala, den höchsten Baum Javas.

Sehr alt, groß und dick wird aber auch die Eiche, dieser so nützliche Baum des Nordens mit seinem festen und schweren gelbbräunlichen Holze. Wir erinnern den Leser an die uralte St. Edmund's Eiche in Horne Wood, wovon die Sage geht, daß unter derselben König Edmund, Sohn Eduard's (des Alten) und Nachfolger seines väterlichen Bruders Adelstan, von einem Geächteten, Namens Leof, im Jahre 946 auf der Jagd mit einem Pfeil erschossen worden sei. Die Sage stellt sich als ziemlich zuverlässig heraus, denn nachdem im Jahre 1849 leider ein Sturm den altehrwürdigen Baum gefällt, der bis zum ersten Aste 12 Fuß und im Durchmesser 5 Fuß maß, hat der Waldbesitzer, Sir Edward Kerrison, den Stamm sorgfältig zerschneiden lassen, und 5 Fuß vom Boden aufwärts und reichlich 1 Fuß unter der Rinde eine eiserne Pfeilspitze gefunden, die immerhin von jenem Schusse eingedrungen sein mag. So nämlich meldete damals der „Ipswich Express".

Die nunmehr älteste noch lebende Eiche in England ist die sogenannte Parlamentseiche, unter der, einer zuverlässigen Sage nach, Eduard I., welcher bekanntlich von 1272 — 1307 regierte, ein Parlament gehalten haben soll. Daher der Name. Dieser Baum war damals schon uralt und somit dürfte die Angabe seines gegenwärtigen Alters, das man auf 1500 Jahre schätzt, um so weniger übertrieben sein, als er in dem ältesten Parke von Großbritannien steht (denn es existirte dieser bereits 1066) und hier alle andern alten Bäume überragt.

Die dickſte Eiche in England findet man jedoch in Derbyſhire; ſie zählt unten am Stamme 78 Fuß im Umfange! Eine andere berühmte Eiche daſelbſt iſt die Dreigrafſchaftseiche, ſo genannt, weil ſie mit ihren Aeſten in drei Grafſchaften hinüberreicht. Die Zweige dieſes Rieſenbaums bedecken gegen 7000 Quadratfuß!

In unſerm lieben Deutſchland verſchwinden dieſe ehrwürdigen Denkmäler einer frühen Vorzeit leider immer mehr und mehr; nur von ein paar ſolcher uralter Eichen vermag Einſender Dieſes Kunde zu geben.

Die eine ſteht neben dem Forſthauſe Nikolauspflege unweit Darmſtadt, deren Stamm einen Umfang von 36 Fuß hat und deren Alter man nicht unter 1000 Jahren ſchätzt. Seit 1849 heißt ſie die Johann's Eiche, ſo getauft zu Ehren des Erzherzogs Johann, der im Herbſte des genannten Jahres in Begleitung ſeines Sohnes, des Grafen von Meran, einer vom Großherzog von Heſſen veranſtalteten Wildſchweinsjagd beiwohnte. Um die Ehre zu erwidern, hat der Erzherzog eine andere, nahe dabeiſtehende, ebenfalls ſehr anſehnliche Eiche, die Ludwig's Eiche getauft. Freuen wir uns dieſer mit großer Feierlichkeit vollzogenen Taufhandlung, die uns und unſern Nachkommen für Erhaltung dieſer ehrwürdigen Alterthümer Gewähr leiſten wird.

Ein nicht minder reſpectables Exemplar uralter Eichen hat das Dorf Hartmannshauſen bei Celle im Hannöverſchen aufzuweiſen. Der Stamm dieſes koloſſalen Baumes mißt dicht an der Erde 45 Fuß und unmittelbar unter den erſten Zweigen 25 Fuß im Umkreiſe.

Möchten die altergrauen Zeugen ſprechen können! Was würden ſie nicht Alles erzählen, vielleicht gar aus vorchriſtlichen Zeiten — von den alten Deutſchen in der Bärenhaut — von gierigen Raubthieren und rauhen Nomaden — von Thor's Schwänken und des Rieſen Gargantua Großthaten — von deutſchen Elfen, Dryaden und Hexen — von Hekate und der Frau Holle — von Walhalla und Odin; was nicht Alles erzählten vom großen Maifeſte der Walpurgisnacht und den Zaubereien liſtiger Druiden — von Wittekind und Karl dem Großen! Wir wünſchen kein Deutſchland, wie es Tacitus beſchreibt: „Germania, sylvis horrida, frugiferarum arborum impatiens“ (ſtarrend an Wäldern, keine Fruchtbäume tragend); aber Hand anzulegen an die nur noch wenigen ehrwürdigen Zeugen der Vorzeit, aus deren geheiligten Wipfeln die Schauer einer großen Vergangenheit uns anwehen, iſt und bleibt unverzeihlicher Vandalismus — Frevel und Miſſethat!

Auch unſere Linde wird ſehr alt und nimmt an Umfang des Stammes wie an Höhe und Größe der Krone bis in ihr ſpäteſtes Alter alljährlich zu. Am bemerkenswertheſten iſt hier die weltberühmte, leider vor einigen Jahren durch einen wüthenden Gewitterſturm hart mitgenommene Linde bei Neuenſtadt im Würtembergiſchen. Vor mehr denn 500 Jahren gepflanzt, hat ſie unten einen Umfang von 36 Fuß. Ihren Stamm krönen zwölf Hauptäſte von ſechs und mehr Fuß im Umfange und ihr Gezweige, das eine Peripherie von 450 Fuß bedeckt, ruht auf 115 ſeit dem Jahre 1551 größtentheils von Biſchöfen und Aebten geſtifteten Säulen.

Eine noch größere und ältere Linde ſoll ſich in Lithauen befinden. Sie iſt unten zum Theil abgeſtorben und hohl geworden. Dieſe Höhlung iſt zu einem Kämmerchen eingerichtet, welches 10—12 Fuß weit und 9 Fuß hoch iſt, mithin weit größer als viele Wächterhäuschen unſerer Bahnwärter. Es befindet ſich darin ferner eine natürliche halbrunde Bank, die im friſchen Holze des Stammes ausgeſchnitten iſt. Auf gleiche Weiſe hat man ein Fenſter gebildet, welches dem Zimmer Licht gibt und zwar genügend für ſchattenliebende Pflanzen, wie ſich denn in der That die innern Wände anmuthig mit Flechten und Farnkräutern bekleidet haben. Das Ganze wird durch eine Thür verſchloſſen.

Ein anderer bei uns einheimiſcher Baum, der, wenn er auch nicht das hohe Alter unſerer Eiche erreicht, doch ebenfalls zu einer anſehnlichen Höhe und Stärke heranwachſen

kann, ist die Buche. Leser, die den Harz bereist haben, werden sich mit Vergnügen der sogenannten „Königsbuche", in der Nähe des Wirthshauses zur Neustrappe, erinnern, die, obgleich auf Felsen wurzelnd, unten am Stamme 20 Fuß im Umkreise mißt und mit ihren weitverzweigten Aesten majestätisch in die Höhe strebt. Sachkundige behaupten, daß sie gegen 500 Jahre alt sei. So weit man reichen kann, haben unzählige Reisende ihre Namen in die Rinde des alten Stammes eingegraben, der nun ein lebendiges Fremdenbuch darstellt.

Fruchtbäume erreichen selten ein sehr hohes Alter, doch soll in einem Garten des Grafen Aso in Pinkarton in Schottland ein vor 500 Jahren von einem Mönche gepflanzter Birnbaum noch Jahr für Jahr die schönsten Früchte tragen.

Auch von einem riesenhaften Apfelbaume, der sich in Vaux, unweit Metz, befindet, erzählen die Zeitungen. Er hat 1850 eine Entwickelung von 480 Quadratfuß auf seinen beiden Seiten dar, ist aber in jenem Jahre nur um 20 Fuß gewachsen, da die Witterung ihm nicht günstig war. Sein Eigenthümer versicherte damals, daß derselbe im Jahre 1852 eine Ausdehnung von 600 Fuß haben würde. Obgleich die anhaltende Kälte im April einen Theil der Blüten des „Riesen" — so nennt man ihn — zerstört hat, bietet er noch bis acht prächtige Aepfel auf der Oberfläche eines Quadratfußes dar. Wenn dieses Verhältniß für den ganzen Baum gleichförmig wäre, hat man berechnet, daß man nicht weniger als vier Wagen bedürfte, von denen jeder 1000 Kilogramm laden müßte, um die Früchte dieses Wunderbaumes fortzuschaffen.

Ich bin zu Ende mit meiner kleinen Geschichte von den Baumriesen der Alten und Neuen Welt. Möge sie dem Leser keine Langeweile bereitet, vor allem aber Diejenigen angesprochen haben, in deren Hand die Entscheidung über Leben und Tod dieser ehrwürdigen Veteranen gelegt ist. Daß diese sie schützen und schirmen, wenn Eigennutz und Vandalismus die Art an ihre Wurzel legen wollen — das walte der in diesem Bereiche verehrte Gott der Conservativen Jupiter stator.

Anregungen.

Das Lustspiel in Deutschland und in Frankreich.

Ein Grund, warum in Deutschland das Lustspiel nicht so gut gedeihen will wie in Frankreich, liegt auch darin, daß die Franzosen bemittere Acrmen dafür haben. Das in Versen durchgeführte Lustspiel fehlt uns gänzlich, denn unsere Alexandrinerlustspiele sind veraltet und die in fünffüßigen Jamben abgefaßten würden nur romantische Gegenstände behandeln dürfen. Durch den Vers aber kommt soviel Schick und Haltung, soviel Geschlossenheit der Erfindung soviel wie einschmeichelnde Ueberredung selbst in bühnenwahrer Charaktere und Situationen die französischen Lustspiele, daß wir hinter diesem Vorsprunge ganz zurückbleiben. Die Prosa hat von vornherein den Charakter eines bloßen Phantasiespiels auf und verhindert auch all die feinen und scherzenden Ausmalungen im Dialog, durch die allein oft ganze Gespräche, Monologe und Abschlüsse bei französischen, in Versen geschriebenen Komödien sich halten und durch ein paar Reime oft schlagende Wirkungen hervorbringen. Ein in Prosa geschriebenes Lustspiel muß immer einen solchen Schein von Wahrheit haben, daß der geschilderte Vorgang auch allenfalls hätte geschehen können. Aber im Wesen des Lustspiels liegt es doch eben, daß solche Verwickelungen und Ereignisse, wie sie von ihm vorgeführt werden müssen, nach den Gesetzen des wirklichen Lebens kaum, in gleicher drastischer Aufeinanderfolge wenigstens, jemals haben geschehen können.

Die Geckerei des Geistes.

Es gibt eine Geckerei des Geistes, die sich mit dem lächerlichen Effekthaschen vergleichen läßt, das kleinen Leuten von reizbarer Eitelkeit eigen ist. Wie diese stundenlang vorm Spiegel stehen können, ihr Halstuch binden, ihre kleinen Füßchen verstrecken und bei jeder Erinnerung an ihre mit Anderer Wuchs und Erscheinen im

Rückstand gebildeter Figur in einen kolossartigen Irrthum gerathen, so ist auch einem an Bücher zu kurz gekommenen, doch aber lebhaften und ergiebigen Geiste es eigen, sich ewig in selbstgefälliger Phrase zu ergehen, sich von keines Anderen Art imponiren zu lassen und an die eigenthümlichen Erscheinungen sich mit der Miene zu wagen, als fanden sie mit ihnen auf Einer Linie. Hülfsmittel, um einen von Hause aus nur kleinen Geist etwas höher zu recken, gibt es mancherlei. Man macht sich zum Vertheidiger verfehmter Dinge, die vor jeder Neuerung immer einen Vorsprung voraus haben, man schließt sich bald an eine mächtige Majorität, bald an eine vornehme Minorität an, man entschädigt seine Nationalarmuth durch die oft leider evidente Gehaltlosigkeit Dessen, was der originelle Kopf verfluchte, man lehnt sich an große Thatsachen und Namen und unterbaut sein Privatsein durch allerlei blendende Prämissen, man spricht z. B., indem man über Dichter streitet, von Macaulay und Koch. Diese Geschicklichkeit des Geistes ist bei den meisten ihrer Unternehmungen wirkungslos.

Religion.

Wir erwähnten schon kürzlich (Nr. 29) den bekannten Ausspruch des Skeptikers, der da sagt: Was ich weiß, kann ich nicht glauben, folglich nur Das glauben, was völlig unglaubwürdig ist. Wir empfehlen zu fernerem Nachdenken über diese ernste Frage ein Wort, das wir kürzlich bei Th. Carlyle lasen:

„Eines Menschen Religion besteht nicht darin, daß er sich abmüde, an viele Dinge zu glauben, die er bezweifelt, sondern an wenige, deren er versichert ist und die zu glauben ihm keine Anstrengung kostet. Seine Religion, welcher Art dieselbe sei, ist eine erkannte Thatsache und ist für ihn ein übereinstimmendes System erkannter Thatsachen; diese zu bezweifeln ist ganz und gar unerlaubt. Man muß seine Zweifel bewähren oder sie verwerfen, sie müssen sich in ein bestimmtes Ja oder Nein verwandeln, sonst werden sie der Tod seiner Religion. Andererseits aber, verlangst du sie in ein bestimmtes „Ja! oder Nein!" oder gar „Ja! obgleich Nein!" wie es die Methode der Jesuiten ist, was soll dann aus deiner Religion werden?"

Ob Schiller, ob Goethe.

Immer noch das alte Lied!

Die Literatur über die Literatur hat sich bis zum Massenhaften gesteigert. Man hat alle classischen Schreibepulte durchstöbert, alle romantischen Papierkörbe umgeschüttelt, um den Beweis zu führen, daß große Menschen auch Menschen sind. Indem man das Genie im Schlafrocke überraschte, wurde allerdings die Vertraulichkeit mit ihm immer größer. Besonders unsere Schulleute, gelehrte und ungelehrte, wurden dabei selbst immer scharfsichtiger. Es ist eine Noth, diese Geistererscheinungen nur registriren zu müssen. Das Neueste ist: „Der Freundschaftsbund Schiller's und Goethe's." Professor Weber in Weimar hat hier manchen guten Einfall. Er kann es natürlich nicht umgehen, den alten, langweilig gewordenen Streit über den qualitativen und quantitativen Unterschied der Begabung beider Dichter wieder zu berühren. Mit Recht hebt er hervor, daß Schiller wie ein vermittelnder Chorus zwischen dem deutschen Publicum und Goethe gestanden und durch die verwandtere Art seiner Poesie jenes zum Verständniß der Goethe'schen herangezogen habe. Und der kleinen Gemeine des Goethecultus ist eine weitumfassende gewerbs- und namentlich sind es gebildete Männer des praktischen Lebens, denen Goethe für beinahe jeden denkbaren Fall willkommene Lösungen zur Aufklärung, zum Trost und zur Kräftigung darbietet. Männer der reinen Geistesthätigkeit aber, Dichter und Denker, werden doch immer wieder auf Schiller, als ihr nächstes und höchst Vorbild, zurückkommen müssen. Die Wiederkehr, der ewig junge Schöpferdrang in ihm, der jedes fertige Werk als einen Versuch, als eine bloße Studie bei Seite legt, — dieser Trieb zur Vervollkommnung, der das Genügen am Erreichten nicht aufkommen läßt, — die Ehrfurcht endlich vor dem unerreichbaren Ideal, zugleich aber vor dem eigenen Genius, der im Streben danach sie ermatten kann, — das Alles wird nie aufhören, zur Nacheiferung mächtig zu locken, wie es denn einst auch Goethe's schlummernde Dichterkraft aufs neue erweckt und entzündet hat. Die Weber'sche Schrift ist klein, aber anregend.

Wärme des Gemüths.

Viele Menschen bilden sich ein, ein warmes Herz zu haben, weil sie in Augenblicken des Zorns und der Leidenschaft aufwallen und wol eine Zeitlang für irgend Etwas heftig glühen können. Ein warmes Herz aber haben heißt, in einem Stillstand der Seele, die dem sanften Stillestehen der Blätter des Waldes im Mittagssonnenschein gleicht, doch so erregt sein können, als wenn der Sturm sie bewegte.

Die Selbstbeurtheilung

Ein edles Gemüth wird Das, was wir selbst von uns Schlimmes sagen, nur zur Hälfte glauben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | **Nr. 42.** | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Nikodemus Frischlin's Ende.

war der 29. November 1590.

Bereits über sieben Monate lag Nikodemus Frischlin auf Hohenurach gefangen. So war es mit dem Manne gekommen, der noch vor wenigen Jahren durch Geist und Gelehrsamkeit eine Zierde der tübinger Hochschule, durch seine dichterischen und geselligen Talente ein Liebling seines Fürsten gewesen war und durch zahlreiche Schriften — freilich auch Streitigkeiten — sich weit über Deutschlands Grenzen hinaus einen Namen gemacht hatte. Der Neid seiner Gelehrten drückte, des Adels Haß verfolgte ihn; aber was ihn verderbte, war seine eigene Leidenschaft. Lange hatten ihn der gutmüthige Fürst und seine Gattin, wenn auch immer schwächer, geschützt; endlich, da seine Unbändigkeit es ihnen allzu schwer machte, ließen sie ihn sollen. Gift des Landes verwiesen, wurde er auf einen Schmähbrief hin, den der Gereizte offen an die herzogliche Kanzlei nach Stuttgart geschickt hatte, einen württembergischen Abgesandten in Mainz ergriffen und als Gefangener in die Heimat zurückgeführt. Anfangs lag er auf dem alten Hause Württemberg in gelinder Haft; doch da er diese sogleich zu mißliebigem brieflichen Verkehr benützte, erfolgten bald strengere Maßregeln. Am Abend des Palmtags war er auf Württemberg eingebracht worden; am Charfreitag empfand er sich unwohl und legte sich ungegessen zeitig nieder. Schon war es dunkel und ein starkes Gewitter am Himmel, als fünf Reiter mit einem sechsten leeren Pferde Einlaß in die Burg begehrten. Dem Gefangenen ahnte nichts Gutes, als er die Pforten seiner Zelle sich nähern hörte. Um des Jüngsten Gerichts willen bat der kranke erschreckte Mann, ihn nur die Nacht ruhen zu lassen, morgen wollte er mit ihnen, wär's in den Tod, ziehen. Man nahm ihn aus dem Bette, zog ihm eine schwarze spanische Kappe über das Gesicht und band ihn auf das Pferd. So ging's mit Fackeln und Laternen, deren Schein, sammt den lauten Klagen des Gefangenen, die Kunde schnell durch das ganze Neckarthal verbreitete, die Filder hinauf. Bei Grötzingen kam dem nächtlichen Zuge ein Bauer mit einem Karren entgegen; den fragte einer der voranreitenden Knechte, wo er herkomme? Von Urach, erwiderte er, und so wußte Frischlin, was ihm seine Kappe hatte verbergen sollen. Als sie am Morgen auf der Bergveste angekommen waren und der Burgvogt den Verkappten in sein Behältniß abführte, sagte dieser, er

ist auf Hohentwiel, und bat alle Umstehenden, seiner Handlung davon Nachricht zu geben. Er ward in ein Gewölb mit wenig Licht und Luft gelegt und zwei eiserne Thüren schlossen sich hinter ihm zu. Auch die Kost, die man ihm reichte, war auf den Zweck berechnet, den Holzen, streitsüchtigen Mann zahm und mürbe zu machen. Anfangs ohne Bett, längere Zeit ohne frische Wäsche und mit denselben Kleidern am Leibe, ward er bald von Ungeziefer fast verzehrt. Erst am Pfingsten brachte ein Bad und ein neuer Anzug Erleichterung. Nun aber wurde, bei steigender Sommerwärme, in dem dumpfen Gewölbe die Schwüle und der Durst immer unerträglicher. Der Gefangene verfiel in ein heftiges Fieber; eine Aderlässe erhielt ihn beim Leben; aber bis in den Juli hinein seufzte er nach einem leidlicheren Gemach, wenn er nur der lieben Luft und etwas mehr Licht, um besser arbeiten zu können, haben möchte. Denn gearbeitet hatte der rastlose Mann auch unter Schmutz und Leibesschwachheit inzwischen und nicht blos den Herzog und dessen Räthe mit immer neuen und zum Theil sehr ausführlichen Vertheidigungen in Prosa und Versen bestürmt, sondern auch mehre Gesänge an einem lateinischen Epos, je einige deutsche Komödien, zur Erheiterung in seiner mühseligen Gefangenschaft, gedichtet. Endlich wurde er in ein luftiges Stüblein, auf dem Speicher gewandt, versetzt, seine Manuscripte gemustert, und um Jacobi auch sein anderer sehnlicher Wunsch, Frau und Geschwister sprechen zu dürfen, förmlich nur in ein paar flüchtigen Stunden und in Gegenwart des Burghauptmanns und seiner Knechte, erfüllt. Aber die weitere Gnade, die er nun jeden Tag erwartete, blieb aus. Seine unablässig erneuerten Bittschriften, demüthig und doch voll Selbstgefühl und schon durch ihre Menge lästig, schienen mehr übel als gut zu machen. Die Gunst des wankelmüthigen, aber schwachen und zuthulichen Herzogs hatte der ewige Unruhstifter, wie er ihm erscheinen mochte, längst für immer verscherzt; er mochte sich mit seinen ungereimten Händeln nicht weiter befassen. Die Räthe aber, denen er die Sache überließ, wollten ihren Beleidiger nicht eher in Freiheit setzen, als bis sie den alten Adam in ihm gar abgetödtet wüßten: wie aber konnten sie dessen versichert sein, ehe der ganze Mann todt war? Weitaussehende Arbeiten, die man ihm auftrug, — Commentare zur Aeneis und zum Livius — ließen den Gefangenen hinlänglich errathen, was man mit ihm im Sinne hatte. Aber Hutschlin war kein Mann für eine langwierige Gefangenschaft; er war kein Schubert, der sich biegen ließ, eher brechen. Der Sommer, der Herbst, war so hingegangen; am Anfang Novembers hatte die 79jährige Mutter dem 43jährigen Sohne noch einen traurigen Besuch gemacht; aber Frau und Geschwister waren noch nicht wieder, seine Kinder gar nicht, zu ihm gelassen worden. Das Alles schien auf nichts Erfreuliches zu deuten.

Es war Sonntag, der 29. November.

Um Mittagessenszeit war wie gewöhnlich der Burgvogt, der treuherzige Hans Wilhelm von Wildenau, genannt Bel, bei dem Gefangenen gewesen und hatte Alles richtig gefunden. Um 5 Uhr, als es dunkel wurde, schickte er noch seinen Zeugwart hinab, um zu sehen, ob Hutschlin's Gemach allenthalben richtig verschlossen sei: auch der fand Alles in Ordnung. Um halb 9 Uhr hörte der Knecht, der auf der obern Wacht war, hinten hinaus ein Geräusch und lief deswegen hinunter, wer da sei? aber es erfolgte keine Antwort. „Und dieweil das Wildprett auch zu Zeiten solch Gerümpel in den Steinmiegeln zu machen pflegt, hat er gearg gewähnt, es möchte nur Wildprett gewesen sein." So verging die Winternacht. Am Morgen wollte ein Knecht, nachdem er zuvor dessen Ofen geheizt, dem Gefangenen die Suppe bringen. Er fand die drei Schlösser, mit denen die Zelle verwahrt war, wie vorher schon das Schloß und die Eisenstange vor der Ofenthür, noch ordentlich verschlossen. Wie er aber in die Stube trat, fand er nicht allein den Gefangenen nicht, sondern mit ihm war auch alle Bett- und sonstige Leinwand verschwunden und am Ofen, oben am Helm, etliche der Kacheln ausgehoben und zerbrochen. Auf diese Meldung läßt der Burgvogt sogleich um das Schloß der Streifen und nicht lange,

ß der jammervollſte Anblick dar. An der hintern Seite des Schloſſes gegen
Hofhaus hinab, ungefähr auf der halben Höhe des Berges, liegt Frischlin todt
n Geſichte. Nachdem aus der Stadt der Ober- und Untervogt berufen waren,
der Leichnam durch zwei Wundärzte entkleidet und beſichtigt. Es fand ſich das
eine Rippe der linken Seite zwei mal und der rechte Oberarm gebrochen, die rechte
nd die Gegend des rechten Auges zerfallen: er muß auf der Stelle todt geweſen
dem ſteilen Berge noch eine Strecke weit hinuntergerollt ſein. Man fand auch
hnittenen und zuſammengeknüpften Leinwandſtreifen, an denen er ſich hatte herab-
ollen: eben an der hinterſten Zinne bei dem Thurme hatte er, nachdem er durch
nung im Ofen herausgekrochen, ein Scheit Holz feſtgemacht und daran die Lein-
bunden; aber während er alle Streifen doppelt genommen hatte, war dies bei
ßen Gliede, welches das Ganze an das Holz feſtknüpfen ſollte, verſäumt: dieſes
Stück riß mit dem ſtarken, ſchweren Manne und er ſtürzte vom beträchtlichen
er die Felſen herab.

Ehem die Unterſuchung an Ort und Stelle vollendet war, wurde die Leiche auf
ert vollends den Berg herab bis zum Hohlenhaus geſchleift, hier in eine Ledern
ge und in die Stadtkirche geführt, wo ſie, bis zur Einholung höherer Anord-
Betreff des Begräbniſſes, ſtehen blieb. Man denke ſich die Empfindungen der
welche ſich damals mit ihren jüngſten Kindern (die übrigen waren bei Ver-
und ſonſt zerſtreut) in dem benachbarten Metzingen befand, als die Schreckens-
ſie ereilte und ſie bald darauf vor der entſtellten Leiche des Mannes ſtand, dem
ihriger Ehe 16 Kinder geboren, dem ſie zwei mal in die Fremde, zwei mal wieder
mal gefolgt war, und der, unerachtet mancher Trübungen ihres ehelichen Friedens,
enigen Monaten noch und vom Kerker verheißen hatte, ihre Treue ſolle noch
erden, wenn ſie Beide [illegible] der Erde faulen würden. Am 3. December lief der
Entſchluß ein, infolge deſſen Frischlin auf dem allgemeinen Kirchhof, doch an einem
Orte, begraben wurde. Die Briefe, die man noch in ſeiner Zelle gefunden hatte,
erzog, nachdem er ſie vor [illegible] Hofprediger zu leſen gegeben, verbrennen, da
thſam ſei, ſie weiter kommen zu laſſen. Dr. D. F. Strauß. *)

Bella Venezia.

III.

e Sonnenſchein kann die Wehmuth nicht zerſtreuen, die auf Venedigs Antlitz
düſterer werden ihre Züge, dichter hüllt ſie ſich in ihren Trauermantel, wenn
ſchwarze Wolken am Himmel lagern und dann und wann in ſchweren Tropfen
und wenn ein rauher Wind ächzend über die Lagunen zieht.

fühlten dieſe trübe Stimmung, als wir bei plötzlich eingetretenem Witterungs-
einem Morgen, diesmal zu Fuß, durch ein Labyrinth von engen Gaſſen zum

*) Verfaſſer des „Lebens Jeſu" arbeitet ſchon ſeit längerer Zeit an einer urkundlichen Dar-
Wirkens und der abenteuerlichen Lebensſchickſale ſeines ſchwäbiſchen Landsmanns, des in der
Welt und in der Geſchichte der neuern lateiniſchen Poeſie geſchätzten Frischlin. Er
er der unruhigen, durch den Reformationsgeiſt geweckten halb litterariſchen, halb politi-
die ihrem Zeitalter voran, dabei aber in einem ewigen Kampfe waren, wie ſie ihre
r Lebens- und Denkrichtungen mit den Bedingungen ihrer Zeit ſowol wie mit der Unruhe
enen Naturelle in Einklang bringen ſollten. Frischlin war vom Kaiſer Maximilian
iniſche Komödie „Rebekka" gekrönt, ſogar zum Pfalzgrafen ernannt, gerieth aber ſowol
ten Welt wie durch gewagte Abſchweifungen ſeines Urtheils auf poſitive Gebiete aus
niß in die andere, indem er auch ſeine Stellungen unaufhörlich wechſelte. Er war Rector

Arsenal gingen. Wie hohläugige Gespenster stehen die öden Gebäude mit ihren scherbenlosen, schwarzen Fenstern um uns; die losen Thüren und Läden rasseln im Wind und drohen jeden Augenblick herabzufallen; die schmutzige Wäsche, die vor Fenstern und auf Galerieen hängt, flattert hin und her; nirgends sieht man Blumen, Vorhänge; man ahnt, daß das Innere der Wohnungen vernachlässigt ist wie das Aeußere; die kleinen Gäßchen sind ungekehrt, Unrath liegt in Menge umher, bleiche, magere, zerlumpte Kinder spielen daneben; blaß und hungerig wie sie sehen alle die armen Leute aus, die in diesen dunkeln, feuchten Wohnungen hausen. Kleine Brücken wölben sich so düster über die schmalen Kanäle und machen das Wasser noch dunkler, aus dem die übeln Dünste aufsteigen und durch die sich hier und da mit Mühe eine schwarze schmutzige Gondel drängt, von schwimmendem Stroh, Schalen, Hülsen und andern unmalerischen Resten umgeben. Auch die Werkstätten und kleinen Kaufläden sehen öde und ihre Waaren bestäubt aus; man merkt, daß wenig Geld in Umlauf, wenig Leben in Handel und Gewerben ist. Man friert im Betrachten aller dieser elenden grauen Häuser, deren Füße im Wasser stehen und um deren Häupter der kalte Wind bläst. Der Marcusplatz selbst, seine Kirche, seine Paläste sehen ohne Sonnenlicht traurig aus; es ist, als sei man im Theater am Tage ohne Lampenlicht. Die schöne Lüge ist geschwunden, die nackte Wahrheit steht da. Kurz, wir sehen heute le revers de la médaille und fühlen, daß es schön ist, Venedig anzusehen, davon zu träumen, aber nicht lockend, darin zu leben; wir fühlen, daß es originell ist als originelle Erscheinung im Gebiete der Romantik und Phantasie, aber nicht als Erscheinung im wirklichen Leben, dessen Forderungen es nimmer genügen kann. Eine Stadt, unnatürlich dem Elemente abgetrotzt, kann nicht ewig in Sicherheit und Wohlsein in ihm ruhen; eine Macht, auf Despotie gegründet, trug in sich den Keim des Untergangs. Auch das Arsenal, in das wir endlich gelangen, trägt den Stempel dieser hingeschwundenen Macht. Röthliche, castellartige Gebäude nehmen den Raum mehrer kleinen Inseln ein und enthalten oder enthielten vielmehr den Waffenvorrath und die Seemagazine des Staats. Noch sehen wir in den großen Sälen eine historisch-interessante Sammlung von Waffen und Rüstungen, denen der darunter geschriebene Name der sonstigen Besitzer Bedeutung gibt. Die Schiffswerfte und großen Wasserbassins inmitten der Gebäude sind noch jetzt belebt und wie große Mammuthskelette stehen da und dort auf Balken über den Boden erhoben die Schiffe, an denen man zimmert. Ein kleines buntes, chinesisch aussehendes Schiffchen, das von der Decke niederhängt, ist das Modell des Bucentaur, des einst hier bewohnten Prachtschiffs des Dogen. Weiter zurück in der Geschichte als alles hier Gesehene führen uns die vier marmornen Löwen, die außen vor dem Thore stehen. Einst hüteten sie den Hafen von Athen, dann diese Rüstkammer Venedigs, die antik und die Neue Welt vertraute ihnen wichtige Aemter; nun sind sie unthätig für lange Zeit. Aber die „lange

---

im österreichischen Laibach, kehrte nach Tübingen, wo sein Hauptgegner Gruskus wirkte, zurück, lebte dann am Rhein, in Sachsen, in Braunschweig, in Marburg, bis er um Erbschaftsangelegenheiten, die er an die Oeffentlichkeit brachte, in Collision mit der würtembergischen Regierung gerieth und deshalb Kaiser und Reich in Bewegung setzen wollte. In einer Literaturgeschichte, die ohne Rücksicht auf Vaterland und Sprache rein nur nach dem Geiste der Dichter geschrieben würde (eine Aufgabe, die sich noch ein Literarhistoriker setzen sollte; wir erinnern z. B. an Johannes Secundus, den Goethe so hoch schätzte, und von dessen lateinischen, im grellsten Contrast zu gleichzeitiger holländischer und deutscher poetischer Nüchternheit stehenden Dichtungen Herr Edmund Dorer-Egloff in der Schweiz soeben vortreffliche Uebersetzungen hat drucken lassen), nähme auch Frischlin besonders im Lustspiel eine bedeutende Stelle ein. Dr. Strauß theilt uns die obige Erzählung nicht als Fragment, sondern nur als Probe derjenigen Stimmung mit, die ihn bei Sammlung seines umfangreichen Materials (er verglich allein sechshalbhundert Nummern des würtembergischen Staatsarchivs) allmälig für die Form und den Ton seines Werks überkommen hat.

D. Red.

" iſt ein Moment in der Ewigkeit der Geſchichte und erwartungsvoll ſcheinen ſie in Zukunft zu ſchauen, wo ſie vielleicht noch manche Wächterſtelle wechſeln ſollen.

Das Wetter beſſert ſich. Sehen wir wieder Kirchen und Paläſte! So die Jeſuitenkirche der Riva degli Schiavoni. Wir fahren durch mehre kleine ſchmuzige Kanäle zur he dei Frari, ein altes ſchönes, halb gothiſches Gebäude von Nicola Piſano, vor dem in dem ich mich heimatlich fühlte. Unzählige Kunſtwerke ziehen Augen und Gedan an, die Altäre ſchmücken reiche Sculpturen von Donatello, Sanſovino u. A.; darüber ten viele herrliche Bilder, unter ihnen vor allen eine heilige Familie Tizian's. Rings den Wänden erheben ſich prächtige, mit Statuen und anderm Bildwerk verzierte Mo ente über den Grüften großer venetianiſcher Familien. Die Foscari, Peſaro, Cornaro andere große Männer ruhen hier mit den Ihren; aber ein Denkmal vor allen fo das gerührte, dankbare Verweilen der Vorübergehenden, das, welches ſich über der Aſche Tizian's erhebt, erſt neuerlich von einem venetianiſchen Bildhauer, Zandome , vollendet. In der Mitte thront des Meiſters erhabene Geſtalt, umgeben von alle chen Figuren, Religion, Natur, Architektur, Malerei, Sculptur u. ſ. w.; dahin man Reliefs nach den drei Hauptbildern Tizian's in Venedig, unter ihnen die Himmel der Maria. Als einzige Inſchrift hat man dem Denkmal des großen Mannes noch die frühere gelaſſen:

Qui giace il gran Tiziano de' Vecelli,
Emulator de' Zeuzi e degl' Apelli.

Auch Canova hat ſeine Ruheſtatt hier gefunden gegenüber der des Tizian, mit einem ihm ſelbſt für Tizian's Grab entworfenen Monument, das mehre ſeiner Schüler nun as ſeine ausgeführt haben und das mit den vor einer Grabpyramide verſammelten riſchen Figuren dem ſchönen Denkmal der Chriſtine von Teſchen in der wiener Augu kirche gleicht. Darauf zur Kirche des heiligen Rochus! Wieder ein mehr irdiſch iges, überladenes Gebäude in italieniſchem Stil, mit vielen Bildern von Tizian und n Venetianern, die ſich auch in Menge an den Wänden der Treppen der Säle der ſchaft des Heiligen Rochus finden. Dieſe Verbrüderungen, welche die Bürger der n Städte Italiens zu verſchiedenen edeln Zwecken verbinden, zur Sorge für die Ar Wittwen, Waiſen, für die Begräbniſſe — in alter Zeit zum Loskauf der Chriſten t in den Seeräuberſtaaten —, ſind eine der ſchönſten Aeußerungen des chriſtlichen nſinns der Italiener.

Von hier fahren wir zu dem in der Nähe der Laguneneiſenbahn angelegten botani Garten, wieder einer kleinen grünen Oaſis mitten in dem weiten Waſſerreich, wo unter den wenigen niedern Bäumen und den düſtern Hecken und Gängen von Cy und Lauruſtinus in der Seele der Venetianerin eine recht heftige Sehnſucht nach ſchattigen Bäumen, nach Wald, Gras und Blumen empfindet. Nicht weit von die Kirche Degli Scalzi, der ſtrumpfloſen Brüder, deren mit Pracht überladenes nicht mit der demüthigen Benennung ihrer Gründer harmonirt; aber auch ſie be deſſen Schmuck viele ſchöne Bilder, ſodaß die Augen, von ihnen ganz gefangen men, auch hier nicht, wie in keiner andern, der Marmor-, Gold- und Juwelenpracht licke gönnen.

Zuletzt treten wir noch einmal in die düſtere Marcuskirche und betrachten außer den n Haupträumen vertheilten byzantiniſchen und italieniſchen Kunſtwerken den in der ei bewahrten Schatz der Kirche: Reliquien hinter den Altären in Gold- und Silber n und mit Juwelen verzierten Kapſeln verſchloſſen, ſodaß ihre Verehrer einen dop d dreifachen Glauben — an ihre Echtheit, ihre Heiligkeit und an ihr wirkliches — mitbringen müſſen. Der ſteinerne Stuhl des heiligen Marcus, der bekanntlich dem Hauptaltar der Kirche begraben liegt, viele koſtbare Cruzifixe, Kelche, Lauf

decken u. ſ. w., das Meiſte ebenfalls Werke altbyzantiniſcher Kunſt. Auch die vier vergoldeten Roſſe über dem Portal an der Außenſeite betrachten wir mit eigenen Gedanken, denn dieſe erzenen Koloſſe haben Reiſen gemacht weiter als lebende Roſſe und ſind ein Beiſpiel vom wunderbaren Kreislauf in der Geſchichte der Völker; vom Hippodrom zu Konſtantinopel, wohin man ſie einſt aus Rom gebracht, wurden ſie als Kriegsbeute im 13. Jahrhundert nach Venedig, von hier im 18. Jahrhundert nach Paris entführt und erſt nach Napoleon's Sturz auf ihren jetzigen hohen Standpunkt zurückverſetzt. Noch ſehen wir zwei Gräber großer Meiſter, das Tintoretto's in der Kirche Sta. Maria dell' Orto, wo er ſich ſelbſt gleichſam eine ewige Todtenhymne ſingt in ſeiner phantaſtiſch großartig dunkeln Schöpfung des Jüngſten Gerichts; — und ſpäter am Abend in der St.-Sebaſtiankirche das Grab des Paul Veroneſe, deſſen farbenreiche Bilder in großer Anzahl lebensvoll von Decken und Wänden grüßen und rührend ernſt mit dem niedern Sandſtein contraſtiren, über dem die Büſte dieſes friſchen, fröhlichen Künſtlers ſteht.

Aber immer nur die Vergangenheit? Immer nur die, wenn auch ſchöne Schattenwelt des Todes? Wir ſind müde des Wandelns in dunkeln Kirchen und Paläſten. Wir ſehnen uns nach Luft und Freiheit. Hinweg von Menſchenwerken zu den ewigen Werken Gottes! O es thut wohl, auch einmal in Morgenfriſche aufs blaue Meer hinauszuziehen! Sanft gleiten wir auf der ſtillen Fläche hin, in unſerer offenen Gondel unter dem Zeltdach ausgeſtreckt, an andern Gondeln mit gleich ſybaritiſch ruhenden Seefahrern vorüber bis zu der Inſel Murano, wo wir eine kleine ſchmutzige Stadt ſehen, darin eine alte Kirche und die großen Glas- und Perlenfabriken, die wir in allen Details betrachten und uns an der Schnelligkeit freuen, mit der die langen Glasröhren in kleine zierliche Perlen geſchnitten werden, welche gleich buntem oder goldenem Sande große Tonnen füllen. Weiter fahren wir zwiſchen der endlich wiedergewonnenen Himmelbläue unter und über uns, — Friſche, Reinheit, Ruhe in vollen Zügen einathmend und mit Entzücken das immer ferner rückende ſchöne Bild betrachtend. In der Mitte erhebt ſich Venedig in der Pracht ſeiner Kuppeln und Paläſte, links ziehen ſich die bläulichen Euganäiſchen Höhen hin, rechts die entferntern Gebirge des Friaul, Alles wie auftauchend aus dieſem ſilberleuchtenden Meere. Bald landen wir am Lido, gehen durch einige Weingärten, in denen zwiſchen ſchon traubenloſen Rebengehängen Granaten- und Feigenbäume mit reifen Früchten ſtehen, dann durch den tiefen goldigen Sand der Dünen, die wie Wellen auf- und niederſteigen, bis hinunter zum Strande, an den die wirkliche Adria, das freie offene Meer, mit weißſchäumenden Wogen friſch und gewaltig ſchlägt; ſie kommen und gehen, immer neue und doch dieſelben, gleich dem Leben der Menſchen, ſo verſchieden und immer doch gebildet aus demſelben Elemente. Hinter dieſen friſchwallenden Wogen liegt die bläulichgrüne Wellenfläche mit viel hundert ſchwimmenden Segeln. Wir ſuchen Muſcheln am Ufer, friſch herangeſpült von den Wellen oder ſchon von der Sonne getrocknet, und lagern uns dann auf den weichen, reinen Sand eines Dünenhügels, und umgeben allein von Himmel und Meer und goldigem Ufersſand, haben wir ein wonniges Gefühl großartiger Einſamkeit, in dem die Seele ſo weit und groß wird und ſich ausdehnt in dem unendlichen Raume, der ihr allein gehört und durch den die Gedanken in ſeliger Freiheit fliegen.

Von da ſchiffen wir, nun immer in glänzendem Sonnenſchein, zur Inſel San Lazzaro, zum Kloſter der Armenier, die hier mitten im fremden Meere ſich, ihrem Glauben und den Wiſſenſchaften ein ſtilles Aſyl gegründet haben. Einer dieſer gelehrten und freundlichen Mönche iſt unſer Führer durch die Säle und Zellen des großen Gebäudes, durch die Bibliothek, in der ſeltene orientaliſche Handſchriften aufbewahrt werden und die Bilder der Stifter und Beſchützer, darunter auch das des jetzigen Sultans und als Gegenſtück die ſitzende Statue des jetzigen Papſtes. Unter vielen intereſſanten Handſchriften hier eingeführter Fremden iſt auch die Byron's, der während ſeines Aufenthalts in Venedig

kurz vor seinem Zuge nach Griechenland täglich hier herüberschiffte, um bei den Mönchen ihre Sprache zu studiren, auch die Buchdruckerei, den Buchladen der Mönche sehen wir und in ihm Andachtsbücher in den meisten Sprachen, doch besonders in der armenischen, die weithin durchs ganze Morgenland versendet werden. Schön ist der Blick von Fenstern und Balconen aufs weite Meer und auf die Wein- und Cypressengänge des Gartens, zwischen denen Rhododendren ihre hellen Blütenbüschel erheben und purpurene Granatäpfel unter gelbgrünem Laube glänzen. In einem kleinern, von den Klostergebäuden umschlossenen Blumengarten pflegen die Mönche seltene Gewächse, die ein Bassin in der Mitte mit Duft und Farbenpracht umgeben und von denen sie uns freundlich blühende Zweige brechen. Das Schönste war, draußen in den Cypressenalleen und schattigen, weinumrankten Veranden zu wandeln und aufs Meer, das sanft rauschend unter uns an die Mauer schlägt, und auf die Segel und die ferne Zauberstadt zu sehen, und wir denken uns, daß man in solcher Umgebung nicht ganz ein Mönch sein, nicht ganz dem Gefühl für Erdenschönheit sich entreißen kann.

Weiter auf der Rückfahrt kommen wir vorüber an der Insel San Servolo mit einer auch von Mönchen bedienten Irrenanstalt und laufen so endlich wieder in den Canal grande ein, den wir zum Schluß unserer heutigen Fahrt noch einmal in seiner ganzen Länge durchschiffen. Leise hingleitend an den stillen Palästen, deren malerisch phantastische Architektur und Ornamente die scharfen Schatten und Lichter des Nachmittags deutlicher hervorheben, sehen wir einen Theil der Geschichte Venedigs an uns vorüberziehen und doppelt melancholisch blicken uns diese verfallenden prächtigen Gebäude an, wenn uns der Cicerone die großen Namen Derer nennt, die sie einst bewohnten: die Namen der Foscari, Giustiniani, Pisano, Cornaro, Barbarigo, Moresini u. A. Es sind Ruinen vergangener Größe, noch zu neu, zu nahe der Gegenwart, um nicht tiefe Wehmuth in jedem Vorüberziehenden zu erwecken. Am Canal grande, in der still ernsten Umgebung, an der breitern Wasserfläche, machen diese Zeugen der Größe Venedigs einen tragischen, erhabenen Eindruck, in den engern dunkeln, schmutzigen Kanälen aber geben sie ein trauriges, bitteres Gefühl, das erhöht wird durch die Armuth, den Schmutz, die Lumpen des niedern Volks, durch die Vernachlässigung der Wohnungen und das Elend, das man hinter zerbrochenen Thüren und Fenstern erblickt. Damit contrastiren grell die vielen prächtigen Kirchen mit ihren todten Schätzen an Gold und Edelsteinen und ebenso die bunte Masse genußsüchtiger Reisenden, die so sorgen- und gedankenlos zu ihrem Vergnügen über die verfallenden Reste einer großen Vergangenheit schreiten und ihr kaum eine Thräne, kaum ein Gefühl der Wehmuth gönnen — und doch — heilig ist ja die Stätte, darüber ein großes Geschick mit ernsten Schritten gegangen, denn sie hat der Vater der Menschen zur Warnung und heiliger Mahnung für künftige Geschlechter ersehen.

Es ist Abend. Der Himmel, mit rosa Wölkchen bestreut, ausgesendet von dem Purpurmeer im Hintergrund, aus dem die Masten der Schiffe und die Kuppeln und Thürme dunkel hervortreten. Auch der Canal grande liegt nun in Dämmerung, still melancholisch, und erscheint mir wie der Fluß der Unterwelt, über den in schwarzen Kähnen die bleichen Schatten der Verstorbenen gleiten. Glocken tönen von fernen Inseln über das Wasser wie die Stimmen einer verlorenen oder noch nicht gewonnenen Welt, und jetzt, wo Paläste und Kirchen, Pracht, Kunst und Elend — Alles, was mir in Tageshelle gesehen, verhüllt ist vom Abenddunkel, jetzt fühle ich die Seele von alle Dem und Venezia selbst erscheint mir als bleicher Schatten, — die schöne todte Königin, gehüllt in verblichene Gewänder, aber auf dem Haupte die Mitra, die uns früher entgegenduftete, leuchtend als unvergängliche Krone.

M. F.

terhaufen von Tannen und Fichten in die Höhe, dann ward's heller als am Tage und der Himmel über den Reisenden erschien wie ein weitausgebreiteter purpurener Baldachin. Aus den Dörfern und Flecken eilte das Volk herbei, sie warfen sich nieder, das Gesicht in den Schnee, wenn der Wagen der Kaiserin nahte, und erhoben sich erst, wenn der Zug längst vorübergerauscht. Katharina hatte ihre ganze Lebendigkeit wiedergewonnen, sie sprach von der Civilisation ihres Reichs, ließ sich von Ségur Verse declamiren, versuchte sich wol selbst darin, obgleich die besten Verse, die sie gedichtet, wie Fitz-Herbert ihr sagte, also lauteten:

Hier liegt die edle Hündin Anderson,
Die einst gebissen Monsieur Negresin.

Es war die Grabschrift ihres Lieblingsthieres. Am häufigsten wandte sich das Gespräch auf die Türken, Ségur liebte die Osmanen nicht, da aber Frankreich im Bunde mit der Pforte stand, mußte er oft wider seinen Willen ihre Vertheidigung übernehmen. Die Kaiserin gefiel sich, die Ohnmacht dieses wankenden Reichs zu schildern, die Kraftlosigkeit seiner Sultane und seiner Heere zu verspotten. Damals erschien es Allen wie eine Bestimmung des Schicksals, daß im Osten die Weltfrage entschieden werden müsse, ob ein neues byzantinisches Reich sich in Konstantinopel erheben und die Freiheit Europas vernichten würde. Daß bald eine ganz andere Bewegung die Welt ergreifen, daß höhere und gewaltigere Gedanken als die Pläne des Ehrgeizes die europäische Menschheit begeistern und vorwärtstreiben würden, daran dachte Niemand. Die Flintenschüsse von Bunkershill, welche drüben im Westen den Geburtstag der Demokratie verkündigt, hatten nur dumpf an Katharinens Ohr geschlagen; träumten doch sie und die adeligen Herren in ihrem Gefolge von der Herstellung der griechischen Republiken, von Athen und der Rednerbühne des Demosthenes. Wir lieben Alle die Republiken, schreibt der Prinz von Ligne, aber nur marmorne. So spielten sie, so jubelten sie in Smolensk und in Kiew, wo sie im Februar ankamen und bis zum Mai verweilten, damit die Fahrt auf dem Dniepr möglich werde; auch hatte Graf Momenow ein leichtes Halsweh und Katharina wollte ihn nicht verlassen.

Kiew war nicht mehr die gefeierte, heilige Stadt Altrußlands, Ruinen und die vergoldeten Glockenthürme einiger Kirchen erinnerten an frühere Zeiten. Wie finden sie die Stadt? fragte Katharina den Grafen Cobenzl. Es ist die schönste, die ich noch gesehen, — antwortete er. Fitz-Herbert zuckte mitleidig die Schulter und sagte: Es ist der traurigste Ort auf dieser Welt, nichts als verfallenes Gemäuer. Ségur fand die beste Schmeichelei: Kiew zeigt uns das Andenken und die Hoffnung einer großen Stadt. Nun drängte sich Fest an Fest, Ball folgte auf Ball. Wie viel Diamanten und Ordenssterne blitzten da, wie viel Nationen vom Eismeer bis südlich hinab zu Persiens Grenzen drängten sich in diesen engen Mauern zu den Füßen einer Frau, welch' seltsame Menschen stießen dort zusammen, um sich nie wieder zu sehen. Ein junger französischer Obrist, Alexander Lameth, ward hier der Kaiserin vorgestellt und huldvoll empfangen: damals zeigte er sich noch begeistert für die absolute Königsgewalt; wer hätte ihm prophezeien wollen, daß er zwei Jahre darauf auf den linken Bänken der Nationalversammlung sitzen würde? Doch gab es in Kiew eine berühmte Kartenschlägerin, eine schöne Griechin, Madame de Witt, welche Potemkin's Herz gerührt und ihrem Gemahl so das Gouvernement von Cherson gewonnen hatte. Hier erschien er endlich selbst auf der Bühne, der gewaltige Director dieser Triumphreise, Fürst Gregor Potemkin. Ihn kann man als ein lebendiges Bild des russischen Reichs betrachten, sagt Ségur, viel Glanz und Firniß auf der Oberfläche, darunter ein Barbar. Er war nicht schön, einäugig, von kolossaler Gestalt, herrischem Stirnrunzeln. Im Schlafrock, den Hals bloß, mit kaum gekämmtem Haar, auf dem Sopha ausgestreckt, so gab er den fremden Gesandten Audienz. Aehnlichkeit der Er-

sinnung, eine gleiche schwärmerische Phantasie, die sich im Abenteuerlichen und Unglaublichen gefiel, der gleiche Ueberdruß an allen Freuden fesselten ihn und Katharina aneinander. Sie liebte ihn längst nicht mehr, aber sie betrachtete ihn als ihren Schüler, schätzte ihn als den einzigen Mann, der sie verstanden. Seit Jahren mit der Verwaltung der eroberten Provinzen beauftragt, hatte Potemkin die Grundsteine von hundert Städten gelegt, aus Deutschland, Polen und Holland durch große Versprechungen Ansiedler in diese fast menschenleeren Einöden gelockt; jetzt wollte er seiner Kaiserin die zauberähnlichen Schöpfungen zeigen, die ein Wort seines Mundes hervorgerufen.

Der Dniepr ward beim Eintritt des Mai frei von den Eisschollen, die Galeerenflotte prächtig geschmückt und bunt bewimpelt, welche die neue Kleopatra bis zu den berühmten Wasserfällen des Stroms hinabtragen sollte. Auch sie ging einem Römer entgegen, dem deutschen Kaiser Joseph II., der den Prinzen Charles von Ligne mit der Botschaft zu ihr gesandt, er werde sie in Cherson erwarten. Wenn sie auch nicht, wie die ägyptische Königin, den Wein mit dem Staube zerstampfter Perlen bestreute, so verschenkte sie doch unzählige Perlen und Diamanten. Da hat sie einmal den wunderlichen Suwarow gefragt: General, erbitten Sie sich keine Gnade von mir? Gewiß, — erwiderte der — bezahlen Ew. Majestät meine Monatsmiethe. Sie betrug gerade drei Rubel.

Es war am 1. Mai, als Katharina mit Potemkin alle Kirchen und Klöster des heiligen Kiew besucht, daß er wieder einmal davon gesprochen, all seine Orden und die Eitelkeit der Welt hinter sich zu lassen und Mönch zu werden. Im Morgensonnenschein, unter rosablauem Himmel, bestieg sie ihre Galeere; nun war die christliche Altgläubigkeit vergessen und das Heidenthum lebte wieder in ihr auf. Ein Musikchor empfing die Kaiserin mit jubelnden Fanfaren; in den Zimmern, die auf den Verdecken erbaut waren, schimmerte Alles von Gold und rosenrother Seide; ein langer Zug, achtzig Galeeren nacheinander, folgte ihr. Nie gab es eine ältere, glänzendere Gesellschaft, nie wurde soviel Witz auf den schwankenden Planken eines Schiffs versprüht, und sie hatten auch einen Geschichtschreiber mitgenommen, ganz so heitern, scharfsinnigen und doch so nichtigen Geistes, wie sie selbst waren, der sich auch auf dem Sonnenstaub des Lebens wiegte und sich nie um seine Tiefen gekümmert — Charles von Ligne. Wohlauf drum Galeeren, ihr sollt nimmer vergessen werden; segelte doch auf euch zum letzten male im reinen, ungetrübten Freudenrausch die Aristokratie von Europa und streute über die armen Bauern, die von fern her an diese Gestade beschieden und in ihren Festtagskleidern beim Nahen der Galeeren niederknieten, einen Regen von Rubeln und Orangen! Den Strand entlang zogen Heerden von Schafen und Stieren auf blumigen Wiesen, aus dem tiefen Grün der Gebüsche schimmerten die weißglänzenden Mauern zierlicher Landhäuser hervor, bis ein vorspringender Hügelzug mit Weinreben begleitet die Landschaft dem Auge entzog, die sich gleich darauf in prächtige Gärten voll wilder Rosen verwandelte, blühende Dörfer mit Kirchthürmen, soweit der Blick reichte, zuweilen des Abends, fernes Glockengeläut durch die rothglühenden Wolken — und doch, es war nichts als — ein Traum! Diese Dörfer waren im Flug angelegt, um nach der Vorüberfahrt der Kaiserin wieder verlassen zu werden, diese Bäume vor zwei Tagen in die Erde gesetzt. Wo jetzt Jasmingesträuche dufteten, rauschte nach wenig Stunden die unruhige Welle des Dniepr wieder an Stein und Sand, wie seit Jahrtausenden. Gleich den Statisten einer großen Oper erschienen dieselben Menschen bald als Hirten und Bauern, bald als Städter und Soldaten, ganz wie Potemkin befahl. Leise raunte es sich auch die Gesellschaft auf den Galeeren ins Ohr, daß die Dörfer oft nur bemalte Pappe, die Heerden gutgeschnitzte Spielzeug wären; so führte ja auch Semiramis auf ihrem Zuge nach Indien hölzerne Elefanten in ihrem Heere.

Indeß erschollen lustige Fanfaren über den Strom, sooft die Kaiserin aus ihrem Gemache, das mit chinesischem Taffet bekleidet war, auf das Verdeck trat oder zurückging;

des Nachts hingen an allen Schiffen buntglänzende Laternen, die vornehmen Damen lauschten dem melancholischen, eintönigen Gesange der Ruderer, der Prinz von Ligne machte Verse auf gegebene Gedreime und erzählte von den schönen Frauen in Paris. Bei der Kaiserin spielte man Whist; Graf Memenow war ein schlechter Kartenspieler, aber zeichnete nicht ohne Geschick, und mitten in der Partie nahm er oft ein Stück Kreide und malte die Köpfe seiner Nachbarn auf den Tisch: dann legte Katharina gefällig ihre Karten zusammen und wartete, bis ihr Liebling seine Skizzen vollendet. So schwammen sie den Strom hinunter nach Kaniew, wo sie am 7. Mai Stanislaus Poniatowski trafen. Einst war er Katharina's vorgezogener Freund, als sie noch Racine's Menime darstellte und mehr einer großen Schauspielerin als einer Kaiserin glich, jetzt nur ein armer, unglücklicher König von Polen; waren doch fünfundzwanzig trübe Jahre seit jenen glückseligen Nächten im Garten von Peterhof vergangen und Kleopatra neunundsiebzig Jahre geworden. Auf der kaiserlichen Galeere sahen sie sich; als Poniatowski durch die glänzenden Reihen ihres Gefolges ging, sagte er mit seiner heitern Liebenswürdigkeit: Meine Herren, der König von Polen hat mich beauftragt, Ihnen den Grafen Poniatowski zu empfehlen. Dann trat Katharina ein; sie schien ein wenig bestürzt, erschrocken, es waren die letzten Spuren der alten Flamme, ihr Gesicht beruhigte sich, wie ihr Herz. Eine halbe Stunde sprach sie allein mit dem Könige, ein dürres, politisches Gespräch. Er bat sie, seine Schulden zu bezahlen, seinen Neffen, Joseph Poniatowski, zu seinem Nachfolger zu ernennen und seinen Unterthanen die freie Schiffahrt auf dem Dniepr zu gestatten; sie hörte ihn schweigend an und verwies ihn an ihre Minister. Als sie von der Tafel aufstanden, nahm er ihren Fächer und die Handschuhe dem Pagen ab, sie kam ihm zuvor und überreichte ihm seinen Federhut. O Madame — entgegnete er — das ist zu viel Huld. Sie haben mir einst schon einen viel schönern gegeben. Er meinte die Dornenkrone von Polen. Ein Ball, auf dem sie nicht erschien, endete den langweiligen Tag; am Abend hatte der König den Berg, auf dem Kaniew liegt, prächtig erleuchten lassen und die Landschaft, wie tagheil schimmernd, spiegelte sich in der Flut des Dniepr wieder. Wie diese Flammen allmälig erloschen, so war's auch den Hoffnungen Poniatowski's geschehen und den Träumen seines Volks. Alles ist eitel; nicht nur die 100,000 Rubel, die ihm Katharina zur Reise geschenkt, sondern auch seine liebsten Gedanken, die Krone Polens in seinem Hause erblich zu machen, hatte er verloren; tiefer, meinte er, könne er nicht mehr gedemüthigt werden als auf dieser Fahrt — er kannte seine Zu kunft nicht.

Zu Kaidak, wo die Wasserfälle des Dniepr beginnen, verließ die Kaiserin ihre Galeere; ein anderer Bewunderer eilte ihr hier entgegen, ein römischer Imperator, wenn auch nicht bestimmt, mit seinem blassen Gesichte und den habsburgischen Lippen zu verführen und verführt zu werden wie Antonius, Joseph II., der unter dem Namen des Grafen von Falkenstein reiste. Mit ihm vollendete Katharina ihren Triumphzug. Zu Ekerson las sie mit Entzücken über einem Thore die Worte: Hier geht der Weg nach Konstantinopel.

Ekerson hat eine schlechte Lage, mitten in Sümpfen erhebt sich die Stadt, die Mauern sind von hohem Schilfrohr umgeben, das im Winter den Einwohnern zur Heizung dient, denn meilenweit ist kein Wald zu sehen. Tausende der Ansiedler waren dort den Fiebern und der Sumpfluft erlegen, als aber die Kaiserin in ihrem goldbeschlagenen Staatswagen durch die Straßen fuhr, konnte sie von all' dem Jammer nichts bemerken. Blumenkränze hingen an allen Häusern, Triumphpforten überdachten ihren Weg, auf dem Markte prangten die Modewaaren von Warschau und Paris. Zwei gewaltige Schiffe wurden zu ihrer Ehre vom Stapel gelassen und sie wollte auf ihnen zu den Mauern der türkischen Festung Bezakow am Dniepr hinüberfahren. Doch lagen an seiner Mündung vier Linienschiffe und sechzehn Fregatten der Osmanen, die hielten sie zurück, aber

ihr beleidigter Stolz brach in die haſtigen Worte aus: Scheint's doch, als hätten die Türken die Schlacht von Tſchesme ſchon vergeſſen! Unter tauſendfältigem Allahruf fuhren die Reiſenden über den ſchmalen Iſthmus von Perekop in die Krim, die Scharen der Tataren auf kleinen Pferden, in dunklen Gewändern und ſpitzen Mützen umſchwärmten ſie. Einmal wurden die Pferde der Kaiſerin ſcheu und riſſen den Wagen dicht am Rande eines Abgrunds dahin, ſie veränderte keinen Zug ihres Antlitzes und erzählte ruhig weiter; das gewann ihr den Namen der Unerſchütterlichen vom Prinzen von Ligne. So betraten ſie die Tauriſche Halbinſel. Da wurden alle Märchen aus „Tauſend und einer Nacht" lebendig, die Dromedare erſchienen von fern den geblendeten Augen wie wandelnde Hügel, ſie glaubten zu träumen bei dem Anblicke der ſchlanken Minarets, der Springbrunnen in den Höfen und der goldenen Kioske; zu träumen, wenn junge kaukaſiſche Fürſten in Mannestſchöne und ſilbernen Harniſchen auf weißen Pferden an ihnen vorüberjagten, wenn ſie ſelbſt mit Joſeph II., ihrem Harun al-Raſchid, des Abends in tatariſche Filzzelte traten. Im Garten der Khane ſaß Katharina und verſuchte wieder zu dichten:

Auf der Khane Ottomane, auf den Kiſſen voll und ſchwer
Eingeſchloſſen in Kreiſe von den Hütten ringsumher —

weiter kam ſie nicht. Ein anderes Diſtichon las ſie in goldenen türkiſchen Buchſtaben an den Säulen des Audienzſaales:

Zum Verdruße aller Neider ſei's geſagt der ganzen Welt,
Daß zu Jeyakan und Stambul Schönres nicht der Tag erhellt.

Welch' magiſche Klänge mochten aus dieſen Worten in ihr Herz hinübertönen! Ihre Seele ging auf in dem Gedanken, den Orient zu erobern. Joſeph II. war zu einem Kriege gegen die Osmanen nicht genötigt, falls er für Oeſtreich nur freie Schiffahrt auf der Donau von ihnen erlangt hätte; darum ſagte er immer, wenn die Kaiſerin in ihn drang, einen Vertrag über die Teilung des türkiſchen Reichs mit ihr abzuſchließen, wonach ihm Serbien zufallen, die griechiſchen Inſeln, Athen und Moreа als freie Staaten erklärt werden ſollten —: Was werden wir mit Konſtantinopel machen? Uebrigens durchſchaute der Kaiſer die Leere des ganzen ruſſiſchen Weſens; der emphatiſche Diderot hatte vor Jahren geäußert: Rußland wäre ein Koloß auf thönernen Füßen. Joſeph II. ſagte von Katharinen und Potemkin: Sie wollen nichts als blenden, es iſt Alles Schein. In ſolchen Geſprächen vergingen ihnen die Tage, Ségur und der Prinz von Ligne ſtanden wol auf dem Felſen, von dem Thoas der entfliehenden Iphigenia nachſah, oder wandelten unter dem Schatten prächtiger Kaſtanienbäume, die ſo lange ſtehen als die Erde. Einmal ſahen ſie im Zimmer der Kaiſerin, hinter einem Vorhange verborgen, ein tatariſches Mädchen, die Nichte des letzten Khan, mit Perlen und Diamanten behängt, ſchön und blendend, aber ſteif wie die chineſiſchen Porzellanfiguren auf den Nippтiſchen der pariſer Damen. Das war das letzte Märchen, die Wirklichkeit klopfte mahnend an die Ohren der Träumer. Der Aufſtand in Brabant, den die Prieſter gegen die Edicte des Kaiſers erregt, ließ ihn nicht mehr Harun al-Raſchid in den Steppen der Krim ſpielen; er verließ die Kaiſerin, die allein nach Moskau zurückkehrte. Zu Pultawa zeigte ihr Potemkin in einem Manöver ſeiner Truppen jene gewaltige Schlacht, welche Karl's XII. Lorbern gebrochen und Rußland zur Weltmacht erhoben. Man machte die Kaiſerin auf die Fehler aufmerkſam, welche die Schweden begangen. An welchen Fäden hängt das Schickſal der Welt! ſagte ſie, als ſie das Schlachtfeld verließ. In Moskau empfing ſie der Adel feierlich, in altruſſiſcher, orientaliſcher Pracht, aber die Stirnen Aller waren bewölkt, überall ein finſteres Schweigen; hier fand ſie keinen Freund. Fürſt Alexis Orlow, der ſie einſt aus dem Schlafe geweckt, um ihren Gemahl zu entthronen, der dieſen erwürgt und bei Tſchesme geſiegt hatte, jetzt vergeſſen und verbannt fern vom Hofe lebte, benachrichtigte ſie, daß die Hungersnoth ganze Provinzen ihres Reichs verwüſte. Augenblicklich

wurden alle Feste abbestellt und die Rückreise still und ohne Jubel beendet; am 22. Juli erreichte sie müde, angegriffen ihr Schloß von Zarskoe-Selo. So verrinnt alles Leben. Sieben Millionen Rubel hatte sie verschwendet, die Häuser, in denen sie übernachtet, waren alle neu meublirt gewesen, nach jedem Mahle hatte sie die Wäsche gewechselt, die alte und Silbergefäße und Perlen den Dienern geschenkt. Wenn das Nordlicht am nordischen Himmel verglüht ist, erscheint die Landschaft dunkler als früher; so versinken auch die Steppen am Dniepr nach dem Vorüberrauschen dieser romantischen Fahrt in eine tiefere Vergessenheit; und wer des Prinzen von Ligne märchenathmende Schilderungen durchblättert, kann nur sagen: Es war ein Traum!

Beobachtungen aus dem Gebiete des Seelenlebens.

Von Dr. Frauenstädt in Berlin.

I. Beruhigende Wirkung des Erkennens.

Derselbe Gegenstand, der, wenn wir uns **wollend**, d. h. begehrend oder verabscheuend, suchend oder fliehend zu ihm verhalten, uns aufregt, würde, wenn wir uns **erkennend** zu ihm verhielten, unsere Ruhe nicht stören.

Die Schöne, die den Verliebten in Glut versetzt, läßt den Künstler, den Maler oder Bildhauer, der sie mit rein objectivem, ästhetischem Blick anschaut, kalt wie eine griechische Statue. Dasselbe Thier, das wir aus Ekel und Abscheu fliehen, reizt den Anatomen und Zoologen zu genauer Untersuchung.

Dichter singen sich ihr Leid weg, Philosophen denken es sich weg. Beide machen sich dadurch von Dem, was sie persönlich bedrängt und beängstigt, frei, daß sie es sich **objectiv** machen, es **sub specie aeterni**, als Erscheinung eines allgemeinen Wesens, einer Idee, auffassen. Hierdurch schaffen sie es aus ihrem Subject, wo es, als ein persönliches, individuelles eingeschlossen brennt, heraus und stellen es sich wie ein fremdes gegenüber.

Das beste, sicherste Mittel daher, sich von Aufregung zu befreien oder gegen den Eintritt derselben zu schützen, ist die **Objectivirung** durch ästhetische oder wissenschaftliche Anschauung ihres Gegenstandes. Denn Affect und Erkenntniß schließen einander aus. Wo jener wüthet, kommt dieser nicht auf; wo diese aufkommt, hört jene auf zu wüthen. Solange der Zornige z. B. noch tobt, sieht er die Dinge nicht, wie sie an sich sind; fängt er sie hingegen an in ihrem wahren Lichte zu erkennen, so hat sich sein Zorn schon gelegt.

Das Beruhigende der Erkenntniß, gegenüber der Beunruhigung durch die Affecte, kommt daher, daß wir im Erkennen mit einem ganz andern Theile unsers Leibes thätig sind als in den Affecten. Die Affecte erschüttern mehr oder weniger den ganzen Organismus. Im Zorne kocht das Blut, Freude und Furcht machen Herzklopfen, in der Scham erröthen, im Schreck erblassen wir, Gram vermindert die Ernährung, Angst beschleunigt die Darmthätigkeit. Hingegen die sanfte, ruhige Wirksamkeit des Gehirns, mit welchem wir im Erkennen thätig sind, macht den Leib von allen solchen Erschütterungen frei. In wem daher das Erkennen vorherrschend thätig ist, den rührt Manches nicht mehr, was Andere außer Fassung bringt. Der Philosoph bleibt kalt und gelassen bei Dingen, die den Pöbel in die gewaltigste Aufregung versetzen. Auch wenn wir die verschiedenen Lebensalter vergleichen, gibt sich die beruhigende Wirkung des Erkennens im Alter, gegenüber den aufregenden Affecten in der Jugend, deutlich dar, obwol freilich das Alter nur darum leichter zur Erkenntniß kommt als die Jugend, weil in jenem überhaupt die Erregbarkeit und Reizbarkeit schon eine schwächere geworden, als sie in dieser ist.

Aus den angegebenen entgegengesetzten Functionen des Erkennens und der Affecte läßt sich erklären, warum auch schon das bloße **Aussprechen** des Schmerzes oder Kummers,

der uns drückt, Erleichterung verſchafft. Der Menſch, der in ſeiner Qual verſtummt, leidet viel mehr, als wem ein Gott zu ſagen gab, was er leidet. Denn durch das Ausſprechen findet ſchon ein ähnlicher Wechſel der Functionen ſtatt, wie durch das objective Erkennen. Die Affecte werden aus der Sprache des Gefühls in die der Vorſtellung überſetzt und ſo aus dem Subject herausgeſchafft, demſelben objectiv gegenübergeſtellt. Daher ſucht jeder inſtinctmäßig einen Freund, eine theilnehmende Seele, vor der er ſein Herz, wie man treffend ſagt, ausſchütten oder ſeinem gepreßten Herzen Luft machen könne, ähnlich wie man im Sommer aus der ſchwülen Enge in die kühle Weite der freien Luft hinausſtrebt.

Auch jeder Troſt, den man in Widerwärtigkeiten bei ſich oder bei Andern ſucht, iſt im Grunde genommen weiter nichts als ein Zwiegeſpräch der Erkenntniß mit dem ſchmerzlich afficirten Willen. Der erkennende Theil in uns ſucht lindernde, beſänftigende Vorſtellungen auf, womit er dem Willen zureden und ihn beſchwichtigen könne. So verſchieden daher der Kreis von Vorſtellungen iſt, zu dem das leidende Gemüth ſeine Zuflucht nimmt, ſo verſchieden iſt der Troſt, daher gibt es philoſophiſchen, poetiſchen, religiöſen oder auch gemeinen Weltroſt und Jeder wählt nach der Verſchiedenheit ſeines Charakters. Für Vieles braucht der Weiſe gar keinen Troſt, worüber der gemeine Weltmenſch untröſtlich iſt.

Untröſtlichkeit findet überhaupt da ſtatt, wo das Leiden ſo heftig iſt und ſo bitter nagt, daß der Wille auf keine Vorſtellungen mehr, weder eigene, noch fremde, hören will. Einen ſolchen heftig Leidenden erbittert jeder Troſt, er klingt ihm wie Hohn, wie eine Zumuthung, den Schmerz für Nichts zu achten, der doch ſo wüthend brennt. Er ſagt, wie Leonato in Shakſpeare's „Viel Lärmen um Nichts" im 5. Act, 1. Scene:

Sie rathen, tröſten, heilen nur den Schmerz,
Den ſie nicht ſelber fühlten. Trifft er ſie,
Dann wird zur wilden Wuth derſelbe Troſt,
Der eben noch Arznei dem Gram verſchrieb,
An ſeid'ner Schnur den Wahnſinn wollte feſſeln,
Herzweh mit Luſt, den Krampf mit Worten ſtillen.
Nein! Nein! Stets war der Brauch, Geduld zu rühmen
Dem Armen, den die Laſt des Kummers drückt;
Doch keines Menſchen Kraft noch Willensſtärke
Genügte ſolcher Weisheit, wenn er ſelbſt
Das Gleiche duldete: drum keinen Rath;
Denn lauter ſchreit mein Schmerz als dein Ermahnen.

Doch ſolche Untröſtlichkeit iſt gewiß ſelten. Die meiſten Menſchen machen ſich einen Troſt zurecht, wie ſie ihn brauchen, indem ſie, was ihnen die Gegenwart verſagt, von der Zukunft erwarten, oder was ihnen die Erde raubt, vom Himmel erſetzt zu bekommen hoffen. Denn immer und überall iſt der Wille beſchäftigt, ſich tröſtende Bilder von kommenden beſſern Zeiten vorzugaukeln, um ſich nur zu beruhigen. Daher muß man den wahren Troſt vom falſchen oder Scheintroſt wohl unterſcheiden. Letzterer beruhigt nur ſubjectiv, hält aber für die Dauer nicht Stich, da er von der objectiven Realität widerlegt wird. Wahren Troſt gewährt nur die äſthetiſche und philoſophiſche Auffaſſung der Dinge.

Anregungen.

Shakſpeare ein „moderner" Dichter?

Immer höher ſchwillt die Zahl der Schriften, die ſich mit dem Geiſte der Shakſpeare'ſchen Poeſie beſchäftigen. Wir möchten die Aerzte

auf dieſem Gebiete auf eine Bemerkung aufmerkſam machen, die ſich uns kürzlich bei der Lectüre der diſſertiſchen Chronik ſeiner Zeit aufdrängte.

Um die Bedingungen, unter denen ſich Shak-

…re's großen Genius entwickelte, zu ſchildern, …eine gewiſſe Geſammtcharakteriſtik ſeines …ens zu geben, malt man gewöhnlich ſeine …im Allgemeinen, nennt ſie die proteſtanti… …übertragt die Merkmale der Regierungs… …he Eliſabeth's auf ihn ſelbſt und kommt da… …h zu einer Anſchauung des Dichters, die im …gemeinen wol richtig ſein mag, die aber kei… …wegs dem Bilde vollkommen entſpricht, das …. Vehſe in ſeiner fabrigen und die That… …n zuſammenfegenden Art in ſeiner Compila… …über Shakſpeare aufgeſtellt hat.

…Dieſem Vehſe'ſchen Bilde zufolge wäre Shak… …r der echte Proteſtant, Engländer, Huma… …ariſtokrat, Dichter der Neuzeit, Gegner …Feudalismus, kurz der bewußte Gegenpol …ndlichen Literatur, der poetiſche Vertypus …ſpätern Erſcheinungen à la Carlyle und …aulay.

…In dieſer Auffaſſung iſt Vieles wahr, aber …eigenthümliche, tiefere Nüance aus Shak… …'s eigener Zeit fehlt ihr doch. Nicht aus …allgemeinen Charakter des damaligen Jahr… …rts in ſeinen Gegenſätzen zwiſchen End… …Nord muß man Shakſpeare's Weſen analy… …ſondern aus den eigenthümlichen und …n Bedingungen der Zeit, in der er lebte. …Shakſpeare lebte den Erſcheinungen des Tage… …Weltthändeln viel näher, als man gewöhnlich …nimmt. Handel und Gewerbe, jede andere Form …der Literatur und Kunſt mochte damals unter …den allgemeinen Bedingungen des Zeitalters ſich …entwickelt haben, die Schaubühne jedoch ſtand in …einer innigen Verbindung mit Dem, was die …wandelbare Laune des Tages brachte. Die …Dichter jener Zeit hatten alle Urſache, ihre …Thätigkeit auf den Hof und ſeine Umge… …bung zu richten. Es waren die Großen jener …Zeit, die ſich Schauſpielertruppen hielten; Graf …Leiceſter, Graf Eſſex, die Liebhaber der Eliſa… …beth werden ausdrücklich als die nächſten Gön… …ner des damaligen Theaterweſens genannt. Vom …Grafen Southampton iſt es bekannt, daß er dem …Dichter befreundet war.

…Wenn man ſich nun die nähern …Verhältniſſe, unter denen Leiceſter, Eſſex und …Southampton lebten und ſich oft nur unter den …größten Schwierigkeiten behaupteten, ſo fällt ein …ganz eigenthümliches Licht auf den Dichter, der …die Kunſt dieſer aparten Zuſtände die …Grundlage ſeines Wirkens finden mußte. Wir ſehen …ihn im Gegenſatz zu dem allgemeinen engliſchen …Charakter jener Zeit, zu dem von den …Puritanern und dem Kronrathe, vorzugsweiſe …Burleigh (dem ältern und jüngern Cecil), …ſeinen bürgerlich-proteſtantiſchen und ſich …ganz dem Handelsgeiſte ausſchließlich zu… …wendenden, den Niederländern nachahmenden Stande …eine andere ritterliche Partei. Junge, wilde Män… …ner, geſchwellt von Selbſtvertrauen, verzogen …durch die galante Schwäche der Königin, überbieten …ſich in Anſprüchen, die ſie, natürlich nur für den …Ruhm und Glanz der engliſchen Krone, damals …noch zu erheben wagen. Shakſpeare's Freund und …Gönner wurde zum Tode verurtheilt. Er beſtieg …nur deshalb nicht das Blutgerüſt, weil ſchon …die Hinrichtung des Eſſex, mit dem er in Lon… …don ſelbſt einen Aufſtand gewagt hatte, großen …Unwillen in den Gemüthern weckte.

…Der Ton dieſer überwundenen Partei, mit …der es naturgemäß die Dichter und Schauſpieler …jener Zeit halten mußten, ſtand nun in Oppoſition …mit der ſich immer mehr dem bürgerlichen Weſen …und Puritanismus hinneigenden öffentlichen Mei… …nung. Eliſabeth ſelbſt ſtand in der Mitte zwi… …ſchen beiden Richtungen. Ihre Regentenpflicht …zwang ſie, der von Burleigh vertretenen Auffaſ… …ſung den Vorzug zu geben; für ſich aber mag …ſie ihr eigener phantaſtiſcher Sinn, ihre perſön… …liche Leidenſchaftlichkeit, ihre oft romantiſche …Liebesglut zu jenen leichtſinnigen, poetiſchen …und abenteuerlichen Männern, die mit den ſie …öffentlich beherrſchenden Thatſachen im heftigſten …Widerſpruche ſtanden. Bei dieſen ſollte es nur …Kriege, Seeſchlachten, Eroberungszüge geben, bei …ihnen ſollten die Federfuchſer und Zungendreſcher …bei Seite gerückt und die königlichen Gemächer …nur den ritterlichen Paladinen der Krone gelaſſen …werden; bei ihnen galt der Maſſengeiſt für ganz …ſo ſchlecht und wankelmüthig, wie ihn Shakſpeare …überall ſchildert, wenn ſich ihm die Lichtgeſtal… …ten der Coriolan und Antonius aus dem ge… …meinen Gewölk der Zeiten emporheben. In die… …ſem Sinne brachte Shakſpeare die alte Geſchichte …Englands auf die Bühne. Während Marlowe …und Jonſon hiſtoriſche Heiden bei den Tataren …und Mongolen ſuchten, entrollte Shakſpeare die …alte Geſchichte Englands. Kann er, nächſt der …poetiſchen Abſicht, etwas Anderes damit bezweckt …haben als ſeiner Nation zu zeigen, daß von jeher …in ihrer Geſchichte alle Theile mitgewirkt hätten …und die Größe und Macht der Krone immer …auch eine Folge des Beiſtandes und der Tapfer… …keit der Großen war? Seine Fürſten ſind alle …entweder ſchwach oder grauſam; was ſie hält, …iſt allein die Hingebung der Vaſallen; unter …ihnen allein zeigt ſich Ausdauer, Treue, Vater… …landsliebe.

…Wer, wie geſchehen iſt, behauptet, Shakſpeare …wäre Romaniſer bis zum geheimen Katholiken …geweſen, ſagt etwas Ungereimtes. Wer aber auch …wieder behauptet, Shakſpeare wäre mit Leiden… …ſchaft Proteſtant und ganz bewußter Vertreter …der „neuen Zeit" geweſen, wie Dr. Vehſe in …ſeinem zuſammengeſchwellten Buche ſagt, der …nicht gerade einen ganz beſondern Charakter

von Shakspeare's Erscheinung ab. Die vielfache Gelegenheit, die ein Volksdichter damals doch wol gefunden hätte, die Reformation zu preisen, ergreift Shakspeare immer nur negativ durch jeweilige Ausfälle auf das Papstthum und auch dann nur vom nationalen Standpunkte als Einmischung fremder Intrigen in heimatlich-englisches Leben. Shakspeare protestirte eben auf diese Art gegen die Zeit Heinrich's VIII., als den Anfang jenes Absolutismus der königlichen Cabinetsregierung, die ihm mit seinen Guiss und Southamptons als ein störender Fortschritt der Zeit erscheinen mußte. Als er später seine dramatisirte Schmeichelei auf Heinrich VIII. seiner Tochter, der Königin, zu Gefallen aufführte, wäre er in der Lage gewesen, sich ganz offen im Lehsing'schen Sinne auszusprechen, aber hier wogen gerade die in ihm wallenden Gegensätze der Zeitauffassung höchst unvermittelt durcheinander; er lebt mit Worten die neuen Elemente, schmückt aber die alten mit allen Reizen der Poesie. Kurz nach dem Untergang seines Theaters, bekanntlich durch die bei „Heinrich VIII." abgefeuerten Kanonen, trat Shakspeare von seinem theatralischen Wirken ab. Er war ja schon lange in der Stimmung, die er mit den Worten bezeichnet:

Wer zuletzt lebt, erbt den ganzen Plunder!

Das Resultat dieser Betrachtung wäre demnach: Shakspeare war Protestant und aufgeklärt, aber gegen die protestantische Aufklärung gerade seiner Zeit verhielt er sich in dem Verhältnisse, das wir gegenwärtig reactionär nennen würden. Aber diese reactionäre Gesinnung war nicht etwa gedankenhinterhaltig oder tendenziös oder lauernd abgeneigt, sondern sie kam aus einer frischen, fröhlichen, vielleicht leichtsinnigen Auffassung des Lebens und jedenfalls aus einem ihn gerade speciell mächtiger ergreifenden Schwunge in majorem poeseos gloriam. Das auf sich allein gestellte freie Individuum im Goethe'schen Geiste ist Das, was Shakspeare vorzugsweise kenntlich macht, und in diesem Sinne der subjectiven Freiheit ist Shakspeare der erste moderne Dichter, nicht aber in dem etwa einer kirchlichen oder politischen Tendenz.

Pflege der dramatischen Literatur.

Wir werden von den „Hamburger Nachrichten" beschuldigt, in Nr. 35, Bd. II unserer „Unterhaltungen" unter den Verdiensten, die sich H. Laube um das wiener Hofburgtheater erworben, seine Einrichtung Shakspeare'scher Stücke zu wenig hervorgehoben zu haben. Wir legten geringeres Gewicht darauf, weil einmal die Einrichtungen, die in Wien von „Gerolan", „Cymbeline" und „Antonius und Kleopatra" gegeben wurden, nur Nachahmungen dresdener Vorgänge sind, und sodann, weil die eigenthümliche Art, wie solche Unternehmungen gerade in Wien hervorzutreten haben (Umschreibungen, Milderungen u. s. w.), für die allgemeine Nachahmung im übrigen Deutschland nicht maßgebend ist. Wir bleiben auch noch jetzt bei der Ansicht, daß sich die technische und artistische Direction einer so großartigen Anstalt, wie das Burgtheater ist, nicht vereinigen lassen, verkennen aber natürlich keineswegs, daß die rastlose Arbeit Laube's in der Welt des Bureau, der Proben und der Correspondenzen in Schauspielerangelegenheiten, verbunden mit vielfacher Entäußerung persönlichen Ehrgeizes, alle Werthschätzung verdient.

Debetur populo reverentia.

Wir sollten uns doch in allen den Handlungen, die uns mit andern, insbesondere den niedern Volksclassen, in Beziehung bringen, der Pflicht bewußt sein, daß die Bildung überall hin eine erziehende Aufgabe zu lösen hat. Wie oft wird gegen diese Gebot, das meist ohnehin schon die Nächstenliebe stellt, gröblich verstoßen! Wie unwirsch und polternd tobt sich der Uebermuth, oft sogar nur die einfache Sorglosigkeit der überlegenen Stellung aus! Wüßte man, wie verderblich das Beispiel wirkt, das in solchen Fällen der Untergeordnete vom Höhern empfängt, man würde in der Geltendmachung seiner nächsten natürlichen Regungen viel vorsichtiger sein.

Zur Erziehung der niedern Classen durch die höhern.

Dienende kann man durch nichts so sehr belohnen als durch Vertrauen. Einen gewechselten Thaler ungezählt zurückgenommen zu sehen macht unter Umständen einen Diener glücklicher als ein Trinkgeld.

Die Verschwägerung.

Eine schöne Vermittelung der Gegensätze des Lebens, die wir den Frauen ohne eigentliches näheres Verdienst verdanken, ist die Verschwägerung. Ist schon im gewöhnlichen Leben diese ungesuchte Vereinigung der oft so schroffen Männerwelt von wohlthuend fraulichem Eindruck, so erstaunt man oft, auf der großen Lebensbühne Namen verschwägert zu finden, die in ihren Meinungen vor der Welt sich feindselig gegenüberstehen und nun im Hause durch die Laune eines holden Zufalls doch gezwungen sind, besser von sich zu denken und rücksichtsvoller sich zu behandeln, als es Bildung, Richtung und Gesellschaftsstellung sonst würden gestattet haben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 43. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die vier Elemente.

I. Das Waſſer.

Löthrohr und Reagentienkaſten, Mikroſkop und Schmelztiegel, Wage und Retorte ſind unentbehrliche Werkzeuge der Cultur unſers Zeitalters geworden. Ihrer ſinnreichen Anwendung auf die den Menſchen umgebende Materie, auf Waſſer, Feuer, Luft und Erde, auf das animaliſche, vegetabiliſche, auf das Leben der Natur überhaupt verdanken wir eine Fülle der anregendſten Unterhaltung, einen Schatz von wichtigen Kenntniſſen und Erfindungen, die ſich täglich mehren und uns bereichern. Sie ſind die Schlüſſel zu einer neuen Welt voll Wunder, wie ſie die Riegel ſind vor mancher verroſteten Thür. Mit dieſem kleinen Apparat iſt ebenſo viel niedergeriſſen und zerſtört als aufgebaut worden. Und dieſe Arbeit hat eigentlich erſt begonnen.

Unzählige Wohlthaten verdanken wir der Pflege, welche den Naturwiſſenſchaften ſeit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zutheil geworden iſt. Aber ſie ſind berufen, uns noch höhere Güter zu bereiten als die Dampfkraft und die elektriſchen Telegraphen; ſie werden der Menſchheit noch höhere Güter ſichern. Das iſt die Aufgabe der Naturwiſſenſchaften. Sie ſind das beſte Bollwerk gegen den Aberglauben wie gegen den Unglauben.

Wandernde Straßen nennt man das fließende Waſſer. Das Waſſer gleicht auch einem Reiter. Einen kühnern gibt es nicht. Die Erde iſt ſein geſchultes Roß, das durch die große Rennbahn des Weltalls hinjagt. Nach Art der tanzenden Kugeln, die in des Jongleurs ſicheren Händen auf- und abſteigen, ſchaukelt und wiegt, hebt und ſenkt ſich der Reiter in ſeinem breiten Sattel, aus dem keine Gewalt ihn herauszuwerfen vermöchte. Geheimnißvoll ſteigt das Waſſer vor unſern Augen empor, kräuſelt ſich zu gebirgigen Wolkenmaſſen, rauſcht murmelnd an uns vorüber oder legt ſich ſtarr und feſt zu unſern Füßen. Wenn wir an das Ufer eines großen, breiten Stroms oder an das breitere Meer treten und unſer Auge weilen laſſen auf dem bewegten Elemente, ſo überkommt uns eine Ruhe eigener, wohlthuender Art. Was uns aufregte im Gewühl und Gedränge zu Lande, wir vergeſſen, unſere Seele fühlt ſich erfriſcht, beſänftigt, unſere Gedanken hören auf, wild durcheinanderzufahren und kommen in ſanften, ruhigen Fluß.

Auf den Wassern schwebt immer noch derselbe Geist, der die Elemente aus ihrem chaotischen Durcheinander rief, ewig mischend und entmischend die Natur in beständigem Fluß enthält. Thales, der Philosoph des Alterthums, hielt das Wasser für den Anfang aller Dinge und lehrte, daß Alles aus demselben entstanden sei. Die ältesten griechischen Gesänge sind dem Okeanos und der Tethis gewidmet. Ja die Götter selbst schwören beim Wasser des Styx. Aus dem Schooß des Wassers stieg die Scholle, auf welcher wir wandeln, aus dem Feuchten gestaltet sich das Feste, aus ihm saugt die Pflanzenwelt Leben, aus der Höhe kommt das Wasser, in die Lüfte steigt es, von wo das himmlische Feuer auf die Erde gelangte. Eine wässerige Flüssigkeit umgibt schützend das zarte Leben im Ei des Vogels, im Embryonenzustande selbst den Menschen.

Wenn man den elektrischen Strom einer kleinen Batterie durch ein Glas Wasser und die Drähte derselben in zwei mit Wasser gefüllte, mit ihrem untern offenen Ende ins Wasser getauchte Glasröhren leitet, so bilden sich an den Spitzen der getrennten Platindrähte, an den Polen, eine Menge kleiner Luftbläschen, die den Draht verlassen, wenn sie einen gewissen Umfang erreicht haben, in den Glasröhrchen in die Höhe steigen, das in denselben enthaltene Wasser aus ihrem untern offenen Ende herausdrängen und nach und nach die oben geschlossenen Glasröhren anfüllen. Dieser interessante Versuch kann mit einem kleinen Apparate angestellt werden. Bedient man sich eines größern und setzt die Arbeit lange genug fort, so wird das vorhandene Wasser durch den anhaltend einwirkenden galvanischen oder elektrischen Strom nach und nach ganz verschwinden und in zwei farblose Luftarten umgewandelt werden: in Wasserstoff- und Sauerstoffgas. Aus diesen beiden Gasarten ist das Wasser zusammengesetzt; in diese beiden Gase wird es zerlegt. Das Wasser besteht aus Sauerstoff und Wasserstoff. Beide Stoffe an sich sind unzerlegbar, gehören zu den primitiven Körpern und lassen sich durch kein chemisches Mittel in verschiedene Elemente weiter zerlegen. Sie haben große Wahlverwandtschaft zueinander und wo ihnen Gelegenheit gegeben wird, in Berührung zu kommen, da verbinden sie sich. Als Gase gehen sie jedes Mischungsverhältniß ein, erhitzt man sie aber bis auf einen gewissen Punkt oder läßt man den elektrischen Funken durch sie hindurchschlagen, so verbinden sie sich in einem bestimmten Verhältniß zu einem flüssigen Körper, zu Wasser. So ähnlich der Sauerstoff dem Wasserstoff äußerlich ist, so sehr sind beide voneinander in ihren Eigenschaften verschieden. Im Sauerstoffgas brennen alle Körper mit ungleich hellerem Licht und mit mehr Wärme als in der atmosphärischen Luft; im Wasserstoffgas erlöschen brennende Körper. Auch die Einwirkung auf die Athmungsorgane ist bei beiden Gasarten sehr verschieden. Der Wasserstoff ist tödtlich, der Sauerstoff bildet einen wesentlichen Bestandtheil der Nahrung, welche unsere Lungen aus der Luft zubereiten.

Die Verbindung des Sauerstoffs und des Wasserstoffs, welche wir Wasser nennen, kommt in drei verschiedenen Formen in der Natur vor: in fester (Eis), flüssiger (Wasser) und Dampfform. Es ist nichts Seltenes, alle drei Formen des Wassers nebeneinander anzutreffen, so an der Quelle der Arve, die aus einer grünlich schimmernden Gletscherschale am Fuße des Montblanc hervorsprudelt und den Abend- und Morgennebeln im ewig grünen Chamounythal ihren dunstigen Tribut zollt; so am Rande der berühmten heißen Quellen des Geyser und Strokk auf Island, deren kochende Wasser sich zwischen den Schneefeldern abkühlen und deren erhitzte Dämpfe sich mit den Wolken vermählen.

Die wunderbare Entwickelungsgeschichte unserer Erde verdankt der Dreiheit der Form dieses Körpers ihre großartigen Schauspiele, deren Spuren wir täglich bewundern. Jene mächtigen Granitblöcke, die in der nördlichen Ebene unsers Continents einsam auf angeschwemmtem Boden lagern, schaukelten sich einst auf dem Rücken schwimmender Eisinseln und wurden von ihnen an das fremde Land gesetzt, an dessen flachem Ufer die kalten Segler selbst erweichten und zerrannen. Das Eis bildet eine Ausnahme von der Regel,

nach welcher die Körper durch Kälte auf einen kleinern Raum beschränkt und schwerer werden. Das flüssige Wasser geht bei einer Temperatur unter 0° R. in den festen Zustand über und dehnt dabei sein Volumen aus. Dies ist ein Glück für unsere Erde und unter anderm besonders für unsere Schiffahrt. Wäre das gefrorene Wasser nicht specifisch leichter als das flüssige, so würde uns nicht blos das Schauspiel der erratischen Blöcke entgangen sein, sondern unsere Flüsse, Ströme und Seen würden sich so mit Eis füllen, daß sie zuletzt ganz ausfrieren müßten und kein Schiffskiel mehr die schäumende Woge kühn durchschneiden könnte.

Die Ausdehnung, welche das Wasser erfährt, indem es sich in Eis verwandelt, wird hier und da als eine Kraft, z. B. zum Sprengen von Felsen, klüglich benutzt, während sie der Unvorsichtigkeit Schaden bereitet und manches kostbare Gefäß vernichtet hat.

Von der Großartigkeit des Kampfes der Elemente, des Festen und des Flüssigen während der verschiedenen Umbildungsphasen der Kruste unserer Erde können wir uns kaum einen Begriff machen. Wie bedeutend und überwiegend mächtig die Rolle war, die das Wasser dabei spielte, geht schon daraus hervor, daß es auf der Erdoberfläche massenhafter vertreten ist als das feste Land. Das letztere hat eine Ausdehnung von etwa 2½ Millionen Quadratmeilen, das erstere nahe an 7 Millionen Quadratmeilen. Die riesigsten Kräfte aber entwickelte dabei das Wasser als Dampf. Und in dieser Eigenschaft hat es der Erde und dem Menschen wol die größten Dienste geleistet.

Bei seinem Uebergange aus dem tropfbar flüssigen in den dampfförmigen Zustand nimmt das Wasser einen bedeutend größern Raum in Anspruch. Sein Volumen wird bei gewöhnlichem Luftdruck um fast das 1700fache vergrößert. Da es zwischen diesen beiden Formzuständen, dem tropfbar flüssigen und dem Dampfe, keinen Mittelzustand gibt, sondern der Uebergang des einen in den andern plötzlich erfolgt, so stellt sich hier eine Kraft zu Gebote, deren Anwendung eine der merkwürdigsten Revolutionen in der menschlichen Gesellschaft hervorgebracht hat. Wenige Kubikfuß Wasser in Dampf verwandelt verfinstern unserm Auge den sonnigen Himmel. Aber für Millionen Menschen ist im Wasserdampf eine neue Sonne aufgegangen, deren Morgenroth am Horizont der Gesellschaft eine bessere Zukunft verheißt.

Das Wasser ist ein Product der Verbrennung und der Vermittler der großartigsten Feuererscheinung über unsern Häuptern. Ohne Wasserdampf würden wir den Blitz in der Höhe nicht kennen. Das Wasser trägt die elektrische Materie von der Erdoberfläche mit in die Lüfte und indem es dort aus dem dampfförmigen Zustand plötzlich wieder in den tropfbar flüssigen übergeht und zur Erde zurückfällt, dabei aber seinen Raum beinahe um das 1700fache einengt, läßt es die Elektricität, die sich ihm im Verhältniß zu seiner Ausdehnung als Dampf beigesellt hatte, plötzlich ohne Halt. Sie verdichtet sich in ähnlicher Weise wie das Wasser und sucht sich, einer aufgescheuchten feurigen Schlange gleich, ein anderes Obdach.

II. Das Feuer.

Für den Physiologen und Chemiker hat die Redensart: „Es brennt ihm unter den Nägeln", mehr als blos bildliche Bedeutung. Die Geologie sucht zu beweisen, daß der Boden unter den Füßen des Menschengeschlechts wirklich ein furchtbares Feuer birgt. Der Verbrennungsproceß besteht in der Verbindung eines brennbaren Körpers mit dem Sauerstoffe. Darum ist das Wasser ein Product der Verbrennung, weil der Wasserstoff desselben sich mit dem Sauerstoffe verbunden hat. Es ist erforderlich, daß der Proceß des Verbrennens immer unter der begleitenden Erscheinung des Feuers vor sich gehe. Licht und Wärme gehen bald miteinander verbunden, bald einzeln ihre Strahlenwege. Der Mensch ist einer wandernden Kerze, die im Innern brennt, ohne Lichterscheinung, aber nicht ohne Wärme. In dem großen Mischungs- und Entmischungswerk der Natur wird fort-

während Wärme hier gebunden, dort frei. Weingeist und Waſſer, beide von gleicher Temperatur, werden bei der Miſchung erwärmt. Wenn man kaltes Waſſer mit kalter Schwefelſäure mengt, ſo erhitzt ſich die Flüſſigkeit faſt bis zum Kochen. Durch bloße Reibung ſtellt ſich Wärme ein. Das gehämmerte kalte Eiſen wird in der Hand des Schmieds heiß. Stahl und Stein geben, aneinandergeſchlagen, ſo viel Wärme, daß die kleinen abgeriſſenen Stahlſplitter in Brand gerathen, d. h. ſich mit dem Sauerſtoffe der Luft chemiſch verbinden. Keine Eigenſchaft der Materie iſt, beiläufig bemerkt, in unſerer Zeit ſo vielſeitig, ſinnreich und nutzbringend ausgebeutet worden als dieſe. Wir ſtehen dem Feuer näher als unſere Vorfahren, die ſich Jahrtauſende hindurch mit den einfachſten Mitteln begnügten, Feuer zu erzeugen. Vor etwa 20 Jahren begann eine eigentliche Induſtrie, welche ſich blos damit beſchäftigt, den Weg zum Feuer ſo kurz und bequem zu machen, daß der Menſch ſich überall im Nu dieſe Himmelsgabe verſchaffen kann. Stahl, Stein und Zunder, noch in Jedermanns Andenken, wurden durch Döbereiner's Waſſerſtofflampe und durch die Reibzündhölzchen verdrängt, mit deren Anfertigung heute viele Tauſende beſonders in Deutſchland, Oeſtreich und Frankreich beſchäftigt ſind. Frankreich und Deutſchland ſammt Oeſtreich liefern jährlich ungefähr 200,000 Millionen Zündhölzchen. Ein Fabrikarbeiter fertigt mit einem Hobel täglich über 1½ Million Hölzchen an. Dank der verſchwenderiſchen Anwendung, welche die engliſchen Stubenmädchen und Köchinnen von ganzen Schachteln voller Zündhölzchen machen, mit denen ſie ihr Kohlenfeuer in Gang bringen, iſt England ein vorzüglicher Kunde für unſere deutſchen Zündholzfabriken geworden.

Liebig behauptet in ſeinen „Chemiſchen Briefen", bei Vergleichung zweier Staaten von gleicher Einwohnerſchaft werde man finden, daß derjenige Staat, welcher die meiſte Seife verbrauche, der reichere und civiliſirtere ſei. Andere haben den Eiſenconſum der Nationen als Maßſtab der Volkscultur angenommen. Richtiger wäre vielleicht, das Feuer als einen ſolchen Maßſtab aufzuſtellen. Je dienſtbarer ſich ein Volk das Feuer macht, deſto vielſeitiger ſind ſeine Beſchäftigungen, deſto ergiebiger ſeine Erwerbsquellen. Ohne Feuer würden wir weder Seife noch Eiſen verbrauchen können, denn zur Herſtellung des Kalis und des Soda, zur Umwandlung des Eiſens aus ſeinem erdirten Zuſtande in rohes metalliſches Eiſen gehört zunächſt vor allem Feuer. Die 3000 engliſchen Steinkohlengruben, welche jährlich etwa 40 Millionen „ſchwarze Diamanten" zutage fördern, werden in Aſche verwandelt, um das dabei entwickelte Feuer zur Speiſe von Hohöfen und Herden aller Art benutzen zu können. Alle Wälder und Steinkohlenlager unſerer Erde ſind jedoch für das Feuer, deſſen das Leben auf unſerm Planeten bedarf, nicht mehr als was ein Schwefelhölzchen in dem großen Brennproceß der Schmelzhütten iſt, die jährlich Millionen Tonnen Kohlen und Holz verſpeiſen. Ohne die große Feuerquelle, welche täglich ihre flüſſigen, lichtwarmen Strahlenbäche über unſere Scheitel ausgießt, könnte kein Präriebrand, kein Urwaldsfeuer uns vor der Kälte ſchützen, welche die ganze Erdoberfläche nach und nach entſeelen, in eine ſtarre Schnee- und Eisdecke verwandeln würde. Freilich beſitzt die Erde ihre eigene Wärme und wie bedeutend dieſe iſt, lehren uns die Thermalquellen und die feuerſpeienden Berge. Die Erdwärme nimmt in der Richtung zum Centrum der Erde zu. Bei den Bohrverſuchen, welche in Rüdersdorf, in der Nähe von Berlin, angeſtellt wurden, hatte das Waſſer in einer Tiefe von 380 Fuß 17° Wärme; bei 800 Fuß Tiefe 23° Wärme. Das Waſſer des Geyſer iſt auf der Oberfläche gewöhnlich 80 und einige Grade heiß, in einer Tiefe von 60 Fuß ſteigt ſeine Wärme über den Kochpunkt, auf 127°. Die Lava der feuerſpeienden Berge kommt aus einer Tiefe, in welcher 2—7000° Wärme vorhanden ſein müſſen, um dieſen feſten Körper ſchmelzen zu können. Im Innern der Erde ſcheint alſo Alles noch im feurigen Fluß begriffen zu ſein. Aber die Erde würde bis auf ihren Kern erkalten, wenn die Sonne ihrer Oberfläche nicht fortwährend regelmäßig Wärme zuführte. Kein Schiffer würde dem Schickſale Franklin's ent-

gehen, wenn die Sonne nur wenige Wochen ihren Feuerdienst einstellte. Ein großes Sibirien würde sein von den Polen bis zum Aequator und der letzte Zobel die Beute des furchtbarsten Winters werden.

Der Sauerstoff steht zu den übrigen Stoffen der Erde ungefähr in dem Verhältnisse der Vocale zu den Consonanten. Wie ohne Vocal die Consonanten keine Worte bilden, so gibt es in der Natur wenig Ausnahmen von der Regel, nach welcher der Sauerstoff in allen Verbindungen der Materie die Hauptrolle spielt. Er ist der Geldstaat par excellence, er dehnt seine verwandtschaftliche Macht und Neigung auf alle consonirenden Mitlaute aus. Alle einfachen Körper gehen mit ihm Verbindungen ein. Wo sie unter sich eine solche schließen möchten, da macht er in der Regel das Bündniß von seiner Einmischung abhängig, wo es ohne ihn geschlossen, da reißt er die Gebundenen bei erster Gelegenheit auseinander. Mit dem Wasserstoff bildet er das Wasser, das Feuer ist sein Werk, mit dem Stickstoff vermählt er sich zur Luft, zu diesem flüssigen, flüchtigen Wesen, von welchem der Erdball umgeben ist.

(Der dritte Artikel: Die Luft, in nächster Nummer.)

Lord John Russell.

Kann, schreibt der Engländer Francis, dieser kleine, stille, schwächliche, unscheinbare Mann, der da so niedlich und formell im schwarzen Rocke und schneeweißer Halsbinde, mit übereinandergeschlagenen Beinen sitzt und dessen kleine, scharfe Gesichtszüge vom Hute fast bis zum Verschwinden überschattet werden — kann das Lord John Russell sein?

Ist es wirklich der Führer jener dichten und zahlreichen Partei? Besitzt er die Macht, verflicht er die Kunst, diese Massen zu beherrschen und zu zügeln, ihre innere Zerrissenheit zum einigen Ganzen zusammenzuschmelzen, ihre politische Heftigkeit, von der man so viel gehört und gesehen hat, zu zähmen, das Oel des Philosophengrißes in die brandenden Wasser ihrer erregten Leidenschaften zu gießen, sie von ihren treu gepflegten Meinungen oder feststehenden Entschlüssen abzulenken, sie herzlich durch die Wirkung seiner Reden zu vereinen und seiner Macht wo nicht Gehorsam, doch Hochachtung zu verschaffen?

Erinnert man sich an die physische Erscheinung weiland Robert Peel's, seine, wenn auch kleine, dabei doch volle, gebieterische Figur, seine geistreichen Züge im schönen, ausdrucksvollen Gesicht, seine emporgerichtete und männliche Haltung — so wird man halb und halb vertrauensvoll Alles zu glauben, was man über seinen einst so mächtigen Einfluß im Unterhaus gehört hat; aber keine Ueberredung wird Einen zu dem Glauben bringen, daß in diesem Duodezmodell eines Mannes, der uns als Lord John Russell bezeichnet worden ist — und den Lord Palmerston, sein nächster Nachbar, beinahe auf seinen Armen aufheben könnte, jene großen Eigenschaften wohnen, welche, wie die Geschichte lehrt, zur Leitung populärer Versammlungen erforderlich sind.

Bald nimmt er seinen Hut ab, steht von seinem Sitze auf und tritt an die Tafel, um zu sprechen. Augenblicklich fühlt man sich für ihn eingenommen. Sein Kopf, obwohl klein, ist wohlgestaltet, mit breiter und tiefer Stirn, auf der die innwohnende Intelligenz zu lesen ist. Das breite, feste Gesicht, sphinxartig in der Form, ist nicht fehlerfrei skizzirt, aber ausdrucksvoll. Eine gedankenvolle Ruhe, mit unbedeutenden Spuren der Schwermuth darin. Die scharfe Markirung der Gesichtszüge hebt sich besonders durch die auffallende Blässe des Teints hervor — eine Blässe, die keineswegs aus einer kranken Unpäßlichkeit, sondern von der verkünstelten Erziehung, die ihm zutheil wurde, herzuleiten ist. Der Mund ist breit, aber schön geformt und von einer markirten Linie umgeben, welche gleichsam als würde diese oft als Vehikel des Ausdrucks benutzt, während die Lippen wie im fortwährenden Nachdenken fest aneinander gepreßt sind. Das Auge ist lebhaft und

geſtrich, die Naſe gerade und von feſtem Schnitt, die Augenbrauen ſind dunkel und wohlgewölbt und das ganze Geſicht, welches des fehlenden Backenbartes wegen noch kleiner ſcheint als es iſt, wird vom dunkeln ſpärlichen Haar überwölbt, das die ganze Tiefe der weiten und intelligenten Stirn freiläßt. Jetzt naht der Augenblick, wo man ſich von dem Ebenmaße ſeiner kleinen Geſtalt, ſeiner aufgerichteten Körperhaltung ganz überraſcht fühlt. Man gewinnt allmälig die Ueberzeugung, daß eine an ſich kleine Geſtalt nicht nothwendigerweiſe auch eine unbedeutende Geſtalt ſein muß. Es ruht etwas Imponirendes, eine Art verkörperter Selbſtbeherrſchung und Beſonnenheit, ein Bewußtſein verborgener Kräfte auf ihm, ſodaß wir unſer Vorurtheil, das ſich uns anfangs bei ſeiner erſten äußern Erſcheinung aufdrängte, unwillkürlich aufgeben und von ſeinen moraliſchen und geiſtigen Eigenſchaften nur das Beſte erwarten müſſen.

Jetzt hört man ihn ſprechen und auf einige Zeit kehrt unſer voriges Mißbehagen wieder zurück. Wir ſehen, wie er einen Schritt vorwärts nach der Tafel thut, ſich rings in der Verſammlung umblickt und endlich wieder mit einem Schritte an ſeinen alten Platz zurücktritt, dann beginnt er, den rechten Arm zum Theil ausgeſtreckt und das Antlitz halb ſeinen eigenen Parteigenoſſen zugewendet. Seine Stimme iſt ſchwach und eintönig und concentrirt ſich in eine ſcharfe Ausſprache, welche faſt nach einer gewiſſen ariſtokratiſchen Affectation klingt; dabei iſt ſie aber deutlich. Ruſſell iſt vielleicht eben im Begriff, irgend einer vorhergegangenen Rede die nöthigen Erläuterungen hinzuzufügen. Er ergeht ſich zunächſt in glatten Redensarten und bewegt ſich innerhalb der gewöhnlichſten apologetiſchen oder ablehnenden Phraſen, bis ſich uns unwiderſtehlich ein Glaube an ſeine Mittelmäßigkeit aufdrängt. Doch die Verſammlung ſcheint mit ängſtlicher Spannung zu lauſchen; ſie muß alſo ihren Mann kennen. Warten wir ein wenig. Rings um ihn her wird eine heitere Bewegung laut; man unterſcheidet das Lachen Ward's, die tiefe Fagottſtimme Sheil's, das laute, herzliche Jauchzen Wakley's und den vergnügten Chor der Radicalen und Fabrikanten. Ja, ſogar auf der Seite der Oppoſition iſt die „Pointe" nicht ohne ihre Wirkung geblieben, wie manches halbunterdrückte Lachen beweiſt. Während ſeines ganzen einleitenden Geredes ſchien jedoch Ruſſell nur ſeinen Bogen geſpannt zu haben und plötzlich, ehe man es noch ahnen konnte, hat der kaltblütige, wohlbereite Schütze den Pfeil ſeines feinen und ſcharfen Sarkasmus auf ſeinen Gegner abgeſchoſſen, den er getroffen, wenn nicht durchbohrt hat. Wir folgen dem Sprecher weiter, jetzt mit aufrichtigem Intereſſe, ſelbſt wenn wir ſeinen Meinungen entgegen ſind und finden, daß er ſolcher Pfeile noch mehre in ſeinem Köcher trägt. Und nun entfaltet er ſich und entwickelt während einer Rede von vielleicht anderthalb Stunden alle jene Eigenſchaften des Geiſtes, die ihm ſeine Stellung gaben; bald erwirbt er ſich durch erweiterte ſtaatsmänniſche Anſichten allgemeinen Beifall, bald läßt er ſich wieder herab zu den mannichfachen Vorurtheilen ſeiner Partei; jetzt ruft er Achtung und Bewunderung hervor, um ſich gleich darauf wieder verdammen zu laſſen; hier erheitert er ſeine Partei auf Unkoſten ihrer Opponenten, dort wieder macht er in den Augen jener Opponenten deren eigene Führer lächerlich oder verdächtig; aber nie verläßt ihn ſein parlamentariſches und politiſches Wiſſen und ſeine Gabe glücklicher Diction, fortwährend bleibt er Herr über die Sprache, über die Kunſtfertigkeit und ſeinen Takt — übertroffen nur von wenigen berühmten Männern des Tages.

Mittlerweile hat man die Mängel des Sprechers aus dem Auge verloren — Fehler der Stimme, der Manier und der Geſticulation, welche ihn in dem rein mechaniſchen Theile der Redekunſt ebenſo tief unter weiland Robert Peel ſtellen, als ſein gelegentlicher Schwung der Gedanken und die glückliche Wahl der Sprache ihn in dieſen Beziehungen über ihn erheben. Wäre man nicht ſo mit fortgeriſſen worden, ſo würde man bald von der gedehnten Eintönigkeit der Stimme, von der Unſchlüſſigkeit im Vortrage, dem beſtändigen Anfangen und Wiederholen von Worten und ſelbſt ganzen Theile von Sentenzen ermüdet

werden sein und dazu auch bemerkt haben, daß die einzige Bewegung seines Körpers in einem beständigen Vor- und Rückwärtsschreiten nach und von der Tafel bestand; gelegentlich schlug er wol auch einmal darauf mit der rechten Hand, wenn diese nicht gänzlich auf der Tafel ruhen blieb, legte dann etwa die Arme kreuzweise ineinander oder nahm die ihm ganz eigenthümliche Position an, indem er seinen linken Ellbogen auf die rechte Hand stützte, während der linke, perpendiculär aufgerichtete Arm wie „warnend" gegen seine Opponenten emporstieg.

Als Führer einer Partei erweckt John Russell mehr Vertrauen, und, wenn man will, auch mehr Achtung als einst Robert Peel. Dies ist natürlich eine Folge seiner größern Festigkeit. Seine Anhänger vertrauen sich gern seiner Leitung, denn sie wissen im voraus, daß die Anforderungen, welche er an sie stellen dürfte, nie über die Schranken des Mäßigen hinausschreiten.

Als der Anreger der Reformbill hat sich Russell ein Blatt in der Weltgeschichte gesichert. Bis zu diesem Abschnitte seines Lebens mag man seine parlamentarische Stellung in der historischen Laufbahn seiner Familie suchen. Wenn Russell von dem Whiggouvernement 1830 zur Einführung der Bill auserlesen wurde, so war dies ein Tribut an die Gesammtverdienste des Hauses Russell; von dem Tage aber, wo jene Maßregel durchging oder wenigstens kurze Zeit danach, begann sein Einfluß im Unterhause persönlich zu werden. Er war erst so eine Art Schooskind der Whigpartei, und während die Männer, welche im Grey-Gouvernement die hervorragendsten Rollen spielten, auf dem Kampfplatze standen, wurde er nach Verhältnissen im Hintergrunde gehalten, wovon das ihm zuertheilte Prädicat, die Geltendmachung der Reformbill betreffend, fast die einzige Ausnahme bildete. Von jeher ein echter Politiker, standhaft soweit es die Interessen seiner Partei zuließen, begnügte er sich während dieser Zeit meist damit, ihren constitutionellen Maximen scheinbar beizupflichten und versuchte nur selten eine selbständige, politische Beweisführung als maßgebend hinzustellen. Es bestanden gewisse politische Ansichten, die man als „Whig-principles" zu bezeichnen pflegte; und wenngleich dieselben durch die heftige Erschütterung, welche die Reformbill mit sich brachte, eine temporäre Niederlage erlitten, so hörte man dennoch jene Principien von Russell bei jeder nur passenden Gelegenheit citiren und anerkennen, sodaß man glauben mußte, sie bildeten die Grundlage seines politischen Glaubensbekenntnisses.

Als aber die großen Männer der Reform von der Scene abtraten oder in den Reihen ihrer Gegner verschwanden, da schwang sich Lord John Russell zum Führer empor. Ob er seine Erhebung einzig einem plötzlichen Umschwung verdankte oder ob seine Partei wirklich in ihm höhere Talente entdeckt hatte, das wußte man nicht; aber er hatte seinem Führeramte im Unterhause, dessen Regierungsorgan er eben damals war, nicht lange vorgestanden, so wurde man sich klar, daß unter dem schmiegsamen Aeußern jener friedlichen Imitation, gegen der man ihn für wenig mehr als eine aristokratische Puppe betrachtet hatte, — eine Standhaftigkeit des Charakters, eine große Beobachtungsgabe, eine Gewandtheit in der Debatte und was noch mehr sagen will, ein geschulter Takt verborgen lag, was Alles ihn zum Vertreter einer weit wichtigern als der ihm bisher zugetheilt gewesenen Rolle in der Politik geschickt machte und den Männern aller Parteien es als der Mühe werth erwies, über seine Eigenthümlichkeiten nachzudenken und in ihm ein gewisses System von Grundsätzen aufzusuchen. Mit der erlangten Macht und ihren Verantwortlichkeiten kam über Russell das Bewußtsein der Unabhängigkeit von jenen Fesseln, welche ihn im Zustande einer verhältnißmäßig politischen Unmündigkeit gedrückt hatten. Berufen, für sich selbst zu handeln und für seine Meinungen dem Lande gegenüber verantwortlich gemacht, sprach er dann weniger oft die feststehenden Ansichten seiner Partei aus, sondern stellte vielmehr seine eigenen Beschlüsse hin, die er seit lange, bei einer sorgfältigen Beobachtung der Merkmale,

der Zeiten und der Bedürfnisse des Volks in sich gebildet hatte. Seine Reden enthielten noch viel von dem alten Partei-Sauerteige, aber es war ihnen ein mehr unabhängiger, philosophischer und staatsmännischer Geist beigegeben.

Bilder vom Hunger.

Von einem Arzt.

I.

Wessen Beruf es ist, zu horchen auf Das, was mit einem glücklichen Ausdrucke

„der Menschheit sanfte, klagende Musik"

genannt worden ist, dessen Mitgefühl wird leider oft genug von Scenen in Anspruch genommen, die man sich, ausgestreckt auf seinem Sopha, ein unterhaltendes Buch in der Hand, umgeben von Blumen, Teppichen und schönen Tapeten, nicht vorzuführen liebt. Dennoch soll sich der Menschenfreund keiner Wahrheit entziehen. Vergebe man daher, wenn wir in den folgenden Blättern an Thatsachen erinnern, die Erfahrung und Geschichte nicht leugnen können.

Wenn der Dämon einer allgemeinen Hungersnoth sein gräßliches Haupt erhebt, geht das Volk in Scharen bleicher, halb sterbender Bettler; seine Verzweiflung ist so furchtbar, daß es vor Pulver und Blei nicht zurückschreckt. In den Unglücksjahren 1735 und 1771—72 haben es unsere Vorfahren, wir nach der außerordentlichen Mißernte von 1846, wo die Roggenfelder vom Kornrost (Uredo lineatis) und die Kartoffeln von der zerstörenden Fäule befallen waren, in schreckenerregender Weise erfahren, wie der vom Hunger gereinigte Mensch zum Thier entartet. Er achtet weder sittliches noch bürgerliches Recht und Gesetz, sein Trachten und Sinnen ist nur auf Stillung seines schreienden Hungers gerichtet, der jedes bessere Gefühl, jede Mahnung seines Herzens und Gewissens überläubt. Hungersnoth ist von jeher die gefährlichste Feindin staatlicher Ordnung gewesen, denn sie löst alle Bande auf, decimirt durch mörderische Seuchen die Menschheit und erzeugt die fürchterlichste Anarchie.

Auch im gegenwärtigen Jahre ist die Noth der untern Volksclassen groß. Alle Nahrungsmittel haben einen Preis erlangt, welcher selbst für bemittelte Familien empfindlich, für minder bemittelte drückend, für den Armen aber völlig unerschwinglich ist. Zwar haben wir, Dank der in so reichem Maße aller Orten geübten öffentlichen und Privatwohlthätigkeit, von Nothständen, wie das Jahr 1847 sie brachte, glücklicherweise bisjetzt nichts erfahren, gleichwol dürfte ein Rückblick in jene Schreckenszeit, um frühzeitig vor Gefahr und Schaden zu warnen, wenn auch allerdings nicht erfreulich, doch nimmermehr überflüssig und unangemessen sein. Wir lassen die Ereignisse selbst reden.

Unter der Ueberschrift: „Ihrungsgeschichten aus dem Karpatenlande," berichtete die augsburger „Allgemeine Zeitung" in einem Artikel von der schlesisch galizischen Grenze Folgendes: „Am 16. Juni 1847, als dem letztverflossenen Amtstage, meldeten einstimmig 15 Ortsrichter sammt den Gemeindegeschworenen, daß Beisassen und Grundwirthe von nichts Anderm zu leben hätten als von Gräsern und Wurzeln; daß die Menschen im Gesicht und am ganzen Körper gelb würden, verschwöllen und stürben; sodann daß mehre gänzlich umgefallen und jählings gestorben seien. Sie behaupteten, es würde mehr als ein Drittel der Bevölkerung aussterben. Binnen vier Tagen wurden denn auch in der saybuscher Pfarrei 91 Personen mit den Sterbesacramenten versehen und 41 begraben. Am 24. Juni lagen bei der Kirche 31 Leichen. Um Ansteckung zu vermeiden, wurden solche auf den Friedhof geschafft und in Schachten begraben. Am nämlichen Tage starben im Hofe des gutsherrlichen Schlosses plötzlich drei Bettler, und zwar, wie sich ergab, aus Hunger. Ein Bauer brachte sein todtes Weib und seine todte Mutter, mit etwas Stroh

bedeckt, zugleich aber auch sein noch lebendes siebenjähriges Söhnchen auf den Gottesacker. Auf Befragen äußerte er stumpf und mit stierem Blick: »Das Kind werde ja auch bald sterben.« Ein Anderer brachte ein todtes und ein krankes Kind in die Leichenkammer. Zur Rede gestellt, erwiderte er: »Zu Hause müsse dieses wie das gestorbene verhungern.« Am 25. Juni starben in einem einzigen Amtsbezirke 24 Personen und es wurden daselbst mehre Gemächer hergerichtet, wo die auf Gassen und Feldern umherliegenden halbtodten Menschen untergebracht wurden. Nach einem acht Tage lang anhaltenden Regenwetter nahm die Sterblichkeit außerordentlich zu. Gleichwol konnten wegen großen Wassers die Leichen aus den Gebirgsdörfern nicht auf den Gottesacker getragen werden, und als dies endlich möglich war, mußte es in Massen geschehen, worunter schon halbverwestе. Viele Leichname wurden ohne alle Anmeldung auf den Friedhöfen niedergelegt, wo dann die eingepfarrten Gemeindevorstände mit der Nachforschung beauftragt wurden."

In einem spätern Bericht über die Noth in Galizien heißt es: „Wir stehen bereits auf der Höhe von Irland oder liegen vielmehr schon in demselben grausenvollen Abgrunde des Jammers und des Elends. Es ist eine jener schrecklichen Zeitperioden, in welchen die Natur aufräumt unter den Menschen, um Nahrungsbedarf und Nahrungsmittel wieder ins Gleichgewicht zu setzen. Wir haben Gemeinden, welche buchstäblich decimirt sind. Was irgend verschlungen werden kann, wird von den hungernden Jammergestalten aufgezehrt, um noch einige Stunden länger die Last des Daseins zu tragen. Man schlägt sich um die rohen Abfälle der Bierbrauereien und verschlingt dieselben mit der Gier eines Raubthiers, ja man durchsucht die Reinigungskanäle der Häuser und die Gossen der Straßen, um an schmuzigen Knochen zu nagen." Arbeitslosigkeit vermehrte das grauenhafte Elend. „Wer das Glück hat, beschäftigt zu werden", heißt es in einem andern Artikel aus Galizien (s. „Hamburgischer Correspondent" vom Jahre 1847, Nr. 166), „verdient höchstens täglich 4—5 Kreuzer, wofür man schwarzes Mehl kauft, das man mit Gras oder besser Hederich mischt; indessen sterben daran eine Menge Menschen. In Saybusch lagen eines Morgens 19 Todte um die Kirche herum und täglich findet man todte Menschen in den Straßen. Gewöhnlich geht dem Hungertode das Nervenfieber oder der Hungerwahnsinn voran, bei welchem letztern der Unglückliche bis zum letzten Augenblicke blind und stumpfsinnig fortwandelt. Man kann diese Leute unter den vielen Bettlern leicht herauskennen. In Saybusch hat man bereits 500 Todtgefundene begraben."

Aus einem andern Kreise Galiziens, der acht Meilen im Umfange und über 50,000 Seelen zählt, ward geschrieben, daß bereits über 300 Menschen des Hungertodes gestorben seien, während das Verhältniß der am Typhus Sterbenden beinahe drei vom Hundert sei. „Es ist ein namenloses Elend!" setzte der Berichterstatter hinzu. „Alle Familienbande sind zerrissen, Kinder und Aeltern irren vereinzelt umher, um Nahrung zu suchen. Wann und wie wird unsere Noth enden!" Es ging noch nicht zu Ende damit. „Wo das Unglück einkehrt, da friß es sich satt bis auf den letzten Bissen", sagt ein Sprüchwort. Das unglückliche Galizien weiß davon zu sagen. Pestilentialische Seuchen, diese steten Begleiter der Hungersnoth, fuhren fort, das halbverhungerte Volk heimzusuchen und seine Reihen zu lichten. Und wie grauenerregend war die sittliche Depravation des übergebliebenen Theils! Verzweiflung treibt zum Aeußersten: zu Aufruhr, Mord, Plünderung. Wer noch halbweg rüstig war, den trieb die Noth sogar in die Städte, die gegen diese räuberischen Ueberfälle des Landvolks sehr auf der Hut sein mußten. Das Gräßlichste aber sollte erst noch geschehen. Ein Artikel aus Krakau führte drei Fälle an, wo der rasendste Hunger die Bauern zum Genuß von Menschenfleisch getrieben habe, und aus Galizien selbst schrieb man, daß ein 17jähriger Bursche, unfähig, dem wüthenden Hunger länger Widerstand zu leisten, seinen jüngsten Bruder, ein Kind von drei Jahren, getödtet und das Fleisch gekocht habe. Selbst die Mutter soll davon gegessen haben!

Werfen wir einen Schleier über ſo viel mit Schauder und Entſetzen erfüllende Unnatur! Vergeſſen wir jedoch nicht zu erwägen, daß der vom ſchreiendſten Hunger gefolterte, dem Hungertode entgegengehende Menſch ſeines Vernunftgebrauchs unmächtig, daß er unfrei und folglich unzurechnungsfähig iſt. Erzeugt doch ſchon eine mangelhafte Ernährung, eine im Verhältniß zum Verbrauch ungenügende Diät Seelen- und Geiſtesſchwäche, ja Wahnſinn und ſelbſt Tobſucht; muß nicht eine gänzlich mangelnde und völlig ungehörige Nahrung das geſammte Nervenſyſtem, und beſonders das Gehirn, noch weit mehr beeinträchtigen und ſeine Functionen verſtimmen und verkehren?

Von Galizien aus verbreitete ſich dieſer Hungertyphus (Febris famelica) über Oberſchleſien, Ungarn und Polen. Die aufeinanderfolgenden Mißernten dreier Jahre, namentlich das totale Mißrathen der Kartoffeln im letzten Jahre und als Folge davon der allgemein verbreitete Genuß unverdaulicher und wenig oder gar nicht nährender Lebensmittel, beſonders Kleie, Gras, Sägeſpäne, ausgepreßte Leinſamenkuchen u. ſ. w., hatte längſt eine ſchleichende Entkräftung unter den ärmern Bewohnern Oberſchleſiens herbeigeführt und ſie für die Krankheit empfänglich gemacht. Dieſe brach daher auch zuerſt in den unterſten Volksclaſſen aus, verbreitete ſich jedoch weiterhin, wie ſo häufig bei epidemiſchen Krankheiten, über alle Stände der heimgeſuchten Bezirke. In der Grafſchaft Pleß und dem Kreiſe Rybnik war vor allem die Noth groß. Dort allein zählte man im Herbſt 1847 gegen 3000 Waiſen. Sie irrten von Ort zu Ort ohne Brot, ohne Obdach, in Lumpen. Schon damals hatte die Sterblichkeit gegen acht Procent der Bevölkerung hinweggerafft und wie Viele ſind nicht nachher noch die Beute dieſer gräßlichen Krankheit geworden! „Zuſtände, wie ſie jetzt in Oberſchleſien beſtehen", wehklagte noch im Februar 1848 ein Artikel in der »Breslauer Zeitung«, „hat man bisher in Deutſchland für unmöglich gehalten. Die Todten können nicht mehr begraben werden, — die großartigſten Unterſtützungen von Seiten des Gouvernements ſowol als der Privatwohlthätigkeit (einzelne Gutsbeſitzer hatten 1500—2000 Thaler hergegeben) reichen nicht aus, die maſſenhafte Armuth, dieſe Hungersnoth in ganzen Kreiſen zu bekämpfen." Die Winterſaat blieb im darauf folgenden Herbſt theilweiſe unbeſtellt: es fehlte an Saatkorn und ebenſo im Frühling 1848 an Kartoffeln zum Auspflanzen. Was halfen die mittlerweile eingetretenen mäßigen Getreidepreiſe? Sie brachten keine Hülfe, denn die verbreitete Maſſenarmuth hatte kein Geld zur Bezahlung auch der billigſten Lebensmittel. Ebenſo wenig nützte die Anordnung größerer Arbeiten, denn den verhungerten und entkräfteten Menſchen fehlte Muth und Kraft zur Arbeit. Es war eine ſtumpfe Apathie, eine atoniſche Willenloſigkeit über das Volk gekommen, das bettelnd und ſtehlend umherſchlich, bis der Hungertod dieſem ſchaudervollen Treiben ein Ende machte. Dem wirklichen Mangel unterlagen im rybniker Kreiſe 20,000 Menſchen und in der Grafſchaft Pleß ſoll es nicht beſſer geweſen ſein. Bei ſolchem allgemeinen Nothſtande kann weder der Communal- noch der Kreis-Armen-Verband genügende Hülfe ſchaffen, denn die Armenverbände waren bis auf geringe Ausnahmen nichts als Verbände auch nur von Armen.

Auch in Ungarn, dieſem von der Natur ſo geſegneten Lande, ſind Hunderte von Menſchen Hungers geſtorben. Daß bei einem ſolchen Grade der Noth die Geſetze der Menſchlichkeit und Ordnung mit Füßen getreten werden, daß Empörungen gegen Obrigkeiten und Grundherren, Plünderung, Mordbrennerei und Todtſchlag an die Reihe kommen, ja daß der zum Thier entartete Menſch zum Kannibalen wird, darf uns, wie oben gezeigt, nicht Wunder nehmen. So hatten u. a. auch in dem polniſchen Gouvernement Witebsk die Bauern ſich zuſammengerottet, den Gutsherrn mit ſeiner ganzen Familie erſchlagen und die erbeuteten Vorräthe unter ſich getheilt. Mit derſelben Grauſamkeit raſte der Pöbel in Ungarn, wo ſogar, nach den übereinſtimmenden Angaben dortiger Journale, am 7. Juli 1847 ein Ehepaar von Nedecz, einem Gute des Barons Horwath, von Poloriſa

nach Leutschau eingeliefert wurde, weil es aus Hunger einen Knaben von acht Jahren bis auf die Füße verzehrt hatte. . . .

Selbst das vermöge seiner vortrefflichen Bodenbeschaffenheit sonst so fruchtbare, freilich aber auch sehr dicht bevölkerte Flandern ward infolge der Mißernte des Jahres 1846 hart mitgenommen. Ein Bericht aus Brüssel vom 15. März 1847 schilderte die traurigen Folgen der Noth in schmerzlichster Weise. Auf der Station von Bernhem waren am 10. Februar sechs Unglückliche Hungers gestorben und drei andere in der Nähe der Station an demselben Tage todt gefunden. In Meulebecke befanden sich von 3000 Einwohnern 4000 in den Listen der öffentlichen Almosenempfänger eingeschrieben; mehr als 700 wurden täglich durch Krankheit und Elend weggerafft. Ganze Familien wurden gleichzeitig in das Krankenhaus geliefert; eine Menge Kinder, vater- und mutterlos, fielen der Gemeinde zur Last. Der Armenaufseher in Ardoge, Jan von Oker, berichtete, daß es eine große Anzahl von Haushaltungen gebe, wo sich weder Brennmaterial noch ein Bett oder auch nur eine handvoll Stroh als Lagerstätte befinde; in der einzigen Stadt Ardoge seien wenigstens 2000 Arme, die kein Hemd im Besitz hätten. „Alle unsere alten Bettler" — heißt es weiter — „sind gestorben (crevaient); man nimmt die Beerdigungen in der Nacht vor, um den Schrecken zu vermeiden. Wenn es noch eine zeitlang so fortdauert, müssen wir Alle daraufgehen." In Lichtenwalde erklärte der Arzt Dr. Roels, daß von 20 Todten 16 wegen unzureichender und schlechter Nahrung stürben.

Ueber alle Beschreibung niederschlagend lauteten die Nachrichten aus dem unglücklichen Irland. Der Hunger ist zwar auf der „grünen Insel", von welcher neun Millionen Pfund jährlich außer Landes gehen, Jahr ein Jahr aus heimisch, in den Jahren 1846 und 1847 aber hatten Mißernten die Noth zu einer Höhe hinaufgetrieben, die seit 1740 nicht vorgekommen. In Dublin durchirrten ganze Züge von Armen, den Hunger auf ihren Gesichtern gezeichnet, die Straßen und starben auf einem Eckstein, wenn die Vorübergehenden ihnen nicht zu Hülfe kamen. Noch betrübender lauteten die Berichte aus den westlichen und mittlern Bezirken. In Bantry wurde an einem Tage über 14 Leichen Todtenschau gehalten und in allen 14 Fällen lautete das Verdict „vor Hunger gestorben". In demselben Bezirke waren unter 42 Menschen, die der einzige Geistliche, Herr Bagley, binnen wenigen Tagen zum Tode bereitete, 25 buchstäblich verhungert. Tischler, Schiffs- und Zimmerleute hatten Tag und Nacht mit der Verfertigung von Särgen zu thun und konnten kaum mit ihrer Arbeit fertig werden. Die Sterblichkeit war so groß, daß es unmöglich geworden, Allen ein Begräbniß nach dem katholischen Ritus zutheil werden zu lassen. „Hier", schrieb der «Cork Reporter», „trägt eine ausgemergelte Mutter ihr Kind auf ihren Schultern nach dem Kirchhofe, dort fährt ein Sohn seinen Vater auf einem Schiebkarren nach seiner letzten Wohnung und die Mitgehenden essen Gras, um den in ihren Eingeweiden wüthenden Hunger auf einen Augenblick zu befriedigen." In den meisten Fällen war man genöthigt, dem Todten einen Sarg zu verweigern; die Leichname, nicht selten schon eine Beute der Ratten, wurden übereinander in eine gemeinschaftliche Grube geworfen. In der Grafschaft Roscommon waren im Herbst 1846 ganze Dörfer menschenleer, theils durch Aussterben, theils weil die Bewohner geflohen oder ausgewandert. In Ardmore, Tramore und Dungarvan zählte man im Januar schon über 400 Fälle von Hungertod; in der Grafschaft Galway war eine ganze Familie von zehn Menschen verhungert und lag viele Tage unbegraben in ihrer elenden Hütte. Viele Andere starben im Gebirge, hülflos und verlassen. Die gedrängteste Bevölkerung strömte in Scharen nach England hinüber und namentlich wurden die Städte Manchester und Liverpool von Tausenden solcher halbverhungerter Irländer überschwemmt, welche dort Arbeit und Almosen zu finden hofften. Nach Liverpool allein kamen im December 1846 13,471, in den ersten vierzehn Tagen des Januar 1847 11,200, im März 50,000 und in der ersten Hälfte

des April 27,400. Den Städten erwuchs aus diesen unwillkommenen Gästen, deren Invasion doppelt gefährlich war, da sie Seuchen mitbrachten und verbreiteten, eine bedeutende Mehrausgabe; Tag und Nacht waren die Wohlthätigkeitsanstalten von Haufen Zerlumpter belagert, deren Elend alle Begriffe überstieg. Schlimm war's dabei, daß sich namentlich der kleinern Pächter in vielen Gegenden völlige Verzweiflung bemächtigt hatte und daß, mit Ausnahme der Provinz Ulster, die Erde fast allenthalben noch die Vorarbeiten erwartete, welche sie zur Aufnahme der Saaten im Frühjahr befähigen müssen. Man konnte unter diesen Umständen auch der nächsten Ernte nur mit banger Besorgniß entgegensehen.

Um das Maß voll zu machen, brachen an vielen Orten Irlands ernstliche Unruhen aus, zu welchen das Volk durch die immer mehr sich steigernde Noth hingedrängt ward. Ist es doch eine nicht ungewöhnliche Erscheinung, daß Seuchen und Hungersnoth mit Kampf und Todtschlag abwechseln. Truppen und Polizei waren in fortwährender Bewegung und fanden mehrfach lebhaften Widerstand bei der Ausübung ihrer Functionen, wie denn z. B. in Garven, einem Dorfe bei Dungarvan, wo eine Verhaftung bewerkstelligt werden sollte, zwei Polizeidiener vom Volke getödtet und zwei andere schwer verletzt wurden. Wie viel ärger aber würde es in dem verschrieenen Irland hergegangen sein, wenn nicht die Friedensworte der wackern, so opferwilligen katholischen Geistlichkeit und ganz besonders des Paters Mathew, dem in den thränenreichen Blättern der neuern Geschichte des irischen Volks neben Daniel O'Connell unstreitig der zweite Platz gebührt, die hungernden Scharen von der Bahn allgemeiner Empörung abgelenkt hätten! Sie nur vermochten das. Denn die Geistlichkeit strahlt in Irland vermöge der Verfolgung mit einer Art von Heiligenglanz, der sie dem Herzen des in Leiden, Elend und Unterdrückung großgezogenen Volks theuer macht.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Das Wetter.

Die Witterung und das Vorherbestimmen ihres wahrscheinlichen Ganges ist bei deren großem Einflusse auf den Menschen und seine natürlichen Umgebungen, denen er die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und Genüsse entnimmt, von je ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit gewesen. Im Ganzen aber müssen wir gestehen, daß uns die Wissenschaft in dieser Hinsicht noch nicht das Recht gegeben, etwas mehr als Vermuthungen auszusprechen.

Auf kleinere Landstriche und für kürzere Zeiten gibt es allerdings ziemlich sichere Anzeichen, die uns auf die nächste Witterung mit einiger Sicherheit schließen lassen, weiter geht dies aber bei der Unmöglichkeit, den Gesammtwechselverkehr der Witterungselemente zu kennen, nicht. Die Temperatur- und Witterungsverhältnisse ganzer Jahreszeiten vorausbestimmen zu wollen, überschreitet jedenfalls das Maß und die Berechtigung unserer Erfahrungen. Es muß z. B. durchaus nicht, wie man gewöhnlich annehmen sieht, auf einen kalten Winter ein heißer Sommer, auf einen milden Winter aber ein kühler Sommer stattfinden. Häufig ist das Gegentheil der Fall. So herrschte vom Juni 1815 bis zum December 1816 eine ungewöhnlich niedrige Temperatur in Europa; die Mißernte von 1816 war die Folge. Vom November 1821 bis zum November 1822 dauerte eine ungewöhnliche Wärme und das Jahr 1822 zählt bekanntlich unter die ausgezeichneten Weinjahre. Die Wissenschaft hat den normalen jährlichen Gang der Wärme bestimmt; aber es treten darin bedeutende Abweichungen auf, wie schon jene Beispiele zeigen, und diese Abweichungen sind dann nicht local, sondern über größere Strecken verbreitet. Höchst wahrscheinlich allerdings ist auf der Erdoberfläche stets dasselbe Wärmequantum vertheilt, aber ungleich. Kalte Winter sind die Folge längere Zeit vorherrschender Nordostwinde, kühle Sommer die Folge vorherrschender Südwestwinde; davon sind nach dem berühmten Dove unsere Witterungs-

verhältniſſe bedingt; dieſe abwechſelnden Luftſtrömungen ſelbſt aber vorherzubeſtimmen iſt uns noch nicht geſtattet. Sollte auf einen kalten Winter ein heißer Sommer folgen, ſo müßte ein ganzes Jahr hindurch der Nordoſtwind vorherrſchen; der Südweſtwind aber, wenn dem milden Winter ein kühler Sommer folgen ſoll.

Einige Naturforſcher wollen eine allgemeine Abnahme der Wärme auf unſerer Erde annehmen und erklären dies durch die fortwährende Vergrößerung der Bahn der Erde und die ſteigende Entfernung derſelben von der Quelle der Wärme, der Sonne. Schmitz in Köln, deſſen naturwiſſenſchaftliche Anſchauungen iſolirter ſtehen, als ſie es eigentlich verdienen mögen, äußert ſich darüber wie folgt: „Die beiden Pole ſind zuerſt unter nie mehr ſchmelzendem Eiſe erſtarrt. Ein ewiger Winter dehnt ſich von Norden und Süden her immer weiter auf die gemäßigten Zonen aus. Die Eiszonen haben ſchon ehemals blühende Länder mit ihrer reichen Vegetation und den tropiſchen Thieren, die ſie nährte, für immer mit ihrem blaſſen Leichentuche bedeckt. Nebel, Wolken, Regen und Stürme, die Vorläufer des ewigen Winters, nehmen zu. Die ſteigende Entfernung hebt allmälig die Verſchiedenheit der Jahreszeiten auf. Wir haben ſeltener als ehemals anhaltende Wärme oder Froſt; mehr feuchte Witterung ſtatt eines anhaltenden Winters und mehr Regentage ſtatt eines heißen Sommers. So nimmt die feuchte Witterung, der Uebergang von der warmen auf die kalte Jahreszeit, immer zu, bis ein ewiger Winter die ganze Erde deckt.“

Um aufs Wetterprophezeien zurückzukommen, ſo können wir nur wünſchen, daß die Hoffnungen auf ein gutes und geſegnetes Jahr, die ſich an den ſo ungewöhnlich ſtrengen und anhaltenden Winter knüpften, noch in Erfüllung gehen mögen; ſind wir auch nicht im Stande, wie oben bemerkt, für dieſe Hoffnungen zuverläſſige Anhaltpunkte in der ſtrengen Wiſſenſchaft zu finden.

Man hat ſich auch bereits die Jahrhundertvorgänger unſers laufenden Jahres angeſehen und dabei freilich nicht viel Erbauliches entdecken können. Die Jahrgänge 1054, 1154, 1254 und 1454 waren ſchlecht; im Januar und Februar 1554 herrſchte große Kälte, vom 19. bis 31. Mai und am 9. Juni gab es ſtarken Reif; am 21. September erfroren die noch unzeitigen Trauben, der Wein wurde ſauer und die Ernte fiel nur mittelmäßig aus. Vom Jahre 1654 lauten die Nachrichten günſtiger; nach einem milden Winter folgte ein früher, warmer Frühlingsanfang; ein Erdbeben am 7. März aber brachte Sturm, Kälte und am 19. März Schnee; mit dem April jedoch kam wieder wärmere Witterung, um die Mitte Mai große Hitze, ſodaß am 22. die Trauben zu blühen begannen; der Juni und Hälfte Juli waren kalt und regneriſch, dann wieder ſehr günſtige Witterung und die Ernte fiel ſehr gut aus. Ein kühler und regneriſcher Auguſt ward vom September wieder gut gemacht, der die Trauben ſchnell zur Reife brachte, ſodaß die Weinleſe in Bezug auf Qualität und Quantität zu den guten zählte. Dieß war gewiß ein launiſches Jahr mit ſchließlich doch guten Ergebniſſen. Die Witterung des Jahres 1754 war den Reben wieder nicht günſtig; auf einen ſtarken Schneefall am 26. Januar trat eine bis zum 21. März dauernde Kälte ein, der April war trocken, aber kühl, die Hitze im Mai kurz; den ganzen Sommer über regneriſche Witterung; die Trauben hatten eine ſchlechte Blüte, fielen ab und der Wein wurde ſauer. Dieſe Beobachtungen beziehen ſich aber immer nur auf einzelne Länderſtriche, ſind nicht allgemein; und ſo verhält es ſich auch mit dem Vorausſagen des Wetters überhaupt. Für jegliches Wetter aber gilt die gute alte Regel: Gott verläßt keinen Rüſtigen und Tüchtigen, der ſich zu rühren weiß und das gute Wetter in ſich trägt. L.

Anregungen.

Geſchichts-Kabbala.

Namen ſind zufällig; ſie gewinnen aber oft den neckenden Schein der Bedeutung. Bertha — Marie — Minchen — hat nicht jeder dieſer Namen eine eigenthümliche Muſik? Kann man ſich bei etwas empfänglicher Phantaſie nicht leicht Geſtalt, Geſicht und Weſen zu ihnen hinzudenken? Wen hätte der Name eines Unbekannten nicht einmal zu der Vorſtellung gebracht: So und ſo muß er ausſehen, und wem wäre dieſe Prophezeiung nicht auch ſchon in überraſchende Erfüllung gegangen?

Wie im gemeinen Leben, ſo in der Weltgeſchichte. Auch hier beſtätigt ſich oft der alte Spruch: Nomen et omen. Daß der erſte und letzte der Seleuciden, die über Syrien herrſchten, den Namen Antiochus trugen, iſt eben kein Wunder, denn ſo hießen ſie alle. Daß aber der erſte König von Tyrus, der bekannte Freund des weiſen Salomo, der die Cedern zum Zionstempel lieferte, Hiram hieß und daß auch unter einem Hiram das tyriſche Reich ſpäter von Nebukadnezar zerſtört ward, iſt ſchon merkwürdiger, denn keiner der Könige zwiſchen dem erſten und letzten, innerhalb fünf Jahrhunderten, ward Hiram genannt. Daß ein Brutus den Römern die Freiheit gab und daß ein anderer Brutus die bedrohte Freiheit Roms vergeblich retten wollte, iſt mehr als ein wunderliches Spiel des Zufalls, denn hier wirkte wol die Erinnerung an den Ahnherrn als ein Stachel zur That, der Name Brutus klang dämoniſch mahnend von allen Seiten ſicher den ſchwermüthigen Helden an. Noch auffälliger iſt es, daß der letzte römiſche Kaiſer Romulus Auguſtulus den Namen des Gründers von Rom und zugleich — ſpottiſch verkleinert allerdings — den Namen Deſſen trug, der das Römerreich zuerſt in ſeiner größten Ausdehnung und Machtfülle beherrſchte.

Aehnliche Erſcheinungen bietet auch die ſpätere Geſchichte. Der erſte der Hohenſtaufen iſt ein Konrad, der letzte ein Konradin. Das engliſche Königshaus der Plantagenets umfaßt drei Richards, deren jeder in ſeiner Weiſe merkwürdig iſt: Richard I., genannt Löwenherz, die vielbeſungene „Freude des ſtolzen England"; Richard II., das ſanfte, ſchöne Naturell, das im Getümmel der Parteikämpfe ſchonungslos geworfen wurde; Richard III. endlich, der den Schrecken der Bürgerkriege bis zur höchſten Steigerung und dadurch zur Verſchärfung brachte.

Ein ähnlicher prophetiſcher Spuk ſcheint nun auch oft in den Zahlen zu walten.

Im Jahre 800 war es, wo Karl der Große in der Peterskirche zu Rom von Papſt Leo III mit der römiſchen Kaiſerkrone überraſcht wurde; und ſiehe da! Acht Fürſten ſeines Geſchlechts trugen nach ihm dieſe Krone und ſie waren ſämmtlich — Nullen.

Im Jahre 987 beſtieg Hugo Capet, Graf von Isle de France, den königlichen Thron von Frankreich. Drei Ziffern ſind es und drei Linien der capetingiſchen Hauſes herrſchten nacheinander bis zum Zeitalter der Revolution. Der neunte Monarch der erſten Linie war Ludwig der Heilige, der Ritter und Märtyrer des Kreuzes; der achte Monarch der zweiten Linie war Ludwig XII., der kluge Feind Maximilian's und Vater Franz' I.; ſieben Stellen weiter finden wir Ludwig XIV., den Großen, — drei Fürſten alſo, die um Frankreichs Macht und Ruhm ſich glänzende Verdienſte erworben haben, zugleich drei merkwürdige Verfechter des Papſtthums: der Eine aus naivem Enthuſiasmus, der Andere im Drange der Kriegspolitik, die ihn auch zuweilen untreu werden ließ; der Dritte endlich nach Machiavelliſtiſchen Grundſätzen, welche die Ketzerverfolgungen zu vereinbaren wußten mit Freigeiſterei von der kälteſten Sorte. Dreht man die obengenannte Jahrzahl 987 herum, ſo erhält man ſogar noch die Endſtellen des verhängnißvollen Jahres 1789.

Die engliſche Geſchichte bietet Aehnliches. Der erſte der Plantagenets, Heinrich II., an den ſich alſo zuerſt die Idee der engliſchen Staatseinheit anknüpft, regiert von 1154—89. Die beiden Eins, die in beiden Jahrezahlen wiederkehren, mögen den Stifter des Hauſes und ſeinen berühmten Nachfolger Richard Löwenherz bezeichnen. Von Dieſem fünf Stellen entfernt leuchtet Eduard's III. Name, des Siegers von Crecy und Poitiers, des Unterwerfers von Frankreich bis zur Loire. Von da ab vier Stellen weiter treffen wir Heinrich VI., unter welchem der Kampf der Rothen und Weißen Roſe entbrennt, dem der unglückliche König leidend zuſieht, bis ihn Gloucester's grauſamer Todesſtreich trifft. Acht Stellen entfernt von Richard Löwenherz begegnet uns Shakſpeare's Lieblingsheld, Heinrich V., der Genoſſe Falſtaff's und der Sieger von Agincourt. Neun Stellen von ihm abwärts endlich erſcheint Eliſabeth, die königliche Jungfrau, welche England zur erſten proteſtantiſchen Macht Europas erhob.

Auch die Chronik unſers Vaterlandes iſt nicht arm an prophetiſchen Zahlen. Im Jahre 1273 beſtieg Rudolf von Habsburg nach „der kaiſerloſen, der ſchrecklichen Zeit" den Kaiſerthron. Er iſt die Eins von 1273. Von ihm zwei

Stellen entfernt iſt ſein Sohn Albrecht, der erſte ſtarke Vertreter der öſtreichiſchen Arrondirungspolitik. Sechs Kaiſer aus andern Geſchlechtern herrſchen nach ihm, bis mit dem ſiebenten, Albrecht II., die habsburgiſche Dynaſtie zu dauernder Regierung kommt. Drei Stellen weiter abwärts finden wir Karl V., den Herrn eines Reichs, in dem die Sonne nicht unterging.

1519 ward Karl V. zum Kaiſer gekrönt. Sein fünfter Nachfolger war Ferdinand II., der unglückliche Zeitgenoſſe des Dreißigjährigen Kriegs; dieſem folgte Ferdinand III., der Unterzeichner des Weſtfäliſchen Friedens, welcher Deutſchlands Geſchicke in fremde Hände lieferte; neun Stellen weiter erſcheint Franz II., der den leeren Namen eines Deutſchen Kaiſers aufgab und ſich Erbkaiſer von Oeſtreich nannte.

Aehnliche Proben einer Geſchichts-Kabbala mögen in dem vor einigen Jahren in Paris erſchienenen Werke: „Recherches sur les fonctions providentielles des dates et des noms dans les annales de tous les peuples", nachgeſucht werden. Freilich ſind dieſe „fonctions providentielles" oft an den Haaren herbeigezogen. Vielleicht verdüſtert ſich — wenn unſere ſchlimmſten Befürchtungen ſich erfüllen ſollten — die öffentliche Stimmung noch dermaßen, daß man die Zahlen befragt, die doch wahrlich immer noch logiſcher ſind als die Tiſchplatten. Einſtweilen empfehlen wir ſolche Spiele als Gedächtnißunterſtützung für die Schule.

Lorber über Gräbern.

Robert Prutz veröffentlicht in ſeinem „Deutſchen Muſeum" zwei mit Wärme geſchriebene Erinnerungen an einen Dichter und einen Schauſpieler, beide, um ihnen im Tode eine Genugthuung zu geben, die ihnen im Leben verſagt geweſen wäre. Die Skizze über Jean Baptiſte Baiſon, den als Director des hamburger Stadttheaters verſtorbenen trefflichen Schauſpieler, iſt ein Uebergang zu einer vollſtändigern Würdigung dieſes zu früh verſtorbenen merkwürdigen Künſtlers, die etwas in anderm und ſchärfer charakteriſirenden Sinne erfolgen müßte, als dies in den bisher erſchienenen hamburger Nekrologen geſchah. Der Herausgeber dieſer Blätter glaubt ſich berufen, künftig einmal dieſe Ergänzung der Prutz'ſchen Darſtellung geben zu können. Er ſtand dem Verſtorbenen ſo nahe, daß er ein Charakterbild zeichnen wird, das intereſſiren würde, auch wenn der Darzuſtellende nicht einen öffentlichen Namen getragen; denn es handelt ſich um eine eigenthümliche Natur. Bei dem Nachruf an Raupach fiel uns jedoch auf, daß der weiche Ton derſelben in einem ſeltſamen Gegenſatze zu der Sprache ſteht, die ohne Zweifel auch Robert Prutz bei Lebzeiten dieſes Mannes gegen ihn geführt haben würde. Jetzt ein elegiſcher, faſt ſentimentaler Ton, und als Raupach lebte, wurde vielleicht nur um eines Bildes willen, das man ſich von ſeiner perſönlichen Schroffheit und Anmaßung gemacht hatte, bekanntlich Alles von ihm herabgeſetzt. Sind wir noch dem Tode im Stande, uns das Ringen und Streben eines Mannes, dem Manches gelang und den der Ruhm, den er ſich dadurch erwarb, anſpornen durfte, an neue Bewährungen ſeines Talents zu glauben, ganz objectiv zu vergegenwärtigen, ſind wir da in der Lage, über einen nun geſchloſſenen Mund, eine nun kalt und ſtarr ausgeſtreckte Hand uns der Rührung nicht zu erwehren, warum nicht dieſelbe Gerechtigkeit, ſolange ein ſolcher Mann lebt und jede Kränkung ſeiner Ehre, jede Ungerechtigkeit gegen ſein Wollen perſönlich und doppelt empfindet?

Müßten wir von jeder menſchlichen Schwäche, die ein Lebender zeigt, unſer Urtheil allein beſtimmen laſſen, welches Daſein könnte noch liebenswerth erſcheinen? Der öffentlich wirkende Charakter iſt mit ſeiner menſchlichen Schwäche am meiſten zur Schau geſtellt. Warum ſoll er deshalb den Kürzern ziehen gegen die Millionen um ihn und neben ihm, die im Privatverkehr anmaßend, erwerbſüchtig, neidiſch, boshaft, frig, kuechtiſch, hochmüthig genug ſind und bei denen allen dieſe Untugenden Niemanden beſtimmen werden, ſie im bürgerlichen Verkehr nicht als Das gelten zu laſſen, was ſie gelten wollen? Es ſcheint auch nur der Mangel an einem öffentlichen Leben Schuld zu ſein, daß gerade in Deutſchland gegen lebende öffentliche Charaktere, die ſich nicht wie Könige und Miniſter mit den Paragraphen der Strafgeſetzgebung wehren können, ſo wenig Gerechtigkeit und in der Polemik ſo wenig Schonung geübt wird. Die Literaturen wühlen ſich bei Allem, was ſie an Produktionen unterſuchen, oft ſogar in die privaten Lebensmotive ihres gegenſtändlichen Autors ſo ein, daß ſie nicht eher ruhen, bis ſie Das, was er hervorbrachte, aus ſeinem innerſten Lebenskern erklärt haben wollen. Dieſen Kern ſchälen ſie dann blos und fördern doch meiſt nur Falſches zu Tage. Selbſt ein Kritiker, der früher ſo terroriſtiſch ſchrieb wie Robert Prutz, wird dann entwaffnet von einzelnen beſſern Zügen in dem längſt verurtheilten Charakter, wird ſogar weich über die Totalität eines nun beendeten Wirkens und kann nicht umhin, ihm ins Grab eine handvoll Erde nachzuwerfen mit dem Zeugniß: Der Mann war bei alledem doch ein merkwürdiger Menſch.

Dies Factum iſt lehrreich. Es ſollte beweiſen, daß es uns ganz wohlanſtändig wäre, wenn wir ein wenig mehr Liebe zu derjenigen Zeit hätten, in der wir leben, ein wenig mehr

Wärme für die Menschen, die mit uns leben. Es gehört so wenig Gerechtigkeit dazu, die Bedingungen zu übersehen, unter denen sich Kunst, Literatur, Philosophie und jede höhere Wahrheitsregung, jede Ueberzeugung in unserer Zeit entwickelt. Was haben wir? Kunst- und Literaturvereine, die abgeschlossen sind, entwickelte Sprachen, die keiner Mehrung bedürfen, sociale Verhältnisse, die jede originelle Entwickelung hemmen (für Ueberzeugungen, die sonst Religionen stifteten, würde es jetzt nur das Narren- oder Zuchthaus geben) — eine solche Zeit sollte man nicht verachten, sondern lieben; man sollte Das, was sie hervorbringt, gerade um so höher schätzen in Erwägung des steinigen Bodens, auf dem es gedeihen muß. Eine Mutter hegt ihr schwächeres Kind mehr als ihr gesundes. Es soll damit nicht gesagt sein, daß man das Unbedeutende und Halbe anpriese.

Die interessanten Prutz'schen Ehrenrettungen beweisen auch noch etwas Anderes. Sie lassen das Leben für das Schaffen eintreten. Sie geben Fingerzeige, wie Der, den man früher tadelte, als fehlte er aus Unkenntniß oder Absicht, im Gegentheil durch den Lauf seiner Schicksale gezwungen wurde, gerade so und nicht anders zu handeln. Die Lebensläufe, die, wie z. B. der Goethe'sche, sich ganz in der Gewalt haben, sind selten; die Zufälligkeiten, unter denen oft der reifste Genius zum Sklaven wird, sind viel häufiger und sie bringen Wirkungen hervor, die erschrecken, wenn man den Entwickelungen zu folgen das scharfe Auge und die mildere Stimmung hat, die den sentimentalen Deutschen immer erst überkommt, wenn er Nekrologe schreibt. Dem Lebenden etwas mehr Billigkeit und dem Todten etwas weniger Phrase wäre der Fuß, auf dem sich beide Parteien am besten stünden.

Romanlectüre.

Den Roman „Gyrilla" von Frau von Lauthyhns, einer Engländerin, die in Deutschland lebt (Leipzig, Kollmann, vier Bände), rühmt man als spannend und besonders für weibliche Leser fesselnd. Ein leidendes edles junges Mädchen, ein schleichender Böswicht, eine komische eitle Tante, ein liebenswürdiger junger und hübscher, edelmüthiger Cavalier, das sind Charaktere, die ihre Wirkung nicht verfehlen. Spaßhaft (aber wider Willen des Autors) ist die Auffassung deutscher Verhältnisse nach englischem Gesichtspunkt. Der Schauplatz der Erzählung ist nämlich theilweise Salzburg.

„Tahiti" ist der Name eines neuen Romans von Friedrich Gerstäcker (Leipzig, Costenoble, vier Bände). Die Reiseeindrücke des berühmten Touristen tauchen hier noch einmal und zwar im romantischen Gewande auf. Was darin auf eigene Anschauung begründet ist und uns in lebhaftester Schilderung die Völker, die alten und die neuen Sitten der Südsee vorführt, wird Jedermann mit Vergnügen lesen. Minder anziehend ist die Erfindung selbst. Sie setzt zwar die stärksten Hebel der Erzählungskunst in Bewegung, hinterläßt aber fast auf jeder Seite den Eindruck baarer Unmöglichkeit Dessen, was uns hier zu glauben zugemuthet wird. Ob es ferner auch möglich ist, daß europäische Leser sich von Auseinandersetzungen wie folgende: „René sagte zu Sadie: Der größte Theil der Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen, des südlichen Deutschlands, wie überhaupt fast aller südlich gelegenen Völker des Welttheils, von dem wir Weißen stammen, sind katholische, die nördlich gelegenen Völker, aber auch wieder mit gewaltigen Ausnahmen und noch bei weitem die geringere Zahl, protestantische Christen. Wir haben jedoch Alle einen Gott u. s. w. —" können fesseln lassen, bezweifeln wir. Für elektrische Leser würden diese Eröffnungen lehrreicher gewesen sein. Kurz und aufrichtig, der Tourist Gerstäcker ist uns lieber als der Erzähler.

Die telegraphischen Depeschen.

Was Hamlet die Schauspieler nennt, „Die abgekürzte Chronik des Jahrhunderts", das sind, in anderer Verbindung betrachtet, jetzt die telegraphischen Depeschen. Sie haben das Zeitungslesen sehr vereinfacht. Bei einem Kriege wie dem gegenwärtigen würde man vor Erfindung des elektrischen Telegraphen die Lesezimmer und Kaffeehäuser überfüllt gefunden haben, jetzt begnügt man sich mit dem Résumé der telegraphischen Depeschen und überläßt das Studium der Details einer speciellen Vorliebe für Politik, die sehr abgenommen zu haben scheint. Die telegraphischen Depeschen haben dem Absatz der Zeitungen geschadet.

Egoismus ist Furcht aus Schwäche.

Die Eitelkeit Dessen, der immer wieder nur auf sich und nur auf seine Leistungen zurückkommt, kann man dadurch etwas entschuldigt halten, daß er sich im Grunde unbewußt arm fühlt.

Die Melusinen.

Das Unglück der Männer sind solche Frauen, die mit allen Eigenschaften einer mit ihnen durchaus nicht zusammenklingenden Natur doch irgend einen einzelnen, unwiderstehlich an sie fesselnden Reiz verbinden.

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 44. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Eine Fahrt durch die Kataraften des Nil.

— — An den Grenzen Oberägyptens und Nubiens geht der Nil durch dichtzusammengedrängte Felsen. Die Fahrt auf diesem Theile des Flusses, an den starren, schauerlich schwarzen und glänzenden Felsen, die den mächtigen Strom zerreißen, ihn in immer engere Steindurchgänge pressen, durch die Schnellen und Hinschüsse treiben, jemehr sich die Wasserenge mindert, ist bekanntlich höchst gefahrvoll. Ich gebe hier Bilder der Erinnerung.

Wir verließen Philä. Mehr noch wenn man den Nil abwärts kommt als wenn man hinauffährt, ergreift den staunenden und schweigend umherschauenden Reisenden das Bewußtsein, warum in tiefer Verehrung des Erhabenen und Heiligen die Menschen vor Jahrtausenden gerade diesen Fleck Erde zu den erhabensten Denkmalen ihrer eigenen geistigen Höhe wählten. Zwischen wunderlich reizenden und schauerlich erhabenen Felsen erweitert sich erst der den Göttern gleich verehrte Nil zum ernsten, weit umschgreifenden Meer. Wie durch ein großes, nie enthülltes Geheimniß erwartet der Herabgleitende hier auf ruhiger Spiegelfläche sich einem Heiligthume zu nähern; und so erscheint ihm denn Philä mit ihren gedrängt hoch hinaufstrebenden Pylonen, Obelisken, als ein wahres Heiligthum, mit ihren kolossalen Säulen, zwischen denen sich einzelne Palmen als das Urbild dieser steinernen Stämme erheben und ihre graziösen Blätter mehre Klaftern vom Stamme hinabwehen, um sie in reizender Schöne ruhig in den Lüften zu wiegen. Wie die Verkörperung einer reichen Poesie liegt dieses Philä, dies Zauberreiland da, angestaunt und verehrt von den tempelreichen Felsen umher, denen der ernste Strom eine unüberwindliche Abmahnung gibt von jeder vertraulichen Annäherung. Noch ein Abschiedsgang auf einen der höchsten Pylonen, dessen innere Gänge und Treppenwände mit wunderlichen, schönen Hieroglyphen bedeckt sind oder mit bildlichen Figuren in größer Anzahl, die die bedeutendsten Thaten und Schicksale der Monarchen, der Heerführer und ganzer überwundener Völker darstellen, oder die ernsten und unterwürfigen Opfer, welche die besiegten Nationen den damals übermächtigen ägyptischen Herrschern darbrachten, oder ihren Göttern, die in einem Cultus verehrt wurden, welcher den nachahmenden europäischen Völkern des Alterthums fremd blieb, deren grobe Sinnlichkeit es unmöglich machte, Geist und Gemüth so zum Erhabenen zu wenden, wie es der Aegypter that. Gefesselt von dem unbeschreiblichen Reichthum

wunderbarer Gegenstände, schweift der bezauberte Blick von der erklimmten Höhe eilend umher, nur zuweilen ruhend, um sich nach allen Kräften durch tieferes Einprägen der Einzelheiten in die immer zu schwache und zu enge Erinnerung die Eindrücke zu sichern, die nie im Leben schwinden, nie in dem Nebel weiter zurückweichender Vergangenheit an Lebensfrische verlieren dürfen. Welch' ein Reichthum der edelsten, erhabensten Menschenwerke, die noch nach Jahrtausenden in unaussprechlichem Reiz zum Himmel schauen, zum Himmel leuchten! Dazwischen die Werke der Natur, die Dattelpalme, die kühn und im freien Bewußtsein zum Himmel strebt und die Hüttengruppen der stolzen Einwohner mütterlich überragt. Schmerzerfüllt wie von einer uns theuern Grabesstätte schieden wir von Philä und nur die immer eintöniger werdenden Felsen, zwischen denen der Nil sich hinschlängelt, gleich als zauderte er, zwischen die Klippen zu gelangen, von denen er zerrissen werden und zornlosend hinabstürzen soll, hemmten den sehnsüchtigen Blick, der immer wieder zurückgewendet war.

Die Anzahl schwarzer Nubier, welche sich auf unserer Barke allmälig einfanden, vermehrte sich; mit ihnen erschien auch der Raïs, der an den Katarakten angestellt ist und allein das Recht und die Verpflichtung hat, die Barken die Katarakten hinauf und ebenso hinab zu führen. Diese Anordnung hatte die Regierung treffen müssen und hält sie mit Strenge aufrecht, denn wie man sagt, wurden vor dieser Einrichtung viele Barken an den Felsen unter der Oberfläche des Nilspiegels zerschellt, wobei dann nichts Anderes gerettet werden konnte als die zersplitterten Bretter; die Ladung und die Menschen waren verloren, besonders beim niedrigen Frühjahrswasser. Mir erschien dies anfangs eine geldbegehrliche Uebertreibung, denn als wir hinaufreisten, war höheres Wasser; da war freilich eine große Menge Menschen und Taue erfoderlich, um uns die gewaltigen Stromschnellen hinaufzuziehen und nichts weniger als in unbedingter Ruhe machten wir diese curiose Fahrt, ähnlich der kleinern Strombeförderung in Lapland auf der Tereh; allein nirgends erblickte ich eine Gefahr. Ich war erstaunt, daß ein so achtbarer Reisebeschreiber wie Herr von Prokesch die Niederfahrt auf den Katarakten als etwas so Gefahrreiches schildert. Doch wir sollten die Sache bald aus eigener Anschauung kennen lernen.

Es ist ein eigenes Ding mit dem Wiedersehen von Menschen. Waren es ernste Momente, die man miteinander theilte und dann sich trennte, da bedarf es nicht eines langen, vorherigen Beisammenlebens, um bei späterm Wiedersehen ein Gefühl der Freude aufiedern zu fühlen. Je einfacher die Verhältnisse sind, in denen die Menschen leben, desto stärker ist die Anregung. Je bunter dagegen, je mannichfaltiger, je gedrängter die Abwechselung der Farben ist, die das Leben bedingen, desto mehr nimmt das Freudige des Wiedersehens ab nach oberflächlicher oder kurzer Bekanntschaft. Dies fühlt und kennt Jeder, der oft und viel reist und in mannichfaltigen Verhältnissen ein reiches und buntes Leben in der Erinnerung trägt. Dieser Katarakten-Raïs, in seiner hohen, sehr schlanken, mächtig starken, männlichen Gestalt, mit einem gewaltig derben Ansehen und einem Ausdruck in Form und Bewegung, als sei er nur zum Befehlen geschaffen, eilte mit freudestrahlendem Gesichte auf uns zu und mit wiederholtem salami, salem-malee, schüttelte er uns mit herzlicher Derbheit die Hände, gleich wie wenn sich alte, vertraute Freunde wiedersähen. Wohlthätig ist es, daß solche Herzlichkeit ansteckt.

Es war um 10 Uhr, da wir abgefahren waren. Bald legte die Barke in einer der nahen Buchten an, welche die Windungen des Nils in den nackten Felsenwänden bilden. Wir wurden aufgehalten von einer jener größern Nilbarken, die eine größere Anzahl sich zusammendrückender Reisender faßt. Diese uns entgegenkommende Barke war mit Engländern befrachtet, welche die Ruinenwunder am Nil bis zu unsern sogenannten großen Katarakten erst anschauen wollten. Da der Stand des Nilspiegels schon sehr niedrig war, so konnten sich die Barken nur im Schutz solcher Buchten ausweichen. Wir mußten unge-

rt der Nähe dieſes Nilſchiffs doch bis 11 Uhr warten, denn eine anſehnliche Menge
nſchen, die auf unſerer Barke mit hinab ſollten, konnten ſich immer nicht von den Frem-
trennen, in der Hoffnung, es werde ihrem mehr als menſchlichen Lärme gelingen,
einige Backſchiſch zu erpreſſen. Bis 11 Uhr dauerte die Geduldprobe, an die man
im Orient gewöhnen muß. In Aegypten werden die geringfügigſten Dinge mit ſo
menter Heftigkeit ausgeſchrieen, daß es dem Fremden klingt, als werde eben ein Mord
ngen oder Mordbeute mit Gier getheilt. Als wir hinauffuhren, war der Spiegel des
oms hoch und die gefahrdrohenden Felſen lagen alſo tief unten in dem Waſſerirrgar-
Damals ließ die ſtete Aufmerkſamkeit kein Gefühl, keine Sorge vor etwaiger Gefahr
kommen. Gegen gewaltige Waſſerſchüſſe, auf ſtark rauſchenden, ſchaumreich hinſchießen-
Wellen, hatte die Barke wol zu kämpfen, allein nirgends ſahen wir Waſſerſtürze.
antiſch prangten ſtolz die weiten und hohen Haufen mächtiger Felstrümmer empor,
ſchwarz gefärbt und glänzend, wie in keinem andern bekannten Strome. Alles ernſt
ſchauerlich, aber nirgends drohte eine Gefahr, ſelbſt nicht beim gewaltſamen Hinauf-
n gegen die Waſſerſchnellen am Seil, deſſen Ende um aufrechtſtehende Felſen geſchlungen
geknotet wurde, das ein wunderbar ſchwimmender oder gleich den Affen mit der
ndigkeit dieſer ſcheußlichen Thiere auf den wirren Felsſpitzen hinlaufender ſchwarzbrauner
er Nubier nach ſich gezogen hatte, es mit den Zähnen feſthaltend. Von dieſer Ge-
ſchäftigkeit eingewiegt, erwarteten wir mit Lächeln auch jetzt ruhig was kommen würde.
ſollte es ſich ändern.

Der Waſſerſpiegel des Stroms war während der hingegangenen Monate um viele
geſunken und brauſte nun unheimlich über die ſich hinauf dehnenden Felſen, welche
u ſehnen ſchienen, endlich doch auch die Luft und die Sonne zu begrüßen. In zahl-
Streifen zerklüftet, windet der gewaltige Strom ſich um mehr und minder große
en mächtiger ſchwarzer, glänzender Felsblöcke, die an das grauſe Verhältniß mahnen,
ier ſo viele Menſchen unerbittlich ſtreng erreichte. Wie beeilt ſich der majeſtätiſche
n, der eben noch ſo unüberwindlich prangte, durch das höhn. e Preſſen und Zer-
des gemeinen Steinpöbels durchzukommen! Nach allen Richtungen muß ſich der
te Herrſcher wenden; für ihn iſt das Großartige, der tiefe Ernſt und der ununter-
ne Wechſel der Formen verloren. Kaum ein Theil der ſchreckenreichen Unterwelt an
Sonnenlicht treten, ſo ſcheint es hier zu ſein.

Der gewaltige Katarakten-Nais hatte die Bretter der Barke heben laſſen, welche von
Bord zum andern auf dem Vordertheile hinüberreichen und eine Art niedrigen Ver-
bilden, und ſo binden laſſen, daß ſie Ruderbänke bildeten. Was ſonſt irgend ſo viel
gab, daß ein Menſch darauf ſtehen konnte, war von tragenden Füßen bedeckt, ja
die Lagerdecken der geſchloſſenen Gemächer waren bevölkert. Starke Männer bemäch-
ſich der Ruder und man griff kräftig ein. Seit Herrn von Prokeſch's Zeiten, der
erſt von dieſer naſſen Höllenfahrt ein Bild malte, hat ſich Vieles verändert.
Prokeſch erzählt noch vom ſtillen, ängſtlichen Schweigen, vom feierlichen; allmäch-
Befehlen des Nais. Jetzt wüthet nur Lärm, die Emancipation des Volks iſt
ach Nubien gedrungen. So vermögen andere Kehlen nicht zu ſchreien und widernd
es mich an Taſſo's „Höllenſcene“: All rauco suon della tartare a tromba, si
rtientar le atre caverne. Es verſtummte dieſe Ohrentortur, um einem noch viel
chern Geſchrei Platz zu machen, das die Barkenleute Geſang nennen und das der
ne Chor iſt zu den kurzen einzeiligen Verſen, die irgend Jemand vorſingt. Solchen
hört man in Europa auch wol ertönen, aber ſelten; ich meine aus den finſtern
llen der älteſten, ſchlechteſten Irrenhäuſer, oder aus den weiten Hoſpitalſälen der
ampf-Kranken. Plötzlich hielt aber auch dies inne. Die Stimme des Katarakten-
dann die ſeines mitgebrachten Piloten und von ein paar Gehülfen ertönte laut

und in kurzen Befehlen. Die 64 Fuß lange Barke wendete, so scharf als es ihr Steuer gestattete, um eine glatte senkrechte Felsenrundung und befand sich wie durch ein Zauberwort in einem herabtosenden Wasserschuß, der mit Wuth zwischen zwei Felsen sich grollend hinabstürzte und unten mit seinen Sprühwellen sich zischend emporhob, als wollte er neugierig in die Barke schauen zu einem gelegentlichen Besuche. Wie ein Pfeil schoß die Barke hinab. Diese wunderbar schnelle Fahrt, obgleich zwischen grausend starren Felsblöcken, erschien mir im Gegensatze alles Dessen, was mich noch vor kurzem in den ewig starren Wüsten umgeben hatte, fast lustig, vielleicht weil sie mich an eine Fahrt im lieblichen und majestätisch-romantischen Oberösterreich erinnerte, auf plattem Salzschiff, über einen weit hingezogenen Brückenbau mit halbklafterhohem festem Rande, auf welchen die Fahrzeuge hinabschießen, um neben dem bekannten, 60 Fuß hohen Fall der raschen Traun hinabzugelangen. Auch dort nichts von Wasserwellen, nichts von Wasserstrahl, — nur Schaum. Das war vor 46 Jahren. Und dennoch pochte damals das Herz nicht lauter im Jubel über das erhabene Schauspiel, als nun unter dem niegeahnet klaren Südhimmel. Indessen; die Lust verschwand bald, denn immer ärger ward die hinschießende Wassermasse aufgeregt und immer ärger wüthete es über Schroffheiten und Blöcke, die nie aus dem Wasser emporschauen, aber dem Rais und Piloten wohlbekannt, von ihnen genau beachtet sind, wie räuberische Feinde, deren Heimtücke und Kampfgier nicht rastet. Schraubenförmig drehte sich die gewaltig bewegte Masse, fast wie weißer Schaum, der überall emporspritzte. Wild schlug es verworren durcheinander, wild hinauf und nach den Seiten, rund um das hinschießende Schiff. Da stürzte eine tüchtige Wasserladung hinein und es gab einen gewaltigen Stoß an einen jener Felskegel, die sich nie aus dem Wasser erheben und mit dem Sinken des Wasserspiegels oft die Zahl der Opfer mehren, die hier der Unterwelt schon verfallen. Ungeachtet der schwarzen Tünche in der Haut meiner zahlreichen Umgebung glaubte ich ein häufiges Erblassen zu sehen. Tosend ging es weiter fort, da schlug eine zweite Wassermasse schräg von vorn über den Bord hinein, die Barke schien umgeworfen werden zu müssen und gleich einem lebenden Geschöpfe schien sie zu taumeln, schoß dann weiter; da erhielt sie einen neuen, noch gewaltigern Stoß auf unsichtbaren Felsen und erseufzte dumpf und eine dritte gewaltige Wassermenge entlud sich in unser geängstetes Fahrzeug. Offenbar hätte bei den erlittenen Stößen die Barke zerschmettert werden müssen, wenn der Schuß, in welchem die Barke hinlief, nicht so pfeilschnell gewesen wäre. Der Fall selbst schien beendigt, allein wie in Wuth schoß das willenlenkte Element fort, dorthin, wo unten der Wasserschuß im weiten Becken anscheinend zur Ebene wurde und tief aufathmend begrüßten wir die verheißene Ruhe. Es gab aber keine. Die Barke schoß weiter und ein abermaliger mächtiger Stoß, heftiger noch als die frühern, ergoß die Züge des Grausens fast über jedes Gesicht. Wol war es nur die höchst angestrengte Aufmerksamkeit, die nichts von den kolossalen Erscheinungen und Eindrücken verlieren will und sich die nie wiederkehrenden, mit jedem Moment durchblitzend veränderten Großheiten fürs Leben, in der Erinnerung zu befestigen sucht, was mir mitten in den stets erneuerten Ueberraschungen eine klare Besonnenheit aufrecht erhielt. Wol ein Jeder mochte in dem Momente glauben, es müsse die zerschellte Barke auseinandergehen, denn wo ich hinsah, glaubte ich prüfende Blicke an die emporragenden Felsen gerichtet zu sehen. Mein feiger, frömmelnder Dragoman, eine schlechte Pflanze aus Kabira, haspelte schnell eine Menge von Gebeten ab, dem kräftigen Rais ein Gräuel, der ihm in tiefer Stimme und dumpf donnernd zurief: Besser sei es, Gott zu danken, daß Er so wunderbar geholfen habe und nicht Alles habe zerschmettern und umkommen lassen. Mit auflodernder Freude reichte mir der hohe, halbnackte, schwarzbraune Mann mit leuchtend großen weißen Zähnen, mit dem Ausruf ham-dellilaa, bes salami (nur Gottes Hülfe, uns zum Segen) die nervige Hand, die ich nun, innerlich jubelnd über sein herzliches Wort, derb schüttelte.

lchem Momente erkennt man, welche Bedeutung, welcher unmeßbare Inhalt in einem druck liegen kann. Aus vielen schwarzbraunen Gesichtern hörte man mit halber ne andächtig rufen: Allah kibir! Mit der Behendigkeit des Südländers in Gefahren rschte der Rais in fliegender Eile zwischen den aufgehobenen Bretern des Deckes r Fußböden in die Barke hinein und rief freudig auf: taip taip, Alles gut, Alles . — eine andere ältere Barke wäre zersplittert gewesen. So viel es der Raum te, wurden Menschen angestellt, um zwischen den gehobenen Bretern das hinein- te Wasser in allerhand Gefäße zu schöpfen und es auszugießen, denn es hatte Eile, noch ähnlicher Besuch zu erwarten war. Nur meinem feigen, also mißtrauischen man fiel es ein, sich in meinem Schlaf- und Wohnzimmer hinzustellen, Dieberein nd.

Nun ging es mehre Zeit rasch fort bei niederschießendem Wasser. Die vielen Arme dern, in welche der gewaltige Nil zerrissen war, strömten bald hier und da in unsere straße, fielen gemeiniglich in mehr und minder hohen und breiten Stürzen herab, enn wahrhaft poetisch und so vielfach unterhaltend war, als es in der starren Wild- r umgebenden Gegenstände irgend gedacht werden kann und durch das unbeschreiblich esende rasche Leben. Sogleich aber begann auch wieder der schauderhafte Gesang derer, die gemeiniglich versichern, das fördere ihre Arbeit, obgleich ich nie habe n können, daß ihr Ruderakt mit dem ihres Gesanges übereinstimmte. Leider nah- ch andere Aufgenommene an der infernalen Bereitung des Höllengenusses Antheil. That, es scheinen nur die ägyptischen und nubischen Kehlen zu solchen Kunstleistun- fähigt. Eine curiose Harmonie, zwischen solchen Felsen, solchem Wassertosen und fortbrausenden Kakophonieen.

ie zweite gefahrdrohende Stelle war durch kräftige Ruderer erreicht. Mit unver- Sorge, aber wie ein Mann, der seines Thuns sicher ist, um eine Gefahr aus Kraft zu überwinden, ließ der Rais mit verdoppelter Kraft rudern, indem er die mit doppelten Arbeitern besetzte. Wir befanden uns auf einer schießenden Wasser- welche nach vorn schmaler und schmaler begrenzt war, indem gegenüber der fast en Felsenwand links auf der andern Seite eine andere niedrige Felsenbank in der Länge bis zur stärksten Einengung sich befand, von deren regelmäßigem Rande in Richtung das Wasser rechts hin niederstürzte, reich und kräftig wie vom beflig- Damme. Es erschien mir unmöglich, zu verhindern, daß die Barke vom schießen- sser von diesem Damme hinabgezogen werde, wo dann ein gänzliches Umrollen trümmern unvermeidlich sein mußte. Ich war verdutzt, die Barke nicht in gerader (im rechten Winkel) den Fall hinabgeleitet zu sehen, wo dann ihre Länge auf ein glückliches Durchkommen hoffen ließ, falls die Länge des Kiels nicht die vordere u lange im Wasserbecken aufhalten werde. Vielleicht war es die moralische Kraft , welche mich ohne alles Raisonniren mit dem kindlich zutrauenden Bewußtsein e, er würde schon angemessen für sicheres Durchkommen sorgen. Mir blieb auch keine Zeit zu Befürchtungen und Vergleichen, denn mit nicht zu ahnender Ge- t hatte der kräftige Mann die Barke durch das verdoppelte Rudern so geschickt daß sie oberhalb des unten brausenden und tobenden Wasserſturzes in den sehr aber nur wenige Fuß hohen Wasserfall hinflog, der gerade vor uns den immer Durchgang im rechten Winkel durchschnitt. So waren wir denn unten wieder auf rm, schäumendem, wüthendem Wasser; allein die ärgste Wuth hatte ausgetobt, chte nicht mehr seinen Besuch in der Barke zu erneuern, denn ein mächtiger Geist Aber neue besorgliche Stöße auf untiefen Felsenmassen folgten, wie sich auch ste Barke ging. Die Felsmassen und die thurmartigen Klippen, die sich grausend Tiefe emporhoben, waren jetzt nicht so hinreichend überflutet, als wenige Monate

vorher, da ich den Nil hinaufreiste. Es fehlte das heiß erbetete Anschwellen des majestätischen Stroms, welches ehemals Millionen und abermals Millionen Menschen auf jenen weiten Flächen ernährte und bereicherte, die jetzt unter angestürmten Sandmassen menschenleer, thierleer und pflanzenleer starren, wie das Bild der Vernichtung. Nur noch ein Moment erstarrenmachender Gefahr, umgeworfen zu werden. Mit Hülfe Gottes wurde dieser nicht zu unserer Vernichtung. Da rief der hohe Katarakten-Nais mit erhabenem Ausdruck stürmischen Dankes in seinen derben aber edeln Zügen wieder ham dellilah, das salami! und reichte seine arbeitsfrohe braune Faust zu einem herzhaften Schütteln hin, in seinen Augen loderte der freundlichste Gruß und in seinen Gesichtszügen die höchste Freude. Er versicherte, vor dem wasserreichen Sommer keine Fahrt mehr den Strom hinab mit ähnlicher Barke machen zu können. Wir waren nun außer dem Bereiche der Gefahren. . . Starke [illegible]en, physische sowie psychische Abhärtung, vielartige Gewohnheit, besonders ein reger, fester Wille haben mich im Leben vor Furcht bewahrt, dieser mohammedanischen Hölle; als ich aber hier glauben durfte, es sei Alles glücklich überwunden, da ergriff mich doch eine tiefe, gewaltige Rührung und der alte Knabe schämte sich der Thränen nicht, die dem Himmel das innigste Dankgebet darbrachten. v. K.

Bilder vom Hunger.

Von einem Arzt.

II.

Die Wunden, welche die Hungersnoth dem unglücklichen, von Anbeginn mit eisernem Fuße zu Boden getretenen Irland aufs neue geschlagen hat, werden noch lange nachbluten. In der Parlamentssitzung vom 13. März 1847 gab ein Geistlicher aus Belfast in seiner Rede die Anzahl der bis dahin in Irland vor Hunger gestorbenen Personen, unter Berufung auf einen Polizeibericht, auf 50,000, Lord Bentink aber auf 240,000 und Herr d'Israeli noch viel höher an. Herr Latouche aus Dublin behauptete in derselben Parlamentsversammlung, daß fort und fort in Irland, nach einer mäßigen Schätzung, 1,500,000 Menschen am Rande des Abgrunds ständen, in den sie der Hungertod hinabzustürzen drohe. „Soll der Noth in unserm unglücklichen Lande abgeholfen werden", sprach Daniel O'Connell (der, am 15. Mai desselben Jahres verschieden, bei diesen Berathungen leider zum letzten male seine Stimme für Irland erhob), so muß England sich zu einem Anlehen von 40 Millionen Pfund verstehen."

Beeilte sich das reiche Schwesterland, der hungernden Insel zu Hülfe zu kommen? Keineswegs. England hat von jeher wenig Sympathie für Irland gehegt. „Die Iren sind Fremde in Blut, Sprache und Religion!" sagte Lord Lindhurst im britischen Oberhause, und diese Worte enthalten den Grundsatz, nach dem die britische Politik von Anbeginn gegen Irland verfuhr. „Geh' nach Connaught oder zur Hölle!" wurde das Losungswort der Engländer, als die Katholiken unter Cromwell zu Paaren getrieben wurden, ganz Irland englisirt werden sollte und die Katholiken als einen sogenannten Gnadenact die Erlaubniß erhielten, sich in die Provinz Connaught zurückzuziehen. „Geh' nach Connaught oder zur Hölle!" . . . Auch diesmal dauerte es lange, ehe England sich zur Hülfe entschloß. Das reiche Schwesterland wies die verhungernde Insel auf die Repeal hin und forderte sie auf, für sich selbst zu sorgen, da sie ja doch von England nichts wissen wollte. Als der Nothruf in der schauerlichsten Weise stieg, konnten die einflußreichsten englischen Zeitungen behaupten, dies Geschrei sei eine Taktik, mit Hungergeschichten Geld zu verdienen. Als die Menschen schon zu Hunderten verhungert waren, nannte die „Times" noch die Schwächen des irischen Volkscharakters die Ursache des

nd ſagte wörtlich: „Die ſtumpfe Fühlloſigkeit der Irländer, ſelbſt bei den grä-
Scenen, die unmittelbar unter ihren Augen vorgehen und denen manchmal mit
ſten Anſtrengung abgeholfen werden könnte, iſt etwas ganz Beiſpielloſes in der
civiliſirter Nationen. Alles, was man von türkiſchem oder chineſiſchem Fana-
von Gleichgültigkeit gegen das Leben an den Ufern des Ganges oder der Bruta-
ländiſcher Stämme lieſt, ſinkt auf Nichts herab im Vergleich mit der iriſchen Ge-
eit inmitten der ſchauerlichſten Auftritte. Leute ſterben Hungers mit Geld in ihren
weil der Victualienhändler ein paar Meilen weit wohnt und ihnen Niemand eine
holen will; ganze Familien liegen tagelang unbegraben in volkreicher Nachbar-
d wenn man ſie endlich begräbt, legt man die Särge, wenn anders Särge vor-
ind, nicht tiefer in die Erde, als man Kartoffeln ſteckt."

wiſchen wurden doch Volk und Regierung eines Beſſern unterrichtet und man traf
rzeigbigſter Weiſe die ernſtlichſten Maßregeln, der Noth des Nachbarlandes abzu-
Außer beträchtlichen Parlamentsverwilligungen behufs Unterſtützung der iriſchen
wurden Subſcriptionen eröffnet, Comités gebildet, auf nützliche Privatarbeiten,
nung von Sümpfen, Urbarmachung wüſtliegender Ländereien u. ſ. w. beträchtliche
e gemacht. Das Alles aber reichte nicht aus, dem grenzenloſen Elend zu ſteuern,
ſah ſich genöthigt, eine neue Armenunterſtützungsbill einzubringen, wonach den
ſtern auch die Ernährung der außerhalb der Armenhäuſer befindlichen Armen
werden ſollte. Gegen dieſe directe Beſteuerung des Grundeigenthums erhoben
in Maſſe die iriſchen Landlords des Parlaments, jene „Abſentees", die, Irlands
Ausland verzehrend, die Geißel und der Krebsſchaden des armen Landes ſind.
hauſe ſtellte Shaw ein Amendement auf Wegfall dieſer Clauſel, unterlag aber
egen 242 Stimmen. Um ſo hartnäckiger war der Widerſtand im Oberhauſe.
te der Marquis of Lansdowne das Geſetz mit den paſſenden Worten ein:
lich, Mylords, berührt mich der Contraſt zwiſchen der fürſtlichen Pracht dieſes
in welchem ich zu Ihnen ſpreche, und jenem Abgrunde des Elends, welches in
zu ziehen unſere Aufgabe und unſere Pflicht iſt. Ich wünſche nur, daß Sie im
ien, von dieſen glänzenden Höhen mit klarem und ungeblendetem Auge auf die
Nachbarlandes hinunterzublicken, deren unzweifelhaftes Daſein Ihnen die feier-
wendigkeit auflegt, auf dem Wege der Geſetzgebung ein Mittel dawider zu ſuchen."
iriſche Partei, Whigs wie Tories, war jedoch ſolchen Worten unzugänglich. Das
Maßregel unnützmachende Amendement Lord Monteagle's, die Gültigkeit der
ſebill bis zum 1. Auguſt 1848 zu beſchränken, wurde mit 63 gegen 50 Stimmen
en. Es erhob ſich in der öffentlichen Meinung ein Sturm gegen das Oberhaus
ntlich war es die „Times", die daſſelbe in einer Reihe von Artikeln bekämpfte,
an die Zeit erinnerte, da O'Connell gegen die Pairie ſprach. „Vergebens",
einem dieſer Artikel, „würde man die Jahrbücher der verderbenen Ariſtokratie
empörendern Frevel durchblättern, als es das jetzige Benehmen der iriſchen
Oberhauſe iſt. Niemals gab es eine grauenvollere Trübſal, nie wurden die
ecken einer Nation ſo offengelegt und die frühern Verſäumniſſe ihrer Regierer
nachgewieſen; nie trat das Volk im Allgemeinen einer Kriſis mit ſo verſchwen-
Edelmuth und mit ſo großen Opfern entgegen und gleichwol hat die zunächſt
the Menſchenclaſſe ſich noch nie ſo ganz und gar reuelos, ſchamlos, in Selbſt-
Unrecht verhärtet gezeigt wie jetzt. England ſelbſt blutet aus allen Poren, um
Wunden zu ſtopfen. Auf ein Wort vom Miniſter gibt es ſein Geld und ſeinen
hin, ſtürzt ſich aufs neue in Schulden und rüſtet ſich für Kümmerniß und Ent-
und dies Alles, nachdem es ſich jahrelang in Träumen von Abſchaffung dieſer
Steuern gewiegt. Die arbeitende Bevölkerung dieſes Landes theilt ihren letzten

Laib Brot mit Irland. Mittlerweile iſt die Faction der Gutsherren nur mit Umtrieben und Zettelungen beſchäftigt, um die jüngern und minder klugen Mitglieder der Pairie zu verführen, daß ſie mit ihr Zoll für Zoll gegen die Anforderungen der Menſchlichkeit ankämpfen. Eine bloße handvoll Menſchen iſt im Stande, die Maßregeln zu hemmen, welche gleich dringend von Irlands verzweifelnder Noth wie von Englands großmüthiger Geſinnung gefordert werden. In einem Hauſe, das aus ungefähr 180 Pairs beſteht, iſt eine höchſt bunte Körperſchaft von 73, von denen die Einen zum Theil Neulinge in der Geſetzgebung, Andere der Welt unbekannt und wieder Andere nur allzu bekannt ſind, im Stande, ſich zu Sprechern nicht für das ganze Haus, von welchem ſie einen armſeligen Bruchtheil bildet, ſondern, was dieſe Frage betrifft, für alle drei Zweige der Legislatur aufzuwerfen. Dem ganzen Theile des Hauſes, der ſich bei dieſer Kriſis von den Berathungen fern hält, muß aber ernſtlich daran gelegen ſein, einem Volke und einem Zeitalter, die ohnehin ziemlich eiferſüchtig auf verjährtes Vorrecht und Anſehen ſind, keinen neuen Beweis an die Hand zu geben, wie unnütz dieſes Haus iſt. Eine Gewalt, die nicht ausgeübt wird, hat keinen langen Beſtand und unfruchtbare Senate werden ſelten erneuert."

Der ſtarke Ausdruck der öffentlichen Meinung rettete die Armenhülfsbill. Die Miniſter gaben die Erklärung ab, daß ſie vom Amte abträten, wenn ihre Maßregel keine Unterſtützung fände, und das Land durch Verſagen von Almoſen an Verhungernde einem Miniſterwechſel auszuſetzen, wagte die iriſche Partei denn doch nicht. Sie gab widerſtrebend ihre Einwilligung.

Von da an hat England in der That ungeheure Opfer gebracht. Man kann die Unterſtützungen, die theils der Staat, theils die Privatmildthätigkeit geſpendet hat, auf mehr als funfzig Millionen Thaler anſchlagen. Man verſuchte verſchiedene Formen, um das Elend zu mildern. Ein Theil der Regierungsgelder wurde in reinen Geſchenken, ohne Bedingungen, vertheilt. In einer andern Periode der Kriſe gab man jeder Grafſchaft ſo viel, als ihre große Jury aus eigenen Mitteln bewilligt hatte. Wieder ein anderes mal ſchoß die Regierung jeder Grafſchaft die von dieſer votirten Summen vor und vertheilte die Rückzahlung auf einen Zeitraum von vierzig Jahren. Seit dieſen Vorſchüſſen iſt nun auch eine permanente Unterſtützungskaſſe zu Geſchenken und Darlehen, um landwirthſchaftliche Arbeiten zu fördern, entſtanden. Der Staat gibt **Unterſtützungen**, wenn die Austrocknungs-Arbeiten zur Verbeſſerung alter Schiffahrtswege oder zur Eröffnung neuer führen, er gibt **Darlehen**, wenn die Arbeiten nur die Verbeſſerung des Privateigenthums zur Folge haben. Auch zu andern, im Geſetz namentlich aufgeführten landwirthſchaftlichen Arbeiten werden Darlehen geboten, für die der Schuldner, Zinſen und Tilgung zuſammengenommen, ſechs Procent bezahlt, ſodaß er in zwanzig Jahren von ſeiner Verpflichtung befreit iſt. Die größte Neuerung aber, die England getroffen hat, iſt die Gründung eines umfaſſenden Syſtems öffentlicher Mildthätigkeit. 1846 betrug die Ausgabe 2½ Millionen Thaler, 1847 über 5 Millionen, 1848 nahe an 11½ Millionen, 1849 ungefähr 14 Millionen; ſeitdem hat ſie abgenommen. Außerdem hat man drei Arten öffentlicher Spitäler errichtet, deren Einnahmen aus verſchiedenen Quellen fließen und in jedem Kreiſe Armenärzte angeſtellt, welche die Kranken unentgeltlich mit ärztlichem Rath und Medicamenten verſehen müſſen. Dieſe für Irland ſo wohlthätigen Maßregeln der engliſchen Regierung haben durch die zu beiſpielloſen Verhältniſſen angewachſene Auswanderung die wirkſamſte Unterſtützung erhalten, da eben durch dieſe Auswanderung einer ſo großen Zahl von Irländern die Lage derjenigen, welche im Lande geblieben, weſentlich verbeſſert iſt. Hungersnoth und die dieſer zum Grunde gelegene Kartoffelkrankheit haben endlich die krankhafte Sucht der Iren nach eigenem Beſitz, aus der ſo viele Verbrechen hervorgegangen ſind, geheilt und durch die Nationalſchulen hat ſich der Blick erweitert. Im Anfange der Noth bezahlten viele Grundherren für ihre Pächter die Ueberfahrt, weil dieſe das Land, wenn

man ihnen dasselbe ließ, zugrunderichteten, anderm Falls aber mit blutiger Rache brohten. Auch die Armenbehörden wurden ermächtigt, den Nothdürftigsten freie Ueberfahrt zu gewähren. So trieb, mit Ausnahme der katholischen Geistlichkeit, Alles zur Auswanderung, doch erhielten die meisten Auswanderer durch ihre vorausgegangenen Angehörigen die Mittel zur Reise. Genaue statistische Angaben über die Zahl der Auswanderer lassen sich nicht wohl machen, da in den englischen Häfen, namentlich in Liverpool, wo die meisten Irländer sich einschiffen, irische und englische Auswanderer untereinander gemischt sind, man greift aber nicht zu hoch, wenn man sagt, daß der dritte Theil der irischen Katholiken und die Hälfte aller jungen kräftigen Leute ausgewandert ist. Zufolge dieses Abflusses hat sich von 1847 bis 1849 die Zahl der Pachtgüter unter einem Acre um 40,000 und der Pachtungen von höchstens fünf Acres um 3300 vermindert. Viele der ehemaligen kleinen Pächter werden Taglöhner, arbeiten auf den größern Gütern und bekommen Lohn. Der Werth des Eigenthums steigt; neuerdings werden die Güter um ein Drittheil höher bezahlt als früher und die Pächter fahren wegen des hohen Preises des Schlachtviehes fort, gute Geschäfte zu machen. Irland fängt nun an, Capital und Arbeit zu erhalten und thut den ersten Schritt zur Vernichtung des Pauperismus. Die Zahl der Unglücklichen, welche Aufnahme in die Armenhäuser verlangen, hat sich schon seit einigen Jahren um die Hälfte vermindert. Dagegen hat sich das Grundeinkommen nicht gehoben, was dadurch zu erklären ist, daß der Zudrang zu den Pachtgütern früher unverhältnißmäßige Pachtpreise hervorrief, daß der Arbeitslohn noch den niedrigen vormaligen Stand von acht Pence täglich behauptet, dürfte schwerer zu erklären sein; was man gewöhnlich sagt, daß nämlich die Auswanderung der Iren durch Einwanderer aus England ersetzt werde, ist irrig. Englische Arbeiter werden durch einen Arbeitslohn von acht Pence nicht angezogen.

Die Umwandlung, die sich in Irland vollzieht, ist eine innere und sie macht sich in den katholischen Bezirken am bemerklichsten. Der protestantische Theil, obgleich der am dichtesten bevölkerte, behält seine Einwohner, der katholische Theil entleert sich, wodurch das frühere Mißverhältniß zwischen Katholiken und Protestanten zu Gunsten der Letztern etwas ausgeglichen wird. Auch von den Banden agrarischer Mörder hat die Auswanderung Irland befreit; das Menschenleben ist dort gegenwärtig eben so sicher als in irgend einem andern Theile der britischen Besitzungen. Irlands Boden ist so fruchtbar! Tipperary und Limerick besitzen Wiesen, deren Gras so üppig hervortreibt, daß ein irisches Sprüchwort sagt, es sei unmöglich, einen verlorenen Gegenstand wieder zu finden, weil das Gras wachse, wenn man suche. Leider aber liegen noch fünf Millionen culturfähigen Landes wüst in der Insel, — ein Uebelstand, den der National-Oekonom jedoch nicht blos Irland, sondern mehr oder minder allen Staaten Europas zum Vorwurf zu machen hat. Welch' bedeutende Menge Landes könnte nicht selbst bei uns der Cultur noch gewonnen werden durch Ausrodung und Urbarmachung von Angern und Haiden, durch die so segensreiche, doch bei weitem noch nicht überall vollzogene Gemeinheitstheilung und Länderei-Verlegung, durch Ent- und Bewässerung, Geradelegung der Flüsse u. s. w. Die Erde ist weit und reich, daß nach den Berechnungen zehntausend Millionen Menschen glücklich auf ihr leben könnten; ist es nicht eine Schande für das mit Vernunft begabte Wesen, das der Schöpfer zum Sachwalter darauf gesetzt, daß von den tausend Millionen, die doch auf dieser Erde leben, jemals auch nur ein einziger Mensch aus Noth vor Hunger sterben müssen?! Da sinnt und grübelt man, wenn das Elend der Hungersnoth über uns gekommen, über die Gründe und Ursachen des traurigen Nothstandes, will diese auf künstlichsten Wegen abstellen, beschuldigt den Kornhandel, brandmarkt ihn als „Kornwucher" und ficht gegen Windmühlen (da jener doch, wenn die magern Kühe aus Pharao's Traum in der Wirklichkeit erscheinen, so wie die Sachen jetzt stehen, offenbar das Beste thun muß) und vergißt und versäumt darüber den sichersten, natürlichsten, so nahe liegenden

Weg: Die Massen des kulturfähigen, aber brach und wüst liegenden Landes urbar zu machen. Geschähe das, so dürfte bei den außerordentlichen Fortschritten, welche die Landwirthschaft in neuerer Zeit gemacht hat, wie bei den fast wunderbaren Verbesserungen und Erfindungen in den Verkehrsmitteln, schwerlich jemals wieder der Hunger wie in jenen Nothjahren an unsere Thür klopfen und die Redensart: „Hunger thut weh!" bald zu einer verbrauchten geworden sein.

Man wolle uns noch gestatten, der medicinischen Seite unsers Gegenstands näher zutreten. Im Angesicht der guten Ernte dieses Jahres wird die Beschäftigung mit diesen traurigen Thatsachen uns einen minder beängstigenden Eindruck machen.

Der Mensch hat fünf Sinne (zwei dynamische: Ohr und Auge, zwei chemische: Geruch und Geschmack und einen mechanischen: das Gefühl), die ihn von Dem, was außer ihm vorgeht, unterrichten. Nun gibt es aber auch Vorgänge im Innern unsers Körpers, angenehme und unangenehme, die uns, je nachdem jene oder diese vorherrschen, bald behaglich, bald unbehaglich stimmen, heute Wohlsein, morgen Unwohlsein, ja nicht selten die bittersten Schmerzen bereiten. Diese, von dem Innern unsers Körpers Kunde gebende Empfindung (unser sechster oder innerer Sinn) nennen wir das Gemeingefühl und seine unangenehme Aeußerung im Magen: Hunger.

Der Hunger, haben wir gesehen, thut weh, jedoch nicht, weil die Wände des leeren Magens sich aneinander reiben, wie man in alten Zeiten glaubte, sondern weil die zahlreichen Nerven desselben von den scharf gewordenen Säften angegriffen und seine Blutgefäße zerfressen werden. Wehe dem Unglücklichen, der diesem Leiden unterliegen muß: der Hungertod ist ohne Frage die qualvollste Todesart. Unbeschreibliche Unruhe und Angst, zitternde Erschütterung des ganzen Körpers, unausstehlicher Druck und bald wüthende Schmerzen im Magen, fauler Geruch aus dem Munde, Erbrechen stinkender Materien, schüttelnder Fieberfrost, Raserei und die schrecklichsten Convulsionen, das sind die begleitenden Symptome.

Wie lange der thierische Organismus überhaupt ohne Nahrung bestehen kann, ist nach seiner Organisation und andern Umständen verschieden. Im Allgemeinen hat man gefunden, daß, je höher die Stufe ist, welche ein Geschöpf auf der Leiter der Organisationen einnimmt, um so mehr seine Fähigkeit, Nahrungsmittel lange entbehren zu können, abnimmt. Der Mensch verträgt höchstens acht bis zehn Tage Hunger und Durst; wenn er aber reichlich Wasser erhält, so kann er wol dreißig bis vierzig Tage ohne feste Nahrung leben, ja in einem extremen Falle ist sogar erst nach sechzig Tagen der Tod erfolgt. Viele aber sterben schon nach drei mal vierundzwanzig Stunden und immer wirkt Entziehung der Nahrung sehr bald nachtheilig auf den Menschen, der meistens schon nach wenigen Hungertagen physisch und geistig zu erkranken beginnt. Es stellen sich Fieberermattung und Schwindel ein, ja man sah Geistesschwäche, Wahnsinn und Tobsucht jählings ausbrechen, ein Beweis, daß der Hunger, wie schon oben dargethan, das Nervensystem aufs äußerste erregt und in Aufruhr bringt.

Eine ergreifende Scene dieser Art schildert Nic. Tulp (Obs. med. Lib. I, Cap. 43). Sieben Engländer unternahmen in einem kleinen Fahrzeuge von der Insel St. Christoph eine Tagereise und verproviantirten sich auf 24 Stunden. Allein ein Sturm verschlägt sie ins weite Meer, wo sie 17 Tage umherirren. Hunger und Durst nehmen überhand: Kleider, Stricke, Leder, Holz sind schon angenagt. Aber sie wollen leben — leben um jeden Preis und da die Qual des Hungers auf die Dauer alles menschliche Gefühl aufhebt, so losen sie, wer von ihnen den Andern zur Speise dienen soll. . . . Die schaudervolle Scene einer unabweislichen Nothwendigkeit geht in Erfüllung, das Geschick wird ausgeführt, — sie haben eine der sieben abgegrenzten Gestalten geschlachtet und werden Menschenfresser! . . . Aber das Fleisch und Blut des Getödteten sind schon faul und Einer von

den Unglücklichen, dem davor ekelt, stürzt sich verzweifelnd ins Meer. Die Uebrigen landen zwar, sind jedoch nicht zu retten, wegen des faulen Krankheitsgunders, den sie in sich aufgenommen. Sie sterben Alle.

Ein ähnliches Seeunglück berichteten die öffentlichen Blätter im Jahre 1845. Ein offenes Boot wird von den brandenden Wogen der Ostsee an die Kurische Nehrung unweit Memel geworfen. Es eilen Leute hinzu, um es zu bergen und finden in demselben zwei abgezehrte Gestalten in liegender Stellung, die Arme krampfhaft um die Schultern geschlungen, dem Anschein nach bereits Leichen. Bei genauer Untersuchung ergab es sich, daß der Eine von diesen Unglücklichen noch Leben in sich habe. Nur allmälig gelang es, durch Wärme, Speise und Trank ihn so weit zu erfrischen, daß er Bewußtsein und Sprache wieder bekam, während bei dem Andern alle Lebensversuche fehlschlugen. Beide waren Russen, die auf der Rigaer Rhede, als sie eben in ihr Boot gestiegen waren, vom Sturm erfaßt und in die offene See verschlagen wurden. Nachdem alle ihre Anstrengungen, das Land wieder zu erreichen, vergebens gewesen, überließen sie sich, an jeder Rettung verzweifelnd, dem tobenden Elemente und trieben unter den furchtbarsten Qualen des Hungers und unausgesetzter Todesangst nicht weniger als acht Tage, — welch' eine Ewigkeit für solche Marter! — auf dem Meere umher, bis sie endlich in Warnicken an den Strand geworfen wurden. Der verunglückte Russe wurde von den Samländern feierlichst zur Erde bestattet; der trauernde Bruder aber errichtete am Ufer des Dorfes Warnicken ein Kreuz als Zeichen seiner Bruderliebe und seines Schmerzes.

Ein noch schauderhafteres Factum dieser Art erzählte die „Halifax Morning Post" vom 1. December 1847. Der Schooner Carolina, von Savannah nach Bath bestimmt, hatte vom 26. October an stürmisches Wetter, während dessen alle Vorräthe über Bord gewaschen wurden und vom 4. November an befand sich die Mannschaft ohne Speise und Wasser. Am 10. November wurde das Loos geworfen, wer von den Leuten zuerst sterben und den Andern zur Nahrung dienen sollte. Das Loos traf einen großen, starken Irländer, Namens Charles Brown, den einzigen Mann an Bord, der ein Messer hatte. Dieser setzte sich zur Wehr und drohte, Den umzubringen, der sich an ihm vergreifen würde. Hierauf erbot sich ein junger Matrose von 19 Jahren, der Erste zu sein, weil er der Jüngste sei und Brown schickte sich an, ihn umzubringen, als der Capitän ihn mit einem Handbeil schlug und tödtete. Die Mannschaft trank nun sein Blut und zerschnitt sein Fleisch in Streifen, um es zu essen. . . . Am Morgen des 13. kamen drei Segel in Sicht und die drei noch lebenden Mitglieder der Mannschaft wurden erlöst. Zwei von ihnen sind wohlbehalten in Philadelphia angekommen, der dritte ward von einem Westindienfahrer mitgenommen.

Bei freiwilligem Hungertode sind die Zufälle verschieden, jenachdem der Entschluß fest oder schwankend war. Der Corse Piterbi, der, ungerechterweise verurtheilt, im Kerker zu Bastia sich zu Tode hungerte, war zwanzig Tage lang kräftig genug, Stunde um Stunde die Bemerkungen über seinen Körper- und Seelenzustand niederzuschreiben. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß, je jünger, rüstiger und gesunder der Mensch ist, je kälter die Witterung und je kräftiger der Magen ist, desto eher der Hunger dem Leben ein Ende macht.

Die vier Elemente.

III. Die Luft.

Die lebendige Oberfläche der Erde nimmt aus dem großen Luftbecken des Aethers täglich ihren Bedarf an Sauerstoff und gibt ihn täglich an die Atmosphäre wieder ab, nachdem

ſie ihn gebraucht hat. Milliarden athmender Lungen ziehen die Luft ein, entziehen ihr einen Theil Sauerſtoff und hauchen den Reſt wieder aus. Das Feuer in Millionen Schlotten auf Millionen Herden raubt der Luft den Sauerſtoff, deſſen die brennbaren Körper bedürfen, um in Aſche und Kohlenſäure verwandelt zu werden. Dieſe beſtändige Entziehung eines ihrer weſentlichſten Beſtandtheile würde die Luft endlich zum Athmen der Menſchen und Thiere untauglich machen, wenn nicht andere Milliarden Lungen beſchäftigt wären, den entzogenen Sauerſtoff wieder in die Luft zurückzuhauchen. Die Blätter der Pflanzen, die Vegetation überhaupt haben dieſen Dienſt übernommen. Wenn das Sonnenlicht die grünen Gipfel des Waldes beſcheint, in deſſen kühlem Schatten wir ſinnend auf weichem Moose ruhen, lebt und bewegt ſich über unſern Häuptern noch etwas Anderes als die gefiederten Sänger, denen wir entzückt unſer Ohr leihen. In der grünen Werkſtatt, von den ſchlanken Pfeilern der Buchen und Eichen getragen, wird fleißig gearbeitet. Kein menſchliches Auge ſieht, was hier geſchafft wird, und doch iſt es ein mächtiges Werk, welches die Knospen und Blätter zu Stande bringen. Aus ihren geöffneten Poren ſtrömt die Lebensluft, derſelbe Sauerſtoff, den wir am Fuß der Bäume verzehren. Die Grundlage der ganzen Pflanzenwelt bildet der Kohlenſtoff, welcher, mit Sauerſtoff verbunden, als Kohlenſäure der atmoſphäriſchen Luft beigemiſcht iſt und etwa $\frac{1}{1000}$ derſelben ausmacht. Die Kohlenſäure, welche zur Unterhaltung des animaliſchen Lebens untauglich iſt, dient den Pflanzen zur Hauptnahrung und wird von ihnen zerſetzt. Wir behalten den Sauerſtoff, die Pflanze den Kohlenſtoff. So entſteht dieſer wunderbare Proceß des ewigen Bindens und Scheidens, dieſe ununterbrochene Wanderung des Stoffs, dieſer ſtete Wechſel. Was der Eine braucht, gibt der Andere ab, was Dieſer von ſich ſtößt, nimmt Jener begierig auf.

Abgeſehen davon, daß die Luft einen Hauptbeſtandtheil unſerer Nahrung enthält, hat ſie auch unſere Sinne eigentlich erſt in den Stand, ihre Dienſte zu verrichten. Ihre Wellenſchläge rauſchen und ſchwirren an das menſchliche Ohr, das im luftleeren Raume der Seele den Genuß der Töne verſagen würde. Die Erfindung der Segel, die Anwendung der Saugpumpe, der Schießröhre, die Witterungsbeobachtungen mit Hülfe des Barometers und hundert verſchiedenartige andere Anſtalten und Erſcheinungen beruhen auf dem Daſein dieſer luftigen Hülle, auf deren Grunde wir einherwandeln, dem Druck einer großen Luftſäule ausgeſetzt, die uns von allen Seiten eng umſchließt wie den Fiſch das Waſſer. Daß es eine Zeit gegeben, in welcher das Miſchungsverhältniß der Luft anders war, als es jetzt iſt, lehrt uns die Entwickelungsgeſchichte der Erde, ſoweit dieſelbe durch den Scharfſinn des Menſchen enthüllt worden iſt. Die großen Steinkohlenlager, welche aus den Reſten einer rieſenhaften Pflanzenwelt entſtanden ſind, weiſen darauf hin, daß die Atmoſphäre der jungfräulichen Erde an Kohlenſäure früher überaus reich geweſen ſein muß. Dieſe unermeßlichen Steinkohlenſchichten ſind gewiſſermaßen feſte Niederſchläge aus der frühern Luft. Erſt nachdem die letztere von überſchüſſiger Kohlenſäure durch Bildung der großen untergegangenen Urwälder befreit war, ward ſie zum Athmen lebender Weſen tauglich. Die Ueberreſte athmender Weſen finden ſich auch wirklich erſt in den Schichten über den Steinkohlenlagern; in und unter dieſen hat man ſolche bisher vergeblich geſucht.

(Der vierte und letzte Artikel: Die Erde, in nächſter Nummer.)

Wärme und Kälte.

Die Wärme iſt eine ausdehnende Kraft. Eine ihrer augenfälligſten Wirkungen iſt die auf den Aggregatzuſtand der Körper. Erhöhte Wärme ſchmelzt feſte Stoffe und bringt flüſſige zum Sieden; verminderte Wärme ſchlägt Dämpfe in Tropfen nieder

und 1ebt Flüſſigkeiten gefrieren. Am ſchwerſten ſchmilzt unter allen Körpern Platina und reines Eiſen (erſt bei 10.000° R.). Am leichteſten unter den Metallen ſchmelzen Miſchungen von Blei, Wismuth und Zinn, z. B. Newtons Metall ſchon bei 75° R., alſo fünf Grade unter der Siedehitze des Waſſers. Die Schwere der Luft — der Barometerſtand — iſt von großem Einfluß auf das Sieden der Flüſſigkeiten. Daſſelbe tritt um ſo eher ein, je höher ein Ort liegt. Schon in München kocht das Waſſer bei 79°, auf dem großen St. Bernhard bei 75°, auf dem Montblanc bei 67° R. Im luftleeren Raume kocht Waſſer ſchon bei 17° R. Waſſerdämpfe erhalten durch erhöhte Temperatur eine größere Expanſiv- oder Druckkraft; bei 80° R. iſt dieſelbe gleich einer Atmoſphäre, bei 145° iſt ſie bis zu der Gewalt von zehn Atmoſphären geſtiegen.

Nicht minder auffallend iſt die Wirkung, welche die Wärme auf chemiſche Verbindungen und Verwandlungen ausübt. Schwefel fängt bei 120° R. von ſelbſt an zu brennen und ſchon bei 59° brennt Phosphor äußerſt heftig. Die Gährungsproceſſe werden durch Wärme ſehr gefördert. Stärkmehl verwandelt ſich in Dextrin (Dextergährung) bei 145°, in Zucker ſchon bei 56°, Zucker wird zu Alkohol bei 17°, Alkohol zu Eſſig bei 28° R. Die Blutwärme, ein Product des Ernährungsproceſſes, der im Grunde nichts iſt als ein langſam ablöſiges Verbrennen der Nahrungsſtoffe, beträgt bei den Menſchen mindeſtens 28° R., ſteigert ſich aber oft bis zu 30°, der Temperatur der Geier und Habichte. Kinderblut hat bis auf 32° R. Die bedeutendſte Blutwärme zeigt ſich bei den Vögeln, namentlich bei den Raben und Enten (35° R.), eine geringere bei den Säugethieren, eine weit geringere bei Amphibien, Fiſchen, Mollusken und Inſekten, die allergeringſte bei den Krebſen, 17°.

Höchſt wichtig iſt das klimatologiſche Auftreten der Wärme. Daſſelbe richtet ſich zunächſt nach dem Grade der Breite, unter dem eine Ortſchaft liegt, dann aber auch danach, ob ſie im Thal, auf einer Anhöhe oder in der Ebene, ob ſie am Meere oder im Binnenlande, ob ſie in der Nähe eines großen oder eines kleinen Fluſſes gelegen iſt. Die mittlere Wintertemperatur zu Carthagena in Spanien beträgt z. B. 5° unter Null, während die Wintertemperatur im ſüdlichen England durchſchnittlich 5° über Null beträgt. Die größte Wärme (54°) hat man zu Gulpen in Indien, die größte Kälte (50° unter Null) zu Naſchnei-Ilimsk in Sibirien beobachtet. Gewiſſe Thiere, mehr aber noch gewiſſe Pflanzen kommen nur unter beſtimmter Temperatur genau fort; ſo z. B. beginnt der Weinbau in Ländern, deren mittlere Temperatur 10° R. beträgt, hört aber ſchon bei 14° mittlerer Temperatur wieder auf.

C.

Zur Geſchichte mittelalterlicher Badeſaiſons.

Poggio, einer der Wiederherſteller der Wiſſenſchaften im 15. Jahrhundert, vierzig Jahre lang Secretär bei zehn verſchiedenen Päpſten, beſuchte von Konſtanz aus, wohin er Papſt Johann XXIII. zum Concil begleitet hatte, auch Baden in der Schweiz und gibt uns von ſeinem Aufenthalte daſelbſt eine ſo lebhafte Schilderung, daß wir dabei weniger an die Geiſtlichen, was Poggio damals noch war, erinnert werden, als an den von den Grazien und Muſen gebildeten Lebemann, der ſich ſpäter auch vermählte und als Kanzler der Republik Florenz ſtarb. Wenn wir in dem Briefe an ſeinen gelehrten Freund Nicolo Niccoli leſen: „Alles hat hier ſo unendlichen Reiz, daß ich oft in dem Wahn ſtehe, Cypria und was ſonſt die Welt Schönes in ſich faſſen mag, ſei in dieſe Bäder zuſammengekommen, ſo ſehr hält man hier auf die Gebräuche dieſer Göttin, ſo ſehr findeſt du da Sitten und leſen Spiele wieder. Unzählbar iſt die Menge der Vornehmen und Geringen, die nicht ſowol der Cur als des Vergnügens wegen hier zuſammenkommen. Alle,

die lieben und heirathen wollen, Alle, die das Leben in den Genuß setzen, strömen hierher, wo sie finden, was sie wünschen;" — wenn er dann wieder hier „den Ort entdeckt zu haben glaubt, wo der erste Mensch geschaffen worden, den die Hebräer Gan Eden, d. i. den Garten der Freude, nennen", — so werden wir wol Einiges davon der lebendigen Phantasie des heißblütigen Italieners in Rechnung bringen, immerhin aber annehmen dürfen, daß die Bäder im Mittelalter weit mehr Homburg und Baden-Baden als Franzensbrunn und Marienbad geglichen haben.

Baden in der Schweiz war das Baden-Baden jener Zeit. Nicht wenig trug dazu jene Kirchenversammlung bei, deren Mitglieder sich hier von den Aergerlichkeiten religiöser und politischer Zänkereien, von den Mühen des Bann- und Achtsprechens und den Ketzerverbrennungen zu erholen pflegten. Wenn aber Poggio „prächtiger Gasthäuser" erwähnt, so werden wir angesichts des unschwer nachweisbaren Zustandes wirthlicher Verhältnisse zu seiner Zeit unwillkürlich zu einem Vergleich zwischen den gesteigerten Bedürfnissen unserer Begehrlichkeit und den noch immer bescheidenen Ansprüchen jener Tage aufgefordert. Kaum wol würde heute eine „einfache" Bürgerfamilie sich mit der „Gasthofespracht" begnügen, in der sich einst Fürsten und Prälaten in Baden gefielen. Schon ein Blick auf die Umwandlungen selbst kleiner Bäder während der letzten Jahre reicht hin, dies klar zu machen. Luxus und Comfort jener entlegenen Zeit waren ganz anders geartet, als was wir jetzt so nennen. Zahlreiches Gefolge, große, freigebige Gastereien, kostbares Tafelgeschirr, zu diesem Zweck überall selbst mitgeführt, setzten eine Herrlichkeit zusammen, die das eigene Gelüste betrügen und die Augen einer schaulustigen Menge blenden konnte. Und mit dieser Herrlichkeit bewegte man sich ganz gern auch in niedrigen, luft- und lichtlosen Gemächern, setzte sich auf schwere hölzerne Sessel und stieg in Bäder, vor denen selbst der bescheidenste Sinn unserer Tage scheu zurückweichen würde. Nach dem Besuche einer fürstlichen oder sonst „sonderbaren" Person nannte man dann wol auch ein solches Badgemach, wie das „Markgrafen Bad" in Baden, weil Georg Friedrich von Brandenburg im Jahre 1595 „in eigener Person" darin gebadet, wie uns der gelehrte Pantaleon, Doctor der Philosophie und Arznei, Professor der Logik und Physik, Comes palatinus und Rector der Hohen Schule in Basel, naiv genug berichtet. Auch die gemeinschaftliche Baderei, damals unanstößig, würde uns heute nicht mehr behagen, wiewol sie damals gerade den Hauptreiz des Badeaufenthalts und den Grund des angenehmen und zwanglosen Umgangs gebildet, in dessen Rühmen sich alle Badeschriftsteller ergehen. In dieser Hinsicht hat die Sitte zur Absonderung und dadurch Vermehrung der Einzelbäder geführt. In den dreißig Privatbädern, welche Zahl Poggio hat (jetzt sind es gegen 100), mag es freilich zuweilen etwas bunt hergegangen sein und nicht immer so „in aller Frömbkeit", wie der ehrliche Pantaleon meint, obwol wir nicht vergessen wollen, daß es nicht an strengen Polizeivorschriften gefehlt hat und eine Art Ehrengericht nach eigener Wahl der „Badergesellen" (Badegäste) auf Zucht und Ordnung hielt. Wie sehr aber gerade der Gegensatz die Lust nach den Früchten des Bades gesteigert und eine „Badenfahrt" fast entschiedener als jetzt zu den wetzlichen und unabweisbaren „Nothwendigkeiten" gehörte, davon finden sich viele Beispiele. Es lautet sehr bedenklich, wenn wir eine Aebtissin des Frauenmünsterstifts in Zürich, Anastasia von Hohenklingen, im Jahre 1415 einen weitläufigen Meierhof verkaufen sehen, um aus dem Erlös die Kosten einer Badenfahrt bestreiten zu können. Oder wenn ein Abt von Cappel sich durch sein üppiges, gar zu ungeistliches Badeleben (einige Seitensprünge ertrug man wol mit Nachsicht) um seine Abtei brachte. Er pflegte wochenlang täglich für mehr als zwanzig Personen offene Tafel zu halten. Auch ein hochtragischer Charakter in der Geschichte Zürichs, dem es nur an sittlichem Ernste fehlte, der tapfere, kluge und lebenslustige Bürgermeister Hans Waldmann, emancipirte sich von seinen eigenen, zu Hause aufgestellten Sittengesetzen mit

üblichen Gesellen am ausgelassensten in Baden; von da zurückgerufen, bestieg er das von Leidern und einer blutbewegten Menge aufgerichtete Blutgerüst, das schauerliche Ende einer glänzenden Laufbahn. Selbst die frommen Klosterjungfrauen von Töß erkauften sich um schweres Geld päpstliche Bullen und Indulgenzen, um nach Baden „fahren" zu können. Zu einem förmlichen und dabei höchst kostspieligen Usus waren im Laufe der Zeit die sogenannten „Badschenkungen" geworden. Seit Baden Sitz der eidgenössischen Tagsatzungen und damit ein Sammelpunkt fremder Gesandten geworden, mochte für die dadurch dringender gewordenen Lustbarkeiten auch die schweizerische Einfachheit nicht mehr genügen. Was anfangs Sendungen von Verwandten und Freunden an die Badenfahrer gewesen, um zur Begrüßung fremder Fürsten und Herren gedient (so schickte z. B. die Regierung von Zürich dem obengenannten Markgrafen „ein ehrliche Badenschenke von Wein und Haber" zu), ward allmälig ein fast allgemeiner Gebrauch in allen Cantonen, man schickte von Obrigkeitswegen den Magistratspersonen, den höhern Geistlichen, die sich im Bade befanden, baares Geld, kostbare Gold- und Silberwaaren, und der eigenthümliche Gebrauch erstreckte sich bald auf die Zunftvorsteher, auf die niedern Verwaltungsbeamten und Geistlichen, für deren Beschenkung die Zunftgenossen, Untergebenen und Gemeindeangehörigen zu sorgen hatten. Der Mißbrauch führte auch Verbote herbei, die nicht eher wenigstens als lange gehalten wurden. In der That bot auch Baden als Mittelpunkt der diplomatischen Beziehungen der Eidgenossenschaft noch sonst manche Verlockung. Die Botschafter der fremden Mächte hatten theilweise noch zum Hauptzweck ihrer Sendung die Anwerbung tüchtiger Schweizer zu Kriegsdiensten. Namentlich die Krone Frankreichs verlor die Eidgenossenschaft und ihren kräftigen Menschenschlag nie aus den Augen; ihre Gesandten gaben prächtige Gastmahle, und wenn wir heute den schattigen und lieblichen Wiesengrund der „Allotte" aufsuchen, der sich schmal am Ufer des raschen Flusses hinzieht, so befanden wir uns an dem Versammlungsplatze der damaligen schönen Welt, auf dessen beschränktem Raume die wohlberechnete französische Gastlichkeit Feste feierte, zu denen alle angesehenern Gäste geladen, die Männer mit kostbaren Weinen bewirthet und gewonnen, die Frauen durch goldene Ketten und Armspangen geschmeichelt wurden. Illuminationen und Feuerwerke blendeten die republikanische Kurzsichtigkeit und in kleinen Romanen und Liebesintriguen wurden vielleicht die ersten Grundsteine zu neuen Capitulationen und Menschenkauf gelegt. Das uralte Mutterkirchlein, den heiligen drei Königen geweiht, weshalb in frühern Zeiten der ganze Raum der Bäder wol auch „Das Bad der drey Küngen in Schwaben bey Schweitz" hieß, mag manches nicht eben Heilige gesehen haben. In diesen suchte man sich besonders auch noch nach der Reformation an der rigorösen Strenge Zwingli's und die Zügellosigkeit mag nicht selten mit dem hypokritischen und prüden Wesen sich überschwänglich ausgeglichen haben. Als später ein allerdings moralisch gebesserteres Wesen an die Stelle lascrer Sitten trat, war es von der einen Seite in so hohem spießbürgerliche und abgemessene Formen und eine so haarscharfe Spaltung der Parteien eingefangen, daß ihm der Widerwille der andern Seite wenigstens in dieser Ausdehnung kein langes Leben lassen konnte und die Sehnsucht nach dieser guten alten Zeit ebenso anachronistisch gelten muß, wie der Versuch ihrer Zurückrufung für ebenso thöricht als vergeblich.

Baden in der Schweiz ist schon lange kein Modebad mehr. Wen es anlocken soll, muß es um die Heilsamkeit seiner Quellen suchen und sich für Toilette und Spiel in von dem Reize der Natur und der Gemüthsamkeit historischer Erinnerungen entwöhnen lassen.

E.

Beobachtungen aus dem Gebiete des Seelenlebens.

Von Dr. Frauenstädt in Berlin.

XI. Idealisiren.

Es gibt glückliche Naturen, die die Schönheit und Vollkommenheit, welche den Dingen abgeht, in sie hineinschauen und sie daher nicht so sehen und empfinden, wie sie sind, sondern wie sie ihrem Blicke erscheinen. In der Jugend und bei günstiger Stimmung der Seele und des Körpers gelingt dies am besten; man macht alsdann durch die eigene Phantasie aus den Dingen Das, was sie eigentlich sein sollten, man schaut sie in dem Lichte der eigenen innern Klarheit und hört sie in dem Wohllaute der eigenen harmonischen Stimmung. Die fehlerhafteste Dichtung oder Musik kann Einen dann entzücken; während man im Alter und bei ungünstiger Stimmung an Allem nur die Fehler, Schwächen und Gebrechen herausfindet.

XII. Gefühl der Ueberlegenheit.

Wie ein stärkeres Thier einem schwächern gegenüber sogleich seine Ueberlegenheit fühlt, so wird geistige Superiorität oft sogleich beim ersten Anblick einer Andern ihrer selbst gewiß. Denn seine intellectuelle Beschaffenheit, die Qualität seiner Geistesgaben kann der Andere, da sie in seinem Blick und seiner Physiognomie offen ausgestellt sind, nicht verbergen wie seine moralischen Eigenschaften. Gut kann Einer scheinen, der an sich schlecht ist; aber klug, geistreich, genial könnte ein Dummer, ein Geistesarmer und ein Einfältiger, dem die Dummheit und Einfalt auf dem Gesichte ausgeprägt ist, nur Dem scheinen, der es noch mehr selbst wäre.

Anregungen.

Der Fürstencultus unserer Tage.

In keiner Zeit, ausgenommen in der alten orientalischen und in der römischen Imperatorenzeit, herrschte ein Fürstencultus wie der, der in unsern Tagen getrieben wird. Die Chronik des gegenwärtigen Berlin z. B. ist erfüllt von einem ewigen Geschwätze der Angelegenheiten, die sich auf den König, die Prinzen und die Prinzessinnen beziehen. Jeder prinzliche Besuch im Theater, jeder Einkauf in einem Waarenmagazine wird von der Presse weitererzählt. Reisen, Familienangelegenheiten der hohen Herrschaften werden mit Umständlichkeit in der Presse erörtert. Es sind dies Zeigen jener lebhaften Zurschaustellung seiner Gesinnung, die für die Zwecke der sogenannten Reaction von ebender für nothwendig gehalten wurde. Zwischen gerade noch die Presse, mit der sich Staat und Land immer noch an Familienereignissen des Dynastien betheiligen, nachgerade ans Zudringliche. Der künftige Geschichtschreiber unserer Epoche wird von diesen Dingen ebenso sprechen wie Tacitus von den curae in servitium seiner Jahrhunderts.

Zur Kunst, sich zu behaupten.

Lavaterscher Gesandt hätte in seinen Anleitungen zu einem Egoisten, der in einer egoistischen Welt nur leider zu sehr die nothwendige Lebensphilosophie werden mußte, auch diese Bemerkung machen können: Willst du in einer Gesellschaft etwas mittheilen und wurdest dabei zufällig unterbrochen, so halte nie, daß man vergißt, auf dein Verhalten zurückzukommen. Du würdest sonst allmälig und ohne daß du oder Andere irgend die wahre Ursache entdeckten, unbedeutend erscheinen.

Zur Ehrenrettung des Buchstabens.

Nach jahrelanger persönlicher Bekanntschaft lernen wir die Menschen doch immer nur erst wahrhaft durch einen Briefwechsel kennen, den wir mit ihnen führen.

Weisheit.

Weise ist Derjenige, der gut von Natur und auch aus Ueberzeugung ist, oder mit andern Worten, dessen Verstand ihn zwingen würde, gut zu sein, wenn es nicht schon sein Herz wäre.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 45. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Ein esthnisches Märchen.

Vom Grafen Adelbert.

Es war ein Sonntagmorgen im Sommer, die Luft mild, der Himmel blau, der Sonnenschein prächtig, die Wiesen grünten und blühten, auf den Feldern schlug das reifende Korn Wellen und von fern tönte das Geläut der Heerden und der langanhaltende Ruf der Hüterjungen. Von dem dunkel daſtehenden Tannenwalde wehte der Wind kräftige Düfte herüber und machte zuweilen den fernen Ton der Sonntagsglocken hörbar, die hell aus der entfernter liegenden Kirche erklangen.

Vor dem letzten Hause des Dorfs, das ſich an den Wald anlehnte und deſſen Strohdächer hier und da in den grünenden Feldern ſichtbar waren, ſaß ein noch junger Bauer von kräftiger Geſtalt mit dem gewöhnlichen Geſichte eines Eſthen, d. h. großen hellen Augen, breiter Naſe und großem Munde, dunkelbrauner Geſichtsfarbe und langen auf die Schultern herabhängenden Haaren. In Hemdärmeln, aus einer kurzen Pfeife einen abſcheulichen Tabak rauchend, der weit ringsum die ſchöne Luft verpeſtete, ſaß er auf ſeiner hölzernen Bank, mit verdrießlicher Miene, blickte ſchweigend die vorüberziehenden Kirchengänger an und wenn ihn Einer fragte: Geht's du mit, Hans? ſchüttelte er blos den Kopf. Die Kirchengänger waren endlich vorüber und Hans ſaß noch immer vor ſich hinſtarrend da, als von der entgegengeſetzten Seite ein Mann ſich ihm näherte. Es war Michel, ein kleiner, gebückter Mann mit eisgrauen Haaren. Ein abgetragener Schafpelz und eine alte Pelzmütze, die er trotz der Hitze trug, blaue Strümpfe und Pastein (Bastſchuhe) machten ſeinen Anzug aus. Seine Phyſiognomie war auffallend; die kleinen Augen blickten unter buſchigen Augenbrauen, die Naſe war klein und platt und um den zahnloſen Mund ſpielte ein immerwährendes Lächeln, von dem er ſelbſt kein Bewußtſein zu haben ſchien. Es war ein Loskreiber, wie man in Eſthland diejenigen Bauern nennt, die weder Wirthe einer Geſindeſtelle (Bauergut) verſtehen, noch ſich als Knechte verdungen haben, ſondern auf eigene Hand, meiſt in kleinen Hüttchen, Saunat, Badſtuben genannt, wohnend, ihr Daſein zu friſten ſuchen. Michel that dies, indem er bald hier, bald dort in einem Bauernhauſe einſprach und das für ihn Aufbewahrte einſammelte, und er hatte ſtets genug zu leben, da ihn die Leute fürchteten als einen Menſchen, der allerlei geheime

Künste verstehe, den Kühen die Milch behexen, Hagelschlag und Sturm heranziehen, auch wol Krankheiten hervorrufen könne.

Bei Hans angelangt, stand er still und sagte: Sei gegrüßt!

Im Namen Gottes, war die Antwort.

Du bist traurig? sagte Michel, den Andern scharf anblickend.

Du hast es errathen, war die Antwort, und es ist gut, daß ich dich sehe. Die Leute sagen, du könnest viel Böses thun, aber du bist ein kluger Mann und kannst mir vielleicht helfen.

Die Leute sagen viel Böses, wenn sie selbst böse sind, aber was fehlt dir?

Ich habe erst neulich ein Gesinde übernommen und siehe da, die Felder stehen leer; so ist die Ernte, und nur gerade mir, mißrathen; das Heu hat der Regen verdorben, fast all' mein Vieh ist gefallen, das Elend steht vor der Thür! Ich kann meinen Knecht nicht ernähren, meine Abgaben nicht zahlen, meine Arbeitstage nicht mehr leisten — —

Und du möchtest gern aus allem Elend heraus und mit einem male reich sein?

Versteht sich, Michel!

Der Alte lachte leise: Wenn ich wäre wie du — — —

Nun was? fragte Hans begierig.

Wenn ich noch jung und stark wäre wie du, wenn ich Muth und kein Grauen in dunkler Nacht hätte, wenn ich zu schweigen verstünde, so wüßte ich mir wol zu helfen!

So sage nur, was du denkst, ich will ja Alles thun, um reich zu werden, denn so ist mir das Leben zur Last.

Michel sah sich vorsichtig nach allen Seiten um und sagte dann leise: Weißt du, was ein Kratt ist?

Hans erschrak. Nein, ich habe nur hin und wieder schreckliche Dinge davon munkeln hören, sagte er.

So höre!

Der Alte warf seinen Sack ab, setzte sich neben Hans auf die Bank und begann:

Der Kratt ist eine Figur, die man sich selbst anfertigen kann, was aber geheimnißvoll geschehen muß, daß keines Menschen Auge sie sieht. Ihr Leib ist ein Besenstiel, ihr Kopf ein zerbrochener Topf, die Nase eine Glasscheibe, zwei geradeausstehende Arme legt man ihr an, die aus Stücken einer Hutzel bestehen müssen, an welcher ein hundertjähriges Weib gehutzelt; das sind Alles Dinge, die man wol bekommen kann. Stellt man nun diese Figur drei Donnerstagnächte nach einander auf einen Kreuzweg, wobei man mutterseelenallein sein und besondere Worte sprechen muß, die ich kann und dir mittheilen will, so wird sie in der dritten Donnerstagnacht lebendig.

Gott bewahre! rief Hans.

Hast du Furcht? Dann habe ich genug gesagt.

Ich habe keine Furcht, erzähl' weiter!

Dieses Gespenst ist dann der Knecht Desjenigen, der es hervorgerufen hat; es wohnt bei ihm im Hause, aber nur ihm sichtbar, auf dem obern Boden und thut Alles, was ihm befohlen wird. Es bringt seinem Besitzer Geld, Korn, Heu, von wo dieser es haben will und so oft es ihm geheißen wird, aber nie mehr auf einmal, als ein Mensch tragen kann. Viele sahen den Kratt, mit sprühendem, feurigem Schweife, zum Schornstein herausfahren sehen' — Merkst du nun, Hans? — Du schwerst?

Aber wenn du dies weißt, Michel, warum hast du dir nicht selbst einen Kratt gemacht, wenn es gut ist, sondern bist dein Leben lang arm geblieben?

Hundert mal habe ich es gewünscht und gewollt, hundert mal den Versuch angefangen, aber ich hatte den Muth nicht' — — Ich habe einen Freund gehabt, der einen Kratt besaß, er hat mir viel davon erzählt, aber ich hatte den Muth nicht' Der Freund fand

und sein herrenlos gewordener Knecht blieb noch geraume Zeit im Dorfe und neckte und quälte die Bewohner. Eine Frau, die er in dieser Zeit vielfach belästigt hatte, fand zuletzt noch all' ihr Garn zerschnitten, bei näherem Nachsuchen in dem Haufen aber eine Menge Geld. Seitdem war der Kratt fort. Damals hätte ich auch gern einen beerben, jetzt bin ich alt und grau und denke nicht mehr daran.

Ich habe Muth, aber wäre es nicht gut, wenn ich darüber mit dem Herrn Pastor spräche?

Dummkopf! Mit keinem Menschen, mit dem Pastor aber am wenigsten, denn durch die Belehrung eines Kratts übergibt man sich dem Bösen!

Hans fuhr entsetzt zurück.

Erschrick nur nicht! Dafür hat man langes Leben und Alles, was das Herz begehrt; und fühlt man sein Todesstündlein nahen, so kann man noch immer des Bundes mit dem Bösen ledig werden, wenn man sich vom Kratt loszumachen versteht.

Wie das?

Gibst du ihm eine Arbeit auf, die er nicht vollbringen kann, so bist du seiner ledig! Aber klug muß man das anfangen, sonst überlistet er Einen. Derselbe Bauer, von dem ich vor sagte, wollte seinen Kratt vertreiben und befahl ihm deshalb, ein Faß mit einem Sieb vollzuschöpfen, und sieh da! das Geipenst schöpfte und schöpfte und ruhte nicht und rastete nicht, bis vom Abtropfen des Siebes das Faß gefüllt wurde.

Und er starb, ohne den Kratt losgeworden zu sein?

Weshalb war er nicht klüger? Noch Eins merke dir: Gutes Essen muß der Kratt erhalten, soll er bei guter Laune bleiben! Ein Bauer setzte einst seinem Kratt eine Schüssel mit Reisbrei auf die Bodentreppe, wie gewöhnlich. Ein Arbeiter bemerkte es, aß den Brei und füllte die Schüssel mit Erde. Dieselbe Nacht noch ward er vom Kratt entsetzlich geschlagen und so jede Nacht, bis er selbst eine Schüssel Brei heimlich hinaus. Dann hatte er Ruhe. Nun weißt du Alles!

Hans schwieg. Nach einer Weile sagte er: Es ist viel Böses dabei, Michel!

Du hast meinen Rath gewollt, ich habe ihn dir gegeben, nun wähle du selbst. Das Elend hat dich gepackt, nur auf viele Weise kannst du dich ihm entreißen und reich werden, und mit etwas Besinnen kannst du auch deine Seele aus den Banden ziehen.

Nach einigen Minuten Nachdenken sagte Hans: Willst du mir die Worte sagen, die du in den Donnerstagnächten nöthig hast?

Was gibst du mir dafür?

Wenn ich den Kratt habe, sollst du gemächlich leben wie ein Herr.

So komm!

Beide erhoben sich und wandelten schweigend nach der Hütte des Alten.

Seit diesem verhängnißvollen Sonntage war Hans fast gar nicht im Dorfe zu sehen. Um die Feldarbeit bekümmerte er sich nicht mehr, das Wenige, das noch auf seinen Äckern wuchs, verdarb und öde und unheimlich, ohne Leben, war seines Gesindes Umkreis geblieben. Der Knecht, wenn er nicht der Gutsherrschaft die Arbeitstage leistete, lungerte in den Schenken umher, die Magd lag faul und schläfrig in der Scheune, denn das Auge des Hausherrn fehlte bei der Arbeit und so stockte es überall.

Hans saß indeß in seiner kleinen, rauchgeschwärzten Kammer, deren Thür er verrammelt und deren einziges Fenster er verdunkelt hatte. Hier, in der Dunkelheit, bei flackerndem Scheine des Pergels (Binsenpechs) arbeitete er ämsig an seinem Kratt, wenige Stunden Schlaf sich gönnend. Es war ihm gelungen, eine Hakpel zu erlangen, der ein hundertjähriges Weib gehaspelt, und somit das nothwendigste Stück seiner Arbeit zu besitzen. Sorgfältig fügte er nun alle Bestandtheile zusammen, setzte einen alten Besen auf einen Besenstiel, machte aus einer Glasscherbe die Nase und malte mit rother

Farbe Augen und Mund. Die ganze Gestalt bekleidete er, wie ihm vorgeschrieben war, mit bunten Lumpen und dachte schaudernd dabei, daß es nun in seiner Macht liege, das abscheuliche Schreckbild zu beleben, das ihm dann sein Lebelang zur Seite bliebe. Aber der Gedanke an Gold, an mühelos erworbenen Reichthum blieb siegreich. Der Kratt war fertig und in der nächsten Donnerstagnacht machte sich Hans, als schon Alles im Dorfe schlief, die wohlverhüllte Gestalt tragend, auf den Weg zum Walde.

Tief, tief drang er hinein in das Tannendickicht, bis fast völlige Dunkelheit ihn umgab und er auf einem nur Wenigen bekannten, den Wald durchschneidenden Kreuzweg Halt machte. Rasch pflanzte er den Kratt in der Mitte desselben auf, setzte sich auf einen Stein und begann nun, von unbezwinglicher Gewalt getrieben, fort und fort mit entsetzlichem Grauen auf die gespenstische Figur hinzustarren. Wenn ein plötzlicher Windstoß durch den Wald fuhr, schien es ihm, der Kratt bekomme Leben und der Athem erstarb ihm in der keuchenden Brust. Wenn eine Eule in der Ferne schrie, glaubte er schon die Stimme des Gespenstes zu hören und fühlte, wie ihm das Blut in den Adern gefror. Aber nicht einen Augenblick wandte er sein Auge ab, bis der Morgen heraufdämmerte und das erste Gezwitscher der Vögel das Erwachen der lebendigen Natur anzeigte. Da erhob sich Hans mit einem schweren Seufzer, ergriff den Kratt und schlich vorsichtig nach Hause.

Am zweiten Donnerstage ging es ebenso.

Endlich war die dritte, entscheidende Nacht gekommen. Ein heulender Wind hatte den Mond mit dunklen Wolken verfinstert, schwarze Finsterniß lagerte über der Erde, als Hans seinen Weg wieder antrat, den Kratt mit sich tragend, der, jetzt noch ein lebloses Werk seiner Hand, bei seiner Rückkehr lebendig als sein zauberhafter Knecht ihm zur Seite gehen sollte. Lauernd fand er den Kreuzweg, die bekannte Stelle und stellte die Figur auf. Da fuhr es ihm plötzlich durch den Kopf: Wie, wenn ich den Kratt jetzt hier in tausend Stücke zertrümmerte, dann nach Hause ginge und arbeitete, um an nichts Böses mehr zu denken?

Aber ich bin so arm, erwiderte er sich sogleich selbst, und dieser hier soll mich reich machen: Geschehe nun, was da wolle, schlechter kann es nicht werden!

Und sich scheu umblickend, sprach er leise und zitternd die ihm vom Andern vorher eingelernte geheimnißvolle Formel aus.

Plötzlich, der Mond trat durch eine Lücke der Wolken hervor und beleuchtete den Platz, plötzlich, und er fühlte, wie ihm das Herz stillstand, sah er, wie der Kratt Leben bekam. Das Gespenst bewegte die gemalten Augen, regte sich, drehte sich langsam nach allen vier Weltgegenden und als sein schreckliches Antlitz sich wieder gegen Hans kehrte, fragte es mit schnarrender, rasselnder Stimme: Was willst du?

Aber das Uebermaß des Entsetzens hatte Hans gepackt, der bisjetzt dem Grausenhaften widerstanden. Mit gesträubten Haaren wandte er sich und floh, floh in Todesangst, ohne zu sehen, wohin seine Füße ihn trugen.

Hinter ihm her aber rasselte und keuchte es und dieselbe Stimme rief, ihm immer ganz nahe: Warum rufst du mich ins Leben, da du mich nun verläßt?

Hans floh, ohne sich umzusehen. Er hatte den Muth nicht.

Da berührte der lebendige hölzerne Arm des Kratts seine Schulter und dieser rief: Du hast den Bann gebrochen durch deine Flucht! Dem Bösen bist du verfallen, doch ohne daß dir Reichthum aus deiner That erwächst! Du hast mich freigegeben, nicht dein Sklave, dein Fluch werde ich sein, bis zu deiner Todesstunde dich verfolgend.

Halb wahnsinnig stürzte Hans in sein Haus, das er erreicht hatte.

Ihm folgte der Kratt, nur ihm allein sichtbar.

Und von dieser Stunde an mißrieth dem Bauer Alles, was er unternahm; was

seine Hand berührte, zerbrach, seine Felder wurden unfruchtbar, sein Vieh starb, seine Scheuern stürzten ein, kein Knecht, keine Magd wollten länger in einem Hause bleiben, das vom Unglück unaufhörlich heimgesucht ward. Zuletzt sah Alles den Unglücklichen als einen mit dem bösen Geist Behafteten, der Unheil bringe, wohin sein Fuß trete.

Ihn selbst aber plagte jede Nacht der Kratt mit neuen Schrecken.

Einige Monate waren vergangen, der Spätherbst war gekommen und sandte seine heulenden Stürme über die flachen Gefilande.

Hans, abgemagert, von elendem Aussehen, kaum getragen von seinen wankenden Füßen, begegnete im Walde dem alten Michel, der ihn mit höhnischen Blicken betrachtete.

Sei gegrüßt, Hans!

Ah, du bist es! rief dieser mit Heftigkeit, gut, daß ich dich finde, Hund des Satans! Wo sind deine Versprechungen, wo Reichthum und Glück? Dem Bösen gehöre ich und habe schon auf Erden die Hölle, das ist deine Schuld!

Sachte, sachte! Von deinem Elend habe ich schon gehört und konnte mir leicht denken, wie es gekommen. Aber wer hieß dich mit bösen Dingen spielen, wenn du kein Herz hattest? Ich habe dich gewarnt. Du bist im letzten Augenblicke voll Schrecken entflohen und hast dadurch den Kratt freigegeben; thätest du das nicht, so wurdest du reich und glücklich, wie ich dir sagte.

Aber du hast es nicht gesehen, das schreckliche Gespenst, als es Leben bekam, flüsterte Hans, der Anblick war zu viel für einen Menschen! O ich Thor, daß ich mich von dir verleiten ließ!

Ich verleitete dich nicht, ich sagte dir nur, was ich wußte.

So hilf mir jetzt!

Hilf dir selbst, ich kann nichts thun. Und habe ich mich nicht mehr über dich zu beklagen, als du über mich? Ich habe dich nicht belogen, wo aber ist meine Belohnung, wo das gemächliche Leben, der Ruheort für meine alten Tage, wie? Du hast mich betrogen.

Sei still! Sage mir lieber, wie ich mich retten soll, rathe mir, was ich zu thun habe, und ich will Allem gehorchen!

Ich weiß keinen Rath mehr. Ich bleibe arm und das ist dein Werk.

Mit diesen Worten ging der Alte seines Wegs weiter.

Sei verflucht! schrie Hans ihm nach, den der letzte Hoffnungsschimmer verlassen hatte.

Ist mir denn gar nicht zu helfen? fuhr er in Gedanken fort, kann mich nichts von dem Ungeheuer erretten, das mir auf dem Halse liegt wie der Teufel? Der Kratt ist ja von Holz und Scherben, ich habe ihn ja verfertigt, ich muß ihn auch vernichten können, wenn ich es nur richtig anfange!

Er rannte nach Hause, in welchem jetzt kein Mensch mehr außer ihm wohnte.

In einer Ecke stand der Kratt, grinste ihn an und fragte: Wo ist mein Essen?

Was soll ich dir geben, um mich von dir zu befreien!

Wo ist mein Essen? Schnell her damit, mich hungert.

Warte, gleich sollst du es haben!

Und wie vom Wahnsinn getrieben, ergriff Hans den Prügel, der am Ofen brannte und eilte hinaus, alle Riegel von außen vorschiebend.

Draußen war es Nacht geworden, eine finstere, kalte Herbstnacht; der Sturm brauste im nahen Tannenwald, daß seltsame, klagende Töne vernommen wurden; der Himmel sah düster drein, mit dunkeln, eilig dahinjagenden Wolken bedeckt.

Nun verbrenne, nun brenne, du Höllengast! schrie Hans und warf die Fackel in das Strohdach seines Hauses.

Alsbald knisterte ein Flämmchen auf, sich längs dem Dache dahinschlängelnd, der Wind pfiff hinein und die Flamme erhob sich riesengroß, im Nu mit tausend Feuerzun-

gen das Gebäude umzischend. Bald stand Alles in Flammen, die Balken stürzten, das brennende Stroh flog weit über die Steppeln.

Hans lachte wie toll und rief immerwährend: Jetzt brenne' Jetzt brate'

Die Bauern wurden wach, die Dorfbewohner eilten herbei, ein Menschenhaufen erfüllte rasch den Platz. Die Ankommenden wollten löschen, aber Hans riß sie zurück und rief ihnen zu: Laßt nur, laßt! Was geht mich das Haus an! Er ist drinnen! Er hat mich lange genug gequält, jetzt will ich ihn auch quälen und dann kann noch Alles wieder gut werden!

Die Bauern sahen ihn verwundert an.

Da stürzte krachend das Haus zusammen.

Er ist verbrannt! schrie Hans.

In diesem Augenblicke flog, nur ihm allein sichtbar, der Kratt unversehrt und **triumphirend** aus dem rauchenden, glühenden Schutthaufen.

Mit fürchterlichem Schrei stürzte Hans zu Boden.

Was siehst du? fragte der alte Michel, der eben herbeigekommen war und lächelnd neben ihm stand.

Aber Hans konnte nicht antworten. Der Schreck hatte ihn getödtet.

Künstlerträume.

Von Einem, der zeitig erwachte.

I. Anch' io sono pittore.

Ich wollte Schauspieler werden. Gottfried Kinkel in Bonn und ein vormärzlicher Kreis von Dichtern und Dichtergenossen am Rhein schrieb mir, als ich ihm dies Vorhaben anzeigte, folgende Gesammtepistel:

Freund, was muß ich erfahren? Du willst der dumpfen Kanzel bald
Wenden den Rücken und hoch gurten zum hohen Kothurn?
Daß nicht Thaliens Larve zur eisernen Maske dir werde,
Sklavischem Leonorenspiel gierig gezwungen die Ohren und Hand!
Hoch zwar schwebt auf den Brettern der Geist der vergangenen Zeiten,
Aber es hängt an den Mag neuen Gemeines sich an.
Meinst du, es liebe die Welt, was Shakspeare groß im Charakter,
Munter in Lust und Gehalt, derbe und behende zugleich
Auf die Kothurne gehäuft? Du irrst dich! Ach, und du findest
Keine Hörer allein, nein, auch die Epigonen nicht!
Schlimm wol ist es, zu hungern auf dürrem Felde der Prosa
Nach der lieblichen Frucht, welche die Muse gepflanzt;
Aber schlimmer bei weitem, herbsauere Birnen zu speisen,
Aeußerlich schimmernd und rosig, — Komödianten-Geschick!
Oft versucht ich als Kind, auf hohen Kothurnen zu schreiten
(Stelzen heißen sie sonst), nimmer doch bracht' ich's zu Stand'.
Kaum erhob ich mich stolz und ging drei muthige Schritte:
Plumps! da lag ich sogleich, blutend an Nase und Stirn.
Dien' es zur Warnung dir! Schlimm ist's, auf hohen Kothurnen
Einsam schreiten dahin, fehlt uns zu halten die Kunst;
Schlimmer doch auf dem Theater, denn dann, dem Fall ins Orchester
Kaum mit dem Leben kaum ringig bei Platen die Sphinx.
Laß dich irre nicht machen, wenn ernst und bestimmt du gewählt hast,
Aber erwäge vorher Weißes und Schwarzes voraus.
Zwei der Farben hat jegliches Loos, das Sterblichen zufällt:
Wenn nicht entschieden getrennt, öfter gemischt in ein Grau.
Werde dir eigener Kraft! Doch übermenschlich erscheint sie,
Wie das Gemeine zu flieh'n, so zu besiegen allzeit!

Sie vom Beifall nie und nimmer gedrückt von der Unzucht
In dem Intriguenz wirr ehrlich und lächelnd zu geh'n.
Doch die Palme der Kunst gibt keinem Manne verloren,
Der sich nicht selber verliert, noch das entscheidende Ziel.

Und die werthwürdige Frau, deren politische Meinungen man nicht zu theilen braucht, um sie als Dichterin, Componistin, mehr noch als Gattin höchst verehrungswerth zu finden, Johanna Kinkel schrieb: „Sie stehen vor einem sehr wichtigen Schritte, den Sie schwer zurückthun können. Ihnen rathen, ist eine große Verantwortung." Dennoch ist die Freundin dazu verpflichtet, wenigstens wo sie gefragt wird, ihre Ansicht mit hinzuzugeben, damit Sie aus dem Verschiedenen, das man Ihnen sagen wird, einen Rath selbst zusammensetzen können. Vor allem sehen Sie nicht darauf, was Ihre Neigung am meisten reizt, sondern welche Lage die edlere sein wird, die Sie am sichersten in den Stand setzt, für ein Gutes, Nützliches oder ein Schönes zu wirken. Ich habe persönlich eine Vorliebe für den Stand des Schauspielers und glaube daran, daß derselbe zur Bildung der Menschheit großes beitragen kann — könnte! Warum thut er es nicht? Der Messias ist noch nicht gekommen, der den Schauspielern ihren Egoismus austreibt und sie zu Dienern einer höchsten Idee macht. Fühlte ich mich ein solcher Messias, nur ein vorlaufender Prophet vielleicht, so ging' ich unbedingt auf die Bühne. Gekreuzigt von dem Gesindel wird man freilich; das thäte nichts, wenn man nur nicht für nichts und wieder nichts sich kreuzigen läßt. Die Gemeinheit verachtet den Schauspieler ohne Unterschied. Schadet nichts. Die Masse, d. h. die edle Welt, ehrt nur den großen Schauspieler, den hohen, vollendeten Künstler. Mit dem guten Willen, mit den besten Anlagen wird man kein Künstler ersten Ranges. Die Mißachtung der Gegen ist nachher nicht leicht zu nehmen. Es gibt einzelne Genies, die ohne lange Vorstudien bald gewaltige Schauspieler wurden. Diese sind selten. Prüfen Sie, ob Sie zu diesen gehören, und dann fragen Sie nach nichts weiter und gehen auf die Bühne, treten niedrig gesinnten Collegen auf den Nacken und baden sich in Drachenblut, damit Neid und Intrigue Sie nicht in einem Jahre todt machen. Werden Sie aber in Verbrüderung mit der ordinären Hanswurst-Nation treten müssen, so werden Sie lieber Ackersmann. Es gibt nichts Elenderes in der Welt als einen Menschen, der sich vergeblich abmüht im Cultus der Schönheit; wer an ein nützliches Leben Alles verschwendet hat, der verliert nichts darum an der Achtung und bekommt sich fortgeholfen, indeß Jener nirgends Mitleid findet."

So die Freunde. Sie mahnten ab und riethen doch auch an. Ich schwärmte. Vor mir stand Seydelmann's ernste, gewappnete Macht mit der ungeheuern Consequenz seiner Gestalten; Ludwig Löwe's unmittelbare Urkraft mit seiner fesselnden, mit einem Griffe hinreißenden Gewalt subjectiver Idealität; Emil Devrient's bezauberndes Erscheinen, mit dem wunderbaren Schmelz einer schönen Seele und der zartesten Plastik edler Begeisterung. Noch wenige Theater hatte ich gesehen, aber jene Heroen hatten bei Gastspielen, wo ich sie in einigen Rollen bewundern konnte, einen Fackelbrand in meine Seele geworfen, der immer weiter und weiter zündete. Das höchste Erdenglück erschien es mir, einst so dastehen, so zu wirken wie sie; das Lampenlicht, das sie umstrahlte, war mir heilig geworden wie das Leuchten der ewigen Ampel in einem Gotteстempel. Die Leinwandwelt, die sie umschloß, war mir lebendiger, belebter als alle Bildwerke, die ich je gesehen, gemeinschaftlicher denn als die Tageswelt, die mich umgab. Alle Rüstkammern der Erde hätte ich hingegeben für ihre Schwerter und Helme und Küraße von Holz und Pappe und Blech, für ihre Bärte, Perücken und Locken schaute ich wie Faust auf seine dampfenden Tiegel, Deutschland schien mir dann erst aus seinem Barbarossa-Schlafe erlöst zu sein, wenn seine Söhne statt Frack und Ueberrock solche Kleider trügen, wie meine Heroen trugen. Shakspeare, Goethe, Schiller, Lessing, — jetzt erst ergriffen, erhoben sie

mich und Knabenträume wurden Jünglingspläne, von meinen eigenen Tragödien, die ich schreiben wollte, ganz zu schweigen.

Talent?.. Das war freilich eine andere Frage. Oft raunte mir eine innere Stimme zu: Hast du denn aber auch wirklich das wahre, echte Talent zur Schauspielkunst? Wirst du fähig sein, die Aufgabe des Schauspielers würdig lösen zu können? Recht verständig, recht ruhig glaubte ich mir auch diese Frage schon beantwortet zu haben. Begeisterung hatt' ich gewiß und das Uebrige, dacht' ich, wird sich schon finden. Die Bühne! Die Bühne mit ihrer unversiegbaren Zeugungskraft, mit ihrem gewaltigen, wunderbaren Wirken! Ja, er kann stehen, der Schauspieler, wie ein Prophet vor dem Volke, wie ein geheiligter Dolmetscher zwischen Poesie und Wirklichkeit, zwischen Natur und Schönheit! Alle ewigen Räthsel der Menschenbrust können ihm klar werden. Und was ein Buch erst in langem Umherwandern der Menge sagt, das schleudert ein Schauspieler auf einmal in ihr Centrum, daß es sogleich Hunderte erfaßt. Der Schauspieler zwingt nicht allein den Geist, das Gefühl, die Phantasie zum großen Opferdienst seiner Aufgabe, er zwingt auch den spröden, harten Stoff des Körpers zu Diensten des Gedankens, zu Diensten einer höhern Idee und formt sein Gebilde sogleich aus dem Höchsten, was die Natur schuf: aus dem Menschen selbst. So kam ich immer wieder auf den Enthusiasmus zurück. Ja, ich gedachte schon, mit meiner Begeisterung für das Große und Schöne meiner Kunst auch moralisch einzuwirken auf die so leicht empfänglichen Gemüther der Schauspieler selbst.

Anch' io sono pittore! So stand ich auf dem Verdeck des Dampfschiffs, das mich forttragen sollte auf den Wogen des Rheins. Von Allem, was mir lieb, theuer und Gewohnheit war, hatte ich in einem eigenthümlichen Gemisch von Taumel, Bangen, Stolz und himmelanstürmender Freude Abschied genommen. Der gewaltige Räderschlag des brausenden Schiffs war das ernste Tempo für meinen höher fliegenden Pulsschlag.

Aber wie nun eintreten in die Kunsthallen? Das wußt' ich wol — ich mußte von unten anfangen. Ein vernünftiger und wohlmeinender Schauspieler aus der alten guten Zeit hatte mir angerathen, mit dem Empfehlungsbriefe eines namhaften Schriftstellers an eine bedeutende Bühne mir die Cigarre anzuzünden und bei einer kleinen Bühne zu beginnen. Im Meere lernt man nicht schwimmen! sagte er. Seine Versicherung, daß alle großen Schauspieler („Ich auch" — warf er gleichgültig dazwischen) so angefangen hätten, hatte mich mit einem gewissen stolzen Selbstgefühl beruhigt. Er sagte ferner: Wird ein Anfänger bei einer großen Bühne aus irgend welchen Rücksichten protegirt, so chikaniren ihn die Andern zu Tode, wenigstens bis zu blutigen Thränen; wird er nicht protegirt und nur alle Jubeljahre einmal hinausgelassen, so lernt er natürlich nichts und wird ein fauler, dummer, gefräßiger Mensch, der zuletzt nur an seine Gage denkt. Dies Argument entsetzte mich anfangs und würde mich noch lange tief betrübt und geängstigt haben, wenn ich mir's nicht bequem gemacht und es nur auf eine gewisse Bitterkeit des alten, nach und nach zurückgesetzten Herrn geschrieben hätte. Ich versetzte mich in der Phantasie bald in eine ganz andere Sphäre meines zu beginnenden Wirkens, als ich bisher mir umschrieben hatte. Statt in den Kreis eines glänzenden Hoftheaters allerdings in den stillen, gemüthlichen, künstlerisch patriarchalischen Kreis eines reisenden Provinztheaters; ich dachte an Wilhelm Meister und war glücklich. Von jedem Städtchen fröhlich und erwartungsvoll empfangen, traurig und begeistert entlassen zu werden, das erschien mir auch so schön und romantisch.

Der Schauspieler der Alten Schule war mein Reisebegleiter. Ich hatte die Absicht, auf Düsseldorf zuzusteuern. Freilich wirkte dort nicht mehr Immermann. Mein Reisebegleiter sagte: Wenn Sie in Düsseldorf nicht ankommen, so gehen Sie getrost zu einer der in der Provinz Westfalen reisenden Gesellschaften. Da sind zwar oft nur Meerschweinchen, aber ich versichere Sie, unsere größten Künstler haben bei Meerschweinchen angefangen.

Bei Meerſchweinchen? fragte ich erſtaunt. Was iſt das?

Der Reiſebegleiter lächelte und ſagte: Wir haben in unſerm Schauſpielerleben wie alle Künſtler, leider aber auch die Gauner, eine eigene Schul- und Handwerksſprache. Wir haben Erkennungszeichen, eine eigene Art, uns zu begrüßen, wir haben auch eine eigene Sprache. In dieſer Sprache bezeichnet Meerſchweinchen die allerunterſte Stufe ſchauſpieleriſchen Erwerbs.

Aber wie iſt es möglich, rief ich, daß eine reiſende Geſellſchaft ein Meerſchweinchen genannt werden kann?

Er erzählte: Ein herumziehender Theaterdirector war in die traurigſten Verhältniſſe gerathen. Es mußte ihm jedes Mittel genehm ſein, um ſich wieder herauszuarbeiten und nicht zu verhungern. Er wendete ſein letztes Geld dazu an, ſich ein paar kleine, elende, hungrige Kaninchen oder Meerſchweinchen anzuſchaffen und kündigte nun dem Publicum an, durch einen ganz abſonderlichen Glücksfall wäre es ihm gelungen, ein in Europa noch nie geſehenes „Schlechteres“ käuflich anzubringen. Dieſes ſei bei ihm für das Entree von vier Groſchen zu ſehen; der ſehr beſchränkte Raum laſſe aber ſtets nur einen Zuſchauer zu. Ein „Schlechteres!“ Ein „Schlechteres?“ Was war das? Davon hatte noch Niemand gehört und darum mußten es Alle ſehen. Ein Neugieriger tritt nun in die verhängte Bude; der Director zeigt ihm zuerſt das beſte jener elenden, hungrigen Meerſchweinchen und wenn der Zuſchauer nicht ſelbſt von dem jämmerlichen Zuſtande dieſes Thieres zu ſprechen anfängt, ſo thut das der Director ſelbſt, ſodaß er dem Zuſchauer das Stichwort gleichſam auf die Zunge legt, nach deſſen Ausſprechen der Director mit Feierlichkeit erwidert: O, ich habe aber hier noch ein ſchlechteres! Damit greift er unter einen Vorhang. Und das war denn nun das in Europa noch nicht geſehene „Schlechteres“. Es mußte ſchlimm zugehen, wenn bei dieſer Eröffnung der Zuſchauer nicht entweder laut auflachte oder ſo verblüfft war, daß er vorerſt gar nicht böſe werden konnte. Während deß hob der Director einen andern Vorhang in die Höhe und zeigte mit verzweiflungsvoller Miene auf eine Gruppe von ſechs Kindern, die mit den Meerſchweinchen concurriren konnten. Dieſer Anblick mußte jeden Zorn entwaffnen. Man wollte dann auch nicht allein der Geſoppte ſein, man ging, man ſchwieg, ſchmunzelte, und ſo wurde Einer nach dem Andern angeführt. Seit dieſer Zeit nennt man Meerſchweinchen alle herumziehenden Theater unterſten Ranges.

Der Eindruck dieſer Mittheilung auf mich war keineswegs komiſch. Das Meerſchweinchen ſah ich vor mir; es fraß ſich mir in Magen, in Herz und Kopf hinein, es grunzte mir durch allen Jubel, der wieder aufſteigen wollte; der feurige, ſtolze, zum Himmel ſtrebende Kunſtjünger: Mitglied eines Meerſchweinchens? Ich kam mir unſäglich gedrückt, faſt entmuthigt vor. Doch auch jetzt gewann der elaſtiſche Sinn bald wieder die Oberhand. In Düſſeldorf war es richtig nichts. Die Geſellſchaft war vollzählig. Man verwies mich an eine reiſende Truppe in der Nähe. Ich kam nach M., dem zeitigen Sitz eines Provinztheaters, das einen ganz guten Klang hatte. Hier wollte ich mich nicht zum zweiten Male abweiſen laſſen.

Ich ſuchte ſo elegant als möglich dem Herrn Theaterdirector meine Aufwartung zu machen. Den Kellner meines Gaſthauſes fragte ich nach der Wohnung des Herrn Directors der anweſenden Schauſpielertruppe. Der Kellner war bis dahin ſehr freundlich geweſen; von dieſem Augenblicke an aber merkte ich eine gewiſſe Geringſchätzung, doch noch mit einer Art Achtung gemiſcht, wenn er meinen ſchwarzen Frack, die weiße Weſte und die braungelben Handſchuhe betrachtete. Mit nach hinten zurückgeworfenem Daumen, gleichgültig-verächtlich, antwortete er: Hinten in der Brauerei iſt die ganze Wirthſchaft. In der Brauerei? fragte ich. Mein Meerſchweinchen grunzte mir im Kopfe. Wirthſchaft?

Doch ich ging. Ich suchte die Brauerei auf. Unterwegs erblickte ich einen Theaterzettel. Man gab „Kabale und Liebe“! Das erweckte Vertrauen. Und ein Gast, sogar ein Gast — gastirte! Ein Herr Schmolke, vom — vom — königlichen Hoftheater zu — Braunschweig? „Königliches“ Hoftheater im Herzogthum Braunschweig? Das war mir natürlich nur ein grober Fehler des Setzers in der Druckerei. Schon wollt' ich weitergehen, als mir noch eine Nachschrift am Ende des Zettels auffiel: sie lautete (ich schrieb sie mir später wörtlich ab) folgendermaßen: „Dieses Stück des berühmten Herrn von Schiller, — welches bereits in alle Sprachen Europas übersetzt und an allen großen Bühnen mit dem größten Beifall gegeben wurde, — bedarf wol keiner Empfehlung an das hochverehrte und gebildete Publicum dieser Stadt. Nicht allein, daß dieses Stück die höchste Rührung durch die gegenseitige Vergiftung zweier Liebenden hervorruft, kann es auch zugleich höchlichst erheitern durch die komische Figur des Hofmarschalls von Kalb, die Herr von Schiller ganz aus dem Leben genommen haben soll. Das höchste Interesse aber wird das Stück auch für Diejenigen, die solches schon kennen, durch das Gastspiel des berühmten Darstellers, Herrn Schmolke, bekommen, bekanntlich Einen der ersten denkenden Künstler Deutschlands, dessen kaum zu erschwingendes Gastspiel dem hochgeehrten Publicum zeigen wird, wie ich stets nur darauf bedacht bin, ihm genußreiche Abende und die echte Weihe der Kunst zu bereiten. Die Costüme dieses alterthümlichen Stücks sind neu und glänzend angefertigt und hat sich das hochverehrte Publicum ja schon von der prächtigen Uniform des Herrn Ferdinand von Walter (Herr Schmolke) überzeugen können.“ Diese ebenso lange als dunkle „Nachschrift“ las ich wol viel mal hintereinander; ich traute meinen Augen nicht; ich schüttelte den Kopf, ich rieb die Stirn, aber ich schüttelte und rieb damit nicht ein einziges jener Worte ab. . . Sie blieben gleichgültig und fest da stehen; zuletzt war mir's, als liefen sie wie gespensterhafte Ameisen kribbelnd durcheinander; hauptsächlich der Passus von der glänzenden Uniform des Herrn Ferdinand von Walter, von der das hochgeehrte Publicum sich schon überzeugt haben konnte, war mir ganz besonders räthselhaft im Kopfe stecken geblieben. Zeigte man denn hier die Costüme früher als die Darstellung?

Mit einer Art von Instinct fragte ich nun nicht mehr nach „der Wohnung des Theaterdirectors“, sondern gleich nach der Brauerei. Ein sehr weitläufiges Gebäude nahm mich auf. Durch Tonnen, Fässer, Bottiche u. s. w. gelangte ich auf eine Treppe, die zu einem großen Saale führte, der aber eigentlich die Malzdörre und nur jetzt zu einem „Saale“ erhoben war. Er war Bureau, Garderobe, Wohn- und Schlafzimmer des Directors, seiner Familie, seiner ganzen Verwandtschaft, und diese bildete ungefähr die Hälfte des Theaterpersonals, doch natürlich derjenigen für erste Fächer, da ein Mitglied der Familie des Directors der Sparsamkeit wegen stets nur „ein erstes Fach geheirathet“ hatte (so bemerkte mir später der Director) oder weil auch im Nothfall ein zweites bis viertes Fach durch eine Heirath mit der Directionsfamilie sofort zu einem ersten Fache erhoben werden konnte. Durch Decorationen und Versatzstücke und nicht sehr weiße Bettlaken war diese gemeinschaftliche Wohnung für die einzelnen Ehepaare und für einzelne Unverheirathete, „die nicht zu sehr miteinander nichtverwandt waren“ (wie der Director mir später ebenfalls bemerkte), in einzelne Terrains abgetheilt; die des Damenpersonals hatten jene Versatzstücke als schwerer zu durchbrechende Grenzen, während den Herren die viel leichtern Grenzen durch Bettlaken gezogen waren. Um das Bild dieser „patriarchalischen“ Wohnung schon jetzt zu vervollständigen, greife ich der Erzählung voraus und lasse den Director sprechen, während er mich zum Schlusse meines ersten Besuchs umherführte.

Sehen Sie, sagte er, dort hinter der Wolfsschlucht wohnt meine Jungfrau, — meine geliebte Schwägerin Amalie, die so ausgezeichnet als Jungfrau von Orleans ist, daß ich sie immer nur „meine Jungfrau“ nenne. Hier mein Ocean, den bewohnt meine

geliebte Nichte Rosaura, die Sie heute Abend als Luise bewundern werden — meine Jungfrau spielt die Milford —; dort die Hexenküche wird von meiner ehrwürdigen Schwiegermutter — sie spielt heute Abend die Frau Millerin — ausgefüllt. Hier mein Gefängniß ist das bescheidene Cabinet für mich und meine geliebte Frau, die Ihnen jedenfalls bekannte berühmte Prima Donna. Ich selbst spiele komisch, ohne das Tragische auszuschließen. Heute Abend spiel' ich den Kalb, vielleicht nicht ohne Glück, wie Sie Gelegenheit haben werden zu bemerken.

Der Herr Director war, als ich eintrat, allein mit seinem Souffleur. Beide waren beschäftigt, Billets zusammenzulegen. Mein eleganter Anzug ließ ihn vielleicht den Sohn eines angesehenen Mannes bei der Stadt, einen Logen-Abonnenten, einen reichen Anbeter einer seiner Actricen oder dergleichen in mir vermuthen, denn er sprang mit Artigkeit auf, warf seinen weiten Schlafrock um den unvollständigen Anzug und trat mir mit witterlicher Demuth entgegen. Der Souffleur nahm eine alte, abgeschabte Pelzmütze vom Kopfe und trat bescheiden in eine Ecke. Etwas verwirrt brachte ich mein Anliegen vor. Das gab eine Aenderung! Der Director fühlte sich unangenehm enttäuscht, betrachtete mich mit etwas verächtlichem Staunen und ging nun in einen sehr feierlichen Ton über, bat mich wol zu sitzen (er hatte sich schon gesetzt, während der Souffleur sogleich seine Pelzmütze wieder erhob), sprach dann aber von den schlechten Zeiten, vom Verfall der Kunst und daß deshalb die Gagen nur für das Nothwendigste bestimmt, hauptsächlich nur auf seine zahlreiche Familie vertheilt werden könnten. Ich erwiderte, daß ich einige Zeit ohne Gage spielen würde; er fand das „bei einem gebildeten Kunstjünger zwar ganz natürlich", schien aber doch dadurch schon animirter und nachdem er auf seine Weise herausgehört, daß ich auch noch anderweitige gute Garderobe hätte, nachdem ich mich auch anbot, für alle Prologe, Epiloge, Festspiele, kurz für Alles, was eben noch ein poetischer Dilettant bei einer Bühne mitwirken könne, mit Freuden sorgen zu wollen, lehnte er sich gravitätisch zurück, nahm eine Prise, räusperte sich und begann in väterlich-ernstem Tone eine Rede des Inhalts: Ob ich auch diesen wichtigen Schritt meines Lebens wohl bedacht hätte; daß es seine Pflicht sei, mir zu sagen — ich fiel ihm aber hastig ins Wort, sprach von festem Entschluß und — Nun, dann bleiben Sie, rief er rasch, und ich werde alles Mögliche für Sie thun! Einen Undankbaren werde ich an Ihnen gewiß nicht finden, denn die Gagen — — Gewiß nicht! Gewiß nicht! rief ich rasch entgegen, denn das Wort „Gage" berührte mich unangenehm; namentlich in diesem Augenblicke, wo ich voll seligen Entzückens war, wenn auch ein gewisses Grausen sich damit vermischte, als hör' ich irgendwo aus einem Winkel der ungeheuern Malzdörre ein Meerschweinchen quieken.

Haben Sie sich denn auch schon vorzugsweise ein Fach erwählt, worin Sie wirken möchten? fragte der Director.

Ich habe mir schon die Rollen des Hamlet, Nathan, Posa, Egmont, Franz Moor, Shylock, Mephisto, Marinelli, Carlos in Clavigo, Tartüffe und Jago ausgeschrieben und zum Theil auswendig gelernt, antwortete ich mit einem gewissen Selbstgefühl.

Der Director lächelte, sah meine kleine Figur etwas ironisch an und meinte: Oho! Oho! — aber sehr viel Kunsteifer. Ich dächte indessen, Sie würden sich mehr dem Fache der jugendlichen Liebhaber —

O nein, nein! Das ist gar nicht nach meinem Streben! fiel ich rasch ein und der Director meinte: Uebrigens ein gesuchtes Fach. Jugendliche Liebhaber werden immer seltener, werden sehr gut bezahlt.

Ich will ja nicht des Gewinns wegen spielen, nur der Kunst wegen, und darum nicht Das, was mir am meisten einbringt, sondern was mir gefällt. Und nun, Herr Director, wann soll ich zuerst spielen?

Nun, das können Sie gleich morgen!

Morgen schon? rief ich halb erschreckt und halb freudig, denn ich dachte an eine der genannten Rollen.

Wir spielen morgen das „Käthchen von Heilbronn", da können Sie (und nun nahm er einen zur Correctur bereitliegenden Theaterzettel zur Hand) — können Sie den — — den — nun, können den alten Köhler spielen.

Den alten Köhler? Diese Rolle kenn' ich gar nicht' erwiderte ich.

Der Director hatte meine Bewegung wol nicht bemerkt, denn er beschäftigte sich damit, den Zettel nachzusehen, einen Namen im Personal auszustreichen und den meinigen dafür hinzusetzen. Währenddeß meinte er gleichgültig: Er tritt nur einmal auf, hat einige Worte zu sprechen und müßte ohnehin von Jemand gespielt werden, der schon zwei andere Rollen hat.

Ich sah den Zettel an, hatte nicht ohne bange Empfindung meinen Namen darauf bemerkt und meinte: Aber da steht ja für jede Rolle ein Anderer — den Köhler hatte schon Herr Weller. Da seh' ich keine doppelte Namen.

Das ist so eine Aushülfe, mein lieber junger Freund! erwiderte der Director mit einem Lächeln. Wie sollte ich alle die Schauspieler bezahlen können, die für solche Stücke nothwendig wären? Da habe ich Einige, die bei größerm Zettel als Herr Müller, Herr Schulze, Herr Meyer, Herr Schmidt I.—IV. figuriren müssen und mir in einem Stücke zwei bis drei Rollen spielen.

Merkt denn das das Publicum nicht?

Niemals.

Dann müssen das ausgezeichnete Künstler sein, die so viel Darstellungstalent besitzen, daß sie sich fortwährend verwandeln können!

Perücken, Bärte, Kutten, Mäntel! Das Publicum ist auch — unter uns gesagt — schrecklich — dumm; und wenn man's auch merken sollte, — schad't nichts. Wenn nur der Zettel nach was aussieht, das ist die Hauptsache!

Mir fiel in diesem Augenblicke der Zettel von „Kabale und Liebe" mit seiner merkwürdigen Nachschrift wieder ein, aber ich hatte nicht den Muth, danach zu fragen; den Muth mir gegenüber nicht, denn ich ahnte, daß ich Trauriges, Schreckliches zu früh erfahren würde — ich wollte lieber abwarten, bis es erlebt wäre. Aber dem Director gegenüber hatte ich auch schon den Muth nicht, von einer andern Rolle als von der des alten Köhlers zu sprechen; er hatte es so ganz natürlich, so als sich von selbst verstehend behandelt, daß ich mit so kleiner Rolle anfangen würde, daß ich befürchtete, ausgelacht zu werden, wenn ich von einer der genannten großen Rollen als Debüt sprechen würde. Diese Befürchtung war wol die erste richtige Empfindung, die ich bis dahin von der Bühne und meinen Bestrebungen für dieselbe gehabt hatte. Nun wurde mir die kleine Rolle noch für denselben Tag versprochen, die Probe für nächsten Tag angesagt (von „Käthchen von Heilbronn" war natürlich nur eine Probe); dann Einladung heute Abend ins Theater und dabei auf die Bühne, um mich vorzustellen, das Wirthshaus wurde bezeichnet, wo sich die „gebildetern Künstler der Gesellschaft" einzufinden pflegten, dazwischen dann jene oben gegebene Erklärung der Wohnungseintheilung, einige derbe Späße und Witze, mit denen väterlich-würdige Ermahnungen und „Kunstanschauungen" Hand in Hand gingen; — der Boden brannte mir unter den Füßen, die Sinne und Gedanken summten mir durcheinander und ich benutzte die erste beste Gelegenheit, um „entlassen" zu werden, d. h. davon und nach Hause zu rennen. Ein mitleidiger Schlaf gab hier bald den abgespannten Nerven neue Stärke, dem blutleeren Herzen neuen Schlag und dem gestörten Muthe neue Spannkraft. So konnte ich denn mit hoher Freude die Rolle des alten Köhlers empfangen, die der Souffleur mir kurz vor Beginn des Theaters brachte. Ein halber Bogen Schmutzig, fleckig, zerrissen, mit Gesichtern beleidigt und vorn eine lange Reihe durchgestrichener Na-

men, deren Träger diese Rolle schon gespielt hatten. Mein Name stand frisch darunter. Der Souffleur bekam ein Trinkgeld von bei ihm seltener Größe, wodurch ich in seinen Augen zwar an Liebenswürdigkeit und künstlerischer Bedeutung, aber nicht — an Achtung für meine praktische, solide Auffassung des Lebens gewann! Ich hatte noch am selben Abend Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, daß man beim Theater Alles sein darf, nur nicht gemüthvoll oder überzart. Als er fort war, hielt ich meine schmuzige Reliquie nachdenkend vor den Augen; die ausgestrichenen Namen darauf gaben mir eine eigenthümliche elegische Stimmung. Durch welche Hände bist du schon gegangen, alter Köhler! Wer von euch hier ist auch schon ausgestrichen aus der Kunst, aus dem Leben! Hat Einer von euch wol so treu, so keusch wie ich dieses Blatt in Händen gehalten? Und wer es that, was ist aus ihm und seinen goldenen Träumen geworden? So ungefähr monologisirte ich mit feuchten Augen. Aber auf einmal wurden die feuchten Augen hell und groß und lebendig: sie hatten unter den vergilbten und ausgestrichenen Namen einen besprochenen, auch von mir schon gesehenen Schauspieler entdeckt. War es Derselbe? Philipp Breuer las ich. War das derselbe Philipp Breuer, der jetzt in Frankfurt am Main Baison's Nachfolger ist, ein geistreicher, allgemein beliebter jugendlicher Held und Liebhaber? Also auch du bei einem solchen „Meerschweinchen?" rief ich aus, und nun hieß es wieder: Anch' io sono pittore!

Schon in wenigen Augenblicken kannte ich die Rolle des alten Köhlers auswendig, hatte sogar schon in Mimik und Betonung einige „Nüancen" angebracht, einige Worte mit Bleistift unterstrichen, dann rasch mich umgezogen, hatte eine bescheidene Wohnung für den andern Tag aufgesucht und gemiethet und ging nun ins „Theater", wo eine gefährliche Treppe zu den geheiligten Räumen über dem Keller (zwischen der Siederei und der Matsche) führte. Ziemlich starke Zuschauertruppen dienten mir als Wegweiser zur Kasse. Heute „Kabale und Liebe", morgen „Käthchen von Heilbronn" und ich der alte Köhler!

(Ein zweiter Artikel: Kabale und Liebe, Käthchen von Heilbronn und Der Milanollofrack in nächster Nummer.)

Die vier Elemente.

IV. Die Erde.

Die Erde selbst besteht, soweit wir sie kennen, aus einer Kruste übereinander gelagerter Schichten, großentheils verbrannter, d. h. mit Sauerstoff verbundener Körpermassen. Die Mitte dieser Kruste ungefähr bildet die Steinkohle. Unter ihr Grauwacke, Quarz, Granit, Grünstein, Porphyr, Trachyt, Basalt; über derselben Schiefer, Sandstein, Kreide, Kalk und Gemenge verschiedener Art. Durchbrochen werden diese obern Schichten hier und da von Trachyt, Basalt, jüngerm Granit und Laven, und auf der Oberfläche liegen hin und wieder zerstreut die schon erwähnten erratischen Blöcke, welche den untersten Formationen angehören. Auf die Periode der untergegangenen Urwälder scheint die Epoche der Conchylien, Crustaceen und Fische, dann die der Riesenamphibien und Reptilien, der Krokodile, Frösche, Schildkröten, ferner die der großen Vierfüßler und schließlich das Zeitalter der Menschen gefolgt zu sein.

Von den Mysterien der Erde um jene vormenschliche Zeit können wir uns kaum einen schwachen Begriff machen. Die Riesenknochen der Saurier (Mystriosaurus, Mosasaurus, Plesiosaurus, Ichthyosaurus etc.) die als Ueberreste erhalten sind, lassen auf die Größenverhältnisse und Kräfte schließen, unter denen das Leben damals in die Erscheinung trat. Das Kalte und das Warme, das Feuchte und das Trockene, Wasser, Feuer, Luft und Erde kämpften lange um die Herrschaft, und als die chaotischen Massen sich den Naturgesetzen gemäß geordnet hatten, schlich und kroch, reckte und streckte sich unter jenen Giganten-

wäldern, im Schlamm und Moraſt, zwiſchen ungeheuren Farnkräutern und Gräſern ein Volk von gefräßigen Gethieren, gegen deren Gliederbau und Gebiß die Freßwerkzeuge und Knochen unſerer Thierwelt winzig klein erſcheinen. Vor jenes Schauſpiel iſt der dichte Vorhang der Vergangenheit gefallen und durch den Geiſt des Menſchen nur ſo weit gelüftet, um zu wiſſen, daß auf der Erde nichts mehr vorgeht, lebt und webt, was jenem Zeitalter der großen Eidechſen, Schildkröten und Fröſche ähnlich wäre. Deſto mehr wiſſen wir über den Zuſtand, in welchem ſich unſere Erde jetzt befindet, deſto genauer haben wir uns über Alles unterrichten können, was mit dem Menſchen auf der Erde lebt.

Was iſt nun Waſſer, Feuer, Luft und Erde? Das Waſſer beſteht aus Waſſerſtoff und Sauerſtoff, das Feuer iſt eine begleitende Erſcheinung chemiſcher Proceſſe. Die Luft iſt aus Stickſtoff und Sauerſtoff zuſammengeſetzt und die Erde ein Gemiſch verbrannter Metalle und anderer verkalkter Körper, die in ihren verſchiedenen Zuſammenſetzungen die mannichfaltigſten Formen und Eigenſchaften annehmen.

Gewiß, es iſt gar viel damit gewonnen, daß wir die Zuſammenſetzung der Materie, daß wir die ganze Reihe einfacher Stoffe genau kennen und die Grenze erreicht haben, über welche die Zerſetzbarkeit der Materie nicht hinausgeht. Aber hier ſtehen wir an einer Grenze. Was iſt nun dieſer Allerweltsſauerſtoff? Er iſt ein Gas, brennbar, äußerſt flüchtig, farblos. Aber dieſen halben, brennbaren, luftigen, farbloſen Sauerſtoff halte ich im Eiſenſtein als einen feſten, ſchweren, unbrennbaren und farbigen Körper in meiner Hand. Und was iſt Schwere? An den Polen wiegt ein und daſſelbe Quantum dieſes Körpers anders als am Aequator; auf der Sonne berechnet ſich das Gewicht der Körper ganz verſchieden von dem auf der Erde.

Wenn wir der Materie näher rücken, ſo gibt ſie ſich uns als das widerſpruchsvollſte Weſen zu erkennen. Auf die Frage nach ihrem eigentlichen Was wiſſen wir immer nur mit einer Menge von Eigenſchaften zu antworten, welche unter ſich im Widerſpruch ſtehen. Das eigentliche Was der Materie iſt uns verborgen. Löthrohr und Reagentienkaſten, Mikroſkop und Schmelztiegel, Wage und Retorten haben uns auf dieſe Frage keinen Beſcheid gegeben, werden uns die Antwort ewig ſchuldig bleiben.

Nicht blos über das Weſen des Lichts ſind wir tief im Dunkeln, ſondern über das Weſen aller wägbaren und unwägbaren Stoffe. Von der analyſirten Erde, die wir bewohnen, iſt uns ungefähr $\frac{1}{1000}$ ihres Durchmeſſers oberflächlich bekannt. Jene Werkzeuge der Cultur, denen wir ſo viel verdanken, ſie Ehren; aber es gibt eine Region, in welche ſie uns nicht begleiten, über deren Schwelle der menſchliche Geiſt ohne Rüſtzeug ſchreitet, hinter der alles menſchliche Wiſſen uns im Stiche läßt.

Wenn wir den Blick von der Erde wenden, in ſternenklarer Nacht gen Himmel ſchauen, ſehen wir unzählige, wahlverwandte Himmelskörper in dem endloſen Raume ſich nach unabänderlichen Geſetzen bewegen und kommen auf den Gedanken, daß die leuchtenden Oberflächen der Sterne wol ähnliche Lebenserſcheinungen darbieten wie unſere Erde. So am Rande des unendlichen Oceans, in welchem die Sterneninſeln ſchwimmen, überkommt uns leicht ein ähnliches Gefühl der Ruhe wie am Ufer des Stroms oder der Meere; ein Gefühl der Nähe und Verwandtſchaft deſſelben Geiſtes, der auf den Schwingen des Aethers wie auf den Fluten der Waſſer ſchwebt. Aus dem Dualismus der Materie flüchtet ſich der Menſch auf der Leiter der erhabenſten Gefühle zu dem Gedanken an jene über alle Begriffe erhabene Intelligenz, deren geheimnißtiefes Walten im Atomendaſein wie im lebendigen Syſtem der Sonnen nicht zu verkennen iſt. Die Naturwiſſenſchaften offenbaren uns die Größe und Erhabenheit ihrer Wege und Mittel. Aber ſie löſen uns die Räthſel der Erde nicht, geſchweige denn die ihres Schöpfers.

Die jüngere phyſiologiſche Schule verwirft ſolche Gedanken und Gefühle; ſie ſind ihr nichts als Secretionen der Gehirnmaſſe, als Erſcheinungen der cerebralen Thätigkeit. Das

Leben des Menſchen iſt ihm Waſſerſtoff, Sauerſtoff, Kohlen, ein wenig Phoſphor, Kalk und anderer Pflanzendünger; der pſychiſche Mechanismus zertrümmert mit dem letzten Pulsſchlag des Menſchen. Die Extreme berühren ſich. Der Zweifel, welchen die jüngern Phyſiologen erweckten, dient wieder dem Glauben zur Nahrung, den Phyſik und Aſtronomie fördern, den die Mutter aller Wiſſenſchaften, die Metaphyſik, nicht entbehren kann. Wo der Nervenſtrang zu Ende geht, fängt Glaube an; wo die Scheidekunſt aufhört, beginnt Glaube aufzubauen und zu binden. Die Analyſe von Waſſer, Feuer, Luft und Erde weiſt uns auf einen höhern Glauben hin, denn ſie hat uns gelehrt, daß wir nur wiſſen, wo die Grenze unſers Wiſſens.

G. S.

Anregungen.

Zu Oken's Gedächtniß.

Bei Veranlaſſung einer kürzlich in der Schweiz zu Ehren Lorenz Oken's errichteten Denktafel ſchreibt man uns:

„Vielleicht ſind es ſolche Tage wie die des Feſtes der Einweihung dieſer Tafel, die uns mit Muthe in der Gegenwart anzuziehen vermögen. Wir wenigſtens geſtehen offen, daß das Ganze einen tiefen Eindruck auf uns machte. Lebhaft in das Gedächtniß zurückgerufen wurde, daß gerade Oken es geweſen, der auf den jungen Geiſt einen vielfach fördernden Einfluß geübt. Auch ohne ſeine Schickſale, die ihn zu einem jener faſt immer wandernden Träger der Wiſſenſchaft gemacht, an denen Deutſchland nie Mangel gehabt, zog uns ſtets die auch durch die originellſten Anſichten leuchtende Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit des Forſchens an. Eine neuere, ſüßlich-empfindſame Richtung in den Naturwiſſenſchaften mag vielleicht auch, wenn auch noch nicht offen, ſchon Oken für beſeitigt halten; aber glücklicherweiſe iſt es nicht ſo. Oken war ein inniger Freund der Natur, aber kein Naturſchwärmer; er blieb immer Forſcher. Die Unabhängigkeit und ſittliche Freiheit in dem Charakter des ausgezeichneten Mannes ſpiegelte ſich auch in ſeinem geiſtigen Wirken und Schaffen ab. Soweit dies ſich in einem neuen allgemeinen und einheitlichen Naturſyſteme darſtellte, wird es von der Wiſſenſchaft mannichfach verändert und überholt werden und iſt es zum Theil bereits; aber der Grundgedanke für die einzelnen Erſcheinungen iſt ein richtiger, das Streben eines langen Lebens ein ungemein inhaltreiches und der Einfluß der ganzen Perſönlichkeit und des Geſammtweſens ein höchſt bedeutender und umfaſſender geweſen, wie bei wenig Andern. Oken's Leichentuch trugen einſt nicht die Großwürdenträger eines Reichs; ihm wurden keine Orden nachgetragen wie dem Sarge Cuvier's, ſeines Landsmanns; er war nicht der Geſellſchafter eines geiſtreichen Königs, wie der Autor unſerer Wiſſenſchaft; — immer arm an äußern Gütern, war ſein Leben faſt ein ſteter Kampf um die freien Güter des Geiſtes und eine Ueberzeugung, der er ohne Eitelkeit Alles, nur ſie ſelbſt nicht zu opfern bereit war. An ſeinen Namen knüpft ſich, ſei man ein Freund ſeiner naturwiſſenſchaftlichen, philoſophiſchen und politiſchen Anſichten oder nicht, eine reine, unzweideutige Achtung, die auch der Gegner dem edeln, uneigennützigen Streben und Wirken nicht verſagen kann."

Die Geologie und die Bibel.

Wir erwähnten ſchon Band I, Nr. 23 unſerer „Unterhaltungen" den Anſtoß, den der fromme Glaube an den von der Wiſſenſchaft feſtgeſtellten Thatſachen über die Schöpfung der Erde nimmt. Ein Freund unſers Blattes ſchreibt uns: „Möchte es nicht zu einem guten Zwecke dienen, wenn Sie in Bezug auf die neuliche Entdeckung des foſſilen Baumes in der Grube Bleibtreu im Siebengebirge, wonach gemäß Berechnung des Herrn Dr. Hartig die Entſtehung des Braunkohlenlagers wenigſtens 34,100 Jahre Zeit bedurfte (ſ. Bd. II, S. 391 der „Unterhaltungen"), mithin der Erde ein um viele tauſend Jahre höheres Alter beigelegt werden muß, als gewöhnlich der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte zufolge in den Kalendern angegeben wird, auch anführten, daß dergleichen Beobachtungen keineswegs der Heiligen Schrift widerſprechen, deren glaubwürdige Annahme alſo auch wieder chriſtlich ſein könnte, ſondern daß die aus dieſen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen gezogenen Schlüſſe und Beweiſe ſich vielmehr ſehr gut mit der moſaiſchen Erzählung von Erſchaffung der Welt vereinigen laſſen, weil 1) die Zeitrechnungen nothwendig erſt mit einem Weſen, das überhaupt rechnen konnte, d. h. mit dem Menſchen, beginnen; 2) Adam am ſechſten Schöpfungstage erſchaffen wurde, d. h. er das letzte Werk, das Gott aus dem Nichts ins Daſein gerufen, iſt; 3) weil das Wort Tag auch nach hebräiſchem

Sprachgebrauch ein Zeitabschnitt überhaupt ist, wie schon daraus hervorgeht, daß Moses von Morgen und Abend eines solchen Tages spricht, bevor noch die Sonne erschaffen war. Bessuet in seiner »Elevation sur les mystères«, Thomas von Aquino und andere Kirchenväter haben längst zugegeben, daß die sechs Schöpfungstage sechs Schöpfungsperioden sind."

Die Kunst, populär zu schreiben.

Ein Lessing, ein Franklin, ein Lichtenberg haben gezeigt, daß man die tiefsten Begriffe in der Sprache des täglichen Lebens entwickeln könne. Ein neuester Beweis, wie sich scharfe philosophische und andererseits populäre Form der Darstellung keineswegs ausschließen, sondern in einem Individuum beisammen finden können, schien uns für die Mittheilung interessant. „Die Gesellschaft des öffentlichen Wohls" in Genf hatte im vorigen Jahre eine Preisfrage „Ueber das gegenseitige Verhältniß von Recht und Pflichten als sittliche Grundlage des Lebens in Bezug auf das Wohl der Individuen und Völker" ausgeschrieben und dabei eine populäre Form als wünschenswerth, jedoch nicht als absolute Bedingung bezeichnet. Von den sechs hierauf eingeschickten Denkschriften erklärte die zu ihrer Prüfung ernannte Commission von Gelehrten und Beamten Genfs mehre als sehr vorzüglich, stellte aber eine derselben, die in philosophischer Form gehalten war, sogleich vor alle übrigen. In der allgemeinen Versammlung der Gesellschaft erhielt diese Denkschrift einstimmig den Hauptpreis, eine andere aber in populärer Form das Accessit; und bei Eröffnung der versiegelten Zettel ergab es sich, daß beide gekrönte Preisschriften von einem und demselben Verfasser, dem genfer Professor Mennard, herrührten.

Christliche Dramen.

Eichendorff macht in einem soeben erschienenen Buche ein großes Wesen von den uns fehlenden christlichen Dramen. Aber was in aller Welt haben Christus, die Jünger und das Evangelium mit der Bühne gemein? Ist irgend etwas in der Lehre Jesu für den Begriff und das Wesen des Dramas vorgesehen? Wen nach speciell christlichen Dramen gelüstet, der müßte in der Lehre Jesu irgend eine Verbindung nachweisen können zwischen ihr und der Bühne überhaupt. Ein echter Christ im Eichendorff'schen Sinne gibt ein so thörichtes Verlangen auf und verbindet nicht Ideenkreise, die nicht zusammengehören. Wo steht in der Bibel, daß alle künftige Kunst und Literatur durch die Heilswahrheiten zu verklären sei? Das Christenthum ist diesen Begriffen gegenüber die Sonne, deren Licht und Wärme Allem, was der Erde angehört, zugute kommt, aber auch diese Sonne ist über 20 Millionen Meilen von ihnen entfernt.

Eheglück.

Enttäuscht werden durch die Ehe weit mehr Männer als Frauen. Sie machen nur nicht so viel Aufhebens davon.

Deutsche Gelehrtendevise.

Viel Geist und wenig Verstand.

Sprüche

von *Leopold Feist*.

Aus lichtem Raum wird unser Blick
Nicht in das Dunkle dringen können;
Doch aus dem Dunkeln wol zurück,
Wo hell des Lichtes Strahlen brennen.
Es lernen And're uns im Glück,
Doch And're wir im Unglück kennen.

Was du wirst, bewirkt die Natur,
Aber wie du wirst, die Erziehung;
Kannst du groß nicht werden, dann nur
Gut zu werden, sei deine Bemühung.

Willst du mit Bequemlichkeit
Auf der Erde leben,
Mußt du der Bequemlichkeit
Erst den Abschied geben.

Willst du mit Freiheit wandern
Durchs Erdenleben hier,
Verpflichte nie dich Andern,
Doch immer And're dir!

Nein — Dem nur nicht verpflicht' dich,
Deß Herz du nicht gewannst,
Und den du nicht aufrichtig
Auch wieder lieben kannst!
Doch dort zu sein verbunden,
Wo Freundschaft dich umflicht,
Wo Liebe du gefunden,
Das drückt die Seele nicht!

Niemals wird die Zukunft also werden,
Wie Vergangenheit es offenbart;
Neues zwar geschieht nicht auf der Erden,
Doch das Alte stets auf neue Art.

Ach, wir würden wol fest gewaffnet sein gegen das Schicksal,
Träf's nur zum zweiten mal uns, wie's uns zum ersten mal traf!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 46. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der menschliche Schmuck.

Culturgeschichtliche Skizzen von Dr. Gustav Klemm.

I. Gold und Edelsteine.

Unter diejenigen Merkmale, welche den Menschen vor seinen übrigen Mitgeschöpfen, den Thieren, auszeichnen, ist auch das Bestreben zu rechnen, seinen Körper durch Hinzufügung anderweiter Gegenstände größer, stärker und schöner zu machen und dadurch bei seines Gleichen die Gefühle der Furcht, Hochachtung und Liebe zu erwecken. Kein Thier legt Schmuck an und wenn wir sagen, unsere Katzen, Enten, Hühner und andere Vögel putzen sich, so legen wir denselben eine ihnen fremdartige Absicht unter, denn indem sie ihren Haaren und Federn eine besondere Sorgfalt zuwenden, bezwecken sie doch nur, das unbehagliche, die Haut störende Gefühl zu entfernen, welches eine Unordnung in diesen Körpertheilen hervorbringt. Den Menschen finden wir dagegen schon auf den niedrigsten Anfängen der Cultur bei besondern Anlässen, namentlich wenn die stürmischen Anforderungen des Magens genügend befriedigt sind, beschäftigt, seine Haut zu bemalen, sein Haar durch Federn und Blumen zu schmücken und die einzelnen Glieder seines Körpers durch mancherlei daran befestigte Steine, Pflanzen und Thiertheile zu verzieren. Es ist dies eine Erscheinung, die uns auf den niedern wie auf den höhern Culturstufen der Völker begegnet. Der Buschmann in den südafrikanischen Steinwüsten, der amerikanische Waldindier wie der Eskimo und der Neger, der kriegerische Germane wie der betriebsame, [illegible]dige Aegypter und Chinese, der ernste Römer wie der frivole gentilhomme de la cour de Louis XIV., ein Jeder thut sein Möglichstes, durch mannichfachen Schmuck seinen Genossen die vortheilhafteste Meinung von sich beizubringen und ihnen schöner, wohlhabender und muthiger „zu erscheinen, als dies in der That der Fall ist.

Wie nun Kleidung, Waffen, Wohnung, so ist auch der Schmuck des Menschen ein öffentliches Zeichen, das er von seinem Wesen und von seiner Gesinnung abgibt, eine Art von testimonium morum, das er sich selbst ausstellt. Die rohen Küstenbewohner Australiens, die wilden Jäger der amerikanischen Steppen, die wüsten Neger wie die trübseligen Fischer der Polarzone deuten die niedrige Stellung, die sie ihren Frauen anweisen schon dadurch an, daß bei ihnen der Mann der vorzügliche Inhaber des Schmuckes ist

die Araber, Chineſen, Kaukaſier, Griechen und die romaniſchen und germaniſchen Völker Europas dagegen ehren das weibliche Geſchlecht auch dadurch, daß ſie demſelben vorzugsweiſe den Schmuck überlaſſen und ſchon dadurch die würdigere Stellung andeuten, die daſſelbe auf den höhern Stufen der Cultur einzunehmen berechtigt iſt. Es ſind denn die Schmuckſachen, die ihrer Natur nach geſehen ſein wollen und ſich gleich dem Lichte zur Erſcheinung vordrängen, wol allein geeignet, uns eine Erkenntniß des Culturzuſtandes ihrer Träger zu gewähren, ſei dies nun an einzelnen Menſchen oder an ganzen Völkerſchaften. Das alte Sparta, das republikaniſche ernſte Rom legten in ihren Anſichten über den Schmuck ebenſo wol ein Zeugniß über ihre ganze Geſinnung und Richtung ab wie die Jeſuiten, die in dem letzten Drittheil des 16. Jahrhunderts nicht weniger als fünfundvierzig Teufel entdeckt hatten, welche ſich beſtrebten, den Menſchen zu verderben. Wir finden unter ihnen nächſt dem Hoffahrtsteufel auch den Kleiderplunder-, Faux- und Kraußteufel, deren ſpecielle Betrachtung ſich der ſchneebergiſche Prediger Johann Strauß zur Aufgabe geſtellt hatte. Schon in ſofern gehört alſo der menſchliche Schmuck zu einem vollſtändigen Bilde des geſellſchaftlichen Zuſtandes der Völker. Demnächſt iſt er aber auch ein bedeutender Hebel des Völkerverkehrs ſelbſt. Tauſende von Menſchen fanden und finden ihren Lebensunterhalt in der Aufſuchung, Bearbeitung und Zuſammenſtellung der zum Schmuck dienlichen Naturſtoffe und Kunſtproducte; Tauſende beſchäftigen ſich mit dem Verkaufe derſelben; und von dieſem Standpunkte aus betrachtet erſcheinen manche an ſich werthloſe Dinge von großer Bedeutung. Die venetianiſchen Glasperlen z. B. werden zu Schiffe nach den Häfen der nordafrikaniſchen Küſte geführt, von dort aus wandern ſie auf Kameelen nach der Oaſenſtadt Tombuktu, hier werden ſie von den Sorakoleks oder Negerkaufleuten erworben und auf dem Kopfe bis zu den Negern von Benzuela im neunten Grade ſüdlicher Breite, ja bis zu den Gallavölkern im tropiſchen Oſtafrika getragen. Bedenken wir endlich, wie ſogar die Wiſſenſchaft durch das Beſtreben, neue Gegenſtände des Schmuckes aufzufinden, manche werthvolle Bereicherung erfahren hat, wie die Kenntniß der Färbeſtoffe, der Edelſteine, der Perlen, Käfer, Schmetterlinge und der tropiſchen Prachtvögel vorzugsweiſe durch jenes Beſtreben erweitert worden iſt, ſo erſcheint uns der menſchliche Schmuck wol als ein Gegenſtand, der würdig iſt, zur nähern Betrachtung gezogen zu werden.

Bevor wir uns in einer Reihe von Artikeln in dieſen „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ zur Betrachtung des Schmuckes ſelbſt wenden, dürfte es nothwendig ſein, denjenigen Natur- und Kunſtſtoffen unſere Aufmerkſamkeit zuzuwenden, welche der Menſch für den angedeuteten Zweck vorzugsweiſe zu benutzen pflegt.

Die unendliche Fülle der Natur hat der Menſch auch für ſeinen Schmuck nicht minder in Anſpruch genommen als für die Befriedigung ſeiner übrigen Bedürfniſſe. Er hat die Tiefen der See wie die Landgewäſſer, die Klüfte der Gebirge, den Sand der Steppen und die Geſchiebelager der Küſten und Ufer durchforſcht, um das ſcheinbarſte Material für die Verzierung ſeiner Geſtalt zu gewinnen und überall hat er einen großen Vorrath gefunden, der, ſoviel er auch davon hinwegnimmt, doch immer wieder ergänzt wird.

Unter dieſen Naturproducten ſind zunächſt die farbigen Erden, Metalloxyde und Steine zu nennen, von denen vor allen der koſtbare Diamant geſucht wird. Demnächſt erſcheinen die Metalle und namentlich das Gold als Verzierung des menſchlichen Körpers. Das Pflanzenreich bietet eine überaus große Fülle von Blumen, Beeren, Bohnen und Schalen; aus dem Thierreich entnimmt der Menſch die Korallen, die Muſchelſchalen, die Perlen, die Flügeldecken der Käfer, der Schmetterlinge, dann aber beſonders die Federn der Vögel, ſowie Zähne, Klauen und Gehörn der Thiere und verwendet ſie für ſeine kosmetiſchen Zwecke.

Die Producte des Mineralreichs bieten zuvörderſt in den farbigen, namentlich weißen und rothen Metalloxyden, wie ſie Blei und Eiſen liefern, und den durch ſie gefärbten Erden,

beſonders Bolus und Ocker, dem Menſchen einen Stoff, womit er ſeine Hautfarbe verändert. Die Auſtralier bemalen ſich mit der weißen Erde Bruſt und Geſicht und mit der rothen färben ſie das Haar. Ebenſo machen es die Neger ſeit Jahrtauſenden. Die Orientalen benutzen das Spießglas, das ſie Kohl nennen, ihren Augen einen lebhaften Ausdruck zu geben.

Bei weitem wichtiger ſind jedoch die **farbigen Steinarten**. Der Serpentin, Marmor, Alabaſter, der rothe und grüne Porphyr, die vielfarbigen Quarze, Jaſpis, Jade, Feuerſtein und Obſidian kommen an den Ufern der Flüſſe und an der Seeküſte als abgeglättete und runde, kegelförmige und cylindriſche Geſchiebe ſo häufig vor, daß ſie ſchon auf niedern Culturſtufen ihrer Farbe oder regelmäßigen Geſtalt wegen bemerkt und geſammelt und als zierendes Anhängſel benutzt werden.

Unter allen Zonen ſucht man ſorgfältig die Kryſtalle des Kieſelgeſchlechts auf, die ſich durch ſchöne Färbung oder hellen Glanz auszeichnen. Vor allem aber liefert Aſien, namentlich Indien ſeit uralter Zeit die herrlichſten Rubine, Saphire, Topaſe und Smaragden, von denen ich nur die koſtbaren rothen Rubine erwähnen will, welche der franzöſiſche Juwelier Tavernier beſchreibt, der im 16. und der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts vierzig Jahre lang den Orient und beſonders auch Perſien und Indien bereiſte. Auch unſer deutſches Vaterland liefert Edelſteine; ſo findet man am Rhein ſchöne Achate und Chalcedone, in Sachſen Topaſe, Amethyſte, weiße Kieſel, in Schleſien Chryſoprase und in Böhmen und Tirol Granaten, Karneole. Nur der Türkis iſt dem Orient eigen, der ſich vorzugsweiſe in den Türkisgruben von Meſchid in Perſien findet. Das Aufſuchen, Schleifen, Faſſen und Durchbohren dieſer Edelſteine macht einen bedeutenden Erwerbzweig aus und der Handel damit ſetzt den fernſten Oſten mit dem Occident in Berührung. Vorzugsweiſe ſind es die Armenier, welche in Bokhara, Jekaterinburg, Niſchnij-Nowgorod und Leipzig die koſtbaren Steine zum Verkauf bringen und in ihren unſcheinbaren Kleidern oft ſehr bedeutende Schätze bergen.

Die Bearbeitung der Edelſteine zu Schmuckſachen hat auch die Kunſt in Anſpruch genommen und Werke hervorgebracht, die ſich namentlich durch ihre Dauerhaftigkeit empfehlen. Schon die Culturvölker der alten Welt, Aegypter und Babylonier und Perſer, vor allen aber Griechen und Römer, bearbeiteten die Edelſteine zur weitern Verzierung des Goldſchmuckes aller Art und es iſt noch eine reiche Anzahl der reizendſten Kunſtwerke des Alterthums in Edelſtein erhalten; man verwendete die Edelſteine vorzüglich für Fingerringe und mit ſolchen gelangten ſie dann in das chriſtliche Mittelalter und auf die neue Zeit. Da man im Mittelalter ſich wenig um die Bedeutung der auf den Gemmen dargeſtellten Gegenſtände bekümmerte oder ihnen wol gar eine chriſtliche Auslegung gab, findet man an Reliquienkäſten, Monſtranzen und Kirchenbechern, ſogar an Waffenſtücken, oftmals antike Gemmen zur Verzierung angebracht. So ſah man z. B. an dem berühmten Sarkophage der heiligen Eliſabeth zu Marburg nicht weniger als 824 Edelſteine, Saphire, Smaragden, Amethyſte, Hyacinthen, Onyxe, Karneole und Chalcedone, worunter eine große Anzahl der trefflichſten Gemmen und Kameen, von zierlicher römiſcher und orientaliſcher Arbeit. *) Auf dieſe Art wurden viele Gemmen den Kunſtfreunden erhalten, wie denn allein die königlich preußiſche Gemmen-Sammlung zu Berlin gegen 5000 antiker geſchnittener Steine beſitzt. **)

Der koſtbarſte Schmuck, den der Menſch zu ſeinem Schmucke aufſucht, iſt der Diamant

*) Fr. Creuzer, „Zur Gemmenkunde antiker geſchnittener Steine vom Grabmale der heiligen Eliſabeth in Marburg“ (Leipzig und Darmſtadt 1834).

**) C. H. Tölken, „Erklärendes Verzeichniß der antiken vertieft geſchnittenen Steine der königlich preußiſchen Gemmenſammlung“ (Berlin 1835).

oder der concentrirte reine Kohlenstoff, der, wenn er ganz farblos, dennoch in allen Farben schimmert, am gesuchtesten ist. Er findet sich, wenn auch nur in kleinem Format, in aufgeschwemmtem Land, in Schichten von eisenflüssigem Thon und Sand, unter Geröllen, an Abhängen und in Schluchten der Sandsteingebirge, im Sande der Ebenen und Flüsse. In Golkonda hat man Diamantgruben, wo der Stein in erdigen Schichten vorkommt, welche das Gebirge durchziehen; in Sukodoma auf Borneo wird er am Flußufer, ja durch Taucher aus dem Flusse selbst heraufgeholt. In den Ebenen der brasilischen Provinz Capitania Minas Geraes werden die Diamanten durch Negersklaven aus dem Sande gewaschen. Der Handel mit den Diamanten an Ort und Stelle, wo sie gefunden werden, findet in Borneo, in Häusern auf eine ganz eigenthümliche Weise statt. Die Kaufleute, die oft nur mit einem Hüftgürtel bekleidet sind, zeigen sich die Steine und stecken dann ihre Hände unter ein Tuch. Durch Erfassen der vollen Hand oder fünf Finger, einzelner Finger und Fingerglieder, werden die Zahlen ausgedrückt, welche den Preis des Steins enthalten. Und so fodern, bieten und handeln die Kaufleute einer mit dem andern, ohne daß ein Wort gesprochen wird und ohne daß die daneben stehende dritte Person den Preis des erkauften Edelsteins erfahren hätte.

Der Diamant erscheint in den Lagerstätten theils als Krystall von der Form einer doppelten, drei- oder vierseitigen Pyramide, theils als sechsseitige Säule oder aber, wenn er schon lange durch das Wasser mit andern Gerölleſtücken geschliffen worden, als Geschiebe, welches von einer rauhen, farbigen Schale umschlossen ist. Die Kunst gibt ihm dann mit Hülfe des Diamantbrotes, oder des von zerstoßenen Diamanten gewonnenen Pulvers seine Gestalt als Brillant, Rosette, Rautenstein, Tafelstein und Deckstein und verwendet denselben für den Schmuck der goldenen Arm- und Fingerreife, Ohr- und Halsgehänge, zur Kopfzierde, zur Verzierung der Kleider und Waffen. Da der Diamant nur selten in größerm Format vorkommt, so kennt man auch die größten Diamanten, die sich auf Erden befinden.

Der größte befand sich im Schatze des Großmoguls, wog 279½ Karat und sein Werth wurde auf sechs Millionen Gulden geschätzt. Es ist der als Kohinur, Lichtberg, bekannte Stein, der gegenwärtig in England sich befindet. Ihm folgte der Diamant im großherzoglich toscanischen Schatze, welcher, um die Hälfte kleiner, doch noch über eine Million Gulden werth war. Kaiserin Katharina II. kaufte den Diamanten, der im Thronsessel des Nadir-Schah sich befunden hatte und da den dritten Rang einnahm. Diesem folgte im Werthe der sogenannte Regent der französischen Krone, welcher 106 Karat hatte. Es waren dies sämmtlich orientalische Steine. Der portugiesische Diamant von 215 Karat stammt dagegen aus Brasilien. Bekannt ist ferner der Diamant, den Dr. Beireis in Helmstädt besaß und dessen Größe nur von dem des Großmoguls übertroffen worden sein soll. Seinen Werth schätzte der Besitzer auf zwei Millionen, er fand sich jedoch nach seinem Tode in dessen Nachlasse nicht vor und man zweifelt daher an der Existenz dieses Steins, den auch Goethe, als er den seltsamen Gelehrten besuchte, nur als einen schönen Kiesel anerkannte.

Nächst den Steinen werden dann auch die Metalle seit uralter Zeit zum Schmucke verwendet und vor allen das kostbarste und schönste, das nie vom Roste berührte Gold. Schon die Neger, die seit Jahrtausenden, solange die Geschichte sie kennt, auf derselben niedern Culturstufe standhaft beharren, waschen das Gold aus dem Sande ihrer Flüsseufer aus, theils um es auf ihre mit Fett bestrichene Haut zu streuen, theils um allerlei Dinge daraus zu fertigen.

Das Gold kommt theils gediegen, in Geschieben, die oft noch die krystallinische Form zeigen, theils eingesprengt und ansetzend in Quarz und andern Gesteinen vor und gibt sich dem Menschen durch seine Farbe kund. Es ist nach dem Blei das weichste der Metalle, dabei aber auch das zäheste, wie denn eine Unze Gold zu einem Faden von 1,095,000

Faden Länge oder mehr als tausend vierzigzölligen Blättchen ausgedehnt werden kann; dabei ist es so fest, daß, um einen linienstarken Goldfaden zu zerreißen, eine Kraft von 16 Pfund angewendet werden muß.

Alle diese Eigenschaften machen das Gold zu einem Stoffe, der sich vorzüglich zur Verwendung als Schmuck eignet. So tritt denn das Gold unter den Negern von Afrika, bei den Culturvölkern Amerikas, namentlich bei den Tolteken und den Peruanern, bei den Hindu und Chinesen, den Aegyptern, Persern, Griechen und Römern, den Celten und Germanen und allen europäischen Völkern von der ältesten Zeit an bis in die neueste auf. Es erscheint nicht allein als ein selbständiger Schmuck, besonders als Ring in der verschiedenartigsten Gestalt, sondern es wird auch, eben wegen seiner großen Dehnbarkeit, zur Veredelung und Verschönerung anderweiten Schmuckes, der aus geringerm Stoffe gefertigt ist, angewendet. Die Völker des alten Amerikas wie der alten Welt kannten schon früh die Kunst der Vergoldung auf anderm Metalle, Holz, Leder, Linnen, Stein, ja die alten Aegypter vergoldeten sogar die Gesichter und andere Körpertheile der Mumien vornehmer und reicher Personen.

Man begnügte sich in der Urzeit, das auf der Erdoberfläche in Körnern und größern Geschieben zerstreute Gold aufzusammeln; dann suchte man, wie noch heute die Neger, im Sande der Flüsse und gelangte, dem Laufe derselben entgegengehend, in die Gebirge, aus denen die Gewässer den Goldsand herausbringen. Schon die alten Aegypter hatten einen sehr künstlichen Goldbergbau, sie gruben Stollen ins Gebirge und suchten die goldhaltigen Gänge auf, brachten die Erze zutage, zerkleinerten sie und wuschen das edle Metall heraus, das sie dann in Schmelztiegeln reinigten. Die Bearbeitung dieser Goldgruben wurde durch Verbrecher besorgt, deren Loos mit den Arbeitern in den sibirischen Bergwerken auf gleicher Stufe gestanden zu haben scheint (s. „Diodor von Sicilien", Bd. III, S. 11).

Das Silber ward ebenfalls schon in früherer Zeit als Stoff zu Schmucksachen verwendet, ebenso das Kupfer und Zinn. Am seltensten bedient man sich des Eisens und des Bleis zu diesem Zwecke, doch finden sich in Oberäthiopien mehre Volksstämme, namentlich die Elliabs und Barys, deren Arm- und Fußringe aus Eisen bestehen.

(Ein zweiter Artikel: Schmuck aus dem Pflanzen- und Thierreich, in nächster Nummer.)

Künstlerträume.

Von Einem, der zeitig erwachte.

(Fortsetzung.)

II. Kabale und Liebe, Käthchen von Heilbronn und der Mailänderfrack.

An der Kasse erwartete mich ein Anblick, dem ich meine ganze Fassung entgegen setzen mußte, um nicht aufs neue vernichtet zu werden. Der Director saß nämlich selbst da, schon im Anzuge seiner Rolle als Hofmarschall von Kalb (Schminke und Perücke fehlten noch), sonst in leibhaftiger Hoftracht war er selbst der Theaterkassier! . . . So lange saß er, bis er sich denken konnte, daß Niemand mehr kommen würde. So stürzte er in die Garderobe, griff mit zwei Fingern in die offenstehende Schminkbüchse, stülpte die Perücke auf, rief dann: Es kann angehen! und so wiederholte es sich täglich, wenn er mitspielte. Früher, so erzählte er mir an der Kasse, früher hätte seine erste Frau das Kassengeschäft geführt, aber seine zweite, die Prima-Donna, hätte im Engagements- und Ehecontract (beide waren Eins) bedungen, daß sie nie Abends an der Kasse zu sitzen brauche; den Andern könne er das nicht anvertrauen, das seien alles Spitzbuben, und so sitze er denn nun selber da. Aber das Publicum, fragte ich mit fast zitternder Stimme, nimmt denn das keinen Anstoß daran? Bewahre, entgegnete er. Im Gegentheil, das freut sich darüber; ich sage Ihnen, es hat schon manchen an der Thür müßig oder unentschlossen Stehenden

an die Kaſſe gelockt, wenn ich hier in einem recht maleriſchen Coſtüm ſah. Ich ging nun in den Zuſchauerraum, gleichgültig mich umſehend, gleichgültig den Anfang erwartend. Aber meine Gleichgültigkeit ſollte mit dem Beginn der Darſtellung ſchwinden. Ja, man gab „Kabale und Liebe“. In den Coſtümen herrſchten drei verſchiedene Zeitepochen: Mittelalter, Zopf und moderne Zeit. Der Präſident trug ein entſchieden mittelalterliches Kleid, aber mit einer furchtbaren Alongeperücke; Hofmarſchall von Kalb war wie ein alter Rathsherr gekleidet, aber ebenfalls mit einer Perücke von ziemlich langen blonden Locken. Wurm erſchien modern, mit kurz geſchnittenem feuerrothen Haar, bei entſetzlich dicken, ſtruppigen und ſchiefen Augenbrauen von rabenſchwarzer Farbe. Der alte Miller trug das Coſtüm der Zopfzeit, mit einem fabelhaft dick und lang gedrehten Zopfe. Der alte Kammerdiener ſteckte in einem von oben bis auf die Knöchel zugeknöpften Livreemantel, die Haare weiß gepudert. Das Sonderbarſte von Allem aber war die prächtige Uniform des Herrn Ferdinand von Walter mit Allem was dazu gehörte. Die Uniform ſelbſt war die eines engliſchen Marineoffiziers, roth, verſchönert aber durch gelben Kragen und gelbe Aufſchläge, an der Bruſt auswattirt, als läge ein halber Globus von beträchtlicher Größe darunter. Schreiend gelbe Beinkleider von Hirſchleder verloren ſich glücklicherweiſe ſchon zeitig in unendlich hohe und weite Suwarowſtiefeln, an denen Sporen klirrten von der Schwere und Größe wie die eines Bereiters für die unbändigſten Pferde. Ein erſchreckend langer und breiter Dragonerſäbel war mit den Gehängen und dem Gurt eines Hirſchfängers um den Leib befeſtigt und kündigte jedesmal ſchon einige Secunden vor dem Auftritt ſeines Herrn deſſen Erſcheinen klirrend an. Den mit einer Flut von ſchwarzen Locken umgebenen Kopf mit den grellroth bemalten Wangen, von denen ein langer, ſpitzer Schnurrbart ſich abhob, bedeckte ein rieſiger Dreimaſter und dieſer wurde wieder bedeckt von einem rieſigen Federbuſch, der beſtändig an die Thür des Eingangs anſtieß, wenn ſein Herr eintrat und der einen anſehnlichen Raum der Bühne bedeckte, wenn der Darſteller, nachdem er eingetreten war, ihn jedes mal mit grenzenloſer Verachtung auf den Fußboden warf und dann ſeine Luiſe oder die Milford oder ſeinen Vater anredete. Sogenannte „Rieſen“ in Meßbuden werden ähnlich ausgeſtellt und in der That konnte das Publicum ſchon dieſe Uniform. Herr Schmolke ging mit ihr aus; daher die Anſpielung des Theaterzettels. Der Anzug der Damen machte ſich leidlicher. Lady Milford erſchien freilich in einer feuerrothen Robe und war geſchmückt mit ſo viel falſchen Steinen und Perlen, daß alle Schatzkammern, wenigſtens Europas, nicht hingereicht haben würden, den Werth, den ſie in Wirklichkeit vorſtellen ſollten, einzulöſen. Sie trug außerdem lange, dichte Locken, die gepudert und nach hinten geſtrichen waren. Dennoch warf ſie regelmäßig den Kopf ſo energiſch zur Seite, daß die Locken, in Schwung gebracht, förmliche Staubwolken verbreiteten. Die blaſſe Luiſe hatte das ihr vorgeſchriebene Blaß in des Wortes verwegenſter Bedeutung genommen; ein blaßweißes Kleid mit mohrrem, blaßweißem Halskrägelchen, blaßblonde lange Locken und noch auf Wangen, Hals, Schultern und Händen weiße Schlemmkreide. Auch ihren Ton hatte ſie nach dieſem blaſſen Charakter geſtimmt, ihren Gang danach eingerichtet, kurz Ferdinand's Gift mußte dem armen Weſen als wohlthuende Erlöſung willkommen ſein.

Die Darſtellung war energiſch genug. Lady Milford ſchnaubte und tobte. Beſonders auf das R legte ſie einen Nachdruck, der ihrer Auffaſſung, die halb die einer Marktweiberin, halb die der bibliſchen Frau Potiphar war, entſprach. Als Ferdinand ſie verächtlich verlaſſen wollte, hielt ſie ihn am Schooß ſeiner Uniform feſt, dann brach ſie zu Boden. Das Publicum klatſchte. Ferdinand nahm dies Klatſchen, als wenn es ihm gälte, kehrte zurück und verbeugte ſich. Lady Milford aber, indignirt über einen ihr geraubten Applaus, ſprang wüthend auf und verbeugte ſich ebenfalls. Ferdinand's Spiel, ich kann es nicht beſſer bezeichnen als mit den Worten: er ſpielte ebenſo wie er ausſah und dennoch

belohnten ihn ſtürmiſche Beifallsſalven. Er wurde gefeiert, wie ich noch nie einen Schauſpieler hatte feiern ſehen. Der Präſident hatte die Worte: „Wenn ich auftrete, zittert ein Herzogthum", buchſtäblich genommen. Jedes Auftreten von ihm war mit einem Zittern aller Decorationen begleitet. Im Uebrigen hielt er immer den Kopf in die Höhe gerichtet, die Augen halb zu, die Oberarme dicht an den Körper gelegt, die Unterarme in einen völlig rechten Winkel ausgeſtreckt und mit den Daumen und Zeigefingern ſonderbare Bewegungen machend, wie wenn er Geld zählte;' das Alles ſollte den vornehmen Mann bezeichnen. Eine wirklich komiſche, aber paſſiv-komiſche Figur ſpielte der Director als Hofmarſchall Kalb. Er tänzelte, trippelte, lispelte ſtets, verwechſelte die Buchſtaben L und R wie Schniffelinski im „Kammerdiener", machte alle möglichen Faxen mit ſeinem Degen, gleichſam als ob er ſich vor ihm fürchtete; bei Ferdinand's Drohung flüchtete er hinter einen Tiſch und hob denſelben etwas in die Höhe, als Schutz, kurz er belebte den Abend ſo, daß das Publicum außer ſich war vor Vergnügen. Der rothhaarige Wurm zog ſeine ſchwarzen, buſchigen Augenbrauen beſtändig auf und nieder, fletſchte die Zähne, ſchlich auf den Zehen, hielt die Finger gekrümmt, wie es leider auch „denkende" Schauſpieler in der Rolle des Mephiſtopheles thun. . . Kurz, es war eine Vorſtellung, die mir den Gedanken, bei ähnlichen Kunſtaufgaben hier künftig mitwirken zu ſollen, ſchrecklich machte. Schon hatte ich die Abſicht, mich von dieſem Orte zu entfernen und mein Debüt als „alter Köhler" in ſolcher Umgebung dranzugeben. Doch nun führte mich mein Geſchick hinter die Couliſſen auf die Bühne. Der Eindruck war hier eigentlich noch peinlicher. Hohle, verlebte Geſichter mit der weißen und rothen Schminke, ſchwammige und aufgedunſene und wieder zerbrechliche und elende Geſtalten, in ſchmuzigem Flitterſtaat, rohe Decorationen, das Geſchrei und Gepolter, Schimpfen und Schrauben, Lachen und Witzeln, rohe Späße und Umarmungen, kurz das ganze Getreibe war ſo abſtoßend wie möglich. Dennoch lag etwas harpyenartig Umkrallendes in dem Ganzen. Ja man war ſchon gegen mich gerüſtet und eingenommen, ehe man mich noch kannte. Der Director hatte von mir erzählt, hatte geſagt, ich wäre „hundert Stunden" weit hergekommen, um gerade bei ihm anzufangen und um ſeine Verdienſte in ein noch helleres Licht zu ſtellen, hatte er außerordentlich viel von meiner Bildung, Intelligenz, Künſtlerweihe, von meiner Garderobe erzählt, vor allem aber hervorgehoben, daß ich längere Zeit umſonſt ſpielen würde und dabei mit einigen Seitenblicken auf Darſteller, die Gagenzulage verlangt hatten, die Rollen bemerkt, die ich in kurzem umſonſt ſpielen würde; kurz hier war ſchon Zunder zur Oppoſition gegen mich. Sollte mein Jugendmuth nun nicht gerade geſtachelt werden zum Bleiben? Die Gefahr fodert heraus und ein gewiſſer Anflug von Weltweisheit wollte mir ſogar ſagen: Träumer, das muß ſo ſein! Die Ideale erfüllen ſich nicht im Nu! Das Schönſte bedarf im Leben ſolcher Unterlagen!

„Kabale und Liebe" war zu Ende, der Major und Luiſe hatten ſich verglüht, ich war in die Stimmung gerathen, das Aeußerſte zu wagen und ſogar jenes Haus zu beſuchen, das man mir als den gewöhnlichen Verſammlungsort der Geſellſchaft bezeichnet hatte. Ich wollte alles Mögliche verſuchen, Elemente der Feindſchaft niederzudrücken, wollte die Leute mir freundlich geſinnt machen. Ich ließ im Wirthshaus zu trinken geben. Als ich gegen 3 Uhr Nachts von unſerm Gelage nach Hauſe kam, waren mir ſchon mehre Perücken, Bärte, Federn, Tricots, Ritterſtiefeln, Sandalen, Schuhe, Leibgurte und eine Menge Theaterſchmuck u. ſ. w. für baares Geld verkauft; hatte ich ſchon drei kleine und größere Summen verliehen und die Hauptſtücke meiner Garderobe für die nächſten Compenſationsabende an drei bis fünf Darſteller für die betreffenden Abende mitzutheilen verſprochen; dafür hatten ſich mir aber auch ſchon fünf bis ſechs Mitglieder als „Lehrer", „freundſchaftliche Berather", „väterliche Freunde" u. ſ. w., mit wirklich einſchmeichelnder Uebertreibung und faſt treuherziger Weiſe angeboten. Auch wußte ich ſchon einen großen

Theil von allen Ungerechtigkeiten und Schlechtigkeiten, die der Director und Regisseur bei neuen Stücken, bei Benefizen, Gagen-Rückständen, Rollenvertheilungen u. s. w. begangen. Ich wußte die öffentlichen und geheimen Liaisons des Damenpersonals, wußte wie viel „große Künstler" eigentlich bei dieser Truppe waren, die aber durch Neid, Kabale und Schicksale nur nicht empor gekommen wären; kurz, ich war im engsten Zusammenhange mit „der abgekürzten Chronik des Zeitalters", wie Hamlet die Schauspieler nannte. Ich wußte sogar schon, daß Herr Schmelke, vom königlichen Theater zu Braunschweig, dort vor Jahren nur als Chorist und die größte Bühne, bei der er als Schauspieler gewesen, Magdeburg war. Ich wußte, daß er dort seine rothe Ferdinand's-Uniform einem Darsteller des Masham in „Ein Glas Wasser" für ewige Zeit abgeborgt habe, d. h. eigentlich gestohlen, und daß er für das Versprechen eines halben Benefizes dem Director zu Gefallen in dieser Uniform gestern durch die Straßen gegangen war und sich ins Wirthshaus gesetzt hatte. Ich ahnte, daß ich in einer Welt war, wo der Boden unter den Füßen wankte; ich ahnte, daß man, wie man von aller Welt nur das Schlimme und Lächerliche wußte, so auch von mir nur wie von einem Narren und Eingebildeten reden würde. Kurz, ich studirte fort an meinem alten Köhler wie ein schon ziemlich eingeweihter Adept der Bühnenmysterien.

Um zehn Uhr sollte ich zur Probe kommen. Als ich die Straße betrat, wagte ich nicht, den bereits angeschlagenen Theaterzettel anzusehen. Ich blinzelte nur so von der Seite nach dem ersten, den ich sah, und schritt rasch vorüber. Dem nächsten Zettel aber trat ich schon kühner entgegen, gleichsam herausfodernd meinen Namen aufsuchend, und als ich ihn, natürlich mit einem kleinen Druckfehler, dastehen sah, ergriff mich zuerst eine Art freudigen Stolzes, dann aber auch wieder eine Beklommenheit und Beschämung, daß ich mich hätte verstecken mögen. Ich hatte für Augenblicke die komische Idee, daß mich nun alle Menschen spöttisch, neugierig ansähen, wo doch Niemand die geringste Notiz von mir nahm. Jetzt hätt' ich all' meine Verwandte und Freunde stolz vor diesen Zettel hinführen mögen und doch hatte ich bei jedem Schritte Angst, daß einer derselben mir begegnen könnte. Mit diesen gemischten Empfindungen kam ich zur Probe. Nie werd' ich die spöttischen Blicke und Flüsterworte vergessen, mit denen die Mitglieder mein Probiren, mein Bemühen, einen tiefen, rauhen Ton für meinen alten Köhler zu gewinnen und das Bestreben, zu nüanciren, verfolgten. Dann ging mir in einem gewissen Schwindel der Tag vorüber. Als ich Abends in die Garderobe kam, verlor ich die Besinnung. Die Leibwäsche, die ich da erblickte, der Geruch, der mir entgegenströmte, die Schimpfreden, die dem Schneider und Friseur entgegengeschrieen wurden, die Scherze, die in die, nur durch zerrissene Betttücher und eine spanische Wand von uns getrennte Damen-Garderobe hinüber- und von dort zurückgeworfen wurden, die ganze Art und Weise, wie man von der Vorstellung dieses Abends sprach, das Alles waren Höllenproben. Ein ungemein beengendes Gefühl ergriff mich, als ich die erste Schminke auflegen sollte; es machte mich erst so schamroth, daß ich fast der Schminke nicht bedurft hätte, und als ich sie aufgelegt, schimmerte eine tiefe Blässe fast geisterhaft aus dem Antlitz. Nur der Gedanke, daß dies Aufgeben der Aeußerlichkeit nothwendig sei zur Hebung der Innerlichkeit im Dienste einer höhern Idee, trieb jenes beengende Gefühl zurück; doch ist es mir stets an jedem Abend, wenn auch nur theilweise, zurückgekehrt. Mit dem Auflegen der Schminke ist man plötzlich seines Ichs beraubt. Man ist, und wäre man ein Garrick oder ein Talma — plötzlich ein Gaukler. Ich hatte Kniehosen mit langen baumwollenen Strümpfen anzuziehen, fragte daher meine Collegen, ob dazu die gewöhnliche Form meiner Beine ausreichen würde. Ja wohl, ja wohl! hieß es im Chor. Klopfenden Herzens saß ich, bis das Stück anging; hinter den Coulissen wartete ich auf mein Stichwort, bebend trat ich hinaus, unfähig, das Publicum zu sehen; doch blieb ich nicht stecken, machte keine Störung, schwankte aber förmlich nach meiner kleinen Scene ab.

nter den Couliſſen wurde ich von einem homeriſchen Gelächter empfangen. Meine Beine den langen Strümpfen hatten, verſicherte man, höchſt komiſch ausgeſehen; wie Krebs- eren, meinte der Eine, wie Hühnerbeine der Andere; es war alſo angelegt geweſen, daß in die Falle ging auf meine Frage, ob ich Wattons anzuziehen hätte. Ich ergriff die künftigſte Partie und lachte mit.

So hatte ich denn den gefährlichſten Boden, den es nach dem Boden bei Hofe gibt, wirk- betreten. Ich gehörte jetzt dem ſtets geſchmähten und doch ſtets gern geſehenen Volke der ühne an; ſein Kainszeichen war mir auf die Stirn gedrückt; ich war allem Elend und em Jubel dieſer freien Menſchen preisgegeben. Woche um Woche, Monat um Monat g es nun ſo hin. Ich füllte meinen Platz aus ſo gut wie Andere. Ich war fleißig, nte, bekam immer größere Rollen und lebte vom Tage zum Tage, oft verzweifelnd, oft angeekelt, oft hoffnungsvoll und jugendmuthig. Das Leben, wenn uns die Jugend t, iſt in jeder Form ſchön. Das Haupthinderniß meiner Stellung blieb aber, daß ich ner noch — umſonſt ſpielte. Für den Anfänger bei der Bühne iſt es unerläßlich, daß ſogleich Gage fodert und wären es auch nur einige Thaler für den Monat. Der Vo- tär bei der Bühne fühlt ſich auch bei dem größten Eifer noch nicht zum Ganzen ge- nd, nicht deſſen Geſetzen, Strafen und abhängig machenden Bedingungen unterworfen: wird ſich auch bei dem beſten Willen Freiheiten herausnehmen, Nachläſſigkeiten zu ulden kommen laſſen, die ſeiner künſtleriſchen Entwickelung ſchaden. Er wird vollends von den Collegen gehaßt, er mag ſchenken, leihen und ſpenden ſoviel er will. Ge- wird er, weil jede äußere Bevorzugung Anderer bei gleichen Pflichten uns faſt Alle r oder weniger kränkt, beſonders wenn ſie uns jeden Tag vor Augen tritt. Minder htet wird der Volontär, weil der Schauſpieler in ſeinem Selbſtgefühl ſagt und ſagen : Könnte Der was Rechtes, ſo würde er ſchon Gage fodern und bekommen; ich ver- mir mein Brot und das iſt mehr werth! Wer wollte in Abrede ſtellen, daß viele r Menſchen, die ich verachtete, doch tief unglücklich waren?

Ich erklärte alſo dem Director, daß ich nun Gage haben müßte. Jetzt brach eine Qual an. Der Director wollte nichts geben und ich wollte doch auch nicht gehen. , liebloſe Roheit wurden mein tägliches Loos. Zuletzt bedurfte ich ſogar der Gage. e Mittel waren erſchöpft. Vergebens; der Director war, wenn ich ausſchied, um ein lied nicht verlegen. Er engirte einen Herrn Schmidt oder Schulze, der gar nicht exi- und ich war erſetzt. Da kam ich endlich, als mein Abgang ſchon entſchieden war, ich zu einer Gage. Ich verdankte ſie nicht meinem Talent, nicht meiner Unerſetzlich- ich verdankte ſie meinem ſchwarzen Frack.

Die damals ſchon berühmten Geſchwiſter Milanollo ſollten nämlich auf unſerer Bühne tiren. Sie mußten dem verſammelten Publicum, das an dieſem Abend aus vielen ten, Adligen und feinern Herrſchaften beſtand, anſtändig vorgeführt werden. Das konnte durch Niemand geſchehen als durch mich. Ich war der Einzige, der einen gen Frack beſaß. Ich wußte, wie nothwendig ich dadurch geworden war und be- dieſen Umſtand, die ſchon oft vergeblich geforderte Gage nun zu erzwingen. Sage nicht, daß ich unedel handelte! Ich verfuhr nach den Grundſätzen der Politik, en auf den Brettern unerläßlich iſt. Hammer oder Ambos! Das hatt' ich längſt als die einzige Moral dieſer Sphäre erkannt. Der Director, der mich ausnützte und en konnte, ſtieß mich mitten im Winter aus meiner Laufbahn, die ich ſo entſagend ten, wie ſollt' ich den Moment nicht benutzen, mein Intereſſe zu wahren? Der Di- weinte faſt vor Wuth. Er ſagte, er hätte von einem ſo gebildeten Kunſtjünger cht erwartet; er hätte wie ein Vater an mir gehandelt und ſich doch nur eine ge in ſeinem Buſen großgezogen. Ich blieb ſtandhaft und ſagte: Ich hätte nur e Zeit erklärt, ohne Gage eintreten zu wollen; ich nütze ihm jetzt, ich leiſte, was

Andere leiſten, ich ſchriebe ſogar Prologe, Feſtſpiele, kurz, ich führte die Milanollos in meinem Frack nur dann hinaus, wenn ich mit den übrigen Mitgliedern gleichgeſtellt und auf den Gagenetat geſetzt wurde. Was war zu thun? Die ganze Geſellſchaft hatte keinen ſchwarzen Frack, der Director nicht, der erſte Liebhaber nicht. Credit, um einen Frack zu leihen zu bekommen, fehlte auch, und fand ſich vielleicht ein Exemplar, ſo paßte es nicht. Kurz, mein ſchwarzer Frack verſchaffte mir endlich eine kleine wöchentliche Gage. Ach, Thereſe Milanollo, ich ſah dich kürzlich in dem Vorſaal eines Fürſten, wo du ein Hofconcert geben ſollteſt! Voll Rührung weilte mein Blick auf dir! Du ahnteſt nicht, daß dich Jemand beobachtete, der um das Amt, dich an den Fingerſpitzen dem Publicum vorzuführen, einſt wöchentlich eine Gratification von zwei Thalern errang!

Ich war nun nicht mehr Dilettant, ſondern Mann von Fach. Ich war Schauſpieler im doppelten Sinne des Worts, Mime an den Lampen, Mime hinter den Couliſſen. Jener Kunſtgriff, den ich mir mit meinem ſchwarzen Frack erlaubte, war der Eintritt in die Muſenhalle. Ich übte dieſe Politik der Nothwehr in meinem Leben nur ſelten aus, aber ich behielt eine gewiſſe Duldſamkeit gegenüber den erſchrecklichen Erzählungen, die ſpäter ſonſt Intendanten und Directoren mir machten, wenn ihre Schauſpieler und Sänger ſie unter allerhand ſolchen Gründen „gedrückt" und „geſteigert" hatten. Vorſteher und Mitglieder ſind ſtets auf gegenſeitige Ironnie und Erpreſſung angewieſen; wer gerade das Meſſer in Händen hat, ſchneidet dem Andern bis ins Fleiſch; von einer gegenſeitigen wahren Dankbarkeit und Anhänglichkeit zwiſchen Vorſteher und Mitglied habe ich noch nie einen einzigen Beweis in dieſer Sphäre gehabt; das Mitglied verläßt ſeinen Vorſteher unter allen Umſtänden für einige Thaler oder Rollen mehr bei einer andern Bühne; verläßt ihn, ſobald die erſte Beſorgniß eintritt, daß das Unternehmen wanken könnte, verläßt ihn, wenn er eine ſichere Stelle in Ausſicht hat und wenn auch durch ſein Bleiben der Ruin noch aufgehalten werden könnte. Und der Vorſteher andererſeits ſteht auf gleichem Kriegsfuß. Auch die Vorſtände unter ſich; ein Jeder ſieht im Andern einen Rivalen, ſei es für Geld oder Ehre, für neue Stücke oder beliebte Mitglieder; für Gäſte und neue Decorationen, für gute Conceſſionen und Privilegien. Sie halten nur dann zuſammen, wenn es die Verachtung der Kritik, die Geringſchätzung der Dichter, die Knechtung der Mitglieder und die Herabſetzung der Gagen und Gaſtſpielhonorare gilt. Am meiſten wirkliches Zuſammenhalten, wirkliche Anhänglichkeit und Dankbarkeit habe ich noch unter den Schauſpielern ſelbſt gefunden. So fabelhaft eitel ſie auch ſind, ſo ſehr ſich auch faſt Jeder von ihnen für einen großen Künſtler und für einen „Liebling des Publicums" hält, ſo verachten, ja faſt verabſcheuen ſie doch eigentlich ihren Stand und Beruf und fühlen trotz aller Arroganz doch das bitter nagende Bewußtſein, daß ſie, dem bürgerlichen Leben gegenüber, immer noch eine Art Paria ſind. Dies Gefühl mag es denn hauptſächlich ſein, was ſie zuſammenhält und gegenſeitige Dankbarkeit und Anhänglichkeit bei ihnen wach erhält. Freilich darf dieſe Freundſchaft nicht Proben beſtehen, die auf Vortheil und Ruhm gehen. Wenn es eine höhere Gage, ein gutes Gaſtſpiel, eine lobende Kritik, eine gute Rolle gilt, dürfte es nur wenig Schauſpieler geben, die nicht Schwüre und Betheuerungen vergäßen. Ich kenne edle Menſchen, die ſich in dieſe Sphäre verirrten und die ſie, oft mit Talent begabt, doch deshalb verließen, weil ſie ſich den innern Menſchen erhalten wollten. Noch kürzlich ſagte mir ein angeſehener Regiſſeur eines Hoftheaters, als ihm ſein Intendant das einflußreiche Amt der Regie plötzlich abnahm: Gott ſei Dank, ich athme auf. Seitdem ich dies Amt verwalten mußte, bin ich mir ſchlecht vorgekommen! Als er vier Wochen darauf doch wieder Regiſſeur war, machte ich ihm keine Vorwürfe. Ich hatte Mitleid mit ihm. Sein Ehrgeiz konnte ohne dies Amt nicht leben.

(Der dritte Artikel: Wanderluſt, ein Ausflug nach Holland und der Sommer eines reiſenden Schauſpielers in nächſter Nummer.)

Ueber Augengläser.

Von Dr Wengler.

Zahl Derer, welche ihre Sehkraft durch die Beihülfe der Optiker unterstützen, ist in neuern Zeit zu einer bedenklichen Höhe gestiegen und es liegt die Vermuthung nahe, man sich im Allgemeinen nicht so ganz der Nachtheile bewußt ist, welche die Benutzung Augengläsern mit sich führt. Ist der Glaube Vieler, daß eine Brille die Sehkraft halten vermöge, der Art ein falscher, daß der Gebrauch des Glases stets einen wenn oft kleinen und durch die Nothwendigkeit gebotenen Nachtheil für die Sehkraft im lge hat, so ist man mit dem Steigen zu schärfern Nummern oft gar leicht bei der , sodaß man sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einer schreckenerregenden Höhe rgehoben sieht, ohne mit Nutzen und gefahrlos von derselben wieder herabsteigen zu n. Bei der Wahl der Augengläser wird hinsichtlich der Fassung und des Gestelles nicht auf die Nützlichkeit als auf deren Wohlfeilheit gesehen und so im Allgemeinen zur e eines so edlen Organs, wie das menschliche Auge ist, nicht die gewünschte Sorg verwendet.

Wir setzen als bekannt voraus, daß für die Brillen gewöhnlich drei verschiedene Arten Gläsern im Gebrauche sind, nämlich: Hohlgläser für Kurzsichtige, Sammelglä für Weitsichtige und die von Wollaston erfundenen periskopischen. (Doppelconcave concav-convere Linsen). Die letzteren, umsichtige, (weil man annimmt, man durch dieselben Alles um sich her betrachten, ohne den Kopf drehen zu müssen, was bei den gewöhnlichen Gläsern nöthig hatte, welche nur durch die Mitte hindurch ein Bild gewähren), haben sich in der Erfahrung als weniger vortheilhaft bewiesen, scheinen möchte, da Jeder das Gesicht dem Gegenstande zuwendet, den er gerade n will. Es würde ihr Vortheil nur dann unleugbar sein müssen, wenn man sich nte, den Gegenstand mit dem Auge allein zu verfolgen, ohne dabei den Kopf zu . Da dies aber weder aus Bequemlichkeits- noch ästhetischen Rücksichten geschieht und vergessen werden darf, daß die periskopischen Gläser das Sehen etwas undeutlicher n als die gewöhnlichen geschliffenen, so muß man den letztern den Vorzug vor jenen , welche Ansicht ein berühmter medicinischer Schriftsteller Englands, William Tilloc t, in einer neuerdings erschienenen Schrift ebenfalls ausgesprochen hat.[1]

Bei der Bestimmung, ob man sich einer Brille zu bedienen habe, muß man sehr tig zu Werke gehen. Der Augenarzt, welchen man vor allem zu befragen hat, wird von überzeugen, daß die Beeinträchtigung des Sehvermögens nicht von Vermin- der Empfindlichkeit im Sehnerv oder der Netzhaut herrührt, also nicht ein Lei- rhanden ist, welches man mit Recht als schwarzen Staar fürchtet. Wäre dies all, so würde die temporäre Verbesserung der Sehkraft nur mit um so rascherer dung erkauft sein und man würde erst, leider zu spät, erkennen, daß hier ganz Mittel nöthig gewesen wären, um den Unglücklichen vor dem Elend völliger Er- ng sicherzustellen.

Außer dem soeben bezeichneten Augenübel gibt es noch viele andere, gegen welche der helfen soll und der Augenarzt allein helfen kann. Es würde zu weit führen, ehre der Art zu bezeichnen.

Meistens ist es die Kurzsichtigkeit, welche den Gebrauch einer Brille erheischt. Der sche oder Kurzsichtige leidet an einer abnorm vermehrten Brechungskraft der durch- n Augentheile, wodurch die Strahlenbündel vorzeitig zu einem Bilde gesammelt wer- d wobei das wahrgenommene Bild nicht auf, sondern vor die Netzhaut fällt.

Unter den Leuten der ärmern Klasse wird die Kurzsichtigkeit, selbst beträchtlichern

Grades, selten beachtet. Sie strengen sich eben mehr an, entfernte Gegenstände zu erkennen und fragen wenig nach einer Brille. Auf diese Weise überwinden sie nicht selten ihre Mangelhaftigkeit oder verhindern wenigstens ihr Zunehmen. Personen der höhern Classen dagegen bemerken kaum eine leichte Störung im Sehen entfernter Gegenstände, so verlangen sie auch schon nach künstlicher Hülfe und machen eben hierdurch den Mangel bleibend, den sie auf andere Weise, vorzüglich durch Befragung eines Arztes, noch hätten überwinden können. Das von dem Optiker angewendete Mittel ist eine concave oder Hohlbrille, durch welche die sich vorzeitig zu einem Focus sammelnden Lichtstrahlen divergirt werden. Ein solches Zerstreuungsglas ist aber stets ein, wenn auch oft unabweisbares Uebel und niemals ein Mittel, der Abnahme des Sehvermögens zu steuern, indem dadurch die Kurzsichtigkeit immer vermehrt wird und zwar um so rascher, je unbesonnener man mit der Wahl derselben ist. Es ist hierbei die größte Vorsicht und ängstlichste Sparsamkeit dringend anzuempfehlen und zu bemerken, daß man bei übler Berathung sehr rasch zu Gläsern seine Zuflucht nehmen muß, denn Schärfe die höchste Gefahr für die Sehkraft mit sich führen wird.

Wir kommen hiermit auf die Beantwortung der Frage: Wie verfährt man bei der Wahl von Augengläsern?

Wenn der Arzt den Gebrauch derselben gestattet oder empfohlen hat, so wende man sich deshalb an einen anerkannt tüchtigen Optiker, welcher eben so sehr durch Kenntniß seines Fachs als durch Gewissenhaftigkeit sich auszeichnet. Nichts ist daher bedenklicher, als sich eine Brille bei dem ersten besten Herumträger oder auf Jahrmärkten zu kaufen. Bei letztern findet man oft statt der geschliffenen gepreßte Gläser, oder eben die letztern haben allerhand Masen, Flecke oder Risse oder endlich werden sie von solchen Leuten, aus Unkenntniß des Fachs, häufig für das Auge zu scharf gegeben, weil der Käufer für sein Geld sofort möglichst gut durch dieselben sehen will. Die Gläser, wenn man sie vor die Augen hält, müssen die Buchstaben eines Buchs ganz schwarz und deutlich zeigen, ohne sie zu vergrößern oder zu verkleinern und ohne das mindeste Gefühl von Anstrengung oder Ermüdung im Auge zu veranlassen. Nach dem Ablegen der Brille muß sehr bald und augenblicklich die gewöhnliche Schärfe des unbewaffneten Auges eintreten.

Man nehme nie eine höhere Nummer (d. h. deren Fläche der Abschnitt einer kleineren Kugel ist) als man zu dem bequemen und deutlichen Sehen, selbst bei anhaltendem Gebrauche der Brille, nöthig hat: denn diese verschlimmert den mangelhaften Zustand der Augen in kurzer Zeit so, daß man zu einer höhern Nummer übergehen muß, während man, wenn die niedrigste, aber eben noch passende, gewählt worden ist, dabei lange Zeit bleiben kann. Es gilt hierbei als Grundsatz: daß man unter den Brillen, durch welche man irgend deutlich sehen kann, immer diejenige zu wählen hat, welche gar nicht oder nur wenig vergrößert. Scheint die Brille gar nicht zu vergrößern, desto besser. Man ertrage lieber einen Verlust an Deutlichkeit, als daß man seine Uebel durch eine zu stark vergrößernde Brille vermehrt.

Vor jeder neu zu versuchenden Nummer muß man das Auge einige Minuten ruhen lassen. Die Wahl der Gläser darf nicht bei Aufregung des ganzen Körpers oder der Augen vorgenommen werden; nie gleich nach dem Mittagessen; nicht, bevor die Augen nach anstrengender Arbeit einige Zeit, Stunden, ja wol Tage lang völlig geruht haben; endlich nicht in der Genesung nach schwerer Krankheit, da die Augen an derselben mehr oder weniger Theil nehmen und sich erst allmälig erholen. Für das künstliche Licht ist eine etwas schärfere Brille erforderlich, daher man gut thut, sich einer schwächern am Tage und einer stärkern am Abend zu bedienen. Bei verschiedener Schwäche der Augen einer und derselben Person ist für jedes Auge ein besonders entsprechendes Glas zu wählen. Kleine Abweichungen in der Sehkraft können sich zuweilen ausgleichen. Gute Optiker

bedienen sich zu diesem Zwecke eines Augenmaßes, der mit großer Genauigkeit und ohne Zeitverlust die Nummer bezeichnet, welche für das einzelne Auge paßt.

Man untersuche sorgfältig, ob die Brillengläser frei von Flecken, Bläschen und Adern sind, indem man sie zwischen einem Lichte und den Augen vor- und rückwärts bewegt. Hierauf sehe man danach, ob sie regelmäßig geschliffen sind, indem man sie zwischen dem Auge und einem gedruckten Blatte hin- und herwendet und Obacht gibt, ob die Buchstaben hierbei verzerrt und schief stehend erscheinen.

Noch und vor dem jedesmaligen Gebrauche der Brille reinige man die Gläser mit feinem, weichem Waschleder, das keine Fäden in das Glas bringen kann, wie z. B. seidene Taschentücher es thun. Wer seine Brille gut erhalten will, wird dieselbe nicht mit dem ersten besten Rockzipfel abwischen und sie nicht ohne ein gutes, mit weichem Sammet ausgefüttertes Futteral in der Tasche tragen.

Im Allgemeinen ist den farblosen Gläsern der Vorzug vor den farbigen zu geben, weil der Abstand zu groß ist, welcher durch das Abnehmen der Brille hervorgerufen wird. Jedoch in den Fällen, wo nach vorhergegangenen Entzündungen der Augen oder auch selbständig eine Empfindlichkeit derselben gegen grelles Licht vorhanden ist, welche sich selbst zur Lichtscheu steigert, wo die Augen bei dem geringsten Lichtreize mit Thränen überfüllt sind, die leicht über die Augenlider herabfließen, wo sich oft Funkensehen und die überaus lästigen Mouches volantes einstellen, würden wir die Anwendung eines grau-blauen Glases empfehlen, welches nach Bedürfniß eine größere oder geringere Schärfe bekommen muß. Bei gesunder Sehkraft, aber vorhandenen obigen Uebeln ist ein grau-blaues geschliffenes Glas ohne Grad anzuwenden. Letzteres ist vorzüglich im Winter bei dem Blick auf blendende Schneeflächen und in dem Falle, wo man das Auge auf ein von der Sonne beschienenes, hell angestrichenes, dem Wohnzimmer gegenübergelegenes Haus oder eine dergleichen Mauer zu lenken gezwungen ist, zu empfehlen und zu größerer Vollkommenheit auf jeder äußern Seite der Brille ein zweites Schutzglas von derselben Farbe hinzuzufügen. Dieses letztere ist sehr geeignet, bei Schneegestöber, bei Wind und Staub die Augen von der Seite her zu schützen.

Dagegen wird dringend vor dem Gebrauche der mit Unrecht noch oft angewendeten grünen Gläser gewarnt, indem dieselben zu sehr verdunkeln, die Farben schmutziggelb und deshalb das Sehen empfindlich machen.

Sehr vernachlässigt, aber sehr wichtig ist die richtige Wahl des Brillengestells zunächst zu dem Zwecke, daß der Mittelpunkt jedes Glases auch immer genau vor der Pupille des entsprechenden Auges stehe. Es gibt aber sehr wenig Personen, bei denen die Entfernung beider Augen von einander ganz genau dieselbe ist und dies bleibt bei der Wahl einer Brille in der Regel ganz unbeachtet. Die meisten Leute suchen sich bei dem Optikus die Gläser aus, die für ihre Augen passen und wählen hierauf das Gestell nach der Masse, aus welcher es gefertigt ist oder gefertigt werden soll. Statt daß nun der Optiker genau das Maß nimmt von der einen Schläfenseite bis zu der Nasenwurzel und dies auf der andern Seite der Art wiederholt, daß die Entfernung auf Zoll und Linie bestimmt und hiernach das Gestell gefertigt werden kann, unterbleibt dies ganz, das Gestell wird nach dem bloßen Augenmaß oder nach der oft sehr flüchtigen Probe gefertigt und die Brille abgeliefert. Oft nun findet man, daß man mit den Gläsern gar nicht oder nur mit großer Beschwerde sehen kann. Man gibt die Brille zurück und beschuldigt den Optiker wol gar, die Gläser vertauscht zu haben. Nur das Gestell ist fehlerhaft. Der Käufer richtet sich, so gut es geht, oft mit ziemlichem Verdruß so gut es häufig schielgende Brille ein und gibt durch das Sehen des einen Auges durch das Centrum, des andern durch die Peripherie des Glases die nächste Veranlassung zu dem Schielen, wovon sehr viele Menschen nach dem Abliegen der Brille leiden.

Da das Sehen beider Augen nicht ganz in paralleler Richtung, sondern in einem Winkelform geschieht, welche durch zwei in der Augenachse fortgesetzte Linien hervorgebracht wird, so muß das Brillengestell so eingerichtet sein, daß sich der Mittelpunkt der Gläser einander etwas nähert und sich die aus demselben gedachten Linienverlängerungen am Ende schneiden. Nur auf diese Weise kann mit dem Sehen beider Augen zugleich durch die Brillengläser ein Bild, auf eine andere dagegen nicht Doppelsehen und Schielen mit zwei Bildern hervorgebracht werden. Hier ist es das periskopische Glas, das oft aus der Verlegenheit helfen soll. Ehe man daher eine Brille kauft, muß man sie erst einige Tage zur Probe tragen, um sich zu versichern, daß jene Unannehmlichkeiten wegfallen und man bequem und ohne Anstrengung durch dieselbe sehen kann.

Nicht ohne allen Einfluß ist endlich die Wahl des Materials für Brillengestelle. Das beste ist blau angelaufener Stahl, nicht glänzend und nicht zu dünn. Der glänzende, in mehren Farben schillernde Stahl reizt ganz unnöthigerweise die peripherischen Stellen der Netzhaut und kann zu Unempfindlichkeit der letztern nach vorhergegangener entzündlicher Neigung die Veranlassung sein. Sehr dünner Stahl kann bei aller Biegsamkeit zerbrechen und das Auge erheblich verletzen. Der Glanz des Goldes und Silbers ist ebenfalls nachtheilig. Schildkrotgestelle sehen plump aus und zerbrechen leicht; wer sie vorzieht, muß wenigstens solche wählen, deren Rahmen ganz schwarz ist, ohne helle Flecke wegen oberwähnter peripherischer Netzhautreizung. Der Rahmen um das Glas muß immer so weit vorspringen, daß die Glasfläche nicht auf die Lider drückt und im Futteral nicht anstößt. Die Seitenbügel läßt sich Jeder nach der ihm eigenthümlichen Kopfbildung anpassen.

Anregungen.

Der deutsche Büchermarkt.

In No. II, Nr. 37 der „Unterhaltungen" wurde im Allgemeinen darauf hingewiesen, daß in Deutschland die Bücherproduction größer sei als im Auslande und daraus natürlich folge, daß die einzelnen Bücher bei uns weniger Absatz als z. B. in Frankreich und England finden, obgleich man im Verhältniß bei uns mehr Bücher kaufe als in jenen Ländern. Ein nur flüchtiger und oberflächlicher Blick in die Statistik des Buchhandels gibt dafür die thatsächlichen Belege.

Frankreich liefert an Büchern von nur einiger Bedeutung — also mit Ausnahme der Zeitschriften, Jahresberichte, Sitzungsprotokolle, Flugschriften, Kataloge, Neujahrskarten u. s. w. — monatlich nicht mehr als im Durchschnitt 180 Werke auf den Markt. Im ersten Quartal dieses Jahres erschienen z. B. nur 302 Bücher, welche im „Catalogue Mensuel des nouveautés" von Reinaud aufgenommen wurden. Darunter sind aber auch nur 16 Uebersetzungen (aus dem Lateinischen, Italienischen, Englischen, Schwedischen und Deutschen), das Uebrige sind Originalwerke.

England liefert ungefähr das Doppelte, d. h. monatlich ungefähr 360 Werke von Bedeutung. Im ersten Quartal dieses Jahres erschienen z. B. nach Longman's „Monthly list of new books" 613 Bücher, darunter nur 14 Uebersetzungen. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß der englische Katalog im Verhältniß ziemlich viel Bücher aufzählt, welche ursprünglich in Nordamerika erschienen, also streng genommen nicht zur Literatur Englands gezählt werden können, wodurch die Bücherzahl sich theilweise reducirt und das Verhältniß zwischen dem englischen und französischen Büchermarkt sich um so mehr ausgleicht, als auch umgekehrt viele in England gedruckte Bücher theilweise für Amerika berechnet sind und ihren Absatz dahin finden.

Betrachten wir aber den deutschen Büchermarkt, so stellt sich für den ersten Anblick ein wahrhaft erschreckendes Bild heraus. Der erste Vierteljahrskatalog von 1854 zeigt nicht weniger als — 2169 Nummern, also das Vierfachfache von England, das Sechsfache von Frankreich. Im ganzen vorigen Jahre gab der deutsche Katalog 9000 Nummern an. Diese Zahl reducirt sich allerdings und immerhin auf die Hälfte, wenn man alle die Zeitschriften, Neujahrsbücher, Sitzungsberichte, Kataloge, Flugschriften, Separatabdrücke, Landkarten u. s. w. in Abzug bringt, welche der deutsche Katalog von Hinrichs mit sorgsamster Genauigkeit schon

lich mit aufzählt. Nehmen wir zur größten Sicherheit anstatt 9000 nur 6000 wirkliche bedeutendere Verlagswerke an, so gibt diese Zahl noch immer das Dreifache der englischen und das Vierfache der französischen Verlagswerke. Allerdings reducirte sich auch diese Zahl wiederum gewiß auf die Hälfte, wenn wir alle Uebersetzungen ins Deutsche in Abzug bringen wollten, sodaß in der That Deutschland nicht mehr Originalwerke liefert als England. Doch müssen bei der Statistik des Büchermarktes die Uebersetzungen (leider ist die gangbarsten Artikel) natürlich mitgerechnet werden. Hierbei ist noch in Anschlag zu bringen, daß in Deutschland außer den Originalwerken und Uebersetzungen auch viele ausländische Werke in der Originalsprache gelesen und gekauft werden — namentlich französische und englische Bücher —, ein Schicksal, welches die deutschen Bücher im Auslande weit weniger trifft, sodaß der Absatz deutscher Bücher nach dem Auslande (mit Ausnahme des Exports nach Amerika) kaum in Anschlag zu bringen ist, während die Einfuhr der fremden Literatur nach Deutschland sehr bedeutend in die Wagschale fällt. Eine genaue Statistik würde hierüber Aufschlüsse geben können.

Soviel ist gewiß, daß die Berücksichtigung, welche die ausländische Literatur in Deutschland findet, unverhältnißmäßig groß gegen die Theilnahme ist, welche das Ausland an der deutschen Literatur nimmt. Die Uebersetzungsfabrik wird in Deutschland ebenso geschäftig betrieben, als der Nachdruck in Belgien bisjetzt betrieben wurde, und diese Fabrikation von Uebertragungen von Romanen u. s. w. auf die möglichst wohlfeilste Weise schadet dem Absatz guter Werke außerordentlich. Wenn sich auch unser ästhetisches Gefühl dagegen sträubt, möchten wir dennoch die Thatsache zugeben, daß ein großer Theil des deutschen Publicums die Unterhaltungslectüre entweder nach der Wohlfeilheit — wie Materialwaaren — oder nach der Ausstattung — wie Putzwaaren — einkauft und daher der Speculation mit Uebersetzungen auf Velinpapier oder mit Lurus auf Velinpapier, mit Randzeichnungen und Goldschnitt, gegenwärtig die Hände ist. Das Letztere scheint paradox, da die Ausstattung solcher Werkchen gewöhnlich sehr dürftig ist; doch finden wir den Schlüssel zur Lösung dieser Räthsels in der Thatsache, daß nicht nur die Romanerzählung an junge Leserinnen u. s. w. für manche Buchhändler ein längst überwundener Standpunkt ist, sondern daß in vielen solcher Werkchen sogar auf Kosten des Verlegers gedruckt und dem betreffenden Buchhändler nur scheinbar in Verlag, factisch aber in Commission gegeben hat. Es stellt sich hier ein ganz ähnliches Verhältniß wie bei dem Notenverlag heraus. Unter den vielen Opus 1 und 2 — sechs Lieder, drei Klavierstücke, eine Phantasie, einen Walzer oder dergl. enthaltend —, welche jährlich erscheinen, dürfte selten eins gefunden werden, welches honorirt wurde, dürften sich aber sehr viele finden, welche auf Kosten des Componisten durch alle Sortimentshandlungen Deutschlands den Kreuzzug unternehmen.

Bei dieser Ueberproduction in einigen Fächern — namentlich in Lyrik, Novellen, Kinderschriften, populär-wissenschaftlichen Werken, Schulbüchern, Reiseliteratur, Dramen und Erbauungsschriften — ist es natürlich, daß das einzelne Buch verhältnißmäßig geringen Absatz findet. Es gibt sehr viel Bücher, welche in nicht mehr als 4—500 Exemplaren gedruckt werden und dennoch niemals eine zweite Auflage erleben können. Nehmen wir in runder Summe 5000 jährlich erscheinende Werke und im Mittel an, daß jedes Buch eine Auflage von 1000 Exemplaren zähle, so würden in Deutschland jährlich fünf Millionen Bücher producirt, ein Cap, der ebenfalls zu klein ist und durch zahlreiche Angaben der Verleger und Drucker — die übrigens nicht immer zu erwarten sind — sich bedeutend steigern dürfte. Hierzu rechne man die oben ausgeschiedenen Artikel, Flugschriften, Journale u. s. w., die mindestens ebenfalls auf fünf Millionen Exemplare angeschlagen sind, schlage dann die eingeführten ausländischen Bücher, Journale u. s. w., und dann behaupte man noch, daß der Deutsche nichts lese! Schon bei diesem geringen Anschlag kommt auf jeden vierten Deutschen ein Buch oder Journal, wenn wir 40 Millionen Deutsche annehmen. Wie viele Deutsche gibt es nun aber, die thatsächlich kein Buch lesen können! Daraus folgt natürlich, daß die bücherkaufenden Deutschen im Verhältniß einer ganz respectable Constanz consumiren müssen.

Daß einzelne Werke, gelingt ihnen wirklicher Gehalte oder infolge des Modegeschmacks, sehr bedeutende Auflagen erleben und demnach eine außerordentliche Verbreitung finden, ist bekannt. Wir rechnen dahin einige unserer Klassiker, namentlich Schiller und Goethe, Humboldt's „Kosmos" u. s. w. Andererseits einige Dichter, namentlich Heine, Geibel und Redwitz. Geibel's Gedichte werden jetzt angeblich in 20—25,000 Exemplaren in Deutschland verbreitet sein — aber „Onkel Tom" in nicht viel weniger. Ein solches verhältnißmäßig großes Absatz einzelner Werke hindert natürlich den Absatz von mancherlei guten anderen im gleichen Genre.

Interessant ist es, zu beobachten, wie in letzter Zeit das Ausland die besseren Werke der deutschen Autoren mehr und mehr berücksichtigt und wie namentlich England es sich angelegen

hin lüft, durch Ueberſetzungen auf eine größere Verbreitung hinzuwirken. Die Auswahl deutſcher Werke, welche England überſetzt, iſt oft bunt genug. Es erſchienen in den letzten Monaten z. B. folgende deutſche Bücher in engliſcher Sprache: Hillebrandt's „Winter in Cuyberon", eine Kinderſchrift; „Das Leben Luther's", von P. König; Krummacher's „Parabeln"; das bibelforſcher „Kloſterleben"; Oberländer's „Reiſen"; Ochlenſchläger's „Gedichte"; von Schmid's „Jugendſchriften"; Schlesinger's „Spaziergänge in und um London". Sehr viele engliſche Ueberſetzungen werden auch ſchon von der deutſchen Unterhaltungsluſt von Deutſchland aus höchſt geſchmackvoll angezeigt, wie wiederum eine große Anzahl Recenſionen, die in engliſchen Blättern über deutſche Bücher erſcheinen, von engliſch ſchreibenden Deutſchen verfaßt und aus Deutſchland hinüber vermittelt ſind. Die Art, wie unſere Poeten bei Ed.-Arad Lollanders ſich für die „Poesie des deux mondes" eingeführen wollen, iſt bekannt genug. Frankreich nimmt weit weniger Antheil an der deutſchen Literatur; es beſchäftigt ſich mehr die Erſcheinungen der romaniſchen Sprachen, namentlich die engliſchen und italieniſchen Werke. Wir haben darin einen neuen Beweis, daß England und in Beziehung auf Cultur und Nationalität verwandter iſt als Frankreich, welches trotz ſeiner Eitelkeit die deutſchen Bildungselemente vielfach ignorirt und das exclusiv Romaniſche möglichſt feſtzuhalten ſucht. Im erſten Quartal dieſes Jahres erſchienen z. B. in Frankreich nur fünf Ueberſetzungen deutſcher Werke, und zwar: Ranke's „Franzöſiſche Geſchichte"; ein mediciniſches Werk von Ebers in Wien; Kant's „Metaphyſik der Sitten"; Berthaut's „Leben der Heiligen Jungfrau" und — „Von Babylon nach Jeruſalem", von Grafen Hahn-Hahn. Leider Thatſachen, die charakteriſtiſch für den Geſchmack von Frankreich und nicht ſchmeichelhaft für die deutſche Literatur. Dieſe angezeigten laſſen es ſich unſere deutſchen Verleger hier, der franzöſiſchen Literatur nach allen Richtungen hin zu ſchmeicheln.

Selbſtobjectivirung.

Sich ſelbſt zu ſehen, bedeutet bekanntlich, daß man blind. Eine moraliſche Anwendung dieſes Glaubens wäre die: Um ſich zu prüfen und zu ſammeln, ob man in allen Dingen auf dem rechten Wege wäre, verſuche man Unterſuchungen und Nachforſchungen des Lebens und der Seele eines Andern, ganz nach ſeinem Thun und ſeinem Laſſen, zu anſtellen, nicht um zu beurtheilen, wie man dabei ihm erſcheinen möchte, ſondern um das Geſchick des Andern in zu nehmen, als wenn es uns ſelbſt aufgehoben hätte. Man wird dabei immer Etwas gewinnen, um uns ſich wenn nicht einen neuen, doch verbeſſerten Menſchen zu machen.

Quaerere retrorsum.

Wir gleichen Alle dem kleinen Däumling im Märchen, der aus dem Walde zurückwollte und die Brotkrumen als Wegkrumen von den Vögeln verzehrt fand. Keinen Fehlritt können wir wieder ſo ungeſchehen machen, wie er begangen wurde, kein Unrecht ſo wieder gut machen, wie es Andern zugefügt wurde, keinen Irrthum ſo wieder berichtigen, daß ſich der Weg zu ihm wieder ganz zurück antreten ließe. Wen man verletzte, kann man nicht ganz trösten durch Abbitte oder durch ferneres Unterlaſſung des Unrechts. Auch ſoll und die Reue nicht dahin führen, wo das Beſſere nun einmal verſäumt iſt. Ein Kreuzweg, wo wir, verwirrtſchauend, den Zeigern und Lehren unſerer Irrthümer wieder begegnen und eine zweite Probe beſſer beſtehen können, findet ſich ſchon.

Zur Kunſt, ſein Glück zu machen.

Der einzig ſichere Weg, um in der Weltſchaft, Kunſt und im Leben ſich halt eine Stellung zu gewinnen, iſt der, ſich gleich bei ſeinem erſten Auftreten für irgend ein beſtimmt verbreitetes, vielleicht ſogar auf Vorurtheil angewieſenes Verhältniß, mit ſtörender Liebe und Empfindung, Abweichendes gering achtender Geſchicklichkeit zu erklären. Die Eitelkeit unſerer Epoche hat hier arglos, jahrtauſendjährige Regel ganz in Vergeſſenheit gebracht. Der Anfänger will ſeine Bedeutung in der Welt lediglich nur von ſich haben und geht darüber gewöhnlich zu Grunde. Man kaufe z. B. die Geſchichte der alten römiſchen Literatur und wird ſich überzeugen, daß nur Derjenige, und es er Pompejus, Cäſar einen Cäſar hieß, ein Mächtiger wurde, der die Klugheit einer Geſchicklichkeit beſaß, eine geraume Zeit eines Andern Gehilfe zu ſein.

Zur Macht der Gewöhnung.

Wir möchten nicht zu ſehr nach neuer Macht ſtreben, erinnerten wir uns öfter derjenigen, die wir ſchon beſitzen, ohne beſonderen Werth darauf zu legen.

Die Mutterſprache.

Wir haben eine heilige Scheu vor Allem, was ſich auf unſere Mutter bezieht, auch vor unſerer Mutterſprache. Deutſche Begriffe drücken wir lieber in einer fremden aus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

wöchentlich ein Bogen.] Nr. 47. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Künstlerträume.

Von Einem, der früh erwachte

III. Wanderlust. Ein Ausflug nach Holland und der Sommer eines reisenden Schauspielers.

Der Winter ging zu Ende. Ich hatte vielerlei gespielt. Rollen! Rollen! Das war mein Tag- und Nachtgedanke. Es war eine Angst, ein Bangen, ein Kampf, ein Beben in mir, wenn man der Rollenaustheilung eines neuen Stücks entgegensah, das ich nicht schon kannte. Der Direktor war natürlich mein Feind. Oft ich Talent hatte, kannt' ich ihm entdecken, denn er gab mir nur undankbare Partien. Oft kaufte ich mir Rollen' ich hungerte und dürstete, nur um die Mittel zu haben, einem Kollegen seine fürchterliche Rolle abzukaufen. Natürlich entwickelte ich mich auf diese Art schwer und fehlerhaft; die großen Rollen waren eben mein Verderb. Ich bedachte nicht, daß der Schauspielerin Kunst ein Wolkenthurm sein dürfe, der sich auf einmal zusammenthürmt, dann dahinfährt. Nicht sich festsetzt und sich auflöst in nichts, kein Regenbogen, der sich aufbaut im augenblicke und schwindend in die Höhe steigt; sondern daß sie ein Gebäude sei, wozu tiefer Grund gegraben, ein festes Fundament gelegt und dann vorsichtig und fest mit Stein auf Stein und Balken auf Balken errichtet werden müsse. Viele Menge Talente gehen auf der Bühne durch zu große Aufgaben, welche die Kräfte übersteigen und dann verspannen, zugrunde. Man soll das junge Talent nur langsam vorwärtsführen und ihm begreiflich zu machen suchen, wie die feinsten Nüancen des Spiels gerade an kleinen Rollen gelernt werden müssen. Je lichtscheuer, phantasievoller ein junges Talent ist, desto mehr muß es sich hüten, daß der lebendige Geist es nicht zu sehr zerstreut, aufreibt und blendet. Jemehr Liebe der Anfänger zu jeder Rolle mitbringt, desto inniger wird er in die Eingelheiten eingehen, bis er auch aus dem Unscheinbarsten, selbst Trivialsten eine lebendige charakteristische Gestaltung gewinnt. Hier bleiben aber auch gewöhnlich die meisten Künstler stehen; sie werden eben Virtuosen, welche lieber das Kunststück als das Kunstwerk geben mögen. Und wenn man auch unter tausend eine so ursprüngliche und ganz besondere künstlerische Kraft findet, die mit einem male, was man sagt, „den Nagel auf den Kopf" und jede Aufgabe sicher in ihrem innersten Kern erfaßt und bewältigt, so werden

doch auch diesem Einen Auserwählten durch sein ganzes Wirken hin verschiedene Fehler anhängen bleiben, die er durch das zu frühe Spielen großer Rollen, durch das Spielen ohne Klarheit, durchgebildetes Selbstbewußtsein in sich aufnahm, oder er ist mit einem mal für die Kunst verloren, wenn der frische Jugendhauch seiner ursprünglichen Naturkraft flieht oder versiegt. „Alles Schöne ist schwer!“ war Seydelmann's Denkspruch. Beherzigten ihn unsere Talente, so würden wir viel mehr Künstler haben. Ich habe später sehr viel Schauspieler gesehen, die mich in der Art ihres Spiels an den Fehler erinnerten, den ich selbst begangen hatte.

Und war nun so mein Leben und Streben, das waren meine Leiden und Freuden während der ersten acht Monate meines Schauspielerthums. Wir waren währenddeß auch gewandert, gewandert bis nach Holland hin. Die Scenen vor einer Abreise aus einer Stadt, wie hier ein Schauspieler zwei bis drei Tage vorher sich heimlich entfernte, wie dort einer Abends vorher in den großen Decorationswagen sich verpacken ließ, wie dann die Gläubiger hin und her rannten, suchten, baten, flehten und fluchten, wie jetzt Einer noch vom großen Leiterwagen oder aus der Droschke (hier saßen die „ersten“ Mitglieder) hervorgeholt und festgehalten wurde, ein Anderer hinunterspang und durch rasche Flucht seinem Schicksal sich entzog, wie Koffer aufgeschlossen und nach pfännungsweisen Stücken durchsucht oder ganz zurückbehalten wurden, dabei diese Verhandlungen, Ehrenworte und tückterlichsten Eide (gewöhnlich gleich auf das Leben oder die künftige Seligkeit eines Kindes oder die Grabesruhe der Aeltern und ähnliche schreckbare und dem Pfäffer die Haare zu Berge stehende Thatsachen), die Bitten und Beschwörungen Beider zum Direktor und dessen kehren, Verachtungen und Hartherzigkeit, dessen Handeln mit den Gläubigern seiner Mitglieder oft um fünf Groschen, dann das Streiten und Schelten der Mitglieder unter sich um die besten Plätze mit dem Direktor, wenn die Wagen schlecht waren und die Plätze nicht ausreichten, die Wortgefechte zwischen Denen, die auf dem Leiterwagen und Denen, die in der Droschke saßen, dann die Umsatzen von Lebensmitteln, die in Gefäßen der verschiedensten und sonderbarsten Art (oft aus Theaterrequisiten genommen) in den Händen, prangten den Beinen, um den Hals, um den Leib, auf dem Rücken der Einzelnen angebracht waren, dann die buntesten und merkwürdigsten Kostümgarderobe, die nur in grauer und unterer Mischung, aus Theatergarderobe der verschiedensten Stücke und aus der Kleidung beider Geschlechter zusammengestellt werden kann, die aus Decorationsstücken, Kissen und Kissen sonderbar attemporirten Hüte, vorne und hinten die schwankenden Packwagen, aus denen Theaterutensilien aller Art hervorschauten! — Alles das kann nur ein Hogarth schauen und wiedergeben. Es lag eine Welt voll Komik und Schauder, voll Lustigkeit und gräßlicher Ironie, voll Poesie und Scham darin.

Die schönsten und heitersten Stunden waren auf der Reise selbst. Freiheit, Natur, da hoch im Freien' traten die so hart bedrängt gewesenen Schuldner auf; Freiheit und Unabhängigkeit' unterhielt es im Chorus. Keine Proben, keine Strafen, keine „Arbeit“ (d. h. Spielen) für einige Tage; neue Hoffnung, neue Erwartung, neues Gericht, neuer Beifall und neue „Liebe“ für die nächste Stadt: das Alles lachte in rosenrothe Färbung. Kein Streiten und Schelten, keine Eifersucht und kein Neid mehr. Alle Eine große Familie, Alle durch die gemeinschaftliche Noth verbunden. Da theilten sich Freude gewöhnlich Labsal, Cigarren und Lebensmittel mit; da bergte Einer dem Andern, wenn er sonst nie gebergt. Jedes Ungemach wurde mit Komik behandelt, jeder plötzlich eintretende Unfall wurde zu neuem Anlaß von Witzen und Späßen. Und prasselte nur so von Einfällen, Anekdoten, komischen Liedern.

Mit der Ankunft in der bestimmten Stadt traten dann freilich wieder ganz andere Scenen ein. Nun ging es an ein Suchen und Finden nach den Koffern, Schachteln, Bündeln u. s. w. Gesichter zogen sich hier wieder ein. Der Direktor wurde am Thor

schöne Darlehen, Gutsagen angehalten. Dann das heilige Anfachen von Wohnungen. Die mißtrauischen Blicke der Bürger, die seine Schauspiele aufnehmen mußten, das neugierige Betrachten vom Straßen- und Fensterpublikum, die Hast, soviel Bekanntschaften anzuknüpfen und das ergreifende Bedauern vieles Bestrebens bei den Andern — das Alles waren wieder ganz andere, ganz neue Bilder, aber meist häßliche und sehr traurige.

Eine holländische Stadt war das Entzücken der Wanderung für das abenteuernde Theaterjahr. Hier erschien auch wieder Herr Schmelke, vom „Königlichen" Hoftheater zu Braunschweig, als Gast, auch hier sollte er für ein halbes Dutzend das Publikum schon auf der Straße von der prächtigen Uniform des Herrn Ferdinand von Walter überzeugen, aber die holländische Polizei hatte dafür wenig Sinn. Herr Schmelke hatte kaum ein paar Straßen durchwandert, als er angehalten wurde. Er sollte sich dann durch Legitimationen ausweisen; so wurde er entgrenzirt. Acht Jahre nachher sah ich ihn wieder auf einem Matrosentheater des hamburger Berges. Er spielte in Kotzebue's „Schutzgeist" einen Mährchen von Ritter und noch immer in jener Uniform des Ferdinand". Ach, sie war sehr geflickt und zerrissen und spielte in allen Schattirungen. Vielleicht war es auch eine Eifersucht, welche die holländische Behörde gegen jene prächtige Uniform, resp. gegen deren Träger so hartherzig einschreiten ließ. Eine gleichgiltig mit und ausweisende Prozedur. Gesellschaft des Landes hatte nämlich ebenfalls „Kabale und Liebe" angesetzt in holländischer Uebersetzung. So etwas absolut Komisches, wie jene holländische Verstümmelung von „Kabale und Liebe", habe ich nie und nimmer wiedergesehen. Ich konnte die ganze Vorstellung nicht aushalten, weil es mir unmöglich wurde, das Lachen aufzuhalten; ich habe auch nie mehr so gelacht wie dort. Beschreiben läßt sich der Eindruck gar nicht. Für den Holländer war der komische Jammer durchaus nicht lächerlich, aber auch ebenso wenig rührend, wie allerdings schwer rührend, denn das Publikum vergoß ebenso wenig eine Thräne bei Kalb's komischen" Scenen als bei den Schwüren Ferdinand's und dem Jammer Luisens.

Für unser deutsches Theater hatten die Holländer leider wenig Sinn. Nur ein Stück machte volle Häuser: „Drei Tanten oder Der Kaiser und der Soldat", von Charlotte Birch Pfeiffer, und zwar der Tiger Peter's des Großen wegen, der in Holland noch im Rufe der Wildheit stand. Es war jedes mal ein, ich kann nur sagen, Grunzen der Heerde, das durch das ganze Haus ging, wenn der mächtige Kaiser auf der Kommode hervorkam und ruhig wie ein Lämmchen endlich. Doris Schwarz verwandelte sich für den Direktor in Silber, wenn auch am 1. Mai die letzte Gage auszahlte, dann seinen Segen gab und schon drei Kreuze hinter und her machte.

Die Saison war nun vorüber. Auch ich war frei, las und las. „Betrachtungen eines Dilettanten über Schauspielkunst zum Besten des ersten Anfängers" buch ein Aufsatz, den ich an diesem Tage in mein Album schrieb; viele Zeilen schauen mich jetzt sonderbar, schwärmerisch an und doch fühle ich jenen Pulsschlag wieder, der mir dabei die Feder in der Hand erzittern machte, in der Thräne, die mir dabei im Auge glänzte, sah ich mein kleines, niedliches, aufgeschmücktes Zimmerchen mit seinen Bildern und Büchern, seinen Blumentöpfchen und Büsten sich abspiegeln, und alle lauteten jene Betrachtungen. „Wenn der Frühling singt mit seinen wenigen Accorden und alle Herzen und Knospen schwellt, wenn sich Blumen und die Bäume schmücken, wenn die Vögel und die Menschen jubeln, wenn das Leben in allen Reichen der Natur zu einem Freudenrufe wird, dann beginnt für den Provinzial-Schauspieler ein kalter, todter Winter an. Er sitzt mit zorn entstellter Schmerzhaste vor der Landkarte, von Zeit zu Zeit einen Blick in den Welff'schen Theater-Almanach werfend. Ach! auf der Karte liegen die Städte so nah' und auf der Erde so weit auseinander, und im Almanach stehen in alphabetischer Ordnung die schönen Städten verzeichnet, — aber keine steht schon' Der Schauspieler möchte gern reisen

„— Und wieder kam auf seinen Duftes Wellen
Der erste Mai mit tausend jungen Scherzen'
Und wieder bringt sein wunderbares Schwellen
In süße Knospen und in warme Herzen —

Ja, auch ihm hat sich in seiner vollsten Pracht der Frühling entfaltet; durch das geöffnete Fenster dringt sein reiner Sonnenstrahl, auf Rebengrün sich schaukelnd, bis in mein einsames Zimmer hinein. O, wie gern möcht' ich hinausstürzen in den duftigen Morgen, um das trübe Herz, die heiße Stirn in seinen goldenen Wellen zu baden! Aber — gestern war die letzte Vorstellung und heute verrechne ich meine letzte Gage. Ich rechne und rechne und bringe doch nicht mehr heraus, als daß ich ehrlich meine Schulden bezahlen und dann noch vier bis sechs Tage leben kann."

Der Sommer eines Provinz-Schauspielers! Wenn der Vorhang des Theaters zum letzten male herunterfällt, dann fällt auch ein Vorhang vor das kleine, ganz kleine Herzensträumchen, was das Publicum dem wirkenden und zahlungsfähigen Schauspieler allenfalls noch schon ließ. Acht (selten meist nur sieben Monate lang) hat er gelitten, gestrebt, gerungen nach einem schönen, leuchtenden Ziele; acht Monate war das Publicum sein Gegengott, dem er sein bestes Herzblut weihte; acht Monate war des Publicums Freude ihm Glück, sein Mißmuth ihm Unglück und am ersten Tage des neunten Monats ist er oft ein Bettler, ein ausgestoßener Paria, ein Vagabund, der gehen muß, wenn er auch nicht gehen will. Und der Arme geht und ist vergessen; vergessen wie die Welle, die soeben vorüberrauschte. Wo sind nun die Früchte seines Wirkens? Sparen! Eine unmögliche Quadratur des Cirkels. An den Flügel des strebenden Geistes hängt sich nun die Noth wie ein Bleigewicht und hält ihn fest am Schmutz der Erde, während er wie ein Adler zur Sonne fliegen und aus ihren reinen höhen Gedanken und Gebilde holen möchte, die die Menschen erquicken und erkräftigen können. Doch fort, — fort mit diesen trüben Gedanken! Das Alles muß und wird ja anders werden. Siehe, — die Zukunft öffnet sich meinem trunkenen Blicken und hinter dem goldenen Schleier erschaue ich ein besseres Land. Ob wird schon kommen. Ich hatte Aussicht zu einer besseren Stellung jenseits der Elbe. Aber Rhein, Niederrhein sagen, Weser, Elbe —! Welche Dimensionen! Trotzdem ergriff ich den Wanderstab. „Das Wandern ist des Müllers Lust", — auch nach vielen Andern, wie das schöne Lied besagt, und hört man dasselbe nach Schubert's Composition von der Schröder-Devrient singen, so könnte man viel lange wandern ohne müde zu werden. In der Praxis aber sieht es mit Wanderlust anders aus. Meine Reise von Holland nach der Elbe und noch weiter nach der Oder war gewaltig etwas Fabelhaftes. Die Griechen holten das Goldene Vließ in Kolchis mit Abenteuern, die meinigen waren nicht minder wunderbar, ohne das Goldene Vließ zu holen. Die Vermögenden wollten nur zu sehr der Versicherung vertrauen, die ich in meinem Briefe gegeben. Ich ging mit schönen Schriften einer schönen, ehrenvollen und sehr lebensstellung entgegen. Ich hatte versichert, daß ich nach dem Briefe Heydelmann's und Emil Devrient's Briefe und von diesen wußte man ja, daß sie im Golde schwammen. Etwas Silber fand sich noch, ich hatte die Mittel, so Gott will an die Weser zu kommen. Nun aber, die Porta Westphalica lag hinter mir, wie weiter? Düsseldorf und Cleve, das wäre schon gegangen! Aber Hannover und das „Königreich" Braunschweig und Preußen und Sachsen! Mein Muth war auf seinem Höhepunkt angelangt. Wohl half's! Ich reiste weiter, bald als künstlerischer Genie; als solches gab ich bei einer, durch die gleiche Noth zusammengetriebenen Truppe Gastrollen, bald als möglichst classischer Dichter; als solcher bereicherte ich einige Tisch oder rechts am Wege vegetirende Zeitschriften mit schwungvollen Poesien oder Humoresken, bald als einfacher Schreiber, nicht Schriftführer, als solcher fand ich Gutsbesitzer, die gerade eine Isabelle wollten ausfüttern lassen, oder Schulzen, die einen schönen Rapport an die

Regierung aufzuhetzen hatten, oder auch simple Bauern, die einem Advocaten nicht die Sperlein gönnten und doch Gott und die Welt verklagen wollten — kurz, Gil Blas hätte von mir lernen können. Ich fand im Braunschweigischen einen Pfarrer, der lieber auf die Jagd als auf die Kanzel ging und sich von mir nicht nur eine, sondern gleich zwei Predigten abfassen ließ, die sein Küster ablas. Hier und da hielt ich sogar literarische und ästhetische Vorlesungen. Leider mit politischen Anzüglichkeiten, in deren Folge ich zwar nicht mit dem Bundestag, aber doch mit manchem Land- und Kreisrathe in Collisionen gerieth. Ich sah natürlich auch während dieser Reise eine reiche Anzahl großer und kleiner Theater und suchte mich überall mit ihrem Organismus und ihren Mitgliedern bekannt zu machen. Zwischen Elbe und Oder fand sich dann mein Ziel, das ich auf folgende Art erreichte.

Ein weiland berühmter Schauspieler führte die Direction eines ansehnlichen Stadttheaters. Diesem näherte ich mich und überreichte ihm ein Zeitungsblatt mit den Worten: „So habe ich einst über Sie empfunden und geschrieben!" Mit einer gleichgültig sein sollenden Hast nahm der Director das Blatt mir ab, suchte, wo sein Name stand (allein Andere übersprang er), las und äußerte: Das spricht für Sie! Er rückte mir einen Stuhl zurecht, breitete eine prachtvoll gebundene Mappe, angefüllt nur mit Zeitungen, auf denen ich seinen Namen bemerkte, mit einem stolz gefälligen Lächeln mehr sein Blick darüber hin und schienbar nachlässig, doch sorgfältig, legte er mein Blatt zu den andern. Ich wagte nicht zu bemerken, daß ich das Blatt gern zurückhaben möchte, weil ich mir meine gedruckten Arbeiten sammle; er behandelte meine Zeitung mit Sicherheit, schon als sein natürliches Eigenthum. Schreiben Sie denn auch jetzt noch Dergleichen? fragte der berühmt gewesene Mann mit einem verächtlichem Ton und mit einem leichten Daumenwerfen nach der Mappe hin; doch lag in seinem Fragen auch wieder etwas Lauerndes, Gespanntes; es schien mir einestheils, als wäre es ihm nicht unangenehm, wenn ich bei ganz besondern Gelegenheiten (dann und wann spielte er nämlich selbst noch) „Dergleichen" schreibe; anderntheils als wollte er mich bis ins Herz prüfen, ob ich mal auch etwas schreiben könnte oder würde, was ihm nicht lieb sei. Ich entgegnete ihnen rasch und eifrig: Durchaus nicht mehr, durchaus nicht! Seine Annahme dieser Antwort schien nur die erste jener von mir gemachten Bemerkungen zu bestätigen, obgleich er, schon der sehr beruhigt, meinte: Das ist auch sehr gut, verträgt sich durchaus nicht mit Ihrer übrigen Wirksamkeit. Später vielleicht, wenn Sie noch Vieles und Bedeutendes angeschaut haben, vielleicht daß dann diese oder jene Erinnerung Ihnen werth genug erscheint — Diesen letzten Satz warf er so nebenbei hin und ich erwiderte: Allerdings sammle ich eifrig an Theatererinnerungen, möchten es nur recht erfreuliche werden und dazu würde mir hier gewiß die beste Gelegenheit werden. Nun, nun, wir wollen sehen! Ich bin zwar complet, übercomplet, die Zeiten sind schlecht, sehr schlecht und sehr wenig kann ich Ihnen bieten, aber kurz, er bot mir — einen Contract.

So war ich denn Mitglied des Stadttheaters zu *** und hatte einen Gehalt von 30 Thalern monatlich.

(Ein zweiter Artikel: Höhere Sphäre, in nächster Nummer.)

Der menschliche Schmuck.

Culturgeschichtliche Skizzen von Dr. Gustav Klemm.

II. Schmuck aus der Pflanzenwelt und dem Thierreich.

Die Pflanzenwelt bietet dem Menschen einen großen Reichthum an Schmuckstoffen dar, der freilich seiner Natur nach bedeutend vergänglicher ist als Stein und Metall, sich aber nicht minder durch glänzende Farben, Wohlgeruch und meist auch durch schöne, gefällige Form

empfiehlt, während die Metalle faſt immer fremdes dem Menſchen ſich darbieten. Allgemein beliebt waren ſtets und überall die zarten Kinder der Flora, die mannichfach ſchimmernden und duftenden Blüten und Blumen, vom zarten Haideblümchen, dem Veilchen, der Nelke bis zur Orangenblüte, Roſe und der prachtvollen Kamelie. Der Menſch iſt nicht zufrieden mit dem Schönen, was ſeinen heimatlichen Fluren entblüht, er verpflanzt auch die Gewächſe der fernſten Zonen in ſeine Gärten. So kam die Roſe und Nelke aus Perſien, die Kamelie aus Japan, die Georgine aus Nordamerika zu uns, um die Locken unſerer Damen zu ſchmücken. Die Blumen werden theils einzeln, theils in Büſchen und Kränzen, beſonders zur Verzierung des Hauptes angewendet, eine Sitte, die wir ſchon bei den Naturkindern der Südſee finden, die ſelten anders als mit Kränzen im Haar und um den Hals oder mit Blumen in den Ohren den Blicken des Europäers ſich darſtellen.

Nächſt Blumen und Blüten benutzt man ſeit uralter Zeit auch die Blätter, Rinden und andere Pflanzentheile zum menſchlichen Schmuck. So ſahen wir ſchon bei den alten Griechen und Römern die Blattzweige des Lorber und der Eiche als ſchönſten, ehrenvollen Schmuck für die Sieger bei den öffentlichen Wettkämpfen und die ſiegreichen Heerführer und Kriegshelden, wie die feinblättrige Myrte der Ehrenſchmuck unſerer Bräute iſt, ſei es nun daß ſie zum Brautaltar ſchreiten oder daß ſie zur Gruft getragen werden. Die bohnenartigen Früchte, Beeren und Fruchtkerne wie Coix lacrima, abrus precatorius, die Beeren der Ebereſche u. a. werden auf Schnuren gereiht und um Kopf, Hals und Arme getragen. Aus den harten Schalen der Cocosnuß, aus harten Hölzern und Wurzeln ſchnitzt man Ringe, Knöpfe und Kugeln.

Nicht minder werden die mannichfaltigen Harze, welche die Pflanzen enthalten und die ſich gleich den Blumen durch Wohlgeruch empfehlen, zum Schmuck benutzt, indem man ſie zu Kugeln dreht und Fruchtkerne nachahmend durchbohrt und auf Fäden gereiht anwendet. So fertigen die Kaffern aus dem Harze einer Euphorbie ſchwarze, glänzende Perlen und die Südamerikaner, namentlich die Karaiben benutzen das Kautſchuk zu gleichem Zwecke, zu welchem auch die Araber das Harz anwenden, indem ſie Ringe daraus fertigen, womit ſie das Haupt umgeben.

Von beſonderer Wichtigkeit aber iſt das foſſile Harz oder der Bernſtein, der ſeit uralter Zeit den Nöten wie den Griechen ein ſehr beliebter Schmuckſtoff war. Der Bernſtein oder Agtſtein, das gelbe Ambra kommt in großer Menge an den Ufern der Oſtſee, namentlich in Preußen von Pillau bis an die Kuriſche Nehrung vor, die übrige deutſche Nord- und Oſtſeeküſte, dann die Mündung des Guarette in Sicilien bringen ebenfalls Bernſtein, worüber ſich in der Mineraliengalerie des königlich ſächſiſchen naturhiſtoriſchen Muſeums eine reiche und belehrende Sammlung findet. Ferner hat man im aufgeſchwemmten Lande der ſächſiſchen Lauſitz und des ehemaligen Kurkreiſes anſehnliche, ſauſtgroße Stücke Bernſteins entdeckt und gewinnlich in der Nähe der Braunkohlenlager gefunden. Das größte Stück Bernſtein, welches man je gefunden hat, ſoll 17 Pfund gewogen und von der Größe eines Menſchenkopfs geweſen ſein; indeſſen gehören ſchon Stücke von einem Pfund Gewicht und reiner Beſchaffenheit zu den großen Seltenheiten und man iſt froh, wenn die Sortimentſtücke, das heißt die zur Bearbeitung geeigneten, nur nicht unter ſechs Loth haben. Tonnenſteine nennt man die minder reinen Knäbel, die unregelmäßigen Klumpſteine und Schick diejenigen, welche nur zur Bereitung des Bernſteinfirniſſes und des Räucherpulvers benutzt werden können. Der Bernſtein wird bei heftigem Sturm von der See an die Küſte getrieben und dort mit Netzen gefiſcht.

Für uns Deutſche hat der Bernſtein eine beſondere Bedeutung, indem er dasjenige vaterländiſche Naturproduct war, welches dem Orient und den um den Spiegel des Mittelmeeres gereihten Culturvölkern der alten Welt den erſten Gruß aus Norden brachte. Phöniziſche und griechiſche Kaufleute reiſten nach den Bernſteinküſten und gaben heimkehrend

ihren Landsleuten Nachrichten über das Land und deſſen Bewohner, wie z. B. Pytheas zur Zeit Alexander's des Großen. Die Griechen brachten das ſchöne Naturproduct mit der Sage vom Phaethon in Verbindung und bezeichnen daſſelbe als die Thränen, welche die Schweſtern des unglücklichen Sonnenwagenlenkers über deſſen frühen Tod vergoſſen. Der Bernſtein iſt vielleicht der älteſte Handelsartikel, der aus dem Norden nach Süden geführt wird, da er bei allen Culturvölkern der alten Welt ein ſehr beliebter und geſuchter Schmuckgegenſtand war.*) Die germaniſchen Völker verbrauchten ſelbſt viel von dem feſten, harzigen Stoffe zu allerlei Anhängſeln, die wir daher auch häufig in den Grabhügeln antreffen, welche der Oſtſee zunächſt liegen und die Vorliebe zu dieſem Schmucke hat ſich bis heute im Volke erhalten, wie denn z. B. in Weſtfalen zum Schmucke der Braut eine Halsſchnur aus Bernſtein gehört, die gewöhnlich als Inventarium auf dem Hofe verbleibt und deren manche ſeit Jahrhunderten die Bräute geſchmückt hat, welche in dieſen Hof einzogen ſind.

Das Thierreich bietet dem Menſchen nicht minder wichtige Gegenſtände des Schmucks dar und es iſt kaum eine Claſſe deſſelben, die er nicht dazu benutzt hätte. Zuvörderſt zu nennen ſind die Korallen, namentlich die Blattkorallen, (Isis nobilis), die ſich am ſchönſten und reinſten im Mittelmeere bei einer Tiefe von 12—150 Klaftern finden und daſelbſt einen rothen ſingerdicken, etwa fußlangen Stamm bilden, der zart geäſtelt iſt. Die Koralle wächſt meiſt in Höhlen der unterſeeiſchen Felſen, welche nach der Südſeite geöffnet ſind. An den Baleariſchen Inſeln, an den Küſten der Provence, Sardiniens und Afrikas, in der Nähe von Bona und dem Cap Negro, findet man oft ganze Korallenwälder, welche die Fiſcher aufſuchen, abernten und die in einigen Jahrzehnten wiederum neu emporwachſen. Die Fiſcher haben Netze an Kreuzſtangen, die man an langen Seilen in die Tiefe läßt und in die Höhlen zu bringen ſucht.**) Die rothe Koralle wird namentlich nach Afrika und vorzugsweiſe nach Indien und China verſandt. Wir ſehen auf den chineſiſchen Porcellanvaſen häufig auf den Fächern der Damen rothe Korallenzweige in zierlichen Porcellanvaſen aufgeſtellt, oft von Blumen und von Pfauenfedern umgeben. Man wendet ſie ferner zur Verzierung der Säbelgriffe und Stöcke an, außerdem wird ſie wie in Europa zu Hals- und Armſchnuren verarbeitet und größere Stücke in der Weiſe der Cameen erhaben geſchnitten; in Neapel, Livorno und Genua findet man ſolche Korallcameen in großen Lagern aufgehäuft und ſie werden zur Verzierung der Gürtel, Bruſtketten und Armbänder verwendet. Kleinere, unregelmäßigere Stücke reiht man auf Schnuren und trägt ſie um Hals und Arm.

Die ſchwarze Koralle (Gorgonia antipathes) findet ſich nur in Oſtindien und wird daſelbſt zu Hals- und Armſchmuck verarbeitet. Ebenſo verarbeitet man auch eine weiße Koralle (Isis hippuris oder Acrocerbonium album), die indeſſen nicht als Gegenſtand denn als Schmuck benutzt wird.

Beſonders beliebten Stoff zur Verzierung liefern die zahlreichen Muſcheln und Schnecken, die ſich durch die ſchöne, glatte Form, lebhafte Färbung und die herrlich glänzende Oberfläche auszeichnen. Auf Halsbänder reiht man beſonders die kleinen Walzenſchnecken oder Voluten, ſowie die kleinern Oliven und Cypräen, vor allem die Kauri-muſchel, die in Oſtindien wie an der ſyriſchen Weſtküſte von Afrika als Geld benutzt wird.***) An den ſüdlichen Seeküſten werden auch die Zahnröhren (Dentalium) auf Schnuren gereiht und als Schmuck getragen.

Größere Muſcheln, namentlich das Buccinum werden theils zu Armbändern ausge-

*) S. mein „Handbuch der germaniſchen Alterthumskunde", S. 30.

**) S. Oken's „Lehrbuch der Naturgeſchichte", Thierreich, Bd. I, S. 1082 fg.

***) S. Dale's „Vollſtändiges Handbuch der Waarenkunde", Bd. IV, S. 209.

ſchnitten, theils in der Weiſe der Gameen und Kameen zu kleinen Arbeiten verarbeitet, wozu ſich ihre farbigen übereinander geſchichteten Lagen vorzüglich eignen.

Einen koſtbaren, ja nächſt dem Diamant den koſtbarſten Stoff, den der Menſch zur Verſchönerung ſeiner Perſon anwendet, bieten die Perlenmuſcheln in den Perlen. Wie der Diamant in den Drusen der Gebirgsgänge in reinſter Durchſichtigkeit ſich zu dem lichterfüllten Kryſtalle geſtaltet, ſo wächſt die edle Perle in der Tiefe der See in der Schale der Muſchel nicht minder geheimnißvoll und ungeſehen. Die ſchönſte und koſtbarſte Perle enthält die echte Perlenmuſchel Mytilus margaritiferus, eine ziemlich runde, über eine Hand große Muſchel, deren Thier noch nicht genau bekannt iſt und ſich nur in den oſt- und weſtindiſchen Seeen aufhält. Die berühmteſten Perlenbänke Aſiens ſind Ormus im Perſiſchen Meerbuſen, bei dem Städtchen Manaar auf Ceylon und an der japaneſiſchen Inſel Hainam. In Amerika werden Perlen gefiſcht bei den Inſeln Cubagua, Margarita, Santa-Maria, ſowie auch an den Küſten von Mexico. An dieſen Orten kommen die Perlenmuſcheln auf Bänken in großer Anzahl vor und werden durch Taucher zu gewiſſen Jahreszeiten aus der Tiefe heraufgeholt. Die Araber an den Piratenküſten und an der Küſte von Oman beſchäftigen ſich alljährlich vom Juni bis September mit der Perlenfiſcherei und es verſammeln ſich dann wol 1500 Boote zu dieſem Zwecke daſelbſt, welche etwa 70,000 Menſchen enthalten, die für 400,000 Pfd. Sterling Perlen gewinnen. Den Tauchern werden die Polypen oft gefährlich, ebenſo die Sägefiſche. Der Taucher befindet ſich in einem mit 8—40 Mann beſetzten Boote, aus welchem er mit einem Korbe ſich auf einem Stein ins Waſſer läßt, an welchem der Strick befeſtigt iſt, womit er nach 1—1½ Minute aus der 5—15 Faden tiefen Flut wieder heraufgezogen wird.*) Die Araber ſtämme der Küſte treiben dieſen Erwerb auf gemeinſchaftlichen Gewinn und theilen am Ende der Arbeit den Erlös. In Amerika wurde die Perlenfiſcherei ehedem durch ſchwarze Sklaven betrieben. Nächſt der See enthalten aber auch manche Flüſſe Perlenmuſcheln, die Mya margaritifera, mehre Flüſſe und Bäche in Böhmen, Franken und Heſſen, namentlich die voigtländiſche Elſter in Sachſen enthalten oft ſehr große Muſchelperlen.**)

Die Perle ſchätzt man nach ihrer Größe, regelmäßigen Geſtalt und Farbe. Die feinſten und daher theuerſten ſind die kugelrunden, die Stück-, Zahl- und Netzperlen, deren Werth zunächſt nach dem Gewicht, nach Gran und Karat beſtimmt wird. Samen- oder Kreidperlen nennt man die kleinen, unvollkommenen. Nach der Geſtalt benennt man die ungeſtalteten Krepf-, Dreck-, Kanten-, Paulen- und Monſtreperlen. Die ſchönſten Perlen müſſen eine ſilberhelle Farbe haben, deren Nüancen, wie beim Diamant, nach dem Glanze oder Waſſer berechnet werden. Die Seeperlen ſind ſtets die beſten und unter dieſen behaupten die orientaliſchen den erſten Rang; unter den Flußperlen ſind die ſchlechteſten die ruſſiſchen, die namentlich im Dnieper gefunden werden und wenig beſſer als Krebsaugen ſind. Bemerkenswerth iſt, daß die Perlen, beſonders die amerikaniſchen und die Flußperlen, allmälig ihre Schönheit, namentlich den Glanz verlieren. Man ſchätzte ſchon im Alterthum die Perlen als Schmuck und bezahlte ſie mit außerordentlichen Summen, wie denn die Perle, welche Kleopatra in Eſſig aufgelöſt dem Antonius verſetzte, 500,000 Thaler werth war. Papſt Leo X. kaufte von einem venetianiſchen Juwelier eine Perle für 88,000 Thaler und Tavernier ſah eine Perle, die aus Ormus ſtammte, deren Werth 600,000 Thaler war.***)

*) S. meine „Kulturgeſchichte", Bd. IV, S. 142; Oken's „Lehrbuch der Naturgeſchichte", Thierreich, Bd. I, S. 360.

**) S. Oken's „Lehrbuch der Naturgeſchichte", Thierreich, Bd. I, S. 331.

***) S. Oken's „Lehrbuch der Naturgeſchichte", Thierreich, Bd. I, S. 365 fg.; Doppe's „Vollſtändiges Handbuch der Waarenkunde", Bd. IV, S. 640.

Die kleinern Perlen trägt man seit langer Zeit besonders als Hals- und Armband oder auch als Haarschnur. Größere werden in Gold gefaßt und so besonders in den Ohren oder auch mit anderm Goldschmucke verbunden als Diadem und Spange angewendet.

Nächstdem wird aber auch die Schale der Perlenmuschel zu vielfachem Schmucke verwendet, indem man damit metallene Spangen und Ringe mehrfach verziert.

Selbst die Insekten müssen dem Menschen zur Verschönerung dienen. Aus der südlichen Mongolei werden alljährlich eine Menge sehr großer und schöner Schmetterlinge nach China eingeführt und dort zum weiblichen Kopfputz verwendet (s. Hoakinth, „Die Mongolei", S. 109). Der Juwelenkäfer Brasiliens (Entimus imperialis), der gegen einen Zoll lang wird und dessen schwarz und goldgrün gestreifter Körper wie mit Brillanten übersäet ist *), während die Füße wie Goldfranzen schimmern, wird wie ein Edelstein in den Haaren, den Ohrgehängen und Halsketten von den Damen seiner Heimat getragen. Die goldgrünen, mit Wellenfurchen gestreiften Flügeldecken des Buprestis gigantea tragen die Eingeborenen von Surinam, Jamaika und Guinea in den Ohrgehängen.

Die Fische bieten dagegen, wenn wir manche Fischschuppen ausnehmen, die zur Anfertigung unächter Perlen benutzt werden und die Zähne des Brassen, die man als Verzierung von Fingerringen in Malta anwendet, keinen besondern Schmuck des Menschen dar.

Dagegen bietet unter den Amphibien die Schildkröte, namentlich Chelonia imbricata in ihrer Decke einen Stoff, der ähnlich der Muschel verwendet wird. Eine Schildkröte, die viel anderthalb bis acht Centner schwer ist, liefert nur dreizehn Blätter Schildpatt, die zusammen nur drei bis acht Pfund wiegen. Der Fang der Thiere, die Bearbeitung und Verhandlung des Materials gewähren vielen Menschen Beschäftigung **).

Die schöngefärbten Federn der Vögel werden gleich den Blumen unter allen Zonen zum menschlichen Schmucke verwendet. Schon auf den niedern Kulturstufen finden wir als den vorzüglichsten Kopfputz der Krieger einzeln oder zu mannichfach gestalteten Büschen und Hauben zusammengeordnete Federn, namentlich der großen Raubvögel. In der Südsee werden die bunten Federn der Papageien zu Schnuren, Halsbändern, Perücken, Hauben, zu ganzen Schurzen und Mänteln verarbeitet, indem man die Federn auf ein aus Pflanzenfasern gefertigtes Netz befestigt. Ferner fertigt man in Brasilien aus Federn künstliche Blumen, welche die Damen als Schmuck tragen, die ihre Ohren und Haargeflechten entweder mit einem ganzen goldschimmernden Kolibri verzieren, sowie ja auch europäische Damen einen ganzen Paradiesvogel ins Haar befestigen. In Südamerika fertigt man aus den Federn des Pfefferfressers, der Papageien und Kakadu farbenreiche Halskragen. Als Kopfputz verwendet man auch in Europa die Federn der Reiher, Marabuts oder Nimmersatte, des Kranichs und des Straußes, welchem letztern deshalb in den afrikanischen Steppen künstig nachgestellt wird. Die Pfauenfedern werden namentlich in China und Ostindien zu mancherlei Schmuck, besonders zu Anfertigung von Sonnenschirmen und Fächerwedeln benutzt. Auf den niedern Kulturstufen werden auch Schnäbel und Klauen der Vögel zur Verzierung des Armes und Halses angewendet, wie denn z. B. die Neuseeländer ganze lebendige Vögel in ihre weit ausgedehnten Ohrlappen zu stecken pflegen.

Die Säugethiere gewähren dem Menschen verhältnismäßig den wenigsten Stoff zu Verzierungen, am meisten noch in ihren festen Theilen, den Stacheln, Gehörnen und Zähnen. Die Kiele des Stachelschweins trägt der Neger als Nadel im Wollenhaar, während der Amerikaner sie spaltet, färbt und seine Federkleider und Jagdtaschen damit zierlich annäht. Die Zähne der Affen, Tiger, Luchse, Löwen, Schakale, Wölfe, die Klauen der Bären ziehen die wilden Stämme in Amerika wie in Afrika und Borneo auf Fäden und

*) S. Oken a. a. O., 1462.

**) S. Pajot d „Vollständiges Handbuch der Waarenkunde", Bd. IV, S. 513.

tragen ſie jowol zur Zier wie zum Schutz gegen beiſe Geiſter an Hals und Arm. Die elfenbeinen Zähne ſind unſtreitig die der Elefanten, ſowol der afrikaniſchen als auch jene foſſilen Elfenbeinzähne, welche ſeit neuerer Zeit aus dem Boden Sibiriens ausgegraben werden. Das afrikaniſche Elfenbein wird dem indiſchen, der weniger dauernden Farbe wegen, vorgezogen. Die ethiopiſchen Völker fertigen ſeit neuerer Zeit aus dem Elfenbein Armringe, welche ſchon in ihren Darſtellungen auf den altägyptiſchen Monumenten ſich abgebildet finden und die daſelbſt ganz denjenigen gleichen, welche neuere Reiſende am Weißen Nil, 4° N. Br., gefunden haben. In China, Perſien und Europa verwendet man das Elfenbein zu künſtlichen Ketten, zur Verzierung der Waffen und Geräthe, während es auch in der höhern Kunſt ein Material liefert, das man vergleichungsweiſe den animaliſchen Marmor nennen könnte.

Andere feſte Theile der Säugethiere, wie die Klauen und Haare, verwendet man als Schmuck, als Arm- und Halsring und Kopfgeräth, ſo namentlich den Roßſchweif, der zu allen Zeiten ein Schmuck der Krieger war, bei den alten Griechen wie bei den Cuiraſſieren der Napoleoniſchen Garde und deren Gegnern, den preußiſchen und braunſchweigiſchen ſchweren Reitern. Benutzen doch ſelbſt die Neger und die wilden Steppenjäger Nordamerikas den Roßſchweif als eine Verzierung, die ſie in getreuer Nachahmung der Natur am Hintertheile des Körpers befeſtigen. Endlich werden auch aus den Knochen der Thiere theils ſelbſtändige Schmuckſachen, z. B. Stäbchen gefertigt, die man in der Naſenſcheidewand oder in den Ohren trägt, theils werden ſie zur Nachahmung von Elfenbeinſchmuck angewendet.

So hätten wir denn eine kurze Ueberſicht über derjenigen Naturproducte, welche der Menſch auf den verſchiedenen Stufen der Cultur zum Schmucke ſeines Körpers anwendet. Allein er begnügt ſich nicht damit, ſondern ſchafft ſich *neue Stoffe*, die indeſſen größtentheils eine Nachahmung der Naturproducte, namentlich der koſtbareren und ſeltneren ſind. Von ihnen in einem nächſten Artikel.

(Der letzte Artikel nachgetragen.)

Das Stereoſkop.

Eine neue Erfindung.

Vor etwa 10 Jahren wurde von dem engliſchen Phyſiker Wheatſtone das Stereoſkop (Körperſeher, richtiger Körperzeiger) erfunden. Es beſtand aus einer Vorrichtung, mittels welcher man einen auf Papier gezeichneten Gegenſtand nicht mehr als bloße Zeichnung, die ſich nur auf einer Fläche ausbreitet, ſondern als wirklichen Körper, erhaben oder vertieft ſah und zwar ſo täuſchend, daß Jeder, der die Zeichnung nicht vorher geſehen, einen wirklichen körperlichen Gegenſtand zu erblicken glaubte. Dove, Brewſter, Wilde haben die Vorrichtung in mancherlei Weiſe abgeändert und ſie findet ſich ſo in verſchiedener Form als phyſikaliſcher Apparat in unſern Cabinetten, ohne weiter eine praktiſche Anwendung zuzulaſſen, daher ſie auch bis vor kurzem dem größern Publicum noch gänzlich unbekannt blieb. Erſt in neuerer Zeit hat man in Paris, wie dies von dort aus ſchon ſehr oft in ähnlichen Fällen geſchah, der Sache eine praktiſche Anwendung gegeben und zwar in einer Weiſe, welche nothwendig die Aufmerkſamkeit des Publicums in hohem Grade erregen mußte, ſodaß man gegenwärtig ſchon eine öffentliche Schauſtellung daraus machen kann. Die Sammlung von pariſer Stereoſkopen, welche von Beckmann zuerſt in Leipzig und Dresden gezeigt wurde, wird ohne Zweifel die Runde durch Deutſchland machen und es dürfte vielen Leſern erwünſcht ſein, etwas Näheres über die Sache ſelbſt zu erfahren.

Dieſe gegenwärtigen Stereoſkope haben ganz die Form der gewöhnlichen Opernguckers mit zwei Röhren für beide Augen und laufen am andern Ende in ein kleines Käſtchen

und, welches zwei Daguerreotypbilder enthält, die man durch die beiden Röhren betrachtet, gerade wie man durch einen Opernguckter ſieht. Die Wirkung iſt die: Man ſieht nicht mehr eine bloße Zeichnung, ſondern die Gegenſtände heben ſich vom Bilde ab und werden faſt körperlich. Wenn nicht beim erſten Verſuche der gewünſchte Eindruck kommen will, muß man nicht gleich den Muth verlieren. Durch einige Abänderung der Umſtände, Dämpfung der Beleuchtung, abwechſelndes Schließen eines Auges, anhaltendes Hinſtarren auf die nähern oder fernern Gegenſtände wird es gewiß gelingen, die Täuſchung herbeizuführen. Wer zweierlei Augen hat, und das iſt allerdings bei ſehr vielen Perſonen der Fall, muß für das ſchärfere Auge die Beleuchtung etwas abdämpfen. Am leichteſten wird Jedem der Anblick der Statuenbilder gelingen.

Das Weſentliche bei der ganzen Vorrichtung iſt der Umſtand, daß man mit jedem Auge ein anderes Bild ſieht und daß das für ein Auge beſtimmte Bild vom andern Auge gar nicht geſehen werden kann, weil eine Scheidewand es hemmt. Die Gläſer in den Röhren thun nichts dabei, als daß ſie die Gegenſtände etwas vergrößern und dadurch ſcheinbar in größere Ferne rücken, ganz wie bei den gewöhnlichen Guckkaſtenbildern oder den durch Gläſer geſehenen Dioramen. Die beiden Bilder ſind aber nicht genau gleich, ſondern das linke iſt ſo genommen, wie man den natürlichen Gegenſtand mit dem linken Auge, das rechte ſo, wie man ihn mit dem rechten Auge ſehen würde, d. h. das fürs rechte Auge beſtimmte Bild iſt etwas mehr rechts und umgekehrt. Sind die abgebildeten Gegenſtände nahe, ſo kann man den Unterſchied beider Bilder bei näherer Betrachtung leicht herausfinden, bei größerer Ferne wird der Unterſchied unmerklich. Einen Thurm, der etwa eine Viertelſtunde weit entfernt iſt, ſehen wir mit einem Auge faſt ganz wie mit dem andern. Zwei ſolche verſchiedene Zeichnungen aus freier Hand zu verfertigen würde für den Zeichner eine mißliche Aufgabe ſein, daher das Daguerreotyp hier ſehr gute Dienſte kann.

Die neue Entdeckung iſt ſehr ertragreich für die mathematiſchen und phyſiologiſchen Theorie des Sehens. Wir unterſcheiden z. B. leicht, ob wir die Anſicht einer Stadt in der Wirklichkeit oder als Gemälde vor uns haben. Dennoch geben wir uns beim Anblick eines gut gemalten und richtig ausgeführten Panoramas leicht der Täuſchung hin, als ſähen wir wirklich nahe und ferne Gegenſtände vor uns. Sehen wir gerade über uns einen Vogel hoch in der Luft fliegen, ſo können wir leicht in Zweifel ſein, ob er groß oder klein, ob es eine Schwalbe oder ein Habicht iſt, weil wir eben die Entfernung nicht beurtheilen können, da uns Art und Größe des Vogels unbekannt iſt. Unſer Urtheil über die Entfernung beruht auf Benutzung von Nebenumſtänden. Bei bekannten Dingen wie Menſchen, Häuſern, dient uns die ſcheinbare Größe zur Beſtimmung der Entfernung oder der Vergleich mit andern daneben geſehenen bekannten Gegenſtänden. So kommt es vor, daß man, wenn man am Fenſter ſteht und ohne beſondere Aufmerkſamkeit in den Hof hinabſieht, eine vorher unbemerkte, plötzlich vor den Augen am Fenſter vorüberfliegende kleine Fliege für ein im Hofe laufendes großes Ungeheuer hält, bis man mit beiden Augen blickt die Fliege erkennt und damit auch ihre Entfernung richtig bis an die Fenſterſcheibe verringert. Wenn man auf einer weiten Ebene oder auf einer geraden langen Straße, wie keine Abweichung verräth, einem Menſchen in der Ferne erblickt, deſſen Kleidung und Alter man nicht erkennen kann, ſo täuſcht man ſich auch über ſeine Entfernung. Kommt aber der Menſch einem viel kleineren an der Hand, ſo ſchließt man, daß es ein Erwachſener iſt und beurtheilt dann auch ſeine Entfernung richtiger.

Von der richtigen Unterſcheidung der Nähe und Ferne hängt es ab, ob wir die Gegenſtände als körperliche Dinge oder nur als Flächen, gleich einer Zeichnung ſehen. Wenn wir bei einer Statue nicht die vorgeſtreckte Hand für näher halten als die Schulter, die Ohren nicht für entfernter als die vorausſtehende Naſe, ſo iſt es eben für uns keine körperliche Statue mehr, ſondern eine bloße Zeichnung. Wir würden eine wirkliche Statue

von einer getreuen Zeichnung, die uns Größe, Farbe, Schattirung, Beleuchtung vollkommen richtig darstellte, durchaus nicht unterschieden können, namentlich wenn wir noch jedes nur durch eine kleine Oeffnung hindurchsehen könnten, die uns alle umgebenden Gegenstände verdeckte. Wheatstone nahm daher zur Erklärung jener merkwürdigen Täuschung im Stereoskop jene zwei für beide Augen verschiedenen Ansichten eines Gegenstandes zu Hülfe, die wir oben erwähnten. Wir haben gelernt und sind gewöhnt, die beim freien Sehen entstehenden, in beiden Augen verschiedenen Bilder eines Gegenstandes zu einer einzigen Vorstellung zu verbinden und daher muß auch der Anblick zweier solcher Zeichnungen im Stereoskop jene Täuschung hervorbringen, als sähen wir den doppelt vorhandenen Gegenstand einfach und naturgetreu, d. h. körperhaft, mit Unterscheidung der Nähe und Ferne. Ebenso sehen wir die Dinge auch mit einem Auge naturgetreu und halten, wenn wir ein Auge schließen, ein wirkliches Haus immer noch nicht für eine Zeichnung. Auch dauert der täuschende Anblick im Stereoskop, wenn er einmal gelungen ist, selbst dann noch fort, wenn man ein Auge schließt. *)

R.

Lachaux-de-Fonds und Locle.

Ein Pferdehändler aus Lachaux de Fonds im Schweizer-Jura, das damals wenige Häuser zählte, brachte einst aus der Fremde eine Uhr mit, die einer Ausbesserung bedurfte. Wahrscheinlich hatten die Bewohner dieser entlegenen Gegend noch ein solches Werk nicht gesehen, aber sie hatten einen jungen Menschen unter sich, der außer dem einfachen Handwerke seines Vaters, eines Schmieds, in frühester Jugend einen besondern Eifer für allerlei mechanische Arbeiten zeigte, die Nachtruhen erforderten. Der damals 15jährige Daniel Jean Richard, genannt Bressel, erhielt die Uhr zur Wiederherrichtung anvertraut. Er nahm sie auseinander, fand den Fehler und setzte sie wieder zusammen. Dabei hatte er den ganzen künstlichen Bau studirt, sich selbst vorsorglich eine rohe Zeichnung davon gemacht und ging nun daran, sich selber eine neue Uhr zu verfertigen, zu der sein erfinderischer Kopf aber auch die gänzlich mangelnden Werkzeuge finden mußte. Genug — der beharrliche Eifer von anderthalb Jahren brachte die erste Uhr zustande, die im Jura gefertigt wurde.

Bressel war voll jenes mechanischen Genies, das sich bis heute in diesen Thälern fortpflanzt, und brachte es durch unermüdliche Ausdauer in seiner Kunst selbst noch zu einer Vollkommenheit, der auch die äußere Anerkennung und der Lohn nicht ausblieben. Bressel's erster Geselle war Jaquet Brandt aus Lachaux de Fonds, der nachher in seinem Geburtsorte gleichfalls die Uhrenfabrikation gründete. Bressel selbst war aus dem kleinen Lasagne nach Locle übergesiedelt, und als er 1741 starb, blühte bereits ein Gewerbe, das eine arme Hirtengegend mit gewerbfleißigen Dörfern und Städten füllen und dem Lande eine reiche Quelle des Wohlstands eröffnen sollte. Bis hinüber in das bernische Immerthal, nach Freiburgen und Biel und über die Grenzen in die französischen Jurathäler breitete sich das einträgliche Gewerbe fort, aber Mittelpunkte und Hauptlager desselben sind und bleiben wol noch lange Lachaux de Fonds und Locle, wo Tausende von Händen des tüchtigen Meisters Namen dankend nennen. Der Menschenschlag in diesen Thälern ist, wie wir dies in allen Fabrikgegenden finden, ein sehr gemischter — Schweizer, Franzosen und Deutsche wohnen hier beisammen. Sieben Monate lang ist es Winter in diesen hohen Thälern, die ihre Lebensmittel, außer Kartoffeln und Kohl, welch' letzteres von besonderer

*) Für kurzsichtige Augen und solche, die mit Brillengläsern sich je nach der ungleichen Sehweite des Auges einrichten müssen, ist die Wirkung des Stereoskops unzugänglicher. Ueberhaupt wird die Erfindung einen nachhaltigeren Reiz auf das große Publikum nur dann ausüben, wenn sie mit Apparaten zur Vergrößerung verbunden ist, sodaß die vom Daguerreotype aufgefangenen Gegenstände wieder in ihrer vollen Natürlichkeit zurückgegeben erscheinen. D. Red.

Güte ſelbſt nach Neuſchâtel geht, aus den umliegenden Gegenden ſechs bis acht Stunden weit beziehen müſſen. Eine treffliche Straße aber erleichtert den Verkehr und der Fremde hat in Lachaux-de-Fonds ſo wenig Hunger und Durſt zu fürchten wie in Neuſchâtel ſelbſt.

Lachaux de Fonds und das zwei Stunden entfernte, vor einigen Jahren ganz abgebrannte Locle mögen mit den vielen, längs des Thales zerſtreuten Häuſern gegen 25,000 Menſchen enthalten, deren Exiſtenz mehr oder weniger allein auf der Uhrmacherei beruht. Die Gegend hat viel Aehnlichkeit mit einer bergiſchen Fabrikgegend. Es herrſcht hier dieſelbe Reinlichkeit, dieſelbe Ordnung und Sparſamkeit bis hinab zur dreifachen Kaffeetrit — im Durchſchnitt, denn das moderne Leben hat auch bereits hierher einzelne ſeiner wenigen löblichen Auswüchſe erſtreckt. Die Arbeit iſt vertheilt, die einzelnen Theile der Uhr werden von einzelnen Uhrmachern hergeſtellt, die in der Regel das ganze Jahr immer nur einen Artikel verfertigen und ihn hundertweiſe verkaufen. Außerdem gibt es auch Uhrenfabriken, in denen mehre Uhrmacher einander in die Hände arbeiten und das ganze Werk mit Ausſchluß der Ketten, Federn u. ſ. w. liefern. Das Gehäuſe gibt der Kaufmann dazu und läßt das Ganze vom Uhrmacher zuſammenlegen, der auch noch die ſorgfältige Schleifung und Polirung der einzelnen Stücke vornimmt. An einem dritten Orte wird dann das Gehäuſe hinzugefügt, die Vergoldung im Innern, bis endlich die fertige Waare ihre Reiſe in den Handel und durch die Welt antritt. Auswärtige Uhrmacher beziehen wol auch von Lachaux-de-Fonds die Werke und machen ſie nachher fertig. Beſonders beſtellte Uhren werden auch beſonders gemacht. Die äußere Ausſtattung richtet ſich nach dem Geſchmack der Länder, wohin die Waare beſtimmt iſt. Früher wurden auch viele Uhren fabricirt, die — nicht gingen. Die Engländer brauchten ſie theils in Amerika, theils im Sklavenhandel. Wie manche Uhr aus dem rauhen Jurathale mag die glühende Leidenſchaft der Schwarzen gelockt haben, ſich und andere in Sklaverei zu geben! Die Geſammtfabrikation eines Jahres beträgt ein 240,000 Uhren, darunter ein Drittel goldene.

E.

Lebensblicke.

Die meiſten Menſchen handeln nicht ſowol nach ihren Geſinnungen, als ſie vielmehr ihre Geſinnungen nach ihren Handlungen meſſen.

* * *

Nichts ſchadet der Verwunderung mehr, als wenn man darauf vorbereitet iſt, in Verwunderung gerathen zu ſollen.

* * *

Guten, glücklichen Menſchen iſt fremdes Unglück auch darum peinlich, weil ſie dabei ein gewiſſes Schamgefühl über ihr eigenes Glück empfinden.

* * *

Die Menſchen glauben hauptſächlich deshalb an die Unſterblichkeit, weil ſie ihr hoffen.

* * *

Beſonders ſchmerzhaft ſind Mißgriffe (oder, wenn man will, Zurückſetzungen), die zu gering ſcheinen, als daß man ſich darüber laut beklagen dürfte.

* * *

Eine der Hauptilluſionen der Jugend iſt, ſich nicht blos für mehr, ſondern auch für beſſer zu halten, als man wirklich iſt.

* * *

Jeder Menſch iſt mit ſeinem Looſe unzufrieden und doch möchte er kein anderes haben wollen, wenn er mit ſeinem Schickſal auch eine ganz andere Perſon würde und ſein eigenes Ich verlöre.

* * *

Wir beurtheilen die Menſchen gemeiniglich danach, wie ſie gegen uns, nicht wie ſie überhaupt und an ſich ſind; daher die vielen falſchen Beurtheilungen. Wahre Menſchenkenntniß erfodert nicht blos klaren, ſcharfen Blick, ſondern auch Stärke des Charakters und Selbſtverleugnung.

* * *

Bei glücklicher Liebe gibt es weniger Treue als bei unglücklicher.

* * *

Der Ruhm, niemals hintergangen worden zu ſein, iſt kein ſehr beneidenswerther.

* * *

Man fällt gar leicht in den Irrthum, ſich wirklich für Das zu halten, was man gern ſein möchte.

* * *

Man erkennt viel früher an den Menſchen, ob ſie dumm oder geſcheid, als ob ſie böſe oder gut ſind.

* * *

Nicht geliebt zu werden iſt ein Unglück, aber in der Liebe betrogen zu werden (was doch unendlich größeres Unglück) gilt der Welt für eine Lächerlichkeit.

* * *

Nach Kant wäre das oberſte Sittengeſetz: „Handle ſo, daß jeder Menſch dein Handeln zur Richtſchnur des ſeinigen machen könnte.“ Naturgemäßer und menſchenfreundlicher müßte dieſer Satz ſo gefaßt ſein: „Handle ſo, daß, wenn jeder Menſch ſo handelte wie du, das Glück der ganzen Menſchheit begründet wäre.“

* * *

Nicht das Alter iſt es, was das Herz verhärtet, ſondern die Erfahrung.

* * *

Gewiſſen iſt das Verhältniß der Geſinnung zur That.

* * *

Es gibt Eigenſchaften, die blos, wenn ſie erworben worden, Tugenden ſind. Waren ſie angeboren, mindert ſich ihr Verdienſt.

* * *

Es iſt eine ſehr häufige Erſcheinung, daß die Menſchen mit dem offenen Geſtändniß ihrer Fehler dieſelben zugleich entſchuldigt zu haben glauben.*)

* * *

Der Selbſtmord iſt darum Sünde, weil alles Unnatürliche ſündhaft iſt. Entſchuldigen darf ihn nur der Gedanke, daß ſich aus Kleinigkeiten kein Menſch das Leben nimmt.

* * *

Productiv iſt Das, was zwei Gegenſätze verbindet.

* * *

Es iſt eine traurige Erfahrung, daß man bei ſittlichem Selbſtbewußtſein ſchon viel ſchlimmer in der Welt geſtellt iſt, als wenn man über ſich ſelbſt völlig unklar bleibt. Die große Mehrzahl der ſogenannten braven Menſchen treibt im Grunde nur eine ganz gemüthliche Heuchelei.

* * *

Wie wenig, Lumpen, muß der Kreuz euch ſein,
Den Kutſchenſchein, ſeiner Scene Schein,
Da er nur euch — nur euch allein nichts ſcheut,
Weil immer euch das dunkle Kleid umhängt!

---

*) Daß aber dies theilweiſe auch richtig iſt, erſieht man an denjenigen Folgerungen der Geſetzgebung und der Rechtspflege, die auf dieſe dem Menſchen angeborene Veranlagung begründet ſind.

D. Herr

Das Kleid, das nicht des Sturmwinds grimmes Schnauben,
Des Winters scharfer Hauch euch nicht kann rauben.
Doch seid ihr gleich im Winter wie im Lenze,
So schmücken euch doch nimmer Blütenkränze;
Und bleibt das Grün auch für und für euch eigen,
So werdet ihr doch nimmer Früchte zeigen.
Nur wessen Kleid des Winters Hand zerpflückt,
Wird herrlicher vom jungen Lenz geschmückt;
Nur wessen Blätter dürr im Herbst verwehn,
Wird prangender im Frühling auferstehn.
Drum seid mit Recht ihr dunkelm Grün vermählt,
Weil euch des Lebens besser Inhalt fehlt.

Leopold Feist.

Anregungen.

Das Natürliche in der Literatur.

Chassez la nature, elle revient au galop! Dieselbe Wahrheit, die der Lateiner mit derbem Ausdruck bezeichnet: Stäupe die Natur, sie kommt immer wieder!

So geht nicht nur mit der Erziehung und der Moral es, sondern auch mit dem Ausdruck der geistigen Bildung eines Volks. Haben sich Poesie, Philosophie, wissenschaftliche Methode allzu weit und allzu lange von der Natur entfernt, so weiß die Natur sich immer wieder geltend zu machen. Auf die schwindelhaften Gebilden der wissenschaftlichen Träumereien kam die Reaction des einfachen Sensiums der Erfahrung. Von Hegel's luftiger Gedankenwelt fiel man auf die Forschung herab innerhalb der gegebenen Sinnenschranke. Von der romantisch-religiösen Motivmalerei verfiel man auf Genre- und Landschaft, welche beide vorzugsweise die malenden Lieblingsformen des Tags sind.

Auch in der Literatur zeigen sich solche Reactionen der Natur. Während die Herrschaft gewisser Gesetze über Kunst und Schönheit auf die höchste Spitze getrieben wird, flüchtet sich die Aufgabe der Poesie in Gebiete, wo man sie am allerwenigsten erwartete. Gegen den Alexandrinerschritt der französischen Poesie zur Zeit Ludwig XIV. erhob sich eine natürlichere Dichtweise durch Briefwechsel, Memoiren und Abhandlungen, die für die Veröffentlichung nicht bestimmt waren und die sich zur Poesie steigerten. Die Natur bricht durch Schranken, wo man ihre Existenz am allerwenigsten erwartete. Sie setzt nicht sogleich Das, was in seiner künstlichen Geltung auf dem Throne sitzt, sie umwühlt und untergräbt ihr Gegentheil und ihre Widersacher nur allmälig.

Diese Bemerkung drängte sich uns auf bei einem Blick auf die gegenwärtige französische Literatur. Das verwickelte, complicirte und künstlich vorbereitete Drama ist daselbst seit längerer Zeit im Untergange begriffen. Die Erfindungen der Dichter kehren zur Einfachheit zurück. Aber es sind nicht die auf Einfachheit gerechneten berechneten Dramen der Georges Sand, die wir hier meinen — ihre Theatererfolge kamen bisher über sogenannte Succès d'estime und anständig verschleierte Langeweile nicht hinaus —, sondern im Lustspiel die sogenannten Proverbes und im Schauspiel die für uns so zweideutigen Stücke des jungen Dumas und Derer, die, wie neuerdings Léon Gozlan in „Louise de Nanteuil", seinem Beispiele gefolgt sind.

In den Proverbes (der Name erinnert an das allbekannte Gesellschaftsspiel des Sprüchwörterraufführens) wird ein einzelner Gedanke oder irgend eine Lebenswahrheit durch Hülfsmittel dramatisirt, die im höchsten Grade einfach sind und das vorgeführte Spiel auf einige wenige gut eingeübte und besonders im Dialog gefesselnde Personen beschränken. Noch auffallender ist die Wiederkehr der Natur im ernsten Drama. Die Franzosen haben sich so hoch hinaufgeschwindelt in Effecten und künstlichen Voraussetzungen über die Möglichkeiten der Verwicklung, daß sie jetzt zur einfachen Thatsache des Lebens zurückkehren. Leider kennen die jungen Autoren Frankreichs das Leben nur insoweit, als sie es selbst erlebten, und die gegenwärtige Sprache von Paris ist frevel. Das französische Drama setzt die Natur wieder in ihre Rechte ein, aber auf dem Umwege der auffallend natürlich geschilderten Sittenlosigkeit. „Diana von Lilien", das zweite Stück des jungen Dumas, ist viel naiver und natürlicher geschrieben als die „Dorfgeschichten" der Georges Sand. Der junge Alexander Dumas ist das absolute Gegentheil seines Vaters. Während Jener nicht mehr weiß, woher er alle Abenteuerlichkeiten nehmen soll, die er zu Romanen verbindet, schildert Dieser gewisse Vorgänge im pariser Frauen- und G...

lösen mit einer Einfachheit und Behaglichkeit in der pſychologiſchen Analyſe, die an die Werther-Zeiten und Rouſſeau's „Heloiſe" erinnert. Man muß den Muth, ſolche Verhältniſſe auf die Scene zu bringen, verwegen und ſchamlos nennen, aber das Publicum geht auf dieſen Muth ein und läßt ſich ſelbſt wahrſcheinlich durch die pſychologiſch einfache Analyſe und die keineswegs rohe, ſondern oft feine und weſende Natürlichkeit, mit der hier das Anſtößigſte verhandelt und dargeſtellt wird.

Frankreich müßte nicht von Ludwig Napoleon regiert werden, wenn es ſich aus dieſer Sphäre, gewiſſe Dinge als chaoos convenues gelten zu laſſen, erheben wollte. Ein Staat, der durch die Perſigny, St.-Arnaud und Morny geſchaffen wurde, entbehrt jener innern moraliſchen Hulfsmittel, ohne die ſich das Sittengeſetz nicht in den öffentlichen Geiſt der Zeit verwandeln kann. Sollte ſich aber in Frankreich die ſittliche Geſellſchaft noch einmal zu helfen wiſſen, ſo würde auch aus dieſen Verirrungen der gegenwärtigen franzöſiſchen Bühne doch wieder ein Gewinn entſtehen für das Einfachere und Natürlichere in der Literatur.

Der Bankrott des hamburger Stadttheaters.

Dieſer in Theaterkreiſen Aufſehen machende Vorfall iſt betrübend genug. Die Herren Wurda und Maurice haben eine Reihe von Jahren das größere und kleinere hamburger Theater gemeinſchaftlich verwaltet. Vor einigen Wochen ſtellten ſie ihre Zahlungen ein.

Hamburger Blätter legen dieſen Unfall den dortigen Dichtern zur Laſt. Sie wären wiederholt angegangen worden, etwas für den Beſtand beider Theater aus den Mitteln der Stadt zu thun; man hätte ihnen das Beiſpiel des frankfurter Cornelius angeführt, der ſeit einem Jahre einige tauſend Gulden in die Verwaltung des dortigen Theaters einſchieße; alle desfallſigen Bitten wären vergebens geweſen.

Die Urſachen des endlichen Zuſammenbruchs dieſer beiden Bühnen liegen aber tiefer. Seit zwanzig Jahren erben ſich am hamburger Stadttheater künſtliche Vorausſetzungen fort. Ein Inventarium wird zu übermäßigem Preiſe von einer Direction an die andere überliefert. Das Haus, in dem geſpielt wird, ſchlägt ſich den Actionären zu einem immer gleichbleibenden Preiſe an. Endlich war anfangs das großartigere Eröffnen der Thaliabühne ein ebenſo großes Mißgeſchick für's Stadttheater wie ſpäter die Verſchmelzung mit ihm.

Eine Ausführung dieſer Mißſtände würde hier nicht möglich ſein. Wir begnügen uns nur mit der Thatſache ſelbſt. Die vielen Hoftheater haben den Beſtand guter Stadttheater nur dann möglich gemacht, wenn die Cabäle die Garantie übernahmen. Das Uebrige zum Verfall thut die Zeit ſelbſt. Ihr Sinn iſt flüchtig, ihr Geſchmack blaſirt. Die Eiſenbahnen machen dem Pfahlbürger, der ſonſt höchſtens weiter kam als bis zur Hauptſtadt ſeiner Gegend, jetzt möglich, die Theater von Wien, Berlin und Paris zu ſehen. Wer läßt ſich da noch genügen an den Leiſtungen ſeines beſchränkten Wohnorts!

Aber auch die Directionen ſolcher Anſtalten machen Mißgriffe. Sie folgen zu ſehr dem Strudel der Mode. Sie machen nur das Außergewöhnliche zur Tagesordnung. Immer Gäſte, immer Poſſen, immer Ballets und Allotria. Eine ſolche Anſtalt geht zugrunde. Schon ſeit zehn Jahren iſt in Hamburg die Theaterluft überreizend mit ewigen Mirch Pickles und Cayennepfeffer zugerichtet geweſen. Eine ſolide Repertoirebildung exiſtirte ſchon lange nicht mehr. Kein Wunder, daß ein ſolches Syſtem, das überhaupt ſchon älter als die Direction der Herren Wurda und Maurice iſt, endlich zuſammenbrechen mußte.

Die Schmeichelei im neunzehnten Jahrhundert.

Wir laſen kürzlich in einem moraliſchen Buche die bekannten Warnungen, ſich vor Schmeichlern zu hüten. Wie veraltet klangen dieſe an ſich vernünftigen Worte! Es iſt in unſerer Zeit ſo ſchwer, ſich zu behaupten, daß Niemand mehr daran denkt, etwas Schönes und Angenehmes, das man ihm ſagt, für eine Schmeichelei zu halten.

Lohn der Wahrheit gegen uns ſelbſt.

Wie nur diejenigen Wunden heilen, die man ausbluten läßt, ſo verwindet man auch nur diejenigen ſchmerzlichen Erfahrungen, die man ſich nicht wegleugnet, und erhebt ſich erſtarkt und neu geſtärkt nur von demjenigen Falle unſerer thörichten Handlungen, die man ſich vergegenwärtigt, ohne irgend etwas zu mildern oder zu beſchönigen.

Zur Entſchuldigung.

Nur wenn wir die Offenſive ergreifen, beſiegen wir in dem Kriege, den wir gegen unſere Leidenſchaften führen, als Sieger. Die Caricatur dieſer Wahrheit waren jene alten Mönche und Heilige, welche die Sünde, um ihr widerſtehen zu können, aufſuchten. Die Defenſive, die wir meinen, iſt nur die, daß der Feind unſerer Widerſtandskraft nicht unvorbereitet findet.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 48.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Künſtlerträume.

Von Einem, der zeitig erwachte.

(Fortſetzung und Schluß.)

IV. Höhere Sphäre.

Als ich das Bureau verließ, war ich betrübt genug. Ich war als Schauſpieler angeſtellt, nicht durch meine Bildung, mein Streben, mein künſtleriſches Gefühl, auch nicht durch mein etwaiges Talent, ſondern durch eine alte Theaterkritik. Die ſchon durch den meiſt ſchädlichen Einfluß ſchriftſtelleriſcher Wirkſamkeit auf einen Schauſpieler gemachten Erfahrungen benutzte ich, mich mit den Mitgliedern in ein möglichſt leidliches Verhältniß zu ſtellen. Ich verdeckte die Neigung zur Feder, ich verdeckte ſogar meine Bildung. Vielfache Verſuche in allen möglichen Darſtellungsfächern hatten mir ferner eine gewiſſe Routine gegeben, ich debütirte leidlich.

Der Director dieſer Geſellſchaft hielt nun auf einen gewiſſen äußern Anſtand bei ſeinen Unternehmungen; er ſuchte womöglich Gutes, noch mehr aber Neues zu geben und die Vorſtellungen bekamen durch ſeinen Eifer eine Art äußerer Abrundung, wenn auch von einem Organismus nie die Rede war und das Schauſpiel ſtets der Oper hintangeſetzt wurde. Schauſpielproben wurden plötzlich aufgehoben, wenn der Kapellmeiſter oder die erſte Sängerin noch eine Probe oder eine anderweitig angeſetzte gerade zu dieſer Zeit haben wollten. Oder wir hielten Schauſpielproben im Muſikſaal, während dicht an, auf der Bühne ſelbſt, Opernprobe gehalten wurde. Wir hielten ſogar Schauſpielproben auf der Bühne ſelbſt ab, während hinter den Couliſſen und in der dichtanſtoßenden Werkſtätte rumort, gehämmert und geſägt wurde. Die Sänger ließen ſich dergleichen nicht gefallen. Der Director mußte das Opernregiment walten laſſen mit Ueberwindung, denn als berühmt gewordener Schauſpieler ſah er ſeine Kunſt doch immer noch höher an als die der Oper. Er lebte oft in einem peinigenden Kampfe mit ſich ſelbſt.

Als Director mußte dieſer Mann es wünſchen, daß ſeine Mitglieder geizten. Er war geſcheidt genug, nicht zu geizen, um durch möglichſt gute Mitglieder deſto mehr Geld zu verdienen. Als früherer Schauſpieler indeſſen und um ſo mehr als berühmter Schauſpieler, ja ſogar als Schauſpieler, der bei beſonders wichtigen und feierlichen Gelegen-

heiten selbst noch spielte, hatte er eine krankhafte Eifersucht auf alle seine guten Mitglieder, einen wahren Zorn auf die bessern. Es war unendlich komisch, ihn geheim zu belauschen, wenn eins seiner Mitglieder gepfiffen wurde, dieser ein Stück zum Kassenstück gemacht hatte und in der Kritik sehr belobt wurde. Diese Directionsfreude und Schauspielerwuth in Eins gemischt zu beobachten, war ein Schauspiel im Schauspiel. Oft siegte wirklich nur der Schauspieler in ihm und ein besonders gefeiertes Mitglied, namentlich wenn es in einer seiner frühern Glanzrollen gefallen, bekam dann wenig oder schlechte „Beschäftigung", während die zweiten und dritten Mitglieder protegirt wurden, bis denn doch die Kasse ihn wieder zur Vernunft brachte. Die zweiten und dritten Mitglieder waren überhaupt ihm die liebsten; einestheils weil sie ihm keine Eifersucht erregten, anderntheils weil er bei ihnen am meisten den Tyrannen spielen konnte, und den spielte er besonders gern. Nicht aus eigentlicher innerer Lust an Grausamkeit, sondern aus Hochmuth, Eitelkeit, Unvorsichtigkeit; aus verbissenem Grimm gegen das Verschwinden seines Ruhms. Wer all' diesen Elementen Rechnung zu tragen wußte, konnte schon mit ihm auskommen und wer sich gar von selbst zu ihm bemühte, um von ihm sich eine Rolle einstudiren zu lassen, der konnte ihn dabei, was man zu nennen pflegt, „um den Finger wickeln", denn so durchtrieben er auch als alter Praktikus war, so sehr er alle Ränke und Tücke der Schauspieler kannte und sie selbst ausgeübt hatte, kam es darauf an, seiner Eitelkeit zu schmeicheln, so war sein Verstand plötzlich in Stillstand gerathen. Ein großes Ereigniß war es für ihn und nach seiner Meinung für jeden Einwohner der Stadt, wenn er sich herabließ, noch einmal zu spielen. Dies geschah bei besonders feierlichen Gelegenheiten, auch bei Benefizen (wovon er die Hälfte bezog). Für solche Ereignisse wurden die Stücke seiner alten Paderollen stets aufgehoben und durften außerdem gar nicht gespielt werden. Ich will denn doch den Leuten einmal wieder zeigen, was Komödiespielen ist, pflegte er dann in vertrautern Kreisen zu sagen und mit Beziehung auf seine ersten Mitglieder sagte er wol zu seinen Lieblingen der zweiten und dritten Rangordnung: Jetzt könnt ihr was lernen, ihr jungen „Schrafels!" Paßt auf! Die Andern! Die? Die wollen nichts lernen; die glauben genug zu können. Er hatte dabei aber doch die Ueberzeugung, daß Alle, auch die „Die", aufpassen und sich von ihm etwas aneignen würden. Sie thaten es auch fast Alle und die Wenigsten nur scheinbar, denn Alle konnten wirklich von ihm lernen. Dann aber auch wehe Dem, der bei der Vorstellung nur ein Auge von ihm abwandte, der nicht begeistert war oder schien oder der sogar, wenn er mitspielte, sich bestrebte, ebenfalls beklatscht zu werden! Wehe dem! Er war für längere Zeit, oft für immer bei ihm verloren. Ein drittes Ferment in ihm war das: Er hatte eine fanatische Wuth gegen alle großen Hoftheater und Hofschauspieler. Seine höchste Wonne war, ein Mitglied eines Hoftheaters zu seinem Stadttheater zu degradiren und hatte er es oft um theuern Preis bekommen, so tyrannisirte und chikanirte er es auf jede Weise. Dann aber wieder war es ihm einerseits fürchterlich, wenn eins seiner Mitglieder an ein Hoftheater abging; er suchte es dann oft ganz gegen sein Budget davon abzuhalten; andererseits wieder schmeichelte es doch seinem Ehrgeiz und sah er darin eine Anerkennung der Stellung seines Theaters. Kurz der Zorn, daß es ihm nicht gelungen war, sich dauernd an einem Hoftheater zu erhalten, erzeugte die merkwürdigsten psychologischen Mischungen. Für seinen Abgang von einem Hoftheater, an dem er engagirt war, gab er regelmäßig den Grund an: Wir hatten einen neuen Intendanten erhalten; an demselben Tage spiele ich den Tempelherrn im „Nathan"; als ich nach der ersten Scene hinter die Coulisse zurückkehre, stürzt der Intendant, um sich gleich zu bewähren, auf mich ein und sagt: Wie kann man denn einen Mantel mit einem so großen Fleck umhaben! Herr, rief ich außer mir über die Ignoranz eines Mannes, der nicht wußte, daß dieser Fleck derselbe ist, den Nathan später küssen will, Sie sind ein Ochse! Von diesem Augenblicke war ich für alle Hoftheater verloren. — Man

mußte diesem Manne nachsagen, daß er sich sehr fein schminkte, sehr gut wattirte, die Augenbrauen charakteristisch färbte und auf Perücken hielt. Indessen wandte er diese Künste auch im gewöhnlichen Leben an. Er schminkte sich, wattirte sich und trug eine Perücke, die aufs Wachsen eingerichtet war. Er hatte nämlich vier Perücken, ganz ähnliche, nur eine im Haar immer etwas länger als die andere. Wenn er die mit den längsten Haaren trug, so behauptete er die Haare schneiden lassen zu müssen und kam dann mit der kürzesten Perücke wieder, die von vier zu vier Wochen wieder vertauscht wurde mit denen reicheren Materials. Dieser Mann ist der Typus einer ganzen Schauspielerclasse. Der Eine oder Andere hat seine Eigenschaften nur mehr oder weniger nachgebildet, mit etwas bessern oder schlechtern Elementen vermischt, jenachdem er noch mehr oder weniger mitausübender Schauspieler, jenachdem er als solcher mehr oder weniger bedeutend und jenachdem er längere Zeit an großen oder kleinen Theatern war.

Meine Collegen anlangend, so kann man aus dem Vorangegangenen entlehnen, daß ihre Gesellschaft gemischt war. Es waren strebsame, achtungswerthe Persönlichkeiten darunter, aber es fanden sich auch Repräsentanten der ewig untern Bühnensphäre genug. Da war z. B. ein sogenannter Herr Postrestant: Dieser hatte einst von Berlin aus sein ganzes Hab' und Gut in einen Tornister geschnallt, auf die Post nach Köln gegeben und unter seiner eigenen Adresse mit großen Buchstaben geschrieben: Poste restante, Köln. Er selbst wollte dann, los und ledig, nur die Reise zu Fuß machen. Auf der Post in Berlin hörte er aber, daß das Porto bedeutender sein würde als er gedacht; er nahm also den Tornister zurück, schnallte ihn auf den Rücken und ließ aus Nachlässigkeit die in den Ueberzug gemalte Adresse stehen und wanderte so durch Deutschland von Berlin nach Köln. Hunderte lasen verwundert ihm nach: Karl Kupfer. Poste restante, Koln. Aber nicht allein auf dieser Reise, sondern auch noch auf vielen andern, ließ er jene Adresse so lange auf dem Tornister, bis die Tinte verblaßt war. Ein Anderer wurde Pelz genannt. Er hatte seinen Namen von einem mächtigen Winterpelz, den er einst aus Rußland mitgebracht; er war sehr stolz darauf, erzählte stets von diesem Pelz; aber sonderbarer Weise trug er ihn nur zwischen Ende und Anfang des Winters; während des Winters selbst verlieh er ihn bei einem Rauchwaarenhändler für angemessene Entschädigung, um auf diese Weise die Kosten wieder heraus zu schlagen. Es war ihm nicht möglich ein gutes, hartes P auszusprechen; so wurde ihm der Name: „Der Pelz", den er ebenfalls gemüthlich hinnahm. Ausgenommen die Studentenschaft gibt es überhaupt wol keine Classe der Gesellschaft, worin so viele komische und ironische Beinamen ihrer einzelnen Mitglieder existiren, worin so viel, so schneidend und oft keineswegs harmlos geneckt wird als in der der Bühne. Keiner hat so schnellen und scharfen Blick für die Schwächen und komischen Seiten der Menschen als der Schauspieler, keiner aber auch so schlechten Blick für sich selbst als er.

Bei einer solchen Bühnenorganisation lernt man auch gewisse andere Bühnenstände kennen, den „Bühnenvater", die „Bühnenmutter", die „Bühnenschwester". Letztere ist stets die Schwester der ersten Sängerin. Seltener findet man bei der Sängerin eine Mutter oder einen Vater. Vater oder Mutter haben meist nur die ersten Schauspielerinnen. Die Bühnenmutter ist gewöhnlich beim Theater erzogen oder doch sehr jung dazugekommen. Sie war entweder selbst ausübende Künstlerin oder die Frau eines Souffleurs oder Orchestermitglieds oder Garderobiers oder Maschinisten. Ihr wurde das Glück, ein schönes talentvolles Kind zu besitzen. Sie ist der Schrecken aller Directoren und Intendanten. Sie läßt sich auch nie die Herrschaft über ihr geliebtes Kind entreißen. Trauriger ist das Loos des Bühnenvaters. Der Bühnenvater macht oft die Betten, kehrt die Stuben, geht auf den Markt, trägt Briefe aus; der Bühnenvater sieht und hört Alles, was in seiner Familie passirt, aber nur wie ein Möbel und während die Bühnen-

mutter oft kostbare Geschenke von dem „Rechten" bekommt, bekommt dieser nur Schelt-worte. Er muß im Theater die Hände unter der Bank halten und klatschen; er muß schlimme Geschichten von der Direction und andern Colleginnen austragen. Die Kritik beaufsichtigt er. Er ist in einem ewigen grisligen, ich will nicht sagen rhetorischen Zustande. Einst, einst war auch er Theaterdirector oder Soufleur oder Theaterschneider oder auch Schauspieler untergeordneten Ranges, aber dieses Einst ist zu gering für Das, was seine Frau und seine Tochter jetzt geworden sind. Er ist eine unglückliche, nur noch geduldete Ueberflüssigkeit. Die Bühnenschwester ist die einzige, die ein gleiches Loos ihm verbindet. Die Bühnenschwester wird nie etwas Anderes als Schwester; Schwester Waise in des Wortes traurigster Bedeutung. Ihr versagte das Geschick Talent, so hat sie nur allein das Recht, für die gefeierte Sängerin zu bügeln, zu nähen, Flitter anzusetzen und möglichst häßlich zu sein oder wenigstens so zu thun, als wenn sie es wäre. Oft ist eine Bühnenschwester viel hübscher als die gefeierte Prima-Donna, aber sie darf diese Thatsache nie geltend machen.

Glaubt man nun wol, daß an einer Bühne folgende Dinge vorkommen können, die ich erlebte? Die erste Liebhaberin hatte einen großen Gefallen an Vasen, Bechern, großen Tassen u. dergl. und natürlich waren ihr die kostbarsten die liebsten. Solche kaufte sie nun zwar nicht, dafür aber den kostbaren ganz ähnliche oder theure, die indessen gesprungen oder schon zerstückt waren. Diese setzte sie so geschickt an die Thüren, an die Sophas, auf schwankende Tischchen oder in die Nähe von Stühlen, daß sie leicht umzustoßen waren, und dies geschah denn auch regelmäßig vom stürmenden Morgenbesuche der Enthusiasten. Hatte man diese schon defecten Kostbarkeiten zertrümmert, was konnte man thun als einen ähnlichen Gegenstand kaufen und ihr zuschicken? Und doch war in diesem Hause wie bei allen Bühnen solchen Rangs das dritte Wort der Anstand. Anstand war die Parole des Directors, Anstand die Parole des Mitglieds. Die „Anstandsdame" war der sichtbare Genius dieses Anstands. Unsere Anstandsdame war eine hohe, schlanke Jungfrau von 40 Jahren; erst seit zehn Jahren bei der Bühne und wie sie sich ausdrückte, „nach einem viel bewegten, aber stets anständigen Leben", nur aus Anstandstrieb zur Bühne getrieben, hauptsächlich aber nur deshalb diesem Triebe nachgebend, um zu zeigen, daß man auch auf der Bühne sich anständig benehmen könne. Sie wurde Gouvernante des Theaters. Sie gab kleine Cafés, Thés, sie wußte jedem Bedürfniß der Vermittelung, auf deutsch Rendezvous, liebreich entgegenzukommen, aber die Wahrung des Anstands fehlte nie. Sie war wirklich gutherzig, ohne Intrigue, höchstens, daß sie gern mit der Journalistik liebäugelte, sie war belesen, gebildeter als Alle, aber dennoch sammelten sich bei ihren Cafés die mißvergnügten Theaterdichter, Recensenten, Correspondenten und mancher Seufzer, den sie über verfehlte Rollenauffassungen ausstieß, fiel doch auf die rechte Stelle, wo sie späterhin in einem lärmmachenden Theaterartikel aufging. Sollte man aber glauben, daß diese Dame ein gewisses, grauenhaftes Gelüst hatte, das fast an Wahnsinn grenzte? Ich spreche nicht von ihren Hunden, nicht von ihren Katzen, nein, sie hatte ein Gelüst — — Leichen zu schminken! Sobald sie von einer Leiche hörte, suchte sie sich durch Geldspenden Einlaß zu verschaffen und verschaffte sich die Erlaubniß, die Leiche schminken zu dürfen. Ich stellte sie einst über dies Gelüste zur Rede. Sie erwiderte, ja, sie könne stundenlang vor einer geschminkten Leiche sitzen, die Leiche hätte dann eine dämonische Gewalt über sie. Bei Kindern und armen Leuten gelang es ihr, dies grauenhafte Gelüst zu befriedigen. Die Nachtseite der menschlichen Seele wird überhaupt im Schauspielerleben oft furchtbar enthüllt. Ich schweige von den Verirrungen der Sinnlichkeit. Ich kannte einen Darsteller, der zuweilen Arsenik nahm, um sich jung und frisch zu erhalten; ein Anderer war ein Opiumesser. Die grellsten Gegensätze von Trauer und Lustigkeit hab' ich in erschreckendster Weise beobachtet. Lachkrämpfe, Nervenkrämpfe in der Damengarderobe, oft während der

Vorſtellung, waren nichts Seltenes. Auch der Selbſtmord fehlte nicht. Eine junge Schauſpielerin hatte ein Verhältniß mit einem Adeligen, der fremd zu dieſer Stadt gekommen war und großen Aufwand machte. Der Baron gab oft den Schauſpielern Feſte. Eines Abends, mitten im Champagnerrauſche, beim Jubeln und Singen, kam die Polizei und der „Baron“ wurde als Falſchmünzer arretirt. Die Geliebte, die eben noch jubelnd geſungen:

Und mein Schatz
Iſt a Spitzbüble doch, is a Spitzbüble doch!

ſteht einen Augenblick ſtarr, regungslos, ſieht ihm nach, ſtürzt fort, die Treppe hinunter, über die Straße und wirft ſich in den Kanal. Ihr nach ſpringt ein Mann, ein Fremder. Er hebt die Ringende empor und trägt ſie in das nächſte Haus, in ſein eigenes Haus. Dieſer Mann war — ein Schneider. Ein vielgereiſter, ſehr gebildeter, höchſt anſtändiger Mann, der ein bedeutendes Geſchäft hatte. Er war in die Schauſpielerin ſchon ſeit lange verliebt; er hatte ihr oft Hand und Vermögen angeboten, trotz Allem, was man ſich von ihr erzählte, was er ſelbſt als Thatſachen von ihr wußte; er hatte es ſogar gethan während ihres Verhältniſſes mit dem Baron und ſtets hatte ſie ihn ſchnöde abgewieſen. Der Schneider wurde faſt tiefſinnig; er folgte ihr auf Tritt und Schritt; wenn er wußte, daß ſie bei ihrem Geliebten oder dieſer bei ihr war, ſtand er oft ſtundenlang, bis in die tiefe Nacht, um ſie oder ihn fortgehen zu ſehen. So auch heute. Er hatte die Wache eintreten ſehen, ſich erkundigt, erfahren, was geſchah, und ſtand nun gewärtig der Dinge, die kommen würden. Das Mädchen war ſo raſch dem Geliebten nachgelaufen, ſo raſch an ihm vorbeigeſtürzt, daß er ſie im Kanal erſt erreichen konnte. Die Lebloſe war in Starrkrampf verfallen; ſie ſah Alles, was mit ihr geſchah; ſie ſah mit Widerwillen und Beben, wie der Schneider ſie ins Bett trug. Sein Benehmen war zart und ſanft. Inmitten jenes Starrkrampfs ging eine wunderbare Wandlung in ihr vor. Daß wir es kurz ſagen, ſie ging nicht wieder fort aus dem Hauſe des Schneiders, ſie wurde ſeine Frau, ſeine brave, ihm innig zugethane Frau. Glücklich aber wurde ſie nicht mehr; ſie hatte zu ungern die Bühne verlaſſen.

Dies Ereigniß bei unſerer Bühne war der Anfang kommender Unglücksfälle; Theuerung, Feuerſchäden, Ueberſchwemmungen folgten aufeinander, dann kam die furchtbare Cholera; dieſem Allen folgte der Bankrott des Directors, die Auflöſung der Geſellſchaft. Es war Januar, die Kälte furchtbar. Im October und November verjagte die Cholera das Publicum, im December die Weihnachtzeit. Im Januar waren die Mittel des Directors erſchöpft. Er that mir innig leid. Er hatte wirklich oft das Gute gewollt. Die erſten Mitglieder der Geſellſchaft waren bald anderwärts verſorgt; ſie hatten ſich ſchon verſorgt, als der Bankrott nur von fern drohte. Der Reſt war nun rath- und hülflos. Ich hätte einem Anerbieten folgen ſollen, das ich nach L. erhielt. Ich ging nicht. Mitleid mit den armen Trümmern der Geſellſchaft hielt mich. Ich wollte ihr Schickſal bis Oſtern theilen. Man beſchloß, in die Provinz zu reiſen, zu ſpielen, was möglich wurde und die Einnahme untereinander zu theilen. Neue Prüfung! Neues Studium der deutſchen Schaubühne, wie ſie iſt!

V. Ein Theilungstheater. Durch Nacht zum Licht.

Das kleine Häuflein der Verlaſſenen konnte allein nicht ſpielen. Sie bedurften, um die Provinz zu bereiſen, eines „conceſſionirten“ Directors. Ein ſolcher fand ſich. Es iſt eine Schande unſerer civiliſirten Regierungen, welchen Männern (Frauen ſogar!) ſie erlaubt, die Werbtrommel zu rühren und mit Komödiantenbanden durchs Land zu ziehen. Wir mußten ein ſolches conceſſionirtes Subject nehmen, wie wir es fanden. Ach, hätten wir ihn mit ſeiner „Conceſſion“ allein gehabt, allein mit ſeiner zerriſſenen Garderobe, durchlöcherten Decorationen, allein mit ſeinen alten, kaum noch leſerlichen und ſeinen neuen, den Dichtern geſtohlenen Stücken! Es wäre zu ertragen geweſen. Aber er hatte eine „Geſellſchaft“.

Dieſe Geſellſchaft ging mit uns in gleiche Theile, wurde unſere Kameraden — und nun nicht ein Schleier, ſondern ein Segeltuch, ein doppelt gelegtes Segeltuch über Das, was ich in dieſer Periode meines Lebens erfahren mußte! Du haſt des Lebens herbſten Reſt getrunken!

Der „Director“ unſerer extemporirten Miſchgeſellſchaft war einer der unzähligen kleinen „Bandenführer“, die durch den Leichtſinn im Ertheilen von Conceſſionen wie Pilze aus der Erde ſchießen. Wie oft er ſchon Bankrott gemacht hatte und bei dieſer Gelegenheit von Andern geprügelt wurde und wieder Andere geprügelt hatte, weiß ich nicht. Seine ganze Theaterbibliothek hatte er in einem leinenen Sack. Geſchriebene Manuſcripte waren ſorglich in Strümpfe geſteckt und Nachtjacken, Pudelmützen und Unterhoſen hüllten einige Partituren von gangbaren Opern und Singſpielen ein. Die ganze Garderobe war in einen kleinen Theatervorhang eingewickelt und ſämmtliche Decorationen waren in ein langes Bündel zuſammengeſchnürt, das an Länge und Umfang einem kleinen Walfiſch gleichkommen mochte. Es wurde auch „Der Walfiſch“ genannt, wie es auf dem Verdecke des Schiffs, das wir zuweilen beſteigen mußten, um an die zu exploitirenden Ortſchaften zu gelangen, lag und der Abendnebel es ſeltſam beſchattet. Für dieſen ſeinen Reichthum und für die Gerechtſame ſeiner Conceſſion hatte der Director ein Drittel der jedesmaligen Einnahmen bedungen; das Uebrige ſollte dann auf uns repartirt werden, je nach Verhältniß der erſten, zweiten und dritten Kräfte. Ich hatte eine vollkommen gleiche Theilung vorgeſchlagen, was aber von den andern „erſten Kräften“ nicht zugegeben war; man wollte zuletzt ſogar die ärmſten und elendeſten Kräfte ausſchließen, damit die Anzahl der an der Kaſſe Betheiligten um ſo geringer, die Einnahme der Andern um ſo bedeutender werde. Dagegen erklärte ich mich entſchieden, indem ich ja nur gerade wegen dieſer Unglücklichen mich zum Bleiben entſchloſſen hatte. „Ein kleiner Stamm meiner treueſten, älteſten Mitglieder“ — ſo bezeichnete der Director die zerlumpten, betrunkenen und übelriechenden Subjecte, die er ſchon hatte. Das Schiff, das wir beſtiegen, um unſere Fahrten zu beginnen, war ein Kohlenſchiff, mit natürlich nur einem einzigen Wohn- und Schlafraum für die ganze Geſellſchaft, und unter der Bedingung, daß wir Tages über nicht Alle auf einmal, ſondern nur theilweiſe auf dem ſchmalen Verdecke uns aufhalten dürften. Die Fahrt bis zum nächſten Theaterorte war auf circa drei Tage berechnet und darauf hin wurde nun von jedem Einzelnen Proviant angeſchafft und Dasjenige an Garderobe u. ſ. w. aus Fäſſern, Kiſten und Kaſten herausgeholt oder freigelaſſen, was für ſolche Tag- und Nachtzeit nothwendig oder „möglich“ war. Das Bild, was ſich in der Kajüte entfaltete, kann auch nur von einem Hogarth würdig gezeichnet werden. Rings an den Wänden her lag für Jeden ein Strohbündel; davon und aus Kleiderpacken, Fäſſern, Kiſten, Koffern, Holzſcheiten und Blöcken wurden Betten, Tiſche, Stühle extemporirt und es gab erſt manchen Zank, manchen Rippenſtoß, ehe Jeder ſein Terrain gewonnen, geſichert und eingerichtet hatte. Nachts ſuchte Einer dem Andern Stroh wegzunehmen. Manche Hand tappte nach fremdem Eigenthum von Brot, Butter, Eiern u. ſ. w.; manche Kehle hörte man ſchlucken, wenn das Getränk des ſorgloſen Nachbars durch ſie hinuntergoß. Des Morgens gaben es dann Flüche, Drohungen, Unterſuchungen aller Art, bis ſich zuletzt Alles wieder „in Wohlgefallen auflöſte“. „Eigenthum iſt Diebſtahl“, „Diebſtahl iſt Eigenthum“ ging hier lachend durcheinander. Die Fahrt dauerte oft ſtatt drei, fünf bis ſieben Tage. Der Proviant ging dann aus wie das Geld. Dann wurde der Leichtſinn zur Beſtialität; das Stehlen zu raffinirteſter Dieberei; die Frivolität zur nackteſten Unverſchämtheit. Endlich kam man dann an. Was als Theateranekdote aus früherer Zeit auftaucht, daß die Bewohner eines Orts bei Ankunft von Schauſpielern ſich zugerufen hätten: Nehmt die Wäſche vom Zaun, die Schauſpieler kommen; ich erlebte es hier, wenn auch nicht gerade laut, doch ſtillſchweigend. Der Erſparniß wegen mußten ſich dann ſämmtliche Männer des Perſonals mit dem Auf-

ſchlagen des Theaters und deſſen ganzer Einrichtung beſchäftigen und kam es ihnen dabei gar nicht darauf an, woher das Holz, die Stricke, die Stangen, die Nägel u. ſ. w. genommen wurden. Ich hörte das erſt ſpäter, denn als „Regiſſeur" war ich nur mit den „artiſtiſchen" Vorbereitungen beauftragt.

Von der Art unſerer Vorſtellungen kann ſich Jeder einen Begriff machen, wenn ich ſage, ſie ſtanden im Verhältniß zu denen meines „Meerſchweinchens" wie dieſe zu denen des letztverlaſſenen Stadttheaters. Dennoch brachten ſie anfangs ziemlich gute Einnahmen und ſo lange war denn auch eine Art Eintracht in der Geſellſchaft. Als ſie aber knapper wurden, ein Abend dem einzelnen Mitgliede oft nur 1½—3 Groſchen eintrug, als kein Mitglied ohne baares Geld einen Trunk Bier oder einen Biſſen Brot bekam, da waren denn wieder alle Furien der Hölle losgelaſſen. Als die Noth zu groß wurde, ſuchten die einzelnen Mitglieder auf jede mögliche Weiſe Geld zu verdienen: ſie ſchnitten Silhouetten, malten Transparents, machten Feuerwerke und in den Wirthshäuſern Kunſtſtücke oder gaben „Declamatorien". Nur mein Pflichtgefühl hielt mich noch feſt, bis mich die plötzliche Flucht des Directors mit Garderobe und Bibliothek auch von dieſer losſprach. Es war der Lenz gekommen. Meine Verwandten ſchickten zu meiner „Rettung" Geldmittel. Ich riß mich los — — —

Mein Theatertraum war in einer Kriſis. Ich war zu einer andern Ueberzeugung reif, nämlich der, mich jetzt ernſtlich zu fragen: Ob ich denn auch überhaupt Talent hätte. „Es lebte ein Mann im Oſten", in dem ich mich befand, der damals ein Orakel unter den Schauſpielern war. Ihn beſuchte ich in Bromberg. Rötſcher war es, der mir ſagte, als ich ihm Einiges vorgeſpielt: Entweder haben Sie ungeheures Talent oder gar keins! Nach manchem ernſten, anregenden Worte ſtellte ſich die — letztere Ueberzeugung heraus. Ich hätte nun freilich auch ohne Talent beim Theater fortſpielen können. Ich hatte für den Monat September ſchon ein neues Engagement und zwar wieder eine Stufe höher, bei einem kleinen, aber ſehr renommirten Hoftheater. Allein ich überlegte. Ich fand, daß die Veranſtaltung, wie das deutſche Theaterweſen abſolute Unfähigkeit in zwei Drittheilen ſeiner Theilnehmer Lebenslang hegen und, wenn auch oft in bitterſter Noth und tiefſtem Elend, pflegen könne, wahrhaft demoraliſirend auf eine beſſere Natur wirkt. Eine ſolche glaubt' ich noch zu ſein. Ich wollte mir den Frieden meines Gemüthes, die Achtung meines Gewiſſens ſichern. Ich ſchrieb dem Intendanten jener Bühne, ich würde zwar kommen, mich ihm vorſtellen, aber nur um ihm für ſeine Bereitwilligkeit, mich zu einem großherzoglichen Hofſchauſpieler zu erheben, zu danken. Ihre Reſidenz liegt am Meere. Ich wollte ſie durch eine Seefahrt erreichen. Sie dauerte vierzehn Tage, ja ich ſtrandete ſogar. Anderthalb Tage lagen wir mit unſerm Fahrzeug auf einer Sandbank. In Einſamkeit auf dem Meere, umgeben nur von Luft und Waſſer unterhielt ich mich mit den nicht an uns herankommenden, mit ihren klugen blauen Augen uns betrachtenden Seehunden. Ihnen warf ich meinen letzten Zwieback, aber auch meine Illuſionen vom Künſtlerthum zu. Die Thiere bekamen alle meine Monologe und Verwünſchungen zu hören. Und da ſie ſtumm ſind und nichts davon weiter erzählen konnten, ſo will ich dieſe Erinnerungen ſchließen mit einigen Seufzern, die ich Geſtrandeter damals unter dem Abendhimmel auf einer Sandbüne alſo ausſtieß:

Die Geſellſchaft, bei der ich meine kurze Theaterlaufbahn begonnen, jene Vorſtellung von „Kabale und Liebe", die ich zuerſt von ihr ſah, wiederholt ſich im ganzen Theaterleben. Es iſt wahr, Doppeltitel, wie „Uriel Acoſta" oder „Sie bewegt ſich doch"! „Die Räuberſchüler" oder „Schiller in der Klemme", finden ſich nicht überall, eben ſo wenig wie Anreden: Hochverehrtes Publikum, wir ſind krank, laſſen Sie uns etwas einnehmen! Aber war's nicht ein ganz hübſches Theater, wo im „Sohn der Wildniß" der Timerk in hohen Reiterſtiefeln erſchien! Hilft ſich nur der wandernde Director in Schiller's „Räu-

bern" mit einem Dutzend mit Heu ausgestopfter Reiterstiefeln, die aus den Coulissen hervorliegen, um die Beine der hinten schlafenden Räuber anzudeuten? Sah ich nicht überall Rollen vertheilen nach dem Gewicht, nach dem Gesichtspunkte, ob die betreffenden Namen Oben oder Unten auf dem Zettel zu stehen kamen? Sah ich nicht Intendanten, die diese oder jene Rolle erst wogen, ob sie wagen könnten, sie diesem oder jenem Künstler mitzutheilen und die nicht wußten, daß eine brillante Episode naturgemäß nicht ins Gewicht fällt? Hörte ich nicht überall Directoren rufen, nie wieder würden sie einen Schauspieler engagiren, der noch eine Uhr hätte, weil ein solcher immer noch zu üppig wäre; vernahm ich nicht, daß ein Director sagte: Schauspieler, die Rötscher und Tieck lesen, engagire ich nicht! Recitirte dort nicht eine „Anstandsdame": „Folgen Sie mir in meinen Gemach!" Hörte ich nicht auf größern Hoftheatern zuweilen Mir und Mich verwechseln! Sah ich dort einen Hammel und ein Lamm ausspielen, so wurden im hamburger Stadttheater auf „Schröder's Erbe" zur Fastnacht Ohrgehänge und Theaterbillets als „Lombelagewinn" ausgespielt. Gibt es nicht überall Tivolitheater? Arenen? Verloosungen von Abonnementsbillets? Werden dort neue Stücke gestohlen oder von Souffleuren großer Theater für Abschreibegebühr verkauft, so wartete man hier, bis der Dichter sein Stück dem Buchhandel übergab, um es umsonst zu bekommen oder man gab es einmal und setzte dann die fernern Vorstellungen so lange aus, bis der Dichter versprach, kein Honorar haben zu wollen, damit man nach außen nur nicht glaube, das Stück wäre ohne Wiederholung geblieben. Was dort die Nachschriften auf den Theaterzetteln waren, das waren hier die Vorankündigungen der Benefize in den Tagesblättern. Und das Wesen, den innern Geist, das Streben selbst? Sagen wir die Wahrheit: Zu einem Quentchen Gold unendlich viel Blei. Soll ich von Intendanten sprechen? Ich verweise auf Kurt Henning von Harder in des Herausgebers „Ritter vom Geiste", dessen Urbild jener in diesen Blättern kürzlich erwähnte Graf L. in St. gewesen sein soll. Soll ich von Oberregisseuren sprechen? Ich kannte einen Oberregisseur, der stets den Pegasus mit dem Bucephalus verwechselte, der ein glänzendes Diner ein „Lucullentes Mahl" nannte, die Musiker für Blasinstrumente mit „Blasksen" betitelte, bei einem Bibliothekar sich „einige griechische Lexici" ausbat und ähnliche Geistesergnisse mehr aufstellte. Soll ich von Regisseuren reden?... Der Stoff wäre endlos. Ich schließe meine tragi-komischen Erinnerungen mit dieser Ueberzeugung: Die Welt achtet einzig nur den großen Schauspieler, und da dieser selten ist, nur den braven und soliden Bürger, den Ehrenmann im Schauspieler. Leider ist auch diese Kategorie nicht groß. Ich schließe mit dem Wunsche: Geschähe doch immer mehr, um den Stand, der einen so schönen und bedeutungsvollen Beruf hat, zu heben! Staat, Gesellschaft, Literatur müßten dazu beitragen. Vorzugsweise aber müßten sie dem Schauspieler die Mittel und Gelegenheit geben, das Meiste an, durch und für sich selbst thun zu dürfen. Der brave Künstler fühlt das Bedürfniß einer Reform seines Standes nur zu sehr.

Das Aluminium.

Ein neues Element und zur Würdigung der alten Geldmacher.

Es ist wol als allgemein bekannt vorauszusetzen, daß die alten Völker, wie die Dichter noch heutigen Tages, unter Element etwas ganz Anderes verstehen als die Chemiker. Während man in der classischen und poetischen Sprache nur vier Elemente kennt, Feuer, Luft, Wasser und Erde als Symbole der vier verschiedenen Grundformen der Erscheinungswelt, des Unwägbaren, Luftförmigen, Flüssigen und Festen, und während Hegel sehr geneigt schien, diese classische Einfachheit der Elemente in der Naturphilosophie wieder einzuführen, zählt der unphilosophische und unpoetische Chemiker von heute bereits 63 Elemente. Und wir sind keinen Tag sicher, daß ein fleißiger Forscher noch mit neuen Elemen-

ten und beſchenkt, wie ja auch die Zahl der Planeten durch die Bemühungen unſerer Aſtronomen ſo raſch geſtiegen iſt, daß der Laie nur noch mit Mühe die Namen der vielen Aſteroiden behalten kann, deren Entdeckung ſeit dem Auffinden der Aſträa gar kein Ende zu finden ſcheint.

Die Chemiker verſtehen bekanntlich unter Element nur einen chemiſch einfachen, d. h. durch keine bekannten Mittel in fernere Beſtandtheile zerlegbaren Stoff, aus deſſen Verbindung mit andern Elementen erſt die unendliche Mannichfaltigkeit unſerer Erſcheinungswelt hervorgehen kann. Ob dieſe chemiſchen Elemente auch wirkliche Elemente, d. h. von Anfang an vorhanden geweſene Urſtoffe des Weltalls ſind und ob man nicht mit Grund vermuthen muß, durch Mittel, deren Anwendung und Tragweite uns jetzt noch unbekannt iſt, dieſe ſogenannten Elemente ſpäter in wirkliche zerlegen und ſomit die auffallend große Anzahl derſelben decimiren zu können, das iſt eine andere Frage, die als eine hypothetiſche nicht hierher gehört. Nach dem jetzigen Zuſtande der Chemie, welcher allerdings noch lange nicht das Endziel der Wiſſenſchaft erreicht haben kann, ſind wir noch verbunden, die ſämmtlichen unzerlegbaren Metalle: Platin, Gold, Silber, Queckſilber, Zinn, Zink, Blei, Kupfer, Eiſen ꝛc.; ferner eine ziemliche Anzahl von Hauptbeſtandtheilen verſchiedener Erden, wie der Kieſel-, Kalk-, Talk-, Thonerde ꝛc.; endlich die Metalloide Schwefel, Phosphor, Kohle ꝛc. und eine Anzahl Gasarten, wie Sauerſtoff, Waſſerſtoff, Stickſtoff, Chlor ꝛc., durchweg ohne Unterſchied Elemente zu nennen.

Die Entdeckung der meiſten Elemente fällt in ein Menſchenalter, ungefähr in die Lebensdauer Alexander's von Humboldt. Seit dem Jahre 1800 wurden nicht weniger als 35 Elemente aufgefunden und auch die Entdeckung neun anderer Elemente fällt in die letzten 25 Jahre des vorigen Jahrhunderts. In der neueſten Zeit iſt das Auffinden neuer Elemente meiſt auf das Ausſcheiden ſpärlich vorkommender Körper, gewöhnlich neuer und ſeltener Metalle, beſchränkt worden, welche man in geringer Quantität mit andern, bereits bekannten Metallen und Erden verbunden entdeckte, aber zufolge einiger von jenen verſchiedenen Eigenſchaften als neue Elemente declariren mußte. So das Oſmium, Iridium, Palladium und Rhodium, welche 1803 ſämmtlich von Tennant und Wollaſton gleichzeitig in Platinerzen gefunden wurden und mit dem Platin große Aehnlichkeit beſitzen, ohne ihm in Allem gleich zu ſein. So das Cerium, Lanthan und Didym, welche meiſt gemeinſam auftreten und aus dem Cerit der ſchwediſchen Eiſengruben von Berzelius und Moſander nacheinander ausgeſchieden wurden. So ferner das Yttrium, Erbium und Terbium, welches Gadolin mit Beryll verbunden als Ytererde (Gadelinit) in einem Feldſpathbruch Schwedens auffand. Die vor kurzem erſt entdeckten Elemente verlieren ſich mehr und mehr in die Specialitäten der Mineralogie. Es ſind das Pelopium, Niobium, Ariditum und Donarium, welche ſelbſt vom wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkte aus nur eine ſecundäre Bedeutung erlangen konnten.

Alle dieſe und noch andere neuentdeckte Elemente mußte man nothgedrungen in die Reihe der übrigen ſtellen, ohne daß ſie dadurch eine beſondere Wichtigkeit erhielten, da theils ihr ſpärliches, theils ihr untergeordnetes Vorkommen ſie zu keiner beſondern Rolle befähigte. Praktiſchen Werth beſaßen dieſe Metalle ohnehin nicht.

Dieſem in chemiſchen Unterſuchungen oft ſtörenden, weil die Erſcheinungen complicirenden Auftreten unbedeutender Elemente gegenüber war man andererſeits öfter gezwungen, ſchon vor ihrer thatſächlichen Ausſcheidung einige Elemente hypothetiſch in Körpern vorauszuſetzen, welche ihrem ganzen Verhalten nach keine einfachen Stoffe ſein konnten, obgleich es nicht gelingen wollte, den wirklichen Grundſtoff aus jenen muthmaßlichen Verbindungen auszuſcheiden. So hat ſich Davy lange vergeblich bemüht, den Fluor, das Element des Flußſpathes und der Flußſäure, iſolirt herzuſtellen. Im Moment der Entſtehung verband ſich der Fluor ſtets mit den Subſtanzen des Gefäßes, in welchem der

Proceß vorgenommen wurde. Kautschuk, Glas, Platin mußten mit dem hartnäckigen Fluor augenblicklich neue Verbindungen eingehen und das Element kam nicht eher zum Vorschein, bis man auf den Gedanken gerieth, Gefäße aus der eigenen Verbindung des Fluors mit Kalk, aus Flußspath, herzustellen, worauf dem Fluor nichts weiter übrig blieb als sich in gasförmigem Zustande zu präsentiren, d. h. zu verflüchtigen.

Nicht alle Elemente sind aber so hartnäckig und menschenscheu. Es gelang z. B. durch eine einfache und in allen drei Fällen gleiche Methode, aus der Kalkerde das Calcium, aus der Barytерde das Barium, aus der Strontianerde das Strontium als wirkliche Elemente auszuscheiden und zwar als glänzend silberweiße Metalle, deren Verbindung mit dem Sauerstoff unserer Atmosphäre erst jene glanzlosen, pulverförmigen Erden (die Oxyde jener Elemente) gebildet hatte; ungefähr so, wie das Eisen durch Liegen an der Luft mit dem pulverförmigen glanzlosen Rost sich überzieht, das Kupfer mit Grünspan ꝛc.

Nachdem diese Ausscheidungen gelungen waren, setzte man mit Grund voraus, daß auch andere verwandte Erdarten, namentlich die Talkerde (Magnesia) und die Thonerde ebenfalls nur Sauerstoffverbindungen mit einem Elemente seien, welches man, noch ehe man es rein darstellen konnte, nach Analogiern hypothetisch voraussetzen mußte. Man nannte das Element der Talkerde Magnesium, das der Thonerde Aluminium. Das Magnesium ward zuerst von Davy auf dieselbe Weise erhalten, wie man das Calcium ꝛc. dargestellt hatte, nämlich durch Behandlung mit Quecksilber. Es gelang aber Davy nicht, das Quecksilber vom Magnesium zu trennen, bis später Bussy, nach dem Vorgange Wöhler's, eine ganz andere Methode einschlug, durch welche es ihm möglich ward, das Element der Talkerde zu isoliren.

Wöhler in Göttingen war es nämlich, welcher vor zehn Jahren das Element Aluminium aus der Thonerde befreite, nachdem Davy, Oersted und Berzelius sich vergeblich bemüht hatten, das Aluminium zu entbinden. Wöhler erhielt unter heftiger Feuerentwickelung (durch Erhitzung einer Chlorverbindung mit Kalium) aus der Thonerde größere und kleinere Metallsitter, mit zinnweißem Glanz, welche mit einem grauen, oft schwammigen Metallpulver untermischt waren, das durch Poliren ebenfalls vollkommen zinnweißen Metallglanz erhielt. Man wußte aber mit dem Pulver nicht viel anzufangen, da es Wöhler nicht gelang, die einzelnen Metallsitter zusammenzuschmelzen. Selbst in der Hitze, in welcher Roheisen schmilzt, war das Aluminium nicht schmelzbar.

So blieb diese Entdeckung ein Resultat der Wissenschaft, an welchem begreiflicherweise die übrige Welt keinen Antheil nehmen konnte. Denn diese Ausscheidung des Aluminiums aus der Thonerde war nicht von dem geringsten technischen oder mercantilen Nutzen, der einzige Maßstab, nach welchem man die Wichtigkeit wissenschaftlicher Entdeckungen zu messen pflegt. Ganz neuerdings erhalten wir aber Nachrichten aus Paris, denen zufolge diese ursprünglich deutsche Entdeckung durch eine französische Modification für die Zukunft wichtig werden kann. Hr. Sainte-Claire Deville hat vor kurzem der pariser Akademie die Mittheilung gemacht, daß es ihm gelungen sei, durch eine Abänderung des Wöhler'schen Verfahrens und zwar durch den Entbindungsproceß selbst eine so lebhafte Glühhitze zu erzeugen, daß diese hinreicht, die gewonnenen Metalltheilchen des Aluminiums zu verschmelzen. *)

Erst nachdem dieses Resultat erreicht war, konnte man begreiflicherweise zu einer wirklichen Untersuchung der Eigenschaften des Aluminiums schreiten. Diese hat aber überraschende Resultate ergeben.

*) Man behandelt nämlich das Chlor-Aluminium mit Natrium, anstatt mit Kalium. Das dadurch entstehende Gemenge von Aluminium und Chlornatrium (Kochsalz) erhitzt man bis zur Rothglühhitze, wodurch das überschüssige Chlor-Aluminium sich verflüchtigt und eine feuerbeständige Salzmasse zurückbleibt, in welcher sich Kügelchen von reinem Aluminium befinden.

Das Metall iſt ſo weiß wie Silber, auch ſein Schmelzpunkt iſt wenig von dem des Silbers verſchieden. Dabei iſt es ſchmiedbar und dehnbar in hohem Grade und ſeine Zähigkeit kommt der des Eiſens nahe. Man kann es wie Stahl härten und durch Erhitzen wieder weich machen (anlaſſen), und doch iſt das Metall drei mal leichter als Eiſen und Stahl und vier mal leichter als Silber. Es iſt nur 2½ mal ſchwerer als Waſſer, d. h. es iſt leichter als Glas, Alabaſter und Marmor, leichter als Korallen, Lava und Perlen und hat ziemlich dieſelbe Schwere wie das meißner Porzellan.

Mit dieſen ſeltenen Eigenſchaften verbindet es die der edeln Metalle, d. h. es läuft an der Luft nicht an und bleibt ſo glänzend wie friſch abgeſchabtes Zinn. Auch an feuchter Luft iſt das Aluminium vollkommen unveränderlich, ja man kann es ſogar an der Luft ſchmelzen und ausgießen, ohne daß es ſich merklich oxydirt. Kaltes und ſiedendes Waſſer wirkt auf das Metall nicht ein, ſogar gegen die Wirkung des Schwefelwaſſerſtoffgaſes, des empfindlichſten Feindes aller Metalle, iſt das Aluminium unempfindlich. Für den Chemiker noch beſonders wichtig iſt es, daß Salpeterſäure ſowie verdünnte Schwefelſäure in kaltem Zuſtand das Metall gleichfalls nicht angreifen. Das wahre Löſungsmittel des Aluminium iſt nur die Salzſäure, unter deren Einfluß ſich aus dem Aluminium wieder das Chlor-Aluminium bildet, aus dem man das Element gewonnen hatte.

Ein Metall, weißglänzend wie Silber, ſchmelzbar, ſchmiedbar, geſchmeidig und zähe wie Eiſen, härtungsfähig wie Stahl, dabei ſo leicht wie Porzellan und von der ſchätzbaren Eigenſchaft der edeln Metalle, in Luft und Waſſer nicht zu oxydiren, ein ſolches Metall würde begreiflicherweiſe ſowol für die Technik wie für den Luxus, für den Handel wie für die Wiſſenſchaft bedeutende Vortheile und Annehmlichkeiten bieten und uns in jeder Hinſicht von großem Nutzen ſein. Es käme nur darauf an, daß Sainte-Claire Deville ſeine Aufgabe, die von wiſſenſchaftlicher Seite als vollkommen gelöſt zu betrachten iſt, auch unter praktiſchem Geſichtspunkte löſen könnte, d. h. daß er das Aluminium auf leichte und billige Art in größern Quantitäten herſtellen könnte. Die franzöſiſche Regierung hat ihm bereits eine anſehnliche Summe zu Verſuchen im Großen angewieſen, mit welchen der Erfinder jetzt beſchäftigt iſt. Es iſt kaum zu bezweifeln, daß ſie gelingen, da der Erfinder bereits beobachtet hat, daß das Chlor-Aluminium in hoher Temperatur nicht blos von dem theuren Natrium und Kalium, ſondern auch von den gewöhnlichen Metallen mit merkwürdiger Leichtigkeit zerſetzt wird. Könnte man ſonach das Chlor-Aluminium z. B. durch Eiſen reduciren, ſo würde die Fabrikation im Großen bald eine vortheilhafte und billige werden.

In welchen ungeheuren Maſſen das Aluminium auf der Erde verbreitet iſt und folglich faſt allenthalben aus einem Material gewonnen werden könnte, welches beinahe gar keinen reellen Werth beſitzt, überſieht man leicht, wenn wir daran erinnern, daß die Thonerde nichts als das Oxyd des Aluminiums und zugleich einer der häufigſten Beſtandtheile unſers Erdballs iſt. Die Thonerde iſt der Hauptbeſtandtheil des Töpferthons und Lehms, ſie findet ſich im Granit, Gneis, Feldſpath und Glimmer, den häufigſten Gebirgsarten und noch in einer großen Anzahl anderer Mineralien. Die reine kryſtalliniſche Thonerde nennen wir Corund; iſt ſie dabei durchſichtig und gefärbt, ſo bildet die reine Thonerde zwei der ſchönſten Edelſteine, den Rubin und Saphir. Dieſes verachtete und allenthalben buchſtäblich mit Füßen getretene Mineral birgt alſo eine Reihe unſchätzbarer Eigenſchaften in ſich, deren Entwickelung mehr und mehr zutage kommen müßte.

Zur genauern Kenntniß des Aluminiums fügen wir noch die Eigenſchaften des pulverförmigen Aluminiums bei, welche Wöhler bereits nach ſeiner erſten Entdeckung bekannt machte. Erhitzt man das Aluminiumpulver bis zum Glühen an der Luft, ſo entzündet es ſich und verbrennt mit großem Glanze wieder zu weißer Thonerde. Streut man das pulverförmige Metall, wie Kolophonium, in eine Lichtflamme, ſo bildet jedes Stäubchen

einen sprühenden Funken, eben so glänzend wie verbrennendes Eisen. In reinem Sauerstoffgas (ohne Beimengung anderer Luftarten) verbrennt das Aluminium mit einem Glanze, den das Auge kaum zu ertragen vermag. Die Wärmeentwickelung dabei ist so groß, daß die durch die Verbrennung entstehende Thonerde sogleich schmilzt und eine solche Härte annimmt, daß sie wie Diamant nicht blos Glas ritzt, sondern dasselbe auch schneidet. Man hat auf diese Weise künstlichen Corund gebildet und könnte ebenso künstliche Rubine und Saphire erhalten, ein Versuch, welcher in der enormen Hitze des Knallgasgebläses auch bereits gelungen ist.

Schließlich darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß das Magnesium, nämlich das aus Talkerde (Magnesia oder Bittererde) ausgeschiedene Metall, welches schon längere Zeit in der Chemie bekannt ist, große Aehnlichkeit mit den Eigenschaften des Aluminium besitzt. Das Magnesium ist, wie jenes, silberweiß, stark glänzend, läßt sich hämmern und feilen. Es ist sowol in der Luft als in kaltem und warmem Wasser unveränderlich. Es läßt sich, wie das Aluminium, schmelzen und sein Schmelzpunkt übersteigt den des Silbers nicht. Bei einer Temperatur, wobei grünes Glas erweicht, entzündet sich das Magnesium ebenfalls und verbrennt mit großem Glanze zu Talkerde. Nur wird das Magnesium von den Säuren, selbst von den schwachen, unter Wasserstoffentwickelung aufgelöst, eine Eigenschaft, die übrigens Wöhler bei dem pulverförmigen Aluminium gleichfalls beobachtet hat, während letzteres in concentrirter Schwefelsäure und Salpetersäure sich nur beim Erhitzen auflöste. Es ist sehr möglich, daß man bei Gelegenheit der Darstellung von Aluminium im Großen auch zugleich Versuche über die praktische Gewinnung des verwandten Magnesium machte, welches in jeder Hinsicht so große Aehnlichkeit mit dem Aluminium zeigt und ebenso billig wie dieses gewonnen werden könnte, da die Talkerde, das Oxyd des Aluminium, im Talk, im Bittersalz vieler Mineralquellen ꝛc. im Ueberfluß vorhanden ist. Wir könnten auf diese Weise zwei Metalle, welche den edeln Metallen sehr nahe stehen und sogar mannichfache Vortheile vor diesen bieten, auf einmal von der Wissenschaft und Technik als kostbares Geschenk erhalten.

Bei Betrachtung dieser seltsamen Elemente, welche aus den gemeinsten Erdarten ausgeschieden werden können und doch den Glanz des Silbers sowie mehre andere, an die edeln Metalle erinnernde Eigenschaften (mit Ausnahme ihrer oft lästigen specifischen Schwere) besitzen, liegt eine Gedanke nahe, den wir hier auszusprechen uns nicht versagen können, der Gedanke an die Adepten des Mittelalters. Würden Wöhler und Sainte-Claire Deville, wenn sie ihre Entdeckungen vor wenigen Jahrhunderten hätten machen können, nicht für Adepten gehalten worden sein, welche den Stein der Weisen wirklich gefunden hätten und denen zum Goldmachen nichts mehr als der Wille fehlte? Aus ordinärer Thonerde ein silberglänzendes Metall herzustellen ist in der That ein echtes Adeptenkunststück und man wird unwillkürlich dabei an die Schilderung der alten Laboratorien erinnert, in welchen die Adepten graue, unscheinbare Pulver in Schmelztiegeln mischten und in Glühöfen unermüdlich Tag und Nacht erhitzten, bis das ersehnte Ziel, der blinkende Metallglanz, auf dem Boden des Schmelztiegels erschien. Man erzählt von mehr als einem Adepten, daß es ihm auf diese Weise gelungen sei, Silber aus werthlosen Erden zu gewinnen. Die aufgeklärte Gegenwart hat darüber gelächelt und Alles durch geschickt ausgeführte Taschenspielkünste oder durch Selbsttäuschung erklären wollen.

Wie nun, wenn durch den Zufall, der bei vielen Entdeckungen eine so wichtige Rolle gespielt hat, der eine oder andere Adept nach tausend mißlungenen Versuchen und Mühungen wirklich einmal schon Aluminium aus Thonerde oder Magnesium aus Talkerde dargestellt hätte und dabei nur in den sehr verzeihlichen Irrthum gefallen wäre, das metallische Element für wirkliches Silber zu halten? Ein solcher Zufall gehört nicht in das Bereich der absoluten Unmöglichkeit, aber ein solcher Fall wäre schon hinreichend, zu er-

klären, wie die gelehrteſten und gebildetſten Männer früherer Zeiten ſich Jahrhunderte lang in Experimenten abmühen konnten, deren Verfolgung mit der eiſernſten Conſequenz uns als Tollheit erſcheinen müßte, wenn ſich bei allen Verſuchen nur eine abſolute Erfolgloſigkeit herausgeſtellt hätte. Dies beiläufig als Hinweiſung auf die Möglichkeit, daß den Bemühungen der alten Adepten doch vielleicht ein reellerer Grund, eine wirkliche, wenn auch nur zufällige und vorübergehende Erfahrung oder falſch verſtandene Beobachtung, zur Baſis gedient haben könnte. K. P.

Erinnerung an eine Dampfer-Fahrt.

Wie es auf den großen Strömen Amerikas bei einem der vielen dortigen unglücklichen Dampfſchiffahrtserlebniſſe hergehen mag, kann ich mir recht aus einer Erinnerung, die jetzt ſechzehn Jahre alt iſt, vergegenwärtigen. An einem ſchönen Sommertage machte das Dampfſchiff Königin Maria ſeine gewöhnliche Fahrt von Dresden nach Schandau und gerieth in einen Wetteifer mit dem neuen Dampfſchiff Stadt Dresden, das ſeine erſte Probefahrt machte. Auf der Rückfahrt bei Pillnitz wartete man nicht mit dem Auswerfen des Ankers, bis der gehörige Zeitpunkt gekommen war, ſondern während noch das Schiff hin und her manövrirte, um ſich richtig an die Landungsbrücke zu legen, ward der ſchwere Vierzack ſchon hinabgelaſſen und verſchwand ſtatt hinter dem Schiffe unter dem Schiffe. Dabei ſoll er den dünnen blechernen Boden des Schiffs ergriffen und ein mächtiges Leck geriſſen haben.

war ein großes Gedränge von Gehenden und Kommenden. Alles traf aufeinander, bis endlich, vernünftigen Vorſtellungen Gehör gebend, die Letztern einſtweilen zurücktraten und den Erſtern Bahn machten. Statt daß aber, wie ich gedacht hatte, nur Einige von uns hinabſtiegen, bemerkte ich mit Verwunderung, daß auf einmal die ganze Schiffsgeſellſchaft um mich her lebendig wurde und mit ihren Mänteln, Tüchern, Schirmen, Reiſeſäcken u. dergl., oder ihre Kinder an die Hand nehmend, haſtig nach dem Ausgang ſich drängte. Es war, wie ich jetzt erſt von einer meiner beiden Begleiterinnen erfuhr, während ich meine Aufmerkſamkeit auf das Ufer gerichtet hatte, vom Capitän den Paſſagieren geſagt worden, ſie müßten Alle ausſteigen, das Schiff hätte ein Leck bekommen und könne ſie heute nicht nach Dresden bringen. So verſammelte denn auch ich meine Angehörigen und verließ mit ihnen das Fahrzeug.

Am Ufer angelangt ſah ich, wie man aus den geöffneten Fenſtern der Kajüte des Hintertheils Waſſer auf Waſſer mit Kannen ausgoß und wie andere, vom Lande zu Hülfe genommene Arbeiter mit größter Eile ſchwere Sandſteinblöcke auf einen herbeigeſchafften Kahn luden, auf das Dampfſchiff beförderten und damit in den Raum eilten, um das zur Stopfung des Lecks angewendete Werg damit zu belaſten. Unterdeß irrten ſowol die Ausgeſtiegenen wie Diejenigen, welche der Ankunft des Dampfers geharrt hatten, rathlos am Ufer hin und her. Der Capitän hatte gleich nach der Landung das Schiff verlaſſen und ſich, wahrſcheinlich um über den Unfall zu rapportiren, nach Dresden begeben. Sein Stellvertreter war auf dem Verdeck thätig und rief auf unſere Frage, ob Hoffnung zur Weiterfahrt vorhanden ſei, uns zu, das Leck würde bald geſtopft ſein und das Schiff noch heute ſeine Fahrt nach Dresden fortſetzen, aber ohne Paſſagiere. Hierauf begaben ſich Viele nach Pillnitz, um dort zu übernachten. Ein Herr mit Frau und zwei Söhnchen in blauen Blouſen miethete einen Kahn, um nach der Stadt zu ſchiffen; noch Andere machten ſich zu Fuß auf den Weg und auch ich würde mit meinen beiden Knaben es ſo gethan haben, wenn nicht die von der Partie auf die Baſtei und in den Anſelgrund ermüdeten Damen erklärt hätten, ſie ſeien nicht im Stande, den Weg zu Fuß zu machen. So begab ich mich,

um bestimmt zu erfahren, woran wir seien und was für einen Entschluß wir zu fassen hätten, mit noch zwei andern Herren wieder auf das Verdeck zum Vicecapitän und fragte, ob und wie für die Passagiere gesorgt würde, ob wir, sei es zu Wasser oder zu Lande, weiter befördert werden oder unser Geld zurückerhalten würden? Er antwortete, es würde gleich ein Decklahn (großer Kahn mit einem Pavillon in der Mitte) erscheinen und uns Alle nach Dresden bringen. Da in der That jener Kahn schon in der Ferne sich zeigte, so waren wir beruhigt und warteten wieder, und als der Kahn herangekommen, erklärte der interimistische Capitän vom Dampfschiff herab, das Leck sei gestopft, es sei keine Gefahr mehr zu befürchten, wir könnten sämmtlich wieder aufsteigen und mit dem Dampfschiff nach Dresden fahren. Einige schüttelten den Kopf und wollten sich nicht dazu entschließen; aber Jener versicherte nochmals so bestimmt, wir könnten ganz unbesorgt sein, war auch, da wir dies zu unserer Beruhigung verlangten, so willfährig, den Decklahn ans Schlepptau zu nehmen, daß sich, besonders in Erwägung der Langsamkeit des Decklahns und des schon vorgerückten Abends, doch endlich die Mehrzahl und unter ihnen auch ich mit meinen vier Zugehörigen und selbst jener Herr, der schon den besondern Kahn erhandelt hatte, entschloß, es wieder mit dem Dampfschiff zu versuchen. Ich dachte bei mir: Ein Wagstück bleibt's doch, indeß, wir hatten ja den Hülfskahn bei uns. Als aber, nachdem wir Alle an Bord waren, der Vicecapitän sogar erklärte, auch das Mitnehmen des Decklahns sei ganz überflüssig und zugleich der Bemannung desselben das Zeichen zur Entfernung gab, da ergriff mich doch ein eigenes Gefühl und indem es mir nach kurzem innern Schwanken zum klaren Bewußtsein kam, ich dürfte dies auf keinen Fall zugeben, rief ich, ohne erst durch Unterhandlung mit dem Vicecapitän Zeit zu verlieren, den schon ziemlich entfernten Ruderern ein lautes „Halt!" nach, das sie zum Glück noch erreichte und, in Verbindung mit meinem Winken, bewirkte, daß sie umkehrten. So erlangten wir endlich, daß das unterdeß wieder herangekommene Fahrzeug hinten angehängt wurde.

Nun ging es vorwärts; der Schornstein qualmte, die Räder schlugen und die nur wenig verringerte Gesellschaft hatte ihre Sitze auf dem Verdecke wieder eingenommen. Sie unterhielt sich heiter wie vorher, alle Furcht war verschwunden. Da, ungefähr in der Mitte zwischen Pillnitz und Laubegast, machte das Schiff plötzlich eine ungewöhnliche Bewegung, senkte sich auf die Seite und zu gleicher Zeit verkündete ein dumpfes, scharrendes Geräusch unter dem Boden des Schiffs, daß wir auf den Grund gelaufen. Alles stutzte, aber nur einen Augenblick; denn gleich darauf entstand ein schrecklicher Tumult, Alle, Schiffsbedienung wie Passagiere, liefen durcheinander und häuften sich bald auf der einen, bald auf der andern Seite des Schiffs, sodaß dies, je nach dem Uebergewicht, bald links, bald rechts schwankte, ohne dabei von der Stelle zu kommen. Durch das verworrene Geschrei ertönte der Ruf, es solle sich Jeder retten so gut er könne! Dort schrie Einer, der Kessel werde springen! Dort ein Anderer, es brenne in der Maschinenkammer! Und wirklich bemerkte ich mit nicht geringer Bestürzung, daß unter den eisernen Gittern, welche in der Mitte des Verdecks angebracht waren, zerstreutes Feuer loderte, daß der Boden unter meinen Füßen auffallend heiß war und daß ein düsterer, von unten aufsteigender Rauch die ganze Scene zu verhüllen begann. Bei diesen Vorläufern möglicher Todesgefahr verloren Viele den Kopf. Ein Herr wollte in die Elbe springen und wurde nur mit Mühe davon zurückgehalten, eine Dame wurde ohnmächtig, Andere standen halb bewußtlos und starrten in die Fluten. Ich rief, ich suchte meine Kinder, die im Getümmel von mir gerissen waren. Da gewahrte ich ein entsetzliches allgemeines Drängen nach dem Geländer der rechten Seite und zugleich eine schnelle Verminderung der Menge. Der Decklahn war endlich losgemacht worden und uns zur Seite gekommen; aber ehe er noch eigentlich angelegt hatte, noch während ein breiter Spalt ihn von dem Schiffe trennte, sprang schon Alles und stürzte sich hinüber und hinunter. Ich, der ich jetzt meinen ältesten Sohn

in der Nähe erblickte, kletterte ſchnell über eine Stelle des Schiffsgeländers nach dem Vordertheile des Rettungsb-hts hinunter, hob Jenen, damit er durch Sprung nicht verunglücke, zu mir herab und wollte nun wieder hinauf, um meinen zweiten Sohn zu holen. In dieſem Augenblicke wird mir der Hut vom Kopfe geſtoßen, ich bücke mich und als ich mich aufrichte, ſehe ich eine ſoeben herabgefallene Dame in blauem Kleide ſich unter den Füßen der Menge wieder emporkämpfen und meinen älteſten Sohn mit weit über Bord gelegtem Körper ängſtlich nach einem aus dem Waſſer ragenden Arme fiſchen. Ein unnennbarer Schauder durchzuckte mich; ich konnte kaum anders denken, als daß es der Bruder ſei, den er zu retten ſuche. Ich ſtürze, voll Grauen vor der Gewißheit, hinzu, um zu helfen, aber der eben aus den Fluten auftauchende Kopf überzeugte mich, daß es ein Fremder war. Mit Hülfe noch eines Dritten gelang es, ihn wieder in den Kahn zu ziehen. Wo war mein zweiter Sohn? Ich ſchaue nach dem Geländer des Dampfers, da iſt ſchon Alles leer; ich rufe ſeinen Namen, da ruft die eine meiner Damen vom Dache des Pavillons, auf dem ſie, ſich feſt anklammernd, hielt, um Hülfe; ſie war in der größten Gefahr, von der ſteilen Außentreppe, auf die ſie gerathen, noch *ehe* der Kahn herangekommen, von den Hinterherdrängenden in die reißenden Fluten geworfen zu werden. Nur noch *eine* Stufe hatte gefehlt und ſie ihren Tod unvermeidlich gefunden, als zum Glück die Menge nach einer andern Stelle drängte und ſie wieder auf das Verdeck gelangen konnte, von wo ſie auf das Dach des Pavillons geſprungen. Endlich fand ſich in dem Getümmel mein zweiter Sohn. Man kann ſich meine Empfindung denken. Die Gefahr war groß genug geweſen. Der durch die Räder verurſachte Wogenſchlag hatte die Steinblöcke, womit das den Leck ſtopfende Werg beſchwert war, gehoben und das Schiff war infolge des plötzlich wieder geöffneten Lecks geſunken. Zum Glück an einer ſeichtern Stelle. Wäre dies nur einige Minuten früher oder ſpäter geſchehen, ſo ſanken wir auf einer tiefen Stelle und wären bei den durch die noch offenen Kajütenfenſter hereinſtürzenden Fluten alle unter Waſſer und verloren geweſen.

Jedes mal, daß ich von den traurigen Unfällen auf dem Miſſouri oder Miſſiſippi leſe, muß ich mir dieſes Ereigniß auf der Königin Maria ins Gedächtniß zurückrufen.

—n.

Anregungen.

Die deutſche Poeſie im philologiſchen Stadium.

Allzu lange haben auf unſerm Parnaß die lyriſchen Dilettanten gehauſt. Einige unſerer erſten Dichter, wie H. Heine, Wilhelm Müller, Anaſtaſius Grün und ſelbſt Uhland ſchon hatten es den Nachahmern zu leicht gemacht. Man hielt den allgemeinen, von ihnen angeſchlagenen Ton feſt und verlor ſich in lyriſchen Empfindungen und epiſchen Darſtellungen ſo ins Breite und Weite, daß wir nur die erſte beſte Anthologie neuerer Dichter aufzuſchlagen brauchen, um zu erſtaunen, wie viel Poeten wir beſitzen, die es auch an Bekanntmachung ihrer Verdienſte nicht fehlen laſſen. Zeitungen, wo der Eine den Andern loben konnte, gibt es genug.

Dem Dilettantenweſen auf dem Mirngebiete gegenüber ſuchte ſich der Vers einen feſtern Halt zu gewinnen. Der Balladen- und Romanzenton war bald verklungen. Dann reichte auch der politiſche und ſociale Gedanke nicht aus, um den Draht ins Unendliche abzukürzen. Darauf kamen die orientaliſchen Formen. Aber auch Hafis mit ſeinen Schiras-Roſen um verbotene Sorgenbrecher ſcheint an zwei bis drei norddeutſchen Wintern genug gehabt zu haben; Aſſertirtes hält ſich nicht. Nun ſteht die lyriſche Muſe wieder rathlos und es ſcheint, als hätte ſie jetzt einen neuen Verbündeten gefunden, nämlich die *Gelehrſamkeit*.

Bis zur Stunde hat man freilich noch den Eindruck, als ſollte dieſe Art Poeten, wie Goethe's Homunculus, auf Flaſchen erzeugt werden. Liebig's Retorten haben indeſſen ſchon viel zuwege gebracht. Warum ſollte nicht auch der alte erfahrene Famulus der Fauſtſche, Dr. Wagner, den jungen Poeten anrathen: Studirt, leſt, exercirt, ahmt Goethe nach, haltet euch an Catull, Properz, gebt griechiſche Ueberſchriften und

wählt denn und wann ein Sanskritwort'. Wie weit eine gutgeschulte Philologie es mit der Zeit bringen kann, hat schon Geibel gelehrt. Er brachte nichts Neues, aber das Alte in glatter Form. Man konnte nicht sagen, daß die Natur aus ihm einen Dichter schaffen wollte — sie schuf die Dichter selten bei blauem, griechischem Sonnenschein, meist in grauen und düstern Nebel- und Gewitterfarben —, aber sie gab ihm die Bildung, die sich gesellschaftlich machte, ohne den Vorlesern und Lehrern in den Mädchenpensionaten gar zu commisstig zu erscheinen, wie die vielgelesenen Gedichte von Hinz und Kunz, — kurz, jetzt die Wirkungen verhängnißvollerer Studien. Und so Hermann Lingg selbst zu Dr. Wagner sagt:

'Natürlichem genügt das Weltall kaum,
Was künstlich ist, verlangt geschloss'nen Raum'

so dient ein geistiges Amt zur rechten Selbstüberschätzung. Personen, sangbarliche etwaige Preis-, Kirchen- und Staatswidrigkeiten sind dabei im Keime erstickt.

Ungeiß ich gleich der Leichten Menge,
Verscheuchen noch, daß ich mit Glück nicht ringe.

Welche Freude dann, wenn die Pretiosa solcher Pflege, wie Euphorion, zur Freude der Hörer, Muhmen und Schwiegereltern, aufsteigend singen können:

Hört ihr Kinderlieder singen,
Gleich ist's euer eig'ner Scherz
Seht ihr mich im Takte springen,
Hupft euch ältlich das Herz.

Genug, dieser wohlerzogenen, gelehrten Lyrik wünschen wir alles Heil. Sie wird Fleiß und Studium wieder zur Geltung bringen, sie wird sicher manches Artige und Gefällige schaffen, wird die poetische Anschauung in Sphären zurückführen, die dem rohen Naturalismus unzugänglich sind. Wenn die „Hermen von Paul Heyse" (Berlin, Hertz) diesen Erfolg haben, wieder in den Bereich Goethe'scher Anschauungen und Studien zurückzulenken, so werden sie gewiß dazu beitragen, der allzu leichten poetischen Praxis zu steuern und den Sinn für geschlossene Composition, ausgetragenen Inhalt und feste und sichere Form zu mehren.

Eine solche Rückkehr der reimenden Poesie auf die Gelehrsamkeit wird auch durch Hermann Grimm's „Traum und Erwachen" (Berlin, Hertz) vertreten. Es ist dies ein Epos, welches in der endenden antiken Zeit spielt. Die Handlung, die der Autor darstellen will, wird man allerdings nur mit der größten Schwierigkeit verstehen, allein soviel sieht man schon, daß uns diese wohlgefügten Strophen ein feiner Geist verträgt. Daß es ihm an Blutwärme und gestaltender Plastik fehlt, ist ein Uebelstand für die Fabel seines Gedichts, deren Begebenheiten wie Nebel durcheinanderrinnen, aber es liegt ein wohlthuender Sonnenglanz auf diesem Nebel. Zuweilen schimmert ein antiker Säulenschaft, ein goldener Rennbahnwagen, ein Helper Römerheim, eine purpurne Toga, ein schlangengeringter etruskischer Wasserkrug, ein dunkler Cypressenhain durch diese Nebel hindurch; man ahnt, daß dem Verfasser eine Gedichte vorschwebte, wie die großen antiken Romanciers, Longus, Heliodor, Apulejus, die Gedichte von Amor und Psyche und Aehnliches erzählten; oft bringt auch die ihm innewohnende Kraft der Reproduction wirklich ein schönes Landschaftsbild, der Sinn für charakteristische Antithese einen ungewöhnlichern Gedankengang, die Steigerung der Fabel sogar eine malerische, wenigstens den Bozzetisten-Bildhauer herausfordernde Scene zu Stande. Alles Vortheile der Schule und Bildung, die freilich den Eindruck der Langeweile nicht entfernen können. Der Mühe, die sich der Verfasser gegeben zu haben scheint, macht leider zu oft die Verstellung, als hätte ihm Jemand diese Dichtung als ein Exercitium mogen aufgegeben.

Die Gefahren der Verpflichtung.

Die Krisis, in die Freundschaften, wenn sie sich bewähren sollen, gerathen, ist viel größer, nachdem sie sie glücklich überstanden zu haben scheinen, als vorher.

Ein Kleinod für die Schatzkammer des Lebens.

Nichts macht glücklicher, als sich in einem edeln Motive oder einem nicht gewöhnlichen Charakterzuge, von dem wir glaubten, er wäre unser eigenes tiefstes und nur Gott bekanntes Geheimniß, von irgend einem Herzenskündiger doch errathen sehen.

Anregung.

Die besten Gedanken sind nicht die, die wir finden, wenn wir selbst suchen, sondern diejenigen, welche wir finden, wenn wir andern Suchenden nachgehen.

Die sittliche Lebensaufgabe.

Ein Geheimniß nicht nur der Chemie, sondern des ganzen Lebens ist das, aus Kohle Diamanten schaffen.

Das Grauen vor dem Denken.

Die meisten Menschen denken aus Gewohnheit nicht, manche aber, und gar nicht wenige, aus Furcht.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 49. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Auf dem Guadalquivir.

Es war ein schöner, südlicher Wintertag zu Anfang Januars. Die Sonne schien frühlingswarm von dem wolkenlosen, durchsichtig blauen Himmel herab und hätten nicht die entlaubten Aeste der Ulmen und Feigenbäume und der Schnee auf den starren Gebirgsketten von Ronda an den Winter gemahnt, so würde ich nicht geglaubt haben, daß man den 4. Januar schrieb, denn die Umgebungen Sevillas, der Hauptstadt Andalusiens, prangten bereits im vollen Schmucke des erwachenden Lenzes. Die Weizensaaten standen überall schon einen Fuß hoch; blaue Schwertlilien, weiße duftende Narcissen, gelbe Ranunkeln und andere Blumen schmückten in Menge die unangebauten, mit dünnem kurzem hellgrünem Graswuchs bedeckten Niederungen, die purpurfarbenen Knospen der blattlosen Mandelbäume begannen schon hier und da ihre großen weißen Blumen zu entfalten, und blaue Gürtel von blühendem großblättrigem Immergrün machten sich längs der theils aus entblätterten Brombeersträuchern, theils aus immergrünem Myrten- und Pistaziengebüsch, theils aus dem phantastischen hellgrünen Stachelgeäst der indianischen Feige (Cactus opuntia) und den klafterlangen, blaugrünen, dornig gezähnten Schwertblättern der großen Aloe (Agave americana) bestehenden Hecken bemerklich, welche von wohlriechendem, röthlich blühendem Geisblatt, von flachlichter weißblühender Sassaparille und von reichblätterten Aristolochien mit seltsam gesternten braunen Blumen in allen Richtungen durchwebt und übersponnen erschienen. Die dunkelbelaubten Orangenalleen der Promenade Delicias waren übersäet mit goldfarbenen Apfelsinen und Pomeranzen und die kolossalen Fruchttrauben, welche aus den luftigen Kronen einzelner schlanker, hier und da in den Gärten hoch über die übrige Vegetation sich erhebender Dattelpalmen herabhingen, fingen bereits an sich röthlich zu färben. Ein lauer Südwestwind erfüllte die Luft mit dem würzigen Dufte blühender Citronenbäume und schwellte sanft die Segel der zahlreichen Schiffe, welche den Strom heraufkamen und von denen die größern wegen der Ebenheit des Landes und der blendenden Weiße ihrer von der Sonne beschienenen Segel schon in weiter Ferne dem Auge sichtbar waren.

Trotz des raschen Laufes unseres Trajan, eines Dampfschiffs, welches von den Matrosen der vorüberrauschenden Segelschiffe und Fischerbarken mit lautem Geschrei begrüßt wurde, behielten wir auf unserer Fahrt nach Coria Sevilla wol über eine Stunde im Gesicht.

weil der Guadalquivir ungeheure Krümmungen beſchreibt und wir deshalb, auch als wir bereits mehre Meilen zurückgelegt hatten, in gerader Richtung kaum zwei Stunden von der Stadt entfernt waren. Ja, der hohe Thurm der Giralda blieb noch lange Zeit, nachdem die weißen Häuserreihen und die übrigen zahlreichen Thürme ſich unſern Blicken entzogen hatten, am Horizont ſichtbar und glich im Schein der Sonne einem koloſſalen Meilenzeiger oder, wie ein mitreiſender Maulthiertreiber trocken bemerkte, einer rieſengroßen, weißen Rübe. Anfangs war die Fahrt ſehr unterhaltend. Zahlreiche von Orangen- und Oliv enhainen umringte Landhäuſer und Gehöfte faßten beide Stromufer ein und machten im Verein mit mehren hübſch gebauten Flecken und kleinen Städten, unter denen San-Juan de Aznalfarache, ein beliebter Frühlingsaufenthalt der begüterten Sevillaner, Gelves mit ſeinem auf malerischen und dunkeln Olivenhainen ſtolz emporragenden Schloſſe, und das alte Coria, zur Zeit der römiſchen Herrſchaft ein Hauptſtapelplatz des Handels, eine beſondere Erwähnung verdienen, die Gegend ſehr lebhaft und anmuthig. Gegen Weſten war die Ausſicht durch einen, in geringer Entfernung vom Strome hinziehenden, olivenbedeckten Höhenzug begrenzt, an deſſen Abhange die genannten Ortſchaften liegen, gegen Oſten dagegen ſah man weit in das ebene hier ſpärlich bevölkerte Land hinein, welches mit ſeinen ausgedehnten Weizenfluren und friſch begraſten Weiden einem grünſammtnen Teppich glich. Der Trajan durchfuhr dieſe anmuthige Gegend in raſchem Laufe, ohne bei irgend einem der genannten Orte anzulegen. Bald unterhalb Coria endet dieſelbe, das Land wird völlig eben, aber zugleich ſehr entvölkert und baumlos. Ohne Grenzen dehnt ſich die grüne Fläche nach allen Seiten hin aus, in welcher man nur hier und da ein kleines Dorf, eine einſame Stuterei oder niedrige Hirtenhütten bemerkt. Es war gegen Mittag, als unſer Dampfer, nachdem er eine kleine niedrige, mitten im Strom gelegene Inſel paſſirt hatte, an diejenige Stelle gelangte, wo ſich der Guadalquivir in zwei Arme ſpaltet. Unſer Capitän wählte den rechten Arm, welcher anfangs gen Nordweſt ſtrömt, ſodann aber, einen rechten Winkel bildend, ſich nach Südweſt wendet, worauf er ſich bald abermals ſpaltet. Der rechte Arm, Brazo de la Torre genannt, behält die eingeſchlagene Richtung bei, der linke dagegen, der Brazo del medio, ſtrömt gen Südoſt. Dieſer iſt zwar viel ſchmäler als der linke, aber bedeutend tiefer, weshalb er von allen großen Schiffen als Fahrkanal benutzt wird. Derſelbe erreicht kaum die Breite des Main bei Frankfurt und windet ſich in vielen Krümmungen zwiſchen den beiden großen Inſeln hindurch, welche durch die wiederholte Spaltung des Stroms entſtanden ſind. Rechts liegt die Isla mayor, welche ſich zwiſchen dem Brazo del medio und Brazo de la Torre befindet, links die dreimal kleinere Isla menor, welche gegen Oſten von dem Brazo del Eſte, wie der linke Hauptarm des Stroms heißt, begrenzt wird. Beide Inſeln, von denen die größere einen Flächenraum von beinahe 2½ Quadratmeilen beſitzt, beſtehen aus Sand und Schlamm, ſind ſo eben wie ein Tiſch und ragen, ſelbſt bei gewöhnlichem Waſſerſtande, nur wenige Fuß über die Oberfläche des Stroms hervor. Damals ſtanden noch große Strecken unter Waſſer und dienten Tauſenden von Schnepfen und andern Waſſervögeln zum Aufenthalt, welche durch das Brauſen der Räder des Dampfers erſchreckt ſich oft mit lautem Geſchrei in ungeheuren Schwärmen erhoben, die gleich weißen Wolken über den dunkelgrünen Fluren der Inſeln hin- und herſchwebten. Dieſe Vögel und halbwilde Rinder, welche in großen Heerden auf den fetten Wieſen weideten, waren die einzigen lebenden Weſen, welche wir in den weiten grünen, aber völlig baumloſen und unangebauten Gefilden der beiden Inſeln erblickten. Man erſtaunt, wenn man zwiſchen dieſen fruchtbaren Marſchländern hinfährt, daß ſich kein einziges Dorf oder nur ein Gehöft dem Auge zeigt. Endlos breiten ſich die grünen, jederzeit mit fettem Gras- und Kräuterwuchs bedeckten Aenger aus, über welche die am Waſſer weidenden Rinder in wilden Sprüngen davonjagen, ſobald ein Schiff heranrauſcht und man würde ſich in einer völlig menſchenleeren Gegend zu befinden glauben, erinnerte nicht bisweilen das weiße

Gemäuer einer einsamen Kapelle oder das spitze Rohrdach einer Hirtenhütte an das Dasein des Menschen. In der That sind auch die Inseln des Guadalquivir nur von den wenigen Hirten bewohnt, welche die Rinderherden beaufsichtigen. Die Ufer der Inseln sind großentheils mit salzigen Marschen eingefaßt, welche das Landen sehr erschweren. Bereits hier ist das Wasser des Stroms brackisch, unterhalb der Inseln wird es vollkommen salzig.

Nach einer wegen der Einförmigkeit der Gegend ermüdenden Fahrt von zwei Stunden gelangten wir an den Zusammenfluß des Brazo del medio mit dem Brazo del Este. Der durch diese Vereinigung entstandene Kanal führt den Namen Brazo de Tarfia und bietet, da er ungefähr die Breite des Rheins bei Köln besitzt und fast geradlinig nach Südwest strömt, einen imposanten Anblick dar. Zur Rechten hatten wir noch immer die grünen Gefilde der Isla mayor, zur Linken dagegen breitete sich unübersehbar eine bräunliche, scheinbar ganz entvölkerte, entsetzlich öde Niederung aus, welche ich für eine norddeutsche oder irische Haide gehalten haben würde, wenn nicht in der Ferne einzelne Palmengruppen, die sich wie Silhouetten an dem heitern Blau des Himmels abzeichneten, mir gezeigt hätten, daß ich mich in einer der südlichsten Gegenden Europas befände. Die an den Strom grenzenden Partieen dieser Niederung bestanden aus mit büschelförmig gewachsenen, grünlich grauen Halbsträuchern dünn bedeckten Salzmoräßen und waren theilweise noch weit landeinwärts überschwemmt. Wir befanden uns an dem Rande der berüchtigten „Marisme". Unter diesem Namen versteht man ein gegen 7 Meilen in die Länge und 1 bis 2 Meilen in die Breite messendes Sumpfland, welches sich längs des linken Ufers des Brazo del Este und Brazo de Tarfia ausbreitet und sich südwärts bis in die Gegend von San-Lucar de Barrameda erstreckt. Seine Oberfläche ist mit Ausnahme weniger Stellen, wo sich Sandstein- und Kalkhügel erheben, vollkommen eben und liegt zum Theil, selbst bei gewöhnlichem Wasserstande im Niveau des Guadalquivirspiegels. Der Boden ist überall sehr stark mit Salz geschwängert und deshalb allenthalben mit Strand- und Steppenpflanzen bedeckt, welche meist fleischige, graugefärbte Blätter besitzen und in zerstreuten Büscheln wachsen, zwischen denen das nackte dunkle Erdreich hervorblickt. Von dieser eigenthümlichen Vegetation rührt die bräunliche oder schwärzliche Farbe her, welche die Fluren der Marisme aus der Ferne gesehen besitzen. Mehre von den im Südosten hinziehenden Montañas bei Pinel herabkommende Bäche, deren Wasser beim Eintritt in die Marisme salzig wird, verschwinden, sich in mehre Arme zertheilend, gänzlich in den ungeheuren Sümpfen, ehe sie bis an den Guadalquivir gelangen, dem sie ihre Gewässer zuzuführen scheinen. Die Marisme wimmelt von Teichen, Lachen und Tümpeln, welche durch natürliche Kanäle mit einander communiciren, weshalb es selbst in der heißen Jahreszeit, wo die Sümpfe theilweise austrocknen, unmöglich ist, weit in dieselbe einzudringen. Trotz dieser Terrainbeschaffenheit führt eine Fahrstraße der Länge nach durch die Marisme, nämlich diejenige, welche Sevilla mit der an der Mündung des Guadalquivir gelegenen Stadt San-Lucar de Barrameda in unmittelbaren Verkehr setzt. Und trotz der Unwirthlichkeit, des ungesunden Klimas und des schlechten Wassers liegen mehre große Ortschaften in der Marisme, jedoch nicht in den Sümpfen selbst, sondern auf den schon erwähnten niedrigen Hügeln, welche hier und da aus der braunen Einöde emportauchen. Diese Ortschaften, deren weißgetünchte Häuser sich schon in weiter Ferne auf dem dunkeln Grunde der Sumpfniederung bemerklich machen, sind von üppigen Oliven- und Rebengärten umringt und machen daher den Eindruck von Oasen. Vom Guadalquivir aus sieht man nur die Kronen der Palmen, welche sich in den Umgebungen jener Ortschaften erheben und den oasenartigen Charakter derselben noch erhöhen. Das Aussehen der Marisme wechselt nach der Jahreszeit. Im Winter und Frühling ist der Boden infolge der Regengüsse und des Uebertritts der benachbarten Stromwässer in schwarzen, zähen, grundlosen Schlamm verwandelt und die denselben bedeckende Salzvegetation, welche zum Theil aus Pflanzen besteht, die in

Nordafrika, in den Salzsteppen Centralasiens und in Südamerika ihre eigentliche Heimat haben, in ein einförmiges Grasgrün gekleidet. Im hohen Sommer dagegen erscheint der Sumpfboden an vielen Stellen unter den Glutstrahlen einer afrikanischen Sonne verbrannt und in braunen, salzigen Staub aufgelöst und die Vegetation hier und da mit gelben und rothen Blumen besäet. Jedoch ist diese Zeit gerade die schlimmste für die Bewohner der Marisme, indem die durch die Wärme beförderte Verwesung der abgestorbenen, in den stagnirenden Wässern aufgehäuften Pflanzen, Mollusken und Gewürme die Atmosphäre mit giftigen Ausdünstungen erfüllt, welche gefährliche Wechselfieber hervorrufen. Den eigenthümlichsten Anblick gewährt die Marisme im Spätherbst. Dann nämlich stehen die Sträucher und Halbsträucher, aus denen der Pflanzenwuchs besteht, in voller Blüte und da viele derselben mit grossen schön und lebhaft gefärbten Blumen begabt sind, so entwickeln sie braunen, in den andern Jahreszeiten so öde erscheinenden Niederungen eine solche Farbenpracht, daß sich der Reisende in die Tropengegenden versetzt glaubt. Wohin er das Auge wendet, erheben sich aus dem düstern Grau der Blätter ellenlange Sträuße prachtvoll gelb, gelb und lila gefärbter Blumen neben großen Büscheln lebhaft carmoisinrother und schön violetter Blüten. Aber wehe dem Unbesonnenen, der sich durch diese Blütenpracht verlocken läßt, von den gebahnten Wegen abzulenken und in das blühende Gestrüpp einzudringen! Er versinkt bis an den Leib und tiefer, denn die Aequinoctialregengüsse haben den Boden abermals in einen grundlosen Schlamm verwandelt, oder er geräth wol gar in tiefe, mit stinkendem Wasser erfüllte Löcher, aus denen herauszukommen in den meisten Fällen ein Ding der Unmöglichkeit sein dürfte. Gar mancher menschliche Leichnam fault in den Schlammlöchern und Teichen der Marisme, nicht allein von Verunglückten, sondern auch von meuchlings Gemordeten, denn die Marisme diente früher, wo die Sicherheit der Straßen in Spanien noch nicht so sorgfältig überwacht wurde, wie es gegenwärtig der Fall ist, sehr oft räuberischem Gesindel zum Aufenthalt. Auch die Bewohner der in der Marisme gelegenen Ortschaften stehen nicht im besten Rufe. Letztere leben vorzüglich von dem Oel- und Weinbau sowie von der Fabrication der Soda, die sie durch das Verbrennen der Salzpflanzen gewinnen.

Noch vor drei Uhr erreichten wir die südliche Spitze der Isla mayor, wo sich die beiden Arme des Guadalquivir wieder vereinigen. Von hier an hat der Strom ein majestätisches Ansehen, denn er mißt beinahe eine halbe Stunde in der Breite. Eine Strömung war hier bei dem hohen Wasserstande gar nicht mehr zu bemerken; wol aber zogen die zu der nicht mehr fernen Mündung eindringenden Wogen des Oceans gewaltige Wogen auf der breiten seeartigen Wasserfläche. Wir fuhren nicht weit vom rechten Ufer hin. Dieses ist von dem Vereinigungspunkte der beiden Arme an mit dunkler Pinienwaldung dicht bedeckt, aber eben so unbewohnt wie das linke, welches noch immer von den Sümpfen der Marisme gebildet wird. Nachdem der Guadalquivir ungefähr anderthalb Meilen direct nach Süden geströmt ist, wendet er sich plötzlich nach Westen, welche Richtung er jedoch bald wieder aufgibt, um abermals die südliche einzuschlagen. Beide Ufer des durch diesen Lauf entstandenen Knies bestehen aus Salzmoräsen, welche als Salinen benutzt werden, indem man das salzige Wasser in Gruben sammelt und hier an der Sonne verdampfen läßt. Durch diese einfache Operation, welche auch in den Salzmoräsen an den Ufern der Bai von Cadiz und andern Gegenden der Süd- und Westküste der Halbinsel gehandhabt wird, gewinnt man ungeheure Massen des schönsten, weißesten Kochsalzes, welches die Arbeiter dicht neben den Gruben in hohe pyramidale Haufen aufzuschichten pflegen. Solche weiße Salzhügel und einige danebenstehende Häuser waren die ersten Spuren vom Dasein des Menschen, welche ich seit dem Eintritt in den Brazo de Tarfia bemerkte. Unterhalb der Salines de Levante, wie die am linken Ufer befindlichen Salzwerke heißen, bedeckt sich auch dieses Ufer mit schöner Pinienwaldung, welche die öden Gefilde der Marisme dem Auge

entzieht. Ein ſolches Panorama ſteht wegen der hohen ſchlanken Stämme und der ſchirmartig ausgebreiteten und ineinanderſchiebenden Kronen der ihn bildenden Bäume auch wie ein ungeheurer grüner, auf zahlloſen Säulen ruhender Baldachin. Bald erblickten wir gerade vor uns in der Ferne einen dunkeln Waldſtreifen, welcher den Strom zu ſperren ſchien und am Ufer des letztern die weißen Gemäuer einer Kapelle und mehrere größere Gebäude und zerſtreuter kleinerer Häuſer. Es war Nuestra Señora de la Bonanza, der Hafenort von San-Lucar de Barrameda. Das Läuten der Schiffsglocke verkündete uns, daß hier angelegt würde. Hier werden nämlich alle nach San-Lucar, Jerez und Puerto de Santa-Maria reiſenden Paſſagiere abgeſetzt und alle dahin beſtimmten Güter ausgeladen. Bei la Bonanza entwickelt ſich plötzlich ein großartiges Bild. Der Guadalquivir wendet ſich hier plötzlich nach Weſten, indem er ſich zugleich noch mehr erweitert. Man erblickt die Mündung des Stroms und den blauen Spiegel des Atlantiſchen Meers. Links iſt die Mündung von der heiligen Punta de Chipiona, rechts von der niedrigern Punta de San Jacinto begrenzt, welche beide in gerader Linie über eine Meile voneinander entfernt ſind. Das linke Stromufer iſt von la Bonanza an ein vollkommener Meeresſtrand. Ungeheure Sanddünen entziehen den Anblick der drei Viertelſtunden unterhalb la Bonanza gelegenen und eine halbe Viertelſtunde vom linken Ufer entfernten Stadt San-Lucar de Barrameda und ihren lachenden Umgebungen. Dieſe Dünen ſind zum Theil mit Weinreben bepflanzt, welche trotz der ſcheinbaren Sterilität des Bodens einen vortrefflichen hellgelben Wein, Vino de Manzanilla genannt, erzeugen. Aber auch andere Schätze bergen dieſe nackten Sandhügel in ihrem Schooſe. Bei einem Spaziergange über dieſelben gelangt man oft an tiefe Gruben, welche mit üppigen Gemüſepflanzungen und Mandelbäumen erfüllt ſind. Da es nämlich in der dortigen Gegend an ſüßem Waſſer zur künſtlichen Bewäſſerung der Gemüſefelder fehlt, ſo ſind die Bauern auf den glücklichen Gedanken gekommen, hinter der hohen Dünenkette große viereckige Gruben in den Sand zu graben, ſo tief, daß ihr Boden unter dem Spiegel des Meeres liegt. Das Meerwaſſer ſickert nun langſam hindurch, verliert durch dieſe natürliche Deſtillation ſeinen Salzgehalt und erhält den Boden in den Gruben fortwährend feucht. Dieſe halb unterirdiſchen Gärten, welche man „navazos" nennt und welche alle mit der größten Sorgfalt angelegt und von zierlichen Rohrhecken umſchloſſen zu ſein pflegen, machen in jener dürren Sandgegend einen ſehr freundlichen Eindruck und erzeugen eine große Menge Gemüſe, von dem täglich viele Bootladungen nach Cadiz geſendet werden.

Nach kurzem Aufenthalt an dem hölzernen Molo von la Bonanza, wo mehre Schiffe ſegelfertig vor Anker lagen, welche auf die nächſte Flut warteten, um den Strom hinabzugehen, ſetzte der Trajan ſeine Reiſe weiter fort. Trotz des ruhigen Wetters begann er bald, ſich auf den gewaltigen, zur Mündung hereindringenden Wogen des Oceans, die donnernd und in weißen Schaum zerſchellend an dem ſanft geneigten Strande emporrollten, bedeutend zu ſchaukeln und daher hatten wir noch nicht die Barre paſſirt, als bereits viele Paſſagiere, namentlich die weiblichen, der Seekrankheit erlagen. Trotz der bedeutenden Weite der Guadalquivirmündung iſt dieſe ſchwer zu paſſiren, weil ſie von vielen großen, unter dem Waſſerſpiegel liegenden Sandbänken wimmelt. Die ungefähr in der Mitte befindliche Barre iſt ſchmal und ſeicht, weshalb hier ſchon viele Schiffe geſtrandet ſind. Unſer Steuermann kannte jedoch das Fahrwaſſer ſehr genau und ſo legten wir auch dieſe etwas gefährliche Strecke raſch und glücklich zurück. Kaum hatten wir die Punta de Chipiona, welche eine kleine Stadt gleiches Namens auf ihrem Rücken trägt und die vor derſelben liegende Hundsinſel, ein öder Felſenriff, paſſirt, als Cadiz aus den azurnen Wogen der Atlantis emportauchte, purpurn beleuchtet von den glühenden Strahlen der ſcheidenden Sonne. In größerer Nähe und mehr öſtlich blinkten die weißen Häuſerreihen der freundlichen Stadt Rota, welche auf einer ſchmalen, mit der ſchroff abgeſchnittenen Punta Candor

entgegenden Bildung am Eingange der imposanten Bai von Cadiz liegt und in deren Nähe der köstliche dunkelrothe Xeres, einer der besten Weine Südspaniens, wächst. Die Küste zwischen Gibraltar und Mala ist hoch und hügig, doch von einzelnen Gehöften und Häusern belebt, welche im Schatten dunkler Pinienhaine ruhen. Die Sonne versank eben flammend in das gleich flüssigem Gelde glänzende Meer, als wir die Punta Candor passirten und eine Viertelstunde später rollte der Anker des Trajan vor den riesigen Wällen des spanischen Venedig zwischen zahllosen Schiffen aller Nationen in die dunkeln, grünlichen Wogen des Oceans hinab. Dr. M. Willkomm.

Auf dem Comersee.

Nur in Comersheim wird man und Himmelblau, in das tiefe Grün des Sees und den Silberglanz der Gebirge, nicht in schwarze Linie die Ferne trauben, um von einem Tage auf dem Comersee zu schreiben. Es ist einer der Tage, die in der Gegenwart so schnell vergehen und in der Erinnerung so reich und lang scheinen wie Jahre.

An einem Sonntage in erster Frühe verließen wir Mailand und fuhren auf der Eisenbahn den Gebirgen entgegen, die nach und nach ihr Nebelschleier abwarfen und in junger Morgenfrische vor uns lagen. Die piemontesischen Alpen mit dem Monte Rosa, glänzend weiß, von zartem Rosenduft überhaucht, begrenzen zur Linken die Ferne und rechts erheben sich hinter den nähern Wald- und Felsenbergen die Schweizeralpen mit leuchtenden Gletschern. Ein fruchtbares Land mit Weinhügeln, Ahorn- und Kastanienwäldern, Maulbeer- und Olivenbäumen umgibt uns in der Nähe. An vielen Dörfern und Villen vorüber kommen wir nach Menza, dessen hohen Kirchthurm man aus weiter Ferne sieht und weiter nach Carnarella, wo wir die Eisenbahn verlassen und auf einer schönen, von Kastanien- und Ahornbäumen überschatteten Straße nach Como hinabfahren und links empor zu hohen Bergen und rechts hinunter auf grüne Thäler blicken, in denen die Gebäude großer Seidenspinnereien leuchten. Mit hellen, malerischen Gebirgshäusern, hohen Thürmen, alterthümlichen Kirchen und Brunnen liegt Como in weitem Halbkreis zwischen Gebirg und See und wird uns lieb im ersten Augenblicke der Ankunft; wir haben nicht viel mehr Zeit es näher kennen zu lernen, denn bald schiffen wir uns mit einer buntgemischten Gesellschaft im kleinen Dampfboot ein, das uns in vier Stunden bis fast zum äußersten Ende des Sees führt.

Es ist, als fährt man durchs Paradies. Ein Weg voll tausendfach unbeschreiblicher Schönheit. Weingehänge, Feigen-, Ahorn-, Kastanien-, Maulbeerbäume bedecken in üppiger Fülle die Hügel am Fuße der dunkeln Tannenberge und silbergraue Olivenbäume sind schön zwischen das frühlingsgrüne Laub der andern gestreut; da und dort stürzen Wasserfälle von den Felsen nieder, verlieren sich in den dunkeln Tannengründen und springen wieder hell hervor; frische Matten ziehen sich vom Saum der Wälder bis zum grünen See hinab und sein Ufer und alle Berge sind besäet mit kleinen altergrauen Ortschaften und hellen Villen und Dörfern, die in jede Schlucht, jedes stille Thal hineingebaut sind. Welch' eine Fülle großartiger und lieblicher Wohnungen! Schlösser, Hütten, Villen, Schweizerhäuser, diese von Reichthum und Luxus, jene von stillem, frühem Frieden erzählend, neben ihnen Gärten, Terrassen, Cypressen, Orangen, Pinien, grüne Veranden, Tempel und Lauben, Springbrunnen und Statuen — schmücken in reizender Abwechslung die Ufer. Hundert bunte Gondeln und kleine Segelschiffe gleiten über das dunkelgrüne Wasser; die Sonntagsglocken klingen von den zahllosen Kirchthürmen in Tiefen und auf Höhen; im Hintergrunde steigen die weißen Alpengipfel erhaben zum blauen Himmel auf; mit einzelnen ziehenden Wolken fliegen dunkle Schatten über die Berge. Es ist, als wäre ein

Büchern von Schönheit hier aufgegessen werden und man möchte tausend Augen haben, um Alles zu sehen. Manche Stelle geht die Blicke besonders an durch die Reize der Natur oder durch die Namen, die sich an sie knüpfen.

Zu den letztern gehört vor allem die Villa Plinians, ein Gebäude, wenn auch nicht dasselbe, das die beiden Plinius einst bewohnten, doch recht und allerliebst genug vom waldbewachsenen Felshang niederschaurig in den See, der hier einen heimlich kühlen, dunkelschattigen Winkel bildet und einen Wasserfall aufnimmt, der in hellen Silberstrahlen von den Felsen niedergleitet. Auch die Villen Odescalchi, d'Este, Taglioni, Serbelloni, Melzi u. s. w. lächeln und wie besonders schöne Blüten in dem reichen, vollen Blumenstrauß lieblich an und locken zu sich herein in ihre hohen Gemächer, wo die weißen Marmorschwellen stehen, auf die Balcone, wo schöne Frauen weit hin in die reizende Gegend blicken, in die blühenden Gärten, wo Quellen rauschen und frohe Kinder jubeln, in die kühlen Veranden und in die dunkeln Schattengänge der Pinien und Cypressen oder der frischgrünen Kastanien, wo Freunde und glückliche Paare, wandelnd Arm in Arm, die heißen Stunden verträumen. Unaufhörlich kommen Kähne und entführen unserm Schiff die Passagiere, die die Schönheiten nicht blos im Vorüberfahren genießen wollen. Die meisten landen bei der Villa Sommariva, dem reizenden Besitze des Prinzregenten Albrecht von Preußen. Mit ihren Kunstschätzen und entzückender Umgebung von Garten und Wald eine wahre Zierde der Küste für die Reisenden, die nur schwer von ihrer Nähe sich trennen können und solange als möglich im benachbarten, fast gleich schön gelegenen Hôtel der Gebrüder Venini verweilen, das auch auf mit menschengefüllten Balconen und Lauben und mit weit offenen Fenstern lockend zunickt. Wir fahren noch tiefer in die Berge hinein, die sich mehr und mehr in den See drängen, mit ihren Füßen fast in den grünen Wellen stehen, mit ihren schneebedeckten Spitzen hoch bis in die Wolken reichen und mit ihren breiten Schatten den ganzen Winkel des Sees verdunkeln, den wir jetzt durchfahren und an dessen äußerm Ende bei Colico wir in der Mittagsstunde landen. Wir haben nur Zeit, zwischen sonntäglich geputzten Bauern durch die kleine Gebirgsstadt und weiter ein Stück auf der von Kastanien- und Maulbeerbäumen beschatteten Bergstraße zu gehen, wo Posthörner klingen und bepackte Reisewagen von Deutschland kommen und nach Deutschland fahren und sehnsüchtige Gedanken in der Seele wecken. Aber wir kehren den Alpen, die die Heimat verbergen, den Rücken und fahren von neuem hinunter nach Süden. Auch die Rückfahrt ist herrlich. Nachmittagsonnenschein liegt auf See und Bergen, von denen wieder Glocken niedertönen. Auf allen Balconen, Terrassen der Villen stehen geputzte Menschen und begrüßen mit wehenden Tüchern das Schiff; zahlreiche Gondeln fahren hin und her, oft gerudert von reizenden Mädchen und schönen, geschmückten Damen; sie kommen ans Schiff heran, grüßen Bekannte darin und gleiten wieder zurück; da und dort von Land und See tönt Musik und fröhlicher Gesang. Das Ganze ist ein Ausdruck von Jubel, Lust und Glück; es ist, als blicke man tief in das Herz des Schöpfers hinein und fühle die Liebe und die Freude am Menschenglück, die es erfüllen. *)

M. F.

---

*) Wie sich auch die Nacht an und auf dem Comersee in eigene Reize hüllt, drückte der Herausgeber 1844 in folgenden Strophen aus:

Mit der Sonne untergehen,
Mit dem Monde heimgerauscht —
Goldweg hat in Nixenhoheit
Mit dem Silberpfeil getauscht.
Silberpfeil, gefällst mir lieber!
Nixen schillern, weiß wie Schnee,
Durch des Mondes Licht herüber
In dem bläulich hellen See.

In die Nähe, in die Ferne
Tauchen sie, bald dort, bald hier,
Klingeln nach dem Chor der Sterne,
Klingeln nach dem Gondelier.
In Gewändern, geisterhellen,
Schwimmen sie den Villen zu,
Auf den feuchten Marmorschwellen
Legen sie sich leis zur Ruh.

Rufe denn auch unser Boote
An der Kette nun im Hafen —!
Lenke gilt die Hand, die flinke
Gute Nacht, Herr! Geht Ihr schlafen?
Unter säuberlichen Matratzen,
Auf dem Rücken eben viere,
Eingehüllt in Segeltuchen
Strecken sich die Gondeliere.
Aber Morpheus mit dem Mohne
Nicht zum leichten Zaubersegen,
Trunken weckt auf dem Balkone
Mich ich einer Stunde nehmen.
Sieh, die Barke im See gegangen!
Ist das einer Welle Schimmer,
Was sich dehnend in den Wogen
Schatten weckt im Mondenflimmer?

Ist ein Thier? Auf zwanzig Füßen
Sieht man durch den See — geschwommen!
Einem Kahn vergleichbar fließen
Zwanzig Ruder fast den Wimpel.
Schmal und lang des Kahnes Rücken,
Seine Spitzen scharf wie Pfeile —
Zwanzig Ruderer, kaum wie Leichen,
Rudern ihn mit Flügeln.
Lenke, wachst du am Strande?
Seht ihr auch den Geisterkahn?
Signore, das ist Gespensterbande!
Lenke und die Brüder lachen.
Lachen: Amerika retour!
Bis die Nacht laut erhallen —
Von der Villa Simonetta
Schmettern die Nachtigallen.

Leopold Ranke.

„Wie viel kommt darauf an, in welcher Zeit ein Mann lebt!“ — lautet die Inschrift auf dem Grabmale Hadrian's VI. in Rom; denn nicht Alles schickt sich für jeden Tag. Der tiefste Gedanke, die herrlichste That werden nur dann wahrhaft anerkannt, wenn sie in das Jahrhundert fallen, das sie verlangt, ja sie gleichsam zur Erfüllung seines Wesens fodert. Nicht das Talent allein macht groß; nur wenn dies Talent eine der Ideen, die seine Zeit bewegen, mit sicherer Hand ergreift und zur seinigen macht, steigt es in die Höhe. Wir hatten viel Geschichtsforscher gehabt; Justus Möser, Heeren, Niebuhr sind gefeierte Namen, auch Geschichtsschreiber, die in manchen vergessenen Bänden Völker und Zeiten an uns vorüberziehen ließen, oft farbig und bunt, gestaltenreich wie die Bilder von Paul Veronese, öfters noch trübe, undeutlich und verwischt, wie verblaßte Fresken auf stürzenden Mauern. Aber all' diese Helden lebten nicht, es waren heraufbeschworene Todte, nichts als klapperndes Gebein. Eine wunderliche Begeisterung für Nationalität und mittelalterliche Romantik allein konnte die Jugend für Luden's Hermann oder für Raumer's Barbarossa damals schwärmen lassen, als sie noch lange blonde Locken im Nacken und umgeschlagene Hemdkragen trug. Die biedern Altvordern, die romantischen Minnekönige, Enzio, den seine Haarlocke verrieth, als er aus Bologna entfliehen wollte; König Manfred, der immer in Grün gekleidet ging, als ein echter Sohn der Hoffnung — wo sind sie geblieben? Dahin wie Schatten und Nebel! Ihre Historiker wußten nicht die Eigenthümlichkeit ihres Wesens darzustellen, sie suchten in ihnen nur das Dichterische auf; die Hohenstaufen sollten nun einmal poetische Gestalten, die ganze Geschichte wie ein englisches Königsdrama sein; wahrlich, es galt für sehr barbarisch, die politische Seite der Dinge hervorzukehren, zu glauben, daß nicht nur der Athem menschlicher Leidenschaften die Weltgeschichte bewege, sondern daß in den Dingen und Verhältnissen selbst eine allmächtige, dialektische Kraft ruhe, die sie zerreibt und zu neuen Gestaltungen führt. Diese innerste, geheimste Bewegung der Geschichte erfaßte Leopold Ranke; er sah erst den Dingen ins Auge und dann den Menschen.

Wenn über einen stillen See plötzlich der Wind haucht, erhebt sich hier und dort eine Welle. Die Wellen schäumen empor, stürzen übereinander; das sieht eines Jeden Blick; aber ein schärferes Auge bemerkt zugleich, wie von einem Ufer herüber zum andern die Wogen noch leise zitternd schlagen, wenn die Wellen lange zerstäubt. Die Wellen, das sind die großen Menschen und Thaten der Geschichte; Jeder hat von ihnen gehört, sie sind Allen bekannt; aber das Zittern der Gewässer ist ihr Leben und der Grund ihres

Sonne, und Niemand achtet darauf. In diesem Grund verhehlt sich Ranke's Anschauung der Weltbegebenheiten nicht, gewinnt so eine gewisse Aehnlichkeit mit der Philosophie des Spinoza, nach der alle Gegensätze in die eine Substanz zerfließen. Auch Ranke ist die Einheit das Höchste und die Vollendung, wie die Acte im Streit untereinander sich endlich beruhigen, führen die Kämpfe der Völker, der bitterste Haß und die größten Schlachten sie zur Erkenntniß ihres innersten Zusammenhangs. Es gibt keinen Geschichtschreiber, der nicht auch eine gewisse Idee hätte; es gäbe keinen Incunabel-Codex ohne die Reformation. Nur ein Herz hat der Mensch, sei es auch noch so zerrissen; nur ein Herz hat die Welt, wenn auch Nationen gegen Nationen sich erhebt.

Der Gegensatz und Zwiespalt der romanischen und germanischen Nationen hat bis jetzt Europas Geschicke bestimmt; im Mittelalter fochten sie ihn als Guelfen und Ghibellinen aus, trugen auf ihren Standarten die Schlüssel des Heiligen Petrus oder den blauen Kaiseradlerkopf, in der neuern Zeit standen sie als Protestanten und Katholiken gegeneinander. Da waren sie die bittersten Gegner, das einigende Band des mittelalterlichen Glaubens zerrissen, die Verschiedenheiten ihres Wesens auf die Spitze getrieben: da erschien ihre Trennung unvermeidlich, auf immer. In jenen Tagen segelte die Armada gegen England, das Maria Stuart gerettet; die katholische Welt war eins, strebte nach der Universalmonarchie unter dem Hause Habsburg, classisch in ihren Kunstschöpfungen, in den Bildern der Carracci, des Domenichino, in den Gesichten des Tasso und der Epopöen, die Virgil und Horaz nachstrebten, classisch streng und geschlossen auf ihrer Bühne, mit ihren Calderons und Corneilles; dagegen eine zerfahrene, in sich gespaltene protestantische Welt, die nichts von einer großen, europäischen Monarchie hören wollte; die, republikanisch in Genf, Holland und Schottland, Jeden vereinzelte, Jeden auf sich zurückwies, deren Kunst in Shakspeare romantisch verworren nach Allem tastete, mit Allem spielte, viel tiefer in die Seele der Einzelnen hinabstieg und die Charaktere zerlegte als die katholische, aber zusammenhangslos blieb und niemals eine plastisch abgerundete Gestalt zum Symbol eines Gedankens machte, wie der Zeus des Phidias war, wie Rafael's Madonnen sind; die beiden Welten standen gegeneinander wie das gemeine, praktische Leben gegen die Idealität.

An diesem Punkte beginnt Leopold Ranke's Geschichtforschung. Er sah die Fäden, welche diese feindlichen, getrennten Anschauungen vereinigten, wie sie allmälig im Krieg miteinander erwachsen und sich gebildet, wie die Reformation das schöne, wiedergeborene griechische Leben, das den Hof der Mediceer verklärte, mit grausamer Hand zerriß und an seine Stelle eine katholische Classicität setzte, die der protestantische Gedanke nicht brechen, der er aber widerstehen konnte, indem er ihrer geschlossenen Einheit den einzelnen, auf sich beruhenden und seinem Gott allein unterworfenen Menschen gegenüberstellte. Zwar hat Ranke zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß auch im Mittelalter an eine Vereinzelung der Völker nicht zu denken sei, daß große, geistige Bewegungen romanische wie germanische Nationen gleich bewegt und erschüttert haben, aber das eigenthümliche Wesen seines Talents duldet ihn nicht in gothischen Domen, noch bei den Schlachten der Ritter. Ich will die Bedeutung eines entscheidenden Kampfs nicht herabsetzen, sagte er, aber die Macht der politischen Verhältnisse ist unendlich größer, gewaltigern Drucks. Natürlich, im Spiel der Politik, im ewigen Wechsel der Dinge spiegelt sich am sichtbarsten der Gedanke ab. Man redet Ranke viel darum nach, er glaube, die Weltgeschichte sei am grünen Tisch gemacht, in einsamen, mit Teppichen gedeckten Zimmern, wo die Diplomaten flüsternd von der einen Wand zur andern gegangen und endlich die Machtsiegel unter die Pergamente gedrückt, während draußen auf dem Markte das lebendige Leben unbekümmert um die Noten und Briefe dort oben weiter grollt. So ist es doch nicht; die moderne Geschichte spielt eben in Wirklichkeit mehr im Saale als auf der Straße und erst die Revo-

lurten hat den Marktplatz und die Pfalzgrafen wieder zur höfischen Beredtsamkeit erhoben. Im 16. und 17. Jahrhundert hat es nicht viel Volksversammlungen gegeben, von einsamen Gemächern, vom Cabinet, aus einer Zelle eines Mönchsklosters ward damals die Welt gelenkt, jene Zeiten gehören der Aristokratie an, welche den Aufstand der Niederlande, Hugenottenkriege und die Fronde hervorgerufen. Die Edelleute waren immer voran, bei Berathungen, auch auf den Barrikaden. Ranke's Lieblingsfiguren gehören der Gesellschaft an, die neben politischen Händeln Liebesabenteuer, Duelle, spanische Kleider und Komödien liebte; alle in Sammet, mit Spitzenkragen, die Herren mit Federhüten, langen Staatsdegen, das goldene Vließ auf der Brust, die Damen hoch frisirt oder mit schwarzen, fliegenden Locken, viel Diamanten und herabfallenden Handmanschetten wie die Bilder des Rubens oder van Dyk's sie zeigen. In ihren ausschließlichen Kreisen, wo die edeln Excellenzen langsam, gemessen über die Marmortreppen schreiten, die Granden Spaniens schweigend um die Tafel ihres Königs stehen und nur die Anredesprache mit den Hofdamen reden, wo Richelieu mit Pater Joseph Pläne gegen das Haus Oesterreich ersinnt — dort ist ihm wohl, da fühlt er sich heimisch. Wenn Ranke von diesen Männern, von Karl V., Philipp II., Richelieu und Mazarin redet, wird er noch einmal so lebendig, sein Auge glüht wie seine Sprache frischer. Aber auch diese Zeit ist nur ein Durchgangspunkt der europäischen Menschheit; wie Wasser auf dem Stein gerinnt ihr Glanz mit seinen Worten. Als der spanische Minister, Graf Lerma, abgedankt und entlassen — so erzählt er — den königlichen Palast verließ, sah er noch einmal hinauf zu dem Zimmer, wo er so oft mit dem Könige gearbeitet, er machte das Zeichen des Segens hinan. So Ranke selbst; wohin er sich auch wendet, wie weit abseits seine Forschungen ihn auch durch Chronisten und preußische Staatshistorie geführt, immer blickt er zurück und jetzt ist er in seiner französischen Geschichte wieder zu der Stelle gekommen, wo sein Bestes liegt, zwar verkommen, verblüht — die schönen Tage von Aranjuez.

Eine Zeit lang gefiel man sich darin, die Helden der Geschichte wie römische Statuen zu meißeln, übermenschlich, marmorn, mit geschlossenen Augen; als dann das berühmte Wort aufkam, es gäbe keinen Helden für seinen Kammerdiener, ließ man die Herren von dem Sockel herabsteigen, schilderte sie zwerghaft, kleinlich, viel geringer noch als andere Sterbliche, die romantische Schule adelte endlich alle Ritter des Mittelalters zu poetischen Gestalten, zu Modellen für einen neuen Shakspeare. Ganz anders Ranke. Er sieht und sucht in der Geschichte nur den politischen Menschen, den zerlegt er bis in die letzten Fasern, aber was der Held sonst gethan, gelitten, wird Alles unter dem spanischen Mantel verdeckt, vorn auf der Bühne, vor den Zuschauern steht er immer adelig, geschlossen da, im Staatscostüm; nie erzählt Ranke ein Liebesabenteuer, nie eine scandalöse Anekdote, wenig Worte über Margarethe von Valois, zwei oder drei Zeilen über Heinrich's IV. vielgeliebte Gabriele; denn all' dein Lieben und Leiden sind Trödel für die Nachwelt; Werth hat nur der fortwirkende, politische Gedanke, den du vertratest. Früher, als er noch jung war, lag ihm wol die kriegerische, helmbuschumflatterte Ritterschaft Franz' I. im Sinn und im Herzen; da schilderte er in seinem ersten Buche, wie Gaston de Foix zu Pferde saß, in den Farben seiner Dame, wie er starb — es ist schön, jung zu sterben; wie der kranke, schwächliche Karl VIII. sich bei Fornovo auf seinen einäugigen Rappen schwang und das Schlachtfeuer, das aus seinem Auge blitzte, ihn seinen Paladinen wie einen zweiten Alexander erscheinen ließ — das ist vorüber. Ranke ist in die Fünfziger gekommen. Als er einmal in seinen Vorlesungen von der Schlacht von Ravenna erzählte, fuhr er mit der Hand über die Stirn und sagte: Es war eine poetische Schlacht, ich habe sie auch geschildert — eine Jugendschwärmerei!

Ranke's vornehmes Wesen, seine fortwährende Beschäftigung mit Gesandtschaftsberichten und Verhandlungen haben seinem Blick das Volksleben verschlossen. Er begreift wol die

Inſtitutionen eines Staats, ſeine Verwaltungsformen — aber wie die Maſſen ringen und leiden, wie ſie zu idealen Gedanken ſich zu erheben ſuchen, ignorirt er. Das Treiben auf dem Markte widerſtrebt ihm, es tauſchen ſich dort keine Gedanken aus, nur Leidenſchaft lebt wilder Leidenſchaft. Daß Paris 1591 in furchtbarer Hungersnoth gegen Heinrich IV. Stand hielt, beſchäftigt ihn weniger; er ſitzt eben im Saale mit den Deputirten und ſpaniſchen Herren und verhandelt, ob Donna Clara Eugenia Frankreichs Krone tragen ſolle. Und in der That, es iſt ein gemeines Geſchick, wenn 30,000 Menſchen ſterben; wenn aber Spanien und Frankreich einer Familie gehören ſollen, handelt es ſich um die Welt.

Ranke hegte früher mehr Begeiſterung für tief angelegte, weitgreifende Pläne und politiſche Verhältniſſe, die dem Stil ſeiner erſten Werke auch die Friſche und Anziehungskraft gab; that er doch zuerſt die verſchloſſenen Thüren auf, die zu dem wunderbaren Laboratorium führten, das der menſchliche Geiſt in Jahrhunderten gebaut. Jetzt iſt ſeine Darſtellung klarer und glätter noch als früher, aber kühler; wie über einer Landſchaft ein blauer, durchſichtiger Himmel und Mittagsſonnenſchein ruht, Alles liegt in gleicher Ruhe, Bäume, Blumen, die Hellen dahinter, alle gleich beleuchtet vom grellen, ſtechenden Lichte, die Schatten fließen nicht mehr duftig ineinander. Dieß meinte Ranke, das Höchſte in der hiſtoriſchen Kunſt wäre, das Factum in ſeiner Urſprünglichkeit darzuſtellen; davon iſt er abgekommen, obgleich ſehr natürlich, ſchon Comines, der Hiſtoriker Ludwig's XI., ging denſelben Weg. Denn das Factum nur die letzte Wirkung gegebener Verhältniſſe, das ſich berechnen läßt, alſo keine eigentliche Anziehungskraft ausübt, nicht überraſcht. So wirft auch Ranke die Erzählung bei Seite, er beſpricht das Geſchehene und die Geſchichte löſt ſich in geiſtreiche Auseinanderſetzung politiſcher Händel, in Apherismen auf. Er kam eine lange Straße daher; die erſten Spuren dieſes Hanges finde ich ſchon in dem Buche: „Fürſten und Völker Südeuropas"; in den „Neun Büchern preußiſcher Geſchichte" iſt der ganze Stoff ſchon nach ihm gehalten. Den Helden des letztern Werks, dem die Welt nun einmal die geniale Kraft eines Schlachtenſiegers zugeſchrieben, konnte man nicht zu einem rein politiſchen Kopfe herabſetzen; in den Augen des Volks wird noch immer ein gewonnenes Gefecht höher geſchätzt werden als das Durchführen politiſcher Combinationen.

Ranke hat in ſeiner Darſtellung viel von den Franzoſen. Er ſchätzt den esprit, die geiſtreiche Wendung, das ſchlagende Wort; ſeine Lebendigkeit, die Unruhe auf dem Katheder wie im Geſpräch, ſeine haſtige, überſtürzende Sprache ſind gleichſam die romaniſchen Elemente ſeines Weſens; freilich überwiegt das Germanenthum in ihm, die Vorliebe für philoſophiſche Betrachtung, Gründlichkeit, eine Neigung zur Sentenz, die allein ſchon, abgeſehen vom Inhalt, ſeinen Werken nicht ſolch' ausgedehnten Leſerkreis ſchaffen können wie den Büchern der Thierrys oder Mérimées. So iſt Grazie in ſeinem Stil, allein ſie trägt eine römiſche, ſtreng gefaltete Toga, die Linien und Abgrenzungen treten etwas ſchroff hervor, es iſt Plaſtik ohne Fluß. Soviel Jünger und Schüler er auch gehabt (er hat eine beredte Zunge und trotz ſeiner Kälte höchſt Gewinnendes), ſo ſind ſie ihm doch mehr in ſeinen Forſchungen gefolgt, haben ſich mehr die Art ſeiner Kritik als die ſeiner Darſtellung zum Muſter genommen. Gewiß iſt ſie nicht die höchſte Stufe der hiſtoriſchen Kunſt, ſo wenig Ranke's Auffaſſung ſelbſt die einzig wahre; auch ſie erfaßt nur eine Seite all' des gewaltigen, vor uns verrauſchten Lebens, aber ſie ergreift ſie in ihrer tiefſten Bedeutung, bei der letzten Wurzel; ſie iſt entſchieden originell, groß, von weitgreifenden Folgen; ſie hat über dem Strom menſchlicher Dinge und Kämpfe die Zauberbrücke aufgezeigt, welche die feindlichen Lager Europas — Romanen und Germanen — unlöslich verbindet. Seltſam, daß dieſe Anſicht in der Zeit auftauchen mußte, wo Weſteuropa dem Slawenthum den Handſchuh hingeworfen, und merkwürdig auch, daß derſelbe Mann, der zuerſt dieſe Einheit und Wechſelwirkung romaniſchen und germaniſchen Lebens ausgeſprochen, auch in ſeiner „Serbiſchen Revolution" auf das Volk ſchon hindeuten mußte, das dieſes Leben jetzt mit Vernichtung bedroht, die Ruſſen.

Carl Frenzel.

Der verrückte Rath.

Als ich in den Jahren 1817 und 1818 in Südrußland verweilte, richtete ſich meine Aufmerkſamkeit auch auf die in jenes Land verpflanzten deutſchen Colonieen, von denen ich in der General-Gouvernementsſtadt Poltawa wohnend, eine von einigen hundert Köpfen in nächſter Nähe hatte. Es waren Tuchweber, aus Würtemberg, Sachſen und Böhmen vor zehn Jahren mit ihren Familien eingewandert und durch die ruſſiſche Regierung anfangs bedeutend unterſtützt. Wenn man vom Marktplatze der Regierungsgebäude, deren Mittelpunkt eine Siegesſäule auf granitenem Würfel bezeichnet, Karl's XII. Niederlage verkündend, ſüdweſtlich ins Freie ſich wendet, ſo bildet den freundlichen Hintergrund der Ausſicht das thurmreiche Hauptkloſter auf waldbekleideter Höhe und etwas tiefer und näher der Stadt ziehen ſich einige Reihen gleichmäßig gebauter zweiſtöckiger Häuſer auf grünem Grunde hin, deren jedes ein Gärtchen umgibt. Das Einladende dieſer regelrechten Niederlaſſung verſchwand, ſobald man der Colonie näher kam. Die Gebäude waren ſchlecht unterhalten, zerbrochene Fenſter mit Zeugſtücken oder Papier geflickt, die Gärtchen zwiſchen lückenhaften Zäunen größtentheils verwildert, ſpielende oder herumlungernde Kinder abgeriſſen und oft mit bleichen Geſichtern. Bei weiterer Betrachtung ergab ſich, daß die Colonie mit jedem Jahre mehr geſunken war und daß es für die wenigen Familien, welche bei angeſtrengtem Fleiß und Ordnung noch nicht zu faſt hoffnungsloſen Zuſtänden gekommen waren, keine andere Rettung gab, als aus dem Verbande, welcher jene Einwanderer zu einem Ganzen vereinigte, baldmöglichſt entlaſſen zu werden. Denn urſprünglich hatte die Regierung nicht nur jene Häuſerreihen auf ihre Koſten errichten, ſondern auch jedem Meiſter einen Webeſtuhl und Vorſchüſſe von Wolle und ſonſtigem Bedarf übergeben laſſen. So laſtete auf jedem Coloniſten ein bedeutender Antheil der geſammten Schuld; es lag überhaupt die Berechnung für den Einzelnen nach einer Seite ſo im Unklaren, daß auch der Arbeitſamſte und Ordentlichſte nicht daran denken konnte, ſich von der Gemeinſamkeit der Verſchuldung aus eigenen Mitteln abzulöſen und dadurch das Recht zu erwerben, die Niederlaſſung mit günſtigern Verhältniſſen zu vertauſchen, wie ſich ſolche in andern Kreiſen und bei Privatanſtalten außerhalb Poltawa wol finden ließen. Diejenigen, welche als die Trägſten ihre Löſung in dem dort ſehr wohlfeilen Branntwein geſucht hatten und ſo am tiefſten geſunken waren, wurden demnach für die Beſſern ihrer Landsleute zu hemmenden Feſſeln. Dabei hatte der Müßiggang noch andere Quellen der Zerriſſenheit eröffnet, namentlich bittere kirchliche Streitigkeiten zwiſchen den Lutheranern und den weniger zahlreichen Reformirten und Katholiken, wobei ich die Bemerkung mache, daß der damals in Poltawa angeſtellte lutheriſche Prediger, Paſtor Limmer, ſpäter durch ſeine Streitigkeiten mit Fehler mehr als durch einige zum Theil ſehr ſonderbare Bücher dem Publicum bekannt geworden, ſeinen Beruf gänzlich verkennend, jenes Feuer der Zwietracht und des Haſſes unter den Coloniſten leidenſchaftlich anſchürte. Das Haupt der kaiſerlichen Regierung für die dort vereinigten Gouvernements war ſeit 1847 Fürſt Repnin, derſelbe, welcher in den Jahren 1813 und 14 Generalgouverneur des Königreichs Sachſen geweſen war, ein ſehr freundlich geſinnter Mann, der leicht ſeine Zuſtimmung dem Wunſche gab, daß den deutſchen Tuchwebern die Möglichkeit einer beſſern Zukunft eröffnet werde. Durch neue Vorſchüſſe an Geld oder Material konnte dies nicht geſchehen, da man in Petersburg entſchloſſen war, die alte Schuldenlaſt der Colonie, welche über eine Million Rubel betrug und als eine verlorene erſcheinen mußte, nicht weiter anwachſen zu laſſen. Freilich war von dieſen Geldern wol ein großer Theil den Coloniſten nicht zugute gekommen; denn wenn ihnen auch die Reiſegelder baar eingehändigt waren, ſo hatten doch den Bau der Häuſer und der Webeſtühle und die Herbeiſchaffung anderer Bedürfniſſe Unterbeamte auf eine für ihren

eigenen Beutel vortheilhafteste Weise besorgt, wie auch die Vorschüsse an Material mieder-holte Mittel zum Unterschleif dargeboten und die Nachlässigkeit der Colonisten gefördert hatten. Es blieb nun zu wünschen, daß die Forderungen der Krone an die Webercolonie niedergeschlagen und das gesammte Guthaben der Regierung nachgelassen werde, wodurch die Armen zu selbständigen Anstrengungen dem Bessern sich eröffnete. Zu diesem Zwecke sollte eine historisch-statistische Uebersicht über die gescheiterte Unternehmung nach Petersburg eingeschickt werden.

So leicht diese Aufgabe auch erschien, da es sich nur um einen zehnjährigen Rück-blick handelte, machte sie sich doch bald als eine unüberwindliche Schwierigkeit geltend. Dem Fürsten ward versichert, daß die Kanzleiacten des Generalgouvernements das dazu Erforder-liche nicht enthielten; und ähnliche Erklärungen kamen aus den Kanzleien des Civil- sowie des Miegouvernements zurück. Es fand sich darüber nur so Lückenhaftes vor, daß sich das Geforderte daraus nicht herstellen ließe. Mochte nun wirklich unter früherer Leitung von einem Schuldigen ein Theil der Papiere beseitigt worden sein, um vor späterer Controle sich zu sichern, oder mochte jenes Ablehnen in dem Widerwillen wurzeln, mit einer zeit-her vernachlässigten Sache sich zu bemühen, die jetzt keine Möglichkeit irgend eines Neben-gewinns darbot, während sie frühere Unterschleife ans Licht zu ziehen drohte; immer ließ diese Stockung fürchten, daß die erwachte Theilnahme dabei erkalte und den armen Co-lonisten auch die letzte Hülfe ausbleibe. Deshalb verschaffte ich mir die Namen derjenigen Räthe, welche seit zehn Jahren in einer Kanzlei von Poltawa gearbeitet hatten, um von Einem derselben mindestens einen ganz allgemein gehaltenen Bericht über die deutsche Colonie und die allmälige Entwickelung ihrer jetzt so traurigen Lage zu erlangen. Ueberall ward ich aufs höflichste aufgenommen, was schon die Rücksicht auf den Fürsten Repnin und meine Beziehung zu demselben als Erzieher seines einzigen Sohns bewirkte, überall bedauerte man aber auch mit mehr oder weniger Worten, mir nicht dienen zu können.

Dabei wurde mir zuerst ein Unterschied zwischen deutscher und russischer Anschauungs-weise deutlicher. Man suchte jeder Erwähnung oder Hindeutung auf die nicht zu leugnende Thatsache, daß nicht in den so tief verschuldeten deutschen Tuchwebern die alleinige Schuld dieser Ueberlastung liege, auszuweichen. Ueberhaupt fühlt man dort im Allgemeinen nicht wie bei uns einen Widerwillen gegen Beamte, die ihre Stellung zu unerlaubtem Gelderwerb benutzen und die allerdings sehr niedrigen Gehalte der Civilisten lassen den Russen solches Unrecht als eine still zugestandene Nothwendigkeit erscheinen. Deshalb be-zeichnet der Sprachgebrauch auch dergleichen Uebertreter des Gesetzes, wenn es einmal zur Entdeckung und Bestrafung kommt, nur als „Unglückliche". Eine weitere Folge davon ist, daß alle Einrichtungen und Ankäufe der Regierung das Doppelte oder Dreifache von Dem kosten, was ein Privatmann dafür anzuwenden hätte.

Bei meinen Erkundigungen nach den seit längerer Zeit dort thätigen Räthen war auch ein Name genannt worden mit der Nebenbezeichnung des „verrückten Raths", den ich deshalb unberücksichtigt gelassen hatte. Aber zurückgewiesen von den Andern, erkundigte ich mich nach diesem und erfuhr, im Allgemeinen werde er so bezeichnet, aber ohne vor-liegende Thatsachen entschiedener Verstandesschwäche, wie er denn noch immer in Staats-diensten sich befinde. Aber er hatte mit Niemanden Umgang, war alt geworden ohne ent-sprechenden Zuwachs an Rang oder Orden, und mußte nach dem Wenigen, was man über ihn vernehmen konnte, als ein menschenfeindlicher Sonderling gelten. Nichtsdesto-weniger versuchte ich mein Glück und nie habe ich eine vollständigere Ueberraschung erlebt.

Es war nach meiner Rechnung eine Vormittagsstunde, als ich ihn aufsuchte. Eine alte taube Magd wollte mich nicht erst anmelden, sondern öffnete die Thür, sodaß ich plötzlich vor den ihr schmales Mittagsbrot Einnehmenden stand und es zu bedauern hatte, die Verlegenheit der alten, unter täglichen Anstrengungen früh ergrauten Hausfrau, sowie der nicht mehr jungen und kränklich aussehenden Tochter zu bemerken, welche Beide für

ihrem Stand ſehr beſcheiden aber höchſt reinlich gekleidet waren. Dieſe Stimmung theilte aber der Rath nicht, der ohne eine Spur von Unmuth oder Ueberraſchung einen Stuhl für mich herbeiholte mit der Verſicherung, mir alsbald zu Dienſten zu ſtehen, da ihre Müdigkeit gleich beendet ſei. Es war ein Greis von mittlerer Geſtalt und etwas gebeugter Körperhaltung, deſſen Antlitz ein Muſterbild war von edler Einfachheit, würdiger Geſinnung und treuherziger Güte. Beſonders hatte ſein Blick etwas ſo kindlich Reines, daß man keinem Menſchen williger als ihm Vertrauen entgegenbringen konnte. Um das feine Oval ſeines blaſſen Geſichts fielen glatte ſchneeweiße Haare in ſo dichten Maſſen auf die Schultern herab, daß ich ſpäter nur an Thorwaldſen ein ſo reiches Greiſenhaupt wiedergeſehen habe.

Seine erſten Fragen bezogen ſich auf Petersburg, von wo ich kürzlich gekommen, auf die Perſon des Kaiſers und die kaiſerliche Familie, deren ergebener Verehrer er zu ſein ſchien; dann erwähnte er der Hoffnungen, mit welchen die ſämtlichen Gouvernements dem Fürſten Repnin entgegengeſehen und wollte Einiges über Sachſen vernehmen. Mit großer Wärme verweilte er, nachdem unſer Geſpräch auf die edeln Abſichten des Kaiſers und der Kaiſerin-Mutter zurückgekehrt war, (welche Letztere damals enthuſiaſtiſch für Erziehungsanſtalten wirkte und auch in Poltawa eine Bildungsanſtalt für Töchter gefallener Offiziere vermittelſt der Fürſtin Repnin ſtiftete), bei dem mit beſonderem Vertrauen des Kaiſers ausgerüſteten Miniſter Speranſky und verhieß aus deſſen Wirken die wünſchenswertheſten Folgen.

Nachdem die Frauen ſich entfernt und der Rath mein Anliegen vernommen hatte, zeigte ſich auf ſeinen offenen Geſichtszügen einige Verlegenheit, ſolange er vermuthen mochte, daß der Fürſt aus der gewünſchten Darſtellung ein Mittel zu nachträglichen Unterſuchungen machen würde. Darauf deutete ſeine Aeußerung hin, er wünſche ſein Wirken auf die Zeit ſeines bald abgeſchloſſenen Lebens und auf vollſtändig von ihm nachzuweiſende Verhältniſſe zu beſchränken, während er nie direct mit den Geſchäften für die deutſche Colonie betraut geweſen ſei. Als er aber den eigentlichen und ausſchließlichen Zweck der Bitte vernahm und daß es jetzt nur darum ſich handeln könne, den bisherigen unſeligen Verhältniſſen der deutſchen Colonie vermittels eines Regierungserlaſſes einen Abſchluß zu geben, wozu des Kaiſers Gnade Hoffnung gebe und was der Fürſt zu fördern wünſche, bevor andere Störungen ſich geltend machten, ſo verſprach der Greis ohne Bedenken, in den nächſten Tagen die darüber vorräthigen und ihm erreichbaren Acten zu Hülfe nehmend, eine Ueberſicht über die ſtets ungünſtiger gewordene Stellung der dortigen deutſchen Tuchweber auszuarbeiten.

Und er hielt ſein Wort in möglichſter Zeitkürze und auf eine ſo umſichtige Weiſe, daß die Coloniſten keinen geſchickteren Vertreter hätten finden können. Ohne in Abrede zu ſtellen, daß von beiden Seiten in dieſer Sache früher geſündigt worden, ſtellte der Bericht die Schwierigkeiten und Nachtheile, mit denen die Eingewanderten zu kämpfen gehabt, in den Vordergrund und mit einem glücklichen Rückblick auf den Aufſchwung, den Rußland ſeit 1813 genommen und der für alle Claſſen der Unterthanen auch zu einem moraliſchen immer mehr werden müſſe, empfahl er die Ueberſchuldeten, welche durch eigene Anſtrengung allein es nicht vermöchten, ſich wieder zu heben, der Großmuth der Regierung. Schon fünf Monate ſpäter trug dieſe vom Generalgouverneur zugrunde gelegte Darſtellung eines „Verrückten" ihre Früchte und es traf die kaiſerliche Entſcheidung ein, daß der deutſchen Colonie jede Art der geleiſteten Vorſchüſſe erlaſſen und den Mitgliedern derſelben die Erlaubniß ertheilt ſei, außerhalb des bisherigen Verbands durch Arbeiten bei Privatunternehmungen Erwerb zu ſuchen.

Es war natürlich, daß eine Perſönlichkeit wie die jenes verkannten und von der Weltklugheit ſeiner Umgebungen verſpotteten Greiſes mich anzog und zum Wunſche veranlaßte,

ein Mehres über ihn zu erfahren. Allein er lebte so eingezogen und ausschließlich für sein Amt thätig, daß ohne Zudringlichkeit nur Bruchstücke zu erreichen waren. Als sehr beschränkter Greis bei Denen geltend, die überhaupt noch Notiz von ihm nahmen, wurde er fast nie genannt und das günstigste Urtheil, was laut wurde, bezeichnete ihn als einen unpraktischen, eigensinnigen Alten. Doch gelang es mir noch, sein Benehmen zu erfahren, als mehre Jahre früher die Verlobung seines einzigen Kindes mit einem Regierungsbeamten rückgängig wurde. Die Veranlassung dazu war das Aeußeren des Bräutigams gewesen, mit Hülfe des künftigen Schwiegervaters, in dessen Händen sich die betreffenden Papiere befanden, den Vortheil einer Verbindung sich zu eröffnen. Als der Bräutigam, über die unbedingte Weigerung des Alten erbittert, die Drohung durchblicken ließ, sich zurückzuziehen, hatte der „verrückte Rath" statt aller Antwort seine Tochter herbeigerufen und ihr gesagt, sie müsse jetzt zwischen ihrem Vater und ihrem Bräutigam wählen, da deren Wege völlig auseinandergingen. Das Mädchen hatte, nachdem sie das Weitere vernommen, unter einem Thränenstrom sich an die Brust ihres Vaters geworfen und der beschämte Verlobte hatte später eifrig dazu beigetragen, dem Rathe im Publicum die genannte Bezeichnung zu verschaffen.

Jahre vergingen. Längst hatte ich Südrußland verlassen, als der Zufall in einem böhmischen Bade mich mit einem Bewohner Poltawas zusammenbrachte. Jener ehrwürdige Greis sei seiner Gattin bald nach jener Zeit ins Grab gefolgt und die verwaiste Tochter hätte sich ins Kloster zurückgezogen, — lautete die Nachricht des Reisenden, der sich aber des braven Mannes auch erst dann erinnerte, als ich nach mancher vergeblichen Hindeutung auf die Person, die ich meinte, ihm einfach nur den „verrückten Rath" nannte.

W. Ackermann.

Anregungen.

Schweizerführer.

Der Reiz einer Reisebeschreibung beruht wesentlich darin, daß sie uns mit warmen, lebensvollen Farben Gegenden und Menschen so malt, als ob wir sie selbst sähen; sie soll gewissermaßen die eigene Anschauung, die eigene Reise uns ersparen. Nicht so der literarische Reiseführer. Dieser leitet nur unsern Weg, gibt die Fingerzeige, daß wir, selbst sehend, nichts übersehen und vergessen und sorgt dann speciell für den zweiten, oft Haupttheil unsers Wesens, den physischen und dessen Comfort. Mit andern Worten: bei der Reisebeschreibung begleiten wir den Reisenden, ohne aus dem Zimmer zu kommen, während der Reiseführer uns begleitet, unsern Compaß bildet.

Aber es bedarf kaum eines Beweises, daß das scharfes Auseinanderhalten dieser beiden Arten von Reiseliteratur der Hauptmasse unserer lesernen Reisenden (und diese vor allem müssen es können allein dem Buchhändler wieder auf seine Kosten und darüber verhelfen) nicht mehr genügt, daß also für derartig besuchte Länder, wie z. B. die Schweiz, sich nothwendig eine Mischgattung bilden mußte. Da diese aber sich weiterhin bei der Art der an sie gestellten Ansprüche, wie bei der Unwandelbarkeit gewisser Thatsachen so ziemlich im gleichen Kreise bewegen muß, so kann es nicht fehlen, daß von den meisten Büchern dieser Gattung eins in die Fußtapfen des andern tritt, das folgende auf seine Vorgänger fußt. Es ist also eine ziemlich ungerechtfertigte Rüge, die man unter anderm einem neuesten „Reisemanual" angedeihen ließ, indem man ihm eine gewandte Benutzung fremden Materials als Ungebühr verrückte. Ein wirklich guter Gasthof z. B. wird in dem oder jenem Reisehandbuch ein guter sein müssen und die Aussicht vom Rigi in allen die gleiche. Was sich hierbei thun läßt, ist wenig mehr als die Beachtung der Form, die mehr oder minder geschmackvolle, ansprechende Einkleidung, ein Abschneiden hier, ein Hinzuthun dort. Und schon dies ist viel und dankenswerth; und ein scheinbar kleiner Vorzug dieser Art kann bei dem Zwecke, den man im Auge hat, für den Reisenden von hohem Werthe sein. So schon äußere Form, Anordnung und Handlichkeit der Karten, Angabe der Routen u. dergl.

Zu der eben skizzirten Mischungsgattung der Reiseliteratur gehört auch der vor kurzem bei J. J. Weber in Leipzig erschienene „Illustrirte

Alpenführer"; aber er zählt in einer Weise zu ihr, die ihn bereits über das gewöhnliche Maß für solche Handbücher hinausstellt und sich dem nähert, was wir billig seit in allen vermissen und vernachlässigt finden. Obwohl nämlich hat man bisher, trotz der großartigen Anforderungen an den Gebildeten, wozu der Stand und die Vervollkommnung der Wissenschaften berechtigt, die Ansprüche an ein Reisehandbuch für die Schweiz zu tief gestellt. Mit der nur in der Form geänderten Wiederholung oberflächlicher, sich dem ersten Blick darbietender Dinge, also so zu sagen nur mit einer möglichsten Ausbildung des Gastwirths- und Lohnbedienstetenhandwerks, ist es nicht gethan. Wenn viele Reisende von der Schweiz keine weitere Kenntniß mit nach Hause bringen, als daß es da hohere Berge als anderswo, schöne Aussichten, ewigen Schnee und Eis und gute Gasthöfe gibt, so können sie täglich sagen, daß sie im Reisehandbuche nichts weiter gefunden. Was Noth that, ist, Natur und Charakter des Landes kennen zu lernen, was in Worte gefaßte Karten und Statistiken freilich nicht zu leisten vermögen. Nicht sowol, daß dies oder jenes schön und reizend, großartig und erhaben ist, wollen wir lesen — denn dies sehen und fühlen wir und deswegen reist man —, sondern das Wie und Warum möchten wir, wenn auch nicht wissenschaftlich erörtert, doch angedeutet wissen. Selbst der wissenschaftlich gebildete und gehörig vorbereitete Reisende wird an Ort und Stelle leicht von seinem Gedächtniß verlassen und vergißt interessante Beziehungen. Kurz, das Reisehandbuch soll Allen möglichst Alles bieten, nicht blos die Glasse der flüchtigen Touristen im Auge haben, Jeden das Seine finden lassen, auf die Reise vorbereiten und durch seine Hinweisungen zu weitern Versuchen anregen. Daß Weber's „Illustrirter Alpenführer" mehr als irgend einer seiner Vorgänger diesen von uns angedeuteten Standpunkt da und dort eingenommen, ist ein wesentlicher Vorzug und rechnen wir ihm zu wahrem Verdienste. Die landschaftlichen Schilderungen sind theilweise vortrefflich; nur möchten wir hier und da weniger gewalt haben. Die einzelnen Partieen des Buchs sind unsers Wissens, wol in der Absicht, möglichst eigene Anschauungen zu erhalten, von verschiedenen Bearbeitern; gleichwol schienen uns auch hier einige Irrthümer auf einem Mangel eigener Beobachtung zu beruhen. Im Ganzen indeß müssen wir das elegant ausgestattete Buch für das beste seiner Genossen erklären. Die Routenkarten sind höchst zweckmäßig, die Illustrationen gut gewählt und viele von ihnen selbst ungemein reizend und im kleinen Maßstabe wahre Musterbildchen des Holzschnitts, an denen das Auge sich erfreut und gern der Originale sich erinnern mag. Das Buch lädet schon in seiner Ausstattung ein, es zu besitzen und sich von ihm nach der Schweiz verlocken zu lassen, wenn auch für Manchen nur in Hoffnung oder in Erinnerung.

Hermann Lingg.

In österreichischen Kreisen spricht man von einem jungen Dichter, den kürzlich E. Geibel dem Publicum zuerst empfohlen hat. Die von ihm herausgegebene Sammlung von Gedichten (Stuttgart, Cotta) ist noch nicht reichhaltig genug, um ihr eine durchgreifende Wirkung zu sichern; der Ertrag noch einiger Jahre wird hinzukommen müssen, um von diesem Dichter den Charakter eines sich erst selbst erfassenden Talents zu entfernen. Die Gewähr aber eines reichern Anwuchses ist im vollen Maße verbunden. H. Lingg hat Aehnlichkeit mit Freiligrath. Er übertrifft ihn an Tiefe der Anschauung und an Kenntnissen, aber er hat die freie und plastische Behandlung der Sprache mit ihm gemein. Er bedient sich keiner überlieferten Redeweisen, sondern schafft sich seinen Ausdruck aus der Fülle des Sprachvorraths wie aus der speciellsten Vertiefung in den behandelten Gegenstand selbst. Eine solche gedrungene Festigkeit des Ausdrucks, wenn sie auch zuweilen an alte Oden-Rhetorik und eine gewisse geziehte Studirtheit grenzen möchte, thut doch wohl in einer Zeit, wo die jungen lyrischen und epischen Poeten stantes pede in uno einen gereimten Band nach dem andern hinausschicken. Wie auch in der Lingg'schen Dichtweise das gleichsam ausdrücklich vorgenommene Thema und ein in Form der Abhandlung des Stoffs etwas mühsames Durchführen und ausdrückliches allseitiges Ueberdigenwollen des Gegenstandes noch ersichtlich ist, so finden sich doch dabei überall Spuren der mitarbeitenden Phantasie und primitiv freien, oft höchst sinnigen Beobachtung. Die landschaftliche und geschichtliche Auffassung ist immer bedeutend. Möchte sich dies vielversprechende Talent seine ganze Vertiefung erhalten und vor Zersplitterung bewahren. Einem solchen noch Bewährung drängenden Genius ist nichts gefährlicher als das Fragmentarische, das seiner oben bezeichneten Gedichtsammlung noch zu sehr nicht blos äußerlich, sondern auch innerlich aufgedrückt ist.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 50.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Eugenie.

Eine Mittheilung aus dem Leben in drei Capiteln.

Erstes Capitel.

Der Flüchtling.

Ein trüber Decemberabend umhüllte die Stadt Ulm. Vom Dome schlug es eben Zehn, als eine ältere Dame, aus befreundetem Familienkreise nach Hause sich begebend, unweit des Marktes in eine der engern Straßen einbog, von einem mit Handlaterne voranschreitenden Dienstmädchen begleitet. Die über die Donau herstürmenden Windstöße schlugen hier mit ihrem feinen Schneegestöber den Gehenden gerade ins Antlitz, sodaß ihr Fortschreiten durch die dunkle und jetzt menschenleere Gasse immer mühsamer wurde. Dazu kam, daß das Laternenlämpchen auszulöschen drohte, sooft das Mädchen zu Gunsten ihrer etwas schwerfälligen Herrin die Leuchte emporhob, um vor den übelsten Stellen des holperigen, eisglatten Pflasters zu warnen. Innerlich hatte die Frau „Magisterin" — denn mit solcher Anrede begann die voranschreitende Else jeden Anruf, hier doch ja nicht zu fallen — es schon wiederholt bedauert, heute ihr trauliches Stübchen gegen einige Stunden heiterer Geselligkeit um den Preis des beschwerlichen Wegs vertauscht zu haben, und ihre gutmüthige Offenheit würde dies auch die Laternenträgerin haben hören lassen, hätte dazu der Sturm ihr den Athem gegeben. Dieser aber verstärkte sich so, daß sie beim Ausgange der Gasse den Mantel enger an sich ziehen mußte, dabei aber das locker um den Hals geschlungene Tuch außer Acht ließ, welches ihr entrissen, in die Gasse zurück und, soviel sie sehen konnte, nach einem Thoreingang geschleudert wurde. Die verwittwete Frau Pfarrerin war eine zu gute Wirthin, als daß sie nicht hätte versuchen sollen, des seidenen Flüchtlings wieder habhaft zu werden. Ihrer Else ein Halt! zurufend, wendete sie sich zurück und jetzt mit dem Winde segelnd stand sie schnell an der Thorwölbung, nach deren Eckſteine hin sie das Tuch hatte flattern sehen. Dieser gewölbte Eingang durch eine der dicken Mauern, wie sie nur in unsern Reichs- und Hansestädten sich einzeln noch finden, von einem Thore hinten geschlossen, gab eine grottenartige Vertiefung, in der es noch dunkler als auf der Gasse war.

Während die Pfarrerin sich bückend nach ihrem Tuche tastete, vernahm sie aus der

Tiefe der Wölbung ein Stöhnen. Erschreckt rief sie: Ist hier Jemand? Keine Antwort erfolgte. Als sie nun lauschend einen Schritt weiter trat, wo die Mauer gegen den Wind schützte, hörte sie deutlich ein krankhaftes Athmen und begann von neuem ihr Fragen. Aber erst als Else herbeigerufen war und der Schein der Laterne sich näherte, vernahm sie die leise, doch im Ton dringender Bitte gesprochenen Worte: Lasse mich hier sterben! Jetzt eilte die gute Dame der nach dem Laute ausspähenden Else mit dem Rufe entgegen: Herbei leuchte! Und als die Dienerin, anfangs scheu, bald aber, da sie sah, daß ein junges weibliches Wesen in schwarzseidenem Kleide wie ohnmächtig zusammengekniet in der hintern Mauerecke lehnte, mit plötzlicher Theilnahme herantrat und ihre Laterne vor das Antlitz der Fremden hielt, fuhr sie wie erschreckt mit dem Ausrufe zurück: Das ist ja ein Engel! Aber ein Sterbender, wenn wir nicht schleunige Hülfe schaffen, erwiderte eifrig die Pfarrerin, und zur Halbliegenden sich hinabbeugend, forschte sie unter hastigen Betheuerungen herzlicher Theilnahme nach dem Grade und der Veranlassung ihrer Schwäche, nach Namen und Wohnung und versicherte, sie wolle mit ihrem Mädchen die Erkrankte sogleich nach Hause bringen, falls noch Kraft zum Gehen bei Unterstützung von beiden Seiten vorhanden sei, andernfalls aber ein paar Männer zum Tragen herbeiholen.

Die Hülfsbedürftige lehnte diese Fragen und Erbietungen mit leisem Schütteln des Hauptes ab, ihr Antlitz war weiß wie Marmor, ihre Augen von den Wimpern fast ganz bedeckt, vielleicht aus Ermattung, vielleicht auch wegen Blendung der nahen Laterne. Als aber die Witwe immer dringender wurde und mit der Versicherung schloß, es müßten Menschen herbeigerufen werden und sollte man die ganze Nachbarschaft aus dem Schlafe aufscheuchen, da öffneten sich diese großen, sprechenden Augen in so flehentlich bittendem Ausdrucke eines tiefen Seelenschmerzes, daß dieser Blick der guten Frau bis ins Herz drang, und sie vernahm die geflüsterten Worte: Ich habe keine Heimat! Das Außerordentliche des Begebnisses hatte die Pfarrerin über das Gleichgewicht ihrer Lebensansichten und Gewohnheiten so weit erhoben, daß ihr alle Bedenklichkeiten jetzt so rasch zurücktraten, wie sie es bei späterer prüfender Ueberschauung selbst kaum begriff. Und drängte sich auch der Gedanke einer Schuld oder einiger Gefahr der Theilnahme an diesem unglücklichen schönen Kinde flüchtig auf, jeder Blick in das engelreine Antlitz, auf diese edle Gestalt bezeugte das Gegentheil. Die Witwe, dreißig Jahre lang treue Lebensgefährtin eines kürzlich verstorbenen Landgeistlichen, war eine echte Schwäbin, deren warmes Herz dem klügelnden Verstande weit vorauseilte; und so konnte sie jetzt nicht anders als dringend bitten, das liebe Fräulein möge doch zu ihr sich geleiten lassen, wo Pflege und Ruhe ihrer harre. Dies sei ja nur gemeine Christenpflicht. Weigere sie sich dessen, so müsse Else sogleich aufs Rathhaus laufen, während sie selbst hier warten wolle. Bei dieser Anrede lief ein Zucken, wie das eines innern Krampfes, über das bleiche Antlitz, die Augen öffneten sich und ruhten forschend auf dem Gesichte der Witwe; dann erhob sie die Hand und sprach vernehmlich: Ich gehe mit Ihnen — die Aufgabe ist noch nicht zu Ende! Verstand die Witwe auch nur wenig von den letzten Worten, so fühlte sie sich vom Ton dieser Stimme doch bis zu Thränen gerührt.

Bei der Vollziehung der angetragenen und angenommenen Hülfe zeigte es sich, wie sehr die Schwache derselben bedurfte und wie sie allein nicht mehr gegen Wind und Wetter hätte bestehen können. Besonders schmerzhaft schien ihr das Auftreten auf dem unebenen harten Boden zu sein. Als sie am Arme der Pfarrerin sich aufgerichtet, ward ein Päckchen sichtbar, auf welchem sie gesessen hatte und welches Else zu tragen bekam, während, zwischen Beiden geführt und gestützt, die Fremde langsam die nicht mehr ferne Wohnung der Witwe erreichte. Diese bestand aus einer freundlich ausgestatteten Stube mit kleinerm daranstoßenden Schlafzimmer nach der Straße und aus einem dritten Zimmer nach dem Hausgarten, welches gleichfalls mit dem Nöthigen versehen und für Besuche der einzigen

Tochter bestimmt war, die, in Heilbronn verheirathet, plötzlich auf eine Woche zu ihrer Mutter zu kommen versprochen hatte. Hierher ward die Fremde gebracht und, wie es ihre Erschöpfung zu erfordern schien, ärztlich gepflegt. Bald hatte die Wärme die Fremde zu bemerken, daß Ruhe und Wärme sowie etlich bereitete Ähre der Fremden zur Erquickung gereichten. Als sie, nach weiterm Vorbereitungen für die Nacht, Ruhe wünschend, sich entfernen wollte, streckte ihr Pfleging mit einem unbeschreiblichen Ausdruck bittender und vertrauender Kindlichkeit die Hand ihr entgegen und sprach: Bis morgen Nachsicht! Nur allmälig läßt sich's zum Leben zurückkehren! Soll aber Ihre Wohlthat auch für mich eine werden, so verbergen Sie mich und was Sie für mich thun vor der Welt! Und nennen Sie mich nicht mehr Fräulein! Ich heiße Eugenie.

Ehe die Witwe selbst zur Ruhe ging, besprach sie sich mit ihrer treuen Else, die sie ermahnte, von ihrem Abenteuer gegen Andere zu reden, bevor sie nicht selbst genauere Einsicht in diese Sache gewonnen. Dagegen ergoß sich der Dienerin Aufregung in ein wortreiches Preisen der verwunderlichen Engelschönheit und in das Lob bald des langen, schwarzen Haares, bald der schneeweißen Haut, und einstimmend versicherte auch die Herrin, ein solches Gesicht und solche Gestaltungen seien ihr nie vorgekommen. Dann behauptete Else, es müsse etwas Vornehmes dahinter stecken: Die Hände wären viel zu zart für gröbere Arbeit und ihre Wäsche wäre gar zu fein. Daran reihte sich dann wieder erneutes Verwundern sowie Neugier, was wol in solche Noth habe bringen können, und die Frage, ob nicht die Frau „Magisterin" auch bemerkt habe, in wie traurigem Zustande die dünnen Schuhe gewesen; gewiß habe sie auf den gefrorenen Wegen weit gehen müssen und sich so die Fußbekleidung bis auf die Haut zerrissen. Nur allmälig verlief sich die Flut so aufgeregter Theilnahme und als Else zu Bett geschickt wurde, weil Mitternacht schon vorüber, rief sie noch auf der Treppe zu ihrer Bodenkammer: Unser Töchterle (sie meinte damit ihre Herrschaft) kommt gegen die nicht auf!

Als am nächsten Morgen die Pfarrerin leisen Schritts zu ihrem Findling eintrat, fand sie ihn wachend mit hochgerötheten Wangen und fieberhaftem Pulse, sodaß sie zu einem Arzte schicken wollte und nur wiederholten dringenden Bitten Eugeniens nachgab, dies zu verschieben. Es fiel ihr zwar auf, daß die Kranke dies als eine Bedingung ihres Bleibens bezeichnete und dabei versicherte, nur in strenger Abgeschlossenheit könne sie wieder zum Leben genesen, welches ihr gestern als eine beendete Aufgabe gegolten habe; allein sie wollte körperlich und geistig Leidende durch Nachforschungen jetzt nicht aufregen und beschränkte vor der Hand darauf, alles Fragen verschiebend, mit aufmerksamster Sorgfalt sie zu umgeben. Und dieser Absicht entsprach der Erfolg. Das Fieber, wahrscheinlich durch zu große Anstrengung bei gewaltsamen Gemüthsaufregungen entstanden, wich allmälig der Ruhe und Ruhe, und als gegen Ende der zweiten Woche die Witwe, von ihren Marktgängen zurückgekehrt, in das Gartenzimmer eintrat, fand sie Eugenien wieder im schwarzen Kleide am Tische sitzend, auf welchem die von ihr mitgebrachte Wäsche ausgebreitet lag, eifrig damit beschäftigt, die eingestickten Anfangsbuchstaben eines Namens zwischen umgrünenden Zweigen auszutrennen. Obschon die gute Alte jeder Art der Nachforschung bisher gänzlich sich enthalten hatte, mischte sich in ihre warme Theilnahme doch soviel Neugier, daß sie, begierig einer Aufklärung entgegensehend, beim Herantreten jetzt die halbgetrennten Buchstaben E. v. S. schnell erkannte. Zugleich aber fühlte sie sich über diese unerwartete Einsicht verlegen und ward deshalb wortreicher in ihrem Glückwunsch zur Genesung und in ihren Warnungen zur Vermeidung jedes Rückfalls. Da ergriff Eugenie die Hand der Witwe und sprach mit dem unnachahmlichen Ausdrucke eines wahrheitstreuen Herzens: Wie spät vernehmen Sie von mir Dankesworte für Ihre Wohlthat! Deuten Sie es mir nicht zum Nachtheil! Drängt es sich mir doch auf, als wär' es besser gewesen, wenn jene Nacht den letzten Lebensfunken in mir verlöscht hätte. Wie plötzlich traf

mich eine ungeheure Aufgabe! Ich verzweifelte an der Kraft sie zu lösen. Eine neue Aussicht öffnet sich mir jetzt, welche nur Sie, meine Lebensretterin, mir erreichbar machen können. Meine ganze Vergangenheit muß ich auslöschen wie diese Buchstaben. Dazu helfen Sie mir und ich werde Sie gleich meiner seligen Mutter verehren!

Dagegen sprach die Witwe freundlichste Theilnahme aus und verhieß Beistand, wenn sie nur erst wisse, in welcher Weise zu helfen sei. Nicht aus müßiger Neugierde frage sie nach Eugeniens Erlebnissen und jetzt zunächst nach der Veranlassung zu ihrer scheuen Flucht, aber wie vermöge sie zu urtheilen und mütterlich zu rathen ohne Einblick in ihre Vergangenheit?

Und doch ist dies nothwendig! entgegnete Eugenie. Nicht das Schamgefühl einer Verschuldung ist es, was nach dieser Seite hin meine Lippen verschließt; es ist ein eisernes Gebot meiner Pflicht und wichtiger als die Erhaltung meines Lebens! Daher habe ich es mir selbst gelobt, über Alles zu schweigen, was mich glücklich und unglücklich gemacht hat; auch das an sich Unbedeutende könnte eine Handhabe fürs Schicksal werden, mich dorthin zu reißen, wo ich zum Fluch würde Denen, die ich liebe und verehre.

Aber, mein liebes Kind, bedenken Sie doch, was möglich ist! erwiderte die Witwe. Meiner Else habe ich zwar verboten, über die Sache zu reden, aber sie wird doch nicht ganz schweigen können. Vorgestern hat sie sich gegen eine neugierige Nachbarin nicht anders helfen können als mit der Antwort, der kranke Besuch sei eine Muhme von mir aus der Schweiz, von der sie nur den Vornamen gehört habe. Allein die Stadtpolizei wird mehr wissen wollen und wir werden eine Anzeige aufs Stadthaus schicken müssen.

Dann ist meines Bleibens hier nicht länger! rief Eugenie. O, zweifeln Sie nicht an meiner Wahrhaftigkeit, zweifeln Sie nicht daran, daß ich ebenso unschuldig als unglücklich bin! Von dem Augenblicke an, wo ich Gegenstand polizeilicher Nachforschung geworden, werde ich für immer verstummen und mich als Blödsinnige lieber einsperren, als zu einer Antwort verlocken lassen. Aber Sie werden Ihr Werk nicht halb thun, Sie werden mir weiter helfen, wenn ich nicht in dieser Verborgenheit bei Ihnen fortleben darf.

Die Witwe wollte von Fortsetzung der Flucht nichts hören; es wäre ja sündlich, eine eben erst Genesende ins Winterwetter hinauszulassen. Lieber wolle sie jetzt nach nichts fragen, jede Anmeldung vermeiden und es auf sich nehmen, was danach komme. Else solle gegen zudringlich Fragende fortfahren, von einem hier krankgewordenen Besuche aus der Schweiz zu reden. Vielleicht werde berechtigtere Nachforschung so vermieden.

Diese Unterredung schien Eugenie mit den gewöhnlichen Legitimationsanforderungen an Reisende zuerst bekannt und gleichzeitig ängstlicher zu machen; sie brachte einen werthvollen Diamantring nebst gleichgeschmücktem altmodischem Ohrgehänge und eine goldene Halskette hervor, Erbtheile ihrer Mutter, wie sie sagte, und bat, etwas davon zu Geld zu machen, damit sie bis zur Schweizergrenze sich fahren lassen könne. So werde sie, obschon noch schwach, der Gefahr doch schnell entgehen. Als aber die Pfarrerin frug, ob Verwandte oder Freunde von ihr in der Schweiz wohnten, bei denen sie Zuflucht zu finden hoffen könne, so mußte Eugenie gestehen, auch dort werde sie so fremd sein wie hier, und ziehe jenes Land nur vor, weil sie vor Nachforschungen dann wol gesicherter sei. Dies mißbilligte ihre Pflegerin; völlige Genesung müsse vor jeder neuen Anstrengung gesichert sein. Zum Verkaufe jener kostbaren Erbtheile sei es später immer noch Zeit; man könne ja erst abwarten, ob Anfragen überhaupt gestellt würden. Erkläre sie in solchem Falle, sie habe zu so kurzer Reise keinen Paß für nöthig erachtet, so werde das Erbieten, bald nach der Schweiz zurückzukehren, der Behörde wahrscheinlich genügen.

In dieser Aussicht fand Eugenie Beruhigung. Aber die Witwe, obschon über den nächsten Erfolg ihrer Worte erfreut, war mit sich selbst nicht ganz zufrieden, als sie später ihre Rathschläge wog. Es kam ihr vor, als hätte sie noch dringender einigen Aufschluß

von ihrem Pfleglinge verlangen ſollen, ja ſie fühlte ſich zuweilen über das Mißtrauen, welches in jenem Schweigen liege, faſt gekränkt. Allein dieſe Eindrücke wichen ſchnell vor den unmittelbaren Wirkungen des täglichen Umgangs. Nur über ihr früheres Leben blieb Eugenie verſchloſſen, während ſie in Allem, was die Gegenwart betraf, die liebenswürdigſte Offenheit und ein wahrhaft kindliches Vertrauen erwies und jeden Wunſch ihrer Pflegerin ſchon in ihren Blicken leſend denſelben verwandte.

Kurz nach jener Beſprechung erbat ſie ſich Arbeit, um, wie ſie ſagte, auch ihr Scherflein zum Haushalte beizutragen. Die dahin zielenden Vorſchläge der Witwe führten zu der Wahrnehmung, daß Eugenie von weiblichen Handarbeiten früher nur die feinern gekannt hatte, daß ſie aber des Franzöſiſchen und des Engliſchen mächtig war und mit ſeltener Fertigkeit und Geſchmack zeichnete. Von der Anwendung ihrer Sprachkenntniſſe zum Unterricht in einer Mädchenſchule oder bei Töchtern wohlhabender Familien wollte ſie nichts hören, weil dies ein Aufgeben ihrer Abgeſchiedenheit herbeiführen müßte. Denn ſie beharrte, auch nachdem der Schnee geſchmolzen und des Frühlings erſte Boten ſich eingeſtellt hatten, bei ihrem Widerwillen, die Straße zu betreten und beſchränkte ihre Bewegung im Freien auf den kleinen Garten, deſſen Pflege ſie ſpäter mit übernahm. Um ſo eifriger übte ſie Nähen und Stricken und in Zwiſchenſtunden beſchäftigte ſie vorzüglich Zeichnen und Aquarellmalerei, wofür die Frau Pfarrerin Materialien aus einem Theile des Ertrags der verkauften Ohrgehänge auf Eugeniens Bitten herbeigeſchafft hatte. Bald waren es ſinnig geordnete Blumen, bald landſchaftliche Skizzen, die ihr ſo reizend gelangen, daß ſich ſchnell ein regelmäßiger Abſatz unter Vermittelung der in Heilbronn verheiratheten und mit einer ſtuttgarter Kunſthandlung bekannten Tochter der Pfarrerin entwickelte; und am heiterſten lächelte Eugenie, wenn ſie die dafür einlaufenden kleinen Zahlungen ihrer Pflegemutter aufdringen konnte. Dieſe Aemſigkeit beflügelte den Lauf der Stunden und Wochen und noch nie hatte ſich die Witwe ſo ſehr auf ihre Wohnung beſchränkt, nie dabei ſich ſo wohl gefühlt als jetzt an der Seite ihrer lieben Einſiedlerin, deren angeborene Gabe es zu ſein ſchien, Wohlſein und Wohlwollen um ſich zu verbreiten.

Als eines Tags Eugenie zu einer neuen Sendung fertige Aquarelle ordnete und mit wehmüthigem Blicke auf einer landſchaftlichen Compoſition verweilte, deren Hintergrund ein theilweiſe in Ruinen liegendes Schloß altdeutſcher Bauart bildete, hob die Witwe ein anderes Blatt empor, welches eine halbentfaltete Moosroſe am thaugetränkten Zweige in glücklichſter Naturtreue darſtellte, und ſprach, nachdem ſie deſſen Schönheit geprieſen: Wie lebendig erinnert mich dies an die erſte Moosroſe, die ich mein nannte und für meinen guten Vater zur Geburtstagsgabe pflegte. Es war aber in unſerer Pfarrei ſchwer, bis zur rechten Stunde meinen kleinen Schatz ungeſehen zu hüten und wenn ich in meinem künſtlichen Verſteck die anſchwellende Knoſpe mit vorfühlender Freude betrachtete, ſchreckte mich ſchon das fernſte Geräuſch auf. Bei dieſem Bilde tritt mir jenes Gefühl wieder ſo nahe, als hätt' ich's geſtern erlebt. Und ſo bin ich ja auch jetzt wieder in meinen alten Tagen ängſtliche Pflegerin einer ſchönern Roſe geworden, die ſich aber ſelbſt mehr verbirgt, als ich es wol wünſche, und von der ich noch nicht weiß, wen ſie als Angebinde ſchmücken werde. Mit dieſen Worten ſtreichelte ſie lächelnd der Pflegetochter erröthende Wange.

Ohne ſtörende Einwirkungen der Außenwelt verging beiden Theilnehmern dieſes Stillebens der Frühling und ein Theil des Sommers, als unerwartet ein Brief aus Heilbronn einlief, der die Witwe beunruhigte und auf Eugeniens Antlitz, als ſie der Aufforderung, ihn zu leſen, nachkam, plötzliches Erblaſſen hervorrief. Von der Tochter der Pfarrerin geſchrieben, enthielt er die Meldung, die ſtuttgarter Kunſthandlung, die den Vertrieb der eingeſchickten Blätter beſorgt, bringe darauf zu erfahren, wer jene Aquarelle, und namentlich die Landſchaft mit gothiſcher Schloßruine im Hintergrund, gemacht habe und verſpreche für dieſe Enthüllung eine nicht unbeträchtliche Geldſumme, zu deren Zahlung ein auswärtiger

vornehmer Herr, der jenes Blatt gekauft, für diesen Fall sich verbindlich gemacht habe. Den Bescheid auf diese Anfrage habe sie verschoben; aber da sei wenige Tage darauf ein Beauftragter der Stuttgarter Handlung bei ihr erschienen, habe mündliche Benachrichtigung sich erbeten und als er vernommen, daß deshalb vorher nach Ulm geschrieben werden müsse, dringend sie ersucht, dies alsbald zu thun und den Erfolg sogleich nach Stuttgart zu melden. Und so bäte sie denn, darüber ihr zu schreiben und wie sie sich dabei zu verhalten habe.

Der Frau Pfarrerin erschien diese Sache räthselhaft. Man müsse, meinte sie, zuvörderst nach dem Namen des Herrn sich erkundigen, der jenes Aquarell gekauft, und warum dieser so hohem Werth auf Beantwortung seiner Frage lege. Eugenie aber war so erschrocken, daß sie erst nach einer Pause erwidern konnte: O nein! Keine Auskunft geben noch verlangen! Daß doch mein Unstern mich verleitete, der Erinnerung soviel nachzuhängen, jene Burg einzuzeichnen! Und, o Gott, Ihre Tochter hat Ulm genannt — das Asyl wird mir entrissen, vom neuem muß ich fliehen!

Die Witwe wollte sie beruhigen, zugleich aber auch hören, wie jene Nachfrage solche Angst veranlassen könne und was denn überhaupt dabei zu fürchten sei, während Eugenie alle Erklärung darüber zu verschieben und jetzt den Verkauf ihres Schmucks zu besorgen hat, um Geld zur nöthig werdenden Flucht zu schaffen.

Dies Gespräch fand im vordern Zimmer statt, bei dessen Fenster an ihrem Arbeitstische die Witwe saß, den Brief aus Heilbronn noch vor sich, indeß Eugenie in zitternder Aufregung ihr zur Seite stand und so ihre Hand auf die Schulter der mütterlichen Freundin gelegt, einen Theil der Gasse übersehen konnte. Plötzlich fühlte diese ein Zucken, als sei die neben ihr Stehende von einem elektrischen Schlage getroffen. Aufblickend sah sie Eugenien todtenbleich nach der Thür des Hinterzimmers zurückwanken, und als sie nacheilend, weil sie eine Ohnmacht vermuthete, ihren Pflegling umfassen wollte, sank dieser ihr zu Füßen und sie vernahm die abgebrochen hervorgestoßenen Worte: Er kommt! Er will mich hinwegreißen — zur Unthat, zum Verrath an der Pflicht! Eher soll die Donau mich verschlingen! Um Gottes Barmherzigkeit, verrathen Sie mich nicht! Liefern Sie mich nicht aus! Es wäre eine Sünde.

Da klingelte die Hausthür und Eugenie sprang auf und hinüber nach ihrem Stüblein, den Schloßriegel hinter sich vorschiebend. Die Witwe aber, überrascht und verwirrt, vernahm rasche Tritte die Stufen herauf, dann ein Klopfen an ihrer Thür, die sich öffnete, ehe sie noch ein Herein! über die Lippen hatte bringen können. Ein stattlicher Herr, vornehmen Aussehens und im kräftigsten Mannesalter, war eingetreten und stand vor ihr.

(Das zweite Capitel: Der Verfolger, in nächster Nummer.)

Der menschliche Schmuck.

Culturgeschichtliche Skizzen von Dr. Gustav Klemm.

III. Kunsterzeugnisse.

Der plastische Thon gehört zu denjenigen Naturproducten, deren sich der Mensch schon auf den frühesten Stufen bemächtigt, um sich Gefäße, Geräthe und andere Dinge für seine Zwecke zu fertigen, welche die Natur entweder nicht so, wie er sie braucht, oder doch nicht in hinreichender Anzahl, Gestalt und Größe liefert. Der plastische Thon findet sich überall und ladet durch die Leichtigkeit, womit er sich bearbeiten läßt, zur Benutzung ein. Schon auf sehr tiefen Culturstufen finden wir thönerne Schalen und Töpfe und thönerne Schmucksachen. Auf den Pelewinseln treffen wir Arm- und Halsschnüre aus gebranntem Boinö, ebenso in den Urnen der alten Urbewohner von Deutschland an, letztere zum Theil mit Farbe bemalt. Bei weiterm Fortschritt der Töpferkunst kommt die Erfindung

der Glaſur auch dieſem Thonſchmuck zugute und ſo finden wir unter andern in den Grabſtätten Aegyptens jene unendliche Menge von glaſirtem Thonſchmuck, der in den ägyptiſchen Muſeen Europas aufbewahrt wird. Es ſind dies theils kleine Kugeln oder Perlen, theils Cylinder, theils auch andere Gebilde, welche eine mythologiſche Bedeutung haben.

Vor allem aber hat die Nachahmung der Edelſteine in Glas ſeit uralter Zeit wie noch heutigen Tags einen weſentlichen Beſtandtheil des menſchlichen Schmucks gebildet. Aus den Glasfabriken von Phönizien und Aegypten, China und Oſtindien, von Venedig wie von Böhmen wurden alle Lande der Erde mit den verſchieden geſtalteten und gefärbten Perlen, Cylindern, Tropfen, Kugeln, Würfeln und ähnlichen Körpern verſorgt, die nicht allein den edeln Diamant und Rubin, ſondern auch alle übrigen Edelſteine nachbilden. Noch heute beſchäftigt die Herſtellung dieſes Glasſchmucks Tauſende von fleißigen Menſchen. In Venedig befanden ſich Glasfabriken, welche jährlich 100,000, ja eine halbe Million Pfund Glasflüſſe in Scheiben von vier bis fünf Fuß Durchmeſſer und $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ Linien Dicke abſetzen; man fertigt einfarbige, geſtreifte und gemuſterte Perlen, die bis in das Innere von Afrika, bis Surinam, ja bis an die Südſee ausgeführt werden. Während ſie in jenen fernen Landen, dann unter den Landleuten namentlich des ſüdlichen und öſtlichen Europa auf Schnüre gereiht um Hals und Arm getragen werden, fertigen die europäiſchen Damen aus dieſem Stoff zierliche Strick- und Stickarbeiten.

Das Glas verwendet man ferner zur Nachahmung der theuern und ſeltenen echten Perlen, indem man daſſelbe zu Kugeln bläſt, deren Innenſeite auf eben ſo mühſame wie ſinnreiche Art dergeſtalt bemalt wird, daß die unechte Perle den eigenthümlichen Glanz der echten ziemlich täuſchend nachahmt. Dieſe künſtliche Färbung bewerkſtelligt man durch eine ſogenannte Perleneſſenz, die aus den Schuppen des Weißfiſches (Cyprinus alburnus) gewonnen wird. Um ein Pfund dieſer Eſſenz zu erhalten, bedarf man ſieben Pfund Schuppen, wozu indeſſen nicht weniger als 20,000 Fiſche erfoderlich ſind. Dieſe Art Perlen werden in Böhmen, Frankreich und der Schweiz gefertigt. Unterſchieden davon ſind die römiſchen Perlen, welche aus Alabaſter beſtehen, den man in Wachsmaſſe taucht, auf welchen eine ähnliche Perleneſſenz aufgetragen wird (ſ. Prechtl's „Technische Encyklopädie", Bd. XI, S. 76).

Sowie man nun die Edelſteine aus andern, minder koſtbaren Mineralien nachahmt, ſo werden auch die edeln Metalle durch Kunſt nachgebildet. Vor allem hat der Menſch ſchon in den früheſten Zeiten das Gold nachgeahmt und daher namentlich eine Miſchung von Kupfer und Zinn gewählt, die noch mit andern Metallen wie Silber, Zink, Blei u. ſ. w. verſetzt wird, um eine anderweite Färbung, Biegſamkeit oder Härte zu erzielen. Wir finden die Bronze und den daraus gefertigten Schmuck bei den alten Aegyptern, Griechen, Römern, Celten, Germanen, Tſchuden und im Orient, ſowie auch bei den Culturvölkern des alten Amerika, den Toltiken, Azteken und Peruanern, ja er hat ſich von dieſen ſogar auf die Caraiben vererbt, obſchon dieſe denſelben gegenwärtig nicht mehr herzuſtellen vermögen. Im modernen Europa, namentlich in Frankreich und den Rheinlanden beſchäftigt die Anfertigung und der Vertrieb des Bronzeſchmucks Tauſende von Menſchen; dieſer Gewerbszweig hat ſich beſonders gehoben, ſeitdem die vermehrten Ausgrabungen der alterthümlichen Grab- und Wohnſtätten in Italien und Deutſchland eine Menge geſchmackvoller Schmuckſachen an das Tageslicht gefördert haben.

Endlich bietet die Nachahmung der Blumen in Papier, Seide, Linnen und Baumwollenſtoff für die Bevölkerung der großen Städte Europas einen wichtigen Erwerbszweig dar. Schon im Mittelalter kam man darauf, aus den genannten Stoffen die ſo leicht vergänglichen Blumen nachzubilden, da es Sitte war, bei fröhlichen, geſellſchaftlichen Zuſammenkünften Kränze, Schapel genannt, in den Haaren zu tragen, welche oftmals durch Gold und Edelſteine ſehr koſtbar gemacht wurden. Die neuere Blumenfabrikation begnügt

ſich nicht damit, die von der Natur gegebenen Formen und Farben getreulich nachzubilden, ſie erfindet ganz neue Geſtalten, die man Phantaſieblumen zu nennen pflegt.

Dies wären denn die vorzüglichſten Naturproducte und Kunſtſtoffe, welche die Menſchen zum Schmuck verwenden. Gehen wir nächſtens zu der Betrachtung der Schmuckſachen ſelbſt und zur Kunſt des Schmückens über.

(Ein vierter Artikel demnächſt.)

Ueber „Gebirge.“

Von B. Cotta.

Es iſt wol nicht nöthig zu erläutern, was der Geograph unter einem Gebirge verſteht. Er hat das Wort mit ſeiner Bedeutung aus der gewöhnlichen Sprache aufgenommen, vermag aber nicht genau nach Meilen oder Fußen anzugeben, welche Ausdehnung oder welche Höhe eine Anſchwellung der Erdoberfläche erreichen muß, um den Namen Gebirge zu verdienen. Der äußern Form und Höhe nach unterſcheidet er wol noch Kettengebirge, Maſſengebirge, Plateaugebirge, Rückengebirge, Alpengebirge u. ſ. w., aber auch alle dieſe Unterſcheidungen erlauben keine ſcharfen Abgrenzungen, ſie gehen vielmehr wie die meiſten Formen der Natur ineinander über. Ganz beſonders aber fällt es dem Geographen oft ſchwer, die äußern Grenzen eines oder die gegenſeitigen Grenzen zweier Gebirge auch nur einigermaßen ſcharf zu beſtimmen. Der Geolog vermag in dieſer letztern Beziehung ſchon weit mehr zu leiſten, weil er den innern Bau zu Hülfe nimmt und dieſer bei den meiſten Gebirgen eine gewiſſe Selbſtändigkeit und Geſchloſſenheit zeigt, die man beinahe der Individualität eines Organismus vergleichen könnte. Er erkennt die Art, die Zeit und zuweilen ſelbſt die Urſache der Erhebung; ſoweit dieſe Umſtände dieſelben bleiben, ſoweit reicht für ihn eine beſtimmte Gebirgserhebung. Die Natur und die Verbindungsweiſe der Geſteine, die Stellung der Schichten iſt in Gebirgen in der Regel eine ganz andere als in Ebenen, und wenn man z. B. alle Gebirge Deutſchlands mit der mächtigen Alpenkette in Niveau der norddeutſchen Niederung abraſiren, ihre Maſſe aber irgendwo ins Meer werfen könnte, ſo würde der Geolog aus der beſondern Natur, Vertheilung und dem Zuſammenbau der Geſteine an der ebengemachten Oberfläche doch noch recht gut erkennen können, wo einſt der Harz, der Thüringer Wald, der Schwarzwald u. ſ. w. geſtanden haben. Die Vertheilung der Geſteine, theilweiſe auch wol ihre Natur, würde zwar in dieſem neuen Niveau eine andere ſein als an der jetzigen Oberfläche dieſer Bergketten, aber immerhin eine ſo beſondere, daß ſich daraus die Geſtalt, Ausdehnung und einigermaßen ſogar die Höhe der früher vorhanden geweſenen Gebirge ſchließen ließe. Ein ſolcher Schluß iſt in der That auch ohne jenen angenommenen künſtlichen Operationsproceß zuweilen möglich. Unermeßliche Zeiträume hindurch wirkende Zerſtörungsproceſſe der Natur haben manche früher vorhanden geweſene Gebirge großentheils zerſtört, ſodaß von ihrer einſtigen Form und Höhe nur noch wenig übriggeblieben iſt.

Wir haben ein recht auffallendes Beiſpiel der Art in Sachſen. Das Weißſtein- oder Granulitgebiet zwiſchen Penig und Roßwein war, ſeinem ganzen innern Bau nach zu urtheilen, einſt ein kleines ſelbſtändiges Gebirge, während es jetzt eigentlich nur noch ein unbedeutendes Hügelland bildet; aber Form und Grenzen dieſes ehemaligen Gebirges laſſen ſich auf jeder guten geognoſtiſchen Karte noch jetzt leicht erkennen. Die Zerſtörung iſt hier eine ſehr alte, weit älter als die Entſtehung der heutigen Thäler, die vom Erzgebirge kommend dieſes Gebiet zum Theil quer durchſchneiden. Auch das Erzgebirge ſelbſt muß ſeiner ganzen innern Natur nach einſt viel höher geweſen ſein als es jetzt iſt, und Aehnliches gilt im Grunde von jedem Gebirge in geringerm oder ſtärkerm Grade. Ihre Entſtehung und Erhebung verdanken ſie einem Empordrängen des wahrſcheinlich heißflüſſigen

Erdinnern, ihre gegenwärtige äußere Geſtalt oder dem von der Oberfläche herein unausgeſetzt wirkenden Zerſtörungsproceß, am meiſten den Abſchwemmungen durch Waſſer, nicht etwa beſonders gewaltſamen Ereigniſſen, heftig zerſtörenden Ueberflutungen u. dergl. Dieſe mögen zuweilen hier und da wol eingetreten ſein, wie ſie noch jetzt z. B. bei Erdbeben eintreten; von viel allgemeinerm und dadurch größerm Erfolg waren unſtreitig von jeher die alltäglichen Wirkungen, wie ſie noch heute unausgeſetzt ſtattfinden, beſonders der höchſt langſame, für uns unmerkliche Nivellirungsproceß durch Verwitterung und Abſchwemmung, der an den feſteſten Gebirgen und Felsſpitzen nagt. Die Größe ihres Erfolgs iſt nur eine Folge der ungeheuren Größe der Zeiträume, in denen ſie wirkten, gegen die offenbar alle unſere menſchlichen Zeiterfahrungen unvergleichbar kleine Momente ſind, ja die ſich durch ihre Größe beinahe jeder klaren Vorſtellung entziehen. Daß es ſo ſei, geht übereinſtimmend aus allen genau erforſchten hierher gehörigen Thatſachen hervor, doch davon ein andermal.

Jetzt möchte ich noch von einem Mißbrauche ſprechen, der nur zu häufig von Geologen mit dem Worte „Gebirge“ getrieben wird, indem ſie damit gewiſſe Geſteinsabtheilungen oder ſogenannte Flötzformationen bezeichnen. Dieſer Mißbrauch geht allerdings wahrſcheinlich von dem großen Meiſter Werner aus. Bei dem erſten Auftreten einer Wiſſenſchaft findet ſie nicht ſogleich überall und für Alles die paſſendſten Ausdrücke, das iſt ganz natürlich und darum ſehr verzeihlich. Die Bergleute pflegten ſeit lange das Geſtein, in welchem ſie ihre Baue nach Erzen oder Kohlen trieben, „Gebirge“ zu nennen. Sie ſprachen von Gneisgebirge, Granitgebirge, Sandſteingebirge u. ſ. w. Dieſe Ausdrücke ergriff man, um damit die geologiſchen oder geographiſchen Gebiete gewiſſer Geſteine oder Ablagerungen zu bezeichnen. So ſprach man von einem Uebergangsgebirge, Grauwackengebirge, Kohlengebirge, Muſchelkalkgebirge u. ſ. w. auch da, wo an der äußern Erdoberfläche gar nichts vorhanden iſt, was einem Gebirge verglichen werden könnte. Das war wie geſagt für die Entwickelungszeit der Geologie ganz verzeihlich. Gewiß nicht zu billigen iſt es aber, wenn noch heute viele Geologen den Ausdruck Gebirge auf dieſe Weiſe anwenden und dadurch Mißdeutungen wenigſtens ſehr möglich machen. Es iſt das um ſo weniger zu billigen, da es uns keineswegs an Ausdrücken fehlt, welche dieſes Zuſammengehören beſtimmter Geſteinsbildungen in weiterm oder engerm Sinne bezeichnen. Wir haben dafür zunächſt die recht guten Ausdrücke Gruppe und Formation, z. B. Triasgruppe, Muſchelkalkformation; außerdem aber, um abwechſeln zu können oder, wenn es ſich um weniger ſcharfe Abgrenzungen handelt, die deutſchen Ausdrücke Gebilde oder Bildung. So z. B. Braunkohlengebilde, Jurabildung. Will man zugleich die geographiſche Verbreitung bezeichnen, ſo ſtehen die Worte: Gebiet oder Terrain zugebote; für kleinere Abſchnitte in der Reihe der Flötzformationen haben wir: Glied, Etage, Abtheilung u. ſ. w., für Bezeichnung der Zeiträume ſolcher Bildungen: Epoche, Periode, Zeit u. ſ. w. Wozu alſo das Wort Gebirge noch immer in ſo ſonderbarer Weiſe anwenden? Behalte man es allein in dem geographiſch geologiſchen Sinne bei!

Sociale Märchen.

Von F. Binnewerk.

I. Treue Liebe.

Ei, Mond, weshalb ſiehſt du ſo blaß? Und ihr Sterne, warum flimmert ihr ſo traurig? Und du, ſilberner Bach, weshalb ſingſt du ſo eintönige Melodie? Wißt ihr das Märchen von der treuen Liebe auch? Verrathet's nur nicht! Mein Mädchen hat davon noch nicht gehört und ihr will ich's lieber erzählen.

Es lebte einmal ein Jüngling, der hatte ſo klare Stirn und ſo braune Locken wie

dem Jüngling, aber schöner muß er noch immer gewesen sein; denn alle Mädchen sahen nach ihm, wohin er kam, und die Herzen schlugen unter dem Mieder höher und die Busenklopften stärker. Das waren ganz sehr krankhafte Anfälle und die Mädchen hätten sich davor wahren und den Jüngling gar nicht ansehen sollen; aber sie sahen ihn doch an und kümmerten sich nicht darum, daß dem armen Herzen bange dabei ward und es so ängstlich klopfte.

Aber der Jüngling gewahrte es nicht; er hatte nur Augen für ein Mädchen, das glich dir. Und nun wirst du mir wol glauben, daß das Mädchen schön war.

Ja, schön war es! Es hatte so dunkle, verwundende Augen wie du und auch ein wieder so heilendes Lächeln; aus dem kastanienbraunen Haar hatte sie gleichsam ein Netz geflochten und hielt den Jüngling darin gefangen. Täglich ging dieser an ihrem Fenster vorüber und lächelte zu ihr hinauf und sie lächelte zu ihm herab; das machte ihn glücklich den ganzen Tag. Abends, wenn es in den Straßen ruhig ward und die Sterne am Himmel standen und die Erde von ihrem blassen Geliebten, dem Monde, geküßt wurde, saß er unter ihrem Fenster und spielte die Laute und sang dazu Lieder der treuen Liebe. Eine alte Jungfer, die der Geliebten des Jünglings gegenüber wohnte, wurde dadurch gar oft in ihrem Abendgebet irre und statt um ein seliges Ende, betete sie um einen Mann. Der Jüngling muß sehr schön gesungen haben.

Und er erfang sich sein Mädchen und es ward seine Frau. O treue Liebe! Der Pfarrer hielt am Hochzeittage eine Rede; er hatte sich besonders darauf einstudirt; aber in den Herzen der Liebenden stiegen noch viel höhere und schönere Gedanken auf, als im Concept des Pfarrers standen; und wie sie sich ewige Liebe und Treue bis über Tod und Grab hinaus geschworen, das klang viel poetischer und feuriger als der Schwur am Altar.

Und es ward aus Nacht und Morgen der erste Tag ihrer Ehe und sie liebten sich am Morgen noch wie am Abend. O treue Liebe! Sie hing an seinem Halse und fragte: Wirst du mich lieben ewig? Und er hing an ihrem Halse und fragte: Wirst du mich lieben ewig? Und die Zungen stammelten „ewig!“ und die Augen leuchteten „ewig!“ und die Lippen küßten sich und lispelten einander zu: „ewig!“ Da ward aus Nacht und Morgen der zweite Tag und ein Jahr darauf — waren sie geschieden.

Er aber stürmte, den Scheidebrief in der Tasche, den ihm das Consistorium geschrieben hatte, hinaus ins wilde, bewegte Leben und trank aus Lethes Fluß Vergessenheit. Hätte der Mann jetzt gelebt, so konnte er in ein Bad reisen und Sirudel oder Selters oder sonst ein Wasser trinken; die Geschichte ist aber alt und damals waren die Wasser noch nicht erfunden und Liebende mit gebrochenen Herzen, Barone mit Schulden tranken damals Lethe, d. i. Vergessenheit, jetzt thut eine Badereise dasselbe.

Das Mädchen aber klagte dem Monde und den Sternen und den Blumen ihr Leid und aus dem Silberbach sah ihr ein theilnehmendes Gesicht entgegen, das weinte wie sie.

Und wieder war ein Jahr vorüber, da trieb es ihn heimwärts, und als er sie sah, da dünkte ihm, als sei sie blühender als ehedem, und da sie ihn sah, da dünkte ihr, als sei er schöner als ehedem; und sie sanken einander an die Brust und hielten sich fest umschlungen und all das alte Weh war vergessen. Und sie flüsterten sich die süßesten Namen zu und „mein!“ und „dein!“ klang es hinüber und herüber, und „ewige Liebe!“ flüsterte er, und „nur keine Heirath!“ flüsterte sie. Sie haben sich nicht wieder geheirathet, aber blos der treuern Liebe wegen.

II. Dumm hat's Glück.

Eine Frau war eines Söhnleins genesen und die Mahmen und Basen umstanden das Kind und die Eine sagte: Er gleicht dem Vater, er hat die Nase von ihm; und die Andere behauptete: Er sieht der Mutter ähnlich, er hat den Mund von ihr. Und da die Zeit kam, daß der Junge getauft werden sollte, berieth man über die Gevattern und Eine

ſagte: Nehmt den reichen Müller, der hat nicht Kind noch Kegel und vererbt vielleicht dem Jungen ſein Vermögen! Und das Andere ſagte: Nehmt den Amtmann; es iſt immer gut, vornehme Freunde zu haben! Eine alte Frau aber rieth: Bittet die Fee, die im Walde wohnt, zu Gevatter; die bindet vielleicht etwas ein, das dem Jungen lebenslang zugute kommt!

Der Rath gefiel der Wöchnerin und ihrem Manne und die Fee ward geladen zum Gevatterſchmaus. Der Schulmeiſter mußte einen ganz beſonders ſchönen Gevatterbrief an ſie ſchreiben, mit großen, geſchnörkelten Buchſtaben, und einen langen Titel darauf, der hieß: „Meiner wohlehrſamen, tugendbelobten Jungfer Gevatterin Fee.“

Die Fee nahm auch die Einladung an und ward Pathe des Kindes und band ihm als Geſchenk eine ſeidene Schnur um den Hals und ſagte: Das iſt mein Geſchenk! Und er ſoll die Schnur nicht vom Halſe nehmen, ſo lange er lebt, dann wird er immer Glück haben! Da dankten die Aeltern gerührt und ſie glaubten den Worten der Fee und wachten darüber, daß Hannes — ſo war der Junge getauft worden — die Schnur nicht vom Halſe verlor.

Als Hannes groß genug war, ward er in die Schule geſchickt; er lernte aber nichts weiter, als ſchlecht leſen und mit Mühe ſeinen Namen ſchreiben; der Schulmeiſter aber ſagte: Das iſt genug für ihn; er kann faſt ſo viel als ich, und ein Schulmeiſter muß doch immer mehr wiſſen als Alle; und ſo kam Hannes aus der Schule und hatte nichts gelernt, und das war faſt ſo viel, als der Schulmeiſter ſelbſt konnte.

Die Aeltern thaten den Hannes in die Stadt zu einem Tiſchler in die Lehre; dort ſollte er Bretter abhobeln; weil aber das Hobeln beſchwerlich war und die Arme ermüdeten, drehte er den Hebel um, ſodaß das Eiſen nicht ins Holz griff, und nun ging es viel leichter und Hannes hobelte luſtig den ganzen Tag. Da nun der Meiſter kam und ſah, wie Hannes hobelte und doch kein Span fiel und daß er den Hobel verkehrt hielt, ward er zornig und jagte den Hannes davon. Da kam Hannes zurück und ſagte den Aeltern: Der Meiſter hat mich fortgeſchickt, weil ich die Bretter nicht dünn gehobelt habe, daß ſie brechen; und die Aeltern ſagten das weiter und im Dorfe hieß es: In der Stadt betrügen ſie uns und hobeln die Bretter dünn, damit Schränke und Tiſche bald brechen.

Nun ſollte der Hannes ſtudiren. Eins ſagte: Macht einen Pfarrer aus ihm, da hat er ſein gutes Auskommen und bei Mißwachs und Hagelſchlag muß er ſeinen Decem doch haben, und bei Kindtaufen, Hochzeiten und Trauermahlen bekommt er immer das Beſte! Das Andere ſagte: Laßt ihn Advocat werden, da kann er das Recht drehen wie einen Bratſpieß, und wer das Beſſere an den Spieß hängt, dem dreht er's zu! Das Dritte ſagte: Nein, macht einen Mediciner aus ihm; da kann er klug oder dumm ſein, es erräth's doch Niemand! Die Todten, die er gemacht, ſchweigen, und wem die Natur geholfen hat, der ſchreibt das dem Arzte zu. Die Aeltern ſchwankten lange hin und her und einſtweilen, bis man ſich entſchloſſen haben würde, kam er auf die Hohe Schule.

Wie Hannes aber nicht Griechiſch und Lateiniſch erlernen konnte, ſchickten ihn die Lehrer wieder fort und ſagten: Du wirſt nie Etwas, verſtehſt weder Griechiſch noch Lateiniſch. Da kam Hannes nach Hauſe und ſagte: Sie haben mich fortgethan, weil ich nicht Griechiſch noch Lateiniſch erlernen kann. Da fragte die Mutter: Klingt das Deutſch? Nein, ſagte Hannes, das klingt ganz anders, ſo, daß es Niemand verſtehen kann! Und die Aeltern ſagten das weiter und im Dorfe hieß es: Weil Hannes nicht verſtanden hat, was Niemand verſteht, wollen ſie keinen Gelehrten aus ihm machen.

Endlich kam Hannes zu den Soldaten und zog mit in den Krieg. Wie er nun dem Feinde gegenüberſtand und vielmals geſchoſſen, Niemanden aber getroffen hatte, da kam ein Reiter auf die Soldaten zu. Einen muß du todtſchießen, damit man ſagen kann, du habeſt Wunder der Tapferkeit gethan. So dachte Hannes bei ſich und ſchoß den Reiter,

daß der todt vom Pferde fiel. Da ward Hannes von den übrigen Soldaten umringt und festgenommen und der Lemaant ward zornig und weil er keinen Bart hatte, den er drehen konnte, drehte er die Kopfhaare und sagte: Hannes, du bist des Todes, du hast unsern General erschossen! Nein, antwortete Hannes, es ist der erste Feind, den ich traf! Und dabei blieb er, was man ihm auch sagte; und er ward zum Hauptmann geführt und dieser ließ ihn zum Oberst führen, und überall sagte Hannes: Es war der erste Feind den ich traf. Da man nun den todten General aufhob und die Papiere herausnahm die er bei sich trug, da ergab sich, daß der General die Armee an den Feind verrathen hatte und sie so stellen wollte, daß dieser sie vernichten konnte. Da ließ man den Hannes los und berichtete den Vorfall an den König.

Der König ließ den Hannes vor sich rufen und fragte ihn: Wußtest du, daß der General ein Feind des Landes war? Ja, sagte Hannes, es ist der erste Feind, den ich traf! Da glaubte der König, Hannes habe durch seinen Scharfsinn das Complot des Generals mit dem Feinde errathen und ernannte ihn zum Hauptmann.

Wie Hannes Hauptmann war, bekam er eine Compagnie Soldaten, die er befehligte und der neuernannte General gebot ihm, er solle bei der Schlacht einen Angriff auf den rechten Flügel machen. Weil Hannes aber nicht wußte, was rechts oder links war, nahm er die Mitte und griff den Feind an, und weil dieser den Angriff nicht vermuthete und nicht darauf vorbereitet war, wankte er und die ganze Armee fiel über den Feind her und schlug ihn in die Flucht.

Da der König von der Heldenthat des Hannes hörte, schenkte er ihm einen Orden und da es Frieden geworden war, machte er ihn zum Minister.

Die Minister hatten den Hannes aber gern, weil er nichts von Geschäften verstand und zu Allem Ja sagte.

Da es dem Hannes wohlerging, gedachte er der Schnur, die er am Halse trug, und sagte sich: Besser kann dir's nicht ergehen und als Minister bist du nach dem Fürsten der erste Mann des Landes; was willst du mehr? Und er legte die Schnur ab.

Da im Augenblick war ihm, als fiel' ein Schleier von seinen Augen, und er gewann eine tiefe Einsicht in die Geschäfte der übrigen Minister und sagte von Stund' an nicht mehr zu Allem Ja. Da sagten die Minister: Der Hannes ist gefährlich! und legten es an, daß der König erfuhr, Hannes könne nichts als lesen und kaum seinen Namen schreiben. Darüber ward der König zornig und nahm Hannes den Orden und die Stelle als Minister und schickte ihn fort.

Als nun Hannes heim kam, erzählte er den Aeltern, wie es ihm ergangen sei und daß er die Schnur abgelegt habe; und die Mutter lief zur Fee und bat: Gib ihm eine andere Schnur! Da sagte die Fee: Werft nicht weg, was euch glücklich gemacht hat, auch dann nicht, wenn es euch überflüssig dünkt! Durch seine Dummheit ist Hannes gestiegen durch seinen Verstand gefallen. Laßt sehen, wie weit er mit seiner Weisheit kommt!

Wie weit er gekommen ist?

Hannes ist im Dorfe geblieben und hütet die Schafe. Er berechnet den Lauf der Gestirne und zählt die Staubfäden der Blüten und hat neue Systeme erfunden, nach welchen die Mineralien voneinander geschieden werden, und ist sehr gelehrt geworden; aber Niemand gibt ihm etwas dafür, blos noch das Hüten der Schafe erhält ihn.

III. Das Bübchen, das sich vor den Todten fürchtete.

Eine Mutter war gestorben und das Bübchen fürchtete sich vor der Todten, weil sie die Stiefmutter war, und wollte nicht im Hause bleiben und konnte Nachts vor Furcht nicht schlafen.

Ja, in Zeit von sieben Jahren war das schon die zweite Frau, die der Vater be-

Bübchens zu begraben hatte; aber er tröſtete ſich doch männlich mit der Fügung Gottes und mit der dritten Frau, die er nun heirathen konnte. Da gab es wieder Hochzeitſchmaus, Hochzeitgeſchenke, neues Einbringen und Flitterwochen.

Aber das Bübchen ſollte keine Furcht vor der Todten haben, wollte der Vater, der ein ſehr verſtändiger Mann war; und er nahm das Bübchen bei der Hand und führte es zur todten Stiefmutter, die regte ſich nicht.

Die Todten thun Niemanden etwas zu Leide, ſagte der Vater, aber dem Bübchen graute doch und es glaubte den Worten des Vaters nur halb.

Der Vater mußte ſchon einen beſſern Beweis führen, und er that es, denn er war ein guter Vater.

Wann wurde die Mutter am böſeſten? frug er das Bübchen. Das antwortete:

Wenn du von meiner ſeligen Frau Mutter Gutes ſprachſt.

Da ſagte der Vater: Merk auf! Und er hielt der ſeligen, erſten Frau eine lange Lobrede, darin alle Tugenden vorkamen, die ein Weib nur beſitzen ſollte und konnte, alle Vorzüge, die ſie beſeſſen hätte. Die Todte rückte und regte ſich nicht und antwortete nicht und zankte nicht und blieb ſtill wie zuvor. Da wußte das Bübchen, daß die Todten Keinem mehr was zu Leide thun und die Furcht war geheilt.

IV. Das Huhn im Topfe.

In einem Reiche regierte einmal ein Fürſt, der war ſehr gut und ſehr milde und hatte die Geſchichte guter Fürſten viel ſtudirt und ſich auch die Worte Heinrich's IV. von Frankreich gemerkt, der geſagt hatte: „Ich will, daß jeder Bauer Sonntags ſein Huhn im Topfe habe!" Er wollte es auch ſo haben und gebot ſeinem Schatzmeiſter, danach zu thun.

Der Schatzmeiſter kaufte alle Hühner im Lande auf und da dieſe nicht ausreichten, ließ er noch von außerhalb des Landes welche kommen. Dann reiſte er im ganzen Reiche und nahm die Hühner in einem großen Wagen lebendig mit ſich und ging von einem Bauer zum andern und gab ihm ein Huhn und ſagte: Hier haſt du ein Huhn, das erhalte lebendig und nimm einen großen Topf, darinnen es wohnen und ſeine Eier legen kann. Die Eier aber liefere ab an die Schatzmeiſterei des Landes, und wenn du eins zurückbehältſt, biſt du des Todes, und wenn das Huhn ſtirbt, auch!

Da erſchraken die Leute und Jeder hielt ſein Huhn gut und lieferte die Eier an den Schatzmeiſter, der ſie im Lande verkaufen ließ und ins Ausland ſchickte und viel Geld dafür löſte.

Da nun der Fürſt im Lande umherreiſte und ſeine Unterthanen beſuchte, fragte er: Wie geht es euch, ihr Leute? Hat Jeder von euch Sonntags ſein Huhn im Topfe? Da antworteten die Leute: Geſtrenger Herr Fürſt, wir haben das Huhn alle Tage im Topfe!

Da freute ſich der Fürſt, als er das hörte, ausnehmend und dachte bei ſich: In meinem Lande ſteht's doch gar gut. Ich bin ein glücklicher Vater meiner Unterthanen.

Der Schatzmeiſter, der die Träume des Fürſten von Volksbeglückung ſo ſchön erfüllte und noch einen Ueberſchuß in den Steuern liegen hatte, bekam den erſten Orden des Landes.

V. Vom kleinen Mann, der gern groß ſein wollte.

Das iſt eigentlich kein Märchen. Gar Mancher hat es geträumt und träumt es noch, und es werden Nationen untergehen und Throne fallen und ganze Geſchlechter verſchwinden, aber ſolange es eine Menſchheit gibt, wird es auch Menſchen geben, die ſich ſagen: Ich will gern groß werden!

Ein Vater hatte zwei Söhne; der eine war groß und lang und der andere klein und ſchmächtig; der hieß Tobald, und weil er klein war, nannten ihn die Leute den kleinen Tobald.

Ich will groß werden' sagte Tobald zu den Leuten, die ihn den kleinen Tobald nannten, und rief seinen Bruder und stellte sich neben ihn und hob sich auf die Fußspitzen und fragte: Bin ich nun größer? Nein! antworteten die Leute. Da merkte Tobald, daß er nicht größer wurde, ob er sich auch auf die Fußspitzen stellte, und dachte bei sich: Ich muß das anders anfangen!

Da ward er Dichter und schrieb Verse, so schön wie Schiller, und Tragödien, so schön wie Shakspeare, und Lustspiele, so fein wie Molière — er glaubte es nämlich —, und stellte sich damit auf die Fußspitzen und fragte: Bin ich nun größer?

Da stellte die Kritik den guten Geschmack neben ihn und maß ihn und sagte: Nein, du bist's nicht!

Da studirte Tobald die Wissenschaft und schrieb eine Literaturgeschichte wie Vilmar, und ein Buch mit der Behauptung, Leben ist Stoffwechsel, wie Moleschott, und ein drittes, worin er darzuthun versuchte: Unser Denken gleicht Dem, was wir essen und trinken, wie Vogt, und stellte sich damit auf die Fußspitzen und fragte: Bin ich nun größer?

Da stellte sich die Vernunft neben ihn und sie ragte weit über Tobald hinaus und sagte zu ihm: Nein, du bist's nicht!

Da studirte Tobald Kameralia und Nationalökonomie und Statistik und Geographie und sonst noch Alles, was ein Diplomat braucht, und ward Gesandter und stellte sich vor dem Gesandtschaftshôtel auf die Fußspitzen und fragte: Bin ich nun größer?

Da stellte sich die Geschichte neben ihn und Tobald ward kleiner als vordem.

Als nichts helfen wollte, da ward Tobald durch Zufall König. Er errichtete einen Thron, der war höher als alle Throne der Welt; darauf setzte er sich und schaute stolz hernieder auf Alle, die den Thron umstanden und die ihm ganz außerordentlich klein vorkamen, und sagte: Nun bin ich gewiß größer!

Da kamen die Kunst, die Wissenschaft, die Cultur, die Aufklärung, die Freiheit und andere große universelle Erscheinungen und stellten sich dem Throne gegenüber. Da merkte Tobald ganz von selbst, daß er nicht größer geworden war. Wenn der Leser vielleicht ein Mittel wissen sollte, wie man größer werden kann, so bitt' ich darum. Ich würd' es ihm mittheilen. Der Tobald lebt noch.

Anregungen.

Die sieben Schilde des deutschen Reichsheers.

Theodor Mundt hat ein sehr lesenswerthes Buch: „Geschichte der deutschen Stände nach ihrer gesellschaftlichen Entwickelung und politischen Vertretung" (Berlin, Simion) herausgegeben. Unter den verschiedenartigen Gesichtspunkten, die man wählen kann, um sich das Material der vaterländischen Geschichte zurechtzulegen, ist der Gegenstand seines vortrefflich geschriebenen Werks einer der wichtigsten; denn in der That, „die Geschichte der deutschen Nationalstände ist das Hauptgerüst der deutschen Nationalgeschichte". Wie die einzelnen deutschen Stämme und Stämmchen, so strebten die einzelnen Stände und Volksclassen nach scharf abgegrenzter Sondercxistenz; wie jene durch Begründung der Kleinstaaterei das große Gesammtleben der Nation zerstörten, so standen auch diese, namentlich im 15. und 16. Jahrhundert, wie ganz verschiedene Völkerschaften fast ohne ein Bewußtsein der nationalen Gemeinsamkeit nebeneinander und erst in spätern Zeiten stumpften sich ihre Unterschiede durch das Zusammenwirken des Absolutismus und der Revolution ab. Wie die Reichsarmee des vorigen Jahrhunderts durch die bunte Zusammenwürfelung der kleinen Contingente aus den Miniatursouveränetäten ein trauriges Bild des zerrissenen Deutschland gab, so spiegelte sich auch im Reichsheere des Mittelalters das ganze System der deutschen, noch jetzt mannichfach nachwirkenden Ständegliederung ab.

Die „sieben Heerschilde" repräsentirten sieben Ständeformen. Sie lehnen sich, dem wundergläubigen Sinne des Volks entgegenkommend, an eine alte Weissagung an, die sieben Weltalter annimmt: das des Adam, des Noah, des Abra-

ham, des Moses, des David, Jesu Christi, endlich das des Jüngsten Gerichts. Der erste Heerschild gehört dem Kaiser und König, dem obersten Lehns- und Dienstherrn, dem mystischen Allbesitzer der Personen und Sachen in seinem Reiche, zu dem man mit im Idealbau die ganze christliche Welt rechnete, obwol ihm oft wenig genug innerhalb der realen geographischen Grenzen seines Reichs gehörte. Das Lehn, d. h. die Abhängigkeit des Eigenthums, und der Dienst, d. h. die Abhängigkeit der Person und ihrer Kraft, — waren die Grundbedingungen der mittelalterlichen Freiheit, die sich pyramidenförmig nach unten hin ihrem Umfange nach erweiterte, ihrem Inhalte nach abschwächte. Der zweite Schild gehörte den geistlichen, der dritte den weltlichen Fürsten, der vierte dem reichsunmittelbaren Adel, alle drei also den Höchstfreien der Nation, die ihr Lehn unmittelbar vom Kaiser empfingen und auf dem Reichstage erschienen, um mitzurathen und mitzuthaten. In ihren Titeln hielten sie mit heiliger Scheu das Dienste und Lehnsverhältniß gegen den Kaiser fest; sie prangten als Erztruchsesse und Erzmarschälle, als Reichsthürhüter und Reichsjägermeister, als Erbkämmerer und Erbvorschneider. Aber in der Wirklichkeit stand es mit ihrem Gehorsam gegen kaiserliche Majestät oft ebenso windig wie mit der Oberherrschaft des ersten Schildes über die ganze Christenheit. Die Fürsten machten auch ihrerseits alle Anstrengungen, den reichsunmittelbaren Adel aus seiner ebenbürtigen Stellung zu verdrängen und in die Classe des von ihnen belehnten Landadels zu bringen, dem der fünfte Heerschild gehörte. Bei Vielen gelang es ihnen, besonders durch Ertheilung glänzender Hof- und Staatsstellen; Andere dagegen zogen es vor, nur Gott und dem Kaiser unterthan zu sein, welcher Letztere mit Ersterm nothgedrungen die Langmuth gemein hatte, weshalb denn die ganze biderbe Phrase meist auf nichts Anderes deutete als auf ungebundenes Siegreifreiten und romantisches Buschkleppern. Jedenfalls befanden sich unter dem Landadel (auch Mitt-freie genannt) mächtigere und reichere Männer, als Viele vom Reichsadel zu sein sich rühmen konnten. Unter dem Schutze des Landesherrn spielte es sich auch weit behaglicher den Converän über die Bauern als unter kaiserlicher Regide, und auf den Landtagen, die man besuchte, durfte man erwarten, eine weit größere Rolle zu spielen als auf dem Reichstage, wo man in der Menge sich verloren hätte. Viele aus dem Landadel besaßen ein zahlreiches Gefolge von Dienstmannen, denen der sechste Heerschild gehörte, während sie selbst allerdings zuweilen den Aerger hatten, unter Einem Schilde zu stehen neben den ganz gemeinen Dienstmannen, die ihrerseits keine Gelegenheit vorübergehen ließen, den Vornehmern unversehens auf die Füße zu treten oder sie mit dem Ellbogen zu stoßen. Um den siebenten Schild scharten sich die sogenannten Gemeinfreien, die außerhalb des herrschenden Systems auf kleiner, armer Scholle saßen und weder leibeigen noch unehelicher Geburt waren. Ihre Berechtigung, einen eigenen Schild im Reichsheere zu haben, wird von den mittelalterlichen Staatsrechtslehrern als höchst zweifelhaft dargestellt.

So steht denn im Bilde des deutschen Reichsheers und seiner Abtheilungen vor uns der Charakter einer Gesellschaft, die Manche in unsern Tagen noch als die eigentlich germanische und christliche preisen und herbeiwünschen. Diese beiden Namen, besonders der letztere, werden allerdings so oft gemißbraucht, daß eine klare Kritik derselben nachgerade ein Bedürfniß wird. Hier nur so viel: Durch alle jene Verhältnisse spielt augenscheinlich der Mißbrauch des Worts, der betrügende Schein mit Dinge, die denn doch wol im Widerspruch zu der Treue und Wahrheit, die man als Erbtugenden der Germanen schätzt, stehen und die man als Forderungen des Christenthums ausdrücklich zu nennen gar nicht nöthig hat. Ein Glück war es, daß das Feudalsystem nicht ausreichte; zwei wichtige Dinge, Handel und Gewerbe, standen auf der Ständetafel des Mittelalters nicht verzeichnet. Durch sie entwickelte sich der dritte Stand, das Bürgerthum in den Städten. Dieser war berufen, die ganze alte Ständegliederung aufzulösen. Er setzte die Welt durch Erfolge in Erstaunen, welche die Ritter vergebens durch ein Lächeln der Geringschätzung zu maskiren suchten. Er war der Hauptbeförderer des Landfriedens, der gesetzlichen Freiheit; er, „der kunstreiche und weltweise", war zuerst empfänglich für das Princip der Gedankenfreiheit, das die Reformation anregte und das sich später in den herrlichen Denkmalen deutscher Geistesarbeit glänzend bewährte. Freilich wußte er seine Erfolge nicht in ihrem ganzen Umfange zu wahren, weil er, zunächst aus Schuld ungünstiger geographischer Bedingungen, sich nie oder nur ausnahmsweise zu dem Gedanken nationaler Einigung emporschwang. Der „gesetzlichen Ordnung" nicht immer eingedenk, übte er leider aber auch bei aller „Bildung", bei allem „Besserwissen" allzu oft die Kunst des Schweigens und machte einen himmelweiten Unterschied zwischen Denken und Thun ... Doch bei alle dem ist Das, was der dritte Stand geleistet, bedeutender als Das, was er versäumte. Alle Hoffnung auf eine große und glückliche Zukunft des deutschen Vaterlands stützt sich auf das deutsche Bürgerthum. Von ihm erwarten wir — wollen wir mit dem Vaterlande nicht uns selbst aufgeben,

daß es seine Mission erfülle, noch einen achten Herrscher über alle zu erheben, den der Nation selbst.

Theodor Mundt's ausführlichere Darstellung wird man mit Vergnügen lesen. Sein Stil ist bekanntlich ebenso klar wie gefällig. Seine Urtheile beruhen auf gründlichem Studium der Thatsachen und seine Auffassung ist durchgängig die eines maßvollen Freimuths.

Zur Seelenlehre.

Milton konnte nur dichten, wenn er den Kopf soweit als möglich nach rückwärts schlenkte und starr in die Höhe blickte. Guido Reni konnte nur in prächtigen Kleidern sich begeistern. Haydn componirte nie, ohne den Ring anzustecken, den Friedrich II. ihm geschenkt hatte. Der Dichter Mathurin, ein Engländer, klebte sich bei seinem Schaffen eine Oblate zwischen die Augenbrauen, theils um seine Einbildungskraft anzuregen, theils als Zeichen für die Dienstboten, ihn durch keine Frage zu stören. Paisiello componirte unter Bettdecken begraben. Cimarosa fand seine heitern Motive in lebhaftem Gespräch der Menge. Glover dichtete eine Ballade, während er die Tulpenanlage seiner Freundin Lady Temple mit Stockschlägen vernichtete. Der Geschichtschreiber Mézerai schrieb auch am Tage nur bei Kerzenlicht. Rousseau fand seine besten Gedanken, wenn er in voller Sonne botanische Excursionen machte. Racine pflegte zu sagen: „Mein Werk ist fertig; ich brauche es nur noch niederzuschreiben!" Descartes war am tiefsinnigsten, wenn er unbeweglich liegen blieb, während Ampère nur aufrechtstehend und in Bewegung denken konnte. Addison erzählt als Augenzeuge von einem bedeutenden Advocaten, der nur dann hinreißend sprechen konnte, wenn er den Daumen seiner linken Hand durch einen Bindfaden fest zusammengeschnürt hatte. Ampère schrieb nur dann geistreich, wenn er wahrhaft riesig große Buchstaben machte, und ein anderer berühmter Akademiker sendete ihm eine Einladung zum Mittagsessen, die in dem ersten Buchstaben von Ampère's Unterschrift angebracht war.

Alle diese Eigenthümlichkeiten, die uns durch Arago's Anführung verbürgt werden, wird der Psycholog beim Capitel der Aufmerksamkeit zu erörtern haben. Es sind Unterstützungen der Concentration des Geistes.

Populäre Production.

Es liegt eine Gefahr darin, wenn der Schriftsteller glaubt, er müsse zur Menge hinuntersteigen. Seine Bedeutung ist nur dann gesichert, wenn er annimmt, daß Jeder, für den er producirt, ebenso hoch steht, als er selbst zu stehen glaubt.

Des Mannes Liebe.

Wüßtest du, eitle Schönheit, was ein Jüngling in dem Moment, da ihn der Zauber deines Anblicks zum Geständniß der Liebe hinreißt, von seiner Innenwelt Alles in dich, ahnungsvoll und auch an deinen tiefsten Werth glaubend, hineinlegt, du würdest demüthig werden.

Aus und nach fremden Spenden.

* * *

Wir bestehlen die Zukunft, wenn wir die Jugend schlecht erziehen.

* *

Das Alter ist eine chemische Lebensküche, die Gifte in Arznei verwandelt.

* *

Der Mensch steht verbindend zwischen Natur und Gott.

* *

Das Leben ist ein Maskenball. Einige werden erkannt, noch mehr verkannt.

* *

Das Leben sieht uns immer aus so tiefliegenden, klugen Augen an und doch verstehen wir es selten.

* *

Das Symbol der Ehre: Ein Regenbogen über einem noch blutenden Schlachtfelde.

* *

In jedem Menschenherzen liegt eine dunkle, geheimnißvolle Mythe.

* *

Es weiß Niemand, was einem Dichter seine Schöpfungen kosten und nur Wenige lesen aus seinen Werken die tiefsten und seelenvollsten Klagelaute.

* *

Ueber Idealen schafft sich's schwungvoll, über zertrümmerten Idealen tiefer.

* *

Der Roman ist ein wogendes Kornfeld. Der gewöhnliche Leser will nur Aehre an Aehre, Handlung an Handlung; der sinnige wird aber auch erfreut von den Blumen, die dazwischenstehen, wenn sie auch zur Handlung eigentlich nicht gehören.

* *

Das Unglück schreibt in Stein, das Glück in Sand.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 51. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Eugenie.

Eine Mittheilung aus dem Leben in drei Capiteln.

Zweites Capitel.

Der Verfolger.

Der fremde Herr fragte, ob er das Vergnügen habe, die verwittwete Frau Pfarrerin zu sprechen. Als sie dies bejahte, reichte er ihr seine Karte, worauf ein ihr unbekannter adeliger Name nebst Angabe seines Ranges stand, und im Zimmer sich rasch umblickend, begann er, kürzlich hätte er eine Zeichnung gekauft, die von einer jungen, ihm verwandten Dame gemalt zu sein schien und die er zu sprechen wünschte. Da nun jenes Blatt, über Heilbronn nach Stuttgart kommend, von der Frau Pfarrerin eingeschickt sei, so müsse ihr die Künstlerin nahe sein, und so sei er gekommen, sie um diese Auskunft zu bitten.

Die Witwe hatte sich etwas gesammelt, und entschlossen, ihre Pflegetochter möglichst lange zu schützen und zugleich darauf bedacht, über das räthselhafte Verhältniß und ob dieser Herr ein Recht auf Eugenien hätte, Aufschluß zu erhalten, erwiderte sie jetzt: Der Schluß von einer Zeichnung auf deren Verfertiger könne leicht ein voreiliger und irriger sein. Werde er seine Reise hierher nicht bedauern, wenn er erfahre, daß sie selbst jene Zeichnungen zu ihrem Zeitvertreib gemacht habe?

Sie! — fragte der Fremde gedehnt. Nimmermehr glaube ich das! Zeigen Sie mir andere derselben Güte oder — besser noch — zeichnen Sie unter meinen Augen etwas Aehnliches!

Ich muß mir diese Sprache verbitten, mein Herr! sagte die jetzt gereizte Frau. Sie, ein mir völlig Unbekannter, öffnen meine Thür, ehe ich noch ein Herein! aussprechen konnte und stellen hier ein Verhör an, als wären Sie mir Herr und Richter. Welches Recht glauben Sie dazu zu haben? Die Zeichnungen, wer sie auch gemacht haben mag, sind Ihnen doch nicht entwendet?

Das sage ich nicht; entgegnete er; vielmehr bringe ich Ihnen die von mir ausgesetzte Summe, obschon ich auch ohnedies die Gewißheit habe, daß die Malerin in Ihrer Nähe ist.

Dabei wollte er eine Geldrolle auf ihren Nähtisch legen, aber sie schob seine Hand unwillig zurück und wiederholte die Frage, auf welches Recht seine Nachforschung sich gründe?

Mein Recht sollen Sie erfahren und das Recht eines Vormunds anerkennen, Madame,

rief er, nur leugnen Sie nicht mehr! Seit Monaten verstecken Sie jene junge Dame, ohne alles Recht dazu. Wenn Sie mich zwingen, die Gerichte zu Hülfe zu nehmen, so ziehen Sie nicht nur sich selbst schwere Unannehmlichkeiten zu, sondern schlagen auch dem Fräulein eine unheilbare Wunde.

Ich das Fräulein betrüben? seufzte die Witwe; Gott, welche Beschuldigung für mich! Wer hatte denn das arme Kind hinausgestoßen und bis zum Sterben gehetzt? Wer denn hat es aus der Erstarrung erweckt, gepflegt, der Genesenden sich erfreut?

Dabei brach ein Thränenstrom aus ihren Augen. Der Fremde stutzte und nach einer Minute Nachdenkens frug er, worüber das Fräulein sich beklagt, wie sie ihre frühern Verhältnisse dargestellt hätte?

Die Witwe wollte im Gefühl ihrer Kränkung jede Antwort ablehnen und erst nach heiligen Betheuerungen seinerseits, daß er es wohl und treu mit dem Gegenstande seiner Forschung meine, versicherte sie, daß weder eine Klage noch überhaupt eine Mittheilung aus der Vergangenheit von ihr je ausgesprochen worden sei.

Um so vorsichtiger muß also Ihr jetziges Urtheil sein, würdige Frau, entgegnete der Fremde, und bald werden Sie sich überzeugen, daß wir Beide Dasselbe wollen: Eugeniens Glück. Aber wie kamen Sie dazu, ihr eine Zufluchtsstätte zu eröffnen?

Als jetzt die Witwe jenen Decemberabend und den Schrecken ihrer Entdeckung schilderte und wie es ihr allmälig gelungen sei, die geknickte Blume wieder aufzurichten und zu pflegen, da konnte ihr der mächtige Eindruck nicht entgehen, den ihre Erzählung auf den Hörer machte. Er rang die Hände, schlug sich vor die Stirn und wechselte die Stellung vor Unruhe. Dann warf er sich aufs Sopha, sein Gesicht verhüllend, und als er, nach einer Weile sich aufrichtend, frug, ob denn Eugenie jene schreckliche Gefahr ganz überwunden und zu voller Gesundheit zurückgekehrt sei, war seine Stimme so weich und bewegt, daß die Witwe an der Wahrheit seiner Herzenstheilnahme nicht zu zweifeln vermochte. Sie versicherte, ihr Pflegling, den sie noch jetzt nicht bei seinem Familiennamen zu nennen wisse, hätte sich völlig erholt und nur den heutigen Schreck fürchte sie.

Also weiß sie, daß ich hier bin? Also ist sie in der Nähe!' rief er aufspringend und beschwor die Witwe, eine Unterredung mit ihr ihm zu gestatten. Aber dagegen erklärte sich die Pfarrerin aufs bestimmteste und verhehlte ihm nicht, wie sein Anblick durchs Fenster sie schon erschreckt und so weit gebracht habe, mit Zerstörung ihres Lebens zu drohen, falls man sie zwingen wolle, dem Gefürchteten zu folgen.

Da seufzte der Fremde tief auf. Noch immer diese Verblendung' klagte er halblaut, und zur Witwe sich wendend, bat er dringend, sie möge jetzt das Mögliche thun, Eugenien zu beruhigen. Sie solle doch der glücklichen Zeit voriger Jahre gedenken und an die Möglichkeit einer Rückkehr zu solcher Harmonie glauben. Seine Wünsche wolle er den ihrigen unterordnen und von ihren Blicken sich lenken lassen. Nur zürnen dürfe sie nicht länger, nicht länger sich verbergen. Auch hoffe er von ihrer Gerechtigkeit, daß sie seine Stimme vernehme, ehe sie sich zu etwas entschließe. Die Huld eines kurzen Gehörs sei es, das er jetzt erflehe.

Dies Alles sprach er in solcher Aufregung, daß die Pfarrerin Mühe hatte, ihm zu erklären, wie Eugenien jedenfalls einige Frist gelassen werden müsse, mit sich selbst zu Rathe zu gehen. Auf welche andere Weise solle Klarheit des Bewußtseins und des Entschlusses sich gewinnen lassen? Aus einem unbeherrschten Gewoge leidenschaftlicher Wünsche und Gegenwünsche könne nur Unglück entstehen. Deshalb möge er jetzt sich entfernen und morgen zurückkehren.

Darauf wollte der Fremde aber nicht eingehen und nach mehrfachem Hin- und Herreden vereinigte man sich dahin, nach zwei Stunden dürfe er zurückkehren, um den von Eugenien gegebenen Bescheid sich zu holen.

Der Fremde sah nach der Uhr und ging. Ans Fenster tretend, um sich zur Unterredung mit Eugenien etwas zu sammeln, sah die Pfarrerin, daß der aus ihrem Hause Eilende am Ende ihrer Gasse mit einem heranschreitenden Bedienten sprach, der gleich darauf näher kam und bei einem Nachbarhause stehen blieb, während sein Herr in entgegengesetzter Richtung die Gasse durchschritt. Also eine förmliche Umlagerung! seufzte sie. Mein armes Kind! Weiß Gott, wie dies Alles zusammenhängt; und welches Ende kann es nehmen!

Sie ging darauf an die Zwischenthür und als sie diese noch verriegelt fand, auch Eugenie auf ihren Ruf und die wiederholte Versicherung ihres Alleinseins nicht antwortete, wendete sie sich auf die Hausflur, von dort in Eugeniens Zimmer zu gelangen. Die im Hintergrunde der Küche gelegene Thür war gleichfalls verschlossen. Von neuem pochte und rief sie, ängstlich und ängstlicher horchte sie dazwischen. Durchs Schlüsselloch konnte sie nichts erspähen. War Eugenie ohnmächtig? Hatte sie sich entfernt oder versteckt? Sie rannte hinauf nach des Dienstmädchens Kammer, durch die Räume des Bodens wieder hinab in den Garten; nirgends eine Spur. Da kam ihr Else entgegen, die eben von einer entfernteren Bestellung zurückkehrte und erschrak, ihre Herrin so athemlos und erhitzt zu sehen; noch erstaunter war sie, als sie die hastige Frage nach dem Fräulein vernahm. Else hatte die Gesuchte nicht gesehen und wußte von nichts. Jetzt von neuem begann das Herschen, das Klopfen; wieder vergebens. Jetzt sollte ein Schlosser geholt werden, da gewahrte Else einen am Boden seitwärts zwischen Holz liegenden Schlüssel, der vom Herd herabgefallen zu sein schien. Es war der erwünschte. In die schnell eröffnete Thür traten Beide ein. Das Zimmer war leer, eine Auskunft auch hier nicht zu finden. Allmälig entdeckte man nur, daß der Hut, ein Umschlagetuch und einige Wäsche Eugeniens fehlten. Betäubt ging die Wittwe zwischen Bett und Fenster hin und her und wehrte mehr mit Geberden als Worten ab, da Else dem Fräulein nacheilen und Weisung dazu von ihrer Herrin vernehmen wollte. Endlich zog sie sich in ihr Zimmer zurück, wo sie später der zurückkehrende Fremde fand und über ihr verweintes Gesicht erschrak. Dennoch wollte er anfangs nicht an Eugeniens Verschwinden glauben. Selbst auf ihre Vorwürfe, daß nur sein Kommen das Unglück veranlaßt habe, daß sein Erscheinen dem lieben Kinde das Leben kosten könne, erwiderte er nichts, als, sie müsse noch im Hause sein, wenn sie bei seinem ersten Besuche darin gewesen. Als sie ihm aber jedes Nachsuchen freistellte und selbst die Thür zum Hinterzimmer öffnete, wo eine angefangene Zeichnung nebst andern Arbeiten den Tisch bedeckte, da wurde auch er ängstlich und forschte auch bei dem heraufgerufenen Diener, der keine das Haus verlassende Dame gesehen haben wollte. Darauf beschwor er die Wittwe, ihm zu sagen, wohin Eugenie sich gewendet haben könne, und obschon sie selbst zu keiner Vermuthung darüber kam, mußte sie doch jede Aeußerung wiederholen, welche Eugenie über eine Entfernung aus Ulm früher einmal gethan hatte. So entstand in ihm die Annahme, die Schweiz werde ihr Ziel sein. Er ließ Extrapostpferde bestellen, während er selbst die Stadt noch durchirrte, erfolglos, wie er der Wittwe zurief, als er in den seiner harrenden Wagen sich warf und, hinausrollend in den Abend, Eile gebot, den schönen Flüchtling baldigst einzuholen.

Die wieder vereinsamte Pfarrerin konnte kaum wünschen, durch den verfolgenden Baron von Eugenien Nachrichten zu erhalten. Dagegen nährte sie die Hoffnung, von ihrer Pflegetochter selbst ein Lebenszeichen zu empfangen, wenn diese, dem Befürchteten entlange nichts; nur aus einer Anfrage, die etwa zwei Wochen später an sie gelangte und im Auftrage des Barons wissen wollte, ob ihr neuerdings etwas über Eugeniens Aufenthalt bekannt geworden, vermochte sie den Schluß zu ziehen, daß Jener der Verfolgten nicht habhaft geworden sei. Auch später bemerkte sie noch einmal, daß eine gewisse Ueberwachung ihrer Wohnung und ihres Umgangs versucht wurde. Sie hatte jetzt leider nichts zu ver-

bergen und überließ ſich den ſchmerzlich-ſehnſüchtigen Erinnerungen an ihren Pflegling, denen ſelbſt ein Beſuch ihrer Tochter kein Ende machen konnte. Vielmehr friſchte das damit wieder in Anſpruch genommene Hinterſtübchen, welches die Witwe bis zur Ankunft ihrer Tochter ſorgfältig in dem Zuſtande bewahrt hatte, in welchem Eugenie es verlaſſen, das tägliche Andenken an dieſelbe von neuem auf und ſie ertappte ſich ſelbſt bei der Ungerechtigkeit des Vorwurfs, daß von Heilbronn aus der erſte Anſtoß zur Entdeckung und Verfolgung Eugeniens gegeben worden ſei. Es war das erſte mal, daß die Tochter ſich in die Auffaſſungs- und Empfindungsweiſe ihrer Mutter nicht finden konnte und beim Abſchiede mit einer Anwandlung von Eiferſucht bat, Jene möge, um ihrer Trauer ſich zu entreißen, bald in Heilbronn einen Beſuch machen.

Dazu kam es aber nicht. Wie der letzte Theil des Sommers, ſo war auch der Herbſt ohne alle Nachrichten von Eugenien der Witwe vergangen und es begann der Monat, in welchem ſie vor einem Jahre den ihr ſo theuer gewordenen Zuwachs ihrer Häuslichkeit gefunden hatte, als eine jetzt nicht erwartete Sendung ſie überraſchte. Es war ein junger unbeholfener Bauernburſche, den um die Stunde der Abenddämmerung Eliſe ins Zimmer führte, weil er ſeinen Auftrag nur der Frau „Magiſterin“ ſelbſt ausrichten ſolle. Nach der naiven Frage, ob ſie auch die rechte Frau Magiſterin ſei, zog er ein in ein Tüchlein eingeſchlagenes Papier hervor, in welchem ein Ring ſich befand. Es war Eugeniens, der Witwe wohlbekannter Diamantring nebſt wenigen Zeilen von ihr, welche die Bitte ausſprachen, ſie auf ihrem Krankenlager zu beſuchen. Der Ring ſollte ſowol als Beglaubigung der mühſam geſchriebenen Worte, wie auch als Mittel dienen, der Witwe bequeme Reiſegelegenheit zu ſchaffen. Erſchrocken forſchte die Pfarrerin nach vollſtändigern Erläuterungen, erfuhr aber nur den Namen eines ihr unbekannten und nach Verſicherung des Boten über zwei Tagereiſen entfernten Dorfes und daß der Herr Schulmeiſter ihn ausgeſchickt habe, bei welchem die kranke Dame liege. Aus weitern Antworten über den vom Boten zurückgelegten Weg erkannte die Witwe, das Dorf müſſe unweit jenes Gebirgszugs liegen, der den obern Neckar vom Donauthale abſcheidet. Schnell entſchloſſen, der Aufforderung zu folgen, rüſtete ſich die Pfarrerin zur Reiſe und der nächſte Vormittag fand ſie in einem Miethwagen, auf welchem auch der Ueberbringer des Briefs als ihr Führer Platz gefunden, in der Richtung nach Münſingen unterwegs. Wie ſehr ſie aber auch zur Eile antrieb, ſie konnte bei den weiterhin immer ſchlechter werdenden Wegen, wie ſie dort zwiſchen den vielfach ſich windenden Höhenzügen von Dorf zu Dorf führen, erſt gegen Ende des zweiten Reiſetags ihr Ziel erreichen. Der Kutſcher, des neben ihm ſitzenden Boten Weiſung folgend, hielt vor dem Hauſe des Schulmeiſters, welcher der Ausſteigenden entgegentrat. Es war ein ſchmächtiger Mann zwiſchen vierzig und funfzig Jahren, über deſſen blaſſe Wangen Thränen rollten, als er auf die haſtigen Fragen der Witwe leiſe erwiderte: Sie kommen zu ſpät, Frau Magiſterin! Geſtern und heute, als die Kranke zuſehends ſchwächer wurde, habe ich von Minute zu Minute ſehnſüchtig ausgeſchaut. Kurz vor Sonnenuntergang hatte ſie ausgeathmet. Mit dieſen Worten ergriff er die Hand der Erſchütterten, und ins Haus ſie geleitend, führte er ſie an einem düſtern Schulzimmer vorbei eine ſchmale Treppe hinauf, wo aus einem Stübchen ein Licht entgegenleuchtete. Hier ſaß zur Seite des Betts, in welchem die Entſchlafene noch lag, ein weinendes dreizehnjähriges Mädchen, ein etwas jüngeres ſtand mit gefalteten Händen am Ende des Betts und Beide zogen ſich beim Eintritt der fremden Dame in eine dunklere Ecke. Während der Schulmeiſter die Lampe emporhielt, weilten die Blicke der Witwe auf dem unter des Todes Hand erſtarrten Antlitze. Es war ihre Eugenie; — das Geſicht ſchmäler und marmorbleich, aber alle Züge des Schmerzes und Kampfes weggewiſcht zu einer Verklärung leidenſchaftsloſer Ruhe. So lange ſie vor Thränen ſehen konnte, verſenkte ſich die Witwe in dieſen Anblick und ließ ſich erſt wegführen, nachdem ſie ſtille gebetet und einen Scheide-

kuß auf die kalte reine Stirn gedrückt hatte. Hinabgeleitet ins Wohnzimmer sammelte sie sich mühsam zu der Frage, wie der Schulmeister dazu gekommen sei, die Erkrankte bei sich aufzunehmen. Dieser antwortete:

Fräulein Eugenie war ja nicht krank, obschon aufgeregt und erschöpft, als sie zu uns kam. Ach Gott, als ein barmherziger Engel des Himmels kam sie in unser Elend! Es hatte ein bösartiges Fieber in unserm Dorfe überhand genommen und überfiel und tödtete anfangs viele Kinder. Dort, meine Johanna, legte sich zuerst in meinem Hause, von meiner Frau treulich gepflegt. Als aber auch diese hart erkrankte, unser Dienstmädchen gleichzeitig klagte und zu ihrer Mutter zurückging und Niemand im Dorfe zur Krankenpflege sich finden wollte, da war ich nahe daran, zu verzweifeln. Es war an demselben Tage, an welchem auch meine jüngere Tochter sich legen mußte, als ich vom Bette meiner Frau, die nach langen ängstigenden Fieberphantasieen einen kurzen Schlummer gefunden hatte, auf einige Minuten vor die Thür trat, um nach heißem Tage in der Abendkühle etwas Stärkung für die Nachtwache mir zu gewinnen. Da stand plötzlich die junge Dame, die ausruhend an der Kirchhofsmauer gesessen hatte, vor mir, nach dem Namen unseres Dorfes fragend und ob sie Milch und Brot, vielleicht auch ein Nachtlager hier finden könne? Als sie erfahren, warum ich sie nicht bei mir eintreten lassen dürfe und wie vor meinem Elende selbst meine Nachbarn scheu sich zurückzögen, so glitt ein Schimmer der Ermuthigung über ihre Mienen, indem sie mir erklärte, sie fühle sich berufen, den Meinigen Pflegerin zu werden. Erstaunt sah ich sie an, aber vor ihren Blicken und Worten wichen meine Bedenken und ich mußte mit ihr glauben, daß Gott diese Hülfe in äußerster Noth mir zugeführt habe. Noch ehe sie meine Schwelle überschritt, eröffnete sie mir, sie werde getreulich aushalten im übernommenen Berufe, wolle aber darin in keiner Weise gestört, noch durch Fragen über sie selbst abgezogen werden. Wie gern versprach ich dies ihr, welche Gottes Gnade so offenbar mir zusandte! Seitdem übernahm sie den größten Theil der Krankenpflege und ihre Stelle durfte ich nur wenige Stunden des Tags, während sie ruhte, einnehmen. Zwei Wochen später neigten sich die Leiden meiner armen Frau zu Ende; ihre Lebenskraft war schon gebrochen, ehe das Fräulein eintrat; aber die Rettung meiner beiden Töchter danke ich, nächst Gott, ihr allein. Die jüngere erholte sich sehr langsam und erst gegen Ende Octobers bedurfte sie keiner Pflege mehr. Noch während das Fräulein am Lager meiner Dorothea saß, bemerkte ich, daß unsere Pflegerin blässer und matter wurde, fast nichts mehr genoß, zuweilen auch bedenklich hustete. Ich wollte den Kreisarzt wieder rufen lassen, der früher wöchentlich zwei mal ins Haus gekommen war, allein das Fräulein verbot dies unbedingt und bei meiner bald und nothwendig dringender gewordenen Bitte setzte sie hinzu, es werde solches Ueberschreiten meines Versprechens ihr als eine Weisung gelten, selbst schwach und in ungünstigster Jahreszeit mein Haus zu verlassen, in welchem sie außerdem bis zum Frühling zu ruhen wünsche. Was sollte ich thun? Ich war gewohnt, jedem ihrer Worte Folge zu leisten und verdankte diesem Gehorsam das Leben meiner Kinder. So wagte ich nicht, ihr entgegenzureden, während sie mit jedem Tage schwächer und freundlicher wurde. Auch keinen andern Menschen sollte ich ihr zum Trost oder zur Pflege herbeirufen, sie hatte an meinen Töchtern völliges Genüge. Sie beschäftigte sich zuweilen mit der Feder in den Morgenstunden, in welchen sie sich leichter erhielt, während des Abends ein immer stärkeres Fieber wiederkehrte, ohne daß sie je darüber geklagt hat. Später gab sie mir ihre oft unterbrochene und vor dem Herannahen einer Auflösung erst vollendete Schrift zum Aufheben, nur wenn sie stürbe, dürfe dieselbe geöffnet werden. Vor sechs Tagen frug sie mich, ob ich ihr einen sichern Boten nach Ulm verschaffen könne, und auf mein Bejahen schrieb sie die Zeilen, welche Ihnen mit dem beigefügten Ringe überbracht worden sind. Seitdem war sie sehr ruhig und rührend freundlich für meine Töchter; gestern schlummerte sie viel, aber mit häufigen Unterbrechungen und

zuckenden Bewegungen, wobei sie zwei mal fragte, ob der Bote aus Ulm noch nicht zurück sei. Diesen Vormittag waren ihre Lebenskräfte so weit gesunken, daß, wenn ihre Augen geschlossen waren, sie mir als eine schon Entseelte erschien und wir nur mit Mühe ihre leisen Athemzüge noch vernahmen. Kurz vor ihrem Verscheiden öffnete sie plötzlich die Augen völlig, als wolle sie durchs Fenster hinaus in die Ferne schauen und ich hörte die leisen Worte: Die treue Seele kommt — Herzensgruß! — Dann sank das Haupt rückwärts und ihr Hinüberschlummern war fast unmerklich.

Daß dieser einfache Bericht die Witwe zur tiefsten Wehmuth stimmte, bedarf keiner Erwähnung. Je mehr sie darüber nachsann und frühere Aeußerungen Eugeniens damit verglich, desto wahrscheinlicher wurde es ihr, daß die Erkrankte es vorgezogen habe, jede ärztliche Hülfe abzuwenden, nur um nicht von neuem sich entdeckt zu sehen; und in ihren Schmerz um die Zerstörung eines so schönen Lebens mischte sich Unwille und Zorn gegen den Verfolger. Diese Gefühle waren so überwiegend, daß erst am folgenden Tage, nachdem der traurigste Liebesdienst des in den Sarg übergebetteten Lieblings Haupt mit Myrten umwunden hatte, welche die Töchter des Hauses herbeigeholt, die Pfarrerin des Schreibens wieder gedachte, dessen Eröffnung nach ihrem Tode Eugenie angeordnet hatte. Als der Schullehrer dessen Umschlag entfernte, fand sich ein an die Pfarrerin adressirter Brief, dessen Inhalt ihre Wehmuth und Liebe zur Entschlafenen wo möglich noch erhöhte. Er war anfangs in langen Partieen, gegen den Schluß aber in immer kleinern Absätzen geschrieben, sodaß man daraus, wie aus den Schriftzügen selbst, die wachsende Anstrengung erkannte, mit welcher ihn Eugenie zu Ende gebracht. Vollständig und wörtlich lassen wir das Schreiben hier folgen, da es nicht nur den Schlüssel zu den Ereignissen, wie sie von uns wahrheitsgetreu erzählt wurden, wenigstens in Beziehung auf Eugenien, enthält, sondern auch tiefere Blicke in die Aufopferungsfähigkeit einer der Edelsten ihres Geschlechts gewährt.

(Das dritte Capitel: Das Opfer, in nächster Nummer.)

Zwei merkwürdige Eisenbahnen.

Eine wie große und allgemein anerkannte Bedeutung auch die Eisenbahnen im Allgemeinen für die Beförderung und Vermehrung des internationalen Verkehrs, für den Austausch der Waaren wie der Nationalitäten, der industriellen wie der geistigen Producte verschiedener Länder besitzen, so ist doch bisher ihre unmittelbare Wirkung in den meisten Fällen noch immer eine mehr partielle gewesen. Ihre nationalökonomische Wichtigkeit für den Weltverkehr im Großen und Ganzen kann nur dann eine directe und unmittelbare genannt werden, wenn man einen großen Complex von Eisenbahnen der verschiedensten Länder, mit den mannichfaltigsten Sonderinteressen, unter *einem* allgemeinen Gesichtspunkte zusammenfaßt. In diesem Sinne sind die complicirten Schienenwege, welche in kurzem das Mittelmeer, den Kanal und die Nordsee mit dem Schwarzen Meere, dem Adriatischen Meere und der Ostsee, und später auch Rußland mit den Westmächten direct verbinden werden, allerdings europäische Eisenbahnen zu nennen. Aber diese Linien sind, im Einzelnen betrachtet, unendlich vielen Hemmungen und Unterbrechungen ausgesetzt, sobald die Interessen des Westens und Ostens, des Nordens und Südens von Europa nicht Hand in Hand gehen. Dadurch wird sogleich der Einfluß dieser großen Verkehrsstraßen unter der Wucht particularer Interessen zersplittert und ihre europäische Bedeutung kann augenblicklich zu einer nationalen, oft sogar zu einer rein localen herabgezogen werden.

Diesen internationalen Eisenbahnverbindungen mit complicirten Interessen und Bedingungen stehen zwei merkwürdige Eisenbahnen gegenüber, welche ohne weiteres, ohne vermittelnde Bedingungen und Einschränkungen dem großen Weltverkehr unmittelbar an-

gehören müssen und in der Geschichte unseres Jahrhunderts sicher noch eine bedeutende Rolle spielen werden. Beide sind gleichzeitig im Bau begriffen und werden noch vor Ablauf dieses Jahrzehends vollendet sein. Beide zeichnen sich durch überraschende Kürze und verhältnißmäßige Einfachheit aus und doch durchschneiden beide einen ganzen Welttheil. Beide sind der Schlüssel zu neuen Verkehrsstraßen, beide sind dazu berufen, die Umschiffung ganzer Welttheile zu umgehen und, sich gegenseitig auf beiden Hemisphären ergänzend, die Brücken zu werden, welche die drei großen Weltmeere, den Atlantischen Ocean mit dem Großen und Indischen Ocean, auf kürzestem Wege direct verbinden.

Es sind die Eisenbahnen, welche die Landengen von Suez und Panama durchschneiden werden.

Ohne auf die große Bedeutung beider Linien in politischer wie merkantiler Beziehung näher einzugehen, mögen hier nur einige Thatsachen über die Lage und den Bau dieser Eisenbahnen eine Stelle finden, Thatsachen von allgemeinem Interesse, welche wir den neuesten Mittheilungen einiger Techniker verdanken.

Es ist bekannt, daß die langen und vielfachen Verhandlungen und Untersuchungen über die Verbindungen des Rothen Meeres mit dem Mittelmeere damit endigten, daß man, anstatt der Anlegung eines großen Kanals, den Bau einer Eisenbahn von Alexandria über Kairo nach Suez beschloß. Ebenso ist bekannt, daß und wie man den Vicekönig von Aegypten an der Ausführung dieses englischen Plans zu hindern suchte. Dessen ungeachtet aber begannen ungefähr mit dem Jahre 1852 die Bauarbeiten und zwar zunächst von Alexandria nach Kairo.

Die Bahn beginnt in Alexandria bei den großen Magazinen am Hafen des Mahmudjeh-Kanals und zieht sich in der Nähe dieses Kanals auf der schmalen Erdzunge fort, welche sich zwischen den Seen Madyer und Mareotis befindet. Ist diese Landzunge passirt, so schlägt die Eisenbahn die südöstliche Richtung ein, welche nach etwa 30 deutschen Meilen Länge, mit Berührung einiger Hauptorte und nach zweimaliger Passirung des Nils, in einer aus wenigen Graden zusammengesetzten Linie nach Kairo führt.

Die Steigungsverhältnisse sind die günstigsten, da Kairo nur etwa 40 Fuß über dem Mittelländischen Meere liegt und das Nildelta eine fast vollkommen horizontale Ebene bildet. Die Höhenlage der Bahn wird daher nur durch die größte Wasserhöhe des Nils bestimmt, wodurch eine durchschnittliche Dammhöhe von nur 8—10 Fuß entsteht.

Das Material für die Dämme gräbt man einfach aus zwei Gruben, welche immer links und rechts von der Bahn eröffnet werden. Das Verfahren bei der Erdgewinnung ist für Aegypten charakteristisch. Die stärkern Arbeiter hacken mit einer Breithaue die Erde auf und laden sie zugleich damit in Palmkörbe, welche zwischen ihren Füßen liegen und die Form einer kleinen Halbkugel von 15 Zoll Durchmesser mit zwei starken Handgriffen haben. Diese beladenen Körbchen nehmen die jüngern Arbeiter entweder auf den Kopf oder sie tragen sie, gekrümmt gehend und einen Henkel erfassend, auf dem Rücken. An Ort und Stelle angekommen, wird die geschüttete Erde mit derselben Haue wieder auseinanderzebreitet. Spaten und Schaufel sind in Aegypten völlig unbekannte Werkzeuge, an welche sich die Eingeborenen so wenig gewöhnen können als an Schubkarren. Es ist leicht begreiflich, wie langsam und mühevoll unter diesen Verhältnissen, bei der hinlänglich bekannten Faulheit der Aegypter, die Erdarbeiten gefördert werden. Um von den geringen Leistungen dieser Arbeiter einen Begriff zu geben, wollen wir die eine Beobachtung anführen, daß 3000 Männer und Knaben in einem Tage nur 1200 Schachtruthen von der Grube bis auf den daneben liegenden Damm förderten. Bei uns würden 1000 Arbeiter das Gleiche mit Bequemlichkeit leisten.

Von den gewöhnlichen Tagelöhnern und Handwerkern sind etwa 10,000 bei dem Baue beschäftigt, lauter Eingeborene, welche aber mit Gewalt gepreßt werden müssen und

gegen Desertion beständig von Militär bewacht sind. Alle Monate findet ein Wechsel der Arbeiter statt. Während dieser Zeit ist der Arbeiter ein vollständiger Gefangener und betrachtet sich als Sträfling. Dies erinnert lebhaft an die Zeit der Pharaonen, welche zu ihren Pyramiden- und Tempelbauten die eingeborenen Arbeiter wie Gefangene eintreiben und wie Sträflinge behandeln mußten, ein Schicksal, welches später auch die eingewanderten Juden traf, denen die Handarbeit, wie allen orientalischen Völkern, eine Erniedrigung scheint und jede körperliche Anstrengung überhaupt ein Greuel ist. Die heutigen Aegypter sind noch dieselben wie vor 3000 Jahren. Ihre Sitten und Gewohnheiten haben sich um nichts geändert, ihre Werkzeuge und Geschicklichkeiten um nichts verbessert. Während der Arbeit an der Eisenbahn lassen besonders Diejenigen, welche den Transport besorgen, beständig einen eigenthümlichen monotonen Gesang in kurzen Sätzen erschallen, wobei litaneiartig Einer in jeder Gruppe vorsingt und die Andern im Chor einfallen. Dieser Gesang, welcher weder der Ausdruck der Freude noch der Trauer, sondern mehr ein Gesang völliger Apathie zu sein scheint, hat zur Begleitung in größern Pausen ein allgemeines Klatschen mit den Händen. Daß bei derartigen Gewohnheiten die Arbeit sehr langsam vorwärtsgeht, ist begreiflich.

Außer den Dammarbeiten kommen auf der ganzen Strecke bis Kairo nur zwei bemerkenswerthe Kunstbauten vor, zwei Uebergänge über den Nil: über den Arm von Rosette und den von Damiette. Bei dem erstern Flußübergange ist eine feststehende Brücke aus localen Gründen nicht möglich, deshalb soll der Uebergang durch eine Dampffähre bewerkstelligt werden. Zu diesem Zweck wird zunächst die Eisenbahn auf beiden Seiten des Flusses vermittels eiserner Piloten (Pfahlwerke) möglichst weit in das Flußbett hineingeführt, um den mit der Fähre zurückzulegenden Weg thunlichst zu verkürzen. Auf der Fähre befindet sich eine Dampfmaschine, welche vermittels einer großen Welle zwei eiserne Leitketten auf- und abwickelt, die zu beiden Seiten der Fähre bis an die Ufer gespannt sind und so den Gang der Fähre zugleich verursachen und reguliren, indem die Fähre, durch Umdrehung der Hauptwelle, sich an den Ketten von einem Ufer zum andern hinarbeitet. Ein Theil des Verdecks, so groß, daß auf zwei Gleisen acht Wagen, je vier nebeneinander, darauf Platz haben, kann durch einen großen Schraubenapparat auf- und niederbewegt werden. Auf diesem beweglichen Verdeck sind Schienen angebracht, welche bei dem stark veränderlichen Wasserstand des Nils vermittels der Schrauben mit den Schienen an den Ufern immer in gleichem Niveau erhalten werden. Ist ein Eisenbahnzug an dem einen Ufer angekommen, so wird die Dampffähre dicht heranbewegt, das bewegliche Verdeck wird in die gleiche Höhe gehoben, vier Wagen fahren auf die bewegliche Eisenbahn, die Fähre bewegt sich über den Fluß, setzt am jenseitigen Ufer die Wagen wieder auf die festen Schienen ab und nimmt auf das benachbarte zweite Gleis wieder Wagen auf (sofern sich zwei Züge an dieser Stelle begegnen), bringt sie an das erste Ufer zurück und so fort.

Der Uebergang über den Nilarm von Damiette ist einfacher. Er erfolgt in der Nähe von Benha und geschieht durch eine eiserne Brücke. Die Fahrbahn dieser Brücke bildet ein System von 6½ Fuß hohen eisernen Röhren, welche auf eisernen Mittelpfeilern ruhen. Diese Mittelpfeiler bestehen ebenfalls aus je zwei Röhren von sieben Fuß Durchmesser, welche nach Art der Brunnen bis auf 35 Fuß unter den niedrigsten Wasserspiegel versenkt werden. In der Mitte der Brücke befindet sich ein drehbarer Pfeiler, durch dessen Umdrehung zwei Joche der Brücke geöffnet werden können, um der Schiffahrt freien Durchgang zu eröffnen. Da die ganze Eisenbahn nur wenige Fuß über dem Nilhochwasser liegt, ist auch die Röhrenbrücke so wenig über dem Flusse erhaben, daß selbst für kleine Fahrzeuge diese Drehpfeiler, ähnlich wie bei den Schiffbrücken, geöffnet werden müssen.

Der ganze Eisenbahnbau — dessen Baukosten, ohne die Betriebsmittel, auf 800,000 Pfd.

Sterling veranſchlagt ſind, aber die Summe von einer Million erreichen dürften, welche der Vicekönig von Aegypten angeblich aus ſeiner Privatkaſſe beſtreitet — wird in techniſcher Beziehung von dem berühmten engliſchen Ingenieur Robert Stephenſon geleitet. Dieſer begibt ſich von Zeit zu Zeit an Ort und Stelle, ſendet aber im Uebrigen ſeine Pläne und Anordnungen von London aus und läßt ſich durch 16 engliſche Ingenieurs auf ſeine Koſten vertreten. Die ganze Adminiſtration wird von Eingeborenen beſorgt, ſowie auch bei dem ganzen Bau, außer den bezeichneten engliſchen Technikern, nur Inländer beſchäftigt ſind, eine Einrichtung, die auch für den Betrieb der Bahn feſtgehalten werden ſoll.

Nach einem Jahre hofft man die Strecke von Alexandria bis an den Arm von Roſette befahren zu können. In zwei Jahren dürfte die ganze Bahnſtrecke bis Kairo eröffnet werden, worauf dann wahrſcheinlich der Beginn der Arbeiten auf der Linie von Kairo nach Suez erfolgen wird. Es liegt zu ſehr im Intereſſe der Engländer, daß die ganze ägyptiſche Bahn möglichſt bald eröffnet wird, als daß nicht, ſelbſt bei eintretendem Geldmangel von Seiten des Vicekönigs, ein Weiterbau unter allen Umſtänden forcirt werden ſollte.

Ganz andere Verhältniſſe und weit ſchwierigerer Art bietet die Panama-Eiſenbahn, dieſe bisjetzt am weiteſten gediehene Verbindungslinie zwiſchen dem Atlantiſchen und Stillen Ocean, da, wie bekannt, auch eine Kanalverbindung, mit Zuhülfenahme der Binnengewäſſer, zwiſchen beiden Weltmeeren ausgeführt werden ſoll.

Die Panama-Bahn hat ihren Anfangspunkt auf der atlantiſchen Seite der Landenge von Panama, an dem Hafen der neugegründeten Stadt Aſpinwall auf der kleinen Inſel Manzanilla und der Mündung der Navy Bay, ungefähr ſechs engliſche Meilen öſtlich von dem Fluſſe Chagres. In der Richtung der Bahnlinie beträgt die Entfernung von Navy Bay bis Panama am Stillen Ocean nur 50 engliſche Meilen (ungefähr 11 deutſche Meilen). Die allgemeine Richtung der Linie iſt beinahe von Norden nach Süden, da der Iſthmus von Panama an dieſer Stelle eine faſt weſt-öſtliche Lage hat.

Das Terrain in der für die Bahn ausgemittelten Trace iſt im Allgemeinen günſtig. Sieben engliſche Meilen von Aſpinwall trifft die Linie auf den Chagresfluß und bleibt in deſſen Nähe bis Gorgona, 30 engliſche Meilen von Aſpinwall. An dieſem Orte, welcher nur wenig über dem Niveau des Atlantiſchen Meeres erhöht liegt, lenkt die Bahn vom Fluſſe wieder ab, um die Ausläufer der Cordilleren in einer Waſſerſcheide zwiſchen beiden Weltmeeren zu überſteigen, welche 275 Fuß über dem Atlantiſchen Meere liegt. Mittels eines 25 Fuß tiefen Einſchnitts wird die von der Bahn zu erſteigende Höhe auf 250 Fuß über dem Meere reducirt. Die Waſſerſcheide liegt ſo ziemlich in der Mitte zwiſchen Gorgona und Panama, von jedem Orte etwa zehn engliſche Meilen entfernt. Die zur Erreichung des Scheidepunkts in Anwendung kommende größte Steigung beträgt auf der Seite gegen das Atlantiſche Meer 1 auf 88 Fuß; auf der Seite gegen das Stille Meer 1 auf 75. Dieſe Steigung iſt geringer als die, welche bei der Ueberſchreitung des Semmering, zu der ſchiefen Ebene bei Ulm u. ſ. w. angewendet wurde.

Am atlantiſchen Ende der Bahn bietet die Navy-Bay einen vortrefflichen Hafen für die Aufnahme der größten Schiffe; der Unterſchied im Waſſerſtande bei Ebbe und Flut beträgt hier nur zwei Fuß. Nicht ſo in Panama. Das Waſſer iſt hier weniger tief und der Unterſchied zwiſchen Ebbe und Flut beträgt 20—25 Fuß. Um hier für das Anlanden großer Schiffe hinlängliche Waſſertiefe zu erhalten, wird ein langer Hafendamm in das Meer hinaus gebaut werden. Die merkwürdig große Differenz der Fluthöhe zwiſchen dem Atlantiſchen und Stillen Ocean führte früher zu der Befürchtung, daß ein Kanaldurchſtich des Iſthmus eine Unmöglichkeit ſei. Eine horizontale Kanalführung wäre allerdings ein gefahrvolles, aber zugleich ein unmögliches Unternehmen, da man die Waſſerſcheide des Iſthmus auf alle Fälle mit Schleuſen überſteigen muß.

Im Allgemeinen ſollte man annehmen, daß die Bahn über den Iſthmus von Pa-

nama ein leicht auszuführendes Werk sei. Es wird aber schon seit vier Jahren daran gearbeitet, und obgleich bereits seit dem März 1852 eine Strecke von 18½ Meilen, bis Buyo Soldado, befahren wurde und die später vollendete Strecke von Buyo Soldado bis Barbacoas (im Ganzen 24 englische Meilen Länge) ebenfalls schon ein Jahr lang im Betriebe ist, so ist doch für den Weiterbau noch nicht viel geschehen, trotzdem nach dem ursprünglichen Plane am 1. September 1853 das ganze Werk schon vollendet sein sollte. Man muß also auf ungewöhnliche und unvorhergesehene Schwierigkeiten schließen, welche der Bahnbau in jenen Gegenden unter dem Aequator mit sich führen muß.

In der That soll die bisher stattgehabte Verwendung europäischer Arbeiter aus den Vereinigten Staaten zu den Bahnbauten der unternehmenden Gesellschaft sehr große Auslagen verursacht und zur Verzögerung des Baus hauptsächlich beigetragen haben. Die Arbeiter konnten das Klima nicht vertragen und mußten nach kurzer Zeit auf Kosten der Unternehmer in ihre Heimat zurückgebracht werden. Jetzt ist man darauf angewiesen, den Bau mit Eingeborenen fortzusetzen. Es sind im Ganzen 1200 Werkleute an der Bahn beschäftigt.

Eine wesentliche Verzögerung erleidet die Fortsetzung der Bahn durch die Hindernisse, welche sich der Errichtung der großen Brücke über den Fluß Chagres bei Barbacoas im vorigen Jahre entgegenstellten. Die Brücke soll eine Länge von 175 Fuß, steinerne Köpfe und Pfeiler, aber hölzernen Oberbau erhalten. Das Holzwerk für die Brücke wurde aus Mangel an guten Arbeitern in den Vereinigten Staaten hergestellt und zu Schiff an den Bestimmungsort transportirt. Zwei Versuche, den Oberbau aufzustellen, scheiterten aber an dem eingetretenen Hochwasser des Flusses, dessen Fluten den bereits vollendeten Theil der Brücke mit sich fortrissen, sodaß die Brücke aufs neue in den Vereinigten Staaten angefertigt werden mußte. Der Eintritt der Regenzeit unterbricht ohnehin alle Arbeiten auf Monate, sodaß man den Bau erst nach dem Eintritt der trockenen Jahreszeit wieder aufnehmen kann. Zu diesen Hindernissen localer Natur tritt noch als weiteres verzögerndes Moment der Umstand, daß bei Leitung des Unternehmens bisher nicht mit der für ein solches Werk erforderlichen Energie und Umsicht verfahren worden ist.

Bei diesem Sachverhalt ist es natürlich nicht möglich, den Zeitpunkt der Vollendung der ganzen Panama-Eisenbahn auch nur annähernd im voraus anzugeben. So bedauerlich dies auf der einen Seite erscheint, so ist die verspätete Vollendung der Bahn doch auch nicht ohne Nutzen. Sie hat dazu beigetragen, andere Projecte für die Verbindung beider Weltmeere hervorzurufen und zur Reife zu bringen. Wenn endlich die Panama-Bahn von Meer zu Meer fahrbar ist, wird sie schon nicht mehr die einzige Straße bilden für den großartigen Weltverkehr, welcher sich in dieser Richtung zwischen beiden Hemisphären von Tag zu Tag mehr entwickelt. K. P.

Ein ungedruckter Brief Goethe's.

Wahrscheinlich aus jenen, bekanntlich vor zehn Jahren so beklagenswerth (als Maculatur an einen Seifensieder und Lichtzieher in Weimar[1]) verzettelten Briefen Goethe's rührt die nachfolgende, noch ungedruckte italienische Epistel des großen Dichters her.

* * *

Frascati, den 1. October 1787.

Nun kann man endlich, nach überstandener Sommerhitze, wieder Athem holen! Ich habe mich aus dem tiefen Rom auf die heitern Gebirge gemacht und hier, bester Herr College, sollen Sie auch sogleich ein Briefchen haben mit dem besten Dank für ihr fort-

dauerndes Andenken! Zwar iſt Einem hier nicht zum Briefſchreiben, man mag gern den ganzen Tag ſkizziren und zeichnen und hat Morgens und Abends ſoviel zu thun, die Blätter in Ordnung zu bringen, die Conteuren zu kartiren oder mit der Feder zu umreißen, man pfuſcht auch wol einmal mit Farben und ſo geht die Zeit hin, eben als wenn es ſo ſein müßte.

Die Zeit der Villegiatur iſt nun da und Alles macht ſich aus Rom heraus, was nur irgend kann und weiß. Mädchen, Weiber, Bücher, Gemälde und alle Arten von Hausrath ſind jetzt wohlfeiler zu haben, weil Alles Geld braucht. Man lebt und macht ſich luſtig, um alsdann bis zum Carneval wieder eingezogen zu bleiben. Rom habe ich dieſe Zeit her, ſoviel möglich war, genutzt. Die zwei Sommermonate durfte man kaum aus dem Hauſe; ich habe indeß an meinen Schriften gearbeitet; vier Bände werden ihre Aufwartung gemacht haben, die übrigen ſollen folgen. Die Hauptſtadt der Welt iſt übrigens ſtill genug. Eben ſetzt ſich der Obelisk in Bewegung, der auf Trinita del monte ſoll aufgerichtet werden; er lag bisher bei St. Giovanni in Laterano. Der große, aber ſehr beſchädigte Obelisk, der noch im Campo Marzo liegt, ſoll, ſagt man, auch aufgerichtet werden. Es iſt zwar nicht der größte (der bei St. Giovanni in Laterano ſteht und der an der Porta del Popolo ſind höher), aber mir kommen die Hieroglyphen viel einfacher und beſſer gearbeitet vor. Auch iſt es ein recht altes Monument; er ward dem Seſoſtris zu Ehren errichtet und nachher dem Auguſtus gewidmet. Er ſtand im Marsfelde als Sonnenzeiger der großen Sonnenuhr und liegt jetzt in einem Hofe, zerbrochen, an einer Seite durch den Brand beſchädigt und auf römiſche Art beſudelt.

Daß ich jede Gelegenheit ergreife, die beſten Sachen wieder und wieder zu ſehen, können Sie leicht denken. Je mehr man ſie ſieht, deſto mehr wird man an ihnen gewahr und deſto mehr möchte man ſie ſehen.

Und was machen denn Sie, beſter Herr College? Sie ſind fleißig, beſchäftigt und tragen die Laſt des Staats. Unſer gnädigſter Herr iſt wahrſcheinlich wieder zurück; ich hoffe, er wird wohl und vergnügt ſein. Er hat mir auf eine gar edle Weiſe meinen Urlaub verlängert. Ich bin überzeugt, daß auch Sie und meine andern Herren Collegen mir dieſe Stunden und Tage gönnen, die man nur einmal in ſeinem Leben genießen kann. Ich werde meinen Aufenthalt hier ſo gut zu nutzen ſuchen, daß ich, mir und Andern zur Freude bereichert zurückkehre. Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht eine neue Kenntniß erwerbe oder irgend eine Fähigkeit ausbilde.

Behalten Sie mich in freundſchaftlichem Andenken und ſeien Sie verſichert, daß ich mich auch Ihrer oft zur guten Stunde erinnere, auch Sie nur gar zu oft an dieſen oder jenen Platz wünſche, damit Sie mancher ſchönen Ausſicht, manches unbeſchreiblich reizenden Anblicks, und wäre es nur auf kurze Zeit, genießen könnten. Denn man hat gar keine Idee, wie ſchön das Land iſt, und wir ſind den Landſchaftsmalern viel ſchuldig, daß ſie uns ein Bild davon über die Alpen ſchicken.

Leben Sie recht wohl, empfehlen Sie mich den werthen Ihrigen und allen guten Freunden und gedenken

Ew. Hochwohlgeboren

gehorſamſten Dieners und treuen Freundes

Goethe.

* * *

Zur nähern Erläuterung dieſes Briefs hat Herr Hofrath Schöll in Weimar die Güte gehabt, und nachſtehende dankenswerthe Mittheilung zu machen.

— — Den zurückfolgenden Brief Goethe's, durch deſſen Mittheilung Sie mich erfreut haben, begleite ich, Ihrer Einladung gern folgend, mit einem kleinen Commentar.

Auch ohne die Originalhandſchrift anzuſehen, kann man der Echtheit dieſes Briefs

gewiß sein, so kenntlich ist der ganze Ton und so gut paßt der Inhalt dieser vom 1. October 1787 aus Frascati datirten Zeilen zu Allem, was die von Goethe selbst herausgegebenen Briefe jener Zeit in seiner italienischen Reise erzählen. (Goethe's Werke in 12., Bd. 29, S. 76—119.)

Nachdem nämlich Goethe schon im September 1787 wiederholt mit Reifenstein, Schütz und andern Freunden nach Frascati und Albano gefahren, machte er von Anfang October bis in die letzte Woche desselben eine förmliche Villegiatur mit jenem Künstlerkreis, auch Angelica Kaufmann und einigen italienischen Frauen und Mädchen in Castel Gandolfo. Von da geschahen häufige Ausflüge in jene nahen Lustorte; und wie Goethe, laut Ueberschrift des Briefs vom 2. October im Reisebuch, sich selben Tags zu Frascati befand, so zeigt ihn unser Brief den Tag vorher ebendaselbst. Was er zuerst darin schreibt, daß er in dem schönen Gebirge des Zeichnens und Skizzirens kein Ende finde, von diesem Bestreben und dessen Nothwendigkeit für seine ergriffenen Sinne reden auch die gleichzeitigen gedruckten Briefe am allermeisten. In den letztern findet man ebenso die Ausführung der in dem unserigen zunächstfolgenden Andeutung seines gemüthlichen, geselligen Zustandes. Als er die Zeilen, die wir vor uns haben, schrieb, hatte Goethe schon den ersten Keim jener Neigung zur schönen Mailänderin im Herzen, deren rasche Entzündung, schmerzliche Hemmniß und zartes Verklingen er so anmuthig geschildert hat. Es ist recht charakteristisch, daß Goethe in dieser Aufregung seine Correspondenz geordnet fortzuführen nicht vergaß. Endlich das dritte in unserm Brief Besprochene, seine letztliche Beschäftigung zu Rom mit den Obelisken, kommt gleichfalls in der Reisebeschreibung übereinstimmend im Briefe aus Rom vom 5. September und in dem Berichte von diesem Monat vor.

An wen unser Brief gerichtet sei, läßt sich mit Sicherheit sagen. An einen Amtscollegen, wie die Anrede ergibt, der aber keiner von den ältern Mitgliedern des damaligen weimarischen Geheimraths sein kann. Bei der Gemessenheit in Standesverhältnissen, welche Goethe grundsätzlich befolgte, würden die Curialien, wenn der Brief an den Kanzler Schmidt oder den Geheimrath von Fritsch gerichtet wäre, um einen oder zwei Grade förmlicher sein. Dieser College ist außerdem, wie die letzte Hälfte des Briefs verräth, mit den Geschäften, die vor der Reise zu Goethe's Bereich gehörten, betheiligt, übrigens, was die Eigenschaften betrifft, die das Schreiben in ihm voraussetzen läßt, ein Mann, der sowol Alterthümer als Naturschönheiten liebt, und alles Dies zusammen paßt nur auf den damaligen wirklichen Hofrath **Christian Gottlob Voigt**.

Voigt war unter den weimarischen Regierungsbeamten jener Periode der unermüdlichste und gewandteste Arbeiter. Seit 1777 Regierungsrath (früher Advocat in Weimar und Justizamtmann in Altstadt), war er Goethen auf dessen eigenen Wunsch in der Leitung des ilmenauer Bergbaus 1783, bald auch in der Ordnung des dortigen Steuerwesens zugesellt und, nachdem er schon vorher neben dem Sitz in der Regierung die Stelle des Geheimen Archivars eingenommen, zum Hofrath ernannt worden. Unter all den Geschäften, die er bewältigte, erhielt sich Voigt die Liebe zur Wissenschaft und Literatur, die er im Anfang seiner Juristenlaufbahn mittels Nebenanstellung an der herzoglichen Bibliothek vier Jahre lang ämsig genährt hatte. Sein Interesse für das Alterthum bethätigte sich vornehmlich im Studium und Sammeln von Münzen. Mit dem Anschluß an Goethe betrat er ein neues Feld, worin er nächst diesem Führer den Berghauptmann von Trebra zum Förderer gewann: das Bergwesen, die Geologie und verwandte Naturkunde, in welche er sich mit Empfänglichkeit und Geschick rasch einarbeitete und nachmals immer darin fortging. Ihm war diese neue Schule keine Last, vielmehr das Beschreiten und Befahren der Berge in der erquicklichen ilmenauer Gegend mit dem dort so sinnvoll heimischen Goethe Erholung und Gewinn. (S. auch über Voigt's Theil an den amtlichen und freundschaftlichen Beziehungen Goethe's dessen Briefe an Frau von Stein, Bd. III, S. 162, 177, 265, 274.)

Wenn Goethe am Ende unſers Briefs ſagt, daß er den Freund nur gar zu oft an dieſen oder jenen Platz wünſche, damit er manches unbeſchreiblich reizenden Anblicks, und wäre es nur auf kurze Zeit, genießen könnte, ſo liegt ohne Zweifel die Erinnerung an Naturſtreifen zugrunde, wie ſie Voigt in den letzten Jahren mit ihm auf jenen Waldhöhen, auch immer nur auf kurze Zeit, aber lebhaft getheilt hatte.

Seit Goethe's Abweſenheit lag nun auch der größte Theil der Kammergeſchäfte auf den Schultern Voigt's. Schiller, der ſchon im Auguſt dieſes Jahres über ſeine Befreundung mit dem „ganz trefflichen" Voigt ſehr erfreut an Körner ſchreibt, nennt ihn dabei einen der angeſehenſten Geſchäftsmänner, von großen und kleinen Geiſtern geſchätzt, mit dem beſten Rath und ein Orakel für den Herzog. (Schiller's Briefwechſel mit Körner, Bd. 1, S. 157. Vgl. daſ. S. 171 unten, 177, 191, 196.)

Goethe's Aeußerung im Briefe an den Collegen, er ſei überzeugt, daß dieſer und ſeine andern Amtsgenoſſen ihm den vom Herzog auf ſo edle Weiſe verlängerten Urlaub und die Genüſſe dieſer nie wiederkehrenden Tage gönnen, iſt ebenſo ſehr, wie durch das freundſchaftliche Verhältniß zu den Hauptſtellvertretern, durch das Bewußtſein motivirt, daß in Weimar ſeinem Glück auch Neider und Klätſcher nicht fehlten. Manches, was daſelbſt Schiller während dieſes ſeines erſten Aufenthalts hörte und natürlich ohne ängſtliche Prüfung in ſo vertrauliche Briefe, wie die an Körner, fließen ließ, kam aus ſolchen nicht allzu lautern Quellen. So ſchrieb er im December dieſes Jahres: „Goethe's Zurückkunft iſt ungewiß und ſeine ewige Trennung von Staatsgeſchäften bei Vielen ſchon wie entſchieden. Während er in Italien malt, müſſen die Voigts und Schmidts für ihn wie die Laſtthiere ſchwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Beſoldung von achtzehnhundert (!) Thalern und ſie müſſen für die Hälfte des Geldes doppelte Laſt tragen." (Schiller's Briefwechſel mit Körner, Bd. 1, S. 228.)

Hierzu muß erinnert werden, daß Goethe in den Jahren vor der Zuziehung Voigt's viele und immer wachſende Amtsgeſchäfte redlich getragen hatte; daß jetzt, wo ſeine Genüſſe in Rom unvergleichliche Früchte, die weiten Kreiſen zugute kommen ſollten, zeitigen halfen, Voigt allerdings ungemein beladen war, aber ſchwerlich klagte und gewiß nicht es zu bereuen hatte. Denn im Jahre der Zurückkunft Goethe's fielen ihm deſſen Kammergeſchäfte ordentlich, auch Antheil an Goethe's Verwaltung von Univerſitätsſachen zu (Schiller's Ruf nach Jena im Winter 1788 war weſentlich Voigt's Werk, vergl. Schiller's Briefwechſel mit Körner, Bd. 1, S. 391 fg.), im Jahre darauf war er ſchon Geheimer Regierungsrath und ſtieg fortwährend in Vortheilen und Würden.

Seinen Umgang mit Goethe erhielt ihre gemeinſame Beſorgung der Oberaufſicht über die wiſſenſchaftlichen Anſtalten in ununterbrochener Wärme; das Vertrauen des Herzogs, deſſen er vor Allen genoß, machten ſeine Erhebungen zum Wirklichen Geheimrath, dann zum Präſidenten des Staatsminiſteriums, Oberkammerpräſidenten und Ordenskanzler allgemein bekannt. Voigt ſtarb im Frühjahr 1819 im 76. Lebensjahre, nachdem zwei Jahre vorher ſein goldene Jubelfeſt ſeines Staatsdienſtes viele Auszeichnungen gefeiert hatten, zu welchen Goethe mit herzlicher Theilnehmung durch Angabe der Feſtmedaille und Widmung eines Schutzgrußes beigetragen.

Voigt's Frau war eine Huſeland, Schweſter des nachmaligen Geheimraths in Berlin.

Die Metamorphoſe der Pflanze.

Alle Gebilden ſind ähnlich und keine gleichet der andern;
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Räthſel. Goethe.

Könnten wir einmal mit einem einzigen Blicke das ganze Pflanzenreich überſchauen, was der Botaniker oft im Geiſte thun muß, ſo würden wir erſtaunen über die Menge der verſchiedenartigſten, oft ſehr ſonderbaren und abweichenden Geſtalten, welche Stengel, Zweige, Blätter, beſonders aber Blumen und Früchte annehmen können! Dieſes Heer von Geſtalten war es, von welchen Goethe in obigen Zeilen ſpricht und in welchen er ein beſtimmtes Geſetz aufzufinden ſtrebte. Das wirklich aufgefundene bezeichnete er mit dem Titel der Umwandlung, der „Metamorphoſe" der Pflanze.

Die niedern Pflanzen, Pilze, Flechten, Algen, Mooſe, Farrnkräuter zog Goethe nicht in den Bereich ſeiner Unterſuchungen. Auch Stengel oder Stamm, Aeſte und Zweige, die man die Grundlage, das Geſtell der Pflanze nennen könnte, blieben weg. Blätter, Blüten und Früchte ſind alſo die Theile, mit denen wir es zu thun haben.

Betrachten wir die Blätter, die Blüten und Früchte z. B. des Apfelbaums, der Kürbispflanze, ſo haben wir offenbar drei ganz verſchiedene Gegenſtände vor Augen, die in Allem, in Größe, Geſtalt, Farbe, innerm Bau, Zweck ſo ſehr voneinander abweichen, daß ſie ſcheinbar gar nichts miteinander zu thun haben. Und doch ſind ſie eins und daſſelbe. Das war der gewiß kühne Gedanke, den Goethe in ſeiner Metamorphoſe der Pflanze durchführte. Ob er Recht hat und wie weit, darüber iſt viel geſtritten worden.

Der Stengel treibt zunächſt blos Blätter und bildet ſie zu den verſchiedenſten Formen aus. Sie bilden ſich dann um, ſie verwandeln ſich in die Theile der Blüte und endlich in Früchte und Samen. Vom Blatte an iſt Alles bloße Umbildung, bloße Verwandlung, Metamorphoſe. Dieſer Begriff der Umwandlung iſt im Bereich der organiſchen Natur durchaus nichts Fremdartiges. Bildet doch das Ei des Schmetterlings ſich um in Raupe, Puppe und Schmetterling, das Ei der Henne in ein Hühnchen, der unter der Blüte des Apfels ſtehende Fruchtknoten in einen Apfel. Die ganze Ausbildung eines jungen Thieres, einer jungen Pflanze iſt eine fortwährende Umbildung bis zu dem oft von der Jugend ganz verſchiedenen erwachſenen Zuſtande. Sind doch die Vorderfüße der Säugethiere offenbar bei den Vögeln umgebildet in Flügel, alle Füße bei den Fiſchen in Floſſen verwandelt, die vorſtehende Naſe des Schweins bei dem verwandten Elefanten in einen langen Rüſſel. Alſo überall Umwandlung, überall Metamorphoſe. Warum ſollen ſich nicht die Blätter der Pflanze in Blüten und Früchte umwandeln können?

Das Mikroſkop hat uns gezeigt, daß alle feſten Theile der Thiere und Pflanzen zuſammengeſetzt ſind aus Zellen, d. h. aus kleinen Bläschen, die durch Druck, Zuſammenwachſen und andere Urſachen ſehr verſchiedene rundliche, eckige und längliche Formen annehmen können und ſo das Zellengewebe bilden. Das Fleiſch, die Knochen, die Haut, die Haare, die Zähne, die Wurzel, der Stengel, die Blätter, Blüten, Schale und Fleiſch der Früchte, Alles beſteht aus Zellgewebe. Sehr langgeſtreckte, fadenförmige Zellen, verbunden mit feinen Röhrchen, Gefäße genannt, bilden in der Pflanze dünne Bündel, die Gefäßbündel. Aus dem Stengel ſchiebt ſich hier und da ein Theil der Gefäßbündel durch die Rinde hinaus und bildet den Blattſtiel. Dann zertheilen ſich die Gefäßbündel in verſchiedener Weiſe, um das Aderſyſtem des Blattes darzuſtellen. Die Räume zwiſchen den Adern ſind ausgefüllt mit Zellgewebe und die Form des Blattes hängt von der Art der Vertheilung der Gefäßbündel und des Zellgewebes ab. Aus Zellen, Zellgewebe und Gefäßbündeln beſtehen aber auch die Blüten und Früchte. Es bedarf blos einer Aenderung in der Vertheilung, Gruppirung und Farbe, um die Umwandlung zu vollziehen.

Schon das Blatt allein macht eine Metamorphoſe durch, die man oft ſchon an einer einzelnen Pflanze vollſtändig ſehen kann. Man muß aber nicht alle Stadien der Metamorphoſe an einer Pflanze beobachten wollen, ſondern man muß eine Menge verſchiedener Pflanzen miteinander vergleichen. Die eine zeigt dann dieſe, eine andere jene Erſcheinung. Da die Gefäßbündel des Stils ſich ausbreiten zum Geripp des Blattes, ſo iſt das Blatt der zertheilte Blattſtiel, und umgekehrt kann man den Blattſtiel das zuſammengezogene Blatt nennen. Je nach der größern oder geringern Zertheilung des Blattſtiels wird das Blatt größer oder kleiner und durch die Geſtalt des Gerippes wird es bald rund, bald lang, bald herzförmig, nierenförmig, lineälförmig u. ſ. w. Füllt das Zellgewebe nicht alle leeren Zwiſchenräume des Gerippes bis an den äußerſten Rand aus, ſo wird das Blatt nicht ganzrandig, ſondern mehr oder weniger gezähnt, oder ſägerandig oder buchtig, wie bei der Eiche, oder in mehre Lappen zertheilt, wie beim Ahorn und dem Weinſtocke, oder fingerförmig, wie bei der Roßkaſtanie, oder dreitheilig, wie beim Klee, oder gefiedert, federförmig, wie bei der Robinie, gewöhnlich Akazie genannt, und beim Wallnußbaume, oder mehrfach gefiedert, wie bei den Doldenpflanzen. Beim nadelförmigen Blatte der Nadelbäume, der Tanne, Fichte und Kiefer ſind die Gefäßbündel des Blattſtiels faſt ganz beiſammengeblieben. So zeigt uns alſo ſchon das Blatt eine Menge von Verwandlungen. Die unterſten Blätter ſind eigentlich noch wirkliche Theile des Samens, die Samenlappen, Kotyledonen genannt, die bei vielen Pflanzen, wie bei der Bohne, zuerſt über der Erde ſich zeigen, wenn der Same aufgeht, ſich dabei grün färben, und wenn die Pflanze größer wird, abſterben. Sie ſind gewöhnlich dick, fleiſchig, rundlich und immer ſehr einfach gefaltet. Die folgenden, höher ſtehenden Blätter ſind nun wirkliche Stengelblätter, unterſcheiden ſich aber oft von der ſpätern immer noch durch einfache Geſtalt und heißen Wurzelblätter. Die höher ſtehenden bilden ſich allmälig zu den oft ſehr zertheilten oder, wenn man will, zuſammengeſetzten Formen aus, ſodaß ein ſolches Blatt oft Hunderte von Theilen zeigt und mehr ausgearbeitet iſt, wie es Goethe nennt. Die höchſten endlich ziehen ſich bei vielen Pflanzen wieder zuſammen, ſie werden wieder kleiner, ſchmäler, einfacher, um ſich auf den Uebergang zu einem andern Organe, zur Blüte vorzubereiten. Dieſe allmälige Verwandlung der Geſtalt bemerkt man an manchen Pflanzen vollſtändig, z. B. an einer Art Süßklee (Hedysarum flexuosum), theilweiſe aber an unzähligen Pflanzen. Man betrachte z. B. viele unſerer Doldenpflanzen, die perennirenden kleinen Sträuchern ähnlichen Aſtern unſerer Gärten, die Päonie oder Pfingſtroſe, die Sonnenroſe, den Eiſenhut, die Paſſionsblume, die Waſſerranunkel. Jeder Gang durch Garten, Feld und Wieſen wird uns Beiſpiele in Menge liefern.

Goethe hing dieſen Betrachtungen mit großer Liebe an und konnte ſehr empfindlich darüber werden, wenn man ihnen nicht den Werth einräumte, den ſie in der That haben. Schiller, dem das reale Naturgebiet verſchloſſen war, nannte die Pflanzenmetamorphoſe eine „Idee", was Goethe nicht ſehr gnädig aufnahm. Erſt die neue Wiſſenſchaft iſt ſeiner ſinnigen Ahnung zu Hülfe gekommen. Wir wollten durch dieſe kurzen Bemerkungen nur ungefähr das Problem andeuten, um welches es ſich bei jenem Gedanken handelte.

Anregungen.

Zur Frage über weibliche Bildung.

Es iſt ein Lieblingsthema des Tags, über die richtigere und ernſtere Bildung der Frauen zu ſprechen. Das Blatt hat ſich dabei bekanntlich gewendet. Nicht mehr von den Rechten, ſondern den Pflichten der Frauen wird gehandelt. Einige weibliche Schriftſtellerinnen, aus derſelben Sphäre, die ſonſt ihre Romane nur aus unglücklichen und bedrängten Frauenherzen herleiteten, haben jetzt einen ganz beſondern Nachdruck auf häusliche Beſchränkung der

Frauen gelegt, ja es fehlt nicht viel, daß man den jungen Mädchen Musik und Literatur widerräth und sie auf das Spinnrad verweist.

Die Uebertreibung ist die gewöhnliche Folge jeder Neuerung. Die weibliche Erziehung soll nach unserer Meinung besonders darauf sehen, daß jeder Stand für die Frauenpflichten seiner Sphäre erzieht, d. h. die Tochter eines kleinen Beamten nicht angeleitet wird, eine künftige Gräfin, die eines Handwerkers nicht, einst eine Frau Assessorin zu werden. Ist irgendwo der Wissensstoff mit Vorsicht mitzutheilen, so ist es in dieser Sphäre; denn Dem, der z. B. einseitig Klavierunterricht bis zum Schulhoff- und Henseltspielen bekommt, will später eine Existenz, die mit dem Salon in keiner Beziehung steht, nicht mehr zusagen. Nächstdem ist Allem, was Frauen lernen, eine bestimmte praktische Tendenz zu geben. Das bloße Wissen um des Wissens willen ist eine gefährliche Aussaat im Frauenherzen. Die Bildung soll eine Herzensbildung sein, und da die Welt an das Herz starke Anforderungen macht, so gebührt es sich, daß sich zur Herzens- auch Verstandesbildung geselle. Das sei das eigentliche treibende Princip aller höhern und mittlern weiblichen Erziehung.

Ein Schulmann, seit Jahren in der Bildung von jungen Mädchen erfahren, schreibt uns, daß ihm vorzugsweise die Gewissenhaftigkeit als ein sehr wesentliches Princip der weiblichen Erziehung gelte. Er will die junge weibliche Welt gegen die Schmeichelei kühlen, gegen die Eitelkeit der eigenen Einflüsterung. Er sieht in dem weiblichen Unterrichte oft nur eine systematische Anleitung zum Scheinwesen, dem auch die Fülle anerlernter, aber nicht in den Grund des Gemüths gehender gelehrter Dinge dienen müsse. Achtung vor der Welt des Mannes kann ebenso nicht genug gelehrt werden. Jener Freund unserer „Unterhaltungen" schreibt:

„Namentlich ist es eine Tugend, welche von den Frauen selten ganz in ihrem Werthe erkannt und streng geübt wird: die Gewissenhaftigkeit; ja es geschieht wol, daß sie von ihnen an den Männern nicht einmal verstanden wird. Und doch gehört eine strenge Gewissenhaftigkeit, welche die Heiligkeit der Pflicht erkennt, zu den ersten und höchsten Tugenden eines Menschen, die kein Beruf, auch nicht der einer Hausfrau und Mutter, entbehren darf, wenn er sich Achtung und Anerkennung erwerben will. In dieser Beziehung stellt da sich selbst schon als eine Hauptaufgabe der Mädchenschulen heraus, daß auf die Tugend der Gewissenhaftigkeit mehr Gewicht gelegt werde, als es bisher geschehen, daß die treue Erfüllung seiner Pflicht zu den nächsten und wichtigsten Lebensaufgaben gehöre, deren Lösung in den höchsten wie in den niedrigsten Ständen gleich dringend ist. Nächstdem dürfte aber auch noch die Weckung und Schärfung des Gerechtigkeitsgefühls sowie die Wiederbelebung der Gastfreundlichkeit bei dem weiblichen Geschlechte bereits der Aufmerksamkeit und Berücksichtigung der Erzieher anzuempfehlen sein. Gelten diese Winke zu ernsterer Auffassung der sittlichen und religiösen Lebensaufgabe besonders den Müttern, in deren Händen der Schluß und die Abrundung der ganzen weiblichen Bildung ruht, so wird die zweite Anforderung, welche die Jetztzeit an die Frauen mit Fug und Recht machen darf, nämlich ein gediegeneres Wissen, zum größern Theile den Vätern und Lehrern zur Erfüllung anheimfallen. Es fehlen uns in den männlichen wie in den weiblichen Kreisen die ganzen, vollständigen Menschen noch gar sehr und die große Mehrzahl umfaßt immer nur jene charakter- oder gemüthlosen Halbmenschen. Fehlt es den Frauen nun im Allgemeinen weniger an angeborenem Gemüth und an Charakter, so fehlt es ihnen desto mehr an Einsicht und an richtigem Urtheil, die nur durch eine strengere geistige Zucht und Uebung zu erlangen sind. Finde man dann nur das rechte Maß und wolle dem Wissen nicht zu weite Grenzen stecken! Berücksichtige man vielmehr stets die weibliche Kraft sowie die nächste weibliche Lebensaufgabe."

Aus und nach fremden Spenden.

* * *

Jahre stehlen uns oft Minuten und Minuten schenken uns ein Leben.

* *

Zu Raimund's „Verschwender" sollte man ein Seitenstück schreiben: „Der Verschwender an Zeit".

* *

Wir können nur Vielen Alles sein, Einzelnen immer nur Einzelnes.

* *

Die Perle der Perlenmuschel „Vergangenheit" ist die Gegenwart.

* *

Ein Adler wird lieber arm bleiben, wenn ihm das Glück seine Reichthümer wie Almosen zuwirft.

* *

Leichtsinn entscheidet nichts. Aber die Art, wie der Mensch aus den Folgen seines Leichtsinns herauszukommen sucht, ist der Prüfstein seines Charakters.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 52. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Eugenie.

Eine Mittheilung aus dem Leben in drei Capiteln.

Drittes Capitel.

Das Opfer.

Eugeniens Brief lautete:

Geliebte Mutter! Denn so darf ich, die ich an Ihrer Liebe mich noch einmal aufrichtete, Sie ja nennen. War doch mein Leben schon der Erstarrung verfallen, als Sie mich fanden, und erst im traulichen Versteck Ihres Schutzes wichen die Schreckgestalten, welche an meine Schritte sich geheftet hatten. Ach, hätte das Schicksal es vergönnt, einige Jahre bei Ihnen mich zu verbergen! Dann konnte Alles heilsam noch sich entfalten. Und auch Ihnen würde ich dann noch haben beweisen können, daß mein Herz nicht undankbar ist. So aber mußte ich Sie verlassen ohne ein Wort des Dankes, wie ein Dieb Ihrer Ruhe mußte ich davonschleichen und Sie konnten nicht anders, als an mir irre werden. Dies fügte zur alten Noth einen neuen Schmerz für mich. Aber ich durfte mich nicht bedenken, durfte keine Minute zögern, sollte nicht Alles wieder verloren gehen, was mir höher galt als das Leben.

Als die drohenden Anforderungen Dessen, der Ihren Schutz mit Vormundrechten bemältigen wollte, zu mir hinübertönten, wichen alle Zweifel plötzlicher Entschlossenheit; das zur erneuten Flucht Nothwendigste war schnell zusammengerafft und ich gelangte unbemerkt aus dem Hause und durch die Stadt hinaus gen Westen, weil mir die Schweiz als nächstes Ziel vorschwebte. Aber noch wenigen Stunden schon ward ich aus dieser Richtung verscheucht. Es war mein Glück, daß ich von einer Erhöhung nach der allmälig ablaufenden Straße zurückschaute. Ein schnell sich bewegender Wagen kam mir nach und obschon es noch zu weit war, Jemanden darauf erkennen zu können, warnte mich doch eine innere Stimme und ich eilte hergunter weiter, einen seitwärts stehenden Strauch zu erreichen, hinter dessen Gezweig ich mich auf die Erde warf. Es war mein Verfolger mit seinem Diener, wie ich durch die Blätter erlauschte, als der Wagen kaum vierzig Schritte von mir vorbeirollte. Daraus erkannte ich die Nothwendigkeit, die Schweiz aufzugeben und Landstraßen möglichst zu vermeiden. Zwar kam mir, während ich noch hinter dem Ge-

büſch ruhte, der Gedanke, jetzt ſogleich nach Ulm zurückzukehren und Ihnen das Lebewohl zu ſagen, wonach ich mich ſehnte; aber die Furcht, der Verfolgende könne auch bald umkehren oder habe in der Stadt Helfer ſeiner Rathſchläge gewonnen, hielt mich davon ab und ich ſchlug einen Fußweg ein, den ich kurz vorher zur Rechten gewahrt hatte und der, nördlich abbiegend, nach einem höher liegenden Dorfe zu führen ſchien.

Allein ich vermag es nicht, die Einzelheiten meiner letzten Flucht erzählend zu verfolgen, wie ſehr ſie mich auch damals bald aufregten, bald erſchöpften. Es wird mir jetzt ſchwer, die Feder zu führen und ſelbſt meine Gedanken weichen oft unwillkürlich ab und miſchen ſich mit Phantaſieen, die wol nur aus dem fieberhaft bewegten Blute kommen. Und dann will die zuckende Hand mir nicht mehr gehorchen. So faſſe ich es denn kurz zuſammen, daß ich in der eingeſchlagenen Richtung beharrte, welche mich aufwärts und vom Donauthale ab in eine an Dörfern ärmere, von vielfachen Höhen durchzogene Gegend führte, daß ich, ſchon ſechs Tage unterwegs, ſehr angegriffen mich fortſchleppte, als ich gegen Abend hier ankam und daß der Erſte, den ich im Dorfe anredete, meiner Hülfe noch mehr als ich der ſeinigen bedurfte. Es wurde dies für mich zu einem Winke der Vorſehung, daß mein Leben auch in der mir aufgedrungenen Verbergung noch nützlich werden könne und ſolle, und ich ergriff die Gelegenheit dazu ſo freudig, daß der langen Krankenpflege Mühen mir nimmer unüberwindlich ſchienen. Freilich wollten meine Kräfte allmälig kaum zureichen und ich vermochte an dem einen Krankenbette endlich weniger, als zwei an drei Leidenden mir früher gelungen war. Der ſterbenden Mutter hatte ich noch in ihren letzten hellen Augenblicken, in denen ſie nach Troſt verlangte, treue Pflege ihrer kranken Töchter hier zugeſagt und es iſt mir eine ſüße Beruhigung, daß auch die jüngere von ihrem langen Lager erſtehen konnte, ehe ich ſelbſt in meine jetzige Schwäche verfallen bin.

Noch habe ich Ihnen nichts darüber geſagt, was mich gezwungen flüchtig zu werden, was mich aus dem Paradieſe meiner Jugend ſo unaufhaltſam hinausgeſtoßen hat. Daß dies früher und mündlich nicht geſchehen, dafür dürfen Sie den Grund nicht in einem Mangel an Vertrauen ſuchen. Im Gegentheil war mein Vertrauen zu Ihnen damals ſo groß, wie es noch jetzt iſt und wie Sie es ganz um mich verdient haben. Ich hatte mir aber, ehe ich nach Ulm kam, das Gelübde abgelegt, meine ganze Vergangenheit ſo lange ſchweigend zu begraben, bis der Zweck meiner Flucht geſichert erſcheine. Und wir haben ja leider geſehen, wie an der leiſen Spur einer meiner Erinnerungen die alte Drohung wieder auftauchte und mich von Ihnen fortſcheuchte. Jetzt aber, wo die Möglichkeit einer Verlockung täglich mehr ſchwindet und auf dieſem Blatte, das erſt nach meinem Tode Ihnen zukommen ſoll, kann ich Ihnen den Aufſchluß geben, der mein Erſcheinen bei Ihnen und meine Sorgfalt, mich zu verbergen, rechtfertigen und Ihre durch nichts mehr geſchmälerte liebevolle Theilnahme Ihrer Eugenie ſichern wird.

Von meinen Aeltern habe ich Weniges zu berichten. Die erſten Erinnerungen an meinen Vater erhielt ich durch die Thränen meiner Mutter, welche um den im Kampfe gegen Napoleon's Franzoſenherrſchaft Gefallenen floſſen. Aus den nächſten Jahren erinnere ich mich, daß ich vor deſſen Porträt, eine hohe Geſtalt in Offizierskleide mit Orden auf der Bruſt, geführt wurde, wobei der Mutter Thränen mir aufs Haupt zu fallen pflegten. Obwol ich dieſelbe nie klagen hörte, bemerkte ich weiterhin doch, daß ſie blaß und ſchwach wurde. Wir lebten ziemlich einſam auf einem kleinen Landſitze, von deſſen Pachtung die Hälfte meiner Mutter Erbtheil war. Es war in meinem achten Lebensjahre, als meine Mutter, die um dieſe Zeit ihr Zimmer nicht mehr verließ, einen Beſuch empfing, welchen ſie als für mich wichtig mir angekündigt hatte, ein junges und ſchönes Ehepaar, die Frau meiner Mutter einzige Verwandte, welche, wie ich ſpäter erfuhr, für ſich und ihren Gemahl es zugeſagt hatte, meiner Erziehung ſich anzunehmen, ſobald auch meine Mutter mir verloren ſei. Schon damals gewann ihre ſanfte Anmuth meine Zuneigung,

obſchon ſie nur wenige Tage bei uns blieb. Aber ich ſollte ſie bald wiederſehen! Drei Monate ſpäter geleitete ſie mich, die jetzt älternloſe Waiſe, vom Grabe meiner Mutter hinweg in ihren Reiſewagen. Sie war zu dieſem Zwecke allein gekommen, nur von einem Diener begleitet, und wir fuhren den Tag hindurch bis in die Nacht, ehe wir die anſehnliche Stadt erreichten, wo auch ich nun wohnen ſollte. Unterwegs war ich unter ſchüchternen Thränen endlich eingeſchlafen und als ich vor einem hellerleuchteten Portale erwachte und durch hohe Räume in ein Zimmer geführt wurde, deſſen elegante Ausſtattung mich überraſchte und wo alsbald auch der Herr des Hauſes und entgegentrat, da kam mir dieſe Verſetzung wie ein fortgeſetzter Traum vor, aus welchem zu erwachen ich vergeblich bemüht war.

Immer wieder werde ich gemahnt, mich kürzer zu faſſen. So mögen dürftigere Andeutungen Ihnen genügen! War das Leben bei meiner Mutter der Gemüthsentwickelung günſtiger geweſen, ſo fanden in meiner neuen Lage Talente und Geiſteskräfte entſchiedene Förderung und ich erhielt die beſten Lehrer, ſodaß bei glücklichen Fortſchritten Ehrgeiz in mir erwachte und meine Anſtrengungen ſteigerte. Seitdem ich im Zeichnen, vielleicht auch in der Muſik das gewöhnliche Maß von Mädchenleiſtungen überſchritt, wendete der Herr des Hauſes, der als Vormund für mich zu ſorgen verſprochen hatte, mir größere Aufmerkſamkeit zu; da er früher an den in München neuerwachten Kunſtbeſtrebungen lebendigen Antheil genommen und das Vortrefflichſte in jenen Kunſtfächern mit Geſchmack und Liebe aufgeſucht und ſtudirt hatte, ſo mußte ſeine Theilnahme natürlich für mich ermuthigend und fördernd werden. Selbſt den Tag vermag ich anzugeben, an welchem der anfangs ſo wohlthätige, ſpäter mir ſo verhängnißvolle Antheil meines Vormunds für mich zuerſt zu erwachen ſchien. Als nämlich eines Tags ein aus dem Süden zurückkehrender Baron von Rumohr bei uns zu Mittag ſpeiſte und bis zum Nachtiſch mehr, als es meine Pflegemutter zu erfreuen ſchien, von Angelegenheiten der Küche die Rede war, veranlaßte ſie mich, dem Fremden einige landſchaftliche Zeichnungen von mir vorzuzeigen, die ich nach Naturſtudien entworfen hatte. Das mir günſtige Urtheil des über Anlagen und Studien lebhaft demonſtrirenden Barons ſchien meinem Vormunde ſo viel zu gelten, daß er von jener Zeit an unabläſſig meine Arbeiten überwachte, als wolle er aus mir eine Künſtlerin bilden.

Die Güte meiner Pflegemutter, einer höchſt milden Frau mit faſt demüthiger Hingebung an die Ihrigen, blieb für mich dieſelbe, auch nachdem ſie zu der bei meinem Eintritt einjährigen Tochter noch eine zweite geboren hatte. Und da ich wie eine ältere Schweſter zu dieſen ſich lieblich entfaltenden Knoſpen ſtand und zwiſchen den Formen höherer Bildung und zarter Rückſichtsnahme mich liebevolle Sorgfalt umgab, während ich mir das Zeugniß eines redlichen und nicht erfolgloſen Strebens geben durfte, ſo wuchs ich zur Zuverſicht heiterer Lebenshoffnungen heran und bemerkte mit Freuden, daß mit dem zunehmenden Bewußtſein meiner Perſönlichkeit auch die mir gewährte Anerkennung ſtieg. Meine Pflegemutter rückte mich in geſelligen Kreiſen ſeit zwei Jahren ungefähr in eine immer mehr bevorzugte Stellung und ſprach endlich, wenn wir allein waren, in einer Weiſe zu mir, als bedürfe ſie mehr meiner Gunſt, wie ich der ihrigen. Mein Vormund aber gefiel ſich darin, mir kleine Triumphe zu bereiten, wobei ich mir, um nicht eitel zu werden, oftmals ſagte, er wolle dadurch ſeine eigenen Verdienſte um meine Bildung mehr ans Licht treten laſſen.

Bei der Feier meines ſiebzehnten Geburtstags wurde ich durch ſo reiche Geſchenke überraſcht, wie noch bei keinem Angedinde hier vorgekommen waren, ſodaß eine Art von beklemmender Beſchämung deren Entgegennahme für mich begleitete. Wenige Monate ſpäter gewahrte ich zuerſt eine Aenderung in dem Verhältniß meiner Pflegemutter zu mir. War ſie mit mir allein, ſo ließ ſie jedes Geſpräch bald fallen und wenn ich von meiner Arbeit

auffah, war ich oft der Gegenstand ihrer schwermüthig trüben Blicke. Vergebens bemühte ich mich, sie aufzuheitern oder den Anlaß ihrer Verstimmung zu erforschen. Auch ihrem Gemahl gegenüber schien sie mir eine Andere geworden zu sein. Sie verkürzte jetzt möglichst die der häuslichen Geselligkeit eingeräumten Stunden, saß schweigend und mit niedergeschlagenen Augen bei Tisch, beschränkte sich auf die nothwendigsten Antworten und widmete ihre Aufmerksamkeit um so mehr der Pflege ihrer Töchter. Ihr Gemahl schien darüber zuweilen ungeduldig und ungehalten zu werden, öfter aber wendete er sich dann ausschließlich mir zu und suchte mit seiner vielseitigen und geistreichen Unterhaltungsgabe das Gespräch so fortzuführen, als sei kein Dritter zur Theilnahme daran zugegen. Verweilte er aber schweigend bei uns, wozu er bald häufiger seine Zuflucht nahm, so schweifte sein Blick unstät von der Einen zur Andern, und wenn er sich unbeachtet wähnte, erhielt dies Anschauen etwas für mich Peinliches, sodaß ich seine mir zugewendeten Blicke auch dann fühlte, wenn ich sie nicht sah. Dabei schien seine Laune uns Allen und selbst seinen Kindern gegenüber einem schroffen Wechsel unterworfen und für mich wurden seine Rathschläge, die er früher regelmäßig meinen Kunstbemühungen hatte zukommen lassen, immer seltener.

So umgab mich eine zeitlang schwüle Gewitterluft, die ich weder zu bannen noch ihr zu entkommen vermochte und gegen deren Gefahr eine dunkle Ahnung warnte, ohne daß ich zur Abwehr etwas hätte ausdenken oder unternehmen können. Der Trübsinn meiner Pflegemutter nahm zu, ich fand sie eines Morgens weinend; erst nach dringenden und wiederholten Bitten von meiner Seite sprach sie: Dir kann ich's nicht anrechnen, du bist unschuldig; — wir müssen es schweigend überwinden. Die Frage, was zu überwinden sei, wies sie kopfschüttelnd zurück.

Das Schweigen, welches sie mir empfahl, ohne daß ich irgend eine Verbesserung der Verhältnisse daraus hervorgehen sah, beobachtete übrigens meine Pflegemutter selbst auf eine so eigenthümliche Weise, daß es mir damals vorkam, als thue sie Beides — Schweigen und Sprechen — zur Unzeit. Denn während sie mir jede Erklärung verweigerte, auch für ihren Gemahl im gewöhnlichen Gespräch kaum mehr als Ja oder Nein hatte, überließ sie sich dort einer so leidenschaftlichen Hast des Widerspruchs, daß der Grund dafür offenbar nicht im Gegenstande der Rede, sondern in ihrer eigenen bittern Stimmung lag. Es war nicht zu verkennen: Die früher so glückliche Ehe litt an einer geheimen Wunde, deren Schmerz von der Gattin allein getragen zu werden schien.

Meinem Bemühen, sie zu erheitern, oft auch schon meiner Annäherung wich sie jetzt aus und als ich einmal dringender forschte, wodurch ich ihr Vertrauen, vielleicht selbst ihre Liebe verloren hätte, warf sie sich weinend mir ans Herz und unter heftigen Betheuerungen ihrer unwandelbaren Gesinnung für mich rief sie: Nie wirst Du, die einzige Tochter meiner vollendeten Freundin, an mir zur Verrätherin werden! Dann drängte sie mich zurück und beschwor mich, ruhig zu bleiben und zu schweigen.

Wenige Tage darauf vernahm ich unerwartet, der Baron wäre mit seiner Gemahlin am frühen Morgen weggefahren zum Besuche einer entferntern Familie, und erhielt zugleich einige Bleistiftzeilen von der Baronin, worin sie mir neben freundlichem Abschiedsworte die Pflege ihrer Töchter für die Tage ihrer Abwesenheit bittend empfahl. Ich hoffte für sie einige Erheiterung von dieser so plötzlich angetretenen Reise und erfreute mich anfangs der gemüthlichen Ruhe des Hauses, fand es aber bedenklich, als eine und die zweite Woche vergingen ohne alle Nachricht von den Reisenden. Erst in der dritten Woche kehrte meine Pflegemutter zurück, ohne ihren Gemahl, und so bleichen verstörten Gesichts, wie ich sie noch nie erblickt hatte. Alle meine Fragen schnitt sie mit einem Nachher! ab und verlangte nach den Kindern, die sie lange umarmt hielt, dann aber bat, jene wegzuführen und sie auf eine Stunde allein zu lassen. Doch waren schon mehre Abendstunden verflossen, als sie in mein Zimmer mit wankenden Schritten trat. O könnte ich Ihnen jene Momente

und die Schrecken ihrer Mittheilungen, welche durch Zeichen eines gewaltigen Seelenkampfes unterbrochen wurden, so schildern, wie sie in meiner schaudernden Erinnerung leben! Doch dies wäre unmöglich, auch wenn ich noch Kräfte dafür hätte. Die Grundzüge dazu werden Sie sich denken können; denn ich erfuhr aus ihrem Munde, sie habe in eine Scheidung von ihrem Gemahl endlich eingewilligt und es sei ihr eine Art von Trost, daß ich dem von ihr ewig geliebten Manne das Lebensglück würde bieten können, was er im bisherigen Bunde leider nicht gefunden. Auch werde, da der Vater die Kinder zu sehr liebe, um sie von sich zu geben, ihre Mutterstelle nach ihrem Ausscheiden Niemand besser als ich vertreten.

Während ich noch wortlos sie anstarrte und aus ihren Augen bald Liebe, bald Mitleid oder Haß mir entgegenzuglänzen schien, warf sie sich mir schluchzend an die Brust und schien anfangs kaum zu begreifen, daß ich doch auch einen Willen dabei haben könne. Erst allmälig gelang es mir, darauf hinzuweisen, daß es ja in unserer Macht stehe, das Gefürchtete noch abzuwenden, daß es nur durch eigene Versäumniß zur Schuld und zum Unglück anwachsen könne und daß die Hoffnung auf erneute Herzenstreue ihres Gemahls festgehalten werden müsse. Nie soll meine Hand — so sprach ich zuletzt in ihren Armen und beim Angedenken meiner Mutter schwörend — nie in die eines Mannes sich fügen, der meine zweite Mutter von sich stieß!

Nachdem wir uns etwas beruhigt hatten, erfuhr ich von ihr, daß sie großmüthig es selbst übernommen hatte, meine Einwilligung einzuleiten, wogegen der Baron sich anheischig gemacht, auf einige Monate allein in der Residenz zu leben, dort auf möglichst schonende Weise die Scheidung anzubahnen und erst dann für den nächsten Frühling um mein Ja sich zu bewerben. Jetzt erst fühlt' ich, daß er Hoffnungen, sichere Hoffnungen hatte schöpfen können aus meiner vertrauensvollen, kindlichen Hingebung! Die unglückliche Verrathene machte es nun sich selbst zum Vorwurf, daß sie ihren Schmerz um Das, was ihr doch schon als ein unwiederbringlich Verlorenes gegolten, nicht habe so zurückdrängen können, wie es ihr Entschluß gewesen und sie versprochen habe. Als wir beriethen, wie die Versuchung zu überwinden sei, gestand sie zwar die Wahrheit meiner Behauptung ein, daß meine Entfernung aus ihrem Hause nöthig geworden, vermochte aber weder einen festen Plan dafür zu bilden, noch wollte sie von schleuniger Ausführung hören. Und doch stand es klar vor meiner Seele, daß meine Pflegemutter ihre halbe Einwilligung bei dem Baron baldigst zurücknehmen müsse und daß bei seiner dann wahrscheinlich beschleunigten Rückkehr er mich nicht mehr in seinem Hause antreffen dürfe. War doch der Boden, auf welchem ich gestanden, wie durch ein plötzliches Erdbeben vor mir gespaltet und es leuchteten drohend die Flammen der Leidenschaft in meinen Seelenfrieden hinein. Ja, ich zitterte mißtrauisch vor mir selbst, wenn ich auf mein bisheriges unbedingtes Vertrauen, auf die mir so förderlich gewordene warme Theilnahme des Barons und dessen mächtige Persönlichkeit, der ich mich in der That zu sorglos schon hingegeben hatte, zurückblickte. Endlich gestand es mir meine Pflegemutter zu, daß nur unselige Folgen sich an ein Hinausschieben unserer Trennung knüpfen könnten, und wir begannen nach einem Asyl zu forschen, welches mich vor der mir bekannten Welt und vor erneuten Bewerbungen des Barons auf ein paar Jahre verberge. Wir fanden nichts Anderes als die Familie eines Pächters, der einst in der Nähe meiner Heimat ein Gut der Baronin bewirthschaftet, später aber ein entfernteres und größeres von einer andern Herrschaft übernommen hatte und dessen Frau der Baronin als wohlgesinnt und sehr zuverlässig bekannt war. Während sie an dieselbe schrieb und Reisegeld besorgte, packte ich meinen Koffer und schon am nächsten Morgen entriß ich mich den Armen meiner Pflegemutter, die ich seitdem nicht wiedergesehen habe.

Nach unserer Verabredung verließ ich die zum Schein angenommene Richtung, in welche der Wagen der Baronin mich einige Meilen weit gebracht hatte und fuhr anfangs mit der Post, später in eigens dazu gemiethetem Wagen nach Süden und bis auf das

gewählte Gut, wo ich freundliche Aufnahme fand. Meine Pflegemutter hatte mir wiederholt versprochen, von Zeit zu Zeit zu schreiben, und je einsamer ich mich während des Spätherbstes in meiner Abgeschiedenheit fühlte, die ich nicht einmal nach den nächsten Dörfern hin zu erweitern mich getraute, desto heftiger sehnte sich mein Herz, von meinen Lieben etwas zu lesen und mindestens den Trost zu empfinden, daß meine Entfernung und die ihrem Gemahl gegebenen Erklärungen für meine Pflegemutter einen erwünschten Erfolg gebracht hätten. Allein ich blieb drei Monate ohne alle Nachricht und der Winter hatte schon begonnen, als eines Abends, indem das Dienstmädchen mir Licht auf mein Zimmer brachte, dicht hinter ihr der Baron eintrat. Vor Schreck erstarrend, fand ich kein Wort der Anrede, und was er mir sagte, tönte wie betäubender Wellenschlag mir ins Gehör, wiewol es nichts als eine formelle Einleitung zu seinem Besuche und zur Ueberreichung eines Briefs, den er mir mitbringe, sein mochte.

Nach Entfernung der Dienerin und nachdem ich im Stande war, seiner Rede zu folgen, setzte er sich mir gegenüber und begann mit der Klage, daß ich zu eigenmächtig nicht nur in mein eigenes, sondern auch in sein Schicksal eingegriffen habe. Werde es seiner Frau, deren vortreffliches Herz er verehre, werde es seinen Kindern frommen, wenn seine Lebenskraft im schroffen Kampfe zersplittere, wenn ich verharrte, aus den Kreisen mich zu verbannen, wo ich die höchste Anerkennung fände, wohin Geburt und Erziehung, Gewöhnung und Gaben mich beriefen? Nur bei zarter und allseitig schonender Behandlung ließen sich solche Wunden heilen und selbst wo seine Wünsche zu den meinigen vielleicht im Widerspruch ständen, habe er es als Gerechtigkeit von mir zu fodern, mindestens angehört zu werden. Soviel Vertrauen müsse ich zu ihm wie zu mir selbst haben, um billige Untersuchung jeder Entscheidung vorangehen zu lassen.

Solches und Aehnliches sprach er in milder Weise und ruhigen Tones, obschon eine gewisse Aufregung aus seinen Augen blitzte. Er brachte zugleich einen Brief der Baronin, den ich in seiner Anwesenheit lesen sollte. Allein ich weigerte mich dessen und meine Bitte erreichte das Zugeständniß, daß ich in späterer Stunde und allein den Brief eröffnen dürfe. Auch mochte er mir ansehen, daß ich für den Augenblick der Schonung und Ruhe bedürftig sei; Schreck und Ueberraschung zitterten noch in meinen Gliedern. Und so räumte er mir ein, diesen Abend mich mir selbst zu überlassen; ich möge mich bemühen, nach überwundener Aufregung den Brief zu erwägen, meine eigene Lage und die Bedingungen zu einer glücklichen Lösung der auch mir wichtigsten Verhältnisse zu prüfen und am nächsten Morgen dann unbefangen zu vernehmen, was er mir dafür oder dagegen zu sagen habe. Dies solle mit möglichster Berücksichtigung meines Wohles geschehen und er gelobe, in meinem Glücke das seinige zu suchen, wozu ja ohnehin sein Gefühl ihn treibe. Hierauf reichte er mir die Hand und ließ mich allein.

Der Brief meiner Pflegemutter, den ich nach einer Weile las und wieder las, war nicht geeignet, mich zu beruhigen. Mit der Anschauungsweise ihres Gemahls beginnend, fand sie nun ein Unrecht darin, daß wir ohne Wissen und in Abwesenheit des Barons einseitig eine schroffe Entscheidung getroffen. Er habe ihr vertraut, jene Eröffnungen und mir geltenden Wünsche in ihre Hände legend, und so habe er auch ein Recht, an weitern Berathungen theilzunehmen, selbst abgesehen von seinen Pflichten eines Vormunds. Dies sehe sie jetzt ein und habe deshalb auch meinen Aufenthalt ihm genannt, wiewol nicht eher, als nachdem sie heftig mit sich gekämpft und überhaupt eine traurige Zeit verlebt habe. Sie wünsche meine Rückkehr und bitte darum. Es werde damit wenigstens jede Erbitterung vermieden, die aus Mistrauen erwachse, während ein volles Vertrauen vielleicht noch zum Besten führe. Gezwungen solle ich zu nichts werden; ja ich könne dort wol besser wirken als durch meine Abwesenheit.

Dies war ungefähr der Inhalt des Schreibens, welches mir den Eindruck machte,

als hätte ſie es unter den Augen ihres Gemahls geſchrieben und heimliche Thränen darauf fallen laſſen. Rathlos ſaß ich lange und ſtarrte hinaus in die Nacht. Es durchſchlich mich eine niegefühlte Bangigkeit, während meine Vergangenheit wie umflort an mir vorüberzog. Hatte ich denn unwiſſentlich etwas verſchuldet? Und wie ſollte ich meiner Pflicht für die Pflegemutter, wie meinem Schwure nachkommen? War es nicht ſchon ein Anfang, jenem untreu zu werden, indem ich bei der Möglichkeit einer Rückkehr als bei einer Beruhigung verweilte? War es eine verrätheriſche Regung des Herzens, daß ich faſt Mitleid fühlte mit den Schmerzen meines Vormunds, daß ich ſeiner Verdienſte um mich, um Andere gedachte, daß ich auf ſeinem edeln Geſichtszügen die Leiden der letzten Monate geleſen? Angſtvoll warf ich mich auf die Knie zum Gebet und als ich mich wieder erhob, ſtand der Entſchluß feſt, um jeden Preis der Verſuchung mich zu entreißen.

Ich ſchrieb eiligſt an meine Pflegemutter, dann an den Baron die Bitte, ſeiner Familie zu leben und mich nicht weiter zu bedrängen und mich aus ſeiner Erinnerung zu verlöſchen. Darauf packte ich, was ich an Geld noch beſaß, mit dem Schmuck meiner Mutter zu einiger Wäſche, ließ alles Uebrige im Zimmer, ſchlich mich mit dem Bündel unterm Arm aus dem Hauſe und vertraut mit den Baulichkeiten des Gutes gewann ich durch Hof und Wirthſchaftsgebäude unbemerkt das Freie.

Ich vermag es jetzt nicht mehr, die Anſtrengungen jener Nacht mit ihren Aengſten und die der folgenden Tage Ihnen zu erzählen. Sie erſchöpften ſchneller, als ich gefürchtet, meine Kräfte; das wenige Geld war geſchwunden, ehe ich noch Ulm erreichte, und nur mühſam entriß ich mich in jener Gegend der Gefahr, auf Verdacht feſtgehalten zu werden, als ich meine goldene Halskette verkaufen wollte. So ſchwankte ich endlich faſt erfroren und wie betäubt durch die dunkeln eiſigen Gaſſen Ihres Wohnorts, ward durch einen trunkenen Geſellen in jene Mauergrotte verſcheucht, wo ich kraftlos zuſammenſank und meinte zu ſterben, als Ihre milde Hand ſich nach mir ausſtreckte und Ihre Liebe mir ein Aſyl eröffnete, das eigene Unvorſichtigkeit mir ſpäter geraubt hat.

Dank, heißen Seelendank Ihnen, meiner dritten Mutter! Und wenn Sie dies geleſen, und wenn Sie meiner ſpäter gedenken, werden Sie glauben, daß keiner Unwürdigen Ihr Mitleid ſich zuwendete. Zur Ruhe iſt dann eingegangen Ihre Eugenie.

Obigem iſt wenig hinzuzufügen. Der Schmerz der Witwe bei Eugeniens Enthüllungen iſt der unſerige. Auf ihre nicht vorwurfsfreie Meldung von Eugeniens Tod an den Baron empfing ſie mit Beſcheinigung des Empfangs die zurückweiſende Verſicherung, nach Ulm hätte ihn nichts geführt, als was er als Vormund dem Fräulein ſchuldig geweſen. Aber zwei Jahre ſpäter erhielt ſie durch den Schulmeiſter, deſſen Dankbarkeit auf ſie übergegangen zu ſein ſchien, die Beruhigung, daß Eugeniens Opfer kein ganz erfolgloſes geweſen. Er hatte — wie er meldete — eine fremde Baronin an Eugeniens Grab geführt und vernommen, wie dieſelbe, nach einem Gebet am grünen Hügel, zu ihren ſie begleitenden blühenden Töchtern geſprochen: Hier ruht Eurer Aeltern treueſte Freundin!

Der menſchliche Schmuck.

Culturgeſchichtliche Skizzen von Dr. Guſtav Klemm.

IV. Zur Kunſt des Schmückens.

Der ſchönſte Schmuck nach europäiſchen Begriffen iſt die Reinlichkeit; ich ſage, nach europäiſchen Begriffen, denn es gibt noch heute Millionen Menſchen auf Erden, deren Körper niemals abſichtlich und der Reinhaltung wegen vom Waſſer benetzt wird. Die ſämmtlichen Bewohner der Polarzone, die Eskimos, Grönländer, Lappen, Samojeden,

Jungfen u. ſ. w., ſcheuen das Waſſer als ein kältendes Element und bleiben lieber in ihren warmen Feder- und Fellpelzen von der natürlichen Fettatmoſphäre umgeben. Die mongoliſchen Horden in den mittelaſiatiſchen Steppen, zum Theil auch die Beduinen in den arabiſchen und nordafrikaniſchen Steinwüſten kennen das Waſſer kaum als Getränk für ihre Thiere, die ihnen Milch liefern, und würden es für den ſtrafbarſten Luxus halten, wenn ſie daſſelbe zur Entfernung des Schmuzes an ihren Händen und Geſichtern verbrauchen ſollten. Sie erſetzen dieſen Mangel zum Theil durch Butter.

Nur in der heißen Zone, und zwar in den Urwäldern Amerikas, an der Seeküſte und in der gemäßigten Zone bei den Völkern höherer Cultur, wird das Waſſer als Reinigungsmittel allgemein angewandt und durch verſchiedenartige Seifen noch wirkſamer gemacht. Die Botocuden und andere braſilianiſche Stämme, die Mexicaner und Peruaner, die Neger der weſtlichen Seeküſte, die Inſulaner der Südſee und der indiſchen Meere baden ſich täglich, ja mehrmals des Tags, beſonders auch, um ihren Körper abzukühlen und zu erfriſchen. Ueberaus reinlich ſind die Chineſen und Japaneſen, ſowie die Hindu, Perſer und Türken, wie es auch bei den alten Aegyptern, ihren Zöglingen, den Juden, den Griechen und Römern, den alten Germanen und den altamerikaniſchen Culturvölkern der Fall war. Die Geſetzgeber jener Nationen hatten die Reinhaltung des Körpers mit dem religiöſen Cultus in Verbindung gebracht und dadurch die Beobachtung derſelben geſichert.

Die Erhaltung und Erhöhung der natürlichen Hautfarbe hat den Menſchen aber auch noch auf andere als die bloße Waſchung geleitet. Die Bewohner der weſtafrikaniſchen Tropenlande und die Inſulaner der Südſee ſuchen die dunkle Farbe ihrer Haut in der Weiſe zu erhöhen, wie wir unſer Hausgeräth durch den Lack glänzend erhalten. Sie bedienen ſich dazu eines Oels, das ſie aus den Fruchtkernen verſchiedener Palmen, vorzüglich der Cocospalme, zu bereiten verſtehen. Sie reiben damit die Haut ein und erhalten ſie dadurch glänzend und geſchmeidig, machen ſie auch ebenſo dadurch den Biſſen der Inſekten weniger zugänglich.

Die Hottentotten, Kaffern und andere Völker von Südafrika erſetzen das Oel ſowie das Waſſer durch Talg und Fett, worüber ſie ſodann Ocher, Bolus und gepulverte Kräuter ſtreuen. Die zweckmäßigſte Art, einen derartigen Panzer darzuſtellen, haben unſtreitig die Hottentotten, welche die Haut mit Ruß, Schaftalg und andern Unſauberkeiten ſorgfältig einreiben und ihr dadurch eine bronzeartige, gelbbraune Farbe verſchaffen. Den reinlichen holländiſchen Coloniſtenfrauen mußte dieſe Art der Kosmetik allerdings ein wahrer Gräuel ſein und ſie ließen daher ihre Hottentottenmägde reinſcheuern; allein ſie überzeugten ſich gar bald, daß eine Hottentottenhaut, die jenes Anſtrichs entbehre, doch nachläſſig und unſauber, wie ein ungeputzter Stiefel ausſehe (ſ. meine „Culturgeſchichte", Bd. III, S. 246).

Die eigentliche Bemalung finden wir bei mehren Völkern der Erde, ja bei den meiſten, welche noch auf tiefern Stufen der Cultur ſtehen. Die ſämmtlichen Negervölker der tropiſchen Zone Weſtafrikas bemalen ſich mit rother und weißer Erde und die Negerinnen der Sierra Leonaküſte kaufen, um ihrem Geſichte mehr Reiz zu geben, noch dazu Berlinerblau von den Europäern. Sie malen mit einem Holzſtäbchen Drei- und Vierecke, Striche und Ringe und andere Figuren auf Stirn und Wangen (ſ. meine „Culturgeſchichte", Bd. III, S. 247). Die Amerikaner in den Urwäldern erſetzen durch die Bemalung zum Theil ſogar die Kleidung, welche ihnen das Klima zur Laſt machen würde, und Viele malen ſich Weſten und Beinkleider auf die Haut. Die Arowaken malen ſich mit Orleans rothe Stiefeletten und Handſchuhe, und wenn ſie einen Kriegszug vorhaben, wird der ganze Körper ſchwarz, das Haupthaar aber roth angeſtrichen. Merkwürdig iſt es, daß bei den Eingeborenen von Amerika dieſe Malerei einen Maßſtab für den Stand ihrer Cultur abgibt. So finden wir die Völker am Orinoco beiweitem kunſtfertiger als ihre in den Urwäldern lebenden Stammgenoſſen. Sie haben eine Bemalung, die an die bunt-

ſcheckigen franzöſiſchen Trachten des 13. und 14. Jahrhunderts erinnert und große Mannichfaltigkeit der Färbung entwickelt. Sie malen einen Schenkel roth, den andern gelb, eine Wade weiß, die andere blau, die Füße kohlſchwarz und gelb. Ueberdem wird noch beſondere Sorgfalt auf die Bemalung des Geſichts verwendet, die Naſe blau, die Wangen grün, das Kinn weiß und um die Augen ein ſchwarzer Ring gemacht. Die Reiſenden, namentlich Pater Ochs, Heckewelder und Prinz Maximilian von Wied berichten die ergötzlichſten Einzelheiten über dieſe Malerei, welche hier alle mitzutheilen zu weit führen würde (ſ. meine „Culturgeſchichte", Bd. II, S. 37). Bei dieſen amerikaniſchen Jägervölkern verwenden die Männer beiweitem mehr Zeit und Stoff auf ihren Schmuck als die Frauen. Anders iſt es im Orient und in Europa. So war es ſchon im Alterthum, wo ſich z. B. in Aegypten nur die Frauen Hände und Füße mit Henna gelb färbten, während ſie zur Verſchönerung der Augen mit Spießglanz, den man noch jetzt im Orient Kohl nennt, die Augenlider färbten. In China und Europa iſt die Bemalung oder die Schminke nur zu Verſchönerung der natürlichen Hautfarbe angewendet, roth und weiß ſind die einzigen üblichen Farben. In den Tagen der Könige Ludwig XIV. und Ludwig XV. malten die Damen der Ariſtokratie überdem zarte blaue Adern auf Hals und Schläfe und ſuchten das natürliche oder künſtliche Weiß ihrer Haut durch aufgeklebte ſchwarze Schönpflaſterchen zu heben.

Nach der Bemalung iſt eine Sitte zu erwähnen, die wir auf allen niedern Stufen der Cultur, in der Polarzone wie in den Tropenländern und in der gemäßigten Zone aller Erdtheile bemerken. Die Tatowirung finden wir bei den Auſtraliern und den Negern auf den unterſten Anfängen. Dieſe Völker ſchneiden ſich Wunden in die fleiſchigen Theile des Körpers und ſorgen dafür, daß ſie eine bleibende, über die Hautfläche vortretende Narbe bilden. Dieſe Narben erſcheinen bald als einzelne Linien, bald ſtehen deren mehre parallel nebeneinander. Die Polarnomaden haben eine andere Methode; ſie durchziehen die Haut auf den Wangen, an der Stirn, auf dem Vorderarm mit einem in eine Nadel gefädelten geſchwärzten Sehnenzwirn, deſſen ſchwarze Farbe in der Wunde zurückbleibt und bläulich durch die Haut ſchimmert. Die Urbewohner von Amerika gehen noch weiter; ſie ſtechen mit ſpitzigen Stäbchen eine große Zahl Löcher in die Haut, welche dann, mit Kohle eingerieben, vertheilen und zeitlebens allerlei Figuren, Räder, Blumen, Sterne, Thiere u. dergl. darſtellen. Dieſer Schmuck iſt Männern wie Frauen eigen und hängt mit der Namengebung zuſammen. So erzählt Heckewelder (S. 342) von dem tapfern Krieger Wawundſchoelend, daß dieſer ſeinen Namen ändern wollte und ſich deshalb eine Waſſereidechſe oberhalb des Kinns einpunctiren ließ, wonach er fortan Twakahſchewſu genannt wurde. Bei den Indern und andern nordamerikaniſchen Stämmen war es Sitte, daß jeder Krieger ſich gewiſſe Figuren auf die Haut tatowiren ließ, ſobald er irgend eine bedeutende Heldenthat verrichtet hatte, und daß er ſo ſein Testimonium morum zeitlebens mit ſich herumtrug.

Am allermeiſten ausgebildet finden wir die Tatowirung bei den Nationen der Südſee und wir verdanken den Beobachtungen des verdienten Tiheſius, welche Langsdorff in ſeiner Reiſe bekannt machte, ſehr genaue Nachrichten darüber. Die Tatowirung beginnt dort mit den Jahren der Mannbarkeit und dauert bei den Mitgliedern der activen und herrſchenden Race bis zum Tode fort. Sie enthält gewiſſermaßen eine Cenſur, während ſie bei der paſſiven Race eine Art Stempel iſt und den Herrn des Individuums nachweiſt. Bei ältern Perſonen iſt zuweilen der ganze Körper mit Linien bedeckt (ſ. meine „Culturgeſchichte", Bd. IV, S. 280).

Wie nun bei allen Völkern auf dem Kopfe die meiſten Ornamente ſich concentriren, ſo finden wir denn auch unter allen Völkern der Erde dem Haupthaar eine beſondere Aufmerkſamkeit zugewendet. Bemerkenswerth iſt dabei, daß die Männer den Kopf

vorzugsweiſe durch Abſchneiden und Verkürzen des Haars zu verherrlichen ſuchen und es nirgends ganz lang tragen, während die Frauen die Schönheit des Haars in der Länge deſſelben finden.

Die Eskimos der nordöſtlichen Küſte von Aſien ſowie die Botocuden in den braſilianiſchen Urwäldern und die alten Tupinambas ſcheren den Kopf dergeſtalt, daß ſie nur einen Kranz von Haaren, wie etwa die Kapuciner, um denſelben ſtehen laſſen. Die alten Aegypter raſirten den ganzen Schädel und bedeckten ſodann denſelben entweder mit leinenen, in der Geſtalt dem Feß der jetzigen Türken ähnlichen Kappen oder auch mit förmlichen Perücken, dergleichen noch mehre in den ägyptiſchen Muſeen von Leyden, Berlin und andern Orten aufbewahrt werden. Sämmtliche Mittelaſiaten, die Türken, Tataren, Mongolen und Chineſen raſiren oder verkürzen ihr Haupthaar und laſſen nur auf dem Scheitel einen Schopf ſtehen. Auch die Neger raſiren einen Theil ihres Haupthaars, laſſen jedoch einzelne Partieen unberührt, welche ſodann als Hahnenkamm oder knopfartige Haarbüſchel erſcheinen. Die nordamerikaniſchen Jägernationen ſcheren meiſt das Hinterhaupt und laſſen das lange Haar über Stirn und Geſicht herabhängen, nachdem ſie mancherlei Federn und Eichhornſchwänzchen daranfgeflochten oder geklebt haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Urtheil des Phrenologen.

Von Ludwig August Frankl.

Es war vor 15 Jahren. Ein berühmter Phrenolog aus Amerika landete in einer bedeutenden Stadt an der Donau und wollte über ſeine Wiſſenſchaft öffentliche Vorträge halten. Die damaligen Verhältniſſe fügten es, daß man gerade in dieſer Stadt, von der Gall's Lehre ihre Weltwanderung angetreten hatte, ſie als dem Materialismus zu ſehr huldigend für gefährlich hielt und aus ihrer Heimat verwies. Der Botſchafter einer nordiſchen Macht öffnete indeſſen dem fernher kommenden Gelehrten ſein Hôtel und geſtattete ihm, Herren und Damen zu ſeinen Vorträgen einzuladen. Es verſammelte ſich eine kleine, aber meiſt aus berühmten und bedeutenden Perſönlichkeiten zuſammengeſetzte Geſellſchaft: Damen, Diplomaten, Aerzte, Dichter, Gelehrte.

Der Amerikaner reiſte nicht allein; wie der Prophet Jünger an ſeiner Seite hat, ſo begleitete ihn ein für die Lehre ſeines Meiſters ſchwärmender junger Mann, der Sohn einer berühmten, morganatiſchen Ehe, der einige Aehnlichkeit mit jenem jungen Könige von Rom hatte, der mit den Worten ſtarb: „Ich gehe unter!“ — —

Der Phrenolog lehrte ſeine Weisheit in eigenthümlicher Art; er improviſirte, er dichtete ſie vom Momente ſcheinbar eingegeben. Er ſelbſt ſaß auf einem modernen, d. h. gepolſterten Sammet-Dreifuß, ihm zu Füßen ſtand ein niederer Sockel, auf den er eine Perſon aus der Geſellſchaft lud, in deren Haaren er langſam zu wühlen begann. Er betaſtete die Höhen und Tiefen des Schädels, ſein Auge blickte dabei geiſtig empor, aber ſeine Lippen ſchwiegen noch und in der Verſammlung herrſchte ein lautloſes, lächelndes Schweigen. Der Schädel ſchien unter dieſer Behandlung dem ſaitenloſen Klaviere des tauben Beethoven ähnlich, deſſen er ſich beim Componiren bediente. Nun öffnete er, indem er fortfuhr, mit den weißen Fingern Entdeckungsreiſen auf dem unter ihm feſtſtehenden Schädelglobus zu machen, die verhängnißvollen Lippen und ſprach über die Fähigkeiten des Geiſtes, des Gemüths, über Leidenſchaften und Affecte und man konnte wie an einem Zifferblatte am Antlitze des Durchforſchten merken, ob er ſich getroffen fühle, ob er bange vor auszuſprechenden Entdeckungen ſei, ob — aber eine Dame ſprang plötzlich empor und rief: Mein Gott! Die Sache geht zu weit!

Die Sache hatte wirklich etwas Mißliches. Niemand konnte, da der untersuchte Kopf nicht immer einem Bekannten angehörte, sich überzeugen, ob die Wahrnehmungen des Phrenologen wahr seien und so hatte die Anschauung nur immer für die Beschauten einen Werth, für die Gesellschaft nur den einer geistvollen Improvisation überhaupt, abgesehen davon, daß der Improvisator denn doch seine Beobachtungen einer unbequemen Selbstcensur unterwerfen mußte. Welche Dinge wären wol sonst mitunter zur Sprache gekommen! Er schlug demnach vor, ihm entweder Schädel oder doch gute Gypsabgüsse von bedeutenden, sehr bekannten Persönlichkeiten zur Prüfung vorzulegen. Man versprach dies und schied.

Bei der nächsten Sitzung lag dem Phrenologen ein scharfer Abguß eines Schädels vor. Ein durch seine geistige Lebensanschauung bekannter Arzt, der selbst der phrenologischen Wissenschaft huldigte, hatte einem mehr in gelehrten als politischen Kreisen anerkannten Diplomaten den Abguß mit der Bitte zugesendet, ihn dem Forscher vorzulegen, um so jeden Anhaltspunkt unmöglich zu machen.

Der Amerikaner betrachtete lange den schöngeformten Kopf, auf dem Hinterhaupte namentlich war er wie eine scharfgezeichnete Landkarte anzusehen. Niemand wußte — der Diplomat, der Arzt und eine Dame ausgenommen — wessen der Schädel war. Die Spannung war groß, der Phrenolog sollte gleichsam geprüft werden. Wieder fing er mit der ihm eigenen Weise poetisch präludirend zu sprechen an. Aus der klaren Flut seiner Anschauungen hoben sich folgende Gedanken empor: Der Mensch, dem dieser Schädel angehörte, folgte stets einer idealen Richtung, in welcher all sein Thun und Schaffen inbegriffen war. Forschung und ein ihr verwandter historischer Sinn waren ihm eigen; nicht so glänzend sind die Partieen seiner Gemüthswelt gewesen. Hier sind Egoismus und Neid — —

Bei diesen letzten Worten erhob sich plötzlich der Gelehrte, der den Schädel übersendet hatte, und rief mit lauter, von Zorn bebender Stimme:

Genug, mein Herr! Ich kann es nicht dulden, daß diese Unwahrheit einem der größten Männer Deutschlands, dem edelsten, freiheitsbegeistertsten Dichter meiner Nation nachgesagt werde! Wissen Sie denn, mein Herr, daß der Schädel, den Sie eben prüfen, der unsers unsterblichen Friedrich Schiller ist?

Nie zuvor und seitdem nicht wieder sah ich in einer Gesellschaft eine so eigenthümliche Wirkung und Scene. Mit halb offenem Munde, um den ein erstauntes Lächeln sich anzufrieren schien, die Blicke nur in einem Brennpunkte versammelt, saßen Alle da. Eine minutenlange, entsetzliche Pause. Der Amerikaner stand mit gesenktem Haupte, beide Hände hielten flach den Schädel umspannt.

Der Jünger des verblüfften Propheten war der Erste, der sich faßte und bemerkte, wie sein Meister die hervorragendsten Eigenschaften Schiller's: ideale Richtung und historischen Forschergeist, erkannt und dadurch eben Bürgschaft für seine Wissenschaft gegeben habe. Schiller, fuhr er fort, ist ein hervorragender Geist seiner Nation; es seien aber seine Eigenschaften im Leben, im Umgang mit Andern nicht gleichbekannt wie jene, die sich in seinen unsterblichen Werken ausgesprochen haben. Habe nun sein Meister die Hauptzüge, die ihn ewig machen, klar und bestimmt erkannt, so müsse man doch einigen Zweifel hegen, ob er die eben nicht öffentlich bekannten Eigenschaften ebenso richtig mit feintastenden Fingern gelesen.

Die Gesellschaft hatte sich mittlerweile von ihrer geistigen Lähmung erholt und so richtig die Argumentation des Jüngers war, so hatte der Prophet nicht Geistesgegenwart genug, um seinem Ausspruche eine mildere Wendung zu geben, und die Gesellschaft fing an laut zu werden, lenkte artig ab und redete von hundert Dingen, die zu der vorausgegangenen Scene keine Beziehung mehr hatten. Man trennte sich endlich und die Vorträge wurden nicht wieder aufgenommen.

In einem Gespräche mit der ältern Dame, welche in dem oben angedeuteten Bunde die Dritte war und die unsern Schiller persönlich und während mehrer Jahre kannte, erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß sie, die sonst Ungläubige an der Schädelkunde, durch den Amerikaner völlig umgewandelt wurde, denn, schloß sie, Schiller — — war egoistisch und neidisch!

Ich muß den Leser mit diesem scharfen Mistone verlassen, der ihn ebenso wie mich damals schmerzen wird. Ich erzählte hier ohne alle Hinzuthat ein Erlebniß und erzählte es jetzt, wo die interessanten Aufhellungen Stahr's über Schiller's Begräbniß, über die Schicksale seiner Gebeine, vorzüglich seines Schädels, uns zugekommen sind. *)

Friedrich Rückert und der Orient.

Die Räthsel des Orients lichten sich immer mehr im Auge Europas. Die Ausgrabungen in den Ruinen von Ninive haben ein noch auf seine völlige Entzifferung wartendes Archiv des assyrischen Reichs erschlossen, des ältesten orientalischen Reichs nach griechischer Erinnerung. Unterdessen fahren fleißige Hände und Köpfe fort, das bereits Bekannte dem Genusse des allgemeinen Bewußtseins zugänglich zu machen und anzunähern.

Wenn Europa sich gegen die übrigen Länder des Erdkreises erobernd verhält, so ist eine der werthvollsten Seiten dieser Eroberungen, daß der europäische Geist sich bereichert mit den Anschauungen und geistigen Besitzthümern ferner Zonen, sich dadurch aus der Enge blos nationalen Bewußtseins in die Weite menschheitlicher Gesinnung ausdehnend.

Rückert hat das Verdienst, den vagen Begriff der orientalischen Poesie für das Bewußtsein des größern Publicums zuerst in seine mannichfaltigen Bestandtheile aufgelöst zu haben. Er läßt uns selbst in den Orient eintreten und macht uns durch seine Bearbeitungen möglich, was bloße Uebersetzungen nicht vermögen, uns aus den Ländern der Heimat des Menschengeschlechts die Eindrücke zu sammeln, welche erfoderlich sind, um die Stellung der europäischen Menschheit unter den übrigen Völkern in lebendiger Empfindung und nicht blos im abstracten und kalten Begriffe zu erfassen. Denn um eine lebendige Empfindung zu gewinnen von solcher Stellung des Geistes, muß man sich einleben in die fremde Denk- und Empfindungsart, welches so lange unmöglich ist, als wir uns übermäßig durch das Fremdartige der Eindrücke gestoßen finden, als uns nicht Anknüpfungspunkte mit unserer eigenen Empfindungsweise gegeben sind. Diese eben gibt uns in zahlreichen Schriften Rückert

*) Daß obige Mittheilung auf Thatsachen beruht, verbürgt der Name des Erzählers. Niemand wird aber glauben, daß der Phrenolog Recht hatte. Möge man in Schiller's Charakter und Leben, in seinem Briefwechsel zwischen ihm und Körner, in seinen Tenien, in seinen Kritiken gegen Bürger, seinen frühern Urtheilen über Goethe noch soviel forschen, man wird Schiller's Charakter keinen ausgesprochenen Egoismus und noch weniger einen hämischen Neid imputiren können. Dennoch mag der Amerikaner in anderer Art Recht gehabt haben. Die Phrenologie weist angeborene Eigenschaften nach, ohne auszuschließen, daß sie der Geist der inwohnenden Bildung bekämpft. Wenn Schiller nicht jene angeborenen Eigenschaften des Neides und Egoismus gehabt hätte, wäre er vielleicht nie geworden, was er ist. Die Lorbern des Miltiades ließen Themistokles nicht schlafen; warum sollte nicht Schiller mit Leidenschaft gerungen haben nach dem Lorber Lessing's, Goethe's und Shakspeare's? Der Neid auf die Größe weckt Größe. Nur die falsche und verwerfliche Seite der Phrenologie ist es, wenn sie die Kennzeichen des Schädels unmittelbar auf den Charakter überträgt. Wer alle idealen Merkmale eines Schädels besitzt und außerdem noch Egoismus verräth, wird diese geringere Eigenschaft nur zum Besten der größern verwenden. Ich kenne Schädel der ehrlichsten Seelen, die den Diebs- und Verheimlichungssinn haben. Was drückt er bei ihnen aus? Zurückhaltung, Bescheidenheit, Verschwiegenheit, Discretion. Nur die correlate Methode, d. h. die, wo ein Organ die Bedeutung des andern bedingt, ist die, welche der Phrenologie die ihr gebührende Anerkennung verschaffen kann. D. Red.

Nicht als ein Wegweiser, welcher uns zumuthete, auf höckerichtem Kameel und, uns entwöhnend aller einheimischen Sitten und Comforts, die Bedürfnisse unseres eigenen poetischen Genius gänzlich zu vergessen, sondern als ein solcher, welcher es versteht, diejenigen aus den Scenen jener erhabenen Länder der Vorzeit auszuwählen, in denen es auch uns wohl werden kann, weil nicht locale und bizarre, sondern allgemeine und echt menschliche Empfindungen in ihnen lebendig sind, führt Rückert uns ein in die Poesie des Orients, in die Poesie jener Länder, wo, mit Byron zu reden, „Cypresse und Myrte die Sinnbilder der in ihrem Klima geschehenen Thaten sind, wo die Wuth des Geiers und die Liebe der Turteltaube bald in Sehnsucht schmelzen, bald in Frevel wüthen, der Länder der Ceder und des Weinstocks, der immer blühenden Blumen, des ewigen Sonnenscheins, wo die leichten Schwingen der düfteberadenen Westwinde über die blühenden Rosengärten schlüpfen, wo die Citrone und Olive prangen und der Nachtigallschlag nie verstummt; wo die Grüne des Erdreichs, das Blau des Himmels und der Purpur der Meeresflut am tiefsten ist, wo die Mädchen sanft sind wie die Rosen, die sie brechen, und Alles, außer dem Geiste des Mannes, göttlich ist. Denn wild wie die Weherufe getrennter Liebe sind die Herzen, welche sie tragen, und die Sagen, welche sie erzählen."

Mit dem träumerischen Hindostaner dürfen wir uns nur in den Schatten seiner Mangobäume, in das von surrenden Bienenschwärmen tönende Schilf niederlassen, um das wunderbar süße Märchen zu vernehmen von Nal und Damajanti, von dem ihrem Gatten bis in den Tod getreuen Weibe, welches allein, doch unverzagt, durch die furchtbaren Wildnisse jener Urwälder irrt, wo Gefahren drohen und Phantome den an sich selbst irre werdenden Geist täuschen, die idyllische und zugleich erhabene Geschichte der Sawitri zu lernen, des Weibes, welches sich das Leben seines Gatten erkauft dadurch, daß es für ihn in den Tod zu gehen bereit ist und welches zum Lohn seiner Treue den zum Leben erstandenen Gatten beim Fackelschein auf den Pfaden des Raubthiers im wilden Walde zur heimatlichen Hütte wie im Triumphe, den Todmatten, zurückführt.

Aehnlich hat Rückert uns eingeführt in das „Schi-King", diese durch ihr Alter ehrwürdige, durch ihre sanften und hochgebildeten Empfindungen graziöse Volksliedersammlung der Chinesen, wo die Gefühle kindlicher Pietät mit den heiligen Schauern vor den unsterblichen Verdiensten alter Königsgeschlechter und den Klagen um eine in immer tiefere Heuchelei und versteckte Falschheit versinkende Gesellschaft sich mischen und die Segnungen der ältesten ackerbauenden Cultur mit den sich sogleich daranknüpfenden Flüchen und Uebeln auf eine grelle und lehrreiche Weise in unser Auge stechen.

Und im stärksten Gegensatz zu diesem hoch- und zum Theil übercivilisirten Leben des östlichen Asiens führt er uns aus hindostanischen Einsiedeleien und chinesischen Salons hinweg in das wilde Leben der arabischen Wüste, in seiner Bearbeitung der „Hamasa", wo wir, wenn uns danach gelüstet, mit starren, mordsüchtigen Recken durch die Nacht reiten, nicht zurückschaudernd vor den Nachtgespenstern der Eul, und mit Wölfen und Hyänen Kameradschaft machen lernen, wo aber auch der ungeheure schwarzrußige Kessel der Gastfreundschaft dampft, gefüllt mit dem Fleische eines frischgeschlachteten Kameels, und uns mahnt, daß auch unter diesen rauhen und verwilderten Sitten menschliche Empfindungen zu Hause sind.

Dann hebt sich von dem dunkeln Grunde der sonnenlichte Liederquell des Amrilkais ab, dieses frühesten unter den Dichtern Arabiens, welche süße Töne sangen, lieblich und schlank, wie griechische Grazie, und voll einer nicht oberflächlichen, sondern ans Herz dringenden Sinnlichkeit, gleich der Muse von Heinrich Heine. Ihm antwortet aus den blühenden Rosengärten Persiens Hafis, der Seelenbestricker, welcher den Duft des berauschenden Weins selbst aus dem Turban des Derwisches steigen läßt, während Nachtigallentöne sich aus dunkeln Lauben stehlen und die Seele mit göttlichen Klagetönen berauschen. Dazwi-

ſchen erſcheint der poetiſche Tauſendkünſtler Hariri und wirbelt die Töne arabiſcher Lyrik hinauf in die feinſten Triller, gleich der ſteigenden Lerche, und löſt alle Empfindung und poetiſche Anſchauung zuletzt auf in bloße ſtaunende Bewunderung über den Virtuoſen und heiteres Gelächter über den Alles vermögenden Schalk Abu-Seid aus Serug.

So gewöhnen wir uns mit Rückert an den ſcheidekünſtleriſchen Blick, in allen Erſcheinungen der Menſchheit das Häßliche auszuſondern, für das Schöne und Edle aber ein geſchärftes Auge zu gewinnen, und nähern uns Stufe auf Stufe dem großen Standpunkte einer Weltliteratur, eines Einverſtändniſſes und Austauſches der wahrhaft großen Empfindungen aller Länder und Zonen, worin wir mit dem Dichter ſprechen:

Die Poeſie in allen ihren Zungen
Iſt dem Geweihten Eine Sprache nur;
Die Sprache, die im Paradies erklungen,
Eh' ſie verwildert auf der wilden Flur.
Doch wo ſie nur auch ſei hervorgedrungen,
Von ihrem Urſprung trägt ſie noch die Spur;
Und ob ſie dumpf im Wüſtenglutwind ſtöhne,
Es ſind auch hier des Paradieſes Töne.

Anregungen.

Der elektriſche Webſtuhl.

Fragt ihr, was England in den Stand geſetzt hat, in dieſem Augenblicke ungeheure Kriegsflotten über die Meere zu ſchicken, ſo kann die Antwort nur lauten: Die Baumwolle und der Webſtuhl.

Joſeph Marie Jacquard ward mit ſeinem wunderbaren, ſinnreichen Webſtuhle, der die künſtlichern Seidenſtoffe beſſer und einfacher, auch weniger koſtſpielig lieferte, der Retter vieler Unglücklichen. Aber auch er konnte ſeiner Erfindung noch nicht alle Mühe, alle Nachtheile benehmen; man hat es dabei noch immer mit den ſo plumpen, läſtigen „Cartons" zu thun. Ein weiterer, ungemein wichtiger Fortſchritt ſcheint unſerer, im Gebiete der techniſchen Wiſſenſchaften ſo ereignißreichen Zeit vorbehalten zu ſein, und zwar jener bedeutenden Entdeckung Oerſted's, dem Elektromagnetismus, der in der Telegraphie bereits eine ſo fruchtreiche Anwendung gefunden. Die belebende Kraft des alten, ſchon an ſich ſo intereſſanten Jacquardſtuhls würde forthin der Elektromagnetismus ſein, deſſen Strom die bisherige, noch immer ſchwerfällige Einrichtung für die Hervorbringung der ſchönen Damaßgebilde, die wir an den Jacquardgeweben bewundern, überflüſſig machen, die plumpen Cartons beſeitigen. Dem Ritter Bonelli, Director des ſardiniſchen Telegraphenweſens, würde die Welt dieſe neue, gewiß nicht wenig wichtige Anwendung des elektriſchen Stroms zu danken haben, eine Verbeſſerung, welche durch die Schnelligkeit, Leichtigkeit der Handhabung, verhältnißmäßige Wohlfeilheit und Vortrefflichkeit der Ausführung einen bedeutenden Platz in der Geſchichte der Induſtrie einnehmen dürfte. In der That wird in einem Berichte der Agriculturgeſellſchaft von Lyon nicht nur die Anwendbarkeit der Erfindung Bonelli's beſtätigt, ſondern dieſelbe hat auch bereits eine neueſte Verbeſſerung durch zwei junge Lyoneſer, Paſcal und Mathieu, erhalten, welche darin beſteht, daß ihre Maſchine eine der wichtigſten Aufgaben bei jeder Maſchine, nämlich die Erſparniß an bewegender Kraft, löſen würde, während Bonelli's Syſtem noch einen großen Aufwand von Elektricität erfordert. Die Erfinder hoffen bei der Verbindung von Einfachheit und Regelmäßigkeit mit Krafterſparniß auch Alles auf ihrem Webſtuhle leiſten zu können, was jetzt der Jacquardſtuhl verrichtet. Eine ſpeciell eingehende Erklärung des letztern ſowie des neuen Verfahrens, die elektriſche Bewegungskraft auf die Bitterweberei deſſelben überzutragen, glauben wir hier umgehen zu müſſen. Im Allgemeinen nur Folgendes, das den mit der Mechanik vertrauten Leſern eine Vorſtellung geben wird.

Bonelli erſetzt die gewöhnlichen Cartons durch eine Metallplatte, deren Oberfläche mit dem Grabſtichel in ganz kleine Vierecke von $1/_{100}$ Meter getheilt iſt. Auf derſelben iſt die im Große wiederzugebende Zeichnung mit einem die Elektricität nicht leitenden Lack aufgetragen. Dieſe Platte iſt über einer Querreihe von Nadeln angebracht, welche die Fäden oder Litzen tragen und denen ſie in allmäliger, ganz gleichmäßiger kreisförmiger Bewegung alle Theile der Zeichnung mittheilt. Die von einem Apparat in Bewegung geſetzten Elektricitätsleiter heben durch

ihr Spiel auf die Platte ſowol dieſelben als diejenigen Nadeln, welche den nicht mit iſolirendem Lack beſtrichenen Viereden ihrer Oberfläche entſprechen, während die Nadeln, welche die iſolirende Subſtanz berührte, in Ruhe bleiben und ſodann durchs Pedal gehoben werden. Bei jedem Stoß, den der Arbeiter durch das Pedal gibt, rückt die Platte gleichmäßig um einen Grad vorwärts; die Bewegung der Nadeln wechſelt mit dem Webmuſter. Bei der Verbeſſerung dieſes Verfahrens durch Pascal und Mathieu erhält die Kupferplatte mit der Zeichnung eine verticale Stellung zur Seite der Häkchen, welche die Fäden halten. Sie bewegt ſich auf einem Cylinder, ohne ſich vollſtändig umzudrehen. Das Abheben der Fäden findet durch die Einwirkung des elektriſchen Stroms durch eine geringe drehende Bewegung der Häkchen um ihre Achſe ſtatt, die nur eine ganz geringe Kraft erfodert; die den iſolirten Stellen der Platte entſprechenden Häkchen werden durch das Pedal gehoben.

Erprobt ſich die Erfindung des elektriſchen Webſtuhls in der allgemeinen Anwendbarkeit und in den Einzelheiten praktiſch, ſo wird er in der Geſchichte — nicht nur der Weberei — folgenreiche Epoche machen.

Das gegenwärtige Spanien.

Das Land des Scipio vor Numantia, der Khalifen und des Cid Campeador, Ferdinand's des Katholiſchen und des Columbus, Philipp's II. und des Marquis Poſa, des Don Quixote und Don Ramudo's de Colibrados wird uns von G. A. Roßmäßler in ſeinen „Reiſeerinnerungen aus Spanien" (Leipzig, Goſſenoble) mit vieler Anſchaulichkeit neu geſchildert. Zwar ſuchte der Verfaſſer als berühmter Naturforſcher in Spanien zunächſt nur allerlei Pflanzen und Gethier (die ſpaniſchen Naturforſcher ſind nach Roßmäßler's Schilderung zwar höchſt brave und artige Leute, aber nicht ſehr ämſig; ſie ſcheuen die Hitze und das Bergſteigen, den Regen und den maſſenhaften Koth der Ebenen. Auch unterſtützt ſie keineswegs das Intereſſe einer gebildeten Bevölkerung, wie eine ſolche bei uns eifrigſt bemüht iſt, den Männern der Forſchung ihre Geheimniſſe abzulauſchen; vielmehr werden ſie dort von den Leuten für wunderliche Narren gehalten, die über Das ſtaunen, was man alle Tage ſieht), aber über dem Suchen z. B. von Schnecken vergißt der Verfaſſer keineswegs Land und Leute zu beobachten. Zwar gibt er keine Beſchreibungen von Kathedralen und Schlöſſern, von Bibliotheken und Gemäldegalerieen, von Heeresmacht und Handelsſtatiſtik, von alter und neuer Geſchichte, aber deſto mehr theilt er uns über das alltägliche Leben des Volks mit. Und das iſt denn faſt auch das Erwünſchteſte, denn vorbei iſt Spaniens Weltbedeutung, vorbei jene herrliche Cultur, zu der einſt die Mauren den Grund legten. Roßmäßler berichtet für Spaniens Zukunft meiſt Gutes, und es muß allerdings ein großer Fond in einer Nation gelegen haben, wenn er durch ſo ſchlimme Geſchicke, wie Spanien erlebte, noch nicht ganz erſchöpft iſt. Unſer Gewährsmann rühmt namentlich den ziemlich gleichmäßigen Ton des Anſtandes und der delicaten Sitte, der durch die höhern wie durch die niedern Schichten der ſpaniſchen Nation geht und die Standesunterſchiede bei ihnen beiweitem nicht ſo augenfällig macht als bei uns. Der Verkehr des Vornehmen und des Geringen zeigt keine ſchroffen Gegenſätze, vielmehr offenbart ſich darin der ritterliche Sinn, das Ehrgefühl, der ſchöne Stolz, welche der geſammten Nation eigen ſind und durch nichts haben vertilgt werden können. In den Gaſthäuſern wie auf den öffentlichen Spaziergängen findet man Vertreter aller Claſſen bunt durcheinandergemiſcht, ohne daß Einer den Andern genirte; der Fadenſcheinigſte brennt ſich ſeine Cigarre bei dem Geputzteſten an, und umgekehrt, wie im altſpaniſchen Drama, wo der Grazioſo harmlos durch die Gruppen von Prinzen und Königen ſchreitet. Die ſpaniſche Höflichkeit iſt dabei freilich oft noch mehr als bei uns bloße Phraſe, wie man z. B. nicht in ein Zimmer treten und irgend ein koſtbares Geräth, ein werthvolles Bild loben kann, ohne daß es Einem zum Geſchenk angeboten wird. Durch Annahme aber würde man eine große Taktloſigkeit begehen. Trotz dieſer Uebertreibung liegt der Höflichkeit der Spanier doch ein echtes Wohlwollen, eine manchmal beinahe kindliche Biederkeit zugrunde. Der Sinn für das Schickliche entſpringt dem lebhaften Gefühl für das Schöne, welches den Völkern des Südens vorzugsweiſe eigen iſt und welches ſich bei den Spaniern, mit einem Zug nach dem Ehrbaren gemiſcht, ſchon für gewöhnlich in Gang und Haltung, aber beſonders in ihren reiz- und ſinnvollen Volkstänzen ausſpricht. Weit verbreitet iſt der poetiſche Dilettantismus, zu welchem die an Gleichklängen ſehr reiche Sprache herausfodert, wenn er auch freilich meiſt nur poeſieloſe Reimſpielereien hervorbringt. Der Sinn für eigentliche Tonſchönheit ſcheint den Spaniern fremd zu ſein; ihr Volksgeſang, der ihre Tänze in der Regel begleitet, wird als ohrenzerreißend geſchildert.

Im Ganzen macht, unſerm Gewährsmanne nach, das ſpaniſche Volk den Eindruck, als ob noch eine Zukunft in ihm lebe. Freilich wird es großer Anſtrengungen unter weiſer Leitung bedürfen, um den Verfall und die Halbbarbarei, die in den beſten Kräften des Landes gewüthet haben, zu überwinden. Einſtweilen ſteht Spanien in der Reihe der europäiſchen Nationen als eine

abſchreckende Anklage gegen den Despotismus da, der, indem er den Geiſt vernichten wollte, den Stoff zerſtört hat, aus dem ſich ſeine eigene Macht aufbaute. Dazu kommt, daß die Spanier das Unglück hatten, Amerika zu entdecken. Abgeſehen davon, daß ſie es zwar zu erobern, nicht aber zu behaupten wußten, hat die Neue Welt mit dem trügeriſchen Schein ihrer Schätze ihr Auge von der alten ſichern Heimat abgewendet und alles Streben nach nützlicher Thätigkeit durch Eine furchtbare Leidenſchaft, die Goldgier, unterdrückt. Dieſe hat, nachdem die Beſitzungen in Amerika nichts mehr eintrugen, die heimiſchen Gebirge durchwühlt und ſie von den Waldungen, dieſen heilskräftigen Bewäſſerungsregulatoren, entblößt. Dadurch iſt das Land zum großen Theil verödet worden und Flüſſe, die ſonſt reichlich ſich ergoſſen, ſind verſiegt. Die ausgetrockneten Flußbetten — Ramblas genannt — werden als Straßen benutzt, was dem Staate ſehr angenehm iſt, der ſich zur Herſtellung eines anſtändigen Verkehrsweges nicht entſchließen kann. Wozu auch? Jeder bleibe, wo er iſt! Die einzelne Stadt, die einzelne Provinz ſorgt in genügſam-dürftiger Weiſe eine jede für ſich ſelbſt; von Waarenaustauſch, von Concurrenz der Induſtrie iſt wenig die Rede. Beſchämend treten dieſen Zuſtänden gegenüber die großartigen Ueberreſte mauriſcher Cultur auf, namentlich das ausgezeichnete Bewäſſerungsſyſtem in den fruchtbaren Ebenen — Vegas geheißen, welche, umkränzt von Sierren, von einem nährenden Fluſſe durchſtrömt, die Städte umgeben. Staunenerregend iſt der Contraſt einer ſolchen Vega gegen die Steppe ringsum. Die reichſte Vega iſt die von Murcia, in der, nach Mißmäßler, ſich ein „europäiſcher botaniſcher Univerſalgarten" anlegen ließe.

Für Anekdotenfreunde.

In Arago's (Deutſch bei O. Wigand in Leipzig erſcheinenden) Schriften finden ſich mancherlei neue Charakterzüge, von denen wir einige mittheilen wollen:

* * *

Ludwig XIV. ſah Racine mit einem gewöhnlichen Hofmanne oft und vertraulich verkehren und ſagte zu ſeiner Umgebung: „Wiſſen Sie auch, warum Racine und Herr von C. ſich ſo gut gefallen? Weil Racine, wenn er mit Herrn von C. ſpricht, ſich für vornehm, und Herr von C., wenn er mit Racine ſpricht, ſich für einen Mann von Geiſt hält."

Der fromme Pater Beccaria war zugleich ein eifriger Naturforſcher, namentlich verfolgte er Unterſuchungen über die Elektricität. Darin verſunken, rief er eines Tags, als er gerade die Meſſe las, vor dem Altare anſtatt des Dominus vobiscum ganz laut: „L'esperienza è fatta!" (Der Verſuch iſt fertig!) Er erhielt dafür eine anſehnliche Kirchenſtrafe.

„Ich bitte, macht mich nicht zerſtreut, damit ich genauer beobachten kann, wie die letzten Augenblicke vorüberſchweben!" rief der Forſcher Büffon vom Todtenbette aus ſeiner wehklagenden Umgebung zu.

„Was beweiſt das?" ſoll der berühmte Mathematiker Condorcet geſagt haben, als er zum erſten mal Racine's „Phädra" ſah. So nüchtern dieſe Frage ſcheint, einen gewiſſen Werth kann ihr ſelbſt der Aeſthetiker nicht abſprechen.

Aus und nach fremder Mittheilung.

Der wahre Reiz des Lebens liegt im Widerſtand des Geſchicks.

* * *

Unſere Freuden kommen von ſelbſt, aber unſere Schmerzen rufen wir uns.

* * *

Ein wehmüthiger Kirchhof wäre der, wo die Gräber der im Leben gebrochenen Freundſchaften beiſammenſtünden.

* * *

Man hat einem Verfolgten gut beiſtehen mit dem Troſte: Deine Gegner ſind die Mehrer deines Ruhms! Windet ihm auch die Kränze!

* * *

Das Glück iſt ſomnambul. Wird es genannt, ſtürzt es zuſammen.

Das Jenſeits.

Es iſt ein dunkles Ahnen, das mir das Herz beſchleicht,
Daß droben einſt der Himmel ganz dieſer Erde gleicht;
Daß lebensvolle Welten auch jenſeits ſchön erblüh'n,
Ein Blau das Aug' erquicket, ein volles, ſaftig Grün;
Daß dort auch Liebe wohnet, vollſelig groß und frei,
Der Lenz im Himmel thronet, ſo ſchön wie Erdenmai;
Dort auch ſich Herzen finden, nur treuer, rein und groß,
Der Himmel nur erfülle das wahre Erdenloos.

Berichtigung — S. 776, Spalte 2, Zeile 9 v. o. lies:

Louis, wachſt du noch am Strande?

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Dritter Band.

Unterhaltungen

am

häuslichen Herd.

Herausgegeben

von

Karl Gutzkow.

Dritter Band.

Lpz. 5574

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1855.

BERLIN

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. In gebundener Rede.

Frohmuth, von Moritz Reich 112
Spruch, von Karl Siebel 144
Spruch von Karl Gutzkow 480
Das innere Leben, von Luise von Pernstedt 656
Die Mühe 720
Das Meer und die Thräne 720

II. Erzählungen.

Ein Stücklein vom Dorfe ..... 13—15
Die Apfelsinen und der Speer des Achilles. Eine einfache specifisch preußische Geschichte ..... 17—21
Eine Hochzeitnacht im Norden, von Leo Goldammer ..... 49—51
Ein Mann ein Wort ..... 99—102
Der Pfeffer-Matthes. Zum Advent. Vom Herausgeber ..... 129—135
Wie kam es, daß Rousseau seine Kinder aussetzte? Beantwortet durch eine novellistische Skizze vom Herausgeber 161—199
Die Natur ist Meister, von Karl Cramer 209—213
Jung im Berufe. Aus einem londoner Briefe 225—227
Herzog Alba und eine deutsche Fürstin 321—328
Ein Marmorbild ..... 337—338
Um drei Heller, von Dr. Funckenstein 361—366
Untreue. Zwei Dorfgeschichten über ein Motiv. I. Niederdeutsch. Von Fr. II. Nach schwäbisch-fränkischer Auffassung. Von Fr. Nordheim ..... 401—424
Aus den Erinnerungen eines alten Juristen, von E. Fritze ..... 449—458
Die Spanierin. Aus den Mittheilungen eines polnischen Kriegers ..... 545—552
Corporal Rampof, der Opiumraucher, von Major F. W. Piederich ..... 565—572
Dr. Oberle und die schwarzen Spatzen. Humoreske. Von Dr. F. Schödler 577—582
Aus dem Leben. Eine Skizze von Moritz Reich 609—613
Ehen werden im Himmel geschlossen. Novelle von Heinrich Reinhardt ... 625—649
Die Verlobungen, von F. Pinneweck 801—808

Seite

III. Lebensbilder und Skizzen.

Sophie Laroche. Ein Frauenleben, von A. S. 65—87
Aus der Uckermark ..... 97—99
Die Wenden ..... 111—112
Ein römisches Künstlerfest ..... 113—116
Ein Besuch bei Silvio Pellico, von C. Cerri 145—147
Allerlei moderne Existenz, von Georg Hirzgen 209—281
Georg Forster, von Dr. F. V. ..... 251—255
Londoner Namen, von Ameth Pölitz 273—278
Ein Ausflug von Wien ..... 289—292
Der deutsche Klöpfer, von Georg Schirges 305—309
Die Politik und die Frauen ..... 339—357
Die Reformen im Gefängnißwesen, von Wilhelm Scherzig ..... 459—472
Italienisches Fragment, von F. Pinneweck 465—467
Eine Frühlingsfahrt zu Hutten's Grabe 481—503
Waterloo. Ein Besuch auf dem Schlachtfelde ..... 504—508
Charlotte Ackermann. Biographische Wahrheit über ein vielbesprochenes Thema, von Frodor Wehl ..... 513—540
Bilder und Träume der Jugendzeit, von Elise Schmidt ..... 552—565
Die Frau vor dem Gesetz und vor der öffentlichen Meinung, von Ameth Pölitz 657—661
Die Wissenschaft in Spanien ..... 685—686
Der Müllerbursch. Ein Stücklein aus dem Gerichtsleben ..... 705—708
Für Liebhaber des Teufels, von C. Kirchlke 726—728
Ueber einige schwer eroberte Frauen, von Gustav Siebert ..... 728—730
Eine Mondnacht am Untersberg, von Clemens Steurer ..... 817—825

IV. Stimmungen und Richtungen der Zeit.

Europäisch-amerikanische Wechselwirkungen 32
Aus dem neunzehnten Jahrhundert ... 33—35
Der Frankfurter Kirchentag 63
Die gegenwärtige Theurung und der Beamtenstand 80

Seite
Petitdemande 159
Humor unserer Altvordern ..... 159—160
Südpolluft 160
Die englische Armee 464
Blicke auf die Zeit ..... 528—576
Die Gunst Fortunens ..... 663—665
Aeußerer Dampf und innere Wärme 668
Aus der Zeit der Heerrufereien ..... 433—439
Die dresdener Schillerstiftung ..... 639—640
Eine alte Aufgabe Berlins ..... 671—672
Wie die Dichter sonst in Sanssouci sich empfehlen durften 768

V. Völkerzustände, Reisen, Sitten- und Ortsschilderungen.

Reisebriefe, von D. Cone ..... 35—334
Ein Schulfeß, von F. S. ..... 81—84
Berliner Briefe, I—XVI ..... 105—684
Die jährliche Zahl der Auswanderer 126
Aus dem heutigen Paris ..... 143—144
Mailand ..... 147—151
Der häusliche Herd in Nordamerika ..... 202—205
Das Weihnachtsfest ..... 205—206
Zur Krisenfrage Englands ..... 265—266
Die Auswanderung nach Amerika ..... 292—295
Die Negersclavenpetitionen ..... 303—304
Ueber Auswanderung nach Preußen ..... 309—330
Auf dem Meere. Aus meinem Schiffstagebuch. Von Dr. F. W. Grevenhorst ..... 369—391
Ein Besuch an den Niagarafällen ..... 421—429
Wiener Briefe, I—VI ..... 593—766
Arabische Höflichkeit, von Max Maria von Weber ..... 616—635
Nordwestdeutsches Leben ..... 693—695
Sceliten 736
Aus dem Geld- und Gemeinde, von Dr. F. W. Grevenhorst ..... 737—769

VI. Geschichte.

J. Venedey's „Geschichte des deutschen Volks" 31
Beiträge zur Culturgeschichte der letzten zwanzig Jahre ..... 287—288
Johann Klenowski, der lustige Rath König Georg's von Böhmen. Mittheilung von Ferdinand H. Mikowec ..... 315—319
Ein Deutscher als amerikanischer General, von H. Asmus ..... 473—478
Zur Geschichte der Menschheit, von A. Graf Bethlen ..... 529—532
Der Minister Eden 686
Der Mensch in seinem Wahn ..... 687—688
Mirabeau über den Orient ..... 718—719
Zur Geschichte der Diplomatie ..... 733—735
Das deutsche Zeitungswesen, von Ed. Hallier ..... 749—779

VII. Der Mensch, sein Wesen und Befinden.

Das Gattungsgefühl 95
Der Kreislauf des Blutes, von Dr. H. W. ..... 117—119
Ueber künstliche Augen, von Dr. Wengler ..... 135—137
Die Sprache der Augen ..... 271—272
Pflanzenfest ..... 319—320
Populäre Medicin ..... 320—325
Zur Praxis des täglichen Lebens ..... 341—348
Die Vegetarianer ..... 414—416
Ueber den Umgang mit Kranken 511
Ein Beitrag zur Verbesserung der Nahrung der untern Volksclassen. Mitgetheilt von Hofrath Dr. Gumprecht in Hamburg ..... 586—587
Die zwiefache Natur des Menschen, von Dr. August Weber ..... 740—745
Unsere Kraft- und Stoff-Titanen ..... 771—752

VIII. Die Erziehung.

Die Reinlichkeit ..... 15—16
Weihnachtsschriften ..... 206—207
Können und sollen unsere Frauen den Homer lesen? Nach einem mündlichen Vortrage ..... 379—395
Die Erziehung als Wissenschaft 416
Erziehern 576
Weibliche Erziehung ..... 686—688
Wie ein König auf die Schulen blickt, von Dr. W. Häring ..... 673—678
Professor Bock über Erziehung ..... 686—687
Wie man von unten auf die Schulen blickt, von Dr. W. Häring ..... 689—693

IX. Philosophie.

Ein Besuch bei Arthur Schopenhauer, von Dr. J. Asher ..... 27—30
Schleiermacher's Briefwechsel mit Gaß 112
Real und Ideal 176
Schelling's Nachlaß 192
Christian von Wolf 192
Für Freunde Schleiermacher's 320
Die Theilbarkeit der Seele ..... 591—592
Die Juden und der Talmud ..... 649—665
Die Pharisäer und Sadducäer 719

X. Lebensbezüge und Lebensbedingungen.

(Cultur — Handel — Gewerbe — Erfindungen.)

Fernschreibkunst oder Telegraphie, von Dr. L. ..... 45—47
Ein Blick auf München ..... 47—49
Münchener Gegenbilder, von Dr. H. von Mangoldt ..... 57—271
Rückblick auf die Ernte und das Jahr ..... 62—63
Jeder Brief einen Pfennig Porto 64
Die künstlichen Wohlgerüche. Von einem Chemiker ..... 72—79
Der Humor der telegraphischen Depeschen ..... 79—80
Der menschliche Schmutz. Culturgeschichtliche Skizzen von Dr. Cantan Hörmann ..... 87—121
Die Chemie der Gegenwart 192
Der Handel und die Wissenschaft ..... 228—229
Der Zollverein und die deutsche Gesammtstatistik 229
Praktische Anwendung der Elektricität ..... 284—286
Das deutsche Briefporto ..... 286—287
Verwerthung des Waldes ..... 303—304
Die Eisenbahnen, der Krieg und das Vertheil ..... 305—307
Englands goldenes Vließ ..... 443—446
Die Luftmanier-Eisenbahn ..... 462—463
Wohlauf nach Westen! ..... 495—496
Thermometer und Barometer ..... 582—603
Die Wart'schen Blumenfenster und Blumenlüften ..... 588—589
Ein elektrischer Gürtel um die Erde ..... 589—590

Seite
Die gegenwärtigen Preisbewegungen 655—671
Armuth und Wohlthun 708—713
Allerlei neue Zeitschriften 781—782
General von Prittwitz über Zeitschrift und Grenzen der Gerichtshallen 782—784
Das Welt-Ausstellungsjahr 831—832

XI. Allgemeine Naturbetrachtung.

Das Alter des Himmels 79
Die Bedeutung der Naturwissenschaften 158—159
Poesie der Natur 302—303
Naturgeschichtliche Schulen 360
Die Ewigkeit der Naturgesetze 367
Die Augenmode 863—864
Schleiden's „Studien" 511

XII. Die Nachtseiten der Natur.

Ueber Geister, Ahnungen und Träume. Ueber das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsrige 199—207
Ueber Schlafwandeln und Hellsehen. Von einem Arzt. Von Dr. Löbbecke 411—412
Schwindel und Vampyrismus 527

XIII. Die Erde und ihr Leben.

Das Feuer und der Mensch, von Karl Müller 10—42
Der Naturzweck der Gletscher 237—238
Eine Nachahmung der Weltschöpfung 361—362
Was war den Alten die Erde? 382—383
Die Blümlisalpen, von Dr. Landerbein 795—798

XIV. Das All und die Himmelserscheinungen.

Gemeinsamkeit der Wetterbeobachtungen 303
Ein Streit über die Bewohner des Himmels 478—480

XV. Pflanzen- und Thierwelt.

Tschudi's Thierleben der Alpenwelt 31
Die Stimmen der Thiere, von Dr. Grosse 42—45
Der Schlaf der Pflanzen, von Dr. M. Willkomm 154—173
Auch ein Segen des Krieges, von Dr. Grosse 185—187
Die Wanderung der Pflanzen, von K. Ex. Buchse 374—379
Die hundertjährige Aloe und die indianische Feige, von Dr. M. Willkomm 485—488
Schleiden und die Thierseele 622—623
Das Leben im Wasserterpsen, von J. Friedrich 635—639
Die Cedern des Libanon und der Orient 767—768
Ueber Thierseele, von Dr. Anding 779—781

XVI. Sprache und Geschichte der Literatur.

Ein patriotisches Lustspiel, von Dr. J. P. Strauss 3—9
Erweitertes Terrain der deutschen Sprache 32
Sakuntala 95—96
„Sich in der Seele schämen" 176, 256
Alexander Jung über „Goethe's Wanderjahre" 239
Dr. Sanders und die Gebrüder Grimm 240
„Diorette" 240
Die persische Heldensage 357—359
Die Verhallschen Nungen 362—363
Arm und reich, von C. W. Cropp 488—491
Judas 491—493
Ein Blick in das Innere der Literatur 493—495
Sprachliches 701—702
Lessing's Aufenthalt in Hamburg, von Feodor Wehl 712—726
Deutsche Literatur im Auslande 725—726
Die Sprichwörter 726
Ein „Abeter" aus dem vorigen Jahrhundert 767
Dante Alighieri, von Karl Frenzel 808—831

XVII. Kritisch-ästhetische Miscellen.

An unsere Leser 1—3
Moritz Hartmann 31—32
Die Ritter vom Geiste 63—64
Literarischer Sanguinismus 64
Naturwüchsig 96
Das Volk 96
„Selbst ist der Mann" 126—128
Der Trompeter von Säckingen 144
Das älteste deutsche Wiegenlied 175—176
Unterhaltungsliteratur 207—208
Volk und Publicum 221—224
Berliner „Montagsblatt" 224
Das achtzehnte Jahrhundert im Roman geschildert 335
Lyrische Poesie 351—352
Ein Denkmal für Platen 399
Herr Kanz 399—400
Das Leben Christian Grabbe's 400
Luise von Gall 432
Eine Eisenbahn-Bibliothek 448
Fanny Lewald 511—512
Die Uebersetzungen der Alten 527
Der Tod des Dichters 527—528
Ein neuer Roman 575—576
Tendenzpoesie 590—591
Du gleichst dem Geist, den du begreifst! 592
Volksmund 608
Kinder Löwe's Gedichte 623—624
Der Roman und die Arbeit 702—703
Zum Cultus des Genius 719—720
Ueber Goethe's Wanderjahre, von Dr. Landerbein 720—723
Tella Acrelli 784
Unsere „Volkskalender" 832

XVIII. Schöne Kunst.

Der moderne Bajazi. Erinnerungen aus dem Künstlerleben. Novelle von Wilhelm von Schalow 91—93
Die gegenwärtige Berliner Kunstausstellung 94—95
Rauch's Werk und Wirksamkeit 145
Der Wettkampf um ein neues Rathhaus 312—315
Karl V. im Kloster Yuste 357—363
Die Werkstatt eines Bildhauers 395—398
Einmischung der Kunst in die Heraldik 464
Belgische Bilder und belgische Preise 557—558
An die ewigen Denkmalsetzer und zu einer Förderung der Kunst, die noch besser wäre 605
Die moderne Kunst, von Dr. Schneider 789—795
Bunte Glasfenster in Kirchen 799—800
Die Verirrungen der christlichen Kunst 809

XIX. Bühne und Musik.

Der wunde Punkt 128
Friedrich Haase 160

	Seite
Oestreichs Musikzustände	173—191
Aus dem dresdener Leben	191—192
Franz Liszt und Richard Wagner	239—240
Alte Gesangsweisen	272
Piano-Manie	368
Unsere Stadttheater	446—447
Eine Altersversorgungsanstalt für Schauspieler	447—448
Masaniello auf der Bühne, von Ernst Pasque	508—522
Vom Musikalisch-Schönen	688
Die Zwischenactsmusik im Theater	703—704
Jenny Lind	720

XX. Zur Kunst des Lebens.

	Seite
Aus und nach fremder Mittheilung	16, 32, 64
Die Demüthigung des Hasses	48
Landes- und Gemüthsmenschen	48
„Die Rechte der Freundschaft"	64
Das Alter und die Hoffnung	80
Würdigung von der Welt	112
An die Frommen	112
Das Geheimniß des Poeten	128
Zum Erwägen und Bedenken	144, 160, 208, 224
Geständnisse und Bekenntnisse	160
Für die ältern Tage	176
Aus dem Leben, von J. v. O.	240, 304
Handeln aus der Seele eines Andern	256
Lebensblicke	256, 288, 336
Luther's Ansichten von der Ehe	272
Spruch	304
Zum Erwägen	320—816
Zur Lebensphilosophie	335—336
Der leipziger Handschriftendeuter	383—384
Nach fremder Mittheilung	672
Ueber den Umgang mit Menschen	832

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

[Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 1.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

An unsere Leser.

Wir beginnen hiermit den dritten Jahrgang unserer Wochenschrift.

Die sich in allen Gauen Deutschlands gleichgebliebene Theilnahme für die „Unterhaltungen am häuslichen Herd", ebenso wie die mannichfache Nachahmung, die sie gefunden haben und noch finden, beweisen wol am sprechendsten, daß wir bei Begründung derselben einem wirklichen Bedürfnisse der Zeit entgegenkamen. Die äußere Voraussetzung, die wir dabei machten, war die, eine Zeitschrift zu begründen, die nicht dem Lesezirkel allein, sondern dem Privatbesitze angehörte, eine Zeitschrift, die nach Ablauf eines Jahrs sich in ein gefälliges Buch verwandelte, eine Zeitschrift, die soviel wie möglich alles von der Flucht des Tags Gebotene vermied und durch ihren Inhalt zu derjenigen ruhigen Sammlung auffoderte, die wir nach Zeiten gewaltigster Aufregung am unverzagtesten wol nur noch daheim am häuslichen Herde haben. Was diese Aeußerlichkeit anlangt, so steht so viel fest, in einem Kaffeehause, wo der specielle Journal- und Zeitungsjäger nach allerlei Notizenwerk aus ist, nimmt unsere Wochenschrift einen untergeordneten Rang ein. Man kann sie nicht durchfliegen, um rasch eine Anzahl von Feuilleton-Thatsachen aufzuhaschen. Der Literat von Fach hat sich deshalb auch nur widerstrebend an sie gewöhnen wollen.

Dem großen gebildeten Publicum dagegen scheint sie ganz so wie sie ist genehm zu sein. Sie wurde im Preise so wohlfeil gestellt, daß man sie bei jedem Postamte, in jedem Buchladen sich selbst erwerben konnte und nicht nöthig hatte, auf nachlässige Vorherleser oder das Budget einer öffentlichen Leihanstalt zu warten. Durchblättert wollte sie von Niemanden sein, sie foderte zum ausführlichern Lesen auf. Sie knüpfte ferner an die Bildung an, die nicht zu tief steht. Wer sich deshalb von ihr entfernt hielt, weil ihm der Inhalt derselben nicht genug Gelegenheit bot, die versäumte Erwerbung von Schulkenntnissen nachzuholen, that recht daran. Ein Populärseinwollen auf der breitesten Pfennig-Unterlage hätte vielleicht an unserm „häuslichen Herde" alle Diejenigen versammelt, die später zu tiefer gegriffenen

Nachahmungen übergingen, wir hielten an der Voraussetzung einer höhern Bildung fest und glauben vielen Tausenden deutscher Männer und Frauen auch Das gegeben zu haben, was sie von uns gerade empfangen mochten.

Eine nur der Erzählung gewidmete Unterhaltung lag nicht in unserer Absicht. Wir fürchteten, daß wenn wir Mittheilungen dieser Art brächten, die anfangs mit Spannung und Interesse begrüßt wurden, doch bald nach wenig Fortsetzungen schon das Einhalten des langsamen Tempos, den eine Wochenschrift mit sich bringt, sich zu sehr würde empfindlich gemacht haben. Wir beschränkten uns daher auf kleinere Lebensbilder, die dem Leser in häufigerer Veränderung wechselnde und deshalb um so anregendere Thatsachen vors Auge führten. Wenn hier und da weibliche Leser klagen sollten, daß bei uns ihrer Lieblingslectüre zu wenig Rechnung getragen würde, so möge Derjenige, der unsern „Unterhaltungen" wohl will, ihnen die Versicherung geben, daß der Herausgeber der Neigungen des schönen Geschlechts nicht uneingedenk bleiben und immer bedacht sein wird, auch für Erzählungen und romantische Lebensbilder Sorge zu tragen. Nur sollte man ihm auch Dank wissen, daß er den Leser bewahren wollte vor dem vielen Geschwätz, das sich unter dem Namen von Novellen und Erzählungen in Zeitschriften von jeher geltend machte, Machwerken, die in der Regel mit einer ganz anregenden, hübschgedachten Scene beginnen, in der Verwickelung aber schon mindestens unklar werden und gewöhnlich am Schluß so unbefriedigend enden, daß man die Zeit beklagt, die man auf Lectüre solcher Arbeiten verwandt hat.

Es liegt in der Natur der besondern Mühewaltung, die der Herausgeber an dieser Wochenschrift übernommen hat, daß diese mehr im Hintergrund als Vordergrund zu stehen scheint. Wir sagen scheint. Denn es ist bisjetzt wol noch nicht eine Nummer erschienen, die nicht von ihm aufs sorgfältigste vorbereitet und durchgearbeitet wurde. Wer die Zustände unserer Literatur kennt, wird der Versicherung nicht bedürfen, daß die Möglichkeit, ein solches Material, wie es zwei Bände dieses Unternehmens nun geliefert haben, nur mechanisch aus zufällig Vorhandenem und vom Herausgeber nur etwa Begutachtetem zusammenstellen zu können, nicht existirt. Im Gegentheil, daß das Ganze eben so, wie es jetzt im Zusammenhange dem Stoff und der Darstellung nach vorliegt und in dieser Gestalt sich Freunde erworben hat, vorhanden sein konnte, darf sich der Herausgeber als sein Verdienst anrechnen. Ohne Ruhm zu melden, ist er der fleißigste Mitarbeiter seiner „Unterhaltungen", wenn auch am seltensten genannt und persönlich hervortretend.

Möge nun dem Unternehmen die alte Gunst verbleiben! Daß wir nicht um des Vergnügens willen hohlen und bunten belletristischen Seifenblasen nachjagen, sondern Körner sammeln wollen für die Vorrathskammern des Lebens, Erfahrungen, Anschauungen, auch Erhebungen und höhere Tröstungen, wird und muß jedem Auge ersichtlich bleiben. Unsere Wochenschrift begleitet das Leben im Hause und in der Welt, achtet auf die Zeit und ihr Werden und Wirken, will nichts vergessen lassen, was mahnend an die Pforte klopft, wahrt aber auch vorzugsweise an den vielen Gütern mit, die die Menschheit dafür errungen hat, um nicht in dem Bangen und Sorgen um den nächsten Augenblick gleich ganz unterzugehen oder sich von Furcht oder Hoffnung immer sogleich allzu schwer anfechten zu lassen. Der rechte Fortschritt der Geister unserer Zeit liegt in dieser schwerern Rüstung und Wappnung, die uns die wärmere Betrachtung der Natur, der Geschichte, der laufenden Bedingungen der menschlichen Existenz gegeben hat. Daß das Geschlecht darum nicht allzu nüchtern werde, daß die Quellen einer idealischen Auffassung des Daseins sowol im ewigen Universum

des Raums, wie im flüchtigen Atom der Zeit nicht ganz versiegen sollen am Materialismus oder der Nützlichkeitslehre einer modernen Dampfphilosophie, dafür mit zu sorgen ist jetzt die heilige Aufgabe der Feder. Dem Ideale eines solchen rechten Gebrauchs derselben werden nach wie vor diese Blätter gewidmet bleiben.

Ein patriotisches Lustspiel.

Von Dr. F. D. Strauß.

Wir wissen schon nicht mehr, wir verwöhnten Kinder des 19. Jahrhunderts, was wir an unserer Sprache haben, so wie sie endlich nach langem, von vielen Un- und Rückfällen durchkreuzten Entwickelungsgange, unter dem Zusammenwirken eines seltenen Vereins herrlicher Geister, im fruchtbaren Herbste des vorigen Jahrhunderts geworden ist. Jedem Gedanken unsers Geistes, jedem Gefühle unsers Herzens bringt sie den entsprechenden Ausdruck entgegen; die verwickeltsten Verhältnisse des Lebens, die feinsten Unterscheidungen der Wissenschaft machen sie nicht verlegen um die angemessene Bezeichnung; und für den Dichter ist sie ein Stoff geworden, so fügsam, so rein, daß er die höchsten, edelsten Gebilde seiner Phantasie in ihr ohne Widerstreben und ohne Trübung verwirklichen kann.

Wie anders damals, da Nikodemus Frischlin, von dem Bd II, S. 657 der „Unterhaltungen" von mir berichtet wurde, seinen „Julius redivivus", d. h. in damaligem Deutsch des 16. Jahrhunderts seinen „wiederaufgelebten Julius" (Cäsar) dichtete. Wenn jetzt die deutsche Sprache Ausdruck und Vorrathskammer der höchsten Bildung unsers Volks ist, wenn sie den Einzelnen erzieht und zu sich emporzieht, so war die damalige deutsche Sprache nur dem groben Mittelschlag der im Volke lebenden Bildung ebenbürtig und zog die höher Gebildeten, wenn sie sich ihrer bedienten, zu sich herab. Denn diese höher Gebildeten hatten Inhalt und Form ihrer Bildung aus einer andern Sprache, der lateinischen. Die edeln Südfrüchte der römischen und griechischen Cultur waren im Verlaufe des 15. Jahrhunderts über die Alpen herüber geboten worden und hatten unter Denen, die zu ihrem Genusse gelangt waren, ganz neue Begriffe von Dem, was wahr und gut, und besonders was schön sei, verbreitet. Von der italienischen Feige und Orange zum naturwüchsigen germanischen Holzapfel war der Abstand nicht größer als von den classischen Sprachkunstwerken der Griechen und Römer zu Dem, was die damalige deutsche Sprache in Dicht- oder Redekunst leisten konnte. Jetzt galt es also den Versuch, ob nicht durch Verbesserung des Bodens (um im Bilde zu bleiben) und Veredelung der Stämme auch diesseits der Alpen ähnliche Früchte zu erzielen seien? Das mochte nun gehen oder nicht, so war es jedenfalls von langer Hand. Wir wissen aus dem Erfolg, daß es dazu nahe an 300 Jahre bedurfte; daß es die Zeitgenossen nicht erleben würden, ließ sich schon damals ermessen.

Zwar einmal schien es, als wollte die Sache einen raschern Verlauf nehmen. Obwol bedingt und gefördert durch die gelehrten Studien des Zeitalters, war doch die Reformation aus dem Herzen des deutschen Volks emporgewachsen; Volkssache, wie sie war, mußte sie in der Sprache des Volks verhandelt werden. Und was gab Luther's Genius mit einem male dieser Sprache für einen Schwung, für einen Adel, für eine Biegsamkeit! Nun achteten es auch manche von den Spitzen der Bildungsaristokratie, die bis dahin Lateinisch geschrieben hatten, wie Ulrich von Hutten, für keinen Raub mehr, zur Sprache ihres Volks sich herabzulassen. Aber schon um die Mitte des Jahrhunderts trat nach der Geisterflut eine Ebbe ein. Der Strom der Reformation war abgedämmt und floß bald in dem angewiesenen Bette der Alltäglichkeit weiter. Die geistigern Interessen der Nation fielen von neuem den gelehrten Zünften anheim, die sich auch alsbald wieder in ihre her-

gebrachte Zunftsprache, das Lateinische, hüllten. Auch noch aus einem andern Grunde war der Anstoß, den die Reformation der deutschen Sprache gab, unzureichend. Er berührte unmittelbar nur das religiöse Gebiet, das weltliche blieb unreformirt, ja es ging zurück. Die alte Maschine des Heiligen römischen Reichs deutscher Nation kam vollends aus den Fugen; der Bauernstand war aufs neue geknechtet, und aus Ursachen, die in der Veränderung der Handelswege lagen, sanken die Städte. So blieb auch der deutschen Sprache für den weltlichen Verkehr ihr schleppender Kanzleistil, für Streit und Scherz die Ungeschlachtheit und der Schmutz, wie sie dem Leben geblieben waren. Dabei waren besonders für die Poesie die sprachlichen Formen noch äußerst dürftig und hölzern. Im Verse wurden die Silben nur gezählt, nicht gewogen. Selbst das religiöse Lied der damaligen Zeit, übrigens das begünstigte Kind der Reformation, ist durch diesen Mangel nicht wenig entstellt. Das Epos und Drama aber beherrschte der verzweifelte Vierfüßler mit seinen zusammengejochten Reimpaaren, der sich wol für die derbe Hausmannskost Hans Sachsischer Stücke eignete, aber durchaus unfähig war, Terenzische Feinheit oder gar Sophokleischen Adel in sich aufzunehmen.

Hatte nun ein deutscher Dichter seinen Geist an diesen Vorbildern genährt, drängte es ihn, groß Gedachtes, edel Empfundenes, fein und vielseitig Beobachtetes schön und rein auszudrücken, was sollte er thun? Ergoß er den Strom seiner Begeisterung in die heimische Sprache, so goß er geschmolzen Metall in Wasser und mußte es zu unförmlichen, abenteuerlichen Klumpen zusammenfahren sehen. Dieselben Männer aus jener Zeit, deren lateinische Dichtungen uns durch Adel und Bildung ansprechen, sind in ihren deutschen Versen, wenn sie sich einmal zu solchen verstehen, abwechselnd blöde oder ungehobelt; man glaubt einen seinen Mann bald in einen Bauer, bald in einen Knaben verwandelt. Wo aber Einer einmal seine eigenen lateinischen Verse in deutsche Reime übersetzt (der Uebersetzungen durch andere, meist ungeschickte Hände zu geschweigen), da glauben wir eine Arabeske zu lesen. Und doch auf der andern Seite, selbst bei dem lebensvollsten Inhalte jener lateinischen Dichtungen, wie z. B. bei Hutten, welcher Todtengeruch haftet an der erstorbenen Sprache! Wie prägt sich diese Ausbildung der Form, je mehr sie sich steigert (wie eben bei Frischlin), desto mehr als ein erborgter Flitterstaat, und löst sich zuletzt in eine Sammlung von Reminiscenzen und Phrasen auf. Traurige Wahl, die dem damaligen Dichter blieb, entweder schöne Leichen oder lebendige Ungeheuer zu erzeugen! Glücklicherweise waren sie sich dieses mißlichen Standes der Sache nicht so bewußt, sondern griffen lustig nach rechts oder links, wie Jeden Neigung oder Veranlassung bestimmten.

Man sollte nun denken, gerade den Schauspieldichter müßte die volksthümliche Natur dieser Dichtungsart ausschließlich auf die Seite der Muttersprache gewiesen haben. Allein es wirkten auch Ursachen in entgegengesetzter Richtung. Gerade unter den Philologen fanden sich in jener Zeit, angeregt durch die classischen Vorbilder, mehre talentvolle Männer zu dramatischen Dichtungen hingetrieben, denen also die lateinische Sprache von Hause aus am nächsten lag. Sie führten Terenz'sche und eigene Stücke mit ihren Schülern auf, denen diese Darstellungen zugleich zur Uebung im Lateinischen gedeihen sollten. Den geistlichen und weltlichen Obrigkeiten, die außer Schülern und Lehrern die Zuhörerschaft ausmachten, war das Latein in ganz anderm Sinne geläufig und verständlich, als dies in unserer Zeit der Fall sein würde. Wurden noch andere Zuschauer oder wurde, wenn die Aufführung auf das Rathhaus oder den Markt verlegt war, das Volk im weitesten Sinne zugelassen, so mochte sich dieses an dem Spiel wie an einer Pantomime ergötzen. Nicht immer freilich ließ es sich diese Abspeisung so ruhig gefallen. Frischlin selbst findet sich in einer seiner lateinischen Komödien veranlaßt, durch den Prologus die gelehrten Stände, für die sie zunächst bestimmt ist, folgendermaßen anreden zu lassen (versteht sich, Lateinisch, was ich hier ins Deutsche übersetze):

So hört uns denn günſtig an und haltet
Den lieben Pöbel wie ihr könnt im Zaum!
Denn weil dies Stück Lateiniſch wird verhandelt,
So murren, die die Sprache nicht verſteh'n,
Beſſern die Weiber, lärmen Magd und Knechte,
Wurſtmacher, Fleiſcher, Schmied' und and're Zünfte,
Und fodern laut in deutſcher Sprach' ein Stück.
Da man dies nicht gewährt, ſo ziehen ſie
Seiltänzer, Gaukler, Taſchenſpieler und
Dergleichen Volk uns unverhohlen vor.

Wir werden dies natürlich finden und auch die gelehrten Dichter verſtanden ſich zu Abſchlagszahlungen. Bei ſeiner Komödie „Phasma" ſieht Friſchlin — wegen der Frauen und Mägdlein, wie auch anderer, des Latein unkundiger Perſonen — jedem Acte deſſen Inbegriff und Summa in deutſchen Reimen voran; ein deutſcher Epilog ſchließt das Stück und an einer Stelle, wo beſonders gewirkt werden ſollte, iſt eine ganze Scene Deutſch bearbeitet. Auch für diejenige Komödie, von der wir eigentlich hier reden wollen, den „Julius redivivus", der im Mai 1585 bei Herzog Ludwig's Hochzeit in Stuttgart aufgeführt wurde, beſtellt Friſchlin vorher „fünf Taffimutzen oder Heroldsröcklin für fünt Knaben, ſo die argumenta actuum mit teutſchen Reimen recitiren werden." Daß ſich das Publicum mit dieſem gebotenen Finger begnügen würde, war nicht zu erwarten; es griff natürlich nach der ganzen Hand. Friſchlin ſelbſt gab etliche deutſche Stücke; andere wurden durch dritte Perſonen, unter denen ſein fingerfertiger Bruder Jakob, der auch moderator von Waiblingen, veranſtand, ſo gut es gehen wollte, überſetzt. Aus dem „Julius" hat Jakob Ayrer, einer der volksthümlichſten Bühnendichter der nächſten Zeit, gar ein deutſches Poſſenſpiel gemacht. Er behielt eine beſondere Beliebtheit und iſt in verſchiedenen Geſtalten und mit allerlei Zuthaten bis auf die neuere Zeit heruntergekommen. Der geſpenſtige Cicero, der ſich über den Knall der Büchſe entſetzt und über die vorgehaltene Uhr verwundert, ſchwebt dem Schreiber dieſer Zeilen aus einem Holzſchnitt noch heute vor Augen, den er als Knabe im „Kinderfreund" oder einem ähnlichen Buche geſehen hat.

Ein Poſſenſpiel nun aber iſt der „wiederaufgelebte Julius" in ſeiner urſprünglichen Geſtalt bei Friſchlin keineswegs. Zwar ſpricht Mercur als Prologus von Deutſchen, die jetzt häufig in die Unterwelt hinabkommen, deren Durſt zu löſchen der ſtygiſche See kaum zureiche, ſo haben die oberweltlichen Weine ihre Eingeweide verbrannt. Doch davon — lenkt er ſogleich ein,

Doch davon kommt nichts vor in dieſem Stück,
Das ja zu Deutſchlands Ehren ſich gleichet.

Die Fabel und die Hauptgedanken deſſelben können wir mit Friſchlin's eigenen (überſetzten) Worten aus einem andern Gedichte wiedergeben. In der epiſchen Beſchreibung des fürſtlichen Hochzeitfeſtes, wobei auch ſein „Julius" aufgeführt wurde, gibt er deſſen Inhalt alſo an:

Julius Cäſar betritt die Bühne, vom Lande der Schatten
Wiedergekehrt und des neuen Germanicus Fluren durchreiſend,
Schaut er mit Staunen das Land, mit Staunen die Städte des Landes.
Ihn begleitet, verwundert, wie er ob ſolcher Verwandlung,
Cicero. Siehe, da tritt in deutſchen Waffen ein Kriegsmann
Ihnen entgegen; er ſtrahlt in ſchwerem eiſernem Harniſch,
Arm' und Beine bedeckt gleichfalls geſchmiedetes Eiſen.
Wie er nun gar aus dem Feuergeſchoß mit flammendem Knochen
Viererne Kugeln verſchickt in die widerhallenden Lüfte,
Da, von Staunen erfaßt ob der nie geſehenen Waffe,
Wähnen die Römer, es ſei der Donner ſelber vom Himmel
Niedergeflogen in Menſchengeſtalt, und beten den deutſchen
Mann als Jupiter an, der nicht mit fürchterlichen Waffen

Kampfe, mit sausendem Speer nicht schrecke die feindlichen Scharen,
Sondern mit Donnergerell und wolkenerschütterndem Pfeilhagel
Unterschmettre die Welt. Doch endlich erfuhren sie Beide,
Menschenerfindung sei's und in deutscher Schmiede gefertigt
Mehr und Geschoß. Auch was des Pulvers Gewalt und Schwefel bei
Lernen sie nun, und wie aus dem Kiesel der Funke zu locken.

Während Cäsarn sofort der kriegerische Sinn in das Zeughaus
Waffen zu mustern, entführt, erscheint ein heßischer Sänger*)
(Lorber kränzt vom Parnaß die custalischen Locken des Mannes),
Dieser liest ein Gedicht, von einem Deutschen verfaßt, ihr,
Marcus Cicero, vor; auch weist er das Buch, das gedruckte,
Dir mit kundigem Finger, und daß auch diese Erfindung
Sei aus germanischem Geist gleich einer Minerva entsprungen.
Dann zur Druckwerkstatt fort zieht er den innig Erstaunten
Ueber die Gaben des Volks, und zeigt ihm die Pressen in Arbeit.

Cäsar ist unterdessen zurückgekehrt und beschreibt nun
Was er für Waffen gesehn in dem Zeughaus, welcherlei Büchsen.
Was für neue Balisten, mit sachverständigem Munde.
Da erblickt er von fern, den Hausierkorb auf dem Rücken,
Einen savoyischen Mann, der in neugallischer Mundart
Welscht, dem alten Besieger der Gallier nimmer verständlich.
Von dem Hessen geführt, kehrt Tullius jetzt auf die Bühne,
Preist mit Bewunderung die Druckwerkstatt, die Pressen, die Typen,
Auch die Kasten, der Hände Geschick und der Menschen Erfindung.
Und die Künste des gar nicht mehr barbarischen Deutschlands.
Endlich mit Cäsar zusammengeführet, der Vieles von Schilden,
Vieles von Mauerkanonen erzählt, holt Cicero weit aus,
Rühmt ihm die friedlichen Künste des deutschen Volkes mit Nachdruck,
Seine gelehrten Schriften und weisheitsvollen Katheder,
Und die Bücher, gedruckt auf schnell sich drehenden Pressen.

Während ob all den Dingen der römische Cäsar erstaunt ist,
Schau, da erhebt in der Gasse, den Mund aufreißend, ein Scharfrich-
ter ein grauses Geschrei und welscht in italischer Mundart.
Beide Römer entsetzt'n, denn sie meinen, der grimmige Pluto
Komme daher mit dem Besen, sie wegen zu langen Verweilens
Abzustrafen und wieder hinab zum Orcus zu fahren.
Schwer klagt Cicero dann, daß die alte Romulische Sprache
Unter den Gallen so gar entartet, und murrend vor Unmuth,
Läßt er die Zügel dem Zorn und verwünscht den schwarzen Gesellen
Bis er zuletzt, durch die Rede des freundlichen Hessen begütigt,
Wieder sich faßt und hinein sich begibt zur bereiteten Mahlzeit.
Alles lacht und vom Klatschen ertönt das ganze Theater.

Also des neuen Deutschlands Größe ist das Thema des patriotischen Stücks; Deutschland ist, erstlich dem classischen Rom gegenüber, nicht mehr das Barbarenland, sondern hat die alte Weltherrscherin und Lehrerin in den Künsten sowol des Kriegs als des Friedens überholt; den Nachbarvölkern aber, zweitens, deren eins (die Italiener) als verkommen, das andere (die Franzosen) als Träger der Künste, des Luxus, beide aber schon in ihren Sprachen als Abkömmlinge der Römer erscheinen, sind die Deutschen als Träger der Cultur und als Ur- und Kernvolk gegenübergestellt.

Treten wir nun dem Stücke in seinen einzelnen Theilen noch etwas näher, so spricht uns gleich anfangs die Freude des Dichters an den wehrhaften und ehrenfesten gewerb- und kunstreichen Städten des damaligen Deutschlands an. Freilich nicht sich für uns gleich hier unter die Freude eine bittere Empfindung. Die erste deutsche Stadt, die Frischlin

*) Eoban Hesse, geb. 1488 zu Borkenrode in Hessen, einer der ausgezeichnetsten romanischen und lateinischen Dichter des angehenden 16. Jahrhunderts.

vor allen rühmt, iſt Straßburg, das wir uns ſeitdem von unſerm allezeit getreuen Nachbar zur Linken haben aus der Taſche ſtehlen laſſen.

Cäſar. Doch ſagteſt du mir, Cicero, noch nicht,
Wie Straßburg dir gefallen, dieſe große
Und mächt'ge Stadt an der Lebeller Marken,
Auf fruchtbarem Gefilde.

Cicero. Trefflich wohl!

Cäſar. Durch ſeine Lage, wie durch Werke iſt
Der Platz ſehr feſt.

Cicero. Das zeigt der Augenſchein.

Cäſar. Sie iſt die ſchönſte aller deutſchen Städte,
Ein Herd und eine Zier des Vaterlands.
Zahlreich iſt ihr Geſchütz und ihre Bürger
Von Alters her in Waffen wohlgeübt.

Cicero. Nur in den Künſten auch. Denn daß geſchickte
Handwerker, große Künſtler in ihr wohnen,
Beweiſt der zierlich wunderreiche Bau
Des ſchlanken Thurmes, der ſich höher hebt
Als einſt der babyloniſche.

Cäſar. So iſt's!

Cicero. Und dann die Uhr, wie ſtaunenswerth iſt die!

Cäſar. Recht ſtaunenswerth!

Cicero. Wo Sonne, Mond und was
Am Himmel ſonſt noch wandelt, ihre Bahnen
Mit Lauf und Aufkunft ſo genau vollenden,
Daß es die wirklichen dort oben kaum
Genauer können.

Cäſar. Ja, ein ſo gelehrter
Schüler, als dieſer Künſtler iſt,
Hat mir gefehlt, da ich das Jahr berichtigte.
. . . . . Doch wie, mein Cicero,
Gefiel dir Augsburg?

Cicero. Nem mit ſeinen alten
Cäſaren ſchien mir dahin umgewandert.

Cäſar. Wie Nürnberg?

Cäſar. Nürnberg iſt Deutſchlands Kleinod,
Bewundert von der Künſtler Wunderwerke;
Doch ſteht es auf die Mauern und Waffen,
Wird es kein Mummius ſo leicht erobern.

Die Idee des römiſchen Reichs deutſcher Nation, als einer Fortſetzung des altrömiſchen Weltreichs, hält auch unſer Dichter noch feſt. Zu dem deutſchen Heerführer Hermann (nicht dem alten Arminius, ſondern einem fingirten Kriegsfürſten aus der Zeit des Dichters, dem Repräſentanten der kriegeriſchen Tüchtigkeit des damaligen Deutſchlands, wie Goethe Hoffe die literariſche vertritt) — zu dieſem Hermann ſpricht

Cäſar. Nun wünſcht ich Eines, Hermann, noch zu wiſſen.

Hermann. Was?

Cäſar. Wer jetzt Oberherr in Deutſchland iſt.

Hermann. Der römiſche Kaiſer — ſo benennt man ihn.

Cäſar. Warum denn Kaiſer?

Hermann. Nun, von Cäſar, der
Dies Reich gegründet hat.

Cäſar. Der bin ja ich,
Der nach dem Sieg in der pharſaliſchen Schlacht
Die Weltherrſchaft gewann. . . . . .
Ich freue mich, daß meines Namens Ehre
So langer Zeiten Fluth hat überdauert.

Hermann. Sie dauert noch; denn einen höhern als
Den römischen Kaiser gibt's in Deutschland nicht.
Cäsar. Was hör' ich?
Hermann. Was die Wahrheit ist.
Cäsar. Es sind
Die Römer immer noch die Herr'n der Deutschen?
Hermann. O nein, die Deutschen sind der Römer Herrn!
Cäsar. Das ist nicht möglich, wenn die Herrschaft hier
Der römische Kaiser führt.
Hermann. Nun, er ist selbst
Der deutschen Fürsten einer.
Cäsar. Aber wie
Heißt er denn römischer Kaiser?
Hermann. Grade so,
Wie einst Kaiser einst von den besiegten
Germanen sich Germanicus benannten.
Cäsar. Doch sage mir, wie kamen denn die Römer
In die Gewalt der Deutschen?
Hermann. Seit der Zeit,
Daß unser großer Karl nach der Besiegung
Des mentetischen Longobardenkönigs
Des Reiches Würde an die Deutschen brachte,
Sind siebenhundert Jahre nun verflossen
Und vierundachtzig.
Cäsar. Weh'! So lange schon
Gehört die Weltherrschaft dem deutschen Volke!
Hermann. So lange; denn der jetzt das Scepter führet,
Ist schon der zweiundvierzigste der Kaiser. . . .
Cäsar. Ist's möglich? Welche furchtbare Veränderung!
Hermann. Das Schicksal, Cäsar, ist es, das den Wechsel
Der Reiche schickt.
Cäsar. Wahr' Wahr'
Hermann. Gott ist es, der
Die Herrschaft gibt und nimmt, bald die, bald jene
Aus Ruder setzt, erniedrigt und erhöht. . . .
Und hat ein Reich die höchste Höh' erreicht,
So pflegt es schnell zu sinken. Den Assyrern,
Nachdem sie die Hebräer unterjocht,
Blieb länger als zweihundertfunfzig Jahre
Die Herrschaft nicht. So herrschten auch die Perser
Nach Babylons Eroberung durch Cyrus
Nicht länger als an die zweihundert Jahr'.
Die Griechen dann, die Macedonier,
Erfreuten nur zweihundert Jahre sich
Der Obmacht, bis sie Mummius besiegte.
So ist die Dauer großen Reichen stets
Versagt.
Cäsar. O glücklich deine Deutschen, wenn
Sie fremder Völker Unglücksfälle sich
Zur Lehre dienen lassen! . . . . .

Wie eindringlich Frischlin diese Lehren, besonders die der Einigkeit, an andern Stellen ausgesprochen, kann hier nur angedeutet werden, wo wir dem weitern Verlauf der Komödie folgen müssen.

Was die Künste des Friedens betrifft, so erscheint es uns freilich seltsam, den höchsten Ruhm der Deutschen darein gesetzt zu finden, daß sie lateinische und sogar griechische Verse machen können. That sich ja auch Frischlin bei dieser Komödie selbst auf [illegible] mehr

zugute als darauf, daß Alles, was er seinen Cicero reden läßt, aus Ciceronischen, was den Cäsar, aus Wörtern und Phrasen seiner Commentarien zusammengesetzt ist! Auch die für das Drama überausführlichen Beschreibungen des Feuergewehrs, der Papierfabrikation und des Bücherdrucks, die Eoban Hesse dem Cicero und Hermann dem Cäsar zum Besten geben müssen, sind solche für uns werthlose Virtuosenstücke, ganz moderne Gegenstände in klassisch antikem Ausdruck wiederzugeben. Ein Curiosum ist, daß als Erfinder der Buchdruckerkunst nicht Gutenberg erscheint.

Cicero. Wer aber ist
Urheber dieser wunderbaren Kunst?
Eoban. Wer anders als ein Deutscher?
Cicero. Wie?
Eoban. Gewiß!
Denn der Erfinder hat zu Mainz gelebt,
Mit Namen Faust — jawol, ein „Glücklicher." (Faustus)

Nach den Besuchen in der Druckerei und auf der Bibliothek fragt Eoban den Cicero:

Eoban. Wie aber haben deine
Gedruckten Werke dir gefallen?
Cicero. Sehr,
Bis auf die Lücken.
Eoban. Nun, da solltest du,
Solange du hier oben bei uns weilst,
Die Lücken füllen und die eingeschlichnen
Druckfehler corrigiren.
Cicero. Das mein Freund,
Ist leicht gesagt, doch nicht so leicht gethan!
Seit ich bei meiner Ankunft gleich dort unten
Den Becher der Vergessenheit geleert,
Hab' ich von all den Büchern, die ich hier
Geschrieben, die Erinnerung eingebüßt.
Eoban. Das ist ein Andres. —

Bei den Lobsprüchen, die unser Dichter sofort seinen lateinisch deutschen Collegen durch Cicero spenden läßt, verfällt er freilich stark in den hohlen Complimenten- und Elogienstil seiner Zeit.

Eoban. Was hältst du von den übrigen
Poeten Deutschlands: Hutten, Pirkhius, u. s. w.?
Cicero. Was anders, als daß ich beschwören möchte,
Es müssen alle Berge deutschen Bodens
Parnaß' und Helikone sein, die Quellen
All' Hippokrenen, überdem so fließe
(Wie Fabeln von der Arethusa melden)
Der Strom Permessus unterirdisch durch
Verborgne Höhlen in den deutschen Rhein. . . . .

In der Composition des Stücks ist es ein Fehler, daß Cäsar und Cicero, die Träger des Hauptinteresses, schon mit dem Schlusse des dritten Acts abtreten, wodurch die beiden letzten Acte gegen die drei ersten gar zu sehr abfallen. Denn wenn es an witzigen Partieen auch hier nicht fehlt, so können doch Scenen wie die im fünften Act, wo Pluto und der Kaminfeger sich streiten, welcher der schwärzere sei — eine Scene, von welcher der Dichter selbst rühmt, im ganzen „Plautus" finde sich ihresgleichen nicht —, für den zu früh abgeschnittenen Hauptfaden nicht entschädigen. Doch auf solche technische Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort und vielleicht überhaupt jetzt nicht mehr an der Zeit, bei einem Stücke, das uns nur noch durch seine patriotische Grundidee und als Denkmal eines Bildungsstandpunkts interessiren kann, dessen Kämpfe uns darum nicht minder ehrwürdig erscheinen dürfen, weil sie uns Jetztlebenden durch die Gunst der Zeiten und die Arbeit eben jener Vorangegangenen erspart sind.

Das Feuer und der Menſch.

Von Karl Müller in Halle.

I.

Schon einmal habe ich es in dieſen Blättern verſucht, bei einem Elemente der Alten, dem Waſſer, die tiefen Wechſelverhältniſſe zwiſchen Natur und Cultur in einer Reihe ſich folgender Bilder zu entwickeln. Ich fahre fort, in einigen Artikeln denſelben Gedanken auf das Feuer zu übertragen.

Seit den älteſten Zeiten alles Denkens war es des Menſchen erſte und höchſte Aufgabe, dem Urſprunge aller Dinge nachzuforſchen. Darum kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir jede neue Lehre irgend eines Philoſophen ſich auf dieſe Aufgabe gründen und dem letzten Geheimniſſe alles Daſeins auf ſeine Weiſe nachforſchen ſehen. Es lag aber auch ebenſo nahe, dieſen Urſprung in natürlichen Urſachen zu ſuchen, je unbefangener, natürlicher und kindlicher die alten Völker ſich an das Zunächſtliegende hielten. Das war immer und ewig die Natur ſelbſt. Daher kam es, daß der Menſch das Ungeheimniß des Lebens in belebenden Naturkräften fand, dieſe zu Gegenſtänden ſeiner Verehrung erhob, je demüthiger er ſich von ihnen abhängig fühlte. Es lag aber ebenſo nahe, dieſe Naturkräfte in den allerverbreitetſten, alles Daſein durchdringenden und bedingenden Naturerſcheinungen oder Stoffen zu ſuchen. Folgerichtig wurden demnach, jedes in ſeiner eigenthümlichen Weiſe, die vier Grundbedingungen des Daſeins, Erde, Waſſer, Luft und Feuer, zu Elementen des Lebens erhoben und je nach dem Bildungsgrade eines Volks mit göttlicher Hoheit ausgeſtattet. In ſpäterer Zeit von dieſer Höhe herabgeſunken, von unſichtbaren Göttern, d. h. von Gedanken vertrieben, waren dieſe Elemente doch als Grundbedingungen für das materielle Daſein geblieben. Wenn ſchon hieraus die große Bedeutung hervorleuchtet, welche die vier Elemente der Alten in der Geſchichte des Menſchenthums beſaßen, ſo iſt es auch von großem menſchlichem Intereſſe, durch Betrachtung eines einzelnen Elements dieſe Bedeutung und den auf ihr beruhenden Culturgang des Menſchen in kurzen Zügen näher kennen zu lernen. Ich wähle, wie ehemals das Waſſer, jetzt das Feuer. Denn in der That lernen wir uns ſelbſt erſt durch das Erkennen unſers kosmiſchen Lebens ganz verſtehen, begreifen wir erſt, was der Menſch als Naturgeſchöpf und als Naturherrſcher iſt, wenn wir den Weg verfolgen, auf welchem die Menſchheit zu verklärterem Bewußtſein vorſchritt.

Es war jedenfalls eine lange Zeit ſeit der Schöpfung des Menſchen vergangen, ehe ſich derſelbe in den Beſitz des Feuers geſetzt hatte. Nach der griechiſchen Mythe war es Prometheus, welcher den Göttern das Feuer entwendete, um es den Sterblichen zuzuführen. Zur Strafe dafür wurde er bekanntlich — ſo phantaſirt die Mythe weiter — an einen Felſen gebunden, an welchem ihm ein Aeter beſtändig an der Leber fraß, bis er durch Herakles von dieſer Qual befreit wurde. Ohne Zweifel wollten die Griechen damit nur ausſprechen, daß zwar das Feuer ebenſo geheimnißvollen, göttlichen Urſprungs wie das ganze Daſein ſei, daß es aber durch menſchliches Denken ſelbſt erworben wurde, daß es endlich auch dasjenige Element ſei, welches Alles verzehrt, auflöſt, unſerm eigenen Leben Halt gibt und daß das Leben nichts weiter als ein ewiger Verbrennungsproceß ſei. Dieſe Mythe iſt nicht die einzige der Alten, welche in plaſtiſchem Gewande bereits eine Wahrheit in ſich ſchließt, nach welcher die Menſchheit erſt Jahrtauſende hindurch ſtrebte. Es läßt ſich ferner recht wohl denken, daß der Blitz, welcher in den Baum einſchlug und ihn entzündete, daß ebenſo die Flamme der feuerſpeienden Berge den Menſchen zuerſt auf die Ueberzeugung führte, daß die wohlthätige Macht, welche in der Sonne erleuchtete und wärmte, ebenſo himmliſchen wie irdiſchen Urſprungs ſei, und daß er ſie zu ſeinem eigenen Beſten weiter verwenden könne. Benutzte er nun den brennenden Baum oder die glühende

Lava, unterhielt er durch sie ein ewiges Feuer mittels brennbarer Stoffe, so lag die Naturanschauung sehr nahe, den Besitz des Feuers auf eine Entwendung zurückzuführen, welche der Mensch an den Göttern verübte, um so mehr, als Blitz und Vulkan gleich göttlichen Mächten geachtet wurden. Daß die sinnige Mythe aber den Adler hineinflocht, erklärt sich sehr einfach dadurch, daß dieser Vogel als Bote des Blitze schleudernden Zeus (Jupiter) verehrt wurde, da er sich in den höchsten Höhen bewegte und überdies nicht selten die Beobachtung an ihm gemacht war, daß er sich in stolzen Spiralwindungen selbst bis in die Gewitterwolken erhob. Nun lag die Anschauung sehr nahe, ihn — wie der naturforschende Pfarrer Nimrod zuerst ausführte — als einen Boten des Jupiter zu betrachten, der diesem die Donnerkeile zutrug, mit denen der Herrscher des Weltalls diese in Furcht und Schrecken setzte.

Gewiß setzte sich der Mensch erst weit später in den Besitz des Feuers durch eigene Erfindung, durch Reiben von Kiesel an Stahl, von Holz an Holz, wie es noch heute bei den Indianern geschieht. Nach dem Reisenden Darwin bedienen sich selbst die europäischen Abkömmlinge der Laplataſtaaten, die Gauchos, noch heute einer ähnlichen Methode. Mitten im Regen vermögen sie ein Feuer anzuzünden. Zu diesem Behufe suchen sie sich einige trockene Zweige unter den durchnäßten Sträuchern, zerreiben dieselben zu Fasern, umgeben sie mit größern Zweigen, wie ein Vogelnest, legen einen Lappen mit Zunder in die Mitte und bedecken ihn. Wird nun ein solches Nest gegen den Wind gehalten, so beginnt es zu rauchen und endlich in Flamme auszubrechen. Keine andere Methode, sagt der englische Reisende, würde mit solch feuchtem Materiale gelingen. Wie viele Jahrhunderte hindurch dann Stahl und Stein zur Gewinnung der Flamme dienten, wie erst die neuere Zeit bequemere Methoden mit Zusammenpressung der Luft, mit Benutzung des Phosphors, Schwefels und chlorsauren Kalis, mit Wasserstoff und Platinschwamm ersann, ist bekannt genug.

Gehen wir auf das Alterthum zurück. Es konnte nicht fehlen, daß in einer Zeit, wo jede wohlthätige Naturkraft als Ausfluß einer Gottheit gefühlt und gedacht wurde, dieselbe sofort göttliche Verehrung gewann. Dies mußte um so mehr der Fall sein, als das Feuer als einer der ewigen Urgründe des Daseins empfunden wurde. Heißt doch den Urgrund suchen Gott suchen. Hiermit betreten wir sofort ein Gebiet, welches in den ältesten Zeiten menschlichen Denkens die höchste Bedeutung für seine Culturgeschichte gewann. Eine ungemessene Zeit hindurch verehrte der Mensch das Feuer als göttliche Urkraft. Ganze Völkerschaften gründeten ihre religiösen Anschauungen auf den Cultus des Feuers und wir werden später sehen, wie weit sich dieser Cultus selbst noch bis auf unsere Zeit in manchen heut' unverstandenen Anschauungen und Gewohnheiten erhielt, so wenig man dies sonst auch ahnen mag.

Wir gehen auf die Inder als auf das Volk zurück, welches ohne Zweifel zu den ältesten Culturvölkern der Erde gehört und seine Anschauungen später auf Perser, Aegypter, Semiten, Araber, Griechen, Römer, Slawen, Deutsche u. s. w. vererbte. Es versteht sich von selbst, daß der Dienst der Sonne, der leuchtenden und wärmenden Urkraft, in Wechselbeziehung zu dem Dienste des verwandten Feuers stehen mußte. Dies war auch am Indus der Fall. Ja selbst die abweichenden Anschauungen vieler andern indischen und orientalischen Religionssekten stehen hiermit in nicht gar ferner Beziehung, insofern sie den Urgrund der Dinge im Gegensatze fanden. Gutes und Böses war wie Licht und Finsterniß, wie Tag und Nacht. Jedes konnte seinen Cultus erhalten. Darum der Mond, das Licht der Nacht, so gut wie die Sonne, das Licht des Tags. Die persische Lehre des Zoroaster von Ahriman und Ormuzd war im Grunde keine andere. Ahriman war das Princip der Finsterniß, des Todes, der Hölle, Ormuzd das des Lichts, der Auferstehung, des Himmels. Wie weit auch andere Lehren hiervon abweichen mögen, endlich

ist es fast nur ein anderer Ausdruck für dieselbe Anschauung, welcher die einzelnen Lehren Indiens und des Orients voneinander unterschied. Man muß dieses erst wissen, ehe man die sonderbaren und doch natürlichen mythischen Naturanschauungen vom Feuer und seinen Eigenschaften im Charakter der Inder verstehen kann.

Die mythischen Eigenschaften des Feuers, wie sie bei den Arja (Ariern) Indiens und Irans gefunden werden, hat neuerdings Duncker in seiner „Geschichte des Alterthums" gesammelt. Der Gott des Feuers ist Agni (Lateinisch: Ignis), „ein Speise verleihender, Reichthum spendender Gott, ein schöner Jüngling, aber von gewaltiger Kraft. Die Götter haben ihn dem Manu, dem Vater der Menschen, auf der Erde zurückgelassen. Er war im Holze versteckt; durch Reiben mit großer Stärke wird er erzeugt; aus dem »Doppelholze«, aus den Bäumen wird er geboren. Aber er hat nicht blos einen irdischen Ursprung; im Blitze steigt Agni vom Himmel zur Erde herab und er heißt in diesem Sinne auch der im Wasserbett, d. h. in der Gewitterwolke, erzeugte Stier. Agni ist der Bringer des Lichts, der weit mit Himmelsschätzen leuchtet, der die Nacht mit rothen Farben bewältigt, der die bösen Geister der Nacht, die Rakschasa, vertreibt. Als die Flamme des Herdes wird Agni als der Gast der Menschen, aber auch als Versammler derselben, als weitschauender Hausherr gepriesen. Er ist ein einigender, das Böse tilgender Gott, ein Dämonentödter. Wie aber das Feuer im Strahl des Blitzes und der Sonne vom Himmel zu den Menschen herabsteigt und so ein Bote der Götter zu den Menschen ist, so ist das auf dem Altar emporlodernde Feuer auch wieder ein Bote der Menschen zu den Göttern, der ihre Gaben im Opferfeuer zum Himmel emporträgt. Agni ist also der wahre Mittler zwischen Himmel und Erde. Was der Becher für des Menschen Mund, ist Agni für die Götter; durch ihn verzehren sie ihre Speise." Man sieht hieraus, wie genau die Natur des Feuers mit den Anschauungen dieser Inder zusammenhängt. Nach diesen Mittheilungen versteht man erst, was das Alte Testament über die Brandopfer, und was der arabische Plinius, Arch-Schaharastani, über die indischen Feueranbeter mittheilt. Er nennt sie die Akniwâtrija, ein Wort, was sein Uebersetzer, Haarbrücker, von Agnihôtra (das heilige Feuer, welches dem Agni zu Ehren brennt) herleitet. Nach jenen Mittheilungen ist den Feueranbetern „das Feuer das größte Element in Betreff des Körpers, das weiteste in Betreff des Raumeinnehmens, das höchste in Betreff der Heiligkeit und des Glanzes, das feinste in Betreff des Körpers und der innern Beschaffenheit. Das Bedürfniß desselben ist vielfacher als das Bedürfniß der übrigen Naturstoffe. Kein Licht in der Welt ist ohne das Feuer, ebenso kein Leben, kein Wachsen und keine Verbindung als durch die Vermischung mit ihm. Ihre Verehrung besteht darin, daß sie ein viereckiges Loch in die Erde graben, das Feuer darin brennen lassen, dann jegliche wohlschmeckende Speise, jeglichen angenehmen Trank, jegliches köstliche Kleid, jegliche wohlriechende Spezerei und jeglichen kostbaren Stein hineinwerfen, um demselben näher zu kommen und sich durch dasselbe zu segnen. Sie verbieten aber, daß die (lebendigen) Seelen hineinkommen und die Leiber darin verbrannt werden, im Unterschiede von einer andern Klasse indischer Büßer." In Iran wurde Ahuramazda, der Gott des Feuers, mit fünf Arten heiliger Feuer verehrt. Der vorigen Lehre waren nach Schaharastani „die meisten Könige der Inder zugethan und ihre Großen verehrten das Feuer seiner Substanz wegen in der weitgehendsten Weise und zogen es allen andern Substanzen vor. Zu ihnen gehörten auch Büßer und Beter, welche fastend um das Feuer herumsaßen, mit zurückgehaltenem Athem, damit von ihrem Hauche kein Athemzug, der aus unreiner Brust kommt, zu ihm gelange. Ihre Regel war, die guten Eigenschaften zu erwecken und das Gegentheil davon zu verhüten, nämlich die Lüge, den Neid, den Haß, die Streitsucht, die Ungerechtigkeit, die Begierde und die Unverschämtheit. Wenn der Mensch sich davon freimachte, kam er dem Feuer (d. i. dem Gotte) nahe und eröffnete sich einen Zugang zu ihm." Aus diesen An-

ſchauungen leuchtet klar genug hervor, auf wie vielfache Weiſe der Menſch bemüht war, ſich ſeinen Gott, d. h. das Ideal ſeiner Sittlichkeit ſelbſt zu machen, und wie er es auf die vielfachſte Weiſe erreichte. In ſeinem Abhängigkeitsgefühle, welches man gewöhnlich das eigentliche Weſen des religiöſen Gefühls zu bezeichnen pflegt, konnte es nicht ausbleiben, daß er in der Kindheit ſeines Denkens an dem Plaſtiſchen, Bildlichen hängen blieb, ſtatt ſich zum Geiſte, zum Gedanken zu erheben, daß er aber hierin um keinen Schritt tiefer ſteht als die Bekenner eines perſönlichen, d. h. bildlichen Gottes. Bild bleibt Bild, und wie ihn das ſeine durch ſittlichen Cultus zur Sittlichkeit führte, ſo war ſein Gott ohne Zweifel kein ſchlechterer, um ſo weniger, als er noch ganz dem Kinde glich, welches jeden unbelebten Gegenſtand für belebt hält. Sein Gott entſprach ſeinem Standpunkte.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Stücklein vom Dorfe.

Sitzt ſo ein Actuarius Tag für Tag acht Stunden und arbeitet im Bureau, expedirt und ingroſſirt, nimmt Klagen über Klagen auf, da heißt es plötzlich: Ein Commiſſorium! Ein Lichtſtrahl in die graue Alltäglichkeit ſeiner Pflichten. Ein Commiſſorium iſt der Befehl, bei Aufnahme von Thatbeſtänden, Teſtamenten, Obductionen und ſonſtigen gerichtlichen Vorkommenheiten als Protokollführer zu fungiren. Ganz abgeſehen davon, daß ſo ein „Commiſſorium" Sporteln abwirft, gibt es dem Beamten, der eine zweibeinige Maſchine iſt, dem der Actendeckel die Welt verſchloß, Gelegenheit, Menſchen und Sitten kennen zu lernen und ins volle freie Leben zu treten, das man am Actentiſch nur noch in niedergeſchriebenen Abſtractionen ſieht.

Ein Mann trat kürzlich ins Geſchäftszimmer, eine jener Geſtalten, wie wir ſie noch zuweilen auf dem Lande treffen, die Haare glatt nach rückwärts geſtrichen, am Hinterkopf durch einen meſſingenen Kamm zuſammengehalten, gekleidet in einen langen Faltenrock, den ſeine Söhne noch als Gottestiſchrock benutzen werden und der ſchon vorher für mehre Generationen eingerichtet war. Er erklärt, ſein Schwager, der Bauer Remſen in Niederkretſchen, „liege im Sterba" und bitte „die hochedle Juſtiz", deſſen letzten Willen aufzunehmen.

In wenig Minuten war die Commiſſion ernannt und fuhr mit dem geſprächigen Alten zum Thore hinaus. Schon ſo eine Fahrt an einem ſchönen Tage, wo der Himmel ſo blau, die Luft ſo klar iſt, thut dem Auge und dem Herzen wohl, und geſtärkt kehrt man von ihr nach Hauſe zurück, um nicht etwa ein Gedicht von Lenau oder Anaſtaſius Grün zu leſen, ſondern ein anderes Buch — die „Königlich Preußiſche Gebührentaxe". Langſam zogen uns die muthigen Pferde den Berg hinan. Ringsum ſahen wir das ſchönſte Stück Land Schleſiens, die herrliche Ebene, in Felder getheilt wie das zierlichſte Damenbret, umgürtet vom Rieſengebirge, den waldenburger Bergen, der Eule, der zobtner und den trebnitzer Höhen, den fernen Steinmaſſen Breslaus. Nichts fehlte der Gegend zum Vollkommenen als ein Strom oder ein See. Nachdem wir an den Schlöſſern der Herren von Seidlitz und Unverricht das claſſiſche Schlachtfeld von Hohenfriedberg durchſchnitten, fuhren wir in das Dorf Niederkretſchen ein.

In einem von ziemlich ſchlechten, von Sproetholz aufgeführten Gebäuden umgebenen Gehöfte hielten wir ſtill, nahmen unſern Weg über den unvermeidlichen Miſthaufen, um dem zottigen Hofhunde, der den Zweck unſers Daſeins zu wittern ſchien, auszuweichen, und traten durch das „Gatterthürla" in den Hausflur. Die behäbige Bauersfrau empfing uns mit Thränen und führte uns in die ungeheizte Wohnſtube, deren größte Hälfte ein Backofen einnahm. Bänke zogen ſich ringsherum an den Wänden. Auf einer derſelben nahmen wir Platz. Der Sterbende lag auf ſeinem Bett, welches in Schleſien nur mit

einem Schemel zu ersteigen ist. Am Kopfbret stand der Arzt, der auf die Athemzüge des Kranken lauschte, es war der Schäfer aus dem Dorfe. Er hatte soeben den Kranken „gemessen" und dabei Gebete gemurmelt. Trifft ein gewisses Maß in die Länge und Breite am Körper nicht mehr zu, so muß der Kranke sterben, ein Satz, der in Schönlein's Pathologie wol nicht wird zu finden sein, im Heilcodex der Schäfermedicin aber unerschütterlich feststeht. Am Fuße des Betts stand der Pfarrer des Orts, von einem Großknecht nicht zu unterscheiden, nur seine Kleidung machte ihn erkenntlich als ein gebildeteres Wesen. Auch der Schulmeister war anwesend, das Factotum der Dorfbewohner.

Der Kranke war nahe daran auszuhauchen. Das Auge leuchtete von jenem Feuer, das die Lebenden mahnt, die Geschäfte, die eine ewige Trennung mit sich führt, zu beschleunigen; die dürren Finger suchten ängstlich auf dem Bette umher. Feierliche Stille erfüllte das Zimmer, während vor der Thür die Mägde fortarbeiteten, die Knechte Dünger fuhren, die erwachsenen Kinder in der Wirthschaft beschäftigt waren, gerade so, als ob nichts drinnen vorgehe. Die Frau blieb am Bette, doch hatte sie zuweilen Wichtigeres in der Milchkammer zu thun, dort nachzusehen, daß die Sahne nicht sauer werde, die Butter nicht verderbe.

Nachdem der Richter mehre Fragen an den Kranken gerichtet, um sich von der Dispositionsfähigkeit desselben zu überzeugen, und der Protokollführer die Feder zur Niederschreibung „des letzten Willens" eines Menschen geschnitten und die einleitenden Worte geschrieben, verließen auf den Wunsch des Sterbenden alle Anwesenden bis auf die Commissarien das Zimmer. Wir waren mit dem Todkranken allein. Schauerlich war das Kritzeln der Feder, deren Aemsigkeit der Testator eifrig folgte. Der Gedanke schien auch ihm gewiß, daß mit dem letzten Federzuge sein letztes Geschäft auf dieser Welt beendigt sei. Mit wenig Worten bestimmte er, was Jeder erben sollte, der Richter mußte lauschen auf die Worte des Testators, gleich als ob sich dieser fürchtete, seinen Willen zu erklären. Liebster Herr Justiz, lispelte der Sterbende, man hat mich schlecht behandelt; die Kinder aus erster Ehe, ein Sohn, den Sie draußen haben arbeiten sehen, und eine Tochter, die auf dem Felde ist, haben sich an mir vergriffen, aus Rache, daß ich wieder geheirathet und so ihr Erbgut verkürzt. Ich war lange Wittwer, seit dem Tode meiner ersten Frau, Gott wird sie mich wiedersehen lassen, bevortheilten mich meine beiden Kinder, wo sie konnten. Ich kam rückwärts, statt vorwärts. Sagt' ich etwas, so hieß es: Stirb Alter, du hast genug gelebt! Er will blos noch leben, um zu heirathen! So ging es Tag für Tag. Ich heirathete vor achtzehn Jahren meine jetzige Ehefrau. Mein Sohn aus zweiter Ehe hat mich gut behandelt. Er soll das Gut haben. Die ältesten Kinder erhalten nichts, sie haben sich bereichert bei meinen Lebzeiten.

Das geht nicht, erwiderte ihm der Richter voll Mitgefühl, den Pflichttheil müssen die Kinder erster Ehe erhalten, falls sie ihn nicht erwiesenermaßen gemißhandelt hätten. Es bleiben immer seine Kinder und der Fluch, der darauf ruht, wenn Kinder sich an Aeltern vergreifen, kommt früh oder spät schon nach. Dem Rechte selbst kann nichts genommen werden.

Gut, sagte der Kranke, sie sollen ihr Pflichttheil haben. Die Höhe des Guts bestimme ich dann auf 2000 Thaler, für welchen Preis es mein jüngster Sohn haben soll. Unter Brüdern ist es 5000 Thaler werth. Meine ältern Kinder erwarten, daß ihr Stiefbruder mindestens das Gut hoch kaufen muß, und daß sie ihn bei der ersten Gelegenheit herausdrängen können.

Das geht zu verhindern, meinte der Richter, die Antheile der Geschwister dürfen in soviel Jahren erst gekündigt werden, als Sie für gut halten, daß der Uebernehmer des Guts braucht, um nicht Gefahr laufen zu müssen, sein Gutheil ausgehangen zu sehen.

Der Kranke richtete sich mühsam im Bette auf und stieß die Worte aus: So lange

ich noch Athem habe, bleibe ich Herr im Hause und mache, was ich will. Ich bitte, schreiben Sie! Ich, der Bauerguthsbesitzer Nemsen, ernenne zu meinem Universalerben meinen einzigen Sohn zweiter Ehe, August. Derselbe übernimmt mein sub Nr. 12 des Hypothekenbuchs belegenes Bauergut für den Preis von 2000 Thalern sofort nach meinem Tode An meine Ehefrau Johanne Rosine geb. Sar hat mein gedachter Sohn die Summe von 500 Thalern zu zahlen, wodurch sie mit ihrem matrimonischen Erbtheil abgefunden sein soll. Mein Sohn August zahlt an seine Stiefgeschwister Johann und Karoline den Pflichttheil, wie solcher von der Calculatur des Kreisgerichts in N. ermittelt werden wird, da Beide ihre Pflichten als Kinder nicht erfüllt haben. Außer einigen Legaten für Kirche und Schule bestimmte der Testator nichts mehr. Die Verhandlung wurde ihm langsam und deutlich vorgelesen, das Schriftstück auf eine kleine Holztafel gelegt und sie dem Kranken zur Unterschrift hingereicht. Zitternd ergriff die vom Schweiß triefende Hand die Feder, buchte ängstlich über das Papier und schrieb. Wie waren die Buchstaben verzerrt! Jeder Strich verrieth den Todeskampf. Ein leises Amen tönte von den Lippen des Schreibenden und sein Kopf sank langsam zurück.

Eben war das Protokoll geschlossen. Da öffnete sich die Thür. Stürmisch, wie von einem Fliehenden. Herein trat der Sohn aus zweiter Ehe, das Gesicht mit Blut bedeckt, an den Kleidern Spuren der ärgsten Mißhandlung tragend. Vater, Vater, bist du schon todt? schrie der junge Mann mit gebrochener Stimme, komme ich zu spät? Mach mich nicht zum Erben — sie morden mich!

Draußen auf dem Hofe lärmte der Sohn erster Ehe, er war betrunken. Die Tochter erster Ehe zankte und fluchte. Gottlose Reden strömten aus aller Munde. Verflucht jeder Vater, der nochmals geheirathet! riefen sie. Wir sind betrogen! Die Kinder von der ersten Frau müssen betteln gehen!

Das Wehklagen des Sohnes zweiter Ehe rüttelte den Vater aus der Lethargie des Todes. Er blickte auf. Noch einmal öffnete er die Augen, und während wir bemüht waren, den Wehklagenden zu entfernen, richtete sich der Blick des Sterbenden zu ihm hinüber. Er sah das Blut der Mißhandlung und mit diesem Bilde starb er!

Wir kannten die moralischen Umstände, die den Erblasser in seinem Testamente bestimmt hatten, nun durch den Augenschein beschwören. Erschüttert aber über den Anblick verließen wir die Hütte, den Hof, das Dorf. Wir hatten einen Blick geworfen in die ganze grauenvolle Tiefe des Erdenlebens.

Anregungen.

Die Reinlichkeit.

Die Natur ist reinlich. Was sind die Krystallbildungen anders als das Herausklauben der Kanten, das Abweisen des Fremdartigen, das Sichzusammenhalten zur eigenen Gestalt, der Versuch zur Persönwerdung? Es ist Reinlichkeit der Natur, wenn sie in Fäulniß gerathene Stoffe, in Auflösung begriffene Körper alsbald zu neuen Bildungen verwendet, das täglich, stündlich wiederkehrende Chaos immer von neuem zum Schooße selbständiger Welten macht. Dieselbe Tendenz spricht sie in den scharfgeschnittenen, allen Aermer abweisenden Aemmen der Pflanzenwelt aus und

nicht minder in der der Thierseele eingepflanzten Sucht, den Körper sauber zu erhalten.

Die Menschheit als Gattung hat die Reinlichkeit culturgeschichtlich gemacht, d. h. der Mensch hat die Reinlichkeit nicht angeboren, sondern sich anerzogen. Die Altindier und die Altägypter, deren Aechtheit um den älteren Stammbaum zu schlichten wir uns nicht berufen fühlen, haben Beide das äußerliche Gebot der Reinlichkeit. Bei den Juden finden wir auf echtasiatische Weise mitunter irrationale Gebote und Verbote in Beziehung auf die Reinlichkeit; dahin gehört nicht nur das Ausschließen gewisser als unrein bezeichneter Thiere von der menschlichen Nah-

rung, so Berührung, sondern auch das Verbot, ein Pferd mit einer Kuh zugleich vor den Pflug zu spannen, wovon die Unvereinigkeit nur einen Theil hat; dahin gehört das Verbot, Getreidesorten verschiedener Gattung vermischt auszusäen; und, um auch ein Gebot zu nennen, gehört vor allem dahin das Gebot der Beschneidung. Auch bei den Juden war also die Reinlichkeit noch nicht selbstverständlich, noch nicht innerlich geworden. Bei den Persern, deren Anbetung des Lichts, des scheidenden, reinen, geistigsten Körpers, eigentlich mit der Reinlichkeit ganz zusammenfällt, sollten wir unser Ziel erreicht zu haben glauben, allein das Princip des Kampfs gegen das Unreine, das Dualistische des Guten und Bösen, hat soweit im Streite des Lichts mit der Finsterniß eine naturalistische Basis; es ist dem Parsen durch Satzung geboten, das Reich des Ormuzd zu behüten, alles Positive zu fördern, die Welt des Ahriman, das Negative, zu zerstören nach Möglichkeit; es ist also theils diese Reinlichkeit wieder eine äußerliche, gebotene, nicht selbstverständliche, theils liegt in dem Positiven selbst eine Negation; der Parse ist auf den Kampf gestellt, er soll im Heerlager des Ormuzd gegen Ahriman kämpfen, um endlich ein einiges Reich des Lichts herzustellen, über das keine Finsterniß mehr herreinbricht.

Der gestaltende Grieche erst scheint vor allen den bereits genannten Völkern von Natur und Sitte reinlich; er badet, weil er muß, nicht weil es geboten ist; sein plastischer Sinn zwingt ihn, sich von den Dingen abgesondert zu halten, wie ihm die Dinge selbst in der reinen Luft scharf abgegrenzt erscheinen, wie die Scheitel des Pindus und Olympos scharfzackig sich gen Himmel thürmen, wie der blaue Meeresspiegel sich klar an den Ufern von Epirus zeichnet. Wie überall, so zeigt der Grieche in seiner Sprache, in dem Rhythmus seiner Lieder diese Reinlichkeit, d. h. Gestalt, volle Form, das Abscheiden des Fremdartigen, Unbedeutenden. Die Phantasie ist bei ihm die Quelle dieser Reinlichkeit, denn jene Naturmacht, die sich im Menschen durchgeistigt offenbart, hat eben das Charakteristische, Alles zu gestalten, nichts unbestimmt zu lassen, aus den ineinanderfließenden Wellen der Kräfte Aphroditens Gestalt als frischgewordenen Schaum in runden und doch scharf gezeichneten Umrissen an das Land der Wirklichkeit zu tragen. Wir finden jedoch auch hier noch die Mysterien des Dionysos, noch rasen Korybanten und Bacchanten, noch ragt die anorganische Vermischung von Mensch und Thier in Centauren und Satyren in die Welt aus Alten herüber.

Wenn wir an die Krippe von Bethlehem treten, wo mitten im Unreinen das Reine geboren ward, wo die Jungfrau Mutter ward, ohne ihre Keuschheit und Jungfräulichkeit zu verlieren — denn sie ward beschattet vom Heiligen Geist und gebar den Gottessohn, — so ist Reinlichkeit und Reinheit zu einem innern Princip erhoben. „Dem Reinen ist Alles rein!“ Nunmehr wird kein Unterschied mehr gemacht zwischen reinem und unreinem Geschirr, alles Irrationale hat die Menschheit hinter sich geworfen, alle Gebote und Verbote in Beziehung auf die Reinlichkeit fallen weg, die Seele verklärt den Leib. Der Geist hat die Natur überwunden. Die Entartung dieses schönen Princips ist bekannt durch jahrtausendjährige Verirrungen der Zeit- und Kirchengeschichte.

So die Reinlichkeit als Princip für die Menschheit als Gattung.

Was das Individuum anlangt, so gibt Kindheit und Entwickelung der Knaben und Mädchen in diesem Betracht Stoff zu mannichfacher Beobachtung. Wie früh entscheidet sich der künftige Charakter an der Reinlichkeit! Leider, leider sind die übermäßig Reinen nicht immer die Gemüthvollern! Wer kennt nicht gewisse Frauen voll Galle, mit den spitzen Nasen, den dünnen Lippen, dem kalten Blick, die immer waschen und scheuern, um über dich herzufahren wie die Furien, wenn du ihnen ein wenig Cigarrenasche auf die zu Tode geriebene Diele wirfst! Ach, Reinlichkeit ist so schön, aber sie kann zur Pedanterie werden. In der That! Sauber ist noch nicht rein, geleckt noch nicht klar, geputzt noch nicht schön. Um die Frauen nicht zu kränken, denkt an die saubern, geleckten, geputzten Männer! Seelenlose, geschniegelte Wesen, die sich vor einem befleckten Blatt Papier entsetzen und in ihrem eigenen Busen den Stall des Augias dulden! Pedanten, deren Leben geradlinig hinläuft wie der Zeiger ihrer stets pünktlich gehenden Uhr!

Also Reinlichkeit, aber mit Maß! Reinlichkeit, nicht abstract, nicht um ihrer selbst willen, sondern zur Verschönerung des Lebens, zum Schmuck und ästhetischen Schutz der nicht heilig genug zu wahrenden Persönlichkeit!

Aus und nach fremder Mittheilung.

Der Rost an glänzenden Charakteren kommt meist von den Alltagssorgen.

* * *

Viel Herzen voll Hoffnung, aber wenig Hoffnungen voll Herz.

* * *

Unsere schönsten Freuden waren gewiß immer flüchtige Schaumperlen des Zufalls.

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 2. [Preis vierteljährlich 16 Ngr

Die Apfelsinen und der Speer des Achilles.

Eine einfache und specifisch preußische Geschichte.

Ein Königlich Preußischer Krieger für funfzehn Silbergroschen auf einer Silberplatte abgeprägt, war der Gegenstand, den, eine halbe Meile von einem bedeutenden Garnisonsorte des Staates der Intelligenz entfernt, ein Unteroffizier, der der Abgebildete selber war, einem jungen Mädchen liebevoll in die Hand drückte. Der Garnisonsort besaß viele Vergnügungslocale, aber keiner war beliebter als die Mühlau, wo man vortreffliche Stippmilch mit geriebenem Pumpernickel zu genießen bekam und sogleich Gelegenheit fand, in Schaukeln und Carrousels wie auf einem großen Teiche und dessen Gondeln die ländliche, aber Manchem doch allzu schwere Kost leichter zu verdauen. Hier auf der Mühlau, dicht am Teiche, in der Nähe jener Schaukeln und Carrousels war es, wo umbuscht von allerhand schützendem Strauchwerk der Unteroffizier Schwung Friederiken Auguste Neumann sein Daguerreotyp als Ausdruck aufrichtigster Gefühle überreichte und dabei nicht nur einige lehrreiche Erläuterungen aus dem Gebiete der Optik und höhern Mechanik versuchte, sondern auch auf seine zwölfjährige Kriegerlaufbahn in feierlicher Zwiesprache die erhebendsten Rückblicke fallen ließ. Kuß und Händedruck unterstützten die Phantasieen, in denen Schwung sich bereits als Inhaber eines Civilversorgungsscheins erblickte. Schon sah er sich, in Friederikens braunes Auge blickend, als Beamter an einem Octroihause, steckte die lange eiserne Sondirstange als defraudationswitterndes Fühlhorn in die Wägen, Säcke und Körbe eines beliebten westfälischen Wochenmarktes, leitete als berittener Gendarm ein Rudel Vagabunden hinter seinem Pferde am Stricke her oder wühlte als Grenzbeamter in einem Schmugglern abgenommenen und rasch im Walde von den Verfolgten zurückgelassenen Pack von in eigens arrogirter Zollfreiheit importirten Artikeln. Hatte er nicht, um so kühne Träume träumen zu können, die stolzesten Antecedentien? Hatte er je, wie er sich technisch ausdrückte, „im Kasten gebrummt?“ Hatte er nicht die specielle Gunst seines Compagniechefs, dessen bürgerliche Gemahlin sehr stolze Ansprüche auf ihre Lebensstellung und die Anerkennung der ausgezeichneten Bildung besaß, die sie, ohne die besondern Mittel dafür zu haben, ihren fünf Töchtern und zween Söhnen wollte angedeihen lassen? Hatte

er nicht immer mit Bewunderung gehört, wenn die Frau Hauptmännin über die Promenade ging und mit dem Stolz und der Freude seines Hauptmanns, den zween Junkern und fünf Junkerinnen, Französisch sprach? Hatte er sich nicht in die Kost gegeben bei der Frau des Feldwebels, die für einen Theil der Chargirten zu waschen pflegte und in der Kaserne eine Art stiller Restauration unterhielt mit Schinkenbröten und einmarinirten Häringen für näherstehende Freunde? War Unteroffizier Schwung nicht vollkommen der Mann, der an seine Zukunft mit Vertrauen denken konnte und durfte ihm Friederike Auguste Neumann nicht vertrauen, als er so vor ihr stand im Schatten der Hollundergebüsche, die rings dufteten von göttlicher Maienwonne, und die Kinder eines städtischen Beamten — sie war deren hütendes Kindermädchen — in der Ferne sich lustig schaukelten und spielten und jubelten und sein Seitengewehr neben ihm lag auf der Bank und er den Arm um sie geschlungen hielt zu inniglichem Gekose?

Dies anmuthige stillflüsternde Bild zweier glücklichen Liebenden stand in einem auffallenden Gegensatze zu einer zwei Gebüschs-Ecken weiter sitzenden Gruppe junger Fähnriche und Offiziere. Sie waren bei der holden Maienluft nähergerückt als sonst auf der Promenade oder im Casino. Sie fühlten sich auf der Mühlau kameradschaftlich verbunden schon durch ihre Namen, die durch ihre verschiedenen Anhängsel von — itz, von — witz, von — litz, von — ritz, von — plitz sie sämmtlich als Reste großer mittelalterlicher Erinnerungen darstellten. Die Maienluft führte sie eben auf die Wonne, Bowle zu machen und natürlich von Maitrank. Der Vorschlag fand allgemeine Acclamation und auch darüber war man einig, daß es nur Einer sein sollte, der sie bezahlte. Man wettete nach einer Eingebung einfachen Leutnantshumors. Von — itz hatte bezweifelt, daß der Hund Von — witzens drei und ein halb Fuß hoch springen könne. Ein dürrer Ast, gehalten von Von — ritz und Von — litz, daneben Von — plitz parademäßig emporgestreckt und das Commandowort auf der Zunge, Von — witz, seinem Hund gegenüber und wie ein Schlangenbeschwörer ihn anblickend, um ihm Attention einzuflößen, Von — plitz commandirend: Hopp!.. Der Hund springt hinüber, drei und ein halb Fuß.... Von — itz mußte die Bowle bezahlen.

Leider fand sich aber ein Hinderniß. Waldmeister war genug vorhanden, auch Moselwein von gewünschtester Milde und Unschuldigkeit, es fehlte nur an Apfelsinen. Granaten waren genug da, doch nur die, welche darauf nebst den entsprechenden Bomben geflucht wurden. Von — plitz behauptete, zu Hause, als Reste seiner letzten Geburtstagspräsente von „Muttern" noch sechs Stück Apfelsinen liegen zu haben. Es konnte etwa dreiviertel Stunde währen, wenn sie ein flinker Fuß aus der Stadt holte, die Geduld hatte man schon, so lange zu warten, aber eine solche Dorfmagd wie das Mädchen von der Mühlau „watschelte" und machte ihnen zu „dämliche Schritte" und Blitz, da entdeckte man das doppelte Tuch hinter der Hollunderhecke, zwar kosend und außerdienstlichen Geschäften hingegeben, aber man rief: He! Hört einmal! (Die deutsche Sprache ist so reich an Zwischenwegen, die zwischen Hören Sie 'mal und Hör' Er 'mal hindurchschlüpfen und das vertrauliche Du vermeiden). Schwung sprang auf, riß sich los, instinktmäßig, wie Von — itzens Hund. Freilich erstarb der Befehl: Geht doch einmal in die Stadt zu Fähnrich Von — plitz und lassen Sie sich von seiner Wirthin sechs Apfelsinen — auf Aller Lippen. Der Gerufene war ein Unteroffizier! Die Aresse hatte man hinter dem bergenden Hollunder und Augustens Hute — sie gehörte der Sphäre höherer Kindermädchen an — nicht bemerkt, trotzdem, daß alle Maitrankfustige ihre Lorgnetten eingekniffen hielten — — neue Calamität!

Schwung aber hatte seine Zukunft im Auge. Sein Daguerreotyp sollte ja den Anfang eines Eintritts in geziehte und häusliche, d. h. angestellte Zustände machen. Er erbot sich daher mit Feuer und Humor zur Herbeischaffung der mangelnden Südfrüchte: auch er

wußte, was eine Bowle Maitrank ohne Apfelſinen iſt. In einer halben Stunde wollte er zurück ſein, ein Erbieten, das, da es von einem Unteroffizier kam, die Herren vom ſilbernen Portepée zwar in Verlegenheit ſetzte, aber dennoch bereitwillig angenommen wurde. Schwung zurück; Abſchied genommen von Friederiken, die ſich aus Furcht vor ihrer militärſcheuen Herrſchaft verborgen hielt; die Kopfbedeckung zur Hand, die Uniform zugeknöpft, der Säbel — ja der Säbel — wo iſt — Schwung's Säbel? Er hatte ihn doch blos bequemerer Zwieſprache wegen auf die Bank gelegt, die Kinder hatten ihn freilich attrapirt, hatten, während Schwung und Friederike Bilder der Zukunft vor ihrer Seele gaukeln ließen, damit geſpielt, aber wo iſt jetzt der Säbel? Das war keine geringe Verlegenheit. Sie wuchs, als die Spur des Säbels an den Teich führte; die Verlegenheit wuchs zum abſoluten Unglück, als es hieß — die Kinder berichteten — ſie hätten mit dem Säbel geſpielt, wären in den Nachen geſtiegen, hätten damit rudern wollen und nun läge der in der Wellen ewig kühlem Grunde. Himmel, mein Seitengewehr! Ein Unteroffizier außerhalb der Stadt ohne Seitengewehr! Darauf ſtanden drei Tage Mittelarreſt, wenn nicht unter Umſtänden acht bis vierzehn. Mittelarreſt — jetzt — wo Schwung nur Steuerdefraudationen — als Gatte Friederikens und einſtiger Steueraufſeher im Geiſte — nur fremde Frevel vor Augen hatte! Es war für ihn ein Zuſtand ſtiller Verzweiflung. Seine Uniform nicht achtend, ruderte er allein auf dem tückiſchen See. Friederike zitternd am Ufer — die Kinder noch unbekannt mit den Geſetzen der Militärdienſtordnung ſtumm gaffend in die Schreckensſcene hinein — Wie ein Argonaut nach dem Goldenen Vließe forſchte Schwung mit einer Stange auf dem dunkeln und breiweichen Boden des Waſſers; er angelte Fröſche, alte Schuhe und ſonſtige Ueberraſchungen, die auf dem Grunde des ſtillen Sees ſeit Jahren ſchlummerten, aber kein Königlich Preußiſches Seitengewehr. Dazwiſchen ſcholl donnernd von den Fähnrichen und Leutnants herüber: Himmeltauſendſchockſchwere — u. ſ. w. ſind Sie denn noch nicht fort? Zu befehlen, rief Schwung von ſeiner Entenjagd — denn dafür mußte man ſeine Excurſion halten — zur Antwort. Er entſchloß ſich, zu gehen — ohne Seitengewehr!

Eine halbe Stunde verſtrich, noch eine, noch eine — Schwung kam nicht wieder und „Muttern's" Apfelſinen blieben aus. Die Maitrankluſtigen waren in Verzweiflung. Sechs von „Muttern" aus Berlin geſchickte Apfelſinen und Schwung brachte ſie nicht! Auch Friederike hätte ſchon längſt nach Hauſe gehen ſollen. Ihre Herrſchaft — die Kinder nannten einen ſtädtiſchen Beamten ihren Vater — haßte alles Berliniſche, Preußiſche, Proteſtantiſche, beſonders das Militär und war längſt im Begriff, Friederiken „Knall und Fall" dieſen abweichenden Provinzialſtandpunkt fühlen zu laſſen. Dennoch blieb das treue Mädchen. Sie hütete den See und den Säbel. Sie ſtand vor ihm und ſchaute in ihn hinein wie Goethe's Fiſcher nach der Nixe. Konnten nicht düſtere Schatten den Säbel entführen? Konnte nicht Erlkönig über den See fahren und es ihm „anthun"? Vögelchen flatterten oft über das umſtehende Schilfröhricht. Sie hoffte, die ſähen etwas, was ſie nicht entdecken konnte. Aber der Säbel war fort, Schwung war fort, die fluchenden Fähnriche und Leutnants waren fort und der Tag und die Sonne war fort und es war Abend geworden und es war Nacht, als Friederike mit den vor Hunger ſchreienden und weinenden Kindern nach Hauſe kam, und dieſe fanden ihren Abendimbiß und Friederike fand ihre Entlaſſung. „Knall und Fall". Sie erhielt ihren Lohn, einen Erſatz für achttägige Verköſtigung, von morgen an exiſtirte ſie nicht mehr für den Herrn Stadtrath, der auf einem andern Standpunkte ſtand als die Thatſachen von Potsdam und von Sansſouci.

Dieſer Schickſalsſchlag war ſo gewaltig, daß er Friederiken die Beſinnung benahm. Es gibt Augenblicke, wo der fühlendſte Menſch berechtigt iſt, erſt an ſein eigenes Unterkommen und dann an das Schickſal ſeiner Liebe zu denken, zumal wenn dieſe ein Mann mit einem Schnurrbarte und jener ein ſchuploſes armes Dienſtmädchen iſt, das nach drei

Tagen herrschaftslosen Zustandes eine Stadt so strenger Polizei wie die, wo wir uns befinden, unerbittlich zu verlassen hat. Friederike suchte einen neuen Dienst. Der Vormittag ist die Zeit, wo man die Frauen daheim trifft; sie suchte Vormittag. Der Nachmittag ist die Zeit, wo man die Herren daheim trifft; sie suchte Nachmittag. Sie suchte auch den Abend und suchte bis spät in die Nacht. Sie konnte daher nicht an Schwung's Schicksal denken. Für zehn Silbergroschen Einschreibegebühr hatte sie vom Gesindevermiethungsbureau eine Liste von vacanten Diensten erhalten. Sie mußte also gewissenhaft ihre Liste durchwandern. Am zweiten Tage Morgens um sieben Uhr schon kam sie zu jenem Hauptmanne, der zufällig Schwung's Hauptmann war, Vater von fünf Junkerinnen und zwei Junkern, die mit ihrer Mutter, einer Bürgerlichen, auf der Promenade nur Französisch sprachen. Sie hatte die Notiz aufgeschrieben, daß auch dieser Hauptmann Jemand für seine Kinder suche. Die Dame vom Hause war noch nicht zu sprechen; aber der Hauptmann empfing Friederiken schon mit den Worten: So? Sind Sie eine Juvenante? Können Sie bei Kindern körperliche und geistige Pflege übernehmen? — Friederike erblaßte und fragte: Was soll ich? — Haben Sie's denn nicht im Wochenblatte gelesen, fragte der Hauptmann, was ich schon seit einem Jahre hier in dieser verfluchten Stadt vergebens suche? Sie müssen gutes Deutsch sowol sprechen wie schreiben, außerdem Französisch, etwas Englisch kann jetzt auch nichts schaden, Musik unerläßlich, Zeichnen sehr angenehm, Tanzen natürlich, außerdem Wäsche, feine Küche, Speicher, Keller, Einmachen, Tischserviren und natürlich Nähen, Zuschneiden nach Maß und Putzmachen, für alles Das sichere Existenz und weniger Gehalt als gute Behandlung — — Friederike fühlte, daß das nicht ihr Platz sein konnte. Sie erinnerte sich, im Wochenblatte dann und wann diese Stelle ausgeboten gelesen zu haben. Man sah daraus die Ansprüche, die eine gebildete Offiziersfamilie machte, die wol in den höhern Regionen Jeder als Sucherin kannte und in mancher Gesellschaft mit den Worten begrüßen mochte: Aber gnädigste Frau, haben Sie Aermste denn noch immer nicht die Gouvernante gefunden, die Sie schon so lange suchen? Friederike hielt sich allerdings einzelnen Punkten der gestellten Qualification für gewachsen. Sie sprach ein gutes, reines, lippe-detmoldisches Deutsch. Englisch ging ihr ab, aber Französisch fehlte in mehren Vocabeln keineswegs, und als Tochter des Küsters und Organisten eines Dorfes am Einflusse der Lippe in die Weser war sie in der That im Stande, sich zu „Liebend gedenk' ich dein!" auch einige harmonische Begleitungsaccorde auf dem Klavier zu greifen. Dazu kamen wirkliche praktische Talente, die man im Hauswesen schätzen mußte, und schon war der Hauptmann im besten Zuge, ein Erfordernis nach dem andern sich abhandeln zu lassen, Englisch war aufgegeben, auch der Erlkönig von Schubert transcribirt von Liszt, das Spielen von Schulhoff und Willmers wurden schon weniger begehrt, und der Hauptmann sprach bereits von einem vierwöchentlichen Versuche und die Frau Hauptmann, die endlich auf den mehrfachen Ruf des Gatten: Leonore! Leonore! „ums Morgenroth" emporgefahren war aus schweren Träumen und mit der Morgendormeuse und einigen Federn im Haar ins Zimmer trat, beendete vollends die Unterhandlung mit einem definitiven Engagement, falls nämlich die „Gouvernante" kein sonstbindendes „Verhältniß" hätte. Friederike war ehrlich genug. Sie gestand ihre Liebe ein, die Liebe zu einem Unteroffizier. Eine Gouvernante in den Fesseln eines Unteroffiziers war allerdings ein „Horreur", wie Leonore von —schwitz (auch der Hauptmann gehörte den alten feudalen Hocherinnerungen des Vaterlandes an) sich auszudrücken beliebte; allein als Friederike den Unteroffizier Schwung genannt hatte, da verklärten sich die Züge der Hauptmännin; denn sie kannte diesen als einen artigen und braven Untergebenen. Nur der Hauptmann runzelte plötzlich die Stirn und sagte:

Unteroffizier Schwung? Donnerwetter! Hören Sie 'mal, seit vorgestern sitzt der ja

*Friederike war einer Ohnmacht nahe.

• Drei Tage Mittelarreſt. Hat ſich vor den Ihren ohne Seitengewehr ſehen laſſen

Ein fürchtbarer Seufzer preßte ſich von Friederikens Bruſt. Sie entfaltete ein von eingelegtem Lavendel duftendes Taſchentuch und weinte.

Ihre Erzählung, um die ſie angegangen wurde, war beredt und aufrichtig. Sie erzählte mehr, als ſie nöthig hatte und vielleicht nützlich war. Schwung hatte ſein Seitengewehr nur als zu Hauſe befindlich eingeſtanden, von dem Sumpfboden des Teiches auf der Mühlau war noch gar nicht officiell die Rede geweſen. Allein der Hauptmann beſaß ſieben Kinder, er war dadurch längſt ſchon ein Mann von Gefühl und Mitleid geworden — er hatte in Friederiken das „auf vier Wochen", d. h. vielleicht für immer gemiethete Surrogat einer „Gouvernante", die er nur anſtandshalber dann und wann in dem Wochenblatte begehrte —, ſeine Ahnen hatten ihm einen ruhmvollen Namen und ſeinen Kindern und Kindeskindern die begründetſten Cadettenhausausſichten hinterlaſſen — und jetzt erfüllte ſich die Sage aufs neue, die wir als Titel dieſer einfachen Anekdote mitgewählt haben. Der Speer des Achilles hatte die wunderbare Eigenſchaft mit allen Fügungen des liebenden Schickſals, das uns der gute Vater im Himmel ſendet, gemein, daß er dieſelben Wunden, die er ſchlug, auch heilte. Die Apfelſinen hatten Schwung in Arreſt geführt, hatten Friederiken um ihren Dienſt gebracht, aber herrſchaftlos fand ſie gerade durch ihr Unglück in dem Hauptmanne den Mann, der die Kraft beſaß, Schwung ſein Schickſal nicht zu bitter entgelten zu laſſen, d. h. ihm den Mittelarreſt ins Conduitenbuch und das dereinſtige Führungsatteſt zu übertragen. Das Unglück trug Glück im Schooſe, die Wunde ihren eigenen Balſam, Achilles führte einſt eine Lanze, die auch zugleich ſozuſagen Lanzette war.

Friederike wurde als einſtweilige Stellvertreterin einer „in dem verfluchten Neſt" nicht zu bekommenden Gouvernante vereidigt. Der Hauptmann geſtattete ihr, ſelbſt in den ehemaligen Pulverthurm, das Militärarreſtlocal, zu eilen und Schwung ſeine Befreiung und die Zuſicherung zu verkündigen, daß, wenn ſich Friederike bei den fünf Junkerinnen und zwei Junkern als guten Erſatz für eine „in dem verfluchten Neſt" nicht zu bekommende „Gouvernante für Alles" bewähren würde, ihm dies ſchwere Dienſtverſehen nicht ſollte angerechnet werden. Die Zukunft war gerettet. Friederike eilte in den Pulverthurm. Ach, dieſer Pulverthurm außer Dienſten lag gerade dem Caſino gegenüber! Armer Schwung, was hatteſt du während ſechsunddreißig Stunden gelitten! Im Caſino gegenüber Ehre und Anſehen, Dominoſteine und Maitrank mit Apfelſinen, die Niemanden in Mittelarreſt führen konnten! Und im Pulverthurm dagegen Schande, hartes Brot, trübes Trinkwaſſer, verlegener Rücken und der höchſt geſpenſtige Hintergedanke noch nach der Mühlau, wo im Teiche die Königswaffe ſchlummerte, von der Zukunft und dem Civilverſorgungsſchein ganz zu ſchweigen! Im Caſino Gasbeleuchtung, im Pulverthurm Mondenſchein. Im Caſino geiſtreiches Geſpräch über Pferdeſchabracken, die neueſte Beförderungsliſte im Militärwochenblatt und eine gerade vom Stadttheaterdirector auf Gaſtrollen verſchriebene Zigeunerin vom berliner Ballet und im Pulverthurm einſame Zellenhaft. Dann aber Riegelraſſeln, Schloßumdrehen, Eintritt der Geliebten, Umarmung, Freiheit und — gerettete Zukunft.

In ſtiller Mondennacht fiſchte Schwung am Abend mit der dazu beurlaubten Geliebten den Säbel aus dem Teiche der Mühlau. Er kehrte bewehrt, wie ſich's gebührte, in die Kaſerne zurück, trat in Reihe und Glied und Friederike diente muſterhaft, um ihm Vergebung und Vergeſſenheit zu ſichern. Der edle freundliche Hauptmann gab ihr nach zwei Jahren das Zeugniß: Treu, fleißig und ehrlich Nr. I. Schwung wurde bei der Schlacht- und Mahlſteuer angeſtellt und jedesmal, wenn jetzt ſeine Gattin das Daguerreotyp an ihrem Fenſterchen vis-à-vis ihres Nähtiſches betrachtet und er gemüthlich quer über die Straße mit der Pfeife vom Amte kommt — unterwegs erſt brennt der vom Schickſal vor Dienſtverſehen ſcheugewordene Mann ſie ſich an — muß ſie ihn mit einem Gedanken an jene verhängnißvollen Maientage begrüßen, wo ein Unglück die Quelle ihres Glückes wurde.

Das Feuer und der Menſch.

Von Karl Müller in Halle.

II.

Doch nicht überall führte religiöſer Feuerdienſt zur Sittlichkeit. Hier bewährte ſich bereits, zu welcher Unwahrheit und Unſittlichkeit jeder religiöſe Cultus führen kann, der ſeine Grundlage nicht im Geiſte und in der Wahrheit allein fand. Die Anſchauung der Inder, daß die Feuerflamme als das unbedingt Reinſte wiederum reinige, vom Böſen erlöſe, führte es darum als einfache Folgerung mit ſich, daß der Büßer ſich ſelbſt den Flammen übergab. Man weiß, daß es in Indien unter Anderm Sitte war, die Witwen zu verbrennen, um, die eigenen Sünden und die des verſtorbenen Gatten büßend, durch die Flamme gereinigt zur Glückſeligkeit einzugehen. Man weiß auch, daß dieſe Sitte ſelbſt nicht von der engliſchen Herrſchaft in Indien, wenigſtens für lange Zeit nicht, ausgerottet werden konnte, und daß ſich die Zahl der jährlich ſich ſelbſt mit den Zeichen höchſter Freude verbrennenden Witwen einſt auf 30,000 belief. *) Wir erſtaunen entſetzt über dieſe furchtbaren Conſequenzen einer Bilderdienerei und vergeſſen darüber das langſame, martervolle Abſterben unſerer chriſtlichen Büßer und Büßerinnen hinter Kloſtermauern, vergeſſen die furchtbaren Zeiten der Geißler und jener Convulſionäre zu Paris, die ſich unter dem Ausdrucke höchſter Luſt prügeln, geißeln, ſelbſt kreuzigen ließen.

Noch entſetzlicher waren die Menſchenopfer, welche der Götzendienſt des Feuers bei den Phöniziern verlangte. Götter des Feuers waren der Moloch und die Aſtarte. Moloch (d. h. König) war nach Duncker das freſſende und vernichtende, darum aber auch heilige und reinigende Feuer. Ihm mußte das Theuerſte geopfert werden. Darum opferte der König von Moab (2. B. d. Könige, 3, 27) ſeinen eigenen Sohn als Brandopfer, an welchem bekanntlich ſchon Abraham nahe genug geweſen war. In Karthago ſtand eine eherne Bildſäule des Moloch, „welche die Hände emporſtreckte, ſodaß die Opfer, welche auf dieſelben gelegt wurden, in den Schlund hineinrollten, welcher mit Feuer angefüllt war.“ Hieraus haben die Griechen ihren Kronos gebildet, der als Gott der Zeit (die Sonne, die das Jahr bildet) ſeine eigenen Kinder fortwährend verſchlang. Wurden dem Moloch nur Knaben und Jünglinge geopfert, ſo gebührten der Aſtarte Mädchen und Jungfrauen. Sie war eine jungfräuliche Göttin. In ihrem Tempel brannte ebenſo wie in dem des Moloch ein ewiges Feuer. Ewige Keuſchheit war das höchſte Opfer der Aſtarte und wurde nicht ſelten durch eigene Verſtümmelung befördert. Ohne Zweifel war ſpäter der Dienſt der Veſta daſſelbe und die Veſtalinnen waren die ewig jungfräulichen Prieſterinnen eines Naturdienſtes, welcher ſeinen Urſprung den früheſten Naturanſchauungen verdankte.

Weit milder war der Feuerdienſt bei den Aegyptern. Der Gott des Feuers war Phta. Er war das Kind von Kneph, d. i. der Seele oder der bewegenden Urſache der Welt. Dieſer ſpie ein Ei (die Erde) aus, aus welchem Phta hervorging. Daraus folgt, daß dieſer Gott gleichbedeutend mit Vulkan war. „Zum Gedächtniß der Welt“, berichtet Volney nach Porphyrius, „bedienten ſich die Aegypter alljährlich eines Talismans. Sie bezeichneten nämlich am längſten Tage die Häuſer, Heerden und Bäume mit Stroh und ſagten, daß an dieſem Tage die ganze Welt in Brand geſetzt ſei. An dieſem Tage feierten ſie auch den pyriſchen Tanz (Feuertanz).“ Man wird hierbei ſchwerlich die Aehnlichkeit

*) Wir machten kürzlich die Bekanntſchaft eines ſeit Jahren in Oſtindien etablirten Kaufmanns. Er verſicherte, daß die Witwenverbrennungen jetzt ſehr ſelten ſind und daß ſie, wo ſie noch vorkommen, nur, um ihr ſinkendes Anſehen zu retten, von den Prieſtern befördert, wenn nicht von ihnen erzwungen werden. D. Her.

verkennen, welche zwiſchen unſern heutigen noch übriggebliebenen Johannisfeuern und dieſem Feuertanze der Aegypter herrſcht, nur mit dem Unterſchiede, daß die alten Deutſchen und Slawen dieſen Tag mit Bewußtſein als die Vollendung des Sonnenjahrs feierten, was ſie auch bewog, als Symbole dieſes vollendeten Sonnenjahrs aus Mehl gebackene Kringel (Kreiſe) an die Jugend zu vertheilen, zum Zeichen, daß der gute Gott nun wieder neue Speiſe verliehen habe. Bekanntlich entſtand aus dieſen Kringeln zu Karl's des Großen Zeit die Bretzel, nachdem man auf höchſten Befehl das chriſtliche Kreuz in das alte heidniſche Symbol hatte hineinbacken müſſen, da das Symbol ſelbſt nicht auszurotten geweſen war. „Aus dem Cultus der Aegypter", ſetzt Volney zu dem Vorhergehenden hinzu, „erklärt ſich der Urſprung der Reinigungen durch Feuer und Waſſer; denn da man den Wendekreis des Krebſes die Pforte des Himmels und der Wärme oder des himmliſchen Feuers, den Wendekreis des Steinbocks die Pforte der Sündflut oder des Waſſers nannte, glaubte man, daß die Geiſter und Seelen, welche durch dieſe Pforten gingen, um in den Himmel zu gelangen, gebraten oder gebadet würden. Daher die Taufe des Mithra (des Sonnengottes der Perſer) und der Durchgang durch die Flammen (Fegfeuer), die lange vor Moſes im ganzen Orient gebräuchlich waren."

Beide Anſchauungen haben ſich noch bis heute erhalten. In der chriſtlichen Taufe iſt das Waſſer daſſelbe Naturſymbol der chriſtlichen Kirche geworden wie ehemals das Feuer bei den orientaliſchen Völkern. In der That ſollte es nach Chriſti Willen auch der milde Gegenſatz zum Feuer ſein, wenn er ſagte, ich taufe euch nicht mit Feuer, ſondern mit Waſſer. Auch hierin hat ſich demnach die Kirche der Gegenwart enger an das alte Heidenthum, d. i. an Naturdienſt, angeſchloſſen. Die Reinigung durch das Waſſer geſchah bereits bei unſern alten Vorfahren und den Wenden am Oſtermorgen, dem Tage der Auferſtehung der Natur. Wie die Natur um dieſe Zeit ſich von ihrer alten Schmutzhülle befreite, welche ihr der Winter umgehangen, ebenſo wollte man ſich von dem alten Winterſchmutze reinigen, den das verſteckte Leben in den Hütten unvermeidlich herbeigeführt hatte. Man ging an den Fluß, befreite ſich von den Unreinlichkeiten des Winters, glaubte ſich geſunder dadurch zu machen und beſtimmte namentlich die Frauen hierzu, in der Meinung, ſie würden dadurch fähiger werden für ihre Beſtimmung. Das myſtiſch gewordene, heutige Schöpfen des Oſterwaſſers iſt das Ueberbleibſel hiervon. Im Gegenſatze zum Waſſer hatte auch das Feuer eine ähnliche reinigende Kraft. Namentlich hat ſich dies bei den Ruſſen erhalten. Auch ſie hatten ihre heiligen Feuer. „Am 24. December", erzählt Liebuſch in ſeiner «Skythika», „wo die Sonne ihre Rückkehr aus dem Süden nach dem Norden antritt, feierte man das Feſt Koliady, und am 24. Juni, wo der Sonnengott ſich wieder nach dem Süden wendet, die Kupaly. An dieſem letzten Feſte wurden auf den Feldern große Holzſtöße angezündet. Die Jugend, mit Blumen bekränzt, tanzte mit Freudenliedern herum, und das Vieh, welches man vor Verzauberungen böſer Geiſter ſchützen wollte, ließ man über das Feuer ſpringen." Auch den Böhmen galt nach Eckermann's „Mythologie der Slawen" das Feuer als reinigendes Princip, „und pflegten deshalb die neugeborenen Kinder von den Hebammen über das Feuer emporgehoben zu werden, welches auf dem Herde loderte, indem ſie dabei zu den Göttern flehten, das Kind bis an ſein Ende nicht zu verlaſſen." Noch heute iſt es in Thüringen gebräuchlich für Wöchnerinnen, ſich über ein Kohlenbecken, auf deſſen glühende Kohlen man Bernſtein ſtreut, zur Reinigung zu ſtellen, in der Meinung, ſich hierdurch wieder zu ſtärken, während ſie in der That nur einem letzten Ueberbleibſel aus alter Zeit unbewußt huldigen. Wie weit ſich der heutige römiſche Cultus durch ſeine Räucherungen ſowie durch die ewige Lampe noch an den alten Naturdienſt anſchließt, iſt aus dem Mitgetheilten erſichtlich.

Aus dem Ganzen geht unwiderleglich hervor, wie tief unſere eigene Geſchichte in der der Vergangenheit und der der fernſten Völker wurzelt; ſodann, von welchen wunderbaren

und doch natürlichen Anschauungen der Mensch ausgehen mußte, um sich zu der heutigen Reinheit seines geistigen Bewußtseins zu erheben. Welche Mächte hierzu beitrugen, mögen die physikalischeren Anschauungen vom Feuer erzählen.

In der Geschichte des Feuers offenbaren sich uns mit ganz besonderer Klarheit jene drei großen Abschnitte in der Geschichte des menschlichen Bewußtseins, welche wir bei jedem Volke wie bei jedem Einzelnen wieder finden können. In der ersten Periode seines Lebens die Natur mit der Anschauung eines Kindes betrachtend, kann es nicht fehlen, daß ihm die Natur mit der großartigen Offenbarung ihres Schaffens, im Blitz, im Donner u. s. w. eine gefürchtete wird, da er noch nicht zu dem Naturgesetze den Weg gefunden haben konnte. Diese Periode wird stets auch die der kindlichen Hingabe an die Natur sein und wird ihn stets zum Naturcultus führen. Denn es ist selbst heute noch nicht anders. Im Zucken des Blitzes, im Rollen des Donners erblickt das Kind nur die Sprache eines persönlichen Gottes. Von elektrischen Processen hat es noch nichts gehört, um in jenen glänzenden Naturerscheinungen das einfache Naturgesetz begreifen zu können. Darum ist es aber auch leicht erklärlich, wie diese ganze Periode des menschlichen Denkens die der rein plastischen (bildlichen) Vorstellungsweise sein wird. Sie fand in der mythischen Naturanschauung der Hellenen ihren höchsten Ausdruck und brachte es zugleich mit sich, daß diese Periode als die rein plastische auch die des Künstlers vorzugsweise sein mußte. Zu welchen Anschauungen diese Denkperiode den Menschen bei der Betrachtung des Feuers führte, haben wir schon im Vorhergehenden gefunden.

Nun beginnt eine zweite Periode in der Anschauungsweise des Menschen. Das Kind ist zum Jünglinge gereift. Er steht der Natur mit eigener Kraft gegenüber, hat sich vom Aeußern mehr in sich selbst zurückgezogen. Seine Phantasie ist mächtig bewegt. Auf ihren Flügeln durchsegelt er die unermeßlichen Räume des Geistes. Was er erst fürchtete, sucht er nun mit der frischen Kraft seines Geistes zu besiegen, indem er es zu erkennen strebt. Allein seine Phantasie hat noch das Uebergewicht über die reine, sich nur auf Erfahrung gründende Reflexion. Er sucht die Dinge darum lieber aus dem Wesen seines eigenen Geistes zu erkennen. Er philosophirt; a priori, wie sich der Philosoph ausdrückt, d. h. er sucht vor der Erfahrung schon die Dinge zu erkennen. Diese große und wichtige Periode erscheint jetzt auch in der Geschichte des Feuers, und zwar bei denselben Griechen, welche bisher zu der Blüte der mythischen Naturanschauung gelangt waren. Das schöne Künstlerthum ist verschwunden mit dem heitern, sinnigen Naturcultus, um nie in dieser Weise wieder zu erstehen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß dies philosophische Denken seine Wurzeln bereits in der Periode des künstlerischen Denkens besitzen mußte, um, sich erst allmälig kräftigend, die philosophische Reife des hellenischen Geistes abzuwarten und mit ihm sich das Scepter in die Hände zu spielen. Dieser hellenische Geist, welcher die zarteste Blüte mythischer Naturanschauung errungen hatte, mußte auch mit dieser Reinheit der Anschauung in seiner philosophischen Welt vernünftigere Vorstellungen vom Feuer fassen. Von seiner Götterhöhe herabgestürzt, führten es die griechischen Weisen auf irdische Zustände zurück und wiesen ihm seinen hohen Platz unter den Elementen der Urgründe des Daseins an; doch nicht, ohne hierüber verschiedener Meinung zu sein. Während den ersten griechischen Philosophen das Chaos, d. h. die Auflösung der Welt in Einen Stoff, die Grundlage der Welt war, hatten Thales (632 v. Chr.) das Wasser, Anarimandros (615 v. Chr.) das Unendliche, Anarimenes (548 v. Chr.) und Diogenes die Luft dafür angesehen. Erst Heraklitos (500 v. Chr.) kehrte zu der alten indischen Anschauung zurück und setzte das Feuer als das Urwesen der Dinge. Nach Anaragoras (500 v. Chr.) war die Materie das Ewige, das Urprincip. Warmes und Kaltes schieden sich nach Archelaos (450 v. Chr.) als erstes Sein aus dem Geiste, dem Ewigen. Dem Pythagoras (600 v. Chr.) und seiner Schule waren die Zahlen die Urstöße der Dinge, aus denen

das Unendliche und Endliche hervorging. Xenophanes (600 v. Chr.) nahm dagegen Waſſer und Erde als die Grundſtoffe der Dinge an. Seiner Schule entgegen fügte Empedokles (460 v. Chr.) noch Luft und Feuer hinzu. Selbſt in der idealen attiſchen Schule, deren höchſte Blüte in Platon (429—348 v. Chr.) erreicht wurde, lehrte dieſer, daß Gott die Welt aus Feuer und Erde geſchaffen, durch Waſſer und Luft aber verbunden habe. Sein größter Schüler, Ariſtoteles (384 v. Chr.), fügte dieſen vier Elementen den Aether oder die quinta essentia hinzu und erhob damit die vier Elemente gewiſſermaßen zu einer Einheit, indem er ſie gleichmäßig vom Aether, als dem wahren Weſen der Dinge, der eigentlichen Lebenskraft, durchdrungen ſein ließ. Dieſe Anſchauung erhielt ſich bis weit in das Mittelalter hinaus, bis zu den Alchymiſten dieſes Zeitalters.

Sehr allmälig erſt war endlich nach mehr als anderthalbtauſend Jahren die dritte Periode des menſchlichen Denkens erſchienen, das Philoſophiren a posteriori, d. h. die Dinge auf Erfahrung fußend zu erkennen. Der Jüngling war Mann geworden, der ſich nun, von ſeinen Idealen herabſteigend, an das Praktiſchere hielt. Wie Naturcultus die Naturphiloſophie gezeugt hatte, ebenſo ſchuf dieſe die Naturwiſſenſchaft, indem ſie ſich mit der Erfahrung verband, vorläufig aber bis zu unſerer eigenen Zeit herein die Naturwiſſenſchaft als ihre Tochter bevormundete, ein Gebahren, welches erſt in derjenigen Periode des menſchlichen Forſchens aufhören kann, wo Erfahrung und Philoſophie ſich gleichmäßig verſchmolzen haben, wo reines Denken zum Forſchen, verfahrungsmäßiges Forſchen zum Denken umgewandelt ſind. Die Chemie war es, welche die philoſophiſchen Vorſtellungen des Alterthums, namentlich des Ariſtoteles, in ſich aufnahm, auf ſie fußend, auch von der Erfahrung aus ihre Wahrheiten geltend zu machen ſuchte. Daher kam es, daß jene vier Elemente auch als chemiſche angenommen wurden. Das Feuer war demnach ebenſo gut eine Subſtanz wie die Erde, Waſſer und Luft, und die Verbrennung war nur ein Vorgang, bei welchem die Feuermaterie abgeſchieden wurde. Aus dieſer Zeit ſtammt zugleich die Vorſtellung von einem Wärmeſtoffe. Welche phantaſtiſchen Anſchauungen aus dieſem Verſchmelzen der Ariſtoteliſchen Philoſophie mit Chemie hervorgingen, davon zeugt unter andern eine Stelle in Joh. Iſaak Holland's Abhandlung über den Stein der Weiſen. „Wiſſet" —, ſagt der berühmte Alchymiſt des 14. Jahrhunderts „daß man aus allen Metallen mag Salz ziehen, und alle Salz der Metallen ſind Elixir, und ſie ſind das Elementum terrae (Element der Erde), darunter verborgen iſt das Feuer, denn in den Metallen ſind vier Elemente, als Ignis, Aër, Aqua, Terra, das Feuer und die Erden ſind die äußerſten Element, Waſſer und Luft die Mittelſten, die zwei Aeußerſten ſind fix (feſt), aber die zwei Mittelſten ſind flüchtig, als Waſſer und Luft: nun ſollt ihr aber wiſſen, daß man von allen Dingen, die man verbrennen mag, das Elementum ignis (Feuerelement) von der Erden ſcheiden mag, das iſt ſein Oel, ausgenommen von Metallen nicht. Denn ſie bleiben für beieinander im Feuer, daher kommt, daß alle Salz der Metallen Elixir ſind." Man ſieht hieraus, wie die Natur ſich wohl oder übel den Vorſtellungen der Philoſophen ſich anbequemen mußte.

Soweit war man indeß doch ſchon durch die Erfahrung gekommen, daß die vier genannten Elemente ſich nicht überall als Elemente bewährten. Hierüber ſpricht ſich eine Stelle deſſelben Alchymiſten in ſeiner Abhandlung über die Kabbala aus. „Die Luft, ſagt er, iſt kein Element, ſondern ein Corpus ſeines Elements, des Feuers, darum kann auch kein Feuer ohne Luft brennen, deſſelbigen gleichen mag auch das Element des Waſſers ſeine Würkung nicht vollbringen, ſo ihm ſeine Luft genommen oder verhalten wird, es iſt auch ohn Grund geſprochen, wenn man ſagt, es ſind vier Elementa, weil ihrer nicht mehr als zwei ſind, Corpora ſind wohl, darinn ſich dieſe zwei Elementa enthalten, welche gleich ſind die Rinden, worinn der Kern wächſt." Es blieben alſo eigentlich nur Erde und Feuer übrig. Damit war man wiederum bei einer alten philoſophiſchen Vorſtellung

angelangt, die in sich allerdings ihre volle Berechtigung hat, daß nämlich das Dasein auf Gegensätzen beruhe. Mancher Philosoph hatte dieselben das Trockene und Feuchte, das Warme und Kalte, das Endliche und Unendliche u. s. w. genannt. Derselbe J. J. Hollandus berichtet nun von einem warmen und kalten Feuer, von denen das eine trocken, das andere feucht sei. Wahrscheinlich beruhte dies auf der Beobachtung, daß wenn man die Metalle mit Mineralsäuren löste, ebenfalls Wärme entbunden und Salze gebildet werden, während eine ähnliche Veränderung, d. h. die Bildung von Oxyden, z. B. beim Schmelzen von Zink und Blei, auch im Feuer mit den Metallen vor sich ging. Aehnliche Vorstellungen waren es nun, welche zuerst den maurischen Chemiker Geber bereits im 8. Jahrhunderte n. Chr. auf den Gedanken leiteten, daß allen Metallen ein brennbarer Stoff eigen sei, wodurch das Oxydiren, welches man damals Calciniren oder Verkalken nannte, veranlaßt werde. Er bezeichnete den Schwefel als solchen, während er hinwiederum in diesem einen andern Stoff annahm, welcher der verbrennliche sei. Wie schon oben nach J. J. Hollandus berichtet, hieß er auch hier schon das Oel (oleum) oder der Fettstoff (pinguetudo). Diese Ansicht ging, je berühmter Geber's Name war, auf die Alchymisten aller Länder und aller Jahrhunderte über. Sie erhielt sich, wenn auch oft bestritten, bis auf Georg Ernst Stahl, welcher 22 Jahre hindurch (von 1693—1716) als Professor der Medicin zu Halle lehrte.

Stahl war es, welcher, ein Schüler des vielbewegten Joh. Joachim Becher aus Speyer (1635—1682), eine Andeutung desselben über den Vorgang der Verbrennung besonders ausbeutete und zu einem eigenen Systeme erhob, das man das phlogistische nannte. Becher nämlich hatte behauptet, daß die Verbrennung darauf beruhe, daß jedem verbrennlichen Körper ein und derselbe Stoff, die Fetterde (terra pinguis) innewohne, und daß die Verbrennung selbst ein Zustand der feinsten Zertheilung des brennbaren Stoffs sei, in welchem der Körper in alle seine Bestandtheile zerlegt werde. Damit war der Schwefel als die Ursache der Verbrennung beseitigt, obwol die neue Fetterde zuletzt nur ein anderer Ausdruck für Schwefel war. Stahl nannte sie nun das Phlogiston, jedoch mit dem Unterschiede, daß dasselbe nicht die Feuermaterie sei, sondern daß es bei der Verbrennung aus dem Körper abgeschieden werde. Er weiß bereits bestimmt, daß die Luft bei der Verbrennung unbedingt nöthig sei, behauptet aber, daß sie nur eine passive Rolle dabei spiele, indem sie das abgeschiedene Phlogiston bei der Verkalkung der Metalle aufnehmen müsse, während sie bei der wirklichen Verbrennung mit Flamme jedem Theilchen des Phlogiston Gelegenheit gebe zu entweichen. Darum sei auch die Luft die Seele des Feuers.

Das sollte sie nun durch den Franzosen Lavoisier (geb. zu Paris 1743 und daselbst guillotinirt 1794) in einer ganz andern Weise werden. Der Sohn eines Kaufmanns, hatte er schon früh die Bedeutung der Wage kennen lernen. Dies und die schon Stahl bekannte Erfahrung, daß bei der Verkalkung der Metalle deren Gewicht nicht ab-, sondern zunehme, ließ ihn nun vielfach folgern, daß ein anderer Körper hinzugekommen sein müsse. Welcher Körper konnte das sein? Die gleichzeitige Entdeckung des Sauerstoffs durch den schwedischen, aber in Stralsund geborenen Apotheker Scheele und den Franzosen Priestley im Jahre 1774 war gemacht. Scheele hatte gefunden, daß die Luft aus zwei verschiedenen Stoffen bestände und kein Element, also kein einfacher Körper sei; daß die eine Luftart die Verbrennung und das Athmen begünstige, darum Feuerluft heißen möge, daß aber die andere das Gegentheil davon sei, darum verdorbene Luft genannt werden könne. Aehnliches hatte Priestley entdeckt. Hätten sie Beide den Werth einer quantitativen, d. h. einer nach dem Gewichte bestimmten Untersuchung gekannt, so hätten sie ohne Zweifel zu ähnlichen Schlüssen kommen müssen, zu welchen jetzt Lavoisier mit der Wage in der Hand kam. Diese zeigte ihm bald, daß der Körper, welcher bei der Verkalkung der Metalle deren Gewicht vermehrte, kein anderer als der eben erst entdeckte Sauerstoff oder die Feuer-

luft sein könne, der von der Luft aufgenommen werden müsse, da eben kein anderer Stoff als die Luft zum verbrennenden Körper gelange. Statt der Abscheidung eines Phlogistons trete vielmehr die Lebensluft (Sauerstoff) in eine neue Verbindung ein; von einem Phlogiston könne darum nicht mehr die Rede sein. Seine Ansicht siegte und man nannte sie im Gegensatze zu der phlogistischen Anschauung das antiphlogistische System. Mit ihm begann zugleich eine neue Zeit für Chemie. Die Wage hielt fortan Gericht über die großen und tiefversteckten Processe der Stoffe. Durch sie erst gelangte man zur genauern Kenntniß über die Verbindungsprocesse der Stoffe, welche sich nach dem großen Gesetze der Wahlverwandtschaften bilden. Die Wage wurde das Fundament der heutigen Industrie in der Hand des Chemikers, und die Untersuchungen über den Verbrennungsproceß sind hiermit gewissermaßen der Anfang der ganzen neuen, realen Zeitrichtung geworden.

Doch auch Lavoisier hatte noch nicht das Ganze erfaßt. Bald lernte man auch Verbindungen kennen, wobei nicht Sauerstoff, sondern auch Wasserstoff, Chlor, Brom u. a. Stoffe seine Stelle übernehmen. Von Richter und H. Davy durch tiefes Denken und glänzende Entdeckungen mit Hülfe der Volta'schen Säule begründet, gelang es erst Berzelius im Jahre 1819, den Vorgang jeder chemischen Verbindung auf elektrische Processe zurückzuführen. Jetzt wurde die „chemische Verwandtschaft" nicht mehr als Ursache, sondern als Wirkung der Vereinigung positiver und negativer Elektricität gesetzt. Feuer- und Wärmeerscheinungen waren nur die Producte elektrischer Polarität, wie man die unterschiedene Spannung beider Elektricitäten nannte. Keine einzige Gegenerfahrung hat bis heute dieses tiefe und auf die umfassendsten Untersuchungen gegründete Naturgesetz zweifelhaft gemacht.

Die Anschauungen und Forschungen über das Feuer waren vorzugsweise die Wiege unserer ganzen Cultur. Von Göttern war der Mensch ausgegangen und zu Naturkräften gelangt. Er erreichte dies, indem er von der dichterischen und philosophischen Anschauung herabstieg und auch der Materie ihr Recht in der Erfahrungswissenschaft zugestand. Somit hatte er innerhalb vieler Jahrtausende einen mühsamen Kreis der Anschauung durchlaufen. Waren nämlich seine Götter nur verbildlichte Naturkräfte, so drehte sich eigentlich der ganze Lauf seiner Cultur nur darum, sie wieder auf ihre ursprüngliche Bedeutung zurückzuführen. So hat sich in der That sein ganzes Ringen in einer in sich selbst zurücklaufenden Linie bewegt. Auch hier ist seine Geschichte nur eine Wiederholung gewesen, deren positiver Gewinn freilich die hohe Stufe verklärtern Bewußtseins ist. Der anfangs berechtigte Gedanke artete durch die Entfernung des Menschen von der Natur aus. Mit diesem Abfalle von der Natur hatte er zugleich einen unendlichen Zwiespalt in sein eigenes Geschlecht, seine eigene Geschichte geworfen. Sie ging in der That durch Mord, Raub und Verrath an aller Sittlichkeit. Endlich aber zur Natur zurückgeführt, zeigte ihm die gesunde Vernunft Das, was er in nebelgrauer Ferne suchte, zu seinen eigenen Füßen, einfach, wie die Vernunft selbst. Das ist auch heute sein Ziel und die Naturwissenschaft wird es fördern, wie sie es bisher beförderte; ihre Geschichte wird auch die des Menschen sein, ebenso wie es die Geschichte eines ihrer ehemaligen Elemente war.

(Ein dritter und letzter Artikel in nächster Nummer.)

Ein Besuch bei Arthur Schopenhauer.

Arthur Schopenhauer —? Die meisten oder doch ein großer Theil der Leser werden bei der Ueberschrift stutzen und fragen, wer Arthur Schopenhauer wäre; ja, sie werden sich vergebens an diesen und jenen ihrer gelehrten Freunde mit der nämlichen Frage wenden und selbst mancher Professor der Philosophie wird ihnen keinen genügenden Bescheid thun können, denn wahrscheinlich wird er sich nur dunkel erinnern, diesen Namen einmal

flüchtig in Tennemann's Geschichte der Philosophie gesehen und keine weitere Notiz von ihm genommen zu haben. Oder sollte ich mich irren? Sollten die vor einiger Zeit in der berliner Voß'schen Zeitung erschienenen Briefe über die deutsche Philosophie im Auslande über den Wirkungskreis jener Zeitung hinausgegangen sein? Sollten die verdienstvollen „Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie von Dr. Julius Frauenstädt" (Leipzig, F. A. Brockhaus), sollten die neuern Geschichten der Philosophie von Erdmann, Noack und Fortlage den Namen Arthur Schopenhauer endlich dem größern Publicum bekannt gemacht haben? Die Annahme dürfte nicht zu gewagt erscheinen, wenn man bedenkt, daß Schopenhauer's bereits ehrenvoll bei Jean Paul und Goethe gedacht wird, bei Letzterm in den „Tages- und Jahresheften" 1816 und 1819, ferner in seinen Briefen an Schulz, und bei Ersterm in der kleinen Bücherschau, wo er sich folgendermaßen über Schopenhauer's größeres Werk: „Die Welt als Wille und Vorstellung", ausspricht: „Ein genial philosophisches, kühnes, vielseitiges Werk, voll Scharfsinn und Tiefsinn, aber mit einer oft trost- und bodenlosen Tiefe, vergleichbar dem melancholischen See in Norwegen, auf dem man in seiner finstern Ringmauer von steilen Felsen nie die Sonne, sondern in der Tiefe nur den gestirnten Taghimmel erblickt, und über welchen kein Vogel und keine Wolke zieht. Zum Glück kann ich das Buch nur loben, nicht unterschreiben."

Es ist hier nicht am Orte, mich darüber auszulassen, inwiefern dieses Urtheil gelten darf, jedenfalls war mir daran gelegen, einen Mann, mit dessen Werken ich mich eine geraume Zeit beschäftigt und dessen Lehren mich mächtig ergriffen hatten, persönlich kennen zu lernen. Ich benutzte daher einen kurzen Aufenthalt in Frankfurt am Main dazu, dem „Frankfurter Weisen", wie man in England den am 22. Februar 1788 zu Danzig geborenen Philosophen, den Sohn der bekannten Schriftstellerin Johanna Schopenhauer, genannt hat, einen Besuch abzustatten.

Da mein Streben blos darauf geht, die Aufmerksamkeit des größern gebildeten Publicums auf diesen jetzt noch in unserer Mitte lebenden bedeutenden Mann hinzulenken, so hoffe ich, er seinerseits wird mir nicht zürnen, daß ich es gewagt, ein Gespräch oder vielmehr einige Mittheilungen, deren er mich gewürdigt, der Oeffentlichkeit zu übergeben; ihm aber, ebenso sehr wie mir, bin ich es aus gewissen Gründen schuldig, hier zu erklären, daß dies aus eigenem Antriebe und frei von jeder Nebenabsicht geschieht. Ich gehöre dabei nicht zu jenen Boswell und Eckermann, welche die Verehrung ihrer Geisteshelden bis zur Abgötterei treiben und, von Bewunderung hingerissen, auch das Unbedeutendste als Weisheitskörner einsammeln und der Welt aufbewahren zu müssen glauben.

Pessimist, wie er ist, und das Leben in der Welt als ein Leiden ansehend, verschmäht es Schopenhauer doch nicht, in Frankfurt am Main ein Zimmer auf der „schönen Aussicht" zu bewohnen. Das Innere desselben ist freilich schlicht und einfach; eine ältliche Haushälterin und ein seit Jahren in Frankfurt als Schopenhauer's unzertrennlicher Genosse bekannter weißer Pudel bilden seine Hausgenossenschaft. Als ich eintrat, erhob sich der Philosoph vom Pulte, an welchem er gerade mit der Abfassung einer Vorrede zur neuen Auflage eines seiner Werke (ich glaube über „das Sehen und die Farben") beschäftigt war, und frug mich in ziemlich schroffem Tone nach meinem Begehren. Wenn sich das mir zu Ohr gekommene Gerücht von muthwilligen Späßen, die man sich gegen ihn erlaubt hatte, bestätigt, so war diese erste Begrüßung seinerseits allerdings sehr zu entschuldigen. Als ich ihm jedoch meinen Namen genannt, der ihm aus einem Briefe, den ich einige Zeit vorher an ihn gerichtet, bekannt war, verwandelte sich sein Wesen in ein freundliches, und endlich hatte ich auf dem Sopha neben ihm sitzend Gelegenheit, den Mann, dessen Geist so mächtig auf mich gewirkt, von Angesicht zu Angesicht zu betrachten. Seine Kleidung bestand aus einem gelbleinenen Morgenanzug, recht nach altväterischer Weise, auch fehlte die Dose in der Hand nicht. Er ist von mittler Statur, silberweißes Haar

bedeckt ſein Haupt, deſſen größte Zierde die hohe freie Stirn iſt. Da ich gerade an der Wand hinter uns das bekränzte Porträt des jugendlichen Goethe bemerkte, ſo leitete ich das Geſpräch bald auf ſein Verhältniß zu demſelben. Er erzählte mir darauf, daß Goethe häufig das Haus ſeiner Mutter, die, als ſie in Weimar lebte, die ganze damalige Elite der Geſellſchaft um ſich verſammelte, zu beſuchen pflegte, doch hatte er anfangs keine beſondere Neigung zu dem freilich um 37 Jahre jüngern Arthur kundgegeben. Auch dieſer ſeinerſeits war ſehr zurückhaltend und faſt menſchenſcheu und hatte bereits einen entſchiedenen Hang zur Schwermuth, weshalb wol auch Goethe im Jahre 1819 ihn als einen „meiſt verkannten, aber auch ſchwer zu kennenden jungen Mann“ ſchildert. So kam es denn, daß Schopenhauer ſich häufig in die Einſamkeit ſeines Studirzimmers zurückzog, während Goethe im Saale ſeiner Mutter die Bewunderung der anweſenden Gäſte durch geiſtreiche Unterhaltung auf ſich zog. Eines Tages jedoch, nachdem Schopenhauer kurz vorher promovirt und Goethe, dem Hausfreunde, ſeine Diſſertation über „die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ zugeſchickt hatte, erhob ſich dieſer plötzlich beim Eintreten des jungen Doctors der Philoſophie und, ſchweigend durch einen Haufen Umſtehender ſich Bahn brechend, ging er auf Arthur zu und ihm die Hand drückend äußerte er ſich in Lobeserhebungen über jene Abhandlung, die er für ganz bedeutend anſah und die ihm mit einem male eine Zuneigung zu dem jungen Gelehrten einflößte.

„Ja! ja!“ ſoll er ſich geäußert haben, der Anſicht Schopenhauer's über Mathematik beipflichtend, „bei ſo einem Euklidiſchen Satze, da wird Einem eine Naſe gedreht, man glaubt man hat etwas und hinterdrein iſt es nichts.“

Trotz des großen Abſtandes im Alter foderte Goethe Schopenhauer auf, mit ihm zuſammen Experimente über die Farbenlehre, des großen Dichters damaliges Lieblingsſtudium, anzuſtellen, und von jenem Augenblicke an entſpann ſich ein vertrauliches Verhältniß zwiſchen dieſen beiden Männern, worauf ſie ſechs Monate lang nähern Umgang miteinander pflogen. Goethe mochte bald entdeckt haben, daß er es hier mit einem weit mehr als gewöhnlichen Denker zu thun hatte; er wollte daher nicht nur ungeſtört ſeine Geſellſchaft genießen, ſondern wünſchte auch ſtets in der dazu gehörigen ernſten Stimmung von Schopenhauer angetroffen zu werden, denn mit Andern, meinte Goethe, unterhalte er ſich, mit ihm, dem jungen Dr. Arthur, philoſophire er. Zu dem Behufe ſchlug er vor, daß Schopenhauer nicht zu jeder beliebigen Zeit, ſondern nur auf ſpecielle Einladung ihn beſuche, und eine ſolche erfolgte auch regelmäßig ein mal jede Woche während der Dauer ihres Beiſammenſeins in Weimar. Goethe's Naturell war indeſſen dem Schopenhauer's faſt total entgegengeſetzt, ſie verhielten ſich zueinander, um mich einer bekannten Claſſification Heine's zu bedienen, wie Hellene zu Jude, oder vielmehr, um es deutlicher zu bezeichnen, wie Optimiſt zu Peſſimiſt. Bringt man hierzu noch den bereits erwähnten Unterſchied des Alters zwiſchen Beiden in Anſchlag, ſo läßt es ſich leicht genug erklären, warum der junge Denker auf den gereiften Dichter von keinem nachhaltigern Einfluſſe geweſen.

Auch Wieland war Hausfreund bei Johanna Schopenhauer, und als ſolchen hatte man ihn bei der Berufswahl des jungen Arthur zu Rathe gezogen. Dieſer hatte ſich für die Philoſophie entſchieden. Wieland ſuchte ihm davon abzurathen. Er hatte nämlich in ſeinem damals hohen Alter eine ſehr geringſchätzige Meinung von ſeinen eigenen Leiſtungen. So wandte er ſich eines Tages, als der Schuhmacher eben ein Paar Stiefeln in ſein Haus gebracht hatte, zu ſeinem gerade anweſenden jungen Freunde Schopenhauer mit den Worten: „Nun, ſagen Sie, lieber Arthur, nützt dieſer Menſch der Welt nicht weit mehr, als ich ihr je mit allen meinen Schriften genützt habe? Ueberlegen Sie ſich das, und ſtehen Sie ab von Ihrem Vorhaben, ein ſo unpraktiſches Studium, wie die Philoſophie, zu ergreifen.“ Doch Schopenhauer bedeutete ihn, daß er ſeine Verdienſte gänzlich unterſchätze, daß ja ſeine Schriften Tauſenden von Menſchen Troſt und Erquickung

unter den Leiden und Mühseligkeiten des Lebens gebracht hätten und daß er ihnen dadurch frischen Muth eingeflößt, dieselben zu ertragen. Wieland ward durch diese Antwort aufgerichtet, ließ sich drei Tage Bedenkzeit, und nach Verlauf derselben erklärte er sich mit Arthur's Entschluß einverstanden.

Es kam nun die Rede zwischen uns auf seine damaligen Zeitgenossen, Jean Paul und Byron. Schopenhauer drückte sein Bedauern darüber aus, diese beiden Männer, besonders aber den ihm geistesverwandten englischen Dichter, dem er, mit mir übereinstimmend, eine sehr hohe Stelle einräumt, nie kennen gelernt zu haben.

Trotzdem Schopenhauer christliche Askese lehrt und mir besonders, wie schon in seinem größern Werke, die „deutsche Theologie", die soeben, von Susanna Winkworth ins Englische übersetzt, erschienen, dringend empfahl, so ließ er sich doch in sehr bittern Ausdrücken gegen die puritanische Geistlichkeit Englands aus. Nicht minder ungünstig, wie auch in seinen Schriften, waren seine Aeußerungen über das Judenthum und dessen Quelle, das Alte Testament. Als ich das Wort für dasselbe nahm, konnte er nicht umhin, heftig zu werden. Er meinte, das Judenthum sei eine verweichlichende Lehre. Glücklich gelebt und selig gestorben, das sei seine Maxime. Von allen Helden des Alten Testaments konnte er sich nur mit Saul befreunden, er tadelte ihn nur, daß er nicht schärfer gegen Samuel verfahren sei. In zwei Punkten schien es mir, entweder als widerspreche er sich selbst, oder als hätte ich ihn in seinem Werke nicht recht verstanden, nämlich in Bezug auf den Selbstmord und die Unsterblichkeit. Er lobte nämlich an der Bibel, daß sie, wie er meint, den ersteren nicht misbillige (er führte eben das Beispiel Saul's an), und rügte an ihr, daß sie nichts von der Unsterblichkeit lehre, während er doch in seinen Schriften einerseits den Selbstmord verwirft*) und andererseits das Buddhaistische Nirvana, die denkende Ruhe, als Zielpunkt seiner ganzen Lehre aufstellt. Nach dieser letztern Auffassung wird allerdings eine Unsterblichkeit angenommen, aber freilich in einem ganz andern Sinne, als man im Allgemeinen darunter versteht. Auch über den eigentlichen Kern seiner Lehre, über die Bezeichnung des Dinges an sich als Wille, konnte ich keinen genügenden Aufschluß von ihm erlangen. Die Zeit drängte und ich berührte zu viele Punkte, als daß er sich über irgend einen hätte des Breitern auslassen können. Als ich ihm sagte, ich hätte anfangs beabsichtigt, ihn vor meiner Reise nach London zu besuchen, bedauerte er sehr, daß ich meinen Plan geändert, da er mir in dem Falle den Auftrag hätte geben können, zu ermitteln, wer der Verfasser des obenerwähnten, in der Voß'schen Zeitung übersetzten Aufsatzes in der Westminster Review sei, um den Leumund zu stopfen, welcher gern die Welt glauben machen möchte, derselbe sei wie gewöhnlich in Deutschland fabricirt worden. Auch darüber, daß man ihn beschuldigt, er hätte Schelling einen Unsinnschmierer genannt, war er ungehalten. Sein Talent habe er nie verkannt.

Eine lange Zeit hat man Schopenhauer fast gänzlich ignorirt. Er fühlt es und hat deutliche Beweise genug dafür, daß jetzt seine Zeit gekommen ist. Ich glaubte das Bewußtsein der endlichen Anerkennung, wie sie ihm von so vielen Seiten gespendet wird, an seinem ganzen Wesen zu bemerken. Geist und Körper scheinen noch gleich rüstig an ihm; diesen stählt er, wie man mir in Frankfurt erzählte, durch Bewegung und Lebensgenuß, jener hat sich daher auch noch in jugendlicher Frische erhalten, und so steht er in seinem vorgerückten Alter noch kampfgerüstet da, und mit Eifer schickt er sich jetzt dazu an, neue Auflagen einiger seiner kleinern Werke, die dringend verlangt werden, mit Benutzung aller der Entdeckungen, welche die Wissenschaft seit dem Erscheinen der ersten Auflagen gemacht, zu bearbeiten und unablässig zu forschen und zu kämpfen, bis die Wahrheit obsiegt.

Dr. D. Asher.

*) Doch nicht. Schopenhauer sagt, der Mensch nähme sich dann das Leben, wenn er fühle, daß die Fülle seiner Leiden größer wäre als die Kraft, sie zu ertragen. D. Her.

Anregungen.

Tschudi's Thierleben der Alpenwelt.

Dies treffliche Werk, dessen Eindruck schon eine Besprechung in diesen Blättern (Bd. I, Nr. 47) gefunden, erscheint in demselben J. J. Weber'schen Verlage in einer zweiten, vermehrten und verbesserten Auflage in Lieferungen, denen vorzügliche Illustrationen von E. Mittereyer und M. Georgy beigegeben sind. Was uns an Tschudi besonders empfehlend erschienen, ist seine klare und doch so anmuthig eingekleidete Gegenständlichkeit, der Reichthum an Beobachtung ohne pedantisches Auskramen, die Ungezwungenheit seiner Schilderungen ohne Affectirtheit, die liebenswürdige Form, die Meisterschaft, womit er uns von Stufe zu Stufe führt, ohne daß wir unter der Masse interessantesten Stoffs ermüden oder den Zusammenhang verlieren, um endlich an der Hand eines ebenso unbefangen, einsichtigen und treuen wie anspruchslosen Führers das großartigste wie reizendste Gemälde einer Natur vor uns aufgerollt zu sehen, wie sie auf verhältnißmäßig engem Raume nicht ein zweites mal so bunt und mannichfaltig, wie hier von Tschudi geschehen, vor dem fleißigen Auge doch einheitlich und organisch entfaltet, gleichsam zum schönen Ganzen heraus-, hinter- und zusammengewachsen, vorkommen kann. Wenn irgend bei einem Erzeugnisse populärer Naturkunde in dem oben angegebenen Sinne als belehrenden, unterhaltenden, sittlich erhebenden und geistig anregenden Bildungsmoments, fühlen wir bei diesem, daß unsere beste Ueberzeugung von dessen äußerer und innerer Trefflichkeit nicht Gefahr zu laufen habe, von einem gründ anders lautenden Urtheilen erschüttert zu werden und daß es Jedem der übrigen Leser wol ebenso ergehen werde. Die Ausstattung ist des Inhalts würdig.

Beneden's „Geschichte des deutschen Volks".

So viel deutsche Geschichten wir auch besitzen, hat es noch immer an einer gefehlt, die in sicher, lebendiger Erzählung die Geschicke und Wandlungen unsers Volks und seines Lebens darstellte. Beneden versucht, in einem umfangreichen Werke diesen reichen Stoff in anziehender, künstlerischer Form Allen zugänglich zu machen. Er hat es weniger auf die Darlegung neuer, neuer Forschungen und Ansichten, als auf glänzende Schilderungen abgesehen. Und sein Zweck ist im Ganzen wohlgelungen. Mit sicherer Hand entworfenen und durchgeführten Zeichnungen sehen wir . Schlachten der Cimbern und Teutonen, der Heldengestalt Karl's des Großen. Voll dramatischen Lebens ist der Aufstand der Bataver und des Claudius Civilis geschildert, seine Verhandlungen mit den einzelnen Stämmen, mit den römischen Feldherren, die Seherin Velleda — Alles ist beseelt und lebenswahr. Beneden's kurzer, gedrängter Stil eignet sich vortrefflich, Personen scharf zu charakterisiren, sie redend einzuführen, die Gegensätze verschiedener Anschauungen hervorzuheben, doch wird er steif und hart bei der Schilderung von Zuständen, wo er weder behaglich breit auszumalen, noch durch einen allgemeinen Gedanken, wie sie Ranke oder eine Sentenz, wie sie Tacitus liebt — den Geist einer Zeit, den Sinn ihrer Institutionen wiederzugeben weiß. Dieser Mangel an philosophischer Durchdringung des Gegenstandes wird besonders in seiner Erzählung vom Aufkommen des Christenthums sichtbar; allein gegen die übrigen Vorzüge dieses Buchs, gegen den Fleiß und das Studium, mit dem der Verfasser die Quellen der Geschichte durchforscht, tritt er im Allgemeinen zurück, und so möge diese „Deutsche Geschichte" (Berlin, Franz Duncker), die gleichzeitig mit den Darstellungen von Duller und Pfaff erschien, Allen empfohlen sein, denen die Thaten und Leiden unsers Volks werth und theuer sind wie ihre eigenen Erinnerungen.

Moriz Hartmann.

Es gibt literarische Entwickelungen, deren solide Basis und gediegenen Ernst nur Diejenigen übersehen können, die mit den innern Vorgängen der Literatur nicht vertraut sind.

Eine solche ist die Moriz Hartmann's. Oesterreicher von Geburt, gerieth er, wie nicht zu vermeiden war, in jene oppositionellen Bewegungen, die 1848 Denen, die ihnen schon früher angehört hatten, die Schritte, die sie für die Oeffentlichkeit thun mußten, fast zwangsweise vorschrieben. Mitglied der frankfurter Paulskirche, mußte er für jene Maßnahmen stimmen, die seine Partei einmal beliebt hatte. Man wählte ihn sogar zum Begleiter Robert Blum's nach Wien. Poet und etwas bequemen Temperaments, ließ er mit sich geschehen, was eben geschah.

Nach jener Zeit lebte Moriz Hartmann in Paris und London. Die Sorge wurde seine Muse. Unvermögend und zu stolz, von den Almosen seiner Partei zu leben, war er immer bedacht, sein Talent zum Besten des unbefang-

nen und gebildeten deutschen Publicums auszubeuten und zu verwerthen. Er dichtete, er reiste, er erwarb sich die Mittel einer bescheiden anständigen Existenz durch Arbeiten unbefangensten Charakters. Seine Berichte aus Paris, aus dem südlichen Frankreich und in neuerer Zeit vom orientalischen Kriegsschauplatze hat man allgemein liebgewonnen. Er verband in seiner Darstellung Gewissenhaftigkeit mit Anmuth des Stils. Unfähig, dem Effect eine Thatsache zu opfern, waren seine Berichte ebenso unterhaltend wie belehrend. Sein Auftreten war immer anspruchslos und übernahm sich niemals. Schön und gefällig nach seinem Aeußern, misbrauchte er weder im Leben noch in der Literatur den Vorsprung, der ihm vor Andern eingeräumt wurde. Sein Wesen blieb selbst bei glänzenden Erfolgen immer bescheiden über Das, was er schon geleistet hatte, und sinnig bedacht auf Das, was er noch geben wollte. Wer ein Gefühl und den Gesichtskreis für die Mühen und Sorgen hat, die dem freisinnigen deutschen Schriftsteller in unsern Tagen beschieden sind, dem mußte Moriz Hartmann's Wirken Freude machen.

Wir zweifeln nicht, daß das ihm, wie man sagt, zugestoßene Schicksal (seine Verhaftnahme) nur damit enden wird, ihn bald wieder dem Vollgenuß seiner Freiheit zurückgegeben zu sehen. Moriz Hartmann's Talent gereicht der jungen östreichischen Literatur nur zur Ehre. In Dem, was politisch gegen ihn vorliegen mag, war er mehr ein passives Opfer der Umstände.

Europäisch-amerikanische Wechselwirkungen.

Man rechnet, daß Deutschland allein in diesem Augenblick 60 Millionen Rheinische Gulden in amerikanischen Fonds stecken hat.

Schlägt man dazu die jährlich auswandernden 60,000 Deutsche, die keineswegs zu den unbemittelten gehören, so ist es außerordentlich, wieviel Kraft Deutschland nach einem Welttheile ausströmt, dessen Rückwirkung auf uns dazu nicht im mindesten Verhältnisse steht. Denn so hoch der Zinsfuß in Amerika steht, die Bürgschaften, die amerikanische Papiere bieten, sind in der Regel sehr zweifelhaft.

Wenn man übrigens befürchtet, die Erwerbung Monacos, eines wegen seiner Winzigkeit vielverspotteten, aber sehr anmuthig gelegenen kleinen Fürstenthums an der Mittelländischen Küste, durch die Vereinigten Staaten würde Veranlassung zu Störungen der europäischen Ruhe im Sinne derjenigen Elemente geben, die von uns auswandern, irrt man sich. Der deutschen Emigration ist es noch nicht gelungen, in Nordamerika Richtungen und Beschlußnahmen zu fördern und die Politik der Freistaaten nach außen war von jeher illiberal. Von Nordamerika wissen wir im gegenwärtigen Augenblick, daß es Partei für Rußland nimmt.

Erweitertes Terrain der deutschen Sprache.

In der Moldau und Walachei wird viel gelesen, doch nur von Schriften, die der französischen Literatur angehören.

Wenn Oestreich die Herrschaft über die Donaumündungen dauernd behauptet, ergeben sich für unsern Buchhandel neue und vielleicht ergiebige Quellen des Absatzes.

Ebenso nimmt die Ausbreitung der deutschen Literatur in Amerika zu. Von Meidinger's „Bibliothek deutscher Original-Romane" sind nach Amerika 1500 Exemplare verkauft worden.

Aus und nach fremder Mittheilung.

Wem der Verstand sogar bis in die Fingerspitzen geht, dem fährt er oft aus dem Kopfe heraus.

* *

Der Spott der Wahrheit selbst ist ein Kindeslächeln, der Spott ihrer Apostel oft ein Teufelsgrinsen.

* *

Die Welt verliert mit den Jahren ihren Glanz nicht an sich, sondern nur in unserm Auge.

* *

Nichts hohler als eine Brust, die sich hohl gelebt hat.

* *

Der deutsche Witz ist Nationaleigenthum. Er ist da, aber es hat ihn eigentlich Niemand.

* *

Ein Compositionsdichter, d. h. ein wirklich schaffendes Talent, muß in Ketten tanzen können.

* *

Der Arm, mit dem wir den Menschen Wunden schlagen, ist länger als der, mit dem wir ihnen wohlthun.

* *

Am Throne ist jede Wahrheit doppelte Wahrheit, jede Lüge tausendfache Lüge.

* *

Ein sinniges Gemüth sieht an einem Wurme still, ein gewöhnliches geht an einer Welt voll Wunder vorüber.

* *

Das Glück trägt seinen Stern auf der Brust, das Unglück seinen im Herzen.

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

...entlich ein Bogen.] **Nr. 3.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Aus dem neunzehnten Jahrhundert.

...der Anklagebank saß vor kurzem in der Schweiz eine Gestalt, die nicht sehr geeignet ...n, die Sympathie der Richter und des Publicums für sich einzunehmen. Einem ...te, dessen Trägerin fünf bis sechs Jahrzehnde des Lebens hinter sich haben mochte, ...s in seiner Unschöne noch älter erschien, gaben ein Paar lebhafte, aber unstete kleine ..., ein freches Lächeln um die spärlichen Lippen, die einen zahnlückigen Mund bildeten, ...Anziehendes, das von der immerwährenden leisen und zuckenden Bewegung der ...acken keineswegs vergessen gemacht wurde. Dazu ein mehr herausforderndes und ...rdrängendes Wesen, als weibliche Schüchternheit und bescheidene Zurückhaltung, kecke ...rten, ebenso von angeborener Schlauheit zeugend wie von jener widerwärtigen Nai... die in unbewußt beleidigender Weise die eigene Unwissenheit für einen hinreichenden ...ab des fremden Urtheils hält und in dieser Meinung oft von dem seltsamsten Ge... von Lüge und Dummheit einen ungweifelhaften Sieg erwartet — so haben wir ...übselige Bild eines in jeder Hinsicht verkommenen Weibes, das um ein Jahrhundert ... in seiner Umgebung und in Zusammenhang mit dem Aberwitz seiner Thaten sich ...uf und vielleicht auch das Ende einer Hexe würde zugezogen haben. Aufrichtige ...hme dagegen erweckten die andern auftretenden Personen, eine sechzigjährige Mutter ...ren drei Töchtern, schlichte Leute vom Dorfe ohne besondere hervorstechende Züge. ...ren Gesichtern nur in diesem Augenblicke der Eindruck des Orts, das noch unsichere ... der Erlösung von einer jahrelangen traurigen Umstrickung und die Spannung auf ...de ihren lebhaften Kampf führten.

...einem Dorfe des Cantons Zürich lebte die Witwe Boli mit ihren drei Töchtern ...heidener friedlicher Häuslichkeit. Die Mädchen waren brav und arbeitsam; ihre ...eschäftigung, das Seidenweben, gewährte reichlichen Verdienst. Vor drei Jahren ver... ihre Hausbewohner ihre fahrende Habe und diesem Beispiele wollte die Familie ...lgen. Da wurde ihnen abgerathen unter der Bemerkung, sie könnten sich dem ...chte der Brandstiftung aussetzen, falls ihr Haus einmal von einem ...e betroffen werden sollte! Fälle derartiger Frevel haben hier und da in der ...se tolle und beklagenswerthe Logik gegen die wohlthätigste Einrichtung erzeugt; und

dieſer Umſtand ſollte für die brave, aber geiſtig beſchränkte Familie zu einer Kette des Unheils werden. Man kam auf den unglücklichen Gedanken, eine in der Nähe wohnende Frau, die ſich mit Wahrſagen abgab, um Rath zu fragen. Dieſer ward unter Beruhigung über die vermeintliche Gefahr ertheilt und zugleich zu größerer Sicherheit ein „Geiſtlicher Schatz“ betiteltes Buch dreingegeben. Die ſchlaue Wahrſagerin mochte mit der argloſen Einfalt, die ſie bei dieſem Vorgange gefunden, zufrieden geweſen ſein und gründete darauf einen weitern Plan, der ebenſo mit kluger Berechnung der geiſtigen Höhe ihrer Schützlinge, wie mit unverrückter Conſequenz durchgeführt wurde. Ein verborgener Schatz ward erdacht und die bei ſolchen Gelegenheiten nie fehlende Rolle der armen Seele in Scene geſetzt, die ihn hütete und erlöſt werden mußte. Der Schatz war ſo ſchwer, daß er den Stubenboden eindrücken würde. Die Verhandlung ergab, daß die Töchter ſich nur mit Mühe an den Gedanken gewöhnen konnten, daß der Himmel ihnen ein ſolches Glück beſchieden habe; die Trümpi aber (ſo hieß die Alte) wußte ſie gerade bei dieſen beſcheidenen Zweifeln zu halten und ihre religiöſe Gewiſſenhaftigkeit die Stelle der mangelnden Habſucht einnehmen zu laſſen. Die Erlöſung der armen Seele wurde zu einer Chriſtenpflicht geſtempelt, deren Unterlaſſung eine unendliche Gefahr für Leib und Seele der Säumigen nach ſich ziehen würde. Gegen ſolche Vorſpiegelungen waren die unwiſſenden Mädchen nicht gewappnet; auch verſtand es die ſchlaue Trümpi, einen weitern, in dieſer Sphäre gewichtigen Actenr wenigſtens hinter den Couliſſen ſpielen zu laſſen. Der Kapuziner in Näfels ſollte den Zauber löſen; ſie war natürlich dabei die helfende Vermittlerin. Von da an unterwarfen ſich die armen Mädchen dem Hokuspokus der Betrügerin, wenn auch mit Furcht und Bangen. Begonnen ward mit einem vorläufigen „Einwendſchatz“ von 70 Gulden, angeblich für den geiſtlichen Herrn in Näfels; drei Löffel voll Erde aus der Wohnung der Geſchwiſter ſollten die Beſchwörung einleiten; neun „Benedictuskreuzige“ waren das Unterpfand für den zu gewinnenden Schatz; „geſegnetes“ Brot auf ihn geſtreut, ſollte den Geiſt abhalten, ihn wieder wegzunehmen; ein Zauberbuch enthielt eine Reihe „Citationen“, mit denen der Geiſt beſchworen wurde, „5000 Dublonen in gangbarer Münze“ herbeizuſchaffen. Die Bethörten mußten in dem Buche beten, jedesmal beim Neumonde neun Nächte nacheinander; auch 95 Vaterunſer in einer Folge. Geräuſche im Hauſe während dieſer Beſchäftigung („Klopfen, Kratzen und Geußen“) deuteten ſie in wahrer Seelenangſt für die Nähe des Geiſtes. Und wie nichts ſo unſinnig iſt, das überwitziger Betrug, der wol manchmal an die Ausgeburten einer erhitzten Einbildungskraft am Ende ſelber glauben mag, nicht erfinden könnte, ohne ſich deshalb in den Augen der bethörten Opfer zu zerſtören, — einmal mußten die armen Mädchen ſieben Hummeln einfangen; denn vor dem Schatze ſtand ein böſer Reiter, der dem Kapuziner den Rücken kehrte; — die Hummeln ſollten ihn ſtechen, daß er ſich umwenden müſſe und erkannt würde. Die Schweſtern zweifelten nicht ſo an der Exiſtenz des Schatzes ſelbſt als daran, daß er ihnen beſchieden ſei. Dieſer Zweifel mußte natürlich den Beſitz verſchieben oder unmöglich machen; auch ließ es die Alte nicht an den gröbſten Schwüren fehlen, daß Alles wahr ſei; wollte ſie doch Gegentheils ſogar ein Hund werden!

Es iſt ein trauriges Geſchäft, ſolche Cultur- und Seelenzuſtände unſerer Zeit zu ſchildern. Zwei volle Jahre dauerte das Spiel des Wahns, der Thorheit und der Gewiſſenloſigkeit. Alles was die Betrogenen hatten, die kleinen Erſparniſſe des Fleißes, der Ertrag ihrer Arbeit, wanderte in die gierigen Hände der Alten. Jeder Neumond brachte eine Schatzung an Gern und jenem unſichtbaren Geiſte, Branntwein; eine Steuer an Geld unter allen Titeln. Als der Verdienſt erſchöpft war, kam das Vieh an die Reihe, fremdes Gelt wurde entlehnt. Die Armen darbten und hungerten; Beeren des Waldes, Kleie wurden ihre Nahrung, dabei verzingen ſie faſt vor Seelenangſt unter den moraliſchen und körperlichen Einflüſſen dieſes Zuſtandes. Die Trümpi ließ es ſich wohlſein von der Beute,

ſie „lächelte" von den Eiern, die der Geiſterbeſchwörung dienen ſollten; ſie berauſchte ſich in dem Branntwein.

Das unverbrüchliche Schweigen der Opfer hätte vielleicht noch länger den Vorhang vor dem unheimlichen Gemälde gelaſſen. Theilnehmende Augen bemerkten den Verfall der braven Familie; allmälig ward ihr das unſelige Geheimniß entpreßt, die Betrügerin der Gerechtigkeit überliefert. Das Urtheil über die Angeklagte war raſch im Klaren. Aber die Entſchädigung der Betrogenen, vom Gerichte ausgeſprochen, iſt natürlich von Seite der Betrügerin für keine zu halten, da ſie ſelbſt nichts beſitzt.

Ein Räthſel hat die Verhandlung ungelöſt gelaſſen: Inwieweit die Angeklagte ſelbſt wol an die Kraft der Zauberei und die Wirkſamkeit der abenteuerlichen Mittel geglaubt habe? In dieſem Falle ward erwieſen, daß die Zauberin, um Glück oder Erfolgloſigkeit ihrer widernatürlichen Unternehmungen zu leſen, ſich zuweilen ſelbſt die Karte ſchlug.

Reiſebriefe.

Von Bernhard Gotta.

I. Von Wien nach Peſth.

— Wien lag bald hinter uns, auch die Vorſtadtgärten mit ihren vielen Ziehbrunnen und die letzten Ausläufer des Prater entſchwanden ſchnell unſern Blicken. Ein kleiner Raddampfer führte uns auf der wiener Donau dem großen im Hauptarm des Fluſſes vor Anker liegenden zu; in zehn Minuten war die Ueberſiedelung beendet und wir ſchwammen auf dem mächtigen Hauptſtrome hinab. Die Ufer ſind flach, nur 10—20 Fuß hoch und beſtehen aus horizontal angeſchwemmten Schichten von blauem Thon, Kies und Lehm; es iſt das ganze Marchfeld zuſammengeſetzt, dieſer horizontale Boden des wiener Donau-beckens, auf dem ſchon mancher Arpaden Blut in heißer Schlacht vergoſſen wurde. Bei Hainburg, wo die nordöſtlichen Ausläufer der Alpen den ſüdweſtlichen der Karpaten die Hand reichen, ſchließt ſich das Becken, der inſelreiche Strom ſammelt ſeine Arme, um mit vereinter Kraft die Bergreihe zu durchbrechen, die ihn in grauer Vorzeit zum See aufſtaute hat. Die verfallene Veſte Theben thront auf dem letzten ſchroffen, inſelartigen Felsüberreſt des gewaltigen Damms, ſo liegt Ruine auf Ruine; zuerſt hat die Natur die Schranke durchbrochen, die noch lange eine befeſtigte Staatengrenze blieb, dann hat ſich die Geſchichte ſie überwunden und das Deutſchthum breitet ſich ſiegreich durch die geöffnete Pforte nach Oſten aus. Hinter Preßburg folgt die Donau wieder ihrer alten Wildheit, ſie ſpaltet ſich in unzählige Arme, ſodaß es ſchwer wird, zwiſchen den vielen grünen Inſeln noch einen Hauptfluß zu unterſcheiden. Es beginnt hier die eigenthümliche Landſchaft der großen und der kleinen Schütt. Bis Gran hinab wieder nur der ebene Anlagerungsboden eines uralten Landſees. Die einſamen Ufer ſind mit niederem Wald und mit Weideland bedeckt; hier und da erblickt man eine Heerde der ſchlank und breit gehörnten Rinder, der munteren braunen Pferde oder der borſtigen Schweine, die alle für Ungarn ſo charakteriſtiſch ſind. Auf den Sandbänken des Fluſſes halten graue Reiher und ſchwarze Enten Wacht, die ſich beim Herannahen des Dampfers ſchwerfällig erheben, noch eine zeitlang den Waſſerſpiegel mit ihrem ungeſchickten Flügelſchlag berührend, während zahlloſe Möven geſchäftig umherſchwärmen. Aus den Büſchen ſchaut ausnahmsweiſe ein einſames Hütten dach hervor: beinahe noch ſeltener begegnet man einem Laſtſchiffe oder einigen Fiſcherbooten, in denen kräftige Männergeſtalten durch ihre kurzen, unterrockähnlichen weiten Leinwandbeinkleider und das darüberhängende, riemenumgürtete Hemd, das Ueberſchreiten der nationalen Abgrenzung erkennen laſſen. Den ſparſamen Anzug vollendet ein breitkrempiger ſchwarzer Hut, unter dem das braune Geſicht mit zierlichem Schnurrbart her-

vorſchaut. Daraus beſteht jetzt das ganze Leben der großen öſtlichen Verkehrsader Europas, aber Oeſtreichs Schwert wird hoffentlich bald den unnatürlichen Verband durchſchneiden, in den ihre Mündung eingezwängt iſt. Nur die vielen Schiffmühlen habe ich noch zu erwähnen vergeſſen, die längs der Ufer hin an allen ſtärker ſtrömenden Stellen gruppenweiſe vertheilt ſind; da ſie numerirt ſind, ſo wird ihre Zählung leicht; ich ſah bei der Station Almás, etwas unter Komorn, Nr. 500. Die berühmte und noch unbeſiegte Feſtung Komorn liegt ſo unſcheinbar in dem Winkel, den die Waag mit der Donau bildet, daß man leicht vorüberfahren könnte ohne ſie zu bemerken. Unterhalb Komorn werden die Ufer etwas belebter. Die kleinen Dörfer beſtehen aus kleinen ſchilfgedeckten Hütten, ihre Ertwände ſind weiß getüncht, aber der Rauch ſucht ſich gewöhnlich ſelbſt ſeinen Ausweg und ich vermuthe deßhalb, daß es an den häuslichen Herden dieſer Wohnungen nicht ganz ſo traglich ausſieht als an dem Ihrigen. Zwiſchen dieſen Hütten liegen große Strohhaufen ungeordnet umher, auch einige Obſtbäume ſcheinen angepflanzt zu ſein.

Unſer Dampfſchiff iſt nach und nach immer magyariſcher bevölkert worden. Die bärtigen Männergeſtalten liegen im Hemd, im langen weißen Mantel, in der buntgeſtickten Guba von weißem Tuch, oder trotz der heißen Auguſtſonne in die zottige Pusta gehüllt, nachläſſig auf dem Verdeck umher. Minder national iſt die Kleidung der Frauen, unter denen viele hübſche Formen ſichtbar ſind. Inſeln und Sandbänke hören jenſeit Komorn faſt ganz auf, die Ufer werden höher, regelmäßiger und zeigen nicht mehr ſo viele Spuren ſteten Wechſels; die ausgewaſchenen Baumſtämme liegen nicht mehr Gerippen ähnlich auf den öden Sandbänken umher; auch die Reisbündel und eingeſammelten Bäume, zur Bezeichnung des Fahrwaſſers, ſind verſchwunden. Schon weit vor Gran dringen die Vorhügel des Bakonywaldes bis zum rechten Ufer vor, mit ihnen ändert ſich die Culturſcene; zuerſt ſieht man regelmäßigen Feldbau, dann auch Weingärten, die Dörfer werden anſehnlicher, die Häuſer wohnlicher, bis endlich die hohen ſäulengetragenen Kuppeln von Gran Alles überragen. Es wird kein Zufall ſein, auf Berghaus' ethnographiſcher Karte der öſtreichiſchen Monarchie hier die Farbe der deutſchen Nation zu finden. Dieſelbe Erſcheinung kehrt in dieſen Ländern überall ähnlich wieder.

Den Bakonywald durchſchneidet die Donau in mehren ſtarken Windungen. Die maleriſchen Gehänge ſind mit Wald und einigen Weinbergen bedeckt, aus denen hier und da ein ſchroffer Baſaltfels hervorragt. Dicht neben dem Fluße zieht hier auf der linken Seite die Eiſenbahn hin und durch ſie ſcheinen manche intereſſante Lagerungsverhältniſſe zwiſchen Baſalt, Phonolit und Tuffgeſteinen aufgeſchloſſen zu ſein. Auch hier einige Ruinen, am ſchönſten der Plintenberg.

Bei Waitzen öffnet ſich endlich das große ungariſche Hauptdonaubecken, über deſſen ebenen Puſztenboden Sie mich vielleicht ſpäter begleiten werden. Am rechten Ufer bleiben dagegen die ſchönen Vorberge des Bakonywaldes der Donau treu bis nach Ofen hinab oder vielmehr ſie bleibt ihnen treu, denn nur ſie hat die freie Wahl des Wegs gehabt. Da wachſen die Weine, die unter dem umfaſſenden Namen Ofener bekannt ſind. Erſt gegen 8 Uhr Abends langten wir zwiſchen Peſth und Ofen an. Vor uns lag die graziöſeſte aller Kettenbrücken, rechts das langgedehnte Ofen mit ſeinen hohen Befeſtigungen und dem Alles überragenden Schloß, links, ſchon im Abendnebel, das ſtolze Peſth. Dieſe Städtelage gehört zu den ſchönſten die ich kenne, beſonders wenn man von den hohen Schloßterraſſen herabblickt. Aber weder die Vegetation noch die Bauweiſe erinnern hier daran, daß man nicht mehr in Deutſchland iſt, höchſtens einige plumpe Frachtſchiffe tragen morgenländiſchen Charakter an ſich, ſonſt iſt nichts ſpaniſch Südliches, oder Morgenländiſches zu ſehen, auch das Leben der ſtädtiſchen Bevölkerung iſt ganz deutſch, nur das verkehrende Landvolk zeigt fremdartige Trachten, Stellungen und Verkehrsmittel. Jeder Gutgekleidete kann Ihnen auf Deutſch Rede ſtehen, man fühlt ſich überall wie daheim und

kann hier ſtolz darauf werden, ein Deutſcher zu ſein, denn das herrſchende iſt hier in der fremden Hauptſtadt das deutſche Element.

II. Von Peſth nach Großwardein.

Wie lange werden wir fahren von Peſth über die Puſten nach Großwardein? — Wenn es gutes Wetter bleibt zwei Tage, wenn ein anhaltender Regen kommt acht, auch wol vierzehn Tage. Bis Szolnok brachte uns der Dampfwagen in wenigen Stunden. Dieſer bedeutende Theil der ungariſchen Steppen iſt bereits durch Dampfkraft überwunden, der Unterbau iſt fertig bis Großwardein, wenn iſt die Schienen darauf liegen, dann wird die ganze Reiſe ein Spiel ſein; die Eigenthümlichkeiten der Puſten wird man aber, an ihnen vorüberfliegend, kaum noch beobachten können. Der gewöhnliche Straßenbau durch dieſen Landſtrich gehörte beinahe zu den Unmöglichkeiten, da es auf der ganzen langen Strecke weit und breit nirgends einen feſten Stein gibt von der Größe einer Haſelnuß, nichts als Sand, Schlamm, Thon und Sumpf, die ruhigen Ablagerungsproducte eines großen Landſees, keine andere Erhöhung als einige alte Grabhügel (tumuli). Die Wohlthat der erratiſchen Blöcke, aus denen man in den norddeutſchen Ebenen Straßen und Häuſer baut, fehlt hier ganz.

Sobald man in Szolnok den Bahnhof verlaſſen hat, befindet man ſich unter fremdartigen Erſcheinungen, das deutſche Wort findet nur ſelten noch eine Antwort. Ungarn im zottigen Pelz, in der buntgeſtickten weißen Guba, mit in Säcken verwandelten, zugebundenen Aermeln, im weißen Hemd und ähnlich weitem kurzem Pantalon, in der nationalen Schnurenjacke und engem Beinkleid, im breitkrämpigen Hut oder hoher Pelzmütze; braune Zigeuner in längern Hemden oder mit dunkelm Ueberwurf, lauter maleriſche, aber fremdartige Geſtalten umgeben uns. Szolnok prangt auf jeder Karte als Stadt, aber wer erkennt in dieſer Verſammlung elender Erdhäuſer eine ſolche? Auch der Gaſthof „Zum grünen Baum“ macht davon keine Ausnahme; ein zweites Stockwerk ſucht man überall vergeblich, nur die Kirche ragt empor. Wir beſteigen den Biharſchen Eilwagen: es iſt ein langer Leiterwagen mit fünf eingehängten Sitzen und feſt überſpannter Lederdecke. Hinten daran noch ein ungeheures, mit einem Kattunzeug überzogenes Koffermagazin. Dieſe lange Maſchine wird jetzt mit fünf oder ſechs Pferden beſpannt, da aber der Fuhrmann unzählige Schnallen, Riemen und Stricke erſt löſen, ordnen und wieder befeſtigen muß, ſo vergeht nach dem Einſitzen noch ziemlich eine Viertelſtunde. Endlich ſehen wir uns in Bewegung, plötzlich mit großer Haſt, dann wieder wegen irgend eines Hemmniſſes mit äußerſter Langſamkeit. Welcher Mathematiker könnte die Bahngeſchwindigkeit und die Störungen dieſes Himmelskörpers im voraus berechnen oder aus den gegebenen Bahnelementen die Natur der Störungen ermitteln? Es kann ein Loch im Wege (wenn man die unbeſchränkte breite Fahrbahn überhaupt ſo nennen darf), eine verſchobene Schnalle, eine dichte Ochſenheerde oder auch nur eine Laune des Fuhrmanns geweſen ſein.

Nach Ueberſchreitung der Theiß und ihrer wenig erhöhten Ufer liegt die Puſta endlos vor uns, ganz in der Ferne ſieht man ſchon den Thurm der nächſten Station Törökſt. Miklos. So geht das fort bei ſchneller Fahrt zwei volle Tage lang, man ſieht den Himmel über der völlig ebenen Steppe und in der Ferne den Thurm der Station. Sie werden fragen, was es von einer ſolchen Reiſe überhaupt zu erzählen geben kann? Und ich dagegen muß fürchten, noch gar Vieles überſehen zu haben oder wenigſtens nicht die geeigneten Worte zu finden, um Ihnen das Fremdartige dieſer einförmigen Landſchaft klar vorzuführen. Ich werde mich dabei nicht an die chronologiſche oder geographiſche Reihenfolge der Beobachtungen binden, weil auf dieſe hier in der That nichts ankommt, ſondern die Dinge beſprechen, wie ſie ſich eben meiner Erinnerung aufdrängen.

Der Boden dieſer Ebene iſt größtentheils unergründlich fruchtbar, die Räder ſinken

bei naſſem Wetter bis zur Achſe ein. Nur gewiſſe Strecken ſind mehr ſandig und einige ſumpfig. Letzteres meiſt nur in der Nähe der langſam dahinſchleichenden Flüſſe. Da aber ihre Betten immerhin etwas eingeſchnitten ſind, ſo erſcheint Austrocknung durch Gräben oder geſchickte Trainirung nicht unmöglich. Deutſche Betriebſamkeit würde das längſt verſucht haben. Der Anbau beſteht vorherrſchend nur in Mais (Kukurutz) und zunächſt um die Orte in Gemüſegärten, Obſtbäumen und Akazienpflanzungen. Eſt in neuerer Zeit ſind dazu einige Weingärten und kleine Waldanlagen gekommen. Der größere Theil der Oberfläche iſt endloſer freier Weideraum. Auf dieſem treiben ſich ebenſolches die großen Heerden der Rinder, Pferde, Schweine und Schafe umher, alle von ungariſcher, nationaler Race, wie hier Alles noch das Gepräge beſtimmter Nationalität an ſich trägt. Sie ſind bewacht von berittenen Hirten und von vielen zottigen Hunden, die ein Mittelding zwiſchen Spitz und Wolf zu ſein ſcheinen, gefährlich dem einſamen Fußwanderer, der ſich ſogleich niederlegen muß, um ihre Angriffe zu neutraliſiren, denn den ſitzenden Menſchen greift kein Hund an. Fußwanderer ſieht man hier freilich überhaupt faſt gar nicht. Alles fährt oder reitet. Die ſtolzen magyariſchen Bauern der freien Puſzten, deren jeder ein Edelmann iſt, ſind aber ſeit der unglücklichen Revolution von 1848 ſtellenweiſe im wahren Sinne des Worts vom Pferd auf den Eſel gekommen. Den berittenen Hirten, welche oft Räubereien getrieben haben ſollen, iſt es nämlich jetzt nur noch erlaubt auf Eſeln zu reiten. Das mag ihren Stolz wol tief kränken, aber der gewünſchte Erfolg iſt erlangt worden, die Raubanfälle haben aufgehört.

Unter den Pflanzen des Weideviehes iſt eine kleine ſtrauchartige Diſtel beſonders charakteriſtiſch. Sie bedeckt oft große Strecken faſt allein, die Sümpfe ſind mit Rohrdickichten bedeckt, der bezeichnendſte Puſztenvogel iſt ein gedankenloſer Kibitz. Krähen, wilde Enten, Störche und Schnepfen ſind ſeltenere Erſcheinungen.

Die Orte ſind meiſt ſehr groß und ſtadtartig zuſammengebaut, wie in den meiſten ebenen Gegenden, dafür liegen ſie weit auseinander und zwiſchen ihnen nur zuweilen eine vereinzelte Weideſtation oder eine Art von Wirthshaus, daneben ein Ziehbrunnen. Andere Brunnen gibt es überhaupt nicht, ihr Waſſer iſt ſchlecht und der Verſuch, beſſeres durch Bohrlöcher aus tieferen Schichten hervorzulocken, iſt, ſoviel ich weiß, noch nicht gemacht worden; ſein Gelingen würde unermeßliche Vortheile bieten. Die ſtets nur ein- ſtöckigen Häuſer ſtehen reihenweiſe geordnet, dazwiſchen breite, lange Gaſſen. An der Peripherie der Städte oder Dörfer liegen ſie in Gemüſegärten, unter Obſtbäumen und Akazien verſteckt, näher der ſtets hochgethürmten und centralen Kirche ſtehen ſie dichter beiſammen, nur durch Gehöfte voneinander getrennt, die von zierlichen Schilfzäunen umgeben ſind. Form und Einrichtung der Häuſer ſcheint überall ungefähr dieſelbe zu ſein, nur die Größe verſchieden. Gewöhnlich ſchließen vier niedere Erd- oder Luftziegelwände ein langes ſchmales Viereck ein, nach der Straße zu liegt das Wohn- und Schlafzimmer, dahinter die Hausflur mit dem Herd und dem Ganzang nach der Hofſeite. Hinter dieſer der Stall oder noch ein Wohnraum vor ihm. Das dicke, aber zierliche Schilfdach ſpringt auf der Hofſeite etwas vor und wird von Holz- oder Backſteinſäulen getragen, erſtere gehören, wie alles Holzwerk in dem baumloſen Lande, ſchon zu den Luxusartikeln. Bei einigen Häuſern liegt vor auch die Thür hinter einer Art Säulenhalle in einer breiten Niſche des Hauſes. Neben der Thür Bänke, die Wände womöglich weiß getüncht. Der Hof enthält noch einige leichte Ueberdachungen, Wagenſchuppen, kleinere Ställe oder dergleichen Nebengebäude, den Ziehbrunnen und große Haufen von Maisſtroh, die zugleich nebſt dem Stallmiſt das Hauptbrennmaterial bilden. Etwas größer ſind die Gaſthäuſer und an einem großen Säulendach für die Wagen kenntlich; bequeme Hôtels darf man aber auf dem ganzen Wege zwiſchen Peſth und Orſowa nicht erwarten. Paprikahühner, Kulatſchkeniſch, Kaffee und leichten Wein ſind in den meiſten Locanda zu haben.

oft auch Waſſermelonen und Sauerbrunnen ſtatt des ſchlechten Ziehbrunnenwaſſers. Beſonders auffallende Erſcheinungen ſind noch große Pferdemühlen, deren jeder Ort einige enthält; das runde ſpitze Schilfdach mit einſeitigem Anhang läßt ſie von weitem erkennen. Die unſichere Kraft des Windes wird in einem Lande verſchmäht, wo die der Thiere noch ſo billig und überflüſſig vorhanden iſt. Es gibt Dörfer dieſer Art, deren Hausnummer über 2000 ſteigt; begreiflicherweiſe nehmen ſie einen ſehr großen Flächenraum ein. Mich erinnerten dieſe aus Erde und Schilf zuſammengeſetzten Gehöfte ſtets an die Abbildungen der beſſern Juriendörfer in illuſtrirten Reiſewerken und die eigenthümliche Erſcheinung der nationalen Bewohner ſtört dieſe Illuſion gar nicht.

Bei einem der einſamen Wirthshäuſer ſtießen wir auf einen der vielen Militärtransporte, die jetzt ununterbrochen gen Oſten ziehen. Der Ziehbrunnen war ſeit einer Stunde in ſteter Thätigkeit und bereits faſt ganz erſchöpft, um die ſtaubbedeckte Mannſchaft und ihre Pferde zu erquicken; begierig ſtürzten ſich die Leute des Nachtrabs auf den hervorſteigenden Eimer, ſo ſchlecht auch ſein Inhalt, während die weiterziehenden Wagen, Kanonen und Truppen ſchon eine unüberſehbare Reihe gegen die nächſte Station hin bildeten. Hier war es auch, wo wir in der heißen Mittagsglut das überraſchende Schauſpiel einer Fata morgana genoſſen. Unſer letzter Stationsort, die ihn umgebenden wenigen niedern Bäume, einzelne Strohhaufen, Alles erſchien über den Horizont gerückt und dazwiſchen ſahen wir die täuſchende Nachahmung eines theils ruhigen, theils bewegten Waſſerſpiegels.

Am frühen Morgen des dritten Tags erreichten wir Großwardein; hier enden die Puſten, man ſieht wieder Berge dicht vor ſich. Die Stadt zeigt nicht mehr den fremdartigen Charakter der Puſtenorte, die Mehrzahl der Bewohner verſteht wieder Deutſch. Viele derſelben ſind Deutſche oder Juden.

Was für ein geſegneter, reicher Landſtrich kann aus dieſen Puſten werden, wenn die Bevölkerung derſelben ſo entwickelungsfähig iſt, wie es den Anſchein hat; die Magyaren ſind für den Fortſchritt der Civiliſation offenbar weit zugänglicher als die öſtlich angrenzenden Walachen. Die Vollendung der Eiſenbahn wird hier Wunder thun, ſie wird den Fortſchritt beflügeln und nöthigenfalls erzwingen, denn wenn es die Bewohner des Landes nicht ſelbſt thun, ſo werden deutſche Anſiedler kommen und nach und nach von Station zu Station ſich ausbreiten, ſie werden Sümpfe austrocknen, Wälder von Akazien, Eichen und Maulbeeren anpflanzen, den Boden umpflügen, Wege bauen und durch Bohrlöcher nach beſſerm Waſſer, auch weil nach foſſilem Brennmaterial ſuchen. Aus der Steppe kann dann ein Garten werden.

(Der dritte Brief in nächſter Nummer.)

Das Feuer und der Menſch.

Von Karl Müller in Halle.

III.

Wenn die beiden vorigen Artikel es ſich zum Ziele geſetzt hatten, nachzuweiſen, welchen gewaltigen Antheil das Feuer an der Civiliſation der Menſchheit auf den Gebieten religiöſer und phyſikaliſcher Anſchauungen nahm, ſo iſt noch die techniſche Seite der Betrachtung übriggeblieben. Dieſelbe ſcheint jedoch ſo für ſich ſelbſt zu ſprechen, daß jede weitere Betrachtung überflüſſig erſcheinen könnte, doch auch nach dieſer Seite hin findet ſich ein ganz beſtimmter Culturgang, welcher mit den religiöſen und phyſikaliſchen Anſchauungen Hand in Hand geht.

Es gab eine Zeit, wo es als eine Entweihung und Verunreinigung des Feuers galt, daſſelbe zu häuslichen und techniſchen Zwecken zu gebrauchen. Dieſe Zeit konnte natürlich

keine andere als jene sein, wo der Feuerdienst in seiner Blüte stand, wo man das Feuer als Gottheit verehrte. Darum galt es nach Duncker in Iran „als ein großes Verdienst, das Feuer aus den Werkstätten, überhaupt alle umherliegenden Feuerbrände an die heiligen Feuerstätten zu tragen. Es war ein Vergehen, das Feuer des Herdes zu stark zu den Bedürfnissen des Hauses zu gebrauchen, dem Feuer gar keine oder schlechte Nahrung durch grünes, nicht ausgetrocknetes, schlecht zugehauenes, überhaupt ungeprüftes Holz und ungeprüfte Wohlgerüche zu geben, das Feuer mit dem Munde an- oder auszublasen, Wasser ins Feuer zu gießen, eine ungewaschene Hand zum Feuer zu bringen. Die größte Sünde war aber, Unreines oder gar Leichen ins Feuer zu werfen und dadurch das reine Element, den reinen Sohn Ahuramazda's (der Sonne) zu verunreinigen. Für Sünden der Art, besonders für solche, welche man unwissend oder unachtsam begangen haben könnte, mußte das Feuer um Verzeihung gebeten werden. Die Parsen blasen noch heute kein Licht aus, sondern verlöschen es durch Wehen mit der Hand oder tragen es zum Herdfeuer; sie löschen auch Feuersbrünste nicht mit Wasser, sondern reißen die Gebäude nieder und entfernen die Balken oder suchen den Brand durch daraufgeworfene Erde zu ersticken." Wo eine solche Anschauung den Menschen beherrschte, konnte natürlich an eine Industrie in unserm Sinne nicht gedacht werden. Ein solcher Kultus hätte den Gebrauch der schmutzigen Braun- und Steinkohlen geradezu abgeschnitten, auch wenn sie damals wie heute bekannt gewesen wären. Keine Ätzkalköfen hätten zu poröser Kohle für Zuckerfabriken verbrannt werden können. Kein thonischer Stoff hätte zur Gewinnung von Ammoniaksalzen oder blausaurem Kali u. s. w. verarbeitet werden dürfen. Dieser Kultus schnitt in der Nichtbenutzung des mächtigsten Elements der Industrie dieser ihren ganzen Lebensfaden ab. Natürlich konnte eine solche Anschauung nur in einem schon von der Natur in jeder Hinsicht gesegneten Lande emporkommen, in einem Lande, welches durch seine Produkte des Menschen dringendste Bedürfnisse selbst befriedigte, in einem Lande, dessen Sonne ihre Strahlen heißer über den Menschen breitete, als der Norden und das hohe Gebirge es vermögen. Es folgt gleichzeitig hieraus, daß des Menschen Anschauungen sich von jeher nach Bedürfnis und Heimat, also seine Kulturgänge nach Naturverhältnissen richteten. Es leuchtet aber auch der ganze Gegensatz der alten und neuen Weltanschauung daraus hervor. Die Anschauung der alten, noch von der Natur bewältigten Völker sagte: Begnüge dich mit Dem, was die Natur freiwillig reicht, mit andern Worten, laß dich von der Natur, von den Verhältnissen beherrschen. Die neue Weltanschauung sagt: Beherrsche die Natur, die Verhältnisse. Jene sagte: Die Gnade der Götter wird dir die Hand füllen. Diese sagt: Hilf dir selbst, so hilft dir der Himmel. Jene unsere alte Religion beweist aber auch, wie eng geistiges und materielles Wohl, wie selbst Industrie im weitesten Sinne des Worts auch mit Religion verbunden ist und warnt uns vor allem Unfreien mit entschiedenster Stimme.

Die neue Anschauung konnte natürlich nur durch die Naturwissenschaft gewonnen werden. Sie, die uns durch die Erkenntnis des Naturgesetzes zu dessen Benutzung, zu dessen Beherrschung führt, sie hat den Menschen erst von der Gewalt der Natur befreit und ihn sich selbst, seiner eigenen Kraft zurückgegeben. Die Wahrheit dieses Ausspruchs beweist der weitere Verlauf in der Geschichte des Feuers. Bevor der Chemiker begann, das Ursprung des Feuers durch Philosophie und Erfahrung zu erforschen, wußte man noch nicht und konnte man es nicht wissen, daß die Luft die „Seele des Feuers" sei, wie sich Becher sinnig ausdrückte. An Oefen, deren innerstes Wesen auf der Regelung des Luftzutritts beruht, konnte nicht gedacht werden. Das Feuer brannte auf dem Herde; der Herd wurde der Sammelplatz der Familie und noch bis heute ist er der dichterische Ausdruck für die Familie geblieben. Es genügt schon, an die ehemalige Lebensweise der Vorfahren zu erinnern, um mit einem male zu überblicken, wie innig hiermit das ganze

geſellſchaftliche Leben, wie Sitten und Gebräuche mannichfaltig hiermit verwebt ſein mußten, wie tief der Einfluß des Verſammelns am häuslichen Herde auf die Gemüther der Einzelnen zurückwirken mußte. Bauart, Möbel, Kochkunſt, Bekleidung u. ſ. w. mußten ſich eng an dieß Leben am Herde ſchließen. Wenn dieſe ganze Lebensweiſe Jahrhunderte hindurch bei den Völkern des Nordens und der Gebirge dauerte, ſo erſtaunt man, zu finden, wie an keine einzige Veränderung in Sitten und Gebräuchen, welche zunächſt vom Herde abhingen, ernſtlich gedacht werden konnte, bevor der Sauerſtoff der Luft entdeckt und als eigentliche Lebensluft bei der Verbrennung erkannt war. Wie dieſe Fruchtbarkeit aller Entdeckungen der Vergangenheit eine neue Zeit für Chemie und der ihr engverbündeten Wiſſenszweige hervorrief, ebenſo konnte ſie nun auch tief in das geſellſchaftliche Leben des Menſchen eingreifen, indem ſie den Herd des Hauſes veränderte, das Feuer in den Ofen ſchloß, damit aber auch die Familie auseinandertrieb, jedem Einzelnen in der eigenen Stube einen eigenen Ofen gab, das öffentliche Familienleben ſomit zu einem innern umgeſtaltete. Nur die Entdeckung des Elektromagnetismus allein kann in dieſer geſchichtgeſtaltenden Kraft jener Entdeckung an die Seite geſetzt werden.

Mit der Einführung der Oefen, d. h. der Benutzung des Feuers in geſchloſſenen Räumen, kann erſt die neuere Induſtrie beginnen. Alle Schmelzöfen, alle Sublimations- und Deſtillationsapparate können jetzt erſt darauf rechnen, durch wiſſenſchaftlichere Regelung des Luftzugs, folglich des Zuſtrömens von Sauerſtoff, ſich von ihrer niedern Stufe zu erheben und großartigere Proceſſe möglich zu machen. Jetzt erſt konnte das Feuer die Seele der Induſtrie werden. In dieſem Sinne allein iſt das Feuer ein Element, d. h. eine Grundlage der Weltregierung geblieben. Auch die drei übrigen Elemente der Alten, Erde, Waſſer und Luft, ſind es in ähnlichem Sinne noch heute und für alle Zeit. Keins iſt etwas ohne das Andere. Darum kann man auch nicht an das Feuer denken und die drei übrigen Elemente vergeſſen. Hat die Induſtrie ſich in der Dampfmaſchine ein Denkmal für alle Zeiten geſetzt, ſo haben ihr alle vier Elemente zugleich dazu verholfen, jedes mit gleicher Wichtigkeit.

Es ruht eine außerordentliche Tiefe in dieſen Thaten der Induſtrie. Rohe Elemente ſind es ja nicht, welche ihr Thun beherrſchen. Die Induſtrie ſelbſt iſt es, welche die Elemente durch den Geiſt der Wiſſenſchaft beherrſcht:

> Denn furchtbar wird die Himmelskraft,
> Wenn ſie der Keſſel ſich entrafft,
> Emporreißt auf der eig'nen Spur,
> Die freie Tochter der Natur.

Das Zügeln des rohen Elements führt unterwegs auch das Zügeln der eigenen rohen Elemente der Menſchenbruſt mit ſich. Die Verklärung der Natur iſt auch die Verklärung des Menſchengeſchlechts. Spannt doch die rohe Macht des Elements der Natur den Menſchen zum Denken an, es zu feſſeln, iſt die Anregung zum eigenen Denken doch der erſte Anfang zur Ausübung ſeiner Kräfte; iſt die Benutzung ſeiner innern Kraft doch zugleich die Auferſtehung ſeiner Sittlichkeit; führt ihn dieſe doch zuletzt zu jenem hohen Ideale, dem er ſchon ſeit Jahrtauſenden nachſtrebte, ſein eigener Geſetzgeber, ſein eigener Gott zu ſein.

Ein wunderbarer und doch natürlicher Kreislauf führt uns hiermit zu den Anſchauungen der Alten zurück. Galt ihnen das Feuer als Gottheit, mit andern Worten, als ſittliche Macht, ſo iſt ſelbſt heute das Feuer auf dieſem Standpunkte nicht von ſeiner Höhe herabgeſtiegen. Es iſt vielmehr durch den hohen Geiſt der Naturwiſſenſchaft wieder zu dieſer Höhe hinaufgeführt worden, nachdem es durch die Philoſophie von ſeiner Götterhöhe herabgeſtürzt war. Denn iſt es das Feuer, welches die Seele unſerer Induſtrie abgibt, iſt es die Induſtrie, welche den ſittlichen Boden für alle Cultur bildet, ſo iſt jene An-

ſchauung in ſich ſelbſt gerechtfertigt. Es leuchtet uns aber aus der Vergleichung der alten und neuen Weltanſchauung auch die große Verſchiedenheit beider wieder hervor. Die alten Völker beteten zu dieſer ſittlichen Macht, zu der alten Gottheit des Feuers, und — ihre Cultur ging nur im Schneckengange vorwärts. Die heutigen Völker arbeiten mit der Macht des Feuers und — ihre Cultur geht mit Rieſenſchritten einem noch unüberſehbaren Ideal voll Sittlichkeit, voll Freiheit entgegen. Die Alten beten ihrer Gottheit mit dem Munde, die Neuen im Geiſte.

Unſer Weg iſt beendet. Auch das Feuer war es, welches uns dieſes große Evangelium der Weltanſchauung zuführte. Was wir ſchon einmal beim Elemente des Waſſers fanden, hat ſich auch hier bewährt. Der ehemalige Knecht iſt unverſehens zum Herrn emporgewachſen, aber zu einem Herrn, deſſen Zepter zu einer ſittlichen, nicht drückenden wurde. Gleich berechtigt ſteht die Naturmacht des Feuers in der Geſchichte der Menſchheit da, dem ſteigen Menſchen gegenüber; und doch iſt es, als ob uns ſein Thun überall zurufe: Zittert nicht, denn in der großen Weltregierung gibt es weder Herren noch Sklaven. Jeder iſt Herr und Jeder iſt Diener! Iſt das ehemalige Element de Philoſophen und Naturforſcher zugleich das Element unſerer Geſchichte geworden, ſo gewinnt erſt hiermit des Dichters Wort ſeine ganze Tiefe, mit dem wir ſchließen:

Wohlthätig iſt des Feuers Macht,
Wenn ſie der Menſch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er ſchafft,
Das dankt er dieſer Himmelskraft.

Die Stimmen der Thiere.

Mag die Natur im Blütenſchmucke des Frühlings noch ſo lieblich prangen, mag der Schmelz der Farben, der Duft der Blumen noch ſo ſehr des Menſchen Herz erfreuen, mögen die Strahlen der Sonne noch ſo mild ſich herniederſenken, der größte Reiz der Natur bleiben doch immer die lebendigen Stimmen derſelben: ſie wird uns näher gerückt, ſie ſpricht uns freundlicher, vertrauſamer an durch das tauſendfache Getön des Lebens in ihr. Was wäre der friſche grüne Wald ohne das Rauſchen der Quelle, ohne den vielſtimmigen Geſang der Vögel, die blühende Wieſe ohne das fröhliche Ergehen der Heerden, ohne das Summen der Inſekten, was wäre die herrlichſte Landſchaft, wenn nicht die Stimmen der Natur auch dem Gehör ſeine Nahrung gäben, welches faſt mehr noch als das Geſicht uns zu mitfühlenden Weſen macht? Und wäre es, wenn der Winter ſo vieles Lebendige aus unſerer Nähe vertreibt oder verſtummen läßt, auch nur das heiſere Krächzen der Raben, der Schrei des einſamen Raubvogels, das Pochen des geſchäftigen Spechts, es iſt doch eine Aeußerung des Lebens, eine Erinnerung, daß nicht alles Lebendige von uns gewichen iſt, was uns umſomehr erfreut, je weniger die Landſchaft dem Auge zu bieten vermag. Wenn Alles ſchwiege, wenn alle Stimmen der Natur verſtummt wären, mitten in aller Pracht der Erde würde uns ein Gefühl der Oede und Verlaſſenheit überſchleichen, die Natur, wenn auch in die lachendſten Farben gekleidet, würde uns wie todtgeboren erſcheinen.

Auch die unorganiſche Natur hat ihre beredte Stimme. Welch' eine Tonleiter von dem ſanften Rieſeln des Baches, welcher ſich mit leiſem Grollen an einem Felsſtück oder an einer Baumwurzel bricht, bis zur donnerähnlichen, erbebenden Brandung des wildempörten Meeres, vom milden Flüſtern des Zephyrs, welcher kaum an den Gräſern der Wieſe, in dem Laube des Waldes ein leiſes, träumeriſches Klingen weckt, bis zum Heulen zerſtörenden Sturme, der heulend, ohne Widerſtand, über die weite Ebene ſauſt, der die Rieſen des Waldes knarrend bis zur Erde beugt oder wie dünnes Rohr knickt! Wel

offenbart ſich in dieſen Tönen der Elemente die erhabenſte Naturpoeſie, aber volle Befriedigung finden wir doch erſt, wenn die Stimmen der Thierwelt einfallen.

Wunderbar mannichfaltig ſind die Mittel und Wege, welche die Thiere anwenden, um in dem tauſendfach wechſelnden Getümmel des Lebens nicht lautlos zu bleiben. Doch nicht allen Thieren verlieh die Natur eine Lunge und ſomit eine wirkliche Stimme. Unzählige Thiergeſtalten auf der Erde und unter der Erde und im Waſſer leben einſam und ſtumm, in ſich ſelbſt verſchloſſen mit ihren Trieben zur Erhaltung des Lebens und zur Fortpflanzung ihres Geſchlechts. Andere wiſſen den Mangel einer Stimme auf verſchiedene Weiſe zu erſetzen. Myriaden von Mücken, Fliegen, Bremſen, Immen und Käfern ſummen, ſchwirren und ſchnurren und doch haben ſie Alle keine eigentliche Stimme. Starr und regungslos, faſt im Zuſtande des Scheintodes liegen die Inſekten verborgen in kalten Nächten und kühlen Tagen, aber jeder warme Sonnenſtrahl weckt ſie zu regem Leben und die Glut des Sommers ruft ſie zu raſtloſer Beweglichkeit. Indem die Luft theils in die Tracheen, welche durch häutige Klappen verſchloſſen ſind, theils in die Luftgefäße der ausgeſpannten Flügel heftig einſtrömt, werden dieſe in eine zitternde Bewegung verſetzt und bewirken ſo jene feinſchwirrenden oder tiefſummenden Töne, durch welche ſich die fliegenden Inſekten hörbar machen. Einige Käfer haben noch beſondere Töne, wodurch ſie ſich gegenſeitig zu rufen ſcheinen. Der Klopfkäfer ſchlägt mit ſeinem Oberkiefer an das Holz, wodurch ein Ton wie das Ticken einer Taſchenuhr hervorgebracht wird, weshalb ihn der Aberglaube die Todtenuhr nannte; der Schröter oder Bockkäfer erzeugt durch Reibung ſeiner Halsringel einen girrenden Ton, faſt wie von einer Geige, was ihm auch den Namen Geiger verſchaffte. Am lauteſten in der Inſektenwelt macht ſich das muntere Völkchen der Heimchen und Grillen, welche ihre Streichinſtrumente — denn andere haben ſie nicht — vom frühen Morgen an bis in die ſpäte, ſtille Nacht in Feld und Wieſe ertönen laſſen. Die einen bewirken ihr Zirpen oder ſogenanntes Singen durch ſchnelle Reibung der Flügeldecken aufeinander, die andern durch das Reiben der Hinterſchenkel an den Flügeldecken.

Den Fiſchen verſagte die Natur jede laute Aeußerung des Lebens; ſtumm verbringen ſie ihr Leben in dem Dämmerlichte, welches ſelbſt beim hellſten Sonnenſchein unter dem Waſſer herrſcht. Erſt bei den Amphibien tritt die Lunge auf und ſomit die erſte Spur einer wirklichen Stimme. Die meiſten bringen es aber nur zu einem ziſchenden oder hauchenden Geräuſch, indem ſie die Luft heftig ausſtoßen. Nur die Familie der Fröſche hat die Natur in dieſer Beziehung bevorzugt; ſie erheben ſogar zu gewiſſen Tages- und Jahreszeiten ihre Stimme am lauteſten in dem vollen Orcheſter der Thierwelt. Kein Thier vermag in Bezug auf Kraft und Ausdauer der Stimme mit unſerm Waſſerfroſche zu rivaliſiren, geſchweige denn mit dem fußlangen Brüller Virginiens und Louiſianas (Rana mugiens), deſſen dumpfes Geſchrei dem Brüllen eines Ochſen gleicht. Kein Thier hat aber auch ſolche Mittel zur Verſtärkung der Stimme erhalten als der Froſch; denn wie zwei Trommeln treten ſeine gewaltigen Schallblaſen aus den grünweißlichen Backen hervor.

Nicht nur an Stärke, ſondern auch an Wohllaut und Mannichfaltigkeit der Töne ſind die Vögel die begabteſten unter den Thieren. Welch' unendliche Scala von Tönen, vom heiſern Krächzen des Raben, vom wilden, ſchrillenden Schrei des Raubvogels, vom dumpfen Stöhnen der Rohrdommel, vom leiſen Gurren der Holztaube bis zum jubelnden Schmettern der Lerche, dem ſanften, ſüßklagenden Flötentone der Nachtigal und Amſel, dem wechſelvollen Trillern des Finken und Kanarienvogels! Wir wiſſen dieſe tauſendfache Tonleiter nicht beſſer zu ſchildern als mit den Worten Jablonsky's:

Horche, Sohn, wie Schmerz und Freude
Die beſchwingten Chöre ſingen!
So viel Stimmen, ſo viel Klänge,
Die zum Herzen wonnig dringen!

Anders ſingt der helle Sänger,
Preiſen Lieb den Wald belebet;
Anders findet, was er ſühlet,
Jener, der zum Lichte ſtrebet.
Anders ruft die ſchwermuthsvolle
Taube ihre lieben Kleinen;
Anders lockt der laute Kukuk
Zu ſich her die Schar der Seinen.
Anders ſchallt der Schlag der Wachtel
Aus der Saaten gold'nen Wellen;
Anders ſind die leiſen Töne,
Die im Schwalbengezwitſchern quellen.
Anders ſtimmt im Lied die Lerche
Die Gefühle ihrer Seele,
Anders, was ſie tief empfindet,
Nachtigal aus ſüßer Kehle.
Traurig wär' der Garten, trotz
Nur ein Sang, statt vieler Sänge;
Und nicht wär' die Welt ſo reizend,
Wenn nur Eine Sprach' erklänge!

Die Stimme der Vögel iſt nicht nur im Verhältniß zum Körpervolumen ſtärker als die der vierfüßigen Thiere, ſondern ſelbſt an und für ſich abgeſehen von dieſem Verhältniß. Wir vernehmen die Stimme der größern Vögel oft ſchon, ehe unſer Auge ſie entdecken kann; ſie müſſen ſich dann zu einer Höhe emporgeſchwungen haben, welche wenigſtens 3000 mal mehr beträgt als ihr Durchmeſſer, weil erſt in dieſer Entfernung das menſchliche Auge die Gegenſtände nicht mehr erblickt. Wenn nun ein Vogel mit ausgebreiteten Flügeln ein Gegenſtand von 4 Fuß im Durchmeſſer iſt, ſo wird er erſt in einer Höhe von 12.000 Fuß oder einer halben Meile verſchwinden. Wenigſtens ebenſo groß werden wir alſo die Schallweite der Stimmen der größern Vögel annehmen können.

Betrachten wir die Stimmmittel der Vögel etwas näher. Während die Amphibien die Stimme mehr mit dem Gaumen, die Säugethiere mehr mit den Lippen hervorbringen, erzeugen die Vögel die übrige zum Theil mit der Zunge und ſchon deswegen iſt ſie die vollkommenſte unter den Thierſtimmen. Der Kehlkopf iſt ſehr einfach, er iſt nur ein einfacher Spalt ohne einen behubaren Rand, ohne Stimmritzenbänder und andere Vorrichtungen, welche beim Menſchen die wunderbare Mannichfaltigkeit der Töne bewirken. Dagegen haben die Vögel am Ende der Luftröhre einen eigenthümlichen Apparat, den ſogenannten untern Kehlkopf, welcher ſich am vollkommenſten bei den Singvögeln findet. Da, wo die Luftröhre in die zwei Aeſte übergeht, iſt ein breiter, horniger Abſatz, ähnlich dem Gerüſte einer Trommel, in welchen von unten eine hornige Scheidewand hineinragt. Jeder Aſt der Luftröhre iſt durch eine Stimmritze mit zwei Stimmbändern verſehen. Zugleich heften ſich theils an die Trommel, theils an die Ringe der Luftröhre einige Muskeln, welche am meiſten zu der wechſelvollen Modulation der Töne bei den Singvögeln beitragen. Die beſten Sänger haben fünf ſolcher Muskelpaare; die meiſten übrigen Vögel nur ein oder zwei — und ſind daher keiner Mannichfaltigkeit der Töne fähig. Bei den Waſſer- und Sumpfvögeln ſind kreiſchende oder ſchnatternde Stimmen vorherrſchend. Die Albatroſſe ſchreien faſt wie die Eſel, manche Möven, zumal die Lachmöve, laſſen eigenthümliche Gurgeltöne, die hoch in den Lüften ziehenden Schwäne einen tiefen Poſaunenton hören.

Auch die Hühner-, Klettern- und Raubvögel entbehren des vollſtändigen Singmuskelapparats, indem ſie nur einen einzigen Singmuskel haben; und doch hat jedes Geſchlecht ſeine eigenthümliche Stimme, woran wir ſie und ſie ſich untereinander erkennen: die Tauben ihr Trommeln, Gurren und Lachen, die Truthühner ihr Schnalzen, die Auerhähne

ihr Schleifen, die Haushühner ihr Gackern und Glucken, die Wachtel ihren sanften, im Daktylustakte ertönenden Ruf, die Geier ihr Pfeifen.

Bei den Singvögeln, die einen gleichen Singmuskelapparat haben, scheint auch die Nahrung von Einfluß auf die Stimme zu sein. Die von Würmern oder Fliegen, Mücken und andern Insekten lebenden haben eine sanfte, silberhelle Stimme; die Körnerfresser dagegen einen vollerklingenden, häufiger trillernden Gesang. So trägt jeder Vogel je nach seinem besondern Mitteln und Kräften zu dem vollen Chore das Seinige bei, manche machen sich sogar ein musikalisches Vergnügen eigener Erfindung, z. B. der Specht, welcher stundenlang auf einem dürren Aste sitzt und mit seinem kräftigen, keilförmigen Schnabel so tüchtig darauf loshämmert, daß es weithin durch den Wald dröhnt.

Die Säugethiere tragen verhältnismäßig wenig zu dem Getöne des Lebens in der Natur bei, denn sie lassen ihre Stimme viel seltener erschallen als die Vögel, auch ist dieselbe an und für sich weit schwächer. Während die größern Vögel, wie wir sahen, ihre Stimmen aus einer Höhe von mehr als einer halben Meile herabschicken, macht sich die der Säugethiere schwerlich weiter als eine Viertelmeile vernehmbar. Doch erheben auch sie alle ihre Stimmen, um sich in der Ferne zu erkennen oder um Gefühle der Freude und des Schmerzes, der Zuneigung und des Zorns, des Hungers und des Durstes auszudrücken. Fröhlich hallt das Iohl wider von den Stimmen der blökenden Heerden, von dem Wiehern der Rosse, dem Bellen der Hunde; schauerlich schallt das Brummen des Bären, das Heulen der Wölfe durch die Wildniß, die Löwen und Tiger erfüllen mit furchtbarem Gebrüll die einsamen Wüsten, die Affen durchziehen mit kreischendem Geschrei die Wälder der Tropen. Keins hat die Stimme des Andern, sie alle finden sich zusammen in den weiten Räumen, wo sie zerstreut umherschwärmen. Also erhielt es eine höhere Weisheit zur Erhaltung des thierischen Lebens.

Dr. Strauß.

Fernschreibekunst oder Telegraphie.

Seitdem die Telegraphie ihren rohen Anfängen entwachsen, bei denen das Auge der Hauptvermittler gewesen, Nacht und Nebel aber ihre Thätigkeit vollständig hemmten, seit sie eine wunderbare Kraft des Elektromagnetismus in ihren Bereich gezogen, sind ihre Fortschritte gleich rasch wie außerordentlich gewesen. Wer heute einen hohen Thurm mit windmühlenartig arbeitenden Armen, deren Bewegungen auf einem andern entfernten Thurme ein Mann mit gewaltigem Perspective in gespannter Aufmerksamkeit verfolgt, um sie dann mit gleicher Umständlichkeit weiter zu expediren, sofern die Luft es erlaubt, neben einem Apparate stehen sähe, der leise hämmernden Takten seine Zeichen unsichtbar schreibt und sie einem einfachen Drahte übergibt, der neben unsern Landstraßen über Flüsse und Berge läuft und mit seiner mehr als blitzschnell dahinschreitenden Depesche nicht nach Wind und Wetter, nach Nacht und Nebel frägt, — der allein könnte sich auch kühlichen Augen von der erstaunlichen Umwandlung überzeugen. Abwechselnder Schluß und Oeffnung einer galvanischen Kette durch einfache, nach einem Orte meilenweit fahrende Drahtenden, die um ein hufeisenförmiges Stück Eisen gewunden sind. Das dadurch bewirkte abwechselnde Magnetisiren und Entmagnetisiren des Stückchens Eisens, sodaß es selbst wieder als Elektromagnet ein ihm nahes anderes Stück Eisen anzieht und fahren läßt, und die Uebertragung dieser Bewegung durch eine geeignete mechanische Vorrichtung auf einen Zeiger vor einer Scheibe mit Buchstaben — dies ist das einfachste Bild der Telegraphie und der durch sie bewirkten Mittheilungen. Die unmeßbare Geschwindigkeit der elektrischen Fortpflanzung zu den besondern Zwecken sicher zu benutzen, die Schwierigkeiten und Unbehutsamkeiten einer jener unendlichen Geschwindigkeit möglichst entsprechenden praktischen Anwendung zu beseitigen, den Mechanismus der Apparate zur denkbarsten Vollkommenheit zu bringen, darum

ziehen ſich die unabläſſigen Bemühungen auf dem Gebiete des Telegraphenweſens, von denen täglich auftauchende Aenderungen und Verbeſſerungen Zeugniß geben.

Schon ſind die Nadel- und Zeigertelegraphen theilweiſe von dem Drucktelegraphen verdrängt, der die Depeſchen ſchneller, ſicherer und bleibender wiedergibt; und noch iſt die eine Art der Drucktelegraphie nicht zur Herrſchaft gelangt und ſchon erſcheint ſie wieder nur als Uebergangsſtufe. Im Allgemeinen hat man mit Recht geltend gemacht, daß es ſich mit dem gegenwärtigen Stande der Telegraphie ungefähr ſo verhalte wie mit der Schreibkunſt im frühen Mittelalter, wo Wenige nur leſen, Einzelne nur ſchreiben konnten und zu beiden Verrichtungen fremde, eigens inſtruirte Schreiber erforderlich waren. Man könnte dabei auch an die italieniſchen Schreibſtuben denken, in denen die zarteſten Herzensgeheimniſſe einem ſtilleinenen Schreiber anvertraut werden, weil die zarte Abſenderin alle Gaben beſitzt, nur nicht die Kunſt, ihre Gefühle auf das Papier überzutragen. Freilich ſichern auch hier Maſſe und Abſtumpfung durch die Gewohnheit ebenſo vor einer Verletzung zarter Geheimniſſe, wie etwa das Poſtgeheimniß des Telegraphen durch die beſondere Verpflichtung ſeiner Beamten gewahrt iſt; man erkennt aber doch, daß allerdings bei letzterem das praktiſche Bedürfniß nach einer Stufe der Ausbildung ſtreben muß, auf der angelangt es keiner andern als der gewöhnlichen Schriftzeichen zur Uebertragung der Nachrichten bedarf, eine vollſtändige Emancipation von fremder Mithülfe gegeben iſt und Jeder für den Austauſch ſeiner Gedanken ohne beſonders dreſſirte fremde Mitwiſſende ſelbſt an den Apparat treten und mit ſeinem Correſpondenten ſprechen kann, wie er einen verſiegelten Brief der Poſt übergibt. Dies würde alſo die letzte Vervollkommnung des telegraphiſchen Gedankenverkehrs ſein.

Man ſieht leicht ein, daß es mehr Schwierigkeit machen muß, die fünfundzwanzig Buchſtaben des Alphabets, neun Ziffern und mehre Interpunctionszeichen bleibend darzuſtellen als nur einige Punkte und Linien, aus deren Wiederholung und Abwechslung dann das ganze Alphabet zuſammengeſetzt wird, wie es auch bei dem mehr und mehr benutzten Morſe'ſchen Drucktelegraphen der Fall iſt. Jenes erfordert einen weit verwickeltern Apparat, ebenſo viele beſondere Theile oder beſondere Theilſtellungen, als Zeichen vorhanden ſind und ihre entſprechende Thätigkeit auf beiden Stationen mittels einer einzigen geſchloſſenen Leitung. Indeß weiß man, daß bei den Fortſchritten unſerer techniſchen Wiſſenſchaften Schwierigkeiten, die aus dem Mechanismus hervorgehen, eher als Anſporn denn als Hemmſchuh des Scharfſinns zu ihrer Ueberwindung wirken; und ſo hat es denn auch in den letzten Jahren nicht an Verſuchen gefehlt, jenes Problem der Telegraphie ſeiner Löſung nahezubringen und ſowol die Zeichengebung als die Zeichenleſung Jedem zugänglich zu machen. Vielleicht erinnern ſich unſere Leſer der vor einigen Jahren aus Amerika herübergekommenen Nachricht, daß es gelungen ſei, jede geſchriebene Depeſche mit den Schriftzügen ihres Verfaſſers an eine entfernte Station überzutragen. Die Verrichtung für dieſen Zweck, deren Details wir hier übergehen, war unzweifelhaft ſinnreich, aber den Verheißungen und Erwartungen entſprach ſie nicht. Es waren — um es nur anzudeuten — an entfernten Punkten zwei länger dauernde vollkommen identiſche Bewegungen erforderlich, was ſich praktiſch ſehr ſchwer ausführbar erwieſen hat; und ohne jene Identität wurde die Schrift unleſerlich. Einen jedenfalls noch ſinnreichern Fernſchreibapparat hat vor zwei Jahren Herr Hipp von Reutlingen, jetzt Vorſteher der ſchweizeriſchen Telegraphenfabrik, erfunden. Als Grundlage, um mit eigentlichen oder ſchon vorhandenen Buchſtaben (und nicht mit Punkten und Strichen) ſchreiben zu können, hat Hipp eine Figur zur Hülfe genommen, die in der That faſt ſämmtliche Buchſtaben des ſogenannten lateiniſchen Alphabets enthält. Der Apparat beſteht aus zwei Theilen, von denen der eine die Depeſche ſchreibt, der andere das hierzu erforderliche Oeffnen und Schließen der elektriſchen Kette vermittelt. Man denke ſich nun, daß an der Empfangsſtation ein Schreibſtift (ein kleiner

Hebel, deſſen eines Ende in einen kleinen Tintenbehälter geht) ſich befindet, der durch eine Combination von Bewegungen ſtets jenen verſchlungenen Zug auf das um einen Cylinder gewickelte Papier beſchreibt. Auf der Abgangsſtation findet mittels Elektromagneten die Zeichengebung ſtatt; der Stift wird, indem der galvaniſche Strom ſtets während der Zeit unterbrochen wird, wo jener ſeinen Zug nur in der Luft und nicht auf dem Papier machen ſoll, genau für denjenigen Theil ſeiner verſchlungenen Bewegung auf das Papier gedrückt, der den beabſichtigten Buchſtaben darſtellt. Ein Syſtem von Taſten, die den Buchſtaben entſprechen, iſt mit einer Walze (ähnlich etwa wie bei einer Drehorgel) in Verbindung gebracht, welche letztere den Schreibſtift für die erforderliche Zeit mit dem Papier in Berührung erhält. Der Apparat, bei dem alſo eine Ueberſetzung der gewöhnlichen Schrift in die telegraphiſche Zeichenſprache und umgekehrt wegfällt, alſo auch Fehler leichter vermieden werden können, ſchreibt 135 Buchſtaben und mehr in der Minute mit gewöhnlicher Tinte auf feines Papier deutlich und ſchön. Nur erfordert auch er eine ungemeine Genauigkeit, Schnelligkeit und Reinheit der Bewegungen, die einer Anwendung im Großen nicht geringe Schwierigkeiten bieten.

Neuerdings noch hat ein ſchweizer Mechaniker, Theiler aus Einſiedeln, einen Telegraphenapparat erfunden, der nach ſeiner bisherigen Aufnahme beſtimmt ſcheint, im Telegraphenweſen Epoche zu machen. Der Erfinder hat, wie man vernimmt, in Paris für ſeine Erfindung den Preis von 50,000 Francs erhalten. Mit Uebergehung der Einzelheiten bemerken wir nur, daß der Theiler'ſche Telegraph zu einer dritten Claſſe von Apparaten gehört, in welcher die ſchwarzerhabenen Buchſtaben als erhabene Typen den Rand eines Rades einnehmen und ſich auf einem fortrückenden Papierſtreifen abdrucken. Das Typenrad auf der Empfangsſtation erhält die jedesmal richtige Stellung, um die entſprechende Type dem Papier darzubieten, durch eine ſinnreiche Einrichtung; die Zeichengebung geht einfach von einer leicht und ſchnell zu ſpielenden Claviatur aus, ähnlich der einer Pianoforte, auf den Taſten ſind die einzelnen Buchſtaben angezeichnet. Auch hier kommt es auf die übereinſtimmende Drehung zweier Räder auf den beiden Stationen an, aber nicht auf ſo lange Zeit und nur während der ſehr kurzen Zeit einer einzigen Drehung, und dann nur angenähert, worin ſomit ein beſonderer Vorzug dieſes Telegraphen liegen würde. Nehmen bei dem Umſtande, daß für jeden Buchſtaben eine einzige, aber ganze Umdrehung der Räder benutzt wird, die Bewegungen und Drehungen auch eine etwas bedeutendere Zeit in Anſpruch, ſo genügt andererſeits hierbei auch eine einzige Operation für Einen Buchſtaben, wo andere, z. B. der ſehr gebräuchliche Morſe'ſche Apparat, fünf bis ſechs brauchen. Auch die Aufmerkſamkeit des Telegraphiſten wird von dem Theiler'ſchen Apparat nicht ſo angeſtrengt gefordert. Die Zeichenabnahme in gewöhnlichen Buchſtaben wird mit einer Schärfe und Reinheit wie auf dem Wege der Lithographie bewirkt und der Erfinder ſelbſt glaubt die noch vorhandenen Mängel ſeines Werks vermeiden und es für die Benutzung im Großen durchaus geeignet machen zu können. Uns ſelbſt war es nur um einige Andeutungen über die erſtaunlichen Fortſchritte auf einem Gebiete zu thun, das kaum erſt mit der Entdeckung der Elektrotelegraphie ſelbſt bereichert worden iſt. Goethe ſagt: „Bei dem ſchnellen Umtriebe der Welt verliert man ſich ſelbſt, bis man von Allem Notiz genommen hat.“ Dr. L.

Anregungen.

Ein Blick auf München.

Die bisherige Epoche, welche die ſo freudig begrüßte und ſich in jeder Beziehung als eine Nationalangelegenheit ankündigende Münchener Induſtrieausſtellung unterbrach, iſt vorüber. Aufs neue wendet ſich der Blick theilnehmend an die Ufer der Iſar. Dieſe Induſtrieausſtellungen, wie ſie jetzt nun aber als eine neue Art weltgeſchicht-

lichen Wetteifers und Ruhms erfaßt und gefördert, von unten mit einem entsprechenden Enthusiasmus hingenommen, besucht und beschrieben werden, sind nicht mehr blos die Kampfplätze des Gründungsgriffes, Gewerbefleißes und der theilweisen Erhebung des Handwerks zur Kunst, sondern weiterhin durch den Anklang, den sie finden, durch die Verbindungen, in die man sie bringt (Kunstausstellungen, Musertheater), und den Werth, den man ihnen beilegt, Gradmesser unserer Gesammtcultur, unserer Fortschritte im äußern Erscheinungsleben, unserer physischen Behaglichkeit, unserer Ansprüche und Genüsse. Ob man sie allenthalben schon in dieser weitgreifenden Beziehung gewürdigt, ob man sie namentlich als das augenfälligste Zeichen von der Macht eines Geistes erkannt hat, der unzweifelhaft der gewaltigste Hebel menschlichen Fortschritts ist, aber sich in manchen seiner Aeußerungen doch vielfach in einigen Mißcredit gebracht hat — des Abstractionsgeistes —, will zweifeln daran, und die meisten Berichte auch über die Münchener Industrieausstellung beleihren uns kaum eines Andern. Daran aber ist vor der Hand auch noch nichts zu verlieren. Was in der Menschen- und Culturgeschichte Epoche zu machen geeignet ist, übt seinen fortwirkenden Einfluß mit oder gegen den Willen seiner ersten Förderer. Ist doch jede Blüte nur das Gesammtergebniß vieler vorausgegangenen natürlichen Prozesse und die Frucht selbst wieder die natürliche Folge der Blüte.

Noch eine andere Frage indeß wirft sich uns auf, wenn wir überall den meistens vorgezeichneten günstigen Berichten begegnen; die Frage nämlich: Ist, was auf diesen Ausstellungen dem Auge in vollendeter Form als mehr oder weniger vorzügliche Leistung entgegentritt, auch der wahre Ausdruck des Strebens der verschiedenen Productionsländer, der höhere Beweis von dem Wohlstande ihrer Bewohner, namentlich der großen Theile derselben, der arbeitenden? Bekommen wir in dem Gelieferten in der That das richtige Bild von dem einzelnen Gewerbszweige und in der summarischen Zusammenstellung dann von dem Stande der Industrie des einzelnen Landes überhaupt? Man erkennt bald, daß diese Frage die praktische Seite der Sache ist und möglicherweise die schwierigste Antwort enthält. Denn schließlich kann kein Zweifel sein, daß es sich nicht darum handelt, die Möglichkeit zu beweisen, daß dem oder jenem Producte sich eine solche Vollkommenheit geben lasse, daß ihm vor andern eine ehrenvolle Auszeichnung zuerkannt wird, sondern darum, daß ein bestimmtes Fabrikat als Waare für den allgemeinen Verkehr, für den großen Markt des Publicums stets so tüchtig und preiswürdig hergestellt werde, als es hier vielleicht nur ausnahmsweise für einige Wochen geschieht. Ein Abweg — dies ist nicht zu verkennen — liegt auch hier nahe; ein Abweg, dem wir auch trotz mal in unsern Tagen vielfach begegnen: der äußere glänzende Schein bei der sonstigen innern Nichtigkeit und Leerheit. Die Gefahr liegt nahe, daß das Sprüchwort: „Handwerk hat goldenen Boden", sich verwandele in „Handwerk hat glänzenden Boden." Uns war sonst eine bekannte Klage, daß Alles jetzt gar unendlich schöner und geschmackvoller, aber auch leichter, unsolider, flüchtiger gearbeitet werde, für gänzlich ungegründet halten? Allerdings können und müssen gerade gewerbliche Ausstellungen auch gegen diese Verirrungen wirken, aber dann nur, wenn von allen Verfertigern die innere Güte mehr ins Auge gefaßt wird als der flüchtige Schein des Tags und das angenehmblendende Arrangement. Von Dem, was das Auge auf den Industrieausstellungen an Erzeugnissen eines Landes erblickt, möchte man auf dessen ganze Industrie nur seinen Gesammtculturzustand zurückschließen können, und doch würde dies schwer sein, so verdienstlich eine derartige geistige Auslegung der Ausstellungen sein würde, die diesen Zweck ins Auge faßte. Daß auch die offiziellen Gewerbsberichte dies auch nicht thun, wäre weniger schwer zu erweisen.

Wir kommen demnächst in einigen ausführlichern Artikeln auf die Gedankenreihen zurück, welche die Münchener Industrieausstellung in aufmerksamen Beobachtern anzuregen hat.

Die Demüthigung des Hasses.

Nichts beweist Haß mehr, als Das, was ein Gegner gesetzlich übt oder gethan hat, unterschreiben oder billigen wollen.

Verstandes- und Gemüthsmenschen.

Wer das Bewußtsein hat, ein Gemüthsmensch zu sein, kennt sicher auch die Gefahren des Gemüths und fürchtet sie. Das Gefährlichste wird ihm dabei, wie einmal der Lauf der Welt ist, immer bedünken, als könnte es den Anschein haben, er besäße weniger Verstand als Andere. Was liegt ihm da näher, als daß er seinen Verstand in eine ewige äußerliche Bewegung und Thätigkeit setzt? Daher die auffallende Erscheinung, daß im Leben die Gemüthsmenschen wie Verstandesmenschen beschäftigt werden und umgekehrt Verstandesmenschen (um ihrer gewichtern Rolle willen) wie Gemüthsmenschen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

[Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 4. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Eine Hochzeitnacht im Norden.

Es war 18** und December und 24 Grad Kälte, Mondschein und Hochzeit, und zwar im Dorfe Ober-Gylein, da oben in Lithauen, hart an der ruſſiſchen Grenze. Chriſtoph Lagies hatte ſeine Urte Bernotke im Arm und auf der Bruſt hatte er ein Ehrenzeichen. Das Eine ließ ihn als den glücklichen Ehemann, das Andere als einen braven Streiter für ſein Vaterland erkennen.

Chriſtoph ſaß mit ſeiner Urte im Brautwinkel, das iſt der Platz in der Ecke des Zimmers, der dem gewaltigen Ofen ſchräg gegenüber beim Neubau eines Hauſes in dortiger Gegend extra dazu angelegt wird. Er verlangt ſeine gehörige Breite zwiſchen den Fenſtern der Wände, damit man ihn ordentlich ausſchmücken könne. Unter grünen Tannenzweigen, mit Goldflitter und bunten Bändern verziert, ſaßen die Brautleute gleich den Lämmlein im Moos einer Weihnachtspyramide. Der Jubel ringsumher war nicht klein, denn der Chriſtoph hatte für tott gegolten, geblieben auf dem Felde der Ehre. Als aber die Lithauer wieder heimmarſchirt waren, da war auch der Chriſtoph mit ihnen zurückgekommen, Allen zur Freude, zumeiſt aber ſeiner Lieblſen, ſeinem Vater und ſeiner Mutter.

Einem nur war es zu Muthe dabei geweſen, als ſollte ihm das keine Freude ſein, und das war ſein leiblicher Bruder. Dieſer ſaß neben ſeinem Vater und machte ein gar nichtig Geſicht, das um ſo trübſeliger ausſah, als er es unter verſtellter Luſtigkeit zu verſtecken ſuchte, was ihm nicht gelang. Der alte Lagies hatt' es ſchon lange bemerkt. Er benutzte daher die Gelegenheit, als ſein Sohn aufſtand, um hinauszugehen in die friſche Luft, ein Wort im Vertrauen mit ihm zu reden. Michael, ſagte er zu ihm, dein Bruder hat Hochzeit und dein Bruder iſt deines Vaters Sohn. Kannſt du um ſeinetwillen nicht fröhlich ſein, ſei es um meinetwillen und verderb uns den Tag nicht. Dein Bruder hatte das Herz deiner Braut, und wollte ſie dir gleich ihre Hand nicht verſagen, ihr Herz flog dem Wiederkehrenden entgegen, und Das muß gelten. Ich will nicht hoffen, du hegſt jetzt den Wunſch: Wäre mein Bruder doch geblieben im Feld! Wie das Gerücht uns einſt fürchten gemacht!

Nein, gewiß nicht! Nein, Vater! Nein — aber —

Was aber? — Ich will wiſſen, was dies Aber ſoll.

Vater, der Gedanke, daß, wenn das nun wahr gewesen wäre — Es kommt Einem doch so in den Kopf — und ich wäre dann glücklich gewesen — —

Was sollte wahr gewesen sein?

Ich denke den Gedanken nicht gern, ich ärgere mich sehr über ihn, ich sage mir selbst, wie abscheulich er ist — aber ich kann nicht dafür, er kommt mir immer und immer wieder in den Sinn — —

Daß dein Bruder geblieben sein möchte?

Gott sieht's, ich gebe mir Mühe, gar nichts mehr zu denken! — Ach, wäre diese Hochzeit nur erst vorüber!

Junge, das ist ein Brandmal auf deiner Seele! Bist du nicht mit in der Kirche gewesen, hast du nicht mitgesungen, mitgebetet für deinen Bruder und haben des Pastors Worte keinen Eindruck auf dich gemacht?

Ja, Vater, ich habe mitgesungen, mitgebetet — aber in meinem Herzen saßen tausend Teufel, ich weiß nicht, daß ich gesungen und gebetet in der Kirche. Doch laßt mich nur, ich geb' euch mein Wort: die Litte will ich vergessen und den Christoph dazu — Wären diese Tage nur erst vorüber!

Der Vater sah seinem Sohne mit ernster, aber freundlicher Miene ins Gesicht, klopfte ihm auf die Schulter, sprach gute Worte und ging wieder ins Haus. Drinnen war indessen abgefegt. Die Alten wischten sich den Mund, den Jungen brannte es unter den Fußsohlen, den Boden zu stampfen. Die Musikanten machten auch eine Pause, um sich für die Arbeit beim Tanze zu stärken an den ihnen vorgesetzten Leckerbissen. Frisch langten sie zu nach dem eingeschlachteten Schinken mit handhohem Fett, nach dem Schweine- und Gänsebraten, nach der vortrefflichen Bratwurst und füllten sich dazu aus dem stumm umkränzten Drangwine-Napf einen Löffel nach dem andern, daß ihnen die Schnurrbärte zusammenklebten wie Zöpfe. Drangwine ist nämlich das aus Kornbranntwein, Honig, Rosinen und Korinthen bereitete Lieblingsgetränk der Litthauer und hält ihnen Leib und Seele zusammen. Endlich hatten die Alten ihre Sitze bei Tische verlassen und die Musikanten fingen an aufzuräumen für den Tanz. Da entwand sich auch Christoph den Armen seiner Braut, gab ihr einen derben Schmatz und sagte: Nun plaudere, Herzliebste, mit den Muhmen und Basen. Bis zum Tanz hoffe ich wieder zurück zu sein. Ich habe etwas vor, das uns Glück bringen soll. Damit gab er ihr noch einen Kuß und überließ sie dem Gespräch mit den Verwandten. Er war mit einem Satze aus der Stube heraus und über die schneebedeckte, im Mondlichte flimmernde Straße hinweg in das Haus seiner Aeltern hinein. Dort angelangt, zog er in aller Eile ein Paar Hosen von Schaffell, eine lange Weste aus eben solchem Stoff, eine eben solche Jacke und noch einen Pelz von demselben Thiere über seine Staatsbekleidung, jedoch ihm das Pelzwerk auf den Beinen einfach, auf den Armen zweifach, auf der Brust sogar dreifach zu liegen kam. Gut gegen den Frost, wenn man im Schnee liegen muß, sagte er dabei, setzte sich eine Mütze von Fuchsfell auf den Kopf und nahm seine Büchse von der Wand. Einen Fuchs am Hochzeitage geschossen, so hörte ich in Flandern, das bringt Glück, sagte er für sich, ich muß doch sehen, daß ich's erjage! Damit hatte er den Ladestock in die Büchse gestoßen, um zu prüfen, ob sie geladen, und als er sich davon überzeugt hatte, griff er nach dem Pulverhorn und dem Kugelbeutel, steckte Beides zu sich und war mit wenigen Sätzen zur Hinterthür hinaus und durch den Garten an den Niemen, dessen breite Eisdecke er hastig überschritt, um sich in der Nähe des Ufers in eine, zu seinem Zwecke schon am Tage von ihm erbaute sehr niedrige, schneeüberworfene Hütte flach auf den Boden zu legen. Die Musikanten ließen eben wieder eine ihrer lustigsten Weisen erschallen und den Jubel der Gäste hörte er dazwischen aus dem Dorfe herüber, als er sich kaum in eine für den Anschlag geeignete Lage gebracht und nun sein Auge über die weite, freie Ebene schweifen

ließ, wo er den Köder gelegt wußte. Bald sah Christoph etwas, das dem ähnlich sah, was er suchte. Mit einem raschen Griff prüfte er das Schloß seiner Büchse und als er Alles in Ordnung fand, richtete er den Blick wieder in die Ferne und sprach vor sich hin: Bewegung ist in dem Dinge; die Art der Bewegung läßt mich aber nicht schließen auf einen Fuchs — müßten sich ihrer auch an andern Orten noch zeigen — läßt sich aber nichts weiter erblicken auf dem Schneefelde vor mir. Es muß ein Feind der Füchse sein, was da kommt. Mir schon recht, ich bin ihr Freund auch nicht, werden aber trotzdem keine Kameradschaft machen miteinander.

Wieder sah er hinaus auf das dunkle sich nähernde Etwas.

Der Branntwein und die Hochzeit — es flimmert mir vor den Augen wie all nichts Gutes — Was fällt mir ein? Das wird auch der Grund sein, warum es die Leute in Flamern für ein so großes Glück erklären, einem Fuchs am Hochzeittage Eins auf den Pelz zu brennen? Ich will's aber doch fertig kriegen! Wenn nur das Ding da — kein Wolf ist? Und das Ding ist wahrhaftig zu groß für einen Fuchs — Ein Wolf aber — Na warte nur, Bursche, ich will mir den Kehrpfosten abziehen und eine Kugel aufsetzen. Mein Auge ist sicher, meine Hand ist fest: einem Wolf auch will ich's leid machen, mir die Füchse zu verjagen. Aber verteufelt lang scheint mir der Kerl zu sein. Ei nun, wir haben ihrer, die sich sehen lassen können; ausgewachsene Bursche — aber wahrhaftig, Christoph, das müssen wol zwei sein! Zwei Wölfe, zwei Wölfe, und, wenn ich den einen auch wirklich nicht fehle, so kommt mir der andere auf den Hals. Ausreißen und die Jagd im Stiche lassen, das ginge wol noch — dann müßt' ich mich bei Zeiten auf die Strümpfe machen — Wäre aber das ganze Rudel nicht weit? Ja, dann würde ich so wie so an mein Testament zu denken haben! Ein Rudel aber kann's nicht sein, mein Auge müßte etwas davon entdecken, und was ich nicht in der Blickweite habe, kann mich auch über den Nirmen nicht einholen. Also geberden und den Einen sicher aufs Korn genommen, mit dem Andern dann wirst du schon fertig werden, trifft er nicht selber gar aus vor dem Feuer, wie das gar häufig der Fall ist. Käme er mir aber doch noch zu Leide, so ein Wolf hat ein steifes Genick, der kann nicht wenden; mit einigen Kreuz- und Quersprüngen, und noch dazu auf dem Eise, will ich ihm's Leben schon sauer machen.

Alles Dies ungefähr dachte der Mann schneller als es sich sagen läßt. Mit festem Blicke, und das Gewehr im Arme, blieb Christoph auf dem Boden seiner Laubhütte und lähmte kein Glied.

Die beiden wandelnden Geschöpfe — zwei waren es wirklich — waren indessen so nahe gekommen, daß man ihren Gang deutlich unterscheiden konnte. Sie waren groß wie die Wölfe, auch so stark wie die Wölfe, hatten aber nicht ihren Gang. Als der Mann diese Entdeckung gemacht hatte, lief es ihm heiß über den Körper und aus den Augen blitzten ihm Funken, aber er drückte seinen Ellbogen in den Schnee, wartete in athemloser Spannung noch ein leises Zittern lang, brachte dann die Büchse an die Schulter, zielte und schoß los. Eins der Thiere hob sich in die Höhe, taumelte, stieß ein kurzes Geheul aus und stürzte zu Boden.

Der frißt mich nicht! rief Christoph und lachte hell auf, aber nur einen Augenblick, dann stockte sein Athem vor dem Wuthgeheul, welches das andere Thier ausstieß und wie ein kurzer Donner daherscholl. Fast zu gleicher Zeit aber setzte es sich auch in Trab und bewegte seine, je näher immer riesiger werdenden Glieder mit der Schnelligkeit eines Pferdes auf den Schützen zu. Dieser verlor keine Zeit, sprang auf vom Boden und erwartete seinen Feind mit erhobenem Kolben. Eine Mannslänge von ihm stand das Thier still. Seine Zunge hing dampfend aus dem Rachen, die Augen glühten wie Kohlen. Einen Augenblick, dann erhob sich's, und jetzt schmetterte Christoph den Büchsenkolben auf seinen Schädel, daß er zersplittert vom Lauf flog. Das Thier stieß ein zerrissenes Brummen

aus, ließ sich den Schlag aber nicht rühren, sondern erhob sich vollends auf die Hinterbeine. Christoph, als er die Nutzlosigkeit seines Schlags erkannt hatte, warf seine Waffe in den Schnee und war mit Einem Sprunge an seinem Feind, legte seine Hände wie ein Paar Daumenschrauben um dessen Hals und hielt ihn so Armeslweit von sich ab.

Festhalten oder Erwürgen, was war seine Absicht bei dieser Handlung? Er that, was ihm der Augenblick eingab.

Voll Grimmes erhob der Gegner seine Tatzen, schlug sie dem Mann auf die Schultern, daß die Krallen sich eingruben durch den doppelten Schafpelz bis auf das Fleisch. Ein unwillkürlicher Angstschrei entfuhr Christoph's Lippen; fester aber schnürten sich seine Hände um das Thier, das sich in kurzen, heftigen Drehungen dieser Unbequemlichkeit zu entwinden suchte; weiter schien es ihm nichts zu sein, da die Hände nicht hinreichten, den Hals ganz zu umspannen. Fest hielt Christoph mit der Kraft der Verzweiflung; das Thier leckte mit der Zunge nach dem Arm seines Feindes und drückte den Kopf seitwärts herunter. Ein Biß und er wäre zermalmt gewesen. Mit gewaltiger Anstrengung preßte Christoph des Thieres Kopf wieder in die Höhe. Das aber hatte nur die Wirkung, daß nun dessen Tatzen seine Schultern wie mit Hämmern bearbeiteten. So stramm der Mann auf seinen Beinen stand, bei jedem Schlage fühlte er sich wie in die Erde eingerammt. Die Krallen des Thieres rissen den Schafpelz in Fetzen, endlich mußten sie das Fleisch treffen. Jedem Schlag folgte ein kurzer Ruck, den Schützen in des Thieres Umschlingung zu bringen, jedem Ruck mußten sich die Sehnen seiner Arme blitzschnell entgegensteifen — und dazu die rollenden, glühenden Augen im dunkeln Gesichte des Thieres, sein heißer Athem und der weiße Tod auf den zollangen Zähnen; es schien unserm Christoph zu tanzen von einer Reihe des Gebisses zur andern und grinste ihn an und es wurden ihrer bald mehr, immer mehr, und wirbelten sich zuletzt ein ganzes Schock vor seinen Augen, daß ihm der Angstschweiß von der Stirn lief und die Sinne vergingen. Da war's ihm noch, als fahre ein Feuerstrom seinen Augen vorüber, als erfülle ein Donner sein Ohr — seine Arme erschlafften — seine Knie brachen zusammen, er lag ohne Leben am Boden.

Im Brautvaterhause lockten die Musikanten indeß unverdrossen zum Tanz und vergeblich. Die Braut schaute nach ihrem Bräutigam aus und ebenso vergeblich. Ihr wurde gar bänglich ums Herz; zuletzt fragte sie ihren Schwieger nach seinem Sohne.

Der hatte sich eben zu den Karten gesetzt und machte den Trumpf; es war Treffbube. Das fuhr dem alten Manne gar sonderbar in die Krone. Treffbube ist Trumpf! rief er laut, und zu Urten gewendet, fragte er flüsternd, als hätte er ihre Frage nicht verstanden: Der Christoph ist fort?

Ja, Vater! Er wollte bald zurück sein; er wollte etwas thun, das uns Glück bringen solle; das sagte er zum Abschied — aber er kommt nicht zurück!

Ich passe! rief der alte Lagies zu seinen Gevatern, legte die Karten auf den Tisch und stand auf.

Urte, meine Tochter, wo ist der Michael?

Der ist auch fort, Vater, der ist auch nicht zu sehen!

Der alte Mann preßte die Hand an die Stirn und ein tiefes Stöhnen entfuhr seiner Brust. Es kam ihm an wie ein Schwindel, er mußte sich gegen die Thürpfoste lehnen. Urte legte ihren Arm um seinen Nacken und rief ängstlich: Was ist Euch? Was ist Euch? Ihr macht mir Angst!

Diese Ausrufe und das Benehmen des Alten brachten die ganze Gesellschaft in Aufruhr. Viele hatten ihn taumeln gesehen, Alle sahen ihn jetzt ein Bild des Schreckens und Jammers in den Mienen und bedrängten ihn mit Fragen. Der aber hörte und sah nicht, seine Augen waren an den Boden geheftet. Endlich richtete er den Kopf in die Höhe, preßte sein Weib in seine Arme und rief in einem Tone, der nicht ganz mit dem

seiner Worte im Einklang ſtand: Es iſt nicht möglich, Mutter, es iſt nicht mög-
Du haſt ſie mir Beide geboren, du haſt ſie — Nein, es iſt nicht möglich, daß Einer
Andern einen Schaden thun könne!

Zu dem Paſtor gewendet, der ſich ſchon angeſchickt hatte, nach Hauſe zu gehen und
noch wartete, um dem Bräutigam eine gute Nacht zu bieten, ſagte er mit mehr Hoff-
im Ton: Ihr habt ſie mir unterrichtet, in der Furcht Gottes zu wandeln; es kann
er einen ſchlechten Gedanken bekommen haben! Darauf nahm er ihn bei Seite und
e ihm kurz ſeine Befürchtungen und wieder ſeine Zweifel dagegen mit.

Der Paſtor war kein Mann von vielen Worten. Er hatte kaum zu Ende gehört,
ief er auch ſchon die ganze Geſellſchaft auf, den Vermißten zu ſuchen; danach erſt
n er den Vater unter dem Arm, ihn zu tröſten, ſeinen Glauben wieder aufzurichten.
wenig Minuten war Alles mit Lichtern und Fackeln und brennenden Kienſpähnen
dem Wege. Da jedoch Niemand wußte, wohin er ſich zu wenden habe, ſo blieben
Meiſten in einem langen Zuge zuſammen, welcher dem Paſtor, der Braut und den
ern des Brautpaars gefolgt war. Der Geiſtliche aber lenkte ſeinen Schritt, wie ge-
durch Inſtinct und aus langjähriger Gewohnheit, nach der Kirche. Vor dem Gottes-
e, das in ſeinem Schneekleide, vom Monde beſchienen, mit den Gräbern und Kreuzen
er, den armen Menſchen vor ſeiner Pforte zu rufen ſchien: Ich berge euch die Leuchte
Lebens! hielt er ſtill und ſchien zu überlegen, ob er vorbeigehen ſollte oder nicht.

In dieſem Augenblicke der Unſchlüſſigkeit gewahrte Urte einen Menſchen aus dem
atten der Straße, welche nach dem Niemen hinführt, heraustreten. Er trug etwas,
n Andern. Das Herz ſagte ihr: ſie ſind es, die wir ſuchen, und eilte ihnen entgegen.
lauter Ausruf des Schreckens beſtätigte ihre Vermuthung Allen, die ſie davoneilen
hen.

Es waren zwei Menſchen, Chriſtoph und Michael. Dieſer trug bald abwechſelnd
en, bald unterſtützte er ihn im Gehen.

Was iſt? rief der alte Lagies, ſeine Stimme bebte und ſeine Arme ſtreckten ſich aus
n ſeine Kinder.

Es folgte ein kurzer Augenblick der Wonne und des Entzückens — denn Chriſtoph
elte ſich zuſehends —, dann berichtete Michael den Kampf ſeines Bruders mit einem
gethüm. Zum Vater und zum Bruder ſprach er:

Du weißt, Bruder, ich machte mir Hoffnung auf dein Weib — man hatte dich todt
gt — und die Urte hatte mich wie behext! Der Vater hatte nichts dagegen, für den
l nämlich, du wärſt in Wahrheit geblieben — — Das Alles ließ mich die Urte ſchon
die Meine betrachten und ich empfand es kaum, daß ich danach einen Bruder verloren
en müßte — Es iſt ſo, wie ich ſage! Du mußt dich erinnern, daß ich mehr erſchreckt
erfreut war bei deiner Heimkehr — — Doch ſtill davon! Ich ſtand heute vor der
ür und Vater hatte mich eben getrumpft, als du das Haus deines Schwiegers ver-
eßt. Du warſt an mir vorbei und es war mir wol ſo und war mir auch wieder nicht
als wärſt du's geweſen; es war zu geſchwind gegangen. Ich achtete aber nicht d'rauf,
war der Kopf voll ohne dies. Erſt als ich in die Stube wieder eingetreten war
du vermißt wurdeſt, da wußte ich's gewiß. Kein Menſch aber dachte dich zu ſuchen,
dacht's ſelbſt nicht, nur ſehen wollt' ich, wo du geblieben ſeieſt, und das auch nur aus
gerweile oder um mich zu zerſtreuen. Ich hatte keinen Gefallen an all der Luſt. So
n ich nach unſerm Hauſe und der Mond ſchien hell gegen die Wand, wo die Büchſe
gt. Ich hatte ſie wahrhaftig nicht geſucht, aber ich vermißte ſie auf dem Fleck. Der
ufend, wo iſt die Büchſe geblieben? Das fuhr mir durch den Kopf. Damit ſah ich
aus auf den Hof. Mein Auge hat ein gutes Gedächtniß, ſo erkannt' ich eine ganz
he Spur in dem Schnee, die ich am Tage nicht geſehen hatte. Ich weiß nicht, warum

ich's that, aber ich folgte der Spur durch den Garten. Ich dachte an einen Dieb mit der Büchse, ich dacht' auch an dich, aber ich konnt's nicht zusammenreimen, mit dem Diebe so wenig als mit dir. Daß ein Dieb nur die Büchse genommen haben sollte, wo doch noch Besseres zu finden gewesen, oder daß du gar auf Wilddieberei ausseiest an deinem Hochzeittage — mir waren's böhmische Dörfer. In diesem Gedanken aber war ich bis an den Riemen gekommen, da hört' ich einen Schuß fallen von jenseit. Das fuhr mir in die Glieder und machte mich springen und brachte mich über das Eis, ich weiß nicht wie. Ach, Bruder, ich hatte mich kaum auf das steile Ufer hinaufgearbeitet — —! Wie ein Pfahl stand ich im ersten Schreck! Dich sah ich von dem Bären umschlungen! Nicht wie ein Pfahl: all' meine Nerven zuckten, dir beizuspringen. Da aber mit einem mal — — mir war's, als flüstere mir Jemand ins Ohr — es ging mir wie ein Frost ins Herz und zu meiner Linken sah ich eine Erscheinung, die grinzte mich an mit geschlitzten Augen, gekniffenen Lippen, verzogener Nase — Verhalte dich ruhig, rief die Gestalt mir zu, und du wirst Mann einer Witwe, die du frisch weg für eine Jungfrau darfst nehmen! — Deine Urte stand neben dem bösen Geist, urplötzlich wie ein Bild aus der Zauberlaterne, und wie schön und schmuck! Aber ein Schatten, eine Wolke lag über ihrem Gesicht und ich hatte nicht den Muth, ihr ins Auge zu sehen. Da hört' ich dein Wimmern von neuem, da sah ich, wie die Tatzen des Bären deine Schultern schlugen, ich sah ihn den Pelz dir vom Leibe reißen. Mörder deines Bruders! rief mir's von rechts her ins Ohr, und diese Stimme klang warnend und mild, diese Stimme traf mein Herz und mein Auge ging an den Boden. Mir vor den Füßen lag deine zerschlagene Büchse, ein Griff, in meiner Hand war sie und das Schloß noch am Schafte. An deiner Seite sah ich das Pulverhorn hängen, ich riß dir's vom Leibe, du wirst's nicht gemerkt haben in deiner Angst. Meine Hände flogen, da ich das Pulver in den Lauf schüttete; ich hatte die Kraft kaum, die Pfanne zu untersuchen und den Deckel wieder daraufzuschlagen — da noch ein mal trat mich der Teufel an, hieß mich einen Narren und versuchte es mit dem Spott. Gott aber machte mir klaren Blick. Deinen Bruder, deinen Bruder gewinne dir wieder! so rief's mir ins Herz; damit hielt ich dem Bären den Lauf in den Rachen, drückte los über deiner Schulter und mit zersprengtem Schädel sank das Unthier zu Boden. Mit seinem Leben war auch der böse Geist von mir gewichen — Gott Lob und Dank, daß ich dich rettete, wo ich dich verderben lassen konnte! Mit deinem Leben gönne ich dir jetzt auch den Besitz deiner Liebe!

Michael schloß seinen Bruder ans Herz. So lagen beide Brüder in einer langen Umarmung. Der Vater segnete sie.

Der Pastor hatte indessen die Kirche öffnen lassen und sich in die Pforte derselben gestellt. Es war Allen eine Mahnung, einzutreten in das Heiligthum. In wenig Augenblicken war der Kronleuchter angezündet, brannten die Kerzen vorm Altar und ein „Herr Gott, dich loben wir!" tönte aus der feierlich stillen Nacht gen Himmel.

Lee Gehamm.

Reisebriefe.

Von Bernhard Cotta.

III. Von Großwardein nach Bistritz.

Kaum hatten wir die weitläufigen Vorstädte von Großwardein verlassen, so kamen uns auch schon Erscheinungen neuer Art zu Gesicht. Die walachische Bevölkerung beginnt hier die herrschende zu werden; die noblen Gestalten der Magyaren verschwinden, wir begegnen zahlreichen Karren beladen mit Steinen, Brettern und den spanischen Alcarazas ähnlichen

Waſſerkrügen; beſpannt mit Pferden, breitgehörnten Ochſen oder häßlichen ſchwarzen Büffeln; gelenkt von gebräunten Männern oder Frauen mit oft in Zöpfen geflochtenem Haar, ſchlecht cultivirtem, ſtruppigem Bart, in ſchmutzigem, aber meiſt buntgeſticktem Hemd, längerer und engerer Hoſe als die der Ungarn, an den Füßen Sandalen aus einem viereckigen Stück Leder beſtehend, welches mit vielen dünnen Riemen unter den Fuß gebunden iſt und zugleich eine Anzahl alte Lappen an Strumpfesſtelle feſthält. Die Häuſer der zerſtreuter gebauten Dörfer ſind nur elende Hütten. Vier Erdwände mit ganz kleinen Fenſterlöchern tragen ein hohes vierſeitiges, aber etwas unregelmäßiges dickes Dach aus Schilf, Maisſtroh oder auch wol mit Reiſig untermiſcht, für den Rauch iſt irgendwo ein kleines Loch durch daſſelbe gebohrt und in ſeine Oberfläche hat das ablaufende Regenwaſſer auch wol kleine Thalfurchen eingewaſchen. Den unregelmäßigen Hofraum umgibt ein aus Reiſig geflochtener Zaun, in ihm ſtehen einige dem Wohnhaus ganz ähnliche Stroh- und Düngerhaufen und ein oder zwei ebenfalls überdachte hüttenähnliche Körbe zu Aufbewahrung der Maiskolben. Hier und da ſieht man einen auf großen Schlittenkufen ſtehenden Schweineſtall, in welchem die vierbeinigen gemäſteten Bewohner während der Winterszeit zur Stadt geführt werden. Manches Dorf dieſer Art ſieht von weitem nur wie eine Anſammlung von alten Stroh- und Düngerhaufen aus, beſonders in der Mezőſég, öſtlich von Klauſenburg, wo auch jede Spur eines Obſtbaums, ja man kann ſagen jedes Anzeichen menſchlicher Civiliſation den Dörfern fehlt. Der Menſch und ſein Vieh ſie leben hier noch in innigſter Gemeinſchaft. Sie verſtehen ſich untereinander viel beſſer als wir ſie oder ſie uns verſtehen. Pferde, Ochſen oder Büffel ſcheinen der einzige Stolz dieſer Walachen zu ſein; ſie ſpannen ſovi[illegible] ſie nur beſitzen auch vor den leichteſten Wagen, und man ſieht häufig Züge von ſechs oder acht Ochſen, die nur durch das Wort gelenkt werden, jeder Zügel fehlt, der Fuhrmann ſitzt auf ſeinem Karren und plaudert ununterbrochen mit ſeinen Thieren. Den Pferden folgen gewöhnlich einige Fohlen.

Gegen Abend erreichten wir den Kirai Hao (Königshügel), das war der erſte Berg, mit dem wir ſeit Ofen in unmittelbare Berührung kamen. Er beſteht aus grauem Kalkſtein, deſſen Schichten ſtark geneigt ſind, aber bis zu einem Niveau von wenigſtens 1200 Fuß über dem Meere iſt er ganz mit Geſchieben und andern Ablagerungen neueſter Periode bedeckt. Mit frohem Gefühl verließen wir den unbequemen Wagen, um über den Berg hinweg und bis zur nächſten Station Feketele zu Fuß zu gehen; dort beginnt zugleich die Grenze von Siebenbürgen. In finſterer Nacht unter Donner und Blitz erreichten wir die elende Kneipe, in der nur ſchwierig ein Nachteſſen zu erlangen war. Ich habe dann bis Großlapus geſchlafen, wo es wieder vieler walachiſcher Flüche bedurfte, um ein Frühſtück zu gewinnen. Gegen 10 Uhr Vormittags erreichten wir endlich Klauſenburg und damit das Ende der Biacini'ſchen Eilwagenleiden. Kolosvar, Klauſenburg oder Klauj (der Walachen) iſt eine recht freundliche Stadt, jetzt war ſie überfüllt mit Truppen und Kriegsmaterial, alle Preiſe aufs Doppelte oder Dreifache geſtiegen, beſonders in dem beſten, aber doch ſchlechten Gaſthofe des Herrn Biacini. Wir fuhren Nachmittag ſchon weiter nach der Herrſchaft Berkenes in der Mezőſég. Ein kleines Gewitter überraſchte uns und obwol es nur etwa eine Viertelſtunde lang regnete, ſo waren doch davon die Wege ſchon ſo grundlos und ſchlüpfrig geworden, daß wir eine Viertelmeile vor dem Reiſeziel unſern Zweiſpänner im Stiche laſſen, vorausgehen und ihm vier Ochſen zur Hülfe ſchicken mußten.

Die ganze Mezőſég beſteht aus tertiären Ablagerungen von Mergel und Sand. Unregelmäßige Thäler ſind 3—400 Fuß tief in das Plateauland eingeſchnitten. Die ſanften Abhänge und die ebenen Böden der Thäler ſind ungemein fruchtbar, die ſteilern Höhen dagegen äußerſt ſteril, weil entwaldet. Der letztere Umſtand hat zugleich einen ſehr ungünſtigen Einfluß auf die Quellenbildung. Nach einem Raſttag bei dem Bruder meiner

beiden Reisebegleiter war unser nächstes Nachtquartier Deés. Das ist wieder eine ganz ungarische Stadt zwischen walachischer Bevölkerung. Hier vereinigt sich die kleine Szamos mit der großen; die Verbindung dieser breiten Thäler bildet eine beckenförmige Depression, in sie hinein aber ragt eine breite, erhöhte Bergzunge, welche das ganze Becken beherrscht und sich vortrefflich zur Befestigung eignen würde. Der ganze Norden Siebenbürgens wäre dadurch gedeckt.

Es ist auffallend, wie nicht nur in Ungarn, sondern auch in Siebenbürgen die Magyaren vorzugsweise die Niederungen bewohnen, in den bergigen Gegenden herrschen die Walachen und die Szekler. Sachsen und Armenier nehmen nur einige Districte ein, Juden und Zigeuner treiben sich überall umher. Wir kamen vor Deés bei der ganz armenischen Stadt Szamos vorüber, ihre Bewohner haben aber auf eigene Kosten die Straße außerhalb der Stadt vorbei gebaut, um sich möglichst gegen Fremde abzuschließen und namentlich auch Einquartierungen zu vermeiden. Letzteres läßt sich freilich nicht durchführen und schon jetzt wird dieses Vorrecht nicht mehr beachtet.

Die Mischung und Sonderung der verschiedenen Bevölkerungselemente ist in Siebenbürgen eine ganz eigenthümliche, wenn auch noch nicht in dem Grade verwickelt als in der angrenzenden Bukowina. Der romanische Völkerstamm der Walachen, die in Sprache und Sitte noch manche Spuren ihrer Stammväter, der alten Römer, erkennen lassen, scheint dem Fortschritt der Civilisation am wenigsten zugänglich. Sie wohnen fast ausschließlich in elenden Hüttendörfern; es gibt in der ganzen östreichischen Monarchie nur eine einzige walachische Stadt, das ist Blasz (Balásfálva), und von den mehr als zwei Millionen walachischer Romanen hat sich kaum ein Einziger zu einer hohen Stellung oder zu besonderem Ansehen emporgeschwungen. Die Magyaren haben dagegen von je her viele bedeutende Männer geliefert und ihre Gesammtheit war stets ein heldenmüthiges Volk.

Die Sachsen Siebenbürgens, aus Niedersachsen abstammend, gelten allgemein, langsam in Sprache und Gesinnung, für mistrauisch und kleinlich egoistisch, als Bauern sind sie aber doch viel mehr werth als die Walachen. Die Juden sind hier wie überall das handelnde und wandelnde Volk, man hält sie für eine unvermeidliche Landplage, doch gibt es in Siebenbürgen auch ein paar Judendörfer, z. B. Iklad bei Klausenburg, in denen allerdings Branntweinbrennerei ihre Hauptbeschäftigung sein soll. Die Zigeuner leben meist noch nomadisch in Zelten, zu Bistritz findet man sie aber neben Walachen in einer Vorstadt fest angesiedelt, Musikmachen und Schmieden sind ihre officiellen Haupterwerbsquellen, nebenbei treiben sie Pferdehandel und Diebstahl. Man zeigte mir zu Bistritz eine ihrer schönsten, jetzt aber verblühten Töchter, die sich den Beinamen Preciosa erworben hat.

Die ungleichen Sprachen der Bevölkerung haben auch drei- bis vierfache Benennungen der Orte veranlaßt, so heißt z. B. Klausenburg ungarisch Kolosvar, walachisch Kluſch; Bistritz ungarisch Besterze, walachisch Bistriza und sächsisch d. h. plattdeutsch Nesen; Hermannstadt ungarisch Szeben, walachisch Sibi und sächsisch Seiben; Kronstadt ungarisch Brasche, walachisch Brassen und sächsisch Krun. Die gemeinen Leute kennen oft nur den Namen ihrer Sprache.

Kurz vor Bistritz kamen wir durch zwei Sachsendörfer, der Anbau ist sogleich ein viel sorgfältigerer und mannichfaltigerer; statt der elenden Erdhütten sieht man große nette Häuser regelmäßig in Reihen geordnet, wie das für plötzlich entstandene Colonien so charakteristisch ist. Die innere Einrichtung scheint bei allen ähnlich zu sein. Der Giebel ist gegen die Straße gekehrt, von ihr aus tritt man unmittelbar in das saubere Wohnzimmer mit großem Kachelofen. An den Wänden sind bunte Teller und andere Geschirre auf Leisten aufgestellt, auf einigen Stangen hängt eine möglichst große Zahl bunt gestickter serviettenähnlicher Tücher, die wesentlich nur zur Verzierung dienen, höchstens wenn Gäste kommen benutzt werden. Hinter der Wohnstube folgt zunächst die Küche, dann Ställe

und Scheuern, Alles unter einem langen Dach, ähnlich wie noch jetzt in vielen Gegenden Westfalens, aber jeder Raum durch eine Scheidewand abgetrennt.

Auch Bistritz erinnert durch seine Bauart ungemein an viele norddeutsche Städte, besonders die Ringmauern, die Thürme und die Thore mit ihren Zwingern. Wir fanden es voll militärischen Lebens, da der Erzherzog Albrecht hier sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

So sonderbare Mischung der Volksstämme, wie sie in Siebenbürgen der Zufall der Ereignisse zusammengehäuft hat, ist schwerlich eine Wohlthat für das Land. Deutscher Einwanderung könnte es unter den jetzigen politischen Verhältnissen nach und nach gelingen, die Oberherrschaft zu gewinnen; die alten Sachsen sind dazu ungeeignet, es fehlt ihnen an Unternehmungsgeist, sie schließen sich ab und befolgen übrigens großentheils das Zweikindersystem. Aber wenn der gewaltige Auswanderungsstrom, der etwas unvorsichtig jetzt nur über den westlichen Ocean gerichtet ist, einen Arm in diese östlichen Provinzen senden wollte, so könnte Oestreichs wie Deutschlands Macht dadurch nur gewinnen.

(Ein vierter Brief: Mitt in den Urwald, demnächst.)

Münchener Ergebnisse.

Von Dr. H. von Mangoldt in Weimar.

I.

Mit der Eröffnung des Krystallpalastes in Sydenham und der deutsch-östreichischen Industrieausstellung in München hat sich die allgemeine Aufmerksamkeit den Industrieausstellungen wiederum mit großer Lebhaftigkeit zugewendet. Den ganzen Sommer durch konnte man überall von denselben reden hören; alle Zeitungen waren voll von Berichten; die Pläne der Reiselustigen wurden so zugeschnitten, daß sie einen Besuch Münchens mit einschlossen; selbst das Interesse an den blutigen Nachrichten des Kriegs trat einen Augenblick hinter demjenigen an den freundlichen Wundern des Gewerbfleißes zurück, die unter dem gläsernen Dache in der Isarstadt dichtgedrängt ihre Reize entfalteten, und erst dem verheerenden Wirken einer pestartigen, schnelltödtlichen Krankheit war es vorbehalten, den Zauber dieser Anziehung zu brechen. Mit der lebendigen Theilnahme an den großen Ausstellungen ging eine enthusiastische Auffassung von deren Bedeutung Hand in Hand. In ihnen erblickte man praktische Belege für den Segen einer reichen Industrieentwickelung, unwiderlegliche Zeugnisse der fortschreitenden Bildung des Menschengeschlechts, Tempel des Friedens, die für dessen ewige Erhaltung besser Propaganda machten als Elihu Burritt mit all seinen Oelblättern, ja die Blüte unserer modernen Cultur überhaupt. Schon bei der ersten londoner Ausstellung wurden derartige Auslassungen laut und schon damals riefen sie an manchen Stellen lebhaften Widerspruch hervor. Nicht nur die starren Männer der Hochkirche, nicht nur der Erbfeinde des Parlaments, Oberst Sibthorpe, der altenglische „Junker", stellten sich auf die geradezu entgegengesetzte Seite; auch manche denkende und in ihren Ansichten nichts weniger als fanatisirte Männer ergriffen diese Partei und erklärten sich gegen die Industrieausstellungen. In Deutschland fand diese Auffassung einen Vertreter u. A. in W. H. Riehl, der in seinem „Land und Leute" die Ausstellungen mit offener Ungunst betrachtete. Die Londoner Weltausstellung ist ihm nichts als der vollendete Sieg der Technik in der Kunst und damit die Erniedrigung der letztern zur Magd der Luxusindustrie. „Ihre Wirkungen", sagt er, „sind schon um deswillen unberechenbar, weil sie die Siegestrunkenheit des großstädtischen Industrialismus auf lange Jahre permanent gemacht hat. In den Sälen des Krystallpalastes hatte man griechische Götterbilder zur Decoration modernster Fabrikwaaren aufgepflanzt. Selbst Jules Janin, das

echte Pariſer Kind, meinte, der Apoll von Belvedere ſpielte da eine Rolle, als ob man ihn vor einen Waarenballen geſpannt, der Olympiſche Jupiter, als ob man ihn als Vierzeichen an einem Wirthshauſe ausgehängt habe. Wachen wir, daß über dem Siegesrauſche der materiellen Arbeit die höhere Würde des geiſtigen Schaffens nicht ganz vergeſſen werde!"

Solchen widerſprechenden Anſichten gegenüber iſt es wol an der Zeit, die Bedeutung der Induſtrieausſtellungen, die doch jedenfalls eine der intereſſanteſten Erſcheinungen unſers modernen öffentlichen Lebens ſind, etwas näher eingehend zu prüfen. Dabei wird man durch die Thatſache, daß dieſe Ausſtellungen in dem halben Jahrhundert, ſeitdem ſie ungefähr beſtehen (die erſte wurde zur Zeit der Franzöſiſchen Revolution bei Gelegenheit eines Nationalfeſtes veranſtaltet), ſich immer häufiger und immer glänzender wiederholt haben, darauf hingewieſen, daß ſie unzweifelhaft einem wirklichen Bedürfniſſe entſprechen müſſen; denn bei allem Antheil, den perſönliche und nationale Eitelkeit häufig an ihrer Veranſtaltung gehabt haben mögen, würden ſie ſich doch ſchwerlich zu dem koſtbaren Glanze, in dem ſie in der Gegenwart auftreten, entfaltet haben, wenn nicht die Erfahrung bewieſen hätte, daß ſie eine reelle Befriedigung gewähren. Das Bedürfniß, dem ſie abhelfen, muß man natürlich bei den zunächſt Betheiligten, den induſtriellen Producenten einerſeits, der die Conſumtion vermittelnden Handelswelt andererſeits ſuchen, und in der That führt uns hier ein kurzer Blick auf die Umgeſtaltung, welche Gewerbſamkeit und Verkehr in der neuern Zeit erfahren haben, zu der gewünſchten Aufklärung. Die gewerbliche Production iſt infolge der Anwendung der Maſchinen zu einer immer größern Theilung der Arbeit, zugleich aber auch zu einer immer mächtiger ſich entwickelnden Centraliſation der einzelnen Unternehmungen und dadurch zu dem Syſtem der maſſenhaften Waarenerzeugung fortgeſchritten. Gleichzeitig wurde der von dieſer Geſtaltung der Production geforderte maſſenhafte und daher nur auf einem weitern Gebiete durchzuführende Abſatz für den Handel durch eine Vervollkommnung der Transportmittel ermöglicht, welche dem auf dem induſtriellen Gebiete gemachten Fortſchritte vollſtändig entſprach. Dieſem ins Große gewachſenen Verhältniſſe gegenüber nun zeigte es ſich immer mehr, daß die bisherigen Anſtalten, welche Induſtrie und Handel in Verbindung ſetzten, nirgends mehr recht ausreichen wollten. Meſſen und Märkte, wie ſie bisher beſtanden hatten, waren darauf berechnet, von den Producenten mit dem ganzen Vorrathe ihrer gefertigten Waaren bezogen zu werden. Dies wollte nun, wo es ſich um Abſatz in größerm Maßſtabe und noch weitern Entfernungen handelte, nicht mehr gehen. Weit angemeſſener erſchien es, anſtatt mit dem ganzen Vorrathe zum Verkauf, nur mit Proben und Muſtern zu kommen, um Beſtellungen darauf zu erhalten; und wirklich haben die großen Meſſen dieſen Charakter mehr und mehr angenommen, ohne jedoch in ihrer alten Form den veränderten Anſprüchen vollkommen genügen zu können. Denn jetzt handelte es ſich darum, den Einkäufern oder vielmehr Beſtellern die größte Leichtigkeit dadurch zu gewähren, daß man ihnen Alles, was ſie ſuchten oder brauchen konnten, möglichſt vollſtändig und auf einen Punkt zuſammengedrängt vorlegte; bei Meſſen und Märkten aber hinderte die Zerſplitterung der Waaren in zahlreichen kleinen Localitäten die Ueberſicht und Vergleichung; auch fiel die unmittelbare Verbindung mit dem kleinen Verkehr noch läſtig. Da kamen die Induſtrieausſtellungen und boten eine Verkehrsform dar, wie ſie nur gewünſcht werden konnte. Unter Einem Dache fanden die Kaufleute die Belegſtücke für Alles, was die Induſtrie nach jeder Richtung hin zu leiſten vermochte; jede neue Form, jeder neue Gedanke, der auf irgend einem Productionsgebiete auftauchte, wurde ihnen hier zur Prüfung entgegengebracht; die verſchiedenen Erzeugungsſtätten der geſuchten Waaren konnten ſie hier kennen lernen oder ſich ins Gedächtniß zurückrufen, den Vorzug der Producte einer jeden nach Qualität und Preis unmittelbar vergleichend unterſuchen und an einem Orte über die mannichfaltigſten

Gegenſtände Geſchäfte abſchließen. Entſprechende Vortheile boten ſich den induſtriellen Producenten. Es wurde ihnen die Gelegenheit geboten, ſich und ihre Erzeugniſſe ſchnell einem aus allen Weltgegenden zuſammengekommenen reichen Kreiſe von Abnehmern bekannt zu machen, durch die Vergleichung mit den Producten ihrer Concurrenten die Vorzüge und Mängel der eigenen genauer kennen zu lernen und die Fortſchritte und Verbeſſerungen des Gewerbes in jeder Beziehung, die neu auftauchenden Bedürfniſſe und die wechſelnde Richtung des Geſchmacks und der Mode mit ungleich größerer Sicherheit und Leichtigkeit zu verfolgen als bisher; lauter Punkte, von deren Erreichung die vollſtändige Ausbeutung der in der Neuzeit in gewerblicher und commerzieller Beziehung gemachten Fortſchritte weſentlich mit abhängt.

Dieſe Umſtände waren es, welche unſerer Ueberzeugung nach den Induſtrieausſtellungen ihre Lebenskraft zuführten und noch zuführen. In ihnen erblicken wir daher auch die eigentliche Bedeutung dieſer Ausſtellungen, indem wir letztere weſentlich als Probemärkte für die maſſenhaft producirende und daher auch maſſenhaften Abſatz verlangende Maſchinen- und Fabrikinduſtrie der Neuzeit auffaſſen. Wir wiſſen wohl, daß die Ausſtellungen noch keineswegs dieſen Charakter vollkommen ausgebildet haben und daß ſie daher in der Wirklichkeit noch weit entfernt ſind, alle die Vortheile zu gewähren, die wir ihnen oben nachgerühmt haben; auch werden wir ſpäter ſehen, woher das kommt. Genug, daß wir jetzt gezeigt haben, wie ſie die paſſendſte Form für eine von den fortgeſchrittenen volkswirthſchaftlichen Verhältniſſen geforderte Geſtaltung darbieten und wie ſie aus dieſem Grunde einen friſchen Lebenskeim enthalten. Aber freilich iſt damit ihre Würdigung noch keineswegs erſchöpft. Wie jede lebensfriſche Erſcheinung, ſo erſtreckt auch dieſe ihre Einflüſſe noch in weitere Kreiſe als diejenigen, zu deren Dienſte ſie unmittelbar berufen iſt. Dies an einigen der wichtigſten Beziehungen nachzuweiſen, ſei dem folgenden Artikel vorbehalten.

II.

Unter den ſecundären Wirkungen der Induſtrieausſtellungen iſt die augenfälligſte die Förderung, welche ſie der Erkenntniß der wirthſchaftlichen und mittelbar überhaupt der ſocialen Zuſtände der Völker gewähren, und die Handhabe, welche ſie dadurch einer ſachgemäßen wohlfahrtspolizeilichen Thätigkeit der Regierungen darbieten. Sie wirken in dieſer Beziehung ähnlich wie ſtatiſtiſche Tafeln und graphiſche Darſtellungen, nur ungleich lebendiger und eindringlicher, umſomehr, als ihnen in den zuſammengeſtrömten Ausſtellern, Kaufleuten, Technikern und andern Sachkundigen ein Commentar zur Seite ſteht, wie ihn ſo vielſeitig kein Buch zu gewähren vermag. Die große Menge freilich ſieht von alledem nichts; ſie drängt ſich gaffend durch die aufgeſtapelten Maſſen und bleibt verwundert vor einzelnen Curioſitäten ſtehen. Dem tieferblickenden Auge aber, das von einem einſichtigen und kenntnißreichen Geiſte geleitet wird, entfaltet ſich die ganze Verſchiedenheit der wirthſchaftlichen Organismen der einzelnen Länder und Landſtriche. Als ein Beiſpiel, welche wichtige praktiſche Folgen ſich hieran knüpfen können, erwähnen wir nur, wie die ſächſiſchen Commiſſionen von der Londoner Ausſtellung unter Anderm die feſte Ueberzeugung mitnahmen, daß einer der wichtigſten Gewerbszweige ihres Landes, die Strumpfwirkerei, in naher Zukunft die engliſche Concurrenz nicht mehr werde beſtehen können, wenn nicht in demſelben an die Stelle des bis dahin üblichen Hausbetriebs der Fabrikbetrieb träte. Seitdem ſind die rührigen Bemühungen der ſächſiſchen Regierung auf eine ſolche Umwandlung gerichtet und es iſt alle Hoffnung vorhanden, daß ihre rechtzeitige Fürſorge dem Lande eine tiefeingreifende und mit unſaglichem Elend verbundene Geſchäftskriſis erſparen wird.

Dieſe Seite der Induſtrieausſtellungen pflegt von der Mehrzahl ihrer Bewunderer ausſchließlich in den Vordergrund geſtellt zu werden. Es ſchmeichelt ihrer Eitelkeit weit

mehr, wenn sie den Schutz und die Theilnahme, welche sie jenen zuwenden, als rein im Interesse der Wissenschaft und der Humanität dargebracht vorstellen können, als wenn sie eingestehen sollen, daß es sich dabei zunächst um die Verwirklichung einer von den veränderten Verhältnissen geforderten neuen Verkehrsanstalt handelt. Auch läßt sich nicht leugnen, daß diese Auffassung die Industrieausstellungen geboren hat; allein es ist hier gegangen, wie es so oft geht: die ins Leben gerufene Schöpfung hat im Laufe ihrer Entwickelung eine ganz andere Bedeutung erhalten als diejenige, welche ihr von ihren Urhebern beigemessen wurde. Man begann mit kleinen Ausstellungen und schuf damit eben nicht viel mehr als eine Spielerei; eine wirkliche, durchgreifende Bedeutung konnten erst die großen nationalen und Weltausstellungen in Anspruch nehmen. Zur Herstellung dieser wäre aber wenigstens der Continent nicht reich genug, wenn es sich dabei nicht um die Erreichung eines entsprechenden unmittelbaren, praktischen, greifbaren Vortheils handelte. Sehen wir doch alle Tage, wie Unternehmungen, die für die Wissenschaft nicht minder wohlthätig, für die Regierungsthätigkeit nicht weniger bedeutungsvoll sein würden, aus Mangel an Mitteln unterbleiben müssen. Man könnte es für müßig halten, daß wir diesen Unterschied der Auffassung hier hervorheben; allein wenn es überhaupt eine Wichtigkeit hat, sich das Wesen der Industrieausstellungen klar zu machen, so kann auch die eben angedeutete Differenz nicht ohne Bedeutung sein, und wirklich begegnen wir deren praktischen Consequenzen überall. Die Idee, daß die Industrieausstellungen gewissermaßen nur das öffentliche Probestück über die von der Technik erreichte Entwickelung und den darauf basirenden Culturzustand ablegen sollen, ist, wie gesagt, die historisch ältere; sie hat sich daher auf den bisherigen Ausstellungen sowol nach deren ganzer Richtung, als in Beziehung auf einzelne Veranstaltungen vorzugsweise geltend gemacht und beginnt erst neuerdings, nachdem sie manchen Schaden hervorgerufen, einer richtigen Auffassung Platz zu machen. Auf ihre Rechnung muß man es schreiben, wenn brillante und effectvolle Leistungen auf den Ausstellungen bisher eine bei weitem größere Rolle gespielt haben als die oft schmucklosen Erzeugnisse, in denen sich im durchgehenden Fortschritt die Industrie kundgibt. Sie trägt die Schuld an den Bedenklichkeiten, welche gerade die solidesten, in ihrem Geschäftsbetrieb am besten fundirten Unternehmer noch vielfach gegen die Betheiligung an den Ausstellungen haben, indem sie einen geschäftlichen Vortheil an denselben nicht absehen, einen Beweis von ihrer Leistungsfähigkeit auf denselben abzulegen aber nicht für nothwendig, ja unter Umständen für bedenklich halten. Auf ihr beruht die unglückselige Verbindung der Ausstellungen mit Vertheilung von Prämien, die mehr als irgend etwas Anderes dazu beigetragen hat, die erstern bei der Geschäftswelt zu discreditiren, da hunderterlei Rücksichten einer streng gewissenhaften Vertheilung der Medaillen und Belobigungscertificate entgegenstehen und die mit der etwaigen Erlangung solcher verbundenen Vortheile die Gefahr leer auszugehen und die möglicherweise daran sich knüpfenden Nachtheile nicht aufwiegen. In jener Ansicht wurzelt ferner die Willkürlichkeit, mit der man bei der Bestimmung an Zeit und Ort der Ausstellungen nicht selten verfahren ist. Auch in Beziehung auf die Einrichtung dieser im Einzelnen ist die Grundauffassung ihres Zwecks entscheidend. Im Allgemeinen kann man sagen, daß, wenn man sie als bloße Schaustellungen auffaßt, in denen die Gegenwart ihre Productionsfähigkeit bespiegelt, die Rücksicht auf das größere Publicum, wenn man ihre Bedeutung als Verkehrsanstalten voranstellt, die Rücksicht auf die zunächst Betheiligten maßgebend sein muß. Hiernach dürfte z. B. die Frage, ob den Ausstellungsgegenständen die Angabe des Preises beizufügen sei, eine entschiedene Beantwortung erfahren. Hiernach ist eine andere vielfach durchgestrittene Frage, diejenige über die Gruppirung der ausgestellten Producte nämlich, zu entscheiden und von der Praxis wirklich je nach den verschiedenen Umständen verschieden entschieden worden. Erblickt man in den Ausstellungen in erster Linie culturstatistische Museen, so kann man nur die Zu-

sammenstellung der verschiedenen Erzeugnisse nach den einzelnen Ländern vertheidigen; sieht man sie jedoch vor allen Dingen als Verkehrsanstalten an, so empfiehlt sich die Gruppirung nach der Zusammengehörigkeit der Gegenstände. Der Krystallpalast in Sydenham, der wesentlich ein Culturtempel ist, hat seine Abtheilungen nach den einzelnen Ländern gesondert; die Ausstellung in München, als eine eigentliche Industrieausstellung, vertheilte ihre Schätze, wenn sie auch durch eine ingeniöse Einrichtung zugleich deren geographische Zusammengehörigkeit zur Anschauung zu bringen suchte, vor allem nach deren innerer Natur in die verschiedenen Gruppen.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß durch den Charakter der Industrieausstellungen als Verkehrsanstalten ihre Bedeutung für die Wissenschaft und für die Praxis der Regierungsthätigkeit keineswegs aufgehoben wird. Wird auch die Einrichtung unter diesen Umständen in vieler Hinsicht eine andere sein müssen, als wenn die Ausstellungen blos zur Belehrung und Erholung des Geistes dienen sollten, so wird es sich doch wahrscheinlich auch hier wieder bewähren, daß aus dem Leben in der Regel mehr gelernt wird als durch die raffinirtesten Lehrmittel. Die Industrieausstellungen, in denen man nichts als die letztern erblickt, theilen mit andern Werken der Statistik die Gefahr, veraltet zur Welt zu kommen, Wesentliches und Unwesentliches nicht gehörig zu unterscheiden und überhaupt nur ein verzerrtes Abbild der Wirklichkeit zu geben. Es entgeht ihnen deshalb meistens das Interesse der Männer, die frisch am Borne des Lebens zu schöpfen gewohnt sind, und sie werden ein Feld für Acten- und Zahlenmenschen, Curiositätenjäger und witzhaschende Feuilletonisten. Treten die Industrieausstellungen dagegen als Anstalten auf, die dem praktischen Leben dienen und sich naturgemäß aus demselben entwickelt haben, dann wird allerdings das Zeugniß, welches sie über die Bahnen der Entwickelung ablegen, nicht so unmittelbar zutagetreten, aber es wird für Diejenigen, die es daraus herauszuholen verstehen, um so kräftiger und deutlicher sprechen. Ohne daß es in der unmittelbaren Absicht der Veranstalter liegt, wird deshalb die Fruchtbarkeit der Ausstellungen für den Denker wie für den Staatsmann nicht minder gut erreicht werden, als wenn darauf ausschließlich das Bestreben gerichtet gewesen wäre. Die Hauptsache bleibt hier wie überhaupt im geistigen Leben der Völker, daß es nicht an der Fähigkeit fehle, die Erscheinungen der Wirklichkeit in ihrer ideellen Bedeutung zu erfassen. Gebricht es aber einmal hieran, zerfällt ein Volk erst in eine gedankenlose Masse und in eine mit dieser in keiner geistigen Verbindung stehende Aristokratie der Bildung, die nur in einer abstracten, idealen Welt lebt, dann wird es für die Erkenntniß der materiellen und socialen Zustände nichts fruchten, auch wenn die Ausstellungen ausschließlich mit diesem Zwecke veranstaltet und in der größten Vollkommenheit hergestellt würden. Man lasse sie sich entfalten und gestalten wie das Bedürfniß des wirklichen Lebens es mit sich bringt, und vertraue der geistigen Kraft der Völker, welche den ideellen Gehalt desselben schon herauszufinden verstehen wird. *)

(Ein dritter Artikel demnächst.)

---

*) Ehe wir den Herrn Verfasser die geistreichen und anregenden Gedanken entwickeln lassen, die in seinem letzten Artikel die Industrieausstellungen als Nationalfeste mit daran zu knüpfenden großen anderweitigen Culturzwecken darstellen werden, können wir nicht umhin, hier zu bemerken, daß die Gegner der Industrieausstellungen Recht haben, wenn sie zu rasch aufeinanderfolgende Manifestationen des Gewerbfleißes von solchem Umfange mehr verderblich als fördernd nennen. Auf die Londoner Ausstellung folgte sogleich die in Neuyork, für welche gleichfalls mit dem ganzen Eifer, der sich für uns an alles Amerikanische knüpft, geworben wurde. Dann die Münchener und nun steht in Aussicht die große Pariser Ausstellung! Diese rasche Aufeinanderfolge überbietet die Kraft des Industriellen. Der Ehrgeiz, die Concurrenz, der nothwendige Credit seines Namens wird ihn zwingen, bei allen diesen Schaustellungen nicht zu fehlen. Wie kann er aber, wenn er nicht überall hin dieselbe Leistung schicken will, Werke von solcher Vorbereitung und Vollendung, ja Werke von einer solchen evidenten Nutzlosigkeit, wie eben auf den Effect der Schaustellung berechnete Arbeiten

Anregungen.

Rückblick auf die Ernte und das Jahr.

Die Scheuern sind gefüllt. Hochbeladen führten die Wägen die letzten Erträgnisse der Felder ein. Das Jahr war wenigstens in der Frucht gesegnet.

Gleichwol möchte es gerathen sein, sich nicht Täuschungen hinzugeben. Wenn so ohne weiteres hinsichtlich ganzer Gegenden und Länder von doppeltem und dreifachem Ertrage gesprochen wird, so kann dabei ein Irrthum unterlaufen. Die Natur liebt nun einmal nicht solche Sprünge wie die Phantasie der Menschen; sie ist viel regelmäßiger als wir glauben. Könnte sie eine dreifache Ernte über dem Durchschnitte geben, so wäre ein andermal auch das Gegentheil möglich und damit in der That für die dichte europäische Bevölkerung unabweislich die Bedingung des Nothstandes gegeben. Schon ein Drittheil mehr als eine Durchschnittsernte wird uns von dem Alp, der auf uns gelegen, aufathmen lassen; und damit mag man sich wol auch der einzelnen Zeichen großer Fruchtbarkeit erfreuen, wie sie uns von da und dort berichtet werden, z. B. wenn in Förderstedt (Kreis Kalbe) eine Gerstenähre mit 35 Halmen und 981 Körnern, eine andere mit 39 Halmen und 1126 Körnern gefunden wurde, oder anderwärts sich die Weichselbäume neben den reifen Früchten wieder mit Blüten bedecken.

Ein eigenthümliches Jahr ist es gewiß gewesen und man darf bei seinem üppigen Wachsthum auch an die reiche Entfaltung elektrischer Erscheinungen in häufigen Gewittern erinnern.

Und die Cholera! Unter Noth und Mangel, den Nachwehen des vorigen Jahrs, schlich sie heran; mit der reifenden reichen Frucht wuchs sie und von Jahr zu Jahr scheint sie üppiger um sich greifen zu wollen. Sie ist selbst die Erzeugte einer glühendern Sonne, eines üppigern, aber gift- und seuchenschwangern Bodens, ein Kind des indischen Gangesdelta, der raschmähende Krieg einer feindlichen Naturmacht gegen das wehrlose Menschengeschlecht. Das cultivirte Europa fällt vor der verheerenden Asiatin in Tod und Staub. Weniger räthselhaft als noch ihr Wesen scheint ihr Gang zu sein. Man hat im Allgemeinen die Bemerkung machen wollen, daß sie sich überall an den Meeresküsten und in den Stromgebieten derjenigen Flüsse ausbreite,

---

sind, ohne die empfindlichsten Nachtheile für sein Geschäft hervorbringen? Wird nicht Mancher Zeit, Mühe, Geduld, Gesundheit und Credit verlieren, den ein leicht verzeihlicher Ehrgeiz drängt oder der Name seiner Firma zwingt, bei jenen Schaustellungen zugegen zu sein?

Die für das nächste Jahr berechnete Pariser Ausstellung ist ein Gedanke, der nach der Londoner Ausstellung fünf Jahre später hatte realisirt werden sollen. Ludwig Napoleon führt Kriege und veranstaltet Industrieausstellungen im Interesse der Befestigung seiner Dynastie. Er will die Aufmerksamkeit der Franzosen auf Gegenstände lenken, wo er und sie mit gleichen Interessen des Ruhms Hand in Hand gehen. Ob die Industrieen wie der Boden der Erde ihre natürliche Brachlegung und periodische Ruhe bedürfen, um von Epoche zu Epoche etwas Bedeutendes hervorzubringen, kümmert die gegenwärtige Politik der Tuilerien sehr wenig, aber wir glauben eine fast einstimmige Ueberzeugung aller deutschen Industriellen auszusprechen, wenn wir die neue Pariser Ausstellung des nächsten Jahres mehr für eine Last als eine Freude des Gewerbstandes erklären. Was gewinnt die deutsche Industrie von dieser neuen Beunruhigung ihres häuslichen Fleißes? Die Franzosen werden uns nichts geben als einige Phrasen ihrer Feuilletons. Von Ankäufen und Bestellungen kann weder bei dem Geize jener Nation, noch bei ihrer Eitelkeit, noch bei ihrer Steuerverfassung die Rede sein. Wir glauben vielmehr, daß es nach den drei Ausstellungen von London, Neuyork und München eine wahre Wohlthat für die deutsche Industrie wäre, wenn sie sich das einige Wort gabe, die Pariser Ausstellung nicht zu beschicken. Der Lärm um die gerühmte große Bedeutung dieser Ausstellungen geht von einer kleinen Anzahl von Schriftstellern aus, die in diesem Fache Bericht erstatten, von einer schon größern Anzahl von Beamten und Gewerbevereinvorständen, denen das Committirtwerden von Seiten ihrer Regierungen oder Vereinsgenossen eine angenehme Erholung und wohlfeile Gelegenheit zum Reisen ist, und endlich von einigen Politikern, die gern glauben, mit solchen industriellen Ideen ließen sich die Köpfe der Mitwelt so erfüllen, daß darüber andere Träumereien vergessen werden. Dem Gewerbstande ist es sehr nützlich, dann und wann seine Fortschritte in öffentliche Prüfung und vergleichende Anschau zu stellen, allein so, wie nunmehr schon ins vierte Jahr der pomphaften Zeitphrase von der Industrie, als dem Hebel aller Cultur, mit excentrischen Veranstaltungen gehuldigt wird, sind die Industrieausstellungen nur eine lästige Beunruhigung des Gewerbstandes und bringen ihm mehr Unheil als Segen. D. Her.

die ſich unmittelbar ins Meer ergießen; und dieſe Bemerkung hat viel für ſich. So ſehen wir ſie an den Küſten und auf den Schiffen des Schwarzen Meeres, des Mittelmeers und der Oſtſee; zu Gallipoli, Konſtantinopel, in Athen, Genua, Marſeille, in Paris an der Seine, in Petersburg an der Newa. So ſucht ſie wieder die Deltas der Flußgebiete auf. Ihre Verbreitung dürfte im einem directen Verhältniß der Entfernung und Erhebung über die Meeresfläche ſtehen, hohes Gebirge einen verhältnißmäßigen Schutz gegen ſie verleihen. Ferner möchten wir hier an ältere und neuere Beobachtungen erinnern, die in einem noch nicht erklärten Zuſammenhang mit der Cholera zu ſtehen ſcheinen. Beobachtungen in dem Reiche niederer Thiere. Aus dem vorigen Jahre berichtete man von einem auffallenden Fiſchſterben im Mexicaniſchen Meerbuſen und anderwärts gleichzeitig mit dem Auftreten der Cholera. Aehnliches iſt in dieſen Tagen auf der Elbe in der Gegend von Wittenberge beobachtet worden. Man fand den Fluß mit Tauſenden von todten Fiſchen bedeckt, die ſchönſten und größten Aale mit dem Tode kämpfend. Die Anhäufung der todten, im Sonnenbrand faulenden Fiſche war ſo groß, daß die Behörden für deren Sammlung und Vergrabung Anſtalten treffen mußten.

Vielleicht darf man auch daran denken, daß überhaupt dieſes Jahr reich war an Krankheiten in der Vegetationsſphäre. Man ſah hier und da das Laub der Obſtbäume unrein werden, verkümmern, die Bäume ſelbſt kränkeln. Auf dieſem Gebiete hat die Wiſſenſchaft noch viel zu ermitteln und haben wir noch große Aufſchlüſſe zu erwarten, namentlich ſeit man mehr und mehr in den Zuſammenhang alles Lebendigen, jeglichen Lebens in der Natur dringt und ſeine urſprüngliche Einheit ahnt, von dem das Einzelleben nur dem Grade, nicht dem Weſen nach verſchieden ſich abgelöſt und individualiſirt hat. Im Allgemeinen aber wird man bei ſolchen großen Lebens- oder Todesproceſſen mit einem vielfach räthſelhaften Weltgange, wie die Cholera darbietet, die Anſicht feſthalten dürfen, daß ſie ihre Entſtehungsurſache in Vorgängen ſo allgemeiner Natur finden, daß ſie der Kunſt wenig zugänglich ſind; zugleich aber als Troſt feſthalten, daß eben ſolche großartige Weltproceſſe auch wieder den Keim ihres Verſchwindens in ſich ſelbſt tragen, daß ſie ſich ausleben müſſen und ſpäter das befreite Menſchengeſchlecht auf ſie wie auf einen böſen Traum, ein unheimliches, ſchauriges Märchen zurückblickt. Neben dem Segen der Ernte geht die Geißel der Cholera und des Kriegs. Es iſt immer geſorgt, daß das bewegliche Volk der Menſchenkinder ernſt gemahnt werde, Maß zu halten in allen Dingen.

Der Frankfurter Kirchentag.

Wenn man die Reden und Anträge lieſt, die die proteſtantiſchen geiſtlichen Herren in der Paulskirche gehalten und geſtellt haben, wird man an die Tage des Parlaments erinnert, wo Jeder, der nicht oft genug und nachdrücklichſt in den Protokollen genannt wurde, von ſeinen Wählern daheim ein Mißtrauensvotum zu erhalten fürchtete.

Einige Antragſteller hatten ſich mit ſchulmäßiger Umſtändlichkeit Objecte ihrer Polemik zurechtgelegt, die in der Wirklichkeit jedenfalls mannichfach anders ausſehen, ſodaß man wol ſagen kann: Wie ſich der Enthuſiasmus künſtliche Götter macht, die er anbetet, ſo ſchafft ſich der Zelotismus und namentlich jener liebedieneriſche, der die hohen Augen kennt, die lohnend in der Ferne auf ihn ſehen, künſtliche Teufel, die er verfolgen, verketzern und verdammen muß. Das Zeitalter ſieht ſo ſchlimm nicht aus, wie es dieſe Herren an die Wand gemalt haben.

Die Ritter vom Geiſte.

Dritte Auflage.

Drei Bände dieſer neuen Auflage ſind erſchienen. Jeder derſelben koſtet ⅔ Thaler. Die ganze Betheiligung an dieſem Unternehmen, das im nächſten Jahr vervollſtändigt ſein wird, kommt demnach einem Freunde des Buchs, der es ſelbſt beſitzen will, auf ſechs Thaler zu ſtehen.

In öffentlichen Blättern haben wir noch keine Vergleichung dieſer neuen Ausgabe mit den frühern gefunden und halten es daher für erlaubt, die Freunde des Verfaſſers aufzufordern, eine ſolche ſelbſt anzuſtellen.

Der Grundtext und der weſentliche Inhalt des Ganzen iſt geblieben. Eine Annahme alſo, daß in dieſer dritten Auflage etwas fehle, iſt unſtatthaft. Die neue Auflage bringt die weſentliche frühere Faſſung wieder, um in Stil, Präciſion des Ausdrucks, vorzugsweiſe die herzuſtellende Harmonie mancher in der frühern Faſſung nicht vollkommen zuſammenſtimmender Theile ein Hauptaugenmerk der neuen Redaction geweſen.

Der Drang der Mittheilung war im erſten Niederſchreiben dieſes Buchs ſo lebhaft, daß ſich der Verfaſſer beim Einzelnen nicht zu lange aufhalten konnte. Kaum war das Ganze im Entwurf und in der erſten Abfaſſung beendigt, begann auch ſchon die Veröffentlichung. Eine ruhige, über dem Ganzen ſich haltende Beurtheilung war dem Verfaſſer während der Arbeit und des Drucks nicht möglich. Eine ſolche iſt erſt für dieſe neue Auflage eingetreten. Ermuntert von dem Erfolge, eingeſchüchtert von mancher

Bedeutung, gewann er diejenige in der Mitte zwischen Wärme und Abkühlung sich haltende Stimmung, die ein solches Werk, wenn nicht wie ein fremdes, doch wie ein Erzeugniß abgeschlossener Stunden, über die man sich Rechenschaft abzulegen hat, betrachten läßt, und aus dieser Stimmung schreibt sich die neue Redaction her. Wer sich die Mühe der Vergleichung geben will, wird auf jeder Seite so viel Beweise von Selbstkritik finden, daß auch er diese neue Auflage hoffentlich eine verbesserte nennt.

In Stuttgart hat Julius Schnorr eine entsprechende Zeichnung zu besondern Einbänden dieser neuen Auflage entworfen, die vom Buchbinder Koch daselbst um ein Geringes durch jede Buchhandlung bezogen werden können.

Jeder Brief einen Pfennig Porto.

Ein stuttgarter Geschäftsmann macht durch ein Circulär den Vorschlag: der deutsche Handelsstand solle den deutschen Postvereinsstaaten eine jährliche Pachtsumme zur Deckung der Verwaltungskosten zahlen und diese Summe (4 Millionen preußische Thaler) durch Subscription auftreiben. Das Briefporto soll dann auf 1 Pfennig für den einfachen Brief ermäßigt werden. Um die 4 Millionen Thaler aus dem Briefporto wieder zu erheben, ist die Ausgabe von 1440 Millionen Briefmarken zu 1 Pfennig nöthig. Unser Stuttgarter glaubt die Briefbeförderung durch diese Reform im deutschen Postverein auf 1600 Millionen Briefe bringen und die deutsche Papierproduction um jährlich wenigstens 200,000 Ballen Papier erhöhen zu können.

Dieser schwäbische Vorschlag ist gut gemeint, aber wie manche andere stuttgarter Experimente auf dem Gebiete des Handels und Verkehrs ganz unpraktisch. In England belaufen sich die Kosten der Postanstalt ungefähr auf 10 Millionen Thaler jährlich; die Zahl der in dem vereinigten Königreich beförderten Briefe beträgt ungefähr 400 Millionen jährlich. In Deutschland ist sie viel geringer. Die Papierfabrication hat aber ihre ziemlich feste Grenze, welche sie erreicht hat und über die sie sich nicht ausdehnen läßt. Zu 200,000 Ballen Papier gehören eine halbe Million Centner Lumpen, und ehe diese producirt werden können, muß die schwäbische Industrie noch große Fortschritte machen und die jetzige Consumtionsfähigkeit in Deutschland bedeutend gewachsen sein. Die eingeführte Ermäßigung des Portos auf 9 Kreuzer oder 3 Silbergroschen für den einfachen Brief und das äußerst billige Porto für Kreuzband lassen wenig zu wünschen übrig. Nur nach dem Auslande ist das deutsche Porto noch verhältnißmäßig zu hoch und der Francaturzwang, den die Thurn und Taxis'sche Post für alle mit der preußischen Closed mail beförderten Briefe ausübt, in solchem Grade lästig, daß das Publicum die Aufhebung desselben mit Recht erwarten mag.

Literarischer Sanguinismus.

Liebenswürdige, aber gefährliche Menschen sind die, welche für ihren zufälligen persönlichen Enthusiasmus auch immer die schlagendsten objectiven und rationellen Gründe anzuführen wissen. In der Literatur hört man diesen Köpfen gern zu; sie richten aber besonders deshalb viel Verwirrung an, weil sie die Veränderung ihrer Standpunkte, die immerhin alle drei Jahre andere sein mögen, niemals freiwillig eingestehen. Sich selbst erscheinen sie die Consequenz selbst.

„Die Rechte der Freundschaft".

Einen Freund gefunden haben, ist ein heiliges Wort. Aber wie Mancher nennt einen Freund gefunden haben nur ein bequemes Sopha besitzen, um sich auf ihm von seinen Unarten — auszuruhen.

Aus und nach fremder Mittheilung. *)

Je näher uns die Erfüllung eines Wunsches rückt, desto mehr verliert sein ursprünglicher Zauber und endlich bleibet auch er sich, wie alles Uebrige auf Erden, in ein schlichtes Grau.

* *

Der traurigste Ritter von der traurigen Gestalt ist jenes Glück, das nach dem Sprüchwort doch immer noch bei einem Unglück vorkommt.

* *

Ohne Tendenz kein Charakter.

* * *

Wir würden Jeder unsere eigenthümlichen Gedanken haben, wenn wir uns nicht die eifrigste Mühe gäben und dafür auferzogen würden, unser Denken auf das Niveau des Allerweltdenkens zurückzuführen.

*) Von mehren Seiten wünscht man eine Aufklärung über diese Ueberschrift.

Wir erhalten oft Einsendungen von Anderswo, die in der Form, wie sie uns zukommen, nicht Das deutlich aussprechen, was ihrem Verfasser vorgeschwebt zu haben scheint.

In solchen Fällen wurde uns schon gestattet, unsere eigene Anschauung und Denkweise mit der des Einsenders zu verbinden. D. Red.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 5. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Sophie Laroche.

Ein Frauenleben.

An einem heitern Sommerabend des Jahres 1733 sah man in der weiten Bibliothek des ehrwürdigen Dekans der medicinischen Facultät zu Augsburg, des Dr. Gutermann Edlen von Gutershofen ein zweijähriges Mädchen sitzen, das mit einem seltenen Gemisch von kindischer Freude und sinnigem Ernst den reichen Einband und die verzierten Titelblätter der sie rings umgebenden Bücher betrachtete und dabei den auf- und niederschreitenden Beherrscher dieses Reichthums oft fragend anblickte. Das Mädchen war für ihr Alter schon groß, aber so schlank, daß man befürchten konnte, es müsse bei irgend einer Erschütterung zusammenbrechen. Die Züge des länglichen Gesichts waren fein, zart, fast wie durchsichtig; die dunkelbraunen Augen hatten etwas Träumerisches, die Händchen waren lang und fast beängstigend weiß. Auffallend langes, aber ungelocktes Haar, glatt nach hinten fallend, gab dem merkwürdigen Kinde ein noch seltsameres Aussehen.

Seit einiger Zeit saß die Kleine jeden Abend beim Vater in der Bibliothek. Der Vater glaubte, ohne deren Gegenwart nicht mehr studiren zu können. Bald konnte die Kleine schon die Titel der Bücher lesen, bald von einem großen Theil schon den Inhalt, und so entwickelte sich das Mädchen von Jahr zu Jahr, bis es vom Vater zu seiner kleinen Bibliothekarin ernannt wurde, d. h. sie durfte dem Gelehrten die Bücher herbeisuchen, die er zu seinen Vorlesungen und schriftstellerischen Arbeiten gebrauchte. Zur Belohnung dafür durfte der kleine Amanuensis den Vater oft des Nachts auf das Dach des hoch am Berge gelegenen Hauses begleiten, um sich da in das Allgemeine der Astronomie einführen zu lassen. Gründlicher Unterricht in Geschichte und neuern Sprachen, im Zeichnen, Musik, Gesang und Tanz fehlte nicht. Noch lebte des Kindes Mutter. Sie suchte dem allzu eifrigen Wissenstriebe des Kindes und dem Lehrtriebe des Vaters entgegenzuarbeiten und den Unterricht wenigstens nur auf Stunden des Tags zu beschränken, aber vergebens; neben den weiblichen Arbeiten und der Kunst der Wirthschaftführung wurden den Wissenschaften alle Stunden, selbst manche, die dem Schlaf hätten gehören sollen, gewidmet und so stand denn zuletzt ein siebzehnjähriges Mädchen da, lebensthätig, kenntnißreich, tiefgebildet, feinen

und rastlos strebsamen Geistes, eine Erscheinung, ebenso nach außen lebensgewandt, wie im innersten Wesen ätherisch.

Sophie Gutermann verlor ihre Mutter... Wieder finden wir sie in der Bibliothek ihres Vaters. Wie anders jetzt als einst! Streng und finster blickt der Vater, sie starr und wie leblos. Nicht Bücher reicht sie ihm, sondern Brief auf Brief. Der Vater wirft Alles, was sie ihm zagend und zitternd darreicht, in das Feuer im Kamin. Man hört nur ein Rauschen und Knistern, wenn das Feuer seinen Gegenstand erfaßt und das Siegelwachs schmilzt. Der letzte Brief flackert auf und eine Röthe bedeckt das verworrene Mädchenantlitz, ein blasser Schatten das geröthete Antlitz des Vaters, Todtenstille im weiten Saal. Das Auto da Fé ist noch nicht zu Ende. Sophie bringt Noten, Zeichnungen, kleine Erinnerungsgegenstände — schweigend reicht sie Alles hin, schweigend nimmt es der Vater und rauschend und knisternd verzehrt es das Feuer. Auf einem Lehnstuhle liegt das Oelbild eines schönen jungen Mannes mit südlichen Zügen, schwarz von Auge und Haar und leidenschaftlich-künstlerischen Ausdrucks. Die hohe, schlanke Gestalt schreitet fest zu dem Bilde hin, nimmt es, nur ein Zucken, ein Senken der Hand, dann gibt sie es dem Vater. Dieser ergreift eine Papierscheere und schneidet das Bild in Stücke, die tonlos zu Boden fallen. Auch ein Ring wird zerstört. Steine fallen aus ihm zu Boden... Sophie hatte ihre erste Liebe geopfert!

Sophie liebte einen Italiener, Bianconi, den Leibarzt des Fürstbischofs von Augsburg. Schon durch seinen Beruf war er bei Gutermann eingeführt und wurde dessen Hausfreund. Bianconi wurde Sophiens Lehrer in der italienischen Sprache und Poesie, in der Archäologie und im Gesang. Die Mutter lebte noch und schützte das bald sich liebende Paar. Der Vater billigte die Verbindung nicht. Er war ein strenger Lutheraner, Bianconi Katholik. Schon war die Verlobung gefeiert, schon sollte der Ehebund geschlossen werden, da wurde die Frage nach den künftigen Kindern aufgeworfen. Bianconi stand in Verhältnissen, die ihn zwangen, auf die katholische Erziehung derselben zu bestehen, Gutermann wollte nur Enkel haben, die seinen Glauben bekannten. Sophie verlangte Aufschub, der Vater Entscheidung. Das vermittelnde Wort der Mutter fehlte; Schatten wurden zu Wolken und aus den Wolken zuckte der väterliche Machtspruch, daß das Verhältniß aufgelöst sei und Bianconi das Haus zu meiden hätte. Bianconi schlug der Geliebten eine heimliche Verbindung vor, die er später vor der Welt durch Darlegung von Briefen, wo von Vater und Mutter Sophie als seine Braut genannt wurde, rechtfertigen wolle. Sophie kämpfte; das väterliche Wort, das väterliche Haus, die bürgerliche Sitte, die Einsamkeit des verlassenen Vaters hatte zuviel Macht über sie; sie schlug Bianconi's heißflehende Bitte ab und tieferzürnt verließ dieser sofort Augsburg und ging nach Italien zurück.

Aus jenen Tagen des furchtbarsten Seelenkampfes und der endlichen Ueberwindung zu Gunsten eines starren und finstern Vaters schreibt sich jene Resignation her, die Sophie zeitlebens nicht mehr verließ. Ihre Freudigkeit war mild, ihr Gedanke maßvoll, was sie begann, stand unter der Herrschaft einer stillen Ergebenheit, sodaß man Goethe's Schilderung verstehen wird, der von ihr sagte: „Sie schien an Allem theilzunehmen, aber im Grunde wirkte nichts auf sie. Sie war mild gegen Alles und konnte Alles dulden, ohne zu leiden. Den Scherz ihres Mannes, die Zärtlichkeit ihrer Freunde, die Anmuth ihrer Kinder, Alles erwiderte sie auf gleiche Weise, und so blieb sie immer sie selbst, ohne daß ihr in der Welt durch Gutes und Böses oder in der Literatur durch Vortreffliches und Schwaches wäre beizukommen gewesen. Diese Sinnesart verdankt sie ihrer Selbständigkeit bis in ein hohes Alter bei manchen traurigen, ja kümmerlichen Schicksalen."

Man wird diese milde und ergebene Art, die zwischen Glut und Kälte sich behauptete, verstehen, wenn man Sophiens Klagwort liest: „Den Mann, dem ich mein schönstes Wissen, die beste Ausbildung meiner Kräfte verdanke, hat man mit Härte von mir los-

gerissen. Nie wird er die Früchte seines Wirkens genießen! Wohlan, so soll von dieser Stunde an Niemand sie genießen und wer sie noch nicht kennt, sie nie vermuthen!"

Wir sprechen von Sophie Laroche, der einstigen Freundin Wieland's, Goethe's und Jacobi's, die lange Zeit eine Lieblingsschriftstellerin des großen Publicums war, wie nur etwa Lafontaine, mit dem sie nicht ganz gleichen Schritt halten konnte... Doch kehren wir zu Sophie Gutermann zurück.

Das menschliche Herz verleugnet sich nie ganz. Man kann in der Jugend wol den Grund eines Charakters legen, aber man ist noch kein Charakter. Sophie liebte zum zweiten male.

Es war todtenstill im Gutermann'schen Hause geworden. Sophie machte dem Vater keinen Vorwurf, sie pflegte ihn treu und liebevoll. Die Wissenschaft gab ihr Tröstungen. Bewerber wies sie ab. Dem Vater bangte vor dieser Sinnesart und sein eigenes Bedürfniß nach Lebensfreuden regte sich früher als bei seiner Tochter. Er dachte an eine neue Heirath. Dann konnte die Tochter störend sein.

So geschah es, daß Sophie zu ihrem Großvater, dem Senator und Hospitalmeister Gutermann zu Biberach, gesandt wurde. Es war dies im Sommer 1750. In dieser neuen Umgebung mit neuen Pflichten, in reizender schwäbischer Gegend und gegen Augsburg fast in einem Landleben, erwachte Sophie innerlich und äußerlich zu neuem, frischem, lebensmuthigem Sinn und Wirken. Das junge Herz schlug den Lerchen auf grünen Saaten, der steigenden Morgen- und sinkenden Abendsonne mit neuem Sehnen und jungfräulichem Ahnen entgegen. Auch hier ein neuer Schmerz. Der Großvater starb. Auch hier Sorge. Sophie mußte sich des großen Hauswesens und der Oekonomie annehmen, bis der Nachlaß geordnet und geschlichtet war. Sie that das Alles mit Energie und praktischer Umsicht. Die Bücher blieben da wol unangerührt liegen. Als Alles in Ordnung war, konnte sie wieder nach Augsburg zurück; doch war ihr Biberach lieb geworden und daheim schien der Vater sich bereits mit dem Abschluß seiner neuen Heirath zu beschäftigen. So blieb sie in Biberach und zwar bei einem Vetter ihrer Aeltern, im Hause des Predigers Wieland.

Es war in der schönsten Sommerzeit, als der damals siebzehnjährige, aber an Körper, Bildung und Geist schon gereiftere junge Wieland von der Universität Erfurt in das Vaterhaus kam, um hier noch einige Zeit zu wohnen, ehe er nach Tübingen reiste zur dortigen Fortsetzung seiner Studien. Wieland war damals ganz durchströmt von dem neuen Klopstock'schen Geiste, schwärmte für Germanien, für das Christenthum als poetische Weltreligion und schon entzündete ihn der fränkisch hellenische Geist, schon funkelte sein Witz von Sarkasmen, der mit der Sentimentalität jener Zeit vollkommen in einem und demselben Herzen sich vertrug. In solcher Reife trat der Jüngling dem ein Jahr ältern Mädchen entgegen und Beiden war es, als könnten sie sich nur angehören; er sah in ihr eine Heilige, er war ihr ein Ideal der Männlichkeit. Die Situation im Hause begünstigte den Bund. Sie liebten, sie verlobten sich, Alles unter den Augen der Familie Wieland.

Wie damals Wieland von poetischem Feuer durchdrungen war, zeigt manche seiner frühesten Arbeiten, die aus jenen wonneseligen Sommer- und Herbstmonaten herrührten.

Im November bezog Wieland die Hochschule zu Tübingen, Sophie ging nach Augsburg. Der Vater zeigte sich dem neuen Verhältnisse nicht geneigt. Er wünschte seine Tochter bald und sicherer verheirathet zu sehen, als mit dem jungen Wieland nach vier Jahren möglich war. Sophie blieb standhaft. Der Vater mußte nachgeben. Er hatte wieder geheirathet. Sie glaubte im Wege zu sein und ging deshalb wieder nach Biberach zurück, wo sie von den zukünftiger Schwiegereltern schon wie eine Tochter aufgenommen wurde. Es schwanden hier drei glückliche Jahre ihres Lebens hin. Wieland's Briefe

brachten ihr stets neue Liebe und Anregung, neue Erweiterung ihres geistigen Gesichtskreises, und besonders ihre Briefe an den Geliebten machten sie klarer, sicherer und freier. Wieland war ganz Hingebung. Seltsam, aber nicht selten, Wieland's Mutter wurde zuletzt auf die Tochter eifersüchtig. Sie fühlte sich in der Liebe ihres Sohnes zurückgesetzt. Die Empfindlichkeit darüber steigerte sich, wurde zum Wahn, ja selbst zum Haß. Daraus erwuchs ein neues Leiden für das so vielgeprüfte arme Mädchen. Sophie hatte von der Eifersucht ihres Vaters auf ihren ersten Geliebten gelitten, jetzt litt sie von der Eifersucht der Mutter auf die Geliebte des Sohnes. Wie sie den Egoismus solcher Liebe dort schon erkannt hatte, so erkannte sie ihn auch hier. Sie warf Blicke in das Menschengemüth. Die ganze Entwickelung ihres Wesens zum Abgeschlossenen, Stillen und Resignirenden hin mußte immer mehr hervortreten. Sie war gegen die Pastorin Wieland die Bescheidenheit und Zärtlichkeit selbst, und oft freute sie sich der Herbheit der Mutter, weil sie darin den Geliebten nur geliebt sah; allein die Verstimmungen wuchsen. Wieland war nach der Schweiz gegangen, wo er im Bodmer'schen Kreise glücklich war und glücklich machte. Ein Vetter der Familie kam von berther nach Biberach und erzählte viel von diesem Doppelglück. Sophie konnte nicht müde werden, davon zu hören. Der Vetter mußte oft wiederkommen und immer wieder von Wieland erzählen, und damit sie das Glück ganz genießen wollte, war sie mit dem Vetter oft und lange allein. Furchtbar erwuchs hieraus eine Anklage der Mutter. Erst still, dann lauter, immer herber; gehässig erst gegen den Vetter. Dieser mußte fort, dann warf sich der alte Haß auf Sophie, die zuletzt gezwungen wurde, ins Vaterhaus nach Augsburg zurückzukehren.

Wer würde nicht ahnen, daß auch diese zweite Liebe unglücklich enden mußte? Sophie war älter als Wieland und Wieland war — Wieland. In einem Briefe von Sophie an die Mutter Wieland's erklärt sie selbst die Verbindung für aufgelöst. In einem Briefe an Wieland entbindet sie ihn seiner Verpflichtungen und klagt ihn an, das Band zerrissen zu haben. In beiden Briefen aber herrschten noch Versöhnung, Edelmuth und Resignation. Im September 1753 erlebte Sophie diesen neuen Schmerz.

Ihr Leben im Hause des Vaters war nun traurig genug; Vater und Tochter waren sich fremd geworden. Tochter und Stiefmutter hatten sich kaum gekannt und Keins von Beiden fühlte ein Bedürfniß, das Andere tiefer kennen zu lernen. Sophie nahm sich der Hauswirthschaft und der Erziehung der jüngern Geschwister an. Sie lebte den Wissenschaften, entwarf Skizzen und Pläne zu schriftstellerischen Versuchen, doch noch ohne etwas drucken zu lassen. Des Vaters tägliches Wort zu der nun schon zweiundzwanzigjährigen Tochter war: „Du mußt heirathen!" Dies Wort wurde so lange wiederholt, bis es in Erfüllung kam. Im Januar 1754 wurde Sophie Gutermann Frau von Laroche.

Der damalige kurmainzische Hofrath Georg Michael Frank de Laroche gehörte keineswegs dem gleichnamigen berühmten Geschlechte Frankreichs an. Er war ein deutscher Waisenknabe, den der damalige allmächtige Minister und Großhofmeister des Kurfürsten von Mainz, Graf Friedrich von Stadion, in seinem fünften Jahre an sich nahm, erzogen, zu seinem vertrautesten Secretär herangebildet und ihm den Namen Laroche gegeben hatte. Weitere Beförderung, Titel, Orden, Adelstand folgten bald nacheinander durch des mächtigen Grafen von Stadion Verwendung. Wir wollen zwei gewichtige Stimmen über Laroche hören, die eine von Wieland, die andere von Goethe.

Wieland schreibt von dem Gemahl seiner frühern Geliebten: „Laroche ist ein Mann, der bei der vollkommensten Kenntniß der Welt eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und eine Kenntniß alles Dessen, was unser Shaftesbury zu einem Virtuosen fodert, besitzt, und wenn Sie in einer Galerie von Malereien oder am Klavier ihn hören sollten, würden Sie Mühe haben zu begreifen, daß eben dieser Mann, der ein großer Kenner und Meister in den schönen Künsten ist, an Geschicklichkeit im Cabinet und an Erfahrung in Geschäften

Wenige seines Gleichen hat. Alles dies Gute wird durch die Eigenschaften seines Charakters vollkommen gemacht. Er ist in dem ganzen, großen Umfange des Worts ein rechtschaffener, edelmüthiger Mann, ein Menschenfreund; sein Herz ist mit dem Vergnügen, Gutes zu thun, vertraut; er ist für die Freundschaft und für jedes Sentiment, welches der menschlichen Natur Ehre bringt."

Goethe schreibt: „Laroche war ein heiterer Welt- und Geschäftsmann. Er pflegte mit Allem, was außer dem Lebens- und Thätigkeitskreise lag, zu scherzen und folgte hierin der Sinnesart seines Herrn und Meisters, des Grafen Stadion, welcher gewiß nicht geeignet war, den Welt- und Kaltsinn des Knaben durch Ehrfurcht vor irgend einem Ahnungsvollen ins Gleichgewicht zu setzen. Ein unversöhnlicher Haß gegen das Pfaffenthum hatte sich bei diesem Manne, der zwei geistlichen Kurfürsten diente, festgesetzt, wahrscheinlich entsprungen aus der Betrachtung des rohen, geschmacklosen, geistverderblichen Fratzenwesens, welches die Mönche an manchen Orten zu treiben pflegten und dadurch eine jede Art von Bildung hinderten und zerstörten. Seine Briefe über das Mönchswesen machten großes Aufsehen, sie wurden von allen Protestanten und von vielen Katholiken mit großem Beifall aufgenommen. Wenn sich aber Herr von Laroche gegen Alles, was man Empfindung nennen könnte, auflehnte und wenn er selbst den Schein derselben entschieden von sich abhielt, so verhehlte er doch nicht eine väterliche, zarte Neigung zu seiner ältesten Tochter, die einen Beamten in Offenbach heirathete. Ihm, als thätigem Geschäftsmann, war die meiste Zeit durch Berufsarbeiten weggenommen und weil die einkehrenden Gäste eigentlich durch seine Frau und nicht durch ihn angezogen wurden, so konnte ihm die Gesellschaft wenig Freude geben. Bei Tische war er heiter, unterhaltend und suchte wenigstens seine Tafel von der empfindsamen Würze freizuhalten."

Wir haben hier die bedeutungsvollsten Stimmen so ausführlich sprechen lassen, weniger Laroche's als Sophiens wegen, und um das Verhältniß, das zwischen diesen beiden Charakteren stattfinden konnte, gleich von vornherein kenntlich zu machen.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Reisebriefe.

Von Bernhard Cotta.

IV. Ein Ritt in den Urwald.

— — Sie haben mich bis an die Grenzen der Bukowina *) begleitet, folgen Sie mir nun auch auf einem der Ausflüge in die Urwälder des Landes. An einem warmen Septembertage brachen wir von Jakobeni auf, um die dicht bewaldeten Gebirge an der Südgrenze der Herrschaft Kimpolung gegen Siebenbürgen zu durchstreifen. Als wir aus dem engen Thale der goldenen Bistritz in das weitere der Dorna einfuhren, sahen wir über den nahen Bergen der Moldau schon dunkle Wetterwolken angehäuft, und ehe wir Bojana Stampi erreichten, wohin die Reitpferde vorausgeschickt waren, fing es tüchtig an zu blitzen und zu donnern. Der Ausflug war aber einmal beschlossen und wurde umsoweniger aufgegeben, als am nächsten Morgen das Wetter sich wieder günstiger zu gestalten schien. Meine Begleiter waren: ein etwas starker, aber kräftiger alter Herr, zwei [illegible] Söhne des Besitzers von Jakobeni, ein Obersteiger und noch vier mit Stutzen und Beilen bewaffnete kräftige Männer in braunen Sumans, die zu unserer Verrichtung und auch

*) Die Bukowina ist der südöstliche Theil Galiziens und wird von 300,000 Einwohnern, vorzugsweise Moldauern, bewohnt. Professor Cotta bereiste diesen Theil Oestreichs vorzugsweise im Interesse der für den Bergbau außerordentlich ergiebigen Gebirgsbeschaffenheit des Landes, die bisher noch nicht hinlänglich gewürdigt ist. D. Herr.

zum Schutz dienen sollten, da in den verlassenden Bergen Siebenbürgens nicht nur Wölfe und Bären, sondern auch Räuber hausen sollen, welche letztern sich schon seit einem halben Jahre allen Nachforschungen der Gendarmerie und der Grenzwache zu entziehen gewußt haben; nur drei davon hat man erst kürzlich gefangen und in Mercschena aufgehängt.

Gegen unsere Gewohnheit saßen wir Punkt 6 Uhr schon Alle im Sattel und auch das Packpferd war mit den nöthigen Nahrungsmitteln beladen. Wir kamen nur noch bei zwei einzelnen walachischen Hütten vorüber und befanden uns dann bald ohne Weg im Flußbette der Dorna, mitten zwischen echten Urwäldern. Der Fluß hat bei einem Wolkenbruch im Jahre 1851 unglaubliche Verwüstungen angerichtet. Seine Ufer bestehen in beinahe ununterbrochener Reihe aus bunt zusammengethürmten Holzklötzen, die durch 70—80 Fuß lange Baumstämme und ihre Fragmente gebildet werden, und theilweise eine massive Höhe von 30 Fuß erreichen, während einzelne aufgerichtete Stämme diese um das Doppelte überragen. Solche natürliche Barrikaden beschränken den Reitweg größtentheils auf das eigentliche Flußbett, nur an einzelnen Stellen sind sie unterbrochen oder durchbrochen, indem die Wassermassen sich gewaltig einen neuen Weg durch den auf dem linken Ufer ziemlich ebenen Wald gebahnt haben. Aber auch da wieder sind ähnliche Ueberreste gebildet, die ein verlassenes Flußbett von 50—100 Fuß Breite einfassen. Das alte und echte Flußbett liegt schon im unteren Theile seines Laufs, wo sein rechtes Ufer aus fruchtbringenden Schichten von Sandstein, Schieferthon und Kalkstein besteht, ganz voll abgerundeter Steine der verschiedensten Art, aber diese Steine nehmen gegen oben, wo jene Schichten von unzähligen holzigen und krautigen Gängen durchzogen sind, an Größe, Dichtigkeit und Umfang mehr und mehr zu, sodaß es zuletzt nur noch aus Felsblöcken gebildet wird, zwischen denen sich vielfach im Bett selbst mächtige Baumstämme festgekeilt haben. Da das Wasser jetzt klein war, so blieb uns gewöhnlich noch Platz genug, um daneben zu reiten, aber die wechselnde Laune, mit der es sein Sommerbett gewählt hat, nöthigte uns oft genug, seine Platten zu durchschreiten. Auf unsern sichern Pferden, als die kleinern sind, die man hier im Gebirge zu reiten pflegt, wäre das Fortkommen unmöglich sein. Diese aber wissen überall sich selbst zu helfen, mit unglaublicher Gewandtheit winden sie sich zwischen Felsmassen, Steinen und Baumstämmen hindurch oder überklettern dieselben. Auf dem gefährlichsten Platze ist nur ein einziges mal Einer von uns mit dem Pferde gestürzt, ganz unschuldig gewissermaßen, im Grunde aber glücklich.

Die ferneren mal Unger's vorzügliche Landschaften, [illegible] durch die [illegible] geologischen Darstellungen, die darnach eingerichtet und auch in Dutzenden von Exemplaren bestellt worden sind. Darunter befindet sich eine Darstellung auf der Eisenschlackenhüttenhöhe, die gewiß sehr viele anlockt; das ist aber noch gar nichts gegen die wälderverwüstende Kraft, deren Folgen hier wirklich und noch heute vorliegen. Solche Berge von Holz mit aufragenden Baumstämmen sahen auf Unger's Bild, und ebenso die gewaltigen Felsblöcke zwischen ihnen.

Dringt man durch eine der Lücken in den nachbarlichen Wald ein, der uns auf Schritt begleitet, so sieht es darin in einer andern Art fast ebenso wild und verwüstet aus. Die Bäume: breche, halb und ganz verwerfe, nicht von Moos überzogene Baumstämme. Zwischen den noch aufrechtstehenden sieht man überall schon gleichsam die Fäulniß in riesiger Richtung angreifen an ihre Nachbarn. Gesund und Krank, Leben und Tod hand in hand durchmischt. Es ein Wald macht den Eindruck eines wie gekämmten Haupthaar, ich möchte dabei unwillkürlich an das Haupthaar des berühmten Struwwelpeter denken.

Aber nicht nur die [illegible] Elemente gehören zu denen dem Reisenden der Orte noch ungeheure Phänomenen der Natur. Die Gebirge, wo der Mensch, wo er sie selbst Natur geschaffen hat, abgewonnen oder doch zu mindern versucht, gegen sich hier in ihrer ursprünglichen Macht. [illegible] Blockhäuser hat der Buchenfleiß angelegt und

zum Theil schon getödtet; dieses Ungeziefer des Waldes, welches ein guter deutscher Forstmann ebenso haßt als irgend ein Anderes auf seinem eigenen Haupte. Die Stämme stehen oft noch, aber verdorrt, entnadelt und entrindet, später auch ohne Aeste, zuletzt fallen sie. Der Wurm hat ihr Herz genagt.

Ein zweiter Feind sind die Waldbrände, in diesen Gegenden veranlaßt und nur selten verhindert durch den Menschen. Im Dornathale zeigen sie sich indessen minder verderblich als anderwärts in der südlichen Bukowina, weil deshalb, weil hier auch die einheimischen Wolachen zu scheu in das Innere des Waldes eindringen. Nur an den Uferabhängen haben sie zu nagen angefangen, lange Strecken derselben sind halb verkohlt, doch auch die verkohlten Bäume bilden noch schwarze Wälle. Es müssen zuweilen einige Bergleute und einige Grenzer dieses Thal mühsam durchstreifen, diesen und den Räubern, die hier hausen, mögen jene gewaltigen Verkehrshemmnisse gar oft lästig sein, zugleich erfreut sich ja überall der einsame Wanderer an der lebenden Flamme. Die Türken sagen: Wo ein Mensch ist, soll auch ein Feuer sein. So hat man denn an zahlreichen Stellen die Zerstörung durch Feuer versucht, aber soll eingreifend ist sie hier bis in den wirklichen Wald vorgedrungen, ist es, daß das Holz theilweise schon zu verwest, aber daß die Wunden zu ungeheuer war.

Die beiden genannten Hauptfeinde der Wälder in ihrem Unzustande sind übrigens auf der anderen Seite zugleich ihre Freunde; sie bringen, da sie in der Regel nur altes Holz ergreifen, ähnliche örtliche und periodische Verjüngungen hervor, wie sie bei uns zu Lande der geschulte Forstmann durch regelmäßige Schlagführung erzeugt. Große Strecken fallen zugleich und verjüngen sich zugleich. Auf der Asche und dem Moder der Alten wachsen kräftig die Jungen. Das erklärt auch, warum man so häufig in diesen Nadelholzgebirgswäldern große Bestände von ganz gleichmäßigem Alter vorfindet.

Auf unserm Wege zeigte man mir einmal im feuchten Sande Fährten, die von einem Wolf herrühren sollten, da ich aber nie früher dergleichen gesehen habe, so kann ich auch nicht weiter darüber urtheilen. Die Bärenspuren, die ich früher hier einige mal sah, sind leichter und sicherer zu erkennen. Im Allgemeinen fanden wir unsere lange Wegstrecke völlig unbelebt und das trägt nicht wenig dazu bei, das Befremden des Eindrucks zu steigern.

Gegen Mittag erreichten wir in dem von der Dorna abgewendeten Thalhange die Stelle, die das Ziel des Tags bildete. Man hat hier einen ganzen haltigen Kalkfelsgang im Walde entblößt, den wir näher untersuchten. Bald bildete ein großes Feuer die einsame Mittagsschlacht, deren Nachbarschaft bis 6000 Fuß hoch aufsteigen, das mitgebrachte Weinfläschchen wurde passend ausgestellt, ein tüchtiger Lendenbraten schmorte am Holzspieß und während wir dann um das Feuer gelagert unter köstlichem Mahl hielten und aus langen Tschibuks türkischen Tabak schmauchten, trieben sich die Pferde angebunden in der Nähe umher, um ihr dürftiges Futter sich selbst zu suchen.

Wir hatten beim Steinesuchen und einmal verirrt und als wir zurückkehrten, bemerkten wir auf halbem Weg, daß der Tag sich seinem Ende zuneige, der Himmel war meistens nicht bewölkt und unser Ritt am Dornaufluß lang es stark zu regnen an. Unsere Gesellschaftlichkeit wurde dadurch noch vermehrt. Da der hohe Uferrand das Flußbett verbirgt und man durch Wald und Büsche sieht, so mußten wir suchen, im Dunkeln und zu reiten. Wo man sagen darf, natürliche Steinpflaster es erlaubte, wurde scharf zugeritten, trotzdem überraschte uns die Nacht, als wir eben vom Flußufer in den dunkeln Wald einbogen. Glücklicherweise gelangte der hier etwas breitere Pfad bald zu Tage, zum Glück auch unser Aufenthalt. Immer schneller jagend und einige mal tief in Sumpflöchern versinkend, erreichten wir endlich, trotz der tiefen Nacht völlig durchnäßt, unser gastliches Obdach. Ein tüchtiger Trunk Thee und Rast erfrischten, aber leider mußten wir den für die folgenden Tage beabsichtigten weiteren Ritt nach Hotin für heute aufgeben, da der Regen nicht aufhörte.

Sie könnten sich leicht ein ganz falsches Bild von dem Lande Bukowina machen, wenn ich mit dieser Regenflut im Urwalde schließen wollte. Nach 2½stündiger Fahrt waren wir heute wieder hier in Jakobeni, wo gegen 2000 deutsche Berg- und Hütenleute auf der Zipß einen großen freundlichen Ort bewohnen. In seiner Mitte steht neben Hochöfen und Hammerwerken ein mächtiges Gebäude und in demselben können Sie sich in jede beliebige Hauptstadt Deutschlands versetzt denken. Auch die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" fehlen nicht auf dem Lesetisch der jungen Damen. So breitet sich deutsche Bildung immer weiter über die östlichen Grenzen Germaniens aus.

Die künstlichen Wohlgerüche.

Von einem Chemiker.

Der Sommer, so wenig in diesem Jahre genossen, geht zu Ende. Des Regens unerhörteste Fülle verbannte uns in seiner ersten Hälfte aus Feld, Flur, Garten und Wald. Luft und künstlichen Düften- und Blumenduft enthalten, um wenigstens unsere Phantasie mit Erinnerungen zu erfreuen, die wir in Wirklichkeit in diesem Jahre nicht viel genossen haben.

Woher kommen die künstlichen Wohlgerüche? Es geht unter Laien die Sage, der Chemiker, durch die Neuzeit in hochgesteigerte Thätigkeit gerufen, sie aus Dingen, die mit Blumen und Düften in keinem Zusammenhange, ja im grellsten Gegensatze zu ihnen stehen. Das ist ein Irrthum. Auch die Wohlgerüche, mit denen du dein Zimmer, deine Kleider, dein Haar durchduften läßest, stammen aus Flora's Blumenkörbchen, sind die wirklichen ätherischen Seelen der Pflanzenwelt.

Athmen wir den Duft einer Rose, Hyacinthe, eines Veilchens, so weiten unsere Geruchsnerven angenehm durch das fortwährende Ausströmen von Stoffen berührt, die wir ätherisch nennen. Auch bei einigen stark riechenden Früchten ist das ätherische Oel auf der äußern Schale in besondern Zellen in so großer Menge angehäuft, daß ein leichter mechanischer Druck hinreicht, dasselbe frei zu geben. Beispiele hat man ja an der Citrone, Orange, Bergamotte und allen zu dieser Gattung gehörenden Früchten. Auch bei der Gewürznelke können wir das Oel sogleich beim Druck schon wahrnehmen. Von den Früchten wird das ätherische Oel auf mechanische Weise getrennt, indem einfach die Zellen, in denen es haust, zerrissen werden. Das zusammenlaufende Oel wird aufgesammelt und mittelst Druckpapier, womit man Leichter auffüttert, von allen fremden Körpern gereinigt, und man nennt das Resultirende Hesperiden bezeichnet. Auf diese Art wird das beliebte Bergamottöl und Citronenöl gewonnen, dieses aus der Citrone, jenes aus der Bergamottcitrone. Die Citronenarten, zu welchen auch die Pomeranze und Apfelsine gezählt werden, gehören den warmen Klimaten des Südens an. Die meisten ätherischen Oele müssen aber auf anderem Wege abgeschieden werden. Hierzu dienen kupferne Kessel, welche sich nach oben verengern. Diese Oeffnung kann mit einem gleichfalls kupfernen Helme (Helm genannt), der mit einem Abzugsrohr versehen ist, geschlossen werden. In diesem Kessel werden die betreffenden Pflanzentheile entweder mit Wasser unmittelbar gekocht oder, und noch gewöhnlicher ist, man läßt Wasserdämpfe von unten heraus durch diese Substanzen hindurchgehen. Der heißen Wasserdämpfe verflüchtigen sich zu gleicher Zeit mit dem ätherischen Oel. Das an dem Helm angebrachte weite Rohr wird durch ein großes Faß gekühlt, welches fort und fort kaltes Wasser gefüllt wird. Oel und Wasser verdichten sich durch diese Abkühlung wieder zur tropfbaren Flüssigkeit und beide werden gemeinschaftlich in gläsernen Gefäßen aufgesammelt. Nach einiger Ruhe trennt sich das Oel vom Wasser, indem es entweder oben aufschwimmt oder zu Boden sinkt. Es wird dann vom Wasser getrennt und filtrirt. Diese Art der Gewinnung heißt Destillation. So

wird das ätherische Oel aus bittern Mandeln, Nelken, Rosmarin, Lavendelblumen, Citronen, Zimmet, dem Pfefferminzkraut, der Melisse, den Rosen, den Orangeblüten und andern gewonnen.

Unsere Gartenrose, welche aus der Gegend des Kaukasischen Meers stammt, riecht zwar höchst angenehm und wird mit Recht die Königin der Blumen genannt. Das ätherische Oel aber, welches durch Destillation aus derselben gewonnen werden kann, hat keineswegs den angenehmen Geruch der Rose selbst. Das im Handel vorkommende sehr theure Rosenöl von außerordentlich starkem Wohlgeruch wird im Orient aus einer andern Rosenart, der Rosa moschata destillirt, die dort zu diesem Behuf sehr häufig angebaut wird. Alle Kräuter, Blumen oder Früchte, die im warmen oder heißen Klima ursprünglich zu Hause sind, erreichen in kältern Regionen nie auch selbst im warmen Gewächshause nie die Vollkommenheit in allen ihren Theilen wie in ihrem Vaterlande. Sie können deshalb auch nicht mit Vortheil zur Gewinnung ätherischer Oele benutzt werden, weil der Ausbeute schon eine zu geringe sein würde.

Viele stark und sehr wohlriechende Pflanzen und Blumen geben auf dem Wege der Destillation kein ätherisches Oel. Dahin ist zu flüchtiger Natur, es wird bei vielen hohen Temperatur verjagt, ohne sich wieder zu verdichten und es läßt auch zu vermuthen, daß es durch diese Temperatur wesentlich verändert wird. So verhält es sich mit der Reseda, Hyazinthe, dem Veilchen, der wohlriechenden Sommerwurz, der Jonquille, Tazette z. B. Auf ihnen die angenehm riechende Substanz zu gewinnen, muß ein anderer Weg eingeschlagen werden. Die Blumen oder Blätter werden frisch gesammelt und in besonders dazu eingerichteten Gefäßen schichtweise mit feinem Oliven- oder Sesamöl zusammengebracht und eine Zeitlang damit in Berührung gelassen. Das fette Oel nimmt die wohlriechende Substanz auf. Man trennt das Oel jetzt ab und bringt frische Pflanzentheile auch neue mit dem schon geschwängerten Oel, wie oben angeführt, zusammen und wiederholt dies Verfahren, bis das fette Oel hinreichend damit gesättigt ist. Je nachdem man öfter diese Operation wiederholt hat, erhalten diese Oele die Benennungen einfache, doppelte oder dreifache. Auf diese Art wird Jasminöl und alle feinen, wohlriechenden Oele bereitet, die wir besonders aus dem südlichen Frankreich und aus Italien beziehen. Pomaden, die den Geruch dieser Pflanzen besitzen sollen, werden ganz auf dieselbe Weise bereitet; nur daß der fettes Oels nicht ätherisches Oel oder fettes Oel, dem man nachher weiße Wachs zusetzt, um ihm die Consistenz des Fettes zu geben, genommen. Häufig sieht man diese Pomaden, um ihr Ansehen zu verschönern, noch mit Blumenextract, gelb mit Curcumawurzel oder braun durch gebrannten Zucker *).

Wir erhalten aus Frankreich auch noch verschiedene Flüssigkeiten, Essprits oder Essenzen genannt, die auf eben genannten Pflanzen zum Theil auf ähnliche Weise bereitet werden wie die Oele, indem man reinen Weingeist mit den Blumen oder Kräutern einige Zeit in Berührung läßt und ersteren dann durch Destillation wiederum abziehet. Hierher gehört der Esprit de Vanille, de Bergamotte, de Lavendel u. a. Sie besitzen einen sehr feinen Geruch, weil auch Weingeist besonders Spiritus (Cognac), der an und für sich schon

*) Eine Parfümerie in Nizza zu besuchen ist unterhaltend. Jeden Morgen kommen die Gärtnerinnen und bringen die duftigsten frischen Blumen und Pflanzen, besonders Orangenblüthen, in großen Körben. Diese wird noch am Thor [illegible] an der Arbeit, um einige der verschiedenen Proben daraus zu machen, welche die Blumen von den Gärten genommen sind in die nächsten Wochen zu sein. Dann sind zum nächsten Morgen die Proben da, so lange, bis der gewünschte Duftgrad erreicht ist. Man kann sich denken, wie wundervoll der Duft von Blumengärten riechen ist, wenn Morgens die Luft noch [illegible] ist von der großen Feuchtigkeit, die [illegible]

allein wohlriechend ist, hierzu Verwendung findet. Tücher mit diesen Essenzen zu benetzen ist nicht zu empfehlen, weil sie Farbestoff aus den betreffenden Pflanzen aufgenommen haben und demzufolge einen Flecken auf dem Zeuge hinterlassen.

Alles was Menschen hervorbringen ist der immer wechselnden Mode unterworfen. Dieser zu huldigen bemühen sich auch die Wohlgeruchfabrikanten, durch verschiedene Mischungen von Oelen zusammengesetzte Parfüms hervorzubringen, wo bald dies bald jenes Oel vorherrschend ist, aber eben auch durch diese Mischung einen eigenthümlichen Geruch erhält. Pomphafte Namen werden dann aufgesucht, sie locken dann neue Käufer an und bei diesen Neuheiten wird nicht immer dem wahrhaft guten Geschmack gehuldigt. Als Beispiel will ich nur der Essence de Constantine, des Gartenheliotrop erwähnen, die vor mehren Jahren aus Frankreich eingeführt wurde. Andere Essprits oder Essenzen werden dadurch hergestellt, daß man ätherische Oele mit Weingeist mischt, worin sie vollkommen löslich sind. Hierher gehört das Eau de Cologne, welches dem ursprünglichen Verfertiger große Summen eingebracht. Sein Fabrikat wurde bald nachgeahmt, und so entstanden eine Menge verschiedener Vorschriften für seine Bereitung. Der Hauptbestandtheil desselben bleibt gutes Orangenblüthöl, edler französischer Weingeist und ein geringer Zusatz von Bergamott-, Citronen- und Pomeranzenöl. Es wird an vielen Orten so gut bereitet, daß das echte Kölner vielfach verdrängt worden ist. Erwähnen will ich hier das Patchouli. Dieser Geist wird aus der Patchoulipflanze (Plectranthus graveolens) durch Destillation mit Weingeist gewonnen. Das Kraut selbst, welches sehr stark riecht, kommt getrocknet in den Handel. Es gehört wahrlich nicht zu den besseren Parfüms. Der richtige Sinn und der gute Geschmack des gebildeten, nicht blasirten Publikums hat diesen Duft schon bereits wieder in den Hintergrund gedrängt.

Außer den ätherischen Oelen der Pflanzenwelt gibt es noch viele Früchte, Wurzeln, Rinden und Ausschwitzungen von Gewächsen, aus denen zum Theil die schon angeführten Oele destillirt werden, die aber auch in Substanz, besonders bei Räucherpulver und Räucherkerzen verwendet werden und überhaupt bei Wohlgerüchen nicht entbehrlich sind. Die bekannte Vanille z. B. ist eine Schotenfrucht der Vanilla aromatica, einer Schmarotzerpflanze, die in Amerika sich um die höchsten Bäume rankt. Wird diese Frucht mit Rum u. s. w. bei warmer Temperatur längere Zeit in Berührung gelassen (digerirt), so erhält man eine braune Tinctur, die vielen Odeurs mit Vortheil zugesetzt wird. Zu den Früchten gehört ferner die Lorbeerbeere, ein schwarzbrauner, glattgedrückter, glänzender Beerkern von Laurus nobilis, einem hohen Baume in Terra firma. Sie riecht kräftig aromatisch nach Benzoe. Ferner die Pichurimbohne (Persea Pichurim, ein Baum Südamerikas). Die Muskatennuß kommt von Myristica moschata, einem Baume der Molukkischen Inseln. Sie ist der Samenkern der Frucht; umgeben ist dieser Kern mit einer gelben, fleischigen Hülle, welche getrocknet den falschen Namen Muskatenblüte führt und als Gewürz bekannt ist. Die Gewürznelke ist von Caryophyllus aromaticus, einem Baume auf den Molukken, die noch nicht aufgebrochene Blüte mit ihrem Fruchtkelche.

Mehre Baumrinden sind von sehr angenehmem Geruch. Obenan steht der feine Zimmet, von Persea Cinnamomum, ursprünglich auf Ceylon. Dieser Baum gibt eine der vorzüglichsten Gewürze. Eine geringere Sorte ist die Rinde von Persea Cassia, auf den Molukken einheimisch, bekannt unter dem Namen Zimmetcassia. Sie schmeckt und riecht weniger fein als die vorige. Die Nelkenbaumrinde von Myrtus acris, einem Baume Ceylons, welche einen nelkenartigen Geruch besitzt, ist wenig mehr in Gebrauch. Die Cascarillrinde von Croton Cascarilla, in Jamaica heimisch. Beim Verbrennen verbreitet dieselbe deutlich Moschusgeruch. Weniger Anwendung finden Wurzeln. Die Veilchenwurzel, welche einen veilchenartigen Geruch besitzt, kommt von einer Schwertlilie, der Iris florentina, die im Südlichen Europa wild wächst. Unter den vielen wohlriechenden

hölzern, die meiſt nur im Orient angezündet als Räucherwerk dienen, werde hier nur das Rosenholz erwähnt. Es iſt das Holz der Besenginde, Convolvulus scoparius, einem Strauche, der auf Teneriffa wächſt. Aus dieſem Holze wird ein ätheriſches Oel deſtillirt, welches ſeines ſehr hohen Preiſes wegen keine große Anwendung mehr findet, indem ächtes Rosenöl viel angenehmer und zur Zeit auch minder koſtbar iſt.

Aus Blumen und Sträuchern ſtehen die natürlichen Balſame und die Harze. Der braune Perubalſam von vanilleähnlichem Geruch wird von Myroxylon peruiferum, einem Baume Südamerikas, gewonnen. Man unterſcheidet zwei Arten von Perubalſam, den weißen und den braunen; der erſtere fließt freiwillig aus dem Baume, der braune wird durch Auskochen der Aeſte des Baumes mit Waſſer erhalten. Er ſchmeckt ſcharf, beißend und bitterlich. In Maſſe iſt er undurchſichtig, dünnflüſſig klar, in dünnen Schichten, z. B. auf ein Glas aufgeſtrichen, durchſichtig und von hellerer Farbe. Für die meiſten Parfums iſt dieſer Balſam unentbehrlich, außerdem wird er auch als Gewürz der Chocolate zugeſetzt, welcher er in kleinen Quantitäten einen ſehr angenehmen Geruch und Geſchmack ertheilt. Ihm ſehr nahe verwandt iſt der Tolubalſam, welcher von Myroxylon toluiferum, einem ſüdamerikaniſchen Baume, durch Ausfließen gewonnen wird. Er iſt von feſterer Conſiſtenz als der vorige, ſieht wie dicker, feſter, klarer Honig aus, hat im Geruch Aehnlichkeit mit Perubalſam, aber einen Citronen- und Jasminduft. Im Handel unterſcheidet man zwei Sorten, den feſten angefüllten und den trockenen Tolubalſam; letzterer iſt dunkler von Farbe, zuweilen röthlichbraun. Beide werden größtentheils zu Räucherwerk verwendet. An dieſe reiht ſich der flüſſige Storax an, Liquidambar styraciflua. Er kommt von einem Baum feuchter Gegenden von Virginien, Mexico und Louiſiana. Aus dem Stamme fließt theils von ſelbſt, theils durch Einſchnitte der flüſſige Storax. Er iſt von Anſehen grünlich, braungelb, undurchſichtig, fett, von ſcharfem, brennendem Geſchmack und angenehmem Benzoe-Geruch. Ein anderer feſter Storax wird im ſüdlichen Europa, in Cypern und Paläſtina von Styrax officinalis gewonnen. Er beſteht aus braunen, gelblichen und weißlichen Körnern, die zuſammengeſchmolzen klar und einigen Glanz beſitzen von angenehmem Geruch. Häufiger iſt der Storax calamita, die braune, gemengte harzige Maſſe des genannten Baums. Letzterer iſt jetzt oft nur ein Kunſtproduct, aus Baumrinde gemacht, welcher man flüſſigen Storax zuſetzt. Die Storaxarten werden meiſt zu Räucherwerk verwendet.

Wir übergehen die Aufzählung der vegetabiliſchen Harze mit den Harzen. Die Benzoe kommt von einem Baume, der auf Sumatra oft angetroffen wird und Styrax Benzoin von den Botanikern genannt. Die Benzoe iſt ein eigenthümliches Harz. Es kommt in Körnern im Handel vor, dieſe ſind hart, zerbrechlich, bräunlich mit weißlichen glänzenden Körnern durchzogen. Der Geſchmack iſt ſüßlich, reizend, balſamiſch, gewürzhaft und angenehm einen ſehr angenehmen Geruch verbreitend. In chemiſcher Hinſicht iſt das Harz dem Balſam von Peru und Tolu verwandt und zu Räucherpulver aufgelöſt gehört es ſchon ſeit alten Zeiten zu den beliebteſten Räucherungsmitteln. Die mittelſtarken, ſogenannten Räucherkerzchen enthalten gewöhnlich Benzoe in geringer Menge.

Der Mastixbaum (Pistacia lentiscus) wächſt im ſüdlichen Europa und im Orient wild, er wird in Griechenland, beſonders auf Chios häufig angebaut. Aus ihm fließt das Mastixharz. Es erſcheint in rundlichen, gelben, durchſichtigen Körnern. Der Geruch belebend iſt, wenn es erhitzt wird, angenehm. Der Maſtix wurde früher auf Chios in reichlich gekaumelt, nach dem Kauen plötzlich Speiſe als Leibeſt abgegeben werden konnten. Die Türken benutzen ihn zum Kauen, um dem Athem Wohlgeruch zu geben, d. h. den unerträglichen Knoblauchgeruch des Orientalen zu verbannen. Als Parfüm kann er nur zu Räucherwerk Anwendung finden. Früher diente beim Oſterbrauch Saft. Es [illegible] Harz und wird von Pistacia terebinthus, einem Baum, der in Oſtindien

und Arabien einheimisch ist, gewonnen. Es sind weißlichgelbliche, kaum glänzende Stücke, wie mit einem Pulver bestreut, von bitterlichem Geschmack, angenehm durchdringendem angenehmen Geruch. Das Sandarakharz, als Parfüm und zu Räucherungen verwendbar, kommt von Thuja [auch Callitris] articulata genannt, einem Baum des nördlichen Afrika, besonders auf Hügeln der Berberei und dem Atlas vorkommend. Das Harz gewinnt man in runklichen und länglichen Stücken, es ist weißlichgelb, innerhalb halbdurchsichtig, zerbrechlich, gekaut nicht weich werdend wie der Mastix, angenehm durch lieblichen Geruch.

Der Bernstein kommt von Bäumen der Vorwelt. Er wird häufig an den Küsten der Ostsee, vorzüglich in Preußen gefunden. Er kommt auch in Deutschland und Frankreich unter Sand, in Thon, zuweilen auch unter den Steinkohlen vor. Es sind durchsichtige, seltener undurchsichtige, glänzende, gefärbte, gelbe oder auch gelbbraune Stücke, welche auf Kohlen gelegt einen angenehmen Geruch verbreiten.

Zu den flüssigen Parfümen wird Weingeist verwendet, indem man die wohlriechenden Substanzen mit ihm der Destillation unterwirft, oder in Weingeist nur ätherische Oele auflöst oder auch durch Berührung der Substanzen mit Weingeist die Wohlgerüche auszieht. Der Weingeist ist ein Produkt der weinigen Gährung und kann aus allen Pflanzenstoffen, welche Zucker oder Stärkemehl enthalten, gewonnen werden. Man bereitet ihn aus Getreide, besonders Korn und Weizen, Kartoffeln, Reis, aus dem Zuckersaft des Zuckerrohrs und anderen zuckerhaltigen Pflanzen. Er macht einen Bestandtheil des Weins aus, von welchem er durch Destillation sich abscheiden läßt. Die Reinheit desselben bestimmt die Güte. Weingeist aus Getreide oder Kartoffeln enthält ein übelriechendes, altem Branntweinkorn ähnliches unverbrennliches Fuselöl, das Amylöl, welches vollkommen daraus entfernt werden muß. Weingeist und Wein benutzt gibt angenehmes Parfümöl, aber sie werden dadurch nur Vielen theuer. Neben dem Alkohol (wasserfreien Weingeist) finden sich in den verschiedenen Arten von Branntweinen immer etwas Wasser und eine riechende Substanz, im gewöhnlichen Leben Aroma oder Fuselöl genannt, jenachdem ihr Geruch angenehm oder unangenehm ist. Von der Beschaffenheit dieser riechenden Substanz, welche die verschiedenen Arten des Branntweins charakterisirt, ist der Werth desselben oft mehr als von dem Alkoholgehalte abhängig. Cognac oder Franzbranntwein aus Wein bereitet erhält ein eigenthümliches Aroma durch seinen Gehalt an Oenanthäther und Oenanthsäther, eigentlich Weinöl, wird bei mailder Zeit in China und Indien aus Reis bereitet und jetzt zu Goa auf der Küste Malabar und zu Batavia auf Java in großer Menge verfertigt. Man gewinnt ihn dort aus dem Zuckersaft der Blüthenkolbe der Cocospalme, der Dattelpalme, mit Zusatz von Zucker, Reis und Palmbaumwein. Der Cognacthee hat seinen Geruch und Geschmack bekanntlich lediglich auf seinem Gehalt an flüchtigem, ätherischem Aroma. Andere weingeistige Flüssigkeiten, aus verschiedenen Früchten und Fruchtsäften erzeugt, haben bisher zu Parfümerien noch keine Verwendung gefunden.

Es ist die Chemie, welche uns lehrt, die in der Natur vorkommenden Körper, wenn sie aus mehreren zusammengesetzt sind, voneinander zu trennen und sie dann wieder in einer Verbindung zu vereinigen. Die Chemie hat uns Vieles aufgeschlossen, was uns ein Geheimniß war, aber sie wird nie im Stande sein, uns alle die Mittel zu liefern, die unserem forschenden Blick in das Innere und Schaffen der Natur entgehen. Körper, welche in ihren Eigenschaften und ihrem Verhalten eine große Verschiedenheit zeigen, bestehen oft aus denselben Elementen, ja manchen sind sie auch aus einer gleichen Menge dieser Elemente (Atomen) zusammengesetzt, wie uns beim Leuchtgas und Sumpfgas der Fall ist, welche beide auch gleichen Mengen Kohlen- und Wasserstoff bestehen und doch an Geruch und Geschmack so höchst verschieden sind. Ein anderes Beispiel ist der Kohle in ihren reinen Zustande und der Diamant, ganz im Aeußern und Verhalten so höchst verschiedene Körper, die beide nur aus Kohlenstoff bestehen.

Die Chemie der letzten zwanzig Jahre, welche vorzüglich das unendlich große Gebiet der Pflanzen- und Thierchemie cultivirte, hat uns mit sehr vielen neuen Zusammensetzungen (Producten) bereichert. Aber obgleich einige Körper, wie z. B. das Wasser und einige andere, aus ihren Elementen künstlich erzeugt werden können, so ist es der Chemie doch bisher noch nicht gelungen, gewisse Körper, deren Elemente wir doch ganz genau kennen, aus ihren letzteren zusammenzusetzen. Das Studium der organischen Verbindungen hat uns mit einer Reihe flüchtiger Körper bekannt gemacht, verschiedenen Aetherarten und brenzlichen Oelen, wovon einige benutzt werden können, dem Weingeist einen angenehmen Geruch zu geben oder Cognac und Rum nachzuahmen. Die bisher gebräuchlichen, angenehm riechenden Aetherarten, werden erzeugt, indem Weingeist mit verschiedenen Säuren und Salzen der Destillation unterworfen wird.

Der gewöhnliche Aether wird gewonnen durch Destillation von Weingeist mit Schwefelsäure, die bekannten Hoffmannstropfen enthalten diese Aetherart. Der Essigäther, der Ameisenäther, der Kohlenäther, der Chloräther, der Salpeteräther, der Weinäther (er findet sich stets gebildet in altem Weine) u. a. dienen dazu, dem Weingeist angenehmen Aroma zu ertheilen. Auch brenzlich flüchtige Oele, erzeugt durch Verbrennung von Pflanzentheilen im geschlossenen Raum, finden ähnliche Anwendung, wie z. B. das Fenchelöl benutzt wird, künstlichen Rum zu bilden.

Indem wir die Pflanzenwelt verlassen, wenden wir uns zu den Thieren, von denen allerdings einige Abweichungen bieten, welche bei Parfümerien nicht zutreffend werden können. Für unsere Abhandlung haben wir nur zwei Stoffe besonders zu erwähnen, den Moschus und den Ambra, da der Zibeth, eine ähnliche Absonderung wie der Moschus, von der Zibethkatze, nicht zu Vergleichen bei uns Anwendung findet.

Der Moschus findet sich in besonderem kleinen Beutel etwa fünf Zoll vom Nabel entfernt nur beim männlichen Moschusthier (Moschus moschiferus). Es ist ein rehartiges Thier, zu den Cervicornen gehörend, welches in den Bergen von Tibet, China und Tunkin lebt. Man unterscheidet zwei Hauptsorten von Moschus im Handel, den tunkinischen und den tartarischen. Der erstgenannte ist der am meisten geschätzte; er hält in mehr als drei mal höherem Preise und wird vielfach verfälscht. Er kommt aus China über Ostindien größtentheils nach England. Die Beutel sind etwas platt rundlich, etwa halben bis anderthalb Zoll hoch und breit. Auf der Außenseite mit gelblichen, feinen Haaren besetzt, die nach der am Mittelpunkt liegenden Oeffnung strahlenförmig stehen. Im trockenen Beutel ist ein eigenthümliches chemisches Secret. Im frischen Zustande bildet dasselbe eine fast salbenartige, weiche, körnigkleberige Masse von eigenthümlichem durchdringendem, sehr lange anhaltendem Geruch und bitterem, etwas gewürzhaftem, salzigem Geschmack. Wenn es älter ist, wird es trockener, krümlich und leicht pulverisirbar. Der tartarische Moschus wird über Rußland bezogen, er wird von den Horden der Kirgisen, welche die Russen Kasbaken nennen (woher der Name) in den Handel gebracht. Die Größe der Beutel ist ebenfalls verschieden, die äußere Seite mit dichten weißen oder weißgrauen langen Haaren besetzt. Der tartarische Moschus riecht viel schwächer und minder angenehm als der tunkinische und zeichnet sich besonders dadurch aus, daß er einen dem Pferdedünger ähnlichen Geruch besitzt. Der Rückstand des Moschus ist ein schwarzes Oel, und außer ihm gibt es kein Parfüm von so intensivem Geruch und so substantiellem Rückstand. Gewisse weichen Moschus trocknet man sorgfältig in Mörser auf und trocknen ihn pulverisirt wieder, immer tritt der Geruch wieder hervor. Ich selbst besitze einige kleine Moschusbeutel, welche nicht mit Sorgfalt verschlossen aufbewahrt wurden. Ihre gewiß 20 Jahre alt sie besitzen noch immer den eigenthümlichen Duft und Bedeutung, und der starke Geruch des Moschus besitzt. Obwohl ich durch eine sorgfältigste Verpackung der Moschusbeutel zu verhindern und dem zu verhindern. In geringen Mengen mit andern

Ozeans gemischt, ist er sehr angenehm. Ein vorherrschender Geruch an Moschus aber ist sehr vielen Personen höchst zuwider. Nicht ohne Grund werden die Personen, die im Gebrauch von künstlichen Atmosphären, in die sie sich hüllen, übertreiben, Muscadins genannt.

Der Ambra ist eine graue, feste Substanz, von der Härte des Wachses, mit weißlichen Flecken und Streifen, undurchsichtig und leicht, von sehr angenehmem Geruch. Man findet ihn auf dem Meere schwimmend in der Nähe von Madagaskar, an der Küste von Koromandel, bei den Molukken und um Japan. Zuweilen auch nicht unbeträchtliche Stücke in den Eingeweiden des Pottfisches, dem Physeter macrocephalus. Schwediauer, ein Arzt, machte die Bemerkung, daß der Ambra Überbleibsel von Fischen, besonders von Tintenfischen enthält, welche die Hauptnahrung des Pottfisches auszumachen scheinen. Man glaubt daher, daß er infolge einer Krankheit von den Pottfischen abgesondert werde. Aus Ambra läßt sich ein angenehm riechendes Öl abscheiden. Der Amra ist jetzt und mit Recht fast gänzlich in Vergessenheit geraten und aus diesem Grunde auch in seinem pecuniären Werthe sehr gesunken. Nur die Perser bleiben noch immer beim Ambra. Wenn sie Wohlgerüche und Düfte schildern wollen, hört man nichts als Räucherpfannen der Ambraduft.

In der vorliegenden kleinen Skizze sollten nur die Quelle der Wohlgerüche angegeben werden; es würde zu weit geführt haben, die Kennzeichen ihrer Güte und vorkommende Verfälschung anzugeben und müssen wir in dieser Beziehung auf pharmakologische Werke verweisen. Es sei uns erlaubt, zum Schluß nur einige gewisse Schönheitsmittel und Gegenstände der Toilette etwas näher ins Auge zu fassen. Wir glauben unsern Lesern nützen zu können, wenn wir auf Dasjenige aufmerksam machen, was langjährige Erfahrungen der berühmtesten Aerzte als der Gesundheit nachtheilig erkannt haben. Obschon die Verbieten einigen bemüht sind, Alles, was im schönlichen Verkehr folgeboten wird, einer sorgfältigen Controle zu unterwerfen, so ist es dennoch nicht gut zu umgehen, daß die Gewinnsucht, in Verbindung mit Unachtsamkeit und verzeihlicher Neigung, Dinge ins Publikum schmuggle, die schon großen Schaden angerichtet haben. Pflanzen- und Öle, welche aus Mißbrauch oder anderen thierischen oder vegetabilischen Stoffen, durch Zusatz gelinder wohlriechender Öle, wie das Rosen-, Bergamott-, Citronen-, Orangen-, Rosmarin- und Lavendelöl parfumirt sind, werden jenem Hauptzweck förderlich sein. Ein Zusatz aber schon von scharfen, ranzigten Ölen wie Nelken- und Zimmetöl, ist bei andauerndem Gebrauch sich nicht als vortheilhaft erweisen (das Nachgehen der Haar wird dadurch oft mehr befördert als gehemmt).

Unter den Zahnpulvern sind die einfachen, wo bloß feingeschlämmte Kreide oder präparirte Austerschalen den Hauptbestandtheil ausmachen, zu empfehlen. Zusatz von Bimsstein schon einer andern polirenden Substanz, greift mit der Zeit den Zähnen an und ist deshalb zu vermeiden. Es fehlen Beispiele vorhanden sein, wo durch Anwendung polirender Zahnpulver die Schmelz der Zähne entfernt wurde und ein höchst schmerzhafter Zustand der Zähne eintrat, welcher nicht wieder beseitigt werden konnte. In neuester Zeit hat man sogar die Kohle als Zahnreinigungsmittel empfohlen. Ein sein gepulvertes Mittel, Nachtheil bei seinem Gebrauch nicht zu befürchten und hat nach glaubwürdigen Versicherungen sehr gute Dienste geleistet. Denn Recht erfahrener Aerzte nachgekommen ist hier das Beste

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit hat die Zusammensetzung verschiedener Wasch- und Schönheitswässer gefunden. Häufig kommt es vor, daß die Wässer metallische Salze enthalten, die die größten Nachtheile erzeugt haben. Es ist Vielen bekannt geworden, daß nach längerem Gebrauch solcher Wässer, welche Blei enthalten, Lähmungen der Gesichtsmuskeln sich einstellen, die allen dagegen angewandten Mitteln lange Zeit hartnäckigen Widerstand machen. Eben einen Nachtheil der Schönheitsmittel auf Basis der

haben sich bei längerem Gebrauch höchst üble Zufälle eingestellt, namentlich periodischer Schmerz auf ein und derselben Stelle des Kopfes oder andere Krankheitssymptome und wir können nicht genug vor Anwendung solcher Waschmittel warnen. Der Arzt allein kann beurtheilen, wo solche Mittel angewandt werden müssen. Man kaufe deshalb keine solchen Mittel, welche durch Verbot der Behörden dem öffentlichen Verkehr entzogen worden sind. Mittel, welche Mißtrauen erregen, unterwerfe man der Prüfung eines Chemikers. In der That — frisches Wasser und Säuberung der Haut durch Leintücher bleibt stets das beste Schönheitsmittel. Ein kleiner Zusatz von wohlriechenden destillirten Wässern wie Neiem-, Orangenblüthenwasser u. dergl. ist angenehm und ohne Nachtheil. Zur Gesicht ist die tägliche Anwendung der Seife auch zu widerrathen. Sie entzieht der Gesichtshaut den hübschen, so manche Stirn enthüllenden Sprödglanz. Nicht dem Apfel gleiche die Haut der Schönheit, sondern dem Sammet!

Anregungen.

Das Blau des Himmels.

Einer der lästigsten Erscheinungen, welche die Einführung des Maschinen begleitet hat, ist der Rauch. Je mehr die Industrie sich ausbreitete, desto unerträglicher wurde die schmutzige Last dieses Begleiters. Er verdunkelte die Sonne, verpestete die Luft, machte sie zum Athmen wenigen tauglich, peinigte die Kinder, verunzierte das menschliche Gesicht, belästigte die Hausfrau. Der Versuch, ihn zu vertilgen, beschäftigte Gelehrte seit mehr als einem Menschenalter. Wie Gelehrsamkeit gethan hat, den Einfluß des Rauches in den englischen Fabrikdistricten auf die Natur und das ganze soziale Leben und den Gesundheitszustand der Menschen zu studiren, weiß es hinreichend haben, daß das englische Parlament ein eigenes Gesetz, die Smoke consuming act, zur Vertilgung des Rauches erlassen hat, nachdem lange verschiedene Methoden in Vorschlag gebracht waren, die zwar ihren Zweck völlig erreichten, gegen deren Anwendung aber die Fabrikanten sich mit Hand und Fuß sträubten. Eine Palmerston hat sich dadurch nicht irre machen lassen. Das Gesetz ist in Kraft getreten; wie schon früher in der Stadt, so geht auch im ganzen Umfange der Grafschaft London und der meisten großen englischen Städte. Der Himmel Englands hat sich dadurch nicht wenig gelichtet. Zwar gewisse Kreise von Fabrikanten und Fabrikarbeitern haben aufgeschrien, den schweren Kohlenstaub in die Luft zu jagen und sich verpesten zu lassen, gleich Fischverkäufern, ihren eigenen Rauch zu verschlucken. Es gibt verschiedene Verfahrungsarten, dem schädlichen Übel nachzukommen. Die meisten erfordern complicirte Vorrichtungen, die abgewendet z. B. durch Einleitung von Wasser, Dampf, gut gereinigtem Teer und Einleitung in Gebrannte Thonröhren, aber man hilft den Rauch der gewöhnlichen Feuerungen aber ein gewisses mit sehr unbedeutender Kosten, welche ihn auch weil mit erhöhter Kraft und nöthigt ihn auf diese Weise zum Verbrennen. Denn der Rauch besteht der Hauptsache nach aus den gasförmigen Kohle und bedarf zu seiner chemischen Verbindung mit dem Sauerstoff aber zum Verbrennen nur einer bestimmten Hitze und des Zutritts der atmosphärischen Luft. Der Widerstand, welchen die englischen Fabrikanten und Gewerbetreibenden gegen die neue Einrichtung leisteten, war so groß, daß die englischen Räder Minister machten, das Gesetzbuch einzuführen. Nach und nach haben sich die Herren daran gewöhnt, ihren blauen Himmel schön zu verpesten. Gelingt es auch nicht den alten Zeit, auch der Nebel mit seinem Dunst niederzuschlagen, so wird doch die Smoke consuming act für England und manche deutsche Stadt — denn wir werden der Verbreitung auch bald gezogen machen — doch einen Theil der Bläue des Himmels wiedergewinnen.

Der Humor der telegraphischen Depeschen.

Die telegraphischen Depeschen, welche der magneto-elektrische Apparat von Cöln nach Berlin befördert, gleichen einem Pfeile, welcher auf Ziel gelangt, bevor er abgeschossen ist. Eine Depesche, welche genau um 12 Uhr von Wien über Eisenbahn und Maschine abgefertigt wird, kommt hier um 11½ Uhr an, überholt also die Zeit um eine volle Viertelstunde. Kann der richtige Begriff einer telegraphischen Beförderung geistlichen Verhältnisse und der Eine Welt durch den Elektrischen Draht zu Stande, so würden die komischen Depeschen, welche Montags aufgegeben werden, die Tendenz zu komischen Lage noch zu lustigen Morgenblättern entwickeln, so wie Sonntag Abend die Sammet und Sammet

nach dortiger Zeitrechnung früher zurückerhalten, als wir die eigene Frage gestellt haben. Wir sagen: Fernsten! Denn wem wäre es nicht passirt, daß er eine telegraphische Depesche, die er um sechs Uhr Abends hatte haben müssen, erst um acht empfing! Es ist heute gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Die gegenwärtige Theurung und der Beamtenstand.

In No. II., S. 573 der „Unterhaltungen" sprachen wir den Wunsch der Uebergangszeit aus, daß bei der immer mehr zunehmenden Theurung alle diejenigen Gewerbszweige, die im natürlichen Verhältnisse stehen, sich zu helfen wüßten. Sie schlagen eben auf. Der Pächter ob von Lebensmitteln oder sonstigen Bedürfnissen hält seine Waaren höher in demselben Maße, als er wieder gezwungen ist, Andern mehr zu geben als früher.

Schon damals aber bemerkten wir, daß unter Andern der Beamte davon eine Ausnahme macht. Die Instition der Gehaltserhöhungen wird seit Jahren festgehalten. Posten, die einem Beamten 200—300 Thaler einbringen, bleiben nicht nur dieselben, sondern werden eher noch, da der Antrag der Bewerbung zunimmt, getheilt und auf ein geringeres Quantum herabgesetzt. Selbst der mittlere Beamtenstand ist ein übel daran. Eine Lebensstellung, die durch 6—800 Thaler etwa garantirt ist, hat immer schon einen Namen; sie setzt eine gewisse gesellschaftliche Würde voraus, die nicht leicht zu behaupten ist. Auf einen Gehalt von diesem Umfange verheirathet es sich leicht; aber die Familie wächst sich, die Sorgen wachsen und bald tritt ein Zustand ein, wo man gerieth hat, aus ganz untergeordnet, und zu wenig, um bestehen zu können. Die trostlose Verschuldung aber eine aus häuslichem Mangel und äußerlichem leeren Schein zusammengesetzte, höchst demoralisirende Qualität ist die Folge oft für ein ganzes Leben.

Bekanntlich gebricht es in diesen Zeiten immer mehr gehörigerer Preise und Preis der kleinen Beamten. 200 Thaler z. B. hat in Sachsen ein Einnehmer. Städte wie Bautzen, Löbau, Grimma sind nicht mehr so klein und wohlfeil zu nennen wie sonst. Durch den enger zusammengezogenen Verkehr, durch Eisenbahnen, Handel und Wandel, ja sogar die gebesserte Lebensgewohnheit (denn so fremdartig man weit die sich durch die Bildung ganz unwillkürlich mehrenden feineren Bedürfnisse an das selbst bei den Armen sich verbessernde Leben nennen) ist es in solchen kleinen Städten oft ebenso theuer wie wenigstens in der Residenz einen Haushalt führen. Was beginnt nun ein solcher Vertreter der Würde des Staats mit einer Familie, die für unsere Epoche von vor zwanzig Jahren passen möchte, aber nicht mehr für unsere so unruhig weiter- und emporstrebende Gegenwart?

Wir wollen einmal ein Bild eines solchen Lebens entwerfen.

Bei 240 Thalern Gehalt z. B. eines Steuerassessors gehen gewöhnlich schon sechzehn ab auf Uniform. Die Uniform ist aber nicht das einzige Bekleidungsbedürfniß. Ein Beamter, der in Regen, Sturm und Wind unterwegs sein muß, der schon äußerlich den Anstand zu wahren hat, bedarf ungleich mehr für sein äußeres Aussehen als ein Beamter von sitzender Lebensart. Ein Registrator hat seinen seine regelmäßige Hauscostume und kann sich darin unterwerfen. Ein Steuerbeamter aber, ein Steuerassessor, Wendarm muß seine eigenen Mahlzeiten halten; oft verläßt er schon vor dem Morgengrauen das Haus, hält Mittage unterwegs, hat immer oft um nicht zusammenzufrieden, außer der Regel für seinen Körper zu sorgen, er reichen seine achtzig Thaler jährlich, die er nach außen und innen für sich ganz allein in Anspruch nehmen muß. Nun rechne man eine Miethe von 24 Thalern, Holz und Licht, wenn der Winter nicht zu hart ist, 20 Thaler, Steuern und Bürgersteigabgabe 8 Thaler. Was bleibt an Mitteln übrig für Weib und Kind, für deren Bekleidung, Verköstigung und Unterricht? 72 Thaler etwa; auf den Monat übertragen 6 Thaler, auf den Tag 6 Ngr.! ... Denke man sich dazu eine Familie wie oft von sechs Köpfen. Kommt auf den Kopf für Essen und Trinken, Bekleidung, Schuhwerk, Unterricht — 9 Pfennige.

Die Regierungen geben dann und wann Theurungszulagen. Diese helfen nur vorübergehend. Die Ständeversammlungen sollten ein Gleiches haben und diesem Beamtenproletariat Milderung gewähren durch eine durchgreifende, mit den veränderten Lebensbedingungen im Einklang stehende Erhöhung aller kleinen und mittleren Besoldungen.

Das Alter und die Hoffnung.

Der Anfang des Lebens gleicht auf der Wage der Zeit dem selbst hinab. Nur das Maß der Hoffnung ist es, das uns erlaubt, seine Bewegungen zu regeln, die Stunde zu bestimmen, den Augenblick zu genießen wie einer Gunst. Das Alter aber legt das Maß aus der Hand, es hofft nicht mehr. Plötzlichkeit gleicht der Nacht, denn den Tagen bricht. Das Alter, das nicht mehr hofft, übersieht die Jahre bis zum Grabe.

Verantwortlicher Redacteur: Ernst Otto Hoffmann. — Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 6.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Ein Schulfest.

Die Nummer 39 im zweiten Bande der „Unterhaltungen" hat uns die Schilderung einer „Schulkomödie aus dem 17. Jahrhundert" gebracht. Wir wurden in die Stadt Zittau eingeführt, die noch in hohem Grade die aus dem Mittelalter überkommene künstliche Gliederung sich bewahrt hatte, wodurch die Physiognomien aller Städte und Städtchen jenen interessanten Ausdruck erhielten, der jetzt fast gänzlich verschwunden ist. Mit dem Einreißen der im inneren Bürgerthume bestehenden Schranken, mit dem Ebnen aller ständischen Unterschiede zum allgemeinen Staatsbürgerthum, ging auch die äußere Umgestaltung der alten Städtegestalt Hand in Hand.

Wo sind jene Schießrämchen, hohen Pforten, Giebel und zinnobrirten Mauern noch zu finden, die in Merian's „Deutschen Städte-Ansichten" und jetzt als die malerische und romantische Behandlung derselben Städte erscheinen, von welchen die umarbeitende Gegenwart neue, commerzielle und industrielle Anlagen bewerkstelligt? Nur hier und da ist wie durch ein Wunder des Zufalls noch ein Ueberrest jener Zeit in seiner ganzen Eigenthümlichkeit erhalten und das Eschenheimer Thor in Frankfurt sowie der Holzthurm in Mainz erscheinen wie wohlerhaltene Prachtexemplare einer Naturaliensammlung, doppelt ansprechend in der modernisirten Umgebung.

Aus demselben Zuge des Gefühls, der uns jene überlieferten Gebäude schätzen läßt, in welchen uns, trotz ihrer nicht selten unbequemlichen und barocken Bauart, doch der eigene und eigenthümlich ausgeprägte Geist einer vergangenen Zeit entgegentritt, dürfen wir jetzt auch ein regeres Interesse für die aus denselben zu uns gekommenen Traditionen des Festfeierns in Bild und Schrift.

Beim Durchlesen jener Schulkomödie in Zittau wurde ich rasch sogleich erinnert an die Schilderung eines Schulfestes, das in der alten freien Reichsstadt Worms in früherer Zeit üblich war. Es war dieses der sogenannte Wiesengang, wie schon der Name andeutet ein ländliches Fest, und es dürfte meiner heutige Schilderung zu der in Nr. II. Nummer 39 gegebenen insofern einen Gegensatz, als dort der größte Theil der Bürgern von Zittau aus seinen dramatischen Lieblingsstoffen, in welchen seine ständigen

Zöglinge die Hauptrollen darstellten, nicht wenig imponirt haben mochte. Während hier also die Festlichkeit von der Schule ausging, welche durch die Wirkungen der Kunst und Poesie das Bürgerthum anzuregen und für sich zu interessiren bemüht war, hatte der Wiesengang einen wesentlich verschiedenen Charakter. Die höchsten Behörden einer alten Freien Reichsstadt, die Patricier derselben, veranstalteten der gesammten Schuljugend einen fröhlichen Festtag. Lehrer und Schüler wurden gleichsam hervorgezogen aus den engen Schulstuben an den blauen Sonnenhimmel, auf das Grün der Wiese — Blumen, Gesang, Festgaben, Musik und — eine weithergeholte Mahlzeit erfreuten das Menschenherz bei Jung und Alt.

Hervorstechend ist bei der nachfolgend zu schildernden Festlichkeit der durchaus religiös-heitere Charakter derselben und mit Rührung lesen wir, wie, auf der Festwiese angekommen, die ganze kleine Kindergemeinde zum Gebete sich auf die Kniee wirft.

Doch lassen wir den naiven Berichterstatter möglichst selbst reden, der, ein Augenzeuge des Wiesengangs am 13 Mai 1765, eine Handschrift hinterlassen hat, von welcher der jetzige Rector der wormser städtischen Schulen, unter Verbesserung der Interpunction, einen dankenswerthen Abdruck veranstaltete. Es heißt darin:

Circa ** 1540 *) wurde zum ersten mal ein Wiesengang vor die Burgerschaft und ihre Kinder gemacht, weil man damals wahrgenommen, daß eine, etliche Jahre vorhero gegebene Mahlzeit auf der Wiese von einem der Stadt-Herrn großen Eintrunk und guten Utterig machte bei denen Leuten. Solche gab das Amt, und war sie nicht kostbar, noch seien Geschenke vor die Kinder, welches der Stadt zusamm nicht über 25 Florin gekostet hat. Mann stunde in diesem Fall der ersten Einrichtung nach, wo auch viele durch Wohlthaten gelockt wurden, dabei aber behielte mann immer die Zahl der evangelischen Jugend, wie doch sie ein mal gegen das andere mal sich verhielte, und ob sie nicht abgenommen.

Nachmals wie die Religion sicher stunde, wurde die erstlte Einrichtung der Evangelischen-Verfassung auf dem Burgerstube wieder hervorgebracht, und da mann jetzund die Stadt auf die beste Nachbarn in dem Herrnstein zu stärken, auch sind nach dem andern ihr abzunehmen suchte, wurde solcher Mahlzeit circa ** 1600 in einen Pörtel-Schmaus verwandelt, vermög deßen mann auf allen Schulen junge Leute zu dem Singen-Umgang zog, damit sie in der Zukunft von der Stadt Gränzen, Gerechtigkeiten auch Sterkigkeiten Wissenschaft bekämen, in welche Lage damit, worauf der ganzen Jugend vom Rath eine Zeche mit dem Wiesengang, meistentheils auf der Rheinwiese, manchmal auch auf der Baumwiese, gemacht worden ist, dabei dann viele Leute sowohl zu Schiff den Gisen hinauf oder zu Land, dahin kamen. Solches aber verfiele unter dem 30jährigen Krieg so, daß zwar die Mahlzeiten blieben, aber ehmals nur die, dem Umgang beigewohnten Knaben, mit ihrem praeceptore vom Amt tractirt worden sind.

Endlich kam circa ** 1630 widerum der Wiesengang auf seinen vorigen und allgemeinen Gebrauch, nachdem der 30jährige Krig geendiget worden, und wurde er nun da an, meistentheils alle 7 Jahre gehalten, aber viele ansehnlicher, und wurden alle Honorationes dazu gezogen, welches dann bis auf den Brand gewähret hat, und nach Maßgab des Vorallens alle 5 jahr gehörnes Burgerschulumgänge gehalten worden ist.

Nach dem Brand, circa ** 1700, wurde solche Divertissement widrum hervorgesucht, die Gemüther zusammen, doch ging es, außer den blauen Sachen vor die Kinder, mit der Mahlzeit dabei spartsamer zu; der gemeine Burgersmann wurde letztere belangen, welche aber nicht über 30 Florin kommen durfte.

Im Anfang der nähern Beschreibung des Festes finden wir unter den Motiven zur Begehung desselben sehr ideale angeführt:

„— daß sie Christo Magistrat auch bei den, den Kindern diesen Tag gleich unter den Augen ihrer Praeceptoren, geglaubten Freiheit ihre gemein und Gemeinschaftsfreiheiten stärken lernt."

Sodann enthielt sich der Gesetzgeber, die Schuldisciplin einer Stadt in nicht schwachen als in jenen segensreichen, und dem Volksleben selbst heranzuziehenden Zeiten und Volksfesten. Man sehe die Kinder hinaus und beobachte sie bei solchen schönlichen

*) Die ganz eigene Zahlen sind unleserlich, indem nur einige ganze Quart beschreibungen [illegible]

Gelegenheiten und die Behörde wird hier leichter erkennen, ob ihre Schuljugend eine rohe verwilderte oder eine wohlgezogene, sittsame ist als durch jede strenge Visitation im Lehrzimmer. Ferner wird sehr richtig als Grund für die wenigen häufige Anordnung dieses Festes angeführt: — „nichtsdem weil eine schöne Freude mehreren Eindruck macht."

Sehr bescheiden sind die den Kindern verabreichten Festgaben — „nemlich vor die Knaben sind Bälle und Glöcker (Murmelsteine), vor die Mägger sind Nadelbüchger, Fingerhüt und Glaßschür, auch zwei Ringlicher . . . . . bejergt." Dazu erhält Jedes eine „Mave", einen Strauß vom Schützen.

Ich zweifle faß, daß eine heutige Jugend sich durch solche Kostbarkeiten in eine festliche Stimmung würde gehoben fühlen. Wenigstens ist die gegenwärtige thüringische Bevölkerung eben nicht besonders durch große Genügsamkeit ausgezeichnet.

Im weitern Verlaufe der Festbeschreibung sehen wir, daß die „lateinischen praeceptores" zur Herrentafel in der Hütte invitirt werden, während man dagegen für die „teutschen praeceptores" ein Zimmer „apparte accordirt". Was würde das heutigen Tags für einen Auftritt veranlaßen, wenn es irgend einem Hochweisen Magistrate einfallen wollte, unsere Volksschullehrer — vielmehr unsere Herren Lehrer oder Volkslehrer, da Schullehrer eine höchst mißliebige Bezeichnung ist — „apparte zu accordiren!"

Andererseits sieht man wieder mit Befriedigung, wie dem damaligen Herrn „Schulrectore" — vermuthlich ein Exemplar der gelehrten Pedanten, an welchen die damalige und nachfolgende Zeit so reich war — wegen seinerseits dem Feste entgegengesetzten „Schwierigkeiten" eine angemessene Rüge ertheilt worden ist.

Man kann nur bedauern, daß Gebräuche und Festlichkeiten der Art, die einen historischen Grund und Boden haben, fast allerwärts verschwunden sind. Solche Aufzüge, bei welchen ein Jeder gleichsam eine ererbte oder standesmäßig ihm zukommende Rolle zu übernehmen hatte, werden keineswegs durch äußerlich angeordnete Feste, wie so vielfach versucht worden ist, ersetzt.

Lebhaft erinnere ich mich aus meiner Jugend des mächtigen Reizes, der in der Wiederkehr einiger Festtage für die ganze Jugend des kleinen Städtchens lag, dessen Beamter mein Vater war.

Ein solcher Tag war endlich St. Nikolaus. Die freudige Erwartung galt hier einem sehr einfachen Akte, nämlich der Austheilung der sogenannten Niklauswecken an die gesammte Schuljugend. Irgend ein kinderfreundlicher Gebäcker hatte diese Spende gestiftet. Für mich und meine Brüder waren Wecke etwas ganz Alltägliches — allein kein Verbot konnte uns abhalten, uns einen Niklausweck zu holen oder vielmehr zu erkämpfen. Die Schuljugend war im Schulhofe versammelt — am Thore befanden sich die Körbe mit den erhaltenen Wecken aufgestellt. Die Kleinen zogen voran und anfänglich ging die Sache ganz ordentlich. Allmälig aber fingen die Größern ungeduldig an nachzudrängen und der Hauptspaß war, eine Partie so rasch vorüberziehen, daß ihr gar keine Zeit blieb, ihren Antheil in Empfang zu nehmen, der dann gewöhnlich von den Nachfolgenden geraubt wurde. Aller Ermahnung zum Trotz ging es ohne solche Scenen, mit einigen Stößen und Püffen begleitet, niemals ab.

Auf Johanni war aber die Festlichkeit viel größer und aufgeregter. Schon früh Morgens hörte man die Buben in jedem Hause trompeten und vor den Häusern haltend mit lauter Stimme einen oder mehrere Sprüche

> Es wachsen viel schöne Blumen im Feld —
> Mehr als Gedanken, Herz, benannt —
> Rosen, Violen, Lilien —

Das wurde dann so lange wiederholt, bis der „reiche Herr", der mitunter ein gar armer Schelm war, ein Scheit Holz herausgegeben hatte. Von zwei langen Stecken wurde eine Bahre gebildet, auf welche querüber das eingesammelte Holz gelegt wurde. So wuchsen die Vorräthe, die von den einzelnen Parteien nach freien Plätzen in der Umgebung der Stadt gebracht wurden, die schon seit Jahren für denselben Zweck gedient haben mochten. Eine herrliche, warme Johannisnacht dämmerte lang ersehnt herauf. Das im Stillen geschichtete Holz wurde angezündet und hochauf loderte unterm Jauchzen der Jugend die Flamme des „Johannisfeuers." Die Jungen tanzten nun um das Feuer und die Alten standen dabei und schauten in die nächtliche Glut und rühmten, wie ihrer Zeit die Flamme noch viel höher, der Spektakel noch viel lauter gewesen sei. Allmälig loderte die Flamme schwächer und die Buben begannen über das Feuer zu springen. Das war der Hauptspaß, da hierbei manche Hose versengt wurde.

Später kam ein sehr aufgeklärter Beamter in jenes Städtchen, der vielen solchen altertümlichen „Unfug" abschaffte und hierdurch seinesorgt sich beliebt machte.

Als derselbe eines schönen Morgens das fürchterliche Geschrei — „Fürt Johannsfeuer!" — vernahm, so fürchtete er den Beginn einer ausbrechenden Revolution und sprengte mit Gendarmen die Jugend auseinander. Später verfügte derselbe das Verbot des Johannisfeuers aus Gründen der Sittlichkeit und Holzersparniß. Ich habe nicht gehört, ob seitdem die Holzpreise in dortiger Gegend gefallen sind. *J. S.*

Sophie Laroche.

Ein Frauenleben.

II.

Unbedeutend hatte Sophie Laroche nicht gewählt. Ihr Gatte besaß glänzende Eigenschaften. Aber das Glück, das gerade Sophie bedurfte, konnte Laroche ihr nicht gewähren. Laroche liebte sie, wie ein Mann der Welt, des Talents, des Cabinets lieben kann. Sophie heirathete aus Resignation, sie heirathete Laroche, weil er der Bedeutendste von Allen war, die sich um ihre Hand bemarben.

In Gattin- und Mutterpflichten vergingen acht Jahre. Sophie hatte schon längst jene Stimmung gewonnen, die sich ergibt. Nichts konnte sie übermäßig glücklich, nichts übermäßig traurig machen. Sie wäre vielleicht auch unter andern Umständen nie der Leidenschaft fähig gewesen. Nur eine schwärmerische Sehnsucht nach dem Schönen und Edeln erhielt sie sich. Sie lebte in jener Zeit, die wir die empfindsame zu nennen pflegen.

Im Jahre 1762 zog sich Graf Stadion in die Mitte seiner großen Besitzungen, in die reizende Einsamkeit von Warthausen am schwäbischen Federsee, von den Staatsgeschäften zurück. Laroche und seine Gemahlin folgten ihm. Jener die Besitzungen verwaltend, diese neben ihrem Hauswesen und einigen Stunden mit unendlicher Zartheit, Anmuthsamkeit und verständiger Betheiligung den alten Grafen unterhaltend, deutsche, französische und englische Literatur ihm vorlesend und jeden Tag irgend eine bedeutungsvolle Frage des Lebens, der Kunst, der Wissenschaft mit ihm durchsprechend. Sophie erzwickte, belebte, erhob den klarsten vornehmen Geister, ohne daß er es wußte, zu neuem und verbessertem Leben, und indem sie ihn belehrte und verschönte, gewann sie für sich selbst. Einst Tags kam ein Brief von Wieland! Der frühere Gelehrte, der sich in der Nähe aufhielt, fragte, ob — der Freund kommen dürfe. Muthig gab Sophie ihrem Gemahl den Brief und Wieland empfing von ihm die freundlichste Einladung. Nach zehn Jahren der Trennung haben sich Beide zum ersten male wieder. Wieland, damals schon ein gefeierter Name und eingreifend und anziehend, sie eine Frau von zweiundzwanzig Jahren, eine gereifte,

reuße Frau, eine Mutter, eine Pflegerin. Das Wiedersehen muß sie mächtig ergriffen haben ... Ohne einen Vorschlag, den die Pflicht hätte tadeln dürfen, leuchtete es doch von Ahnungen und Wünschen für ein erhöhteres Sein in ihr auf und den Werken Wieland's gegenüber wagte sie von Skizzen und Entwürfen zu reden und Wieland feuerte sie an zur Ausführung. Ein schon vorher begonnenes Werk hieß: „Die Geschichte des Fräulein von Sternheim." Wieland nahm ihr das Versprechen ab, es zu vollenden; er wollte es in die Oeffentlichkeit bringen. Von da an begann für Sophie ein neues Leben, eine neue Aufgabe. Sie fühlte noch einen höhern Beruf in sich, der sie glücklich machte, und Wieland hatte nun ein Band der Wiedervereinigung, ein geistiges, die Literatur war es, in deren Reiche sie noch ein mal schwärmen und träumen konnten. „Ich würde kein Ende finden", schreibt er, „wenn ich Ihnen schildern wollte, wie die köstlichen Tage zu Warthausen mich entzückt haben, die ich in dieser einzigen Gesellschaft verlebte, worin Alles, was die Verehrung, Hochachtung und Zuneigung eines Biedermannes verdient, sich vereinigt und unter so wenig Personen vertheilt findet."

Als am 26. October 1768 Graf Stadion gestorben war, ging Laroche neuen Bewährungen seiner Talente entgegen. Schon kurze Zeit nachher finden wir ihn in Ehrenbreitstein bei Koblenz als Wirklichen Geheimrath in Diensten des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus von Trier, dessen erster Minister, der Domherr Baron Hornstein Hofgingen, ein langjähriger Freund des Grafen Stadion, Laroche an sich zog. Sophie wurde jetzt der Mittelpunkt eines reichen und schönen Kreises, der ganz dem Kultus des Schönen lebte, aber doch gerade durch das ruhige Walten Sophiens nicht über die Grenzen der Mäßigung hinausging. Damals war es eine junge und neue Literatur, welche ihre ersten mächtigen Flügelschläge regte. Klopstock und Wieland schienen überholt von neuen stürmischen Geistern, die sich um den Dr. Goethe in Frankfurt am Main scharten. Da nannte man Namen wie Merck, Schlosser, Leichtenring, die Gebrüder Jacobi, und das Haus der Frau von Laroche bei Koblenz galt bald für eine der Stätten, wohin man pilgern mußte, um mit freundenvollem Verständniß gastfrei aufgenommen zu werden. Da fand sich auch Wieland, der den bessern Weg einschlug, aus einem Anfeinder und Angefeindeten der jungen Literatur ihr Freund und Förderer zu werden, mit seiner Vollendung der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" ein. Er hatte sich inzwischen verheirathet. Dies Verhältniß bot den Vortheil einer freiern Bewegung. Und doch klopfte das Herz in der fast vierzigjährigen Frau. Jacobi war Augenzeuge von der Ankunft Wieland's in Ehrenbreitstein. Kurz darauf, erzählt er, hörten wir einen Wagen rollen; wir sahen zum Fenster hinaus — Wieland war es selbst. Laroche lief die Treppe hinunter, ich ungeduldig ihm nach und wir empfingen unsern Freund unter der Hausthür. Währenddem kam Frau von Laroche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit einer Art von Ungeduld sich nach ihr erkundigt und schien äußerst ungeduldig zu sehen, auf einmal erblickt er sie, — ich sah ihn ganz deutlich zurückschaudern. Darauf setzte er sich zur Seite, warf mit einer gleitenden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde und schwankte zu Sophien hin. Sophie ging ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen, er aber, anstatt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Gesicht darin zu verbergen. Sophie antwortete mit einer himmlischen Miene sich über ihn und sagte mit einem Ton, den keine Gluthen und keine Tinte nachzuahmen fähig sind: „Wieland! Wieland! — O ja, Sie sind es! Sie sind noch immer mein lieber Wieland!" Wieland, von dieser rührenden Stimme gerührt, richtete sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin und sank dann sein Gesicht auf ihre Arme zurück. Das war der letzte Wallung ihres Herzens.

Sophie Laroche wurde Schriftstellerin. Bereits um diese Zeit [illegible] Ihr Name wurde kurz nachher[illegible]

Hofhof, Director des Hofkriegsraths. Nebenbei führte er unter allen diesen glänzenden Titeln den ganz einfachen Namen des Zollschreibers zu Boppard. Dieser unbedeutende Titel war besser als die glänzenden. Er brachte ihm Renten und Gefälle. Bei solchem, ihn stets in Athem und auf Reisen erhaltenden Wirken und Leben war seine Statura mit den Kindern einsam. Der trierer Hof und die Büreaux nahmen ihn fast ausschließlich in Anspruch. Die ältere Tochter, die von Goethe gefeierte Maximiliane Gutermann, heirathete Peter Anton Brentano; sie ist die Mutter Bettinens und Clemens Brentano's geworden. Ihre zweite Tochter, Luise, heirathete einen Kanzler Mohn. Auf dem höchsten Gipfel der Macht angelangt, stürzte dann Laroche. Kaiserin Maria Theresia war gestorben. Der Graf von Metternich, k. k. Gesandter am kurfürstlichen Hofe, verlangte im Namen seines neuen Souverains, Kaiser Joseph's II., eine Ministeränderung in Trier. Hornstein und Laroche fielen. Man erlebte das interessante Schauspiel, daß von Ende 1780 bis Anfang Januar 1782 der Kurstaat Trier im wahren Sinne des Worts ohne Ministerium war, bis dann das Ministerium Dominique auftrat. Laroche war während dessen nach Speier, dann nach Offenbach gezogen, wo er von einer Pension und der allein ihm gebliebenen Zollschreiberstelle zu Boppard lebte. Auch er wurde Schriftsteller, bis er 1788 starb; rasch folgte ihm sein Sohn Franz, bald auch seine Tochter, die verheirathete Brentano.

Es brach eine schlimme Zeit an. Die Stürme der französischen Revolution warfen Alles nieder, was zunächst auf dem linken Rheinufer von Verträgen galt. Die kurtrierische Pension wurde Sophien nicht gezahlt. Jetzt schriftstellerte sie aus Noth. Sie schrieb viel, Buch auf Buch; sie setzte mehr Kraft voraus, als sie besaß. Ihre Schriften, anfangs frisch und lebenswarm, wurden unbedeutend. Nichts ist drückender für Freunde, als am Freunde Das gutheißen sollen, was schwach ist. Sophie Laroche stand immer einsamer und einsamer. Man konnte sie nicht mehr in den Reihen der Talentbegabten nennen. Die Arme schrieb und schrieb und Goethe und Jacobi, und wie sie Alle, Wieland ausgenommen, hießen, die sonst ihre Freunde waren, mußten sie bemitleiden. Und wie trübe sah es in der Welt aus! Wie lag Frankreich auf allen Völkern! Wie hatte Jeder nöthig, sich allein zu schern, für sich allein zu sorgen! Haß Alles verlieh sie. Nur die Fürstin zu Neuwied erfreute sie noch durch liebevolle Güte der Rücksicht. Sie besuchte sie, lud sie zu sich ein. Auch Wieland stand mit ihr in Briefwechsel. In ihren alten Tagen erfreute sie noch einmal sein Anblick. Auf einer Reise nach Schönebeck zu ihrem einzigen Sohne besuchte sie den „guten, würdigen Freund meiner Jugend" in Ochsenhausen. Nach einer Trennung von 28 Jahren, am 15. Juli 1799, sahen sie sich wieder und die alten Herzen feierten drei schöne Wochen. Es war ihre letzte Freude.

Im Jahre 1804 sendete sie Wieland ihr neuestes Werk: „Liebhabern." Er schrieb ihr: „Ich bewundere die unvertilgbare Wärme und Lebendigkeit Ihres Geistes und Herzens und preise Sie darum glücklich; aber dennoch kann ich mich nicht enthalten, zu wünschen, daß es Ihnen und mir selbst endlich vergönnt sein möchte, auf anderen Lorbeern zu Ruhen auszuruhen."

Bald sollte sie ausruhen. Sie gab den Buchhändlern noch „Herbstage", dann „Melusinens Sommerabende", und der Freund, der ihr letztes Werk der Welt übergeben hatte, übergab sie auch ihr letztes, nach einem Zeitraum von XI Jahren. Im Januar 1807 sandte sie ihm für diesen letzten Liebesdienst, — es war ihr letzter Brief, den sie schrieb, der 18. Februar war ihr Todestag. Sie starb 76 Jahre alt.

Sophie Laroche war ein edles Gemüth. Leidenschaftlich, gutmüthig, gerecht gegen Jedermann, bescheiden auf der Höhe ihres äußeren Glücks, anspruchslos und wohlthätig im Unglück. Ihr Talentchen war schon bescheidene Pflanzenkost, aber sie hatte einen starken Hang zu Menschen Gemüth; sie war viel, vielfach, lebhaft in Lob und Tadel. Tausendmal hat

ſie nicht geſchrieben und doch viel Gutes und Schönes gewirkt für den Geſchmack ihrer Zeit. Möge die Erinnerung an ſie allen Leſern der „Unterhaltungen“ ſoviel Freude gewähren, als wir empfanden, da wir ſie niederſchrieben. A. S.

Der menſchliche Schmuck.

Kulturgeſchichtliche Skizze von Dr. Oskar Klemm.

IV. Zur Kunſt des Schmückens *)

Die alten Griechen und Germanen trugen das Haar lang, die Römer ſchnitten daſſelbe kurz. Im ganzen Mittelalter trugen Fürſten und höhere Standesperſonen ſtets langes Haar und nur Knechte und Leibeigene ſcheren daſſelbe ab. Seit dem Zeitalter Ludwig's XIV. erſetzte man ſpärlichen Haarwuchs durch Perücken, die allgemach zu koloſſaler Größe anwuchſen und, wie ein Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts mit großem Wohlgefallen bemerkt, dem Menſchen das ehrwürdige Anſehen eines Löwen gaben. Ihr Gebrauch erhielt ſich bis in den Anfang dieſes Jahrhunderts und noch jetzt gehören ſie zur feierlichen Amtstracht engliſcher hoher Staatsbeamter. Cook und ſeine Genoſſen waren nicht wenig erſtaunt, bei ihrer Ankunft in Otaheiti unter der herrſchenden Bevölkerung den Gebrauch der Perücken zu finden. Gleichzeitig mit den Perücken tritt in Europa der Zopf auf, der ſeit dem Ende des 17. Jahrhunderts ſogar in den Kriegsheeren eingeführt wurde und ein weſentliches Stück der Armatur der Napoleon'ſchen Garde war.

Die ſeltſame Sitte, das natürliche oder künſtliche Haupthaar mit einem farbigen Staube zu beſtreuen oder den Gebrauch des Puders, der in Europa ſich faſt 200 Jahre lang erhielt, finden wir ſchon in den niedern Kulturzuſtänden; die Auſtralier beſtreuen ihr mit Harz in Klümpchen zuſammengeklebtes Haar mit rothem Ocker, was wir auch bei den oſt- und weſtafrikaniſchen Negern ſchon ſeit uralter Zeit finden. Die Bewohner von Tahiti und andern Südſeeinſeln bedienen ſich zu gleichem Zwecke des gebrannten und gepulverten Kalkes, der bei fortgeſetztem Gebrauch dem Haar eine lichtere Färbung verſchafft. Den koſtbarſten Puder haben unſtreitig die weſtafrikaniſchen Neger, namentlich die Könige der Goldküſte, welche ihr dichtes, gekräuſeltes Haar, ja zuweilen ſogar den ganzen, vorher mit Talg eingeſalbten Körper mit Goldſtaub beſtreuen, ein Schmuck, der ihrer durch Branntwein geſteigerten Seele die Ueberzeugung gibt, daß ſie nur wenig geringer ſeien als ihre Gottheit. Bemerkenswerth iſt es aber, daß in den Zeiten des größten Sittenverfalls im alten Rom, unter Caligula und Caracalla, ein ähnlicher Kultus erſcheint.

Der Kopfputz der Frauen beſteht bei allen Völkern in der reichen Fülle des Haares, deſſen Wuchs man durch Oele und Fette und anderweite ſorgſame Pflege möglichſt zu fördern ſucht. Selbſt die Negerinnen ſuchen der Wolle, welche ihre Schädel nicht bedeckt, durch Abſchneiden, Salben und andere Mittel eine größere Länge zu geben, während die Frauen anderer Nationen durch Einflechten fremder Haare, Bänder und Schnüre ihre Haarfülle zu vermehren ſuchen.

Die Frauen der amerikaniſchen Urvölkerſtämme, wenn die Mongolinnen, Tatarinnen, Kaffinnen, Hindudamen ſolchen ihr Haar in lange Zöpfe, wo mit Glasperlen, Metallplättchen, farbigen Bändern und anderen Zierathen möglichſt lang und ſchleppend gemacht werden und den Rücken herabhängen. Dieſelbe Sitte finden wir in mehreren Gauen von Südrußland und der Schweiz. Dabei iſt bemerkenswerth, daß ſich die Frauen vor den Männern durch beſtimmte Zierathen auszuzeichnen ſuchen.

Die Frauen der Südſeeinſeln, der Hindu, der Chinaſen und Japaner, der alten

*) Vergl. Nr. 2. Bd. 12 der „Unterhaltungen“.

Griechen, Römer und Germanen, sowie der heutigen Italiener, Spanier und Franzosen und der höhern Stände der übrigen europäischen Nationen tragen das Haar ebenfalls lang, allein sie winden und flechten dasselbe in einen Knoten, den sie auf dem Hinterkopfe durch Nadeln oder Kämme, Reifen oder Bänder festzuhalten suchen und sodann durch Blumen, Federn, Kränze, Schleier, Bänder, Schleifen u. dergl. anderweit verzieren; eine Sitte, die theilweise auch bei den alten Aegyptern vorkommt, wenigstens bei den Tänzerinnen, während die Damen dort das Haar ungeflochten über Schultern und Nacken wallen liefen.

In den Gräbern der alten Griechen, Römer, Celten und der germanischen Völker finden wir silberne und eherne, selten elfenbeinerne und knöcherne Nadeln von 3—11 Zoll Länge, welche an einem Ende mit einem Knaufe versehen sind, der bald als Perle, Kugel, Halbkugel, bald als Scheibe, Rad, Spirale, kurz in den mannichfaltigsten Gestalten erscheint. Auch unter den ägyptischen Alterthümern hat man ähnliche Nadeln gefunden, welche dort wol den Zweck hatten, den Schleier auf dem Haupte festzuhalten. Die einfachsten Haarnadeln finden wir bei den mittelafrikanischen Negern; sie bestehen aus dem natürlichen Stachelschweinkiel. In China fertigt man aus Elfenbein und Holz sehr künstlich geschnitzte Haarnadeln.

Der Kamm erscheint nicht minder in mannichfaltigen Gestalten. Die Neger schnitzen denselben ziemlich roh aus Holz, verzieren jedoch auch den Bügel oder Griff mit mancherlei Quadraten, Dreiecken und Parallellinien; an der Südsee fertigt man Kämme aus feinen Rohrstäbchen, welche man oben durch feine Cocosfasern oder durch Menschenhaare zierlich zusammenflicht, sodaß niedliche Muster entstehen. Im alten Aegypten wie bei den griechischen, römischen und germanischen Völkern finden wir Kämme aus Elfenbein, sehr zierlich geschnitzt, auch mit Gold und Edelsteinen verziert oder auch ganz aus Bronze. Im heutigen Europa wie in China wird zu den feinern Kämmen Schildpatt und Elfenbein, zu den gewöhnlichen Büffel- und Rinderhorn verwendet, denen man durch Kunst das Ansehen von Schildpatt zu geben versteht und deren Werth man noch durch Perlen und kostbare Steine erhöht.

Im skandinavischen und finnischen Norden, dann in den an originellen Erscheinungen so reichen Gaterlande und Holland umgibt man theils die Stirn, theils das Hinterhaupt mit einem metallenen Diadem, das oft aus edlem Metall gefertigt und reich verziert ist. In altitalischen Gräbern hat man metallene Reifen gefunden, von denen Metallblättchen auf die Stirn und den Nacken herabreichen. Im Ehrstriche bei Senftenberg fand man vor etwa 18 Jahren *) ein einfaches Band aus geschlagenem Golde, das die Stirn irgend einer germanischen Fürstin des heidnischen Zeitalters verziert hatte. In ähnlicher Art tragen noch jetzt die wohlhabenden Mongolinnen Stirnbänder, die freilich nur aus Leder bestehen und mit Glasperlen gestickt sind. Im Mittelalter, namentlich vom 13. bis zum 16. Jahrhundert, trugen Männer wie Frauen zu festlichem Schmuck Kränze aus Metall, natürlichen und künstlichen Blumen und Blättern mit echten und unechten Steinen besetzt, aus Perlen mit angehängten Kleinodien. Auch kommt in der Beschreibung des „Artus" „des Hofes Laubes ein Schapel" vor, im Nibelungenliede aber von Reifen oder an deren Stelle

> Sie trugen auf ihrem Haupte von Golde lichter Band,
> Das waren Schapel reiche, das ihnen ihr schönes Haar
> Zierlichen schlug um Winde. („Nibelungenlied", 6878.)

Erst vom 16. Jahrhundert bedienten nur noch die Damen den Kranz als Schmuck bei, der allgemach die mannichfachsten Gestalten annahm. Zuletzt wurde der Schapel mit einem Diamantkreuz aufgeschmückt, dann aber gruppirten sich hier eine so ungeheure

*) S. mein „Handbuch der germanischen Alterthumskunde", S. 127.

r von falſchen Haaren, Puder, Blumen, Federn, Spitzen, Treſſen und andern Stoffen, es unbegreiflich iſt, wie zarte Damen dieſe Laſt ertrugen und ſich darunter bewegen en. Nur die gänzliche Entfernung von der Natur, welche die Zeit charakteriſirt, er franzöſiſchen Revolution unmittelbar vorausging, macht die Monſtroſitäten er-ar.

Schon auf den Anfängen der Cultur begegnen wir der Sitte, die Ohrlappen zu bohren und allerlei Blumen, Hölzer, Muſcheln, Knochen und Metallſtücke darin zu gen. Die Botokuden dehnen dieſe Oeffnungen dergeſtalt aus, daß ſie Holzklötze von Zoll Durchmeſſer einſtecken können, und die Bewohner der Marianinſeln hängen zu-engerollte Blätter von gleichem Durchmeſſer ein. Die Nordamerikaner gehen oft weiter und löſen den ganzen Ohrrand ab, umflechten denſelben mit Draht und hän-die fremdartigſten Gegenſtände daran. Die Neger tragen Metallringe, oft vier bis Stück in einem Ohr, an die ſie Glasperlen und andern Schmuck befeſtigen. Es überhaupt kein Volk auf Erden, dem dieſe Sitte fremd wäre, und keinen Schmuck-der dazu nicht verwendet worden wäre, Gold und andere Metalle, Edelſteine und Nachbildungen, Blumen, Federn, ja ganze Vögel, Käferflügel, Schildkrotſchale, Perl-er, Perlen, das Alles wird zum Ohrſchmuck bereitet. Die Frauen der alten Aegypter Perſer, der Chinchen, Germanen und Finnen, der Hindu wie der Türken, ſowie die en Europas vom 5. bis zum 19. Jahrhundert, ſie alle tragen die verſchiedenartigſt leten Ohrgehänge, die bald als Ring, bald als Knopf, bald als Kette, bald als ſen erſcheinen.

Gleichermaßen verbreitet iſt, mit Ausnahme von Europa, die Sitte, die Naſenſcheide oder die Naſenflügel zu durchbohren und allerlei Ringe und Gehänge anzubringen. Eskimo nehmen dazu knopfartige Steine, die Amerikaner Federn, Zähne wilder re. Die alten Azteken brauchten für dieſen Zweck Edelſteine und die alten Peruaner und Silberblättchen, welche die Geſtalt eines Halbmonds hatten. Die Hindu hän-metallene, meiſt goldene Ringe ein. Bei fortſchreitender Cultur wird dieſe Sitte auf-ben, die wir dann daher auch bei keinem der alten und neuen Völker von China und pa antreffen. Ein Gleiches iſt es mit der Durchbohrung der Unterlippen, in welche die Botokuden große Holzklötze, die Eskimos Steine einhängen; ſelbſt die alten ken hatten dieſe Sitte beibehalten. Sogar die Könige von Merico trugen einen gol-, mit einem Smaragd verzierten Ring in der Lippe. Als der vom Uſurpator Mo-gefangene König Tajahin von Merico von ſeinem Verwandten Netzahualkojotl Ab-nahm, ſchenkte er ihm ſeinen goldenen Lippenring zum Andenken. Dieſer Smaragd e beim Leichenbegängniß der Könige nebſt der Aſche und den Zähnen ſorgſam bei t. (Vergl. meine „Culturgeſchichte", Bd. V, S. 251.)

Ferner iſt hier noch der Verzierung der menſchlichen Zähne zu gedenken, die wir bei dieſenen ueberſtehenden Völkern antreffen. Die wilden Stämme Auſtraliens ſchlagen Jünglingen, ſobald dieſe ins mannbare Alter treten, einen Vorderzahn aus, nachdem ihnen den Naſenknorpel durchbohrt. (Vergl. „Culturgeſchichte", Bd. I, S. 291). Die ervölker der Weſtküſte feilen ihre herrlich weißen Zähne auf verſchiedene Art aus, und meiſt ſo, daß zwiſchen jedem Zahn ein Zwiſchenraum entſteht, während die Mitte Schneidezahns verliert, ausgefüllt und geſchärft wird. Die weißen Malaien tragen en ihre Zähne glänzend ſchwarz, eine Sitte, welche die franzöſiſchen Gouvernanten auch einigen mittelamerikaniſchen Stämmen fanden. (Vergl. „Allgemeine Hiſtorie der R.", XV, S. 11.) Auf Celebes tragen die Perſonen der höhern Stände ihre zwar auch oben grün, nachdem ſie dieſelben vorher mit Cocosnußöl gebeizt und zu-nutzen Anſehens der Zahnfeile verdorben. (Vergl. „Allgemeine Hiſtorie d. R.", XI, S. 387.)

Endlich iſt noch des Bartes zu gedenken, in deſſen Pflege die größte Mannichfaltigkeit unter den verſchiedenen Völkern herrſcht. Die alten Aegypter und Mexicaner entfernten jede Spur des Bartes ſorgfältigſt, während die alten Griechen und Orientalen denſelben nicht minder ſorgfältig pflegten und in ſeiner Fülle einen weſentlichen Theil männlicher Würde und Schönheit fanden. Die Mongolen, Tataren und Chineſen tragen nur den Schnurrbart. In Europa iſt der Bart ſeit dem 4. Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung ebenſo ſehr Sklave der ewig wechſelnden Mode geworden wie die übrigen zur Bekleidung und zum Schmuck gehörigen Gegenſtände, und man hat ſich zu verſchiedenen Zeiten bald über Diejenigen luſtig gemacht, welche den Bart raſirten, wie man die Inhaber eines vollen Bartes zu anderer Zeit verſpöttelte oder auch ſchön und liebenswürdig fand, bis ſich das Auge der Zuſchauer an die neue Erſcheinung endlich gewöhnt hatte.

Nächſt dem Kopfe iſt der Hals der wichtigſte Gegenſtand und Träger der Verzierung. Wir finden bei allen Nationen Halsſchmuck, der auf den niedern Culturſtufen zugleich dazu dient, die nothwendigſten Werkzeuge, die man immer zur Hand haben muß, wie Meſſer, Nadel, Angelhaken u. dergl., feſtzuhalten. Die Auſtralier, Buſchmänner und Peſcherähs ſchlingen gemeiniglich die Gedärme von Opoſſums, Vögeln und Fiſchen naß um den Hals, wo ſie allgemach trocknen und an dieſe hängen ſie dann ihre Meſſer oder was ſie ſonſt an Kleinigkeiten, wie Muſchelſchalen, Zähne u. dergl. finden, die ihnen werthvoll, merkwürdig oder nützlich zu ſein ſcheinen. Dieſelbe Sitte finden wir in den Urwäldern von Amerika. Bei weiterm Fortſchritt tritt der eigentliche Zweck des Halsbandes, der Schmuck deutlicher hervor. So reihen die Kaffern gelbe Getreidekörner, dann Kugeln, die ſie ſich aus dem ſogenannten Kiſſyharz drehen, Muſcheln, namentlich Kauris und Glasperlen, die ſie aus Norden erhalten, auf Schnüre und tragen ſie um den Hals. In Nordamerika finden wir zunächſt bei den Eskimofrauen Halsſchnüre von Därmen, auf welche Steine, Glasperlen, dann aber auch Alles, was jenen Leuten werthvoll ſcheint, angehängt iſt. Der engliſche Leutnant Wrefen fand dort auch den Bernſtein an Halsketten; auf der Chamiſſeinſel ein Mädchen, das an ihrem Halſe eine eiſerne Kinnkette trug, die ehedem zu einem Stangengebiſſe gehört hatte. Ein anderes Mädchen hatte ſeinen Hals mit einem alten Flintenhahn geſchmückt, den ſie ſo werth hielt, daß ſie die nähern Betrachtungen durchaus nicht geſtatten wollte (ſ. „Culturgeſchichte", Bd. II, S. 253). Halsbänder aus den Klauen der weißen Bären fand Mackenzie und O. v. Kotzebue und ſeine Gefährten hatten bei den Eskimos der Nordweſtküſte Amerikas große Gefahr für die blanken Knöpfe ihrer Uniformen zu beſtehen, welche ihnen die Frauen theils heimlich abdrehten, theils durch ihre Kinder abreißen ließen.

Bei den amerikaniſchen Jägerſtämmen kommen Halsbänder aus allerlei Thierzähnen, Bärenklauen, Eichhornſchwänzchen, Federn, Muſcheln, Glasperlen, Cypräen und ähnlichen Stoffen vor. In den Gräbern der alten Völker des Nordens erſcheint neben den Thon-, Glas- und Bernſteinkorallen Halsſchmuck aus Metall, namentlich aus Bronze, der theils in maſſiven, gleich einem zuſammengedrehten Strick gefertigten Ringen, theils in allerlei glatten und mannichfach gemuſterten Hohlringen beſteht, theils aber aus einzelnen Bronzeperlen, Kettchen oder Ketten zuſammengeſetzt iſt.

Der Halsſchmuck der alten Aegypter, Griechen und Römer war ſchon mehr gegliedert. Er beſtand meiſt aus mehreren Reihen Glasperlen, Steinen oder echten Perlen, ferner aus bronzenen oder goldenen Kettchen, zwiſchen denen Gehänge, Gemmen, Cameen und Perlen, die auf der Bruſt ſich prachtvoll ausnahmen und von denen Troddeln u. dergl. herabhingen.

(Der Beſchluß in nächſter Nummer.)

Der moderne Vaſari.

Erinnerungen aus dem Künſtlerleben. Novelle von Wilhelm von Schadow. (Berlin, Herz. 1854.)

Der Verfaſſer dieſes Buchs, ein wie er ſelbſt ſagen würde „weiland" berühmter Maler, und wie wir hinzufügen, noch jetzt geſchätzter Director der düſſeldorfer Akademie, fürchtet, daß er am Abend ſeines Lebens, der ihm ohnehin durch ein Augenleiden getrübt iſt, noch neben vielen alten Leiden das neue würde zu beſtehen haben, daß ſein Eintritt in die Literatur von den Literaten ſelbſt ſehr unfreundlich würde begrüßt werden.

Warum fürchtet dies der geehrte Verfaſſer?

Doch wol nur, weil ſich ſein Gewiſſen regt und er der vielen ſchlimmen Dinge eingedenk iſt, die er im Verlauf dieſes prächtig gedruckten und mit zierlichen Holzſchnitten ausgeſtatteten Werkchens von den Herren mit der Feder auszuſagen beliebt hat.

Die Herren von der Feder ſind aber, mit einigen wenigen Ausnahmen, die der Herausgeber umſonſt geſtatten muß, als er vielleicht nicht ſelten ſelbſt zu ihnen gehörte, beſſer als ihr Ruf. Schon einige gewichtige Stimmen, die alle Urſache gehabt hätten, an den Verfaſſer dieſes Buchs die Frage zu richten: Wo iſt hier eine Novelle? Und wie ſtellt ſich deine Reſignation zur allgemeinen neuern Kunſtgeſchichte, in der du ſelbſt einen ſo bedeutenden Strebepfeiler jahrelang gebildet haſt? Welche Schlußfolgerungen laſſen ſich von Dem, was du an den Zeitgenoſſen deiner Jugend lobſt oder tadelſt, auf die Zeitgenoſſen deines Alters ziehen? u. ſ. w., u. ſ. w. — Sie Alle haben ſich der einfachen rührenden Thatſache gebeugt, daß ein Maler, dem das Licht der Augen eine dreifach werthere Himmelsgabe als allen Menſchen ſein muß, zu erlöſchen im Begriff war — Wilhelm von Schadow iſt nicht ganz erblindet —, ſich in einem dunkelverhangenen Zimmer abſchließt und dieſe Blätter zu eigenem und vielleicht auch Anderer Vergnügen einem Dritten in die Feder dictirt. Niemand von dieſer böſen „Meute" wird kommen und von unſerm Buche eine Bewahrheitung ſeines Titels verlangen, Niemand wird ſich allzu lange in dem Lächeln gefallen, das uns allerdings dieſe mit Behaglichkeit ausgeſponnenen, nicht immer intereſſanten Vorgänge aus dem Phäſtlerleben abgewinnen müſſen. Man wird ſich ſogleich an den beſſern Kern des Buchs halten und hat es ſchon gethan, und der grimme Feind der Feder, deſſen Abneigung von ſeinem Platze aus als Director einer Kunſtakademie auf die bekannte unliterariſche Richtung der Künſtler von keinem beſonders empfehlenswerthen Einfluſſe ſein kann, geht vielleicht ein wenig in ſich und geſteht zu, daß ein Schriftſteller, der mit einem Oelbilde vor ihn hintreten würde und ſpräche: Ich habe gemalt, aber ihr dürft mich nicht beurtheilen wie einen Maler! lange nicht von ihm ſo gut würde aufgenommen werden, wie hier ein Maler aufgenommen wird, der auf jeder Seite ſeiner „Novelle" ſagte: Ich habe geſchrieben, aber ihr müßt mich nicht beurtheilen wie einen Schriftſteller!

Wer die Entwickelung unſerer Malerei ſeit etwa 1810 bis heute überſehen kann, weiß, welche Bedeutung in ihr Wilhelm von Schadow und Düſſeldorf anſprechen dürfen. Er weiß, daß dieſe Bedeutung eine ſolche iſt, der man mindeſtens die Hälfte vom Ton redlich zugemeſſenen hat, was die Künſtler jenes Kreiſes ſelbſt für ſich in Anſpruch nehmen. Um ſo auffallender, ja bis zur Ueberraſchung entmuthigend iſt die Reſignation dieſes Buchs. Der Herbſt hat alle legten Blüten weggeweht, roth färben ſich die Blätter, gelbrein bringt der rauhe Nord die ihren ſchaudernden Zweige. Ein ſolches Verklingen ſeiner ſelbſt und ſeines thatenreichen Strebens wäre eine unerlaubte Mattherzigkeit zu nennen, wenn ſich nicht mit ihm zugleich das vom Verfaſſer gemachte Zugeſtändniß verbände, daß die Macht des Zeitgeſchmacks und Zeitirrthums eine unwiderſtehliche iſt und der Sieger wenn auch Gott

sei Dank nicht auf eherne Tafeln geschrieben werden, doch auch keineswegs ganz in flüchtigen Tagesstaub und werthlos dahinrollende Welle.

Man rühmt Wilhelm von Schadow nach, daß er ein musterhafter Lehrer war. Der Weg, den er convertirend in Rom einst eingeschlagen, sich zum höhern Bewußtsein seines Ichs zu bringen, ließ sich in einem überwiegend protestantischen Staate nicht zur allgemeinen Tendenzstraße bahnen. Er weckte und förderte das Talent, in welcher Form es eben zum Durchbruch kommen wollte. Er verfuhr darin mit solcher Unterordnung seiner eigenen Art und Neigung, daß ihm allmälig die düsseldorfer Akademie bis zu dem Eklekticismus über den Kopf gewachsen ist, der mit allen dazu gehörigen Kennzeichen von seltenstem Einzeltalent, aber auch einer ebenso durchgreifenden Gedankenlosigkeit und oft rohnatürlichen Sinnlichkeit der gegenwärtige Ausdruck des düsseldorfer Künstlertreibens geworden ist. Wollen und Können stand auch bei dem Künstler Schadow von jeher in keinem gleichmäßigen Verhältniß, die bedeutend anstrebende Ahnung überflügelte das Talent der sinnlichen Ausführung. „Ich zähle mich zu den Dis minoribus", sagt der Verfasser dieses Buchs mit einer Ergebung, die keine gemachte ist. Das Hinterpförtchen, das er sich dabei offen läßt: Das Meiste von Dem, was die jetzt schaffenden großen Talente hervorbringen, ermangelt aber auch des wahren Geistes, den ich allerdings doch noch eher besitze — ist menschlich und natürlich. Es sei dies Hinterpförtchen geschmückt mit demselben versöhnenden Herbstlaub, das wehmüthig genug über dem ganzen Buche schwebt.

Das Hinterpförtchen der Resignation läßt uns auch einige reizende Fernsichten genießen. Ist es schon ohnehin ein Gewinn, wenn die Maler einmal ihr Schweigen brechen und dem Haß und der Abneigung, die sie in ihren Ateliers gegen Mitstrebende rücksichtslos genug aussprechen, einen öffentlichen literarischen Ausdruck geben (Schnorr contra Kaulbach), so muß es für uns Laien noch instructiver sein, wenn „Freund" den „Freund" beurtheilt und Schadow z. B. von Overbeck, dem er die höchsten Weihen des künstlerischen Priesterthums zuerkennt, doch eingesteht, sein Talent erhebe sich nicht zum eigentlichen Genius. Wieviel ist nicht zwischen den Zeilen zu lesen in Dem, was Schadow auch von seinem Freunde Cornelius sagt, und wie klar, alles lobpreisenden Enthusiasmus einmal entkleidet, tritt uns bei ihm Thorwaldsen entgegen, dem wirklich ein ganz gutes Stück des allgemein bekannten künstlerischen und literarischen Dänenthums wie Oehlenschläger und Andern (der Setzer wird gebeten, nicht Andersen zu drucken) anhängt. Wie lehrreich tritt die sympathetische Tinte hervor, die uns über Schinkel, Rauch und andere Heroen noch immer etwas Anderes sagt, als man gemeiniglich hört und faßt auch vor uns da gedruckt ließ. Und wenn diese „Freunde" auch sagen werden: „Das war kein Heldenstück, Ottavio!" so hat das Publicum doch nur Gewinn davon. Der Erzähler gibt sich, wie wir schon sagten, als Künstler selbst auf. Er hat daher schon die größten Maßstäbe aus der Geschichte der Kunst aller Zeiten in der Hand; da hilft nichts, auch die Andern müssen heran und müssen vor Einem, der ihnen in die Karten sehen konnte, mehr hören, als so gemeiniglich in jenen Kunstblättern oder für die Unterhaltung hohen Mächte bestimmten Zeitungsartikeln über sie zu lesen ist.

An einem fertigen Kunstwerke lernt man oft lange nicht soviel wie an einem zertrümmerten. Disjecta membra poetae sind die besten Präparate für die Anatomie des Aesthetikers. Schiller's und Goethe's Briefwechsel lehrt uns über die Kunst des Dichtens mehr als manches ihrer Gedichte und ein Torso in unserer Literatur, besser gesagt mancher nicht ganz aufgegangene poetische Heroentrieb, wie die etwas verstandesmäßig gebackenen Genialitäten von Lenz, Klinger, Grabbe, Immermann u. s. w. haben die nützlichsten Betrachtungen veranlaßt über Das, was in der Poesie gut und schön ist. Der glückliche Meister ist sich seiner Kunst weniger bewußt als der unglückliche. An wen knüpft die Poetik mehr an, an Homer oder an Virgil, der Homer's nur nachahmte? Der Dichter wird Homer bewundern, sich aber lieber und vertraulicher mit Virgil unterhalten.

Daher die größere Befähigung der Reſignation, über Kunſt überhaupt, Inconception, Begeiſterung, Anlage des Plans, Ausführung, Incongruenz der erſten Skizze zur ſpätern Ausarbeitung, Uebergänge und Metamorphoſen erſter Pläne in völlige und nicht immer verbeſſerte Umgeſtaltungen und Aehnliches, was den Künſtler und Dichter außerordentlich intereſſiren muß, ſoviel Treffliches und höchſt Anregendes zu ſagen, als man in dieſem Buche finden wird. Auch der Wechſel der Mode und der bittern Kämpfe des Genius mit ſich ſelbſt (die bitterſten), mit der Welt, mit Reitern, mit Feinden, Verleumdern hat der alte Praktiker wohl ſtudirt. Ein tüchtig Stück Zeit iſt an ihm verübergerollt, er hat Kränze winden und verwelken ſehen, hat den Triumph des Uebermuths ebenſo erlebt wie ſeinen Untergang, hat den Kummer und die Demüthigung des wahren Berufs beobachtet und deſſen endlichen Sieg und die leider oft zu ſpät kommende Anerkennung und Erhebung. Gibt es z. B. aus der Praxis des täglichen Kunſt- und Literaturlebens eine treffliche Wahrnehmung als die folgende: „Die Deutſchen ſchlagen zuweilen viel Lärm über ein aufkommendes Talent, mehr jedoch, um ein ebenſtehendes und anerkanntes zu ärgern und wo möglich herabzuſtürzen als aus wahrer Begeiſterung für das neu emporſteigende; dann aber ſind ſie bald ebenſo treulos gegen das hinaufſtimmende und hätten nicht geringe Luſt, alle beide in den Koth zu ziehen.“ Couleratur alle Jahre die Zeitungsente von einem neuen dramatiſchen „Meſſias“.

Schließen wir unſere Empfehlung eines Buchs, deſſen liebenswürdiger Geſammtcharakter ſeine offenen Fehler und noch einige verſteckte Bedenklichkeiten vergeſſen läßt. Mit dem Wahlſpruche: Alles iſt eitel! einem Wahlſpruche, der, auf die Stimmung des Autors angewendet, am Platze ſein mag, hat es ſein Mißliches, wenn damit der im vollen Rüſtzeug befindlichen Gedankenarbeit des Tags im Großen und Ganzen eine Grabſchrift gegeben werden ſoll, die allerdings allem Sterblichen zukommt, die aber doch weder zu verfrüht niederzuſchreiben iſt noch niederzuſchreiben Jedem geziemt. Wenn Schadow, Cornelius und mehre andere Verſtimmte ausrufen wollten: „Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und Alles wär' vorbei!“ ſo könnte ihnen allenfalls z. B. Kaulbach ſagen: Wenn ich dieſe Melodei ſingen ſoll, will ich ſie mir lieber ſelbſt anſtimmen. Dieſe unmaßgebliche Bedeutung „des modernen Vaſari“ für Dies und Jenes, das Eine oder das Andere hat nur die Kritik des Herausgebers der „Unterhaltungen“ wahren wollen, ſonſt aber kann er, vom perſönlichen Standpunkte des Autors Wilhelm von Schadow aus, ſein Buch nur als eine anregende, ſogar heitere und für Jedermann, beſonders aber die Kunſt- und Literaturwelt höchſt gefällige Gabe mit vollem Gewiſſen empfehlen.

Einige Illuſtrationen von Julius Hübner's Meiſterhand gehen auf den Text mit entſprechender Laune und ſinnigſtem Verſtändniß ein. Schon das originelle Titelblatt, das den „Alten“ ſeine Pfeife rauchend und in die Tabackswolken ein Vanitas, vanitatum vanitas! blaſend darſtellt, iſt die beſte Captatio benevolentiae, die ſich ein Autor nur wünſchen kann, der hinter der Maske des Grämlings immer doch noch den geheimen, an geſunden Kerne gutgearteten Schalk verbirgt, wie auch der geiſtreiche Illuſtrator auf der Vignette der Vorrede witzig und lieblich zugleich zu erkennen gegeben hat.

Anregungen.

Die gegenwärtige Berliner Kunſtausſtellung.

Seit dem 1. September iſt in Berlin die Kunſtausſtellung eröffnet. Man ſagt aber den Mangel an hiſtoriſchen Bildern, aber das Vorherrſchen des Landſchaftlichen und des Genre. Lessing, Schrader, Achenbach, Sohn, Knaus, Hasselhorst, de Haas, de Kayser und gar viele andere, Begas (Raub der Sabinerinnen im Kreise

und „Badende Mädchen") und Hildebrandt in Düsseldorf („Scene aus Romeo und Julia") in einer für ihren früher erworbenen Ruf oder Ruhm nicht vortheilhaften Weise, während diese Lücken durch die Werke neu aufstauchender Größen, wie Hauschild („Maria Stuart's Thronentsagung"), Clara Deneke („Johann Friedrich der Großmüthige verweigert die Unterschrift des kaiserlichen Interims"), Genz („Christus und Maria Magdalene beim Pharisäer Simon"), Begas' Sohn („Kreuzabnahme"), Schmitt in London („Versuchung Christi") nicht weniger als ausgefüllt werden. Menzel, der Maler Friedrich's des Großen und seiner Zeit, zeigt in seinem Bilde „Friedrich der Große auf Reisen" einen Fortschritt in der Malerei, wogegen die Charakteristik des Königs auffallend verfehlt ist. Ein Bild ganz besondern Genres — man könnte es ein historisches Viehstück nennen — von Steffeck findet großen und verdienten Beifall. Es stellt in höchst humoristischer Weise eine mittelalterliche Razzia dar, ausgeführt von den ritterlichen Quitzows auf die Viehheerden der berliner Bürger. Steffeck ist ein vortrefflicher Thiermaler und schaffte sich durch diese Composition die Gelegenheit, mit seinem Talente nicht eine Razzia, sondern einen mit Erfolg gekrönten Feldzug auf das Gebiet der Geschichtsmalerei auszuführen. Im Genre steht obenan, wie früher, G. Meyerheim („Der junge Langenichts" und „Kinder in der Hausthür"), jedoch ihm ebenbürtig Meyer aus Bremen („Ein Wiegenlied" und „Rückkehr"), letzteres namentlich eine Darstellung voll feinen Gefühls und dabei doch derber Naturwahrheit. Im höhern Genre lieferte Ittenbach ein Bild („Norwegische Begräbnißfeier"), in welchem das Gesammtintéressante an der Handlung nicht ganz auf gleicher Höhe steht mit den großen Einzelschönheiten.

Von der Landschaft ist nun allerdings das Meiste zu sagen. Tyrannisch beherrscht Hildebrandt alle Gebiete derselben; Technik und Farbenwirkung stehen ihm in einem unerhörten Grade zugebote und werden von ihm in einer Weise gehandhabt, die noch weit über die der französischen Haupt-Forcenrs hinausgeht. Natürlich ist er der Löwe der Saison, der Mann des Tags (buchstäblich eben nur des Tags). Wenig oder nichts thut bei der großen Menge alles Hinderten auf das mehr als Gewagte einer solchen Verschwendung aller Machtmittel, auf ein solches Geschwefel aller Effecte, auf das tollkühne Jerschmettern aller geheimen Reize der Kunst. Mögen von Kraftreich an „Alpenglühen" durch den Gebrauch derselben ab, daß alle natürlichen, geschichtlichen, mythischen, antiken und heutigen Sonnenuntergänge der Ausstellung ihr für jeden weitern Reiz ungänglich setzen, und der Name der Wellen und des Sturms in der „Nordischen See" hört man weder das romantische Toben des „Reichenbach", von Pape, noch das melodische Rauschen der „Cascatellen von Tivoli", von Bellermann. Beide Bilder, namentlich das letztere, sind ganz Musik, die „Nordische See" ganz Lärm. Eine anständigere Verwendung jener enormen Technik findet sich in der „Winterlandschaft" (ebenfalls von Hildebrandt). Beinahe gleiche Virtuosität, jedoch mit mehr Feinheit und Adel der Empfindung verbunden, zeigen zwei Bilder Hagnel's („Helgoland" und „Eine Landschaft"). Eine echte Perle der Ausstellung ist Calame's „Schweizerlandschaft"; ein Blick zwischen hohe, sonnenbeschienene Felsen auf ein Stück See. Das ist Poesie, das ist die echte, reusche, unbewußte und doch Alles könnende Kunst. Ich meine, auch wer nie einen schweizer See sah, müßte vor diesem Bilde das helle Rauschen hören, das der Wellenschlag, ferner Herabstürzen der Bäche und an den Felsenwänden hinziehende Luft, wie in vollkommenem Dreiklange, ertönen machen; er müßte den sanften Schauer empfinden, den Erhabenheit und Lieblichkeit vereint in dieser Umgebung auf den Menschen ausüben. Neben den Genannten glänzen noch Alexius Meyer, von Kalckreuth und Olivier in Rom (Bruder des verstorbenen großen Landschafters).

Im Porträt erhält sich Altmeister Krüger immer noch auf seiner frühern Höhe in dem Bildnisse des Prinzen Adalbert, als Admiral dargestellt; weniger jedoch in einem andern Bilde, Bildniß des Königs in ganzer Figur und im Krönungsornate. Magnus' aristokratische Muse hat nur ein Brustbild gestiftet, das zwar wieder sehr aristokratisch, aber nicht sehr bedeutend aus dem Rahmen schaut. Richter, der sich vor zwei Jahren mit dem Bildniß seiner Schwester im Nu Ruf und Bestellungen erwarb, hält in dem einen seiner Porträts so ziemlich, was er damals versprach. Von ausgezeichneter Charakteristik und von Interesse (an der dargestellten Persönlichkeit) ist das lebensgroße Bildniß Krupp's, von Achtig gemalt, und nicht minder erwähnenswerth ein Porträt des ebenerwähnten Schmitt in London von ihm selbst.

Die von Publicum und Kritik ziemlich kühl behandelte Plastik weist nur zwei Werke von Bedeutung auf: eine Madonna, lebensgroß in Marmor, von Steinhäuser in Rom; als Figur an und für sich sehr schön, ist sie für eine Madonna doch in etwas zu elegantem Style gehalten; und eine Bildgruppe, von Drake, ebenfalls in Rom, bei der die Ausführung einer gewaltigen Masse in kolossalem Maßstabe nicht recht gelingt wollte. Ein mehr versprechendes als schon hervorragendes Werk ist eine Gruppe in

Gypß, zwei lebensgroße Sklavinnen, von Dietrich. Auch in Rückſicht auf die Zahl der plaſtiſchen Werke iſt die Ausſtellung geringfügig, ein Umſtand, der ſeine Erklärung darin findet, daß die bedeutenden Bildhauer Berlins, wie Rauch, Drake, Wolff, Kiß, Bläſer, Wredow, Schievelbein, mit der Ausführung monumentaler und decorativer Arbeiten beſchäftigt ſind, bei denen auch jüngere Kräfte fleißig mit Hand anlegen. Aus demſelben Grunde giebt auch die Ausſtellung der Gemälde keineswegs einen Maßſtab für die Kunſtthätigkeit Berlins. Gerhardt, Kaulbach, Schrader, Stilke, Kaſelowsky, Richter, Täge, von Köber u. A. waren in den verfloſſenen zwei Jahren — und ſind zum Theil noch — mit der Ausſchmückung des Muſeums, der königlichen Schlöſſer und mehrer Kirchen vollauf beſchäftigt.

Sakuntala.

Den meiſten unſerer Leſer iſt ein indiſches Drama bekannt, das in den erſten Jahrhunderten nach unſerer Zeitrechnung von Kalidaſa gedichtet, im vorigen Jahrhundert in England, dann in Deutſchland durch G. Forſter bekannt wurde und Goethe zu dem bekannten Ausruf veranlaßte:

Willſt du die Blüte des frühen, die Früchte des ſpäteren Jahres,
Willſt du, was reizt und entzückt, willſt du, was ſättigt und nährt,
Willſt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen,
Nenn' ich, Sakuntala, dich, und damit iſt Alles geſagt —.

Ueber eine neuerdings erſchienene Verdeutſchung dieſer anmuthigen Dichtung, die uns die Inder auf einem hohen Standpunkte menſchlicher Milde, edler Bildung und poetiſcher Tiefe zur Zeit der wildeſten Barbarei Europas zeigt, ſchreibt uns eine Freundin unſerer „Unterhaltungen“:

„Habt ihr die thautriſche, erblühende Roſe auf ihrem Stengel ſich wiegen ſehen und ihren ſüßen Duft geathmet, wie wird euch zu Muthe ſein, wenn euch plötzlich ſtatt ihrer eine papierene Blume geboten wird mit dem Verlangen, daß ſie euch der natürliche erſetzen ſoll? In dieſer Weiſe hat ſich das Gebiet der Novelle-Literatur um ein neues Erzeugniß vermehrt. Wir ſprechen von einer modernen Bearbeitung der «Sakuntala» des Kalidaſa durch Chriſtian Hoppl. Sie iſt von dem Verfaſſer vornehmlich Deutſchlands Frauen gewidmet, in der Hoffnung, ſich deren Dank zu verdienen. Ein franzöſiſcher Dichter vergleicht, falls einem Frauenherzen zu ſchmeicheln, aber bemerkt dürfen gerade ſie es nicht laſſen, daß man an ihnen alles und in ihrem Namen auch der herrlichſten Dichterwerke allen Geiſtes entkleidet und verſtümmelt. Gerade der Dichter ſcheint vor allem unter dem Schutze zarter Frauen, ſo kommt dies Werk hier zuerſt dem wirklichen Dichter der Sakuntala zu, und um das deine zu wahren, meiſter Kalidaſa, greift eine Frauenhand zur Feder. Herr Höppl glaubt zwar, daß dein Gedicht ſo und nicht anders werden müßte, um von Hand zu Hand, von Mund zu Mund zu gehen, und dies Geſtändniß erfüllt uns mit Beſchämung. Wie weit müſſen wir Frauen uns in ſeinen Augen von dem Urquell des Schönen und Wahren entfernt haben, um es zu rechtfertigen! Darum ſucht er ſich von vornherein ziemlich verzeihen gegen die Kunſtrichterinnen ſicherzuſtellen, deren rächendes Wort er wol im voraus ahnt, glaubt nur Kalidaſa ſelbſt Abbitte ſchuldig zu ſein und inſcenirt ſich die Dankesthräne der Frau einſtweilen als gewiß. Wann und wo die Rechenſchaft einſt gefordert wird, ſteht in weiter Frage; die Thräne fließt vielleicht, aber wahrlich, dann aus keinem Auge, welches auf den Zügen des Originals ſelbſt geruht. Herr Höppl irrt ſich nämlich in der Vorausſetzung, daß „Sakuntala“ bisher nur wiſſenſchaftlich gebildeten Männern bekannt und zugänglich geweſen ſei. Von Pietät erfüllt, hat einſt Wilhelm Gerhard unter Goethes Zuſtimmung dies Drama metriſch für die Bühne bearbeitet. Mit feinem Takt hat er das Erſcheinen mehrer Götter, welche nur am Schluß und ganz nebenher auftreten, erzählend eingeführt, ſich aber ſonſt ſo getreu an das Original gehalten, daß man auch nicht den kleinſten Zug vermißt und mit wahrem Genuß in der gebundenen, fließenden Sprache den ganzen Geiſt der Forſter'ſchen Bearbeitung wiederfindet. Es iſt Geſchmacksverwirrung, wenn man das Gedicht ſeines nationalen Geiſtes zu entäußern trachtet, es vom heimatlichen Boden losreißt und uns ein in der Luft ſchwebendes Schattenbild dafür giebt, dem von ſeiner urſprünglichen Färbung faſt nichts bleibt als die orientaliſche Metapher. Doch würde es hier zu weit führen, eine förmliche Parallele zwiſchen beiden Gedichten zu ziehen; es hieße Tag und Nacht miteinander vergleichen; aber worauf wir nachdrücklich hinweiſen müſſen, das iſt auf die ganz veränderte und getrübte Perſönlichkeit der Sakuntala ſelbſt. Wie iſt es möglich, daß Herr Höppl ſie in ſeiner Vorrede ſelbſt das „herrlichſte Weib, welches Dichterphantaſie je geträumt“, nennt und dennoch Hand an ſie zu legen wagt, um uns ſtatt des reinen Naturkindes ein kokettirendes, ſalonfähiges Frauenzimmer vorzuführen, welches mit ſeiner Weltkenntniß und ſeinem auf gebildeten Weiſen wandelnden Benehmen auf gerechte Bewunderung verzichten mag, aber nur nicht vorzuſchwatzen hat, daß der Geiſt des ewig Schönen und Wahren ſo unter ihnen Landsmannſchaft gefunden. Dort iſt Alles ſo [illegible], bewußt, ſich ſelbſt beſitzend, bei der

echten Sakuntala Alles urſprünglich, unbewußt, natürlich und wahr; darum iſt ſie und der Typus der lieblichſten Mädchenſchöne, die noch nach Jahrtauſenden unter jeder Zone die Herzen rührt und entzückt. Darin liegt ihr Reiz, ihre Zaubergewalt, wie der aller weiblichen Erſcheinung überhaupt. Es iſt hoch an der Zeit, daß die Frauen ſelbſt gegen jenes falſche Ideal der Weiblichkeit proteſtiren, welches ein Theil unſerer jüngern Dichter aufſtellt und drängt. Sollten unſere Mädchen Dem nachſtreben, ſie würden ebenſo ſehr die ſchöne Mitte verlieren als ihr emancipationsſüchtiges Gegentheil; die Glauren'ſchen Heldinnen ſteigen wieder in anderm Coſtüme aus ihrer Gruft und keine vernünftige Mutter oder Erzieherin wird gern einem phantaſievollen jungen Mädchen eine ſo weichliche und ſentimentale Lectüre zur Hand geben wie dieſe «Sakuntalas», dieſe «Amaranthe», welche das erſte Erwachen des Herzens mit einer Abſichtlichkeit und Uebertreibung ſchildern, welche ebenſo unwahr als wenig märchenhaft iſt."

Wer das Original dieſer Dichtung noch nicht kennt, dem empfehlen wir eine neueſte, ſehr gewandte Ueberſetzung derſelben von Edmund Lobedanz, die in ſchöner Ausſtattung (Paris gebunden 1 Thlr.) in Leipzig bei F. A. Brockhaus erſchienen iſt. Dies durch ſeine reizvolle Abwechſelung wahrhaft überraſchende Denkmal früheſter und edelſter Culturzuſtände (oft kamen uns ſogar ſchon Zweifel an der Echtheit des Werks und Reize zur Vergleichung mit Macpherſon's „Oſſian") erſchien in Indien in zwei verſchiedenen Recenſionen. Eine jüngere, mit einer Menge kleiner Zuſätze und weitern Ausmalungen der Situationen und Gefühle, die W. Jones für England überſetzte und womit die Ueberſetzung von Hirzel übereinſtimmt, und eine ältere, die Profeſſor Hermann Brockhaus in Leipzig zuerſt aufgefunden hat und die im Texte durch Böhtlingk bekannt gemacht wurde; nach dieſer iſt die obige Bearbeitung von Lobedanz, der die fremdartige Form des Originals, wo Proſa und Vers in eigenartiger Weiſe wechſeln, mit einer durchgehend edeln Form des Verſes vertauſcht hat.

Naturwüchſig.

Gemachte Blumen, die das Haar einer Geſellſchaftsdame ſchmücken ſollen und die Prachtblüthen des Gartens nachahmen, ſind lange nicht ſo widerſprechend, wie gemachte Blumen vom Felde, die den Mieder einer Bäuerin ſchmücken.

Ein Dichter, der volksthümlich dichten will und zu dem Ende jede einfache Rede in ein Sprachwunder überſetzt, das er in Kane's „Deutſchen Sprüchwörtern" aufſucht, iſt eine klägliche Anomalie unſerer gerade im Natürlichen jetzt höchſt unnatürlich gewordenen Literatur.

Das Gattungsgefühl.

An der Leiche eines geliebten Weſens brach uns das Herz. Wir verzweifelten und konnten einem Freunde nur das einzige Wort ſagen: Ich möchte ſterben.

Sie werden leben! ſagte er. Was uns erhält, iſt das Gattungsgefühl.

Wer würde an dies Gattungsgefühl nicht ſtündlich und bei allen Leiden der Erde erinnert? Wir gehören einer Weſenkette an, die das Gemeingefühl der Erhaltung und Fortpflanzung und des Selbſtſchutzes hat. Das Schmerzlichſte verwindet ſich durch den Zuſammenhang mit dem Leben, mit dem Lichte des Tags, mit der Sorge um die eigene Erhaltung, die ein unabweisbarer phyſiſcher Trieb der Race iſt. Blickt man auf ſo viele Mängel unſers Erdenlebens, auf Armuth, Noth und Sorge ringsum, welch' ein Troſt liegt wieder in dieſem ringgepflanzten Selbſterhaltungstriebe, der ſich auch geiſtig immer noch wie mit Gras und Kräutern zu nähren verſteht. Strohhälmchen ſind ſein Troſt! Ein Blick auf fremdes Leid hebt ihn über eigenes hinweg! Leider iſt die Stufenfolge menſchlicher Schickſale nach abwärts ſo grauenerregend tief und dunkel unabſehbar, daß neben jedem Leiden, das uns ſelber drückt, immer noch ein anderes ſteht, von dem verſchont zu ſein wir dem Himmel nicht genug danken können.

Das Volk.

Das Volk iſt feige und wetterwendiſch! ſteht auf jeder Seite eines hiſtoriſchen Dramas von Shakſpeare. Das Volk iſt feige und philiſterhaft! ſagt jede Scene in Goethe's „Egmont".

Der Grund, weshalb uns dieſe Darſtellungen jetzt veraltet, wenn nicht gar gehäſſig erſcheinen, liegt nicht etwa darin, daß das Volk in der That eine große moraliſche Läuterung durchgemacht hätte — der Maſſengeiſt wird immer derſelbe bleiben —, ſondern darin, daß ſo viel urſprünglich nicht zum Volke gehörende Bildung und Intelligenz aus freien Stücken von ſeinem Standpunkte zum Volke und deſſen Intereſſen niedergeſtiegen iſt und ſo gleichſam deſſen Geſammtauffaſſung erhöht und veredelt hat.

Die von Shakſpeare und Goethe dem Volke angedichteten Eigenſchaften möchten ſich jetzt nur noch im Bauernſtande finden, der, trotzdem daß ſich die Literatur ſeitdem mit ihm beſchäftigt, von dem immer weiter zurücktretenden Meere der Cultur nur ſo ſehr mit leichtigem Wellenſchlage berührt worden iſt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 7. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Aus der Uckermark.

Wer wäre jenseit der Elbe nicht froh, auf den Flügeln des Dampfes diese düstern, einförmigen Kiefernwälder, diese sumpfigen Moore, diese dürren Sandflächen, von kümmerlichen Halmfrüchten dünn bedeckt, rasch zu durchfliegen? Als ich zwischen Berlin und Stettin auf uckermärkischem Boden die Eisenbahn verließ und mich einem Miethwagen anvertraute, welcher an die Urzustände der Personenbeförderung erinnerte, fand ich den Ruf der Fruchtbarkeit bestätigt. Diese üppigen Fluren, diese wohlcultivirten Roggen- und Weizenfelder durften sich selbst neben denen der Güldenen Aue nicht schämen. Wer auf den Bergen groß wurde, wird einen leichten Seufzer nicht unterdrücken können, wenn seine Augen über eine einförmige Ackerfläche schweifen und kein Ziel finden, an dem sie gerne haften; es wird umsomehr eine Anwandlung des Heimwehs über ihn kommen, wenn die ersten, ihm völlig unverständlichen Klänge der plattdeutschen Mundart an sein Ohr schlagen.

Doch siehe, allmälig änderte sich die Scenerie. Die Landschaft nahm nach und nach einen wellenförmigen Charakter an und bald erblickte man die leichtgekrümmten Umrisse des schwarzgrünen Kiefernwaldes, der uns jetzt in seinen Schatten aufnahm. Hätte ich doch nimmer geglaubt, daß ein märkischer Wald soviel Reize entfalten könnte! Diese, feierliche Stille umfängt uns, nur in den Wipfeln der schlanken Nadelbäume flüstert und rauscht es geheimnißvoll wie die ferne Brandung des Meeres, der würzige Duft der jungen Sprossen erfüllt die Luft, durch die dunkeln Kiefern schimmern hier und da Gruppen von Birken mit ihrem lichten Grün und ihren weißen Stämmen, selbst ein uralter Ahornbaum oder eine stämmige Buche streckt zuweilen ihre mächtigen Aeste über den Weg, blühendes Haidekraut, einen Wald im Kleinen bildend, untermischt mit den gelben Blütentrauben des Ginsters und den rosenrothen Blumen der Heidel- und Preißelbeere, bedeckt dicht den Boden, an lichtern Stellen Brombeergebüsch in reicher Fülle, üppige Wiesen, die der Strauch mit granitischen Schutten durchsetzt, wechseln mit lieblichen, tief im Waldesgrün versteckten Seen, in deren dunklem Schooße sich nichts Gebüsch spiegelt und der holzbewachsene Rücken sich

In einem kleinen Landstädtchen machte ich Halt und zog es vor, zu Fuß das Ziel meiner Reise aufzusuchen. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, mich in den plattdeutschen Antworten der ehrsamen Bürger zu orientiren, mußte ich es unternehmen, den rechten Weg mit der Specialkarte in der Hand zu suchen. Bald umfingen mich wieder die Schatten des Waldes. Tief versunken in dem Genusse dieser feierlichen Waldeinsamkeit, in dem Anschauen dieser wechselvollen Scenerie mußte ich mir jedoch bald gestehen, daß ich den rechten Weg verloren hatte. Nach mehrstündigem Umherirren wurde der Wald endlich lichter, Hundegebell und fröhliche Menschenstimmen schlugen an mein Ohr. Jetzt noch ein sanftansteigender Bergrücken und ein wunderliebliches Landschaftsbild im Golde der Abendsonne lag vor meinen überraschten Blicken. War das ein Stück des norddeutschen Flachlandes, war das eine Landschaft der verrufenen Mark? Zu meinen Füßen breitete sich ein See von imposanter Größe aus, ein schöngeformtes Oval, von dichten Binsen, Weiden- und Erlengebüsch regelmäßig umwachsen, in seinem Schooße, von keinem Lufthauche getrübt, eine zweite Landschaft widerspiegelnd; in der Mitte des Sees lag eine kleine, liebliche Insel, mit dichtem Gebüsch bedeckt, aus welchem eine Rauchsäule aufstieg, um anzuzeigen, daß auch dieses Fleckchen Erde Menschen eine Wohnstätte gewährte. Von drei Seiten begrenzten nicht unbedeutende Anhöhen, mit dichtem Walde gekrönt, die Aussicht; zunächst am See mischten sich lichte Birken mit ihrem zierlichen Blätterschmuck unter die dunklern Erlen und umzogen den düstern Hintergrund mit einem freundlichen Saume, die Birken gingen in die frischen Laubgewölbe mächtiger Buchen über, und diese wieder verloren sich allmälig in dem dunkeln Schatten der Kiefern, welche den Gipfel der Berge bedeckten. Nach einer Seite hin senkten sich die Bergabhänge und ließen Raum für ein ansehnliches Dorf, versteckt in einem Blättermeere von Obstbäumen, aus dem nur der hohe beschieferte Kirchthurm, freundlich herübergrüßend, emporragte.

Was mich bald von dem Beschauen dieses reizenden Landschaftbildes abzog, war ein lebendes Bild eigenthümlicher Art, das urplötzlich vor mir auftauchte, als ich den Gipfel der Anhöhe erstiegen hatte. Dicht unter mir am Fuße des Bergs, im Schatten einer gewaltigen Eiche, stand auf dem grünen Mooksteppich eine lange Tafel, reich besetzt mit zahlreichen Flaschen und Gläsern, in denen der goldene Rebensaft funkelte, und um dieselbe saßen wol ein Dutzend Landleute in ihren niedrigen breitkrämpigen Hüten und langen blauen Röcken mit blanken Knöpfen, lauter kräftige Männergestalten, ebenso ein ehrwürdiger Greis, der sich durch sein höheres Alter und durch seinen schwarzen Anzug von den Uebrigen unterschied, und neben ihm ein stattlicher Offizier von martialischem Ansehen in einem einfachen Militärrocke ohne alle Abzeichen und — was mein Auge noch mehr als alles Andere fesselte —, um die Tafel schwebte ein junges, weibliches Wesen von unbeschreiblicher Grazie in einem schmucklosen, weißen Kleide, das liebliche Gesicht mit den blonden Locken von einem runden Strohhute überschattet, welches mit anmuthsvollem Eifer die Wirthin machte, bald diesem der Männer das Glas füllend, bald jenem freundlich zum Trinken nöthigend. Dies Bild zog mich dermaßen an, daß ich mich, verborgen hinter dichtem Gebüsch, auf die weiche Mooksdecke niederließ, um als unbemerkter Zeuge wo möglich meine Neugierde zu befriedigen. Die Gesellschaft schien in der heitersten Laune zu sein und sprach wacker dem perlenden Weine zu; zahlreiche leere Flaschen, die im Grase lagen, bezeugten überdies, daß hier der Geist des Frohsinns schon ziemlich lange sein Scepter geschwungen hatte; fröhliches Geplauder und helles Gelächter wechselte mit dem Gesange lustiger Soldatenlieder, die weit durch den Wald und über den See hin schallten.

Nun bewegte sich ein eleganter Reisewagen knarrend über den rauhen Waldboden und hielt seitwärts hinter dem Gebüsch. Der Offizier erhob sich und seine kräftige Stimme ertönte verständlich bis zu meinem Verstck herauf: „Meine Freunde, es muß für dies Jahr geschieden sein, der Dienst ruft mich von Euch, aber soll noch einmal die

Gläſer und laßt uns trinken auf das Wohl unſerer Uckermark und auf ein fröhliches Wiederſehen auf dieſer unſerer heimatlichen Erde!" Die Gläſer klangen hell aneinander und Alle leerten ſie; dann ſchüttelte der Offizier nebſt ſeiner reizenden Begleiterin jedem der Landleute kräftig die Hand, der ehrwürdige Greis geleitete ſie bis zum Wagen, wo ſie noch lange an ſeinem Halſe hingen. Unter lauten Lebehochs und Schwenken der Hüte rollte endlich der Wagen fort, noch eine Weile ſah man das wehende Taſchentuch der jungen Dame durch die Büſche ſchimmern, bis endlich Alles im Waldesdunkel verſchwand. Die zurückgebliebene Geſellſchaft machte noch keine Miene, die wohlbeſetzte Tafel zu verlaſſen, der Greis aber ſah dem Wagen nach, ſo lange er konnte, dann ſchritt er, unbemerkt von den Uebrigen, auf einem Fußpfade an dem Rande des Sees entlang dem Dorfe zu.

Schnell eilte ich die Anhöhe hinunter ihm nach und hatte ihn bald eingeholt. Eine Frage nach dem rechten Wege nach M., meinem Reiſeziele, gab mir willkommene Gelegenheit, ein Geſpräch mit dem freundlichen Alten anzuknüpfen. Ich begleitete ihn ins nächſte Dorf. An einem altersgrauen, epheuumrankten Schloſſe vorüber, bogen wir dann vom Wege ab und betraten einen wohlgepflegten Obſt- und Blumengarten, in deſſen Mitte auf einer kleinen Anhöhe ein niedliches, einſtöckiges Häuschen lag, das, ganz von Weinreben umzogen, mit ſeinem rothen Ziegeldache freundlich aus einer Gruppe uralter Ahornbäume hervorblickte. Ein altes Mütterchen, das mir als Haushälterin vorgeſtellt wurde, hieß mich willkommen. Auf einem einladenden Ruheplätzchen unter den Ahornbäumen nahmen wir Platz und blickten einen Augenblick ſchweigend auf das herrliche Landſchaftsbild. Vor uns lag der See mit ſeiner ſpiegelglatten Waſſermaſſe im Purpur des Abends erglühend, um ihn die duftumfloſſenen Berge mit ihrem dunkeln Walde und ihren ſanften Conturen einen großen Halbkreis bildend, rechts das Schloß und der Park mit ſeinen ſchattigen Laubgängen, links eine üppige Wieſe, auf welcher Pferde und Rinder mit ihrem melodiſchen Glockengeläute in friedlicher Gemeinſchaft weideten.

Der Alte war einſt Schulmeiſter des Orts. Der Offizier, ein General, war ſein Sohn. Durch die Befreiungskriege hatte er ſich in die Höhe geſchwungen. Das junge Mädchen war ſein Enkelchen. Die Bauern waren die Schulkameraden des Sohns, der den greiſen Vater in der ſorgenfreien Ruhe, die er ihm bereitet hatte, zuweilen beſuchte und ſo mit ihm die Erinnerung an alte Tage feierte.

Das war der erſte Tag, den ich in der Uckermark verlebte; unvergeßlich ſteht er in meinem Gedächtniß. Seitdem hang' ich mit unerſchütterlicher Liebe an Land und Leuten und je mehr ich das erſtere durchwanderte und mit den Letztern verkehrte, deſto mehr überzeugte ich mich, daß die Uckermark wirklich ein Juwel in Preußens Krone und uckermärkiſche Treue mit Recht zum Sprüchworte geworden iſt. E.

Ein Mann ein Wort.

In den gewaltigen Armen der rhätiſchen Alpen ruht das Hochthal des Engadin wie eine abgeſchloſſene Welt im Kleinen, meiſt eine ernſte, ſtille Landſchaft zwiſchen den ſteilen, gletſcherbelaſteten Höhen ihrer erhabenen Grenzmauern. Wie im übrigen Graubündten hatte einſt auf den felſigen Vorſprüngen, welche die grauen Bergrieſen ins grüne, lachende Thal wie Wachpoſten vorgeſchickt, manch' edles Geſchlecht ſeinen ſtolzen Sitz gegründet. Sehen wir dort die Zeugen einer eiſernen Vorzeit nicht ſelten bis in die einſamſte Hochregend, an die Grenze faſt des ewigen Schnees und Eiſes, wo vielleicht ein Paß Wichtigkeit gab, ſteigen, oder uns aus tiefer Schlucht entgegentreten, wo nur das Rauſchen des wilden Bergbachs hört, ſo bleiben ſie hier mehr in der Nähe des bewohnten Thals,

wo frühe in vorchriſtlicher Zeit flüchtige oder wanderluſtige Söhne eines ſüdlichen Himmels ſich auf lachendem Alpengelände an den Ufern des grünen Seekindes Inn die neue Heimat gegründet. Zahlreich erhoben ſich ſtarke Veſten, Burgen und Thürme, von denen aus ſich einſt ebenſo ritterlicher Sinn im Schutze der Anwohner, im Schirme des Verkehrs bewährt, wie nicht ſelten der freche Uebermuth roher Gewalt an den ſchutzloſen Landleuten geübt haben mag. Wenige haben ſich erhalten mit den Namen ihrer Geſchlechter romaniſchen oder deutſchen Stamms; die meiſten liegen in Schutt und Trümmern, graue, verwitternde Reſte, vom Epheu umrankt oder das zerriſſene Haupt mehr und mehr im Schatten düſterer Arven- und Lärchenwälder verſchwindend. Viele hat die rächende Hand des Menſchen gebrochen; an allen übt der unerſättliche Zahn der Zeit ſein ſtilles, ewiges Zerſtörungswerk.

Wo der Piz Mezdi ſein gezacktes Haupt in die Wolken ſtreckt, der Schneegipfel des Piz Linard ſeinen Schatten in das enge Thal wirft, liegt auf ſonniger Matte das Dorf Süß am Ausgange des waldigen Val da Suſch, das ſich ſeitlich in die Abhänge des Fluela und Veraina bettet. Die weißſchäumende Welle der Geſaſca bewäſſert es, die ſich nahe am Orte mit den grünen Wogen des Inn vereint. Im Hauptthale hat dieſer ſich das tiefſte Bett gegraben und hier kaum erſt die wilde Schlucht hinter ſich, in der die enger herangetretenen Gebirgsfüße ſeinen Lauf zu hindern verſucht. Uralten Urſprungs iſt Süß, und die Bewohner dieſer Gegenden ſelbſt halten es für eine der Niederlaſſungen, die ihre etruskiſchen Väter, einſt vor den Barbaren Galliens in die Alpen flüchtend, hier gegründet. Unfern des Dorfs begrenzt ſeine grüne Flur ein Kreis kleiner Hügel, deren graue Felſen aus dunkeln Tannen ragen. Vordem krönten ſtattliche Burgen die Gipfel von Caſchinnas, Petnal und Caſtlins. Auf dem Felskegel von Caſchinnas hatte das alte Geſchlecht der Cajin ſich das weite Haus mit hohen Mauern und ſtarken Thürmen gebaut. Fortezza ſura verrieth ſchon im Namen ſeine vielerprobte Stärke. Abkömmlinge früherer Volkshäupter, hatte ſich an den Namen der Cajin dankbare Erinnerung geknüpft, wie ſie auch bei lange verſäumter Pflege von oben gern im Herzen des Volks fortlebt. In unſicherer Zeit, in Tagen der Bedrängniß war Mancher der Familie den Thalbewohnern Schutz und Schirm geweſen, hatten die feſten Gewölbe auf Caſchinnas die geflüchtete Habe des Landmanns geborgen. So ſtill umfriedet und faſt unnahbar das Thal erſchien, Ehr- und Herrſchſucht des Menſchen hat den Weg überall hingefunden, wo nur der Fuß von Seinesgleichen haften kann; und in dem wunderbaren Grenzlande mit ſeinen weiderichen Triften zwiſchen den gewaltigen Bergſtöcken und unabſehbaren Gießfeldern durchkreuzten ſich früh die Herrſchafts- und Lehnsrechte des geiſtlichen Würdenträgers in Chur und der Grafen von Tirol. Ob aber die Obern ſtritten oder die nächſten Herren, deren feſte Sitze wie Geiernester von den grauen Felsgipfeln ſchauten, — an dem auch buchſtäblich Untergang alles Unheil blutiger Streitigkeiten und Fehden aus; er zahlte zumeiſt die Koſten feindlicher Einfälle oder hatte die zerſtörten Burgen wiederaufzuführen.

Waren die Herren von Fortezza ſura lange die Beſchützer der Thalleute geweſen, die unter ihrem kräftigen Schirme ſicher ihre Heerden weideten oder auf ſchmaler Halde ihr ſpärliches Korn bauten, ſo kam doch auch hier eine Zeit, wo ſich das Verhältniß einer gewiſſen wechſelſeitigen Zuſammengehörigkeit verſchob, auf der einen Seite lediglich der Genuß, auf der andern nur die Laſt ſein ſollte. Der freie Zoll für gewährte Hülfe ward zum Zwangszins; der dankbare Freie zum ungefragten Knechte, der gern geleiſtete Dienſt zur erniedrigenden Frohne. Das hatten im Laufe der Jahrhunderte auch die Herren auf Caſchinnas gelernt und wußten es zu üben. Der Beweis ihres Rechts lag in ihrer ſtarken Eiſenhand, die nahm wo man nicht gab und für harte Befehle ſtets auch harte Büttel fand. Keiner aber trieb es ärger als Kuene von Cajin. Mit Liſt und Gewalt hatte er auch die Burgen auf Petnal und Caſtlins an ſich gebracht und ſo im Thal weit hinab und hinauf ſeine Nebenbuhler. Um ſo ſchlimmer für die armen Bewohner der

Dörfer im Bereiche des Zwingherrn und um so greller der Unterschied, als Kuono's Vater noch ein milder und doch tapferer Mann gewesen. Von dessen Blut schien er wenig geerbt zu haben und das Wenige noch ging in trotzigem Uebermuthe eines zügellosen Sinns unter. Spie er auch nicht, wie einst ein Herr von Fardün, dem Bauer in den Brei, was Jenem übel bekommen, und zwang er seine Hörigen nicht gleich dem rohen Freiherrn von Bärenburg, mit den Schweinen aus Einem Troge zu essen, so fand er doch sonst des Quälens und der endlosen Arbeit für sie genug. Und was ihm mehr noch verübelt wurde als der Frevelmuth eines herrischen Gemüths, war die geringe Scheu vor der einheimischen Zucht und Sitte, die dem schlichten Sinne der Thalbewohner noch heilig war. Es gibt eine Gewohnheit des Duldens, die von Mächtigen Vieles ertragen läßt; aber sie hat ihre Grenze und nie noch ungestraft ist geblieben, wo frevle Hand in das innerste Heiligthum des Volks, in das unveräußerlichste Eigenthum des Einzelnen gegriffen. Der Sittlichkeitsproceß hat mehr Herrschaften gestürzt als der Gerechtigkeitsproceß. Das erfuhr auch der gewaltige Herr von Fortezza sura.

Wo an der Halde von Süß der dunkle Tannenwald beginnt, der sich um den Fuß von Caschinnas bis an die Mauern des Schlosses zog, stand die Hütte eines wackern Landmanns mitten im Felde, das die fleißige Hand bebaute. Der reichste Schatz aber war Uli's junges Weib. Den Herrn von Cagin führte täglich sein Weg an der Hütte vorüber und des Weibes Reize hatten längst die böse Lust in ihm geweckt. Nur mit dem schmeichelnden Worte — das erkannte er bald — war hier nicht zum Ziele zu kommen, des Weibes schlichte Treue ein uneinnehmbareres Bollwerk als die Mauern seiner Burg. Aber von einem Dinge, wie unbefriedigter Entsagung, wußte der leidenschaftliche Mann ebenso wenig. Eines Tags hatte ein Geschäft Uli über den Zluelapaß nach Davos geführt; die folgende Nacht sah ein Bubenstück, das ihr Schleier nicht spurlos bedecken konnte. Die Entehrte überlebte die Schande nicht, wol aber der Gedanke an Rache in Uli's Brust die dunkle That. Von Ort zu Ort wanderte der Beschimpfte und entflammte die Gemüther der Hörer mit der zornigen Kunde des Geschehenen. Wo die männliche Berächtigkeit zögern wollte in dem Gedanken an die starken Mauern, die sie selbst hatte bauen helfen und hinter denen der Ehrenräuber ihnen trotzen konnte, da trat weibliche Entrüstung ins Mittel und trieben Frauen und Töchter die Zagenden zur Güte. Von Zernez, Lavin und Guarda sammelte sich die aufgebrachte Menge. Im ersten Anfalle wurden die Schlösser von Peinal und Castlins gebrochen, der Feuerbrand in ihr Inneres geworfen. Die Lohe schlug zum nächtlichen Himmel empor und warf ihr grelles Licht in die Räume von Fortezza sura. Das wilde Geschrei der Stürmenden drang von den nahen Hügeln herüber an das Ohr des Burgherrn, aber hinter den hohen Mauern des starken Schlosses glaubte er ihrer lachen zu können. Und doch täuschte er sich, nachdem die Zähigkeit der Geduld einmal in den Gemüthern der Unterdrückten gewichen war. Uli und die Weiber sorgten dafür, daß die entbrannte Flamme nicht erlosch. Mit raschem Sturme freilich war es hier nicht gethan; an der harten Mauer konnte man sich höchstens die Köpfe einrennen. Uli wußte von seinen gelegentlichen Besuchen im Schlosse, daß den Belagerten bald die Lebensmittel ausgehen müßten; die Quelle ihres Brunnens hatte man im Thale abgegraben; nur eine nahe, außerhalb der Burg gelegene, gab unter dem Schutze der Mauern noch Wasser. Dennoch dauerte es der Ungeduld zu lange und schon wollte der Eifer der Landleute kühler werden, da ersann Uli's rachedürstender Geist einen neuen Plan. Hundert Hände kamen in Bewegung; Tag und Nacht wurden die hohen Stämme der Waldung gefällt. Weiber und Kinder schleppten die Abfälle und Gesträuche auf Haufen zusammen, mit denen man der Burg so nahe als möglich rückte. Damit die Eingeschlossenen wüßten, was ihnen drohe, steckte man im vorweggenommenen Gefühle befriedigter Rache da und dort einen Haufen in Brand, während höher und höher die Wälle des harzigen

Holzes gegen die Mauern hinanwuchsen. Wenn erst einmal in sie die leckende Flamme gerathen und die Feuerströme das Schloß umzüngelten, dann gab es kein Entrinnen mehr als in die Hände des ergrimmten Volks, das der letzten Ausführung harrte, oder kläglichsten Tod in dem Flammen- und Rauchmeere. Vor dieser Aussicht brach der trotzige Sinn des stolzen Burgherrn. Er sandte einen Boten hinaus, der es versuchen sollte, in Güte mit den Leuten zu reden. Er ließ an die alten Verdienste seines Hauses erinnern und versprechen, ihnen fortan ein milder Herr und Beschützer zu sein, wie sein Vater gewesen. Mehr als Alles schlug die letztere Erinnerung an die Herzen der einfachen Landleute. Das Volk hat ein besseres Gedächtniß für das Gute, als die es nicht kennen irrig meinen, und schnell vergißt es die kaum noch unerträglichen Uebel. Wie auch Uli warnen und abreden mochte, für jetzt ward er überstimmt. Das Zugeständniß freien Abzugs brachte der Bote zurück; nur Fortezza sura sollte geräumt und abgebrochen werden.

Als am frühen Morgen des andern Tags Kuono von Cazin das Haus seiner Väter verlassen hatte und finstern Antlitzes als ein gebrochener und zerschlagener Mann mit der kleinen Schar seiner Leute vondannenziehen wollte, da brach aus einem Hinterhalte des dunkeln Waldes Uli mit einer Zahl Genossen auf die Wehrlosen ein — denn auch die Waffen hatten diese nach der getroffenen Verabredung zurücklassen müssen. Widerstand war vergeblich. Der erste Strahl der Sonne sah das blutige Werk der Rache vollendet; unter Uli's Streichen war der wilde Herr von Cazin erlegen.

Nichts berichtet die Erzählung von der Strafe, die Uli für den Bruch des gegebenen Versprechens empfing. Aber die Empfindung für seine Treulosigkeit fehlte dem Volke nicht. Die Sage berichtet: Um Schloß Gaschinnas rauscht der Wald wie vor Zeiten, grünt die Saat wie vor Zeiten, aber Wald und Saatfeld birgt niemals einen Vogel. Um die Trümmer von Fortezza sura ist es ewig lautlos und stumm. Ln

---

Der menschliche Schmuck.

Culturgeschichtliche Skizzen von Dr. Gustav Klemm.

IV. Zur Kunst des Schmuckens.

Die alten Aegypter fertigten ihre Halsgehänge oft aus bunten Glasperlen, die in ihrer Farbenpracht den bunten Federkragen der Mittelamerikaner nachgebildet scheinen und auf die Vermuthung führen, daß man am Nil in frühester Zeit die bunten Federn zu derartigem Schmuck verarbeitet habe. Nächst den Aegyptern finden wir besonders reichen Brust- und Halsschmuck bei den alten Etruskern. Im Mittelalter kommt der eigentliche Halsschmuck weniger selbständig vor und erscheint meist als goldene Kette, deren Werth in dem dazu verwendeten Metall und in der künstlichen Arbeit lag. Bekannt ist, wie die Hunde des Königs Heinrich denselben durch ein Halsband zu erdrosseln suchten, das sie ihm bei einem Schmied anfertigen ließen (vergl. Ditmar, S. 6); denn es war schon im 10. Jahrhundert gewöhnlich, daß Fürsten Männer, welche sie ehren wollten, mit Ehrenketten beschenkten, eine Sitte, die sich bis in das 17. Jahrhundert erhalten hat. Es bestanden darüber eigene Gesetze (z. B. „Reichspolizeiordnung vom Jahre 1530" Nr. 14), wodurch Luxus und Anmaßung beschränkt wurden.

Bemerkenswerth ist, daß bei allen Völkern am Halsbande alle jene Amulete befestigt werden, wodurch man sich vor dem Einfluß der bösen Geister zu schützen sucht. Der Neger hängt den Knochen, Stein, Thierzahn und jeden der unzählbaren Gegenstände, die ihm schützende Kraft zu enthalten scheinen, an seinen Hals, ebendahin tragen die Mongolen die kleinen Lederfäckchen mit Viehkapseln, welche Gebetformeln und Zaubersprüche, kleine Götterbilder und Reliquien vom Dalai Lama enthalten, eine Sitte, die wir auch bei den

Russen und Neapolitanern antreffen, wie sie schon im römischen, ja im ägyptischen Alterthum, gleichermaßen wie im deutschen Mittelalter, vorkommt. Am Halsband tragen ferner die Neuseeländer die kleinen Nephritstatuen, welche ihre Anverwandten und Vorfahren darstellen, so wie der ägyptische Obergerichtspräsident beim Beginn der Sitzung das Bild der Aman oder der Göttin der Gerechtigkeit um den Hals hing und wie ja auch noch in unsern Tagen Porträts und Haarlocken geliebter Personen am Halse getragen werden.

Eine Fortsetzung und Ergänzung des Halsschmucks sind die Haste, welche ursprünglich den Zweck haben, die Gewänder über der Brust zusammenzuhalten. Wir finden sie als Fibula in den Gräbern der alteuropäischen Welt und als Broche ist sie in unsern Tagen wieder zu neuer Ehre gekommen. Die Fibula der Alten, Griechen, Etrusker, Römer, Celten und Germanen kommt in Gold, vorzüglich aber in Bronze, seltener in Silber als Nadel, Schlange, Spirale, als Bogen und in andern Gestalten sehr häufig vor, zuweilen mit echten oder nachgebildeten Steinen und Perlen besetzt. Im Mittelalter, namentlich im 11.—15. Jahrhundert, wo der Mantel eins der wesentlichsten Staatskleidungsstücke war, erscheint die Mantelspange oft als eine ansehnliche Platte, auf welcher größere und kleinere Edelsteine, Emaillirungen, Perlen angebracht sind. So sehen wir die thüringischen Fürsten und ihre Gemahlinnen in den aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammenden Statuen im naumburger Dom mit stattlichen Mantelspangen geschmückt, eine Erscheinung, die auch die Grabsteine geistlicher wie weltlicher Fürsten und Herren sowie die Bilder der Handschriften gar häufig darbieten. Als man den Sarkophag des Kaisers Friedrich II. in der Domkirche zu Palermo eröffnete, fand man den Leichnam mit einem hellrothen Seidenmantel bekleidet, der auf der Brust von einer kostbaren ovalen goldenen Spange zusammengehalten wurde, in deren Mitte sich ein Amethyst befand, der von 20 kleinen Smaragden und einer großen Perle umgeben war (s. m. „Kalica", S. 349). Da das ganze Mittelalter hindurch den Edelsteinen Wunderkräfte zugeschrieben wurden, so ist diese Zusammenstellung nicht ohne Bedeutung. Vom Amethyst glaubte man, daß wer denselben des Morgens ansehe, an diesem Tage nicht ertrinken würde, fröhlichen Gemüths bleibe, nicht trunken werde, vor übelg Gedanken geschützt und bei allen Menschen beliebt werde. Der Smaragd macht seinen Besitzer beredt, wohlhabend und bewahrt ihn vor mancherlei Krankheitszufällen. Die Perlen aber stärkten und kräftigten den Geist. Der Glaube an die Kraft der Edelsteine herrschte das ganze Mittelalter hindurch und war mit den Edelsteinen aus dem Orient gekommen. Man glaubte, daß die besten im Euphrat und Tigris, bei dem Paradies gefunden würden. Das „Lied von Troye" (V. 8181) sagt: Die Steine, die das Paradies in seine Wasser treibt. Die Zwerge wurden als Hüter und Förderer der Edelsteine angesehen und in den Heldengedichten des Marcus Aurelius werden die merkwürdigsten Geschichten von der Wunderkraft der edeln Steine bei den Kämpfen mit Riesen, Drachen und andern Ungeheuern erzählt. Einer der größten Gelehrten des 13. Jahrhunderts, Albertus Magnus, schrieb ein Werk über die Edelsteine, worin er deren wunderbare Kräfte sorgfältig aufzählt; zwei deutsche Gedichte des 15. Jahrhunderts von Joseph und Meyenberger behandeln denselben Gegenstand, der übrigens in seiner naturhistorischen und medicinischen Encyklopädie des 15. und 16. Jahrhunderts übergangen ist, wie z. B. im Hortus Sanitatis (1491), und Bartholomaus anglicus de proprietatibus rerum (1492).

Nächst dem Halsschmuck ist auch der Gürtel unter den Schmucksachen zu nennen; wir finden zwar schon bei den Südseeinsulanern und den Hindu den Gürtel, namentlich bei den Neuseeländern zierlich geflochten und gemustert, allein seine höchste Ausbildung erlangte er im Orient bei den Persern und Arabern und kam mit den Kreuzzügen nach Europa. Ursprünglich ist der Gürtel ein kriegerischer Schmuck und ein wesentlicher Bestandtheil der Rüstung, um daran Säbel und Schwert, Patagan und Dolch, Bogen und Streitkolben und vergleichen hängen daran zu befestigen. In altdeutschen Gräbern hat

man nur wenige Spuren von ehernen Gürtelbeschlägen gefunden; in den altschudischen Gräbern des Altai dagegen ist dieser Schmuck der nach Ostasien ziehenden Kaukasier sehr häufig und besteht aus ovalen Bronzeblechen, die auf das zollbreite Leder befestigt sind. Die Gürtel des Orients bestehen ebenfalls aus Leder, auf welchem bronzene, goldene oder silberne Ornamente befestigt sind; das Türkenzelt des dresdener königlichen historischen Museums bietet mehre Prachtexemplare dar.

Im deutschen Mittelalter erscheint der Gürtel aber auch bei der Frauentracht, ja bei der geistlichen Amtstracht. So wirkte die Gemahlin Kaiser Heinrich's II. ihrem geistlichen Freunde, dem heiligen Gotthart, Abt zu Nieder-Altaich, einen daumenbreiten Gürtel, auf welchem die Worte Sola fides sich zwölf mal wiederholten. Die Grabsteine und Bilder der Handschriften zeigen uns ebenfalls diese Gürtel an Frauen und Geistlichen, meist schön gestickt, mit Steinen und Perlen besetzt und vorn mit dem einen Ende lang herabhängend. In den epischen Gedichten des Mittelalters werden diese Gürtel mit großer Liebhaberei oft sorgfältig beschrieben, so z. B. im „Vigalois" (V. 770):

Ein Gürtel den die Mayet trug
das was ein Bote gut genug
von edelem Gesteine,
groß und nicht zu kleine.
aus einem Smaragde was
recht grüne als ein Gras
die reinste (Schnalle) wohl ergraben
von Golde ein Ar darauf erhaben
mit Geschmelz harte Währ (zierlich).
Das Werk das war fraht (kunstreich)
das die Spängel sollten seyn
das waren thier goldein
gewürkt mit großem Fleiße,
die zwischen Perlen weiße
waren gesteckt.
So war er bedeckt.
mit edelem Gesteine.
— — — —
auch war ein edel Rubin
durch seinen wonniglichen Schein
In den Gürtel vorgeleit.
Wenn kein schwaches Leid
Trübet ihr Gemüthe
so benahm des Steines Güte
mit süßem Schein ihr Ungemach
so sie sein' Farbe recht ersah
an seiner Tugend war er nicht schwach.

In Gyzel's „Hofhaltung", Nr. 20, heißt es:

Ihr Leib der war umfangen
mit einem Gürtel klein
darauf manch goldne Spangen
und je darnach ein Stein.

Wenn auch bei den der Mode huldigenden Nationen des heutigen Europa der Gürtel in seiner alten Herrlichkeit nicht mehr anzutreffen, so hat sich derselbe doch bei den finnischen Nationen, namentlich den Lappen, dann bei den Polen und Russen, wo er Pas genannt und reich mit Messingschmuck verziert ist, dann bei den Kaukasiern und Persern, ferner bei den europäischen Gebirgsvölkern erhalten. Letztere, namentlich Tiroler und Norweger, tragen Ledergürtel, die mit Pfauenfedern oft sehr geschmackvoll verziert sind.

Zum Schmuck des Armes und Handgelenkes tragen fast alle Nationen der Erde Ringe, welche nach ihrem Stoff wie nach ihrer Gestalt ein Zeugniß für den höhern oder tiefern Kulturzustand derselben abgeben. So haben die wilden Fischer- oder Jägerstämme von Australien und Südafrika Gedärme um die Handwurzel gewunden und daran trocknen lassen, wodurch sie zugleich der Faust einigen Schutz gegen die rückschlagende Bogensehne gewähren, was überhaupt den Gebrauch der Armringe ins Leben gerufen zu haben scheint. Andere Nationen verzieren den Arm mit Schnüren, an welche Muschelschalen, Glasperlen und andere Kleinigkeiten angereiht sind. Einen festern Standpunkt gewähren die größern Muscheln, Knochen und Thierzähne, welche man eigens für diesen Zweck bearbeitet. In den Pelewinseln fertigt man Armringe aus großen Muschelschalen, die Kaffern und Nubier aus Elefantenzähnen. Die Bewohner von Tanna an der Südsee tragen am linken Oberarm ein Band aus Schildkrötenschale, das oft schön geschnitzt, stets aber sorgfältig polirt ist. Die weißen dieser Stoffe verdrängt bei zunehmender Kultur das Metall. So finden

wir bei den Negern, den Kaffern, den Lappländern und den Arabern der Wüſte, Abyſſiniern und Nubiern eiſerne und kupferne oder meſſingene Armringe, meiſt von ſehr einfacher Form. Bei dieſen Nationen, vornehmlich den Negern, dient übrigens der Armring als Träger von Amuleten: ein Armring der Barvs iſt von Eiſen und an demſelben ein gewaltiger Eberzahn befeſtigt, der als Schutzmittel wider allerlei böſe Geiſter betrachtet wird; auch die Ringe derſelben Nation, an denen eine Art Schelle ſitzt, haben einen gleichen Zweck. Die Armringe der alten Aegypter, Griechen, Etrusker, Römer und der nordiſchen Nationen zeigen ſchon mehr Mannichfaltigkeit in den Formen und Verzierungen. Eine namentlich im ägyptiſchen und im claſſiſchen Alterthum ſehr beliebte Form war die einer den Arm umgebenden Schlange, deren Augen an den goldenen Armringen oftmals aus eingeſetzten Rubinen beſtanden. Wir finden in den Grabſtätten platte, bandartige maſſive Armringe, deren Außenfläche mit mannichfaltigen ſpiralen, triangularen und andern Linien oder Punktirungen, gewiſſermaßen tatowirt iſt; wir finden ovale und kreisrunde Hohlringe ſowie Spirale von 3—18 zuſammenhängenden Ringen aus Bronze, die noch heute ihre volle Federkraft haben. Alle dieſe Ringe trug man auf dem bloßen Arme. In Deutſchland erhielt ſich dieſer Schmuck auch noch, als man die Arme bekleidet trug und wir ſehen auf den Denkmalen und in den Handſchriften Armringe über den Aermeln noch im 10. und 12. Jahrhundert, am Oberarm wie an der Handwurzel, bei Männern wie Frauen. Seit dem 14. Jahrhundert verſchwindet dieſer Schmuck aus den Monumenten und kehrt erſt gegen den Anfang des 18. Jahrhunderts als Bracelet wieder; eigentlich metallene Armringe ſind erſt ſeit den letzten dreißig Jahren, namentlich ſeitdem man die Gräber Italiens und Deutſchlands unterſuchend die Armringe der alten Welt näher kennen lernte, wieder aufgekommen. Seit dieſer Zeit hat man jene Antiken in unedelm und edelm Metall vielfach nachgeahmt und die dort gegebenen Formen weiter ausgebildet.

(Der Schluß dieſes Briefes in nächſter Nummer.)

Berliner Briefe.

I.

— — Wenn ich, meine vielliebe Freundin, Ihnen heute leider nicht perſönlich als Cicerone zuvörderſt für das Neue Muſeum dienen kann, ſo ſollen Sie darum mein attiſches Salz nicht ganz entbehren. Ich laſſe meine Gedanken eiligſt ſchwarz auf weiß kryſtalliſiren und werde in Ihrer Hand vielleicht ein correcterer Geleitsmann als an Ihrer Hand ſein. Sie wiſſen, Ihre Nähe wirkt zerſtreuend auf mich. Das iſt ſchmeichelhaft für Sie, aber Berlin, und vorzugsweiſe das Neue Muſeum, verlangt einen geſammelten Geiſt, und hier beſonders ſowol für die werdenden als vorhandenen Kunſtſchätze. Eines Commentars aber bedarf man, auch angenommen, daß Ihr Wiſſen ein weites Reich umſchließt; es reicht da nicht aus, wo man genöthigt iſt, in die unmittelbarſten Intentionen des Künſtlers, der es darſtellt, einzugehen. Ich meine damit hauptſächlich die Kaulbach'ſchen Rieſenbilder. Den Streit, der ſich vielfach gegen dieſelben als echtes, ſanheitliches Kunſtwerk erhoben, können wir hier füglich beiſeite laſſen, da ich Ihnen keine Kritik, ſondern nur einen Commentar gebe. Ich ſehe in dieſen Bildern nur den Kunſtgeſchmack der neuern Zeit, der überall gern mit großem Effect auftritt. Der rothe Faden dieſes Vornamts geht durch alle Zweige der neuern Kunſt, ſowol in der Muſik, Poeſie als Malerei. Doch dieſe Betrachtungen erfodern ein beſonderes Capitel und ich will Ihnen ja nur ein guide ſein und Ihrem Gefühl den Eindruck überlaſſen. Eins ſteht trotz der gehaltloſeſten Kunſtrichter dennoch feſt: „Der ſchöpferiſche Geiſt des Menſchen!“ Die Bilder gehören zu dem Großartigſten, was die Neuzeit hier geſchaffen. Sie ſind geiſtreich conceipirt und wirken

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 19184/076

auf die Seele des Beschauers als geistige Größen mit imponirender Macht, gleichviel, ob er Dies oder Jenes darin oder daran nicht gutheißt. Die Controverse also Andern überlassend, führe ich Sie unserm Gegenstande näher.

Wir treten gleich aus dem untern Flur in das mystisch düstere Reich der alten Aegypter, das, aller Schönheit bar, nur Verwunderung und stellenweise Bewunderung, nie aber Kunstentzücken und Genuß wachzurufen vermag. Ihre Statuen haben eine so kolossale Eckigkeit, eine so einförmige Steifheit, daß von Formen gar nicht die Rede ist; es sind überall nur gerade Linien bemerkbar, von der Curve, der Schönheitslinie ist noch keine Spur vorhanden. Wir sehen die Kunst in ihrer Kindheit, überall unentwickelt, so wie Kinder sie tractiren, die mit ihrem Bleistift ähnliche Gestalten aufs Papier bringen. Jeder Beschauer wird daher mehr oder minder an seine eigene früheste Kunstleistung erinnert und es knüpft sich unser Interesse nur insoweit an diese Schöpfungen, als sie allerdings die ersten Keime, die Incunabeln der spätern Vollendung enthalten. Ganz gleichmäßig verhält es sich mit ihrer Malerei. Holz, Stein oder Zeug sind mit einer Farbe überzogen, worauf wieder Hieroglyphen in möglichst grellen Farben aufgetragen sind — wir erinnern uns lebhaft unsers ersten Malkastens, dessen Inhalt wir verschwenderisch verausgabten, indem wir alles uns nur Vorkommende damit anstrichen. Merkwürdiger treten sie in ihren Bauwerken hervor, deren Charakter zwar auch mehr Festigkeit in kolossalen Verhältnissen als Formenschönheit ausdrückt. Ihre Obelisken, 50—180 Fuß hoch, ihre Pyramiden, 200—800 Fuß hoch, ihre Tempel sowie das berühmte Labyrinth zeigen noch heutigen Tags in ihren Trümmern ihre riesenhafte Größe und Pracht.

En miniature ist nur hier ein im altägyptischen Stil erbautes Atrium, das sein Licht von oben empfängt, hergestellt. Dieser Raum, hundertfach vergrößert, würde erst ein treues Abbild der Wirklichkeit geben. Das Gesims wird von Säulen getragen, wie man sie im Tempel zu Karnak gefunden; sie sind, wie diese, mit Hieroglyphen bemalt. Einer dieser Pfeiler erzählt à l'honneur unsers Königs in Hieroglyphenschrift, daß sein Scepter vom Rhein bis zur Weichsel herrsche. Gut, daß das anderwärts in andern Buchstaben auch zu lesen ist, sonst würde es doch Vielen verborgen bleiben. Natürlich wird er auch ein „Sohn der Sonne" genannt. Im Tempel selbst befinden sich zwei recht kolossale Könige. Sie sitzen äußerst steif und unbeholfen da. Rechts haben wir die Ehre, Se. Majestät Sesurtasan zu begrüßen, der blos 2000 Jahre vor Christo gelebt haben soll! Es ist freilich etwas lange her, um es Ihnen mit Bestimmtheit zu beweisen; — helfen Sie sich und mir durch den Glauben. Es soll auch nur ein Bein und der Steinsitz ganz echt sein, alles Uebrige einer Restaurationsperiode angehören. Links sitzt der König Sesostris; mir war bei seinem Anblick, als ob ich einen alten Bekannten begrüßte. Wer nur jemals sich mit der Geschichte Aegyptens vertraut gemacht hat, ist auch mit Sesostris bekannt geworden, während Sesurtasan den Meisten fremder geblieben ist. Es ist schon darum begreiflicher, daß wir mit Sesostris vertrauter sind, weil er nach dem „Großen Bredow" in einer viel spätern Zeit, 1300 Jahre v. Chr., gelebt hat. Eine persönliche Bekanntschaft prätendire ich darum zwar auch noch nicht, aber schon als erster Erfinder der Landkarten muß er unserm Gedächtniß unvergeßlich sein. Was überhaupt Alexander einst für Macedonien, das ist er für Aegypten gewesen. Man erzählt von ihm, daß er sowol an den Ufern des Ganges wie in Thrazien gelustwandelt, keinen Siebenjährigen Krieg, wol aber einen neunjährigen gemacht und sein Reich aufs äußerste verschönert und erweitert habe. Die Nautik wird auf seiner Weisheit zugeschrieben, da man vor ihm kaum gewagt hat, die ausgetretenen Gewässer des Nil zu befahren, geschweige denn das Meer, das den Aegyptern ohnedies verhaßt war, da es ihren Nationalgott, den Osiris, d. h. der Typhon den Nil, verschlungen hat. Man sieht ihm das Alles, wie er so steif dasitzt, gar nicht an. Auch ohne Dieffenbach's Hülfe ist ihm eine

neue Nase, Hand und Bein angesetzt. Sonst soll er in allen übrigen Körpertheilen echt sein, daher ein Prachtstück der hiesigen Sammlung, und ich ersuche Sie, aus all diesen Gründen sich vor Sr. Majestät ehrfurchtsvoll zu verneigen. Die beiden Stiere mit vergoldeten Hörnern und der Sonnenscheibe auf dem Haupte, die vielleicht Ihr schönes Auge anzieht, sind aber auch nichts Kleines. Im Gegentheil, da es dem weiland Ammon (Jupiter) gefallen, einstmals zu seinem Privatvergnügen als Stier zu erscheinen, so wurde dieses Thier sofort für heilig erklärt; andern Lesarten zufolge war dieser heilige Stier, mit Namen Apis, das Sinnbild des Ackerbaus, den Osiris eingeführt hatte. Er mußte schwarz von Farbe sein, ein weißes Dreieck auf der Stirn, einen weißen Fleck in Gestalt des Halbmonds auf der Seite und unter der Zunge einen Knoten haben; dann war es der Rechte, in welchem sich eine wohlthätige Gottheit verbarg. Hatte man einen solchen Stier gefunden, so wurde er unter großen Festlichkeiten in einer köstlichen Barke nach Memphis geführt, wo er einen Tempel, zwei prächtig verzierte Wohnhäuser und einen großen Vorhof hatte, um sich in demselben Bewegung machen zu können. Die Priester weissagten aus seinen Bewegungen und aus seinem ganzen Verhalten. Wenn man jährlich beim Anschwellen des Nilflusses seinen Geburtstag feierlich beging, wurden dem Apis Ochsen von rother Farbe geopfert. Er durfte aber nicht über 25 Jahre leben. Hatte er dieses Alter erreicht, so wurde er an einem geheimen Orte in einem Brunnen ersäuft und man hielt ihm ein prächtiges Leichenbegängniß. War dann noch kein Nachfolger gefunden, so herrschte so lange Landestrauer, bis die Priester wieder einen Apis von vorschriftsmäßiger Farbe und den erfoderlichen Zeichen entdeckt hatten, wo sich dann die erzählten Feierlichkeiten sämmtlich wiederholten. Sie sehen, daß man vor diesem goldgehörnten Rindvieh Respect haben muß; es scheint ihm viel besser als manchem Menschen ergangen zu sein, was ich aus dem Besitz der zwei prächtig verzierten Wohnhäuser und der Gartenpromenade schließe. Das Einzige, was mich chokirt, ist, daß er nach 25 Jahren verschwinden mußte; daher wollen wir sein Glück nicht beneiden.

Die Wandgemälde zeigen uns die Pyramiden zu Memphis sowie die verschiedenen Eingänge und Einblicke in die Tempel und Landschaften Aegyptens, auch jenes ewig poetische Bild der Memnonssäule. Aurora, so lautet die Sage, habe sie ihrem Sohne Memnon, den sie früh verloren, errichtet; sobald nun die ersten Sonnenstrahlen diese Säule berührten, so ertönte sie gleich der Saite, die auf einer Laute zerspringt; daher der Dichter singt:

Wie Memnon's Bild einst Lust und Schmerz verrieth,
Nur wenn die Sonne kam und wenn sie schied.

Die Gelehrten aber, diese Mörder aller Poesie, haben indeß die Behauptung aufgestellt, daß, weil die Säule hohl und porös gewesen, die Wärme sie ausgedehnt habe, daher der Ton erklungen sei.

Wenden wir uns nun rechts um, so treten wir in das Todtenreich der alten Aegypter. Die gesammte Religion und Mythologie war auf Astronomie gegründet; denn es war natürlich, daß die wirksamen Einflüsse der Himmelskörper die Verehrung derselben zur Folge hatten. Wie sich nun auch Religion, Mythologie und Philosophie der Aegypter mit den verschiedenen Perioden ihrer politischen Geschichte wandelten und sich anders zu Moses' bis Herodot's, als zu den Zeiten der Ptolemäer und Römer gestalteten, so blieb doch in ihrer Religion ein düsterer Geist, der allen Frohsinn aus den Kreisen ihres Privatlebens bannte. Die Freude war ihnen entfremdet worden, sie waren nur andächtige, schwärmerische Menschen. Singen, Tanzen, Spielen war ihnen verhaßt — Sie sehen, wie fern wir ihnen sind, wo diese Drei Factoren der Menschheit geworden sind. Nirgends tritt uns nun die düstere und tiefmystische Seite ihres Cultus mehr entgegen als in diesem ihrem Todtenreich. Wir bewundern, mit welcher Sorgfalt ihre Todtenkammern (hier auch nur en miniature dargestellt) gebaut sind. Wir sehen, mit wie vielen künstlichen Waffen sie dem

Tode wehrten, sein Recht, die Zerstörung, zu behaupten. So haben die ältesten wie die neuesten Generationen in ihm ihren ärgsten Feind erkannt, der unbesiegt seine Opfer nach wie vor fodert. Die Einsicht und ein milder Cultus haben uns einfacher werden lassen, wir geben der Erde zurück, was ihr gehört, und so ist es besser: denn schauerlich überrieselt es uns, wenn wir links vor einem Glaskasten stehen, in welchem laut Hieroglyphen-Offenbarung ein junges Mädchen von mehr als 3500 Jahren vor uns liegt! Kampher, Harz und Salmiakspiritus entrissen diesen Leib der Verwesung, der, in Byssus gewickelt, eine Menschengestalt kaum ahnen läßt. Dieses ägyptische Fräulein hieß Hathor. Welches Standes sie aber gewesen, ob eine Priesterin, Prinzessin oder Tänzerin, darüber schweigt die Geschichte ebenso wie über den Roman ihres Herzens. Nur der Phantasie bleibt es überlassen zu glauben, daß Liebesgram sie so früh getödtet. Die Hieroglyphen erzählen nur, daß ein Todtengericht über sie gehalten worden: das ist wol so Sitte gewesen, ob ihr solches aber zum Ruhm oder Nachtheil gereicht, das erfahren wir nicht. Wer, mit Einbildungskraft begabt, diese kleine zierliche Mumie sieht, dem bleibt es unbenommen, sich die tragi-romantischste Geschichte zu ersinnen und sie für echt auszugeben; aufstehen und ihn widerlegen wird sie gewiß nicht, mag er sie uns als eine Tochter Pharaonis, Geliebte eines Königs oder Priesters, oder als Tänzerin darstellen. Außer den vielen, uns nun von allen Seiten umgebenden Mumien und deren Särgen erwähne ich nur noch ein bedeutend in die Augen fallendes Grabmal. Der Director Passalacqua fand es als seltensten Schatz bei einer Nachgrabung in den Todtenkammern zu Theben, und zwar ganz so aufgestellt, wie wir es hier erblicken. Der Mann, der jetzt als Mumie, wohlverwickelt mit einem Netz von Glasperlen überspannt, seitwärts in einem Glaskasten liegt, war der frühere Inhaber jenes großen Kastens, welchen wir vor uns sehen und welcher drei Einsätze hatte. Die Hieroglyphen verkünden, daß er ein Priester des Ammon mit Namen Vaiset gewesen. Als Priester mochte ihm solche Ehre zukommen. Um den großen Sarg herum erblicken wir das fungirende Todtengericht. Osiris, der Todtenrichter, und Anubis, der Grabeswächter, sind Beide in Person erschienen. Aurora, der Gott des Lichts, empfängt die Seele des Todten, die wie gewöhnlich als Sperber mit einem Menschenkopf dargestellt ist. Nebenbei sind auch alle untergeordneten Todtenrichter in Wirksamkeit und führen auf schlankem Schiff die Seele zum Jenseits hinüber. Eine Menge anderer, gewiß sehr einflußreicher Embleme sind noch weiter zu schauen; so stehen auch sämmtliche Thränenkrüge zur Seite und sind dieselben voll gewesen, so hat es ihm nicht an diesem letzten Liebesthau gefehlt, der sein Grab geweiht. Es ließe sich mit etwas Ausdauer vielleicht von jeder Mumie wie von jedem lebenden Menschen Gutes oder Böses sagen, aber ich fürchte, es könnte ebenso langweilig werden als manches „On dit".

Die Särge sind von Sykomorenholz und mit Farben aller Art überpinselt, die mitunter so frisch aussehen, daß man ihnen die 4000 Jahre nicht ansieht; die Festigkeit des Holzes aber ist ebenso bewundernswürdig.

In den Glasschränken sind wirklich lauter sehr alte Raritäten, die alles Rococo weit überflügeln. Theils sind es Schmucksachen, theils zum Anzug gehörige Dinge. Eine Perücke, die wir sehen, ist auch bei weitem mehr interessant als schön; der „ami de la tête, Adonisateur Lohse" würde bei ihrem Anblick verächtlich mit den Achseln zucken und die seinigen würden sich haarsträubend von ihr wegwenden. Ein Kinderball ist rührend; man bedenke, daß dieses harmlose Spielzeug seit 4000 Jahren unter den Kindern fortkollert. Für schmerzhafte Füße recommandire ich die, wie mir scheint, sehr bequemen Schuhe und Sandalen, die gewiß jede Mariane Grimmert unnütz machen; nur protestire ich gegen das Kopfkissen, sei es todt oder lebendig, es ist mir doch zu hart. Das hier zu sehende ist einem Sarge entnommen. Die ägyptische Venus hat auch weiter nichts Verführerisches, trotz ihrer sehr schlanken Taille; die von Milos ist bedeutend gefährlicher. — Verlassen wir

nun das Todtenreich und gehen von neuem durch das Atrium, so kommen wir links in die Bibliothek, nicht aus so und so viel Bänden, sondern aus vergilbten Papyrusrollen bestehend. Wir lesen nicht, wir gehen weiter und treten in den historischen Saal, wo uns Farben entgegenschreien. Ehe wir uns den Wandgemälden zuwenden, sehen wir durch Herrn Passalacqua's Fleiß in Glaskästen schön geordnet noch eine Menge von Raritäten, je drei Abtheilungen des Cultus, des häuslichen Lebens und der Arbeit. Die düstere Religion der Aegypter bannte wie gesagt allen Frohsinn aus ihren Kreisen, dagegen war ihnen Fleiß, Gutmüthigkeit, Höflichkeit und eine große Portion Eitelkeit für Alles, was von ihnen herstammte, angeboren. Wie in spätern Jahrhunderten die Griechen und Römer alle Nichtgriechen und Nichtrömer Barbaren nannten, so betitelten auch sie alle Völker, die nicht ihrem Lande entsprossen oder ihrer Bildung theilhaftig geworden waren. Neben dem Sternencultus (Osiris und Isis, Sonne und Mond darstellend) gab es den Thiercultus, indem sie geweihte Thiere nicht nur als Symbole, sondern als wirkliche Götter (wie den Apis) verehrten. Eine Menge hier vor uns ausgestellter einbalsamirter Katzen, Sperber, Krokodile, Ibisse, sowie Scarabeen (heilige Käfer) gehören in den Bereich ihres Gottesdienstes. Ringe, Arm- und Halsspangen in Gold, so schön und zierlich gearbeitet, als kämen sie vom Herrn Hofjauer, zeigen den guten Geschmack der ägyptischen Damen. Eine kleine Mumienhand mit einem Ringe auf dem Zeigefinger regt uns mystisch an — Herr Passalacqua zeigt sie uns mit einer Art von Entzücken; die russische Kaiserin, von seiner Leidenschaft für diese kleine Hand unterrichtet, hatte die Freundlichkeit, bei Besichtigung der Räume, zu ihm zu sagen: „Avant tout montrez-moi la main, dont on vous dit amoureux."

Augen aus Glasmasse, Ohren aus Thon als göttliche Symbole, wunderlich gereihte Perlenbänder von keinem reellen Werth liegen weiter vor uns. Es scheint, man hat die Todten mit Glasperlen und unechten Steinen abgefunden, Gold aber und Gestein für die Lebenden behalten, was sehr praktisch ist und für ihre Einsicht spricht, zumal sie den Tod über Alles hassten und ihm nichts Gutes gönnten, obgleich sie ihn fürchteten. Ein altägyptischer Toilettenspiegel, ein Flacon, enfin Nippes aller Art stehen vor uns. Eine kleine Apotheke ist interessant. Die Priester, deren Macht selbst über die Macht des Königs ging, da sie sogar für das Privatleben der Fürsten Gesetze entwarfen und demselben, wie es die Politik der Kirche erheischte, einen weitern oder engern Spielraum gaben, bestimmten auch die Tagesordnung der königlichen Sklaven und den Küchenzettel, ja sie drangen sogar in die Verborgenheit des Schlafzimmers; darum waren sie auch gleichzeitig die Leibärzte, durften aber nicht nach Beschaffenheit der Krankheit und nach ihrer Einsicht, sondern sie mußten zumeist nach allgemein vorgeschriebenen Regeln heilen. Darum hatte denn auch jede Krankheit ihren besondern Arzt. Gegen welches Uebel — und Aegypten hatte deren viele und schlimme — diese kleine Apotheke gedient haben mag, wäre interessant zu wissen und würde mich, als Arzt und Chemiker, noch mehr reizen zu ergründen. Ein Hausschlüssel und eine Klingel sind uns so nahe gerückte und so bekannte Gegenstände der Neuzeit, daß wir uns diesen wahrhaftigen Ururvätern aller Schlüssel und aller Klingeln mit eigenthümlicher Ehrfurcht nahen und sie betrachten. Wann und für wen erklang dieser Glockenton zuletzt? Welches Herz hat nicht schon bei dem Klingelzug einer wohlbekannten und geliebten Hand gebebt und stärker geschlagen? Welcher Leutnant und Assessor mußte nicht einmal eines vergessenen Hausschlüssels wegen die halbe Nacht vor seinen eigenen Fenstern seufzen! — hier liegt Urschlüssel und Urglocke, aber sie verrathen ihren Bewunderern nichts. Nun kommen noch Geräthschaften aller Art; daß man sein Haar nicht mit den vor uns liegenden Kämmen zu maltraitiren braucht, dafür ist man gewiß erkenntlich. Aber ich sehe Ihre Ungeduld; wer ist, fragen Sie, jene unter dem Baldachin so überaus steif dastehende Schöne? — Ich habe die Ehre, Sie der jungen Königin Ramake vorzustellen.

sehen Sie selbst zu, ob Sie mehr von ihr erfahren. Seinfallende Lotosblüten tragen auf langen Stengeln ihren Himmel. Noch haben wir eine recht gemüthliche Gruppe zu betrachten. Inmitten des Saals befinden sich zwei Damen und ein kleiner dicker Mann. Sie sitzen alle drei, auf das innigste umschlungen, auf einer Art von steinernem Sopha. Es ist, so sagt die Inschrift, ein liebendes Geschwister-Kleeblatt. Der adorirte Bruder heißt Ptahmi und ist ein Priester, welcher Gottheit, kann ich nicht verrathen. Eine Schwester heißt Anaphat und die andere Hatusi. Auf der Lehne wird ihnen zu Ehren ein Opfer dargebracht. Augenscheinlich ist es ein Denkmal, und zwar so gemüthlicher Art, wie man es heutigen Tags mit aller Romantik des Geistes und Herzens dreien sich geliebt habenden Geschwistern nur setzen könnte.

Die hockenden Bildsäulen sind wirklich das non plus ultra des Ungeschmacks. Man kann sich nichts Misgestalteteres denken und ihnen dennoch den Namen des Abbildes eines Meisterstücks der Schöpfung beilegen, ist mehr als wunderlich.

Die Wandgemälde sind treu nach Originalen copirt. Nächst dem geheimnißvollen Thierkreis von Dendera, der die Decke mystisch schmückt, sehen wir in verschiedenen Abtheilungen Scenen aus dem häuslichen, dem Arbeits- und dem Kriegerleben der alten Aegypter. Sie sind so wunderbarlich anzuschauen, daß wir wirklich einen Commentar bedürfen, um aus diesen Wirrnissen und Farbenklecksen nur in etwas aufgeklärt herauszukommen. Zuvörderst sehen wir alle Gesichter im Profil, während das Auge en face sitzt. Ihre Leibescouleur ist braunroth, hellblau oder grasgrün. Sie leben alle auf großen Füßen, die mit grellen weißen Klecksen, Nägel vorstellend, geschmückt sind. Eins der Wandgemälde zeigt uns den König Seti, der hier mit herculischer Kraft begabt, mit Einem Beilschlage ein halb Dutzend Köpfe gefangener Feinde abschlägt. Nach vollbrachter That fährt er auf einem Wagen und erobert eine Festung, indem er seine Pfeile den Feinden ins Herz schießt. Auf arbeitende Sklaven, die mit Anfertigung von Ziegelsteinen beschäftigt sind, werfen wir einen fragenden Blick. Gefangene Feinde, Juden vielleicht, scheinen es zu sein, die unter schwerem Joch eines harten Herrn seufzen. Um die Uebermacht des Königs und alle seine Siege dem Beschauer vor die Seele zu führen, läßt der Meister dieser Gemälde Sklaven von allen nur erdenklichen Farben dem großen Seti folgen, eine überaus sinnige und zarte Schmeichelei für einen König.

Auf einem andern Bilde sehen wir den König Ramses beim Schachspiel, das durch den Eintritt des Gott Ammon, der eine Menge Gefangener am Strick hereinzieht, unterbrochen wird. Einige Bilder aus späterer Zeit scheinen schon Ovationen für die römischen Imperatoren zu sein. So sieht man Cäsar zwischen den Göttern Ra und Thoth, ferner den Trajan und Tiberius von Sperbern und Schakalen getragen. Wir sind nun am Ende unserer ägyptischen Reise und stoßen höchstens noch auf den Stein, der ein Stück von der zertrümmerten Bildsäule eines Ammonpriesters, Bekenchos, sein soll. Stumm und schweigsam wandeln wir an diesem 3800jährigen Monumente vorüber und sind wir auch nicht berauscht von Schönheitsformen, so fühlen wir doch, daß es keinem Zweifel unterliegt, daß Aegypten einst der Schauplatz rastloser Thätigkeit, hoher Bildung und großer Gelehrsamkeit war. Die den Aegyptern angeborene Arbeitsamkeit erhielt die öffentlichen Tugenden und von Seiten der Polizei wurde für ununterbrochene Arbeit der Verbrecher gesorgt. Unter Amasis war jeder Aegypter verpflichtet, jährlich seinen Namen, sein Gewerbe und die Mittel, wodurch er seinen Unterhalt gewinne oder zu gewinnen denke, bei der Obrigkeit anzuzeigen; die Unterlassung dieser Pflicht wurde sofort mit dem Tode bestraft, ein probates Gesetz für Herrn von Hinckelden.

Ein besonders interessantes und reiches Studium gewährt die ägyptische Symbolik. Die Neuzeit hat durch rastlose Forschungen vielfach den geheimnißvollen Schleier der Isis gelüftet; reizt es Sie, so kehren Sie speciell zu diesem oder jenem Zweige ihrer Geschichte

zurück, an Werken darüber fehlt es gegenwärtig nicht. Nun aber, Theuerste, führe ich Sie die bequeme breite Treppe hinauf zu den beiden mächtigen Pferdebändigern, worüber nächstens.

(Ein zweiter Brief in nächster Nummer.)

Anregungen.

Die Wenden.

Die alten Bewohner der jenseitigen Elbufer fangen an, in ihren Eigenthümlichkeiten gewürdigter zu werden als bisher. „Wendische Weiden" nennt Eduard Ziehen eine Sammlung von Skizzen und Genrebildern aus dem Wendenleben im östlichen Theile der hannoverschen Provinz Lüneburg und der nördlichen Hälfte der Altmark, die bei Meidinger in Frankfurt am Main erschienen sind. Die Weide gehört zu den Lieblingsbäumen der Wenden; bei jedem Dorfe findet sich ein kleines Weidenwäldchen; die Triften, die Höfe und die Wege sind mit zahlreichen Weidenbäumen bepflanzt, namentlich in den fruchtbaren Niederungen an den Flüssen und Bachen. Ein wendisches Dorf erkennt man auf den ersten Blick an seiner Bauart. Die Häuser liegen hufeisenförmig rings um einen freien Platz, sodaß der Ort gewöhnlich nur eine einzige Einfahrt hat. Auf der nach dem freien Platz gekehrten Giebelseite der wendischen Wohnhäuser sieht man eine wahre Mosaikarbeit von rothen Backsteinen und schmalem Ständer- und Riegelholz, welches eine Unzahl kleiner Fächer bildet, die das sauber mit Kalk ausgestrichene Mauerwerk ausfüllt. Die Dächer sind mit Stroh gedeckt. Auf der Giebelseite befindet sich auch der Haupteingang, eine breite, hohe, roth angestrichene Bogenthür mit beweglicher Schwelle und zwei Flügeln. Der Balken über der Thür ist mit grellen Farben buntscheckig bemalt und mit den Namen der Erbauer des Hauses, mit der Jahreszahl der Gründung desselben und mit Bibelsprüchen und Gesangbuchversen geschmückt. Auf dem Giebel der Vorderseite prangt ein hoher zinnerner Aufsatz, eine Art von Blumenstrauß mit einer Wetterfahne, welche ebenfalls das Jahr der Erbauung meldet. Bemerkenswerth ist ihrer Buntscheckigkeit und Kostbarkeit wegen die festliche Tracht der jungen Mädchen. Die Röcke und die ziemlich tief ausgeschnittenen Mieder sind stets von heller Farbe und sehr weit. Die ebenfalls hellfarbigen Schürzen haben eine beträchtliche Breite, sodaß sie fast den ganzen Rock umschließen. Das kostbare seine Halstuch, das das Mieder fast ganz bedeckt, wissen die Wendinnen in eine Unzahl bauschiger Falten „zusammenzuspendeln", sodaß man die enorme Größe desselben erst gewahrt, wenn man es in seinem natürlichen Zustande erblickt. Ueber dem Tuche wird eine „Fraise" getragen, eine aus mehren „Lagen" bestehende Halskrause, die bis auf den Rücken herabfällt. Durch die einzelnen Lagen laufen Schnüre von Früchten und Blumen. Dazu die goldgestickte Mütze, die mit nationalfarbigen, d. h. grellrothen Bändern und Schleifen verziert ist. Endlich die langherabhängenden silbernen oder goldenen Ohrringe.

Eigenthümlich ist den Wenden ein aristokratischer Sinn; streng werden die Standesunterschiede festgehalten, welche zunächst nach den Eigenthumsverhältnissen geordnet sind — Vollhufner, Halbhufner, Kossaten, Anbauer —, aber zugleich auf Erblichkeit und Ahnenthum sich stützen, wie denn z. B. ein Tagelöhner, der sich durch Fleiß oder Glück zum Grundbesitzer emporgeschwungen, nach wie vor geringschätzend angesehen wird. Dieser Aristokratismus hat namentlich Einfluß auf die Ehebündnisse, die in der Regel ohne Befragung der Kinder von den Aeltern nach den Nützlichkeitsprincipien abgeschlossen werden. Dabei spielen die sogenannten „Kiekelmärkte" eine große Rolle. Es werden die füreinander Bestimmten auf einem Jahrmarkte einander vorgestellt, um mit Pfefferkuchen und süßem Branntwein einen Bund der Herzen zu schließen, während die Väter über das Wesentliche, das Geld, die Schlußacte abfassen. Zuweilen sträuben sich allerdings die jungen Burschen und Mädchen gegen diese Art von Seelenverkauf und verlieben sich ohne älterliche Genehmigung. Dann begeben sie sich um Mitternacht selbander auf das frischeste Grab des Kirchhofs, ritzen sich gegenseitig den Arm und trinken das geliebte Blut zur unauflöslichen Vereinigung für das ganze Leben. Indessen sind ernsthafte Conflicte zwischen liebewarmen Jungen und kaltherzigen Alten ziemlich selten. Im Allgemeinen begnügt man sich damit, die Jugend zu genießen und mit ihr alle Freuden des Lebens. Wenn man genug hat, so ist man gewöhnlich aufgelegt, die Heirath im Sinne der Aeltern wie ein Geschäft abzuschließen. In ungenirtester Lustigkeit ziehen die Burschen und Mädchen miteinander auf der „Aust" (dem Erntefest) im Dorfe umher; vor jedem Hause wird gehalten, um nach alten wilden Melodieen ein paar Tänze herunterzudrehen. In ebenso ungebundener Fröh-

lichkeit vereinigen sich junge Leute beiderlei Geschlechts zur Winterszeit in den — neuerdings polizeilich verfolgten — Spinnstuben, wo man Schnurren erzählt, lachend zum Lachen bringt, singt, lärmt und tanzt. Ein paar Jahre gehen vorüber und mit ihnen all diese naive Poesie, die ja nur aus der jugendlichen Frische hervorgeht. Dann kommt nur noch kalte, dürre Prosa. Selbst im Wirthshaus kommt die entschwundene Jugendlust nicht wieder. Ohne Scherz und Witz, ja fast ohne Gespräch, mit einer Miene, die zwischen Philosophie und Stumpfsinn schwankt, werden dann die Branntweingläser geleert. Nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, wenn das berauschende Getränk reichlicher fließt, wenn Fidelgekreisch, Fußgestampf, wirbelnder Tanzbodenstaub die alten Zecher umtollt, da verjagt für kurze Zeit der Spiritus das Phlegma und ein fast südliches Feuer bricht durch die kalte, nordische Verbissenheit. Die kleinen Augen funkeln, die Backen röthen sich und schwellen an und aus den pustenden Lippen, sonst so schweigsam, ergießt sich dann noch einmal ein betäubendes Durcheinander.

Dies ist die Welt, die uns Zieben's „Wendische Weiden" schildern. Die poetische Begabung des Verfassers ist nicht besonders groß, doch kennt er sein Terrain und besitzt Gemüth und Innigkeit genug, seine Gegenstände ganz entsprechend vorzutragen.

Schleiermacher's Briefwechsel mit Gaß.

Ein Freund unserer „Unterhaltungen" schreibt uns: „Wer könnte ihn vergessen, der ihn gekannt hat, den Mann, der in seinen Schriften, in seinen Vorlesungen und auf der Kanzel aller Satzung, allem Herkommen, das der Buchstabe bringt, eine ewige Fehde ankündigte? Wer vergegenwärtigte sich nicht oft den »sinnenden, still berechnenden Blick seines klugen Auges«? Wenn wir in diesen Blättern auf ihn hingewiesen sehen möchten, so meinen wir nicht Schleiermacher den Theologen oder Philologen und Philosophen, sondern den Menschen, den edeln, treuen, wahrhaftigen, für alles Große und Gute begeisterten Menschen, den warmen Vaterlandsfreund, und als solcher gehört er an den häuslichen Herd. Wer ihn in dieser Hinsicht näher kennen lernen will, lese seinen »Briefwechsel mit Gaß« (Berlin, G. Reimer). Er wird die Stunden nicht bereuen, die er diesem Buche widmete. Der großen Männer, an denen wir uns erbauten und aufrichteten, die uns zum Licht der Wahrheit, zur Natur und in den heiligen Hain der Poesie führten, sinken immer mehr ins Grab. Einer der Letzten ist noch unter uns, den wir Alle kennen und verehren, der uns den Kosmos aufgeschlossen hat mit geweihter Hand. Nehmt jenen »Briefwechsel« zur Hand, es sprudeln in ihm Quellen der Stärkung und Erfrischung!"

Frohmuth.

Sprich zum Fröhlichen nicht: „Wie bist du heute so fröhlich!"
Denn in Trübsinn vielleicht stürzt dein Ruf ihn zurück.
Dem Nachtwandler gleicht der Fröhliche, welchen des Himmels
Magischer Zug von der Last irdischer Schwere befreit.
Rufest du ihm, übertönt dein grober menschlicher Laut den
Reineren Sternenklang, der ihm beflügelt den Fuß!
Er erwacht und sieht mit schwindelndem Auge den Abgrund,
Den er blind nicht gescheut, sehend nun stürzt er hinab.
Jeglicher Trauernde weiß, um was er trauert; der Frohe,
Wüßt' er, warum er sich freut, freut' er sich, ach, schon nicht mehr!
Sprich zum Fröhlichen nicht: „Wie bist du heute so fröhlich!"
Daß er durch dich nicht erwacht, sei es viel lieber mit ihm!

Moritz Reich.

Würdigung von der Welt.

Wir dürfen immerhin annehmen, daß uns die Welt nicht ganz so hoch anschlägt, wie wir uns selbst erscheinen, wenn wir übermüthig sind, aber auch nicht ganz so gering, wie wir uns selbst erscheinen, wenn wir verzweifeln.

An die Frommen.

Schmälet ihr Frommen doch nicht, wenn Wir schon den Himmel auf Erden,
Nicht vom Grabe allein hoffen die selige Zeit!
Gab es den Frühling denn nicht und nicht schon die ewige Liebe?
Engt paradiesische Lust Raum euch und Stunde noch ein?
Wenn uns die Zukunft sie gibt, so war sie schon einmal gegeben.
Werde uns wieder, was war! Lebe aufs neue, was todt!
Nimmer wünsch' ich mir mehr von einstigen schöneren Stunden,
Als Unsterblichkeitstrank, der mir schon einmal gereicht.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 8. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Ein römisches Künstlerfest.

Zwei Meilen südöstlich von Rom liegen die Cervarahöhlen. Sie bestehen in ziemlich geräumigen und ausgedehnten, theils zugänglichen, theils verschütteten Gängen unmittelbar unter dem flachen Boden. Wie die Katakomben in der Stadt und viele andere verdanken sie ihr Dasein wahrscheinlich der durch und durch vulkanischen Natur des römischen Bodens, ihre Erweiterung aber sicher der Arbeit von Menschenhänden, die an den Stützpfeilern ziemlich deutlich zu erkennen ist. Ueber ihren ursprünglichen Zweck läßt sich wol mehr vermuthen als geschichtlich feststellen.

An diese Cervarahöhlen knüpft sich ein Fest, das in alljährlicher Wiederkehr die deutschen Künstler in Rom vereinigt. Zur Zeit des Carnevals wird in diese Cervarahöhlen ein Frühlingszug unternommen. Vom Deutschen Verein aus gehen die Einladungen an die Künstler (aber nur an diese) der übrigen Landsmannschaften, die Anordnungen zu dem eigentlichen Festzuge, die Wahl des Präsidenten (in der Regel fällt sie auf den Präsidenten des Vereins), des Ceremonien-, Proviant-, Küchen- und Kellermeisters der Adjutanten, Offiziere, Gendarmen, Sanymede, Salatmacher, Keller- und Küchenjungen; ferner die Vertheilung des Bajocco-ordens, den jeder Festgenosse an der Brust trägt als Zeichen der Berechtigung zur Theilnahme. Der Orden besteht einfach in der römischen Kupfermünze dieses Namens, die jedoch von demselben Jahre sein muß und der außerdem noch der Cervarastempel eingeprägt ist.

An einem 29. April, dem ersten Tage nach meiner Ankunft in Rom, versammelten wir uns Morgens gegen 8 Uhr an der Porta San-Sebastiano zu Pferde, zu Esel, zu Wagen und zu Fuß in den verschiedenartigsten, zum Theil prächtigen Costümen. Bald sahen wir uns umschwärmt von der Bevölkerung Roms, ebenfalls auf und in allen möglichen Beförderungsmitteln, und — wenn auch in anderer Art, ebenfalls wie wir, in den verschiedensten Costümen. Da war der elegante Frack des Gesandten, der große Strohhut und die schlotternden Nankinghosen des langen Engländers, die Kniebeinkleider und das schneeweiße Hemd des römischen Popolano, die reizenden und prächtigen Volkscostüme von Albano, Frascati, Genzano, Olevano, das Fell und die Sandalen des Ziegenhirten bis auf die Lumpen des povero straccione auf der Spanischen Treppe; die Costüme sämmt

licher Malermodelle — alle — mit Goldborden besetzt, oder mit Zwirn und Bindfaden zusammengestoßen — pittoresk, und jeden Augenblick zum herrlichsten Modell fertig.

Gegen 9 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, zum Thore hinaus zunächst nach Torre de' Schiavi, einer etwa eine halbe Meile von der Stadt gelegenen Ruine. Hier wird Halt gemacht und die Scharen ordnen sich zur Heerschau vor dem Präsidenten. Dieser, als Triumphator geschmückt, von Fahnen und Siegeszeichen umgeben, naht sich langsam und feierlich in erhabener Stellung auf einem antiken, von zwei Ochsen gezogenen Triumphkarren. Blumen- und Laubgewinde umschlingen den Karren, die Ochsen und ihre Führer. In seiner Anrede spricht der Präsident seine Genugthuung über die Haltung der europäischen Künstlerschaft aus, seine Zufriedenheit mit den Kunstergebnissen der verflossenen Olympiade, seine Zuversicht auf die gleichen Ergebnisse der kommenden, und wie Napoleon bei den Pyramiden ruft er uns zu, daß zwanzig Jahrhunderte von dem Gipfel des Torre de' Schiavi auf uns herabschauen.

Dem nun folgenden Vorbeizuge ging zwar Manches an parademäßiger Regelmäßigkeit ab, ich zweifle aber, daß je eine Parade der Welt dem Schönheitssinne eine solche Augenweide dargeboten hat. In dem halboffenen Raume der Ruine und rings umher lagerte sich Alles zum Frühstück. Ein Theil der Küchenwagen und Weinkarren ging unter militärischer Bedeckung voraus zu den Cervarahöhlen, der Rest wird herbeigezogen und seines zum Frühstücke bestimmten Inhalts entleert. Während dieser Vorbereitungen hat sich der Gesangchor versammelt und vor dem deutschen Gesange verstummt auf einige Zeit das wahrhaft babylonische Sprachgewirre im Umkreise. Es sind deutsche Volkslieder und andere auf das Fest bezügliche und für diesen Zweck verfaßte, die zum Himmel Latiums aufsteigen. Eins der letztern gebe ich hier wieder, nicht um seines poetischen Werthes willen — es ist von einem Künstler gedichtet, und nicht alle Künstler sind Michel-Angelos und Salvator Rosas —, sondern weil in seinen Versen die meisten Hauptmomente des Festes enthalten sind.

Welch Gewühl auf Romas Hügeln,
Welch Getös am Viminal!
Esel wiehern dort im Chore
Und es rasseln durch die Thore
Küchenwagen ohne Zahl.

Hebt sich eine Völkerwand'rung?
Ist ein Markt von Rennern da?
Nein, die Sonne der Cervara,
Sie, die festlichste im Jahre,
Steigt ob der Campagnia.

Auf, Europas Kunstgenossen,
Die ihr sitzt in Romas Schoos!
Auf zum luft'gen Frühlingszuge,
Flieget auf zum kühnsten Fluge,
Reißt vom Alltagsernst euch los!

Seht sie kommen, seht sie ziehen
Schon zum Sklaventurm heran!
Und in Lenz und Lust und Liebe
Machen Muth und kühne Triebe
So bei Thier als Menschen auf.

Ihr Cohorten, Legionen,
O du Künstler-Regiment!
Hüll' dich gleich der Frühlingsblume
In die festlichsten Gestüme,
Sieh, es naht dein Präsident!

Achtung! Front und präsentiret!
Schmett're du, Trompete, drein!
Sah man je in Purpurfalten
Wol erhab'nere Gestalten
Als den Präsidenten? Nein!

Und mit kühnen Adlerblicken
Mustert er sein stolzes Heer.
Seine Adjutanten fliegen,
Banner sich in Lüften wiegen,
Die Cohorten zieh'n daher.

Prinz-Eugenius-Dragone,
Küchenjung' und Padischah,
Ganymed' und Beduine,
Ideale und Paine *). —
Alles wird zum Helden da.

Eurer harren große Dinge
In Cervara's Unterwelt.
Mit Sybillen und Orakeln
Hilft kein Tändeln und kein Fackeln,
Wenn der Zukunft Schleier fällt.

*) Paine nennt der Römer Lumpenzigeuner, die sich modern französisch kleiden.

Doch bei den olymp'schen Spielen
Zeugt ein'r ganzes Heldenthum!
Römergeister euch zusehen,
Aus den Gräbern dann erstehen,
Auf euch schauer Latium!

D'rum zu so hercul'schen Thaten
Schlürfet Muth in diesem Wein!
Lustig kämpfen, wacker trinken,
Siegen oder jubelnd sinken,
Soll heut' unser Wahlspruch sein!

Das Frühstück ist beendet, die Postillone und Trompeter blasen, Jeder übrigens nach eigenem Gutdünken und in beliebiger Tonart; die Reiter rufen nach ihren Pferde- und Eselwärtern, die Fahrenden nach ihren Kutschern, die Fußgänger nach ihren Freunden, die Esel (die bekanntlich im Süden weniger Esel sind als bei uns, und deren in dem Liede erwähnte Triebe oft große Verwirrung anrichten) nach ihren Eselinnen, die Triumphochsen brüllen und die römischen Jungen, die Cigarren zum Kaufe haben, lassen mit erneuter Wuth ihr „Cigarri scelti" ertönen; Alles durchzieht südliches Feuer, über Alles ist hingebreitet italienische Pracht und Schönheit.

Im göttlichsten Durcheinander wälzt sich nun diese Masse über Thal und Hügel, durch hohes Gras, durch Bogen von Wasserleitungen, zwischen Büffel- und Rinderheerden hindurch. Jene schauen mit dem Ernste ihrer zweitausend Jahre, diese mit stumpfer Verwunderung oder scheuem Trotz auf das sonderbare Gewühl. Welch ein Carneval! — Welch ein Festsaal! Welch ein Schmuck nach allen vier Seiten dieses Raumes! Und welch ein Gewölbe über demselben! Vor uns das Albaner Gebirge, mit seinen graziösen Linien in seinen bläulichen Duft gehüllt; ein paar Meilen noch entfernt, und durch diese feine Luft hindurch doch so nah erscheinend, als wäre keine Luft zwischen uns und ihm, als müßte man hinüberwinken nach jedem Hause, nach jedem Fenster oder Balcon; links in weiterer Ferne die Apenninen mit dem Soracte und der Leonessa, auf deren Gipfeln sich noch in Schnee und Eis die Sonnenstrahlen spiegeln; hinter uns die Mauern und Trümmer des alten, und die Kuppeln und Palastriesen des neuen Rom, über alle hervorragend der St.-Peter; rings um uns zerstreut einsam dastehende Pfeiler verfallener Aquäducte, Reste von Grabdenkmälern und andern Bauwerken, an denen die Spuren der Baukunst und der Zerstörung aller Jahrhunderte sichtbar sind. Und über uns das unvergleichliche blaue Gewölbe, der italienische Himmel, dessen glückliches Lächeln nie ermüdet!

Gegen Mittag erreichen wir unser Ziel und während sich die Zuschauermenge über den Höhlen im Grase lagert, steigen wir hinab in die unterirdischen Räume, aus denen uns eine erquickende Kühle entgegenweht. In der größten unter den Höhlen sind lange Tische und Bänke errichtet aus losen Steinen, zu denen Tischtuch und Polster das üppige Moos der Campagna hergegeben hat. Der Anblick derselben — allenfalls die an den Wänden stehenden und mit Epheuguirlanden bedeckten Weintonnen mit eingerechnet — stimmt noch ganz leidlich zu dem malerischen Ganzen der Umgebung, während dagegen die stattlichen Reihen von Tellern, Schüsseln, Gläsern und Kannen weniger mit dieser als mit unsern augenblicklichen Gefühlen in Harmonie stehen. Doch noch ist es nicht Zeit, den weltlichen Anforderungen unsers Magens Genüge zu leisten, denn die Gottheit dieser Räume, die Sibylle, verlangt zuvor ihren Cultus. Wir treten vor den Eingang einer Höhle, deren Hintergrund sich in schauerliches Dunkel verliert. Auf einem Altar brennt ein Opferfeuer und feierlicher Gesang ertönt aus dem Hintergrunde des Heiligthums. Der Präsident, im Namen der ganzen Künstlerschaft, fleht die Sibylle an, zu erscheinen und der harrenden Menge das Buch der Zukunft zu erschließen. Sein Flehen findet Erhörung und unter Donner und Blitz erscheint die Sibylle*) und verkündet in Versen ihre Weissagungen für die bevorstehende Olympiade, die alle sehr glücklich lauten, und deshalb, nachdem die Erscheinung vorüber ist, einen lustigen Gesang und ein noch lustigeres Feuerwerk

*) Unter ihrer Hülle steckte, als ich das Fest mitmachte, der in Venedig gestorbene Dichter Stieglitz.

in dem geheimnißvollen Schlunde zur Folge haben. Ein lautes Vivat bildet den Schluß der Ceremonie und zugleich das Signal zum Beginn einer andern, schon lange sehnlichst herbeigewünschten und der Ceres und dem Bacchus geltenden. Es geht zu Tisch. Kellner und Ganymede fliegen mit Schüsseln und Weinkannen von den Körben und Tonnen zu den Tischen und zurück. Rings um die Tische, wo das Erdreich terrassenförmig zur Oberwelt ansteigt, haben sich die Zuschauer gesetzt, voran die Damen auf mitgebrachten Feldstühlen und Wagenpolstern, hinter ihnen die Lords oder Barone oder Marchese oder einfache Touristen und einfache Menschen, Fremde und Einheimische. Wein und Freude steigern bald die Stimmung und auch die Stimmen. Hier ruft man nach Wein, hier fehlt es an Wasser (den Wein zu mischen), hier ist kein Salat, dort sind die Maccaroni ausgegangen; an einer Stelle hat das Volk die Barrièren durchbrochen und die Gendarmen haben Mühe und Noth, die Ordnung wiederherzustellen; an einem andern Orte wird Ruhe geboten für einen Toast, eine Rede, eine Improvisation oder einen Gesang; immer lauter und wirrer tönt es durcheinander mit dem Fortgange des Festes. Die Künstler gehen zu ihren Freunden und Bekannten unter den Zuschauern und tragen ihnen Speisen und Wein zu, die Zuschauer treten in den Festraum ein und promeniren zwischen den Tafeln oder drängen sich um einige Offiziere, die noch eine Anzahl Bajocccorden vertheilen. Jeder möchte gern ein sichtbares Andenken an das Fest mitnehmen. Endlich verlassen auch die Gendarmen ihren Posten und mit ihnen verschwindet der letzte Rest polizeilicher Ordnung, von deren möglicher Vollkommenheit man überhaupt in Italien höchst mangelhafte Begriffe hat. Das Volk dringt ein und bemächtigt sich der Reste von Speisen und Wein, die, wie es aus Erfahrung weiß, ihm überlassen werden. Jede Furcht vor einem wirklichen Excess ist überflüssig bei der fast noblen Gutartigkeit des römischen Volks; Lust und Lärm haben den höchsten Grad erreicht und machen ein Bild, das wiederzugeben unmöglich ist.

Die Tafel ist zu Ende; doch bei weitem noch nicht das Fest. Im Gegentheil: beim Hinaufsteigen auf die Wiesen treten wir mitten in ein neues Fest, das während des unsrigen über unsern Köpfen seinen Fortgang gehabt hatte. Es hätte noch eines halben Tages bedurft, um alle die reizenden Gruppen und Bilder zu beobachten, welche hier das Volk in seiner unbewußten Grazie darstellte. Die schönsten Bilder gaben die Kreise ab, die sich um Zitter- und Mandolinenspieler gebildet haben, um den Saltarello zu tanzen oder dem Tanze zuzuschauen.

Unter den olympischen Spielen, die in Reiter- und Jongleurkunststücken, Seiltanzen auf ebener Erde und allerhand gymnastischen Uebungen bestehen, ist es Abend geworden, und es wird zum Abzuge geblasen, — leider! — denn immer neue und immer anziehendere Bilder ließen es noch nicht zur Uebersättigung kommen. Die Lust auf dem Heimwege ist noch so laut, als sie es am frühen Morgen war, und zum zweiten male begrüßen wir den Sklaventhurm und machen einen kurzen Halt, gleichsam um noch einmal mit einem gesättigten Rückblick die Lust des ganzen Tages zu umfassen. Um 10 Uhr erschallen die Straßen Roms, die an diesem Tage stiller als gewöhnlich waren, von dem Rasseln der Wagen, den Hufschlägen unserer Reiterei und von den Abschiedsrufen der sich Trennenden.

Das war mein zweiter Tag in Rom! Alles, was ich früher von seiner Herrlichkeit gehört, gelesen und geträumt hatte, war an diesem Abende schon erblaßt zum matten, farbenlosen Bilde.

J.

Der Kreislauf des Blutes.

In ewigem Kreislauf bewegt ſich das Weltall, bewegen die Planeten ſich um ihre Sonne, das Sonnenſyſtem nach Alexander von Humboldt's Anſicht um die in unabſehlichen Fernen ſchwebende Centralſonne. Auch auf unſerer Erde kommt es, geht es und ſteigt aus ihrem Schooße empor, um dahin zurückzukehren. Nie ein Stillſtand, ſelbſt des ſtarren Felſen hartes Herz bewegt ſich der Zerſtörung zu, indem ſeine Oberfläche verwittert, zur Nahrung der Pflanze dient und als ſolche wieder höhern Organismen das Leben friſtet. Unſere reichſten Quellen verſiegen, unſere Ströme, die Adern der Erde, vertrocknen, wenn der Himmel ſeine Zähren nicht weint, nicht der Regen, der Alles erquickende, auf der Erde lechzendes Antlitz herabträufelt. Was ſind die Wolken? Aus dem großen Becken, das wir Meer nennen, ſteigen die Dünſte auf und fliegen, aufgejagt von des Aeolus kräftigem Odem, in alle Welt, um verdichtet durch die niedrige Temperatur höherer Luftſchichten wieder ſich herabzuſenken als Jupiter's goldene Spende.

Der allgegenwärtige Stoff, deſſen wunderbare Einwirkung auf Alles, was da lebt, deſſen Wiedererzeugung aus der Pflanzenwelt denjenigen Leſern wohlbekannt iſt, die Liebig's und Rudolf Wagner's Briefe und Moleſchott's populäre Schriften geleſen, iſt der Sauerſtoff. Er geht in einem ewigen Kreislauf durch das animaliſche Leben hindurch, um in ihm die chemiſchen Umänderungen der organiſchen Stoffe zu ermöglichen, die zuletzt wieder an die Erde und die Luft abgegeben den Pflanzen zur Nahrung dienen. In den Körper wird der Sauerſtoff durch den Athmungsproceß aufgenommen. Die Lungen des Menſchen nehmen denſelben durch die Luftröhren in ihre kleinſten, feinſten Röhrchen und blind endigenden Bläschen auf; da verſchwindet er und ſtatt ſeiner athmen wir Kohlenſäure aus. Die Kohlenſäure aber, welche wir ausathmen, kommt aus dem Blute, das in den Blutgefäßen durch den Körper wandernd überall auf ſeinem Wege die durch Umbildung der Körperbeſtandtheile entſtandene Kohlenſäure aufſaugt, um ſie gegen den eingeathmeten Sauerſtoff auszutauſchen.

Die Blutgefäße alſo vermitteln den Stoffwechſel im thieriſchen Körper. In ihnen kreiſt das Blut, dieſer „ganz beſondere" Saft, der Alles, was von Nahrung aufgenommen wird, ſich aneignet und auf ſeinem Wege an die Gewebe des Körpers zur fortwährenden Ernährung wieder abgibt. Die Blutgefäße ſind häutige Röhren, welche durch den ganzen Körper ſich vertheilen und baumartig veräſteln, und ſind zweierlei Art. Die einen führen das Blut vom Herzen getrieben in die fernſten Theile des Körpers — Puls- oder Schlagadern (Arterien) —; die andern führen daſſelbe wieder zurück nach dem Herzen und werden Blutadern (Venen) genannt. Zwiſchen beiden liegt ein feines Röhrenſyſtem, durch welches der Uebergang des Blutes aus den Schlagadern in die Blutadern ſtattfindet. Dies Röhrenſyſtem nennt man das Syſtem der Haargefäße, Capillarien. Die letzten Enden der Schlagadern gehen alſo in die erſten Anfänge der Blutadern nicht direct über, ſondern der Uebergang des Blutes geſchieht durch die äußerſt zarten Röhrchen der Capillargefäße, welche in allen Theilen des Körpers ſich vorfinden und ein Netzwerk bilden, in deſſen Maſchen die Subſtanz der Gewebe liegt, ein Netzwerk, das in ſo großer Ausdehnung im Körper vorhanden iſt, daß es nahezu den größten Theil der Organe ausmacht. Die Haargefäße ſind ſo fein, daß man nur durch das Mikroſkop eine Anſicht erhalten kann. Die einzelnen Röhrchen haben ein Kaliber von nur $\frac{1}{100}$—$\frac{1}{500}$ pariſer Linie; ihre Wandungen ſind ſo zart und durchſichtig, daß man die ſtärkſten Vergrößerungen nöthig hat, um ſie zu ſehen. Um eine Anſicht von dieſem Röhrenſyſtem zu erhalten, nimmt man am beſten die Schwanzfloſſen einer Froſchlarve, eines Fiſchchens, oder die Schwimmhaut eines andern Amphibiums, oder die durchſichtige Flughaut der Fledermaus, die in feuchtes Löſchpapier eingehüllt werden muß. Iſt eine ſolche Haut unter das Mikroſkop

gebracht mit 2—300maliger Vergrößerung, so sieht man den Lauf des Blutes, dessen Körperchen in wirbelnder Bewegung rasch durch die feinen Röhrchen hindurchgleiten.

Ein interessanter Anblick, eine solche durchsichtige Schwimmhaut eines Frosches bei einer 250—300maligen Vergrößerung! Wenn man sich allmälig an die wirbelnde Bewegung der außerordentlich rasch auf dem Sehfelde dahingleitenden, etwa 1 Linie langen und $\frac{1}{3}$ Linie breiten ovalen Körperchen gewöhnt hat, unterscheidet man die einzelnen Bahnen derselben in etwa linienbreiten Kanälchen, die mannichfach geschlungen wie die Felder eines Netzes sich ausnehmen. Die ovalen Blutkörperchen der Amphibien, die viel größer sind als die der Vögel, welche auch eine ovale Gestalt haben und um das Zehnfache größer als die runden Blutkörperchen der Säugethiere und des Menschen, sind Bläschen mit einer Flüssigkeit gefüllt. Diese rollen unaufhörlich mit großer Geschwindigkeit, wie wenn eins von dem andern gejagt würde, durch die Kanäle, biegen sich oft, wenn sie auf den Kreuzweg zweier zusammenstoßender und in einen sich vereinigender Kanäle stoßen, in der Mitte ein, um im nächsten Augenblicke mit der ihnen eigenen großen Elasticität wieder ihre vorige Gestalt anzunehmen. Zuweilen stockt es und es häufen sich dann zahllose Körperchen hintereinander, den Weg vor sich leer lassend, bis durch einen abermaligen Stoß der Blutmasse von hinten Alles wieder in Bewegung geräth, um nun mit nur um so größerer, wahrhaft rasender Schnelligkeit dahinzugleiten.

Dieser Anblick lehrt uns, daß das Blut eine klare, farblose Flüssigkeit ist, in der ganz kleine runde oder ovale rothgefärbte Kügelchen schwimmen, welche dem Blute seine Farbe geben. Die Capillargefäßnetze des Menschen lassen sich nur untersuchen, wenn eine rothgefärbte Flüssigkeit, z. B. Oel mit Zinnober eingespritzt wird, sodaß es sich in den Gefäßchen vertheilt und nun frisch oder getrocknet in ganz feine Schichten geschnitten wird. Während das Blut durch diese Haargefäße kreist, treten, was durch die außerordentliche Zartheit ihrer Wändungen ermöglicht wird, fortwährend Bestandtheile desselben aus in die Substanz der Gewebe und tränken diese mit Flüssigkeit, und dadurch geschieht die Ernährung des Körpers; ebenso aber nehmen die Gefäße wieder Flüssigkeit aus dem Körper auf und führen sie mit sich fort in die große Blutbahn nach dem Herzen, und in diesem Vorgange des Austausches zwischen Blut und den Geweben des Körpers beruht die Erhaltung des letztern. Es ist dies der Stoffwechsel, ohne den ein organisches Leben nicht bestehen kann.

Die Capillarien sind es, welche der Haut der Wangen das Incarnat verleihen; sie sind es, welche die Schamröthe erzeugen, indem sie sich, durch den Nerveneinfluß auf eigenthümliche Weise erweitert, mehr mit Blut füllen, und ebenso sich rasch entleeren, wenn wir erschrecken, wodurch wir erbleichen.

Das Blut macht seinen Kreislauf also im Körper, wenn wir von der Bahn der Haargefäße beginnen, da dies sicherlich der überaus wichtigste Theil des Gefäßsystems überhaupt ist, auf folgende Art: Aus den feinen Netzen der Haargefäße entspringen die feinsten Anfänge der Blutadern, in denen durch den Druck der nachrückenden Blutmasse der Inhalt sich dem Herzen zu fortbewegt; durch die großen Blutadern ergießt sich das Blut in die rechte Vorkammer, von da in die rechte Herzkammer; die Zusammenziehung des Herzens treibt dieses venöse, dunkelrothe Blut in die beiden Lungen, in deren Haargefäßen es sich verbreitet, um hier mit dem eingeathmeten Sauerstoff der Luft in die innigste Berührung zu kommen und sich in arterielles, hellrothes Blut zu verwandeln; es kehrt nun ins Herz zurück, in dessen linke Vorkammer, von da in die linke Herzkammer und wird durch die große Schlagader, Aorta, in den Körper hinausgetrieben. Die Blutbahn aus dem rechten Herzen durch die Lungen in das linke Herz wird der kleine Kreislauf, die vom linken Herzen durch den Körper ins rechte Herz der große Kreislauf genannt. Die Zusammenziehungen des Herzens nennen wir den Herzschlag, und was in

den Schlagadern überall im Körper gefühlt wird, den Puls. Der kleine Kreislauf dient nur dazu, das dunkelrothe Blut in den Lungen in hellrothes, wieder zur Ernährung fähiges zu verwandeln, während der große Kreislauf den Ernährungssaft in den Körper führt und von da wieder zurück zu steter Wiederbelebung in das Herz und die Lungen. Und so kreist es denn fort und fort vom ersten Beginn des Lebens an, wenn im werdenden Geschöpfe das Herz, das Punctum saliens, und die Gefäße sich gebildet und geformt haben, bis der letzte schwache Schlag des Herzens noch einmal eine letzte Bewegung in das stagnirende Blut zu bringen sich bemüht, im Tode.

Es gab eine Zeit, wo man glaubte, die Gefäße führten Luft, weil in den Leichen die Blutgefäße leer gefunden wurden und offen standen; aber im Anfange des 17. Jahrhunderts stellte William Harvey den Kreislauf des Bluts als Thatsache fest. Noch lange Zeit währte es, bis er als unumstößliche Wahrheit zur allgemeinen Geltung kam.

Dr. H. W.

Der menschliche Schmuck.

Culturgeschichtliche Skizzen von Dr. Gustav Klemm.

IV. Zur Kunst des Schmückens.

(Schluß.)

Der Gebrauch der Fingerringe reicht nicht so weit in die frühern Stufen der Cultur hinauf. Wir finden zwar bei einigen nordamerikanischen Stämmen Fingerringe, doch sind dies meist solche Nationen, die mit den Europäern in näherm Verkehr stehen. Dagegen führen die Aegypter und die alten Culturvölker des Orients, sowie auch Griechen und Römer Fingerringe, deren Zweck durchgehends und wol ursprünglich der war, das Sinnbild, Wappen und Namen des Besitzers zu bewahren. Die ägyptischen Ringe, aus Bronze oder Porzellan, sind fast durchgehends mit Namen versehen, ebenso die der Römer. Steigender Luxus machte auch den Fingerring zum bloßen Schmuck und gab ihm durch kostbaren Stoff, kunstreiche Arbeit, namentlich in Gold und Edelsteinen höhern Werth. So war es im Mittelalter, so ist es heute noch. Der Ring ward nächstdem ein Symbol der Würde, wie der Ring des Heiligen Petrus, den der Heilige Vater trägt, und die Investitur der Bischöfe durch den Ring. Vermählte sich doch alljährlich der Doge von Venedig mit dem Adriatischen Meere durch den Ring, den er vom Bucentaurus hineinwarf. Seit alter Zeit schon ist der Ring am Finger das Zeichen des verheiratheten Standes seines Trägers und der Austausch der Ringe eine von der Kirche geweihte Ceremonie bei Einsegnung der Ehe.

Die einfachsten Fingerringe finden wir in den Gräbern der alten Germanen; es sind flache Reifen von Bronzeblech; dabei kommen wol auch kleine Ringe vor, die aus mehrern oder wenigern Spiralgängen bestehen. Ihnen zunächst stehen die einfachen Ringe oder Reifen aus ägyptischem Porzellan. Die Ringe kommen in diesen einfachen Formen auch von Gold vor. Die goldenen und ehernen Ringe der Aegypter und altitalischen Völker sind meist mit einer Gemme versehen, die den Namen, das Sinnbild ihres Besitzers oder irgend auch eine mythologische Darstellung enthält. Im Mittelalter behielt man diese Ringe bei, führte aber auch nebendem nur glattgeschliffene Steine, wie z. B. der Ring der Heiligen Elisabeth ist, der zu Marburg aufbewahrt wird.

Den Gebrauch der Fußringe finden wir bei allen den Völkern, die ohne eigentliche dichte Fußbekleidung sind und nur leichte Sandalen tragen. Ursprünglich haben sie wol den Zweck, die Fußknöchel gegen Verletzungen zu schützen. Australier und Hottentotten winden Känguruh- und Schafdärme frisch um die Knöchel, wo sie allgemach erhärten. Die Neger tragen einen und mehre Ringe um die Füße von Eisen oder auch von Gold.

Die Fußringe der Araberfrauen sind meist von Silber und geben beim Gehen einen Klang von sich. Auch die alten Germanen, doch bei diesen wol nur das weibliche Geschlecht, trugen eherne Fußringe. Bei den Völkern, die um das Mittelmeer wohnten, finden wir Fußringe vornehmlich bei den Tänzerinnen (vergl. Böttiger „Sabina", S. 360).

Dies wären denn die vornehmsten Anhängsel und Ornamente, welche die Menschen zur Verschönerung ihres Körpers gebrauchen. Außer denselben sind jedoch immer noch einige Gegenstände zu erwähnen, welche, aus dem Bedürfniß ursprünglich hervorgegangen, allgemach zum Zierath und der umgestaltenden Mode zutheil geworden sind. Ich nenne zuvörderst diejenigen **Kästchen** und **Gefäße**, in denen die Frauen ihre Schmuckgegenstände aufbewahren und die wir schon auf den meisten Inseln der Südsee antreffen. In Neuseeland bestehen diese Kästchen aus einem Stück harten, dunkelrothen Casuarinaholz, dem man meist eine langgedehnte eiförmige Gestalt gibt, deren beide Enden in groteske Gesichter mit großen Perlmutteraugen auslaufen. Der Körper des Gefäßes ist mit mannichfaltigem, zierlichem Flechtwerk oder Bänder nachahmenden Mustern sehr bestimmt und scharf ausgeschnitzt. Der Deckel wird eingelegt und schließt meist sehr genau. Auf den Pelewinseln sowie auf den Tongainseln schnitzt man ebenfalls ähnliche Schmuckkästchen, die gleichermaßen mit Perlmutter und Schildpatt ausgeschmückt sind. Die Arowaken und andere Südamerikaner fertigen aus Rohr und Gräsern zierliche Körbchen, in denen wir geschmackvolle und genau ausgeführte Muster meist a la grecque finden. Sie gleichen in der Form meist unsern Cigarrentaschen. Minder zierlich sind die Schmuckkästchen der Neger, die aus einer Cyperusart dauerhaft geflochten die Form der Wagenschmierbüchsen haben. Die Nordamerikaner und Polarvölker sowie die asiatischen Nomaden ziehen für diesen Zweck die Ledertaschen vor, deren Oberseite mit gefärbtem Leder, Stachelschwein- und Federkielen, Lederfransen, Metallplättchen reich verziert wird. Im Orient, Aegypten und bei den Griechen fertigte man schöne Schmuckkästchen aus Elfenbein und kostbarem Holz, die meist mit halberhabenen Figuren geschmückt waren. Die altitalischen Nationen hatten derartige Kästchen aus Bronze oder Silber. Im Jahr 1794 wurde in einem alten Gewölbe von Rom ein solcher Toilettenkasten entdeckt, der 2 Fuß lang, 1½ Fuß breit und 1 Fuß hoch und mit reichem Bildwerk bedeckt war. Er gehörte einer Dame der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts an und ist aus der umständlichen Beschreibung in Böttiger's „Sabina" (S. 57 fg., nebst Abbildung) genugsam bekannt. Im Mittelalter waren derartige Schmuckkästchen vornehmlich aus Elfenbein und werden auch in den Gedichten mehrfach erwähnt, z. B. „Lied von Troye" (S. 593):

> Sie ging in ein schone Gaden
> und nam ir helfenbeinern laden
> da ir zirde inne wat.

Es sind auch mehre solche elfenbeinerne Laden vorhanden, z. B. zwei derselben im Archiv des Palazzo reale zu Palermo, dann ein Kästchen, welches die Geschichte des zweibeweibten Grafen Ludwig von Gleichen darstellt (vergl. „Curios.", Bd. III, S. 15, Tf. 2), das sich in der Blumenbach'schen Sammlung zu Göttingen befindet. Das königliche historische Museum in Dresden enthält mehre kostbare, aus Ebenholz geschnitzte und reich mit Silber verzierte Schmuckkästchen, die seit dem 15. Jahrhundert immer ansehnlicher werden und aus denen dann seit dem 16. und 17. Jahrhundert ganze Toilettentische erwachsen sind.

Ein wesentliches Stück der Toilette aber ist der **Spiegel**, den wir schon auf den niedern Culturstufen antreffen. Die südamerikanischen Iquitos fertigen sich kleine Handspiegel aus einem schwarzen, fleißig polirten Harze. Die nordamerikanischen Jägerstämme kaufen begierig von den europäischen Handelsleuten kleine Handspiegel, die sie sich in einen Holzrahmen fassen, den sie mit Farbe, Schnitzwerk und Messingzwecken sorgfältig verzieren (s. „Culturgeschichte", Bd. II, S. 55). Die alten Azteken und Peruaner schliffen den schwarzen

Obſidian zu runden kleinen Spiegeln zu. In der altaſiatiſchen, ägyptiſchen und alteuropäiſchen Welt dienten runde Scheiben aus Metall, Bronze oder Silber als Spiegel, die mit einem plaſtiſch verzierten Stiel verſehen waren und deren noch manche in den Muſeen vorhanden ſind. Seit dem 13. Jahrhundert erſcheinen die Glasſpiegel ziemlich häufig in den deutſchen Gedichten und zwar wie es ſcheint als franzöſiſches Fabrikat. So heißt es im „Willpſalm" (67, 12):

Deiner Jugend Schein
war der franzoyſer Spiegelglas.

Auch in „Triſtan" kommt der Spiegel häufig vor und es heißt von Iſolde: Sie war der Schönheit ein Spiegelglas. Dies ſcheinen jedoch nur Handſpiegel geweſen zu ſein. Erſt ſeit dem 16. Jahrhundert erſcheinen die Spiegel aufgehängt in den Zimmern; ſie beſtehen aber meiſt noch in kleinen runden oder ovalen Scheiben, denen durch einen Rahmen ein größerer Umfang verſchafft wird. Der Fortſchritt in der Glasfabrikation, namentlich ſeitdem auch Frankreich, Holland und Deutſchland mit Venedig in Concurrenz traten, brachte die großen Prachtſpiegel hervor, welche ſeit dem 17. Jahrhundert in den Boudoirs der Damen und den Geſellſchaftszimmern erſcheinen.

Der Fächer iſt ebenfalls eins der Geräthe, welches den Menſchen von den frühern Culturſtufen an begleitet und über alle Theile der heißen und gemäßigten Zone verbreitet iſt. So finden wir den Fächer aus dem Schwanze oder Flügel der Adler, Schwäne, Eulen und anderer Raubvögel beſtehen, der an einem hölzernen Handgriffe befeſtigt und mit Leder und buntem Tuche beſetzt iſt (ſ. „Culturgeſchichte", Bd. II, S. 55). In der heißen Zone, z. B. auf Ceylon, bedient man ſich der großen Blätter z. B. des Talipotbaums zur Abwehr der Sonnenſtrahlen oder zur Bewegung der Luft. In China faßt man die großen Blätter der Muſa in einen Fiſchbeinrahmen und einen Stiel von Pfefferholz, eine Form, die auch auf griechiſchen Vaſenbildern und pompejaniſchen Wandgemälden erſcheint. Außerdem hat man auch Fächer aus bunten Federn, namentlich Pfauenfedern, die in einen Stiel halbkreisförmig gefaßt ſind und die auch auf den altägyptiſchen Wandgemälden und Reliefs erſcheinen. In China faßt man einzelne ſchmale Blättchen Elfenbein, Sandelholz, Schildpatt zu einer halbkreisförmigen Scheibe zuſammen, die durch Schnitzwerk, eingelegte Arbeit und Malerei mannichfaltig verziert werden. Von China aus gelangten dieſe Fächer durch die Portugieſen und die franzöſiſchen Jeſuitenmiſſionäre mit ſo manchen andern Dingen nach Europa, welche die merkwürdige Veränderung im Geſchmacke bewirkten und das ſogenannte Rococo des 17. Jahrhunderts von Frankreich aus über ganz Europa verbreitete. Der Fächer iſt im nördlichen Europa ausſchließlich ein Geräth der Frauenwelt geblieben.

Der Stock iſt Eigenthum der Männerwelt und in ſeiner höchſten Blüte als Scepter das Zeichen höchſter Gewalt. Der Stock als Zierde findet ſich ſchon bei den alten Babyloniern, in Europa aber erſt ſeit dem Ende des 17. Jahrhunderts. Außer dem natürlichſten Stoff: Holz, Rohr, Rebe, werden auch animaliſche Stoffe, namentlich die Haut des Nilpferdes und Nashorns, ſowie Fiſchbein dazu verwendet. Wie ſich nun auf dem Haupte des Menſchen der meiſte Schmuck concentrirt, ſo wird auch auf den Kopf oder Knopf des Stocks die größte Sorgfalt gewendet und Horn, Elfenbein, Porzellan, Achat, Kryſtall, Korallе, ſowie Gold und Silber in mannichfaltigſter Geſtalt und Färbung daſelbſt angebracht. Die Mode tyranniſirt ſelbſt den Stock, der doch zur Herrſchaft geboren, und gibt ihm bald ſcharfe Kanten, bald rundet ſie ihn ab; ſie verlängert oder verkürzt denſelben und dehnt ihn ebenſo in ſpindelartiger Dünne lang aus, als ſie ihn zum kurzen Prügel erniedrigt, wie ihn die pariſer Elegants zur Zeit des Conſulats trugen.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch diejenigen Gegenſtände näher betrachten, die, dem ernſten Gebrauch gewidmet, von den Menſchen zum Schmuck umgeſtaltet worden ſind, wie die Waffen und andere Werkzeuge.

Berliner Briefe.

II.

Die beiden Pferdebändiger des Neuen Museums sind nicht zu verwechseln mit jenen des „geförderten Rückschritts" und „gehemmten Fortschritts", wie sie uns Rußland vor die Pforten des hiesigen Schlosses gestellt hat, sondern sie gehören einer classischen Zeit an. Sie haben die Ehre, im Quirinal, dem Residenzpalast Sr. Heiligkeit des Papstes, eine seit Jahren passendere Stellung einzunehmen, als ihnen hier vergönnt ist; es sind mit kurzen Worten die Rossebändiger des Monte Cavallo in Rom.

Sobald Sie die Treppe zur rechten Hand emporgestiegen, rufen Sie: Ach! — denn es zeigt sich Ihren Blicken Etwas, das Sie momentan verschlingt. Sie stehen vor der Weltgeschichte in sechs Aufzügen von Kaulbach; kein Wunder also, wenn Ihnen der Athem vergeht, denn Sie sollen nicht nur den geschichtlichen Inhalt von 1800, nein! von mindestens 3800 Jahren in sechs Bildern (drei sind erst fertig) überschauen und verstehen. Ich rühme mich guter und gesunder Organe, aber so ohne weiteres ist diese Verdauung denn doch nicht bewerkstelligt, und soll ich Ihnen rathen und haben Sie Zeit, so theilen Sie sich diesen Genuß in drei verschiedene Mahlzeiten; nehmen Sie jedes mal nur Ein Bild vor, aber gründlich. Die Intention des Künstlers ist also, wie ich Ihnen gesagt, allegorische Erzählung der Entwickelung der Welt- und Menschengeschichte in sechs Bildern zu geben. Wir fangen mit dem ersten an. Es ist der Thurmbau zu Babel, nicht gerade wie er in der biblischen Tradition lebt, sondern mit einem noch tiefern Sinn ausgestattet. Nicht die Verwirrung der Sprachen, sondern der Sturz Nimrod's ist hier das Hauptmoment. Besagter mythischer Jägersmann soll nach Angabe mosaischer Urkunde 2000 Jahre vor Christo gelebt haben. Er gilt für den ersten Eroberer, wie Napoleon vielleicht für den Letzten gelten wird; er wird gestürzt wie Dieser. Das Bild zeigt Ihnen die Burg und den König Nimrod im Moment des Untergangs. An die Stelle patriarchalischer Unabhängigkeit nomadischer Stämme hatte er die Monarchie gesetzt, und als Symbol seiner Alles überragenden Macht wollte er den Riesenthurm hinstellen; da empörte sich der Geist wider ihn und stürzte sein Werk in Trümmer. Die drei Stämme: Sem, Ham und Japhet ziehen aus, um eine neue Aera der Menschheit anzubahnen. Der Moment der Sprach- und Völkerscheidung wird dadurch angedeutet. Die Vordergruppe theilt sich in den asiatischen, afrikanischen und europäischen Stamm. Einzelne Gestalten und Gruppen sind sehr schön, doch das zu sehen ist Ihre Sache. Das zweite Bild nennt der Künstler selbst: „Die Blüte Griechenlands". In ihm will er uns ein Lichtbild jenes Sonnenaufgangs echt menschlicher Cultur geben, deren Strahlen durch Jahrtausende bis in unsere Zeiten dringen und die wie das ewige Sonnenlicht selbst gleich belebend und erwärmend durch fernere Jahrtausende auf die Nachwelt fortwirken werden. Welche Fülle der Ideen, der Schönheit, Größe und Würde sind uns nicht in dem Einen Worte „Griechenland" gegeben! Hier singt Homer die Thaten der Götter und Menschen, wer lauschte diesem Meistersänger nicht gern und willig? Die Gestalten unserer Phantasie haben hier Leben bekommen, die Helden und die Weisen stehen vor uns. Auch der Olymp ist nicht vergessen; ein Zug von Göttern und Göttinnen durchzieht die ewig blauen Himmelsräume. Ich bekenne, daß ich, was die Verehrung des Griechenthums anlangt, ganz Heide bin.

Das dritte Bild zeigt uns die symbolische Darstellung der römischen Weltherrschaft. Es ist die Zerstörung Jerusalems. Ein Bild voll von hinreißend schönen Gestalten und Gruppen — aber so vieler, daß man es sich ordnen muß. Das bis dahin schon fünf mal eroberte und geplünderte Jerusalem, die Burg David's, Zion, der Tempel Salomonis

stehen in Flammen, und Titus zieht 71 nach Christo mit seinen siegenden Römerscharen ein. Rings umher herrschen Verwirrung und Tod. Die Mittelgruppe zeigt den Hohenpriester, wie er seinen Kindern und dann sich selbst den Dolch in die Brust stößt, eine Gestalt voll der höchsten Schönheit und Erhabenheit im Bewußtsein des Untergangs. Rechts von dieser Gruppe flieht Ahasverus von Furien verfolgt. Links von ihr zieht als Symbol des aufgehenden Christenthums eine Art heiliger Familie, Psalmen singend, und unberührt von dem Kampfe der Vernichtung, in stillem Frieden hinaus und der die Frau und das Kind tragende Esel genießt schon in christlicher Liebe ganz wohlgemuth die ihm am Wege blühende Distel, sein bescheidenes Leibgericht. Engel und Propheten schweben in den Lüften und schauen Frieden verheißend auf die Zerstörung herab. Jedes dieser Bilder ist 20 Fuß hoch und 24 Fuß breit. Die drei noch kommenden Bilder auf der entgegengesetzten Seite sollen: Die Hunnenschlacht, als Symbol des triumphirenden Christenthums in Europa, — die Kreuzzüge, als symbolische Darstellung des Christenthums als Weltreligion, — und das sechste Bild soll die Reformation zum Gegenstande haben. Ich habe einstweilen nur die Cartons der beiden erstern gesehen. Sehr reizend ist der über diese großartigen Schöpfungen en miniature grau in grau ausgeführte Fries. Er behandelt denselben Gegenstand wie die großen Bilder; er gibt in allegorischen Kindergestalten wiederum die Erziehungs- und Culturgeschichte der Menschheit. Gegenwärtig ist er mir zu hoch, ich habe ihn aber mit großem Ergötzen als Carton in allen seinen pikanten Details angeschaut und den sprudelnden Geist und Humor des Künstlers bewundert. Die Schlußfiguren sind unsere zum Theil noch lebenden Koryphäen der Wissenschaft, als: Rauch, Grimm, Goethe, Schiller und der den Kosmos tragende, von Allen geliebte und verehrte Alexander von Humboldt. Der Künstler hat den Kindergestalten möglichst Porträtähnlichkeit gegeben.

Außer diesem kleinen dichterischen Zuge der Entwickelungsgeschichte sind noch einzelne große und erhabene Gestalten als Repräsentanten einer vergangenen Zeit angebracht. So über der ersten Thür zunächst des Aufgangs „Die Sage", eine düstere mystische Gestalt, der zwei Raben die Weltbegebenheiten zuflüstern, wodurch gleich der mythisch-poetische Charakter gegenüber der eigentlichen „Geschichte", die durchaus auf Wahrheit der erzählten Thatsachen geht, angedeutet wird. Daher wir denn auch auf dem entgegengesetzten Pfeiler über der Thür derselben Wand jene Muse finden, von der es heißt: „Klio lehrt die Geschichte der Völker." Sie hat nicht jenen phantastisch-poetischen Charakter der „Sage", sondern ein realeres Element in sich, das sich uns durch ihre eigene Thätigkeit kundgibt, da sie, mit einer Tafel und einem Griffel versehen, nicht den traditorischen Raben, sondern ihrem Geiste vertraut. Die Gestalten der Wissenschaft und der Poesie, die denen der „Sage" und „Geschichte" vis-à-vis kommen sollen, müssen wir noch erwarten. Die beiden Zwischenpfeiler aber haben noch je zwei symbolisch-historische Figuren, welche wiederum persönliche Hauptträger der Culturgeschichte darstellen. So ist zunächst dem Bilde des Thurmbaus zu Babel, oberhalb des Pfeilers, die „Isis" als Repräsentantin Aegyptens. Eine Tochter des Zeus und Gemahlin des Osiris, ist sie die erste Gottheit der Aegypter und vertritt drei griechische und römische Göttinnen: die Cybele, Juno und Diana. Sie gilt als Symbol der Natur, ist Mutter und Ernährerin aller Dinge. Erst mit ihrem Erscheinen ward Aegypten der höhern Cultur zugänglich, mit ihr verschwand der rohe Götzendienst, der Menschenopfer foderte, sie schenkte, als ihr Gemahl in andere Länder gezogen war, um auch dort seine wohlthätigen Einrichtungen auszubreiten, den Einwohnern Aegyptens den Weizen und die Gerste, und beherrschte es ganz allein mit Kraft und Weisheit. Ihr war die Lotosblume geheiligt, aus deren Kelch man annahm, daß alle Fruchtbarkeit auf die Erde träufle. Unterhalb der Isis sehen wir Moses mit den Gesetztafeln. Der zweite Pfeiler trägt oberhalb die Gestalt der Venus Urania als Repräsentantin des Hellenenthums. Als Tochter des Uranos erhielt sie natürlich den Beinamen der „himmlischen".

Sie unterscheidet sich bedeutend von der jüngern oder irdischen Venus Pandemos, einer Tochter Jupiter's und der Diana — a ce qu'on dit. Viele Fabeldichter lassen auch die Venus „Anadyomene" aus dem Schaume des Meers geboren werden. Ich bin durchaus geneigt, das Letztere zu glauben, denn das Meer ist mir ein heilig Reich, das alle Elemente der Gottheit birgt und sie also auch der Fabel nach wiederum gebären kann in der Gestalt einer vollendeten Schönheit. Suchten doch schon die alten Weisen im Meer den Ursprung aller Dinge — wie sollte die Liebe in Gestalt der Schönheit ihm nicht entstiegen sein? Unterhalb des Pfeilers ist Solon, der athenienſische Gesetzgeber, 600 Jahre vor Christo. Er wird zu den sogenannten „Sieben Weisen" Griechenlands gezählt. Durch eine Elegie feuerte er den gesunkenen Muth der Griechen zur Wiedereroberung von Salamis an und stellte sich nächst Pisistratus an die Spitze des Unternehmens. Salamis ward wieder dem athenienſischen Gebiete durch seine Weisheit und Umsicht einverleibt. Des Drakon blutige Gesetze wandelte er in milde und gerechte, und rettete einst dem Krösus das Leben durch seine vernünftigen Lehren. Die gegenüberstehenden Pfeiler sollen der eine die Gestalt der Italia oberhalb und unter ihr Karl den Großen, der andere die Germania und Friedrich den Rothbart enthalten. Auf der Wand, zwischen den Fenstern, sollen schließlich noch die vier Hauptkünste: Malerei, Sculptur, Architektur und Musik zur allegorischen Ausführung kommen. Sehr bedauerlich ist es jedoch für die Dimension der Bilder, keinen durchaus richtigen Standpunkt zu finden. Es geht dem Beschauer hier wie bei den Fresken im Alten Museum, entweder hat man sie zu nah oder zu fern, das richtige Verhältniß fehlt beiden.

Sammeln Sie neue Kräfte, verehrte Freundin, denn wir steuern rechts hinüber und landen am blumigen Gestade der Hellenen!

O Griechenland, wie ein Erinnern schallend,
Wie Heimweh zieht's zu deinen Märchenfernen!
Hier lag die Menschheit in der Wiege lallend,
Und langte spielend nach des Himmels Sternen.

Die Pforten thun sich auf, die berühmten Aegineten begrüßen uns und führen uns mitten in den Kampf der Troer und Griechen, den, wie hier der Meisel, uns Homer in seinen ewig unsterblichen Gesängen aufbewahrt. Diese Kämpfergruppen sind dem Fries des Apollotempels zu Aegina entnommen. Minerva, unter deren Schutz die Griechen den großen Kampf unternahmen, steht in erhabener Stellung in der Spitze des Giebelfeldes, ihr zur Seite die kämpfenden Heroen. Die Reliefs, die lange Festzüge darstellen, werden von den Kunstkennern am meisten bewundert. Der Gyps gibt hier doch nur mangelhaft die in Marmor ausgeführten Originale wieder, daher sie auf den Laien weniger wirken. Für uns wurde dieser Schatz im Jahre 1811 gehoben. Europas Künstlerfreunde jauchzten hoch auf, als die damaligen Zeitungsblätter die Nachricht brachten, „man habe auf der Insel Aegina einen verschütteten Schatz gehoben". Der damals in Rom lebende Thorwaldsen restaurirte die vielfach beschädigten Meisterwerke sehr geschickt; nach München kamen die Originale, die wir hier in Gypscopieen sehen.

An den Wänden haben Schirmer, Gräb, Pape, Biermann und Schmidt, alles Künstlernamen ersten Rangs, mit Geistesfrische und Poesie, wenn auch nur en miniature, die Natur Griechenlands copirt. Wir sehen den Markt von Attika, bewegt von der bunt durcheinanderwogenden Menge der Rosselenker und Fußgänger im warmen Lichte einer Mittagssonne. Auch der heilige Hain zu Olympia ladet uns in seinen Pinienschatten. Minerva thront hier gebietend über Volk und Stadt. Wer möchte Eulen nach Athen tragen? Der Weisheit Vogel hat dort sein Nest. Die Akropolis des Parthenon. Alles ist hier auf die Wand gezaubert, selbst der Olympische Jupiter vom Meisel des Phidias fehlt nicht. Man zählte dieses Kunstwerk zu den sieben Wunderwerken der Alten Welt und sagte dem Künstler nach, er hätte in diesem Meisterwerke das Problem, die Gottheit

darzuſtellen, vollkommen gelöſt. Sie erinnern ſich wol der ausführlichen Beſchreibung dieſes Abbilds der Gottheit in Ariſtipp's Briefen? Wo nicht, ſo leſen Sie ſie nach, ſie iſt vortrefflich, und ſo plaſtiſch, daß wir das Urbild mit unſerm geiſtigen Auge zu ſehen glauben. Wenn wir uns der Thür, die in das danebenſtoßende Cabinet führt, nahen, ſo können wir links auf der obern Wand dem vielbeſungenen Arkadien einen Blick zuwerfen. Veredelte Schafe gab es damals noch nicht, wol aber veredelte Schäfer; jetzt iſt es umgekehrt; die Schafe ſind, Dank ſei es dem deutſchen Woll-Thaer, veredelt, die Schäfer noch nicht, höchſtens kommt uns ein ſolcher in einem Anakreontiſchen Ballet von Herrn Taglioni vor die Augen. Das an den Saal ſtoßende Cabinet enthält nur die Gruppe des Laokoon und iſt doch überreich! Ihr ſchönes Auge ſieht ſchmerzerfüllt auf die ſchlangenumwundenen Geſtalten, und Sie fragen: „Wie kam der unglückliche Mann in dieſe verzweifelte Situation?“ Es exiſtiren verſchiedene Traditionen und da einige Ihr Ohr beleidigen könnten, ſo will ich nur die des Virgil nacherzählen. Laokoon war ein Prieſter des Neptun, nach Andern des Apollo zu Troja. Nach dem Abzug der Griechen wollte er auf einem am Meere errichteten Altar dem Neptun einen Stier opfern, als plötzlich von der Inſel Tenedos her zwei ungeheure Schlangen aus dem Meere auftauchten und ſich dem Altar nahten. Die Zuſchauer flohen nach allen Seiten hin und wuthentbrannt umſchlingen ſie nun den Prieſter und ſeine Söhne, die ſich zu ihm geflüchtet hatten, und zermalmen alle Drei. Es ſoll, ſagt Fama, dies die Strafe Minerva's geweſen ſein, indem Laokoon das ihr geweihte hölzerne Pferd der Griechen mit einem Schwerte durchbohrt hatte. Die Schlangen kehrten, nachdem ſie ihr Henkerwerk vollbracht, zum Tempel der Minerva zurück und verbargen ſich unter ihrem Schilde. Sophokles wählte dieſen Stoff zu einer Tragödie und Bildhauer zum Problem der Darſtellung eines „höchſten Schmerzes“. Die Gruppe ward 1506 beim Nachgraben in einem Weinberge in den Bädern des Titus gefunden. Papſt Julius brachte ſie für eine jährlich zu zahlende Rente an ſich und ließ ſie im Belvedere zu Rom aufſtellen. Napoleon nahm ſie nach Paris, doch iſt ſie nach Jahren wieder zu ihrem frühern Platz zurückgekehrt. Nach allen Kunſtkritiken, die aus früheſten ſowie aus neueſten Zeiten über dieſes Meiſterwerk exiſtiren, gehört dieſe Gruppe zu dem Vollkommenſten, was wir in der Sculptur der Antike beſitzen. Alle Bedingungen, die von einem echten Kunſtwerke verlangt werden, als: Einheit, richtige Kenntniß und Proportion des menſchlichen Körpers, Charakter, Idealität, iſt in erſchöpfender Weiſe gelöſt. — Kaum ſind wir dem Laokoon vorübergeſchritten und treten in ein größeres Gemach, ſo ergreift uns auch eine, ihrer Dimenſion nach, noch größere Gruppe. Es iſt die unter dem Namen „Der Farneſe'ſche Stier“ bekannte. Antiope, Tochter des Königs Nykteus von Theben, wegen ihrer Schönheit berühmt, ward von Epopeus, König von Sicyon, entführt. Lykus aber, der Nachfolger des Nykteus, erſchlug den Epopeus und führte Antiope gefangen nach Theben, wo er ſeiner Gemahlin, der böſen Königin Dirke, ihre Stiefſchweſter übergab, welche ſie auf das grauſamſte mißhandelte. Endlich gelang es den Söhnen der Antiope, ihre Mutter zu befreien und zu rächen. Sie hatten ſich heimlich nach Theben geſchlichen, wo eben das Feſt des Bacchus gefeiert wurde und die böſe, aber ſchöne Dirke ſich unter dem Schwarme der Bachantinnen befand. Hier faßten ſie dieſelbe und banden ſie an die Hörner eines Stiers, um ſie von dieſem zu Tode ſchleifen zu laſſen und ſo die gemißhandelte Mutter zu rächen, ein Act der Volksjuſtiz, wie nur jetzt in Amerika das Gelynchtwerden. Die koloſſale Gruppe ſtand einſt im Palaſt Farneſe zu Rom, als aber dem König von Neapel die Farneſe'ſche Erbſchaft zufiel, wurde ſie, wie viele andere berühmte Kunſtwerke dieſes Palaſtes, nach Neapel gebracht und ſteht gegenwärtig im Palaſt der Studj in Neapel. Ein Apoll und eine Diana ſtehen in aller Schönheit und Hoheit als gleich vortreffliche Meiſterwerke links und rechts von der Gruppe. Der Torſo eines Hercules flößt uns Mitleid, keine Furcht mehr ein. In der Fenſterniſche aber

ſchlummert der Liebling der keuſchen Diana, Endymion. Nach Plinius iſt er der erſte Sterbliche geweſen, der den Lauf des Mondes und deſſen Veränderungen beobachtet hat. In ſinniger Weiſe ſtimmt das genau mit dem zarten Verhältniß überein, das er, wie Fama ſagt, mit Luna (Diana) gehabt hat. Er iſt ſo ſchön, daß ich es ihr nicht verdenke, wenn ſie ſeine Lippen berührte, er ſchlief ja. Meiſterhaft iſt hier in hartem Stein die weiche, ſchöne Fülle ſeiner jugendlichen Glieder wiedergegeben; ein namenloſer Zauber ruht über dieſer Geſtalt; gut, daß nicht alle Jäger ihm ähnlich ſind, es wäre zu gefährlich. Dieſer iſt uns von Stockholm aus zutheil geworden.

(Ein dritter Brief in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Die jährliche Zahl der Auswanderer.

In Bd. III, Nr. 2 der „Unterhaltungen" iſt von jährlich 60,000 Auswanderern aus Deutſchland die Rede. Wir werden von einem Kenner auf dieſem traurigen Gebiete der Statiſtik eines Beſſern belehrt. Er ſchreibt uns: „Thatſächlich belief ſich die Auswanderung aus unſerm Vaterlande in den beiden verfloſſenen Jahren, über Bremen, Hamburg, Holland, England und Frankreich auf mehr als 200,000 Köpfe jährlich. Man darf behaupten, daß die deutſche Auswanderung in dieſem Jahre ſich auf 250,000 Köpfe und darüber belaufen wird. Wenig angenommen nimmt jeder Auswanderer durchſchnittlich 150 Thlr. baares Geld und für 50 Thlr. Effecten mit. Das iſt ein baarer Verluſt am Nationalvermögen von jährlich 50 Mill. Thlrn.; die unſchätzbaren Arbeitskräfte nicht mitgerechnet. Ich erlaube mir noch darauf aufmerkſam zu machen, daß nach der neuyorker und neuorleanſiſchen Geſetzgebung Krüppeln, Lahmen, Einäugigen, Greiſen, Weibern mit Kindern ohne arbeitsfähige Männer der Eintritt in die Union verwehrt iſt. Die Schiffscapitäne und Agenten ſind darauf angewieſen, Leute dieſer Art von vornherein abzuweiſen. In vielen Städten haben ſich, wie in Frankfurt, humane, durch milde Beiträge unterhaltene Bureaux für die Leitung der Auswanderung gebildet. Die Beamten dieſer Bureaux examiniren die Auswanderungsluſtigen. Haben die Letztern Geld, ſind ſie geſund, intelligent, können ſie arbeiten, ſo iſt man mit gutem Rath bei der Hand und macht den Leuten das Auswandern möglichſt leicht und bequem. Hat man es aber mit Vagabunden, Krüppeln und Alten zu thun, ſo ſchickt man ſie heim und ſagt, ſie möchten im Lande bleiben. Die Folge iſt, daß wir die beſten, qualificirteſten Kräfte verlieren und die elenden, nichtsnutzigen zurückbehalten. Dies Syſtem wird uns nach und nach eine Armentaxe aufbürden, die ebenſo empfindlich zu werden droht als in England. Es iſt ſo weit gekommen, daß Fabrikanten erklärt haben, es bleibe ihnen nichts mehr übrig, als ihren beſten Arbeitern nachzugehen und mit ihnen in Amerika das Geſchäft fortzuſetzen, das hier aus Mangel an qualificirten Arbeitern und ſteigenden Löhnen zugrunde zu gehen Gefahr laufe."

„Selbſt iſt der Mann."

Goethe behauptet irgendwo, die ſchönſten Ideale der Männlichkeit ſeien ſchon von den Alten vorweggenommen worden, im Achilleus, dem Tapferſten, im Odyſſeus, dem Weiſeſten. Uns Neuern, fügt er hinzu, ſind nur die Frauen geblieben. So wendete er ſich der Verherrlichung des „Ewig Weiblichen" zu und ſchuf darin ſo vollendete Geſtalten, daß er, um mit Schiller zu reden, in dieſer Gattung ſein eigenes Muſter wurde.

In den meiſten der Goethe'ſchen Werke überſtrahlt die Hoheit und Lieblichkeit der Frauen den Werth und die Kraft der Männer; ſein reizendes Familienepos „Hermann und Dorothea" iſt ein Hymnus auf die Frauenwürde.

Leugnen läßt ſich aber nicht, daß dieſe poetiſche „Luſt am Weibe" zuweilen auch bei Goethe ſchon ihre unerfreulichen Schattenſeiten hat. Wir erinnern an die „Wahlverwandtſchaften". Wer ſie prüfend geleſen, der wird bei aller Bewunderung vor dieſen genialen Experimenten gleichſam einer Seelenchemie nicht umhinkönnen zu fragen: Wäre das Alles wol geſchehen, wenn Eduard etwas Vernünftiges und Praktiſches zu thun gehabt hätte? Und was hier ſchon im Werke des Meiſters den glücklichen Geſammteindruck ſtört, das tritt bei den Schülern und Nachahmern umſomehr als verletzender Mangel hervor, je weniger ihn Glanz und Fülle des Talents verbirgt. Der Müßiggang wird die Vorausſetzung der Poeſie, des Mannes Ehre, d. h. der Dienſt der Welt, die ernſte und treue Hin-

gebung an Beruf und Pflicht wird zur Nebensache; wo möglich läßt man sie weg. Die Männer sind zu nichts Anderm da als um wunderbare Frauen zu lieben, in der Regel mehre auf ein mal, und mit ihnen seltsame Herzensprocesse zu führen.

Neben und infolge dieser Richtung hat sich, wie nicht ausbleiben konnte, eine entgegengesetzte entwickelt, die **mannhafte**. Sie ist — um nur Neuestes zu bezeichnen, von Hebbel's Holofernes an bis zur Verherrlichung des Studentenexmmentes, der Raufereien und Trinkgelage und allerhand Sitten in Wachtstubennovellen und Kasernenepopöen hinuntergestiegen. Wir wollen die Verdienste nicht leugnen, welche sich z. B. Hackländer im erstgenannten Genre erworben; wir wollen dem Kasernen-Homer Scheerenberg gern nachrühmen, daß es ein sehr löbliches Unternehmen ist, die Großthaten unserer Heere dem Gedächtniß der Enkel einzuprägen. Aber ein paar wohlgesinnte Schwunggeilen zur Eröffnung und einige eingestreute patriotische Interjectionen reichen nicht aus, um trockene Beschreibungen und lange Erzählungen poetisch zu machen. Die prosaischen Details des Kriegshandwerks athmen schwer eingezwängt in Vers und Reim, welche ihre klare Entfaltung hemmen. Abgesehen davon, daß das fortwährende Nachschlagen in militärischen Hand-, Lehr- und Wörterbüchern den Genuß eines Gedichts nothwendig stört, so ist auch die moderne Art, Krieg zu führen und Schlachten zu liefern, so complicirt und weitschichtig, daß die erste Grundbedingung einer künstlerischen Darstellung — Anschaulichkeit, sinnliche Faßlichkeit — äußerst schwierig zu erreichen ist. Glücklich war hierin der alte Homer; engbegrenzt war des „Skamander's Feld". — die Ufer, die Furten, die Meergestade, die Lagerstellen, die Schiffe, die Thore, Straßen, Paläste der Stadt, alles Das prägte sich dem Hörer oder Leser leicht und schnell zu einem übersichtlichen Bilde ein. Und was noch wichtiger ist, die Heroen traten zu Einzelkämpfen hervor, die Scenen auf dem Schlachtfelde rundeten sich ohne Mühe ab für den kunstgeübten Blick und die gestaltende Hand brauchte nur zuzugreifen. Wie schwer ist es dagegen für unsere „mannhaften" Kriegsdichter, das geographische Terrain lebendig zu machen, schwerer noch, den Kampf selbst zu übersehen, in welchem an die Stelle der Einzelnen Massen, ja an die Stelle der Menschen Maschinen getreten sind. Unmöglich wäre es wol nicht, aber es bedürfte dazu einer Kraft ersten Ranges. Nicht nur auf dem Theater widerstreben Schlachtscenen unserm Geschmack, auch in der Lectüre sagen sie uns, entweder ungeheuerlich ausgedehnt oder lächerlich zusammengeschrumpft, selten zu. Es geht den strategischen Poeten ähnlich wie weiland den Landschaftsdichtern aus Haller's Schule: die Züge ihrer Bilder kommen im schwerfälligen Nacheinander, statt im Nebeneinander, und wie viele Mühe der gewissenhafte Leser sich geben möge, sie zu einer Einheit zusammenzustellen, sie fallen immer wieder entzwei.

Unter den Arbeiten dieser Gattung ist uns übrigens neuerdings eine vorgekommen, welche im Einzelnen des poetischen Elements nicht ermangelt, obwol sie im Ganzen auch an der erwähnten Zerfahrenheit und Weitschweifigkeit leidet. Wir meinen Löher's „General Sporck" (Göttingen, Wigand, 1854). Es behandelt diese Reimchronik die Lebensgeschichte eines Mannes, der von Geburt ein Bauer, durch sein Genie zum Feldmarschall und Reichsgrafen sich emporschwang. Sporck, im Jahre 1600 in einem westfälischen Dorfe geboren, entlief seinen Aeltern und trat zu Anfang des Dreißigjährigen Kriegs in kaiserliche Dienste. Im Laufe dieses welterschütternden Kriegs ward er der berühmteste Reitergeneral in ganz Europa. Er bildete sich nach Jan de Werth, mit dem er außer der abenteuerlichen Kühnheit einen glühenden Franzosenhaß gemein hatte. Nach dem Westfälischen Frieden lebte Sporck eine zeitlang ruhig auf seiner Hufe, aber nachdem sein Weib gestorben war, litt es ihn nicht länger und er nahm wieder Kriegsdienste. Er kämpfte mit den Schweden in Polen, mit den Türken am St.-Gotthard, mit den ungarischen Magnaten, deren Trotz er brach, mit den Franzosen in den Niederlanden, bis er endlich im Jahre 1679 starb. Wir haben in Sporck den Vertreter einer Zeit vor uns, die zwar keine Früchte des Segens aus blutiger Saat für Deutschland großgezogen hat, in der aber deutsche Kraft in großen Thaten sich nichtsdestoweniger glänzend bewährte. Es war eine Zeit der außerordentlichen Schicksale, die das Oberste zu unterst, das Unterste zu oberst kehrten, eine Zeit, in welcher der Verwegenheit des Genies kein Ziel zu hoch und zu schwierig erschien. Wir besitzen im „Simplicissimus" und in Moscherosch's „Gesichten" werthvolle Denkmale jener traurig-großen Jahrzehnde, Vorbilder, welche der poetische Biograph Sporck's fleißig benutzt und häufig mit Glück wiedergegeben hat. Vortrefflich kommt ihm der Umstand zu statten, daß sein Held Cavaleriegeneral ist, also noch einem alten Ritter ähnlich war. Man hat sich Sporck nicht wie manchen neuern Großfeldherrn mit dem Fernglas und der Landkarte, sondern nur mit dem Säbel in der Faust vorzustellen; er nimmt persönlich theil am Kampfe, als der Erste unter den Reitern, deren Abgott er ist, und nicht selten erscheint er in Homerischer Isolirung, als ein fertiges, abgerundetes Heldenbild.

So einen Ganzen und Biderben alten Schrot und Korns ſchildert auch Willibald Alexis mit ſeinem „Iſegrimm“ (drei Bände, Berlin, Barthel), einem Romane aus Preußens Leid- und Freudgeſchichte zu Anfang dieſes Jahrhunderts. Der Held deſſelben, der ſchon durch den Namen charakteriſirt iſt, hat die Unarten eines Originals, aber auch Charakter im beſten Sinn. Er iſt preußiſcher Offizier, zugleich Rittergutsbeſitzer und von gutem alten Adel; in den Tagen der Drangſal und der Demüthigung wie in denen der Erhebung und der Gloria ſeines Vaterlandes zeigt er denſelben muthvollen, treuen Patriotismus. Es iſt nicht unintereſſant, Iſegrimm mit Spork zu vergleichen: Dieſer dient Oeſtreich und iſt ein Sohn des Volks, ein Parvenü mit revolutionärer Laufbahn; Jener dient Preußen, dem Lande des Proteſtantismus und des Fortſchritts, und iſt aus altadeligem Geſchlecht, an deſſen Vorrechten er zähe feſthält. Alexis' Roman iſt ſtreng hiſtoriſch und zeichnet genau die Zuſtände Preußens; nichts wird verſchwiegen, nichts zurückgehalten. Obwol wir Alles deutlich vor uns ſehen, was Preußens Miſſion hemmend in den Weg tritt, wie ſie ſeinem Lande und Volke von den edelſten Geiſtern vorgezeichnet worden iſt, obwol uns nirgends ſchmeichelnde Illuſionen geboten werden, ſo hören wir doch nicht auf, an Preußen zu glauben, auf Preußen zu hoffen. Dieſen Eindruck verdanken wir des Dichters ehrenwerther Geſinnung und ſeinem reinen Gewiſſen. Er glaubt an ſich ſelbſt und deshalb an ſein Vaterland und dieſer Glaube fließt unvermerkt und unabſichtlich in ſeine Dichtung, ſelbſt wo ſie herb und polemiſch iſt, über.

„Selbſt iſt der Mann!“ iſt ein ſchönes Wort auch für die Poeten. Nur verwechſele man Uebertreibung und Prahlerei nicht mit Gigantenthum und ermuthige nicht den Dichter zu Ungeheuerlichkeiten, die zuletzt nur aufgebauſchte Abſtractionen ſind. Die „Männer“, die man ſchildert, müſſen durch einen möglichen Charakter mobiſicirt ſein. Nur Das iſt in der Poeſie eine „Geſtalt“, was die wirkliche Fähigkeit des Lebens an ſich trägt und erſt durch die umgebenden, auch das Große mehr nivellirenden als erhebenden Umſtände ſeine eigenthümlichere Bedeutung erhält.

Der wiener Myſtifex.

In einer literariſchen Geſellſchaft wurde kürzlich über den Verfaſſer des „Fechters von Ravenna“ Folgendes geäußert:

„Der Verfaſſer dieſer Tragödie, den alle Welt mit Namen wiſſen will, kann ſich nicht nennen, denn er exiſtirt nicht. Es iſt ein Collectivweſen und beſteht aus zwei oder drei Perſonen. Irgend Jemand ſchrieb eine «Thusnelda». Sie war gut gedacht, bot aber nur Material zu einem «praktiſchen» Stück. Dr. Laube machte es praktiſch. Der artiſtiſche Director des Hofburgtheaters iſt ſchon ſeit lange von den Principien, die ihn «Rococo» und «Gottſched und Gellert» ſchreiben ließen, zur Verehrung derjenigen Romantik übergegangen, die ſich in Wien durch Grillparzer und Friedrich Halm noch immer erhalten hat. Er ſcenirte das Werk, ſchrieb den Dialog vielleicht nur in Proſa und nannte das Ganze den «Fechter von Ravenna». In Verſe goß dieſe Arbeit dann irgend ein Dritter; irgend Jemand, der zum ſchwunghaften Redeſtil Talent beſitzt. Eine Bekanntmachung dieſer zwei- oder dreifachen Autorſchaft wird nicht früher erfolgen, bis nicht alle Bühnen das Stück gegeben haben.“

Wir theilen dieſe Meinung nur als ein Curioſum mit. Daß die Hofburgtheater-Direction ſelbſt den Verfaſſer nicht kennen will, wird ihr Niemand glauben, der weiß, wie die Annahme und Aufführung eines großen, ernſten, in der Tendenz mancherlei Misdeutungen ausgeſetzten Stücks auf jener Bühne ein Gegenſtand langer Erwägungen und vieler Rückſprachen mit den Verfaſſern iſt. Die Weigerung eines Einzelnen aber, falls dieſer nicht ein durch Erfahrungen der literariſchen Kritik verſtimmter Autor und kein Neuling iſt, wäre nach einem Erfolge auf der erſten deutſchen Bühne und bei der Freude, die das Publicum über den Gewinn eines neuen Talents empfinden müßte, in der That eine zu raffinirte und höchſt unglaubwürdige. Demnach muß es mit jener Autorſchaft eine eigene und vom Gewöhnlichen abweichende Bewandtniß haben.

Das Geheimniß des Poeten.

Von jedem kleinen Zuge, der im gewöhnlichen Leben dich überraſcht, von jedem Lächeln, das dir ein wunderlicher Zufall abgewinnt, von jedem wehmüthigen Gefühle, das deinen ganzen innern Menſchen bei irgend einer Erfahrung mit Rührung überwallt, nimm an, daß dir damit nur etwas begegnet iſt, was allen Menſchen ſchon tauſendmal ebenſo begegnete.

In dieſer Ueberzeugung und in dem Vertrauen, ein ſo Apartes getroſt als ein Allgemeinverſtändliches ausſprechen zu dürfen, liegt der bezwingende Zauber der Poeſie.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 9. | Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Der Pfeffer-Matthes.

Zum Advent. Vom Herausgeber.

Unter Führung eines Arztes, der an einer unserer berühmtesten Irrenanstalten wirkt, lernt' ich, an ihn empfohlen, kürzlich eine Menge jener traurigen Vorstellungen kennen, die den menschlichen Geist mit jener ausschließlichen Alleinherrschaft einnehmen, die wir Wahnsinn nennen. Blödsinn, Raserei sind die Folgen mehr oder weniger physischer Zustände; fixe Ideen aber, die mit der gesundesten Beschaffenheit des Körpers verbunden sind, drücken eine gleichsam nur auf Einen Punkt zusammengedrängte Geisteskraft aus und stoßen uns durch die Folgerichtigkeit des falschen Denkens, durch die Voraussetzung sich von selbst verstehender Natürlichkeit der Behauptungen und den damit verbundenen doch regelmäßigen Verlauf aller übrigen Lebensfunctionen, der sich nicht im mindesten auch von dem Aufenthalte an einem solchen Heilorte beirren und von seinen Gedanken abbringen läßt, das unheimlichste Grauen ein.

Unter vielen solchen Opfern der räthselhaften Bildung unserer Vorstellungen und der geheimnißvollen Bedingungen des Seelenlebens durch die Einwirkungen der Materie fiel mir beim Eintritt in einen von mehren stillen Zimmergenossen bewohnten freundlichen und in auffallender Ordnung erhaltenen Raum ein sonderbares, mit keineswegs anziehenden, eher ängstlichen als in sich zufriedenen Mienen sich ankündigendes Männchen auf, das frösteind und zusammengekauert in einer Ecke saß und rings um sich her einen wunderlich durcheinandergeworfenen Apparat von Holzschnitzereien, Tannenbüscheln, Bändern, Nüssen, Goldpapierschnitzeln u. dergl. ausgebreitet hatte.

Das ist der Weihnachtmann! sagte der Arzt halblaut zu mir und machte mich auf die Arbeit des Irren, der sich nicht stören ließ, aufmerksam. Unverkennbar war das verhutzelte Männchen mit einer Weihnachtbescherung beschäftigt. Ein Messer hatte es in der Hand, mit dem es an kleinen Holzstäben schälte, von denen einige schon auf einem Bret zu einer Figur zusammengesetzt waren, die etwa einer sogenannten Pyramide gleichkommen mochte. Andere solcher schon fertigen Pyramiden, umwunden mit verwelkten gelben Tannenzweigen, standen neben ihm zu seinen Füßen. Die Aepfel waren verdorrt, die Nüsse

halb verschimmelt, es schien eine ziemlich alte Bescherung zu sein, die der Irrsinnige hier noch immer wie eine erst in der Vorbereitung begriffene behandelte.

Ich sah eine Weile dem Treiben des Greises zu. Sein Schädel war kahl, das wenige Haar gebleicht, das dunkle Auge blinzelte einige mal scheu zu uns empor, es hatte einen stechenden Ausdruck, die Wangen und Hände waren faltenreich wie die neben ihm liegenden gedörrten Zwetschen, die er wie Edelsteine zu behandeln schien, so vorsichtig legte er eine neben die andere, gleichsam um sich nicht zu verwirren und im Hundertsten das Tausendste zu verwechseln. Seine zwei Mitbewohner, die wiederum auch ihren Sparren hatten, lachten. Doch waren sie in der ihnen beschiedenen Narrheit (der Eine trug von Papier alle Orden der Welt, der Andere war reicher als Rothschild, er machte sich ein Papiergeld selbst, das in allen Staaten der Welt einen weit über pari gehenden Cours hatte) so gutmüthig, daß sie mit dem wie es schien reizbaren Alten, dem Weihnachtmanne, wie ihn der Arzt genannt hatte, sich in aller Friedfertigkeit vertrugen.

Der zusammengeknöpfte Hausoberrock, die fröstelnden Bewegungen des Alten, die mit dem lachenden Sonnenschein, der durch die Fenster fiel, in einem Widerspruche standen, der mir mehr rührend als komisch war, veranlaßten den Begleiter zu fragen: Macht's kalt?

Eine fröstelnd sich schüttelnde Bewegung war des Narren Antwort.

Was schreiben wir heute für ein Datum? fuhr mein Begleiter fort, weniger um auf die Consequenzen der Manie des Armen einzugehen, als um mir einen vollern Einblick in sie zu gestatten.

Bald Weihnachten, Weihnachten! war die Antwort.

Die beiden Mitbewohner, der mit Orden geschmückte und der Krösus, verzogen wieder die Miene und machten mit aller Vernunft geltend, daß wir uns heute noch in der schönsten Jahreszeit befänden, weit entfernt vom 18. Januar, dem großen preußischen Ordens- und Krönungstage, wo Jeder wiederum einen Adlerorden irgend einer neuen Classe zu bekommen hoffte, weit entfernt noch vom 1. October sogar, wo die Dividenden der unzähligen Anleihen ausgezahlt wurden, die die Fürsten Europas bei dem Andern aufgenommen hatten. Der Alte blieb dabei, die Weihnachtzeit wäre nahe im Anzuge und ein guter Hausvater müsse sich rüsten, den Seinigen Freude zu bereiten. Er unterließ nicht, auf nähere Erkundigungen des Arztes alle die Personen zu nennen, für welche er die Weihnachtbäume, die schon fertig, ebenso bestimmt hätte wie die, die er erst noch herrichten und schmücken wollte. Ein Theil dieser Personen, flüsterte mir mein Begleiter zu, ist todt; aber sie leben in seiner Erinnerung; es sind seine Kinder, seine Dienstleute, seine Verwandten. Er ist reich und kann hier nach Wunsch gehalten werden. Sein Zustand ist die Folge des Geizes. Ich bin selbst Zeuge gewesen, wie seine Manie entstanden ist... Und da immer noch das Klappern der Zähne des Alten, sein Frösteln und Reiben der Hände nicht endigen wollte, sagte der Arzt: Sie machen's zu arg, Herr Matthes. Wir sind erst im September und Ihnen geht schon die schöne herrliche Weihnachtzeit auf. Lassen Sie sich doch bedeuten! Wir haben noch volle sechs Wochen bis Martini und für Ihre Weihnachtbäume gehören sich doch frische Nüsse. Die sind dies Jahr noch gar nicht geschüttelt worden. Aengstigen Sie sich nicht. Christkindchen läßt Ihnen Zeit, diesmal mehr herauszurücken als gewöhnlich, Herr Matthes!

Der Alte schnitt ein sauerlächelndes Gesicht. Unverkennbar war der Geiz in seinen Mienen abgeprägt. Er antwortete nicht, sondern fuhr in seinem Bau von Weihnachtbäumchen fort und mein Gefährte sagte einfach: Gehen wir weiter! Im Hinaustreten fügte er hinzu: Manchmal nehmen wir ihm den Kram fort, weil er sich zu sehr aufhäuft und den beiden Andern den Raum benimmt, ihre Ordensbänder und Staatspapiere auszubreiten; aber wie ein Biber bauen muß, weil er nicht anders kann, so muß der Alte Weihnachtbäume machen. Die Furcht vor dem Christkind ist eben sein stiller

Wahn. Pfeffer-Matthes nannten ihn die Leute in der kleinen Stadt, wo er lange Jahre hindurch eine einträgliche Spezerei- und Materialwaarenhandlung führte.

Neue Eindrücke unserer traurigen Wanderung ließen den eben empfangenen in den Hintergrund treten, und ich wäre schwerlich dazu gekommen, den freundlichen Führer um die Geschichte des Pfeffer-Matthes anzugehen, wenn mich nicht der Anblick seiner lieblichen und fröhlich sich tummelnden Kinder daraufgebracht hätte. Ihr Vater war, als wir die Pforte des trauervollen Asyls der Geisteskranken hinter uns zufallen hörten, so freundlich mir anzubieten, mich auf der lieblichgelegenen Veranda seiner nahen Wohnung auszuruhen. Die Zurüstungen des Kaffeetisches lockten traulich zu dem dichten Weinlaubdache hinüber, das sich an die vom freundlichsten Abendsonnenlichte vergoldete Wohnung lehnte. Das berühmte Irrenhaus lag entfernt von der Stadt in anmuthiger bergiger Gegend, die Wohnung des Directors in ihm selbst und der Assistenzarzt tauschte vollends schwerlich mit einem Andern, so im Grünen und Heitern lag das kleine Häuschen, das er bewohnte, mit seiner reizenden Fernsicht auf ferne blaue Berge und einen nahen, zierlich sich schlängelnden, immer belebten Strom.

Gattin und Kinder boten einen freundlichen Empfang. Die Brust athmete mir auf von dem beklemmenden Druck des eben Erlebten und Gesehenen. Das humoristische „Man gewöhnt's" des Arztes milderte nicht sogleich die Schauer, die noch nachbebten. Es wurde manches Wort über die Ursachen der Geistesstörungen überhaupt gesprochen, über die Zunahme an Geisteskranken in unserer Zeit, über die Ursachen, die dafür wol eben in der Zeit selbst liegen mögen, über die veränderten Behandlungs- und Heilungsmethoden, die man jetzt befolgt, und Aehnliches. Das Gefühl, seiner eigenen fünf Sinne mächtig zu sein, wirkt dabei in der That so trostreich, daß man sich bald selbst in die wunderlichsten Erscheinungen findet. So diente nun der Hinblick auf die Hausfrau, die eine glückliche Mutter war, auf die Kinder, die heiter und froh um uns her sprangen und kletterten, mit einem großen Hunde spielten und auf der Terrasse, die sich den Berg hinunter abwärts abdachte, manche halsbrechende Kunststücke aufführten, als Uebergang zu den Weihnachtfreuden und zu jenem närrischen Alten, der so lediglich und ausschließlich nur mit dem einzigen Tage im Jahre beschäftigt schien, auf den der Glaube und die Liebe soviel Reize des Glückes und der Poesie ausgeschüttet haben.

Ja, der Pfeffer-Matthes, sagte der Doctor. Das will ich Ihnen erzählen und kann es aus bester Quelle, da ich beim Ursprung dieser Narrheit zugegen war und mein Weibchen da wird wol auch nichts dagegen haben, wenn ich davon plaudere. Wenn man sechs Jahre verheirathet ist, kommt man nicht alle Tage auf die schöne Zeit des Brautstandes zurück.

Die Gattin machte mit dem Zeigefinger eine jener drohenden Geberden, die nur Der verstehen kann, der selbst verheirathet ist. Wer es noch nicht ist oder wer überhaupt nicht heirathen will, dem sagen wir nur, daß diese kleine Geberde etwa soviel sagen will, als: Die Ehe ist jener merkwürdige Lebensstand, wo zwei Menschen so nahe aneinandergerückt sind, daß sie gar nicht anders können, als ewig aneinander vorüberzustreifen und manchmal recht unsanft sich zu berühren, aber auch der Stand wieder, wo man so nahe aneinandergerückt ist, daß man sich nichts nachtragen kann und auf eine Verstimmung immer wieder ein Dutzend Gelegenheiten hat, sich einen herzlichen Kuß zu geben und ohne alles Nachtragen zu sagen: Vergeben und Vergessen.

Der Doctor zog seine Cigarrentasche und mich ermunternd, seinem Beispiele zu folgen, erzählte er folgendes Begebniß aus seinem Leben:

Es gab, begann er, vor acht Jahren einen grimmigen Winter, der Frost war unerhört, der Schnee lag schuhhoch und knirschte unter Fuß und Wagenrad. Das hinderte mich aber nicht, von der großen Residenz, wo ich wohnte und meine Examina machte, zum Weihnachtabend drei Meilen weit in eine kleine Nachbarstadt zu reisen, wohin mich

ein Weihnachtbaum zog, den mir schon ins dritte Jahr die liebste Hand auf Erden anzündete, die schöne — sehen Sie, wie zarte — Hand meines guten Weibchens da. Damals war sie meine Braut. Wie viel Mühe sie mir gemacht hat, sie als solche zu erobern, bewies ich unter Anderm dadurch, daß ich regelmäßig zu Weihnachten und gleich auch wieder zu Neujahr und mochte ein Wetter sein wie da wollte, mich einfand bei der Bescherung und acht Tage drauf beim Punschnapf. Gewöhnlich bediente ich mich, um von in solchen Tagen meist verhinderten Kutschern unabhängig zu sein, eines gemietheten Pferdes. So ritt ich auch jenen Weihnachtabend meinem lieben Städtchen zu und glich, wie schon zwei mal, wieder dem Knechte Ruprecht oder dem heiligen Nikolaus. Links und rechts am Sattel waren Bescherungen angebändelt; das rasselte und klingelte und klapperte um mich her von allerlei Blech, das ich den jüngern Geschwistern meiner Braut mitnahm. Hinten am Rücken des Kleppers, quer über die Kruppe, lag ein Gegenstand festgebunden, der mich zwang, sehr langsam zu reiten, ein Ungethüm mit vier Beinen in die Luft ragend, einfach ein Nähtisch von Mahagony. Wer den Reiter so in der grimmen Winternacht im Zwielicht fern hintrotten sah, hätte unsere Gesammterscheinung für irgend eine fabulose Species aus Raff's Naturgeschichte halten müssen. Im Mantel, hinten und vorn, waren noch packweise Thorner und Nürnberger Lebkuchen versteckt, kurz ich war ein berittener Weihnachtmarkt und hätte jedem Abällino, der mich vielleicht auf der einsamen Landstraße anzufallen die Winterlaune gehabt hätte, sicher wenigstens für seine hoffnungsvollen Kinder einen vortheilhaften Fang abgegeben. So kam ich langsam und wohlgemuth, zuletzt freilich trotz der Pelzstiefeln mit abgestorbenen Füßen und mit kläglich durchfribbelten Händen, in die Nähe des kleinen Städtchens, wo meine Gattin (ohne Kleinstädterin zu sein) das Glück gehabt hat, für mich geboren und erzogen zu werden. Mit einbrechender Dämmerung nahm der Frost immer zu, mein Athem thaute den Reif nicht mehr vom Barte weg, die Mähne meines Gauls war wie versilbert, und als die Nacht einbrach, standen die Sterne so glitzernd kalt am Himmel, so funkelnd lockend und doch so aller belebenden Wärme bar wie die schönen Augen einer herzlosen Kokette.

Meine Gattin mahnt aber, mich nicht bei poetischen Beschreibungen aufzuhalten. Also zur Sache.

Dicht an dem Städtchen liegt der Kirchhof, an dem ich vorüber mußte. Ich kann nicht verschweigen, daß das Läuten der Weihnachtglocken vom Städtchen her mich innig ergriff. Ich ritt meinem Liebchen entgegen! Alles war so still in winterlicher Ruhe um mich her und mein Herz so voll von Sehnsucht und Kindheitserinnerung. Ich blickte voll Rührung auf den schon in tiefnächtlichem Dunkel daliegenden Friedhof, auf die stillen kleinen Schneehügel, die verschneiten Kreuze und Grabsteine, ich gedachte der Freuden, die da kommen und gehen, und wäre die sich dazwischendrängende Sehnsucht nach eurem warmen Ofen, eurem warmen Thee und gewissen noch wärmern Küssen nicht gewesen, ich hätte Muße und Stimmung gehabt zu einigen recht dicktröpfelnden Thränen. Der Mensch ist nun einmal so. Was zu schön ist und zu reich, das macht uns weich u. s. w., u. s. w.

Schäme dich, daß du deiner Thränen spottest, unterbrach die Doctorin.

Er spottet ihrer nicht, vertheidigte ich den Erzähler, im neunzehnten Jahrhundert ist es eben Mode, von seinen Thränen nicht anders als nur schriftlich oder gedruckt zu sprechen. Lassen Sie ihn weinen! Er thut's nur in der Erinnerung.

Also der Kirchhof! wiederholte der Erzähler... Wie ich so den sanften Glockenklängen über den leuchtenden Schnee hinüberlauschte, seh' ich im Dunkeln unter den Gräbern und Kreuzen eine wandelnde Laterne. Lieber Gott, dacht' ich, da doch über den Friedhof nicht ein allgemeiner Weg geht, was ich sonst wol leiden mag, weil es den Lustigsten manchmal erinnern muß, unwillkürlich an den Tod zu denken, so ist das gewiß ein armes liebendes vereinsamtes Herz, dem kürzlich irgend ein theures Angehöriges starb. Das denkt da

nun im Schnee an die Weihnachtfreude der ganzen Welt, die ihm zu theilen nicht beſchieden iſt. Es hat's hinausgezogen in die kalte Winternacht und vom Grabe ſeines Theuern ſchaufelt's nun da den Schnee weg, um wol einen Kranz darauf zu legen. Und wie gedacht, ſo war es faſt. Wenigſtens ſtand die Laterne ſtill, mitten auf dem Friedhofe ſtand ſie ſtill. Einen Durchgang gab's hier nicht, ich kannte ja, gelt Malwina, ich kannte alle Wege in euerm Neſt, die offenen und die geheimen ganz beſonders. Alſo es war ein Trauernder. Natürlich ritt ich weiter, ritt ins Thor, ritt die Straße hinauf zu Liebchens Hauſe, pochte und kam juſt zu rechter Zeit zum Weihnachtbaum, den ich ſelbſt noch ſchmücken wollte und der ſchon weit mehr für mich geſchmückt war, — wie immer! Mein Gaul war im Stalle des Vaters, die Beſcherung war vorüber, wir ſaßen ſchon traulich am warmen Ofen eines Nebenzimmers, verzehrten die kaum vom Ofen gekommenen Weihnachtſtollen und wärmten uns an der Spende einer kräftig dampfenden Bowle, während die kleinere Welt nebenan den dunkelgewordenen Chriſtbaum nicht mehr anſah vor Intereſſe an den Einzelheiten der Beſcherung, einem Intereſſe, das von Bewunderung, wie auch wol ſonſt im Leben, zur Zertrümmerung überzugehen pflegt, — als wir plötzlich auf der Straße es laut werden hörten. Stimmen ſprachen durcheinander, Klingeln von einem Schlitten vernahm man und bald auch wurde heftig die Hausglocke gezogen. Mein Schwiegervater war, was auch ich werden wollte, Arzt. Ein Kranker oder Verunglückter! hieß es. Wir ſprangen aus unſerm traulichen Kreiſe auf und in der That begehrte man die Hülfe des Vaters. Eine Anzahl Menſchen ſtand vor dem Hauſe und theilte ſich die Thatſache mit. Auf dem Kirchhof iſt Einer erfroren! hieß es. Es iſt der Pfeffer-Matthes!

Mein Schwiegervater war ſchon in den Kleidern, mein Liebchen da hatte ihm ſchon den Pelz übergeworfen. Noch war die Möglichkeit, wie und wo der Pfeffer-Matthes, ein wie ich ſogleich erfuhr, allgemein bekannter Mann, ein Wohlhabender der Stadt, dem man zum Spott einen Namen gegeben hatte, der von ſeinem Gewerbe kam, erfroren ſein konnte, nicht erörtert, als ich mich ſchon dem Vater angeſchloſſen hatte. Bei der Nachricht, man hätte Herrn Matthes erfroren auf dem Kirchhofe gefunden, mußte mein Intereſſe nur wachſen. Schon im Gehen auf der Straße erzählte ich von dem Lichte, das ich auf dem Friedhofe geſehen. Indem waren wir bereits in das Haus des Verunglückten getreten, das eins der ſtattlichſten am Markte war.

Die Menſchen, die die plötzliche Unruhe in der ſo ſtillen und nur von Kindertrompeten und Trommeln heute etwas alarmirten Stadt und die Neugier auf die Straße trieb, nahmen, ſah ich wol mit Befremden, zu dem Vorfall eine eigene Miene an. Wie ein Lauffeuer ging durch alle Anweſende, die uns begleiteten und ſich ins Haus, in das man den Pfeffer-Matthes ſchon getragen hatte, mit eindrängten, eine Allen gemeinſame Auffaſſung des Vorfalls. Hat er's nun weg, der Geizhals? hieß es. Straft ihn ſeine Frau nun Lügen? Muß er nun wenigſtens zu ſeinem Begräbniß herausrücken, der Heimtücker!

Eine Aufklärung dieſer Bemerkungen zu bekommen war für mich nicht möglich, da ich mit dem Vater beſchäftigt war, den Erſtarrten ins Leben zurückzurufen. Man hatte ihn in ſein Schlafzimmer gebracht, dies ſchnell geheizt, ihn dicht mit wollenen Decken umhüllt, unter denen man den Halbentkleideten mit herbeigeholtem Schnee, mit Spiritus und flüchtigen Salzen rieb. Die Dienſtboten, die Ladenburſche mußten zu dieſem Hülfswerk angefeuert werden, ihre Freude an der Wiederkehr der Lebenszeichen war erſt allmälig aufrichtig, erſt der Erfolg ermunterte ſie. Zu lange konnte der, wie man ſah nicht beliebte Mann nicht im Zuſtande der Erſtarrung gelegen haben. Seine Kleider waren von der umgeſtürzten Laterne verbrannt. Man hatte vom Wege die Flamme geſehen, die den alten grauen Mantel ergriffen hatte, und ſo war die Hülfe von zufällig Vorübergehenden beſchleunigt worden.

Unſern angeſtrengten Bemühungen gelang es, bis gegen Mitternacht die entſchieden-

sten Zeichen des rückkehrenden Lebens zu gewinnen. Wir konnten ein leichtes Umflößen von heißem Thee verordnen und uns mit der Hoffnung entfernen, daß die gesteigerte Bettwärme bis zum Morgen das Werk der Wiederbelebung würde vollendet haben. Es war eine grimmig eisige Nacht, als wir erschöpft über die nun wieder todtstillen Straßen selbst die Ruhe und unser warmes Lager zu gewinnen eilten.

In aller Frühe war der Vater schon wieder am Markte bei dem Pfeffer-Matthes. Ich erfuhr gerüchtweise, daß der Gerettete schon aufgestanden war und hatte inzwischen mancherlei Anderes, was mich in Anspruch nahm. Zu Mittag, als der Mutter fast die köstliche Gans zu lange am Feuer stand, weil Papa nicht endlich heimkam, erfuhren wir, daß es mit dem Pfeffer-Matthes nicht so gut aussah, als man anfangs geglaubt hatte. Zwar hatte ihn der Vater schon auf und im rührigen Zustande gefunden, aber der Unfall hatte, wie seine Reden, sein Gebahren und Thun bezeugte, seine Geisteskräfte angegriffen. Gleich nachdem er aus dem Bette sich erhoben und kaum angezogen, war er in den Laden hinuntergegangen, hatte alle Kästen aufgezogen, hatte Rosinen, Mandeln, Backpflaumen zu kleinen Haufen gethürmt und wollte aller Welt bescheren. Seine Dienstleute staunten. Jedem versprach er goldene Berge und als der Vater zu ihm gekommen war, hatte er auch Dem versichert, daß er zu Weihnachten auf ihn rechnen könne und daß Weihnachten noch gar nicht angebrochen wäre. Herr Matthes, Herr Matthes, hatte der Vater gesagt, hören Sie denn nicht nebenan in der Kirche singen? Es ist ja schon heute der zweite Gottesdienst. Matthes hörte auf seine Widerlegung, schüttelte den Kopf und versicherte, seine Frau hätte ihm die bittersten Vorwürfe gemacht, daß er den Kindern nichts gäbe, den Hausleuten nichts gäbe, die Ladenbursche auf das neue Jahr vertröstete und ähnliche Versäumnisse sich zu Schulden kommen ließ. Auf seine Bedeutung, daß Frau und Kind ihm ja längst gestorben wären, hatte ein offenbarer Irrsinn geantwortet. Die Nacht auf dem Friedhofe war nicht überwunden; das physische Wohl war da, aber der Frost hatte das Gehirnleben zerstört.

Der Zustand änderte sich nicht. Die Erben ließen nicht auf sich warten. Sie beantragten, den Zustand des Pfeffer-Matthes zu constatiren und dessen möglichen Folgen gerichtlich vorzubeugen. Man verwaltet sein bedeutendes Vermögen und läßt ihn nun hier auf der Landesirrenanstalt unter bequemen und ganz angenehmen Verhältnissen sein Wesen forttreiben. Er hat die Manie des Bescherenwollens, er schnitzelt und zimmert Christbäumchen, er schmückt sie und vergoldet Aepfel und Nüsse und holt nach, was er wol an zwanzig Jahre seines Lebens versäumt hat. Denn der Pfeffer-Matthes war so hetzig gewesen, daß er jede nothwendige Ausgabe auf ihr Minimum reducirte, jede, die er überflüssig nannte, ganz beseitigte. Wer ihn zu Gevatter bat, dem sagte er, es wäre merkwürdig, alle Kinder, denen er Pathe gestanden, stürben ihm. Wer ihn zur Hochzeit lud, dem erzählte er Geschichten über Geschichten, daß jede Ehe, wo er dem Jaworte beigewohnt, in Unfrieden geendigt hätte. Und weil er die Bescherung zur Christzeit, diesen ihm besonders fatalen Luxus, nicht vermeiden konnte und die üble Nachrede fürchtete, so schützte er, um die Weihnachtgeschenke zu vermeiden, den einst allerdings in die Weihnachtzeit gefallenen Tod seiner Frau und seiner Kinder vor, um sich von dem allgemeinen Feste der Freude dispensiren zu können. Seit Jahren hatte er eingeführt, daß bei ihm von einer Weihnachtzeit nicht die Rede sein durfte. Schon manche Dienstmagd hatte ihn deshalb verlassen, schon mancher Hausknecht, mancher Laufbursche und Ladendiener hatten die wahren Motive der traurigen und düstern Weihnachten in Pfeffer-Matthes Hause in Umlauf gebracht; er ließ sich nicht irre machen, er behauptete, seinem gefühlvollen Herzen, seiner mit dem schmerzlichsten Andenken gewidmeten Feiertagszeit dürfe kein Mensch mit Bescherung und ähnlichen Lustbarkeiten kommen. Um dann die Ausrede seines liebevollen Herzens zu Gunsten seines Geldbeutels auch ganz wahrscheinlich zu machen, ging er regel-

mäßig an jedem Weihnachtabend an das Grab ſeiner theuern Verblichenen, behauptete, daſelbſt, während Alle ſich freuten, eine Stunde der ſchmerzlichſten Erinnerung zu weihen, und trieb dieſe Verſtellung Jahr ein Jahr aus ſo conſequent, bis einmal bei 20 Graden Kälte ſeine Pelzſtiefeln und der alte große Mantel ihren Dienſt verſagten und der Wucherer mit ſeiner Lüge einſchlief und erfror.

Zu Ende der Mittheilung des Arztes hatten ſich die Kinder wieder eingefunden und der ernſtkomiſche Eindruck, den die Erzählung hervorbrachte, war von der Kleinen harmloſerm Sinne bald wieder verwiſcht. Dennoch konnt' ich nicht umhin, als ich dankend und zum Gehen mich anſchickend mich erhob, zu bemerken: Dieſe Nemeſis hat Methode. Was zwanzig Jahre in dem ſtarren Geiſte als eine Lüge unterdrückt wurde, bricht zuletzt unbewußt mit der ganzen Kraft der niedergehaltenen Springfeder empor und macht ſich nun wie von ſelber geltend. Schade, daß dem Alten die bewußte Reue fehlt.

Wer weiß! bemerkte die Hausfrau. Ich kannte die Familie des Pfeffer-Matthes nicht, ich war zu jung; aber ich hörte, daß ſeine Frau eine brave und gute Seele war und daß der Geizhals ſchon ſeine Kinder regelmäßig um die Weihnachtzeit betrogen hat. Ich muß mir immer denken, daß ihm in jeder Weihnacht, wo er auf dem Kirchhofe an ihrem Grabe hockte und die Ausgaben berechnete, die er durch eine Lüge erſparte, dieſe gute Mutter ihm erſchienen iſt und ihm zugerufen hat: Du heilloſer Matthes, ich ſtarb dir ja keineswegs am Heiligen Abend, und wenn auch, wie könnteſt du denn mein Andenken beſſer feiern, als indem du Andere glücklich machſt? Was mußt du denn mit der Trauer über mich auch Andere traurig machen? Und da hat ſie ihm denn gewiß in der Nacht, wo er erſtarrte und ſchon die Geiſterſtimmen hörte, befohlen, Alles wieder gut zu machen, was er am Chriſtkindchen je verbrach. So ängſtig würde er da oben nun nicht ſitzen und ſeine vergeſſenen Weihnachtbäume ſchnitzeln, wenn er nicht die ſchrecklichſte Furcht hätte. Das bleibt gewiß! Die Weihnachtzeit gehört den Frauen und den Kindern. Wehe Dem, der den Weihnachtmann und wenn's bei der bitterſten Armuth wäre, nicht irgendwie in Nahrung ſetzt.

Da ſehen Sie, ſagte der Doctor beim Abſchied, ſo eine Frau weiß doch Alles zu ihrem Vortheil herumzukriegen. Der Alte da oben koſtet mir jährlich eine ganz hübſche Summe Geld! Red' ich das ganze Jahr meinem Weibchen von ſchlechten Zeiten, von Krieg, von Steuern, von Einſchränkungen und allen Plagen der traurigen Situation, in der ſich Europa gegenwärtig befindet, ſo bin ich das ganze Jahr damit auch am Platze und bekomme immer Recht. Zu Weihnachten aber, da erhalt' ich regelmäßig auf alle dieſe ſonſt ſo vernünftigen und höchſt gebilligten Klagen keine andere Antwort als die: Geh! Geh! Nimm dich in Acht oder das Chriſtkindchen macht aus dir — auch ſo einen Pfeffer-Matthes!

Um die Nutzanwendung dieſes Stückleins allgemein zu machen, erzählt' ich es den Leſern der „Unterhaltungen" noch zur rechten Zeit, zum Advent, vier Wochen vorm Feſte, wo man über das Weihnachtbudget noch immer einen guten Entſchluß faſſen kann.

Ueber künſtliche Augen.

Schon in den älteſten Zeiten waren die künſtlichen Augen erfunden. Nach Einigen iſt Ptolemäus Philadelphus, König von Aegypten, nach Andern Phidias ſelbſt der Erſte, welcher den Statuen künſtliche Augen einſetzen ließ. Der Letztere ſoll die für das Pantheon von Athen beſtimmte Statue der Minerva mit einer Art Achataugen verſehen haben. Außerdem findet man noch heutigen Tags in den ägyptiſchen Mumien emaillirte Augen auf Silber und in den Galerien des Louvre ſieht man römiſche Statuen, deren Augenhöhlen nicht mit Stein ausgefüllt, ſondern leer gefunden worden ſind, was

darauf hinzudeuten scheint, daß sie künstliche Augen enthalten haben. Die Götterstatuen hatten künstliche Augen von Silber oder Bronze, für deren Erhaltung besoldete Künstler sorgten."

Bei den Griechen waren zwei Arten künstlicher Augen im Gebrauch. Die eine Art wurde auf, die andere unter die Lider gesetzt. Die erstern bestanden aus einem eisernen oder stählernen Ringe, welcher von hinten nach vorn um den Kopf gelegt war und an dessen einem, vordern Ende eine Metallplatte mit sehr feinem Leder befindlich war, auf welches man das Auge und dessen Umgebung gemalt hatte. Die Platte deckte das verloren gegangene Auge vollständig. Die letztern waren von Metall, wurden unter die Lider geschoben und mit Feile und Hammer der Augapfelhöhle angepaßt.

Diese zweite Art, welche man auf den aus Aegypten zu uns gebrachten Mumien vorgefunden, ist den noch heute gebräuchlichen sehr ähnlich und unterscheidet sich von diesen wol hauptsächlich durch die specifische Schwere und Unvollkommenheit der Malerei. In den Fällen, wo man auf Gold malte, wurde der Werth und die Dauerhaftigkeit sehr vergrößert.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, im Jahre 1740, soll nach Percy's Angabe ein Glaser in Nevers zuerst Glasaugen gefertigt haben, welche eingesetzt wurden, und im Jahre 1817 lieferte ein Engländer, Stark, eine Art Porzellanaugen, die mit weißem Email überzogen wurden, in der Mitte mit einer Regenbogenhaut, wobei man jedoch die Pupille gänzlich vergaß. Nach A. Smee's Angabe ist in England jetzt die einzige Person, welche künstliche Augen verfertigt, ein Herr Gray. Er hat seine Kunst zu einer solchen Vollendung gebracht und seine künstlichen Augen ahmen die gesunden in so hohem Grade nach, daß Smee es selbst erlebte, wie junge Wundärzte in der Abwesenheit ihres Lehrers dergleichen Augen für merkwürdige Fälle von unbeweglicher Pupille erklärten.

Die Leistungen von Carré, Rho, Anjou Vater und Sohn und Béquet scheinen geringfügiger Natur gewesen zu sein, bis François Hazard (geb. 1758, gest. 1822) alle seine Vorgänger überflügelte.

Er verlieh mittels seines erfinderischen Geistes, ohne fremde Unterstützung, dem Emailauge die vollkommenste Aehnlichkeit mit dem menschlichen, weshalb ihn Boissonneau „un des créateurs de la prothèse oculaire" nennt.

Boissonneau der Vater, in Paris, begann schon im Jahre 1825 in den Glasfabriken von Rougemont und Montmirail mit Versuchen zur Anfertigung künstlicher Augen, womit er jedoch, nach eigener Angabe, ziemlich unglücklich war. Endlich gelang es ihm, in der Verbindung des Wismuth mit der Kieselsäure eine Masse herzustellen, welche den Temperaturwechsel besser verträgt und selbst nach Jahren von der Augenfeuchtigkeit nicht angegriffen wird. Bevor Herr Boissonneau Augen für Menschen fertigte, beschäftigte er sich jahrelang mit der Herstellung von solchen für kleinere und größere Thiere.

Wie der Verfasser dieser Zeilen selbst gesehen, fügt Boissonneau jetzt auf eine Masse, welche den Mittelpunkt oder Kern des Auges bildet und im Feuer einer Löthrohrlampe aufgeblasen wird, einen schwarzen, kreisrunden Punkt, der die Pupille darstellt, zieht von demselben mittels farbiger Glasstäbchen die im Feuer verflüssigte Masse nach allen Seiten hin aus, wodurch die Regenbogenhaut in feinster Nüancirung gebildet wird und überzieht das Ganze mit einer durchsichtigen Emaillage. Hierdurch wird die optische Täuschung einer vordern Augenkammer hervorgebracht. Sodann wird die Lederhaut angelöthet, auf welcher nach außen, innen, oben und unten einige feine Gefäße sichtbar sind.

Das künstliche Auge hat die Gestalt einer flachen Schale, deren Convexität nach vorn gerichtet ist. Am breitesten ist es nach außen und unten, nach innen und oben schmäler. Die Ränder sind gehörig abgerundet.

Für die gewöhnlichen Fälle genügt es, eine Anzahl künstlicher Augen zu besitzen,

welche je nach Körperhälfte, Größe und Farbe verſchieden ſind. Ich habe ſeit mehren Jahren mit einer Sammlung von 50 Stück, deren 25 für die rechte, 25 für die linke Seite beſtimmt ſind, ausgereicht.

Dennoch kommt es vor, daß an der einen oder andern Stelle ein kleines Segment zuzuſetzen oder wegzunehmen iſt. Auch findet ſich zuweilen ein beſonderes Farbenſpiel in der Regenbogenhaut oder Lederhaut, oder es ſind Geſchwülſte in der Augapfelhöhle, welche Umſtände beſonders zu berückſichtigen ſind.

Hierbei bediene ich mich folgenden Verfahrens: Ich laſſe das geſunde Auge getreu nach der Natur malen und meſſe bei dem kranken Auge den Abſtand der Augenhöhlenränder und die Entfernung des äußern Augenwinkels von dem innern. Zugleich wird die Nummer desjenigen Auges aus meiner Sammlung, welche den Erforderniſſen am meiſten entſpricht, mit Angabe der gewünſchten Veränderungen bezeichnet. Herr Boiſſonneau fertigt mit möglichſter Schnelligkeit und bekannter Sorgfalt das beſtellte Auge. Derſelbe wird im Behinderungsfalle von ſeinem Sohne vertreten, der mit dem Geſchäftsgange völlig vertraut iſt.

Herr Boiſſonneau hat den Preis für ein Auge auf einen Friedrichsdor feſtgeſetzt. Wer ein obrigkeitlich beglaubigtes Armuthszeugniß beibringt, bekommt das Auge ſowie die ärztliche Mühewaltung gratis.

Wer noch nie Jemand geſehen, welcher ein allen Erforderniſſen entſprechendes künſtliches Auge trägt, kann ſich keinen recht deutlichen Begriff von dem Nutzen der prothèse-oculaire machen und wird immer der Meinung ſein, es habe das Tragen eines Emailauges tauſende von Beſchwerlichkeiten. Wenn man aber Menſchen, welche die hohle Augengrube zur Schau tragen und Andere, welche mit einer Binde das Auge decken, mit Solchen vergleicht, wo das eingeſetzte Auge auf den erſten Anblick gar nicht oder nur ſehr ſchwer zu erkennen iſt, und bedenkt, daß mit den Jahren die Möglichkeit ſchwindet, ein Auge einzuſetzen, weil nicht allein die Augenlider zu ſchlaff werden und über das künſtliche Auge herabfallen, ſondern auch, weil ſich mit der Zeit die Augengrube auf das Minimum verengert und durch Verwachſungen auch das kleinſte Modell herausgetrieben wird, ſo muß man dringend wünſchen, daß die Vorurtheile gegen dieſe ſo heilbringende Kunſt allmälig ſchwinden mögen. Wirklich iſt unter der arbeitenden Claſſe der Verluſt eines Auges durch den unangenehmen Eindruck, welchen es gewährt, häufig hemmend, Arbeit zu erhalten, und in den höhern Claſſen wird es oft zum Hinderniß für geſellſchaftliche Beziehungen.

Es gehört aber auch einige Geduld dazu, ein Emailauge tragen zu lernen. Obſchon das Einſetzen und Entfernen deſſelben völlig ſchmerzlos iſt, ſo muß man doch Beides, will man ſich nicht von Andern abhängig machen, ſelbſt erlernen. Es tritt in der erſten Zeit faſt immer etwas Schmerz ein, ſodaß das Auge anfänglich nur einige Stunden getragen werden kann, worauf man kalte Umſchläge nach deſſen Entfernung anzuwenden hat. Später, wenn ſich die Augapfelhöhle an den Druck des fremden Körpers gewöhnt hat, entfernt man das Auge am Abend, reinigt es mit lauwarmem Waſſer und legt es in Watte oder Seide. In vielen Fällen habe ich beobachtet, daß das künſtliche Auge nicht öfter als alle acht Tage einmal, behufs der Reinigung, auf kurze Zeit entfernt und dann ſofort wieder eingeſetzt wird. Es iſt rathſam, die Entfernung und Aufbewahrung im Winter nicht im kalten Zimmer vorzunehmen, weil ich bemerkt habe, daß das Auge durch den raſchen Wechſel von animaliſcher Wärme zu der kühlen Temperatur der Außenwelt Sprünge bekommt und unbrauchbar wird.

Obſchon es von Wichtigkeit iſt, ſtets ein künſtliches Auge in Reſerve zu haben, vorzüglich wenn man ſich nicht gleich ein neues verſchaffen kann, iſt es doch bei Beobachtung aller Vorſichtsmaßregeln möglich, ein und daſſelbe Auge ein bis zwei Jahre täglich zu benutzen.

Dr. Wengler.

Berliner Briefe.

III.

Wir treten auf unserer fortgesetzten Museumswanderung in einen Kuppelsaal. Das Licht fällt von oben und zeigt uns die in Nischen aufgestellten Gruppen. Wir neigen uns zuvörderst vor einer majestätischen Minerva. Sie bewohnte früher die Hallen der Akropolis, ehe sie hier einzog. Ein Weisheitshauch weht uns an — das stolze Attika beherrscht uns von neuem in seiner Göttin. Aber sie zürnt, denn man hat die Hohe so gestellt, daß sie ihren weinberauschten Bruder, aller Weisheit bar, von jungen Faunen geführt, fortwährend ansehen muß, sie mag nun wollen oder nicht. Die Gruppe ist wildpertisch gedacht und ausgeführt, nur paßt sie so wenig wie der schlafende Faun nicht in dieses Heiligthum, wo wir noch die tiefernste Gruppe des Menelaus, der seinen sterbenden Freund aus der Schlacht trägt, erblicken. Die vier Gemälde der Kuppel, aus dem Gebiet der Mythologie, zeigen uns: Theseus im Kampf mit dem Minotaurus, Hercules mit der goldgehörnten Hirschkuh, Bellerophon mit Chimära und Perseus, die Andromeda befreiend. Die Herren Ritter und Vögel sind die Schöpfer derselben. Außer diesen Herren sind noch Däge, Hopfgarten, Heinrück und Schmidt bei den andern verschiedenen Ausschmückungen der Wandgemälde thätig gewesen.

Aus der Rotunde kommen wir in einen langen Saal, die zur rechten Hand aufgestellte Niobegruppe ist das Bedeutendste darin. Niobe, Tochter des Tantalus und der Dione, war die Gemahlin König Amphion's von Theben. Sie hatte sieben Söhne und sieben Töchter und war so stolz in diesem Besitz, daß sie sich über die Latona, die nur Mutter von zwei Kindern, dem Apollo und der Diana, war, erhob. Zur Strafe dieses Uebermuths beschossen Diana und Apollo den Untergang ihrer Kinder und tödteten sie mit ihren Pfeilen. Schmerz und Verzweiflung verwandelten die unglückliche Mutter nach langem Umherirren in einen Stein, den man im Reiche ihres Vaters am Berge Sipylus zeigte. So weit die Fabel, die auf verschiedene Art erzählt wird; von jungen Leuten, die plötzlich starben, hieß es in jenen Zeiten immer: „Der Pfeil des Apollo oder der Diana hat sie getroffen", und daß der Schmerz versteinert, sagen wir und wissen es ja wol noch heute. Die Gruppe mit all ihren Statuen ward 1583 bei der Porta Latera nensis in Rom ausgegraben und von dem Cardinal Ferdinand von Medici gekauft, der sie in seiner Villa aufstellen ließ. 1772 ward sie vom Großherzog Leopold nach Florenz gebracht, wo sie 1777 in der Rotonda la Tribuna aufgestellt wurde. Plinius nennt den Skopas, Andere nennen den Praxiteles als den Meister derselben. Winckelmann erklärt sich nach genauen Vergleichen für den Skopas. Nach der Ansicht des englischen Architekten Cockerell haben die Gestalten wahrscheinlich im Frontispiz eines antiken Tempels auf einer Linie gestanden, und nicht cirkelförmig, wie viele frühere Kunstgelehrte behauptet haben. In einer Schrift, die 4816 erschienen, erörtert Cockerell die Sache en detail. Der magnetische Mittelpunkt ist natürlich die das jüngste Kind in ihrem Gewande bergende Mutter. Eine wahrhaft hohe und rührende Gestalt voll unendlicher Schönheit und Größe.

Einem kleinen Satyr möchten wir seines humoristischen Ausdrucks wegen, der uns viel chemischen Geist, d. h. Witz verspricht, winken mit uns zu kommen, um uns ein wenig zu helfen, wenn wir flügellahm sind. In der Verbindungsgalerie, die zum Alten Museum hinüberführt, stehen jetzt noch ungeordnet Sculpturen neuerer, theils längst verstorbener, theils noch lebender Künstler. Auch Bildwerke aus der mittelalterlichen, der für mich weniger erquicklichen Kunstperiode sollen hier herein kommen. Jetzt bieten die Copieen in Gyps, von den berühmten Thüren des Ghiberti, die in Florenz den Haupteingang des Baptisteriums S. Giovanni bilden, einen Anziehungspunkt dar. Sie wurden in der Mitte

15. Jahrhunderts vollendet. Michel Angelo begeisterte sich so sehr für diese Thüren, er sie für würdig erklärte, „die Pforten des Paradieses zu sein". Sie gehören gewiß dem Kunstvollsten, was man in dieser Art aufzuweisen hat; es sind in erhabenen Fi ren Scenen aus der biblischen Geschichte dargestellt. Originalität sind sie in Erz ge fen und mit größter Sorgfalt ciselirt. Reizt es Sie, mehr und Genaueres über die r angeführten Sculpturen zu erfahren, so verweise ich Sie an Winckelmann, den wahr nigen Schöpfer der Kunstphilosophie — ein Weiser in seinem Reiche, dem noch heute ner gleich kommt in Anmuth und Grazie des Stils und Vortrags, der Tiefe und Fülle stiger Anschauung.

Hier müssen wir nun Abschied nehmen von den Griechen und zu unsern deutschen rvätern übergehen, bei denen es noch etwas wild aussieht, sodaß man sich wol denken nn, wie sie einst in den Wäldern saßen und Eichein aßen.

Die vorhandene Sammlung deutscher Kunstalterthümer ist ein geringer Anfang und steht keinem Verhältniß zu dem Museum für nordische Alterthümer zu Kopenhagen, welches as reichste dieser Art ist. Alte Spangen, Reifen, Waffen, Urnen, Münzen harren hier uf Vermehrung. Dem Beschauer wird daher die Malerei das Fesselndste sein, indem er ier die nordische Mythologie in Bildern überschaut. Sie ist, wie überall die Religion nd Bildung von der Poesie ausging, ein Werk der Skalden, der alten nordischen Sän er Dänemarks, Norwegens, Schwedens und Islands. Auch hier gab die Kosmogonie en Grund der Religion; eine Kosmogonie, deren Grotesken zugleich von der wilden Phan asie ihrer Urheber und der Beschaffenheit des Landes zeugen, wo sie entstand. Sie hat ie gleiche Tiefe, aber nicht überall die Grazie der griechischen, doch ist sie stellenweise sehr innig und edel, sodaß ich eigentlich beklage, daß die nordische Mythologie als poetisches Urgebild nicht schon mehr ausgebeutet und das Reich der Edda ein für Viele so ganz un bekanntes ist. Um mich jedoch hier nur an das Gegebene zu halten, gehe ich auf die Wandgemälde über. An den beiden langen Wänden sind auf der einen die guten, auf der andern die bösen Gottheiten dargestellt. Auf dem ersten Bilde zeigt sich Hertha, auch Frigga genannt, die Gemahlin Odin's, des nordischen Jupiter; bei Griechen und Rö mern Cybele genannt. Sie ist die erhabene Schöpferin, Mutter und Erhalterin alles Lebens. Sie streut Blüten und Früchte auf die Erde. Die Insel Rügen hält man für jenes Eiland, das die Göttin bewohnte. Man zeigt noch heute den ihr geheiligten Bu chenhain und den schwarzen See, dem die Göttin alljährlich entstiegen. Von hier aus machte sie auf einem mit Teppichen verhüllten, von zwei weißen Kühen gezogenen Wa gen ihren Umzug im Lande, dem sich Feste über Feste anreihten. Alle Fehden hörten dann auf, die Waffen entfielen den Kämpfenden und wurden sogar verschlossen. So lange Hertha's Wagenräder rollten, war allgemeine Versöhnung, tiefe Ruhe im ganzen Lande, das Volk war ganz Verehrung und Anbetung. Der Augenblick aber, wo die Göttin in ihre himmlische Heimat zurück verlangte, ward den Priestern kund, und sie geleiteten sie zurück, wo alsdann die Göttin, der Wagen, die Kühe und zuletzt auch die Sklaven, die die Arbeit besorgt hatten, gleich denen der homerischen Diana, in den See versenkt wur den, oder wie es hieß: „von den geheimnißvollen Fluten des Sees verschlungen wurden." Der See liegt in der sogenannten Habnitz und wird den die Insel Rügen besuchenden Fremden als „Burgsee" gezeigt. Die Priesterkaste war hier wie in Griechenland und Rom der Deus ex machina.

Nach dem Bilde der Hertha folgt das des Odin. Zwei Raben flüstern ihm, nach dem sie den Erdball umkreist haben, alle Geheimnisse des Himmels und der Erde zu, was allerdings sehr für das Sprachtalent dieser Raben, weniger aber für Odin's All wissenheit spricht. Tag und Nacht trennt die Bilder. Der Tag reitet auf einem weißen, die Nacht auf einem schwarzen Pferde, zwei gefräßige Wölfe verfolgen die Reiterinnen.

was bedeuten soll: daß Tag und Nacht ihr Ende nehmen. Unwillkürlich gedenkt man bei diesen Beiden jener Thorwaldsen'schen Offenbarung von Tag und Nacht, jener beiden Dioskuren der Kunst, die an einem Tage das Licht der Welt erblickten und als die beredten Missionäre der schönen Kunst durch die ganze civilisirte Welt gewandert sind. Thorwaldsen schuf sie nach Hesiod's Theogonie. Zoega hatte sich des Bildes auf der Villa Montalto erfreut, welches die beflügelte Nyx darstellt, die mit ihren beiden Kindern an der Brust vor dem Morgen flieht, und hatte Thorwaldsen darauf aufmerksam gemacht.

Am zweiten Fenster sehen wir den nordischen Apoll, Baldur, den Sohn Odin's und der Frigga. Die zärtliche Mutter hatte alle Götter, Menschen und Pflanzen schwören lassen, daß sie ihrem Sohn nie ein Leid zufügen wollten, nur Mistelzeyn, die Nesselstaude, war durch Zufall vergessen worden einzuladen; das benutzte der böse Loke und tödtet den schönen Gott, indem er ihn damit peitschte. Neben Baldur sehen wir Hulda, die Göttin der Häuslichkeit. Am dritten Fenster erblicken wir Freyer, den Gott der Fröhlichkeit. Er schwebt im Lichtkleide des Frühlings als Beherrscher von Sonn- und Regentagen, wohlfeile und theure Zeit hängen von ihm ab, da er das Wetter macht. Er reitet auf einem Eber mit goldenen Borsten, die des Nachts leuchten. Seine Gemahlin Gerda und seine Schwester Freya schließen sich ihm an. Freya ist die nordische Venus, die Göttin der Liebe, ihr Auge ist ewiger Frühling, Nacken und Wangen Licht. Freundin des Gesanges liebt und erhört sie der Menschen Bitten, Empfindung verräth ihr Herz auch im tiefsten Schweigen. Geliebt von allen Geschöpfen, haben Zwerge und Gnomen ihr ein Wäglein gebaut, das von Katzen gezogen wird. Noch heute hat der Sprachgebrauch im Worte: „Freien" und „ein Freier", uns mit dieser Göttin in Verbindung erhalten. Am vierten Fenster endlich erblicken wir die Walkyren, die Todtenjungfrauen um den Kriegsgott Tyr, der, obwol ein Gott, doch das Unglück gehabt hat, daß ihm ein Wolf die Hand abgebissen, was freilich bei seinem Kriegshandwerk von großer Unbequemlichkeit sein muß. Er hätte somit als dritter Adjutant Wellington's fungiren können, der eine Zeit lang zwei hatte, wo dem einen der rechte, dem andern der linke Arm fehlte.

Die kurze Wand über der Eingangsthüre zeigt den Gott der Götter, den Allfader. Rechts sehen wir Helheim, ein gemäßigter Tartarus, denn Alles, was an Altersschwäche und Krankheit stirbt, kommt dahin, während links in Walhalla die in der Schlacht gefallenen Krieger und Helden von Göttern und Jungfrauen empfangen werden. Auf der den Fenstern entgegengesetzten langen Wand erscheint in grausiger Phantasie gleich einer wilden Jagd aller Teufelsspuk. Hela, die Göttin der Unterwelt, die Tochter Loke des Bösen, halb blau, halb fleischfarben, von scheußlicher Gestalt, und ihr Vater Loke, der Verbreiter alles Bösen neben ihr, zeigt sich uns nicht eben verführerisch. Als ihre ebenbürtigen Begleiter sind hier der Wolf Fenris und die Riesenschlange Jormungandur, welche die ganze Erde umgibt, ihnen beigesellt. Anziehender ist das Feld, wo sich die Nornen niedergelassen. Die tiefsinnige Sage erzählt, daß eine große Esche mit Namen Ygdrasil den Weltbaum über den Brunnen der Urzeit bildet, der goldene und silberne Aepfel trägt, die von Iduna den Göttern dargeboten werden. Die Zweige des Baumes verbreiten sich über die Welt, der Gipfel reicht über die Himmel hinaus. Er hat drei voneinander laufende Wurzeln: eine bei den Göttern, eine bei den Riesen und eine unter Hela (die Unterwelt). An der mittlern Wurzel ist der Brunnen der Weisheit, Mimers-Brunnen; an der himmlischen Wurzel die heilige Quelle, bei welcher die Götter Rath halten und ihre Urtheile verkünden. Immer steigen nun aus dieser Quelle drei schöne Jungfrauen hervor, die Nornen, mit Namen Urda, Werando und Skulda: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Sie sind es, die den Rath der Götter und des Menschen Schicksal lenken und durch ihre Dienerinnen hülfreich oder strafend dem Menschen begegnen. Im Gipfel der Esche aber nistet ein Adler, dessen Auge weit umher und in die Sonne

ſieht. Ein Eichhörnchen „Ratatosko" läuft auf und ab am Baum, den vier Hirſche: Dain, Dynair, Dualin und Dyrathor umkreiſen und ſeine Rinde benagen; ſie ſtellen die vier Jahreszeiten vor. Die Schlange Nidhögger nagt an der Wurzel, Fäulniß an den Seiten des Baumes, was bedeuten ſoll, daß der Zahn der Zeit alles Leben dem Untergange zutreibt, aber immer ſchöpfen die Jungfrauen und wehren der Zerſtörung, indem ſie aus dem heiligen Brunnen ſchöpfen und die Wurzel begießen, daß ſie nicht verdorre. Das Laub der Eſche träufelt ſüßen Thau, die Speiſe der Bienen; über dem Brunnen ſingen zwei Schwäne, ſie ſingen Heimdal's Lied vom Schickſal des großen Weltbaums; es ſind die Stimmen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Rathe der Götter. Das letzte Bild zeigt uns Aſgheim, das Stammſchloß der Aſen, den Sitz Freyer's und der Freya.

Schließlich empfehle ich Ihnen noch das Kupferſtichcabinet, das ſehr werthvolle Arbeiten der berühmteſten Meiſter enthält. Sie finden auch einige vortreffliche Paſtellgemälde, das ſchönſte und intereſſanteſte darunter iſt das der Fürſtin Potocka, deren Lebensgeſchichte ſehr pikant iſt. Erzählen kann ich ſie Ihnen nicht mehr, es hieße Ihre Geduld mißbrauchen; doch einmal wißbegierig gemacht, leſen Sie in den Schriften des Grafen de la Garde nach, es verlohnt ſich der Mühe; die ehemalige griechiſche Bäckerstochter iſt eine Art Semiramis en miniature, wenigſtens haben ihr die hängenden Gärten nicht gefehlt.

Bin ich breiter und ausführlicher geweſen, als es vielleicht nöthig war, ſo nehmen Sie es als ein Zeichen, wie gern ich mich mit Ihnen unterhalte und wie mir jeder Abſchied von Ihnen ſchwer wird. Ich frage die Nornen nach meinem Schickſal, ſie rufen mir tröſtend ein „Wiederſehen" zu; bis dahin alſo der Ihre. M.

IV.

(Von einem zweiten Correſpondenten.)

Auf ihrer Bühne erkennt man eine Zeit; aus Luſtſpielen wie Tragödien, Mondſcheinſcenen oder Salongeſprächen klingt der Ton des Jahrhunderts, dem ſie angehören, wider, eins von den Zauberworten, woran ſeine Hoffnungen hängen, ſo treten aus vielverſchlungenen Arabesken, Blumen und Thieren in den Büchern des Mittelalters die großen Initialen klar und deutlich hervor. Es gibt keine Kunſt nur um der Kunſt willen, und wenn aus längſt entflohenen Tagen wunderbare Geſtalten, wie aus einem Feenlande der Schönheit, mit weißer Hand zu uns herüberwinken, hat eben die Ferne all die kleinen Bedingungen ihres Seins verhüllt, die Fäden zerriſſen, die ſie mit ihrem Jahrhundert verbanden; die Landſchaft iſt am ſchönſten abendrothumflogen, im Duſte der Dämmerung, Halbdunkel und Ferne erwecken Sehnſucht, und die Sehnſucht iſt die Ahnung der Schönheit. Von der Mitwelt aber iſt es ſchwer, einen Kranz zu erwerben, vor allem von einer in ſich geſpaltenen, kämpfenden, deren Gegenſätze ein jedes Leben durchdringen, an jeder Kunſtſchöpfung ſichtbar werden. Vielleicht, wenn es ſich nur um politiſche Fragen, um Staatsformen handelte, könnteſt du die Vorhänge deiner Fenſter herablaſſen, dahinter von goldenen Träumen, olympiſchen Göttern ſinnen und dichten; aber jetzt, wo die Geſellſchaft ſelber nach anderer Sitte, nach Erneuerung ihres Lebens ringt, mußt du in den Streit hinab, ob Mann, ob Weib — und trägſt das Zeichen der Parteiung auf deiner Stirn.

Wer beſucht die Theater? Wer dichtet, ſpielt für ſie? Der dritte Stand. Aber nie ſpricht der dritte Stand ein letztes Wort; er ſitzt immer im Centrum, ohne Princip, ein Feind des Gedankens ſind ſeine Kunſtſchöpfungen wie ein glatter See, die Wellen toben wol darüber, aber nur um ſich zu beruhigen; es gibt Gegenſätze in ſeinen Dramen, allein ſie ſollen ſich vermitteln, ſeine Künſtler ſind von Leidenſchaft beſeelt, aber dieſe Leidenſchaften dürfen ihn nur rühren, ſein Mitgefühl erwecken, niemals erſchüttern. In der Jugend

auf der Schule hat er gehört, daß Shakspeare und Goethe große Dichter gewesen; er fühlt sich verpflichtet, ihre Tragödien zu sehen, zu preisen — im Grunde seines Herzens vermeidet er sie. Was gilt ihm Shakspeare, dessen Helden alle adelig sind, Rittermäntel tragen? Er wird nie von Othello's Eifersucht ergriffen werden, er findet nichts faul im Staate Dänemark. Und Goethe's Frauen? Wahrlich, Klärchen und Gretchen dürften nicht die Muster für junge berliner Damen sein, und ich kenne manche, die vor der Wahnsinnsscene Gretchen's das Theater verlassen.

Es ist dies eigentlich nicht nöthig, denn Fräulein Lina Fuhr weiß solche Gefühle zu schonen; sie spielt den Wahnsinn anständig, wie er sich in guter Gesellschaft sehen lassen kann. Ihre Gegner sagen, sie copire immer nur sich, ob Jane Eyre oder Donna Mencia, es sei stets dieselbe Dame mit dem rosigen Gesichte, dem nachlässigen Gange, der kühlen, geringer Leidenschaft fähigen Seele; ihre Freunde: sie sei der Typus eines natürlichen, unschuldsvollen Mädchens, das jungfräuliche Ideal; die Jungfrau des dritten Standes, wenn sie aus der Pension kommt, zum ersten male in die blendende Welt eintritt, eine erste Liebe fühlt. Unzweifelhaft. Wenn Lina Fuhr in Raupach's „Enzio" die Lucia spielt, legt sie die ganze Kraft ihrer Empfindung in die Worte, worin sie ihre Entsagung ausspricht — sie fühlt, zu einer Fürstin ist sie nicht geboren, aber doch, wenn er am Busen einer Andern ruht, sagt er wol still vor sich hin: Es war doch Lucia nicht. Selbst in der Entsagung tröstet sich ein Weiberherz noch mit der Eitelkeit, daß der Mann nicht vergessen werde, daß es ihm seine erste Blüte geschenkt. In solchen Momenten ist Lina Fuhr sehr schön, sehr hinreißend — man glaubt, die eigene Geliebte riefe. In ihrem Auge ruht ein sinniger, tiefer Ausdruck, wie die Oberfläche eines klaren Sees, aber es ist eben kein Glühen darin, kein rechtes Auge für Julia.

Der dritte Stand scheut Revolutionen und liebt Reformen, die Künstler, die er liebt, werden ihm nachahmen, keine alte, hergebrachte Auffassung vernichten, sondern nach ihren Ansichten ausbilden und umwandeln. Niemals gehen sie tragisch durchdebt unter, sie sterben in Thränen aufgelöst, das Auge nach oben — sentimental. Berlin ist die Stadt des Bürgerthums, es hat keinen mächtigen, reichen Adel wie Wien, sein Proletariat ist weder so stolz noch so gewaltig wie das in Paris — auf seinen Straßen spielen Bankiers und Handlungsdiener die erste Rolle, in seinen gelesensten Journalen herrschen die Gedanken des allmäligen Fortschritts, der politischen Kannegießerei oder der Witz, darüber ein Firniß philosophischer Phrasen, ein Hochmuth der Blasirtheit. Dies Publicum will gerührt sein, es braucht Künstler wie Hendrichs und die Fuhr, die kein eigentliches Pathos besitzen, aber viel äußere Mittel, eine gewisse Weiche des Wesens, bei vornehmer Haltung eine schöne Sprache. Ich will am wenigsten der Fuhr ihr großes Talent, den gewinnenden Reiz ihrer Erscheinung absprechen; auf einem bekannten Gemälde von Terburg steht ein junges Mädchen im weißen Kleide vor dem scheltenden Vater, sie wendet dem Beschauer den Rücken, aber er weiß, wie ihr Antlitz von Schamröthe überflogen, wie aus ihrem milden, sinnigen Auge sich eine Thräne schleicht, die Thränen um ihre erste, verkannte Liebe — du fühlst dich angezogen, hingerissen, du möchtest diese kleine, weiße Hand an deine Lippen drücken, dies wunde Herz trösten — so ist Lina Fuhr in allen ihren Gestalten, es ist die Tragik des Bürgerthums, sie spielt vortrefflich die Waise von Lowood, und — auch die erste eigentliche Dichterin des an der Bühne interessirten berliner Publicums ist überhaupt ja, wie jetzt die Bühne in Preußen aufgefaßt wird, Frau Charlotte Birch-Pfeiffer. Darüber nächstens.

(Ein fünfter Brief in nächster Nummer.)

Anregungen.

Rauch's York und Gneisenau.

Neben dem Denkmale Blücher's in Berlin bemerkt man jetzt die Vorarbeiten zur Aufstellung der Statuen York's und Gneisenau's, zu denen die Modelle schon seit längerer Zeit von Rauch vollendet sind. Die von York steht vollendet in der Gießerei und zum Aufstellen fertig, die von Gneisenau liegt noch im Rohguß und wartet auf die Nacharbeit des Ciseleurs. Gegner des modernen Costüms am plastischen Monumente, schreibt man uns, werden die beiden Statuen vielleicht nicht durchweg schön finden. Ein endgültiger Beweis für ihre Ansicht würde daraus aber nicht hervorgehen, da man den Streit wol als vollständig entschieden betrachten kann durch die Statue Lessing's von Rietschel in Dresden, und zwar zu Gunsten des modernen Costüms. In der Gestalt York's dürfte man nicht ganz den straffen und widerhaarigen Charakter finden, den Droysen in der Biographie des Generals in so überredenden Zügen entworfen hat.

Aus dem heutigen Paris.

Frau von Sudow aus Stuttgart, eine geborene Gräfin Pappenheim, in der literarischen Welt unter dem Namen Emma Niendorf bekannt, führt sich in Frankreichs Hauptstadt unter der Regide des Herrn Dr. Weldemar Seyffarth ein, der sie zuerst in seinem Schlafrocke in dem Zimmer der Frau seines Hausmanns begrüßt. Er hat die Gräfin d'Agoult schon auf sie vorbereitet und eine Einladung zu einem Abend bei ihr liegt bereit. Frau von Sudow findet David Stern (so nennt sich Gräfin d'Agoult für die Literatur) in ihrem Salon, in blaßgrünem Kleide, das Haar silbern, ein Schleier darüber, von Edelsteinen befestigt, matronenhaft, doch schön. Als Entschuldigung nicht nur ihres Haars, sondern auch ihres Talents sagt sie: „J'ai beaucoup souffert." In grüner Dämmerung sitzend, spricht sie von Deutschland. In ihr Stammbuch schreibt sie: „Penser est pour un grand nombre de femmes un accident heureux plutôt qu'un état permanent." Emma Niendorf besucht Georges Sand. Sie hat sich angemeldet, Nr. 3, Rue Racine. Ein Absteigequartier, in welchem Madame Dudevant sich gerade auf einige Tage, Geschäfte halber, befindet. Man öffnet; sie wird in einen kleinen Salon, eine Halbrotunde, nach dem Hof hinaus gelegen, geführt und erwartet den Eintritt der berühmten Frau, die, von einem Geschäftsgange zurückgekehrt, sich umkleidet. Emma Niendorf sagt in dem Tagebuche, das über alle diese Eindrücke soeben erschienen ist (Stuttgart, Mäcken): „Da sitze ich bei Georges Sand auf dem Divan am Kamin, unter den Füßen ein Teppich mit hellen Arabesken, der bescheidene Raum so traut, vor allem so pünktlich (?) wie ausgeblasen (?). Auf den holzfarbenen Wänden Daguerreotype, ein paar Lithographieen, ein runder Filzhut mit rother Feder, Fischernetz, Modell eines Bootes, Relief von Gebirgen, Strohgeflechte. Auf dem Tischlein mit grünem Teppich ein ganz kleines Schreibzeug von weißem Porzellan, daneben ein Schirmchen von naturfarbener Seide; diese zwei Gegenstände waren das Reizendste im Gemach, das einen Charakter von Mäßigkeit und Ruhe hatte und doch gewisse schlichte Anmuth, vor allem anspruchslos; etwas sehr Vernünftiges. Es weht Landluft darin, mitten in Paris. Thüren gehen; leichte rasche Schritte. Sie kommt herein, viel kleiner als gedacht, doch nicht sehr stark, die kurze, untersetzte Gestalt älterer Französinnen. Alle Bilder von ihr sind zu colossal, zu pathetisch. Sie sieht weiblicher aus. Dunkle große Augen, aber bleich, trauernd. Ernst und Ruhe im Wesen, vollkommen schlicht und natürlich. Ich bin bekannt mit ihr, als hätte ich sie schon hundert mal gesehen. Auf den glattgescheitelten Haaren trug sie ein schwarzes Schleiertüchlein. Den graugrünen Damast des Gewandes, mit etwas grellem Rococo-Dessin, verziert schwarzer Sammet. Sie findet sich verdrießlich, abgehetzt. «Pardonnez moi, Madame, que je suis si moussade!» sagt sie. «Je ne puis plus vivre dans ce courant! Je travaille peu, j'ai des affaires domestiques. . . J'ai beaucoup de soucir. . . Il faut être l'homme et la femme pour ma famille!» Sie legte das Gesicht in die Hand, strich darüber, als wolle sie etwas verwischen, und sprach wie eine recht müde, müde Frau: «Il y a longtemps que je ne m'amuse plus!» Sie sprach es, als ob sie aus einem Traum erwache oder sich auf einen besinnen wolle, auf eine ferne Melodie. Dieses «Je ne m'amuse plus!» machte mich vollends traurig. Sie küßte mich beim Scheiden. Ich hätte ihre Hand lange halten mögen. Eine kräftige Hand, männlich und weiblich zugleich, die Alles energisch greift; eine feste, treue Hand, die nicht leicht, fest und doch so weich! Die Hand ist der Mensch. Georges Sand begleitete mich durch den Gang. Lebe wohl, Traum meiner Jugend! Am folgenden Morgen reiste sie wieder aufs Land in ihr Berry zurück — —"

Wem es Vergnügen macht, in diesem abgerissenen und kurzen Tagebuchstil sich über einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Paris unter-

halten zu laſſen, wird an den Plaudereien eines ſanften weiblichen Gemüths, deſſen Hauptreiz zum Schriftſtellern ein ſchöner Enthuſiasmus für alles Berühmte iſt, Gefallen finden. Die Kritik hat in unſerer Zeit angefangen, die Niendorf'ſchen Reiſenotizen etwas ſtrenger zu beurtheilen. Vielleicht bringt dieſe Strenge der Verfaſſerin den Vortheil, etwas mehr zu ſichten, was ihr ſelbſt und was Andern von Intereſſe ſein kann.

Der Trompeter von Säckingen.

Dies iſt der Titel eines jüngſt erſchienenen Gedichtes von Joſeph Victor Scheffel (Stuttgart, Metzler, 1854). Der Held des Gedichts iſt nicht, wie man aus dem Titel vermuthen ſollte, ein Kriegsgenoſſe, ein mit Blech dichtender Tyrtäus, ſondern nur ein Virtuos auf der Trompete, und vor allen Dingen ein ebenſo hübſcher Mann, wie Jung Walther den Amarantb liebte. Unſer Held heißt „Jung Werner" und liebt „Schön Margareth", die Tochter eines Freiherrn, der in einem „Schloß am Rhein" wohnt. Zu einer Entführung kommt es nicht, ſondern zu einem höflichen Heirathsgeſuch, das von Seiten des Vaters ſchnöde zurückgewieſen wird. Später findet Schön Margareth, die ſehr blaß und leidend geworden iſt, ihren Geliebten in Rom und zwar als päpſtlichen Kapellmeiſter. Erhebung in den Adelſtand, Verlobung durch den heiligen Vater ſelbſt, fröhlicher Schluß. Das die Fabel des Gedichts, der man eine allzu große Verwickelung nicht wird vorwerfen können. Die Vorzüge des jungen Tondichters werden überall in ein vortheilhaftes Licht geſetzt. Und da die beiden Künſte, Muſik und Poeſie, miteinander ſehr verwandt ſind, ſo fällt es dem Leſer nicht ſchwer, auch den Muſiker und den Poeten zu identificiren. Abgeſehen von dieſer unſchuldigen Koketterie, empfiehlt ſich die Dichtung durch leichte Anmuth der Sprache, durch harmloſen, ungezwungenen Scherz, durch einen freundlichen Naturton, zuweilen auch durch Töne innigen Gefühls. Sie iſt mit großem Behagen geſchrieben und wird nicht ohne ſolches geleſen werden, beſonders von Denen, die an dem irreführenden Romangenius, deſſen ſich Immermann und Heine bedient haben, Gefallen finden.

Spruch.

Iſt ein Tröpflein Leid und Luſt,
Nur ein Tröpflein Zeit
Wird in eines Menſchen Bruſt
Eine Ewigkeit. Kant Anton.

Zum Erwägen und Bedenken.

Wir haben Jeder ein tiefſtes Ich, aus dem Friede und alles Glück quellen kann, wenn wir nur wollen.

* *

Unſer Leben will Licht, unſer Herz will Liebe, unſere Vernunft will Gott.

* *

Friede wird leichter erkämpft als behauptet.

* *

Unſere klarſten Gedanken kommen aus dem Herzen.

* *

Aus trüber und gedankenloſer Stimmung rafft das Leſen Goethe's am beſten auf.

* *

Man nennt die Kinder glücklich. Ein unbewußtes Glück iſt kein Glück.

* *

Viel Denken macht noch kein reiches Denken.

* *

Wir reden immer vom Glück und Alles, was wir unternehmen, ſcheint gerade die ausdrückliche Tendenz zu haben, unglücklich ſein zu wollen.

* *

Gedanken ſind nur dann ſchöpferiſch, wenn ſie an etwas Vorhandenes anknüpfen.

* *

Was nicht durchs Auge des Herzens in unſere Seele geht, gibt ein trübes Bild.

* *

Viele flattern wie Motten um die Lichtflamme des höchſten Weltgeiſtes und glauben ſich einer Welt geopfert zu haben, wenn ſie ſich nur — die Flügel verbrannten.

* *

Einſam ſein macht ſtark — vereinſamt ſein drückt uns zu Boden.

* *

Alle Freundſchaft iſt auf ihrem Höhepunkt gefährlich.

* *

Von einem in Blüte ſtehenden Baume muß man nicht Früchte pflücken wollen.

* *

Es zeugt immer von einer gemeinen Natur, wie Das haßt, was es ſich nicht zu erwerben vermag.

* *

Was wir erſorgt und erjammert haben vom Geſchick, iſt herb und ſchal; denn nur Dem wirft es ſeine ſchönſten Perlen zu, der nach ihnen nicht gerungen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 10.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Ein Besuch bei Silvio Pellico.

Es war zu Mailand und an einem herrlichen Sommermorgen, als Freund G., ein talentvoller Maler, von welchem unter anderm auch das beſtgetroffene Porträt Silvio Pellico's herrührt, in mein Zimmer trat und mir Hoffnung machte, den Dichter der „Francesca da Rimini", den Gefangenen vom Spielberg, begrüßen zu dürfen. In wenigen Augenblicken befanden wir uns auf dem Wege zu dem von ihm bezeichneten Hauſe, wo Pellico auf der Durchreiſe verweilte. Es waren bunte Gedanken, die während dieſes Ganges meine Seele erfüllten. Hatte auch Pellico's Ruhm ſchon damals viel von ſeiner Popularität verloren, rechnete man ihn auch bereits ſeiner bekannten religiöſen Umwandlung wegen zu den „Todten", ſo war doch der Nimbus ſeines Namens und der Eindruck, den ſeine glühenden Schöpfungen allerwärts zurückgelaſſen, zu groß, als daß Italien den frühern Liebling ganz vergeſſen konnte. Vor meinem geiſtigen Auge ſtand die ſchöne Periode der italieniſchen Literatur, an die Pellico noch hinangereicht hatte; Monti, der ſeinen Landsleuten Homer's Größe offenbart und in der „Basvilliana" die antike Plaſtik mit dem modernen Romanticismus, wie ſonſt kein Zweiter, verbunden hatte; dann ſein gefährlicher Gegner, Gianni, der kleine Bucklige mit der ungeheuern Elaſticität des Geiſtes und unſtreitig der bedeutendſte Improviſator, den je die Welt bewundert; „Vater" Parini, Verfaſſer des „Giorno", der keuſche, reine, fromme Mentor der Jugend, der ſelbſt noch jung an Gemüth und Schöpfungskraft, da er an Jahren ſchon ein Greis war; die trotzige Römerſeele Alfieri mit dem tiefen, knirſchenden Napoleonshaß; der idylliſche Pindemonte, der, wie der alte Kleiſt in Deutſchland, den Frühling und das Landleben mit unnachahmlicher Grazie beſungen; Ugo Foscolo, der finſtere, unruhige Menſchenhaſſer, der mit Goethe um die Priorität in der Verdolmetſchung der Werther'ſchen Leiden rang; endlich der arme, mißgeſtaltete Graf Leopardi, eine düſtere, herzzerreißende Erſcheinung, als Philoſoph, Dichter, Sprachforſcher und Publiciſt ebenſo groß als verkannt, deſſen Werth, ſonderbar genug, erſt durch deutſche Gelehrte dem eigenen Vaterlande verkündet werden mußte; und unter dieſen Allen der ſchwärmeriſche, idealiſtiſche, welche Silvio Pellico — damals „Italiens Schiller", und wahrlich, er hätte es der Nation im vollſten Sinne des

Worts sein können. Daß es nun anders werden mußte, daß Pellico's Stern glanzlos unterzugehen schien, lag wol mehr an den Verhältnissen als an ihm selbst. Als ich an die Thür seines Hôtels gelangt, war es, als müßte beim Oeffnen derselben noch einmal ein Strahl dieser Größe vor meinen Augen aufblitzen, und nur der böse Zweifel, daß es vielleicht doch anders werden könnte, hielt einen Augenblick die Hand zurück.

Das Zimmer, in das wir traten, war nur matt beleuchtet, da man, der großen Hitze wegen, die Jalousieen halb geschlossen hatte. Die Gegenstände lagen, wie das bei Passagieren auf der Reise zu sein pflegt, ordnungslos umher; aber schon Das, was ersichtlich war, mußte eine eigenthümliche Wirkung hervorbringen. So erblickte ich z. B. in einem dunkeln Winkel einen hohlen, grinsenden Todtenschädel. Man sagte mir später, daß derselbe seit einigen Jahren sein unzertrennlicher Begleiter sei. Silvio Pellico kam uns in einem schlichten Reisecostüm ernst und schweigend wie immer, aber nicht ohne Freundlichkeit entgegen. Ich vermag den ganz sonderbaren Eindruck, den sein erster Anblick auf mich machte, nicht mit Worten zu beschreiben: es war ein Gemisch von Ueberraschung und Wehmuth. Ich dachte in diesem Momente an den Dichter der „Francesca da Rimini", den zu sehen und zu sprechen schon lange der einzige Wunsch meines Herzens gewesen war. Und nun stand er in greifbarer Wirklichkeit vor mir, — aber wie ganz anders, als ihn meine jugendliche Phantasie gemalt hatte — wenigstens der äußern Erscheinung nach.

Pellico war damals ein Sechziger, von mittlerer Größe, kräftig gebaut, aber nichts weniger als wohlthuend. Er trug goldgefaßte Augengläser.

Nach den gewöhnlichen Vorstellungs- und Artigkeitsformalitäten fiel natürlich die Unterhaltung auf literarische Interessen. Charakteristisch ist das Urtheil, das er über die moderne Literatur überhaupt, namentlich aber in Italien, aussprach.

Die jetzige Literatur — sagte er — liegt im Argen. Diese sucht sich immer entschiedner von den einzig wahren und unabweislichen Gesetzen der Antike zu entfernen, und durch Form, Manierirtheit, äußern Glanz und Firniß den Gedanken zu ersetzen, dieses frivole Haschen nach blos einschmeichelnden, wohltönenden, blendenden Bildern und Perioden, diese ewige Künstelei statt der Kunst, kurz dieser gänzliche Mangel an Ernst und Würde haben unser neueres Schriftstellerthum in eine heillose Verwirrung gebracht. Es ist dies ein Zeichen der Zeit, nicht so unbedeutend als es erscheinen mag, und zeugt von der innern Hohlheit derselben. Diese Typen des Einfach-Schönen sind verloren gegangen, und es fehlen die Genien, um deren neue zu schaffen. So überläßt sich Jeder der eigenen Willkür. Wie in der Literatur, so ist es nun auch im Leben, und sollte Italien je in eine ernste Bewegung gerathen, so werde ich sicher unbetheiligt bleiben (und er hat Wort gehalten), da ich in diesem formlosen Drängen keine Tragweite absehen kann.

Ich bemerkte ihm, wie Schade es sei, daß er das so glänzend betretene Feld der Oeffentlichkeit ganz und gar verlassen habe.

Diese Worte schienen ihn zu beunruhigen, ja fast schmerzlich zu berühren.

Ich habe es nicht ganz verlassen, erwiderte er, und zog zugleich aus einem Portefeuille einige, wie es schien, zum Drucke bereitete Manuscripte zu Gebetbüchern. Dieses, fuhr er fort, ist gegenwärtig meine einzige ununterbrochene Beschäftigung. Alles Andere ist nur Komödie; auch würde die Zeit mich und ich die Zeit nicht verstehen. Ich habe nun, Dank der Gnade des Herrn, das Licht der echten Wahrheit erkannt, und nichts ist mir lästiger als die Erinnerung an Das, was ich sonst geschrieben, und ähnliche Lappalien (bazzecole).

Lappalien! rief ich unwillkürlich aus, nicht wissend, ob das Alles Traum oder Wahrheit sei; wie, die Blüten des Geistes, der Stolz einer Nation, Ihre eigenen Werke, Ihr Ruhm —

Bei dieſer Stelle nahm Pellico's Phyſiognomie einen noch ſtrengern Ausdruck an und ich merkte an einem Winke meines Freundes, daß ich unbewußt eine empfindliche Saite berührte. Pellico hatte ein Gelübde der Demuth abgelegt.

Junger Mann — ſagte er ſtreng — laſſen wir das: es iſt Alles eitel.

Dabei lag in ſeinem Tone eine ſo ſchmerzliche Reſignation und zugleich ſo viel gebietende Kraft, daß mir jedes weitere Anknüpfen dieſes Gegenſtandes unräthlich ſchien.

Nach einer kurzen Pauſe fiel die Rede unwillkürlich auf Deutſchland; ich ſage unwillkürlich, denn ich meinerſeits hätte gern einen ſo delicaten Gegenſtand vermieden. Aber er äußerte ſich auch hier mit der überraſchendſten Unbefangenheit.

Ich liebe Deutſchland, meinte er, ob es mir auch unſagliche Schmerzen bereitet; aber es liegt etwas Compactes, etwas von der geſunden Schöpfungskraft der Natur in jenem rüſtigen Volke mit ſeinen einfachen Sitten. Eins nur gefällt mir nicht von ihm, daß es ſo viel ſpeculative Philoſophie treibt. Indeſſen ſind die Deutſchen doch im Grunde gut, und ich habe mitunter herrliche Menſchen kennen gelernt. Armer, guter Schiller!

Schiller — bemerkte ich halb erſtarrt — braucht Schiller bemitleidet zu werden?

Sie misverſtehen mich, unterbrach Pellico lächelnd; Schiller hieß einer meiner Kerkermeiſter am Spielberg und iſt, wie ich ſpäter erfahren, nun auch heimgegangen. Er war ein pflichtſtrenger, rauher Mann, aber ganz Herz und Mitgefühl, und vor allem fromm. Glauben Sie mir, die Religion iſt der einzige Rettungsanker, in der Religion liegt jeder Keim der Civiliſation.

In dieſem Tone hielt er mir eine lange Rede, mit einer Glut, mit einer Begeiſterung, daß er mir verjüngt und neugeboren erſchien. Indeſſen war die Stunde der Trennung herangerückt. Bevor ich ihn verließ, reichte ich ihm ein Albumblatt mit der Bitte, mich mit einigen Verſen zur Erinnerung zu beglücken. Er ſah mich groß an und wurde mir faſt im Ernſte böſe, daß ich ihm das noch zugemuthet. Indeſſen gelang es nach unzähligen Kunſtgriffen meinem und den Bemühungen meines Freundes, ihn zu dieſem abſcheulichen Geſchäfte des Verſemachens, das er ſchon längſt aufgegeben, noch einmal zu bewegen. Er ſammelte ſich einen Augenblick und ſchrieb mir dann folgende Zeilen auf, die ich noch unter meinen Papieren als Autograph und Erinnerungsblatt ſorgfältig aufbewahre. Sie lauten:

Amaro è il duol! ma l'anima
Traggono a Dio la pene:
Delle follie terrene
Estinguono il desir.

Amaro è il duol! ma i gemiti
Nostri Gesù conosce:
Pati le umane angosce,
Santifico il martir. *)

Silvio Pellico.

Welche Stadien des innern Lebens mußte ein Mann durchgemacht haben, um aus ſeiner ehemaligen wilden Politik zu den Auffaſſungen dieſes Gedichts zu gelangen!

Mit wenigen Worten und ſchmerzbewegt nahm ich von Silvio Pellico Abſchied. Als ich und mein Freund wieder auf der Gaſſe ſtanden, konnten wir zu keinem Worte gelangen. Ernſt und ſchweigend trennten wir uns.

C. Ceri in Wien.

Mailand.

Wo iſt ſie ein Mailand im Reiche des Frühlings, der Luſt und Lieblichkeit, dieſe heitere Stadt mit ihren blumengeſchmückten Balconen, ihren reizenden Bewohnerinnen, ihren Alleen

*) Bitter iſt der Schmerz! Aber die Seele
Ziehen die Leiden zu Gott.
Sie tilgen die Sehnſucht
Irdiſcher Thorheit.

Bitter iſt der Schmerz! Aber unſer Seufzen
Kennt Jeſus:
Er ſtillt den menſchlichen Kummer
Und heiligt die Pein.

und grünen Gärten, gelegen inmitten des großen Gartens der Lombardei und getrennt von den Winterländern durch die leuchtenden Alpen, die gleich Wächtern ernst erhaben das glückliche Land überschauen. Den Reiz vermehrt die deutsche Heimatsluft. Deutschland und Italien scheinen hier sich freundlich zu begegnen, jedes kommend mit seinen eigenen leiblichen Gaben. Deutsche und italienische Kunst, Literatur und Industrie breiten in den reichen Kaufläden ihre Schätze friedlich nebeneinander aus. Deutsche Ordnung und Reinlichkeit herrscht in den Straßen und mit Duft und Lieblichkeit schmücken sie die Blumen und Früchte des Südens, die man in Fülle zum Verkaufe bietet. Zwischen den blonden Nordländern in östreichischer Militäruniform sieht man die italienischen Priester in schwarzen Gewändern und schwarzen aufgekrämpten Hüten, die braungekleideten Mönche und die fröhlichen Mailänderinnen mit den ausdrucksvollen Gesichtern und dem dunkeln Haar, über das die schwarzen Spitzenschleier so anmuthig geschlagen sind. Die Fenster der in deutscher Art erbauten eleganten Häuser öffnen sich auf Balcone, wo südliche Gewächse blühen; die weiche italienische Sprache mischt sich mit der kräftigern nordischen. Es ist, als ob Barbarossa's Schatten durch die Straßen wandle, doch nicht als stolzer, zürnender Sieger, sondern mit mild versöhntem Ausdruck, als wolle er das Bündniß segnen, das Italien und Deutschland auf dem Boden geschlossen, den ihre Feindschaft in vergangener Zeit mit Blut getränkt hat und leider oft noch tränken wird. Auch im Baustile des Doms mischt sich italienische mit deutscher Kunst; aber die letztere hat gesiegt und den Wunderbau mit ihrer himmelanstrebenden Auferstehungsidee durchdrungen und ihn hoch bis zu den Wolken erhoben. Wie ein weißer Marmorberg steigt er mit den vielen hundert gezackten Thürmen, den prächtigen Statuen, Säulen, Spitzbogenreihen mitten in der Stadt empor und ist wunderbar als Ganzes und noch wunderbarer betrachtet im Einzelnen, in den unzähligen reizenden Schöpfungen, welche das Ganze bilden.

Wir steigen auf das Dach zu einer der Galerieen, über der sich noch höhere zwischen Thürmen und Statuen emporziehen bis zur Spitze, auf der die Madonna steht, wie segnend den Bau, über dem sie hoch in Lüften thront. Unsere Augen werden ins Weite gezogen über die Stadt, so prächtig mit Kirchen und Palästen, breiten Straßen und Plätzen unter uns gelegen, über die Ebene mit ihren zahllosen leuchtenden Ortschaften bis zu den fernen Schneegipfeln der Alpen, und wiederum werden sie an die Nähe gefesselt von all diesen Zacken und Spitzen, Bogen, Rosetten, Säulen, Statuen und Thürmchen, die uns in einer Verschiedenheit und Fülle umgeben, wie sie fast nur die verschwenderische Natur in ihren Schöpfungen zeigt. Jeden Augenblick und ohne Fuß und Auge zu bewegen, entdeckt man nun oft ganz verborgene Wunderwerke, kunstvollste Statuetten in kleinen Nischen fast verborgen, reizende Blätter- und Fruchtwerke, Engelsköpfe, zierliche Arabesken, die die Bogen und Säulenknäufe und luftigen Thurmspitzen bilden; es ist, wie wenn man in Wiese und Wald einen kleinen Punkt ins Auge faßt und immer andere Blumen, Gräser und Halme entdeckt, die während des Schauens selbst ewig neu hervorzusprießen scheinen...

Endlich steigen wir hernieder und treten durch die hohe Pforte in den innern Raum. Wie könnte man alle die großartige Schönheit beschreiben, die uns hier empfängt! Die Marmorsäulenreihen, welche die gewölbten Hallen der fünf Kirchenschiffe bilden, die hohen buntgemalten Fenster, die ein zauberisch farbiges Licht ausströmen, das an Sonntagen feurig glüht und wunderbar auf dem weißen Marmor des Bodens und der Säulen spielt und zittert, die gelben Spitzbogenfenster nahe der Wölbung, die wie Sterne leuchten und Goldglanz von oben herabgießen, die Statuen und Reliefs, die aus den Marmorwänden herausgewachsen scheinen und sie ganz bedecken, die durchbrochene Steinarbeit der Wölbungen, die einem kunstreichen Gewebe gleicht — Alles macht einen so überwältigenden Eindruck im Ganzen und ist so überreich an einzelner Schönheit, daß man steht wie vor einem Wunderwerk der Natur, das voll Leben ist und wächst und immer neue Blüten treibt.

Wol iſt's hier, wo die Steine ſprechen und wenn man den Dom emporſteigen ſieht, iſt es, als höre man ein hohes Lied zur Ehre Gottes geſungen.

Ein ganz verſchieden prächtiges Gebäude ſehen wir am Abend; das große ſchön erleuchtete Theater della Scala, wo wir eine Oper von Verdi, dem jetzigen Lieblingscomponiſten Italiens, hören und in einem glänzend ausgeſtatteten Ballet das liebe Venedig wiederſehen und zwar in feſtlichſten Augenblicken ſeines vergangenen Lebens, im Carneval, bei Dogenfeierlichkeiten, bei einer Illumination der Piazzetta. Auf der Bühne Pracht, Licht, heitere Melodieen, in den Logen ſchöne, reichgeſchmückte Frauen, deren dunkle Augen hinter Fächer und Blumenſtrauß leuchten — rings um uns frohes Glänzen und Klingen.

Am Morgen fahren wir in das ehemalige prächtige Jeſuitencollegium, den Palaſt di Brera, wo wir zuerſt die Säle der Gemäldeſammlung durchgehen und leider die Bilder großer alter Meiſter durch eine Ausſtellung von neuen Gemälden faſt verdeckt finden. Dieſe Porträts, dieſe Damen und Herren im unmaleriſchen Coſtüme, oft in Uniform oder Balltoilette, dieſe unpoetiſchen Genrebilder oder ſtriktheatraliſchen hiſtoriſchen Darſtellungen, dieſe lebhaften Farben, dies übertriebene Streben nach Effect, der halbfranzöſiſche manierirte Charakter der meiſten Werke dieſer neuen italieniſchen Maler — Alles bildet einen eigenen traurigen Contraſt zu den alten ernſten frommen Bildern, die in bleichen Farben wie Erſcheinungen aus einer andern Welt hier und da neben jenen hervortreten. So grüßt ſtrahlend hoch über jenen Eindringlingen Rafael's Sposalizio von den Wänden nieder, und ſo begegnen uns zwiſchen ihnen die ernſten Geſtalten Leonardo da Vinci's, der Mailand eine Malerſchule und ſein herrlichſtes Bild — das Abendmahl gab, das leider nur noch als Schatten im Kloſter Sta.-Maria delle Grazie exiſtirt. Auch ſeines Schülers, Luini, zarte, liebliche Bilder und manche kräftigere des ſpätern, auch mailändiſchen Künſtlers, Crespi, kann unſer Auge finden und da und dort ſieht es die lieben bekannten anmuthsvollen Madonnen und Heiligen der beiden Brüder Bellini und Tizian's glänzende Geſtalten zwiſchen den modernen Malereien leuchten. Es iſt, als ob man zugleich Lampenſchein und Sternenlicht ſähe.

Unter den neuen Bildern iſt mir nur eins im Gedächtniß geblieben — ein Columbus, ein junger, ſchöner Mann mit der Stirn und den Augen eines Weltentdeckers, der, das Haupt auf die Hand geſtützt, an einem Felſen lehnt und übers Meer ſchaut mit einem Blicke, der die blaue Ferne zu durchdringen und den neuen Welttheil zu ſuchen und zu finden ſcheint... Noch ſehen wir in den untern Räumen die Ausſtellung moderner Sculpturen und unter ihnen manche liebliche graziöſe Geſtalten und Gruppen, keine freilich aus der Götterwelt der Alten, denn alle dieſe pierrotiſchen Tänzerinnen, ſchlafende oder ſich putzende Mädchen, Obſt- und Blumenverkäuferinnen u. ſ. w. gehören dem modernen, ja alltäglichſten Leben an.

Um eine Idee vom Reichthum mailändiſcher Paläſte zu bekommen, beſuchen wir den des Fürſten Caſtelbarco, deſſen Zimmer und Säle mit Kunſtwerken und Curioſitäten überfüllt ſind. Die hundert Marmortiſche, Conſolen, Etagèren ſind mit Antiquitäten, Büſten, Vaſen, Schnitzereien und andern Koſtbarkeiten, die Wände mit Bildern, oft von berühmten Meiſtern, bedeckt. Die hohen Fenſter öffnen ſich auf einen dunkeln, vernachläſſigten Garten mit alten Bäumen; einige Zimmer gehen auf eine Terraſſe, die mit ihren Blumen, Schlingpflanzen, Statuen und Springbrunnen ein liebliches Aſyl mitten unter dunkeln Mauern bietet. Auch eine reichverzierte Kapelle ſehen wir, Pracht und Kunſtſinn überall, aber nirgends Comfort, freundliche Gemüthlichkeit. Hier wie in all den italieniſchen Paläſten, die wir ſpäter ſehen, ſcheinen die Beſitzer ihre prächtigen Räume nur für das Publicum beſtimmt und ausgeſtattet zu haben; ſie ſelbſt ziehen ſich in die kleinſten, unſcheinbarſten Gemächer zurück und ſogar die Schlafzimmer mit den prunkenden Lagerſtätten unter reichem Baldachin, mit den Crucifixen, Betaltären, Weihwaſſerbecken, kunſtvoll und prächtig

gleich den wenigen Toilettengeräthen, werden nie benutzt und sind sehr verschieden von denen, die, ganz bürgerlich einfach eingerichtet, zu wirklichem Gebrauche dienen. Aber auch diese wirklich bewohnten Räume zeigt man uns hier wie überall, wo die Besitzer abwesend sind und es macht einen peinlichen und zugleich rührenden Eindruck, so in die innerste Häuslichkeit fremder Menschen zu dringen; es ist als profanire man die Heiligkeit des Familienlebens, als berühre man unberufen seine verborgenen Geheimnisse, und doch fühlt man den Hauch dieses wirklichen Lebens wohlthuend und anziehend über alle die gebrauchten Gegenstände schweben. Die alte Staffelei mit dem angefangenen Bilde, der Schreibtisch mit seinen Papieren und Briefen, die aufgeschlagenen Bücher, das Piano oder die Harfe mit den vergilbten Notenblättern, der Betstuhl mit dem abgegriffenen Andachtbuch, die verblichenen Stickereien, selbst die umherliegenden Kleidungsstücke — Alles erzählt uns von den Bewohnern solcher Räume und verräth uns etwas von ihrem innersten Leben und es ist uns später, als kennten wir sie und als hätten sie uns etwas von ihrer Seele vertraut.

An einem der folgenden Tage machen wir eine Fahrt durch die ganze Stadt, die reizend im Sonnenglanz aussieht mit den geschmückten Balconen und Läden, dem heitern Straßenleben, den vielen Blumen- und Obstverkäufern, den Kohlenfeuern, über denen man Kastanien bratet oder Polenta kocht, den Frauen aus untern Classen, die alle hübsch und vornehm aussehen durch den schwarzen Schleier, der graziös auf ihrem Haar befestigt ist. Lieblich klingt der mailänder Dialekt, alle Menschen sind freundlich und gefällig; man fühlt sich in dem angenehmsten Element. Vorüber am Dom, der sich glänzend weiß vom dunkelblauen Himmel abzeichnet, fahren wir durch den langen mit Kaufläden und Cafés gezierten Corso della porta romana, zu diesem Thore selbst, das ein Thor zur Straße nach Rom, aber kein römisches Thor, sondern ein wenig bedeutendes Bauwerk ist. Von hier durch ein Gewirr von Straßen, Gäßchen, weiten Plätzen bis zur Piazza d'armi, eine sonnige, öde, mit wenigen Bäumen besetzte Fläche, an deren äußerm Ende, gegenüber dem Castell an der andern Seite, der Arco della pace, das prachtvolle Friedens- oder Siegesthor sich erhebt. Auch eins der Denkmale des wunderbaren Wechsels menschlicher Geschicke! Als ein Triumphbogen für Napoleon sollte es emporsteigen und seine Siege verewigen; aber noch während des Baues war der Stern des Eroberers untergegangen und jene Friedensgöttin im Triumphwagen mit dem sechsfachen Gespann und jene Victorien hoch zu Roß, die über den dreifachen Säuleneingängen thronen, verherrlichen nun die Siege, durch die er fiel und den Frieden, den sie der Welt errungen. Mehr als die kolossalen symbolischen Darstellungen der vier lombardischen Hauptflüsse, mehr als die Reliefs, die mythologischen Gestalten und Darstellungen von Schlacht- und Siegesscenen aus der Zeit von 1813—15, die den obern Theil des Baues schmücken, erfreut uns die Aussicht von der Höhe zwischen den Marmorrossen. Hier liegt die Stadt weit ausgebreitet und gelagert um ihren heiligen Dom und dort, jenseit des reichgeschmückten Landes, sehen wir die ganze Herrlichkeit der Alpen — den Monte Rosa, den Simplon, den St.-Gotthard, alle mit glänzenden Silberhäuptern hoch zum Himmel erhoben und ernst herabschauend auf die blühenden Fluren zu ihren Füßen.

Nahebei liegt das Amphitheater, durch Napoleon erbaut und unter seiner Herrschaft von allerlei Wettspielen belebt, jetzt aber verödet. Von hier durch schattige, schön herbstlich gefärbte Alleen bis zur reichverzierten Porta orientale, zurück durch den Corso orientale, vorüber an reichen, eleganten Wohnungen und zuletzt noch die mit Glas überwölbte Galerie de Cristoforis durchgangen, eine Nachahmung der pariser Passages und einer der Sammelplätze des eleganten Publicums, das hier in ruhigen Tagen besonders hin- und herwandelt.

Noch besuchen wir einige der vielen alten und neuen Kirchen, unter denen die älteste und interessanteste die des S.-Ambrogio ist; eine dunkle Basilika mit vielen alten Mosaiken und Malereien, genannt nach dem heiligen Bischof, der sie erbaute. Wir sehen

ihn im Geiſte an hoher Kirchenpforte ſtehen gleich dem Engel an Paradieſes Schwelle und das Kreuz ſtatt des Schwertes erheben und den Beherrſcher des Oſtens und Weſtens vom Heiligthum zurückdrängen, in das er ſchuldbeladen treten wollte. Noch eine ehrwürdige Geſtalt ſehen wir durch düſtere Kirchenhallen wandeln, die eines andern mailänder Biſchofs, des frommen Carlo Borromeo, der eine ſpätere Zeit mit dem Glanze ſeiner Heiligkeit erleuchtete, ſodaß ihre Schatten der Nachwelt minder dunkel erſcheinen und ſich die Bewunderung ſeiner heiligen Menſchenliebe mit dem Entſetzen über Peſt und Hungersnoth miſcht, die Mailand einſt verheerten. Zwiſchen den heiligen Geſtalten ſchreiten die Guelfen- und Ghibellinenhelden und die Seele breitet ſich weit aus und erlebt nicht blos die heitere Gegenwart, ſondern die große Vergangenheit und lieſt in ihr nicht blos einen Theil der Geſchichte des fremden, ſondern auch des eigenen Volks, das auf Mailands Boden viele blutige Lorbern pflückte, aber auch die goldene Saat des Friedens ſäete und mit ſeinem thätigen, ernſten Geiſte Land und Volk mehr durchdrang, als die Italiener eingeſtehen.

M. F.

Der Schlaf der Pflanzen.

I.

Die innigen Beziehungen, in welchen der Menſch zur Pflanze ſteht, haben denſelben ſeit den älteſten Zeiten veranlaßt, dieſe ſtummen, an ihren Entſtehungsort feſtgebannten *), ſcheinbar gefühlloſen, aber dennoch belebten Geſchöpfe als ihm oder wenigſtens als den Thieren ähnliche Weſen zu betrachten und ihnen ganz dieſelben Lebenserſcheinungen und Verrichtungen beizulegen, die man bei den Thieren und folglich auch bei dem vollkommenſten Thiere, bei dem Menſchen, wahrnimmt. So iſt es nicht nur im gewöhnlichen Leben, ſondern auch in der Wiſſenſchaft, und hier vielleicht in noch höherm Grade als dort Sitte geworden, von einer Ernährung, Begattung, Zeugung, Vermehrung u. ſ. w. der Pflanzen ganz im Sinne der Thierwelt zu ſprechen, obwol es ſich bei genauerm Eingehen auf dieſe und andere Lebenserſcheinungen der Pflanzen gar oft herausſtellt, daß dieſelben (z. B. die Ernährung) von den entſprechenden Erſcheinungen des Thierlebens ſehr verſchieden und kaum mit denſelben zu vergleichen ſind.

Zu dieſen letztern Erſcheinungen des Pflanzenlebens gehört auch der ſogenannte Schlaf der Pflanzen, den gewiß ſchon alle Leſer der „Unterhaltungen" beobachtet haben. Derſelbe äußert ſich bekanntlich in dem Schließen der Blumen und dem Zuſammenfalten der Blätter, welches bei der Mehrzahl der Pflanzen nach Sonnenuntergang eintritt. Bei Tagesanbruch oder, wie gewöhnlich, nach Sonnenaufgang pflegen ſich die geſchloſſenen Blumen wieder zu öffnen und die zuſammengefalteten Blätter wieder auszubreiten, und offenbar iſt dies Zuſammentreffen der geſchilderten Erſcheinungen mit dem Wechſel der Nacht und des Tags die Hauptveranlaſſung dazu geweſen, daß man jene eigenthümlichen Aeußerungen des Pflanzenlebens für eine dem Schlafe der Thiere ähnliche oder wol gar vollkommen gleiche Erſcheinung erklärt hat. In der That beruht aber der ſogenannte Schlaf der Pflanzen auf ganz andern Urſachen als diejenigen ſind, welche dem Schlafe der Thiere zugrunde liegen, und deshalb iſt es jedenfalls ſehr gewagt, jene Erſcheinungen des Pflanzenlebens mit dem Namen „Schlaf" zu bezeichnen. Da der Mehrzahl der Leſer die Aeußerungen und die wahrſcheinlichen Urſachen des Pflanzenſchlafs noch nicht genau bekannt ſein dürften, dieſer aber unzweifelhaft eine intereſſante Erſcheinung iſt, ſo halten wir es nicht für unpaſſend, hier die Ergebniſſe der neueſten hierüber angeſtellten Unterſuchungen in allgemein verſtändlicher Form darzulegen.

*) Ueber die Erſcheinung, die man Wanderung der Pflanzen nennen könnte, liegt uns die Mittheilung eines andern Naturforſchers vor, die wir nächſtens geben werden. D. Her.

Man muß zunächſt zwiſchen dem Schlafe der Blätter und dem Schlafe der Blumen unterſcheiden, indem das Zuſammenfalten und Ausbreiten der Blätter weder gänzlich auf denſelben Urſachen beruht, noch in derſelben Weiſe erfolgt wie das Schließen und Oeffnen der Blumen. Nicht bei allen Pflanzen nimmt man einen Schlaf der Blätter wahr; im Gegentheil ſcheinen die meiſten Pflanzenblätter die Stellung und Lage, welche ſie am Tage haben, während der Nacht nicht zu verändern. Es ſind nämlich vorzugsweiſe die „zuſammengeſetzten" Blätter, welche die Erſcheinungen des Schlafs erkennen laſſen. Wir müſſen des Verſtändniſſes halber einſchalten, daß die Botaniker ſolche Blätter als „zuſammengeſetzte" bezeichnen, bei denen der Stiel mehre „Blattſcheiben" oder „Blättchen" birgt. So ſind z. B. die Blätter der Roßkaſtanie, der Wicken, des Klees, der Lupinen, Bohnen und Erbſen u. ſ. w. zuſammengeſetzte. Und zwar pflegt man ſolche Blätter, wie die Kleeblätter, wo der Stiel drei Blättchen nebeneinander auf ſeiner Spitze trägt, „dreizählige", ſolche, wie die Blätter der Roßkaſtanien und Lupinen, bei denen fünf, ſieben und mehr Blättchen nebeneinander auf der Spitze des gemeinſchaftlichen Stiels ſtehen, „gefingerte", ſolche endlich, wie die Wicken- und Erbſenblätter, wo die Blättchen in zwei Reihen zu beiden Seiten des Stiels ſtehen, der hier häufig in einen Ranken ausläuft, „gefiederte" zu nennen. Den „zuſammengeſetzten" Blättern ſind die „einfachen" entgegengeſetzt, d. h. diejenigen, wo der Stiel, wenn derſelbe überhaupt vorhanden iſt, eine einzige Blattſcheibe trägt, z. B. die Blätter der Linden, Weiden, unſerer ſämmtlichen Obſtbäume, des Epheu u. ſ. w. Der Schlaf der zuſammengeſetzten Blätter äußert ſich nun in einer Stellung und Lage ſowol des gemeinſchaftlichen Stiels als der einzelnen, auf demſelben eingefügten Blättchen, die von derjenigen, welche dieſe Blatttheile am Tage erkennen laſſen, ganz verſchieden iſt. In eine ſolche veränderte Stellung und Lage können aber jene Blätter offenbar nur dadurch gelangen, daß ihre Stiele und Blättchen gewiſſe Bewegungen machen, und dieſe ſind eigentlich das Intereſſanteſte bei der ganzen Sache, weil man gewöhnt iſt, den Pflanzen alle Fähigkeit, ſich ſelbſtändig zu bewegen, abzuſprechen. Die Bewegungen, welche die Blätter machen, um in die ſchlafende Stellung zu gelangen, bezeichnet man zuſammen als das „Einſchlafen", diejenigen, welche ſie machen, um aus der ſchlafenden Stellung in die wachende überzugehen, als das „Erwachen" der Blätter. Die Bewegungen, welche die zuſammengeſetzten Blätter beim Einſchlafen machen, ſind ſehr verſchieden. Entweder machen ſie blos eine einzige, die darin beſteht, daß die Blättchen ſich auf ihre obere (z. B. die Kleeblätter) oder untere Seite (z. B. die Sauerkleeblätter) zuſammenſchlagen, oder daß ſich die Blättchen, ohne ſich zuſammenzuſchlagen, aneinanderlegen, wie es bei vielen gefiederten Blättern geſchieht u. ſ. w.; oder ſie machen gleichzeitig mehre Bewegungen, indem ſich die Blättchen zuſammenfalten und im gefalteten Zuſtande aneinanderlegen (z. B. die Lupinenblätter), oder indem ſich der gemeinſchaftliche Stiel nach dem Boden zu ſenkt oder wol auch ſo emporrichtet und dem Aſte oder Stengel nähert, während die Blättchen ſich an- oder übereinanderlegen. So werden die Leſer finden, wenn ſie ſich die Mühe nehmen wollen, an einem ſchönen Sommertage einen ſogenannten Akazienbaum nach Einbruch der Dämmerung zu betrachten, daß alle Blätter abwärts geſenkt und die ſehr zahlreichen Blättchen eines jeden einzelnen Blattes (die Akazien beſitzen gefiederte Blätter) ebenfalls nach abwärts geſchlagen und mit ihren untern Flächen aneinandergelegt ſind. Beim Erwachen werden natürlich gerade die entgegengeſetzten Bewegungen ausgeführt. Auch bei manchen einfachen Blättern beobachtet man Schlaferſcheinungen. Dieſelben äußern ſich hier entweder in einem Emporrichten oder Abwärtsſenken des geſammten Blattes oder in einer Einkrümmung, ſeltener einer förmlichen Einrollung der Blattſcheibe von den Rändern aus. Alle dieſe Bewegungen, welche die Blätter beim Einſchlafen und beim Erwachen ausführen, geſchehen mit ſolcher Gewalt, daß ſie auch dann erfolgen, wenn man die Blätter unter Waſſer ſetzt. Der Sitz der Bewegung oder der-

jenige Theil des Blattes, welcher die Bewegung hervorbringt, iſt das weiche, ſaftige, wie es ſcheint mit der Fähigkeit, ſich nach Belieben zuſammenzuziehen und auszudehnen begabte Zellgewebe, welches ſich im Innern des ſogenannten „Gelenkpolſters“ oder „Blattkiſſens“ befindet, d. h. jener oft kaum merklichen, oft aber auch ſehr anſehnlichen Anſchwellung an der Baſis ſowol des gemeinſchaftlichen Blattſtiels, als an der Baſis der einzelnen Blättchen des zuſammengeſetzten Blattes. Durch dieſes eigenthümliche Gewebe, welches bei den Pflanzen die Stelle der Muskeln vertritt, wird wenigſtens das Heben und Senken der ganzen Blätter und der einzelnen Blättchen ſowie das Aneinanderlegen und Uebereinanderſchieben der letztern hervorgebracht, nicht aber das Zuſammenſchlagen der Blättchen mit ihrer obern oder untern Fläche, noch das Einrollen der Blattſcheibe einfacher Blätterbewegungen, welche noch unerklärt daſtehen.

Die Haupturſache, welche die Blätter veranlaßt, die beſchriebenen merkwürdigen Bewegungen zu machen, oder genauer, welche jenes eigenthümliche Zellgewebe im Gelenkpolſter und in andern Theilen der Blätter beſtimmt, ſich in verſchiedener Weiſe zuſammenzuziehen und auszuſtrecken, iſt unſtreitig die Einwirkung des Lichts. Daß das Licht einen großen Einfluß auf die Pflanzen überhaupt ausübt, bedarf wol kaum der Erwähnung. Die überwiegende Mehrheit der Pflanzen braucht einen beſtimmten Grad von Beleuchtung zu ihrem Gedeihen, nur wenige Pflanzen wachſen unter der Erde oder im Dunkeln. Die meiſten Pflanzen kehren ſich dem Lichte zu; manche bedürfen des Sonnenlichts und drehen ſich daher während des Tags, dem Laufe der Sonne gemäß, nach verſchiedenen Seiten, z. B. die Sonnenroſe. Einen gleichen Einfluß des Lichts bemerken wir nun auch bei den verſchiedenen Erſcheinungen des Blätterſchlafs. Die bei weitem meiſten Blätter ſchlafen um die Zeit des Sonnenuntergangs ein und erwachen bei Sonnenaufgang wieder. Hieraus ergibt ſich, daß die verſchiedenen Stellungen der Blätter durch das abwechſelnde Fehlen und Daſein des Lichts bedingt werden. Dies wird auch durch wiederholt und immer mit gleichem Erfolg angeſtellte Verſuche bewieſen, wo es gelang, durch künſtliche Beleuchtung von mit dem Blätterſchlaf begabten Pflanzen während der Nacht und durch Dunkelhalten derſelben während des Tags die Perioden des Wachens und Schlafens der Blätter umzukehren. Bei manchen ſehr empfindlichen Pflanzen, z. B. bei der bekannten Senſitive oder Sinnpflanze (Mimosa pudica) genügt ſchon eine düſtere Beleuchtung, wie bei dickbewölktem Himmel oder während einer ſtarken Sonnenfinſterniß, um die Blätter zum Einſchlafen zu bringen; umgekehrt bedarf es bei andern Pflanzen, z. B. beim Sauerklee, der Einwirkung des hellen Sonnenſcheins, wenn ihre Blätter erwachen und ſich vollſtändig ausbreiten ſollen. Doch nicht alle des Schlafs fähigen Blätter ſchlafen bei Sonnenuntergang ein und erwachen bei Sonnenaufgang. Bei manchen Pflanzen tritt das Aufwachen bereits in der Morgendämmerung, das Einſchlafen ſchon in den Nachmittagsſtunden ein (z. B. bei der Senſitive, bei manchen Arten des Schneckenklees u. a.), oder umgekehrt, die Blätter erwachen erſt in den ſpätern Morgenſtunden und ſchlafen erſt nach Einbruch der Nacht ein. Aus dieſen Verſchiedenheiten in der Zeit des Einſchlafens und Erwachens geht hervor, daß für jede Pflanzenart ein beſtimmter Grad des Lichtreizes zur Hervorbringung der Erſcheinungen des Blätterſchlafs erforderlich iſt. Schließlich will ich noch bemerken, daß die Bewegungen des Einſchlafens und Erwachens deſto leichter und deutlicher erfolgen, je jünger und folglich je lebenskräftiger die Blätter ſind. Alte, völlig ausgewachſene oder gar im Abſterben begriffene Blätter verfallen nur unvollkommen oder gar nicht in Schlaf. Ebenſo wenig laſſen die ſteifen, lederartigen oder fleiſchigen Blätter irgend eine Spur von Schlaf erkennen.

Betrachten wir in nächſter Nummer den Blumenſchlaf.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Berliner Briefe.

V.

Die Frauen, die eine Stadt verehrt, ſind der Ausdruck ihrer Bildung, ihrer eigenen Neigung. Wien und die Neumann und die Wildauer, Dresden und die Bayer-Bürck, Hamburg und die Seebach: was läßt ſich nicht von Einem hier auf das Andere ſchließen? Fahren wir alſo in Betreff Berlins mit der Charakteriſtik ſeiner hervorragenden Schauſpielerinnen fort.

Neben das liebliche Bild der Fuhr ſtellt ſich ein Damenporträt von Rubens gemalt, etwa Helena Forman, ſeine zweite Frau — groß, ſtattlich, überwältigend ſchön, nicht elfenhaftig anmuthig, in weißſeidenem Kleide, einen dunkelrothen Mantel darüber, hoch ſtehend, ſchlank wie eine Palme, Edwina Viereck. Ich würde unter ihr Bild den alten Spruch ſchreiben:

Schön biſt du,
Das weißt du,
Ach! leider zu ſehr —
O, wüßteſt du's minder,
Dann wärſt du es mehr.

Ihre Kunſt iſt ihre Schönheit, ſie repräſentirt, wie der Hofſtaat eines kleinen Fürſten bei feierlichen Feſten die ein wenig verblaßten Galakleider anlegt; und wenn gelehrte Profeſſoren ihr noch zehn mal die Rollen einſtudiren, wie's wol früher geſchehen, und ſie noch öfter lange Winterabende am Lehnſtuhle Ludwig Tieck's geſeſſen hätte, auch ſo ein wildes verirrtes Waldfräulein, wie ſie durch ſeine Märchen bezaubernd, lockend dahingleiten — ſie bleibt doch eine Statue. Ja, ſie wird nicht einmal lebendig, leidenſchaftlich auflohend, wie die alten Geſchichten von den marmornen Bildern der Venus erzählen, die des Nachts, vom Vollmond überflutet, roſenumduftet, von dem Sockel herabſpringen und mit dem jungen Chriſtenritter, den ſie verlockt, tanzen und jubeln eine trunkene Sommernacht hindurch, bis ſie ihn um Leben und Seligkeit gebracht, wenn die Morgenröthe erſcheint. Den berliner Schauſpielerinnen fehlt Eins — nicht das Genie, denn das iſt ſeltener geworden auf Erden ſeit Napoleon, Goethe und Charlotte von Hagn — ſondern das Talent, den Inhalt einer Rolle zu ergreifen, und der mühſelige Fleiß, die einmal im Geiſt erfaßte Geſtalt bis in die letzten Falten ihres Kleides auszumeißeln. Auch damit läßt ſich ſchaffen, Vieles und Schönes dazu. Keine Schauſpielerin z. B. hatte die Natur weniger begünſtigt als Bertha Unzelmann; ſie ſpielte 1847 und 1848 in Berlin. Eine ſchwache Stimme, eine gebrochene Geſtalt, um ein ſchmales Geſicht breite, blonde Flechten. Was ſie war, das war ſie durch Studium, durch Arbeit geworden. Ihren Rollen fehlte ſogar ein gewiſſer Hauch nicht. Die Unzelmann ſtrebte in ihren Darſtellungen nach architektoniſcher Schönheit, mehr nach Ebenmaß und Ruhe als pathetiſcher Größe, ihre Ophelia und ihr Gretchen waren Ideale, in ſich geſchloſſene und beſeligte Weſen, wie überflogen von jenem duftigen Schimmer, der um Rafael's Madonnen ſchwebt, die nicht rührten, ſondern wahrhaft befreiten und erhoben. Denn das kann nicht der Zweck der Kunſt ſein, den Augen ſechszehnjähriger Mädchen Thränen zu entlocken für mehr als die verfolgte Unſchuld von Gouvernanten. Für Mehr gehören reifere Jahre.

Große, kühne Geſchichtsmalerei ſah ich kürzlich auf dem Theater zu Dresden, Dawiſon als Richard III. und die Bayer-Bürck als Prinzeſſin Anna. Das waren nicht jene geleckten, zierlichen Figuren wie etwa Retſcher Madame de Monteſpan gemalt, ſondern der Eine gewaltig und genial, mit herriſchem Stirnrunzeln, mit dem ſtolzen Selbſtbewußtſein auf ſein Recht, das Recht der Bosheit, der urſprünglichen Kraft in dieſer Welt, die Andere ausgeweint, in tiefſter Trauer und doch entſchloſſen wie Antigone, dann plötzlich in Leidenſchaft aufglühend, wie ein Brand vom plötzlichen Wind, Flammen über Flammen,

bis Gloſter's Worte immer mehr wie kühlende Fluten darüberrauſchten, ſie endlich bezwungen, ſein ward und noch mehr, bis ſie ſelbſt wußte, daß ſie verloren.

Edwina Viereck hat auch die Geſtalt, auch die Stimme zu ſolchen unübertrefflichen Schöpfungen — ſie iſt aber — Salonheldin. Sie weiß zu gut, wenn ſie als Turandot den Schleier aufſchlägt, daß der Blick ihrer flammenden Augen mehr als einen Kalaf verſengt und verwirrt, warum ſollte ſie ſich mit Gedanken abquälen? Denken macht bleich. Dr. Klein hat wunderlich wie immer, aber gut geſagt: Ihr fehlten als Turandot die Tigerkrallen. Die zarten Hände von Edwina Viereck haben nie gemordet, ſie kann mit Racine's Phädra ausrufen: „Meine Hand iſt unſchuldig"; für die Unſchuld ihrer Augen freilich möchte ich vor keinem Geſchworenengerichte als Vertheidiger auftreten.

Man rühmt die Viereck im Luſtſpiel, ſoweit das moderne, franzöſiſche Vaudeville und ſeine deutſchen Nachahmungen eine gewiſſe Gewandtheit der Bewegung, viel Koketterie und geſchmackvolles Coſtüm verlangt, mit Recht; ſie wird ſtets ſchön und liebenswürdig ſein und wie Lina Fuhr durch den Wohlklang ihrer Stimme, die einfache Anmuth ihrer Haltung auf die Herzen, ſo wird ſie durch die Reize ihrer Erſcheinung Aller Augen blenden und verwirren.

In Klara Hoppé hat einſt ein wärmeres Leben pulſirt als jetzt. Ueber die Wärme und Friſche ihrer Jugend ſind manche Jahre dahingegangen, ſchwere, ſehr ſchwere dazu. In ihrer Erſcheinung prägt ſich dies Gebrochenſein ihres innern Weſens aus, eine kranke Stimme, ein ſchweres Athemholen nach jedem Verſe, gedrückter Gang — die freudige, muthwillige Heiterkeit, welche ihren Puck im „Sommernachtstraum" einſt zu den liebenswürdigſten und munterſten Elfen gezaubert, hat einem mürriſchen Grämeln Platz gemacht; das Weſen ihres Talents neigte ſich zum phantaſtiſchen Luſtſpiel, in ſolchen halb koketten, halb ſittſamen Rollen offenbarte ſich ihre Feinheit, Anmuth und ein glücklicher Humor, ihr ſtanden Knabenkleider am ſchönſten, ſie war zu Pagenſtreichen geboren. Wie unglücklich, daß ihr Leben und ſie ſelbſt in die Tragik gerathen; für ſolche Rollen war ſie nie beſtimmt und ihr Klärchen und Gretchen haben die größte Aehnlichkeit mit berliner höhern Bürgertöchtern, die zu ihrem Unglück den Goethe geleſen und ſtolz darauf ſind, Klärchen oder Ottilie zu heißen. Niemals wird ſie die ausgezeichnete Schule ihrer Mutter vergeſſen, ganz wird der Zauber ihrer einſt melodiſchen Stimme nicht verklingen, aber Beſeelung und eigenes mitfühlendes Pathos geht ihren Geſtalten ab, ich möchte ſagen, ſie wirkt, und oft bedeutend, durch Kraftloſigkeit. Bei dem Publicum gilt Desdemona als ihre beſte Rolle. Unter ihren Händen verwandelt ſich Desdemona in eine Bankiersfrau, die der Gemahl nur plagt, weil ſie ihm zuviel krank iſt. Dabei will ich manchen Worten und Stellen eine ergreifende Kraft nicht abſprechen, aber das liegt in der unverwüſtlichen Schönheit des Gedichts. Gediegener und idealer iſt ihre Leiſtung als Eliſabeth im „Don Carlos"; auch hier iſt ſie nicht tragiſch erhöht, doch findet der beleidigte Stolz weiblicher Würde in ihr eine gute Vertreterin, die Reſignation, der Hinblick auf das ſchöne, weit jenſeit der Berge liegende Frankreich ſtimmt wunderbar traurig mit ihrer Stellung und mit ihrem dahinſchwindenden Glanze.

Und von der größten Künſtlerin, der liebergefeierten Grelinger kein Wort? Ich bin zu jung, um ganz den Enthuſiasmus zu faſſen, der noch jetzt in Vieler Herzen ihr entgegenlodert. Man verſichert, daß ſie einſt über die Bretter ſchritt, hoch und junonisch, von edelſter Begeiſterung getragen, ein echtes Kind Apollo's, wie jetzt — Johanna Wagner — die leider in der ſchönſten Zeit ihrer Stimmmittel den Dresdenern gehört hat.

Ja, die einzige tragiſche Schauſpielerin Berlins iſt jetzt eine Sängerin, Johanna Wagner. Schlank wie Juno, von blonden Locken umwallt, mit ernſt geſchloſſenem Mund, wie aus Marmor gemeißelt, hat ſie ihre frühere dresdener Mädchenhaftigkeit ganz aufgegeben und iſt der Schröder-Devrient und Rachel im Pathos gefolgt. Da iſt kein Liebes-

winken mit Aug' und Hand, kein bezauberndes Lächeln nach rechts und links mehr vorhanden, sondern Majestät in jedem Zuge. Wenn sie als Lucrezia Borgia von ihrem Gemahl die Bestrafung der Verwegenen fodert, die ihr Wappen beschimpft, liegt's wie eine Wetterwolke auf ihrer hohen Stirn, vornehm gemessen sind ihre Bewegungen, stolzer trägt keine Kaiserin ihren Mantel, nur auf dem blassen Antlitz glüht das dämonische Feuer der Rache. Johanna Wagner ist wahlverwandt mit Rachel-Felix, Beide sollten stets im weißen Gewande, den Goldreif um die Stirn, erscheinen, sie sind plastische Gestalten. Wie ihr Aeußeres, so ihr Wesen; sie sind bestimmt, große, verzehrende Leidenschaften darzustellen, sinkende Heldinnen. Aber während Haß, Rache und Eifersucht in beständigen Blitzen über das schmale, verlebte Gesicht der Rachel zucken, besitzt die Stimme der Wagner eine herzbethörende Gewalt, eine Milde und Süße wie die der Sirenen, sie kann zürnen, niederschmettern, wenn sie als Olympias: „Kassander! ihr ewigen Götter!" singt, allein den grauenerregenden Ausdruck der Rachel als Hermione oder Camilla, der, nicht schön und nicht häßlich, sich nur mit der Erscheinung der Eumeniden vergleichen läßt, von der die Alten so Wunderliches erzählen, den besitzt Johanna Wagner weniger. Dafür haben ihr jedoch die Musen einen Adel und eine Keuschheit der Erscheinung verliehen, die sie der „pfeilfrohen" Göttin ähnlich macht, die jungfräulich stolz die Thäler des Parnassus durcheilte, während von der Höhe herab die Leier des Bruders schallte, ja — wenn sie als Orpheus, den weißen Mantel um den Arm geschlungen, an Eurydice's marmornem Grabmal steht, wenn sie siegesgewiß, die goldene Lyra im Arm, den Furien an des Tartarus dunkelglühendem Thor entgegentritt — da ist's, als stiegen mit den Tönen ihrer Stimme Tempel und Paläste auf, die heiligen Höhen, die götterdurchwandelten Thäler, Aphrodite, Helena, Hektor und Achilles, die geliebten Schatten — und auf den Wellen ihres Gesangs steigen wir zur Lethe nieder, hinauf zum Olymp. Wenn je die Musik Gluck's des Meisters werth gesungen ward, so geschieht es hier, in diesen Melodieen athmet der tiefste Schmerz, duftet die seligste Liebe, und das Alles umweht von jener classischen Ruhe und Milde, die in ihrer Reinheit und Klarheit dem Himmel gleicht, der in ewiger Bläue über Hellas zieht, dem blauen Meere, das seine Klippen umrauscht. Neben mir im Theater saß Professor v. d. H. mit seinem Quäkerhut und gewaltigen Schuhschnallen. Vor funfzig Jahren, erzählte er mir, hatte er den „Orpheus" gehört, und als die Wagner im letzten Acte sang: „Was soll mir das Leben?" traten ihm die Thränen in die Augen, er drückte mir erschüttert die Hand. Der Stimmgehalt der Wagner hat nicht die unerschöpfliche Fülle und Kraft wie Ihrer Jenny Ney. Die berliner Kritik, die jede Größe, jedes harmonische Wesen haßt und mit ihrem boshaften Witz zu vernichten sucht, hatte daher vor einigen Wochen, bei der Darstellung Fidelio's eine vortreffliche Gelegenheit gefunden, die Künstlerin zu bespötteln, als ob es nicht von der größten Kunst zeugte, auch mit gebrochenen Kräften solche erschütternde Wirkungen zu erzeugen. Johanna Wagner's Stimme ist gebrochen, die hohen Töne mißlingen ihr — doch die gewaltige Tragik ihrer Erscheinung und ihres Wesens, die zuweilen bis ans Herbe streift — so wenn sie den Erlkönig singt — werden diese Schwäche stets mit dem kaiserlichen Mantel der Kunst bedecken, ja vielleicht verleiht dies Gefühl des Untergehens ihr noch einen höhern Zauber, es wohnt in ihr etwas vom Schwane, dem sterbenden.

Neben solcher Künstlerin müssen wol die andern in Schatten treten, es muß einen dunkeln Grund geben, auf dem die Sterne leuchten können, und so kann denn Frau Köster nur wie ein Schatten dem geliebten Orpheus und Romeo folgen. Der Gesang der Köster hat eine duftige Lieblichkeit, wie Musik, die über Wassern am Sommerabend schallt, Einwiegendes, Träumerisches — nichts eben Großes oder Erhabenes. In Fidelio rührt die Köster zu Thränen, die Wagner ist herzzerreißend, ihr Schmerz ist unaussprechlich, die Köster vermag den ihrigen immer noch zu singen. Darin liegt eine gewisse Aehnlichkeit

mit den jungen Mädchen von achtzehn Jahren, die ihren erſten romantiſchen Liebesgram auf dem Klaviere ausweinen.

Wie die Köſter ewig klagt, iſt das Lachen das Wappen der Luczeck, leider jetzt ein gar verzwicktes, recht alt gewordenes Lachen. Wenn ſchon mit den Jahren die Schönheit ſchwindet, wie viel mehr die Naivetät. Gewiß iſt die Luczeck ein ſchönes Talent, meinetwegen auch eine ſinnige Künſtlerin, aber ihre Zerline, ihre komiſchen Bäuerinnen gleichen ganz gewiſſen Kammermädchen der königlichen Bühne, die zu ſtereotyp geworden ſind, um ſie noch anſehen zu können. Wo ſind die Zeiten hin, als die Luczeck durch ihr Trommeln die ganze Garde von Berlin und Potsdam entzückte!

Sie ſehen, verehrter Freund, auf unſerm Theater iſt Alles vertreten, wofür eine Stadt, wie Berlin, Neigung und Antheil hat, Schönheit für die Gardeoffiziere und Dragonerrittmeiſter, Sentimentalität für Bankiersfrauen und blondlockige Hofrathstöchter, Erinnerungen für die Alten, auch eine Muſe, die Jugend zu begeiſtern — aber halt! da hab' ich das Beſte vergeſſen, den Begriff, den Sie unlängſt in Bd. II, S. 409 der „Unterhaltungen" definirt — die Blüte, in der Berlins wahres, tiefſtes Weſen aufgeht — auch eine Lotosblume, duftig in ihrer Weiſe, den Begriff, den das Wort: Quatſch — verhüllt. Doch ich ſehe Ihre Beſorgniſſe! Sie fürchten, ich möchte die Zahl Ihrer Feinde mehren, Sie heben ſchon drohend den Rothſtift, den Friedebeſchwörer, den Zerſtörer der Privatfehden und diplomatiſchen Verhinderer der Repreſſalien! Sie haben Recht, wenn man um Sewaſtopol kämpft, kann man wol bei Stehely Ruhe halten. Und ſo heb' ich von den Talenten, die auch durch die artiſtiſche Darſtellung dem Begriff des Quatſch, des „ewigen Anlaufs zum Witze", dieſem Alpdruck des berliner geiſtigen Lebens und Strebens, dienen, nur ein wirkliches Talent für dies „Genre" hervor, Ottilie Genée auf der Friedrich-Wilhelm-Stadt.

Sollen denn allein Rafael's Madonnen, Tizian's Frauenbilder Anſprüche auf Unſterblichkeit haben und allein die Herzen für ſich einnehmen? Nein, es muß auch Bauernſchenken von Oſtade, Brügeleien von Breughel zum beſtändigen Gelächter, es muß auch das Ideal eines berliner Volksmädchens zu ihres Namens Gedächtniß geben. Ottilie Genée hat nichts für ſich als ihre feſte, derbe Natürlichkeit, einen Ton zu Homeriſchem Gelächter; das „Guſtchen vom Sandkrug" wäre längſt begraben, wenn Ottiliens Lippen ſie nicht immer wieder lebendig machten. Humor fodert nicht von ihr, nicht den Ton eines ſchalkhaften Droll oder den geiſtreichen Scherz eines ſpaniſchen Kammermädchens, ſie gibt nur den berliner Witz, der halb an Bosheit, halb an Frechheit ſtreift. Geſtalten aus den niedern Kreiſen des Lebens bringt ſie mit wunderbarer Virtuoſität zur vollen Erſcheinung, und wie Hildebrandt in ſeinen Bildern nicht danach trachtet, das Schöne an den Dingen darzuſtellen, ſondern nur die Dinge in ihrer ſchroffen, abſtoßenden Eigenthümlichkeit, ſo gibt auch Ottilie Genée ihren Bauermädchen, Köchinnen und Mägden keine ideale Färbung, ihr kommt es nur auf die „ganze Naturwahrheit" des Dargeſtellten an. Dies künſtleriſche Streben, der Natur nachzuahmen, hat ſie zum Liebling des lachluſtigen Publicums gemacht, es charakteriſirt ſie, ihre Bühne und endlich eine Zeit, die — kein Ohr für Harmonie mehr und für harmoniſche Formenſchönheit kein Auge hat.

Der Reiz, den Ottilie Genée ausübt, hat noch einen geiſtigen Kern, wie aber nun — Pepita und der Pepitismus! Fanny Elßler haben die Diplomaten des Wiener Congreſſes bewundert, vor ihren gaukelnden Tänzen ſaß der geiſtreiche Gentz herzgefangen, aber Pepita! Das geſtehen ihre Bewunderer, daß keine Kunſt und keine Anmuth in dieſen Sprüngen ſich zeige, daß es eben nur „Natur" ſei, ſpaniſche Leidenſchaft. Die liebliche Maria Taglioni nennen ſie ſteif und kalt, in deren Tänzen wäre Alles ſo zahm, ſo penſionsmäßig — da, ſeht die ſchöne, hinreißende Wildheit Pepita's. Welches Gaukeln mit Augen, Hand und Fuß, welches Fliegen und Flattern, tolles Caſtagnettenſchlagen. Sie glauben Alle Sevilla, das

goldene Granada, rothblühende Oleanderbüsche zu ſchauen — und weideten ſich doch nur — am Sinnlichen. Nur einer verbildeten Zeit, einer übersättigten Geſellſchaft erſcheint grelle Natürlichkeit und künſtlicher Sinnenreiz als Kunſt. Die Sprünge dieſer ſpaniſchen Tänzerin und ihrer Nachahmerinnen und das Rennen und Laufen nach dieſen Schauſtellungen, das Lachen und Wiehern über dieſen eingeſtandenen Unſinn, das Alles iſt für die künftige Culturgeſchichte Berlins bedeutungsvoll. Die edle Ariſtokratie des Geiſtes iſt in Berlin ſo reich vertreten. Woran liegt es, daß ſie nicht den allgemeinen Ton angibt und ſelbſt auch den Geiſt der Maſſe beherrſcht?

(Ein ſechster Brief demnächſt.)

Anregungen.

Die Bedeutung der Naturwiſſenſchaften.

Wie wenig wir auch die Bedeutung der Naturwiſſenſchaften unterſchätzen und wie ſehr wir daher mit der faſt dominirenden Stellung derſelben im heutigen Bildungsgange im Allgemeinen einverſtanden ſind, ſo wenig, und vielleicht eben deshalb, läßt ſich verkennen, daß ſich zuweilen recht ſtark das Bedürfniß aufdrängt, ſich bei der Flut des auf dieſem Gebiete maſſenhaft über uns Hereinbrechenden gelegentlich wieder zu ſammeln, zu orientiren, nach Berechtigung, Weg und Ziel zu fragen.

Sind wir ſelbſt doch ſchon mehrmals in den Fall gekommen, uns gegen einen Ton, namentlich ſo mancher populären und populariſirenden Schriften dieſer Art ausſprechen zu müſſen, der in unbegreiflichſter Weiſe ſich nicht nur über die unentbehrliche Grundlage alles Wiſſens, die ſtrenge wiſſenſchaftliche Forſchung, wegſetzen zu dürfen glaubt, ſondern dies ſehr oft auch in einer ſo ſittlich widerlichen und ſentimental-tändelnden Weiſe thut, wie ſie nimmermehr weder mit dem Gegenſtande, der Natur, noch mit der Bedeutung der Naturwiſſenſchaften — Aufſchluß ihrer Räthſel und Geheimniſſe —, noch endlich mit dem Zwecke der populären Darſtellung — Bildung und Erhebung des Volks — in Einklang ſtehen kann.

Iſt es denn ſo ſchwer, ſich jener Beſcheidenheit zu befleißigen, die mit unſerm wachſenden Wiſſen, in dem Bewußtſein ſeiner unendlichen Grenzen, gleichfalls wächſt und die man doch ſonſt gern an den großen Meiſtern der Wiſſenſchaft, einem Humboldt vor allen, rühmend anerkennt? Und andererſeits: Schließen ſich denn ernſte Gründlichkeit, ſtrenge Methode und populäre Schreibweiſe aus? Alles und jegliches Denken ſollte man den Leſern doch nicht erſparen wollen! Thut es ſomit Noth, von Zeit zu Zeit ſich wieder über Bedeutung und Stellung der Naturwiſſenſchaften recht klar zu werden, ſo können wir Schriften wie die von Dr. G. A. Spieß („Ueber die Bedeutung der Naturwiſſenſchaften u. ſ. w. Zwei Feſtreden." Frankfurt, Sauerländer, 1854), in der dieſe Aufgabe in klarer, beſonnener und des Gegenſtandes würdiger Weiſe zu löſen verſucht wird, nur ſtets willkommen heißen. Zweckmäßig hat der Verfaſſer eine ſkizzirte Geſchichte der Naturanſchauung beigegeben, und auch dagegen läßt ſich vielleicht nur formell oder im Intereſſe einer gründlichern getrennten Beachtung ankämpfen, wenn er auch die Seelenlehre zu den Naturwiſſenſchaften rechnet. Liegt es ja gerade im Weſen der jetzt vorherrſchenden Auffaſſung, die urſprüngliche Einheit alles Seins auch wiſſenſchaftlich nachzuweiſen, die verſchiedenartigſten Erſcheinungsformen auf das Eine Urleben und Urweſen zurückzuführen. Mit Recht vergleicht der Verfaſſer den Aufſchwung der Naturwiſſenſchaften unſerer Tage mit der Wiederbelebung der claſſiſchen Studien im 15. und 16. Jahrhundert und beanſprucht jenem für unſere Zeit die gleiche Bedeutung, die in allen ihren Richtungen mit lebendiger Klarheit verfolgt wird. Weniger möchten wir uns damit einverſtanden erklären, wenn es ſcheinen konnte, als wären nunmehr die Grenzen aller übrigen Wiſſenſchaftsgebiete verwiſcht und ſie ſämmtlich in den Naturwiſſenſchaften aufgegangen — ſoweit ſind wir nun einmal noch nicht und der unerſchöpflichen Forſchung namentlich kommt die Unterſcheidbarkeit gar wohl zu ſtatten; — oder wenn das körperliche Bedingtſein der Seelenthätigkeiten, das allerdings ſtattfindet, zu ſehr und auf Koſten jener zweiten Seite der Sache, welche uns auch ein Bedingtſein des Körperlichen durch das Geiſtige (überhaupt eine größere Wechſelſeitigkeit) annehmen läßt, hervorgehoben erſcheint. Wirkliche Gegenſätze zwiſchen Stoff und Geiſt, Materialismus und Spiritualismus, in der Weiſe, um darauf einſeitige Syſteme zu gründen, können auch wir nicht zugeben; um ſo näher liegt uns aber auch gerade deshalb die eben angedeutete Wechſelſeitigkeit.

Doch dies und einiges Andere zu erörtern kann hier nicht unsere Absicht sein; gerade die Unabgeschlossenheit des Stoffs und Gebiets muß den tüchtigen und gewissenhaften Forscher auf Manches bringen, das selbst erst wieder als Anregung weiteren Forschens, als Same der Zukunft erscheint. Es soll sich hier nur darum handeln, eins der nicht gar häufigen Bücher herauszuheben, die mit dem ernsten, gewichtigen Gegenstande, einsichtig festgehaltenen Gesichtspunkten und einem übersichtlichen Entwickelungsgange die klare, anziehende Darstellung verbinden und so jenem Populatismus in die Hand arbeiten, den wir für den allein richtigen und würdigen halten.

Potichomanie.

Der Tisch ist rein, es lebe der Topf!

Die „Gesellschaft" hat als Ersatz für Bildung und Unterhaltung nicht mehr die Musik, nicht mehr die elektrische Kette, die die Tische in Bewegung setzt, sie hat die chinesischen Töpfe.

Tretet ihr jetzt in einen jener behaglichen Salons, wo die Flamme im Kamin wetteifert mit dem Sieden des Theewassers, so wird euch von den jungen Damen des Hauses ein einstimmiges, aber sehr kurzes Guten Abend! geboten werden. Kaum blicken die jungen Lockenköpfe von dem Tische, wo sie beim Schein der gedämpften Lampe ein emsiges Werk treiben. Nicht mehr ist es die Lectüre der „Amaranth", die schon vergessen scheint; nicht mehr ist es die elektrische Kette, die die zierlichen Fingerchen auf dem Mahagonytische blendend abstechen läßt; man glaubt in eine Werkstatt zu treten. Die jungen Damen sitzen und beleben Töpfe.

Ihr kennt jene reizenden Porzellanvasen aus China und Japan, die man in Sèvres und Meißen so kunstvoll nachzuahmen versteht. Diesen kostspieligen Zierden der Zimmer und Säle droht eine gefährliche Concurrenz. Jede nur etwas geschickte und aufmerksame junge Dame stellt jetzt in kurzer Zeit die täuschendste Aehnlichkeit mit einer jener Vasen her, die einst so berühmt waren, daß König August von Polen für eine einzige echte japanische Vase, die Friedrich Wilhelm I. von Preußen besaß, ihm ein Regiment Dragoner gab. Unsere jungen Damen würden, wenn sie für ihre kunstvollen Schöpfungen so königlich bezahlt würden, nicht wissen, was sie mit allen Dragonerregimentern anfangen sollten. Seht sie arbeiten! Vor ihnen eine Vase von durchsichtigem einfachem Glase. Um diese kleben sie die ausgeschnittenen Figürchen von chinesischen Bilderbogen, die Herr Süße in Paris täuschend den echten chinesischen Malereien nachmacht. Schere, Lack, Pinsel, Gummi arabicum, ein Farbenkasten sind die übrigen Requisiten dieser Salon-Topf-Malerei, die man Manie für Töpfe (Potiches) genannt und zum Schrecken des Vereins für deutsche Sprachreinheit auch schon als „Potichomanie" in die Sprache Hermann's, Ihnenelbens und des Fechters von Ravenna eingeführt hat.

Die Topffieberei greift immer mehr um sich und in der That sehen die Resultate dieser Kunst zierlich genug aus. Man glaubt echte gemalte Töpfe von Meißen und Sèvres vor sich zu sehen, bedeckt mit den zartesten Blumen im Geschmack jener Zusammenstellungen, durch welche sich der Name der Frau von Pompadour auch auf dem Gebiete der Unschuld, Tugend, Toiletten und Bettüberzüge unsterblich erhalten hat. Es ist vielleicht ein gutes Zeichen, daß man zum Zeitalter des Nerone zurückkehrt. Wo war ein witziges, vorurtheilloseres, geistreiches Zeitalter und amüsanter als das unsrige. Durch die Töpfe werden die jungen Damen vielleicht von „Amaranth" und dem 12. Jahrhundert erlöst werden. Man ahnt gar nicht, wie sich der Weltgeist seine Wege bahnt, sogar durch hohle Töpfe.

Humor unserer Altvordern.

Daß der Witz unserer Urgroßväter am Ende des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts ein wenig derb war, weiß Jeder, der einmal einen Roman dieser Zeit in Händen gehabt hat.

Diese Derbheit des Witzes erstreckte sich sogar bis auf die Küche. Einem unserer geehrten Mitarbeiter fiel in diesen Tagen bei culturgeschichtlichen Studien ein Buch in die Hand, das den Titel führt: „Leipziger Kochbuch, worinnen zu sehen, was man sowohl auf seinen täglichen Tisch als auch bei Gastereien und Hochzeiten Gutes und Delicates anstragen und nicht nur eine lange und evale Tafel, sondern auch einen runden und viereckigen Tisch mit Speisen ziemlich besetzen kann, deutlich und ordentlich vorgestellet von S. S. Leipzig, verlegt's Friedrich Groschuff, Anno 1708."

Dies Kochbuch enthält ein Schlußcapitel: „Allerhand Veratien im Essen." Es scheint unglaublich, aber unter diesen Veratienen findet sich eine Anweisung, das Fleisch so zuzubereiten, „daß es voller Maden aussiehet". Sie lautet: „Nimm eine Instrumentensaite, schneide sie zu kleinen Stückchen, wirf es in einen Topf, darinn Fleisch kochet, laß es mit sieden, so laufen die Saiten auf und es siehet aus, als wenn das Fleisch voller Maden wäre; schader aber doch Niemand."

Ein anderer Scherz ist überschrieben: „Schanzen von Krebsen."

„Nimm lebendige Krebse in einen Asch, gieße guten Branntwein darüber, zünde ihn mit

Schwefel an, so werden sie schön roth und bleiben doch lebendig. Dann thue solche unter andere recht gesottene Krebse in eine Schüssel und trage sie bedeckt auf. Wenn man nun auf dem Tische die Schüssel aufhebt, so kriechen die lebendigen unter den anderen hervor und man weiß nicht, wie es zugehet."

Eine humoristische Tafel-Grausamkeit, deren Nachahmung jetzt der Thierquälerverein leicht gerichtlich verfolgen dürfte.

Südpaläste.

Einen Südpalast nennt man neuerdings eine in riesigen Verhältnissen angelegte Glasüberdachung eines Wohnetablissements, das man durch Entfernung der Winde und der Abwechselungen unsers Klimas für Schwindsüchtige zu einem immer gleich temperirten Aufenthalte zu machen sucht.

Froriep in Weimar soll sich vorzugsweise für die Anlegung solcher Südpaläste, die das Verschicken Brustkranker nach Italien ersparen würden, interessiren und man sprach schon von Wiesbaden, das durch seine Quellen und Bergeinfriedigung sich eines sehr warmen Klimas erfreut, als dem Orte, wo die Regierung selbst der Anlage eines solchen Etablissements entgegenkommen würde. Neuerdings ist von Frankfurt am Main die Rede.

Friedrich Halm.

Allen glaubwürdigen wiener Berichten und dem Urtheil Derer zufolge, die jetzt das Manuscript des „Fechter von Ravenna" gelesen haben, ist der Verfasser dieses Dramas Niemand Anders als Friedrich Halm, der Dichter der „Griseldis".

Schmerzlich genug hat sich gerade auch an ihm die traurige Erfahrung des Dramatikers bewährt, die zu allen Zeiten lautete: Ce n'est que le succès qui réussit. „Griseldis" und „Sohn der Wildniß" wurden von allen Bühnen gegeben und jede Kritik mußte sich ihrem Erfolge gefangen geben. „Der Adept", „Imelda Lambertazzi", „Camoëns", „Maria de Molina" u. s. w. hatten dieselben Ansprüche wenigstens der Berücksichtigung von Seiten der Direktionen. Diese verlangen jedoch von jedem, auch dem gefeiertsten deutschen Dramatiker immer nur Werke, die den Erfolg verbürgen. Sie lassen es nicht einmal zu einer Kritik der neuen Arbeit von Seiten des Parterre kommen; Anfängerarbeiten, die sich protegiren lassen, gibt es immer genug, und so erlebte Halm, daß man zwar in Wien jedes seiner Werke mit Bereitwilligkeit gab, im übrigen Deutschland ihn aber vernachlässigte. Auch die Kritik war gegen ihn von jeher schnell fertig mit dem Wort.

Diese Gründe bestimmten ihn, sich diesmal ohne Namen einzuführen. Daß er diesen Plan so consequent durchführen kann und darin von der Hofburgtheater-Direction mit so vieler Entschiedenheit unterstützt wird, führt von selbst auf den Freiherrn von Münch-Bellinghausen. Einem Andern zu Gefallen würde man sich auf ein solches Arrangement, auf ein so künstliches Ablenken der Vermuthungen auf dresdener Autoren, auf die Versendung durch die Agenten des Hofburgtheaters selbst u. s. w., kaum eingelassen haben.

Geständnisse und Bekenntnisse.

In Anfällen ganz besonderer Gemüthlichkeit vermeide nur Eins: Geständnisse und Bekenntnisse! Was uns in solchen Augenblicken über die Zunge läuft, wird gewöhnlich hinterher bitter bereut.

Zum Erwägen und Bedenken.

Wecke in dir den Stolz der Seele und du bist besser gewappnet als durch alle Moral.

* *

Nur Der, der nicht vor Schmerzen flieht, kann auch allein wahrhaft froh sein.

* *

Wir werfen so Vieles dem Schicksal in den gähnenden Rachen, aus Furcht, daß es uns wol doch genommen werde. Das ist Feigheit.

* *

Absoluter Kritiker wird, wer gern ein Dichter geworden wäre und nichts davon ist. Wer immer nur verkleinert und herabsetzt, verräth, wie wenig er je seine Kraft erprobte. Denn erprobte Kraft meint nie den Himmel zu stürmen. Nur wer die eigene, meist hinter dem reinsten und glühendsten Wollen zurückbleibende Schöpferkraft geprüft hat, lernt milder richten.

* *

Werde so reich, daß dir die Erde nichts mehr nehmen und nichts mehr geben kann.

* *

Jeder Mensch besitzt einen Leib-, Trost- und Weisheitsspruch, der ihm über so manche Fährlichkeit hinweghalf. An der entscheidenden Klippe hält gewöhnlich auch er nicht Stich.

* *

Wer nicht an seinen bösen Stern glaubt, darf doch wol auch nicht von seinem guten reden?

* *

Die Chiffreschrift des Schicksals schreibt oft mit bösern Lettern Schmerz und Unglück hin und wenn das Auge näher blickt, war's eitel Licht und Liebe.

Berichtigung. S. 144, Spalte 2, Z. 6 v. u. lies: „was man sich nicht" u. s. w.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 11. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Wie kam es, daß Rousseau seine Kinder aussetzte?

Beantwortet durch eine novelliſtiſche Skizze vom Herausgeber.

Erstes Capitel.

Der Flüchtling.

Haltet den Dieb! rief es in den Frühſtunden eines nebligen Octobertags durch eine der dichteſt bevölkerten Straßen von Paris.

Polizeiſoldaten waren raſch zur Hand. Wir ſchreiben 1750. Die Polizei von Paris ſtand damals noch nicht auf der Höhe, auf welche ſie die Sisquet und Perſigny unſerer Tage gebracht haben. Doch alarmirte ein am hellen Tage und unter ſo vielen Menſchen ausgeſtoßener Hülferuf Häſcher genug, und die freiwillige Polizei, die zu ſpielen der rechtſchaffene Bürger immer aufgelegt iſt, ſchloß ſich ſogleich in Scharen an, die Verfolgung eines jungen Menſchen zu betreiben, der aus einem Laden am Seine-Quai eine Uhr entweder geſtohlen hatte oder hatte ſtehlen wollen.

Paris iſt jenſeit der Seine, wo der Bürger, der Beamte, der Gelehrte, der Student wohnt, wo die Gerichte gehalten werden und die Märkte, des Vormittags ſo volkreich, daß ein Flüchtling bald unter der Maſſe verſchwindet, um eine Ecke der vielen alten Quergäßchen ſpringt, einen Weinſchank erreicht und ſich, wenn die Umſtände nicht zu ungünſtig ſind, ſogar hinter ein Fenſter ſtellen und den Vorübereilenden eine Naſe drehen kann.

Unſer Flüchtling ſchien es noch beſſer haben zu ſollen. Er fand den in Paris noch ſeltenern Fall eines offenſtehenden Thorwegs, ſprang in dieſen wie er glaubte ungeſehen hinein, fand einen ſtillen Hof, ſchlich ſich die Treppe hinauf, hockte dort eine Weile und würde ſich haben wohlgemuth wieder auf die wahrſcheinlich inzwiſchen ſicher gewordene Gaſſe begeben können, wenn der Thorweg plötzlich nicht wäre geſchloſſen worden und der Ruf: Haltet den Dieb! im Hauſe ſelbſt vernehmbar ihm auf den Ferſen gefolgt wäre.

Nun ſtieg der Bedrängte von Treppe zu Treppe, fand eine geöffnete Thür, die auf das Plattdach des Hauſes führte, und entſchloß ſich, da der Weg ſeiner Flucht doch einmal entdeckt war, zu einem halsbrechenden Spaziergang zwiſchen den Schornſteinen und Giebeln quer über die luftigen Häuſer hinweg. Ein Verfolgtwerden brauchte er da nicht

mehr zu fürchten. Es kam nur darauf an, irgendwo unter ſichern Umſtänden wieder auf die Erde zu gelangen.

Der Nebel geſtattete auch hier einen Vorſprung. Bis die Leute auf die Dächer ſtiegen, und das mußte man, um über ihre Querfläche nur hinwegzuſehen, da die Höfe und Gaſſen in Paris zu eng ſind, um von jedem Fenſter aus ſogleich auf ein Dach blicken zu können, hatte der Flüchtling ſchon einen ſichern Verſteck gefunden, hinter dem ihn Niemand ſuchte. Er ſtreckte ſich zwiſchen einigen Schornſteinen platt auf die Schiefer und hörte nun auch den Lärm der Verfolger allmälig verhallen. Als nichts mehr zu ihm drang als von unten her das Rollen der Wägen und das Geſchrei der Ausrufer, ſchlich er ſich vorſichtig weiter und ſuchte eine Gelegenheit beſſerer Unterkunft. Er hoffte auf ein offenſtehendes Dachfenſter.

Ein ſolches fand er. Es war in der Straße La Grenelle St.-Honoré und zu ſeiner beſondern Freude das Fenſter einer Wohnung, die er ſehr wohl kannte, das Fenſter einer Wohnung, wo man ihn ganz gern aufnahm, auch wenn man wußte, daß er eben in einen heimlich aufgedrückten eleganten Laden eingetreten war und mit raſchem Griffe eine Uhr hatte ſtehlen wollen. Hatte doch Pierre Levaſſeur, der Bruder einer Schweſter, die hier wohnte, ſeine Bekanntſchaft ſchon im Zuchthauſe gemacht, hatten doch Beide erſt geſtern ſoviel Pint guten Macon vieux zuſammen in einer Spelunke am Palais-royal getrunken, bis ſie die Verſicherungen ewiger Freundſchaft mit ihren ſchweren Zungen nicht mehr ausſprechen konnten. Hier beim alten Matthieu Levaſſeur, bei Mutter Levaſſeur, bei Pierre, Fanchon, Liſette, Thereſe Levaſſeur hoffte er, um einen Rückfall in die Unarten, die ihm ſchon zwei Jahre Zuchthaus gekoſtet hatten, nicht ſo übel aufgenommen zu werden wie z. B. von einem der Herren Profeſſoren, die da drüben in der Sorbonne eben den Curſus über Moral laſen.

Vorſichtig wie ein Marder und behend wie eine Katze ſchlich der junge Menſch ſeinem Ziele entgegen. Einige Sprünge und er war an dem Staatsfenſter der drei, die zur Wohnung der ihm befreundeten Familie gehörten. Eine Dachrinne ſchützte den Tollkühnen vor dem Ausrutſchen und Hinunterſtürzen auf das ſechs Stock tieferliegende Straßenpflaſter. Wohlgemuth ſchwang er ſich um den Hals des vorſpringenden Dachfenſters, ſtemmte die Beine in eine Dachziegellücke und wandte ſich mit behutſamer Schwenkung ſo weit ſeitwärts, um ſich überzeugen zu können, ob bei ſeinen Freunden Jemand mehr zu Hauſe wäre als die jüngſten Bewohner, die kleine Madelon oder der dicke Paul, von denen die Erſtere, in ihrer Wiege oft ſich ſelbſt überlaſſen, dann wol ſtundenlang zu ſchreien pflegte und der einjährige Paul dann das Seinige that, ihr zu ſecundiren.

Das Rutſchen des Flüchtlings hätte man in den Stuben hören müſſen und in der gewiß, zu der das Staatsfenſter gehörte. Sogar ein Blumenſtock fiel von des Flüchtlings nach Anhalt ſuchendem Fuß vom Geſimſe des Staatsfenſters in die Straße hinunter und konnte möglicherweiſe irgend Jemand auf der Straße La Grenelle St.-Honoré ein Loch in den Kopf ſchlagen. Um ſo auffallender war die betrachtende, völlig ungeſtörte Ruhe, in die der Flüchtling einen hinter den zurückgezogenen weißen Vorhängen arbeitenden Schreiber verſunken ſah. Es iſt Thereſens Liebhaber, flüſterte er vor ſich hin und bald auch hörte er die kleine Madelon heftig ſchreien, trotzdem, daß ſie nicht eingeſchloſſen war. Von „Thereſens Liebhaber“ ſah man nichts als den Rücken, der krumm gebeugt über ſein Papier ſich lehnte, nichts als die Fahne der Feder, die etwas bedächtig in ſeiner Hand auf- und niederging.

Daß der Narr nicht gut ſehen kann, weiß ich, ſagte der junge Menſch zu ſich ſelbſt, aber es ſcheint, auch am Gehör fehlt ihm was, wie an ſeinem Verſtand ohnehin.

Er überlegte, ob er ans Fenſter klopfen und Einlaß begehren ſollte.

Der Schreiber hatte offenbar nichts um ſich her vernommen als das Kritzeln ſeiner Feder. Er arbeitete ruhig weiter. Madelon ſchrie, auch Paul wurde hörbar und ein

Hund bellte. Der Hund ſchien ſchon die Witterung des Flüchtlings zu haben. Nichts von alledem ſtörte den Schreiber, der Das, was er niederſchrieb, nicht einmal ſelbſt zu erfinden, ſondern nur abzuſchreiben ſchien.

Wäre der Blumenſtock nicht in die Straße hinuntergefallen, ſo hätte der Flüchtling wol noch eine Weile in ſeiner Lage ausgeharrt, trotzdem daß es zu regnen anfing. Die Combination aber, daß durch jenen Fall ſeine Fährte könnte entdeckt werden, beſtimmte ihn, mit der Ueberraſchung, die er der Familie Levaſſeur zugedacht, nicht länger zu zögern, ſondern ohne weiteres an die Fenſterſcheiben anzuklopfen und höflichſt um Einlaß zu bitten. Gedacht, gethan. Er pochte kräftig an die Scheiben des Fenſters und ſah den Schreiber natürlich im heftigſten Schreck aufſpringen. Dieſer in ſeinem grauen Camiſol, das ihm faſt bis an die Kniee reichte, in Hauspantoffeln, eine Brille auf der Naſe, mit unordentlich durcheinandergehendem, von aller Zopf- oder Pudermode abweichendem blondem Haar ſtand hinter den Scheiben ſehr verdutzt. Er ſchien aus den Wolken gefallen über einen Beſuch, der ſich vom Dache ankündigte.

Herr Jean Jacques, ſagte der Flüchtling, vergeben Sie die Störung! Ich wollte nur fragen, iſt Pierre zu Hauſe?

Das Fenſter wurde geöffnet. Herr Jean Jacques drückte ſein Befremden aus, wie man ſeinen Schwager Pierre ſo vom Dache aus durchs Fenſter beſuchen könne.

Ich hatte einen Kravall mit der Polizei, ſagte der Flüchtling, eine kleine Bataille auf der „Inſel" — er meinte die innere Stadt — bei der einäugigen alten Martonnière, die für ein paar zerſchlagene Weingläſer mehr Sous haben wollte, als ich gerade in der Taſche hatte. Sie wiſſen doch, Herr Jean Jacques, daß ich ein guter Freund —

Aber iſt's denn möglich! rief ſchon eine helle weibliche Stimme dazwiſchen, Michel Labrouſſe! Biſt du des Teufels?

Michel Labrouſſe? widerhallte es jetzt ſchon von mehren Stimmen, die aus dem Innern der Wohnung drangen, und ſchon war Michel Labrouſſe im Begriff, ſich mit einem Satz ins Zimmer zu ſchwingen, als ſich mit Blitzesſchnelligkeit auch ſchon wieder dieſe Scene veränderte. Ein junger Menſch brach in die Thür des Zimmers, rief in bleichem Schrecken aus: Die Polizei! und wie im Nu ging die aufgeregte Phyſiognomie der vier bis fünf zurechnungsfähigen Weſen, die hier ſo plötzlich beiſammen ſtanden, in einen wieder dieſer Mittheilung angemeſſenen Ausdruck über. Zwei weibliche Weſen, ein junges und ein altes, voll Erſtaunen, ein junger Menſch voll Furcht, der Schreiber wie einer andern Welt angehörend, der Flüchtling mit dem Ausrufe: Nein a Mund! zurück aufs Dach. Die Säbel der Gendarmen klapperten ſchon die Treppe herauf. Kräftige Stimmen ließen ſich drohend genug vernehmen. Es ging raſch; aber doch nicht raſch genug, um ſich nicht noch gegen die Gefahr waffnen zu können, wenigſtens mit der Lüge.

Die Häſcher mit ihren Schleppſäbeln und dreieckigen Hüten waren eingetreten. Es hieß, man verfolge einen Flüchtling, der an der Seine am hellen Tage eine Uhr hätte ſtehlen wollen; über die Dächer entflohen, wäre der Dieb unzweifelhaft die Veranlaſſung geweſen zum Niederſturze eines Blumenſtocks aus dieſem Hauſe; ob man nichts hier auf dem Dache beobachtet hätte?

Ein ſtarres Schweigen und gleichgültiges Kopfſchütteln war die Antwort.

Der Blumenſtock iſt aber der Ihrige, hieß es, die Leute im Hauſe bezeugen es.

Man blickte hin zum Fenſter. Ja, iſt's möglich, ſagte die Jüngere der Frauen, eine ſtattliche Geſtalt mit feurigen Augen unter dem rothgelben Kopftuche und die Arme in die hochgewölbten Hüften ſtemmend, ja, ach, du lieber Himmel, es iſt unſer ſchöner Goldlack; aber, meine Herren, Sie ſehen ja, es regnet! Das Wetter hat uns ſchon oft einen unſerer Blumentöpfe ſo mitgenommen. Fanchon! Liſette! Wie oft hab' ich euch nicht ſchon geſagt, daß die Töpfe angebunden werden ſollen!... Und damit ließen ſich noch einige

jüngere Bewohnerinnen der Dachſtube erblicken. Und die ältere der Frauen, die Mutter der Schweſtern, fing nun erſt recht zu klagen an um den ſchönen, von ihr aufgezogenen Goldlack, deſſen Scherben einer der Sergeanten noch in der Hand hielt. Man öffnete das Fenſter, rückte die Schreibereien des Herrn Jean Jacques beiſeite und lehnte ſich hinaus. Der Regen ſtrömte heftig. Es war jedenfalls läſtig, eine trockene Naſe in dieſem Augenblicke ſolange ins Freie zu ſtecken. Das Fenſter wurde geſchloſſen und da die Hartnäckigkeit der Ableugnung, man hätte auch nur irgend etwas Verdächtiges auf dem Dache bemerkt, dieſelbe blieb, ja ſich den Kindern gegenüber, die man in die Kammer brachte, ſteigerte, ſo waren die Häſcher ſchon im Begriff, ſich unverrichteter Sache zu entfernen. Die Erkundigung jedoch, die ſie ſchon im Hinaufſteigen in dieſen fünften Stock über die Bewohner deſſelben eingezogen hatten, ſchien ihnen wenigſtens der Mühe werth zu ſein, noch einige Fragen an dieſe, ſie ſelbſt betreffend, zu richten und ſo wurde denn ihren geöffneten Brieftaſchen noch mit Bleiſtift über die Bewohner von Nr. 14 Rue de Grenelle St.-Honoré, fünften Stock, folgendes kurze Protokoll übergeben.

Zweites Capitel.

Der Schreiber.

Wer iſt der Miether dieſer Wohnung? fragte der erſte der drei Sergeanten.

Hier, Herr, hier, der alte Mann da! hieß es.

Wie heißen Sie?

Es iſt Jean Baptiſte Levaſſeur, ehemaliger Weinbauer in Grenoble, Vater hier ſeiner Tochter Thereſe.

Wer ſind Sie?

Die Mutter hier meiner Tochter Thereſe.

Wer iſt der junge Menſch da?

Herr, das iſt Pierre Levaſſeur, der Bruder ſeiner Schweſter Thereſe und das iſt Fanchon, auch meine Tochter, wie die Schwarze da die Thereſe, die Fanchon's Schweſter iſt.

Wem gehören die kleinen Kinder da drinnen?

Das ſind meine Enkel, Herr, die Kinder meiner Tochter Thereſe!

Ja, Herr, das ſind meine Kinder! Ich bin ihre Mutter und heiße Thereſe Levaſſeur, wie Sie ſchon gehört haben werden, mein Herr!

Wer iſt der Vater?

Alles ſchwieg. Es war eine Pauſe —, die einem jener dunkeln Capitel der Weltgeſchichte gleich kam, über welche die Philoſophie und Kritik Folianten geſchrieben haben. Die ganze ſociale Verfaſſung Europas antwortete. Dies Schweigen war ſchmerzlich beredtſam.

Wovon nähren Sie ſich?

Ich nähe, Herr —

Und ich habe einen Handel mit alten Lappen und Kleidern — Herr —

Und der junge Menſch? Sie da, Herr Pierre?

Ich war in Sèvres — Ich bin ein Töpfer — Herr —

Warum arbeiten Sie nicht?

Es iſt Krieg, Herr! In Sèvres gehen die Geſchäfte nicht.

Wer ernährt Sie Alle? Wovon leben Sie? Wer bezahlt die Miethe?

Ich, Herr! ſagte jetzt der Schreiber Jean Jacques, mit großer Schüchternheit hervortretend.

Sie ſind der Vater dieſer Kinder?

Ich bin es, ich bin der Vater! war die Antwort, die aus dem Munde eines Fürſten zu kommen ſchien, aber aus dem Geiſte — eines Bedienten. Denn der Vortrag war ebenſo befangen wie die Ausſprache außerordentlich fein und gewählt.

Sie ſind nicht kirchlich eingeſegnet —?

Herr Jean Jacques, wie man ſah, die Verlegenheit ſelbſt, ſchwieg wieder und hatte auch nicht zu reden nöthig, denn Thereſe Levaſſeur ergriff ſogleich für ihn das Wort und ſprach mit der ihr eigenen nachdrücklichen Geläufigkeit: Nein, mein Herr, das ſind wir freilich nicht; allein das hindert gar nicht, daß wir uns lieben!

Die Commiſſare der Polizei fanden ſolche Verhältniſſe ſo häufig vor, daß ihnen dieſe Verſicherung, die von dem jungen Weſen mit mehr Keckheit als Treuherzigkeit gegeben wurde, kein Lächeln abgewann. Auch der Mutter ſchnitten ſie ihre Auseinanderſetzungen ab, die darauf hinausliefen, daß ſie ſämmtlich ihrer Tochter hierher gefolgt wären, als dieſe beim Serviren in einer Garküche, wo Herr Jean Jacques ſich in die Koſt gegeben hätte, das Intereſſe der Letztern erregt, ſein Herz, ſeine Liebe gewonnen hätte, zu ihm gezogen wäre als die Führerin eines kleinen Hausſtandes, der arm aber reinlich, ſauber aber koſtſpielig u. ſ. w. u. ſ. w. wäre.

Die Commiſſare wünſchten von den geſchwätzigen Leuten jetzt nur noch einige Details über dieſen Herrn Jean Jacques ſelbſt zu wiſſen. Sie heißen? fragten ſie.

Jean Jacques Rouſſeau.

Sind von Paris —?

Nein, mein Herr, ich bin von Genf. Ich bin ein Schweizer.

Was führt Sie hierher?

Ich war Secretär der königlichen Geſandtſchaft in Venedig.

Und beſchäftigen ſich jetzt —?

Mit Notenſchreiben.

Sehen Sie da! fügte ſchon wieder das lebhafte Temperament aller Familienmitglieder und das ſichere Gefühl, Michel Labrouſſe ſäße zwar phyſiſch ſehr bedenklich im Regen, moraliſch aber im Trocknen, in ſchnatterndem Durcheinander hinzu: Sehen Sie da! Das ſind hier die Noten, welche die höchſten Herrſchaften von ihm abſchreiben laſſen. So ſchreibt Niemand in Paris und Noten nun ſchon gar nicht. Und eine ſolche Handſchrift hat in ganz Frankreich kein Kupferſtecher. Und dieſer Herr Jean Jacques iſt ein Schweizer, aber darum doch ein ſo guter Franzoſe und ein ſo guter Chriſt wie hier jeder Andere und verſteht mehr Sprachen der Welt, als worin manche Leute ihn examiniren möchten.

Dieſe letztere Bemerkung kam von Thereſen ſelbſt, die ſich ſchon wieder fühlte und mit ihren hölzernen Hackenſchuhen eine Muſik zu treten anfing, die das Tempo der ſich ſteigernden Ungeduld annahm und in der That die Commiſſare einſchüchterte. Sie gingen, begleitet von einer erſt befliſſenen und im Gefühl der Sicherheit höhnend ſtark aufgetragenen Höflichkeit, dann von ſchallendem Gelächter, von Spott und dem nun wieder in ganzer Macht und Stärke rückkehrenden Erſtaunen da draußen über Michel Labrouſſe auf dem Dache. Sein Wagſtück war ſo kühn geweſen, daß er die Veranlaſſung einer polizeilichen Jagd auf ihn faſt vergeſſen ließ. Man öffnete behutſam wieder das Fenſter, ſpähte überall umher. Der Regen hatte aufgehört, aber Michel war, wie man ſagte „leider" nicht mehr zu finden. Wenn er ſich nur nicht den Hals gebrochen hat, ſagte Pierre, der Porzellantöpfer von Sèvres, ſein Freund. Ach was, rief Thereſe, der klettert jetzt aufs Luxembourg hinüber und macht da der Herzogin durch einen Schornſtein die Morgenviſite! Ha, ha! Schade, daß er ein Sattler, kein Friſeur iſt. Jetzt könnt' er ihr durchs Kaminloch zurufen: Frau Herzogin von Luxembourg! Soll ich Ihnen die Papilloten brennen? Ha, ha! Hier iſt die Kneifzange dazu.

Alles lachte durcheinander, die jüngern Schweſtern jubelten, Thereſe trällerte. Die Mutter rannte in die Küche, um die Suppe zu beaufſichtigen, die vielleicht inzwiſchen angebrannt war, der Alte wurde auf die Straße geſchickt, Holzkohlen zu kaufen, Zwiebeln vom Gemüſehändler, Wurſt vom Fleiſchfelcher, Milch für die Kinder aus irgend einem Keller. Nur

Jean Jacques legte die Brille ab, die er, da er sehr kurzsichtig war, beim Arbeiten trug. Gerade an diese Herzogin von Luxembourg hatte er die Noten zu bringen, die da eben auf seinem Schreibpulte lagen. Und auch er lachte und sagte: Der Spitzbube kann ja zu den Papilloten meine Noten nehmen, welche die Herzogin doch ins Kamin wirft, weil sie nach meinem System geschrieben sind, das sie auslachen wird und das sie wol nur deshalb vom Musikmeister bestellen ließ! Diese Bemerkung veranlaßte keine andere Entgegnung als die: Nein, nein, der Michel ist ein Sattler! Und die Familie blieb nur bei seinem Muthe stehen, wie der Franzose einmal ist, wenn er an sich irgend etwas Außerordentliches zu bewundern hat, das seiner Nation im Allgemeinen und ihm im Besondern zur Ehre gereicht.

Jean Jacques zog sich an, bat Thereſen um etwas Geld und versprach, zur Mittagszeit rechtzeitig einzutreffen, versprach auch, kein Kaffeehaus zu besuchen, weil er in solchen Fällen schon nicht selten ihr Mahl verschmäht hatte. Wie er sich seines Kamisols entledigt, sich gewaschen, sein Haar, das er auch auf der Straße im natürlichen Wuchse trug, etwas geordnet, sein bestes Kleid angezogen, einen Mantel übergeworfen und sich mit dem Regenschirm versehen hatte, stieg er mit den zusammengerollten Noten die Treppen nieder.

Unterwegs begegnete ihm ein Bedienter, weißgepudert, in langem, bis zu den Füßen gehendem Mantel und schlankem Bambusrohr mit goldenem Knopfe. Er fragte nach Herrn Jean Jacques Rousseau.

Der bin ich!

Sie kennen Herrn Baron von Grimm?

Nein!

Herrn Diderot?

Seine Schriften, nicht ihn selbst.

Die Marquise von Epinay wünscht Sie wegen —

Der Bediente stockte und zeigte eine Karte.

Jean Jacques nahm sie und las: „Die Marquise von Epinay wünscht die Notenschrift kennen zu lernen, die Herr Jean Jacques erfunden hat und von welcher die Herzogin von Luxembourg zu den Herren Grimm und Diderot gesprochen, die bereits die Ehre haben, Herrn Jean Jacques zu kennen. Morgen um 2 Uhr."

Noch war die düstere Wolke, die auf des Notenschreibers Stirn sogleich bei Nennung der Namen Grimm und Diderot sich gelegt hatte, nicht verzogen. Er hatte des Eindrucks gedacht, wie er kürzlich, nach Hause kommend, von einem Besuche vernommen, den der berühmte Schriftsteller Diderot in Begleitung eines Andern ihm gemacht hatte in seiner Abwesenheit. Diderot, den plötzlich, wie man aus den Zeitungen ersah, wegen seiner Schriften polizeiliche Verfolgung bedrohte, war nicht wiedergekommen. Der Schreiber konnte sagen, zu seiner Freude, denn der Gedanke, daß Diderot ihn mit Thereſen, ihren Aeltern, ihren Brüdern hätte antreffen können, hatte ihn mit Schrecken erfüllt. Nun wurde er sogar zu einer Dame gerufen, die ohne Zweifel schon die Verhältnisse kannte, in denen er lebte. Er hätte gern erwidert: Man schicke mir, was man abgeschrieben wünscht — doch drängte der Bediente zu einer bestimmten Antwort. So sagte er denn zu, daß er morgen um 2 Uhr zur Frau von Epinay kommen würde. Er ließ den Bedienten dann vorangehen und trat auf die Straße, erfüllt von dem Gedanken, ob der bezeichnete Diderot sein von ihm schon preisgegebenes Notensystem wol billigen könne. Die Vorfälle mit dem Besuch eines Diebes und mit dem Examen der Polizei vergaß er schon: Scenen der Verwilderung war er in der Lage, in die er sich einmal seit Jahren begeben hatte, gewohnt. Sie störten mehr sein stilles Behagen, als sie sein sittliches Gefühl aufregten.

Drittes Capitel.

Frau von Epinay.

Es lebte zu jener Zeit in Paris ein Deutscher, Namens Grimm.

Er war in Regensburg geboren, hatte eine gute Erziehung genossen, wurde Lehrer eines deutschen Grafen und kam mit diesem nach Paris. Hier verstand er, durch eine feine Kenntniß der französischen Sprache, mancherlei Talente und ein gefälliges Benehmen, besonders aber durch seine musikalischen Fertigkeiten sich eine hervorragende Stellung zu verschaffen. Er trat mit den berühmtesten Schriftstellern jener Zeit in Verbindung und vorzugsweise war es Diderot, der ihm ein inniger Freund wurde. Durch Diderot wurde Grimm in das reiche Haus der Frau von Epinay eingeführt.

Diese Dame gehörte zu den Frauen, die damals die schöne Welt der Künstler, Gelehrten und Dichter um sich versammelten. Es war die Mode der „Blaustrümpfe" aus England nach Frankreich gekommen und bald eröffneten sich die sogenannten Bureaux d'esprit, jene geselligen Cirkel, die unter dem Schutze irgend einer mächtigen und lebhaft fühlenden weiblichen Persönlichkeit in der Gelehrtenrepublik den Ton angaben. Nicht selten befehdete einer dieser Cirkel den andern, eine Dame beneidete der andern die Eroberungen, die sie unter den berühmten Namen des Tags gemacht hatte. Man geizte nach Auszeichnungen durch die Literatur. Man nahm Widmungen an, unterstützte die Talente und verlor sich, wie die Flamme des Geistes doch immer auch ein verzehrbares Material erfodert, mit Diesem oder Jenem der genannten Größen des Tags auch wol in manche Verirrungen des Herzens, die jedoch von dem leichten Geiste der damaligen Sitten übersehen und ganz in der Ordnung gefunden wurden.

Herr von Epinay war ein reicher Finanzmann, der die vollkommenste Achtung der Welt verdiente. Seine Gemahlin theilte diese Achtung, ließ sich aber in der festen Stellung, die sie für sich allein der Welt gegenüber einnahm, ebenso wenig hindern als in der ziemlich vertraulichen Gunst, die sie Grimm, dem gewandten musikkundigen Fremdling, widmete, der sich natürlich Baron nannte. Baron von Grimm galt für den Günstling der Frau von Epinay. Er musicirte mit ihr, er vermittelte ihre Beziehungen zur gelehrten Welt, und während die Damen Gauffin, Houdetot, Bezenval, Tencin, Pepelinière u. A. in ihren Cirkeln jede einige Namen der damaligen, der Revolution vorarbeitenden Geisteskepublik für sich protegirte, versammelten sich bei Frau von Epinay alle die Namen, die späterhin die berühmte, für die Neuzeit so Epoche machende „Encyklopädie" herausgegeben haben.

Im vertraulichen Kreise unter Diderot, Marmontel, St.-Lambert, Duclos, Condillac und andern sozusagen belletristischen Philosophen hatte Grimm von den musikalischen Streitigkeiten des Tags, an denen er selbst als leidenschaftlicher Vertreter der Musik seines deutschen Landsmanns Gluck betheiligt war, Veranlassung genommen, von einer neuen Notenschrift zu sprechen, die ein wunderlicher, aber origineller Kauz schon vor einigen Jahren der Akademie vorgelegt hatte. Der berühmte Rameau hatte dies System, die Töne statt mit Noten mit Zahlen vorzuschreiben, nicht für neu erklärt und die von dem damals jungen Musiker schon herausgegebene Broschüre war in Vergessenheit gerathen. Inzwischen hatte die Herzogin von Luxembourg, die so leidenschaftlich das Piano liebte, neuerdings einem Notenschreiber, der vorläufig nur eine Partitur rasch für sich selbst notiren und dann später ausführlicher copiren sollte, von dieser Abkürzungsmethode der Notenschrift berichten lassen und auffallenderweise wäre jener Notenschreiber der Erfinder derselben selbst gewesen. Man hatte sich nun näher nach ihm erkundigt und den merkwürdigsten Lebenslauf eines Menschen erfahren, der nach einem kurzen Auffluge zu einer gewissen, schon etwas versprechenden Bedeutung plötzlich wieder in die armseligsten Verhältnisse zurückgefallen war und

in der Rue Grenelle St.-Honoré wohnte. Grimm erzählte, was man ungefähr von Rouſſeau's Lebenslauf erfahren konnte, wenn man ſich bei Muſikhändlern oder dem Perſonal des Herrn von Montaigne erkundigte, den Rouſſeau als Secretär begleitet hatte, als Herr von Montaigne franzöſiſcher Geſandter in Venedig war. Es iſt ein Genfer, hieß es, der Sohn eines Uhrmachers daſelbſt; er entfloh ſeinem Vater, bei dem auch er die Uhrmacherei gelernt hatte, kam nach Savoyen, wurde durch zwingende äußere Umſtände katholiſch, ging nach Turin, mußte daſelbſt Bedienter werden, hielt aber in keiner Poſition lange aus. In Chambery wurde er Muſiklehrer, wollte componiren, fiel mehrfach damit durch, kam nach Paris, wollte hier einen Anlauf zur Unſterblichkeit nehmen, ſchrieb über Muſik, componirte eine Oper, beſuchte die Akademiker, war aber, da ſeine Unreife ihn überall lächerlich machte, froh, eine Schreiberſtelle bei Herrn von Montaigne zu finden, der ihn mit nach Italien nahm. Aus Venedig zurückgekehrt, geräth er hier in ein Verhältniß mit einer ganz gewöhnlichen Griſette; dieſe zieht ihre Aeltern und Geſchwiſter nach ſich und ſo lebt denn jetzt dieſer Mann, ſchon hoch in den Dreißigen, in einer lärmenden und gemeinen Umgebung, ſchreibt Noten, beſitzt eine feine Einſicht in Das, was er ſchreibt, und kann endlich auch ſeiner zierlichen Handſchrift ſelbſt wegen allgemein empfohlen werden.

So lautete Grimm's Bericht.

Frau von Epinay hatte ganz die Frauennatur, die alles Seltſame und Unglückliche vorzugsweiſe liebt. Sie wünſchte den muſikaliſchen Bedienten kennen zu lernen. Daher die Einladung, die Diderot ſchon vor einigen Wochen auszurichten übernahm. Diderot übernahm ſie, da er der Rue Grenelle St.-Honoré am nächſten wohnte. Diderot gerieth indeſſen in ernſte Unannehmlichkeiten wegen einer ſeiner neueſten Schriften. Rouſſeau wurde vergeſſen, bis Frau von Epinay ſelbſt auf ihn zurückkam und ihm die Abſchrift einer kleinen Oper übergeben wollte, die einer ihrer Freunde zum Geburtstage ihres Gemahls componirt hatte. Daher die ſchriftliche Einladung.

Jean Jacques machte ſich am folgenden Tage auf den Weg; er trug ſich wie immer; nur feinere Wäſche mußte ihm Thereſe diesmal den Umſtänden angemeſſen geben. Um 2 Uhr ſtand er, mehr mißtrauiſch als erwartungsvoll, vor einem Palais in der Rue Taitbout, wo Frau von Epinay wohnte. Leider traf ſich, daß Frau von Epinay verhindert war, Jean Jacques zu der Stunde, wo ſie ihn beſtellt hatte, anzunehmen. Die ſchöne Frau von Popelinière war ja leider gekommen, um ſie abzuholen zum Herzog von Grammont, wo gerade der berühmte Mechaniker Vaucanſon ſeine künſtliche Ente Eier legen ließ! Ach, es war das Ereigniß des Tags, dieſe eierlegende, körnerfreſſende und ſogar ſie verdauende Ente Vaucanſon's! Man mußte es für ein Glück halten, in einem Cirkel wie dem des Herzogs von Grammont dieſe Ente bewundern zu dürfen, und man verurtheile Frau von Epinay nicht ganz! Sie hoffte ja beim Herzog von Grammont dem Erzbiſchof von Paris zu begegnen. Herr von Beaumont, der Erzbiſchof, war die Hauptperſon, die den Spruch, der über ihren Freund Diderot bereits erfolgt war, vielleicht noch mildern und ihn dem Beichtvater und der Gnade des Königs empfehlen konnte.

Armer Jean Jacques! Das „Nebeneinander“ unſerer Weltbeziehungen kennt nur Gott und ahnt allenfalls ein Dichter — — Die Dienerſchaft ſprach nicht von der Gefahr des muthigen Diderot, der einige Jahre auf der Feſtung von Vincennes ſein freies Denken büßen konnte, ſie ſprach nur von dem für die Maſſe noch größern Ereigniß des Tags, Vaucanſon's künſtlicher Ente. Du glaubteſt dich dieſer Ente geopfert und doch opferte dich Frau von Epinay nur einem Werke der Liebe, das vorläufig doch noch etwas höher ſtand als das Glück, dich kennen zu lernen!

Jean Jacques ſtieg nicht wenig verdrießlich die Stufen des glänzenden Hôtels nieder, das Frau von Epinay bewohnte. Für ihn war die Demüthigung ſo gut wie erwieſen. Die Dame hatte ihn keineswegs vergeſſen. Sie hatte Befehl gegeben, daß der

Portier ihn zum Haushofmeiſter hinaufſchickte, und dieſer hatte eine große Arbeit für ihn in Bereitſchaft, die handſchriftliche Partitur einer Oper, die im Familienkreiſe einſtudirt werden ſollte zu Herrn von Epinay's Namenstage, einer Oper, die ein Dilettant verfaßt hatte. Er hatte Das, was er zu finden erwarten konnte, ja ſogar etwas Beſſeres, als er gefürchtet hatte. Er hatte gefürchtet, man wollte ſich über ihn, einen, ehe er nicht einmal emporgeſtiegen war, ſchon heruntergekommenen Schöngeiſt luſtig machen. Und doch war es ein Sonnenſtrahl geweſen ungewohnter, aufgegebener Träume, der ſo vor ihm hinzitterte und ſeltſam blitzte, als er am Hôtel Epinay geklingelt und der Thorweg, der in den Hof führte, aufgegangen war — — Die Erwartung war Schmerz geworden, ein Zucken des verletzten Ehrgefühls, ein Krampf des Zorns und eine Auflöſung doch zuletzt nur wieder in Wehmuth. Einſam war ihm zu Muthe und mitten im Gewühl der Straßen fing er ſchon ſein gewohntes gedankenloſes Träumen wieder an.

Ach, Jean Jacques erwartete nicht mehr viel von der Welt. Er war vom Leben ſchon ſo hin und her geworfen worden, hatte für jene Zeit ſo außerordentlich viel ſchon geſehen, kannte Italien und Deutſchland, hatte die reichſte Vergangenheit hinter ſich, eine Vergangenheit, die ſich in einen Roman des Herzens theilte und in die Geſchichte einer Selbſtbildung ohne alle äußere Anleitung, die nicht weniger ein Roman war. Was umgab ihn jetzt? Jetzt, wo er noch ein halbes Kind war und doch ſchon faſt vierzig Jahre zählte? Jetzt, wo es ihm oft war, als müßte ſein Leben erſt neu beginnen und wo doch ſchon ſein Haar zu ergrauen anfing? Was er erlebt hatte — an den reizenden Ufern des Genferſees, den ſchneebedeckten Felſenhäuptern von La Meillerie gegenüber, im italieniſch-ſonnigen Thale von Chambery, in Turins prächtigen Straßen und Paläſten —, das konnte ihm ja keine Zukunft wiedergeben. Er hatte zu zärtlich geliebt und war zu zärtlich geliebt worden! Götterarme ſchon hatten ihn emporgehoben aus gemeinen Verhältniſſen, er hatte den Nektar der Poeſie, das Ambroſia der Wiſſenſchaften mit ſeinen Lippen gekoſtet; was war im Vergleich mit ſeiner wunderbaren überſeligen Vergangenheit bei ſeiner erſten Liebe, ſeinem „Mütterchen" Frau von Warens, nun — ſeine Gegenwart? Schale Wirklichkeit, unwürdige Exiſtenz, die er errang, weil er ſich matt, unendlich müde fühlte, er, der ſelbſt in Venedig, ſelbſt unter ſchwirrenden Masken in toller bachanaliſcher Muſik der reizendſten Schönheit gegenüber, die vom verſchwiegenen Gondeldach an der Marmortreppe eines Palaſtes nur landen konnte — Julietta hatte ſie geheißen —, nur an die Vergangenheit denken und ſtatt ſie zu umarmen — weinen mußte. Der Traum der Poeſie war ihm längſt verflogen, die Himmelsleiter, die ihn zu den Sternen führen ſollte, war ja zu kurz geweſen, die letzten Sproſſen fehlten, er war wieder niedergeſtiegen, hatte die Leiter umgeſtürzt und trug jetzt — die Jacke eines Schreibers! Wäre Frau von Epinay geneigt geweſen, ihm ihre Livrée anzubieten, ach, er hätte nicht die Kraft mehr gehabt, ſie auszuſchlagen; er wäre wieder ein Lakai geworden, was er ſchon vor achtzehn Jahren einſt in Turin war, in Turin, wo er ſeinen Glauben wechſeln mußte, um nicht zu verhungern. Jean Jacques, der nie eine Kirche beſuchte, der zuweilen tolle Anfälle bekam, wo er wie mit einem einzigen Ideenſprunge neben die Größten ſeiner Zeit, ſelbſt Voltaire, ſich ſtellen mochte, Jean Jacques, der zuweilen einen König ſuchte wie Friedrich in Sansſouci und ihm gegenüber hätte treten mögen mit dem Ausrufe: Sei du Alexander, ich will dein Ariſtoteles ſein! — er war nun ſchon ſo gewöhnt an dieſe ſogleich wieder eintretende Erſchlaffung und Muthloſigkeit, daß ihm der Zufall jede, auch die unſcheinbarſte Form hätte geben können, denn ſein Rückblick ging auf nichts als — Verfehltes. Verfehlt! Verfehlt! Schreckliches Wort auf der Höhe des Lebens, dieſes ewig nagende Erwägen Deſſen, was, ſo wie es war, ganz anders hätte kommen ſollen und — können! Dies ewige: Vergebens! Vergebens! — das in Luft und Wolken, in Sternen- und Sonnenlicht, auf der Straße, bei jedem Gruße an Menſchen und von Menſchen ihn rührend anblickte! Und doch war die Welt, die hinter ihm

lag, nicht gering; er ſchätzte ihre Größe von irgend einem, ihm nur noch fehlenden Standpunkte aus, er ſah, daß dieſe Tauſende, die in Wägen, auf Roſſen und noch ſtolzern Füßen da an ihm vorüberſchwirrten, nichts, nichts von Dem beſaßen, was freilich auch ihm ſchon nur noch auf dem Kirchhof ſeiner Erinnerungen ſchlummerte. Aber er war fertig und abgeſchloſſen. Er hatte keinen Wunſch, für die Welt nicht und für ſich ſelbſt nicht; er befand ſich in ſeiner Klauſe leidlich und den Lärm der Angehörigen Theresens aufgenommen, ſchätzte er ſogar ihre Pflege, ihre Hingebung, ihre rohe Heiterkeit. Andere lebten da ſtatt ſeiner. Er war ihr Mittelpunkt, er ertrug ſie und ſie ertrugen ihn. Er glaubte krank zu ſein. Er hatte zwei Kinder, die bisweilen vergeſſen wurden, von ihm jedenfalls. Es mußte ja auch Hände geben, die dieſe Kinder ſpeiſten und tränkten. Das war ſeine Exiſtenz. Sie hatte jenen Werth, der unter Umſtänden dem Menſchen wichtiger ſein muß als Leibnizens Lehre von den Monaden oder des Carteſius: „Ich denke, darum bin ich.“

So glich Rouſſeau's damaliger Zuſtand recht dem des zerſtoßenen Rohrs, von dem das Evangelium ſpricht.

Es war aber kein Apoſtelwunder, ſondern ganz einfach nur eine Taſſe Chocolade, die plötzlich Alles in ihm ändern ſollte.

(Das vierte Capitel: Das Café des Arts, in nächſter Nummer.)

Der Schlaf der Pflanzen.

II.

Das Sichſchließen der Blumen nennt man die Periode des Einſchlafens, das Sichöffnen die Periode des Erwachens. Beide Vorgänge beruhen natürlich ebenfalls auf Bewegungen, welche die Blumenblätter oder die Lappen der Blumenkrone machen. Des Verſtändniſſes halber muß ich hier bemerken, daß man in der Botanik unter „Blumenkrone“ die innere, meiſt farbige Umhüllung der Blumen verſteht, welche die männlichen Organe, die „Staubfäden“, zunächſt umgibt, während man die äußere, gewöhnlich grün gefärbte, derbere und kleinere Hülle, welche im Knoſpenzuſtande die äußerſte Decke der Blume bildet, den „Kelch“ nennt. Im gewöhnlichen Leben verwechſelt man dieſe Begriffe ſehr häufig; desgleichen pflegen die Dichter die Blumenkrone faſt regelmäßig „Kelch“ zu nennen. Viele Blumen beſitzen blos eine einzige „Blumenhülle“, z. B. die Lilien, Tulpen, Hyacinthen, Maiblümchen u. ſ. w. Beide Arten von Blumenhüllen können ſowol aus getrennten Blättern, „Blumenblättern“ und „Kelchblättern“, als aus einer einzigen, entweder vollſtändigen oder an ihrem freien Rande in Lappen getheilten Membran beſtehen, welche eine ſehr verſchiedene Form beſitzen kann. Demgemäß unterſcheidet man „getrenntblätterige“ und „ganzblätterige“ Blumenkronen und Kelche. So beſitzen z. B. die Nelken einen röhrenförmigen ganzblätterigen Kelch und eine mehrblätterige (fünfblätterige) Blumenkrone, die Roſen einen ganzblätterigen, jedoch in fünf Lappen tief getheilten Kelch und eine vielblätterige Blumenkrone. Die einfache Levkoiblume hat ſowol einen vierblätterigen Kelch als eine vierblätterige Blumenkrone. Die Glockenblumen, die Winden, der Taback u. a. haben ſowol einen ganzblätterigen Kelch als eine ganzblätterige Blumenkrone. Die einfache Blumenhülle der Tulpen und Lilien beſteht aus ſechs einzelnen Blättern, die der Hyacinthen und Maiblümchen iſt ganzblätterig, aber in ſechs Lappen geſpalten. An den Bewegungen des Einſchlafens und Erwachens betheiligen ſich nun vorzugsweiſe die Blumenkronen, ſelten auch die Kelche. Getrenntblätterige Blumenkronen ſchließen ſich, indem ſich die einzelnen Blumenblätter emporrichten und zuſammenneigen oder wol auch in verſchiedener Weiſe übereinanderlegen und -ſchieben, wobei ſie entweder ihre Form bewahren oder, was ſelten geſchieht, ſich krümmen und falten. Im letztern Falle

machen also die Blumenblätter zwei Bewegungen zu gleicher Zeit. Die ganzblätterigen Blumenkronen schließen sich entweder dadurch, daß sie sich der Länge nach falten und zusammenlegen (z. B. die Blumen der Winden), oder dadurch, daß die Lappen, in welche der obere freie Rand gewöhnlich gespalten ist, sich nach einwärts krümmen und so den Eingang in die Blume von oben her bedecken. Neben diesen Hauptarten des Schließens kommen noch sehr verschiedene andere, oft sehr eigenthümliche vor. Der Sitz der Bewegung ist noch nicht genau erforscht, scheint aber bei den getrennblätterigen Blumenkronen ebenfalls im Zellgewebe der Basis der einzelnen Blumenblätter zu sein; bei den ganzblätterigen dagegen geht die Bewegung offenbar von sehr verschiedenen Stellen aus. Das Einschlafen und Erwachen der Blumen erfolgt nun aber viel weniger rasch als das der Blätter. Ja nach den neuesten, höchst sorgfältigen Untersuchungen des böhmischen Botanikers Fritsch in Prag, welcher das Schließen und Oeffnen der Blumen von 142 Pflanzenarten aus den verschiedensten Abtheilungen des Gewächsreichs sechs Jahre lang ununterbrochen beobachtet hat, findet sich eine jede Blume, welche überhaupt des sogenannten Schlafes fähig ist, fortwährend, zu jeder Zeit des Tags und der Nacht, in Bewegung. Bei jeder schlaffähigen Blume tritt nämlich während einer 24stündigen Periode, welche in der Mehrzahl der Fälle der Periode des bürgerlichen Tags entspricht, ein Maximum, d. h. höchster Grad des Geschlossenseins und des Geöffnetseins ein und die Blumenblätter oder Blumenkronenlappen oder die ganzen Blumenkronen sind ununterbrochen in Bewegungen begriffen, sich entweder zu öffnen oder zu schließen. Diese Bewegungen erfolgen je nach dem Grade der sie hervorbringenden Reize bald ziemlich rasch, bald sehr langsam, gehen aber, wie Fritsch durch sorgfältige Messungen des Blumendurchmessers zu allen Stunden des Tags und der Nacht gefunden hat, wie schon bemerkt, ununterbrochen vor sich, sodaß die Gestalt der Blume jeden Augenblick eine etwas andere wird, daß sie jede Secunde in ein neues Stadium, in eine andere „Phase" eintritt. Fritsch nennt deshalb die periodischen Bewegungen der Blumenkronen zusammen die „Blumenphase" und unterscheidet vier Epochen derselben, nämlich die Epoche des Erwachens, der Vollblume (des höchsten Grades des Geöffnetseins), des beginnenden und des vollständigen Schlafs (des höchsten Grades des Geschlossenseins). Die Epochen des vollständigen Schlafs und der Vollblume sind stets um zwölf Stunden voneinander entfernt und im Allgemeinen zeigt die Blumenphase einen ebenso regelmäßigen Gang wie die Quecksilbersäule im Thermometer während eines Tags bei schönem, beständigem Sommerwetter. Die meisten schlaffähigen Blumen blühen am Morgen, nach Sonnenaufgang, auf und schließen sich am Abend, nach Sonnenuntergang. Die Epoche des Erwachens dauert bei denselben von 3—9 Uhr Morgens, die der Vollblume von 9—3 Uhr Nachmittags, die des Schlafs von 3—7 Uhr Nachmittags, die des vollständigen Schlafs von 7 Uhr Abends bis 3 Uhr Morgens.

Aber nicht alle Blumen wachen am Tage und schlafen in der Nacht. Es gibt nicht wenige, die blos in den ersten oder in den spätern Morgenstunden oder zu Mittag oder in den Nachmittagsstunden geöffnet sind und sonst immer schlafen; ja viele öffnen sich erst nach Sonnenuntergang und schließen sich bei Einbruch der Nacht schon wieder, oder sie blühen wol gar erst blos in der Nacht auf und schließen sich noch vor Tagesanbruch. So öffnet bekanntermaßen der berühmte Cactus grandiflorus seine kolossalen, vanilleduftenden Blumen erst nach vollständigem Einbruch der Nacht und schließt sie bereits nach Mitternacht wieder, ein Umstand, welcher dieser Prachtpflanze der Tropen den Namen „Königin der Nacht" zugezogen hat. Die dreifarbige Gartenwinde und der Sauerklee haben blos in den Vormittagsstunden geöffnete Blumen, die Nachtviole in den spätern Nachmittags- und in den Abendstunden u. s. w. Man unterscheidet demgemäß Morgenblumen, Mittagsblumen, Nachmittagsblumen, Abendblumen und Nachtblumen, und es hält eben nicht schwer, 24 verschiedene Pflanzen zu finden, von denen eine jede ihre Blumen zu einer andern

Stunde des Tags öffnet, und ſich auf dieſe Weiſe eine „Blumenuhr" zu conſtruiren. Schon Linné hat eine ſolche „Blumenuhr" aufgeſtellt. *) Aus dem Umſtande, daß nicht alle ſchlafſähigen Blumen am Tage wachen und in der Nacht ſchlafen, ſondern daß die Epochen des Einſchlafens und Erwachens je nach der Art der Pflanze zu den verſchiedenſten Stunden des Tags und der Nacht eintreten, geht nun aber unwiderleglich hervor, daß die Erſcheinungen des Blumenſchlafs nicht einzig und allein, wie die des Blätterſchlafs, in dem Lichtreiz ihren Grund haben können. Wenigſtens muß man, will man den Lichtreiz als die alleinige Urſache des Ganges der Blumenphaſe betrachten, zugeſtehen, daß derſelbe bei verſchiedenen Pflanzen eine ganz verſchiedene Wirkung hervorbringt, was bei dem Blätterſchlafe nicht der Fall iſt, indem das Vorhandenſein des Lichts bei der einen Pflanze das Oeffnen, bei der andern das Schließen der Blume bedingt. Daß das Licht auch bei dem Schlafe der Blumen eine Hauptrolle ſpielt, iſt unverkennbar. Dies wird durch die leicht zu beobachtende Thatſache beſtätigt, daß manche ſehr empfindliche Tagblumen, z. B. die dreifarbige Gartenwinde, ſich ſofort ſchließen, wenn der Himmel ſich ſtark mit Wolken bedeckt oder die Sonne ſich verfinſtert, folglich, wenn die Beleuchtung keine helle iſt. Neben dem Lichtreiz haben aber jedenfalls auch der verſchiedene Wärmegrad und Feuchtigkeitszuſtand der Atmoſphäre und der verſchiedene Grad des Luftdrucks einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Blumenphaſe. Dies ergibt ſich wenigſtens aus den Unterſuchungen von Fritſch. Selbſt die Farbe der Blumen iſt nicht ohne Bedeutung für das Eintreten und Aufhören des Blumenſchlafs. So ſind z. B. die meiſten Abend- und Nachtblumen weiß, die meiſten Morgen- und Mittagblumen gelb gefärbt. Bei vielen Pflanzen nehmen auch die Stiele der Blumen an dem Schlafe theil, indem ſie ähnliche Bewegungen wie die Blätter machen. Es ſenken oder krümmen ſich nämlich die Blumenſtiele beim Beginn des Schlafens und richten ſich beim Erwachen wieder auf oder ſtrecken ſich aus. Wir brauchen blos an die Sonnenroſe und die ſchwarzrothe Gartenſcabioſe zu erinnern, welche beide ihre Blütenköpfe gegen Sonnenuntergang nach dem Boden zu ſenken, indem ſich der Stiel bogenförmig krümmt.

Betrachten wir nun die im Vorſtehenden geſchilderten Erſcheinungen des Pflanzenſchlafs nochmals in ihrer Geſammtheit und vergleichen wir den Pflanzenſchlaf mit dem Schlafe der Thiere, ſo erkennen wir auf den erſten Blick, daß zwiſchen dieſen beiden Erſcheinungen des Pflanzen- und Thierlebens eine ſehr große Verſchiedenheit ſtattfindet, eine ſo große, daß es in der That gewagt erſcheint, jene räthſelhaften Bewegungen der Blätter, Blumen und Stiele mit dem Namen „Schlaf" zu belegen. Der Schlaf der Thiere tritt bekanntlich infolge der Ermüdung oder Erſchlaffung des Gehirns und Nervenſyſtems ein und hat keinen andern Zweck, als dieſen Organen ihre Kraft, ihre Friſche wiederzugeben und den Menſchen wie das Thier zu neuer Thätigkeit zu ſtärken. Die Pflanzen haben aber weder ſozuſagen ein Gehirn noch ein Nervenſyſtem. Die Bewegungen, welche ihre Blätter und Blumen machen, hängen offenbar, wie Alles im Pflanzenleben, von den Einwirkungen der ſie umgebenden Natur, ganz beſonders von der Einwirkung des Lichts und der Wärme ab; nicht aber treten die Erſcheinungen des ſogenannten Schlafs infolge einer durch die eigene Lebensthätigkeit der Pflanze bewirkten Erſchlaffung ihrer Organe ein. Folglich kann auch der ſogenannte Pflanzenſchlaf nicht dieſelbe Bedeutung, nicht denſelben Zweck haben wie der Thierſchlaf. Dazu kommt, daß bei weitem nicht alle Pflanzen, ſondern nur ein Theil derſelben jene eigenthümlichen Bewegungen der Blätter oder Blumen erkennen läßt und daß der ſogenannte Schlaf nicht etwa blos bei den vollkommenſten oder voll-

*) Wer ſich über die „Blumenuhr" genauer zu unterrichten wünſcht, dem empfehlen wir das Schriftchen von Dr. A. B. Reichenbach in Leipzig: „Die Pflanzenuhr" (Leipzig, Voigt & Fernau, 1846).

kommenern Pflanzen eintritt, sondern bei Pflanzen aus den verschiedensten Abtheilungen des Gewächsreichs. Aus allen diesen Umständen ergibt sich zur Genüge, daß der Pflanzenschlaf eine durchaus andere Erscheinung ist als der Thierschlaf. Aber nicht einmal in der äußern Form der Erscheinung stimmt der Pflanzenschlaf mit dem Thierschlafe überein. Dies gilt wenigstens von dem Schlafe der Blumen. Der Schlaf der Thiere tritt im Allgemeinen plötzlich ein, die Blumen dagegen sind fortwährend in Bewegung, die schlafende oder wachende Stellung anzunehmen. Trotz aller dieser durchgreifenden Verschiedenheiten haben beide Erscheinungen des Pflanzen- und Thierlebens eine auffallende und höchst merkwürdige Aehnlichkeit. Alle Thiere nehmen nämlich im Schlafe unwillkürlich diejenige Lage ein, welche sie ehedem im Fötuszustande, im Mutterleibe oder im Ei hatten, und es ist eine durch viele Versuche erwiesene Thatsache, daß jene Lage diejenige ist, in welcher der Thierkörper am besten ausruht, sich am besten zu neuer Thätigkeit stärkt. Eine ganz ähnliche Erscheinung bietet merkwürdigerweise auch die Mehrzahl der schlafenden Blätter und Blumen dar. Die meisten Blätter und Blumen nehmen nämlich im Schlafe diejenige Lage an, welche sie in der Knospe hatten. Doch ist dies nicht durchgängig der Fall (beim Sauerklee z. B. weicht die Lage des schlafenden Blattes von derjenigen im Knospenzustande wesentlich ab) und daher läßt sich aus dieser Erscheinung durchaus kein Schluß auf die Bedeutung des Pflanzenschlafs ziehen. Daß derselbe nicht ohne Bedeutung ist, steht fest, denn in der Natur geschieht nichts zwecklos. Allein es wird schwer fallen, wenn es nicht vielleicht ganz unmöglich ist, die wahre Bedeutung jener geheimnißvollen und deshalb so interessanten Bewegungen der Blätter und Blumen zu ergründen. Wir wissen ja noch nicht einmal, in welcher Weise der Lichtreiz ein Zusammenziehen und Ausdehnen jenes weichen, saftigen, im Gelenkpolster der Blätter befindlichen Zellgewebes bewirken kann; wie können wir uns da erkühnen, das Wesen jener Erscheinung selbst ergründen zu wollen? Der Schlaf der Pflanzen, oder wie man den Complex jener merkwürdigen Bewegungen der Blätter und Blumen nennen will, gehört eben zu denjenigen Erscheinungen des organischen Lebens, auf welche das Haller'sche Wort seine reelle, nicht satirische Anwendung findet:

„Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist!"

Dr. M. Willkomm.

Oestreichs Musikzustände.

I.

Nur im lombardischen Königreiche gewährt die östreichische Regierung der Musikbildung eine großartige Unterstützung. In Mailand besteht ein Conservatorium der Musik, welches noch aus der Zeit des Regno d'Italia herstammt und von der östreichischen Regierung auf Staatskosten forterhalten wird. Das Conservatorium hatte bis zum Jahre 1848 die Einrichtung eines Convicts mit 24 Freiplätzen. Nach den Stürmen im genannten Jahre, als die Convictlocalitäten zu militärischen Zwecken verwendet werden mußten, löste sich das Convict auf, die Freizöglinge erhielten Stipendien, und bald darauf wurde unter den damaligen außerordentlichen Verhältnissen einstweilen provisorisch das System der freien Schüleraufnahme eingeführt. Dadurch wurde ein Theil der Geldmittel zur Erweiterung des Unterrichts verfügbar, die Anzahl der Schüler stieg in wenigen Jahren auf das Dreifache und mit der Unterstützung dieser günstigen Erfahrungsresultate ist nun der neue Organisirungsplan dieses Instituts, als einer umfassenden Musik-, Lehr- und Bildungsanstalt, namentlich auch Opernschule, in Verhandlung. Der Aufwand, der für dies Institut aus Staatsmitteln bestritten wird, ist bedeutend. Ueber die Erfolge wird erst die Zukunft nähern Aufschluß geben, da jene aus der frühern Zeit, wo die ganz unzweckmäßige und jeden Aufschwung an und für sich niederhaltende Convicteinrichtung entgegenwirkte, offenbar nur auf Null hinausgehen konnten.

In Wien besteht seit 1813 eine Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaats, die sich die Förderung der Musik überhaupt, insbesondere auch durch Gründung eines Conservatoriums, zur Aufgabe machte, deren Wirksamkeit vorerst aber nur darin bestand, für ihre unterstützenden Mitglieder alljährlich einige größere Concerte zu geben, worin nebst classischen Instrumental- und Vocal-Tonwerken wol auch manches schale Productionswesen sich Platz verschaffte. Die Leitung war in den Händen von Dilettanten, die Ausführung geschah von Dilettanten und war daher im Ganzen sehr mangelhaft. Indessen fand das Unternehmen denn doch so großen Anklang, daß die Gesellschaft nach wenigen Jahren in der Lage war, das verheißene Conservatorium ins Leben zu rufen. Dieses, in welchem einige Professoren (namentlich der Violine, Joseph Boehm) mit Erfolg wirkten, dann die von der Gesellschaft in der kaiserlichen Winter-Reitschule veranstalteten großen Musikfeste, wo nach und nach alle Oratorien von Händel zur Aufführung kamen, verschafften dem Unternehmen einen Ruf und es schien gedeihen zu wollen.

Diese günstigen Verhältnisse hielten jedoch nicht an; eine verfehlte Speculation mit einem Hauskaufe und Umbaue brachte die Gesellschaft in Schulden und sie befand sich bald in der Lage, eine Unterstützung vom Staate ansprechen zu müssen, um bestehen zu können. Diese wurde ihr mit jährlichen 3000 Gulden von drei zu drei Jahren zutheil, bis man während der Stürme des Jahrs 1848 das Conservatorium aufgab und Professoren und Schüler ihrem Schicksale überließ. Nachdem die Gesellschaft sich späterhin wieder aufraffte, erhielt sie auch den Beitrag von jährlichen 3000 Gulden aus Staatsmitteln wieder. In der Zwischenzeit, als diese Gesellschaft zwischen Leben und Tod schwebte und das Conservatorium sich selbst überlassen war, strebten die Professoren des letztern eine selbständige Begründung desselben an. Sie fanden unter den damaligen Umständen nur eine geringe Theilnahme, die dann ganz zu verstechen drohte, als die Gesellschaft der Musikfreunde das Conservatorium wieder aufgenommen hatte. Die Annahme des Titels „Akademie der Tonkunst" schadete dem neuen Unternehmen eher, als es ihm nützte, da ihm die Mittel fehlten, dieser neuen Aufgabe gerecht zu werden. Das Vertrauen des Publicums blieb daher, trotz schöner Erfolge des Gesangunterrichts, fortan im Hintergrund, und da das Unternehmen auch die gewünschte Unterstützung vom Staate nicht erhielt, so ist es nahe daran sich aufzulösen.

In Prag besteht ebenfalls ein Privatverein zur Beförderung der Tonkunst, der viele Theilnahme, namentlich auch unter dem kunstsinnigen böhmischen Adel findet und gute Früchte trägt. In Pesth ist ein solches Unternehmen erst vor wenigen Jahren ins Leben getreten. Sein Streben findet im Publicum Unterstützung, seine Mittel und Leistungen muß erst die Zeit kräftigen. In Lemberg hat sich in neuester Zeit ein solcher Verein gebildet, auch Olmütz hat bereits seit mehren Jahren eine höhere Musikschule, und selbst kleinere Landstädte wie z. B. St.-Pölten in Niederösterreich pflegen durch Vereine die musikalische Bildung. Da die Regierung von dem Grundsatze ausgeht, daß man das Gedeihen dieser Unternehmungen und Anstalten der Privattheilnahme anheimstellen müsse, so genießt keine derselben eine Unterstützung aus Staatsmitteln.

Nicht denselben Grundsatz beobachtet die Regierung in Bezug auf die bildenden Künste, indem die Kunstakademieen zu Mailand, Venedig und Wien sowie auch die Kunstschule an der technischen Akademie in Krakau mit kaiserlichem Aufwande auf Staatskosten erhalten werden.

Faßt man aber als anerkannte Thatsache ins Auge, daß Akademieen der Kunst überhaupt wenig oder gar nichts zur Förderung der Kunst, inwiefern es sich um den Gewinn echter Kunstwerke handelt, beizutragen vermögen, und ihren Werth nur in dem Zeitalter des Verfalls einer Kunst und des Geschmacks überhaupt dadurch behaupten, daß sie dem Weiterumsichgreifen der Entartung einen Damm entgegensetzen, indem sie geläuterte

Grundsätze befördern und den Geschmack durch Verführung der ewigen Muster zu läutern uchen, so wird man gestehen müssen, daß bei der Wichtigkeit und Macht des Einflusses er Musik auf das innere und äußere Leben des Menschen und bei der eingetretenen that ächlichen Verwirrung in den Ansichten über diese Kunst und der Entartung des Geschmacks n der doppelten Richtung einer überschwänglichen Gedanken- und Gefühlsschwelgerei und iner leeren, schalen, üppigsinnlichen oder geistig spielenden, epigrammatisch zugespitzten Musik der Zeitpunkt wol gekommen ist, wo eine Anstrengung zur Veredlung des Ge schmacks am Platze wäre.

Jeder Verein, der in seinem Wirken von der ökonomisch unterstützenden Theilnahme es Publicums allein abhängt, wird in der Lösung der wichtigsten Aufgabe, nämlich durch ine würdige Vorführung großer classischer Tonwerke jeder Gattung, die Empfänglichkeit es Publicums für solche Eindrücke echter und hoher Kunst allmälig zu wecken und da urch den Geschmack zu läutern, stets beirrt werden, und gewiß würde es in allen Fällen on großem und günstigem Einflusse sein, wenn derlei Privatbestrebungen wenigstens in en Centralpunkten musikalischen Großlebens durch eine kräftige Unterstützung aus Staats itteln ein freieres, nur durch den Kunstzweck geleitetes Wirken gesichert würde.

Wie sehr in Oestreich ein Aufschwung zum Bessern Noth thut und der Weisheit er Staatsmänner und dem bewährten Kunstsinn des Hofes ans Herz zu legen ist, kann ur Demjenigen klar werden, der mit eigenen Augen die Zustände, die wir schildern wollen, n der Nähe kennen lernt.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Das älteste deutsche Wiegenlied.

Wer ein deutsches Kind ist, an dessen Wiege ist gewiß auch gesungen worden: „Buhlöhken un Halberstadt" u. s. w. *) Dies Liedchen ist der Katechismus aller Kinderpflichten. s lehrt den jungen Erdenbürger, was in der jüngsten Vergangenheit viel ältern Kindern esagt werden mußte, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht ist; und in der That hat das Paar chuhe mit goldenen Ringen, welches den Kindern in jenem Liede verheißen wird, wenn e fein artig und fromm sind, einen so wunderbaren Einfluß auf uns gehabt, daß wir cht allein recht ruhige, sondern auch ziemlich artige Erdenbürger geworden sind.

Wer ist denn nun aber dieses „Buhlöhken", das solche Wunderdinge hervorbringt? ls ich zuerst hierüber philosophirte, d. h. als mir selbst noch das Liedchen vorgesungen urde und ich in meiner Dummheit und Einfalt noch glaubte, daß nicht nur der Kukuk, ndern auch der Hund und die Kuh ihren eigenen Namen riefen, dachte ich mir mit vielen einer Leser unter diesem „Buhlöhken" nichts mehr und nichts weniger als — ein leib ftiges Rindvieh. Doch muß ich gestehen, daß es mir schon damals sehr räthselhaft vorkam, ß das „Buhlöhken" gerade Das geben sollte, was es selbst nicht hat und nicht geben nn, außer erst nach seinem Tode — ein Paar Schuhe. Als ich später das Wunderlied ndern glücklichen Schläfern vorsingen hörte oder auf meinem Gange in die Schlafkammer ir selber versang, konnte ich den Verdacht nicht unterdrücken, daß eine Amme oder Kinder äuterin, welche das wirkliche und heimische „Buhlöhken" nicht aus ihren Gedanken ver

*) Mit diesem Wiegenliede darf nicht ein ähnlich lautendes verwechselt werden: „Buke van remen u. s. w.", welches von viel geringerm Gehalte ist und in und um Bremen gesungen wird a ihm kommt von den Schuhen mit goldenen Ringen nichts vor; es heißt vielmehr:

Buke van Bremen,
Hat unse lütje Kind bestämen.
Hätt du dt bestämen nig,
So bist du te Buke van Bremen ock nig.

lieren konnte, die anonyme Dichterin jenes in jeder Hinsicht wunderbaren Liedes sein möge. Diesem Verdachte schenkte ich umsomehr Glauben, da ein anderes bekanntes Wiegenlied:

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Da draußen steht ein Schaf u. s. w.

gleichfalls aus einem ländlich-poetischen Gemüthe geflossen zu sein scheint.

Jetzt aber hat mich der Bücherstaub eines Bessern belehrt. Jenes „Bubelöhken" war nichts mehr und nichts weniger als der im 11. Jahrhundert allgemein bekannte — Bischof zu Halberstadt, Bucco (auch Burchard genannt), der nun einmal die Weise hatte, auf seinen Spaziergängen den artigen Kindern häufig etwas zu schenken. Ob nun aber diese Geschenke wirklich in „Schuhen mit goldenen Ringen" bestanden, weiß ich nicht, daß aber jede Amme ihrem Kinde, wenn es schlafen sollte, vorgesungen, daß alsdann der liebe Bucco kommen und auch ihm etwas Schönes bringen sollte, leidet keinen Zweifel. Wer sich weiter für diesen Bucco interessirt und über den Ursprung des nun seit acht Jahrhunderten gesungenen Wiegenliedes unterrichten will, beliebe nachzulesen: „Reimannus in diss. de Chronico Halberst. 3" a Winningensted" p. 27. H. A.

Anregungen.

Real und Ideal.

Der bessere Weg höherer Bildung ist der, vom Enthusiasmus zur Kritik überzugehen, aber auch von dieser wieder zum Enthusiasmus zurückzukehren. Die meisten Menschen glauben, wenn sie zur Erkenntniß kommen, daß ihre erste Bildungszeit aus einem unreifen und allzugläubigen Erfassen bestand, daß dann die nüchterne Kritik, die sich ihrer zu bemächtigen anfängt, die wahre Höhe ihrer Bildung wäre. Im Gegentheil. Die Weihe der Bildung bestehe darin, von der besonnenen und ruhigern Erwägung der Menschen und Dinge, die in einem gewissen Alter zur philosophischen Nüchternheit und kritischen Anmaßung umzuschlagen droht, zum idealen Blick der Jugend zurückzukehren, wieder lieben und hassen, hoffen und schwärmen, Welt und Menschen mit dem immer wachen Auge der Sehnsucht und Hingebungsbedürftigkeit nach wie vor betrachten zu können.

„Sich in der Seele schämen."

Wir halten diese Sprachwendung für falsch und nur nach jener täuschenden Sinnesrichtigkeit gemacht, die sich sehr grammatikalisch geberdet, wenn man sie bezweifelt, gleichsam wie wenn Armbrust wirklich von Arm und Brust käme und nicht vielmehr von arcubalista.

Wir glauben, es muß heißen: Ich würde mich in die Seele schämen, und ebenso: Es thut mir in die Seele weh.

Man legt nur einmal den Ton auf Seele.

Sich in die Seele schämen, heißt: Von der Wange bis in die Seele.

Es thut mir in die Seele leid, heißt: Von einem nur äußern Bedauern geht meine Theilnahme bis in die Seele.

Die Sprache macht von Hause aus keine solche Nuancen, wie das an sich recht schmerzlich und sentimental klingende: Es thut mir in der Seele leid, oder das altklug pedantische, unverkennbar nach Berlin und „Ich rieche mich selbst" schmeckende: Ich würde mich in der Seele schämen.

Für die ältern Tage.

Willst du dich in deinen alten Tagen vor Leid bewahren, so gib, wenn es irgend in deiner Kraft liegt, jede Unternehmung auf, deren Erfolg irgendwie von Andern oder einer besondern Gunst des Schicksals abhängt. Auch ohne diesen äußern Gewinn sollten wir uns viel öfter, als wir thun, ein Geständniß über Das machen, was unsere Kraft in ihrer vollen und ganzen Gewalt hat und was nicht.

* *

Wir können uns in spätern Jahren vieler und oft wunderbar vereinzelter Dinge erinnern, die unser Emporkommen betreffen, allein das eigentliche Entwickeln und Wachsen unsers Wesens übersehen wir doch nicht vollständig. Die Krone des Baums sieht wol auf ihre Zweige herab, aber nicht auf den Stamm. Deshalb sind alle Selbstbiographien, auch die strengste und gewissenhafteste, unvollständig.

* *

Eins der glücklichsten Gefühle auf der Halbscheid unsers Lebens ist wol dies, sich sagen zu können, daß man zur Bewährung irgend einer richtigern Erkenntniß immer noch jung genug ist.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 12.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Wie kam es, daß Rousseau seine Kinder aussetzte?

Beantwortet durch eine novellistische Skizze vom Herausgeber.

Viertes Capitel.

Das Café des Arts.

Therese hatte Jean Jacques auch heute wieder verboten, in ein Kaffeehaus zu treten und sich durch ein Frühstück die bessere Würdigung ihres Mittagsmahls zu verderben.

Dennoch lockte ihn das Kaffeehaus des Arts am Ende der Richelieustraße. Die wenigen Zeitungen, die es in jener glücklichen Zeit erst gab, sah er durch die Fenster ungelesen. Er fühlte das Bedürfniß, sich zu zerstreuen und zu erfrischen.

Jean Jacques trat ein und foderte Chocolade, die er von Venedig her liebte.

Die Partitur des Dilettanten lag neben ihm, er stützte das Haupt auf und brachte den „Mercur", die pariser Hauptzeitung, an sein kurzsichtiges Auge... Wer ihn so lesen sah, mußte Mühe haben, Jean Jacques unterzubringen. Es war kein Dorfschulmeister, der da abwechselnd las, abwechselnd trank; kein Pastor vom Lande, aber auch kein Advocat; kein Professor, kein Abbé. Die Gestalt war nicht groß, der Wuchs schmächtig, der Kopf nicht unschön, doch ohne einen besondern Ausdruck, nur die Augen hatten etwas Scharfes, Suchendes, dem Körper Voranleuchtendes, dabei eine gewisse Unsicherheit und Unruhe. Das Benehmen war ebenso schüchtern wie wiederum reizbar. Wer eine Analyse des Innern von dem Aeußern abzuleiten die Gabe besessen hätte, würde, ihn so von fern beobachtend, gefunden haben, daß hier eine ganz vom Augenblick beherrschte, willenlose und nur zuweilen von Principien ausgehende, dann aber darin auch heftige Natur sichtbar wurde. Entschluß und Reue, Muth und Verzagen, Glaube und Mißtrauen, Bedürfniß nach Liebe und scheinbar wieder Kälte, Cynismus im Aeußern, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, ja sogar sich noch einbildend, der braune Rock, den er trug, wäre noch lange nicht so fadenscheinig, wie er war, die Schnallen an den Schuhen wären geputzter, als sie blinkten, das Halstuch wäre noch lange nicht so verbraucht und zerknittert, wie es in Wirklichkeit war, und das kurz geschnittene natürliche Haar schien nicht einmal die Folge der Bequem-

lichkeit zu ſein, ſondern eine mit Bewußtſein und Princip behauptete Mode; kurz ein gelehrter Fabrikant, ein Seidenſpinner aus Lyon oder richtiger noch ein calviniſtiſcher Uhrmacher aus Genf (der vielleicht, wenn er betete, phantaſtiſche Piſtolen wie ein Katholik hatte, während er mit einem Lutheraner wie der kälteſte Verſtandesmenſch über einen Buchſtaben ſtreiten konnte), dies war der Charakter, der in Jean Jacques' Geſichtszügen und Haltung ausgeprägt lag.

Der „Mercur" bot des Intereſſanten genug. Krieg und gelehrte Streitigkeiten. Jean Jacques las Alles mit Aufmerkſamkeit, Allem nachempfindend und doch darüber urtheilend wie über etwas ihm völlig Fremdes. Er hatte über Vielerlei Gedanken, aber ſeine Gedanken ſtammten ſozuſagen nicht aus Paris. Er ſtockte faſt bei jedem Satz, hätte überall ein Fragezeichen machen mögen; aber er hatte den Muth nicht, dieſen Fragezeichen eine geiſtige Form zu geben. Im Gegentheil, er hielt ſeine abweichende Anſicht für einen Mangel an Einſicht und jener nothwendigen Schule, die man eben haben müſſe, um in dieſem eingebildeten Paris mitreden zu dürfen. Das Theater beſuchte er nicht, nicht nur weil ihm die Mittel fehlten, ſondern auch deshalb, weil ihn jedes Stück reizte, ein ähnliches zu ſchreiben und er gegründete Urſache hatte, ſeinen Fähigkeiten in dieſem Punkte zu mißtrauen. Schon hatte er die Taſſe geleert, ſchon bezahlt, ſchon wollte er ſich erheben, als ihn auf der letzten Seite des „Mercur" eine Preisaufgabe reizte, welche die Akademie von Dijon aufſtellte.

Sie lautete: „Ob das Wiederaufleben der Wiſſenſchaften und Künſte zur Veredlung der Sitten beigetragen hätte?" Die Abhandlungen, die ſich um den von der Akademie ausgeſchriebenen Preis einer goldenen Medaille bewerben ſollten, mußten binnen ſechs Monaten mit einem Motto und dem verſiegelten Namen des Verfaſſers verſehen eingereicht werden.

Der Eindruck, den dieſe Frage auf Jean Jacques machte, war erſt gering, ſteigerte ſich aber bei längerm Bedenken und wurde zuletzt ſo gewaltig, daß er das Freie ſuchen mußte. Er ſchlug den Weg über die Boulevards nach Vincennes ein, nach welcher Feſtung — er hatte auch das Gerücht geleſen, Diderot würde nächſtens auf ein Jahr hier zur Haft ſitzen müſſen wegen einiger kühnen Behauptungen in einer ſeiner letzten Schriften — eine einſame Allee führte. Diderot in Vincennes, ein Denker im Gefängniſſe und die Frage der Akademie in Dijon: Was die Sittenreinheit den Wiſſenſchaften, der Menſch überhaupt der ſogenannten Bildung verdanke? Der Contraſt war auffallend genug.

Es war ein klarer, friſcher Herbſttag. Das Laub der Lindenbäume lag am Wege und bedeckte hier und da eine Bank, die zur Ruhe einlud. Jean Jacques blickte auf die halbentlaubten Bäume, auf die umgepflügten Felder, auf die in grünen Wellen ſich hinziehenden Pflanzungen noch nicht geernteter Gemüſe und ſah doch nichts von alledem. Sein Auge ſtarrte. Seine Gedanken waren in ſich ſelbſt verſenkt. Seine Blicke ſuchten nach innen einen Halt gegen die drängende Gewalt der Ahnungen. Eine Offenbarung redete mit ihm. Sie kam aus weiter Ferne, lief unten her aus ſeinen begrabenen Erinnerungen. Was er einſt war, was er zu werden gehofft hatte und was er nun geworden, das ſtand in ſo heller Beleuchtung vor ſeiner Seele, daß er an den Bäumen oft ſich feſthalten mußte, um nicht unter dem Druck ſeiner Empfindungen zuſammenzubrechen.

Haben die Künſte und Wiſſenſchaften der Menſchheit genützt? Hatte ſein dreißigjähriges Streben ihm genützt?

In zwei Hälften ging ihm ſein Ich auseinander; die eine, ſah er, paßte nicht mehr zur andern, eine mußte ſiegen und beide vereint waren der Tod, die Unbedeutendheit, die Leere, das Nichts. War auch er nicht ein Opfer der hergebrachten Begriffe über Kunſt und Wiſſenſchaft? Sprach aus den Weiſen und Schriftgelehrten ſeiner Zeit, zu denen ihn nichts mehr, ſeitdem ſie ihn früher verſtießen, zu ziehen vermochte, mehr als die Mode? Was ſind ſie denn, dieſe Namen des Tags, die dem Götzen des Publicums opfern? Was

iſt denn noch wahr und rein in dieſer Welt der Lüge und des Hoffens? Iſt dieſe Civiliſation mehr als eine glänzende Verführung der Unſchuld und Natur? Kann es in einem Geiſte, der auf den Altären der Wiſſenſchaft und Kunſt allein opfern will, einen Augenblick der Ruhe, des Glücks, der Zufriedenheit oder Wahrheit geben? Reißt nicht Entdeckung zu Entdeckung, Neubegierde zu Neubegierde, der kaum geſättigte Durſt zum ewig lechzenden Verlangen?

Wie anders dagegen erſchien dem Träumenden die begnügte Welt des Gemüths. Er brauchte nur zurückzudenken an ſeine eigene Vergangenheit, wo ihm die Quelle der Wiſſenſchaft dicht an der wirklichen Quelle ſprudelte, die von der Felswand kam. Er brauchte nur der Schauer zu gedenken, die ihn im Anblick einer majeſtätiſchen Natur, der ſanften Entzückungen, die ihn ergriffen hatten, wenn er mit ſeiner Pflanzentrommel auf dem Rücken auf die Höhen ſtieg, die ſich von Vevey emporbachten zur Alpenregion. Er hatte die Muſik geliebt wie den einzigen reinen Accord, den im ewigen Widerſtreit ihrer Zwecke die Natur uns liebevoll doch nicht verſagen wollte, und nun, was war die einfache, mit Saiten beſpannte Muſchel Apollo's geworden in der Hand des Menſchen, der ſich Künſtler nennt! Die rauſchenden Harmonieen der Orcheſter ſchlugen an das Ohr entweihter Menſchen und Die, welche ſie ſchufen, waren niedrige Seelen, voll Eiferſucht und Rache. Wo er hinblickte ſah er, was an ſeinem Leben genagt hatte, den Fluch, der ſich an die Bildung heftet. Die Sehnſucht zur Wahrheit und zum Natürlichen hatte ſich bei ihm nicht einigen können mit den Anforderungen, die das wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Leben an eine Lebenskunſt machte, die er nur kennen gelernt hatte, um ſie zu verachten. Wehmuth erfüllte ihn, wenn er gedachte, daß er dem Böſen nur entfernt geblieben war, weil er zu träge geworden, ihm nachzugehen. Er unterließ es, die Erbärmlichkeiten dieſes Lebens mitzumachen, nur weil ihm der Entſchluß und die Ausführung Mühe gekoſtet hätte. So verwirrte das Wenige, was ihm das Studium gegeben, ſchon ſeine ſittliche Kraft. Der Ehrgeiz war ihm nur erſtickt durch — Trägheit.

In einem Briefe an Malesherbes ſagte zwölf Jahre ſpäter Jean Jacques, daß ihm auf jener Wanderung durch die Aller von Vincennes ſeine Bruſt mit Thränen benetzt geweſen war, von denen er nicht bemerkt gehabt hätte, daß er ſie weinte. Er weinte ſie vor Schmerz und vor Wonne. Das Grau des Himmels, das ihm jahrelang den Muth des Lebens genommen, verklärte ſich zum lichten Blau. Er ſah Engel aus den Wolken zu ihm ſich neigen, hörte ihre Sprache, ihren Troſt, ihre Ermuthigung. Kehre den Weg, den du bisher wandelteſt, um und gehe nach der entgegengeſetzten Richtung! Das ſprachen die Stimmen mit einer Beredtſamkeit, die ihn rührte, weil ſie ihn noch begrüßten wie das Kind, das einſt von einer wunderbaren Welt und Zukunft geträumt hatte und von dieſem Traume angezogen das dumpfe Genf verließ und zu den ſüdlichen Bergen ſich ſehnlich, wo die Feige am Wege blüht und der Oelbaum die grünen Gelände der Berge mit ſanftern Tinten malt. Feſt ſtand ihm bald wie ein Evangelium, daß die Welt nicht glücklicher wäre durch Das, was ſie weiß. Die Wiſſenſchaften haben den Verſtand bereichert und ließen das Herz verarmen, die Künſte verfeinerten die Sitten nur durch eine geſchickte Handhabung der Lüge, durch den Luxus wurden die Völker entartet und die Staaten um ihre Größe und Freiheit betrogen; die Statuen vernichteten den Glauben an die Begriffe, die ſie darſtellten; die Tempel wurden nicht die Wiege der Religion, ſondern ihr letztes Aſyl, und bald trug der Palaſt des Reichen über den Tempel der Gottheit empor; die Gothen hatten Recht, die Bibliotheken Griechenlands nicht zu zerſtören, denn dieſen verdankten ſie, daß die unterjochten Völker nimmermehr die Kraft erhielten, ſich wieder aufzuraffen und durch männliche Tapferkeit das Joch der Fremden abzuſchütteln; die Flüchtlinge des von lauter Bildung und nichts als Bildung zugrunde gegangenen byzantiniſchen Reichs waren die Sendboten jener ſogenannten Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſen-

ſchaften in jenem Europa geweſen, das damals noch die ſchlechte Sitte nur als Ausnahme von der Regel brandmarkte und nur zuweilen jetzt an Quellen ſich berauſchte, die die Geiſter tollkühn, die Gemüther gottlos, die Herzen kalt und unbarmherzig machten. Wie Nero einſt ſich in Blut badete und in der That ein Recht hatte, bei ſeinem Tode auszurufen: „Es geht ein Künſtler an mir zugrunde!“ ſo iſt die Bildung niemals und ſeit dem 16. Jahrhundert am wenigſten eine Bürgſchaft der Sitte und der Tugend geweſen — —

So wenigſtens geſtalteten ſich die Antworten, die Jean Jacques auf die Frage von Dijon geben wollte.

Als er an den Heimweg dachte und nun die ungeheure Einſamkeit, die ihn umfing, mit dem Gewühl der Stadt verglich, mußte ihm bange werden, Sätze zu behaupten, die ſo in grellſtem Widerſpruche zu Allem ſtanden, was auf dem Antlitz jedes nur einigermaßen gut gekleideten Menſchen ſtand. Jeder von ihnen würde die Frage von Dijon in dem Sinne beantwortet haben, wie ſie vielleicht, wenn auch ungeſchickt, geſtellt war. Jeder von ihnen würde auf die goldenen Inſchriften verwieſen haben, die an den öffentlichen Gebäuden prangten, auf Kirche, Univerſität, Schule, Verwaltung. Jean Jacques behielt ſeinen Geſichtspunkt und vertheidigte ihn gegen die furchtbare Gewalt gegebener Thatſächlichkeit, die in einem ſolchen Chaos wie Paris liegen mußte. Robe des Prieſters, Uniform des Soldaten, Barett des Richters, nichts konnte ihn in dem Enthuſiasmus für die gewonnene Ueberzeugung, daß dem Zeitalter die Unſchuld fehlte, irre machen. Er ging an dem Hôtel der Frau von Epinay vorüber. Mitleid erfüllte jetzt ſeine Seele, nicht mehr Haß oder Furcht. In wenig Stunden war er ein Rieſe an Kraft und Selbſtvertrauen geworden.

Hatte er nicht eine Beſtätigung dieſer neuen Weltauffaſſung, die er gewonnen, an den Widerſprüchen, in welche die Zeit, in der er lebte, mit ſich ſelbſt gerieth? Standen nicht die Menſchen an allen Ecken in Gruppen zuſammen? War nicht das allgemeine Geſpräch, das ſie ſich entgegenflüſterten, die ſchon erfolgte Verhaftung Diderot's und ſeine Abführung nach demſelben Gefängniſſe von Vincennes, wo Jean Jacques eben über das größere Glück der Menſchheit geträumt hatte? Diderot's „Philoſophiſche Gedanken“ wurden vom Scharfrichter nur verbrannt. Seine „Briefe über Blinde zum Frommen der Sehenden“ ſühnten ihn auf ein Jahr ins Gefängniß. Jean Jacques nahm nicht Partei für Diderot und Licht gegen ihn. Er hatte Mitleid mit Allen und Haß oder Liebe für Alle. Die Partitur irgend eines dilettantiſchen Stümpers unterm Arm betrat er ſeine Wohnung, hörte nicht die Schmähungen, mit denen er ſeiner Verſpätung wegen empfangen wurde, ſah nicht den Wirrwarr der Familie, in der er lebte; nur die Fenſternische ſuchte er, wo er gewohnt war zu arbeiten. Er hatte nicht Ruhe mehr; die Gedanken, die in ihm auf- und abwogten, mußte er feſthalten und niederſchreiben. Die nächſte Außenwelt gewann ihm keine Theilnahme mehr ab und nur mit einer Art dumpfen Gleichgültigkeit nahm er die Mittheilung Thereſens entgegen, daß ſich in kurzer Zeit die Zahl ihrer Kinder wieder vermehren würde.

Bei ſolchen denkenden und überwiegend ſenſuellen Menſchen iſt es mit Dem, was auf ſie Eindruck machen ſoll, ganz wie mit der Sonne und dem Thierkreis. Die Sonne iſt immer da, immer wärmend und erleuchtend, aber in ihrer Erdenwirkung hängt ſie von dem Zeichen ab, in das ſie tritt. Das herzlichſte und ſanfteſte Gemüth iſt oft mal kalt, wenn es glüht im zwölften Zeichen. Ein Gedanke, der es ausſchließlich beherrſcht, erfüllt es ſo, daß für die Proben, wo es ſich auch ſonſt zu bewähren hätte und in einem vom Verſtande geregelten Herzen ſich auch bewährt, immer erſt die gute Stunde kommen muß

Fünftes Capitel.

Der Preisbewerber.

Schon in einigen Wochen war die Abhandlung, die Jean Jacques niederſchrieb, in ſauberer Copie beendigt und wurde nach Dijon abgeſchickt.

Das Motto lautete: „Decipimur specie recti": Der Schein der Wahrheit täuſcht uns; wir ſtehen unter dem Einfluſſe der Illuſionen, wir glauben das Rechte getroffen zu haben und irren, irren im beſten Glauben an das Gute — ein troſtloſes Bekenntniß, das die Geſchichte als Grabſchrift auf Rouſſeau's ganzes Leben zu ſchreiben hat.

Verlieren im Laufe der Zeiten ſchon wiſſenſchaftliche Entdeckungen, die anfangs Epoche machten, von ihrer blendenden Macht, treten ſie gegen die Menge inzwiſchen gewonnener neuer Ergebniſſe der Forſchung weit zurück, ſo verblaßt noch viel mehr die Begeiſterung, die Ueberzeugung und das Colorit der Empfindung. Nur dunkel nachfühlend und mit kälterem Blute prüfend, ſtehen wir jetzt an den Märtyrerſtätten und Scheiterhaufen der alten Zeit, ſtaunen über die Rüſtungen zu den Kreuzzügen, bemitleiden wol gar den einſeitigen Fanatismus ſpäterer Sekten und Spaltungen. Auch die Gedanken, die Rouſſeau damals erfaßten, ſind uns jetzt abgeblaßt und unglaublich faſt ſcheint uns die Menge von Trugſchlüſſen, in denen ſich ſeine aufgeregte Seele damals gefiel. Zu ſtreiten, ob im 16. Jahrhundert die Wiſſenſchaftserweckung beſſer unterblieben wäre, wie fruchtlos erſcheint uns das jetzt! Zu preiſen den Zuſtand der glücklichen Volksidylle, die es niemals gab, nicht einmal in Arkadien, wie thöricht! Zu glauben, daß ſanfte Gefühle als eine ewige, durch Beiſpiel und Erziehung fortpflanzbare Tradition je in die Menſchenbruſt gezogen wären ohne die Unterſtützung durch Das, was wir eben Kunſt und Wiſſenſchaften nennen, iſt ein Wahn.

Dennoch bricht der Weltgeiſt die Ideen, deren er zu den Entwickelungen der Geſchichte bedarf, nicht vom „Baume der Menſchheit" als reife Früchte, ſondern nur als Blüten. Es ſind nur Keime künftiger Früchte, deren er bedarf; ſie müſſen Farbe, Duft, berauſchende Wirkung auf die Gemüther der Zeit haben. Rouſſeau's Träumereien würden niemals die Umgeſtaltung des Geiſtes der Zeiten gefördert haben, wenn ſie in der Geſtalt wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen aufgetreten wären; er gab ihnen ſpäter dieſe Form, er unterſtützte ſeine Behauptungen durch Citate ſolcher Thatſachen, die für ihn paßten, während er die nichtpaſſenden wegließ; aber zu allen Zeiten war er ein Phantaſt, ein Sophiſt wider Willen, er ſuchte Gedanken für eine Stimmung und was ihm die Philoſophie verſagte, gewährte ihm dann die Poeſie, und wo die Poeſie ſich zu ſchwach fühlte, mußte die Philoſophie eintreten und die Ausführung des Erahnten vollenden. Die Verwirrung, die dreißig Jahre in Rouſſeau's Kopfe und Herzen geherrſcht hatte, bekam durch ſein Talent und ſeinen Genius einen Ausdruck, der ſie wie eine Klarheit erſcheinen ließ.

Von einem rechten Mittelpunkte aus wollte Archimedes die Welt in andere Bewegung bringen. Für Rouſſeau war dieſer Mittelpunkt gefunden. Er haßte die Welt, wie ſie iſt, er nannte ſie eine Verabredung der Lüge. Ihr gegenüber baute er die neue Welt auf, die in der That bei aller Unmöglichkeit doch noch jetzt das abſtracte Ideal der Denkerbruſt geblieben iſt. Kehre man von der Nothwendigkeit des Beſtehenden, was man will, Atlantisinſeln der Dinge, wie ſie ſein ſollten, ſchwimmen immer in unſerer Ahnung.

Kenderten ſich ihm durch ein Leugnen ihrer Nothwendigkeit die ſeit Jahrtauſenden feſtſtehenden Vorausſetzungen der beſtehenden Kirche und des Staats, ſo mußte ſich ihm auch das Haus ändern und die Familie.

Dumpf hinbrütend, mit jenem Leichtſinn träger Träumerei, den die Sorge um ein mögliches Bruſtleiden noch mehrte, hatte der Ernährer der im Frühern geſchilderten Familie ſich wenig darüber Rechenſchaft abgelegt, welches die geiſtige Luft war, die ihn umgab. Ein Inſtinct der Vorahnung ſeiner künftigen Lehrſätze hatte ihn nach den Verſuchen, zur

seinem Welt aufzusteigen, wieder in den Schooß des Volks zurückgeführt. Die Derbheit einer in die Stadt gewanderten Bäuerin war ihm so nahe getreten, daß nur noch das Band der priesterlichen Weihe, ohnehin schon zu spät kommend, zum ewigen Bunde fehlte. Diese heroischen Naturen der Phantasie, die in ihren Träumen und auf dem Papiere Welten stürmen, sind schwach in der Wirklichkeit: der arme Notenschreiber wurde beherrscht von Denen, die er ernährte. Die Familie Thereſens, roh und sittenlos, drängte dem Glücke, das immerhin die Tochter und Schwester für ihre Umstände gemacht hatte, nach und dem Herrscher im Reiche der Ideen gehörte in der Wirklichkeit nichts als sein Schreibtisch, ein kleines Spinett für seine eigenen Compositionsversuche und der Winkel, wo sein Bett und seine Bücher standen. Was ihn umgab, haben wir gesehen. Michel Labrouſſe, der Freund seines Schwagers Pierre, sah schon am Morgen seiner gefährlichen Flucht auf der Conciergerie. Bald auch folgte Pierre, dem neue Verbrechen zur Last fielen. Die Schwestern und Freundinnen Thereſens liefen in verdächtiger Absicht Nachts auf den Straßen. Der Vater liebte den Trunk, die Mutter hetzte, klatschte, verwirrte die Tochter, die für den bejahrtern Vater ihrer Kinder mehr eine Empfindung des Mitleids als der Liebe hatte und deſſen geistiges Uebergewicht sie nur anerkannte, wenn er es als Mittel klingender Einnahme bewährte. In dieſer Welt lebten für Jean Jacques zwei, bald drei Kinder, die ihn Vater nannten. Sie sahen ihm ähnlich, aber diese Aehnlichkeit erschreckte ihn mehr, als sie ihn rührte. Diese Kinder waren ein Tribut, den er der Natur hatte zugestehen müſſen und den er mit Unwillen gab; denn diese Kinder erinnerten ihn an die Sphäre, die er heute haßte, morgen nur aus Trotz gegen die Civiliſation liebte. Thereſe, mit Holzschuhen als Bäuerin neben ihm, der die Feder führte, stehend, schien ihm das richtige Symbol seines Lebens. Leider waren ihre Umgebungen schlecht. Aber bald auch urtheilte er von seiner nächſten eigenen Welt, was er über die gesammte urtheilte. Die Laſter waren ja nur Folge der Bildung! Die Verbrechen nur Folge der Civiliſation! Diese nährte die Lüge, den Raub, sie machte beide nothwendig, denn zu ungleich vertheilt sind die Lebensloose. Wer ein neues Geschlecht schaffen könnte! rief es oft in ihm, wenn er den Conſequenzen seiner in Dijon nun zur Prüfung vorliegenden Abhandlung nachdachte. Wer noch einmal das Paradies heraufbeſchwören und die Menſchheit den Weg der Natur könnte wandeln laſſen! Wer den Baum der Erkenntniß noch ein mal zu pflanzen verstünde und eine neue Unterſcheidung gäbe zwiſchen Dem, was Gut und was Böſe iſt!

Das sah Jean Jacques wol ein, beſſere Erkenntniß machte auch jetzt noch manche Beſſerung der Sitte möglich. Englands politiſche Inſtitutionen waren beſſer als die Frankreichs; in ſeinen kirchlichen Ueberzeugungen war er längſt wieder zum Glauben ſeiner Väter zurückgekehrt; Schule und Haus ließ ſich heben und eine neue Generation war vielleicht die Verſöhnung auf die Disharmonie der Gegenwart. Wie ſich das Schlechte in den Sitten ja forterbt, ſah er in nächſter Nähe. Sonſt hatte er kein Ohr und kein Auge für die Lügen und Verbrechen um ihn her, ſeit ſeinem einſamen Spaziergange nach Vincennes ſchauderte ihn aber, wenn er die Wirkung ſah, die das ſchlechte Beiſpiel Aelterer auf Jüngere hervorbringt. Wie trotzte man in ſeiner Nähe dem Geſchick des Verbrechers! Wie verwünſchte man allein den Mangel an Klugheit, der den Armen, der ſich zu helfen ſucht, der verfolgenden Uebermacht, die ſich die Gerechtigkeit nenne, erliegen läßt! Wie lachte man, wenn eine Liſt gelang! Wie manchen Abend würzte ſich das Geſpräch durch Erinnerungen an Labrouſſe's Dächerflucht und das Examen der Polizei! Er ging dann in ſein Zimmer, wenn der Lärm zu tobend wurde und nicht ſelten ſagte er nun ſchon: Es iſt doch wenigſtens gut, daß die Kinder ſchlafen oder, daß ſie noch zu dumm ſind, um euch zu verſtehen.

Der Zeitpunkt, wo ſich die Entſcheidung der Akademie von Dijon erwarten ließ, rückte heran. Eine ruhige Beherrſchung ſeiner Spannung war einem ſo reizbaren und zur Melancholie geneigten Charakter wie dem Verfaſſer der Abhandlung mit dem Motto „De-

eipimur specie recti" nicht gegeben. Gewohnt, Alles, was sich in zwei Möglichkeiten darbot, von der dunkeln zu nehmen, war er gefaßt auf ein Unterliegen seiner Mitbewerbung und wie die menschliche Natur, wenn sie der Tiefe nicht entbehrt, einmal ist, so suchte er jetzt schon dem Falle, den er voraussah, vorzubeugen. Er bedurfte dazu innerer Hülfsmittel, innerer Kräftigung. Sich dem Widerwärtigen sogleich gefangen geben zu sollen, war zwar schwer, dafür hatte die Begeisterung zu lebendig seine Feder geführt; aber es gibt einen edeln Stolz gegen das Mißgeschick und für diesen sammelte er in der Zeit des Harrens und der Muthlosigkeit. Er bildete sein System von der Natur weiter aus. Er verglich es mit Aller und mit seiner eigenen Lebenslage. Ein Fanatismus für die Einführung der Ueberzeugung auch in die Wirklichkeit und zunächst des heroischen Beweises wegen in die eigene Lebenssphäre erfüllte ihn mit jener ganzen Heftigkeit, die eben Menschen eigen ist, welche wohl wissen, daß ihnen die Natur die Consequenz von Hause aus nicht gegeben hat. Jean Jacques' Furcht war die, sich auf seiner Schwäche, die er gerecht genug nicht etwa Herz, sondern Trägheit und Eitelkeit nannte, nicht ertappen zu wollen und so wurde er grausam gegen sich und Andere, grausam, um nur nicht schwach zu erscheinen.

Das Leben im Hause, so wie es bisher geführt wurde, war nicht mehr zu ertragen. Es regte sich der Muth, den Consequenzen seines Natursystems gegenüber, jedes Joch, das ihn mit falschen Rücksichtsnahmen drückte, abzuschütteln. Thereſens Anhang wurde entfernt. Er setzte die Aufregung einiger Tage daran, um sein Haus von unwürdigen Verbindungen zu säubern. Fühlend aber, daß es ihm nicht möglich sein würde, auf Lebenszeit immer die Grundsätze der sittenreinen Natur in seiner Nähe allein zu schützen, erschrak er vor der Verantwortlichkeit, die zuletzt auch noch die doch mit der Mutter und Großmutter zurückbleibenden Kinder von ihren Umgebungen fordern durften. Ein tiefes Mitleid ergriff ihn um eine Zukunft dieser Kleinen, die er nicht in der Hand hatte; denn kein kirchliches Band fesselte ihn an Thereſen. Die Voraussetzung, ewig mit ihr leben zu sollen, war ihm oft fürchterlich und hinter seinem Rücken dauerte der Verkehr mit den Verwandten doch fort. So sah er diese Kinder schon werden, was ihre Verwandten waren. Er sah sie schon den Onkel Pierre und Michel Labrousse bewundern, er sah sie lachen über die List des Verbrechens und geizen nach dem Ruhme, die Gesetze zu betrügen. Er war bei diesem Gedankengange unglücklich genug, seine Lage mit der ganzen Civilisation vergleichen zu müssen; denn diese machte es überall, daß die Kinder fortgingen in den Sitten der Aeltern. Die Privaterziehung erschien ihm die Pflanzschule aller Erbfehler und aller Erbvortheile.

Uralt ist die Sitte der Findelhäuser. Die erste christliche Kirche mußte ausdrücklich auf sie großen Werth legen, da ihr das Heil verlorener Seelen wie einer Mutter aller Menschen am Herzen lag. In Paris sollten die Findelhäuser schon seit lange dem Kindermord steuern. In jener Zeitperiode hatten die in Paris vorhandenen Anstalten dieser Art einen neuen Aufschwung und manche Verbesserung aus dem Geiste der zunehmenden Philanthropie erhalten. Auch Rousseau arbeitete sich im Geiste einen Plan für diese Anstalten aus. Er sah in ihnen die einzige Möglichkeit, der Zukunft ein spartanisches Geschlecht zu geben. Sollten sich die Träume erfüllen, die in seiner nach Dijon geschickten Abhandlung lebten, so mußte die Erziehung eine öffentliche werden, der Staat mußte deren Bürgschaft übernehmen und die Gefahren der Privaterziehung hintertreiben. Der Gedanke, daß seine Kinder durch ihn, durch Thereſe, durch deren Familie systematisch erzogene Verbrecher werden würden, Opfer seiner eigenen geistig und moralisch haltlosen Verlotterung mit seinen Umgebungen, Opfer seiner Jahre, seiner Gesundheit, die ihn lange vor Thereſen wegraffen mußte, das Alles erfüllte ihn mit Schaudern. Der Gedanke, er würde gut thun, sie dem großen Findelhause von Paris zu übergeben, trat ihm entgegen wie die Aufforderung — zu einer heroischen That!

Noch ſchwankte Jean Jacques Vaterempfindungen, die er in ſeiner damaligen Stimmung Folgen eines ererbten und nur im Blute liegenden Vorurtheils nannte, ſträubten ſich einen Schritt zu thun, den Thereſe nach kurzer Ueberlegung wirklich ſchon gebilligt hatte, als er ihn ausſprach — Da ſah er denn, an welche rohe Natur er ſich hatte vom Schickſal binden laſſen. Kein Schrei der Mutterliebe war die Antwort geweſen, die er von ihr empfing. Sie ſah nichts als die Theurung der Lebensmittel, ihres Mannes ſchwache Geſundheit, ſeinen kümmerlichen Verdienſt vom Notenſchreiben. Ein Rückfodern der Kinder aus dem Findelhauſe war ja zuletzt möglich: man erhielt eine Empfangbeſcheinigung. Nur die Großmutter, wie vorauszuſehen, widerſprach. Aber gerade in der natürlichen Regung dieſer ſonſt nur rohen Natur lag für Jean Jacques ein Reiz mehr, die Kinder ihr zu entziehen. In dem Fanatismus, der ſich aller ſeiner Gedanken fieberhaft bemächtigt hatte, ſah er der ihm nur rein thieriſchen, ihm nur rein nur auf das Schlechte begründeten Zärtlichkeit der Großmutter und der ganzen Welt gegenüber ſein Vorhaben wie eine That an, die antike Größe gewannt werden konnte und nun nothwendig war.

Seine Einnahmen wurden geringer, je weniger er Noten ſchrieb. Die Aufregung ſeiner Ideen verkürzte ſeine Zeit, die Spannung auf die Entſcheidung in Dijon machte ihn träge, er war in jenem ohnmächtigen Zuſtande, wo wir eine Erklärung, die uns das Schickſal geben ſoll, nur erſt noch abwarten wollen, um dann auf Leben und Tod einen Entſchluß für unſere Zukunft zu faſſen. In dieſer Stimmung wurde oft die Muſik ſeine Tröſterin. Er begann wieder an ſeine alten Compoſitionen zu denken und ſeiner Sehnſucht nach Unſchuld und Natur entſprach es, daß er ſchon jetzt den Text der Melodieen ſeines „Dorfwahrſager" faſt vollendete. . . . Da ſaß er eines Abends träumend am Klavier, ſpielte eben die Melodie zu ſeinem „Dans ma cabane obscure Toujours soucis nouveaux . . .", als es die Treppe heraufſtürmte. Ein in einen Mantel gehüllter Elegant trat ein und rief:

Sind Sie Rouſſeau? Jean Jacques Rouſſeau? Sie haben in Dijon den Preis gewonnen!

Jean Jacques erhob ſich und blickte den Boten an. Es war Grimm — der „Baron" Grimm — aus dem Mantel zog er eine Nummer des „Mercur" und zeigte den Bericht der Akademie. Der Zettel mit dem Motto „Decipimur specie recti" war entſiegelt worden und hatte Rouſſeau's Namen und Wohnort angegeben. Soeben war ſchon in ganz Paris und vorzugsweiſe bei Frau von Epinay die Debatte nur über den gekrönten Autor, indem ſich Grimm des Notenſchreibers und Componiſten erinnerte. Es bliebe, ſagte ſein neuer „Cornac", ſein Führer, dem Wunder des Tags, Jean Jacques nichts übrig, als unverzüglich mit ihm in die Welt, in ſein Jahrhundert einzutreten und vorläufig gleich mit ihm zu gehen und ſeinen Triumph unter Männern und Frauen zu genießen, welche die ganze Bedeutung deſſelben jetzt ſchon zu ahnen und zu würdigen wüßten.

Vierzehn Denkſchriften waren der Akademie eingereicht worden; zwei davon erhielten eine rühmliche Erwähnung und gaben achtbare Verfaſſer zu erkennen. Um wieviel größer das Verdienſt eines völlig Unbekannten, der unter allen den Sieg davontrug! Jean Jacques ſtand, als er das Alles hörte und ſelbſt las, wie ſchwindelnd. Die reinſte Freude durchſtrömte ſeine Nerven, er zitterte, die Erfahrung war zu groß und drückend. Ein faſt ſchon vierzigjähriges Leben war zu dunkel geweſen, um dieſen blendenden Lichtſtrahl noch ertragen zu können. Grimm beglückwünſchte ihn mit Aufrichtigkeit. Hatte er nicht die nächſte Eroberung des nun weitberühmten Mannes gemacht? Konnte er ihn nicht einführen in die Geſellſchaften von Paris und zunächſt in die, welche mit Spannung ſeiner Rückkehr harrte, bei Frau von Epinay? Kommen Sie! Kommen Sie! rief er, Frau von Epinay vergeht vor Sehnſucht.

Und Thereſe und die Mutter unterſtützten Grimm's Aufforderung. Jean Jacques war keines Willens mächtig. Während Grimm voll Neugier und ſein Vergnügen über die

wunderbare Lage, in der er den gekrönten Autor antraf, wenig verbergend mit den Frauen plauderte und ihnen die äußern Vortheile dieſes Siegs, die ihnen natürlich über die innern gingen, den Werth einer goldenen Medaille und die Leichtigkeit ſie in Silber zu verwandeln, auseinanderſetzte, kleidete ſich Rouſſeau an und folgte Grimm zu Frau von Epinay.

(Das ſechste Capitel: Scheine, was du biſt! in nächſter Nummer.)

Auch ein Segen des Kriegs.

Wenn uns etwas über die Schreckniſſe und das Elend, welches die Kriege früherer Zeiten noch mehr wie die der Gegenwart im Gefolge zu haben pflegten, tröſten kann, ſo iſt es die Wahrnehmung, daß ſie dazu beitrugen, die Früchte der Civiliſation, Induſtrie, Kunſt und Wiſſenſchaft zu verbreiten. Unter allen Eroberern, welche je in ſtolzer Siegesbahn über die Erde zogen, hat vielleicht nicht Einer einen ſo empfänglichen Sinn für die Natur gezeigt als Alexander der Große. Mitten im Getümmel des Kriegs, unter den gewaltigſten politiſchen Entwürfen, die ſeine Seele füllten, dachte er unabläſſig an die Bereicherung der Wiſſenſchaften und war eifrig bemüht, ſeine Heimat mit den Schätzen des fernen Perſiens und Indiens zu ſchmücken. Eingedenk ſeines großen Lehrers Ariſtoteles, des größten Naturforſchers im Alterthum, welcher daheim unermüdlich im Dienſte der Wiſſenſchaft arbeitete, ſetzte er dieſen in den Stand, ſeinen Forſchungen einen immer größern Umfang zu geben, indem er ihm zahlreiche neue Pflanzen, zahme und wilde Thiere, kurz alle merkwürdigen Naturproducte zu ſenden und Alles zu ſammeln befahl, was zur Förderung der Wiſſenſchaften und der Induſtrie dienen konnte. Die griechiſchen Fruchtfelder wurden unter andern durch den Reis, die Gemüſegärten durch die Schminkbohne bereichert, die Obſtgärten erhielten einen neuen Schmuck durch verſchiedene Birnenarten und Kaſtanien, durch die Aepfel aus Armenien, die Pfirſiche aus Aegypten, die Citronen aus Medien, die Piſtazien aus Syrien, die Kirſchen aus Pontus. Unter den Thieren, welche Alexander aus Indien ſandte, wurden namentlich der Pfau und der grüne Papagai bewundert, die erſtern hatten ſich zwar die Griechen zu Perikles' Zeit ſchon für Geld zeigen laſſen, die letztern waren aber bis dahin ganz unbekannt geweſen. Von den zahlreichen Rinderheerden von ausgezeichneter Schönheit, welche Alexander in Indien erbeutete, ließ er die vorzüglichſten Stücke auslieſen, um ſie zur Veredelung der Rindviehzucht nach Macedonien zu ſchicken. Alexander war auch ſicher der erſte Europäer, welcher die Elefanten in ihrer Heimat ſah. Herodot iſt der Erſte, der ſie erwähnt, ohne ſie geſehen zu haben. Alexander nahm dreihundert derſelben mit nach Griechenland. Wie dieſes Thier in den ſpätern Kämpfen im Abendlande als kriegeriſches Werkzeug eine zeitlang große Bedeutung hatte, iſt bekannt. Schon das Alterthum anerkannte die wohlthätigen Folgen dieſes Kriegszugs; Plutarch z. B. behauptet, daß Alexander durch denſelben dem menſchlichen Geſchlechte mehr Nutzen gebracht habe als alle ſpeculativen Philoſophen Griechenlands.

Die Römer hatten, wie für alles Nützliche und Praktiſche, ſo auch für die Landwirthſchaft und Gartencultur viel Sinn, daher dürfen wir erwarten, daß ſie bei ihren Kriegszügen auch darauf dachten, ihre Felder und Gärten mit den Erzeugniſſen anderer Länder zu bereichern oder umgekehrt Italiens Nutzpflanzen in den eroberten Provinzen zu verbreiten, wenn dies auch nicht ſo planmäßig geſchah wie durch Alexander, ſondern mehr der zufälligen Laune und Liebhaberei der einzelnen Feldherren überlaſſen blieb. So brachte Sextus Papinius zur Zeit des Kaiſers Auguſtus die Pfirſichmandel und Pfirſichnußäpfel aus Afrika, ferner den Bruſtbeerbaum (Rhamnus jujuba) aus Syrien; Lucius Vitellius, der nachmalige Kaiſer, führte von dort Feigen, Piſtazien und Maulbeerbäume in Italien ein; Lucullus, der Sieger über Mithridates, auch bekannt durch ſeinen Luxusturm, nahm

als koſtbares Andenken an den Pontus einen mit Früchten beladenen Sauerkirſchbaum mit und ſchmückte ſeinen Triumphzug damit; außerdem ſoll er die Pfirſiche, Aprikoſe und viele Zierpflanzen aus dem Orient in ſeine Gärten verpflanzt haben. Ebenſo zierte der Balſambaum aus Judäa den Triumphzug, welchen die Feldherren Veſpaſian's nach der Zerſtörung Jeruſalems in Rom hielten, und Hadrian ließ die arabiſche Balſamſtaude in ſeine Gärten zu Tibur verpflanzen. Auch ihre Viehzucht wußten die Römer durch Einführung ausländiſcher Hausthiere zu verbeſſern; ſo brachten ſie nach der Unterwerfung Karthagos Pferde aus Numidien, aus den ſpaniſchen Feldzügen Schafe zur Veredelung der einheimiſchen Racen mit.

Durch die Wogen der Völkerwanderung, unter denen das Römiſche Reich zuſammenbrach, wurde auch die Blüte der Länder am Mittelmeer zum großen Theil vernichtet, denn von den rohen Horden, welche den Occident überſchwemmten, war im Allgemeinen kein Gewinn für die Cultur des Bodens zu erwarten. Dennoch verdankt das mittlere Europa der Völkerwanderung ein ſegensreiches Geſchenk, den Roggen. Die Hunnen, welche unter der „Gottesgeißel" viele Länder ſo furchtbar verwüſteten, wurden in der Hand der Vorſehung das Werkzeug, welches dem Abendlande zum Erſatz ſeine wichtigſte Nährpflanze brachte.

Mit überlegenen Kenntniſſen dagegen in vielen Zweigen der Landwirthſchaft, mit einem faſt ebenſo großen Eifer für die Verbreitung der Künſte des Friedens als für die Ausdehnung des Islam überzogen die Araber im raſchen Siegeslaufe die von der Natur ſo reich geſegneten Länder am Becken des Mittelmeers und bis in die Gegenwart reichen die Spuren ihrer in dieſer Beziehung ſegensreichen Thätigkeit. Ueberall, wo ſie ſich feſthaft niederließen, umgaben ſie ſich mit den köſtlichen Pflanzenſchätzen des Orients, die ſich unter dem glücklichen Himmel Nordafrikas, Siciliens und Hiſpaniens bald einbürgerten. Die wichtigſten Geſchenke, welche das Abendland den Sarazenen verdankt, ſind das Zuckerrohr und die Seidenraupenzucht. Das erſtere war von Indien aus nach Arabien gewandert und wurde von ihnen nach Aegypten, Sicilien, Rhodus, Candia und Südſpanien verpflanzt; die letztere wurde zwar ſeit Juſtinian im griechiſchen Reiche geübt, von Jenen aber erſt in Sicilien, Spanien und Portugal eingeführt. Auch zwei Nahrungspflanzen verdankte Spanien den Mauren, nämlich die Moorhirſe (Durrah) und den Reis, welche an den Ufern der Guadiana und des Guadalquivir ſowie bei Valencia vortrefflich gediehen. Letzteres verſahen ſie mit einer künſtlichen Bewäſſerung, welche noch jetzt beſteht. Nicht minder wichtig war die Einführung der Baumwollencultur im ſüdlichen Europa. In Spanien, namentlich in Granada, geſchah dies wahrſcheinlich im 8. Jahrhundert; im 10., unter Abderrhaman III., ſtand die Baumwollenindustrie ſchon in voller Blüte. In Sicilien wurde ſie ebenfalls durch die Sarazenen im 12. Jahrhundert eingeführt. Auch viele herrliche Obſtbäume wanderten mit den kriegführenden Arabern nach dem ſüdlichen Europa; die meiſten edeln Südfrüchte, welche jetzt Italien und Spanien erzeugen, ſind urſprünglich Geſchenke des Orients, ſo die Limone, die bittere Pomeranze, welche in Indien jenſeit des Ganges zu Hauſe iſt, die Apfelſine oder ſüße Orange, welche aus China ſtammt; ferner der Johannisbrotbaum und die Johannis- und Stachelbeeren. So finden wir überall, von Aegypten bis an den Südfuß der Pyrenäen, die wohlthätigen Spuren der arabiſchen Eroberungszüge.

An die kriegeriſchen Wanderungen der Araber reihen ſich die Züge der Kreuzfahrer in umgekehrter Richtung, mit welchen für das Culturleben des Abendlandes eine neue Epoche beginnt. Innerhalb zweier Jahrhunderte wurden gegen ſieben Millionen Menſchen theils aus Aberglauben und Fanatismus, theils aus Begierde nach Reichthum und Abenteuern, theils aus Ehrgeiz und Herrſchſucht nach dem Orient geführt. Doch ſo unpolitiſch und ungerecht die Kreuzzüge auch im Princip waren, ſoviel Verwirrung ſie auch faſt über

alle Länder Europas brachten, ſo legten ſie doch die Keime einer beſſern Zeit, die nicht verloren gingen, und unterſtützten im Beſondern durch Wiederanknüpfung des Verkehrs mit dem Orient die Verbreitung jener vegetabiliſchen Schätze, welche nach dem Falle des Römiſchen Reichs vernachläſſigt worden waren. Die Kloſter- und Schloßgärten verdankten ihnen zahlreiche neue Obſtſorten und Weinreben, Küchen- und Zierpflanzen, und wahrſcheinlich viel mehr, als ſich geſchichtlich nachweiſen läßt. Sie wanderten in das Abendland in den Pilgertaſchen der Kreuzfahrer, wurden von einſichtsvollen Fürſten und Nutern als eine neue Quelle des Wohlſtandes heimgebracht oder rückten wenigſtens näher, indem ſie ſich nach und nach von Land zu Land verbreiteten. Viele Namen von Obſtſorten deuten auf die Kreuzzüge hin, ſo die Cypriſche Zierpflaume, die Große Damascener-, St.-Katharinen-, Jeruſalems- und Türkiſche Pflaume, die Blumengärten wurden durch die Damascenerroſe, welche im Laufe der Zeit viele ſchöne Varietäten erzeugt hat, durch die Roſe von Jericho und durch die Ranunkel, die Küchengärten unter andern durch die Chalottenzwiebel und durch den Wirſingkohl bereichert. Auch die Cultur des Zuckerrohrs und der Gebrauch des Zuckers ſowie die Seideninduſtrie wurden durch die Kreuzzüge weſentlich befördert.

Es bedarf nur eines Hinblicks auf die immer gewaffnete Stellung der Engländer in Oſtindien und den gegenwärtigen abenteuerlichen Kampf in der Krim, um aus der Zwietracht auch hier neue Segenshoffnungen zu ſchöpfen für ein altes Geſetz der Geſchichte.

Dr. Grosse.

Oeſtreichs Muſikzuſtände.

II.

Wien hat ſich lange Zeit einen gewiſſen Nimbus muſikaliſcher Autorität zu erhalten gewußt, ohne in irgend einer Beziehung dazu berechtigt zu ſein. Eine größere Frivolität im Geſchmacke, eine größere Unſicherheit im Urtheile, ein haltloſeres Umhertappen nach allen möglichen Richtungen wird kaum irgendwo anzutreffen ſein als jetzt beim wiener Publicum. Sicher iſt es, daß ähnliche Zuſtände in allen größern Städten mit einer gemiſchten Bevölkerung von den verſchiedenſten Bildungsſtufen, Erziehungsweiſen, Lebensverhältniſſen und Traditionseinflüſſen beſtehen, und wundern darf man ſich auch nicht, daß ungeachtet dieſer Zerfahrenheit des Geſchmacks und Urtheils im Allgemeinen gediegene Quartett-Soireen ihr aufmerkſames, wahrhaft theilnehmendes Publicum finden, daß ein paar Concerts spirituels mit alter und neuer claſſiſcher Muſik ſich in die muſikaliſche Saiſon einzudrängen wagen dürfen, daß Mozart'ſche, Beethoven'ſche und Mendelsſohn'ſche Symphonieen noch begeiſterte Seelen finden und laute Jubelrufe hervorzulocken vermögen, daß in der Oper von Zeit zu Zeit Mozart und Weber und bei vorzüglicher Beſetzung der Hauptrollen etwa auch „Fidelio" die Räume füllen, und daß endlich auch die Handn'ſchen Oratorien ein paar male des Jahrs ihre alte Anziehungskraft bewähren; denn bei einer Bevölkerung von nahe einer halben Million Seelen wäre es in der That unbegreiflich, darunter nicht einen kleinen Theil echter Muſikfreunde, die für das wahrhaft Schöne und Große Sinn haben, zu erblicken.

Allein mit Bedauern muß man wahrnehmen, daß dieſe kleine Minorität aus den höhern geſellſchaftlichen Kreiſen ſehr wenig Zuzug erhält, daß von dieſer Sphäre herab der wahren Kunſt keine Unterſtützung oder Aufmunterung irgend einer Art zutheil wird, daß man dort nur den frivolſten ſinnlichen Eindrücken huldigt, jede Einwirkung auf Geiſt und Gemüth, die in die Tiefe geht, ſcheut, und daß ſonach die leerſte und ſchalſte Muſik der neuern italieniſchen Opernkomponiſten ſtets die Logen füllt, während Mozart und

Weber ſie meiſtens leer finden. Mit Gluck zu kommen, wagt es ſchon gar keine Direction mehr; Spohr iſt von der wiener Opernbühne ganz verſchwunden, ebenſo Cherubini; Mozart's „Entführung", „Titus", „Idomeneus", „Cosi fan tutte" kann man hier, wenn man ſie nicht ſchon kennt, nicht mehr kennen lernen. Werke der neueſten Schule, wenn man die neueſten Beſtrebungen ſo nennen darf, die man in Deutſchland bereits allerwärts kennt, ſind in Wien beinahe ganz unbekannt. Von Richard Wagner ſind im verfloſſenen Winter die Ouverture zum „Tannhäuſer" und ein Chor daraus dem wiener Publicum als die erſte und einzige Probe der ſo viel Lärm in der Welt machenden muſikaliſchen Beſtrebungen dieſes Componiſten vorgeführt worden; von Schumann hat man ebenfalls zum erſten male ein paar Lieder und etwas Kammermuſik kennen gelernt; Gade iſt kaum noch gekannt, ebenſo Hiller; von Marſchner hörten wir ſeit Jahren nichts und ſelbſt von Mendelsſohn's hinterlaſſenen Werken harren noch mehre, namentlich ſeine Pſalmen und das dramatiſche Bruchſtück „Lorelei" der erſten Aufführung. Ich will der neuen Schule, namentlich nicht der Muſik Wagner's, das Wort reden, aber kennen lernen muß man dieſe Beſtrebungen, um ſie zu würdigen, um das wahrhaft Schöne und Lebensfähige daraus von dem Verkehrten und Todtgeborenen unterſcheiden zu lernen und ſein eigenes Urtheil, ſeinen Geſchmack und ſeine Kunſtanſchauungen durch die fortzeugenden Lebensſtrömungen zu erfriſchen, zu erweitern und vor Eintrocknung zu bewahren.

Es iſt nicht würdig einer muſikaliſchen Großſtadt wie Wien, wegen Theilnahmloſigkeit der höhern und vermöglichen Geſellſchaftsclaſſen, wegen Mattherzigkeit der Kunſtvereine, Künſtler und Kunſtfreunde, in Allem, was nicht Sinnenkitzel iſt, den kleinſten Städten in Deutſchland, ja ſelbſt mancher Provinzialſtadt im Inlande nachſtehen zu müſſen; denn Mendelsſohn's „Lorelei" hat man in Prag längſt gehört und den „Tannhäuſer" gab man bereits in Gratz und jetzt in Prag. Für die vorjährige Winterſaiſon waren ſechs Concerts spirituels angekündigt, man konnte nur drei geben, und in dieſen hörte man endlich nach langer Pauſe wieder etwas von den Wundern alter und neuer geiſtlicher Muſik, nämlich eine der ſchönſten Kuchencantaten von J. S. Bach und das „Ave verum corpus" von Mozart.

Außer dieſem beſchränkte ſich das ganze höhere Concertweſen auf die vier großen Productionen der Geſellſchaft der Muſikfreunde, die nebſt Symphonieen von Haydn, Mozart, Beethoven und Mendelsſohn einen Chor von Haydn, einen von Händel, die Chöre zu dem Oratorium „Chriſtus" aus Mendelsſohn's Nachlaſſe und des Letztern „Walpurgisnacht" brachten. Das angekündigte Oratorium „Paulus" von Mendelsſohn mußte wegen eingetretener Hinderniſſe aufgegeben werden. Die wenigen Concerte der Akademie der Tonkunſt, die kein Orcheſter zu beſtreiten vermag, beſtanden größtentheils aus Chören und Geſangſtücken mit Pianofortebegleitung, worunter manches Schöne, Claſſiſche neben manchem Unbedeutenden ſich hervorthat. Wie lange hat man in Wien kein Oratorium von dem großen Händel, wie lange keins der großen Mendelsſohn'ſchen gehört! All die Wunderwerke der Kirchenmuſik der Italiener und Deutſchen aus den letztverfloſſenen Jahrhunderten ſind den Freunden ſolcher Muſik beinahe durchaus verſchloſſen, und wäre nicht Ein kunſtfreundliches Privathaus, jenes des Dr. M. in Wien, das alljährlich ein mal eine zahlreiche Geſellſchaft von Muſikfreunden zu einer muſikaliſchen Soirée verſammelt, wo nur alte claſſiſche Kirchenmuſik mit Beigabe des Beſten und Seltenſten der neuern Zeit in ausgezeichneter Weiſe gegeben wird, ſo müßte man in Wien mit unbefriedigter Sehnſucht auf die Kenntniß ſolcher muſikaliſchen Schätze für immer verzichten.

Betrachten wir dagegen, was in Berlin und in andern Städten Deutſchlands geſchieht, um nicht auf die tonangebenden Weltſtädte, Paris und London, hinzuweiſen, und wir müſſen beſchämt auf unſer armes Stückwerk zurückblicken. Was leiſten nicht die verſchiedenen Vereine, die Singakademie, der Domchor u. ſ. f. in Berlin! Wurde nicht

ſängſt auf der königlichen Opernbühne, zur Feier außerordentlicher Feſttage in den höchſten Kreiſen, eine Oper von Gluck gegeben? Iſt nicht von dort Mendelsſohn's Muſik zur „Antigone" ins Leben gerufen worden? War nicht dort Meyerbeer Generalmuſikdirector? War es früher nicht Spontini? Nicolai, der einzige ausgezeichnete Kapellmeiſter, den das Hofoperntheater in Wien ſeit Weigl's Tod hatte, konnte daſelbſt keinen feſten Fuß faſſen; er mußte in Berlin einen neuen Wirkungskreis ſuchen, nachdem die von ihm geſchaffenen philharmoniſchen Concerte, das einzig wahrhaft Große und Vollendete in Ausführung größerer Inſtrumental-Tonwerke, das Wien je kennen gelernt, ihm das Leben derart verbittert hatten, daß er ſie fallen laſſen mußte, bevor er noch aus ſeinem hieſigen Wirkungskreiſe getreten war.

Wie vortrefflich iſt die wiener Hofkapelle, wie erhebend der Eindruck, wenn man eine Meſſe, ein Requiem eines der großen Tondichter von ihm ausführen hört! Aber der kleine Raum der Kapelle faßt nur wenig Menſchen, die angeſtellten Hof- und Hofvicekapellmeiſter hören gern ihre eigenen Werke und ſonſt iſt eine muſikaliſche Thätigkeit von Seite dieſes Künſtlervereins nie und nirgends zu bemerken.

Prag ſteht in Bezug auf höhere muſikaliſche Beſtrebungen den bedeutendern Städten Deutſchlands am nächſten; in Aufführung neuer muſikaliſcher Erzeugniſſe von Ruf und Intereſſe geht es Wien ſtets voran. Mendelsſohn's „Lorelei" kennt man dort längſt; auch von Gade, Schumann, Wagner, Hiller u. A. weit mehr als in Wien, und die Concerte, worin man claſſiſche Muſik hören kann, ſind zahlreicher als hier. Von Peſth, Lemberg, Gratz und den andern größern oder kleinern Provinzſtädten des Kaiſerreichs läßt ſich nicht viel ſagen. Muſikaliſche Richtungen und Strebungen höherer Art haben ſich dort erſt ſeit kurzem Bahn gebrochen und vor der Hand beſchränkt ſich jede Wahrnehmung darauf, daß Sinn und Bedürfniß ſich gezeigt und zu dieſen Strebungen die Anregung gegeben haben. Ob die neue Organiſation des Mailänder Conſervatoriums Früchte tragen wird, muß die Zeit lehren; an der Unterſtützung der Regierung fehlt es nicht, um ein ſchönes Ziel erreichen zu können.

Leider iſt von Italien wenig zu erwarten, dieſem Lande eines ſtereotypen Muſikgeſchmacks, das ſeit mehr als Einem Jahrhundert nur in Einer Richtung ſich bewegt, nur an der Oper nach italieniſchem Zuſchnitt Geſchmack findet und ſich darin ſo geiſtesträg und gefühlsſtumpf eingelebt hat, daß es endlich ſogar einen Verdi und manchen andern ihm ebenbürtigen Operncomponiſten der Neuzeit einen Divino genio nennt. Sollte es vielleicht als ein kleines Zeichen des Fortſchritts zu erkennen ſein, daß man ſich hier und dort bereits Meyerbeer's Arbeit gefallen ließen und ſogar wagen durfte, Haydn's „Schöpfung" aufzuführen?

Daß die muſikaliſche Kritik unter dieſen Umſtänden ſchillert, iſt kein Wunder und es verhält ſich in ganz Deutſchland ebenſo. Vor allem ſind es in Wien wie auswärts die zwei großen Heerlager, einerſeits der Vorkämpfer für die leider bereits abgeſchloſſene claſſiſch-geniale Schule des goldenen Zeitalters der Muſik, für Haydn, Mozart und Beethoven's lichte Kunſtperiode, und andererſeits der fanatiſchen Anhänger der Beethoven'ſchen Spätwerke, ſeiner neunten Symphonie, ſeiner zweiten Meſſe, ſeiner letzten Quartette, und was ſich dieſer Richtung unter den Neuern anſchließt, worunter Diejenigen eine beſondere Fraction bilden, welche der neueſten Schule eines Berlioz, Liſzt, Richard Wagner u. A. anhängen.

Wenn in der Kritik ſchon aus dem Grunde, weil ſie bei dem freien Anwachſen der Zeitungsliteratur in dieſer ihren ununterbrochenen, lebhaften Ausdruck findet, kein einheitlicher Geiſt, keine Zuſammenſtimmung in der Richtung zu finden ſein kann, und bei der Verſchiedenheit der die kritiſche Tagesfeder meiſtens ohne Beruf führenden Perſonen und der auf ſie einwirkenden, verwirrenden Nebeneinflüſſe eine Zerfahrenheit des muſikaliſchen Urtheils nothwendig eintreten muß, ſo kann man der wiener Kritik wenigſtens das Gute

nachsagen, daß sie in der neuesten Zeit einzelne, sehr gewandte und sachkundige Vertreter der echten Musik aufzuweisen hat und daß sie sich niemals zur Anpreisung des Nichtssagenden, des rein Sinnlichen und Leeren, der bloßen Lärmeffecte herabwürdigte. Ein festgegründetes und durch größere Verbreitung auch in weitere Kreise hinauswirkendes journalistisches Organ für Musik besteht leider in Wien nicht. Die neue „Wiener Musikzeitung" fristet, gleich ihren Vorgängerinnen, nur ein ganz precäres Leben; ihr Leserkreis ist so klein, daß der Herausgeber bei der bewährten Theilnahmlosigkeit des Publicums für derlei Unternehmungen es nicht wagen kann, etwas daran zu setzen, und so steht Wien auch in dieser Beziehung Berlin weit nach, wo zwei, blos musikalischen Interessen gewidmete Zeitungsorgane, nämlich die berliner „Allgemeine Musikzeitung" und das „Echo" erscheinen, die mit Unterstützung ausgezeichneter Kräfte wirken und sich lebensfähig erhalten. Auch Köln läßt zwei Musikzeitungen: „Die rheinische" und die „Niederrheinische", erscheinen, die beide mit Umsicht redigirt sind und mannichfaltige, interessante und belehrende Leitartikel bringen.

Besonders engbrüstig und beschränkt erscheint das öffentliche kritische Urtheil dann, wenn es sich um die ausübende Kunst handelt. Abgesehen von den in vielen Fällen ein unbefangenes Urtheil ganz beirrenden Nebeneinflüssen ist zu bemerken, daß die wiener Kritik über die Anforderungen der Schule und Technik selten hinausgeht, wenn übrigens nur das Geistige in der Auffassung nicht ganz vermißt wird und eine gewisse Kraft und Bravour im Vortrage das Ihrige zur nothwendigen Aufregung der Nerven beiträgt, wogegen die Macht des Persönlichen, der Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit, bei weitem nicht so sicher erkannt und empfunden, so hoch angeschlagen und gepriesen wird, als es von einer erleuchteten, auf dem höchsten Standpunkte stehenden Kritik geschehen soll. Das wiener Publicum erkennt und fühlt in dieser Beziehung weit richtiger. Es wird den warm aus der Seele strömenden Geigentönen des Zigeuners von Beruf mit größerer Hingebung lauschen als einem nüchternen Schulgeiger von vollendeter Technik, und wo beide Eigenschaften wie in Therese Milanollo vereinigt sind, wird es eine weit größere Theilnahme zeigen, als wo die technisch vollendete und selbst geistig durchgebildete und sichere Kunst eines Vieuxtemps ohne wahren Herzenspuls und persönliche Durchströmung ihm kalt entgegentritt.

In Prag war die vorzüglich in der belletristischen Zeitschrift „Bohemia" vertretene musikalische Kritik, zur Zeit, als noch Bernhard Gutt das Blatt redigirte und sie darin handhabte, das Muster einer Kritik in jedem Sinne des Worts, sowol was die Einsicht und die Schärfe des Urtheils als was die Unbefangenheit desselben, sowol was die Würde des Tons als die Klarheit und Prägnanz der Darstellung betrifft. Die Kritik in diesem Blatte gehört auch jetzt noch zu den bessern, obwol eine etwas zu große Hinneigung zu den neuesten musikalischen Schöpfungen nicht zu verkennen ist.

Auch das prager Publicum scheint jenen sichern musikalischen Instinct nicht mehr zu besitzen, der ihm einst den unvergänglichen Ruhm verschaffte, Mozart's „Figaro" und „Don Juan" gleich beim ersten Anhören in ihrer vollen Größe erkannt und jubelnd begrüßt zu haben; es ist offenbar auch von der Richtung zum Ueberschwänglichen, von der Vorliebe zur Gedanken- und Tendenzmusik angesteckt, sowie es andererseits auch der modernen grellen Gesangvortragsweise zugänglich ist.

Von der italienischen Kritik wollen wir schweigen, sie steht immer auf demselben erbärmlichen Standpunkte: nichts prüfend als die Machwerke ihrer talent-, geist- und porteloſen Operncomponisten.

Wie soll man nun unter solchen Verhältnissen, bei der Theilnahmlosigkeit in obern Kreisen, bei dem Widerstande der Reichen und Vornehmen gegen Ernstes und Gedankenvolles in der Kunst, bei der Schlaffheit der Künstler und Kunstvereine, bei der Spaltung und kleinlichen Eifersucht, die alle Bestrebungen auseinanderhält, bei dem Hochmuth einer

zerfahrenen, auf keinem ſichern Boden ſtehenden Kritik, bei der Verwöhntheit des Publicums durch ſchale Salon-Klaviermuſik und italieniſches Operngeklingel und ſelbſt durch Meyerbeer's zu derbe alfresco-Malerei beſſere Zuſtände erwarten, wenn nicht ein kräftiges, einſichtsvolles und conſequentes Hinwirken auf Veredlung des Geſchmacks und muſikaliſche Kunſtbildung in der tonangebenden Hauptſtadt, wo alle Strahlen zuſammenlaufen, ſtattfindet, was nur geſchehen kann, wenn der Staat dazu die Hand bietet.

Welche ſchöne muſikaliſche Anlagen ruhen in den Hauptſtämmen der Völkerſchaften, die Oeſtreich verbunden hat! Wer das öſtreichiſche Volkslied mit ſeinen tiefen Herzensklängen, wer die ſchwermüthig tönende Geige des Zigeuners in Ungarn, wer die luſtig aufſchäumenden Naturgeſänge des Tirolers, die unerſchöpflichen Weiſen der böhmiſchen Tanzgeige, den ſteiriſchen Ländler mit ſeinem originellen pikanten Rhythmus kennt und weiß, wie in dieſen Ländern alle Luſt und Freude, alles Weh und Leiden ſich in Melodien Luft macht und das ganze Volksleben gleichſam im Geſange ſchwimmt, wer endlich Das, was Lanner und Strauß, die zwei berühmten wiener Tanzgeigen, geleiſtet haben, ſo recht in ſein Fleiſch und Blut aufgenommen und den wunderbaren Zauber ihrer Töne empfunden hat, worin wie in einem Brennſpiegel das moderne Volksgefühl (in Lanner das ſpecifiſch öſtreichiſche, in Strauß ſchon mehr das allgemeine) ſich ausprägt, wie es ſich und ſein Weh in der reichen Sinnenluſt zu betäuben und zu vergeſſen ſtrebt, wie dieſes dann unwiderſtehlich wieder auftaucht im Gewande der Sehnſucht aus den Wirbeln und Wogen der Luſt und endlich ein humoriſtiſches Wetterleuchten über dieſen Kampf hinübergeht, worin Luſt und Weh ſich verklären, der kann nur beklagen, daß aus ſolchen Elementen noch keine höhern Kunſtſchöpfungen hervorgegangen ſind. *) J. D.

*) In Bezug auf Staatsunterſtützung irrt wol der geehrte Herr Verfaſſer. Der Staat kann in ſolchen Dingen nur ein Scheinleben hervorrufen. Es kommt weit mehr auf das Zuſammenwirken anderer und allerdings von oben herzuleitender Dinge an. Die gegenwärtige bedeutende muſikaliſche Richtung Berlins würde nicht ſtattfinden, wenn Muſiker, Componiſten und Publicum nicht wüßten, daß ſich die perſönlichſte Theilnahme des Königs an ihr intereſſirt und dieſe nicht ganz ausdrücklich auch durch einen kunſtſinnigen Cavalier des Hofs, Grafen Redern, vertreten wäre. D. Her.

Anregungen.

Aus dem dresdener Leben.

Die dresdener Theatervorſtellungen bieten jetzt beſonders den Reiz des Zuſammenſpielens von Emil Devrient und Dawiſon. Stücke, die ihnen Beiden Gelegenheit geben, ihren Genius mit gleicher Kraft wirken zu laſſen, ſind leider ſelten; ſo iſt es jedesmal ein Feſtabend, wenn eine Vorſtellung Beide vereint im glänzendſten Lichte erſcheinen läßt.

In den „Räubern" bringt der Wetteifer eine ſeltene Wirkung hervor. Emil Devrient in ſeiner idealen, ſchwungvollen, tief aus der Wärme der Ueberzeugung fließenden Kraft, Dawiſon in ſeiner ſcharfen Dialektik, die ſich im letzten Acte zu einer dämoniſchen Verfallenheit ſteigert, wo die Täuſchung der Bühne aufhört und eine Welt der grauenhafteſten Wirklichkeit zu beginnen ſcheint. Im „Egmont" dominirt natürlich Devrient, da Alba nur eine Epiſode iſt. Egmont und Posa ſind ohne Zweifel die vollendetſten Geſtalten, die Devrient aufgeſtellt hat. Der Adel ſeines Vortrags, die maßvolle Ruhe, die ſich zum glühendſten Enthuſiasmus ſteigern kann, die immer nach den Tönen Tizian's und Giulio Romano's greifende ideale Färbung geben ſich gerade hier in ganz beſonderer Vollendung. Aber auch im Luſtſpiel gewährt das Zuſammenſpielen beider Künſtler einen ſeltenen Genuß. So kürzlich in Bauernfeld's „Kriſen", wo Dawiſon's wunderbare Sprachgewandtheit und ſein raſch hintreffendes Epigrammatiſiren auch in der Handlung im ſchönſten Einklang ſtand zu Devrient's leichtem Humor, ſeiner Champagnerlaune, ſeinem guten Herzen, dem feinen und geneſſenen Ton, der die Grenzen des Schicklichen ſelbſt in ausgelaſſenſter Stimmung immer ſo richtig zu wahren weiß.

Die Oper rückt ſich auf Meyerbeer's „Nordſtern". In einem Concert ſang wieder Katharina von Conior, die auch kürzlich mit Bei-

fall in Leipzig aufgetreten ist. Vom einfachen Liedervortrage, durch den sie die junge Sängerin bisher nur in gesellschaftlichen Kreisen auszeichnete, ist sie inzwischen zur größern, dramatisch belebten Opernarie übergegangen. Besitzt ihre Stimme Kraft und Fülle genug, so könnte sie nach dieser Richtung hin auf der Bühne durch höhere Leidenschaft- und einen an die moderne italienisch-französische Darstellungsweise, die sich die der Rachel nennen ließe, erinnernden, tief vom Gegenstand selbst ergriffenen Vortrag ohne Zweifel Außerordentliches leisten.

Maria von Harder ist eine Pianistin, die, wenn sie reisen sollte, sehr bald würde mit Maria Wieck und Wilhelmine Clauß verglichen werden. Was zarte weibliche Hand in erster anmuthiger Jugend, auf dem Piano überhaupt zu Gehör bringen kann, gelingt ihr schon jetzt zur Befriedigung der Kenner. Ihr Vortrag ist ebenso correct wie empfunden. Erst spätere Jahre werden allerdings jene Kraft und Charakteristik hinzufügen müssen, die den Frauen auf dem Piano keineswegs ganz versagt ist; man gedenke nur der Wahrheit, mit der von Frau Clara Schumann Mendelssohn und Beethoven gespielt wird.

Die Chemie der Gegenwart.

Den Pfegling, den Stolz und die Hoffnung der Gegenwart nennt Dr. Schoebler die Chemie in der Einleitung seines soeben erschienenen Buchs: „Die Chemie der Gegenwart, für Gebildete aller Stände dargestellt" (Leipzig, Brockhaus, 1855), eines Buchs, das wol verdient, daß wir unsere Leser besonders darauf aufmerksam machen.

Es ist ohnehin nicht mehr leicht, sich in der heutigen Flut der populären naturwissenschaftlichen Literatur zurechtzufinden. Wer alle die Skizzen, Gemälde, Schilderungen und Bilder der Natur und aus der Natur und von der Natur lesen wollte, der würde sehr vieles Mittelmäßige und oft immer wieder Dasselbe lesen müssen.

Das Ansehen und der Einfluß der Chemie gerade ist ohne Zweifel gegenwärtig noch im Wachsen, da sie nicht nur einen großen Theil der Industrie beherrscht, sondern auch auf die höhern geistigen Resultate der Naturforschung bedeutenden Einfluß äußert, ja sogar die Thätigkeit der Seele und des Geistes chemisch zu erklären verspricht. Für das Bedürfniß des Publicums, sich über chemische Erscheinungen zu unterrichten, zeugen unter andern die vielen Aufsätze chemischen Inhalts, worin es unsere populären Zeitschriften einander zuvorzuthun suchen.

Jeder der Chemie unkundige Leser wird es beim Lesen solcher Aufsätze gewiß oft selbst empfunden haben, daß ihm eben noch Vieles dunkel bleibt, weil zum Verständniß einzelner Abhandlungen ein gewisser Grad von Kenntniß der allgemeinen Grundlagen der Chemie gehört. Wer sich darin, soweit es nöthig ist, orientiren will, dem können wir das Schoebler'sche Buch empfehlen, da er nicht leicht eine faßlichere und angenehmere, durch stete Rücksicht auf allbekannte Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens das Verständniß außerordentlich erleichternde Darstellung finden wird.

Der Verfasser hat sich aber noch ein weiteres Ziel gesteckt. Er will dem Leser die Bedeutung seiner Wissenschaft klar machen und ihm Respect vor ihr einflößen. Das dürfte ihm denn auch in den folgenden Theilen des Buchs in ausgezeichneter Weise gelungen sein. Nach einer übersichtlichen Entwickelungsgeschichte der Chemie behandelt der Verfasser ihren Einfluß auf die Wissenschaften, und zwar der Reihe nach auf Philosophie, Physiologie, Medicin und Pharmacie, Zoologie und Botanik, Mineralogie, Geognosie und Geologie, Physik und Mathematik. Hier wird der Freund der Wissenschaft und Bildung eine Menge der anziehendsten Betrachtungen beisammen finden. Endlich behandelt er für das mehr aufs Praktische gerichtete Publicum den Einfluß der Chemie auf Kunst, Gewerbe und Ackerbau, wobei er unter andern die Leistungen der Chemie für die Landwirthschaft so zusammenstellt, daß man daraus ersieht, was von ihr in diesem Gebiete zu erwarten ist und was nicht. Man sieht aus dieser Inhaltsangabe, daß das Buch kein Lehrbuch der Chemie ist, deren es ohnehin genug gibt, daß man aber darin Vieles findet, was man in Lehrbüchern vergebens suchen wird. Die lebhafte Skizze: „Besuch einer chemischen Fabrik," die wir Bd. I, S. 625 fg. der „Unterhaltungen" vom Verfasser gegeben haben, findet sich neben vielen andern ansprechenden Darstellungen in dem vorliegenden Werke wieder.

Schelling's Nachlaß.

Was uns dein Nachlaß wird bringen? Die alte und traurige Kunde,
Daß du immer gewollt, was du nimmer gekonnt. Gumm.

Christian von Wolf († 1754).

Hundert Jahre entflohn, seitdem du ruhest im Grabe,
Und es ruhet mit dir deine Philosophie
Schläft sie auch ewig im Grabe, es bleibt dir der ew'ge Ruhm doch,
Daß du sie deutsch gelehrt, sie, die lateinisch nur sprach. Gumm.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 13. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Wie kam es, daß Rousseau seine Kinder aussetzte?

Beantwortet durch eine novellistische Skizze vom Herausgeber.

Sechstes Capitel.

Scheine, was du bist!

Die Gesellschaft machte aus Jean Jacques anfangs einen neuen Menschen. Die Bewunderung hob ihn von Stufe zu Stufe. Sein bisheriges Leben diente nur dazu, ihm eine durch die Originalität desselben noch erhöhtere Stellung zu geben. Er war das Wunder des Tags.

Seine Preisschrift erschien, diese merkwürdige Schrift, in der ein Philosoph der Lonne, ein zweiter Diogenes, gewagt hatte, den Einfluß der Wissenschaften und Künste verderblich zu finden. Was in Rousseau still gelebt hatte oder durch den Reiz der Antithese wach geworden war, das hatten jetzt plötzlich Alle empfunden. Er wurde der Apostel eines neuen Evangeliums, ein Prophet der Natur, nach der sich längst Alle gesehnt hatten. Und wer die Ansichten, die er lehrte, bestritt, mußte der Art, wie er sie vortrug, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sein Stil wie wohlgebildet, natürlich und dabei voller Feinheiten! Wie sanft, wie kunstlos der Strom seiner Rede! Keine verschlungenen Perioden, keine schulmäßigen Nachahmungen gewohnter Muster. Diese Preisschrift war wie aus dem Herzen geschrieben, wie eine Epistel an die ganze Welt, vertraulich und ernst, schmucklos und voll naiver Größe, ein Erguß der Ueberzeugung, der uns jetzt in seinem Inhalte wie eine Spitzfindigkeit, ja wie ein Scherz erscheinen könnte, aber der Ernst, in dem er gemeint war, gab ihm damals Schwung bis zur Erhabenheit.

Von diesem Augenblicke an gehörte Rousseau sich selbst nicht mehr an. Seine Schrift wurde angegriffen wie auch die Entscheidung der Akademie. Dreizehn durchgefallene Concurrenten rächten sich. Die Polemik älterer Literaturperioden ist mit der Gegenwart kaum zu vergleichen. Wir haben auch noch jetzt eine Kritik, die nicht widerlegen, nur vernichten will, aber wir haben nicht mehr jene ganz offenbar unreinen Ergüsse des persönlichen Neides und der verletzten Eitelkeit wie in alten Zeiten, wo Rival den Rivalen bekämpfte. Ihr versteckt schon unter glattern Formen euern Neid und eure Eitelkeit, ihr findet schon

immer Freunde, die den Namen zu jener Bosheit hergeben, die aus euch selbst fließt, aber damals schrieb der durchgefallene Concurrent gegen den Sieger, wie hundert Jahre früher Mairet, der vorgestern eine „Sophonisbe" hatte aufführen lassen, gegen Corneille schrieb, der gestern mit dem „Cid" debütirte. Diese Professoren, Abbés, Notare, welche die französische Literaturgeschichte so merkwürdig reich an Broschüren und Pamphleten gemacht haben, setzten auch Rousseau mit einer Bitterkeit zu, die ihn zeitlebens nicht mehr zur Ruhe kommen ließ und das Uebelste war, daß man die Polemik gegen ihn nur mit Hinweisung auf Verbannung, Scharfrichter und Gefängniß führte.

Was nun so viele Jahre sich aufgesammelt hatte an Gedanken, Stimmungen, Erfahrungen und Selbstbelehrungen, das Alles ging bei dem neuen Schriftsteller und spät erwachten Dichter in Blättern und Blüten auf. Er schrieb über die Gesetze der Staaten und die Gesetze des Geschmacks, er schrieb über Religion und über Musik, er dichtete und componirte. Sein „Dorfwahrsager" wurde in Paris und Versailles aufgeführt, die Prinzessinnen wie die Bürgermädchen trällerten seine einfachen rührenden Arien. Dazu kamen die Ansprüche der Gesellschaft und die Gunstbezeugungen der Frauen. Wie die Buckligen, wenn sie Geist haben, von den Frauen gern gesehen werden, weil sie der Welt ungefährlich erscheinen, wie kindliche und unbeholfene Naturen ihren nachhelfenden Frauensinn mehr anregen als die sichern Manieren der gemachten Matadore, so wurde auch dem schon alternden Rousseau, der wie ein Kind oft noch wirklich Thränen weinen konnte, der sich ungeschickt geberdete, ja nicht freizusprechen sein dürfte, daß er sich in dieser Sonderlingsart mit einem gewissen Bewußtsein gab, die Gunst der Frauen in reichem Maße zutheil. Man beglückte ihn wol nicht mit einer so entschiedenen Hingebung, wie sie Grimm, Diderot und St.-Lambert fanden, aber man machte ihn zum Freunde, zum Vertrauten, zum Rathgeber, zum Vermittler; man plauderte gern eine Stunde mit ihm im verschwiegensten Boudoir, man ließ sich gern von ihm die Hand küssen, gestattete ihm in seiner Sentimentalität so komisch zu sein wie er wollte, und noch mehr, man ging weiter, man dupirte ihn. Man machte ihn glauben, daß er geliebt wäre, man machte ihn zum Deckmantel fremder Verhältnisse, worüber er sich nicht wenig gegen Frau von Epinay erzürnte und mit Grimm brach, den er beschuldigte, ihn Herrn von Epinay gegenüber zu seinen Zwecken mißbraucht zu haben. Zum Glück war Frau von Epinay, wie er nun gesehen hatte, sehr häßlich. Nur die schöne junge Frau Latour de Franqueville war die Einzige, die von Mitleid mit dem bei allem Ruhme doch um das Glück seines Lebens so tief betrogenen Manne sich zu wirklich mitempfindender Herzlichkeit hinreißen ließ und ihm auf Augenblicke sogar kleine Zärtlichkeiten gestattete, von denen Rousseau eingestanden hat, daß sie ihn im Schatten der Büsche von Ermenonville bis zum Wahnsinn verwirren konnten.

Rousseau besaß Kraft, den Schmeicheleien der Großen gegenüber seine Principien nicht aufzuopfern. Weil seine Seele fühlte, was die Welt von ihm erwarten durfte, zersplitterte er sich nicht in dem Leben der Lüge und Frivolität. Bald auch merkte er, daß die Routine ihm der übeln Streiche zu viele spielte. Dieser französirte Deutsche Grimm war es besonders, den er zu hassen anfing, als er merkte, daß solche Führer und Gönner nicht ertragen können, wenn man über sie hinauswächst. Wie er sich erst darauf ertappte, daß man an seinen Manieren Anstoß nahm, daß man nicht immer aufrichtig für ihn Partei ergriff, daß man in der vornehmen Sphäre sehr launisch und wetterwendisch ist trotz aller scheinbaren Hingebung, zog er sich immer mehr in sich zurück und wurde von einem krankhaften Mißtrauen befallen, das ihn zeitlebens nicht mehr verließ. Wo konnte er noch den vielen Täuschungen, die ihn von einer der Frau von Epinay gehörenden und ihm eingeräumt gewesenen Landwohnung, der Eremitage nach Ermenonville, von da nach der Schweiz, England und wieder zurück nach Paris und Montmorency führten, die einzige Erholung, die einzige sichere Ruhe finden als in der nächsten kleinen Welt seiner Häuslichkeit, die, so

niedrig sie stand, ihm doch allein gehörte? Jetzt kamen die Augenblicke, wo er die Sehnsucht empfand, Kinder zu haben.

Er hatte sie nicht mehr!

Als er an jenem glücklichen Abend von Frau von Epinay, wo man ihn, den Sieger von Dijon, auf Händen getragen hatte, heimkehrte, klopfte er an seine Thür. Sie war verschlossen. Er hörte das zweitältere Kind, ein Mädchen von nun schon einem Jahre weinen. Die Mutter schlief oder fehlte. Er ging zum Hausmann, weckte diesen und erfuhr, daß Therese, angeregt von der glücklichen Nachricht, die der Fremde ins Haus gebracht, mit der Mutter und den übrigen Angehörigen in einen Musiksaal gegangen war, von dem sie noch nicht wieder heim war. Sie selbst tanzte nicht: sie hatte ihr dreimonatliches Kind mit sich, aber sie sah die Andern, ihre Verwandten und Freunde tanzen und ließ es sich mit ihren beiden Alten, die gern schmausten, an einem gedeckten Tische wohl sein. Der Hausmann gab ihm den Schlüssel. Oben fand er das älteste Kind schlafend, das zweite weinend und im Bette entblößt. Indem kam die Mutter mit dem dritten zurück. Er kannte sie in solchen Augenblicken. Von Vorwürfen wollte sie nicht begrüßt werden. Am nächsten Morgen stand sein Entschluß fest. Eine Erziehung war hier nicht möglich. Jetzt zog ihn die Welt, jetzt wollte sein Geschick ihn auf andere Höhen verpflanzen, für diese Kinder fehlte die Sorge, die er allein hätte vertreten können und zu vertreten nicht in der Lage war. Er kannte sich darauf, er wußte, wie schwer er schon an sich selber trug. Dies Haus konnte nicht mehr seine Welt sein, es war nur noch ein Asyl für seine Ermüdung, eine Pflege für seine körperlichen Bedürfnisse; was sonst um ihn lebte, konnte er hier nicht mehr hüten. Noch war die Uebergabe der Kinder ins Findelhaus nicht vollzogen, aber ihm mußte sie kommen; die Woge der Gunst des Augenblicks trug ihn immer höher und höher. Als seine Abhandlung wirklich erschienen war, als er sie zu vertheidigen hatte, als Andere Partei nahmen für oder wider, gehörte er sich selbst nicht mehr an. Viele riethen ihm, sich von Theresen jetzt zu trennen, aber eine Sorge für seine leiblichen Bedürfnisse mußte es für ihn doch geben. Er blieb bei ihr, die Kinder aber trug man auf sein Verlangen, nach geringem Widerstande, in die bezeichnend genug sogenannte „Höllenstraße" — ins Findelhaus.

Zwei dunkle Linden stehen vor dem einsamen Hause. Von außen Alles still, nichts läßt ahnen, wie es drinnen in den Sälen wimmelnd lebt und hülflos klagt. Barmherzige Schwestern pflegen die Kleinen. Diese Schwestern ringen muthig mit dem Todesengel, der seine kalte Hand über alle diese Flämmchen ausstreckt, die kaum aufflackernd meist schon erlöschen. So manches in köstliche Spitzen eingewickelt gewesene Kind, in Tüchern, aus denen das Wappen geschnitten werden mußte, um den Ursprung unkenntlich zu machen, liegt neben dem Neugeborenen, das wärmer noch in Lumpen eingehüllt gewesen war. Korb an Korb, Wiege an Wiege. Nur Nummern nennen den Namen und den Tag der Uebergabe an der ernstblickenden Pforte, neben welcher eine Oeffnung, die in die Mauer geht, eine Doppelmuschel birgt, von der die eine Hälfte das Kind empfängt, die andere, wenn man geklingelt hat und das Kind hineingenommen ist, sich wendend eine Nummer vom Buch herausgibt, die Empfangsbescheinigung für ein Leben, an das sich oft tausend Schmerzen, heiß der Leichtsinn knüpft. Madelon, Paul und Emil wurden so in kurzen Zwischenräumen nacheinander vom Herzen der Mutter, vom Auge des Vaters, während der Schlaf sie gefangen hielt, hinweggegeben.

Dem Vater, der in der Ferne stand, die Klingel hörte und das Rollen des sich drehenden Mechanismus, der die Kinder hinwegnahm, ihm war es, als hätte er eine Handlung begangen würdig eines Spartaners. Er hatte seine Kinder dem Vaterland geweiht. Das Vaterland wurde ihr Erzieher, wie alle Erziehung eine öffentliche werden sollte. . . . Therese weinte

die Großmutter weinte, der Vater verwies auf die metallenen Marken, gegen deren Vorzeigung sie einst die Kinder wieder zurückerhalten konnten.

Es ist ein eigener Zustand des Menschen, wenn er abstracten Principien leben will. Ideen, die man sich selbst gefunden hat oder die man mit Bewunderung von Andern entlehnte, können uns dann beherrschen wie kein Befehl eines Despoten. Der Wahn macht uns mit allen unsern Empfindungen zu Sklaven von Verhältnissen, die nicht im mindesten unserer Natur angemessen sind. Wir, die wir uns gegen die kleinste Zumuthung aus einer fremden Ideenwelt sogar aus Unbequemlichkeit schon sträuben, sind Tyrannen gegen unser eigenes Behagen, wenn wir mit unserer Entsagung glauben etwas beweisen zu müssen. Rousseau erschien sich groß in seinem Entschluß! Er opferte so manche kleine Freude, die ihm die Kinder doch schon gewährt hatten; er opferte alle seinem Gemüthe nicht fremden Traditionen, die im Besitze von Kindern einen Ersatz für das Glück sehen. Er wollte es anders halten. Er wollte die Ueberzeugung behaupten, daß diese Kinder ihm nur infolge einer zufälligen Laune der Natur wurden und daß es seine Pflicht war, sie der Gefahr zu entreißen, bei den Familienbanden, in die sie einst gerathen würden, Verbrecher zu werden wie Pierre und Michel Labrousse. Dies Gefühl gab ihm Kraft und löschte jede Anwandlung von Reue, die er die Macht der Gewöhnung nannte, die Nachwirkung eines anerzogenen Vorurtheils. Wer seine Natur noch tiefer erkennt, muß ihn bemitleiden. Sein Verstand erfand sich eine Entschuldigung für Das, was seiner Indolenz bequemer war. Der ringende Mensch, der verdrießliche, der unglückliche Mensch, der sein ganzes Leben auf Eine Karte setzte, hier die Karte des Ruhms, glaubte sich von Vielem dispensirt, was bei Andern strenger genommen wird, und müde Naturen haben hierin in ihrer Beurtheilung der Größe immer auch eine gewisse Nachsicht gehabt.

Es war eine ziemliche Reihe von Jahren, daß Rousseau in der Mode war und im Grunde ließ ihm die öffentliche Aufmerksamkeit bis an sein Ende keine Ruhe. Nach den ersten Triumphen, die er feierte und deren süßen Rückwirkungen auf sein Gemüth er sich ganz hingab, trat bald jene Krisis ein, die ihm zeitlebens den Ruf des Sonderlings verschaffte. Er hatte Täuschungen erlebt, er sah die Schwierigkeiten seiner großen Stellung der Welt gegenüber, er fühlte auch die Nothwendigkeit, seine Lehre vom Glück des Naturzustandes in Einklang mit seinem eigenen Leben zu bringen. So zog er sich immer mehr in sich zurück, lehnte Hingebung und Freundschaft ab, deren Quellen er fast immer für trübe hielt, und wurde jener halbbewußte, halb unbewußte Sonderling, der uns selbst da, wo wir ihn nach dem Scheine des Menschenhassers künstlich haschen sehen, eben um dieser Tragikomödie willen Mitleid einflößt. Eine Bizarrerie verdrängte die andere und das Unglück wollte, daß zu den Anfällen von Mißtrauen und Grausamkeit, die er sich gegen die aufrichtigsten Absichten erlaubte, sich immer auch Gründe vorfanden, die, wenn auch nicht aus der Gegend her, wo er verletzte, doch aus solchen sich herleiten ließen, wo er irgendwie verletzt wurde. Der Gesinnung gegenüber, die er bald gegen die ganze Welt annahm, wurde ihm sein Haus von immer größerer und größerer Wichtigkeit. Er mußte einen Herd haben, auf dem das Feuer eines kleinen Mahls von Rüben oder Bohnen brannte, bei dem man ihn überraschte, um ganz Paris davon erzählen zu können; er mußte, sein System und sein Cynismus verlangten es, eine Dachkammer bewohnen, wo man ihn antraf, gleichsam wie die Bürger Roms den Cincinnatus hinterm Pfluge; und diese kleine letzte nothwendige Zuflucht seines halb wirklich kranken, halb krank sich stellenden Wesens wurde ihm unausgesetzt verdorben durch Theresens Anhang und durch sie selbst. Immer noch hatte er das abenteuerliche Wesen vertröstet auf Tage des Glücks, oft hatte er die blechernen Marken genommen und ihr in rosigen Farben, die ihm von Herzen kamen und ihn selbst rührten, die Hoffnung ausgemalt, einst würde sie dafür ihre Kinder wieder zurückgewinnen und mit ihnen würden sie in seine geliebte Schweiz ziehen, fern von der Lüge und Bosheit

der Pariſer. Aber auch Thereſe war die Lüge. Michel Labrouſſe, der einſt über die Dächer entfloh, war aus dem Gefängniſſe zurückgekehrt und gewandt wie er war, ein gelernter Sattler, kam er in die Hände eines Verriters, der Pferde zwitt. In prächtiger Uniform zeigte er ſich in Ermenonville, dem kleinen Landhauſe des Herzogs von Luxembourg, das Rouſſeau bewohnte, auch als er ſchon mit Grimm's Freunden gebrochen hatte und Frau von Franqueville und die Marſchallin von Luxembourg, die in der Nähe dieſes ländlichen Aufenthalts ſelbſt ihre Sommervillegiaturen machten, ſeine nachſichtigen und duldſamen Gönnerinnen geworden waren. Thereſe zeigte ſich gegen Labrouſſe ſcheinbar harmlos, nahm den ſtattlichen Jockey auf wie einen alten Freund ihrer Familie, bald aber trat ihre Hinneigung offen zutage. Labrouſſe kam öfter, alle vierzehn Tage war er anfangs da, dann jeden Sonntag und wol durchſchaute der ſchon alternde und kränkelnde Mann Thereſens Betrug. Es gefror ihm ſein Inneres. Eiferſuchtsſcenen waren ſeiner nicht würdig, ſie würden Paris, das Alles und Jedes über ihn erfuhr, beluſtigt haben. Als aber der Zufall ihn einſt Zeuge der treuloſen Umarmungen Labrouſſe's und Thereſens in den dichten Schatten des Parks, wo ſie ſich ſicher glaubten, werden ließ, unterdrückte er jede Aufwallung des Zorns und es war in einem wirklichen Mitleid um das Loos, das einſt ſeine Kinder finden würden, wenn er ſtürbe und ſie zurückkämen an eine ſolche Mutter, daß er die Marken nahm, ſie eine Weile betrachtete, zögerte und noch zögerte, bis er ſich endlich überwand und ſie von ſich ſchleuderte in den Teich von Ermenonville.

Siebentes Capitel.

Die ſtillen Genien.

Nach den Begriffen, die wir in der Regelmäßigkeit des Verlaufs unſerer Lebensbedingungen unmittelbar in unſerm Herzen heimiſch finden, ſind die Steine bald zur Hand, die alle auch auf Rouſſeau geworfen worden ſind.

Wir lieben ein edles Mädchen, das uns gleichſteht, wir gewinnen ihre Hand und die Ehe ſchlingt ein Band um uns, das bald in ſeine Kreiſe auch Kinder aufnimmt. Wir lieben dieſe Kinder, ſie ſind das Unterpfand unſers Glücks, ſie feſſeln uns an das Leben und wir leben zuletzt nur noch für ſie.

Gegen die Heiligkeit dieſer Empfindungen hat ſich Rouſſeau vergangen, aber es iſt unwahr, wenn man ſeine Handlungsweiſe, ſeine Kinder dem Findelhauſe zu übergeben, ausſchließlich die Folge herzloſen Leichtſinns nennt. In ſpätern Jahren fühlte er die Unmöglichkeit, ſich vor der Welt vollkommen zu rechtfertigen. Die Feinde, die bis in ſeine nächſte Nähe drangen — wie er ewig glaubte unter der Maske der Freundſchaft —, drangen auch ſehr bald in ſeine geheimſten Lebensbeziehungen und ſeine beiden Frauen, Thereſe und ihre Mutter, hatten ihn wegen der Preisgabe ihrer Kinder oft genug verrathen. Er vernichtete, in dem Zorn und Haß auf dieſe bösartige pariſer Welt, die Marken auch ſchon deshalb, um das Gaukelſpiel abzuwenden, das man veranſtaltete, ihm eines Tags ſeine Kinder wieder zurückzubringen. Grimm lud Mutter und Tochter zu ſich und horchte Details über Rouſſeau's Leben aus, die er an deutſche Fürſten und die Kaiſerin von Rußland als „literariſche Correſpondenz" ſchrieb: über Rouſſeau den Cyniker, den Naturmenſchen, den ehemaligen Bedienten und noch jetzt bei allem Ruhme unerſchütterlichen Notenſchreiber — er ſchlug die Penſion der Pompadour aus und ernährte ſich nur von Notenſchreiben —, konnte man der Wunderlichkeiten nicht genug hören. Man forſchte nach Rouſſeau's Kindern, aber man fand ſie nicht mehr; die Marken waren vernichtet. Düſtergrollend ſah Rouſſeau alle dieſe geheimen Eingriffe in ſein Leben und immer maßloſer wurde ſeine Sehnſucht nach Einſamkeit. Selbſt in den Wintertagen blieb er im Park von Ermenonville unter Sturm, der die entlaubten Bäume ſchüttelte, im Schnee, der rings auf ihren Zweigen geſpenſtiſch leuchtete.

Während Thereſe dann ſchlief am Spinnrad, Rouſſeau, ein Blatt Papier vor ſich, an der „Neuen Héloïſe" dichtete und die Lampe düſter brannte, ſah er dann wol im Geiſte geheimnißvolle Schatten um ſich her ſchweben, Geſtalten, die dies ſtille Haus im Walde ſo gern verwandelt hätten in einen Tempel der Häuslichkeit. Die lichten Engel nahmen die Züge ſeiner Kinder an. Zwei von ihnen hatten Flügel, dieſe waren wol todt — das Dritte, ein Knabe, den man Emil getauft hatte, trug noch keine Flügel; er lebte wol noch. Schwere Seufzer entrangen ſich der Bruſt des Armen, der mit Hülfe der Künſte und Wiſſenſchaften die Welt glauben machen wollte, daß Künſte und Wiſſenſchaften ſie um den Frieden und die Reinheit ihrer Sitten gebracht hätten! Damals mochte ihm ſchon eine Ahnung kommen, daß die wahre Philoſophie nicht die Familie aus der Geſellſchaft herleitet, ſondern die Geſellſchaft aus der Familie.

Rouſſeau hat es nie geſagt, daß ſein „Emil", mit dem er die Erziehungsmethoden des Jahrhunderts revolutionirte und der Vorgänger Peſtalozzi's, der geiſtige Vater aller Kinder des 18. und 19. Jahrhunderts wurde, eine Sühne war für Das, was er an ſeinen eigenen Kindern verbrach. Nie konnte er ſich ganz von der Vorſtellung trennen, daß ſeine Kinder unter Thereſens Leitung verloren geweſen wären, immer erklärte er ſich für zu ſchwach, als daß er bei der großen Lebensaufgabe, die ihn drückte, ihr Schutz und Berather geworden wäre. Allein die Genien ſeiner eigenen Kinder waren es, die ihm die Feder in die Hand drückten und ihm zuflüſterten: Schildere der Welt das Glück der Aelternliebe! Die Wehmuth war ſeine Muſe, als er den Müttern zurief: Nährt eure Kinder an den Quellen des Wachsthums und der Geſundheit, welche die Natur aus eurer eigenen Bruſt geleitet wiſſen will! Die Wehmuth war ſeine Muſe, als er Jeden, der ein Kind in die Welt geſetzt hatte, auch verantwortlich machte für deſſen Bildung und Fortentwickelung. Er ſtellt ein Modell auf, das er Emil nennt. Er läßt Emil erzogen werden auf die Gefahr hin, einſt Alles zu verlieren und allein dazuſtehen im Leben, nur bezogen auf ſich ſelbſt, abhängig von ſich ſelbſt, ja in Kerker und Banden noch frei zu ſein, ſein eigener Herr und Meiſter. Rouſſeau ſah voraus, daß Europa nicht bleiben würde, was es damals war. Er verkündigte das Zeitalter der Revolutionen. Die Menſchen dann vorzubereiten auf dieſe Umwälzungen, ſie im Sturm der zuſammenbrechenden alten Bedingungen des Daſeins, der Stände, ihrer Unterſchiede, nichts ſein und bleiben zu laſſen als Menſchen, fähig zu allem Guten und Großen, das war nach ihm das Ziel, das die Erziehung nicht ernſt genug ins Auge faſſen konnte. Er wollte Arme erziehen, um Könige zu werden, Könige erziehen, um mit Würde von ihren Thronen zu ſteigen.

Das Parlament von Paris verurtheilte den „Emil" zur ſchimpflichſten Vernichtung durch Henkers Hand. Der Verfaſſer entzog ſich nur durch eine ſchleunige Flucht dem Schickſal, ſelbſt verhaftet zu werden. So hatte ſich die Zeit überlebt, daß die Geſetze und die Anwalte ihres Buchſtabens denſelben Autor verfolgten, den Fürſten und Fürſtinnen beſchützten. Der Herzog von Luxembourg gab Wagen und Pferde für eine Flucht ſeines Nachbars, deren Nothwendigkeit Malesherbes in ſeiner Eigenſchaft als Chef des oberſten Gerichtshofs von Paris ihnen vorher angedeutet hatte. Und das Opfer, das Rouſſeau den Manen ſeiner Kinder brachte, die er nie wiederſah, ſtieg mit wohlgefälligem Duft zur Vorſehung empor. Seine tiefſte, geheimſte, bitterſte Reue wurde das Evangelium einer neuen Erziehungsmethode ſowol für die Mütter, die ihre Kinder wieder ſelbſt nährten, wie für die Väter und Erzieher, die damals mit einem durch Rouſſeau über ganz Europa ſich verbreitenden Enthuſiasmus ein Geſchlecht der Erde zu geben gelobten, beſſer, ſtärker, als ihr eigenes war.

Thereſe blieb auf den Reiſen nach der Schweiz, nach England und, als beſſere Zeiten kamen, nach Frankreich zurück, Rouſſeau's Begleiterin. Am Abend ſeiner Tage gab er ihrem Munde noch die Weihe der Kirche. Er war ihr den Dank ſchuldig. — daß Gewohnheit, Alter und Mangel ſie an ihn feſſelten. Er lobt ſie in ſeinen „Bekenntniſſen". Er rühmt ihr Sorg-

falt und Liebe nach. Sie hatte kein ganz verdorbenes Herz, aber ihre Empfindungsweise war roh und bedurfte der Regelung erst durch guten Rath. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß Rousseau sie in seinen am Abend seines Lebens geschriebenen „Bekenntnissen" rühmte, weil er fürchtete, von ihr verlassen und dann ganz einsam zu sterben. Wenn der Mensch dem Grabe sich nähert, denkt er mehr, als er davon spricht, an die Bereitung seines letzten Lagers. Diese „Bekenntnisse" existiren nur im Manuscripte, sie wurden von ihm Denen vorgelesen, die ihm in der Schweiz, in England, später noch einmal in Paris wohlwollten oder hinter Wohlwollen ihre Neugier versteckten. Thérese war zugegen, wenn er las, sie hörte, was er Rühmendes von ihr geschrieben. Er rühmte sie, damit er sie ermunterte, des Ruhmes werth zu sein! Armer Jean Jacques! Du krankteſt an dir selbst! Die Umstände drängten dir Gedanken auf, die du annahmst und predigtest, während tausend Stimmen oft in dir das Gegentheil riefen! So trotztest du wider dich selbst und zwangst dich, während deine Lippen Freiheitshymnen sangen, wie oft — dein eigener Tyrann zu sein! Die Furcht vor der Inconsequenz zwang dir Consequenz ab und so mistrauisch warst du gegen dich und die Welt, daß du selbst deiner sich von selbst nähernden Stunde des Todes nicht trautest! In der Schweiz, gehetzt, verfolgt von den Genfern und Franzosen, auf der Insel Biel, wo dir nur eine Hütte noch gehörte, die rings die Welle eines kleinen Sees bespülte, an dessen Ufern die Häscher lauerten, dort hättest du jenes Gift nehmen sollen, das du in der glücklichen Freistatt nahmst, die dir Prinz Conti in Montmorency gewährt hatte! Wie war dieser Selbstmord möglich? Doch wol nur aus Furcht, aus selbstquälerischer Hypochondrie, aus Angst, so sterben zu sollen, wie man gemeiniglich stirbt. Rousseau tödtete sich selbst, um freier zu sein als sein Schicksal. Er wollte sterben — wollte es, um nicht zu müssen.

Wie sich Rousseau in seinen letzten Lebenstagen oft nach der Liebe eines Kindes gesehnt hat, beweist seine Freude, einst in der Schweiz einem jungen Manne zu begegnen, in dessen Zügen er eine Aehnlichkeit mit seinen vor zwanzig Jahren ausgesetzten Kindern entdeckte. Wie schmerzt es die Dichtung, zu erwiesene Wahrheit nicht entstellen zu dürfen! Zu glücklich hätt' es uns gemacht, ausmalen zu dürfen, daß ein Jüngling schon lange die Fußtapfen des Greises suchte, ihm folgte, sich ihm näherte, seine Dienste suchte, ihn führte, ihn stützte, ihn Vater nannte, nichts für sich zum Zeugniß gebend, als daß er in einem Findelhause gefunden war, Emil hieß und nichts von seinen Aeltern wußte — die Erfindung tritt beschämt zur Seite, verdrängt von der erwiesenern Thatsache, daß die Witwe Rousseau's noch Michel Labreuſſe, den Dächerflüchtling, heirathete. Wenn jener Jüngling in der Schweiz nicht Rousseau's echter Emil, sondern nur dessen Sühnengel war, so bescheidet sich die Erfindung mit der Versöhnung, die irdische Formen für Das nicht bedarf, was nichtsdestoweniger in einem unsichtbaren Reiche über allen Zweifel wirklich und bewiesen ist.

Geister, Ahnungen, Träume.

Ueber das Hereinragen einer Geisterwelt in die unserige.

„Auch das Reich des abgeschiedenen Lebens hat ein Gegenstand rein wissenschaftlicher Forschung zu sein und was davon in die Erscheinung fällt, muß mit wissenschaftlichem Auge betrachtet werden können. Es ist zu bedauern, daß diese Sphäre von Erscheinungen ganz nur der Behandlung der Glaubensbarbaren und wissenschaftlichen Köpfe überlassen bleibt, die damit ihre schlechte Religiosität und ihre rohen Welt- und Gottesansichten zu stützen und zu bewahrheiten die Absicht haben."

Diese Anfoderung eines neuern Schriftstellers ist an sich gerecht, aber die Ausführung sehr schwierig

Geistererscheinungen, Visionen von Verstorbenen, Spukgeschichten u. dergl. pflegt man sonst nach einem höchst einfachen Maßstabe zu beurtheilen, nämlich immer nur zu fragen, ob dabei wirkliche Personen und Wesen aus einer jenseitigen Welt erblickt worden seien, oder ob Alles auf bloßen Hervorbringungen einer aufs äußerste aufgeregten Phantasie hinauslaufe.

Dieses genügt nicht. Denn sobald man einen ausschließenden Gegensatz zwischen Hervorbringungen einer aufgeregten Phantasie und Erscheinungen wirklicher Wesen einer höhern Sphäre zuläßt, so hebt man auch damit schon durch eine bloße Erschleichung alles ernsthafte Eingehen auf diese Verhältnisse auf. Sollen nämlich die Geistererscheinungen nicht Gestalten der erhitzten Phantasie, gleichsam einer im wachen Zustande eintretenden Traumthätigkeit der Seele sein, sondern wirklich als äußerliche Wesen die Sinne rühren, so verlangt man damit von ihnen, daß sie eine materielle Grundlage haben, daß folglich der erschienene Geist nicht ein geistiges, sondern ein körperliches Wesen sei wie wir selbst, wenn auch von feinerer Art, und vernichtet so durch ein bloßes Spiel mit Worten den ganzen Gegenstand, wovon die Rede ist. Sollen daher erschienene Geister wirklich Geister und nicht blos fabelhafte körperliche Wesen von einer feinen Natur gewesen sein, so kann auch ihr Erscheinen nicht durch sinnliche Anschauung, durch Sehen und Hören, sondern muß durch ein inneres Anschauen, also auf dem Wege des Traums im Wachen oder einer aufgeregten Phantasie vorsichgegangen sein. Gegen eine solche Auffassung der Sache haben zwar die Geistergläubigen und Wundersüchtigen aller Zeiten immer stark protestirt, nicht aber die wirklichen Geistersehen, und die Letztern sind es doch ganz allein, und nicht die Erstern, welche in dieser Sache gehört zu werden verdienen. Beginnen wir mit Swedenborg!

(Wir ziehen vor, größerer Vollständigkeit wegen erst in nächster Nummer zu beginnen.)

Allerlei moderne Existenz.

I. Die Börse.

Hört ihr das Schwirren und Brausen, das von Hunderten von Menschenstimmen die Luft erschüttert? Seht ihr das Laufen und Rennen, das Demonstriren und Gesticuliren? Wir sind im Tempel Mercur's. Schon in den Windeln fing Mercur Schelmenstreiche an; er stahl eine Reihe werthvoller Sachen: dem Neptun seinen Dreizack, dem Mars sein Schwert, dem Apollo den Bogen, dem Vulcan die Zange, seinem eigenen Vater Jupiter den weltbeherrschenden Scepter; der tolle Kerl versteckte Alles schon in seiner Wiege. Als Mercur heranwuchs, machte er in den verschiedensten Artikeln und übernahm gegen gute Provision die zweideutigsten Geschäfte: Morgens kehrte er mit dem Staubbesen den Ort, an welchem die Götter ihre Mahlzeit gehalten hatten, er speculirte vielleicht auf Finderlohn; dann machte er den Mäkler zwischen den obern und untern Göttern, auch zwischen diesen und den Seelen der gestorbenen Menschen; dann wartete er bei Tische auf und stahl bei der Gelegenheit ein Stück Fleisch von der Göttertafel nach dem andern. Hinterher zu seinem Privatvergnügen beschäftigte er sich viel mit Musik, selbst mit Sternkunde. Er wußte seine Sonntage schon damals mit Anstand zuzubringen und lebte auf seiner Villa, wie noch jetzt hamburger Kaufleute am schönen Elbufer, keineswegs blos für seine Diners und Soupers, sondern las auch seinen Heine und in den Büchern, auf die man Anstandshalber pränumeriren muß.

Der Ursprung der Börse ist alt und wol hatte Herr Samuelson Recht, als sein Neffe über den Actienhandel spottete, mit feierlichem Ernst zu äußern: Diesem Menschen ist doch nichts heilig.

In der Nähe des Tempels des Mercur stifteten die Römer im Jahre 259 nach Er-

bauung der Stadt ein Collegium, welches aus der Kaufmannſchaft beſtand und mit der heutigen Börſe eine Aehnlichkeit gehabt zu haben ſcheint. Hier wurde nicht geopfert, ſondern es wurden rein kaufmänniſche Geſchäfte an dieſem Ort getrieben; anfänglich blos ſolche, die ſich auf das Innere der Stadt bezogen; ſpäter auch auswärtige, in denen jedoch der Römer nie Beſonderes leiſtete. Der Kornhandel war Staatsentrepriſe. Jetzt verſteht man unter dem Ausdruck Börſe den in vielen Handelsſtädten feſtbeſtimmten Platz, an welchem ſich, entweder unter freiem Himmel oder in einem beſonders dazu errichteten Gebäude, zu einer beſtimmten Tageszeit, in der Regel um die Mittagsſtunde, Kaufleute und andere Geſchäftsmänner freiwillig verſammeln, um ſich über ihre gegenſeitigen Geſchäftsbeziehungen und über allgemeine Handelsangelegenheiten zu unterhalten.

Der erſten Bezeichnung Börſe begegnet man in der Geſchichte der flandriſchen Stadt Brügge. Die Kaufleute verſammelten ſich dort einem Hauſe gegenüber, welches der Familie Van der Bourſe gehörte und als Wappen drei Geldbeutel oder Börſen über dem Eingange führte. Später kommen in allen größern See- und Handelsplätzen Börſen vor. Die berühmteſten ſind die von London und Amſterdam.

Um die Verſammlungsſtunde gleicht die Börſe einem Bienenſtocke: daſſelbe Drängen, dieſelbe Eile am Eingang, daſſelbe Surren und Murren, Hin und Her im Innern, unter der Maſſe. Nirgends begreift ſich's beſſer, was mit dem time is money geſagt werden ſoll als an der Börſe. Hier werden innerhalb einer Stunde mehr Geſchäfte erledigt, als ohne Börſe in Tagen und Wochen abzumachen möglich ſein würde. Der Gewinn an Zeit iſt eine der vorzüglichſten Eigenſchaften an dieſem Inſtitut. Tauſend zeitraubende Wege werden hier abgekürzt oder überflüſſig gemacht, der mündliche Verkehr erſetzt einen trägen ſchriftlichen Austauſch. Im Organismus der Börſe erreicht der mannichfach zuſammengeſetzte und verwickelte Proceß des Handels ſeinen Höhen- und Wendepunkt. Tauſch, Angebot und Nachfrage ordnen und ergänzen ſich hier auf die einfachſte, ſchnellſte und vortheilhafteſte Weiſe.

Was die Dampfmaſchinen für die Bewegung der mechaniſchen Kräfte und [illegible] induſtrielle Anwendung ſo wichtig macht, iſt die Kleinheit des Durchmeſſers ihres Stempels, der im Dampfcylinder auf- und abgeht. An dieſem Punkt iſt die größte Kraft auf dem möglichſt kleinſten Raum beſchränkt. Und was die Börſe für den Handel ſo wichtig macht, iſt das ähnliche Verhältniß der Zeit zu der Größe und Maſſe der Handelsgeſchäfte. Schon aus dieſem Grunde iſt der Beſuch der Börſe für jeden Handels- und Geſchäftsmann von großer Wichtigkeit. Wer von der Börſe kommt, iſt ſicherlich klüger, als er hingegangen, was man beim Beſuch des Rathhauſes z. B. nicht immer ſagen kann.

An der Börſe wird das ganze politiſche Leben unter dem Focus der kaufmänniſchen Privatintereſſen aufgefaßt. Hier bringt man die neueſten Tagsnachrichten zuerſt in Erfahrung und macht ſogleich ſeine praktiſchen Nutzanwendungen von ihnen. Der Getreidehändler berechnet beim Anblick der Depeſche, welche die Einnahme von Sewaſtopol meldet, die Rückwirkung dieſes Siegs auf den Preis des nothwendigſten Lebensmittels. Er ſieht die Engländer und Franzoſen ſich der Krim bemächtigen und ſich in dieſer Kornkammer Europas feſtſetzen, deren Zufuhren einen Theil des Bedarfs decken werden, mit welchem England auf die preußiſchen Oſtſeehäfen hingewieſen war. Danach richtet er ſich in ſeinen Kornſpeculationen. Der Inhaber engliſcher Staatsſchuldſcheine folgert aus derſelben Nachricht eine vorläufige Beſſerung des Curſes um ⅛—⅞ Procent und berechnet den Gewinn, welchen er in dieſer Waare machen wird, wenn der Lieferungstermin eintritt, vor welchem ſein Geſchäftsfreund gekauft haben muß.

Je größer und bedeutender die Stadt, in welcher ſich die Börſe befindet, deſto einflußreicher iſt die an der letztern gebildete Meinung auf das öffentliche Leben. Dieſe Meinung iſt in Städten wie London und Paris das Reſultat der verſchiedenartigſten und ge-

heimen Absichten, das Product eines großen psychologischen Seelenprocesses, in welchem sich Jeder anders zu geben sucht als er ist. Das große Börsengeheimniß besteht einfach darin: daß Jeder zu kaufen sucht, was angeboten, und Jeder anzubieten sucht, was gefragt wird. Beim Kauf und Verkauf pflegt allemal Derjenige im Nachtheil zu sein, der genöthigt ist, für seine Waare einen Mann zu suchen; der Vortheil ist aber in der Regel auf Seite Dessen, welcher sich in der Lage befindet, anbieten zu können, was zu kaufen gesucht wird. Da nun im Grunde an allen großen Börsen alle Börsengänger diesen Plan verfolgen, so sind die kühnsten und künstlichsten Mittel nöthig, um bei der Bildung der Börsenmeinung mitwirken oder sie gar beherrschen zu können.

Trotz des Gemisches von Schein, Irrthum, Absicht und Wahrheit, das uns an der Börse entgegentritt, dient dies Institut als ein gewaltiger Impuls für das Erwerbsleben. Es ist nichts so sehr geeignet, den Unternehmungsgeist der Menschen zu wecken, seinen Trieb zur Vermehrung und Verbesserung seiner Vermögensverhältnisse anzuspornen als der Umgang mit allen den erfahrenen, thätigen Trägern des Handels und Verkehrs, welche an der Börse, dem gemeinschaftlichen Sprechsaal für die materiellen Interessen, täglich zusammenkommen, sich im Kampfe messen und ihre Meinungen austauschen. Der wißbegierige junge Kaufmann hat hier die beste Gelegenheit, seine Kenntnisse in den verschiedensten Zweigen des Handels zu bereichern. Die Börse wirkt befruchtend auf den Einzelnen und auf das Allgemeine. Sie hat ein scharfes Auge für alle Erscheinungen des großen Lebens und weiß Allem eine positive Seite abzugewinnen. Sie weiß Rath und Aufschluß für alle Verlegenheiten und zeigt dem redlich Strebenden nicht selten die Mittel zum Ziel wie leider auch dem Betrüger die Wege zur Erreichung seiner Zwecke. Das sind die socialen Vorzüge und Schattenseiten dieses merkwürdigen Instituts, dessen sich die Krösusse als eines Organs bedienen, um die Masse der Besitzenden wie ein Heer Gliederpuppen tanzen zu lassen, mitunter zu ihrem eigenen Schaden. Börsenglück, Börsenspiel, Börsenschwindel — damit hat der Sprachgebrauch das Trügerische und Verderbliche bezeichnet, das von dieser Anstalt ausgeht. Der Nutzen, welchen sie stiftete, ist jedoch bei weitem überwiegender als der Misbrauch, welchen wir mit dem großen Material getrieben sehen, das ihr zur Verfügung steht. Ihre Meinung ist in vielen wichtigen Angelegenheiten des Lebens entscheidend, aber sie wird von ihr Niemanden aufgedrängt.

Man könnte die Schauspielhäuser, ja selbst die Schulen und Gotteshäuser eine zeitlang schließen; die materielle Welt ginge ihren Gang. Acht Tage Ruhe vor den Thüren der großen Börsen und die wirthschaftlichen Verhältnisse der Staaten und des bürgerlichen Lebens würden in die heilloseste Verwirrung gerathen sein.

(Ein zweiter Artikel: Der Wechselreiter, in nächster Nummer.)

Der häusliche Herd in Nordamerika.

Das amerikanische Familienleben ist im Auslande so übel berufen, daß es nützlich scheinen darf, es einmal unparteiisch zu beurtheilen.

Der Amerikaner ist ein geborener Republikaner. Er ist dies durch und durch, er ist es, ohne daß er es weiß, folglich auch ist er Republikaner in der Familie. Der Hausvater ist Präsident, hat zur Seite einen Senat, bestehend aus der Frau und allen nähern und ältern Verwandten. Er regiert über seine Kinder, und zwar nur mit Worten und Blicken. Mit 21 Jahren sind beide Geschlechter gerichtlich mündig; doch geht der Knabe gewöhnlich schon mit 12—14 Jahren aus dem älterlichen Hause und hilft sich selbst durchs Leben, die Tochter heirathet meistens schon mit dem 15.—17. Jahre. Dann hört die Autorität des Vaters über seine Kinder auf; die Aeltern können ihre Tochter weder

zu einer Heirath zwingen, noch eine solche verhindern, geben aber dafür ihren Töchtern gewöhnlich nichts zur Mitgift als einen rocking-chair. Wenn der Sohn 14 Jahre alt ist, erhält er nichts mehr von Hause, sondern sucht sich eine ihm zusagende Beschäftigung, ganz frei, welche er will, und ist selbständig. Sehr häufig tritt dann der Sohn mit dem Vater in Compagnie. Dabei herrscht stets von Seiten der Kinder große Achtung den Aeltern gegenüber, weil diese ihre Kinder stets so behandeln, daß sie auf dieselbe Anspruch machen können, und kommt es vor, daß Vater und Sohn sich nicht vertragen, so geht der Sohn ruhig fort, ohne Zank und Streit, und kommt vielleicht nie oder höchstens als reicher Mann wieder.

Unter solchen Lebensbedingungen muß der häusliche Herd nothwendig anders aussehen als in Deutschland.

Es ist in Amerika die sogenannte Civilehe eingeführt, d. h. jeder Notar und Advocat hat das Recht zu trauen, d. h. beiden Theilen das Jawort abzufordern und ihre Namen in die betreffenden Register einzutragen. Das ist in fünf Minuten abgemacht und ist sehr billig. Eine geistliche Trauung ist durchaus unnöthig, jedoch lassen sich viele Amerikaner ihren Frauen zu Liebe noch vom Geistlichen trauen, während es die Deutschen, die in Amerika nun auch ganz frei sein wollen, es sehr selten thun. Auch die Ehescheidung ist sehr erleichtert.

Eine anständige amerikanische Familie bewohnt immer ein Haus für sich allein; sei es nun, daß es ihr Eigenthum ist oder daß sie es zur Miethe besitzt. Natürlich sind die meisten Häuser in den Straßen, wo keine Geschäftslocale liegen. Man wohnt klein, d. h. drei Fenster breit und zwei Stockwerk hoch. Jedes Haus hat, um von unten anzufangen, sehr helle, geräumige Souterrains (basements), vor denen sich in Entfernung von 3—4 Fuß ein Eisengitter befindet, wodurch hinreichendes Licht und Luft hinzukommt. In diesen Räumen befinden sich die Küche, der Speisesaal, die Doctor's office (wenn das Haus ein Arzt oder Advocat bewohnt), die Domestikenzimmer u. s. w. Im Parterre ist ein schöner Flur, zu dem man von der Straße aus auf einigen Stufen heraufsteigt, gewöhnlich mit Fußteppichen, chinesischer Laterne u. s. w. verziert. Den ganzen Raum des Parterre nimmt das sogenannte parlour ein, ein höchst elegantes sehr großes Zimmer, mit großem Marmorkamin, Mahagenimöbeln, Pianoforte u. s. w., das zum Besuch und Versammlungszimmer dient. Im ersten Stock liegen die Empfangs- und Wohnzimmer, und im zweiten endlich die Schlaf- und Kinderstuben.

Alle Häuser haben flache Dächer, auf denen man oft Abends frische Luft schöpft. Durch das ganze Haus geht Gas- und Wasserleitung, sodaß man selbst im zweiten Stock jeder Zeit Licht und Wasser in jedem haben kann. Der Fußboden ist im ganzen Hause, sowol im Flur, als auf der Treppe und in allen Zimmern Jahr aus, Jahr ein mit Fußteppichen (carpet) belegt, mit denen oft der größte Luxus getrieben wird. Kurz, so einfach und simpel alle Häuser von außen aussehen, so elegant und comfortable sind sie im Innern. Der Handwerker wohnt meist ebenso anständig als der reiche Kaufmann. Die Miethe eines solchen unmöblirten Hauses kostet jährlich 5—600 Doll. und steigt bis 2000 Doll. Wer es nicht haben kann, sich ein solches Haus zu halten, der zieht mit der ganzen Familie in ein boarding-house, läßt sich hier speisen und bedienen, zahlt dafür wochenweise à Person 3—5 Doll., und wohnt fast ebenso wie die Andern.

Die Tageseintheilung in einem amerikanischen Hause von mittlern Verhältnissen ist ungefähr folgende: Um 7 Uhr früh wird zum Aufstehen und eine halbe Stunde darauf zum Frühstück geläutet. Die Bewohner des Hauses, sei es nun Familien- oder boarding-house, versammeln sich im Speisezimmer, indem Jeder beim Hereintreten Good morning sagt. Wer kommt, setzt sich gleich nieder und fängt an zu essen, ohne auf die andern etwa noch Fehlenden zu warten. Das Frühstück steht gewöhnlich eine Stunde

auf dem Tiſch; nachher wird es abgetragen, und wer da noch nicht da war, bekommt nichts. Es beſteht jeden Morgen aus Kaffee oder gewöhnlichem Thee, Semmel, Butter, Beefſteak, weichen Eiern, Schinken u. ſ. w. Sobald Einer ſatt iſt, ſteht er ohne ein Wort zu ſagen auf und geht ſeiner Wege. Während des Eſſens wird nichts geſprochen und Alles möglichſt ſchnell abgethan. Nachher gehen die Männer an ihre Geſchäfte und die Frauen aus — Nichtsthun, oder wenn ſie fleißig ſind, was freilich ſelten iſt, an die Beſtellung des Hauſes. Zwiſchen 12—2 Uhr iſt dinner, das jedoch die Männer, außer Sonntags, der großen Entfernungen von den Geſchäftslocalen wegen, gewöhnlich außer Hauſe einnehmen. Die Frauen ſind ſich folglich den ganzen Tag ſelbſt überlaſſen und bringen dieſe Zeit, da ſie gar nichts von weiblichen Handarbeiten verſtehen, mit Wiegen im Schaukelſtuhl und Romanleſen zu. Nach 6 Uhr kommt der Mann nach Hauſe gefahren und das supper kommt auf den Tiſch. Dieß iſt in den meiſten Häuſern die eigentliche Hauptmahlzeit und beſteht aus gebratenem Fleiſch, Kartoffeln, geröſteten und mit Butter geſtrichenen Maiskolben, in Waſſer gekochtem Gemüſe und verſchiedenen Sorten von pies (Obſtkuchen). Suppe gibt es nie; eine Mahlzeit iſt wie die andere, ganz ohne Abwechſelung, und es wird nichts dazu getrunken als Waſſer. In großen und reichen Häuſern giebt es natürlich auch Mannichfaltigkeit, z. B. engliſche oder franzöſiſche Küche, und trinkt man dort auch Wein, beſonders Champagner, da derſelbe nicht mehr koſtet als guter rother Tiſchwein. Thee darf natürlich hinterher nicht fehlen, und iſt derſelbe durchgehends ſehr ſchön und bei dem hieſigen Klima eine wahre Wohlthat, die man hier erſt recht ſchätzen lernt.

Nachdem das Geſchäft des Eſſens ſo eilig wie möglich abgemacht iſt, ſetzt man ſich im Sommer vor die Hausthür oder aufs Dach und im Winter unten in den parlour ums Kamin. Die ganze Familie iſt jeden Abend im Hauſe verſammelt und unterhält ſich ganz gemüthlich. Dem Deutſchen freilich, der die Sprache nicht kennt und ſich keine Gemüthlichkeit ohne Lärm und Jubel denken kann, kommt dieß Alles ſehr langweilig vor; doch haben gerade dieſe Stunden einen recht patriarchaliſch friedlichen und häuslichen Charakter. Die Männer leſen Zeitungen, theilen den Frauen daraus mit, rauchen Cigarren, die Frauen ſchaukeln ſich oder laſſen ſich, wenn zufällig ein Deutſcher da iſt, etwas vorſpielen oder vorſingen; kurz, es ſind Alle mit dieſer Art und Weiſe des Lebens zufrieden und keinem Manne fällt es ein, Abends ins Wirthshaus zu gehen.

Oft gehen die Frauen Abends in die hellerleuchteten Läden und noch öfter beſucht eine Familie die andere, ganz ohne Einladung und ohne etwas vorgeſetzt zu bekommen, denn es haben ja Alle ſchon zu Hauſe ſich ſatt gegeſſen. Dinners, Routs und Soupers u. ſ. w. gibt es ſehr ſelten: höchſtens einmal ein Männer-dinner zu einem beſtimmten Zweck, wo dann ſtundenlang Reden gehalten werden und tüchtig getrunken wird. Gegen 11 oder 12 Uhr geht man zu Bett und ſo vergeht ein Tag ſo ſtill und ruhig wie der [redacted].

Die meiſten Deutſchen können ſich natürlich an dieſe einförmige Lebensweiſe nicht gewöhnen, ſie müſſen in die Theater, Concerte, Bierhäuſer rennen und ſind deßhalb bei den Amerikanern als unſolid verrufen. Kennt der vernünftige Deutſche aber erſt einige Yanker-Familien und kommt er mit der Sprache zurecht, ſo thut er ſehr wohl, die amerikaniſche Art nachzuahmen, und fühlt ſich mit der Zeit auch behaglich dabei; gehört er, wie die Meiſten, irgend einer maureriſchen Verbindung an, ſo hat er Gelegenheit genug, ein paar mal in der Woche im Kreiſe von befreundeten Männern ſich zu unterhalten. Es gibt hier nämlich eine Menge von Freimaurern, die faſt Alle gar kein Geheimniß daraus machen, dieſem oder jenem Orden anzugehören und der ganzen Sache, außer gegenſeitiger Unterſtützung, nur den Nutzen der gemüthlichen Unterhaltung gleichgeſtimmter, anſtändiger Männer untereinander zuſchreiben. Sie machen ſelbſt beſonders bei Begräb-

ſſen und Feſten große Aufzüge, bei denen ſich Keiner ſcheut, ſich als Mitglied dieſes oder jenes Freimaurerordens zu bekennen, indem ſie von dem republikaniſchen Grundſatze ausgehen, daß, wer Recht thut, auch das Licht nicht zu ſcheuen hat.

Anregungen.

Das Weihnachtfeſt.

Die Volksfeſte, wenn ſie nicht durch die Kirche unterſtützt ſind, verfallen. Selbſt der Staat iſt in ſeinen Formen zu wandelbar, um einem traditionellen Feſte die Dauer zu ſichern. Und doch gehören Volksfeſte, wie Montanus in einem ſoeben erſchienenen Werke über die deutſchen Volksfeſte (Iſerlohn, Bädeker, 1854) ſagt, zu den tiefſten Regungen der Menſchheit. „Alles, was das Menſchenherz mächtig anſpricht und bewegt, gereicht zu deſſen Bildung und Erziehung. Je mächtiger es anklingt, deſto größer der Einfluß. Nichts ſchließt die Herzen feſter aneinander als gemeinſame Freude, und dieſe Freude iſt das ſicherſte Mittel gegen ſittliche und politiſche Entartungen. Wahrhafte Volksfeſte, die alle Schichten der Bevölkerung verbinden, ſind die ſchönſten Blüten der geſellſchaftlichen Zuſtände, ſind die lohnendſte Entſchädigung für die mit Sorgen um den Unterhalt umwölkte Alltäglichkeit. Wo das Volk durch gemeinſame Freudengenüſſe für gemeinſame Laſten entſchädigt wird, da wird die Vaterlandsliebe tief wurzeln und in begeiſternder Kraft für Herd und Heimat flammen."

Montanus verdient um Das, was er von der Geſchichte der deutſchen Feſte auf Grund der ſorgfältigſten Studien berichtet, nachgeleſen zu werden. Er widerlegt Daumer's wunderliche Theorie von den Menſchenopfern der alten Deutſchen und beſpricht auch ausführlicher die Dreizehn- oder Weihnächte, die Chriſtliches mit Altheidniſchem verbinden. Die Dreizehnnächte oder Wynächte, auch in Volksliedern noch die Allerheiligſte Nacht genannt, ſind von allen altdeutſchen Feſten, wovon ſich noch Namen oder Andeutung erhielt, das bedeutendſte Volksfeſt. Es ſtammt aus der Urzeit der Germanen, die, ſowie alle alten Völker, ihre Hauptfeſte nach den Jahreszeiten beſtimmten. Die Zeitpunkte der beiden Sonnenwenden und der beiden Nachtgleichen bezeichneten daher bei den Deutſchen wie auch im Alterthum die Hauptfeſte.

Daraus entſtanden die vier Hoch-Zeiten (Horgetiden) oder auch die vier Hauptmiſſen: Dreizehnmiſſen, Oſtermiſſe, St.-Johannismiſſe und Michaelsmiſſe genannt. Jedoch waren namentlich zu Tacitus' Zeit nur drei Hoch-Zeiten bekannt, da ſonſt bei den Deutſchen die Dreizahl vorherrſchte wie bei den Römern der Hügelzahl ihrer Stadt wegen die Siebenzahl, auch bei den Deutſchen die drei Sieben genannt. Bei den Deutſchen war das Feſt der Dreizehnnächte eigentlich das Neujahrsfeſt, das erſte und vorzüglichſte im Jahre und das einzige von ſo langer Dauer, woraus ſich auch ſeine Bedeutung erklärt. Die Aegypter feierten die zwölf Tage vom 25. December bis Epiphania und die Perſer begingen zu eben dieſer Zeit das Geburtsfeſt der Sonne. Die Deutſchen rechneten die Vornacht des 25. December mit und nannten die Zahl der Feſttage bis Dreikönige nach den dreizehn Nächten. Da die Sonne zu Ende December am tiefſten ſteht, ſo glaubte man, daß ſich dieſelbe verjünge, gleichſam neu geboren würde, und nannte daher auch dies Feſt die Mutternacht, auch Juelfeſt, daſſelbe Feſt, welches die alten Deutſchen Tanfanafeſt nannten. Montanus leitet, abweichend von Jakob Grimm, den Urſprung dieſes Namens von tannfana — Tannenwedel — her, da man geſchmückte Tannenzweige in der Hand trug. Hiervon dürfte denn auch nicht ohne Wahrſcheinlichkeit die Entſtehung unſers heutzutage gebräuchlichen Weihnachtbaums zu entnehmen ſein. Ja auch in denjenigen Gegenden, wo dieſe freundliche Sitte nicht herrſcht, ſehen namentlich die Landleute am Chriſtabend Tannenzweige vor die Hausthüren und die Thüren der Viehſtälle, um dadurch Krankheit abzuwenden.

Unſere Voreltern hielten das Weihnachtfeſt ſehr heilig; Arbeit und Waffen mußten an ihm ruhen. Der arme Mann jedoch durfte unbeſtraft Holz fällen, um ſeinen Chriſtbraten bereiten zu können. Der Prieſter las an dieſem Tage drei Meſſen. Opfer und Gebet bezeichneten die Feier der heiligſten Nacht. Tannen, Linden und Eichen wurden geſchmückt und mit Kerzen erleuchtet; auch bei den Heiligenbildern am Wege brannten Lichtchen. Man muſicirte im Hain und ſang Lieder zur Feier des Sonnenkindes. Allerlei Sagen und abergläubiſche Gebräuche knüpfen ſich an dieſe Feſtlichkeiten; noch heute begegnet man in einigen Gegenden der Volksſage, daß die Sonne in der Heiligen Nacht „Freudenſprünge mache" und dann den Lauf ändere. In den Rheingegenden ſchöpfen noch altgläubige Leute in dieſer Nacht das heilige Waſſer zum Weihgebrauche, indem man Schlag 12 Uhr das Waſſer am Springbrunnen auffängt. Die Dienſtboten,

welche dies thun, erhalten gewöhnlich ein Geschenk, eine Weihnachtgabe, wie auch Diejenigen, welche die Tannenzweige und Christbäume aus dem Walde holen. Da man sie (abweichend genug von unserer Zeit!) nicht mit Geld bezahlen wollte, so verwandelte man die Geschenke in Kuchen oder Kleider. Die Bettler besonders wurden bedacht und die ländliche Hausfrau sorgt wie damals so noch jetzt, daß Niemand an diesem Tage hungere und darbe.

Viele altheidnische Gebräuche wurden selbst noch vor funfzig Jahren namentlich in den Rheingegenden angetroffen. Dahin gehören die Neuanlage des Grundblocks am Feuerherde, das Verwachen der Weihnacht; man wollte dadurch entweder die Fruchtbarkeit der Jahresernte befördert oder das Vieh vor Seuchen und Unfällen aller Art bewahrt erflehen. In einigen Gegenden war es Sitte, daß der Hausvater in der Weihnacht ein Schweinchen aus dem Stall in die Stube holte und, daselbe zum Quiken kneifend, einige Fragen vorsprach, z. B.:

Wigchen, sag' mir Wigchen
Viel oder ein Bischen?

Jenachdem das Schweinchen quikte, schloß man auf reiche Ernte. Und so andere Gebräuche mehr.

Nach dem 4. Jahrhundert war es, daß man das Christfest auf die altheidnischen Weihnachten legte. Man begann damals damit auch das Kirchen- und Kalenderjahr; erst später, im 14. Jahrhundert, ließ man nach Papst Gregor's Einrichtung das bürgerliche Jahr mit dem 1. Januar beginnen. Die Volksthümlichkeit, ja das Bedürfniß jener Gebräuche ist durch ihr Fortbestehen ausreichend dargethan. Auffallend aber muß es sein, daß gerade in protestantischen Gegenden die Sitte des geschmückten Weihnachtbaums, dagegen in katholischen nur die bildliche Darstellung der Geburt Christi mit der Krippe im Gebrauch ist.*)

Die Ueberlieferungen von den frühern deutschen Festgebräuchen sind sehr dürftig und beschränken sich lediglich auf Verbote gegen die oft überhandnehmende Beibehaltung alter heidnischer Mißbräuche. Nur in den alten christlichen Liedern etwa ließen sich noch Spuren von Anspielung auf die deutsche Festidee der Sonnenwiederkehr auffinden.

Noch bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts begann der Gottesdienst in allen christlichen Kirchen beim Eintritt der Mitternacht mit der sogenannten Christmette. Die Kirche war in allen Theilen von innen und außen aufs prächtigste erleuchtet und die Geburt Christi wurde mit allen Einzelheiten bildlich dargestellt. Der lebendigste Verkehr herrschte, das rauheste Wetter bot dem Andächtigen kein Hinderniß, sich in der Kirche einzufinden und die Christlieder mitzusingen. Aus Neugier zog man von Kirche zu Kirche die ganze Nacht hindurch; man wollte sehen, wie man anderwärts die Krippe geziert und die Kirche erleuchtet hätte. Man suchte sich darin zu übertreffen. Mit größerm Aufwande feierte man die Christnacht in den reichern Städten; die nächstdarauffolgenden Tage hielt man Turniere, Tänze u. dergl.

Wie bei unsern Vorfahren, so ist auch heute noch bei uns das Weihnachtfest das beliebteste. Es ist das Fest der gemüthlichen Gemeinsamkeit. Wer nur irgend kann, sucht gewiß an diesem Tage den Seinigen eine Freude zu bereiten; wer nur kann, sucht sich den Freuden des Amtes und der Geschäfte zu entziehen, um den Heiligen Abend im traulichen Kreise zu verbringen.

Der folgende Tag, der Gedächtnißtag des Heiligen Stephanus, wurde früher auch Pferdstag genannt, wahrscheinlich weil an diesem Tage gewöhnlich, wie schon oben erwähnt, Turniere abgehalten zu werden pflegten. Alles, was reiten konnte, machte seinen „Stephansritt". In vielen Gegenden Deutschlands hat sich auch dieser Gebrauch, unter den Landleuten namentlich, noch erhalten und die Kleinen pflanzen ihn auch noch fort, wenigstens — mit ihren Stecken- und Schaukelpferden.

*) In Wien greift die Sitte der Bescherungen und lichthellen Weihnachtbäume, die man früher nicht kannte, von Jahr zu Jahr mehr um sich. Man versicherte uns kürzlich, daß es die Mitglieder des Hofburgtheaters gewesen sind, die dort in dieser gemüthlichen Sitte vorangingen. Als Meister Anschütz sein erstes Weihnachtbäumchen aufpflanzte, soll er seinen Hausgenossen wie ein heimlicher Anhänger von heidnischem Brauch erschienen sein.

Weihnachtschriften.

Wir sind überzeugt, daß gewiß mancher Freund der Jugend zum Feste eine Auswahl unter den Schriften treffen würde, die wir ihm empfehlen. Indessen ist der Andrang von Büchern, die sich um diese Zeit bei den Redactionen einstellen, so groß, daß man die Geduld der Leser ermüden würde, wollte man ihnen zumuthen, auch nur die Namen aller der Machwerke anzuhören, die um diese Zeit die von uns schon oft gerügte deutsche Bücherfabrikation auf den Markt schickt.

Nur die in Leipzig bei Otto Spamer erschienenen Jugendschriften wollen wir erwähnen und namentlich die geschmackvolle Ausstattung wie den lehrreichen Inhalt eines Werks rühmen, das bisjetzt schon auf ein Dutzend Bände, die indessen auch einzeln zu haben sind, angewachsen ist: „Das Goldene Kinderbuch." Die in Belehrungsschriften dieser Art fast schon unentbehrlich gewordenen Holzschnitte finden sich hier so dick wie Mandeln und Rosinen in einen Kuchen eingestreut.

Das Bild belebt die Phantaſie, der Text belehrt den Verſtand. Nach allen Richtungen des thatſächlichen Wiſſens hin haben die Verfaſſer des „Goldenen Kinderbuch“ auf dem Felde der neueſten Erfahrungen geſammelt. Krieg und Marine ſteuern das Material ebenſo bei wie Kunſt und Handwerk, vor allem die unerſchöpfliche liebe Natur, welche die Allmutter zu allen Zeiten war, ſie aber neuerdings vorzugsweiſe der deutſchen Schreib- und Druckſeligkeit geworden iſt. Man wähle ſich vom „Goldenen Kinderbuch“ immer den Theil aus, der den Neigungen des zu beſchenkenden Kindes am meiſten entſpricht. Der Preis für die beſte Ausſtattung iſt ein Thaler.

Ein ganz beſonders empfehlenswerthes Jugendgeſchenk ſind die in demſelben Verlage erſchienenen „Wunde der Erdrinde oder das Buch der Geologie“ (zwei Bände, mit einem Vorwort von Leonhard). Hier findet ſich wiederum durch zahlreiche Illuſtrationen anſchaulich gemacht das ganze Gebiet der Erdſchöpfung erörtert, die Erdgeſtalt, ihre Veränderungen von den Ahnungen über die Urwelt an bis auf die noch jetzt vorkommenden jeweiligen Revolutionen im Erdinnern. Die Geologie iſt vorzugsweiſe die Wiſſenſchaft des Tags. Das genannte Werk (im Preiſe von zwei Thalern) entſpricht auch den Anforderungen, die man an eine Anleitung zur Selbſtbelehrung ſchon über das jugendliche Gebiet hinaus machen kann.

Unterhaltungslectüre.

Man wirft dem weiblichen Geſchlechte vor, daß es im Gebiete des Romans immer nur die Liebe ſpielen laſſe als den Zweck und Hebel aller Handlungen, alles Wollens, alles Strebens. Die Männer leſen dieſe Romane nicht, die Frauen von höherer Bildung leſen ſie auch nicht. Wo finden ſie dann ihr Publicum? Bei den harmloſen Gemüthern, die die Leihbibliotheken dankweiſe conſumiren. Es gibt noch ſolche harmloſe, unkritiſche Gemüther, die von jedem gedruckten Buchſtaben befriedigt werden. Wer in den Leihbibliotheken die Wahl der Bücher beobachtet, dem wird das Verſtändniß kommen für die Frauenromane, die immer nur von Liebe und ewig von Liebe berichten. Da aber die ſchreibenden Frauen immer weniger und weniger Publicum finden, ſo mag auch, wie dies wol in „Des Lebens Wandlungen“, von Franz von Elling (drei Bände, Stuttgart, Mäcken), geſchehen iſt, eine Frauenfeder ſich als — eine männliche einführen. Der Held, ein Sohn des Volks, von Ehrgeiz geſtachelt, heirathet eine Modedame, die ihm die Protection ihres angeſehenen Vaters ſichert und ihn zu einem Aufwande verleitet, den er nicht erſchwingen kann. „Ich will es ſo!“ „Es ſoll ſo ſein!“ Solcher Dictatur zu widerſprechen iſt er nicht Mann genug; der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht, und ſie läßt ſich von dem Plebejer ſcheiden. Dieſer läßt dann wunderbarerweiſe ſein Amt im Stich und geht nach Amerika, um in den Wäldern ſeinen Schmerz auszuklagen. Hierhin folgt ihm ein Mädchen, das er früher geliebt, unglücklich gemacht und verlaſſen hat; ſie führt ihn in ſeine Heimat zurück, um ihn ganz außerordentlich zu beglücken. Der zweite und dritte Band ſpielen faſt ganz in Amerika, unter Perſonen, die wir bis dahin nicht kannten. Das nimmt dem Buche die Einheit, das Intereſſe; wir fangen an zu blättern. Hätte der oder die Verfaſſerin ſich mit Einem Bande begnügt und da geſchloſſen, wo die kokette Frau durch ihre Vergnügungsſucht zur Mörderin ihres Kindes wird, ſo würde ſich das Buch gut haben abſchließen laſſen.

Ein Buch realern Inhalts iſt: „Ein Sommer in London“, von Theodor Fontane (Deſſau, Kahl). Wenn ein Dichter eine Weltſtadt beſucht, ausgeſtattet wie er iſt mit Verkenntniſſen aller Art, ſo erhalten wir aus ſeiner Feder Bilder, deren poetiſcher Abglanz uns auch das ſchon Bekannte und ſehr lange Bekannte mit angenehmen Farben ſchmückt. Theodor Fontane hat uns ſolche bei einem erneuerten Beſuche Londons geliefert. Er kam dort an, als die große Ausſtellung eben beendet war, der weite Glaspalaſt wie eine große Wüſte dalag, kein Beſucher mehr den Schritt dahin lenkte und nur eine einſame Tochter Albions, den grünen Schleier halbzurückgeſchlagen, wie verloren daſaß und ein Oelgemälde anfertigte. Unſer Dichter wandert durch die weiten Gänge, durch zerbrochene Scheiben ſauſt der Wind, wir trauern mit ihm, daß Alles vergänglich iſt. In bunten Bildern geht dann das Leben Londons an uns vorüber, wir hören von Muſik, von Denkmälern; wir erfahren, was wir — wiederum ſchon zu ſehr wußten, daß der Engländer keinen Kunſtgeſchmack beſitzt; wir ſehen Straßen, Häuſer, Brücken, Paläſte und hören, daß der praktiſche Engländer in Allem, was den materiellen Nutzen angeht, das Vollkommene herſtellt und daß dem Comfort ſeines Hauſes und ſeiner Einrichtungen nichts an die Seite zu ſetzen wäre. Aber der Zopf iſt dabei doch gewachſen, der „innerliche Zopf“, wie der Verfaſſer ſich ausdrückt, und dieſer innerliche Zopf wird von ihm in drei Abtheilungen gebracht: Den Erbweisheitszopf, den Familienzopf und den bösartigen Zopf. Die Belege zu dieſen drei Zöpfen ſind nur theilweiſe gegeben und nicht immer beweiſend. Wollen wir z. B. das Formelle des engliſchen Familienlebens tadeln, ſo ſteht es freilich dem deutſchen Eichgehenlaſſen als äußerſtes Extrem gegenüber, iſt darum aber immer noch dem Auge wohlgefälliger und ent-

spricht mehr den Anforderungen an die Gesetze des Schönen und Maßrollen als ein Familienkreis, in dem ein unbeschreibbares Négligée den Zopf bildet. Die eigene Bequemlichkeit verhindert uns mitunter, in solchen Punkten den rechten Maßstab anzulegen. Auch das deutsche Theater besucht der Verfasser und erzählt manches Interessante über das Erscheinen Emil Devrient's und die enthusiastische Stimmung des Publicums bei seinem Auftreten; zugleich läßt er einige Bemerkungen fallen über den Zweck des Dramas, das uns, wie ein Gang in die Kirche, bereichert im Herzen nach Hause senden solle, während es gar häufig eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringt. Gegen das Ende des Buchs lesen wir auf eine kleine Biographie der berühmten Lady Hamilton, deren Leben mehr ein Roman ist, als ein Dichter ihn erfinden kann. Die kleine Skizze ist gut erzählt, wie überhaupt der Ton des Buchs heiter und ansprechend ist, trotzdem daß man es nicht eigentlich bedeutend nennen kann.

Schließlich erwähnen wir noch „Bilder aus Italien", von Siebert Freiherrn Hincke (Dessau, Kay). Eine Reise nach Italien gehörte vor kaum zwanzig Jahren noch zu den Seltenheiten. Die Klagen Nicolai's II. über das Ungeziefer wurden einem weiten Leserkreise bekannt und störten manchen Nordländer in seinen Träumen von dem Lande, wo eine goldene Sonne vom blauen Himmel lacht und die mit Blütenduft geschwängerten Lüfte das süße Wohlbehagen erregen, bei dem die Hand ruht und auch der Gedanke stillsteht. Die Eisenbahnen haben seitdem von Jahr zu Jahr die Entfernung vermindert, und was früher eine Reise von Monaten war, zu Wochen verkürzt. Wo früher der Einzelne bevorzugt war, sind es jetzt Viele, und das lebendige Wort belehrt uns von allen Seiten über Zustände und Verhältnisse, wo wir sonst dem todten Buchstaben überwiesen waren. In dem Maße, wie das Reisen zunahm, wuchs auch die Reiseliteratur. Besonders ist es der reflectirende Nordländer, der sich seinem Eindruck hingeben kann, ohne sich desselben zugleich bewußt zu werden, und was er in sein Notizbuch verzeichnet, als Tagebuchblätter heimführet oder in Briefen an seine Freunde mittheilt, das soll später auch gleich der Welt vorgelegt werden, damit auch sie mit ihm sehe und mit ihm urtheile. Die Persönlichkeit des Schreibenden bestimmt hier das Interesse an seinen Eindrücken; ist der Schreibende uns bekannt, so wünschen wir zu wissen, wie gerade er sah und was gerade er sah; kennen wir ihn nicht, so kann sein Bericht nur durch den belehrenden Inhalt, den die wirkliche Kenntniß des Geschehenen bietet, interessant machen. Das vorliegende Büchlein gehört der ersten Kategorie an, es sind Aperçus eines feingebildeten jungen Mannes, der in der Geschichte wohlbewandert ist und sich freut, jedes Ding bei seinem rechten Namen nennen zu können. So z. B. gibt er uns bei seiner Ankunft in Rom eine kurze Uebersicht der Geschichte von Romulus und Remus an bis zum Tode des Romulus Augustulus, bemerkt, daß erst das Schwert und dann die Ideen von Rom aus die Welt beherrscht hätten und dergleichen Nützlichkeiten mehr. In der Behandlung seines Stoffs scheint dem Verfasser die kurze aphoristische Darstellungsweise vorgeschwebt zu haben, mit der Wilibald Alexis vor einigen Jahren in seinem „Zauberer Virgilius" allerlei italienische Eindrücke skizzirte.

Zum Erwägen und Bedenken.

Jeder Mann, der in dem ersten Jahre seiner Ehe den Zauber seines Werths verliert oder geschehen läßt, daß diesen muthwillig seine Gattin zerstört, wird ein unglückliches und verfehltes Leben führen.

* *

Es ist eine gewöhnliche Art und Weise Derer, die uns Freunde sein wollen, die Zahl der Feinde, die wir hätten, nicht groß und ergrimmt genug darstellen zu können. Um sich zu beruhigen, ziehe man ein gut Theil von den Schilderungen ab, die sie nur machen, um sagen zu können, wie sehr sie uns vertheidigt hätten.

* *

Dem kühnsten und originellsten Denker thut oft der Beistand eines jener harmlosen Gemüther noth, die mit ihrem sogenannten „frummen Verstande" nicht selten das unwiderleglichst Richtige treffen.

* *

Halte dir einen tüchtigen Feind! Er wird dir ein Sporn sein, dich wacker zu tummeln.

* *

Die Selbstbeherrschung des Edeln fängt gerade dann an, wenn er Recht hat.

* *

Schön ist's, am Abend des Lebens die Früchte der Jugend zu genießen. Aber wie Wenigen ist dies Glück beschieden! Die Jahre mindern die Kraft und mehren die Sorge.

* *

Eine furchtbare Nacht kann auch Sehende umfangen, wenn das verschönernde und nachsichtige Auge der Liebe erblindet.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 14. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Natur iſt Meiſter.

An dem Eingange zum jetzt niedergeriſſenen Stifte von St.-Andreas zu Köln bemerkte man ſonſt oben in den Schlußſtein der Thorwölbung gemeißelt das Antlitz eines Juden, der auf die Vorübergehenden hohnlächelnd herabblickte; zu beiden Seiten über dem Thore ſtanden zwei Bronzeſtatuetten, Knaben darſtellend, von denen einer einen Hund und einen Haſen, der andere eine Katze und eine Maus trug. Als Anlaß zu dieſem Wahrzeichen wird folgende Begebenheit berichtet.

In jenem Stifte wohnte im 12. Jahrhundert unter Andern ein Kanonicus, der als Jude geboren und erzogen war und auch bis zum reifen Mannesalter im Glauben ſeiner Väter verblieb. Mit Eifer den Wiſſenſchaften ergeben, hatte er ſchon als Jude die Aufmerkſamkeit und ſelbſt die Bewunderung der Gelehrten auf ſich gezogen, darunter auch die des Paſtors und der Kanonici von St.-Andreas, deren Stift ebenſo wol den Beinamen das gelehrte als auch das reiche trug. Sie verſchmähten es nicht, mit dem Juden zu verkehren und ſich häufig von ihm in ihren Forſchungen unterſtützen zu laſſen.

Dieſe Anerkennung trug ihm keine Früchte, denn für ihn den Juden gab es keine Würden noch Aemter. Mochte ihm auch für ſein Mitwirken an gelehrten Schriften von den reichen Stiftsherren hin und wieder eine Vergütung zufließen, ſo waren das doch nur ſeltene und ſehr unregelmäßige Einkünfte, und es gehörte ſchon damals die ganze, ſeinem Volke eigene Enthaltſamkeit dazu, um es ihm möglich zu machen, ſich überhaupt kümmerlich durchzuſchlagen, denn ſeine eigenen Glaubensgenoſſen hielten ſich ſeiner Neigung zum Stifte St.-Andreas halber ebenfalls von ihm mistrauend entfernt.

Des Juden geiſtliche Freunde hatten ſich vielfach bemüht, dem chriſtlichen Glauben Eingang bei ihm zu verſchaffen, aber mit Hartnäckigkeit wies er ihre Beſtrebungen zurück, ſodaß ſie allmälig die Hoffnung verloren, mit dieſen Bekehrungsverſuchen jemals ans Ziel zu gelangen. Dieſe frommen Beſtrebungen aber hatten ihnen nebenbei mit zur Entſchuldigung dienen müſſen, denn die Menge ſah ihren lebhaften Verkehr mit dem Juden nicht gern; ja dieſe Stimmung ſteigerte ſich ſogar bis zum Unwillen, als einſt in einem wiſſenſchaftlichen Streite einer ſeinem Gegner vorwarf, er verſchmähe ſelbſt in Streitfragen

über eine christliche Materie die Beihülfe des Juden nicht. So zogen sich denn allmälig Alle, halb gezwungen, von ihm zurück, und die Einnahmequellen des von Juden und Christen Verlassenen begannen vollständig zu versiegen.

Eines Tages im November wollte sich der Pastor von St. Andreas in seiner behaglich geheizten Wohnstube eben zur Mittagstafel niederlassen, als mehre hastige Schläge des Klopfers auf der Hausthüre erklangen. Die Haushälterin öffnete und war nicht sehr erfreut, als sie wieder den Juden eintreten sah, der dringend den Pastor in einer Kirchenangelegenheit zu sprechen wünschte, während er dazwischen in die frösteluden Hände blies, um sie mit dem Hauch seines Mundes zu erwärmen.

In diesem Augenblicke trat der Pfarrer, das Mundtuch in die Halsbinde gesteckt, wie es schien auch nicht sehr erfreut über die Störung, aus der Thüre seines Wohnzimmers. Wie sehr aber erheiterte sich sein Antlitz, als ihm der Jude erklärte, heute sei sein Geist über theologischen Studien plötzlich erleuchtet worden, sodaß er sich nunmehr von der Wahrheit der christlichen Religion vollständig überzeugt fühle und dem Drange seines Herzens nicht mehr hätte widerstehen können, alsogleich die ersten Einleitungen zu seiner Aufnahme in den Schooß der christlichen Kirche zu treffen.

„Der Herr segne deinen Eingang", sprach der fromme Pfarrer. „Komm', laß dich in meine Arme schließen als ein neues theures Glied einer großen Familie." Und so that er und drückte dabei einen Kuß auf die Lippen des Juden. Dann fuhr er fort: „Doch nun kommt! seid mein Gast, nach Tisch besprechen wir das Weitere. Martha, noch ein Gedeck!"

Die alte Martha, welche gehört hatte, um was es sich handelte, war nun die Beweglichkeit selbst und eilte Alles herbeizuholen, was Küche und Keller vermochte, um die Tafel für ein so seltenes Freudenfest zu ergänzen. Der jüdische Gelehrte aber widerstand dieser herzlichen Einladung nicht und athmete unwillkührlich, die Hand auf dem Herzen, hoch auf, als er die Stube betrat, wo der Duft der angerichteten Speisen die Einladung fast noch eindringlicher wiederholte. Der Pastor sprach das Tischgebet. Man speiste, trank, das Gespräch erwärmte sich, und als das belebte Mahl beendet war, nahm sich der glückliche Wirth kaum die Zeit, die Geschichte der innern Bekehrung seines Gastes anzuhören, so sehr beschäftigte ein möglichst prunkhaftes Taufffest bereits alle seine Gedanken. Würdige Pathen für den Täufling zu gewinnen war die erste Aufgabe, die er sich stellte; er ging dabei so eifrig zu Werke, daß er bald sich unter wiederholten Umarmungen von dem Neophyten verabschiedete. Als dieser dann selbst auch nach seinem Hut verlangte, war Martha bei der Hand. Verwundert sah sie zu ihm auf, denn seine Stimmung war plötzlich eine andere geworden. In tiefes Sinnen versunken stand der Jude da, das Haupt auf die Brust gesenkt, und schien fast bekümmert. Erst als ihn Martha besorgt fragte, ob er auch gesättigt wäre, nickte er nur und mit dem Seufzer: „O Menschen, Menschen!" ging er von dannen und verschwand.

Der würdige Pfarrer von St. Andreas hatte nicht lange zu suchen. Die reichsten Patricier stritten sich um die Ehre, Pathenstelle bei dem so gelehrten Täufling zu übernehmen. Nach kurzem Katechumenenunterricht nahte die Zeit, in welcher der Jude in den Bund der Kirche aufgenommen werden sollte, und von allen Seiten flossen reiche Taufgeschenke dem Täufling zu.

Es war ein klarer Januarmorgen, an dem die Taufe stattfand. Der Tag wurde für ganz Köln zu einem wahren Kirchen- und Freudenfeste, denn wie im Himmel größere Freude ist über einen reuigen Sünder als über einen Gerechten, der noch nie fehlte, so hier über den gewonnenen Christen, der im fremden Glauben erzogen war. Nach damaligem Brauche wurden ohnehin Proselytentaufen nur in Hauptkirchen und nur durch Bischöfe mit wirklichem Untertauchen des Hauptes vollzogen. Deshalb strömte es schon in aller

Frühe nach der Peterskirche, wo die heilige Handlung durch den eben in Köln anwesenden Bischof Egbert von Münster, unterstützt durch den Abt Rupert von Deutz, mit allen üblichen Feierlichkeiten von statten ging. Drei mal wurde dabei der Täufling nach Morgen, nach Abend und nach Mittag hin in dem noch vorhandenen großen bronzenen Taufbecken untergetaucht. Doch schien es dabei, als hätte ihn eine Scheu vor der Ceremonie angewandelt. Er selbst sprach sich darüber später dahin aus, schon nach dem ersten Untertauchen hätte es ihn heftig geschüttelt, dabei sei ihm der Teufel erschienen und hätte ihn versucht, seinem frommen Vorhaben untreu zu werden; aber die Zusprüche der Priester hätten ihn unterstützt, in seinem Kampfe gegen die Anfechtungen des Satans auszuhalten.

Am Abend des Tages fand ein großes Festessen statt. Hier vermehrte sich noch der Jubel der Theilnehmer, als der neugewonnene Christ, der nach einem der vielen Namen, die er seinen Pathen dankte, von nun an Hermann hieß, den Wunsch aussprach, sein ganzes Leben dem Dienste der Kirche weihen zu dürfen; Jedermann war der Ansicht, daß er als Priester eine der Zierden der Kirche sein würde. Seine vielen Pathen und andern Gönner erboten sich sofort, ihm überall die Pfade dazu zu ebnen, und sie hielten Wort. In der kürzesten Frist empfing er sämmtliche Weihen und als Pfründe bald nachher ein Kanonicat an demselben Stifte St.-Andreas, wobei er gleichzeitig in der Andreaskirche als Hülfsprediger zu fungiren hatte, sodaß seine rasche Beförderung wol im Stillen den Neid manches andern jungen Geistlichen erregt haben mochte.

In der That entsprach der Kanonicus Herrmann aber auch allen Erwartungen, die man gehegt hatte. Seine Führung war musterhaft. Versagte er sich gleich die Genüsse nicht ganz, die ihm jetzt geboten waren, so behielt er doch die Mäßigkeit des Juden bei. Dagegen war von Habgier bei ihm keine Spur. Er gab, soviel man erfuhr, den Armen reichlich, und doch mußte er bei weitem mehr geben, als man erfuhr, da man nirgends gewahrte, daß sich die Gelder bei ihm häuften, wie es doch bei seiner mäßigen Lebensart anders der Fall sein mußte. Zwar blieb das wissenschaftliche Streben bei ihm vorherrschend; dennoch versäumte er seine kirchlichen Pflichten keineswegs. Niemand celebrirte die Messe mit größerer Feierlichkeit als er; in seinen Predigten floß christliche Weisheit von seinen Lippen, seine Stimme drang zum Herzen und ließ manche Thräne erglänzen im Auge seiner Hörer und Hörerinnen. Diese wählten ihn vorzugsweise zu ihrem Beichtiger, als welcher er bei seinen Beichtkindern durch Milde, Sanftmuth und Belehrung Wunder wirkte.

Bei alledem schien dem Kanonicus Hermann der Ehrgeiz fremd. Zu verschiedenen malen lehnte er höhere Würden ab und hatte keinen größern Wunsch, als bis zu seinem Ende in seiner Stellung zu verbleiben. So erreichte er denn auch in derselben ein hohes Alter und war geliebt und geachtet von Jung und Alt, von Hoch und Niedrig. Bereits hatte ein leichter Schlaganfall eine Andeutung gegeben, daß er sich dem Grabe nähere, als zum ersten mal eine Stimme gegen ihn laut wurde, die aber bald durch die Entrüstung aller Andern zum Schweigen gebracht wurde; man schenkte ihr um so weniger Glauben, als es eben nur die Stimme einer Wäscherin war.

Die alte Elsbeth, welche das Stift bediente, war früher eine der eifrigsten Verehrerinnen des geistlichen Herrn gewesen. Plötzlich aber war sie in ihrem Lobpreisen verstummt. „Ja, ja, wenn nur Alles richtig wäre!“ sagte sie oft nach der Predigt und eine vornehme Nachbarin nahm sie darüber einst ins Gebet. Dieser gestand sie, daß sie am Kanonicus etwas bemerkt hätte. „Seit einigen Jahren“, berichtete sie, „hat er in gesonderten Zimmern eine Katze und einen Hund großgezogen, und oft schließt er sich zu ihnen ein und ich hörte ihn dort oft, wenn ich Wäsche zu holen oder zu bringen kam, in einer fremden Sprache beten. Latein ist es nicht, das kenne ich am Klang. Einmal schaute ich durchs Schlüsselloch, und sah ihn vor dem Hunde auf den Knieen liegen und

mit verhülltem Haupte, die Stirn auf die Erde gedrückt, seine Gebete murmeln. Aehnliches habe ich seitdem oft bemerkt; auch bei der Katze. Seit er aber jüngst den Schlaganfall gehabt, hält er sich auch noch einen Hasen und eine Maus. Nun, was sagt Ihr dazu? Wozu das?"

„Hm, es ist sicher nichts", sagte die Dame doch ein wenig bedenklich, „aber schaden könnte es in keinem Falle, wenn Ihr es gelegentlich Eurem Beichtiger mittheilen wolltet."

Einige Tage darauf erhielt der Kanonicus Hermann einen Besuch des Pastors, der seinem frühern Gönner im Amte gefolgt war. Dieser brachte nie von ungefähr die Rede auf seine Thierliebhaberei, von der er gehört haben wollte.

„Ich merke", lachte der Kanonicus, „die Elsbeth, die alt und schwach zu werden anfängt, hat mich bei Euch verklagt!" Dann erklärte er seine Liebhaberei auf so natürliche Weise, sprach von den Eigenheiten der Thiere, die er mit Sorgfalt, gewissermaßen mit Studium beobachtet hätte, so unterhaltend, daß dem geistlichen Genossen jeder Zweifel, wenn er überhaupt einen gehegt hatte, darauf schwand.

Damit war die Sache abgethan. Elsbeth, von allen Seiten zurechtgewiesen, schwieg von nun an; nur das Kopfschütteln in der Predigt konnte sie nicht lassen.

Der Kanonicus hatte zwei Schüler zu sich genommen, die er auf seine Kosten erziehen ließ und zum Theil selbst in die Wissenschaften einführte. Eines Morgens liefen diese bei der Geistlichkeit der Nachbarschaft umher, um ihnen anzukündigen, daß der Kanonicus einen neuen Schlaganfall erlitten habe und dem Tode nahe sei. Sogleich beeilte sich der Pfarrer, ihm die heiligen Sterbesacramente zu bringen. Als er mit den Opfern bei ihm eintrat, fand er bereits das Lager von Stiftsgenossen und geistlichen Freunden umstellt, welche zur Tröstung Hermann's herbeigeeilt waren. Wie groß aber war Aller Erstaunen, als der Kranke die Sterbesacramente zurückwies. „Ich verlasse diese Welt der Lüge und des Trugs", sprach er, indem er sich auf beide Hände stützend mühsam zum Sitzen erhob, „so möge denn auch in meinem letzten Augenblick der Wahrheit die Ehre werden. Wisset denn, trotz eurer Taufe habe ich fortgefahren, als Jude zu leben und als Jude auch will ich sterben."

Staunen, Abscheu, Entrüstung erfaßte bei dieser unerwarteten Mittheilung nacheinander die Anwesenden, die zuletzt bei einigen mit Berücksichtigung der sonstigen Tugenden des Sterbenden in Schmerz überging. Sie flehten ihn mit Thränen an, doch der Kirche, der er Alles zu danken hätte, im letzten Augenblicke nicht diese Schande anzuthun und der eigenen Seligkeit zu gedenken.

„Nur im Glauben meiner Väter finde ich Ruhe und Seligkeit", war die Antwort. „Lange habe ich mich vor dem Trugе gesträubt. Nur die höchste Noth, der Hunger, nicht die Ueberzeugung trieb mich in eure Gemeinschaft. Das möge mir verzeihen der Gott Jakob's, Isaak's und Abraham's."

Aufs neue drang man in ihn und suchte den christlichen Glauben mit denselben Grundsätzen zu vertheidigen, welche der Sterbende sonst von der Kanzel verkündet hatte.

„Meine Kräfte", entgegnete er, „sind zu erschöpft, um mich mit euch noch in einen Streit einzulassen. Doch wozu der vielen Worte, ich ahnte dies Ende und ließ daher ein Gleichniß zurück: Schaut und urtheilt selbst!"

Damit entsandte er die beiden Knaben, welche gleich darauf den Hund und die Katze ins Sterbezimmer brachten, worauf sie sich wieder entfernten. Die Katze suchte sich sogleich irgend ein Spielwerk am Boden, während der Hund mit den Vorderpfoten auf die Decke sprang und dem Kranken die Hände leckte. Gleich darauf brachten die Knaben auch die Maus und den Hasen.

„Seht, diese Thiere", sprach Hermann, „haben nie eins das andere oder von dessen Gattung gesehen. Alle viere waren von dem Tag an, wo sie zuerst das Licht

erblickten, getrennt, ſo habe ich ſie bis zur Stunde aufgezogen und nun ſeht, laßt ſie los, ihr Knaben!“

Kaum ließ der eine Knabe den Haſen los, als der Hund, welcher ſchon gleich zu ihm hinaufgeſchnobert hatte, ſeinem Inſtincte getreu dahinter herfuhr, ihn erhaſchte und zu Tode biß. Mit gleicher Begierde haſchte, tödtete und verſchlang die Katze die Maus. Verwundert ſahen die Anweſenden bald auf das Schauſpiel, bald auf den Kanonicus.

Dieſer hub wieder an: „Wie ihr ſeht, weder Hund noch Katze verleugnen ihre Natur, ſondern bewähren ſich vielmehr als Thiere ihrer Gattung. Daſſelbe gilt auch von Dem, was dem Menſchen angeboren iſt. Mag ein Jude noch ſo lange unter Chriſten leben, mag er noch ſo ſehr durch Bande der Liebe und Freundſchaft mit ihnen verbunden ſein und ſogar Wohlthaten von ihnen empfangen haben, der Jude gibt ſeine Art nicht auf. Und ſo wenig als es möglich iſt, daß der Haſe nach dem Hunde jage und die Maus die Katze verfolge, ebenſo wenig wird es jemals den Chriſten gelingen, einen wahren Juden vom Glauben ſeiner Väter abwendig zu machen.“

Der ſterbende Jude hatte mit ſeinem lang vorbereiteten Gleichniß erreicht, was er beabſichtigt hatte; die Anweſenden erkannten, daß bei ihm alle Bemühungen, ihn wieder andern Sinnes zu machen, fruchtlos ſein würden; ſie ſtanden eine zeitlang wie verſteinert, dann verließen ſie ihn, nicht ohne bittern Groll über die jahrelang durchgeführte Täuſchung. Nur die beiden Schüler blieben, auch in ihnen machte ſich die Natur geltend, der Inſtinct der Dankbarkeit, welcher ſie ſelbſt dann noch an ihren Wohlthäter band, als er ihre Verehrung, ja ſelbſt ihre Achtung verlor. In frommen Gebeten verharrten ſie bei ihm bis zu ſeinem Ende. Aus den Papieren des Verſtorbenen ergab ſich ſpäter, daß er den größten Theil ſeiner Einkünfte zur Unterſtützung der Synagoge und nothleidender Juden verwandt hatte.

Man mag die Entrüſtung ermeſſen, welche dieſer Vorfall in ganz Köln erregte, beſonders unter Denjenigen, welche den Fanatiker zu ihrem Gewiſſensrath erkoren hatten. Man machte ſich deſſenungeachtet ſeine Lehren zunütze und übertrug ſie in den oben erwähnten Bildwerken auf die Nachwelt. Dort ſtanden ſie länger als ein halbes Jahrtauſend.

Karl Cramer.

Allerlei moderne Exiſtenz.

II. Der Wechſelreiter.

In den berühmten Sammlungen von Gutachten und Ausſprüchen römiſcher Rechtsgelehrten, Pandecten genannt, aus denen die deutſchen Juriſten den größten Theil ihrer Gelehrſamkeit ſchöpfen, kommt folgende Stelle vor: In rebus civilibus leviter circumire licet. In rechtliches Deutſch frei überſetzt ſoviel als: Ehrlich währt am längſten, mit ein wenig Spitzbüberei bringt man es im gewöhnlichen Leben aber doch noch weiter.

Auch dieſer alte Satz iſt ewig neu. Nach ihm handelte ſo mancher Schelm, aus dem, weil es ihm glückte, ſpäter ein ehrlicher Mann wurde.

Nicht jeder Wechſelreiter iſt ein Spitzbube, aber der reelle Kaufmann und Fabrikant vermeidet die Wechſelreiterei. Man verſteht darunter ein künſtliches Verfahren, welches in der Geſchäftswelt angewandt wird, entweder um ohne hinreichende Mittel Geſchäfte zu machen oder um in zerrütteten Vermögensverhältniſſen Zeit zu gewinnen, den Bankrott hinauszuſchieben.

In dem erſten Falle befindet ſich z. B. ein Zuckerraffinadeur in Hamburg. Derſelbe möchte ein günſtiges Verhältniß auf dem Colonialwaarenmarkte in London benutzen und eine bedeutende Quantität Rohzucker ankaufen, welche, auf drei Monate Ziel vom Tage der Factur gerechnet, ihm angeboten worden iſt. Er hat indeß das dazu

nöthige Capital nicht und weiß auch im voraus, daß ihm bis zum Verfall des Wechsels nach drei Monaten die Gelder im hinreichenden Maße nicht zur Verfügung stehen werden. Unter diesen Umständen wendet er sich offen und ehrlich an seinen londoner Commissionär, der gern helfen möchte und ihm einen Vorschlag macht, welcher darauf hinausläuft, den drei Monate langen Zahlungstermin in neun Monate zu verwandeln und dem Zuckerfabrikanten dadurch Gelegenheit zu verschaffen, den Rohzucker in seine Raffinade umzuwandeln, dieselbe zu verkaufen und mit dem Erlös, nach Abzug der Herstellungskosten und des gemachten Profits, den Betrag des Rohmaterials zu zahlen. Zu diesem Ende kauft der Commissionär den gewünschten Rohzucker und stellt über den Betrag einen Wechsel auf seinen londoner Bankier aus, mit dem er sich dahin einigt, daß am Verfalltage dieses Wechsels, nach drei Monaten, ein neuer Wechsel auf drei Monate auf ein kölner Haus ausgestellt werden und dieses letztere erst zur Verfallzeit des zweiten Wechsels, also nach Ablauf von sechs Monaten, auf den Empfänger, drei Monate dato auf Hamburg ziehen solle. Diese künstliche Verlängerung des Zahlungstermins ist natürlich Sache des größten Vertrauens und kommt in der Regel nur da vor, wo die Geschäftsfreunde sich einander genau kennen. Es ist aber kostspielig und trägt den Charakter der Wechselreiterei; denn der Fabrikant muß auf keine unvorhergesehenen Hindernisse stoßen und darf in seiner Speculation keinen Fehler begangen haben, um zur Verfallzeit des Wechsels im Stande zu sein, ihn einzulösen. Bei der Ziehung von London auf Köln muß der zweite Wechsel in preußischer Valuta, d. h. in preußischen Thalern, und bei der Ziehung auf Hamburg in hamburger Valuta, d. h. in Mark ausgestellt werden. Da aber die verschiedenen Münzsorten im Werthe bald steigen und bald fallen, so stellt sich bei der Reduction der einen Münze in die andere ein Unterschied heraus, den der Fabrikant, wenn der Cours gerade ungünstig steht, zu vergüten hat. Außerdem fällt ihm die Provision zur Last, welche sich der londoner und der kölner Geschäftsfreund für ihre Dienstleistung benehmen. Mitunter geht die Sache gut, zuweilen schlägt dies Verfahren fehl und wird, seiner gefahrvollen Natur wegen, mit Recht zur Wechselreiterei gezählt.

Gefährlicher und verwerflicher ist jedoch der zweite Fall. Die Handlungshäuser, welche sich vorzugsweise mit Geld- und Wechselgeschäften befassen, unterhalten mit Kaufleuten und Fabrikanten Verbindungen. Hat der Kaufmann oder Fabrikant irgendwo Geld zu fodern, so besorgt der Bankier ihm das Incasso; will Jener zeitweise überflüssiges Geld sicher unterbringen, um jeden Tag darüber verfügen zu können, so schickt er es seinem Bankier; dieser leistet für ihn Zahlungen und pflegt seinen Geschäftsfreunden einen sogenannten Blanco-Credit oder offenen Credit einzuräumen, der im wahren Sinne des Worts nur auf dem Papiere steht und jeden Tag geschmälert oder ganz entzogen werden kann. Es ist nicht schwer, sich solchen Blanco-Credit bei verschiedenen Häusern in verschiedenen Städten zu verschaffen. Dazu gehört irgend ein Geschäft und eine Persönlichkeit, welche sich äußerlich empfehlen, auf deren innere Beschaffenheit es jedoch wenig ankommt. Ueber die Höhe des Blanco-Credits haben sich der Creditnehmer und der Creditgeber geeinigt. Der Letztere setzt dabei voraus, daß der Erstere den eingeräumten Credit nicht überschreite und vor Verfall der auf ihn gezogenen Wechsel Sorge trage, daß der Betrag derselben eingehe oder, wie es in der kaufmännischen Sprache heißt, daß es an der nöthigen Deckung nicht fehle. Der Bankier erwartet ferner, daß der Creditnehmer immer nur kurzsichtige Ziehungen mache, d. h. Wechsel auf kurze Verfallzeit ausstelle, da bei langsichtigen Ziehungen der geringe Gewinn zu unbedeutend für ihn ausfällt und ein rascher Umsatz zu den Grundbedingungen aller Bankgeschäfte gehört.

Unser Wechselreiter von Profession ist ein junger Mann aus einer kleinen Provinzialstadt, in welcher er noch vor kaum einem Jahre hinter einem Ladentisch als angehender Commis, nach Vollendung seiner Lehre, im Schnittwaarengeschäft thätig war. Er hat

die Fabrikanten kennen gelernt, von denen sein Principal seine baumwollenen, wollenen und gemischten Gewebe bezieht; er kennt sie theilweise persönlich oder doch ihren Reisenden. Die Natur hat ihm ein vortheilhaftes Aeußere geschenkt. Er faßt den Entschluß, auf sein ehrliches Gesicht zu borgen, setzt sich mit den Lieferanten in Verbindung, geht in die Hauptstadt, miethet sich in einer guten Lage einen Laden, stellt die auf Borg erhaltenen Waaren aus und verschafft sich bei einigen Bankhäusern einen Blanco-Credit. Wird ihm dieser nicht bewilligt, so weiß er sich dennoch zu helfen. Er fragt seinen Jugendfreund in Berlin, einen frühern Collegen in Frankfurt: ob sie ihm nicht die Gefälligkeit erzeigen möchten, seine Geldgeschäfte an jenen Plätzen zu besorgen, und verspricht regelmäßig Deckung anzuschaffen, d. h. immer vor Verfallzeit der auf seine Freunde gezogenen Wechsel den Betrag derselben zu liefern. Für ähnliche Fälle stellt er sich sogleich zur Verfügung. Kaum ist ihm der erbetene Blanco-Credit von den Bankhäusern oder von seinen Freunden bewilligt, so fängt er an auf seinen Creditgeber zu ziehen, verkauft die Wechsel und verschafft sich dadurch ein Capital, welches hinreicht, die nächsten Bedürfnisse zu befriedigen, den schlimmsten Mahnern seine Schulden abzutragen. Ist er nicht im Stande, für die ersten ausgestellten Wechsel bis zum Verfalltage den Betrag anzuweisen, so zieht er aufs neue auf seine Creditgeber und beschafft mit dem Erlös der verkauften Wechsel die Deckung für die ersten Ziehungen. So schafft er eine Welt aus Nichts und erregt durch seine Thätigkeit, seine Liebenswürdigkeit, seinen Zufluß an Kunden den Neid seiner Concurrenten, das Zutrauen der Nachbarn. Er ist ein „tüchtiger Geschäftsmann" und ein Menschenkenner. Jeden Tag erscheint er an der Börse und hat eine starke Correspondenz. In Gesellschaften spielt er eine Rolle, bewirbt sich um die Hand eines reichen Mädchens, erhält sie und wird — ein wohlhabender Mann.

Im ungünstigen Falle hat er nichts zu verlieren. Der Credit wird ihm entzogen und er erklärt sich für insolvent, nachdem er vorher für einen Nothheller gesorgt hat, der hinreichend ist, an einem andern Platze, wenn nöthig in einem andern Lande, dasselbe Spiel von neuem anzufangen.

„Wer nicht wagt, der nicht gewinnt" sagt das Sprüchwort. Der Wechselreiter unterscheidet sich von dem redlichen Geschäftsmann blos dadurch, daß er, um zu gewinnen, fremdes Eigenthum und Anderer Ehre wagt, während dieser nur sich und das Seine aufs Spiel zu setzen in die Lage kommen kann.

(Ein dritter Artikel: Der Agioteur, in nächster Nummer.)

Ueber Geister, Ahnungen und Träume.

I.

Swedenborg hat Bücher geschrieben über seine Unterhaltungen mit Geistern. Er läßt alles Anschauen der Geister, sowol der Engel als auch der Seelen Verstorbener, durch die bloße Thätigkeit der Phantasie geschehen, indem er behauptet, daß von einer jeden der geistigen Societäten des Jenseits eine gewisse Atmosphäre von Gedanken und Vorstellungen gegen die irdischen Geister ausströme, an denen diese, in der Regel ohne das Vorhandensein eines solchen Einflusses zu spüren, theilnehmen. Verengert sich nun ausnahmsweise diese Verbindung, wie dies bei ihm selbst stattgefunden haben soll, so kommt der die Gedanken erregende Geist dem bei wachen Sinnen Träumenden mit in die Phantasie, und zwar in einem Bilde, welches jener selbst in der Phantasie erregt und welches zwar die völlige Gestalt eines menschlichen Körpers mit Bewegung, Farbe, Kleidung u. s. w. hat, aber dennoch nichts weiter ist als ein in der Phantasie erregtes symbolisches Bild von der an sich gänzlich unsichtbaren und bildlosen Person, welche dasselbe in der Phantasie des Sehers mit beiderseitigem Willen hervorbringt. Daher werden denn auch die Oerter

und Diſtanzen, worin die Geiſter erſcheinen, bei dieſem höchſten Virtuoſen unter den Geiſterſehern aller Jahrhunderte niemals nach Gegenſtänden der Außenwelt, ſondern immer nur nach den Oertlichkeiten ſeiner eigenen Perſon beſtimmt. Einige Engel erſcheinen immer zur Rechten, andere immer zur Linken. Die Geiſter des Planeten Mars z. B. erſcheinen vorwärts zur Linken in der Gegend der Bruſt, die des Saturn hingegen zur Rechten in der Kniegegend. Und ſo wandelt, wenn der Seher über die Straße ſpaziert, die ganze Phantasmagorie immer mit ihm, dreht ſich mit ihm, wenn er ſich umdreht, und gibt dadurch aufs deutlichſte zu erkennen, aus welchem Stoffe ſie beſtand. Und wem dieſes noch nicht deutlicher Wink genug iſt, um einzuſehen, daß hierbei Alles in bloßer Phantaſie vorſichging, dem hilft der Seher auch noch dadurch auf die Sprünge, daß er ihm beſchreibt, wie die Pflanzen und Gewächſe entſtehen, welche häufig in der Umgebung der Engel und verſtorbenen Geiſter mit eben der Lebendigkeit wie ſie ſelbſt, nur wandelbarer, erſcheinen. Dieſelben wachſen nämlich immer, ſobald der Geiſt dem Schauenden etwas von ſeiner Gemüthsſtimmung mittheilt, als Symbole dieſer Stimmung auf, mit welcher ſie entſtehen, vergehen und ſich verändern. Sogar Viſionen von Thieren entſtehen auf dieſe Art. Aus Stimmungen und Affecten der Liebe und Sanftmuth zahme Thiere wie Tauben, Lämmer, aus wilden und zornigen Affecten Löwen, Adler, Geier u. dergl. Viſionäre Bilder ſind hier alſo durchaus nie etwas Weiteres als Symbole für geiſtige Perſonen und Zuſtände.

Die Frage, um welche es ſich bei den Geiſtererſcheinungen handelt, kann daher ganz und gar nicht die ſein, ob dieſe Erſcheinungen ſinnlich anſchaubare Realitäten oder Hirngeſpinnſte der Phantaſie ſeien, ſondern vielmehr die, ob dieſe wachen Träume oder Phantaſiegeſtalten unter allen Umſtänden mit den gewöhnlichen Einfällen und Einbildungen unſers Dichtungs- und Traumvermögens in denſelben Rang zu ſetzen ſind, oder ob es gewiſſe Arten von Erzeugniſſen unſerer Phantaſie gibt, welche von einer unmittelbaren Wirkung anderer Seelen, ſei es lebender oder geſtorbener, auf unſere eigene Seele herrühren.

Gibt es unmittelbare Zuſammenhänge unter den Seelen der Menſchen oder iſt unter ihnen nur allein der durch die Sinnorgane vermittelte Zuſammenhang vorhanden? Dies iſt die Frage, von deren Beantwortung zuletzt hier Alles abhängt. Denn gibt es unter den Seelen der Lebenden derlei unmittelbare Berührungen, ſo wird auch die Möglichkeit, daß Seelen der Lebenden mit Seelen Geſtorbener in ähnlichen Berührungen, wie ſie zeitlebens ſtattfanden, fortdauernd bleiben, uns mit einem male ganz nahe gerückt, und umgekehrt würde dadurch, daß ſich die unmittelbaren und ahnungsvollen Berührungen unter den Seelen Lebender als unmöglich und fabelhaft erwieſen, auch der Zuſammenhang der Seelen Verſtorbener mit den Seelen der lebenden Menſchen ſo gut als abgeſchnitten werden.

Jedermann nimmt, und ſollte er ſie auch im ſpeciellen Falle hartnäckig ableugnen, doch im Allgemeinen und überhaupt dergleichen Zuſammenhänge mit der größten Geläufigkeit als möglich an. Wie könnte er ſonſt nur ſeine *Gebete* jemals zu Gott richten, welcher ein blos geiſtiges Weſen ohne Körper iſt und daher nur durch unmittelbare geiſtige Berührung ohne Hülfe körperlicher Organe mit unſerer Seele in fortwährender und zwar der engſten Verbindung ſteht? Iſt dem nun ſo, ſo ſieht man nicht recht die Nothwendigkeit ein, warum es hier für bloße Schwärmerei und Grille gelten ſoll, wenn Aeltern mit Kindern, Kinder mit ihren verſtorbenen Aeltern oder Brüder und Geſchwiſter, oder durch den Tod getrennte Ehegatten noch im *lebendigen Gefühle* einen fortdauernden Zuſammenhang bewahren, wie dieſes in der Wirklichkeit ſo häufig vorkommt.

An Erfahrungen fehlt es in dieſem Felde nicht. Aber freilich ſind die hier zu machenden Erfahrungen von eigenthümlichen Schwierigkeiten umgeben. Denn ſie gleichen nicht jenen des Phyſikers, welcher die Experimente, die ihm gewiſſe körperliche Eigenſchaften oder Naturgeſetze beglaubigen, ſo oft und mit allen angewandten Vorſichtsmaßregeln wiederholen kann als er nur will. Sondern ſie gleichen den Erfahrungen des Arztes, welcher die Krank-

heit, die er beobachten möchte, ſich nicht ſelbſt herbeiſchaffen darf, ſondern warten muß, bis ein Zufall ihm die Fälle entgegenbringt, welches bei Thatſachen, die ihn beſonders intereſſiren, vielleicht kaum je zum zweiten mal in derſelben Form geſchieht. Ja dieſes Gleichgewicht reicht nicht einmal aus, weil der Arzt doch wenigſtens, ſobald ihm der intereſſante Fall aufs neue begegnet, ſich ans Krankenbett hinſetzen darf, um ſelbſt mit eigenen Sinnen und geſpannter Aufmerkſamkeit zu beobachten, während der den Thatſachen des Ahnungsvermögens Nachjagende in der Regel das von Andern Beobachtete nicht zum zweiten male auch ſelbſt beobachten kann, wodurch dann jedes mal die Thatſache der Erfahrung vollkommen ſo vieldeutig, unbeglaubigt, unſicher und ſchwankend bleibt als das perſönliche Zutrauen, das wir gewiſſen Perſonen unſerer Freundſchaft aus eigener Zuneigung ſchenken, aber niemals Jedermann anmuthen können.

Ohne Zweifel ſpringen hier einem Jeden aus dem Schatze ſeiner Erinnerung ſogleich eine Menge von Thatſachen entgegen, wenn nicht aus ſeiner eigenen Erfahrung, doch gewiß aus der Erfahrung von ſolchen Freunden und bekannten Perſonen, in deren Redlichkeit und Wahrheitsliebe er Mißtrauen zu ſetzen nicht gegründete Veranlaſſung hat. Hier bittet ein an der Schwindſucht kränkes Mädchen in ihrem Delirium, ihr doch die Nelke näher zu rücken, von welcher Niemand etwas ſieht noch weiß, bis ſie nach Verlauf von einigen Minuten als Geſchenk von einer Freundin der Kranken zu ihr ins Zimmer getragen wird; oder ſie bittet, den an ſie gekommenen Brief zu leſen, von welchem die Pflegenden nichts wiſſen, bis im Augenblick darauf der Briefträger an der Hausthür ſchellt und ihn bringt. Dort fühlt Jemand ſich unwiderſtehlich, er weiß nicht wie, getrieben, unter einen Felſenabhang zu treten, auf deſſen Gipfel er nicht blicken kann, während eben ſein von ihm ungeſehenes Kind oben am ſteilen Abrande Blumen pflückt und in Gefahr geräth, von dem Abhange hinabzuſtürzen. Hier träumt Jemand lebhaft von der gegenwärtigen Lage einer Jahre lang nicht geſehenen Freundin, welche ihm der Traum in einer ſehr veränderten Haartracht und Mode zeigt, und bei genauer Erkundigung findet ſich, daß er ſie im Traume ganz ſo erblickt hat, wie ſie ſich gegenwärtig wirklich zu tragen pflegte. Dort wird Jemand lange und ſchwer geängſtigt durch den Verluſt eines Blättchens, worauf er ſich etwas ihm ſehr Wichtiges notirt hatte und das er tagelang vergebens ſuchte, bis ihn ein lebhafter Traum zu der Rocktaſche eines Hausgenoſſen wies, welcher daſſelbe irgendwo am Boden fand und, damit es nicht verloren gehe, zu ſich ſteckte. Hier behauptet eine Geliebte, ſichere und untrügliche Vorempfindungen zu haben von der frühern oder ſpätern Ankunft des erwarteten Freundes. Dort erräth der ſympathetiſche Freund die Nummern, auf welche die Freundin in der Lotterie geſetzt hat... Solche Erfahrungen haben das Eigenthümliche, daß ſie, ſo ſtark ſie unſern ſubjectiven Glauben gefangennehmen, ſich doch nie für Jedermann beglaubigen laſſen, und man ſieht hieran als an einem der lehrreichſten Beiſpiele, daß das gemeine Vorurtheil, *als gäbe es nichts, das ſo ſicher wäre als die Erfahrung*, eben nur ein leeres Vorurtheil iſt. Das gerade Gegentheil hiervon wäre eine viel richtigere Behauptung. Denn Erfahrungen ſind, ſolange man nicht ſich ſelbſt und Andern eine Erklärung von ihnen zu geben weiß, für die Wiſſenſchaft ſo gut als gar nicht vorhanden, und dieſes wird immer zuletzt die Entſcheidung geben. So lange die Wiſſenſchaft von der Möglichkeit eines unmittelbaren Zuſammenhangs zwiſchen Seele und Seele nichts weiß, wird auch das beſte Zeugniß, welches entweder wir ſelbſt vor uns ſelbſt oder unſere beſten und genaueſten Freunde über dergleichen vor uns ablegen, immer nur ganz allein unſere einzelne Perſon über den Zweifel erheben. Denn da wir unmöglich Jedermann zwingen können, daſſelbe Vertrauen in die Glaubwürdigkeit unſerer ſelbſt oder wol gar anderer ihm gänzlich unbekannter Perſonen zu ſetzen, ſo bleiben die Thatſachen immer nur außerhalb der Wiſſenſchaft als Dinge einer beliebigen Annahme und eines unbegründeten Glaubens ſtehen, bei denen nichts mit glaubwürdiger Allgemein-

heit feststeht, als diese immerhin sehr wichtige Thatsache, daß der Glaube an solche Zusammenhänge unter der großen Masse des Menschengeschlechts schlechterdings nicht auszurotten ist, weil er täglich hundert neue solcher Privat- und Specialerfahrungen erlebt, welche Dasjenige, was vor dem wissenschaftlichen Bewußtsein im Großen wegräsonnirt wird, im Kleinen immer reichlich wieder ersetzen. Die Sache gleicht folglich dem Leck im Boden eines Schiffs, welcher zwar nicht so viel Wasser einströmen läßt, daß man es nicht mit einiger Mühe durch Auspumpen über Bord schaffen könnte, hingegen doch so viel, um die Pumpen in beständiger Beschäftigung zu erhalten.

Die Thatsache eines Seelenzusammenhangs gehört demnach zu den beglaubigtesten und zu den unbeglaubigtesten, je nachdem man es nimmt. Beglaubigt ist sie insofern, als gewiß wenig Menschen leben, welche nicht entweder aus eigener Erfahrung oder aus der Erfahrung nahe stehender Personen, denen den Glauben zu versagen ihnen sehr schwer wird, dahin Gehöriges erlebt haben, sodaß also, wenn man die Erfahrungen der Menschen in diesem Punkte einfach summiren wollte, die Sache so allgemein erfahren herauskommen würde wie Sonn- und Mondfinsternisse oder das Einschlagen des Blitzes. Aber da jede einzelne unter den Thatsachen nur für den überaus kleinen Kreis von Personen wahrzumachen und zu beglaubigen ist, welcher in die versichernden Personen das unbedingte Zutrauen freundschaftlicher Zuverlässigkeit und moralischer Lauterkeit setzt, so ist damit Alles, was dem einen Kreise völlig beglaubigt ist, immer dem andern in eben dem Maße ungewiß und zweifelhaft, und es fehlt beständig an Thatsachen, welche in einem solchen Maße als allgemein glaubhaft hinzustellen wären, daß der Widerspruch, welchen der Grobfühlige aus dem Kreise seiner eigenen Erfahrung dagegen noch immer einlegte, dem Widerspruche eines Blinden gegen den Sonnenaufgang gleichen würde, welcher sich zwar ebenfalls auf eine Thatsache der Erfahrung stützt (denn der Blinde sieht von der Sonne nichts), an welchen sich aber dessenungeachtet Niemand kehrt.

Was bedeutet aber, in dieser Sache grobfühlig sein, und was, feinfühlig sein? Darüber muß man die Frauen fragen . . . Du trittst ins Gemach, wo dein kleines Töchterchen schläft. Du fixirst das Kind, welches im ruhigsten Schlafe liegt und bei verschlossenen Augenlidern dich nicht sehen kann. Du schauest ihm unverwandt ins Antlitz: die Mutter warnt dich, es nicht zu thun, weil du das Kind damit wecken würdest. Du lächelst über den Aberglauben und schauest fort und fort ihm gerade ins Gesicht. Das Kind wird unruhig, wälzt sich und wendet sein Gesicht von dir ab, schläft aber fort. Du gehst an die andere Seite des Betts und schauest ihm wieder ins Gesicht. Nach einer Weile gähnt es, greift um sich und wacht auf. „Siehst du, nun hast du es geweckt!" ruft die Mutter und bleibt ihrem Aberglauben treu, magst du ihr auch noch so deutlich machen, daß die Sinne des Kindes vom Hauche einen Eindruck empfangen haben können, welcher stark genug war, dasselbe aus dem Schlafe zu wecken. Was verfangen diese physikalischen Gründe gegen den Glauben einer Feinfühligen, welche mit der Gewißheit ihres eigenen Lebens von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß nur durch das Medium eines Blicks Seele mit Seele in nähere Berührung zu treten vermöge? Versetze dich in ihre Lage, in ihre feste religiöse Ueberzeugung vom Zusammenhange der Seelen, und du wirst gestehen müssen, daß sie mit Recht und Grund hier eine Thatsache und einen nothwendigen Zusammenhang erblickt, wo du nichts als Zufall und Ungefähr gelten lässest.

Es läßt sich wol begreifen, warum der Mutter der Glaube an einen unmittelbaren Zusammenhang der Seelen untereinander näher liegt als dem Manne. Hat sie doch in dem Töchterchen nicht einen bloßen Leib, sondern ebenso sehr eine ganze Seele aus sich selbst hervorgeboren, und woraus hervor? Die Seele doch nicht etwa aus dem bloßen Leibe, sondern doch wol ganz sicher wiederum aus der Seele hervor. Also Seele aus Seele! Und Seelen, welche die ungeheure Gewalt haben, sich gegenseitig auseinander zu erzeugen,

sollten nicht einmal die kleine Gewalt besitzen, auch noch, nachdem dies geschehen ist, mit einander in einer gewissen unmittelbaren Verbindung zu bleiben? Gibt es denn einen stärkern und unmittelbarern Zusammenhang unter den Seelen als der ist, worin eine aus der andern unmittelbar hervorquillt? Und wenn wir diesen allerengsten Zusammenhang im Einen Falle anerkennen müssen, warum thun wir dann gegen ähnliche mögliche Zusammenhänge in allen übrigen Fällen spröde? Vermuthlich aus einer gewissen Grobfühligkeit, welche unsern Sinn gegen viele unangenehme Eindrücke auf ähnliche wohlthätige Art bewahrt wie das Auge durch seine Grobfühligkeit gegen das Wahrnehmen der mikroskopischen Thierchen im Trinkwasser bewahrt ist. Die zarten unmittelbaren Einflüsse einer Kinderseele auf ein Mutterherz können wir nicht nachempfinden. Uns muß es gröber kommen, und wirklich kommt es denn auch manchmal in gröberer Gestalt, z. B. in Gestalt einer plötzlichen unerklärlichen Angst. Gerstäcker erzählt z. B., wie er auf seiner Wanderung am Ufer des Murray in Australien eine von den Wilden zur Bestattung ihrer Todten eingerichtete Hütte besichtigt habe, aber durch eine solche unerklärliche Angst zur rechten Zeit daraus vertrieben worden sei. („Reisen von Friedrich Gerstäcker", vierter Band, Stuttgart 1854, S. 213.) „Uebrigens mochte ich mich auch nicht lange da drin aufhalten. Die Hütte war zu dicht geflochten und mit Sträuchern beworfen, von innen aus die nächste Umgebung selbst nur übersehen zu können. mir wurde auch auf einmal, als ob ich da drinnen nicht länger Athem holen könne — dasselbe Gefühl, das mich einst unter einem tief unterminirten riesigen Fichtenbaume ergriff, unter dem ich in Californien arbeitete und der, als ich kaum darunter vor war, ohne weiteres Geräusch, ja ohne selbst eine andere Wurzel zu zerreißen als die, die wir schon abgehauen hatten, mit furchtbarer, unwiderstehlicher Gewalt niederschlug. Ich kroch rasch vor und als ich den Kopf herausstreckte, hätte ich darauf schwören wollen, dicht hinter den nächsten Salzbüschen einen schwarzen Schatten gesehen zu haben. Ich nahm mir nicht einmal Zeit, die Tasche und Decke aufzuheben, und lief rasch auf die Stelle zu, fand auch Spuren, aber von einem menschlichen Wesen kein weiteres Zeichen." Hinterher zeigte sich, daß den Reisenden das Gefühl von der Nähe feindlicher Menschen in jenem Augenblicke wahrscheinlich nicht betrogen hatte. Denn einzelne Wilde waren den ganzen Tag ihm auf der Fährte gewesen, hatten ihn aber, weil er mit einer trefflichen Doppelbüchse bewaffnet war, nicht offen anzugreifen gewagt.

Nehmen wir nun solche unmittelbare Zusammenhänge unter den Menschenseelen als möglich an, nehmen wir an, daß die Menschenseelen wie die Bäume eines Waldes nicht blos mit den Wipfeln in den Lüften einander berühren, sondern auch unterhalb des Erdreichs mit den Wurzeln ineinander verflochten sind, so wird uns Manches, das uns sonst als paradox und unglaublich vorkam, schon in einem ganz andern Lichte erscheinen müssen. Denn nicht allein ist dann durchaus kein Hinderniß mehr vorhanden, wodurch wir es für unmöglich halten dürften, daß die eine Seele durch die andere in außerordentlichen Fällen zur Erzeugung gewisser Phantasiegestalten, entweder von der Art der Erinnerungsbilder oder von symbolischer Natur, angeregt werden könnte, sondern es steht dann auch schon gar nichts mehr im Wege, einen im Leben stattfindenden Zusammenhang auch noch nach dem Ableben der Personen als fortdauernd unter ihnen anzunehmen, besonders wenn es sich dabei von nahen Angehörigen, Verwandten, Ehegatten, Aeltern und Kindern oder ung verbunden gewesenen Freunden handelt. Wem fallen hier nicht aus eigener Erfahrung Fälle ein, wo Kinder ihren Aeltern, Aeltern ihren Kindern oder Ehegatten einander asch und mit einer Art von Sehnsucht nachstarben? Wo der Nachbleibende keine rechte Ruhe mehr hatte, bis er dem vorangegangenen Theile seiner eigenen Seele, von dem er sich nicht trennen mochte, nachgefolgt war? Wäre es zu verwundern, wenn der auf solche Weise ins Jenseits mit Nachgezogene auch in seiner Phantasie Spuren und Fingerzeige von der ins Innerste seiner Seele eingreifenden Gewalt davontrüge, welche ihn in ein

anderes Leben hinüberzieht? Einige hierher gehörige Züge aus der Vergangenheit mögen näher das Gebiet der Erscheinungen verdeutlichen, auf welches wir in diesen Worten zielen.

Johann Beaumont beschrieb im Anfange des vorigen Jahrhunderts folgende ihm von dem Lord-Bischof zu Glouceſter als merkwürdig mitgetheilte Begebenheit. (Beaumont, „Tractat von Geiſtern, Erſcheinungen u. ſ. w. Aus dem Engliſchen mit einer Vorrede des Thomaſius." Halle 1721, S. 358 fg. Hennings, „Von Geiſtern", S. 780 fg.) Sir Charles Lee hatte mit ſeiner erſten Gemahlin eine einzige Tochter, über deren Geburt ſie ſtarb. Ihre Schweſter, Lady Everard, übernahm die Aufziehung. Als ſie erwachſen war, beſchloß man eine Heirath zwiſchen ihr und Sir William Perkins, welche aber verhindert wurde. An einem Donnerſtage des Nachts, als ſie im Bett lag, dünkte ihr, ſie ſähe ein Licht in ihrer Kammer, daher ſie nach ihrer Magd pochte und ſie fragte, warum ſie ein Licht in ihrer Kammer brennen laſſen? Dieſelbe wollte von keinem Lichte wiſſen, daher äußerte die Fragende, es würde wol das Feuer noch nicht ausgegangen ſein, welches aber die Magd abermals leugnete und bemerkte, es dürfte die Vorſtellung wol ein Traum geweſen ſein, welches auch Jene als möglich zugab und ſich wieder ſchlafen legte. Aber um 2 Uhr wurde ſie wieder aufgeweckt und ſah die Erſcheinung einer kleinen Frau zwiſchen dem Vorhang und ihrem Hauptkiſſen, dieſe meldete, ſie wäre ihre Mutter, wäre ſelig und um 12 Uhr deſſelben Tags ſollte ſie bei ihr ſein. Hierauf klopfte ſie ihrer Magd abermals, verlangte ihre Kleider, und als ſie ſich angezogen, ging ſie in ihr Cabinet und kam nicht wieder heraus bis um 9 Uhr, da ſie einen verſiegelten Brief an ihren Vater ihrer Baſe, der Lady Everard, überreichte, auch derſelben das Vorgegangene erzählte, mit der Bitte, ihren Brief, ſobald ſie tort wäre, an ihren Vater zu ſenden. Die Lady glaubte, es habe ſie ein Wahnwitz angewandelt und ſendete deshalb ſogleich nach Chelmsford, um von dort einen Arzt und Wundarzt zu erhalten, die ſich auch Beide ohne Verzug einfanden. Der Arzt konnte aber nichts Regelloſes finden, das als Anzeichen einer Krankheit zu betrachten geweſen wäre. Doch wurde der vermeintlichen Kranken auf Zurathen der Lady zur Ader gelaſſen. Die Patientin verlangte nun einen Geiſtlichen, der auch mit ihr betete, und nachdem ſolches geſchehen, nahm ſie ihre Zither und das Pſalterbuch, ſetzte ſich auf einen Schemel, ſpielte und ſang auf eine ſo reizende Art, daß auch ihr Lehrmeiſter der Muſik, der zugegen war, ſich darüber verwunderte. Mit dem Schlag 12 Uhr ſtand ſie auf, ſetzte ſich in einen großen Lehnſtuhl nieder, holte einige mal ſtarken Athem, verſchied auch augenblicklich und wurde ſo geſchwind kalt, daß ſich der Arzt und Wundarzt ſehr darüber verwunderten. Sie ſtarb zu Watcham in Eſſex, drei Meilen von Chelmsford, und der Brief wurde dem Sir Charles in ſeiner Wohnung zu Warwickſhire überbracht, der ſich ſo über den Tod ſeiner Tochter betrübte, daß er nicht eher dahin kam, als bis ſie beerdigt worden. Dies geſchah um das Jahr 1662 oder 1663. Und dieſe Nachricht hat der Lord-Biſchof zu Glouceſter von Sir Charles Lee ſelbſt erhalten.

Gewiß war in der Seele dieſer Jungfrau viel Bitteres und Entmuthigendes vorangegangen, als der Zug ins Jenſeits gleich einem über das gewöhnliche Bewußtſein hinüberreichenden Willen und Entſchluß in ihrer Seele entſtand. War es nun wol ein Wunder, wenn dieſer Zug in ihrer Phantaſie das Bild derjenigen Perſon weckte, mit welcher ihre Seele in der engſten und nächſten Verknüpfung war, und mit welcher ſie ſich deshalb auch, ſobald ſie ins Jenſeits hinüberging, in der allernächſten Verknüpfung und Gemeinſchaft wiederfinden mußte? Ganz in ähnlicher Weiſe hatte auch jenem Freiwilligen, welcher im Thiergarten bei Schleswig von einer däniſchen Kugel getroffen, mit dem Rufe: „O, Mutter, Mutter!" niederſank, in der Nacht vorher in beſonders lebhafter Weiſe von ſeiner verſtorbenen Mutter geträumt.

Eines einſtigen Rectors in Gotha, Namens Vockerodt, Sohn ſtudirte zu Halle. Einſtmals hörte die Witwe des genannten Vockerodt, daß Jemand die Treppe heraufging; ſie

öffnete demnach die Thür und sah ihren in Halle studirenden Sohn vor sich, doch mit einer Wunde in der Brust, aus der viel Blut floß. Wie sie ihn eben anreden wollte, sank er vor ihr nieder und verschwand. Den folgenden Tag erhielt sie die Nachricht, daß ihr Sohn zu Halle eben in der Stunde erstochen worden, in der er am vorigen Tage ihr erschienen war. Diese Geschichte pflegte der einst berühmte Director Carpzov in Gotha, welcher ein Schüler des Rector Vockerodt gewesen war, seinen Schülern als besonders wichtig und merkwürdig zu erzählen, und so hat sie einst der Superintendent Schwarze als höchst beglaubigt wiedererzählt. (Schwarze, „Die ungegründete Leugnung des Gespenstes", Jena 1779, S. 53.)

In diesem Falle würde angenommen werden müssen, daß die sich befreiende Seele des Sohns sich ihres unmittelbaren Zusammenhangs mit der mütterlichen Seele als der ihr zu allernächst verbundenen auch am stärksten bewußt wurde, und dieses Hinstreben des sterbenden Sohns zur noch lebenden Mutter in der Seele der Letztern jenes Traumbild bei wachem Bewußtsein erzeugte, welchem in jenem Augenblicke ohne Zweifel ein ähnlich lebhaftes Phantasiebild der Mutter in der Seele des sterbenden Sohns entsprach.*) Solche Ferngesichte von Verunglückungen und Todesfällen, welche unter Freunden, Verwandten oder Ehegatten vorkamen, scheinen überhaupt nicht gerade selten zu sein, wenn man nach den hierüber circulirenden Gerüchten urtheilen mag. So z. B. berichtet Fechner in seinem „Zend-Avesta" Folgendes („Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits", dritter Theil, Leipzig 1851, S. 297): „Eine junge mir bekannte Dame, von sonst heiterer Gemüthsart, die Tochter eines meiner Collegen, in deren Erzählung ich nach ihrem durchaus zuverlässigen Charakter nicht den mindesten Zweifel setzen darf, gerieth während der Vorbereitungen zu einem Familienfeste, wo Alles um sie heiter war, und ohne die geringste Veranlassung dazu zu haben, in eine ihr selbst ganz unerklärliche Angst, vor der sie sich nicht zu lassen wußte, sie weinte, sonderte sich ab von der Gesellschaft und konnte sich gar nicht beruhigen. Bald darauf kam die Nachricht, daß ein entfernter Verwandter, an den sie sehr gehangen hatte, zu derselben Zeit durch einen Unglücksfall ums Leben gekommen war."

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

*) Sollte hier aber zur Erklärung nicht ausreichen die immer wache Furcht einer Mutter, die in damaligen Zeiten des tollsten akademischen Lebens einen vielleicht rauflustigen Sohn in der Ferne studiren hatte?

D. Herr.

Anregungen.

Volk und Publicum.

An unsere Leser und Mitarbeiter.

Den Fürsten nahen sich nicht so viele Schmeichler wie den Völkern jetzt Aerzte ihrer Leiden, Propheten ihrer Schicksale, Ausleger ihrer Träume.

Seit funfzig Jahren besonders ist dieser neue Liebedienst, dies Zubofegeben bei der Majestät des Volks, dies Hutabziehen und Demüthigen vor dem großen ungekrönten Souverän, Masse genannt, in die Mode gekommen. Was schwänzeln die Kammerherren und fliegen nach den gnädigen Winken auch dieses oft sehr ungnädigen Gebieters! Der Souverän, heißt es, liegt, in Elend gehüllt, auf Stroh hingestreckt und die hohen Agnaten und Cognaten, die Vetter Liebden und Schwäger Durchlaucht, die ein-, zwei-, dreijährigen Buben und Mägdlein, schreien nach Brot und Kartoffeln und vor ihnen knieen alle Weisen des Morgen- und Abendlandes, singen Lobgesänge und räuchern mit Myrrhen und Aloe. Kein Potentat genießt soviel Verehrung jetzt wie das Volk. Für die Heilung seiner Schäden und Gebrechen werden Preise ausgeschrieben, tausend Vereine sind ihm zu Liebe schon gestiftet und abertausend sind im Entstehen begriffen, alle Parteien der Welt — und wir haben deren schon ein wenig mehr als nur ein halb Dutzend — drängen sich zu dem hohen Patienten, fühlen ihm den Puls, bieten ihm ihre Latwergen und Arzneien, ihren leiblichen und geistlichen Trost an, und die Poeten, die nun gar, die sich sonst von den Völkern die Schleppen tragen ließen

und jetzt den Völkern sie tragen, die Poeten kommen vollends auf den Zehen geschlichen, wickeln in dem Abfall des Volkselends ihre Verse ein, verwässern ihren Nektar, verdünnen ihre Ambrosia, Alles dem Volke zu Liebe, dem großen majestätischen, souveränen Volke!

Volk und kein Ende! Der alte ehrliche, solide Stand, Publicum genannt, ist für die Schriftsteller ganz abgeschafft. Publicum, wie altfränkisch erscheinst du diesem Geschlecht! Publicum, das ist so ein alter Vetter in chocoladefarbenem Leibrock mit langen Schößen, einem gebrannten Jabot über der langen, bis an den Nabel gehenden Piquéweste, hirschledernen Handschuhen, appetitlicher Wäsche und etwas steifen, pedantischen Manieren! Publicum, du abgesetzte Größe, die dem altfränkischen Zeitalter angehört, geh' in die Rumpelkammer und setze dich neben einem ausgestopften General aus dem Siebenjährigen Kriege oder einem alten Gustümebilde aus den Zeiten Maria Thereſiens zur Ruhe! Die Kunst, die Literatur, die Wissenschaft existirt nur noch — fürs Volk! Das Volk, eine große, imposante Amazone mit der Mauerkrone auf dem Haupte, hat das kleine Männchen Publicum verbannt, ihm höchstens eine der Falten ihrer bauschigen Gewänder als Wohnort angewiesen, wo es mit der Brille Bücher in Ganzfranzbänden studiren und dann und wann zur Herzstärkung eine Prise nehmen kann.

Ueberall Volksbibliotheken, Volksgeschichten! Volkserzählungen! Volkston, Volksmoral und ein zugleich gewünschter größtmöglichster Volksabsatz!

Wir müssen ernster werden und uns mit diesem neuen Herrscher im Reiche des Geschmacks, der Popularität, bekannter zu machen suchen.

Volksliteratur kann zweierlei bedeuten: Büchlein, kommst du vom Volke oder Büchlein, gehst du zum Volke?

Kommst du vom Volke, so bringst du uns wol die genaueste Kunde mit, wie es unter dem Dache der Armuth, hinterm Pfluge und auf dem Heuboden, hinter dem Werkstattstische und unter der Dachkammer, da, wo die Gesellen und Lehrlinge nicht weit von der Regentraufe schlafen, aussieht. Diese Bücher haben wir gewiß Alle gern, wenn sie Wahrheit bringen, dem Leben abgelauscht sind, ein gutes, sanftes und nur höchstens zur Förderung des Guten einmal ein bischen zorniges Herz verrathen. Diese von unten kommenden Bücher und Lebensbilder sind uns so willkommen, daß wir sie gerade nach immer höher und höher in Gunst steigen sehen. Auf seidenen Polstern, auf sammetnen Divans, unter leuchtenden Wallrathkerzen hat man schon die vornehmsten Damen über die kleine Volkswelt, über deine Gedanken hinterm Pfluge, Bauer, deine Gedanken auf dem Heuboden, Knecht, dein Gedanken hinter der Dreschelbank, Gesell, und deine — falls du nicht schnarchst — Gedanken unter der Dachkammer bei der Regentraufe, Lehrling, lachen, weinen gesehen und euer Elend und euer Glück, eure Poesie und eure Prosa las sich gedruckt ganz vortrefflich in den weißen, zarten, durchsichtigen Fingerchen mit den blitzenden Diamantringen und den langen, wohlgepflegten chinesischen Nägeln. Ja sogar höchst verdorbene ästhetische Mägen, Mägen, die an einem ewigen kritischen Sodbrennen litten, haben sich durch die einfache ländliche und kleinstädtische Kost dieser Lectüre wieder erholt und alle jene Unverdaulichkeiten überwunden, welche die Trüffel- und Mixed Pickles-Literatur bei ihnen zurückließ.

Nun aber die Bücher, die zum Volke zurückgehen sollen!

Darf ich da ein Geheimniß verrathen?

Es besteht ganz einfach darin, daß sich die Menschengruppen, die wir auf dem seidenen Polster beim Scheine der Wallrathkerzen Volk nennen, eigentlich weit mehr gehrt sehen, wenn man sie wieder in Blutsverwandtschaft mit dem alten Vetter Publicum bringt. Der Trieb, sich zu bilden, ist allgemein. Oft kommt freilich Lesen, Schreiben, Rechnen; das bringt der Knecht, der mit seinem Herrn auf den Wollmarkt fährt, schon leidlich zurecht. Aber Lesen, Schreiben, Rechnen thut's jetzt allein nicht mehr; man will weiter. Die Literatur nun aber darum so blindlings hinauswerfen auf die Knechte, die zum Wollmarkt fahren, die Bücher einschmuggeln bei Intelligenzen, denen der nächstjährige Kalender mehr werth ist als Schiller und Goethe — laßt das doch den schwarzen Herren, die in Schafskleidern (ich sage noch nicht, daß Wölfe darin stecken) unter den Wolljacken im Junimarkte herumschleichen und geistliche Bekehrungsschriftchen den Leuten mit auf die Rückreise heimlich in die Taschen stecken, „Martha", den „Hebelmann" und Aehnliches aus Hamburg und Halle. Die Volksliteratur, die rechte, soll billigerweise auch da erst anfangen, wo die brütende Nacht der geistigen Blindheit aufhörte, da, wo ein Arbeiter, ein Handwerker, ein Ackersmann, ein Jäger, ein Schiffer — wer nennt die Millionen Wege, die uns durchs Leben führen müssen! — die Augen aufgeschlagen hat und mit empor sehen will, um an den Sternen sein Hoffen zu befestigen, die treibende Macht des Denkens im Sonnenstrahl zu spüren. Da, wo er ein Buch mit wißbegieriger Freude aufschlägt, eine Zeitung mit naivem Vertrauen selbst bis in die Annoncen ließt und sich sogar schon an ihre oft unreinen Quellen, Sümpfe und die darauf schwimmenden Enten gewöhnt hat wie Unsereins, mit einem Worte, da fange die Volksliteratur an, wo das Volk den

Trieb hat, zum Publicum zu gehören! Nur für dieſen Trieb zu ſchreiben kann dem Autor Freude machen. Nur dieſem Verlangen nach Licht, warmer Belehrung, Rath und Aufſchluß über das Leben und ſeine Räthſel wird die Feder des Denkers und Dichters gern entgegenkommen. Denen im Volke wird ſie entgegenkommen, die ſich bilden, erheben, geiſtig kräftigen, in einem Höhern ſammeln wollen! Denen, die ſich von den Weltſäcken, dem Rechenknecht, der Jahrmarktslogik, dem Kalender und den dummen Geſchichten jener klugen ſchwarzen Herren freimachen wollen!

Ueberes Volk ſchreiben iſt nicht fürs Volk ſchreiben. Volksliteratur ſei für dasjenige Volk berechnet, das ſich zum Publicum erheben will. Der Ackersmann wird ſich freuen, wenn man ſeine ſchon erwähnten Empfindungen hinterm Pfluge und unterm Heubeben richtig trifft und ſie des Aufzeichnens für werth hält, aber gerade auch er will ja die Welt kennen lernen, die erſt hinter ſeinem Markſteine anfängt.

Dies unklare, neuerdings beliebte Gerede über Volksliteratur wurde beſonders Veranlaſſung, von jenen Im-Trüben-Fiſchern benutzt zu werden. Da ſind nicht blos Einzelne, ſondern ganze Vereine zum Deutſchen Michel herangetreten und haben ihm geſchmeichelt: Ehrliche, biedere Seele! Reines, unverdorbenes Kind der Natur! Du braver Familienvater! Du treuer Handwerker! Hier haſt du Schriften, die nur dir zu Liebe geſchrieben, dir zu Nutz und Frommen gedruckt und ſogar ſchon eingebunden ſind! Wir geben ſie dir bald umſonſt. Lies ſie, gib ſie deinem Nachbar! Haſt du Dienſtboten, Lehrlinge, theile ihnen dieſe Blätter mit! In Winterſtunden, in Sommerabenden, am Sonntag Nachmittag werden euch dieſe Geſchichten unterhalten, denn ſie ſchildern allerlei Abenteuer, gute und böſe, fromme Menſchen, denen Alles zum Beſten dient, Ruchloſe, die in kirchlichen, politiſchen, ſittlichen Dingen die großen Prahler waren und zuletzt ſchmählichen Bankrott machten! Zuchthaus, Galgen und Rad iſt das Ende aller dieſer Müßiggänger, Kirchenverſäumer, Religionsſpötter, Schwadroneurs, Freiſchärler, Barrikadenkämpfer u. ſ. w. Wo man jetzt hinſieht, hat man wie gegen Motten und Schaben dies „Gegengift" ſchon in die Schränke und Tiſche prakticirt. Nach dem ſchlimmberufenen Satze, daß der Zweck die Mittel heilige, hüpfen ſogar die ehrwürdigſten Herren der ſogenannten Innern Miſſion dem luſtigen Reigen der Muſen nach und locken die ſündige Welt auch mit den bunten Klängen, die der verwöhnten Welt allein noch gefallen wollen.

Es iſt die Pflicht einer freien Auffaſſung der Zeit und des Lebens, dieſem geheimen Wühlen immer und überall Kampf anzubieten. Sie ſoll ſich dazu bewaffnen mit dem gleichen Nützzeuge. Sie ſoll die Dichter an jede gefährdete Stelle im Volksleben führen und ſie ermuthigen, zu Denen zu reden, die ſie nicht gewohnt waren, ſeither im Kreiſe ihrer Hörer vorauszuſetzen. Du, der du bisher nur geſprochen haſt für das Ohr Derer, die dich aufſuchten, tritt zu jenen Maſſen hin, die zu ſchüchtern waren, ſich dir zu nähern! Sprich ſo mit den Menſchen, daß ſie dich verſtehen! Verſchlägt dich eine Reiſe in eine Herberge, wo Abends allerlei Volk beiſammenſitzt, umringelt von Tabackswolken — erinnere dich einer ſolchen Abendeinkehr im Goldenen Einhorn oder dem Silbernen Mond eines kleinen Städtchens — höre zu! Da ſitzen Menſchen meilenweit entfernt von der großen Heerſtraße der Ereigniſſe. Sie leſen, was die große Welt ſchon vergeſſen hat, ſie zanken über die einzige Zeitung, die ſie ſich halten können, ſie discutiren über Krieg und Frieden, die Heuernte und die Kartoffelkrankheit, über den Kometen und ein Eiſenbahnunglück, vielleicht gar noch das von Verſailles. Ein Guter Abend! begrüßt dich beim Eintritt. Denke dir, du wollteſt dich in dem Städtlein wählen laſſen zu einer Erſten oder Zweiten unſerer königlichen oder großherzoglichen Ständekammern, wie würdeſt du da nicht den Mund aufthun und deine Weisheit nicht unter den Scheffel ſtellen? Glücklicher Autor, es handelt ſich nicht um Wählen und Gewähltwerden! Nur reden und ſchreiben ſollſt du ſo, daß du in einem ſolchen Kreiſe verſtanden wirſt. Die Talente für ein treues Widerſpiegeln des Volkslebens ſind nach Hebel, Berthold Auerbach, dem verſtorbenen und leider in der Tendenz gehäſſigen Vitzius rar und das Nachahmen in dieſem Fache mochte beinahe ſchon das Fach ſelbſt unangenehm. Man rede aber nur und ſchreibe, was man auf dem Herzen hat, nur nicht Lateiniſch, nicht Griechiſch, nicht Hebräiſch und nicht Hegeliſch. Alles Uebrige eignet ſich das Volk gern an, nämlich das Volk, dem man nicht die Literatur zwangsweiſe in die offenen Fenſterladen wirft, es mag ſie nehmen wollen oder nicht, ſondern jenes Volk, das uns entgegenkommt, das ſich bilden, ſammeln, geiſtige Nahrung ſuchen, erheitern, belehren will; jenes Volk, das ſich beleidigt fühlt, wenn man kindiſch mit ihm ſpricht, ihm die Speiſen, die andere Mägen verdauen können, erſt kleinkaut; jenes Volk, das auf eine Abſcheidung von der dumpf hinbrütenden Maſſe etwas hält und wol Luſt bezeugt, ſich in den ſchönen, großen, ehrenwerthen Bund des Publicums aufnehmen zu laſſen, dieſen Bund, den ihr blaſirten Kunſtrichter, die ihr euern durch Delicateſſen überfütterten Geſchmack in der Milchcur einer chimäriſchen Volksliteratur wiederherſtellen wollt, nicht verunglimpfen darft!

Wer sich getraut, einem großen Publicum etwas innerlichst Ergreifendes aus Wissenschaft und Leben so vorzutragen, daß sich nicht Einer nach dem Andern heimlich abdrückt und seiner Wege geht, wo er doch gerade, da es Sonntag oder Feierabend ist, Zeit hätte zu bleiben, der trete, das sei zum neuen Jahre angebracht, zuweilen auch an die Flammen unsers „häuslichen Herdes" und melde sich, daß die Reihe, sie zu schüren, an ihn komme! Wer Thatsachen erzählt, wird freilich Allen der Liebste sein, besonders wenn man sich aus ihnen etwas fürs Leben entnehmen kann, aber auch ein nützliches, belehrendes, abhandelndes, nur nicht lateinisches Wort wird in den Spalten unserer Wochenschrift immer seine dankbaren Hörer finden, es möge kommen, von Wem es wolle.

Berliner „Montagspost".

In allen Leseradineten macht sich je nach Entfernung von den großen Centralpunkten der Zeitungspresse Ein Tag mit besonderer Flauheit und Langeweile geltend, derjenige, wo die Sonntagsruhe fühlbar wird, die sich seit 1848 auch die Redactionen und Druckereien zu gönnen angefangen haben. Des Montags erscheinen keine Zeitungen. Und wäre Sewastopol genommen oder sonst ein welterschütterndes Ereigniß ausgebrochen, die Kunde würde Sonntags nur von Mund zu Mund gehen und manche Druckerei hätte Noth, am Montag früh in einem Extrablatt zu wiederholen, was alle Welt schon Sonntag Abends im Theater oder Casino wußte.

Wer an einem Montage oder dem Tage, wo sein Lesecirkel die Rückwirkung großstädtischer Sonntage fühlt, von der laufenden Chronik nicht ganz ausgeschlossen bleiben will, der eigne sich die in Berlin für diese „Lücke in der Weltgeschichte" berechnete „Montagspost" an, die vom 1. Januar an erscheinen wird. Er findet hier nicht nur die Notirungen der Börse, die bekanntlich selbst des Sonntags ihr geheimnißvolles Regen und Weben nicht ganz lassen kann, sondern auch das Neueste, was der elektrische Draht oder die „Lithographirte Correspondenz" von Wien, London oder Paris zu berichten weiß. Ueberdies hat man den Vortheil, noch in dieser berliner „Montagspost" Ernst Kossak zu vernehmen, der sie redigirt, die Stimme eines Schriftstellers, der Schärfe und Unabhängigkeit des Urtheils mit dem Talent verbindet, seine Meinung auch angenehm vorzutragen. Es ist merkwürdig, wie Ernst Kossak seit Jahren es versteht, dem berliner Leben nach allen Richtungen hin unterhaltende und belehrende Seiten abzugewinnen. Unerschöpflich sind seine Variationen desselben Stoffs, den er mit der Leichtigkeit einer französischen Feder behandelt. In der „Montagspost" wird man ihn nach den Bedürfnissen des berliner Publicums ohne Zweifel noch im Detail aufrichtiger und in seinen Enthüllungen vollständiger finden, als er in seinen Correspondenzen sich geben kann, die nur andeuten und zusammenfassen. Es ist keine kleine Aufgabe, wenn ein Schriftsteller, dem man huldigt, weil man ihn fürchtet, ein Schriftsteller, der von Hause aus ein milderes Herz vielleicht besitzt, als welchem der am Tadel mehr denn als am Lobe sich erfreuende blasirte Leser zu begegnen wünscht, ein Schriftsteller endlich, der nicht vermeiden kann, daß durch mehr als zehn Jahre hindurch sich Rücksichten und Erwägungen aller Art wie Schmarotzerpflanzen um den festen Stamm seines Wirkens ziehen, doch noch die Freiheit und Selbständigkeit sich erhalten hat, daß sein Lob keine Reclame, sein Tadel keine Jagd auf irgend nur noch übriggebliebene, vom Zufall ihm meist von fremdher zugejagte Sündenböcke ist. In Berlin sehen wir so einige altersgraue Recensenten, die über Berlinisches nichts Unbefangenes mehr sagen können, weil sie eben mit aller Welt schon Thee getrunken und Whist gespielt haben. Gegen dieses Gemessen eines Localkritikers weiß sich Kossak mit Unbefangenheit zu wahren und schon die Probenummern seiner „Montagspost" beweisen, daß man über berliner artistische, literarische und gesellschaftliche Zustände in seiner Zeitung ganz an der Quelle ist.

Zum Erwägen und Bedenken.

Es gehört viel Muth dazu, ein Besitzthum des Gemüths in dieser Welt vor Lächerlichkeit zu bewahren, und viel Geisteskraft, es zu seiner Behauptung zu umhegen mit allen dazu nothwendigen Verstandespalissaden.

* *

Es ist eine der traurigsten Wahrheiten der unerläßlichen Weltmoral, daß man nicht jeder Aufwallung seines guten Herzens Gehör schenken soll.

* *

Grob ist besser als fein, z. B. bei Handtüchern und in der Erziehung.

* *

Auf einem Verwaltungsposten, wo man unaufhörlichen und allseitigen Bittgesuchen ausgesetzt ist, gewöhnt man sich sehr bald ein summarisches Neinsagen an. Es gehört Milde des Gemüths und ein angeborener Gerechtigkeitssinn dazu, in dieser an sich vielleicht unerläßlichen Kunst des „Erledigens" nicht auch allzu mechanisch zu werden. Ein Wink unter andern für Monarchen bei der Wahl — ihrer Cabinetsräthe.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 15.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Jung im Berufe.

Aus einem londoner Briefe.

— — Die kleine tragische Heldin dieser aus dem Leben gegriffenen Geschichte gehörte nicht zu den Glücklichen, deren Wiege die Genien der Freude und des Glückes, köstliche Gaben spendend, umstanden. Jenny's erstes Ruheplätzchen lag in einer jener engen, schmutzigen Hinterstraßen des westlichen London, zwischen der neuen Orford-Straße und dem Strand, in einem jener winkeligen Quartiere, an deren Eingang der Fremdling unwillkürlich zurückweicht und die selbst der glücklichere Bewohner der großen Weltstadt nie am Abend und am Tage nur im Fluge durcheilt, um dann und wann seinen Weg zu kürzen.

Dort theilte hinter rauchgeschwärzten Fenstern, in trüber Atmosphäre ein Dutzend Menschen eine kleine, feuchte und dunkle Kellerwohnung. In ihr hatte Jenny nicht das Licht, nur die Dämmerung der Welt erblickt. Ihre Aeltern waren gerade noch thätig und glücklich genug, um sich vor dem Elende der öffentlichen Arbeitshäuser retten zu können, ein Vorzug, den sie der gelegentlichen Beihülfe mildthätiger Hände verdankten.

Jenny war das jüngste Kind einer zahlreichen Familie. Ihre ersten Lebensjahre verflossen, wie bei den meisten Kindern dieser Classe, öde und einförmig. Doch war sie wegen ihrer klaren, klugen Augen vielleicht etwas mehr beachtet und wegen ihres stillen Wesens weniger vernachlässigt als ihre Geschwister. Leidlich schien die zarte Pflanze zu gedeihen, freilich nicht wie Kinder der Landleute mit kräftiger gebräunter Farbe über Aermchen, Händchen und Gesicht, sondern wie eine Rose, der es an der Helle des Tags und an frischer Luft fehlt. Schlank und zierlich wuchs sie in die Höhe und fing schon an den Blick mancher Vorübergehenden auf sich zu ziehen, wenn das arme Kind sich einmal hinauswagte aus dem schmutzigen Quartier in bessere, belebtere Straßen, in denen das Getöse des Weltverkehrs seine schallenden Wogen von früh bis spät hinwälzt.

Jenny besaß eine liebliche Stimme, ein glückliches Gehör und im Keime alle die Eigenschaften, welche uns an ihrer gefeierten Namensgenossin, Jenny Lind, entzücken. Ihrem weichen, biegsamen und seelenvollen Organ verdankte das kleine Mädchen die Aufnahme in die Armenschule.

Die englischen Armenschulen stehen meistens mit der Landeskirche in naher Verbindung. Der Pfarrer beaufsichtigt sie, stellt die Lehrer an und sorgt dafür, daß den jungen Gemüthern keine ketzerischen Lehrsätze eingeflößt werden. So hat die Hochkirche die Erziehung besonders der untern Volksclassen ganz in Händen und zwingt alle mittellosen sogenannten Dissenters, ihre Kinder entweder im Bekenntniß der Hochkirche erziehen zu lassen oder auf die Wohlthat eines billigen oder selbst unentgeltlichen Unterrichts Verzicht zu leisten. In ihrer gedrückten Abhängigkeit vom Pfarrer dressiren sich Lehrer und Lehrerinnen dieser unters und untersten Schulen, ihren Zöglingen den rechten Glauben einzuprägen, wobei Stock und Ruthe nicht gespart werden. So, nicht selten von Heuchlern und Augendienern geleitet, werden die Kinder der Armen meistens ebenso willenlose unterwürfige Werkzeuge ihrer Schutzpatrone wie die Mehrzahl der Lehrer selbst.

Der Unterricht in diesen Schulen besteht in einem regelmäßigen Lesen der Bibel, in Schreib- und besonders in Singübungen, sowie in Anweisungen zu einer demüthigen Haltung gegenüber jedem Geistlichen, jedem Gentleman und jeder wohlgekleideten Dame. Da die Zahl der Schüler meistens viel zu groß ist, als daß der einzige Lehrer oder die Lehrerin, welcher sie anvertraut sind, sie alle übersehen könnte, so ist das System des gegenseitigen Unterrichts in diesen Schulen fast allgemein eingeführt. Die weiter vorgerückten Schüler werden als Unterlehrer benutzt. Eine kleine Abtheilung von Schülern wird ihnen zugetheilt, mit denen sie vorschriftsmäßig dieselben mechanischen Dinge durchmachen, welche sie selbst ein Jahr vorher gelernt haben.

Bei der englischen Unterrichtsmethode ist ein solches System ohne großen Nachtheil anzuwenden, denn die ganze Kunst des Lehrers beschränkt sich darauf, seine Schüler täglich ein Pensum aus dem vorgeschriebenen Buche auswendiglernen zu lassen. Von Erklärung und Entwickelung des Sinnes und Inhalts ist dabei keine Rede.

In eine solche Schule hatte Jenny aufgenommen zu werden das Glück. Als ein Glück wurde dies Ereigniß wenigstens von ihren armen Aeltern und Angehörigen betrachtet, die sich des Wohlwollens von Pfarrer und Kirchenvorsteher erfreuten, weil noch kein Mitglied der Familie grober Verbrechen wegen bestraft worden war. Als ein Glück ward die Aufnahme von den jungen Gespielinnen Jenny's gepriesen, welche oft so sehnsüchtig in die offene Pforte des hohen steinernen Gebäudes hineinlugten, dessen Eingang sich nicht für sie öffnen wollte. Als ein Glück sah endlich Jenny den Eintritt in die Schule selbst dann noch an, als sie die kalte, strenge Disciplin der Schulstube an dem Wehgeschrei ihrer weniger fügsamen Gefährtinnen kennen gelernt hatte.

Bei ihrem Eintritt in die Anstalt hatte die Lehrerin ihr einen vollständigen Anzug übergeben, ein Kleid von starkem Baumwollzeuge, Strümpfe, Schuhe und ein weißes leinenes Mützchen, das trotz seines altfränkischen Schnitts das liebliche Gesichtchen der Kleinen nicht zu entstellen vermochte. Als das Mädchen zum ersten mal in dem neuen hellen und reinlichen Anzuge an den großen Spiegelfenstern der Oxford-Straße vorüberhüpfte, blieb es unwillkürlich vor dem eigenen freundlichen Spiegelbilde stehen. Zum ersten mal in ihrem Leben empfand die Kleine das Gefühl der Befriedigung geschmeichelter Eigenliebe. Dies Gefühl sollte bald auch in der Schule gehoben werden.

Die Kinder der englischen Armenschulen müssen die Kirche regelmäßig besuchen. In einem langen Zuge gehen sie paarweise Sonntags vom Schulhause unter Anführung des Lehrers oder der Lehrerinnen in den Tempel. Diese Letztern setzen ihren Ruhm darein, die Kirchenlieder von ihren jungen Pflegbefohlenen so kunstrecht als möglich singen zu lassen. Jenny war in kurzer Zeit die anerkannte erste Sängerin ihrer Classe. Fügsam und fleißig auch in andern Gegenständen des Unterrichts, schwang sie sich bald zur Würde einer Monitrix, einer Art von Aufseherin über ihre Mitschülerinnen, empor.

Da geschah es, daß eine an sich wenig gefährliche Kinderkrankheit in der Armen-

ſchule ausbrach. Auch Jenny gehörte zur Zahl der Erkrankten. Bei ungenügender Pflege, in der verpeſteten Luft der Kellerwohnung ging ihre Geneſung langſam von Statten. Endlich ſiegte die Jugendkraft; der Armenarzt machte ſeinen letzten Beſuch und empfahl noch einige Tage Schonung.

Bald nach dem Fortgange des Arztes ſtieg Jenny's Lehrerin die dunkle, ſteile Kellertreppe herab. Es war das erſte mal, daß ſie ſich nach der Kranken umſah. Die Aeltern erkannten die ihnen erwieſene Ehre mit demüthigem Erſtaunen an, rückten den einzigen feſten Stuhl dem glimmenden Herde nahe und luden den Gaſt mit beſcheidenen Worten zum Niederſitzen ein. Miß lehnte die Einladung trocken ab und ging ohne weitere Einleitung zum Zweck ihres Beſuchs über.

Es handelte ſich um weiter nichts, als daß Jenny am nächſten Morgen früh der Leiche einer ihrer früheren Geſpielinnen aus der Armenſchule zur Beerdigung folgen und in der am Grabe zu ſingenden Hymne ihre Stimme hören laſſen ſollte. Sie war in dieſem Falle durchaus unentbehrlich; ohne ihre Mitwirkung würde die ganze Schule, wie die Lehrerin mit Nachdruck bemerkte, auf einem chriſtlichen Kirchhofe öffentlich durchfallen. Wie hätten die armen Aeltern, wie hätte Jenny einem ſolchen Argumente widerſtehen können! Der nächſte Morgen war rauh, die Luft hing voll dicker, feuchter Nebel. Um 9 Uhr erſchien Jenny in ihrem leichten Kleidchen, ohne wärmendes Unterzeug auf dem Sammelplatze vor dem Schulhauſe. Sie zitterte. Kein theilnehmendes Auge ruhte auf der kleinen bebenden Geſtalt. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Nach einer halben Stunde hatte ſich die Schar der kleinen Sängerinnen um das offene Grab der Schweſter gereiht. Sie ſtanden auf dem lockern Erdreich, das feucht aus der Grube herausgeſchaufelt war, auf das der feuchte Nebel ſich niedergeſchlagen hatte. Das Grablied begann. Jenny that, was ſie vermochte, ihren Ruf als Chorführerin bei dieſer wichtigen Veranlaſſung nicht aufs Spiel zu ſetzen. Sie hatte nie lieblicher, nie ſeelenvoller geſungen. Nach beendetem Geſang zogen die Kinder paarweiſe wieder in die Schule zurück. Aus beſonderer Rückſicht durfte Jenny nach Hauſe gehen, ſich erholen. Sie bedurfte der Erholung, denn ſie fühlte ſich zum Tode ermattet. Das arme, liebliche Geſchöpf ſchlich heim und ſuchte ſein hartes, kümmerliches Lager auf, von dem es ſich lebend nicht wieder erheben ſollte. Drei Tage ſpäter fand Jenny ein Ruheplätzchen neben der Gefährtin, an deren offenem Grabe ſie, ein Opfer des religiöſen Pedantismus, geſungen hatte. H. S.

Ueber Geiſter, Ahnungen und Träume.

II.

Weitere Beſtimmungen, obgleich keine, welche der hier vorgetragenen Theorie widerſtreben, nimmt die Geiſterfrage dann in ſich auf, wenn das Traumbild ſich nicht nur in einer einzelnen, ſondern in mehren verwandten Seelen durch Einwirkung einer dritten gleichmäßig und zu gleicher Zeit erzeugt und wenn das Phantaſiegebilde nicht raſch vorübergehend, ſondern von einer ſo zähen Dauer iſt, daß eine ganze Converſation mit ihm möglich wird, ähnlich den Geſprächen, welche wir im Traume mit den Perſonen führen, von denen wir träumen. Ein Beiſpiel möge auch hier Das, wohin wir zielen, veranſchaulichen und zwar wiederum ein altes, actenmäßig beglaubigtes. (Daſſelbe findet ſich in C. J. H. Hermann's „Sammlung allerhand auserleſener Reſponſorum" u. ſ. w. Jena 1733, Bd. II, S. 90 fg. Hennings, „Von Geiſtern". S. 737.)

Es geſchah zu Hohenleuben den 3. October 1720 die Ausſage von Jakob Jahn von Langen-Wetzendorf, dem Vater des inhaftirten Weibesmörders Hans Adam Jahn, daß ſeine ermordete Schwiegertochter Dorothea Jahnin nach ihrem Tode in ſeinem Hauſe zu

Langen-Wezendorf sich schon zwei mal habe sehen lassen, jedesmal an einem Sonntag, als an welchem Tage sie auch ermordet worden. Das erste mal vor vier Wochen, als er Abends um 9 Uhr habe in den Hof gehen wollen, sei ihm ihr Geist erschienen in voller Gestalt und Kleidung. Sie wäre hinter dem Holzschuppen hergekommen, er sei erschrocken und wieder in die Stube gegangen. Vierzehn Tage hernach habe er sein Enkelchen, einen Knaben von 3½ Jahren, Namens Hans Adam, zu Bett gebracht. Als er in die Bodenkammer gekommen, habe die Ermordete auf der Lade beim Bett gesessen und gleich nach seinem Eintritt gesagt: „Ach, Vater, unser Hans Adam!" Obwol erschrocken, habe er doch das Kind ins Bett gelegt, die Ermordete aber gesagt: „Ach, die Alte, die Alte, die hat ihn verführt!" Er glaubte, sie habe hierdurch die mit seinem Sohne in Verdacht lebende und mit ihm inhaftirte Sybilla Sterzelin gemeint. Als er das Kind ins Bett gelegt, habe der Geist gesprochen: „Ach, mein Kind! mein Kind! mein Kind!" und zuletzt gesagt: „Vater, fürchtet Euch nicht!" Er habe seinem Weibe, weil dieses sehr furchtsam sei, die ganze Begebenheit verschwiegen. Allein das Kind hätte es Tags darauf selbst verrathen, indem es zu seiner Frau gesagt: „Großmutter, gestern war meine Mutter droben und redete mit dem Großvater!" worüber die Frau stutzig geworden und er genug zu thun gehabt, es ihr wieder auszureden. Das dritte mal erschien sie vor acht Tagen, als Deponent Abends 9 Uhr sein Enkelchen auf dem Boden zu Bett brachte und mit einem Unschlittlicht eintrat. Der Geist saß zu Füßen auf dem Bett des Kindes und fing sogleich zu reden an: „Kommst du, mein Söhnle?" Deponent, erschrocken, faßte sich ein Herz und sprach zum Geist: „Dore, ich frage Euch im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, was ist Euer Begehren? Ist Euch weh oder wohl?" Worauf der Geist ganz laut und vernehmlich geantwortet: „Vater, mir ist jetzund wohl! Wehe der alten Sterzelin, die meinen Mann verführt hat, daß er mir ist gram worden und diese That an mir begangen!" Gleich darauf habe sie geäußert: „Ich bin Euch nun zwei mal erschienen, weil ich auf der Welt keinen bessern Freund gehabt habe als Euch. Nehmt das Kind in Acht, Ihr werdet es nicht lange ziehen!" Deponent habe hierauf unerschrocken das Kind zu dem Haupt ins Bett gelegt und gesagt: „Im Namen Gottes des Vaters" u. s. w. Da denn der Geist die Hände zusammengefalten, sie in die Höhe gehalten und dieselben Worte ganz vernehmlich nachgesprochen habe. Deponent habe gezittert, geseufzt und gewinselt und sei zur Kammerthür hinausgeeilt, da dann der Geist nochmals geredet: „Vater, weint nicht, befehlt es Gott! In meinem Leben habe ich es auch Gott befohlen." Hierauf sei Deponent wieder herunter in die Stube gegangen, sei jedoch den ganzen Tag darauf kränklich gewesen und sei ihm in der Kirche ganz übel geworden. Diese ganze Aussage wurde vom Deponenten in Gegenwart des Pfarrers Substituti Jordans mit gewöhnlichen Ceremonien beschworen.

In diesem Fall hatten Großvater und Enkel dasselbe Traumgesicht im Wachen. Aber die Sache gewann ihre frappante und furchtbare Gestalt erst durch den Aberglauben des Alten, welcher sich nicht anders geberdete, als habe er es mit einer leiblich gegenwärtigen Person zu thun, welcher man sich erst durch äußerliche Geberden und Töne kundmachen muß, und nicht vielmehr mit einer verwandten und befreiten Seele, welche unmittelbar Das mitempfand, was er empfand, und welcher sein lautes Reden und Gesticuliren jedenfalls ein höchst überflüssiges Accompagnement der Gedanken war, welche er ihr mitzutheilen hatte. Indessen wollen wir ihn auch nicht zu voreilig darum verdammen. Mancher Andere würde sich in einer solchen, doch jedenfalls höchst aufgeregten Lage und Stimmung nicht besser benommen haben. Und war doch selbst der des Geisterumgangs so sehr gewohnte Swedenborg bei aufgeklärten Ansichten in vielen andern Dingen noch so sehr in dem Aberglauben einer Verwechselung seiner Phantasiegestalten mit leiblichen Personen befangen, daß er sich nicht nur mit ihnen, wie erzählt wird, aufs lauteste unterhielt, sou-

dem ihnen sogar noch beim Abschied höflich bis an die Stubenthür oder Treppe des Hauses das Geleite gab.

Von einem Erscheinen nach dem Tode auf vorhergegangene Verabredung bei Lebzeiten werden fünf berühmte Beispiele aus älterer Zeit erzählt. (Hennings, „Von Geistern", S. 707—713.) Das erste und berühmteste ist das des Marquis de Rambouillet, welcher nach vorhergegangener gegenseitiger Verabredung seinem Freunde, dem Marquis de Precy, erscheinen sein soll, da er in Flandern in der Schlacht geblieben war. Diese Erscheinung soll dem Marquis in seinem Schlafgemach in Paris geschehen sein, und zwar mit solcher Lebhaftigkeit, daß er das eintretende Gespenst anfangs für seinen zurückkehrenden Freund selbst gehalten und auch in dieser Weise angeredet habe, bis es ihn eines Andern belehrte. Er habe dann eine längere Unterredung mit dem Geiste gehabt, welcher ihm unter Anderm sagte, es sei Alles, was man von der Ewigkeit sage, mehr als zu gewiß; er möge daher sein Leben ändern, zumal da keine Zeit zu verlieren sei, denn er werde ebenfalls bald in einer Schlacht bleiben, welches auch eingetroffen sein soll. Der Marquis fiel nämlich bald darauf in der Schlacht bei St.-Anton. Das zweite ist das Erscheinen des Marsilius Ficinus nach dem Zeugnisse des Baronius. Jener berühmte florentinische Gelehrte erschien gemäß gemachtem Vertrag dem Michael Mercatus, und zwar unter dessen Fenster auf einem weißen Pferde, rufend: „O Michael, Michael! Vera sunt illa!" Der dritte Fall betraf zwei Studenten zu Nantes in der Bretagne. Der vierte ist die verabredete Erscheinung des Majors Georg Sydenham beim Capitän William Duke. Der fünfte ist, daß eine Tochter zufolge vorher gemachter Verabredung ihrem Vater, dem königlichen Leibarzt Dr. Farrer zu London, erschienen sein soll. Die letzten drei Fälle sollen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorgekommen sein. Seitdem hat man zwar auch von dergleichen Verabredungen gehört, wie z. B. zwischen dem jungen Goethe, Lotten und deren damaligem Bräutigam Kestner im Jahre 1772 eine zustande kam *), aber nichts von ähnlichen Erfolgen, welche denen der ältern Tradition an die Seite zu stellen wären. Man dürfte versucht sein, aus dem letztern Umstande zu schließen, daß jene ältern Traditionen erdichtet seien. Man kann aber auch, wenn man dies lieber mag, annehmen, daß es den Neuern mit ihren gegebenen Versprechungen nicht so ernst gewesen sei wie den Alten, oder daß die Vergeßlichkeit in Haltung gegebener Versprechungen, zumal von so schwärmerischer Art, mit der Zeit zugenommen habe. Was aber die wissenschaftliche Beurtheilung betrifft, so würden diese Fälle nicht im mindesten zu den in Verlegenheit setzenden gehören. Denn sobald man nur im Allgemeinen jenen oben besprochenen allgemeinen und unmittelbaren Zusammenhang der Seelen innerhalb einer allgemeinen Weltseele oder Gottheit als gegeben gelten läßt und die Seelen nicht für bloße egoistische Atome hält, welche keine andere Berührung miteinander haben als durch Sprache und Schrift von außen her, so fällt auch in diesem Falle das Erstaunen über eine unmittelbare Einwirkung von Seele zu Seele weg, eine Einwirkung, welche sich in den gewöhnlichen Fällen zwar nur als eine dunkle Empfindung des geistigen Naheseins, der Sehnsucht und des gefühlvollen, lebhaften Andenkens äußern wird, aber nebenbei auch schon ganz die Fähigkeit in sich trägt, die entsprechenden Phantasiegestalten zu erwecken, welche, sobald das gefühlvolle Andenken sich bis zur Ekstase und zum Fieberzustande steigert, in Phantasmen und Hallucinationen übergehen. Man muß sich nur nicht vorstellen, als ob die letztern wie ein Blitz aus heiterm Himmel bei ganz heiterer, ruhiger und

*) „Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten. Herausgegeben von A. Kestner" (Stuttgart 1854). S. 13: „Wir machten miteinander aus, wer zuerst von uns sterbe, sollte, wenn er könnte, dem Lebenden Nachricht von dem Zustande seines Lebens geben."

wünſchenswerther Stimmung über uns kommen könnten. Nein, außer im krankhaften, aufgeregten Zuſtande begibt ſich dergleichen nicht. Dagegen lehrt uns ebenſo ſehr die tägliche Erfahrung, daß es bei feinfühligen Naturen gar nicht dergleichen grober und außerordentlicher Begegniſſe bedarf, um die Ahnung eines fortwährenden Zuſammenhangs ihrer eigenen Seelenzuſtände mit der Vorſehung, als dem allgemeinen Orte aller Seelen, in ihnen wach und rege zu erhalten.

Wie viele Menſchen gibt es, welche in ihren empfindlichen Verluſten kaum einem andern Troſte zugänglich ſind als dem, daß die Seelen ihrer Verſtorbenen mit ihnen in Verbindung, ihnen nahe ſind! Sie haben keine Viſionen der Geſtorbenen, keine Geſpräche mit ihnen, nichts von alledem: ſie haben überhaupt nichts in ihrer geiſtigen Verfaſſung, was über die Ruhe des gewöhnlichen Lebens und ſeiner heitern und verſtändigen Formen hinausginge; auch werden ſie, wenn einer der kampffertigen und ſterilen Egoiſten kommt, um ihnen einen ſolchen Seelenverkehr abzuſtreiten, vielleicht nicht einmal auf einen ſolchen Kampf eingehen, ſondern dem Aufgeblaſenen ſeine Aufgeblaſenheit nicht ſtreitig machen, ſolange ihn dieſelbe beglückt; aber werden ſie darum weniger fortfahren, ihre Lebensſchickſale in Gebeten und ſtillen Gelübden den lieben Verklärten zu empfehlen, denen ſie ſich fortwährend in heilſamer Nähe verbunden fühlen? Werden ſie weniger fortfahren, bei ihnen begegnenden unverhofften Ereigniſſen unwillkürlich an den Einfluß der verklärten Seelen in ihre Lebensſchickſale zu denken und zu fragen: ſollte hier der liebe Vater, die liebe Mutter gewirkt haben durch ihren Einfluß in andere Seelen zu Gunſten Deſſen, was wir in ihrem Sinne gearbeitet, unternommen, gewagt haben? In dieſen ſtillen, ſchwer ſichtbaren, aber ebenſo allgemein und unausrottbar in die fühlenden Menſchenſeelen geſäeten Empfindungen ſind die Grundlagen deſſelben über das enge Erdenleben hinausgehenden Gefühls gegeben, von welchem jene krampfhaften Viſionen und Ekſtaſen nur die gewaltſamen und ſeltenen, weil krankhaften und darum auch immer eine Art von unſchöner Verzerrung an ſich tragenden Gipfelpunkte ſind.

Der Geiſterſpuk und das Verbindungsweſen mit verſtorbenen Seelen durch Viſionen und Hallucinationen enthält folglich zwei ganz verſchiedenartige Beſtandtheile in ſich, welche auch jeder für ſich allein und ohne den andern wirken können und im gewöhnlichen Verlaufe des Lebens auch in dieſer iſolirten Geſtalt wirken. Dieſe iſolirten Wirkungen ſind die am weiteſten verbreiteten, während die auffallendſten Erſcheinungen dieſes Gebiets nur in den ſeltnern Fällen zuſtande kommen, wo beide fürs Gewöhnliche iſolirte Beſtandtheile zuſammenwirken. Es verhält ſich hiermit ähnlich wie mit der Elektricität. Zur einfachen Erregung von poſitiver und negativer Elektricität reicht ſchon allein die Umdrehung der Glasſcheibe an der Elektriſirmaſchine hin, wogegen man, um verſtärkte elektriſche Wirkungen hervorzubringen, die beiden entgegengeſetzten Elektricitäten in der Leydener Flaſche miteinander in Verbindung ſetzen muß. Wir betrachten jetzt jeden dieſer Beſtandtheile oder Factoren geſondert für ſich.

Der erſte derſelben iſt eben die Verbindung unſerer Seele mit der Gottheit als Weltſeele und in ihr mit andern Seelen, ſowol lebenden als verſtorbenen, gemäß den Graden ihrer Verwandtſchaften untereinander. Dieſe Verbindungen eines allgemeinen Seelenreichs innerhalb ſowol als oberhalb der Körperwelt muß Der, welcher die Seelen für mehr hält als bloße egoiſtiſche Monaden, auch dort annehmen, wo die Seele wegen der durch ihre Verbindung mit den Maſſen eingetretenen Grobfühligkeit nichts mehr von ihnen empfindet. Sollen nun ausnahmsweiſe Empfindungen aus dieſen über den phyſikaliſchen Proceſſen ſchwebenden höhern Zuſammenhängen ins Bewußtſein eindringen, ſo bedarf es hierzu noch lange nicht einer Ekſtaſe, Viſion, Hallucination oder irgend andern unheimlichen Apparats, ſondern es darf ſich zu dieſem Behuf nur Das einſtellen, was wir bei Thieren Inſtinct zu nennen pflegen, wie z. B. das warnende und abrathende Gefühl vor gewiſſen, unſerm

Seelenzustande im höhern Verbande unvorgemessenen Unternehmungen, welches Sokrates seinen Genius nannte.

Die allgemeinste, hierher gehörige Erscheinung ist das Gewissen als das Gefühl eines unmittelbaren Widerwillens und Ekels vor Dem, was unserer Seelengesundheit schädlich ist. Es gleicht in diesem Betrachte sehr der unmittelbaren Empfindung, durch welche das auf der Weide gehende Thier die eßbaren Kräuter von den nicht eßbaren und schädlichen oder giftigen zu unterscheiden versteht. So wie das Thier im bloßen Geruche des giftigen Krauts schon das ahnende Vorgefühl hat von dem kranken Zustande, in welchen der Genuß desselben es versetzen würde, so hat die vor dem Niederträchtigen und Kleinmüthigen zurückschaudernde Seele in diesem Widerwillen, welchen wir das Gewissen nennen, ein ahnendes Vorgefühl von dem kranken und aus dem lebendigen Seelenverbande herausgerissenen Zustande, welcher ihrer harrt, sobald sie die niederträchtige That begeht. Der Zusammenhang der Seelen, so verdeckt und verborgen er erscheinen mag, wird ihr in dieser Ahnung klar genug.

Aber nicht nur Ahnungen in Betreff der rückwirkenden Folgen schädlicher Handlungen, sondern auch Vorahnungen in Betreff anderer Lebensbegebenheiten, einer nahe bevorstehenden Krankheit, des bevorstehenden Todes, sowol seiner selbst als anderer durch Seelenverband nahe verknüpfter Personen u. dergl. dürfen von diesem Gesichtspunkte aus nicht ganz von der Hand gewiesen werden. Daß ein Vorgefühl bevorstehender Krankheit, deren Keim schon lange im Körper wuchert, obgleich wir durch die künstliche Nervenspannung unserer täglichen Geschäfte und Vergnügungen dasselbe betäuben, häufig in der Abspannung unsers Nervensystems, bei Nacht vor, nach und im Schlaf uns desto lebhafter ergreifen kann, daran zweifelt gewiß Niemand. Daß mit geistigen übeln Vorempfindungen und Besorgnissen in Betreff einer Zukunft, vor welcher uns graut, ganz derselbe Fall eintreten kann und aufs häufigste eintritt, ist in Jedermanns täglicher und lebendiger Erfahrung. Lasset nun diese theils physischen, theils moralischen Empfindungen die ihnen verwandten Bilder der Phantasie nach den Gesetzen der hier waltenden Symbolik im Traume hervorrufen und ihr habt den ersten zwar sehr schmalen, aber auch sehr sichern und unerschütterlichen Boden gewonnen, von welchem aus eine Traumdeutekunst versuchen kann weitere Eroberungen zu machen. Dabei würde man sich freilich sehr täuschen, wenn man glaubte, es ließen sich für diese Sache so einfache Regeln aufstellen, wie sie die gemeinen charlatanischen Traumbücher an die Hand geben. Freilich wird es Regeln geben; denn auch hier walten Naturgesetze und geschehen keine Wunder. Aber welche Regeln und von welcher Art? Es geht hier gerade so wie in der Physiognomik. Alle, welche bisher Regeln aufgestellt haben, um aus den Gesichtszügen der Menschen ihren Charakter zu erkennen, haben sich damit nicht behaupten können. Nichtsdestoweniger schaut jeder Kluge den Menschen, die er kennen lernt, genau ins Gesicht, merkt sich ihre Gesichtszüge und richtet danach sein Betragen ein.

Es gibt Menschen, welche niemals träumen, oder richtiger gesprochen, sich nie in ihrem Leben eines Traums erinnern konnten. Diese sind aber ebenso selten als Diejenigen, welche fast fortwährend träumen oder sich aus jedem Schlaf eines Traums erinnern. Das Gewöhnliche ist das Mittlere zwischen beiden. Je größer die Zahl der Erinnerungen in dieser Hinsicht ist, desto stärker wird auch der Unterschied aufgefallen sein zwischen oberflächlichen Träumen, welche vorübergehen als ein buntes Phantasiespiel ohne irgend eine bleibende Spur in der Seele zurückzulassen, und erregenden Träumen, welche einen merkbaren Einfluß auf die Stimmung des folgenden Tags äußern und welche es uns schwer wird zu vergessen. Sind die letztern noch dazu von der Art, daß sie häufig in derselben Gestalt wiederkehren, ohne daß wir in den äußern Verhältnissen unsers Lebens irgend eine gegründete Veranlassung davon aufzufinden wissen, so dürfen wir wol annehmen, daß sie

etwas die innerſte und charakteriſtiſche Phyſiognomie unſers Seelenlebens Betreffendes enthalten, während Alles, was uns gar nicht aufregt, ebenſo ſicher unſer innerſtes Seelenleben auch gar nichts angeht. Denn die Phantaſiebilder ſind nichts als die äußern Symbole und Merkzeichen, worin ſich Gefühle und Seelenſtimmungen ausprägen. Wie die Stimmungen, ſo die Bilder. Nun rufen aber ſowol Grundſtimmungen als oberflächliche und vorübergehende Gefühle des Augenblicks Bilder und Träume hervor. Daher jener Unterſchied. In der innerſten Tiefe wurzelt unſer Seelenleben feſt in den Zuſammenhängen einer pſychiſchen Weltordnung und Weſenverkettung, daher werden die wirklichen Einflüſſe von dort auch immer die Seele in ihrer ganzen Tiefe erſchüttern. Und folglich wird Alles, was nicht in dieſer erſchütternden Art wirkt, auf dieſem Felde auch ohne allen Belang ſein und zu nichts taugen als zum Kinderſpiele der gemeinen Traumbücher. Ueber dieſe eine kurze Aufklärung! . . .

(Ein dritter Artikel in nächſter Nummer.)

Allerlei moderne Exiſtenz.

III. Der Agioteur.

In einer bekannten Stadt, welche ſich rühmen darf, ein halbes Hundert Millionäre zu beſitzen, ſtand kürzlich vor dem Hauſe eines Bankiers ein Haufe Menſchen, welcher von Stunde zu Stunde dichter anſchwoll und die Straße abſperrte, daß kein Wagen hindurchfahren konnte. Leute, die ſonſt wol ſelten zuſammenkommen mochten, lehnten hier Schulter an Schulter, gutgekleidete, glattraſirte Herren neben dem Hausknecht in der Jacke und dem bärtigen Proletarier. Als die Thür des Bankhauſes, vor welchem dieſer Menſchenknäuel harrte, ſich öffnete, entſtand eine heftige Bewegung in der Maſſe. Jeder drängte dem Eingange zu, Einer ſchob und drückte den Andern, mit Stoßen, Fluchen, Schreien, Drohen, Hülferuf wogten die Köpfe hin und her. Einzelne ſtrebten aus dem Gedränge herauszukommen, Andere achteten der Rippenſtöße und Quetſchungen nicht, ſondern arbeiteten ſich vorwärts, Einer hatte den kühnen Gedanken, über die Köpfe der Andern hinweg den Ausgang zu ſuchen, nachdem er das Innere des Contors verlaſſen. Dieſe Scene ging nicht ganz unblutig ab, die Dazwiſchenkunft der bewaffneten Macht gab ihr für Manchen ein tragiſches Ende.

So kündigte ſich ein Unternehmen an, deſſen Urheber ſicherlich nicht dem Gedränge ausgeſetzt waren. Es gilt die Gründung eines großartigen Geſchäfts, zu dem an jenem Tage die erſten Actien begeben werden. Die Regierung hat dem Unternehmen ihren Schutz angedeihen laſſen; es ſoll mit 10 Millionen Gulden beginnen. Um dieſe Summe zu beſchaffen, ſind 50,000 Actien, jede zu 200 Gulden, angefertigt, von denen 10 Procent eingezahlt werden müſſen. Die Unternehmer haben ſich vorweg ſelbſt die Hälfte der Actien geſichert. Die öffentliche Aufmerkſamkeit iſt ſeit einigen Monaten auf das Unternehmen gerichtet, die Zeitungen haben viel davon geſprochen, an der Börſe hat ſich eine gute Meinung über die Rentabilität deſſelben gebildet. Es ſtehen 10, ja 15 Procent Dividende in Ausſicht. 15 Procent bei einer Einzahlung von 10 Procent, alſo 15 Gulden Zinſen jährlich für 200 Gulden Capital! Das iſt verführeriſch. In den Familien werden die Sparkaſſen der Kinder geöffnet, um ein paar Actien anzukaufen; Freunde legen zuſammen, um ſich an der Speculation zu betheiligen. Der Pöbel wird aufgeboten, wie beim Barrikadenkampf ins erſte Treffen voranzugehen. Er trägt ſeine Haut zu Markte. Jene Maſſe Menſchen, welche in das Haus des Bankiers ſtürmt, beſteht zum größten Theil aus Leuten, die nicht im Beſitz von zehn baaren Gulden ſind. Sie zeichnen gleichwol für 50,000 Gulden und mehr. Es iſt nicht ihre Abſicht, die Beſcheinigung zu behalten, welche ihnen über ihre Zeichnung ausgeſtellt wird. Sie verkaufen dieſelbe und finden willige Abnehmer dafür,

welche ihnen die Mühe reichlich zahlen. Der Zudrang zur Zeichnung iſt ſo groß, der Reiz, ſich an dem Unternehmen zu betheiligen, ſo unwiderſtehlich, daß die Actie von 200 Gulden an der Börſe auf 210—215 Gulden hinaufgetrieben wird. Das iſt der Moment, welchen die Unternehmer erwartet haben. Sie werfen ihre Actien auf den Markt und ſtecken, ohne einen Kreuzer Auslage, ein paar mal Hunderttauſend Gulden in die Taſche. Mit dem wechſelnden Angebot ſinkt die Nachfrage und dieſelben Actien, welche vor vier Wochen noch 7—8 Procent über ihren Nominalwerth ſtanden, ſinken jetzt um ebenſo viel unter pari. Der Agioteur hat ſeinen Zweck erreicht, die Beſitzer der Actien mögen den Schaden tragen.

Aehnlich wie bei dieſem Unternehmen geht es bei dem An- und Verkauf von Staatspapieren. Wenn der reiche Inhaber einer Maſſe von ſpaniſchen Schuldſcheinen an der pariſer Börſe von demſelben Papier noch eine halbe Million ankauft, iſt ſeine Abſicht vielleicht keine andere, als durch dies Manöver den Curs ſeiner Effecten zu heben und ſeinen ganzen Vorrath morgen zu beſſerm Curs loszuſchlagen. Und wenn er morgen mit ängſtlicher Eile ſeine öſtreichiſchen Metalliques verkauft, will er am Ende nichts Anderes, als dadurch den Curs dieſer Papiere um $^1/_{10}$ Procent herabdrücken und übermorgen zu dieſem gedrückten Stand Alles ankaufen, was zu haben iſt.

Der Agioteur iſt ein Spieler von ſo ſchlechter Profeſſion als der Spieler am grünen Tiſch. Die Agiotage gehört wie die Wechſelreiterei zu den ungeſunden Erſcheinungen des Handels. Sie producirt nicht, ſie ſchafft keine Werthe. Indem ſie den Agioteur bereichert, nimmt ſie dem Volke aus der Taſche. Der Agioteur lebt weder von den Renten ſeines Capitals noch von dem Lohne ſeiner Arbeit. Der ganze Handel in Staatspapieren iſt unproductiver Natur, denn er thut nichts Anderes, als daß er einen Gläubiger des Staats für den andern hinſtellt; die Schuld ſelbſt kann er weder vermehren noch verringern. Hauſſe und Baiſſe, das ſind ſeine Ideale, auf die er ſchwört, nach denen ſich ſein ganzes Denken und Trachten richtet. Heute ſpeculirt er à la hausse, morgen à la baisse, und darin beſteht ſeine ganze Kunſt, daß er ſchlauer iſt als die Maſſe.

Es geht ein Geiſt der Schwindelei ſeit kurzem auch durch Deutſchland. Mit dem plötzlich erwachten Unternehmungsſinne, mit der gebieteriſchen Stellung, welche Induſtrie und Handel auch in Deutſchland angenommen haben, bietet ſich den Wechſelreitern und Agioteuren reiche Gelegenheit dar, ihre Praktiken zur Anwendung zu bringen.

Vielleicht liegt auch in dieſer Thatſache ein tieferer Grund für die anhaltende Theurung. Denn in Zeiten der Wechſelreiterei und Agiotage iſt noch immer die nothwendige Folge unproductiver Speculation eingetreten und hohe Lebensmittelpreiſe und Verringerung des Geldwerths.

Die realiſtiſchen, materiellen Beſtrebungen ſind in Deutſchland zu Gunſten der geiſtigen lange Zeit vernachläſſigt und unterdrückt worden. Läßt man ihnen aber die Zügel ſchießen wie in Frankreich, in Nordamerika und andern Orten jetzt, ſo wird das deutſche Volk noch manche bittere Erfahrung machen.

(Ein vierter Artikel: Der Makler, in nächſter Nummer.)

Berliner Briefe.

VI.

Aus dem Leben am Hofe.

Berlin in Aufregung und worüber? Ueber den Einzug einer neuen Prinzeſſin. Alle Zeitungen haben ſchon davon berichtet; doch wo iſt die Feder, die ſolche vormärzlichen Dinge noch mit der Treue und Glaubhaftigkeit ſchildert, wie man jetzt ein Bivouac

in der Krim schildert! Wir würden nicht auf diese Vorgänge im berliner Leben zurückkommen, wenn sie uns nicht Gelegenheit gäben, berliner Zustände darzustellen.

Berlin ist die Stadt des Verstandes genannt worden und doch — woher sein plötzlich auflodernder Enthusiasmus? Wofür hat Berlin nicht schon geschwärmt! Man erlebte hier ein Sontag-, Paganini-, Liszt-, Lind-, Milanollo-, Roger-, Pepita-Fieber und gegenwärtig zeigen sich leichte Anfälle davon für Miß Ella im Cirque Loisset. Wäre Liszt in seiner Blütenzeit hier verblichen, er wäre — wie weiland Frauenlob — von Jungfrauen hier begraben worden. Der Schlüssel dieses Räthsels liegt in der zauberhaften Wirkung des Wortes: „Es ist etwas los!" Wo etwas los ist, ist der Berliner nicht zu halten. Es war doch ein grauumflorter Himmel, dem Schnee und Regen in gemeinsamer Fülle entsank und durch die Consequenz, mit welcher dieses lose Spiel von der dämmernden Eos an währte, waren die Straßen doch bald mit der bekannten braunen Masse überzogen, aber was thut das? Die Ueberschuhe werden angelegt, der „Page" muß bei den Damen die Hüften umschlingen und die Röcke in die Höhe halten; ein alter Mantel wird umgebunden und der schlechteste Hut aufgesetzt. In diesem keineswegs hochzeitlichen Kleide standen sie denn zu Tausenden, das chinesische Dach, Regenschirm genannt, über sich haltend, an Ort und Stelle und warteten. Schildern wir ein solches berliner Schauspiel! Ich hatte in einem Fenster des Universitätsgebäudes bei einem Freunde Posto gefaßt und konnte mit größter Gemüthsruhe nicht nur dem Tanze der Hören, sondern auch dem Tanze der Schneeflocken zuschauen und abwarten. Die Linden entlang stand es Schirm an Schirm. Die am Opernhause erbauten Tribünen waren nicht sehr besetzt, begreiflich, weil da das Vergnügen Geld kostete. Einen Thaler mit obligatem Regen abzusitzen, dafür ist der Berliner doch zu „bon économe". Endlich verkündeten die Salven, daß der Zug sich dem Brandenburger Thore genaht. Die Väter der Stadt, der Bürgermeister à la tête, im Amtskleide mit goldener Kette, sollten daselbst das fremde Fürstenkind begrüßen. Auf dem Platz vor unsern Fenstern gewahrte man stärkere Bewegung. Soviel wie möglich drängte sich Jeder vor, ein Corps de balayeurs sprengte mit seinen breiten Besen voraus und mühte sich die braune Masse zu vereinigen, die dann, in große Schubkarren gefüllt, beseitigt wurde, um einen möglichst saubern Boden zu erzielen, damit den weißen Strümpfen der Hofbedienten nicht zu weh gethan würde. Kaum hatten sie diese, den Danaiden ähnliche Arbeit vollbracht und Zeit gehabt zu verschwinden, so erschien der Vortrab des Festzuges, eine Abtheilung Gardedragoner im Paradestaat auf schönen Pferden. Trompeten schmetterten durch die Lüfte, dazwischen fielen leichte Schneeflöckchen wie duftige Blüten hernieder, um die Braut im Namen der Sonne, die sich hatte abwesend melden lassen, zu begrüßen. Diesem folgten fünf Kutschen im Sechsgespann mit schönen Rossen und Prachtgeschirren. An den Kutschenschlägen gingen zu beiden Seiten der Wagen reich galonnirte Diener, natürlich in Schuh und Strümpfen. Jetzt kam eine Compagnie Garde du-Corps in ihren weißen Röcken, blanken Küraſſen und Adlerhelmen zu Pferde, dieser folgte eine Art wunderbarer Tempel, die sogenannte Staatskarrosse, äußerst ehrwürdigen Ansehens und so geräumig, daß sie schlimmsten Falls auch als Arche Noäh dienen könnte. Sie war mit acht wunderschönen Schimmeln bespannt, denen Jeder einen Hochzeitsschmuck in seinem reichen Geschirr umhatte. Dieser Wagen ist in Strasburg zu Friedrich's des Großen Zeit gebaut und hat mancherlei Phasen der preußischen Monarchie mitdurchgemacht, nachdem er zuerst beim Einzuge der Gemahlin Friedrich's, der Prinzessin Elisabeth Christine von Wolfenbüttel-Bevern, gedient. Seitdem wird er, sowie ein hohes Fürstenkind als Braut sich unserm Weichbilde naht, aus seiner Einsamkeit ans Tageslicht gezogen und begnadigt, den neuen Stern an das Firmament des Hofes zu bringen. Der untere, sehr geräumige Kutschkasten ist mit Goldlack überzogen, daher heißt er im Volke auch kurzweg „der goldene Wagen", die Polster

ſind von weißem Damaſt golddurchwirkt, darüber wölbt ſich in rundlicher Form ein Glasdach, deſſen Gipfel eine Fülle königlicher Trophäen, als: Fahnen, Lorberzweige, Krone, Scepter und ein ſich aufſchwingender Adler mit ausgebreiteten Flügeln, Alles in Goldbronze gearbeitet, zieren. Das alte Haus bewegte ſich gravitätiſch Schritt vor Schritt vorwärts, zwei Stallmeiſter im großen Koſtüm ritten demſelben voraus. Zur rechten Seite hoch zu Pferde war der Commandant und der Polizeipräſident von Berlin, zur linken der Commandeur der Garde du Corps. Vier Lakaien gingen zur Seite des Kutſchenſchlags, zwiſchen der Vorderwand des Wagens aber und dem Kutſcherbock ſchwebten die zierlichen Pagen in ihrer reizenden Hoftracht à la Louis XIV. Das eine Beinchen hatten ſie an die Kutſche geſtemmt, mit dem andern knieten ſie auf einem zunächſt dem Kutſcherbock angebrachten Kiſſchen. Die Poſition war weder die bequemſte, noch ſicherſte, ſah aber anmuthig aus. Daß die armen Knaben keinen trockenen Faden am Leibe behielten, deſſen bin ich gewiß. Acht Tage hindurch waren ſie darauf eingeübt, um ſich bei der, wenn auch mäßigen Bewegung der Carroſſe doch mit Anſtand in der Schwebe zu erhalten, was, wie ich mir erzählen ließ, bei zwei kleinern Cadetten, die urſprünglich dieſen Dienſt hatten leiſten ſollen, viel unfreiwillige Purzelbewegungen abgegeben hatte. Man mußte möglichſt lange, ſchlank gewachſene dazu ausſuchen und die functionirenden, zu ihrer Ehre ſei es der Welt verkündet, behaupteten ſich in anſcheinend ungezwungenſter Weiſe in ihrer kritiſchen Stellung. Im Glastempel ſelbſt aber ſaß die junge deſſauer Fürſtenbraut im Roſagewande wie ein Roſenwölkchen, das ſtrahlend und friſch als Vorbote der Sonne am grauen Himmel Berlins heraufzog. Ihr zur Seite ſaß die Fürſten Mutter in Hermelin gehüllt. Ein Vivat begrüßte Beide, die in freundlichſter Weiſe dankend ſich verneigten und, da ſolches mit ihren erſten Schritten ſchon begonnen hatte, gewiß froh waren, dem Ziele ſo nahe zu ſein, um endlich ihren Kopf- und Rückenmuskeln einige Ruhe zu gönnen. Dieſem Allerheiligſten folgten wieder eine Compagnie Garde du Corps, dann ein ſechsſpänniger Wagen mit den Hofdamen der Braut, von welchen einige à l'honneur derſelben die Galanterie ſo weit trieben, daß ſie en grande tenue im bloßen Halſe in ihrer Kutſche ſaßen — jugendliches Feuer iſt nicht zu berechnen, weder Réaumur noch Fahrenheit haben es unternommen — da aber das Thermometer mindeſtens unter Null, alſo auf dem Gefrierpunkt ſtand, ſo gratuliren wir den, wie es ſcheint von Prometheus doppelt begabten Damen, indem wir meinen, ſie müßten bei ſeiner Feuervertheilung im Menſchengeſchlecht mindeſtens zwei Funken mehr abbekommen haben als wir Andern. Ein zweiter ſechsſpänniger Wagen führte die Hofdamen der Prinzeſſin Karl, die nicht mehr ſoviel Feuer disponibel zu haben ſchienen, denn ſie waren in Mantillen verhüllt. Geſchloſſen wurde der Zug wiederum durch eine Abtheilung Dragoner. Durch Regen und Schnee tönte ein Rufen der bewegten Menge, die nun erſt impoſant mit ihren Regenſchirmen ſich deployirte und ein vollſtändig ausländiſches Bild gewährte, etwa wie ein Feſtzug in China oder Japan, denn Hunderte, ja vielleicht Tauſende von ſeidenen und baumwollenen Dächern auf einem beſtimmten Raume zuſammengedrängt nach- und auseinander laufen zu ſehen, hat etwas unbeſchreiblich Humoriſtiſches und läßt auch ohne viel Phantaſie auf den Feſtzug eines Dalai-Lama ſchließen.

Im Schloß angekommen ward die Fürſtenbraut von der königlichen Familie empfangen und begrüßt. Zwei Stunden ſpäter rief mir ein alter Herr, der vom Schloſſe kam, in vollſter Begeiſterung zu: „Sie iſt wie eine Märchen-Prinzeſſin.“ Möge die kleine Fee trotz des grauen Himmels hier einen Roſengarten ohne Dornen finden. Ich wünſche das jeder Braut, einer Fürſtenbraut aber doppelt.

Wir könnten, da wir die Berliner im Zuſtande des „Es iſt etwas los“ haben ſchildern wollen, hier abbrechen. Aber die Neugier iſt vielleicht angeregt. Sie möchte vielleicht dem Brautpaar ins Schloß folgen. Sie möchte vielleicht, ohne eingeladen zu

ſein, näherer Zeuge einer fürſtlichen Vermählungsfeſtlichkeit werden. Nun wohlan! Kaiſer Nikolaus ſogar hat, als er gewiſſe Briefe veröffentlichen ließ, geſagt: Wir leben einmal im Zeitalter der Indiscretionen! Wer ſoll die Feder eines Schriftſtellers zwingen, nicht auszuplaudern, was ſie weiß?

Das Publicum hatte ſich lange verlaufen, die Ueberſchuhe raſteten von ihrem Frühzuge, die Schirme ſtanden wieder halb trocken im Winkel, die Mäntel, Hauben und Hüte der Bürgerfrauen lagen und hingen noch voll Feuchtigkeit über Stühle und an Haken, als die Kammerzofen der Damen der Ariſtokratie die Roben und Barben ihrer hohen Gebieterinnen ordneten, um dieſelben zu der am Abend ſtattfindenden Vermählung der Märchen-Prinzeſſin zu ſchmücken.

Von den Geheimniſſen oder kleinen Toilettenkünſten, die hier und da unter vier Augen gepflogen wurden, d. h. zwiſchen der Dame und ihrer Zoſe, kann nur Asmodi Kunde haben oder ein Solcher, der neben der Dame ſich auch mit dem Zöſchen verſtändigt hat.

Fürchtet euch nicht, ihr Matronen oder Middle aged ladies, daß ich beim bloßen Anblick wie ein Daſe alle eure Falten, Fältchen und Krähfüßchen zuſammenrechnen und ſie der Welt verkünden werde — noch mögen die „fleurs de la jeunesse“ Sorge tragen, ſie, die allemal den Sieg davontragen! Was läßt ſich auch heutzutage, wo die Sitten ſo vereinfacht, viel über Toilettenkünſte ſagen? Die Watte ſelbſt iſt abgekommen, ſeit den Herren geſtattet iſt, lange weiße Caſimirbeinkleider zu tragen, ſtatt der Escarpins ſind auch die „Falſchen“ verſchwunden, in welche man ehedem mit Stopfnadeln hineinſtechen konnte, ohne daß der ſo Angegriffene auch nur im geringſten zuſammenzuckte. In Paris war es ſogar vor kurzem gegen alle Mode, irgendwie von der Natur mit „Gorge“ begabt zu ſein, die Taille mußte möglichſt wie ein Bret aufliegen, das Buſentuch ſo flach ſitzen als deutete es, wie Mercutio zu Julia's Amme ſagt: „auf Sonnenuntergang“. So tyranniſch verfährt die ſtrenge Göttin Mode mit ihren Jüngern, mit allen, die ſich zu ihr bekennen, ohne zu fragen, ob Sinn oder Unſinn in ihrem Geſetz herrſche. Jetzt aber läßt man, Gott ſei Dank, die Natur wieder gewähren, hilft ein wenig nach oder beſchränkt ſie, je nachdem.

Schminknäpfchen ſind alſo nur Antiquitäten? O sancta simplicitas! ruft mir eine kaum verjährte Erinnerung noch rechtzeitig zu: Wenn aber in dem Toilettenzimmer des Fürſten** Hunderte von Büchschen, Näpfchen, Fläſchchen, Pülverchen und Döschen ſtehen, um ihn teint, peint, feint und in einen Ci-devant jeune homme umzuſchaffen, wie willſt du da behaupten, es gebe keine Toilettenkünſte mehr? Oder gedenke der Herzogin von **, ruft die Erinnerung weiter, die in Jugendſchöne erſcheint, trotz der Jubeljahre, die ſie gefeiert, fall' auf die Knie und ſprich: „Alle guten Geiſter loben Gott den Meiſter!“ Die Erinnerung hat Recht. Es iſt nun einmal ſo, die Eleuſiniſchen Geheimniſſe wiederholen ſich immer wieder, gleichviel ob in Tempeln oder in Boudoiren. Und hat die Toilettenkunſt denn nicht ihre hiſtoriſche Berechtigung? War doch im Alterthum bei den Perſern ein Geſetz, daß Diejenigen, welche höher im Range ſtanden als Andere, ſchön ſein mußten! Daher ſchminkten ſich alle Vorgeſetzten, wie z. B. Surenas, der Feldherr des Königs Orodes —, und nach ſolchen Belegen will ich heute im 19. Jahrhundert an die geheimen Myſterien dieſer Kunſt zweifeln und ihr die Exiſtenz abſprechen?

Es iſt ein Fahren auf der Straße, daß die Ohren gellen. Die jungen Offiziere nehmen alle Droſchken in Beſchlag. Die Herren vom Vollblut, die Garde, die nicht ſtirbt, aber ſich ergibt (nämlich allen Freuden, die das Leben bietet), ſie fährt natürlich in großen Carroſſen. In demſelben Augenblick öffnete ſich auch meine Thür und ein niedliches Köpfchen guckte herein und fragte: „Nun?“ „Schön“, ſagte ich, warf die Feder fort und ſprach: „Laß dich anſchauen!“ Die Frau war bereits im Coſtüm. Ein rundes

weißes Atlaskleid umschloß die schlanke Taille und von hinten herab fiel eine vier Ellen lange Robe oder Schleppe von Moiré antique mit echten Spitzen garnirt. Die Coiffure bestand in federartigen Schneeflöckchen, statt Regen fielen Goldtröpfchen dazwischen, hinten herab hing die zur großen Cour nothwendige Barbe von Spitzen. Ich fragte, ob sie den duftigen Kopfputz sich früh beim Einzuge aus Schnee und Regen zusammengewebt hätte und lobte ihr Talent — denn nichts Grünes war dabei. Ich mußte mir und ihr gestehen, daß sie reizend aussah und nachdem auch ich den goldgestickten Rock angezogen und den Dreimaster in der Hand hielt, nahm sie die Schleppe über den Arm, schlüpfte in den Wagen und fort ging's zum Schloß. Wer aber denkt, daß er von Hause fortfährt und dann am Portal Nr. 3 gleich aussteigen kann, der ist im vollsten Irrthum. Nein, eine unabsehbare Reihe von Wagen hemmt gar bald die Eile der muthigen Renner. Sie müssen sich bequemen, Schritt zu gehen und die im Wagen Sitzenden müssen wie fromme Pilger sich in Geduld ergeben; denn ist es auch keine Springwallfahrt nach Kevelaer, wo zwei Schritt vor und einer zurück gemacht wird, so kommt man doch im vollen Sinne des Worts nur Schritt vor Schritt vorwärts. Es kann, wer sich verspätet oder sonst guignon hat, leicht eine Stunde, auch länger „unterwegs" sein.

Endlich ist das Ziel erreicht. Die alten Mauern des Schlosses erdröhnen von dem furchtbaren Wagengerassel, die Fenster leuchten und künden an, daß etwas Großes dort vor sich gehen müsse. Publicum steht soviel als möglich ist, d. h. gestattet wird, und aht und oht, wenn es irgend einen alten Herrn mit goldgesticktem Rock und mitunter à la Surenas raffraichirt oder eine schöne Dame teinte, peinte, feinte im Glanz aussteigen sieht. Endlich hat man, wie nach einem Rennen mit Hindernissen, das Ziel erreicht und begibt sich direct die breite Treppe hinauf zu der neuerbauten Schloßkapelle. Das Gewühl der Kopf an Kopf gedrängten Aristokratie war gewaltig genug. Um uns zu sammeln und zu orientiren, gestatte man eine Pause, d. h. einen neuen Briefbogen und eine neue Stahlfeder. Für heute: Fortsetzung folgt.

(Ein siebenter Brief in nächster Nummer.)

Anregungen.

Der Naturzweck der Gletscher.

Wir haben schon an einer andern Stelle darauf hingedeutet, daß weitaus die Mehrzahl der Reisehandbücher über die Schweiz ihre Leser und Besitzer gerade nur die Oberfläche Dessen kennen lehrt, was sie zu den Erscheinungen und Reizen einer großartigen Natur führt, daß sie somit den gesteigerten Ansprüchen unserer Zeit an die Gebildeten, ja nicht einmal, soweit diese Ansprüche theilweise nur ebenso Sache der Mode geworden sind wie Anderes, keineswegs mehr entsprechen. Anderntheils fehlt es freilich durchaus nicht an Schriften, welche uns in die Natur und Bedeutung von Erscheinungen einzuführen vermögen, welche mehr oder weniger bewußt gerade die eigenthümlichen Anziehungspunkte der Schweizerreisen selbst für den flüchtigsten Touristen bilden. Aber die gelehrten Untersuchungen haben selten jene Form, die sie geeignet macht, auch von den Uneingeweihten aufgesucht und zur Erweiterung ihrer Kenntnisse benutzt zu werden.

Um so willkommener werden uns daher Schriften sein, welche mit genauer Kenntniß ihres Gegenstandes den gelehrten Apparat in die einfache und schlichte Sprache des gewöhnlichen Lebens so übertragen haben, daß schon das Maß der mittlern Bildung (die wir hier der speciellen Fach- und Berufsgelehrsamkeit gegenüberstellen) daraus ebenso fruchtbare Belehrung wie anziehende Unterhaltung schöpfen kann. Gerade über das interessanteste, wunderbarste und recht eigentlich charakteristische Naturphänomen des mächtigsten Hochgebirges Europas, über die Gletscher in allen ihren mannichfachen Beziehungen, können wir den Lesern der „Unterhaltungen" eine gleich unparteiisch unterrichtete wie klare, verständliche Arbeit in dem Werke Mousson's nennen: „Die Gletscher der Jetztzeit. Eine Zusammenstellung

und Prüfung ihrer Erscheinungen und Gesetze" (Zürich, Schulthess, 1854).

Wir gehen hier natürlich nicht in Einzelheiten ein, nur eine einzige Stelle über die „Bedeutung der Gletscher", als dem Zwecke der „Unterhaltungen" überhaupt nicht fern liegend und als fasbare Ausbeute dieser kurzen Anzeige für den Leser, möge hier Platz haben.

„Die ununterbrochene Verbindung der Gletscher mit der Region des ewigen Schnees deutet auf eine Abstammung aus größern Höhen, auf eine Abhängigkeit mit den stets gleichen Naturverhältnissen, die dort walten. In der That springt die Bedeutung der Gletscher sogleich in die Augen; wenn man berücksichtigt, daß über der Schneegrenze die festen Niederschläge eines jeden Jahres nicht wieder verschwinden, sich also im Laufe der Zeit das Unbegrenzte häufen müßten, hätte die Natur nicht ein Mittel gefunden, sich der wachsenden Schneelast fortwährend zu entledigen. Dies Mittel sind eben die Gletscher. Mit einer wunderbaren langsamen Bewegung führen sie das Uebermaß des gefallenen Schnees in die tiefern Thäler hinab und übertragen dem Wärmeüberschuß eines mildern Klimas die Schmelzung, die in der höhern Region nicht zustande kam" — (so in weiterer Folge den Bächen und Flüssen ihre Nahrung zuführend). Hier haben wir in wenig Worten die Stelle und den Nutzen auch der Gletscher in dem großen Haushalte der Natur.

Der Handel und die Wissenschaft.

Man verlegert den Handel, schmäht den Stab des Mercurius; ist aber der Handel nicht der mächtigste Förderer der Cultur gewesen?

Der Karavanenhandel, der schon lange in Asien und Afrika einheimisch ist, bildete die Haupttriebfeder der Bildung in diesen Welttheilen, wie er noch heute als derselbe Vermittler die Gesittung in seinem Gefolge trägt. Wie sehr eine verständige Colonisirung die Cultur hebt, lehrt die Erfahrung aller Zeiten, und die vielen Handelscolonieen des Alterthums, die fast unabhängig vom Mutterlande in den schönsten Gegenden der Erde sich selbständig entwickeln konnten, haben die Cultur mächtig gefördert.

Die Erkenntniß der Wichtigkeit des Handels für den Wohlstand der Völker sowol wie für die Ausbreitung der Religionslehren und der gesammten Civilisation war es ohne Zweifel, welche den Stifter des Islam vermochte, den Handel ausdrücklich zu gebieten, sodaß dieser hierdurch für den gläubigen Mohammedaner gewissermaßen zur Religionspflicht wird. In den Karavanen der Kaufleute zogen die Schüler der Wissenschaft, wie man sie nannte, nach den feinen Hofsalen berühmter Lehrer; ihre Ziele waren dieselben wie die des Handels. Das Maß des Handels eines Orts war auch das Maß seiner Cultur.

Ein ausgedehnter Handel ist zugleich der Schöpfer der bürgerlichen Freiheit, indem der Wohlstand, den er erzeugt, die Mittel gibt, die Unabhängigkeit zu vertheidigen; so finden wir auch in fast allen eigentlichen Handelsstaaten eine freisinnige Verfassung. Der Kaufmann war es, der das schwankende Fahrzeug baute und sich auf ihm kühn dem brausenden Sturme des wogenden Meeres preisgab und so gleichsam die Brücke schuf für Ausbreitung der Wissenschaften und Künste zwischen allen Theilen der Erde.

Ein Beförderungsmittel der Bildung ist der Handel durch Schärfung des Verstandes, indem er die Kräfte weckt und übt. Wenn wir die Dienste betrachten, die der Handel den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft geleistet, so treten die Ergebnisse, die er der Völkerkunde, überhaupt der Erdkunde liefert, besonders in den Vordergrund; unter den Naturwissenschaften hat insbesondere nächst der Astronomie die Naturgeschichte durch den Handel wichtige Eroberungen gemacht. Von großem Einfluß war er auf die politische Oekonomie und auf die Ausbildung der Rechtswissenschaft, indem er ganz neue Gebiete in sie einführte. Auch die Mathematik, im engern Sinne die Arithmetik, dankt einige besondere Zweige und manche Methoden der Praxis des Handels, ebenso die zuerst als Seeversicherungen zur Erscheinung gekommenen Assecuranzen. Die Theorie des Handels selbst hat sich zur Wissenschaft, indem sie sein Wesen und seine Eigenthümlichkeiten zum Gegenstande nahm, ausgebildet und man hat auf mehren Universitäten die Handelswissenschaft in den staatswirthschaftlichen Studienplan aufgenommen.

Allen Theilen der Wissenschaft zugleich leistet der Handel seine unmittelbaren Dienste in der besondern Form des Buchhandels. Hier ist er Vermittler des Ideenaustausches zwischen den Vertretern der Wissenschaft und dem Publicum und ein gewaltiger Förderer der Wissenschaft.

In dieser Art faßt der Director der Chemnitzer Handelsschule, Friedrich Noback, den Handel von einem allgemeinen Culturstandpunkte auf, hebt aber auch in einem seiner neuern Programme das umgekehrte Verhältniß hervor. Die glänzenden Fortschritte der Chemie und Physik und aller technischen Gewerbe, die verbesserte Erzeugung, die damit verbundene erleichterte Anschaffung, der gesteigerte Verbrauch, Momente, welche die Fabrik- und Manufacturindustrie sehr gehoben haben, kommen dem Handel zugute und werden rückwirkend von ihm fort und fort neu erzeugt. Wem wäre die elektrische Telegraphie nutzbarer als dem Handel? Auch die

Mechanik übt dieselbe Wirkung. Der eigentliche Abhängigkeit des Handels von der Wissenschaft besteht eben darin, daß sein rationeller Betrieb Kenntnisse mannichfacher Art bedingt, denn der wahrhafte, gebildete Kaufmann wird immer bestrebt sein, nächst Kenntnissen über Waarenkunde, Handelsrecht, Buchführung, Rechnen, fremde Sprachen, Geographie auch die Geschichte des Handels, die Statistik, die Grundsätze der politischen Oekonomie, die Chemie, Physik und Technologie in den Kreis seines Wissens aufzunehmen. Gute Handelsschulen geben hierzu Gelegenheit, sie geben Gelegenheit, dem Handel Männer zu erziehen, die den Werth der Wissenschaft zu ehren vermögen. Der gebildete Kaufmann verachtet nicht Wissenschaft und Kunst, wenigstens ehrt er, wie Goethe sagt, „die Wissenschaft, sofern sie nützt".

Alexander Jung über „Goethe's Wanderjahre".

Große Geister sind für die Weltanschauung ganzer Zeitalter, was das Fernrohr und Vergrößerungsglas für das Auge des Einzelnen. Sie erweitern den Sehkreis ganzer Geschlechter, verschärfen das Auge, rücken ihm das Ferne nahe und öffnen ihm den Blick durch das Oberflächliche in die Tiefe.

Aber jedes Fernrohr und jedes Mikroskop will mittels des kleinen Schräubchens in den rechten Focus gestellt sein. Die Kritik und Analyse müssen sehr oft diesen Schraubendienst verrichten, bevor das gewöhnliche Auge von dem durchsichtigen Objectiv den rechten Gebrauch machen lernt.

In einem kürzlich (Mainz, G. G. Kunze) erschienenen Buche: „Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts", bringt der geistreiche Verfasser, Alexander Jung, den Inhalt unserer Zeit unter einen solchen Focus und zwar des Goethe'schen Geistes. Was Jung hauptsächlich zu beweisen sucht, ist, kurz ausgedrückt, ungefähr dies: Zwei Hauptrichtungen hat die deutsche Volkserziehung eingeschlagen: die classische, gelehrte, und die realistische. Die letztere kränkelte lange unter dem anhaltenden Uebergewicht der ersteren. Goethe begreift ihre Ebenbürtigkeit. Er bringt den Realismus zu Ehren, aber er überschätzt ihn nicht. Classisch und realistisch, theoretisch und praktisch zugleich im glücklichsten Ebenmaß, rückt er uns die ideale Welt näher und erklärt die materiellen Lebenserscheinungen. Diese Harmonie der Weltauffassung in den beiden culturhistorischen Richtungen macht nach A. Jung die solange nur gering geachteten „Wanderjahre Goethe's" zu dem großen Ganzen, aus dem wir noch lange Belehrung und Erquickung schöpfen werden.

Es ist viel über dies merkwürdige Buch, die „Goethe'schen Wanderjahre", geschrieben und doch zeigt sich an dem Jung'schen Werke die Unerschöpflichkeit derselben. Jung's Schrift bietet nach vielen Seiten hin lebendige Anregung. Wir kommen darauf zurück.

Der Zollverein und die deutsche Gesammtstatistik.

Unter diesem Titel bringt die Zeitschrift „Minerva" in einem ihrer letzten Hefte eine interessante Uebersicht der Thätigkeit auf dem Gebiete der Handels-, Gewerbs- und Bevölkerungsstatistik in den einzelnen deutschen Staaten und macht den guten Vorschlag, zur Vervollständigung dieses wichtigen Zweiges der Staatswissenschaften eine Commission von statistischen Beamten der zollvereinten Staaten einzusetzen, um die zur Herstellung einer Bevölkerungsstatistik erforderlichen Vorschläge anzuregen.

Nur auf diese Weise werden wir allerdings in den Besitz eines zuverlässigen Materials gelangen, welches der Durcharbeitung werth und zu richtigen Schlußfolgerungen brauchbar ist.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Herren Statistiker von Fach und Amt, welche uns seit einigen Jahren mit einem wahren Ocean von Zahlen überschwemmen, mit der Statistik einen kleinen Götzendienst treiben, der nicht zu billigen ist. Wehe dem armen Schüler, der diese Zahlenmeer durchkreuzen muß! Begegnete doch dem sprichwörtlichen statistischen und verdienstvollen Schriftsteller kürzlich die Ironie des Schicksals in der Gestalt des orientalischen Krieges! Mit Zahlen hatte er den Beweis liefern wollen, daß Frankreich nicht im Stande sei, einen Krieg zu führen. Moralisch und politisch beweisbar wäre vielleicht, daß Frankreich ohne Bundesgenossen oder die Heere unterjochter Völker seinen Krieg auf die Länge führen könne, aber durch Zahlen nimmermehr.

Franz Liszt und Richard Wagner.

Man legt es vielfach als eine sonderbare Zumuthung aus, daß Richard Wagner für Berlin die Bedingung gestellt haben soll, die Einführung seiner Opern solle dort durch Franz Liszt geschehen.

Dieser Selbstschutz ist natürlich und sollte dem Componisten in Rücksicht auf die Erfahrungen, die der originelle Kopf mit der Forderung durch Rivale macht, allerdings gestattet werden. Liszt kennt die innersten Absichten, die Wagner mit seinen Schöpfungen verband; er geht mit Hingebung und mit Glauben an die Reproduction derselben, er theilt dem Orchester, dem Gesangspersonal, ja dem Publicum selbst die eigene Begeisterung für die zu lösende Aufgabe mit.

können die Kapellmeister, wie sie so am Dirigirpulte stehen und meist nur für die Maestri schwärmen, die todt sind, eingestehen, daß sie sich der allerdings vielfach einseitig angepriesenen Wagner'schen Musik gegenüber unbefangen fühlen? Ist es nicht eine Thatsache, daß in keiner Kunst soviel gehässige Rivalität stattfindet wie in der Musik? Kann man nicht die beste Oper ruiniren, wenn man ihre Schwierigkeiten schon bei den Proben nicht freundlich und entgegenkommend erklimmt, ihre Mängel und Sonderbarkeiten mit einem Lächeln vor den Orchestermitgliedern und Sängern als eine „Concession an den Genius" behandeln und ausführen läßt und Abends bei der Vorstellung selbst sich schlaff und ungläubig zeigt? Es gibt ein gewisses „Ich werde mit der unbefangensten Hingebung diesen Gegenstand befördern!" das den Gegenstand statt zu befördern schon im Keime tödtet.

Kann man Wagner'n verdenken, wenn er sich die Prüfung, die seine Werke noch nicht in Berlin bestanden haben, in jeder der Beziehungen, die in der Sache selbst liegen, durch Liszt's Begeisterung sichern will?

Daß sich in Deutschland so wenig Talent für einheimische Opern entwickelt, liegt bekanntermaßen an Diesem und Jenem, aber unter Anderm auch an unsern Kapellmeistern.

Dr. Sanders und die Gebrüder Grimm.

Seit Jahr und Tag haben die Gebrüder Grimm für ihr „Deutsches Wörterbuch", dessen Vollendung, leider scheint es so, erst unsere Nachkommen erleben werden, allerlei Anfeindung erlitten. Einer ihrer lebhaftesten Gegner ist Dr. Daniel Sanders, der nicht nur in zwei Streitschriften kritisch gegen sie auftrat, sondern jetzt sogar im Werke hat, dem Grimm'schen Unternehmen ein anderes gegenüberzustellen. Bei J. J. Weber in Leipzig erschien bereits zu diesem Vorhaben eine Einleitung.

Wir verkennen gewiß keineswegs die Berechtigung eines Forschers, die Ergebnisse seiner Studien, selbst wenn sie von denen der gefeiertsten Namen abweichen, der Welt mitzutheilen, verdenken ihm auch das Feuer und den Eifer für seine Entdeckungen nicht, können aber nicht umhin, dem unermüdlichen Sanders entgegenzuhalten, ob die reiche Ausbeute, die er bei seiner Nachlese auf dem Felde seiner Vorgänger an übersehenen und nicht ganz richtigen Einzelheiten will gefunden haben, nicht auf einer Täuschung beruht. Der Sprachschatz ist so unermeßlich groß und seiner Natur nach so wenig in bestimmten Grenzen festzuhalten, daß auf ein Citat, das man für irgend eine Eigenthümlichkeit anführt, nothwendigerweise bei Heranziehung noch weiterer Quellen zehn kommen müssen, die man als vergessen darstellen kann. Das Grimm'sche Wörterbuch kann sich nicht anheischig machen wollen, ein erschöpfendes zu sein oder den ganzen Vorrath der Sprachwendungen vollständig zu geben. Es wird immer nur ein sogenanntes Cornucopiae, ein Füllhorn, ein Apparat zum Nachschlagen und Orientiren bleiben. Eher könnte man ihm vorwerfen, daß der persönliche Geschmack und die romantische Richtung der Gebrüder Grimm diesem Wörterbuche Quellen zugeführt hat, die bei ihnen in zu hohen Ehren stehen, z. B. Arnim's Werke. Dieser Sonderthümlichkeit gegenüber ist die Sanders'sche Erweiterung der Quellen auch auf neuere Literatur und solche, vor der die gelehrten Herren Sprachmeister sonst nur ein Kreuz zu schlagen pflegen, sehr beachtenswerth, wenn wir auch die Art nicht billigen können, wie Sanders diese Citate in den Proben seines Wörterbuchs allzu bunt durcheinanderlaufen läßt.

Sollte sich der unternehmende Verleger, Herr J. J. Weber, entschließen, Sanders' Idee auszuführen, so möchten wir vorschlagen, ganz von einer Concurrenz mit den Gebrüdern Grimm abzustehen und nur ein einfaches, kurzgedrängtes praktisches Wörterbuch in höchstens drei Bänden von dem kundigen und fleißigen Sprachkenner herstellen zu lassen.

Dem Auslande gegenüber müßte dann ein solches Nachschlagewerk auch in lateinischen Lettern, nicht in deutschen, wie diese Probe liefert, gedruckt werden. Die vielen fremden, an unserer Sprache interessirten Gelehrten können bekanntlich durch unsere gothischen Lettern nicht gut hindurchkommen.

„Blüette."

Eine leichte dramatische Arbeit von einem oder zwei Acten nennt man allgemein eine „Blüette". Das richtige Wort ist Bluette: ein Sprühteufelchen, ein Irrwisch. Nur die Aussprache lautet: Blüette.

Aus dem Leben.

Wer sich über Verarmung seines Herzens beklagt, hat sie sich meist durch zu große Verschwendung seiner Gefühle zugezogen.

* * *

Eine große Lüge trägt ihre verhüllende Kappe oft zeitlebens; eine kleine verliert sie meist beim ersten Ausgange. J. v. O.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 16. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Berliner Briefe.

VII.

Aus dem Leben am Hofe.

(Fortsetzung und Schluß aus Nr. 15.)

Die Schloßkapelle lag schon vor einem Jahrhundert im Geiste des als Architekt und Bildhauer gleich großen und berühmten Schlüter. Sein Nebenbuhler, Cosander von Goethe, mit dem großen Dichter nur im Namen verwandt, wußte durch Ränke und Verleumdungen aller Art den edeln Meister zu verdrängen und gefiel sich darin, seine hohen und großartigen Pläne in der Ausführung zu hindern, daher denn das Schloß bisher ohne Thurm verblieb. König Friedrich Wilhelm IV. nahm die Idee von neuem auf und der noch heute von vielen Herzen betrauerte, früh verstorbene Schinkel machte auf Wunsch seines Monarchen die ersten Entwürfe zu der Anlage der jetzigen Schloßkapelle, deren Thurm sich über dem großen Portal an der Fronte der Schloßfreiheit riesenhaft erhebt. Unter Leitung Stüler's wurde der Bau 1846 begonnen und schließlich unter der des Schloßbauraths Schadow 1853 vollendet. Die Kapelle, zu welcher man unmittelbar durch den Weißen Saal emporsteigen kann, ist in Form eines Achtecks mit vier größern und vier schmälern Seiten gebaut. Sie ist von einer außerordentlich schönen Kuppel überwölbt und erhebt sich zu einer Höhe von 225 Fuß vom Erdboden, während die Höhe des Schlosses nur 101 Fuß beträgt. Die Schloßplatzfronte ist die größte und hat 460 Fuß Länge und 33 Fenster Fronte sowie zwei prächtige Säulenportale; die Schloßfreiheitfronte, wo eben der Thurm sich emporhebt, hat 15 Fenster Fronte und 276 Fuß Länge. In der Mitte aber ist das großartige, nach dem Triumphbogen des Septimius Severus erbaute Portal.

Im Innern der Kapelle herrscht der höchste Luxus an Marmor, Gold, Sculpturen, Malereien. Wir meinen, natürlich ganz mit „beschränktem Unterthanenverstande", daß durch dem einfach Schönen und Erhabenen Eintrag geschehen ist. Wir finden Vieles zu bunt, zu überladen, zu beunruhigend. Ein ähnliches Gefühl überkam mich beim Kölner Dom, der auch schon durch zu viel Farbe und Vergoldung laut, statt feierlichstill wird. Einfach und erhaben wie alles wahrhaft Große und Schöne muß unserm Gefühl nach ein

ſo zum Himmel erhobener Finger Gottes bleiben, — mein Ideal iſt in dieſer Beziehung der Straßburger Münſter.

Doch kehren wir zu unſerm Feſt zurück. Die Hunderte von Prachtſeſſeln in rothem Sammet mit Goldverzierung waren zu dem heutigen Zwecke ausgeräumt, um mehr Platz zu gewinnen. Kopf an Kopf ſtanden die Herren und Damen vom höchſten Range im blendenden Glanze einer großen Toilette mit Stern und Ordensband in dem Lichtmeer, das ſich ringsum und über ſie ergoß. Mittlerweile hatten die königlichen Herrſchaften ſich in das mit rothem Sammet tapezierte Zimmer begeben; das Palladium Preußens, die Krone, unter ſicherm Geleit vom Tréſorier und von Gardes du Corps in das Verſammlungszimmer gebracht, ward aus den Händen der Oberhofmeiſterin der Königin gereicht und dieſelbe befeſtigte ſie auf dem jugendlichen Haupte der Fürſtenbraut. Unter den Diamanten flimmerte ein Tropfen in hellerm Glanz und verdunkelte momentan ſeine Brüder — die Rührungsthräne der hohen Frau. Mit einem Kuß auf die reine, ſchöne Stirn der Braut gibt ſie der Erhebenden — denn auch Fürſtenbräute fühlen ja wol in der Hauptſache ganz wie wir andern Menſchen — die Weihe für das neue Leben. Der Feſtzug ordnet ſich. Der Oberceremonienmeiſter geleitet Alle an ihren Platz. Voran ſchreitet der Oberhofmarſchall mit dem großen Marſchallsſtabe; ihm folgen die Kammerherren und hohen Hofchargen, das Brautpaar erſcheint. Der Prinz trägt die preußiſche Generalsuniform, Stern und Kette des Schwarzen Adlerordens zieren ſeine Bruſt. Ihm zur Seite die Braut. Sie trägt Kleid und Robe von drap d'argent; „gewebte Luft", wie Petronius die Flor- und Gazeſchleier der Nymphen nennt, umhüllt bauſchig von Diamantſpangen gehalten das zierliche Leibchen, deſſen Nähte alle durch Diamantſchnüre verdeckt ſind, es funkelt von dem ſchönen Halſe ein Meer vom reinſten Waſſer. Das vordere Haar umſchattet in langen goldenen Locken das liebliche Oval des Geſichts, in Flechten legt es wie ein griechiſcher Knoten ſich über den Hinterkopf, der die Krone trägt —, aber dem Haupte der Fürſtenbraut fehlt ein Schmuck, der als Symbol der Jugend und Reinheit jedes andere unſerer Landestöchter deutſcher Gauen ziert, es iſt der Myrtenkranz! Warum, frage ich, warum hat das ſtrenge Ceremoniel dieſes ſchönſten Schmucks ſie beraubt? Nicht Schleier, nicht Kranz — nur die Krone als Symbol der Hoheit ruht auf ihrem Haupte. Dieſer Braut hätte ich gern, unbeſchadet ihrer Hoheit, die bräutliche Myrte noch in das blondgelockte Haar geflochten, daß ſie in ihren grünen Zweigen ihr von einer frohen Zukunft ein Wort der Liebe zugeflüſtert hätte. Die Schleppe der hohen Braut trugen vier Hofdamen, während links und rechts neben denſelben die Oberhofmeiſterinnen von Deſſau und Preußen gingen.

Es folgten dem Bräutigam ſein Hofmarſchall und ſeine Adjutanten. Dieſen reihten ſich die Hofchargen des Königs an, ſeine Nähe kündend. Nachdem das Königsgeſtirn von Preußen und Hannover vorübergezogen, ordnete und bewegte ſich der Zug in gewohnter Weiſe durch den prachtvoll in Gold und Silber decorirten Rittersaal, die Bildergalerie, wo ſchauluſtige Damen, ohne zur Geſellſchaft zu gehören, Spalier bildeten, die, obwol in Balltoilette befohlen, es damit eben nicht ſehr genau genommen hatten. Wir bemerkten ſchwarze hohe Kleider und verblichene Fähnchen von Tarlatan; ja es iſt eine Art Caricatur von feinſollendem Staat, doch: „Keiner ſieht auf dich, wo Hohenzollerns Sterne leuchten!" Das mögen ſie in ihrer Beſcheidenheit gedacht haben, als ſie die alten Ballinvalliden anthaten. Durch den Weißen Saal geht der Zug weiter und ſteigt die breite Marmortreppe rechts zur Kapelle empor, wo die Geiſtlichkeit ſie an der Pforte empfängt und zum Altar geleitet, während Poſaunenklänge (die Kapelle hat keine Orgel) die Eintretenden begrüßen und der Domchor in überwältigender Schöne wie mit Engelsſtimmen ihnen ein „Salve" des Himmels entgegenruft.

Nachdem das Brautpaar vor dem Altar und die hohen Häupter ſich zur rechten Seite geſtellt, ſchweigt der Chor, die Trauung beginnt. Es donnern 36 Kanonenſchüſſe und

künden den Wechsel der Ringe des Paares; die Umstehenden wissen nun, daß die Prinzessin von Dessau dem Hause Preußen eng und für immer verbunden ist.

Unerquicklicherweise war die telegraphische Depesche von dem Tode der Prinzessin Karoline von Hessen gerade während der Trauung eingetroffen. Begreiflicherweise mußte die Braut schmerzlich davon berührt worden sein.

In gleicher Weise wie der Zug gekommen stieg er die Treppe hinab und begab sich in die sogenannte Rothe Sammetkammer. Dort große Accolade und Beglückwünschung des Hofes an die Neuvermählten.

Die Gesellschaft strömte unterdessen in den feenhaft prachtvoll, königlich zu hohem Feste geschmückten großen Weißen Saal. Zwei Springbrunnen zunächst des Treppenaufganges in die Kapelle in Nischen angebracht werfen ihre Silberstrahlen empor und bemühen sich, die tropische Hitze, die sich allgemach von den Flämmchen der Tausende und Abertausende von Wachskerzen, die von Lüstres und Candelabern herniederstrahlen, sowie von den hier versammelten 200 Menschen, entwickelt hat, in etwas zu dämpfen, doch das Riesenwerk gelingt ihnen nicht. Man begreift, daß in dieser heißen Zone am Rande der Bassins der Springbrunnen sich eine Flora seltenster Art entwickeln kann. Von der mythologischen Granate bis zu den wie beflügelt schwebenden Orchideen, von dem tiefblauen Vergißmeinnicht, bis wo durch Myrten und Lorbern die Goldorange glüht. Sowie die Gratulation vorüber ist, erscheinen die hohen Herrschaften und setzen sich an die Spieltische. Unter dem Thronhimmel steht derjenige, an welchem das Königspaar mit den Neuvermählten sich niederläßt. Daß es sich hier um kein ernstes L'Hombre, Vostion oder Whist handelt, weiß Jeder, es werden nur Karten gegeben und fortgeworfen, ohne die Trümpfe zu zählen. Zu beiden Seiten stehen je noch zwei Tische, sodaß im Ganzen deren fünf sind, an welchen die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses Platz nehmen und sich auch mit Kartenaustausch amüsiren. Das Gefolge der hohen Herrschaften gruppirt sich gleichfalls hinter und neben den Tischen. Während ein Concert von der königlichen Kapelle beginnt, in welchem unsere ausgezeichnetsten Künstler und Künstlerinnen mitwirken, eröffnet der gegenwärtige erste Edelmann, Fürst R., die Cour, indem er, ganz allein vortretend, in gemessenem Schritt mit dem Anstand und der Würde eines echten Paladin sich dem Throne naht und seine Verbeugung zuerst dem Königs- und Brautpaare, dann den vier andern prinzlichen Paaren macht, sodaß er sich mindestens fünf mal nach allen Seiten hin verneigen muß. Ihm folgt sein durchlauchtigster Bruder und diesem die hohe Generalität, die Minister und Gesandten der fremden Höfe. Alle ziehen einzeln vorüber und machen ihre Reverenz. Es hat etwas eigenthümlich Feierliches, diese ernsten Verbeugungen, zu welchen Jeder sich bemüht, soviel Anstand und Grazie als ihm irgend möglich ist ins Leben zu rufen. Haben die vornehmsten Herren ihre Huldigung in dieser Weise dargebracht, so beginnt die der Damen, mit bei weitem größerer Grandezza, welche schon in den Schleppen, die sie tragen, ihren Grund hat. Eine muß von der Andern mindestens vier Schritt entfernt gehen, um sich nicht lebensgefährlich zu werden, d. h. sich nicht auf die Schleppe zu treten und zum Fall zu bringen. Ein kleiner Teufel — Gott weiß welche Satanella — hatte es gefügt, daß die Gemahlin des russischen Gesandten wie die des russischen Generals Grafen B. dicht vor der des französischen Gesandten gingen, was dieser jedenfalls eine unangenehme Empfindung bereitete, denn auch auf friedlichem Boden sehen Rußland und Frankreich sich jetzt nicht eben liebevoll an. Hier bei dieser Einzelschau konnte man die werth- und geschmackvollen Toiletten und den reichen Schmuck der Damen erst recht bewundern. Man sah schwere Atlaskleider und goldgestickte Sammetroben, manche Erscheinung war so imponirend und glanzvoll, machte die fünf Verbeugungen, die infolge der langen Schleppe gar nicht so leicht sind und Grazie und Geschick verlangen, mit soviel Anmuth und Würde, daß wir mit Vergnügen diesem Kometen-

zuge mit seinen Schweifen in stiller Bewunderung zuschauten. Nach den Damen kamen die höhern Civil- und Militärbeamten, zuletzt rückt der Leutnant en masse vor und macht corpsweise, wenn auch nicht auf Commando, doch a tempo seine Reverenz. Wie der Kreuzzug der Etikette vollendet, so verklingen auch schon die letzten Töne des Concerts. Der Oberhofmarschall kündet dem Hofe das Souper an, dieser erhebt sich und begibt sich nach dem Rittersaal. Die königliche Tafel ist, wie sich von selbst versteht, königlich ausgestattet und blendet mit ihren Silber- und Goldplateaus, den Bestecken, den Blumen- und Fruchtschalen, den zierlich mit sinnigen Arabesken umränderten Speisekarten, die Alles enthalten, was der Gastronom sich nur wünschen kann. Zwei Generale legen an dieser Tafel die Speisen vor. Die Oberhofmundschenke credenzen den Wein. Ob sie das alle sehr geschickt machen, darüber mag ich keine Auskunft geben, ich weiß nur, daß ein mit Speise beladener Teller wie ein Dachziegel von einer Hand in die andere geworfen wird, bis er zuletzt zur Stelle kommt, wohin er gehört. Kein Unberufener darf ihn dahin setzen, das Ceremoniel ist streng vorgeschrieben, und wenn es auch mit diesem nicht mehr so schlimm ist wie vordem in Spanien, wo der König, dessen Kleider durch Zufall in Brand gerathen waren, inmitten seiner Hofleute eines jämmerlichen Todes sterben mußte, da Derjenige, dem es gestattet war, seine geheiligte Person zu berühren, gerade nicht anwesend sein konnte —, ich meine, wenn nun auch hier das Ceremoniel nicht bis zum Hunger- wie dort zum Flammentode getrieben würde, so ist es doch bei solchen Festen vorherrschend.

Die übrige Gesellschaft fand theils an andern Tafeln Platz, theils fand sie nicht Platz und hatte eine Stunde zu verleben, die an die Qualen des Tantalus erinnerte. Dies wirklich unbegreifliche Mißverständniß, daß so Viele leer ausgingen, lag in dem keineswegs umsichtigen Arrangement, es traf durchaus nicht den Gastgeber, denn König Friedrich Wilhelm IV. bewirthet mit großer Munificenz. Hier trugen Andere die Schuld; aber wahr ist es, daß nach dem Schluß des Festes die Conditoreien unter den Linden einer gründlichen Plünderung der jungen Herren erlagen, um die halb Verschmachteten zu erquicken.

Sowie das Souper beendet, erhob der Hof sich wieder und begab sich abermals in den Weißen Saal, wo er sich unter dem Thronhimmel niederließ. Nachdem der Oberceremonienmeister sich vor dem Brautpaare verneigt und es zum Tanze einladet, beginnt mit Trompetenklang, als wär's der Marsch aus dem „Propheten", so mächtig und groß, die Musik zum Fackeltanz. Die Musik ist von einem hochstehenden Dilettanten, dem Grafen R., eigens diesmal zu diesem Feste componirt. Auf Wunsch des Königs hatte Graf R. die Melodieen des Hohenfriedberger sowie des alten Dessauer Marsches in diesen Tanz verwebt. Der Einladung folgend, erhebt sich das Brautpaar; der Oberhofmarschall tritt mit seinem Stabe voran, ihm folgen paarweise die zwölf Minister, weiße Wachsfackeln in den Händen tragend. Aehnlich wie der Chor in der antiken Tragödie machen sie den Umgang; ihnen folgt das hohe Brautpaar unmittelbar, sodaß sie es sind, welche die Neuvermählten zum Tanz durchs Leben führen. Hat das bräutliche Ehepaar den Umzug vollbracht, so verneigt die junge Frau sich anmuthigst vor dem Könige und fodert Se. Majestät zum Tanze auf; ein neuer Umgang beginnt; so geht es fort, bis die Braut mit allen Prinzen, ihr junger Gemahl aber mit der Königin und allen Prinzessinnen des Hauses getanzt hat. Interessant ist es, bei diesem feinsollenden Tanze die Physiognomieen zu beobachten. Wie bei dem Chor der Alten, liegt bei den Meisten, zumal bei den Fackelträgern, ein sehr erhabener Ernst auf ihren Gesichtszügen, ja es scheint, als durchforschten sie wie die Alten in der „Antigone" Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Etwas Großartiges und Imposantes hat ein solches Fest ohne allen Zweifel. Der Glanz der Uniformen der Herren, die Pracht der Roben und des Schmucks der Damen, die Mächtigkeit der Musik, das Flimmern von tausend Kerzen, wie soll man da nicht berauscht

ſein? Sowie der Tanz vollendet iſt, übernehmen zwölf Pagen in ihren zierlich rothen Röcken, en escarpins mit weißer Halskrauſe, die Fackeln der Miniſter und geleiten das junge Paar in die für daſſelbe eingerichteten Zimmer im Schloſſe. Während die Oberhofmeiſterin das roſa, mit M. A. bedruckte und mit Silberfranſen garnirte Strumpfband ohne den Zuſatz: „Honny soit qui mal y pense!“ vertheilt, wird die Krone vom Haupte der Braut abgenommen, um ſie wieder in den Krontreſor mit gleicher Bedeckung, wie ſie gebracht, zurückzubringen. Das Tagesgeſtirn verſchwindet, der Hof zieht ſich in ſeine Gemächer zurück, die Geſellſchaft drängt und wogt aus den Sälen. Aber es iſt nicht ſo leicht, ſeinen Puck oder Droll, ſeinen Friedrich oder Jakob zu entdecken, — ja es gehört mitunter Zeit und Geduld dazu, wie ſie Columbus beſeſſen, um die Neue Welt zu finden, ſo hier ſeinen Bedienten. Ich war in dem Fall. Da ich nicht Luſt hatte, mich von der Fülle irrender Ritter, die nach Tüchern und Mänteln ihrer Gebieterinnen forſchten, zertreten zu laſſen, ſo ſprang ich zurück. Wer will, der folge mir; ich zeige ihm noch ein wenig, bis ſich die Gäſte verlaufen haben, den Schweizerſaal, von welchem, nächſt der Großen Treppe, auch die berühmte Wendeltreppe führt, die Friedrich der Große in ſpätern Jahren beim Ausfahren oder Ausreiten benutzte, als er die Abnahme ſeiner Kräfte und ſeine Hinfälligkeit dem Publicum verbergen wollte. Von ſeinen alten Waffengefährten, den vertrauten Offizieren, dicht umgeben, ſtieg er von da aus aufs Pferd, damit das Volk, weiter abſtehend, die Mühe, die es ihm machte, auf daſſelbe hinaufzukommen, nicht gewahren möchte. Saß er aber und ritt hinaus, ſo war es ein Triumphzug, der ihn geleitete; der berliner Gamin hing ſich auch wol in Begeiſterung ſo lange an den Steigbügel des großen Königs, bis er, den berühmten Krückſtock ſchwingend, die kleine Brut forttrieb. Im Mai 1786 ſtieg er zum letzten mal von dieſer Treppe aufs Pferd, um die Heerſchau abzuhalten.

Da ſtehe ich wartend und wartend im Gardes du Corps-Saal, der hinter dem Schweizerſaale liegt. Nachdem ich durch zwei Zimmer geſchritten, kommt eins, deſſen golddurchwirkte Seidentapete den kommenden Glanz verheißt. Preußens und Polens Adler haben in den nächſtfolgenden zwei Zimmern ihre Neſter gebaut. Die Tapete des einen hat im Goldgrunde rothe, die des andern Zimmers ſchwarze Adler eingewirkt. Hier hängt ein Kryſtallluſtre, den Friedrich der Große für 80,000 Thaler von der Marquiſe von Pompadour kaufte; auch einen Tiſch von florentiner Moſaik für 3000 Dukaten ließ ihm die gefällige Freundin Ludwig's XV. ab, ohne daß man ſagen konnte, ſie war von Preußen beſtochen geweſen.

Wenn wir dem Adlerſchwarm Ade geſagt, ſtehen wir im Rittersaal. Das königliche Büffet iſt hier aufgeſtellt. Schwere ſilberne und goldene Vaſen, Terrinen und Humpen ſehen uns wie die Urahnen eines edeln Hauſes an. Ein Thronhimmel befindet ſich in der Mitte der entgegengeſetzten Wand. Oberhalb iſt ein Balcon für die Muſik. Die Baluſtrade, die ihn umgibt, beſteht aus verſilbertem Holzblätter-Schnitzwerk. Früher war dieſes ganze Gitter in eben dieſem maſſiven Gewinde von gediegenem Silber. Friedrich der Große, in Geldverlegenheit, ließ es 1758 abnehmen und zu preußiſchen Thalern verklopfen, womit er theilweiſe den Siebenjährigen Krieg führte und nebenbei das Neue Palais bei Potsdam erbauen ließ; ein Holzgitter, dem urſprünglichen nachgeformt und gut verſilbert, mußte ſeine Stelle erſetzen. In dieſem Saale war es, wo Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840 den Huldigungseid empfing.

Noch im Angedenken jenes großen Moments vertieft, durchſchritt ich gedankenvoll das Nebenzimmer, welches zur Bildergalerie führt. Viele alte Meiſter nicken uns freundlich zu; ich ging weiter noch durch ein Zimmer und ſtand wieder in dem leergewordenen Feentempel, dem Weißen Saal. Ja, er iſt koloſſal ſchön! Und welche Fülle intereſſanter hiſtoriſcher Erinnerungen haften an ſeinen Wänden! Hier war es, wo nach dem unglücklichen Kriege von 1806 Friedrich Wilhelm III. mit Luiſen, umringt von ſeinen Landes-

kindern, Gott in dem von Rhigini componirten Tedeum für die glückliche Rückkehr in die Hallen seiner Väter dankte. Damals war der Saal freilich sehr einfach und schmucklos, die Wände glatt mit weißer Tapete bekleidet. Der Kunstgeschmack unsers Königs hat den Raum umgeschaffen. Gothische Bogen in durchbrochener Arbeit, an das Schnitzwerk der Alhambra streifend, weiße, marmorreiche Goldarabesken, Malereien und Draperieen laufen jetzt an den Wänden und statten sie prachtvoll aus. Es gehört diese strahlende Verzierung ganz der Neuzeit an. Als im März des Jahres 1843 hier der König das größte und ausgedehnteste Fest, das jemals in den Räumen des Schlosses stattgefunden hatte, gab, waren die Wände noch schmucklos. Sechstausend Menschen wogten an jenem Abend, freudeberauscht, hier durcheinander — die reiche, stattliche Bürgersfrau nahm es in Kostbarkeit der Toilette mit jeder Gräfin auf. Zum Landtage von 1847 ward der Weiße Saal besonders eingerichtet; lange Reihen scharlachüberzogener Sitze, dem Throne gegenüber, sagten dem Beschauenden, daß es sich hier um eine Versammlung von Bedeutung handle. Das Herz des Patrioten folgte den dort gepflogenen Verhandlungen und trauerte, daß damals die Stimmen der edelsten Männer des Vaterlands machtlos verhallen mußten. Sie ahnten das Gewitter, das sich 1848 hier entlud, als die tobende Volksmasse das Schloß umstand und das Wahlgesetz auf breitester Unterlage ins Leben trat. Die daraus hervorgehende Nationalversammlung trug den Charakter eines Fiebers mit Phantasieen; man vergaß, daß man selbst an dem kranken Zustande theil hatte; doch wurden den allzu heftig Erkrankten zuletzt andere Räumlichkeiten angewiesen. Heute ruht nur noch Glanz und — Schweigen auf diesen Hallen.

Ich war wehmüthig ergriffen und mußte eilen, um nicht von einem Feste der Freude mit Trauer nach Hause zu kommen; meinen Schützling fand ich schon verhüllt meiner harrend und sich um mich ängstigend, da ich ihm verschwunden war. Bewußtlos nahm ich den Mantel um und kam erst wieder durch das Wort der Liebe und auch durch den furchtbaren Lärm und das Rollen der Wagen und der namentlich ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit dahinjagenden Droschken, die nun mit ihren jungen Kriegern wie im Siegeswagen heimwärts flogen, zu mir selbst. Als die Glocke die erste Stunde des neuen Tags als vollendet angekündigt hatte, gaukelte mich schon ein Traum aus dem Bereiche einer irdischen Feenwelt in das einer unsichtbaren hinüber.

(Ein achter Brief demnächst.)

Allerlei moderne Existenz.

IV. Der Makler.

Eine nützliche und vielbenutzte Person an der Börse und auf dem Markte ist der Makler oder Sensal, der in der Handelswelt eine ähnliche Rolle spielt wie der Herold auf dem mittelalterlichen Turnierplatz. Er kämpft nicht selber mit bei dem Wettstreit, sondern vermittelt nur, daß die Parteien sich finden. Die Makler an der hamburger Börse haben zum Zeichen ihres Berufs einen kleinen schwarzen Stock mit silbernem Beschlag, auf dem das hamburger Wappen eingegraben ist. Sie erinnern damit an die Constabler in den Straßen von London.

Die Einsetzung des Maklers scheint ursprünglich die Folge eines Gefühls der Schicklichkeit gewesen zu sein. Der wahre Kaufmann hält es unter seiner Würde, mit sich handeln zu lassen, und dem anständigen Käufer ist es lästig und unangenehm, weniger zu bieten als ihm abgefodert wird. Angebot und Nachfrage sind zwar nahe verwandt, aber sie berühren sich nicht gern unmittelbar. Um den Proceß des Kaufens und Verkaufens zu vollenden, ohne seinem bessern menschlichen Gefühle Zwang anthun zu müssen, brauchen

die Handelnden einen Dritten, den Makler, der für sie das Mäkeln, Feilschen, Schachern übernimmt und dafür eine bestimmte Entschädigung, die Courtage, erhält.

Jeder Zweig des Handels, der Geld-, Staatspapier-, Getreide-, Waaren-, Häuserhandel hat seine beeidigten Makler. Das Gesetz hat ihnen gewisse Rechte eingeräumt und bestimmte Pflichten auferlegt. Niemand als sie darf Maklergeschäfte betreiben. Nach der alten kaiserlichen Verordnung vom Jahre 1760 sollen die Makler mit Käufern und Verkäufern, sie seien fremd oder einheimisch, vornehm oder gering, Christ oder Jude, bescheiden, fleißig, gleich und recht umgehen und Keinem seine Waare, wenn sie nicht überzeugt, daß es aufrichtiges und Kaufmannsgut sei, für gut schätzen und anschlagen, dahingegen auch Niemands Gut, so aufrichtig und Kaufmannsgut ist, verachten oder verwerfen wollen; sie sollen sich nicht nur zur bestimmten Zeit auf der Börse einfinden, sondern sich auf den Handlungscontoren fleißig und oft anmelden, um die Aufträge sowol zum Ein- als Verkauf von Geld oder Waaren zu empfangen.

Wenn man um die Börsenzeit vor den Häusern der frankfurter Bankiers vorübergeht, erblickt man einen Haufen meist jüdischer Männer vor den Eingängen zu den Comtoren. Das sind die Wechsel-, Geld- und Effectenmakler, welche sich ein- und ausdrängen, zu Wagen und zu Fuß die Stadt durcheilen, um bei den reichen Geschäftsmännern Aufträge zum Ein- oder Verkauf anzunehmen. Sie erhalten je nach der Natur des Gegenstandes ¼—1 Gulden von 1000 Gulden. Da sie, vermöge ihrer Stellung zu Verkäufern und Käufern die Bedürfnisse der Letztern und das vorhandene Kaufgut genauer kennen als sonst Jemand, auch das Vertrauen beider Theile besitzen und außerdem die Pflicht haben, den durchschnittlichen Preis der Waaren und den durchschnittlichen Stand der Curse an der Börse als Norm für den ganzen Geschäftsverkehr festzustellen, so hat ihnen das Gesetz verboten, an irgend einer Waare, die sie vermakeln, Antheil oder Gewinn außer der gesetzlich festgestellten Courtage zu haben. Sie dürfen weder direct noch indirect für eigene Rechnung Geschäfte treiben.

An den großen Handelsplätzen gibt es Makler, welche an einem Tage, in einer Börsenstunde mehre Hunderte verdienen. An den kleinern Orten und Börsen sind es meist Juden, welche die Maklergeschäfte besorgen. Hier wie dort aber lastet ein gewisser Druck der öffentlichen Meinung auf dem Makler. An der Tafel des reichen hamburger Kaufmanns wird man den reichen Makler, und es gibt deren sehr reiche, nie in Gesellschaft der Gäste finden. Die Courtage ist die Scheidemünze, welche ihn auch von Denen scheidet, die ihn brauchen. Der Makler ist im conventionellen bürgerlichen Leben dem Kaufmann nirgends ebenbürtig, sondern steht überall unter ihm. Warum? Ist er nicht ebenso nothwendig zur Theilung der Arbeit wie die andern Glieder in der großen Kette des Handels und der Gewerbe; besitzt er nicht einen hohen Grad von mannichfachen Kenntnissen, feinen Sitten, Bildung? Es ist eigenthümlich, in dieser Geringschätzung des Maklers liegt ein Rest jener alten hellenischen Verachtung des Handels. Makler und Shopkeeper sind keine Gentlemen.

Es gibt viel sehr ehrenhafte Makler, aber es gibt auch viel Schacherer und Wucherer, welche ihre bevorzugte Stellung als Vermittler zwischen Angebot und Nachfrage und ihren geleisteten Eid misbrauchen, um eigene Geschäfte zu machen und indem sie Andere als Käufer oder Verkäufer vorschieben, die Preise je nach ihrem Interesse drücken oder in die Höhe schrauben. Die Gelegenheit zu unredlichem Gewerbe ist nirgend größer als im Maklergeschäft. Es gibt Makler, welche ein Gewebe von Lug und Trug ins Handelspublicum streuen, um im Trüben mit der eigenen Angel verbotenen Fischfang zu treiben, Makler, welche die Telegraphendrähte benutzen, um sich durch ihre Freunde an den entfernten Einkaufsplätzen falsche von ihnen selbst angegebene Notirungen der Preise zurücktelegraphiren zu lassen, um den guten Glauben ihrer Auftraggeber durch das geborgte Amtssiegel betrügen zu helfen!

Das ist die Ursache dieses gesellschaftlichen Makels, der auf dem Makler haftet und unverdienterweise selbst den Redlichen nicht verschont. Nicht der Kaufmann, sondern der Makler ist, um mit Plato zu sprechen, das unvollkommene Nachbild der Idee des Mercurius. Darum jedes andere redliche Gewerbe lieber als das des Maklers. Meist auch ergreift man es nur durch Umstände gezwungen, selten, daß sich Jemand zu diesem Berufe ausdrücklich schon vorbereitet.

(Ein fünfter Artikel: Der Kornwucherer, in nächster Nummer.)

Ueber Geister, Ahnungen und Träume.

III.

Die Symbolik des Traums ist ganz ähnlich wie die Physiognomik, mit welcher sie auf einer Stufe der Zuverlässigkeit steht, vielen Grüblern ein Thema des Nachdenkens gewesen, und die Traumbücher vom gelehrten Artemidorus an, welcher auf encyklopädische Art die Glaubensmeinungen der alten Völker in Betreff dieses Punkts in seinen „Oneirocritica" zusammentrug, bis auf die wohlfeilen Traumbüchlein „gedruckt in diesem Jahr" speichern eine Ueberfülle von Material für solches Nachdenken auf. Es fehlt in diesem Wirrwarr von poetischen Anspielungen und witzigen, oft höchst humoristischen Zusammenhängen nicht völlig an gewissen wiederkehrenden und sich auch bei verschiedenen Völkern gleichbleibenden Bildern und Symbolen, welche man als bestimmte Punkte fixiren kann, während sich das Meiste freilich untereinander widerspricht und als willkürlicher Einfall zu erkennen gibt.

Manche in den Traumbüchern vorkommende Symbole finden wir ebenfalls in den sprüchwörtlichen Bezeichnungen des gemeinen Lebens seit alten Zeiten eingebürgert. Z. B. „Schwein" (solche Thiere im Traume sehen) bedeutet Glück und Freude, vermuthlich weil im Sichwälzen dieser Creatur sich eine gewisse Art von Glück besonders nachdrucksvoll ausspricht, gemäß jenem bekannten Göthe'schen „Uns ist ganz kannibalisch wohl" u. s. w. Dagegen bedeutet „Pech" träumen Hinderniß und Mißverstand in seinen Unternehmungen, vermuthlich weil wer Pech angegriffen lange arbeiten kann, bis er den zähen Kleber von den Händen los wird. Wer träumt, daß er „Hörner" am Kopfe trage, der wird dadurch gewarnt, in seinen ehelichen Verhältnissen wachsam zu sein und nicht unbesorgt und stumpf zu wandeln gleich gewissen Hörner tragenden und mit dem Brett vor der Stirn ins Joch gespannten Thieren. Wenn einer Frau träumt, daß sie „Hosen anziehe", so soll dies bedeuten, daß ihr die Hoffnung blühe, den Scepter des Pantoffels im Hause zu führen. Wer im Traume den „Kukuk hört", dem bedeutet es langes Leben und Gesundheit. Im Wachen kann er hernach den Kukuk selbst weiter fragen, wie lange er noch zu leben hat. Und wer im Traume den „Storch klappern" hört, der darf hoffen, daß ihm bald der Storch mit seinem langen Schnabel ein Geschenk in die Wiege legen wird.

Von welcher Art die Güter dieser Welt seien, das auszudrücken sind die Traumbücher unerschöpflich. In ihrer seltsamen und auf den Kopf gestellten Sprache bedeutet „Schlamm" Ehre, „Lumpen" Glück, „Thränen" Ehrenstellen, „Aas und Koth" gute Zeiten und langes Leben, „Sich selbst erhängen" Glück, „Erhängt werden" Reichthum, „Enthauptet werden" Glück und langes Leben, „Ermordet werden" langes Leben und Gesundheit, „Ameisen" und anderes Ungeziefer sowol von der krabbelnden als von der hüpfenden Art Glück, guten Gewinnst und Reichthum, „Böse Augen" guten Handel, „Beschmuztsein" Glück, „Von Mäusen geplagt werden" guten Gewinnst, „Feuersbrunst und Abbrennen" Glück und Reichthum, „Wind" Glück, „Nebel" Glück und Ansehen u. dergl. Es sieht förmlich aus, als habe ein Mann die Traumbücher gemacht, welchem es auf Erden recht schlecht ging und welcher sich dadurch rächen wollte, daß er dem Glanz,

Reichthum und Vergnügen der Welt hinterrücks und heimtückisch eins anhing. Sollte dieser Schalk der alte ehrliche Artemidorus selbst gewesen sein, aus dessen Quellen die Spätern großentheils geschöpft haben? Wer war Artemidorus?

Er lebte im 2. Jahrhundert nach Christi Geburt und war gebürtig aus Ephesus. Er glaubte aber von dem zu Daldia in Lydien, der Vaterstadt seiner Mutter, verehrten Apollo als dem Gotte der Weissagung und Traumdeutung den ausdrücklichen Auftrag bekommen zu haben, ein alle bisherigen übertreffendes und völlig erschöpfendes Werk über diesen Gegenstand zusammenzustellen. Um zu diesem den hinreichenden Stoff zusammenzutragen, excerpirte er nicht allein mit gewissenhafter Auswahl alle bis dahin vorhandenen Bücher über Traumdeutung, sondern bereiste auch Griechenland, Asien, Italien und die Inseln, um in dieser Hinsicht seine Kenntnisse zu vervollständigen. Er war übrigens nichts weiter als ein Compilator, welcher in fünf Büchern alles Das zusammenstellte, was ihm von den gesammelten Stoffen das Erprobteste schien, wobei er noch dazu die Auslegungen der Aegypter, Perser, Indier u. s. w. gewissenhaft voneinander unterschied. Der ehrliche Artemidorus darf deshalb nicht mit dem Verdachte so boshafter Erfindung belastet werden. Die Sache ist älter. Sie gehört mit in das Thema der uralten Verbreitung gewisser mythologischer Symbole, Märchen, poetischer Vorstellungen, Fabeln und Sagen wie der vom Sündenfall, von der großen Flut u. dergl. über alle Länder und Völker.

In einigen dieser alten Symbole ist wirkliche Poesie, z. B. in der großen und dennoch einförmigen Mannichfaltigkeit der Zeichen für den bevorstehenden Tod. Dieser wird angezeigt durch einen Spiegel, eine Wage, eine Töpferscheibe, ein Paar Würfel, eine Sanduhr, ein Paar Schuhsohlen, lauter Dinge, welche Gleichgewicht, gleichmäßige Bewegung, Gleichmaß und Gleichförmigkeit ausdrücken. Denn das Bild im Spiegel wiederholt den Gegenstand vor dem Spiegel, wie Wagschale die Wagschale, Würfel den Würfel, Sohle die Sohle, oberer und unterer Kegel der Sanduhr einander wiederholen und abbilden. Dabei ist die Bewegung der Sanduhr ebenso gleichmäßig wie die der Töpferscheibe, wandernder Sohlen oder einer ins Schwanken gesetzten Wage. Diese Bilder sind insofern von einer dichterischen Wahrheit, als der Tod die im Leben aus ihrem Gleichgewichte entlassenen Naturkräfte in ihr Gleichgewicht wieder zurückbringt, alle Leidenschaften stillt, alle Schuld versöhnt und allen Schmerz beschwichtigt. Die Symbolik der Auslegung geht hier also über den erschreckenden Augenschein hinaus, sich in den Begriff der Sache selbst vertiefend. Freilich bleibt auch wieder eine zweite Reihe Bilder für den Tod auf eine barocke Art beim bloßen Augenschein haften, wenn z. B. derselbe durch Gerippesehen, schwarze Kohlen, Schußhören u. dgl. angezeigt werden soll. Am interessantesten aber ist eine dritte Reihe von Bildern für den bevorstehenden Tod, welche denselben in ein freundliches Gewand hüllen und als etwas Wünschenswerthes und Freudevolles erscheinen lassen. Denn auch Hochzeit machen, Zurückkehr in die Heimat und Wiedersehen von Vater und Mutter soll manchmal den bevorstehenden Tod angezeigt haben. So fand es schon in der Bildersprache des hohen Alterthums statt. Cicero erzählt (De divinat. l. I. p. 362), daß ein gewisser Eudemus aus Cypern sich in Pherä niedergelassen habe, einer damals ansehnlichen Stadt in Thessalien, welche aber von ihrem Beherrscher Alexander auf tyrannische Art bedrückt wurde. In dieser Stadt erkrankte Eudemus in dem Grade, daß die Aerzte ihn aufgaben. Im Traume verkündigte ihm ein Jüngling von herrlichem Aussehen, er werde in kurzem genesen, der Tyrann Alexander nach einigen Tagen ums Leben kommen, er selbst aber, Eudemus, nach fünf Jahren in seine Heimat zurückkehren. Der Erfolg war, daß Eudemus genas und der Tyrann Alexander von seinen Schwägern getödtet wurde. Als nun das fünfte Jahr zu Ende ging, fiel Eudemus auf einem Feldzuge in Sicilien, den er mitmachte, in einem Treffen bei Syrakus, und man schloß nun hieraus, daß dieses, und nicht eine Rückkehr nach Cy-

vern, wie er ſelbſt gehofft hatte, der Traum in ſeiner ſymboliſchen Sprache mit dem Ausdrucke der Heimat bezeichnet habe.

Wenn nun aber Einer träumt, er mache Hochzeit oder ſehe die Heimat wieder, ſo darf er nach ägyptiſcher Auslegungskunſt daraus doch noch nicht ſogleich auf ſeinen bevorſtehenden Tod ſchließen. Denn die directe Auslegung der Träume, nach welcher „Hochzeit" Freude, „Heimat" Wohlbehagen, „Moraſt" Leiden, „wildes Waſſer" Verdruß, „Feuer" Unruhe und Gefahr u. ſ. f. bedeutet, bleibt dabei niemals ausgeſchloſſen, ſodaß zuletzt immer Alles hier in einem angenehmen poetiſchen Verirſpiel endigt und der die Träume eingebende Gott immer Recht behält, man mag nun träumen was man will, und es mag darauf folgen was da will. Denn geht es ſchief, ſo wird der Mangel immer an der Ungeſchicktheit des Auslegers gelegen haben.

Es iſt alſo auch hier wiederum leicht, das Schiff vom Waſſer leer zu pumpen. Aber der Leck bleibt doch. Es gibt nun einmal gewiſſe Vagabunden oder Flüchtlinge von Erfahrungen, welche täglich von Tauſenden gemacht werden, aber nie recht ans Tageslicht dürfen, weil ſie vor keinem der wiſſenſchaftlich privilegirten Polizeiämter einen gültigen Paß aufweiſen können und die man deshalb überall ſogleich über die Grenze weiſt. Sie gleichen jenen polizeiwidrigen Geſichtern und Baſſermann'ſchen Geſtalten, welche zur Zeit allgemeiner Aufſtände aus ihren Schlupfwinkeln hervorzutauchen pflegen, um die Beſitzenden in ihrem Beſitze zu beunruhigen und dann wieder zu verſchwinden. Wir meinen mit ihnen nicht die Träume, ſondern die vorahnenden Gefühle, zu denen die Traumbilder ſich nur als die Symbole verhalten, ähnlich wie die Geſichtszüge die Symbole der Affecte und Leidenſchaften ſind, welche das Mienenſpiel in Bewegung ſetzen.

Jedermann, welcher, an ein Geſchäft gehend, eine entſchiedene quälende Vorahnung von deſſen böſem Ausgange hat, wird, ſobald er nur irgend kann, ſich von ihm loszumachen ſuchen, und ſollte er ſich auch das quälende Mißbehagen nicht ſogleich in rationelle Gründe zu überſetzen wiſſen. Wer mit einer Perſon in Berührung kommt, welche ihm entſchiedene Antipathie einflößt ohne allen rationellen Grund, wird ihren Umgang meiden und ſagen: Sie iſt mir fatal, ich weiß nicht warum, aber ſie iſt es. Es gibt fatale Perſonen und fatale Schickſale, welche wir inſtinctartig fliehen. Es gibt ebenſo heilbringende Perſonen und heilbringende Schickſale, an die wir uns inſtinctartig und ohne rationellen Grund feſſeln. In Beziehung auf Perſonen nennen wir es Liebe und Sympathie, in Beziehung auf das Lebensſchickſal Beruf und Beſtimmung. Die Liebe braucht dabei durchaus nicht mit geſchlechtlicher Neigung, das Berufsgefühl durchaus nicht mit ausgezeichneter Fähigkeit und Tüchtigkeit zum Geſchäfte zuſammenzufallen, obgleich dies häufig ſo der Fall iſt. Nicht Jedermann erfährt dies an ſich. Dadurch wird aber lange noch nicht verhindert, daß nicht ſehr Viele es wirklich an ſich erfahren. Dieſe fühlen deutlicher als Andere die Verbindungsfäden, durch die ihre Seelen in den Zuſammenhang der weltdurchdringenden pſychiſchen Ordnung eingeflochten ſind. Auch die Art von Tugend oder Tüchtigkeit, wonach Einer ſtrebt, gehört hierher. Sie iſt lange nicht bei allen Menſchen dieſelbe, obgleich die Tugend an ſich nur Eine ſein kann. Jeder Menſch faßt aber von der Tugendidee nur diejenige Seite mit vollem Ernſt auf, welche der Faſſungskraft ſeines ſpeciellen Charakters entſpricht, als der Stelle im Zuſammenhange des großen Seelenreichs, an welcher ſeine individuelle Perſönlichkeit wurzelt. Alles Uebrige nimmt er zwar in die Ueberzeugung ſeines Verſtandes auf, ohne daß es jedoch zum ausdauernden und nachhaltigen Motiv ſeines Willens wird.

Unſer Leben iſt alſo ebenſo gut wie das der Thiere, nur in anderer und höherer Weiſe, der Inſtincte für das heilbringende und unheilbringende Thun, für die heilbringenden und unheilbringenden Perſonen voll. Ebenſo wol wie das Thier weiß auch der Menſch ſeine angeborenen Feinde und Freunde voneinander zu unterſcheiden, nur daß er

ſich gewöhnlich aus leicht begreiflichen Rückſichten dies auszuſprechen hüten. Und da nun noch außerdem der Inſtinct beim Menſchen nicht auf thieriſche Art an der Gattung haftet, ſondern ein individueller iſt, ſo wird er mit Unrecht gewöhnlich dem Menſchen abgeſprochen. Es iſt wahr, die Menſchengattung als ſolche iſt inſtinctlos. Aber nicht darum, weil ihr die Inſtincte fehlen, ſondern weil ſie aus der Gattung in die Individuen, aus dem Ganzen in die Theile übergewandert ſind.

(Ein vierter Artikel in nächſter Nummer.)

Georg Forſter.

Johann Georg Forſter (am 26. November 1754 in Naſſenhuben bei Danzig geboren) hatte das Glück, in den Jahren 1772—75 als ſiebzehnjähriger Jüngling, in Geſellſchaft ſeines Vaters den berühmten Entdecker James Cook auf deſſen zweiter Reiſe um die Welt zu begleiten. Nach der Rückkehr beſchrieb er, 22 Jahre alt, dieſe Reiſe und gab ſie in London heraus, wovon die ſpätern deutſchen Ausgaben nur Bearbeitungen ſind. Der nächſte Zweck dieſer Reiſe Cook's war, über das Daſein eines feſten Landes am Südpol Forſchungen anzuſtellen, und das Reſultat dieſer Forſchungen war damals, daß ein ſolches feſtes Land weder innerhalb des gemäßigten Erdgürtels, noch jenſeit des antarktiſchen Kreiſes vorhanden, wenigſtens für jene Expedition nicht zu erreichen ſei. Dieſes Ergebniß iſt zwar nach den ſpätern Entdeckungsreiſen, welche durch kühne engliſche Seefahrer nach den Inſeln und Küſten des Südpolarkreiſes gemacht wurden, umgeſtoßen worden, ſodaß von dieſer Seite betrachtet die Forſter'ſche Reiſebeſchreibung allerdings keinen Werth mehr hat. Ihre bleibende Bedeutung liegt aber auch gar nicht in dieſem nächſten Ergebniß, ſondern vielmehr in der friſchen, anziehenden und unverfälſchten Schilderung des Naturzuſtandes der Völker der Südſee.

Im Jahre 1778 kam der dreiundzwanzigjährige Forſter nach Deutſchland, um ſeinem zu Kingsbench im Schuldgefängniß ſitzenden Vater Hülfe zu verſchaffen. Der jugendliche Weltumſegler mit ſeinem einnehmenden, redſelig-unbefangenen Weſen, das einen Anflug von Empfindſamkeit hatte, ſah ſich alsbald überall, wohin er auf ſeiner Reiſe kam, mit dem Nimbus früher Berühmtheit umgeben, und es gelang ihm, nicht blos durch Hülfe verſchiedener Geldunterſtützungen ſeinen Vater aus dem Schuldthurme zu befreien, ſondern auch für ſich ſelbſt eine Stelle als Lehrer der Naturgeſchichte am Carolinum zu Kaſſel zu finden und ſeinem Vater eine Profeſſur in Halle zu verſchaffen. Zur Erlangung einer Lehrſtelle in Kaſſel war Forſter auch ſeinem kurz vor ſeiner Abreiſe aus England gewonnenen gleichaltrigen Freunde Sömmerring, dem ſpäter als Anatom berühmt gewordenen Manne, behülflich. Beide Freunde kamen unter den Einflüſſen des Gefühlsphiloſophen Jacobi in eine myſtiſch-religiöſe, ſchwärmeriſch-asketiſche Richtung des Geiſteslebens, welche durch die Bekanntſchaft mit dem geheimnißvollen Roſenkreuzerorden in beiden jugendlichen Gemüthern zu einer gefährlichen Höhe geſteigert wurde. Bei der geſunden Natur Forſter's lag indeſſen gerade in ſolcher unnatürlichen Spannung ſeines Gemüths auch die Kraft der Heilung, die er hauptſächlich den Einflüſſen des berühmten Phyſikers Lichtenberg in Göttingen zu danken hatte. Auf einem Spazierritte nach Göttingen hatte ſich die Metamorphoſe ſeines Innern vollſtändig entſchieden, und ein um dieſelbe Zeit (1784) an ihn ergangener Ruf nach Wilna gab ihm erwünſchte Gelegenheit, einen Ort zu verlaſſen, wo er ſoeben einer drückenden geiſtigen und gemüthlichen Krankheit glücklich entkommen war und ſich geiſtig überlebt hatte.

Forſter hatte ſich, nachdem ihm von Polen ſeine kaſſeler Schulden bezahlt worden waren, auf acht Jahre für Wilna verpflichtet und ging im Frühjahr 1784 dahin ab. Unterwegs, in Göttingen, verlobte er ſich mit Thereſe Heyne, der Tochter des bekannten

Alterthumsforschers, ohne daß eigentlich der wahlverwandte Lebenstrieb innig-tiefer Neigung Beide zusammengeführt hätte, und im Herbst des nächsten Jahrs führte Forster seine Therese als Gattin nach Wilna heim.

Die literarische Thätigkeit Forster's während seines Aufenthalts in Wilna schloß sich der Reisebeschreibung und den reiseliterarischen Kenntnissen an, in denen er sich durch Uebersetzen merkwürdiger Reisen ausbreitete. Nach der erstern Richtung sind die Aufsätze über den Brotbaum (1784), über Cook (1786), über Neu-Holland und die Menschenracen (1786) hervorzuheben. Aber dergleichen Arbeiten, in denen er sich als den rechten und echten „Naturforscher des Volks" zeigte, befriedigten so wenig wie das akademische Wirken in dem unwirthlichen Wilna den regsamen, in die Weite wie in die Tiefe gleichmäßig strebenden Geist des unruhigen Mannes. Er beschäftigte sich daneben mit medicinischen Studien und gedachte praktischer Arzt zu werden. Da eröffnete sich ihm unerwartet eine neue Reiseaussicht durch eine Expedition in die Südsee, welche von Rußland vorbereitet wurde und die Forster begleiten sollte. Schon hatte ihn Rußland (1787) von seiner Verpflichtung in Wilna losgekauft, als die ganze Unternehmung sich infolge eines ausgebrochenen Türkenkriegs zerschlug. Auch eine Aussicht zur Theilnahme an einer spanischen Mission nach den Philippinen oder nach Amerika verwirklichte sich nicht und Anerbietungen, die ihm aus Wien und Pesth gemacht worden waren, sagten ihm nicht zu. Er nahm darum im Jahre 1788 eine Stelle als Bibliothekar an der Universität zu Mainz an.

Zahlreiche literarische Arbeiten, welche Forster in Mainz, um seine wenigstens für die Befriedigung seiner großen literarischen Bedürfnisse nicht ausreichende Einnahme zu erhöhen, auszuführen gezwungen war, zeugen vorwaltend nur von seinem angespannten Fleiße und nur in untergeordnetem Maße von seinem reichen und umfassenden Geiste; es waren Berichte über die englische Literatur der Jahre 1788—91, Erinnerungen aus dem Jahre 1790, in Gestalt eines populären Geschichtskalenders, und besonders eine Masse von Uebersetzungen, die als ein um so drückenderes Joch auf ihm lasteten, als es einer der Unsterne in Forster's Leben war, infolge seines gänzlichen Mangels an Sinn für Ordnung und Oekonomie im Hauswesen bei der anständigsten festen Einnahme fortwährend unter drückender Schuldenlast seufzen zu müssen, ohne die Kraft oder das Talent zu besitzen, solche Lage gründlich zu ändern. Die unbezwingliche Sehnsucht, ebensowol solchem unbehaglichen äußern Drucke wie der geistigen Leere seiner Umgebungen auf einige Zeit zu entrinnen und mit neuen Anschauungen auch neue geistige Spannkraft zu gewinnen, veranlaßte ihn im Frühjahr 1790 zu einer dreimonatlichen Reise mit Alexander von Humboldt nach dem Niederrhein, Frankreich und England. Die classische Frucht dieser Reise sind die „Ansichten vom Niederrhein", welche Forster in den nächstfolgenden Jahren veröffentlichte. Lichtenberg erklärte diese in ihrer Art damals unvergleichliche Schrift sogleich bei ihrem Erscheinen für eins der ersten Werke der Nation. In einer Doppelreihe künstlerisch-ästhetischer und historisch-politischer Erörterungen hat hier Forster in mustergültigster Schreibart die Virtuosität eines Meisters vom Fach mit dem Scharf- und Tiefsinn urkräftiger Anschauungsweise vereinigt. Er sah in der Kunst die im Menschen wohnende und wirkende Schöpferkraft, die dem von ihr bearbeiteten Naturstoffe eingeprägte Spur der lebendig wirkenden, umformenden Menschheit. Das Siegel des Herrschers in der Natur ist es, was er an jedem Kunstwerk wie das Brustbild eines Herrschers auf seiner Münze erblicken will. Der noch so vortreffliche Handarbeiter in der Kunst gilt ihm nichts ohne den eigentlich schöpferischen Künstler; nicht wie etwas gemalt ist, sondern was denn gemalt ist, die Seele und das schöpferische Feuer, das aus dem Bilde zum Beschauer spricht, erscheint ihm als die Hauptsache; in Dem, was es sagt und wirkt, wie es uns anmuthet und anregt, darin besteht ihm der eigentliche Werth eines Kunstwerks. Neben den künstlerisch-ästhetischen Erörterungen in diesem Buche sind die historisch-politischen nicht minder von Bedeutung. „Es gibt (sagt

Gervinus treffend über diese Partie des Buchs) vielleicht kein Buch, das die gegenseitigen Werthe der einzelnen Theile in der vielräderigen Maschine des Staats ohne Absicht so anschauungsvoll auseinandersetzte, das dem Werkmeister so sehr seine selbständige Ehre gäbe, das den Menschen so ermuthigte, sich in diesem Getriebe eine Stelle, und ihn so belehrte, sich die ihm passende Stelle zu suchen, wie gerade dieses Buch; denn mit gleicher Empfänglichkeit faßt der Reisende die verschiedenen Seiten der menschlichen Existenz und Thätigkeit auf, er verschmäht keine als die gemein nutzlose, die sich vom staatlichen Zusammenwirken isolirt; empfindbar für jede Art des Wirkens, für jede Gestalt des Schönen, für jede Form des Staats, für allerlei Charakter und Geister, fern von aller Eingenommenheit und allem Vorurtheil, wendet er die der deutschen Natur eigene Universalität auf die Richtungen des öffentlichen Lebens, zeigt für alle Sinn und Liebe, und scheint nur immer die eine Lehre zu predigen, alle unnöthigen Fesseln an der menschlichen Thätigkeit zu sprengen, damit sie auch wirklich ihre Richtungen nach allen möglichen Seiten hin verzweigen möchten."

In den Annalen der Naturwissenschaften hat Forster seinen Namen nicht durch neue und glänzende Entdeckungen verewigt; die fruchtbare und keimkräftige Gesammtanschauung von der Natur ist es, worin er seiner Zeit um ein halbes Jahrhundert vorausgeeilt war. Forster wäre vor sechszig Jahren der Mann gewesen, um einen Humboldt'schen „Kosmos" mit Humboldt'schem Geiste zu schaffen, hätte nicht die Ungunst des Geschicks diesen Genius, freilich nicht ohne dessen eigene Schuld, mit der bittersten Laune verfolgt. Weniger in Forster's jugendlichem Reisewerke, als vielmehr in seinen kleinern naturwissenschaftlichen Aufsätzen liegen, wie A. von Humboldt seinem berühmten Lehrer und Freunde selbst bezeugt, die Keime zu vielem Großen, das die spätere Zeit zur Reife gebracht hat.

Das unruhige, thatdürstende, wirkenskräftige Wesen Forster's fand in den engen und kümmerlichen Verhältnissen des deutschen Staatswesens keine Gelegenheit zu ungehemmter Aeußerung und Entfaltung und leider war auch seine Natur für den Genuß einer in sich befriedigten, gediegenen Häuslichkeit so wenig organisirt, daß der stets unbefriedigte Drang seines Geistes nach außen sich endlich in sich selber aufreiben mußte. Forster litt an Ueberfülle der Phantasie und an allzu großer Vielseitigkeit des geistigen Wesens und entbehrte jener energischen und andauernden Selbstbeschränkung auf einen festbestimmten Thätigkeitskreis, worin die Bedingung eines segensvollen und innerlich befriedigten Wirkens liegt. Diese fortwährende innere Unruhe Forster's, leidige Erziehungs- und Temperamentsfehler bei dem besten, wohlwollendsten Herzen, dazu der Mangel an Talent und Geschick für maß- und haushaltende Ordnung in Angelegenheiten seines Hauses und seines Innern, trugen unverkennbar mit die Schuld an dem Ruin seines häuslichen Glücks, dem in Mainz in der Neigung seiner Gattin zu dem dortigen Gesandtschaftssecretär Huber ein Wurm entstanden war, der die schönste Blüte ehelicher Liebe und Vertrauens zernagte.

Als Forster der Naturforscher, den innern Ruin seines häuslichen Glücks schmerzlich empfindend, ohne sich berechtigt zu halten, seiner Gattin wie seinem Freunde Huber darüber zu zürnen, endlich Aussicht fand, seinen Schatz von praktischem Talente, von politischer Einsicht und klarer, oft prophetischer Uebersicht der Weltlage in einer staatlichen Thätigkeit der Welt nutzbar zu machen, konnten ihn, wie er von reinster und hochherzigster Gesinnung erfüllt war, selbst die grauenvollen Wirren der französischen Revolution nicht abschrecken, in Paris einen Wirkungskreis zu suchen, der ihm und seinen Ueberzeugungen angemessen wäre. Im Jahre 1793 als Deputirter nach Paris geschickt, um den Wunsch eines Theils seiner Mitbürger nach Einverleibung von Mainz in den Organismus der französischen Republik auszusprechen, hielt er unter dem Beifall der Versammlung am 30. März seine Rede im Nationalconvent. Als aber bald nachher Mainz von Preußen besetzt worden war, wurde Forster von Regierungswegen geächtet und ein Preis von 100 Dukaten auf seinen Kopf gesetzt.

Als die Hoffnung wie begreiflich, auf dem vulkanischen Boden der französischen Hauptstadt einen erwünschten Wirkungskreis zu finden, scheiterte, wollte der unruhevolle, immer strebende Mann nach — Indien reisen, um dort die Wissenschaft mit neuen Forschungen zu bereichern. Aber schon nagte der Keim des Todes an den Wurzeln seines Organismus. Vom Pariser Convent nothdürftig durch Diäten ernährt und getrennt von seiner Familie und seinen Freunden, starb er am 12. Januar 1794, noch nicht vierzig Jahre alt. Man liest mit Rührung und Erhebung die herrlichen Briefe, die von Paris aus Forster an seine in der Schweiz lebende Gattin schrieb; aber man kann sich dabei des Geständnisses nicht erwehren, daß auch an Forster sich das Wort erfüllte: Des Menschen Schicksal ist sein Gemüth.

Heinrich Koenig hat in seinem Romane „Die Clubisten in Mainz" die Persönlichkeit und häuslichen wie öffentlichen Bezüge Forster's in Mainz anziehend geschildert und in dem Buche „Haus und Welt" den unglückseligen, verhängnißvollen Zwiespalt, der sich durch das ganze Leben des edeln Mannes zieht, am biographischen Faden dargestellt, ohne indessen das Gegengewicht gegen diese dunkle und trübe Seite in Forster's Wesen und Leben, die geistigen Leistungen desselben, den geistig-sittlichen Kern seines Strebens und Wirkens in das rechte Licht zu setzen.

Letzteres hat jetzt Moleschott in seinem schätzbaren Buche („Georg Forster, der Naturforscher des Volks. Mit Forster's Porträt in Stahl gestochen. Von Jakob Moleschott." Frankfurt a. M., Meidinger Sohn & Comp.) geleistet, ebenso die Arbeit von Koenig ergänzend, wie die seinige durch dessen Buch ergänzt wird. Schildernd sowol als durch zahlreich in seine Arbeit eingewebte Auszüge aus Forster's Schriften und Briefen, hat Moleschott's geistreiche und gewandte Feder uns ein von enthusiastischer Verehrung entworfenes anziehendes Bild von Forster's literarischer Thätigkeit gegeben und insbesondere auf die Schätze hingewiesen, die Forster's reicher, gehaltvoller Briefwechsel nach Inhalt und Form in gleichem Maße enthält. Und so dürfen wir die Leser um so angelegentlicher auf das Buch selbst verweisen.*)

Dr. L. N.

*) Wir theilen die Anerkennung, die in obiger Empfehlung dem Moleschott'schen Buche gewidmet wird, vollkommen, schließen jedoch noch eine nähere Charakteristik an. Ohne Zweifel ist Moleschott durch die Schicksale, die er neuerdings in Heidelberg befahren hat, und durch seine Uebersiedelung nach Mainz auf die Veranlassung gekommen, in Georg Forster das Bild eines Naturforschers aufzustellen, der mit der Unbill der Welt zu kämpfen hat. Der Unterschied zwischen ihm und Forster'n ist nur der, daß Letzterer aus dem Bereiche seiner Wissenschaft selbst keine Anfechtungen zu erleiden hatte, sondern nur durch seine höchst zufällige und keineswegs in seiner ursprünglichen Tendenz gelegene Verwickelung mit politischen Begebenheiten. Für die Annahme, daß der Forster'n gegebene Ehrentitel „Naturforscher des Volks" irgend einen Anlaß in Forster's Studien oder einer besondern Nutzanwendung derselben hätte, spricht nichts in Forster's Leben und Wirken. Er hat die Unterstützungen und Anstellungen überall da gesucht, wo welche zu vergeben waren. Somit würde die etwas pomphafte Bezeichnung: „Naturforscher des Volks", wol nur auf seine volksthümliche und populär-faßliche Darstellung zu beziehen sein.

Die Tendenz gibt jedem schriftstellerischen Wirken eine besondere Würze, allein sie ist auch der Anlaß zu mancherlei Uebertreibung. So lebendig, so warm und geistreich die Reproduction des Forster'schen Lebens bei Moleschott zu lesen ist, so kann man sich doch des Gefühls nicht erwehren, den Gegenstand überschätzt zu sehen. Forster würde keine große Rolle in unserer Gelehrtenrepublik gespielt haben, wenn ihn der Zufall nicht ebenso interessant und von üblicher deutscher Gelehrtenweise abweichend seine Carrière hätte beginnen und enden lassen. Was zwischen seiner Reise um die Welt und seiner Uebergabe des Kurfürstenthums Mainz an die Franzosen in der Mitte liegt, ist der gewöhnliche Verlauf eines deutschen Gelehrtenlebens mit einer noch dazu sich außerordentlich zerbröckelnden und des Broterwerbs wegen oft nichtssagenden Thätigkeit. Seine Erscheinung ist werthvoll und macht durch ihre Vielseitigkeit sowol wie durch den unbefangenen weltliterarischen Ueberblick, den er durch seine englische Erziehung früh gewinnen mußte, einen im Gegensatz zum deutschen akademischen Zopf sehr wohlthuenden Eindruck. Allein die enthusiastische Beurtheilung

Forſter's, die in neuerer Zeit Mode geworden iſt und ſich bei Moleſchott bis zur Apotheoſe geſteigert hat, verwirrt und entſtellt die Wahrheit.

Und auch für Moleſchott iſt Tendenz und Ton dieſes Buchs charakteriſtiſch. Der Enthuſiasmus iſt die Blüte des Geiſtes und ſchön ſteht es Jedem, der ſich immer in dieſer Maienzeit erhalten kann. Es gibt aber einige Gebiete der Forſchung, wo der Enthuſiasmus mehr erſchreckend als erhebend wirkt. Dazu gehört ohne Zweifel das Feld, auf welchem Moleſchott jetzt ſo allgemein der Gegenſtand des lebhafteſten Intereſſes geworden iſt. Der Naturforſcher, der eine zu lebhafte Phantaſie verräth, macht uns gegen ſeine Experimente mistrauiſch; die Fragen, die Moleſchott neuerdings angeregt hat oder die ſich vorzugsweiſe an ſeinen Namen knüpfen, ſind ſo außerordentlich wichtig, daß es uns vertrauenerweckender geweſen wäre, wenn neben dem guten Herzen und der Begeiſterung des Darſtellers für ſeinen Gegenſtand durch dies Buch auch ein wenig mehr Kritik ſich gezogen hätte. Das bekannte Buch von H. Koenig: „Haus und Welt", entſpricht dieſer Forderung weit mehr; es enthält, wie einmal die Weiſe dieſes Schriftſtellers iſt, des in der Motivirung Geſuchten und im Stil Gekünſtelten mehr als angenehm iſt; allein dem innern Kern des Menſchen rückt die ſubtile Forſchung des poetiſchen Menſchenkenners näher. Forſter fand einſt in London, als ihm gerade die gewaltigſte Noth zuſetzte, auf der Straße eine Guinee, und ſehr treffend führt Koenig durch, wie ſein ganzes Leben Forſter nur zu ſehr geneigt war, ſein Schickſal immer ſo durch Zufall auf der Straße zu finden. Moleſchott kann ſagen, daß dieſe Forſter'ſche Fahrläſſigkeit mit ſeinem Verhältniß zur Naturforſchung nichts gemein hätte; da er uns aber doch das Bild eines ganzen Menſchen und eines ſeine Lehre durch ſein Leben bewahrheitenden Charakters geben will, ſo hätten wir auch hierin Vollſtändigkeit gewünſcht, wie überhaupt das ganze Buch, das an ſich ſehr angenehm leſbar iſt, durchdrungener von dem Geiſte jener beſonnenen Kritik, die bei ſo großen Aufgaben, wie ſie neuerdings Moleſchott zu löſen unternommen hat, unerläßlich iſt.

D. Her.

Anregungen.

Zur Kenntniß Englands.

In London angekommen, ſieht man zum erſten male auf der Londonbrücke. „Der Eindruck", ſagt ein neuerer Reiſender, „welchen das weit ausgeſpannte Panorama dieſer Rieſenſtadt zurückläßt, iſt wahrhaft überwältigend. Der Strom theilt die über zwei Millionen Bewohner umfaſſende Stadt in zwei durch ſieben Brücken verbundene Abtheilungen. Die Stadttheile London und Weſtminſter liegen auf der Nordſeite der Themſe, Southwark an der Südſeite. Verfolgt man von der Londonbrücke abwärts die Uferconturen des Stroms, ſo treten im Norden die hochanſtrebenden grauen Steinmaſſen des Tower dem Blick entgegen. Die zunächſt liegenden Docks mit dem Maſtenwald ihrer zahlreichen Schiffe ſchließen den Proſpect. Nach der entgegengeſetzten Seite hin ſind es die rieſigen Dimenſionen der grandioſen Paulskirche mit ihrer ſchönen, himmelanſtrebenden Kuppel. In weitern Entfernungen verſchwimmen die Umriſſe dieſes architektoniſchen Bildes in der durch Kohlendampf und Nebeldunſt getrübten Atmoſphäre. Eine unermeßliche Zahl Fahrzeuge aller Art belebt den Verkehr der Themſe. Die nördliche Uferſeite iſt beſonders intereſſant durch die großartigen Bauwerke in ihrer unmittelbaren Nähe. An der Waterloobrücke erhebt ſich das ſchöne Somerſethouſe; hat man dann die Fahrt durch die Weſtminſterbrücke an der langen Front der großartigen Parlamentshäuſer zurückgelegt, ſo gewahrt man die Weſtminſterabtei mit den mächtig aufſtrebenden Seitenwänden ihres Schiffs und ihren beiden, der Stadtſeite zugekehrten Thürmen. Die Schlußpunkte der Themſefahrt machen der Lambeth-Palace auf dem ſüdlichen Ufer, dann an der Nordſeite in der Nähe der Vauxhallbrücke das Gefängniß Penitentiary, das in ſeiner Vereinſamung ſtiller in dies Treiben einer durch ſo mächtige Lebensſtrömungen bewegten Welt hineinblickt."

Moritz von Kaldſtein iſt der Verfaſſer von „Erinnerungen an England und Schottland" (Berlin, Schneider, 1854), die wir ihrer gründlichen Darſtellungsweiſe wegen auch als einen zuverläſſigen Führer für eine engliſche Reiſe empfehlen können. In London führt uns der Verfaſſer durch die bedeutendſten Straßen und auf die hervorragendſten, namentlich hiſtoriſch denkwürdigen Punkte der Weltſtadt, er beſchreibt das Coliſeum, den Vauxhallgarten, einen Hauptbelluſtigungsort der londoner Bewohner, Greenwich mit der entzückenden Ausſicht von der Sternwarte, die Staatsgemächer in Windſor-Caſtle, den Palaſt von Whitehall mit den Kataſtrophen ſeiner Geſchichte, die Weſtminſterabtei und ihre Denkmäler, eine Fahrt nach Richmond und

Hamptoncourt, letzteres der Aufenthaltsort Philipp's II. und Cromwell's; ferner das Britische Museum, den Tower, seine Architektur und Umgebungen, die Docks. Von letztern lautet sein Bericht wie folgt:

„Von den unmittelbar an den Tower grenzenden Katharinendocks gelangt man durch ein schmutziges, fast ausschließlich von Matrosentavernen eingenommenes Viertel zu den London-Docks. Hier spiegelt sich die bewegliche Regsamkeit des britischen Welthandels in den wechselvollsten Formen ab. An den Lagerplätzen vor den Waarenhäusern bilden hochaufgethürmte Faßreihen lange Straßen, zwischen denen sich Handkarren, Wagen, Menschen in dem dichtesten Gewühl fortbewegen. An keiner Stelle des londoner Hafens, von Gravesend bis zur Londonbrücke, sind die Schiffe verschiedener Nationalitäten so dicht gedrängt. In dem buntesten Gemisch erblickt man holländische Schiffe, Brasilianer mit Kaffee und Farbehölzern, Dänen mit Schlachtvieh, französische Schiffe mit Obst, Gemüse, Eiern, Amerikaner mit Tabak und Baumwolle, deutsche Fahrzeuge mit Getreide, englische Schiffe mit Colonialproducten aus Indien, Australien, Canada und dem Cap. Jeder Handelsgegenstand hat sein besonderes Quartier. Gleich beim Eintritt liegt das Ivory-House, in welchem ungeheure Vorräthe von Elefantenzähnen und Schildkrötenschalen aufgehäuft liegen; ein anderes, fünf Stock hohes Magazin, schon durch einen bläulich gefärbten Dunstkreis, der es einhüllt, wahrnehmbar, umfaßt die Indigolager. Daran reihen sich die Waarenhäuser für die Theeniederlagen, die hier in vielen tausend, mit chinesischen Etiketten versehenen Kisten in einer Massenhaftigkeit aufgespeichert liegen, wie nicht leicht an einer andern Stelle der Welt. Einer der umfangreichsten Artikel der Importgegenstände ist der Tabak. Man veranschlagt die in die Waarenhäuser des Tabacks niedergelegten Vorräthe auf 600,000 Centner, von einem Capitalwerth von 4,800,000 Pfd. Sterling. In einem der Waarenhäuser, The Queen's warehouse, fällt ein aus rohen Backsteinen gemauerter, kegelartig geformter, stets brennender Ofen auf. Der Volkswitz hat denselben mit dem pikanten Namen der Tabackspfeife der Königin (The Queen's tobacco-pipe) getauft. Alle verdorbenen oder wegen Einschmuggelung mit Beschlag belegten und wegen der Höhe des Strafsatzes nach einem bestimmten Zeitraum nicht abgelösten Waaren werden zu möglichst schneller und am wenigsten umständlichen Spedition der rastlos arbeitenden Ess. dieser Queen's tobacco-pipe übergeben, und so groß ist die Quantität des hier der Zerstörung anheimgegebenen Stoffs, daß der Ofen nun schon jahrelang seinen Vernichtungsproceß vollzieht und sogar die daraus gewonnene Asche für Landwirthe, Seifensieder und Besitzer chemischer Fabriken der Gegenstand einer einträglichen Speculation geworden ist."

In einem so lebhaften, natürlichen und ungesuchten Stil geschrieben, werden die Kalckstein'schen Darstellungen nicht verfehlen, sich zahlreiche Freunde zu erwerben.

„Sich in der Seele schämen."

Wir erhalten folgende Zuschrift:

„Das in Nr. 11 der «Unterhaltungen» über die falsche Sprachwendung: «Sich in der Seele schämen», Gesagte, veranlaßt mich, Ihnen mitzutheilen, daß in der Gegend von Schneeberg im Erzgebirge der allgemeine Sprachgebrauch ganz mit der von Ihnen gegebenen Deutung übereinstimmt. Man sagt nämlich dort: «Sich in die Seele hinein schämen,» oder noch häufiger: «Sich in das Herz hinein schämen.»"

Handeln aus der Seele eines Andern.

Wunderliche und nicht schlimme, aber oft gar schwierige Naturen sind die, welche das Rechte erst aus der Seele eines Andern treffen, d. h. zur Vernunft kommen, wenn man ihnen als Beispiel vorhält, wie sich Dieser oder Jener in ihrer Lage benehmen würde.

Lebensblicke.

Bis zum Kern dringt unser Ringen nie. Wir lösen nur Schale auf Schale.

* *

Wir sind immer bessere Menschen, wenn wir Musik gehört haben. Es ist als breitete dann ein linder Zauber seinen Schleier über unsere Seele und stimmte sie weich und mild.

* *

Er hatte für die Leiden seines Volks ein offenes Ohr und ein fühlend Herz, aber keine thatkräftige Hand! Das wird die Geschichte an den Sarkophag manches Herrschers schreiben müssen.

* *

Das Gold der Hoffnung läßt sich durch keine Erfüllung ganz ausmünzen.

* *

Ein gesunder Blick für die Tiefen und Höhen des Erdenlebens scheint in den meisten Fällen auch ein langes Leben zu verbürgen.

* *

Nur Begeisterung hilft über Klippen hinweg, die Weisheit nicht zu umschiffen vermag.

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 17. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Allerlei moderne Existenz.

V. Der Kornwucherer.

Eine Fülle friedlicher lieblicher Bilder verdanken wir den wogenden Saaten des Feldes, vom Körnlein in der Hand des Sämanns bis zur Stoppel; gern weilt die Phantasie bei den Schnittern des goldenen Getreidehalmes, bei dem wankenden Erntewagen, beim Dreschflegel in der Tenne. Der müde Schlaflose sucht sich im Gedanken an das sanft wogende Kornfeld selbst einzuwiegen. Aber der Schlaf würde ihn fliehen, wenn er die Flut von Sorge und Leidenschaft kennte, welche ihr Haupt erheben, sobald die Aehren von scharfer und klingender Sense getroffen zu Boden sinken.

Um kein Geschenk der Götter ist auf Erden mehr gekämpft und wird noch heute mehr gestritten als um den Schmuck in Ceres' Locken. Panem et Circenses, Brot und Lustbarkeiten, aber Brot voraus, war in Rom das Geschrei der Masse; seit Jahrtausenden betet die christliche Welt Morgens und Abends: „Gib uns unser täglich Brot", und erlöse uns — denkt Mancher dabei — von dem Uebel — der Kornwucherer! Unter allen Erzeugnissen des Ackerbaus nimmt das Getreide den ersten Platz ein. Es ist das wichtigste aller landwirthschaftlichen Producte, denn es dient als unentbehrliche Grundlage zu unserer physischen Erhaltung und ist durch kein anderes Nahrungsmittel ganz zu ersetzen. Nach dem Preise des Getreides regeln sich die Preise der übrigen menschlichen Lebensbedürfnisse, die Löhne der arbeitenden Classe. Der Mensch kann leben ohne Gold, zwischen Goldhaufen verhungern. Er stirbt nicht Hungers, solange er Getreide hat, aber ganze Geschlechter verkümmern, wenn es ihnen an dieser Gabe des Himmels fehlt. Die Natur ist damit nicht so verschwenderisch, daß die Menschen im Stande wären, von der Ernte des einen Jahres über die Zeit der folgenden Ernte hinaus bedeutende Mengen aufzusparen. Der größte Theil des gewonnenen Getreides wird, selbst in gesegneten Jahren, während der 365 Tage aufgezehrt, welche bis zur nächsten Ernte verfließen. In Zeiten des Mißwachses entsteht sofort Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen.

Bekannt ist der naive Rath, welchen Marie Antoinette den hungerigen Pariserin ertheilt haben soll: sie möchten anfangen Kuchen zu essen, wenn sie kein Brot mehr hätten.

Heute wird den Franzosen schon sehr verboten, Kuchen zu essen, weil es an hinreichendem Getreide und Brot fehlt. Die Gegner des kürzlich erlassenen französischen Gesetzes, welches die Fabrikation des Branntweins aus Getreide während der Theuerung verbietet, sind wenigstens darüber ebenso entrüstet, als wenn Napoleon den Franzosen verboten hätte, feines Backwerk zu essen. Und warum sollten nicht mit und aus demselben Grunde in Zeiten der Theuerung ebenso gut die Conditoreien wie die Branntweinfabriken geschlossen werden können! Mit der Kornfrage steht die größere Frage von der Freiheit des bürgerlichen Erwerbs und von dem Recht der Regierungen, sich in die Erwerbsverhältnisse der Staatsangehörigen zu mischen, im innigsten Zusammenhange. Die öffentliche Meinung hat sich über diese Lebensfrage in zwei große Parteien getheilt, welche sich gegenseitig seit einem Jahrhundert mit guten und schlechten Gründen bekämpfen. In dem einen dieser beiden Lager wird behauptet, der Kornwucher sei ein Phantom, ein Erzeugniß kranker volkswirthschaftlicher Begriffe, ein bloßes Gespenst, das vor der physiokratischen Bannformel Laissez faire et laissez aller in eitel Dunst sich auflöse. Im andern Lager will man wissen, der Wucher sei keine Einbildung und das Zufällige an ihm die Sache, mit welcher gewuchert werde; und da der Mensch mit Allem, selbst mit seines Gleichen, ja mit dem Heiligsten Wucher treibe, werde auch wol mit dem Mehlsack gewuchert werden. Diesem Wucher aber müsse die Gesetzgebung vor Allem wehren.

Begeben wir uns auf den Weg, den Kornhändler aufzusuchen. Wir treten ein in das Comptoir einer bekannten Firma, die in Landesproducten, hauptsächlich in Weizen und Roggen, Geschäfte macht. An den schrägen Pulten heckt ein halbes Dutzend Commis und Lehrlinge hinter großen Geschäftsbüchern und malt Zahlen zwischen den langen Linien. An den Wänden hängen eine Menge bedruckter Blätter. Sie sind mittels eines Fadens aufgereiht, an welchem die Nadel herabhängt. Das sind Preiscourante, Notirungen von den holländischen, belgischen Marktplätzen und denen an der Ostsee: Danzig, Stettin, sowie Hamburg, Neuyork, London u. s. w. Ein Haufen Briefe mit in- und ausländischem Poststempel liegt auf einem Pulte und neben der letzten Post eine telegraphische Depesche. Auf einem Tische lagern einige Dutzend kleiner Säcke, die einen zugebunden, die andern offen, hier und da mit einem angeheften beschriebenen Zettelchen. Es sind verschiedene Sorten alten und neuen Getreides darin, auch Oelsamen und andere Hülsenfrüchte. Während wir uns in dem einfachen, schmucklosen Geschäftszimmer umschauen, kommen und gehen Männer, welche Anerbietungen machen, Proben vorzeigen, Aufträge oder abschlägige Antworten erhalten. In einer ruhigen Stunde sehen wir den ältlichen Herrn, den Chef des Hauses, die letzte Nummer des „Economist", des „Mark-Lane-Express" und einiger andern Blätter zur Hand nehmen, darunter das Organ seiner Landesregierung. Der Inhalt desselben läßt ihn einen Ausruf thun, den der Minister am grünen Tisch glücklicherweise nicht hört. Die Regierung hat die Ausfuhr des Getreides verboten. Das Volk hoffte, nun würden die hohen Korn- und Brotpreise heruntergehen und ist dankbar für die Verfügung, die den Wucherer schwer aufs Haupt treffen soll. Unser Getreidehändler schüttelt den Kopf.

Die Kenntniß der Natur des Getreides, seiner Eigenthümlichkeiten, durch welche es sich von allen andern Waaren unterscheidet, der Verhältnisse, unter denen es gebaut, geerntet, verschickt, aufgespeichert, verzehrt wird, setzt ein Studium voraus, dem sich der Chef unsers Hauses seit zwanzig Jahren mit dem größten Fleiß unterzogen hat. Er ist ein guter Geograph, er kennt die Geschichte der wichtigsten Länder; ihre Zoll- und Handelsverhältnisse, Production und Verbrauch in ihnen sind ihm bekannt. Er verfolgt die politischen Ereignisse mit derselben Aufmerksamkeit wie die Erscheinungen im Gebiete der Erfindung. Er ist mit Einem Wort Speculant. An jedes Probesäcklein auf seinem Mustertisch knüpft sich eine lange Gedankenkette, eine logische Schlußfolgerung, ein ver-

wickeltes Rechenexempel. Die Frage, welche ihn augenblicklich beschäftigt, kann ihm der Herr Minister nicht beantworten. Es handelt sich darum, zu untersuchen, ob er eine Ladung überseeischen Weizens von 4000 Maltern, welche ihm sein holländischer Commissionär zu 140 Francs die Last von 22½ Säcken, angeboten hat, kaufen und wohin er sie wieder verkaufen soll. Das ist eine Angelegenheit von nahe an 90,000 Gulden, bei welchen im glücklichen Falle einige Tausend verdient, im unglücklichen noch mehr verloren gehen können. Die an den einzelnen Hauptmärkten herrschenden Preise, die schwimmenden Quantitäten, die Reste von der letzten Ernte, der Stand der neuen Saaten, die drohende Blockade der Ostseehäfen, der Krieg im Orient und ähnliche Factoren müssen mit in Rechnung gezogen werden, die Spesen und Frachten vom Einkaufs- bis zum Verkaufsplatz müssen ermittelt und berechnet werden, und wenn Alles rasch geschehen ist, — denn morgen stehen die Sachen schon ganz anders — kommt es noch auf das Glück an. Der Kaufmann muß, wie der Spieler, eine glückliche Hand haben, sonst ist er trotz allen Calculs bald ein ruinirter Mann. Unser Getreidehändler kann aus seinen Büchern den Beweis liefern, daß er oft mit bedeutendem Verlust zu verkaufen genöthigt war. Er ist als Kaufmann kein Philanthrop; das süße Gefühl, die Thräne des Darbenden zu trocknen, findet in seinen Büchern und in seiner speculirenden Gedankenkette keinen Ausdruck: er verzichtet auf den schönen Titel eines Wohlthäters der armen Classen. Er speculirt in seinem eignen Interesse. Dieser Egoismus veranlaßt ihn, das Getreide dahin zu bringen, wo die Preise desselben am höchsten stehen und es daher zu holen, wo der Kornpreis am niedrigsten ist. Das aber ist eigentlich eine Wohlthat für die bürgerliche Gesellschaft und unser Kaufmann macht sich um sie verdient, indem er seine Erfahrungen benutzt, sein Capital anlegt und sich mit beiden auf den Markt wagt. Indem das Angebot auf dem letztern steigt, sinkt der Preis. Das Amtsblättchen verkündet das Resultat der langen Operation durch einen Abschlag von einem Pfenning oder Heller auf zwei bis vier Pfund Brot. Die Hausfrauen, welche davon Notiz nehmen, denken nicht daran, daß bei dieser winzigen Besserung der Preise viele Tausende auf dem Spiel standen. Ist der Kaufmann glücklich gewesen, so deckt er mit dem Verdienst den frühern Verlust und betrachtet den Erlös seiner Unternehmung als wohlerworbenes Eigenthum; hat er bei unvorhergesehener Mitbewerbung oder durch einen Rechnungsfehler Schaden erlitten, so hört ihn Niemand klagen.

Das ist der Fruchthändler, wie er sein soll und überall auch ist, wo des Kaufmanns Gesichtskreis über den armseligen Ladentisch hinüberreicht. Kein verständiger Mensch wird ihn der Wucherei zeihen. Weder Frankreich noch England können der regelmäßigen jährlichen Kornzufuhren von andern Ländern entbehren, und Deutschland hat in ergiebigen Jahren vielleicht ein Tausendstel seiner ganzen Ernte übrig, um es an jene abzugeben. Auch wir sind in kargen Jahren auf die Zuflüsse von außen angewiesen. Der Dampfkraft verdanken wir die räumliche Annäherung an die fernen Kornfelder unter den Sternen der Neuen Welt. Die Eisenbahnen und Kanäle haben auch uns die große Kornkammer im Westen Nordamerikas erschlossen. Wenn Odessa uns im Stiche läßt, hilft uns Buffalo aus.

Es gibt gewisse Flecken und Makel, die leichter und fester an Denen haften, welche mit ihnen belastet werden. Es gehört sehr wenig dazu, den biedersten, ehrlichsten Mann bei seinen Mitmenschen in den bösen Ruf eines geheimen Spions zu bringen. Die Welt glaubt gern nicht blos was sie wünscht, häufig auch was sie fürchtet. Was wäre aber in der bürgerlichen Gesellschaft außer dem Spion mehr gehaßt und gefürchtet als — der Kornwucherer!

„Es gäbe also keinen Kornwucherer, außer in der Phantasie?“

Gemach, er begegnet uns vielleicht noch da, wo wir ihn nicht suchten.

Gehen wir aufs Land, an die Quelle, zu dem ersten besten Bauer, der sicher seine

80—100 Malter eingeheimst hat. Auf dem Wege in das friedliche Dorf treffen ein paar Gestalten an uns vorüber, die schwerlich zum ländlichen Arbeiterstande gehören. Wer sie aber beobachten will, wird sie doch im täglichen Verkehr mit den Bauern weit und breit antreffen. Sie haben genaue Kenntniß von dem Vermögensstande des Landmanns, sie wissen, wie viel Acker er mit Frucht, wie viel mit Futterkräutern besäet, wann seine Kuh kalben wird, wie viel Schulden er hat, welchen Verlegenheiten er entgegengeht, wenn er die Aussteuer für die Tochter braucht, wie gern er einen neuen Stall baute. Sie kennen seinen Stolz, seinen Bauernstolz, der ihn hindert zum Ortsvorstand zu gehen, dem Bürgermeister oder Schulzen seine Wünsche vorzutragen, sein Bedürfniß einzugestehen und 100 Gulden zu mäßigem Zins auf ein Jahr aus der Kasse zu leihen, welche die Regierung eigens zu Förderung der ländlichen Verhältnisse gestiftet hat. Unser Mann zieht es vor, sein Vertrauen dem Wucherer zu schenken und bei ihm eine Anleihe zu machen. Welch eine Anleihe! Statt 100 Gulden erhält er 90. Er zahlt für ein halbes Jahr 10 Procent im voraus. Statt 90 Gulden werden ihm vier beschnittene Doppellouisdor auf den Tisch gezählt. Er muß sie für voll annehmen, obgleich sie selbst unbeschnitten unter dem Curs stehen. Für die fehlenden 10 Gulden werden ihm Waaren angeboten, Waaren, die er kaum braucht und auf dem Markte bei weitem billiger kaufen würde. Er muß sie nehmen und stellt den Empfangsschein aus, den der Darleiher in die Tasche steckt, um ihn womöglich bald gegen einen zweiten Schein über den doppelten Betrag der Schuld zu vertauschen. Der Bauer verflucht diese Rotte Menschen, aber er ist in ihren Händen. Er handelt mit ihnen. Nicht selten kommt der Sohn, bringt einen Gruß vom Vater und erkundigt sich nach der Lage der Dinge. Der Jüngling zeigt sich in das Getreidegeschäft genau eingeweiht, er wird mit dem Bauern über die Ablieferung einer Anzahl Säcke Weizen oder Roggen bis zum bestimmten Tage handelseins. Er gibt dem Landmann Handgeld und verspricht, am Lieferungstage das Getreide in Empfang zu nehmen. Der Bauer läßt das verhandelte Quantum ausdreschen, füllt die Säcke und erwartet den Zahltag. Sind während der Zwischenzeit die Kornpreise gestiegen, so erscheint der Käufer, Sohn und Vater, am festgesetzten Tage so sicher als die Sonne über dem Dorf aufgeht. Fallen aber die Marktpreise unter den abgehandelten Preis, so lassen Vater und Sohn das winzige Handgeld im Stich und den Bauer auf seinen Säcken sitzen. Will er den Mann verklagen, so zeigt sich, daß der junge Mensch noch nicht volljährig und deshalb gerichtlich gar nicht zu belangen ist. Auf den großen Weltverkehr hat dies Treiben keinen Einfluß; es mag in seiner Ausdehnung und im Zusammenhange mit verwandten Erscheinungen hier und da einmal auf den Preis eines Markttags einwirken, es dient nur einer armseligen, verachteten und anspruchslosen Zahl von Menschen als Basis ihrer unbeneideten Existenz. Der Kaufmann, in dessen Contor wir einen Blick geworfen, von dessen Thätigkeit der Marktpreis bedingt wird, hat nichts mit jenen kleinen Wucherern gemein, von denen Sully, der berühmte Minister Heinrich's IV. gesagt haben würde, sie wären die Schmarotzersäuglinge an den beiden Nährquellen des Staats, Viehzucht und Ackerbau.

(Ein sechster Artikel: Ein Versicherter, in nächster Nummer.)

Ueber Geister, Ahnungen und Träume.

IV.

Johann Dodd, ein englischer Prediger, der im Jahre 1645 starb, bekam einst bei spätem Abend einen besonders starken Trieb, nach einem seiner Freunde zu gehen, welcher eine englische Meile von seinem Dorfe wohnte. So wenig er einen bestimmenden Grund

zu dieſer nächtlichen Wanderung fand, ſo ſehr fühlte er ſich dennoch dazu gedrungen. Als er in das Haus ſeines Freundes kam, war die ganze Familie ſchon zu Bette gegangen, nur ſein Freund war noch wachend, der ihm auf wiederholtes Anklopfen die Thür öffnete. „Ich komme zu Ihnen ſo ſpät", ſagte Dodd, „ohne zu wiſſen warum." „Aber Gott wußte es", antwortete der Freund, „hier iſt der Strick in meiner Taſche, an welchem ich mich aus Gewiſſensangſt aufhängen wollte." (Hennings, „Von Viſionen", S. 392.)

Lichtenberg erzählt in ſeinem Nachlaß: Ich lag einmal in meiner Jugend des Abends um 11 Uhr im Bette und wachte ganz hell, denn ich hatte mich eben erſt niedergelegt. Auf einmal wandelte mich eine Angſt wegen Feuer an, die ich kaum bändigen konnte, und mich dünkte, ich fühlte eine immer mehr zunehmende Wärme an den Füßen wie von einem nahen Feuer. In dem Augenblicke fing die Sturmglocke an zu ſchlagen und es brannte, aber nicht in meiner Stube, ſondern in einem ziemlich entfernten Hauſe. (Aechner, „Zend-Aveſta", III, 207.)

Lichtenberg iſt ein Charakter, bei dem es unzuſtändig wäre, die Ausſagen ſeiner Erfahrung irgend verdächtigen zu wollen. Wol aber gehörte er zu den höchſt empfindlichen, nervenſchwachen und durch die geringſten Einflüſſe auf ſeine Seelenſtimmung ſtörbaren Naturen. Leider hat Lichtenberg hierbei nicht angemerkt, in wie nahem Verhältniß die Perſonen des Hauſes, in welchem es brannte, oder auch die Perſonen der durch den Brand zuerſt erſchreckten Nachbarhäuſer zu ihm ſtanden. Denn in dieſen den unmittelbaren Seelenzuſammenhang beglaubigenden Umſtänden wäre die Erklärung des Phänomens zu ſuchen. Hierbei mehr Beiſpiele, namentlich unbekannter Perſönlichkeiten, zu häufen, hilft nichts. Beſſer erinnert Jeder ſich hierbei Deſſen, was ihm ſelbſt oder ſeinen nächſten Freunden, denen er traut, in dieſer Art begegnet iſt. Denn da das menſchliche Inſtinctleben ein ganz individuelles und der einzelnen Perſon angehöriges iſt, ſo werden auch die einzelnen Erfahrungen hier immer ſo verſchieden ſein, als die einzelnen Individualitäten, Neigungen, Idioſynkraſieen, Antipathieen, Gelüſte, Schwachheiten, Bravouren, Launen, Wünſche, Steckenpferde, Grillen, Stimmungen, Hypochondrieen, Hyſterieen, Marotten und Flauſen des armen geplagten Menſchengeſchlechts es ſind, dem der Inſtinct aus dem Ganzen in die Theile, gleichſam aus dem Rumpf in die Glieder geſchlagen iſt.

Hier alſo ſteckt es. Es iſt der Inſtinct, d. h. wir erklären das eine Räthſel durch ein anderes. Und dennoch iſt die Erklärung nicht ganz und gar zu verachten. Sie leiſtet Daſſelbe wie ein Vergrößerungsglas, das uns zwar auch nicht den Grund der Erſcheinungen eröffnet, wol aber Das, was da erſcheint, verdeutlicht. Ein Bienenſchwarm z. B. verrichtet alle ſeine Arbeiten mit demſelben ineinandergreifenden Zuſammenhange wie ein aus zuſammenhängenden Gliedern beſtehender Organismus, obgleich hier dieſer Zuſammenhang in phyſiſcher Hinſicht nicht hergeſtellt, ſondern gänzlich unterbrochen iſt. Auch ein jeder Pflanzenorganismus iſt ganz ähnlich wie ein Bienenſchwarm, eine aus einer großen Anzahl von Individuen (Knospen und daraus hervorwachſenden Aeſten und Zweigen) beſtehende Familie, in welcher kein Individuum blos nach eigener Regel und Art, ſondern ein jedes nur nach der Regel des Ganzen wächſt und gedeiht. Ebenſo beim Bienenſtock, nur daß hier der phyſiſche Zuſammenhang abreißt und der pſychiſche Zuſammenhang der Individuen an die Stelle tritt. Der Bienenſtock wird von einer einzigen zuſammenhängenden Seele in allen ſeinen Bewegungen geleitet und jedes einzelne Bienenſeelchen thut mit Leidenſchaft und Eigenſinn immer Das, was ihm ſein einzelner Ort, den es in dieſer allgemeinen Seele einnimmt, vorſchreibt. Eher würde es den Tod und alle Qualen dulden, als dieſes nicht zu thun. Gerade ſo ſind die Menſchen auch, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie einander hierin ſelten verſtehen, während die Bienen einander immer verſtehen. Denn der Seelenzuſammenhang des Bienenſchwarms iſt einfach

und auf alle Individuen gleichartig vertheilt. Der Seelenzusammenhang des Menschengeschlechts hingegen ist höchst complicirt und in Beziehung auf die Individuen so vielfach und weitschichtig angelegt, daß Vater und Sohn, Bruder und Schwester häufig gegenseitig keine Ahnung davon haben, was sie eigentlich in innerster Seele als volle Befriedigung ihres ganzen Wesens wollen und erstreben. Daher denn so leicht hieraus der Wahn entspringt, als seien die Seelen der Menschen ohne alle unmittelbaren Zusammenhänge untereinander, gleich in Reihe und Glied stehenden Schachfiguren, welche niemals unmittelbar zueinander gezogen, sondern immer nur mittelbar zueinander geschoben werden können. Aber die Menschenseelen sind nicht vereinzelte, vom Himmel gefallene Atome, sondern auch sie gehören zu den im Weltall verbreiteten und den feinsten gegenseitigen Zusammenhängen unterworfenen Kraftsystemen, nach denen die Pflanzen wachsen, die Raupen sich zu Schmetterlingen verpuppen, die Bienen ihre Zellen bauen, die Zugvögel wandern, Epidemieen sich von Lande zu Lande verbreiten, Mißwachs und Gruben, Sterblichkeit und Bevölkerung, sogar der Hang zu Lastern und Verbrechen bestimmten Normen und Gesetzen folgen. Was also ist der Instinct? Er ist die Universalseele, in welcher jeder Einzelne seinen bestimmten Bestandtheil ausmacht. Glaubt er sich gegen ihre Einflüsse absperren, sich ihr widersetzen zu können? Der Thor! Auch in diesem egoistischen und selbstzerstörerischen Thun vollführt er immer nur jener ihren Willen.

Der Instinct, die Ahnung, die Stimme des Gottes oder Dämons in uns, mit einem Worte der unmittelbare Seelenzusammenhang, dies ist der erste Bestandtheil und zwar der gesunde, in den unheimlichen Erscheinungen, von denen die Rede war. Dieser führt aber für sich allein in der Regel nicht zu glänzenden und Aufsehen erregenden Resultaten, sondern die letztern wie das zweite Gesicht, der Umgang mit Verstorbenen u. dergl. erfodern noch einen zweiten ganz aparten Bestandtheil, welchen man wol als den kranken in dieser Sache bezeichnen darf, weil er gänzlich außerhalb dem Bereiche Dessen liegt, was einem gesunden Menschen bei wachen Sinnen begegnen kann, und weil daher sein Eintritt immer schon wenn nicht geradezu periodischen Wahnsinn, doch einen hohen Grad von Zerrüttung des Nervensystems zu erkennen gibt. Wir meinen hiermit die Vision als den Heraustritt des Traumbilds ins wache Bewußtsein.

Dieses Heraustreten der Traumbilder ins Wachen ist eine ganz eigene Krankheit für sich. Dieselbe kann ganz isolirt hervortreten, ohne dem Ahnungsvermögen oder den unmittelbaren Seelenzusammenhängen irgendwie dienstbar zu werden. Abercrombie („Inquiries concerning the intellectual powers and the investigation of truth"; Benecke's „Pragmatische Psychologie", 1, 240) erzählt von einem achtzig Jahre alten Manne seiner Bekanntschaft, welcher seit zehn Jahren fast täglich eingebildete Erscheinungen hatte, gewöhnlich Menschengestalten, den Kopf und die obern Theile des Körpers in bestimmten Umrissen, die untern meistentheils in eine Art von Nebel gehüllt. Sie waren von der größten Verschiedenheit in Hinsicht auf Gestalt, Kleidung u. s. w.; selten eine Figur, deren er sich erinnerte. Er sah diese Erscheinungen zu allen Tagesstunden, mit geschlossenen und offenen Augen gleich gut, bei Tageslicht wie im Dunkel. Sie waren fast stets von angenehmem Charakter, und er hatte sie daher gern. Er konnte sie verscheuchen, indem er seine Hand über die Augen zog oder seine Augen schloß, wenn sie geöffnet, öffnete, wenn sie geschlossen waren; aber sie erschienen nicht selten sehr bald wieder. Er trank wenig oder gar keinen Wein; jeder vermehrte Genuß desselben vermehrte auch die Zahl und Lebendigkeit der Visionen, woraus einleuchtet, daß die Krankheit in einer übermäßigen Reizbarkeit des Nervensystems ihren Grund hatte. Bei dem berühmten Nicolai traten ähnliche Vorfälle infolge großen Mißmuths und niederdrückender Gemüthsbewegungen ein. Er sah zuerst die Gestalt eines Verstorbenen, dann verschiedene andere wandelnde Gestalten, großentheils unbekannte Personen. Die Erscheinungen kamen ohne seinen Willen, sowol

bei Tage als bei Nacht, in fremden Häusern weniger, auf offener Straße selten. Zuweilen verschwanden sie durch das Verschließen der Augen und waren in der nämlichen Gestalt wieder da, wenn er die Augen wieder öffnete. Sie erschienen in Lebensgröße, in Kleidern von allerlei Farben, die jedoch blässer als an wirklichen Personen waren. Mit der Zeit kamen die Erscheinungen häufiger und öfter. Nach vier Wochen fingen sie auch an zu reden, theils untereinander, theils redeten sie den Patienten an. Derselbe wurde endlich durch Blutentziehungen gänzlich von dieser Plage befreit. Man legte ihm die Blutegel, während das Zimmer von menschlichen Gestalten aller Art, die sich untereinander drängten, wimmelte. Gegen Abend fingen die Gestalten an, sich langsamer zu bewegen. Ihre Farben begannen allmälig blässer zu werden. Späterhin wurden sie alle ganz weiß und bewegten sich wenig. Allmälig wurden auch die Umrisse der Gestalten unbestimmter und sie zerflossen endlich gleichsam in der Luft. Von einigen waren eine zeitlang noch einzelne Stücke zu sehen, die nach und nach auch vergingen. Nicolai hat über diese seine Krankheit der Berliner Akademie selbst einen Bericht erstattet, welcher in deren Verhandlungen vom Jahr 1799 abgedruckt ist. Ganz ähnliche Erscheinungen lassen sich aber auch künstlich durch den Genuß von Opium hervorrufen. Ueberall, wo sie eintreten, sind sie ein Zeichen von entweder periodischer und vorübergehender oder habitueller und bleibender Zerrüttung des Nervenlebens, sei diese nun auf natürlichem oder künstlichem Wege, durch physische oder moralische Mittel herbeigeführt. So z. B. heißt es von einer schottischen Dame, welche nach einem Berichte aus Edinburg vom Jahre 1830 („The Edinburgh Journal of science, conducted by Dav. Brewster", April 1830; Beneke's „Pragmatische Psychologie", I, 240) mit ähnlichen Erscheinungen, wenngleich nicht in diesem Uebermaße, geplagt war, daß dieselbe zugleich mit einer so krankhaft erregbaren Einbildungskraft begabt war, daß die Erzählung von einem heftigen Schmerze, den eine andere Person gelitten, zuweilen entsprechende Schmerzempfindungen in eben dem Körpertheile bei ihr hervorrief, die Erzählung z. B. von der Amputation eines Arms Schmerzen in ihrem Arm. Ist nun aber Das ausgemacht, daß immer ein zerrüttetes und gänzlich verstimmtes Nervenleben dazu gehört, um dergleichen Visionen zu haben, so reihen diese Erscheinungen sich damit den allergewöhnlichsten, obgleich nicht minder merkwürdigen Erscheinungen unsers Lebens, nämlich den Fieberdelirien an. Im Fieberdelirium tritt der Traum dergestalt ins Wachen, daß Traumbilder sich in die Reihe der wirklichen Gegenstände einmischen. Im fieberlosen Delirium geschieht Dasselbe aus ähnlichen Ursachen, nach ähnlichem Gesetz.

Eine specielle und häufig vorkommende Art solcher Visionen ist auch das Sichselbstsehen, welches der gemeinen Rede nach immer ein Vorbote des nahen Todes sein soll. Obgleich das Letztere sich nicht so verhält, indem sich viele Beispiele aus der Erfahrung dagegen anführen lassen, so ist doch jener Glaube insofern nicht sinnlos, als das Phänomen immer einem gefährlichen Grade des bereits eingetretenen Nervenleidens angehört, ähnlich jener ihm verwandten Erscheinung, wo der Nervenfieberkranke noch einen Gast neben sich im Bett liegen zu haben glaubt, welchem er alle die Schmerzen zuschreibt, an denen er selbst leidet und von denen er im Augenblicke befreit zu sein glaubt. Daher mag ein solches Sichselbstsehen manchmal als Vorbote drohender Schlaganfälle vorausgegangen sein. Der weiland jenaische Hofrath Hennings, der tapfere Bekämpfer aller Geister und Gespenster, hat unter andern folgende Fälle notirt (Hennings, „Von Geistern", S. 456, 461, 333, 334): „Der Regierungssecretär Triplin in Weimar ging auf die Registratur, um ein Stück Acten zu suchen, und sah sich selbst auf seinem Stuhle, das Stück Acten vor sich. Der Professor der Mathematik und Hauptpastor an der Jakobskirche Becker in Rostock sah sich selbst, vor sich aufgeschlagen die Bibel mit der Stelle: »Bestelle dein Haus, du mußt sterben.« Er starb den Tag darauf. Ein sich selbst sehender Amtmann sprach zu sich, da er sich vor sich auf dem Stuhle sitzen sah: »Gesell, da gehört mir und nicht

dir zu ſagen, du haſt hier nichts zu ſchaffen, weiche!« Er rückte auch zugleich den Stuhl, worauf das Geſpenſt verſchwand. Der Hofprediger Philippi in Merſeburg ſah ſich vor dem Schranke ſtehen, als er ſeinen Prieſterrock aus ihm holen wollte. Er griff über die Schultern des Geiſtes weg und nahm den Rock mit dem Ausdruck: »Der Rock iſt mein!« Auf der Kanzel rührte ihn darauf der Schlag.“ Das Intereſſanteſte hierbei iſt noch dieſes, daß Hennings im Jahre 1780 es ſeinem Publicum gegenüber nicht für überflüſſig hielt zu beweiſen, dieſe Selbſterſcheinungen ſeien Viſionen eines kranken Nervenſyſtems und keine wirklichen Geſpenſter geweſen.

Da nun Viſionen, Geſpenſter u. dergl. nichts Anderes als in den wachen Zuſtand eindringende Traumbilder ſind, ſo können ſie auch ebenſo gut als die gemeinen Traumbilder die ſymboliſchen Zeichen für ahnungsvolle Empfindungen unmittelbarer Seelenzuſammenhänge werden als jene, und zwar genau nach demſelben Umfange und in demſelben Sinne wie ſie. Wenn z. B. der Geiſt des Marſilius Ficinus dem Michael Mercater oder der Geiſt des Marquis von Precy dem Marquis von Rambouillet oder der Geiſt der Jahn ihrem Schwiegervater erſchien, ſo war dies ganz Daſſelbe, als ob dieſelben ihnen im Traume erſchienen wären. Solche Erſcheinungen können von den wirklich ſtattfindenden Zuſammenhängen der Seelen untereinander herrühren, ſie müſſen aber nicht nothwendig davon herrühren. So z. B. hatte die obenerwähnte ſchottiſche Dame die gewöhnlichen Erſcheinungen von Vorahnungen und Zweitem Geſicht, ohne daß ſie bei ihr irgend etwas bedeuteten. Sie hörte z. B. ihren weit von Hauſe entfernten Mann in einem lauten und klagenden Tone rufen: „Komm, komm hierher“, ohne daß ihm in jener Zeit irgend etwas Böſes zugeſtoßen wäre; ſie ſah im Spiegel die Figur eines nahen Verwandten, eingehüllt in eng angeſteckte Grabkleider, von hinten her über ihre Schulter blicken, während dieſer Verwandte ſich fortwährend völlig geſund befand. Wenn daher die Seher des Zweiten Geſichts ihren Viſionen eine prophetiſche Kraft beilegen, ſo iſt es damit eine ebenſo unſichere Sache als mit der Traumdeutung. Denn der Viſionär iſt als ſolcher immer eine nervenkranke Perſon und hat niemals ein zuverläſſiges Unterſcheidungszeichen in der Hand, ob ſeine Viſion in den Zuſammenhängen wirklicher Seelenberührungen wurzle oder ob ſie wie bei jener ſchottiſchen Dame ſich auf eine oberflächlichere Art erzeuge.

Ein ganz anderer Fall tritt freilich dann ein, wenn mehre Perſonen zu gleicher Zeit völlig Daſſelbe träumen. Denn wo dies vorkäme, beſonders wo es anhaltend und zuſammenhängend vorkäme, da würde es anzeigen, daß die Phantaſie beider Perſonen in denſelben Viſionskreis der Urſeele eingerückt wäre und, im Falle ſich das Gemeinſamträumen auf eine beſtimmte verſtorbene Perſon oder eine beſtimmte, Beiden unbekannte vergangene Begebenheit bezöge, daß ihre Phantaſie gemeinſchaftlich in den Viſionskreis jener verſtorbenen Perſon oder vergangenen Begebenheit innerhalb der Urſeele eingerückt wäre. Wir verdeutlichen, was wir meinen, durch ein Beiſpiel, deſſen Glaubhaftigkeit wir zwar keineswegs darzuthun vermögen, das wir aber hierher ſetzen, um genau den Punkt zu bezeichnen, von welchem wir reden.

Zu Aachen auf dem ſogenannten Graben — ſo wird erzählt (Daumer, „Philoſophie, Religion und Alterthum“, S. 60) —, der um die Burg Karl's des Großen gezogen und ſpäter ausgefüllt und mit Häuſern bebaut wurde, beſaßen die Grafen von Goldſtein ein Haus, welches ſie gegen Ende des 17. Jahrhunderts an einen Kaufmann verkauften. Im Hofe ſtand ein kleiner uralter Bau, der unten ein Gewölbe und oben nichts als einen kleinen Vorplatz und Zimmer enthielt. Die Hausthür dieſes Baus war vermauert und Niemand wußte eine Urſache davon anzugeben. Einer der Commis im Hauſe, der nicht bequem logirt war, bat ſich die beiden Zimmer in dieſem Bau aus und erhielt ſie auch; er hatte ſchon einige Zeit in Ruhe und Stille da logirt, als er, zur Zeit des Advents mit dem älteſten Bruder der Erzählerin dieſer Geſchichte Nachts aus einer Geſellſchaft

heimgehend, diesen einlud, die Nacht bei ihm zuzubringen. Zwischen 12 und 1 Uhr öffnete sich die Thür des Zimmers und ein junges Mädchen in alterthümlicher Tracht, eine eiserne oben offene Ampel in der Hand, begleitet von einem jungen geharnischten Ritter trat ins Zimmer und Beide, immer leise miteinander sprechend, setzten sich am Tische nieder. Mein Bruder und sein Freund waren beim Eintritt dieser Beiden erwacht, setzten sich im Bett aufrecht, und das Ganze als einen Spaß von Freunden ansehend, fingen sie an darüber zu scherzen. Das Mädchen stand auf, schnallte dem Ritter den Panzer ab und löste den Helm und jetzt erst bemerkte mein Bruder, daß diese Gesichter ihm fremd und leichenblaß waren. Plötzlich hörte man den Hufschlag eines Pferdes im Hofe, der geschlossen war; das Pferd hielt vor der Thür, ein Geharnischter stieg ab, stieg laut klirrend die Stiege hinauf und öffnete rasch die Thür. Eine kräftige, untersetzte Männergestalt trat ins Zimmer; das Mädchen schrie laut auf: „Jesus, mein Vater!" und in dem Moment stieß der alte Ritter seinen Dolch dem jungen in die Brust, dann seiner Tochter. Mit lautem Getöse fielen diese zu Boden, das Licht erlosch und Alles war verschwunden. Mein Bruder zündete Licht an und erschöpfte sich in Möglichkeiten; den andern Morgen fragte der Herr des Hauses, was denn die Nacht für ein Mordlärm bei ihnen gewesen? Sie theilten den Auftritt mit; die Thür dieses Baus wurde wieder vermauert, bis er später ganz weggebrochen wurde.

An einem guten Zusammenhang fehlt es dieser mit der Betheuerung sicherer Zuverlässigkeit mitgetheilten Begebenheit nicht. Während der Commis in seinem Zimmer bei nüchternem Muthe niemals etwas Widerwärtiges erfahren hat, wird er nebst seinem Kameraden in der von der Abendgesellschaft zurückgebliebenen Aufregung von dem gemeinsamen wahnsinnigen Raptus ergriffen. Nur in einem solchen Raptus konnten sie sogleich untereinander über den Auftritt unbefangen scherzen als über ein von Freunden veranstaltetes Possenspiel, während bei vernünftigem Bewußtsein der erste Eindruck kein anderer als Schreck und Erstaunen sein durfte. Träumte nun Einer mit offenen Augen dieselbe Scene wie der Andere, so waren ihre beiderseitigen Gedanken von einem in der Urseele aufbewahrten Erinnerungsbilde einer längst vergangenen Zeit in gleicher Weise bewegt und durchdrungen. Ihre Seelen glichen nun nicht mehr den Uhren von eigenem innerm Getriebe, sondern jenen elektrischen Uhren, welche aus bloßen Zifferblättern bestehen, deren Zeiger von einem gemeinsamen Uhrwerke aus vermöge elektrischer Leitungsdrähte auf völlig gleichartige Weise bewegt werden. Auf diese Art könnte man z. B. in einer Stadt alle Uhrwerke sparen, sobald man nur die Zifferblätter sämmtlicher Hausuhren durch elektrische Drähte mit dem Uhrwerke der einzigen Rathhaus- oder Thurmuhr in Verbindung setzte.

In gewisser Hinsicht gleicht ohne allen Zweifel das ganze Menschengeschlecht in allen seinen Individuen solchen elektrischen Uhren. Denn alle Erkenntnisse, welche wir nicht durch die Sinne erwerben, sowol die moralischen als die mathematischen, sowol die Ideen der Gerechtigkeit und der politischen Freiheit als die Ideen der Stereometrie und der Trigonometrie, erzeugen sich auf dem Zifferblatte einer jeden Seele genau nach denselben vom Centraluhrwerke des Universums angegebenen Bewegungen und Perpendikelschlägen. Denn die Stereometrie und das angeborene Recht sind nicht für jeden einzelnen Menschen ein besonderes, sondern für alle ohne Ausnahme Dasselbe. Wir können hierin unsere Seele nicht selbst regieren, sondern es greift gleichsam eine Hand von hinten zu und stellt uns den Zeiger. Aber dies ist auch nicht Alles. Innerhalb des größten psychischen Kreises, der alle Individuen untereinander verkettet, gibt es eine unendliche Mannichfaltigkeit von Gruppen, Abstufungen und Einzelverkettungen, Seelenfamilien, Seelenverwandtschaften, Seelenverbindungen. Wer z. B. schlechterdings keine Fassungskraft für mathematische Wahrheiten hat, der kommt mit der Universalseele sein Leben lang nicht in jenen Rapport,

welcher sich beim mathematischen Genie aufs leichteste und schleunigste herstellt. Wer alles musikalischen Gehörs entbehrt, dem öffnet sich niemals der Zugang zu gewissen, dem Gefühle angehörigen Gegenden und Oertern der Urseele, in denen die Mozart und Beethoven völlig wie zu Hause sind und gleichsam ihre Wohnung aufgeschlagen haben. An dem Orte aber, wo die Seele des Geometers wohnt, wohnt auch die Seele der Biene. Denn sie würde sonst ihre Sechsecke nicht mit solcher Genauigkeit bauen und dabei immer den Boden der obern Zelle über den Wandpfeiler der untern Zellen aufmauern können. Und so nimmt jedes Wesen außer dem äußern Raume, welchen es in der Anschauung des äußern Sinns ausfüllt, noch seinen von jenem ganz verschiedenen innern Raum innerhalb der Seelenverkettungen des Weltalls an. Was in jenem Raume eng zusammenlebt, das kann in diesem weit voneinander entfernt wohnen, und was in jenem durch Meere und Länder geschieden ist, das kann in diesem engverbunden sein.

Solche Zusammenhänge der Seelenverwandtschaft scheinen sich nun besonders geltend zu machen in den Augenblicken, wo der Tod geliebte Seelen in ihrem gewöhnlichen Wechselverkehre stört und die eine von ihnen durch gänzliche Entrückung aus dem Raume der äußern Sinnlichkeit in den Wohnorten der innern desto mehr befestigt. Es gibt Familien, in denen das Sterben, wenn es einmal angefangen hat, gar nicht wieder aufhören will. Es gibt deren, bei denen dies sich allein auf die männlichen, andere, bei denen dies sich allein auf die weiblichen Geschwister bezieht. Es gibt Ehegatten, die einander im Tode nach sich ziehen. Es gibt Freunde, es gibt Geschwister, bei denen Dasselbe angenommen werden darf. Eine so gezogene Seele erkrankt, wird der Welt entfremdet, sehnt sich hinaus. Solche Menschen können Schauer und Mitleid erregen wie Gestalten der Unterwelt, welche nicht mehr unter die Lebenden taugen. Das Andenken der sie nach sich ziehenden vorangegangenen Person weicht nicht aus ihrer Seele, ähnlich wie dem überwachten Tänzer die Tanzmelodie des vergangenen Abends den ganzen Tag nicht aus den Ohren will. Und ebenso wenig weicht dasselbe gewaltsame und schmerzhafte Andenken im Schlaf, wo es sich in Traumbilder und in schlaflosen Nächten in Visionen verwandelt. Bleibt es bei diesen als vereinzelten stehen, so haben sie noch nichts an sich, was sie über den Rang gemeiner Fieberdelirien erhöbe. Werden sie hingegen ansteckend, theilen sie sich vom Sterbenden aus an seine nächste gewöhnlich durch schlaflose Nächte, Mühsal und Kummer niedergebeugte Umgebung mit, so ist dies ein Zeichen, daß die eine Seele einen Blick ins Wohnzimmer der andern that, einen Blick, den man immer insofern einen verbotenen nennen darf, als er nicht in den Zusammenhang der gewöhnlichen Zwecke, auf welche unser Leben gerichtet ist, taugt, und den das Leben sich daher auch immer aus einer ganz richtig empfundenen Scheu als einen unwillkommenen Gast sobald als möglich vom Halse zu schaffen sucht, nur daß es in diesem Bestreben dann gewöhnlich viel zu hoch greift und das Kind mit dem Bade verschüttet, indem von einem angeblich wissenschaftlichen Standpunkte aus die gänzliche Unmöglichkeit aller unmittelbaren Seelenzusammenhänge behauptet wird. Dies aber heißt nichts Anderes, als das Haus anzünden, um das Ungeziefer daraus zu vertreiben, oder den Sohn todtschlagen, weil er sich unartig aufgeführt hat. So schlimme und hassenswerthe Gäste auch die Gespenster sind, so ist doch die wissenschaftliche Unlauterkeit und Hinterlist noch hundert mal schlimmer und hassenswerther. Man soll nicht dem Geisterspuk und den blödsinnigen Geistesrichtungen, zu denen er leicht hinführt, das Wort reden; man soll aber noch viel weniger, um ihn zu untergraben, sophistische Gifte streuen, welche die Herzen heimlich gegen die Gefühle der Unsterblichkeit und überirdischen Seelensympathie austrocknen und dem Menschengeschlechte seine edelsten und wohlbegründetsten Hoffnungen anfressen.

In der That ist Das, was uns diese Erscheinungen so wunderbar und parador macht, nur allein ihre Seltenheit und nicht ihre Natur an sich selbst. Sie greifen in

unſern gegenwärtigen Zuſtand nicht als etwas ein, was demſelben völlig fremdartig wäre, ſondern ſie ſind nur das ſtärkere Hervortreten derſelben unſichtbaren Fäden, welche als Neigungen und Beſtrebungen, Befürchtungen und Wünſche, Sympathieen und Antipathieen unſer Leben beſtändig durchſpielen und demſelben, indem ſie von Seele zu Seele die ins unſterbliche Leben hineinreichenden Zuſammenhänge knüpfen, alle die Reize, Sorgen, Bekümmerniſſe, Lichtblicke, Strebungen, Tröſtungen und Beglückungen mittheilen, welche daſſelbe von einem faden Schauſpiele hohler Larven unterſcheiden. Dieſes lebendige und leidenſchaftliche Concert, dieſe Seelenmuſik wird hell und laut aufſtönen in künftigen Zuſtänden, wo die Sordine der Maſſen von den Violinen wird abgehoben werden. Aber eben weil ſie in jenen Zuſtänden, welche dann ſein werden, Alles in Allem ſein wird, ſoll ſie es im jetzigen Zuſtande noch nicht ſein, und der übermäßige Hang der Seele, ſich ſchon im gegenwärtigen Zuſtande in den Gefühlen dieſer Seelenzuſammenhänge zu ergehen, iſt daher jedenfalls in ähnlicher Weiſe unzeitgemäß und gefährlich wie das durch Kalklauge erzwingbare zu frühzeitige Blühen der Pflanzen oder die durch unnatürliche Anſtrengungen erzwingbaren Leiſtungen eines Wunderkindes.

Münchener Ergebniſſe.

Von Dr. H. von Mangoldt in Weimar.

III.

Ueber deutſche Volksfeſte.

Von nicht minderer Bedeutung wie für das Bd. III, S. 57 bezeichnete ernſte Gebiet ſcheinen die ſecundären Wirkungen der Induſtrieausſtellungen für die heitere Seite des Lebens werden zu ſollen, wenngleich in dieſer Richtung ſich nur erſt Anfänge zeigen. Die Induſtrieausſtellungen, ſo glauben wir, ſind beſtimmt, uns das moderne Volksfeſt zu bringen. Darunter verſtehen wir ein Feſt, an welchem ſich alle in einem nationalen Ganzen lebendigen Elemente mit voller Freudigkeit betheiligen und in welchem infolge dieſes Zuſammenwirkens das Volk ſich als zuſammengehörige Einheit im Glanze heitern Lebensgenuſſes empfindet, die echte Blüte der Cultur, für welche man die Induſtrieausſtellungen fälſchlich ausgegeben hat, zu der ſie uns aber verhelfen ſollen.

Es iſt ein alter Erfahrungsſatz, daß die Freude ſich um ſo entfernter hält, je mehr man es ſich zur beſondern Aufgabe macht, ſie zu erhaſchen, und er bewährt ſich auch bei öffentlichen Feſten. Wo die Leute von nah und fern zuſammenſtrömen, um ſich zu vergnügen, da kommt in der Regel nichts heraus als Langeweile oder triviale Liederlichkeit, wie man dies z. B. an unſern Vogelſchießen ſieht, ſeitdem der eigentliche Kern dieſer Feſte, die Schießübungen, immer mehr an Bedeutung verloren hat. Die wahre Feſtſtimmung entwickelt ſich nur da, wo die Menge aus einem tiefern, auf einer Nothwendigkeit des Lebens beruhenden Grunde ſich zuſammenfindet. Betrachten wir von dieſer Vorausſetzung aus, und, indem wir zunächſt die Verhältniſſe Deutſchlands im Auge behalten, die verſchiedenen Gelegenheiten, an welche ſich möglicherweiſe ein Volksfeſt anſchließen könnte, ſo vermögen wir zuvörderſt von politiſchen Verſammlungen in dieſer Beziehung nichts zu erwarten. Ein Zuſammenfluß von Menſchen, wie er in bewegten Zeiten an den politiſchen Centralpunkten ſtattfindet, wie er z. B. das Parlament in Frankfurt umgab, ſtellt allerdings einen nationalen Mikrokosmus dar und vereinigt die meiſten Elemente, deren ein wahres Volksfeſt zu ſeiner Entfaltung bedarf; allein die großen politiſchen Aufgaben, die es zu löſen gilt, vielleicht ſelbſt die Noth und Gefahr des Augenblicks erfüllen die Gemüther zu gewaltig, als daß an heitern Feſtgenuß zu denken wäre. Umgekehrt fehlt es den Verſammlungen, wie ſie die rückläufig gewordene Zeit gebiert, den Conferenzen und Congreſſen

zwar nicht an Zeit und Luſt ſich zu erheitern, wol aber an dem innern Schwung, an der warmen patriotiſchen Erhebung und an der allgemeinen Theilnahme, die ein Volksfeſt erheiſcht. Ebenſo wenig kann man für die Entwickelung der letztern von der Kirche hoffen. Die proteſtantiſche Kirche iſt zu ſehr zerſplittert, als daß ſie ſich großartige Vereinigungen ſchaffen und das Intereſſe ihrer Angehörigen an denſelben wahrhaft lebendig und allgemein machen könnte. Was in neuerer Zeit etwa in dieſer Beziehung geſchehen iſt, beſtätigt nur dieſe Behauptung; denn ohne der Wirkſamkeit der Kirchentage, den Verſammlungen des Guſtav-Adolf-Vereins u. ſ. w. zunahetreten zu wollen, muß man doch deren äußeres Auftreten — ja auf dieſes allein kommt es hier an — als ein nichts weniger als glänzendes und die allgemeine Theilnahme mit ſich fortreißendes bezeichnen. Vielleicht thut man ſelbſt nicht unrecht, wenn man Zuſammenkünfte im großartigſten Maßſtabe als nicht im Geiſte des Proteſtantismus liegend bezeichnet. Anders verhält es ſich mit der katholiſchen Kirche, die in ihren großen Feierlichkeiten, ihren Wallfahrten und Reliquienausſtellungen allerdings die Vorbedingungen für ein Volksfeſt liefert; allein es ſcheint ihr, wenigſtens in der Gegenwart und unter den in Deutſchland gegebenen Verhältniſſen, da ſich ihr die bewegenden Elemente des Volkslebens entfremdet haben, die geſtaltende Kraft zur Benutzung dieſer Vorbedingungen abzugehen. Die großen militäriſchen Vereinigungspunkte, wie ſie von Zeit zu Zeit durch die Manöver bedeutenderer Truppentheile gegeben werden, würden, namentlich da, wo das Wehrſyſtem auf ſo populärer Grundlage ruht wie in Preußen, für die Entwickelung wahrer Volksfeſte weit erſprießlichere Ausſichten eröffnen, wenn nicht die militäriſchen Uebungen ſelbſt ſowol bei den unmittelbar Betheiligten als bei den Zuſchauern die Körperkräfte meiſtens in einer Weiſe in Anſpruch nähmen, welche die Fähigkeit zu feſtlichen Genüſſen ſehr beeinträchtigt, von der politiſchen Rückſicht zu geſchweigen, die es unter gewiſſen Umſtänden nicht wünſchenswerth macht, daß gerade die Soldatenfeſte zu Volksfeſten werden. Am eheſten würden ſich letztere wol noch an Uebungen der Marine knüpfen laſſen, aber die deutſche Flotte iſt verſteigert, die preußiſche noch in den Windeln und wir müßten noch lange auf ein Volksfeſt warten, wenn wir es erſt mit Evolutionen einer nennenswerthen Armada erhalten ſollten. Läßt ſich vielleicht von den Verſammlungen, in denen ſich in neuerer Zeit die mannichfachen Berufsgenoſſen aus den verſchiedenſten Theilen Deutſchlands und ſelbſt aus dem Auslande alljährlich wandernd zu verſammeln pflegen, läßt ſich von den Congreſſen der Hiſtoriker, Juriſten, Philologen, Schulmänner, Naturforſcher u. ſ. w. in dieſer Beziehung vielleicht ein beſſerer und ſchnellerer Erfolg hoffen? Die bisherige Erfahrung ſpricht dagegen und es iſt kaum anzunehmen, daß die Zukunft hierin viel ändern wird. Einer gleichzeitigen Verſammlung an einem Orte, der gewiſſermaßen einen Congreß zur Repräſentation des geſammten geiſtigen Lebens darſtellen würde, ſtellen ſich große, man kann vielleicht ſagen unüberwindliche praktiſche Schwierigkeiten entgegen. Bloße Specialverſammlungen aber ſind nicht von ſo allgemeinem Intereſſe, daß ſie zum Mittelpunkte eines großartigen feſtlichen Lebens werden könnten, umſoweniger, da ſie in Bezug auf Gegenſtand und Behandlungsart ihrer Erörterungen in der Regel das Intereſſe der Genoſſen und Kenner des Fachs der Rückſicht auf geiſtige Anregung in weitern Kreiſen voranſtellen werden. Die Verbindung dieſer Verſammlungen mit der Oeffentlichkeit iſt daher meiſtens eine rein äußerliche. Die ſtädtiſchen und Regierungsbehörden des Orts bemühen ſich, ihren Gäſten die Honneurs zu machen und veranſtalten deshalb allerlei Feſtlichkeiten, die mit den Zwecken der Verſammlung in keinerlei Zuſammenhang ſtehen. Ein größeres oder geringeres Publicum benutzt dieſe Gelegenheit, um ſich zu vergnügen und diejenigen unter den Fremden, die man ihm als beſonders berühmte Männer bezeichnet, anzugaffen. Mitunter entfaltet ſich eine ganz hübſche Gemüthlichkeit; in jedem Falle verſichern die Zeitungen doch regelmäßig, die ſchönen Tage des Zuſammenſeins in X. oder Y. würden, Dank ſei es der genoſſenen herzlichen Aufnahme, jedem Gaſte

unvergeßlich sein. Nun wäre es gewiß unrecht, über alle diese Erscheinungen griesgrämig den Stab brechen zu wollen, nur die Keime des Volksfestes, die wir suchen, können wir unmöglich darin finden. So bleiben uns denn von allen den Gelegenheiten, welche einen größern Zusammenfluß von Menschen verursachen, nur die durch ein wirthschaftliches Bedürfniß hervorgerufenen, die landwirthschaftlichen Versammlungen, die Messen und Märkte und endlich eben die Industrieausstellungen übrig, von denen sich vielleicht für Volksfeste etwas erwarten ließe. In der That knüpft sich das Beste, was wir bisjetzt an Volksfesten gehabt haben, das Septemberfest in Cannstadt und das Octoberfest in München, an landwirthschaftliche Schaustellungen. Auch in Dresden hat man, wenn wir nicht irren, neuerdings den Versuch gemacht, dem großen Vogelschießen durch Verbindung mit einer Thierschau einen gehaltvollern Mittelpunkt zu geben. Allein wie wenig entspricht doch Das, was man an allen diesen Orten erreicht hat, Dem, was eigentlich ein Volksfest in der höchsten Bedeutung des Worts sein soll. Und der Grund davon ist nicht weit zu suchen. Alle diese Feste haben nur eine provinzielle Bedeutung, sind Feste für die Württemberger, Baiern, Sachsen u. s. w. Württemberger, Baiern und Sachsen sind aber keine Nation, sondern nur Bruchstücke einer solchen. So wohlthätig daher diese Versammlungen auf den Bezirk, auf den sie unmittelbar berechnet sind, in ökonomischer Beziehung wirken mögen, so sehr fehlt ihnen doch Das, was sie zu einem culturhistorischen Ereignisse machen könnte: das Bewußtsein der Theilnehmer, daß sie die Nation im Kleinen repräsentiren und daß man in allen Theilen des Vaterlandes die Erscheinungen des Festes als eine öffentliche Angelegenheit mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt. Nur diejenigen landwirthschaftlichen Feste, die sich an die Generalversammlungen der Land- und Forstwirthe anschlossen, besonders das letzte Fest dieser Art in Nürnberg, haben sich einigermaßen über jene Schranke zu Anfängen wirklicher Volksfeste erhoben; aber hinter dem höchsten Ziele sind sie doch immer noch weit zurückgeblieben, weil auch die Verbindung mit einer der eben besprochenen Wanderversammlungen ihnen ein nationales Gepräge nicht vollständig aufzudrücken vermochte. Die wissenschaftlich gebildeten Land- und Forstwirthe waren zwar aus allen Theilen Deutschlands vertreten, aber sie waren nur gewissermaßen als Acteurs für das Fest von überwiegender Bedeutung, als Bestandtheile des Publicums verschwanden sie unter der Menge, die einen provinziellen Charakter trug. Was die landwirthschaftlichen Feste verhindert, sich zu wahren Volksfesten zu entfalten, das steht auch den Märkten und Messen entgegen. Jene haben nur einen beschränkt localen Charakter und auch diese reichen, wie wir gesehen haben, für den eigentlich großen Verkehr, wie ihn die Neuzeit ins Leben gerufen hat, nicht mehr aus und sanken entweder zu Märkten herab oder nahmen allmälig mehr und mehr die Form regelmäßig wiederkehrender Industrieausstellungen an.

So sind wir denn bei dem eigentlichen Gegenstande unsers Aufsatzes wieder angelangt, bei den Industrieausstellungen, und hier begegnen wir in der That keinem jener Hindernisse, welche es unmöglich machten, ein Volksfest an sie anzuknüpfen. Natürlich sprechen wir nur von den Ausstellungen im größten Maßstabe. Schon die Vereinigung der ausgestellten Waaren unter Einem Dache, und der locale Mittelpunkt, der dadurch dem Verkehr gegeben ist, wirkt anregend. Anregend wirkt ferner die Freiheit, welche dem Einzelnen gelassen ist, seine Zwecke selbständig und mit größerer oder geringerer Anstrengung zu verfolgen, ihnen eine größere oder geringere Ausdehnung zu geben. Ein Jeder kann sich, soviel oder sowenig, von der Ausstellung zunutze machen, als ihm beliebt und neben derselben den Dingen nachgehen, die für ihn das meiste Interesse haben. Die Hauptsache aber ist das vielseitige Interesse, welches sich an die Beschauung der Ausstellungsgegenstände knüpft und welches ihr Publicum daher aus den verschiedensten Elementen der Bevölkerung zusammensetzt. Schon die unmittelbar Betheiligten, die Häupter der großen Gewerbs- und Handelsunternehmungen, zu denen wir auch die Inhaber der umfangreichen Urproductions-

geſchäfte, die Land- und Forſtwirthe, die Bergwerksbeſitzer u. ſ. w. rechnen prüfen, repräſentiren eine Claſſe, die recht eigentlich den Kern unſerer nationalen Kraft ausmacht, den wohlhabenden, gebildeten, ſtrebſamen, ſelbſtändigen Mittelſtand. Ihnen ſchließen ſich die kleinen Unternehmer und die Arbeiter an, für welche ein prüfender Gang durch die Ausſtellung ſo dienlich iſt wie eine Reihe von Vorträgen in Gewerbvereinen und Sonntagsſchulen. Dann kommen die Männer, die in höherer oder niederer Stellung an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten betheiligt ſind. Wie wichtig für dieſe die Ausſtellungen ſind, iſt bereits oben auseinandergeſetzt worden. Auch die Männer der Wiſſenſchaft fehlen nicht. Die Vertreter der Naturwiſſenſchaften wie der geſchichtlichen, politiſchen und Rechtsſtudien finden hier reiche Anregung; ſelbſt der fromme Theolog und der ſpeculative Philoſoph ziehen Nahrung für ihre einer höhern Welt angehörigen Ideenkreiſe. Von den Aeſthetikern geführt naht die Schar der Künſtler, die Richtung des allgemeinen Geſchmacks prüfend, die Fortſchritte der Technik, welche ſie zur Ausführung ihrer Entwürfe bedarf, beobachtend, und ihres Berufs wohlbewußt, aus der bunten Welt, die ſich vor ihnen entfaltet, nicht nur Lehre und Anſtoß für geiſtiges Schaffen zu empfangen, ſondern auch ideenſpendend auf dieſelbe zurückzuwirken. So findet ſich ein Publicum zuſammen, in welchem Alles, was die Natur an thätigen, lebensfriſchen Elementen beſitzt, ſeinen Vertreter hat, ein Abbild des nationalen Lebens im Kleinen, deſſen Treiben bis an die entfernteſten Grenzen unſers Vaterlandes mit warmer Theilnahme verfolgt wird.

Hiermit iſt der Boden für ein echtes Nationalfeſt bereitet. Um es ins Leben zu rufen, bedarf es aber der geſtaltenden Kraft, und wo iſt dieſe anders zu ſuchen als da, wo alle geiſtige Entwickelung ihre Blüten treibt: bei der Wiſſenſchaft und vor allem bei der Kunſt? Das, was dieſen zu vollem, lebendigem Wirken bei uns hauptſächlich gefehlt hat, ein nationales Publicum, an das ſie ſich wenden können, das wird ihnen hier geboten. Die Schauſpielkunſt und die Malerkunſt haben an Manchem bereits den Anfang gemacht, dieſes günſtige Verhältniß zu benutzen. Ganz Deutſchland iſt dem Geſammtgaſtſpiele der dramatiſchen Künſtler mit geſpannter Aufmerkſamkeit gefolgt. Was bisher nicht möglich war, daß ſich das Genie mit einem male zu allgemeiner Anerkennung emporſchwang, wurde dort zur Wirklichkeit. Ein junges unbekanntes Mädchen reißt die von allen Grenzen hier verſammelten Zuſchauer durch den Zauber ihrer Darſtellung zu ſtürmiſcher Bewunderung hin und von dieſem Augenblicke ſteht ſie als eine der erſten jugendlichen tragiſchen Schauſpielerinnen von ganz Deutſchland da. Kein Zweifel, daß bei künftigen Ausſtellungen der Kreis der daran ſich knüpfenden Kunſtleiſtungen ſich immer mehr erweitern wird. Vor allem die Dichtkunſt in Wort und Ton, beſonders die dramatiſche, wird nicht fehlen. Man denke ſich, der deutſchen Nation würde wieder ein Genius wie der Schiller's geſchenkt. Welchen Jubel, wenn ſeine Werke vor einer ſolchen Zuhörerſchaft zuerſt über die Bretter gingen, ihr Ruhm von da aus mit einem male die geſammte Nation erfüllte! Wie müßte das auf den Dichter ſelbſt zurückwirken! Und ſo in allen Kunſtzweigen. Welches friſche, geſunde Leben müßte ſich da entfalten! Wie der Künſtler, ſo würden auch die Männer der Wiſſenſchaft ihr Beſtes auf den Markt bringen, um ſo ſicherer, je mehr gerade die Richtung unſerer Zeit ſie auf die Nothwendigkeit hinweiſt, die Wechſelbeziehung mit dem praktiſchen Leben zu entwickeln. Eine Reihe populärer Vorträge würde alle neueſten Ergebniſſe wiſſenſchaftlicher Forſchung vor einer Zuhörerſchaft darlegen, die mit beſſerm Rechte als irgend eine bisher dageweſene darauf Anſpruch machen könnte, die Nation zu vertreten. Unter den Künſtlern wie unter den Gelehrten würden die edelſten Wettkämpfe gekämpft werden. Und warum ſollten dieſe Kämpfe allein auf das geiſtige Gebiet beſchränkt bleiben? Warum ſollten ſich ihnen nicht gymnaſtiſche Spiele anſchließen, in welchen die Jugend, wie einſt bei den Alten, um den Preis der Kraft, der Gelenkigkeit und des Muths ſtritte? Eine umſichtige Autorität, die über dem Ganzen waltete,

müßte Sorge tragen, daß die verſchiedenen dargebotenen Leiſtungen das allgemeine Intereſſe nicht zerſplitterten, daß vielmehr das Feſt eine einheitliche Geſtalt erhielte. Sie müßte gewiſſe Hauptpunkte in Anſtalten aufſtellen, um die ſich Alles gruppirte, jede Production auf die richtige Zeit und an den richtigen Ort verweiſen, vorhandene Lücken ausfüllen, Ueberflüſſiges und Unwürdiges beſeitigen, kurz alles Dargebotene zu einem harmoniſchen Ganzen vereinigen. Wenn das geſchieht, und es wird geſchehen, da alle Vorbedingungen dafür vorhanden ſind, dann erhalten wir mit den Induſtrieausſtellungen Volksfeſte, nach denen wir die Epochen unſerer nationalen Entwickelung mit dem gleichen Rechte rechnen könnten wie einſt die Griechen die ihrigen nach ihren Olympiſchen Spielen, Feſte, in denen man ohne Uebertreibung die Blüte der jeweiligen Cultur erblicken durfte. Die ökonomiſche Veranlaſſung, aus welcher dieſelben hervorgegangen, wird dann freilich in den Hintergrund treten, aber ſie hört deswegen nicht auf, den Stützpunkt für das Ganze zu liefern. Es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo man die Induſtrieausſtellungen, auf die wir jetzt ſo ſtolz ſind, nur als einen beiläufigen Appendix der großen nationalen Feſte anſieht, aber man würde unrecht damit haben, man ſollte dann ihre Bedeutung als die des eigentlichen Kerns und fruchtbaren Punktes dieſer Feſte nur um ſo höher ſchätzen.

Anregungen.

Die Sprache der Augen.

Das Auge, ſagt man, ſei der Spiegel der Seele. Es iſt ihr Dolmetſcher. Wie wir uns von dem Ton der menſchlichen Lippen hier angezogen, dort abgeſtoßen fühlen, ſo übt dies Auge eine geheime Anziehungskraft auf uns, während jenes uns abſchreckt.

Ein junger Arzt mit treuen, ehrlichen Augen, welcher überſeeiſche Länder beſucht hatte, erzählte uns einſt, daß ihm im Umgange mit Malaien der ſchiefe Blick dieſer Menſchen aufgefallen ſei. Während ſie im Geſpräch mit Ihresgleichen ſich offen und gerade anſchauten, wichen ſie beſtändig ſeinem Blicke aus. Als er den Grund davon zu erforſchen ſuchte, erklärte ihm ein junger Malaie: der Blick der Europäer habe etwas ihnen Unerträgliches.

Das Geheimniß der berühmten Bändiger reißender Thiere liegt theilweiſe in ihrem Blick. Gewiſſe Schlangen ſollen bekanntlich durch ſtechendes, ſcharfes Anſchauen auf Vögel einen betäubenden Eindruck hervorbringen. Es gibt Augen, die uns lähmen, uns verlegen machen, zerſetzend in unſere Gedanken einſchneiden, deren Blicke wie vergiftete Pfeile in unſere Seele fallen, während andere uns warm und angenehm berühren, redſelig, mittheilſam machen, unſer Vertrauen, unſere Zuneigung erwecken. Welch ein Himmel ſpricht aus manchem Auge, welche dämoniſche Magie aus dem andern! Es gibt keinen Zuſtand der Seele, welcher nicht durch die Sprache der Augen ſeinen Ausdruck fände. So gewiß blickt der hoffende, in die Zukunft denkende Menſch gen Himmel, wie der betrübte, in der Erinnerung lebende den Blick zur Erde ſenkt.

Bei allen edeln Menſchen gibt ſich die Sprache des Auges durch ein eigenes Maß zu erkennen. Es laſſen ſich keine Regeln dafür aufſtellen. Das Auge ſenkt und hebt den Blick nach innern Geſetzen der Seele; es redet, wenn der Mund ſchweigt; es iſt ſtumm, wenn das Wort über die Lippe gleitet; es begleitet den Ton, je nach den zarteſten Bewegungen des innerſten Gemüthe. Die Sprache des Mundes läßt ſich lehren, ſelbſt das liebliche Fallen und Steigen der Töne iſt der künſtlichen Aneignung fähig. Die Sprache der Augen iſt dem Menſchen angeboren. Den Accent der Blicke lernt man nicht in der Schule, ihren Schmelz erkauft Niemand durch künſtliche Mittel. Er geht manchmal verloren da, wo er vorhanden war. Die Sprache der Augen kann zerſtört werden durch die Lüge gegen ſich ſelbſt. Und dennoch wird ſelbſt in ſolchen Fällen noch ein einziger Blick zum Verräther an dem ganzen Menſchen.

Keinen kunſtreicheren Schleuſenbau gibt es als den des Menſchenauges mit ſeinen Wimperliedern, und keinen ſchnellern Stromfall als den des Lichts. Schneller als Gedanken, jäher als der Blitz öffnen und ſchließen ſich dieſe Schleuſen und laſſen in unmeßbarer Eile den Lichtbach hindurchſtrömen. Seine Wellen machen kein Geräuſch, ſie murmeln nicht und doch führen ſie eine Sprache, lebendiger und verſtändlicher, reicher und ſchöner als alle Worte des Menſchenmundes.

Es ſoll Menſchen geben, welche ihren eigenen

Blick im Spiegel nicht ertragen können. Dagegen ist das Mittel bekannt, dessen sich Goldarbeiter, Uhrmacher und ähnliche Gewerke zu bedienen pflegen, wenn es ihnen bei der Arbeit vor den Augen flimmert: sie nehmen ein Stückchen Spiegelglas und blicken ihren eigenen Augapfel scharf an; ihr eigenes Auge führt eine beruhigende Sprache. Danach arbeiten sie fort.

In der Erziehung, in Schule und Haus wird der Sprache der Augen bei weitem nicht die gebührende Aufmerksamkeit zutheil. Läßt sie sich auch nicht lehren, so gibt es doch ein gewisses Ebenmaß in ihr, für das sich allgemeine Grundsätze anführen lassen. Es ist ebenso unschicklich, Jemand während der ganzen Dauer seiner Rede steif und fest anzusehen, als ihn mit dem Blick gänzlich zu meiden. Dasselbe kann von dem Sprecher in Bezug auf Den, zu welchem gesprochen wird, gesagt werden. Wie im Zwiegespräch die Pause oft erquicklich, oft peinlich, so gibt es auch eine Pause in der Augensprache, welche, je nach ihrer Art und ihrem Maß, uns bald wohlthuend, bald lästig und unangenehm berührt.

Warum drücken wir dem Gestorbenen die Augen zu? Weil dieser starre, seelenlose Blick unschön. Man sollte auch auf die Augen mancher Lebenden manchmal die Finger legen, um sie minder häßlich zu machen.

Die Sprache der Augen, die angelernt ist durch Erziehung, Koketterie, feinfühlende Genialität, ist bald in ihrer Lüge erkannt, ebenso wie Diejenigen, die zu verrathen wünschen, daß sie schöne, sprechende Augen haben und mit ihnen ewig blinzeln und ihre Wirkung erproben wollen, sich den Zauber, den sie damit ausüben könnten, nur zerstören.

Alte Gesangsweisen.

Eine bemerkenswerthe Erscheinung in Betreff des Verständnisses unserer vaterländischen Vorzeit ist die Bearbeitung einer Reihe von Melodieen der Minnesänger, welche unter dem Titel: „Lieder und Sprüche aus der letzten Zeit des Minnesanges, übersetzt, für gemischten und Männerchor vierstimmig bearbeitet, von R. von Liliencron und Wilhelm Stade" (Weimar, Böhlau), erschienen sind. Die Melodieen sind echt und längst bekannt, aber Musiker beachteten sie wenig, weil sie ihnen entweder zu einfach oder dem Zeitgeschmack zu entfremdet schienen. Es hat aber nur des liebevollen Eingehens auf ihren Gang der Empfindung durch einen tüchtigen Contrapunktisten bedurft, um zu zeigen, daß ihre seelenvollen Töne auch jetzt noch ebenso zum Herzen sprechen wie die einfachen, aber tief empfundenen Texte, zu denen damals der Sänger seine Melodie selbst erfand. Die hier auftretenden Sänger sind theils aus fürstlichem und ritterlichem Stande, wie z. B. Fürst Wizlav von Rügen (starb 1302) und der durch die spätere Volkssage so berühmt gewordene Tanhäuser (um 1240) aus dem österreichisch-bairischen Geschlechte der Herren von Tanhausen, theils sind sie nichtadelige Fahrende, wie z. B. der Spervogel, der Meißner, Frauenlob, Hölleseuer u. A. Gesangvereine und Liedertafeln haben durch den wieder eröffneten Weg zu diesen Schätzen eine der interessantesten und dankenswerthesten Geschenke empfangen.

Luther's Ansichten von der Ehe.

Es ist ein hoher Stand, wenn er wohlgeräth, sagt Luther in seinen „Tischreden"; da er aber nicht geräth, so sollt' Einer lieber todt sein, denn einen sichtlichen Teufel an der Seite haben. Darum ist das ein seliger Mann, der eine gute Ehe hat, wiewol es eine seltsame Gabe ist. — Das ist ein gemarterter Mann, deß Weib und Magd nichts weiß in der Küch'. Es ist prima calamitas, ex qua multa mala sequuntur. — Die Ehe ist ein weltlich Ding mit allen ihren Umständen, gehet die Kirch' nichts an, denn soviel es die Gewissen belanget. Wir sind Hirten über die Gewissen, nicht über Leib und Gut. — Die Liebe ist die substantia und das Wesen, der Grund, darauf die Ehe steht. — Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Das Wörtlein Gott heißt hier nicht Gott im Himmel, sondern sein Wort, nämlich den Aeltern und der Obrigkeit gehorsam sein; was soll Gott hier sonst sein? Gott fügt nicht zusammen ohne der Aeltern Bewilligung. — Kinder sind das lieblichste Pfand in der Ehe, die binden und erhalten das Band der Liebe; es ist die beste Woll' am Schaf. — Der Ehestand ist Gottes Ordnung und Creatur, der Satan ist dem Stande feind. — Es geht in der Ehe nicht allezeit schnurgleich zu; es ist ein zufällig Ding, deß muß man sich ergeben. — Die Weiber sind von Natur beredt und können die Rhetorik wohl, welche doch die Männer mit großem Fleiß lernen und überkommen müssen. — Die Ehen sind gemeiniglich fährlich und unglücklich, da Einer Eine oder Eine Einen mit Kindern nimmt. Ja, wenn Vater oder Mutter fromm sind, so muß es sich leiden. Aber novem ubi sunt? Wo findet man's?

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 18. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Londoner Namen.

I. Mazzini.

Es war vor mehr als zwölf Jahren, als im Westende Londons vier Damen um einen runden Theetisch Platz nahmen, auf welchem eine dampfende Maschine ihre heißen Wolkendünste in die Höhe sandte. Schon harrten sie der Spende des britischen Nektars, den die Hand der Einen mit zartem Geschick auszutheilen im Begriffe stand, als die Wirthin zur Geduld mahnte, indem sie noch einen Gast erwarte, den sie durchaus nicht als Nebenperson angesehen wissen wolle. Bald darauf ließ sich der eiserne Ring an der Hausthür mit den gewöhnlichen Visitenschlägen vernehmen; es wurde Graf Mazzini gemeldet.

Ein junger Mann trat ein von mittlerer Größe und schlanker Gestalt. Die Wirthin stellte ihn uns vor und erwähnte zugleich die Ursache seines Besuchs. Es galt einer Nachfrage nach den zurückgelassenen Papieren von Ugo Foscolo, mit deren Herausgabe er beschäftigt war.

Während Beide sich über diesen Gegenstand besprachen, blieb uns Nichtbetheiligten hinreichende Muße, den interessanten Fremdling in Augenschein zu nehmen. Man konnte ihn gewiß schön nennen: edle, regelmäßige Züge, eine hohe Stirn, von den schwärzesten Locken beschattet, ein paar große, tiefblickende, dabei ernste, ausdrucksvolle schwarze Augen, die aus dem bleichen Antlitz wie Sterne hervorleuchteten, dazu ein großer Schnurrbart. So haben wir die äußere Gestalt des Genuesen, der damals ungefähr sechsundzwanzig Jahre zählen mochte und mit so vielen andern politischen Flüchtlingen jener Zeit auf englischem Boden eine Zuflucht gesucht und gefunden hatte.

Mazzini, der damals noch nicht den Schreckennamen hatte wie jetzt, sprach viel und, wie es schien, gern; aber nur die Zeit, Italien, die Beziehung des Menschen zum Menschen waren die Themata, für die er sich erwärmte. Für Persönliches hatte er keinen Sinn. Ihm war das Individuum nur als Theil des Ganzen wichtig. Häufig wandte er seine Rede an die beiden jungen Mädchen, welche ihm gegenüber saßen und sich noch sind nach an der Unterhaltung betheiligt hatten; doch bemerkte man leicht, daß diese ihm kein anderes Interesse abgewannen als das allgemeine menschlicher Wesen, die eine hin-

reichende Intelligenz besaßen, um seinen Ideen folgen zu können. Mazzini's Sinnen und Denken, konnte man sagen, war damals nicht von dieser Welt.

Jahre vergingen, bis ich ihn nach diesem Abend wiedersah.

Andere Kreise, andere Beziehungen, andere Menschen ließen Mazzini's Namen kaum dann und wann an mein Ohr kommen. Da wurde ich eines Tages von einer mir sehr nahe bekannten Dame aufgefodert, sie zu einem kranken Freunde zu begleiten. Unser Weg führte uns in eine der Vorstädte Londons, wo ein kleines, reinlich aussehendes Häuschen das Ziel unserer Wanderung wurde. Wir traten ein. In einem Zimmer zur ebenen Erde, dem sogenannten Parlour, empfing uns der Bewohner desselben, der niemand anders war als wiederum Mazzini. Er war älter geworden. Dasselbe große schwarze Auge leuchtete unter dem schwarzen, lockigen Haar, dieselben edlen Züge konnte ich unterscheiden; nur bleicher war die Wange, ernster der Blick, schmächtiger und darum höher die Gestalt geworden. Wir setzten uns. Mistreß C. war besorgt gewesen seiner Gesundheit wegen, die jetzt häufiger litt. Ein paar Fragen reichten hin, um sie über den Stand derselben zu beruhigen und ihr die Ursache seiner langen Abwesenheit zu erklären, worauf wir von ihm schieden. Auf dem Rückwege erzählte mir die Freundin, daß Mazzini dies abgelegene Häuschen bewohne, um ganz sich selbst zu leben. Nur mit ein paar Gleichgestimmten verkehrte er von hier aus; denn was man Gesellschaft nennt, das hatte keinen Reiz für ihn und war ihm ein Zeitverlust. Er lebte als Idealist. Dies hinderte nicht, daß ihm die Welt die unsanftesten Berührungen verschaffte. Mazzini hatte ein Haus gewählt, das viel zu groß war für einen Menschen allein. Wie jedes Haus in England hatte das seine ein Souterrain, das zugleich als Küche diente; darüber war Parterre das Speisezimmer, im ersten Stocke das Drawingroom (Salon), im zweiten das Schlafgemach. Da ein Mann der Idee unmöglich wie die alten Römer seine Rüben selbst schaben konnte, so mußte eine Frau gemiethet werden, die als Troglodytin die Oberwelt besorgte und dann wieder unterwärts verschwand. Ein solches Wesen wurde gefunden und die Haushaltung kam in Gang. Nicht lange war die Frau eingezogen, so stellte sich täglich bei ihr ein männlicher Besuch ein, pour charmer ses ennuis, wie der Franzose sagt. Die Strenge, die im Parterre wohnte, nahm Anstoß an diesem geselligen Verkehr in den untern Regionen. Mahnungen wurden erlassen und es ergab sich, daß die Köchin schon verheirathet war. Den Gemahl hatte sie verheimlicht, weil in der dienenden Classe den Ehelosen der Vorzug ertheilt wird. Der Mann erhielt, des Anstandes und der Humanität wegen, die Erlaubniß, bei seiner Gemahlin zu wohnen.

Eine Weile verstrich in häuslichem Frieden. Da stellten sich seit einiger Zeit allerlei Störungen der Meditationen Mazzini's ein. Kindergeschrei schreckte ihn in seinen ernsten Arbeiten auf. Es kam aus dem Hause selbst und siehe da! die Bewohner des Souterrains waren belindert. Mazzini, Philanthrop, konnte unmöglich Kinder von den Aeltern trennen. Nun war eine ganze Familie bei ihm eingebürgert.

Der enge Raum im Souterrain aber bot für so viele Bewohner nur die schlechteste Bequemlichkeit; was mußte Mazzini thun? Er mußte sich entschließen, als Nachfolger Fourier's dessen System hier in praktische Ausübung zu bringen. Das Speisezimmer wurde der Köchin und ihrem Hausrecht überlassen. So lebte nun der feine, gebildete Idealist mit der gröbsten Materie zusammen, die mit ungewaschenen Händen seine Teppiche und Gardinen berührte und sich's im Hause bequemer machte als er selbst. Dies Zusammensein wurde peinlich, peinlich für beide Theile; denn Jene auch fanden die Gesellschaft eines Mannes unbequem, der anders aß und anders dachte als sie und keinen ihrer Späße zu belachen vermochte, und bald war ihnen der Herr des Hauses eine lästige Zugabe zu dem guten Mahle, das man weit lieber ohne ihn genossen hätte. Mazzini fühlte das und wollte dennoch nicht jenem Egoismus Gehör geben, der ihm gebot, seinem

Ich nicht zuzumuthen, was es nicht ohne peinliche Selbstverleugnung zu leisten vermochte.

Theorie und Grundsatz stritten nun eine Weile gegen die im tiefsten Innern rebellisch sich sträubende Neigung, bis endlich ein willkommenes Drittes hinzukam, das dem Kampfe ein Ende machte.

Gerade zu jener Zeit ergriff Mazzini der Gedanke, sich der Erziehung der armen Savoyarden, die in London umherziehen, ganz verwahrlost sind, weder lesen noch schreiben können, weder Obdach noch Lebenszweck haben, zuzuwenden. Da Mazzini einer wohlhabenden Familie angehörte, die ihn auch hier in der Fremde mit hinreichenden Mitteln zu einer unabhängigen Existenz unterstützte, so genoß er eines großen Ansehens unter seinen Landsleuten, die ihm gern bei jedem wohlthätigen Unternehmen den ersten Platz anwiesen. Seine ganze Zeit, seine Kräfte und, was die Hauptsache oft war, seine Börse gehörte dieser neu eingerichteten Schule an, die sich im Herzen der City befand, in einer Entfernung von vielleicht fünf englischen Meilen von der Wohnung Mazzini's, und da er selbst einer der Hauptlehrer an dieser Savoyardenschule war, so raubten ihm die weiten Wege bald so viel Zeit, daß er auf eine Veränderung seiner Wohnung denken mußte. So wurde denn sein kläglicher Abhängigkeitszustand aufgehoben, die Wohnung wurde gekündigt, die Insassen suchten sich ein anderes Unterkommen und unser Philanthrop war auf lange geheilt von einem Versuch des Socialismus, der seinen gedruckten Theorien sehr wenig entsprach.

Die Erhaltung dieser Schule bedurfte bald größerer Mittel, als Mazzini zugebote standen. Er beschloß, das Publicum einen Theil der Unkosten tragen zu lassen. Er ordnete zu diesem Zwecke ein Concert an, dessen Ertrag seinem Unternehmen zugute kommen sollte, und da dies noch nicht hinreichend war, so wurde noch ein Bazar gehalten. Dies Alles kostete ihm viel Zeit und Mühe. Daneben beschäftigte er sich mit literarischen Arbeiten. Die „Quarterly review" brachte einen Aufsatz von ihm über Thomas Carlyle, dessen Werke Mazzini sehr bewunderte und der ihm persönlich bekannt und lieb war. Ich sah ihn jetzt öfter in dem Hause meiner Freundin, Mistreß C. Je mehr mir Mazzini näher bekannt wurde, desto höher stieg meine Hochachtung vor vielen seiner Eigenschaften. Um diese Zeit ereignete sich jener Vorfall mit dem Oeffnen seiner Briefe; nun war er nicht mehr der unbekannte Ausländer, nicht mehr der Verbannte, er wurde ein londoner Löwe, Schützling der Damenwelt. Es erschienen Büsten von ihm, Bilder; man schrieb über ihn, an ihn, man wußte kaum was man Alles thun sollte, um hinreichend zu beweisen, wie sehr man den Mann bedaure, durch dessen erbrochene Briefe zwei Menschen in Italien ihr Leben eingebüßt hatten. Selbst Politiker und Staatsmänner richteten ihren Blick auf Mazzini, wünschten ihn zu kennen, mit ihm zu sprechen, und vielleicht gibt die Zukunft aus Mazzini's Leben Enthüllungen, über die wenn auch nur eine Ahnung auszusprechen hier nicht am Platze wäre. Damals eröffnete Mazzini eine Pfennigsubscription für die „Befreiung Italiens". Er hätte ein Jahrhundert sammeln mögen, um eine Summe zusammen zu bringen, die sich der Mühe lohnte. Da setzte das Geschick Louis Philipp in einer blauen Blouse an die Ufer Englands. Von nun an hieß es: Lebewohl Savoyardenschule, Concert, Bazar, Pfennigsubscription; Mazzini eilte nach Paris, ging nach Italien und wurde Dictator von Rom. Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wovon unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Selbst die Gegner Mazzini's werden einräumen, daß das Leben dieses Mannes „romantisch" ist.

II. Louis Blanc.

Es ist heute der dreiundzwanzigste März 1849, ein eisiger Boreas weht, große Schneeflocken fallen vom Himmel und in der nächsten Minute zieht wieder die helle Sonne

herauf, räumt mit ein paar Strahlen das lichte weiße Tuch des Todes hinweg, versteckt ſich dann abermals hinter Wolken, um ihr neckiſches Spiel aufs neue zu beginnen.

Hitze und Kälte, Sonnenſchein und Regen wechſeln wie in der Welt ſo im Leben und in dem ewigen Kreislauf aller Dinge wird die belebte und unbelebte Natur, wird der Menſch und das Weltall nach gleichen Geſetzen fortgezogen, er, der ſich oft ein Gott geträumt, iſt nicht weniger ein Spielball der Umſtände als jene Schneeflocke, die dort vor meinen Augen zerſchmilzt. Inmitten dieſes Streits der Elemente ſpielt Jeder das Drama ſeiner Weltfahrt nach beſten Kräften und wuchert mit dem Pfunde, das ihm verliehen iſt.

Während der Continent nach den Heroen ſeufzte, die die Zeit hervorbringen ſoll, damit ſie wieder die Zeit bemeiſtern, ſpeculirt der Kaufmann in der City von London in ungetrübter Muße, ſtreitet das orthodoxe Oxford über Hölle und Teufel, die Politik über die Nothwendigkeit Irland käuflich zu erſtehen, und redet endlich Louis Blanc über das Unrecht, ein Etwas ſein eigen zu nennen und Profeſſor Powell über das neu entdeckte Geſetz of rotation. Die Kugel, die daſſelbe beweiſen ſoll, iſt an einem langen Faden befeſtigt und der gelehrte Herr ſchwingt ſie in weiten Kreiſen, um ſeine Zuhörer durch Anſchauung zu belehren.

Von dieſen ſah ich ihm zunächſt ſitzend den kleinen Löwen aus Frankreich, der ihm aufmerkſamen Blickes zuſchaut. Die Vorleſung hat ihr Ende erreicht, die ganze bunte Menge eilt vondannen und nur eine kleine Zahl derſelben bleibt zurück, um ſich in die Gemächer des Secretärs der Königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu begeben, wo heute Empfangstag iſt. Die kleinen Räume ſeiner Wohnung ſind bald gedrängt voll. Man ſteht faſt Schulter an Schulter eingeſchichtet, von einem Sitze iſt keine Rede, und einen Bekannten zu treffen iſt Sache des Zufalls. Ein Flüſtern geht durch die Menge und wiederholt ſich von Mund zu Mund. Louis Blanc iſt hier! heißt es, und alsbald ſucht jedes Auge nach dem Träger dieſes Namens, der neulich erſt eine ſo bedeutende Rolle jenſeit des Kanals geſpielt.

Im Laufe der Zeit rücke ich auf meinem Schneckenwege vor und ſehe mich angeſichts des Kamins, neben welchen eine Chaise longue gerückt iſt. Hier ſitzt in maleriſcher Stellung hingegoſſen Miß Kier Grans, in weißem durchſichtigen Gewande, das ſchöne Antlitz von langen ſchwarzen Locken umfloſſen. Zu ihren Füßen ruht auf einem Schemel ein kleiner Mann in einem grünen Frack mit blanken Knöpfen, ſein ſchwarzes, ſchlichtes Haar hängt über ſeine breite, aber nicht hohe Stirn herab, ſeine tiefbraunen Augen leuchten von dem Feuer der Begeiſterung, ſein breiter Mund öffnet ſich weit, indem er ſpricht, und zeigt zahnloſe Lücken, kein Bart ziert Oberlippe und Kinn, langſam und gezogen entfließt die Rede ſeinem Munde.

Ich werde dem Exminiſter vorgeſtellt.

„Welchen Eindruck hat England auf Sie gemacht?“ fragte ich.

„Es iſt“, erwiderte er, „ein Land, in welchem die Geſetze dem Bürger merkwürdige Freiheit gewähren, die Geſellſchaft aber eine Tyrannei ausübt, die ihn dreifach dafür beſchränkt. Niemand wagt hier eine Meinung auszuſprechen, die den Anſichten des Tages entgegentritt oder auch nur einem nationalen Vorurtheile die Spitze bietet, ein Punkt, der vielleicht die größere Berückſichtigung erheiſcht. John Mill z. B., der berühmte politiſche Oekonomiſt, ſagte mir, daß er bedaure, mir bekennen zu müſſen, in ſeinem eben erſchienenen großen Werke ſeine Meinung nur halb ausgeſprochen zu haben, aus Furcht Anſtoß zu geben. Und Herr Mill iſt ein freier Mann, der unabhängig daſteht, der bei Niemand etwas ſucht, von Niemand etwas begehrt und durch keine gemeine Rückſicht perſönlichen Vortheils gehemmt wird. Was ſoll da erſt ein Anderer thun, der etwas einzubüßen hat?“ Ich konnte nicht anders als ihm beipflichten. Ich kannte England.

„Ueberhaupt", fuhr er fort, „iſt auf dieſe Art nicht einmal ein Austauſch der Ideen möglich. Der Engländer fürchtet ſich, durch die Gründe des Andern in ſeinen Anſichten wankend gemacht zu werden und vermeidet darum ein Geſpräch, das darauf hinzielt, ihm Gegenſätze vorzuhalten. Comme cela, toute discussion est impossible."

Ich fragte den Erfinder der Nationalwerkſtätten und Geſchichtſchreiber der „Zehn Jahre", ob er ſich mit der deutſchen Literatur beſchäftigt hätte.

Louis Blanc kannte ſie nur aus Ueberſetzungen und ſchien kein großer Verehrer derſelben zu ſein. An Gretchen mißfielen ihm die großen Hände, von denen ſie ſpricht, und Goethe's Lotte war ihm ebenfalls eine höchſt unäſthetiſche Perſon, die ihm nur Butterbrot ſchneidend und den Kindern die Naſe ſäubernd vor Augen ſtand. Ich mußte lachen. Die Fremden mögen eigene Begriffe von dem häuslichen Leben deutſcher Frauen haben. Miß Kier Grant, der ich ihren Löwen ſo lange entzogen hatte, ſchildert uns in ihrem deutſchen Romane „Ninfa" vornehme Frauen, die wirklich wie Küchenmägde ſchimpfen! Freilich werden ſie durch den bei uns eingeführten Ton, mit ſeinen Dienern zu reden, etwas darauf hingeführt; indeſſen ſind ſolche Aeußerungen doch immer dem engſten Familienkreiſe aufgeſpart und finden keine Berechtigung in der Oeffentlichkeit. Hätte ſie geſagt: Es fehle den deutſchen Frauen Selbſtbeherrſchung und daraus hervorgehend Beſonnenheit und moraliſcher Muth, ſo wäre ſie der Wahrheit nahe gekommen, denn in dem Punkte läßt unſere Erziehung und die daraus entſpringende Selbſterziehung, wie man ja weiß, viel zu wünſchen übrig.

III. Wordsworth.

Die Zeitungen meldeten den Tod von William Wordsworth, welcher am 23. April 1850 in ſeinem Hauſe zu Rydal Mount an den Ufern des Windermere erfolgt iſt.

Wordsworth war ein Zeitgenoſſe Byron's, Shelley's, Keat's, Coleridge's und Southey's, aber allen dieſen Dichtern an Jahren voraus. Er wurde im Jahre 1770 zu Cockermouth in Cumberland geboren. Seine Aeltern gehörten der Mittelclaſſe an und ließen ihm in einer benachbarten Schule guten Unterricht ertheilen. In ſeinem 13. Jahre verſuchte er ſich zum erſten male auf dem Felde der Poeſie; doch erſt zehn Jahre ſpäter erſchien ſein Name vor dem Publicum. Im Jahre 1787 bezog er die Univerſität Cambridge, die er mit einem Grade verließ. Er machte nun eine Fußreiſe durch Frankreich, die Schweiz und Italien, deren Reſultat ein Band Gedichte war, „Beſchreibende Skizzen in Verſen" betitelt. Hierauf erſchien ein anderes poetiſches Werk, „Abendſpaziergang", eine Epiſtel an eine junge Dame, von den Seen im Norden Englands datirt. Dieſer Band erſchien im Jahre 1793 und erregte ſogleich allgemeine Aufmerkſamkeit. Er beſuchte hierauf Paris, wurde aber durch den Terrorismus von dort vertrieben. Nun unternahm er eine Fußreiſe durch England und ließ ſich dann auf einige Zeit in einer Hütte in Alfoxton, einem romantiſchen Thale bei Neither Stowey in Somerſetſhire, nieder. Hier wurde er mit Coleridge innigſt befreundet, eine Verbindung, die auf ſein ganzes folgendes Leben den größten Einfluß ausübte. Seinem Aufenthalt in Somerſetſhire verdanken wir einen Band Gedichte, „Lyriſche Balladen" betitelt. Im Jahre 1799 unternahm Wordsworth in Begleitung ſeiner Schweſter einen Ausflug nach Deutſchland, wo Coleridge ſpäter zu ihm ſtieß. Beide Dichter waren damals noch eigentlich der Welt ganz unbekannt und nur erſt von einem kleinen Kreiſe in ihrer Heimat als vielverſprechende Talente gewürdigt. Nach ſeiner Rückkehr vom Continent verheirathete ſich Wordsworth mit Marie Hutchinſon auf Penrith und ließ ſich bald darauf in Grasmere nieder. Im Jahre 1803 gab er abermals einen Band lyriſcher Gedichte heraus, dem ſich in kurzen Zeiträumen eine Reihenfolge anderer poetiſcher Arbeiten anſchloß. Bald darauf erhielt er eine Anſtellung als Stempelvertheiler für die Grafſchaften Weſtmoreland und Cumberland, ein Poſten, der

ihm ein bedeutendes Gehalt ſicherte, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, ein ſo ruhiges, ſorgenloſes Leben zu führen, wie man es allen Dichtern nur wünſchen möchte. Beim Ableben Southey's wurde er zum Poet laureat ernannt, in welcher Eigenſchaft er einen Beſuch, den die Königin in Cambridge abſtattete, beſingen mußte.

Wordsworth wußte als Dichter dem ſchönſten menſchlichen Empfinden Worte zu leihen, er fand Verſöhnung für jegliches Weh, er wirkte veredelnd und erhebend; ſah man ihn aber in ſeinem eigenen Leben und Handeln, ſo war man überraſcht zu entdecken — daß ihm die Theilnahme an dem Wohl und Weh ſeiner Mitbrüder gänzlich fehlte und das warme Herz abging, das den wahren Dichter bezeichnet. Die kleinen Freuden und Leiden des Menſchenlebens ließen ihn unberührt, er ſah die Roſe, er beſchrieb ſie köſtlich, aber er fühlte ſie nicht, er arbeitete mit dem Kopfe und nicht mit dem Herzen. Kalt ſaß er da mit dem Meißel in der Hand, ohne jene Begeiſterung, die ſich bei ihrem Stoffe erwärmt und einen Flug nimmt über die kleine Erde hinaus in jene Gebiete, wo die Poeſie mit magiſchem Schleier alle Wunden des Lebens heilend deckt. Wordsworth war ein beſſerer Sänger der Natur als der belebten Weſen, weil er mit dem Weinenden nicht zu weinen, mit dem Glücklichen nicht froh zu ſein verſtand, er war ein Poet ohne Herz und Liebe.

Ich habe Wordsworth kennen gelernt. Es war ein armer Menſch!

IV. John Pounds.

Dies iſt der Name des Mannes, der die ſogenannten „Ragged schools" gründete.

John Pounds wurde 1766 in Portsmouth geboren. Da er körperlich verkrüppelt war, ſo ließ man ihn nur Schuhflicker werden. Viele Jahre ſeines Lebens hindurch erblickte man den kleinen Schwächling in einem Häuschen in St.-Mary-Street auf einem Stuhle ſitzend mit dem Flicken von Schuhen beſchäftigt. Zu ſeinen beſondern Ergötzlichkeiten gehörte das Abrichten von Singvögeln, die er ſo vortrefflich zähmte, daß ſie mit ſeiner Katze und ſeinem Meerſchweinchen wie mit Freunden ſpielten. Oft ſaß ihm ein Kanarienvogel auf der einen Schulter und eine Katze auf der andern. So arm er war, ſo machte er es doch möglich, einen kleinen verwachſenen Neffen anzunehmen, den er erzog, über den er mit väterlicher Sorge wachte und dem er endlich zu einer behaglichen Exiſtenz verhalf. Dieſer Knabe gab die Veranlaſſung zu ſeiner ſpätern Wirkſamkeit.

Der Schuhflicker glaubte, daß das Vetterchen mit mehr Vergnügen lernen würde, wenn es einen Gefährten hätte. Bald fand er ein höchſt bedürftiges Kind, das zu dieſem Zwecke dienen konnte; dann nahm er ein zweites hinzu und endlich gewährte ihm dieſe Beſchäftigung ſo viel Vergnügen, daß er die Zahl ſeiner Schüler bis zu vierzig anwachſen ließ. In ſeiner kleinen Werkſtätte, die nicht 20 Fuß maß, verſammelte John Pounds die armen Kinder nun um ſich und widmete ihnen ſeine Aufmerkſamkeit, während er zugleich eifrig das Handwerk betrieb, das ihn ernähren mußte; denn ſein Unterricht wurde ganz umſonſt ertheilt. Während er Schuhe flickte, plauderte und lehrte er, was er ſich ſelbſt angeeignet hatte.

Schon daraus, daß er nichts nahm, kann man abnehmen, daß ihm die Schüler zuſtrömten, und da er nicht alle annehmen konnte, ſo hielt er ſich beſtändig an die ſchmutzigſten und verwahrloſeſten. Oft ſoll er ſogar einem recht unglücklichen Kinde weit nachgegangen ſein, um es durch Bitten und durch das Verſprechen, ihm eine gebratene Kartoffel zu geben, in ſeine Schule zu locken. Viele jetzt lebende Perſonen danken ihm ihre ganze Exiſtenz. Kein Wunder alſo, daß bei ſeinem Tode, der im Jahre 1839 in ſeinem 72. Jahre erfolgte, die Kinder ihren beſten Freund und Wohlthäter in John Pounds, dem Gründer der Bettelſchulen, beweinten.

Amely Bölte.

Allerlei moderne Exiſtenz.

VI. Ein Verſicherter.

In einer kleinen Provinzialſtadt ſtarb kürzlich in ſeinen beſten Jahren ein Mann, deſſen Tod unter zwar nicht ſeltenen, aber doch ebenſo eigenthümlichen Umſtänden erfolgte, als ſein Lebensfaden künſtlich bis zu dem verhängnißvollen Augenblick fortgeſponnen wurde. Dieſer Mann ſäete nicht, er erntete auch nicht wie Andere, und der himmliſche Vater, oder, richtiger geſagt, die moderne Speculation der bürgerlichen Geſellſchaft ernährte ihn doch. Ohne Vermögen zu beſitzen, ohne zu arbeiten, floſſen ihm ſeine Tage wenn auch beſchränkter, doch immer in Fülle dahin, nachdem er das Erbe ſeines tugendhaften und ſparſamen Vaters durchgebracht hatte.

Ein lachender Erbe ging hinter dem Sarge des geſtorbenen Habenichts her, um ihm, der Form wegen, die letzte Ehre anzuthun. Dies letzte Geleit brachte dem Lacher ſo viel Tauſend Thaler ein, als der Verſtorbene nach dem Tode ſeines Vaters Jahre gelebt hatte, und das waren ungefähr acht.

Die Sache klingt räthſelhaft und iſt doch ſehr einfach. Als der Sohn vom Vater erbte, war er 28 Jahre alt. An ein luſtiges Leben gewöhnt, gab er ſich dem Reiz der großen Städte hin und lebte in London und Paris im Umgange mit Seinesgleichen. Weniger aus Berechnung und Sparſamkeit als in einem Anfluge ökonomiſcher Laune gefiel es ihm eines Tags, in das Contor der General Life Assurance Company in der Themſeſtadt einzutreten und ſich um die runde Summe von 1000 Pfd. Sterling zu verſichern. Vielleicht glaubte er ſich dadurch mit dem Tode während einer langen Reihe von Jahren abzufinden, denn er hatte keine beſtimmten Erben und verſicherte auch nicht zu Gunſten eines Freundes. Die jährliche Prämie, welche er zu zahlen hatte, betrug 20 Pfd. Sterling. Er zahlte ſie einige Jahre hindurch, bis ſein väterliches Vermögen ſo weit zuſammengeſchmolzen war, daß es ihm unmöglich war, die Prämie zu erſchwingen. Er beſchloß deshalb den Rückkauf der Lebensverſicherungsacte (Police) und würde dadurch aufs neue, aber ſicher zum letzten mal in den Beſitz einer namhaften Summe Geldes gekommen ſein, wenn ihm der Zufall nicht eben jenen Mann entgegengeführt hätte, den wir hinter ſeinem Sarge einhergehen ſahen. Die neue Bekanntſchaft brachte eine unverhoffte Wendung in den gezählten Tagen des Verſicherten hervor. Nachdem dieſer ſeine Lage und Abſichten vertraulich kundgegeben hatte, machte Jener ihm den Vorſchlag, den Betrag der jährlichen Prämie für ihn zu entrichten und ihm gegen Aushändigung der Police noch jährlich 40 Pfd. Sterling zur Friſtung ſeiner Tage zu zahlen. Nachdem der Verſicherte und der neue Verſicherer handelseins geworden, ging Jener in ſich und beſchloß, in der kleinen Stadt ein neues, womöglich ehrenhafteres Leben zu beginnen. Er überſchätzte ſeine Kräfte, für die der Speculant ein beſſeres Auge hatte.

Nachdem er einige Jahre im ſchwachen Widerſchein ſeines frühern flotten Lebens ein unordentliches Daſein geführt hatte, fand man ihn eines Morgens auf ſeinem einſamen Lager infolge einer hitzigen Krankheit entſeelt.

Die Welt erlitt keinen Verluſt an dem Verſchiedenen, der Speculant aber machte mit ihm ein gutes Geſchäft. Er ließ die Identität des Geſtorbenen und ſeinen Tod amtlich beglaubigen, reichte ſeine Police mit den Belegen ein, ließ ſich die 1000 Pfd. Sterling zahlen und ſuchte als Menſchenkenner ein anderes hippokratiſches Geſicht eines Verſicherten, um denſelben Handel zu wiederholen. So hat der Geiſt der modernen Speculation ſich ſelbſt den Tod dienſtbar zu machen verſtanden.

VII. Der Heirathsagent.

An der Mittagstafel eines berühmten deutſchen Badeorts ſaßen neben dem geſprächigen und aufmerkſamen Wirth ein paar munitere Badegäſte. Wer mag wol — fragte Einer

der Letztern auf einen Speisegenossen am andern Ende des Tisches deutend — jener Mann mit dem confiscirten Gesicht neben der häßlichen Dame sein? Die Blicke der Nachbarn richteten sich auf das bezeichnete Paar. Die Dame war jung und weniger häßlich als unschön; sie konnte kaum für die Gattin des Herrn gelten, noch weniger für seine Schwester, am wenigsten für seine Geliebte. In ihrem Benehmen gegen ihn lag der Ausdruck eines unbestimmten Verhältnisses. Man rieth hin und her und, wie es in solchen Fällen nicht selten geht, die Aufmerksamkeit der Tischgesellschaft wurde von dem eigentlichen Gegenstande auf die Nebenperson gelenkt. Der fragende Gast legte das Geständniß ab: die Dame sei im Grunde ganz leidlich. Nach Aufhebung der Tafel lud der Wirth seine Nachbarn ein, noch ein wenig sitzen zu bleiben, um die Geschichte des „confiscirten Gesichts" zu vernehmen. Die Herren rückten zusammen. Der Kellner brachte eine neue Flasche, stellte sie in den Eisbehälter und reichte den Rauchern Fidibus. Der Neugierigste unter den Letztern warf der scheidenden weiblichen Gestalt noch einen Blick nach und horchte dann der Erzählung, die ihn erst gegen Schluß derselben zu interessiren schien, denn er blätterte gleichgültig in den neuesten Zeitungen, welche zu seiner Seite auf einem Nebentische lagen.

Vor einigen Jahren — sprach der Wirth — sah man jenen Mann, der eben in Gesellschaft der fremden Dame den Saal verläßt, hier auf offenem Markte einen Menschenhandel treiben, den er jetzt unter anderer Form und zu einem andern Zwecke fortsetzt, nachdem ihm die Sorgfalt der Regierung für das Loos armer Unterthanen in fremden Ländern sein früheres Handwerk gelegt hat. Er war damals Agent eines liverpooler Hauses, das seine Schiffe, die aus Amerika Mehl und Getreide holten, für die Rückfracht nach der Neuen Welt mit deutschen Auswanderern stopfte. Mittwochs und Sonnabends, wenn die Bauermädchen und die kräftigen Burschen aus den Dörfern der Umgegend ihre Landesproducte zu Markte brachten, öffnete er mitten zwischen Gemüsekörben und Heuwägen seine Bretterbude, in der er sein Bureau, seine Auswanderungsagentur aufgeschlagen hatte, für welche der vorgeschriebene Gewerbschein gelöst worden war. Die ganze Bude war von außen und im Innern mit großen Placaten behangen, auf denen Seeschiffe und Eisenbahnzüge mit marktschreierischen Anpreisungen über die billige, gute Behandlung auf dem kürzesten Wege nach Amerika über Liverpool abgebildet standen. Eine große Karte der Vereinigten Staaten füllte eine der Bretterwände. An einer andern stand ein Pult mit Rechnungsbüchern und darüber hing ein Fach voller Briefe. Wenn die Landleute ihre Erzeugnisse verkauft hatten, konnte man sich den Eingang in die Boutike nur mit großer Mühe verschaffen. Alles drängte sich, die Reden des Agenten zu vernehmen, ihn zu fragen, mit ihm zu unterhandeln. In einer kleinen Broschüre, die das Glück einer fünffachen Auflage erlebte und von dem Landvolk begierig gelesen wurde, waren glänzende und verlockende Schilderungen von den Verhältnissen zu finden, welche die von dem Agenten beförderten Auswanderer in ihrer neuen Heimat gefunden hatten; Dankschreiben von Bekannten an den Auswanderungsbeförderer, Familienbriefe von Bauersleuten, welche ihre Freunde aufforderten, nachzukommen und sich in Liverpool einzuschiffen. Der Mann machte damals gute Geschäfte, nicht mit seinen Büchern, die er um ein Geringes dem Landmann in die Hände spielte, sondern mit dem Kernvolk selbst. Er hat das Land um ein paar Tausend fleißiger und ehrlicher Menschen ärmer gemacht. Der englische Rheder zahlte ihm jährlich 100 Pfd. Sterling und für jeden Kopf, den er ihm lieferte, eine Prämie. Das dauerte seine Zeit, bis die Regierung infolge bitterer Klagen von Seiten vieler Verblendeten und nach Ermittelung der grausamen und schlechten Behandlung, denen die deutschen Auswanderer in Liverpool und auf der Reise über diesen Hafen nach Nordamerika ausgesetzt waren, seinem Gewerbe ein Ende machte. Das letzte von ihm mit Deutschen befrachtete englische Schiff soll mit Mann und Maus an der irischen Küste zugrunde gegangen sein.

Nicht lange nach Aufhebung der Auswanderungsagentur wurde von einer größern Handelsstadt aus in zahllosen Exemplaren ein mit Goldschrift gedrucktes Diplom verbreitet, welches der Vorstand einer anonymen Gesellschaft zur Belohnung und Unterstützung des Gewerbfleißes an die Träger und Förderer der vaterländischen Industrie und des Landbaus als Zeichen der Anerkennung versandte. Hier und da war ein Empfänger so klug, das Ehrenzeichen zurückzuschicken. Wer es behielt, konnte aber sicher sein, nach Verlauf von ein paar Wochen den Briefträger mit einem Nachnahmeschein auf etliche Thaler eintreten zu sehen. Die anonyme patriotische Gesellschaft bestand aus einer einzigen Person: dem Auswanderungsagenten, der mittels seines neuen Industriezweigs dem deutschen Publicum einige tausend Thaler schlau aus der Tasche zu holen wußte, wofür die leichtgläubigen Diplomaten nichts als ein werthloses Stück Papier erhielten, das Einige unter ihnen in gutem Glauben auf die Ehrlichkeit und den Brief des Uebersenders, unter Glas und Rahmen gebracht, aufbewahrt haben. Entweder erlitt auch diese Erwerbsquelle eine gewaltsame Störung oder der neue Industriezweig ist noch ergiebiger als der verlassene.

Und was schafft er jetzt? fragten die Gäste.

Gelegenheit! antwortete der Wirth lachend.

Zum Stehlen?

Eher vielleicht zum Bestohlenwerden. Er hat ein Verschwiegenheitsbureau zur Vermittelung von Heirathsanträgen gestiftet. Da diese Anzeige ist von ihm.

Der Wirth griff nach einem Blatte und gab den Wißbegierigen zu lesen. Einer unter ihnen nahm das Blatt, nachdem es die Runde gemacht hatte, wieder zu sich, las noch einmal und legte dann den Arm auf das Papier. Es war derselbe Herr, der dem ganzen Gespräch des Wirths nur mit halbem Ohr zugehört hatte bis zu dem Augenblicke, in welchem er vom Heirathen sprach. Während die Andern sich erzählen ließen, wie der Heirathsagent es mache, um sich durch öffentliche Anzeigen und Versicherungen der größten Discretion in den Besitz der Adressen verschämter Heirathslustiger zu setzen, deren Verhältnisse er in unverschämter Weise ausbeutete, ließ Jener die Zeitung mit dem Heirathsgesuch vom Tisch auf den Schoos gleiten und practicirte das Blatt ganz geschickt in die Tasche.

Acht Tage später saß das confiscirte Gesicht in Gesellschaft der zweifelhaften Häßlichen und des Zeitungsdiebes ein Stockwerk höher in demselben Hôtel selbdritt tête-à-tête in einem kleinen Salon an einer üppig besetzten Tafel. Die neue Agentur hatte zwischen zwei suchenden Herzen den Beruf des Finders erfüllt und eine Vermittelung zustande gebracht, welche ohne sie durch die grausame Kälte der Welt verhindert worden wäre. Die table-d'hôte war an beiden Flügeln um je ein Couvert kleiner geworden, aber der Heirathsagent hatte zwei verschmolzene Seelen auf seinem Conto mehr.

Mit ihm mag hier die Reihe moderner Existenzen geschlossen werden, von denen man in den Tagen unserer Vorältern wenig oder nichts wußte. Sie ist mit dem confiscirten Gesichte keineswegs abgeschlossen. Es ließe sich noch manches Prototyp dieser Art aufstellen.

Es gibt eine Classe von Menschen, denen nichts lieber, als daß im Staate Dänemark Etwas faul und in der bürgerlichen Gesellschaft Vieles in Gährung ist. Verlegenheiten an allen Ecken, Verdrießlichkeiten an allen Enden, Verstimmung in allen Gemüthern — das bildet ihr Element, da können sie die Hände ausstrecken und im Trüben fischen. Unser Staat, die Gesellschaft unsers Jahrhunderts, befindet sich aber gerade im Zustande eines gährenden Uebergangs und darum sind wir so reich an jenen Existenzen. Sie sind Ausnahmen von der Regel und ein Beweis, daß die moderne Welt besser ist als ihr Ruf. Das Dasein dieser Menschen gründet sich auf den guten Glauben, die Ehrlichkeit, das Vertrauen und manchmal auch nur auf die Dummheit der Andern, deren Schuld diese selbst trifft.

Georg Schirges.

Berliner Briefe.

VIII.

Wollte ich Alledem Worte leihen, was die Erinnerung der letzten Wochen und Monate an Thatsachen und Anschauungen aufgespeichert hat, so müßte ich weit zurückgreifen. Da schimmert sogar noch das Weihnachtsfest vor dem geistigen Auge. Da wandeln wir, bis unters Kinn verhüllt, und zeigen von der großen Mosaik unsers Innern, dem Plus oder Minus unsers Geistes oder Herzens, nichts auf den ersten Blick. Der stille Beobachter, der unser Rennen und Jagen nach einer dem Andern zu bereitenden Freude sieht, der freut sich vielleicht mit Jean Paul dieser paar glühenden Augenblicke, die zu Weihnacht zischend und erlöschend auf dem Eisfelde des Lebens niederfallen, die den Menschen aus der Alltäglichkeit ziehen und ihn daran erinnern „wie man liebt"; in welcher er nach Wochen und Monden endlich einmal mit dem Blute nicht blos den nervlosen Muskel, sondern das empfindungsreiche Organ „das Herz" bewegt und in dieser edeln Erregung Zeugniß von seinem bessern Menschen ablegt. Wahrlich, hätte dieses Fest auch gar keine höhere und schönere Bedeutung, es wäre schon dadurch geweiht und übte eine Segnung aus.

Centralpunkte der Bescherungsepidemie gibt es eigentlich nur zwei in Berlin. Die haute volée kehrt bei Gerson ein, die „populace" umläuft oder durchschifft, je nachdem es das Wetter gestattet und verlangt, den Weihnachtmarkt. Ihr schließt sich das Heer der Kinder an, die noch unbefangen und kastenlos die Spielzeugbuden jedweden Genres mit Entzücken anschauen. „Bei Gersons" — ist ein Zauberwort für den Berliner und in der That, die Waarenlager zu Samarkand und Kabul, zu Kandahar in Persien, zu Thadmor in der Wüste können nicht großartiger gewesen sein. Die Ziege von Kaschmir, der Eisbär Grönlands und wie mancher Ehemann ließen hier Haare. Shawls und Lions harren zu Dutzenden des Moments, sich als schützende Hüllen über die Nacken der Schönen zu breiten, die, wenn auch sonst etwas widerspänstig, sich diesem Joch doch gern fügen, besonders dem eines indischen Shawls à quatre faces zu ungefähr „Fünfhundert Thalern" — aber die galanten Ehemänner, die solches erschwingen können, sind äußerst rar, mitunter gar nicht da.

„Gersons" sind oft geschildert worden; aber immer neu verlockend ist das Sujet. Wer die Wahl hier hat, hat die Qual. Die Fülle der Roben in Sammet, Seide, Wolle, Flor kann wahrhaft beängstigen. Oberhalb der Treppen was für herrliche Teppiche! Hier steht ein Tisch mit pariser Quincaillerie. Alles spottwohlfeil, sagen die Contordamen. Leere Kästchen zu 7 Thaler, 5 Thaler, 3 Thaler. Immer noch zu viel für ein leeres, wenn auch noch so zierliches Kästchen. Man ist in die Abtheilung der Putzsachen avancirt. Da stehen Häubchen à la Montijo und Sewastopol von Schleifen so umthürmt, als wäre es wirklich ein Belagerungsgeschütz. Alte und junge Gesichter wagen sich daran und versuchen die Tragweite derselben. Die Aufregung, die unter diesen Umständen hier herrscht, ist kaum in Worten wiederzugeben, man muß sie sehen, fühlen, ja wo möglich mit erfaßt werden, um nicht an dem bon sens der durcheinander Rennenden zu zweifeln. Man denke nur, daß in den letzten vierzehn Tagen vor dem Fest oft 200—250 dienende Geister sich hier bewegen, um der bedrängenden Käuferschar zu genügen, und daß man doch sehr oft warten und sich in Geduld fügen muß, da weder Platz noch Verkäuferin vorhanden sind. Der Umsatz, der hier im December vor sich geht, gleicht dem großartigsten Bankiergeschäft und beläuft sich an manchen Tagen auf 20—25,000 Thaler. Das Gebäude selbst gehört schon zu den größten Verkaufslocalen, die Europa aufzuweisen. Nur Paris und London haben dergleichen. Ein französischer Baumeister hat es hier nach dem Modell eines pariser derartigen Wunderhauses ausgeführt. Gerson, dieser Rabob der Kaufleute, ist denn natürlich auch den meisten seiner Mitbrüder ein Dorn im Auge, wenn sie

die Chriſtenliebe nicht ſo weit treiben, es dieſem Sohne Iſrael's zu gönnen, daß er als Modetyrann hier herrſcht; aber ihr Zorn ändert nichts. Was nicht von Gerſon iſt, hat bei den eleganten Damen keine Geltung und ſeine Arme reichen weit über Europa hinaus. Was Morgen- und Abendland liefern, das geht verarbeitet zu Modeartikeln aller Art nicht nur nach Oſt und Weſt, ſondern auch nach Amerika und Auſtralien. Die Damen in Kurland ſprechen mit einer Vertrautheit von Gerſon, als wäre er ein geborener Mitauer. Und iſt er nicht ein Zauberer? Hat er nicht ein Cabinet, ringsherum mit Spiegelwänden und Divans ausgeſtattet, um Alles con amore zu überlegen und zu betrachten, ein Cabinet, wo eine ewige Gasflamme brennt? Dahin geht Jeder, der da zweifelhaft iſt, welche Wirkung Sonnen- oder Kerzenlicht hervorbringt und die Meiſten verlaſſen das Cabinet befriedigter und entſchloſſener; ſie fanden: „Bei Licht ſtand es ihnen ſchöner zu Geſicht", auch verſichert ihnen die Modiſtin oder Herr Gerſon ſelbſt, daß ſie am Abend reizend ausſehen würden.... Doch genug der Erinnerungen an Aeußerlichkeiten. Wir wollen auch an die Pforte unſers Gedächtniſſes klopfen, die in die geiſtigen Gemächer führt.

Da war wieder einmal Herr Roger für drei Vorſtellungen gewonnen und ſollte von Hamburg, wo er für die Anſchaffung von Cigarren für die Krimkämpfer geſungen hatte, herüberdampfen. Iſt auch ſeine Stimme nicht mehr Das, was ſie war, ſo liegt doch in ſeiner Darſtellungsweiſe, in dem geiſtigen Erfaſſen und Durchdringen aller Charaktere, die er darſtellt, ein ſolcher Lebenshauch, daß man überall fühlt, er hat die Aufgabe aus ſeiner Innerlichkeit gelöſt, ohne Mühe, ohne Anſtrengung, vom Genius getragen, der nicht anders kann. Roger theilte einſt das Loos von Tauſenden; er war ein armes junges Blut, doch hübſch, friſch und gewandt. All dieſe Vorzüge verhalfen ihm zu nichts weiter als einer Schreiberſtelle bei einem Notar. In demſelben Hauſe aber, das ihm einen kümmerlichen Erwerb ſicherte, wohnte eine reiche Witwe; die ſah den ſchmucken Schreiber und hörte ihn wol auch oft ſingend und trällernd die Treppen hinauf- und hinabſpringen, mochte auch wol, wenn der Herr Notar ausgegangen war, ihn ganze Lieder ſingen hören; am Ende wurde aus den Beobachtungen und Begegnungen im Hauſe eine Bekanntſchaft; Roger ward eingeladen und erfreute und entzückte durch ſeine Naturgaben, durch die ſchöne Stimme und die Anmuth ſeines Weſens die junge Witwe ſo ſehr, daß ſie ihn überredete, die Feder fort und ſich in die Arme der Kunſt zu werfen und vor allem mit ihrer Beihülfe ſeine Stimme auszubilden. Sein Talent entwickelte ſich in unglaublich kurzer Zeit; bald war er ſo weit, ins Conſervatorium einzutreten, und nach vier Jahren ſchon ward er bei der Großen Oper in Paris engagirt. Das Vermögen zur Rückerſtattung der von ſeiner Protectorin gemachten Auslagen war bald vorhanden, aber der jetzt hochgefeierte Künſtler, der ſehr hübſche junge Mann, der ganz Paris entzückte, verſchmähte dieſe Mammons-Erſtattung; einen höhern Schatz trug er der bedeutend ältern Frau an: — ſie, die die Schöpferin ſeines Glücks geweſen, ſollte nun auch die Theilnehmerin ſeiner Triumphe werden — Herz und Hand legte er ihr zu Füßen und ſie willigte ein, dieſes edle Agio jener Summe anzunehmen und ward die Gefährtin ſeines Lebens. Mit faſt mütterlicher Liebe wacht und ſorgt ſie nun für ihn, deſſen Lebensſchiff, vom Kunſtmeer getragen, aber auch von ſeinen Fluten ſtark geſchaukelt, ohne dieſen ſchützenden Genius vielleicht nicht ſo ſicher die vielfachen Klippen umſchifft hätte. Auf allen ſeinen Kunſtreiſen begleitet ſie ihn und wer in Paris das auf glänzenden Fuß eingerichtete Hôtel Roger beſucht, fühlt, wie anders dem ci-devant kleinen Schreiber jetzt zumuthe ſein muß, wo er nicht in ſeiner Feder, wol aber in ſeiner Kehle die Goldminen Californiens für ſich entdeckt und ausgeprägt hat... Der franzöſiſche Geſandte, ein paſſionirter Muſikfreund, gab am zweiten Feiertage eine glänzende Soirée, in welcher Roger ſang. Der Geſandte Frankreichs wie ſeine Gemahlin, eine geborene Belgierin, vertraten, mit aller perſönlichen Liebenswürdigkeit ausgeſtattet, das geſellige Element ihrer Nation. Ihr Hôtel hat den pariſer Salon nach

Berlin verpflanzt. Es gehört zu den glänzendsten seiner innern Einrichtung nach; Alles, was Mode und Luxus nur Schönes und Kostbares bieten können, wetteifert hier miteinander. So machten denn die herrlich und überreich decorirten und durch Wachskerzen zu Tageshelle erhobenen Räume, verbunden mit der überaus eleganten und ausgewählten Gesellschaft, einen mehr als angenehmen, ja entzückenden Eindruck. Nach eingenommenem Thee sang Roger. Er sang den „Erlkönig" von Schubert. Nur wer jemals den „Erlkönig" von Frau Schröder-Devrient gehört, kann sich eine Vorstellung der eminenten Wirkung machen, welche dieses Gesangstück auf die Hörer ausübt. Dazu kommt, daß die Composition durchweg in Roger's Stimme liegt und dadurch gleichmäßig zur Geltung gelangt. Wie jene vorgenannte deutsche Künstlerin, ebenso plastisch und dramatisch trägt er sie vor, sodaß wir nicht nur das Lied hören, sondern die darin agirenden Personen sehen. Da ist der alte König, mit seinem langen Barte spielen die Winde; da kommen in duftigem Hauch die Elfen gezogen und locken das Kind — kein Wunder, wenn uns vom Scheitel bis zur Sohle mit seinen Angstlauten die Gänsehaut überzieht — in seinen Armen das Kind war todt — man sieht's und greift nach dem eigenen schmerzbewegten Herzen. Wer aber hat auch Lieder componirt wie Schubert? Er ist der Koryphäe Aller, die durch des Liedes Macht zu uns gesprochen. Nur er versteht es vollkommen, die Worte in Musik zu übersetzen. Ein Text soll nicht blos mit einer Melodie verbunden, er soll zu einer neuen, selbständigen Schöpfung benutzt sein, sodaß das Gedicht ganz darin aufgeht und nichts von der Seele zurückbleibt, die darin lebt. Ein so aufgefaßtes und wiedergegebenes Lied ist die Geschichte eines innern Lebens, durch die wir wie durch offenbarte Geheimnisse unsers eigenen Herzens wandern und der Tiefe unserer Seele uns bewußt werden. Die rechte Melodie muß wie die rechte Liebe allen Glauben an irgend eine andere aufheben oder sie vergessen machen; wie Dichterstellen, die einmal etwas treffend ausgedrückt haben, sich in unserm Gemüthe festsetzen und in der Gemeinschaft unserer Gedanken fortleben, so muß auch die Melodie in uns einziehen, wodurch sie, eben weil sie generell, auf Kenner und Laien wirkt, volksthümlich und classisch wird. . . Ein Lanz schloß sich diesem Gesangsgenusse an und erfreute den jugendlichen Theil der Gesellschaft, sodaß das Fest des Gesandten weit bis nach Mitternacht dauerte.

Sind wir in unsern Mittheilungen nicht wieder dicht am Theater angelangt? Können wir vermeiden, daß wir die geehrten Leser schon wieder mit dem Fechtboden von Ravenna behelligen? Kann ich vermeiden zu bemerken, daß ein in östreichischen Diensten stehender Prinz Reuß, ich weiß nicht, der 75. oder 76., als Verfasser im ersten Rang genannt wurde, ein Prinz Reuß, der lange Zeit in Ravenna in Garnison gestanden hatte? Doch über alles Das und viele andere geistige Genüsse in einem nächsten Briefe.

(Ein neunter Brief in nächster Nummer.)

Praktische Anwendung der Elektricität.

In den „Unterhaltungen" (Bd. II, Nr. 52) ist bereits der interessanten und voraussichtlich höchst folgenreichen Erfindung des Ritters Bonelli in Turin, den Elektromagnetismus auf die Jacquardweberei anzuwenden, Erwähnung geschehen. Die Idee fand ihre Prüfung und Bestätigung, auch eine Gesellschaft für ihre Ausbeutung. Allein der Apparat, welchen die ausgezeichneten französischen Mechaniker hergestellt haben, entsprach den Erwartungen nicht. Man erinnere sich, daß bei der bisherigen Jacquardweberei, die selbst schon ein ungemeiner, unendlich thätiger Fortschritt gewesen, bei jedem Rucke des Webergeschiffs Cartons geändert werden müssen, welche fortwährenden Aenderungen nicht nur sehr mühsam sind, sondern auch diese Weberei zu einer sehr kostspieligen machen. Ferner rufe

man ſich zurück, daß bei Bonelli's elektriſchem Webſtuhle, ohne Zuthun der Menſchenhand, metalliſche Stäbchen oder Spitzen (Crochets), die ſich infolge der elektriſchen Polarität bewegen (angezogen oder abgeſtoßen werden), die Einſchlagfäden leiten, jede Spitze einen, und zwar nach dem angelegten Muſter. Es brauchen alſo nur die Richtungen dieſer Stäbchen (Crochets) verändert zu werden, um das Muſter auszuführen.

Die große Erwartung von dieſer wunderbaren Erfindung war eine ſehr gerechtfertigte, da ſie dazu beitragen muß, bisher koſtbare Gewebe ſchneller, alſo auch wohlfeiler, ſchöner und vortrefflicher herzuſtellen und ſo den Kreis unſerer Culturmittel und Culturgenüſſe ungemein zu erweitern. Nur in der Ausführung hatte man wie ſonſt etwas zu früh Triumph ertönen laſſen. An der oben erwähnten franzöſiſchen Maſchine waren der Crochets nur 24; jeder Faden erforderte ein ſtarkes galvaniſches Element, was die Koſten ſogar über das alte Verfahren ſteigerte; und ſchließlich arbeitete der Apparat ſehr unregelmäßig oder gar nicht. Der elektriſche Funke verwandelt nämlich bei ſeiner Entwickelung die Berührungsſtellen des Metalls; es entſteht eine oxydirte Schicht (eine Art Roſt), und damit wird die metalliſche Berührung (ohne welche die ganze Idee praktiſch eine Unmöglichkeit ſein würde) immer unſicherer und zugleich ſelbſtverſtändlich ganz aufgehoben.

Vor dieſen höchſt unangenehmen Schwierigkeiten ſtand man. Da ſollte deutſche Gründlichkeit und Geiſtesſchärfe den Ausgang finden, und ſie fand ihn. Schon deshalb geſtatte man uns, bei dem wichtigen Gegenſtande etwas länger zu verweilen. Bonelli rief den Leiter der ſchweizeriſchen Telegraphenwerkſtätte zu Hülfe. Herr Hipp, ein Deutſcher (aus Reutlingen), iſt durch eine Reihe ſinnreicher Erfindungen bekannt, die ſich in gleicher Weiſe durch ihre Einfachheit und leichte Anwendbarkeit auszeichnen und ſo ihren Meiſter als einen theoretiſch und praktiſch ganzen Mann erſcheinen laſſen, der ſein Gebiet nicht nur kennt, ſondern auch zu beherrſchen weiß. Es liegt hier nicht zu weit von unſerm Thema, an ſein Chronoſkop zu erinnern, durch das man Hunderttheile eines Augenblicks meſſen kann, an ſeinen copiöſen und leicht zu gebrauchenden Minenentzündungsapparat, an den Militärtelegraphen, der vielleicht die gewöhnlichen Telegraphenapparate verdrängen dürfte, u. A. Genug, Herr Hipp ſollte der rettende Deus ex machina ſein, wurde gerufen, und hat die ihm geſtellte Aufgabe, die zunächſt darin beſtand, dem Apparate die Form zu geben, daß er unmittelbar an den beſtehenden Webſtühlen angebracht werden könne (man wird wol über lang oder kurz dieſer neuen Leiſtung der Elektricität auch neue, dem feinern Weſen dieſer Kraft entſprechende Webſtühle zu geben veranlaßt werden), glänzend und weit über ſein Programm hinaus gelöſt, und zwar zugleich in einer Weiſe, die eine ganze Reihe von neuen praktiſchen Anwendungen in Ausſicht ſtellen dürfte. Alſo dem auch hier nicht verleugneten deutſchen Geiſte ſeine Ehre!

Wir reihen noch einige weitere Fortſchritte in der praktiſchen Anwendung der Elektricität auf verwandtem Gebiete an.

In Bd. III, Nr. 3 der „Unterhaltungen" gedachten wir des Theiler'ſchen Drucktelegraphen. Theiler ging mit ſeinem neuen Apparate nach England und nachdem dieſer vierzehn Tage lang zwiſchen Mancheſter und London gearbeitet hatte, war das Reſultat für den Erfinder abermals ſehr ehrenvoll und lohnend. Die erſte Telegraphengeſellſchaft Londons bezahlte das von Theiler erworbene Patent für Anfertigung ſolcher Apparate mit 500 Pfund. England wird die Einführung des Apparats für den Telegraphendienſt unternehmen und der Erfinder hat in möglichſt kurzer Zeit ſechs neue Apparate nach England zu liefern. Ein weiterer bedeutender Fortſchritt des Telegraphenweſens iſt der in Wien gelungene Verſuch, mittels deſſelben Telegraphendrahts gleichzeitig nach zwei entgegengeſetzten Richtungen (z. B. gleichzeitig von Dresden nach Leipzig und von Leipzig nach Dresden) zu telegraphiren. Bisher hatte die Zahl der Drähte die Verwirrung wachſen laſſen. Jener Verſuch, die Erfindung des wiener Telegraphendirectors, Dr. Wilhelm Gintl,

zeigte, daß die Ströme sich nicht kreuzen, sondern an beiden Endpunkten anlangen. Endlich bemerken wir noch, daß auf der neuen Königsberg-Petersburger Telegraphenlinie jene von Siemens und Halske herrührende Erfindung, wonach 600 Worte in der Minute befördert werden können (der vorzugsweise angewendete Morse'sche Drucktelegraph bewältigt in der genannten Zeit nur 120—130 Worte und erfodert sehr geschickte Telegraphisten), zum ersten mal im Großen angewendet worden ist. So wird das Entdeckte sogleich benutzt, bearbeitet, bis es wieder zu neuer Entdeckung und frischer That führt. Dr. Ln.

Das deutsche Briefporto.

Wenn in Bd. III, Nr. 4 der „Unterhaltungen" der Vorschlag eines stuttgarter Geschäftsmanns: die Herabsetzung des Briefportos dadurch zu erreichen, daß der deutsche Handelsstand die Verwaltungskosten der Post in den Postvereinsstaaten (beiläufig 4 Millionen Thaler) auf dem Wege der Subscription zusammenbringe, — einfach unpraktisch genannt wäre, so müßte man dem aus Gründen, die hier nicht weiter erörtert werden sollen, beistimmen. Wenn aber ebendaselbst hinzugefügt wird: „Die eingeführte Ermäßigung des Portos auf 9 Kreuzer oder 3 Silbergroschen für den einfachen Brief u. s. w. lasse wenig zu wünschen übrig", — so wird diese Ansicht nicht von Jedermann getheilt werden.

Der Verfasser sagt selbst, daß bei einem Portosatze von 1 Pence (10 preußische Pfennige) in England 1853 über 400 Millionen (410,807,489) Briefe befördert wurden und daß die Kosten der Postanstalten sich dabei auf nahezu 10 Millionen Thaler (1,458,567 Pfd. Sterling) beliefen, — aber er verschweigt, daß dabei gleichzeitig der Reingewinn noch über 7½ Millionen Thaler (1,173,378 Pfd. Sterling) betrug. Er sagt ferner sehr richtig, in Deutschland ist die Zahl der beförderten Briefe viel geringer, — sieht sich aber nicht veranlaßt, auf die Ursachen dieses geringern Briefverkehrs einzugehen. Allerdings sind in Preußen 1853 mit Einschluß von 12,147,622 portofreien Sendungen nur 77,536,394 Briefpostgegenstände, in Hanover 4,254,288 portopflichtige Briefe und in Oestreich gar nur 40,702,200 Briefe (in Rußland 1850 nur 28,266,286 Briefe und Colli, wovon mehr als die Hälfte, 15,911,895, auf die amtliche Correspondenz kommen), befördert worden, während z. B. die kleine Schweiz bei etwas niedrigerem Porto 19,773,025 Briefe aufzuweisen hatte. Während also in England auf jeden Einwohner der drei Königreiche durchschnittlich jährlich fast 15 Briefe (außerdem sind bekanntlich gestempelte Zeitungen portofrei) kommen, hat Preußen nur etwas mehr als 1¼, Hanover etwa 2½ und Oestreich wenig mehr als einen Brief auf den Kopf aufzuweisen, (in Rußland kommen für die Privatcorrespondenz nur etwa ⅛ Brief oder Collo auf den Kopf), wogegen jeder Schweizer durchschnittlich jährlich 8 Briefe expedirt. Erinnert man sich dabei, daß in Norddeutschland und dem größten Theil der Schweiz die elementare Schulbildung mit Einschluß der Schreibekunst viel allgemeiner im Volke verbreitet ist als in England, so wird uns nur die Wahl bleiben, die auffallend geringere Briefzahl entweder der Geringfügigkeit des Handels- und Geschäftsverkehrs — oder dem zu hohen Porto zuzuschreiben.

Ich meinestheils entscheide mich unbedingt für den letztern Grund — mindestens schreibe ich ihm den Haupteinfluß zu. Ich habe die Ueberzeugung, daß mit Herabsetzung des Portos auf durchschnittlich ein Sechstel des Betrags (mit Berücksichtigung des geringern Werthes des Geldes in England ist das Porto für größere Entfernungen bei uns mehr als sechsfach so hoch als dort), sich die Briefzahl sofort mindestens vervierfachen würde, während ich die spätere Zunahme gar nicht einmal zu schätzen wage. Ich habe zu oft gesehen, wie viele Briefe jetzt auf Privatbeförderung warten oder ganz ungeschrieben bleiben,

iß, wie hartnäckig und ausdauernd namentlich die Frauen ſich dem hohen Porto zu en ſuchen, ich erinnere mich der Unzahl von Briefen, welche die Soldaten von Schles- Holſtein aus mit der unentgeltlichen Feldpoſt in die Heimat ſandten, ich vergeg- rtige mir, wie mit dem Fall der Zollſchranken der Geſchäftsverkehr ſich über immer e Kreiſe ausdehnte, während ich zu oft beobachtet habe, wie durch die Erleichterung leiſens auf den Eiſenbahnen u. ſ. w. die freundſchaftlichen Beziehungen und An- ngen in der Ferne zunehmen —, als daß ich dieſe Ueberzeugung nicht hegen ſollte. Jedenfalls iſt der Verſuch, welchen Einfluß die Herabſetzung des Portos auf den erkehr haben möchte — ſelbſt wenn man daran feſthält, daß die Poſt ſich aus den n Einnahmen zu erhalten habe —, ziemlich ungefährlich zu machen, ſolange die Poſt Staate noch einen Reinertrag abwirft, der beiſpielsweiſe in Preußen pro 1853 auf 79 Thaler veranſchlagt war. Dürfte man annehmen, daß von den 1853 in Preußen rten 58,388,772 portopflichtigen Briefen etwa die Hälfte zum höchſten Satz von bergroſchen tarifirt war, ſo würde eine Herabſetzung auf 2 Silbergroſchen, ſelbſt dieſelbe faſt gar keine Zunahme der Briefzahl zur Folge hätte, nur den jetzigen ewinn, der doch nichts als eine verwerfliche Beſteuerung des Verkehrs iſt, aufzehren. he aber entſchieden ſo weit, zu behaupten, was in dieſem Gebiete in England mög- , muß auch bei uns oder doch in Preußen, dem Staate der Intelligenz par pré- e, möglich ſein; und wenn in England ein Portoſatz von 10 Pfennigen einen reinen chuß von 7½ Millionen Thalern liefern kann, ſo muß in Preußen (oder Deutſch die Poſtverwaltung bei einem Porto von 3 Pfennigen oder 1 Kreuzer in kurzer benfalls einen erheblichen Ueberſchuß haben. Nr.

Anregungen.

ige zur Culturgeſchichte der letzten zwanzig Jahre.

che finden ſich in der von Karl Roſen- in Königsberg erſchienenen Schrift: „Aus Tagebuche" (Leipzig, F. A. Brockhaus. wenigſtens ſcheint uns der hauptſächlichſte derſelben darin zu beſtehen, daß uns die he Mittheilung dieſer Aufzeichnungen an te unſerer Entwickelung erinnert, die e gewaltigen Exploſionen des Jahres 1848 in den Hintergrund getreten ſind. Un- rbereitung auf das Jahr 1848 war teinär; die Wendung, welche die gewal- rſchütterungen jenes Jahres nahmen, hat n, daß wir von ihnen wie von einem us heiterm Himmel überraſcht wurden; gab es zu dem Meinungsſchacer, das ſich Paulskirche austobte, ſeit dem Jahre 1830 lei Vorbereitung in Fehden, Verboten, ngen, Verfolgungen, Conflicten aller Art, hanben mit manchem ſchlagenden geſpro- oder gedruckten Worte, auch dem Jahre ch zu bald in Vergeſſenheit geriethen. Sich ntwickelungsphaſen des ſich allmälig aus heilen freiringenden deutſchen und euro- Geiſtes wieder in lebhafte Erinnerung zu bringen, iſt das Roſenkranz'ſche Buch ein ſehr geeigneter Führer.

Anders ſtellt ſich die Auffaſſung dieſer Schrift, wenn man geneigt ſein ſollte, ihren eigentlichen Kern in der Perſönlichkeit des Verfaſſers zu finden. Dieſe iſt an und für ſich bedeutend ge- nug. Nicht nur die zufällige Bevorzugung der Hegel'ſchen Philoſophie durch das Miniſterium Altenſtein in Preußen ſtellte Karl Roſenkranz in auffallend jungen Jahren auf einen Lehr- ſtuhl, den vor ihm Kant und Herbart innegehabt hatten, ſondern es that auch ſein Talent und eine außerordentlich bewegliche Productionsluſt das Mögliche, um ſich einer ſolchen Ehre wür- dig zu beweiſen. Die Hegel'ſche Philoſophie wurde von Roſenkranz geſchmackvoll dargeſtellt, ſein lebhaftes Intereſſe für alle Bereiche des Wiſſens, vorzugsweiſe das der Poeſie und ſchö- nen Künſte, brachte die Lehre ſeines Meiſters mit Debatten in Verbindung, denen das Ohr jedes Gebildeten mit Theilnahme zuhört. Sehr vortrefflich ſind die früheſten Roſenkranz'ſchen Schriften, z. B. ſeine „Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter", die von keinem ſeiner ſpätern Werke übertroffen worden iſt; ſie enthält auch ganz die feſte Geſchloſſenheit des auf ſich allein bezogenen Gegenſtandes und entbehrt jenes

in üppigem Samen aufschießenden Alleszusammenraffens, das z. B. seine „Aesthetik des Häßlichen" für den ästhetischen Blick des Gelehrten eigentlich selbst häßlich gemacht hat.

Die Persönlichkeit des Verfassers also offenbart sich an sich in diesem Buche immer geistreich, unterrichtend, anregend und für den Leser in jeder Beziehung höchst dankenswerth fördernd. Wollte aber der Verfasser ein Gemälde seiner eigenen Entwickelung geben, wollte er uns aus diesen vereinzelten Tagebuchnotizen schließen lassen auf sein allmäliges Werden und gegenwärtiges Wollen, so ist sein Buch nicht ganz wahr. Es gehört gerade zu Dem, was man bisher an Karl Rosenkranz liebenswürdig genannt hat, daß er sich dem Eindruck des Neuen lebhaft gefangen gab und die Metamorphosen der Zeit so weit durchmachte, als seine Stellung in Amt und Würde ihm erlaubte. Er wollte nur, wenn er bei feierlichen Gelegenheiten mußte, in der Robe der akademischen Facultät erscheinen, sonst zog es ihn immer auf die fröhlichern Plätze, wo die jungen Entwickelungen sich tummelten. Dies Tagebuch wäre daher als Entwickelungsgeschichte deshalb unwahr, weil der Verfasser darin nur die Aufzeichnungen seiner Weisheit, nicht die seiner Thorheit gibt. Er besaß z. B. die Thorheit, sich an Allem zu betheiligen, was neu, hoffnungsvoll, muthwill war; dies Tagebuch schildert ihn nur als betheiligt an Dem, was späterer Erfolg darüber verhängte. Karl Rosenkranz war einer der Ersten, deren enthusiastischer Sanguinismus aufjubelte über das Erscheinen der „Hallischen Jahrbücher"; Ruge wurde bald gröchtet und der Verfasser des „Tagebuch" hat — Alles vorausgesehen, wie es mit dem grimmigen Halloren kommen mußte. Noch früher erwartete Karl Rosenkranz sich Wunderdinge von dem sogenannten „Jungen Deutschland"; wie sehr Das, was das Junge Deutschland damals schon gegeben hatte, ihn befriedigte, kann mehr als Ein Zuspruch z. B. an den Herausgeber dieser „Unterhaltungen am häuslichen Herd" selbst bezeugen; demnach soll zur Zeit jener Zusprüche in dem „Tagebuch" zu lesen gewesen sein, was S. 171 hier mit den Worten verzeichnet steht. „Die Mitglieder des Jungen Deutschlands beobachten die Strömungen der Zeit, um ein »zeitgemäßes« Fabrikat aufzufinden, das sofort reißenden großen Anklangs sicher sein könne. Sie haben ihren Lohn dahin!"

Diese ex eventu angebrachte Kunst, sich statt als Thoren zu bekennen, dem vielleicht seine Irrthümer würden liebenswürdig gestanden haben, sich als einen unendlich Weisen und immer Vorausschauenden zu verrathen, benimmt dem sonst sehr anregenden Werke etwas von seinem größern Werthe. Die dem Verfasser eigene Ueberladung und Heterogeneität seiner Lectüre findet sich zwar auch hier wieder; wie es sanguinischen Naturen geht, ist ihm Alles, fast wie auf einem gewissen Provinzialstandpunkte, höchst merkwürdig (der Gliederverrenker Klischnigg, der den Affen Demi spielt, ebenso wie die Substanz des Spinoza, ein Einfall der berliner Eckensteher ebenso wie ein Bonmot Schelling's oder Hegel's), allein unterhaltend und anregend ist sein Buch bei alledem und Das, was darin etwa noch fehlt, werden nur Die vermissen, die an Karl Rosenkranz das tiefere Interesse nehmen, ihn auch als Charakter zu schätzen, was man nach dieser Schrift nicht recht vermögend ist.

Lebensblicke.

Der rechte Augenblick läßt leider meistens theils so lange auf sich warten, daß wir in unserer Aufmerksamkeit schon ermüdet sind, wenn er endlich eintrifft.

* *

Die Liebe ist ein Rausch der Seele.

* *

Das Leben borgt uns Vieles, schenkt uns aber nichts; was es uns gibt, müssen wir mit Zinsen zurückzahlen.

* *

Verschieben wir nur nicht das Ausspinnen eines Gedankens auf bessere, freiere Stunden; diese kommen so nicht wieder, wie sie im Augenblick des Entstehens vorhanden sind.

* *

Seid duldsam, wenn selbst der Edelste, von gemeinen Creaturen gehetzt, zur verzweifelten Abwehr nicht immer das Rechte wählt!

* *

Nur der Jugend steht die Thorheit; das Alter läßt Alles so erscheinen, wie es ist.

* *

Wer muß — der kann. Dies gilt nur, wenn das Müssen eine innere Nothwendigkeit ausdrückt.

* *

Was nützt es wol, ein treues Abbild der Schwächen und Schändlichkeiten einzelner Charaktere mit gewissenhafter Sorgfalt auszuführen? Gerade Die, denen es das Herz erfassen sollte, lesen es nicht oder sie besitzen die bewundernswürdige Naivetät, das Spiegelbild, das ihnen in erschreckender Treue entgegentreten sollte, sich durch allerhand Unähnlichkeiten, die sie entdeckten, doch immer wieder hinwegzudemonstriren.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 19. | Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Ein Ausflug von Wien.

Mehr als die in einer Stunde an der Cholera blaugewordene Geigerfrau, bei der ich wohnte, ihr unheizbares Zimmer, ihr Mangel an Bettgewand und Unterröcken, mehr als der kopfschüttelnde Bezirksarzt und die grüne Truhe, in der die Kranke um Mitternacht wie in einem Sarge nach dem Spital geschafft ward, mehr als alles Das hat mich der mir angeborene Haß des Stadtlebens, die Sehnsucht nach alten Bekannten und Verwandten und endlich der Trotz gegen die Wintertyrannei einmal wieder aufgejagt zur Reise. Es war Samstags früh, als ich in den Waggon wie in einen Käfig kroch; man verrt ab und der Reisende ist ein Gefangener; wann wird endlich die Strecke von Wien nach Brünn bessere Wägen erhalten?

Die Reise am Samstage hat dadurch ein eigenthümliches Gepräge, daß man keinen Juden sieht. Ich glaube, meine Reisegesellschaft hat sich recht anerkennend darüber ausgesprochen; doch „den Teufel spürt das Wöllchen nie", dachte ich, in mich hineinlachend und als ein pausbackiges Märchen voll robuster Gesundheit wegen des Getreidehandels anbrief: „Die verfluchten Juden!" da merkte mein Nachbar auf meinem lächelnden Gesichte, daß es nicht ganz geheuer mit mir war und hüllte sich fortan in seinen Mantel und in beharrliches Stillschweigen. Ich ließ ihn im Bewußtsein, die Gedichte von Lingg in der Tasche und manchen nützlichen Gedanken im Kopfe zu haben, schmollen und machte Bekanntschaft mit der Physiognomie meiner Gefährten und der Gegenden, die wir durchflogen.

Einige Meilen hinter Wien ward es merklich kälter, auf den schwärzlichen Aeckern lagen großmächtige Heuschober, die sich da überwintern lassen, weil sie in den Scheunen und auf den Böden keinen Raum haben. Die Feuchtigkeit dringt nicht hinein. Hier und da ackert ein Paar polnischer Ochsen mit den gewaltigen Hörnern allein oder getrieben von einem bepelzten Bauer, Schaaren von Wildgänsen fliegen wie an einen Faden gereiht den ungarischen Bergen zu, dann wieder die Flächen, die mein Nachbar für sehr schön hielt, wahrscheinlich die Begriffe schön und gut verwechselnd; also man muß — lesen. Nach meiner Meinung fehlen dieser kleinen Gedichtsammlung von Lingg die überall sonst vorkommenden schlechten Gedichte. Es ist Alles zu gut, zu rein, zu fertig und abgeschlossen; man sieht nichts Werdendes, nur das Gewordene, daher man auch nichts Großes

für die Zukunft des Poeten hofft; wahrhaft großartig ist das Fragment „Völkerwanderung" — Aber „Brünn' 30 Minuten Aufenthalt!"

Der Spielberg blickt wie ein nackter Gefangenwärterschädel herab auf vier Gestalten, welche ebenfalls abstiegen — es sind drei gleichgroße Kernmänner mit dunklen Bärten, in Mäntel gehüllt, die rechte Hand durch eine lange Kette an den linken Fuß geschmiedet; der Vierte, etwas kleiner, schreitet, ebenso gekettet, den Uebrigen voran, majestätisch, finster blickend, das Antlitz wettergebräunt, bakonywaldig — laßt die Männer von ganz Deutschland conscribiren, ihr findet nicht vier Männer dieses Schlags: so haben die Cherusker Hermann's ausgesehen. Was mußten sie verbrochen haben, daß sie in Ketten auf den Spielberg kamen?

Andere Wagen, andere Menschen, andere Conducteure, man gewöhnt sich wieder an Alles — bezaubernd ist die Gegend bei Adamsthal! O, wie fühlt sich der Sohn des Gebirgs da angeheimelt von den gethürmten Felsen, von dem Düster der Waldungen, von der Ruine, die dort oben wie auf dem Sprunge steht. Man sieht die Locomotive einbiegen in den Tartarus des Tunnels in Schlangenwindung, es hat diese Bewegung etwas von der Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Dann wieder gleichgültige Landschaften, und Knaben, welche den Zug wie einen großen Herrn grüßen! Zwittau heimelt mich schon an, ein Jugendfreund ist hier Arzt an der Stelle des Dr. Weber, des Dichters des „Spartakus". — Wildenschwert. Nun bekomme ich einen Stummen in meine Gesellschaft, er spricht am meisten unter uns Allen. Er war als Knabe Zimmermaler, fiel eines Tags von der Leiter und verlor Sprache und Gehör. Jetzt ist er, wie er sagt, Porträtmaler, wahrscheinlich Daguerreotypist; gewohnt, von den Menschen nachsichtig behandelt zu werden, plagt er sie durch immerwährende Mittheilung; er will überall zeigen, daß er verständig und aufmerksam ist. Ein weinender Rekrut, der von seiner ebenfalls weinenden Mutter Abschied nimmt, darf auch nicht fehlen. Ein Eisenbahnschlosser, der groß thut mit seinen Wanderungen durch Ungarn und dabei lebensüberdrüssige Ansichten ausspricht. Nachtfunken sprühen draußen vor den Fenstern, die Wagen sind düster erleuchtet, der Stumme pantomimisirt. Es will etwas heißen, von ein halb 7 Uhr Morgens bis ein halb 9 Uhr Abends fahren. Und doch der Dampf wird gescholten als ein saurer Knecht! Der Mensch ist ein Nimmersatt, ein Undankbarer. Schnelligkeit ist nur ein relativer Begriff; wenn wir heute in den Mond fahren könnten, morgen würden wir über die Schneckenpost lärmen, die erst in drei Tagen auf der Sonne ankömmt.

Prag! Ein unheimlicher Regenschauer empfängt mich; kein bekanntes Gesicht an der Barrière. Finsterniß in der Gassen — im Kalender ist Mondschein. Welch ein Treiben ist jetzt noch in Wien! Hier fast Todtenstille. Ich gehe längs den Quais — der Lorenzberg trägt eine weiße Nachthaube, die Moldau rauscht majestätisch, auf der steinernen Brücke werden einige Gruppen removirt, andere sind ganz neu, geistiger und netter als die alten, aber auch markloser, ein schöneres Angesicht, aber schwächere Hüften. Auch in Wien sind vier neue Giebel auf den Stephansdom gesetzt worden — bemerkenswerth sind diese Anknüpfungen an eine alte Zeit, diese Vollstreckungen alter Vermächtnisse.

Wie finde ich die alten Bekannten wieder! Der hat ein Nigerosum bevorstehend; Dieser, dessen Auge in träumerischem Glanze strahlte, als ich ihn zuletzt sah, ist herabgesunken von der speculativen Höhe des souveränen Gedankens, sein Mund neigt sich warm zum Kusse eines Verlöbnisses — doch was soll mein Ich? Was treibt, denkt, singt Prag? Bekanntlich hat der „Tannhäuser" großen Enthusiasmus hier hervorgerufen, man spielt Märsche daraus in den Kaffeehäusern, man pfeift daraus auf den Gassen; wir waren nicht so glücklich, einer Aufführung beiwohnen zu können. Alfred Meißner hat ein Drama und einen Roman fertig; Joseph Baier, der liebenswürdige Verfasser des Werks „Vom Ginal, Olymp und Tabor", schreibt für den neuen und jungen Buchhändler Mercy eine

populäre Aesthetik, von der man sich viel verspricht. Mercy macht durch die Kühnheit seiner Unternehmungen das Publicum neugierig und die Schriftstellerwelt fröhlich. „Mercy's Anzeiger" wird von Jedermann prognosticirt. Die junge Welt trägt sich hier mit Geschichten von „Hinter den Coulissen", welche sehr nach Paris schmecken; es wäre zu wünschen, daß es ein bischen mit dem großen europäischen Kriege Ernst würde, damit unsere sittliche Luft etwas von der verpesteten Atmosphäre gereinigt und von dem frischern Hauch einer großen Sache bewegt würde. Der ehrwürdige Director des Altstädter Gymnasiums, Herr Klicpera, schreibt eine Weltgeschichte" in czechischer Sprache. Die Manufacturen bereiten sich auf die pariser Industrieausstellung vor. Ich war auch in der Fabrik der Gebrüder v. P.; ein ganzes Weltsystem von Maschinen wird durch Eine Kraft bewegt — der Arbeiter ist bleich und traurig — wie ganz anders arbeitet es sich allerdings, wenn man mit eigener Hand das Schifflein regiert! Hier aber verschwindet der Mensch vor der ungeheuern Naturgewalt, an der er keinen Theil hat; nicht nur Brotmangel, auch Mangel an Selbstbewußtsein drückt ihn nieder. Die Renovationen des Altstädter Rathhauses mußten, angeklagt des Vandalismus, eingestellt werden.

Im Ganzen machte Prag diesmal auf mich den Eindruck einer versteinerten Stadt; diese schwarzen Thürme der Teinkirche, die große, stehende Uhr, die gealterten Freunde mit den kummergenarbten Gesichtern, die verfallenen Kaffeelocale, die so ganz gegen den wiener Luxus abstechen — Alles zusammen brachte eine traurige Stimmung hervor; ich fuhr weiter auf der dresdener Bahnstrecke nach Raudnitz. Früher brauchte man auf dem Stellwagen einen halben Tag, jetzt zwei Stunden.

Das Herzogthum Raudnitz gehört dem Fürsten Lobkowitz. Der neue Judentempel in Raudnitz soll nach dem Muster des dresdener gebaut sein. Ich war darin; was helfen diese Hallen, diese Wölbungen und Säulen, wenn nicht die geflügelten Engel der Musik die Seele gen Himmel tragen! Der Gottesdienst ist dumpf wie der stimmberaubte Thiergreis. Herr Kreisrabbiner Kohn hielt eine kühne Predigt gegen die langen Gebete, die alten Juden schüttelten die Köpfe und winkten einander zu; es ward hier wegen der Eigenthumssitze im Tempel ein langer Proceß geführt; die Alten wollten ihr Eigenthumsrecht auch im neuen Tempel behaupten, die Jungen wollten im Hause Gottes keinen Besitz, die Sitze sollten verpachtet werden zum Frommen der Gemeinde; die Alten haben den Proceß gewonnen.

Ich bemerkte im Tempel einen Greis von auffallender Gestalt und erfuhr, es sei der christliche Vater Schimek, ein — „Narr", wie man sagte.

„Worin besteht seine Narrheit?"

Er geht in den Tempel wie in die Kirche.

„Das ist närrisch!"

Er konnte oft Propst werden und ließ es immer seine Collegen werden, blieb selbst Pater Kaplan.

„Auch närrisch!"

Er verschenkte stets sein Geld an die Armen. Seine Zelle wird den ganzen Winter hindurch nicht geheizt, er ißt blos Brotsuppe, er unterstützte seine Verwandten, solange er im Amt war; sobald er in Pension war, gab er sein Pensionsgeld her zum Fonds der Schule in Roswery.

„Ein Narr! Ein Narr!"

Es ist sonderbar, daß die Poeten stets Sympathie mit den sogenannten Narren haben — es spricht entweder gegen die erstern oder für die letztern.

Ich besuchte den Narrn. Die Propstei ist die Ruine eines ehemaligen Klosters. „Ist Pater Schimek zu Hause?" Nein! Er läuft jetzt in den Dörfern umher zu den Kranken. „Ein completter Narr!" Ich suchte ihn nochmals auf und fand ihn im Kel-

zimmer. Ein kleiner Mann mit weißem, schlicht über die Stirn herabhängendem Haar, geistvollem blauen Auge, vernachlässigtem Barte, einem süßen Zug um die Lippen. Er stellte mir einen jungen Kaplan vor, der Bier trank. „Freund", sagte er, „Ihr habt viel, aber nicht Alles! Es kommt schon — Moses ließ Euer Volk nicht auf den Berg steigen, unser Heiland stieg zu ihm herab; er sagte: «Worüber Ihr staunt, das werden einst die Spatzen auf den Dächern singen!»" Er sprach so in einem Zuge, für die Zuhörer verworren, aber in ihm zusammenhängend, er ließ nur die Mittelglieder weg. Dazwischen schenkte er dem Kaplan immer ein als ein aufmerksamer Wirth, er aber selbst trank nicht einen Tropfen. „Geist, Offenbarung, Religion ist Alles, Geld ist nichts!" sagte er; „Jeder möchte genießen, Wenige arbeiten!" „Die Tagelöhner und Knechte sind die Sohlen, die Beine bis zum Knie die Handwerker, die Schenkel der Handelsmann, der Oberleib die Regierung, der Kopf ist der Monarch!" Auf die Revolution war er nicht gut zu sprechen. „Freund", sagte er, „Gott sprach zu Moses: Zieh deine Schuhe u. s. w., d. h. ziehe deinen Körper aus, denn die Welt ist heilig, nur mit dem Wunderstabe, dem Symbol der Gotteskräfte, kann der Geist aus des Leibes, Pharao's, Knechtschaft befreit werden — das behält man am besten für sich, Freund, das Publicum versteht's nicht! Während wir da so sprechen, Freund, hat die Erde 800 Meilen zurückgelegt, die Zeit wird Alles bringen! Gott segne Sie in Ihrem Vorhaben und Ihr frommes Volk Israel!"

Der Greis mit der Engelsgüte im Angesicht und in den Augen verdiente, daß ich ihm dankbar seine Hand drückte. Er begleitete mich zur Treppe und fragte: „Werdet Ihr eine Orgel anschaffen? Ein Jude klagte mir, er müsse 20 Gulden dazu hergeben. Freund, sagte ich, Ihr werdet vor Gottes Thron kommen und die 20 Gulden schon lange vergessen haben!"

Das hiesige Schloß ist dem prager ähnlich. Die Bibliothek besah ich mir; ein Homer in Folio von 1488, die Bibel von Fust und Schöffer von 1455 u. s. w. waren da, aber die Philosophie ist nicht vertreten, z. B. fehlt Hegel. Die Bibliothek hütet ein Zwerg. Der Schloßkeller ist viel vollständiger. M. K.

Die Auswanderung nach Amerika.

Das Bestreben, dem von uns immer bekämpften traurigen Auswandern nützlich zu sein, hat schon eine ebenso überflutende Auswanderungsliteratur hervorgerufen. Viele dieser Schriften leiden jedoch an Mängeln, die den damit beabsichtigten Zweck selten erreichen lassen, bisweilen sind sie von Leuten verfaßt, die Amerika gar nicht sahen oder es waren flüchtige Reisende, die ein Land kennen gelernt zu haben vermeinten, das in seinen Sitten und Gewohnheiten wie in der Thier- und Pflanzenwelt die größten Verschiedenheiten von unsern Verhältnissen darbietet.

Unter den neuern, bessern Werken dieser Art verdient das vom Grafen Adalbert Baudissin, einem ausgewanderten Mitkämpfer für die Sache Schleswig-Holsteins, unter dem Titel: „Der Ansiedler im Missouri-Staate" (Iserlohn, Bädeker), herausgegebene besonders lobend erwähnt zu werden. Wie der Titel schon sagt, ist des Verfassers Absicht besonders darauf gerichtet, den Strom der Auswanderung nach dem Missouri-Staate zu leiten, den er nebst den übrigen westlich gelegenen Staaten für die zukünftige Entwickelung Amerikas von vorzüglicher Wichtigkeit hält.

Der Verfasser, selbst Farmer im Missouri-Staate, hat bei geistreicher und tiefer Auffassung und großem Fleiß in klarer, selbst dem weniger gebildeten Auswanderer verständlicher Sprache genaue Bekanntschaft der amerikanischen Zustände an den Tag gelegt. Man sieht sogleich, daß dies Buch nicht geschrieben wurde, Auswanderer zu verlocken, sondern

daß es Demjenigen, der sich den festen Vorsatz gefaßt hat, sein deutsches Vaterland zu verlassen, ein treuer, aufrichtiger Rathgeber werden, ihn vor den Betrügereien, die des rathlosen Auswanderers in Amerika harren, warnen und schützen soll. „Liebe zu meinen Landsleuten", sagt der Verfasser in der Vorrede, „Mitleid mit den Unglücklichen, die als Frachtgut nach Amerika spedirt werden, um an den Ufern des Hudson und Mississippi zu verschmachten und endlich Verdruß über die abscheulichen Betrügereien, die an den deutschen Einwanderern verübt wurden, haben mich veranlaßt, dies Werk zu schreiben."

In elf Abschnitten schildert Graf Baudissin Lage, Bodenbeschaffenheit, Klima, Flüsse, Dampfschifffahrt, die Eintheilung des Staats in Counties, Verwaltung, Postwesen, Strafanstalten, Bankenzinsfuß, Kirchen, Schulen und sonstige Zustände des Missouri-Staats. Er rühmt besonders das Klima des Missouri-Staats als ein gesundes und für die Einwanderer günstiges; nicht minder lobend spricht er sich über die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens aus. Diese ist bei der großen Ausdehnung des Gebiets natürlich verschieden. Im Ganzen genommen bietet die Hochebene des Missouri-Staats das schönste und fruchtbarste Land, besonders an den Flüssen und Seen; das weiter entfernt liegende, ebenfalls von kleinern Flüssen und Bächen durchzogen, steht dem übrigen so wenig an Fruchtbarkeit nach, daß das Getreide in ihm noch förmlich wuchert. Das Hügelland ist weniger fruchtbar. Auf den Prairien wechselt steiniger und felsiger Grund oft mit dem allervorzüglichsten Boden. Nächst Reichthümern an Erzen aller Art besitzt der Missouri-Staat unerschöpfliche Kohlenlager.

Als ein besonders buntes und lebendiges Bild schildert uns der Verfasser den Wald. Mehr als zwanzig verschiedene Arten von Eichen, Tannenarten, Wallnußbäumen, Cedern, Linden, Ulmen, Pappeln, Erlen, Kirschen- und Pflaumenbäumen sowie viele andere, unter denen der wegen seiner lieblichschmeckenden, unserer Eierpflaume ähnlichen Frucht besonders schöne Persimonenbaum erwähnt werden muß, zieren ihn, der unter dem lautesten Geräusch von Papageien, Fasanen, Spechten und zahllosen Eichhörnchen belebt wird.

Den ungewöhnlichen warmen Tagen folgen regelmäßig heftige Gewitter, die ein furchtbar schönes Schauspiel gewähren. Die Hauptströme des Missouri-Staats sind der Missouri-, Mississippi- und Osagestrom, die zugleich die Hauptverkehrswasserstraßen bilden, aber nicht sehr fischreich sind.

Der Missouri-Staat ist in hundert Counties eingetheilt und diese wieder in Townships und Sectionen und jede Section in Achtzig-Ackerstücke. Jeder County ist ein Landmesser zugetheilt, der gegen mäßige Vergütung diese Ländereien vermessen muß.

Der Verfasser schildert ferner den Charakter der Amerikaner, jedoch lediglich der auf den Farmen und in kleinern Städten Wohnenden. Er sagt: „Es dauert lange, ehe man das Vertrauen des Amerikaners gewinnt; hat man es aber gewonnen, so kann man sich auf ihn verlassen; er ist ein treuer, zärtlicher Freund, hilft bereitwillig, wo er helfen kann und übertrifft in dieser Beziehung bei weitem den Deutschen. Der Amerikaner ist unternehmend und kühn. Im Umgange vermeidet er alle Förmlichkeiten, spricht nur ernste Dinge. Im Streite kämpft er leidenschaftlich auf Leben und Tod. Er ist ein vortrefflicher Hausvater, behandelt seine Frau mit Hochachtung und Liebe. Die Amerikanerin ist stolz, sie ist stolz, weil sie die Tochter eines freien Mannes ist. Ist sie zur Jungfrau erwachsen, so wirbt um ihre Hand ein freier Republikaner, er demüthigt sich vor dem schwachen Mädchen und ihr Stolz findet neue Nahrung. Jetzt kein Hinderniß mehr. Sie will heirathen und der Richter muß sie trauen. Wo die Amerikanerin erscheint, ist sie rein und nett gekleidet. Im Hause ist sie ämsig und thätig. Außerhalb des Hauses darf sie keine Arbeit verrichten, sie wird ihr vom Herrn Gatten abgenommen. Er spannt ihr das Pferd und muß es so lange bereithalten, bis es ihr beliebt, es zu besteigen. Die Achtung des Amerikaners vor dem Frauengeschlecht geht ganz gleich durch alle Stände.

Die ärmste Wäscherin genießt dieselbe Aufmerksamkeit von ihren Mitbürgern wie die Frau des reichsten Mannes der Union."

Für die Auswanderer, die sich als Farmer niederlassen wollen, hat der Verfasser seine eigenen Erfahrungen mit Fleiß und Genauigkeit zusammengestellt und mitgetheilt. Genaue Angaben von Resultaten im Obstbau, Weinbau, Gartenbau, Viehzucht werden gewiß dem deutschen Landwirth, der auswandern will, willkommen sein.

Ein besonderer Abschnitt ist den allgemeinen Rathschlägen für Auswanderer gewidmet. Der Verfasser hebt besonders als wichtig und beherzigenswerth hervor, daß Einwanderer ohne Vermögen gänzlich zugrunde gehen und daß die nicht an harte Arbeit gewöhnten Einwanderer ein ziemlich bedeutendes Capital besitzen müssen, wenn sie nicht großes Elend ertragen sollen. Nur kräftigen, arbeitsfähigen Menschen, die so viel baares Geld besitzen, daß sie nach dem Westen reisen können, räth er die Auswanderung an, nur diesen prophezeit er eine Selbständigkeit, die sie in Europa nicht erreichen können.

Obgleich sich allgemeine Rathschläge für Auswanderer sehr schwer geben lassen, so hat doch der Verfasser, gestützt auf seine Erfahrung, einige ertheilen zu müssen geglaubt, die er dann in seinem Buche zur nähern Begründung weiter auseinandersetzt.

1) Es gehe Niemand mit einem englischen oder französischen Schiffe!

2) Man gehe womöglich über Boston, um das schreckliche Neuyork zu vermeiden!

3) Man nehme nur Wäsche und Stiefeln mit, denn alles Andere ist hier billiger und besser als in Deutschland!

4) Man lasse alle leinenen Hemden und baumwollenen Strümpfe in der Heimat und versorge sich mit baumwollenen Hemden und wollenen Strümpfen!

5) Bedinge man sich schriftlich aus, daß man im amerikanischen Hafen drei Tage und drei Nächte an Bord bleiben könne und frei verpflegt werde!

6) Arbeitsuchende richten ihre Reise so ein, daß sie frühestens im April und spätestens im August eintreffen!

7) Schwächliche, ganz Arme, die nur die Ueberfahrtskosten zahlen können und Arbeitsscheue mögen um ihrer selbst willen zu Hause bleiben!

8) Ein Jeder gehe nach dem Ort Amerikas, wo er einen Freund, Bekannten oder Verwandten wohnen hat, wer kurze Winter liebt, der gehe nach Iowa und Wisconsin; wer das Fieber nicht fürchtet, gehe nach Illinois und Indiana und wer endlich ein mildes Klima aufsuchen will, der gehe nach Missouri oder Californien!

Zu Nr. 1 sagt der Verfasser: „Eine Reise in dem Zwischendeck eines englischen Auswandererschiffs muß das Fürchterlichste sein, was ein Mensch erleben kann!" Die übrigen Rathschläge hat der Verfasser durch eine Reihe von Beobachtungen aus seiner eigenen Erfahrung genügend motivirt und gibt dann in dem letzten Abschnitte dem deutschen Auswanderer Anleitung, was er zu thun habe, um sich mit Vortheil im Missouri-Staate niederzulassen. Er theilt die einwandernden Farmer in arme, wohlhabende und reiche, die Unterabtheilungen, bestehend in bankrotten Kaufleuten, Schwindlern u. s. w., ignorirt er ganz. Der Arme wird zuerst ein Stück Land von der Regierung kaufen und es nach und nach urbar machen müssen; der Wohlhabende kann eine bereits urbar gemachte Farm, der Reiche endlich wird sich eine größere Farm mit Tabak- und Obstplantagen anlegen. Der Verfasser gibt dann im fernern Verlaufe des Abschnitts jeder der drei genannten Classen von Einwanderern die genauesten wohlmeinenden Rathschläge, die dem neuen Ansiedler, wenn er sich irgend danach richtet, von Nutzen sein werden. Von besonderm Vortheil sind die Winke, die der Verfasser dem Einwanderer gibt in Bezug auf die Contracte über Erwerbung und Verkaufserung von Grund und Boden, die den Unkundigen vor großem Schaden bewahren werden. Dem Einwanderer ist hier ohne Ausnahme Alles neu, er findet Alles anders als er es daheim verlassen und muß daher sehr, sehr fleißig

ſein, ehe er es nur ſo weit bringt, ſich nur einige Fertigkeit im Gebrauch der viel einfachern Ackergeräthſchaften anzueignen und ſich an die ſonſtigen örtlichen Sitten und Gebräuche zu gewöhnen.

Wie verſchieden von der deutſchen iſt nicht ſchon allein die amerikaniſche Art, das Getreide zu bauen! Der Verfaſſer ſagt hierüber: „Zu Ende April oder Anfang Mai pflanzt der Farmer ſein Korn, d. h. er haut alle drei Fuß ein kleines Loch in die Erde, wirft zwei Körner hinein und deckt ſie ſogleich wieder zu. Es iſt dies keine mühſame Arbeit und kann ein Kind von ſechs bis acht Jahren ſchon thätig dabei helfen; der Waldesgrund iſt locker und mürbe, daß die Haue faſt ohne Widerſtand zu finden hineindringt. Nach acht bis zehn Tagen ſchießt das Korn ſchon in die Höhe und der Farmer muß nun, ſobald es fingerlang geworden iſt, mit ſeiner Hacke die Erde rings um die junge Pflanze anhäufen, überhaupt während der erſten zwei Monate häufig ſein Feld bearbeiten, um das Unkraut zu entfernen und ſein Korn zu häufeln. Im Auguſt beginnt die Ernte. Die Pflanze iſt dann 10—14 Fuß hoch geworden und die langen Blätter beginnen allmälig gelb zu werden, während die Aehren noch weich und milchig ſind. Dieſe Blätter geben ein vortreffliches Futter, das die Pferde ſogar dem Hafer vorziehen; der Farmer hat dem Einſammeln derſelben daher große Sorgfalt zu widmen. Anfangs September iſt endlich das Korn reif, d. h. es iſt hart und läßt ſich anfühlen. Der Farmer begibt ſich mit ſeiner ganzen Familie ins Kornfeld und bricht eine Aehre nach der andern ab, nachdem er zuvörderſt die blätterige Hülle um dieſelbe losgeſondert hat, ſodaß dieſe am Kornſtock ſitzen bleibt. Die Aehren werden vorläufig in Haufen zuſammengeworfen, dann aber alle in einen großen Haufen gebracht, mit Schindeln zugedeckt, damit ſie im Winter nicht zu ſehr durch den Regen und Schnee leiden. Die erzielte Ernte iſt nach der Beſchaffenheit des Bodens, der Witterung und nach andern Umſtänden natürlich ſehr verſchieden."

Am Schluſſe des Buchs bemerkt der Verfaſſer noch, daß ebenſo gut und oft noch beſſer wie der Farmer, der Handwerker ſein Fortkommen findet, wenn er ſich hütet, in großen Städten ſich niederzulaſſen, kleinere Städte ſind dazu geeigneter. „Thätigkeit, Zuverläſſigkeit und Rechtſchaffenheit" ſchließt er, „finden hier die unbedingt volle Anerkennung und wer dieſe drei Eigenſchaften beſitzt, der wandere getroſt nach Amerika."

Kurz, es iſt die Schrift des Grafen Dandiſon für alle Die, die einmal in die große Auswanderungsepidemie hineingerathen, eine faſt unentbehrliche.

Berliner Briefe.

IX.

Der „Fechter von Ravenna" enthält viel Geiſt und Begriff, aber keine Ausführung deſſelben. Die Gegenſätze ſtehen ſich zu ſchroff und unvermittelt gegenüber. Wenn ich einer von den angeſtellten Kritikern der hieſigen Bourgeoiſie wäre, würde ich Ihnen das Talent des Verfaſſers, die glänzende Diction, die Kraft und Eigenthümlichkeit mancher Geſtalt rühmen, aber Sie wiſſen, ich ſtehe außerhalb der officiellen Kreiſe der Kunſt, ich liebe jene nicht und ihre Phraſen noch weniger. Lange genug hat die Nachahmung Shakſpeare's in hiſtoriſchen Tragödien auf unſerer Bühne geherrſcht, Niemand hat gewagt, das Zuſammenhangloſe, Aneinandergereihte der engliſchen Königsdramen zu tadeln. „Richard III." iſt als Muſter der hiſtoriſchen Dramatik geprieſen. Da iſt es denn freilich immerhin ein — Schritt, von dieſer epiſchen Breite zu einfachen Compoſitionen, zur Geſchloſſenheit des franzöſiſchen Kunſtſtyls zurückzukehren und mir ſcheint wirklich in dieſer ſtrengen, plaſtiſchen Form allein das Heil gegen die romantiſche Verwilderung unſerer Bühne zu liegen. Der „Fechter von Ravenna" iſt keine jahrelange Geſchichte, kein Imbroglio von Schlacht-

ſcenen und Wirthshausſchwänken, eine einfache Handlung, einfache Verſchlingung. Aber hier endet auch mein Lob. Tragiſche Conflicte ſucht nicht, weder Rührung noch Erſchütterung. Seinem innerſten Inhalte nach ſteht dieſes Trauerſpiel nicht höher als die Schauſpiele der Buch-Pfeiffer, es iſt ein Familienſtück in Jamben, ein zweites „Mutter und Sohn". Thumelicus und Thusnelda ſind abſolute Gegenſätze, zwiſchen ihnen gibt's keine Verſtändigung, kein bindendes Zauberwort, ja — römiſche Sonne und italiſcher Himmel iſt ſein Leben, aber für ſie ihr Tod. Was ſie für Schmach hält, als Gladiator vor dem Cäſar zu fechten, hält er für Ehre, wie ſeine ganze Umgebung. „Was ſoll mir Deutſchland? Ich bin in Rom!" — ruft er ihr zu; was nützt ihm ſeines Vaters Schwert, das nicht einmal in der Arena tauglich iſt? Er will genießen, ſolange die Welle des Lebens um ihn ſpielt — ſie vergräbt ſich in Erinnerungen, ſie iſt nichts als eine einzige, leidenſchaftliche Phraſe. Der Held des Dramas iſt paſſiv und ohne Pathos, er trinkt den Falerner und betrachtet ſeine Waffen, die Gedanken und der Weltlauf gehören den ewigen Göttern. Darum iſt es nicht rührend und noch viel weniger erſchütternd, wenn Thusnelda den ſchlafenden Sohn erſticht, ſie ermordet nur einen Fremden, über den ihr Wort nichts vermocht, es iſt die Rache eines beleidigten Weibes.

Sie machten mich auf ein altes Stück aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Freiherrn von Schönaich: „Thusnelda und Hermann", aufmerkſam. Es iſt nach franzöſiſchen Vorbildern, nach Corneille gearbeitet, Voltaire's Auskunftsmittel, mit der Einheit des Orts einen Raum zwiſchen den Wohnungen der ſtreitenden Parteien zum Schauplatz der Handlung zu machen, iſt auch hier befolgt, die Scene iſt in einem Haine zwiſchen dem römiſchen und deutſchen Lager. Im Süjet hat die Tragödie Schönaich's keinen Zuſammenhang noch Aehnlichkeit mit dem Fechter, eher in der Entwicklung der Gedanken und dem Mangel eines innern Conflicts in den Helden. Thusnelda, von den Römern gefangen, wird von Germanicus geliebt, zur Ehe begehrt. Ihr Vater Segeſt, die Römer, Germanicus ſelbſt malen ihr die Ehre eines ſolchen Antrags, die Macht und Herrlichkeit, die ihrer warten, vor — ſie ſchlägt Alles aus:

Dies Herz ſagt, was ich bin —
Sei deinem Manne treu und keine Römerin.

Kehrt die Worte und den Gedanken um, ſo habt ihr den Thumelicus. Wie im Fechter ein Haupthebel der Handlung der Befehl des Caligula iſt, der den Sohn Hermann's vor der Mutter im Circus ſterben laſſen will, ſo bewirkt der Brief des Tiberius in Schönaich's Trauerſpiel, der ihn zur Rückreiſe nach Rom auffordert, die Kataſtrophe. Die endet zwar nicht ſo blutig wie der „Fechter von Ravenna" mit einem Theatercoup und drei Leichen, aber viel natürlicher, Germanicus läßt Thusnelda feſſeln und ſagt:

Ich hatte dich geliebt: hätt' ich es nur gewußt;
Nunmehr verachtet' ich dich, ich hätt' es längſt geſollt.

Welch beſſeres Wort fände Thusnelda gegen die Stumpfheit ihres Sohnes?

Als gelungenſte Geſtalt des Dramas erſcheint mir Caligula. Aus Sueton iſt das Wort entlehnt, welches die Zuſchauer ſchaudern ließ, als der Imperator den Hals ſeiner Gattin Cäſonia umſchlang: „Wie ſchön iſt dieſer Kopf, doppelt ſchön, wenn ich bedenke, daß mein Befehl ihn fallen laſſen kann." Caligula war ſchon einmal auf der Bühne, den 26. December 1837 im Théâtre français, eine romantiſche Gräueltragödie von Alexander Dumas. Die Zeichnung des Imperators bei Dumas iſt unhiſtoriſch, verworren und entbehrt durchaus der Tiefe und Plaſtik, welche der deutſche Dichter ihr gegeben. Merkwürdig, daß beide Caligula von Träumen kurz vor ihrem Tode erſchreckt werden, daß ihnen Beiden da alle die Unglücklichen erſcheinen, die ſie ſterben ließen, iſt erklärlich. So vortrefflich indeß Caligula als einzelne Geſtalt erſcheint, ſo wenig paßt er in den Zuſammenhang des Dramas hinein; der zweite Act iſt vollſtändig unnütz, umſomehr, da Thusnelda im dritten Aufzuge erſt Alles erfährt, was der Zuſchauer ſchon lange wußte

Deſſoir ſpielte den Caligula. Ich möchte Deſſoir den philoſophiſchen Künſtler nennen, der — wie ſein Freund Rötſcher — immer den abſtracten Werth einer Perſönlichkeit ſucht, die Quinteſſenz ihres Weſens, und unbekümmert um vorübergehende Gefühle und Stimmungen, nur die Leidenſchaft, den Gedanken darſtellt, dem ſie nach ſeinem Glauben ihren Urſprung verdanken. Es iſt die Kritik Rötſcher's in Geſtalten und Handlung geſetzt. Darum verdient Deſſoir's Spiel gewiß große Aufmerkſamkeit, Studium iſt in keiner ſeiner Rollen zu verkennen, allein er geht nicht genug auf die lebendige Erſcheinung, ſondern müht ſich ſtets „Ideen" zu verſinnlichen. Daher eine gewiſſe Magerkeit aller Geſtalten, die Deſſoir vorführt, kein Fleiſch, noch weniger leidenſchaftliche Seele — ein ewiges Grübeln, auf allen Stirnen das Kainszeichen der Reflexion, ſelbſt in den Sprüngen Perrin's liegt keine Luſtigkeit. In der Darſtellung hiſtoriſcher Helden ſoll der Schauſpieler ein offenes Auge für die erſcheinende Welt haben, etwas von Rubens oder van Dyck. Caligula ſtarb, 29 Jahre alt, Deſſoir ſtellte ihn, natürlich mit aufgezeichnetem Studium, als Mann in den Fünfzigern dar, ſo verlebt, daß Niemand begriff, warum ſich gegen ihn Caſſius, Chärea und die Andern verſchworen, man hätte ihn nur allein brauchen gehen zu laſſen und er wäre zuſammengeſtürzt. Caligula war toll, aber immer ein Imperator.

Die wiſſenſchaftlichen Vorträge, die ſeit einer Reihe von Jahren hier von den ordentlichen und außerordentlichen Profeſſoren und Doctoren der Univerſität zur Hebung der geiſtig verwahrloſten höhern Stände — wie der berliner Lemmund ſagt — gehalten werden, nahmen auch wieder ihren Anfang. Da im Beginn dieſer Vorträge der Andrang ſehr groß war, indem es zum guten Ton gehörte, ſie zu beſuchen, um dadurch ein Document ſeines höhern geiſtigen Strebens abzulegen, ſo war die Einnahme, obwol die Einlaßkarte für zwölf Vorträge nur zwei Thaler koſtete, doch ſehr bedeutend. Es wurde von dem eingenommenen Gelde, da die Akademie angeblich ihren Saal umſonſt dazu hergab, nur die Beleuchtung beſtritten. Die Vortragenden lebten auch nur von der Ehre, und ſo erblühten denn die „Volksbibliotheken", für die ſie gehalten wurden, in kurzer Zeit. Doch nicht ſo andauernd blieb das Intereſſe im Publicum. In einer großen Stadt, zumal Reſidenz, hat der Hof viel Einfluß. In den erſten Jahren des Beſtehens der Vorträge leuchtete der ganzen vornehmen Welt, der die Hofluft gleichzeitig eine höher potenzirte Lebensluft iſt, die dem ernſten Wiſſen ſo ſelbſtthätig huldigende Prinzeſſin von Preußen als Stern erſter Größe voran. Sie beſuchte dieſe Vorleſungen regelmäßig, ſie zog die Geſellſchaft nach ſich. Seit aber dieſe Fürſtin vorzieht, an dem ſagen- und liederreichen Rheinſtrome zu wohnen, ſeitdem hat die haute volée ſich auch gewaltig in ihrem Wiſſenſchaftsdrange abgekühlt — oder ſollte dies bloße Rückwirkung der bekannten Stahl'ſchen Kammerrede ſein, in welcher der Herr Profeſſor meinte, es ſei jetzt Zeit, daß die Wiſſenſchaft umkehre und dem Glauben Platz mache? Glauben! Du lieber Gott, das iſt ein vager Begriff, der ſo gut zu den Göttern Griechenlands wie zu Moſes und den Propheten zurückführen kann, ja bis zum hindoſtaniſchen Schaitan wie zum chaldäiſchen Satan, die Beide wieder kein Anderer ſind als unſer von den Frommen ſo ſehr gefürchteter, viel geglaubter deutſcher Teufel, zu welchem es gewiſſe Leute bei uns magnetiſch hinzieht, um ihn anzubeten, damit er ſie nicht hole. Nein, ich glaube in Wahrheit nicht, daß das Feuer der Stahl'ſchen Rede die Zuhörer im Wiſſenſchaftlichen Verein ſo zuſammengeſchmolzen, daß jetzt kaum die Hälfte Derer da ſind, die ſonſt den Saal füllten und der Wiſſenſchaft huldigten. Ich ſage ganz einfach, dieſe Vorleſungen ſind nicht mehr Mode. Sie ſchaden ſich auch ſelbſt durch Zulaſſung vieler unglaublich unbedeutender Perſönlichkeiten zur Ehre des Vortrags.

Profeſſor Erdmann aus Halle, der ſchon in frühern Jahren ſein Licht hier hatte leuchten laſſen, und „Lachen" und „Weinen" erklärte, hielt einen Vortrag über das Spiel, ein Element, in welchem er ſich ſo heimiſch wie der Vogel in der Luft, der Fiſch

im Waſſer bewegte. Schon im vorigen Jahre, als wir einen Vortrag über „Colliſion der Pflichten“ von ihm hörten, nannten wir ihn einen geiſtreichen Jongleur, d. h. einen ſolchen, der mit geiſtreichen Gedanken wie mit Kugeln ſpielt. Er nahm ein Wort, warf es wie einen Ball in die Höhe und fing es ebenſo geſchickt und ſubtil wie der Gaukler mit ſeinen zwei Stäbchen in der Luft auf, drehte es um, beleuchtete es von allen Seiten, warf es wieder hoch, fing es wieder, und ſo fort, bis er ſeinen Gegenſtand erſchöpft hatte und der Zuhörer keine tiefere Empfindung davontrug als eben die eines geiſtreichen Wort- und Gedankenſpiels.

Wir geben zu, daß die Aufgabe, einen allgemein intereſſirenden Vortrag zu halten, der nicht länger als eine Stunde dauern darf, ohne nicht gleich Mißbilligung im Publicum zu finden, dem aber nothwendigerweiſe eine Einleitung, Entwickelung und Schluß gegeben werden ſoll, etwas nicht nur ſehr Schwieriges, ſondern auch Undankbares iſt. Der Vortragende legt vielleicht den richtigſten Maßſtab an die Verſammlung, wenn er blos darauf ausgeht, ſie zu amüſiren, angenehm anzuregen, anſtatt die Herculesarbeit einer gemeinſamen Befriedigung anzuſtreben, die in der That faſt unmöglich iſt.

Beſehr die Gönner in der Nähe,
Halb ſind ſie kalt, halb ſind ſie roh.
Wenn Dieſen Langeweile treibt,
Kommt Jener ſatt vom überſetzten Mahle —
Und was das Allerſchlimmſte bleibt,
Gar Mancher kommt vom Leſen der Journale.
Sucht nur die Menſchen zu verwirren,
Sie zu befriedigen iſt ſchwer.

Der Redner machte im Eingange auf die Lieblingswörter aller Sprachen aufmerkſam und führte ſehr pikant durch, wie die Franzoſen den Deutſchen das Gewicht des Wortes „Schlagen“ verwürfen; man könne ihnen dagegen den verſchwenderiſchen Gebrauch des Wortes „prendre“ vorhalten, das ſchon im Dictionnaire ganze Seiten einnehme, während das Wort „rendre“ höchſtens die Hälfte einer Seite fülle. Wenn dieſes nun auch individuelle Neckereien wären, ſo müßte man doch erkennen, daß einzelne Worte von allen Nationen gleichmäßig in Anwendung kämen und ihren Einfluß ausübten, und zu dieſen gehöre denn ganz beſonders das Wort Spiel. Er griff dann mit der Definition dieſes Wortes in die allgemein menſchlichen Seiten der Seele, indem er die Hörer zur Kinderſtube führte und ihnen dort ihr eigen Bild im Spiegel der Erinnerung prägte. Er führte geiſtvoll und gewandt durch, wie „ſpielen“ zur wahren Freiheit gehöre und die Unabhängigkeit aller Schranken gewähre, denn es heiße: „Alles aus Allem zu machen.“ Der Knabe nimmt den Reckſtock des Vaters und reitet auf demſelben, als ſei es der ſchönſte Araber, den je die Sonne beſchienen. Er trottirt, galoppirt, er reitet Schritt — das Pferd will immer mit ihm durchgehen — nur die Reitpeitſche, ein Stückchen Holz, woran ein Bindfaden gebunden iſt, vermag das muthige Roß in Zaum und Zügel zu halten —, ſo ſcheint es, ſo geberdet ſich der Knabe auf ſeinem Stock. Das kleine Mädchen nimmt, toute de mieux, ein zum Plumpſack zuſammengedrehtes Tuch und hätſchelt es als Puppe, oder auch wirklich einen mit Leder überzogenen Ball, trägt und wiegt ihn ſo ſorgſam, als ſei es ein lebenathmendes Geſchöpf. So auch ſpielt das Kind mit Kartenhäuſern und Seifenblaſen und ſieht in jenen Tempel, in dieſen bunte Welten. Daher wäre aber auch nach dem Ausſpruche der Pädagogen das Kind, das nicht ſpielt, beſchränkt, da es alsdann ſich als phantaſielos zeige. Denn nur in der Schöpferkraft, die hier aus dem Reckſtock oder der Elle ein Streitroß oder aus dem Stuhl eine Carroſſe mache, läge das höhere geiſtige Element des Menſchen. Das Spiel bilde ihn, ohne daſſelbe würde es gar keinen gebildeten Menſchen geben; es ſei das Spezifiſche in der menſchlichen Natur, da es „ſeinen Gegenſtand beherrſchen“ lehre. Für das Vorhandenſein der Bildung aber lege

nur das „Sprechen" Zeugniß ab — jedoch möge man sprechen und reden nicht verwechseln. Denn reden könne Jeder, aber nicht Jeder könne sprechen. Sprechen heiße: reden und antworten können, mit einem Worte: Conversation machen. Wer also mit gleicher Leichtigkeit über Revalenta arabica und Potichomanie, die der Potsdamer Deutschthum-Verein „Topfbildkunst" nennt, über Chocolade und die Orientalische Frage sowie Krieg und Frieden zu antworten wisse und mit Jedem Das sprechen könne, was für ihn passe, der sei gebildet . .

Bei solcher Conversation aber, fuhr Professor Erdmann fort, geschehe ein gleiches Spiel der Großen, als es die Kinder trieben, nur daß sie statt Sachen Personen zum Gegenstande wählten. Spielen gebe das Bewußtsein der Superiorität; so käme es, daß mitunter die Conversirenden aus den Personen ihrer Unterhaltung eben auch Alles machten und indem sie wie die Katze mit der Maus — mit ihnen spielen, ihnen oft mitspielten.

So ging der Vortrag weiter und kam in launigen Vergleichen dahin, daß Kunst und Wissenschaft nichts Anderes als Spiel sei. Ja die Sphären spielten mit den Welten wie der Knabe mit Seifenblasen, die Götter mit unbekannten Größen, weshalb Novalis sagte: „Das Leben der Götter ist Mathematik." Nur dann erst, wenn ein Künstler den Bogen, Pinsel oder Griffel mit höchster Leichtigkeit führe, sodaß es den Anschein höchster Mühelosigkeit habe, als sei es nur ein Spielen mit Tönen, Farben oder Worten, erst dann wisse er Großes und habe seine Höhe erreicht, nach welcher so Viele strebten und die doch nur Wenige eroberten. Die Wissenschaft sei ein Spiel mit dem Erkannten. Der Gelehrte, den man oft mit dem Namen „Bücherwurm" bezeichne, spinne aus dem Erkannten wie der Seidenwurm aus sich die Fäden zu neuer Erkenntniß, denn wie vieles entstünge, wenn die Chrysalide geborsten sei, die Biene in höherer geistiger Freiheit und Lüge spielend über die Menge, zu einem reineren Lichte sie emporziehend.

Auch das Karten- und Hazardspiel berührte der Redner als Lebenselement, obwol das letztere nur insofern „Spiel" zu nennen sei, als auch Gewinn und Verlust concurrire, dem Spielenden aber nichts sei. Es sei nur demüthigend, zu verlieren, und demüthigend, ein Glückskind zu sein. Wer sich in vergnüglichem Tone stets selbst als einen Pechvogel ausschreie, gebe keinen Maßstab dafür, denn das sei wie im Leben, wenn man alt und häßlich ist — man dächte, weil der Schade einmal da wäre — man thäte am besten und klügsten, selbst davon zu reden —, denn thäte es ein Anderer und bestätigte zu schnell, daß es wirklich so sei, daß wir „alt und häßlich", — so kränkte es und doch gar leicht und wir hielten den Bestätigenden für mindestens „unhöflich" und lieben uns hier gern einen Widerspruch gefallen. Der wahre Genuß bestehe nun einmal in dem sich überall Herr und Meister fühlen — und das sei eben im Spiel der Fall. Kunst und Wissenschaft spielten mit Allem; die Kunst, indem sie das Häßlichste schmückte, die Wissenschaft, indem sie ihre Stoffe zu beherrschen wüßte; darum habe man sie auch eine Tochter des Himmels genannt . . Das gewöhnliche Spiel stehe zu dem himmlischen der Kunst und Wissenschaft so wie ein Werktag zum Feiertage, wie Kinderspiel zu Hazardspiel. Bei dem letztern handle es sich um Erwerb; wo Leidenschaft, da höre das Spiel auf. Denn welcher Contrast läge nicht in dem Kreisel- und Kegelspiel und in dem am grünen Tische! Mit Recht habe man die Kunst eine Muse, die Leidenschaft eine Göttin genannt, ihren Wohnort einen Tempel — das Spiel habe man Teufel und die Häuser, wo Solches getrieben, allem Diesem analog „Höllen" genannt. Stolz sage der Künstler: „er könne spielen" — der aber soll noch geboren werden, der auf seine Visitenkarte schriebe: „Spieler von Profession." Und doch weist der Redner weiter nach, wie der Mensch in der Geschr jenen dämonischen Reiz fände, der ihn „Alles zu gewinnen oder Alles zu verlieren" antriebe. Daß nicht sowol diese Gedgier diesen Reiz erwecke, sondern eben nur das

Wagniß, Glück oder Unglück zum Verbündeten oder Gegner im großen Lebensſpiel der Menſchheit und ſpeciell für ſich herauszufordern. Fox, der berühmte engliſche Staatsmann, von dem man meinen ſollte, er müſſe in ſeinem politiſchen Leben größere und befriedigendere Momente erlebt haben, als die Spielbank zu geben vermöchte, geſtand noch am Ende ſeines Lebens ein, daß er ſeine höchſte Glückſeligkeit nur im Verluſt oder Gewinnſt am grünen Tiſche empfunden habe. Solide Spiele, wie L'hombre, Boſton, Whiſt, lägen wie eine Wohlthat in der menſchlichen Natur und wären daher nicht mit jenem zu vergleichen. Weil aber dieſes Suchen nach der Gefahr ſo tief im Menſchen wurzle, ſei man in der Abſicht, die Hazardſpiele abzuſchaffen, nicht conſequent geweſen. Denn dann hätte man mit dem Roulett auch das an der Börſe und das Wettrennen abſchaffen müſſen.

Pſychologiſch intereſſant ſprach er ſchließlich von dem infernalen Zerſtörungstrieb der Kinder, auch von ihrer Luſt am Feuer; er brachte dieſe mit den Gefühlen und Erſcheinungen am Spieltiſch zuſammen, wo eben die Gefahr das Moment des Reizes bilde. Ehe man dieſen im Menſchengeſchlecht nicht zu unterdrücken vermöchte, ehe könne man auch nicht daran denken, die Abſchaffung des Hazardſpiels zu unternehmen. Der Vortragende ſagte aber, ſein Spiel mit dem Spiele habe nur den Zweck jedes harmloſen Spiels gehabt, nämlich den der „Unterhaltung“. Damit hatte er denn aber wie ein echter Spieler „Va banque!“ geſagt und gewonnen. Alles war erheitert und angenehm erregt und mußte bekennen, daß er geiſtvoll mit den Zuhörern geſpielt hatte.

Herr Erdmann iſt ein fremder Gelehrter. Demnächſt las Profeſſor Ranke von hier über die „Fröſche“ des Ariſtophanes. Man verwechſle ihn nicht mit dem berühmten Hiſtoriker, der über die Diplomaten leſen könnte. Diplomaten, Gelehrte, Fröſche ſollten uns an die Träger der öffentlichen Meinung in Berlin erinnern. Wie ſteht es mit den Vertretern derſelben aus? Mit der jungen Kritik und mit der alten, mit der jungen äſthetiſchen Garde und mit der alten? Sie ſehen, ich zeige Ihnen einen ganzen Köcher voll gefährlicher Pfeile! Wenn Sie den Schießſtand dazu hergeben wollen, will ich verſuchen, ein ehrlicher Schütze zu ſein.

(Ein zehnter Brief folgt demnächſt.)

Reiſebriefe.

Von B. Cotta.*)

V. Eine Bärenjagd in der Bukowina.

„Die Bären haben auf dem Suhard ein Pferd niedergeriſſen!“ Mit dieſer Nachricht weckte man uns, erzählte uns ein Freund, aus dem ſüßen Morgenſchlummer. „Der Bär hat alſo Hunger“, bemerkte der eine meiner Freunde ſehr richtig, „und folglich müſſen wir eine Jagd veranſtalten“, fügte der andere noch treffender hinzu. Bald wurden reitende Boten nach allen Jagdfreunden der Nachbarſchaft ausgeſendet, Wolldecken und Lebensmittel zuſammengepackt, die Waffen in Stand geſetzt und nach einer der Schafhütten am Nordabhang des Bergs vorausgeſendet, der ſich einige Stunden von hier gegen 5000 Fuß über den Meeresſpiegel erhebt. Seine Maſſe ragt als ein ſehr abgeſonderter ſcharfer Rücken aus einem großen bewaldeten Plateau hervor, welches ſich durchſchnittlich 4000 Fuß erhebt. Zunächſt über dem Walde ſind die Abhänge mit Weideſtationen bedeckt, darüber folgt aber auf der beſten Nordoſtſeite ein undurchdringlicher Krummholzfichtenbeſtand, in dem ſich allerdings öfters Bären verbergen, um von da aus Raubzüge zu unternehmen.

*) Vergl. Bd. III. Nr. 5 der „Unterhaltungen“.

Das Pferd hatte man halb verscharrt gefunden, wie es die Bären zu thun pflegen, wenn sie ihre Beute nicht ganz wegschleppen können. Es war daher große Hoffnung vorhanden, bei einiger Vorsicht den oder die wiederkehrenden Räuber zu Schuß zu bekommen. Das konnte aber erst gegen Abend oder in der Nacht erwartet werden. Um Mittag ritten wir hinauf, um uns gehörig einzurichten. Acht Schützen hatten sich eingefunden, dazu noch fünf bewaffnete Walachen. Alle Vorbereitungen wurden getroffen. Niemand durfte sich dem vergrabenen Pferde nahen, um den schlauen Raubthieren keine Witterung zu geben. Auf der günstigen Windseite wurden versteckte Aufstellungen gewählt. Alles harrte mit gespanntem Hahn und noch gespannterer Erwartung dem kommenden Petz oder seiner ganzen Familie entgegen. Es wurde dunkel und immer dunkler, kalt und immer kälter, der Bär kam aber nicht. Wir hatten nicht Lust, länger zu frieren, um dann im Finstern auch noch zu frieren. So wurden denn die fünf Walachen als verlorene Posten auf die Aeste eines benachbarten Baums postirt, der am Tage schon dazu auserwählt worden war. Zum leichtern Zielen bei Nacht hatten sie sich weiße Papierstreifen auf den Röhren befestigt. In ihre Koschuls und Sumans gehüllt, sind diese Leute gewöhnt, bei jeder Jahreszeit im Freien zu übernachten. Sie wenden sich dann, auf der bloßen Erde liegend, nur von Zeit zu Zeit auf die andere Seite, wie sie denn auch beim Wärmen am offenen Feuer oder am Ofen nicht wie wir mit dem Rücken, sondern stets mit der Vorderseite und mit vorgehaltenen Händen beginnen. Zur Charakteristik derselben hier nur noch eine Bemerkung. Neulich hatten wir auf einer gewöhnlichen Waldreise einem derselben ein übriggebliebenes Glas heißen Thee mit Zucker, aber ohne allen Rum zum Frühstück gegeben. Es schmeckte ihm vortrefflich; da er sich aber einbildete, unser Frühstück müsse doch nothwendig ein berauschendes Getränk sein, so hielt er sich den ganzen Vormittag über für etwas angetrunken. Als wir jene fünf auf dem Baume zurückließen, waren ihre Tschutras (große hölzerne Feldflaschen) nicht mit Thee, sondern mit Schnaps angefüllt, und so übergaben wir sie ihrem Schicksal und den Bären.

Die sehr elende Rindenhütte des Schafknechts war möglichst eingerichtet worden, weniger freilich zum Schlafen als zum Wachen für acht Personen. Wein, Rum, heißes Wasser und Zucker, Fleisch und Brot, türkischer Tabak, Pfeifen und Schwamm, selbst Spielkarten, Alles war da, nur die Lichter in der Eile vergessen. Was ist da zu thun? Man macht aus einem Fußlappen des Schäfers zwei Dochte, füllt zwei Gläser mit zerlassenem Speck und siehe da, zwei prächtige Lampen sind fertig! Wir bringen die Nacht hin, so gut es mancherlei Rauch und örtlicher Zug erlauben. Es bleibt Alles ruhig, kein Schuß fällt. Beim ersten Morgengrauen schleichen wir dem besetzten Baume zu. Siehe da, er ist leer! Unsere Walachen liegen schnarchend darunter und wir gewinnen bald die gründliche Ueberzeugung, daß sie sich so lange mit Entleerung ihrer Tschutras beschäftigt haben, bis sie vom Baume gefallen und im weichen Moos eingeschlafen sind, zum Glück ohne daß ein Gewehr losging. Aber der Bär hat diesen passenden Zeitpunkt benutzt; er ist dagewesen und hat sich wieder ein großes Stück von seinem Pferde geholt. Es war sichtlich nur einer gewesen. Was ist nun zu thun? An ein Heraustreiben des Bären aus dem Krummholzdickigt ist gar nicht zu denken, auch hätten wir's nicht hinreichend umstellen können. Wir müssen also noch einmal und zwar selbst zu wachen versuchen. Es wird noch neuen Lebensmitteln, Lichtern u. dergl. hinaufgeschickt, der ziemlich warme Septembertag spielend, rauchend und schlafend so gut als möglich todtgeschlagen. Endlich kommt der Abend; wir suchen unsere Plätze und stellen uns bestens auf, mit dem ganzen Körper Ohr und Auge. Horch, da fällt in der Nähe ein Schuß, gleich darauf noch einer, ein dumpfes Brüllen folgt. Wir eilen Alle darauf zu, siehe da, ein verspäteter Schütze aus Dorna Kandreni hat eben noch zu uns stoßen wollen. Auf seinem Wege kam er eine Strecke am Rande des verdächtigen Dickigts vorbei. Er und

sein walachischer Begleiter schreiten lautlos in der letzten Dämmerung dahin. Da sehen sie vor sich etwas Dunkles aus dem Dickigt kommen, wie angewurzelt bleiben sie stehen; es kommt näher; als es nahe genug, gibt unser Freund zwei mal Feuer; der Bär bäumt sich und stürzt mehlgetroffen nieder. Die erste Kugel war ihm durch den Kopf gegangen, die zweite hatte gefehlt. Als wir dazukamen, war der Walache eben beschäftigt, ihm noch einige Gnadenhiebe mit dem Beile zu versetzen. Es war ein ziemlich großes und mir höchst interessantes Thier. Aergerlich genug, daß der zottige Kerl nicht lebendig bis zu uns kam. Im Triumph ward er zur Hütte geschleppt und die Nacht hier, durch den Nachschub von Vorräthen, etwas besser als die vorige verbracht und noch manche Jagdgeschichte quadratisch und kubisch erzählt. Auch die Walachen erhielten neue Füllung in ihre Tschutras. Heute Morgen rücken wir im Triumph hier ein, voran die erlegte Beute auf einer mit grünem Reisig geschmückten Bahre und einige schnell aufgetriebene musicirende Zigeuner.

(Ein letzter Brief: Die Rückreise, demnächst.)

Anregungen.

Poesie der Natur.

Zu allen Zeiten hat die Poesie von außen her Einflüsse empfangen, die zu bestimmten Zeiten ihren Offenbarungen auch einen bestimmten Ausdruck gaben. Solche Einflüsse waren: Religion, Christenthum, Vaterland, Kunst und Alterthum, Geschichte, Sage. Es würde Wunder nehmen, wenn nicht auch die neuerdings so lebhaft erwachte Theilnahme für die Naturwissenschaften ohne Rückwirkung auf Ton und Inhalt der Poesie geblieben wäre.

Eine solche findet sich z. B. in der Gedichtsammlung: „Weltseele, von Arnold Schloenbach" (Leipzig, W. Engelmann). Der lebhafteste Enthusiasmus für die neuere Naturforschung scheint sich hier mit einer aufmerksamen Selbstbeobachtung auf einem dem Dichter von Haus aus vielleicht fremden Gebiete verbunden zu haben, um Anschauungen der Phantasie und Stimmungen des Gemüths auszusprechen, die in mehr oder weniger abgerundeten Gedichten einen festeren Gehalt zu gewinnen suchen. Bald wendet sich Staunen des Auges und Ohrs der Unendlichkeit des Alls zu, bald Bewunderung der einzelnen Erscheinung im Kleinen und Kleinsten, bald ist es das geheimnißvolle Weben im Schooße der Erde, bald sind es die dem Auge unsichtbaren Wunder der Luft, bald sind es die Erscheinungen auf dem Spiegel des Meers, die dem Dichter Veranlassung geben, sich in der Stellung zu zeigen, die er mit den Worten bezeichnet:

Ich bin Ich, Natur, zu deinen Füßen,
Du segnest mich mit hohem, mildem Grüßen!

Ein lehrhaft überladen Kunststück, die neuerdings soviel für die Popularisirung der Naturwissenschaften gethan haben, Meinhardt, Reichenbach u. A., sind es vorzugsweise, die auf unsern Dichter gewirkt zu haben scheinen. Ihrer Stimmung kommt sein eigenes Naturell entgegen. Arnold Schloenbach ist eine eigenthümliche Erscheinung in unserm laufenden literarischen Leben. Immer ergriffen, immer angeregt, ist seine Art jenem Griechischen Feuer vergleichbar, das Mönche nach dem Abendlande bekanntlich in ihren Pilgerstäben einschmuggelten. Wer aus der engern Literaturgemeinde Schloenbach's Werken kennt, wird wissen, wie sein immer reger Enthusiasmus Wind und Wetter aufhißt und woran sich Alles die Flamme seiner Begeisterung entzünden kann. Besäße sein Geist die reife Ausbildung, die nur die Frucht einer langen wissenschaftlichen Vertiefung sein kann, so würde sein immer rege Feuer seiner Phantasie und die immer gebunden vorhandene Wärme seines Gemüths viel schöne Wirkungen erzielen. So aber geht ihm, um auf unser Bild zurückzukommen, der beste Wille oft in der Wirkung verloren; das Griechische Feuer gehört nicht in den täglichen Wasserbad, sondern nur in große, gewaltige Wurfgeschosse. Darum viel Wunderliches bei einem großen Theile seiner immer ehrlich und treugemeinten Unternehmungen.

Ursachen der Natur sind die Regler der Persönlichkeit; die Schranke, die für der Bellsigen stehen, läßt sich so leicht nicht überspringen. So wird man auch an den Dichtungen, welche die „Weltseele" mittheilt, mehr Behagen finden als an vielem Andern, was den Namen dieses Schriftstellers als Verfasser trägt. Die Phantasie wird auch hier wol in die Lage gekommen sein zu übertreiben, und der Ohs und Achs findet sich bei einer solchen Natur-

ſeligkeit des Dilettanten natürlich mehr, als dem Kenner wünſchenswerth ſein mag; indeſſen wird Jeder, der an dem Streben Arnold Schlevenbach's ſchon lange eine aufrichtige Theilnahme empfunden hat, ſich wahrhaft erfreut fühlen, wenn ihm eine Schrift empfohlen zu ſtunen, die Niemand ohne Anregung aus der Hand legen kann, ſei es nun, daß ihn vorzugsweiſe Einzelheiten befriedigen oder daß ihm die durch das Ganze geſtaltete innige Stimmung wohlthut.

Gemeinſamkeit der Wetterbeobachtungen.

Wenn, wie Goethe einmal bemerkt, die Wiſſenſchaften nur durch eine erhöhte Praxis auf die äußere Welt wirken ſollten, ſo iſt jene auch hier nur durch eine Theilung der Arbeit, der die Gemeinſchaftlichkeit des angeſtrebten Zwecks zur Grundlage dient, möglich. Namentlich die Naturwiſſenſchaften werden zu umfaſſenden Reſultaten nur durch eine in immer weitere Ringe auseinandergehende Gemeinſamkeit der Forſchungen gelangen.

In dieſer Beziehung iſt ein neuerer Fortſchritt beachtenswerth: die Erweiterung des der Leitung des Profeſſors Dove untergebenen Meteorologiſchen Inſtituts in Berlin durch die Verbindung deſſelben mit den meteorologiſchen Beobachtungsſtunen Hannovers und Oldenburgs. Aelter ſchon iſt der Anſchluß Mecklenburgs an das preußiſche Syſtem; und ſo wird man nun ein über das ganze Gebiet von der ruſſiſchen bis zur franzöſiſchen Grenze ſich erſtreckendes Beobachtungsnetz erhalten.

Nur auf dieſe Weiſe iſt es möglich, die mittlere Vertheilung der klimatiſchen Verhältniſſe in ihrem allmäligen Uebergang ineinander kennen zu lernen und beſtimmte atmoſphäriſche Erſcheinungen in ihrem Fortſchreiten über das betreffende Gebiet zu verfolgen. Aehnliche Syſteme wie in Preußen ſind in Rußland und Oeſtreich begründet. Wie der Vereinigten Staaten die auf der See anzuſtellenden Beobachtungen vorzugsweiſe ins Auge gefaßt, haben wir ſchon früher einmal (Bd. I, Nr. 52 der „Unterhaltungen") mitgetheilt. Die engliſche Regierung aber wird auf Land und See ein großes Beobachtungsſyſtem gründen und das engliſche Syſtem an die continentalen der übrigen Mächte anſchließen. Wieder iſt es hier deutſche wiſſenſchaftliche Gründlichkeit, die man bei einem ſo großartigen und für die Wiſſenſchaft höchſt ausſichtsreichen Plane nicht entbehren zu dürfen glaubte. Profeſſor Dove wurde von England aus eingeladen, ſich an der Ausarbeitung des Beobachtungsplans zu betheiligen, und die von dieſem berühmten Forſcher dabei als weſentlich hervorgehobenen Geſichtspunkte haben denn auch bei den Mitgliedern der britiſchen Admiralität die gebührende, bereitwilligſte Beachtung gefunden. Dieſe Eigenſchaft der Engländer, das Treffliche immer am rechten Ort zu finden und das irgendwo Entdeckte und Brauchbare nutzbar zu machen, iſt nicht ihre geringſte und erklärt großentheils, warum ſie faſt überall voraus ſind. In England iſt wol auch die Möglichkeit vorhanden, daß Talente hungern; aber ihre (irgend brauchbaren) Entdeckungen gehen nicht leicht verloren; bei uns können Talente und ihre Schöpfungen unbeachtet verkümmern. Wie man ſieht, bereitet ſich auf dieſe Weiſe in einem allmälig über die ganze cultivirte Welt ſich erſtreckenden meteorologiſchen Beobachtungsnetz eine Gemeinſamkeit der Unterſuchungen und Forſchungen vor, die von ungemeinem Einfluſſe ſein muß und ungewöhnliche Reſultate in Ausſicht ſtellt.

Wenn wir hier noch ein anderes großartiges Project erwähnen, ſo geſchieht es, weil uns dabei ein Name entgegentritt, der ſeit einem halben Jahrhundert mit allen Fortſchritten der Naturwiſſenſchaften untrennbarer verbunden iſt, als es eine ganze Akademie ſein könnte (und den deshalb Goethe wahrlich mit vollem Rechte ſelbſt eine Akademie nennt). In neueſter Zeit hat ſich nämlich das Project der engliſchen Atlantic-Pacific Function-Company, einen ſchleuſenfreien Schiffahrtskanal zwiſchen der Galedoniabai am Atlantiſchen und dem Buſen von San-Miguel im Stillen Meere anzulegen, als unausführbar erwieſen, da die Unterſuchung an Ort und Stelle eine ziemlich hohe Cordillere als Waſſerſcheide finden ließ. Dagegen erſcheint eine ſolche Anlage in einer ſchon von Alexander von Humboldt empfohlenen Richtung, der ſogenannten Atrato-Route, eher möglich und wirklich hat auch bereits eine andere engliſche Geſellſchaft, die Interoceanic Canal-Company, dieſe Richtung ins Auge gefaßt. Die große Unternehmung des Friedens, welche der Schiffahrt in jenen Gegenden eine neue Epoche zu eröffnen beſtimmt ſcheint, wird für die nächſte Zeit nur noch in dem Bürgerkriege in Neugranada eine Verzögerung erleiden, für lange aber bei den unberechenbaren Vortheilen dieſer Amerika durchſchneidenden Verbindung wol nicht.

Die Nordpolexpeditionen.

Es dürfte wol kein glänzenderes Zeugniß für den wiſſenſchaftlich forſchenden Drang unſerer Zeit geben als die engliſchen Expeditionen, an welche ſich in ſo bedauerlicher Weiſe das räthſelhafte Schickſal Sir John Franklin's knüpft.

In dieſer Verbindung ehren ſie noch Alexander von Humboldt's Aeußerung unſer Zeitalter gleich ſehr moraliſch wie wiſſenſchaftlich.

Vor kurzem brachte bekanntlich der mit der letzten Landerpedition betraute Dr. Kae Berichte und aufgefundene Gegenstände der Franklin'schen Expedition zurück, welche an dem tragischen Untergange des kühnen Nordpolreisenden und seiner 137 Gefährten kaum mehr zweifeln lassen; und doch ist das Dunkel darüber noch keineswegs aufgehellt und haben die erhaltenen Spuren die englische Regierung, welche sich bereits durch ihre Bemühungen um die Aufsuchung der Verschollenen ein unvergängliches Denkmal errichtet hat, sofort zu dem Beschlusse gebracht, eine neue Expedition behufs näherer Forschungen im Frühjahr abgehen zu lassen.

Nur wer bedenkt, was bisjetzt zu diesem Zwecke geleistet worden, begreift das wahrhaft Großartige und manchen andern Kleinlichkeiten unserer Tage gegenüber Erhebende alles Dessen, was sich an die im Jahre 1845 abgegangene Franklin'sche Expedition knüpft. Wir wollen nicht Vergleiche beibringen, die uns beschämen müßten; wenigstens das Verdienst der Anerkennung wollen wir uns nicht nehmen lassen. Der bekannte Geograph, Dr. A. Petermann in Gotha hat die dankbare Arbeit unternommen, uns die ganze Angelegenheit nochmals im Zusammenhange vorzuführen.

Er zählt 19 Expeditionen zusammen zur Aufsuchung Franklin's, von 1845—54, und zwar in den Jahren 1848 und 1849 vier, 1850 fünf, 1851 und 1852 Kae's Landerpedition nach dem arktischen Nordamerika und zwei andere; 1852 und 1853 sechs und endlich Kae noch einmal zu Land. Die Kosten aller dieser Expeditionen betrugen bereits 1,000,000 Pfd. Sterling — der Leser wiederhole sich diese Ziffer nochmals; er weiß, daß man 1 Pfd Sterling zu 12 Gulden rechnet.

Nachdem Dr. Kae zurückgekehrt, war Capitän Collinson noch der einzige Reisende von den zu Franklin's Aufsuchung ausgeschickten, der noch zurück und gleichfalls lange vermißt war. Nach Berichten aus Californien ist Collinson unterdessen am 21. August wohlbehalten in Port Clarence angekommen, ohne von Franklin eine Spur entdeckt zu haben. Drei lange Winter (Collinson war mit der „Entreprise" im October 1851 ausgelaufen) saß die Mannschaft im Eise fest, verlor aber doch von 50 blos drei. Es ist nach Petermann's Zusammenstellung ein eigenthümliches Verhängniß, daß, wenn Kae's Mittheilungen begründet sind, Franklin seinen Untergang in einer Gegend gefunden haben würde, die sonst leicht zugänglich und schon vielfältig durchforscht ist; daß die Behauptungen des Capitän Ross, der weiter nach Süden gehend Franklin gefunden haben müßte, seit 1850 von der Richtung Franklin's eher ab- als entgegengeführt haben. So wird denn vielleicht erst die nächste, bereits beschlossene Expedition volle Aufklärung bringen. Bei der Aufsuchung Franklin's war natürlich der wissenschaftliche Zweck nicht aus den Augen gesetzt worden. Hing Beides doch innig zusammen. Das noch unerforschte Polarbassin, der Nordpol, ist Ziel und Preis der Anstrengungen, in denen man voraussichtlich sobald nicht müde werden wird. Von den beiden neuesten amerikanischen Expeditionen unter Dr. Kane und Capitän Penny erwartet man interessante Entdeckungen. Letzterer, ein ausgezeichneter arktischer Seefahrer, soll der festen Hoffnung leben, den Nordpol zu erreichen und das Polarbassin zu durchkreuzen. Wir werden dann vielleicht auch Aufschlüsse über das Innere der Polarländer, über ihre Schnee- und Eiserscheinungen zu erwarten haben, die für uns jetzt noch vielfach Probleme sind. Nur das Meer hat bisjetzt dem Menschen einen schwierigen und mühevollen Zugang zu jenen höchsten geographischen Breiten geöffnet; nur ein schmales Küstenland lag damit seiner Forschung offen. Ob in jenen Gegenden, wo ewiger Schnee bis zur Fläche der Erdkugel herabgestiegen, die jährlichen festen Niederschläge liegen bleiben und so die Eiskruste allmälig zu einer unbekannten Höhe anwächst oder ob auch hier die Sonnenwärme, deren Einfluß auch jene Stelle nicht gänzlich entzogen ist, das Gleichgewicht erhält — sind höchst interessante und wichtige Fragen für die physikalische Geographie, von deren Lösung, wie man sieht, die menschliche Beharrlichkeit durch keine noch so drohende Schwierigkeit, durch keine traurige Erfahrung, wie sie unter Andern Franklin's Loos bietet, zurückgeschreckt werden kann. In dieser Thätigkeit des Menschengeistes liegt ein erhebendes Gegengewicht für so manche niederschlagende Erfahrung unsers Alltagslebens.

Aus dem Leben.

Sehr gesuchte Menschen lohnen des Andern Mühe nur Denen, die selbst verdienen, gesucht zu werden.

* *

Wie wenig gehört dazu, die Zuneigung eines Menschen zu verscherzen, und wie viel, sie wieder zu gewinnen! J. v. G.

Spruch.

Urtheile nur auf deine eig'ne Hand,
Wenn And're sagen: Der und Der ist schlecht.
Doch möchte bei, wenn auch die unbekannt
Ein Mann gepriesen wird als echt und recht.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 20.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der deutsche Flösser.

Habt ihr, wenn ihr auf einem der prächtigen Dampfboote der Donau und des Rhein dahinrauscht, zuweilen einen Blick übriggehabt für eine Schiffahrt, die mit jenen schaufelnden Rädern keine Wettfahrt aushalten konnte? Ohne Segel und Mast, ohne schäumende Räder und ziſchende Röhren treibt ein Floß an den Seglern und Dampfſchiffen träge und ungelenk den Strom hinab, eine rohe Maſſe, dem Reiſenden auf luſtiger Waſſerfahrt, dem Pilger am blühenden Ufer keine Augenweide. Flach wie der Waſſerſpiegel und zum größten Theil von ſeinen Wellen überflutet, liegen die entborkten Stämme von Eichen und Föhren langgeſtreckt nebeneinander, ihrer Waldmajeſtät entkleidet, ohne Knoſpen-, ohne Blätterſchmuck im Waſſerbade. Einſt aufrecht und ſtolz, mit der Wurzel im feſten, kühlen Boden, mit den grünen Zweigen hoch in friſcher Luft auf freier Berghöhe, in einſam ſtillen Thälern, Sturm und Wettern kräftig trotzend, liegen ſie wie gefallene, todte Körper, der Stromkraft eine Beute und ein Spiel. Nur eiſerne Blocknägel und Klammern, Zängelſtangen und gedrehte Weiden- und Birken-„Zöpfe" halten ſie locker und für kurze Friſt zuſammen, bis ſie, wieder ans Ufer geſchleppt, zu den Zwecken der Menſchen zerhauen und zerſägt werden.

Und doch auch dieſe Flöſſe geben ein Bild merkwürdigen, eigenthümlichen Lebens. Kaum höher als mannshoch erheben ſich auf den treibenden Unterlagen ein halb Dutzend unſcheinbare Bretterhütten, leicht und luſtig zuſammengezimmert, zum Obdach für den Floßmeiſter und Steuermann, für Ankerknechte und Flöſſer. Ohne äußern und innern Schmuck ſehen ſie wenig einladend aus. Auch die Menſchen auf dieſen plumpen Fahrzeugen näher zu betrachten und kennen zu lernen, ſcheint ſich's der Mühe kaum zu lohnen. Schlecht und mangelhaft gekleidete Haufen kauern auf dem vordern Theile des Floſſes an der „Hundsman" oder bewegen ſich in arbeitenden Gruppen an den „Streichen", während die beſſer gehaltenen Jahres- und Ankerknechte auf der hintern „Aretbrücke", an den Seilen des „Hauptſtänderts", der „Betting" oder in den Ankerkähnen beſchäftigt ſind. Sie paſſen für ihre plumpe Hantierung, dieſe gebräunten, wetterharſchen Geſichter. Sie kommen recht aus jenen Wäldern, denen die ſcharfe Axt jahraus jahrein immer breitere Wunden ſchlägt. Millionen und aber Millionen koſtbare Stämme, ganze Forſte, ganze Wälder

ſind von unſern deutſchen Flüſſen und Strömen ausgeſpieen. Millionen gefällter Waldſäulen werden noch hinabgeflößt, bis einſt vielleicht der letzte Flößer und das letzte Floß auf dem Rhein und der Donau zur Mythe wird.

Uralt iſt die Flößerei und was ſie einſt war, iſt ſie nicht mehr. An die Stelle der alten großen Flößerei iſt die kleine getreten. Lüſtern gemacht durch den Gewinn dieſes einträglichen Handelszweigs haben ſich ſeiner viele Händler bemächtigt, welche eine Menge kleiner Flöße bauen. Nur ſelten ſieht man z. B. auf dem Rheinſtrom heute noch Flöße, an deren Umfang ſich ein Begriff von dem frühern Floßweſen bilden läßt. Erſchreckt über die Verwüſtungen, welche Habſucht, Handel und Leichtſinn in Staats-, Gemeinde- und andern Waldungen angerichtet, wurden die Beſitzer vorſichtiger und fingen an, hier gezwungen, da freiwillig dem Walde mehr Ruhe zu gönnen als in frühern Zeiten. Das war ſonſt ein Leben auf den Flüſſen! Die Schaumeiſter und Krahnenwinder, die Ueberſchläger und Kaufhausſchreiber zu Paſſau und Regensburg, zu Linz und Köln und Mainz achteten ſorgfältig darauf, daß Schiffer und Flößer „praestanda präſtirten", d. h. ihre Markttage hielten, ihre Waaren aufs Land brachten und überſchlugen, Pfundzoll und andere Taxen und Gebühren entrichteten, nach dem Stapelrecht und altem verbrieftem Herkommen. Der Flößer baute ſein Floß ſoviel wie möglich in die Tiefe, um die beſten Waldkönige den Zöllneraugen zu entziehen. Damals hatte der Dampf den Segelſchiffer noch nicht zum unfreiwilligen Müßiggang verurtheilt; damals ſah man ſie noch nicht, dieſe belaſteten Flotten von hölzernen und eiſernen Schiffen in den mächtigen Schlepptauen der großen Dampfzugroſſe, deren Schlepptraft nach hundert Pferden und weit darüber berechnet wird; damals tobten Strom und Fluß mit dem Menſchen noch mit ungleichen Waffen.

Aber noch immer bildet die Flößerei den wichtigſten Ausfuhrhandel, welcher auf der Donau gen Oeſtreich, auf dem Rhein gen Holland getrieben wird. Und wie vor Jahrhunderten, ſo baut auch heute noch der Flößer ſein Floß, nach denſelben Grundregeln, mit denſelben Werkzeugen und Mitteln, aus demſelben Stoff und mit wenig Unterſchied in derſelben Form. Es iſt dieſelbe unabänderliche Naturkraft, mit welcher er kämpft, die ihn hebt und treibt. Er und ſeine Welt ſind faſt unberührt geblieben von dem gewaltigen Umſchwung, den der ſchöpferiſche Erfindungsgeiſt und das raſtloſe Wiſſen der Menſchen auf dem Gebiete des Handels und Verkehrs zu Waſſer und zu Lande geſchaffen haben. Seine Welt und er ſind ein abgeſchloſſenes Ganzes, ein für ſich beſtehender kleiner Staat. Wol lohnt ſich's der Mühe, zu ihm hinabzuſteigen auf das kühle Bollwerk im Waſſer unter ſeinen feuchten Füßen, ihn näher zu beobachten. Unter ſchlechtem Kittel in ſeiner rauhen, ſonnverbrannten Bruſt ſchlägt ein ſtarkes Herz, in ſeinen harten Zügen hat die Härte der Arbeit die Spuren des Stempels nicht verwiſcht, den gleich Kaiſern und Königen der niedrigſte Menſch in der Schöpfung empfangen. Das Floß, an dem der Zuſchauer, gefeſſelt durch liebliche Bilder ruinenbeſtreuter Berge, duftdurchhauchter Thäler des ſchönen Donau- und Rheinſtroms gleichgültig vorüberfährt, das Floß iſt eine ſchwimmende Bühne, eine wandernde Bretterwelt und des Flößers ruhmloſe, undankbare Rolle voller Freud' und Leid, voll Kampf, Gefahren und Abenteuer.

Jedes Floß hat ſeine inhaltreiche Entſtehungsgeſchichte, deren Uranfänge vergraben liegen hinter der Schwelle der Wunderwerkſtatt der Natur. Das Floß kommt von den Bergen. Die Eichen, Föhren und Tannen, welche als Stämme, Blöcke und Bretter z. B. den Rhein hinabgeflößt werden, ſtammen aus den großen Waldungen des rechten, zum geringern Theil auch des linken Rheinufers. Die Kinzig, Murg und Alb, die ſich vom Schwarzwald her in den Rhein ergießen; der Neckar ſammt ſeinen rauſchenden Floßbächen Enz, Nagold, Würm, Murr, Rems und Filz; der Main mit ſeinen vielen ſchäumenden Nebenflüſſen aus dem Rhöngebirge, Spreſſart und Odenwald mit der Sinn, der Fränkiſchen

Saale, dem Lohrfluß, der Kinzig, Hasenlohr, Elsava, Haulbach, Aschaff; die Lahn von der „Alten Eiche" im Westerwald; die Mosel mit der Meurthe, Suille und Saar vom Wasgau; die Sieg und wenige andere Flüsse und Bäche waren und sind zum Theil noch heute die wichtigsten Quellen, welche der großen Pulsader mitteleuropäischer Cultur den Stoff zuführen, mit welchem der Deutsche einen Handel treibt, der auf dem Rheinstrom zu Thal dem Umfange, Gewicht und Werthe nach alle übrigen Erwerbszweige übertrifft.

Um die Flößerei mit großen Erfolgen zu treiben, sind vielseitige Kenntnisse erforderlich, bedeutende Geldmittel, feste Gesundheit, Muth und Entschlossenheit, Vertrauen in sich selbst und in jene Menschenclasse, welche wir die besitzlose und unterste nennen. Denn das Floß treibt, wie der Kaufmann sagt, auf des Flößherrn eigen Risico, auf des Besitzers Gefahr und Kosten hinab und ist nicht, gleich Segel- oder Dampfschiffen und deren Ladung, gegen Havarie versichert und rückversichert. Es ist ausschließlich der Sorgfalt und Kraft, der Aufmerksamkeit und dem guten Willen des Floßmeisters und Steuermanns, der Jahresknechte, Ankerknechte, der gemeinen Flösser und Frachtflösser anvertraut. Millionen werden ihnen jährlich in die Hände gegeben. Man muß es wissen, daß die deutschen Versicherungsbanken keine Versicherung auf Floßholz annehmen, um zu begreifen, daß Alles auf dem Spiele steht, wenn an den verhängnißvollen Stellen der Wirbel und Strudel der Donau, des Rheinstroms, am Bacharacher Weerdt, im Wilden Gefährt, bei St. Goar die Berge vom Geheul und Gekreisch der Flösser widerhallen und die rauhen Stimmen der Lenker und Führer das arbeitende Volk mit lauten Bitten, Drohungen und manchem derben Fluch zur äußersten Kraftanstrengung anzufeuern suchen. Da handelt es sich um Hunderttausende, auch wol um Leib und Leben, denn das Floß hat eine Kraft, zu welcher sein inneres Gefüge, sein lockerer Bau in keinem Verhältniß steht. „Drum laßt's euch Ernst sein, ihr Männer! Laßt's euch Ernst sein! Acht, ihr Männer! Lange Züge! Lange Züge! Halt!" Das Floß kann scheitern wie Segelschiff und Dampfer, der Fels bricht's auseinander, und wenn der Eichwald widerstößt an das harte Riff, an das schroffe Gestein, so sinkt es und geht zugrunde, wird weggespült und vergraben. Die Eiche, schwerer als das Wasser, sinkt zu Boden, wenn sie von der leichtern Tanne, welche sie stets erhält, aus der Verbindung gelöst wird. Der Strom wühlt seinen Sand über die gesunkenen Balken oder schleppt sie auf seinem Grunde an Tiefen, in die der zackige „Palzer", des Flösers Harpune, nicht hinabreicht. Freilich ist alles Lang- und Krummholz gezeichnet, doppelt und dreifach gezeichnet mit dem Waldzeichen, dem verschlungenen Namenszug des Flößherrn und mit den Zeichen von Länge und Breite, genau wie im Manifest, und die Uferbewohner haben kein Strandrecht wie an den Dünen und Meeresküsten; auch beten ihre Priester nicht zum lieben Gott um einen gesegneten Strand, sondern müssen die Bergung angeben und werden für jeden geretteten Stamm nach Vorschrift oder Uebereinkommen entschädigt; in vielen Fällen übersteigen aber die Vergelohnten den Werth des Geborgenen und nicht selten kommen große kostbare Eichenstämme mit unkenntlich gewordenen Zeichen erst nach Verlauf von vielen Jahren wieder zutage.

Die Gefahr für Flösser und Flößherren ist auf dem Rheinstrom am größten, aber sie beginnt schon weit früher als zwischen den märchen- und liederreichen Gebirgen, durch die der gewaltige Rhein sich seine Schlangenwege bahnt; sie heben an, wenn der Stamm, vom blanken Axthieb tödtlich getroffen, krachend zu Boden stürzt. Nachdem er entzweigt, entborkt und roh zugehauen worden, muß er auf unwegsamen Bahnen aus dem Waldinnern über Felsen und Wasserfälle, durch Schluchten und Thäler geschleppt, gezogen, geschleift oder gestürzt werden. Wenn die Schnellwasser der Rauhmünzach im Schwarzwald losgelassen werden, da dröhnt und stöhnt es durchs Gebirge von dem Krachen der stürzenden Tannen, die jählings hinabschießen in die wilde Murg.

Mit Lebensgefahr ist das Werk der Arbeiter verknüpft, denen es obliegt, die Theile

des Ganzen mühsam aus Süd, Ost und West zusammenzuschleppen, zu kleinen Flössen zusammenzufügen, welche wachsen und sich dehnen müssen, je nachdem die Wasser tiefer und breiter werden. Von den kleinern Gewässern, welche in die Hauptnebenflüsse des Rheinstroms münden, bereiten viele dem Flösser große Trübsal und Beschwerden. Da sieht man ihrer zwei auf einem schmalen, langen „Gestöre" den kurzen Schlangenwindungen des rauschenden Flusses mühselig folgen oder auf einem Häuflein Tannenbalken über scharfes Gestein, an eckigen Vorsprüngen vorüber, mit den sprudelnden Wassern haushoch herabstürzen über den Felsen. Man sollte glauben, die Balken müßten überschlagen und dem kühnen Weißflösser Tod und Verderben bringen. Triefend an den eingestoßenen Floßhaken festgeklammert, schält er sich und sein ächzend Fahrzeug aus dem Felsen- und Wogengedränge wieder hervor und setzt seine Wasserwanderung zu Thal fort, nicht unähnlich an Kühnheit und Gewandtheit dem Gemsjäger, der über Schneefelder die Hochalp herabgleitet.

Um die schwere Eiche flößbar zu machen, legt ihr der Flösser die Tanne an die Seite. Eichen und Föhren werden durch Zängelstangen, durch Nägel, Klammern und gedrehte Weidenzweige miteinander verbunden. Auch bedient man sich hier und da auf dem Main und besonders auf der Mosel und deren Nebenflüssen in Ermangelung der Kiefern luftgefüllter Tonnen und selbst in einigen Gewässern langer, schmaler und hohler Bretterkästen, welche der Eiche einen ähnlichen Dienst leisten müssen wie die Schwimmblase dem Fische oder der Luftschlauch dem Badenden, der die Kunst des Schwimmens nicht erlernte.

Gleich den Eisenbahnen hat auch die Flösserei ihre Haupt- und Nebenstationen. Die letztern liegen zerstreut tief in den Gebirgen und Waldungen, im Rhein und Spessart, im Odenwald und Schwarzwald, im Fichtelgebirge und Westerwald, auf dem Hundsrück, im Wasgau und im Thüringerwald, bald hier, bald dort, je nachdem der Floßherr es bestimmt, je nachdem er bald da bald dort den stählernen Stempel am Griffe seines Wanderstabs in die gekauften Stämme geschlagen, den Waldmeistern und seinen Knechten Auftrag gegeben hat, zu fällen und herbeizuschleppen. Die Hauptstationen dagegen sind für den Rhein seit Jahrhunderten fast unverändert dieselben geblieben: Kehl, Manheim, Mainz und Koblenz. Hierher gelangen aus den Gebirgen und Waldungen auf langen Umwegen der Flößbäche und Nebenflüsse des Rhein die einzelnen Floßtheile und Bruchstücke, um zu größern Flössen zusammengefügt zu werden.

Milliarden Kubikmeter deutscher Eichen wurden und werden von der Flut des deutschen Meeres in Dordrecht „in die Schlieck" (ans Land) getragen, wo mit der Ebbe der trockene Rechenmeister Mynheer den Damm herabsteigt, Menge und Güte der Hölzer zu prüfen, welche die Deutschen ihm zuflößen, damit er seine Schiffe bauen und bessern kann, mit denen er die Erzeugnisse seiner Colonieen: Zucker und Kaffee, Indigo und Baumwolle, Thee und Rum, Reis und Taback, Gewürze und Häute, von fernen Gestaden holt, um sie zum großen Theil mit gutem Profit den Deutschen für das Mark ihrer Wälder wieder in Zahlung zu geben.

Ein mittelmäßiges Holländerfloß hat heutzutage 10—12 Mast oder 720—864 Fuß Länge, 225 Fuß Breite und besteht aus 12—1500 Stämmen und halb soviel eingespanntem und Stückholz. Ein mäßiges Floß dieser Gattung wiegt seine 10—12,000 Centner und mißt etwa 125,000 Kubikfuß. Es mag einen Werth von etwa 100,000 Gulden haben. Es besteht nur aus einer Lage, während die alten Flöße doppelte Stammlagen und einen Tiefgang von sechs bis acht Fuß hatten. Hinter dem vordern und vor dem hintern Stelzenblock sind die sogenannten Tretbrücken errichtet, Bretterbühnen, auf denen die Männer an den Streichen arbeiten. Ein Floß der erwähnten Art hat an den hintern und vordern Stelzenblöcken zusammen 32 lange Ruder und an jedwedem Ruder ein Dutzend Fäuste. Das ist, ohne die Jahres- und Ankerknechte, eine Schar von unge-

fähr 200 hungerigen Leibern, für welche im großen Keſſel am Küchenquerbalken Reis, Erbſen, Linſen oder Bohnen brodeln. Dieſe Männer ſind „das Publicum", die „Koſacken" und wie der Flöſſerwitz ſie ſonſt noch heißen mag, dieſe Proletarierbande, die an den Ufern des Rheinſtroms lauert, bis ein Floß gebaut wird und geſchwommen kommt, um ſich darauf zu ſtürzen, ihre Dienſte anzubieten und für ein paar Wochen Lohn und gute Nahrung zu finden. Es iſt keine Kleinigkeit, ſie ſatt zu machen, und noch ſchwerer, ſie zu regieren, denn die Rheinluft zehrt und macht leichtes Blut. Und doch ſättigt ſie der Koch drei mal des Tags und der Floßmeiſter hält ſie in Zucht und Ordnung. Denn wer nicht gehorchen will, wird ans Ufer geſetzt und iſt ſeines Lohnes quitt. Es ſind freie Menſchen, dieſe Ruderknechte, herrenlos und ſelbſtändig, im kräftigſten Jünglings- und Mannesalter, ohne andere große Schwäche als den Hunger. Der Hunger treibt ſie aufs Floß, der Hunger gen Holland, von wo ſie ſehen mögen, wie ſie wieder heimkommen zum häuslichen Herd, wenn ſie ihn ja kennen ſollten, zu Weib und Kind, die ſie ſicher heimgelaſſen; denn an ſolchen Gütern hat der Beſitzloſe ſelten Mangel. Sie wohnen, eſſen, arbeiten und ſchlafen abgeſondert von der übrigen Floßmannſchaft, die ſich für etwas Beſſeres hält, und in der Regel wol mit Recht, als das Publicum, die Maſſe, von der Niemand weiß, woher ſie kommt, wohin ſie auseinanderſtiebt. Niemand fragt nach Alter, Namen und Herkunft. Männer ſind es, „Männer" werden ſie geheißen. Wie die Stämme im Waſſer aus getrennter Herren Lande, aus Thälern und von Höhen zuſammengezängelt thalwärts treiben, ſo ſtehen die „Männer" an den Streichen und kennt einer kaum den andern, iſt keinem vor die Stirn geſchrieben, welchem Boden er entſproſſen, welchem Geſchlecht er angehörig, wer ſeine Ahnen und weß Geiſtes Kind er iſt. Das Floß iſt eine Art Aſyl für Heimat- und Beſitzloſe, nicht ſelten auch ein Verſteck für einen ſchuldbewußten Frevler. Darum ſteigt manchmal der Vollſtrecker des Geſetzes zur Aufrechthaltung von Recht und Sicherheit auf das Floß und forſcht unter den Ruderknechten an der „Hundsman".

Zur Ausmeſſung und Berechnung des Floßkörpers und ſeiner einzelnen Theile fehlt es nicht an Vorſchriften und Regeln, durch welche der kubiſche Inhalt der ſchwimmenden Waldinſel genau ermittelt werden kann. Die Zollbeamten brauchen kaum ein Viertelſtündchen, um mit Meßkette und Maßſtock das Holländerfloß der Länge, Breite und Höhe nach auszumeſſen, das Gewicht nach dem Facit zu beſtimmen und den Zoll nach dem Gewichte zu erheben. Denn das iſt die Hauptſache. Für die Menſchenmaſſe an den Streichen gibt es keinen Maßſtab. Den Kubus von Noth und Elend, von Leidenſchaften und Begierden, von Schuld und Reue, von Unſchuld, Trauer und Hoffnung dieſer Menſchenmaſſe hat noch Keiner ausgemeſſen. Dafür haben die Archimedes, Kepler, Newton, Leibniz und andere unſterbliche Rechner den Logarithmus nicht gefunden.

Flöſſerleben! Es ſollte noch Einer ſchildern! Es iſt Poeſie darin, Kraft und Nationalität. Auch den Sprachforſcher muß es intereſſiren. Es hat Wortformen bewahrt, die unmittelbar wie aus den deutſchen Urwäldern ſtammen.

Georg Scherzer.

Ueber Auswanderung nach Braſilien.

I.

Braſilien mit ſeinem jungfräulichen Boden, üppigen Pflanzenwuchs, mit ſeinen reichen Metalllagern, natürlichen Waſſerſtraßen enthält in ſeinem Innern ſowol die ausgiebigſten Mittel zum Verkehr mit der Außenwelt als die Vorbedingungen zum gedeihlichen Aufenthalt innerhalb ſeines Territoriums. Das über Südamerika ausgeſpannte Flußnetz iſt ein überaus glückliches, ſodaß die Eröffnung der Binnenſchiffahrt für die Entwickelung des Landes durch Handel und Cultur mit der Zeit gewiß von der größten Wichtigkeit werden

wird. Die in der neuesten Zeit mit gutem Erfolge unternommene Beschiffung des Amazonenstroms von Para bis Nauta in Peru, die durch Verträge festgestellte Freiheit der Schiffahrt auf den gewaltigen Zuströmen des La Plata u. s. w. sind von um so größerer Bedeutung, als die Gebiete dieser Flüsse die größten der Erde sind und sie durch ihre beiderseitigen Zuflüsse sich so nahe treten, daß nur noch ein Raum von drei englischen Meilen etwa sie voneinanderscheidet. Ohne diese Trennung würde man z. B. im Stande sein, 44 Grade hindurch, nämlich von der Mündung des Rio de la Plata (35° südl. Br.) bis zu dem Ausflusse des Orinoco (9° nördl. Br.) mit Schiffen von geringem Tiefgang, ohne Unterbrechung und zu jeder Jahreszeit fahren zu können.

Wohl erkennend, daß es zur Hebung der Schätze des Landes fleißiger Hände und reger Kräfte bedürfe, sind endlich auch die dortigen Regierungen einem Zuwachse der eingeborenen Bevölkerung durch die deutsche Einwanderung keineswegs entgegen und namentlich erblickt die Regierung des Kaiserthums Brasilien in dem Zuströmen germanischer Elemente ganz richtig einen Factor zur Hebung der nationalökonomischen Verhältnisse des Landes umsomehr, als sie sich überzeugt zu haben scheint, daß die spanisch-romanisch-amerikanischen Provinzen im Vergleich zu dem auf germanischer Grundlage cultivirten aus sich selbst heraus zu keiner naturgemäßen und kräftigen Entwickelung gelangen können. Sie hat daher am 18. September 1850 ein liberales Colonisationsgesetz erlassen, wie sie auch schon früher die Einwanderer wohlwollend aufnahm und ihnen Land und Subsidien unentgeltlich gewährte. Die brasilischen Kammern haben im Jahre 1854 in Betreff der Naturalisation-, Agrar- und Colonisationsgesetzgebung Beschlüsse gefaßt und auch die bisher so ungenügende Hypothekarcredit-Gesetzgebung in ernste Betrachtung gezogen. Auch ist es zweifellos, daß Brasilien manche für deutsche Ansiedler im Allgemeinen günstige Gegenden besitzt, z. B. in den Provinzen Santa-Catharina und Rio Grande do Sul.

Wenn aus Obigem hervorgeht, daß der Einwanderung in manche Theile Südbrasiliens die Aussicht auf eine erfreuliche Zukunft nicht abgesprochen werden kann und wir nichts weniger als gegen die Einwanderung sind, so wollen und können wir doch andererseits nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß die insbesondere in der neuesten Zeit von manchen Seiten so warm befürwortete Anempfehlung der deutschen Einwanderung überhaupt doch mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen ist. Letzteres vorzüglich deshalb, weil die deutsche Colonisation in Brasilien bisher nur theilweise eine glückliche gewesen ist. Auch möge man nicht übersehen, daß in Deutschland noch viele falsche Ansichten über Brasilien verbreitet sind. Eine eigenthümliche Gestaltung haben die dortigen Verhältnisse dadurch gewonnen, daß die brasilische Bevölkerung gegen die Einfuhr von Sklaven gestimmt ist. Da man aber den dadurch sowie durch Aussterben und Freilassung in dem Sklavenstaat entstandenen immer fühlbarer werdenden Mangel an Arbeitskräften doch ersetzen muß und der träge Brasilier hierzu nicht dienen kann, so sucht man den faulen und halbwilden Kuli und störrigen Chilenen sowie in der neuesten Zeit den deutschen Arbeiter als Surrogat für den allmälig verschwindenden Negersklaven zu verwenden. Hat man nun schon längst die Ueberzeugung gewonnen, daß die romanischen Racen nie solche Colonisten werden wie die germanischen, so sucht man natürlich auf alle mögliche Weise vorzugsweise den Deutschen anzulocken und selbst vor Seelenverkauf nicht zurückzuschrecken.

Es ist eine auf unumstößliche Erfahrungen beruhende Thatsache, daß der Europäer als Ansiedler ebenso wenig in einem reintropischen Klima (mit Ausnahme einiger Hochlande in den Tropenländern) als in einem Sklavenstaat gedeihen kann. Schon deshalb sind alle sich in dieser Richtung bewegenden Colonisations-Speculationen mit Recht mistrauisch aufzunehmen. Leider gibt es gewissenlose Speculanten, die, von Habsucht getrieben, sich nicht scheuen, die Auswanderer nach den ungesundesten und in vielen Beziehungen nach-

theiligen Gegenden zu befördern, ohne ſich um das fernere Schickſal derſelben zu bekümmern. Auch bedenken ſie nicht, daß die glückliche Durchführung einer Coloniſation im Innern eines großen, ſchwachbevölkerten Landes außer von einem geſunden Klima und fruchtbarem, freien Boden, vorzüglich auch von einem zweckmäßigen Straßenbau, von Verbindungen zu Waſſer und zu Lande, von einem ſichern Abſatzmarkte der Producte, von einem anhaltenden Nachzug neuer Coloniſten und ſomit von der Verdichtung der Bevölkerung abhängt. Aus dieſen Gründen halten wir es für Pflicht, uns gegen die projectirte Coloniſation an dem innerhalb der Tropen laufenden Amazonenſtrom im Intereſſe unſerer deutſchen Landsleute auszuſprechen und zwar umſomehr, als man beabſichtigt, 13,000 Coloniſten binnen drei Jahren in jenen Gegenden überzuſiedeln und auch ſchon zu dieſem Behufe Verträge mit den betreffenden Regierungen abgeſchloſſen zu haben ſcheint. Die tropiſche Hitze, die Ausdünſtung des feuchten Bodens, die herrſchenden Wechſelfieber, die ungewohnten Nahrungsmittel u. ſ. w. dieſer Tropengegenden ertragen wol die Indianer, Neger oder Sklaven Nordamerikas, nicht aber, oder nur ausnahmsweiſe, die Deutſchen, von denen daher vorausſichtlich der größte Theil zugrunde gehen wird. Die jetzt ſchon eingetroffenen Nachrichten der kleinen aus Lima nach Cavallo-Coro am Amazonenſtrom übergeſiedelten deutſchen Colonie ſcheinen dies leider zu beſtätigen.

Selbſt in der Provinz Rio-Janeiro ſind nur wenige Stellen, wo das Klima der nordiſchen Conſtitution angeſtrengte Feldarbeit erlaubt und wir müſſen hier die traurige Speculation der noch vor kurzem befürworteten Auswanderung nach den fünf angeſehenſten Landgütern in jener Provinz erwähnen, welche auf weiter nichts berechnet war, als die Coloniſten zu Sklaven zu machen und in Sklaverei zu erhalten. Auch die ſeit 1851 auf der Halbinſel Superaguhy in der Nähe des Hafens Paranagoa unter einem genfer Haus gegründete Colonie ſcheint mehr oder minder auf Plantagengewinn angelegt zu ſein. Die von Deutſchen und Schweizern ſeit 1820 bewohnte Colonie Neufreiburg, jenſeit des 7500 Fuß hohen Orgelgebirgs, iſt zwar nicht in der Abſicht um Sklaven zu gewinnen gegründet, ſcheint aber auch eines kräftigen Aufſchwungs ſich nicht zu erfreuen. Unſer gelehrter Landsmann, Dr. Hermann Burmeiſter in Halle, der die Villa de Nova Friburgo im Jahre 1852 beſuchte, gibt an, daß der Ort etwa 100 Häuſer und 1000 Einwohner zähle. Die ganze Gegend umher ſei unfruchtbar, ſehr felſig, dicht bewaldet und ſo uneben, daß ſich wenig geeignete Orte zu Ackerfeldern darbieten, weshalb die Exiſtenz der Anſiedler lange Zeit ſehr kümmerlich geweſen und ſelbſt gegenwärtig nur für einige Wenige etwas beſſer geworden ſei. Der Ort würde nie in Flor gerathen und das ziemlich ärmliche Anſehen behalten, welches ihm jetzt ſchon anklebe. Die Kaffeeplantagen-Colonie Senador Vergueiro bei Limeiro in der Provinz San-Paulo in Südbraſilien, circa 30 Meilen von dem Seehafen Santos, wurde im Jahre 1847 begründet und ihr das Syſtem der Halbpacht zugrunde gelegt. Die hier angeſiedelten Parceria-Coloniſten ſcheinen ſich zum Theil wohlzubefinden, wenn man den neueſten Berichten Glauben ſchenkt, nach denen viele der hier eingewanderten Coloniſten aus Deutſchland und der franzöſiſchen Schweiz bereits nach Rückerſtattung der empfangenen Vorſchüſſe und Erſparniß eines Ueberſchuſſes die Colonie wieder verlaſſen hätten, um ſich als ſelbſtändige Gutsbeſitzer in der Nachbarſchaft anzukaufen. Von der Colonie Ibicaba, wohin die Reiſe von Santos aus eine ſchwere iſt, liegen keine neuern zuverläſſigen Berichte vor und wir wollen wünſchen, daß die dorthin gezogenen Auswanderer ihre Rechnung finden werden. Die Berichte über die deutſche Colonie Iſabella in Eſpirito Santo, etwa 19° ſüdl. Br., lauten nicht ſehr günſtig, und die hier an der Küſte herrſchende tropiſche Hitze ſcheint vorzüglich das Aufblühen derſelben nicht zuzulaſſen.

Ein weit freundlicheres Bild gewähren dagegen die Anſiedelungen unſerer Landsleute in den Provinzen Rio Grande do Sul und Santa-Catharina zwiſchen dem 26—33° ſüdl.

Dr., und mit Recht können diese aufblühenden Colonieen zu weitern Niederlassungen empfohlen werden. Die Provinz Rio Grande do Sul mit einer Bevölkerung von etwa 18,000 Deutschen scheint reich an Steinkohlenlagern und Kupfererzen zu sein. Von Indianern ist im Allgemeinen nichts zu fürchten, wiewol ihre zeitweilige Anwesenheit oder ihr zeitweiliges Erscheinen noch immer einige Vorsicht erheischt. Der Straßenbau läßt freilich noch viel zu wünschen übrig. Die Küste ist wegen der parallel mit derselben sich hinziehenden Landseen für Kanalbau zum bessern Transport geeignet. Der Präsident dieser Provinz, Canfancão de Sinumbu, mit einer deutschen Dame verheirathet, ist ein humaner und rechtschaffener Mann, dem das Wohl der Colonieen wahrhaft am Herzen liegt und unter dessen verständiger Leitung die Provinz auch erfreuliche Fortschritte macht.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Der Wettkampf um ein neues Rathhaus.

Dreiundvierzig Bewerber, schreibt man uns aus Hamburg, sind aufgetreten, um der alten Hansestadt ein neues Rathhaus zu geben. Deutsche, Engländer, Franzosen concurrirten um den vom hamburger Senat ausgesetzten Preis. Nur der vierte Theil hat für gut befunden, den vorgeschriebenen Grundplänen, Aufrissen und Durchschnitten, auch perspective, mehr oder weniger malerisch behandelte Ansichten des Ersatzes für das von den Maiflammen des Jahres 1842 verzehrte alte Rathhaus beizugeben. Daß diese zehn oder zwölf mit größerer Sorgfalt und einigem künstlerischen Aufwande in der Ausführung der Zeichnungen ausgearbeiteten Entwürfe auch vorzugsweise die Beachtung auf sich ziehen mußten, ist ebenso erklärlich als diesmal vollkommen gerechtfertigt, da diese sich äußerlich auszeichnenden Entwürfe zugleich die wirklich bedeutendern sind, unter denen allein die Auswahl der gekrönten wird stattfinden können.

Unser Correspondent schreibt: Wenden wir uns, die Ausstellung der Pläne durchwandernd, der sich der Anzahl der Arbeiten nach ziemlich breit machenden Gothik zu, so zieht unter allen, diesen Baustil nachahmenden, ein Entwurf mit der Devise der Kreuzzeitung († Gott mit uns!) gewöhnlich zuerst die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich. Durch große Dimensionen der Blätter und überflüssigen Aufwand der äußern Ausstattung in goldenen Rahmen sich zunächst auszeichnend, füllt dieser Plan allein die Wände eines eigenen Zimmers und ist ohne Zweifel die Arbeit eines englischen Architekten. Die geometrischen Grund- und Aufrisse sowol als auch die perspectivischen äußern Ansichten, sowie die verschiedenen Details des Innern sind mit inniger Virtuosität und großem Aufwande an Fleiß gezeichnet, und da Fleiß und Sauberkeit der Ausführung stets bereitwillige Anerkennung beim Publicum finden, ist diese sorgfältige Arbeit schon hierdurch allein eines gewissen Beifalls sicher. Die fast 400 Fuß lange Hauptfaçade des Gebäudes, nebst der längs dieser ganzen Ausdehnung sich vor derselben hinziehenden Spitzbogenarcade wird nur in der Mitte durch einen in derselben liegenden hohen viereckigen Thurmbau unterbrochen, durch diesen zugleich der gedrückte Haupteingang zum Innern. In der ebenso langen Hinterfaçade des Vierecks ragt der Hauptversammlungssaal, ganz als kirchliches Bauwerk behandelt, hoch über die Seitenflügel empor, und das Ganze der Anlage macht weit mehr den Eindruck eines klösterlichen als den eines Regierungsgebäudes. Die barbarisch hohen Dächer des ganzen Hauptkörpers des Gebäudes, mit zahlreichen spitzgiebligen Dachluken verbrämt, der obere plumpe Aufsatz des Thurms mit überragenden Seitenthürmchen, abgeschrägten kahlen Dachflächen und einer ganz widersinnig angebrachten krönenden Thurmuhr wären dabei als die Hauptschwächen und Geschmacklosigkeiten dieser entschiedenen Gothik zu bezeichnen.

Alle noch in der alten Romantik befangenen und rückwärtsgekehrten Seelen, die in der Erbauung eines ſolchen Rathhauſes für Hamburg wiederum ein Stückchen ihres geliebten Mittelalters verwirklicht ſehen würden, ſchwärmen natürlich vorzugsweiſe für dieſen ihre ſpitzgiebelige Gothik mit einer gewiſſen geleckten Virtuoſität den modernen Anforderungen gerecht machenden Plan. Auch hat es ſeither in unſerer Localpreſſe nicht ermangelt an Bearbeitungen des großen Publicums durch gut und ſchlecht geſchriebene tendenziöſe Aufſätze, um mit Hülfe der gewöhnlich vorgebrachten Scheingründe für die ſogenannte chriſtlich-germaniſche Bauweiſe dieſen Entwurf zur unbedingten Annahme zu empfehlen. Was jedoch an dieſer modernen Gothik beſonders die Augen der Laien blendet, die den Mangel an lebendiger Formausbildung erſetzen ſollende unendliche Wiederholung der krauſen Ornamentik, wird ſchon wegen der enormen Unkoſten der Herſtellung, abgeſehen von allen andern ſpätern Uebelſtänden, die Ausführung eines ſo großen Bauwerks in dieſem beſtimmten gothiſchen Stil, als weit über die angewieſene Bauſumme hinausgehend, an dieſem nicht abzuweiſenden finanziellen Bedenken, trotz aller frommen Wünſche, hoffentlich ſcheitern laſſen. Neben dieſem, durch die Art der Darſtellung und Zeichenmanier bedeutendern Entwurfe haben dann eine ziemliche Anzahl anderer Bewerber, ſowol deutſche als engliſche, dieſer Moderichtung ſich accommodirend, in ähnlicher, für die Erfindung ebenſo wohlfeilen als für die Ausführung nutzlos koſtſpieligen Gothik verſchiedenartige Pläne geliefert, von welchen, ſelbſt wenn man den für unſere modernen Bedürfniſſe unpaſſendſten Bauſtil einmal gutheißen wollte, doch wenig Lobens zu machen ſein würde.

Die zur franzöſiſchen Nationalität und Schule zu rechnenden Entwürfe, welche Richtung jedoch überhaupt nur in geringer Anzahl vertreten iſt, ſind dann freilich auf der andern Seite ebenſo wenig zuläſſig als jene Gothik. Das unter dieſen verunglückten Verſuchen, die barocke Bauweiſe des ſpätern italieniſchen und franzöſiſchen Mittelalters nachahmend wiederherzuſtellen, am anſpruchvollſten auftretende Project (mit dem Motto: „Fais ce que dois advienne que pourra!“) hat wenigſtens dem zu Hülfe gerufenen Maler Veranlaſſung gegeben, die Ausſtellung mit einem gutausgeführten großen Aquarellbilde zu bereichern. Abgeſehen davon, daß eine ſtrengere Kunſtkritik dieſe ganze Architektur in ihren übereinandergeſtellten Säulen, Pilaſtern, krummen und geraden Verdrehungen, eingeklemmten Bildſäulenniſchen und krönenden Schnörkeln, als in den Details unrein und für den Effect zuſammengeſtoppelt, unbedingt verdammen muß, würde das Gebäude ſelbſt in der Wirklichkeit auch ſchwerlich den Effect machen, den der Maler in dem Bilde hervorzubringen gewußt hat. Die hohen franzöſiſchen Manſardendächer berühren übrigens den Kunſtſinn faſt noch unangenehmer als die hohen gothiſchen, mit Erkern verſehenen Dachflächen.

Gehen wir nun nach Beſeitigung der Verſuche, uns die abſolute mittelalterliche Gothik oder die ſchülerhaft nachgeahmte franzöſiſche Renaiſſance genehm machen zu wollen, zu den Arbeiten der deutſchen Architekten der verſchiedenen vaterländiſchen Schulen über, unter denen ſich die Berliner und Münchener Schule ſogleich unterſcheiden laſſen, ſo tritt uns hier erfreulicherweiſe ſofort das, wenn auch in vielen Fällen noch ungeſchickte und unſichere, doch jedenfalls ſich des richtigen Wegs bewußte Ringen nach freier Geſtaltung und eigener Schöpfung entgegen, im ſchroffen Gegenſatz zu jener bornirten und rückwärtsgekehrten ängſtlichen Reproducirung abgeſtorbener Stilarten. Sowol Halbkreis- als Spitzbogen ſind hier in verſchiedener Art und Weiſe der freien künſtleriſchen Behandlung unterzogen, und wenn auch hin und wieder noch unverdaute Reminiſcenzen mit unterlaufen, ſo tritt doch bei den ausgezeichnetern dieſer Arbeiten jedes mal das beſtimmte Beſtreben heraus, das Bauwerk der Gegenwart vernunftgemäß auch in modernem Gewande und nicht in zweckwidriger mittelalterlicher Verkleidung darzuſtellen.

Zunächſt durch ein hübſches, mit anſprechender, auf die Einweihung des neuen Bauwerks Bezug nehmender Staffage ausgeſtattetes Bild, die Aufmerkſamkeit des Publicums

auf sich ziehend, dann aber auch bei näherer Prüfung sich als gediegene und durchdachte Conception ausweisend, verdient der Entwurf unter dem Motto: „Was schad' versuchen?" der anerkennendsten Erwähnung. Im reichverzierten flachen Spitzbogenstil gehalten und, wenn man will, an die Architektur des spätern englischen Mittelalters erinnernd, ist das Ganze doch eine durchaus freie, harmonische und geistreiche Schöpfung. Namentlich gilt Letzteres von der Behandlung des Grundplans der ganzen Anlage, mit großen, frei sich abhebenden runden Eckthürmen, welche eine effectvolle Unterbrechung der langen Frontlinien des Gebäudes hervorbringen und zugleich die nicht rechtwinkeligen Begrenzungslinien der Baustelle geschickt verdecken. Abgesehen von unwesentlichen Ausstellungen, die sich gegen einzelne Partieen, z. B. gegen das etwas unscheinbare Eingangsportal und die beiden, das Gebäude selbst überragenden Thurmaufsätze etwa machen ließen, dürfte die Durchführung des zu reich verzierten Spitzbogenstils dem Entwurfe insofern zum Vorwurf und Nachtheil gereichen, als auch in diesem Falle der Kostenpunkt als schwer zu überwindendes Hinderniß sich der Ausführung des Baus wol entgegenstellen möchte. Auf ein anderes, nicht nur diesem, sondern ohne Ausnahme allen bessern der ausgestellten Pläne zur Last fallendes Bedenken werden wir später zurückkommen.

In consequenter stilistischer Durchführung der gewählten Architektur in allen Details und in effectvoller Behandlung der Massen sich dem vorstehenden anschließend, verdienen zwei (der bessern, leider gleichfalls in dem uns von vornherein unpassend scheinenden Bogenstil gehalten) Entwürfe unter den Mottos: „In magnis voluisse sat est" — und — „Virtus civium salus reipublicae" —, besondere Beachtung. Die Art der Behandlung möchte hinsichtlich der Künstler hier auf die Berliner Schule schließen lassen, indem sowol die unleugbaren Vorzüge als auch die Schwächen dieser Schule sich hier wiederfinden.

Unter den verschiedenen, in freier Durchführung des Rundbogens versuchten Entwürfen verdienen wiederum zwei Pläne vor den übrigen hervorgehoben zu werden. Unter dem Motto: „Die Kunst verschönt das Leben", stellt sich ein stattlicher Bau in besonders sauber ausgeführten Plänen dem Beschauer vor; mit gleichfalls effectvoller Behandlung der Massen im Großen, welchem dagegen eine Ueberladung des Ornaments, namentlich der Wandflächen des Mittelbaus in fast moreskem Charakter, und eine große Unruhe in der Krönung des Ganzen, durch eine Unzahl kleiner verzierter Spitzen, zum Vorwurfe gemacht werden muß. Der andere, das Motto: „Was du thust, das thue recht!" führend, bildet in der mäßigen äußern Ausschmückung fast den Gegensatz gegen den eben erwähnten, zeichnet sich dagegen aus durch gute, reine Verhältnisse, sowol der Massen gegeneinander als der Details, und zeugt in der gediegenen Durchführung des Plans schon von einer gewissen Meisterschaft in der Behandlung ähnlicher Aufgaben. Diesem an die Münchener Schule erinnernden Plane schließen sich eine ganze Reihe ähnlicher, aber bei weitem schwächerer Versuche in verschiedener Behandlung des Rundbogenstils an.

Schließlich möchte noch des von einer gewissen Genialität der Auffassung und Durchführung der Aufgabe zeugenden Entwurfs unter dem Motto „Cornelia" zu erwähnen sein. Im schweren romanischen Rundbogenstil gehalten, mit castellartigen Eckthürmchen versehen, in der Mitte der Façade mit hoher Thurmpyramide, deren unterer Vorbau sehr geschickt zur Anbringung einer imposanten Auf- und Unterfahrt benutzt worden, ist die Behandlung dieses ganzen mittlern Theils der Hauptfaçade, abgesehen von den Details, als eine recht gelungene zu bezeichnen. Gegen die etwas rohen Details der Architektur, wie gegen die oberflächliche Ausführung der Zeichnungen ließen sich mit Grund Einwendungen machen.

Wenn sich nun auch unter den sämmtlichen übrigen Entwürfen, besonders wenn man auf genauere Prüfung und Vergleichung der innern Arrangements und der Einzelheiten eingehen wollte (wovon hier selbstverständlich nicht die Rede sein kann), noch manche verdienstliche Arbeit vielleicht herausfinden ließe, so sind die vorstehend bezeichneten sechs Pläne

deutſcher Architekten doch ohne Zweifel uns als die gelungenſten und etwas bedeutendern Löſungen der gedachten Aufgabe erſchienen. Daß manche an ſich verdienſtvolle Verſuche vom großen Publicum faſt gänzlich unbeachtet geblieben, haben übrigens die Verfaſſer derſelben ſich lediglich ſelbſt zuzuſchreiben, und zwar durch zu ſkizzenhafte Behandlung ihrer Zeichnungen, indem dieſelben in einzelnen Fällen nicht einmal den beſtimmten Bedingungen der Programms nachgekommen ſind.

Als Endreſultat der Betrachtung wird ſich aber die Ueberzeugung nicht abweiſen laſſen, daß unter allen eingehenden Concurrenzarbeiten ſich kein Entwurf oder Plan befindet, der in völlig genügender, praktiſcher Weiſe und zugleich den Anforderungen der ſtrengern Kunſtkritik entſprechend, die geſtellte Aufgabe gelöſt hätte. Denn wenn auch unter den bedeutendern und anſpruchsvollern Plänen manche ſind, die ein an und für ſich ganz hübſches Kunſtwerk zur gefälligen Anſchauung gebracht haben, ſo iſt doch dieſen gerade der ſchon darüber oben angedeutete Vorwurf mit vollem Rechte zu machen: daß ſie, in dem Beſtreben etwas recht Großartiges zu leiſten, weit über die eigentliche Aufgabe hinausgegangen ſind. Denn ebenſo gut wie manche der unvollkommenern Arbeiten noch unter der Größe der Aufgabe geblieben ſind, haben dagegen die ſämmtlichen beſſern Entwürfe viel zu wenig Rückſicht genommen auf doch einmal nun vorhandene Räumlichkeit, Umgebung, gebotenes Maß in den Verhältniſſen und vorgeſchriebenen Koſtenaufwand. Um nur bei den nächſten Anforderungen an Maßhalten ſtehen zu bleiben, ſo würde ſich bei näherer Prüfung unzweifelhaft herausſtellen, daß die erwähnten beſſern Entwürfe ſämmtlich die vorgeſchriebene Bauſumme von ungefähr einer Million Thaler um 50—100 Procent überſchreiten würden. Ferner ſind aber auch die dem hervorzubringenden Effect zu Liebe gewählten Dimenſionen, namentlich die Höhenmaße dieſer Entwürfe, der Art, daß ſie in offenbarem Mißverhältniſſe zu der einmal vorhandenen Räumlichkeit des Platzes ſtehen, alſo verfehlt ſein würden. Dieſe Ueberſchreitung des richtigen Maßes findet ihre Erklärung aber theils in dem Wunſche des gegenſeitigen Ueberbietens an Großartigkeit, theils in dem falſchen Beſtreben, unzeitgemäße Stilarten, ſelbſt in ihrer, das richtige Maß des Schönen überwuchernden Abartung zu reproduciren.

Ein ſtreng innerhalb der vorgeſchriebenen Aufgabe ſich haltender, die größte Zweckmäßigkeit der innern Anordnung, mit würdiger, den Erforderniſſen unſerer Zeit und deren Kunſt entſprechender äußerer Erſcheinung, verbindender Plan zu einem Regierungsgebäude für die Republik Hamburg iſt unter allen den 43 Entwürfen *nicht* vorhanden, und das Reſultat dieſer ganz intereſſanten und vielleicht nicht wohl zu umgehenden Concurrenz hat einen neuen Beleg dafür geliefert, wie ſchwierig es iſt, durch dieſes Mittel den erwünſchten Zweck zu erreichen. Die drei an und für ſich verdienſtlichſten Arbeiten zu bezeichnen, denen für ihre Bemühungen die drei ausgeſetzten Prämien zufallen ſollen, wird den Preisrichtern nicht eben ſchwer fallen. Daß aber einer von dieſen drei Plänen ſo, wie ihn die Entwürfe und Zeichnungen darſtellen, wirklich zur Ausführung kommen wird, möchten wir nach reiflicher Ueberlegung ſtark bezweifeln und auch im Intereſſe unſers Gemeinweſens kaum wünſchen.

Johann Klenowſký, der luſtige Rath König Georg's von Böhmen.

Mitgetheilt von Ferdinand D. Mikowec.

Zu den intereſſanteſten, im böhmiſchen Volke traditionell gewordenen geſchichtlichen Perſönlichkeiten, gehört unſtreitig der luſtige Rath des böhmiſchen Königs Georg (von Kunſtat und Podebrad), Ritter Johann Klenowſký, bekannt unter dem Beinamen Palečel (d. i. Däumling). Das Volk liebte ihn und der König ſchenkte ihm das größte Vertrauen.

Klenowský ging mit dem Könige in der Regel in die Sitzungen des Kammerraths, machte in denſelben fleißig Anmerkungen über die Sprecher und Rathgeber und theilte nach aufgehobener Sitzung ſeinem Herrn freimüthig ſeine Anſichten mit, welche von den Herren gut, welche übel gerathen hatten. Die luſtigen Stücke Klenowský's mögen ſchon zu Ende des 15. Jahrhunderts niedergeſchrieben worden ſein; im 16. curſirten dieſelben bereits in zahlreichen Abſchriften, deren eine ſich im Archive des prager Domcapitels erhalten hat. Johann Jičínský ließ zuerſt eine einzelne Anekdote aus Klenowský's Leben im böhmiſchen Titularkalender auf das Jahr 1567 abdrucken. Sixt Palma, ein fleißiger Herausgeber böhmiſcher Schriften, edirte eine ganze Sammlung Paleckiana im Jahre 1610 in der böhmiſchen Urſprache. Dieſer Sammlung entnehme ich die folgenden Anekdoten in möglichſt wortgetreuer Bearbeitung.

I.

Bruder Paleček hatte ſtets einiges Geld in ſeinem Gürteltäſchchen, denn König Georg reichte ihm jeden Samſtag 15 weiße Groſchen und dieſe pflegte Paleček an Leute zu verſchenken, welche viele Kinder und wenig Geld beſaßen. Eines Sonnabends ging er vom König und kam ſpät zur Nacht in eine Schenke. Dort traf er mit einem Strolch zuſammen, welcher ſich vornahm, dem Paleček, wenn derſelbe eingeſchlafen ſein würde, die Gürteltaſche abzuſchneiden. Als ſie endlich ſelbander in der Stube lagen und nach Mitternacht noch nicht ſchliefen, ſtand Paleček auf, rüttelte den Strolch, welcher ſich ſchlafend ſtellte und befahl demſelben, eine Kerze anzuzünden, er wolle ihm etwas zu einem Trunke Bier ſchenken. Als nun der Strolch Licht gemacht hatte, ſchüttete Paleček alles Geld aus ſeinem Säckel auf den Tiſch und theilte es in zwei Häuflein, jedes Häuflein zu ſieben und einem halben Groſchen und ſprach: „Lieber Bruder, ich weiß wohl, daß du nicht ſchlieſt, weil du mir meinen Geldbeutel vom Gürtel ſchneiden willſt, und ich wache, weil ich mich um denſelben fürchte und ſo quälen wir uns Beide. Nimm darum ſieben und einen halben Groſchen für dich und laß uns Frieden machen und ruhig ſchlafen. Auch bitte ich dich, laß von deinem böſen Handwerk, denn wenn du dabei bleibſt, wirſt du hängen."

II.

Bruder Paleček pflegte im Sommer in die Dörfer zu gehen und armen Leuten beim Decken und Ausbeſſern ihrer Hütten zu helfen. Aber zu Tiſche ging er in anſehnliche Gebäude, zu Edelleuten und Schöffern, von welchen er zuweilen den Vorwurf hören mußte: Bruder Paleček, du haſt ja nicht bei uns gearbeitet, warum ſpeiſeſt du bei uns? Paleček entgegnete: Höre, lieber Bruder, bis du ſo arm und bedürftig ſein wirſt wie Jener, werde ich dir auch arbeiten helfen, und wenn Jener ſo reich ſein wird wie du, dann werde ich bei ihm ſpeiſen. Und die Leute ſahen den Paleček immer gern bei ſich.

III.

Einmal geſchah es, daß Paleček eben einem armen Menſchen die Scheuer decken half, da zog die Königin des Wegs auf einer Betfahrt zu St. Prokop. Einer der Diener erblickte Paleček und machte die Königin auf denſelben aufmerkſam. Die Königin rief Paleček zu ſich herab und fragte: Lieber Bruder Paleček, ich bitte dich, ſage uns, ob mir Gott der Herr etwas dafür geben wird, daß ich mich auf eine Betfahrt begebe und zu Fuße hinter meinem Wagen gehe? Paleček erwiderte: Wenn Gott die Herumſtreicher und Nichtsthuer zahlen wird und du dich dazu halten willſt, dürfteſt du wol etwas erhalten. Aber, liebe Schweſter Königin, wenn du lieber daheim ſitzen, Flachs ſpinnen und daraus Leinwand für die Armen machen wollteſt, dann würde dich der liebe Gott belohnen, hier und in der Ewigkeit. Und die Gemahlin des Königs Georg beherzigte dieſe Worte und kehrte gleich nach Prag zurück und Paleček ſtieg wieder zu ſeiner Arbeit auf die Scheuer.

IV.

Am Charfreitage pflegte Bruder Paleček luſtig zu ſein und zu ſingen wie am Heiligen Oſtertage, aber in der Faſtnacht weinte er und betete mehr als an andern Tagen und beklagte die Ueberhandnahme des Fraßes und der Völlerei unter den Leuten.

V.

Eines Freitags war Bruder Paleček im Speiſeſaale des Königs und ließ ſich nahe der Thür an einem Tiſche nieder, um welchen die Pagen ſaßen und auf welchen keine großen Fiſche zu kommen pflegten. Als man den Pagen kleine Weißfiſche auftrug, nahm Paleček ein Fiſchlein vom Teller, hielt es an ſein Ohr und fragte das Fiſchlein, ob es etwas von ſeinem Bruder zu erzählen wiſſe? Dieſe Frage wiederholte er zum zweiten und zum dritten male. Darüber lachten die Pagen in des Königs Saal, bis der König aufmerkſam wurde und fragen ließ, was es denn gebe. Der Hofmarſchall berichtete: Gnädigſter König, Bruder Paleček ſitzt an der Pagen Tiſch und ſpricht mit einem Fiſch. Da ſprach der König: Bruder Paleček, was treibſt du dort für Poſſen und warum kömmſt du nicht an unſern Tiſch? Paleček antwortete: Ich will es dir ſagen, König. Ich hatte einen Bruder, welcher ein Fiſcher war und im Fluſſe ertrank. Darum frage ich die Fiſche aus, ob ſie etwas von ihm wiſſen. Und der König ſprach: Ei, was antworten dir die Fiſche? Paleček erwiderte: Sie ſagen nur, ſie ſeien noch zu jung und wiſſen darum nichts von ihm, aber ſie meinen, ich ſoll jene großen Fiſche fragen, welche auf deine Tafel kommen. König Georg verſtand dieſe Anſpielung und ließ einige der größten Fiſche auf eine Schüſſel legen und zu Paleček hinübertragen. Und ſo tractirte Paleček die Pagen mit großen Fiſchen.

VI.

Einmal ging Paleček nach ſeiner Gewohnheit in das Hoſpital St.-Paul *) und fand vor der Stadt auf einem Miſthaufen einen Mann liegen, deſſen ſich die Leute ekelten und den man aus Furcht vor Anſteckung nicht in das Hoſpital aufnehmen wollte. Bruder Paleček lief nach Prag zurück und begab ſich in den Teyn zum Erzbiſchof, Mag. Johann von Rokycan **), und ſprach zu demſelben: O weh, Bruder Rokycan! Ich fand den Leib des Herrn, den lebendigen Chriſtus draußen vor dem Thore im Dünger vergraben und bitte dich darum, ſende, ſo ſchnell du kannſt, einige Schüler mit mir, daß ſie mir ihn aufheben helfen und ehrbar zu dir bringen. Rokycan hieß vier kleine Schüler in Chorhemden mit ihren Meßglöckchen mit Paleček gehen; aber dieſer ſah, daß dieſe Schüler zu klein und zu ſchwach wären und ſprach: Ach Bruder Rokycan, mit dieſen hier geht es nicht; ſende lieber dort jene vier groben, ſtarken Tölpel mit einer Tragbahre, denn ſie werden brav zu ſchleppen haben. Rokycan that alſo und ſchickte vier ſtarke Kumpane aus der Teynſchule mit einer Tragbahre. Als dieſe an den bezeichneten Ort gekommen waren, ſprach Paleček: Nun liebe Brüder, hier habt ihr den Leib Chriſti. Helft mir denſelben ehrbarlich auf dieſe Tragbahre heben und bringt ihn zum Bruder Rokycan. Und als ſie zum Erzbiſchof auf das Teyner Pfarrhaus kamen, ſprach Paleček: Sieh, Bruder Rokycan, hier haſt du den armen, nackten Chriſtus. Ich bitte dich, bekleide ihn und übe Barmherzigkeit an demſelben, wie du Andern lehreſt, nämlich, daß ſie Gott thun, was ſie dem geringſten Menſchen thun. Und ſo mußte Rokycan dieſen armen Mann bekleiden und in das Hoſpital bringen laſſen.

---

*) Das Hoſpital St.-Paul auf dem Spittelfelde (na Spitálku) beſtand bis in die Tage Joſeph's II. vor dem Poriczer Thore Prags, wo ſich jetzt die anſehnliche Vorſtadt Karolinenthal erhebt. Die alte Spitalkirche hat ſich noch erhalten, dient aber jetzt zu keinem kirchlichen Zweck.

**) Der berühmte Parteigänger des Königs Georg und Erzbiſchof der böhmiſchen Utraquiſten, Johann von Rokycan, bekleidete zugleich die Stelle eines Pfarrers an der prager Hauptpfarrkirche der Heiligen Jungfrau am Teyn.

VII.

Eines Abends geschah ein Mord zu Prag im Hause Zum Sirt, gegenüber der Teyn kirche. Der Mörder entsprang aus dem Hause und entkam, ehe man das Haus, welches zum öffentlichen Durchgang diente, schließen konnte. Bald erschien der Stadtrichter mit seinen Knechten auf der Mordstätte und verhaftete daselbst den jungen Ritter Dubčanský als den vermeintlichen Schuldigen. Die Prager ließen den Ritter schon am nächsten Morgen durch den Henker aus der Stadt nach dem Richtplatze führen. *) Dubčanský aber war unschuldig und rief, als man ihn hinausführte: Ach, lieber, allmächtiger Gott! Wehe, daß ich von der Welt scheiden muß, ohne von unserm gnädigen König gehört worden zu sein! Und da geschah es, daß Bruder Paleček gerade des Wegs kam und des Dubčanský Wehklagen hörte. Und er sprach zum Stadtrichter und zum Henker: Lieber Bruder Vogt und Bruder Henker, wartet hier mit diesem Gefangenen, bis ich vom Bruder König herabkomme. Und er lief sehr schnell in das Schloß zum König und sprach: Bruder König, ich hörte eben, wie dich ein armer Gefangener beim himmlischen König verklagte; darum lief ich her zu dir, um dir davon zu sagen. Wenn du besser bist als Christus der Herr, Gottes Sohn, und wenn jener arme Sünder schlechter ist als der Teufel, dann brauchst du ihn nicht zu hören, bist du aber nicht besser als Christus der Herr und jener nicht schlechter als der Teufel, dann mußt du ihn gerechterweise hören, weil Christus, unser Herr, sogar den Teufel anhörte, sich von ihm auf die Zinnen des Tempels zu Jerusalem tragen und dort mit sich sprechen ließ. Der König erwiderte: Es ist, lieber Paleček, in der ganzen Welt kein Mensch besser als Christus der Herr, aber auch Niemand schlechter als der Teufel; doch sage mir, was du mit deiner Frage vermeinst? Und Paleček sprach: Dieses, Bruder König, daß sie dort einen Jüngling zum Tode führen und derselbe weinend klagt, daß er aus dieser Welt müsse, ohne von dir, seinem Herrn, gehört worden zu sein. Darum habe ich dem Stadtrichter und dem Henker befohlen, sie sollen warten, bis ich von dir hinabkomme. Sende also deinen Marschall mit mir in die Stadt, daß er jenen Jüngling vor dich bringe und du ihn hörest. Und es geschah demnach, daß Dubčanský vor den König gebracht und ihm auf gewichtige Bürgschaft aufgetragen wurde, sich binnen vier Wochen von jenem Verdachte zu reinigen. In dieser Frist wurde auch der wahre Thäter eingebracht und Dubčanský, unschuldig befunden, lebte noch vierzig Jahre und sein Stamm bestand noch im Jahre 1610.

VIII.

Bruder Paleček brauchte viele Röcke im Jahre, denn so oft er einen armen Menschen sah, welcher keinen Rock hatte, zog er sogleich sein eigenes Wamms aus und reichte es dem Armen. Dann ging er zum Könige und sprach: Bruder König, gib mir einen neuen Rock, denn meinen alten habe ich dem lieben Gott geschenkt. Wenn der König entgegnete: Ei, wo hast du denn den lieben Gott getroffen, daß du ihm deinen Rock schenken konntest? antwortete Paleček: Kennst du nicht die Heilige Schrift: Was ihr dem Geringsten der Meinen gethan habt, das habt ihr mir gethan?

Bruder Paleček verübte noch viele andere absonderliche Dinge und that Werke der Barmherzigkeit, welche nicht aufgezeichnet worden sind. Alte Leute, welche ihn persönlich kannten, bezeugten in Wahrheit, daß er alle Sorge und Mühe für die Armuth verwendete, für Hospitale und für die Priester, damit dieselben einen ehrbaren Lebenswandel führen und dem Volke die Wahrheit predigen möchten. Den König Georg ermahnte der-

*) Die Macht der Prager und ihre gehässige Eifersucht gegen die Ritter wuchs vom Hussitenkriege ab bis in die Tage Ferdinand's I., und ähnliche schleunige Executionen an adeligen Schädigern der Stadtgüter, Fehdern und Ruhestörern, wenn dieselben im Stadtbanne ergriffen wurden, gehörten nicht zu den seltenen Erscheinungen.

ſelbe, den Himmelskönig zu fürchten, ſein Volk friedlich und gerecht zu regieren, und ſo lebte er andächtig beim König und nahm Abſchied von demſelben, als er ſeine Seele Gott befahl und im Herrn verſchied. König Georg trauerte um Palečk ſehr und ſtarb ihm bald nach (22. März 1471).

Anregungen.

Pflanzenkoſt.

Es gibt ſchon eine ziemliche Anzahl Schriften, die ſich bemühen, nachzuweiſen, daß nur Pflanzenkoſt die einzige, dem Menſchen zuträgliche Nahrung ſei, der Genuß des Fleiſches hingegen ihn verwildere, verthiere, böſe Begierden in ihm erwecke und ihn folglich von ſeiner höhern moraliſchen Beſtimmung herab in den Schlamm der Thierheit ziehe. Dieſe Auffaſſung, die auch der bekannte badiſche Dictator Struve theilte und ihr vor ſeinen politiſchen Tagen ein Gedicht: „Mandara's Wanderungen", widmete, in dem er die Sanftmuth eines nur Pflanzenkoſt genießenden Brahminen ſchildert, iſt neuerdings wieder vertreten durch eine Schrift, welche den Titel führt: „Nur Pflanzenkoſt! oder die vegetarianiſche Diät. Ein naturgemäßes Mittel, die Geſundheit des menſchlichen Körpers und Geiſtes zu erhalten. Nach dem Engliſchen des Charles Lane. Mit ſieben Holzſchnitten" (Breslau, Kern, 1851).

Es iſt merkwürdig, daß gerade unter den Engländern, die bekanntlich die größten Fleiſcheſſer ſind, ſo viele Eiferer gegen den Fleiſchgenuß und Fanatiker der Pflanzenkoſt aufgetreten ſind. Unſer Verfaſſer kann nicht genug des Unheils vom Fleiſcheſſen und nicht genug des Heils von bloßer Pflanzenkoſt ableiten. Man kann ihn auch zu den Fanatikern der letztern rechnen.

Es ſteht für ihn feſt, daß Perſonen in demſelben Maße, als ſie in die Gewohnheit des Fleiſcheſſens verfallen, ihren Körper, ihre Gefühle und ihre Moral verderben. Sei die Quantität noch ſo klein, die Zulaſſung von Fleiſch in unſer Syſtem, ſagt er, iſt immer ein unreiner Schritt und wirkt ſelbſtentwürdigend, wir mögen uns deſſen bewußt ſein oder nicht. Die verderblichen Folgen des Fleiſchgenuſſes ſeien hinreichend, jede moraliſche Perſon von der Theilnahme an geſchlachteter Nahrung abzuſchrecken. „Man verletzt ſicher nicht die Grenzen der Wahrheit, wenn man behauptet, daß es bis auf dieſen Augenblick keine einzige reformatoriſche oder progreſſive Maßregel gibt, welche an hohen und ſchönen Reſultaten für das Individuum wie für das Menſchengeſchlecht mehr verſprechend wäre als die Enthaltſamkeit von Fleiſchſpeiſen. Die darauf folgende peruniäre, intellectuelle und materielle Freiheit würde hinreichend ſein für den Verluſt dieſes begünſtigten Gerichts zu entſchädigen, wenn es die endloſe Auswahl des Pflanzenreiche nicht thun ſollte." .... „Gewaltige Anſtrengungen werden jetzt in geſundheitlicher wie in ſtaatlicher Beziehung, theils ſtreng, theils wohlwollend, gemacht, um unſern Körper und unſere politiſchen Inſtitutionen zu regeneriren, aber man wird leicht begreifen, daß ſie nicht ausreichend ſind, weil jeder permanent und wohlthätig wirken ſollenden Maßregel reine und uneigennützige Ergebung zu Hülfe kommen muß. Unſere Reformen werden immer werthlos ſein, ſolange ſie mit Menſchen- oder Thierblut beſpritzt ſind; politiſche Revolutionen, Schriften und Debatten immer wirkungslos und entweiht, ſolange Tabak, Alkohol, Fleiſch und die Menge anderer Aufregungen noch durch die öffentliche Meinung ſanctionirt ſind. Es iſt eine zu offenbare Wahrheit, daß keine geſunden oder glücklichen Individuen exiſtiren können, ſolange die moraliſchen und intellectuellen Fähigkeiten durch den Gebrauch ſolcher Artikel abgeſtumpft und verkleinert werden."

Gegen die Einwendung, daß es Beiſpiele ſo vieler gewandter Autoren und Künſtler und religiöſer Perſonen gebe, die dennoch Fleiſch gegeſſen haben, bemerkt der Verfaſſer: „Es wird indeß Niemand zu behaupten wagen, daß Shakſpeare, oder Bacon, oder Johnſon oder Newton die Größe ihres Geiſtes dem Fleiſcheſſen verdankten. Wir wiſſen im Gegentheil, daß ſie zur Zeit ihrer höchſten Blüte, d. h. als ſie ihre beſten Werke ſchrieben, ſich theilweiſe, wenn nicht ganz des Fleiſches enthielten. Dies war beſonders bei Newton der Fall, von dem ohne Uebertreibung geſagt werden kann, daß er niemals dieſe hervorragende Stelle erreicht haben würde, wenn er nicht auf ſo inſtinctive Weiſe dem progreſſiven Geſetze der Diät gemäß gehandelt hätte. Im Studium wie in der Nahrung war er ſeinem Zeitalter beträchtlich voraus."

Wir wären indeſſen begierig, eine Poeſie kennen zu lernen, die nur Pflanzeneſſer zu Urhebern hätte. Der Verfaſſer iſt in einen Materialismus verfallen, der den Menſchen herabwürdigt, indem er der leiblichen Nahrung ſo übertriebenen Einfluß auf die intellectuellen und moraliſchen Fähigkeiten zuſchreibt. Die Nahrung iſt allerdings nicht ohne aufregenden oder ab-

ſchwächenden Einfluß, aber ſie macht nicht den Geiſt und Charakter eines Menſchen. Jeder bringt ſeinen angeborenen Geiſt und Charakter mit auf die Welt und denkt und handelt ihnen gemäß auch bei der allerverſchiedenſten Nahrung. Eine bösartige, verbrecheriſche Natur wird durch Pflanzenkoſt nicht in eine heilige und eine gutartige, tugendhafte durch Fleiſchgenuß nicht in eine teufliſche umgewandelt werden. Der Menſch hat Innerlichkeit und Subjectivität genug, um nicht eine Beute äußerer objectiver Einflüſſe, ſei es des Klimas oder der Nahrung, zu werden. Die moraliſche Freiheit beſteht eben darin, den verderblichen Erregungen von außen, dem herabſtimmenden Einfluß des Leibes auf den Geiſt widerſtehen zu können. Dieſe Freiheit wird nur dann verloren, wenn das Individuum ganz nur ſeinem Leibe, ſeinem Bauche als Gott dient. Der Schweiger, der Trunkenbold, — dieſer geräth allerdings in die Knechtſchaft ſeines Leibes, der Verdauung und Circulation der Säfte. Die Wahrheit iſt alſo dieſe, daß Uebermaß im Genuß des Fleiſches verderblich wirkt. Aber das richtige Maß kann ſeinen demoraliſirenden Einfluß haben. Auch lehrt die Naturbeſchaffenheit des Menſchen, der Bau ſeiner Kauwerkzeuge und ſeiner Verdauungsorgane, daß der Menſch auf Fleiſchekoſt und nicht blos auf Pflanzenkoſt angewieſen iſt.

Populare Medicin.

I.

Erkenne dich ſelbſt! Für dieſen Wahlſpruch, der einſt auf dem Tempel zu Delphi als der geheime Schlüſſel aller Orakel geſchrieben ſtand, hat die neuere Zeit, welche keine Myſterien irgend welcher Wiſſenſchaft mehr duldet, thatig gewirkt, indem ſie das Heiligthum der Medicin ſelbſt in ihren theoretiſchen Theilen dem Publicum erſchloſſen hat. Kein Orakelkundiger iſt klarer und bündiger als Profeſſor Bock in Leipzig, der ſchon vielfach belehrend in Zeitſchriften, jetzt in einem größern Werke: „Das Buch vom geſunden und kranken Menſchen“ (Leipzig, G. Reil. 1855), zunächſt mit der Beſchreibung des menſchlichen Körpers und ſeiner Functionen hervorgetreten iſt. In der That muß man bekennen, daß die Kunſt der Darſtellung hier durch Prägnanz, Faßlichkeit und Beherrſchung des Stoffs vergeſſen läßt, wie ſchwierig, insbeſondere für den nicht praktiſch gebildeten Laien, das Thema an ſich iſt. Der Vortrag iſt ſo lebendig, daß man die Illuſtrationen, welche beigegeben ſind, für überflüſſig halten möchte, wenn nicht eben die Selbſtanſchauung unentbehrlich wäre. Wir verweiſen beiſpielsweiſe auf den Abſchnitt über das Herz, welcher zu den vorzüglichſten gehört. Es iſt gewiß ſtets als eine gute Probe populärer Darſtellungsweiſe zu betrachten, wenn ſie auch Fachmännern genügt, und wir hören allgemein die Verſicherung, daß ſelbſt Aerzte aus manchem Capitel des Bock'ſchen Buchs Belehrung ſchöpfen können.

Der Gang, den Profeſſor Bock nimmt, iſt kurz der, daß er von den Grundſtoffen (Elementen) zu der Verbindung derſelben (organiſche und unorganiſche Beſtandtheile), dann zu den Formbeſtandtheilen, zu den Geweben und Syſtemen anſteigt (wobei allerdings zu bedauern iſt, daß das Nervenſyſtem in Bezug auf neuere Forſchungen etwas zu kurz behandelt iſt) und mit den Verdauungs-, Athmungswerkzeugen, den Sinnesorganen (Haut und Stimme) und der Geneſis ſchließt. Wir enthalten uns einer Abgrenzung unſerer Anſichten von denen des Verfaſſers in Betreff des Materialismus. Wo es ſich einmal um den Körper handelt, muß die Naturforſchung vor allem eine objective und nüchterne ſein. Wer zu ſehr die geiſtige Durchdringung des Stoffs vermiſſen ſollte, der möge ſie aus der vorzugsweiſe realiſtiſchen Individualität des Verfaſſers erklären und aus dem Zwecke des Buchs, dem ſeine ſcharfe und geiſtreiche Weiſe vollkommen entſpricht. Wir erwarten baldigſt den zweiten Theil.

Für Freunde Schleiermacher's.

Profeſſor von Lancizolle in Berlin hat „Ideen, Reflexionen und Betrachtungen aus Schleiermacher's Werken“ (Berlin, G. Reimer, 1854) herausgegeben. Man findet hier die bedeutendſten Gedanken Schleiermacher's über Religion und Sittenleben, Ehe, Familie, Geſelligkeit, Staat, Aeſthetik u. ſ. w. in der Kürze beiſammen. Jeder Gebildete wird darin mit Intereſſe leſen, auch iſt die Terminologie Schleiermacher's für Laien in der Philoſophie nicht zu ſchwierig.

Zum Erwägen.

Wer, wenn er öffentlich ſpricht, darauf bedacht iſt, ſchön reden zu wollen, wird nie ein guter Redner.

* * *

Wer ſich an irgend einem Orte überlebt vorkommt, wechſele den Aufenthalt. Sein Weſen wird neue Triebe ſchlagen.

* * *

Die geheime Miſchung von Liebe und Intereſſe kann kein Scheidekünſtler der Welt in ihre Urbeſtandtheile auflöſen.

* * *

Halbe Freundſchaft iſt läſtiger als Feindſchaft.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 21. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Herzog Alba und eine deutsche Fürstin.

Geschichtlich.

Es war an einem sonnigen Vormittage des erwachenden Frühlings im Jahre 1547. In demjenigen Zimmer des rudolstädter Grafenschlosses, das die herrlichste Aussicht auf das Saalthal darbot, saß eine Frau, schon in den mittlern Jahren, in sorgfältiger, aber nicht prunkender Kleidung, dafür aber mit einer Hoheit in ihrem ganzen Wesen, vor welcher jeder Fremdling, der die Herrin des Landes suchend in das stille Gemach getreten wäre, ohne weiteres sich verbeugt haben würde, gewiß, daß er in der vollen Gestalt mit dem edeln Angesicht und dem geist- und seelenvollen Auge keine Andere vor sich hätte als Katharina von Schwarzburg, Witwe des im Jahre 1538 verschiedenen Grafen Heinrich XXXVII.

Sie bedurfte der Erhebung, die sie aus der Bibel entnahm. Denn so lockend die Frühlingssonne darauf hinschien, so trübe war die Zeit für alle Deutsche, denen des Vaterlands Heil am Herzen lag. Mit großer Heeresmacht war Karl V., der, obschon Deutschlands erwähltes Oberhaupt und ein staatskluger Herr, doch unfähig war, den deutschen Geist zu verstehen, herangezogen gegen den zur Wahrung deutscher Geistesfreiheit zu Schmalkalden geschlossenen Bund der evangelischen Stände und drohte diesem und dem von ihm beschützten Gute den Untergang. Den Erbfehler der Deutschen, die Uneinigkeit der Bundesglieder, sich zunutze machend, hatte er erst die oberdeutschen Fürsten und Stände, die zum Bunde gehörten, unterworfen und war nun nach Sachsen vorgedrungen, hier des Bundes Haupt und Kern anzugreifen. Noch war der entscheidende Schlag nicht geführt, aber ängstlich waren die Blicke aller Evangelischgesinnten nach den Ufern der Elbe gerichtet, wo die blutigen Würfel fallen sollten.

Zu den Evangelischen gehörte auch Gräfin Katharina von Schwarzburg. Hatte sie doch als zarte Jungfrau schon Ohr und Herz dem Lichte erschlossen, war sie doch dann als Heinrich's Gattin unermüdlich thätig gewesen für seine Verbreitung, hatte sie mit diesem doch dem Zorn und den Verfolgungen seines Vaters muthig Trotz geboten und, wo sie gekonnt, verfolgten Gesinnungsgenossen Schutz und Unterstützung gewährt. Natürlich, daß sie an dem Ausgange des verhängnißvollen Kampfes den lebendigsten Antheil

nahm, wenn auch der Fürsten Uneinigkeit sie abgehalten hatte, sich offen an dem Kampfe zu betheiligen. Mit den bängsten Ahnungen war ihr Herz erfüllt, daß jeden Augenblick die Nachricht eintreffen könnte, Johann Friedrich von Sachsen wäre aufs Haupt geschlagen und die Sache des Bundes verloren. Waren schon diese Aussichten geeignet, sie tief zu bekümmern, so kam noch dazu der Schmerz über die Handlungsweise ihres eigenen Neffen und Erben, des Grafen Günther XL., nachmals genannt „mit dem fetten Maule", welcher, obgleich der Reformation zugethan, doch der evangelischen Sache den Rücken und sich des Kaisers Fahnen zugewendet hatte.

Gegen diese Bekümmernisse hatte sie eben ihre Zuflucht zur Heiligen Schrift genommen, als sich ihr zweiter Neffe, Graf Heinrich, Günther's Bruder, bei ihr anmelden ließ. Ein hochgewachsener junger Mann von feinen, fast weiblichen Zügen, mit großen, schwärmerischen, beinahe schwermüthigen Augen. Mit zarter Ehrerbietung begrüßte er die Verwandte, die ihn freundlich willkommen hieß. Ich bin glücklich, sagte er voll Zärtlichkeit, wenn ich bei Euch sein kann. Könnt' ich es doch immer sein! — Mein guter Heinrich, erwiderte Katharina voll Milde, Ihr solltet bei der frischen Rose suchen, was Ihr bei mir irrthümlich zu finden meint — bitte, seht mich nicht so traurig an — Ihr wißt, es thut mir weh — ich hab' Euch so lieb wie nur eine Mutter kann — als Kind schon waret Ihr der kinderlosen Frau ein lieber Sohn — laßt es so, mein lieber Heinrich — kommt, laßt uns hinaustreten auf den Altan und uns der lieben Frühlingsluft und Gottes milder Sonne erfreuen.

Der junge Mann, der zu der noch immer anmuthigen Wittwe eine tiefe Neigung hatte, folgte ihr durch die nahe Thür hinaus auf den bezeichneten Platz. Hier ergriff sie seine Hand, suchte ihn von seinen Träumereien abzubringen und sorgte für einen Imbiß. Als er von neuem seine Werbung begann, sagte sie: Ich, die alternde Frau, kann mich nicht berufen achten, an Euch, dem Jüngling, die schönste Sendung des Weibes zu vollführen. Wir würden uns Beide nur elend machen, gäbe ich Euern Wünschen nach. Darum, lieber Heinrich, beschwör' ich Euch — sucht Euch unter der blühenden Jugend eine passende Genossin — Ihr würdet mich — unendlich beglücken, führtet Ihr mir bald eine holde Braut zu. Bekämpfet das Gefühl, das mich zwar hoch ehrt, aber auch schwer bekümmert, da ich es nicht erwidern darf. Der Jüngling sprach von seiner Absicht, ins Feld zu ziehen. Ich kann Euern Entschluß nicht tadeln, sagte Katharina, er ist gewissermaßen eine Sühne, die unser Haus der guten Sache schuldet für die Unbill, die Euer Bruder an ihr begangen. Dennoch muß ich Euch rathen, Euch und Euer Land nicht unbedacht ins Unglück zu stürzen. Leider steht die Sache des Schmalkaldischen Bundes durch seiner Fürsten Schuld jetzt so, daß an einen glücklichen Ausgang des Kampfes nicht mehr zu denken ist. Und was den Bundesgliedern dann bevorsteht, wenn der Kaiser das Feld behält, das kann Ihr Euch denken. Der Stab Wehe wird über ihren armen Unterthanen erbarmungslos geschwungen werden. Deshalb wollt' ich Euch bitten, wenigstens die nächsten Ereignisse abzuwarten. Sollte eine günstige Wendung der Dinge eintreten, so mögt Ihr in Gottes Namen ziehen. Hättet Ihr Macht genug, selbst eine solche Wendung herbeizuführen durch Eure Theilnahme am Kampfe, so würde ich Euch dazu nur antreiben; allein so muß ich um Eurer Unterthanen willen zum Aufschub mahnen.

In diesem Augenblicke wurde die Aufmerksamkeit Beider durch den Hufschlag eines Rosses nach der Straße gelenkt, die von der Stadt zum Schlosse führte. Ein Reiter kam im Galopp herangesprengt und hielt bald am äußersten Thore der Burg. Bangend ging Katharina ihm entgegen. Der Bote brachte ein Schreiben von Saalfeld, worin ihr gemeldet wurde, daß am 24. April der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen bei Mühlberg geschlagen und gefangen worden, der Kaiser gen Wittenberg vorgerückt sei und dieses belagere, in diesem Augenblicke vielleicht es schon genommen hätte. Es sei Gott und

ädig' sagte Katharina, ihrem Neffen das Schreiben reichend, nach menschlicher Berech-
ung ist es nun um die evangelische Sache geschehen. Das ist die Frucht des Hasses
r Fürsten, zum Theil auch des Eigensinns um Worte und Formeln. Der Sieg konnte
s nicht fehlen, wenn alle Protestanten, gleichviel ob Augsburgischer oder Schweizer
onfession, fest und einmüthig zusammenhielten und nach Einem Plane, unter Einem
unzte dem Feinde widerstanden.

Noch geb' ich nicht Alles verloren, bemerkte Heinrich, noch steht Philipp von Hessen
rüstet, und hoffentlich schart sich nun, was noch nicht vom Schwerte des Siegers ge-
offen, um seine Fahnen zu mannhaftem Widerstande. Ich selbst führe meine Schar dem
andgrafen zu; edle Frau, diese Nachricht ist eine dringende Mahnung, nicht zu säumen,
ein Leben der Sache des Evangeliums zu weihen.

Beschließen wir nichts von solcher Wichtigkeit im ersten Sturm, sagte Katharina
ann hieß sie den Boten abtreten und bei der Dienerschaft weitern Bescheids gewärtig
sein. Hierauf wendete sie sich wieder zu ihrem Neffen. Kommt, lieber Heinrich,
gte sie, setzt Euch zu mir zur Berathung, was wir als Regenten unserer kleinen Länder
thun haben. Die protestantischen Stände in Schwaben und Franken haben sich dem
aiser unterworfen und Ulrich hebbte geschworen, ihnen sind die rheinischen und westfälischen
undesglieder gefolgt, Brandenburg hat sich vom Bunde losgesagt, von den Häusern
raunschweig sind die mächtigsten auf Seiten der Liga; Kursachsen, des Bundes Heer,
überwunden, nur Hessen und einige Städte stehen noch da, Trümmer des einst so ge-
altigen Bundes. Entmuthigt, hoffnungslos, der gänzlichen Vernichtung gewärtig, sieht
den Rest seiner Streiter und gegenüber den Kaiser mit zahlreichem Kriegsvolk, stärker
je, ja unüberwindlich durch Moritz' von Sachsen gewaltigen Kriegergeist und durch
Muth und das Vertrauen, welche erfahrenes Waffenglück jedem Heere einflößt. Und
r hofft noch auf einen Sieg unserer Sache? Ich nicht. Doch ja — ich hoffe auch, daß
gerechte Sache zuletzt doch triumphiren werde, aber nicht in diesem Augenblicke, nicht
ch unsere Waffen, sondern allein durch Gottes Walten in den Geistern der Menschen.
nsere ganze Sorge gehört jetzt unserm Lande. Für dieses laßt uns handeln, für dieses
s wo möglich selbst das Schlimme zum Guten lenken. Wir müssen vor allen Dingen
en zuverlässigen Boten in das kaiserliche Lager vor Wittenberg an Euren Bruder ab-
den, daß er uns einen Schutzbrief für unsere Lande beim Kaiser auswirkt. Denn da
ser nun gegen den Landgrafen Philipp sich wenden wird, so müssen wir des Durch-
rches seiner Scharen durch diese Gegend gewärtig sein, und wehe dann dem friedlichen
inger und Landmann vor dem fanatischen Kriegsvolk der Liga, wenn wir uns nicht
er des kaiserlichen Schutzes versichert haben. Und das können wir nur durch Euren Bruder.

Ihr habt Recht, stimmte Heinrich bei, und ich will der Bote sein, der Euch den
hutzbrief bringt. Die Sache leidet keinen Aufschub, ich bin zur Reise gerüstet und eile,
geleitet von meinem Kunz, gen Wittenberg.

Mein theurer junger Freund, rief Katharina bewegt, wie rührt mich diese Bereit-
illigkeit! Euch davon zurückzuhalten kann nicht mein Wille sein, mein bester Segen wird
ch begleiten! Der Graf nahm voll Innigkeit Abschied. Erst als sein Roß ihren Blicken
nglich entschwunden war, verließ sie den Altan.

Wittenberg folgte bald dem Schicksale seines Herrn, nur daß der Sieger es nicht
ch diesem gebunden mit sich fortführen konnte, und nun war allerdings sein Plan, sich
gen Philipp von Hessen zu wenden. Zwar wurde dieser durch seinen Schwiegermann,
ritz von Sachsen, bewogen, sich dem Kaiser freiwillig zu unterwerfen, wozu er ihm
ch Halle entgegenreiste; aber seine Unterwerfung hinderte nun weder seine eigene Ver-
ftung, noch die Besetzung seines Landes durch kaiserliche Truppen. Diese zogen demnach
ter Herzog Alba durch das Saalthal nach Oberhessen. Ihre Spur bezeichneten brennende

Dörfer, der Jammer und das Wehgeschrei der beraubten und mißhandelten Bewohner war ihre Nachhut; die Gerüchte von den Gräueln der Verwüstung, die sie anstifteten, überflügelten ihren Vortrab.

Gräfin Katharina von Schwarzburg vernahm sie mit tiefem Schmerz, aber wegen ihrer eigenen Unterthanen war sie außer Sorgen, denn sie besaß in des Kaisers Schutzbrief, den ihr Neffe ihr richtig ausgewirkt hatte.

Dieser war nach einem höchst eiligen und anstrengenden Ritt mit dem erwünschten Document bei guter Zeit zurückgekehrt und hatte nun zu Katharinens persönlichem Schutze bei dieser zurückbleiben wollen, allein sie war darauf bestanden, daß er sich nach Sondershausen verfügte, um dort das Regiment zum Besten seiner Unterthanen selbst zu führen. Vertraute sie für ihre Person doch vollkommen Gott und dem kaiserlichen Gelöbniß.

Indessen traf sie mancherlei Vorkehrungen, um jedem möglichen Unheil zu begegnen, namentlich ließ sie die Brücke über die Saale bei Rudolstadt abbrechen und weiter aufwärts, in einer unbewohnten Gegend aufschlagen und ordnete das Verpflegungswesen für die durchziehenden Truppen in einer Weise, daß diesen keinerlei Vorwand zur Eigenhülfe blieb. So glaubte sie der Ankunft der gefürchteten Gäste mit Ruhe entgegenblicken zu können.

Nicht so ihre Unterthanen. Diese trauten dem kaiserlichen Schutzbriefe nur halb und kaum nahte sich der Vortrab des spanischen Heers der schwarzburgischen Grenze, als viele Landleute auch schon die Flucht nach den Städten ergriffen. Katharina suchte ihnen vergebens ihre eigene Zuversicht einzuflößen und wie sie sah, daß die Flucht immer allgemeiner wurde, sodaß die Städte kaum Raum genug darboten, öffnete sie den Flüchtigen ihre Schlösser, namentlich ihr eigenes Residenzschloß, das bald von Landleuten überfüllt war, indem sie für ihre Person sich auf ein einziges Wohn- und ein Schlafgemach beschränkte. Dabei weerte sie sich nicht vornehm von ihren Nothgästen ab, sondern bewegte sich unter ihnen, so oft es ihre Zeit gestattete, ermunterte, tröstete und theilte mit ihnen, was sie hatte.

Da erschien eines Morgens ein spanischer Reiter im Schlosse und kündigte der Gräfin an, daß in wenig Stunden der Feldherr Herzog Alba sammt dem Herzog von Braunschweig in Rudolstadt einzutreffen und der Herrin des Landes einen Besuch abzustatten gedächten.

Katharinen kam dieser Besuch um so ungelegener, als sie es auf eine förmliche Einquartierung abgesehen glaubte und sie sich daher genöthigt sah, einen Theil ihrer eingeborenen Gäste auszuquartieren, was sie tief betrübte. Als sie den armen Leuten diese Nothwendigkeit eröffnete, trat eine Anzahl kernhafter Männer vor und erklärte, zwar aus den gräflichen Gemächern, die so nicht für sie gemacht wären, weichen zu wollen, aber nimmermehr aus dem Burgfriede. Sie wollten gern in Ställen und Scheuern hausen, so sie nur in der Nähe ihrer lieben Herrin bleiben dürften, um sie nöthigenfalls mit ihrem Leben zu schützen. Um der Liebe dieser Treuen eine Genugthuung zu geben, befahl Katharina ihrem Schloßhauptmann, die Leute in den Wirthschaftsgebäuden so gut als möglich unterzubringen und sie aus der Rüstkammer mit Montur und Waffen zu versehen, damit sie auch wirklich das Ansehen einer Schutzwache erhielten.

Noch waren die angesagten Gäste nicht erschienen, als reitende Boten über den Wald her kamen und der Gräfin die Nachricht, selbst eine schriftliche Meldung brachten, daß die durchziehenden Truppen mit der ihnen gereichten Verpflegung nirgends sich begnügten, sondern in die Gehöfte der Landleute einbrächen, ihnen ihr Vieh raubten und tödteten und Plünderungen aller Art verübten. Vergebens habe man sich auf den kaiserlichen Schutzbrief berufen; selbst bei dem Feldherrn hätte man umsonst Klage geführt. Zitternd vor Entrüstung vernahm Katharina diese Botschaft. War sie vom Kaiser betrogen worden oder

wurde ſie es nun von ſeinem Feldherrn? Muthig ſprach ſie zum Schloßhauptmann: Es ſcheint, daß wir von unſerer Leibwache einen heilſamen Gebrauch zum Beſten des Landes werden machen können. Die beiden Herzöge werden nur in Begleitung zweier Offiziere kommen; ich werde ihnen in dem Zimmer zunächſt dem Ahnenſaale ein Frühmahl anrichten laſſen. Verriegelt dieſen Saal von innen und führt unſere Leute, ſobald ſie eingekleidet ſind, hinein. Ihr habt unter Georg Frundsberg gedient und werdet verſtehen, den wackern Burſchen in aller Eile eine etwas kriegeriſche Haltung zu geben. Haltet Euch mit ihnen meines Winkes gewärtig. Sowie Ihr mich heftig reden und dazu drei mal mit dem Fuße auftreten hört, entriegelt Ihr die Thür und marſchirt in Ordnung zu meinem Beiſtande im Speiſezimmer auf. Der Hauptmann ſtaunte, wollte widerſprechen, aber Katharina gab kein Gehör. Sie eilte, die nöthigen Anſtalten zum Empfang und zur Bewirthung ihrer Gäſte zu treffen.

Dieſe ließen nicht lange auf ſich warten. Ehe die Sonne noch das Saalthal in ſeiner ganzen Breite beſchien, nahte ſich ein berittener Kriegshaufe der Stadt, und vier Reiter, offenbar von höherm Range, ſonderten ſich hier von den Uebrigen ab und ritten dem Schloſſe zu. Da erſchien nun der Mann, der, ſchon jetzt ein gefürchteter Feind, ſpäter ſeinen Namen mit ſo blutigen Zügen in die Geſchichte der Menſchheit eintragen ſollte, der Herzog Alba, Kaiſer Karl's V. erſter Feldherr, wie nachmals die verhängnißvolle Geißel der Niederlande in des finſtern Philipp Hand; dieſer erſchien da jetzt in der friedlichen Reſidenz einer deutſchen Regentin, der alles Blutvergießen ein Gräuel und deren einziges Streben dahin gerichtet war, den Menſchen wohlzuthun und der Welt das Beiſpiel einer chriſtlichen Fürſtin zu geben. An der Seite des Herzogs befand ſich ein ſchöner Mann mit krauſem braunem Haupt- und Barthaar, eine kräftige Geſtalt mit mächtigen Schultern, aber auch breitem Stiernacken und ſinnlich-leidenſchaftlichem Ausdruck: Heinrich II. der Jüngere, Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel, bekannt als wilder Gegner Luther's, Buhle der ſchönen Eva von Trott, die ſich ihm zu Liebe todtſagen ließ und für todt gehalten auf dem Schloſſe Staufenburg im Harz in tiefſter Abgeſchiedenheit allein ihrem Geliebten und den Sprößlingen ſeiner Leidenſchaft lebte — ein Mann, der die Lehre Luther's ebenſo eifrig verfolgte, als ſein Vetter von Lüneburg, Ernſt der Bekenner, ſie vertheidigte. Er kam aus der Gefangenſchaft zu Ziegenhain, worin ihn Philipp von Heſſen ſeit einem Jahre (nach dem Treffen bei Kloſter Höfelen) gehalten hatte.

Mit ihren Begleitern wurden dieſe Feldherren in das Empfangszimmer der Gräfin eingeführt, die ſie in ſtandesmäßiger Kleidung mit der ihr eigenen Würde empfing. Alba ſagte ihr mit ſpaniſcher Grandezza nur wenig Worte der Entſchuldigung, indeß Herzog Heinrich, die herrliche Geſtalt leidenſchaftlich meſſend, ſogleich begann: Ich habe Euer Thüringen immer rühmen hören als eine Art Wunderland, voll von Schätzen für Auge, Herz und Geiſt, und jüngſt erſt bin ich einem Manne aus Welſchland begegnet, der aus Euren Bergwerken kam, und auf meine Frage, was er hier geſucht, mit verſicherte, das ſei das Land der Feen, die goldenen Thau über jedes Geſtein ausgoſſen — jetzt glaub' ich ihm.

Und im Harz, erwiderte die Gräfin lächelnd, ſoll es verzauberte Schlöſſer mit lebendigen Weſen geben, welche die allzu empfindſamen Männer von der Seite ihrer Gattinnen hinwegglocken in ihre geheimnißvollen Grüfte zu wunderſamen Todtenexzeſſen. So ſcherzend ging man zu Tiſch. Bald ließen die hungerigen wie durſtigen Kriegsmänner ſich vortrefflich munden, was Katharinens Küche und Keller boten. Der ſpaniſche Adjutant ſagte zu dem franzöſiſchen des Herzogs Heinrich: Ich habe mir dieſes Deutſchland immer als ein wildes, unwohnliches und unwirthbares Land vorgeſtellt, aber ich finde, daß es darin leidlich leben läßt. Darauf erwiderte der Franzoſe: Es geht zwar nichts über in Frankreich, aber es fehlt wenig, daß ihm Deutſchland in zwei Dingen den Rang läuft, in Betreff des Waidwerks und der Frauen.

Katharina war im Innern mit wichtigern Dingen beschäftigt, als auf alle Scherze dieser wilden Naturen einzugehen. Zudem nahm in dem Augenblicke, wo der Franzose sprach, ein Geräusch, das wie Rosshufschlag auf dem Hofe an ihr feines Gehör drang, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie wäre gern hinausgeeilt, sich zu überzeugen, ob sie recht gehört, aber ihr war daran gelegen, jede Störung des Mahls und der einmal geweckten heitern Stimmung zu vermeiden. So blieb sie ruhig und anscheinend nur mit der Unterhaltung ihrer Gäste beschäftigt an ihrem Platze. Mit großer Befriedigung sah sie eine Schüssel nach der andern und Humpen nach Humpen leer werden, die beiden Adjutanten immer geschwätziger, den Herzog Alba immer gesprächiger und Herzog Heinrich immer zudringlicher. Katharina ging auf seine Scherze ein, ohne ihrer Würde das Mindeste zu vergeben und gewann so dem stolzen Spanier eine immer entschiedenere Hochachtung, dem lebenslustigen Braunschweiger ein immer feurigeres Wohlgefallen ab. Endlich erinnerte Alba daran, daß es Zeit sei, sich dem Reize der Unterhaltung mit der liebenswürdigen Dame zu entziehen. Die Adjutanten stürzten in der Hast noch ihre Becher hinab und erhoben sich von ihren Plätzen. In diesem Augenblicke verschwand ein Diener in das Vorzimmer und kehrte gleich darauf mit der Meldung zurück, es wäre ein Bote da, welcher Ihrer Erlaucht ein Schreiben zu überreichen hätte. Katharina bat ihre Gäste um die Erlaubniß, den Boten in ihrer Gegenwart empfangen und abfertigen zu dürfen. Und da man nichts dagegen einwenden konnte, so befahl sie, den Mann ihr vorzuführen. Sie nahm dem Eintretenden das Schreiben aus der Hand, öffnete und durchflog es rasch. Ihr Antlitz verdüsterte sich und zur Tafel zurücktretend, sagte sie: Durchlauchtigste Herren! In guter Stunde hat Gott Euch in mein Haus geführt; denn soeben werde ich um Hülfe und Gerechtigkeit in einer Sache angegangen, die Ihr zu schlichten Macht habt. Ja, Ihr könnt mich aufs äußerste verpflichten, wenn Ihr einen Act der Gerechtigkeit üben wollt! Hier zeigt mir einer meiner Amtleute an, daß die unter Ew. Durchlaucht stehenden Truppen, beim Durchmarsch durch die Dörfer des Amts, weit entfernt sich mit der geordneten Verpflegung zu begnügen, in die Höfe der Landleute eingebrochen sind, sich ihres Zuchtviehs bemächtigt und es entweder auf der Stelle getödtet oder mit fortgeführt, auch sonst Plünderungen und Mißhandlungen der Leute sich haben zuschulden kommen lassen. Hier — und sie ging rasch nach einem Pfeilertisch, von dem sie ein bereitgelegtes Schriftstück nahm — hier ist ein Schutzbrief Sr. kaiserlichen Majestät, der mich und mein Land gegen jede Belästigung durch die Truppen sicherstellen soll. Ich habe gethan, was die Billigkeit nur fordern kann, habe für reichliche Verpflegung der durchziehenden Truppen, die natürlich nicht hungern können, Sorge getragen, und gleichwol beraubt und mißhandelt man meine Unterthanen gegen Sr. kaiserlichen Maj. klaren ausdrücklichen Willen und Befehl. Ich fordere von Euch im Namen des Kaisers Hülfe und Recht.

Gnädige Frau, entgegnete Alba, ich bedaure das Vorgefallene von Herzen, aber wie kann ich helfen? Ich kann das todte Vieh nicht auferwecken, noch die mitgenommenen Ochsen in ihre Ställe zurücktreiben.

Aber es steht in Eurer Macht, versetzte die Gräfin, meine Unterthanen vor fernern Unbilden zu schützen und den Geschädigten Ersatz zu leisten.

Dann hätte ich viel zu thun, erwiderte Alba; laßt Euch des Pöbels Geschrei nicht so sehr zu Herzen gehen, gnädige Frau; Euch und Eurer Umgebung soll bei Gottes Blut kein Haar gekrümmt werden, allein was das Plündern am Volke betrifft, so ist das nun einmal Brauch im Kriege. Es ist billig, daß der Soldat, nachdem er sein Leben gewagt und tausend Mühseligkeiten getragen, auch wieder seine guten Tage hat. Das Plündern nach dem Siege verbieten, hieße unsern besten Streitkräften den Abschied geben.

Herr Herzog! Ich fordere kraft meines kaiserlichen Schutzbriefs Genugthuung und Schutz für mein Volk, das Ihr Pöbel zu nennen beliebt und ohne das wir noch nicht

hätten, waren wir auch nur einen Tag unſer Leben ſicherten. Ich hoffe, Ihr werdet gerecht ſein — bei dieſen Worten gab ſie das verabredete Zeichen und in dieſem Augenblick öffnete ſich eine der Seitenthüren und herein trat ein gharniſchter Ritter mit geſchloſſenem Viſir, gefolgt von einem halben Dutzend vom Kopf zum Fuß gewappneter Knappen, welche die Tafel umringten, ehe die erſtaunten Gäſte ſich deſſen verſahen. Aber dieß war nur die Vorhut der ihnen drohenden Macht, dem Schloßhauptmann geführt folgte ein zweiter, weit ſtärkerer Haufen, der in gemeſſenem Schritte längs den Wänden aufmarſchirte und ſo eine zweite Mauer innerhalb der ſteinernen bildete, welche jeden Gedanken an ein Entrinnen oder Zeichengeben durch das Fenſter nach der Stadt hinab zurückwies. In ihrer ganzen Hoheit ſtand jetzt die Gräfin vor den betroffenen Feldherren und rief mit weiter leuchtenden Augen: „Meinen Unterthanen ihr Recht, Ihr Herren! oder, bei Gott, Fürſtenblut für Ochſenblut!“ *)

Alba erblichte, die Hauptleute zitterten, den Braunſchweiger überwallte die Scham. Die Situation überſehend, war er der Erſte, der ſich faßte: Laßt uns noch einen Becher leeren auf das Heil der deutſchen Frauen, ſagte er lachend zu ſeinen Gefährten, und dann in Frieden von dem Orte ſcheiden, wo wir eine ſo köſtliche Stunde genoſſen haben. Der Herzog verbürgt ſein Wort. Die Kriegskaſſe der Welfen wird die Ochſen bezahlen.

Auf dieß Wort eines deutſchen Fürſten vertraute Katharina. Die Begleiter gaben ſchriftlich die nähern Befehle.

Ich hatte einen Ausfluß nach der Schwarzburg gemacht, ſagte nach dem Abzug des ganzen Troſſes Heinrich von Sondershauſen — er war der ſchwarze Ritter —, da vernahm ich von dem Waldmeiſter, der Herzog Alba ſei auf dem Wege nach Rudolſtadt. Das Schlimmſte für Euch von dieſem Unheile fürchtend, ritt ich mit meinen Jägern ſporenſtreichs hierher, wo ich noch zu rechter Zeit ankam, um mich an die Spitze Eurer Leibwache zu ſtellen. Ich legte raſch eine Rüſtung aus Eurer Waffenkammer an, ließ meine Jäger ſich waffnen und geſellte mich mit ihnen geräuſchlos zu Euren Leuten.

Mein guter, theurer Heinrich! ſagte Katharina tief bewegt ihm ihre Hand reichend, vor Erſchöpfung nach der Anſtrengung faſt zuſammenbrechend, was Ihr Euch für Sorge und Mühe um mich macht! Aber Eure Hand glüht — Euer Puls geht wie im Fieber — iſt Euch nicht wohl, Heinrich?

In demſelben Augenblicke wurde der Jüngling todtenbleich, er wankte und ſank ohnmächtig in die Arme der beſtürzten Frau. Dieſe rief zweien ſeiner Jäger, beſeitigte mit ihrer Hülfe die ſchwere Rüſtung und ließ ihn in ihr Wohnzimmer auf eine weiche Ruhebank bringen, wo ſie ſich Mühe gab ihn ins Leben zurückzurufen. Es gelang ihr, ſein mildes Auge leuchtete ihr bald wieder entgegen, er drückte ihr innig die Hand. Der ſchwarze Ritt hatte ihn ſo angegriffen, wie er ſagte, aber es werde bald vorüber ſein. Doch Katharina ſann nach einer Weile ſeine Stirn mit kaltem Schweiß bedeckt und ſeinen Puls von neuem fieberhaft. Er wollte ſich erheben, um ihre Beſorgniß zu zerſtreuen, aber er vermochte es nicht, er war matt zum Tode. Katharina ſetzte ſich an ſeine Seite, er umklammerte ihre Hand und bedeckte ſie mit Küſſen. Er flüſterte: Es muß ſchön ſein, unter Euren Händen zu ſterben, wenn man nicht an Eurer Seite leben kann. — Sprecht nicht ſo, theurer Freund! bat ſie, Ihr thut mir weh damit. Ihr müßt leben zum Beſten Eures Landes!

Katharina ließ den heftig Erkrankten in ein benachbartes Schlafzimmer bringen, wo ſie ihn der einſtweiligen Obhut ſeines Leibjägers übergab, von dem ſie erfuhr, daß Heinrich ſchon ſeit der wittenberger Reiſe gekränkelt, ja unmittelbar nach derſelben einen Blutſturz gehabt hatte. Als ſie in ihrem Gemach allein war, warf ſie ſich auf ihre Knie, dankte Gott für den Beiſtand, den er ihr zum Beſten ihrer bedrängten Unterthanen ge-

*) Geſchichtlich.

leiſtet hatte; dann aber empfahl ſie ihren Neffen ſeinem Schutz und bat um Erleuchtung ihres Geiſtes, wenn es ſein Wille ſei, daß ſie dem mächtigen Zuge ihres Herzens zu dem des Jünglings folgen ſollte.

Heinrich verfiel in eine ſchwere Krankheit. Katharina pflegte ihn auf das zärtlichſte; jede Stunde, welche ihr die Sorge für die allgemeine Wohlfahrt nur übrigließ, war ihm gewidmet. Als er in Todesgefahr ſchwebte, gelobte ſie in heißer Angſt, falls er der Gefahr entginge, ſeinen Wünſchen keinen Widerſtand mehr entgegenzuſetzen. Die Gefahr ging vorüber, ſie rüſtete ſich, ihr Gelübde zu erfüllen. Da ſtand Heinrich vom Siechbett auf, an ihrer Hand begrüßte er zum erſten mal wieder die freie Natur. Er war ganz Dank, ganz Verehrung, ganz Hingebung gegen die herrliche Frau. Als ſie aber mit ihm unter einer Linde mitten im Garten ſaß und er ihre Hand erfaßte, ſie an ſeinen Mund führte und dann an ſein Herz preßte — bebte das ihre vor der nahenden Entſcheidung, vor dem endlichen Siege der Leidenſchaft. Aber furchtbar erklang ihr das Wort, als mit einer Thräne im Auge Heinrich ſprach: Gott, laß mich ſo gut, ſo groß werden, wie — meine theure Mutter hier! Und zu ihr gewendet, fügte er hinzu: Nicht wahr, gnädige Frau — Ihr nehmt mich ganz an Sohnes Statt an und bleibt mir, was Ihr mir immer ſein wolltet — verzeihend, daß ich je mehr — oder weniger von Euch begehrte?

Durch Katharinens Bruſt ſchrie ein ſchriller Ton, wie wenn tauſend Saiten eines Saitenſpiels von wilder Hand zertrümmert wurden — einen Moment ſtand ihr Volk ſtill und alle Farbe wich von ihrem Antlitz, es zuckte ein Weh durch ihre Seele, wie ſie noch keins empfunden — aber einen Augenblick nur verlor ſie die Herrſchaft des Geiſtes, im nächſten legte ſie ihre Hand ſegnend auf das Haupt des Jünglings und ſprach: Gott erhalte Euch mir, mein vielgeliebter Sohn! — Auf dem Krankenlager hatte ſich die Leidenſchaft des Jünglings in kindliche Ehrfurcht verwandelt. Heinrich hauchte aber ſeine Seele ſchon nach wenig Monaten in den Armen der edeln Frau aus. Ihr Schmerz war ein milder, reiner, durch keine Reue und keine Enttäuſchung getrübter. Verklärt durch dieſe innern und äußern Erfahrungen konnte ſie noch manches Jahr ihrem landesmütterlichen Beruf mit Segen leben, den, ſo klein das Land ihrer Sorge war, die Geſchichte in ihren Annalen verzeichnet hat.

A. P.

Ueber Auswanderung nach Braſilien.

II.

Die Colonie San-Leopoldo iſt die bevölkertſte und blühendſte des Reichs. Sie liegt an den Ufern des Rio des Sinos, faſt 5° ſüdlicher als Dona Franziska und iſt von etwa 11,000 Deutſchen bewohnt. Der günſtigen Lage an dem genannten ſchiffbaren Fluß, der geeigneten Beſchaffenheit des Bodens zum Landbau, der Nähe des Marktes der Hauptſtadt und insbeſondere der ausdauernden Arbeitſamkeit und Geſchicklichkeit der Bewohner in Anfertigung von verſchiedenen Fabrikaten verdankt die Colonie die Fortſchritte, die ſie gemacht. Auch die von Seiten der Regierung gewährte Unterſtützung iſt dankbar anzuerkennen, indem es durch offizielle Berichte erwieſen iſt, daß in einem Zeitraume von ſieben Jahren (von 1825—32) die bedeutende Summe von etwa 352,000 Thalern aus der Landeskaſſe für dieſe Colonie aufgewendet worden iſt. Die Bodencultur iſt im erfreulichen Fortſchritte, und wenn auch Roggen und Weizen nicht gedeihen, ſo kommen doch Zuckerrohr, Mais, Kartoffeln u. ſ. w. vortrefflich fort. Die an den Ufern des kleinen ſich mit dem Rio des Sinos vereinigenden Fluſſes San-Maria gelegene Colonie Mundo Nova iſt im glücklichen Wachsthume begriffen. Die im Jahre 1849 in dem Municipio des Rio Pardo begründete Colonie Santa-Cruz erfreut ſich eines guten Bodens, aber keiner ſo günſtigen Lage wie Mundo Nova, denn es mangelt ihr die Nähe

eines schiffbaren Flusses. Die Colonie Pedro in der Municipalität Pelotas war ein schlecht überlegtes Unternehmen. Die Colonie Monte Bonito erfüllt ebenfalls nicht die gehegten Wünsche.

Die Colonie Dona Franziska in der Provinz Santa Catharina wurde vor mehren Jahren durch den Hamburger Colonisationsverein auf einem ihm vom Prinzen Joinville unentgeltlich überlassenen Flächenraum von neun Quadrat Leguas gegründet und liegt in einer Gegend, deren Boden im Allgemeinen fruchtbar, der Bewässerung zugänglich und deren Klima im Allgemeinen gesund geschildert wird. Die bisjetzt noch kleine und nur von etwa 1000 Personen bewohnte Colonie kann einer gedeihlichen Zukunft entgegengehen, wenn die mit derselben verknüpften und auch wohl sich vertragenden Handelszwecke, Zugang zu den großen Schätzen des innern Brasilien zu gewinnen, nicht auf Kosten der Colonisten verfolgt werden. Der Hamburger Colonisationsverein hat bisjetzt trotz vieler ihm entgegentretender Schwierigkeiten seinem Zwecke entsprochen und wird auch für die Zukunft seine „dornenvolle Bahn" auf ehrenvolle Weise zu verfolgen wissen. Die mannichfach gegen ihn geschleuderten Anfeindungen wird der ruhige, aber sichere Fortschritt der Colonie am besten widerlegen, besser als die von dabei interessirten Personen periodisch erlassenen Lobeserhebungen, von denen z. B. diese junge im Entstehen begriffene Colonie „alle Vorzüge aufs vollkommenste darbiete, Landbau und landwirthschaftliche Gewerbe (!) blühen, die dort im ersten Jahre von den unbemittelten Einwanderern nothwendig zu ertragenden Entbehrungen und Anstrengungen nirgendwo geringer, in Nordamerika z. B. weit bedeutender seien u. s. w." Derartige phantastische Berichte dürften mehr schaden als nützen; denn sie zaubern ein glänzendes Traumbild vor die Augen, welches in der Wirklichkeit in Täuschung zerfließen und nothwendig Mißtrauen zurücklassen muß. Personen, welche eben bei dem allgemeinen Unternehmen nicht betheiligt, daher die Wahrheit nur halb zu sagen nicht genöthigt sind, sprechen sich durchaus nicht so durchweg lobend aus, und wenn wir zu dessen Beweis einen Auszug eines dort gewesenen deutschen Offiziers über die Verhältnisse der Colonie im Jahre 1852 folgen lassen wollten, so könnten wir dadurch der Colonie weit mehr zu nützen hoffen als jene enthusiastischen oder allzu egoistischen Freunde. Theils unpassende Vertheilung, alle eigene Schuld, theils die oft geringe Fruchtbarkeit des Bodens, hauptsächlich aber die große Menge von Feldmäusen und häufige Ueberschwemmungen hatten die Colonisten im Jahre 1852 nur eine höchst mittelmäßige Ernte gewinnen lassen. Sodann waren auf der Colonie, außer einigen Hunden und drei bis vier Pferden, keine Hausthiere vorhanden. Der von dem Colonisationsverein dahin gesandte Zuchtstier wurde seiner evidenten Unbrauchbarkeit und seines Kleinmuthes wegen für sieben preußische Thaler verkauft und aufgeschlachtet. Sodann waren viele Einwanderer aus den höhern Ständen mit unmäßigen Ansprüchen, unzulänglichen Mitteln, geringer Arbeitslust und überspannten Erwartungen keineswegs zum Vortheil der Colonie angelangt. Auch hatten hier Versteigerungen der Habe mehrer Colonisten stattgefunden, um die an dieselben gestellten Forderungen befriedigen zu können. Endlich waren von den im Laufe eines Jahrs angelangten Colonisten laut officiellen Berichten an 80 Personen zumeist an den dort leider herrschenden Dysenterien gestorben, welche durch die jedes Jahr mehrmals eintretenden Ueberschwemmungen hervorgerufen werden u. s. w.

Wir zweifeln nicht, daß in diesen uns aus achtbarer Hand zugekommenen Briefen Wahrheit enthalten sei, müssen uns wenigstens daran halten, solange wir nicht weiter darüber aufgeklärt und beruhigt werden. Wir bemerken nur noch, daß die bisjetzt erschienenen Sterblichkeitslisten dieser Colonie allerdings der Vervollständigung bedürfen und daß wir uns freuen würden, mit Gewißheit zu hören, daß die erwähnten Ueberschwemmungen und Dysenterien nicht regelmäßig in jedem Jahre erscheinen. Die Fruchtbarkeit des Bodens im Allgemeinen läßt sich wol nicht bestreiten, jedoch scheint auch nicht

bezweifelt werden zu können, daß ein Theil der dortigen Ländereien unfruchtbar und für die darauf verwendete Arbeit wenig lohnend ist. Das unter dem Pfluge liegende Land scheint noch sehr unbedeutend zu sein; ebenso beweist die Errichtung einer portugiesischen Schule für den Elementarunterricht von Seiten der Provinzialregierung im Jahre 1854, daß das öffentliche Schulwesen noch in der Kindheit liegt.

Bei der Eröffnung der Provinzialkammern in Porto Alegre im Monat October 1853 warf der Präsident der Provinz Rio Grande do Sul, Conselheiro de Sinimbu, die Frage auf, ob das nämliche System der Colonisation, wie solches in dem Gesetz vom 4 December 1851 bestimmt, fortdauern sollte oder ob es passender sein würde, dasselbe zu ändern und auf einer andern Basis zu begründen. Er selbst zögerte nicht, sich für die letzte Ansicht auszusprechen, indem er Ankauf in bequemen Abzahlungsterminen anrieth. Nach den neuesten aus Brasilien und zugekommenen Nachrichten im Jahre 1854 scheint dies System befolgt zu werden; wenigstens hieß man, daß an 100,000 auf 200 Millionen Reis geschätzte Quadrat-Prazos an Einwanderer unter der Bedingung abgelassen werden sollen, diese Summe erst allmälig und zwar in ziemlich lange laufenden Terminen abzahlen zu können.

Was die über den Landerwerb in Brasilien verbreiteten falschen Ansichten betrifft, so halten wir für unsere Pflicht, zur Kenntnisnahme des Publikums zu bringen, daß der Auswanderer nach Brasilien kein Recht auf Land und Subsidien von Seiten der dortigen Regierung hat. Es hat vielfältige Anerbietungen oder Vergünstigungen eben nur von dem guten Willen der Regierung zu hoffen und zu erbitten, nicht aber sie als ein Recht zu fordern. Eben der in Deutschland leider ebenso verbreiteten als durchaus falschen Meinung vom Gegentheil ist es zuzuschreiben, daß eine Menge Auswanderer, nachdem sie ihr letztes Geld für die Reise ausgegeben, mit der Meinung ankommen, von Seiten der Regierung versorgt zu werden und sich dann in ihren Erwartungen getäuscht finden. Die Regierung hat sich zwar öfter auf liberale Weise der armen Einwanderer angenommen, aber für die Zukunft ist diese Ausnahme durchaus nicht als eine Regel zu betrachten. Auch hat jede Provinz nur einen gewissen Theil von Ländereien, welche sie zur Colonisation verschenken kann, da das übrige Land, dem Gesetze gemäß, nur verkauft werden kann. In Santa Cruz und San Leopoldo z. B. ist nur wenig Land zur Verfügung gestellt für Diejenigen, welche mit Contract erwartet werden. Deshalb fällt es schon schwer, die im Jahre 1853 Hingekommenen unterzubringen. Die Transportschiffe sind dort natürlich viel bedeutender als in Deutschland — und gleichwol gibt es Spekulanten genug, die, um nur Fracht für ihre Schiffe zu haben, den armen Auswanderer in seinen falschen Begriffen über Erwerbung von Land, Gerechtsamen u. s. w. zu bestärken und womöglich noch mehr zu verwirren suchen. Der Einwanderer oder Landbauer in Brasilien muß einige Mittel haben, um sich die ersten Monate erhalten zu können oder muß Verwandte besitzen, bei denen er so lange wohnen kann, bis er ein Unterkommen gefunden hat. Die beliebte Redensart: „Es bedarf für ihn nur des Besitzes des zur Bestreitung der Ueberfahrtskosten erforderlichen Geldes", bedarf alle der Modifikation. Ebenso muß der arbeitsame, geschickte Handwerker, obgleich er in den Plätzen bald Arbeit bekommen wird, auch etwas Geld für die erste Zeit mitbringen. Der Tagelöhner thut am besten, als solcher sein Herkommen bei den Bauten der Häuser, der Eisenbahnen u. s. w. zu suchen oder auch bei Solchen zu arbeiten, die mit Mitteln nach Brasilien gekommen sind, um Land zu kaufen. Endlich müssen auch die Deutschen, welche nach Brasilien auswandern wollen, aufmerksam gemacht werden, daß sie in den europäischen Seehäfen häufig öfter längere Zeit auf ein nach diesem oder jenem Punkte jenes Landes abgehendes Schiff zu warten haben, und daß sie, wenn sie z. B. nach Santa Catharina oder Rio Grande reisen wollen, auch direkte Passage dahin nehmen und sich nicht bereden lassen mögen, über Rio de Janeiro zu reisen, was jedenfalls einen sehr bedeutenden Unterschied in den Ausgaben macht. A. J.

Reiſebriefe.

Von B. Cotta.

VI. Der Kuckuruz.

Die Berge um Jakobeni waren mit einer dichten Schneedecke überzogen, als ich in der Nacht vom 8. auf den 9. October den Eilwagen nach Czernowitz beſtieg, deſſen Aufgabe übrigens nichts weniger als Eile zu ſein ſcheint. Inſofern dadurch auf jeder Station Zeit zu einem kleinen Spaziergange übrigblieb, war das recht angenehm, da auch meine Gefährten von Jakobeni aus nicht nördlicher als bis Wama gefahren hatten. In jenem Orte langten wir beim erſten Morgengrauen an. Gura Humora, die nächſte Station, war jetzt in ein großes befeſtigtes Lager umgewandelt: es war deshalb voll militäriſchen Lebens. An den Schanzwerken arbeiten unter Andern auch viele Lipowaner, das ſind Ruſſen, die, unter ſich wieder in mehre Sekten zerfallend, ſämmtlich wegen religiöſer Meinungsverſchiedenheit (ſie wollen den Zar nicht als religiöſes Oberhaupt anerkennen) unter Peter dem Großen aus Rußland hierher vertrieben wurden. Seitdem ſind ſie die ärgſten Feinde ruſſiſcher Herrſchaft, und da ſie aus Religionsgründen von aller Militärſtellung frei ſind, ſo arbeiten ſie jetzt wenigſtens eifrig an den großen Befeſtigungen, die Oeſtreich gegen Oſten kehrt.

Während ich den kleinen Ort durchſchlenderte, brachten ein paar Soldaten einen fünf Monate alten Bären an einer Kette geführt, der vor kurzem in den benachbarten Bergen gefangen worden war. Ein vielleicht 3 Jahr, das ziemlich unſanft mit einem großen Hunde ſpielte und mit ihm Verſteckens mit der Vorderpranke die Beinkleider zerriß. Sein Miſſethäter meinte, jetzt haben ſie erſt den jungen, im nächſten Jahre deſſen ſie hier auch den alten zu fangen, darum die hohen Wälle.

Suczawa, die zweite Stadt des Landes, liegt dicht an der Grenze der Moldau, es iſt ein ganz freundlicher Ort. Auch hier ſieht man, wie überall in der Bukowina, größtentheils nur einſtöckige Häuſer, geräumig in Gärten liegend, dazwiſchen aber eine Unzahl von Kirchen; ich zählte im flüchtigen Durchwandern zehn, während das Städtchen höchſtens 10,000 Einwohner hat. Daneben liegt auch die Ruine einer alten Feſtung, der erſte, die ich in der Bukowina ſah, der ſolche Reminiſcenzen an eine ritterliche Vorzeit faſt ganz fehlen. Um 6 Uhr reiſten wir weiter, da es bald dunkel wurde, ſo ſchlief ich in meiner Ecke ein. Heftiges Schreien weckte mich auf und meine erſte Wahrnehmung war eine ſehr geneigte Stellung des Wagens, kaum hatte ich dieſe Beobachtung gemacht, ſo lag ich auch ſchon auf meinem Nachbar. Die Schreien der Kinder und der Lärmen ſtarken, mir aber waren ganz geſchärfte und kultivirte einzig durch das geſchwollene Fenſter hervor. Alle Reiſenden waren verſammelt, nur der Poſtillon fehlte, ſollte der im tiefen Graben unter dem ſchweren Wagen liegen? Nein, er war eiligſt herausgeklettert und kam auch nicht wieder zum Vorſchein. Glücklicherweiſe war der Stationsort ganz nahe, in kürzeſter Zeit hatten ſich einige zwanzig walachiſche Bauern eingefunden, die wie Ameiſen an alle ſichtbaren Vorſprünge des Wagens anklammerten und ihn unter den betäubendſten Jauchzen binnen wenigen Minuten wieder auf die Straße und auf ſeine Räder herausarbeiteten. Bloß die Deichſel war gebrochen, während der Schmied ſie zuſammenfügte, lud uns der benachbarte Poſthalter ſehr freundlich zu einem Glaſe Kaffee ein. Als hier der Fall weiter beſprochen wurde, hörte ich ganz ernſtlich einen Volksglauben behaupten, den ich bisher immer nur für eine Art Scherz gehalten hatte, man gab unſerm Unfall dem Umſtande ſchuld, daß wir beim Aufbruch aus Suczawa einem geiſtlichen Herrn begegnet, dem Niemand etwas nachgeworfen hatte, wie man es zu thun pflegt, um die böſe Bedeutung einer ſolchen Begegnung zu neutraliſiren.

Am nächſten Morgen langten wir etwas verſpätet in dem überaus freundlichen Czer-

nowitz an. Die kurz vorher erfolgte Ankunft des Feldzeugmeisters Baron von Heß setzte alles Militär in Bewegung, welches diesen fruchtbaren Landestheil jetzt in Fülle überzogen hat. Die Bevölkerung der Stadt würde eine ganz deutsche zu nennen sein, spielten nicht die Juden eine so hervorstechende Rolle unter derselben. Nachmittags führte mich der als Geolog bekannte Dr. Alth auf den Cincinnaberg, von dem man das gesammte niedere Land bis in die Moldau hinein überblickt. Auf der einen Seite ungeheure Laubwälder, auf der andern Maisfelder und zahlreiche freundliche Ortschaften. Der famose Pruth schlingt sich mit der unschuldigsten Miene dazwischen hindurch. Diese unabsehbaren Maisfelder, die hier noch ohne alle Düngung bestehen, erinnern den Norddeutschen immer an ein wärmeres Klima auch da, wo dies nicht vorhanden ist, wie z. B. hier. Ueberall, wo der Wein allenfalls noch fortkommt, da gedeiht in fruchtbarem Boden auch der Kukurutz. In diesen östlichen Provinzen Oestreichs ist er das wesentlichste, man könnte beinahe sagen das einzige vegetabilische Nahrungsmittel eines großen Theils der Bevölkerung, denn er ersetzt gleichzeitig die andern Kornfrüchte und die Kartoffeln. Die reiche Ernte seiner Körner liefert Mamaliga (eine Art Polenta), Brot und Branntwein; unreif gebacken gelten sie für Leckerbissen, die abgeernteten Kolben frißt noch das Vieh; auch hat man selbst aus ihnen noch Branntwein hergestellt; das Stroh dient zum Dachdecken und in holzarmen Gegenden als Brennmaterial. Da uns die Kartoffeln seit einer Reihe von Jahren so hartnäckig im Stiche lassen, so könnte man wol daran denken, in manchen Gegenden Norddeutschlands, wie an der Elbe und in der leipziger Niederung, sie durch Mais zu ersetzen.

Einige alte Mauerreste krönen den Gipfel des Cincinnaberges, der aus einem eigenthümlichen tertiären Kugelsandstein besteht, einer Formation, die auch jenseit der Karpaten, in Siebenbürgen, sehr verbreitet ist.

Die Postpferde Galiziens haben durch die unausgesetzten Militärtransporte dieses Sommers sehr gelitten, wir kamen fast auf jeder Station um eine oder zwei Mahlzeiten zu spät an. Die kleinen Stärke, die wir passirten, sind fast ausschließlich von Juden bewohnt; da sie gerade ihr Laubhüttenfest feierten, so sah das umsomehr aus. Ueberall sah man lange Kaftans, zum Theil von schönem schwarzem Seidenstoff, und jene turbanähnlichen Pelzmützen, die man schon auf so vielen alten deutschen Gemälden findet. Diese Tracht ist also stabil geblieben seit wenigstens dreihundert Jahren. Leider gelten die Juden allgemein für die größte Calamität Galiziens. Die Umstände könnten aber auch gar nicht unglücklicher zusammentreffen. Eine rohe und indolente slavische Bevölkerung, die nicht mehr als gerade nöthige Getränke sieht, befindet sich seit der hier offenbar zu früh eingetretenen Aufhebung der Roboten, wodurch sie zugleich eigenen Grundbesitz erlangte, vollständig in den Händen oder vielmehr in den Taschen von schlauen Wucherern, die nicht ruhen werden, bis alles Eigenthum der Bauern ihnen gehört. Wie das noch enden kann, ist schwer vorauszusehen. Gegenwärtig kommt zu dem localen Uebelstand auch noch die zeitliche Theurung, veranlaßt durch die starke militärische Besetzung. Welche Kunstgriffe die Israeliten Galiziens in ihren Geschäften zuweilen anwenden, davon erzählte mir ein Freund folgendes Beispiel. Derselbe wollte in Lemberg 300 Dukaten in Papiergeld umwechseln; die Goldstücke waren vorher im Ganzen gewogen und als richtig befunden worden; der in den Gasthof bestellte Jude brachte aber seine eigene Goldwage mit, die nebst den Gewichten untadelhaft erschien. Er fing jetzt an, die Dukaten einzeln zu wiegen, und siehe da, fast jeder war etwas zu leicht! Mein Freund war ganz erstaunt darüber; zufällig saß noch ein Bekannter von ihm in demselben Zimmer, der den Juden genau beobachtet. Plötzlich springt er auf, faßt diesen beim Bart und wendet sein Gesicht so in die Höhe, daß man in die Nase sehen kann. Da steckt im linken Loch ein Pfropf von Baumwolle, mit dem rechten hatte er einen möglichst constanten Luftstrom

auf die Gewichtsſchale der nahe unter das Geſicht gehaltenen Wage herabgeſendet und dieſe dadurch niedergeblaſen! Das Geſchäft ward natürlich ſogleich abgebrochen und mit einer möglichſt ſchnellen Expedition durch die Thür beendet.

Lemberg hat eine ausgezeichnete Lage; man erwartet gar nicht ſo liebliche Scenerie hier in der nordiſchen Niederung, ſchon weit von den Karpaten entfernt. Gegenwärtig wird es von einigen kleinen Befeſtigungen umgeben, aber merkwürdigerweiſe nur auf der Südſeite, während nördlich der Sandberg mit ſeinen natürlichen Terraſſen und Baſteien die allerbeſte Gelegenheit dazu darbote; ſein Gipfel beherrſcht nicht nur vollſtändig die Stadt, ſondern auch die ganze Umgegend, namentlich alle nördlichen Zugänge.

Wie ſehr man in dieſen urſprünglich ſehr fruchtbaren Gegenden die Deutſchen ſchätzt und ihre Einwanderung wünſcht, erfuhr ich unter anderm aus der Unterhaltung mit dem Gilwagenconducteur, der, ſelbſt ein Pole von Geburt, doch gelegentlich äußerte: „Es wird nicht beſſer hier im Lande werden, wenn nicht deutſche Bauern hereinkommen; die hieſigen Bauern, und beſonders die Mazuraken, ſind gar keine Menſchen, ſie gehören zum Vieh.“ Vielleicht gibt es in Galizien nur zwiſchen Lemberg und Stanislaw einige deutſche Colonieddörfer; dieſe zeichnen ſich ſehr vortheilhaft aus, dennoch kenne ich die augenblicklichen Verhältniſſe zu wenig, um Einwanderung nach Galizien unbedingt empfehlen zu können; für die Bukowina, Siebenbürgen und Ungarn erſcheint ſie mir jedenfalls rathſam, vorausgeſetzt, daß die gegenwärtigen Kriegszuſtände erſt glücklich überwunden ſind. Die allmälige Germaniſirung dieſer Länder würde überdies den unſchätzbaren Vortheil bieten, daß durch Einwanderung aus den übervölkerten Gegenden Deutſchlands deſſen Macht ſtets geſtärkt und erweitert werden würde.

Früh 5 Uhr langten wir von Lemberg aus am zweiten Tage in Wieliczka an. Sie können wol denken, daß ich hier abſtieg, um die Salzwerke zu ſehen. Soviel man auch über die Gruben von Wieliczka geleſen haben mag, man bekommt dadurch doch keinen rechten Begriff von der Großartigkeit der Salzmaſſen, die hier in der Erde ruhen, und von der Größe der Räume, die ſeit Jahrhunderten durch ihren Abtrieb entſtanden ſind. Bei Staßfurt, unweit Magdeburg, hat man das Steinſalz neuerlich freilich noch mächtiger erbohrt, als es bisjetzt bei Wieliczka bekannt iſt, nämlich über 1000 Fuß. Aber eine in Zonen aufgethürmte, nicht unmittelbar ſichtbare Mächtigkeit macht keinen rechten Eindruck in Vergleich mit einer ſolchen, die durch Hohlräume dargeſtellt wird, in denen man Kirchen mit ziemlichen Thürmen erbauen könnte. Da muß mancher Schacht Salz gegeſſen worden ſein, ehe ſolche Gewölbe entſtehen konnten, von denen man kaum begreift, wie ſie ſich aus einer leicht auflöslichen und auch nicht ſehr feſten Steinmaſſe herſtellen, ſolange erhalten konnten, ohne einzuſtürzen. Uebrigens werden ſie auch ſicher noch einmal zuſammenbrechen, wenn ſich auch jetzt auf Jahrhunderte hinaus ihre Haltbarkeit behaupten läßt. Sie werden einſt zuſammenbrechen, gerade ſo wie die vom Waſſer aufgemachenen Hohlräume des Steinſalzes, und dann werden an der Oberfläche trichterförmige Löcher, ſogenannte Erdfälle entſtehen. An Salz wird es übrigens der Welt niemals fehlen; was bei Wieliczka durch Grubenbaue aufgeſchloſſen iſt, reicht für ſein Abſatzgebiet allein auf viele Jahrhunderte hinaus. Das bisjetzt aufgeſchloſſene iſt aber nur eine vereinzelte Stelle, gleichſam ein Atom von dem über 100 Meilen langen Steinſalzzug am Nordrand der Karpaten. Allerdings bildet das Salz in dieſer Zone immer nur abgeſonderte große Klumpen, ſogenannte Stöcke, kein zuſammenhängendes, überall gleich mächtiges Lager, dieſe aber in ſo großer Zahl, daß immerhin das bei Wieliczka ſichtbare nur als ein höchſt kleiner Bruchtheil des Ganzen angeſehen werden kann.

Es war eine ſonderbare Idee, gothiſche Säulen, Statuen und Reliefs in den unterirdiſchen Kapellen und Concertſälen von Wieliczka aus Steinſalz ausarbeiten; das nothwendige Reſultat davon iſt, daß ſie nach und nach immer kleiner und unſcheinbarer werden;

ſie ſchrumpfen alle Jahre um etwas zuſammen, runden ſich ab und werden einſt nur noch als kleine Zäpfchen und Vorſprünge ſichtbar ſein.

Das Wunderbarſte bei dieſen mächtigen Salzmaſſen bleibt immer noch ihre Entſtehung. Daß ſie aus dem Meere abgelagert ſind, darüber kann kein Zweifel mehr beſtehen, ſeit dem man wohlerhaltene Ueberreſte von Meeresconchylien darin gefunden hat. Aber welcher Umſtand konnte den örtlichen Niederſchlag von Chlornatrium ſo maſſenhaft bedingen? Kein Geolog hat bisjetzt dieſe Frage befriedigend beantwortet. Der Aſtronom Gruithuſen, welcher einſt die Thätigkeit der Mondbewohner belauſcht zu haben glaubte, rechnete ein andermal aus, daß zur Erklärung ſo mächtiger Steinſalzmaſſen die Annahme eines Urmeers von wenigſtens 20,000 Meilen Tiefe nöthig ſei. Das war eine barocke Benutzung der Thatſachen für ſeine Rechnung, da das local abgelagerte Salz ſicher nicht blos aus der ſenkrecht darüber befindlichen Waſſerſäule herrührt, ſondern offenbar aus einem weit verbreiteten Meere ſich an gewiſſen Stellen concentrirt hat. Immerhin aber läßt dieſe falſch angewendete Berechnung auf ein ſehr großes und tiefes Meeresbecken ſchließen ſowie auf ganz beſondere locale Urſachen des Niederſchlags, die eben noch gar nicht bekannt ſind.

Anregungen.

Populäre Medicin.

II.

Wir empfehlen in heutiger Nummer eine aus der neueren medicinischen Schule hervorgegangene populäre Schrift von Professor Beck in Freiburg.

Es gibt noch einige ältere medicinische Richtungen, die auf dem Gebiete der allgemein-faßlichen Darſtellung und des Verkehrs mit der Laienwelt Mustergültiges geleiſtet haben. Dieſe gingen von einigen Lehrern in Göttingen, Halle, Tübingen und Berlin aus, Lehrern, auf welchen Aerzte und Naturforſcher lehrten, die ſich durch ihr anziehendes Wirken ebenſo auszeichneten wie durch naturwiſſenſchaftliche Tiefe der Auffaſſung und eine gewiſſe Feierlichkeit der Stimmung, im Beſondern aber auch durch die Eleganz des Vortrags, die eine faſt unauflösbare Verbindung dieſer Richtungen mit bedeutenden Leiſtungen der Literatur unſerer Literatur mit ſich brachte. Blumenbach, Hufeland, Rudolphi, Autenrieth, Schubert, Gerard und Namen, die der Naturforſch hellten einer Bewegung, welche die Medicin im innigſten Zuſammenhange erhielt mit den hervorragendſten Erſcheinungen unſerer allgemeingeiſtigen Bildung und ſogar unſerer ſchönen Literatur.

So ſehr die neue phyſikaliſche Schule der Liebhaberei und Hingebung unſeres wiſſenſchaftlichen Bewußtſeins für ſich hat, ſo fehlt ihr doch ſo ſehr manche jener Eigenſchaften, mit denen ältere Richtungen die Herzen gewannen. Ihrer kritiſch-analytiſchen Natur gemäß iſt dieſe Schule ſtets, nicht ſelten ſpöttiſch; ſie verſchmäht, Herz und Phantaſie anzuregen. Populär-medicinische Schriften ſollen dem Menſchen wohlthun. Ihr natürlicher Leſer iſt der Kranke, der Hypochonder, die beſorgte Mutter, der Geiſtliche. Alle haben ſie das Bedürfniß, daß mit ihnen mild und in jener Intimlichkeit geſprochen werde, die man, wenn ſie ſich mit wiſſenſchaftlicher Beſtimmtheit zu vereinigen weiß, am Arzt nicht genug verehren kann.

Muſtergültig erſchienen und nach dieſen Anforderungen immer die populär-medicinischen Schriften von Friedrich Auguſt von Ammon. In außerordentlich gefälliger neuer Auflage liegen uns vor ſeine „Praxis conjugalis“ (zweite Auflage, Leipzig, Hirzel) und ſein „Die erſten Mutterpflichten“ (zweite Auflage, ebendaſelbſt). Beides ſind altbewährte Lieblingsbücher der Mutterwerdenden und der jungen Mutter. Die wiſſenſchaftliche Grundlage der in ihnen gegebenen Rathſchläge und Anleitungen kann, da ſie von der Feder eines wiſſenſchaftlichen Mannes kommt, natürlich nur die gründlichſte und gediegenſte ſein. Ihr zweiter Hauptvorzug iſt jener „gute Klang“, der ſich immer findet, wo nach dem Dichter „Strenges ſich mit Mildem paart“. Man glaubt in dieſen Schriften die Stimme eines jener Aerzte zu vernehmen, die ihre Rathſchläge am Krankenbett und Patientenſopha unterflechten auch mit dem liebevollen Blick ihres Auges und dem ſanften Wohllaut ihrer Stimme. Der Arzt iſt hier ein Freund, ein Rathgeber, der unſeren ganzen Menſchen in Ueberſicht behält. Er macht unſere Gewichts- und Seelenſtimmungen allerdings auch zum Portrait des Patienten, allein er verweilt nicht ausſchließlich bei dieſem, erbeut nicht ausſchließlich deſſen Kunſtmittel zu den Veranlaſſungen unſerer guten oder böſen Humore, unſerer Temperamente oder unſere Cho-

raffiert. Er läßt die Seele als etwas Unzerstörliches gelten.

In den Ammon'schen Schriften zeigt sich die Möglichkeit bewiesen, populäre Medicin als eine eigene wissenschaftliche Kunstform zu geben, die mehr leistet als nur die Wissenschaft verwässern. Populäre Medicin ist die geschriebene Praxis der Medicin. Ein guter Arzt soll ein Priester seiner Kunst sein. Zu dieser Priesterschaft gehört Weihe und Ernst des Gefühls für seinen Beruf und sittlich auch das Wort. So ist in der Darstellung Ammon schwerlich vortrefflich, wie er Sinn und Ohr für das Wort des Andern hat. Man führt ihn heimisch in den ältern und neuern Dichtern, er rührt die Ehrfurcht vor einigen berühmten Poesien fest, die innerhalb der ärztlichen Sphäre bei uns immer für mustergültig gehalten wurden, wenn auch die neue Zeit die wissenschaftliche Grundlage und Auffassungsweise derselben nicht mehr theilen möchte. Alle diese Elemente des wissenschaftlichen Studiums sowol wie der allgemeinen Bildung, der Poesie, der anziehenden Darstellung kommen zusammen, um nicht nur diesen Ammon'schen Schriften auf lange Zeit eine anhaltende Dauer bei Denen zu verbürgen, für die sie geschrieben sind, sondern ihnen auch mit das Verdienst zu sichern, daß sie unserer jungen Schule als Vorbilder der echten und höhern populären Behandlungsweise der Medicin gelten dürfen.

Das achtzehnte Jahrhundert im Roman geschildert.

Wenn man den von L. G. Kühne in Leipzig herausgegebenen Roman „Der Kreismaurer" (Frankfurt a. M., Meidinger, 1854) unter den Gesichtspunkt der Romanenliteratur stellt, so wird man ihn Jedem, der nicht gerade von einer sehr spannenden Handlung fortgerissen sein will und der sich auch am Stil und an der Fassung eines Erzählers zu erfreuen weiß, unbedingt empfehlen können. Man liest vorzugsweise das achtzehnte Jahrhundert in diesen handlich und verständigenen Kunstbetrachtungen kennen. Theils Gut eingelne Figuren, wie der alte, vortrefflich geschilderte Reichsgraf, Vertreter gewisser scharf hervortretender allgemeiner Richtungen, theils werden einige Träger der Stimmungen und Neigungen jener Zeit selbst persönlich in Scene gesetzt, z. B. Lavater. Welcher Reiz in der Enthüllung der höfischen Intriguen und mannichfachen Selbsttäuschungen jener Tage liege, hat Schiller durch seinen „Geisterseher" schon bewiesen; es beweist freilich auch, da der „Geisterseher" unvollendet blieb, wie schwer es ist, aus diesem Labyrinth einen befriedigenden Ausweg zu finden. Kühne's Buch ist als Komposition etwas schwerfällig. Schon die Form der Selbstbiographie macht den Fortschritt der Handlung zu gemächlich. Da der Erzähler nicht bei Allem, was in der Phantasie des Lesers angeregt werden soll, immer persönlich zugegen sein konnte, so kommt z. B. sein Held in die Lage, berichten zu müssen und in der Ehrlichkeit seines Charakters wider Willen des Autors Einiges zu thun. Kurz, gegen die Anforderungen, welche der Kritik, und besonders die der verwöhnten Romanleserei, machen würde, erhebt sich Bedenken über Bedenken, doch achtungswürdig bleibt darum Alles, was die „Kreismaurer" zu einem bleibenden Gattungsgemälde erhebt. Mit feiner Hand wird hier ein Pinselstrich an Pinselstrich gereiht; aber Zustände und Personen fällt bald das grelle Licht der offen dargelegten Wahrheit, bald die Dämmerung spielender Ironie und sarkastischer Laune. Ueber die kleinen Schwächen großer Männer, über die verhimmelte Schwärmerei jener Zeit und noch weiter zurück, z. B. über die Mode, über die Schönpflästerchen, kann man kaum Witzigeres lesen, als hier sein ausgearbeiteten kleinen Malereien dieses Buches. Wäre die Lesewelt bei einem Werke, das sich als Roman ankündigt, nicht so vorzugsweise an der Totalität des Ganzen und einer stetsfortig, immer zum Ziele hin verwärtsdrängenden Leidenschaftlichkeit interessirt, so würde dies Buch auch in größern Kreisen den Beifall finden, den ihm, wie es jetzt vorliegt, nur der am äußern Apparat des Dichters und an seiner Persönlichkeit sich vorzugsweise erfreuende Kenner und gebildete Leser gewähren wird.

Zur Lebensphilosophie.

Wer eine Verstimmung gegen Welt und Menschen im Herzen hat und sich doch nicht ganz um den Glauben an die Schönheit der edlern und einige gute Ausnahmen der letztern bringen lassen will, dem empfehlen wir die von Levin Schücking herausgegebene Sammlung von Aphorismen: „Welt und Zeit" (Berlin, Schindler, 1854). Der Verfasser verstorben ist der vor mehren Jahren verstorbene Baron von Schweitzer, ein Deutscher weland in russischen Diensten und nicht eben gern gesehen und besonders gesucht oder geliebt. Wir verweisen in Schücking's Einleitung diesen persönlichen Standpunkt, der ihm vielleicht nicht bekannt war. Baron von Schweitzer fand aus politischen Gründen sehr selten, liebte aber das Gute und Schöne, liebte die Kunst, die Literatur, dichtete selbst nicht ohne Talent. Nur war ein Virtuose in der Kunst, dem Leben die behagliche Seite abzugewinnen. Aus diesem Widerspruche, das Eine zu bejahen und das Andere zu verleugnen, gehabt zu sein, aber dabei die Gründe

einräumen zu können, die Sonnenseite des Lebens zu lieben und sich doch im Schatten wohler zu fühlen, entstanden diese Sprüche und Reime, die nicht Jeder immer zutreffend finden wird, die aber eine durchgängig aus der Tiefe des Gemüthes kommende Stimmung verrathen und bei ihrer Schärfe oft auch unwiderleglich das Richtige für Den treffen, der der Welt gegenüber auch die Ecken lieber in Ruhepein legt und statt sich viel mit Widerlegungen der Menschen abzugeben, sie „verachtet". Des Schiefen, Uebertriebenen, Einseitigen läuft unter solchen Umständen bei einer auf diese Art entstehenden Philosophie ebenso viel mit unter wie des auch wieder durch Witz, Ironie und Wahrheit außerordentlich Ueberraschenden.

Lebensblicke.

Das Denken bei manchen Menschen ist wie ein aufgegrabenes Uhrwerk. Ich kenne Jemand, der regelmäßig über vierhundert Personen, kaum daß sie genannt ist, mit denselben Worten immer dasselbe Anekdote erzählt. Er vergegenwärtigt sich nie, ob der Hörer diese Anekdote schon mehrmals von ihm gehört hat. Kaum ist jene Person genannt, so hört man deutlich auch in seinem Innern wie in einem Mechanismus die Räder schnurren und die Anekdote muß zum Vorschein kommen mit derselben Regelmäßigkeit, wie eine Uhr schlägt, wenn der Zeiger die Stunde zeigt.

* *

Die Urtheile der Menschen unterscheiden sich danach, was bei ihnen am vorherrschenden ist, die Phantasie, das Gefühl oder der Verstand. Eine vorherrschende Phantasie will gewöhnlich Alles anders, als das Gegebene ist; das Gegebene mag für nur gut, schön, edel genug sein; deshalb kann ein Künstler so selten den andern, ein Dichter so selten den Dichter beurtheilen. Der vorherrschende Verstand ist der gewöhnliche Maßstab des Kunstrichters. Dem gefällt sich das Gegebene auf den ersten Blick und oft erst in späteren Jahren kommt ihm durch Vergleichung mit Andern und durch die Abnutzung der seinen vorherrschenden Verstand hervorkehrenden Ansichten, die Gefährlichkeit seiner Ueberredung. Das vorherrschende Gefühl ist der Charakter der großen Allgemeinheit. Es wird sich mit unbedingter Hast auf jeden Gegenstand los, wie er sich gibt. Lacht ein Schauspieler, so lacht es mit; weint Jener, so weint es mit. Für alle drei Geistesthätigkeiten ist die Verständigkeit ein Mangel, der sich nur beklagen läßt durch jene innere Gegenschaften der Seele, welche den Sinn für das Maß und die Gerechtigkeitsliebe unterstützen.

* *

Es ist eine schwierige Aufgabe, die sich aber gemeiniglich sehr belohnt, wenn man den Blick schärft für Menschen, die genommen sein wollen. Die Hingebungsbedürftigkeit faltschließender und nur aus Mißtrauen zurückhaltender Naturen ist oft so groß, daß sie richtig behandelt, wärmere Freunde sind als Diejenigen, die gegen alle Welt mit ausgebreiteten Armen dastehen.

* *

Unsere Bewunderung vor dem großen Genius soll nur dazu dienen, ihm Muth zu machen, mit sich selbst zufrieden zu sein. Mit sich selbst zufrieden sein zu dürfen, ohne anmaßend zu erscheinen, ist wol das edelste Glück der Erde.

* *

Die Männer sträuben sich widerwillig gegen die Kundgebungen der geist- und gefühlerischen Frau, wenn sie im Schreiben orthographische Fehler macht.

* *

Jedes große Unglück zieht meistens kleine Consequenzen nach sich, deren glücklicher Ausgang sich beeilt und tröstend dann auch der Stimmung mittheilt, die das größere Mißgeschick zurückließ.

* *

Sind die Räthsel und Geheimnisse der Zeiten einmal gelöst, so liegen sie so nothwendig offen zu Tage, daß ein Jahrhundert nicht genug über die Blindheit des andern erstaunen kann.

* *

Will man sich von der großen und vornehmen Welt nicht imponiren lassen, so vermeide man alle Gemeinheit bei Armen und gebe immer gleich auf den Kern. Man wird dann finden, daß die große und vornehme Welt keinen andern Gesichtspunkt zu verarbeiten hat als den, der Allen gemeinsam ist.

* *

Jede gute Handlung, die wir für uns allein verrichten, hebt zum Allgemeinen im Verhältniß einer intensiven Größe. Man sieht eben nicht, wie sie dem Ganzen doch zugute kommt.

* *

Warum ist es eine Eigenschaft alles Edlen und Schönen, daß es rührt? Warum wir in der Freude, etwas außer uns anzuerkennen, was wir uns nur in uns selbst schimmernd denken? Ist es ein Wiedererkennen unsers besten Selbst im Andern? Oder rührt uns Schmerz um die hohe Bewährung aller vergänglichen Kraft? Mangelt uns der Gedanke, wie viel Recht das Schöne hat, ewig zu sein im kalten und grausamen Spiel unsers Glückes?

* *

Das Kurzgefaßteste aller stenographischen Zeichen ist unsere Gradheit.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 22. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Ein Marmorbild.

Es ist über ein Jahr her, daß die Eisenbahn von Königsberg nach Berlin eröffnet ist. Seit dem fahren täglich die Bewohner jener Stadt bis zur Station Ludwigsort und bringen daselbst einen Tag in derselben Art zu, wie es die Bewohner großer Städte überall zu thun pflegen: man durchstreift die duftigen Kiefernwälder oder sucht am Strande des nahen porösen Haffs Muscheln; man windet Kränze um die Hüte und kehrt zu den gefüllten Gasthöfen zurück, in denen die zurückgebliebenen Hausfrauen mittlerweile ihre mitgebrachten Vorräthe zubereitet und angerichtet haben.

Nur Wenige entziehen sich diesem vergnüglichen Treiben und schlagen einen Fußpfad ein, der südlich durch einen Kiefernwald bis zu dem Gute R. führt. Nach einer kleinen halben Stunde Gehens öffnet sich der Wald und man erblickt eine große Zahl streng ordentlicher Wirthschaftsgebäude, hinter denen sich das große, aber architektonisch unbedeutende Herrenhaus — der Hof — verbirgt. Neben demselben liegt der Garten. Man geht durch prächtige Baumgänge längs einem Schilfteiche und gelangt an den Abhang eines Hügels. Hier befindet sich ein Begräbnißplatz, von einem Eisengitter umschlossen und von den malerischsten Baumgruppen umgeben, welche von der Höhe des Hügels bis zu dem Schilfteiche herabsteigen. Trauerweiden umschatten den Platz zunächst; aus dem Dunkel der Akazien und Linden recken einzelne lombardische Pappeln wie grüne Riesenfinger nach oben. Ueberall duftet der Flieder und Jasmin.

Innerhalb des Gitters befinden sich drei Gräber, von Blumen überwuchert. An dem einen, dem Eingange zunächst gelegenen, steht auf einem Postament eine Marmorstatue, die sich mit ihrer Weiße von dem dunklen Baumhintergrunde abhebt.

In dem kalten Norden existirt schon eine blasse Erinnerung an den lichten Süden, wie viel mehr aber ein Marmorbild, dessen Anblick so wenigen Nordländern kaum ein mal im Leben zutheil wird. Diese Statue hat etwas unsäglich Rührendes. Sie ist schön, nicht weil sie für sich allein dasteht und der Beschauer durch die Betrachtung anderer nicht gestört werden kann wie in den Museen; auch in einer Sammlung modernen Kunstwerks würde sie nicht in den Hintergrund treten.

An einer Säule, die Hände ineinandergelegt wie zum Gebet, steht eine weibliche

figur, den Blick nach oben gerichtet. In ihrem Antlitz ist wunderbar schöne antike Ruhe mit modernem Ausdruck verbunden. Gleich Goethe's Iphigenie drückt sie die ganze Fülle deutschen Geistes in griechischer Form. So wie sie dasteht, könnte sie wie diese sprechen:

Du hast Wollen, gnädige Retterin —

Da sie an einem Grabe steht, so mußte der Bildhauer in ihren Zügen gleich Schmerz wie Trost ausdrücken. Dies ist ihm vortrefflich gelungen. Wenn aber der Trost als ein christliches Element erscheint, so hat der Künstler in der Stellung der übereinander geschlagenen Füße zugleich an das schöne Bild der Alten von dem Tode erinnert, da nach Lessing's Ausführung die Alten den Tod in dieser Stellung abbildeten. Denn Kreuzung der Füße bedeutet Ruhe. Auch Rauch's Königin Luise schläft in dieser Stellung.

Der Schöpfer dieses Kunstwerks ist unbekannt. Man nennt als solchen zwar Canova. Wer aber Canova kennt, — und ich habe wenigstens seine sämmtlichen Werke in Deutschland und Italien gesehen, — der weiß, daß diese Statue für ihn zu antik, zu griffig, mit einem Wort, zu bedeutend ist. Eher könnte sie von Thorwaldsen sein. Dagegen spricht aber eine gewisse Flüchtigkeit in der Behandlung einzelner Theile, z. B. der Stirn und der Falten an der Stelle, wo das Gewand die Säule berührt. So viel steht fest, die Statue ist vor etwa dreißig Jahren zur See nach R. gebracht worden.

Als ich noch ein Kind war, nahm mich meine Mutter einmal mit zu jener Statue. Sie erregte mir damals ein gewisses Entsetzen; die Weiße des Marmors hatte etwas so Geisterhaftes. Ein Gärtner brachte uns eine Hand voll der schönsten Rosen, ich griff danach und spielte so lange mit ihnen, bis sie zerpflückt waren. Als ich in der Schule später bereits den Homer las, erzählte mir meine Mutter bei einem zweiten Besuche eine Geschichte, welche sich an diese Statue knüpft, eine Geschichte, so rührend und dabei wahr, meine Mutter hatte die Personen, welche darin vorkommen, noch alle gekannt.

Vor sechzig Jahren und länger lebte in R. der Kammerherr von K. Ueber seinen Charakter, seine Liebhabereien weiß die Sage nichts. Man erzählt nur, daß er, schon alt, sich mit einer jungen und schönen Frau verheirathete. Das ungleiche Paar lebte, was man glücklich nennt. Sie war arm gewesen, die Heirath hatte ihr eine Stellung verschafft; Liebe hatte sie noch nicht gekannt, aber sie sollte sie kennen lernen.

Ein Neffe des Kammerherrn, ein Graf von der S., jung, Offizier und liebenswürdig, besucht seinen Oheim zu wiederholten malen in R. Er liebt die junge Frau und findet Gegenliebe. Aber sowie das Geständniß abgelegt ist, fassen Beide den Entschluß, einander zu entsagen. Der Graf verspricht, sofort in seine Garnisonstadt abzureisen. Aber der alte Kammerherr forscht nach dem Grunde der plötzlichen Entfernung. Von ihm gedrängt offenbart der Graf seine Liebe, seinen Entschluß zu entsagen und will abreisen. Noch hält der Kammerherr ihn zurück, er will wissen, ob seine Gattin diese Liebe erwidere, und als er dies erfährt, da — — natürlich ein Duell, ein gebrochenes Herz, drei Gräber? — — Nein, da entsagt der Kammerherr, läßt sich von seinem jungen Weibe scheiden und die Verbrannten werden nicht nur miteinander verbunden, sie leben mit dem würdigen Mann wie Kinder mit ihrem Vater, dem sie zwar nicht das Leben, aber eine Welt voll Glück und Liebe danken.

Und, setzte meine Mutter hinzu, alle Drei hab' ich noch oft zusammen sehen, die Frau stets in der Mitte zwischen den beiden Männern.

Auf jenem Platze liegen sie nun auch alle Drei begraben. Erst starb der Kammerherr, dann die Gräfin. Um seinen Schmerz zu betäuben, reiste der Graf nach Italien. Dort wurde die Statue für das Grab der Gräfin bestellt, — ein weiblicher Genius, der nach oben blickt. Man sagt, er trage die Züge der Gräfin.

C. P.

Die Politik und die Frauen.

I.

Ich wollte Nachts in Paris meine Wohnung aufsuchen, schreibt der preußische Oberst Herr von Ivernois in den anziehenden „Erinnerungen aus den Kriegsjahren 1814 und 1815“, die im vorigen Jahre einige Hefte der neuen „Minerva“ zierten und von denen wir auf vielfach ausgesprochenen Wunsch eine in sich zusammenhängende Episode mittheilen wollen. — ich wollte Nachts in Paris meine Wohnung aufsuchen, verirrte mich aber und stand nach langem Hin- und Hergehen endlich am Ende der Brücke Pont neuf, auf dem linken Ufer der Seine und sah nach dem Straßengewirr vor mir, ohne zu wissen wohin. Es war bereits sehr spät oder eigentlich früh, denn es war damals 1814 ein Leben „sonder Ruh' bei Tag und Nacht“. Paris schlief, die Seine rauschte hörbar, es war Ruhe und Stille in den Straßen. Der Sternenhimmel im weißen lichten Blau, die unübersehbare, finster aufstarrende Häusermasse, die Seine, die alte ehrwürdige Brücke hatten gewiß etwas Erhabenes, etwas feierlich fromm Religiöses; aber mein Gemüth war zu tief in das Weltgetriebe versunken, dabei der Kopf übernächtig und schwer von den Zechgelagen, um jetzt noch schwärmen zu können. Nichtsdestoweniger lächelte mir Fortuna, die Göttin des glücklichen und unglücklichen Zufalls, diesmal zu aus den Olymp's heiligen Räumen. Ein Franzose, der meine Verlegenheit eine geraume Zeit beobachtet hatte, bot sich mir als Führer an, und da ich dem Aeußern nach in ihm einen anständigen Mann erkannte, nahm ich mit Freuden sein Anerbieten an. Der Fremde führte gleich sein Gespräch auf Politik, prieß sich sehr beglückt über den Sturz Napoleon's und über die nahe Zurückkunft der Bourbonen. Manches Schmeichelhafte für die Verbündeten vernahm ich aus seinem Munde. Bei einem Franzosen schimmert immer die Partei durch. Angekommen vor meiner Hausthür dankte ich aufs verbindlichste, worauf mir mein Führer seine Karte gab und mich für den folgenden Tag einlud, bei ihm und seiner Familie zu speisen. Ueber diese Einladung etwas frappirt, verlangte ich mich und nahm solche nur bedingungsweise wegen möglicher Dienstgeschäfte an.

Am folgenden Morgen hatte ich einige Mühe, über den nächtlichen Führer etwas Näheres zu erfahren. Mein Wirth war ein „Königsmörder“, und obgleich ich freundlich bewirthet wurde, so wollte er doch nichts von den Alliirten sehen und hören, verließ nicht sein Zimmer und die steif herunterhängenden Rouleaux gestatteten ihm auch selbst die vorüberziehenden Alliirten nicht zu sehen. Uebrigens war der Mann ein Greis, der einige Jahre darauf in Belgien starb. Unter diesen Umständen blieb mir nichts übrig, als bei meiner einzigen pariser Bekanntschaft, meinem Schneider, Erkundigungen einzuziehen, der mir sagte, daß der bewußte Herr eine Notabilität der Börse sei und mich jedenfalls ein vortreffliches Mahl erwarte. Dies genügte.

In festlicher und großmüthiger Laune begab sich der Lieutenant zu dem Gastgeber und gleich beim Eintritt erkannte ich dessen Wohlhabenheit. Ich wurde durch viele Gemächer geführt und kam endlich zum Salon der Dame, wo Luxus und Kunst die Hand zum Schwesterbunde sich reichten. Ein reizendes Gemälde, Danae unter dem Goldregen, ist heute noch meinem innern Auge gegenwärtig. Es schien mir, als sei in diesem Hause das materielle Wohlbefinden bis auf die dem menschlichen Dasein äußerste Schranke aufgebaut. In dieser bezauberten Atmosphäre erwartete ich mit Spannung die Ankunft der Dame vom Hause, endlich erschien sie, begleitet von ihren zwei Töchtern.

Es war eine schöne Erscheinung und obgleich Mutter von zwei- je vier- und sechs jährigen Töchtern, hatte sie noch alle grünen Blätter der ersten Blüte. Mit liebenswürdiger, doch anfangs etwas zurückhaltender Freundlichkeit und etwas fremder Weiblichkeit

foderte sie mich auf, Platz neben ihr auf dem Sopha zu nehmen, versteht sich, die gefeierten bourbonischen Lilien in den Haaren und auf dem Tische. Ich bedurfte bei meiner Schüchternheit und Ungeübtheit im Umgange mit Frauen einiger Zeit, bis das Entzücken der ersten Ueberraschung in den ruhigen Genuß des Anschauens überging. Sie begann sogleich von Politik zu sprechen, äußerte sich aufs heftigste gegen Napoleon, endlich sprach sie, immer mehr Zutrauen gewinnend, von ihren Kindern. Ich wußte damals schon, daß eine Frau, besonders im Kriege, wo keine Zeit zu verlieren ist, eine Frau, die viel von ihren Kindern und sogar mit von Politik spricht, keine Liebesgedanken hat. Nichtsdestoweniger suchte ich einen angenehmen Eindruck zu machen. Bald darauf kam der Mann, dann noch zwei Hausfreunde und endlich ein junger Mann, Legitimist, der ein Löwe, ein Generalfeldmarschall des pariser Dandyismus zu sein schien; eine jener Göttergestalten voll Narcissusgedanken, bei deren Erscheinen im Salon allen Damen das Blut schneller durch die Adern strömt. Er hatte sich mehre mal von der Conscription losgekauft, wie er sagte, trug aber nichtsdestoweniger einen frisirten Knebelbart und geberdete sich in vornehmster Nonchalance, welche nicht mit gefälliger Leichtigkeit zu verwechseln ist. Mir ward die Ehre, die Dame zur Tafel zu führen und neben ihr zu sitzen, wodurch ich nach langer Zeit wieder einmal die bezaubernde Berührung mit Atlas und Sammet genoß. In dem Speisesalon angekommen fanden wir noch die jungen Leute, die im Comtor des Hausherrn arbeiteten, um sich dort der schönen Wissenschaft des Geldmachens zu widmen; denn in Frankreich geht Alles vom glänzendsten Genie bis zum Dummkopf auf dem Wege, der zum Besitz führt, weshalb hier viel Stoßen und Drängen ist. Diese jungen Leute schienen aber durch meine Erscheinung so unzufrieden als verwundert. Das weitere, stets sehr belebte Gespräch bei Tische, wobei sich der entschiedenste Legitimismus und Vorliebe für die Verbündeten bekundete, verletzte aufs tiefste die jungen Leute des Comtors und Einer suchte sich in die Unterhaltung zu mischen und wollte sagen: „Les Français ne sont pas vaincus, mais trahis", aber die Dame des Hauses ließ ihn nicht andreden, schlug etwas unsanft auf den Tisch und meinte: „Vous-êtes chez moi, Monsieur, et vous savez bien que je n'aime pas de pareils propos." Hierauf wandte sie sich zu mir mit den Worten: „La jeunesse en France a de bien mauvais principes, à quoi cela nous mènera-t-il?" Während dieser Scene zeigte sich auf der Physiognomie der jüngern Leute verbissene Wuth und in der Gesellschaft trat eine Todtenstille ein; nur der Mann, über sein untergeordnetes Verhalten etwas verwirrt, sprach leise mit seinem Nachbar, als höre und bemerke er nichts — ein Ausweg der Ehemänner, den ich wol auch in ähnlichen Fällen in Deutschland schon wahrgenommen habe. Mit Gewandtheit gab die Dame des Hauses nach dieser ersten Unterbrechung dem Tischgespräch wieder einen heitern Anstrich.

Die Französinnen fühlen schnell und lebhaft, aber nicht nachhaltig und tief. Mit aufgezeichneter Feinheit und Anmuth und doch wieder mit Freiheit und Ungebundenheit beherrschte die Hausfrau, die Seele und der Glanzpunkt des Hauses, die ferneren Unterhaltung, wobei stets ein das ganze Antlitz sanft umstrahlendes Lächeln sich erhielt, und nur wenn von Politik die Rede war, verunstalteten sich fast die regelmäßigen und schönen Züge. Ueberhaupt zeigte sich in dieser Gesellschaft, daß den Franzosen eine Leichtigkeit und Regsamkeit des Gedankens, munteres Spiel des Witzes, eine schöne Weltsitte, eine Abrundung in Allem, was gethan wird, beiwohnt, die uns Deutschen mitunter fehlt. Dabei der Zauber ihrer Sprache im geselligen Umgange! Freilich muß hierbei gesagt werden, daß ein Fremder, der sich plötzlich nach Paris, diesem Mittelpunkte des Großen, Schönen und Angenehmen, versetzt sieht, den Glanz, den das Ganze von sich wirft, auch auf die Einwohner zurückfallen sieht. Bei allen beneidenswerthen Eigenschaften der Franzosen muß aber leider stets bemerkt werden, daß dieser Schmuck mit viel Verkehrtem, Thörichtem, Leidenschaftlichem und Irremachendem vermischt ist, welches sie für die Lehren

und Warnungen einer durch die größten Ereigniſſe erſchütterten Zeit oft unempfänglich macht.

Das Mittagsmahl gehörte zu den glänzendſten und üppigſten, welchen ich in meinem Leben beigewohnt habe, obgleich ich ſpäter nicht ſelten bei Königen und Kaiſern gegeſſen habe. Was Land und Meer und die Kunſt des Kochs vermochte, war hier in unzähligen Schüſſeln aufgetiſcht, und obgleich ich in jungen Jahren für einen Ehrivtuoſen galt, hätte ich doch gewünſcht, daß ein Dutzend mir ganz unbekannter Speiſen weniger ſervirt worden wären. Etwas verletzt fühlte ich mich, als die Hausfrau, voll kleiner Aufmerkſamkeiten für mich, unter den delicaten Speiſen eine große Schüſſel mit Sauerkraut und Schweinefleiſch zeigte, die ſie für die deutſche Nationalſpeiſe haltend für mich hatte zubereiten laſſen und mich triumphirend auf ſolche aufmerkſam machte. Die Identificirung der Deutſchen mit Sauerkraut war mir ſchon aus frühern Zeiten in Frankreich bekannt. Ich proteſtirte gegen dieſe Nationalſpeiſe, aß nicht davon und wußte mir nicht beſſer zu helfen, als auf die Frage der Dame, welches denn unſere Nationalſpeiſe ſei? zu erwidern: „Un dindon farcé aux truffes.“ Abermalige allgemeine Unterbrechung des Dialogs und Verwunderung.

Nach Tiſche, während der ſchwarze Mokkatrank ſervirt wurde, ſprach ich mit den zwei Töchtern des Hauſes, die, wie oben bemerkt, noch in dem Alter waren, wo die Bilderbücher, das Spiel mit der Puppe zur Freude des Lebens genügt. Die Hausfreunde entfernten ſich; ich wollte daſſelbe thun, als die Hausfrau mich fragte, womit ich den Tag beſchließen würde, worauf ich erwiderte, daß ich ins Théâtre français zu gehen beabſichtige. Dann, meinte die Dame, hätte ich noch Zeit und ſchlug vor, ſolange in ihrem Hauſe zu bleiben, welches ich mit Freuden annahm, denn ich befand mich hier in jenem behaglichen und glücklichen Zuſtande, welchen man nur in jungen Jahren empfindet. Aber ach! Der Tag ſollte nicht ohne Kataſtrophe enden. Bald darauf entfernte ſich auch der Mann und endlich auch die Kinder, die eine Muſikſtunde nehmen ſollten. So befand ich mich mit der ſchönen und geiſtreichen Frau des Hauſes allein, frei vom Zwange eines Dritten. Dieſen Zuſtand benützte ich ſofort, um zu erfahren, wie es zugegangen ſei, daß ihr Gatte einen ihm ganz wildfremden Mann, noch dazu von einer andern Nation, nach einem ganz zufälligen Geſpräch ſofort in ſein Haus eingeladen hätte. Mit der größten Naivetät und Offenheit und mit bezaubernder Freundlichkeit erwiderte ſie, daß ſie ſeit unſerm Einrücken auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen zu Tauſenden ſtets Alliirte geſehen hätte, ohne je mit einem ſprechen zu können, daher ſie von der größten Neugierde ergriffen worden wäre, die Bekanntſchaft eines Verbündeten zu machen und von ihrem Manne aufs entſchiedenſte gefodert hätte, ihr einen Alliirten herbeizuſchaffen. Sie ſagte dabei, daß ſie die Verbündeten als die Befreier ihres Landes betrachtete und daher ihr Wunſch wol natürlich ſei. So wurde denn ein preußiſcher Leutnant bei Nachtzeit auf der Straße gleichſam aufgegriffen, um die Neugierde einer Pariſerin zu ſtillen!

Nun ſagten wir uns gegenſeitig über die Huld des Zufalls, der oft dem Menſchen beſſer dient als er ſich ſelbſt, der ſtets einflußreicher iſt als ſein Wille, viel Schmeichelhaftes und faßten den Vorſatz, die Bekanntſchaft, ſolange die Zeit der Anweſenheit der Alliirten in Paris es geſtattete, aufs herzlichſte fortzuſetzen. Sie reichte mir die Hand und ſagte unter anderm: „Soyons amis de coeur et âme.“ Sie fügte noch hinzu, daß ich, ſo oft es mir gefiele, zu Tiſche kommen könnte, um 5 Uhr würde angerichtet, ich würde ſtets mein Couvert finden und willkommen ſein. Gern will ich einräumen, daß die Neuheit der Erſcheinung zu meinen Gunſten mächtig bei der Dame wirkte, nichtsdeſtoweniger iſt unleugbar, daß zwei Perſonen, beſonders verſchiedenen Geſchlechts, die ſich noch vor einer Stunde fremd waren, ſei es aus Liebe, Freundſchaft oder Wohlwollen, durch eine geheime und unerklärbare Verwandtſchaft ſich zueinander hingezogen fühlen können.

Also bemerkte ich es wenigstens damals. Seit langer Zeit schlummerten solche Gefühle bei mir in tiefster Ruhe, daher natürlich, daß meine Seele solchem Entgegenkommen sich zuneigte, schnell die Eindrücke aufnahm und so, versenkt in das volle Glück der Gegenwart, jedes ihrer Worte ein Oeltropfen in die Flamme meines Herzens wurde und ich bereits ein von Amor's Pfeil schwer verwundeter Krieger war.

Im weitern Gespräch drückte ich ihr meine Verwunderung über die geschmackvolle und prachtvolle Einrichtung des Hauses aus, worauf sie bemerkte, daß ich mehre Zimmer noch nicht gesehen hätte, die sie mir zeigen wollte. Wir durchschritten mehre prachtvoll meublirte Zimmer, dann kamen wir in ihre Toilettenstube, diese Werkstätte der Kunst und des Putzes. Hohe goldumrahmte Trumeaux, ein Glasschrank, worin ihre kostbaren Geschmeide auf schwarzem Sammet ausgebreitet lagen, zierten es. Endlich betraten wir ihr Schlafgemach, dies Frauenheiligthum. Ueberall sah man durch ein Halbdunkel kostbare Gemälde, Vasen, Statuen. Unter einem prachtvollen Baldachin mit starkfaltigen seidenen Vorhängen, durch Schnüre halb auseinandergezogen, stand auf einer Erhöhung von zwei Stufen ein mit rothem gepalmtem Tuch bedecktes Lager.

Der junge Krieger, dem die Kenntniß der französischen Sprache zustatten kam, schildert mit Lebhaftigkeit den Zauber der Situation, in der er sich befand. Aber die Dame bemerkte augenblicklich die allzu vorlaute Phantasie des jungen Mannes, ging zu einer Tapetenthür, die er bisher noch nicht bemerkt hatte und sagte zu ihm: „Suivez-moi." Er folgte und siehe da, er stand vor einem Altar, worauf der Heiland am Kreuze, rechts und links ein Kandelaber und an der Wand das Bild der Mater dolorosa. Es war die Betkammer der Dame. Hier, sagte sie, bete ich des Morgens mit meinen Kindern.

Der abkühlende Eindruck ist erklärlich. Die Weiblichkeit hatte eine Waffe geführt, die bei dem unverdorbenen Herzen des jungen Kriegers ihre Wirkung nicht verfehlte.

Der Erzähler führt uns dann auf andere Gebiete seiner Erinnerung, er erzählt uns von einem Wachtdienst im Bicêtre manche Bereicherungen seiner Welt- und Menschenkenntniß, unter andern von einem jungen Mädchen, das über einen Fehltritt in eine Melancholie verfallen war, die ihre gewissenlosen Verwandten bestimmte, sie ins Irrenhaus zu sperren. Eines Morgens, fährt er fort, kam mein Bursche, dem es geglückt war, sich bis zum Irrenhaus Bicêtre durchzufragen, mit einem zierlichen Billet von der Dame de la haute finance, die mich zum folgenden Tag wieder zum Mittagessen einlud. Unter so vielen Tollen und Verbrechern und umgeben von hungerigen und daher etwas verstimmten Wachtmannschaften war mir dies Papier Manna in der Wüste. Am folgenden Tage um 5 Uhr Abends begab ich mich der Einladung gemäß wieder zu meiner Dame. Als ich befragt wurde, wie ich den gestrigen Tag verlebt und darauf meiner Woche im Tollhause erwähnte, entstand große Verwunderung, Bedauern und Heiterkeit. Diesmal entsprach die Zusammenkunft nicht so meiner Erwartung. Alle Tanten der Familien waren eingeladen, jede wollte mit mir sprechen und jede hielt mich fest und jede sah in der Zurückkunft der Bourbonen die Erfüllung schwärmerischer Messiashoffnungen und jede empfahl das System des Hängenlassens für die Feinde der Bourbonen. Es war dies für mich umsomehr Galeerenarbeit, als die Zeit viel angenehmer mit der Blüte, dem Solitair der Gesellschaft, hätte verplaudert werden können. Nur zu oft stößt man in Frankreich auf Ultraisten. Ich machte dabei die Bemerkung, daß die alten Französinnen oft ein kleines allerliebstes Schnurrbärtchen haben.

Der junge Offizier setzte nun seine Besuche in diesem angesehenen und reichen Hause fort und dankte ihm frohe und glückliche Stunden. Die schöne Frau, der er seine ganze Verehrung widmete, hatte die widersprechendsten Phasen durchlaufen. Sie war, soviel er erfahren konnte, 1787 geboren. Unter dem Einflusse der Blutscenen der Revolution und der Kriege war sie vom Kinde zur Jungfrau gereift und in den ersten Jahren des Kaiser-

reichs hatte sie sich verheirathet. Daher hatte sie eine reiche Erfahrung für sich. Die Ehe war ein Rechenexempel gewesen, wobei zwei bedeutende Geldposten in eine große Summe zusammenflossen. Der Mann war dem Anschein nach von ungeregelter Lebensart, aber, die Finanzgeschäfte gründlich verstehend, ein fortwährender Plusmacher. Er sprach stets mit Achtung von seiner Frau, während diese ihn beinahe mit Geringschätzung behandelte. Seit der Geburt der jüngsten Tochter hatte der Mann in entsagender Ehe gelebt, womit er den Unterhalt einer Tänzerin entschuldigte, aus dem er kein Hehl zu machen schien. Eines Tags, als wir schon gut bekannt waren, führte er mich bei dieser Tänzerin zum Frühstück auf, er schien stolz auf diesen Besitz. Da ging es hoch her. Die Person benutzte meine Anwesenheit, um sich eine Sommerwohnung, wenn ich mich recht erinnere im Thale von Montmorency, zu erbitten, wo sie eine Cur gebrauchen mußte. Das Ganze machte auf mich einen unangenehmen Eindruck. Es mahnte allzu sehr an die Macht des Geldes. Ich traf das Mädchen später wieder bei Franconi, wo ich mich längere Zeit mit ihr unterhielt und wo sie sich rücksichtslos über ihren Liebhaber äußerte und besonders neben manchen andern Untugend über seinen Geiz klagte. Das Haus meiner Gönnerin ragte dabei wohlthuend wie dem Auge eine grüne Insel in den Fluten des Oceans hervor. Ich gewahrte aber bei meinen häufigen Besuchen mit Schmerz, daß die Frau des Hauses bei aller zauberischen Anmuth und einer gewissen Weichheit der Gefühle einen männlichen Anhauch hatte, sich ihres Standpunkts bewußt war, in dem geistigen Treiben der Männer sich gefiel und einen Kreis von diesen gern um sich versammelte. Wie es bei den Franzosen nicht anders denkbar ist, wendete sich dann stets die Unterhaltung auf die Politik. Unter diesen Männern, wobei auch wissenschaftliche Celebritäten, zeigten sich mehre auf diesem Felde als wahre dialektische Kampfhähne. Alle waren in diesem Kreise darüber einig, daß Napoleon ein Fürst jure diabolico und der ersehnte Ludwig XVIII. ein Fürst jure divino sei. Einige wollten aber, daß Ludwig XVIII. den Franzosen eine Constitution geben sollte, Andere waren der entgegengesetzten Meinung. Die Dame des Hauses, die als Mittelpunkt der ganzen Unterhaltung betrachtet werden konnte, stimmte entschieden den Letztern zu und sagte unter anderm: Statt aller Constitution sei für Frankreich das Beste: „Le roi ordonne, les Français obéissent, le malheureux, qui n'obéit pas, est perdu, voilà ce qu'il nous faut"; das Wort guillotiniren brauchte sie gerade nicht, das wäre zu revolutionär gewesen. Ich hielt mich natürlich hors de combat. Oft setzte die Dame in überzeugendem und bewundernswürdigem Vortrage die Gefahren auseinander, welche Frankreich noch von den Republikanern und Bonapartisten bedrohten, worin sie freilich Recht hatte, wie die Zukunft zeigte. Von Napoleon sagte sie, daß seine Heldenthaten die Bewunderung verdienten, aber Kriegsruhm nicht das Höchste sei, das uns erfüllen soll. Sie verabscheute die Volksherrschaft, die Freiheit mit ihren leeren Theorien, abstracten Consequenzen, nannte sie eine große Krankheitsperiode der Menschheit, ein Weltunglück. Dann sagte sie einmal: „Wer ist nicht lieber von einem Nero geschlachtet, als vom Volke zerrissen? Wehe dem Volke, welches in einer Revolution ein reinigendes Fieber, so eine Art Feuerprobe sieht, wo das Verschiedenartige, das Feindliche ineinander verfließt und Frieden, Wohlfahrt und Glück zu Falle bringt. Gewaltsame Staatsumwälzungen sind Zerstörungs- und Umgestaltungsprocesse, die auflösen, nie befestigen. Frankreich war in diesem Wahne und ist gerade politisch zerrissen durch die Revolution, bis uns Frieden und die angestammte Dynastie durch diese Herren — auf mich zeigend — ward; ob sie aber weise sind, indem sie uns Belgien und den Rhein nehmen, bezweifle ich." Belgien lag ihr besonders am Herzen und schon oft hatte sie mir deshalb den Text gelesen, und Alles, was ich darauf erwiderte, wollte ihr nicht in den Kopf. Sie war durch und durch Französin. Empfindsam, träumerisch, romantisch, mild wie das Geschlecht der Tauben, ohne Galle und Neid konnte eine solche Natur nicht sein. Bei ihrer überall scharf durchblickenden französischen

Individualität war sie ebenso fern von jeder Affectation — sie zeigte sich stets als eine ganz wahre Erscheinung, offen und naiv, als sie sich in vielleicht zu üppigem Bewußtsein ihres Uebergewichts wiegte und nicht frei war von Capricen; auch liebte sie das Neckende. Ich bin nicht gewiß, ob die Scene, welche sie mir am ersten Tage unserer Bekanntschaft machte, nicht diesem Zuge ihres Charakters zuzuschreiben ist. Auch war sie nicht gerade in Sprache und Scherz eine Repräsentantin feiner und zarter Weiblichkeit. Ich möchte fast sagen, es fehlte ihr ein gewisses Gefühl von Schicklichkeit, denn der Zauberfaden ihres Gesprächs wurde mitunter, trotz ihres sittlichen Bewußtseins, ihres zarten Schönheitssinns, durch nicht stets maßhaltende und scheinbar herausfodernde Reden unterbrochen; das Bewußtsein ihrer eigenen Reinheit schien ihr einen gewissen Uebermuth zu geben. Ihre Manieren waren mehr fest, bestimmt, entschieden als vornehm, anstandsvoll und gemessen.

Dennoch lag der junge Krieger gefangen im Zauber dieser seltenen Erscheinung. Wir können unsere Leser nur auffodern, sich in der „Minerva" weitere Charakterzüge von ihm erzählen zu lassen. Uns bestimmte zu diesem Auszuge nur der auffallende Contrast, wie ein Verhältniß, das auf so zarte Voraussetzungen, so schöne Ueberzeugungen und Uebereinstimmungen begründet war, zuletzt enden sollte. Es war die Politik, welche die Dame und den Erzähler verbunden hatte; man wird aber erstaunen, was eine Frau noch höher schätzen kann als alle Ueberzeugung und alle Politik.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Zur Praxis des täglichen Lebens.

In verschiedenen Bearbeitungen erscheint die von dem berühmten londoner Chemiker Johnston herausgegebene „Chemie des gemeinen Lebens." Auch Dr. Wilhelm Hamm in Leipzig hat eine solche unter dem Titel: „Chemische Bilder aus dem täglichen Leben" (Leipzig, J. J. Weber) gegeben. Seiner klaren, allgemein faßlichen Darstellungsweise folgend, heben wir einige der wichtigern Partieen des noch nicht ganz vollendeten Buchs hervor.

1. Das Brot.

Der Weizen sowie der Roggen liefern Brot, keine andere Getreideart will sich ganz dem Zwecke fügen. Der erstere ist wegen seines schönen weißen Mehls vorgezogen, ohne darum an Verdaulichkeit oder Nahrungsstoff einen Vortheil zu bieten. Wer vom Weizenbrot dies Vorurtheil hegt, ist im Irrthum. Ebenso falsch ist es, vorauszusetzen, das Weizenbrot gewinne an Werth, je mehr das Mehl seiner gröbern Theile entledigt sei. Im Gegentheil. Je weißer das Brot, je weniger verdaulich und je weniger nahrhaft ist es. Wollte man die Gesundheit berücksichtigen, so müßte man es mit der Kleie untermischt essen, denn gerade diese besitzt einen großen Klebergehalt und eine große Nahrungsfähigkeit, dazu noch die besondere Eigenschaft, daß sie das Mehl oder das Brot, womit sie vermischt ist, auflöst und auf die Art im Magen verdaulicher macht.

Das Weizenmehl enthält, chemisch zerlegt, zwei Hauptstoffe, den Kleber und die Stärke. Von dem erstern befinden sich in 100 Pfund 10, von dem letztern etwa 70. Das daraus bereitete Brot bietet uns nicht nur Speise, es bietet uns zugleich auch gleichsam Trank; denn ein gut gebackenes Weizenbrot enthält durchschnittlich 45 Procent Wassertheile. Eine der Ursachen, warum das Brot so viel Wasser enthält, liegt darin, daß durch den Vorgang des Backens ein Theil der Stärke in Gummi verwandelt wird, und dieser hält das Wasser weit fester an, als es Stärke zu thun vermag. Eine zweite besteht darin, daß, wenn der Kleber des Mehls einmal durch und durch feucht geworden ist, er schwer wieder trocknet und rings um jede noch so kleine hohle Zelle in dem Brot eine

zähe Hülle bildet, welche nicht allein die raſche Entweichung des Gaſes verhütet, ſondern auch die Austrocknung des Waſſers.

Das Roggenbrot iſt gewöhnlich geſäuert, d. h. ſtatt der Hefe mit Sauerteig zugeſetzt, der die Gährung weniger raſch befördert; das Brot wird dadurch weniger leicht, erhält ſich aber länger friſch. Dieſe Säure im Brot verurſacht empfindlichen Perſonen eine Störung in der Verdauung und iſt für dieſe ein Grund, dem Weißbrot den Vorzug zu geben, während es in jeder andern Beziehung nichts vor demſelben voraus hat. Liebig verdanken wir ein Mittel, um dieſer Säure im Roggenbrot vorzubeugen. Es iſt friſch bereitetes Kalkwaſſer. Auf fünf Pfund Mehl nehme man ein Pfund von dieſem Kalkwaſſer außer dem ſonſt zur Teigbildung nothwendigen Waſſer, und durch die freie Phosphorſäure des Mehls wird ſich ein phosphorſaurer Kalk bilden, der die Säure hebt. Etwas mehr Salz muß man dann freilich dem Brotteige auch noch beifügen.

II. Das Fleiſch.

Die Nahrungsſtoffe des Brotes ſind denen des Fleiſches vollkommen ähnlich, nur daß das letztere keine Stärke enthält, und drei mal ſo nahrhaft iſt. Freilich hängt es gänzlich von der Hausfrau ab, ob dieſer Nahrungsſtoff im Fleiſche verloren gehen oder Dem, der es genießt, zugute kommen ſoll. Bringen wir ein rohes Stück Fleiſch unter eine Preſſe, ſo wird eine rothe Flüſſigkeit herausfließen. Sie beſteht aus mit Blut gefärbtem Waſſer, worin verſchiedene Salze und andere Stoffe ſich aufgelöſt befinden. Durch das Ausziehen dieſes Stoffs wird das zurückbleibende Ochſen- oder Hammelfleiſch beinahe völlig geſchmacklos.

Erwärmt man den auf dieſe Weiſe dem Fleiſche entnommenen Saft, ſo wird er trübe und ſcheidet Flocken eines weißlichen Stoffs aus, welcher gekochtem Eiweiß gleicht. Die Erhaltung dieſes Stoffs im Fleiſche iſt von der größten Wichtigkeit. Um das zu erzwecken, muß man ein Stück friſches Fleiſch in kräftiger Hitze beſetzen, dann gerinnt dieſer Eiweißſtoff, verſtopft alle Poren und die ganze Saftmenge bleibt vollſtändig erhalten darin zurück. Schneidet man ein ſolches Stück Fleiſch an, ſo wird es noch ſeinen Blutſaft enthalten, in dem allein die Nahrungskraft des Fleiſches zurückbleibt. Will man dagegen ein Stück Fleiſch über langſamem Feuer dünſten, ſo bleiben ſeine Poren geöffnet, der Saft fließt aus, das Fleiſch fällt zuſammen, wird trocken, faſerig, zäh und unſchmackhaft. Dies letztere Verfahren iſt in Deutſchland meiſtens üblich. Die Hausfrauen halten außerdem ſehr viel auf die zu gewinnende Brühe, ſie betrachten es wie einen Gewinn, wenn ſie dieſe dem Fleiſche entzogen haben und es ſpäter dennoch auf den Tiſch bringen; denn ihrer Meinung nach bleibt das Fleiſch Fleiſch und die kräftige Suppe iſt dann noch daneben. Leider aber iſt dies Rechenexempel falſch. Was ihnen als Fleiſch zurückbleibt, iſt kein Fleiſch mehr, ſondern eine fade, ſchwerverdauliche Faſermaſſe und die davon gewonnene Suppe wäre mit mehr Nutzen in dem Fleiſche ſelbſt geblieben. Wer auf dieſe Weiſe Fleiſchbrühe zu gewinnen ſucht, der handelt wie Jemand, der Silbergeld in Kupfer umſetzt und nun meint reicher zu ſein, weil er mehr Stücke beſitzt. Fleiſch pökeln, heißt ebenfalls es ſeines Nahrungsſtoffs berauben; denn der durch das eindringende Salz hinausgetriebene Saft enthält gerade die beſten Nahrungstheile. Aus dieſem Grunde verbietet man ſchwachen und ſkrophulöſen Kindern den Genuß geſalzenen Fleiſches.

III. Der Kohl.

Das Sauerkraut, dieſe in der ganzen Welt bekannte „Nationalſpeiſe" vorzugsweiſe der Süddeutſchen, iſt eins der nahrhafteſten Gerichte. Die trockenen Blätter des Kohlkopfs enthalten nach ſorgfältiger chemiſcher Unterſuchung 30—35 Procent Kleber, und dies beweiſt, daß ſie nahrungskräftiger ſind als irgend ein anderer Nahrungsſtoff. Durch das Kochen gewinnen die Blätter des Kohlkopfs an Geſchmack, ohne ihre nährende Kraft zu verliere. Selbſt die abgekochten Blätter enthalten immer noch 33 Procent Kleber. Dieſes

Kleberreichthums halber iſt es gut, den Kohl mit fetten und öligen Stoffen zu genießen. Sauerkraut und Schweinefleiſch iſt eine Zuſammenſtellung, welche die Erfahrung für das Wohlbefinden des Menſchen wie erſonnen hat.

Kartoffeln mit Weißkraut zuſammengekocht iſt ein ſehr beliebtes friſches Gericht. Die erſtere iſt arm an Kleber, dieſem Mangel wird durch die Zuſammenſtellung abgeholfen: kommt dann noch ein wenig Fett hinzu, ſo iſt eine treffliche, nahrhafte Speiſe bereitet. Kleber, Stärke und Fett ſind die drei Stoffe, die wir täglich in richtigem Maße genießen müſſen, wenn wir körperlich gedeihen wollen. Jemehr unſere Frauen von der Chemie verſtehen, je beſſer wird es um unſere Küche beſtellt ſein, d. h. um jene Küche, die den Menſchen nährt, damit er lebe und wohllebe. So leicht iſt bei Zubereitung einer Speiſe ein fehlender Stoff zu erſetzen und die ungeſunde Speiſe in eine geſunde umzuſetzen, ſobald die dazu erforderlichen Kenntniſſe vorhanden ſind. So hat man z. B. gar lange das Eſſen der Butter auf dem Brot für einen Luxus gehalten und thut es vielleicht noch. Doch iſt dem nicht ſo. Das Brot allein iſt weniger geſund, als wenn man es mit den darin mangelnden Fetttheilen genießt, die es erſt zu einem ganzen Nahrungsmittel machen. Wo man alſo das Eſſen des trockenen Brotes einführen will — wie es in Schulen wol geſchieht, um Kinder an Entbehrung zu gewöhnen —, da begeht man ein Vergehen an der Geſundheit, die keine einſeitige Ernährung erträgt. Kein einziger Stoff, wie vortrefflich er ſei, vermag allein das Leben zu erhalten; weder Oele noch Fettſtoffe, weder Stärkemehl noch Zucker ſind im Stande, für ſich allein uns auf die Dauer zu ernähren, es muß die richtige Zuſammenſtellung ſtattfinden, die meiſtens durch die Erfahrung als Meiſterin in unſern Küchen auftritt, und jetzt durch die Wiſſenſchaft, die in dies Gebiet der Hausfrauen eindringt, in den meiſten Fällen beſtätigt wird.

Die bekannte Arrow-Root, ein Stärkemehl der weſtindiſchen Pfeilwurz entnommen, iſt darum durchaus kein Nahrungsmittel, weil der Kleber darin mangelt, und Mütter, die ihre Kinder damit aufziehen wollen, machen ſie elend und ſkrophulös. Daſſelbe gilt von der Tapioca, dem Mehl der Caſſavawurzel.

Es iſt ungemein intereſſant zu beobachten, wie gut die Erfahrung die uns nothwendigen Ernährungsſtoffe zuſammengeſtellt hat, und die Geſchichte der Phyſiologie weiß auch, wie erforderlich dies war. Wo der natürliche Inſtinct ſich ſeine Speiſen nicht dem Bedürfniß entſprechend wählen konnte, da ſieht man die Geſundheit bedroht, der Körper wird angegriffen, die Gemüthsart ändert ſich und wie der Einzelne, ſo ſterben ganze Geſchlechter aus infolge ſolcher verkehrten Ordnung. Wie unendlich groß der Einfluß der Nahrung auf den Menſchen iſt, wird ſich täglich mehr herausſtellen, ſowie das Wiſſen wächſt und die Völker befähigt, mit Einſicht die Stoffe zu wählen, die ſie zu ihrer Erhaltung bedürfen.

IV. Der Thee.

Die Vorliebe zu warmen Getränken iſt über den ganzen Erdball verbreitet. In dem eiſigen Labrador und in dem winterlich kalten Rußland mag ſie durch das Klima gerechtfertigt erſcheinen; aber der Begehr danach hat einen viel tiefer ſitzenden Grund, denn der Begehr iſt ebenſo allgemein in den heißeſten wie in den kalten Länderſtrichen. In Centralamerika möchte ſowol der eingeborene Indianer wie der Creole von vermiſchtem europäiſchem Blut um keinen Preis ſeiner altgewohnten Chocolade entbehren. In Südamerika iſt der Paraguaythee ein ſo allgemeines Getränk, daß der Gaucho der Pampas wie der reiche Beſitzer von Hunderttauſend Rindern ſeiner nicht entrathen zu können glaubt. Die Eingeborenen Nordamerikas trinken ihren Apalachenthee, ihren Oswegothee, ihren Labradorthee und noch viele andere.

Alle Länder Europas beſitzen gleichfalls ihre Lieblingsgetränke. Spanien und Italien ziehen die Chocolade vor; in Deutſchland und Frankreich, in Schweden und in der Türkei

herrscht der Kaffee; in Rußland, Holland und England der Thee, während das arme Irland sein bescheidenes warmes Getränk aus den Hülsen der Cacaobohnen fertigt, die von den italienischen und spanischen Chocoladenmühlen abfallen.

Unsere Aufgußgetränke lassen sich in drei Classen stellen. Thee oder Aufguß auf Blätter, Kaffee oder Aufguß auf Samen und schließlich Chocolade, welche eigentlich ein Schleim oder eine Suppe ist.

Gar vielerlei Sorten von Thee sind in verschiedenen Theilen der Welt bekannt und üblich; doch bleibt der chinesische Thee der wichtigste und bedeutendste von allen Theestoffen. Er bildet das tägliche Getränk einer bei weitem größern Menschenzahl als diejenige ist, welche andere Aufgüsse bevorzugen. Man kann gegenwärtig annehmen, daß 500 Millionen Menschen Theetrinker sind.

Die verschiedenen Sorten des Thees sind, wie man dem Berichte Herrn Fortune's entnimmt, ein Resultat der Zubereitung und nicht eine der Pflanze einwohnende Eigenthümlichkeit. Ebenso ist die Farbe des grünen oder schwarzen Thees durch den Proceß des Trocknens erzielt und kann mit den Blättern eines und desselben Theebaums hergestellt werden. Die Wirkung des Thees, wie er in China getrunken wird, beschreiben chinesische Schriftsteller folgendermaßen: „Thee ist von kühlender Wirkung und wird nur, wenn zu viel getrunken, Erschöpfung und Schwäche hervorbringen." Ein anderer Schriftsteller sagt: „Das Theetrinken treibt alle Unreinigkeit aus dem Körper, verhütet Schläfrigkeit, heilt oder bewahrt vor Kopfweh, und ist deshalb in der ganzen Welt in hohen Ehren."

Die Wirkung des Thees ist auch bei uns allgemein bekannt. Er erheitert ohne fühlbare Berauschung, er erregt das Gehirn zu gesteigerter Thätigkeit und erzeugt Aufgeregtheit. Deshalb ist er auch Studirenden, Leuten, welche Nachtwachen haben oder viel mit dem Kopfe arbeiten müssen, so überaus nützlich und zuträglich. Er besänftigt und beruhigt das Gefäßsystem, wirkt bei Entzündungskrankheiten und als Heilmittel gegen das Kopfweh. Dreierlei chemische Stoffe sind es, deren vereinigtem Einfluß wir diese Wirkung zuschreiben müssen: das flüchtige Oel, das Thein und der Gerbstoff. Das erstere, obgleich 100 Pfund Thee nur ein Pfund Oel enthalten, bestimmt den Werth des Thees. Das Thein ist eine Substanz, die aus den heiß gemachten Theeblättern durch Dampf entwickelt wird und sich wie Krystall anhängt. Der gewöhnliche Thee enthält ungefähr 2 Procent davon. Thein ist geruchlos und schmeckt bitter. Es enthält drei Zehntheile seines Gewichts Stickstoff, ein Element, von dem wir wissen, daß es vier Fünftheile der Masse unserer gewöhnlichen atmosphärischen Luft bildet. Es ist bekannt, daß der thierische Körper, solange er lebt, unaufhörlich abstirbt und sich wieder erneuert. Die Verrichtungen des Lebens sind stets von Verlusten begleitet, die in den Magen eingebrachte Nahrung muß dieselben wiederum ersetzen. Nun hat die Einführung einer ganz kleinen Menge von Thein — etwa drei oder vier Gran täglich — die bemerkenswerthe Wirkung, die absolute Menge der von einem gesunden Menschen täglich verlorenen Stoffe zu vermindern. Diese Thatsache lehrt, daß der Verlust des Körpers durch Einführung von Thein verringert wird; folglich also ist der Genuß des Thees eine Ersparniß an andern Nahrungsmitteln. Der Gerbstoff beträgt 13 — 18 Procent und ist in seiner Wirkung noch nicht genau ermittelt worden.

Außer den drei vorerwähnten Stoffen müssen wir nun noch den Kleber nennen, der mehr als den vierten Theil des Gewichts trockener Theeblätter ausmacht, sodaß wir ein sehr nahrhaftes Gemüse durch dieselben erhalten könnten. Das Wasser, welches wir auf den Thee gießen, zieht von diesem Kleber nur eine unbedeutende Procentmenge aus, darum geht uns mit den ungenutzten Blättern eine nicht unbeträchtliche Summe an Nahrungsstoff verloren. Es ist deshalb als eine Verbesserung der Theebereitung zu empfehlen

eine Messerspitze voll gereinigter Soda dem Wasser hinzuzusetzen. Die Wirkung derselben wird die sein, daß wenigstens ein Theil des Kiebers aufgelöst und dadurch das Getränk viel nahrhafter wird.

Wir kommen auf die Fortsetzung des verdienstvollen Hamm'schen Unternehmens zurück.

Berliner Briefe.

X.

— A Jove principium. Wollen Sie dann und wann von den Tonangebern unserer „Intelligenz" hören, von wem muß man beginnen? Von Alexander von Humboldt.

Der ehrwürdige Nestor der Wissenschaft, Alexander von Humboldt, ist so geistesfrisch, daß, wenn man mit ihm gesprochen, es uns überkommt wie eine schöne Zuversicht, als könnte aus dieser Hülle die Psyche niemals scheiden, als müßte er, dessen ganzes Wesen Geist und Wohlwollen ist, fort und fort zum Segen seiner Jünger und der Welt leben.

Und wie nimmt ihn dies Leben in Anspruch! Noch vor einigen Jahren behauptete er regelmäßig seinen Posten am Stuhl des Königs als Kammerherr. Sein umfangreiches Wissen ist mit einer solchen Herzensgüte verschmolzen, daß es ihm unmöglich ist, auch den Geringsten mit Härte zurückzuweisen oder seiner Frage nicht eine Antwort zu gewähren. Diese Güte wird unglaublich gemißbraucht. „Time is money!" sagt der Engländer, für Alexander von Humboldt ist sie mehr als das; sie ist für ihn das Material, aus welchem er seine Lichtgedanken prägt und sie der Welt zum Verbrauch übergibt. Wie er uns kürzlich erzählte, empfängt er jährlich an 5000 Briefe und werden [illegible] Antworten jährlich von seiner Hand geschrieben. „Es ist vielleicht eine kleine Rache, die ich an Vielen nehme, daß sie nothgedrungen sind, sich mit meiner Handschrift zu quälen", fügte er hinzu; und als ich ihm einwandte, daß eben durch seine Nachsicht der Andrang so groß würde, erwiderte er: „Es kömmt wol daher, daß so viele Leute unbeschäftigt sind, ihre Zeit gering anschlagen und daher denn auch keine Achtung vor der Zeit eines Andern haben, und meinen, Einen mit fernliegenden Dingen zu unterhalten." Er erzählte, er hätte vor kurzem einen Brief erhalten, dem ein Kästchen beigefügt gewesen. Erst hätte er natürlich angenommen, daß es eine Sendung von Naturgegenständen, wie sie ihm häufig zugekommen, sein müsse, sei aber später höchlichst überrascht gewesen, als Klingelzüge, Lampenuntersätze, Börsen und dergleichen Dinge sich vor seinen Augen entwickelt hätten, wobei denn der Brief als Commentar ihn höflichst ersucht hätte, doch eine kleine Lotterie bei Hofe von den benannten Gegenständen zu veranstalten. Es gehört wahrlich mehr als Naivetät dazu, um einen Mann wie Humboldt mit derlei Dingen zu belästigen; ja man möchte bei aller Toleranz an dem bon sens der Leute zweifeln, wenn man solchen nonsens erfährt. Daß aber bei alledem doch ein höfliches Schreiben, wenn auch mit der ihm eigenthümlichen saillie, die Zurücksendung begleitet hat, dessen bin ich gewiß. Aber auch unnütze Fragen berauben ihn vielfach seiner kostbaren Stunden. „Die Menschen wissen gar nicht, wie edel die Zeit, und wie sie zu nützen ist", seufzte er. Humboldt nützt die Zeit in Wahrheit, er schläft nur 4—5 Stunden. „Ich habe mich nun einmal so gewöhnt, und bedarf keiner längern Ruhe", sagte er auf die ihm gegenüber ausgesprochene Verwunderung. Dabei ist sein Gedächtniß frisch und kräftig wie seine Stimme, sein allzeit präsentes Wissen für Namen oder Gegenstände, die verhandelt werden, legt davon Zeugniß ab. Das Silbergelock der Haare deckt noch ziemlich reichlich das bedeutungsvolle Haupt mit den urliegenden, noch immer noch schärfer als nach außen schauenden freundlichen Augen. Und um hier wieder die Dreistigkeit der Zudringlichen zu rügen, kürzlich hatte ein Phrenolog den Muth, ihn schriftlich zu ersuchen, er möchte ihm seinen Schädel vermachen! Etwas Verletzenderes und sittlich Frecheres kann doch wol kaum gedacht werden.

Als wir den Edeln kürzlich sprachen, war sein theilnahmvolles Herz mit großer Besorgniß dem Schicksal seiner jungen Freunde zugewendet, der drei Gebrüder Schlagintweit. Diese drei, von der Natur so reich begabten und sich gegenseitig wissenschaftlich ergänzenden jungen Männer — ähnlich dem Dioskurenpaar der Gebrüder von Humboldt selbst — sind aus München gebürtig. Mit dem gründlichsten Wissen verbanden sie jene feine gesellige Haltung, die ihnen hier alle Kreise der großen wie der gelehrten Welt eröffnete und die sie gleich liebenswürdig im Tusculum des Forschers wie im Salon der Gesellschaft erscheinen ließ. Vornehmlich sprachen wir von Dr. Hermann und Adolf Schlagintweit, da der Jüngste, eben die Universität verlassend, sich erst bei der jetzt unternommenen Reise ihnen anschloß. Diese Gebrüder Schlagintweit haben als echte Nachfolger Saussure's in ihrem physikalisch-geologischen Werke über die Alpen sich einen Namen in der Wissenschaft erworben und durch Humboldt's Vermittelung ward ihnen jetzt von unserm König und von der Ostindischen Compagnie eine Summe bewilligt, die ihnen gestattete, den Brennpunkt ihrer Phantasie zu erreichen, eine Expedition nach dem Himalaja. Humboldt hatte um so wärmer dafür mitgewirkt, als es eigentlich sein vor dreißig Jahren glühendster Wunsch gewesen war, eben dahin zu gehen. Diesen jungen und strebsamen Männern zu erwirken, was ihm damals durch Umstände und Verhältnisse unmöglich gemacht wurde, gewährte ihm, wie es schien, eine ganz besondere Freude. Er stattete sie mit allen den von ihm selbst gesammelten Notizen und Daten aus, um durch sie vollenden zu lassen, was er im Geiste begonnen. Den 20. September 1854 hatten sie sich in Southampton auf dem Dampfschiff Indus eingeschifft. Es hatte sich schon das Gerücht verbreitet, daß das Schiff bei dem am 2. November tobenden Sturm unweit Bombay gescheitert wäre und zu befürchten stände, daß sie mit verunglückt wären. Mit großer Freude erzählte uns eben Humboldt, wie ein an ihn eingegangener Brief des Dr. Adolf Schlagintweit die Besorgniß beseitigt hätte. Der Brief sei vom 10. November aus Bombay datirt und berichte, daß sie alle Drei glücklich und unversehrt mit all ihren Effecten über Malta, Alexandrien, Kairo, Suez und Aden schon am 26. October dort gelandet wären, indem sie eine der besten und schnellsten Ueberfahrten gemacht hätten. Der Gouverneur, Lord Elphinstone, dem sie dringend durch Humboldt empfohlen waren, hätte sich ihrer in der zuvorkommendsten Weise angenommen. Im Februar wären sie gesonnen, über Madras und Kalkutta nach dem Himalaja abzugehen, um dort ihre magnetischen, meteorologischen und geologischen Arbeiten zu beginnen. Gleichzeitig hätten sie ihm mitgetheilt, daß sie ihre Beobachtungen und Messungen der Temperatur, Dichtigkeit und den Salzgehalt des Seewassers im Atlantischen, Mittelländischen, Rothen und Indischen Meere der Royal society eingeschickt hätten, um sie als Gemeingut der Wissenschaft zu veröffentlichen. Wer die leuchtende Freude in dem edeln Antlitz des ehrwürdigen Mannes sah, mit der er von dem Gelingen seiner Jünger sprach, den mußte es mit rühren und erheben. Er sagte unverhohlen, daß die Reise mit ein Resultat seiner Bemühungen sei, daß er mit vielen Widersachern, zunächst auch hier, zu kämpfen gehabt habe, da die Richtung des bei uns herrschenden Systems — doch ich will Ihnen keine Unannehmlichkeiten bereiten und breche die Mittheilung dieser Aeußerungen aus dem Munde des berühmten und von seinen Ueberzeugungen nie ein Hehl machenden Mannes ab. Glücklicherweise gab die Entscheidung des Königs und Humboldt's Bericht an die Ostindische Compagnie den Ausschlag. Die Gebrüder Schlagintweit hätten demzufolge jetzt in einer selten günstigen Weise ihre Reise angetreten, da sie überaus reich mit allen nur möglichen, ihre Zwecke unterstützenden und fördernden Utensilien ausgestattet wären. Durch seine Hände seien allein 5000 Thaler für Instrumente gegangen, die theils hier, theils in München gearbeitet worden wären, eine ähnliche Summe sei zu gleichen Zwecken noch in Paris und London dafür verausgabt.

Wie Humboldt nun hier den Lebenden die helfende Hand geliehen, ruft er anderen

seits jetzt auch einem todten jungen Freunde die anerkennendsten Worte nach. Dem früh verstorbenen Prinzen Waldemar von Preußen nämlich setzt die Pietät seiner Geschwister ein schönes Denkmal, indem sie dessen Reise nach Indien in einem Prachtwerk erscheinen läßt. Es wird dasselbe zuvörderst nur einem engern Kreise und nicht der Oeffentlichkeit übergeben werden, doch ist es wol gestattet, davon zu sprechen. Die fürstlichen Geschwister haben sich an Humboldt gewandt, um dem Buch die Weihe zu geben, indem er die Vorrede und Einleitung geschrieben hat. Im edelsten Stil gehalten motivirt er sein Vorwort dadurch, daß ihm, dem alten Reisenden, der junge Mann stets nahe gestanden und daß ihn ein unauslöschliches Dankgefühl seit Jahren an das fürstliche Vaterhaus geknüpft hätte. Zart und innig hebt Humboldt hervor, wie der junge Prinz durch tiefes Gefühl für die Schönheiten, welche die Natur in allen Zonen entfalte, deren Genuß uns theilweise auch durch die Macht der Sprache wie durch den Zauber der darstellenden Kunst verschafft werden kann, zu der so beschwerlichen Reise angetrieben worden sei. Wie er unermüdlich allen ihn berührenden Elementen der Natur und Wissenschaft gelauscht und welche schöne Ausbeute er heimgebracht hätte. In rührender Anerkennung gedenkt er dann auch des Dr. Werner Hoffmeister, der, des Prinzen zärtlichster Jugendfreund, diesen als Arzt und Naturforscher auf seiner Reise begleitete und der, ein Opfer innigster Freundschaft, in der Schlacht gegen die Sikhs bei Ferozeschah, kaum 26 Jahre alt, blieb. Seinen letzten Seufzer hauchte er in den Armen seines fürstlichen Freundes aus, der ihn fest umschlungen hielt und vergeblich auf Rettung sann. Das mit Geist und Anmuth von ihm geführte Tagebuch ward bald nach seinem Tode von der Familie als ein schönes Andenken für seine vielen Freunde veröffentlicht. Das Prachtwerk des Prinzen besteht aus vier Abtheilungen. Professor Bellermann und H. Kretschmar haben den malerischen Theil des Werks übernommen (wol an 100 Platten), indem sie die Reiseskizzen des Prinzen in treuester Hingebung ausgeführt haben. Da beide Künstler mit der Physiognomie der Natur tropischer und subtropischer Zonen in Südamerika und im Orient vertraut sind, so ist es ihnen gelungen, Leben und künstlerischen Werth hineinzubringen. Der erste Abschnitt beginnt mit der 1844 erfolgten Abreise, erzählt die Fahrt nach Aegypten, Korfu und Athen in einfach lebendiger Weise nach dem Tagebuch des Prinzen. Im November landete der Prinz auf Ceylon, wo die Kinder als einzigstes Kleidungsstück ein Bindfädchen um den Leib trugen. Im Januar 1845 kam er zum Ausfluß des Ganges. Der zweite Abschnitt berichtet über die sehr interessante Reise durch Hindostan, Patna, Katmandu, Benares, Delhi bis Naini-Tál. Der dritte umfaßt die Wunder des Himalajagebirgs, seine Thäler und Blumenwelt. Sie geht von Naini-Tál bis Schipke in Tibet und zurück über Sunum nach Simla. Der vierte Band, vom Grafen Oriola, seinem Begleiter, geschrieben, gibt ein getreues Bild der Kriegsbegebenheiten im Feldzuge der Engländer, denen sie sich unter Leitung des Lord Hardinge gegen die Sikhs angeschlossen, und ist voll der interessantesten Momente. Das auf der Reise von Dr. Hoffmeister gesammelte Herbarium ward auf von Humboldt's Fürsprache dem geistvollen Botaniker Herrn Dr. Klotzsch übergeben. Es umfaßt in der kleinen Zahl von 456 Exemplaren 108 neue Arten und 270 verschiedene Gattungen. Die interessantesten davon hat man lithographiren lassen. Auch hier hat die Liebe und Verehrung zu dem so früh dahingeschiedenen Prinzen sich bemüht, ihm ein unvergängliches Denkmal der Erinnerung zu setzen, indem ein hoher Strauch, durch organische Structur, Blutenpracht wie Belaubung, ausgezeichnet und als eine neue Gattung den Rhodoraceen zugehörig, den Namen „Waldemaria argentea" empfangen hat, da der Prinz diesen Strauch mehre Jahre vor dem berühmten Sikim-Reisenden, Dr. Joseph Hooker, entdeckte.

Nach dieser kurzen Darlegung des Inhalts eines Prachtwerks kehren wir wieder zum Brennpunkt dieser Zeilen, zu Alexander von Humboldt zurück. So schafft und wirkt sein

thätiger Geiſt nach allen Richtungen. Hier hilft er jungen ſtrebſamen Gelehrten zum Nutzen und Frommen der Wiſſenſchaft ihr mühſelig Ziel erreichen; dort legt er voll hoher Anerkennung den von Lorber umſchlungenen Cypreſſenkranz auf das Grab eines jugendlichen Freundes. Gelehrte Männer hat jede Zeit aufzuweiſen, aber ein Mann wie Humboldt, ein Gelehrter, wo Kopf und Herz in ſo hohem, edeln Gleichgewicht ſtehen, ja, wo in zweifelhaften Fällen nur Herzensgüte und Toleranz den Ausſchlag geben, ein ſolcher Mann, den man in Wahrheit einen hohen Menſchen nennen kann, iſt wol eben ſo ſelten wie ſeine ihm von der Natur verliehene Geiſtes- und Körperkraft, ſelbſt in dieſem vorgerückten Lebensalter. Möge er allen zum Tempel des Wiſſens Wallenden noch lange ein ſegenreicher Hort und ſeinen Verehrern eine Leben und Wärme ſtrahlende Sonne bleiben!

(Ein elfter Brief demnächſt.)

Anregungen.

Lyriſche Poeſie.

Es iſt uns nicht möglich, alle Empfindungen von Gedichten, die wir empfangen, namentlich aufzuführen und ſie einer Beurtheilung zu unterwerfen. Unſern Leſern würde auch wenig damit gedient ſein, alle die kleinen und größern Bändchen kennen zu lernen, mit welchen ſich unabläſſig immer wieder neuauftauchende Namen an der Geſchichte unſers Parnaſſes zu betheiligen ſuchen.

Das Glück, das neuerdings einige epiſche Dichtungen gemacht haben, läßt ſolche umfangreiche und langzuſammenhängende Gedichte in großer Zahl erſcheinen. Nicht alle kündigen ſich ſo friſch und lebendig an wie der „Trompeter von Säckingen“ oder „Jung Friedel der Spielmann“ von August Becker (Stuttgart, Cotta). Letzteres Gedicht iſt in einer ſo fließenden Verſifikation und in einer ſo gewandten und anmuthigen Sprache überhaupt gehalten, daß man bei einem bisher noch kaum genannten Namen über ſo viel junge Meiſterſchaft erſtaunen muß. Wäre die Dichtung nur bald ſo ſtark, würde ſie uns mehr feſſeln. Das Hineinlegen einer Menge von Balladen und lyriſchen Ergüſſen in die fortlaufende Erzählung hemmt zu oft das angeregte Intereſſe, und die Leichtigkeit, mit welcher der Verfaſſer ſich poetiſch ausdrückt, mag ihn auch zu jener Redſeligkeit verführen, die in ſeiner Darſtellungsweiſe ſelbſt ſtörend iſt. Von dieſem Mißſtande, der dem guten Fortgange ſeines Werks äußerlich hemmend entgegentreten wird, abgeſehen, fühlt man ſich unausgeſetzt durch die Bilder, die Naturanſchauungen und den feinen Sinn des Dichters für Sage und Volksthümlichkeit angeſprochen.

Die Sympathie unſerer Poeten für die Sage vom Tannhäuſer können wir nicht theilen. Adolf Frankel hat in ſeiner Auffaſſung der Sage (Weimar, Böhlau) ſie zu erweitern und mit einem unverkennbaren hiſtoriſchen Tiefblicke die Epochen der Weltgeſchichte mit ihr in Verbindung zu ſetzen geſucht. Allein wenn dieſe Sage ihren Reiz hat, ſo liegt er eben in jener ſtill abgeſchloſſenen Welt des thüringiſchen Hörſelbergs, in jenen geheimnißvollen Myſterien einer heidniſchen Liebe, die uns ausſchließlich nur auf ein dichteriſches Innenleben führt. Sehr beachtenswerth bei Frankel iſt ein negatives Verdienſt: er macht den Tannhäuſer nicht zum Träger jener Sinnlichkeit, die den Venusberg auf die pariſer Boulevards verpflanzt. Sein Sinn iſt rein, ſeine Vertiefung in mittelalterliches und thüringiſches Leben innig und nur ſeiner Sprachbehandlung wäre bei ſeinem Reichthum an Phantaſie und urſprünglicher Anſchauung mehr Gewandtheit und weniger gezwungene Bewältigung zu wünſchen. Ein Tannhäuſer von A. Paul (Leipzig & Brüſſel, Schnee) hat uns weder für die Sage ſelbſt, noch für dieſe neue Behandlung, trotz fließender Diktion und einer Richard Wagner in Zürich gewidmeten achtbaren Tendenz, eine erhöhtere Theilnahme abgewonnen.

Die orientaliſche Richtung in unſerer Lyrik ſcheint etwas nachzulaſſen und wir geſtehen, daß es uns wahrhaft freuen würde, wenn endlich z. B. von Profeſſor Brockhaus in Leipzig eine wortgetreue Ueberſetzung des Hafis zu ſeiner Ausgabe des Originals erſcheinen ſollte. So würden wir doch endlich ſicher ſein, die echten Werke des alten perſiſchen Sängers von dem vielen Untergeſchobenen trennen zu können, was in neuerer Zeit unter ſeinem Namen bei uns in Umlauf gebracht worden iſt. Ein umfangreiches Buch ſolcher orientaliſchen Sprachweisheit in allerlei Dichterformen iſt der „Koran der Liebe“ von Leopold Schefer (Hamburg, Hoffmann & Campe). Die frühern Novellen und das „Laienbrevier“ dieſes Dichters haben ſo viel Freunde gefunden,

daß man ihn immer mit Verehrung nennen wird. Für jene gestaltlose Sphäre unserer Literatur, wo nur eine grübelnde Intuition und die Dialektik des Gefühls ihre Schöpfungen aufgestellt hat, wird man nach den unsterblichen Kränzen, die Jean Paul zu winden sind, immer auch mit Anerkennung von Leopold Schefer sprechen. Er ist einer von den Dichtern, die so recht ihren Verstand im Herzen haben und die für Das, was ihnen Gefühl, Ahnung und sogar Anschauung wird, hinterher die Contouren einer Wirklichkeit erfinden, die der Kritik des Verstandes dann leider nicht immer Stich halten kann. Die neuere Richtung Leopold Schefer's indessen gestehen wir nicht mit besonderer Theilnahme verfolgen zu können. Ein Greis von siebzig Jahren, der sich die Stirn mit anakreontischen Rosen umwindet, im Orient jene von den Vorurtheilen des Nazarenerthums entfesselte Freiheit idealischer Sinnlichkeit sieht und in den Mysterien der Liebe, der Ehe, der Freundschaft, des Lebens überhaupt Haarspaltungen macht, deren Bedeutung man erst unter einem nirgends geschliffen zu habenden Mikroskop verstehen würde, das ist ein Bild, welches nicht wohlthut. Wir verkennen nicht im mindesten den grübelnden Tiefblick des Dichters, der immer nur das Aparte, noch nicht Entdeckte, wenn auch Allgemeinsame finden will und uns sehr oft durch einen dann und wann verständlichen und ergreifenden Gedanken überrascht; allein mit dem wenigen Silbererz wird jetzt so viel Schlacke bei ihm geboten, daß man nur mit Bedauern die so dick aufgeschwellten neuern Bücher dieses Autors erscheinen sehen kann. Die Liebe nun vollends ist etwas so Einfaches und in ihrem Wesen so Duftiges wie ein Hauch. Ein solcher dicker „Koran der Liebe" kommt uns vor wie eine Apotheke von künstlichen Wohlgerüchen. Einen echten Koran oder besser doch wol ein Evangelium der Liebe (was soll uns die Haremswelt mit der Liebe!) muß man auf ein Rosenblatt schreiben können, und was wir auch von Anakreon besitzen, wird in der That in einer einzigen Sommernachtsstunde durchzulesen sein. Diese Leopold Schefer'schen Ueberschwänglichkeiten aber machen das einfachste menschliche Gefühl zu Rabbinen-Weisheit. Man weiß da nicht mehr, wo der Dichter eben noch geistreich war und wo er plötzlich ins Spielende kommt, und manchen aparten und dämmernden Stimmungen des Verfassers wird kaum zuweilen sein eigenes späteres Gefühl und Besinnen nachzukommen im Stande sein. Eine praktische Stimmung, die das Buch hinterließe, weiß man auch kaum anzugeben. Soll man der uranischen Liebe leben oder der pathischen? Soll man mit Horaz sagen: „Pflücke den Tag" oder mit Salomo: „Alles ist eitel"? Höchstens bemächtigt sich uns das eine Gefühl der Nützlichkeit der Toleranz. Man glaubt immer einen Abbé der Alten Schule zu hören, der an wohlbesetzter Tafel allen Thorheiten der Welt, mit dem Champagnerglase in der Hand, eine geistreiche und aus der Erkenntniß der menschlichen Schwäche kommende, oft aber viel zu weit gehende Indulgenz ertheilt.

Mit einem günstigen Vorurtheile nahmen wir die „Gedichte von Michel Berend" (Leipzig & Brüssel, Schnee) in die Hand, denn in Pruß' „Museum" lasen wir von diesem jungen Dichter ein tiefempfundenes Gedicht an seine Mutter. Indessen hat uns die Lectüre dieser zu früh herausgegebenen Sammlung enttäuscht. Unstreitig ist der Dichter eine kindliche und liebevolle Natur, die jedoch so sehr an den Heine'schen Reminiscenzen krankt, daß sein unbefangenes Selbst und der oft reine Kern seines Wesens von der gemachten Bizarrerie jener lyrischen Schule ganz verdeckt wird. Leider ist dieser Ton, der früher in der Lyrik der modische war, noch immer nicht ganz verklungen. Immer noch fallen diese jungen Dichter aus allen Himmeln einer romantisch gehaltenen Idealität auf eine platte Prosa und glauben in diesem Widerspruche interessant zu erscheinen. Die ganze Anschauungssphäre ist da so gleichmäßig gezogen, daß beim Meere auch immer der alte Poseidon in der Nachtjacke auftreten muß, die Geliebte immer mit dem Sammetpfötchen grausamer Katzennatur, der Freund mit dem Judaskuß, die Gesellschaft mit der Médisance alter Tanten erscheint und wie diese Stereotypen Anschauungen bis zu den „träumenden" Palmen und „sichernden" Blumen hinauf und hinunter lauten mögen. Das ist eine Welt für Den, der sie sich erfunden hat, aber keine für Den, der sie nachahmt. Da sich in den Berend'schen Gedichten zuweilen ein reiner und natürlicher Ton vernehmen läßt, so ringt sich die bessere Natur vielleicht zur künftigen Selbständigkeit durch und schließt sich dem Allgemein-Menschlichen und Ewig-Natürlichen an. Auch die Rechtschreibung „Träne", „Haubt", „Tot" möge dann der junge Dichter im Gottesnamen im jenseitigen Lager der Affectation zurücklassen. Wir gestehen wenigstens, daß uns jedesmal, wenn wir eine neue Gedichtsammlung aufschlagen, bei dieser Rechtschreibung sogleich zumuthe wird, daß wir sagen möchten: Legt's zum Uebrigen! Man sieht die Bildung des jungen Autors durch Nachahmung und durch die Lectüre seiner Vorgänger.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 23. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Politik und die Frauen.

II.

In dem Hause meiner Gönnerin, fährt der Verfasser der „Erinnerungen" fort, lernte ich eine Dame kennen, eine Kokette, nur ein Schmuck des Salons. Sie sagte mir über meine Gönnerin: „Elle ne penche pas vers l'amour, elle est amoureuse de la cause publique."

Der Erzähler wird darauf von den Ereignissen unterbrochen. Die Alliirten verlassen Paris. Nachdem völlig Ruhe und Ordnung eingetreten war, Ludwig XVIII. seinen Einzug in Paris gehalten, ging seine Gönnerin mit ihren Kindern öfters nach Versailles, wo sie eine Villa hatte und in ruhigen Zeiten den größten Theil des Sommers zubrachte. Sie foderte ihn auf, sie dort zu besuchen, meinte aber, er sollte in Civilkleidern kommen, „pour ne point faire jaser les Républicains et les Bonapartistes." Er säumte nicht, dieser Aufforderung nachzukommen. Diese Villa, wenngleich ihr in einem Orte wie Versailles die eigentlichen ländlichen Schönheiten fehlen mußten, war doch ein reizender Landsitz, der Alles bot, was zur Fashion und einer fashionablen Existenz gehört; alle Anordnungen bewiesen den sinnigen, gebildeten Geschmack der Besitzerin. Das Haus war umgeben von den schönsten Gartenanlagen, bedeckt von einem ausgezeichneten Blumenflor, in einem Treibhause waren viel tropische höchst kostbare und seltene Pflanzen, das Ganze aufs sorgfältigste gehalten. Der Garten schloß mit einem kleinen Park. Hier in der Mitte des Landlebens, ohne Wagengerassel und Menschenlärm, fern von den Stürmen und Leidenschaften der pariser Welt, verflogen die Stunden nur allzu rasch. Ich blieb, erzählt der Gefesselte, zwei Tage, die ich mit zu den schönsten meines Lebens zähle. Die Hausfrau berücksichtigte alle Wünsche ihres Gastes, ja sie bemühte sich, solche zu errathen; was des Abends vorgenommen werden sollte, war oft ein goldener Zankapfel. In ihrer Gesellschaft besuchte ich das königliche Schloß und den Garten daselbst; es war beim Untergang der Sonne und Schloß und Park war in Purpurschein gebadet. Die Anwesenheit auf der Villa benutzte Herr von Ivernois, um etwas für die arme Tiefsinnige zu thun, die er in Bicêtre bei seinem Wachtdienst kennen gelernt hatte. In Versailles

wohnten ihre hartherzigen Verwandten. Das Leben in Verſailles war bezaubernd. Des Morgens — der Lenz zeigte ſich in ſeiner ſchönſten Blüte — frühſtückten wir, ſchildert er, im Garten unter einer Linde mit der Beſitzerin und ihren Kindern inmitten der Blumen. Vor uns war ein Springbrunnen, deſſen Waſſer in einem Marmorbecken aufgefangen wurde und deſſen Tropfen leuchtend und ſtrahlend im Glanze der Morgenſonne als Goldregen herabfielen. Hier in der Friſche des Morgens, des Blumenduftes, ohne die Störungen des ſtets bewegten Lebens in Paris, offenbart ſich am mächtigſten die geheimnißvolle Sympathie zwiſchen dem Heiligthum der Natur, dieſem weitgeöffneten Tempel Gottes, und dem Wohlwollen, das Menſchen füreinander im Herzen tragen; hier konnte ich im vollen Genuß den Schmelz der Innigkeit, die nie abzuſchwächende Friſche des Geiſtes, die unübertroffene Anmuth dieſes intereſſanten Weſens bewundern, und obwol viel fehlen mochte, daß ich es auch für dieſe Frau war, hätte ich an dieſem Orte, der mir wie eine Wohnung der Seligen ſchien, ein Neſtor werden mögen. Dieſe Tage waren für mein Gemüth ein klarer Bach, der alles Unerlaubte und Verwerfliche hinwegführte. Der Leſer würde indeſſen die menſchliche Natur grauſam erforſchen, wollte er unterſuchen, ob bei mir ſich nicht hier und da in der Nähe der Dame ein Schatten ſchlimmer Wünſche erhoben hätte? Ob die Dame eine Geheimgeſchichte zu bewahren hatte, bin ich zu erforſchen nie verwegen genug geweſen, mir waren die Geheimniſſe eines weiblichen Herzens ſtets heilig. Selten im menſchlichen Leben gibt es ſolche Tage, wo kein Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äußern Leben iſt, wo Beides in ſchönſter Harmonie beſteht. Von den Tagen in Verſailles, wie ſchön ſie auch waren, iſt nichts Weiteres zu ſagen, weil die ungetrübteſte Glückſeligkeit, das reinſte Erdenglück, wie ſolches nur auf dem Pfade der Tugend aufſtrahlt, ſich nicht in Worten ausſpricht. Ich verdanke es den ſchweſterlichen Mahnungen meiner Freundin, daß ich in Paris kein Sünder wurde und mich beſonders da fern hielt, wo man hofft, im trügeriſchen Glücksrade ſein Geld auf tauſendfache Zinſen unterzubringen, ſtatt deſſen aber gewöhnlich Alles los wird. Wäre dieſe Frau nicht ſo männerbeherrſchend, nicht ſo gewaltig in die Politik vertieft geweſen, mit ſolch' einer geiſtreichen Frau, obgleich jung und ſchön, war eine rein vergeiſtigte Liebe, ein Liebesbund gottbefruchteter Herzen berſtbar.

Der 3. Juni war endlich zum Ausmarſch der preußiſchen Truppen beſtimmt, am 2. Juni, dem Tage vor dem Ausmarſch, aß der Erzähler noch einmal in Paris bei ſeiner Gönnerin. Nach Tiſche, nachdem ſich die übrige Geſellſchaft entfernt hatte, ging er, ihrem Winke folgend, mit ihr in die Toilettenſtube, wo ſie ihm ein prächtiges Toilettenkäſtchen, deſſen Inhalt größtentheils von Silber, zum Andenken gab. Sie meinte: „Les petits cadeaux entretiennent l'amitié." Hochbeglückt dankte er mit gerührtem Herzen; Geſchäfte wegen mußte er ſich empfehlen, kam aber Abends zwiſchen 11 und 12 Uhr zum letzten mal zu ihr und brachte einen ſchönen Briefhalter mit, welcher ihr viel Vergnügen zu machen ſchien und den ſie ſofort ſeiner Beſtimmung gemäß auf ihrem Schreibtiſche benutzte, indem ſie den frühern Briefhalter entfernte und bemerkte, der von ihm empfangene ſollte nie dieſen Platz verlaſſen. Sie war im Begriff zu einem Ball zu fahren, ihr Kleid hatte etwas Duftendes, Aetheriſches und die ganze Erſcheinung war, ſo ſchien es, anbetungswerth. Noch heute, ſchreibt er, iſt die Erinnerung meinem innerſten Sinn gegenwärtig. Dann empfahl er ſich nochmals, auf das innigſte dankend für alle ihm erwieſene Güte und die ihm geſchenkte Freundſchaft, dabei verſprechend, ſobald es die Umſtände geſtatten würden, zum Beſuch nach Paris zurückzukommen. Die Kinder, ſchon im Nachtanzuge, wurden gerufen und nachdem der Scheidende Mutter und Kinder umarmt, wobei er jedoch nicht die Initiative genommen, verließ er das gaſtliche Haus mit bewegtem Herzen.

Der Einzug der preußiſchen Garden in Berlin erfolgte am 7. Auguſt. Den folgenden Tag nach dem Einmarſch brachte dem Erzähler der Poſtbote einen Brief aus Paris

poste restante, er war von seiner Freundin, in dem sich ihre ganze Liebenswürdigkeit entwickelte und der ihn berechtigte, für die Zukunft auf das Wohlwollen und die Freundschaft dieser Frau fest bauen zu können. Er antwortete sofort.... Da kehrt Napoleon von Elba zurück. In acht Tagen war ganz Frankreich umgewandelt, der Kaiserthron wieder errichtet, die Alliirten unter die Waffen gerufen. Am 20. Mai erhielt Herr von Ivernois eine Cabinetsordre, die ihn zum Divisionsadjutanten ernannte und ihm befahl, sofort nach den Niederlanden zum vierten Armeecorps zu eilen. Tag und Nacht ging die Reise courriermäßig nach Lüttich. Bald darauf, am 14. Juni, begann der blutige Reigen und nun schlug man sich alle Tage bis zur Schlacht bei Belle-Alliance. Den 1. Juli in Versailles angekommen, ließ der Obristleutnant Sohr (brandenburgisches und pommersches Husarenregiment) Vorposten ausstellen, sein Detachement absitzen, um Pferde und Menschen zu erfrischen; demnächst marschirte er weiter über Velisy, als er sich plötzlich in Flanke und Rücken von sechs französischen Cavalerieregimentern und einem Infanteriebataillon angegriffen sieht. Bei dieser Uebermacht entsteht ein für die preußischen Waffen höchst nachtheiliges Gefecht, wonach die Geschlagenen nach Versailles zurück mußten. Der Obristleutnant Sohr wurde schwer verwundet, die Ordnung konnte nicht mehr erhalten werden, man schlug sich Mann gegen Mann. Der preußische Verlust war sehr bedeutend. Die versailler Nationalgarde, dies Alles aus den Fenstern wahrnehmend, griff zu ihren Gewehren und schoß auf die bereits zerstreuten Preußen. Dies Intermezzo hinderte den siegreichen Fortgang der preußischen Waffen nicht im mindesten und trug nur den Versaillern bittere Früchte. Die Bewohner von Versailles, nach diesem Vorfall nun nichts Gutes erwartend, hatten größtentheils ihre Häuser verlassen und waren nach Paris geflüchtet. Bald darauf traf die Division, bei welcher der Erzähler stand, ein, um Versailles zu besetzen. Natürlich benutzte er den ersten freien Augenblick, um die ihm früher so liebgewordene Villa zu besuchen. Wie schwärmte er für den Gedanken, hier durch glückliche Fügung den Landsitz, der dem Krieger auf seinem dornigen Pfade einst so schöne Rosen hatte entsprießen lassen, retten zu können. Aber, o Himmel, berichtet er, welch' eine Zerstörung! Im Park und Garten hatte eine Abtheilung bivouakirt und natürlich war alle Blumenpracht bis auf die Wurzeln von den Hufen der Pferde zerstört. Die schöne hohe Linde, unter der wir gefrühstückt, war umgehauen und ein Raub der Flammen geworden. Die Gartenbank, auf der ich oft mit der Besitzerin geplaudert, stand neben dem noch glimmenden Bivouacfeuer. Nun wendete ich den Blick nach dem Hause. Zertrümmerte Fenster, eingeschlagene Thüren, woraus ich schloß, daß das Haus verlassen worden war. Darauf betrat ich die schöne Villa; überall Zerstörung, schauerliche Stille, auch das Zimmer, welches ich früher bewohnt, sonst mit allem häuslichen Comfort ausgestattet, war dem allgemeinen Loose nicht entgangen. Endlich wendete ich mich zum Hühnerhofe, den ich früher wol mit den Bewohnerinnen besucht und den ein kollernder Truthahn und ein prächtiger Hahn mit seinem Weibervolke und viele Poularden aus der Normandie belebten; natürlich auch hier Todtenstille. Als ich wieder in den Garten trat, fand ich einen Versailler mit einem Armensündergesicht, der noch eine Nachlese auf eigene Rechnung hielt. Wenn ich an meine Freundin dachte, war ich von Unglücksahnung beschlichen. Mir war diese Erscheinung grauenvoller Trümmer wahrhaft schmerzlich. Nicht lange vermochte ich in dieser Atmosphäre des Unheils zu bleiben und meine guten Landsleute schienen mir einen Augenblick als unbarmherzige Verwüster. Ich erkenne deshalb mein Unrecht und klage Keinen über Das an, was nothwendig aus den Umständen fließen mußte.

In Paris angekommen, eilt der Erzähler, der nun schon einer gewissen Sicherheit in Beurtheilung der Menschen und Dinge in Paris sich erfreute, unaufhaltsam in sausendem Galopp zur Wohnung seiner Freundin. Sie sollte ihm wieder „ein ruhender Pol in der Flucht der Erscheinungen" werden. Im Hause angekommen, stand auf der

Treppe ein Theil der Einquartierung; es war preußische Landwehr. Ich weiß nicht, erzählt Herr von Ivernois, warum ich mich beim Anblick der Landsleute nicht freute; sie rauchten sehr schlechten Taback und ich wußte, daß Rauchen überhaupt im Hause verpönt war. Mit geflügelten Schritten eilte ich durch die bekannten Räume. Auch hier fand ich mir unbekannte Offiziere der Armee, die ebenfalls rauchten, bis ich endlich mit einer fast jauchzenden Freude das Zimmer der Dame erreichte. O Himmel, welch' ein Unterschied gegen frühere Zeiten! Die Dame saß, oder besser, lag im Winkel der Stube auf einem Fauteuil, über dessen Armlehnen sie die Arme herunterhängen ließ, die kastanienbraunen Haare von üppigster Fülle waren wirr und in Papilloten, womit ich sie früher nie gesehen; die schönen Formen umhüllte ein vernachlässigter Morgenanzug; ihre schönen Züge waren entstellt von einem gewaltigen Ausdruck des Schmerzes. Die Nachrichten aus Versailles über ihre Villa waren längst eingegangen, dazu noch Tabacksatmosphäre ins Zimmer gedrungen! Schweigend, ohne mir entgegenzukommen, ohne nur aufzustehen und noch dazu mit kühler Zurückhaltung, reichte sie mir die Hand, kein freundliches Wort vermochte sie mir zu sagen. Diese kluge Frau machte nun jeden Preußen, nach Art der Frauen, für die Verwüstungen der Villa solidarisch verantwortlich, ließ ihren Unwillen an dem einzigen erreichbaren und geduldigen Object aus und doch hatte sich dieser für ihr Princip und zwar kegreich geschlagen! Frommer Sinn und Ergebung, erhabene Resignation in das Schicksal, da ihr doch der Himmel noch genug der irdischen Gaben ließ, auch des Schmerzes weiche Auflösung, die Thränen fehlten gänzlich, dagegen bemerkte ich Verzweiflung in naivster Heftigkeit, mitunter verbissene Wuth und Trotz. Ich bin überzeugt, diese Frau hätte in der Revolution das Blutgerüst mit Haltung und Würde bestiegen, aber die Verwüstung der Villa, das Haus voll rauchender Soldaten, das vermochte sie nicht zu ertragen. Auch die Kinder, mit verschwollenem, verweintem Gesicht und verstörter Miene, vermochten nicht, mir ein freundliches Wort zu sagen. Selbst die Dienerschaft, früher so dienstbeflissen, war eiskalten Anstandes. Dann sprach die Dame, die sich, innerlich tief zerrissen, noch immer nicht zu bändigen vermochte, über die „ungeschickten Haisards" in der Diplomatie: über Metternich, Nesselrode, Talleyrand, und meinte, ein Kind hätte mehr Voraussicht gehabt als diese Staatsmänner, und noch Aergeres, was ich nicht wiederholen will und kann. Der sich darbietende beschwichtigende Trôster wurde von der Hand gewiesen; ich bedurfte der ganzen mir angeborenen Unterwürfigkeit gegen das weibliche Geschlecht, um Alles ruhig hinzunehmen. Noch war in den Wermuthskelch, den ich leeren mußte, gemischt, daß der der Dame geschenkte Briefhalter vom Schreibtische trotz aller Versprechen schon entfernt worden war und dagegen der frühere die Stelle wieder einnahm! Mit verwundetem Herzen, mit der tiefsten Traurigkeit überzeugte ich mich, daß in diesem Hause, für mich einst ein Zauberkreis, der Alles bot, wonach das Gemüth sich sehnt und was Cultur in Geist und Genüssen reicht, meine Sterne erloschen seien. Da alle Bemühungen, sie zu besänftigen, fehlschlugen, jede Brücke unter mir zusammenbrach, so galt es, einen Entschluß zu fassen. Da die Dame nicht aufhörte, die empfindlichsten Seiten für einen Soldaten aufs rücksichtsloseste zu berühren, so ging meine Fassung zur Neige, mein Blut kam zum Kochen. Ich sagte: „Madame, vous m'avez ramassé dans les rues pour satisfaire votre curiosité, vous avez eu pour moi beaucoup de bienveillance et de bonté, je vous en sais gre, ma reconnaissance vous est acquise à jamais; mais je suis soldat et pas d'humeur à entendre de pareils propos; je vous quitte pour ne plus remettre le pied chez vous, je vais chez Marie (der Geheilten aus dem Irrenhause), et je suis sûr de trouver auprès d'elle un meilleur accueil!"

Da schien die Dame zur Besinnung zu kommen, stand auf und sagte bittend: „Restez, cher et bon Monsieur d'Ivernois!" — Ich eilte aber hinweg und habe die Familie nicht wieder gesehen, obgleich ich seit dieser Zeit oft in Paris war. Die frühern Briefe der

Dame übergab ich in Berlin den Flammen. Ich, dem die Zuneigung aus der innern Tiefe des Herzens entsprang, der der Dame mit jedem Athemzuge dienstbar war, fühlte mich einen Märtyrer. Ich gebrauchte viel Zeit, um die Täuschung zu überwinden und an dieses Bild entschwundener Glückseligkeit mit Ruhe zu denken. Aehnlich der Fata Morgana, welche die nähere Betrachtung nicht verstattet, löste sich der Zauber in Nichts auf; aber die Imagination weilt trotz aller Täuschung gern bei den Bildern der Vergangenheit, die das Gemüth einst wohlthuend berührten. Erinnerungen sind das Labsal, die Leidenschaft alter Leute, selbst das Eis des Alters vermag diese glühende Flamme nicht zu löschen, wenn auch die Schlangenbisse der Erfahrung nicht fehlen. Es muß ihm Ersatz sein für alle sonstigen Entbehrungen. Einige Zeit darauf erfuhr ich von meiner Familie in Paris, daß die Dame schwer erkrankt und gestorben. Friede sei mit ihr!

Wir haben in unsern Blättern diese Episode ausgezogen, theils um auf die geist- und gemüthreichen Darstellungen eines würdigen Veteranen überhaupt aufmerksam zu machen, theils aber auch, um die Grenze zu bezeichnen, bis wie weit die Frauen geneigt sind, in Politik mitzumachen. In den ersten Tagen der Revolution von 1848 schwärmten auch ihrer Viele für die großen Bewegungen der Zeit. Als sich aber mancherlei Unbequemlichkeiten mit ihr einstellten (oft sogar nur ähnlich dem Rauchen pommerschen Landknasters von 1815), hatte die Herrlichkeit ein Ende und Niemand war conservativer als die Schwestern der nur in Ausnahmen vorkommenden Jungfrau von Orléans und Charlotte Corday. Es liegt darin ohne Zweifel ein von der Vorsehung gar wohlberechnetes Gesetz der Geschichte.

Die persische Heldensage.

Die Perser haben eine uralte Heldensage, welche sich enge an den Inhalt des „Zendavesta", jenes von Zoroaster verfaßten Gesetzbuchs der Lichtreligion, des Cultus der persischen Feueranbeter, anschließt. Sie bewahrt die Erinnerungen der ältesten baktrischen Königsgeschlechter, der Pischdadier und der Kajaniden, und beginnt mit Dschemschid, welcher im „Zendavesta" als Gründer der Cultur gepriesen wird, wie Fohi bei den Chinesen, Osiris bei den Aegyptern.

Nach dem „Zendavesta" war Dschemschid der erste Mensch, welcher Ormuzd, d. h. den Gott des guten Princips, suchte. Ormuzd befahl ihm, sein Gesetz den Menschen zu bringen, um die Welt glücklich, fruchtbar und segensreich zu machen, damit weder Frostwind, noch Glutwind, weder Fäulniß noch Tod sei und die Dews, die bösen Geister, schwinden möchten. Ormuzd gab ihm zu dem Ende einen goldenen Dolch, womit er die Erde als mit einem Pfluge spaltete und fruchtbar machte. Dschemschid erfüllte die Erde mit zahmem und wildem Vieh, mit Menschen, Hunden, Geflügel und rothglänzenden Feuern. Er umzäunte den Ver, eine weite und vierseitig eingeschlossene Landschaft am Fuße des Berges Damegan und brachte hinein den Keim der Thiere des Hauses und Feldes, der Menschen, Hunde, Vögel und rothen Glanzfeuer. Wasser ergoß sich in Strömen und umgab den Ver. Geflügel war dort von aller Art, die immer fruchtreichen Goldfelder trugen Alles, was gut zu essen ist. Die schamvolle Jugend war bescheiden und ehrfürchtig, stark und wohlgenährt. In den großen Ortschaften von 2000 Einwohnern machte er neue Straßen, in den mittlern von 1200 Einwohnern sechs und in den kleinern von 600 Einwohnern drei Straßen. Sie alle lagen im Ver. Auch baute er im Ver einen Palast auf einer Höhe, umzogen mit Mauern, mit hellerleuchteten Zimmern. Unter allen Menschen im Ver war kein Herrscher, der mit Härte befahl, kein Bettler und kein Betrüger, der zum Dienste der Dews oder bösen Geister verführte, weder Feind im Finstern noch grausamer Plager, der Menschen schlug, noch zerreißender „Zahn". Man sonderte nicht Menschen von Menschen.

Die Perser setzen nach der Weltchronik des Tabari diesen Dschemschid in die Zeit der Sündflut und lassen ihn als Herrscher über das Land Iran oder Aria, vom Kaukasus und Alborsch bis nach Baktrien und den Himálajabergen, tausend Jahre lang regieren. Darauf beleidigte er Gott durch seine Hoffahrt und wurde von Zohak, dem Thasi oder Araber, welcher in Gangi-Dischdschi, d. i. in Jerusalem, residirte, vom Throne gestürzt. Jedoch wurde das Geschlecht des Dschemschid aufs neue auf den arischen Thron erhoben in der Person des Feridun, welchen die Chronik des Tabari in die Zeit zwischen Noah und Abraham setzt. Dieser besiegte den Zohak und vertheilte das Reich unter seine drei Söhne, den Iradsch, Tur und Selm. Von Iradsch dem Guten, welcher das Land Iran erhielt, stammt der Name dieses Landes; von Tur dem Bösen, dem Brudermörder, welchem östliche Länder zufielen, stammt der Name Turan. Der Kampf Turans gegen Iran, wie er angefangen hatte im Kampfe Zohak's gegen Dschemschid, ist das Thema der persischen Heldensage.

Durch Alexander's des Großen Eroberung wurden in Persien mit der einheimischen Königsfamilie zugleich die einheimischen Götter gestürzt. Ormuzd wurde von Zeus, Zoroaster von Homer und Hesiod verdrängt. Sprache, Sitte und Religion der Griechen wurden in Persien einheimisch und man vergaß allmälig durch fünf Jahrhunderte unter griechischer und parthischer Herrschaft die alten Tempel und Altäre des Zoroastrischen Feuercultus, bis die Sassaniden zu Anfange des dritten Jahrhunderts n. Chr. die alte Lichtreligion wieder bekannten, den Zoroastrischen Dienst herstellten und die Mobiden oder Priester, welche an der Grenze Indiens ihre Geschlechter und ihre Gesinnungen im Stillen erhalten hatten, wieder in ihre alten Stellungen und Functionen einsetzten. Auch die persische Sprache wurde nun wieder zu Ehren gebracht, die griechische verdrängt und so zu einer persischen Nationalität aufs neue der Grund gelegt, zu gleicher Zeit auch zu einer persischen Poesie.

Behramgur, der große Fürst der Sassaniden, soll zuerst in gebundener und gereimter Rede gesprochen haben, aus Veranlassung der Dilaram, seiner geliebten Sklavin, welche aus zarter Hingebung die Rede ihres fürstlichen Geliebten mit gleichgemessenen und am Ende gleichtönenden Worten zu erwidern liebte.

Nun begann man zugleich auch die uralten Heldensagen wieder ans Tageslicht zu ziehen.

Nuschirwan, der Sassanide, der große Pfleger der Künste und Wissenschaften, gab den Befehl, in allen Provinzen seines Reichs die Geschichten der alten Könige zu sammeln. Die so zusammengebrachten Materialien wurden in der Bibliothek der Sassaniden niedergelegt, und später auf Geheiß des Jesdedscherd (starb 641) geordnet und vervollständigt. Der Mann, welcher dieses Werk unter dem Titel: „Chodai-Name", d. i. Königsbuch, zum Abschluß brachte, hieß Danischwer, und war ein Dihkan, d. h. ein Mitglied des grundbesitzenden Adels. Bei diesen Dihkans, die sich zum Theil der Abstammung von den alten Fürstenhäusern Irans rühmten, hatten sich die Erinnerungen der frühern Zeit vorzugsweise lebendig erhalten.

In der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts verbreitete sich der Islam über einen großen Theil des westlichen Asiens. Die orientalische Sage erzählt, in der Nacht von Mohammed's Geburt sei die heilige, seit tausend Jahren brennende Flamme der Perser erloschen und der prachtvolle Palast der Sassaniden zu Madain oder Ktesiphon durch einen Erdstoß in Trümmer gefallen. Unter Omar drangen die Bekenner des Islam in zahlreichen Haufen über den Tigris, schlugen den Jesdedscherd, den letzten der Sassaniden, und machten ganz Iran zu einer Provinz des beginnenden Weltreichs der Khalifen.

Aber nur in den dem Mittelpunkte des Khalifenreichs nähergelegenen Theilen Irans gelang es der arabischen Cultur, sich vollkommen festzusetzen und die Landessprache, das Pehlwi, zu verdrängen; in den östlichen Provinzen dagegen konnte das altpersische Wesen

nur oberflächlich von den neu eingedrungenen Elementen berührt worden. Hier lebte der Volksdialekt im allgemeinen Gebrauche fort und von hier ging früh eine Reaction gegen die Herrschaft der Araber aus, indem sich einzelne Fürsten mit dem Streben nach Unabhängigkeit erhoben. Das Hochgebirge Baktriens, das Wiegenland der altiranischen Cultur, wurde auch die Geburtsstätte der neuen persischen Monarchie. Schon zur Zeit des Harun al-Raschid, d. h. zur Zeit Karl's des Großen, übte hier das Geschlecht der Tahiriden fast königliche Gewalt. In noch viel höherer Macht schwang sich gegen Ende des 9. Jahrhunderts Jakub, der Sohn des Leis, und gründete die vom Khalifat fast gänzlich unabhängige Dynastie der Soffariden, auf welche dann die Samaniden und die Gasneviden folgten. Wenngleich die Herrscher dieser neuen persischen Monarchie der Lehre des Korans zugethan waren und diese die Staatsreligion blieb, so begünstigten sie doch auch das mächtig erwachende altpersische Nationalgefühl zur Sicherung ihres Throns und übten im Allgemeinen große Duldung gegen den Feuercultus. Im 10. Jahrhundert war ein großer Theil von Persien voll von Bekennern des Zoroastrischen Glaubens, welche ihre heiligen Bücher und Gebräuche bewahrten, und von Feuertempeln, deren fast jeder District, jede Stadt einen hatte und die in hoher Verehrung standen. Auch ließ der Stifter der Soffariden-Dynastie das Königsbuch des Danischwer aus dem ältern Dialekt in den neuen, aus dem Pehlwi ins Parsi übersetzen.

Mahmud I. von Gasna (997—1030), der erste mohammedanische Fürst, welcher sich den Titel Sultan zulegte, der größte der Gasneviden-Dynastie, dessen ungeheure Eroberungen in Indien die des Alexander bei weitem übertrafen, war ein ämsiger Pfleger der persischen Nationalität. Unter ihm wurde das Arabische auch als amtliche Sprache der Regierung durch das Parsi verdrängt. Zahlreiche Dichter versammelte er an seinem Hofe und alle Abende besuchte er die Zusammenkünfte, in denen sie wetteifernd ihre Verse recitirten. Vor allem liebte er die alten Traditionen seines Landes. Durch einen Einwohner der Stadt Merw, welcher von dem berühmten Helden Nerimen abzustammen behauptete, bekam er Nachrichten über Sam, Sal und Rostem, die sich in dessen Familie erhalten hatten. Einen Abkömmling der Sassaniden, Aber Versin, der sein ganzes Leben damit zugebracht hatte, die Ueberlieferungen der Vorzeit zu sammeln, zog er in seine Nähe. Als Mahmud in den Besitz aller noch vorhandenen Kunden der iranischen Vergangenheit gelangt war, suchte er einen Dichter ausfindig zu machen, dem er die poetische Verarbeitung derselben übertragen könnte, und veranlaßte einen Wettstreit unter den gefeiertsten Sängern seines Hofs, indem er ihnen auftrug, zunächst zur Probe einzelne Geschichten in Verse zu bringen. Da es dem Ansfari gelang, den Sultan durch die Bearbeitung der anziehenden Episode vom Kampfe Rostem's mit Suhrab am meisten zu befriedigen, so stellte er ihn an die Spitze von 400 Dichtern, gab ihm ein Diplom als König der Dichter, an welchen alle gewiesen waren, ihm ihre Werke zur Einsicht vorzulegen, ehe sie dem Sultan dargebracht werden durften, und foderte ihn auf, das ganze Werk zu unternehmen. Aber während Ansfari, zu bequem und klug, um Ruhm und Wohlleben durch eine so weitaussehende Unternehmung auf das Spiel zu setzen, Ausflüchte suchte, hatte schon in der Stille ein höherer Genius als er, nämlich Firdusi, aus innerm Eifer und Begeisterung für die hohen Gestalten der Vorzeit getrieben, die große Arbeit für sich angefangen, im Entschluß, sein Leben derselben zu widmen, welche er unter dem Titel des „Schahnâme" oder Königsbuchs als das glänzendste Werk der persischen Dichtkunst vollendet hat.

(Ueber Firdusi ein nächstes mal.)

Naturgeschichtliche Schulen.

Wie in frühern Perioden, so haben sich in der neuern Zeit bis auf unsere Tage zwei verschiedene physiologische Schulen gebildet. Die eine verfolgte mit allem Ernst die Aufgabe, aus dem großen Ganzen, aus der Idee, das Einzelne, das Individuum zu deuten; die zweite Schule versuchte aus dem Einzelnen, aus dem Individuum, das Ganze zu construiren.

Als Haupt der erstgenannten Schule stand Cuvier (geb. 1769, gest. 1832) da, durch dessen beharrliche Anwendung seines Grundsatzes einer Endursache es ihm gelang, den für die Naturwissenschaft so außerordentlichen Gewinn herbeizuführen. Er foderte nur einen Zahn, um aus diesem den ganzen Organismus eines antediluvianischen Thieres zu erforschen, und es sträubten sich nur Wenige gegen eine so paradoxe Behauptung; die Naturwissenschaft machte seine Behauptung alsbald zu einem Axiom, weil sie erkannte, daß dieselbe auf den tiefsten gesetzlichen Begriff der Natur gegründet war. Das Erkennen des Wesens des Organismus, die Einsicht, daß in jeder organischen Totalität ein jedes Glied allen andern entsprechen muß, daß alle Glieder gegenseitig relativ und durcheinander begründet sind, das machte seine Lehre so unumstößlich fest.

Das Haupt der andern Schule war Geoffroy Saint-Hilaire (geb. 1772, gest. 1844 zu Paris). Sie wollte aus dem Individuum das Ganze construiren und behauptete die Wandelungen der Thierarten.

Der Kampf dieser beiden wissenschaftlichen Größen war der heftigste, den die Neuzeit erlebte. Von der Akademie der Wissenschaften in Paris ging die Bewegung nach allen Ländern, wo man über solche Gegenstände nachdachte. Die strengen Denker nahmen für Cuvier Partei, die kühnen, phantastischen Geister traten zu Geoffroy. Goethe rief im Juli 1830 in leidenschaftlicher Aufregung einem Freunde entgegen: „Sie kennen die letzten Nachrichten aus Frankreich; was meinen Sie zu dem großen Ereigniß? Der Vulcan hat sich entladen, er steht in Flammen!“ Es ist eine schreckliche Geschichte, erwiderte derselbe, und wie die Sachen stehen, ist die Vertreibung der königlichen Familie zu erwarten! „Was Thron, Dynastie, politische Revolution!“ versetzte Goethe; „ich rede von der Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Paris. Dort geht Wichtigeres vor: die Revolution des menschlichen Geistes.“

Die neueste Erfahrung lehrt uns, daß Cuvier und Geoffroy zwei Philosophen sind, die sich ewig die Herrschaft streitig machen werden, indem der Eine die Philosophie der besondern Thatsachen, der Andere die Philosophie der allgemeinen Ideen vertritt. In seiner Wandlungstheorie ging Geoffroy so weit, daß er bei Gelegenheit der Entdeckung des Sivatheriums, eines fossilen Thieres in Indien, sagte: „Allmälig wird der Glaube an die Unveränderlichkeit der Arten aus dem Geiste der Menschen schwinden und man darf dann mit Bestimmtheit auf eine bessere zoologische Philosophie als die Cuvier'sche hoffen.“ Die Erfahrung aber und alle neuere und neueste Forschung haben wiederholt dargethan, wie eben einzig durch die Consequenz richtiger Prämissen eine richtige Schlußfolge zu erzielen ist. Eine Willkür finden wir, je strenger und aufmerksamer wir die Natur betrachten, nirgends. Das Gesetz durchdringt und umschließt das Universum. Vom Sandkorn bis zur Sonne und allen Planeten, vom Wurm bis zu Gott bestehen Gesetze, und nur diese auffindend und ihnen nachgehend, ist es uns vergönnt, zu richtiger Erkenntniß zu gelangen und die Wahrheit und Freiheit zu erringen, die nur innerhalb dieser gegebenen ewigen Schranken besteht. Salomo sagt: „Der Ruhm des Herrn ist, Seine Werke zu verhüllen; der Ruhm des Menschen, sie zu erforschen.“ M.

Eine Nachahmung der Weltschöpfung.

Ueber die Entstehung unsers Planeten kommen alle neuern Naturforscher dahin überein, daß er so wie die übrigen ein kleines Steinchen in dem großen Schmuck der allgemeinen Weltordnung (Kosmos) ist; daß er zwar älter als Venus und Mercur, aber ein Nachfolger des Mars, Jupiter, Saturn und Uranus ist.

Weiter entwickelt wurde die Idee der Bildung aller Planeten in der von William Herschel zuerst aufgestellten, sogenannten Nebular-Kosmogonie, und zwar infolge der Beobachtungen, welche Herschel an einer Classe von Himmelskörpern, die wegen ihres wolkenartigen Aussehens „Nebelflecke" genannt wurden, machte.*) Die Astronomie verfolgte diese gewiesenen Wege, und als Laplace zeigte, daß Kerne, welche sich in solchen leuchtenden Stoffen bilden, Mittelpunkte für Ansammlung der sie umgebenden losen Materie werden mußten und bewies, wie dies durch den Einfluß physikalischer Weltgesetze möglich sei, da weigerte sich die Wissenschaft nicht mehr, dieser aufgestellten Wahrscheinlichkeitstheorie folgend, immer mehr Gesetze aufzufinden, welche bewiesen, daß alle Glieder des Sonnensystems ursprünglich aus einer weichen und diffusen Form hervorgegangen wären. Die Wissenschaft ist jetzt so weit, daß ein Chemiker mit großer Genauigkeit berechnen kann, welche Wärmeerhöhung nothwendig wäre, um alles Wasser unserer Erdkugel in Dampf aufzulösen, wie viel mehr, um den Sauerstoff, der alle Körper durchdringt, zu entbinden, und endlich wie viel mehr Wärme und Stoff nothwendig wäre, um Alles in Dunstform aufzulösen, was der ursprüngliche Nebelzustand sein würde. Dies ist die Aufstellung und Behauptung der Nebularhypothese.

Nicht uninteressant dürfte es nun sein, hier zu erwähnen, wie es jüngst dem Professor Plateau zu Gent gelungen ist, die Weltbildungstheorie Laplace's einer Experimentalverwirklichung zu unterwerfen. „Gießt man", sagt er, „zu einer in einem gläsernen Gefäß befindlichen Mischung von Wasser und Weingeist eine geringe Quantität Olivenöl, welches genau die Dichtigkeit der erwähnten Mischung besitzt, so hat man in der letztern eine von den Wirkungen der Schwere befreite flüssige Masse, der es frei steht, diejenige äußere Form anzunehmen, welcher ihr die auf sie einwirkenden Kräfte aufdrücken. Und in der That nimmt das Oel nach dem Gesetz der molecularen Anziehungskraft sogleich eine kegelförmige Gestalt an. Bringt man in jenes Gefäß eine senkrechte Achse, die mit einer kleinen Scheibe in der Mitte versehen ist und so gestellt wird, daß ihr Mittelpunkt der Oelkugel entspricht, und drehen wir alsdann die Achse, so setzen wir dadurch die Oelkugel in Bewegung und sehen dann sogleich, wie die Kugel sich nach den Polen hin abplattet und nach dem Aequator hin anschwillt. Man bringt in dieser Weise im Kleinen eine Wirkung hervor, von der man annimmt, daß sie ehedem auch bei den Planeten stattfand. Die kugelformenden Kräfte sind von verschiedener Art, beim Oel ist es die Molecularattraction, bei den Planeten die allgemeine Attraction, die Resultate jedoch sind gleich. Beschleunigung der Umdrehung vermehrt die Abplattung. Wird die Bewegung so schnell, daß drei Umdrehungen auf die Secunde kommen, alsdann erreicht die flüssige Masse das Maximum der Plattheit; sie wird um die Achse herum oben und unten hohl, und während sie sich immer mehr in horizontaler Richtung ausdehnt, trennt sie sich endlich von der Scheibe los und nimmt die Gestalt eines regelmäßigen Ringes an. Anfangs bleibt derselbe noch durch ein dünnes Oelhäutchen mit der Scheibe verbunden, das aber, sobald die Scheibe stillsteht, zerreißt, wodurch dann der Ring vollkommen frei wird ..." Die einzige bemerkbare Unähnlichkeit zwischen diesem und dem Saturnusring ist, daß dieser rund,

*) In der neuesten Zeit will man in dem Stern Alcyone in den Plejaden die Centralsonne des ganzen Fixsternhimmels gefunden haben; sie soll 680 Millionen Meilen von der Erde entfernt sein und ihr Licht 537 Jahre brauchen, bis es zu uns kommt.

kaum glaublich ist, eine Abweichung, die von dem gelehrten Professor in genügender Weise erklärt wird.

Kurz nach dem Aufhören der Kreiselbewegung der Scheibe verliert auch der Oelring seine Bewegung und rinnt wieder in Kugelform zusammen. Wird indessen eine kleine Scheibe angewendet und mittels derselben die Umdrehung nach der Lostrennung des Ringes fortgesetzt, so wird die Kreisbewegung und Centrifugalkraft auch in der Weingeistflüssigkeit erzeugt und der Ring, hierdurch gehindert, seine Kugelform anzunehmen, theilt sich in mehre gesonderte Massen, deren jede sogleich die Kugelgestalt gewinnt. Diese nehmen im Moment ihrer Bildung fast immer eine fortrollende Bewegung um sich selbst an, eine Bewegung, welche beständig die Richtung hat, die der Ring verfolgte. Da überdies der Ring im Augenblick seines Auseinanderbrechens einen Rest von Schwungkraft besaß, so streben die Kugeln, welche aus ihm entstanden sind (in der Richtung der Tangente ihrer Bahn), davonzufliehen. Da aber auch andererseits die im Weingeist sich bewegende Scheibe diesen eine Kreisbewegung mitgetheilt hat, so werden die Kugeln hauptsächlich durch diese letztere Bewegung fortgetrieben und rollen eine zeitlang um die Scheibe herum. Die, welche sich zu gleicher Zeit um sich selber drehen, gewähren uns alsdann das interessante Schauspiel von Planeten, die sich zu gleicher Zeit um sich selbst und in ihrer Laufbahn bewegen. Endlich bilden sich außer drei oder vier großen Kugeln, in welche der Ring sich auflöst, immer eine oder zwei kleinere, den Trabanten vergleichbare.

Das Experiment liefert also ein Miniaturbild der von Laplace angenommenen Bildung der Planeten durch das Zerbersten des kosmischen Ringes infolge der Verdichtung der Sonnenatmosphäre. Zugeben muß man hier freilich, daß das Verfahren bei jenem Experiment ein umgekehrtes und, nach der Beschreibung des Herrn Plateau selbst, von manchen leichten Abweichungen begleitet war. Das Licht jedoch, das hierdurch im Allgemeinen auf die Laplace'sche Weltbildungstheorie geworfen wird, genügt, um jener Hypothese eine große Wahrscheinlichkeit zu geben. M.

Die Verballhornungen.

Johann Ballhorn war ein lübischer Buchdrucker, der im 16. Jahrhundert lebte und ein hohes Alter erreichte oder einen Sohn gleichen Namens hatte, der des Vaters Geschäft fortsetzte, denn schon 1531 ging aus seiner Druckerei „Die neue lübeckische Kirchen-Ordnung" und 1599 ein „Passional" hervor. Beide Bücher tragen aber durchaus nicht die kleinste Spur von jenen verkehrten Verbesserungen, die man nach ihm „Verballhornungen" nennt, und die gewöhnliche Sage, als habe Ballhorn dem Hahn in der Kinderfibel einen Korb mit Eiern beigefügt und so die Veranlassung des Sprüchworts gegeben, dürfen wir ohne Anmaßung in das Reich der Fabeln verweisen, da ja Jeder weiß, daß jener Fibelhahn erst die glückliche Erfindung des 18. Jahrhunderts ist. Etwas näher freilich rückt Schurzius in seinen deutschen Schriften dem eigentlichen Ursprunge der Redensart „Verballhornt", indem er denselben in einer Vermehrung des deutschen Alphabets sucht, die von dem genannten Buchdrucker ausgegangen sei und darin bestanden habe, daß er die Doppelbuchstaben ff, ll, tt, ß, hinzufügte. Das ließe sich vielleicht hören, aber leider findet sich kein A-B-C-Buch, das von Ballhorn auch nur gedruckt wäre, geschweige denn solcher Bereicherung sich rühmen könnte. Es fällt demnach auch diese Erklärung in sich zusammen, ohne uns einen befriedigenden Aufschluß jener Redensart gegeben zu haben. Und ebensowenig darf man der Vermuthung des Professors Heumann beitreten, der in seinem „Poecile" behauptet, daß einige Lückenbüßer-Stellen aus Cicero und Quinctilian, mit denen Ballhorn eine leere Seite in „J. Livii epitome in verborum et rerum copiam" ausgefüllt hat, seinem Namen jenen Flecken angehängt hätten. Allein solche

Zusätze oder Anhängsel waren im 15. und 16. Jahrhundert so allgemein und gewöhnlich, daß sie nicht einmal auffallen konnten, und überdem ist des „Rivii epitome" — ein höchst unbedeutendes Buch — niemals geeignet gewesen, unsers Ballhorn's Namen zu verewigen.

Eine neue Erklärung des Sprüchworts versuchte später ein Beitrag zu dem „Braunschweigischen Anzeiger" (Jahrgang 1764, Stück 73), der allerdings vielen Beifall fand und den selbst Siebenkees in seinem „Juristischen Magazin" (I, 528 fg.) wieder abdrucken ließ, allein auch in ihm bleibt das Wahre mit vielem Falschen vermischt; denn daß das 1586 erschienene „Lübeckische Stadtrecht" den Zusatz getragen habe: Vermehrt und verbessert durch Johann Ballhorn, ist trotzdem, was C. J. Pahring „In clave diplomat.", S. 19, behauptet und dann in Siebenkees' „Magazin" zur Entschuldigung hinzugefügt wird, durchaus erdichtet. Der Titel jenes Buchs heißt vollständig und wörtlich: „Der Kayserlichen freyen und der heiligen Reichs-Stadt Lübeck Statuta und Stadt-Recht. Aufs Newe übersehen, Corrigiret, und aus alter Sechsischer Sprach in Hochteutsch gebracht. Gedruckt zu Lübeck, durch Johann Ballhorn, 1586."

Aber dessenungeachtet sind wir geneigt, gerade in diesem revidirten Lübischen Stadtrecht, das Ballhorn zuerst druckte, des Pudels Kern der fraglichen Redensart zu entdecken, die des Buchdruckers Namen ohne sein Verschulden allgemein in Verruf gebracht hat. Die Sache verhält sich so. Obgleich man freilich, namentlich von dem angrenzenden Mecklenburg und Holstein aus, auf eine endliche Revision und den Abdruck des Lübischen Rechts angetragen, ja wie sehr sich Mancher in Lübeck selbst danach gesehnt hatte, so war man doch nirgends mit der Revision zufrieden und schalt auf sie unverhohlen als eine durchaus verfehlte Arbeit. Die Holsteiner und Mecklenburger hätten nun eigentlich ihren Vorwurf, wenn er anders gegründet war, auf den Senator v. Stieten schleudern sollen, denn dieser machte den Entwurf zur ganzen Arbeit und hielt so eigensinnig an demselben, daß er nur mit Mühe noch zu einzelnen Abänderungen sich verstand; allein wie Wenige wußten außer und vielleicht selbst in Lübeck, welchen Herren des Raths jene Revision zunächst übertragen worden war. Sie ließen ihrem Unmuth freien Lauf und wälzten alle Schuld auf den Unschuldigsten, auf den Buchdrucker Johann Ballhorn, weil dessen Name allein auf dem Titelblatt genannt war, oder auch, weil es vielen Rechtsgelehrten schon unwillkommen war, daß überhaupt das Rechtsbuch nur gedruckt ward und sie nun so ihren Aerger über den Abdruck auf den Drucker übertrugen. Das ist die nächste und wahrscheinlichste Erklärung des Sprüchworts. Auf keinen Fall hätte sich aber Gasser „In praelectionibus ad codic.", S. 260, dadurch verleiten lassen sollen, Ballhorn mit unter den Commentatoren des Lübischen Rechts aufzuführen — so weit überhob sich unser Buchdrucker niemals. Die Schmach aber, die einmal seinen Namen getroffen, trägt der Arme unverschuldet bis auf den heutigen Tag. A.

Verwerthung des Waldes.

Zur Ergänzung des Aufsatzes: Der deutsche Flößer, in Bd. III, Nr. 20 der „Unterhaltungen".

Noch bevor den gefällten Stamm die Berg- und Schnellwasser besprülen und hinunterführen zur Hauptnutzung der Bäume in Land- und Wasserzwecken, beginnt schon der Handel mit dem Abfall der Bäume. Die Borke der Eichen und Tannen, die Kienspäne und Tannäpfel, sind gesuchte Gegenstände eines Kleinhandels, von welchem sich viele Menschen bescheiden und kümmerlich ernähren. Jene armen Leute, Weiber und schwache Männer, welche frühmorgens durch die Thore der Städte, die Köpfe mit schweren Säcken bepackt, keuchend eingehen, bringen Tannäpfel und Kienholz, mit denen die schwerentzündliche Stein- und Braunkohle leicht und schnell in Brand gebracht werden kann. Sie machen es den Dienerinnen des Hauses bequem. Während die Männer als Flößer gen Holland gingen,

ſammelten Weiber und Kinder heimlich und verſtohlen oder mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß die kienreiche Samenkapſel und den öligen Span, um Brot dafür zu löſen. Werthvoller noch und wichtiger iſt die Borke von Eichen und Kiefern, zumal von jungen, die der Gerber für ſeine Gruben braucht, Sohl- und Oberleder gar zu machen. Er hat ſich längſt nach einem Erſatz der Lohrinde umgeſehen, aber noch iſt es der Kunſt nicht gelungen, ihm den Wald zu erſetzen. Die rohe Haut des Auerochſen und des Büffels aus heißer Zone wird erſt, dank den deutſchen Eichenſchälwaldungen, zu den mannichfaltigen Zwecken tauglich gemacht, denen ſie dient. Auch aus Frucht und Samen der deutſchen Eiche zieht der Handel nicht geringen Nutzen. Die Eichel dient nicht blos dem Vieh zur Maſt, auch dem Menſchen iſt ſie oft Erſatz des braunen Morgentrankes und wird gepulvert als beliebtes und unſchädliches Verfälſchungsmittel für eine Reihe von Gewürzen in den Handel gebracht.

So verſchont der große Holzkäfer, Menſch genannt, nicht Alt und Jung im Walde. Mit ſeinem gewaltigen Gebiß, mit Axt und Säge, bohrt er ſich an und benagt, gefräßiger als das Wild, den Hoch- und Niederwald. Die Natur muß ihm als Frohndienſtmagd überall bereiten helfen, was er braucht zur gemeinen Nothdurft und zum verfeinerten Genuß ſeines zehrkräftigen Lebens: vom Kienſpan bis zum Diamanten, von der Eichel bis zur Eiche, Alles weiß er zu benutzen, zu verbrauchen, zu zerſtören. Und nirgends arbeitet er weniger für reichere Ernte als im Walde; denn der Wald gedeiht am liebſten und kräftigſten ungeſehen vom Menſchenauge, unberührt von Menſchenhand. Der Menſch mag müßig gehen. Keine Pflugſchar braucht den Waldboden aufzuwühlen, keine Kunſt ihn zu wäſſern oder zu düngen. Der Wald möchte gern vergeſſen ſein, um fröhlich emporzuwachſen, zu grünen und zu blühen. Das iſt Alles, was er vom Menſchen braucht: ſeinen Müßiggang und ſein Vergeſſen. Leider denkt unſere Zeit viel zu viel an den Wald und die Menſchheit wird ſeine Ausnutzung einſt bitter bereuen.

S.

Um drei Heller.

Seitenſtück zu der Mittheilung: Jung im Berufe, in Bd. III, Nr. 13 der „Unterhaltungen". Von Dr. Luckenbein.

Vor unzugänglichen Gebirgsrücken harrten einſt die Scharen der Wandervögel aus dem Norden, bis dem ſcharfen Blicke ſich ein Einſchnitt, ein Thor des Gebirgs als Paß zu den wärmern Gefilden des Südens zeigte, wo kein ſtrenger Winter die flüſſige Woge des Waſſers zu Eis bindet und auf lange Monate die Nahrung entzieht. Der Flug des Geyers der Lüfte mag dann auch dem Menſchen den Weg gezeigt haben, auf dem er hinabgeſtiegen, wo mildere Luft ihm entgegenweht und ſüßere Früchte ihn laden.

Aber noch höher, als der Zug des Vogels dringt, brach der Eifer des Jägers oder gewinnſüchtiger Eigennutz des Schmugglers ſich die grauenvolle Bahn über unabſehbare Schneefelder und Gletſcher. Und wo im Thale der gleitende Spiegel des Stroms dem Fuße des Menſchen Schranken ſetzen wollte, da hat dieſer ſich den ſchwindelnden Steg, die künſtlichen Bogen der Brücke hinübergelegt. Nicht Berg und Strom trennen mehr, die Raſtloſigkeit des Erdbewohners hat ſie überwunden. Auf gebahnten Wegen wogt das wandelnde Geſchlecht der Menſchen zu- und durcheinander. Wir verwundern uns darüber nicht mehr; wir ſind es gewohnt wie vieles Andere und denken dabei kaum mehr an die Schwierigkeiten, die man ſo weit gekommen. Erſt wenn uns irgend ein Umſtand, ein ſcheinbar kleines Ereigniß daran mahnt, wie das wohlthätige Werk der Menſchenhand in überklugen Weiſe ſich zum Verderben kehren kann, wird uns Gebrauch und Mißbrauch ſolcher gewohnter Dinge klarer.

Es ist eine kurze Geschichte, die ich erzählen will.

Es war ein unfreundlicher Novembertag. Selten nur warf die Sonne hinter grauen Wolken hervor ihr mattes Licht auf die letzten Laubreste der Bäume, auf die kahle Flur und auf den breiten Strom, dessen sonst klare Wogen diesmal mit dem wenig anmuthenden Charakter des Tags im Einklang standen, da sie sich von längerm Regen und dem Wasser des ersten wieder gegangenen Schnees trübe dahinwälzten. An solchen melancholischen Herbsttagen scheint auch die Flut ein eigenthümliches Rauschen zu besitzen, oder richtiger wol es fällt anders in das sonst nicht beanspruchte Ohr, das, während das unbefriedigte Auge fast ruht, in seiner vorwaltenden Thätigkeit nur von wenigen Geräuschen um so stärker in Anspruch genommen wird.

Vor dem kleinen Hause an der Brücke, die sich in weiten Bogen über den Fluß spannt, steht ein Zöllner. Der Tag ist schlecht gewesen, des hin- und hergehenden Volks wenig. Wen nicht dringende Geschäfte trieben, der ist heute gewiß zu Hause geblieben.

Der Zöllner macht ein grämliches Gesicht, was die gewöhnlichen ausdruckslosen Züge, wie sie ein wechselloses mechanisches Geschäft in seinem Tretmühlengange erzeugt oder erhält, nicht eben verschönt. Er mochte den spärlichen Ertrag des unfreundlichen Tags überrechnen, die Kasse schon vor ihrem Sturze abzählen. Vielleicht hatte er — wie es hier und da der Fall — von den Procenten des Brückenzolls zu leben; theuer war ohnehin Alles; Weib und Kinder im Hause wollten ernährt sein, und so war die Miene des Zöllners nur der treue Spiegel des wenig einladenden Wetters, des dadurch geschmälerten Verkehrs und einer Rechnung über tägliche Bedürfnisse, die bei gutem wie schlimmem Wetter ihren Gang gehen. Und diese niederschlagende Procentrechnung wandert heutzutage noch über ganz andere Gesichter, nicht blos über die Züge des Zöllners an der Hunziker brücke der Aar.

Der aber schaute links und rechts des Wegs entlang, dann wieder hinauf zum grauen Himmelsgewölbe, an dem die letzten Strahlen der scheidenden Sonne nur selten einen schwachen Kampf mit jagenden Wolken und dem schon abendlich aufsteigenden Nebel führten, schüttelte verdrießlich den Kopf und murmelte vor sich hin. Da kamen auf feuchtem Pfade durch die Wiese, der Straße und Brücke zuwandernd, drei jugendliche Gestalten daher. Die Jugend, auch die arme, scheut noch nicht so ängstlich Wind und Wetter. Die drei Kinder — zwei Mädchen von 10—12 Jahren und ein jüngerer Knabe — hatten in diesem Augenblicke nur Einen Gedanken, der auch die Veranlassung ihrer kleinen Reise war: der Mutter entgegenzugehen, die am Morgen in die nächste größere Stadt gegangen war, um von mühsam zusammengelegtem Erwerbe Allerlei einzukaufen. Da galt es vielleicht, ihr Dies und Jenes abzunehmen, daß die Last leichter werde, und was dergleichen etwa auch Speculatives durch den Kindersinn fährt. Dazu aber mußte man möglichst weit entgegenzukommen suchen, damit es auch der Mühe werth wäre. Die Brücke hatten die Kleinen nicht vergessen, wol aber, daß man Geld brauche, um über sie gehen zu dürfen, hätte man auch noch so kurze Zeit erst den freien Gebrauch seiner Füße, und hätten sie auch dies nicht vergessen? sie hätten deshalb doch keins gehabt. Man darf in gewissen Schichten des Volks schon ziemlich alt werden, ehe man weiß, was Besitz von Geld ist, gehört man anders nicht zu jenen kleinen Freiwilligen oder, noch schlimmer, gezwungenen bettelnden Wegelagerern, die nur zu früh den Besitz des Geldes kennen lernen. Unsere jungen Wanderer gehörten aber nicht dazu, und so erinnerte sie auch erst die Stimme des Zöllners, daß auf eine kurze Strecke der offene Weg unter Gottes freiem Himmel in einen aparten und verclausulirten verwandelt sei, der nur dem Besitzenden sich wieder öffne. Es waren nur wenige Pfennige; den kleinen Füßen thut man's billiger; — aber sie waren nicht vorhanden.

Da war guter Rath theuer. Der Zöllner machte kein viel Gutes verſprechendes Geſicht; er weigert das Betreten der Brücke. Waren es die paar Heller, deren hundertſten Theil vielleicht er nicht miſſen wollte am ohnehin ſo ſchlechten Tage, oder war es Amtspflicht, Dienſteifer, der auch nicht eines Haares Breite von der Vorſchrift weichen wollte? Wer kann es wiſſen! Genug, der Zöllner, möglicherweiſe hierbei nicht nur kein Sünder- ſondern ein übereifriger, übergerechter Mann, blieb hart und kalt bei allem Flehen der Kinder, die zudem verſicherten, die mit ihnen zurückkehrende Mutter werde den Zoll ja ſicher bezahlen. Das Ausſehen der Bittenden, ihr zwar höchſt einfacher, aber ganzer und ſauberer Anzug ließen die Sicherheit der Friſtzahlung vermuthen. Der Zöllner blieb kalt.

Auch Kinder können Entſchlüſſe faſſen; auch für ſie kann es ein Ueberſchreiten des Rubicon geben. Drüben winkte noch unſichtbar die geliebte Mutter. Das Unſichtbare reizt mehr als das Sichtbare. Im Sommer fliegt die Aar klar über das Gerölle des Betts und geſtattet dem nackten Fuße wol, dem ſichern Auge durch die Flut zu folgen. Das wußten auch die Kinder, aber es war nicht mehr Sommerszeit und die Woge trüb' und undurchſichtig. Die Mädchen ſchickten ſich an, durch den Fluß zu waten. Vorſichtig die Röckchen erhebend, ſchreiten ſie plätſchernd auf feſtem Grunde. Da weicht dieſer dem kleinen Fuße, eine tiefere, raſchere Welle faßt die ſchwachen Geſtalten und reißt ſie fort. Sie verſchwinden unter dem trüben Spiegel der Waſſer. Der Knabe, ſchauer nachgegangen, ſieht die Schweſtern verſchwinden, der Gedanke des Todes packt ihn; er ſchwindelt, er will nicht rückwärts fliehen, ſondern vorwärts ins naſſe, kalte Grab. Aber ſchon faßt und hält ihn die rettende Hand. Ein paar Wanderer waren des Wegs gekommen, hatten das Unſelige geſehen und eine Rettung wenigſtens verſuchen können. Eine ſtarke Hand entriß das eine der Mädchen noch dem opfergierigen Strome, ehe es zu ſpät. Das andere fand man weiter hinab nur noch als Leiche.

Die Mutter ſtürzt nun ohne Zoll über die Brücke. Wehklagend drückt ſie zwei gerettete Kinder und ein todtes an die ſchlagende Bruſt. Der letzte Strahl der matten Herbſtſonne beleuchtete die Trauerſcene.

Anregungen.

Die Eiſenbahnen, der Krieg und das Vorurtheil.

Mit Rückſicht auf die Schweiz.

Wenn wir mit jeder Strecke Eiſenbahn auch ein Stück chineſiſcher Mauer zwiſchen den Völkern und Volksſtämmen mehr fallen ſehen, ſo muß ſich angeſichts einer täglich wachſenden Verwickelung die Frage aufdrängen, ob die heranziehenden Stürme nicht auch die Vollendung und Erweiterung jener Verkehrswege unterbrechen werden, die im Culturleben civiliſirter Völker jetzt eine ſo mächtige Rolle ſpielen und in ihrer weiteſten Verbreitung den größten Feind menſchlicher Entwickelung und Bildung, den Krieg, ſchließlich allein dazu machen können, was er längſt ſein ſollte: zu einer undenkbaren Unmöglichkeit.

Wenn jetzt noch gerade die militäriſche Rückſicht eine beſonders große Rolle bei Anlage der Eiſenbahnen ſpielt, um dem Ausbruche feindlicher Kräfte zuvorzukommen oder zu begegnen, ſo möchten wir doch, im Vertrauen auf den ſteten Fortſchritt der Menſchheit, die Hoffnung nicht fahren laſſen, daß eben jene noch gebotene Vorſicht am meiſten dazu beitragen wird, das Uebel ſelbſt anzugreifen. Und ſo fürchten wir auch von etwaigen Stürmen keine weſentliche Beeinträchtigung in dem Vorſchreiten dieſes Culturzweiges. Hatte man ſich theilweiſe lange gegen den unabwendlichen Andrang einer Seite unſerer äußern Fortſchritte gewehrt, wie ſie in den Eiſenbahnen gegeben iſt, ſo erſcheint es nicht ſeltſam, hier und da dieſen Widerſtand noch keineswegs ganz verſchwunden zu ſehen. Nicht einmal die Debatte über den Nutzen der Eiſenbahnen darf für eine bereits gänzlich abgemachte gehalten werden, wenigſtens für gewiſſe Standpunkte nicht. Der Kampf des Alten, Beharrenden mit Entwickelung, Aus- und Umbildung iſt immer derſelbe, nur ſtets etwas anders modificirt und ſonderbar genug, wir genießen oft ſchon nicht ohne Behagen die Früchte

des Neuen, während wir noch gegen dessen Anpflanzung eifern. So z. B. kürzlich in der Schweiz. Aber die Eisenbahnen werden sich allmälig als ein zusammenhängendes Netz über den Culturboden der Erde verbreiten, und wo man sie mit Widerstreben an sich herankommen ließ, wird die Versäumniß einem um so regern Eifer, die Vorangegangenen einzuholen, Platz machen. Die Schweiz, die lange Fehde gegen diesen Culturfortschritt stand, schließt sich nun um so lebendiger und umfassender ihm an und steht jetzt vor einem Werke, das die großartigsten Schöpfungen menschlicher Hand und menschlichen Geistes würdig vermehren soll: der Luzmanier-Eisenbahn.

Pflegen wir bei großartigen Unternehmungen auf dem technischen Gebiete zunächst immer an die Engländer und Nordamerikaner zu denken, und zwar mit Recht, da wir von diesen Nationen das Erstaunlichste ausgeführt und sie vor keiner Schwierigkeit zurückschrecken sehen, so sollten wir doch auch nicht vergessen, was wir eigenen Antriebes etwa nacheifernd zu leisten vermögen. Zu den großen Ideen auf diesem Felde gehört die Ueberschreitung der gewaltigen Mauer, welche sich in den Alpen zwischen die Vorlande des rauhern Nordens und des milden Italiens legt, durch einen Eisenweg. Jede großartige Schöpfung und Reform findet zumeist ihren ersten Ursprung in dem Geiste eines einzigen energischen Mannes. Schon Goethe bemerkt in ähnlichem Sinne: „In allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter" . .

Doch wir werden demnächst einige ausführlichere Mittheilungen über diese Alpen-Eisenbahn geben.

Die Ewigkeit der Naturgesetze.

Wir lesen in einem uns zur Mittheilung vorgelegten Aufsatze:

„Man darf überzeugt sein, daß die Ideen oder Urbilder Gottes so consequent und durchgreifend gedacht und an und für sich so unantastbar und unzerstörbar sind, daß sie alle ein gleiches Recht auf die Ewigkeit haben. Strauß in seinen erklärt die Naturgesetze für so unveränderlich, daß sie beim Untergang der Welt in ihrer Totalität wieder wie früher ausschließlich und absolut alle Bildungen und Veränderungen in der Natur, wenn auch mit Modificationen, reguliren würden, und so müßte die Welt wieder neu entstehen; keine Revolution, sei sie noch so complicirt, brächte sie in Unordnung. Cuvier sagt: „Es würden alle Lebensformen wieder erscheinen, wenn die alten Bedingungen sich wiederholten und wenn auch die Erde mit all ihren Geschöpfen zu einem Brei zusammengestampft würde, so entwickelten sich wie vormals, den specifischen Einflüssen entsprechend, die Organe aus den Keimen der Embryonenzeit in der Gebärmutter der Erde selbst in periodischen Stufengängen."

Karl V. im Kloster Yuste.

Für die Dichter ist der Einsiedler von Yuste immer ein Gegenstand des Interesses gewesen. Die neuesten Mittheilungen über Karl's V. letzte Lebenstage, die wir englischen Forschungen in spanischen Archiven verdanken, haben zwar die schöne poetische Sage vernichtet von dem Leichenbegängniß, das der weltmüde Kaiser von sich selbst schon hätte bei Lebzeiten veranstalten lassen, haben uns aber dafür Kunde gegeben von einer Menge anderer charakteristischer Züge.

Zwei dresdener Maler, die Professoren Ehrhardt und Julius Hübner, haben aus diesen Mittheilungen Motive zu Bildern geschöpft. Das Bild des Ersteren, Karl V. in Betrachtung von Gemälden versunken, ist uns leider nicht bekannt geworden. Die Hübner'sche Arbeit ist auf die Pariser Ausstellung abgegangen.

Sie zeigt uns den Kaiser in mehr als Lebensgröße, an den Pfeiler eines im Renaissancestil gebauten Klosters auf einem Sessel sitzend und mit halb gedankenloser Andacht in einem Brevier lesend. Trotz der ihn umgebenden südlichen Luft und Vegetation ist er in einen Pelz gehüllt, wodurch die Gebrechlichkeit und Gräm lichkeit des Alters entsprechend ausgedrückt wird. Der Künstler wird uns nicht verdenken, wenn wir uns durch seinen Vorwurf an Delaroche's Bild erinnert fühlen; dort und hier eine entsagende und abdankende Größe. Der Eindruck, den „Napoleon in Fontainebleau" macht, ist natürlich ergreifender, weil tragischer. Es ist der letzte Act eines gewaltsam durchgespielten Dramas, das sich in diesem historischen Leben wider Willen endet. Bei Karl V. sieht man das nur äußerlich erfüllte Maß des Lebens, den Ueberdruß am Menschentreiben überhaupt, dem sich zugleich Erschöpfung und das Schwachwerden des Geistes zugesellt. Es gehört der ganze Hintergrund jener gewaltigen Universalherrschaft von sieben Kronen dazu, die einst auf Karl's V. Haupte versammelt waren, es gehört die Ergänzung durch sein unruhiges Leben, seinen Kampf mit der neuen Zeit und eine höhere sittliche Würde, die er immer seinem Nachfolger Philipp II. gegenüber behauptet, dazu, um sich von dem Bilde des Einsiedlers von Yuste auch innerlich ganz ergriffen zu fühlen. Napoleon's Lage ist der großen Menge verständlicher; Karl V. wird nur einem gewählteren Bildungskreise ganz die Freude gewähren, die das mit vieler Liebe und Sorgfalt ausgeführte Bild in

dem Kranz erweckt... Blumen, Papageien und Affen führen die Phantaſie auf die neuerworbene ſpaniſche Welt in Amerika; ja die auf dem Boden umherliegenden zerſchnittenen Orangen, um die ſich die Affen balgen, können ebenſo das Zerfallen der großen Monarchie, die der alte Mann im Lehnſtuhl einſt beſeſſen, ausdrücken, wie die Wunderlichkeiten ſeines Alters andeuten, die nach jenen obenerwähnten neuern Mittheilungen auch in einer ſehr unregelmäßigen Diät beſtanden haben ſollen. Mancher würde bei einer ſolchen ſymboliſchen Auffaſſung dann noch die bekannten Uhren vermiſſen, mit deren gleichmäßigem Richten und Stellen ſich Karl V. in ſeinen letzten Lebenstagen beſchäftigt haben ſoll. Der Künſtler hat ſie uns auch keineswegs ganz entbehren laſſen. Jener aufſteigende und ſich zerſtäubende Waſſerſtrahl einer den Kloſtergarten kühlenden Fontaine iſt ein Sinnbild der Zeit, ihres immer gleichmäßigen Verrinnens, ihres ſich ewig ſelbſt wiederholenden Echos, ihres Rinnens aus der gleichen Quelle, aus welcher Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft fließen. Wenn Karl V. ſich wirklich nicht zum Schein hat begraben laſſen, wie man Jahrhunderte lang geglaubt hat, ſo war die Sage doch charakteriſtiſch für ſeine Stimmung; er wollte die Zeit belauſchen, die nach ihm kam. Er war nicht frivol genug, um ein Après moi le deluge! auszurufen, und doch zeigte ihn ſein Ehrgeiz und ſeine tiefgewurzelte Herrſchſucht, auch gleichſam bei der Zukunft noch zugegen ſein zu wollen. Er dankte vielleicht ab, weil ihn ſeine ſchwindenden Geiſtes- und Körperkräfte dazu zwangen; aber er dankte auch ab, um noch in die Welt, die nach ihm kam, mit hineinzuſchauen. Es iſt das ein Gelüſten, das alle die Menſchen haben, die von der Schmeichelei gelehrt worden ſind, ſich für unentbehrlich zu halten.

Das Hübner'ſche Bild iſt mit der ganzen, dieſem Künſtler eigenen Farbenfriſche ausgeführt und wird in Paris der deutſchen Kunſt zur Ehre gereichen.

Piano-Manie.

Kürzlich brachten, ſchreibt uns eine befreundete Hand, die allerdings auf dem Piano ſelbſt einer Meiſterin angehört, die „Fliegenden Blätter" ein ergötzliches Bild eines „Muſen"-Zimmers, in deſſen Raume der unglückliche, durch die Annonce getäuſchte Abmiether allen Qualen, die ihm eine lärmende und muſicirende Nachbarſchaft bereitet, unterliegt. Die Sache hat wirklich auch ihre tragiſche Seite. Man denke ſich einen Gelehrten, einen Dichter, der gezwungen iſt, mit dem Kopfe zu arbeiten, während ſein Nachbar, ein Müßiggänger, der den Tag nicht anders hinzubringen weiß, ihm mit dem ſinnloſeſten Geklimper die Gedanken raubt und ihn, den geiſtig Höherſtehenden, förmlich zu ſeinem Sklaven macht; oder man ſtelle ſich einen Leidenden vor, der wenigſtens ſtundenweiſe Erholung und Ruhe bedarf und jeden Augenblick des Tags verfolgt wird von klavierübenden Kindern oder in der Kindheit gebliebenen Dilettanten! Man denke ſich endlich ein gebildetes muſikaliſches Ohr ſelbſt, zerriſſen von den Stümpereien, von den Mißtönen eines Unbefähigten, deſſen ſtre Idee es iſt, während er die angeborenen Anlagen vernachläſſigt, gerade aus einem Geiſte des Widerſpruchs das ihm verſchloſſene Gebiet der Kunſt zu erobern! ?

Man wird ſagen, beim Miethen eines Quartiers, fährt unſer Einſender fort, müſſe man ſich genau nach den Einwohnern und ihren Anlagen zur Piano-Manie erkundigen. In Paris ſind gewiſſe Inſtrumente polizeilich in der Stadt verboten. Auch exiſtiren daſelbſt Stadtviertel, wo an einigen Häuſern zu leſen ſteht: On ne joue pas du Piano ici. Durch energiſche Rückſprache mit den Vermiethern (in Dresden iſt die Zahl der Klavierſpielenden ſo groß, daß ein witziger Kopf es „Pianopolis" nannte) könnte eine Abhülfe der Klavierſpieler-Nachbarſchafts-Sklaverei in Ausſicht ſtehen.

Zum Erwägen.

Nur Der iſt ein wahrer Freund, der im Tadel unſere Größe befördert.

* *

Ich bin natürlich! ſagen oft diejenigen Menſchen, die nur Alles ausſprechen, was ihnen über die Zunge läuft.

* *

Der Troſt, den im Unglück die Natur gewährt, liegt in dem ſanften Herüberziehen ihres ſtillverſöhnenden Waltens aus der Menſchenſphäre zu einer allgemeinen Weſensſphäre der Dinge, wo uns gerade dann beim ewigen Sichverwandeln des Lebensproceſſes alles Menſchliche am vergänglichſten erſcheint.

* *

Es iſt ſchmerzlich, daß wir die Fläche des Lebens nicht über das wogende Kornfeld, ſondern erſt über die Steppeln hinweg überſchauen.

* *

Es gibt keine Ahnung von künftigen, irgend erdenklichen Himmelswonnen, die ſich nicht an etwas anknüpfte, was uns ſchon dieſe Erde gewähren könnte, wenn eben Alles anders und beſſer wäre.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 24. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Auf dem Meere.

Aus meinem Schiffstagebuch. Von Dr. A. W. Gravenhorst.

I.

„Hoiho!“ Das hat schon Mancher nach dem gedruckten Buchstaben jubelnd ausgerufen; aber von allen Dingen, die man nicht aus eigener Erfahrung oder Anschauung kennt, macht man sich mehr oder weniger verkehrte Ideen und von keinem vielleicht verkehrtere als von dem Meere und einer Fahrt über dasselbe, bevor man nicht selbst einmal einige Monate in dem „breiten Fahrwasser“ war.

Wenn das Schiff auf der Rhede von Kuxhaven liegt, um, wenn Wind und Wetter nicht dagegen, am andern Morgen in See zu gehen, und die Lichter aus den Häusern des Städtchens so freundlich und gutheißlich herüberblinken, dann wird dem Neuling am Bord wunderlich zu Muthe bei dem Gedanken, daß er vielleicht während einiger Monate ein solches häuslich heimliches Licht nicht wieder flimmern sieht, daß er dagegen wahrscheinlich schon morgen Nacht auf dem weiten, öden Ocean schwimmt. Von der Pracht, Macht, Kraft und Herrlichkeit des Meeres hat ja die Landratte nicht die geringste Ahnung; höchstens macht sie sich unklare Ideen von der Macht des Windes und der Wellen und fürchtet deshalb das Meer. Wie schön ist das Meer, wenn es leuchtet, wenn das Wasser hinter dem Steuer einem flüssigen, in allen Farben spielenden, bengalischen Feuer, mit Leuchtkugeln untermischt, gleicht, besonders wenn zu diesem Feuerwerk auf dem Wasser die Sterne des Aequators die Illumination abgeben ... Wenn es stürmt, wenn das Schiff durch die Wogen stampft und die Wellen aufs Deck niederdonnern, daß jede Rippe im Riesenleibe des stolzen Bootes erzittert ... wie mächtig! Wenn die Sonne ihm lächelt und der Wind es fächelt und das Schiff, ein muthwilliges andalusisches Füllen, das seine gewohnte Weide wiedergefunden, mit seinen alten Bekannten, den Wellen, spielt und scherzt; bald hoch sich aufbäumt, bald gleichsam den Kopf zwischen die Beine steckt und voll Uebermuth hinten ausschlägt; und wenn du dann (ein angehender equilibristischer Künstler auf ungesatteltem Pferde), mit den Füßen wie festgewachsen, mit dem ganzen übrigen Körper balancirend, auf dem Verdeck stehst ... hinan, hinab! hinab, hinan! wie kräftig und

wie kräftigend! Aber von all' dieser Herrlichkeit hat man, wie gesagt, auch noch nicht die entfernteste Ahnung, wenn man Abends auf der Rhede von Cuxhaven liegt, um am andern Morgen ganz in der Frühe zum ersten mal sich aufs hohe Meer zu wagen und die lange Reise ums Cap Horn herum nach der Westküste Amerikas anzutreten. Da denkt man fürs erste eben nur daran, wie das Meer doch so weit und so öde und so einsam und des Nachts so dunkel und wie man morgen Abend um diese Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach ... seekrank sein wird.

Soeben verläßt der Lootse das Schiff und es ist mir, als wäre mit seinem Abgang erst das letzte Band zerrissen, an welchem bis dahin noch das Schiff mit dem festen Lande zusammenhing. So wären wir denn also jetzt, 18 Menschen auf den schmalen Raum von 80 Fuß Länge und 20 Fuß Breite zusammengedrängt, von allem Verkehr mit der übrigen Welt, wer weiß wie lange, abgeschnitten. Einzig und allein auf uns selbst angewiesen, sollen wir Sonnenschein und Regen, Hitze und Kälte, Windstillen und Stürme, gutes und böses Wetter miteinander ertragen. Mustern wir deshalb einmal unsere Reisegesellschaft.

Der Capitän — nun es scheint, sein Joch ist sanft und seine Last ist leicht, dennoch aber ist und bleibt er immer das „Haupt" und weiß das, und nennt sich bisweilen mit einigem, der Gesundheit unbedingt sehr zuträglichem Wohlbehagen selbst so. Die Steuerleute — zwei gesunde Naturen, zumal der erste, ein echtes hamburger Blut, dem seine Frau Mutter überdies noch eine liebenswürdige Portion Witz mit auf den Weg gegeben hat. Herr J ..., Contorist und gewesener schleswig-holsteinischer Jäger, wurde in Rendsburg von den Oestreichern „aufgelöst", daher sein Haß gegen Europa, für den bei den Ureinwohnern Perus gleichgestimmte Gemüther zu finden und nebenbei viel Geld zu verdienen der Zweck seiner Reise ist. Herr Louis, oder wie er sich selbst schreibt, Luis N. N., 20 Jahre alt, Schneider und „erster Kajütspassagier" wie er gleichfalls sich selbst titulirt — er liegt schon seit Brunsbüttel in seiner Koje, verflucht sich, daß er so „dumm" war, sein „schenes Städtchen" da gegen Berlin zu zu verlassen und erwartet jeden Augenblick den Tod, dies Ende aller irdischen Leiden, folglich auch der Seekrankheit. Dann endlich nun noch der Schiffshund — er weiß ganz genau ein Stück Braten von einem Stück Schwarzbrot und ein Stück Schwarzbrot von einem Stück Speck (welchen er, nebenbei gesagt, verachtet), den Capitän von den Steuerleuten und die Steuerleute von den Passagieren zu unterscheiden. Von dem Capitän läßt er sich Alles, von den Steuerleuten Manches, von den Passagieren Nichts gefallen. Eine 'vierfüßige Bedientenseele comme il faut. Dies wären nebst meiner Wenigkeit die Bewohner der Hinterkajüte, die Herren von „da hinten" oder eigentlich von „da achter". Was die „das Logies" innehabenden Herren von „da vorn" oder „da vör", die Matrosen, betrifft, so sind die viel zu mißtrauischer Natur und deshalb zu zurückhaltend und zu unzugänglich, als daß ich sie in der kurzen Zeit, die ich an Bord bin, auch nur in Etwas hätte kennen lernen können. Sie sehen, wie es scheint, in jeder Annäherung leicht eine eitle beleidigende Herablassung oder doch nur ein eigennütziges berechnetes Entgegenkommen des Nicht-Seemanns, worin sie übrigens, die Wahrheit zu gestehen, nicht immer ganz Unrecht haben mögen, sagen weder Guten Tag noch Guten Weg, antworten kurz oder auch wol gar nicht, sodaß man sicherlich am besten und klügsten thut, wenn man sie anfangs ganz in Ruhe läßt. Mit der Zeit pflückt man auch wol diese Rosen.

Es ist eigen. Als dorthin Helgoland auf den Fluten emportauchte, fühlte ich aufs bestimmteste, daß, im Fall ich nun wüßte, das Schiff werde in zwei Stunden dort anlegen, dies Schwanken und Schaukeln mir nur ergötzlich sein würde, während es jetzt, wo ich weiß, daß es „ohne Rast, ohne Ruh', immer zu, immer zu!" ins weite Meer hinausgeht, einen, wie soll ich sagen, ängstlich-unheimlichen Eindruck auf mich macht. Das ist die Furcht vor der Seekrankheit und folglich, wenn es wahr ist, daß die Furcht vor

einer Krankheit die Krankheit selbst erzeugen kann, der erste Anfang derselben, eine Wohnung, jenes langweilige Gefühl mit aller Kraft zu bekämpfen. Wegsehen und sich verkriechen heißt aber nicht kämpfen, und ist, wie es denn überhaupt in der Welt zu nichts und gegen nichts hilft, sicher nicht das rechte Mittel gegen jene Gefahr; dagegen der Gefahr gerade ins Auge sehen, heißt sie schon halb überwunden haben. Dies Alles im Geiste wohl erwägend, stellte ich mich absichtlich ganz hinten aufs Deck hin und sah von da aus, statt nach Helgoland, immer gerade aus und scharf über die ganze Länge des Schiffs nach dem Bugspriet hin, sodaß ich beständig die Bewegung in ihrer ganzen Stärke vor Augen hatte, mir dabei immer wieder vorpredigend: Bedenke, liebe Seele, daß du dieses Schaukeln und Schwanken und Stampfen 4—5 Monate lang ununterbrochen ertragen sollst und mußt, es hilft also Alles nichts, du mußt dich daran gewöhnen. Bedenke ferner, daß dies wahrscheinlich noch gar nichts ist, daß es noch ganz anders und besser kommen wird. Wir müssen uns also tapfer halten, wie Wellington bei Waterloo sagte, wir dürfen nicht seekrank werden!" Ich glaube und hoffe wirklich, daß jener Gedanke und dieser feste Wille mich vor allen weiteren Anfechtungen der Art schützen und bewahren wird. Bisjetzt verspüre ich wenigstens noch nicht das geringste wirkliche Unwohlsein.

II.

Helgoland ist wie ins Meer zurückgesunken, ringsum nichts als Wasser und Himmel. Gott sei gedankt, daß ich weder Fanny Lewald noch Friedrich Gerstäcker bin! Denn wäre ich die Erstere, so müßte ich jetzt meinem Dichterberufe zufolge nothwendigerweise allerlei Geistreiches für ein Buch empfinden und wäre ich der Letztere, so müßte ich dies schon für einen Correspondenzartikel. Nun aber empfinde ich Klotz auch durchaus nichts von alledem, was poetische Gemüther in eben dieser Situation zu empfinden pflegen. Ich empfinde nichts, aber auch rein gar nichts von dieser vielbesungenen majestätischen Unendlichkeit und unendlichen Majestät des Meeres, sondern finde vielmehr, daß dieser Himmel, der wie eine große blaue Glasglocke über das Meer gesetzt ist, weit mehr ein Bild der unbedingtesten Beschränktheit, Beengtheit und Eingeschlossenheit als ein Bild der Unendlichkeit gibt, sodaß unser Schiff unter diesem scharf abgegrenzten Horizont ganz einem jener kleinen unter einer Glasglocke stehenden Schiffsmodelle gleicht. Nachts, wenn die Sterne, im tiefblauen Aether funkelnd, sich im Meere glitzernd spiegeln und am Horizont der Himmel mit dem Meere verschwimmt, mag das anders sein; bei Tage, zumal bei bedeckter Luft, gehört, meiner Meinung nach, eine ganz eigenthümliche Einbildungskraft dazu, um von der Unendlichkeit des Meeres träumen und schwärmen, singen und sagen zu können. Und was das Denken anlangt, so hat Friedrich Gerstäcker, dieser moderne Odysseus, der vielfach umgirrt und vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hat, gut denken und schreiben auf seinen und über seine Wanderungen. Was macht sich ein solcher Hirschtödter, Krokodilenfänger und Indianerbruder auch einem kleinen Sturm? Er denkt in solchem Augenblicke: Wieder ein Artikel für die augsburger „Allgemeine"! wie die „fliegenden Blätter" treffend sagen. Ich aber, der noch nicht einmal einen Hirsch getödtet, geschweige denn ein amerikanisches Krokodil gefangen oder mit einem rothen Manne die Pfeife geraucht habe, ich kann in diesem Augenblicke an nichts denken als an die Worte, die ich, lauschend, soeben den Capitän zum ersten Steuermann sagen höre: „Wir wollen lieber die andern Segel auch wegnehmen, es wird bald hier sein."

„Es wird bald hier sein?" Was denn? Da kommt etwas heraufgezogen — schwarz und wetterleuchtend! Wir Seerekruten sollen also wirklich gleich den ersten Tag ins Feuer? Das ist grausam. Auf der Rae des Marssegels hängen treffend die Matrosen, der Capitän und die Steuerleute sehen unverwandt nach jener am Horizont schnell heraufziehenden dunkeln Wolke, der Schiffsbund verkriecht sich in sein Haus. Noch ist es still, eine un-

heimliche Stille, als wäre Luft und Meer eine in Schlachtordnung aufgestellte Armee, die jeden Augenblick den ersten Kanonenschuß erwartet. . . Jetzt bricht's los! Der Gewitter-sturm rasselt durchs Takelwerk, der Regen prasselt aufs Deck, die Blitze zischen ins Meer, der Donner kracht, die See geht hohl, das Schiff bald hoch, bald tief. Herr Luis N. N., der in seiner Herzensangst aufs Deck gekrochen ist, fällt die Kajütentreppe hinunter und ich lege mich in meine Koje, in christlicher Ergebung erwartend, was der Himmel über mich beschlossen hat. . . .

Das Unwetter ging gnädig vorüber. . . Das Schiff kreuzt vor dem Kanal. In der Kajüte, an der einen Seite des Tisches, sitzen der Kapitän, Herr F. . . und ich, die Mützen auf dem Kopfe, die Tonpfeifen im Munde, die Biergläser zur Seite, rauchend, trinkend und eine Partie ganz ordinären „besten Buren" (bester Bauer) spielend. Ein niederländisches Gemälde. Auf der andern Seite des Tisches liegt die Seekarte der Nord-see und der Meerenge von Calais. Unter der Kompaßlampe hat sich der Schneider etablirt und liest, trotz seines noch immerwährenden Unwohlseins und der Nachwehen des Gewitters und trotz des Dämmerscheins, mit dem er sich begnügen muß, eifrigst in einem Oktav-bande. Von Zeit zu Zeit kommt der erste Steuermann, der gerade die Wache hat, vom Deck herunter, um dem Kapitän zu rapportiren, denn wir befinden uns in der sehr schönen und angenehmen Gegend zwischen Gallopet-Sand und Smith-Knowl.

Das ist eine böse Stelle. Auf diesen Bänken liegt schon mancher Seemann begraben, wie der Kapitän eben ganz trocken bemerkt. („Ein schöner Trost, Kapitän, und ein tröst-licher Abendsegen das!") Und dabei dieser gottvergessene, beständig contrare Wind, der uns schon lange nicht vom Fleck kommen läßt! Da aber bekanntlich in diesem Jammer-thale Weinen nicht hilft, so vertrauchen, vertrinken und verspielen wir uns die Grillen, mit Ausnahme des Schneiders, der sie sich verliest. Dieser Naturbursche ist mithin un-bedingt weit tugendhafter als wir Uebrigen. Er liest den Wilhelm Blumenhagen, den er verschlingt, als wären dessen Romane ein unfehlbares Mittel gegen die Seekrankheit, wäh-rend doch gerade umgekehrt selbst ein Mensch, der nicht die geringste Anlage dazu hat, wenn er Zeug hinunterschluckt, wie „Amalie saß an dem Fenster ihres jungfräulichen Gemachs", unfehlbar seekrank werden muß. Ich habe ihm das auch gesagt, habe ihm die eindringlichsten, vernünftigsten Vorstellungen in dieser Beziehung gemacht. Was hilft's! Er behauptet und bleibt dabei, es sei ein „schottisch Buch", etwas „Delikats", und wenn ich ihm vorhalte, wie selbst ich nicht ohne übel zu werden von dieser Bettelsuppe kosten kann, ich, der ich doch selbst bei dem neulichen Gewittersturm nicht die geringste Anwand-lung von Unwohlsein verspürte, der ich „seefest" bin, wie die Kerlente sagen, dann ant-wortet mir in dem Tone, in welchem ein Verliebter, den man auf die Fehler seiner Geliebten aufmerksam macht, sagt: „Sie sollen sie ja nicht heirathen" — mein Freund: „Danken Sie Gott, daß Sie das Kreuz nicht kennen, es ist eine infamigte Krankheit", und liest ruhig weiter. Nun so mag er's haben! Ein Mensch, der seekrank ist und den Blumenhagen liest, hat keine Genesung zu hoffen, er ist ein Muthwilliger, der kein Mit-leid verdient.

Soeben erscheint der erste Steuermann und meldet, daß der Wind sich zu unsern Gunsten dreht. Wenn es dabei bleibt, sind wir morgen früh im Kanal. Endlich! Der Kapitän zieht sein wasserdichtes „Oelzeug" an, um sich aufs Deck zu begeben. Wir Passagiere rüsten uns zum Zubettegehen. Gute Nacht, Kapitän, schlafen Sie wohl! Doch was sage ich?! Von Schlafen wird heute Nacht bei Ihnen wol nicht viel die Rede sein, also: Gute Wacht!

III.

Windstille! Grellster Mißton in den Ohren eines Seemanns! „Da laß' es lieber Russen wehen und Türken hageln!" ruft in Verzweiflung der zweite Steuermann. „Weh'

auf, Wind, weh' auf!" Und in der That, die Insel Madeira mag ein sehr schönes Stück Erde sein; die Luft in ihrer Nähe ist wenigstens wirklich balsamisch ... aber anderthalb Meilen von ihr entfernt drei Tage lang wie vor Anker liegen ... und das bei der Hitze und bei den Wanzen! ... Weh' auf, Wind, weh' auf! Ich mag nichts mehr von Madeira sehen und hören.

Als ich heute Morgen noch vor Sonnenaufgang die Kajütentreppe heraufkam, erschrak ich im ersten Augenblicke förmlich. Die Wolken auf Steuerbordseite (Madeira liegt Backbord) starrten mir wie steile, ungefähr nur hundert Schritte vom Schiffe entfernte Felsen entgegen. Später milderte sich diese Erscheinung zu einem lieblichen, mit Bäumen bewachsenen, sanft hügeligen Ufer sich umbildend. Bei der gänzlichen Windstille und der völlig ruhigen glatten See war es mir, als befände ich mich in früher Morgenstunde in einem Kahne auf dem großen, schönen Teich eines norddeutschen Parkes. Ein behagliches, heimatliches Gefühl! Nur fehlten die Herolde der Morgenröthe am Lande, das Zwitschern der Vögel in den Zweigen und das Rauschen des Morgenwindes in den Blättern. Beim Aufgang der Sonne bildeten die Wolken wiederum ein kolossales Felsenthor, hinter welchem der Licht und Leben bringende Tagesstern aus dem Meere emporstieg. Anfangs entwindet sich die blaßgoldene Scheibe nur langsam und wie mit Mühe den Wogen ... es ist, als ob die Wasser sich an sie hängen, und, wie mit hundert Armen die Widerstrebende umfangend, sie immer wieder in ihren feuchten Schooß zurückziehen ... sobald sie sich aber endlich so weit frei gemacht, daß selbst die höchste Welle vergebens nach ihrem Saume greift, dann steigt sie plötzlich mit überraschender Schnelle, wie ein Luftballon, am Horizonte auf. Jetzt wird Alles Leben und Bewegung. „Purreh!" (Purrt, rüttelt Euch!) ruft commandirend der zweite, augenblicklich die Wache habende Steuermann. „Reis' aus ton Schaffen, unnen und baben, in Gottes Namen" *) schreit der Decksjunge infolge jenes Commandos ins „Logies" hinein. Alsbald erscheint der erste Steuermann, sieht sich, sein sonst so heiteres Gesicht in die grimmigsten Falten gelegt, nach allen Seiten um und stößt bei dem Anblick Madeiras und der seit gestern Abend um nichts veränderten Lage unseres Schiffes ein unbeschreiblich kräftiges Gottverdammy! aus. Dann tritt der Capitän auf, fast ganz so, wie ihn Gott geschaffen hat, um sich in der großen Seewassertonne zu baden. Herr F ... dito. Die Matrosen, welche die „Wacht zur Koje" gehabt, d. h., geschlafen haben, produciren sich gleichfalls, einer nach dem andern aus dem „Logies" hervorkriechend, in allen irgend erdenklichen Stellungen und Manövern eines Menschen, der seine Morgentoilette macht. Der Schiffshund reckt und streckt sich mit jenem absoluten Wohlbehagen, wie es wahrscheinlich nur das Thier empfinden kann. Die Hähne krähen, die Enten schnattern, die Schweine verlassen grunzend ihren Koben, um ihren gewöhnlichen Morgenspaziergang ums Deck herum zu machen. Zuguterletzt guckt auch wahrhaftig noch Luis N. N's Nasenspitze ganz vorwitzig aus der Kellerluke unserer Kajüte heraus. Na, Herr N. N., wagen Sie sich endlich auch einmal auf Deck! Donnerwetter, Mann, sind Sie denn noch immer seekrank?! Das Meer ist ja so glatt wie ein Spiegel und das Schiff liegt so ruhig wie im Hafen!

„Lassen Sie's man jut sind", entwortete er, „Moses hat ins Meer keene Balken nicht unterjelegt."

*) Das ist verkürzt für: Kommt zum Essen, ihr, die ihr unten in den Kojen seid, und ihr, die ihr oben auf dem Verdeck die Wache habt.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Die Wanderung der Pflanzen.

„Die Sanskritsprache pflegt den Baum als aga oder naga, d. i. den Ungehenden, zu bezeichnen, weil er des thierischen Vermögens, sich von der Stelle zu bewegen, entbehrt. Alle Pflanzen sind gefesselt an den Boden, in dem sie Wurzel schlagen, und dürfen nur durch äußere Gewalt, auf die Gefahr ihres Verderbens, von da entfernt werden.“ Wie treffend auch Jakob Grimm mit diesen Worten in seiner Abhandlung „Ueber Frauennamen aus Blumen“ einen charakteristischen Zug des Pflanzenlebens zeichnet, sehen wir ab von dem Individuum, fassen vielmehr die Pflanze als Art und Gattung auf, so erkennen wir eine andere Seite der Pflanzennatur gerade in dem entgegengesetzten Merkmale, in dem Streben nach Bewegung und Ortsveränderung. Wie im Menschengeschlecht der Zug in die Ferne sich geltend macht, wie ganze Volksstämme ihre Heimat mit einem unbekannten Lande vertauschen, das sie oft nur mit Kampf erwerben und mit unermeßlichen Opfern bezahlen, so im stillen Pflanzenleben ein auffallendes Strömen nach entfernteren Himmelsstrichen.

Das Gesetz einer Pflanzenwanderung ist tief in der Natur begründet; früher wol schon geahnt, ist es jetzt durch die Forschungen der Pflanzengeographie aufs bestimmteste nachgewiesen worden. Man hat hierbei vor allen Dingen die nothwendige von der zufälligen Wanderung zu scheiden. Die erstere liegt in der Natur und dem Wesen der Pflanze; denn ist dieselbe so weit in ihrer Entwickelung vorwärts geschritten, daß sie den Samen zur Reife gebracht hat, so streut sie ihn ohne jedes äußere Zuthun in nächster Umgebung aus und schon auf solche Art entfernen sich die Abkömmlinge von der Mutterpflanze. Nehmen wir einen der einfachsten Fälle an. Es sei auf weiter Ebene ein einziges Exemplar des Hirtentäschelkrauts (Capsella bursa pastoris), es bringe nur 10 Schötchen zur Reife, von denen schon jedes 20—24samig ist, es mögen aber von diesen 200 Samen nur wieder 10 in einem Jahre sich zu fruchttragenden Pflanzen entwickeln, von denen jede wiederum auf gleichem Wege eine gleiche Zahl von Pflanzen aussäet; wie groß ist wol die Zahl der Pflanzenindividuen in einem Zeitraume von zehn Jahren geworden? Nach obiger Annahme mindestens 10.000 Millionen, die hinreichen, nicht etwa 1 Acker, sondern 3—4000 Acker Land mit einer Pflanzendecke dicht zu überziehen. Wie weit hat sich hier auf ganz naturgemäßem Wege der Sprößling jüngster Generation räumlich von der Urpflanze in so kurzem Zeitraume entfernt!

Und selbst da, wo nicht blos durch Samen die Vermehrung erfolgt, sondern durch Knollen oder Zwiebeln, ist mit der Zeit eine Ortsveränderung bemerkbar, wenn auch nicht in so auffallender Weise wie die eben erwähnte. Die sogenannten Kukuksblumen unserer Wiesen, z. B. Orchis Morio, tragen zwei Knollen; mit jedem Jahre stirbt eine ab und es erzeugt sich an geeigneter Stelle der Wurzel eine neue; da nun die Pflanze selbst gegen Ende des Frühjahrs bis zur Knolle herab verschwindet, so wird ihr Aufgangsort im nächsten Jahre natürlich von der Lage der neugebildeten Knollen abhängen, und es ist leicht begreiflich, daß nach 20 oder 30 Jahren das durch fortgesetzte Knollenbildung entwickelte Individuum eine beträchtliche Strecke auf dem Wiesenboden umhergewandert ist. Am Schneeglöckchen unserer Gratgärten (Galanthus nivalis) können wir eine ähnliche Erscheinung beobachten.

Auf solchem Wege würde nun aber allerdings die Vegetation einer ganzen großen Länderstrecke nur sehr allmälig vorschreiten und gewiß an vielen Stellen auch so gewaltigen Hindernissen begegnen, daß da oder dort ein Stocken oder Anstauen des Pflanzenstroms eintreten müßte. Um rascher zu wirken, hat daher die Natur noch ganz andere Mittel aufgeboten, ohne daß die Hand des Menschen einzugreifen nöthig hätte. Die Bewegungen der Atmosphäre, der leiseste Luftzug wie der gewaltigste Orkan sind die niemals

ruhenden Träger; sie erobern der Vegetation ein fast unbegrenztes Gebiet. Zu Hülfe kommt das Wasser mit seinen Strömungen; es transportirt Samen und Früchte, Wurzeln und Stämme; selbst noch als Eisscholle führt es die kärgliche Moos- und Flechtenvegetation auf hartgefrorener Erde zu entfernten Gestaden. Wandern wir entlang der Flußufer, so ist eine und dieselbe Pflanzenart oft von der Quelle bis zur Mündung aufzufinden, wenn auch zuletzt nur noch sporadisch. Die Alpenbäche führen uns oft die herrlichsten Bergpflanzen weit herein in das offene Land, die Meeresströmungen geleiten leicht verpflanzbare Species von Insel zu Insel, von Erdtheil zu Erdtheil. Und hiermit noch nicht genug, die Natur hat gesorgt, daß auch die Thierwelt sich der Pflanzenverbreitung annehme; denn zahllose Vögel, kleine wie große Säugethiere verschleppen auf den verschiedensten Wegen, theils instinctartig, theils zufällig, indem sich Samen an ihr Gefieder oder hakige Früchte an ihre Wolle heften, einzelne Pflanzen bis in die entlegensten Winkel der Erde.

Soweit wir jetzt die gegenseitigen Einwirkungen übersehen haben, werden durch sie im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtausende zwar mannichfache Umgestaltungen im Charakter der Flora einer Gegend hervorgerufen, der allgemeine Vegetationstypus wird aber doch ein bleibender sein; viele der verändernden Einflüsse werden einander zum Theil aufheben, sodaß wenigstens innerhalb einer bestimmten geologischen Epoche eine so durchgreifende Umwandlung der Pflanzendecke kaum erfolgen kann, wie sie unser Planet in seinen verschiedenen Bildungsperioden nacheinander durchlaufen hat. Den größten Einfluß wird immer der Mensch mit seiner Cultur auf die Pflanzenwelt ausüben; indem die Pflanze dem Herrn der Schöpfung auf jedem Tritte nachfolgt, findet sie überall hin ihren Weg; durch die Cultur wird sie von einem Continent zum andern geleitet. Wer in dem einsamen Tropenurwald die Herrlichkeit und Majestät der Vegetation in ihrer ganzen Fülle erschaut, wer nach tagelangen, mühseligen Wanderungen von ihrem Genuß und Anblick endlich übersättigt sich wieder nach einer Culturstelle sehnt, dem wird die verachtete Brennnessel, die Poa annua, ein Leontodon taraxacum, das er früher unbekümmert mit Füßen trat, ein willkommener Bote sein, der ihm aus dem reich- und dichtverschlungenen Pflanzenlabyrinthe zur menschlichen Ansiedelung und zum geselligen Herde den Weg zeigt. Durch den Menschen erlangen einzelne Pflanzengeschlechter und Familien eine so hohe Bedeutung, daß sie als geschichtliche Factoren tief eingreifen in seine ganze Entwickelung.

Wir wollen indeß diesen Gedanken nicht weiter verfolgen, sondern bei einigen der auffallendern Beispiele von Pflanzenwanderungen verweilen, welche uns nicht nur zeigen werden, auf wie seltsame Art die Ausbreitung gewisser Pflanzenformen erfolgt, sondern wie umgestaltend die Pflanzenwanderung auch überhaupt auf verschiedene Culturzustände wirken müsse. Hierbei halten wir uns aber nur an Erfahrungen, welche die neuesten Beobachtungen der letzten Jahre darbieten, da ältere Beispiele theils schon bekannt oder, wenn weniger bekannt, auch weniger verbürgt sind.

Seit dem Jahre 1847 hat sich in den Seen, Flüssen, Kanälen und Gräben Großbritanniens eine kleine nordamerikanische Wasserpflanze, Anacharis alsinastrum, von den Schleusenbeamten und Schiffern Wasserthymian genannt, in so unglaublicher Menge eingefunden und vermehrt, daß ihr Erscheinen bereits zu einer kaum zu bewältigenden Wasserplage geworden ist, indem der Verkehr auf den englischen und schottischen Binnenwässern höchst nachtheilig davon berührt wird. Dichte Ballen dieses Unkrauts verstopfen, indem sie zu Boden fallen, und vom Wasser nur fortgewälzt werden, die Hälfe der Schleusen und nöthigen den Kanalschiffer, mehr Vorspann zu nehmen, sie füllen die Netze des Fischers an und reißen, vom Strome oder Winde getrieben, die ausgehängten Angelhaken und Leinen mit sich fort; den Rudern bieten die schlanken Zweige ein schwer zu überwindendes Hinderniß dar und selbst dem einzelnen Schwimmer werden sie gefährlich, in-

dem ſich die mit feinen Zähnchen verſehenen Blätter, einzelne Fragmente der ſpröden, leicht zerbrechlichen Zweige, an ſeinen Körper anheften und ſo jede Bewegung erſchweren. Schmale Waſſerleitungen oder Abzugsgräben werden durch dieſen Eindringling in kurzer Zeit verſtopft, ja ein einziges Exemplar, das im botaniſchen Garten zu Cambridge gezogen wurde, hat ſich in vier Jahren ſo vermehrt und verbreitet, daß die Schiffahrt auf dem Fluſſe Cam bedeutend erſchwert und ſein Waſſerſtand um etwa 1 Fuß verändert iſt. Dr. George Johnſton fand die Pflanze zuerſt ganz vereinzelt am 3. Auguſt 1842 in dem kleinen ſchottiſchen See von Dunſe Caſtle, deſſen Waſſer in den Tweed fließt, und man vermuthet, daß ſie von Rugby ausgegangen, wohin mit canadiſchem Bauholze vielleicht einmal ein einziges Bruchſtückchen oder ein Samenkorn gebracht worden ſein kann. Dieſes Bauholz wird für britiſche Eiſenbahnen verwendet und gewöhnlich bis zur See verflößt. Da es von Rugby aus Kanalverbindungen mit der Severn im Weſten, Trent im Norden, Ouſe im Oſten und Themſe im Süden gibt, ſo iſt die allmälige und maſſenhafte Ausbreitung der Pflanze über die verſchiedenſten Theile Großbritanniens wol erklärlich. Der Gegenſtand hat in England ſo großes Aufſehen erregt, daß im Jahre 1852 ein beſonderes Schriftchen von William Marſhall unter dem Titel „The new water weed" erſchien und alle Journale beeilten ſich, den Gegenſtand einer Beſprechung zu unterziehen.

Ein gleich merkwürdiger Fall von Pflanzenwanderung bietet ſich uns in der Aldrovanda vesiculosa dar, eine dem Sonnenthau, dem Ciſtusröschen u. a. verwandte Form. Dieſe urſprünglich wol der oſtindiſchen Flora angehörige Pflanze wird als eine weitverbreitete Bewohnerin der bengaliſchen Sumpfgegenden aufgeführt. In Europa wurde ſie zuerſt durch Monti aus Oberitalien bekannt gemacht und ſie iſt gegenwärtig nicht nur in Norditalien, Piemont, Südfrankreich nachgewieſen, ſondern läßt ſich auch hinab bis zur Südſpitze Italiens verfolgen, da man ſie noch in Calabrien geſammelt hat. Deuten dieſe Wohnplätze an, daß ſie, wenn auch nicht ausſchließlich tropiſches, ſo doch ein wärmeres Klima in Anſpruch nimmt, ſo mußte es hohes Erſtaunen erregen, als 1850 Eichwald ſie auch als einheimiſch in Lithauen und zwar in ſumpfigen Gräben bei Vinsk nachwies. Die Vermittelung zweier ſo entlegener Standorte (mehr als 200 geographiſche Meilen betragend) übernimmt das neuerdings beobachtete Vorkommen in Schleſien. Schon 1846 war ſie von dem Botaniker Hauſleutner auf einer Reiſe durch Oberſchleſien gefunden worden; 1850 traf man ſie in einem Teiche bei Pleß (in Oberſchleſien) in großer Menge an. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſie auf der Linie von Südfrankreich, Oberitalien, Schleſien und Lithauen, wo ſie bisjetzt nur ganz vereinzelte Standorte einnahm, noch mehrfach aufgefunden wird. Räthſelhaft bleibt indeß dieſes Auftreten gegenwärtig immerhin; ſoll man die ſporadiſchen Fundorte als die letzten Anſiedelungen einer früher ausgedehntern Heimat betrachten oder iſt ſie zufällig durch Winde, Vögel oder Menſchen ausgeſtreut worden? Thatſache bleibt, daß ſie an den genannten Orten ſich zahlreich vorfindet, vollkommen acclimatiſirt hat, die Winter überdauert, Blüten und Früchte entwickelt, alſo wol mit vollem Recht eine Adoptivtochter unſerer Flora genannt werden kann.

Von welchen Zufälligkeiten die Wanderung der Pflanzen abhängt, davon beobachtete Irmiſch im vorvorigen Jahre ein Beiſpiel bei Sondershauſen. Am Fuße eines Sandſteinfelſens fand er mehre 3—5 Fuß hohe Pflanzen, die er bald als eine der thüringiſchen und auch der deutſchen Flora nicht zugehörige Form erkannte; ſie wurden ſpäter, nachdem die Samen reif geworden, als Artemisia Tournefortiana — eine Beifuß-Species — beſtimmt. Aus einem benachbarten Garten konnte dieſe kaukaſiſch-perſiſche Pflanze unmöglich gekommen ſein, da ſie Niemand in der ganzen Umgegend cultivirt. Profeſſor von Schlechtendal machte den Entdecker auf das kaukaſiſche Inſektenpulver aufmerkſam, dem vielleicht Früchtchen dieſer Artemisia beigeſetzt ſein könnten. Man fand bei der Unterſuchung ſolchen Pulvers wirklich einzelne Fragmente dieſer Pflanze und es iſt daher wol als nicht

ganz unbegründete Vermuthung hinzuſtellen, daß durch jenes Inſektenpulver, was man vielfach Hunden aufſtreut, die Pflanze bei uns ausgeſäet worden iſt, da gewiß die ſehr kleinen Früchte nicht immer ganz zerſtört werden.

In Südſpanien iſt es eine eigenthümliche Erſcheinung, Pflanzen auftreten zu ſehen, die bisjetzt blos aus Aſien bekannt waren, gleichſam als ob uns durch ſie das ehemalige Auftreten der Mauren in Spanien gezeigt werden ſollte. Eine dieſer Pflanzen, eine Art Kerbel, iſt Scandix pinnatiſida, die von Dr. Willkomm auf Aeckern maſſenhaft in Navarra angetroffen wurde; ſchon früher war ſie auch vereinzelt in Iſtrien geſammelt worden; neue Reiſende, welche die Flora Algeriens und Nordafrikas unterſuchten, haben den Weg, welchen die Pflanze genommen haben mag, ziemlich genau beſtimmt, indem ſie dieſelbe durch Algerien, am Wüſtenrande der Sahara hin bis über Aegypten durch Kleinaſien nach dem Kaukaſus verfolgen konnten. So ſcheint Afrika uns hauptſächlich die Straße zu bezeichnen, welche viele der aſiatiſchen Pflanzen gegangen ſind, um nach dem Süden von Europa zu gelangen.

Die eingewanderten Pflanzen können oft ebenſo plötzlich wieder verſchwinden, als ſie gekommen ſind. Viele derſelben mögen wol nicht immer den veränderten klimatiſchen Verhältniſſen ſich anpaſſen, ſie gehen daher in wenigen Jahren ſo zurück, daß ſie endlich wieder ausgerottet ſind. Andere werden durch Zufall unterdrückt und kommen nach längern Zeiträumen erſt wieder zum Vorſchein. Ein lehrreiches Beiſpiel der Art beobachtete man im Mecklenburgiſchen. Bei Ramelow, unweit Friedland, lag früher ein Dorf, das in Urkunden Wendörp genannt wird, ſeit dem Dreißigjährigen Kriege aber verſchwunden iſt. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts bedeckte ein Eichenwald die frühere Dorfſtelle. Nun ließ der Beſitzer mitten in jenem Walde die Bäume umſchlagen und die Lichtung mit Buchweizen beſäen; es ging aber nur ſehr wenig auf, ſtatt deſſen war die ganze Fläche dicht mit Hadvik oder Ackerſenf (Sinapis arvensis) bedeckt, deſſen Samen nicht unter dem Buchweizen geweſen und welcher auch in den Wäldern niemals bemerkt wird. Es bleibt zur Erklärung dieſer Erſcheinung nur die Annahme übrig, daß der Same noch von der Hadvikpflanze des frühern wendorfer Ackers herſtamme, und daß er etwa 150 Jahre, ohne zu keimen, im Boden geruht habe. Wie lange Samen ihre Keimfähigkeit behalten, darf uns nicht Wunder nehmen, da ſelbſt Weizenkörner, die bei ägyptiſchen Mumien lagen, nach mehr denn tauſendjähriger Ruhe noch zum Aufgehen gebracht wurden.

Erwägen wir, daß ſolche Aus- und Einwanderungen der Pflanzen ſeit Anfang der gegenwärtigen Schöpfungsperiode und in ſo umgeſtaltender Weiſe ſeit den früheſten Culturverſuchen des Menſchengeſchlechts vor ſich gegangen ſind, ſo begreifen wir wol, wie nach und nach die urſprüngliche Flora eine ganz andere Phyſiognomie annehmen muß, wie viele der einheimiſchen Pflanzen meiſt unbeachtet verſchwinden, faſt ebenſo, wie ganze Thiergeſchlechter und Volksſtämme ausſterben, wenn neue Eindringlinge ſich das Terrain erobern. Die nächſten Umgebungen großer Städte haben gewöhnlich von dem Naturcharakter ihrer Flora am meiſten eingebüßt, indem hier durch den großartigen Verkehr eine nicht unbeträchtliche Anzahl Einwanderer maſſenhaft ſich ausbreiten; wir ſehen das z. B. bei Dresden an der Nachtkerze (Oenothera biennis), an Erigeron canadensis, Galinsoga parviflora, Impatiens parviflora, Robinia Pseud-Acacia und vielen andern, meiſt nordamerikaniſchen Anſiedlern. Burkhard in Nieſky bei Görlitz hat bei aufmerkſamer Muſterung der Bürger ſeiner Flora nahe an 200 Arten aufgefunden, die auf Aeckern und Brüchen, auf Wieſen, Grasplätzen und Dämmen (Eiſenbahnböſchungen), im Gartenlande, in Hecken und Anlagen, auf unbebauten Stellen und Schuttplätzen, auf Kirchhöfen, an Ufern der Bäche, Flüſſe und Teiche ſich nach und nach eingefunden und ausgebreitet haben, nicht eingerechnet alle die verſchiedenen Culturpflanzen. Viele dieſer Einwanderer ſind zwar der deutſchen Flora noch angehörig, aber doch nicht urſprünglich in der görlitzer Flora heimiſch, alſo

entweder aus südlichen oder östlichen Ländern hierher versetzt. Man kann leicht bei genauer Sichtung für jeden Florenbezirk eine ähnliche Liste entwerfen und wird zu dem Resultate gelangen, daß mehr als 10—15 Procent Fremdlinge sind. Rechnen wir aber auch alle Culturpflanzen hinzu, für die mit Absicht der Boden in Beschlag genommen ist, so erscheinen die einheimischen und ursprünglichen Bewohner so weit zurückgedrängt, daß nur noch an ganz unzugänglichen Stellen ein annähernd treues Bild der Urflora vorgefunden werden möchte.

Eine der auffallendsten Einwanderungen von Pflanzen, die in der Neuzeit beobachtet worden sind und wo man zugleich mit größter Sicherheit die Art und Weise kennen gelernt hat, zeigt sich bei Montpellier in Südfrankreich. Entlang der Ufer des Lez zieht sich ein wiesenartiges großes Brachfeld, das früher, wie zum Theil noch heute, zum Trocknen der im Lez gewaschenen Wolle dient. Seitdem aber größtentheils Maschinen die Wolle waschen und Dampf sie trocknet, hat dieser Platz viel von seiner Wichtigkeit und Ausdehnung verloren. Dieses Brachfeld ist der Port Juvenale, bei den Botanikern berühmt durch die Menge der ausländischen Pflanzen, welche die eingeführte und daselbst bearbeitete Wolle dort ausgesäet und zum Theil eingebürgert hat. Dr. Godron, Rector der Akademie zu Montpellier, hat aus eigener Beobachtung und aus größtentheils von Delile hinterlassenen Documenten die Aufzählung und Bestimmung der daselbst aufgefundenen Pflanzen unternommen; sie beläuft sich bereits auf 372 Arten, worunter 54 neue Formen, deren Vaterland unbekannt ist und die daher wahrscheinlich aus Gegenden stammen, die bisher noch nicht botanisch untersucht worden sind, die andern aber gehören Spanien, Belgien, Marokko, Aegypten, Kaukasus, Italien mit Sicilien, Kleinasien und den Küsten des Schwarzen Meeres an. Schon Decandolle hatte Arten in seine „Flore française" aufgenommen; Godron hat indeß über dieses kleine, einzig in seiner Art dastehende Florengebiet 1853 ein besonderes Schriftchen unter dem Titel „Florula Juvenalis" herausgegeben. Unter den aufgefundenen Pflanzen herrschen diejenigen vor, deren Früchte und Samen durch Rauheit oder verschiedene Anhängsel sich leicht in die Wolle einnisteten und in derselben fortschleppen ließen; die Gräser bildeten allein fast den fünften Theil.

Wir würden unsere Mittheilung durch Aufzählung so mannichfacher Beispiele nicht so weit ausgedehnt haben, wenn es nicht unsere Absicht gewesen wäre, an jedem der ausgewählten Fälle eine besondere Seite der Wichtigkeit und wissenschaftlichen Bedeutung dieses Gegenstandes hervortreten zu lassen. Für die Erforschung der pflanzengeographischen Verhältnisse unserer Erdoberfläche ist er gewiß wichtiger, als man bisjetzt geglaubt hat, denn über eine Menge noch unerklärter Vorkommnisse und Erscheinungen im Gebiete des Vegetationskreises verbreiten solche Untersuchungen ein ganz neues Licht. Es sei uns gestattet, nur an ein Beispiel zu erinnern.

Das sogenannte „Sargassomeer" oder der „Krautsee" im Atlantischen Ocean breitet sich westlich von den Azorischen Inseln auf viele tausend Quadratmeilen aus; Alexander von Humboldt gibt im „Kosmos" an, daß der Flächeninhalt fast sieben mal den von Frankreich übertreffe; es sind Büsche einer gesellig lebenden Alge (Sargassum baccíferum) in ungeheurer Anzahl und an einigen Stellen so dicht gedrängt, daß sie Seefahrern ein ernstliches Hinderniß werden. Das Meer hat hier Tiefen, die es unmöglich erscheinen lassen, daß die Tange etwa auf dem Boden gewurzelt und durch Stürme in die Höhe gerissen wären. Man hat seit Columbus, der die erste Beschreibung dieser Tangwiesen, — er nannte sie Praderias de yerva — gegeben hat, vergeblich sich abgemüht, die Frage über den Ursprung dieser Massenvegetation zu lösen. Im vorvorigen Jahre endlich wurde von dem tüchtigen Algenkenner v. Mertens in der botanischen Sectionsversammlung der Naturforscher zu Tübingen nachgewiesen, daß die angehäuften Algen aus dem Indischen Ocean durch den Strom von Mozambique um das Cap herum in den Atlantischen geführt worden

ſeien, daß ſie in der vom Golfſtrom umfloſſenen ruhigen Meeresfläche ſich anſammelten, wo ſie wie andere Waſſerpflanzen vegetirten, ohne jedoch zur Fruchtbildung zu gelangen. An feſtſitzenden Algen des Perſiſchen Meerbuſens entdeckte man ein korallenartiges Thier, die Escharina tubulosa, welche bisjetzt nur auf den freiſchwimmenden Tangen des Atlantiſchen Oceans vorgekommen war; ebenſo ſind bei genauerer Unterſuchung andere indiſche Seethiere in den Pflanzen des Sargaſſomeeres angetroffen worden. Dieſe Erklärung iſt ſo einfach und naturgemäß, daß erhebliche Zweifel oder Einwendungen ſich wol kaum werden aufſtellen laſſen und wir haben alſo auf einmal die Urſache einer Erſcheinung kennen gelernt, die uns drei und ein halbes Jahrhundert lang ein Problem geweſen war. Wie viele wichtige Fragen in dieſem neuen Zweige der botaniſchen Wiſſenſchaft, deſſen Begründer Alexander von Humboldt geworden, auch noch ungelöſt ſein mögen, z. B. die Hauptfrage, ob die Pflanzen von einer Stelle aus über die ganze Erde gewandert ſind oder ob es verſchiedene Schöpfungsmittelpunkte gegeben habe: eine aufmerkſame und umſichtige Verfolgung von Thatſachen, wie die oben aufgeführten, wird gewiß ſpäter einmal die wichtigſten Ergebniſſe liefern für eine Geſchichte der Pflanzenwelt.

A. Fr. Bachoe.

Können und ſollen unſere Frauen den Homer leſen?

Nach einem mündlichen Vortrage.

I.

— Sie vermeinen, den Homer nicht leſen zu können und ſtehen ſich ſelbſt ſehr im Lichte! Sie ſchließen das Auge und ſprechen: Seine Tageshelle blendet mich; und kein Zureden kann Sie bewegen, es doch wenigſtens auf einen Verſuch ankommen zu laſſen? Und das Licht des Tags iſt doch ſo ſüß und die Geſänge Homer's ſind doch ſo ſchön! O, über die allzu große Beſcheidenheit! Ja, meine Damen, die Beſcheidenheit iſt eine köſtliche Tugend und ſchmückt das Weib mehr als Perlen und Diamanten; aber es ſteht auch geſchrieben: Du ſollſt dein Licht nicht unter den Scheffel ſtellen! Wie wollen Sie ſich dereinſt verantworten vor dem großen äſthetiſchen Richterſtuhle, wo aller Menſchen Sünden gegen das heilige Geſetz des Schönen ihre Strafe empfangen, wo alle die falſchen Töne, die Sie auf dem Klavier gegriffen, auftreten werden und gegen Sie zeugen, und alle großen Dichter, die Sie hätten leſen ſollen und nicht geleſen haben; und alle ſchlechten und mittelmäßigen Geſchenken, die Sie gar nicht hätten zu leſen brauchen und doch geleſen haben!

Vergebens, daß Sie dann mit eifriger Hand auf jene modernen Poeten zeigen und ſagen: Kenne ich doch dieſen Mann; iſt es nicht der fromme Sänger der holden „Amarantth?“ Und jenen dort; hat er mir nicht die Geheimniſſe der Natur erſchloſſen? Mir nicht verrathen, was ſich der Wald erzählt? Und der Richter wird ſprechen: Kennſt du auch Den? Und er wird auf einen hohen Greis deuten, von deſſen königlichem Haupt wallen ſilberne Locken, und obſchon das Licht ſeiner Augen erloſchen iſt, ſtrahlt von ſeinem hohen Antlitze ein Glanz, der Sie entzückt... Und der Greis greift in die Leier und erhebt ſeine Stimme; die hat einen gar melodiſchen und doch ſo mächtigen Klang; und Völker lagern zu ſeinen Füßen und horchen im entzückten Schweigen. Und der Richter wird abermals ſprechen: Kennſt du auch Den? Und zitternd werden Sie antworten: Ich kenne ihn nicht! Und „Wehe!“ wird es ſchallen, „drei mal wehe! Sie kennt Homer nicht, den König der Dichter, den blinden Sänger von Chios!“ Und der Richter wird Sie ſtoßen in die äußerſte Finſterniß, wo die armen Seelen verdammt ſind, zu hören: Klopſtock's „Meſſiad“ in alle Ewigkeit, und wo da ſein wird Heulen und Zähnklappen.

Darum, meine Damen, gleichen Sie nicht jenen thörichten Jungfrauen! Thun Sie Oel in Ihre Lampe und bei dem Scheine derſelben leſen Sie:

Das alte Lied von Odyſſeus —
Das alte, das ewig junge Lied,
Aus deſſen meerdurchrauſchten Blättern
Freudig entgegenlacht
Der Athem der Götter,
Und der leuchtende Menſchenfrühling,
Und der blühende Himmel von Hellas.

Und warum können Sie den Homer nicht leſen? Weil Sie nicht Griechiſch verſtehen? Dafür hat der liebe Gott durch Johann Heinrich Voß geſorgt; und beruhigen Sie ſich, der große Schiller hat den Homer auch nicht im Urterte geleſen, den er zu ſeinem großen Kummer ſo wenig verſtand wie Sie, die das freilich wenig kümmert; und als Goethe auf den Lagunen von Venedig und auf Siciliens geſegneten Auen den Homer ſtudirte und entzückt ſeinen Freunden in Weimar berichtete, welchen Genuß ihm das gewähre und wie er den modernen Poeten ſehen wolle, der, gegenüber dieſer großen Natur, gleich groß bleibe, ja ihr gegenüber erſt recht groß erſcheine — können Sie verſichert ſein, daß das Buch, in welchem er las, ein Exemplar der Voß'ſchen Ueberſetzung geweſen iſt.

Es war ihnen Beiden nicht ſo gut geworden wie den Knaben zu Athen, die aus dem Homer buchſtabirten, aber auch, als Jünglinge, lieber lernten und die Götter ehren und eine Weltherrſchaft zuſammenphantaſiren wie der macedoniſche Alexander; oder einen Zeus dichten wie Phidias; oder Charaktere meißeln wie Sophokles in ſeinen majeſtätiſchen Tragödien. Homer war den Griechen die Wurzel, aus der ſich der Wunderbaum ihres blütenreichen Daſeins erhob, und mit vollem Recht hat Kaulbach in ſeiner Fresko „Die Blüte Griechenlands", im Neuen Muſeum in Berlin, die Staatsleute, die Philoſophen, die Dichter, die Künſtler um den Vater Homer als die Centralſonne Aller gruppirt.

Aber, ſagen Sie, wir ſind keine griechiſchen Jünglinge, nicht einmal griechiſche Jungfrauen und Frauen! Wir ſind chriſtlich-germaniſche Weiber! O, das Evangelium des Schönen, das Homer verkündigt, iſt univerſal wie die Lehre der Liebe; es bindet ſich nicht an den Ort und nicht an die Zeit — Alle ſind berufen und unſere claſſiſchen Dichter waren auserwählt. Sie haben wieder zu Homer's Füßen geſeſſen und aus ihm leſen gelernt in dem großen Buche der Natur und ſich von ihm einweihen laſſen in die Geheimniſſe der Kunſt, wie jene Phidias und Sophokles vor 2000 Jahren. Unſere claſſiſche Literaturperiode iſt ſo eng mit Homer verbunden, daß man wohl behaupten kann, der Liebhaber lerne erſt aus der Bedeutung Homer's die Bedeutung, das Streben und Wirken unſerer großen Geiſter würdigen. Vater Homer und Mutter Natur — das ſind die Aeltern dieſes Titanengeſchlechts! O, und wie haben ſie dieſe Aeltern geliebt, mit welcher glühenden, demüthigen, leidenſchaftlichen, ehrfurchtsvollen Liebe! Und wenn Werther-Goethe vor den Philiſtern in die Natur flieht und ſich mit allen Sinnen hineinwühlt in ihr glühendes, reiches Leben und Blumen und Kräuter an ſein volles Herz drückt, da hat er gewiß den Homer neben ſich auf dem Raſen —, und wenn Leſſing mit der Vornirtheit und der Unnatur, die unſer beſtes Leben, wie die Schlangen den troiſchen Prieſter, erſticken wollen, kämpft, und die furchtbaren Bande mit dem zweiſchneidigen Meſſer ſeines glänzenden Verſtandes, glücklicher wie Laokoon, im „Laokoon" trennt, hat er ſicher den Homer auf dem Studirtiſche neben ſich aufgeſchlagen.

Was für ein Jahrhundert, dieſes achtzehnte, mit ſeinen Zöpfen, ſeinen Schönheitspflaſterchen, ſeinen Reifröcken, ſeinen Perücken, ſeiner äſthetiſchen Revolution in Deutſchland und ſeinem Leſſing, Goethe und Schiller; ſeiner politiſchen Revolution in Frankreich und ſeinem Mirabeau, Danton, Robespierre! Die Einen ſchnitten Zöpfe ab und die Andern Köpfe; und wahrhaftig, die Zöpfe ſaßen beinahe noch feſter wie die Köpfe; denn der Menſch iſt nun einmal ſo geartet, daß er ſeinen Zopf oft theurer hält als ſeinen Kopf. Wie hätte auch das in Unnatur verkommene Geſchlecht an Homer Geſchmack finden,

vor ihm Achtung haben können! Dies Geschlecht, das sich die braunen Locken abschor, um staubige Perücken zu tragen, das die brennende Scham, die blitzende Freude, den flammenden Zorn hinter der Schminke versteckte und Gefühle befang, die es nie gekannt, und in Phrasen sprach, die keine Bedeutung hatten! Wenn Sie nachempfinden wollen, was das edle Herz dabei empfand, so lesen Sie Goethe's „Werther", das ist ein Angstschrei der gequälten Natur! Für diese lebenden, zuckenden Herzen war Homer Wiegengesang und Werther sah jenes Herrchen mit großen Augen an, als es ihn fragte, wie ihm der Homer gefalle? Was würden Sie sagen, wenn Sie am hohen Ufer des Meeres stehen und hinausschauen in die ungemessene Ferne, der glühende Sonnenball am Horizonte versinkt und Meer und Himmel in tausend Lichtern flammen; die Wellen leiser zu Ihren Füßen plätschern und durch die ganze stille Natur ein geheimnißvolles Rauschen geht wie der Athem Gottes, Ihre Seele in unverkennbarem Entzücken schaudert und Ihr Nachbar Sie nun fragte: Wie gefällt Ihnen das? O ja, den Leutchen gefiel der Homer! Vieles war freilich abscheulich und sie erröthteten hinter ihrer Schminke; Vieles freilich war äußerst albern und kindisch und sie lächelten mitleidig wie affectirte Personen, wenn ein Kind in ihrer Mitte in seiner Unschuld die Wahrheit sagt; aber Manches war auch wirklich ziemlich gelungen, und wenn man noch einige Schönheitspflästerchen aufklebte, konnte es sich wirklich in ehrbarer Gesellschaft sehen lassen; und dann, du lieber Gott, hatte der Mann ja auch in einer höchst barbarischen Zeit geschrieben, ohne alle Kenntniß vom guten Geschmack, ohne Voltaire gelesen zu haben und Lafontaine; und freilich, wenn Gottsched ihm hätte etwas auf die Finger sehen dürfen und seine groben Verstöße gegen den guten Geschmack corrigiren, so wäre es besser gewesen; aber so mußte man dem alten Heiden schon seine Plumpheit und Rohheit und Albernheit verzeihen. So viel stand fest: Homer gleichzukommen, sei eine Kleinigkeit; ihn zu übertreffen, nicht schwer, vorausgesetzt immer, daß man die schönen Regeln, die ein erleuchtetes Jahrhundert in Sachen der Poesie erfunden und zusammengeleimt und gedrechselt, hübsch bei der Hand habe.

Da wehte ein frischer Hauch durch das schwüle Jahrhundert und der Puderstaub wirbelte in der Luft; da blickte ein heller Sonnenstrahl durch die dunkeln Wolken und die Schminke sah mit einem male recht fahl aus; da pochten plötzlich die Herzen schneller und Der vor einem Augenblicke noch, zagend die Fingerspitzen seiner Angebeteten fassend, stotterte: „Mademoiselle, ich kann nicht umhin, Ihnen zu gestehen, daß mein Herz gegen die Reize eines so charmanten Frauenzimmers nicht unempfindlich ist" —, umschlang die Geliebte und jauchzte: „O, Mädchen, Mädchen, wie lieb' ich dich!"

Da standen Welche auf, die sagten: Ihr armen Schwätzer! Den Homer meistern heißt Eulen nach Athen tragen! Ihr großen Kinder, steigt herab von euren Katheder und geht wieder in die Schule! Lernt, daß all' eure Weisheit nicht ausreicht, auch nur eine Zeile im Homer zu dichten! Eure Gedichte sind lackirte Bildchen, hier ist die ewige Natur; eure Personen sind Marionettenpuppen von Pappe und Draht — hier sind Menschen von Fleisch und Blut; ihr spielt mit Sandhäufchen — hier ist ein Urgebirge, dessen Spitzen in die Wolken ragen; ihr verpufft ein paar Raketen und laßt ein Feuerrädchen spielen, hier ist die glühende Lava des empörten Vesuv! Geht unter, ihr armen Versschmiede, die Nacht der Vergessenheit bedecke euch und nur der neugierige Gelehrte bringe euch wieder ans Tageslicht, als Curiosum! Steige zum Himmel, feurige Lohe, heilige Flamme der reinen Poesie! Und du, blinzelnde Menschheit, lerne das Licht ertragen! So steigen hernieder die alten Götter des Olymp und bringen in deine niedere Hütte den Glanz des Aethers. In Wald und Wiese und Feld begegnest du den himmlischen Gestalten. Durch die Welt klingen und rauschen die göttlichen Gedanken und das entzückte Herz vernimmt sie und lauscht und es jauchzt die befreite Seele. Freilich, sie fielen nicht auf ein mal, diese Ketten; sie mußten zersägt werden, Glied für Glied. Aber es fehlte

nicht an guten Arbeitsleuten, und wollen Sie diese Handwerker Gottes in ihren Werkstätten sehen, so lesen Sie Lessing's „Laokoon", da können Sie die Beile rauschen hören und die scharfzahnige Säge; lesen Sie Herder's „Ideen" und Winckelmann's „Geschichte der alten Kunst" —, da kommen Sie in die Werkstätte der Cyklopen — da sprühen die Funken, da werden die alten Ketten eingeschmolzen, da werden neue Rüstungen geschmiedet!

Das Gute und Schöne will erkämpft sein auf dieser Erde und nur allmälig ward es Tag. Wenn schon lange die Kuppen der Berge in der Abendsonne funkeln, ziehen noch die Nebel im Thal und in den Gründen. Die theoretische Einsicht mußte vorangehen; aber die Theorie sieht sich ängstlich nach der Praxis um, ob sie ihr auch folge. Es war gut, daß Lessing den Leuten sagte: Seht, so müßt ihr es machen wie Homer! Aber besser war es, daß Goethe in seinen Liebesliedern, in seinem „Werther", seinem „Götz" den Menschen zeigte: Seht, so würde Homer gedichtet haben, wenn er in unserer Zeit lebte! Und welches war das große Geheimniß, das die Menschen nicht verstanden hatten und das Goethe löste? Das verschleierte Bild, das die aberwitzige Phantasie zu einer häßlichen Fratze verzerrt hatte und das Goethe lichtete? Das große Geheimniß war: Natur und Einfalt. Das verschleierte Bild: ein lächelndes Kind! „O, es ärgert die Menschen, daß die Wahrheit so einfach ist", sagt Goethe, und ein Anderer sagt: „Wahrlich, ihr werdet nicht in den Himmel kommen, wenn ihr nicht werdet wie die Kinder!" Homer ist Natur und Einfalt; Homer ist ein lächelndes Kind.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Was war den Alten die Erde?

Ueber die Entstehung der Erde und der ganzen Welt bringen uns die Religionen und Anschauungsweisen der alten Völker eine Menge von mehr oder minder phantastischen Theorieen. Die Erde war den alten Völkern der Inbegriff des Weltganzen. Sonne, Mond und Sterne waren nur der Erde wegen da, waren nur da, um Tag und Nacht zu trennen, die Erde zu beleuchten, die Erde zu beleben und zu erwärmen. Nicht nur Indiern, Persern, Hebräern und Germanen, auch den Völkern des classischen Alterthums, den Griechen und Römern, war bis auf wenige Ausnahmen das naturwissenschaftliche Studium fremd; nur in Bezug auf den Menschen hielten sie es der Mühe werth, einen Blick auf die Natur zu werfen und seine Beziehungen zu ihr zu untersuchen. Die großartigen vulcanischen Erscheinungen, von welchen sowol auf dem Festlande wie auf den Inseln besonders die Griechen Zeuge waren, wo Vulkane und Anschwemmung der Flüsse ihre Aufmerksamkeit erregten, leiteten sie zuerst zu allgemeinen Theorieen über die Entstehung der Erde, die indeß nur weitschweifige Träumereien unerkannter Gesetze waren. Eins ist jedoch bemerkenswerth, denn bei aller Unklarheit der Ideen entwickelten sich schon bei ihnen zweierlei verschiedene festere Ansichten, die bis in unsere Tage herüberreichen; es sind die der Vulkanisten und Neptunisten. Dadurch, daß die Einen mehr die vulkanischen Erscheinungen Griechenlands und Siciliens, die Andern mehr die Anschwemmungen, welche der Nil in dem Delta Aegyptens aufhäufte, verfolgten.

Thales von Milet war Neptunist, desgleichen Xenophanes von Kolophon. Sie erkannten im Meer das Gefäß der Naturseele, der sich Alles, was Leben heißt, entheben mußte, wie unsern germanischen Voreltern das Meer auch die Midgardschlange, das A und O des in sich selbst zurückkehrenden unendlichen Kreislaufes war. Pythagoras behauptete, Festland und Meer hätten im umgekehrten Verhältniß gestanden; was jetzt Festland, wäre früher Meer gewesen. Diesen entgegen, als Vulkanisten, standen Zeno und Empedokles. Der Aetna und die vulkanischen Inseln des Griechischen Meers, die heißen Quellen und Erdbeben wurden ihnen Beweise, daß das Feuer die Gestaltung der Erde bedinge.

Pythagoras und nach ihm die Griechen nennen das Weltall „Kosmos" (Schmuck). Plato nannte es im „Timäus" „ein mit Seele begabtes Thier". Plato — der Atomisten nicht zu gedenken, welche in Leucippus ihren Führer hatten — Plato lehrte in seinem „Timäus", wie Himmel und Erde, Götter, Menschen und Thiere durch zurückstrahlende Abschilderungen und durch Bildnisse, die ein Auszug der schöpferischen Gottheit wären, erzeugt würden, indem sie sich mit einer harmonischen Bewegung nach den Eigenschaften der Zahlen in die vollkommenste Ordnung gesetzt hätten. Nach seiner Vorstellung war die Welt ein Abdruck der Gottheit, ein Lichtbild; Zeit, Raum, Bewegung, Materie Abbildungen ihrer Eigenschaften. Plato war Maler der Ideen. Ein von der Materie sich losreißender Geist, schwang er sich in das Land abstracter Begriffe empor, indem er, alle sinnlichen Vorstellungen aus dem Gesicht verlierend, nur Das wahrnahm, was dem Geiste gehörte.

Wie aber überall sich dennoch die Weisen aller Zeiten die Hand über Diejenigen weg reichen, von Denen sie nicht erkannt werden, so auch hier. Plato tritt als der Erste auf, der einer Endursache nachforschte, aus diesem Gedanken entspann sich der Leitfaden bei spätern Untersuchungen und Beobachtungen der Natur. Indem er Gott als die Ursache, Vollkommenheit und Endzweck, die harmonischen Vorstellungen aber als die Mittel erkennt, fragen wir: Welcher Begriff könnte wol erhabener, welcher Entwurf der Weltweisheit einfacher und welche Art der Einsicht edler sein? Und doch, nach unserm heutigen Standpunkt der Wissenschaften, welche Leere doch auch hier, welche dunkle Einöde müßiger Grübeleien!

Wir sind nun einmal nicht lauter Geist. Die Menschheit mußte sich wohl oder übel doch zu ihrem eigenen Heile herablassen, einer körperlichen Einsicht nachzugehen und in den Schranken zu forschen, welche die Natur ihr gesetzt hatte, um die verwegenen Schritte und den schnellen Flug Derjenigen zu untersuchen, die diese natürlichen Schranken für zu enge hielten. Aristoteles, Plato's Schüler, der Mann von Fleisch und Blut und doch höchster geistiger Begabung, drang tiefer in die Natur der Dinge und bahnte durch Beobachtung eine realere Weltanschauung an. Von ihm aus datirt die Naturwissenschaft alle ihre großen und größten Entdeckungen bis zur Gegenwart. Er ist der Vater der vergleichenden Anatomie. Nach ihm war die Vernunft der Seele Das, was das Sehen dem Auge ist, und so durchdrang er zuerst mit hellerm Blick die Materie. Die Namen eines Strabo, Fracastoro*), Steno, Bacon, Descartes, Galilei, Newton, Kepler, Torricelli, Agricola und vieler Andern bilden die Stufen zum Tempel der Erkenntniß. Nach den Zeiten des Mittelalters aber breiteten Forschungen und Beobachtungen immer weiter ihre Herrschaft aus; die Fortschritte, welche die Chemie machte, und die Einwirkung der Kant'schen Philosophie förderten immer mehr das Studium der Natur. Man fing an, gewisse, aus der Grundeinrichtung des Geistes entspringende Sätze als die Richtung für alle Untersuchungen der Natur aufzustellen, wodurch richtigere Begriffe über Organisation des ganzen Weltgebäudes und unsers Planeten insbesondere entstanden. Saussure und Werner sowie andere bedeutende Männer bahnten die Wege zu immer tieferer Erkenntniß. M.

*) Fracastoro, 1483 zu Verona geboren, war Professor der Logik zu Padua. Er machte zuerst auf den Unterschied zwischen den Meeresmuscheln und den Fossilien des Süßwassers aufmerksam.

Anregungen.

Der leipziger Handschriftendeuter.

Schon einige male sprachen wir von jenem Wundermann, der seit Jahr und Tag in der leipziger „Illustrirten Zeitung" aus Handschriften auf unsern Charakter zu schließen sucht und daselbst einen Verkehr eröffnet hat mit Tausenden, die von ihm über sich selbst oder Andere nach ihren Schriftzügen belehrt sein wollen.

Wir bemerkten dabei, daß hier die Bedin-

gungen wie bei der Phrenologie unmöglich immer ganz zutreffend sein können. Eine Handschrift hängt so oft von momentanen Stimmungen ab. Man gibt ihr heute in fröhlicher und glücklicher Laune einen kühnen Schwung, morgen in verdrießlicher einen kümmerlichen und zusammengezogenen. Das Papier sogar, die Feder und die Tinte verändern sie ebenso wie die Jahre. Die Handschrift unserer Production ist eine andere als die, wenn wir ein Bittschreiben stellen, die Handschrift eines mit Behagen und Mittheilungslust geschriebenen Briefes eine andere als die eines nur geschäftlich und wider Willen veranlaßten.

Die soeben von Adolf Henze herausgegebenen „Handschriften der deutschen Dichter und Dichterinnen", mit 335 Facsimiles (Leipzig, [illegible]), sind an sich interessant. Die durchgehende Aehnlichkeit in den Handschriften gleicher Naturen ist unverkennbar. Der Herausgeber stellt in der Vorrede selbst einige solcher Aehnlichkeiten zusammen, wo die Schriftzüge wirklich mit gleichen Geisteerichtungen zusammentreffen. Dennoch wird man mit den kurzen Charakteristiken, die der Herausgeber von jedem einzelnen Namen gibt, nicht durchgängig einverstanden sein. Störend ist das sofortige Uebertragen der aus dem Charakter des Schriftstellers im Allgemeinen, seinem Wirken und seinen bekannten Lebensmomenten entnommenen Wesenheit auf den Charakter seiner Schriftzüge. Sollte ohnehin die Handschrift weit mehr nur die Lebensweise, den Sinn für Symmetrie, Ordnung für das Gesammelte oder Fahrige, höchstens die Neigung des Temperaments ausdrücken, so kommt beim Schriftsteller vollends oft eine Doppelnatur zur Berücksichtigung, die uns den Menschen ganz anders erblicken läßt als den Schriftsteller. Wir wollen einige Beispiele geben. Von Bauernfeld heißt es: „Elastische, aufwerfende, beobachtende Züge." Wer den gefeierten Lustspieldichter persönlich kennt, weiß, daß seine Natur ganz das Gegentheil ist — Zurückgezogenheit und Misanthropie. Von Benzel-Sternau heißt es, seine Schriftzüge verriethen „echtes Mineralwasser, aufsprudelnd, frisch und nasefitzelnd." Diese Charakteristik ist offenbar weit mehr von den witzigsein sollenden Productionen dieses Schriftstellers hergeleitet, während doch der Humor derselben nur ein künstlicher und durch Nachahmung angeeigneter ist. Ebenso nennt der Herausgeber manche Züge, die wir nicht nennen wollen, „schwungvoll", und allerdings sind sie gewaltig und keck hingeworfen, aber sie sollen nur Eitelkeit bedeuten, nur Affectation, besonders bei vielen neuern Dichtern. Gaudy's Schrift soll „Bonhommie und gemüthliche Laune" bekunden, und wer, der ihn persönlich kannte, müßte nicht, daß der innere Mensch bei ihm etwas ganz Anderes war, als wofür er sich im Leben und in der Literatur gab? Was kann z. B. eine Charakteristik wie die über Eichendorff nützen: „Frischer Bergquell . . . aufsprudelnd, von Hängebrücken beschattet. Im Hintergrunde Mühle und Musikanten!" Die neuesten kritischen Schriften dieses Mühlbach- und Waldhorn-Sängers haben gezeigt, daß sein innerstes Wesen das strengste Gegentheil seiner sonntäglichen und reflectirten Stimmung ist. Die Handschrift, die doch im Menschen das Wochentägliche ist, müßte hier ganz etwas Anderes bedeuten und ihr Charakter ist auch unverkennbar bei Eichendorff in der Sphäre der Tendenz und des Willens zu suchen. Freiligrath's Handschrift nennt der Herausgeber „Züge mit Feuer und Raketen"; wiederum eine Abstraction aus Freiligrath's in ihrem Ursprunge nicht richtig erkannten Gedichten. Der Charakter der Handschrift Freiligrath's ist Studium, Gewissenhaftigkeit und Formensinn. Von Moritz Hartmann heißt es: „Recke Buchstaben, die sich nichts gefallen lassen", der vollste Gegensatz zu dem Kerne dieses Dichters, der wiederum, wie so viele neuere Poeten, seinem Gemüthe nach ein ganz anderer ist, als er sich in den überlieferten Formen und „sich nichts gefallen lassenden" Tendenzen unserer neuern Literatur gegeben hat. Auch Heitei scheint uns nicht getroffen, selbst Humboldt nicht, Theodor Körner nicht, Lachmann nicht u. s. w. Ob z. B. Lichtenberg's Züge, „die Eitelkeit eines Buckligen" verrathen oder ob nicht vielmehr die Besonnenheit des langsam Auseinanderreihenden und bedächtig Beobachtenden aus ihnen spricht, möchte zu überlegen sein. . . Kurz, wir könnten in dieser Weise, das ganze Büchlein hindurch, mit unsern Bedenken fortfahren. Die Mittheilung der Autographen, die es gibt, ist an sich selbst sehr dankenswerth, allein durch die unaufhörliche Uebereinstimmung der Schriftzüge mit den nur obenhin abstrahirten literarischen Eigenthümlichkeiten der Namen, denen sie angehören, kann es unmöglich befriedigen.

Zum Erwägen.

Bei den Menschen, die viel besitzen, sieht ein scharfes Auge sogleich, was sie entbehren.

* * *

Wunderbar mannichfach sind die Beschönigungen, unter denen sich bei uns das Gefallen an der Lüge einschleicht. In den Ausflüchten, die uns die Nothwendigkeit derselben (z. B. der Unwahrheit anderer Menschen gegenüber) darstellen, kann unsere Selbsttäuschung unerschöpflich sein.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

[Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 25. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Auf dem Meere.

Aus meinem Schiffstagebuch. Von Dr. A. W. Gravenhorst.

IV.

„He! Junge, wo ſteckſt du? Den Flaggenkaſten und das Signalbuch! Doctor! Wachen Sie auf! Ein Schiff dicht bei! Es ſignaliſirt!“

Dieſer Ruf weckte mich weit hinter Madeira aus meiner gewöhnlichen Mittagsruhe. Als ich aufs Deck kam, ſah ich in nicht allzu weiter Entfernung eine holländiſche Barke, in vollem Signaliſiren begriffen. Mynheer van Amſterdam ſchien viel Vergnügen an dieſem unſchuldigen Zeitvertreib zu finden, denn viel mehr iſt es in der Regel nicht. Indeß, die Zeit will eben vertrieben ſein, zumal auf dem Meere.

Die Ceremonie des Signaliſirens beginnt mit dem Aufziehen der gewöhnlichen Schiffsflagge, der üblichen Höflichkeitsbezeigung beim Begegnen zweier Schiffe auf hoher See. Dann folgt die Namensnennung des Schiffs und dann die übrigen Signale, die ebenfalls vermittels kleinerer Flaggen gegeben werden, von denen eine jede eine Zahl, einen Buchſtaben, ein Wort (oder auch vielleicht mehre) bezeichnet, ſodaß mithin 3—4 Flaggen zuſammen, in gewiſſer Weiſe geordnet, eine ganze Redensart anzudeuten im Stande ſind. Alle dieſe Seetelegraphen ſpielen nach den Anordnungen und dem Alphabet des Signalbuchs des bekannten Capitäns Marryat, welche Privaterfindung eines Romandichters, nachdem ſie, wenn ich nicht irre, von der engliſchen Admiralität adoptirt, durch die ſtillſchweigende Uebereinkunft der Schiffscapitäne aller Nationen gleichſam geſetzliche Autorität in der ganzen ſeefahrenden Welt erlangt hat. Die gewöhnlichen Fragen ſind: Woher? Wohin? Wie viel Tage in See? (Bei Beantwortung dieſer Frage irrt ſich gewöhnlich das ſonſt ſehr gute Gedächtniß der Schiffscapitäne um einige Tage), Alles wohl an Bord? Habt Ihr Schiffe geſehen? Wie hießen ſie? Sind dieſe Fragen von beiden Schiffen gethan und beantwortet, ſo folgt noch ein: I thank you, Sir! und dann macht das dreimalige Auf- und Niederhiſſen der beiderſeitigen Schiffsflagge, als Abſchiedsgruß, den Beſchluß.

Mitunter erkundigt ſich auch ein Capitän auf dieſem telegraphiſchen Wege noch nach der Länge, für gewöhnlich aber zieht man dieſe Erkundigung auf eine einfachere Art

ein, nämlich vermittels großer, schwarzer Tafeln, auf welche der Längengrad, auf dem die Capitäne sich zu befinden glauben, groß und dick mit Kreide hingemalt wird und die sich dann die Schiffe im Vorübersegeln gegenseitig zeigen. Dies Vergleichen der Länge findet beim nähern Begegnen zweier Schiffe fast immer statt und zwar deshalb, weil die Berechnung der Länge ihre Schwierigkeiten hat, sobald, des bedeckten Himmels wegen, die Höhe der Sonne während einiger Tage nicht hat gemessen werden können. Da ist denn in dieser Beziehung die Noth oft groß, ja es soll vorgekommen sein, daß ein Capitän, der sich bei Cap Horn an der Südspitze des amerikanischen Continents um 10 Längengrade verrechnet hatte, wohlgemuth nach Norden und, seiner Meinung nach, an der Westküste entlang, direct nach Valparaiso loesteuerte, bis er sich plötzlich zu seiner größten Ueberraschung bei Buenos-Ayres wiederfand. Damit nun nicht mehre solcher Räubergeschichten passiren, unterlassen es, wie gesagt, zwei sich auf hoher See in nicht allzu großer Entfernung begegnende Schiffe, wenn es irgend möglich, fast nie, ihre Länge zu vergleichen.

Uebrigens sind vorsichtige Capitäne, bei auch nur einigermaßen starker Brise, durchaus keine Freunde von vielem Signalisiren, weil bei dem nahen Zusammensein der Schiffe leicht ein Zusammenstoß erfolgt, sobald der Mann am Steuer sein Augenmerk mehr auf die Signale als auf sein Rad richtet, wie das wol zumal dann vorkommen mag, wenn der Mann am Steuer ein Junge ist. Fälle dieser Art sollen wirklich mehrfach vorliegen. Und in der That, wenn man, auch bei ruhigerm Wasser, einen solchen Schiffskoloß dicht hinter oder neben sich daherbrausen sieht, so wird Einem, um ein triviales Gleichniß zu gebrauchen, zumuthe, wie wenn man, auf der Chaussée fahrend, einen betrunkenen Kutscher hinter sich hat, der Einem beständig auf den Leib fährt, sodaß man dem Mann am Steuer auf dem andern Schiffe immer zuschreien möchte: Mann, so nehmen Sie sich doch in Acht!

Ich habe mich eben des Ausdrucks bedient: Zumal wenn der Mann am Steuer ein Junge ist. Diese Worte möchten von Vielen, wenn nicht von den Meisten dahin mißverstanden werden, als sei dies nur die kürzere, hier etwas unklare Redefigur für das Eigentliche, wenn der Steuermann ein leichtsinniger Mensch ist. Denn sogar in der großen See- und Handelsstadt Hamburg identificirt man häufiger als man glauben sollte den Mann am Steuer mit dem Steuermann, trotzdem man wissen muß, daß der Steuermann ganz etwas Anderes zu thun hat, als am Steuer zu stehen, und daß dagegen der Mann, der das Steuerrad dreht, auf Kauffahrteischiffen wenigstens, nichts mehr und nichts weniger ist als ein ganz gewöhnlicher Matrose, oder, ganz wie es eben kommt, gar nur ein Schiffsjunge. Der Steuermann steht nie, selbst im stärksten Sturme nicht, am Steuerruder, und mein Obiges: wenn der Mann am Steuer ein Junge ist, kann nur und muß sogar wörtlich genommen werden.

Eine ähnliche Unklarheit der Vorstellung, die mir dabei einfällt, entsteht bei den — Hansestädtern will ich nicht sagen, aber — bei den deutschen Binnenländern häufig dadurch, daß ihnen Süden und Hitze, Norden und Kälte durchaus unzertrennliche Begriffe sind. Stellen doch selbst die „Fliegenden Blätter" einmal den Süden im Gegensatz gegen den Norden, den sie durch einen Eskimo personificiren, unter dem Bilde einer Negerin, die eine Sonnenblume in der Hand hält, vor. Nun aber braucht man doch nicht erst ums Cap Horn herumzufahren, um zu wissen, daß der absolute Süden kalt ist wie der absolute Norden kalt ist, daß mithin weder der Süden noch der Norden und nur der Aequator der einzig wahre Repräsentant der Hitze ist und daß auf eben diesem Aequator Süd wie Nord, Beides ganz gleichmäßig das kältere, respective kalte Klima bezeichnet und daß endlich etwas weiter hin auf der südlichen Halbkugel, dort hinter den Bergen, wo auch noch Leute wohnen, Süd ganz so völlig mit Kälte und Nord mit Wärme synonym

iſt, wie bei uns in Deutſchland zufällig gerade umgekehrt Süd mit Wärme und Nord mit Kälte. So iſt z. B. auf den Höhen von Rio de Janeiro, Buenos-Ayres, Valparaiſo u. ſ. w. Nordwind, warmer Wind und Südwind: kalter Wind; dort ſpricht man von dem eiſigen Süden und dem heißen Norden. Wenn in Callao eine ſentimentale Seele ſeufzen wollte: „Süden, du Inbegriff von Glut und Leben!“ ſo würde jeder Schiffsjunge ſie, ihres Mangels an geographiſchen Kenntniſſen wegen, auslachen, und wenn es auf den Falklands-Inſeln erſt einmal ſehnſüchtige Gemüther und weltſchmerzzerriſſene Seelen geben wird, ſo werden ſie ihre Seufzer ſicher nicht „nach dem Süden“ zu den Eisbären, ſondern nach dem warmen, ſonnigen, wonnigen Norden ſchicken.

Und dann, um einmal ganz franchement vom Hundertſten ins Tauſendſte zu kommen, was machen ſich dieſe Leute aus „Ach Herr Jeſes“-Land, und aus „Ja ſell glaub' i“-Land wiederum für Ideen von der Hitze in ihrem Süden, d. h., auf der Mitte der Erdoberfläche! Iſt nicht das ganze Krähwinkel in Aufruhr gerathen, als ſich in ſeinen Mauern das fabelhafte Gerücht verbreitete, daß Herr Luis N. N. nach Südamerika „fortmachen“ wolle, und daß er auf dieſer ſeiner Reiſe dicht unter der Sonne durchmüſſe? Hat ihm nicht der Herr Paſtor ins Gewiſſen geredet und von einem Vorgeſchmack des hölliſchen Feuers geſprochen? Hat ihm nicht der Herr Cantor aus der „phyſikaliſchen Geographie“ bewieſen, daß beim Aequator die Hitze ſo ſtark ſei, daß unter hundert Schiffen höchſtens zehn ganz unverbrannt drunter oder drüber wegkämen und daß man denen Perſonen, die zum erſten male die Linie paſſirten, beſtändig Waſſer über den Kopf gießen müſſe, was man bekanntlich die tropiſche Taufe nenne? Man kann ſich denken, mit welchen Gefühlen der von Seiten der Theologie und Philoſophie alſo Verwarnte das Schiff ſich der Linie nähern ſah.

Allein mit der in Räder's „Weltumſegler“ dargeſtellten tropiſchen Taufe hat es ſeine Richtigkeit. Als die Steuerleute geſtern Mittag gethan hatten, was der Reimſpruch ihnen zu thun befiehlt:

Nimm den Octant
In deine Hand
Und miß der Sonnen Höh'!

erklärte der Capitän, daß wir uns auf 0 Grad 24 Minuten nördlicher Breite befänden, und daß wir mithin, da das Schiff ſechs Meilen Fahrt per Wacht laufe, heute Nachmittag präcis 4 Uhr die Linie paſſiren würden. Zugleich machte der erſte Steuermann die Anzeige, daß man vermittels des Fernrohrs bereits ſchon jetzt die Linie breit und dick am Horizont liegen ſehen könne. Sofort eilten Herr F... und ich aufs Deck, um dies achte Wunder der Welt gebührend anzuſtaunen; Herr Luis N. N. dagegen blieb, lächelnd, ganz ruhig bei ſeinem Glaſe Madeira ſitzen und als wir, zurückkommend und aus eigener Anſchauung die Wahrheit des Unglaublichen beſtätigend, ihn entrüſtet fragten: Ob er denn ſo ganz und gar keinen Sinn für das Ueber- und Widernatürliche habe, daß er hier unten ſitzen und trinken könne, während oben eine verkörper'te Idee zu ſehen ſei, war er geſcheidt genug, die Antwort zu geben: „Etſch! Meinen Sie denn, daß ich nicht recht gut geſehen habe, wie der erſchte Schiefermann vorhin ſo'n janz kleenes Schtik Bindfaden ins Sperfectiv rinjethan hat?! Etſch! Mich kennen Sie nichts weiß machen!“ Da hatten wir's! Das Blut ſtieg mir ins Geſicht. Es war ein niederſchmetternder Gedanke, in ſeinem nichtsdurchbohrendem Gefühl vor dieſem Menſchen, der, nach ſeiner eigenen Ausſage, bevor er den Blumenhagen kennen und lieben lernte, nie ein Buch vor die Naſe genommen hatte, als „betrogener Betrüger“ dazuſtehen! Zum Glück für uns erſchien in dieſem Augenblick der Junge mit der Suppe, wodurch ſofort die triumphirenden Gedanken und Blicke des Herrn N. N. von uns und unſerer Blamage abgelenkt wurden. Bei Tiſche ging es hoch her, ſodaß, als gegen das Ende der heute drei Stunden währenden Tafel

einer der Schiffsjungen die Meldung machte: „Capitän, Neptun iſt da und läßt fragen, ob er an Bord kommen darf?“ aus fünf durch den ſehr guten Souterne des Capitäns bereits bedeutend geſchmeidig gewordenen Kehlen ein jubelndes: Laß ihn kommen! zugleich erſcholl. Laß ihn kommen! wiederholte, wie ein mattes Echo, unſere Worte Herr N. N. mit (zu meinem Bedauern und ſeiner Schande muß ich der Wahrheit die Ehre geben) ſchwerer Zunge faſt lallend. Ja, laß ihn kommen, aberſcht, wenn mich das Jemand zu Hauſe geſagt hätte — Neptun ſelber? Hurrah!

Aber wie hatte Jan Mat ſich auch herausſtaffirt! Bei dem faſt gänzlichen Mangel an allen dahin gehörigen Requiſiten hatte er ein Maskirungs- und Coſtümirungstalent entwickelt, das einem Ludwig Devrient Ehre gemacht haben würde. So trug Neptun einen Mantel, der auf den erſten Anblick durchaus von Meerſchilf zu ſein ſchien, bei näherer Betrachtung aber der aus lauter einzelnen rauhen Stricken beſtehende „Feil“ war, mit dem das Deck gewaſchen wird. Den Hofſtaat Sr. Meer-Majeſtät bildeten für diesmal der Scharfrichter, der Barbier, der Schleppenträger, der Spielmann und der Teufel. Indeß betrug ſich dies allerdings etwas barbariſche Gefolge des See-Monarchen zuerſt mit exemplariſcher Beſcheidenheit, auch wäre wahrſcheinlich Alles ohne die geringſte Störung abgelaufen, hätte nicht Herr N. N. in ſeiner Trunkenheit ſich hartnäckig geweigert, die Taufe an ſich vollziehen zu laſſen. Gute, böſe Worte, Schläge, die ihm der Scharfrichter mit der flachen Klinge verabreichte, halfen nichts. Ein Wink, und der widerſpänſtige Antibaptiſt wand und krümmte ſich unter den eiſernen Matroſenfäuſten des Teufels und des Barbiers, während der Spielmann auf ſeinem Kuhhorn einen Höllen-Tuſch dreinſchmetterte. Nachdem das ſtörrige, umſichſchlagende, beißende und fratzende Taufkind aufs Deck transportirt war, gab der Scharfrichter mir und Herrn F... mit ſeinem Schwerte einen, zumal nach der eben erlebten Scene, nicht gut mißzuverſtehenden Wink, uns gleichfalls aufs Deck zu ſcheren, woſelbſt angekommen wir denn auch augenblicklich das ſalzige Taufwaſſer von allen Seiten eimerweiſe über uns ausgegoſſen ſahen und fühlten. Damit war unſere Taufe beendet, indem die übrigen Formalitäten uns Beiden aus beſonderer Gunſt und Gnade erlaſſen wurden. An den Andern aber wurde die Ceremonie ſofort unerbittlich mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit und Vollſtändigkeit vollzogen, d. h. ſie wurden auf ein über die bis an den Rand gefüllte Seewaſſertonne gelegtes ſchmales Bret geſetzt, und zwar ſo, daß die Beine außerhalb des Faſſes herunterhingen und während nun der Barbier die mit einer Miſchung von Theer, Kreide und ſonſtigem Unrath Eingeſeiften mit ſeinem großen hölzernen Meſſer raſirte, zog plötzlich Jemand ihnen das Bret unterweg, wo dann das unglückliche Opfer des Matroſenwitzes unter allgemeinem Halloh in die Tonne auf eine Weiſe hineinplumpte oder vielmehr rutſchte, daß es in derſelben eingeklemmt, wie in den ſpaniſchen Bock geſpannt, daſaß, während das Salzwaſſer ihm über den Kopf zuſammenſchlug.

Als Herr Luis N. N., den Händen ſeiner Quälgeiſter endlich entronnen, wie ein Theatergeſpenſt mit fliegenden Haaren und ausgeſpreizten Armen langgeſtreckten Schrittes über das Deck hin ſeiner Koje zuſchritt, murmelte er zähneknirſchend: „Das iſ mich hier ja eine janz verfluchtige Wirthſchaft! Ich bin mich ja, weeß Jott, naß wie ein Pudel!“

V.

Vom Aequator bis zu den Falklands-Inſeln: Captauben, Capwolken. Nur kann ich das ſüdliche Kreuz nicht finden. Das nördliche kenn' ich!

. . . . Vorhin hielt uns der Capitän auffallenderweiſe eine lange Rede über die Pflichten und Sorgen, den kleinen Lohn und die große Verantwortlichkeit eines Schiffslenkers, und wie der gemeine Matroſe ein bei weitem beſſeres, weit ſorgenloſeres Leben führe als ſein Capitän . . . . und das iſt ein ſicheres Zeichen, daß es kneift, wie man zu

ſagen pflegt. Wir ſind da in dem engen Fahrwaſſer zwiſchen den Falklands-Inſeln und dem Feſtlande von Amerika, und dabei ſtürmt es aus Südweſt, und das mitunter orkanartig. Das Schiff ſchaukelt ſo ſtark, daß ich nur mit vieler Mühe und Balance einige Worte aufs Papier kritzeln kann.

— — Es iſt doch eine räthſelhafte Neigung und Verkehrtheit mancher Menſchen, daß ſie Nachts auf dem Kirchhofe durchaus von Geſpenſtern, im Walde durchaus von Räubern und auf der See gerade während des Sturms durchaus von Schiffbrüchen ſprechen müſſen. So hört man denn, wenn das Schiff ſtöhnt und zittert, als wollte es jeden Augenblick zuſammenbrechen, von nichts als von treibenden Eisbergen, Feuerkugeln in der Luft, vorborgenen Klippen und patagoniſchen Menſchenfreſſern reden. Ich meine, ein Soldat ſoll während der Schlacht nicht an Tod und Wunden denken. — — —

— Freilich, das war eine grimmige Nacht! Man mußte ſich in ſeiner Koje förmlich feſtſtauen, wollte man nicht herausfallen. Bücher, Tintenfäſſer, Leuchter, Sophakiſſen, Stühle, Mützen und Hüte, Schuhe und Stiefeln, Pfeifen und Tabackskaſten, Karten und Cigarren, kurz Alles, was nicht niet- und nagelfeſt iſt, rollte im bunteſten Durcheinander in der Kajüte herum. Zuletzt ward ſelbſt mein großer Koffer wild und riß ſich los. Mich dauerten wirklich ein paar mal, während ich warm, wenn auch wahrhaftig nicht weich, in meiner Koje lag, die armen Leute, die in dieſem Wetter oben auf dem Verdeck ſein mußten.

— — Heute iſt der Wind ſo ſtill, als ob er nie geweht hätte, und Staatenland da drüben im amerikaniſchen Süden mit ſeinen Schneebergen im Morgenſonnenſchein liefert die ſchönſte Winterlandſchaft, die man ſehen kann. Aber die Seeleute ſchütteln den Kopf und ſagen: „Der Wind ruht ſich nur aus.“ Das iſt ſehr unangenehm zu hören. Indeß, wir haben jetzt nach Oſten hin offene See, circa einige tauſend kleine deutſche Meilen weit, und das iſt wenigſtens ein Troſt. Unſer wie eine Kette an uns hängender Freund, der Südweſtwind, kann uns doch nun nicht mehr verrätheriſcherweiſe auf eine Klippe oder Untiefe jagen. Und — — richtig, der Wind hat ſich nur ausgeruht! Jetzt gebe ich Ihnen die Erlaubniß, Herr Doctor, in Ihrem Tagebuche Sturm zu notiren. Das wird Sturm! ſprach Mittags der erſte Steuermann zu mir, als ich auf dem Verdecke, in „Luv“ an ein Tau feſtgeklammert hängend, förmlich zwiſchen Himmel und Waſſer ſchwebte (ſo ſchräg lag nämlich das Schiff mit der Seeſeite auf den Wellen) und unſer Kahn ſich mitunter vorn auf die Spitze zu ſtellen und kopfüber ſchießen zu wollen ſchien. In ſolchen Augenblicken, aber auch nur in ſolchen, werden Einem all' die Hyperbeln von häuſer- und berghohen Wellen, gähnenden Abgründen und von „auf dem Rücken einer Woge gen Himmel geſchleudert werden und dann wieder in die Tiefe hinabſtürzen“ einigermaßen erklärlich. Aber dennoch bleibt die Wirklichkeit noch immer ſo weit hinter den Bildern zurück, mit denen ich wenigſtens, Dank ſei es romantiſchen Reiſebeſchreibern und renommirenden helgoländer Badegäſten, meine Phantaſie in dieſer Beziehung vollgepfropft hatte, daß ich gar nicht recht glauben konnte und wollte, es ſei ſo, wie es jetzt ſei, ziemlich ſo ſchlimm wie es nur werden könne, d. h. natürlich nur, was Stärke des Windes und Hochgehen der Wellen anlangt, ſonſt kann ich, Gott lob, bisjetzt noch von Nichts aus Erfahrung mitſprechen. Denn wir haben noch keine Spiere verloren und trotzdem, daß er doch nun ſchon über neunzig Tage in See iſt und in der letzten Zeit doch manchen Sturm erlebte hat, iſt der alte Schwede, unſer Schiff, noch „dicht“, d. h. es iſt noch kein Tropfen Waſſer in den Raum gedrungen. Eine Seefahrt aber ohne Havarie iſt ſelten und eigentlich unmöglich, wie eine Roſe ohne Dornen.

— — Es ſoll höchſt ärgerlich ſein, wenn man vor Liebchens Thür kommt und die Thür verſchloſſen findet. Ebenſo wie wenn man fünf Wochen lang bei Cap Horn liegt und nicht um die Ecke in die Südſee kommen kann, weil der Wind wie angenagelt in

Süd-Süd-Westen feststzt und mit vollen Backen gegen Einen anbläst. Und das auf 56—59 Grad südlicher Breite, und Frost in Händen und Füßen dazu! Man verzagt zuletzt dabei. Als ich gestern Abend zum Capitän sagte: Wissen Sie, Capitän, daß heut' über sieben Wochen Weihnachtabend ist? antwortete er ganz kleinmüthig: Wenn's so bleibt, wie jetzt, dann können wir Gott danken, wenn wir nur dann in Callao sind. So schlimm soll es denn aber doch, wie es scheint, nicht werden, denn gerade gestern Nacht hat sich der Wind endlich! endlich! nach Ost-Süd-Ost gedreht, und das ist gerade, Wasser kann man nicht sagen, aber — Wind für unsere Mühle.

— — Ça ira! sagt der Franzose; so muß es kommen! sagt der Hamburger. Nachdem wir uns bei zwar günstigem, aber flauem Winde langsam und mühselig um Cap Horn herum bis zum 50. Grad südlicher Breite und 75. Grad westlicher Länge hinauf gequält hatten, haben wir endlich seit Sonntag so guten Wind, wie wir ihn auf unserer Reise bisjetzt noch nicht gehabt haben, wenigstens nicht so durchstehend und anhaltend. Sonntag Mittag hatten wir 49° 30″; Montag 47° 15″; Dienstag 44° —″; Mittwoch 40° 57″; Donnerstag 37° 44″; Freitag 35° südlicher Breite. Das geht! Vor acht Tagen noch Hagel, Schnee und Eis, kurz vollkommenen Winter, und jetzt — ist es zwar die Nachtigal auch noch nicht, die da singt, aber doch der Schneider, der sich oben auf dem Deck sonnt und vor lauter Behagen sich nicht zu lassen weiß:

Unsre Wiesen grünen wieder,
O du göttliche Natur!

So summt oder brummt er schon seit einer Stunde immer wieder da capo vor sich hin, und wahrlich! es wird Einem bei dieser wunderbaren Frühlingsluft hier mitten in der ungeheuren, unabsehbaren Wasserwüste in der That mitunter:

Als sängen die Vögel am Quelle,
Als blühten die Blumen im Thal!

Da haben wir denn in der Freude unsers Herzens ein Schwein geschlachtet und Preßkopf gemacht und sind fröhlich und guter Dinge gewesen und haben uns gefreut in dem Bauche des modernen Leviathans, in dem wir nun schon so manchen Tag und so manche Nacht gelegen und der uns nun wieder bald ans Land speien soll — —

— — Wir sind fröhlich und guter Dinge! Ja! Was ist das aber hier auch für eine Luft! Hier auf der Höhe von Valparaiso im wunderschönen Monat — November, dem Mai der südlichen Halbkugel. Trinken kann man sie, diese Luft, die eine Blume hat wie der herrlichste Rheinwein und angenehm berauscht wie echter Champagner! Hier muß man herkommen, will man das Dolce far niente des Südländers begreifen:

De Dios perlas y margaritas
Y abundancia de oro al loco,
Denos sombra contra el ardor del sol
Y vino añejo siempre, que tengamos sed! *)

Auf's Verdeck hingestreckt, platt auf dem Rücken liegend, gedankenlos in die Masten und Taue und Segel hineinstarren, die hoch am Himmel vorüberziehenden Wölkchen über sich hinsegeln lassen, und diese Luft einsaugen ....., man muß das selbst erfahren haben, um zu wissen wie es thut, und wenn man es weiß, kann man es doch nicht sagen. Es ist eine innerliche Seligkeit und wohlige Lebensluft, die sich durch Worte wenigstens nicht ausdrücken läßt, gegen die aber alle übrigen Genüsse der Welt, ein „Kuß von deinem Munde" nicht ausgenommen, grob und plump erscheinen, wie eine noch so zierliche pata inglesa neben dem Fuße einer limaer Señorita — —

— — Da die gestrige Berechnung ergeben hatte, daß wir uns auf 18 Grad süd-

*) Gott gebe Perlen und Perlmutter und Ueberfluß an Gold dem Narren; uns gebe er Schatten gegen die Glut der Sonne, und alten Wein allemal, wenn wir Durst haben.

licher Breite befänden, folglich nicht ganz 15 Meilen mehr von Islay, wo wir anlegen wollen, entfernt seien, so ließ der Capitän während der Nacht beidrehen, d. h. das Schiff so gegen den Wind legen, daß es wenig oder gar nicht von der Stelle kommt. Jetzt aber gehen wir mit allen Segeln auf ein paar kleine weiße, am Horizont eben, eben aus dem Meere hervorguckende Punkte los, von denen der Capitän, der hier an der Westküste so zu Hause ist wie ein hamburger Ewerführer in den Fleeten, mit Bestimmtheit behauptet, daß es die drei vor der islayer Rhede liegenden großen Felsenbrocken sind. Buenos dias, America!

— — Und so laufen wir denn jetzt, Mittags 2 Uhr, in die Rhede von Islay ein. Vor uns breitet sich die hohe und steinige Küste von Peru aus; jener Haufen schmutzig grauer Hütten dort ist Islay, die Hafenstadt Arequipas; hohe und immer wieder höhere Berge schließen den Hintergrund der Landschaft. Vorn auf dem Verdeck stehen die Matrosen in Gruppen vertheilt, die ältern, die schon einmal hier waren, docirend, die jüngern ganz Ohr und Auge. Der Capitän zieht seinen besten Rock an, wir Passagiere thun desgleichen, denn schon kommt das Boot des Hafenmeisters auf uns zu. Mi muy estimado Señor el capitan del puerto tritt aufs Deck; ein Segel nach dem andern verschwindet unter den Händen unserer heute ganz besonders flinken Matrosen. Der Anker fällt, das Schiff steht still, seit 134 Tagen zum ersten mal wieder seine Kette fühlend, und ich gebe dem Herrn N. N., der aus lauter Respect vor der uniformirten und goldbordirten Hafenpolizei seine Mütze in der Kajüte hat liegen lassen und nun leichtsinnigerweise im bloßen Kopfe, baarhaupt, in dieser peruanischen Sonne da neben mir steht, ich gebe in der Freude meines Herzens dem Herrn Luis N. N. einen derben Schlag auf die Schulter, in voller Ausgelassenheit ihm zujubelnd: „Hurrah, Schneider! Werfen Sie in Ermangelung einer Kopfbedeckung sich selbst in die Höhe! Endlich sind wir auf Grund und Boden und ein Bischen weiter, als blos nach — Amerika!"

Können und sollen unsere Frauen den Homer lesen?

Nach einem mündlichen Vortrage.

II.

Gott führt seine Heiligen wunderbar! Goethe, der sein Lebelang die Praxis Homer's geübt, der in Homer's Fußtapfen wandelt, wo er groß ist, und klein wird, wo er die leuchtende Spur aus dem Auge verliert — Goethe hat den Homer nie ganz begriffen. Der Selbstherrscher wollte sich nicht beugen vor der Volkssouveränetät, der Titane wollte den Himmel stürmen und glaubte nicht, daß Zeus' Blitze mächtiger seien als seine hundert Arme; bedachte nicht, daß der Himmel incommensurabel ist und Pelion, auf den Ossa getürmt, doch nur eine endliche Größe. Und er schrieb „Hermann und Dorothea" und glaubte eine Idylle geschrieben zu haben, und Wilhelm von Humboldt bewies ihm, daß er ein vollendetes Epos gedichtet, wie es überhaupt in unserer Zeit noch möglich sei; und er schrieb eine Fortsetzung zur „Ilias", „Die Achilleis", und wähnte, er singe ein Epos, — und seine Freunde bewiesen ihm, daß er eine ziemlich mittelmäßige Götteridylle componirt, und seine Feinde, er hätte ein gar schlechtes Exercitium in Hexametern gemacht. Und der Titane grollte und hätte Freunde und Feinde gern beschämt, aber er hatte schon zwei Gesänge geschrieben, Pelion stand auf dem Ossa und er oben drauf und der Himmel noch so weit über ihm wie vorher. In seinem Gesange thürmt sich Achill einen Grabhügel am Strande des Hellespont, der soll ein Wahrzeichen sein für die vorüberfahrenden Schiffer und Goethe's Büchlein ist ein Wahrzeichen geworden für alle kommenden Geschlechter, nicht das Unmögliche zu versuchen.

Ich sehe Sie den Kopf schütteln, ich höre Sie sagen: Ich begreife Sie nicht! Nur eben erst bringen Sie mir den Homer in traulich Nähe und nun rücken Sie mit ihm wieder in unermeßliche Ferne! Schon faße ich traulich das lächelnde Kind; jetzt bebe ich scheu zurück vor dem gewaltigen Dämon. Ja, in diesem Wiegengesange webt eine dämonische Macht! Wir beben zurück vor dem Zucken des Blitzes, vor dem herniederrauschenden Regen, dem Krachen des Donners, und doch, durch die Wuth der entfesselten Elemente spüren wir den Hauch der allliebenden Gottheit; — wir stimmen ein in das fröhliche Kinderlachen, — und doch ist uns dies spielende Kind ein unergründliches Mysterium; es ist ein unbeschriebenes Blatt der Schöpfung; wir fühlen, Gottes Finger hat es berührt und der Kuß, den wir auf die reine Stirn drücken, ist ein Gebet.

Das wonnesame Kinderlachen und die süße Kindesthräne, die ungetrübte Reinheit gibt keine Göttermacht uns zurück; aber auch der Greis mit Silberhaaren kann Kind sein und der ernste Mann kann es sein und der feurige Jüngling und das blühende Mädchen, wenn sie es nur verstehen, „daß Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist wie der Lilien eine auf dem Felde." Dann sind sie rein, dann sind sie Kinder. Goethe wollte nicht der Mann sein mit Kindessinn, er wollte Kind sein, wie Kinder sind — das war kindisch, er wollte dichten, nicht, wie Homer in unserm Jahrhundert gedichtet hätte, er wollte dichten, wie Homer's Jahrhundert — das wurde eine Caricatur. Er hat den Gedanken Friedrich August Wolf's nie ganz begriffen. Und wer war Friedrich August Wolf, der Ideen hatte, die ein Goethe nicht verstand? Er war ein Philolog, ein Gelehrter, der hatte den Homer nicht in Venedig gelesen und nicht in Sicilien; er hatte in seiner Studirstube in Halle gesessen und gewühlt in den alten Pergamenten. Aber er hatte ein gar feines Ohr, das berauschte sich in nächtlicher Weile an den Melodieen, die vor drei Jahrtausenden erklungen; aber er hatte ein gar scharfes Auge, das sah durch den Bücherstaub gar wundersame Bilder von jugendlichen Völkern, die sich fröhlich tummelten auf der schönen Erde. Und er schrieb ein kleines lateinisches Büchlein, dessen kurzer und großer Inhalt war: Homer's Gesänge kann nicht ein Menschenalter schaffen, so etwas schaffen nur Jahrhunderte; hier ist nicht ein dichtendes Individuum, hier ist ein Volk von Dichtern!

Was sind das für Jahrhunderte? Welches ist dieses Volk von Dichtern?

Nehmen wir Flügel der Morgenröthe und fliegen zum Griechischen Meer! Sieh', wie es leuchtet im ersten Morgensonnenstrahl, wie die purpurne Woge ans Ufer rauscht! Meer, heiliges, freies! Du breitest deine schimmernden Arme aus und umschlingst Griechenland, dein schönstes, dein liebstes Kind, und drückst es an deine wogende Brust. Wie sie keck in den Himmel ragen, die zackigen, steilen Felsenufer — schreiend umflattern sie die Meeresvögel. Und dort auf jener zähen Klippe sitzt ernst und majestätisch ein Adler und schaut mit den hellen Augen zum Strande hinab. Da tummeln sich schlanke Männer mit von der südlichen Sonne gebräunten Gesichtern und dunkeln Locken und blitzenden Augen. Die binden geschäftig die Seile los, welche die geschnäbelten Schiffe am Ufer befestigten, und steigen ein, breiten das weiße Segel aus, setzen sich auf die Ruderbänke und fahren vom Ufer, vorbei an der Klippe, auf der der Adler horstet. Der breitet die Schwingen aus und fliegt hin über die Schiffe und die Männer schauen auf und jauchzen: Zeus' Vogel verkündet ihnen glückliche Fahrt und sie fahren hinaus auf das heilige Meer, entgegen der aufgehenden Sonne.

Wohin steuern sie? Zu jener Insel, die aus der blauen Flut aufsteigt wie ein glänzender Schild. Sie rudern ans Land; sie bergen die Schiffe unter den überhängenden Felsen, sie steigen aus, sie schlüpfen in den dichten Wald von Oliven, der das Ufer bekränzt, und spähen nach der Stadt im Thale zu ihren Füßen. Und der thauige Abend senkt sich auf die Flur; da treiben singend die Hirten ihre Heerden zur ummauerten Quelle

im Schatten der alten Eichen vor dem Thore, und Weiber kommen, Waſſer zu ſchöpfen, mit den irdenen Krügen auf den Köpfen. Und die Sterne funkeln und der Mond ſteigt in ſtiller Pracht drüben über das Gebirge herauf und lautlos klimmen die Männer von den Uferbergen herab, und plötzlich erſchallt Geheul der Weiber und Kinder in der eben noch ſo ſtillen Stadt und der Schlachtruf der Männer und das Raſſeln der Waffen. Wie ſie kämpfen, Mann gegen Mann; die Einen für Weib und Kind und die Götter des Herdes, die Andern um die herrliche Beute. Und der mitternächtige Himmel färbt ſich blutroth — und die Lohe ſchlägt empor aus den brennenden Häuſern. Erſchlagen ſind die Männer und die ſiegestrunkenen Feinde ſchleppen die heulenden Weiber und die jammernden Kinder hin zu den Schiffen. Was ſträubſt du dich, ſchönes Weib, in den Armen dieſes blühenden Jünglings? — Ach, dieſe Hände haben den Gatten erſchlagen! Was wendet ihr euch entſetzt, ihr armen Kleinen, von dem braunen Manne, der euch zu dem Schiffe trägt? — Ach, dieſer Mann gleicht nicht dem Vater! — Da kommen ſie wieder über das Meer, die glücklichen Räuber! Schon winkt die Klippe, auf der bei ihrer Ausfahrt der Adler ſaß. Da verdunkelt ſich der Himmel und das Meer unter ihm. Was entſinkt das Ruder euren Händen, die ſo kühn die Schwerter zu führen wußten? Was verkehrt ſich eure Stimme, die ſo hell den Schlachtruf ſchmetterte, die eben noch Siegeslieder erſchallen ließ, zu lautem Jammergeſchrei? Was ſtarrt ihr ſo entſetzt nach dem wolkenumnachteten Felſen empor? Hinter dieſen Wolken, auf dem Felſen, ſitzt der dunkelgelockte Poſeidon, der gewaltige Herrſcher des Meeres. Er ſchwingt den Dreizack — die erzürnten Wogen bäumen ſich und donnern gegen die Felſen. Liebte er die zerſtörte Stadt? Hat Zeus dem Bruder Rache zu nehmen erlaubt an den Frevlern? Unglückliche Schiffer! Ohne Kompaß, ohne Karte — ihr ſeid rettungslos in des Erderſchütterers Macht! Er kann euch zerſtreuen hierhin und dorthin und nimmer findet ihr den Weg zurück zur ſüßen Heimat. Nur den Menſchen gegenüber kennt ihr die Furcht nicht; „mit den Göttern", wißt ihr, „ſoll ſich nicht meſſen irgend ein Menſch." Gelobt dem erzürnten Gotte Hekatomben — vielleicht rettet er euch!

Glückliches Volk unter deinem glücklichen Himmel! Schöne Menſchen auf eurer ſchönen Erde! Tummelt euch — es iſt die Jugendzeit der Menſchheit — leert bis auf den Grund den ſchäumenden Becher des Lebens! Lebt euch aus, ſo lange ihr im Lichte der Sonne weilt, drunten im Orkus hauſen nur bleiche Schatten! Nicht umſonſt belebe eure elaſtiſchen Glieder ungebrochene Kraft, nicht umſonſt poche in euren Adern das feurige, ſüdliche Blut! Verfolgt den Hirſch in euren Wäldern, eure Schenkel ſind faſt ſo ſchnell wie die ſeinigen; euer Wurfſpieß iſt ſchneller noch. Weidet eure Ziegen auf den Bergeshalden, holt dem Raubvogel die Jungen aus dem Felſenneſte! Schaut von euren Klippen aufs Meer und locke es euch in die weite Ferne! Lulle euch das Rauſchen der Wogen in phantaſtiſche Träume von fernen Wunderländern, drüben jenſeits der blauen Tiefe! Und fahrt auf aus dem Traume und beſteigt eure Schiffe und fahrt hin zu den goldenen Aepfeln der Hesperiden und zu dem Goldenen Vließ von Kolchis! Lagert euch hier am Ufer des blinkenden Fluſſes, wo eure breiſtirnigen Stiere im hohen Graſe weiden; oder dort im Schatten des dichten Myrtenhains, den nicht Helios' Strahl durchdringt und nicht der Regen durchnäßt, und lauſcht dem Liede der Nachtigalen! Keltert die Traube, die auf euren Bergen reift, und ſingt Lob dem Bacchus, dem Freudenſpender! Ihr wäret nicht Kinder der Natur, wolltet ihr nüchtern bleiben bei ihrem großen Feſte! Und baut Städte! Hier, auf kornreicher Flur oder dort am nackten Geſtade des Meeres, an der ſchimmernden Bucht, wo ihr eure Schiffe bergen könnt vor dem ſauſenden Sturmwind und wohin fremde Männer kommen aus fernen Landen mit feiner Purpurwolle, kunſtreichen Waffen und ſchönen Gefäßen, goldenen und ſilbernen, wie ihr ſie liebt bei euren heitern Mahlen. Laßt euch von den fremden Männern erzählen von den Wundern der Ferne — ſie betrügen euch im

Handel und ihr Maß iſt falſch — aber ihre Worte ſind euch Wahrheit und ihre Wunder Wirklichkeiten. Und verſammelt euch auf dem Markte um eure Richter und übt euch in der Rede, ihr geiſtreichen geſprächigen Menſchen! Werft nur immer leidenſchaftlich eure Arme, eifert und zürnet und ſcheltet — aber hört auch auf eure Weiſen und achtet den Willen des Zeus, daß der Bürger friedlich bei dem Bürger wohne. Und dann am Abend in der Schmiede am flackernden Feuer oder am Hafen in der lauen Sommernacht ſchart euch um den Sänger, den gottbegeiſterten, und hört ihn ſingen und ſagen von den ſeligen Göttern, die droben walten im Lichtglanz des Aethers, denen die Zeit keine Runzeln in die reine Stirn gräbt, denen die leichten Göttertage dahinfließen an der goldenen Tafel bei Ambroſia und Nektar; und von den mühſalbehafteten Sterblichen, von den Helden der Vorzeit, den gewaltigen; wie ſie Städte eroberten und Leiden erduldeten und dem Schickſal trotzten, auf daß ihr Name dauere im Munde des Menſchen. O, wie es lauſcht, das bewegliche Volk! Wie ſie in ſtillen, horchenden Gruppen um den Sänger ſich ſcharen, wie ſie gierig ſeine Worte einſaugen, wie ſie hängen an ſeinen Lippen, wie ihre Augen leuchten, wie ſie dem Helden folgen in Noth und Gefahr und mit ihm dulden und mit ihm kämpfen und mit ihm ſiegen oder untergehen!

Setzen Sie ſich nun zu dieſen horchenden Gruppen, dorthin zu jener Schar braunäugiger Mädchen! Sie ſind ein Fremdling, auf dem Schiffe nordiſcher Männer heute erſt in dieſen Hafen gekommen. Wer wollte ſich nicht heimiſch fühlen unter dieſem ſchönen, ſüdlichen Himmel, unter dieſem fröhlichen, geiſtreichen Volke? Sie kennen die Thaten ſeiner Vorfahren nicht, Sie hören die Namen ſeiner Helden heute zum erſten male, die Götter des Olymp ſind nicht Ihre Götter — was thut's? Sie können dieſen melodiſchen Tönen nicht widerſtehen, Sie laſſen ſich fortſchaukeln auf dem Rhythmus dieſer wohllautenden Verſe. Was der Sänger ſingt, das ſieht er klar vor ſeinem geiſtigen Auge, und Sie ſehen es mit ihm; es kommt vom Herzen und geht zum Herzen.

Das iſt es, was uns in den Homeriſchen Geſängen mit ſolcher Macht feſſelt: dieſe Unmittelbarkeit, dieſe unwiderſtehliche Wahrheit. Dieſe Geſänge hat nicht ein grübelnder Poet geſchrieben in enger Stube, für irgend ein imaginäres Publicum, in trüber Selbſtquälerei oder egoiſtiſcher Freude — ſie ſind auf offenem Markte geſungen, im Angeſicht des Meeres, vor einem feurigen Volke, in dem jedes Wort zündete, das jeder Wendung des Gedichts mit fieberhafter Spannung folgte, den Sänger begeiſternd, wie es von ihm begeiſtert wurde. Hier, in dieſer Wechſelwirkung zwiſchen Sänger und Hörer, liegt das große Geheimniß des alten Epos. Hieraus erklärt ſich der gewaltige Schwung, die erhabene Einfachheit, die wunderbare Idealität der Homeriſchen Gedichte. In dieſe Geſänge hat ein ganzes Volk ſeine Liebe, ſeinen Haß, ſeine Freuden, ſeine Leiden ergoſſen. Hier ſchlägt nicht ein glückliches oder trauriges Herz, hier ſchlägt das Herz der Menſchheit und das Individuum ſtirbt — aber die Gattung iſt ewig. Die Sitten, die Religionen, die Beſtrebungen, die Anſchauungen, die Sprachen — Alles wechſelt in den verſchiedenen Zeitaltern, bei den verſchiedenen Völkern. Aber wie verſchieden auch unter anderm Klima, unter anderer Pflege die Menſchenpflanze gedeihen mag — die Hauptbedingungen ihres Wachsthums bleiben überall dieſelben, überall ſtrebt ſie nach Licht und Luft. Alle dieſe Menſchen, ſie haben geliebt und gehaßt, gelacht und geweint, gelitten und genoſſen; Allen ſind die Grundverhältniſſe der Menſchheit gemeinſam: der Aeltern zu den Kindern, des Gatten zur Gattin, des Bruders zum Bruder, des Freundes zum Freunde, des Individuums zur Geneſſenſchaft, zum Vaterlande. Und wenn nun ein jugendlich-kräftiges Volk auf der Stufe der Cultur ſteht, daß dieſe einfachſten Verhältniſſe ſeinen geiſtigen Horizont begrenzen, und zugleich gebildet genug iſt, um dieſe Verhältniſſe aufs reichſte zu durchdringen, aufs zarteſte zu entwickeln; wenn es in ſeinem Götterglauben, in ſeinen moraliſchen Anſchauungen, nicht verwirrt durch ſpitzfindige Grübeleien und durch die tauſend Ver-

schrobenheiten und Auswüchse des Kulturlebens, die rosigen Träume des Kindes, über die der klügere Sohn eines spätern Jahrhunderts lächelt, mit den tiefsinnigsten Ideen verbindet, die den schärfsten und methodischsten Denker mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen, wenn der Genius der Menschheit dieses Volk liebend schützt und ihm Jahrhunderte der freiesten Entwickelung gewährt, in dem es ungehindert seine Kräfte üben und sich an großen Thaten versuchen kann, und es nun, unbekümmert um die Kritik und doch mit dem sichern Takte des Genies und geschult durch lange Uebung mit der bewundernswürdigsten Methode in einer reichen, melodischen Sprache, die sich um die Gedanken und Empfindungen so reizend hüllt, wie in der Antike der Faltenwurf um das vollkommene Ebenmaß der Glieder, seine Thaten singt, schöpfend aus der Gegenwart und aus dem Sagen- und Mythenstrome, der geheimnißvoll aus verborgenen Quellen rauscht — dann konnten diese Gesänge entstehen, das Entzücken Derer, denen sie gesungen wurden, ebenso, wie für die spätesten Jahrhunderte, die in ihnen, wie in einem reinen Spiegel, das Urbild der Menschheit schauen — das Abbild Gottes — voll unaussprechlicher Erhabenheit und unendlicher Schönheit.

Syn.

Die Werkstatt eines Bildhauers.

Der Lärm der Straßen verjagt die Künstler in entlegene Höfe und Gärten. Dort am Ende eines solchen Hofes liegen Marmorblöcke und Haufen von Steinabfall. Klopfen wir an. Wir treten ein; der Besuch ist Jedem gestattet, sofern der Künstler nicht gerade mehr oder weniger entkleidetes Modell hat.

Fremdartig berührt und plötzlich wie ganz der gewohnten Welt entrückt fühlt man sich beim ersten Umblick in dem weiten, hohen Raume eines Bildhauerateliers durch das ungetheilte, von oben hereinfallende Licht; ruhig, bestimmt und zugleich verklärend breitet es sich aus über Personen und Gegenstände und selbst die weißen Gestalten, Köpfe und Körpertheile an den dunkeln Wänden ringsum gewinnen ein Leben, das man in anderer Beleuchtung nicht an ihnen bemerkt haben würde. Der Eindruck des Fremdartigen ist nur ein augenblicklicher und macht sogleich einer harmonischen, künstlerischen Stimmung Platz.

Dort drüben, unter dem Fenster, steht der Meister selbst, im Schaffen begriffen. Er modellirt an einer Porträtbüste, zu der das Modell nicht neben ihm sitzt. Mein Begleiter wird erlauben, daß ich hier seine und zugleich die ziemlich allgemein verbreitete Meinung berichtige, daß die Hauptarbeit bei der Sculptur — oder sagen wir lieber die Haupthätigkeit des Meisters im Marmorausbauen bestehe. Das erste und eigentliche Schaffen ist das Modelliren in feinem, weichem Thone, dessen schmiegsame Natur dem augenblicklichen Inslebentreten des Gedankens, der Abänderung und überhaupt dem Experimentiren keine technischen Schwierigkeiten in den Weg legt. Die Thonmasse wird, solange die Arbeit dauert, feucht erhalten, während des Arbeitens selbst durch öfteres Anspritzen mit Wasser und während der Nacht oder eines längern Stillstandes des Werks durch Einhüllung in feuchte Leinwand. Ist die Arbeit vollendet, so wird sie einem Gypsgießer übergeben, der vermittels eines Gypsgusses über den Thon eine Hohlform aus zwei Hälften herstellt, die nach Erhärtung des Gusses auseinandergerissen und ihres Thoninhalts (natürlich unter Zerstörung des Modells) entleert und darauf wieder mit Gyps ausgegossen wird. Zur Verhütung des Verbindens von Form und Ausguß wird erstere vollständig mit Wasser getränkt, sodaß sie später stückweise vom Ausgusse entfernt werden kann, der nun durch dieses mechanische Verfahren an die Stelle des Thonmodells getreten ist. Erst nach diesem Gypsmodell geschieht die Ausführung in Marmor oder Bronze, erstere zunächst nicht vom Meister selbst und letztere beinahe ganz auf technischem Wege

und ohne eine andere Mitwirkung von ihm, als höchstens eine Beaufsichtigung der Eiselirung des Rohgusses.

Sehen wir ein wenig der Arbeit des Künstlers zu. Vor sich auf einem Drehstuhle, zu gleicher Höhe mit seinem Auge, hat er einen Haufen Thon liegen, aus welchem er die Büste schafft. Er baut mit den Händen die allgemeinen Formen der Brust, des Halses und Kopfes auf, setzt mit dem breiten, schaufelförmigen Ende seines Modellirholzes die Originalflächen der Backen, der Stirn, des Schädels u. s. w. auf und zeichnet dann mit dem andern Ende des Steckens, das die Form einer Daumenspitze hat, die Conturen der Nase, des Auges, Mundes und der übrigen Details ein, fortwährend mit dem Holze und mit Daumen und Zeigefinger die Kanten der Flächen und die Härte der Einschnitte mildernd und nüancirend, von allen Seiten her und nach allen Seiten hin zeichnend und berichtigend und bis in die feinsten Details hinein vollendend.

Von der Thätigkeit des Meisters ab lassen wir einen Blick auf die vielerlei Gegenstände aus Gyps fallen, welche die Wände von oben bis unten bedecken. Ganz oben zieht sich ringsherum ein Gestellbret; die größtentheils gelben Büsten, die dicht aneinandergereiht auf demselben stehen, sind die Originale, von denen die Gypsabdrücke oder Marmorausführungen sich in den Händen der Besteller befinden, während die Originale selbst — unbrauchbar geworden durch Firnißüberzug beim Vervielfältigen oder andererseits beschädigt und überflüssig geworden bei der Marmorausführung — in den Händen des Künstlers zurückblieben. Weiter nach unten sieht man Idealköpfe, Reliefs, Hände, Füße und andere Körpertheile, Abgüsse nach der Antike, die dem Künstler zum Studium dienen, ebenso wie die über besonders schöne Naturen geformten Körpertheile, die zwischen jenen zerstreut hängen und von denen viele zugleich dazu gedient haben, das Arbeiten nach dem kostspieligen lebenden Modell abzukürzen. Auch ein Skelett findet sich. Ohne Anatomie wird dem Künstler sein ganzes Schaffen ein ewiger Kampf sein gegen Unsicherheit und Mißverständniß, denn selbst das lebenslängliche Studium der bloßen Hautoberfläche kann dem Mangel an anatomischen Kenntnissen nicht abhelfen. Gerade der Bildhauer, dessen Kunst vorzugsweise auf den unbekleideten Körper angewiesen ist, muß sich vor allem Andern möglichst nahe mit der Anatomie befreunden.

Für die Laien ist es aber die Marmorstatue, die den schönsten und interessantesten Theil der Sculptur ausmacht. Kein Material erreicht an Lebensschein und Lebensfülle den Marmor. Die Farbe des Thons, obwol sie der fleischigen Weiche nicht, wie der Gyps, entgegen, ist zu dunkel, zu fern von der Natur, und die Bronze ist ebenfalls ohne Reiz und nur in Werken von kolossalen Dimensionen vermittels der Massen und großen Linien wirksam; kurz, die vollendete Meisterschaft tritt uns erst in der Vollendung in Marmor am überzeugendsten vor die Augen. . . In einem Nebenzimmer geht es geräuschvoller zu als in dem ersten Zimmer. Vortrefflich für unsern Zweck, daß zwei verschiedene Arbeiten uns den Anfang und das Vorschreiten der Marmorarbeit anschaulich machen. Zunächst vor uns liegt der Länge nach und nur wenig über dem Fußboden erhöht ein noch ziemlich roher Marmorblock und daneben in gleicher Lage eine Statue in Gyps, die dem Arbeiter zum Vorbild dient. Ah Signor Adolfo! Como va? ruft Letzterer, sobald er unsern Eintritt bemerkt, und die Ansprache, im Verein mit den scharfen Zügen und dem dunkeln, lockigen Haar sagen dir, daß wir einen Italiener vor uns haben, der es trotz seiner mehr als zwanzigjährigen Abwesenheit von seinem Vaterlande noch immer liebt, Alle, die ihn verstehen und namentlich die sein schönes Vaterland gesehen haben, in seiner Muttersprache anzureden. Es ist kein wirklicher Künstler, der hier die ersten Anfänge der Statue vornimmt, aber die nähere Beobachtung seines Verfahrens wird zeigen, daß es sich dabei in der That vorläufig nur um ein Uebertragen der auf dem Gypsmodell angedeuteten Punkte auf den Marmor, und zwar vermittels großer und kleiner Zirkel, handelt. Man

nennt dieſe Arbeit das Punktiren oder in Punkte ſetzen und es bedarf dazu keiner Art von künſtleriſchem Studium, ſondern nur der Praxis in Bearbeitung des Steins und einer großen Aufmerkſamkeit auf die Genauigkeit der Zirkelmaße. Die Punktirer, Deutſche wie Italiener, waren immer früher Steinmetzen. Unſer Signor ſtammt zufällig noch aus einer Zeit her, wo plötzlich (nach den Freiheitskriegen) eine Menge Arbeiten beſtellt wurden, z. B. die Denkmäler der Helden jener Kriege, und ſich natürlich infolge der langen Kriegsjahre keine oder doch ſehr wenig Künſtler und Hülfsarbeiter zur Ausführung der Beſtellungen vorfanden, ſodaß ſich z. B. unſer Meiſter hier genöthigt fand, deren eine Anzahl aus Carrara kommen zu laſſen.

Dort an jener zweiten, aufrecht auf einem ſtarken Drehſtuhle ſtehenden Statue kann man die feinere Ausarbeitung beobachten. Alles überflüſſige Geſtein hat der Punktirer entfernt und ſo dem Künſtler die Mühe erſpart, ſich mit dem bloßen Weghauen der Maſſen abzumühen. Nur langſam, kaum bemerkbar ſchreitet die Arbeit vor und nur bei aufmerkſamer Verfolgung des Meißels bemerkt man, wie ſich aus der groben, unförmlichen Hülle die klare Form gleichſam herausſchält. Der junge Mann, ein ſchon zum ſelbſtändigen Künſtler herangebildeter Schüler unſers Meiſters, bringt die Arbeit bis zu dem Grade der Vollendung, der ihm möglich iſt; dann erſt legt der Meiſter ſelbſt die letzte Hand an und es iſt oft überraſchend, wie unter ſeinen Händen, oft vermittels weniger Striche oder Hiebe, das früher ſo fertig erſcheinende Werk neues Leben und verſtärkte Charakteriſtik gewinnt. Selbſtverſtändlich iſt die Thätigkeit derjenigen Künſtler, welche nicht ſo überhäuft mit großen Arbeiten ſind, bei ihren Marmorarbeiten auch eine ausgedehntere. Die Arbeit des Meißels, ſo fein ſie auch ſein mag, hinterläßt doch immer noch kleine Unebenheiten auf dem Marmor, welche mit der Raſpel entfernt werden, deren Spuren endlich unter einem künſtlich hergeſtellten Schleifſteine, dem ſogenannten Wiener Bimſtein, verſchwinden.

Wir treten in ein drittes Zimmer, in welchem nicht gearbeitet wird, das uns aber wegen der darin aufgeſtellten fertigen Werke des Intereſſanten genug darbietet. Dieſe beiden Marmorwerke z. B. ſtehen hier in einer Beleuchtung, die ihnen ſchwerlich an dem Orte ihrer Beſtimmung in gleich günſtiger Art zutheil werden wird. Die allerſchlimmſte Beleuchtung für Sculpturen iſt die unſers Wohnzimmers, durch deren oft mit doppelten Gardinen verhängte Fenſter ein mattes, ungewiſſes Licht hereinfällt, bei welchem von einem beſtimmten Hervortreten der Formen keine Rede ſein kann. Dieſe Bronzeſtatue erinnert mich an die Grenze der Thätigkeit des Bildhauers und des Bildgießers bei einem Bronzewerke. Der Bildhauer macht das Modell, alſo das eigentliche Werk, und übergibt es in Gyps dem Bronzegießer, der eine Hohlform darüber in Sand abdrückt, in welche das Metall fließt. Bis ſo weit handelt es ſich weniger um Kunſt im engern Sinne des Worts als um eine techniſche Geſchicklichkeit. Aus der Gußform kommt aber das Werk ſelten unbeſchädigt oder ſo vollkommen, daß es keiner Nacharbeit bedürfte. Dieſe Nacharbeit, Ciſelirung genannt, würde allerdings ſehr ungenügend ausfallen, wenn ſich der Arbeitende nicht wenigſtens durch einige Vorſtudien mit der Behandlung des Fleiſches oder Gewandes bekannt gemacht hätte. Dieſe Darlegung ſtimmt nicht ganz zu den Vorſtellungen, welche die Erzählung Benvenuto Cellini's von dem Guſſe der berühmten Theſeusſtatue ſo allgemein verbreitet hat. Abgeſehen davon, daß der große Künſtler in ſeinen Erzählungen über ſich ſelbſt prahlt, bleibt immer noch zu bedenken, daß die Künſtler des Mittelalters der Ausführung ihrer Werke in den verſchiedenen Materialien eine größere Thätigkeit zuwenden mußten als die Künſtler der Neuzeit, denen es die mannichfachen, ſeit jenen Zeiten aufgefundenen Vervollkommnungen im techniſchen Verfahren möglich machen, einen großen Theil der Arbeit untergeordneten Kräften anzuvertrauen. In der Marmorarbeit z. B. mußte, da man das Punktiren nicht kannte, bei wichtigern Werken wenigſtens,

Anregungen.

Ein Denkmal für Platen.

Man beabsichtigt, dem Dichter August von Platen in Baiern ein Denkmal zu setzen.

Die Absicht ist sehr löblich und wird Jeden, den der frühe Tod des Dichters und sein lebenslang mühevoll und schwierig gewesenes Ringen oft genug gerührt hat, erfreuen. Es kommt nur darauf an, daß dieser Plan richtig angegriffen wird.

Wenn man glaubt, die Erinnerung an Platen's Muse dürfte durch ein irgendwo aufzurichtendes lebensgroßes Standbild gefeiert werden, irrt man sich. Ein lebensgroßes Standbild gehört nur den Männern, die mit ihrem Dichten und Denken, Wirken und Schaffen ins große, allumfassende Leben getreten sind, Männern, deren Bedeutung wenigstens einem großen Theile der Volksmasse eine verständliche werden kann. Platen strebte allerdings nach denselben Kränzen, die die Schäfte Schiller's und Goethe's zieren. Nur aber ist seine Bedeutung weiter als über den Umfang der stillen Gemeinde hinausgegangen. Er wählte antike Dichtformen, die er mit großer Meisterschaft behandelte; er lebte mehr in Griechenland und Rom als unter seinem Volke. Sein Dichten und Schaffen war ein so auffallend auf sich selbst bezogenes, daß eine ganz besondere ethische Verwandtschaft und gleichgestimmte Empfindung dazu gehört, gerade an dem Verstimmten und Aparten seiner Dichtweise Gefallen zu finden. Die Philologen haben auch an seiner gewandten Sprachbehandlung, an seiner Nachahmung des antiken Geistes und dem Gebrauche der alten Versmaße viel ganz spezielle Gefallen gefunden. Seine „Polenlieder", die durch ihren Freimuth überraschten, stehen bei ihm nicht im Zusammenhange mit einer im Großen und Ganzen für das Allgemeine strebsamen Natur; auch sie sind fast wie eine Gruppe in einem immer nur auf sich selbst und die eigene Kultivirung gerichteten Leben anzusehen. Kurz, eine lebensgroß aufgerichtete Bildsäule dieses Dichters müßte einen ganz wunderlichen Eindruck machen, gleichsam als wollte sie fragen: Was soll mir euer Dank? Was soll mir euer trauriger Himmel? Ich passe entweder nur für Sicilien oder bei euch für eine Bibliothek.

Ein richtiges Platen-Denkmal müßte irgend eine symbolische Gruppe sein, andeutend die klassisch-strenge und fernentrückene Sehnsucht nach einer nirgends mehr zu findenden Idealität, eine aus gelehrten Folianten aufblickende Psyche oder ein trauernder Genius, der seine Heimat verloren hat und in die Ferne blickt; ein Knabe mit der erbleichenden Fackel, das Bild des Lebens selbst, das ist das Symbol der Platen'schen Muse. Das am Fuße angebrachte Medaillon des Dichters würde die Allegorie vervollständigen und den Dichter genugsam ehren. Auch uns ist das Andenken an Platen (der so sehr Nachahmer der Alten war, daß er, unbekümmert um seinen Ruf, die Freundschaft nach griechischer Anschauung besang und wie die Helden Homer's von sich mit den überschwänglichsten Verheißungen sprach, Verirrungen, die wiederum einen fast nur philologischen Ursprung hatten!) sehr theuer und werth, allein man bleibe mit seiner Verehrung innerhalb der Grenzen des Schicklichen und huldige ihm mit dem *Lobe*, der in — Gemälde, die sich gern in solchen Fällen überbieten, nicht immer heimisch ist.

Herr Kauz.

„Herr Kauz", dessen Erzählungen J. G. von Quandt (Dresden, Kunze) herausgegeben hat, ist ein etwas wunderlicher Heiliger, aber er unterhält in einer Weise, die immer anregt und Allerlei zu denken gibt. Vielleicht ist dies sein Hauptfehler manchen Lesern gegenüber. Der Sonderling reizt uns, ohne immer zu befriedigen; er gibt Räthsel und läuft vor der Auflösung davon. Der größere Theil dieser kleinen Erzählungen ist anekdotenhaft, aber die Kürze läßt uns nur bedauern, daß der Verfasser selbst von einem glücklichen Stoff nicht die Veranlassung genommen, ihn weiter auszuspinnen. Es ist die Kürze des Reichthums, nicht der Armuth.

Herr von Quandt führt uns mit sicherer Hand an ästhetischen Abgründen (die dunkle Schattenseite des Lebens bietet stets solche) vorüber, ohne uns in dieselben zu stürzen. Daß er oft mehr andeutet als löst, danken wir ihm; — wer Alles lösen will, hat selten das Recht dazu. Es mag sein, daß gerade in diesem Clair-obscure einiger Erzählungen ein heimlicher Reiz liegt, gewissermaßen ein Kunstgriff dem Leser gegenüber; aber seit wann wäre dies dem Dichter verboten? Hat Herr Kauz sich die ältern italienischen Novellisten zum Muster genommen, so hat er unsers Erachtens eine gute Wahl getroffen. Die Form, wie sich die hier besprochenen Erzählungen in einem gemeinsamen Rahmen humoristischer Anekdoten zeigen, scheint uns gut gewählt und überhaupt mit Unrecht jetzt fast ganz vernachlässigt. Es gehöre sich nur Jeder selbst, wie ihm diese Einkleidung, wo sie sich findet (man denke nur vor allem an die lebensvollen „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" von Goethe und Manches bei Tieck), stets sein geringes Vergnügen gewährt hat. Mehr

kann der Autor nicht wollen und wol auch nicht erreichen.

Was uns an diesen Erzählungen noch besonders angesprochen, ist, daß sie sich schlicht und harmlos, ohne sichtbare Prätensionen geben. Sie könnten so im Freundeskreise erzählt werden sein, wo auch das anerkannte Talent keine exclusive Huldigung beanspruchen kann und wird, wo auch ein geistreicher Ausspruch keine unbedingte Geltung heischt. Und wie es nun sei und ob wir uns hierin täuschen mögen, so harmlos wird eben selten erzählt, soviel wir uns erzählen lassen müssen. Diese Harmlosigkeit schließt tiefgehende Bemerkungen nicht aus, die sich ungesucht ergeben und nicht in jener altklugen didaktischen Manier vordrängen, die der Tod aller Unterhaltungslectüre ist. Wegen des letztern Wortes wird man uns nicht mißverstehen. Wollte Herr Kanz seine Hörer nicht blos unterhalten, sondern sie auch sich selbst in einem unvermerkt vorgehaltenen Spiegel erkennen lassen — um so besser! Es ist ihm wenigstens in einer Weise gelungen, die, wie wir nicht zweifeln, noch viele andere Leser zu dem Eingeständniß der Befriedigung bringen wird.

Das Leben Christian Grabbe's.

Seitdem das Andenken an die etwas ungeheuerliche Muse Christian Grabbe's aus Detmold bei unsern Zeitgenossen wol so ziemlich verklungen ist, muß es überraschend sein, daß Karl Ziegler von ihm eine neue Biographie (Hamburg, Hoffmann & Campe) herausgibt. Ein sehr zähes Leben führten bei uns die kritischen Redensarten und doch werden sie mit der Zeit ab. Zu ihnen gehörten eine zeitlang die Bezeichnungen: Markig, Kraftvoll, Gewaltig, Titanenhaft, und auf Rechnung dieser Secundaner- und Primaner-Maßstäbe ist auch die ungeheure „Gestaltungskraft" Grabbe's sehr angestaunt und ihr allzu früher Zusammensturz beklagt worden.

Man ist jetzt dahintergekommen, daß nichts leichter ist, als unfertigen, planlos zusammengewürfelten und compositionslosen Schöpfungen diesen Charakter des „Gewaltigen" aufzudrücken. Was z. B. das Theater anlangt, so braucht man sich nur hinzusetzen und bei der Lampe Schimmer etwas absolut Undarstellbares, von keinem Schauspieler je zu Sprechendes, von keinem Publicum je Anzuhörendes niederzuschreiben und es ist möglich, daß auch noch jetzt hier und da solche Ausrufungen hörbar werden: „Genial! Eine ursprüngliche Dichterkraft!" und wie diese Bezeichnungen für Productionen lauten, mit denen man auch die Grabbe'schen Dichtungen vor zwanzig Jahren bald rühmte, bald bedauerte.

Wir wollen keineswegs dem jetzt wiederum modisch gewordenen allzu subtilen, allzu gezirkelten, Strich an Strich reihenden Schaffen das Wort reden, indessen hat Logik, nüchterner Verstand, ruhige und bedachte Ausführung sich unter den kritischen Maßstäben allmälig eine Geltung erworben. Man will in der Anlage eines Dichtwerks jetzt zuvörderst Besonnenheit, Ebenmaß, Unterordnung des Ausdrucks unter die Thatsache und läßt sich sogar bei einigen Talenten, die viel bedeutender als Grabbe sind, nicht mehr von der so leicht nachzuahmenden Miene des „Genialen" imponiren. Man will gesunde Vernunft, Selbstbeschränkung, Alleinherrschaft des Stoffs und die Vermittelung desselben mit der allgemeinsten Verständlichkeit. Ein Drama, wo wie bei Grabbe bald Hannibal vor der Schlachtreut die Römer, bald Scipio in gleicher Situation die Karthager anredet, hier Napoleon, dort Wellington Armee-Commandirenden, würde jetzt nur noch kindisch erscheinen.

Dennoch ist die Ziegler'sche Biographie lesenswerth als Beitrag zur Geschichte der Zerrissenheitsperiode. Daß Christian Grabbe, traurig genug, an gebrannten Wassern zugrunde ging, daß er als Mensch eine fatalenartige Natur hatte, die selbst dem Freunde, wenn er ihm nicht sogleich nach Wunsch redete oder nach Wunsch handelte, tückisch ins Gesicht springen konnte, ist leider bekannt. Die Ziegler'sche Biographie wirft einen großen Theil der Schuld dieser Entwickelung auf Grabbe's Frau, die sich am Ruhme ihres Mannes betheiligen wollte, als aber dem Lorber auch die Dornen folgten, einen Unglücklichen im Stiche ließ, den vielleicht eine milde weibliche Natur zur Besinnung gebracht hätte auf Das, was seiner würdiger gewesen wäre. In manchen Eröffnungen hätten wir den Verfasser weniger frei gewünscht.

Zum Erwägen.

Man sage, was man will, es gibt nur da Liebe und Freundschaft, wo sich Einer dem Andern bringt.

* *

Ein Freund unserer „Unterhaltungen" schreibt uns gelegentlich: „Es gibt eine besonders edle Scham, die Scham, wenn Glückliche sich ihres Glückes schämen."

* *

Wir träumen nicht, was wir hoffen. Das Glück, das uns zuweilen im Traume beschert wird, ist gewöhnlich eine der uns selbst lächerlichen Ueberraschungen in Dingen, an die wir am allerwenigsten gedacht haben, oder irgend einer der wenigen Wünsche, deren Erfüllung wir längst aufgaben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 26. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Untreue.

Zwei Dorfgeschichten über ein Motiv.

I. Niederdeutsch.

Die Conscription zum russischen Feldzuge Napoleon's hatte begonnen und im damaligen Königreiche Westfalen manchen jungen Braunschweiger, Hannoveraner und Hessen bewogen, sich dem Söldnerdienste auf dieser Eroberungsfahrt durch die Flucht zu entziehen. Herrschte doch in den Ortschaften Niedersachsens der allgemeine Glaube an einen baldigen Sturz der französischen Herrschaft, welchen dieser übermüthige Zug nur zu bald herbeiführen sollte.

Konradine, die elternlose Erbin eines reichen Ackerhofs in Niedersachsen, liebte ihren Knecht Franz, welcher ihr Erbgut unter der Aufsicht ihres Vormundes treu verwaltete. Franz war der Sohn armer Aeltern, aber ein hübscher, fleißiger und treuer Bursche, dem man das Glück, eins der reichsten Mädchen demnächst als Frau heimführen zu können, nicht mißgönnte. Da traf ihn das Loos zum Kriegsdienste. Konradine war ebenso unglücklich, ihren Geliebten, wie ihr Vormund einen treuen Verwalter ihres Besitzthums zu verlieren. Seine Verwendung, sein Bitten beim Mairiesecretär, der über den Maire Alles vermochte, waren umsonst.

Das junge Paar war in Verzweiflung. Am Morgen des Tags, an welchem Franz sich als Soldat zu stellen hatte, war Konradine jedoch zur Verwunderung ihres Vormunds und Aller, welche die zärtliche Neigung der jungen Leute zueinander kannten, auffallend ruhig. Diese Erscheinung wurde durch die Nachricht, daß Franz nirgends zu finden sei, bald aufgeklärt. Konradinens Gefaßtheit ließ es unzweifelhaft, daß sie um seine Flucht und vielleicht um seinen Aufenthaltsort wisse. Gendarmen erschienen, um Nachsuchung zu halten, Konradine wurde durch den Mairiesecretär vernommen, Franz blieb verschwunden. Damit ruhte die Angelegenheit. Konradine war traurig gestimmt, doch gefaßt.

Der Mairiesecretär, ein junger, hübscher Mann, von einschmeichelndem, gewandtem Wesen, welchem er auch seine Stelle zu danken hatte, schien an der hübschen Bäuerin Gefallen zu finden, wenigstens schlossen dies alle Bewohner von N. aus seinen häufigen Besuchen in Konradinens Wohnorte, aus den Reiterkünsten, die er vor ihrem Fenster

anzustellen pflegte, aus seiner Annäherung an den Revierförster, Konradinens Verwandten, in dessen Hause er öfter Gelegenheit hatte, sie zu sehen und zu sprechen. Es verhielt sich in der That so mit der Gesinnung des Maitiesecretärs. Er, der durch verschiedene Dienste gegen die westphälische Regierung aller Vaterlandsliebe Hohn gesprochen hatte (er war ein Deutscher, kein Franzose) theilte jetzt den Glauben des Volks an den baldigen Sturz der französischen Herrschaft und fürchtete von diesem Ereignisse das Schlimmste auch für sich. Was konnte mehr in seinen Plan passen als eine Heirath mit dem reichen Mädchen, das, obgleich auf dem Lande geboren und in ländlichen Sitten erzogen, doch durch den Umgang mit ihrer Verwandtschaft und durch genossenen Unterricht sich die Bildung einer Städterin angeeignet hatte, welcher nur ihre Kleidung nicht entsprach, und welche außerdem durch das Verhältniß zu ihrem conscriptionspflichtigen entflohenen Liebhaber zum Theil in seine Gewalt gegeben war?

Will man nun auch nicht behaupten, daß die Eitelkeit einen großen Bestandtheil auch der besten weiblichen Naturen ausmacht, so kann man doch nicht leugnen, daß das Wesen des Weibes unmittelbaren Eindrücken auf die Sinne mehr unterworfen ist als die männliche Natur, daß das Weib, ein Gefühlsleben lebend, Wunden des Verlustes und der Trennung, denen unmittelbar ein Heilmittel folgt, eher verschmerzt als mancher mittrauernde Zeuge ihres Kummers vielleicht wähnt. Wenn der junge, schöne Secretär Sonntag Abends, wo die Bewohner des Dorfs vor den Thüren saßen, Konradine von der Wohnung des Försters durch das Dorf bis zu ihrer Wohnung begleitete, die ältern Bauern ehrerbietig ihre Mützen abnahmen und die jungen Mädchen flüsternd die Köpfe zusammenstecken, fühlte die hübsche Bäuerin, trotz des Kummers um den entfernten Geliebten, sich geschmeichelt. Als er aber gar mit Einwilligung ihres Vormundes und ihrer Verwandten auf dem vom Maire des benachbarten Städtchens veranstalteten Balle zum größten Neide der Töchter des Försters, deren Gast sie war, wie zur Verwunderung aller schönen Städterinnen mit ihr den Tanz eröffnete und den ganzen Abend sie mit Aufmerksamkeiten überhäufte, fühlte sie sich zur Anerkennung und zum Danke verpflichtet. Spät nach Mitternacht vor ihrer Thür von ihm aus dem Wagen gehoben, überließ sie ihm ihre Hand und erwiderte nichts, als er sie bat, sich von Zeit zu Zeit nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen.

Die alte Dienstmagd setzte drinnen in Konradinens Schlafkammer die Lampe auf den Tisch und sagte im Hinausgehen: Ihr habt keinen Brief bekommen? — Seit vierzehn Tagen nicht, Rebekka! entgegnete Konradine in etwas unwilligem Tone, ihr Bouquet, des Maitiesecretärs Geschenk, betrachtend. — Das begreif' ich nicht! Wenn er nicht mehr an Euch dächte — fuhr die Alte fort. — Könnte das wol möglich sein? Glaubst du, Rebekka? — Lieber Gott! Ich habe ihn immer für einen treuen Burschen gehalten, aber, — er war zu hübsch, und dann wißt Ihr, hatte er eine hübsche Base, ich weiß nicht wo, weit von hier; — ich konnte nicht begreifen, warum er Euch eigentlich seinen Aufenthaltsort verbarg — — Aus Vorsorge für mich, Rebekka! — Das wüßte ich nicht! Neulich wollte ihn Jemand, den ich Euch nicht nennen darf, in Bremen gesehen haben — — In Bremen? — Ja, wie er mit einem Schiffsmakler verhandelte; — ich weiß aber nicht, ob er sich nicht irrte! Nun, Jeder von Euch wird wol sein Bestes wissen. — Ach Rebekka! — Geht zu Bette, zu Bette jetzt! Morgen sprechen wir weiter! Euer Fehler war von je, daß Ihr zu gut wart, zu viel Vertrauen hattet! Gute Nacht jetzt! — Gute Nacht, Rebekka! — Die Alte schlich sich in ihre Kammer und verschloß in ihre Schublade zwei blanke Thaler, welche sie bis dahin in der Hand gehalten hatte.

In schwankenden Gemüthslagen geben unsere Wünsche nur zu bald jedem fremden Urtheile nach, welches das Gewand der unparteiischen Theilnahme trägt, oder vielmehr unsere Wünsche umkleiden auch den eigennützigsten Rath mit diesem Gewande. Der Natur-

ſecretär ſetzte ſeine Beſuche fort und man ſprach bereits davon, daß ein Verlobungstag angeſetzt werden ſollte und daß Konradinens Vormund bereits Verhandlungen zum Verkaufe ihres Bauerngutes angeknüpft hätte. Denkt ein junges Mädchen ernſthaft an Verlobung, ſo hören die Scherze ihrer Geſpielinnen und Freundinnen über ihre Liebe von ſelbſt auf. Jene ziehen ſich unwillkürlich von ihr zurück und je weniger die Liebende fortan über ihren Geliebten und ihr Verhältniß zu ihm hört, deſto eifriger wird der Gegenſtand unter den Geſpielinnen beſprochen. Konradine erfuhr nichts über die Stimmung der jungen Mädchen und Burſche des Dorfes in Bezug auf ihre Liaiſon gegen Franz, den Alle liebten, und da der Maireiſecretär ſie demnächſt als Frau in die benachbarte Stadt zu führen beabſichtigte, ſo veranlaßte er ſie mehr und mehr, ſich von ihrem bisherigen Umgange im Dorfe zu entfernen und zu Leuten aus ſeinem Kreiſe zu halten. Konradine war reich und wirklich liebenswerth, deshalb kam man ihr in dieſen Kreiſen freundlich entgegen und ſie fühlte ſich heimiſch darin, was zur Folge hatte, daß ſie ihren Jugendfreundinnen fremder und fremder wurde. Zudem waren Franzens Briefe, die ihr immer unter dem Poſtſtempel der benachbarten Stadt zukamen, obgleich ſie über ſeinen Aufenthaltsort nichts wußte, ſeit einiger Zeit ganz ausgeblieben. Sie erklärte ſich ſein Schweigen auf die für ihre neue Liebe günſtigſte Weiſe.

Eines Abends ſaß der Maireiſecretär wie gewöhnlich an der Seite ſeiner Geliebten, ſie von den Annehmlichkeiten ihres künftigen ehelichen Lebens unterhaltend. Der nächſte Sonntag war zum Verlobungstage beſtimmt. Schon war es ſpät geworden und die alte Rebekka lauſchte öfter durch das Fenſter in die ſich mehr und mehr verdüſternde Nacht hinaus, die mit Regen drohte, der Wind ſauſte in den Bäumen draußen, aber das zärtliche Paar überhörte in ſeinem Glücke dieſe düſtere Mahnung, wie den Ruf des Wächters, welcher ſchon die elfte Stunde verkündete. Noch ein mal erinnerte ſich Konradine der frühern Zeit, wenn ſie um dieſe Stunde nach ihrer Kammer zu gehen pflegte und Franz, nachdem er das Haus und die Ställe beſorgt und alle Thüren geſchloſſen hatte, beſcheiden wartend am Treppengeländer ſtand, um ihr noch gute Nacht zu ſagen. Nie hatte er es auch nur gewagt, in dieſer Stunde ihre Hand zu ergreifen und zu küſſen, geſchweige denn die Liebkoſungen ſich zu erlauben, welche ſie ihrem jetzigen Geliebten ſchon nicht wehrte. Manchmal, wenn ſie zu lange ausblieb, hatte er auch wol an der Thür leiſe gerufen: Gute Nacht, Dinchen! und war dann geräuſchlos in ſeine Kammer gegangen ... Während dieſe Gedanken in ihrer Erinnerung wach wurden und infolge ihres Schweigens eine kurze Stille im Gemache eintrat, war es plötzlich, als ginge die Hausthür draußen und es bewegte ſich ein leiſer Tritt die Treppe herauf. Alle Drei hörten das Geräuſch ebenſo wol wie den leiſen Ruf, der nun dicht an der Stubenthür erfolgte: Gute Nacht, Dinchen!

Todesſchrecken lähmte die Glieder der beiden Frauen, es war ja Franzens Stimme. Mit Entſetzen blickten ſie einander an und dann auf die Thür.

Der Maireiſecretär, von dem Schreck beider Frauen ſelbſt angeſteckt, behielt begreiflicherweiſe ſo viel Entſchloſſenheit, daß er aufſtand, die Lampe nahm und auf die Thür ſah. Aber der Ausruf: Wer iſt das — blieb ihm im Munde ſtecken; denn am Treppengeländer ſtand — Franz und zwar in einer Geſtalt, die auch dem ruhigſten Gemüthe ſelbſt am hellen Mittage Grauen eingeflößt haben würde. Franz war bis auf Beinkleid und Hemd entkleidet. Letzteres hing ihm in Fetzen um die Schultern, ſein Haar war zerzauſt und Todtenblaſſe bedeckte ſein Antlitz.

Der erſchreckte Bräutigam taumelte ins Zimmer zurück, indem er dabei die Thür wider Willen weit aufriß, ſodaß die entſetzliche Erſcheinung den beiden Frauen nun auch ſichtbar wurde. Dieſe ſchrieen auf. Der Maireiſecretär verſuchte eine Anrede, aber die Erſcheinung gab keine Antwort, regungslos ſtand ſie da und ſtarrte mit gläſernen Augen die faſt ohnmächtige Konradine an.

Die alte Dienſtmagd öffnete das Fenſter und rief erſt mit erſtickter, dann zitternder Stimme die Namen der Knechte und Mägde in die ſtille Nacht hinaus und in die trübe, ein Gewitter ankündigende Luft. Aber es regte ſich Niemand, auch auf ihren Ruf aus dem Fenſter nach der Dorfſtraße zu blieb Alles regungslos, ſelbſt der Nachtwächter war nicht zu hören und zu ſehen, nur die Hunde im Hofe, und, von dieſen angeregt, die übrigen im ganzen Dorfe erhoben ein ſchauerliches Heulen, und der Sturmwind ſauſte dazu in den Bäumen und bewegte raſſelnd die Ziegelſteine des Dachs. Rebekka bemerkte noch zu ihrem Schrecken, daß der Maireiſecretär an die Flucht zu denken ſchien. Biſt du's wirklich, Franz, ſo gib Antwort! rief ſie endlich mit der Entſchloſſenheit der Verzweiflung, während Konradine faſt ohnmächtig nur die Erſcheinung anſtarrte. Da erhellte ein jäher Blitz das Zimmer und die Hausflur, der räthſelhaften Geſtalt ein noch geſpenſtiſcheres Anſehen gebend, ein erſchütternder Donnerſchlag folgte, der Fenſter und Thüren klirren machte, und als die beiden Frauen ſich von dieſem neuen betäubenden Schrecken erholt hatten, ſahen ſie ſich mit der Erſcheinung allein, der Maireiſecretär hatte durch das Fenſter wirklich die Flucht ergriffen.

Angſt und Schrecken hatten ihre Kräfte erſchöpft. Das Gewitter tobte. Die Erſcheinung blieb angewurzelt und ſprachlos. Umklammert mit den Armen ſtanden ſie, drückten im entfernteſten Winkel des Zimmers ſich nieder, außer Stande, ihre Blicke von dem Geſpenſte abzuwenden. Franz ſtand in ſeiner ſchrecklichen Unbeweglichkeit die ganze Nacht an derſelben Stelle. Wagten ſie die Thür zu ſchließen und öffneten ſie wieder, derſelbe Anblick: Franz ſtand im Dunkel der Treppe. Fünf Stunden lang erlitten Beide die Qualen der Todesangſt, während der Sturm draußen heulte und der Regen an die Fenſter ſchlug. Wenn der Wächter draußen vorüberging, erhoben Beide unwillkürlich ein krampfhaftes Hülfegeſchrei, aber der Wächter ſowol wie das ganze Haus und alle Dorfbewohner, Niemand vernahm ſie... Endlich mit Tagesanbruch wurde an die Hausthür geklopft und die Stimme des Förſters, des Oheims von Konradine, verlangte Einlaß. Einer der Dienſtleute, nun endlich aus dem Schlafe erweckt, öffnete ihm. Eilig ging er die Treppe empor, ſtutzte aber nicht wenig, als er eine blutende Geſtalt ans Geländer angelehnt erblickte. Gott ſteh' mir bei, was iſt in dieſem Hauſe zu Nacht vorgegangen? rief er, ſeine Büchſe ſchußfertig machend, — haben hier Räuber gehauſt?

Der Knecht zuckte mit den Achſeln und blickte ſcheu zur Erde.

Aber was geht hier vor?

Da ließen ſich Konradine und Rebekka im Zimmer hören; beide Unglückliche waren durch die ſtundenlange Todesangſt ſo erſchöpft, daß ſie kaum zu ſprechen vermochten und den Förſter nur mit Mühe über das Vorgefallene in Kenntniß zu ſetzen im Stande waren.

Inzwiſchen erhob ſich ein allgemeiner Lärm. Unterm Fenſter entdeckte man die Leiche des Maireiſecretärs. Er hatte ſeine Flucht theuer büßen müſſen. Er lag unter dem Fenſter mit zerbrochenem Genick.

Das iſt das Gericht Gottes! rief der Knecht dazwiſchen, indem er ſich an die ins Zimmer drängenden übrigen Hausgenoſſen und andern Dorfbewohner, die nun nach und nach herbeigekommen waren, wandte; das iſt die Strafe für Franz!

Es lebt noch ein Gott im Himmel, der den Schurken in die eigene Schlinge fallen ließ! murmelte der Haufen einander anblickend.

Wenige Worte genügten, um über Alles hinreichende Aufklärung zu geben. Dem Maireiſecretär waren durch die von ihm beſtochene alte Dienſtmagd Franzens Briefe an Konradine ausgehändigt worden; er hatte infolge deſſen mit Hülfe des Poſtbeamten der Stadt Franzens Spur entdeckt und dieſem durch Gendarmen nachſtellen laſſen. Franz war ihnen entflohen, war eingeholt, hatte ſich vertheidigt und einen Schuß in die Hüfte erhalten, mit dem er ſich in das Gehöft eines Landmanns flüchtete, unter deſſen Händen

er verſchied. Die Nachricht dieſes Trauerfalls gelangte nach N. und erregte unter den jungen Burſchen des Dorfs den furchtbarſten Schmerz und ein Rachegefühl gegen den Mairiefecretär und die untreue Geliebte. Sie holten den Leichnam heimlich herbei und ſtellten ihn am Vorabend der Verlobung an die Treppe vor Konradinens Zimmer.

Das Volksgericht zwang natürlich auch Konradine und Rebekka, die Gegend auf immer zu verlaſſen. Kr.

(In nächſter Nummer eine oberdeutſche Erzählung aus der Grenzgegend von Schwaben und Franken.)

Berliner Briefe.

II.

— Woran können wir die Betrachtung über Namen, die nach Alexander von Humboldt zu nennen wären, paſſender anknüpfen als an die Univerſität?

Das Gebäude derſelben wurde im Jahre 1754 durch den Architekten Boumann im Zopfſtil erbaut. Er hatte ſchwerlich die Ahnung, daß die Flammen alles Wiſſens ſich einſt hier concentriren und durch die Welt leuchten würden und daß zu den Füßen neuer Ariſtoteles und Plato Jünger hier ſitzen und ſchwitzen würden. Er baute ſein Werk ganz unbefangen in dem damals beliebten franzöſiſchen Stil für die Hofhaltung des Prinzen Heinrich, Bruders Friedrich's des Großen. Daher kennt jeder Altberliner das Gebäude heute noch unter dem Namen „Prinz Heinrich's Palais". Daß man zehn Jahre darüber zubrachte, es aufzurichten, lag nicht in der Saumſeligkeit der Erbauer, ſondern in den Finanzen. Der Siebenjährige Krieg, der damals ſeine Geißel ſchwang, verſchlang Alles und ließ nicht viel für Prachtbauten übrig. Man mußte temporiſiren. Als dann endlich 1764 der Prinz mit ſeinem Hofſtaat einzog, da begann ein geiſtreich geſelliges Leben in ſeinen Mauern. Dem franzöſiſchen Eſprit huldigend wie ſein königlicher Bruder, ließ Prinz Heinrich in die weiten, geräumigen Rococoſäle und hohen Zimmer mit Gobelintapeten, Damaſtgardinen mit ſchweren, plumpen Vergoldungen die Courtoiſie Frankreichs eintreten, die ſcherzende und ernſte Intrigue des Hoflebens und die Galanterie. Ein großer, ſchöner Garten mit ſchattenreichen Bäumen, von hohen Mauern umſchloſſen, dehnte ſich hinter dem Schloſſe bis zum Kupfergraben aus und lud in Sommertagen zu fröhlichen Feſten ein, die, gleich italieniſchen Nächten, Schäferſpiele aller Art im Gefolge hatten und manch zärtliches tête-à-tête begünſtigt haben mögen. Die Mauer wurde in ſpätern Jahren abgebrochen, der Liebeshain iſt noch geblieben. Wer kennt nicht das berühmte Kaſtanienwäldchen hinter der Univerſität? Nur ein kleiner Theil iſt umzäunt und wird als botaniſcher Miniatur- oder Tochtergarten des großen Botaniſchen Gartens zu wiſſenſchaftlichen Zwecken und für die Vorleſungen benutzt. Ein magiſches Geflüſter, das noch heute in den Wipfeln ſeiner Urſtämme ſich vernehmen läßt, gemahnt an die Tage der Vorzeit; ja es hat in gewiſſer Beziehung ſeinen innerſten Charakter, den eines kleinen Arkadien, in untergeordneter Weiſe bewahrt, denn wie damals führt heute im traulichen tête-à-tête mancher chacun ſeine chacune hierher und flüſtert von Glück und Seligkeit, zumal wenn der Vollmond ſeine goldenen Strahlen durch das nächtliche Baumdunkel ſendet. Bei Tage aber iſt es in der Sommerzeit der Tummelplatz der Kinder und Kindermädchen, die vor den verſengenden Sonnenſtrahlen hierher flüchten, ſich und ihren Schutzbefohlenen die Freuden der aufziehenden Wachparade nebſt Muſik gönnen und im Schatten kühler Denkungsart den heißen Händedruck ihres Herzliebſten abwarten, der vielleicht eben als Gardiſt, Horniſt oder Trommler ſich in königlicher Function befindet.

Prinz Heinrich war Friedrich's geliebteſter Bruder. Der große König ehrte ſein Feldherrntalent ſo ſehr, daß er einſt zu ſeinen Generalen ſagte: „Meine Herren, wir haben

Alle gefehlt; wer aber nie gefehlt hat, das iſt mein Bruder Heinrich!" Dieſem nun das Leben ſo bequem als angenehm zu machen, erbaute er ihm nicht nur dies Palais, ſondern ſchenkte ihm auch das Schloß Rheinsberg. Heinrich, deſſen Genie, mit dem ſeinen in Wechſelwirkung tretend, die Begebenheiten des Siebenjährigen Kriegs lenkte, ſollte dort im Sommer, wie einſtmals er, den Muſen, der Philoſophie und den Wiſſenſchaften leben, während die Wintermonate ihn hier feſſelten. Bis zu ſeinem Tode, der 1802 erfolgte, blieb es ſein Eigenthum. Nach demſelben ſtand es längere Zeit leer; ein alter Caſtellan hütete mit einigen Hausbedienten die verödeten Räume, die nach und nach ein etwas wüſtes Ausſehen bekamen. Ein Bauer, der zu Markte gekommen war und ſich die öden Mauern und zerbrochenen Fenſter dieſes großen, wenn auch nicht ſchönen, doch impoſanten Gebäudes neugierig anſah, wurde einmal von einem verſchmitzten Betrüger, einem gewerbenen Soldaten, aufs höflichſte mit dem Bedeuten begrüßt, er ſähe ſich wol das Haus an, um es zu kaufen. Ne! lachte der Bauer über den närriſchen Einfall. Als aber der Soldat ſich für den Caſtellan deſſelben ausgab und erzählte, wie dies Haus ſeit Jahren leer ſtehe und er beauftragt ſei, es zu verkaufen, wobei ein gutes Geſchäft zu machen ſei, da es um jeden Preis losgeſchlagen werden ſolle, damit es nicht ganz verfalle, ward der Bauer gar ernſt geſtimmt und bekam zu dem Kaufe Luſt. Der Schlaue führte ihn kreuz und quer durch die Corridors und einige leere Zimmer, ſich entſchuldigend, daß er die Schlüſſel zu den verſchloſſenen Räumen nicht eben bei ſich hätte, daß aber in denſelben noch werthvolle Gegenſtände ſtänden, die alle dem Käufer zufielen. Der Bauer kratzte ſich hinter den Ohren, lüftete ſeine Mütze, da ihm heiß zu werden anfing, und ſann und ſann und rechnete — kurz, ſie werden handelseinig. Der Bauer zahlt ſeine ganze Baarſchaft, 100 Thaler, als Angeld dem Betrüger aus und verſpricht, die noch fehlenden 3000 am nächſten Morgen zu bringen. Am nächſten Morgen klopft er an die Pforte des wirklichen Caſtellans, der ihn kurzweg für verrückt erklärt und ihn mit ſeinem Geldſack zur Thür hinauswirft.

Nachdem die Republik des Geiſtes, die Akademie der Wiſſenſchaften, ſchon von Friedrich II. gegründet war, erſtand in dieſen Räumen hier 1810 durch Friedrich Wilhelm III. die Hochſchule. Die bedeutendſten wiſſenſchaftlichen Notabilitäten wurden herangezogen, der in ſeinen phyſiſchen Kräften erſchöpfte Staat feierte eine Wiedergeburt vermittelſt des Geiſtes. Selten, ja vielleicht nie haben ſich bei der Eröffnung einer Univerſität ſo viel bedeutende Männer vereinen können, als es hier der Fall war; denn allen Facultäten leuchteten die Sterne erſter Größe ihrer Zeit voran. Die Philoſophie wurde durch Solger und Fichte vertreten, der wenige Jahre früher in edelſter Freimüthigkeit dem gefürchteten Despoten Napoleon gegenüber ſeine die Jugend begeiſternden Vorträge gehalten und durch dieſe die Drachenſaat ausgeſtreut hatte, die 1813 geharniſcht gegen den Corſen aufging. Schleiermacher vertrat die Theologie, Wolf wirkte als Philolog, Buttmann legte die grammatiſchen Grundſteine der griechiſchen Bildung für die Jugend. Der berühmte Alterthumsforſcher Boeckh wie der Antiquar der Jurisprudenz, Savigny, ſind die noch lebenden Größen jener denkwürdigen Zeit. Wo ſo edle Saat geſäet wurde, da wuchs auch eine reiche Ernte empor und immer neu wurden dem Boden die beſten Kräfte einverleibt. Namentlich iſt Berlin in der Philoſophie am bedeutungsvollſten vertreten geweſen und gewiſſermaßen eine Weltführerin geworden. Wer gedenkt nicht Hegel's und ſeiner Schule?

Die ſpätern Berufungen haben leider nicht mehr den Charakter gehabt, immer das Erſte und Vorzüglichſte vom Neuen zu beſitzen. Man griff oft zum verlebten Alten zurück. Wer hätte es für möglich gehalten, daß nach einem Hegel Schelling kam? Schelling, der nur den wiſſenſchaftlichen Glanz der Nation aus den Jahren 1800 — 12 repräſentirte! Mit Schelling wiederholte ſich, was bekanntlich ſich im Leben der Völker und Staaten bewahrheitet hat: daß es kein Rückwärtsſchrauben der Geiſter gibt; ſeine Oſten

barungsphilosophie war nur der Beweis, daß der große Mann sich überlebt hatte. Freilich, als er hier war, große Versprechungen gemacht hatte, da zog sein Name Alles, was denken konnte und wollte, anfangs an; kaum faßte das große Auditorium die Fülle der Zuhörer, unter welchen alle Capacitäten Berlins, Gelehrte und Staatsmänner, sich befanden und für die Studenten selbst in Wahrheit wenig Platz blieb. Ich selbst, voll freudigster Hingebung an diesen großen Geist, dem es einst gelungen, die Natur wieder mit dem Geiste zu verbinden, von welchem sie durch seine Vorgänger wie abgetrennt dalag, belegte, da ich leider verhindert war, die Vorträge selbst zu besuchen, für einen Freund mit einem ersparten Goldfuchs einen Platz. Er sollte das mich mit der Offenbarungsphilosophie verbindende Organ sein. Es geschah — halbe Nächte wurden von uns diesem widerstreitenden Systeme geopfert; ich verbrachte manche Nächte ganz schlaflos, auch trugen sie mir anfangs manchen Schatz ein. Allmälig aber ließ der Eifer im Publicum nach, die Zuhörer verliefen sich — die nachfolgenden Semester machten es Jedem möglich, diese Vorträge mit aller Bequemlichkeit zu hören, denn das Auditorium war fast immer leer. Ich wurde selbst mit Schelling bekannt. Offen sprach ich meine Ansichten aus, er widerlegte mich dann in seiner Weise. Eines Tags erhielt ich einen Brief von ihm, in welchem er, wie er sagte, um mich länger zu fesseln, mir ein Verslein sandte, dessen räthselhafte Natur meinen lebhaften Sinn vielleicht besonders anziehen sollte. Das Verslein lautete:

Unendliches, das man gern wüßt',
Nur wenig, das man wissen müßt'!
Doch um das Wenige recht zu wissen,
Will man auch nichts vom Einzlen missen,
Verliert am Ende gar die Spur
Im sinnlos Weiten der Natur.
Wie groß wird einst die Freude sein,
In Alles wieder eng' und klein!

Mir war der Vers allerdings insoweit unverständlich, als ich die Natur nie und in keiner Weise „sinnlos weit" gefunden. Ich versuchte daher den Vers in meiner Auffassung zu beantworten und schrieb Schelling:

Wer einschaut in der Allmacht Kreis,
Unendliches in Wenigem weiß;
Doch um dies Wenige ganz zu fassen,
Darf man nichts Einzles fahren lassen.
Bleibt der Gedanke „Welt" uns Spur,
So bleibt uns sinnvoll die Natur;
Uns groß muß unsre Freude sein,
Kehrt unser Ich in seines ein.

Schelling nahm diese Worte freundlich auf und behielt sich eine Erläuterung seines Spruchs und des meinen vor. Leider kamen wir zu keinem ernstlichen Austausch mehr, er wurde bald darauf krank, ich verreiste auf längere Zeit und als ich heimkehrte, hatte man ihn nach Pyrmont geschickt, von wo er nicht mehr zurückkehrte. Sein Tod ging mir nahe. Sein Wohlwollen und seine Unterhaltung hatten mir manche geistreiche Stunde eingebracht; stets hatte er durch seine Philosopheme die Geisteskräfte aufgeregt und mich denkend erfüllt. Ueberhaupt ist Meinungsverschiedenheit und Kampf nur die wahre Methode, um seinen Geist in Wachsthum zu bringen.

Das „große Auditorium" erinnert mich an den zu früh verstorbenen Eduard Gans. Leider verlor die Hochschule an ihm den Mann, der ihr im politischen Fache für spätere Jahre hätte so nützlich werden können. Die Politik ist eine ganz feine und perfide Kunst. Sie will erlernt sein, sie will mit Grazie gehandhabt werden. Die neueste Zeit hat uns zur Genüge gelehrt, daß wir einen recht gründlichen Mangel an echten Staatsmännern und feinen Politikern haben. Gans hätte freilich als Grundlage aller Politik die frei-

muthige Gesinnung festgehalten und die immer nur in der geistigen Avantgarde bestehende Mission unsers Staats.

Das Universitätsgebäude hat einen Mittelbau mit zwei Seitenflügeln. Der große Festsaal, in welchem Momms sonst den Vorsitz führte, wenn Terpsichore mit ihrer heitern Schar einzog, verblieb in seiner alterthümlichen Pracht und wurde zur Aula bestimmt, zu welcher er noch dient. Die untern Geschosse richtete man zu Hörsälen und Quästuren ein. Im linken Seitenflügel des obern Stockwerks ward das Anatomische Museum aufgestellt, dessen Director, der als Anatom so hochberühmte Professor Müller, auch daselbst seine Wohnung hat. Im linken Flügel ist zunächst der Wohnung des Professors und Geheimraths Lichtenstein, im zweiten Stock, das Zoologische Museum, desgleichen neben der Wohnung des Professors und Geheimraths Weiß, im ersten Stock, das Mineraliencabinet. Durch einen Umbau, den man vor zwanzig Jahren begann und der, da man die Vorlesungen der Studirenden nicht stören wollte, viele Jahre dauerte, ist das Gebäude bedeutend verschönert. Die letzte Hand legte man in den Vierziger Jahren an, indem man das kleine Gitter, welches den Mittelraum abschloß, niederriß, um es mit einem hohen zu vertauschen. Der Berliner erfand damals einen im Geiste Eichhorn's, des damaligen Unterrichtsministers, treffenden Witz: „Man läßt die Schranken der Wissenschaft nur niederreißen, um sie desto höher aufführen zu können."

Das Mineraliencabinet ward unter Leitung seines Directors in gegenwärtiger Weise aufgestellt. Es gleicht einem Naturtempel, der uns mit seinen Gottesschätzen mächtig anzieht, ja in welchem wir das Knie auf Erzstufen beugen möchten, um im Geiste anzubeten. Goethe erzählt in „Wahrheit und Dichtung", wie er als Knabe sich einen Altar aus Steinen, Mineralien und Krystallen erbaut und vor diesem stundenlang in hoher Andacht verweilt hätte. Immer, wenn ich in die hohen, weiten Räume dieser königlichen Sammlung eingetreten bin, hat mich ein ähnliches Gefühl übermannt. Rings an den Wänden jedes Zimmers stehen in großen Schränken, meist mit Glasthüren versehen, schön geordnet die verschiedenen Kategorien der erdigen Fossilien und die Metalle. Für die Edelsteine sind inmitten derselben Glaspyramiden erbaut, die mitunter auf den zierlichsten kleinen Gestellen uns den Demant und Rubin zeigen. Von der Fülle kostbarer Kiesel, welche die Hartsteine umfassen, gehen wir durch das ganze Steinreich, durch alle Erdschichten, wie die Jahrtausende sie aufgethürmt. Reicher und bedeutungsvoller werden wir es kaum in einer andern Stadt Europas finden, höchstens werden London und Paris ihm den Rang streitig machen. Auch die riesigen fossilen Ueberreste von Mammuths und Ichthyosauren und andern Unthieren fehlen nicht und gestatten einen Einblick in die antediluvianische Welt. Die Seele dieses unterirdischen Reichs ist der bereits hochbejahrte Professor Weiß, der selbst wie ein Krystall reinster, edelster Form und anspricht. Seit länger denn einem halben Jahrhundert (denn schon im Jahre 1851 feierte er sein funfzigjähriges Jubiläum) ist er den hiesigen Verhältnissen einverleibt und gehört zu unsern verdienstlichsten Gelehrten. Besonders berühmt ist er als Krystallograph; seine in neuerer Zeit aufgestellte Lehre über Form und Bedeutung der Krystallisation sowie die Vereinfachung der Theorie derselben ist sein Hauptverdienst. Wer den langen hagern Manne in seinem schwarzen Sammetkäppchen, dem ein feines Silberhaupt- und Barthaar nach allen Seiten hin entquillt, in die tiefdenkenden Augen sieht, die ein unverkennbar freundliches Wohlwollen ausstrahlen, der mag wol denken, einem jener edeln Berggeister zu begegnen, die nach dem Glauben des Gebirgs dem Menschen nur Wohlthaten spenden.

Im Gegensatz zu diesem nur der Wissenschaft lebenden Gelehrten, der alle größere Geselligkeit meidet, bewegt sich sein über ihm wohnender College, der Geheimrath Lichtenstein, gern in der großen Welt. Das ist ganz charakteristisch. Die Thiere sind geselligerer Natur als die Steine und leben gern vom Besten, was zu haben ist. Man beobachte

nur genau, überall wird man Spuren der Eigenthümlichkeit Dessen an uns finden, womit wir uns beschäftigen. Diesem Gelehrten bietet sein reiches Leben eine Fülle angenehmen Unterhaltungsstoffs; seine Länder und Menschen und Thiere hat er genug kennen gelernt. Einst zeigte er uns einen an ihn gerichteten Brief mit der Adresse: „An den Obersten von die wilden Thiere" — worunter nur er, als Director des Zoologischen Museums, verstanden werden konnte. Der Brief stammte von einem Bärenführer, der ihm seinen sorben verschiedenen Liebling für das Cabinet als auszustopfendes Prachtstück anbot. — Das Zoologische Museum wie das Mineraliencabinet sind dem Publicum an bestimmten Tagen geöffnet. Es ist in allen Sphären der Thierwelt überaus reich vertreten. Vom plumpsten, grausamsten, gefräßigsten und scheußlichsten bis zum feinsten und zierlichsten Vierfüßler hindurch bis zum starkbeschwingten Lämmergeier und leichtbeflügelten Kolibri und bis hinab zu den flatternden und mit Blumen kosenden Schmetterlingen aller Erdzonen kann man hier Abbilder schauen. Ueberaus interessant ist die Meereswelt vertreten. Nixen und Tritonen sind nicht zu finden, doch außer diesen so ziemlich Alles, was Neptun's Flutenreich birgt; Jedem, den es nicht gerade gelüstet, selbst eine Reise in der Taucherglocke bis zum Meeresgrund zu unternehmen, um bei Frau Thetis eine Visite zu machen, rathe ich, dieses so überaus reich ausgestattete Conchyliencabinet zu besuchen und sich an den dieser Dame entführten Nippsachen, als: Muscheln, Moosen, Sternen, Korallen und Perlen zu erfreuen. Leider kann man dem Freunde des Meeres hier etwas nicht versprechen: frische Austern.

Da begegnet uns eine andere Berühmtheit. Professor Ehrenberg ist eine kleine, untersetzte Gestalt mit etwas hoher Schulter, breitem, aber freundlichem Antlitz, das die Wohlthaten Jenner's nicht genossen hat. Ehrenberg ist der Entdecker einer neuen Thierwelt, der mikroskopischen. Ein Gefährte und Freund Humboldt's, hat er mit diesem Asien bereist und überall in der großen Natur die Spuren einer kleinen organischen, theils untergegangenen, theils noch lebenden Infusorienwelt, die in Wahrheit ihr ganz besonderes Reich bildet, aufgefunden. Kein Wunder, wenn er nun Das nur für stichhaltig erklärt, was unter dem Mikroskop sich ihm offenbart. Man muß ihn in seinem Tusculum besuchen, wo er mit unermüdlichem Eifer dem Schauenden seine massebildenden Lebensformen zeigt. Wir sehen ein Stückchen inländischen Marmor und erfahren von ihm, daß er durch Polythalamienkreide und vulkanische Hitze entstanden ist. En miniature zeigt er uns unter dem Mikroskop ganze Gebirgszüge, die aus nichts als aus Muschelschalen bestehen, das unbewaffnete Auge hält sie für Kreidefelsen. Seine vor kurzem erschienene „Mikrogeologie" gibt Auskunft über den Einschluß von Infusorien in vulkanischen Gebilden, worin sie wahrhaft massenhaft vorkommen. Mehre der merkwürdigsten Formen zeigt das Mikroskop auch in den Grünsandschichten wie in andern jüngern und ältern Formationen. Einst theilte er mit, wie die Fundamente der Häuser in der Karlsstraße hier auf Infusorienlagern ruhten, daher denn auch infolge dieser gelockerten, morastigen Erde vielfach Senkungen der Häuser und Berstungen der Mauern vorgekommen wären, weshalb mehre Häuser polizeilich geschlossen und die Einwohner genöthigt gewesen auszuziehen, um einem möglichen Unglück beim Einsturz vorzubeugen. Mit dem Fortitragen der Häuser, wie einige ängstliche Seelen gemeint, hatte es freilich keine Noth, denn Ehrenberg hat berechnet, daß 20,000 Jahre dazu gehören würden, ehe diese Thierchen eine Viertelmeile zurücklegten. Der wissenschaftliche Beherrscher dieser antediluvianischen wie lebenden Infusorienwelt hat den liebenswürdigsten, edelsten, ja, ich möchte im schönsten Sinne des Worts sagen kindlichsten Charakter. So selten wie seine Gelehrsamkeit ist seine Herzensgüte.

Sie sehen, daß wir alle diese wissenschaftlichen Koryphäen so außerordentlich werth auch als Menschen sind. Woher nur die schlimme Sage von dem Kastengeist einer solchen wissenschaftlichen Corporation? Ein amerikanischer Phrenolog wollte beweisen, daß ein

Satiriker ein durch Erziehung und Wiſſenſchaft modificirter Böſewicht ſei, d. h. daß, wie dieſer mit der Keule ſeinen Nebenmenſchen erſchlage, der Satiriker ihm nur mit dem Schwerte ſeiner Zunge einen Hieb verſetze, der gerade ſein Leben nicht in Gefahr bringe, aber ihm doch faſt genug gebe. Nun ſetzen aber auch, ohne Satiriker, d. h. höhere Böſewichter von Fach zu ſein, Eitelkeit und Neid den Menſchen, auch den einfachſten und beſtgerathenen, oft ſo zu, daß ſie dieſem doch ähnlich werden; auch gibt nach meinen Beobachtungen und Erfahrungen die gelehrte Ariſtokratie gerade hierzu die leidigſte Gelegenheit. Ich mag nicht auf Specialitäten eingehen, aber ich weiß Fälle, wo es einigen ſehr ausgezeichneten jungen Gelehrten hier ganz unmöglich gemacht wurde, ſich zu habilitiren. Das Uebel mag ſein, daß die Univerſitäten zu ſehr etwas Kaſtenhaftes an ſich haben. Connexion und Protection ſpielen auch hier eine große Rolle.

Doch hinweg von dieſen Betrachtungen, hinweg ſogar von dieſer oft gar zu irdiſchen Erde an den Himmel, zum Firmament, das über Berlin erglänzt, und zwar an der Hand unſers bedeutendſten Aſtronomen, des Profeſſors Encke. Wandelt er doch ſelbſt unter den Sternen. Er hat nicht nur hier am Ende der Charlottenſtraße ſeinen nach ihm benannten Encke Platz, ſondern auch einen Encke Planeten am Himmel. Ich kann Ihnen nicht genau ſagen, zwiſchen welchen Sternbildern der Planet Encke läuft, trotzdem, daß der Profeſſor ſelbſt mir auf der Sternkarte dieſen ſeinen ſchönen Grundbeſitz zeigte und mir Alles nannte, was rundherum in deſſen Nähe lag und zwar mit einer Leichtigkeit und Kenntniß, als wenn ich Ihnen vom Kreuzberg aus ſagte: Hier liegt Schöneberg, dort Moabit, da Pankow u. ſ. w. Ich bat mir natürlich ſofort die Erlaubniß aus, ihn dereinſt dort oben beſuchen zu dürfen, nur erklärte ich, daß ich die Reiſe dahin nicht gerade beeilen würde. Er gab mir mit der gütigen Erlaubniß auch die Verſicherung, daß er ſelbſt ebenfalls noch gar nicht Luſt hätte, von ſeinem Sterne Beſitz zu nehmen, ſondern es vorziehe, ihn von der Erde aus zu beobachten und im Auge zu behalten. Dieſer mit den Sternen ſo vertraute Gelehrte iſt eher klein als groß von Statur und dem Laien ſeiner Sternenwelt freundlich entgegenkommend. Er hat klare, ſinnende Augen, die leider nur ausſchauen, als hätte er ſie zu viel angeſtrengt im Forſchen nach dem milden Glanz der lieben Sterne. Encke's Geſichtszüge ſind angenehm. Man kann aus ihnen, ohne Bogard zu ſein, den Mathematiker erkennen. Man ſagt auch, daß Encke die Sterne ſo liebe, daß er gar nicht böſe wäre, wenn ihm dann und wann einer oder der andere als Orden auf die Bruſt fällt. Das iſt immer ein guter Zuſammenhang zwiſchen Himmel und Erde. Und wer einmal beſuchsweiſe den Fuß in unſer Städtchen ſetzt, der verſäume doch wirklich nicht, einen Beſuch auf der Sternwarte zu machen und ſich den Anblick in Millionen Welten zu gönnen. Es iſt in Wahrheit ein erhebender. Die beſten Teleſkope und Fernrohre wie alle Arten von Meſſungsinſtrumenten werden dem mit der Wiſſenſchaft Vertrauten Befriedigung gewähren. Ein koloſſaler Frauenhofer gibt dem Wißbegierigen den Genuß, den Mond und alle Sternbilder mit den Augen zu bereiſen. Als ich dieſe Reiſe unternahm, regierte gerade Jupiter; ich ſah dieſen, uns 133 Millionen Meilen entfernten Rieſenſtern mit ſeinen vier Trabanten hellſtrahlend in der Größe einer vier Zoll im Durchmeſſer haltenden Scheibe, die ſeinem Monde in der von einem Zoll vor mir, und ließ mir ſagen, daß ſein Licht erſt in dreiviertel Stunden dann zur Erde kömmt, wenn er ſeinen ihr entfernteſten Standpunkt eingenommen hat. Der gute Mond ſodann, der ſich anfangs ſehr nöthigen ließ, ehe er uns unverſchleiert ſein Antlitz zeigte, ward doch endlich von ſeinem Beobachter abgefangen, als er gerade durch eine compacte Wolkenſchicht wieder vorguckte, was durch die Drehbarkeit der Kuppel zu ermöglichen war. Da lagen denn die Gebirge mit ihren ausgebrannten Kratern vor mir — wenigſtens hieß es ſo — ich ſah nur eine Menge von dunkeln Flecken und lichten Stellen, die allerdings den Eindruck von Höhen, Tiefen und Flecken machten und mir die Mondkarte des ſeligen Beer zurückriefen. Daß der Mond

von der Erde mit vierzehn mal hellerem Licht erleuchtet wird, iſt dem Laien etwas un
da er gewohnt iſt, ſich die liebe Erde, eben ohne Sonne, Mond und Sterne, etwas
ſehr düſter zu denken. Außer Jean Paul, der den Mond die Sonne der Liebenden nannte,
hat der Aſtronom Meloni im Jahre 1846, alſo lange nach Jean Paul, die wärmeerregende
Kraft des Mondes bewieſen — wieder ein Beleg, daß Dichter Alles durch Ahnung haben.
Nicht allein vor der Höhe, auf welcher man ſich bei einer Sternwarte befindet, kann Einem
ſchwindlig werden, auch vor den bloßen Zahlen, die Einem rechts und links genannt werden.
Ich hatte dabei die Empfindung des Schülers aus dem „Fauſt". Um mich nicht öffentlich
zu blamiren, flüſterte ich meinem Freunde, der auch nicht mehr als ich von dieſen Trill-,
Bill- und Millionen-Meilen-Entfernungen capiren konnte, ins Ohr: „Mir wird von
alledem ſo dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum." Iſt man einmal unter
den Planeten, Kometen und Fixſternen mitten drunter, ſo läßt man ſich freilich Alles
und Jedes imponiren, was die gelehrten Herren von ihnen wiſſen; erſt ſpäter denkt man
an Lichtenberg. Als dieſem einſt ein Aſtronom vordemonſtrirte, daß die Erde in einem
Jahre 121,540,250 Meilen durchlaufe und daher in jeder Secunde 3¾ Meilen zurück-
legen müſſe, machte er über dieſe, unſere Faſſungs- und Vorſtellungskraft überſteigende
Schnelligkeit die Bemerkung, daß man alſo in der Zeit, in welcher man einen Andern
auf der Straße begrüße, mehre Meilen mit bloßem Kopf zurücklege, ohne ſich den Schnupfen
zu holen. Ich freilich, da eben auf luftiger Höhe in einer kühlen Septembernacht, holte
mir, da ich mich gar nicht von der Reiſe nach der Milchſtraße losreißen konnte, wirklich
einen recht gründlichen Schnupfen. Ich rathe Jedem, ſich ein wenig vorzuſehen und auf
die Sonne der Liebenden und Meloni's Angaben ſich nicht zu ſehr zu verlaſſen.

Aber auch die Reiſe durch die Sternbilder des berliner Ruhms wird Sie ermüdet
haben. Deshalb für heute: Gute Nacht und — Fortſetzung folgt!

(Ein zwölfter Brief demnächſt.)

Ueber Schlafwandeln und Hellſehen.

Von einem Arzt.

I.

Die beiden Somnambulen, die kürzlich ein italieniſcher Charlatan in Frankfurt am Main
ihre Künſte treiben ließ, haben zwei junge dortige Aerzte zwar etwas kurz, aber nach-
drücklich zu entlarven verſtanden. Allein die Thatſache des Hellſehens ſteht, trotz über-
wiegender Täuſchungen, unſtreitbar doch zu feſt, namentlich wenn dieſe räthſelhafte
Thätigkeit der Seele von ſchlichten Menſchen berichtet wird, z. B. vom Nagelſchmiedge-
ſellen Köhn in Klein-Suckczyn im danziger Kreiſe, zu dem ſich alle Stände ſcharenweiſe
drängten. Am 21. October 1849 namentlich waren 150 Perſonen bei ihm. „Um 7 Uhr",
heißt es in einem Berichte, „konnte man an ihm, der vorher ſtumm und bewegungslos
geweſen, einen geiſtigen und körperlichen Krampf bemerken. Zuckungen an Händen und
Füßen ſtellten ſich ein und von der Stirn fielen Schweißtropfen in großer Menge herab.
Zuletzt hob ſich die Bruſt in krampfhafter Bewegung und ſowol dies als der Ausdruck
der Züge kündigte die Arbeit einer innerlich ringenden und allmälig durchbrechenden Ge-
dankenwelt an. Den einzelnen, abgebrochenen, unverſtändlichen Worten folgte bald eine
klare und zuſammenhängende Rede, mit einer Geläufigkeit und in einem Tone geſprochen,
die man an dem Karl Köhn in ſeinem gewöhnlichen Zuſtande nie gekannt hatte. Nach
einem kurzen Dankgebete erhob ſich der Somnambule in einem fließenden, von allen An-
weſenden deutlich vernommenen Vortrage, gegen den Abfall der jetzigen Menſchheit von
dem Glauben an Gott und den Weltheiland, führte Beweiſe für die Wahrheit der göt-
lichen Sendung Chriſti an u. ſ. w. Von dieſen im Tone der Prophezeiung ausgehe-

chenen Betrachtungen wurde der Somnambule durch ein heftiges Zucken und Stöhnen im Verlaufe seiner Rede unterbrochen und kehrte dann wieder zu den religiösen Inspirationen zurück, sang ein Lied in fremder Sprache, recitirte lateinische Bibelsprüche und sprach dann den Segen in der Art, wie er der Gemeinde in der Kirche vom Geistlichen ertheilt wird. Der Eindruck dieser Scene auf die Anwesenden ward noch dadurch vermehrt, daß Alle wußten, der Karl Köhn sei ein einfacher, von allen Kenntnissen entblößter Arbeiter, der nicht schreiben und nicht einmal geläufig lesen könne. Derselbe war 27 Jahre alt, evangelischer Religion, verheirathet und Vater von drei Kindern. Der Zuspruch des Volks war, seitdem der Köhn in diesen Zustand verfallen, so groß, es drängten sich so viele Leute ungestüm seiner Wohnung zu, daß die Ortsobrigkeit Maßregeln dagegen treffen mußte."

Das Reproduciren einer überwiegend nur von außen aufgenommenen Ideenwelt liegt hier auf der Hand. Auch factischere Prophezeiungen kommen nur aus dem im Gedächtniß angesammelten Ideenvorrath, wie z. B. bei dem Knaben in Urach auf dem Schwarzwalde, der liberal prophezeite, wie jener preußische Somnambule conservativ prophezeite. Um den Knaben in Urach zu sehen und zu hören, strömten die Menschen auch von vielen Stunden Wegs zusammen, wie denn bekanntlich die Schwarzwälder, gleich allen Gebirgsvölkern, vorzugsweise einen großen Hang zum Ungewöhnlichen und Wunderbaren besitzen. Aber nicht blos in den Köpfen des großen Haufens auf dem Schwarzwalde und in andern gebirgigen wie flachländischen Regionen unsers nördlichen und südlichen Heimatlandes geht die Schlafwahrsagerei von neuem spuken. Auch der Büchermarkt strömt über von interessanten und uninteressanten, weltlichen und überweltlichen Berichten und Erklärungen, wie und durch welche irdische und überirdische Kräfte hellsehende Somnambulen versiegelte Briefe mit der Magengrube lesen sollen — in fremden, nie erlernten Zungen reden — viele Meilen weit entfernte Personen erblicken und mit denselben Unterhaltung pflegen — menschliche Zukünftigkeiten prophetisch vorhersehen und eigene und fremde Krankheiten in der Nähe und Ferne mit Erfolg behandeln können... Was ist zu halten von diesen vorgeblichen Thatsachen? — Bis wie weit dürfen wir glauben? — Wo hebt der Zweifel an? — Was ist Wahrheit, was Irrthum, Täuschung, was Betrug?

Die gesammte Lebensthätigkeit des menschlichen Organismus wird durch die Nerven vermittelt. Diese gehen meistens vom Gehirn und Rückenmark aus, doch gibt es neben diesen beiden großen Hauptmittelpunkten des nervösen Systems auch noch kleinere Centralherde der Nerventhätigkeit und dies sind die Ganglien (Nervenknoten). Zwar stehen diese hauptsächlich den gesammten vegetativen, auf Ausbildung und Erhaltung des materiellen Organismus gerichteten Thätigkeiten vor, können jedoch, da sie sich neuern physiologischen Entdeckungen zufolge mittels ihrer feinsten Endigungen bis in die tiefsten Theile des Gehirns verzweigen, auch an den Zuständen des geistigen Lebens, an unserer Seelenthätigkeit, immerhin mehr oder weniger Antheil nehmen. Das prädominirende Organ dieses Ganglionsystems ist nun das in der Magengegend liegende sogenannte Sonnengeflecht, in welches und von welchem die Nervenbündel aller andern Geflechte ein- und ausgehen. Seiner großen Bedeutsamkeit wegen hat man es das zweite Gehirn des Menschen, das Cerebrum abdominale (das Bauchgehirn), genannt, und nicht zu leugnen ist, daß dasselbe, wie bereits erwähnt, in vielfachen Beziehungen zum Cerebralsysteme steht, das namentlich insofern durch selbiges gleichsam ergänzt und abgelöst wird, als das Cerebralsystem im Wachen und das Ganglionsystem im Schlafe vorherrscht. Sein Werk ist z. B. der Traum — der Traum, der sich nicht selten bis zum Hören und Antworten der Schlafenden steigert, ja selbst, wenn er sehr lebhaft wird und sonstige, die Gradation der Ganglien begünstigende Umstände hinzutreten, selbst die Muskelthätigkeit in Bewegung setzt und den Menschen zum Nachtwandler (Mondsüchtigen) macht.

Eine wunderbare Erscheinung ist dieser Lunambulismus. Der Nachtwandler träumt, daß er gehe und handle, und sein Traumbild verwirklicht sich. Seine Sinnorgane schlafen, er sieht und hört nicht. Aber sein Tastsinn, sein bewundernswürdig gesteigertes Gefühlsleben ersetzt die Functionen der schlafenden Sinne und leitet instinctmäßig seine Handlungen. Manche Nachtwandler handeln mit großer Consequenz und zum Erstaunen zweckmäßig. Sie bemerken und beachten Alles, was ihren Unternehmungen hinderlich oder förderlich ist, suchen z. B. die Schlüssel zu den Zimmerthüren und Schränken, die sie öffnen wollen, schließen ordnungsmäßig auf und wieder zu, klettern mit und ohne Leiter auf die steilsten und gefährlichsten Höhen, auf Giebelspitzen, die sie wachend nimmermehr erreichen würden, und kommen, ohne auf dem glatten Dache auszugleiten oder sonst fehlzutreten, glücklich und unversehrt wieder zurück. Man muß sie nur ruhig gewähren lassen. Ein Nachtwandler ging z. B. vor die Schenke, klopfte den Wirth heraus, zechte und bezahlte, wünschte eine wohlschlafende Nacht und legte sich, ununterbrochen fortschlafend, getrost wieder zu Bett. Der Jesuit del Rio erzählt von einem Klosterbruder Gundisalvus, dessen Geschäft es war, die Kinder im Katechismus zu unterrichten, daß er seine Lectionen als Nachtwandler fortgesetzt hätte. Ein Kammergenosse desselben, der durch den Lärm, den der Klosterbruder machte, im Schlafe gestört wurde, verbat sich eines Abends in sehr derben Worten diese nächtlichen Lehrstunden und drohte, falls sie wieder passirten, mit der Peitsche. Erzürnt und erbittert hierüber, schläft unser Schulmeister ein. In der Nacht aber steht er auf, ergreift eine lange Schere und würde unfehlbar seinen Beleidiger getödtet haben, wenn dieser nicht glücklicherweise längst wach gewesen und in Voraussicht Dessen, was da kommen sollte, der Gefahr aus dem Wege gegangen wäre. Gundisalvus schritt wüthend auf das Bett los, holte aus und stieß seine Schere mehrmals mit Gewalt in das Kopfkissen. Nachdem seine Rache auf diese Weise gekühlt war, legte er sich wieder nieder. Andern Morgens aber wußte er von allerem nichts, als daß ihm geträumt hätte, sein Schlafkamerad wäre mit der Ruthe gekommen, er aber hätte sich mit der Schere gewehrt.

Ganz wie in diesem Falle treiben überhaupt die Nachtwandler gewöhnlich Das, womit sie sich wachend beschäftigen. Der Musikus spielt, singt, componirt; der Maler macht Zeichnungen; der Chemiker experimentirt in seinem Laboratorium; der Eine rechnet, ein Anderer spricht über wissenschaftliche, politische, gewerbliche Gegenstände; dieser schreibt Briefe, macht Predigten; Jener bereitet Arzneien, striegelt die Pferde oder wartet bei Tische auf. Wir sehen, es sind lauter Bruchstücke aus den Geschäftskreisen des menschlichen Lebens. So studirte z. B. ein sehr thätiger Nachtwandler vor vielen Jahren in Göttingen. Dieser junge Mann zündete sich selbst Licht an, setzte sich an seinen Arbeitstisch und schrieb mehre Stunden eifrigst fort. Die Handschrift unterschied sich nicht von der im wachenden Zustande zu Papier gebrachten, aber der Sinn des Niedergeschriebenen war verworren. Sein Hauswirth meinte anfänglich, es sei nicht geheuer auf der Studentenstube, ein Geist gehe dort um, bis er sich ein Herz faßte und hinaufschlich. Und so mag das Nachtwandeln wol schon manchmal der sehr natürliche Grund haarsträubender Spukgeschichten gewesen sein.

Der Nachtwandler ist frei von aller Furcht, weil er keine Gefahr wahrnimmt. Läßt man ihn gewähren, so vollführt er die kühnsten Unternehmungen mit Geschick und oft übernatürlicher Kraft. Doch wehe ihm, wenn er geweckt und zur Besinnung gebracht wird, bevor das Wagstück, das er eben vorhat, vollendet ist! Glücklicherweise hält dies aber auch sehr schwer. Es hat Nachtwandler gegeben, die weder durch Stechen, Kneipen, Stoßen, noch durch das lauteste Geräusch von Trommeln und Pfeifen zu ermuntern gewesen sind, ja selbst das Abfeuern eines Schießgewehrs hart an ihren Ohren rührte sie nicht. Am ersten macht noch der laute Aufruf ihres Namens Eindruck auf sie. Aber wie gesagt, man unterlasse es, den Schlafwandler auf gewaltsame Weise zu wecken und hüte sich namentlich vor jenem, von Einigen sehr angelegentlich empfohlenen Ueberschütten

desselben mit kaltem Wasser. Dergleichen Proceduren sind höchst gefährlich in ihren Folgen, — sie können epileptische und andere unheilvolle Nervenleiden, Stumpfsinn, unheilbares Gliederzittern oder allgemeine, das ganze Leben hindurch andauernde Kränklichkeit nach sich ziehen. Zur Verhütung des Nachtwandelns hat man Festbinden im Bette oder das Hinstellen einer Wanne mit kaltem Wasser vor das Bett vorgeschlagen. Letzteres kann aber, wie leicht zu erachten, nur in gelindern Fällen Erfolg haben; ein Nachtwandler höhern Grades kehrt sich nicht daran. Dieser weiß das Gefäß durch Hinübersteigen zu vermeiden; denn wie fest auch seine Augen geschlossen sind — er sieht schärfer als im wachen Zustande... Die beste Prophylaxis ist die, den Mondsüchtigen in ein nach Norden gelegenes Zimmer zu betten, dessen Fenster durch Gitter verwahrt und dessen Thüren wohlverschlossen sind und seine Ueberwachung einer leise schlafenden Person anzuvertrauen.

Wenn der Nachtwandler erwacht, weiß er von Dem, was er im Schlafe gethan oder was man mit ihm vorgenommen, nicht das Mindeste. Allenfalls schwebt, wie der Leser aus unserer Erzählung vom Klosterbruder Gundisalvus ersehen, das Traumbild ihm noch vor; der Verwirklichung aber kann er sich nicht bewußt sein, da ihm, gleich dem Wahnsinnigen, alles Erinnerungsvermögen abgeht.

Was nun die Ursachen dieses merkwürdigen Zustandes, der übrigens nicht immer störend auf die Gesundheit einwirkt, anlangt, so sind sie zunächst in krankhafter Beschaffenheit des Nervensystems begründet. Zu lebhafte Phantasie und Sinnlichkeit während des Schlafs — Uebergewicht der animalischen Seele (der Ganglien) über die Herrschaft der intellectuellen Thätigkeit des Geistes (über das Gehirn) — Abnormitäten im Entwickelungsgange der Jugend, insbesondere beim weiblichen Geschlechte, das auch häufiger als das männliche in lunambulistische Zustände verfällt — reizbares Temperament — schlechte Verdauung — Blutcongestion — Wurmreiz... Der Einfluß des Vollmonds auf die Periodicität des Nachtwandelns ist, wenn auch unerklärliche, doch unleugbare Thatsache. Man darf nicht Alles glauben, was von den Handlungen der Nachtwandler in ältern Schriften gesagt wird. Es geht damit wie mit so vielen andern Erscheinungen, die noch im Dunkel liegen, man ergänzt durch Zusätze aus der Phantasie, durch Fabeln und Uebertreibungen Das, was der Wirklichkeit abgeht. So erzählt z. B. Alemannus, daß ein Nachtwandler mit dem Degen an der Seite durch die Seine geschwommen sei, um am jenseitigen Ufer Denjenigen zu morden, den er umzubringen im Wachen sich vorgenommen, und daß er nach vollendeter That auf demselben Wege, ohne aus seinem Schlafe zu erwachen, zurückgekehrt sei. Diesen Vorfall könnte Alexander Dumas erfunden haben.

Das Schlafwandeln ist nicht durchaus an die Nacht gebunden, ist nicht immer Lunambulismus, sondern es treten ganz dieselben Erscheinungen auch wol am Tage ein. Wir nennen beide Arten, das Schlafwandeln am Tage wie das in der Nacht, den natürlichen oder eigenthümlichen (Idio-) Somnambulismus, zum Unterschiede von jenem künstlichen, der durch die Manipulation des Magnetisirens entsteht. Auch dieser künstliche Somnambulismus keimt und wurzelt im Sonnengeflechte. Hören wir jetzt, was an diesen natürlichen oder künstlichen magnetischen Zuständen Wahres oder Falsches ist.

Wir müssen hier zunächst an Pater Hell, den wiener Astronomen, anknüpfen.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Die Vegetarianer.

Ueber die Vegetarianer oder Pflanzenkostesser und die Scheingründe der Fleischenthaltung haben wir in Bd. III, Nr. 20 der „Unterhaltungen" nach dem Engländer Lane einen kurzen Bericht erstattet. Wir erhalten aus Schlesien von einem Vegetarianer eine Erwiderung auf unsere Vertheidigung der thierischen Kost, bedauern aber, sie in ganzer Ausdehnung nicht abdrucken zu können.

Beachtenswerth scheint uns die Bemerkung des Einsenders, daß das fruchtessende Affengeschlecht die auf Fleischgenuß deutenden Dentes caninos stärker ausgebildet hätte als der Mensch, und somit die Behauptung, den Menschen hätte die Natur von selbst schon zum Fleischgenuß aufgefordert, in Nichts zerfallen müsse.

Wie dem auch sei, so wird man dem Einsender doch nicht einräumen können, daß z. B. die Ernährung eines ganzen Volks mit der Zeit den Charakter desselben bedingen müsse. Die Bewohner der Schweiz und Tirols verzehren verhältnißmäßig sehr wenig Fleisch und in manchen Gegenden gar keins, und doch sind sie kriegerisch und nähern sich nicht im mindesten dem milden Charakter der pflanzenessenden Hindus. Eher kann man sagen: Der Mongole ißt Fleisch, weil er Mongole ist. Nicht: Er ist Mongole, weil er Fleisch ißt. Ebenso: Der Hindu ißt Pflanzen, weil ihn sein Naturell darauf führt, seine ihn umgebende Natur und der wilde Charakter der Thierwelt, die gerade er erst zu bekämpfen hätte.

Die von dem Einsender angeführten Beispiele von Sittenveredlung durch Einführung der Pflanzenkost in Waisenhäuser mögen immerhin für die Behauptung sprechen, daß eine Ernährung nur durch Pflanzen auch unter den Bedingungen unserer Civilisation hier und da möglich ist. Allein die fernere Behauptung, der natürliche Mensch widerstrebe dem Fleischgenuß, jede Mutter wird sie zurückweisen, die an dem Appetit, mit dem ihr Kindchen am ersten Knöchelchen nagt, ihre Freude hat. Der Einsender citirt folgende Mittheilung des Professors Daumer in Nürnberg, der sich auch in dieser Frage wie in so mancher andern auf die orientalische Seite geschlagen hat:

„— — — Daß durch die cadaveröse Diät(!) auch für den Geist und das Gemüth des Menschen sehr große Nachtheile entstehen, scheint mir eine an meinem ehemaligen Pflegesohne, dem bekannten Findling Kaspar Hauser gemachte Erfahrung zu beweisen. Dieser in seinem Käfig mit Wasser und Brot erhaltene junge Mensch genoß auch lange Zeit nach seinem Auftreten in der Welt nichts Anderes und wollte auch durchaus keine andere Kost. Doch gewöhnte er sich allmälig ohne Nachtheil auch an Wassersuppen, Milchbrei und ungewürzte Chocolade; vor Fleisch, das ihm unerträglich stank, hatte er einen ungeheuern Abscheu. Hierbei nun sah er stets wohlgenährt aus, entwickelte eine bedeutende Fassungskraft und offenbarte ein außerordentlich feines und zartes Gefühl. Man brachte ihn zuletzt, wiewol nur mit der allermäßigsten Vorsicht und Allmäligkeit, indem man ihm zunächst nur einen Tropfen in seine Wassersuppe gab, und als er sich daran gewöhnt hatte, eine verstärkte Zuthat eintreten ließ u. s. w., auch dahin, an gewöhnlicher Kost theilnehmen zu können. Es zeigte sich nun aber die bedauerlichste Aenderung auf Geist und Gemüth; das Lernen kam ihm ungemein schwer an; das Edle seiner Natur trat in den Hintergrund und er stellte sich nur noch als ein ganz gewöhnliches Individuum dar. Man schrieb dies freilich eher allen andern Ursachen als der Gewöhnung an Fleischkost zu; ich selbst war damals noch weit davon entfernt, so darüber zu denken wie jetzt. Auf meinem gegenwärtigen Standpunkte aber kann ich nicht wohl zweifeln, daß der in Rede stehende diätetische Gräuel dem Menschen nicht nur in physischer, sondern auch in intellectueller und moralischer Hinsicht vom allerwesentlichsten Schaden ist, so sehr er auch zur Zeit noch von Physiologen und Aerzten in Schutz genommen wird — gewiß aus keinem andern Grunde, was sie auch sonst für welche vorbringen mögen, als weil sie selbst leidenschaftliche Liebhaber dieser unmenschlichen Nahrung sind; denn leider pflegt der Mensch seine Vernunft nur dazu zu gebrauchen, um durch scheinbare Vernunftgründe Dasjenige zu rechtfertigen und selbst wissenschaftlich zu stützen, was ihm aus ganz andern Gründen beliebt und wohlgefällt."

Daß Kinder in einem gewissen vorgerückten Alter sich nur mit Widerwillen an neue Nahrungsstoffe gewöhnen, weiß jeder Erzieher, nicht nur der Kaspar Hauser's. Nicht nur gewisse Gemüse, die früher nicht vorkamen, auch Leckerbissen, an denen Erwachsene ihre Freude haben, werden von ihnen verschmäht. Manche Kinder verlernen auf diese Art für immer Fische essen, viele Erwachsene können keine Auster hinunterbringen. Noch mehr. Unsere Ernährungsmethode wird im ganzen Bereiche der Natur nichts finden, was unserer Menschenwürde homogen erscheint. Die Reflexion wird immer erst die vernünftige Vermittelung zu bauen haben zwischen dem unabweislichen Bedürfniß unserer uns widerwillig gegenwärtigen thierischen Natur und den vertilgbaren Stoffen außer uns. Fühlt denn z. B. nicht auch unsere, in solchen Dingen einmal aufgereizte Empfindsamkeit, daß wir uns bei bloßer Consumtion von Baumfrüchten allmälig wieder den Affen nähern müßten? Daß in der menschlichen Natur eine Idiosynkrasie gegen Fleischgenuß eintreten kann, wenn wir uns wie Daumer auf einen gewissen krankhaften Standpunkt der Empfindsamkeit hinaufphantasirt haben (wittert Daumer doch in seinen Schriften bekanntlich überall Blut, Menschenopfer in den Wäldern Germaniens und sogar Blut bei den ersten Christen und im Abendmahl), so ist es leicht erklärlich, daß man vor keinem Metzgerladen mehr ohne Ekel vorbeigehen kann. Aber auch die gegentheilige Idiosynkrasie ist möglich. Bei

dem ewigen Gedanken, nur Kohl und Rüben essen zu sollen, kann man sich allmälig zum Hammel und Kaninchen begeistert erscheinen.

Die Erziehung als Wissenschaft.

Die Zeit der alten „Magister Quadrat", der „Hofmeister in tausend Aengsten", der schnupfenden alten Gouvernanten ist vorüber. Wenn die Erziehungslehre und Erziehungskunst früher einen sehr bescheidenen Factor unserer Bildungszustände vorstellte, die Erziehung oder was man so nannte fast nur einer besondern, oft unendlich pedantischen Kaste ohne Vermittelung mit dem Leben anheimgegeben war, so ist auch auf diesem Gebiete in den letzten Jahrzehenden eine ungemeine Thätigkeit und Lebendigkeit aufgetaucht, sind ganz neue Gesichtspunkte aufgestellt worden und hat die Erziehung sich ein Feld erobert, auf dem ihr nicht ein einziger Fortschritt, keine einzige Seite des vielgestaltigen Lebens verloren gehen soll.

Die Erziehungslehre ist Wissenschaft geworden. Sie zieht alle Wissenschaften in ihr Bereich, hat sich ihre Systeme und Methoden gebildet und ficht mit diesen auch für die Erfolge ihre theoretischen Kämpfe. Von so Manchem, was sonst noch an unserer Erziehung und Zucht mit mehr oder minderm Recht sich mitbetheiligen will, wollen wir schweigen, so bedeutend oder vielmehr maßgebend auch sein Einfluß schon auf die ersten Grundlagen menschlicher Bildung, Schule, Unterricht und Haus sich leider erweisen durfte.

Was den Bemühungen unserer Zeit auf dem hier angeregten Felde ohne Zweifel zu besonderm Verdienst gereicht, ist, daß man sich vor allem über den Gegenstand der Erziehung, den Menschen, klar zu machen sucht. In dieser Hinsicht ist es ein wesentlicher Fortschritt, daß man sich nicht mehr damit begnügt, die Jugend so ohne weiteres als etwas gerade so oder so aus der Hand der Natur Hervorgegangenes zu betrachten, das nunmehr nur noch einiger Zeile und Politur bedürfe. Heute beginnt die Erziehung ernster; die Wissenschaft hat das Natürliche dem Geiste untergeordnet. Die erziehende Wirksamkeit schreitet mit dem körperlichen Wachsthum des kleinen Erdenbürgers Hand in Hand; aus den Entwickelungsgesetzen des menschlichen Organismus entnimmt sie Richtschnur und Gesetze; leibliche und geistige Anlage fallen gleich sehr in ihr Bereich; den noch bewußten Grundsätzen, nach bestimmten, von Erfahrung und Wissenschaft gegebenen Kenntnissen handelnden Aeltern folgt, jedoch ohne deren Thätigkeit zu beseitigen, der Lehrer und Erzieher mit einem noch umfassendern Material von Bildungselementen. Man ersieht schon aus diesen flüchtigen Umrissen, wie umfassend die Wissenschaft der modernen Erziehung geworden, und das nicht etwa nur für die exclusiven höhern Gesellschaftsschichten, sondern in verhältnißmäßiger Anforderung für Alle, die auf das Prädicat von Gebildeten Anspruch machen wollen. Ist somit dem Schriftsteller über Erziehung ein ziemlich bestimmter Kreis gezogen und darf er in diesem kaum irgend etwas vom menschlichen Wissen ganz unbeachtet lassen, so bleibt doch die Anordnung und Verwendung des reichen Stoffs seine Sache und kann er hierin seine selbständige Meisterschaft mehr oder weniger an den Tag legen.

Wenden wir dies auf ein Werk an, das schon in seinem Titel seine Aufgabe bezeichnet: „Buch der Erziehung. Die Gesetze der Erziehung und des Unterrichts, gegründet auf die Naturgesetze des menschlichen Leibes und Geistes. Briefe an Aeltern, Lehrer und Erzieher von Dr. Karl Schmidt" (Köthen, Schettler, 1854), so gestehen wir gern, uns mit der Lösung der schönen Aufgabe, wie sie hier gegeben ist, im Ganzen mit Befriedigung einverstanden erklären zu können. Der Inhalt ist ein reichhaltiger, beachtenswerther; ja hier und da möchte den Verfasser das Streben nach Vollständigkeit vielleicht über das Maß hinausgeführt haben und würden wir ihm das bedenkliche Gebiet der Physiognomik und Cranioskopie z. B. sehr gern, wenn auch nicht ganz erlassen haben; eine allgemeine Andeutung hätte hier genügt. Wo aber das Ganze eine so humane Gesinnung, ein tüchtiger, edler Geist zusammenhält, ein ungemein mannichfaltiger Stoff so sinnig geordnet und allenthalben so viel neuer Stoff zu eigenem Denken geboten ist wie hier, verschwinden kleine Aussetzungen. Es ist schon viel gewonnen, wenn solche Bücher ihr Material den besten Werken ihrer Zeit zu entnehmen wissen. Der verständige Leser sucht sich das zunächst für ihn Passende selbst heraus; an der reichlichsten Anregung und Gelegenheit zur Selbstprüfung wird es ihm hierbei von Seiten des Verfassers nicht fehlen.

Freilich hilft zuletzt alles Lesen und Lernen über Erziehung nichts, wenn Geist und Herz nicht aus eigenen Mitteln zu ergänzen wissen.

Zum Erwägen.

Stunden vergessen sich leichter als Minuten.

* *

Wer immer und überall kindlich ist, ist kindisch.

* *

Schon die Erziehung soll frühzeitig die Kritik wenn nicht aller, doch der meisten Wünsche des Herzens an den Verstand verweisen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 27.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Untreue.

Zwei Dorfgeschichten über Ein Motiv.

II. Nach schwäbisch-fränkischer Auffassung.

Die alte Katharine Dietzin meinte, so müd' wie heut' wär' sie noch keinmal gewesen; die Glieder wären ihr wie zerschlagen, sie wollt' lieber schlafen gehen. Es war acht Uhr. Die Lore, ihre Tochter, sagte: Da könnt' sie das Licht sparen und wollte zur Schmieds-Bärbel gehen. Der Alten war's nicht recht, aber in einer Stund' kann man mehr Oel verbrennen, als man in zweien verdient, drum ließ sie die Lore gehen.

Hinter der Hausthür stand der Mert und paßte auf die Lore. Die Leute sagten, so zwei schöne Menschen gäb's weit und breit nicht mehr wie den Mert und die Lore, aber freilich zwei ärmere Schlucker wie die auch nicht. Die Liebe läßt sich aber durch nichts und drum auch durch die Armuth nicht aufhalten; sie mußte auch bei denen einkehren. Und die alte Katharine mochte in die Lore 'neinreden soviel sie wollte, wenn der Mert sich nur sehen ließ, so hielt sie's nimmer; und wenn Eins die Lore nur von der Seite ansah, so wär' der Mert gern gleich aus der Haut gefahren.

Der Mert war ein kreuzbraver Bursche, und wenn er Ja oder Nein gesagt, so braucht er keinmal einen Handschlag dazu, aber er verstand auch keinen Spaß drauf bei Andern, und umsonst hätt' ihn Keins angeführt. Handelschaft trieb er mit Getreid', und einen großen Theil Korn, das vom Grabfeld nach Schweinfurt und Nürnberg ging, vertrieb der Mert. Wenn der Absatz schlecht war, so taglöhnerte er; ruhen konnt' er nicht und durft' auch nicht, denn wie er anfing, hatte er nicht so viel Eigenes als man auf den Nagel legen konnte; die Leute sagten aber, er hätte jetzt doch schon ein paar Hundert auf Interessen.

Der Mert und die Lore gingen um das Haus herum ins Höfle 'nein und setzten sich nebeneinander auf einen alten, umgestürzten Backtrog, der lag quer vor einem Haufen Wellen. Die Zeit wurde ihnen nicht lang, wenn sie auch oft ganz still saßen und nur die Hände ineinanderlegten. Sie waren doch beisammen. Der Mond schien hell, aber sie saßen im Schatten von den Wellen; kein Lüftchen regte sich und die Luft roch nach lauter blauem Hollunder, vom Schloßteich herüber hörte man das Musiciren der Frösche.

Wenn man zu Einem, der immer in der Stadt iſt, ſagen wollte, wie ſchön die Fröſche quakten, ſo meinte der gewiß, das wär' ein Spott; geht aber nur hinaus aufs Dorf an einem milden Sommerabend, wenn die Luft warm und von Düften wie ſchwer, wenn Alles, auch der Vogel, ruht, und ſo feierlich ſtill iſt, und laßt aus der Ferne als einzigen Laut das Quaken der Fröſche an euer Ohr ſchlagen, und ſeht zu, ob ihr das einen Spott nennt. Es wird ſich was in euch regen, was bald ſo iſt, wie wenn ihr das Lied der Nachtigal hört, allein, in der Nacht. Ich will's euch nicht ſagen, was ihr da fühlt, denn wer's nicht ſelber weiß, dem lehrt ſich's doch nicht... Dem Mert und der Lore brauchte man's nicht zu ſagen. Die hätten die ganze Nacht ſtill ſitzen und leiſe flüſtern mögen — die Zeit verging ſo hurtig.

Es ſchlug halber zehn, — das iſt auf dem Dorf ſchon weit 'nein in die Nacht, denn wo's früh tagt, da nachtet's auch früh; in der Stadt fängt oft um halber zehn das rechte Leben erſt an. Der Mert und die Lore hatten ſich noch lang nicht Alles erzählt, was ſie wollten, und jetzt, wo's Zeit geweſen wäre heimzugehen, ſtand ihnen der Mund erſt nicht ſtill. Aber ihr Licht koſtete ihnen ja nichts, und dabei thun konnten ſie auch weiter nichts, drum ſchwätzten ſie weiter. Die Lore klagte, ſie hatte ihre liebe Noth mit der Mutter, denn die wollte durchaus vom Mert nichts wiſſen. Ihm war's aber nicht angſt; er meinte, ſie brauchten nur feſt aneinanderzuhalten, ſo könnte ſie kein Menſch auseinanderbringen. So Einen wie den Mert bringt auch Keins von ſeinem Wege ab. Die Lore war aber kleinlaut und lange nicht ſo reſolut wie ſonſt; ſie meinte, er, der Mert, hätte gut reden und müßte nicht immer das Generzel und Gebremmel hören wie ſie. Der Mert ſagte, dafür arbeitete er Tag und Nacht und gönne ſich keinen andern Trunk als den aus dem Eimer, damit er nur was zuſammenbrächte, und wenn ſie, die Lore, keine Haare auf den Zähnen hätte, ſo ſolle ſie ſich nur auf ihn verlaſſen, er hätte ihrer mehr als genug.

Es ſchlug zehn. Der Lore war's als knerzte die Hofthür und ſie fuhr in die Höh'; es war nichts, aber noch keinmal war ſie ſo ſcheu geweſen und der Mert ſagte: Lore, du kömmſt mir net für bi ſüß (wie ſonſt), es eppes gepaſſirt?.. Die Lore ſagte nichts drauf, der Mert ſtand aber auf ſeinen Füßen und eh' ſie's gewahr wurde, hatte er ſie bei den Händen gekriegt und zog ſie vom Backtrog auf vor in die Hellung; er hob ihr das Geſicht ganz in die Höh', daß der Mond voll 'neinguckte, und ſagte, aber ſeine Stimme war wie zuſammengedrückt: Lore, du verheimlichſt mir was! Die Lore zitterte gleich über den ganzen Leib, denn das wußte ſie, was Heimliches konnt' ſie nicht vor dem Mert haben und eine Lüge wär' ihr nicht aus dem Mund gegangen. Sie konnte aber auch nichts ſagen und nickte nur... Die Lore war ſchlank gewachſen und ihr Geſicht war auch ſchmal; ſie ſah ſo fein aus wie „eine Rehkitze" und ihre Augen waren groß und ſanft. Der Mert war aber groß und ſtark und ſeine Augen konnten wie Kohlen brennen, wenn ihm was nicht gefiel. Er nahm die Lore um den Leib, wie wenn er ſie nur ſo zerdrücken könnt' und zog ſie wieder zu dem Sitz hin; dort hielt er ſie mit beiden Händen feſt und ſagte, indem er ſie feſt anſah: Lore, ſag' mir Alles oder ich weiß net, was ich dir ankönnt' gethun'! Die Lore erzählte, endlich wär' die Mutter mit herausgerückt, der Wagner wollte ſie heirathen, und ſie gäb' ihr Lebtag nicht die Einwilligung mit dem Mert. Dem fuhr's aber bald wie mit Lachen heraus und er ſagte: Ja freilich, das iſt ein Reicher, aber... Und er fuhr nach der Lore herum: Nu Lore, und was ſprichſt du denn dazu? Du haſt doch auch ein Wörtle mit 'neinzureden, und wenn du net Ja ſprichſt, ſo warten wir bis du mündig biſt und da kriegt er dich halt doch net. Die Lore ſagte, ſie wollte den Wagner partout nicht und wollte keinen Andern wie ihn, den Mert. Da wurde ſein Geſicht wieder hell, und er drückte ſie ſo feſt an ſich, wie wenn er ſie ſein Lebtag nicht wieder los wollte laſſen und ſagte: Gelt Lore, du kannſt auch net ohne mich

gesey? Mich trüg' wer eh'r auf den Gottesacker 'naus, als daß ich von dir ließ'. Die Lore hing sich an seinen Hals und es war ihr zu Muth, als müßte nun doch Alles gut gehen, denn der Mert konnt' Einem Muth machen. Dem Mert war's so weich ums Herz, wie er meinte, er könnte sich auf die Lore verlassen, daß er bald geweint hätt', denn die Lore war sein Ein und sein Alles.

Da schlug's elf. Nun war kein Haltens mehr; die Lore mußte ins Haus, aber am andern Tag wollte der Mert wiederkommen. Ein Tag ist freilich nicht wie der andere.

Den andern Abend saß der Mert, es war neun Uhr, schon eine ganze Stunde auf dem Backtrog und die Lore war noch immer nicht da. Wenn sie nicht gestern vom Wagner gered't hätte, so wär' der Mert noch drei Stunden gesessen und hätt' sich nicht gerührt, denn um die Lore konnt' er Alles; aber der Wagner saß ihm im Kragen und die Lore war ihm gestern so kleinlaut vorgekommen. Je länger es dauerte, je heißer wurde es ihm; manchmal lief es ihm brühsiedend heiß den Rücken hinunter. Jetzt meinte er, es wäre bald nicht mehr zum Aushalten und er ging stark damit um, er wollte fortgehen; aufgestanden war er schon, da knerzte die Hofthür und richtig, sie ging auf; es kam Eins heraus. Wie der Blitz war er dort, aber es war nicht die Lore — es war der Lore ihre Mutter. Sie fragte nicht viel, sie sagte nur kurzweg: Brauchst nimmer zu warten, die Lore kommt net, die Lore ist aus — sie ist — zur alten Wagnern gegangen. Damit drehte sich die Frau nach der Thür zu, und der Mert' stand wie angenagelt. Wie sie aber den Fuß über die Schwelle setzen wollte, da fuhr er ihr nach und kriegte sie bei der Hand; seine Stimme war, wie wenn ihn Eins würgte, aber er brachte noch heraus, was er sagen wollte: Frau, was macht die Lore bei der Wagnern? Dann ließ er sie los und trat über die Schwelle wieder zurück. Der Dietzin kam's aber nicht geheuer für, sie trat ins Haus hinein, und g'rad' wie sie die Thür zu wollte machen, sagte sie: Eigentlich geht dich's nichts an, was sie dort macht, aber g'rad' drum will ich dir's sag': sie ist bei ihrer Schwieger. Den Augenblick darauf schlug die Thür vor dem Mert zu und der Riegel wurde vorgeschoben, das wär' aber nicht nöthig gewesen; nie wär's dem Mert eingefallen, sich an andern Leuten ihrer Thür zu vergreifen. Der Mert wußte von sich selber nichts, was kümmerten ihn den andern Leuten ihre Thüren? Der Mert hatte noch seine Mutter! Die lebte bei ihrer verheiratheten Tochter in Mühlenheim; seit drei Tagen war sie aber auf Zuspruch bei ihm. In der Nacht kam er nicht heim, und wie zu früh Leut' kamen und wollten mit ihm sprechen, wußte die Mutter nichts von ihm. Es wurde der Frau angst, wie Eins ums Andere ein Wort ließ fallen, und der Sohn kam immer nicht; sie blieb da, weil seine paar Sachen da waren, und paßte und paßte von einem Tag zum andern, wer aber nicht kam, das war der Mert.

Im Dorf wollt' es schier Keins glauben, daß die Lore den Wagner nähm', aber freilich, es war Einer von den Reichsten, und er war ein braver und ein schöner Bursch, sie war aber doch schon bald zwei Jahr' mit dem Mert gegangen. Freilich, es war auch schon bald ein Jahr, daß der Wagner in sie vernarrt war, und ihre Mutter hatte gesagt, die Lore sollte ihr nimmer vor die Augen kommen, und sie wollte sie auf ihrem Todbett verfluchen, wenn sie nicht den Wagner nähm'; und die Lore hatte halt richtig keine Haar' auf den Zähnen. Sie dachte, sie müßte in den Erdboden 'neinkriechen und wollte sich gar nicht zufrieden geben, aber der Wagner wollte das Jawort oder er käm' nicht wieder; und so war's fertig geworden, derweil der Mert auf dem Backtrog saß und wartete, und wartete — da draußen im Höfle, wo die Lore vor 24 Stund' gesagt hatte, sie nähm' Keinen als nur ihn.

Vom Mert hörte man richtig nichts, aber ein geladener Wagen mit Korn und seine Gäul' waren auch fort, und es ging das Gerede, er wär' nach Amerika. Der Wagner trieb die Hochzeit sollte bald sein, und es war zu Ende vom Monat September, da

hielt er ſie. Die Lore ſah elend aus; ſie konnte den Mert doch gar nicht vergeſſen, wenn's der Wagner auch noch ſo gut und ſo ſchön mit ihr machte und g'rad' ſo vernarrt in ſie war wie erſt der Mert; wo ſie ging und wo ſie ſtand, meinte ſie, er müßte einmal auf ſie zutreten... Der Wagner richtet' ſeine Hochzeit dann ſelber aus; es waren ſchrecklich viel Gäſte geladen und es kam ein großer Zug aus der Kirche. Die Glocken läuteten; die Lore ſah bleich, aber die Leut' ſagten, ſo ſchön hätte ſie noch keinmal ausgeſehn; die Schulkinder zogen vor dem Brautpaar her und ſangen, die andern Leute blieben vor der Kirche ſtehen und ließen den Hochzeitzug an ſich vorbeigehen. Da hörte die Lore dicht neben ſich und alle Leute hörten's, eine laute Stimme, die ſang mit:

Meinſt, mer ſchenk' dir Zucker und Wein,
Nein, mer laut't dir ins Elend 'nein!

Es klang, als wenn die Glocken dazu geſtimmt wären. Die Lore fuhr zuſammen, und wie ſie die Augen aufſchlug, ſtand dicht neben ihr die Mutter vom Mert. Sie ſah recht vergrämt aus; ſie hatte den Vers geſungen und dabei ihre großen, ſchwarzen Augen feſt auf die Lore gerichtet. Der Mert glich ſeiner Mutter und wie die Lore in das Geſicht ſah, was ſo vorwurfsvoll auf ſie hinguckte, als wollt' es ſagen: Du haſt meinen Mert auf dem Gewiſſen, da konnt' ſie ſich nimmer halten; die Knie knickten ihr zuſammen und der Wagner mußte ſie heimtragen. Das ſah freilich nicht wie eine luſtige Hochzeit aus, drum wollen wir ihr auch nicht nachgehen und nicht fragen, wie viel Rindsbraten mit Meerrettig und wie viel Hirſebrei mit Zwetſchenhutzel aufgegangen ſind, denn das Juchſchreien von den Gäſten kömmt Einem wie Spott vor, wenn die Braut weint.

Der Wagner konnte, das mußte ihm ein Jedes nachſagen, nicht beſſer ſein, als er für die Lore war; er ſah ihr Alles an den Augen ab und ſie wurde auch nach ein paar Wochen ruhiger; die Leute ſagten, ſie hätte ſich nun drein ergeben. Das hatte ſie auch, und wenn ihr Mann ihr Alles an den Augen abſah, ſo that ſie das Ihrige auch dazu, daß er mit ihr mußte zufrieden ſein. Die Mutter vom Mert war wieder nach Mitten-heim gezogen; dem Mert ſeine Kammer und ſeine paar Sachen waren vom Gericht verſiegelt, denn es wußte ja keine Seel' was von ihm und es war nun ſchon ein halbes Jahr, daß er fort war. Im Dorf ſagten die Leute, die Lore ſäh' jetzt wohlgemuth aus, es wär' wol der Troſt für alles Leid, wenn eine Frau es unter dem Herzen ſpürte. Der Wagner ſagte, er hätte gedacht, es wäre nicht möglich, daß er die Lore noch lieber kriegte, aber jetzt wär's ihm immer, als müßt' er vor ihr hinknien und ihr jedes Steinle aus dem Weg thun, daß nur ihr und ihrem Kinde nichts geſchäh', und wenn er dran dächte, daß ſie bald ihr Kind in der Wiege hätten, ſo könnt' er dem lieben Gott gar nicht genug danken. Der Wagner war ein guter Mann und auch gottesfürchtig.

Es war in der erſten Hälfte vom Januar an einem Sonntag und die Lore war in Obereib geweſen; dort war eine Baſ' von ihrem Manne, der ſie einen Neujahrsſtollen und eine Metze Aepfelſchnitz' gebracht hatte. Dafür trug ſie in der Küpe (Tragkorb) ein Maß Buchekern, die ſie von der Baſ' gekriegt hatte. Um 2 Uhr Nachmittags machte ſie ſich auf den Heimweg, weil's ſchon ſo bald Nacht wird. Halb Wegs kam ſie an den Steg, der über den Mühlbach führt; der Bach war ſeicht, aber nicht gefroren, ſie mußte über den Steg. Schon eine ganze Weile hatte es ihr gedäucht, ſie hörte einen Wagen fahren, und wie ſie mitten auf dem Steg war, fuhr er neben ihr durch den Graben. Sie ſah ſich um und traute ihren Augen nicht, denn es war das Geſchirr vom Mert. Zugleich kam Eins auf dem Steg hinter ihr her. Es wurde ihr wie ſchwarz vor den Augen, ſie dachte, die ſchwere Küpe zög' ſie vom Steg herunter, daß ſie ſich am Geländer halten mußte. Aber jetzt hörte ſie keine Schritte mehr; der erſt gegangen war, ſtand ſtill, dicht hinter ihr. Sie nahm ihre ganzen Kräfte zuſammen, ſprach in ſich 'nein ein Stoßgebet zum lieben Gott, er ſollte ſie aus der Angſt befreien und ſo kam ſie über den Steg.

Dort ſtand ſie aber und konnte nicht weiter, und vor ihr ſtand — der Mert. Wenn's nicht die innere Stimme ihr geſagt, hätte ſie ihn nicht erkannt; es war ja nicht mehr der alte Mert. Sein blauer Kittel, an dem ſonſt wie „ein Unthäte" war, ſah verſchabt aus, an ſeinem grauen Hut hingen die breiten Krempen ihm bald ins Geſicht hinein, die Augen waren eingefallen, der Bart ſtund von lange her, und ach! die Haare, die ſonſt brandſchwarz geweſen, waren wie mit Aſche beſtreut, ſie waren, und der Mert iſt doch erſt 30 Jahr' alt geweſen, ſie waren grau. Jetzt ſtand er vor ihr und die Lore zitterte und bebte; lange konnt' es nimmer dauern, ſo mußte die ſchwere Kütze ſie auf den Boden ziehen. Sie hob die Händ' in die Höh' und ſagte: Mert, laß' mich's net entgelt'. Aber der Mert riß ſeinen Hut vom Kopf, trat dicht vor ſie hin und ſchlug eine laute Lache auf: So, ich ſoll's dich net laß' entgelt', daß ich ein elender Menſch bin für Zeit und Ewigkeit? — Er konnte nicht weiter reden, der Hals war ihm wie zugeſchnürt und die Wuth erſtickte ihm die Stimme. Da nahm die Lore noch ein mal alle ihre Kräfte zuſammen, denn der Mert dauerte ſie zu arg, und ſagte: Ach Mert, meine Mutter wollt' mich ja verfluchen — Aber das Wort war ihr noch nicht zum Mund heraus, ſo fuhr er auf ſie ein, kriegte ſie bei der Hand, daß ſie dachte, er wollte ſie ihr runterbrechen und ſchrie: So, deine Mutter hat dich wollt verfluch', aber jetzt verfluch' ich dich: — Du ſollſt verflucht ſein! Weil du keine Treu' haſt, ſoll kein grüner Zweig auf dir gedeih'n, was dein gehört, ſoll verdörr'n, wie ich verdörrt bin, weil ich dein war, und du ſollſt mutterſelig allein ſein... Und wieder ſchlug er eine Lache auf, daß ſich der Himmel drüber hätte müſſen erbarmen, ihre Hand ſchleuderte er von ſich — und fort war er — auf ſeinem Wagen und hieb auf ſeine armen Gäul' drauf, daß ſie nur ſo flogen.

Ja, fort war er. Aber die Lore? Die lag da, mit ſammt der Kütze lag ſie am Boden. Man möcht' bald ſagen, es war ein Glück, denn ſie wußte nichts mehr von ſich. Es mochte dann wol eine Stunde vergangen ſein, da kam der Wagner mit ſeiner Mutter; ſie waren ihr entgegengegangen, und die trugen ſie heim. Sie redete irre, und aus dem Irtereden merkten's ihre Leute, was geſchehen war... Der Mert war zwei Tage im Dorf. Er verkaufte, was er hatte, zahlte ſeine Außenſtände, holte ſein Geld von der Sparkaſſe und es ſah ihn vorerſt Keins wieder.

Die Lore, wie ſie wieder bei ſich und ſo weit war, daß ſie arbeiten konnte, trug zuerſt die Wiege auf den Boden, denn es regte ſich nichts mehr unter ihrem Herzen. Sie weinte bitterlich der Hoffnung nach. Noch drei mal dachte ſie ſpäter immer wieder, ſie werde ein Kind in der Wiege ſchaukeln, aber wenn die Augen in das Licht geblickt hatten, ſo ſchloſſen ſie ſich allemal wieder, um ſich nimmer zu öffnen. Der Wagner wollte ſchier vor Jammer vergehen und endlich verließ ihn die Ergebung und die Geduld; er wurde ſo bitter und ſo hart und er konnt's nimmer in ſich verwinden; da mußte die Lore viel leiden. Die Leut' ſagten, dem fräß' der Jammer am Herzen und ins Leben. Am allerunglücklichſten war aber der Lore ihre Mutter; der war's, als wenn die Leut' mit Fingern auf ſie wieſen und ſprächen: Die hat ihr einzig Kind verkauft und den Fluch auf ſein Haupt gewend't. Wenn die Heirath von der Lore gut abgelaufen wär', da hätten die Leute freilich geſagt, wie klug die alte Dietzin war, nun, wo's nicht gut ging, mußt' ſie's auch leiden. So geht's.

Die Lore ging herum wie ein Schatten. Es waren nun ſchon ſechs Jahre vorbei, ſeit der Mert fortging. Es war im Herbſt und die Lore ſaß mit der Mutter und dem Mann Abends beiſammen; da fiel auf einmal der Wagner vom Stuhl; er war blitzblau und kriegte keinen Athem. Die Zwei ſprangen zu und ſchrieen noch mehr Leute herbei, aber es war nichts zu machen, nach ein paar Stunden war er todt. Die Lore hatte ihn gern gehabt, und wie ſie ihn auch hergeben mußte, dachte ſie, es wär' doch nimmer mög-

lich, daß sie's noch auf der Erde aushielt; aber wem's Leben am sauersten ist, das wird zuletzt abgerufen.

Ihre Mutter hatte einen Trost, daß die Lore ihr gutes Auskommen hätte; aber damit sah's windig aus. Der Wagner hatte noch seine Mutter, die erbte das Meiste, und wie Gott den Schaden besah, waren bald soviel Schulden wie Eigenthum da.

Die Lore war keine reiche Frau, sie hatte nur knapp zum Leben. Das ging der Alten selbst ans Leben, und nach einem halben Jahre lag die auch draußen, wo man zum Leben gar nichts mehr braucht.

Die Lore war nun mutterselig allein, und im ganzen Dorf war doch nicht Eins, das nicht Mitleid mit ihr hatte!

Dem Mert seine Mutter aber war seit ein paar Monaten wieder hergezogen; sie konnte sich mit dem Eidam in Mittenheim nicht vertragen; sie war kränklich und eigen, da zog sie lieber für sich; aber es ging ihr knapp und endlich ging's ihr noch schlechter, denn sie kriegte die Gicht in den Händen und Füßen und konnte nicht einmal mehr Wolle kartätschen und Federn schleißen. Nachts im Bett hatte sie keine Ruh', so riß es sie in den Gliedern, und sie hatte keinen Menschen, der ihr nur einen Trunk reichte, aber so eigen die Frau war und so schlecht es ihr ging, so murrte sie doch nicht und sagte allweg: Wenn ich's net könnt' trag', so hätt' mir's unser Herrgott net auferlegt.

Da kam, es war zum achten mal, der Tag, wo der schwere Fluch aus dem Mert seinem Mund auf die Lore gefallen war. Es ist dämmerig und Mert's Mutter sitzt allein hinter ihrem Ofen; es friert sie und sie wickelt sich immer fester in ihren alten Mantel, aber die Füß' konnt' sie doch nicht mit zudecken. Das Holz war all' und es war auch kein Oel mehr da, und die alte Grete Ball, die alle Abende zu ihr kommt und ihr Sach' besorgt, war ausgeblieben; die Füß' thun ihr arg weh, daß sie schier gar nicht vom Fleck kann, und sie denkt auf einmal: wenn der Grete Ball was passirt wär', so hätte sie doch keine Seel', die ihr was thät'; das Wasser schoß ihr aus den Augen nur so und sie sagte: Ach du barmherziger Gott! Aber da geht ganz sachte die Thür auf, die Grete Ball kommt nicht so sachte, denn die trägt so große Latschen, und die Alte sagt: Wer ist da? Da spricht eine andere Stimme, die Alte kennt sie nicht, es wär' eine Nachbar'n, die wollt' zusch'n, wie's ihr ging, weil die Grete Ball niederlag'. Die Alte, sie hieß Ottilie, welchen vornehme Name auf dem Dorfe Util heißt, that einen tiefen Athemzug, legte die lahmen Hände ineinander und sagte wie vor sich hin: Unser Herrgott verläßt uns halt doch net.

Die fremde Frau hatt' es aber gehört; sie ging bis dicht hin zur Util und sagte: Ich will thu', was die Grete Ball thut, heiß mich's nur.

Willst du, sagte die Util, ich nehm's mit Dank an, aber wer bist du denn? Und die Frau sagte: Util, ich bin die Wagnern.

Erst konnte dem Mert seine Mutter kein Wort reden, nach einer Weile aber, die Lore weinte, daß sie nur so schluchzte, sagte sie: Lore, mach' Licht.

Sie hatte ein Krügle Oel mitgebracht und brannte die Lampe an.

Die Zwei hatten sich nicht wieder gesehen seit dem Hochzeitszug.

Die Lore setzte sich zur Util, die nahm ihre Hand und sagte: Ich hab' dir nimmer gegürnt, denn wenn unser Herrgott seine Züchtigung anfängt, müssen wir das Unrecht vergeß', es muß ja Jedes das Seinige gewärtig sei.

Die Lore konnte erst vor Weinen nicht zu Wort kommen; wie sie aber endlich still wurde, da sah die Util erst, was Alles über sie hingegangen war und die Jugend mit genommen hatte. Es war kein Blutstropfen mehr in dem ganzen Gesicht und um die Augen herum, tief auf die Backen herunter, ging's wie mit Kohlen angestrichen... Die Zwei blieben lang beisammen und wie die Lore fortging, versprach sie, sie wollte früh wiederkommen. Sie kam auch und kam nun alle Tage und blieb bald den ganzen Tag

bei der Util. Sie ſorgte für ſie wie wenn ſie ihr Kind wär', und die Leute ſagten, ſie müßte das ſchwerſte Unrecht vertilgen und den Fluch dazu. Die Util war ſonſt herriſch und ſo eigen geweſen; es war zu ſchwer mit ihr auskommen, aber jetzt konnte man ſie nicht mehr, die Lore konnte ſie um den Finger wickeln. Sie ſorgte aber auch für Alles, wärmte ihr die kranken Glieder, kochte für ſie, ſtickte, wuſch für ſie und ließ auch den Doctor kommen. Wie ſie ſah, daß ihr Alles ſo recht war, ſagte ſie, ſie wollte lieber ganz zu ihr ziehen; ſie brauchten dann doch nur Eine Stube, nur ein Feuer und Ein Licht und in der Nacht wär' die Util auch nicht allein, ſie hätten ja alle Beide keinen Menſchen mehr; da wollten ſie lieber beiſammenbleiben. Wie die Lore das ſagte, legte die Util ihre kranken Hände ineinander; die Augen liefen ihr über und ſie flüſterte vor ſich hin: Unſer Herrgott verläßt Einen net.

Da zog die Lore zu ihr und die Zwei lebten ſo ſtill hin.

Schon zum neunten mal kam der böſe Tag; es war wieder in der Dämmerung, die Lore ſaß bei der Util und die Alte ſagte: Heut' iſt's nun ſchon ein Jahr, daß dich unſer Herrgott zu mir geſchickt hat, und mir iſt's, als wär' das Jahr nur ſo verflogen, denn mit all' meinen Schmerzen iſt mir's doch mein Lebig (Lebtag) net ſo gut gange bi jetzt. Die Lore war ſtill und zufrieden. Nach einer Weile ging ſie an die Thür, denn ſie hörte Tritte und ſie dachten alle Beide, es wär' der Grete Ball ihr Hannes, der hatte verſprochen, er wollte was Wachholderbeeren bringen, weil die ſo gut zum Räuchern für die kranken Glieder ſind. G'rad' wollt' er zur Thür herein und die Lore ſagte, er ſolle nur 'nein zur Mutter gehen, ſie käm' gleich mit Licht.

Er that's.

Wie die Lore aber mit der Lampe in die Stube trat, ſah ſie gleich, daß das der Hannes nicht war, der Mann war viel älter wie der Hannes. Sie ging auf ihn zu und ſagte: Schön Dank, was will der Mann? Da drehte er ſich ganz nach ihr um und der Lore ging ein Zittern über ihren ganzen Leib, denn es war, wie wenn die Augen von dem Manne ſich an ihr feſthingen; ſie konnt' nicht von ihm wegſehen, und doch wußte ſie nicht, was ſie ſollte denken. Endlich drehte ſie ſich nach der Util um und ſagte: Mutter, da iſt Einer, der will was.

Da trat der Mann auf die Util zu, ſie ſaß neben dem Ofen in ihrem Stuhle, wo ſie immer ſaß und ſagte: Ja, er will wiß', ob ihr ihn auch nimmer kennt. Die Util ſah ihn ſcharf an, dann ſtreckte ſie ihm ihre Hände hin, ſie zitterte, wer hätt' aber wol die Util ſchon einmal zittern ſehen? und ſagte: Du biſt mein Sohn oder unſer Herrgott hätt' mich zum erſten mal betrogen, und unſer Herrgott lügt ſein Lebtag net. Und zum erſten mal ſeit langer Zeit war ſie ſelbſt aufgeſtanden und hatte ihre kranken Hände um den Hals von Dem gelegt, der vor ihr ſtund. Der ſchluchzte aber an ihrem Hals; ſo kann nur ein Kind am Hals ſeiner Mutter hängen.

Es war der Mert.

Die Util hatte Recht. Die Lore hatte die Lampe auf den Tiſch geſtellt und ſich auf den Stuhl neben der Thür geſetzt. Da ging ſie wieder auf und der Herr Pfarrer trat herein. Er kam öfter zu den Zweien, denn ſie hörten gern das Wort Gottes. Die Lore konnte nichts thun, als ihm die zwei Hände entgegenſtrecken und nach der Util und dem Mert hinweiſen. Der Pfarrer nickte ihr zu und ſein Geſicht ſtrahlte, denn er hatte ja zuerſt gewußt, was geſchehen war, der Mert war bei ihm eingekehrt. Jetzt trat er hin zu den Zweien, er nahm den Mert bei der Hand und ſagte: Mert, es wartet noch Eins auf dich. Da hatte die Lore aber ſchon ſeine andere Hand genommen; ſie zitterte arg dabei, aber ſie hielt ſie ganz feſt und ſagte: Mert, vergib mir meine Schuld! Aber der Mert dachte nicht, daß er ihr was vergeben müßte; er weinte bitterlich, und der Herr Pfarrer ſagte: Lore, vergib ihm auch ſeine Schuld, ihr habt alle Beide ſchwer aneinander

und an unserm himmlischen Vater gesündigt. Da konnten sie sich alle Beide nimmer halten, sie kürzten sich einander um den Hals und hielten sich so fest, als lägen nicht die vielen schweren Jahre zwischen damals, wo sie sich auch so fest umfingen, und jetzt. Da sagte die Util: Gelt, Herr Pfarrer, unser Herrgott vergibt uns unsere Schuld, wenn wir sie von Herzen bereuen?

Ja, Util, er vergibt uns unsere Schuld; was würde denn sonst aus uns Menschen? Er muß ja immer und immer nur verzeihen.

Alle Vier saßen sie nun beisammen und der Herr Pfarrer sprach noch viel über die Barmherzigkeit Dessen, der ohne Recht und doch so langmüthig ist und sein Trost senkte sich auf sie nieder. Der Mert hielt die Hände von der Lore in den seinigen und konnte die Augen nicht von ihr wenden — die Lore war noch immer sein Ein und sein Alles und die Lore konnte sich's nicht denken, daß es möglich wär', sie hatte doch gedacht, es gäb' gar keinen Sonnenschein mehr.

Fr. Nordheim.

Ein Besuch an den Niagarafällen.

Es war im Jahre 1851, als ich von Ohio aus über den Eriesee nach Buffalo kam. Der nicht selten leidenschaftlich aufgeregte See war ruhig und gewährte mir auf dem herrlichen Dampfer „Empire State", der mit dem „Isaak Newton" wechselsweise zwischen dem aufblühenden Cleveland und dem zur City herangewachsenen Buffalo die Fluten schneidet, eine herrliche Fahrt, wiewol der Wind gegen Abend mehr den Charakter des Nordpols als des Juni unter dem 42. Breitengrade trug.

In Buffalo gelang es mir, nach langem Suchen einen Freund zu finden, den ich begrüßte. Welche Freude, als ich in sein Zimmer trat! Nur den Genuß eines flüchtig Durchreisenden wollte ich ihm bringen. Davon aber, meinte er, könne nicht die Rede sein, ich müsse länger verweilen; Buffalo verdiene schon näher angesehen zu werden. Und als die freundliche Hausfrau, eine gemüthliche Schlesierin, in derselben Weise in mich drang, verweilte ich länger als eine Woche in dem gastlichen Hause, die Stadt nach allen Richtungen durchwandernd und Ausflüge in die Umgegend machend.

Da mein Freund ganz in der Nähe des Bahnhofs wohnte, so sah ich täglich den neuyorker Einwandererzug ankommen, halten, Hunderte von Einwanderern mit ihren bunten Habseligkeiten aussteigen und auf der großen freien Ebene ein Lager bilden, bis die verschiedenen Gastwirthe sich in die Beute getheilt hatten.

Wenn es gegen Abend still geworden war, vernahm ich aus der Ferne ein starkes Rollen und ein dumpfes Brausen. Was ist das? fragte ich. Der Donner des Niagara! wurde mir geantwortet. Die Wasserfälle sind von Buffalo ungefähr eine halbe deutsche Meile entfernt. Sie zu besuchen, machte ich mir zur Aufgabe des ersten schönen Tags. Bald hat man das freundliche Niagara mit der Eisenbahn erreicht.

Es war ein schöner Tag in einem der schönsten Monate. Der Zug war sehr stark. Fremde aus allen Gegenden, nicht blos der Vereinigten Staaten, sondern der Erde, füllten die Gasthöfe, um sich für den beabsichtigten Naturgenuß zu stärken oder von den Anstrengungen der Wanderung zu erholen. Hätte ich meiner Neigung folgen dürfen, ich würde sogleich an den Strom geeilt sein, dessen Donner ich so weit vernommen, von dessen Riesenfällen ich schon als Knabe mit stummem Erstaunen erzählen hörte. Aber ich mußte erst an die bereits mit mehr als hundert Personen besetzte Tafel. Des Arabers ärgster Fluch ist: „Iß allein!" In Amerika hab' ich für mich im Alleineſſen keinen Fluch erkannt. Ich aß auf meinen Wanderungen stets lieber trockenes Brot allein als

die zähen Beefsteaks und verpfefferten Suppen, die teigigen „Cakes" und unverdaulichen Pasteten an der einförmigen und stummen amerikanischen Tafel. Der Amerikaner kann Wälder urbar machen, Wüsten bevölkern, Maschinen erfinden, die Unmöglichkeit selbst überwinden; aber lachen und *essen* kann er nicht. Er stürzt zum Tische, schluckt hinunter und geht so wieder davon. Was der Magen mit dem Verschluckten macht, ist auch nicht seine Sache. Dafür gibt es Pillen, die ihn antreiben, wenn er sich gegen die Arbeit auflehnt. Mit Widerwillen nur nahm ich meinen Platz unter den „feinen Gentlemen" und den „Ladies" in den reichsten Gewändern.

Wenn man in Deutschland ißt, so spricht man dazwischen auch mit seinen Nachbarn; da man veranstaltet die Zwecksessen nur, um — zu reden. Hier wurden von den sämmtlichen nahe an 200 Personen wol kaum zehn Worte gewechselt. Jede neue Speise wurde von den schwarzen Dienern auf Commando hingesetzt und man fiel, ohne sich durch Reden zu zerstreuen, darüber her, um sie zu vertilgen. Dies ging fort, bis die Reihe zu Ende war; dann war das „Geschäft" abgemacht und man konnte nun zu dem andern, die Fälle zu besehen, schreiten. Denn auch dies muß gethan werden, da es für „fashionable" gilt, an den „Niagara-Falls" gewesen zu sein und dort auf den verschiedenen Punkten ausgerufen zu haben: How magnificent! — It is grand — it is dreadfull! — Truly, the half has not been told! — They are terrible, yet beautiful! They appear small at a distance, and at first sight I was disappointed. They exceed my expectations. Never have I beheld, or imagined any thing comparable to this!

Ich war froh, als die „Pies" vorüber waren und verließ das Hôtel, um die schöne Natur zu schauen.

Der Niagara, indianisch soviel wie donnernde Wasser, kommt aus dem Eriesee, wird durch Grand-Island in zwei Arme getheilt, die sich eine Meile über den Stürzen wieder vereinigen, worauf die Strömung immer heftiger wird. Noch in diesem Augenblick ist der Spiegel des Stroms ruhig und kaum von einem leichten Wellenspiel bewegt, im nächsten Moment schon wiegen sich die Wellen, überschlagen sich und brechen sich in weißem Schaum. Die ganze ungeheure Wassermasse des gewaltigen Stroms wird bewegt, als wolle sie sich auf den großen Sturz vorbereiten; sie bricht sich in Cascaden und schlägt schäumende Wellen. So wird sie vorwärts getrieben mit unwiderstehlicher Gewalt, bis sie an den senkrechten Felsen ankommt, von denen sie hinunterstürzt und schäumend wieder aufkocht, Wolken und Regenbogen bildend."

Man kann seine Betrachtungen auf der canadischen oder amerikanischen Seite beginnen. Ich zog nach meiner Zeiteintheilung das Erstere vor, indem ich einen in der Nähe des Hôtels haltenden Omnibus benutzte, um bis zur Drahtbrücke zu fahren, die sich anderthalb englische Meilen unterhalb der Fälle befindet. Der Wagen war schon in seinem innern Raume nicht sowol besetzt, als mit Menschen ausgestopft und die Decke so dicht bevölkert, daß kaum ein Sperling noch einen Platz gefunden haben würde; nur auf einer der an den beiden Längsseiten des Wagens befindlichen Plattformen war noch ein kleiner Raum, den ich, während der Wagen schon dahinrollte, im Sprunge eroberte. Die Eisenschienen, auf denen die Räder laufen, liegen an manchen Stellen nur wenige Fuß von dem Rande ab, der das tiefe Strombett begrenzt, und da ich nur mit dem rechten Arme am Wagen hing, so hatte ich die Aussicht, bei dem geringsten Hinderniß auf den Schienen für immer eine der ersten Stellen in dem tiefen Bett des Niagara zu finden. In Europa würde man an solchen Stellen wenigstens Barrièren ziehen, in Amerika hat man zu Besorgnissen keine Zeit.

Ganz in der Nähe der 1848 erbauten Drahtbrücke hält der Wagen; man zahlt seine twenty-five cents und geht nach Canada. Einzelne Punkte dort gewähren eine Aussicht, die, wäre sie in Deutschland, unzählige Besucher fesseln würde, während ich hier

nur wenig Besucher fand. Unter sich in einer Tiefe von 230 Fuß — denn so hoch erheben sich hier die steilen Ufer über den Wasserspiegel — hat man den auf kaum 160 Schritt zusammengerrßten Strom, der hier eine Tiefe von 250 Fuß haben soll. Abwärts wälzt sich der gefesselte Riese dem Ontario zu, während das Auge aufwärts die Fälle, namentlich die Staubwolken des Hufeisenfalls vor sich hat, deren Rauschen man hier kaum stärker als in stillen Nächten zu Buffalo vernimmt. Ein Punkt der Brücke, „Bellevue" genannt, gewährt namentlich einen malerischen Anblick. So schön wie hier tritt wol das Grün des Hufeisenfalls gegen den Silberschaum des Wassers sonst nirgends hervor. Die kahlen Felsen und die grünenden Ufer, das dunkle Gras und die helle Sonne, ländliche Hütten und freundliche Villen — Alles scheint nur da zu sein, die Majestät des Schauspiels zu heben.

Während man so im poetischen Naturgenusse schwelgt, wird man durch ein Wasserrad, welches der industrielle Geist der Amerikaner gerade unter der Brücke hingestellt und dem er die Aufgabe gegeben hat, das Wasser des Niagara über 250 Fuß hinaufzutreiben, um oben eine Mahlmühle in Bewegung zu setzen, wieder auf den praktischen Boden zurückgeführt.

Auf der Brücke machte ich die Bekanntschaft eines Deutschen, der mit seiner jungen Gattin auch gekommen war, am Altar der Natur anzubeten. Es hatte mir auch Jemand gefehlt; eine Natur, wie sie hier sich darstellt, ist zu groß, als daß ein Deutscher sie allein genießen könnte. Wir gingen an der canadischen Seite den Fluß hinauf, ohne daß uns, so schön der Tag war, viel Besucher begegneten. Erst am Tafelfelsen, der die ebene linke Uferseite des Falls bildet und den gewöhnlichen Standpunkt für die Beschauer abgibt, trafen wir ein gemischtes Publicum.

Die Form des Ufers hat sich gegen früher durch mehre Felsenstürze bedeutend geändert. Bereits im Jahre 1818 hatte ein solcher stattgefunden und noch sah man die frischen Spuren eines neuern, der erst wenige Monate vorher (1850) vorgekommen war. Eben hatte ein Wagen darauf gehalten, in dem ein Mann mit einem Kinde saß, der Besonnenheit genug hatte, aus dem Wagen zu springen und sein Kind zu retten, bevor der Felsen sank und Wagen und Pferde spurlos begrub.

Ein Deutsch-Amerikaner, der mich oberhalb des Falls auf einem Steine im seichten Ufer stehen und Holzstücke in die Strömung werfen sah, warnte mich vor dem Abgleiten und erzählte uns gar manches tragische Ereigniß aus den Sagen der alten und neuern Zeit. Unter den letztern befand sich auch die von den zwei weißen Canoes, die ich hier einschalten will . . Vor langen, langen Jahren, als noch überall Urwald, der die Art nicht kannte, und nirgends noch ein Weg zu finden war, als die rothen Bewohner nur die einfache Verehrung des Großen Geistes kannten, versammelten sich jährlich einmal die umwohnenden Stämme an den Fällen des Niagara zu gemeinschaftlichen Opferfesten. Es geschah im Monat August, wenn die Wiesen in ihrem üppigsten Blumenschmucke prangten, wenn die Bäume sich unter der Last ihrer Früchte beugten, wenn die Natur ihren höchsten Reichthum entfaltete. Ein Priester foderte dann auf zum Opfer. Ein weißes Canoe wurde reich mit Blumen und Früchten beladen und das schönste Mädchen, eben erst zur Jungfrau herangereift, auserwählt, jene Gaben und sich selbst darzubringen, ruderte in die verhängnißvolle Tiefe. Hohe Achtung wurde dem Stamme zu theil, den die Reihe traf, das Boot mit den Erzeugnissen seiner Fluren zu schmücken; aber die höchste Ehre spendete man der Führerin des weißen Canoes: sie war die Königin des Festes und versöhnte durch ihr schuldloses Leben den Großen Geist wieder für ein Jahr.

Der stolze und gefürchtete Häuptling eines Stammes, Oronta, hatte ein einziges geliebtes Kind. Nachdem ihm ein feindlicher Pfeil sein schönes Weib Calma geraubt, deren Tod er mit wilder Wuth gerächt, liebte er seine Tochter mit doppelter Liebe als der

Mutter zartes Ebenbild. Vierzehn mal tanzte er heiter am Niagara, unempfindlich für den Schmerz unglücklicher Väter, welche ihrer Hütten lieblichste Zierde den Wassern hingeben mußten als Opfer für Alle. Da rief der Priester abermals zum heiligen Feste. Seinem Stamme gebührte die Ehre des Tags, von allen Jungfrauen des Stammes war Lena die schönste. Mit zerrissenem Herzen hörte Oronta ihre einstimmige Wahl; aber er, der stolze Häuptling, durfte keine Schwäche zeigen. Der Schmerz über den Verlust seines Theuersten wirkte um so mächtiger, weil er Niemand hatte, dem er denselben mittheilen konnte. Sobald der Mond am Horizont aufstieg, begannen die Tänze und Oronta trennte sich von seiner geliebten Tochter. Die Stunde kam. Lauter Jubel verkündete, daß das Boot glücklich über die erste Felsenbank gelangt sei, und die Priester, denen der Himmel öfters näher steht als ein fühlend Menschenherz, hoben ihre Hände über demselben segnend zu jenem empor, um zwei von diesen zu zerstören. Pfeilschnell flog das Boot dem Abgrunde zu. Da erschien in dem reißenden Strome plötzlich ein zweites weißes Canoe, in welchem, während das erstere Blumen, Früchte und das schönste Mädchen opferte, der tapferste Krieger mit allen Siegeszeichen des Kampfes und der Jagd sich selbst darbot. Wie wenn vom Großen Geiste selbst festgehalten, weilte das erste Canoe vor einer kleinen Felsenspitze auf der äußersten Schwelle des Falls, bis das andere herankam. Vater und Tochter wechselten noch einen Blick voll Liebe und Hoffnung und Beide sanken im nächsten Augenblick hinab in die Tiefe. — —

Unweit des Falls befindet sich ein Museum, das außer einem unbedeutenden Mineraliencabinet eine reiche Sammlung ausgestopfter Land- und Wasservögel, zahmer und wilder Landthiere, Fische, Schlangen u. s. w. enthält. In der Menagerie befanden sich zwei Büffel, bei deren Anblick sich mir unwillkürlich der Gedanke aufdrängte, daß selbst ein Büffel ohne wahre Freiheit nicht gedeiht. Zwar waren sie durch kein Gebäude eingeschlossen, sie sahen den Himmel über sich, aber sie hatten doch nur die Freiheit in Schranken. Freilich, wenn die Büffel, wozu es ihnen nicht an Muße fehlte, über die Schwäche ihrer Umzäunung nachgedacht hätten, sie würden zu ihren indianischen Freunden in der Nähe geeilt sein. Aber es ist ja eben Eigenschaft der Büffel, daß sie nicht nachdenken.

Als wir heraustraten, bot sich ein Mulatte zum Führer hinter das Wasser an. Wir lehnten anfänglich ab; da er aber die sicherste Leitung versprach und ich nicht gern etwas Wichtiges ungesehen lassen wollte, so entschloß ich mich, die Partie zu unternehmen, ohne die Gefahren, denen man sich dabei aussetzt, in ihrem ganzen Umfange zu kennen. Nachdem ich vom Fuß bis zum Scheitel wasserdichte Kleider (oil clothes) angelegt hatte, stieg ich mit meinem schwarzen Führer die Leiter zwischen dem Museum und dem Hufeisenfalle vom Tafelfelsen hinab. Unten angelangt, muß man auf zerbröckeltem Gestein ganz nahe an dem ausgespülten Ufer, d. i. unter dem Reste des schon zwei mal eingestürzten überhängenden Tafelfelsens, dem stürzenden Strome sich nähern und dabei sehr auf seiner Hut sein, daß man nicht ausgleitet, weil man sonst in den Fluß hineingespült werden würde. Je näher man dem Falle kommt, desto stärker wird der Luftdruck, desto dichter der ins Gesicht gepeitschte Wasserstaub. Man hat aber keine Zeit, die Gefahr zu erwägen, der man ausgesetzt ist, wenn man an die Wand sich andrückt, von der erst kurz vorher eine so ungeheure Masse sich losgerissen hat, auf deren Trümmerresten man unsicher dahingeht. Endlich steht man dem Wassersturze nahe; aber ich würde unwahr sein, wenn ich sagen wollte, wie ich dahinter gekommen. Schon einige Schritte vor dem Punkte, auf dem man hinter die stürzende Wassermasse gelangt, hatte ich die Augen schließen müssen und wol auch das Bewußtsein auf ein paar Momente verloren; denn als ich mich wiederfand, hatte ich das stürzende Wasser vor mir und zu meinen Füßen schnellten sich Wasserschlangen. Mein Führer hatte mich an der Hand nachgezogen. Da ich wegen der Schlangen,

die ich in keiner Form liebe, einige Besorgnisse ausdrückte, beruhigte er mich durch die Versicherung ihrer Ungefährlichkeit.

Ich kann nicht sagen, daß mir sonderlich wohl in jenem Wassergefängniß gewesen wäre, denn wenn ich auch nicht gerade fürchtete, das Gewölbe, welches den Strom über meinem Kopfe trug, würde zusammenbrechen, so war doch jeder Schritt, den man that, mit Lebensgefahr verbunden. Fast stumm wie der Hin- war der Rückweg. Es reichen menschliche Lungen zur Führung eines Nebengespräches nicht aus, wenn der Niagara redet. Glücklich kam ich wieder oben an und dachte an Schiller's Wort: „Da unten aber ist's fürchterlich!" Der Tag neigte sich zu Ende. Ich benutzte die Ferry, welche in der Nähe des Clifton Hôtels den Strom kreuzt, um in das Gebiet der Vereinigten Staaten hinüberzufahren und den folgenden Tag den amerikanischen Fällen zu widmen.

Nachdem sich nämlich die beiden Arme des Niagara unterhalb Grand Island wieder vereinigt haben, strömt der Fluß in einer Breite von 1½ — 2 englischen Meilen anfänglich in majestätischer Ruhe fort, bis er wieder von Iris Island oder der sogenannten Ziegeninsel in zwei Arme, den amerikanischen rechts und den canadischen links, getheilt wird. Der letztere Arm bildet den canadischen oder eben besprochenen Hufeisenfall. Von Niagara aus führt über den amerikanischen Arm eine hölzerne Brücke zu Bath Island, von wo man durch eine zweite Brücke auf Iris Island gelangt, ein Name, den die Insel von dem Regenbogen, die man auf derselben gewahrt, erhalten hat. Ziegeninsel heißt sie von dem verunglückten Versuche, der 1770 gemacht wurde, sie durch Ziegen und ähnliche Thiere zu bevölkern.

Während die Regenbogeninsel den Strom so theilt, daß er mit seinem linken Arme den canadischen Fall und mit seinem rechten die amerikanischen Fälle bildet, spaltet Bath-Island mit der Menge hinter ihr liegender kleinerer Inseln den amerikanischen Arm wieder so, daß dessen linker Arm den nur 30 Fuß breiten Crescent- oder Centre Fall, der rechte dagegen den 1000 Fuß breiten amerikanischen Fall bildet. Von Fels zu Fels wälzt sich die Wassermasse zwischen den vielen Inseln durch, die gewaltigsten Baumstämme mitführend und absetzend, und gewährt den Anblick des großartigsten Kampfes.

Vom Südwestpunkte der Iris Insel aus gelangt man über den Schildkrötenfelsen zu einem 45 Fuß hohen Prospectthurme, der in geringer Entfernung vom Abgrunde 200 Fuß in die Stromschnellen des den Hufeisenfall bildenden Canadaarms hineingebaut ist, sodaß man von demselben mit Einem Blick alle drei Fälle sehen kann. Unterhalb des amerikanischen Falls geht eine Fähre über den hier 12 — 1300 Fuß breiten Strom, die das Vergnügen gewährt, die Fälle vom Strome selbst aus und ganz in der Nähe anzuschauen. Der Blick auf das Ganze ist so großartig, daß er weit über jede Schilderung hinausgeht. Man denke sich eine Wassermasse von ½ englischen Meilen Breite, die, nachdem sie eine Meile zischend über Felsblöcke dahergebraust ist, senkrecht 150 Fuß herabstürzt. An beiden Seiten schaumweiß gefärbt, in der Mitte grünsmaragdend — ein großer Smaragd in reicher Silberfassung —, das ist der Niagara an den Fällen.

Ueber kurz oder lang wird er — es kommt ihm auf hundert Jahre nicht an — auf der canadischen Seite sein Bett noch wesentlich verändern. Je mehr ihm Blöcke und Felsenmauern seine Herrschaft streitig machen wollen, je weniger sie ihm nachgeben, desto mächtiger wirft er sich ihnen entgegen. Hier weicht er vorsichtig aus, um ihren Grund zu unterwühlen, dort stürzt er auf sie los, hüllt sie in Schaum und spätere Wanderer ahnen nur, wo sie gelegen; sein Zorn trifft Alles, was ihn in seiner freien Bewegung hindert.

Ich habe oft die Ansicht aussprechen hören, die Partie verliere an Interesse, wenn man zuerst den großen Fall besuche und erst dann die beiden amerikanischen Fälle mit ihren Inseln. Ich kann derselben nicht beitreten; mir gewährten die Inseln mit ihren Waldpartieen — auffallenderweise hat die amerikanische Art hier einige Bäume stehen

lassen — ebenso viel Genuß. Nie wird der Eindruck aus meiner Seele schwinden, den das stille Wandeln auf der Iris und den anliegenden Islandsinseln in ihr zurückgelassen hat. Um die ganze Insel geht ein Weg. Künstliche Anlagen haben für mich wenig Werth; uralte mächtige Bäume mit ihren Laubgewölben sind es, die dem Naturgenuß die feierliche Stimmung verleihen. Wo keine Bäume sind, da kann es nicht schön sein. Darum hat mich auf meiner Reise in den Vereinigten Staaten nichts so widrig berührt als die Sucht der Amerikaner, jeden Baum, selbst zwecklos, niederzumetzeln. Hier aber fand ich noch die alten Riesen und ich sah im Geiste die Indianer unter ihren Zweigen tanzen, ihre Kämpfe, ihre Spiele üben; ich ließ mir von den Wipfeln die Geschichte grauer Zeiten erzählen, wo man den Großen Geist verehrte. Wenn ich meine Hütte in Amerika aufschlagen sollte und dabei ausschließlich meiner Neigung folgen dürfte, dann würde es in der Nähe des Niagara oder am Hudson, unweit der höchst romantisch gelegenen Militärakademie Westpoint, oder bei Gilbert's Mills unweit Baltimore sein, sicher aber nicht in den einförmigen, baumlosen, das amerikanische Leben abspiegelnden Prairieen.

A. F. W.

Ueber Schlafwandeln und Hellsehen.

Von einem Arzt.

II.

Pater Hell, Astronom in Wien, war es, der 1773 den dortigen jungen Arzt Dr. Mesmer auf die Heilkräfte des mineralischen Magnets aufmerksam machte. Sie bestrichen und belegten kranke Glieder damit oder umgaben die leidenden Theile mit eisernen Ringen, die sie zuvor magnetisirt hatten. Da das Verfahren mehrfach von einem günstigen Erfolge begleitet war, so setzte Dr. Mesmer die Versuche fleißig fort und gelangte bald zu der Ueberzeugung, daß er dieselben Resultate auch ohne Magnet, blos durch seine Hände, erreichen könne. Zur Erklärung dieser Thatsache nahm er infolge seiner mystischen und astrologischen Studien ein schon von Paracelsus († 1541) vorausgesetztes, subtiles, dem menschlichen Körper durch siderischen Einfluß mitgetheiltes ätherisches Fluidum an, nannte dasselbe, nach der Analogie seiner Wirksamkeit mit der des mineralischen Magnets, den thierischen Magnetismus, und behauptete, daß dieser ihm vorzugsweise eigen sei, von ihm beliebig erregt, bewegt und zur Heilung von Krankheiten verwendet werden könne.

Die außerordentlichen, ans Wunderbare grenzenden Phänomene, die nun durch die Anwendung des thierischen Magnetismus sich ergeben haben sollten, der Reiz der Neuheit und die auch wirklich erfolgten Heilungen einiger angesehenen Personen von den hartnäckigsten Uebeln, — Curen, die Mesmer lediglich dem thierischen Magnetismus zuschrieb, — machten anfänglich ungemeines Aufsehen in Wien. Pater Hell, Mesmer und sein thierischer Magnetismus waren das Tagesgespräch. Bald aber verlor Mesmer, der den Schein eines außerordentlichen Mannes, eines übernatürlichen Thaumaturgen annahm und Heilungen vorspiegelte, die außerhalb des Bereichs menschlicher Kräfte liegen, das Vertrauen, wurde mit seinen Kunstgenossen in Streit und anderweitig in so große Unannehmlichkeiten verwickelt, daß er (1777) beschloß, Wien für immer zu verlassen und sich ein Publicum zu suchen, das seiner neuen Heilart würdiger und für seine Ansicht von ihrer Vorzüglichkeit empfänglicher wäre. Ein solches Publicum hoffte er bei den Franzosen zu finden.

Mesmer trat 1778 in Paris auf. Er machte sich bald durch einige auffallende und notorisch gewordene Curen einen Namen, erntete Beifall und Geld in großen Summen. Inzwischen verlor er aber auch hier wieder durch das magische Ansehen, das er affectirte und das wie in Wien den Verdacht der Charlatanerie und des Betrugs erregte, sowol

beim Publicum als bei den Aerzten, den von ihm zugleich angestrebten Ruf eines großen Heilkünstlers und erlebte selbst von Seiten seiner eifrigsten Verehrer und Anhänger die Kränkung, daß mit seiner Theorie und deren Fundamentallehren wesentliche Veränderungen vorgenommen wurden. Und so hielt er es denn für gerathen, den vielfachen Anfechtungen, die er sich auch hier zugezogen, abermals aus dem Wege zu gehen. Er ging nach Spaa.

Wie unzufrieden nun aber auch die Pariser im Allgemeinen mit Mesmer gewesen waren, so gab es doch Einige, die ihn von Spaa zurückriefen. Mesmer ließ sich auch durch ihre Einladungen bewegen, von neuem in Paris aufzutreten. Hatte er bei seinem ersten Dortsein eine von der französischen Regierung ihm für Mittheilung seines Geheimnisses angetragene Jahresrente von 20,000 Livres ausgeschlagen, so nahm Mesmer jetzt einen ganz andern Charakter an. Er zog das zauberhafte Dunkel, in das er vorhin den thierischen Magnetismus gehüllt, von ihm weg, hörte auf, das Heilvermögen durch denselben sich ausschließlich zuzueignen und äußerte, daß seine Kunst auch Andern mitzutheilen sei, hielt Vorlesungen darüber und bot sie für Geld feil. Zu diesem Ende stiftete er eine geheime Gesellschaft unter dem Namen „Harmonia" und nahm in dieselbe Jeden auf, der angelobte, die erlernte Kunst geheimzuhalten und der das Honorar von 100 Louisdors bezahlte.

Von nun an vermehrten sich schnell die Magnetiseurs. Nicht nur Aerzte, sondern auch Laien, und unter diesen nicht nur Männer und Jünglinge, sondern auch Frauen nahmen Unterricht bei Mesmer und magnetisirten Kranke. Allein da auf solche Weise Mesmer selbst seine Heilmethode den Profanen in die Hände und dadurch den schrecklichsten Mißbräuchen preisgegeben hatte, so war es kein Wunder, wenn der thierische Magnetismus jetzt vollends um alles Ansehen kam, ja der Verachtung und der Lächerlichkeit anheimfiel.

Bis dahin hatte die französische Regierung ruhig dem Unwesen zugesehen. Jetzt aber (den 12. März 1784) erließ sie einen königlichen Befehl an die medicinische Facultät, den thierischen Magnetismus einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Ganz Paris nahm Interesse an dieser, aus Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften und aus Mitgliedern der Gesellschaft der Aerzte gebildeten Commission und sah mit gespannter Erwartung ihrer Entscheidung entgegen. Indeß wußte Mesmer, wiewol er selbst früher der medicinischen Facultät den Vorschlag gemacht, behufs Prüfung und Würdigung seiner Kunst zu gleicher Zeit 24 Kranke von ihm und ebenso viele von andern Aerzten behandeln zu lassen, jetzt doch der Untersuchung auszuweichen, indem er sagte, daß er wol Zeugen seiner Curen zulassen wolle, diese aber als Richter darüber nicht anerkennen könne. Die Commissarien gaben nach und begnügten sich, bei einem Schüler Mesmer's Kunde einzuholen. Ihre Untersuchung war beendigt. Die Entscheidung fiel zum Nachtheile des thierischen Magnetismus aus und lautete der Hauptsache nach: „Der thierische Magnetismus ist nichts Anderes als ein Spiel der exaltirten Phantasie, — aufgereizte Sinnlichkeit, Schwärmerei, Selbsttäuschung und mitunter auch Betrug." („Rapport des commissaires chargés par le roi de l'examen du magnetisme animal", Paris 1784.)

Je ungünstiger dies Urtheil einer obrigkeitlichen Untersuchungscommission lautete, um so heftiger war die Protestation Mesmer's und seiner Anhänger, die jene Untersuchung für seicht und oberflächlich und die Entscheidung für unbefugt und parteiisch erklärten. Ihr Eifer war überflüssig; die ungünstige Entscheidung der Commission gefährdete die Sache so sehr nicht. Im Gegentheil ward diese nur gefördert, indem die Bestrebungen der Magnetiseurs jetzt um so ämsiger wurden und die Schwärmerei des Publicums dafür nun erst recht überhandnahm. Auch in andern großen Städten Frankreichs, in Straßburg, Lyon u. s. w. bildeten sich sogenannte „harmonische oder philanthropische Gesellschaften", deren

Zweck sein sollte, die Mesmer'sche Lehre rein zu erhalten, die Harmonie durch den thierischen Magnetismus in dem kranken Körper herzustellen und so das Gesundheitsglück unter den Menschen in ausgedehntester Weise zu befördern und auszubreiten.

Inzwischen brach, als diese Gesellschaften eben ihre Thätigkeit entfaltet hatten, die Französische Revolution aus. Die neuentdeckte Heilkraft kam in Gefahr, unter ihren Stürmen unterzugehen. Sie flüchtete nach Deutschland zurück, wo der für alles Wunderbare, Uebernatürliche und Geheimnißvolle empfängliche Lavater schon längst ihr enthusiastischer Lobredner gewesen war und nun die Aerzte Bicker, Weinhold, Böckmann und Gmelin ihre ersten Pfleger wurden. Doch auch hier erfuhr der neue Ankömmling starke und laute Widersprüche. Es entstanden heftige Streitigkeiten für und wider den thierischen Magnetismus, die, obgleich sie theoretisch nicht viel aufklärten, doch in praktischer Hinsicht den Nutzen hatten, daß ausgezeichnete Aerzte, alles Streites sich entschlagend, ruhig und wahrheitliebend Versuche anstellten, die Erfahrung allein über Werth und Unwerth entscheiden ließen und Folgendes als Resultat ihrer Beobachtungen hinstellten: „Der thierische Magnetismus ist wirklich ein Heilmittel und steht unter den heroischen, zumal in Hinsicht nervöser Krankheiten, obenan."

„Beobachtung! — Erfahrung! — Heilmittel! — Alles recht gut, wenn man nur nicht verlangt, daß ich daran glauben soll!" donnerte vor vielen Jahren der alte Professor Blumenbach vom Katheder herunter, als er auf das Capitel des thierischen Magnetismus in seinem physiologischen Collegio zu sprechen kam. „Denn nicht alle Erfahrungen", fuhr der Zweifler par excellence (der von dem Grundsatze ausging, daß der crasseste Unglaube in den Naturwissenschaften nicht halb soviel geschadet hätte als das blinde Zuvielglauben) fort, „sind echt und gründlich verificirt. Es gehört eine Kunst zu sehen, die Gabe richtiger Beobachtung dazu und die ist nicht Jedem gegeben. Dieser findet einige nicht allgemein bekannte natürliche Wirkungen und übertreibt sie oder sichtet und unterscheidet nicht gehörig und nimmt für allgemein wahr an, was nur bedingungsweise wahr ist. Jener läßt sich von schlauen Charlatans oder selbstbetrogenen armen Pierrots hinters Licht führen und sieht Illusionen für Wunderwerken an, — ja ein Dritter endlich macht schon aus Eitelkeit viel Lärm um nichts! Daß der Magnet, die Elektricität und die verschiedenen Luftarten auf Menschen, Thiere, Pflanzen und Metalle einwirken, ist bekannt; aber à la Mesmer ein eigenes, von den Himmelskörpern auf den Menschen ausströmendes Feuer als Princip der magnetischen Zauberstreicherei anzunehmen und sich einzubilden, daß die Gestirne nur um des Erdenmenschen und der Mesmer'schen Universalmedicin willen geschaffen wären, — das ist astrologische Alfanzerei, die schon bei Moses 5, 18, 10. verboten wird."

Dies Wort des alten verdienten Lehrers, der so lange die Zierde der weltberühmten Georgia Augusta und der erste „philosophische" Naturforscher seiner Zeit war, in Ehren; aber die magnetische Einwirkung der Himmelskörper auf unsere Erde, auf die Gewächse, auf die Menschen und alle lebendigen Wesen ist von ihm nicht hoch genug gestellt. Woher anders die Ebbe und Flut des Meers, und wie sonst zu erklären der so deutliche Einfluß des Mondes auf die Vegetation und Fermentation, auf Veitstanzwüthe und Eingeweidewürmer, auf Nerven- und solche Krankheiten, die sich deutlich durch die siebente, den Mondphasen entsprechende Zahl auszeichnen? Haben neuere Beobachtungen doch dargethan, daß die Einwirkung des Mondes sogar eine Hauptveranlassung der Erdbeben ist. Man erklärt sie nach der Analogie von Ebbe und Flut. Wie nämlich der Mond das Meer anziehe und so Flut mache, wirke er auch auf das Flüssige oder Teigartige des Erdinnern, das wie das Meerwasser davon steige und falle, also flute und ebbe. Man hat 7000 Erdbeben aus der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts geprüft und dabei jenes überraschende Resultat des Zusammenhangs mit dem Monde gefunden, wie der berühmte

Elie de Beaumont noch kürzlich in der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris mitgetheilt. Unter dem Aequator ſoll der Mond vergeſtalt auf ſchwache Körper wirken, daß ſie dort Kopfweh von Mondſtrahlen wie von den Strahlen der Sonne bekommen, und was die magnetiſche Einwirkung des Sonnenlichts auf den menſchlichen Körper betrifft, ſo erinnern wir hier nur an den alten Lesage, den berühmten Verfaſſer des „Gil Blas" und des „Hinkenden Teufel", von dem der bekannte Schriftſteller Graf von Treſſan, der nach der Schlacht von Fontenoy 1745 in Boulogne-ſur-mer commandirte und viel mit Lesage umging, ausführlich in einem, lange vor Mesmer's Auftreten dem Druck übergebenen Briefe ausſagt. „In der letzten Zeit", heißt es, „machte ſich bei Lesage eine ſonderbare Erſcheinung geltend. Seine Lebenskraft trat nämlich in eine Art von Rapport mit der Sonne. Je höher dieſe des Morgens ſtieg, deſto wohler, leichter, elaſtiſcher fühlte ſich der Greis. Stand ſie im Zenith, ſo kehrte ihm beinahe die ganze Kraft und Lebendigkeit der Jugend zurück; ſowie ſie ſich aber dem Horizonte zuneigte, ſpannte ſich dieſe Elaſticität wieder ab, und nach Sonnenuntergang trat eine Lethargie, eine Kraft- und Willenloſigkeit ein, die bis zum andern Morgen anhielt. Dieſe Erſcheinung, die man vielleicht einen ſolariſchen Magnetismus nennen kann und die Lesage's ſonnig-warmem Charakter entſpricht, wurde zu genau und anhaltend beobachtet, um über die Thatſache einen Zweifel zuzulaſſen."

Wir wollen in einem dritten Artikel die Methode des Magnetiſirens darſtellen.

(Ein dritter Artikel in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Luiſe von Gall.

Unſere Leſer erinnern ſich vielleicht aus dem zweiten Bande unſerer „Unterhaltungen" einer Erzählung „Das Todtenhemd" (S. 484 fg.). Die Verfaſſerin derſelben, Luiſe von Gall, iſt kürzlich im 40. Lebensjahre geſtorben. Sie war die Gattin des als Romandichter und Kritiker gleichgeſchätzten Levin Schücking.

Ihr ſchriftſtelleriſches Talent ging aus der Schule der Gräfin Hahn hervor, obgleich ſie, wie manche Andere, eben doch ganz nur von der Art der „Diogena" beherrſcht ſind, gegen ſie polemiſirte. Die Verbindung mit ihrem Gatten läuterte ihren Geſchmack und gab ihr ernſtere Ziele, denen ſie wenigſtens nachſtrebte. Der Salon und das Leben der „Geſellſchaft" war die Sphäre, die ſie nicht immer allein ſchilderte, in der ſich jedoch ihre Feder am ſicherſten bewegte. In dem Roman „Der Kreuzritter" zeigte ſich viel Darſtellungstalent, aber auch ein Beſtreben, mit Händen zu greifende Perſönlichkeiten in Scene zu ſetzen. Man wird dies Mittel, pikant zu ſchreiben, nur dann geſtatten dürfen, wenn man entweder, offen ausgeſprochen, eine Satire ſchreiben will oder wenn man ein umfaſſendes Culturgemälde gibt, in welchem man die hervorragendſten Träger und Förderer der Richtungen nicht weſentlich charakteriſiren kann, wenn man ſie nicht in ihrer ganzen Wahrheit erkennen läßt.

Luiſe von Gall war eine ſorgſame Gattin und treue Mutter. Sie erfüllte mit einer angenehmen, poetiſch zu nennenden Leichtigkeit die verſchiedenen Anſprüche, die ihre Lebensſtellung an ſie machte. Die Frauen, die ſich als Virtuoſinnen ihrer Pflichten zu zeigen wiſſen, ſind ſelten. Stöhnen und Aechzen unter dem Druck der Lebensaufgaben war ihr fremd und doch lebte ſie zugleich für den Gatten, die Kinder, die Geſellſchaft und die Literatur. Ihrem friſchen und im Naturell immer geſunden Sinne zu begegnen, that wohl, und wenn ſie zu ſtreiten liebte und ſich Dieſem und Jenem in Anſichten und Geſchmacksſachen nicht fügte, ſo konnte man annehmen, daß ſie dabei weit weniger ihr eigenes Intereſſe zu behaupten ſuchte als das ihres Gatten und derjenigen Schriftſteller, die ihrem gemüthlichen Sinn perſönlich werth geworden waren.

Zum Erwägen.

Ein Freund ſchreibt uns: „Wir gehen dem kommenden Frühling mit der Hoffnung entgegen, daß Alles wieder grünen und blühen werde. Warum nicht jeder Zukunft?"

* *

Wir bedauern wenig, wenn wir unglücklich ſind. Unerſättlich macht uns nur das Glück.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 28. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Aus der Zeit der Hexenprocesse.

Dem Schöppenstuhle zu Jena wurde im Jahre 1663 zu einem Hexenprocesse ein anklagender Bericht mit der Ueberschrift eingereicht: „Wahrhaftige Geschicht, welche sich zu Unterssmau Ao. 1662 und 1663 zugetragen, und von mir Wilhelm Bachmann, Pfarrer des Orts, wie ich es gehört und gesehen, gründlich aufgezeichnet." Zu dieser Ueberschrift hatte ihr Verfasser die Feder zu tief ins Tintenfaß getaucht, sodaß ein Tropfen davon ihr entfiel und zwar gerade auf das erste niedergeschriebene Wort, das, wie oben geschehen, mit gesperrten Lettern gesetzt werden sollte. Einen andern Papierbogen zur Hand zu nehmen, war der Pfarrer wol ein zu guter Wirth, das Papier war dazumal theurer und nicht überall wie jetzt in Auswahl zu haben. Den Flecken zu radiren, besaß er vielleicht nicht genug Geschick oder kein Werkzeug dazu, genug, er blieb auf der eingenommenen Ehrenstelle.

Was enthielt die wahrhaftige Geschicht? Sie begann mit der Anzeige, daß im vergangenen Herbst durch Auftritten „böser Leut in dem wohladelichen Schloß von dem Vieh etliches sehr geplaget, gesterbet und ihm die Milch entzogen worden", worauf die wohladeliche Gutsfrau Anna Reßna von Könitz, seine Frau Gevatterin, zu Entdeckung dieser bösen Leut mit Verwissen ihres Junkers selig, aber nicht durch göttliche Eingebung das folgende Verfahren eingeschlagen. Sie habe nämlich eine neue Schar-Schippe (vermuthlich vom Schmied) holen, in den Backofen werfen und glühend machen lassen, währenddeß Milch in einem Gefäße mit einer Sichel gepeitscht und zerhackt und dabei gesagt: „Du Her, gieb mir die Milch wieder, oder ich will dir Zunge und Auge zerhacken und verbrennen, daß du nimmermehr eine Kuh sehen kannst." Darauf habe sie die gemißhandelte Milch auf das glühende Eisen gegossen, auf welchem sie sich lang ausgedehnt. Tags darauf sei es einem Mann auf ihrem Gute, Namens Claus Fischer, in ein Aug' gekommen, daß er gewüthet und getobt und endlich aufs Schloß geschickt zu der wohledeln Frau, Rosenwasser von ihr zu begehren, was ihm anfänglich verweigert worden, jedoch nach wiederholten Bitten und Klagen, daß das Auge zu verderben anfange, gegeben

worden, doch habe es ihm nicht geholfen. Ein Arzt in Lichtenfels, den er um Rath gefragt, habe ihm gesagt, es sei ihm angethan und er solle nur suchen, von dem Orte seines Argwohns ein seidenes Fleckchen zu erlangen, dasselbe vor das Auge zu hängen, da werde es schon heilen. Claus Fischer habe diesen Rath befolgt, aufs Schloß geschickt, doch die Gutsfrau das begehrte seidene Fleckchen ihm nicht zukommen lassen. Er sei darauf nach Koburg zu einer klugen Frau gegangen, sich das Auge von ihr curiren zu lassen, doch habe ihre Behandlung ihm so viel Schmerzen verursacht, daß er zu sterben gemeint. Feuerfunken seien ihm aus dem Auge gesprungen, bis die Erblindung des Auges eingetreten; der Mann habe genug zu steuern und zu wehren gehabt, daß sie nicht auch das andere Auge ergriffen. Dies habe Claus Fischer's Weib auf der Stube des Berichterstatters selbst ausgesagt.

Ao. 1663 den 7. Januar ward nun die wohledelige Frau von König krank, erzählt der Pfarrer Bachmann in seiner Eingabe weiter und in einer hier nicht anwendbaren Ausführlichkeit schildert er ihre Leiden, die in erschrecklichen Anfechtungen bestanden, deren Zeuge er oft gewesen sei und welche infolge des gegen die bösen Leut von ihr angestellten Verfahrens eingetreten wären. Vollkommen überzeugt, daß die Gemüthsbeängstigungen der kranken Frau, ihre Nervenzufälle, in welchen die Geisterstoß ihrer Einbildung sie quälten, die Gestalt des Mannes, der Frau, des Sohnes der Personen annahmen, gegen deren vermeintliche Hexenkünste sie ähnliche aufgeboten, keiner andern Ursache als der Rache ihrer mächtigen Widersacher zuzuschreiben sei, hatte er nach seiner Erzählung seine ganze geistliche Beschwörungstheorie in den schweren Kämpfen der geplagten Frau zur Anwendung gebracht, Tage und Nächte an ihrem Bette gebetet und gesungen. Er berichtet ferner, wie es ihm durch seine religiösen Kraftmittel immer gelungen, die Patientin während seiner Anwesenheit frei von den bösen Anfechtungen zu halten, wie sie, von ihm ermahnt, es bereut, den Anlaß dazu gegeben zu haben. „Auch im Beisein Ihr. Gnaden Gestreng. Bernhard Alexander von König, Junker Adam's und Junker Hannß, Stephan Steppens Wohllöbliche Hausfrauen und vielen Gesind ungezwungen bei guter Vernunft und Verstand gebeichtet. Sie habe nicht recht gethan an dem Fischer, wie oben gemeldet, es wäre ihr von Grund ihres Herzens leid, sie hätte nicht gedacht, daß es etwas so großes wäre, sie wollte Zeit ihres Lebens es nicht mehr thun." Die bösen Leute hätten jedoch darauf doch nicht abgelassen sie zu martern, von ihr verlangt, daß sie dem Manne das Auge, um welches sie ihn gebracht, wieder schaffen müße, worauf sie endlich ihren Verfolgern getrotzt, sie wolle sie beim Gericht angeben und verbrennen lassen. Nach dieser That seien sie noch mehr in Wuth entbrannt, über sie hergefallen und hätten sie erwürgen wollen, aber sie habe sich an ihren lieben Gott gehalten, inbrünstig gebetet und sich dadurch von ihren Würgern befreit. Diese hätten nach wiederholten Angriffen später sich aufs Bitten gelegt, ihr vorgestellt, daß sie doch ihres Lebens um ihrer unschuldigen Kinder schonen, nicht dem entsetzlichen Tode des Verbrennens durch Ueberlieferung an die Gerichte sie aussetzen möge. Die wohledelige Frau aber habe darauf erwidert, sie müsse dies gerade wegen der unschuldigen Kinder willen thun, damit diese nicht auch von den Aeltern zur Zauberei verführet würden. Gottes gnädiger Beistand, auf den die wohledelige Frau in ihren Nöthen so fest vertraut, habe sich denn endlich auch so an ihr erwiesen, daß es sich mit ihr gebessert und sie, in der Genesung begriffen, nun verlangt habe, den Bericht über das Vergangene abzufassen und dem hohen Consistorium in Jena einzureichen.

Als der Pfarrer diesem Verlangen in der vollständigsten Weise Genüge geleistet, erfolgte sogleich zur Beruhigung seiner Patronin und auch zu der seinigen die gefängliche Einziehung der Angeklagten (der Angehörigen des unglücklichen Fischer). Die eigenen Anfechtungen, die er, der Pfarrer, von denselben erdulden müssen wegen des geist-

lichen Beiſtandes, den er der gequälten Gutsfrau geleiſtet, hatte er in dem ſie betreffenden Bericht, aus Devotion vermuthlich, unerwähnt gelaſſen, doch nicht länger konnte er deren pflichtmäßige, von ſeinem Gewiſſen geforderte Anzeige dem Gericht, das die Schuldigen zu verdammen hatte, zu Beſchleunigung des Rechtsſpruchs vorenthalten. Wir geben dieſen Nachtrag zu der erſten Anklageſchrift unverändert in ſeiner Abfaſſung actenmäßig hier wieder als einen charakteriſtiſchen Beweis der heilloſen Beſchränktheit, in welcher ein berufener Seelſorger dem Aberglauben ſeiner Zeit ſelbſt von der Kanzel herab das Wort redete. „Nachdem ich Endesbenannter unterſchiedlichen auf öffentlicher Kanzel die Zauber-, Hex- und Milchdieberei geſtraft, und ſonderlichen meinen Bericht von den dreien verdächtigen Leuten, welche mir und den Meinigen deßwegen ſpinnefeind geweſen, übergeben, habe ich und mein Weib durch Gottes Verhängniß große Anfechtung gehabt. Mein Weib hat den Freitag vor Dom. Exto mihi etliche lange Riß mit Blut unterlaufen, drei die Länge und zwei die Breite, an der rechten Seite gehabt, und vor Dom. Invocavit auch etliche lange Riß des Nachts auf der rechten Schulter bekommen. Den Freitag vor Reminiscere, da meine Leute zum Backen eingefeuert hatten, kommt des Nachts 12 Uhr etwas und reißt am Deckbett vorüber; ich erwachte, da lief es bei der Wand an den Bänken weg bis zum Vorderfenſter und that eben als wenn es das Fenſter zuplatſchte, welches aber ich eigentlich nicht wiſſen kann, ob es das Fenſter geweſen, worauf ein Gebrach und Geplag in der Stuben worden, daß meine Frau darüber aufwacht und erſchrickt, wiſſen aber nicht, was es iſt, da fällt uns ein der Backtrog, welcher noch einmal anfängt zu krachen. Darauf ſtieg ich im Namen Jeſu aus dem Bett, greif an den Backtrog, da finde ich, daß er am Boden von oben bis unten entzwei geſpalten, und der Teig ausläuft, desgleichen an der Seiten nach dem Fenſter unterſchiedliche Spälte hat. Des Morgens werde ich an meinem rechten Arme einen doppelten Riß mit Blut unterlaufen, der mich denn ſehr ſchmerzte, gewahr. Dom. Oculi in der Nacht iſt meiner Frauen rechte Seite ganz zerriſſet und zerfleiſchet, alles mit Blut unterlaufen. Die Nacht zuvor, ehe die verdächtigen Perſonen in Verhaft genommen, hat meine Frau in den rechten Mittelfinger einen Riß und an den Vorderfinger einen Stich wie mit einem ſpitzen Meſſer bekommen. Und ich bin ganzer drei Wochen des Morgens ganz müd, als wenn ich zerſchlagen geweſen wäre, aufgeſtanden. Seind der Zeit aber, daß dieſe Leute in Verhaft ſeyen, haben wir Gott lob und Dank Ruhe gehabt und habe mich Gott ſei Dank auch wohl befunden. Gott der Herr erhalt uns ferner in Gnaden. Dieſes, wiewohl ich es Niemand zeihen kann, bezeuge

Ich

Nieder-Symau, am 15. April 1661. Wilhelm Bachmann, Pfarrer."

Der eingeleitete Prozeß drohte den ſchlimmſten Ausgang für die der Hexerei Beſchuldigten zu nehmen, ſie dem Henkertode zu überliefern, wie ihre Anklägerin es wünſchte, die im Gewiſſenszwang ihrer Frömmigkeit und wol mehr noch in Furcht vor neuen „Anfechtungen", wenn ihre vermeintlichen Peiniger am Leben blieben, dieſelben dem entſetzlichſten Strafgericht übergeben hatte. Die Unglücklichen leugneten natürlich bei den mit ihnen angeſtellten Verhören all' das Böſe, was ſie nach ſo glaubhaften Angaben vermittelſt ihrer Hexenkünſte am Viehſtande der Gutsfrau wie an der Perſon derſelben wieder holt ausgeübt haben ſollten; allein was halfen ihnen die Betheuerungen ihrer Schuldloſigkeit! Die Folter ſollte von den Verſtockten das Geſtändniß der Wahrheit erpreſſen.

Da gelang es ihrem gerichtlichen Vertheidiger, nicht nur durch geſchickte Einwürfe die Ausübung des peinlichen Verfahrens zu verhindern, ſondern zuletzt ihre Freiſprechung zu bewirken. Es geſchah durch eine Beweisführung ihrer Schuldloſigkeit, die wol einzig in ihrer Art daſtehen dürfte. Der Indicienbeweis lag ihr zum Grunde, wie aus dem noch ſtehenden Hauptpunkte der Vertheidigungsſchrift des Anwalts zu erſehen. Dieſer lautete: „Iſt wohl in Acht zu nehmen, daß Fluchs als unten das Wort «Wahrhaftige» Er-

schicht mit einem großen Klecken besudelt ist, Zweifelsohne durch Gottes sonderbahren Schickung und Anzeig, daß man so sicher darauf nicht geben, sondern daß solche erscheinungen nur starke impressiones oder Phantasien gewesen." J. v. G.

Anmerkung des Herausgebers. Seit W. Meinhold's „Bernsteinhexe" und „Sidonia von Bork" ist man mißtrauisch gegen die Darstellung von Hexenprocessen. Die obigen Thatsachen sind uns jedoch verbürgt und rühren aus Familienarchiven her. Im Verlauf der Erzählung kann man zweifelhaft sein, ob die hochadelige Frau von König von den drei Menschen, dem Fischer, seiner Frau und seinem Sohn, die sie unglücklich gemacht haben wollte (und die allerdings wol auch geglaubt haben mögen, daß der Verlust des Auges eine Folge der von der Gutsfrau abscheulicherweise angestellten Zauberei sage war) in Wahrheit gepeinigt worden ist oder nur in der Einbildung. Wir können uns nicht versagen, des alternen Pfarrers ausführlichen Bericht über die Art herzusetzen, wie Frau von König auf dem Lager gepeinigt wurde. Nur ihr Gewissen war es, das ihr zusetzte. Sie wollte die Beruhigung haben, daß Christus ihr, als der hochadeligen Dame, Vergebung schenkte, die arme Hirtenfamilie aber gestattete den Gerichten zu übergeben. Diese Mischung von Bigoterie und nichtswürdiger Tyrannei ist bis zur Empörung aller Gefühle charakteristisch.

„Anno 1663 den 7. Januari an einem Mittwochen, ward die Wohledelige Frau von König krank, da sie alsbald zur Ader gelassen und gute Mittel gebraucht. Den 11. Jan. als Dom. 1 post Epiphan. gerieth sie in der Nacht ohngefehr nach 10 Uhr in eine schwere Anfechtung, da ihr Gott wegen ihrer wider Gottes Gebot begangenen That gerühret, daß sie dem Menschen das Aug, welches sie doch nicht geschaffen, verderbet hat, und hat also den bösen Feind verhänget, daß er die drei verdächtigen Personen, nemlich Glaus Gruzen, sein Weib Annam und sein Sohn Thomaßen über sie geschicket und gequälet und gemartert, deßwegen sie auch die Anwesenden umb hülf geschriren und zu ihnen gesagt, sie fürchte sich so sehr, die dann zu ihr gesagt, sie wollten mich als des Orts unwürdigen doch ordentlich berufenen Pfarren holen. Sie aber die Wohledele Frau hat es nicht haben wollen, und gesaget, ach nein, nein er schilt mich und flucht mir, worauf die Anwesenden geantwortet, Gn., er flucht Euch nicht und schicken unterdeß nach mir und lassen mich aus dem Bette holen, wie ich zu ihr gekommen und die Hand geben und frage wie ist es, wie will es Wohlard. Frau Gevatterin, da spricht sie, ach setzt ihr nicht laut, daß ihr den Mann vom Schlaf verstöret und wider meinen Willen habt holen lassen, worauf ich dann geantwortet: Wohledele Frau Gevatterin, ich bin nicht zu Haus wohl aber hierinnen bei ihrem hochadelichen Gestrengen Beinhart Alexander von König ihres seeligen Junker Herr Bruder gewesen, und habe jetzt die andern Kranken im Schloß besucht. So hat sie mich nicht gern, wenn sie mich nicht gern haben, so will ich wieder weggehen, da sagt sie: Ja ich sehe Euch sehr gern daß ihr da seyd, fange also mit ihr unterschiedliche Gebet und Sprüchlein an zu beten, darauf setze ich mich an den Tisch, will für mich lesen und die Wohledel. Frau dem lieben Gott befehlen, da schreit sie mir zu ich sollte laut lesen und beten, welches ich auch that. Ohngefehr um 1 Uhr ruft sie mich zu sich, nimmt meine beiden Hände und bittet mich, ich sollte da bei ihr beym Bett sitzen bleiben, wenn ich da wäre, so wollte sie Ruhe haben; wie ich denn bei 5 ganzer Stunden bei ihr am Bett gesessen, und hat meine beiden Hände immer fest und hart gehalten, da ich sie vermahnet, sie solle sich nur an den Herrn Jesum, als ihren und unsern Erlöser und an sein theures Verdienst steif und fest mit wahrem Glauben halten, der würde sie nicht verlassen, Resp. Sie ja, ja, ich thue es der Herr Jesu ist mein Beistand. Ueber eine Weile fängt sie an, nun habe ich ihn überwunden, ich habe ihn mit Füssen getreten. Darauf fragte ich sie wen hat die Wohledl. Frau

überwunden und mit Füssen getreten? Ist es irgend etwa der böse Feind? Resp. Sie: Ja, ja, den hab ich überwunden. Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe Glauben gehalten, worauf ich sagte: Wann sie den verjagt hat, so muß sie gewiß eine Anfechtung haben, sie halte sich demnach nur an Gottes Wort und an den Schlangentreter Christum Jesum, der den Teufel überwunden, ihm seinen Harnisch ausgezogen, seine Werke zerstöret; sie kempfe nur ritterlich, der Herr Jesu wird ihr schon kräftiglich beistehen, Sie stärken und nicht verlassen. Sie halte Glauben bis ans Ende, so wird sie wohl selig und gerecht werden und die Krone des Lebens empfahen und davontragen. Wir wollen einmal alle miteinander wieder in dem ewigen Leben zusammenkommen, da Resp. sie: die trauben aber nicht und wiese mit der Hand ans Fenster, die kommen nicht im Himmel, sondern in die Hölle. Ich fragte, wen meinet denn die Wohledel. Frau Gevatterin, da Resp. Sie: das Hexenvolk, was mich so quälet; wenn es Tag wäre, will ich es euch schon entdecken. Ich sagte: Wohledel. Frau Gevatterin, Sie mache sich nicht solche wüste Gedanken, sie halte sich an den Herr Jesum, der wird ihr schon beistehen und sie nicht verlassen. Als es drei geschlagen, sagte sie, weilen es drei Uhr ist und nun es bald Tag werden wird, so will ich es sagen. Der Fischer ist es gewesen, der hat mich gequälet; er hat mich wollen erwürgen, schrie auch über den Hals, man solle den Barbierer holen lassen, der ihr nach demselben sehe, darauf vermahnte ich sie, Sie solle nicht also sagen. Das wären schwere Sachen, es wär bei ihr nur die Einbildung, sollte solche Gedanken fahren lassen, die bösen Leute könnten Einem nichts thun; ja, sagte Sie, ich weiß es wohl, aber Gott verhengt es bisweilen; darauf betet ich den Morgensegen von Kranken nebst dem h. Vaterunser mit ihr und wiese Sie an Gottes Wort, vermahnete sie, Sie sollte sich veſt daranhalten und sich dem Herrn Jesum allein ganz und gar ergeben, welches sie mir auch versprach und zusagte, dürfte aber nicht von ihr vom Bett weggehen, sondern hielte mich mit beiden Händen hartfest und zog sie zuweilen an sich aufs Bett und sagt, wenn ich da wäre, so hätte sie Ruh' und bekäme auch Stärk' und Kraft. Als es Tag ward, lase ich abermal den Morgensegen und dankte Gott, daß er sie nebst uns den lieben Tag erleben lassen, drauf ging ich nach Haus und weil ich die ganze Nacht nicht geschlafen und müde war, legte ich mich ein wenig zur Ruh. Unterdeß hat sie es den Anwesenden erzählet, wie ihr die vorige Nacht gewesen. Ohngefehr in einer Stund als um 8 Uhr läßet sie mich wieder hohlen und sagt recht aus in Beisein Ihr. Gnaden Herrn Bernhard Alexander von König, Junker Adam und Junker Hannß Stephan Stepprens Wohledelige Hausfrauen und vielen Gesind ungezwungen bey guter Vernunft und Verstand Gerichte: Sie habe nicht recht gethan an dem, wie oben gemeldet, es wäre ihr von Grund ihres Herzens leid, sie hätte nicht gedacht, daß es etwas so großes wäre, sie wollte Zeit ihres Lebens es nicht mehr thun. Der Fischer, sein Weib und Sohn wären die vorige Nacht kommen, das Weib und der Sohn zu Haupten getreten, der Fischer aber zu Füßen und habe eine Gaukeltaschen gehabt und von ihr begehret, mit ihm aus derselbigen zu spielen, aber sie habe geantwortet: Du Schelm, was soll ich mit dir aus deiner Gaukeltaschen spielen, packe dich weg von mir; Fischer aber habe auf ihren Leib gekniet und gesagt, warum sie ihm das Aug' verderbt. Die Wohledel. Frau Resp., warum er ihr Vieh und die Milch genommen. Fischer: sie hätte noch mehr Küh', er aber nur zwei Augen und darauf ferner von ihr begehret, Sie sollte ihm das Auge wieder schaffen oder er wollte sie umbringen. Die Wohledel. Frau hat Resp., warum bist du denn nicht kommen und hast solches bei meines Junkers Lebzeiten nicht begehret? Was hast du jetzt bei mir zu thun in meiner Unbeschwachheit? Ich will dich verbrennen lassen. (Durch einen Herrnproceß.) Du willst mich verbrennen lassen, es soll darzu nicht kommen und habe sie darauf beim Hals gefasset, gewürget und umbringen wollen, aber sie habe sich mit Gottes Wort wohl verwahret und an ihrem lieben Gott gehalten

und gedacht, siehe, wenn du es nicht offenbahrest, und es möchte dir der Hals umgerichtet werden, so würde man gar wunderlich von dir sagen, darum hätte sie es um 3 Uhr offenbahret, da denn Fischer weg und hinter mir, da ich gesessen hin und zu seinem Weib und Sohn, welche zu Häupten gestanden, gangen und zu ihnen gesagt: Sie hat es offenbahret, nun sind wir hin, drauf sein Weib geantwortet: Was liegt daran, wir müssen nur zusehen, daß wir ihr abhelfen. Drauf wäre Fischer wieder zu ihr kommen und einen solchen Angstschweiß ausgetrieben ehe es Tag worden, daß das Bett durch und durch naß worden und wofern sie nebst mir nicht so fleißig gebetet hätte, so wäre sie hin gewesen. Hierauf hat sie mir befolen, solches dem hochfürstl. Consistorio anzudeuten, welches ich alsbald gethan und um großgünstige Information gebeten, wie ich mich hierinnen verhalten solle, worauf ich mich wieder nach Nieder-Eman begab und um 1 Uhr zu der Wohladl. Frau, welche ein sehr großes Verlangen nach mir tragen, kam, da ich sie dann gleich, wie zu früh geschehen, wegen ihrer That gar hart zur Rede gesetzt, sagt ihr an, daß sie Gott im Himmel höchlich erzürnet, die heiligen Engel betrübet, die christliche Kirche geärgert, sie solle in sich gehen, ihr es lassen herzlich leid seyn, so würde Gott, der ihr die vergangene Nacht glücklich durchgeholfen, sie zu Gnaden annehmen und ihr beistehen, da sie denn ihre Sünde herzlich bereuete und darauf das heil. Abendmahl, so sie begehrte, empfinge. Worauf sie ganz fröhlich und freudig war, sagte, wenn sie nur singen könnte, so wollte sie singen: „Nun leb' mein' Seel' den Herrn"; welchen Gesang sie alsdann mit inbrünstigem Herzen betete und Gott dem Herrn dankte. Hierauf befahl sie gar bedächtlich Alles an, wie es, wenn sie nach Gottes Willen sterben sollte, in Allem gehalten werden sollte. In der Nacht ward sie von neuem gar krank, betet allerhand Trostsprüche und Gebetlein, befahl sich dem Herrn Jesu zu treuen Händen und sagt, der Herr Jesus würde bald ein End' mit ihr machen. Wir hatten uns sambt Alle ganz verziehen, als die Kindsfrau das kleine Kind aus der Kammer in die Stube brachte, sagte ich: Wohladl. Frau Gevatterin, Anna Rosina von König, gebt ein Zeichen von Euch, schrie so lang, bis ich sie ermunterte und nachbetete: „Herr Jesu dir leb' ich", strichs an und brachte sie also ein wenig wieder zurecht, hierauf blieb sie noch immer bei ihrer Andacht und bat Gott wolle sie bald erlösen, betet fast alle Sterbgesäng', sing auch an zu singen, aber gar erbärmlich kläglich und weinerlich: „Christus, der ist mein Leben" u. s. w. ganz aus und mehr als funfzig mal betet sie: „Herr Jesu, dir leb' ich", daß wir sie auch in ihrer Andacht liegen liessen. Ohngefehr um 4 Uhr kam sie ein Schlaf an, schlief bis um 6 und fing sich drauf an etwas mit ihr zu bessern. Den Freytags den 16. Jan., da es wieder etwas weniges frey mit ihr war und aß und trank, ist in der Nacht um 10 Uhr der Kampf wieder angegangen, wie die Wohladl. Frau Sonnabends früh, als ich die Betstunde bei ihr hielte, mir erzählte, daß der Mann, das Weib und der Sohn wiederkommen und auf sie (natürlich in der Einbildung) gekniet, gezankt und gesagt, was sie ihr gethan, daß sie so zornig auf sie wäre, Sie hätten ihr und den Ihrigen ja alles gutes gethan, hätten ihr mit Geld und andern ausgeholfen, wo sie nur gekonnt, warumb Sie sie wollten verbrennen lassen. Die Wohladl. Frau aber habe sich aus Gottes Wort getröstet, davon Sie sie aber immer abwendig machen wollen und was anderes vorgebracht und gesagt: Sie sollt' so klug nicht seyn, sie wollten ihr noch das beste Pferd im Stall umbringen, aber sie, die Wohladl. Frau, hat Resp., ihr habt weder über mich, noch über die meinigen, noch über die Pferd' Macht und Gewalt, wenn es euch nicht verhengt. Nun weiß ich gewiß, Gott wird euch solches nicht länger zulassen, daß ihr einigen Schaden Jemanden zufügen werdet, worauf bald der Knecht Hannß Jörg kommen und in die Stube der Beichtsprecherin im geheim sagen lassen, ein Pferd wäre krank, man solle ihm was geben. Darauf die Wohladl. Frau, ungeacht sie solches nicht gehöret, gleich gesagt, ich weiß wohl, was ihr wollt, das Hengstlein ist krank, gebt mir nur Wermuth, Baumöl und schwarzen

Kummel her und gebt's ihm ein, es wird schon besser mit ihm werden, welches auch, sobald sie ihm die Sach' eingegeben, geschehen. Sey ihr auch angedeutet worden, daß sie noch einen halben Kampf aushalten müßte. Unterdeß habe sie sich mit Gottes Wort gerüst und wohl verwahret und gesaget, es ist ja kein Ader, kein Gliedmaß in und an meinem ganzen Körper, darinnen nicht der Herr Jesus innen steckt und gesaget, Herr Jesu, ich lasse dich nicht, du segnest mich dann, drauf sie von ihr gewichen und habe darauf gar sanft, wiewohl sie gar matt und müde gewest, geschlafen. Begehrte demnach von mir, ich sollte noch drei Nacht bei ihr nur bis nach Mitternacht wachen, welches dann nicht drei, sondern sechs Nacht geschehen und also mit dem lieben Gott sie wohl verwahret, da denn den 17. drauf als Sonnabend in der Nacht sie alle drei verdächtige Personen wiederkommen, aber ganz Mattlos gewesen, nicht anders, als wenn man einen Vogel abwürget und noch fieberte und gesaget, warum Sie sie wollte verbrennen lassen. Sie solle doch ihrer kleinen Kinder schonen, aber die Wohladl. Frau hat gesagt, eben darum muß es geschehen, daß die kleinen Kinder nicht verführet werden. Als ich nun gesehen, daß die Wohledelige Frau Anfechtung hatte, hab' ich sie bei der Hand ergriffen und gesagt: Christus ist in die Welt gekommen, daß er die Werke u. s. w.; Gott der Vater wohn' uns bei; da sie alsbald Ruhe bekommen und nach Mitternacht wohl geschlafen. Sonntag den 18. (Adam Fischer u. s. w.) sich wieder funden, aber alles Bittweis gebeten, ihnen das Leben zu schenken, worauf sie die Wohladl. Frau Resp., Sie hätte es der hohen Obrigkeit übergeben, was Urthel und Recht würde mit sich bringen, das würde ihnen widerfahren. Verdächtige Personen haben Resp., Sie hätte ja selbst die hohen Gericht, warumb sie solche begehren wollte, wer sich dann ihrer annehmen wollte, wenn es ihre Herrschaft nicht thun wollte. Item, warum sie es allen Leuten sagte, wenn sie bei ihr gewesen wären, hat die Wohladl. Frau Resp., wenn sie es sagte und offenbarete, so bekäme sie Erleichterung und Kraft. Als ich sie in der Anfechtung funden, habe ich ihr aus Gottes Wort zugeschrien und gesungen: „Führ' uns Herr in Versuchung nicht", worauf sie gute Ruh' bekommen und bis an den Tag wohl geschlafen. Des Montags als den 19. sind sie wiederkommen in der Nacht, das Weib und der Sohn haben gewemmert und geklagt, der Mann aber hat sich auf sie gelegt und gesagt, warum Sie sie wollte examinirt (mit der Tortur) lassen, sie wollten doch nichts gestehen. Item, er hab' gesagt, wo sie denn Geld dazu hernehmen wollt. Sie klagte, ja, es wäre kein Geld da, worauf die Wohladl. Frau Resp., Sie hätte es der hohen Obrigkeit heimgestellt, die würde wohl Anstalt treffen, wo Geld hergenommen werden möchte. Drauf haben sie gesagt, sie solle nur nichts mehr von ihnen reden, sie wollten sie mit Frieden und nunmehro gehen lassen. Da ich sie in solcher Anfechtung gesehen, habe ich sie mit Gottes Wort aufgemuntert und gesungen: „Gott der Vater wohn' uns bei", da sie Ruhe bekommen und abermals bis an den Tag sanft geschlafen und weil sie sich mit dem lieben Gebet Morgens und Abends wohl verwahret und wir auch fleißige Betstunden gehalten, sind sie nicht wiederkommen und hat sich also Tag um Tag mit der Wohladl. Frau, Gott sei Dank gesagt, merklich gebessert." Den Gerichten wurden aber die armen Menschen, die die „Wohledelige Frau" nur in der Einbildung quälten, doch übergeben!

Ueber Schlafwandeln und Hellsehen.

III

Nicht Jeder ist zur magnetischen Einwirkung befähigt. Es gehört ein gesunder, rüstiger Körper, ein starker Geist und fester Wille, das Alter von 25—50 Jahren und ein lebendiger Glaube an die Sache dazu. Ferner muß zwischen beiden Personen eine gewisse

Gleichheit der Gefühle und Empfindungen obwalten, da es ohne diesen harmonisch-sympathetischen Einklang nicht möglich ist, „sich in Rapport zu setzen".

Um diese Harmonie zu erforschen und möglicherweise zu wecken, wird der eigentlichen magnetischen Behandlung die **präparirende** vorhergeschickt. Der Magnetiseur umfaßt zu diesem Ende die Schultern der Person mit beiden Händen und zwar so, daß die Ballen seiner Daumen in die Achselhöhlen zu liegen kommen, seine übrigen Finger aber auf den Schultern ruhen. In dieser Lage verweilen sie einige Secunden. Sodann drückt er die Schultern mehrmals kräftig zusammen (manoeuvre de force), umfaßt darauf beide Oberarme mit vollen Händen und läßt diese sanft bis zu den Ellbogengrienken herunter-gleiten. Nachdem der Magnetiseur hier ebenfalls einige Zeit verweilt, umfaßt er ebenso die Vorderarme und geht von diesen zu den Händen hinunter, stemmt die Spitzen seiner beiden Daumen gegen die seiner Manipulation unterworfene Person und läßt seine übrigen Finger auf deren Handrücken ruhen. Hierauf kehrt er zu den Schultern zurück und wiederholt dasselbe Manöver zwei bis drei mal.

Gelingt diese Probe und verheißt sie nur irgend Erfolg, so nimmt die **effective Behandlung** ihren Anfang. Sie wird meistentheils ebenfalls mit der Hand (manus) vorgenommen und heißt daher **Manipulation**. Diese geschieht entweder durch wiederholtes Streichen oder durch anhaltende Berührung. „**Manipulation mit sanftem oder starkem Contact.**"

Bei dem **Streichen** fährt der Magnetiseur mit den Händen langsam über die, der Decenz wegen mit leichten, jedoch nicht seidenen Stoffen bekleidete Person, abwärts vom Kopfe zu den Füßen, und führt seine Hände von hier wieder zum Kopfe und zwar immer im Bogen zurück. Die Striche werden entweder mit der innern flachen Hand (vola) oder mit dem Rande (margo) der Hände vollführt, daher die Benennungen **Volar-** und **Marginal-Manipulation**. Die Volar-Manipulation ist die eigentlich wirksame und geschieht unter einem bald sanften, bald starken Aufdrucke mit der flachen Hand (die auch palma heißt) oder mit den Spitzen der Finger (digiti). Daher die Benennungen **Palmar-** und **Digital-Manipulation**.

Bei der **anhaltenden** (fixen) Berührung legt der Magnetiseur seine eine Hand auf die Magengegend der Person, die er magnetisirt, und die andere auf denjenigen Theil, auf welchen hauptsächlich gewirkt werden soll. Ist letzterer so klein, daß er das Auflegen der ganzen Hand nicht gestattet, so kann auch der Daumen (pollex und daher der Name **Pollicar-Manipulation**) allein es verrichten, der nun je nach Umständen mit dem Rücken, dem Rande, der innern Fläche oder der Spitze operirt. In seltenen Fällen genügt es auch schon, wenn die Striche in einer etwa 2—6 Zoll weiten Entfernung vom Körper geführt werden; eine Strichart, die man die **mittelbare Palmar-** oder **Digital-Manipulation** (manipulation per distance) nennt. Doch ist diese Art zu manipuliren, wie leicht zu erachten, von weit geringerer Intensität. **Hülfsmittel**, sowol bei dieser Manipulation in Distanz als auch bei der mit Contact, sind das **Spargiren** oder **Besprengen**; ferner das **Comprimiren** oder feste Zusammendrücken und das sanfte **Ventiliren** oder Anfächeln, das auch **Calmiren** genannt wird. Alles Dies sind magnetische Hand- und Finger-Manöver. Endlich gibt's auch noch eine **Dorsal-Manipulation**, die man mit dem Rücken (dorsum) der Hand verrichtet, jedoch von Einigen für völlig unwirksam, von Andern sogar — für höchst gefährlich gehalten wird. Diese wenden sie daher auch gar nicht an; Jene aber bringen sie nur beim Zurückführen ihrer magnetisirenden Hände (als Sicherheitsmittel) in Anwendung.

Die magnetische Behandlung muß in einem stillen und etwas dunkeln Zimmer, bei einer gemäßigten Temperatur, täglich zu derselben Stunde vorgenommen und oft monatelang beharrlich fortgesetzt werden. Sie darf anfänglich nicht über 15 Minuten, kann

weiterhin jedoch wol eine ganze Stunde und darüber dauern. Sie muß ferner in einer, beiden Theilen bequemen und dem Zwecke der Manipulation, dem magnetiſchen Schlafe, entſprechenden Lage vorgenommen werden. Zu dem Ende wird die Perſon, welche der magnetiſchen Behandlung unterworfen werden ſoll, in eine paſſive, halb ſitzende und halb liegende Stellung, am beſten in einen bequemen Lehnſtuhl oder in eine Chaiſe longue gebracht, zugleich aber auch ihr Körper durch halbe Biegung der untern Gliedmaßen, die man durch untergeſchobene Polſter ſtützt, möglichſt zu verkürzen geſucht. Letzteres geſchieht, damit der Magnetiſeur ohne Mühe Scheitel und Zehen abſtreichen und ſeine Striche ſowie ſeine Handgriffe ohne Schwierigkeit vollführen kann. Die Hände der Perſon werden auf deren Schenkel oder auf die Seitenlehnen des Seſſels geſtemmt und ihre Füße ruhen auf einer vor letzterm ſtehenden Fußbank. Der Perſon gegenüber nimmt der Magnetiſeur Platz.

Will nun während der jetzt ihren Anfang nehmenden Behandlung der magnetiſche Schlaf eintreten, ſo befördert man dieſe Neigung durch das ſogenannte Sopiren, welches in der Anwendung der Polliar-Polar-Manipulation auf die Augenlider beſteht. Man macht zu dem Ende mit den Ballen beider Daumen, während man die übrigen Finger auf den Schläfen ſtützt, mehre kräftige und langſame Striche über die Augenbrauen und obern Augenlider, von der Naſenwurzel nach den Schläfen hin, wobei man jedesmal an den äußern Augenwinkeln etwas verweilt und dann mittels der Polliar-Dorſal-Manipulation in einem nach oben über die Stirn des Kranken geführten Bogen zur Naſenwurzel wieder zurückkehrt. Wird der Zweck hierdurch noch nicht völlig erreicht, ſo ſpaziert und comprimirt der Magnetiſeur eine zeitlang die Augen oder ventilirt dem Geſichte der Leidenden ein ſanftes Anfächeln zu.

Iſt die Perſon auf ſolche Weiſe in Schlummer gewiegt und durch fortgeſetztes Manipuliren endlich aufs Höchſte gekommen, d. h. in den wirklichen magnetiſchen Schlaf hinübergeführt, alſo ſomnambul und clairvoyant geworden, was jedoch bei weitem nicht immer gelingt, ſo treten nun jene räthſelhaften Erſcheinungen ein, wie oft genug gläubig und ungläubig geſchildert ſind. Sie ſieht mit der Herzgrube und hört durch die Fingerſpitzen, weiß, was in weiteſter Entfernung vorgeht — blickt prophetiſch in die Zukunft, erkennt die Gedanken Anderer, hat Einſicht von dem innern Baue des menſchlichen Körpers, ſieht die verborgenſten Keime ihrer Krankheit und gibt die Heilmittel an, redet und dichtet in fremden, ganz ungewohnten Sprachweiſen und wie dieſe Erſcheinungen ſonſt heißen und deren Darſtellung allerdings oft ſehr übertrieben ſein mag. „Es gibt keine Clairvoyance!“ rief entrüſtet der alte Blumenbach auf ſeinem Katheder uns jungen Hörern zu. Zwar liegen der Jahre viele dazwiſchen und wir citiren nur aus dem Gedächtniſſe. „Es gibt keine Clairvoyance! Alles was in dieſer Beziehung gefaſelt und gefabelt iſt, beruht entweder auf Irrthum, Selbſttäuſchung und myſtiſcher Schwärmerei oder gehört ins Capitel von Lug und Trug. Kant (»Anthropologie«, zweite Auflage, S. 41) nennt Mesmer'n einen Schwarzkünſtler und fürwahr, den exorciſirenden Spuk in der Maske des Magnetismus wieder bei uns einzuſchmuggeln, möchte heutzutage wol Manchem gelüſten.“ Er griff die Behauptung an, daß der thieriſche Magnetismus die Grundlage der alten Orakel geweſen wäre, indem dieſe doch allbekanntermaßen nichts als ein feiner Prieſterbetrug geweſen, daß unſere weiſſagende Somnambule die wiedergeborene verſchleierte Iſis der alten Griechen, im thieriſchen Magnetismus der Neuzeit alſo die alte göttliche Kunſt der Medicin zurückgeführt ſein ſolle u. ſ. w.

Auch wir ſind weit entfernt, an die Wahrſagereien und Wunder der Hellſeherei und ihrer Vertheidiger, an die Seherin von Prevorſt und all' die Spukmärchen zu glauben, die aus den dunkeln Werkſtuben der Magnetiſeurs bis auf den heutigen Tag weggetragen werden; ſind weit entfernt, jemals Glauben geſchenkt zu haben weder den oben angeführten Schlafwahrſagereien noch den wunderbaren Enthüllungen der Somnambule in Großglatt

hoch über der Divination jener vorlängst in Petersburg aufgetretenen Hellseherin, die als unfehlbares Schutzmittel gegen die Cholera das in der Bibel bei Gelegenheit der büßenden Magdalena vorkommende „Nardenöl" geweissagt. Wir glauben an alles Das ebenso wenig als an die wiedererstandenen Klopfgeister der alten Zeit, deren (nichts Neues unter der Sonne) schon in Goethe's „Gesprächen deutscher Ausgewanderten", unter obligatem Hinweis auf das rechte Mittel dagegen, Erwähnung geschieht. Weg also mit diesen und andern übernatürlichen Kräften und Wunderwirkungen! Aber die Existenz, das Vorhandensein eines natürlichen Agens, das wir animalischen Magnetismus nennen, läßt sich ebenso wenig verleugnen als die Thatsache zu bezweifeln steht, daß durch diese magnetische Einwirkung unter begünstigenden Umständen ein künstlicher Somnambulismus, d. h. eine Erscheinung des natürlichen Schlafwandelns hervorgebracht werden kann, in der sich ebenfalls ein inneres Vermögen zu erkennen gibt, durch welches in gewissen Fällen, bei gänzlicher Unwirksamkeit der äußern Sinne, die Functionen derselben ersetzt werden können. Schon Das, was wir Sympathie und Antipathie nennen, jene Ab- oder Zuneigung, die wir auf den ersten Blick für bis dahin uns ganz unbekannt gewesene Personen empfinden, weist auf eine den menschlichen Körper umgebende magnetische Atmosphäre und deren Einwirkung auf Andere hin. Ebenso auch das Gefühl, wenn eine fremde Hand leise durch unser Haar streicht, wie nicht minder die Empfindung beim Kitzeln. Wer sich selbst kitzelt, empfindet nie Das, was er empfindet, wenn es von Andern geschieht. Ein Wirkendes ist also wirklich vorhanden, und dieses Wirkende vermag, falls Empfänglichkeit dafür da ist, allerdings in somnambulistische Zustände zu versetzen. Jedoch darf sich der Leser unter diesem künstlichen Somnambulismus nichts Außerordentliches und Ungemeines, kein Leben neuer und höherer Art vorstellen, muß nicht glauben, daß der Magnetismus die intellectuellen Kräfte des der Manipulation unterworfenen Individuums zu einem so excessiven Grade von Fertigkeiten und Einsichten zu steigern vermöge, daß dasselbe verschlossene Briefe mit der Magengrube lesen, viele Meilen weit entfernte Personen erblicken und mit denselben Umgang pflegen, zukünftige Zufälligkeiten vorhersagen, in nie erlernten Sprachen reden und die Kräfte natürlicher Dinge zur Heilung eigener und fremder Gebrechen sollte erforschen und angeben können. Es ist dieser Zustand vielmehr im Wesentlichen in gar nichts von dem freiwilligen oder natürlichen Somnambulismus verschieden. Beides sind Krankheiten oder vielmehr eigenthümliche Krisen der Krankheiten, Selbsthülfen der Natur in extremen Fällen. Nur der den meisten Menschen innewohnende Hang zum Wunderlichen und Abenteuerlichen sowie die Sucht, Andere zu täuschen und zu blenden, diese uralte und doch noch immer so jugendlich schöpferische Kunst, konnte und kann mehr daraus machen. Schon das Schibboleth der Magnetiseurs, ihr „Voudlez et croyez!" klingt verdächtig und erweckt den Argwohn aller ruhig und besonnen Reflectirenden. Der Dichter mahnt:

Wer gar nichts glaubt, glaubt allzu wenig,
Wer Alles glaubt, glaubt allzu viel!

Man bringe nur die vermeintlichen Thatsachen unter den richtigen Focus und es wird sich zeigen, daß das Beste bei den magnetischen Wundern die Einbildungskraft, jene kühne Seherin Phantasie thut, die schon soviel Seltsames gebildet und geschaffen, deren Subjectivitäten aber noch immer, je wunderlicher und curioser, um so bereitwilliger von gläubigen Seelen angenommen und gepflegt werden. Reißen doch Charlatane aller Farben fort und fort Tausende in ihren Strudel und vermiel der Glaube, blindes Vertrauen und die in Zuversicht angespannte Willenskraft thun und wie wunderbar solche nervöse Aufregungen, namentlich beim gestörten Geschlechte und zumal in den Blütenjahren der körperlichen Entwickelung wirken — das Alles ist ja schon oft in zahllosen Beispielen aus alter und neuer Zeit uns vor Augen gelegt.

Dr. Rodbertus.

Englands goldenes Vließ.

Brot — Kartoffeln — ein leidliches Obdach und — Baumwolle! Das iſt die Loſung unſerer Tage für Millionen.

Vor hundert Jahren wurden nicht viel mehr als einige tauſend Pfund roher Baumwolle aus den überſeeiſchen Ländern nach Europa gebracht. Heute liefern die Vereinigten Staaten von Nordamerika allein weit über eine Milliarde Pfund Baumwolle jährlich nach Europa und größtentheils an England.

Die Baumwollernte zwiſchen dem 40. Grade ſüdlicher und demſelben Grade nördlicher Breite, der eigentlichen Baumwollzone — Indien, China, Japan, Auſtralien, Perſien, Arabien, Aegypten, Nord-, Süd- und Weſtafrika, Britiſch-Guiana, Neugranada, Venezuela, Peru, Braſilien, Uruguay, die weſtindiſchen und viele andere Inſeln —, wird in einem amtlichen Journal für das Jahr 1851 auf 1,899,800,000 Pfund veranſchlagt; davon kamen auf die Vereinigten Staaten allein 1,350,000,000 Pfund, alſo ungefähr ⅞ des Geſammterzeugniſſes. Nächſt den Pflanzen, welchen wir unſere Nahrung hauptſächlich verdanken, und den Bäumen, die uns Holz zum Schiffs- und Häuſerbau und zu andern Zwecken liefern, gibt es kein Gewächs von gleicher Wichtigkeit für den Menſchen wie die Baumwollſtaude.

Wahrſcheinlich wuchſen Maulbeerbaum und Baumwollſtaude zuerſt in Indien und nicht weit voneinander; wahrſcheinlich ſpann der Seidenwurm ſeinen Cocon dicht neben der gelben Goſſypie. Der Menſch lernte, in der Wiege der Menſchheit, nachahmend vom Thier Vieles, was ihn entthierte. Der Spinne zwiſchen den Zweigen konnte er die Benutzung der Fäden zum Gewebe ablauſchen, Aufzug und Einſchlag, Kette und Schuß. Kein anderer Spinn- und Webſtoff bot ſich ihm zur Benutzung ſo fertig dar als der zarte, koſtbare Inhalt der eckigen Baumwollkapſel. Der Seidencocon mußte vor allen Dingen mühſam entwirrt, gehaſpelt, die Wolle der Thiere mußte geſcheeren werden; Flachs und Hanf ſetzten einen längern Gährungs- und Bearbeitungsproceß voraus. Die Baumwolle wuchs der menſchlichen Hand gewiſſermaßen zwiſchen die Finger. Dieſe brauchten nur ein wenig zu drehen, um die Fäden zu ſchaffen, die dann leicht zum Gewebe untereinander verſchlungen werden konnten.

Die Aehnlichkeit der Baumwolle mit der Seide und Wolle, die Feinheit der alten indiſchen Gewebe, die Verſchiedenheit der Baumwollſorten ſelbſt machen die ſchwankenden Angaben der alten Schriftſteller über dieſen Stoff erklärlich. Man nahm wol Vieles für Seide, was in der That blos Baumwolle war.

Der deutſche Name Baumwolle iſt ſehr unglücklich gewählt. Die ſogenannte Baumwolle iſt keine Wolle und kommt auch von keinem Baume. So wenig verſtand die claſſiſche Schule in Deutſchland vom praktiſchen Leben, daß ſie Plinius' „Lanigerae arbores" und Herodot's „Ἔρια τὰ ἀπὸ ξύλων" ohne Unterſuchung ins Deutſche überſetzte und dadurch eine Verwirrung hervorbrachte, die mit der Wichtigkeit des Gegenſtands immer fühlbarer geworden iſt. Die meiſten romaniſchen Völker und die Engländer machten es geſcheiter, ſie nahmen mit der Sache auch den einheimiſchen Namen: das arabiſche Kotton oder Khotn, Coton. Herodot, Theophraſt, Pollux, Plinius und andere Schriftſteller des Alterthums ſprechen viel von der Baumwolle und deren Anwendung zu Geweben. Aus den verſchiedenſten älteſten Angaben geht hervor, daß die Indier ſich mit dem Bau und mit der Veredelung der Baumwolle fleißig beſchäftigten; daß in Aethiopien, Aegypten, Arabien und den Küſtenländern des Perſiſchen Meerbuſens lange vor der chriſtlichen Zeitrechnung Baumwollbau getrieben wurde. Als der bekannte Reiſende im Jahre 1665 China bereiſte, beſchäftigten ſich die Chineſen mit der Cultur der Baumwolle und er erfuhr, daß der Same der Pflanze ſchon vor 500 Jahren in China eingeführt ſein ſollte.

Als Columbus 1492 auf Cuba den amerikanischen Indianern seinen Besuch abstattete, war die Baumwolle bei ihnen stark in Gebrauch; Cortez fand sie 1519 in Mexico, Magdellan 1520 bei den Brasiliern und Cabeça de Paca 1536 bei den Ureinwohnern von Texas und Californien. Da, wo sie jetzt am massenhaftesten und am schönsten gezogen wird, im Süden der Vereinigten Staaten von Nordamerika (Louisiana, Arkansas, Mississippi, Tennessee, Alabama, Florida, Georgia, St. Carolina), scheint sie verhältnißmäßig noch gar nicht lange zu Hause zu sein, sondern wurde erst gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts dorthin gebracht. Da, wo Onkel Tom's Hütte zwischen Zucker-, Reis- und Baumwollplantagen stand, wächst und gedeiht die Baumwollstaude in einer Ausdehnung, gegen welche die Erzeugnisse aller übrigen Baumwollländer winzig erscheinen.

Der Werth der in den Jahren 1790—92 aus den Vereinigten Staaten ausgeführten 733,044 Pfund Baumwolle betrug nach amtlichen Angaben 137,737 Dollars. Der Werth der in den Jahren 1850—52 aus der Union exportirten rohen Baumwolle belief sich dagegen auf 272,265,665 Dollars. Diese riesige Ausführung der Baumwollproduction verdanken die genannten Staaten der Gunst des Klimas, der Anwendung der Agriculturchemie und — der Sklaverei. Die Republikaner am Mississippi haben mit den alten Athenern, denen sie sonst nichts weniger als ähnlich sind, Das gemein, daß auf einen freien Mann bei ihnen eine Reihe von Sklaven kommt. In Mississippi und Südcarolina übersteigt die Zahl der farbigen die der weißen Einwohner bedeutend und es ist bekannt, daß die Sklavenfrage die Union in zwei große Lager zerrissen hat. Um den Bruch, die Trennung des Südens vom Norden, zu vermeiden, haben die nördlichen Staaten ihre achtungswerthe Opposition gegen die Sklaverei vorläufig so gut wie aufgeben müssen. Neuyork ist nämlich der große Baumwollmarkt, auf welchen fast das ganze Erzeugniß der südlichen Staaten zum Ausfuhrhandel zusammengeschleppt wird. Dieser ungeheure Handel würde sich aus dem Norden wegziehen, wenn der Süden seine oft angedrohte Lossagung von der Union ernstlich zur Ausführung brächte.

Es ist traurig, aber eine Thatsache, daß alle Anstrengungen, die Baumwollcultur mittels freier Arbeiter auf dieselbe Höhe zu bringen, auf welcher wir sie in den südlichen Staaten der Union durch Sklavenhände gebracht sehen, bisjetzt gescheitert sind. Aber ebenso nöthig ist es, daß der Zustand der armen Schwarzen in diesen Theilen der Union weder nach den unmenschlichen Jagden beurtheilt werden darf, welche die freien Amerikaner hin und wieder auf entlaufene Sklaven anstellen, noch nach den Schilderungen der guten Frau Harriet Beecher Stowe. Das Buch der Letztern hat, nebenbei gesagt, besonders in England, weit mehr wegen der Baumwollfrage als wegen der Sklavenfrage so große Epoche gemacht. England hat alles Mögliche aufgeboten, um sich aus der Abhängigkeit herauszuarbeiten, in welcher es der amerikanische Baumwollpflanzer hält. Der berühmte M'Culloch stellt zwar den wohlklingenden Satz auf, daß die Blüte der Vereinigten Staaten nothwendig sei zur höchsten Entwickelung der manchester Manufactur, und umgekehrt, daß die Blüte des englischen Baumwollmanufacturdistricts in und um Manchester und Birmingham nothwendig sei zum Wohlstand der Vereinigten Staaten. Dessenungeachtet liegt in diesem Ausspruch für den englischen Stolz etwas ungemein Verletzendes und hindert die Bemühungen Englands nicht, durch Pflege der Baumwollcultur in Indien und verschiedenen englischen Colonieen die Zufuhren von Amerika wo möglich zu vermindern, wenn nicht gar überflüssig zu machen. Daran ist jedoch gar nicht zu denken. Der Baumwollbau wird im Süden Nordamerikas immer großartiger und rationeller betrieben und schlägt alle Concurrenz aus dem Felde.

Es kommen zwei Sorten dieser Baumwolle im Handel vor: kurze und lange, short staple und long staple; die letztere, sogenannte Sea-island, ist die feinste und theuerste; das Pfund von dieser rohen Baumwolle kostet nicht selten 1 Dollar (1 Thlr. 12 Ngr.

— 2 Gld. 50 Kr.), während die andere kaum den achten Theil soviel kostet. Die beste Sea-island-Baumwolle, welche nur zu den kostbarsten Spitzen und Geweben, theilweise als Seide, gebraucht wird, ist das Product der Handarbeit. Sie wird mit der Hand sorgfältig von Samen befreit. Zu dieser Arbeit bedient man sich bei den übrigen Baumwollsorten der Maschine. In neuester Zeit hat man versucht, die gröbere Sorte von Baumwolle durch eine eigene Maschine zu spalten und auf diese Weise künstliche Sea-island-Baumwolle darzustellen.

Die Maschine ist es überhaupt, welcher die Baumwolle die ungeheure Verbreitung verdankt, die sie gefunden hat. Ehe diese Flotte von Schiffen, welche fast nichts thun, als die rohe Baumwolle und die daraus angefertigten Stoffe von einem Welttheil, von einem Lande zum andern zu bringen, ausgerüstet werden konnte, mußten die Woatt, Hargreaves und Arkwright ihre kunst- und sinnreichen Erfindungen gemacht haben. Die Benutzung der Maschine beginnt schon bei der Aussaat, ja schon vor derselben, bei Bearbeitung des Bodens. Ist die Baumwolle mit Hülfe der Maschine gerntet und gereinigt, so wird sie mittels der Dampfpresse in Ballen verpackt. In Mobile, wo nach dem Ausspruch der Schiffscapitäne die Kunst der Verpackung am höchsten gestiegen ist, werden täglich 7000 Ballen zu 400 Pfund, in einer Saison 1,000,000 Ballen, gepreßt. Ohne Presse würde der vorhandene Schiffsraum nicht genügen, die Baumwolle zu transportiren.

Die Dampfmaschine hat die billige Handarbeit der indischen Spinner und Weber überflügelt, doch nicht ganz. Die Feinspinnmaschine ist zu einer wunderbaren Ausbildung gelangt und im Stande, aus einem Pfund Baumwolle 320 Gebinde Garn (hanks of thread), jedes Gebind zu 840 Yard Länge, zusammen also zu einer Länge von 248 englischen Meilen auszuspinnen. Die bloße Hand des armen Hindu leistet aber noch viel mehr; seine Finger spinnen so fein, daß vier seiner feinsten Fäden zusammengedreht werden müssen, um die Dicke des feinsten Maschinenfadens herauszubringen. Dasselbe gilt übrigens auch vom deutschen Leinen-Handgespinnst. Keine Maschine ist im Stande, einen so feinen Faden zu spinnen als die Hand einer ravensberger Spinnerin.

Nach John Briggs rechnet man auf jeden Kopf in Indien 2½ Pfund baumwollen Zeug. Der gewöhnliche Anzug eines männlichen Hindu besteht aus einem Dhoty (Beinkleid), aus der Dhopatta und dem Turban, Alles von Baumwolle. Außerdem aber wird in Indien fast in allen Fällen, in denen wir uns der Wolle, Haare und Federn bedienen, Baumwolle angewendet.

Wie stark der Baumwollverbrauch zunimmt, weiß auch bei uns jede Hausfrau. Die classischen Linnenschränke, der Stolz der deutschen Frauen und Jungfrauen, sind schon stark aus der Mode gekommen. Die ganze Linnenindustrie hat, mit Ausnahme des Hemdstoffs, vor der Baumwollindustrie die Segel streichen müssen. Der Linnenfaden wird in den meisten Fällen entweder durch die Baumwollfaden ganz ersetzt oder verdankt ihrer Beimischung größere Dauerhaftigkeit, Biegsamkeit und Billigkeit.

Das Land, welches es verstanden und übernommen hat, den größten Theil der in der ganzen Baumwollzone gewonnenen Ernte alljährlich an sich zu ziehen, zu verspinnen, zu verweben und alle Verbrauchsländer mit seinen Baumwollgespinnsten und Geweben zu versorgen, ist England. In welchem riesenhaften Maßstabe die Baumwollfabrikation in England sich entwickelt hat, mag der Leser daran bemessen, daß in dem bezeichneten Baumwollmanufacturdistrict alljährlich 42,500,000 Pfund feines Weizenmehl zur Schlichte der Garne und zur Appretur der Gewebe verbraucht werden. Um die 800 Millionen Pfund Baumwolle, welche England jährlich ungefähr einführt, zu Garn zu verspinnen, dienen 20 Millionen Dampfspindeln, und um sie theilweise zu verweben, zählt man in dem vereinigten Königreich der Spinner und Weber 250,000 Maschinenwebstühle. Alle übrigen Länder zusammengenommen erreichen in der mechanischen Spinnerei und Weberei

das einzige Land England nicht. M'Culloch berechnet den jährlichen Werth der englischen Baumwollmanufacte schon im Jahre 1833 auf 34 Millionen Pfd. St. und das in diesem Zweige der englischen Industrie steckende Anlagecapital auf ebenso viel. Seitdem sind aber große Fortschritte gemacht. Ueber zwei Millionen Einwohner, der zehnte Theil der ganzen Bevölkerung, ernähren sich in England mittel- oder unmittelbar von der Baumwollindustrie.

In einer deutschen Verlagsbuchhandlung ist im vorigen Jahre eine Schrift unter dem Titel herausgekommen: „Die Baumwolle, Deutschlands Verderben." Der Verfasser beklagt den Untergang der deutschen Linnenindustrie und klagt die Baumwolle vor dem Richterstuhl der Menschheit als die Urheberin dieses Verfalls an. Dagegen äußerte sich eine Autorität, welche wir lieber beim Namen nennen, der berühmte Geograph Karl Ritter in Berlin, über denselben Gegenstand unter anderm: „Die heutige Umwandlung der Cultur und Industrie an diesem Gewächs setzt zum Transport seiner gewaltigen Massen des Rohstoffs allein jährlich Segelflotten von mehr als 2000 großen Lastschiffen durch indische und atlantische Oceane hin und her in fortgehende Bewegung, die von hunderttausend Seeleuten gelenkt werden müssen. Die aus diesem Rohstoff verarbeiteten Fabrikate und die Vertreibung dieser Waaren in alle Weltgegenden gibt nicht nur vielen andern Hunderttausenden Leben und Thätigkeit, sondern macht auch Hunderte von Millionen an Capitalien gewinnbar, welche die Einkünfte der großen König- und Kaiserreiche weit übertreffen und durch ihren Umschwung dem Fortschritt der Civilisation wiederum ganz neue Bahnen des Weltverkehrs eröffnen."

Außer der großen Bedeutung, welche die Baumwolle für Handel, Schifffahrt und Industrie gewonnen, hat sie in neuerer Zeit bekanntlich auch eine strategische Bedeutung als Schießbaumwolle und medicinische Anwendung als Collodium gefunden. G. S.

Anregungen.

Unsere Stadttheater.

Die Lage vieler größern und kleinern Stadttheater wird bei uns immer schwieriger. Das hamburger z. B. scheint sich nicht mehr erheben zu können. Das frankfurter soll im gründlichsten Verfall sein. Andere schließen ihre Wintersaisen schon mit dem März und sogar von Bankretten, Theilungsarrangements hört man, ja von Selbstentleibungsversuchen bei Directoren.

Der eigentliche Grund dieses Uebels liegt tief. Manchmal möchte man glauben, unsere Nation wäre eine ganz besonders theaterliebende, und dann wieder stellt sich das auffallendste Mißverhältniß heraus zwischen der Theaterlust und den Anstalten, diese zu befriedigen. Die kleinern Hoftheater, ein so werthvolles Besitzthum sie unter unsern Culturbesitz sind, mögen wol die meiste Schuld an der Ungleichheit tragen zwischen dem ursprünglichen Theaterbedürfniß und der Befriedigung desselben durch eine Uebersaht von Theaterinteressirten. Alle diese Theater, die sich nur durch bedeutende Zuschüsse der Hof- und Landeskassen erhalten, haben den Zudrang zum Schauspielerstande gemehrt und den Wetteifer der Städte geweckt, die z. B. in Magdeburg nichts Geringeres haben wollen als was Dessau besitzt. Es flutet es in Deutschland auf und ab von einem künstlichen Theaterleben, von zehntausend Schauspielern und Sängern, von Entreprisen, Privilegien, Decorationsbeständen, Inventarien und von unternehmungslustigen Directoren. Die Theaterlust steht dazu in keinem Verhältniß, so gern wir das Theater besuchen und an ihm eine der wenigen Veranstaltungen haben, unsern Drang nach Oeffentlichkeit zu befriedigen.

Die Friedensjahre hindurch entwickelte sich dieser mißliche Zustand. Der Verkehr zwischen den einzelnen Städten war damals schwieriger. Von Paris und Wien und Berlin sogar ließ man sich gelegentlich nur erzählen. Auch gab es einige fünfzehn Jahre hindurch eine auffallend glückliche Opernperiode. Es schien, als wenn das endlich vom Donner der Kanonen erlöste Ohr des Jahrhunderts sich nicht genug an wohllautender Rhythmik schadlos halten könnte, weßhalb sich auch die glücklichen Meister sowol der Composition wie des Gesangs fanden. Spontini, Weber, Cavada, Boieldieu, Cherubini, Auber, Bellini,

Donizetti, Meyerbeer in der großen europäischen Tonhalle und auf deutschem Boden Weber, Spohr, Marschner und zuletzt noch Lortzing. Sie Alle machten es möglich, daß diese vielen Theater ein Publicum fanden. Selbst die schlechteste reisende Gesellschaft wagte sich an den damals neuen „Fra Diavolo". Die dramatische Literatur lief nebenher und die frühere Periode der Birch-Pfeiffer, ehe sie hoftheatermäßig im großen Stil schrieb, kam diesem bunten Leben und Bewegen dann auch noch zugute.

Das Alles hat sich geändert. Das Publicum hat die Periode der Componisten, großen Sänger und Sängerinnen hinter sich. Jedermann war in Paris oder London und selbst dort überzeugte man sich, daß Mourrit und Nourrit ohne Stimme sangen. Ein Zustand von Blasirtheit ist fast überall für ein Publicum eingetreten, das sich wahrhaft nur noch hier und da vom classischen Drama, überall aber nur vom Ballet und dem Neuesten der Poesie gefesselt fühlt. In diesem Nothstand gefällt sich die oft ganz erbärmliche Bildung der Directoren. Meistens sind es Nouveautés, ehemalige Sänger oder Schauspieler, die ihr Geschäft ohne Princip beginnen, sich auf ein paar feile Localattributen stützen und ihre blasirte eigene Kunstansicht oder eine jedes Aufschwungs unfähige geistige Abgestorbenheit, so nicht selten eine verhüllende Ruine gegen die Zeit, wie sie ist, zur Richtschnur ihrer Theaterverwaltung machen. Von einer geregelten Pflege des Repertoirs, einem gleichmäßigen Vorführen jeder nur irgend nennenswerthen Novität ist bei ihnen keine Rede, während sich gerade bei dieser Regelmäßigkeit, wenn sie auch augenblicklich mit nicht sogleich wiederverklatschten Kassen verbunden wäre, ein Publicum heranbildet, erzieht und an die Vorgänge des Theaters wenigstens insoweit gewöhnt, als es sich ein Gewissen daraus machen lernt, sich nicht an ihnen zu betheiligen. Die Hauptgründe dieses Verfalls der größern und mittlern Stadttheater liegen in der Persönlichkeit gewisser Directoren, die diese Sphäre des Theaterlebens seit einer Reihe von Jahren ganz allein in der Hand haben.

Es ist jetzt so weit gekommen, daß Städte wie Hamburg, Köln, Leipzig, Frankfurt, Nürnberg u. s. w., wenn sie ein Theater haben wollen, Opfer bringen müssen. Sie müssen nicht nur den Druck von Abgaben, den man auf diese Unternehmungen legte, entfernen, sondern auch noch Zuschüsse machen. Wenn Hamburg ein Opernhaus mit Ballet und einer regelmäßigen Pflege des höhern Dramas haben will, so muß es entweder die Thaliabühne schließen oder sein Stadttheater auf das Budget des Staats stellen. Frankfurt leidet vor allem an seinem schlechten Hause. Da, wo die Bildung immer mit Stricturität zu kämpfen hat, müssen wenigstens äußere Räume dem bessern Sinne zu Hülfe kommen, um die Blasirtheit zu fesseln; auch würde Frankfurt gut thun, falls es der Direction fernere Zuschüsse gewährte, die Verwendung derselben im Interesse der Kunst zu beaufsichtigen. In Leipzig hat das Nachlassen der Abgaben schon manches Gute gewirkt. Der dortige Director Rudolf Würfinger, der sich früher gegen Neuigkeiten verschloß, ist jetzt unter den Beförderern der Production einer der Eifrigsten. Junge, vom erlaubten Ehrgeiz beseelte Schauspieler stehen ihm zur Seite und wetteifern mit unermüdlichem Fleiß, das neue System ihres Directors zu unterstützen. Der Gewinn kann nur ein lohnender sein. Das Talent der Darsteller bildet sich, wenn der Dichter an der Neuheit seines Werks noch betheiligt ist und den Darstellern mit Befriedigung um das richtige Verständniß seiner Absicht zur Hand geht. Auch die Intelligenz im Publicum wird durch einen solchen Fleiß, wie ihn jetzt Leipzig entwickelt, herangezogen, die Spannung auf neue Aufführungen gewöhnt an einen regelmäßigern Besuch. Wir wünschen dem Leipziger Theater für das schöne Beispiel, das von ihm allen Bühnen in diesem Winter an Fleiß und Strebsamkeit gegeben wurde, auch den lohnendsten Erfolg.

Eine Altersversorgungsanstalt für Schauspieler.

Im Interesse von vielleicht 30 000 Menschen möchte man den König von Preußen bitten, seinen Vorleser, den Hofrath Louis Schneider, auf einige Jahre zu beurlauben, damit er die vortrefflichen Ideen ausführe, die er in Heinrich 6 wiederum sehr unpassend ausgestatteten und unsäglich redigirten „Theater-Almanach auf 1855" über ein Gehalts- und Pensionsinstitut für die ganze deutsche Bühnenwelt niedergelegt hat.

Wir haben nämlich seit Jahr und Tag eine Menge von Vorschlägen über die Sicherstellung der meist mit den bittersten Entbehrungen verknüpften Zukunft der am Bühnenwesen Betheiligten, aber keiner davon wurde ausgeführt. Die Pensionsinstitute, die bei einigen Hof- und Stadttheatern errichtet sind, lassen die von ihnen Begünstigten leider kalt bleiben für etwas, was auch den minder Glücklichen zugute kommen könnte. Zu der praktischen Idee gehört auch gerade in dieser Sphäre der Unsolidität die rechte Hand, sie sie auszuführen versteht. Louis Schneider, selbst früher ein sehr beliebter Schauspieler, wäre der Mann. Er stellt ein neues System auf. Er erklärt die frühere Pensionirungsmethode für unpraktisch und will Rentenanstalten. Seine Vorschläge sind so reiflich erwogen, so bereits auf die eigenthümlichen Ver-

dingungen der Künſtlerwelt berechnet, daß in der That nur er ſelbſt es vermöchte, dieſe Wohlthat für eine Anzahl von Menſchen, die wir mit ihren Angehörigen eben nicht zu niedrig gegriffen haben, ins Leben zu rufen. Den Fürſten, die ihre Neigung zur Bühne durch ein ewiges Bedrängtwerden durch die Anſprüche der Bühnenangehörigen oft theuer zu bezahlen haben, könnte es nur erwünſcht ſein, wenn eine allgemeine Altersverſorgungsanſtalt für Alles, was am Bühnenweſen betheiligt iſt, exiſtirte. So unerfreulich die berliner Theaterzuſtände an ſich ſind, ſo wäre doch Berlin der geeignete Ort, wo ein ſolches Aſyl des Alters, der unverſchuldeten Unfähigkeit und des Misgeſchicks zu begründen wäre. Nur möchten wir mit dem Verfaſſer nicht ſo weit gehen, auch die Kunſtreiter, Equilibriſten und Seiltänzer zugelaſſen zu wünſchen. Der gute Humor, mit dem Louis Schneider ſich in die Misere der deutſchen Schauluſt und beſonders der gegenwärtigen berliner Geſchmacksrichtungen zu finden ſucht, kann nicht im Ernſte wünſchen, daß die Vereiter des Herrn Renz in demſelben Buche ihr Seitz haben wie die Herren Deſſoir und Hendrichs.

Eine Eiſenbahn-Bibliothek.

Soviel in Deutſchland geſchrieben und gedruckt wird, ſo ſchließt ſich Frankreich und England den Bedürfniſſen des Augenblicks doch noch lebhafter an als wir. Selbſt die vielſchreibende und vieldruckende deutſche Nation kommt zur Befriedigung von Bedürfniſſen, die ſich von ſelbſt darbieten, immer erſt langſamer.

Die Brockhaus'ſche Buchhandlung in Leipzig verſucht jetzt eine Eiſenbahn-Bibliothek mit Originalien zu begründen. Man verſteht darunter in Frankreich und England wohlfeile Bändchen, die theils die Eiſenbahnroute, die man macht, erläutern, theils über ihre Langeweile, wenn ſie nicht durch ſchöne Gegenden führt, hinweghelfen ſollen durch eine anregende und erheiternde Lectüre. Ein Buch zu gleichem Zweck iſt freilich in jedem Buchladen leicht erwerben, indeſſen pflegt der Käufer bei der Fülle der Auswahl immer rathlos zu ſtehen; er hat es gern, daß ein Anderer ſchon vor ihm zu ſeinem Beſten nachgedacht hat. Wohlfeilheit und anſprechendes Aeußere, beſonders nicht zu kleine Lettern, die beim Rütteln der Waggons leicht durcheinanderrinnen, werden dabei ebenſo empfehlende Kennzeichen ſein müſſen wie die Namen beliebter Schriftſteller, die ſogleich Jedem als eine Bürgſchaft guter Unterhaltung angenehm und ſich von ſelbſt empfehlend ins Ohr klingen.

Die Richtung des Geſchmacks iſt freilich ſehr außerordentlich verſchieden. Man erſtaunt, wenn man zur Zeit der Meſſen oder der Badereiſen mit zweiter oder dritter Claſſe einer Eiſenbahn fährt und hört, welche Urtheile über Literatur gefällt werden, welche Schriftſteller beliebt ſind, welche Witze belacht werden, welche dramatiſche Productionen geprieſen ſind u. ſ. w. Das luſtige Reich des „Kladderadatſch" und der Herren Schulze und Müller iſt ſo groß, daß man zuweilen verſucht ſein möchte, an einen totalen Stillſtand in Sachen der Literatur zu glauben, einräumend, daß jene Production alles Uebrige verdrängt hat. Die Laune wird auch in dem unterhaltenden Theile einer ſolchen Eiſenbahn-Bibliothek eine erſte Rolle ſpielen müſſen. Eine drollige Idee wird vorzugsweiſe feſſeln und erſt in zweiter Reihe werden die „Geſchichten" kommen dürfen, unter denen die von einer derben Thatſächlichkeit eben nur ſtehen haben. Schließlich gehört dann noch zur vollkommenen Organiſation einer ſolchen Eiſenbahn-Bibliothek eine bequemere Verkaufsform als die unſers gewöhnlichen Buchhandels. Die Schaufenſter in belebten Straßen thun es hier nicht allein. Es müßte möglich ſein, dieſe Bibliothek auch, wie Hendrichs's „Telegraph", auf den Eiſenbahnſtationen verkauft zu ſehen.

Wenn wir von dem neuen Unternehmen mehr erfahren haben werden, als was die Brockhaus'ſche Buchhandlung darüber in einer vorläufigen Mittheilung an Autoren veröffentlicht hat, werden wir nicht verfehlen, unſern Leſern genauere Kunde zu geben.

Zum Erwägen.

Nennt es doch nicht Neid, wenn ſich Eine Kraft, gerade von dem Werthe der andern beunruhigt, nur ſtärken und zum Vollendeten emporſpornen will!

* *

Wenn dir im Stillen ein Unglück begegnet, plaudere es nicht ſelbſt aus. Wir wollen nicht gerade ſagen, daß es doch immer nur die Schadenfreude iſt, die es verbreitet, ſchwerlich aber auch iſt es das wahre Mitgefühl, ſelbſt bei Wohlwollenden.

* *

Poſitives Glück gibt es wenig. Wir müſſen es ſchon Glück nennen, wenn das Unglück nicht zu regelmäßig uns beſucht oder etwa ein mal um das andere milder auftritt, als wir ſeinen Beſuch erwarteten.

* *

Nebenkunſt kann der Verſtand auch haben. Beredtſamkeit hat nur das Gemüth.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 29.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Aus den Erinnerungen eines alten Juristen.

I. Potestas domestica.

In einer bekannten Handelsstadt zählte das Haus des Kaufmanns Traugott Westfeld selbst im vorigen Jahrhundert zu denjenigen, die ganz unwillkürlich ein Gefühl des Unbehagens erwecken müssen. Tiefe und dunkle Gemächer, schmale, stockfinstere Corridore, eine Menge zellenartiger Hängekammern, welche durch leiterähnliche Treppen mit den Stuben oben und unten in Verbindung standen, gaben ihm einen so labyrinthischen Charakter, daß der Unkundige sich schwer darin zurechtfinden konnte. Die Ausdehnung der Westfeld'schen Handlung, welche alle nur gangbaren Artikel eines Materialwaarenlagers führte, machte es nöthig, daß die Bodenräume theilweise zu Niederlagen trockener Gegenstände benutzt werden mußten. Die Hängekammern dienten den Lehrlingen und Gehülfen zu Schlafgemächern. Parterre lag der Laden, daneben eine Ladenstube, welche zugleich als Speisezimmer benutzt wurde und ein enger, mit Gerümpel aller Art angefüllter Hausflur in Einer Fronte. Dahinter war eine Niederlage, die Küche und sonstige Räume für Wirthschaftsbedürfnisse. Der Hof bildete ein ziemlich großes und regelmäßiges Viereck, wurde aber von halbverfallenen Mauern und Bögen eines längst eingegangenen Klosters begrenzt.

Zu den obern Prachtzimmern, in denen Alles aufgespeichert lag, was an Luxus in diesem dunkeln Hause zu finden war —, Silbergeschirr in allen Formen prangte spiegelhell in den großen Glasschränken und auf kunstfesten Consolen standen die kostbarsten Vasen und Aufsätze von gediegenem Silber —, führte, ganz dem sonstigen Ueberfluß an Eingängen entgegengesetzt, nur eine einzige Thür von einem hübschen Hinterstübchen aus. Hier wohnte die Frau vom Hause, Frau Susanne Westfeld, ihre Schätze bewachend. Das Zimmerchen selbst hatte, trotz mancher Mängel, ein behagliches Ansehen und eignete sich schon deshalb ganz besonders zum Aufenthalte einer Hausfrau, weil es durch kleine, schmale Tapetenthüren in ganz unmittelbarer Verbindung mit allen bewohnten Räumen stand. Man konnte von hier aus zu dem Hauptcorridor gelangen, konnte durch eine jener schon erwähnten Treppen zur Küche hinab und zum Boden hinaufkommen, konnte ungesehen das Haus verlassen und ungestört auf verschiedenen Wegen wieder hineingehen. Die Ehegattin des Kaufmanns war eine hochgewachsene, sehr magere Frau, der man es auf der Stelle

anſah, daß ſie nicht zu den Geiſtreichen und Verſtandesthätigen zu rechnen war. Römiſcher Confeſſion, brachte ſie ihre Zeit meiſt mit Bußübungen, Gebeten und Meßopfern hin. Die einzigen Unterbrechungen ihrer Einſamkeit bildeten die Beſuche einiger höchſt abergläubiſcher Frauen, während ihr Mann ſein Geſchäftslocal nur in den allerdringendſten Fällen verließ — er war ſtets auf dem Platze und überwachte mit großer Aufmerkſamkeit den ausgedehnten Geſchäftsbetrieb. Nur Abends um 8 Uhr, nach eingenommenem Abendeſſen, verfügte er ſich regelmäßig nach dem Caſino. Sonſt ging es im Weſtfeld'ſchen Hauſe keineswegs geizig her. Man aß ſehr gut, trank Morgens ſeinen Kaffee — ein Luxus, den ſich damals nur erſt Wenige täglich erlaubten! — und hatte vollauf in Allem. Dennoch war es ein Princip des Herrn Weſtfeld, ſeiner Ehegattin weder Wirthſchaftsgeld noch ſonſt eine beſtimmte Summe zu Ausgaben zur Diſpoſition zu ſtellen. Sie hatte ein Conto bei ihm wie jeder andere Fremde und durfte ſich vom Buchhalter Geld auszahlen laſſen ſoviel ſie wollte, nur mußte ſie feſt und beſtimmt angeben wozu. Er kannte ihre ſchwache Gemüthsart und ihre Abhängigkeit von ihrer Umgebungen. Da Frau Suſanne je älter, je kränklicher wurde, [illegible] freundliches Weſen von etwas zartem, aber geſundem Körperbau [illegible] Geiſtes ein fröhlicher Laune ins Haus. Barbara war eine Nachbarstochter und ſchon längſt der geheime Liebling aller Lehrlinge und Gehülfen im Gewölbe des Herrn Weſtfeld, vorzugsweiſe eines hohen, ſchlanken, jungen Mannes, der ſie beſonders auszeichnete. Es währte nicht 24 Stunden, ſo war Bärbchen eingebürgert im Kaufmannshauſe und es währte nicht 48 Stunden, ſo wußten ſämmtliche Gehülfen und Lehrlinge des Hauſes, daß der Zopf des jungen Severin Heltmann vor Freude über dies Ereigniß gegen den Kopf des luſtigen Lehrlings Fritz getanzt hätte.

Durch die Anweſenheit Barbara's war ein gewiſſes Leben im Hauſe erwacht. Man aß fröhlicher am Tiſche, man ging fröhlicher an die ſchwerſte Arbeit, ſtand fröhlicher Morgens auf und legte ſich fröhlicher zu Bette. Der Charakter des Hauſes ſchien verändert und dieſe Veränderung entſprach dem Sinne des Hausherrn. Barbara war geſchickt in allen ſeinen weiblichen Nähereien, konnte plätten, Striche kneifen, Jabots in Falten legen — Geſchicklichkeiten, die ſie zum Vortheile des Weſtfeld'ſchen Haushalts, wo die jungen Herren außer der freien Station auch freie Wäſche hatten, in Anwendung bringen konnte. Man ſparte eine Plätterin und hatte [illegible] eine allerliebſte Hausgenoſſin gewonnen.

Frau Weſtfeld gewöhnte ſich auch nach und nach an die weltlichen und freigeiſteriſchen Geſpräche Barbara's, die eine Proteſtantin war. Die ſtrenggläubige Katholikin war in einen Zwieſpalt mit ihrem Gewiſſen gerathen, als ſie ſich zuerſt auf einer Zuneigung zu der kleinen Ketzerin ertappte; allein der Zauber, der in jugendlicher Perſönlichkeit vorherrſcht, bewältigte bald alle Scrupel, und wie geſagt, ſie gewöhnte ſich an manche Anſchauungen eines frei von Aberglauben gebliebenen Gemüths.

Es war im März. Ein leichtes Schneeſtöbern verdunkelte den Tagesſchimmer und verlieh dem traulichen Hinterſtübchen jenes heimliche Dämmerlicht, das einem myſteriöſen Geſpräche ſo gut zuſagt. Frau Suſanne war von einer Krankheit wiederhergeſtellt und hatte Beſuch von einer gleichfalls ältern Freundin. Beide alte Damen hatten im Kanapee Platz genommen. Vor ihnen ſtand ein Räuchen mit Kaffee und der Kaſten mit Zuckerſtückchen bewies, daß Frau Weſtfeld dies theure überſeeiſche Product auch gehörig zu würzen verſtand. Dabei ſaß Barbara am Fenſter und fältete Striche ein. Der Kaffee war getrunken, als Frau Schönejahn, die Beſucherin, von der Krankheit der Frau Weſtfeld zu ſprechen begann und mit einem Seufzer die Bemerkung machte, daß ſie ſchon lange ſo etwas gefürchtet hätte für ihre Freundin und daß ſie froh ſei, dieſen Unfall ſo vorübergegangen zu ſehen. Daran ſchloß ſie die Bitte, ihre liebe Freundin Weſtfeld möchte aber nun auch den böſen Geiſt auszutreiben ſuchen, der Platz in ihrem Hauſe gewonnen habe, damit ſie nicht ſpätern Angriffen ſeiner böſen Macht unterliegen müſſe. Böſen Geiſt? Frau

Weſtfeld ſchaute ihre Freundin Schönejahn erſtaunt an. Ja, ja, antwortete Frau Schönejahn, ja, ja meine Liebe, nun die Sache nicht mehr zu verheimlichen iſt, muß ich ſie Ihnen klar mittheilen. Bis dahin hielt mich die Freundſchaft ab, Sie zu beunruhigen, da ich nicht genau wußte, ob der Böſe ſich wirklich in Ihr friedliches Haus geworfen hatte.

Frau Weſtfeld wurde blaß und bekreuzigte ſich. Ihre Mienen verriethen die höchſte Spannung. Ja was iſt denn? ſagte ſie ſtarr.

Als ich neulich von Ihnen wegging — es war am Tage nach Neujahr, wenn Sie ſich erinnern —, da fiel mein Auge auf das Dach der St. Marienkirche und ich bemerkte einen Gegenſtand, den ich ſonſt noch nie dort geſehen. Es dunkelte zwar ſchon etwas, aber der Mond ſtand gerade ſo gegen dies Dach, daß ich Alles genau ſehen konnte. Ich ſtand ganz verwundert ſtill und ſchaute ſtarr hinauf. Plötzlich regte ſich der dunkle Gegenſtand — ein ſchrecklich ſchnarrender Ton ſchallte durch die ſtille Luft — mein Blut ſtockte — ich bekreuzte mich im Namen meiner Heiligen — da wurde der dunkle Gegenſtand wieder ruhig. Zitternd ſchritt ich weiter. Als ich aber an der Ecke der Marienſtraße war, da blickte ich verſtohlen wieder um. Was mußte ich ſehen! Langſam hob ſich der ſchwarze Gegenſtand — langſam ſchwebte er [illegible] — wieder ſchallte der Geiſterruf durch den ſtillen Abend — und meine Vermuthung, er verfolge Ihrem Hauſe zu — er ſchien ſich auf Ihren Dachgiebel niederzulaſſen...

Bei uns? Und Sie glauben, daß meine Krankheit —?

Frau Schönejahn ſchwieg bedeutſam.

Frau Suſanne ſtand in höchſter Aufregung auf. Man kam überein, daß es die Geiſterwelt der guten Frau „angethan" hätte und beſchloß, geiſtliche Hülfe zu ſuchen. Ja man ſprach ſogar von einem Pater Urban, der ſich ganz beſonders auf übernatürliche Dinge verſtehen ſollte.

Barbara hatte ſtill und unverdroſſen fortgearbeitet, hatte [illegible] Schilderung des ſchwarzen Gegenſtandes, der einen ſchnarrenden Geiſterruf ausgeſtoßen haben ſollte, nur ein ganz klein wenig gelächelt und hatte einen halb verächtlichen Seitenblick auf die Erzählerin geworfen. Jetzt aber ſchien ihre Aufmerkſamkeit von andern, nicht gerade ſchwarzen und geiſterhaften Gegenſtänden auf dem Hofe gefeſſelt zu werden, die ſich weder mit ihrer Arbeit noch mit dem fernern Hören auf den lächerlichen Aberglauben vertrugen. Unten im Hofe erſchien nämlich der ſchon [illegible] Holtmann in Begleitung des Lehrlings Fritz, der mit Brecheiſen, Zange und Bohrer bewaffnet war, um eine Kiſte, die dort lagerte, zu öffnen. Severin ſtellte ſich mit untergeſchlagenen Armen zurecht, um den Lehrling bei dieſer Arbeit zu beaufſichtigen und der Lehrling ſchien dieſe Aufſicht ſehr überflüſſig zu finden. Ein gelegentlich nach oben hinaufblitzender, [illegible]ſcher Blick verrieth genugſam, daß er wußte, weshalb Herr Severin ſich ſo mutterſeelenallein mitten auf den Hof poſtirt hatte... Auf dieſe Gruppe heftete ſich der Blick des jungen Mädchens und ſie hatte von nun an weder Luſt zu hören, noch Trieb, fleißig zu arbeiten. Blick um Blick tauſchte ſie mit dem Erwählten ihres Herzens. Sie erhob ſich von ihrem Platze, ſie nahm langſam eine Partie der neben ihr liegenden Stricke und entfernte ſich mit einem vielſagenden, vielverſprechenden Blicke vom Fenſter. Ob der junge Severin, inſpirirt von ſeiner Liebe, dieſen Blick wirklich ſo richtig gedeutet hat, ob ihn nach ſeiner Schlauheit der Zufall geführt hatte, neben der eine kleine Wäſchekammer befindlich war, das müſſen wir unerklärt laſſen. Nur ſo viel iſt erwieſen, daß an dieſem Tage das Eis brach, welches die beiden Herzen voneinander trennte und daß eine flüchtige, aber um ſo heißere Erklärung der gegenſeitigen Liebe ſtattfand.

Wenige Tage nach dieſem Beſuche der Frau Schönejahn hatte ſich ſchon durchs ganze Haus die Nachricht von dem Niederlaſſen eines böſen Geiſtes auf deſſen Giebel verbreitet. Unten im Gewölbe lachte und ſpottete man. Oben im Hinterſtübchen ſeufzte und betete

eine arme, gequälte, alte Frau, besorgt um ihr Seelenheil und um ihr Körperwohl. Frau Westfeld hatte sogleich am andern Tage Messen bestellt und sich eine ansehnliche Summe zu diesem Zwecke auszahlen lassen. Aber das beruhigte sie nicht ganz. Horchend auf jedes Geräusch saß sie da. Lauschend auf Zeichen, die des bösen Geistes Zorn und Unruhe verrathen könnten, strengte sie alle ihre Sinne dermaßen an, daß Barbara nicht umhinkonnte, ihre Zerstreuung, ihr nervöses Zusammenschrecken beim leisesten Schall und ihr verfallenes, bleiches Gesicht zu bemerken. Das Mitleiden mit diesem Zustande veranlaßte sie endlich über eine Sache zu sprechen, die sie aus Achtung vor ihrer Gebieterin nicht hatte berühren wollen und sie begann eines Tags ohne weiteres über den Aberglauben der Frau Schönejahn zu spotten, die sicher nur einige Krähen auf dem Marienkirchdache für böse Geister angesehen hätte.

Frau Westfeld schien nicht unangenehm überrascht von dieser naturgemäßen Erklärung. Ein leichtes Lächeln löste die Spannung ihrer bleichen Züge und sie forschte mit vieler Bereitwilligkeit, sich überzeugen zu lassen, nach den Gründen dieser Behauptung. Barbara kam in Zug. Sie belehrte Frau Westfeld über Geister und Geistererscheinungen, nannte sie Ausgeburten der Phantasie, lachte und scherzte und hatte bald die Genugthuung, zu sehen, daß ihre Aussaat Früchte zu tragen beginne. Aber mitten in diesem Erntesegen schlug es wie ein Blitz ein, als gleich darauf — Bärbchen hatte sich nur einen Moment entfernt — die Köchin mit bleichem Antlitz und stockendem Athem vor ihrer Herrin erschien und die Erklärung abgab, daß sie nicht länger in einem Hause bleiben könne, wo böse Geister heimisch seien und sie beunruhigten. Zitternd fragte Frau Westfeld und zitternd hörte sie, daß es schon seit mehren Tagen auf der Wäschkammer sonderbar hin und hergehe — so, als wenn ein Pferdefuß mit einem Menschenfuß wechselnd auftrete, daß sie erst geglaubt hatte, Jungfer Bärbchen wirthschafte wol dort mit dem Bügeleisen, aber Jungfer Bärbchen sei immer gleich darauf am Fenster oben sichtbar gewesen, könne also unmöglich den weiten, dunklen Weg von der Wäschkammer zurückgelegt haben und heute hätte sie deutlich Jungfer Bärbchen hier oben lachen gehört, während das Rumoren doch über ihr begonnen hätte .. Frau Westfeld ließ sich jeden Laut genau beschreiben — das Geräusch hatte sich aber immer als ein menschliches Hin und Hergehen, leise Tritte mit lauten wechselnd, angehört. Von geisterhaften Tönen wußte die Köchin nichts, auch von Schnarchen und Krächzen war nichts zu ihr gedrungen. Vertieft in diese Schilderungen traf Barbara sie Beide noch an. Sie hörte die Geschichte und schlug ein helles Gelächter auf. In der Wäschkammer sollte es spuken? Dort sollten böse Geister hausen? Barbara verhieß den bösen Geistern ein kurzes Dasein, die da Quartier nehmen wollten und drang lebhaft in die Köchin, mit ihr sofort in die Kammer zu gehen. Beschämt von dem Muthe des jungen Mädchens und selbst auch nicht sehr geneigt zum Aberglauben, entschloß sie sich endlich zu einer Untersuchung und fand natürlich nichts. Der böse Geist verlegte den Schauplatz seiner Thaten nach einem andern Reviere, wo er die verrätherischen Spuren seines Daseins auf ein leises Schleichen beschränkte, das ebenso gut von einer Katze als von einem Geiste herrühren konnte.

Vierzehn Tage verstrichen ohne große Störungen. Frau Westfeld fand in dieser Zeit ihren Gemüthsfrieden wieder und die geisterhörende Köchin wurde von dem Gespenste nicht wieder belästigt. Barbara machte sich immer unentbehrlicher. Ihre ununterbrochen gute Laune war ein Balsam für das einsame Herz der reichen Dame. Unter den Plaudereien Bärbchen's vergaß sie die Bußübungen und die Messen und ihr Ehegerr machte die Bemerkung, daß im Contobuch ihrer Geldbedürfnisse die Rubrik für Messen bedeutende Verminderung zeigte. Außerdem bekümmerte er sich wenig um die Einwirkungen seiner jungen Haushälterin. Er ging nach wie vor seinen Geschäften und einfachen Vergnügungen nach. Was im Hause geschah, hörte er nur aus den gelegentlichen Mittheilungen seiner Gemahlin

und diese erzählten ihm erst später, daß der böse Geist wirklich in aller Form vom ganzen Hause Besitz genommen und daß Frau Westfeld zu seiner Austreibung schon manchen Thaler verwendet hatte. Jetzt verbot er seinem Buchhalter allen Ernstes die Auszahlung des Geldes zu so unnützen Zwecken und verstopfte somit die Quelle, welche leider zur Seelenruhe der armen Hausfrau fließen mußte.

Der Frieden des Hauses wurde nämlich eines Abends nach 8 Uhr wieder auf eine schaurige Art unterbrochen. Der Tagesgeschäftsverkehr war schon in jene behaglichere Ruhe übergegangen, die einem so gewerbsthätigen Hause eine wahre Wohlthat ist. Herr Westfeld hatte sich ins Casino verfügt, die Commis waren mit leichtern Anordnungen im Ladenzimmer beschäftigt und nur die Lehrlinge gingen noch aus und ein im Gewölbe, um späte Käufer zu befriedigen. Frau Westfeld saß schlummernd im Großvaterstuhle, Barbara lehnte träge am Tische, wo ihr Nähkissen zum Filetmachen angeschraubt war. Todtenstille herrschte im Zimmer. Plötzlich tönte ein Geräusch durchs Haus, als wirbelte eine Schar Dohlen, Krähen und Raben um den Dachgiebel. Der furchtbare Ton senkte sich. Frau Westfeld war schon beim ersten fernen Laut emporgeschreckt und schrie auf, die Frau Schönejahn hätte doch recht! Das schrillende, gräßliche Getöse flog wie ein wilder Jägerruf durch das Zimmer, oben an der Decke entlang huschte, rasselte und schnob es. Barbara starrte hinauf, ein glühendes Roth überzog ihre Wangen, während Frau Westfeld bleich in die Knie sank und wild und verworren eine Menge Gebete hersagte, sich bekreuzte und ihre Heiligen um Schutz anrief. Ebenso windschnell, wie der Lärm begonnen hatte, ebenso schnell verhallte er.

Mit unmuthiger Geberde erhob sich Barbara, noch immer von der heißen Röthe des Schreckens übergossen, und näherte sich der jammernden Frau. Sie sprach ihr Muth ein — Frau Westfeld wollte nichts hören — sie erklärte sich bereit, dem Geräusche nachspüren zu wollen. Frau Westfeld bat sie um Gotteswillen, sie nicht allein zu lassen. Sie suchte wiederum durch natürliche Auslegungen ihr Gemüth zu beruhigen. Es half nichts. Frau Westfeld hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß ihr Wohlsein von einem Gespenste gefährdet werden könne und sie wendete die Mittel an, die ihr für solche Fälle zugebote standen. Sie beschwor das junge Mädchen um Hülfeleistungen bei dem Werke der Vertreibung und händigte ihr schon am andern Tage zehn Thaler ein, um diese dem Pater Urban, dem Geisterbeschwörer, mit der speciellen Schilderung des grausen erregenden Spuks zu übergeben. Erst als Barbara ihr zu willfahren versprach und ihr im Namen des Paters die feste Zusicherung überbrachte, daß dieser Spuk nicht wiederkehren werde, erst da wurde sie von der Aufregung gehebt, die fast zerstörend auf ihre ohnehin nicht allzu starken Nerven einzuwirken drohte.

Der Geist ruhte jedoch nicht. Er erfand andere schreckenerregende Töne, als ihm die Beschwörung das Lärmen und Pfeifen und Schnauben untersagt hatte. Er klopfte. Der böse Geist exercirte sich ein Klopfen ein, wie es keine Menschenhand nachahmen konnte. Er klopfte oben — er klopfte unten — er klopfte neben Frau Westfeld — er klopfte hinter ihr und dicht vor ihren Augen. Das Klopfen war fürchterlich. Selbst Barbara mußte zugeben, daß ein Menschenfinger nicht in dieser Art klopfen könne. Man war also gezwungen, wieder Zuflucht zum ersten Mittel zu nehmen, dem Pater Urban auch dies Klopfen zu schildern und ihn zu autorisiren, dem Geiste sein Rumoren zu verbieten. Doch diesmal zeigte sich der Geist hartnäckiger. Er wurde immer nur auf wenige Tage bezwungen und die Macht der Beschwörungen mußte fast regelmäßig alle Wochen durch einige Thaler neu unterstützt werden. Dies war denn der Zeitpunkt, wo Herr Westfeld Kunde von dem Treiben in seinem Hause erhielt und wo er streng befahl, seiner Ehefrau nicht einen Groschen mehr auszuzahlen. Ihr selbst machte er vernünftige Vorstellungen, wobei er von Barbara aufs eifrigste unterstützt wurde. Es gelang Beiden nicht, die aber-

gläubische Frau zu beruhigen. Sie hatte gehört, daß es wirklich klopfte und Barbara mußte ihr bezeugen, ein Klopfen vernommen zu haben. Herr Westfeld wurde endlich verdrießlich, ließ seine Frau glauben was sie wollte und schärfte nur die Maßregel, ihre unnützen Geldverschwendungen zu hindern. Nach dieser Katastrophe schien der Geist es auch überdrüssig zu werden, so gespenstisch überall umherzuklopfen.

Der Sommer war während der Zeit ins Land gekommen (die hellen Tage voll Sonnenschein sind immer nicht das Element fürs Geisterleben), selbst die dunkeln Räume des alten Westfeld'schen Hauses wurden von einem Tagesschimmer durchleuchtet, also der Geist mochte fürchten, eines Tages erfaßt zu werden, deshalb ruhte er sich aus, um im September mit neuen Kräften seine Geschäfte wieder zu beginnen. Frau Westfeld gerieth in Verzweiflung, als wirklich an einem Septembertage, wo Aequinoctialstürme ihr Haus umtosten, wo große Regentropfen mit Hagelkörnern wetteifernd an ihre Fenster schlugen, wo die Thüren den unheimlichen Ton des heulenden Windes durch die Ritzen dringen ließen, das herzerschütternde Klopfen dicht neben ihr erschallte und in kurzen Zeiträumen durchs ganze Zimmer rundum lief. Was sollte sie nun mit dem Quälgeiste beginnen? Geld erhielt sie nicht mehr für dessen Austreibung. Sie klagte Barbara ihr Leid. Das junge Mädchen gab ihr den Rath, vom Buchhalter die Geldsumme zu andern Dingen zu fodern und sie zu verbrauchen, wie es ihr, der Dame vom Hause, beliebte. Sie setzte ihr auseinander, daß eine Frau ihres Standes und ihres Vermögens solche Einschränkungen nicht zu ertragen brauche, daß es unverantwortlich sei, Rechenschaft von jedem Groschen von ihr zu verlangen, da sie doch, wie man allgemein wisse, selbst ein großes Vermögen zur Mitgift gehabt hätte. Frau Westfeld bebte zuerst vor solchen Lügen zurück. Doch das Klopfen des Geistes nahm so überhand, daß sie sich vor seinem Zorne nicht mehr zu retten wußte. Jagend verlangte sie endlich Geld für einige Luxusartikel, die sie nicht gebrauchte und entfernte sich mit diesem auf dem Wege der Lüge erworbenen Gelde aus dem Geschäftslocale, als der Kassirer es ihr mit mißtrauischen Blicken ausgezahlt und die Augen sämmtlicher Lehrlinge verwundert fragend dabei an ihrem Antlitze gehangen hatten. Der Geist klopfte fort und fort. Der Winter war stürmisch und rauh. Wildes, wüstes Wetter begünstigte den Eindruck des Geisterklopfens und Frau Westfeld mußte sich Ruhe schaffen. Der Vater Urban, mit dem sie durch Barbara in stetem Verkehr blieb, ließ ihr sagen, daß sie ihre Opfer vergrößern müsse und wenn sie nicht baares Geld auftreiben könne, so möge sie Silberwaaren senden, die, in der Kirche geweiht und geheiligt, noch größere Wirkung zu thun versprächen. Wie ein Sonnenstrahl durchdrang diese Botschaft die Brust der rathlos verzweifelnden Dame. Ihr Vater war Goldschmied gewesen; sie besaß, als unbestreitbares Eigenthum, aus seinem Nachlasse die werthvollsten Gegenstände; Crucifixe, Pokale und Vasen standen nutzlos in den Prachtzimmern; Schüsseln und Teller, Kannen, Leuchter und Löffel in Ueberfluß rosteten, nie gebraucht, in den Schränken. Dies konnte sie opfern, ohne ein Unrecht zu thun, da sie keine Kinder damit beraubte und ihr Gatte keinen Werth darauf zu legen schien. Barbara mußte ihr recht geben, als sie diese Umstände in Berathung zog und von nun an wanderte ein Silberstück nach dem andern zum Geisterbeschwörer, während der Klopfgeist es sich angelegen sein ließ, seine Beunruhigungen auf eine Art zu steigern, die viele Opfer nöthig machte.

Das neue Jahr hatte soeben seinen Lauf begonnen, als Herr Westfeld eines Abends, seelenvergnügt über den schönen Rechnungsabschluß des verflossenen Zeitraums, nach dem Casino wandelte und bei seinem Eintritt ein sonderbar hastiges Abbrechen des Gespräch bemerken mußte. Mit seiner gewöhnlichen jovialen Manier fragte er sogleich, ob man schlecht von ihm gesprochen hätte, da man, wie es schiene, genöthigt gewesen sei, bei seinem Kommen das Gespräch zu schließen. Er bäte, daß sie fortfahren möchten, er wolle ihnen als sei er nicht gegenwärtig. Man lachte über diesen Einfall und betheuerte mit sichtbaren

Verlegenheit, er sei nicht der Gegenstand der Unterhaltung gewesen. Herr Westfeld war nicht der Mann, der auf solche Dinge Gewicht legte. Er hatte ein gutes Gewissen, war ein redlicher Kaufmann, ein rechtschaffener Bürger. Das Gespräch wendete sich sehr bald auf kaufmännische Gegenstände und er vergaß diesen Vorfall ganz, bis er am nächsten Abend bei seinem wieder etwas schnellen Eintreten ins Gesellschaftszimmer überraschend darauf zurückgeführt wurde. Man schwieg abermals verlegen still, aber diesmal hatte er seinen Namen vernommen. Einsthaft in den Kreis tretend, ohne, wie sonst Hut, Stock und Rocquelaure abzulegen, sagte er: Jetzt verlange ich zu wissen, was ihr von mir wollt. Ihr sprecht hinter meinem Rücken etwas, was ihr euch mir nicht ins Gesicht zu sagen getrauet — ich will sogleich wissen, was es ist, sonst finde ich mich veranlaßt, meine Abende anderwärts zu verbringen. Die Herren, allesammt seit Jahren verbrüdert und ihre Abendstunden verbringend, warfen sich Blicke der Unentschlossenheit zu, dann aber erhob sich der Goldschmied Hager und sagte mit derber Geradheit: Gevatter Westfeld, ich bin schuld an dem Gerede über dich, weil es mich verdrießt, daß du deiner Frau die wundervoll gearbeiteten Silbergeräthe deines Schwiegervaters zur Einschmelzung an Löb Salomon verkaufen läßest. Westfeld stand aufgerichtet im Kreise seiner Freunde. Seine Blicke irrten zweifelnd rundum und er faßte sich mit komischer Geberde mehrmals an die Nase, um gewiß zu sein, daß er nicht träume. Während dieser Pantomime fuhr der Goldschmied ruhig fort: Geld fehlt dir nicht, das ist also kein Grund zu dieser unverantwortlichen Handlung, weshalb thust du es? Wenn du solche Prachtwerke unserer Kunst nicht ehren willst, von wem soll man es dann verlangen? Es ist und bleibt tadelnswerth, du magst sagen was du willst. Nun vertheidige dich!

Westfeld stand noch immer stumm und starr. Sein Mienenspiel bildete ein lebendiges Fragezeichen und seine Geberden eine heftige Abwehr der [illegible]schuldigung. Als er endlich zu Worte kam und begriffen hatte, um was es sich [illegible] und daß man Wahrheit gesprochen, da bemächtigte sich seiner ein unbezähmbarer [illegible], der sich im Laufe der hastig gepflogenen Unterredung zum Zorne gestaltete. Leute wie Westfeld werden schwer zornig, aber sie sind dann auch kaum zurechnungsfähig zu nennen. Wild stürmte er nach Hause, als er hinreichend unterrichtet [illegible]. Seine Frau schlummerte sorglos im Großvaterstuhle und Barbara hatte sich ersichtlich [illegible] aus dem Zimmer entfernt. Ohne Rücksicht auf den sanften Schlaf, den er durch seine Hast und Heftigkeit jähe genug unterbrach, ergriff er die Lampe und eilte nach den Prachtgemächern, um sich erst durch den Augenschein zu überzeugen, bevor er Lärm schlug. Wie [illegible] es dort aus! Weite, leere Räume gähnten ihn an, wo ihm sonst kostbare Schüsseln entgegengeblinkt hatten; kahle Consolen wurden seinen entsetzten Augen sichtbar. Wankend flüchtete er zurück zu seiner Frau, die bebend dem hereinbrechenden Strafgerichte entgegensah. Barbara, herbeigezogen durch die regelwidrige Ankunft des Hausherrn, saß, an allen Gliedern zitternd, auf ihrem Platze und versuchte zu arbeiten. Beide Frauen ahnten Unheil. Herr Westfeld eilte mit großen Schritten auf seine Gattin zu, faßte sie hart an die Schultern und fragte sie drohenden Tones, weshalb sie das Silbergeräth verkauft an Salomon! Weshalb sie ihn, unverantwortlicherweise, durch diese Handlung dem Gerede der Leute ausgesetzt, als fehle es ihr am nöthigen Gelde! Weshalb sie diese Kostbarkeiten, die sein Schatz, sein Stolz und seine Freude gewesen, so nichtswürdig verschleudert hätte! Und als sie die Veranlassung zu dieser That gestanden hatte, rief er: Aber wir wollen doch zu retten suchen, was zu retten ist! Herr Westfeld befahl, eine Laterne bereitzuhalten und dem Hausknecht zu sagen, daß er ihn begleiten solle. Barbara dachte, er würde zu Salomon gehen, da er im Eifer verrathen hatte, daß von diesem die Entdeckung ausgegangen sei. Herr Westfeld aber schritt, ohne sich lange zu besinnen, die Straßen hinab und direct der Behausung des Geisterbeschwörers zu. Schon ein mal hatte er diesen mit Eclat aus seinem Hause ge-

trieben und ihm damals angedeutet, daß es ihm schlimm ergehen werde, wenn er sich wieder blicken lasse. Jetzt hatte er Veranlassung, ihn gerichtlich belangen zu können und sein Unmuth fand keine Strafe zu hart für Den, der, nach dem Eingeständnisse seiner Frau, ihre Schwächen zu habgierigen Zwecken benutzt hatte.

Friedliche Stille lagerte auf dem schmalen Gäßchen, in welchem Pater Urban wohnte. Friedliche Stille auf dem kleinen Hause, das, von einem Gartenstacket umgeben, wie ein Ruheort des Alters dalag. Hier hatte der Mönch Zuflucht gefunden, als sein Kloster aufgehoben wurde. Hier hatte er durch kleine Künste, durch Curen sein Leben gefristet. Sein Häuschen wurde von den Katholiken der Stadt mit Ehrfurcht, von den Evangelischen nicht mit gleicher Empfindung betrachtet. Westfeld trat nicht in der Laune, die Ehrfurcht zu respectiren, die man ihm zollte, durch das Gartengehege und schlug polternd an die Hausthür, die schon verschlossen war. Nach langer Weile tönte eine Weiberstimme, die über die nächtliche Störung schmälte. Man öffnete die Hausthür. Westfeld drang ein und fragte, wo er den Pater Urban fände? Die Frau starrte ihn verwundert an. Den Pater Urban? wiederholte sie — auf dem Kirchhofe finden Sie ihn — der ist ja schon seit neun Monaten begraben!

Da stand der Kaufmann vor einem Räthsel, das ihm im ersten Augenblicke unlösbar erschien. Pater Urban todt? Und doch hatte er den Geist durch Gebet und Beschwörung vertreiben wollen? Und doch war ihm Opfer auf Opfer gebracht zu diesem Zwecke? Es wurde Licht in seinem Innern. Der Wahrheit nahe, fiel sein Argwohn auf Personen, die mit Schlauheit eine Ernte von dem Aberglauben seiner Frau zu gewinnen gesucht hatten. Bitterer Groll trat an die Stelle des mächtig gewesenen Zorns und er nahm in der Wallung seines Gemüths weder Rücksicht, noch fühlte er sich gestimmt, Nachsicht zu üben. Er eilte ins Polizeigebäude und holte einen Sergeanten, den er bedeutete, Jemanden zu arretiren. In dieser Begleitung betrat er finstern Blicks das Zimmer seiner Frau, die reuevoll seiner Zurückkunft harrte und es bedurfte nur der herrisch hingeworfenen Frage an Barbara: Wen sie denn zum Geisterbeschwören einst und an wen sie das viele Geld und die kostbaren Geräthe abgeliefert habe, da der Pater Urban schon längst todt sei, also keine Geister mehr beschwören könne, um das geängstigte Mädchen mit dem Flehen um Gnade und Erbarmen zu seinen Füßen zu werfen. Zerknirscht, voller Reue und im Bewußtsein eines noch frevelhaftern Treibens, versprach sie vollen Ersatz des betrügerisch erschlichenen Gutes. Sie umfing die Knie der Frau Westfeld, die, selbst halb bewußtlos vor Angst und Schrecken, nicht wußte, was eigentlich geschah, die ebenfalls laut weinte und jammerte, daß es durchs Haus schallte und die Hausgenossen zum dunkeln Corridor hinauf lockte, wo sie lauschend der Scene beiwohnten. Jetzt war in Wahrheit ein böser Geist im Hause wach. Dröhnend im Zorne klang die Stimme des Kaufmanns und mischte sich unharmonisch genug mit dem weiblichen Wehklagen. Er blieb unerbittlich. Doppelt und dreifach verletzt in seinen Gefühlen, welche sich immer in den Grenzen der Mäßigung erhalten hatten, war dieser vulkanische Ausbruch nicht leicht zu hemmen. Er stieß das flehende Mädchen zurück und übergab sie dem Polizeidiener, der, mit nicht weicherm Herzen, sogleich kraft seines Amts verfuhr und sie ins Stockhaus lieferte. . . Dort saß das unglückliche Geschöpf, vom Sturmwinde des sündigen Leichtsinns dahin geweht, und dort hatte sie Zeit, den kurzen Traum von einem glänzenden Glücke zu begraben.

Ihre Untersuchung begann. Sie schleppte sich mit der Langsamkeit der damaligen Criminaljustiz monatelang, trotzdem daß Barbara gestand. Schon vor der Zeit, ehe ich ins Westfeld'sche Haus kam, bestand zwischen mir und dem jungen Secretär Holtmann ein stilles Einverständniß, das sich freilich nur auf freundliche Worte, auf Blicke und auf einen flüchtigen Händedruck beschränkte. Ich war weit entfernt, an ein ernstliches Verhält-

miß zu denken, es ſchmeichelte mir nur, daß der ſtolze, ſtattliche, junge Mann mir Aufmerkſamkeiten bewies. Und ich erkläre hierbei auch gleich von vornherein, daß dieſer Herr, trotz unſerer ſpätern innigern Verbindung niemals eine Ahnung von meinem betrügeriſchem Beginnen gehabt hat, alſo auf keine Weiſe verantwortlich für meine Vergehen zu machen iſt. Bei dem täglichen Sehen und Zuſammenleben in einem Haushalte wuchs indeß unſere Zuneigung ſehr bald bis zu dem Grade, wo eine Erklärung unausbleiblich iſt. Severin flüſterte mir eines Tags zu, ob ich es nicht bewerkſtelligen könnte, daß er mich nur einige Minuten allein ſpräche? Es war ein ſchwieriges Unternehmen, da die Augen aller jungen Leute im Laden auf uns gerichtet und wir der ſteten Beobachtung ausgeſetzt waren. Ich benutzte daher die Anweſenheit einer Freundin von Frau Weſtfeld, um ein Rendezvous in den obern Wirthſchaftsräumen, in einer Hängekammer, wo Wäſche aufbewahrt wurde, möglich zu machen. Dies kleine Gemach hängt faſt unmittelbar über der Küche und kann auf eine ſehr raſche Weiſe verlaſſen werden, wenn man die Hälfte der Bodentreppe hinauf eilt und dann auf einem Seitenwege in den Corridor hinabſpringt. Ich wählte immer dieſen Weg, der den meiſten der Hausbewohner kaum bekannt ſein mag und konnte deshalb auf eine ſchnelle Art im Zimmer der Frau Weſtfeld ſein, wenn ich auch eben erſt in der Wäſchkammer geſehen war. An jenem Tage, wo Frau Schönejahn zum Beſuch bei Frau Weſtfeld war, wurde der Grund zu dem unſeligen Gerede von Geſpenſtern und böſen Geiſtern gelegt. Frau Weſtfeld quälte mich unaufhörlich mit ihrer Furcht und ſo viel ich mich auch bemühte, ihr die Geſchichte der Frau Schönejahn auszureden, es gelang mir nicht. Unſere Zuſammenkünfte in der Wäſchkammer erlitten plötzlich eine Störung durch die Geſpenſterfurcht der Köchin und ich fand es am gerathenſten, ſie in der Nähe meiner Gebieterin abzuhalten, da dieſe ängſtliche Frau am wenigſten geeignet war, durch ihren Muth eine Entdeckung herbeizuführen. Eines Tags war Severin durch ein Geſchäft abgehalten, zur gewöhnlichen Stunde oben im Bodenraume zu erſcheinen. Er verfiel, als er ſpäter Zeit gewann, dorthin zu gehen, auf ein ſo ſeltſames Mittel, mich von ſeiner Anweſenheit eben zu benachrichtigen, daß ſelbſt ich erſchrocken aufhorchte, wie vielmehr meine arme Dame. Ich errieth ſogleich, was es bedeuten ſolle, konnte aber, ohne mich zu verrathen, keine Erklärung darüber abgeben. Frau Weſtfeld hätte mir auch nicht geglaubt, daß das geiſterhafte, fürchterliche Schrillen und Schwirren nichts weiter war als ein ſogenanntes Vogelgeſchrei *), das Severin auf ein leeres Töpfchen geſetzt und langſam auf dem locker gedielten Boden hingeſchoben hatte. Der Erfolg hatte ſeine Erwartungen übertroffen. Er wollte mir damit ein Zeichen geben und brachte das ganze Haus in Alarm. Bei dieſer Veranlaſſung übergab mir Frau Weſtfeld zehn Thaler mit der Weiſung, den Pater Urban aufzuſuchen und ihn zu bitten, ſie von dem böſen Geiſte zu erlöſen. Ich konnte mich nicht entſchließen, dieſen Mann aufzuſuchen und behielt, im Anfange ohne böſen Vorſatz, das Geld in der Hoffnung, Frau Weſtfeld nach und nach von dieſem Aberglauben zu heilen und ihr dann die Geldſumme wieder zuzuſtellen. Allein ſchon nach kurzer Zeit wurde ich andern Sinns, der Dämon der Habſucht nahm Beſitz von meiner Seele und als ich jetzt gerade die erfreuliche Entdeckung machte, daß Severin's Liebe ſo weit vorgeſchritten war, um ſich mit dem Gedanken an eine Verheirathung mit mir vertraut zu machen, als er mir geſtand, daß es nur darauf ankäme, mich in standesgemäßigen Kleidern ſeinen Verwandten präſentiren zu können, weil er nachher ohne Schwierigkeiten alles Andere ordnen könne, da fiel der Funke zündend auf einen Fleck, der wohlvorbereitet zu ſtolzen und hochmüthigen Gedanken war. Ich bin immer mit meinen niedrigen Verhältniſſen unzufrieden geweſen und habe von Natur einen großen Hang zum

*) Vogelgeſchrei, ein irdenes Gefäß mit einer trichterförmigen Oeffnung, in das man blaſ, nachdem man eine gewiſſe Quantität Waſſer hineingegoſſen hat.

Putz gehabt. Die strenge Erziehung meiner Aeltern hatte diese Schwächen wol in den Hintergrund gedrängt, aber sie gänzlich zu ertödten, gelang ihnen nicht. Bei Severin's Worten erwachte Alles, was blendend einzuwirken vermag und ich war von diesem Augenblicke an blind für alle Folgen und blind für den gewissenlosen Frevel, womit ich Geld zu erwerben suchte. Schon in meiner Kindheit war eine außerordentliche Gelenkigkeit meiner Füße stets der Gegenstand der Verwunderung gewesen. Ich konnte die Zehen bewegen wie Finger und wußte absonderlich mit der großen Zehe Kunststücke aller Art zu machen. Als ich, gerade in der eben angedeuteten Zeitperiode, einst spielend mit den Zehen auf dem Boden des Zimmers hin- und herfuhr und dadurch ein allerdings sonderbares Geräusch, dem Klopfen des Spechts im Walde ähnlich, hervorbrachte, fuhr Frau Westfeld schreckhaft in die Höhe und behauptete, dies sei Geisterklopfen. Wie ein Blitz durchfuhr der Gedanke meinen Kopf, diese Fertigkeit auszubeuten, um dadurch das nöthige Geld zu meiner Heirath zu erwerben. Ich begann den Spuk. Er brachte mir einen reichen Gewinn. Natürlich vermied ich jetzt sorgfältig in Gegenwart Anderer, die aufgeklärter als meine Dame waren, den Geist klopfen zu lassen. Ich peinigte nur insgeheim Diejenige, welche thöricht genug war, der Ursache nicht nachzuforschen und ich unterließ dies Spiel erst dann, als die Geldquellen durch den Machtspruch des Herrn Westfeld stockten. Meine Ansprüche an Luxus steigerten sich aber in meinen hochfahrenden Gedanken. Ohne zu überlegen, daß man Nachfrage halten könne, woher das Geld zu dem Staate käme, beschloß ich, mit dem Anfange des Winters, meine Klopfspukereien von neuem zu beginnen, um mein Capital zu vermehren. Jetzt war ich schon so weit gediehen, daß ich mich zu Vorschlägen erdreistete und, als dies Manöver an der Schüchternheit der Frau Westfeld scheiterte, ihr im Namen des Geisterbeschwörers ihr Silbergeräth abforderte. Daß Pater Urban todt war, erfuhr ich erst am Abende meiner Verhaftung.

Die Bemühungen eines Vertheidigers waren fruchtlos. Barbara wurde zu zweijähriger Zuchthausstrafe und nach dem Gesetz zur Ausstellung am Pranger verurtheilt.

Das junge Mädchen war vernichtet. Ihre Hoffnungen auf das früherhin erträumte Lebensglück hatte sie zwar längst begraben und sich auch auf ein freudenloses Dasein gefaßt gemacht, allein eine solche Entehrung überflügelte alle Befürchtungen, womit sie in ihren einsamen Stunden ihr Herz gepeinigt hatte. Ihr Muth brach zusammen — sie wünschte sich den Tod.

Doch gerade die Härte ihrer Verurtheilung erweckte ihr theilnehmende Herzen. Man bestürmte Herrn Westfeld mit Vorwürfen, seine Frau klagte und weinte über das Schicksal Barbara's, er selbst hatte längst seine zornigen Aufwallungen vergessen. Er fühlte sich erschüttert bei dem Gedanken, einen Menschen durch seine Anklage so tief unglücklich gemacht zu haben. Er ging zu seinem Anwalt, um ihn zu konsultiren, was zu thun sei, um die Vollstreckung dieses harten Urtheils zu verhindern. Ueberrascht war er, als er von diesem erfuhr, daß es ganz allein in seiner Macht stände, den Prozeß mit allen seinen Folgen für nichtig und null zu erklären, wenn er Gebrauch von der Potestas domestica*) mache und der Inculpatin vollständige Verzeihung angedeihen lasse. Wir haben gewiß nicht nöthig, dem Leser zu versichern, daß Herr Westfeld nicht eine Minute anstand, von seinem Rechte Gebrauch zu machen. Er löste damit sofort die Haft Barbara's und gab sie dem Leben zurück. Ihr späteres Betragen bewies, daß nur eine augenblickliche Verirrung sie zu Handlungen verleitet hatte, die sie zur Betrügerin herabwürdigten. Die Verbindung mit Severin war natürlich abgebrochen.

E. Fritze.

*) Hausherrliche Machtvollkommenheit. Nach den neuern gesetzlichen Bestimmungen ist dieses Recht dahin geschmälert, daß nach erfolgter Einleitung der Untersuchung keine Verzeihung mehr möglich ist.

Die Reformen im Gefängnißweſen.

I.

Die Gefängniſſe — Häuſer, in welche der Staat ſolche Perſonen einſchließt, von denen er fürchten muß, daß ſie von ihrer Freiheit einen Gebrauch machen, welcher nicht blos dem Beſtehen des Staats überhaupt, ſondern auch der Sicherheit des Einzelnen gefährlich iſt — ſind vermuthlich ebenſo alt als die geordneten Staaten der Welt. Suchen wir nach ihnen in der Geſchichte, ſo finden wir bei den Hebräern die Gefängniſſe an den Paläſten der Könige angebaut oder in den Häuſern der Statthalter und der Obriſten der Leibwache, welche zugleich auch die Executoren der Criminalgewalt waren. Aus der Zeit der Griechen kennen wir die beiden größern Gefängniſſe in Athen: das Sophroniſterion (eine Art Correctionshaus) und die für Staatsverbrecher beſtimmte Timeria. Das Hauptgefängniß im alten Rom war das von Servius Tullius erbaute und nach ihm benannte Tullianum, ein unterirdiſcher, gewölbter Gang, wo nach der Schilderung Salluſt's die ſchweren Verbrecher und Kriegsgefangenen untergebracht und faſt regelmäßig auch getödtet wurden. Von einer Fürſorge für die Gefangenen, wie ſich eine ſolche vorzüglich in neuerer Zeit gezeigt, findet man weder bei den Griechen noch bei den Römern, ebenſo wenig bei den Juden Spuren, man müßte denn die Freilaſſung der Gefangenen zur Zeit der Panathenäen, der Göttermahle (Lectisternia) oder an den Laubhüttenfeſten hierher zählen wollen. Die Schilderungen von dem Gefängnißweſen in früheſter Zeit ſind höchſt traurige.

Nicht beſſer ſtand es um das Gefängnißweſen im Mittelalter. Noch gegen das Ende des 17. Jahrhunderts waren die Gefängniſſe in ganz Europa in einem kläglichen Zuſtande. Abgeſehen davon, daß es nicht einmal eine Trennung der blos in Unterſuchungshaft befindlichen und der zu einer beſtimmten Strafe bereits Verurtheilten gab, war auch die Behandlung der Gefangenen eine ſehr harte. Ihr Lager war häufig verfaultes, mit Ungeziefer bedecktes Stroh, ihre Koſt verdorben und ekelerregend, ihren Aufenthalt hatten ſie in den feuchten, meiſt unterirdiſchen, mit Schmuz bedeckten und im Winter unheizbaren Gewölben der alten Burgen und Schlöſſer; ſchwere Feſſeln ſollten die Flucht verhindern und die Peitſche befand ſich in der Hand jedes Kerkerknechts. Kein Wunder war es, daß bei einer ſolchen unmenſchlichen Behandlung Krankheiten einen großen Theil der Eingekerkerten aufreiben mußten. Schaudererregend ſchildert Prätorius („Berichte von Zauberei und Zauberern", 1613) den Zuſtand der Gefängniſſe zu ſeiner Zeit: „In dicken, ſtarken Thürmen, Pforten, Blockhäuſern, Gewölben, Kellern oder ſonſt tiefen Gruben ſind gemeinlich die Gefängniſſen. In denſelbigen ſind entweder große, dicke Hölzer, zwei oder drei übereinander, daß ſie auf- und niedergehen an einem Pfahl oder Schraube; durch dieſelben ſind Löcher gemacht, daß Arme und Beine daran liegen können. Wenn nun Gefangene vorhanden, hebet oder ſchraubet man die Hölzer auf, die Gefangenen müſſen auf ein Klotz, Steine oder Erden niederſitzen, die Beine in die untern, die Arme in die obern Löcher legen. Dann läſſet man die Hölzer wieder feſt auseinandergehen, verſchraubt ſie auf das härteſte, daß die Gefangenen weder Beine noch Arme nothdürftig gebrauchen oder regen können; das heißt, im Stock liegen oder ſitzen. Etliche haben große eiſern oder hölzern Kreuz, daran ſie die Gefangen mit dem Hals, Rücken, Arm und Beinen anfeſſeln, daß ſie ſtets und immerhin entweder ſtehen oder liegen oder hangen müſſen, nach Gelegenheit der Kreuze, daran ſie gefeſſelt ſind. Etliche machen ihnen noch dazu große, ſchwere Eiſen an die Füße, daß ſie die weder ausſtrecken noch an ſich ziehen können. Etliche haben enge Löcher in den Mauern, darinn ein Menſch kaum ſitzen, liegen oder ſtehen kann, darinn verſchließen ſie die Leute ohngebunden, mit eiſern Thüren, daß ſie ſich nicht wenden mögen. Etliche haben funfzehn bis dreißig Klaftern tiefe Gruben, oben im Gewölbe mit engern Löchern und ſtarken Thüren oder Gerembſten, dadurch laſſen ſie die Gefangen, welche an

ihren Leibern sonst nicht weiter gebunden, mit Stricken hinunter und ziehen sie auch also wieder heraus. Nachdem nun der Ort ist, sitzen sie gefangen in großer Kälte, daß ihnen auch die Füß abfrieren. Etliche liegen in steter Finsternuß, wissen nicht ob's Tag oder Nacht ist. Etliche liegen so wie das Vieh unsauber, können nicht schlafen, und weil sie Hände und Füße nicht zusammenbringen und wo nöthig hinlenken können, werden sie von Mäusen und Mardern geplaget und gebissen. Werden über das noch täglich mit Schimpf, Spott und Dräuung vom Stöcker und Henker gequälet und schwermüthig gemacht."

Die frühere Zeit machte das Meiste mit Lebens-, Ehren-, Geld- und Verbannungsstrafen ab. Allein dies mußte sich ändern, als die Geld- und Ehrenstrafen der veränderten Zeit gegenüber nicht mehr wirksam genug erschienen. Während die Landesverweisung durch äußere Verhältnisse beschränkt wurde, gebot die fortschreitende Humanität, die Lebensstrafen nur in einzelnen Fällen anzuwenden. Als nun die blutigen Opfer, die man der Strafgerechtigkeit auf Schafoten bringen zu müssen glaubte, seltener wurden und die rohen, selbst die Rohheit des Volks vermehrenden Strafen immer mehr verschwanden; als man die Ueberzeugung gewann, daß im Strafrechte die alten, nur auf die sinnliche Natur des Menschen berechneten Strafarten nicht mehr den Forderungen der Menschheit entsprächen, traten die Freiheitsstrafen in den Vordergrund. Die deutschen Gefängnisse in früher Zeit waren alle klein, enge und so eingerichtet, daß jeder Gefangene seine Zelle allein bewohnen sollte. Allein bald wurden theils aus Mangel an Platz, theils aus Gunst gegen die Gefangenen mehre Personen in einem und demselben Gefängnisse untergebracht. Je allgemeiner nun die Gefängnißstrafe angewendet wurde, desto fühlbarer wurde das Bedürfniß nach neuern umfänglichen Anstalten. Die Hunderte von Gefangenen konnte man nicht dem Müßiggange überlassen, man wollte sie vielmehr zur Arbeit anhalten, damit sie die Kosten ihres Unterhalts einbrächten. So entstanden die Zucht- und Arbeitshäuser. Da man jedoch wahrnahm, daß die Strafanstalten Schulen des Verbrechens und des Lasters wurden, indem die Entlassenen verderbter herauskamen als sie hineingegangen waren und daß hier Complote geschmiedet wurden, die bei wiedererlangter Freiheit ausgeführt werden sollten, so faßte man den Gedanken, daß es doch zweckmäßig sei, die Strafzeit zur moralischen Besserung der Gefangenen zu benutzen. Um diese Idee zu realisiren, hat man verschiedene Mittel in Vorschlag gebracht. Allein welches von den verschiedenen Gefängnißsystemen das richtige sei, darüber ist man noch nicht ins Reine gekommen.

Es sind verschiedene Arten von Gefängnissen zu unterscheiden und es ist das innere und äußere Verhalten ein wesentlich verschiedenes, je nach dem Zwecke, den die Anstalt verfolgt. Außer den Correctionshäusern für Müßiggänger und den Orten, wo Diejenigen untergebracht werden, die für eingegangene Verpflichtungen keine Zahlung leisten (Schuldgefängnisse) gibt es noch drei Arten von Gefängnissen.

Die Häuser, worin die Polizei Diejenigen auf kurze Zeit unterbringen kann, welche sie der Freiheit beraubt, um einer Rechtsverletzung oder einem öffentlichen Unfuge zuvorzukommen oder welche sie der Criminaljustiz als präsumtive Verbrecher zu übergeben beabsichtigt, heißen Polizeigefängnisse, während die Aufbewahrungsorte, deren sich der Criminalrichter bedient, um die eines Verbrechens Angeschuldigten (Inculpaten) während der Dauer der Untersuchung von Fluchtversuchen und vom Verkehr mit Mitwissern (Collusionen) abzuhalten, Untersuchungsgefängnisse heißen. Die dritte Art sind die Gebäude, in welchen Diejenigen aufbewahrt werden, welchen von einer gesetzlich zuständigen Behörde eine Freiheitsberaubung als Strafe zuerkannt ist. Dies sind die Gebäude, die wir in der vorliegenden Darstellung hauptsächlich im Auge haben: Die Strafanstalten.

Ein jedes Gefängniß, mag es nun zu dem einen oder andern der soeben erwähnten Zwecke angelegt sein, muß allerdings zuvörderst fest und sicher gebaut sein, damit das Fliehen der Gefangenen und das Ausbrechen derselben verhindert wird, allein daneben

muß aber auch die nöthige Rückſicht auf die Geſundheit der Gefangenen genommen werden. Bei den Haftanſtalten, die Schuldnern und Angeklagten zum Aufenthaltsort dienen, verſteht ſich dies inſofern von ſelbſt, weil weder der Schuldner, der nur ſo lange ſeiner Freiheit beraubt iſt, als er ſeiner Zahlungsverbindlichkeit nicht nachkommt, noch der Unterſuchungsgefangene, der blos eines Verbrechens verdächtig, noch nicht aber verurtheilt iſt, als Verbrecher beſtraft werden kann. Allein ſelbſt der Verbrecher hat nur die ihm durch den Richterſpruch für ſeine ungeſetzliche, rechtswidrige Handlung zuerkannte Strafe zu verbüßen, wozu keineswegs gehört, daß neben der Freiheitsberaubung noch durch den ſchlechten Zuſtand ſeines Kerkers ſeine Geſundheit untergraben werde. Niemand wird wol bezweifeln, daß ein Verfahren, welches die Gefangenen rückſichtslos dem Schmutze, dem Müßiggang, ihren Laſtern und ihrem Elend überläßt, nicht blos der Humanität, ſondern auch den Zwecken und der Würde des Staats zuwider iſt.

„Ein Gefängniß", ſagt Robert Mohl treffend — „gehört allerdings nicht zu denjenigen Einrichtungen der bürgerlichen Geſellſchaft, auf denen das Auge mit Stolz ruht und die Einbildungskraft gern weilt. In der Regel der Aufenthalt des Auswurfs der Bürger und das Mittel zu wohlverdienter Züchtigung, wird es uns dadurch nicht theurer, wenn ſeine Mauern dann und wann auch die verfolgte oder unvorſichtige Unſchuld, die ungeſetzlich oder ſittlich ehrenwerthe Freiheitsliebe in ſich ſchließen. Dies mögen auch die Gründe ſein, warum ſo viele Jahrhunderte lang in keinem Lande etwas für die zugleich menſchliche und zweckmäßige Einrichtung dieſes Theils der Staatsanſtalten geſchah, obgleich ſie einem verhältnißmäßig nicht unbedeutenden Theile der Bevölkerung zum Aufenthalte dienen und eine große Stelle im Strafrechte, ſomit bei einer der Hauptſtützen der öffentlichen Ordnung, nothwendig einnehmen mußten. Hier wenigſtens wird auch der entſchiedenſte Lobredner der verfloſſenen Zeit nicht leugnen wollen, daß eine weſentliche Verbeſſerung ſeit der Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts allmälig bei den meiſten Völkern eingetreten iſt. Und ſollte man vielleicht auch in dem neuen Eifer, Gutes zu thun, zu einigen Irrthümern ſich haben verleiten laſſen, namentlich theils blos mechaniſchen Einrichtungen ein zu großes Gewicht eingeräumt, theils in eine unkräftige und dem echten Rechtsgefühle nicht entſprechende Weichlichkeit ſich verlaufen haben, ſo wird das praktiſche Bedürfniß und der geſunde Verſtand die Mehrzahl dieſer Auswüchſe bald abſtoßen, die wirklichen Verbeſſerungen aber beibehalten. Ueber die Wichtigkeit der Sache aber kann wol keine Meinungsverſchiedenheit obwalten, wenn man das Intereſſe, ſei es der bürgerlichen Geſellſchaft, ſei es der Gefangenen, ins Auge faßt. Denn offenbar iſt jene hoch dabei betheiligt, daß die in Unterſuchung Befangenen oder die zur Strafe Verurtheilten nicht ausbrechen, daß die zu Beſtrafenden gerechte Züchtigung erhalten, endlich daß ſie womöglich gebeſſert der Freiheit zurückgegeben werden. Dieſe aber können mit Recht verlangen, daß ſie nicht unnöthigen Beſchränkungen und Entbehrungen in leiblicher und geiſtiger Beziehung ausgeſetzt, nicht durch den ihnen vom Staat aufgedrungenen Zuſtand völlig verderben werden."

Hier und da hatten ſich bereits einzelne Spuren der Fürſorge für die Gefangenen gezeigt, als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ſich eine allgemeine Regſamkeit auf dem Gebiete des Gefängnißweſens zu entwickeln begann. Beſonders ſind es die Quäker, welche als die eigentlichen Urheber der Gefängnißreformen zu betrachten ſind, indem ſie im Jahre 1776 zu Philadelphia die Geſellſchaft zur Abhülfe des Elends in den Gefängniſſen bildeten und ſodann ein auf den Grundſatz der Einſamkeit jedes Gefangenen baſirtes Strafgefängniß errichteten, wobei der Strafgefangene nicht nur vor der Verführung durch ſeine Mitgefangenen bewahrt, ſondern auch in der Einſamkeit zur Einkehr in ſich ſelbſt gebracht wurde. Der edle Howard war es, der zuerſt anfing, den inquiſitoriſchen Augiasſtall zu ſegen, welchen man vor zwei Jahrhunderten ein Gefängniß nannte. Er durchreiſte zuerſt England und ſodann ganz Europa und unternahm — wie Burke ſagt —

„die Entdeckungsreise und Weltumsegelung der christlichen Liebe, um die Tiefe des menschlichen Elends in Europas verpesteten Kerkern zu messen". Er hatte auf diesen Reisen beobachtet, wie groß die Vortheile waren, welche in den verschiedenen Staaten, die er durchwanderte, gerade dadurch hervorgebracht wurden, daß man den Verbrechern durch zweckmäßige Anstalten Ordnungsliebe und Arbeitsamkeit eingeflößt hatte und konnte deshalb seinen Landsleuten den jammervollen Zustand ihrer Gefängnisse aufdecken und ihnen das Elend schildern, unter welchem die unglücklichen Gefangenen durch eine mißverstandene Ansicht von Gerechtigkeit schmachteten.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Die Lukmanier-Eisenbahn.

Ein Tunnel durch die Alpen.

Der erste Gedanke einer Eisenbahnverbindung des Nordens mit dem Süden sogar über die Alpen und die Schweiz hinweg kam dem ausgezeichneten und unermüdlichen Ingenieur, Oberst La Nicca in Chur. Seiner Verwirklichung hat er seit einem Jahrzehnd mit ungetheiltem Eifer seine ganze Kraft gewidmet, die localen Verhältnisse aufs sorgfältigste untersucht und für das große Werk die detaillirtesten Vorarbeiten in Plänen und Umrissen hergestellt. Der ursprüngliche Plan war, die projectirte Bahn einerseits vom Boden- und Wallensee über Chur bis zu dem alten Kloster Disentis im Rheinthale, das schon 3600 Fuß über dem Meere liegt, auf der andern Seite vom Lago maggiore (Langensee) bis Olivone (1970 Fuß über dem Meere) im südlichen Alpenthale mit Locomotiven zu befahren. Der zwischenliegende Rest, in einer Länge von 29 Kilometern (rund etwa 3½ deutsche Meilen), sollte mittels schiefer Ebenen und anderer, noch künstlicherer Mittel überwunden werden, die aber immer noch die beträchtlichen Steigungen bis zu 5 Procent ergeben haben würden. Außerdem würde der Weg durch beständige Zickzacklinien, deren weitaushelende Wendungen in den hier so engen Thälern überdies kaum Platz gefunden haben würden, unendlich verlängert worden sein, wozu noch der Umstand kam, daß eine solche Bahn über den steilen Rücken der Alpen allen Unbilden eines Alpenwinters ausgesetzt gewesen wäre, die schon bei den weit kürzern Krümmungen der mit Pferden befahrenen Alpenpässe durch Wegräumung des in ungeheuern Massen sich anhäufenden Schnees und Eises so außerordentliche Schwierigkeiten bereiten. Bei einer um so Vieles längern Eisenbahn würde die Unterbrechung häufig eine vollständige werden. Unter diesen Umständen mußte das erste Project aufgegeben werden und dachte La Nicca an die Durchbrechung der Alpenmauer durch einen Tunnel. Die neuern Fortschritte im Tunnelbauwesen sprachen für diese Idee, welche erlaubte, die höchste Steigung von 2½ Procent nirgends zu übersteigen, die ganze Bahn mit Locomotiven zu befahren und sie den heftigern Stürmen des Winters zu entziehen. La Nicca hat alle möglichen Uebergangspunkte genau untersucht und am Lukmanierberg die Stelle gefunden, wo ein Durchgang die kürzesten Dimensionen bietet. Man hat nun für die Ausführung zweierlei Linien vorgeschlagen, deren eine zwischen St. Agatha unterhalb Disentis und Olivone eine Tunnellänge von 28,735 Meter (7407 Meter sind eine deutsche Meile) und noch gelindere Steigungsverhältnisse, wobei es bekanntlich bei Eisenbahnen sehr ankommt, die zweite zwischen St. Agatha und Campora oberhalb Olivone eine Tunnellänge von 25,675 Meter ergeben würde. Der Bau des Tunnels wird zahlreiche Schächte, senkrecht auf ihn herabgehende oder seitwärts geführte Hülfskanäle nöthig machen, für welche aber die Gestaltung und die geologische Beschaffenheit des Terrains ungemein günstig sich erweist. Ausgezeichnete Gelehrte haben letzteres genau erforscht und gefunden, daß die Beschaffenheit des größtentheils plutonischen Gebirgs, das durchbrochen wird, weder einen großen Wasserzudrang befürchten läßt, noch irgendwo eine Ausmauerung des Tunnels erfordern dürfte.

Die Sprengung der steinigen Vorgebirgsgeweide durch Pulver ist ein hier kaum anwendbares Mittel; auch hat der Erfindungsgeist unserer Zeit uns dieser einfachsten Operation längst überhoben. Schon ein turiner Ingenieur hat eine Maschine erfunden, eine Verbindung mächtiger, durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzter Meißel, die man auf jeden beliebigen Punkt der Felswand einwirken lassen kann. Die von ihnen gebildeten Vierecke werden nachher einfach durch eiserne Stangen und Hebel ganz weggebrochen. Wir erwähnen hier, ohne eingehende Einzelheiten, noch eine andere, von einem Herrn Talbot erfundene Maschine, die in Amerika mit dem größten Erfolge versucht wurde und den Beweis geliefert hat, daß ihr die härtesten Felsen und Urgesteine nicht widerstehen können. Mit Hülfe der Dampfkraft soll diese Maschine, von einer wahrhaft bewundernswürdigen Zusammensetzung, in zwei Stunden ein Stück von 17 Fuß im Durchmesser 5 Fuß tief aushöhlen.

Das Project des Lukmaniertunnels, das zu seiner Vollendung etwa sechs Jahre in Anspruch nehmen wird, hat sich bereits in der Meinung der Techniker und Fachmänner, wie in dem Vertrauen der Finanzwelt Bahn gebrochen. Selbst das dem Unternehmen früher nicht geneigte Oestreich scheint ihm jetzt, als einem praktikabeln und glücklichen, geneigt geworden zu sein. Ebenso darf man hoffen, daß auch die orientalischen Verwickelungen dem großartigen Werke kein bedeutenderes Hinderniß in den Weg legen werden, das schon einmal durch die Stürme des Jahres 1848 in seiner Ausführung verzögert wurde. Kommt es nun, kaum zweifelhaft, zu dieser (im Februar sollte damit begonnen werden), so wird die Eisenstraße vom Bodensee, namentlich von Chur an, bis zu den Ufern des Langensees jedenfalls eine der interessantesten und wunderbarsten. Wo bisher kaum der Fuß eines Maulthiers Platz gefunden, Gemsen und Adler, ja Bären wie in der Nähe des Medelsergletschers, ihre einsame Heimat haben; über schauerliche Schluchten, von den firnbesetzten Häuptern gewaltiger Alpenriesen überragt, und am Rande tosender Bergbäche hin würde das dampfende Roß der Locomotive die Reisenden auf der Nordseite der Alpen in dem Thore eines meilenlangen Tunnels verschwinden lassen, um sie dann nach langer Finsterniß mit dem Anblick des südlichen Blegnothales zu überraschen und den reizenden Ufern des Lago maggiore, italienischem Himmel und Klima zuzuführen. Cn.

Anregungen.

Die Naturmode.

Gewiß hat das Studium der Naturwissenschaften seit wenigen Jahren eine ganz ungemeine Ausbreitung erhalten; schon die Kataloge und Bücher der Buchhändler könnten davon Zeugniß geben. Und doch, fürchten wir, würde man sich noch immer einer Täuschung hingeben, wollte man das wirkliche Interesse für Naturwissenschaften bei dem großen Publikum, jener Buchhändlerstatistik entsprechend, gleichfalls für ein ungewöhnlich großes erachten. Unbefangene Beobachter sind auch jetzt noch gerade entgegengesetzter Meinung.

Dies ist die Schuld der Fachmänner, die sich noch lange nicht genug von einer unverständlichen Terminologie und Systematik freimachen, um auch Laien, aber vernünftige und nach geistiger Anregung verlangende Menschen, die wirklich Lust und Liebe zur Sache mitbringen, anzuziehen und festzuhalten. Andererseits hat auch die als natürliche Reaction der etwas unbehelfenen Fachliteratur gegenüber zu einer bedeutenden Macht heranwachsende populäre naturwissenschaftliche Literatur ihre dankbare Aufgabe vielfach falsch angefaßt. Nicht allein, daß sie nicht selten zu dem andern Extrem greift und dem Verstande ihrer Leser gar zu wenig zumuthet, Das, was wir ihr vorzüglich zum Vorwurf machen möchten, ist, daß sie die schöne Gelegenheit zur Anregung, selbst zu sehen, zu beobachten, nur zu oft versäumt und eine gewisse selbstgefällige Befriedigung mit ihren eigenen Leistungen auch dem Leser mit allerlei süßlicher Phraseologie einpflanzt. Und doch ist ohne Schärfung des eigenen Auges, ohne den Reiz zum Weiterforschen kein eigentliches Interesse für die Natur und ihre Erkenntniß möglich, jede Belehrung auf diesem Gebiete bleibt nur eine todte, eine Bereicherung der Fächer unsers Ge-

dichtnißes, nicht unſers Geiſtes, unſers Herzens. Jene echt populären Naturbeſſerer, die, vollſtändig Meiſter ihres Stoffs, vielen ohne prunkenden Aufputz, ohne Appellation an eine inhaltleere Phantaſie klar und einfach in eindringender und überzeugender Weiſe dem Verſtändniß ihrer Leſer zu überliefern wiſſen, ſind durchaus nicht ſo zahlreich vorhanden, als man zu glauben ſcheint. Man kommt in der Hauptſache immer wieder auf die großen Meiſter ſelbſt zurück, auf Humboldt, Liebig und wer zu dem erſten Kreiſe unſerer Koryphäen gehört.

Einmiſchung der Kunſt in die Heraldik.

Als wir kürzlich zufällig die ältere und die neuere Form eines deutſchen Wappens verglichen, fiel uns auf, wie die größere künſtleriſche Vollkommenheit der Zeichnung deſſelben den heraldiſchen Charakter verändert hat.

Bekanntlich wird der von der Krone überdachte Wappenſchild einer großen Monarchie von zwei ſogenannten „wilden Männern" geſchützt, die gewaltige Keulen in der Hand tragen. Sie finden ſich auch in bequemerer Stellung im mecklenburgiſchen Wappen. Unſtreitig ſind dieſe Wächter Symbole des Volks, ſeiner Treue, ſeines Schutzes, mit dem ſie für ihr Fürſten einſtehen. Das ganze Wappen drückt in die richtige Gliederung des monarchiſchen Staats aus und angemeſſen iſt in der alten Wappenform demgemäß das ſchlichte Ausſehen dieſer Männer, z. B. ihr langhängender, ungeordneter Bart. Die neuen Zeichner haben beide Geſtalten veredeln wollen und ſie ins Vornehme und Herausfordernde überſetzt. Der Sinn des ganzen Wappens iſt dadurch verändert worden. Dieſe athletiſchen Geſtalten mit dem drohenden Blick des Auges, mit dem wohlgepflegten und gekräuſelten Barte können nicht mehr die ſchlichte Einfachheit der Volksanhänglichkeit ausdrücken; ſie ſind die Verkörperung des Kriegsheers.

Im Intereſſe einer ſinnigen alten heraldiſchen Idee möchte man wol wünſchen, daß die beiden „wilden Männer" z. B. in vielen künſtlich von der Induſtrie benutzten Etiketten wieder das Anſehen der frühern, gleichſam mit Eichenlaub ſich nährenden treuherzigen Waldesſöhne erhalten mögen und dieſer Theil des Wappens nicht die Kraft der Dynaſtie, ſondern Volkstreue und Volksſchutz ausdrücke.

Die engliſche Armee.

Es iſt auffallend, daß ſich die engliſchen Blätter gerade in einem Augenblicke, wo jeden Engländer der tiefſte Schmerz um das Schickſal ſeiner Landsleute in der Krim erfüllt und der Unmuth über die ſchlechte, in den Händen der hohen Ariſtokratie befindliche Armeeverwaltung allgemein im Lande verbreitet iſt, viel mit Cromwell beſchäftigen. Die „Times" brachte drei lange Spalten über ſeine Verdienſte.

Cromwell ſchuf den Engländern ein Volksheer. Er fühlt, ein Stubirter, wie nie die Waffen geführt hatte, begriff die Nothwendigkeit, den königlichen Truppen eine Volksbildung gegenüberzuſtellen, ſchnallte ſich den Degen um und ſchuf aus den Pächtern und Pachtgenoſſen ſeiner Gegend jene berühmte Reiterphalanx, mit der er ſeine Schlachten gewann. Sein jetzt edirtes Beiſpiel ſoll andrücken, daß England noch in entſcheidenden Kriſen eine Kraft in ſich ſelbſt beſäße.

Wollen die Engländer die große Rolle, die ſie ſeit Pitt in der Politik des Continents ſpielen, mit Ehren behaupten, ſo müſſen ſie ihre Furcht vor einem ſtehenden Heere aufgeben und ſich in ruhiger Ergebung die Conſequenzen des Abſolutismus gefallen laſſen, die eben leider in einer ſeit 1815 ganz übermäßigen und das Mark der Völker ausſaugenden Pflege der ſtehenden Heere beſtehen. Der Engländer beſitzt als Soldat eine gewaltige Widerſtandskraft, iſt aber zu wenig an Genügſamkeit gewöhnt, an einer der erſten Tugenden des Kriegers, in der bekanntlich keine Truppe ausgezeichneter iſt als die franzöſiſche. Eine Perſien Suppe genügte oft, um Napoleon's Mannſchaften zu den größten Schlachten zu ſtärken.

Zum Erwägen.

Eine komiſche Maſſe von Menſchen ſind jene unendlich klugen und geſcheiten Kerle, die ſo gern nach den weltklugen Maximen Oxenſtierna's und Larochefoucault's leben möchten und denen doch in tauſend ſpaßigen Schlängelchen und Redereien ihre Gedanken im ehrlichſten Antlitz unverkennbar auf und ab hüpfen.

* *

Wer ſeine Wunden immer wieder hartnäckig von ſelbſt aufreißt, verräth, daß er ſich vor ihrem zu ſchnellen Vernarben nicht ſicher glaubt.

* *

Bewunderung kann es erwecken, zu ſehen, wie Mancher ſich anſtrengt, das zu erringen, was ihm das Leben verſagte; aber nur Mitleid erweckt es, eine Anſtrengung zu ſehen, um Das zu erringen, was die Natur verſagte.

* *

Wer ſich nie im Leben getummelt hat, nur der wird im Alter müde; der ewig raſtlos Geweſene bleibt auch ewig rüſtig.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 30.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Italienisches Fragment.

— — Es war im Monat Februar des verflossenen Jahres, als ich in Sorrent einwanderte. Merkwürdig erschien mir, in diesem Monat hier schon blühende Rosen unter den bereits mit funfzehn Jahren aufgegangenen Mädchen zu finden, während man in Deutschland um diese Zeit seine Blumen noch unmittelbar an den Fensterscheiben von Eis und die süßesten Frühlingsahnungen erst in den Frostballen hat. Es ist wahr, der deutsche Frühling hat etwas Kräftigeres, Lebensfrischeres als der italienische. Wenn unsere deutschen Eichen grünen, geschieht es mit solcher Kraft, daß Niemand etwas gegen ihr Grünwerden einwenden darf; während der italienische Frühling so jugendlich siech, so sterbend reif erscheint, daß wir vor seinen blühenden Wangen erschrecken, weil sie auch der Tod gemalt haben könnte.

Mein Empfehlungsbrief führte mich bei einem jungen Arzte ein, der mit seiner Mutter in einem der freundlichsten Häuser von Sorrent lebte. Er war eine jener schönen Erscheinungen, wie wir blonden Deutschen uns den Italiener denken, wenn wir noch keinen gesehen haben. Giacomo hatte in Bologna, später in Wien studirt, und am letztern Orte auch die neuere Medicin kennen gelernt. In Italien weiß man von den neuern Systemen noch nichts. Die Kranken werden noch alle nach den Methoden von früher behandelt und erwiesen scheint es, daß darum doch in Italien nicht mehr Menschen sterben als in Wien. Giacomo, entgegen der Eigenthümlichkeit seiner Nation, bei der man, außer bei den Taschendieben, selten auf eine theilnehmende Seele trifft, war ein offener, hingebender, liebebedürftiger Charakter, der mir mit seiner Freundschaft aufs offenste entgegenkam. Ich erfuhr von ihm, daß sein Vater früh verstorben war und daß seine Mutter, eine strenggläubige Frau, ihn in ihren Grundsätzen erzogen hatte. Giacomo war es früher nicht beigekommen, über die Dogmen seiner Kirche zu grübeln und sich vielleicht eine eigene individuelle Religion zu bilden, bis er dann freilich in Deutschland durch die Naturwissenschaft, die Art und Weise, wie sie bei uns gelehrt und geübt wird, und durch ihren unvermeidlichen Anstoß an die Lehrsätze der Kirche darauf geführt wurde. Die deutsche Philosophie hat uns den alten Gott genommen und uns dafür die Nothwendigkeit gegeben. Jeder Mensch ist zwischen Tilsit und Saarlouis, zwischen Wien und Helgoland, soviel es geht, sich selber Gott.

Giacomo hatte ſich mit Begeiſterung der neuen Lehre angeſchloſſen. Es ſchmeichelte ſeinem Stolze, die Welt mit zu regieren und die überſchwellende Jünglingsbruſt bekam ſich wohl dabei. Er ſah nichts mehr über, wol aber Alles unter ſich, und fühlte nicht, daß er mit dem Glauben etwas verlieren hatte, ſolange er ſeine Meinung an den paar laut und geräuſchvoll ausgeſprochenen ſeiner Genoſſen ſtärken konnte. Manchmal freilich, wenn er in die Augen ſeiner Mutter ſchaute und die ſo andächtig beten konnte, bekam er Hauſe'ſche Oſtermorgengedanken und es ſtiegen ihm wol die Jahre der Kindheit vor dem geiſtigen Auge auf und die Kindesgebete drängten ſich ihm auf die Lippen und erſtarben in dem Seufzer: Ach, könnt' ich beten! Ihnte dann der Abend hernieder und die Sonne ſank im Weſten und um die Berge legte ſich der bläuliche „Localton" und die heilige Ruhe der Natur durchzog auch ſeine Seele und ein mächtiges Sehnen nach einem Etwas ohne Namen, ohne Geſtalt durchdrang ihn — da ſtimmte ich ſehr gern ein, daß unſer ganzes Wiſſen ſei, daß wir nichts wiſſen, und daß ich es ganz beſonders in dieſer Demuth weit gebracht hätte — und wie ſich eben junge Männer in ſolchen Stimmungen geberden und weinen möchten, aber doch dabei Falerner trinken, in die Sterne blicken, aber auch ſtille Wehmuthsſeufzer über neapolitaniſche Regie-Cigarren ausſtoßen.

Ich trat eines Tags zu Marien ins Zimmer. Marie war bleich, aber wunderbar ſchön und ruhte in halbliegender Stellung im Sopha und ſie war meine Gönnerin — wir hatten geſtern in Begleitung ihres Vaters einen Ausflug im Wagen gemacht und waren umgeworfen worden — und ſie nannte Frankfurt am Main ihre Heimat. Ach, mich hatte geſtern das Unglück zuerſt auf die Straße ſpedirt, wo ich als Unterlage für ihren Vater, den nachfolgenden Bankier, und für Marien ſelbſt diente; dieſer unfreiwillige Ritterdienſt ward mir durch eine größere Freundlichkeit vergolten. Der Bankier lag nebenan im Bett und hütete ſeine bedeutend geſchwollene Naſe und war andern Tags darüber unſchlüſſig, was man wol gegen einen gehabten Schreck einnehmen müſſe. Er glaubte, die Medicin in Italien ſei ſchlechter als die in der Frankfurter Schwanen-Apotheke und die italieniſchen Aerzte unwiſſender als Doctor Stiebel und Hofrath Schott auf dem Hirſchgraben. Während ich mit Marie ſprach, kam er aus ſeinem Schlafcabinet, das im erſten Stock lag, herab zu uns und zeigte uns den Anblick eines zwar ſehr zahlungsfähigen, aber mit Recht beſorgten Mitglieds der menſchlichen Geſellſchaft. Freundchen, Kindchen, klagte er mir, helft mir, rathet, was ſoll ich für meine Naſe thun? Soll ich, um ſie nicht anzuſtrengen, ſie auf das Bettkiſſen legen? Soll ich ihr Bewegung machen? Soll ich in ihr die Circulation des Bluts fördern? Ich würde mir Blutegel anlegen laſſen, wenn die Thiere nicht Löcher machten; ich würde zu ſchwitzen einnehmen, trät' in Italien die warme Jahreszeit nicht ſchon im Februar ein. Ach mein Frankfurt! Zwanzig Grad unter Gefrierpunkt und Lindenblüthenthee — Ich glaube, die Verwundung meiner Naſe wirkt conſenſuell auf's Hirnmark.

Ich rieth ihm, einen Arzt zu befragen. Nach einigen Löffeln Arznei oder einigen Pillen wäre jedem Menſchen ſchon durch den Glauben geholfen. Arzt, rief er, ich bitte Sie, wenn ſo ein Italiener ſolch curirte! Wenn er die Krankheit nicht fände! Ich erwiderte ihm, daß der Sitz der Krankheit zu ſehr hervorſpringe, um verfehlt zu werden. Dieſe Erklärung beruhigte ihn, mehr aber noch die, daß ich einem Arzt befreundet wäre, der in Wien ſtudirt hätte. Die Bankiers in Frankfurt am Main ſind alle ſehr für Wien eingenommen und ſo wurde denn Giacomo gerufen... Bald reiſte ich dann ab...

In Rom traf ich nur Cardinalsequipagen, zerlumpte Bettler, Antiquitäten und Engländer. Der Dunſt, den die Kirchenfürſten entwickeln und der kaum von den kleinen weltlichen Häuſen erreicht werden mag, erinnerte lebhaft an einen gewiſſen Mannheimer Freund, der von ſich ſagte: Der Menſch Sohn hat nicht, wohin er ſein Haupt lege. Italien iſt ſo vielfach und mit den verſchiedenſten Farben gemalt worden, je nach der Stimmung und

uffassung des Malers. Ich besuchte Genua, Neapel, Florenz, hielt mich jedoch nirgends länger auf als nöthig war, das Sehenswerthe in Augenschein zu nehmen.

Zurückgekehrt nach Sorrent, suchte ich zuerst Giacomo auf; er war nicht zu Hause. Ich ging in das Haus des Bankiers. Der zahlungsfähige Mann empfing mich mit heiterer Miene und vergnügtem Lächeln. Ein Prachtmännchen, der Doctor' rief er. Er hat meine Nase von innen curirt. An der Nase selbst hat er eigentlich nichts gethan; ein wenig Scharpie und ein Heftpflaster drüber, das war Alles, aber er suchte die Nervenverstimmung dieses Organs tiefer. Ich habe acht Tage medicinirt, befinde mich jetzt äußerst wohl, bis auf meine Gicht in den Hüften, Unterleibsleiden, Brustbeklemmungen, Congestionen nach dem Kopfe, schlechte Verdauung, Schlaflosigkeit und einen anhaltenden Katarrh, gegen den ich jedoch das milde Klima Italiens mit seinen Alterthümern und seinem heiteren Himmel brauche. Trotz dieser Leiden sprach der Mann heiter. Ich ging in den Garten. Mit liebender Sorgfalt breitete der Himmel seinen sternengestickten Schleier [illegible] die ruhenden Fluren wie die Mutter über das schlafende Kind, die Blumen flüsterten ihr duftiges Abendgebet und aus der Ferne erklang das Lied der Nachtigal so todessehnsüchtig, daß sie mir den Schmerz des eigenen Herzens nachsang. Ich gedachte deiner, du süßes Mutterland und eines verlassenen, lieben Kindes, das in deinen Armen ruht'.

Giacomo und Marie kamen mit eiligen Schritten den Garten entlang. Sie hatten mich noch nicht gesehen und deshalb konnte ihre Güte nicht mir gelten. Sie gewahrten mich erst, als ich dicht vor ihnen stand. Man errötete; Giacomo drückte mich mit stürmischer Herzlichkeit ans Herz und eilte an mir vorüber ins Haus. Marie blieb zurück.

Was ist mit Giacomo, fragte ich?

Ich weiß nicht, entgegnete sie, jedoch mit einer Verlegenheit, die das Gegentheil behauptete.

Marie ging langsamen Schritts in das Haus, ich blieb im Garten zurück, mich meinen Empfindungen überlassend, die, durch die Ruhe des Abends gehoben, in einen süßen Schmerz übergingen.

Als ich in das Zimmer trat, lag Marie an der Brust Giacomo's. Ich erstaunte. Der Bankier zog mich bei Seite. Freund, sagte er, wir feiern soeben eine Erklärung. Malien, Sternenschimmer, Arzt, Nase, Ihre Wiederkehr, Alles in Eins. Ich schätze den Doctor. Er hat in Wien studirt; auch ich habe — Metalliques. Er fand den Weg zum Herzen meiner Tochter. Ich bin jetzt, seit ich einen Arzt zum Schwiegersohn bekommen werde, ein Vielen gesünder geworden; ich glaube, ich könnte mit einer gewissen Gemüthsruhe den Hals brechen, weiß man doch, daß der Schwiegersohn von der neuen Schule ist'. Es war spät, als wir, Giacomo und ich, von der improvisirten Verlobung heimkehrten. Freund, sagte er, die Ahnung des Ewigen, Unendlichen mag uns in Vielem aufgehen. In der Liebe fühlen wir sie am innigsten: sie führt von den Sinnen zurück in ein eigenstes Innere und verweist uns auf das in uns liegende Unbegreifliche und sich selbst Unlösbare. Es wär' es, setzte er hinzu, und ein verstimmter Ton klang aus der Zeit seiner Zweifel die des Glaubens herüber, und wär' es ein Irrthum, der uns glücklich macht, wir müssen ihn festhalten; denn die ewige Wahrheit wird immer gesucht, hier aber nicht gefunden werden.

Ich blieb bis zum Tage der Vermählung Giacomo's mit Marien, dann reiste ich in die Heimat zurück. Es war ein wundervolles Gefühl, als ich die heimischen Thäler und Berge wiedersah und die geliebten Muttertaute mich begrüßten. Der heimatliche Frühling hatte lange abgeblüht, aber die Bäume waren noch grün, behangen mit reifenden Früchten, und darunter hin wandelte ja auch für mich eine holde und geliebte Gestalt. — — —

F. Gumprecht.

Die Reformen im Gefängnißwesen.

II.

Das aus den Reformen der Quäker — zu denen auch Howard gehörte — hervorgegangene Isolir- oder Pönitentiarsystem errichtete lauter Einzelzellen, von denen jede mit einem kleinen Hofraum versehen war und deren Bewohner einander nie zu Gesicht bekamen und knüpfte an die Isolirung gleichzeitig die weitere Forderung, daß den vereinzelten Gefangenen durch möglichst häufigen Zuspruch religiöser Personen Anleitung, Trost und Aufmunterung verschafft wurde. Da man jedoch einsah, daß ein nach diesem System eingerichtetes Gefängniß insofern höchst kostspielig war, weil man die Gefangenen unbeschäftigt ließ, so rief der Kostenpunkt und das Arbeitsinteresse das neuyorkische oder auburnsche System hervor. Dasselbe wurde in den Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1820 durch die Errichtung des Nordflügels der Strafanstalt zu Auburn für den westlichen Theil des Staats Neuyork eingeführt. Dieser Flügel erhielt seine Vollendung im Jahre 1823 und von diesem Zeitpunkte an hat sich allmälig das in Auburn gehandhabte System, insbesondere durch die Berichte und Bemühungen der damals gestifteten Bostonschen Gefängnißgesellschaft, über einen großen Theil von Nordamerika verbreitet. Das pennsylvanische oder philadelphische System trat in Amerika zuerst durch die Errichtung des Besserungshauses zu Philadelphia ins Leben. Diese wurde im Jahre 1821 von den gesetzgebenden Gewalten jenes Staats beschlossen und sodann ausgeführt. Fünf Jahre später fing man an, das Gefängniß in Philadelphia mit Sträflingen zu bevölkern. Die unterscheidenden Hauptzüge dieser beiden Systeme sind bei dem einen (dem auburnschen) Trennung der Gefangenen bei Nacht und gemeinschaftliche, mit Stillschweigen gepaarte Arbeit derselben bei Tage. Bei dem andern Systeme (dem pennsylvanischen) Trennung und einsame Arbeit bei Tage und bei Nacht.

Die nach den beiden letzterwähnten Systemen erbauten Gefangenenhäuser sind nicht blos in der Bauart, sondern auch in ihrer innern Einrichtung und Verwaltung voneinander verschieden. Die Einzelzellen des auburnschen sind klein, dagegen hat es gemeinschaftliche große Arbeitssäle, Speiseräume, Kapelle und Krankenzimmer nebst großen, geräumigen Höfen für Arbeiten im Freien. Beim pennsylvanischen System dagegen sind die Einzelzellen, als der beständige Aufenthaltsort des gesunden oder erkrankten Gefangenen, größer und meist mit kleinen Spazierhöfen versehen; Speise- und Arbeitssäle sowie Krankenzimmer sind bei dieser Einrichtung unnöthig; auch bedarf es keiner Kapelle, da der Gottesdienst mittels sinnreicher Vorrichtungen sämmtlichen Bewohnern eines Flügels, ohne daß sie sich einander sehen können, hörbar gehalten werden kann, eine Einrichtung, die sich auch bei dem neuen pariser Zellengefängniß (vergl. Bd. I, Nr. 47 der „Unterhaltungen") vorfindet. Wenn nun auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die Baukosten des letztern Systems bedeutender sind als beim auburnschen, so ist doch auch wieder in Betracht zu ziehen, daß das pennsylvanische System bei seiner größern Eindringlichkeit und bei seiner strafendern Natur gestattet, die Dauer der Strafe abzukürzen und bei seiner nachhaltigern Wirkung wol im Stande ist, in verhältnißmäßig kurzer Zeit mehr zu wirken als das auburnsche System, wo der Gefangene nur des Nachts von seinen Mitgenossen getrennt ist. Man hat zwar dem strengern System den Vorwurf gemacht, daß es Wahnsinn erzeugen und zum Ausbruch bringen könne, allein die Erfahrungen, welche ein um das Gefängnißwesen sehr verdienter Mann, Dr. Julius, während seines Aufenthalts in Amerika gemacht und in seinem größern Werke („Nordamerikas sittliche Zustände nach eigenen Anschauungen") veröffentlicht hat, scheint der dem pennsylvanischen System gemachte Vorwurf allerdings wenig begründet zu sein. Vom Standpunkt der Humanität mag dem auburnschen System der Vorzug gegeben werden, allein den Zweck, den das Strafgefäng-

nis erfüllen soll, zu strafen und zu bessern, erreicht das pennsylvanische sicherer. Im Jahre 1834 zeigte sich bereits, daß in Amerika das letztere System, obgleich das auburnische elf Jahre älter ist, über dieses den Sieg davongetragen hatte, indem man von dieser Zeit anfing, die Gefangenenhäuser (z. B. zu Jefferson, zu Newark in Neujersey, zu Newyork) nach dem neuern System zu errichten, während wiederum der Bauart des großen Strafhauses zu Kingston (in Obercanada) die auburnische Einrichtung zugrunde liegt. Wie die öffentliche Meinung Amerikas dem pennsylvanischen System in neuester Zeit entschieden den Vorzug gegeben hat, so ist dies auch bei allen Denen geschehen, welche im Auftrage der Regierungen dorthin zur Prüfung der Gefängniseinrichtungen gesendet worden sind. Die Franzosen Beaumont und Tocqueville, die im Jahre 1831 Amerika zu diesem Zwecke besuchten, neigten sich bei Vergleichung beider Systeme zu dem neuern hin. Ebenso sind es Mondelet und Neilson von Niedercanada, welche, im Frühling 1834 von der Regierung von Niedercanada nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika abgesendet, um deren Gefängnisse zu untersuchen und über deren Beschaffenheit so zu berichten, daß die Gesetzgebende Versammlung jener Provinz in den Stand gesetzt werde, einen der amerikanischen Pläne für ein neu zu errichtendes canadisches Besserungshaus auszuwählen, in dem von ihnen abgestatteten amtlichen Berichte („Report of the commissioners under the Lower Canada, Act 4th William IV., Cap. 40, to visit the United-States penitentiaries", S. 6 fg.) sich folgendermaßen aussprachen: „Das Wesen des Besserungssystems besteht in der getrennten Einsperrung jedes Sträflings. Das auburnische System verbindet nächtliche Absonderung mit gemeinschaftlicher Arbeit bei erzwungenem Schweigen und der Hemmung jeder Mittheilung zwischen den Gefangenen. Das pennsylvanische System verknüpft dagegen völliges Getrenntsein mit Beschäftigung jedes Sträflings in seiner Zelle. Die augenfälligsten Ergebnisse dieser beiden Systeme oder vielmehr der verschiedenen Weisen, das nämliche System zu handhaben, bestehen bei dem auburnischen Verfahren in einem größern, durch die Arbeit des Sträflings erzielten Gewinne und bei dem andern in einer unterwürfigern Gemüthsstimmung des B[illegible]eherrs und dem Anscheine nach in einer gründlichern Besserung seiner Neigungen und Gewohnheiten bei geringerm Arbeitsverdienste. Der nächste Zweck der Sicherheitsberaubung jedes Einzelnen, nämlich die Beschützung des Gemeinwesens gegen verbrecherische Handlungen, wird durch beide Systeme erreicht. Dasjenige nun, welches durch Ergebnisse am meisten dazu beiträgt, den Verbrecher zu bessern und Andere davon abzuschrecken, seinem Beispiele zu folgen, muß am Ende doch das einträglichste sein. Wenn eine einstweilige Gefangenschaft zu einer Schule für Verbrecher würde, wenn diese sich nachher über das ganze Land ausbreiteten, sich vermöge der Kenntnis des Einen vom Andern leicht verbänden, durch ein vom gemeinschaftlichen Leiden erzeugtes Gemeingefühl zusammengehalten würden und durch ihre Fertigkeit in den Künsten, Verbrechen zu begehen und Entdeckung zu vermeiden, sich verbreiteten und bereicherten, dann würde die Einbuße des Gemeinwesens, sowol an Verlust durch die Verarmungen als an Unkosten für die Entdeckung und Verurtheilung der Verbrecher bald unerträglich sein. Mitten im Staate würde sich dann ein wohlabgerichtetes und organisirtes Corps von Räubern bilden, deren Zahl beständig wüchse und die alle Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft und der Regierung zerstörten. Die ältern Weisen der Gefangenschaft hatten bereits ungefähr solche Folgen gehabt. Da wurde das Besserungssystem in England erdacht und in Pennsylvanien und den übrigen Staaten der nordamerikanischen Vereinigung vervollkommnet, um in Verbindung mit einer mildern Verwaltung der Strafgesetze sowie der fehlerhaften bisherigen Art der Einsperrung in den gewöhnlichen Gefängnissen, wie sie in den civilisirtesten Ländern gefunden wurde, als ein Heilmittel gegen die Zunahme des Verbrechens zu dienen." „Diese Betrachtungen" — sagen die beiden Abgeordneten weiter — „haben uns bewogen, dem philadelphischen oder pennsylvanischen Systeme den Vorzug zu

geben, obgleich es weniger unmittelbaren Gewinn darbietet und vielleicht selbst eine geitlang beträchtliche Ausgaben erheischen dürfte. Ueberdies hat das auburnische System unter den Handwerkern und Manufacturisten zu ziemlich allgemeinen Klagen über die Nebenbuhlerschaft Anlaß gegeben, welche sie gegen die Arbeiten der Strafanstalten in Gewerbszweigen, die den von ihnen betriebenen ähnlich sind, zu bestehen haben. In Philadelphia werden dem Sträfling Bücher und Arbeit gegeben, und wenn er nicht arbeitet, erhält er auch nicht mehr zu essen, als gerade vonnöthen ist, sein Leben zu fristen. Er wird in jeder Hinsicht mit Menschlichkeit behandelt; es wird mit ihm wie mit einem vernünftigen und durch Vernunft lenkbaren Wesen geredet. Er befindet sich nicht unter der Herrschaft bloßer Gewalt oder willkürlicher Strafverhängung, er wird allein, nachdem er unparteiisch gerichtet worden und kraft des Gesetzes, welches er verletzt hat, dem vorgeschriebenen Zwange unterworfen. Nichts ist wahrnehmbar, das der Rache gliche, sondern statt dessen Bedauern über die Nothwendigkeit des Zwangs, den er selbst herbeigeführt hat, welches Bedauern er, bei gehöriger Zeit zum Nachdenken, ohne aufregende Ursachen und ohne Versuchungen kaum unterlassen kann zu theilen und Entschlüsse für die Zukunft, mindestens gegen einen so tiefen Fall zu fassen. Sind diese Menschen nun stark genug, bei solchen Entschlüssen zu beharren, so läßt sich kaum an der Wirksamkeit des Systems und an der völligen Erreichung des beabsichtigten Zwecks zweifeln."

Dies waren nach Hr. Julius („Die amerikanischen Besserungssysteme", Leipzig 1837) die Gründe, welche die Abgeordneten von Niederlanda bewogen, der Regierung jener Provinz die Einführung des pennsylvanischen Systems vorzuschlagen. Gewichtige Stimmen haben sich bei Vergleichung des auburnischen und pennsylvanischen zu Gunsten des letztern ausgesprochen. Howard schon war der Ueberzeugung, daß, je einsamer die Gefangenschaft sei, desto besser und daß eine kurze Zeit völliger Einsamkeit, sodaß selbst in einigen Fällen auch den Gefangenenwärtern nur im Nothfall gestattet würde, mit den Gefangenen zu reden, das Beste sein würde („First report from the select committee of the House of Lords etc.", S. 123.) Unter Denjenigen, welche die amerikanischen Gefängnisse besucht haben, ist es besonders der Generalinspector der großbritannischen Gefängnisse, W. Crawford, welcher in seinem amtlichen, auf Befehl des Unterhauses gedruckten Berichte ein glänzendes Zeugniß für die Vorzüge des pennsylvanischen Systems abgelegt hat. Derselbe erklärt, daß, ungeachtet in seiner Anstalt der Welt die Vortheile des auburnischen Systems in günstigerem Lichte erscheinen könnten als in Weltevreden, ihm dennoch bei seiner Durchreise der verschiedenen Staaten Niemand vorgekommen sei, der sich entschiedener für die Einzelzelle bei Tag und Nacht im Gegensatze zum schweigenden Beisammensein ausgesprochen hätte als gerade der Vorsteher jener nach dem auburnischen Plane erbauten Anstalt.

Die Berichte der meisten dieser Beobachter stimmen in dem Lobe des pennsylvanischen Systems überein, und die Regierungen, welche sich die Früchte dieser Ergebnisse aneigneten, haben entweder ihre Neubauten nach diesem System errichtet oder ihre schon bestehenden Gefangenenhäuser diesem System zu nähern gesucht.

In Europa hat man beide dieser beiden Systeme in allen Einzelnheiten angewendet, sondern nur diejenigen Bestandtheile herausgenommen, welche die Disciplin und die Ueberwachung der Gefangenen erleichterten. Bei dem Kreisplan oder Schachtelbau wird das Gefängniß mit einer Mauer umgeben, an welcher die Wohnungen des Aufseherpersonals angebaut sind. Der Raum zwischen der Mauer und dem eigentlichen Gefängniß (Schacht) ist überdeckt und mit Gängen versehen. Nach diesem Plan sind erbaut die Gefängnisse zu Gent, zu Vilvorde und das große Besserungshaus Millbank in London. Der Baumeister Georg Aitchin erdachte den Strahlenplan, nach welchem sich in der Mitte des Ganzen ein Gebäude für die Oberbeamten befindet. Von diesem Mittelpunkte laufen die Gebäude für die Gefangenen strahlen- oder fächerförmig nach der mit einer Mauer

umgebenen Peripherie hinaus. Durch jedes derſelben läuft ein freier Corridor, zu deſſen Seiten ſich die Gefangenen befinden und der von dem Mittelgebäude aus überſehen werden kann.

Durch die europäiſchen Unruhen der Jahre 1848—49 war, wie in ſo manchen andern nützlichen Beſtrebungen, auch in der Gefängnißliteratur ein Stillſtand eingetreten. Namentlich war empfindlich fühlbar, daß die von Dr. Julius gegründeten „Jahrbücher für Gefängnißkunde“ ſeit jener Zeit zu erſcheinen aufhörten. Inzwiſchen hat nun — nach Jagemann's Mittheilungen im „Gerichtsſaal“ — ein kühner Fremdling des fraglichen Terrains ſich zu bemächtigen geſucht. Ein franzöſiſcher Touriſt unternahm es, die deutſchen Stämme und Regierungen über Das, was ſie an Gefängnißeinrichtungen beſitzen und was ſie in der weitern Ausbildung derſelben anſtreben und vermeiden ſollen, in einem Werke aufzuklären, welches den Titel führt: „Die Gefängniſſe, Spitäler, Schulen, Civil- und Militäranſtalten in Oeſtreich, Baiern, Preußen, Sachſen, Belgien. Nebſt einer Widerlegung des Zellenſyſtems. Von Ritter Appert.“ Als ein entſchiedener Gegner des Syſtems der Iſolirung nennt er die Anhänger deſſelben „die neuen Erbauer eines babyloniſchen Thurms“ und ſagt: „Das Syſtem der Einſamkeit iſt verwandt mit den alten Torturen, wie ſich die Aufgabe ſtellten, den ſchuldigen oder unſchuldigen Angeklagten Geheimniſſe zu erpreſſen. Die Menſchen werden im Zellenſyſtem zum Egoismus, zur Ungeſelligkeit erzogen.“ Unter dem Titel von „Beſſerungshäuſern, verbunden mit Ackerbau und Induſtrie-Colonieen“, empfiehlt Appert, die Bevölkerung einer Strafanſtalt in zehn verſchiedene Claſſen (und zwar von der höchſten Strenge zur größten Milde herabſteigend) einzutheilen. Dieſe von Appert als neu bezeichnete Methode iſt jedoch nichts weiter als eine Wiederaufnahme des vor Jahren ſchon aufgedachten, aber von allen Sachkennern längſt wieder aufgegebenen Claſſificationsſyſtems. Allerdings beruht dieſes Syſtem auf einer ſchönen Idee, nämlich auf der allmäligen Beſſerung der Verbrecher, allein wer die Menſchheit und insbeſondere jene Auswürflinge derſelben kennt, kann keinen Augenblick anſtehen, ſolchen philoſophiſchen und chriſtlichen Ideegängen zu erwidern, daß ſie für die meiſten Fälle eine Unmöglichkeit anſtreben, mithin auch nicht berechtigt ſind, ihre Experimente für ein Syſtem aufzugeben. Von einem Sträfling weiß man nichts gewiß als die Thatſache, wodurch er ſich gegen das Strafgeſetz vergangen und ſomit zum Verbrecher geſtempelt hat. Alles Weitere liegt im Unklaren. Er kann bei dieſer ſpeciellen That von ihm lobenswerth erſcheinenden Beweggründen geleitet geweſen ſein; er kann ſofort die bitterſte Reue empfunden haben; er kann alsdann in der Strafanſtalt geduldig wie ein Lamm und fleißig wie eine Ameiſe ſein, ſeine Geſinnungen können aber verſtimmungsachtet die ſchwärzeſten ſein und bleiben, und alle Merkmale einer Sinnesänderung, die er zur Schau trägt, können unwahr und blos berechnet ſein, um die Beamten, in deren Hände er gerath, zu täuſchen und zu einer möglichſt ſchonenden Behandlung zu beſtimmen. Dieſer Vortheil iſt nicht zu gering, daß nicht ein jeder Sträfling ſich verſucht fühlen mag, danach zu ringen. Nur ein geringes Maß von Speculationsgeiſt gehört dazu, in einer gedrückten Lage Alles zu vermeiden, was dieſelbe noch ſchlimmer machen könnte und, durch Annahme der Miene eines Braven und Gebeſſerten, das Vorrücken in die Claſſe der Bevorzugten zu erreichen. Frage man irgend einen Strafanſtaltsbeamten, ſo wird er gewiß beſtätigen, daß in der Regel diejenigen Sträflinge, welche die größte Unterwürfigkeit und Zuvorkommenheit zeigen, nach ihrem frühern Rufe und ihren Acten gewöhnlich die allerverderbteſten ſind. Nichts iſt auch begreiflicher als dieſes. Je tiefer ein Menſch ſich in die Schlupf- und Hehlwege des Laſters eingelaſſen hat, um ſo vertrauter iſt er mit allen Künſten der Schlauheit und Argliſt. Ingrimmhaft kann ein ſolcher ohne beſondere Glücksumſtände nie mehr werden, aber um ſo beſſer verſteht er, aus der Noth eine Tugend zu machen, d. h. ſich ins Unabänderliche zu fügen und ein ſchweres Schickſal mit derjenigen Reſignation zu tragen, die ſich klugerweiſe vernimmt, nicht eher wieder

die Zähne zu weisen, als bis die Gestalt der Dinge wieder der Hoffnung, über Recht und Sitte zu triumphiren, einigen Raum vergönnt. Gerade die durch momentane Schwäche in Verbrechen gefallenen, an sich aber noch unverdorbenen Naturen sind dagegen in der Regel unfähig, sich dem lästigen Zwang eines Zucht- und Arbeitshauses ohne den Ausdruck des Unmuths oder der Verstimmung zu unterwerfen. Trotz der großen Oberflächlichkeit des Arretschen Buchs hat man doch den ämsigen Bestrebungen des Verfassers Lob und Beifall gezollt und denselben große Aufmerksamkeit zugewendet. Dieser Erfolg läßt sich nur erklären aus der niedrigen Stufe der Erkenntniß, wie sie im Gebiete der Gefängnißkunde beim größeren Theile des deutschen Volks noch besteht. Man weiß im Allgemeinen nur davon, daß zwei Systeme miteinander kämpfen, von denen das eine den Verbrecher als ein geselliges Wesen unter Seinesgleichen verwahren, das andere aber denselben gleich einem wilden Thiere vereinzelt unter Schloß und Riegel legen wolle. An solchen vagen Begriffen läßt sich freilich mit Leichtigkeit eine überschwängliche Phraseologie anknüpfen und aus ihnen eine Reihe von Scheingründen und Trugschlüssen ableiten, wodurch jene großen Fragen ein für alle mal abgethan und zugleich die glänzendsten Siegespalmen der Humanität errungen scheinen.

Zu den Männern, die in der neuesten Zeit sich für das Zellensystem ausgesprochen, gehört zunächst der Gefängnißprediger Vögthold zu Düsseldorf, welcher in seinem über das Zuchthaus zu Bruchsal amtlich erstatteten Berichte dem System der Einzelhaft das Wort redet, und sodann Graf Karl v. Görz. Der Letztere sagt in seiner im vorigen Jahre erschienenen „Reise in Nordamerika", I. 329: „Die Einzelhaft erfüllt zunächst den großen Zweck, den Gefangenen vollkommen in die Botmäßigkeit der strafenden Gewalt des Staats zu bringen und jeden Einfluß auf denselben, den sie nicht dulden will, abzuschneiden. In der abgeschlossenen Zelle ist der Verbrecher nur sich selbst und seinem Gewissen gegenübergestellt, das er nicht durch heterogene Eindrücke zu beschwichtigen, nicht durch die Empfindung äußerer Mißhandlung in seiner Verstocktheit zu bestärken vermag; der nothwendige Zusammenhang zwischen seinem Verbrechen und seiner Strafe tritt ihm unvermeidlich vor die Seele und muß auch dem Verstockten endlich zum Bewußtsein werden. Somit ist der Zweck, wirklich Strafe zu üben, gesichert, die vollständige Unterdrückung des verbrecherischen Willens erreicht und um diesen Zustand ertragen zu können, gibt es nur ein Mittel, die Unterwerfung dieses Willens unter die Staatsordnung, deren Nichtachtung er eben durch sein Verbrechen bethätigt hat. Die Strafe wird dadurch zugleich eine menschliche und eindringliche, indem der Verbrecher gezwungen ist, sie an sich selbst zu vollziehen. Indem diese Strafe den Verbrecher zur Berufung auf sein eigenes besseres Selbst hinleitet, ehrt sie selbst in dem Gefallenen die Menschenwürde, deren Unterdrückung durch andere Strafarten das schlimmste Uebel ist, das der Staat zufügen kann."

Betrachten wir die Gefängnisse der einzelnen Staaten, so finden wir, daß in England das pennsylvanische System als Muster vorherrscht, ebenso in Schweden, wo König Oskar bereits als Kronprinz den Gefängnißwesen große Aufmerksamkeit widmete. Baden hat das nach dem nämlichen Systeme erbaute Gefängniß zu Bruchsal. Auch in Warschau befindet sich seit 1835 ein Gefängniß mit 300 pennsylvanischen Einzelzellen. Ueberall, selbst da, wo man die alten Einrichtungen beibehält, sind doch wesentliche durchgreifende Verbesserungen angestrebt worden. Schließlich sei noch der zweckmäßigen, sich in allen Ländern gegründeten Vereine zur Fürsorge für die aus den Strafanstalten Entlassenen gedacht, die neben den Gefängnißreformen zum Theil günstig wirken, indem sie bestrebt sind, für die erste Unterkunft des entlassenen Strafgefangenen zu sorgen und mit Rath und That die ersten Schritte desselben in der wiedergewonnenen Freiheit zu überwachen und zu stützen.

Wilhelm Schreiber.

Ein Deutſcher als amerikaniſcher General.

Die neuere Taktik und Militärverfaſſung ſind Erfindungen Frankreichs, dem ein günſtiges Geſchick in ſeinen Turenne, Condé, Louvois, Catinat, Villars, Luxemburg, Vauban und in dem Marſchall von Sachſen die ausgezeichnetſten militäriſchen Genies verlieh. Die Netze, in welche Ludwig's XIV. Siege das halbe Europa verſetzten, zwang endlich auch Oeſterreich, daß man dieſe neuen Erfindungen auch auswärts nachahmte. Auch in Deutſchland eilte das Bedürfniß der langſamen Prüfung zuvor und in kurzem waren die deutſchen Heere auf franzöſiſchen Fuß geſtellt. Der Geiſt der Ordnung, der Verbeſſerung und Vervollkommnung zeigte ſich auch in dieſer Rückſicht, und die ſchleſiſchen und der Siebenjährige Krieg, mag man nun Oeſtreich oder Preußen im Auge haben, bewieſen, daß die Schüler über ihre Meiſter bald eine große Ueberlegenheit erhalten hatten. Die Genauigkeit, Pünktlichkeit, Beſtimmtheit und Geſchwindigkeit, mit welcher die deutſchen Krieger ihre Waffen handhabten, waren, ſowie die ſtrenge Kriegszucht, die unter ihnen herrſchte, das Muſter geworden, nach welchem andere Reiche ihre Truppen bildeten.

Wenn die Deutſchen, ſtolz auf dieſen Ruhm, ſich wegen der allerdings bewundernswürdigen Einheit und des ſchnellen Mechanismus, den ſie in ihre Heere gebracht hatten, für unbeſiegbar hielten, und den Geiſt, der Friedrich allein zum Sieger in ſo vielen Schlachten gemacht hatte, entbehren zu können glaubten, ſo war dieß ein Irrthum, für den ſie ſchwer genug gebüßt haben. Wenn aber in der Neuzeit Unberufene in das entgegengeſetzte Aeußerſte fallen und militäriſcher Ordnung und Genauigkeit allen Werth abſprechen, wenn ſie nur Geiſt verlangen und es für gleichgültig halten, ob er ſich in einer vollkommenen oder unvollkommenen Form bewegt, ſo müßten wir uns vergegenwärtigen haben, zu einer Zeit, wo Alles umgewälzt wird, in militäriſche Barbarei zurückzufallen. Die heutigen franzöſiſchen Soldaten können uns ſchon von der Unzweckheit ſolcher Behauptungen überzeugen; denn obgleich unläugbar ſich in ihnen ein regerer und lebendigerer Geiſt bewegt als in manchen andern, ſo wird doch vielleicht bei keinem Heere ſo ſehr auf die Genauigkeit des kleinern Dienſtes geſehen als bei ihnen. Und das mit Recht. Die Heere ſind die Körper des Geiſtes, den man verlangt, und ein großer, kühner Gedanke bleibt der Welt verborgen oder wird, während er ſich in ſie einprägt, bis zur Unkenntbarkeit, vielleicht bis zur Lächerlichkeit entſtellt, wo ihn nicht ein geſunder, kräftiger und beweglicher Leib ausführt. Wenn es hier einer Autorität bedarf, ſo muß das Urtheil Waſhington's von entſcheidendem Gewicht ſein. Obgleich ihm von Keinem, der ſeine Feldzüge kennt, Geiſt abgeſprochen werden wird und obgleich er ſich an der Spitze von Kriegern befand, die enthuſiaſtiſche Liebe zur Freiheit um ſeine Fahnen verſammelt hatte, ſo ſah er doch, daß die wilde Kampfbegier erſt gezügelt werden mußte, ehe ſich etwas Großartiges unternehmen ließ. Er ſuchte zu dem Ende ſich einen Gehülfen und fand ihn in dem General von Steuben.

Friedrich Wilhelm von Steuben wurde 1730 in Magdeburg geboren und war von ſeinen Brüdern der älteſte. Sein Vater war ein preußiſcher Ingenieurofficier, der zuletzt bis zum Oberſtwachtmeiſter und Vicecommandanten von Küſtrin ſtieg und 1783 in einem ſehr hohen Alter ſtarb. Da dieſer bald nach der Geburt des Sohnes nach Rußland versetzt wurde, wohin ihn ſeine Gattin begleitete, ſo erhielt der junge Steuben in ſeinem Lande ſeine erſte Bildung und ſein Körper ward frühzeitig an rauhe Witterung und Beſchwerden gewöhnt. Da die Glücksgüter ſeiner Aeltern nicht bedeutend waren, ſo beſtimmte ihn ſein Vater frühzeitig zum Militär, in welchem er ſelbſt ſein Glück gemacht hatte. Als er daher 1739 aus Rußland zurückkehrte, ließ er ſeinen Sohn in Breslau in den dem Kriegsmann unentbehrlichen mathematiſchen Wiſſenſchaften unterweiſen, in welchen der Knabe ſehr glückliche Fortſchritte machte.

In dem zweiten Schlesischen Kriege trat Struben in den Stand, welchem er gewidmet war und machte unter der Aufsicht seines Vaters als Freiwilliger, kaum 14 Jahre alt, den Feldzug von 1744 mit, auch wohnte er der Belagerung von Prag bei. In dem darauf erfolgten Frieden wurde er beim Regiment Prinz, später Lavergne, in Breslau angestellt und ging alle niedern Grade durch. Er war Premierlieutenant, als der Siebenjährige Krieg ausbrach, der nach langer Waffenruhe dem Talente endlich Gelegenheit verschaffte, sich hervorzuthun und auch Struben einen Spielraum eröffnete, der zeigte, daß er nicht unter die gewöhnlichen Naturen gehörte. Es war der Geist der Gründlichkeit und der Ordnung, welcher den jungen Struben auszeichnete. Männer dieser Art sollen nicht immer die ersten sein, aber den zweiten Rang soll man ihnen nicht versagen, denn sie sind die Gelenke, welche das Flüchtige der Idee, die allein herrschen soll, zurückhalten. Struben konnte sich und machte, was er hatte und soviel er hatte, geltend; er hatte es, mehr zu scheinen als er war. Seine Obern, selbst sein König erkannten sein Verdienst, schätzten es nach Würden und stellten ihn dahin, wo sein Talent Nutzen bringen mußte. Sein Ehrgeiz, durch sein Herkommen, seinen Stand hervorgerufen und unterhalten, machte, daß andere kriegerische Eigenschaften ihm nicht fehlten. Ehrgeiz, wiewol seine Heimat nicht immer große Seelen, gibt doch oft der kleinsten Seele Kraftkraft und zieht sie hervor aus dem Gewöhnlichen. Unerschrockenheit und Muth in der Schlacht sind auch Struben's schöner Ruhm; sie flossen aus seiner Quelle. Er wohnte im Siebenjährigen Kriege allen Feldzügen mit Auszeichnung bei. Als der in der Geschichte desselben bekannte Major sein Kreuz erblickte, suchte und erhielt Struben 1758 die Erlaubniß, bei demselben zu dienen, ohne Verlust der Stelle, die er in seinem Regiment bekleidete. Major, über diese Erhebung erfreut und die Thätigkeit und Sorgfalt des Jünglings achtend, machte ihn zu seinem Generaladjutanten. Nach dem Tode des gefürchteten Partheigängers, 1759, wurde er dem General Hülsen als Brigadeadjutant beigeordnet, mit welchem er den Zug nach Polen mitmachte. In der Schlacht bei Prag (1757) war er zwei mal, in der bei Kunersdorf (1759) auch neue verwundet worden und hatte dadurch sein Gewicht im Heere vermehrt. Denn Narben sind der Schmuck des Kriegers, das Pfand der Liebe seiner Genossen.

Im Jahre 1761 entfernte der König Struben vom Regiment und machte ihn zum Quartiermeister-Lieutenant, eine Wahl, die, wie so viele andere, von dem scharfen Blick seines Fürsten zeugt und ein neuer Beweis ist, daß er Jeden auf den ihm gebührenden Platz zu stellen verstand. In demselben Jahre wurde er von den Russen gefangen genommen und nach Petersburg geführt. Bald nach Peter's III. Thronbesteigung erhielt er jedoch seine Freiheit und da dieser Kaiser Alles, was preußisch war, schätzte, zu übertreiben bewunderte, so mußte ein Mann wie Struben von ihm ausgezeichnet werden. Struben schien in Rußland zu hohen Bestimmungen berufen und die Rolle des Generals Lacy würde vielleicht von ihm fortgesetzt worden sein, hätte nicht die Entthronung und Ermordung des Kaisers den Zustand der Dinge völlig verändert. So viel wurde indessen doch für ihn gewonnen, daß er, als der mit Preußen geschlossene Friede von Katharina bestätigt wurde, zum preußischen Heere zurückkehren durfte. Der König erhob ihn zum Capitän in seinem Gefolge, etwas später zum Commandanten von Torgau. Aber dennoch verließ Struben bald nach wiederhergestelltem Frieden die preußischen Kriegsdienste. Er fühlte seinen Werth und wollte, daß ihn auch Andere fühlten; ein Verlangen, das, so gerecht es ist, nicht immer Befriedigung findet und dann oft eine Qual für die Herzen wird. Eine Streitigkeit zwischen ihm und dem Grafen Anhalt, der mit ihm zugleich Flügeladjutant war und vom Herr begünstigt zu werden schien, erfüllte ihn mit Unmuth; das Anerbieten, ihm eine Compagnie bei einem Regiment zu Pferd zu geben, brauchte seinen Verdruß, weil er dies nicht für einen hinreichenden Lohn seiner 22jährigen treuen und

wichtigen Dienſte hielt, während welcher er der Achtung des Prinzen Heinrich und des Königs ſelbſt ſich verſichert halten durfte. Er reiſte demnach, als er eine zeitlang zu Halle und Deſſau ſich aufgehalten, unter dem Vorwande einer Krankheit 1764 in das Wildbad im Würtembergiſchen und ſolicitirte von hier aus ſeinen Abſchied, der ihm erſt nach einiger Zeit ertheilt wurde.

Es war nicht Ruhe, die Steuben nach Deſchwerden ſuchte. Der Sonnenblume gleich, die ſich nur im Strahl der Tagesköniginn entfaltet und nach dem Lichte ſchaut, neigte er ſich lediglich dahin, wo Ehre ſchimmerte. Um dieſem Gott ſeiner Tage zu huldigen, war er ſogar fähig, aus ſich ſelbſt herauszutreten und ſein Weſen zu verleugnen; Mißgriffe dieſer Art, bei ſeiner ſtärkern Neigung des Gemüths ſelten, erlaubt ſich am häufigſten der Ehrgeiz. Steuben, der Krieger, der erfahrene Taktiker, wird plötzlich zum dienſtbefliſſenen Hofmann, weil er ſich in die Nähe eines Fürſten geſtellt ſieht, in deſſen Glanze, ſo beſchränkt der Raum, den er füllte, er manchen Andern zu verdunkeln und ſeine Gegner in Preußen zu beſchämen beſſen darf. Empfohlen durch den Prinzen Heinrich, des großen Friedrich Bruder, und eine Prinzeſſin von Würtemberg, trat er in die Dienſte des Fürſten von Hohenzollern-Hechingen als Hofmarſchall, eine Stelle, in welcher ſich wenigſtens ſeine Liebe zum Ordnen noch bewegen konnte. Die Schilderungen, welche man von ihm in vielen neuen Verhältniſſen macht, ſind für ihn nicht unrühmlich; ſelbſt pünktlich in ſeinen Geſchäften, war er ſtrenge im Dienſt, mußte es von ſeinen Untergebenen fordern dürfte, und doch wußte er durch Herablaſſung ihre Liebe zu gewinnen; er war dienſtfertig, menſchenfreundlich, geſchickt, Alles, was ſeinem Fürſten Vergnügen machen konnte, in der Stille beizulegen; werthgeſchätzt vom Fürſten, ſo heilig deſſen Gemüthsart auch war, geachtet von Allen, die mit ihm umgingen, und auch von andern benachbarten Höfen. Um ſomehr hat man Mühe, der Nachricht einigen Glauben zu ſchenken, nach welcher er doch ein mal an einer Hofintrigue theilgenommen haben und unter Denen geweſen ſein ſoll, welche es dahin brachten, daß der Kanzler von Stader, der ſich durch ſeine Ränkeſüchtigkeit bei Manchem verhaßt gemacht hatte, von ſeinem Poſten entfernt und auf Gnadengehalt geſetzt wurde.

Eine Reiſe, die er mit ſeinem Fürſten nach Frankreich unternahm und die mehre Jahre dauerte, ward ihm dadurch nützlich, daß er mit mehren Generalen, Miniſtern und andern einflußreichen Perſonen bekannt wurde, die ſpäter durch ihre Empfehlung zu ſeinem Glück nicht wenig beitrugen. Die Unterhaltung, welche er mit einigen Engländern von Stande führte, die er in Paris kennen lernte, übte ihn im Engliſchen, deſſen er nur wenig mächtig war und das er doch bald bedürfen ſollte. So freute er Keime genug aus, aus denen ſein Zukunft hervorblühte; aber ſein Herz wußte nicht klärt, was und warum er es that, und ſeine Klugheit berechnete nicht immer. Er hatte ſeine Lage, ſo fremd ſie ihm auch anfänglich ſcheinen mochte, jetzt liebgewonnen; die Welt ſuchte ihn nicht; ſich ihr anzubieten, war er zu ſtolz, daher gehörte er ſeinen jetzigen Verhältniſſen mit ganzer Seele.

Nach ſeiner Rückkehr aus Frankreich beſchränkte er alle ſeine Wünſche auf des Fürſten Liebe, auf des Hofes Achtung, und er war lange nicht ſo glücklich geweſen als jetzt. Aber das Glück war nicht von Dauer. Es verbreiteten ſich Gerüchte, die ſeinen Werth als Menſchen angriffen. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß die Geiſtlichen, des Proteſtanten Glück ungern ſehend, ſich gegen ihn geſchäftig zeigten. Selbſt der Fürſt wurde gegen ſeinen Diener eingenommen und Steuben ſah ſich genöthigt, den kleinen Staat und ſeine Stellung zu verlaſſen und ſich nach Koblenz zurückzuziehen. Durch den Kanzler von Kraft, welcher nun der Freundſchaft ſich des Geſtürzten kräftig annahm, wurde zwar das gute Vernehmen zwiſchen Steuben und dem Fürſten ſo weit wiederhergeſtellt, daß dieſer ihn ſpäter mit Empfehlungsſchreiben unterſtützte, mit denen auch von Amerika aus

mit ihm und den ersten Personen seines Hofes Briefe wechselte, indessen war doch augenblicklich seine Lage schwierig; er war ohne Amt, ohne Aussichten, ohne Vermögen. Als er daher erfuhr, daß der Congreß der eben im Kampfe für ihre Freiheit und Unabhängigkeit begriffenen englischen Colonieen in Amerika einen Mann suchte, der Kenntnisse und Erfahrung genug hätte, um bei ihren Heeren als Lehrer der Taktik aufzutreten, so betrachte er sich nicht länger, in die Räume, in denen er sich früher mit Ehren bewegt, zurückzuziehen. Sein Ehrgeiz erwachte, in der Neuen Welt glaubte er all' die Träume kühner, stolzer Jugend in Erfüllung gehen zu sehen; denn was er vermochte, konnte er und Revolutionen befreundeten sich mit der Einsicht.

Durch Reisen vom Gefühle seiner Kraft, mit wichtigen Empfehlungsbriefen versehen, eilte er 1777 nach Paris, stellte sich Franklin, dem Gesandten des Congresses, vor und trat mit ihm in Unterhandlungen, sie zerschlugen sich aber, weil er seine Forderungen zu hoch spannte. Er wollte nun in französische Kriegsdienste treten; da aber Frankreich viele eigene Officiere, die damals dienstlos waren, unterzubringen hatte, scheiterte der Versuch; er trat sich dem spanischen Gesandten an: seine Religion war diesem ein nicht zu beseitigendes Hinderniß. Mit Unmuth im Herzen reiste er nach Karlsruhe zurück, und da die Versorgung, zu der ihm seine Freunde Hoffnung machten, ebenfalls ausblieb, so brach sein Muth. Da seine Lage immer beunruhigender, seine Schulden drückender wurden, so mußte er seine Forderungen herabstimmen. Er machte im Herbst desselben Jahres eine zweite Reise nach Paris, die glücklicher ausfiel. Er schloß mit Franklin unter sehr vortheilhaften Bedingungen ab und erhielt das Patent als Generalmajor, die höchste militärische Würde in den Vereinigten Staaten, 24 000 Francs Gehalt und 80000 Francs Reisegeld. Außer den nöthigen Munitionsbedürfnissen bekam er zwei Neger und vier Pferde zum Geschenk; auch wurden nach seinem Wunsche einige seiner Freunde zu Officieren ernannt, die unter ihm dienen sollten. Ohne Verzug reiste er auf der Fregatte l'Heureux nach Amerika ab und landete nach einer gefahrvollen Fahrt am 1. December 1777 zu Portsmouth in Neuhampshire. Er eilte, überall aufs ehrenvollste aufgenommen, nach Yorktown, wo damals der Congreß tagte, und erhielt von diesem die Weisung, sich ungesäumt in Washington's Winterquartier bei Valley Forge zu begeben.

Washington überzeugte sich bald von Steuben's Brauchbarkeit und seine Briefe an den Congreß erwähnen seiner mit dem größten Lobe. Steuben übernahm an des Generals Gonway Stelle die Generalinspection über die Truppen, die nun auf einen ganz neuen Fuß gestellt wurden, indem er sich bemühte, die Uebungen derselben zu verbessern und ihnen bei allen Regimentern die nöthige Gleichförmigkeit zu ertheilen, ein Unternehmen, das mit vielen und großen Schwierigkeiten verbunden war. Es war ein Fremdling und weder der Sitte noch der Sprache in dem nöthigen Grade kundig, das Heer war neu, an Unterwürfigkeit um so schwerer zu gewöhnen, da es ja eben die Freiheit war, für die es focht, und voller Vorurtheile gegen Ausländer. Durch Muth und Klugheit, durch Herablassung, die er auch hier mit der Strenge des Dienstes paarte, durch die Eintracht, in welcher er ununterbrochen mit Washington lebte, der ihn überall mit seinem Ansehen unterstützte, und durch redlichen, unverdrossenen Eifer gelang es ihm indessen, über alle Hindernisse zu siegen. Das amerikanische Heer konnte sich in Rücksicht auf Ordnung, Pünktlichkeit und Geschicklichkeit im Gebrauche der Waffen allmälig mit dem englischen messen und durch die bessere Oekonomie, die er bei den Regimentern einführte, wurden ansehnliche Summen erspart. Wie sehr man seine Verdienste schätzte, erhellt daraus, daß man bei einer neuen Einrichtung der Generalinspection im Jahre 1781 ihm nicht nur eine beträchtliche Gehaltszulage gab und ihn nur vom Congreß abhängig machte, sondern daß auch die von Steuben 1778 ausgearbeitete und zum Druck beförderte Ordonnanz für die Reiterei und die Infanterie bei dem Heere in den Freistaaten noch augenblicklich gültig ist.

Ueberdies legte Steuben bei mehren Gelegenheiten Proben ſeines Muths und ſeiner Einſicht ab, welche die gute Meinung, die man von ihm unterhielt, noch erhöhten. In dem Gefecht bei Monmouth am 28. Juni 1778 war er es, der die Ehre des Tags rettete. Er wurde von Waſhington beauftragt, die Truppen des Generals Lee, die ſich in großer Unordnung zurückzog, zu unterſtützen. Dies richtete er nicht nur glücklich aus, ſondern führte auch dem Obergeneral, auf Befehl deſſelben, eine anſehnliche Verſtärkung zu. Im Jahre 1781 befand er ſich an der Spitze der virginiſchen Miliz, die man in der Eile zuſammengebracht hatte, um den Einbrüchen der engliſchen Generale Arnold und Philipp zu widerſtehen. Er hatte hier namentlich die Hauen des Parteigängers Simkoe gegen ſich, welchem der engliſche Oberbefehlshaber die Vernichtung des Steuben'ſchen Corps vorzüglich anempfohlen hatte. Steuben's Vorſicht jedoch war es, daß dieſer Auftrag unausgeführt blieb, obſchon er es nicht verhindern konnte, daß Simkoe ihm einige mal überliſtete und unter andern einſt bedeutende Waffenvorräthe zerſtörte, die ſeinem Schutze überlaſſen worden waren. Im Juni deſſelben Jahres ſtieß Steuben mit den Seinigen zu den Truppen des Generals Lafayette und war mit demſelben bei der berühmten Gefangennehmung des engliſchen Heers zu Yorktown, indem er an dem Tage, an welchem die Engländer ſich ergaben — am verhängnißvollen 19. October —, den Befehl in den Laufgräben führte.

Aus den ſkizzirten Andeutungen erhellt, daß Steuben allerdings der Mann nicht war, von welchem man große, kühne, durchgreifende Pläne erwarten durfte. Hatte er in früherer Zeit hierzu einige Kraft beſeſſen, ſo war ſie durch den Mechanismus, zu dem die Regel führt, allmälig erſtickt worden; doch daß er durch die Regel das wilde Feuer mäßigte und den Geiſt, der ſich in das Weite verloren hatte, zu ſich ſelbſt zurückrief, bleibt immer ein hervorſtechendes Verdienſt. Kühnheit iſt die Seele des Angriffs; Ordnung, Genauigkeit, Beſonnenheit zeziemen der Vertheidigung. Jener ſtrebt Vortheile zu erringen, dieſe nimmt die Vortheile, die ſie in Händen hat, ſorgfältig wahr und geht haushälteriſch mit ihnen um. Steuben war am geſchickteſten zur Vertheidigung; man kann ſagen, daß ſowol er wie Simkoe auf ſeinem Platze geſtanden habe.

Der Krieg war beendet, volle Unabhängigkeit der Preis von Nordamerika's Anſtrengungen. Steuben's Ehrgeiz war befriedigt, er ſah ſich unter den erſten Perſonen des jungen Freiſtaats und allgemein geſchätzt; er durfte ſich ſagen, daß das Glück, deſſen ſeine Mitbürger genoſſen, zum Theil mit ſein Werk war. Der langwierige Krieg hatte jedoch ſeine Geſundheit angegriffen, er bedurfte der Ruhe. Doch wo ſollte er dieſe finden, da er zeither nichts erſpart hatte, da der Friede ihn unter die Zahl bloßer Bürger zurückverſetzte und ſeines Gehalts beraubte, und da endlich die Finanzen des Congreſſes allzu ſehr zerrüttet waren, als daß er ſeiner Dankbarkeit gegen Verdienſte ſogleich hätte freien Lauf laſſen können. Steuben hatte jetzt ſogar mit Nahrungsſorgen zu kämpfen, ein harter Lohn nach ſolchen Mühſeligkeiten für das herannahende Alter. Zwar erkannte ihm der Staat Pennſylvanien ſchon 1783 eine anſehnliche Menge Ländereien zu, aber ſie lagen in menſchenleeren Gegenden und waren den Einfällen der Indianer ausgeſetzt. Der Staat Neujerſey ſchenkte ihm in demſelben Jahre ein beträchtliches Landgut in der Ortſchaft Nova Barbatoes, aber mit der läſtigen Bedingung, es ſelbſt zu bewohnen. Die Freigebigkeit des Staats Newyork machte endlich ſeinem Unmuth ein Ende; für ſeine, den Vereinigten Staaten geleiſteten Dienſte ſchenkte ihm dieſer im Mai 1786 eine Viertelsherrſchaft oder 16,000 Acres Land in einer ſehr fruchtbaren und angenehmen Gegend der nachherigen Grafſchaft Herkomar, wo er ſich anbaute und ſeines Lebens lieberreſt in ländlicher Ruhe hinbrachte.

Falſche Beſcheidenheit lag nicht in Steuben's Charakter; er verhehlte es ſo wenig Andern als ſich ſelbſt, daß er Anſprüche auf den Dank der Vereinigten Staaten hatte, und das lange Erwarten deſſelben ſchmerzte ihn vielleicht mehr, da er wirklich mit den

größten, zu übertriebenen Hoffnungen aus dem Kriege zurückgekehrt war. Desto angenehmer mußten ihm die Beweise von Achtung sein, die er später erhielt, als einmal von dem Staate Neuyork die Bahn gebrochen war. Der Congreß sah sich 1790 im Stande, seine Schuld an ihn abzutragen; ihm ward ein jährlicher Gehalt von 2500 Dollars auf Lebenszeit bewilligt und im Jahre 1792 ernannte man ihn nach der schönen Sitte, die man in dem Freistaate befolgt, ganzen Districten den Namen verdienter Männer zu geben, die Ehre, die Ortschaft, in welcher Neuyork ihm Ländereien verliehen, nach seinem Namen zu benennen. Schon 1780 war er zum Mitglied der Philosophischen Gesellschaft in Philadelphia gewählt worden, gegen das Ende des achten Jahrzehnts gab ihm die Gesellschaft zu Neuyork, die es sich zum rühmlichen Beruf machte, deutsche Einwanderer mit Rath und thätiger Hülfe zu unterstützen und die ärmern von ihnen gegen Unterdrückung und Raubgier zu vertheidigen, dadurch einen Beweis ihres Vertrauens, daß sie ihn zu ihrem Vorsitzenden ernannte, eine Würde, mit welcher er bis ans Ende seines Lebens bekleidet blieb. Steuben starb am 28 November 1795 im 64 Lebensjahre am Schlage auf seinem Landgute. Ein Mann, der ihn viele Jahre gekannt hatte, fällte über ihn folgendes Urtheil: „Zu seinen militärischen Vorzügen gesellte er alle Tugenden eines Bürgers und alle Vollkommenheiten eines Mannes von guter Erziehung. Er hatte ausgebreitete Kenntniße, einen hellen Verstand und ein gesundes Urtheil. Die Natur hatte sein Herz offen geschaffen für alle ihre Kinder und nie verschloß er es ihnen. Nie fand ich ihn einer unwürdigen Handlung schuldig und nie sah ich ihn eine gute unterlaßen." Um so befremdender sind mir die Worte eines Freundes. Dieser schrieb mir vorigen Jahr: „Steuben's Monument, das anfangs in der Mauer der alten deutschen Kirche in Nassau Straße in Neuyork errichtet war, befindet sich jetzt in einer kleinen Rumpelkammer in der deutschen Kirche in Forsyth Straße in Neuyork und zwar in mehrern verstümmelten und entstellten Stücken und wird nächstens unter Aufsicht des Hülfsvereins zu Neuyork gestellt werden müßen." Als die Baptistengesellschaft, deren Prediger Herr Sommers ist, der deutschen in der Inhaberschaft des Gebäudes in Nassau Straße folgte, waren die Baptisten so artig, den Deutschen zu gestatten, das Denkmal mit sich zu nehmen, da Steuben ein Deutscher und bei seinen Landsleuten sehr geachtet gewesen. Die Inschrift aber lautet also: „Sacred to the memory of Frederick William Augustus, Baron Steuben a German, knight of the Order of fidelity, Aid-de-Camp to Frederick the Great, King of Prussia; Major-General & Inspector-General in the revolutionary war; esteemed, respected and supported by Washington. He gave military skill and discipline to the citizen soldiers, who, fulfilling the decrees of Heaven, achieved the independence of the United-States. The highly polished manners of the Baron were graced by the most noble feelings of the heart. His hand, open as day, for melting charity, closed only in the strong grasp of death. This memorial is inscribed by an American (General William North), who had the honor to be his aid-de-camp, the happiness to be his friend. Ob. 1795."

H. Asmus.

Anregungen.

Ein Streit über die Bewohner des Himmels.

Hat du vernünftige Bewohner oder nicht? so haben Whewell und Brewster, zwei gelehrte Gelehrtaten Englands, den Himmel gefragt und dem Einen hat der Himmel geantwortet: Nein, ihr Erdenbürger habt allein das Privilegium, vernünftig zu sein! Dem Andern hat der Himmel gesagt: Ja! Ihr Erdenmenschen braucht euch nicht einzubilden, die einzig vernünftigen Bewohner des Universums zu sein! Darob ist in Großbritannien ein großer Streit entbrannt, in den sich vor kurzem auch Frankreich durch ein

Mitglied des Inſtituts, Babinet, eingemiſcht hat, und dieſer Larm iſt endlich auch bis zu uns Deutſchen gedrungen, die wir gern in allen Dingen neutral bleiben möchten, aber doch zuletzt gezwungen werden, unſere Stimme für oder wider abzugeben und mit der einen oder andern Partei activ vorzugehen.

1) „Of the plurality of worlds, an essay" (London, Parker, 1853).

2) „More worlds than one, by Sir David Brewster" (London, Murray, 1854).

Dies ſind die Titel der beiden gegeneinander kämpfenden Schriften von Whewell und Brewſter. Whewell, ein Mann von großer wiſſenſchaftlicher Autorität, hat ſich zwar anfangs nicht als Verfaſſer der erſtern Schrift genannt, ſich aber ſpäter dazu bekannt. Sein Buch müßte eigentlich den Titel „Von der Nonpluralität der Welten" führen. Denn unſere Erde iſt nach ihm der einzige Ort unſers Sonnenſyſtems, ja des ganzen Univerſums, der vernunftbegabte Weſen zu bewohnen hat. Denjenigen Planeten, welche der Sonne entweder näher oder entfernter ſtehen als unſere Erde, können, lehrt er, keine intelligenten Bewohner haben. Auch die Planeten anderer Sonnen entvölkert er von denkenden Weſen und nimmt dafür geologiſchen, aſtronomiſchen und metaphyſiſchen Gründen auch theologiſche Beweiſe zu Hülfe, um den Vorzug der Erde vor allen andern Himmelskörpern darzuthun.

Dagegen trat nun der berühmte Phyſiker David Brewſter mit der entgegengeſetzten Behauptung hervor, zu der ihn das Whewell'ſche Werk Veranlaſſung gab. Er ſagt: „Es gibt mehr als eine Welt; das iſt das Credo des Philoſophen und die Hoffnung des Chriſten!" („More worlds than one, the creed of the philosopher and the hope of the Christian.")

Auf beiden Seiten ſind leider nach engliſcher Sitte theologiſche Dogmen in dieſe rein naturwiſſenſchaftliche Frage eingemiſcht worden. Whewell meint, die Dogmen vom Sündenfall und der Erlöſung vertrügen ſich bloß mit ſeiner Annahme als mit der entgegengeſetzten, die außer der Erde auch den andern Himmelskörpern intelligente Bewohner verleiht. Darauf antwortet Brewſter, die Erde habe vielleicht nur das Privilegium, das Local zu ſein, wo ſich das Erlöſungswerk vollzog; aber darum könne das Erlöſungsopfer doch für alle Seelen aller Bewohner aller Sonnen, Planeten und Trabanten des ganzen Univerſums gleiche Gültigkeit haben wie für die Seelen der Erdbewohner.

Babinet, vom Inſtitut, der in der „Revue des deux mondes" (Januar 1855, zweite Lieferung) den Streit vom aſtronomiſchen Standpunkte aus beleuchtet, ſagt: „Wollte man, um der Erde nicht eine zu große theologiſche Bedeutung mit Brewſter, der ſie zum einzigen Erlöſungsloral des ganzen Univerſums macht, zu geben, annehmen, daß die Bewohner der andern Welten frei von Sünde, der Erlöſung alſo nicht bedürftig ſeien, dann würde man dadurch unſere Erde allein mit dem Siegel der Verwerfung behaften, was der Scheitel (Brewſter) nicht will. Das andere Extrem beſtände darin, mit Ausnahme der Menſchengeſchichte das ganze übrige Univerſum zu verdammen, indem man die Erlöſung allein an den Erdbewohnern vollzogen ſein läßt; — das wäre zu hart. Alſo laßt die Theologie den Theologen! Mögen ſie unter ſich die Sache ausmachen!"

In der That ſieht die Theologie in dieſer Frage nur zu unnützen, unfruchtbaren Grübeleien. Man kann z. B. zu den angeführten zwei Fällen, daß die Erde entweder das einzige Erlöſungsloral für das ganze Univerſum oder die Bewohner der übrigen Welten ohne Sünde, alſo der Erlöſung nicht bedürftig ſeien, noch einen dritten Fall hinzufügen, nämlich, daß die Bewohner der andern Welten zwar mit Sünde behaftet ſind wie wir, aber auch jede dieſer Welten ihren eigenen Erlöſer erhalten habe, oder daß Chriſtus, nachdem er das Erlöſungswerk auf der Erde vollbracht oder ſchon vorher auch auf den andern Weltkörpern erſchienen ſei, um auch dort das Erlöſungswerk zu vollziehen, und was ſolche Träume mehr ſind. Man ſieht, das Feld der theologiſchen Möglichkeiten iſt ſehr groß. Aber ſolche Eventualitäten machen auf uns den Eindruck wie die Erörterungen der Scholaſtiker.

Vom aſtronomiſchen Standpunkte bemerkt Babinet gegen Whewell: Wenn die andern Planeten nur darum von intelligenten Bewohnern entblößt ſein ſollten, weil ſie der Sonne entweder zu nahe oder zu fern ſtehen, ſo müßte man annehmen, daß in andern Sonnenſyſtemen als dem unſrigen ein der Erde gleichgeſtalteter, ſich unter ähnlichen Bedingungen wie unſere Erde zur Sonne verhaltender Planet intelligente Bewohner haben müßte. Whewell alſo nicht beweiſen könne, daß unſere Erde allein von intelligenten Weſen bewohnt ſei. Andererſeits gegen Brewſter macht er auf die von den Planeten bekannt abweichende Beſchaffenheit der Sonnen, Monde und Kometen aufmerkſam, die es unwahrſcheinlich mache, daß letztere bewohnt ſeien. Babinet fordert überhaupt zur Vorſicht in ſolchen Fragen auf und empfiehlt, zu ignoriren, was über den Horizont der wiſſenſchaftlichen, auf Induction beruhenden Erkenntniß hinausgeht. Es ſei ruhmlicher, ſeine Unwiſſenheit einzugeſtehen, als mit einem erdichteten Wiſſen zu prahlen. Weder für die Theologie, noch für die Metaphyſik, noch für die Naturwiſſenſchaft ſei

es nothwendig, über dergleichen Fragen eine feste Ansicht zu haben. Es bleibt uns in solchen Dingen nur Wahrscheinlichkeit übrig und die Wahrscheinlichkeit spreche dafür, daß zwar die Planeten mit allen Stufen der Intelligenz und Mannichfaltigkeiten der Organisation ausgestattete Bewohner haben, die Sonnen, Monde und Kometen aber unbewohnt seien, da für das Bewohntsein der letztern keine Instanzen sprechen.

Auf eine heitere, geistreiche und sehr unterhaltende Weise hat bekanntlich schon Fontenelle das Thema von der Mehrheit der Welten in seinen „Entretiens sur la pluralité des mondes" zu behandeln gewußt. Der Standpunkt, den Fontenelle bei dieser Frage einnahm, dürfte noch heute der richtige sein. „Ich ergreife", sagt er, „in diesen Dingen nur so Partei, wie man es in Bürgerkriegen thut, wo die Ungewißheit des Ausgangs uns immer noch ein Verständniß mit der entgegengesetzten Partei unterhalten läßt und wo man selbst seine Feinde schont."

Einer der schwächsten Gründe, den die Vertheidiger der Bremiker'schen Hypothese, daß alle Weltkörper bewohnt seien, anzuführen pflegen, ist der, daß diese Menge von Himmelskörpern doch nicht umsonst da sein könne, sondern einen Zweck haben müsse. Welchen andern Zweck aber sollten sie haben, als belebenden und denkenden Wesen zur Wohnstätte zu dienen? Auch Fontenelle führt für das Bewohntsein der Planeten an: „L'imprimerie d'imaginer pourquoi autre usage pour lequel elles eussent été faites."

Aber auch diese Ansicht liegt die unbewiesene Voraussetzung zugrunde, daß in der Natur Alles nach Zweckursachen geschaffen sein müsse, als ob die Natur nicht aus rein schöpferischem Triebe Körper und Gebilden hervorbringen könnte, ohne einen Zweck bei ihrer Bildung im Auge zu haben. Goethe spricht sich sehr scharf gegen die Zweckmäßigkeitslehrer in der Naturbetrachtung aus. „Die Zweckmäßigkeitslehrer", sagt er, „würden glauben, ihren Gott zu verlieren, wenn sie nicht Den anbeten sollten, der dem Ochsen die Hörner gab, damit er sich vertheidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich Den verehre, der in dem Reichthum seiner Schöpfung so groß war, auch tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, welche alle übrigen enthalten, und auch tausendfältigen Thieren ein Wesen, das sie alle enthält: den Menschen. Man verehre ferner Den, der dem Vieh sein Futter gibt und dem Menschen Speise und Trank, soviel er genießen mag. Ich aber bete Den an, der eine solche Productionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionste Theil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, sodaß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das ist mein Gott!" (Eckermann, „Gespräche", II.) Auch betrachtete es Goethe als ein großartiges Verdienst Kants, allen Kant um die Welt und auch um ihn, „daß er, in seiner «Kritik der Urtheilskraft», Kunst und Natur nebeneinanderstellt und beiden das Recht zugesteht, aus großen Principien zwecklos zu handeln. So hatte mich Spinoza früher schon in dem Haß gegen die absurden Endursachen bestärkt. Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke ausgehen und haben sie nicht nöthig, denn Beziehungen gibt es überall und Beziehungen sind das Leben." („Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter", 707. Brief.)

Die Annahme, daß die andern Himmelskörper bewohnt seien, hat, das wollen wir nicht leugnen, zuletzt noch eine metaphysische Seite für die Fragen der Ethik, über Aussprüche, Gesetze, Sitten, Meinungen. Ist das Universum überall bewohnt, so verlieren die irdischen Verhältnisse etwas von dem Glanz und der Herrlichkeit, in die sie sich oft anmaßend genug kleiden.

Zum Erwägen.

Eine Heilung mag es wol geben, daß man sich durch ein mephistophelisches System im Umgang mit den Menschen zum Herr der sichersten Matador macht und die Erfolge der virtuosen Weltauffassung mögen eine Heilung glänzende sein. Zuletzt muß man sich doch bequemen, auf Einfachheit und Ehrlichkeit zurückzukommen.

* *

Wer ein bereutendes Ich hat, bei dem sollte man nicht sofort von Egoismus sprechen, sofern es auch seine Natur mit sich bringt, daß er sein Ich auf eine uns nicht immer wohlthuende Weise geltend macht.

* *

Der Geist muß unter jedem Himmelsstrich sich bewähren, den Herzen gestatte man ein eigenes Klima.

Spruch

von Karl Gutzkow.

Ein Dämon hält uns oft umklammt
Und führt uns an des Abgrunds Rand,
Wir folgen willig seiner Hand.
Hat er uns glücklich hingelassen,
Dann erst will uns ein Grauen fassen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 31. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Eine Frühlingsfahrt zu Hutten's Grabe.

I.

Was haben Sie denn da? frug ein zürcher Bauer, als ich an einem schönen Maimorgen aus dem Walde auf dem „Zürer" Berg heimzog, und wies auf einen großen Strauß von frischen Waldblumen und strahlendem jungen Grün, den ich mir im Walde geholt hatte und mit dem ich Jemanden eine Freude machen wollte. Ich antwortete: Einen schönen Waldstrauß! Der Bauer sagte: Das ist Alles gutes Futter für die Kühe! Das heißt dem Bauer das Seine stehlen!

Da hast du's! sagte ich zu mir selbst, nun wirst du gar zum Dieb, zum Waldfrevler, weil du Schneeglöckchen, Maiblumen, und wie die Dinger alle heißen, mit grünem Laub und blühenden Gräsern umgeben aus dem Walde holst! Du verdammter Störefried! rief ich für mich dem Bauer nach. Du — du! klang es immer fort in mir. Am Rhein hatten mich freilich die Bauern auch oft mit verwunderten Augen angesehen, wenn ich die schlichten und doch so schönen Wald- und Wiesenblumen, die sie mit Verachtung stehen ließen, sammelte und heimtrug. Einmal riefen mir ein paar Jungen nach: Da kommt der Blumennarr! Aber daß ich damit Jemanden etwas nähme und Einer sich darüber ärgern könnte, das hatte ich bisjetzt nicht geahnt. Ob es wol in der Welt noch irgendwo sonst als in der Schweiz Jemanden einfallen würde, Einen, der mit einem Strauße von Schneeglöckchen, Maiblumen und frischem Grün nach Hause ginge, eines Waldfrevels anzuklagen? Oft hatte ich mich darüber gewundert, daß die Singvögel in der schönen Schweiz so selten sind, daß die Nachtigal gar nicht vorkommt. Aber wahrhaftig, wenn ich eine Nachtigal wäre, ich würde mich ebenfalls hüten, dem Bauern, der mich wegen eines Waldblumenstraußes zum Dieb machen wollte, etwas vorzusingen. In Kind und Kindeskindern würde ich ihn strafen und seine ganze Nachkommenschaft auf zwanzig Meilen meiden.

So oft ich seit jenem Morgen mir den Sonntags- und Festtagsputz meines Kämmerleins in einem schönen Strauße aus dem Walde holte, frug ich alle Bauernaugen mit den meinen, ob auch sie mich für einen Waldfrevler hielten. Ein paar sahen mich auch ganz polizeilich an, aber angepackt hat mich Keiner wieder. Das hilft aber nicht; mir

war unbehaglich, so oft ich meinen Strauß vom Walde heimtragen mußte, und so kam ich endlich auf einen Gedanken, und was für einen Gedanken! — den nämlich — mir eine Botanisirbüchse anzuschaffen. Das hat geholfen! Seitdem sehen mich die Bauern auf dem Zürrer Berg mit ganz andern Augen an: sie denken, ich sammle Wohlblumenwurzeln, Strauchrüben, Aeuelskuischen oder so etwas zu Latwerge und Tropfen gegen den Kruchhusten oder die Viehseuche. Von da an grüßen sie mich mit Respect. Mir selbst ist's, als wäre ich etwas geworden, Doctor wenigstens oder Professor. Und so sollter ihr sehen, wie keck ich mit meiner Botanisirbüchse in den Wald hineinspazire; freilich komme ich nicht ebenso stolz aus dem Walde wieder heraus, denn die frischen Blumen und Blätter, die ob der Gefangenschaft in der Büchse seufzen und stöhnen, machen mir das Herz so schwer, daß ich nicht rasch genug laufen kann, um zu Hause die armen Dinger mit dem frischesten Quellwasser zu laben.

So also kam ich zu einer Botanisirbüchse. Aber wenige Menschen ahnen, was man Alles aus einer Botanisirbüchse machen kann.

Die Sonne vergoldete die Spitze des Uetlibergs, der blaue Himmel zeigte kein Wölkchen, die fernen Gletscher strahlten wie Riesenkrystalle, — das wird ein herrlicher Tag werden. Auf, Frau, es ist schon fünf Uhr! Um halb sechs Uhr waren wir reisefertig und die ganze Reisefertigkeit bestand in der Botanisirbüchse. Mit ihr an der Seite ging's getrost in die weite Welt hinaus. Unser Ziel war die Ufenau, aber einen Reiseplan hatten wir nicht gemacht. Wir dachten: Alle Wege führen nach Rom, wenn man nur zur rechten Zeit einzulenken weiß. Den ersten Weggeiger und Reiseabschnitt auf unserer Fahrt bildete die Neumünsterkirche, die zwischen Zürich und Zollikon auf einer Anhöhe liegt. Sie ist im italienischen Stile gebaut, glatt und blank, und bekundet wie so manches andere neuere Bauwerk die Inconsistenz der Zeit. Sie wurde auf Actien errichtet und ihre Gründer wurden bankrott, weil sie auf etwas spekulirt hatten, was nicht mehr recht zog. Sie liegt aber so schön an den Wellenhügeln des Zürchersees, daß sie dennoch inmitten der glatten Häuser und schmucken Villen nicht verfehlt, einen gewissen Eindruck zu machen. Das Schönste an ihr ist der freundliche Friedhof, der sie umgibt und von dem aus man eine herrliche Aussicht auf Zürich, den See und die Berge ringsum genießt.

Ein Kirchhof in einem Schweizerdorfe hat in der Regel ein sehr feierliches, ernstes Ansehen. Die Gräber stehen alle in schlichter Einfalt und anspruchsloser Gleichheit nebeneinander. Fast jedes Dorf der Schweiz hat seine eigene individuelle Auffassung in Bezug auf die Gräber seiner Lieben; in dieser Gemeinde schmückt ein eisernes, in jener ein hölzernes Kreuzchen, in einer dritten ein dunkler Grabstein mit einer Platte, auf der der Name der Hingegangenen in weißen Buchstaben steht, die Gräber. Diese Einfalt und Gleichheit herrscht auch noch auf den Kirchhöfen von Zürich im Nordwesten der Stadt, während die im Südosten, am See herum, wohin sich die Stadt in neuester Zeit ausgedehnt hat, sämmtlich von der schwankenden Mode des Tags, von dem zerrissenen Geschmack der nach Sonderauszeichnung strebenden Neuzeit zeugen. Auch die Begräbnißfeierlichkeiten des alten Zürich bekunden den Charakter der Einfalt und Gleichheit noch heute. Der ganze Pomp besteht in der Größe des Geleits. Alle Leidtragenden bezeugen mehr der Familie als dem Todten ihre Liebe und Achtung. Drei Mitglieder der Familie „nehmen das Leid ab", wie man hier sagt. Sie stellen sich zu dem Ende nebeneinander an der schwarzbehangenen Hausthür, in der die Bahre steht; alle Anwesenden reichen diesen Dreien die Hand und treten dann in einer langen Reihe neben ihnen an. An dieser Reihe wird die Leiche vorbeigetragen, hinter der sich die Leidtragenden zum Zuge ordnen. Viele aber glauben, nach der Handreichung der Familie genug gethan zu haben und gehen nach Hause. Der Rest begleitet den Zug bis in die Kirche. Auf dem Kirchhofe angekommen, wird die Leiche dem Grabe zugetragen, während die Leidtragenden in die Kirche

geben. Hier hält der Prediger eine Rede darüber, daß die „Familie" den Anwesenden für das Geleit, das ſie ihrem verſtorbenen Gliede gegeben, herzlichſt danke, und ſchließt dann mit einem Vaterunſer. Unterdeß wurde die Leiche allein beerdigt, und wenn die Rede des Herrn Pfarrers zu Ende iſt, zieht die Menge ab, ohne ſich darum zu bekümmern, wo der Todte begraben liegt. Nur ein paar der nächſten Verwandten gehen in der Regel ſehen, wie weit das Grab bereits zugeſcharrt iſt. Nirgends habe ich dieß Hantirt ſo geſchäftlich abmachen ſehen.

Auf dem Kirchhofe zu Neumünſter ſieht es aber faſt ſo aus wie in einem Schweizergaſthofe. Alle Nationen wohnen hier nebeneinander und alle Sprachen klingen durch die des Landes durch. Auch ein paar Deutſche fanden hier ihre Ruheſtätte. Eins der neueſten Gräber erzählt die Geſchichte einer armen Deutſchen, die, zum Stillleben der Familie mit allen ſanften Tugenden eines weichen und liebenden Herzens geboren, in den Sturm der Zeiten mit hineingeriſſen wurde und in ihm Schiffbruch litt. Ich erzähle ſie euch ein andermal. Heute ging ich mit einem Andenken an dem Grabe vorüber und hoffte mir durch dieſem trüben Anfange meiner Laufbahn den böſen Mächten genuggethan zu haben. Der Anfang aber paßte übrigens im Weſentlichen ganz gut zu dem Ziele unſerer Reiſe, denn in dem ſtillen Grabe meiner unglücklichen Freundin ruht die Hülle einer ſo ſchönen, ſo hingebenden, ſo hochſtrebenden Seele wie in dem Grabe Hutten's, und wer weiß, ob die kleine Paſſionsblume, die ihr Köpfchen dem Sturme preisgab, nicht einem Gedanken Hutten's ihren hohen Flug verdankte? Die Seelennachkommenſchaft der großen Geiſter iſt nicht der kleinſte Theil ihrer Unſterblichkeit.

Von Neumünſter bis Zollikon führt ein alter Weg in der halben Berghöhe und ein neuer unten ganz nahe dem Ufer dem See entlang, beide ſind reizend ſchöne Ausflüge von und nach Zürich. In Zollikon nahmen wir ein Boot, um auf der andern Seite des Sees in Meilen das Dampfſchiff abzuwarten. Der Kahnführer antwortete auf unſere Frage, ob wir das nächſte Dampfſchiff auf der andern Seite noch erreichen würden? — daß er wol hoffe, uns noch zeitig genug hinüberzubringen. Mit der bloßen Hoffnung war uns nicht gedient, worauf der Bootsmann dann verſicherte, daß er uns wol verbürgen könne, uns zeitig genug hinüber zu bringen, aber dann müſſe er aus allen Kräften arbeiten. Wir erboten uns zu einem beſondern Trinkgelde für den Fall, daß er vor dem Dampfboot ankommen werde, und das war Alles, worauf der Bootführer ſo abgeſehen hatte; denn in Meilen hörten wir, daß das nächſte Dampfboot erſt in etwa einer Stunde ankommen werde.

Unſer Kahnführer ſah ſehr ſtattlich aus, ſeine Sonntagswäſche glänzte wie die eines Lords, während der Ueberfahrt erzählte er uns, daß er eben von Baden zurückgekehrt ſei, wo er mit ſeiner Frau eine achttägige Badecur durchgemacht hätte. Was hat denn Ihrer Frau gefehlt? frug ich, denn er ſah zu friſch, geſund und rüſtig aus, um eine Krankheit bei ihm vorauszuſetzen. „Nichts! Wir gehen alle Jahre eine oder ein paar Wochen nach Baden, um auszuruhen und Bäder zu nehmen."

Man denke ſich im lieben Deutſchland einen Mainſchiffer in Homburg, einen Rheinruderer im Ems, einen Halleren in Pyrmont oder ſonſt wo, Bäder nehmend mit ſeiner Ehehälfte! Aber weswegen kann denn ein züricher Seefahrer und Bootführer ſich zu dieſer Höhe der Lebensauffaſſung hinaufſchwingen? Daran iſt allerlei ſchuld, vor allem aber, daß der Wohlſtand in der Schweiz allgemein iſt und bis in Claſſen hinabdringt, die in Deutſchland ſtets von der Noth oder wenigſtens von dem Bedürfniß des Tags beherrſcht ſind. Woher aber dieſer Unterſchied zwiſchen der Schweiz und Deutſchland? Nur nicht zu viel gefragt! Vieles wirkt hier zuſammen. Die Staatsverfaſſung der Schweiz, durch welche eine Menge Ausgaben wegfallen, die anderswo nothwendig ſind, durch welche die Menſchen zur Selbſtändigkeit, zur Selbſtthätigkeit, Selbſtvertheidigung gezwungen und

getrieben werden, iſt Haupturſache; dann aber auch, die Schweizer ſind ein nüchternes und ſparſames Volk, von den Urzeiten her in den Gebirgen auf geringen Gewinn bei harter Arbeit angewieſen, viele Jahrhunderte hindurch war das Geld ſelten bei ihnen, ſie lebten von Dem, was ſie der Erde abrangen, was ihre Heerden boten. Luxus, ja die Bequemlichkeiten des Lebens drangen nicht bis in ihre Berge. So erſtand in der Schweiz ein Volk, das wenig Bedürfniſſe hatte, an Ueberfluß nicht gewöhnt, das Ueberflüſſige für zukünftige Noth bei Seite zu legen lernte. Von Geſchlecht zu Geſchlecht erbte ſich die Einfalt der Bedürfniſſe, die Sparſamkeit bei Ueberfluß. In dieſer von den Ahnen auf die Enkel gekommenen Denkrichtung und Handlungsweiſe wiſſen die Schweizer jeden Vortheil zu benutzen, halten ſie, was ſie haben, in einer Weiſe zuſammen, wie dies faſt nirgends der Fall iſt. Jeder Schweizer mit noch ſo geringem Einkommen weiß es ſo einzurichten, daß er am Ende des Jahrs etwas zurücklegt. Der erſparte Pfennig wuchert überall wunderbar und hat bei einzelnen zürcher Familien ſo gewuchert, daß ſie nach und nach, Pfennig auf Pfennig, zu Millionären geworden ſind. Die Deutſchen ſind gewiß ebenſo gute, oft beſſere Arbeiter als die Schweizer, denn der deutſche Arbeiter iſt ſelbſt in der Schweiz überall geſucht und vorgezogen; auch die deutſche Haushaltung iſt in vieler Beziehung beſſer eingerichtet. Aber dieſes ruhige, beſtändige, kalte Streben, den Sparpfennig zu finden, kennt der Deutſche nicht in derſelben Weiſe wie der Schweizer. Es hat das auch oft ſeine häßliche Schattenſeite; doch kommt der Schatten, beim Lichte beſehen, nicht von der Tugend her, ſondern von dem Laſter, das jeder Tugend nachſchleicht und ſie zu vergiften ſucht. Die Sparſamkeit des Schweizers erhält in der Art, wie er nach dem Pfennig haſcht, einen widrigen Beigeſchmack, der immer unangenehmer wird, je reicher der immer fort Sparende bereits geworden. Und dieſe Ausartung tritt dem Reiſenden in der Schweiz vor allem gegenüber. Denn während die ernſte, ſtrenge Genügſamkeit, — nicht ſelten mit dem freudigſten Opfer für Unglück und Elend gepaart — ſich in den engen Kreis der Familie zurückgezogen hat, ſteht der Schatten dieſer Tugend, das eilige, rückſichtsloſe Haſchen nach Gewinn um jeden Preis, Lohndienſt für alle Leidenſchaften, Sklavenhingebung für Jedermann und alle Welt überall, nicht nur in der Schweiz ſelbſt, ſondern in Berlin, Wien und Madrid ebenſo gut, wenn auch nicht ebenſo maſſenhaft wie in Rom und Neapel, an der offenen Heerſtraße, iſt ſtolz auf ſeine Livrée und unverſchämt in ſeiner Bedientenart.

Der Fremde, der nach der Schweiz kommt, lernt oft nur die Schattenſeite kennen, da die Tugend der ernſten und ſinnigen Genügſamkeit in ihrer Achtung gebietenden Art nur in der „Familie" zu Hauſe iſt und es nur wenigen „Fremden" und erſt nach langem Aufenthalte gelingt, bis in dies Heiligthum einzudringen. Daher kommt es, daß von Untugend überall die Rede iſt, während Tugend ſelten erwähnt wird. Der Fremdenverkehr in der Schweiz hat überdies noch dazu beigetragen, die Gewinnſucht zu ſteigern; denn die Reiſenden kommen ſtets mit vollen Börſen, und der Schweizer, wenn er für einen Lord, einen Millionär, einen Dandy, der ſpazierengeht, „arbeiten ſoll", macht ſich natürlich kein Gewiſſen daraus, ſich ſeine Arbeit, und beſtände ſie nur im Wegweiſer- oder Packknechtdienſt, ſo theuer als möglich bezahlen zu laſſen. Leider wird aber auch der „Fremde" der kein Touriſt iſt, doch oft als ein ſolcher behandelt, geſchnitten und übervortheilt, während derſelbe Schweizer jedem Schweizer — und ebenſo in Handel und Wandel dem Fremden gegenüber — obgleich ſehr klug und berechnend, doch ſo redlich und gewiſſenhaft zu Werke geht, wie der Handel in irgend einem andern Lande, ja ſich hier die Schale eher zum Vortheile als zum Nachtheile der Schweizer neigen möchte. Häßlich aber iſt dieſe Art immer, wie ſchön die Art auch ſein mag, von der ſie urſprünglich kommt.

Während der Ueberfahrt über den See unterhielt uns der Kahnführer über die

Schönheiten und Merkwürdigkeiten des Landes. „Dort in dem Wirthshause zum Löwen haben die Offiziere der badiſchen Revolutionsarmee lange gehaust. Sie haben nicht gepluidert, ſolange ſie etwas hatten, gut bezahlt und viel Geld hier gelaſſen. Aber zuletzt mußten ſie weiter. Die würden auch nicht wieder anfangen, wenn ſie's noch einmal zu thun hätten —" ſetzte er, pfiffig uns anſehend, hinzu. Daß wir Deutſche waren, hörte er; da wir reiſten und doppeltes Ueberfahrtsgeld verſprochen hatten, ſo hielt er uns wol gar für deutſche Barone und Grafen oder ſo etwas. Ich ſagte: „Aber die alten Schweizer haben doch auch mehr als einmal angefangen." „Ja, aber die Badenſer haben ſicher ein Haar drin gefunden, ſo unſinnig eine nutzloſe und unnöthige Revolution anzuzetteln." Von einem Schweizer fiel uns dies ſtrenge Urtheil auf und wir ſprachen dem Enkel Tell's und Winkelried's halb im Ernſte, halb im Scherze unſere Verwunderung aus. Da antwortete der Schweizer: „Ich merke ſchon, wie Sie denken und hätte ich das zum voraus gewußt, ſo hätte ich anders geſprochen, denn im Herzen denke ich eigentlich ganz wie Sie." Wir ſahen uns erſtaunt an. „Sie ſprecht Ihr alſo den Menſchen nach dem Munde", ſagte meine Frau. „Was ſoll ich machen", antwortete der Schweizer; „ich fahre allerlei Leute über den See und für den Schilling muß ich ſchon ſprechen, wie ſie es wünſchen!!" –

Wir ſchwiegen. Auch er mochte merken, welchen Eindruck ſein Geſtändniß auf uns gemacht hatte, denn er redete von da an ſchweigend, bis wir das Ufer erreichten. Die häßlichſte Seite im Schweizercharakter war mir nie ſo naiv begegnet. Vielleicht lag in dieſer Naivetät ſelbſt ein Verdienſt und auch ein Milderungsgrund für unſer Urtheil. Ich entſinne mich, wie der Kahnführer vorher, als er von dem Sonderbundskriege ſprach, ebenſo offenherzig erzählte, daß er an dem Tage, an welchem er mit ſeinem Bataillon ausrücken ſollte, den ganzen Morgen Leibſchmerzen vor Unbehagen und Angſt gehabt und es ihm erſt wieder recht wohl geworden, nachdem er die erſten Kugeln pfeifen gehört hätte. Es war in ſeinem Geſtändniß von wegen des Schillings vielleicht ebenſo viel natürliche Offenherzigkeit als in dem Zugeſtändniß von wegen ſeiner Leibſchmerzen vor der Gefahr. Indeſſen, ich ſchüttelte mich, als ich aus dem Kahne geſprungen war, und ſah nicht wieder um, was aus dem Menſchen, der gar nicht fühlte, was er ſagte, wenn er offen zugeſtand, daß er für den „Schilling" Jedem nach dem Munde rede, geworden ſei.

Wahrhaftig — unſere ehrlichern Rheinkeller, unſere Mainflöße, unſere Hallorenthun recht, daß ſie nicht mit ihren Frauen „ins Bad" reiſen.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Die hundertjährige Aloe und die indianiſche Feige.

Die ſogenannte große oder hundertjährige Aloe (Agave americana) ſtammt aus Mexico, wo ſie, wie auch in Spanien, Pita genannt wird. Den Beinamen „hundertjährige" hat dieſe ſtolze Pflanze von der Fabel erhalten, daß ſie blos im hohen Alter oder, wie man ſich auszudrücken pflegt, „alle hundert Jahre" blühe. Dieſe Anſicht iſt grundfalſch, denn in ihrem Vaterlande, desgleichen in den Ländern, wo ſie einheimiſch geworden iſt, wie in Spanien, blüht die Agave oder Pita bereits im achten, ſpäteſtens im zehnten Jahre, aber in der Regel eine jede Pflanze blos ein mal, indem dieſelbe nach der Entwickelung ihres coloſſalen Blütenſtengels und ihrer Tauſende von Blüten und Früchte infolge der übermäßigen Kraftanſtrengung eingeht. Daſſelbe geſchieht in unſern Gewächshäuſern, wo die Pita freilich nur höchſt ſelten und blos in hohem Alter zum Blühen kommt. Dieſer Umſtand hat offenbar dazu beigetragen, jene irrige Meinung von der Lebensdauer der Pita zu beſtätigen; da aber die Pflanze auch im Gewächshauſe nach dem Blühen abſtirbt, ſo bleibt der Ausdruck, daß ſie alle hundert Jahre ein mal blühe, immerhin un-

richtig. Eine blühende Agave pflegt bei uns die Aufmerksamkeit des Publicums in hohem Grade zu erregen und mit vollem Recht, da eine solche in der That einen überaus prachtvollen und imposanten Anblick darbietet und zu den seltensten Erscheinungen unserer Gartencultur gehört. In Südspanien dagegen, wo man jeden Sommer blühende Agaven zu Dutzenden beisammen sieht, achtet derselben kein Mensch. Die Pita wird dort wie in allen an das Mittelländische Meer grenzenden Ländern allgemein zur Einfriedigung der Felder verwendet und in der That bilden ihre starken und dicken, in harte, spitze Nadeln auslaufenden und am Rande mit starken, gekrümmten Dornen besetzten Blätter, welche dort nicht selten eine Länge von drei Ellen erreichen, breite und oft fast mannshohe Hecken, welche, gleich spanischen Reitern, Niemanden über sich hinwegklettern lassen, ohne ihm nicht allein die Kleider zu zerreißen, sondern ihn empfindlich und oft gefährlich zu verwunden. Im Vergleich mit jenen Riesenexemplaren sind die Pitapflanzen, welche man bei uns zur Zierde der Gärten in großen Blumentöpfen oder in Kübeln zieht und oft wegen der Größe ihrer Blätter bewundert, blos Zwerge zu nennen. In Südspanien, wo die Pita auch völlig verwildert vorkommt, fällt ihre Blütenperiode in die Monate Juli und August. Der Blütenschaft beginnt aber schon im Mai sich zu entwickeln. Derselbe sieht genau so aus wie ein Spargeltrieb, nur mit dem Unterschiede, daß er grün gefärbt und vom Anfange an von riesenförmigen Dimensionen ist. Denn schon seine kegelförmige Knospe ist ungefähr so dick wie eine geballte Mannsfaust. Binnen 6—8 Wochen schießt dieser dicke Stengel bis zu der enormen Höhe von 10—12 Ellen empor. Der ausgebildete Blumenschaft ist am Grunde über eine Viertelelle dick und in bestimmten Abständen mit breiten Schuppenblättern besetzt, welche ganz ähnlich aussehen wie die Schuppenblätter der Spargelsprossen. Etwa drei Ellen unterhalb seiner Spitze beginnt er starke Aeste in horizontaler Richtung zu entsenden, welche sich wieder in derselben Weise verästeln. Ein jeder Zweig trägt einen großen, horizontal ausgebreiteten Strauß von gelben Blumen, welche den Blumen der in unsern Gärten so häufig angepflanzten gelben Taglilie (Hemerocallis flava) an Form und Größe ähnlich sind und eine reichliche Menge von Honig enthalten, weshalb sie auch einen sehr süßen Duft aushauchen. Alle Aeste zusammen bilden einen mächtigen, aus vielen Tausenden von Blumen zusammengesetzten pyramidalen Strauß von der Form eines Kandelabers. Aus dem Fruchtknoten entwickelt sich eine dattelförmige, röthlich-grüne, fleischige, aber ungenießbare Frucht. Nach der Zeitigung der Früchte stirbt der Stengel und in der Regel, wie schon bemerkt, auch die ganze Pflanze ab; bisweilen jedoch soll die Agave die Blütenentwickelung glücklich überstehen und fortleben. Doch verschlägt es auch nichts, wenn die Pflanze eingeht, indem jede zum Blühen gelangte Agave eine zahlreiche Nachkommenschaft von Ablegern hinterläßt, welche während der Blütenentwickelung rings um die alte Pflanze herum aus dem unterirdischen Wurzelstocke hervorgewachsen sind. Deshalb vermehren sich die Agaven außerordentlich rasch und da sie, wo sie das ihnen entsprechende Klima finden, ohne alle Pflege sehr gut selbst in einem ungedüngten Boden gedeihen, so ist ihre Cultur mit gar keiner Mühe verbunden. Man braucht blos Agavenschößlinge in den Boden zu stecken und man kann versichert sein, binnen wenigen Jahren eine undurchdringliche Hecke zu haben, denn die Agave wächst außerordentlich rasch. Aber nicht allein als Heckenpflanze bringt die Pita Nutzen, ihre fleischigen Blätter geben, in Scheiben geschnitten, auch ein gutes Futter für das Rindvieh ab und enthalten zugleich lange feine, sehr elastische und feste Fasern, welche sich zu allerhand Geweben und Flechtwerk verwenden lassen. Man kann diese Fasern leicht durch Einweichen der Blätter in Wasser und Abschaben des in Fäulniß übergegangenen Fleisches gewinnen. In Valencia, Malaga, Cadiz und anderwärts in Südspanien werden allerliebste Sachen, als höchst zierliche Cigarrentaschen, künstliche Blumen u. dergl., aus gebleichten und gefärbten Pitafasern gemacht und Versuche haben gelehrt, daß sich diese Fasern auch

ſehr wohl zu feinen und groben Geweben, als leinwandartige Stoffe, Segeltuch, Seile und Taue, verwenden laſſen. Bisjetzt iſt man weder in Südeuropa noch anderwärts unbegreiflicherweiſe auf den Gedanken gekommen, die Pita als Gewebfaſer ſpendendes Gewächs im Großen anzubauen, obwol die außerordentliche Leichtigkeit, mit welcher dieſe Prachtpflanze ſich cultiviren und vermehren läßt, eine ſolche Benutzung ungemein empfiehlt.

Im Verein mit der Agave findet ſich in allen an das Mittelländiſche Meer grenzenden Ländern die Indianiſche Feige (Opuntia vulgaris). Sie und die Agave ſind zwei der charakteriſtiſchſten Pflanzen der ſogenannten Mediterranregion oder der Zone des Mittelländiſchen Meers, und wo man auf einer Reiſe nach dem Süden von Europa dieſe beiden Pflanzen zuerſt im Freien wachſend als Heckenpflanzen antrifft, da kann man ſich überzeugt halten, daß man die glücklichen Gefilde der Mediterranregion betreten hat. Die Indianiſche Feige wird nämlich ebenfalls zur Einfriedigung der Felder verwendet und ſehr häufig zwiſchen die Agavenſtöcke gepflanzt. Solche gleichzeitig aus Agaven und Opuntien beſtehende Hecken bieten nicht allein einen ſehr maleriſchen und ſchönen Anblick dar, indem die blaugrünen Schwertblätter der Agaven grell gegen das helle Grün der phantaſtiſch geformten Opuntien contraſtiren, ſondern bilden auch das allerundurchdringlichſte Zaunwerk, was es geben kann. Die Indianiſche Feige, bei uns unter dem Namen „Wunderfeige" bekannt und häufig zur Zierde in Töpfen gezogen, gehört zu den Cactusgewächſen und ſtammt, gleich allen übrigen Cactusarten, aus dem tropiſchen Amerika. Sie erreicht in ihrem Vaterlande und in der Mediterranregion, wo ſie völlig eingebürgert iſt und oft verwildert an ſonnigen Felſen und dürren Orten angetroffen wird, nicht ſelten eine Höhe von mehr als einer Klafter, während ſie bei uns als Topfpflanze kaum eine Elle hoch wird. Der im Alter völlig verholzende Stamm iſt unregelmäßig in Aeſte getheilt, welche zuſammen einen ſparrigen Strauch bilden. Sowol der Stamm als die Aeſte beſtehen aus aneinandergereihten, ſcheibenförmig zuſammengedrückten, länglich-runden Gliedern, die bisweilen eine halbe Elle in der Länge und eine Viertelelle in der Breite meſſen und über und über mit kurzen, ſternförmigen Stacheln beſetzt ſind. Eine andere Art derſelben Pflanzengattung, der Tunacactus (Opuntia tuna), welche in Südſpanien, beſonders aber in Südportugal hier und da zwiſchen die Agavenhecken gepflanzt wird, beſitzt über einen Zoll lange Sternſtacheln von großer Härte und eignet ſich daher noch beſſer zur Bildung undurchdringlicher Hecken. Beide Cactusarten entwickeln im Juli große ſchwefelgelbe Blumen auf dem Rande ihrer jüngern Glieder, aus deren Fruchtknoten faſtige, äußerlich ebenfalls mit kurzen Stachelbüſcheln beſetzte Früchte von der Größe eines Hühnereis entſtehen, welche inwendig roth gefärbt ſind und zahlreiche Samenkörner enthalten. Die Früchte der gemeinen Opuntia ſind genießbar, ſehr faſtig und ſüß und in ganz Südeuropa unter dem Namen Indianiſche Feigen bekannt. Sie werden beſonders von den untern Volksclaſſen gern gegeſſen. Das Holz der Opuntienſtämme beſteht aus dünnen, aber feſten Holzbündeln, die zu netzförmigen Maſchen miteinander verbunden ſind und ſchichtenweiſe in den Gliedern übereinanderliegen. Vor länger als einem Jahre machte ein in Algerien lebender Franzoſe die Entdeckung, daß dieß Holz eine außerordentlich ſchöne Politur annehme, und begann Tiſchchen und andere kleine Möbel daraus zu verfertigen, welche in Paris den größten Beifall fanden, weil ſie wie fein und kunſtvoll durchbrochene Arbeit ausſahen. Bald wurden dergleichen Geräthſchaften aus „Spitzen der Sahara", wie man das Opuntienholz nennt, allgemein Mode und ein Toilettentiſch daraus durfte dem Putzzimmer einer pariſer Dame nicht fehlen. Ob dieſe Geräthſchaften noch gegenwärtig Mode ſind, weiß ich nicht. Eine der Indianiſchen Feige ſehr nahe verwandte Art von Opuntia iſt der Cochenillecactus (Opuntia coccinellifera), eine Pflanze Mexicos, von deren Saft ſich die Cochenilleſchildlaus ernährt, welche die bekannte ebenſo ſchöne als theure purpurrothe

Farbe liefert. Der Cochenillecactus wird in Mexico und anderwärts in Amerika und seit etwa dreißig Jahren auch in Südspanien, besonders um Malaga, im Großen, der Cochenillezucht wegen, angebaut.

Dr. M. Willkomm.

Arm und reich.

Von G. W. Leapy.

Die hübsche Titelverzierung der kleinen londoner Ausgabe der Werke von Robert Burns würde für die Eigenthümlichkeiten dieses schottischen Volksrichters noch charakteristischer sein, wenn sie neben der an einer Eiche lehnenden Harfe, deren Fuß von einer großen Heidedistel umblüht wird und über welchen beiden symbolischen Merkmalen der Muse des caledonischen Barden sich in der Ferne die Hügel des Hochlands erheben, den Pflug, dieses Sinnbild seiner Abkunft und seiner täglichen Beschäftigung, mit aufwiese. Denn die meisten der reizenden Lieder und Romanzen, aus denen uns die Bergluft der Hochlande so frisch anweht, die uns in ihrer naiven Unmittelbarkeit oft wie die Sprache der Natur selbst klingen, sind hinter dem Pfluge, beim Heumähen und Dreschen empfunden und gedacht und von ihrem Verfasser nach Vollbringung seines mühsamen ländlichen Tagewerks in abendlicher Feierstunde niedergeschrieben worden.

Nichts beweist viel schlagender, daß die Gabe der Poesie ein Geschenk der Götter ist, als das Beispiel dieses schottischen Dorfbewohners, der, in seiner Jugend nur den nothdürftigsten Schulunterricht genießend, in unbewußtem Drange Werke schuf, welche das allgemeinste Aufsehen erregten, obgleich er sich selbst niemals davon träumen ließ, Verse machen zu können, die mit gedruckten zu vergleichen seien; waren doch einige Schauspiele von Shakspeare und ein Theil der Werke Pope's die einzigen gedruckten Bücher, welche er kannte. Nimmt man jedoch auch an, daß ein empfänglicher Sinn für die Schönheiten der Natur, tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und eine rege Einbildungskraft die Grundbedingungen des dichterischen Talents seien oder daß vielmehr diese Naturgaben zusammt der sprachlichen und metrischen Fertigkeit, welche zu erlernen ist, das poetische Talent eben ausmachen, so setzt doch die Anlage und Ausführung der meisten Burns'schen Arbeiten, das Treffende seiner Reflexionen über Gegenstände, die seinem eigentlichen Gesichtskreise fern lagen, einen Grad von Nachdenken, eine Schärfung des Verstandes, kurz eine Selbstbildung voraus, die an einem von täglichen mühsamen Arbeiten belasteten Bauern wahrhaft bewundernswürdig erscheint.

Es ist bekannt, daß Burns, in seinen ökonomischen Unternehmungen durch fortwährendes Unglück verfolgt, auf dem Punkte stand, sich nach Jamaica einzuschiffen (viele seiner Gedichte sind bereits im Vorgefühl der Flucht aus seinem Vaterlande und Heimatthale geschrieben), und daß nur der Zufall oder vielmehr die unverkennbare Hand der Vorsehung ihn durch einen Brief des Dr. Blacklock an einen Freund über seine kurz zuvor erschienenen Gedichte, deren Ertrag ihm die Reisekosten verschafft hatte, in welchem Jener ihm ein neues Feld der Thätigkeit in Edinburg in Aussicht stellte, ihn seinem Vaterlande und der Poesie erhielt. In Edinburg hatte sich infolge der Veröffentlichung seiner Poesieen der Ruhm seines Namens bereits verbreitet und Burns wurde nach seiner Ankunft durch seinen gelehrten Freund mit allen literarischen Autoritäten bekannt gemacht und in den gesellschaftlichen Kreisen der schottischen Metropolis aufs höchste gefeiert, sodaß selbst die Partei in der öffentlichen Kritik, welche seine Arbeiten zuerst für die Producte eines schottischen Edelmanns hielt, der sich hinter der Pseudonymität verberge, und in den Himmel hob, nach Entdeckung ihres wahren Urhebers aber auf einmal alle Mängel seiner niedern Herkunft in diesen Liedern entdecken wollte, sich genöthigt sah, diesem einfachen Landbewohner ihre Huldigung darzubringen.

Welche treffende Beobachtungen Burns' hellen Auge während seines kurzen Aufenthalts in der Hauptstadt von Schottland, wo er bald darauf seine Gedichte verbessert und vermehrt herausgab, machte, wie schnell er selbst das Leben in den höhern Kreisen der Gesellschaft, was ihm, dem Bauer, bisher für das Ideal menschlichen Seins gelten mußte, in seinem Scheinglück durchschaute, wie wenig er durch den Glanz der Gesellschaftssäle sich blenden und über das Wesen des wahren Glücks sich täuschen ließ, davon liefert das nachstehende, in seiner deutschen Uebersetzung seiner Werke, soviel wir wissen, wiedergegebene Gedicht ein treffendes Beispiel.

Die beiden Hunde.

Vor einem Dorf an Schottlands Strand,
Das Auld King Coil war zubenannt,
Da trafen in der Abendstunde
Zur Sommerzeit sich ein paar Hunde,
Die nicht der Kette Fesseln kannten
Und frei durch Dorf und Felder rannten.
Der erste, den man Cäsar hieß,
Gehört' aufs Schloß; — sein weiches Vließ
Bewies sammt Läufen, Kopf und Ohren,
Daß nimmer Schottland ihn geboren;
Daß er zur See von fernem Strand
Mit Schiffern kam in dieses Land.
Sein silbern Halsband ohne Tadel
Bewies, er sei gelehrt, von Adel.
Doch stammt er auch aus edlem Blut,
War er doch allen Hunden gut;
Der rauh'ste Pudel mocht' ihn grüßen,
Er ließ sich nie den Dank verdrießen
(Des Kesselflickers Spitz sogar
Oftmals sein Spielgenosse war).
Am Markt, im Kirchhof, bei den Mühlen
Sah man den guten Cäsar spielen
Mit Pudeln, Teckeln, groß und klein,
Sich seines Hundelebens freu'n.
Der zweite von dem Hundepaar
Der Liebling eines Bauern war,
Der Freundes Sorgfalt ihm ernies
Und ihn mit Namen Phylax hieß,
Nach jenem Lied, das uns berichtet
Von Phylax — Gott weiß, wann gedichtet.
Noch hellte kein so treues Thier
Wol je vor eines Landmanns Thür;
Sein ehrliches Gesicht gewann
Sogleich zum Freund ihm Jedermann.
Von schwarzem Pelz war dicht bedeckt
Der Rücken, weiß die Brust gefleckt;
Der lock'ge Schweif in schönem Bogen
Zum Rücken fast emporgezogen.
Sie freuten sich der schönen Sonne,
Der Freundschaft und der Freiheit Wonne;
Verfolgten schnaubend manche Maus
Und frochten manchen Maulwurf aus.
Dann streckten sie, erschöpft vom Laufen,
Sich hin auf einen Maulwurfshaufen,
Wo über ihre Herrn sodann
Sich folgendes Gespräch entspann.

Cäsar.

Hör', Phylax, fällt mir's ein, uns Reichen
Euch Bauerketter zu vergleichen,
Kommst du sammt deinem Hundevolk
Mir nur wie Lumpenhunde vor!
Mein Herr streicht Renten ein und Scheß,
Von jedem Reichthum strahlt sein Schloß;
Er bleibt im Bett bis Mittag liegen;
Er klingelt; seine Diener fliegen;
Er reitet aus in prächt'gem Kleide,
Zieht eine Börse, schwer von Seide,
Wo durch die Maschen, fein gestrickt,
Der gold'ne Georgs gar freundlich blickt;
Die Küche dampft, die Pfanne zischt,
Bis Nachts der letzte Stern erlischt
Und hat's der Herrschaft gut geschmeckt,
Wird für die Diener auch gedeckt
Mit Braten, Fisch, Salat und Wein,
Ragout und andern Leckerein.
Selbst unser Hundemeister speist
Von besserm Tisch, damit du's weißt,
Als sich der erste Pächtersmann
Der ganzen Grafschaft rühmen kann;
Wenn ein armer Häuslerwicht
Nun leben mag, begreif' ich nicht.

Phylax.

Fürwahr, das Leben wird ihm sauer,
Mein Freund, dem armen Hüttenbauer,
Wenn schwitzend er im Feld sich müht,
Sich Reiser flicht, im Karren zieht;
Doch schafft er so mit Qual und Noth
Noch kaum für seine Kinder Brot.
Die Arbeit seiner harten Hände
Ist dieser Armen einz'ge Spende;
Und wird er krank, verliert den Herrn,
Dann schmeckt er erst des Unglücks Kern;
Ihm mangelt Muth, Gesundheit, Brot,
Er duldet Kälte, Hunger — Tod!
Doch, wie es kommt, zufried'ner Sinn
Ist selbst im Elend sein Gewinn;
Und mancher respectable Mann
Wuchs schon auf diese Art heran.

Cäsar.

Doch ach, wie sehr man euch verachtet,
Euch schilt und uns wir [illegible]

Die großen Herren ſchiert's wol nicht,
Ob man euch Hals und Beine bricht.
Sie geh'n vorbei dem armen Mann
So ſtolz, als käm' er nur ſie an.
Wie tief durchſchnitt es nicht mein Herz,
Sah ich am Zahlungstag mit Schmerz
Der armen Pächter bange Zahl
Vor dem Verwalter ſteh'n im Saal!
Wie er ſie anfuhr, Fluch auf Fluch,
Und donnernd auf die Tafel ſchlug.
Indeß ſie zitternd ſtehen mußten
Geſenkten Blicks, gleich Schuldbewußten!
Wer Gut beſitzt, der darf ſich freu'n,
Doch welch ein Unglück, arm zu ſein!

Phylax.

So elend iſt der Arme nicht,
Ob ihm das Nöthigſte gebricht.
Gewohnt, zu darben, zu entſagen,
Lernt' er ſein Loos mit Gleichmuth tragen.
Kehrt nicht das Glück ihm ganz den Rücken,
Wird ihn ſo leicht nichts niederdrücken;
Beugt ihn auch ſchwerer Arbeit Laſt,
Nur um ſo ſüßer ſchmeckt die Raſt.
Ihr Stolz und höchſte Freude ſind
Am trauten Herde Weib und Kind;
Sind ſie geſund, ſo ſind ſie reich,
Was käme dieſem Glücke gleich!
Und wenn ein Tränkchen, wohlgebraut,
Die Herzen auf in Frohſinn thaut,
Dann halten ſie wol lauten Rath
Und ſprechen über Kirch' und Staat,
Von Klerikei und Parlament,
Wobei oft hell [illegible] entbrennt.
Ob's bei dem alten Zoll wird bleiben
Und was die Leut' in London treiben.
Rückt dann das Gerſtenfeſt heran,
Dann geht des Landmanns Luſt erſt an;
Dann ſchart ſich jubelnd Groß und Klein
Zu einem muntern Feſtverein,
Und Lieb' und laute Luſt verjagen,
Wie Sturm den Nebel, Sorg' und Plagen
Und ſtürmt des Jahres letzter Tag
Mit Eis und Schnee ums Giebeldach,
Wie dann am Herd die Bowle glüht
Und labend ſüße Düfte ſprüht!
Das Glas gefüllt, die Pfeif' im Munde,
So ſitzt man fröhlich in der Runde;
Da ſcherzt man, ſtößt und lacht ſich aus,
Das junge Volk tobt durch das Haus;
Ja, Freud und Luſt herrſcht allgemein,
Ich ſelber helle ſchmetternd d'rein.
Was du erzählt, iſt leider wahr,
Wir ſeh'n es ſchon ſeit manchem Jahr,
Daß einem braven Ackersmann
Ein Schurke bitt'res Unglück ſpann,
Der, auf des Gutsherrn Gunſt verſeſſen,
Nicht aufgehört, ihr Blut zu preſſen,
Daß, wenn zum Parlament er zieht,
Und dort für Englands Wohl ſich müht —

Cäſar.

Halt ein, Freund Phylax, höre mich!
Für Englands Wohl? Da irrſt du dich!
Sag' lieber: Mit gebog'nem Rücken
Zu der Miniſter Wort zu nicken;
Am Spiel- und Zechtiſch ſich zu blah'n,
Ins Schauſpiel und auf Balle geh'n,
Ins Haag und nach Calais einmal
Zu ſegeln über den Kanal,
Um Luſt zu ſchöpfen; oder auch
Bon ton zu lernen, wie's der Brauch
Hat in Verſailles' üpp'ger Pracht
Er dann des Vaters Gut verbracht,
Dann hört er Spaniens Zithern klingen
Und lernt das Schwert im Tempo ſchwingen;
Jagt unter kühlem Myrtendach
In Welſchland ſüßer Liebe nach,
Und ſteigt auf ſchnee'gem Alpenpfade
Herab zu einem deutſchen Bade,
Von ſeiner Wallfahrt Luſt und Pein
In kühler Flut ſich zu befrei'n
Heißt das: Ums Land ſich Ruhm erwerben?
Nein, England und ſich ſelbſt verderben!

Phylax.

So treiben ſie's? Wer hätt's gedacht!
So müßen wir mit Zehnt und Pacht,
Drum ſie Jahr aus Jahr ein uns preſſen,
Nur üpp'ge Verſchwender mäſten?
O, flöhen ſie der Höfe Glanz,
Sich miſchend in des Dorfes Tanz,
Es ſtänd' um Gutsherrn, Knecht und Pächter
Bei Gott im ganzen Land nicht ſchlechter!
Denn Freund, ſolch lebensluſt'ger Wicht
Iſt oft im Grund ſo übel nicht.
Trotz Liebelei'n und Zechgelagen,
Fuchshetzen, Schweinsjagd, Kuchelnarrjagen,
Bleibt doch ein ſolcher Sauſewind
Stets ſeinen Leuten gutgeſinnt.
Doch ſage, Freund, die großen Leute
Sind keines Ungemaches Beute?
Sie leben glücklich, frei von Sorgen,
Vor Noth und Kummer gleich geborgen?

Cäſar.

O wärſt du nur an meinem Platz,
Du dächteſt anders wol, mein Schatz!
Es iſt wahr, ſie quälen ſich nicht todt
In Hitz' und Froſt ums liebe Brot;
Sie brauchen nicht in alten Tagen
Entbehrung noch und Noth zu tragen.
Doch iſt der Menſch, ob hochgelehrt,
Und weiſ' und klug, oft ſo bethört,
Daß, wenn zum Glück ihm nichts mehr fehlt,
Er Unglück ſich zu ſchaffen quält,
Sodaß vollkomm'nes Glück hienieden

Auch selbst dem Reichsten nicht beschieden.
Kehrt heim der Bauer mit dem Pflug,
Dünkt er am Herd sich reich genug;
Wie glücklich seh'n des Dorfes Mädchen
Nicht Abends auf vom Spinnerädchen!
Doch reiche Leute drückt die Plage
Der müß'gen Weile ganze Tage;
Sie seufzen, gähnen stundenlang,
Sind nicht gesund und sind nicht krank;
Dem Tag, in Unlust hingebracht,
Folgt ruhelos die öde Nacht;
Und all' ihr öffentlicher Glanz,
Ihr Prunk bei Festgelag und Tanz
Ist nur des Glückes äuß'rer Schein.
Sieh' Jedem nur ins Herz hinein!
Der Mann sucht reich sich zu bereiben
Und stürzt in wüstes Thun und Leiden;
Verschlemmt die Nacht beim Zechgelage
Und lebt nur halb am andern Tage.
Die Damen wandeln ohne Harm
Wie Schwestern zärtlich Arm in Arm;
Doch hörst du jede einzeln sprechen,
So möchten sie den Hals sich brechen.
Bald sitzen zu Gericht beim Thee
Sie ob des Nächsten Wohl und Weh';
Dann siehst du Nächte lang sie spielen,
Frech in des Nachbars Karten schielen;
Betrügen sich um Hab' und Gut,
Wie's nicht der frechste Gauner thut.
Ausnahmen gibt's, doch malt' ich eben
Dir treu der reichen Leute Leben.

* *

Verglüht war jetzt der Sonne Strahl
Und Dunkel sank auf Berg und Thal;
Die Abendglocke rief zur Ruh',
Die Heerde trieb dem Dorfe zu;
Sich schüttelnd sprangen Bide auf
Und wandten heimwärts ihren Lauf,
Gott dankend, daß er hier auf Erden
Sie Hunde ließ, nicht Menschen werden.

Haben wir so in Burns den praktischen Philosophen, den Mann von richtigem Blicke in das Wesen der Dinge um ihn her, den einfachen schottischen Landmann kennen lernen, der, weit entfernt, sich durch den Flitter eines vornehmen, glänzenden Lebens blenden, von seiner ländlichen Beschäftigung abziehen und vielleicht in den Strudel der Vergnügungen fortreißen zu lassen, was für ihn, den Mann von Geist und heftigen Empfindungen, leicht zu fürchten gewesen wäre, seine stille Dürftigkeit als das glücklichere Leben dem prunkvollen Leben der Städte vorzieht, haben wir ihn so als Denker und Weltbürger und somit als wahren Dichter schätzen und lieben lernen, so finden wir vielleicht später Gelegenheit, seine Bekanntschaft als heitern Erzähler unter Freunden, als Sänger der Liebe, des Weins und der Freundschaft zu machen.

Firdusi.

(Vergl. Bd. III, Nr. 23.)

Der Familienname des persischen Sängers Firdusi hieß Mansur. Er war um 940 bei Tus in Khorassan geboren und stammte aus einer Familie von Dihkans oder Grundbesitzern von nur geringem Vermögen. Nach langen Bemühungen verschaffte er sich die Pehlwi-Sammlung des Daniskwer und begann im 36. Jahre seine Arbeit. Proben seiner Dichtung, welche bekannt wurden, zogen die Aufmerksamkeit auf ihn. Dennoch blieb er bis in sein 58. Jahr ruhig in Tus, mit seinem Königsbuch beschäftigt.

Bald nach Mahmud's Regierungsantritt lockte ihn der Ruf des neuen Sultans, als eines Freundes der Dichtkunst, nach seiner Residenz Ghasna. Hier machte er die Bekanntschaft des Dichterkönigs Unsari auf eine originelle Weise. Nachdem er nämlich schon lange Zeit in Ghasna in dunkler Verborgenheit zugebracht hatte, ohne zu Unsari Zutritt erhalten zu können, gelang es ihm eines Tags durch List, sich in Unsari's Gesellschaft zu stehlen, bei welchem sich eben seine beiden Schüler Asdschedi und Ferruchi befanden. Sobald Unsari in Firdusi einen bäurisch gekleideten Mann erblickte, rief er ihm scherzend zu: Bruder, in der Gesellschaft der Dichter haben nur Dichter Zutritt! Firdusi entgegnete: Auch ich bin ein Dichter! Sogleich sagte Unsari aus dem Stegreif folgenden Vers:

Die deine Wange ist der Mond nicht hell und schön.

Asdschedi fuhr fort:

Im Narcissenbeet die Aeuglein nicht so lieblich steh'n.

Ferruchi setzte hinzu:

Der Wimpern Pfeile durch die stärksten Panzer geh'n.

Da fiel Firduſi auf der Stelle ein:

Wie Pfeile Kin's am Tag des Kampfes von Peschen.

Dieser glückliche Reim wurde mit um so größerm Beifall aufgenommen, als er eine genaue Kenntniß in der alten persischen Geschichte voraussetzte.

Nun theilte Anſſari die soeben von Firduſi vollendete Episode von Rostem und Isfendiar dem Sultan mit. Dieser, darüber hocherfreut, führte den Dichter in die Versammlung der Dichter seines Hofs ein und legte ihm in einem Moment des Entzückens über seine Verse den Namen des Paradiesfischen (Firduſi) bei. Er überließ ihm dann alle von ihm gesammelten Materialien zur Geschichte von Iran und räumte ihm in der Nähe des Palastes eine Wohnung ein, welche durch eine Thür mit den königlichen Gärten in Verbindung stand. Dieselbe war mit Bildern der Könige und Helden Irans und Turans, mit Rossen, Elefanten, Dromedaren und Tigern geschmückt. Sobald Firduſi einen Gesang vollendet hatte, las er ihn dem Sultan vor, und es scheint, daß die Recitation mit Gesang und Tanz begleitet wurde, wie dies auf den Gemälden, womit alte Manuscripte des Schahname geschmückt sind, dargestellt ist.

Mahmud gab seinem Vezier Hassan Maimendi den Auftrag, an Firduſi für jedes Tausend von Doppelversen sogleich nach dessen Vollendung tausend Goldstücke auszuzahlen, aber der Dichter sprach den Wunsch aus, erst bei der Beendigung seines Werks die ganze Summe auf einmal zu erhalten, um auf seinem Grundstücke in Tus einen Kanaldamm bauen zu können, dessen Einrichtung er von Jugend auf gewünscht hatte.

Unterdessen erregte seine bevorzugte Stellung den Neid der Höflinge, welche den Umstand, daß er der dem Sultan verhaßten Religionssekte der Schiiten oder Hetorodoxen angehörte, benutzten, um ihm Verdruß zu bereiten.

Nach zwölfjährigem, durch gehäufte Widerwärtigkeiten verbitterten Aufenthalte am Hofe zu Ghasna vollendete Firduſi im 71. Lebensjahre (1011) sein Gedicht und überreichte es dem Sultan. 35 Jahre hatte er an den nahe an 60,000 Doppelversen gearbeitet. Firduſi befand sich eben im Bade, als ihm im Namen des Sultans statt der verheißenen 60,000 Goldstücke nur eben so viele Silbermünzen überbracht wurden. Empört über die Verkürzung des ihm verheißenen Lohns, vertheilte er die ganze Summe sogleich an den Ueberbringer, den Badewärter und einen Schenkwirth, bei welchem er ein Glas Bier (Fukaa) getrunken hatte, und ließ dem Sultan sagen, daß er nicht des Geldes wegen sein Werk geschrieben habe. Hierdurch wurde Mahmud so aufgebracht, daß er in der ersten Wuth dem Dichter drohte, ihn unter die Füße seiner Elefanten werfen zu lassen. Der Befehl kam zwar nicht zur Ausführung, aber Firduſi hielt es für besser, Ghasna zu verlassen, nachdem er noch eine Satire gegen den Sultan gedichtet hatte, worin folgende Stelle vorkam: „O Sultan, ich habe dir eine Huldigung dargebracht, welche die Erinnerung ist, die du in der Welt zurücklassen wirst! Die Gebäude der Menschen sinken in Trümmer nur der Gewalt des Sonnenbrandes und Regens, aber ich habe in meinem Gedicht einen unermeßlichen Bau aufgeführt, dem Regen und Wind nicht schaden können. Die Jahrhunderte werden über dieses Buch dahingehen und jeder Gebildete wird es lesen. Ich habe Persien durch dieses persische Werk wieder aufleben lassen. Nachdem ich aber dreißig Jahre gearbeitet hatte, hoffend, der Schah werde mich gegen die Noth des Lebens sichern und mein Haupt unter die Großen erhöhen, da öffnete er seinen Schatz und gab mir zur Belohnung ein Glas Bier." Firduſi ließ diese Satire den Händen eines Freundes mit dem Auftrage, sie dem Sultan nach zwanzig Tagen einzuhändigen, und entwich in der Kleidung eines Derwisches aus Ghasna. Mahmud gerieth über die Verse in heftige Wuth und sandte Boten aus, um den Flüchtling zurückzubringen, welcher aber nicht mehr einzuholen war.

Firduſi begab ſich zuerſt nach Maſenderan, dann nach Bagdad, wo, ihm von dem Khalifen Kader Billah ein ausgezeichneter Empfang zutheil wurde, hierauf nach Kuhiſtan, deſſen Statthalter, Naſir Leck, ihm viele Freundſchaft erwies. Er kehrte gegen Ende ſeines Lebens in ſeine Vaterſtadt Tus zurück. Als er dort eines Tags durch den Bazar ging, hörte er ein Kind einen Vers aus ſeiner berühmt gewordenen Satire gegen den Schah ſingen, der ihm plötzlich den Urſprung ſeines Unglücks ſo ſtark ins Gedächtniß brachte, daß er in Ohnmacht ſank. Er wurde nach Hauſe getragen und ſtarb 1020 n. Chr.

Man beſtattete ihn in einem Garten. Der oberſte Scheich oder Geiſtliche von Tus weigerte ſich aus religiöſen Scrupeln, an ſeinem Grabe die üblichen Gebete zu verrichten, weil er die Feueranbeter verherrlicht habe; aber in der folgenden Nacht träumte demſelben, er ſehe Firduſi im Paradieſe, mit einem grünen Gewande bekleidet, eine Krone von Smaragden auf dem Haupte. Auf ſeine Frage, aus welchem Grunde ein Irrgläubiger ſo erhöht worden ſei, gab der Paradieſeswächter Rizwan die Antwort: Zur Belohnung für folgende Verſe zum Lobe Gottes:

Das Höchſte in der Welt, das Liebſte biſt du;
Ich weiß nicht, was du biſt; was iſt, das biſt du.

Erwacht eilte der Scheich ſogleich zu dem Grabe und verrichtete die verſäumte Ceremonie.

Inzwiſchen hatte Mahmud einen Feldzug nach Indien unternommen. Als er eben einen Brief an den König von Delhi geſchrieben, wandte er ſich an ſeinen Vezier Haſſan Maimendi mit der Frage, was zu thun ſei, wenn die Antwort nicht ſeinem Wunſche gemäß ausfalle. Der Vezier antwortete mit den Verſen aus dem „Schahnâme" des Firduſi:

Wird Antwort wider Wunſch dir zu Theile,
Alsdann, laß dann Schlachtfeld und Keule!

Mahmud erinnerte ſich an Firduſi und fragte, wie es ihm gehe. Der Vezier ſagte, daß er alt und verborgen in ſeiner Vaterſtadt Tus lebe.

Mahmud ließ zwölf Pferde mit Indigo beladen, und ſandte ſie als ein Geſchenk für Firduſi. Aber als die Karavane bei einem Thor der Stadt einzog, ging bei dem andern Firduſi's Leichenzug heraus. Die Tochter des Verſtorbenen, welcher nun die Schätze angeboten wurden, wies dieſelben mit den Worten zurück, ſie bedürfe die Reichthümer des Sultans nicht. Auf den Vorſchlag einer Schweſter des Firduſi wurde die Summe zur Ausführung jenes Kanalbaus benutzt, der ihrem Bruder ſo ſehr am Herzen gelegen hatte.

So entſtand das große und weltberühmte perſiſche Königsbuch oder „Schahnâme", über welches gelegentlich ein andermal.

Ein Blick in das Innere der Literatur.

In einer neuen franzöſiſchen Zeitſchrift, der auch in ihrer Berückſichtigung deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt ſehr umſichtig redigirten „Revue contemporaine", befinden ſich „Erinnerungen an Balzac", aus der Feder Léon Gozlan's. Er erzählt uns, daß am Tage, wo Victor Hugo's „Burgraves" im Théâtre français durchfielen, auch Balzac unter den ſchadenfrohen Lachern ſich befand. Bald darauf ſollte „Vautrin" aus Balzac's Feder ganz Paris erobern. Die Porte St.-Martin war gewonnen, ebenſo Frédéric Lemaitre, der Bewunderte, viel Gefeierte, der erſte Held und Liebhaber der Porte St.-Martin. Balzac, deſſen erſter Gedanke immer das Geld und der zweite erſt die Idee war, rief aus: Ich gewinne wenigſtens hundertfunfzig Vorſtellungen, jede zu fünftauſend Francs, das macht 750,000 Francs, ich ſage ſiebenmalhundertfunfzigtauſend Francs, zwölf auf das hundert für das Autorrecht, das iſt mehr als 80,000 Francs, auf die ich allein trinken kann. Nun rede ich nicht einmal von den Billeten der erſten Vorſtellung, die Porcher, der

Director, mir überlassen muß. Ich spreche nicht von dem Druck, der auf meine Rechnung verkauft wird zu zehntausend Exemplaren, mindestens zu drei Francs das Exemplar, das ist noch ein „Ring am Finger" zu 30,000 Francs. Ich spreche nicht... Kurz, Balzac träumte so fort von seinen „Chateaux en Espagne" und diese stiegen riesig in die Luft, bevor Balzac noch die dramatische Idee gefunden hatte. Noch war sein Plan im Kopfe nicht reif und schon flossen ihm Tausende. Henry Mounier sagte zu ihm: „Avance-moi cent sous sur l'affaire."

Balzac versuchte erst einen „Mitarbeiter" zu gewinnen, der ihn unterstützte. Gozlan erzählt sehr komische Züge von einem jungen Schriftsteller, den Balzac zu diesem Zweck engagirte und auf seinem Landsitze Jardies bekleidete und verköstigte. Der junge Mann bewohnte mit Balzac einen kleinen Pavillon, aß Fische und Braten, Gélatines und Consommés in Menge, um seine dichterische Productivkraft zu steigern, trank Weine aller Art, die feinsten und stärksten, um den Geist zu erwecken, rauchte keine Cigarren, die Nebel verbreiten konnten über die Klarheit des Gehirns und den Magen bekanntlich nur schwächen. Alles, was störend war, wurde vermieden, Alles, was fördernd, wurde geboten, zu allem Guten noch die schönste, frischeste Landluft, Quellwasser und Vogelgesang aus der ersten Hand. Aber leider hatte Balzac die unselige Gewohnheit, nur Nachts zu arbeiten. Wenn nun, nach den Wonnen der Abendtafel, früh müde von der zehrenden Landluft, der Mitarbeiter sich in die Arme des Schlummergottes warf, so klingelte nach einer Stunde der unerbittliche Gründer der geistigen Fechterschule und weckte sein gemästetes Opfer, das, eingedenk, zu welchem Zwecke man es fütterte, augenblicklich sich anschickte, zu erscheinen. Mit eiliger und ungeordneter Toilette, schläfrigen Auges trat der furchtsame Ideensklave ein. Balzac, bleich von durchwachter Nacht, bleich von dem Scheine der Wachskerzen — nicht der elegante Balzac des Salons — rief ihm zu: Haben Sie gefunden, was wir brauchen, Lassy? Und der müde, mit dem Traum noch kämpfende Lassy erwiderte: Es muß sich finden, es wird sich finden! Beeilen wir uns, fuhr Balzac fort, die Porte St.-Martin wartet! Eilen wir! Havel schrieb mir noch gestern und Frédéric Lemaître noch vorgestern — „Ah, Sie sahen Frédéric Lemaître!" „Ja, er ist unser! Er hungert, er dürstet nach einem Drama, das ganz Paris in Aufregung bringt. Welches wird das Drama sein? Haben Sie eine Idee?" Lassy hatte keine Idee, verließ Jardies und Balzac war gezwungen, selbst zu arbeiten.

Balzac schrieb „Vautrin". Endlich nahte der große Tag, der den „Vautrin" an die Lampen bringen sollte. Man las den tollsten Komödienzettel von der Welt. Die Crème der Gesellschaft untermischt mit allerlei spitzbübischem Gelichter. Wie hatte der Autor diese Elemente vereinigen oder nur zusammenbringen können, wie war der dramatische Knoten geschlungen und wie gelöst?... Die Journalisten saßen mit gespannten Gesichtern und gespitzten Federn. Ein überfülltes Haus. Die drei ersten Acte vergingen ohne Krisen, die Stimmung war ruhig, gemäßigt; man beachtete einander, man wartete, man berechnete, ob man aufeinander rechnen könne. Das Mißwollen unterbrach fragend, der Enthusiasmus antwortete nicht, — das Mißwollen nahm überhand — endlich brach es los am Ende des vierten Acts, als der Darsteller Frédéric Lemaître erschien in dem barocken Costüme des mexicanischen Generals Cruſtamente, mit einer rothen Schärpe, einem Hut mit Paradiesvogelfedern, einem transatlantischen Accent. Die Schreier übertäubten die Stimmen der Schauspieler, die Schauspieler schwankten und endlich war Alles verloren. Zwar hielt Frédéric Lemaître in der edelsten Weise Stand, er war gewandt, glücklich im Erfolg, zuletzt erhaben groß — das Publicum hatte aber keine Würde mehr, keine Ruhe, keine Achtung. Jede Lage war nur noch eine Mündung des großen Vulkans von Schadenfreude, die man gegen den Genius, wenn ihm etwas mißlingt, immer bereit hat. Jules Janin schrieb über den Abend: „Können wir unsern Ohren und Augen

trauen? Iſt Balzac, der große, der berühmte Balzac der Verfaſſer jenes ſchrecklichen Trauerſpiels, jenes Werks der Verzweiflung, dem Alles mangelt, Geiſt, Stil, Sprache, Schliff, Erfindung und der ganz gemeine Menſchenverſtand? Balzac, einer unſerer größten Schöngeiſter! Wo ſoll man anfangen, wo enden in der Kritik? Was iſt wahr? Was iſt falſch? Herr Allard, der Chef der Polizei, könnte hier allein der Richter ſein über dieſes Pandämonium aller ſchlechten Leidenſchaften; die geheimen Wunden der Geſellſchaft, das Verbrechen gemiſcht mit dem Vergnügen — ſchlechter Wein in groben Bechern ſervirt, das iſt der Anfang. „Der zweite Theil iſt eine Welt, eine große Welt, die Balzac entdeckte. Er iſt darin der Erfinder, der Architekt, der Tapezierer, die Modehändlerin, der Sprachmeiſter, die Kammerfrau, der Parfümeriehändler, der Friſeur, der Meiſter auf dem Piano und der Arbeiter. Er macht dieſe Welt zu Dem, was ſie iſt. Er beugt dieſe Helden und Heldinnen unter ein Joch, er verkauft ihre Pferde auf Credit, die Juwelen, die Kleider aller Schwiegerſöhne ohne Magen, ohne Geld und Herz. Er erfand dieſe blaſſe Farbe der Geſellſchaft, die all' ſeine Helden kenntlich macht. Er arrangirte in ſeinem fruchtbaren Hirn all' dieſe anbetungswürdigen Verbrechen, dieſe liebenswürdigen Verrätereien; die Sprache, die man Jargon nennen kann, die jene Welt redet, iſt eine Art Zigeunerſprache, wieder aufgefunden durch Herrn von Balzac. Dieſer traurige Abend gehörte jenem Dichter, der noch heute in London und Petersburg als der Repräſentant gilt der Sitten und Gebräuche Frankreichs im 19. Jahrhundert!“

Am folgenden Morgen beſuchte Gozlan den Dichter. Er war in der Nacht nach ſeinem Landſitz entflohen. Er fand ihn in Jardies in ſeinem Garten unter einem Nußbaum, Nüſſe knackend. Er reichte ihm lächelnd eine Nuß entgegen, ſprach nichts von dem Abend, ſondern phantaſirte über ſeine Idee, in Jardies allerlei nutzenbringende Verbeſſerungen zu verſuchen. „Sehen Sie“, ſagte er: „an jenem Geländer werde ich Malagatrauben ziehen, das Terrain iſt heiß, dürr und fruchtbar; das gibt eine Revenue von 12,000 Francs jährlich, dann verdiene ich an einer verbeſſerten Gemüſezucht 18,000 Francs.“ Kurz, mit dem ihm eigenen liebenswürdigen Humor rechnete er ſchon wieder. Er war blaß, ſeine Hand fühlte ſich fiebernd an, doch bekämpfte er ſich. Auch als ein Bote aus der Stadt kam und ein Reſcript des Miniſters brachte, das die fernern Aufführungen des „Vautrin“ unterſagte, lächelte er nur und zeigte mir die Stelle, wo er Malagareben pflanzen wollte.

Als Gozlan von ihm ſchied, ſagte dieſer ihm wol: Adieu, Balzac! Sie ſind und bleiben Balzac! Allein auf dem Heimwege kam ihm doch der Gedanke an den Abend, wo auch Balzac ſo ausgelaſſen über das Fiasco der „Burgraves“ Victor Hugo's gelacht hatte.

Ch. v. M.

Anregungen.

Wohlauf nach Weſten!

Der Zug nach Weſten gilt merkwürdigerweiſe auch im Bau der Städte. In einer der Februarſitzungen der Franzöſiſchen Akademie kam dieſer Gegenſtand zur Sprache. Faßt man in den großen Städten die Vertheilung ihrer Bewohner ins Auge, ſo findet man faſt ohne Ausnahme, daß die wohlhabende Claſſe ſich vorzüglich gegen Weſten wendet und die entgegengeſetzte Seite den verſchiedenen Induſtrieen überläßt, als hätte ſie durch eine Art von Inſtinct die günſtigern Localitätsbedingungen geahnt, die auch bei großen Epidemieen mehr Sicherheit gewähren können. So hat ſich in Paris die reiche Claſſe beſtändig nach Weſten gewendet. Ein Gleiches hat in London und überhaupt in allen Städten Englands ſtattgefunden. In Wien, Berlin, Petersburg, in allen Hauptſtädten Europas wiederholt ſich die nämliche Thatſache, die Bewegung der Bevölkerung nach Weſten. Da findet man die Paläſte der Könige und die Wohnungen Aller, welche bei deren Wahl nur von der Annehmlichkeit und den Verhältniſſen größerer Geſundheit geleitet werden. In London iſt es zum Sprichwort geworden, daß die Reichgewordenen alle ins „Weſtend“ ziehen. Paris hatte eine Zeit, in der es von dieſer Regel ab-

zuweichen schien; zur Zeit des Baus der Bastille; des Thürmchenpalastes und des Paulhôtels erweiterte es sich in nordöstlicher Richtung, aber dies hatte einen sehr bestimmten, zwingenden Grund; diese Erweiterung geschah unter dem Einfluß der Furcht vor den Einfällen der Normannen, die mit ihren Schiffen die Seine hinauf bis nach Paris kamen und erst am Pont-au-change aufgehalten waren. Seit dem Bau des Louvre und seit der Regierung Heinrich's IV. ist die Ausdehnung von Paris wieder normal geworden und westlich gegangen.

Diese Eigenthümlichkeit der westlichen Erweiterung steigt ins höchste Alterthum hinauf; Junod, der französische Berichterstatter, konnte dies bei seinem Besuche Pompeji's und anderer alter Städte constatiren. Auch im Alterthum schon lagen die Kirchhöfe und das Elend im Osten der Städte. Wo sich einige Ausnahmen von dieser Regel finden, ist es immer leicht nachzuweisen, daß die westliche Entwickelung durch steile Hügel oder durch andere unübersteigliche Hindernisse und strategische Verhältnisse modificirt wurde.

Forscht man nach dem Grunde einer so allgemeinen Thatsache, so wird man allerdings den Zufall ausgeschlossen denken müssen, obwol die Möglichkeit vorhanden ist, daß die Bauenden selbst sich nicht immer Rechenschaft von ihrem Verfahren geben konnten und auch ohne deutliches Wissen dem zwingenden physikalischen Momente folgten. Der Grund knüpft sich an den atmosphärischen Druck. Sobald sich die Barometersäule erhebt, verschwinden der Rauch und die schädlichen Ausdünstungen rasch in der Luft. Im entgegengesetzten Falle bleiben Rauch und Dünste näher am Boden, in den Zimmern u. s. w. Alle Welt weiß, daß der Wind, welcher die Quecksilbersäule im Barometer am meisten steigen macht, der Ostwind ist, und der sie am meisten fallen macht, der Westwind. Weht letzterer, so hat er das Unangenehme, alle schädlichen Gase, die er in seinem Wege über den im Westen gelegenen Quartieren der Städte angetroffen, mit sich über die im Osten gelegenen Quartiere zu nehmen. Daraus folgt, daß die Bewohner des Ostheils einer Stadt nicht allein ihren eigenen Rauch und ihre schädlichen Ausdünstungen haben, sondern auch die ihnen vom Westwinde zugeführten des westlichen Theils. Sobald umgekehrt der Ostwind weht, reinigt er die Luft, indem er die Dünste sofort in die Höhe jagt und also den Westen nicht belästigt. Mithin sind die Bewohner der Westseite bei jedem Winde im Vortheil und erhalten eine reine Luft. Dazu kommt, daß die Westwinde den allen am öftersten regieren.

Aus diesen Thatsachen folgen interessante und beachtenswerthe Folgerungen der allgemeinen Diätetik oder Gesundheitslehre, die je nach Umständen ein Jeder gelegentlich mehr oder weniger beobachten zu können in den Fall kommen kann. Personen, welchen die Wahl ihrer Wohnung frei steht oder die eine zarte Gesundheit haben, ist anzurathen, sich im Westen der Städte niederzulassen. Alle Fabrikationen, welche schädliche Ausdünstungen mit sich bringen, sind ostwärts anzulegen. Dieselben Gründe müssen beim Erbauen von Wohnungen in der Stadt und selbst auf dem Lande bei der Localisirung der Küchen und aller Räume, aus denen sich schädliche Ausflüsse in die Zimmer verbreiten können, leitend sein.

Mit Recht scheint übrigens Elie de Beaumont noch aufmerksam gemacht zu haben, daß man unter den Ursachen der hier berührten Erscheinung bezüglich der städtischen Bauweise auch der Temperatur und dem hygrometrischen Verhalten der Luft Rechnung tragen müsse, die überhaupt während der West- und Südwestwinde wärmer und feuchter seien als während der Ost- und Nordostwinde. Eine Zeit, welche, und zwar mit Recht, auch ihren Comfort so scharf ins Auge faßt, wird auch in der gesundheitspolizeilichen Anwendung des Schiboleths unserer Tage: Wohlauf nach Westen! die einzig sichere Anleitung von den Fortschritten der Naturwissenschaften zu erwarten haben.

Zum Erwägen.

Wer die Menschenherzen mit dem Auge des Dichters betrachten will, stelle sie sich unter dem Bilde von offenen Essen vor. Unter wie viel tausend Formen wandert das einst aus dem Vollen genommene kräftige Metall krumm, rostig und abgenutzt in den Kasten des Gerümpelers zurück und von da in den Glühofen des ewigen Schmelzers!

* * *

Bekannt ist es, daß wir unsere guten Sterne in uns selbst tragen. Das Wesen der Liebe und der Freundschaft ist es, sie auch noch für Andere in uns tragen zu sollen.

* * *

Bei Schmerzen merken wir, daß wir Alle doch nur aus Einer Form gegossen sind. Zu Dem dagegen, was uns froh machen kann, kommen wir uns gegenseitig recht fremdartig vor.

* * *

Die größte Wonne der Weisheit soll darinnen bestehen, daß der Narr sich nicht darein findet.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 32. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Eine Frühlingsfahrt zu Hutten's Grabe.

II.

Wir hatten noch Zeit, bis nach Rüschlikon zu ſchlendern, dort gingen wir aufs Dampfſchiff. Es war Sonntag. Das Schiff war gepreßt voll. Die Züricher, die ihren Sonntag hinbringen wollten, bildeten den einen Theil, die „Rigifahrer" den andern, Pilger, die nach Einſiedeln wallfahrteten, den dritten Theil einer bunten Geſellſchaft.

Die Gegenſätze berühren ſich überall im Leben, aber ſelten ſo ſchroff als heute auf dem Dampfſchiffe. Die Rigifahrer und die Pilger von Einſiedeln gehören zu den äußerſten Spitzen des geſellſchaftlichen Lebens. Was die Hauptſtädte Europas an Seelenkrüppeln, an Herz- und Markkranken, an Semi- und Tutto-Laſſis aufzuweiſen haben, muß wenigſtens einmal im Leben nach dieſem Blocksberge der höchſten Geſellſchaft hinwandern. Die Blaſirtheit aller Salons gibt ſich hier alle Jahre Rendezvous und nur als Ausnahmen ziehen wol auch alltäglich ein paar deutſche Studenten mit, ein paar junge Engländer oder ein Mann, den die Kraft in die Welt treibt. Die Alpenluft auf dem Rigi iſt für die Meiſten nur eine vorübergehende Erfriſchung; das Kaltwaſſerbad für Viele ein letzter Verſuch, die Nerven wieder zu beleben. Es iſt Schade um den ſchönen Berg und die herrliche Ausſicht oben, daß man hier den blaſſen Geſichtern der Salons kaum ausweichen kann. Ich war einmal mit einem Freunde oben an einem ſchönen Herbſttage, wo wir faſt allein das Schauſpiel, das hier die Natur bietet, genießen konnten. Und erſt damals wurde mir ſeine ganze Größe klar, während ein andermal das Laufen und Rennen der Touriſten aus London und Paris, aus Berlin und Frankfurt nur die Neckteufel der Ironie und des Hohns wachrief.

Die Pilger, die nach Einſiedeln ziehen, machen einen ganz andern Eindruck. Der Herr Pfarrer, der Küſter und ein paar alte Weiber ſehen freilich auch danach aus, den neckenden Geiſt zu wecken. Aber ſie bildeten glücklicherweiſe die Minderzahl. Die Mehrzahl waren rüſtige, rothwangige, blitzaugige junge Bauernbirnen aus dem Schwarzwald. Sie ſchnatterten und kicherten untereinander und ſahen mit frohen, erſtaunten Augen über den See weg nach den ſchneebedeckten Alpen. Wie fromm ſie beteten, wenn's ans Beten ging, weiß ich nicht; aber daß für ſie die Pilgerfahrt ein ganz anderer Hochgenuß war

als für die meiſten Rigifahrer, das lag klar auf jedem artigen Geſichtchen. Ich habe ſonſt keinen Geſchmack an Pilgerfahrten. Dies heilige Flaniren iſt mir eigentlich zuwider. Aber wenn ich mir dieſe Bauerndirnen ſo anſah und mir dachte, daß ſie dem Kuhſtall, der Milchkammer, der Küche, der elenden Bauernhütte auf ein paar Wochen Lebewohl geſagt und jetzt immerhin ſingend und betend, doch mit den Augen die ſchöne, große Welt anſtaunend, das Herz voll Ruhe und Freude durch die herrliche Natur gezogen, dann überkam mich ihnen gegenüber ein frohes Mitgefühl und auch ein tiefes Mitleiden gegen die Rigireiſenden. Aber wer weiß, unter Beiden ſind doch Viele, die im Weſen dieſelbe Pilgerfahrt machen. In Einſiedeln und auf dem Rigi hoffen die Einen und die Andern, Jeder in ſeiner Art, Stärkung gegen die Leiden des Lebens zu finden. Mögt ihr alſo finden, was ihr ſucht, Friede, Ruhe, Verſöhnung, neues Leben, Abſolution für große und kleine Sünden!

Der Tag war ſo ſchön, die Natur ſo herrlich, der See glänzte, die Alpen ſtrahlten, die Sonne machte das ſchillernde Grün der Berge dampfen — das verſöhnt, und die Bauerndirne, die ſich hinausgetrieben fühlte, dem Rufe des Kirchenliedes in die Weite folgend, ſtand in meinem frohen Herzen wie die glücklichere Schweſter neben der hohen Dame, die nach dem Rigi zog, um durch die friſche Luft der Alpen die Salonnebel aus der Seele wegwehen zu laſſen. Allen Glück zur Reiſe!

In Horgen verließen uns die Rigireiſenden. Die Pilger fuhren mit bis Richterſchweil, wo wir mit ihnen ausſtiegen. Sie zogen auf der Landſtraße weiter, während wir den erſten Feld- und Waldweg einſchlugen, um recht bald die nächſte Höhe zu erreichen; denn wir hatten unſer Tiſchchendeckdich bei uns und unſer Tiſchchendeckdich war die Botaniſirbüchſe. Unter dem erſten ſchönen Nußbaume auf einer Wieſenhöhe am Rande des Waldes ließen wir uns nieder. Die ganze Umgebung duftete wie in der heißen Mittagsſonne eines ſchönen Spätſommertags. Ueber uns feierten Bienen und Käfer in dem Baume ein Sommerfeſt. Da ſummte und ſauſte es. Ein paar prachtvolle Schmetterlinge flogen neckend zu- und voneinander wie ſcheue Liebende, die ſich ſuchen und zurückfahren, wenn ſie ſich gefunden haben. Unten zog das Dampfſchiff eine glänzende Furche durch den himmelblauen See und hier und dort trieb das Ruder einen Kahn über die ſtrahlende Waſſerfläche hinweg; ringsum ſpiegelten ſich friſchgrüne Berge und aus weiter Ferne ſahen die ſchneebedeckten Alpengreiſe dem lebendigen Treiben auf dem See zu.

Hier wollen wir Hütten bauen, ſagte ich ſcherzend. Nicht doch, hieß die Antwort, hier wollen wir nur alle Jahre ein paar mal unter einem Baume ruhen, ohne Hütten, denn mit der Hütte zöge doch auch die Proſa des Alltagslebens hier ein.

Nachdem wir eine Weile uns all' des Schönen gefreut, hieß es: Tiſchchen deck' dich! Die Botaniſirbüchſe öffnete ſich und enthüllte ein geſundes Stück Braten, Butter, Brot, Käſe, friſche Pflaumen und eine Flaſche guten Weins, der in einem nahen Felſenquell abgekühlt wurde. Frauchen, das iſt auch Proſa! ſagte ich ſcherzend. Nicht doch, Ambroſia und Nektar wie im Olymp!

Es war ein Göttermahl. Und die Pflaumen waren ſo ſaftig, daß ſehr bald die Wespen von allen Seiten hinzuflogen und mit uns theilen wollten. Die Sache wurde zuletzt faſt gefährlich; wir mußten uns entſchließen, einen Theil unſerer Früchte zu opfern und hier und dort ein paar Schritte von uns den ſcharf gewaffneten Walddieben eine Pflaume preiszugeben. Wir thaten's gern; es war zu ſchön, zu ſonnenfeſttäglich hier, um ſelbſt gegen eine Wespe böſe zu werden. Endlich war es Zeit, aufzubrechen, wenn wir noch über die Ufenau nach Rapperſchweil zum letzten Dampfſchiff wollten. Unſer Weg führte noch eine Weile am Rande des Waldes bergauf, bis wir die Höhe erreichten. Dort fanden wir noch einmal die herrlichſte Ausſicht auf Richterſchweil, das zu unſern Füßen lag und mit ſeinen weißen, blanken Häuſern und Häuschen in der Sonne glänzte.

Wir ſahen, wie aus der Vogelperſpective, in den Straßen unten die Menſchen freudig hin- und herziehen. Freudig? Wer weiß, es mochten auch Betrübte unter ihnen ſein, wir aber ſahen ſie mit freudevollem Herzen, mit frohen Augen. Das war die Sonne, die ſie für uns beleuchtete.

Das Inſelchen dort unten wäre vielleicht doch gemacht zum Hüttenbauen? Kaum eine Viertelſtunde von Richterſchweil, kaum ſchußweit vom Ufer liegt ein Inſelchen, nicht größer wie der beſcheidene Garten hinter unſerm älterlichen Hauſe daheim. Eine wuchtige Trauerweide, eine breite Platane und drei ſtolze Pappeln ſtehen hier im grünen Graſe und beſchatten ein Tempelchen und ein Badehäuschen. Das Alles iſt ganz ſicher das Eigenthum irgend einer kleinen Seenkönigin. Was da für Freude herrſchen mag, wenn dieſe Nacht mit ihrem Schwanengefolge hierher kommt und das Federnkleid ablegt? Wer einmal dabei ſein könnte!.. Kaum funfzig Schritte hinter uns kam die Landſtraße aus dem Walde und neigte dem Thale zu. An einem ſchönen Tage meide ich gern alle Landſtraßen, aber es war klug, ſie einzuſchlagen, weil wir nicht viel Zeit mehr zu verlieren hatten. Als wir eine Weile auf ihr weitergezogen waren, begegneten wir abermals einem Trupp Schwaben, die von Einſiedeln zurückkamen. Alles alte Weiber und Armeſündergeſichter, nicht ein frohes Auge wie unter den jungen Mädchen auf dem Dampfboot. Es waren die rechten, echten Pilgerbettler und Wallfahrtsbummler. Zum zweiten male waren wir auf den Weg nach Einſiedeln und unter die Wallfahrer gerathen. Und doch wollten wir zu Hutten's Grabe [illegible] lag wol etwas von dem Zauber über uns, der auch den armen Hutten in das Bereich der Mönche von Einſiedeln trieb, als ihn des Lebens Laſt und Mühe erdrücken wollte.

In — ich habe den Namen vergeſſen — lenkten wir wieder dem See zu und gelangten endlich auf einem ſteilen Wege, neben einem Bächlein, das in vielen Waſſerfällen dem See zuſtrömte, zu deſſen Ufern. Wir hatten darauf gerechnet, hier überall Kähne zu finden, die uns zur Ufenau bringen würden. Aber wir mußten eine Stunde weit gehen, ehe wir einen ſolchen erlangten. Es iſt das nicht Zufall. Wir waren im Canton Schwyz und die guten Schwyzer ſind, obgleich die nächſten Nachbarn der Züricher, doch himmelweit von dieſen verſchieden. Ja „himmelweit" iſt das rechte Wort, denn „ihr Reich iſt nicht von dieſer Welt". Sie ſind gute Katholiken und ſchlechte Wirthſchafter. Induſtrie und Wohlſtand reichen mit ſeltenen Ausnahmen bis an die Grenze der katholiſchen Cantone und nicht weiter. Es iſt wunderbar, aber es iſt ſo.

Heute aber hatten wir nicht Luſt, darüber nachzugrübeln; wir waren froh, einen Kahn zu finden und freuten uns ohne alle Rückgedanken der herrlichen kleinen Seefahrt. Weißt du, was es heißt, an einem ſchönen, klaren, duftenden Frühlingstage in einem Kahne den ſtillen See zu durchfurchen? Die regelmäßigen Ruderſchläge wiegen den Kahn vorwärts; hier und dort ziehſt du über Schilffelder weg, die mit ihren grünen Köpfchen über die Waſſerfläche hinaufreichen und geheimnißvolle Geſchichten von Unten erzählen. Von allen Ufern ringsum begrüßen dich grüne Wälder, ſtille Hütten, frohe Sommerwohnungen, ferne Berge und die grauen Alpen. Die heißen Sonnenſtrahlen tauchen in das kühle Waſſer hinab und die linden Lüfte ſtreicheln dir die glühende Wange. Dort in dem klaren Waſſer ſpielen zwei Fiſchlein und hüpfen heraus, in der warmen Luft ſich badend. Wahrhaftig, auch ſie ſingen:

Im See allein,
So ganz allein,
Allein, zu Zwei'n!
Die Sonnenſtrahlen hinauf uns laben,
Dort wo die friſchen Winde weh'n.
Die laue Luft, ſie ruft zum Baden,
Zum Flug hinaus in duftende Höh'n.

Laß, Schätzchen, den kecken Sprung uns wagen,
In fremden Sphären das Herz zu erquicken.
Im See allein,
So ganz allein,
Allein, zu Zwei'n!
Mein Liebchen, ich höre dein Herzchen schlagen,
Komm her und laß an das meine dich drücken!

Allein! Allein! So ganz allein! So klingt es durch das trostlose Leben Hutten's hindurch. Die Sehnsucht nach dem Höchsten trieb ihn; der Ruhm, der Welt und der Menschheit sein Leben, sein ganzes Können und Vermögen zu opfern, ließ ihn sich selbst vergessen; dennoch spricht er den Gedanken mehr als ein mal in seiner glühenden Weise aus, daß auch er sich berufen fühle, ein Weib glücklich zu machen, daß auch er von dem Geschicke das Weib zu fodern habe, das zu seiner Beglückung geboren. Aber der Sturmwind der Leidenschaften, der schönsten, edelsten — oft auch der häßlichen, — erfaßte ihn und ließ ihn nicht wieder los.

Aus dieser schönen Insel hier, die wie zum Paradiese für Glückliche geschaffen, machte er sein Todtenbett. Die Ufenau ist eins der herrlichsten Pünktchen der Erde. Die Insel ist nicht größer wie der Park eines Lords mittlern Reichthums. In einer Viertelstunde kann man sie umlaufen. Am äußersten Ende der Insel, auf einer kleinen Erhöhung liegt ein Haus, aus dessen schutzlosen, verfallenen Fenstern sich der Blick zu den glarner und appenzeller Alpen erhebt und rings vor und neben demselben auf die herrlichen Ufer des obern Zürchersees hinabsenkt. Die Brücke von Rapperschweil überspannt hier den See von einem Ufer zum andern in einer Breite von einer halben Stunde und Rapperschweil liegt terrassenartig mit seinen dunkeln, grauen Häusern, der Gegensatz gegen die kokette Reinlichkeit des Unterseeufers bildend, an einen Hügel vor den Bergen angelehnt.

Hier wohnte der Freund Zwingli's, Johannes Schneck, Pfarreiverwalter und Conventual des Klosters Einsiedeln, ein frommer Samariter, der Seelsorger und zugleich der Arzt seiner Heerde, dessen Pflege Zwingli den todeskranken, todtgehetzten Hutten anvertraute. Hier hauchte Hutten seine Seele aus. Dort auf jenem Friedhofe, unten neben der Kirche, liegt er begraben. Die Freunde Hutten's ließen ihm kaum zwanzig Jahre nach seinem Tode einen Grabstein setzen, auf dem die Inschrift:

Hic eques auratus jacet, oratorque disertus,
Huttenus, vates carmine et ense potens.

Der Gedenkstein, der den des Liedes und des Schwertes „gleich mächtigen" Ritter verewigen sollte, ist verschwunden, und Niemand — wenn nicht die geheimen Archive der Mönche von Einsiedeln — weiß die Stelle, wo die Gebeine eines der größten Geister ruhen. Wenn die Mönche von Einsiedeln den Grabstein wegnahmen, um die Spur Hutten's von dem Boden ihrer Insel zu verwischen, so haben sie, wie so oft, nicht gewußt, was sie thaten; denn jetzt ist die ganze Insel Hutten's Denkmal; und ein schöneres als so eine Insel mitten im klaren See, zwischen blühenden Ufern, von Alpen und Gletschern umkränzt, gibt es nicht. Ein Denkmal wie die Ufenau, wie die Insel St.-Helena, lasse ich mir gefallen. Die ganze Ufenau hat auch vollkommen den Charakter eines herrlichen Friedhofs; Alles, was Menschenhand auf ihr gründete, scheint dem Ruin verfallen; die Kirche St.-Peter und -Paul, die älteste Baute und Kirche des Landes und zu Hutten's Zeiten die bedeutendste Pfarrkirche der ganzen Umgegend, steht nur noch in ihren vier Mauern da; eine Kapelle nebenan ist nur noch eine Ruine; auf dem Kirchhofe sind ein paar zerbrochene Kreuze; das Haus am Ende der Insel ist verödet, selbst der Pachthof sieht einer Ruine ähnlich. Die Natur aber wuchert hier in einer wunderbaren Ueppigkeit. Ein großer Theil der Insel wird alljährlich überschwemmt und bietet gerade deswegen im

Sommer eine Lebensfähigkeit, die, wie sonst nirgends, Blumen und Kräuter in den Wiesen zu der höchsten Fülle treibt.

Es war ein heißer Nachmittag. Kein Mensch schien diese Todteninsel zu bewohnen; nur dort unten stand eine Kuh bis an den Bauch im Grase. Die Luft lag duftend, schwer und üppig auf der ganzen Insel; an die zerbrochenen Kreuze des Friedhofs schlangen sich Malven hinauf, mit denen der Seewind spielte; an der Mauer des Kirchhofs wucherte Epheu, daß von dem Gemäuer selbst nur hier und dort Spuren durchschimmerten; in der Kirche wehte kalter Modergeruch. Ja, so eine üppige, duftende, wuchernde und doch überall an Hinfall und Vergänglichkeit erinnernde Todteninsel — das ist ein Denkmal wie für Hutten geschaffen. Wer den tapfern Geist Hutten's liebt, der komme gelegentlich hierher, ruhe einen halben Tag hier aus, und die herrliche Natur hier in ihrer Großartigkeit, in ihrer Einfalt, mit dem Todtengedanken ihrer Ruinen, mit der Friedhofruhe der ganzen Insel, mit der Ewigkeitsbürgschaft dieser wunderbar üppigen Vegetation — werden ihn in eine Stimmung versetzen, wie das Andenken an Hutten sie verlangt. Hutten hat ein furchtbares Leben durchgerungen. Ueberall strebte er nach der vollsten Menschenfreiheit und überall stieß er an die engen Grenzen, die dem Menschen gesteckt sind. Wo er seine stolzen Gedanken zu verwirklichen hoffte, da trat das Geschick ihm entgegen, griff in seine Hoffnungen und zerriß sie wie die Fäden eines Spinnengewebes. Das Unglück Sickingen's hat auch Hutten niedergeworfen. Es war ein Fehlgriff, der in den überreizten Nerven Hutten's seine Ursache hatte, daß er, der Mann des Worts, all' seine Hoffnung auf ein Schwert setzte. Aber es lag ebenso in seinem Wesen, daß, als dies Schwert gebrochen zu seinen Füßen niederfiel, er selbst halbgebrochenen Herzens zu demselben hinsank.

Hutten's Streit mit Erasmus in Basel ist nicht schön. Erasmus selbst zeigt in demselben die häßliche Fratze des feigen Stolzes eines gelehrten Buchhelden; aber Hutten hätte, als der Professor in Basel nicht den Muth hatte, den verfolgten Reformator bei sich aufzunehmen, noch stolzer sein und schweigend an ihm vorübergehen sollen. Das würde auch den Erasmus selbst am härtesten getroffen haben. Anstatt dessen fühlt Hutten sich verletzt durch den feigen Stolz des Erasmus und überreizt, wie er in seiner Lage und bei seiner Krankheit war, vergaß er, daß er zu Höherm berufen, als seine verletzten persönlichen Gefühle zu rächen. Sein Kampf gegen Erasmus ist freilich wieder der Kampf des freien Menschen gegen den feigen Gelehrten, aber Hutten durfte nicht vergessen, daß Erasmus einst seiner Sache große Dienste geleistet hatte und daß eine persönliche Verletzung Hutten nicht zu einem Angriffe führen durfte, wenn dieser Angriff auch eine ganze Classe von deutschen Schulphilistern traf. Erasmus war nicht der Mann, den Hutten zu diesem Angriffe gegen die deutsche Gelehrtenfeigheit gewählt haben würde, wenn jener Hutten nicht persönlich verletzt hätte, und deswegen hatte er unrecht, sich ihm durch seine verletzten Gefühle aufdrängen zu lassen.

Aber Hutten war schon krank, nicht nur leibes-, sondern seelenkrank, als er diesen Angriff begann; er starb schon, ehe noch Erasmus den Schlag erwidert hatte. Es war gut; denn Hutten steht zu hoch, um ihn gern in solche kleine Händel verwickelt zu sehen, nachdem er in dem großen Weltkampfe zwischen Rom und Deutschland das Wort gesprochen hatte, das Fleisch werden und der Knechtschaft der Menschheit ein Ende machen sollte. Der Streit Hutten's gegen Erasmus erinnert an manchen Federkrieg Jean Jacques Rousseau's. Auch in ihren Charakter-, in ihren Geistesanlagen haben Beide Vieles miteinander gemein. Das Vagabundenleben, das Hutten, vom Geiste getrieben, Rousseau, von dem Zufall hinausgestoßen, eine Weile führten, zeigt auch ein verwandtes Geschick. Rousseau hat an Hutten gedacht, als er zu dem Entschlusse kam, sein Leben auf der Insel Petersklrchen im Bielersee beschließen zu wollen. Aber schon hierin, daß Rousseau an

Hutten gedacht, daß er stets dieses oder jenes Verdikt im Auge gehabt, sich stets des Gehorts bewußt war, den er hervorbringen wollte, unterscheidet er sich sehr wesentlich von Hutten, der, seiner innigsten Eingebung ohne alle Absicht, ohne alle Berechnung folgend, seinem Genius überall frei die Zügel schießen ließ. Hutten hat wahrlich das Verdienst, den ersten selbständigen Anstoß zu der Bewegung gegeben zu haben, mit der die Reformation ihre Reise um die Welt und durch alle Zeiten hin begann. Rousseau, der in einem vagen Gefühle der geistigen Wahlverwandtschaft wie Hutten auf einer Insel in einem Schweizersee enden wollte, wußte selbst nicht, wie sehr er der träge und schwache Nachklinglung Hutten's war.

Das „Ich hab's gewagt" Hutten's war nicht ein persönlicher Ausruf, sondern eine Losung für die ganze zukünftige Denkerwelt. Mit ihm sprengte er die Geisteskanten aller nachkommenden Geschlechter. Das Hochgefühl, sich selbst für seine Ueberzeugung zu opfern, steht höher als alles Menschliche, hebt über alles Irdische hinweg; es ist der Gottfunke, der in uns schlummert, der angeblasen uns durchglüht, gut brennt und verbrennt. Es ist die alte Geschichte, wo der Gott seine Geliebte durch seine Umarmung in Glut versetzt.

Nach dem Höchsten strebend ist der schwache Mensch oft gesprungen, das Höchste zu erjagen; Hutten zog durch die Welt mit dem Berufe, für die Menschheit zu kämpfen, und warf das stille Glück, das Jedem blüht, der es ernst sucht, rücksichtslos von sich. Die Sehnsuchtklänge nach einem Weibes schöner Liebe in Hutten's Leben sind herzzerreißend; aber die Liebe zur Menschheit muß oft auf die Liebe der Menschen verzichten. Wem der hohe Beruf geworden, der Welt im Geisteskampfe voranzuschreiten, der sei gefaßt auf die härtesten Schläge, der nehme getrost das Martyrthum mit in den Kauf. Du stolzer Mensch, der du zu den Göttern hinaufreichen und ihnen ihr himmlisches Feuer entreißen zu können dich berufen glaubst, siehst du nicht, wie du dem armen Insekt gleichst, das sein eigenes Ei durch seinen Tod befruchten muß? Beuge dein Haupt in Demuth, wenn dir auch der höchste Beruf von Gott und dem Geschicke aufgebürdet wurde, den, einen neuen Gedanken, einen neuen Gottesfunken in die Welt hineinzutragen; freue dich des Opfers des eigenen Ichs, des Opfers aller Ansprüche auf Erdenglück, mit denen du den hohen Beruf erkaufst.

Nicht einmal das Grab Hutten's konnte der Haß gegen ihn in Ruhe lassen; und doch knüpft sein Name an den Boden, der den Mönchen von Einsiedeln gehört, an die Insel, die, wie die Wiege seines großen Andenkens, zwischen Alpen und Gletschern auf dem herrlichen Krystallsee ruht.

Wir hatten Beide einen so vollen Tag gehabt, daß wir stillschweigend und gedankenruhend im Kahn saßen, der uns nach Rapperschweil brachte; es blieb uns keine Zeit mehr, uns in Rapperschweil umzusehen, denn fast zugleich mit uns langte auch das Dampfboot, das uns wieder nach Zürich zurückbringen sollte, an. Ich war aber auch erst vor vierzehn Tagen in Rapperschweil gewesen, hatte mir die Brücke, die wie ein Riesensteg 12 Fuß breit und 4500 Fuß lang auf 180 hölzernen Pfeilern ruht, die Grafenburg und die Kirche angesehen, auch dem Schützenhause und dem Kapuzinerkloster einen Besuch gemacht. Die Mönche haben hier einmal wieder eins der schönsten Stückchen Erde für sich in Beschlag genommen. Der terrassenartige Garten des Klosters reicht mit seinen Mauern bis an den See, aus jeder Laube dieses Gartens, aus jedem Fenster des Klosters hat man eine herrliche Aussicht. Die Mönche wissen auch, wo das beste Bier zu haben ist und wo der beste Wein wächst.

Und wer will mein Kamerade sein,
Der trinke aus, ich schenk' ihm ein!

Das Lied kam mir in den Sinn, als der Wirth zum — uns auf unser Anfragen, ob wir das Kloster sehen könnten, sagte, daß die Mönche gerne Gesellschaft empfingen, am liebsten solche, die ein gutes Glas Bier mit ihnen tränken. Ich kam aber nur bis in die

Vorhalle des Klosters. Da standen drei arme Teufel, zwei Handwerksgesellen und ein Kompagnon, an einer schmutzigen Schüssel und aßen gemeinschaftlich daraus eine Suppe. Nach einer Weile öffnete sich das Klosterpförtchen und ein wohlgenährter Kapuziner reichte den Armen jedem ein Stück Brot und grüßte uns freundlich. Mir war alle Lust vergangen, ins Kloster einzugehen... Es wird gebettelt, um Bettlern zu geben, das Volk gewöhnt sich auf die Art an den Gedanken des Bettelns nach oben und nach unten hin.

Seht nach Rapperschweil nur an, wenn ihr eben von den untern Ufern des Sees kommt. An diesen ist Alles frisch und rein; jedes Haus ist blank, man sieht und fühlt, daß hier Arbeiter wohnen, die nicht betteln, es nicht zu thun brauchen, es nicht können. Rapperschweil dagegen ist rußig, grau, verfallen in seiner ganzen äußern Erscheinung. Was kann ich dafür und was geht's mich an? Das Dampfboot fuhr am rechten Ufer des Sees hinab bis Zürich. Die herrlichen Dörfchen, die stattlichen Villen, die grünen Berge liefen an uns vorüber. Es war einer von jenen dunkelblauen Abenden, wie man sie mitunter in der Schweiz oder wenigstens am Zürchersee erlebt. Die glarner und appenzeller Gebirge im Hintergrunde lagen in einem sattblauen, durchsichtigen, von der Sonne erwärmten und durchglühten Dufte, der, je tiefer die Sonne herabtrat, desto feuriger wurde und zuletzt mit mattschillerndem Veilchenblau die Thäler der eisbedeckten Alpen übergoß. Je weiter der Hintergrund zurücktrat, desto duftiger wurde er zu einem großen Ganzen, vor das dann nach und nach andere, klarere Bilder in den Vordergrund rückten. Das rechte Ufer des Sees hat fast von halber Stunde zu halber Stunde einen andern, weit in den See hineingehenden Vorsprung, der gegen das Wasser und die Berge im Hintergrunde absticht. Auf diesen meist spitz auslaufenden Landzungen von Herlisberg, Küßnacht u. s. w. liegen zuletzt ein paar Häuser, ein halb Dutzend Bäume, die eine hohe Linde oder eine Pappel überragt, mitten in dem großen See-, Berg- und Alpenbilde —, ein Genrestückchen der beruhigendsten Art, das an die kleinen Freuden und Leiden des Lebens erinnert, zwischen der historischen Landschaft, die in ihrer Großartigkeit, ohne der Worte zu bedürfen, wie mit Donnerstimmen predigt... Immer dunkler wurde der Duft unten in den fernen Alpenthälern und auf dem See; immer heller und zuletzt im Sonnenabendroth strahlend die Gletscherwelt hoch oben am dunkelblauen Himmel.

Ich hätte viel zu erzählen, wenn ich Alles sagen wollte und sagen könnte, was sich in mir regte, als wir hier so stille an die Brustlehne des Schiffs angeschmiegt, den Blick in diese Schönheiten versenkt, saßen. „Wie schön!" — „Wunderbar!" das war die ganze Unterhaltung. Endlich... „Sieh' da, unser Nestchen!" flüsterte eine liebe Stimme, als in der Nähe von Zürich unser Haus an uns vorüberzog. Eine halbe Stunde später saßen wir auf dem Balcon und sahen den unterdeß aufgegangenen Mond auf den Wellen des strahlenden Sees sich wiegen. Da begann neben uns eine Männerstimme ein Lied, das in die stille Nacht hinaushallte:

Die ahnungsvolle Sternennacht
Ließ selten ruh'n das kranke Herz;
So manche hab' ich trüb' durchwacht
In tiefem, heißem Sehnsuchtschmerz.
Dann trieb's mich oft hinaus!
Hinaus! Hinaus!

Jetzt weiß ich, wohin es mich zog und trieb,
Jetzt weiß ich, was einst ich heiße zu finden!
Jetzt funkeln zwei Sterne nur mir zu Lieb',
Mir freudige, selige Lust zu verkünden.
Sonst trieb's in die Nacht mich hinaus,
Hinaus!
Jetzt zieht's und treibt's mich nach Haus!
Nach Haus! Nach Haus!

Waterloo.

Ein Besuch auf dem Schlachtfelde.

Was ist Ruhm? Was Macht? Was noch ein goldener Schimpf? Wie klein ganze christliche Heere sind gegen die Kraft, die gegen einen einzelnen Mann zu den Waffen ruft. Ein geschärftes Denkmal seiner sprechenden Größe kommt nimmermehr die Geschichte ihm errichten. Venturini.

Am 17. Juni, also dem mittlern Jahrestage der Riesenschlacht von Ligny-Waterloo, fuhren wir um 10 Uhr Morgens von Brüssel ab, um uns die Stätte zu besehen, auf welcher vor 39 Jahren das große Irrlicht des 19. Jahrhunderts noch ein mal hoch aufflackerte, um dann für immer zu erlöschen. Es war gut, daß wir diesen Tag und nicht wie wir zuerst beabsichtigten und ich es wünschte, den folgenden 18., das eigentliche Datum des Kampfs bei Waterloo, wie die Engländer, bei Belle Alliance, wie die Preußen, bei Mont St.-Jean, wie die Franzosen sagen, für unsere Grenzen wählten, denn am andern Morgen hatten „die Alliirten von der Katzbach" des alten Blücher (die Regenschauer) in solchen Massen vom Himmel, daß sie es vor 39 Jahren, als sie dem Feldmarschall jenes köstliche Wortwort entlockten, nicht schlimmer gemacht haben können und daß eben nur die eiserne Nothwendigkeit des Kriegs einen vernünftigen Menschen hätte bestimmen können, sein behagliches Quartier im Hôtel de Suede zu Brüssel zu verlassen. Am heutigen Tage blieb es dagegen, wenn auch trübe, doch trocken, und so eilten wir denn unangefochten von himmlischem wie irdischem Geschütz dem Kriegsschauplatze zu. Ungefähr eine halbe Stunde vor Waterloo kam uns ein Mann entgegen, der sich uns zum Führer über das Schlachtfeld anbot. Obgleich er mir aussah, als könnte er erst einige vierzig Jahre alt sein, bewies er uns doch alsbald mit einer ganzen Brieftasche voll gerichtlicher Atteste, daß er die Schlacht bei Waterloo als elfjähriger Lazarethwärter mitgemacht und eben zur Belohnung für damals geleistete Dienste von einer hohen Obrigkeit selbst den Fremden als Augenzeuge empfohlen werde. Ob unser Heldenknabe übrigens auf französischer oder englischer Seite das Geschick Europas an jenem Tage hatte abwägen helfen, weiß ich noch heute nicht, denn nach seiner Beschreibung hatte er während der Schlacht sowol dicht neben Wellington wie dicht neben Napoleon gestanden und sowol dem Wundarzte des blessirten Königs Jérôme wie den Lazarethärzten in dem mit Verwundeten vollgepfropften Waterloo assistirt: eine Vielseitigkeit, die seine Darstellung der verschiedenen Schlachtscenen an Ort und Stelle selbsterlebter und dadurch wenigstens doch gewiß in seinen eigenen Ohren, um so glaubwürdiger klingen ließ.

„Dies hier ist", so begann er, sobald er sich neben den Kutscher auf dem Bocke zurechtgesetzt hatte, „dies hier ist le bois de Soignes und dorthin liegt Frischermont, von wo aus die Preußen am 18. Juni 1815, Nachmittags 4½ Uhr, zuerst die Flanke und den Rücken der französischen Armee angriffen. Napoleon le Grand konnte und wollte es zuerst gar nicht begreifen, daß es die Preußen seien, die da anrückten, weil er sie vor zwei Tagen bei Ligny total geschlagen und dem Marschall Grouchy befohlen hatte, sie in den Rhein zu stürzen. Indeß war es doch le vieux Blucher. Mais l'empereur disait toujours: «C'est Grouchy!» C'est drôle, mais les grands hommes font aussi quelquefois des bêtises." Mit dieser für den großen Mann mit dem kleinen Hute wenig schmeichelhaften Bemerkung wandte sich unser kritischer Blousenmann achselzuckend von uns ab, seinem Nachbar, dem Pferdelenker zu, wahrscheinlich um zu sehen, welchen Eindruck diese seine großartige Behandlung großer Männer auf ein noch unverdorbenes Gemüth mache.

Jawohl ist es drôle, dachte ich, daß ein Jeder, der auf dem großen Welttheater eine Rolle spielt, so wenig vor den gewöhnlichen Komödianten voraushat, daß er es sich gefallen lassen muß, von den „Gründlingen im Parterre" und den hohen Herrschaften auf

der Galerie augenblicklich und vaharmherzig ausgepfiffen zu werden, sobald er nur ein einziges mal sein Stichwort vergäße und darüber aus seiner Rolle fällt. Napoleon that dies bei Waterloo allerdings insofern, als er sein Stichwort: „Es gibt keine Unmöglichkeit" — Impossible, c'est le mot d'un fou —, so völlig vergessen konnte, daß er wirklich mit der Hartnäckigkeit eines Thoren bei seinem Satze blieb: „L'armée prussienne est complètement battu, elle ne peut se rallier en trois jours." Der „süße Pöbel" hat denn auch nicht ermangelt, den großen Actenr für diesen seinen momentanen Gedächtnißfehler selbst noch lange nach seinem Abgange von der Bühne mit schadenfrohem Jubel zu verhöhnen, während dagegen die beiden in diesem Fall vielleicht competentischen Kunstrichter, der Eine ohne, der Andere mit Willen, seiner Auffassung und Behandlung der Situation im Allgemeinen und Ganzen volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Blücher spricht es nämlich in seiner bekannten Proclamation vom 19. Juni selbst aus, daß alle großen Feldherren von jeher der Meinung gewesen sind, man könne mit einer geschlagenen Armee nicht gleich darauf wieder eine Schlacht liefern; und Wellington gibt seinem genialen Gegner das für Beide gleich ehrenvolle Zeugniß: „Napoleon hat ganz seine Schuldigkeit gethan, denn er hat die Schlacht mit großer Einsicht, Ausdauer und Tapferkeit durchgefochten . . . Man muß den Sieg blos der unüberwindlichen Standhaftigkeit unserer Soldaten und der überlegenen Stärke zuschreiben."

Aus den gewöhnlichen Vorstellungen und Beurtheilungen der Schlacht bei Waterloo überhaupt kann man so recht ersehen, wie gern der Mensch große Begebenheiten verstümmelt, verkürzt und verdreht, nur um sie in der „Hahnengrube" seiner Phantasie in Scene setzen und aufführen zu können. Da muß Marschall Grouchy als Verräther, Cambronne als Declamator (la vieille garde meurt, mais elle ne se rend pas), und Bülow als Deus ex machina auftreten — und das Alles nur, damit die große Schicksalstragödie bühnengerecht wird, während doch in der Wirklichkeit Grouchy, wenn er sich auch am 17. und 18. große strategische Fehler zuschulden kommen ließ, doch noch bis zum 28. und bis zu den Thoren von Paris hin für seinen Kaiser dem Feinde Gefecht auf Gefecht lieferte (bei Wavre, Namur, Villers-Cotterets) und durch seine Ankunft in der Hauptstadt sicher den zum zweiten male wankenden Thron Napoleon's noch eine zeitlang aufrechterhalten haben würde, hätte nicht die etwas übereilte Abdication des an seinem Glücksstern verzweifelnden Cäsars Allem ein Ende gemacht, während doch in der Wirklichkeit Cambronne, laut seiner eigenen spätern Aussage, bei Waterloo etwas Anderes zu thun hatte als Phrasen zu drechseln, und nicht starb, sondern — sich ergab; während endlich in der Wirklichkeit nicht der auf Befehl Blücher's mit zwei Brigaden um 4½ Uhr Nachmittags aus dem Walde von Frischermont hervorbrechende Bülow von Dennewitz, sondern vielmehr der General von Ziethen der eigentliche Deus ex machina war, der die Schlacht entschied, als er ungefähr um 7 Uhr Abends mit dem Vortrab des ersten Armeecorps zwischen dem linken Flügel der Engländer und dem rechten Flügel der Preußen in die Schlachtlinie einrückte. Bülow hat zwar durch sein frühzeitiges Erscheinen den Schlachtplan Napoleon's von vorn herein verwirrt und durch die Erstürmung von Planchenoit den Rückzug der Franzosen zur wilden Flucht und dadurch die Schlacht bei Waterloo zu der vollendeten Entscheidungsschlacht gemacht, die sie geworden; aber die Schlacht an und für sich entschied Ziethen durch die Erstürmung des schon verlorenen Dorfs Pagelotte, indem er dadurch im Augenblicke der höchsten Gefahr, als die gewaltigen Angriffe der Kaisergarden das englische Centrum zu durchbrechen drohten, die gleichzeitig schon zerrissene Verbindung zwischen Blücher und Wellington wiederherstellte und so den jetzt sich zwischen drei Feuern befindenden rechten französischen Flügel zum Weichen brachte, worauf alsbald die Engländer von vorn, die Preußen auf der Flanke und im Rücken unter Trommelschlag im Sturmschritt sich auf den Feind stürzten und — tout est perdu, sauve qui peut! . . .

Das warm angeregte und theilweise meine Gedanken, während wir auf das Dorf Waterloo zu und in dasselbe einfuhren, welche Weltberühmtheit mit andern Berühmtheiten das unscheinbare Aeußere im höchsten Grade gemeinhat. Am auffallendsten erschien mir bei der ganzen Armseligkeit des Nestes dennoch die Armseligkeit des ersten Hotels. Hier, wohin in den ersten Friedensjahren nach dem Sturze Napoleon's die reichen Engländer wie die Muselmanen nach Mekka karawanenweise pilgerten, wohin noch jetzt fast täglich Fremde jeden Ranges und Standes kommen, hier hat sich wunderbarerweise noch kein speculativer Kopf gefunden, der benutzt gewesen wäre, einem „längst gefühlten dringenden Bedürfniß" in Bezug auf die höhere Gastronomie abzuhelfen. Das Wirthshaus von Waterloo will durchaus nicht viel Anderes besagen, als was in den norddeutschen Dörfern der „Krug" besagt, und nur die zur Schau und zum Kauf ausgelegten großen und kleinen Kugeln, verrosteten Säbel und Bayonnete und sonstiges altes Eisen läßt den Fremden merken, daß er sich hier nicht in einer gewöhnlichen Dorfkneipe, sondern in einem Tempel der Erinnerung befindet.

Nach einer kurzen Rast traten wir unsere Wanderung nach den Höhen von Mont-St.-Jean und nach dem daselbst liegenden Meierhof Hougoumont oder vielmehr dessen Ruinen an. Bekanntlich wurde die Schlacht durch den Angriff der Franzosen unter Jérôme auf diesen von britischen Garden und hannoverschen Jägern besetzten, ungefähr 1000 Schritt vor dem rechten Flügel des Centrums der Engländer befindlichen Meierhof (man kann es auch, und vielleicht mit mehr Recht, einen Edelhof oder ein Schloß nennen) eröffnet. Vielleicht zur Erinnerung daran wird Hougoumont oder Hougomont, wie Andere schreiben, absichtlich theilweise in dem ruinirten Zustande erhalten, in welchen es durch die damalige hartnäckige Vertheidigung versetzt worden ist. Selbst der Garten, dessen crénelirte Mauer den Vertheidigern treffliche Dienste leistete, liegt noch immer wild und uncultivirt da. Von 11 Uhr Morgens bis spät am Nachmittag wurde hier mit einer Erbitterung gestritten, die zuletzt fast in thierische Wuth ausartete, und erst als nach dem Verlust von La-Haye-Sainte und des Wäldchens von Hougoumont die ganze englische Schlachtlinie zurückwich, räumten die tapfern anglo-germanischen Vorposten die in Flammen auflodernde Ex-tempore-Festung. Ich brach mir von einem Ersenbaum einen Zweig zum Andenken, zwar nicht für mich, denn für mich haben dergleichen Souvenirs wenig oder gar keinen Werth, aber ich gedachte in diesem Augenblick eines alten, mir verwandten hannoverschen Hauptmanns außer Diensten, der mir vor Jahren einmal erzählte, wie er die Nacht vom 17. auf den 18. hier im Garten von Hougoumont, auf bedeutend feuchter Erde campirend, sich unfehlbar einen tödtlichen Schnupfen geholt haben würde, hätte nicht das Feuer der französischen Kanonen und die Hitze des feindlichen Angriffs am Morgen sehr schnell alle Erkältung bei ihm wieder vertrieben. Dem alten Herrn mochte ein Erlenzweig, ergrünt auf diesem mit seinem und seiner Kameraden Blut gedüngten Boden, willkommen sein.

Als wir, den Garten verlassend, durch das daran stoßende Wäldchen gingen, blieb unser Führer plötzlich stehen, mit einem Anflug von Sentimentalität bemerkend: „Hier wurde der König Jérôme blessirt und dort (er zeigte in das freie Feld hinaus) vergoß er Thränen, weil er über 10,000 Mann verloren hatte. Je l'ai vu moi-même!"

Von hier aus pilgerten wir auf dem Feldwege, der längs der englischen Schlachtlinie auf Papelotte zuläuft, nach La-Haye-Sainte. Der lehmige Boden war, trotzdem daß es schon seit gestern Abend wenig oder gar nicht geregnet hatte, doch noch so weich, daß man manchmal halb Belgien an den Schuhsohlen mitzuschleppen vermeinte und ich mir mehrmals die Frage vorlegte: Wie ist es möglich gewesen, nach einer Regennacht auf solchem Terrain mit Cavalerie- und Artilleriemassen zu manövriren? Uebrigens fand auch der englische General Sir William Ponsonby dadurch seinen Tod, daß sein Pferd in dem

Schmerzen furchtbar und er kann sie zu legen mehrlos von den anstürmenden französischen Cuirassiers massacrirt wurde.

Hier in und um La Haye Sainte war denn der eigentliche Brennpunkt der Schlacht. Hierher, gegen den linken Flügel des englischen Centrums, richtete Napoleon von 2 Uhr Nachmittags an seine immer von neuem wiederholten wüthenden Hauptangriffe, nachdem er durch das plötzlich auf den Höhen von Lasne sich zeigende Gewölk (nuage) — wie er selbst das erste Erscheinen der Preußen bezeichnet — von seinem ursprünglichen Plane, den schwächeren linken Flügel des Feindes zu werfen oder zu umgehen, abgebracht worden war. Hier liegt der Hügel, von welchem aus der englische Feldherr die Schlacht überschaute und leitete. Hier hat man die ewig denkwürdigen Stellen von Sch. na Wellington, als er das erste Anrücken der von Marschall Ney beschligten, von 80 Feuerschlünden begleiteten Angriffscolonnen bemerkte, dem 95. englischen Regiment zurief: „Steht fest, Hochländer von Gott! Was würde man in England sagen, wenn wir geschlagen würden!" —, wo gleich in den ersten Stunden des Gefechts Thiers und Tausende fielen, wo die Leichen der Franzosen eine förmliche Brustwehr vor dem von ihnen vergeblich bestürmten, ebichen nur schlecht vertheidigten offenen Scheunenhof des Pachthofs La Haye Sainte bildeten. Hier hatte die Division des Generals Alten ihren schweren Stand gegen die unablässigen Reiter- und Geschützangriffe des Feindes, wurde das sechste Bataillon der deutschen Legion, nachdem es glänzend seine Pflicht gethan, von den französischen Kürassieren überritten und vernichtet, wurde die ganze Seite eines Quarrées (die beiden Bataillone Bremen und Verden) von dem Kugel- und Kartätschenhagel weggemäht; wurden General Alten und General Halkett (dessen Brigade elf Angriffe ausgehalten und um zwei Drittheile zusammengeschmolzen war) verwundet, das 69. englische Regiment zusammengehauen. Hier endlich war es, wo um 7 Uhr Abends vier Kernbataillone der Alten Garde, unterstützt von vier Batterien und befehligt von Ney, Friant und Michel, unter dem heftigsten Kanonen- und Gewehrfeuer der Engländer mit heroischer Kaltblütigkeit die Anhöhe links von Mont St. Jean hinanmarschirten, General Friant verwundet, General Michel getödtet wurde und Marschall Ney, der „Tapferste der Tapfern", dem das Pferd unter dem Leibe erschossen worden war, zu Fuß mit dem Degen in der Faust die Grenadiere zum Sturm führte, diese Grenadiere, die erst dann wichen, als nach der 29. Kartätschsalve einer auf ihrem linken Flügel aufgefahrenen englischen Batterie die Hälfte der Mannschaft gefallen, die meisten Offiziere todt oder verwundet, alle Unverwundeten matt bis zum Tode waren, als, wie die Darsteller sagen, die menschliche Natur nicht länger auszuhalten vermochte. Mitten auf dieser Wahlstatt erhebt sich denn auch ein künstlicher, ungefähr 200 Fuß hoher Hügel, von welchem herab ein colossaler Löwe weit in das Land hinein — droht, zur Erinnerung für Freund und Feind und zum Andenken an all' die Tapfern aus Niederland, Deutschland und England, die hier wie die Löwen kämpften und starben. La jeune France hat, als sie 1832 hier vorbei gen Antwerpen zog, um in der Person des Generals Chassé einen alten Waterloo-Soldaten kennen zu lernen, an diesem großartigen Denksteine einer großartigen Niederlage ihrer Väter die kindliche Wuth auf pygmäenhafte Weise durch einiges Daranherumsäbeln und -brechen auslassen zu müssen geglaubt. Marschall Gérard, denk' ich, war es, der Takt genug besaß, dem Knabenunfug Grenzen zu setzen. Auch auf andern Stellen des Schlachtfeldes haben die Engländer und Preußen den Opfern des blutigen Entscheidungstages Monumente errichtet.

Wenn man so, auf jenem modernen Hünengrabhügel stehend, hinübersieht nach Belle-Alliance, dessen rothes Dach den Preußen in der Nacht und dem Graus des Schlachtensturms als Polarstern diente, zu dem unverwandt hin die kühnen Schiffer durch die sie umbrausenden und gegen sie anbrandenden Wogen des Kampfs sich Bahn brachen — wenn man hinübersieht nach jenem der diesseitigen Hügelkette von Mont St. Jean parallel lau-

lenden Höhenzuge, längs welchem Napoleon seine Scharen zu Anfang der Schlacht in einer absichtlich prahlerischen, dem Feinde das ebenso täuschende als entmuthigende Bild einer doppelt so starken Armee zeigenden Entwickelung aufgestellt hatte — wenn dann in dem eine kleine halbe Stunde breiten Grunde zwischen hier und dort das auf dem Felde üppig stehende Korn seine Halme dem darüber hinstreichenden Winde willig beugt und Alles weit und breit ringsum so still ist wie auf einem Kirchhofe, dann erscheint Einem dies ganze große Marktfeld wirklich wie ein weites Gemüsacker, auf welchem die Landwehr, die sich hier einst gegenseitig wie die wilden Thiere anfielen und zerfleischten, den Bildern dieses unerforschlichen Chaos, Welt genannt, verschlafen und — „Wie so so sanft ruh'n!"

Ueber Mont St. Jean, wo wir aus, wir eben vorhin in Hougoumont, wiederum Einiges von dem hier unvermeidlichen alten Eisen kauften und unsere Kameele oder vielmehr uns Kameele damit beluden, wallfahrteten wir nach Waterloo zurück. Unser Führer verabschiedete sich von uns mit der wahrlich einem Conversationsbuch entlehnten Phrase: „Il est probable que vous ne nous verrons plus en ce monde, mais je voudrais que vous pensiez quelquefois à Waterloo et à un homme, qui a vu avec ses propres yeux cette bataille mémorable!" — und ich für mein bescheidenes Theil nahm als Hauptresultat dieser unserer Inspicirung der ungefähr eine halbe deutsche Meile langen englischen Schlachtlinie die etwas prosaische, aber manchem seine Schicksale erzählenden Aeneas nicht genug zu empfehlende Reflexion vom Schlachtfelde weg mit nach Haus: Man kann bei Waterloo gewesen sein, kann mitten in der Schlachtlinie auf dem gefährlichsten Punkte gestanden haben und weiß doch noch nicht, was einst Bellona die Schlacht bei Waterloo nannte. *J. W. S.*

Masaniello auf der Bühne.

I.

Das tragische Schicksal des neapolitanischen Fischerhäuptlings Thomas Aniello oder Masaniello, wie er heute genannt wird, bildete schon oft die Grundlage zu dramatischen Dichtungen. Der Stoff enthält Züge, die den Dramatiker anzuregen im Stande sind. Nachdem am 7. Juli 1647 die langunterdrückte Unzufriedenheit der Neapolitaner mit dem spanischen Regiment durch Wegnahme unverzollter Waaren sich in offene Empörung verwandelte, stand Masaniello an der Spitze der Aufständischen und zwang den Vicekönig, den Herzog von Arcos, der sich auf das Castell San Elmo geflüchtet, die verhaßten Zölle aufzuheben und die Privilegien des Volks und der Stadt Neapel zu erneuern. Dieses Ziel einmal erreicht, entsagte der Fischerkönig nach ungefähr acht Tagen, während deren er mit dem Herzog von Arcos die Regierung getheilt, freiwillig seiner Macht und zog sich in seine Hütte zurück, um fortan ruhig seinem Gewerbe zu leben. Der Herzog fürchtete indessen noch immer den Einfluß Masaniello's auf das unruhige neapolitanische Volk, und um diesen für immer zu brechen, erhielt der Arme Gift, worauf er dem Wahnsinn verfiel und in diesem Zustande die größten Ausschweifungen und Greuelthaten selbst gegen seine besten Freunde beging, sodaß seine frühern Anhänger sich endlich zusammenrotteten und ihn erschossen.

Diese historischen Thatsachen bildeten bis heute die Grundlage der dramatischen Bearbeitungen jenes Stoffs.

Der erste Dichter, der sich seiner bemächtigte, war Christian Weise (geb. 1642, gest. 1708). Die „Unterhaltungen" berichteten über den poetischen Schulrector von Zittau schon in Bd. II, S. 617 fg. Etwa zwischen den Jahren 1679—81 wurde unter dem Titel „Der Neapolitanische Rebell Masaniello" dies Sujet zu Zittau aufgeführt.

Wie der Dichter den wichtigen Theil seiner Aufgabe, den Charakter des Helden, behandelte, mag folgende kleine Probe zeigen.

Fünfter Auftritt. Vierzehnter Auftritt.
Landravine, Galbe, Masaniello rufend.

Masaniello. Ha! seid ihr verfluchten Schelmen, die mich verrathen wollen, auch da? ich der Tanz heraus, daß ich euch den ersten Tag nicht die Hälfte gebrochen habe? Herr, was befehlen Sie?

Galbe. Ihr Excellenz, ich erwarte Ihren Befehl!

Masaniello. Wer sagt mir die Verfügung wünschen?

Galbe. Ich sage, Ihr Excellenz.

Masaniello. He, der Vice-Rex soll hie im Kopfe! Der Hund soll mich diesen Tag so lächen Galgen kommen und du verfluchter Schelm hast gwey Ohren brauner gebendt werden!

Galbe. Ach Gnade, ich bin ein ehrlicher Bürger!

Masaniello. Ein Verräther magst sein! Geh' und sage dem Vice-Rex, Er soll der Verwaltung meiner Regnante gleich diesen Augenblick kommen und sich hencken lassen! Gehst noch nicht? Tust Herz im Leibe soll dir gebrochen, wo du langsam bist!

Galbe. Ach, wie angenehm ist mir dieser Befehl, daß ich davonlaufen kann. (Geht ab.)

Masaniello. Ja, wo ist der König von Spanien? Ich will Brüderschaft mit ihm machen! Sind du, Bube der Pabst? Ich werde gewiß die Ehre bey dir suchen sollen? Oder wollte mich vielleicht zum Cardinal machen, daß ich meine Charge zu Neapolis verlieren soll? Gehe, du hattest eine mit dem Degen, daß dir die Haare in diesem schwindlichen Barte in der Luft herumfliegen! Was will ihr? Lägt mich der Vice-Rex gefangen nehmen? Ich will sehen, wer mich angreift! Schlag todt, schmeiß zu!

(Er läuft in der Raserey hinein.)

Weniger trocken, doch dafür schwülstig und ungeheuerlich ist die zweite dramatische Bearbeitung des Lebens Masaniello's. Sie entstand etwa 25 Jahre nach der vorhin erwähnten Dichtung Weise's zu Hamburg im Jahre 1706 und zwar als Oper unter dem Titel: „Masagniello Curioso, oder die Neapolitanische Fischer-Empörung. Ein musicalisches Schauspiel in 3 Handlungen, vorgestellet auf dem Famosissimo Hamburgischen Theatro." Die Dichtung war von Feind, die Musik von Reinhard Kaiser. Der Dichter sagt in der Vorrede der Oper, daß er den historischen Theil seines Werks dem „Europäischen Theatro", Ziegler's „Labyrinth der Zeit", Happel's „Relations curieuses" und die in der Oper angebrachte „Doppelte Liebesgeschichte" „der Erzählung einer bei der galanten Welt sehr renommirten Comtesse" entnommen habe. Ebendaselbst berichtet er ferner, daß er „diese Begebenheit zu einer Opera ausersehen, um eben nicht allemal Materie aus dem Alterthum zu holen und ein beliebtes Changement zu veranlassen." Hieraus sieht man, daß der neue Masaniello ein Verwerk hatte, das sein Vorgänger nicht besaß: die doppelte Liebesgeschichte, die trotz der hohen Abkunft ziemlich fad war. Die Grund- und Hauptzüge der Handlung aber waren dem Werke Weise's ziemlich ähnlich, obschon Feind dieses nicht gekannt zu haben scheint. Die Ausführung hingegen war gänzlich verschieden. So trocken der alte Masaniello war, so schwülstig war der neue; doch enthielt er auch wieder manche Theile, die sinnig und schwungvoll zu nennen sind, und einzelne Züge erinnern sogar in ihrer Auffassung lebhaft an die der analogen Situationen des modernen Masaniello Scribe's. Neben dem Helden Masaniello steht noch „Peronna, ein Banditengeneral". Beide vereinigen sich, um den Vicekönig zu stürzen, eine Situation, auf ein Haar ähnlich der Masaniello's und Pietro's im zweiten Acte der „Stummen". Bei dieser Gelegenheit singt Feind's Masaniello sogar wörtlich wie sein moderner Doppelgänger:

Viel besser todt als unterdrückt!

und schließt dann die Scene mit folgender Arie, die wieder ein Meisterstück von Bombast und Schwulst ist:

Aria. Ihr knallenden Schläge der donnernden Stücke,
Zerreißet, zerschmettert, brecht Allen das Genicke,
Die der Freiheit Feinde sein!

Ihr heiligen Gründe der wunderbaren Tempel,
Schleudert die Tyrannen ein,
Der Erde zum Gräuel und Abscheu zum Exempel!

Die Verschwörung bricht los und nun beginnt der Kampf zwischen dem Volke und den spanischen Soldaten, der aber auf das anschaulichste dargestellt wird. Im neunten Auftritt der zweiten Handlung heißt es wörtlich:

„Das Theatrum stellet einen Platz bei Terranova, nahend der neuen Citadelle dar, mit dem Hafen-Thore in der Nähe, von welchem die Spanische Miliz sich retiriret. Masaniello setzet seine Leute herbey und läßt auf das Thorm stürmen. Man hauet die Spanier auf dem Thurm und auf den Werken auf die Rebellen, worauf letztere ergrimmet auf die Werke losgehen, aber etliche mal durch Granaten abgetrieben werden, endlich doch eine Breche schießen. Nun stürmen sie noch ein mal mit aller Macht nach langem Widerstande die Werke, worauf die Spanische Miliz gefangen abgeht und Masaniello das Volk beruhiget."

Alles Dies geschieht unter Recitativen Masaniello's. Man muß gestehen, daß die Fortschritte, welche die Oper in neuerer Zeit gemacht haben will, gegen solche Vorgänge gewaltig verblassen.

Die dritte Handlung stellt den Marktplatz zu Neapel dar; „zur Linken ein Thurm mit einem Hochgericht, an welchem die Leiche des Matalone hängt, weniger die Körper des Carafa und Scrinzi stehen." In der folgenden Scene besteigt Masaniello das Schaffott und hält von dort aus Gericht über etliche Gefangene, die ihm Peronna zuführt. Es entspinnt sich folgendes Recitativ:

Peronna. Hier, Dieser ist erkauft worden, dich zu ermorden.
Masaniello. Dies ist sein Urtheil: Laß ihn henken!
Peronna. Und Der hat auch haben sich eingefunden.
Masaniello. Laß ihn henken!
Was hat denn Der gethan?
Peronna. Das Brot zu leicht gebacken.
Masaniello. Laß ihn henken!
Peronna. So kündt Diesem auch sein Urtheil an!
Masaniello. Was hat der Geistliche verschuldet?
Peronna. Er ist ein Mönch, der den Carafa nebst andern Hunden
Im Kloster insgeheim geduldet.
Masaniello. Laß ihm das Haubt vom Leibe trennen!
Wer ist der letzte Bösewicht?
Peronna. Er hat die Brunnen dieser Stadt vergiftet
Und noch mehr Unheil angerichtet.
Masaniello. So laß die Bestie verbrennen!
Und also schließ' ich heute das Gericht.

Masaniello erhält von Peronna, den er stets als Freund betrachtet, der sich aber heimlich dem Herzog von Arcos verkauft hat, Gift, worauf er wahnsinnig wird. In einer der letzten Scenen der dritten Handlung erscheint der „rasende" Masaniello und nachdem er manche Tollheit gesagt und gethan, kehrt die Erinnerung an bessere und schönere Tage wieder und er singt:

Recitativ. Zu Schiff! Zu Schiff! Seid auf meinen Wink parat!
Bringt Zuber, Eimer, Angel her!
Werft's Netz aus, laßt den Köder hangen,
Wir werden gro'e Fische kriegen!
Was werden wir für Beute fangen!
Halt, nehmt die Segel ein! Knecht, rud're nur nicht mehr,
Hier soll mein Schiff vor Anker liegen!
Arioso. Ich eile nicht mehr
Zu Schiffe,
Denn muß ich ertrinken
Und sinken.
Das Ungestüm treibet mich hin und her —
O Himmel, ich fahre zur Tiefe!

Während dieſes Geſangs war Peronna mit vier bewaffneten „maskirten Perſonen“ aufgetreten und beim letzten Tone der Arie krachen die Büchſen und der wahnſinnige Held ſtürzt todt nieder.

Die Muſik dieſer Oper war von dem damals weltberühmten Reinhard Kaiſer. Ein Glücklicher, dem die Verhältniſſe die Gunſt der in Berlin aufbewahrt werdenden Originalpartitur geſtatteten, hebt beſonders hervor: 1) Eine Sopranarie: „Philomele, träufle die Züge der lockenden Kehle“, mit Flöten-obbl.; 2) eine Arie mit Violine-concertante; 3) eine liedförmige Arie: „Mein Magnet iſt mir entzogen“; 4) eine Arie: „Bella crudo“, mit charakteriſtiſcher Begleitungsfigur; 5) die Arie „Forsena“ des Majanielle, welche den Arien Händel's bei gleicher Gemüthsbewegung ähnlich, und endlich 6) das accompagnirte Recitativ und Arioſo des Majanielle, nach welchem er erſchoſſen wird und deren textliche Grundlage oben mitgetheilt wurde. Das in Hamburg gedruckte Buch der Oper wird auf dem Titelblatt noch durch ein Bild Majanielle's geziert, über das zwei Fiſcher eine Krone halten. Der Stich trägt die Unterſchrift: Majanielle Pêcheur zu Naxelle 1647.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Schleiden's „Studien“.

Wenn Profeſſor Schleiden in Jena jetzt den Zweck ſeiner „Studien. Populäre Vorträge“ (Leipzig, W. Engelmann, 1855) dahin angibt, „der Verderbniß der Urtheils durch Einmiſchung der Phantaſie und der Verſchrobenheit der Gefühle durch Einmiſchung theoretiſcher Spitzfindigkeiten entgegenzutreten“, ſo möchten wir darin die Aufgabe des populären Schriftſtellers überhaupt erkennen und in Schleiden's Darſtellung dann zugleich das Modell finden, wie ein reicher Stoff künſtleriſch zu ordnen, zu geſtalten und dem allgemeinen Verſtändniß mitzutheilen iſt. Wie wenig dies eine Belaſtung der Phantaſie, Reichthum der Ideen und Genuß ausſchließt, dafür zeugt ſein Buch. Wir wüßten kaum ein anderes Werk unſerer naturwiſſenſchaftlichen Literatur zu nennen, das, den feſten Boden der Wiſſenſchaft nie unter den Füßen verlierend, die ernſte Belehrung in ein anmuthigeres Gewand zu kleiden oder das Unterhaltende ohne Ländelei und falſche Sentimentalität belehrender zu geben verſtanden. Dies erklärt ſich eben nur aus einer vollſtändigen Beherrſchung des Stoffs und einer durchaus klaren Auffaſſung der geſtellten Aufgabe. Aber nicht blos der ernſte, treue und liebenswürdige Forſcher auf dem Felde der ſpeciellen Naturwiſſenſchaften tritt uns hier entgegen; nicht weniger feſſelt uns der Freimuth eines echt philoſophiſchen Geiſtes, den die flüchtige Erſcheinung nicht blendet, feſſelt uns die Schärfe des denkenden Kopfes, die Gegnerſchaft jeder Unklarheit und geiſtigen Unfreiheit, die Wärme eines für die geiſtigen Errungenſchaften der Menſchheit begeiſterten Herzens, dem der Stoff die leuchtenden Waffen gegen die rohe Unwiſſenheit oder die tendenziöſe Vergrabung und Vernachläſſigung ſolcher theuerer Geiſtesſchätze leiht. Auch die Funken guten Humors, die manche der gewählten Themata nur zu ſehr herausfordern (z. B. „Swedenborg und der Aberglaube“, „Wallenſtein und die Alchymie“), wollen wir nicht vergeſſen. Wer glauben ſollte, daß unſerem Forſcher über dem Kampfe gegen die Verirrungen die Ahnung des „Unausſprechlichen, Ewigen, Göttlichen“ verlorengegangen, würde ſich irren. Es ſind von ihm nur die Dinge nicht von einem trübſeligen Myſticismus willkürlich hineingewoben, das wiſſenſchaftliche Urtheil hält nebenbei die Phantaſie zurück.

Fanny Lewald.

In dieſer Erzählerin eigene geiſtreiche Darſtellungsweiſe verleugnet ſich auch nicht in dem kleinen Roman „Adele“ (Braunſchweig, Vieweg, 1855); doch begnügt er auch die Gefahren, in die ein Talent gerathen kann, wenn ihm die Lebensanſchauung ſich zu ſehr verbittert und dem tendenziöſen Haß die angeborene Liebe weicht.

Es iſt ein Vorzug dieſer Dichterin, daß ſie den Ernſt des Lebens kennt und ſich der gewöhnlichen Allgemeinheiten weiblicher Geſichtsweiſe zu entſchlagen weiß, ſelbſt auf die Gefahr hin, dem Alltäglichen zu nüchtern zu erſcheinen. Sie hat dem Kenner ihrer Schriften immer bewieſen, daß es nicht ohne grüne und blumige Pfade der Freude, der Sehnſucht und ſelbſt der

Kunstsinn in ihrer Welt vergeht. Gott einzelner Zeit aber nehmen die verschiedensten Anschauungen bei ihr überhand. Ist es eine Verstimmung durch die Erfahrung, ist es Nachgiebigkeit gegen eine kritische Richtung, die sich zufällig gewaltsam geltend hat, bei ihrer allgemeinen Verurtheilung der tendenziösen Literatur mit ihr eine Ausnahme zu machen, oder aus irgend welchem andern Grunde, Fanny Lewald verengt sich immer mehr ihre Welt, wenn sie dem Hasse aus sich aber durch Ableser Einfluß zu viel Nahrung gibt. Ein Frauenberg gefällt in der Literatur nur dann, wenn er da noch Liebe und Nachsicht übt, wo die Männer schon längst verurtheilt haben. Die Quellen seiner Begeisterung strömen, wenn es auf Männer im Glauben und in der Hoffnung überträgt, d. h. auf den Grund der menschlichen Seele sieht, wie früher in ihren genialsten Perioden Georges Sand bei Schilderung ihrer schwachen Männer und noch schwächern Frauen.

Fanny Lewald stellt in diesem kleinen Roman schriftstellerische Entwickelungen an den Pranger, zu deren Verurtheilung sie nicht auf sich selbst gekommen sein kann, denn der Anlage entspricht die Ausführung nicht. Eine junge Schriftstellerin beginnt in dieser Schilderung mit Eitelkeit und Selbstüberhebung und hält empfindet die Erzählerin Mitleid mit ihrem Gegenstand und läßt Adelen eher enden, als man nach ihren Anfängen erwarten durfte. Das gute Herz aber vielleicht das schönere Mitleid mit all' unserm menschlichen Irrthum bekommt die Verfasserin, Adelen plötzlich — gegen sich selbst in Schutz zu nehmen; eine Märtyrin wird ihr (vielleicht der allklugen Welt gegenüber, die ja im Pilgermeere ebenso närrisch ist) plötzlich ganz achtbar. Sich selbst rührend, weint ihr die Dichterin Thränen nach, die leider keinem ihrer Leser fließen werden. Der eitle Schriftsteller, den sie schildert, ist nach solchem Vorgang auch weit eher bemitleidenswerth. Sagt ihr, wie sie unter anderm sagt, im Schaffen die Kritik seiner selbst, so kann er kaum so oberflächlich sein, wie ihn Fanny Lewald gefaßt haben will; denn nur die Oberflächlichkeit ist immer mit sich zufrieden. Hellwig heirathet dann eine alte reiche Dame, die auf ihn nicht einmal mehr eifersüchtig ist; er traut sich noch Wirkung auf seine alte Liebe zu — das sind allerdings klägliche Gemeinheiten, aber mehr dem Schein nach, eher glaubt die Verfasserin, daß man ganz so wie sie empfindet, wenn Adele ihm die Thür verschließt? Wir sind nicht Partei für den unglücklichen Hellwig, aber da uns die ästhetische Mode doch übergangen soll, so verliert auch der arme, aus irgend einem polemischen Zeitungsartikel zusammengeflickte Poet nichts Blut. Es fehlt ihm entweder eine tiefere Ausführung oder er ist ein Schattenbild, wie die ganze Erzählung.

Die Verfasserin hat das Bedürfniß, der gestalteten Welt, die sie schildert, eine andere gegenüberzustellen. Ist diese Welt schön? Ist sie fein? Tritt aus dem alten Samuel mehr heraus als eine Nachahmung der Darstellung des alten Magisters von Venedig, wie ihn allerdings sehr naturwahr Theodor Döring spielt, dem die kleine Erzählung gewidmet ist? Die Stimmung der Verfasserin beschränken wir schon damit, daß sie sich selbst rührt. Während war ihr dieser alte Junggesell mit seinem Mantel von vier Kragen und seiner Kritik nach einem Abend, wo ihn der Zufall Champagner trinken ließ; während war ihr seine Liebe für im Zimmer freifliegende Vögel und seine Schächtenheit und seine nüchterne Schwärmerei für die Gemüse; allein der Leser theilt diese Rührung nicht, er legt das Buch unbefriedigt aus der Hand und erst ein innigerer Antheil fühlt der Verfasserin nach, daß sie — krank ist. Woran? Das sagten wir schon. Sie ist krank, daß sie sich durch Haß die schöne Welt zerstört, die dem Dichter in Harmonie erscheinen sollte, durch Haß die Menschen bis auf ein Nichts entkleidet, durch Haß die Entwicklungen so weit in Trümmer auflöst, daß nichts ihr übrigbleibt als sie ein alter Königsberger Vetter im Berge-Schlafrock, d. h. ihre eigene, ihr wehmüthig wieder nahende Jugenderinnerung. Möge sie also nicht fortgehen auf dieser Bahn, in die sie durch einseitiges Lob einer erlauben Kritik über Mißtrauen gegen Welt und Menschen überhaupt getrieben wird! Möge sie wieder zur Liebe sich wenden, für Autoren der treuesten Bäuerin zum Heilen! Daß sie es noch kann, beweist ja dies Buch. Sie wollte eine Satire schreiben und unter der Hand entstand ihr nur eine recht traurige Geschichte.

Zum Ewigen.

Derjenige Künstler, der sich sein Lebensgebäude ganz so aufzubauen versteht, wie er sich selbst den ersten Grundstein legte, kann nur ein Ganzes sein.

* *

Je dauerhafter ein Leben war, desto tragischer wird es durch den Tod.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 33. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Charlotte Ackermann.

Biographische Wahrheit über ein vielbesprochenes Thema.

I.

Ein Roman und ein Schauspiel haben das Andenken an eine Schauspielerin älterer Zeit wieder so lebhaft in Erinnerung gebracht, daß es unsern Lesern vielleicht nicht unwillkommen sein dürfte, in einem kurzen historischen Abrisse einige thatsächliche Daten über ihr Leben und Wirken hier niedergelegt zu finden. Sie, die bei ihrem Hinscheiden unter den Augen des Pastors Göze, der erst kurz vordem das Theater als einen Pfuhl der Verderbniß und seine Mitglieder als Diener des Satans geschildert hatte, einen solchen Sturm von Klagen und Beileid erregte, daß die hamburgische Obrigkeit sich ins Mittel legen und den Zeitungsschreibern förmlich anbefehlen mußte, der Demoiselle Ackermann nun nicht weiter Erwähnung zu thun, verdient wol, und nicht mit Unrecht, wie aus allen Aufzeichnungen, die über sie vorhanden sind, hervorgeht, eine bleibende Stelle in den Annalen der Kunstgeschichte und im Gedächtniß der Menschen.

Geboren am 23. August 1757, war sie, als sie am 10. Mai 1775 starb, gerade erst 17 Jahre, 8 Monate und 17 Tage alt. Bedenkt man diese Jugend und daß sie durchaus nicht schön war, so müssen die Betrübniß und der Schmerz, welche ihr Hinscheiden nah' und fern erregten und von deren gedruckten Belegen noch jetzt eine ganze Literatur vorhanden ist, umsomehr und überzeugender für die Größe ihres Talents sprechen.

Johann Friedrich Schütze, der wackere Verfasser einer sehr schätzbaren hamburgischen Theatergeschichte (1794 in Hamburg erschienen) spricht in seiner einfachen, geraden und schmucklosen Weise folgendermaßen von ihr: „Sie dachte und prüfte, so jung sie war, selbst; denn ihr Verstand und ihr Talent für die Bühne entwickelten sich früh. Sie faßte den Geist der Rolle, die sie gab, und that oft mehr und als Darstellerin besser, als der Dichter wollte; denn sie veredelte durch originelle Behandlung manche schlüpferige Rolle, die ihr zufiel. Ihre körperliche Bildung war einnehmend, und die Feinheit — nicht Schönheit — ihrer Gesichtszüge dem Ausdruck der Laune und Schalkheit vorzüglich angemessen, daher man ihrem komischen Rollenspiel in ersten Soubretten, schalkhaften Mädchen, den Preis gab. Franziska in der »Minna von Barnhelm«, Lady Bletter, spielte sie unüber-

trefflich. Diese Rollen waren, wie schon ein Schriftsteller sagt, ganz das Werk ihres Genies. Auch im Trauerspiele waren Emilia Galotti, Olivia und die Natalie ihre Triumphrollen. Leitende Unschuld und Tugend drückte sie mit einer großen Wahrheit und Empfindung aus."

Der Lieutenant Albrecht Wittenberg, welcher Dorothea Ackermann, die Schwester Charlottens, ein ebenfalls nicht unbedeutendes Talent, liebte, als er diese Liebe aber nicht erwidert fand, sich in der Erbitterung darüber zur Zahne des Pastors Götze schlug und die Schaubühne geradezu eine öffentliche Pest, eine Schule des Lasters nannte, schreibt in seinen „Briefen über die hamburgische Schaubühne", welche 1774 in dem „Allgemeinen deutschen Wochenblatte zur Ehre der Tugend" erschienen und großes Aufsehen machten, wie folgt von ihr: „Diese junge Schauspielerin gibt in der That die größte Hoffnung von sich. Sie scheint fürs Theater geboren zu sein und man sieht es ganz deutlich, daß sie sich demselben aus Neigung, aus natürlichem Triebe widmet. Es lebert etwas in ihrer Brust, das sie antreibt, sich ganz dieser Kunst zu ergeben; sie ist ein kleines, ruhmbegieriges Ding, und ich glaube, sie wäre im Stande, sich aufzuopfern, wenn sie nur den Beifall der Zuschauer zur Belohnung erhält. Wenigstens habe ich nicht selten zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß sie sich außerordentlich angreift und, obgleich die gütige Natur sie mit außerordentlichen Kräften für ihre Jahre begabt hat, dieselben gleichwol so sehr erschöpft, daß man befürchten muß, sie werde nicht lange im Stande sein, ihre Kunst zu treiben. Und dies wäre in der That ein großer Verlust für die Schaubühne. Mademoiselle Charlotte Ackermann ist nicht groß, aber doch ziemlich gut proportionirt und sie hat ein gewisses Embonpoint, das ihr nicht übel steht. Sie hat kleine, lebhafte Augen und verräth überhaupt viel Feuer. Ihr Gesicht ist nicht schön; die Blattern haben eine ziemliche Verwüstung in demselben angerichtet. Ich habe diese Schauspielerin einige mal vor dieser grausamen Krankheit gesehen. Sie hatte damals ein recht artiges Gesichtchen und einen ganz vortrefflichen Teint. Sie mochte ungefähr zwölf oder dreizehn Jahre alt sein; sie leistete aber schon mehr als manche Schauspielerin von viel reifern Jahren. Ich habe sie einmal die junge Indianerin spielen gesehen; sie machte diese Rolle außerordentlich gut. Ich erinnere mich noch einer Stelle, welche sie so schön machte, daß sie Jedermanns Beifall davontrug. Sie geht ab und läßt ihren Bellon auf der Bühne zurück. Im Abgehen sah sie sich nach dem Bellon um und warf einen Blick auf ihn, einen Blick —

Das war ein Blick, nur jenem zu vergleichen,
Den Cupido seinem Amor gab:
Der, euer Herz gewisser zu beschleichen,
Euch schalkhaft warnet, als sprächt' er: Seht ihr mich?
Ihr denkt, ich sei ein Kind, voll süßer Unschuld, ich!
Verlaßt euch drauf! Seht ihr an meiner Seite
Den Köcher hier? Wenn euch zu raten ist,
Ich sieht — und doch, was hilft die kleine Kraft!
Es sei nun morgen oder heute,
Ihr habt ein Herz und das sei meine Beute.

Doch dies hübsche Gesicht, diesen vortrefflichen Teint haben die grausamen Blattern zugrunde gerichtet. Es ist bekannt, daß durch diese Krankheit, wenn sie viel Spuren der Verwüstung hinter sich zurücklässt, die Muskeln eine Steifigkeit bekommen und ihre Beweglichkeit gar sehr verlieren. Mademoiselle Ackermann kann also jetzt Das nicht mehr mit ihrem Gesichte, wozu sie vorhin fähig war. Allein was ihr in diesem Stücke abgeht, das ersetzt sie durch ihre Lebhaftigkeit, durch die Mannichfaltigkeit ihrer Gesticulation, durch ihre Empfindsamkeit, durch ihren Fleiß. Sie weiß gemeiniglich ihre Rollen nicht allein ungemein fertig, sondern dies geht bei ihr so weit, daß sie auch nicht selten den Mitspielern einhilft. Von ihr kann ich es mit Zuversicht behaupten, daß sie ihre Rollen

ſtudirt, daß ſie in den Geiſt derſelben eindringt, daß ſie ſich ganz in die Situation der Perſon verſetzt, welche ſie vorſtellt. Ich habe ſie in Rollen von ganz verſchiedener Art geſehen. Das Kammermädchen ſpielt ſie, als wenn ſie von ihren erſten Jahren an Kammermädchen geweſen wäre, und die Dame glückt ihr ebenſo gut, wie z. B. die Herzogin von Rutland in der »Gunſt der Fürſten«, eine Rolle, wodurch ſie ſich großen Beifall erworben und ihn verdient hat. Auch die Rolle einer Zweideutigen hat ſie, wiewol ſie ſonſt, ſoviel mir bekannt geworden, nichts Derartiges in ihrem Charakter hat, in dem Luſtſpiele »Es iſt nicht Alles Gold was glänzt« (Lady Flatter) ſo vortrefflich ausgedrückt, daß man eine Perſon, die dieſer Lebensart bereits Jahre ergeben geweſen, zu ſehen glaubte. Man ſieht hieraus, daß dem Genie nichts zu ſchwer, nichts unmöglich iſt. Die Männerrollen gelingen ihr gleichfalls nicht übel. So hat ſie ſich noch neulich in dem Luſtſpiele »Der Deſerteur aus Kindesliebe« als Gabett ſehr vortheilhaft gezeigt und ich kann mich unmöglich des Lachens enthalten, wenn ich mir das kleine, drollige Ding als Rekrut in dem Ballet »Der weibliche Deſerteur« vorſtelle."

Von andern Seiten her wird Charlotte Ackermann auch noch als die unübertrefflichſte Darſtellerin der Marie im „Clavigo" und der Adelheid im „Götz von Berlichingen" gerühmt. Daß ſie die letztere Rolle, welche jetzt nur von den Schauſpielerinnen im ſogenannten Anſtandsfache gegeben wird, ebenfalls unter die ihren und nicht zu den ſchlechteſten unter denſelben zählte, iſt ein Beweis ihrer ganz beſondern Vielſeitigkeit, die freilich auch ſchon dadurch documentirt iſt, daß ſie, außer in der Tragödie, im Schauſpiel und Luſtſpiel, auch noch im Singſpiel und ſogar im Ballet mitwirkte.

Der Tanz und die Pantomime waren ſogar in dem Grade ihr Element, daß der abgewieſene und bei aller Bewunderung etwas boshafte Wittenberg nicht zu entſcheiden wagt, ob ſie hierin oder im Schauſpiel das Größere leiſte und nur dringend räth, ſie möge ſich ausſchließlich für das Eine oder das Andere beſtimmen, um ihre Kräfte im Dienſte beider nicht vorzeitig aufzureiben.

Daß Befähigungen und Gaben, wie wir ſie hier in einem jungen Mädchen vereinigt finden, nur durch beſondere Verhältniſſe und Umſtände zu dieſer Geltung, Ausbildung und Blüte gelangen konnten, wird man ſo hinreichend einzuſehen im Stande ſein, daß es nicht verwunderlich erſcheinen darf, wenn wir hier dieſelben etwas näher zu erörtern unternehmen zu glauben müſſen. Vor allem haben wir zunächſt auch einen Blick auf die Aeltern unſerer Künſtlerin zu werfen.

Ihre Mutter, Sophie Charlotte Biereichel, die Tochter eines Hofſtickers, war am 10. Mai 1714 zu Berlin geboren und im 20. Jahre mit einem Organiſten, Schröder, daſelbſt verheirathet worden. Die Ehe war nicht glücklich. Da Frau Schröder von früher Jugend an Luſt und Neigung für die Bühne in ſich gefühlt hatte, ſo ging ſie von ihrem Manne geſchieden, nach Schwerin zur Schönemann'ſchen Geſellſchaft, wo ſie am 12. Januar an einem und demſelben Abend mit dem unvergeßlichen Eckhof zugleich zum erſten male die Bühne betrat. Wie Schütze meldet, zeigte die ſich ſpäter Neuvertheirathende von ihrem erſten Erſcheinen an ein bemerkenswerthes Talent. „Eine ſchöne Figur", ſchreibt er von ihr, „edle Würde, treffliche Diction, bezeichnendes Händeſpiel wurden bald Vorzüge, durch Natur angeerbt und Fleiß veredelt, die ſie berühmt machten. Im Alter und als Madame Ackermann hat ſie in Mütterrollen und außer der Bühne als Bildnerin junger Actricen ſich dauernden Ruhm erworben."

Daß ſie auf ihren Sohn aus jener erſten Ehe, den berühmten Friedrich Ludwig Schröder, ſowie auf ihre beiden Töchter aus zweiter Ehe, Dorothea und Charlotte Ackermann, von dem weſentlichſten Einfluß war, wird man der obigen Andeutung nach begreiflich finden und es wol nur als eine Böswilligkeit ihrer Gegner und Anfeinder anzuſehen haben, wenn man mehrfach behauptet hat, die Letztern verdankten alle Trefflichkeit ihres Spiels

nur der Schule und Nachahmung der zu jener Zeit sehr hochgehaltenen Schauspielerin Henfel. Wenn die beiden jungen Mädchen auch wirklich Manches ihrer Vorgängerin abgelauscht, so verdankten sie ohne Zweifel das Meiste ihres Talents und ihrer Kunst doch zunächst nur ihrer Geburt und der Schule ihrer Aeltern, namentlich der Mutter.

Der Vater, Konrad Ernst Ackermann, 1710 zu Schwerin geboren, bildete sich unter dem Schauspieldirector Schönemann aus und mußte hauptsächlich die Helden und Könige im Trauerspiel agiren. Doch soll er diese tragischen Helden mit ebenso wenig Erfolg als sein Vorbild Schönemann selbst gespielt haben. Erst später trat er in die ihm einzig zusagende Sphäre, als er komische Alte und gutherzige Polterer übernahm. Der Wachtmeister Paul Werner in „Minna von Barnhelm" soll eine Musterleistung von ihm gewesen sein. Als Principal rühmt man an ihm, daß er ein ordnungsliebender, für das Beste der Kunst eifriger und für das Bedürfniß des theatralischen Publicums sehr wirksamer Mann war. Die bessern neuern Originale und Uebersetzungen wurden gegeben und die alten burlesken Possen ganz verbannt, die bis dahin im Schwange gewesen. Selbst dem Ballet wurden bescheidene Grenzen gezogen und das ganze Bühnenwesen unter seiner Direction so wohl geordnet und nach höhern Intentionen geleitet, daß er 1764, als ihm der Pachtcontract des hamburger Komödienhauses gekündigt wurde, durch Gönner und Freunde seiner Unternehmung unterstützt, den Plan fassen konnte, ein eigenes und neues Schauspielhaus am Gänsemarkte aufbauen zu lassen. Es wurde schon am 31. Juli 1765 eröffnet und zwar in einer solchen Ausstattung und Pracht, daß es lange Zeit hindurch für die pomphafteste Schaubühne in Deutschland gegolten hat. Er starb am 13. November 1771 an den Folgen eines Stoßes am Fußknöchel, wozu der kalte Brand schlug.

Sein Stiefsohn, der große Schröder, verdankt ihm die erste Anleitung im komischen Fache, das er im Beginn seiner theatralischen Laufbahn ausschließlich cultivirte; von seinen eigenen Töchtern war Charlotte diejenige, auf die allein etwas von seinem komischen Talente übergegangen; Dorothea schlug ganz nur der Mutter nach, von welcher aber freilich auch Charlotte Pathos und tragische Befähigung in solchem Maße ererbt hatte, daß sie, Beides unter der Anleitung eben dieser Mutter ausbildend, in Lustspiel und Tragödie gleich ausgezeichnet zu werden vermochte.

Mit der künstlerischen Ausbildung Hand in Hand ging eine tüchtige und eine wirklich im höchsten Grade auf sittliche Principien basirte Erziehung. Schütze gibt Ackermann das Zeugniß, daß er wegen seines biedern Charakters als Mensch und Bürger allgemeine Achtung genoß, indem er wörtlich hinzufügt: „Sein und seiner Familie exemplarischer Lebenswandel half das Vorurtheil gegen den Schauspielerstand, das in Hamburg früher als in andern Gegenden Deutschlands sich minderte, mehr als vordem widerlegen."

Von der allgemeinen Achtung und Verehrung, von denen ganz Hamburg gegen die Ackermann'sche Familie und besonders damals gegen die Mutter erfüllt war, geben unter Anderm auch eben jene schon angeführten Beileidsbezeugungen Belege ab, die nach dem Tode Charlottens gedruckt erschienen und worunter sich mehre befinden, die geradezu an Madame Ackermann selbst gerichtet sind und den größten Respect für diese zutage legen. Ein kleines Buch: „Die letzten Tage der jüngern Demoiselle M. M. Ch. A**". Aus authentischen Quellen zum Druck befördert von K***" (1775 in Hamburg bei Buchenröder & Ritter erschienen), gewissermaßen die literarischen Wickeln und Windeln, aus denen Herrn Otto Müller's Roman hervorgegangen, geben auf zweihundert und einigen Seiten Briefe der Verstorbenen sowie allerhand andere Mittheilungen und Nachrichten, welche, wie in der Vorrede eigens gesagt wird, nur darum ans Licht gestellt werden, um die Familie der Verblichenen gegen allerlei Verleumdungen und böse Gerüchte in Schutz zu nehmen. Die Feinde und Gegner derselben hatten nämlich den unerwarteten und immerhin einigermaßen mysteriösen Tod der armen Charlotte benutzt, um auszusprengen, daß

Mutter und Stiefbruder mal nicht ganz ohne Schuld daran ſein. Noch am Abend vor ihrem Tode hatte ſie in dem Luſtſpiele „Der Schein betrügt“ ein luſtiges Mädchen geſpielt und ſogar in dem Ballet „Die Bäuche“ noch getanzt. In der Nacht des nächſten Tags, um 1 Uhr nach Mitternacht ſchon war ſie, wie es heißt, an einem Schlagfluß, durch Erkältung und einen zähen Trunk herbeigezogen, verſchieden. Da die ganze Stadt aber wußte, daß Charlotte zuletzt ein Verhältniß zu einem däniſchen Miniſter, einem Baron Eyleburg, gehabt und dieſes Verhältniß von der Familie nicht begünſtigt geweſen war, ſo lag es auf der Hand, daß die geſchwätzige Menge nun Allerlei von häuslichen Auftritten, heimlichen Kränkungen und böſen Martern munkelte, durch welche das arme Mädchen ſo zur Verzweiflung gebracht worden ſein ſollte, daß ſie zuletzt eigenwillig den Tod geſucht. Man erzählte, daß ſie früher ſchon einmal, ganz außer ſich gebracht und von endloſen Vorwürfen gemartert, ſich auf einen wilden Renner geworfen und dieſem ſo den Zügel gelaſſen habe, daß das durchgehende Thier ſie endlich ihrer Abſicht gemäß zur Erde geſchleudert, der Sturz aber nicht ſo tödtlich geweſen, als ſie es wünſchen mochte. Nun zuletzt, da die Quälereien ihrer Mutter und Geſchwiſter, trotzdem dieſe ihre Aufregung bemerkt, nicht aufhören wollten, habe ſie ſich, erhitzt vom Tanz, mit ganz offener Bruſt ans Fenſter geſtellt und in Haſt ein Glas Waſſer getrunken, deſſen plötzlich erkältender Wirkung ſie denn auch wirklich erlegen ſei.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Maſaniello auf der Bühne.

II.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts treffen wir wieder auf eine Bearbeitung unſers Stoffs, diesmal ein Drama und betitelt: „Maſaniello von Venedig. Ein Trauerſpiel in fünf Akten von Johann Friedrich Ernſt Albrecht.“ Der Dichter, 1752 zu Stade geboren, war zuerſt Mediciner und dann Schauſpieler bei der Secondaſchen Geſellſchaft, wo er auch obigen „Maſaniello“ ſchrieb, deſſen Thaten er wunderbarerweiſe nach — Venedig, wahrſcheinlich der Abwechſelung halber, verlegte! Das Stück, deſſen Handlung ſo recht in die Sturm- und Drangperiode paßte, ſcheint ſeinerzeit ſehr gefallen zu haben und vielfältig aufgeführt worden zu ſein, denn es erlebte in kurzer Zeit drei Auflagen; zuerſt Berlin 1790, dann in einer Sammlung Schauſpiele des Verfaſſers, Leipzig 1795, und zuletzt wieder allein ebendaſelbſt 1799.

Im Jahre 1827 hielt ein italieniſcher Maeſtro ſeinen Einzug in Paris und ſchlug daſelbſt, durch frühere Erfolge dazu ermuthigt und auch berechtigt, ſeinen bleibenden Wohnſitz auf. Es war dies Michael Caraffa, geboren zu Neapel am 28. November 1785. Bisher hatte er in Paris mehre muſikaliſche Werke von der Bühne der Komiſchen Oper vom Stapel laufen laſſen, die allgemein gefallen. Er kannte ſomit dies Terrain und dort wollte er denn auch durch ein neues Werk einen neuen Erfolg und ſich ſein Bürgerrecht erwerben. Zwei Dichter, Merrau und Lafertelle, ſchrieben nach ſeinen Angaben ein Opernbuch, das der gewandte Italiener raſch in Muſik ſetzte, und noch vor Ende des Jahres, am 17. October 1827, erſchien das ſo entſtandene Werk auf der Bühne der Komiſchen Oper zu Paris. Es hieß „Maſaniello oder der neapolitaniſche Fiſcher“. Die Oper hatte vier Akte und trug die etwas fremdartige Bezeichnung „Hiſtoriſches Drama“. Die Handlung war in ihren Grundzügen der Hiſtorie ziemlich getreu nachgebildet. Sie enthielt ſogar die Wegnahme der Waaren auf dem Markte und die Abtrotzung der Privilegien durch den Fiſcherhäuptling. Als komiſche Figur winkte ein etwas tölpelhafter Abgeſandter einer Bande Unzufriedener an Maſaniello und als ſonſtiges pikantes Beiwerk war ein zartes Verhältniß zwiſchen einem franzöſiſchen Fürſten und der Frau Maſaniello's vorhanden.

Die Oper hatte großen Erfolg, sowol durch die interessante Handlung als auch durch eine Menge origineller Melodieen und die wirklich gelungene Aufführung. Die meisten dieser Melodieen hatte Carafa mit aus Neapel gebracht; sie waren ursprünglich Eigenthum seiner frühern Landsleute und er brachte sie seinem neuen Vaterlande gleichsam als Tribut dar. Eine derselben hat sich bis heute erhalten, doch in anderer Form, nämlich die originelle Weise, die unter der Bezeichnung „Der Carneval von Venedig", von den modernen Violinvirtuosen in allen möglichen und unmöglichen Formen variirt wird. Diese oft gehörte Melodie war ursprünglich ein neapolitanisches Volkslied und wurde zum ersten male dem größern Publicum durch Carafa's Oper, in der sie in der Form einer Barcarole erscheint, bekannt.

Ein eigenes Geschick unterbrach den siegreichen Lauf der Vorstellungen des Carafa'schen Masaniello. Auber war zu jener Zeit von einer Reise nach Italien zurückgekehrt und hatte als gute Beute eine hübsche Anzahl italienischer Volksweisen in seiner Mappe ihrer Heimat entführt, die er, was ganz natürlich war, sobald und sogut als möglich verwerthen wollte. Er besprach sich deshalb mit seinen Freunden Gaëtan Delaunay und Scribe und kaum hatte der „Masaniello" Carafa's das Licht der Lampen erblickt, als die beiden Praktiker diese Idee auch ergriffen und bald in ihrer Weise ein Buch bearbeiteten, welches Auber so rasch als möglich in Musik setzte und dazu nicht allein die gekaperten italienischen Lieder, sondern sogar auch ein Bruchstück einer seiner ältern Messen, das bekannte „Gebet", benutzte, sodaß das neue Werk etwa vier Monate nach der Geburt seines Vorgängers, am 29 Februar 1828, auf der Bühne der Großen Oper zu Paris zur Aufführung kam. Es war „Die Stumme von Portici". Eine große heroische Oper in fünf Acten, deren Inhalt und politische Schicksale zu weltbekannt sind, um sie hier noch zu berühren. Nur so viel sei gesagt, daß die Handlung dieser Oper weit besser für die Tendenz und den Rahmen der Großen als der Komischen Oper paßte und deshalb denn auch gar bald den Masaniello Carafa's von letzterer Bühne verdrängte, ihm sogar, aus eben den Ursachen, den Weg ins Ausland versperrte; denn nur auf einigen wenigen deutschen Bühnen wurde Carafa's Oper aufgeführt, während die „Stumme" in fast alle sangfähigen Sprachen übersetzt und auf fast allen großen und kleinen Bühnen gegeben wurde.

Noch einige Worte über Masaniello's Darsteller.

Der hamburgische Masaniello vom Jahre 1706 hieß Gottfried Grünewald und war ein zu seiner Zeit äußerst beliebter Bassist bei der hamburger Oper, der er von 1703—11 angehörte, worauf er als Sänger und Vicekapellmeister in Dienste des Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen Darmstadt trat. Grünewald besaß eine mehr schöne als starke Stimme, die jedoch einen bedeutenden Umfang und gleichmäßigen Timbre hatte; auch war er in der damaligen, für Deutschland neuen italienischen Singart wohlerfahren; eine Methode, die 1693 bei den hamburger Opern eingeführt worden war und von der Mattheson sagte, daß sie die ältesten Singmeister zu Schülern gemacht habe, wie er sicher am besten wissen mußte, da er zu jener Zeit selbst Sänger war. Zugleich war Grünewald auch ein tüchtiger Musiker, denn in demselben Jahre, als er den Masaniello sang, wurde auch eine Oper von seiner Composition aufgeführt, betitelt „Die errettete Unschuld oder Germanicus, römischer General", die ziemlichen Beifall fand. Ferner war er ein ausgezeichneter und weitberühmter Virtuos auf dem heute verschollenen Instrument Pantaleon, sogar einer der letzten hervorragenden Künstler, der sich darauf produzirte. Dies sonderbare Instrument war von Pantaleon Hebenstreit zuerst gespielt und in die musikalische Welt eingeführt worden und der davon entzückte Ludwig XIV., vor dem Hebenstreit sich 1705 hören ließ, legte ihm noch den Taufnamen des Virtuosen, den Namen Pantaleon bei, den es bis an sein kunstgeschichtliches Ende behielt. Grünewald starb zu Darmstadt als dortiger fürstlicher Vicekapellmeister am 20 December 1739.

Der erste Schauspieler als Masaniello (von „Venedig") war kein anderer als der Dichter selbst, der Schauspieler Albrecht. Nach und neben ihm werden wol noch manche dramatische Künstler jener Zeit sich in dieser Rolle, die gewiß der dramatischen Momente genug enthielt, versucht haben, aber mit den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts schwand Stück und Rolle von der Bühne und erstere zählt heute nur noch zu den literarischen Curiositäten.

Der Masaniello der Komischen Oper zu Paris vom Jahre 1827 war der immer jugendliche Ponchard, der auch der erste George Brown gewesen war. 1834 nahm Ponchard Abschied von der Bühne und gehörte von nun an als Professor der Gesangskunst dem pariser Conservatorium an, welche ehrenvolle Stelle er schon seit 1819 bekleidet hatte. Doch noch oft sang er in der Folge bei besondern Anlässen den George Brown, seine Lieblingsrolle; 1842 hörte ihn der Schreiber dieser Zeilen in derselben und nicht zu sagen ist's, mit welcher elastischen Leichtigkeit der damals 55jährige Mann den jungen Officier spielte und mit welcher reichen, lieblichen und frischen Stimme und äußerst correctem, geschmackvollem Vortrage er den Gesangspart zu Ende führte; wahrlich ein Muster für alle seine singenden Collegen. Roger stand ihm nur nach. Auch Ponchard's Masaniello (im Caraffa'schen) war eine abgerundete, prächtige Leistung, in der besonders die kecken, heitern und gemüthvollen Züge hervortraten, weniger die heroischen. Unvergleichlich schön sang er die Barcarole, die später die Grundlage des allbekannten „Carneval von Venedig" bildete, und dann seiner die Arie: „Un pêcheur napolitain." Stolz auf die „Creation" dieser Rolle fand er sich eigenthümlich überrascht, als eines schönen Tags die Große Oper die „Stumme von Portici" ankündigte, welche Oper weiter nichts war als eine Umschreibung des Masaniello der Komischen Oper. Hier glänzte darin Adolf Nourrit (geboren am 3. März 1802 zu Paris). Er lieferte ein Kunstgebilde, das in jeder Hinsicht unübertrefflich war. Das Feuer seiner Action, der Schmelz seiner Stimme und seines Vortrags bei den einzelnen lyrischen Stellen, die wie Frühlingssonnenschein in das oft düstere Gemälde hineinblickten, und endlich die erschütternde Tragik der letzten Scenen mit den stellenweise wiederkehrenden und mit innigstem Gefühl dargelegten Erinnerungen waren hinreißend und versetzten das Publicum, verbunden mit der berauschenden Musik, in einen kaum zu beschreibenden Enthusiasmus. Ponchard, der seinen Doppelgänger der Großen Oper sehen und hören wollte, folgte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit der Darstellung Nourrit's und eilte, als der Vorhang gefallen, auf die Bühne, um seinen Collegen von ganzem Herzen zu beglückwünschen. Nourrit, erschöpft, hatte sich in seine Loge zurückgezogen und befohlen, Niemand einzulassen. Ponchard ließ sich aber nicht abweisen und als endlich Nourrit erfuhr, daß der Masaniello der Komischen Oper draußen harrte, öffnete sich die Thür des Boudoirs. Nourrit bedurfte wirklich der Ruhe; er war geistig noch mehr angegriffen als körperlich, und nachdem Ponchard ihm seine aufrichtige Bewunderung gezollt, machte der Held des Abends seinem Freunde das sonderbare Geständniß, daß, nachdem er während des Studiums der Oper und im Laufe des Abends sich so in die Rolle des unglücklichen Fischerhäuptlings hineingelebt, er in der letzten Scene den Gedanken nicht habe los werden können, daß auch ihm ein ähnliches tragisches Ende bestimmt sei. „Und am Ende wol gar auch in Neapel, auf dem Schauplatz unserer beiderseitigen Heldenthaten", warf Ponchard lachend ein, um den Freund zu trösten. Nourrit lächelte düster vor sich hin und was auch Ponchard vorbringen mochte, es gelang ihm nicht, die melancholischen Gedanken aus des Freundes Seele zu verscheuchen und bald nahmen beide Sänger Abschied voneinander. Oft erzählte mir Ponchard diese Unterredung, nachdem leider im vollsten Maße in Erfüllung gegangen, was Nourrit damals geahnt. Nourrit herrschte nämlich noch lange als erster Tenor an der Großen Oper zu Paris, schuf als solcher noch die herrlichen Gestalten des Robert und Raoul und behielt die Gunst

und die Liebe des Publicums fort und fort. Da ſtellte ſich im Jahre 1836 ein kleiner unanſehnlicher, zu höflicher Mann der Direction der Großen Oper und wurde von dieſer mit offenen Armen empfangen. Es war Gilbert Duprez, der gefeierte Tenor der Italieniſchen Bühne. Zu Paris am 6. December 1806 geboren, war er, da ſich für ihn in ſeinem Vaterlande keine Ausſicht bot, 1828 nach Italien gegangen, wo er bald der große Sänger wurde. Von 1834—36 war er in Neapel angeſtellt und in jener Zeit ſchrieb Donizetti für ſein Talent und ſeine Stimme die prachtvolle Rolle des Edgardo in ſeiner „Lucia di Lammermoor". Nach dem in dieſer Rolle errungenen Erfolg verließ Duprez Italien und kehrte in ſein Vaterland zurück, wo er auch ſogleich einen Vertrag mit der Direction der Großen Oper zu Paris abſchloß, um neben Nourrit das Fach der Heldentenore zu ſingen. Nourrit fühlte ſich dadurch tief gekränkt; er wollte allein herrſchen. Da dies nicht mehr möglich war, verließ er die Oper und Paris. Am 1. April 1837 trat er als Raoul zum letzten male auf dem Theater ſeiner vielen und großen Erfolge auf, von ſeinen zahlreich verſammelten Freunden ſtürmiſch empfangen und entlaſſen. Doch dieſer Beifall war nur ein Schatten gegen jenen, den ſich ſein Nachfolger errang. Dieſer betrat am 17. deſſelben Monats zum erſten male als Arnold in Roſſini's „Tell" die Bühne der Großen Oper und verſetzte das Publicum in einen bisher nicht gekannten und nie dageweſenen Taumel, der ſich nach der großen Arie im vierten Act, als Duprez ſein „Suivez-moi!" und dann ſein berühmtes „À de poitrine" ertönen ließ, der Art ſteigerte, daß man nichts weiter mehr von der Oper hören wollte und das Publicum ſo lange tobte, bis der Vorhang fiel, womit denn auch die Oper zu Ende war. Dies wiederholte ſich bei jeder weitern Vorſtellung des „Tell" und man ſah ſich endlich genöthigt, die Oper definitiv mit jener Arie zu ſchließen, welche Sitte fortan beibehalten und nachgeahmt wurde, ſodaß noch heute in Paris und in ganz Frankreich der „Tell" mit der Arie Arnold's endet, wobei Geßler ſeinem Schickſal überlaſſen bleibt.

Nourrit war vergeſſen. Mit gebrochenem, blutendem Herzen verließ er Paris und ſein Vaterland. Er ging nach Italien und debütirte in Neapel am 14. November 1838 in Mercadante's „Schwur" keineswegs mit allzu großem Glück. Sein Debüt in dieſer Oper hatte aber auch gegen ſeinen Willen ſtattgefunden. Um ſich in Italien in ſeiner ganzen Kraft zeigen zu können, hatte Nourrit mit großer Vorliebe aus Corneille's Tragödie „Polyeucte" ein Opernbuch geformt, deſſen Titelrolle ganz ſeinem Talente zuſagte. Der damalige muſikaliſche Held des Tags, Donizetti, hatte die Oper in Muſik geſetzt und in ihr wollte Nourrit zum erſten male in Neapel auftreten. Da verbot die Cenſur die Oper und doppelt gekränkt mußte Nourrit in Mercadante's ſchwacher Compoſition ſeine Debüts machen. Der Beifall, ſchon anfangs ſchwach, verlor ſich mehr und mehr und als Nourrit am 7. März 1839 den Pollione (Sever) in Bellini's „Norma" ſang, ertönten ſogar Ziſchlaute. Außer ſich eilte der Künſtler nach Hauſe und nach einer qualvoll durchwachten Nacht ſtürzte er ſich am frühen Morgen des andern Tags aus ſeinem Fenſter, drei Stockwerke hoch, hinab in den Hof, wo der Tod ihn raſch von ſeinen, theilweiſe durch übermäßigen Ehrgeiz ſelbſtgeſchaffenen Leiden erlöſte. Nourrit hinterließ eine Frau und ſechs Kinder, aber auch eine halbe Million Franken, eine Penſion, die ihm die Julimonarchie wegen Singens der Marſeillaiſe in den Julitagen bewilligt hatte und die nun auf ſeine Familie überging. Seine Leiche wurde zuerſt auf dem Kirchhofe der Madonna del Pianto zu Neapel beigeſetzt, dann aber nach Frankreich gebracht. In Marſeille landete ſie und ein feierliches Todtenamt wurde ihr gehalten, bei dem Chopin die Orgel ſpielte und bei einer Stelle Schubert's herrliches Lied „Die Sterne" einflocht, welches Lied Nourrit in Marſeille zum erſten mal geſungen hatte. Von dort wurde die Leiche nach Paris gebracht und auf dem Kirchhofe Père-la-Chaiſe feierlichſt begraben. Unter den Trauernden, die der Leiche folgten, befand ſich auch Duchard. Seine heitere Aeuße-

rung und Nourrit's Ahnung am Abend der ersten Aufführung der „Stummen" waren in Erfüllung gegangen!

Die Rolle des Pelyeucte, die Nourrit für sich geschaffen, wurde im Jahre 1840, als jene Oper in Paris unter dem Titel „Les Martyrs" zum ersten mal aufgeführt wurde, von Duprez gesungen, welcher mit dieser Schöpfung seines Rivalen sich wieder ein neues Blatt in den Kranz seines Ruhms flecht.

Ein ähnliches tragisches Schicksal erlebte der erste Darsteller des Masaniello in Belgien, dessen Namen ich leider nicht mehr mit Gewißheit angeben kann — ich glaube, er hieß Bourget. Die holländische Regierung hatte anfänglich die Aufführung der „Stummen" zu Brüssel verboten; als sie endlich dennoch am 26. August 1830 daselbst zum ersten mal gegeben wurde, versetzte sie die Zuhörer in eine solche fieberhafte Aufregung, daß diese Bourget nöthigten, am Schlusse der Oper die Marseillaise anzustimmen, was dann den unruhigen und revolutionären Geist des Volks völlig entflammte. Aufs höchste aufgeregt, stürzte man aus dem Theater, ergriff die Waffen und mit dem Sänger des Masaniello und der Marseillaise in seinem Fischercostüme an der Spitze wurde das Polizeigebäude und der Palast des verhaßten Grafen Libri-Bagnano erstürmt; der erste Schritt der Belgischen Revolution, die mit der Losreißung jenes Landes von Holland endigte. Unter den Leichen der Gefallenen, welche die Aufständischen am Morgen nach der Aufführung der „Stummen" beerdigten, befand sich auch der von vielen Wunden zerrissene Körper des Sängers des Masaniello. Sein Gesicht zeigte keine Spuren des Todes, die Schminke verdeckte ja die Blässe des erstarrten Antlitzes; in seiner Fischerkleidung wurde er mit den Andern begraben. Sein Name befindet sich in einer der Galerieen des Monuments auf dem Platze der Märtyrer zu Brüssel.

Der erste deutsche Masaniello war der berühmte berliner Tenor Karl Adam Bader. Geboren am 10. Januar 1789 zu Bamberg, hatte er 1811 daselbst, unter der Direction des Herrn von Holbein, die Bühne zum ersten mal betreten und gehörte dann von 1820 dem königlichen Hoftheater zu Berlin an. 1829 wurde die „Stumme" nicht allein dort, sondern auch in ganz Deutschland zum ersten mal gegeben und Bader feierte in der Rolle des Masaniello seinen größten Triumph. Ein gleichzeitiger Kritiker sagt von ihm: „Bader schuf diese Rolle rein aus sich nach den durch Dichter und Musiker gegebenen Elementen. Er war so hinreißend in derselben, daß er die Schwächen des Werks vergessen ließ. Auch konnte er hier alle seine hervorragenden Eigenschaften entfalten: die stolze Heldenkraft, das rührende Element der Bruderliebe, die volksthümliche Treuherzigkeit. Die Scene, wo er das Volk zum Aufruhr entflammte, war zugleich ein Beweis der gewaltigen Kraft seines Organs, denn er erreichte den höchsten Grad der Kraft ohne Anstrengung. Bader sang den Masaniello in Berlin noch im Jahre 1845, als er sein dortiges fünfundzwanzigjähriges Künstlerjubiläum feierte, worauf er pensionirt wurde. Seine Stimme hatte damals natürlich bedeutend abgenommen und es war ein Fehler von ihm, das Heldenfach solange fortführen zu wollen, weshalb er sich denn auch die bekannte Caricatur gefallen lassen mußte, die Bader-Masaniello als Großvater mit einem Krückstock und grünem Augenschirm darstellt in dem Augenblicke, wo er ruft: „Gebt mir Waffen!" worauf ein Haufe kleiner Enkel ihm die hölzernen Vertheidigungswerkzeuge ihres nürnberger Arsenals bringen.

So wie Bader der erste Masaniello des Nordens von Deutschland, war Sebastian Binder der erste des Südens. Sein Ende, im Zusammenhang mit dieser Leistung, ist rührend. Binder war 1792 zu Prag geboren, dann als junger Bursche nach Wien gegangen und dort Chorist geworden. Später, nach manchen Fahrten, bekleidete er ebendaselbst die Stelle des Heldentenors und sang als solcher auch den Masaniello. 1842 verließ er Wien und ging nach Pesth, wo er nach einigen Gastrollen als erster Gesangslehrer am dortigen Con-

servatorium angestellt wurde und als solcher, zum größten Nutzen seiner Zöglinge, bis zu seinem leider allzu rasch erfolgten Tode wirkte. Anfangs 1845 überfiel ihn eine Krankheit, die bald in eine gefährliche Lungenentzündung ausartete und ihn nach einem kurzen Krankenlager von etwa zehn Tagen dahinraffte. Sein Todestag war trüb' und nebelig; einige seiner Freunde saßen trauernd an dem Bette des Schwerkranken, da plötzlich dringt die Sonne durch die grauen Wolken und durchs Fenster ins Stübchen. Binder lächelt, als ob er Gott danken wollte für diesen langentbehrten goldenen Sonnenstrahl, dessen sanftes Erglühen schöne Bilder längst vergangener Zeiten in seiner Seele hervorzauberte. Er erhebt sich mühsam von seinem Lager und singt mit leiser Stimme Masaniello's Lied: „O seht — wie golden strahlt die Sonne — und ruft uns — zum Gestade hin!" Dann übergehend in den Schlummergesang, fällt er langsam zurück aufs Lager und war todt.

Als eigenthümliche Unglücksverkünderin bewährte sich die Oper „Die Stumme von Portici" in Darmstadt. Am 2. October 1829 war sie daselbst mit großem Pomp und unter glänzender Ausführung in Scene gegangen und in kurzer Zeit drei mal wiederholt worden. Für Sonntag den 25. October war sie zum vierten male angesetzt, aber es blieb nur bei der Probe, die der kunstsinnige Großherzog Ludwig I., wie alle Opernproben, besuchte und selbst leitete; denn noch an demselben Abend starb des Fürsten Gemahlin, die Großherzogin Luise. Am 10. März des folgenden Jahres, 1830, ordnete der Großherzog wieder eine neue Probe der „Stummen" an, der er ebenfalls beiwohnte — es war das letzte mal und überhaupt seine letzte Anwesenheit im Hoftheater. Die Aufführung der Oper unterblieb wegen plötzlicher Krankheit des Fürsten, die am folgenden 6. April mit seinem Tode endigte. Das ehemals so brillante Hoftheater sollte geschlossen bleiben, doch die nunmehrige Großherzogin Wilhelmine berief Herrn von Küstner nach Darmstadt, welcher dem Institute noch eine kurze Zeit das Leben fristete. Während dieser Zeit kam denn die „Stumme" noch einige mal zur Aufführung und als endlich die Fürstin das von Ludwig I. mit allzu großen Kosten ins Leben gerufene Werk nicht mehr halten konnte und mochte, wurde die darmstädter Hofbühne am 30. Juni 1831 für lange Zeit geschlossen. Die letzte Vorstellung war wiederum die verhängnißvolle „Stumme von Portici". *)

Ernst Pasque.

---

*) Wir schließen dieser dankenswerthen Mittheilung, welcher der Herr Verfasser als „musikalischer Antiquarius" noch ähnliche Gaben will folgen lassen, die Bemerkung an, daß im Schauspiel es noch mehre Bearbeitungen der Geschichte Masaniello's gibt, z. B. die von Fouqué eingeführte des zu früh verstorbenen Fresenius („Thomas Aniello"), ferner die von W. Zimmermann und eine von einem Alexander Fischer, der sich vor zehn Jahren das Leben nahm. Das Trauerspiel von Fresenius richtete Hallenstein in Frankfurt am Main zur Darstellung ein und J. B. Vaison gab als Darsteller der Titelrolle ihr die ganze, ihm eigenthümliche Kraft und Schärfe seiner Spielweise. Das Stück hat einzelne Schönheiten, leidet aber an zu gewöhnlicher Zeichnung des bösen Elements. Die Gegner des Fischers sind zu sehr Theatertyrannen. Die Vergiftung des Masaniello ist überhaupt ganz unnütz, wenn man nach einer Wendung, die schon gelegentlich Lessing für diesen Stoff andeutete, Masaniello an den Folgen seines Heraustretens aus der Sphäre, welche die Natur ihm anwies, wahnsinnig werden läßt. Ein Fischer, der einen König spielen soll, konnte unter den aufregenden Umständen, die damals in Neapel zusammenwirkten, nur an sich selbst irre werden. Zu den Darstellern, die in der Oper als Masaniellos gerühmt wurden, gehörte auch seiner Zeit J. Cornet, der jetzige Director des k. k. Kärtnerthortheaters in Wien. D. Her.

Berliner Briefe.

III.

Es iſt nicht möglich, mit derſelben Vollſtändigkeit wie im vorigen Briefe alle berühmten Namen der Univerſität zu ſchildern. Daß die Hegel, Schleiermacher, Steffens, Neander, Savigny u. A. nicht wieder durch andere, gleich bedeutende Namen erſetzt worden ſind, iſt bekannt. Es konnte dies aber auch kaum geſchehen. Denn erſtens iſt unſere Zeit der Epigonen überhaupt arm an wiſſenſchaftlichen Größen und originellen, bahnbrechenden Geiſtern; andererſeits hängt in Preußen die Beſetzung der Lehrſtühle zu ſehr von der jedesmaligen Richtung des Cultus- und Unterrichtsminiſteriums ab. Unter Altenſtein wurde die Hegel'ſche Lehre in Preußen eingeführt. Nach Hegel's Tode docirten auch die zahlreichen Hegelianer in allen Facultäten noch eine geitlang fort. Wer z. B. vor zwanzig Jahren nach Berlin kam, um Theologie zu ſtudiren, wurde durch den Einfluß der Hegelianer, eines Michelet, v. Henning, Vatke, Marheineke, ſpäter Gabler's, von der Theologie abwendig gemacht und für die Philoſophie gewonnen. Jetzt iſt es umgekehrt. Unter Eichhorn veränderte ſich die Phyſiognomie der Univerſität. Die theologiſche, kirchlich-gläubige Richtung verdrängte die philoſophiſche, Hegeliſch-pantheiſtiſche und ſpeculative. Ein Gelzer, Huber, Stahl kamen auf mit ihrer chriſtlichen Bearbeitung der Literaturgeſchichte, Staatswiſſenſchaft und Jurisprudenz. Die Märzrevolution, welche Eichhorn ſtürzte, hätte, wenn ſie nicht an der Unreife der Vorbildung für ein öffentliches Leben geſcheitert wäre, wie eine politiſche, ſo auch eine wiſſenſchaftliche Befreiung der Geiſter herbeiführen können. Aber die ihr folgende Reaction mußte ſich natürlich auch auf die Wiſſenſchaft erſtrecken und es war daher kein Wunder, daß Stahl ſeine „Umkehr der Wiſſenſchaft" proclamiren konnte. Doch zählt die Univerſität noch freiſinnige, die Rechte und die Ehre der freien Wiſſenſchaft aufrechthaltende Männer. Einer der vorzüglichſten iſt Böckh, der als Professor eloquentiae bei öffentlichen Feſtlichkeiten „in ſeinen Reden den Geiſt der Humanität im Sinne Humboldt's, Goethe's und Leibniz' unerſchütterlich wahrt. Wie Braniß in Breslau, ſo iſt auch Böckh in Berlin der Stahl'ſchen „Umkehr" mit Entſchiedenheit entgegengetreten.

In der *theologiſchen* Facultät ſind Hengſtenberg und der alte Liturgiker Strauß nennenswerthe Perſönlichkeiten; Hengſtenberg, dem es eine Kleinigkeit iſt, eine andere Natur *vor* und eine andere *nach* dem Sündenfall anzunehmen und die Schlange erſt ſeit ihrer Verfluchung auf dem Bauch kriechen zu laſſen (1 Moſ. 3, 14.). Sein Wirken in der „Evangeliſchen Kirchenzeitung" iſt bekannt; zuletzt hat er durch den Angriff des Freimaurerthums, bei welchem auch Leſſing wegen ſeines ungläubigen Rationalismus übel wegkam, Aufſehen erregt und vielfachen Widerſpruch von Seiten des Maurerthums hervorgerufen. Daß Hengſtenberg, ſo gut wie Stahl, in der Allianz chriſtlicher Mächte mit den Türken gegen die orthodox-kirchlichen Ruſſen *Heidenthum* ſieht, können Sie ſich leicht denken. Strauß lehrt praktiſche Theologie, Homiletik, Katechetik und leitet die betreffenden Uebungen. Als Domprediger wußte er von jeher die Wirkung der Rührung und Erſchütterung hervorzubringen mit jenem bekannten Apparat der elberfelder Schule. Eine freiere, kritiſchere Richtung in der Theologie vertreten die außerordentlichen Profeſſoren Benary und Vatke.

Die *mediciniſche* Facultät in Berlin iſt noch immer eine der bedeutendſten und frequentirteſten in ganz Deutſchland. Namen wie Jüngken, Langenbeck, Johannes Müller, Romberg, Schlemm, Schönlein üben noch immer eine mächtige Anziehungskraft. Sehr intereſſant ſind Profeſſor Casper's Vorleſungen über gerichtliche Medicin, wie denn überhaupt die Medicina forensis ein intereſſantes Gebiet iſt, auf dem ſich Medicin und Moral

berühren. Casper ist auch gerichtlicher Kreisphysikus und hat, wo es sich um die Zu
rechnungs- oder Unzurechnungsfähigkeit der Verbrecher handelt, schon oft sein vorurtheil
loses Votum abgegeben. Aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen hat er im vorige
Jahre eine interessante Schrift „Mörderphysiognomieen, Studie aus der praktischen Psycho
logie, nach eigenen Beobachtungen" veröffentlicht. Er hat als Gerichtsarzt Gelegenhe
gehabt, eine Menge von Verbrecherphysiognomieen zu beobachten, schildert uns 21 der
selben, 15 männliche und 6 weibliche, und kommt zu dem Resultate, daß die Physiogno
mik eine sehr trügliche Wissenschaft sei, und daß keineswegs immer das sogenannte „Ge
sprochte" den Verbrecher kenntlich mache. Er warnt vor zu großem Vertrauen in d
Physiognomik und führt die Sprüchwörter: „Stille Wasser sind tief!" und „Er hat e
hinter den Ohren!" als Beweis an, daß man den Verbrecher nicht immer aus der Phy
siognomie entdecken könne, wofür er denn auch Thatsachen beibringt. Für die Geschworenen
die sich oft durch die Physiognomie bestimmen lassen, ein wichtiger Wink.

Da ich von der gerichtlichen Medicin gesprochen habe, so will ich auch erwähnen
daß ein anderer sehr achtbarer Professor der medicinischen Facultät, Ideler, dirigirende
Arzt der Irrenabtheilung in der Charité, Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für
das Medicinalwesen, ein gründlicher Kenner des Ursprungs und Wesens der Seelen
krankheiten, jüngst in einer Schrift: „Zur gerichtlichen Psychologie", in der er mehre
Fälle aus seiner Praxis anführt, sich sehr scharf gegen jene medicinischen Theoriern aus
gesprochen hat, die in jedem Verbrecher nur einen Kranken, Irren, Unzurechnungsfähige
sehen und dadurch die Strafrechtspflege illusorisch machen. Ideler bekämpft den medicini
schen Materialismus, dem der Mensch nur eine „denkende Dampfmaschine" oder „gefühl
volle Singuhr" ist, die für ihre Störungen nichts kann. Diesem, den Menschen zur Ma
schine degradirenden Materialismus gegenüber, weist er auf die Freiheit des Willens
hin und warnt davor, Verbrechen, die aus leidenschaftlicher Aufregung begangen worden
mit solchen zu verwechseln, die aus wirklichem Wahnsinn entsprungen. Den chemische
Materialismus, der den Körper wie ein Laboratorium betrachtet, bekämpft an der medi
cinischen Facultät auch der Physiolog Schultz-Schultzenstein lebhaft, freilich zu Nutze
und Frommen von Richtungen, denen nicht Jeder folgen wird. Jüngken's Ruf steht wie
Gräfe noch immer fest. Er ist ein Vertreter der alten göttinger Schule, vielseitig und
von einer schönen Empfänglichkeit für alles Bedeutende auch außerhalb der ärztlichen Sphäre

Unter den außerordentlichen Professoren der medicinischen Facultät hat sich Kranich
feld als Mäßigkeitsapostel berühmt, mitunter auch zum Stoff des „Kladderadatsch" gemacht
Er eifert unablässig gegen die Alkoholvergiftung, hat ein Buch über den Unterschied de
Geistigen im Weine und Branntweine geschrieben und hält Vorlesungen über diesen Ge
genstand. Seine gläubige, biblische Medicin, die Krankheit und Sünde verwirrt, hat e
auf populäre Weise in seinem „Aerztlichen Volksfreund" oder „Der Arzt in Dir" ent
wickelt. Unter den Privatdocenten der medicinischen Facultät hat Gräfe sich den Ru
eines großen Augenarztes erworben und seine Vorzimmer sind täglich von einer Menge
von Augenkranken förmlich belagert.

Die philosophische Facultät umfaßt Philologen, Historiker, Mathematiker, Naturf
forscher, Staatswissenschaftslehrer und Philosophen im engern Sinn. Der Nestor der Phi
lologen ist Böckh, dessen Vorlesungen früher selbst ein Alexander von Humboldt fleißig
besuchte und Notizen in sein Album machte. Der berühmteste Gelehrte seiner Zeit setzte sich
bescheiden unter die übrigen Zuhörer wie ein alter Student. Wenn Böckh eintrat, ver
beugte er sich auf dem Katheder vor ihm und ging nach beendigter Vorlesung mit ihm
auf dem Corridor auf und ab, in wissenschaftliches Gespräch vertieft. Neben Böckh gal
früher Lachmann der philologischen Facultät Glanz, an seine Stelle ist jetzt Haupt getreten
der im nächsten Semester den Horaz und aus altdeutscher Literatur Wolfram's „Parcival"

erklärt. Die Einleitung zum neuesten Lectionskatalog scheint von ihm zu sein. Es ist eine gelehrte kritische Abhandlung über den Catull, die uns aber hier sehr am unrechten Orte zu stehen scheint. Es mag immerhin Sitte sein, die Lectionskataloge mit gelehrten Abhandlungen einzuleiten, und diese Gelehrsamkeit mag den jungen Studenten imponiren; aber für zeitgemäß halten wir diese Sitte nicht, da die Einleitung des Lectionskatalogs sich an die studirende Jugend, die juvenes studiosi, und zwar im Namen des Rectors und Senats, richtet; dieser sollte also eine allgemeine, den Studirenden aller Facultäten les- und genießbare Ansprache, die Beziehung hat zu dem praktischen Universitätsleben oder zu den wissenschaftlichen Bedürfnissen der Gegenwart, erlassen. Es erinnert leider noch gar Manches auf der Universität zu sehr an den alten Zopf .. Zu den berühmten Sprachforschern der Universität gehört der Sanskritkenner Bopp, der außer comparativer Grammatik, worin er das Sanskrit mit dem Griechischen und Lateinischen vergleicht, altindische Gedichte erklärt. Von den Historikern der Universität sind Ranke und Raumer die bedeutendsten. Ersterer hat jedoch einen sehr undeutlichen Vortrag, in den man sich förmlich erst einarbeiten muß (s. jedoch Bd. II, S. 776 der „Unterhaltungen"), während Raumer's Vortrag, obwol deutlich, monoton und ermüdend ist. Die Gabe eines schönen Vortrags ist überhaupt selten und trifft leider nicht immer mit Geist und Gelehrsamkeit zusammen. Wir werden auf einige Namen noch ausführlicher zurückkommen und bemerken hier nur, daß unter den Physikern Dove, Magnus, Poggendorf glänzen. Der speculativen Philosophen, die Logik und Metaphysik, Psychologie, Geschichte der Philosophie u. s. w. lehren, sind viele. Von den Hegelianern nenne ich vor allen Michelet und Werder. Ersterer lehrt, außer Geschichte der Philosophie, auch Philosophie der Geschichte und Naturrecht. Er hielt früher eine zeitlang philosophische Disputatorien, in denen es scharfe Controversen gab. Die Hegelianer, an ihrer Spitze der verstorbene Gabler, der sich nicht anders als in Hegel'schen Ausdrücken, im Ansichsein, Außersichsein und Beisichsein u. s. w. bewegen konnte, fanden ein Gegengewicht an Professor Trendelenburg, der das Hegelthum scharf bekämpfte und zum Theil an der Universität verdrängte. Trendelenburg ist ein grundgelehrter Mann, kennt besonders den Aristoteles, ist auch Mitglied der Akademie und hat in dieser Eigenschaft bei der letzten Feier des Geburtstags Friedrich's des Großen einen sehr interessanten und belehrenden Vortrag über des großen Königs „Anti-Machiavel" gehalten, der jetzt auch im Druck erschienen ist. Es geht aus demselben hervor, daß Friedrich's des Großen Regierungsgrundsätze sehr mit denen des Machiavel übereinstimmen, dieselben Grundsätze aber bei Friedrich dem Großen einen höhern, moralischen Zweck haben, während sie bei Machiavel dem Egoismus des Fürsten dienen. Ein der empirischen Schule angehöriger Philosoph, Beneke, ist vor längerer Zeit spurlos verschwunden (s. Bd. II, S. 415 der „Unterhaltungen").

Nach dieser allgemeinen Uebersicht lassen wir zur Ergänzung noch einige ausführlichere Skizzen folgen.

Ritter, der in seinen weltumfassenden Werken alle Welttheile am Studirtisch durchwandert hat, der alle Bergeshöhen und Tiefen durchmessen, mit den Meeren, Flüssen und Flüßchen vertraut und sein Senkblei hinabgelassen, ihren Grund zu erspähen, dem es gleichviel ist, ob ich nach dem Aschadsee in Südafrika, nach dem Himálaja Asiens, den Cordilleren Amerikas oder den uns umgebenden Bergen und Flüssen Europas frage, der sich in der ganzen Welt zu orientiren weiß, Karl Ritter ziert seit 1819 unsere Universität. Von mittelgroßer Gestalt, eher schlank als stark, umgibt ein spärliches Silberhaar den ehrwürdigen Scheitel. Nicht die Sonne heißer Zonen, aber ein heißes, angestrengtes Denken, ein unermüdliches Forschen hat ihn gebleicht, doch ist er, trotz seiner Siebzig, frisch und rüstig. Es scheint, daß Wer mit ganzer Seele der ernsten Göttin Wissenschaft sich in die Arme wirft, auch wunderbar an ihren Quellen mit Jugendkraft genährt wird.

Das edle Antlitz ist von einer wohlthuenden Einigkeit durchstrahlt, sie geht auch als Grundzug durch seinen Charakter und macht ihn zum wohlwollendsten Menschen, der nicht äußerer Vortheile willen, sondern aus Herzensbedürfniß zum Heiligen Grabe wallfahrtet. Berlin hatte immer große Verdienste um die Geographie. Büsching's Name ward seit 1787 als Vater und Begründer der wissenschaftlichen Bearbeitung der Geographie genannt. — Professor Braun. Mittelgroß und schmächtig, in den funfziger Jahren, mit freundlich forschendem Auge. Das angehend graue Haar fällt in Fülle lang und schlicht vom Haupte und rahmt das geistvolle, ernste Oval des Gesichts ein. Er ist der Nachfolger unsers verstorbenen, viel gekannten und genannten Botanikers Link. Fast sieht man es diesem, in seinem ganzen Wesen harmonischen, einfach edeln Manne an, daß er es nur mit dem friedlichen Element der Erde, mit der Pflanzenwelt zu thun hat. Er redet von den Bäumen, von der Ceder zu Libanon bis an den Ysop, „der an der Wand wächst". Der Schwerpunkt der Braun'schen Forschung ist die Physiologie der Botanik, die schwebende Frage der Gelehrten, ob Thier ob Pflanze? — Dove. Unser genialer Wetterprophet. Er weiß allein, von wannen der Wind kommt; er stellte eine Theorie der Winde auf. Als er das Schema seiner Windrose in den zwanziger Jahren Alexander von Humboldt vorlegte, erinnerte sich dieser dunkel, daß ihm vor Zeiten einmal in einem alten spanischen Werk, physikalischen Inhalts, auf der augsburger Bibliothek eine ähnliche Construction derselben aufgefallen sei, Näheres konnte er nicht angeben. Professor Dove, dem es interessant war, zu sehen, inwieweit er sich hier mit einem spanischen Geist berührt, machte die Reise, forschte und fand die bezügliche Stelle, die er seinem Gönner nun im Wortlaut mittheilte, das enorme Gedächtniß Humboldt's von neuem bewundernd. Professor Dove ist ein Liebling der Studenten. Man findet in ihm die richtige Mischung von Wärme, Trockenheit und Feuchtigkeit. Er weiß sich mit einer elektrischen Atmosphäre zu umgeben und wirkt belebend auf seine Zuhörer. Wenn er mit einem gewissen Humor ihnen explicirt, daß der Westwind in Deutschland Wolkenbildung und Landregen, der Südwind Wärme mit Gewitter, der Ostwind trockenes, helles Wetter, der Nordwind aber Regen bringt, so fehlt es an witzigen Parallelen nicht. Seine meteorologischen Untersuchungen, seine neuere Farbenlehre mit andern chromatischen Theorieen verglichen, haben ihm unter den Gelehrten eine bedeutende Stellung gegeben, sodaß er Mitglied aller Akademieen Europas ist. Dove hat eine schmächtige, bewegliche Gestalt, wie das Element, in dem er sich bewegt, das immer dasselbe und stets ein anderes ist. — Mitscherlich ist als Chemiker gefeiert. Sein Lehrbuch der Chemie, seine Abhandlungen über die Krystallisationen der Salze, in denen das Metall der Basis mit Sauerstoff verbunden ist, über Ausdehnung derselben durch Wärme u. s. w., haben ihn berühmt gemacht. Professor Magnus, in Leibesgröße und Stärke zwar sehr verschieden von seinem Collegen, steht ihm an Verdienst keineswegs nach. „Man braucht nicht groß zu sein, um zu imponiren", ist der Wahlspruch eines hier berühmten Arztes; auf Magnus paßt er vollkommen. Lange war Magnus Mitglied des Landwirthschaftlichen Ministeriums und in seinen chemischen Agriculturversuchen unermüdlich. Aber was allenfalls auf ein beschränktes Terrain anwendbar, ist nicht durchführbar auf großen Feldern; die Landwirthschaft kann nur von solchen Erfindungen Nutzen ziehen, wo Theorie und Praxis sich „decken", wie Professor Rötscher sagt, wenn Dessoir eine Aufgabe im Shakspeare löst. So geht dieser Fortschritt, trotz der bedeutendsten Mittel, welche die Regierung darauf verwendet, und der ausgezeichnetsten Kräfte, verhältnißmäßig nur langsam vonstatten. Magnus hat der Natur der Gase und der Säuren mit Verdienst nachgeforscht. — Professor H. Rose, nicht mit seinem Bruder, dem Geologen, zu verwechseln, ist schon in seinem Aeußern eine imponirende, geistvolle Erscheinung. Wer das edle Haupt nur hinterwärts betrachtet, möchte glauben, er hätte die Tonsur bekommen. Seine starken Gesichtszüge aber, seine hohe Stirn und die Flammenaugen haben nichts

mit dem Obſcurantismus mittelalterlicher Unwiſſenheit gemein. Wer den genialen Blick dieſes Mannes beobachtet, weiß, daß in ihm ein hohes, reines Licht der Erkenntniß leuchtet. Dabei iſt er als Menſch ebenſo achtungswerth wie als Gelehrter, von Allen anerkannt und geliebt, die ſich ſeines Umgangs erfreuen. Ein Schüler des berühmten Berzelius, freute dieſer ſich bei ſeinem letzten Beſuch ſeines würdigen Zöglings, der, wenn auch nicht ihn überflügelt, ſich doch zu gleicher Höhe mit ihm aufgeſchwungen.

Schließen wir hiermit unſere kleinen Skizzen aus dem naturwiſſenſchaftlichen Bereiche, um demnächſt noch einige Namen aus den andern Facultäten hervorzuheben. Es iſt nicht unſere Abſicht, einen unerlaubten Reiz zu befriedigen, den die Schilderung von Perſönlichkeiten auf die Leſewelt ausübt, wir wollen nur den Reichthum andeuten, den unſere Königsſtadt birgt.

(Ein dreizehnter Brief in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Scheintod und Vampyrismus.

In dem außerordentlich belehrenden und anziehenden Buche des Engländers Mayo: „Wahrheiten im Volksaberglauben“ (deutſch von H. Hartmann; Leipzig, F. A. Brockhaus, 1854), iſt es wol unwiderleglich dargethan, daß dem Glauben oſteuropäiſcher Länder (Griechenland, Serbien) an Vampyre, d. h. Todte, die ſich im Grabe das Leben erhalten durch nächtliche Beſuche auf der Oberwelt, wo ſie Lebenden im Schlafe am Halſe das Blut ausſaugen, Thatſachen zugrunde liegen, die nur durch die vielen Vorkommniſſe des Lebendigbegrabenwerdens erklärt werden können. Man grub ſolche verrufene Vampyre aus und fand in der That Zeichen des Lebens. Man erklärte als grauenhaften Geiſterſpuk, was einfach Folge des Lebendigbegrabenwerdens war.

Wie oft dies ſchaudervollſte Schickſal eines Menſchen noch vorkommen kann, beweiſt die Einrichtung des Todtenhauſes in Neuyork, wo unter 200 Todten regelmäßig Einer ſcheintodt iſt. Man nenne dies Verhältniß nicht gering! Wenn in einer großen Stadt alle vierzehn Tage ein Menſch lebendig begraben werden kann, ſo iſt der Gedanke in der That ſo grauenvoll, daß man wiederholt Aerzte und Geſundheitspolizei in dieſem Punkte an die größte Gewiſſenhaftigkeit mahnen muß.

Die Ueberſetzungen der Alten.

Wir ſagten in Bd. I, S. 128 der „Unterhaltungen“, daß die Welt eine andere Geſtalt gewinnen würde, wenn man ſich entſchließen könnte, aus der Zugrundelegung des Alterthums bei unſerm gelehrten Schulunterrichte wirklich Ernſt zu machen und die Claſſiker in Ueberſetzungen zu leſen.

Ein verdienter Gymnaſialleiter in Berlin, Profeſſor Bonnell, machte in einem Programm kürzlich den beachtenswerthen Vorſchlag, daß man dem Unfug, der auf den gelehrten Schulen mit den Ueberſetzungen und Interlinearerklärungen getrieben würde, ein Ende machen möge durch ein Bündniß mit dem vergeblich von den Lehrern bekämpften und immer an Kraft zunehmenden Feinde. Man ſolle gewiſſe Ueberſetzungen oder gedruckte Präparationen (denn auch ſolche hat ſchon die gewiſſenloſe Induſtrie hervorgebracht) als berechtigt anerkennen, ſolle den Schüler auf dieſen Apparat ſeiner Studien verweiſen und ihn dann in der Claſſe dienſtbar machen zur Zeiterſparniß. Wo es immer nöthig iſt, daß der Schüler erſt lange mit der Conſtruction, der Wortbedeutung und dem Sinn der Sätze allein ſich beſchäftigt, mangelt es zuletzt allerdings an der Zeit, den Geiſt des Schriftſtellers im Großen und Ganzen kennen zu lernen und ſich Das, was ſich dem Schüler nur ewig in ſeiner Schwierigkeit zu erkennen gibt, auch in ſeiner Schönheit einzuprägen. Der gelehrte Schulmann führt für die Begründung dieſes vorurtheilloſen Raths das Beiſpiel Englands an, wo es gewiſſe traditionelle Präparationen der Claſſiker gibt, die ſich in jedes Schülers Händen befinden und es dann allerdings möglich machen, daß ſich die claſſiſche erſte Bildung ſo lebendig auf den ſpätern Stufen der Lebensbewährung erhält wie in England. Das allzu lange Mühen an der Schale, die den claſſiſchen Kern einſchließt, macht, daß wir in Deutſchland trotz unſerer allgemeinen humaniſtiſchen Richtung auf den Schulen in der ſpätern, auf den Kampf mit dem Leben angewieſenen Bildung das claſſiſche Element doch nur auffallend gering vertreten finden.

Der Tod des Dichters.

Robert Prutz nannte es kürzlich ein ſprechendes Zeichen der herzlichen Trauer, die der frühe Tod Max Waldau's im deutſchen Publi-

enm erregt kann, daß ihm soviel Gedichte über dies traurige Ereigniß zugegangen. Wir glauben kaum, daß gerade diese Thatsache für die Tiefe des Antheils spricht. Wir haben eine Stimmung im deutschen Dilettantismus, die sich an jedem öffentlichen Vorgang dieser Art zu betheiligen sucht. Stirbt ein König, so glaubt man sicher, daß die Landeszeitung die Trauerweide nicht zurückweist; stirbt ein Dichter, so wird dazu die literarische Zeitung in Anspruch genommen. Man wird sonst nicht gedruckt. Ein solcher Tod kommt wie gerufen. Und ferner: Muß Der nicht selbst ein Dichter sein, der den Hingang eines Dichters so schmerzlich empfinden?

Der Verlust eines zu früh dahingegangenen Talents muß betrauert werden, kann aber bei Max Waldau's in der Lyrik und dem Epos etwas forcirt, in der Phrase formlos breit gewesenem Schaffen doch kaum jene gewaltige Lücke reißen, die nach jenen excentrischen Klageliedern im Reiche der Poesie jetzt so unzufällbar-fürchterlich klafft. Man glaubt, die Welt wäre im Untergehen, wenn man einen gewissen Hugo Oelbermann in wilder Verzweiflung die Saiten schlagen hört, daß sie vor Angst stöhnen:

Und tiefer dröhnen die Saiten, sie stöhnen im Doppelweh' —

Oder:

Es nimmt eine dunkle Kunde durchs Land ihren jähen Lauf,
Da reißt es in öden Nächten vom Lager wild mich auf:

Oder:

Mir ist ein Gesicht gekommen, wie Donner, der fernher rollt,
Drin hab' ich dich wiedergesehen im Traum, mein Leopold!

Die Epistel ist an Leopold Schefer gerichtet. Ein Greis wird angeredet von einem Neuling: „Mein Leopold!" Auch sagt der junge Mann: Er bedaure, dem alten Freunde des Verstorbenen so fern zu sein: „Gönnt kämʼ ich dir heute zu werden, was dieser Todte dir war."

Wir führen, bei wiederholt ausgesprochener Achtung vor Max Waldau's Talent, diese Uebertreibungen nur deshalb an, um dieselbe Herrschaft der Phrase zu kennzeichnen, die unserm Dichtergebahren jenes Tobsüchtige und ewig Studentische gibt, was dann als kritischer Niederschlag sich auch in allerhand Redensarten und Anschauungen zu erkennen gibt, die als Feuilleten-Phraseologie entscheiden will, wer solchem grünen Wesen gegenüber als Dichter erscheint und wer nicht. Die Kunst, sich als Genie zu drapiren, wird in Deutschland mit einer Naivetät betrieben, deren glückliche Resultate oft unglaublich sind.

Blicke auf die Zeit.

Wir nähern uns immer größern Krisen der Weltgeschichte, wenn wir nach einigen Schritten vorwärts sogleich auch wieder ebenso viel rückwärts gehen. Die Pause der Besinnung, die dadurch den noch Schwankenden und Zögernden gelassen wird, kommt nur der Verallgemeinerung des Bedürfnisses nach Veränderung zugute und mit der gehemmten Ungeduld wächst bei Allen die Kraft, sich im Neuen zurechtzufinden.

* *

Eine beschämende Erscheinung unserer Tage ist es, Männer sich versammeln zu sehen in einem Geiste, dem sie erheucheln, weil er bei ihnen von oberher vorausgesetzt wird; ja einem ganzen Staate in seinen Regierungsorganen eine Richtung gegeben zu sehen, welche die Freiheit und Aufklärung der Zeit ausschließt, muß sogar mit Schrecken erfüllen.

* *

Die Macht der Ideen wächst nicht sosehr durch Widerstand als durch Ausweichen und Umgehen. Machiavelli hätte den Fürsten, die ihre Zeit beherrschen wollen, auch rathen dürfen, daß sie das Vorhandensein keiner *schweigenden* Opposition duldeten.

* *

Wer sich weltlich verderben will, der begründe nur seine Machtansprüche kirchlich. Die Menschen unserer Zeit lassen sich jede Form des Despotismus, wenn sie nur dem gemeinen bürgerlichen Wesen zugute kommen soll, eher gefallen, als daß sie zu gleicher Zeit darin eine Folgerung der religiösen Beschränktheit sehen sollen, die sie nicht theilen. Religiöser Geistesdruck ist eine Form politischer Unbequemlichkeit, die selbst einem aller Neuerung Abgeneigten lästig werden kann.

Zum Erwägen.

Wie sehr Güte des Herzens die größte äußere Schönheit in Schatten stellt, beweist die Ehe. Es ist erstaunlich, wie ein Mann allmälig nur noch Augen für den Charakter seiner Frau hat und, von diesem abgestoßen, gleichgültig wird für dieselbe Aeußerlichkeit, die ihn früher entzückte und die jetzt nur noch Die blendet, die sie eben nicht kennen.

* *

Die sich vordrängende Anmaßung ist oft mit einer schneidenden Schärfe des Verstandes verbunden. Doch fehlt meistens dieser Art des Verstandes die Kraft, überzeugen zu können. Ueberzeugend ist nur diejenige Verstandesschärfe, die gleichsam erst im zweiten Treffen wirkt, d. h. die, welche nothgedrungen in Reih' und Glied tritt, nachdem das Gemüth bekannt hat, sich nicht am Platze zu befinden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 34. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Zur Geschichte der Menschheit.

Von A. Grafen Rehbinder.

Gotthard Kettler, der sechsundvierzigste und letzte Heermeister in Livland, hatte sein Land im Jahre 1561 an Polen abgetreten. Livland, seit längerer Zeit fast fortwährend der Schauplatz trostloser innerer Zerwürfnisse, blutiger Bürgerkriege und Kämpfe gegen äußere Feinde, erschöpft bis aufs äußerste durch Schlachten, Belagerungen und Verwüstungen, überzogen von mächtigen Nachbarn, wie Polen, Schweden und Russen, die theils als Feinde, theils als Bundesgenossen im Lande hausten, konnte seine Selbständigkeit nicht länger behaupten. Kettler ward vom polnischen König mit Kurland und Semgallen als erblichem Herzogthum belehnt, unter Oberhoheit der Krone Polen, das übrige Livland als im Immediatbesitz dieses Reichs angesehen.

Der Krieg hörte aber deshalb nicht auf, sondern entbrannte nur um so heftiger und machte das unglückliche Land noch lange zu seiner Beute. Schweden, das sich im Besitze Esthlands befand, trachtete auch nach dem übrigen Livland, Polen hingegen machte Ansprüche auf Esthland. Zu diesen Streitigkeiten kamen die Händel des Herzogs Magnus von Holstein, der sich König von Livland nannte, Einfälle der Tataren, Kriegszüge der Russen unter Iwan Wassiljewitsch, endlich fortwährende innere Kämpfe und Fehden, die, trotz aller von außen drohender Noth und Gefahr, immer wieder von neuem ausbrachen. Das Land war von Feind und Freund verwüstet, die Bevölkerung decimirt, die Bearbeitung der Felder verhindert und was etwa noch bearbeitet wurde, zerstört, was Wunder, wenn eine Hungersnoth das Maß der Leiden vollmachte!

Und eine solche trat im Jahre 1602 ein, eine Hungersnoth so fürchterlich, daß alle ähnlichen Calamitäten dagegen zurückbleiben und wol schwerlich jemals eine ärgere in den Annalen der Weltgeschichte verzeichnet ist. Zu den oben angeführten Ursachen derselben kam noch ein Frost, der den fünften Tag nach Laurentii 1601, den 15. August, eintrat und alle Sommersaat verdarb; ferner, daß alles Winterkorn mißrieth und selbst die Gärten unfruchtbar blieben. Im Lande kriegten währenddessen die Schweden und Polen.

Die Hungersnoth umfaßte ganz Livland, Kurland und Semgallen. Eine Tonne Roggen, die sonst ein Mark Rigisch kostete, kam anfänglich nun dreißig Mark; bald

aber war um keinen Preis mehr Korn zu erhalten. Nicht nur Einzelne, ganze Familien, ganze Ortschaften, ja ganze Gemeinden starben aus. Die Noth war so allgemein, daß selbst Wohlhabende und Vornehme dem Hungertode nicht entgingen, weil es ihnen nicht möglich war, sich Lebensmittel zu verschaffen. Die Leute buken Brot aus der Rinde von Eschen und jungen Eichen, aus den Wurzeln der Seelilien mit Rinde gemischt, aus Stroh und Kleie; sie aßen Wurzeln und Gras, und nachdem das wenige Vieh, das der Krieg ihnen übriggelassen, verzehrt war, nahmen sie ihre Zuflucht zum Fleische von Pferden, Hunden, Katzen, Ratten und Mäusen, ja selbst zu dem gefallener Thiere. Aber dies war nur der Anfang. Verzweiflung und Wahnsinn ergriffen das Land, alle Bande lösten sich, die gewaltige Macht des Hungers siegte über jedes Gefühl, quälte den Menschen bis zur Tollheit, und so geschahen Gräuel, die alles Denkbare übersteigen.

Bald lagen die Leichen der vor Hunger Gestorbenen in so großen Massen umher, daß an ein Beerdigen nicht mehr zu denken war. Die Hunde zerrissen ihre Körper, wurden von den Ueberlebenden dabei erschlagen und verzehrt. Selbst zu dem Schrecklichsten, zu den Körpern der hingerichteten Verbrecher trieb der Hunger die Bewohner Livlands. Sie nahmen die Leichen von den Galgen oder vom Rade, um sie — als Nahrung zu gebrauchen. Todte fand man den ganzen Winter hindurch, die noch ein rohes Stück Fleisch irgend eines gefallenen Thiers im Munde hatten. Nun erhob auch der Mord sein Haupt, man erschlug sich, um vom Körper des Erschlagenen sein Leben zu fristen. Da schützte kein noch so heiliges Band der Verwandtschaft, kein noch so inniges Gefühl der Natur: Weiber tödteten ihre Kinder, Kinder schlachteten ihre Aeltern, der Freund meuchelte den Freund, blos um den wüthenden Hunger zu stillen. Eine Bäuerin im Versonschen tödtete ihre sechs jüngern Geschwister, drei Brüder und drei Schwestern, und salzte ihr Fleisch ein, um länger Nahrung zu haben. Die schreckliche That ward ruchbar, das Mädchen gefangen und vor den Hauptmann zu Verson geführt. Dieser fragte sie: Wie sie habe Menschenfleisch genießen können? — worauf die Magd erwiderte: Wenn man es mir erlauben will, werde ich künftig nichts als Menschenfleisch mehr essen, weil es das süßeste ist. Worüber — sagt Thomas Hiärn — der Hauptmann sehr bestürzt worden und sie lebendig begraben lassen.

Am ärgsten scheint die Hungersnoth in Kurland, namentlich in Semgallen gewüthet zu haben. Eine Anzahl Einzelheiten darüber sind angeführt in einer kleinen, sehr seltenen Schrift, die den Titel führt: „Warhafftige, ganz erschröckliche, betrübte und zwar, von Anbeginn der Welt her, wol niemals erhörte Neve Zeitung Von dem großen Hunger, so sich im 1602. Jar, Nur allein im Fürstenthumb Semgaln, J. F. D. Herzogen Friedrichen Zugehörig, in Lyfflande zugetragen u. s. w. Colligirt und zusammengetragen durch Friedrichen Engelken, Gerdaviensem, gewesenen Pfarrer zu Zickeln, im Düneburgschen Gebiet in Lyfland. Gedruckt zu Königsberg in Preussen, bei Georgen Osterberger's Wittwen. Anno Domini M. D. CIII." In der Vorrede führt der Verfasser die Gründe der Hungersnoth an und fügt denselben noch hinzu: Verachtung von Gottes Wort, Zauberei, Empörung, Tyrannei, auf Hochzeiten und sonst Mord und unerhörter Muthwille, Ungehorsam gegen die Obrigkeit, Vater und Mutter, unzüchtiges Wesen, Völlerei, unerhörte Hoffart bei Männern und Weibern, Geiz, Wucher, Abgunst, Haß, Neid und unaussprechliche Unbarmherzigkeit mit armen Leuten. Wahrlich, ein Register, das auch ohne Hungersnoth und Pest, und ohne der Zauberei benöthigt zu sein, mit Schrecken erfüllen kann, — und auf diesen Boden fiel jetzt die ganze Saat des Elends, das auch sonst leicht das Thier im Menschen entfesselt. Als Beispiel, wie man mit den Pfarrern umging, mag dienen, daß man einen derselben zwingen wollte, ein Kind mit destillirtem Rosenwasser zu taufen. Weil er sich dessen weigerte, ward er von seiner Stelle verjagt und ins Elend getrieben. Nach einem andern Priester ward mit dem Schwerte in

der Kirche gehauen, draußen aber nach ihm geſchoſſen und nur das Verſagen des Feuerrohrs rettete ihn.

Wir wenden uns ab, alle Gräuel zu berichten, die in jenen Tagen vorfielen. Die tiefſte Beſchämung des Menſchen vor Menſchen wurde auf ſeinen Gipfelpunkt getrieben durch das grauſame Kriegsvolk, das zur ſelben Zeit im Lande umherzog; und zwar waren es gerade die Polen, die Soldaten des damaligen Landesherrn, die Livland ſchützen ſollten, welche grimmiger hauſten als der erbitterſte Feind. Sie plünderten, brannten Dorfſchaften nieder, verwüſteten alle Gegenden, die ihr Zug berührte, gänzlich, entehrten Frauen und Jungfrauen und peinigten die Unglücklichen, die in ihre Gewalt geriethen, mit fürchterlichen Martern, um Geld oder Geldeswerth von ihnen zu erpreſſen. Es war etwas Gewöhnliches, daß ſie die Bauern mit gebundenen Händen in Schweinetröge ſteckten und dann mit ſiedendem Waſſer begoſſen oder ihnen die Daumen und großen Zehen über den Rücken kreuzweis zuſammenbanden und ſie ſolchergeſtalt an Stangen aufhingen, um das Geſtändniß zu erpreſſen, wo etwa Geld vergraben ſei. War keins mehr vorhanden, ſo wurden die Gemarterten ohne weiteres getödtet, aber auch wenn ſich noch etwas Werthvolles vorfand und die Qualen ein Geſtändniß erprehten, rettete dies ſelten das Leben der Beſitzer. Die polniſchen Krieger plünderten ſogar den katholiſchen Biſchof zu Wenden, Otto Schencking, ihren Religionsgenoſſen, als er vor den Schweden in ihren Schutz floh, nahmen ihm ſelbſt das Kreuz, das er am Halſe trug und entließen ihn beinahe nackt aus ihren Händen. So war es denn kein Wunder, wenn ein Reiſender, der durch Livland zog, wie Hiärn erzählt, die Dörfer meiſtentheils wüſt und unbewohnt und in den Bauernhöfen nur Haufen Menſchengebeine fand, die von Hunden und anderm wilden Gethier benagt wurden. Die Zahl der Geſtorbenen auch nur annähernd anzugeben iſt unmöglich, da keine Liſten darüber geführt wurden. Jedenfalls war ſie ſehr groß; der Chronikenſchreiber behauptet, von den Bauern ſei nur der zehnte Theil am Leben geblieben. Noch jetzt geht unter dem Landvolk die Sage, die Menſchen ſeien nach dem Schreckensjahr ſo ſelten in Livland geweſen, daß die einzelnen Bewohner, wenn ihnen menſchliche Fußtapfen zufällig aufſtießen, dieſe vor Freude küßten, noch einen Menſchen in der Nähe zu wiſſen. Wie lange es aber dauerte, bis das Land ſich von dieſer Heimſuchung erholte, geht unter andern Beiſpielen auch daraus hervor, daß noch 1615, als Livland ſchon ſchwediſch war, bei der großen Viſitation nur funfzehn Prediger am Leben gefunden wurden. Einzelne Kirchen, in deren Umkreis Alles ausſtarb, ſollen ganz in Vergeſſenheit gerathen und ihr Daſein ſpäter nur durch einen Zufall wieder entdeckt worden ſein. Namentlich von der Kirche von Maria Magdalena, ſpäter Koykera genannt, erzählt man, ſie ſei ſolchergeſtalt mitten in einem Walde durch Hunde aufgefunden worden.

An einem Pfeiler der ſchwediſchen Kirche zu Reval iſt noch gegenwärtig ein großer Kalkſtein mit einer Inſchrift in einer hölzernen Einfaſſung aufgehängt. Auf der obern Einfaſſung ſteht:

Der Tod hebt alle Noth.

Dieſer Spruch bildet gleichſam einen Rebus, da ſtatt des Worts „Tod" ein Gerippe hingezeichnet iſt.

Darunter lieſt man:

Steh' Wandersmann und lies an dieſem ſtein die plagen,
Die ſechszehnhundert zwei das vaterland gedrückt,
Am end des ſeculi betraf uns gleiches klagen,
Weil da der hunger auch viel tauſend hingerückt;
Da dieſe gute ſtadt bei tauſend hier geſpeiſet,
Und ihr auf ewig hat ein denkmal aufgericht.
Der ſegen iſt der lohn, den gott dafür verheißet;
Drum leſer eh' du gehſt vergis der armen nicht.

Auf dem Steine:

Anno sechszehnhundert und zwei
In Liefland war ein gros geschrei,
Der Kriegk hunger und schrecklich pest
Den leuten gar gesehe gewest.
Fur hunger ein den anderen fras,
Die katze hund ihr wiltpret was
Auch gros verherung leut und laut,
Geschehen ist durch gottes haut;
So thut er der sunden wehren,
Wen man sich nit bald wil bekeren.
Ohn unterlas darumb thut heut
Von hertzen bus, o lieben leut,
Gedencket offt an dis geschicht
Und haltet solches fur kein gedicht.

Arnold Paseer.

Unten steht auf dem Holze:

Anno 1697 da imselben und vorhergehenden jahr liefland mit unbeschreiblicher hungersnoht von Gott heimgesucht und dadurch viele tausend hingerissen worden, ist dieses steinerne monument von dem siechenhoffmeister christoffer schwaben in der erden gefunden, und zum ewigen andenken wiederumb aufgerichtet worden. *)

Charlotte Ackermann.

Biographische Wahrheit über ein vielbesprochenes Thema.

II.

Das über Charlotte erschienene Buch sollte die verdächtigte Familie augenscheinlich in Schutz nehmen gegen die Anschuldigung, des Kindes und der Schwester Tod veranlaßt zu haben. Es gibt zu diesem Ende eine Menge Briefe Charlottens an ihre mütterliche Freundin Sophie Unger und die ganze Correspondenz des Baron Sylburg, die er mit einem seiner Kameraden über sein Verhältniß zu der Künstlerin unterhalten haben soll. Wir sagen, unterhalten haben soll, denn wir können uns kaum denken, daß diese Correspondenz ganz echt, obschon allerdings, soviel uns bekannt, Baron Sylburg niemals öffentlich irgend einen Protest dagegen erlassen. Allein einen solchen Erlaß scheute er wol, weil er die Angelegenheit nicht aufrühren wollte, die ihm schon Aergerlichkeiten genug bereitete. Wie dem Allen aber nun auch sei und ob die Correspondenz echt oder unecht, so viel steht fest, daß sie im Allgemeinen von dem Liebhaber Charlottens ein weit treffenderes Bild entstehen läßt, als dies in Herrn Otto Müller's Roman geschehen. Der Verfasser des Romans hat aus seinem Baron nur einen ganz elenden Menschen, einen Mann ohne Ehre, Herz und Gewissen gemacht. Das Buch jedoch, in dessen Interesse es doch lag, den dänischen Offizier so schwarz als nur irgend möglich erscheinen

*) Möge die Menschheit vor der Wiederkehr solcher Zeiten bewahrt bleiben! Und glaube man nicht, daß trotz des erleichterten Verkehrs und Austausches der Ernten aller Zonen die Gefahr so ganz beseitigt ist. Die Politik der Fürsten und Cabinete kann nicht genug darauf ausgehen, alles Staatsleben auf Naturleben zurückzuführen, die Maschine der Administrationen nur zum Besten des auf Einzelwohl begründeten Gesammtwohls in Bewegung zu setzen, Krieg- und Friedensfragen vollends für immer unabhängig zu machen von dem alten gefährlichen Wettstreit der Völkereifersucht und dynastischen Leidenschaften. Europa befindet sich in so überspannten Zuständen, daß es seine künftige Wohlfahrt nur in der gemeinsamen Rückkehr zu den Ansprüchen des Menschen auf eine mit der Natur übereinstimmende einfachste Lage aller Staatsangehörigen finden kann. Wir verweisen auch auf „Bilder vom Hunger", Bd. II, S. 680 fg. der „Unterhaltungen". D. Her.

zu laſſen, iſt ſo [illegible] in ſeinem Haſſe gegen den Verehrer Charlottens nicht gegangen. Er ſtellt ihn nur als vornehmen Lebemann, als einen Cavalier dar, welcher, der Schule Voltaire's entlaufen, an einer Werther-Idylle hängen bleibt. Werther und Voltaire ſind in der That hier die beiden Contraſte, die ſich in dem Liebespaar anziehen und verderben. Auf Charlotte machte dieſe weltmänniſche Freigeiſterei, dieſer feine Spott, dieſer glänzende Hohn über Gott und die Welt einen mächtig beſtrickenden Eindruck. Sie fühlte ſich erſchreckt, verblendet, gewiſſermaßen überwältigt davon. Der Charakter des Mannes erſchien ihr in dieſen philoſophiſchen Anſchauungen über das Leben zuerſt in einer wahrhaft ſouveränen Verfaſſung, der ſie ſich unterordnen, gleichſam mit gebundenen Händen überantworten mußte. Sylburg noch ganz in jenem Geiſte, der aus dem Jahrhunderte Ludwig's XIV. und XV. in die deutſchen und überhaupt nordiſchen Hof- und Adelskreiſe herübergedrungen war, fühlte ſich in Charlotten von der ſentimentalen Gefühlsrichtung ſeltſam angezogen, die durch den Werther damals in der deutſchen Jugend zur Geltung gekommen. Einer ſeiner Briefe, den er an ſeinen Freund ſchrieb oder doch geſchrieben haben ſoll, legt dies Werther-Moment ſo deutlich und bezeichnend zutage, daß wir uns veranlaßt fühlen, ihn hier im Auszuge mitzutheilen. „Ich ſchreibe dir aus meiner Einöde", lauten die Zeilen, „dahin ich geflüchtet bin. Du wirſt dieſen raſchen Entſchluß für eine der finſtern Launen ausgeben, die mich manchmal befallen kann. Du weißt, daß ich Charlotten liebe. Ja, dieſes Bild hat alle Bilder meiner vorigen Liebe in mir verdrängt. Alle meine Gedanken, alle meine Handlungen erfüllt das Mädchen meines Herzens. Und wie? Soll ich ihrer Tugend nachſtellen, die ihr das koſtbarſte auf der Welt iſt? Ich habe die Tugend oft verlaſſen, aber ſie nie gehaßt. Ich war in dem ſchrecklichen Begriffe, mich Charlottens mit Gewalt zu bemächtigen. Der Himmel hat mich davon abgehalten. Er hat mir den Entſchluß eingegeben, ſie zu meiden, mich von ihr loszureißen. Ach! ich empfinde nur zu ſehr, wie feſt ich noch an ſie gefeſſelt bin. Doch mein Entſchluß war gefaßt, und, wie ich allzeit heftig in der Ausführung bin, ließ ich ſogleich Poſtpferde beſtellen, ſtieg auf und verließ Schleswig (wo Charlotte damals mit ihrer Familie und Geſellſchaft ſpielte). Mein Vorſatz war, ich wollte geradeswegs nach Paris gehen und da austraſen. Ich hatte drei Stationen zurückgelegt und war bei der vierten, als ich gegen Untergang der Sonne einen einſamen Meierhof erblickte. Die Lage deſſelben, die Stille, die umher herrſchte, Alles ſchien meinen Bedürfniſſen paſſend zu ſein. Eine Kette Gebirge und eine nahe Waldung ſchließen ein Amphitheater um dieſe romantiſche Gegend, für welche die ganze übrige Natur todt zu ſein ſcheint. Ich befahl dem Poſtillon zu halten. Ich ritt vor den Meierhof. Eine Bauerfrau von mittlern Jahren kam zum Vorſchein. «Wollt Ihr mich wol bei Euch aufnehmen, gute Frau?» ſprach ich. «Wenn Er ſonſt nicht unterzukommen weiß, wollen wir ſo einen feinen Herrn wol beherbergen» gab ſie auf ihr Plattdeutſch zur Antwort. Das war genug. Ich ſtieg ab und ſchickte den Poſtillon mit den Pferden zurück. Eine ſchlechte, doch reinliche Kammer wurde mir von der Wirthin angewieſen. Eine halbe Stunde darauf kam ihr Mann vom Felde; er reichte mir treuherzig die Hand und nickte mir ſein Willkommen zu. Seit acht Tagen bin ich in dieſem Aufenthalte. Ich wandle umher und mein Gram wandelt unaufhörlich an meiner Seite. Alle Creaturen, alle Vögel fühlen den aufblickenden Frühling, nur ich nicht. An allen Orten erſcheint mir das Bild meiner angebeteten Charlotte, und die Sonne geht mir gleichgültig auf und unter. Meine dienſtfertige Wirthin und mein Bedienter, der einmal durch die Küche gelaufen iſt, beſorgen mir das Eſſen, daß mir alles gleichgültig iſt. Der Bauer iſt den ganzen Tag auf dem Felde. Abends ſetzt er ſich in ſeinen Lehnſtuhl hinter dem Ofen, denn mein ehrlicher Wirth läßt ſich ſein Hausrecht nicht nehmen; da fängt er denn an zu ſchwatzen, erzählt mir, wie er das Haus ſelbſt gebaut habe, wie einige verſchuldete Grundſtücke von ihm eingelöſt worden, und wie er in ſeiner Jugend als Soldat in Brabant

gewesen sei. Wenn er dann so fortfährt und sich im Gleichnisse verliert und schnakt von Krieg und Frieden, von Potentaten und Welthändeln, und ich indessen mit meinen Gedanken, du kannst denken wo umherschwebe, merkt er, daß ich nicht Achtung gebe, und fängt auf einmal an: «Herr, was hat Er für Grillen im Kopfe?» Da möcht' ich dem gleich auffahren, wenn ich nicht seiner gern schonte; denn ich möchte allezeit Denjenigen fressen, der mich aus dem süßen Traume weckt, darin mich so manchmal die Einbildung wiegt. Um mich her schwärmen drei muntere Buben, welche sich noch nicht satt an mir geguckt haben, die Tochter, eine rasche, schlanke Dirne von 16 Jahren, auf deren Wangen die blühende Gesundheit ihren Sitz aufgeschlagen hat. Das Mädchen macht sich immer gern bei mir etwas zu schaffen. Einst, als ich in meiner Schwermuth allein saß und sie mir etwas reichte, zog ich sie auf meinen Schoos und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Mit einer verschämten Röthe nahm es das Mädchen an. Plötzlich stieg eine widrige Bewegung in mir auf; ich stieß sie ungestüm von mir; das Mädchen entfernte sich mit einer so betroffenen und niedergeschlagenen Miene, und das hat mich so sehr gejammert, daß ich seitdem Alles gethan habe, ihr zu zeigen, wie sehr ich wünsche, ihr gut sein zu können... Und nun, was wird aus mir werden? Wann werde ich diesen Ort verlassen, und wohin soll ich mich wenden? Ich weiß, daß Charlotte in wenigen Tagen wieder in Hamburg sein wird, und ich bin nicht weit davon. Ich stieg vor wenigen Tagen auf einen nahen Berg; da sah ich die Thurmspitzen und dachte mich hin, dachte jede Stelle, da mir Charlotte erschien, steige jeden Tag hinauf und verliere mich in dem Staunen meines Anschauens."

Dieser Brief ist der Art, wie deren ähnliche in „Werther's Leiden" stehen. Es weht unverkennbar der Werther'sche Geist und Ton daraus und wenn dieser nun auch wirklich nicht aus der Sylburg'schen Feder, sondern aus der irgend eines Plagiators geflossen, so schlägt er nichtsdestoweniger doch sehr richtig eine Saite an, die in dem in Rede stehenden Verhältniß allerdings berührt worden ist und welche der Autor unsers Romans sich nicht hätte entgehen lassen sollen, da er doch einmal aus dieser Quelle schöpfte. Wenn er in einer Anmerkung sagt: „Da der Briefwechsel, welcher sich zwischen Sylburg und seinem Busenfreund von J. entspann, in unsern Händen ist, so werden wir auch später noch mehrmals auf denselben zurückkommen", so heißt und kann das eben nichts Anderes heißen, als daß auch er sich in den Besitz dieses allmälig seltener gewordenen Buchs zu setzen gewußt hat. Allein unserer Ansicht nach hätte er es besser benutzen können, als er gethan hat. Der wahre oder erdichtete Briefwechsel dieses Buchs gibt dem romantischen Verhältniß ein weit drastischeres und befriedigenderes Ende, als der Roman thut. Sylburg will diesem zufolge Charlotten gewaltsam entführen und so zu der Seinen machen, da es noch allerlei Schwierigkeit gibt, die sich seiner Leidenschaft entgegenstemmen. In der Nacht, die dieser beabsichtigten Entführung vorausgeht, erkrankt Charlotte und den Tag darauf ist sie todt. Das Buch läßt nicht deutlich erkennen, ob Charlotte um den Plan gewußt oder nicht. Doch scheint es fast, als ob es leise ahnen lassen wolle, die Absicht des Geliebten sei ihr nicht ganz fremd gewesen oder wenigstens, sie würde sich, wenn sie dieselbe gekannt, ihr keineswegs mit Nachdruck widersetzt haben. Der plötzliche Tod Charlottens erscheint also hier gewissermaßen wie ein strafendes Schicksal, wie eine sühnende Lösung der ganzen Katastrophe, die niemals ganz erhellt, sondern immer in dem Dunkel eines gewissen Geheimnisses geblieben ist. Weder Schröder, noch Unzer, der spätere Gatte Dorotheens, die sich doch Beide hinreichend oft Gelegenheit geboten sahen, dieses Ereignisses in aufklärender Weise Erwähnung zu thun, haben sich darauf eingelassen. Auch sie, wie die ganze übrige Familie, vermieden, die Begebenheit in Erinnerung zu bringen und ließen ihre Zunge sowol wie ihre Feder nur immer mit einer gewissen Scheu daran vorüberstreichen. Sie wie alle Glieder des Ackermann'schen Hauses mochten wol in sich die

wißheit tragen, daß ſie an Charlottens plötzlichem Ende nicht ganz ohne Schuld ge-
ſen, wenn freilich auch dieſe Schuld eine durch Zeit und Umſtände nicht nur zu er-
rende, ſondern unzweifelhaft auch zu entſchuldigende iſt.

Charlotte war der Glanz der Ackermann'ſchen Theaterunternehmung, der Abgott des
blicums. Sie verlieren und einbüßen, heißt der Geſellſchaft die Krone, das Glück,
en großen Theil von dem Intereſſe der Menge rauben. Wie natürlich alſo, daß Mutter,
weſter, Stiefbruder, Hausfreunde Alles, was in ihren Kräften ſtand, aufboten, die
ternehmung vor dieſem Verluſte zu bewahren! Ueberdies waren alle dieſe Menſchen
h noch in den Anſichten und Meinungen ihres Zeitalters zu ſehr befangen, als daß
in der Verbindung eines vornehmen Offiziers mit einer Schauſpielerin Heil und Segen
ten zu erblicken vermögen. Wilhelm Meiſter hatte damals die Gräfin noch nicht ge-
t und mit dieſer erwiderten Liebe die Scheidewand noch nicht eingeriſſen, die zwiſchen
ſt und dem vornehmen Adel noch aufgerichtet ſtand. Baron Sylburg brauchte durch-
weder der elende Menſch noch der Wüſtling zu ſein, den Herr Müller in ſeinem Ro-
aus ihm macht, um der Ackermann'ſchen Familie als Schwiegerſohn nicht erwünſcht
ſommen und paſſend zu ſcheinen. Die Freunde dieſer Familie, welche ſie gegen böſe
eumdungen und Gerüchte in Schutz nehmen wollen und zu dieſem Ende jene „Letzten
der jüngern Demoiſelle M. M. Ch. A***" gedruckt in den Buchhandel gaben,
n daher auch keineswegs den „Verführer" Charlottens in ſo ſchwarzen Farben ge-
ert, als der neuere Roman dies gethan. Die echten oder nachgeahmten Briefe deſſelben
ben nicht in allzu verdammender Weiſe gegen ihn und laſſen dadurch der Leidenſchaft
armen Mädchens mehr Berechtigung zukommen, als es bei dem Schriftſteller der Fall
er uns ihr Bild im Uebrigen vielfach reizend und glücklich vor die Seele geführt hat.

Wie viel Grund und Urſache ihm aber dazu gegeben war, erweiſt ſich auch hier in
Briefen Charlottens ſelbſt, von denen wenigſtens einige als echt anzuerkennen ſein
en. Sie bekunden ſeine Bildung, ein edles, ſchwärmeriſches Herz und oft eine er-
liche Schärfe und Präciſion des Geiſtes. „Alles, was man dir von dem Baron Syl-
und mir geſagt hat", heißt es einmal in den Briefen an ihre Freundin, „gehört
n Märchen, deren man täglich ein neues haben muß. Du weißt, wie ſehr ich die
rei verabſcheue, welcher Perſonen meiner Lebensart ſo ſehr ausgeſetzt ſind, und wie
tande wäre, ſie mir verhaßt zu machen. Muß man denn deshalb eine Schau-
in anſehen als ein Tuch, darin Jeder ſeine Hände trocknen kann, weil ſie ſich öffent-
nter ſo verſchiedenen Geſtalten zeigt, weil es ihre Beſchäftigung mit ſich bringt, den
einer lüſternen Verſammlung zu gefallen? Denn wie Wenige beſuchen und mit
Herzen!" Ein anderes mal ſchreibt ſie: „«Clavigo» iſt wieder aufgeführt worden.
genug wäre der «Clavigo», nur nicht auf ſpaniſchem Boden, ein ſolcher handwerks-
er Autor nach deutſchem Zuſchnitte, von dem niedrigen Charakter, der Alles ſeiner
öſucht aufopfert und ſich träumen läßt, Miniſter zu werden, weil er ein Wochen-
chreiben kann!" Ueber ein anderes Stück berichtet ſie: „Heute haben wir drei Stunden
mit einem Schatten gefochten. «Olivia» (von Brandes) wurde vorgeſtellt und ich
dieſe Hauptrolle ſpielen. Wie wunderlich muß es doch in einem Landhauſe bei
hergehen! Denn da iſt die Scene, vermuthlich des ſchönen Namens wegen. Da
wir uns entſetzliche Mühe gegeben, eine ſchwarze Betrügerei zu entdecken, welche
ſchauer ſchon von Anfang wußten, und hätte die gute Pauline nicht aus Verſehen
räfin Bardolna Montani ſtatt eines ungariſchen Pulvers ein Giftpulver eingegeben,
itten gar nicht gewußt, wie wir das Ungeheuer hätten todtbringen ſollen. Wie ich
am Ende ſo gut und geſund davonkam, da befürchtete ich faſt, daß mich Einer
m Parterre gefragt haben möchte, warum ich denn ſo ſehr gewinſelt hätte. Es
verzweifelte Sache, in ſolchen Stücken zu ſpielen, die in der Natur gar nicht ſo

vorgehen können, und ich weiß nicht, was man bei so unrichtigen Empfindungen denken möge.“ Nachdem sie einmal sehr verzweifelt an ihre Freundin geschrieben und diese sich über den aufgeregten Ton des Briefs beklagt hat, antwortet sie besänftigend: „Eine Schauspielerin hat sich so sehr an die Theatersprache gewöhnt, daß sie diese gar zu oft, ja auch alsdann braucht, wenn sie mit ihrer Freundin schriftlich redet. Aber wie wehe thut es mir, wie grausam quält es mich, meiner Freundin dadurch Leiden gemacht zu haben! Es ist wahr, wenn ich die Galotti spiele, ist mir der Tod süß, und selbst der Tod des jungen Werther scheint mir zulässig, ob ich ihn gleich nach meiner Vernunft verachte. War Odoardo wol ganz Vater, da er den Dolch seiner so geliebten Tochter ins Herz drückte? Nein, er war ein Ungeheuer, ein Barbar! Waren denn sonst keine Wege übrig, seine geliebte Tochter zu retten? Ich weiß nicht, warum man die Thorheiten der Spanier und anderer Nationen aufs deutsche Theater bringt. Haben denn die Deutschen nicht selbst Thorheiten genug, daß man ihnen noch fremde aufdringen muß? Ein empfindsames Herz leidet bei solchen rasenden Vorstellungen zu viel, und ich glaube, jeder gefühlvolle Zuschauer wird dadurch hingerissen. Aber dem Himmel sei dank! Sophie, deine Charlotte ermannt sich und deine Philosophie heilt mich vollends. Ist der Mensch so hoch geadelt, daß er wegen seiner Macht, [illegible] seine Leidenschaften hat, über andere Creaturen erhaben ist, so muß unser Leben dem Schöpfer höchst angenehm sein. Du hast recht, wenn du behauptest, daß dieses Leben nur Lasterhafte nicht zu schätzen wissen. Ich schrieb vom Bedürfniß, welches man hat, sich zu tödten. Entsteht dieses Bedürfniß aber nicht aus der Leidenschaft? Gewiß, liebe Sophie, du mußt eine Schauspielerin allzeit anders ansehen wie andere Menschen. Wir sind gar zu oft im Affect, in einer Art von Enthusiasmus, womit wir ja unsere Rollen spielen müssen. Ich halte immer dafür, daß Werther, welcher eben nicht lasterhaft war, die Rolle eines verkehrten Philosophen mehr als eines verzweifelten Liebhabers gespielt hätte. Und ist es nicht wahr, daß ihn dieses eben bei seinem Ende zu einem Lasterhaften machte? Der Verfasser seines Lebens hat nur Alles in seiner reizenden Schreibart so angenehm geschildert, daß Vielen die Lust ankommen sollte, ihm nachzuahmen. O Sophie, wozu kann uns nicht ein solcher Zauberer mit seiner Ueberredungskunst verleiten! Doch glaube ich nicht, daß er an sich selbst je die Bahn brechen wird, denn ihm ist sein Leben in den Armen einer schönen Frau noch gar zu süß. Aber wie kann man einen Selbstmörder nennen? Einen der ärgsten Diebe? Doch nein, dieser Ausdruck ist noch zu gering. Es ist abscheulich, Gott ein Kleinod zu rauben, welches uns nur geliehen ist.“

Wir könnten leicht noch mehr solcher Auszüge liefern, aber wir denken, die bisherigen genügen, um einen ungefähren Begriff von Charlottens Wesen und Charakter zu geben. Erinnert man sich der großen Jugend, in welcher sich die Künstlerin befand, so müssen ihre Aussprüche und Bemerkungen, vermöge ihrer Reife und Gediegenheit, noch mehr in Erstaunen setzen. Und daß ihre Gedanken und Empfindungen sie in dieser vollkommenen Art erreicht haben konnten und mußten, auch wenn diese Briefe nicht alle echt sein sollten, das erhellt daraus, daß sie doch von allen Bekannten und Freunden Charlottens gelesen und nirgends einem Dementi unterworfen worden sind. Man erkannte also doch gewissermaßen Bildungsgrad und Geist der so frühzeitig Dahingeschiedenen darin wieder und diese Wiedererkenntniß gibt ihnen den Stempel einer gewissen Wahrhaftigkeit auch selbst in dem schwer denkbaren Falle, daß man dergleichen Erfundenes herauszugeben gewagt haben sollte.

Daß sie nicht ganz erfunden sein können, dafür spricht unter Anderm auch die Erklärung, welche die Verleger in der Vorrede zum zweiten Bändchen abgeben und worin sie Charlottens Namen ohne alle Scheu und Zurückhaltung ganz öffentlich aussprechen. Es geschieht dies am 6. October 1775, also noch in demselben Jahre, in welchem Charlotte Ackermann gestorben, und unter den Augen ihrer Familie! Buchenröder und Ritter, eben die Verleger des Werkchens, vertheidigen sich gegen die Einwendung einiger Recen-

senten, welche die Briefe nicht als authentische haben anerkennen wollen, und drucken zum Beweise, daß sie das sind, zwei mit dem wahren Datum und in dem französischen Urtexte ab, in dem sie alle abgefaßt gewesen sein sollen. Zweifel und Widersprüche der Familie selbst erwähnen sie nicht, vielmehr berufen sie sich auf diese, indem sie anführen, daß sie ihr Werkchen nur in Druck geben, einige elende Scharteken dadurch zu unterdrücken, welche wirklich bereits aus Haß gegen eine Familie geschmiedet wurden, die schon öfter ohne Ursache in öffentlichen Blättern angegriffen worden. Eine solche Sprache durften und konnten die Herausgeber unmöglich führen, wenn ihrer Publication durchaus gar nichts Echtes zugrunde lag. Einiges Wahre also wird dieser darum unbezweifelt zuzuerkennen sein und auf Grund dieses Zuerkenntnisses wird man denn auch immerhin einiges Recht haben, sich von Charlottens Geist und Herz danach eine Vorstellung zu bilden.

Wie man aus der Vorrede und später auch aus einem Briefe Sylburg's erfährt, sprach Charlotte drei fremde Sprachen und darunter die französische so fertig, daß sie als Meisterin darin gelten konnte. Da sie in Hamburg vielfach guten und geistreichen Umgang pflegte, mit Gelehrten und angesehenen Leuten nicht nur gelegentlich verkehrte, sondern geflissentlich von ihnen gesucht wurde, so darf und muß dies entschieden als Beleg gelten, daß sie des belesenen und gebildeten Tons, den wir in ihren Briefen finden, auch wirklich fähig war.

Als Schauspielerin begann sie schon sehr früh. Am 30. Mai 1768, also im Alter von elf Jahren, betrat sie zuerst in einer Kinderrolle das hamburger Theater. 1769 ist sie schon im Personal als vollwichtiges Mitglied aufgeführt und in diesem Jahre muß es denn auch gewesen sein, daß der Licentiatus Wittenberg sie als Indianerin sah. Wann sie und ihre Schwester von den Blattern heimgesucht worden, läßt sich mit Gewißheit nicht nachweisen, doch ist es wahrscheinlich im Jahre 1770 geschehen, denn in diesem scheint sie sowol wie ihre Schwester wenig oder gar nicht vor dem Publicum erschienen zu sein. 1771 aber glänzen Beide in der „Minna von Barnhelm", Dorothea als Minna und Charlotte als Franziska, und Schütze berichtet über die Letztere aus jener Zeit: „Durch Leichtigkeit, innigen Ausdruck der Empfindung und Leidenschaft, Wärme und Mäßigung zugleich sowie durch treffliche Diction zog jetzt die jüngere Ackermann die Aufmerksamkeit und Achtung der Kenner und Nichtkenner mehr und mehr an sich. Soubretten und junge, vorzüglich muntere, auch kokette Liebhaberinnen gelangen ihr, und Franziska war eine ihrer Triumphrollen. Sie erreichte nicht, sie übertraf ihre Vorgängerinnen und ward in Hamburg in dieser wie in mehren Rollen nachher nicht übertroffen. Sie reifte, diese auch durch sittliche Tugenden vorzügliche Künstlerin, der Vollendung entgegen mit unglaublicher Schnelligkeit." Am 14. Mai 1772 ward in Hamburg zuerst „Emilia Galotti" gegeben, worin sie die Emilia spielte. 1773 am 28. Juli führte man zuerst „Die Gunst der Fürsten" auf, worin sie als Rutland furore machte. 1774 stand sie auf dem Gipfel ihrer Kunst. Sie wiederholte in diesem Jahre ihre früher gegebenen Rollen und trat mit einigen neuen hervor, die ihren Ruhm vergrößerten. Am 28. August (an Goethe's Geburtstag, wol nur durch Zufall) führte man zuerst Goethe's „Clavigo" auf, worin sie die Marie so vollendet gab, daß man sie die vollkommenste Marie hieß, die je in „Clavigo" gespielt. Am 24. October brachte man den „Götz von Berlichingen" und darin Charlotte als Adelheid vor die Lampen. Schon früher in diesem Jahre hatte man zuerst den „Weiberschen Deserteur" gegeben, worin Charlotte in Tanz und Pantomime entzückte. Später und noch mehr that sie dies in dem sogenannten Gärtnerballet, in welchem die beiden Schwestern neckisch tändelnd das Parterre zuweilen mit Kränzen zu bewerfen pflegten. „Dieses Kränzewerfen", sagt Schütze, „war schon seit ein paar Jahren eine Art von Compliment, womit diese beliebten Mädchen im Ballet ihr Publicum zu begrüßen pflegten. Ein Kränzchen der Art, an einem Spielabende im Herbst, aus der Hand einer Ackermann

im Parterre aufgefangen, ein zirkelrundes, bemaltes und mit frischen Myrtenspressen umwundenes Papier läßt uns folgende Inschrift lesen:

Zum Zeichen, daß wir Euch, bei unsrer Muse Spielen
Als sie für Euch sie uns gelehrt, gefielen,
Nehmt, wie der Herbst es bringen kann,
Dies Kränzchen lächelnd von uns an."

Eine Bemerkung an einem andern Ort läßt schließen, daß diese und ähnliche Verschen von Charlotten selbst herrührten.

1775 gab sie „Emilia Galotti", den „Deserteur aus kindlicher Liebe" und die Marie im „Clavigo", welche Rolle ihr in letzterer Zeit fatalistisch wurde. Ihr Verhältniß zu Sylburg hatte gegen Ende des Jahrs 1774 begonnen und schon am Anfang Januar schreibt sie: „Wir haben heute den «Clavigo» gespielt; als ich da im Sarge die gestorbene Marie vorstellte, todt, blaß, ohne Empfindung mich dachte und dennoch da das Geräusch der Welt um mich herum vernahm, o, meine Sophie, ich kann dir nicht sagen — doch ich will abbrechen u. s. w." Ein anderes mal sagt sie: „Ich bedaure immer die unglückliche Marie im «Clavigo», in ihr manches junge Mädchen, das in seiner Blüte also dahin stirbt, das Opfer einer unglücklichen Liebe." Mitte März seufzt sie in ihren Zeilen: „Gütiger Himmel! Dieses Leben ist ein Traum und bald werden wir erwachen!"

Und dieses Erwachen kam ihr nur zu bald. Am 4. Mai hatte sie noch eine neue Rolle gespielt, am 8. spielte und tanzte sie, am 9. war „Die Gunst der Fürsten" angesetzt, konnte aber ihrer Erkrankung wegen nicht mehr aufgeführt werden. Am 10., dem Geburtstage ihrer Mutter, war sie todt.

Die Nachricht ihres Hinscheidens traf ganz Hamburg wie ein Donnerschlag. „Wäre ein Mann gestorben, der unsere Vaterstadt vom Untergange errettet hätte", heißt es in einer Mittheilung aus jener Zeit, „so hätte die Bestürzung, das Wehklagen nicht größer sein können. Nicht nur süße, junge Herrchen und blühende Mädchen, sondern auch Leute von gesetztern Jahren vergossen Thränen um die Verstorbene. An der Börse ward an dem Mittage ihres Sterbetags fast von keinem andern Gegenstande gesprochen und nicht wenige unserer ältern Kaufleute, die jedes Ding von der rechten Seite ansehen, haben sich gegen mich beklagt, daß zu ihrem größten Verdrusse ihre Geschäfte wären liegen geblieben und daß man von nichts anders als von dem Tode der Demoiselle Ackermann hatte hören wollen." „Scharenweise", berichtet die «Hamburger Theatergeschichte», „strömten Hamburgs Bürger und Bürgerinnen dem Trauerhause zu, wo, der städtischen Sitte gemäß, die weißgekleidete Leiche zur Schau gestellt ward. Thränen wurden der Aufgebahrten zugeweint, der todte Körper ward mit Blumen und Gedichten bekränzt und bestreut. Man schnitt Haare von ihrem Haupte, die, in Ringe gefaßt oder zu Ringen verflochten, ihr zum Andenken getragen wurden." Sogar die Schüler, finden wir in einer Flugschrift jener Tage aufgezeichnet, bezeugten ihr Beileid mit einem schwarzen Bande, das sie sich über die Brust hängten. Am lebhaftesten äußerte sich die Theilnahme des großen Publicums bei der Beerdigung, die Sonntags den 14. Mai, Abends 7 Uhr auf dem St.-Petri-Kirchhofe vollzogen ward. Eine unzählbare Menschenmenge begleitete den Leichenzug, dem Myrten- und Rosenkränze vorausgetragen wurden, und außer bei dem Begräbniß Klopstock's hat in Hamburg nicht noch ein so feierlicher und die allgemeine Theilnahme in Anspruch nehmender Leichenconduct stattgefunden. Für den Sargdeckel hatte der Theaterdichter und damalige „Dramaturg" Johann Christoph Beck aus Leipzig einige Verse gedichtet, die folgendermaßen lauteten:

Ist das Leben nicht ein Traum
Flüchtiger Gefühle?
Ausgelaufen war ich kaum
Und bin schon am Ziele.

Die ihr meinem Stand euch naht,
Wer's doch fühlen lernte!
Hoffnungsvoll verweht die Saat
Auf den Tag der Ernte.

Von Albrecht Wittenberg, dem Licentiaten, der damals noch nicht zu Gotte übergegangen, erſchien an ihrem Begräbnißtage folgendes Gedicht:

Sie iſt nicht mehr! So fällt vom Sturm entblättert
Die Frühlingsroſe, kaum noch aufgeblüht,
Des Gartens Stolz am frühen Morgen noch
Und ſchon in Staub, bevor den Scheitelpunkt
Die Sonn' erreicht, verblüht, verwelkt, vergeſſen!
Vergeſſen? Nein! Sie lebt in tauſend Herzen.
Emilia, wer könnte dich vergeſſen?
Dich Ruland! Dich Olivia! Den Stolz
Der deutſchen Bühne; dich, Nachahmerin
Der Scenen dieſes Lebens, jeden Standes —
Selbſt unnachahmlich, durch dich ſelbſt gebildet,
Zu groß, zu feurig, ſklaviſch nachzuahmen,
Wär's auch das große Muſter einer Henſelin!
Zu früh, zu früh ein Raub des Todes ach!
Doch nur zu früh für uns. — Den ganzen Ruhm,
Den ohne Hülf', durch feuriges Beſtreben
Sich dein Genie erwarb, nimmſt du ins Grab
Und ruhſt im Schooße der Unſterblichkeit
Von deiner Arbeit aus; und unſ're Zähren
Begleiten deinen Sarg. — So ruhe ſanft
Glückſelige! Und ihr, ihr weichern Seelen,
Ihr, die die Zauberin zu ſanften Thränen
Sonſt reizte, folget weinend ihrer Bahre
Und ſtreuet Blumen auf Charlottens Grab.

Ein anderer Schwärmer, wahrſcheinlich Unzer in Altona, erließ im Geſchmacke jener Zeit folgenden Aufruf:

„Aber ſagt mir, wo wollt ihr das Mädchen hinlegen? Wenn ihr ein Stückchen Erdreich wißt, nur zehn Spannen lang, das nicht mit nächtlichen Sünden befleckt, durch zehnfachen Betrug nicht erwuchert iſt, ſo grabt es auf und legt ihren holden Leib hinein. Ein kleines Gebirge, für den erſten Anlauf der Böſewichter, Narren und Affen, müßt ihr wol darum ziehen, aber ganz verſchließt es nicht, denn ich möchte gern zuweilen in der Mitternacht kommen, mich auf den Sandhügel ſetzen, an meinem Rosmarinſtenge! käuen und ſo auf zu den Sternen ſehen. Auch verſprech' ich, daß ich alſo bald weichen will, wenn etwa der Jüngling kommt, der das Mädchen liebte und des Mädchens werth war, und kommt, um nun ein Stündchen allein mit ihr zu ſein und ſeine Haarlocken auf das Grab zu ſtreuen."

Man muß ſolche Auslaſſungen für den ganz ernſtlich gemeinten ſentimentalen Nachklang aus Werther anſehen, der ſich damals überall hervorthat und welchen man in ähnlicher Weiſe hundertfach in den Schriften wiederfinden kann, die das Hinſcheiden Charlottens hervorrief und aus denen beinahe, wie wir ſchon zu Anfang geſagt, eine eigene Litteratur erwachſen iſt. Unter dem Titel „Geſammeltes Mitleiden beim Ableben der jüngern Demoiſelle Ackermann" ſind mehre Bändchen von Klagegedichten und anderweitigen poetiſchen Ergüſſen erſchienen. Eine Epiſtel, welche direct an die Mutter der Verſtorbenen gerichtet iſt, tröſtet dieſe damit, daß ihr Schmerz der Schmerz einer ganzen Welt ſei. „Ihr Verluſt wird zum Verluſte der Stadt, zum Verluſte der Nation, zu Hamburgs und Deutſchlands Verluſte. Wer hat ſie nicht geliebt!"

Der Wunſch, der Verblichenen ein öffentliches Denkmal zu ſetzen, ward ſo lärmend und emphatiſch in Anregung gebracht, daß der Magiſtrat hier gleichfalls einſchreiten und Veranlaſſung nehmen mußte, in den öffentlichen Blättern erklären zu laſſen: „Da der in den hieſigen Zeitungen und Anzeigen vorgekommene Ausdruck, als würde das Publicum der verſtorbenen Demoiſelle Ackermann ein Monument ſetzen, zu allerlei ungleichen Auslegungen Veranlaſſung geben könnte, ſo wird hierdurch zur Steuer der Wahrheit ange-

zeigt, daß das eigentliche Publicum daran keinen Theil nehme, was auch etwa von einigen Freunden der Schaubühne möchte abgezielt worden sein."

Hamburg nämlich, das weder dem großen und gelehrten Joachim Jungius, noch dem alten braven Reimarus oder dem liebenswürdigen Dichter Hagedorn bis dahin ein öffentliches Andenken errichtet hatte, fing doch ein wenig über den Enthusiasmus zu erröthen an, in den es eine junge Schauspielerin gebracht. Nachdem gesetzte Leute schon lange den Kopf geschüttelt, Mäßigung und Ruhe gepredigt und nun vollends auch die Obrigkeit ein Wort der Ernüchterung gesprochen, begann denn endlich der Sturm sich zu besänftigen und die leidenschaftslose Ueberlegung Raum zu gewinnen. Wittenberg rieth nun auch statt des Monuments ein Porträt in Kupferstich von der heimgegangenen Künstlerin anfertigen zu lassen. „An Käufern", schrieb er bei dieser Gelegenheit, „würde es gewiß nicht fehlen; das daraus gelöste Geld müßte zu dem restirenden Ertrage der Subscription geschlagen und entweder zu einer Leibrente für die ältere Demoiselle Ackermann ausgethan oder auch zu einem Fonds gemacht werden, unvermögende, abgelebte Schauspieler dadurch zu unterstützen. Ich bin überzeugt, kein Schauspieler der hamburger Bühne würde sich weigern, von seiner wöchentlichen Besoldung eine Kleinigkeit zur Vermehrung dieses Fonds beizutragen, wodurch er dann zugleich ein Recht bekäme, wenn er alt und unvermögend werden sollte, jährlich etwas zu seiner Unterstützung von den Zinsen dieses Fonds zu genießen. Auf diese Weise würde für den Unterhalt der Schauspieler, die in ihrem Alter gemeiniglich darben müssen, gesorgt und es könnte dem Fonds, da von den Subscriptionsgeldern zu einem Denkmale für Charlotte Ackermann die erste Anlage dazu gemacht worden, der Name dieser Schauspielerin beigelegt werden."

Aber so zweckmäßig und vernünftig dieser Vorschlag auch erscheinen muß und so leicht und gut es gewesen wäre, ihn ins Werk zu richten, so abgekühlt, ja erkältet war das Publicum doch schon kurze Zeit danach, daß sich weder das Denkmal selbst noch dieser Rath jemals verwirklichten. Der Drucker, welcher das „Gesammelte Mitleiden" herausgab, scheint ein kluger Kopf gewesen zu sein und die Wendung der Dinge vorausgesehen zu haben. Er setzte allen diesen geweinten Thränen, Klagen, Seufzern und Ruhmeserhebungen als Titelvignette einen Genius voran, der sich damit vergnügt, Seifenblasen steigen zu machen. Und in der That, wie Seifenblasen ist all' diese Rührung, all' dieser Künstlerpomp in die Luft verweht und wenn nach siebzig Jahren nicht ein deutscher Dichter den Einfall gehabt hätte, aus der Herzensgeschichte dieser Schauspielerin einen artig geschriebenen Roman und dann ein leider mißglücktes Drama zu machen, so würde die heutige Welt wenig oder gar nichts von ihr wissen. Da sie nun aber doch einmal neuerdings von ihr erfahren und die rührende Erscheinung dieses genialen Mädchens sich in die Erinnerung zurückgerufen gesehen hat, so haben wir durch diese Skizze hier etwas Weniges dazu beitragen wollen, ihr Bild soviel wie möglich getreu und historisch festzustellen. Wir hoffen, daß unsere Mittheilungen den Lesern des Romans oder den Beiwohnern des Schauspiels nicht ganz unerwünscht gekommen und auch Denen einiges Interesse einzuflößen im Stande gewesen sein werden, die beiden entfernt oder abgeneigt, doch immerhin etwas Theilnahme für geniale und künstlerische Naturen sowie für ihr Leben und ihre Schicksale haben. Charlotte Ackermann war jedenfalls ein großes und bedeutsames Talent, ein Genius, der über unsere für eine steife und pedantische Zeit immerhin bedenklichen theatralischen Anfänge den Zauber und Reiz einer ursprünglichen Begabung zugleich mit dem holdseligsten Lächeln einer Alles verklärenden Jugend breitete.

Feodor Wehl in Hamburg.

Berliner Briefe.

XIII.

Lepſius, der Erklärer der Hieroglyphen, verdankte ſeine erſte Förderung dem Ritter Bunſen. Durch ihn wurde er Humboldt empfohlen, der ihm die Munificenz des Königs erwirkte für eine Reiſe zu den Quellen des Nil, den Obelisken und Pyramiden Aegyptens. Lepſius iſt ein Glückskind, denn in der Blüte der Jahre hat er erreicht, was dem Sterblichen oft erſt am Ende ſeiner Tage zutheil wird. Kaum von ſeiner orientaliſchen Reiſe zurückgekehrt auf heimiſchen Boden, fand er nicht nur augenblicklich die Profeſſur an der hieſigen Univerſität, ſondern auch eine reiche Frau, des früh verſtorbenen Tonmeiſters Bernhard Klein einzige Tochter. Von einnehmender Perſönlichkeit, ſchmächtigen Wuchſes, mit ausgeprägten Geſichtszügen, beherrſcht er die ſeltenſte Fertigkeit, ſein Wiſſen aus dem dunkeln Reiche der Vorzeit, die blühende Darſtellung der gewonnenen Anſchauungen wirken zu laſſen. Unſer König liebt Kunſt und Alterthum. Lepſius wurde von ihm wie ein Entdecker aus fernen Landen ausgezeichnet. Am Theetiſch erklärte er ihm die Gräber der Könige und gab ſeinen intereſſanten Entwurf einer Hieroglyphen-Grammatik. Gegenwärtig liegt Das, was damals neu entworfen wurde, ausgebildet und fertig vor. Außer dem großen Werke über Aegypten, erſcheint ein allgemein linguiſtiſches Alphabet. Die zum Behuf der praktiſchen Einführung deſſelben von Lepſius abgefaßte Schrift, in welcher zugleich die Charaktere von 51 Alphabeten der verſchiedenſten Sprachen gegeben werden, iſt auch bereits im Druck. Es iſt dieſelbe gleichzeitig in alle lebenden Sprachen überſetzt worden und ſoll incluſive des Alphabets zur Vertheilung unter die in allen Ländern zerſtreuten Miſſionäre benutzt werden, um eine leichtere und ſchnellere Kenntniß der ſehr verſchiedenen Stämme und Zweige der morgenländiſchen Sprachen zu erzielen.

Brugſch. Ein plötzlich aufgetauchter Rival unſers Hieroglyphenentzifferers. Dieſer junge Gelehrte hatte ſchon wunderbarerweiſe als Primaner des hieſigen Köllniſchen Realgymnaſiums auf Wunſch des alles Talent fördernden Alexander's von Humboldt im Jahre 1848 ein Werk über die demotiſche Schrift in lateiniſcher Sprache veröffentlicht, welches trotz ſeines geringen Umfangs zum erſten male Licht über das bis dahin faſt ganz unbekannte Syſtem der demotiſchen oder Volksſchrift, deren ſich die Aegypter ſeit dem 8. Jahrhundert von unſerer Zeitrechnung faſt tauſend Jahre lang bedienten, verbreitete. Der junge Forſcher hatte ſich dadurch der bedeutendſten Kritiken ausländiſcher Genoſſen zu erfreuen, die ſeine ungewöhnliche Befähigung freudig anerkannten. Wieder halfen dieſem ſtrebenden Geiſte die Theilnahme Alexander's von Humboldt und die Gunſt des Königs, ſein Ziel zu erreichen und an den Quellen ſelbſt zu forſchen. Jetzt iſt es ihm gelungen, die demotiſche Grammatik in allen ihren Theilen ſo vollſtändig herzuſtellen, daß ſie an Reichthum neuentdeckter Formen die hieroglyphiſche Grammatik bei weitem übertrifft, und ſo wird Dr. Brugſch mit Recht für die demotiſche Sprache als der deutſche Champollion genannt.

Karl Werder. Als Philoſoph nach außen hin unbekannt, hier ſehr gewürdigt. Einer der ſinnigſten und allſeitigſten Hegelianer. Seine Züge ſind ſo ſauber ciſelirt, wie man Köpfe auf Gemmen findet, dabei mit ſcharfer Perſönlichkeit. Wer in ihm nicht auf den erſten Blick den Philoſophen und Kunſtkritiker entdeckt, hat nie denkend in ein Menſchenantlitz geblickt. Nächſt ſeinen philoſophiſchen Vorträgen, beſonders denen über Logik, legt auch ſein äſthetiſches Urtheil Zeugniß von großer geiſtiger Klarheit ab. Es iſt ein Genuß Kunſtwerke gemeinſam mit ihm zu betrachten. Er hat für die Technik wie für das geiſtige Element derſelben den richtigen Blick. Nächſt ſeinem Geiſt hat Profeſſor Werder auch ſein Sprachorgan aufs ſorgfältigſte ausgebildet; er lieſt ausgezeichnet. Wunderſam bleibt es nur, wenn wir bei ſo viel reichem und ſchönem Wiſſen, bei ſo vielem Kunſtgeſchmack und ſcharfer Kritik, bei der ſiegenden Gewalt im Reiche der Gedanken ihn in ſeiner dich

terischen, namentlich dramatischen Bestrebung doch nicht réussiren sehen. Dichter können nicht gemacht, sie müssen geboren werden. Geibel sagt:

Die schöne Form macht kein Gedicht,
Der schöne Gedanke thut's auch noch nicht;
Es kommt d'rauf an, daß Leib und Seele
Zu guter Stunde sich vermähle.

Wenn das schon für lyrische Dichtungen gilt, wie viel mehr für dramatische. Werder's Trauerspiel „Columbus", das im Jahre 1842 hier zur Aufführung kam, war trotz mancher Schönheit und seiner edeln Sprache doch nur eine Ephemere; sie konnte im Publicum keine Wurzeln schlagen und verschwand nach wenig Aufführungen. Dennoch soll Werder nicht ermüden, seine Arbeit noch weiter auszuführen! Der Glaube, der „Columbus" endlich zum Siege verhalf, gebührt sich immerhin auch dem Dichter des Entdeckers. Möge er überwinden!

Friedrich von Raumer. Seit 1819 hier, ist er das bemooste Haupt der Geschichte und Staatswissenschaft. Raumer's Leben ist reich an interessanten Epochen, zu welchen er selbst namentlich das Jahr 1811 zählt, in welchem er im Bureau des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg arbeitete und wo ihm ein gut Theil vaterländischer Geschichte durch die Finger lief. Trotz seiner vierundsiebzig Jahre ist er noch frisch und rüstig, von großer Weichheit des Gemüths und ein specieller Gönner der Frauen, für deren historische Bildung er in liebenswürdigster und humanster Weise schon seit Jahren wirkt. Von den Musensöhnen, seit neue Sterne aufgingen, etwas vernachlässigt, hat er sich diesem dankbarern Geschlechte mit Erfolg zugewandt. Alle Mittwoch Vormittag beginnen mit dem November und schließen mit Ende März seine historischen Damencollegien. Nicht Schnee, nicht Regen, nicht leichtes Unwohlsein hält den liebenswürdigen Greis ab, hier als die Seele eines schönen Ganzen zu erscheinen. Seit fünf Jahren bestehen schon diese Vorträge; sie fingen im kleinen Kreise seiner Freundinnen, die ihn darum ersucht hatten, an; die Freundinnen baten bald um Erlaubniß, wiederum ihre Freundinnen mitzubringen; so wuchs die Anzahl seiner Zuhörerinnen, daß man bald genöthigt war, das Auditorium ins Englische Haus zu verlegen. In diesem Semester begann der Cursus mit der Eroberung Konstantinopels; dabei ward die Orientalische Frage ganz zeitgemäß verhandelt. 140 Damen nahmen an den Vorträgen theil; er selbst behauptet, es sei das besuchteste Collegium irgend eines Professors und hat eine rührend edle Freude darüber. Alle Wünsche der Damen, ihrerseits ihm auch eine Aufmerksamkeit darzubringen, waren bis im vorigen Jahre vergeblich gewesen; endlich gelang es, ihn in heimlicher Weise zu seinem am 14. Mai stattfindenden Geburtstage zu überraschen. Das Comité gestattete jedoch auch hier nur den näher Befreundeten, d. h. Denen, die schon seit mehren Jahren die Vorlesungen besuchten, die Theilnahme an der Ovation; die Brandfüchse waren ausgeschlossen. Sechsunddreißig Damen arbeiteten einen Teppich. Das Comité, den eigenen Kräften nicht trauend, nach einem schönen Vers, statt nach einfachen Herzensworten suchend, die es in sich gefunden hätte, um so das Ganze dem würdigen Lehrer zu Füßen zu legen, schrieb nach München an Herrn Bodenstedt; dieser sollte den Pegasus besteigen. Er that es auch, mochte aber wol denken: „Wenn sechsunddreißig Frauen in diesem Falle nichts sagen können, dann ist jedes gute Gedicht zu schade für sie" —, und nach diesem Gedanken hatte er eins eingerichtet, das — nicht gut war. Es gab im Comité ein Schisma. Die Einen wollten Bodenstedt, die Andern nicht. Doch vereinigte man sich, ihn für Alle beizubehalten, für die Separatgemeinde aber Folgendes zuzulassen:

An Friedrich von Raumer.

Wie märchenhaft in grauer Vorzeit Tage
Dodonas heil'ge Eiche auch gerauscht,
Es hat die alte Frau, die Mutter Sage,
Am Weltenstamm der Völker hier gelauscht.

Und ihr entsprossen nahm der Musen eine
Die dunkeln Blätter ihres Stammes auf,
Und schrieb mit ehr'nem Griffel hier auf Steine
Der Völker vielbewegten Lebenslauf.

Und du, der Klio vielgepriesener Jünger,
Entnahmst den Griffel ihrer hohen Hand;
Im Bilde zeigtest du die Weltbezwinger,
Die hier geblutet für das Vaterland.

So nimm, o deutscher Mann, in edlem Sinne
Die Blumenspende deiner Jünger an —
Ein Sinnbild sei sie dir von Frauenminne,
Die gleich den Helden dich verehren kann!

A. Böckh. Gehört zu den Urstämmen der Universität. Der greise Nestor ist noch immer geistesfrisch; aus den Furchen seines Gesichts erkennt der kundige Physiognom nicht nur den Mann von gelehrter Bildung, sondern auch den Humoristen und Feind alles Nebulosen. Es ist mir immer eine Freude, einen Mann als den betrauten Redner und eigentlichen Wortführer (Professor eloquentiae) an der Universität zu wissen, der die Eule Minerva's als den Vogel deutet, der auch bei Nacht sieht, nicht als den, der die Blindheit am hellen Tage bedeuten soll. Böckh hat sich so oft mit den Namen Leibniz' und Friedrich's in Verbindung gebracht, daß man ihn in unsern trüben Tagen recht als einen Hort der Vernunft und Aufklärung verehren muß.

M. Haupt. Lachmann's Nachfolger. Auch er zerlegt die Nibelungen. Nach seiner Schule treten die mythischen Ideen der Nibelungen jetzt aus dem nordischen Nebellande heller hervor und zeigen sich als Conglomerat verschiedener Dichter und Zeiten; deutscher, skandinavischer und ungarischer Sagen, wie schon A. W. Schlegel nachwies. Wie fast in allen Wissenschaften, so soll es auch hier gehen. Was einst als das Urbild des Vollkommenen galt, hört bald auf es zu sein, und kaum den Namen vermag man ihm durch Tradition und Gewohnheit künstlich zu erhalten. Doch treten auch Gegner dieses Beginnens auf. So kürzlich mit Scharfsinn und Witz Holtzmann in Heidelberg.

Stahl. Wiewol eines und desselben Ursprungs mit Nathan dem Weisen, hat er doch die Toleranz nicht mit ihm gemein. Als er als Stern erster Größe hier erschien, hatte er viele Bewunderer; er hat sie theilweise noch, denn er ist mit allem Scharfsinn eines Dialektikers begabt. Den jesuitischen Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel", hat er öffentlich vertheidigt, wenn er „zum größern Ruhme Gottes" diene. Sein Naturrecht geht dem Hegel'schen geradenwegs entgegen; er wünscht die „Umkehr" der Wissenschaft. Solche Ideen sind nur für orthodoxe Theologen. Das Kirchenrecht ist seine eigentliche Sphäre; hier leistet er Vortreffliches. Die kleine schwarze Gestalt hat den Typus der Erzväter.

Heydemann. Antagonist des Vorigen. Er liest Naturrecht im Geiste Hegel's und hat viele Zuhörer, da er durchweg zu fesseln weiß; er hält keine Monologe, sondern lebendige Vorträge. Sehr musikalisch durchgebildet und selbst diese Kunst ausübend, ist er auch der liebenswürdigste Gesellschafter.

Wie gern spräch' ich noch von Gneist, von Keller, Hefter, von Schönlein, Langenbeck, Romberg, Wolff! Ich möchte nur rühmen, möchte nur Weihrauch aufsteigen lassen, fürchte mich aber vor Ihrem Redactionsgriffel, der jedesmal, wenn ich ins Charakterisiren komme, unruhig wird und mir die schönsten Basreliefzeichnungen meiner kleinen Gruppenbilder tilgt. Und doch gehört ja ein Mann wie z. B. Schönlein der Welt! Warum soll ich nicht sagen — Doch Sie wünschen, daß die Wanderung durch die Universität beendigt ist. Wohlan, ich füge nur noch hinzu, daß im verflossenen Winter mehr als 2000 Köpfe von dem Lichte unserer Universität sich haben erleuchten lassen.

(Ein vierzehnter Brief demnächst.)

Anregungen.

Ueber den Umgang mit Kranken.

La vertu du malade, c'est la patience! ſchreibt uns eine Freundin unſerer Blätter und regt damit ein Thema an, von dem, wie ſie ſagt, der Geſunde nicht gern hören mag. Doch auch ſchwerlich ſo ungern, wie ſie vorausſetzt, wenn ſie bemerkt: „Dem rohen Geiſte iſt unbewußt jeder von Andern abhängige Zuſtand ein verächtlicher; wir können das am beſten an Dienſtboten beobachten, die vor dem Gebieter, der mit leiſer, ſchwacher Stimme ſie zu ihrer Pflicht ermahnt, ſogleich den Reſpect verlieren. Er hat eben aufgehört, in ihren Augen ein Mächtiger der Erde zu ſein. In ähnlichem Lichte erſcheint der Kranke auch oft dem Geſunden; er iſt ausgeſchieden aus dem Leben, der geſellige, geiſtige Tauſchhandel iſt mit ihm nicht mehr möglich, denn des Kranken Capital an Liebenswürdigkeit hat ſich verringert. Wie kann man dazu, ihm noch die vollen Zinſen zu bezahlen, ihm zu creditiren auf künftige Zeiten? Der gemeinſame Genuß, auf dem allein ſo viele Verbindungen beruhen, die man für innige Seelenverwandtſchaft hält, iſt eben geſtört. Dazu kommt, daß nicht jeder Leidende ſeine Krankheit mit Grazie zu tragen verſteht. Ein italieniſches Sprüchwort ſagt: Aspettare e non venire e cosa da morire. Wenn ſchon jedes Harren ungeduldig macht, ſoll das Erwarten der Geſundheit, abgeſehen von allen phyſiſchen Einwirkungen, die Seele nicht reizbarer und der Rückſicht bedürftiger machen? Das leiſe Geben in einem Krankenzimmer haben die Geſunden gelernt; es iſt eine allgemein bekannte Umgangsform mit Leidenden. Das leiſe, zartere Fühlen aber läßt ſich nicht erlernen und die Geſunden wollen keine Studien darin machen."

Wir theilen die Wärme unſerer Freundin für die beſſere Lage der Kranken, wir glauben aber, daß unſere Zeit auch in der Bildung des Gefühls für die Kranken Fortſchritte gemacht hat. Woher ſonſt die vielen Erleichterungen leidender Zuſtände, die Krankenhäuſer, die weiblichen Krankenpfleger? Die Menſchen, die ſich von Kranken in ihrem Wohlbefinden beläſtigt finden, werden nie ausſterben. Es ſind die Egoiſten, die kein Angriff verbeſſert und keine Lehre einſchüchtert. Sie ſpenden dem Kranken Wohlthaten, nur um ihn von ſich zu entfernen. Wahr iſt, was die Freundin der Kranken aus ſchmerzlicher Erfahrung genommen zu haben ſcheint, daß die Geſunden immer Mittel haben, ihre Liebloſigkeit zu verdecken. Sie klagen den Kranken an, daß er ſein Uebel ſelbſt verſchulde, daß er die Mittel zurückweiſe, die ihm helfen müßten. Die größte Heilkraft hat auf den Kranken die Hoffnung. Wie gerade ſie von den Geſunden oft verletzt wird, ſtellt die Freundin der Kranken mit den Worten dar: „Sieht der Kranke nach einem trüben Winter hoffnungsvoll die Lage wieder zunehmen, die Kneipen ſich regen, ſpricht er davon, eine Reiſe zu machen, die Luft zu wechſeln, eine Heilquelle aufzuſuchen, ſo zucken die Geſunden nur die Achſeln zu ſeiner Unternehmungsluſt: man begreift nicht, daß er noch hofft, weil man ſich für ihn längſt ergeben hat. Das Wallfahrtsbedürfniß aber iſt ein tief in der menſchlichen Natur begründetes; jeder Leidende will lieber der Geſundheit ein Stück Wegs entgegengehen, als ſie auf ſeinem Stuhle erwarten. Im »Werther« heißt es: »Wüſte Der treflich umkommen, der eines Kranken ſpottet, der nach der Quelle reiſt, wenn ſie auch ſeine Krankheit vermehren, ſein Ausleben ſchmerzhafter machen wird! Der ſich über das bedrangte Herz erhebt, das eine Pilgrimſchaft nach dem Heiligen Grabe thut! Jeder Fußtritt, der ſeine Sohlen auf ungebahntem Wege durchſchneidet, iſt ein Linderungstropfen der geängſteten Seele und mit jeder ausgedauerten Tagereiſe legt ſich das Herz um viele Verdrießniſſe leichter nieder. Und dürft ihr Das Wahn nennen, ihr Wortkrämer auf euern Polſtern? — Wahn? — O Gott, der du den Menſchen arm genug erſchufſt, ihm auch Brüder zu geben, die ihm das bißchen Armuth, das bißchen Vertrauen noch raubten, das er auf dich hat, auf dich, du Alliebender! Denn das Vertrauen zu einer Wurzel, zu den Thränen des Weinſtocks, — was iſt es, als Vertrauen zu dir, daß du in Allem, was uns umgibt, Heilung und Linderungskraft gelegt haſt, deren wir ſo ſündlich bedürfen?«"

Zum Beſuch bei Kranken ſollte man ſchon die Jugend, namentlich die weibliche, bilden. Es wird in der rechten Form oft genug verfehlt. Wir unterſchreiben das ſchöne Wort: „Armer Kranker! Ja, du lebſt auf einer Inſel, unverſtanden, unbeachtet in deinem Kampfe! Wunderſelten — vielleicht nur aus dem Auge einer Mutter, einer Gattin, einer Schweſter — begegnet dir der balſamiſche Blick wahrer Theilnahme, wahren Mitleids, der Blick der Liebe, der dich in deiner eigenen Achtung erhebt, dich tröſtet und ſtärkt wie ein Gebet, das für dich zum Himmel aufſteigt!"

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 35. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Spanierin.

Aus den Mittheilungen eines polnischen Kriegers.

Polen waren es, Deutsche und Italiener, welche die sich unserm Welttheil aufdrängende Familie der Napoleoniden in der Person Joseph Bonaparte's auch auf den spanischen Thron gesetzt hatten. Unter Mühseligkeiten und Gefahren aller Art hatten sie die Schluchten und dichten Wälder derjenigen Gebirgskette durchschritten, welche die Scheidewand zwischen Frankreich und der Pyrenäischen Halbinsel bildet. Die Ulanen des „französischen" Corps verwandte man gewöhnlich als Vorhut oder zur Besetzung solcher Stellen, welche mehr Muth und Ausdauer als numerische Stärke beanspruchten.

Die Armee rückte zwar langsam, doch ohne Unterbrechung vorwärts und stand, nachdem sie die Pyrenäenkette im Rücken hatte, bald an den Ufern des Guadalquivir, einer gegen die Eindringlinge aufgewühlten, also höchst gefährlichen Gegend. Die Vorsicht gebot, vor allem die befestigten Plätze zu besetzen, und der Heerführer, Marschall Soult, erließ deshalb die nöthigen Befehle, denen zufolge eine unter dem Leutnant Ossifi stehende Abtheilung polnischer Ulanen als Vedette in die Berge der Sierra Morena beordert wurde.

Der junge obengenannte Offizier erkannte zwar das Gefahrvolle seiner Sendung, doch er schreckte davor nicht zurück. Schmückten seine Brust doch die Kreuze der Ehrenlegion und der „militärischen Tugend"; er ging also unverzagt dem Orte seiner Bestimmung entgegen. Der Tag neigte sich bereits seinem Ende zu und während die grelle südliche Sonne den Gipfeln der hohen Berge noch die letzten Strahlen als Scheidegruß sandte, tauchte auf der ihr entgegengesetzten Seite die mattglänzende Scheibe des Vollmonds empor, deren sanftes Licht, vereint mit demjenigen des sortteilenden Tagesgestirns, die Gegend in seiner wahrhaft magischen Beleuchtung zeigte. Auf den Schluchten, durch welche sich die Reiterschar durchwinden mußte, lagerten bereits tiefe Schatten und die Luft war so reichlich mit Thau geschwängert, daß sich die mehr entfernten Gegenstände beinahe wie hinter einem leichten Flor zeigten. Das Ganze trug in allen seinen Einzelheiten so vollkommen das Gepräge eines südlichen Himmelsstrichs, daß die Söhne des fernen Ostens in dessen Anblick förmlich verloren waren und in der feierlichen Stille, welche sie beobachteten, ganz den fröhlichen Charakter des Polen verleugneten.

Es mochte wol um Mitternacht sein, als der alte Bauer, den sich die Ulanen aus

dem letzten Dorfe, durch welches sie gekommen waren, als Führer mitgenommen hatten, sein Thier anhielt und auf ein Gebäude zeigte, welches auf einer Anhöhe mitten in der Ebene einsam dastand. „Dieses Schloß", sagte er, „ist eins der festesten unserer Gegend und stammt noch aus den Zeiten der Mauren; gegenwärtig ist es Besitzthum des Don Alonzo Lopez de Sama, des Eigenthümers ausgedehnter Güter und Abkömmlings eines der edelsten Geschlechter Spaniens."

Ringsum herrschte die tiefste Stille, die äußern, mit Thürmchen und Zinnen versehenen Mauern des Schlosses verdeckten dessen Inneres vollständig, nur aus der Mitte ragte ein hoher Thurm hervor, der mit seinen zahlreichen Schießscharten gewissermaßen allen Denen drohte, welche sich der finstern Feste nahten. Den Eintritt durch das Thor versperrten mächtige Riegel und schwere, übers Kreuz gespannte eiserne Ketten, den Zugang zum Schlosse selbst eine ziemlich lange Zugbrücke, die gerade halb aufgezogen war, als die Ulanen vor ihr anlangten. Es lag nicht in Osinski's Absicht, in dunkler Nacht und einem unbekannten Feinde gegenüber Gewalt zu brauchen; er schickte daher den Wegweiser, der anständig belohnt worden war, zurück und befahl seinen Reitern abzusitzen, um die wenigen Stunden bis zum Tagesanbruch unter freiem Himmel hinzubringen.

Es dauerte nicht lange, so schimmerte im fernen Osten der junge Morgen und bald darauf bemerkten auch die Ulanen, daß es im Schlosse bereits lebendig geworden war. Mit dem letzten, weithinschallenden und vom Echo vervielfältigten Glockenschlage der Thurmuhr knarrten die, wie man hörte, eingerosteten Riegel am Thore, die Flügel thaten sich auseinander, die Zugbrücke senkte sich, und auf des Schloßwächters Ruf: „Eintritt", stellte sich hinter dieser die innere Besatzung auf.

Osinski trat nur dann als Feind auf, wenn es die Umstände geboten. „Ich will mit Don Lopez, dem Herrn dieses Schlosses sprechen", rief er über die Brücke hinüber, und Einer von der Schloßwache entfernte sich, um sein Verlangen an geeigneter Stelle zu melden. Der spanische Grande war zu stolz, um selbst herauszutreten, doch andererseits auch zu vorsichtig und zu klug, um sich zu widersetzen; er befahl deshalb, die Reiter einziehen zu lassen. Auf diese Erlaubniß rief der Leutnant: „Aufgesessen!" der Trompeter blies und wie der Blitz waren die Ulanen auf ihren Pferden und ritten mit gesenkten Fähnlein durch das finstere Thor. Osinski, eingedenk der Pflichten eines Führers, stellte vor allem die nöthigen Vorposten und Wachen aus und folgte dann der Einladung in das Innere des Schlosses, an dessen Eingang ihn der Herr desselben erwartete.

Lopez, ein noch rüstiger Greis, trat dem jungen Offizier einige Schritte entgegen und neigte leicht den Kopf, ohne den mit Federn geschmückten Hut abzunehmen. Durch den Degen an der Seite schien er andeuten zu wollen, daß er sich nicht als Gefangenen betrachte und ebenso wenig erwarte, als solcher behandelt zu werden. Osinski erkannte leicht das Schwierige in der Lage seines neuen Wirths und ehrte in ihm sowol den echten Spanier wie auch das achtunggebietende Alter; er bat daher seiner Anwesenheit wegen um Entschuldigung und fügte die Versicherung hinzu, daß er für das gute Benehmen seiner Leute stehe.

Gemessenen Schritts führte Lopez seinen jungen Gast durch eine lange Halle und einige Zimmer nach einem großen Saale, dessen Fußboden mit einer ausgesucht schönen Mosaikarbeit ausgelegt war, die etwas eingesenkte hölzerne Decke dagegen von dicken Marmorsäulen getragen wurde. Rings an den Wänden her hingen viel große Oelgemälde in kunstvoll geschnitzten Rahmen, welche sofort Osinski's Aufmerksamkeit auf sich zogen. Don Lopez, welcher diese nicht ohne Wohlgefallen bemerkt hatte, deutete die einzelnen Bilder und sagte: „Sie sehen hier die lange Reihe meiner Vorfahren. Dieser hier, der Erste, ist jener Lopez, welcher sich 1236 in den Schlachten gegen Abenhudy, den Maurenkönig, berühmt gemacht hat; der Zweite war Regent von Mauritanien; in dem

daneben Hängenden erblicken Sie den Eroberer von Oran in Afrika, denselben, welcher die goldene Kette, die ihm über die Bruſt hängt, aus den Händen des Cardinals Ximenez empfing und die außer dieſem hohen Würdenträger weiter Niemand im großen ſpaniſchen Reiche beſaß; der darauf Folgende iſt der Heldenmüthige, welcher ſich nach dem hartnäckigen Seetreffen bei Malaga in die Luft ſprengte, um nicht dem Feinde in die Hände zu fallen, und Jener dort dicht am Fenſter endlich iſt der unſterbliche Vasco de Gama, der unter der Flagge ſeines Königs, Emanuel's des Glücklichen, 1498 an der Küſte Malabar ans Land ſtieg und 26 Jahre ſpäter als Vicekönig von Indien in Goa ſtarb."

Während der alte Lopez mit ſichtbarem Stolze dieſe Erläuterungen gab, hatten ſich die das Schloß bewohnenden Frauen leiſe in das anſtoßende Gemach begeben, um, wenn auch nur durch das Schlüſſelloch, den unerwartet eingezogenen Gaſt zu ſehen und einer Prüfung zu unterwerfen. Als die Ulanen durch das Thor eintraten, hatte ſich der weibliche Theil der Bewohner der Veſte aus Furcht vor dem fremden Offizier freilich bis in die entfernteſten Winkel des Gebäudes zurückgezogen, doch die Neugier, welche in Spanien eine ebenſo große Rolle ſpielt wie anderwärts, hatte bald die Angſt bekämpft und die Frauen dreiſter gemacht. Die Geſellſchaft, welche aus Iſidora, der einzigen Tochter Lopez', zwei ihrer Verwandten und einigen Fräulein aus altem Geſchlechte, welche durch ihre beſchränkten Vermögensverhältniſſe auf ſehr beſcheidene Anſprüche angewieſen waren und in dem Hauſe des ahnenſtolzen Granden eine Freiſtatt gefunden hatten, beſtand, konnte der Verſuchung nicht lange widerſtehen und war angenehm überraſcht, als ſie in dem feindlichen Retter einen jungen, kräftigen, blühenden Mann von ſehr empfehlendem Aeußern erblickte, in deſſen von blonden Locken umſchatteten, im Kriegsleben etwas gebräunten Zügen ſich ebenſo viel jugendlicher Heldenmuth ausſprach, wie die blauen Augen das Vorhandenſein ſanfterer Gefühle verriethen, und dem endlich die knappanliegende, kleidſame Ulanenuniform ſowie der keck in die Höhe ſtehende Schnurrbart noch einen Reiz mehr gaben.

Iſidora, dreiſter und — vielleicht auch weniger geduldig als ihre Gefährtinnen, faßte ſich zuerſt ein Herz und trat in den Saal. Ihre Erſcheinung war eine in jeder Hinſicht anziehende; ein leichter, blendend weißer, bis in die Hälfte der Stirn reichender und nach hinten nachläſſig zurückgeworfener Schleier erhöhte noch die Schwärze der reichen Locken, welche unter demſelben hervorquollen und auf die vollen lilienfarbigen Schultern herabfielen, der Gang war gemeſſen und würdevoll und in ihrem Gruße lag bei einer gewiſſen Zurückhaltung unendlich viel Anmuth. Iſidora's Blick mußte bei Jedem, der ihr in die großen, ſchwarzen Augen ſchaute, Liebe erwecken, aber eine Liebe, die es gern vermeidet, ſich in Worten auszuſprechen und welche es vorzieht, im Stillen und unbemerkt zu huldigen.

Oſſiffi war in den Anblick des Mädchens, in welchem ſich ebenſo ſehr der Charakter des Südens wie die ſpaniſche Grandezza ausſprach, wie verloren; ſeine Bewunderung ließ ihn ſelbſt dann noch nicht, oder vielmehr erſt recht nicht Worte finden, als Iſidora ihn offen und dreiſt anſah. Es war ihm, als hätte ihn irgend eine unſichtbare, zauberiſche Macht umgarnt und hemmte jede freie Bewegung. „Meine Tochter," ſagte Don Lopez, indem er mit einer Handbewegung Iſidora dem Gaſte vorſtellte, iſt leider der letzte Sprößling unſers Stamms. Dieſer Herr, fuhr er, ſich zu dem Mädchen wendend, fort, iſt eins jener zahlreichen Opfer, welche ſich der Kaiſer der Franzoſen erſehen hat, um ſich mit ihrer Hülfe von Stufe zu Stufe zu ſchwingen; dieſe Herren ſetzen die Wirklichkeit für den Schein ein und werfen einer eitlen Hoffnung Leben und Vermögen. Der Herr iſt ein Pole und franzöſiſcher Offizier." Nach kurzer, ſich in den gewöhnlichen Formen bewegender, nach einer mit durch Klugheit gebotener Zurückhaltung geführten Unterhaltung, befahl Don Lopez ſeinem alten Diener, der zugleich das Amt des Schloßaufſehers verwaltete, den Gaſt in die für ihn beſtimmten Zimmer zu geleiten, und ſagte beim Abſchied: „Sie können in Betreff Ihrer Sicherheit in meinem Hauſe unbeſorgt ſein. O gewiß, fügte

Isidora hinzu, wir nehmen Sie als Polen, nicht aber als Napoleon's Söldner auf. Ihre Gefühle müssen mit den unsrigen viel Verwandtes haben! Mit diesen Worten machte sie eine leichte, schon weniger förmliche Verbeugung und entschwand den Augen des jungen Offiziers, in dessen aufgeregtem Innern sie ihr Bild zurückließ und vielleicht — das seinige mitnahm. Osinski begab sich auf sein Zimmer. Seit einem Monat schon war er unter kein Dach gekommen und hatte die letzten beiden Nächte vollkommen schlaflos zugebracht; er warf sich deshalb auf sein Lager, doch der Schlaf floh seine Augen. Ein Gedanke nur erfüllte ihn, ein Bild verscheuchte alle andern — Isidora.

Es gibt im menschlichen Leben wol Augenblicke, die über unsere ganze Zukunft entscheiden, Empfindungen, welche mit der Kraft und Schnelligkeit des elektrischen Funkens bis in die geheimsten Tiefen unserer Seele dringen. Dieser junge Mann ist für jenes Mädchen bestimmt, und umgekehrt! Gott scheint diese beiden Wesen recht absichtlich für einander geschaffen zu haben; sie begegnen sich scheinbar zufällig, doch dies Zusammentreffen ist so, als hätten sie sich, von einem ihnen unbekannten Gefühle geleitet, aufsuchen und finden müssen; ihre Herzen schlagen beim ersten Blick füreinander und schließen ein Bündniß, von welchem sie ahnen, daß es selbst der Tod nicht lösen werde — —

Die Wahrheit des eben Gesagten fühlte der junge Krieger in ihrer ganzen Stärke. Der Einladung, bei Tische zu erscheinen, leistete Osinski nicht Folge. Um einer Begegnung aus dem Wege zu gehen, ließ er sich entschuldigen, denn er fühlte nur zu deutlich, daß er bereits die Herrschaft über sich selbst verloren hatte und hier seines Bleibens nicht sein durfte, wenn er bisher für heilig gehaltene Verpflichtungen erfüllen wollte. Der Tag verfloß ihm unter Unruhe; im Zwiespalt mit sich selbst, und durch die in seinem Kopfe wild durcheinanderjagenden Gedanken an sich irre geworden, suchte er Zerstreuung, Betäubung unter seinen Soldaten. Doch vergebens; die Nacht brachte ihm ebenso wenig die ersehnte Ruhe, sie vermehrte nur noch die Aufregung, in welcher er sich befand und so sprang er zuletzt unmuthig vom Lager auf und trat in den um den Schloßhof laufenden Säulengang hinaus, um in der Nachtluft Linderung für seine gepreßte Brust zu suchen. Der Himmel war rein, der Mond beleuchtete mit sanftem Scheine die Gegenstände umher und ein leichter Windhauch spielte mit den Blättern der Oliven und Kastanien. Weit in der Ferne schimmerten die Feuer der Guerrillas und die tiefe Stille wurde nur zuweilen durch ein „kto idzie!" (Wer da!) unterbrochen, welches die um die Mauern des Schlosses herum und weiterhin aufgestellten Wachen einander zuriefen.

In düsteres Nachdenken versunken hört der junge Offizier plötzlich den Ton einer weiblichen Stimme. Unwillkürlich durchzuckt es ihn und er lenkt den eilenden Schritt dorthin, von woher der Laut kommt. Kein Zweifel, er gehört Isidora an, die mit melodischer Stimme ein Lied singt, in welchem sich Bangen und Sehnsucht aussprechen und diese mit leichter, doch geübter Hand auf der Guitarre begleitet. Den wiederholten Refrain: „Tierra nativa", hob sie jedesmal ganz besonders und gleichsam klagend hervor. „Tierra nativa" — wiederholte Osinski mit einem tiefen Seufzer — wie fern liegst du mir heute! Doch du, die du das Vaterland besingst, du wärst ein Engel dort wie hier! In fortwährendem innern Kampfe mit sich selbst schlich dem jungen Polen die Zeit hin, als wenn ihr die Flügel mit Blei beschwert gewesen wären. Zum Unglück gab es auch für seinen Thatendurst keinerlei Beschäftigung, denn ringsum herrschte der vollkommenste Friede; die herumstreichenden Banden hatten ihr Augenmerk vornehmlich auf die Hauptarmee gerichtet, welche sich langsam nach Südosten zu bewegte.

Isidora wurde von Tag zu Tag unbefangener und zutraulicher gegen den neuen Gast und auch ihr Vater schien gleichfalls mehr und mehr Wohlgefallen an dessen Umgange zu finden. Der edle Charakter des jungen Mannes, sein feines, rücksichtsvolles Benehmen sowie die sich bei jeder Gelegenheit kundgebende strenge Rechtlichkeit und gediegene Bildung

verſchafften ihm ſchnell des alten Mannes Wohlwollen, das man faſt Freundſchaft nennen durfte. Iſidora wiederholte auf Oſſinki's Bitten gern und oft das Lied, welches in jener ſtürmiſchen Nacht einen ſo tiefen, bleibenden Eindruck auf den fern vom Vaterlande Weilenden gemacht hatte und foderte dieſen gewöhnlich zur Begleitung auf, wenn ſie mit ihrem Vater einen Gang durch den ausgedehnten Schloßgarten machte. Deutlich genug las Oſſinki in den Augen des ſpaniſchen Mädchens, daß er ihr nicht gleichgültig ſei und auch die ſcheinbar unbefangenſte Unterhaltung, ein abſichtslos hingeworfenes Wort, entſchleierten ihm, was Iſidora zwar nicht auszuſprechen wagte, was indeß ihr ganzes Herz erfüllte. Der junge Offizier ermüdete endlich in dem ſeine Kräfte überſteigenden Kampfe, er folgte dem Drange ſeiner Gefühle und überließ es der Allmacht, zu entſcheiden, ob er den eingegangenen heiligen Verpflichtungen untreu werden und dafür einer ihm ſo wonnige Zukunft verſprechenden Liebe leben oder dieſer, wenn auch mit zerriſſenem Herzen, entſagen, ihre Lockungen im Schwertergeklirr und Kanonendonner erſticken ſollte.

Oſſinki machte häufig Ausflüge in die nächſte Umgebung, um die ausgeſtellten Wachen zu inſpiciren. Dies benutzte ſchon Iſidora und erbat ſich von ihm die Erlaubniß, ihn dabei zu Pferde begleiten zu dürfen. Die Einwilligung wurde natürlich mit Freuden gegeben und Iſidora ließ ſich bei erſter Gelegenheit ihren Lieblingsrenner, einen kleinen feurigen Falben mit milchweißer Mähne ſatteln, um unter irgend zu billigendem Vorwande mit dem Geliebten allein ſein zu können. So ritt das Paar denn hinaus, bald, im Rauſche des ſeligen Augenblicks, der einen Gedanken an die Zukunft nicht aufkommen ließ, es den Thieren überlaſſend, den ihnen beliebigen Weg einzuſchlagen, bald mit verhängtem Zügel dahinjagend, als gelte es ein Glück zu erhaſchen, das ihnen jeden Augenblick aus den Händen ſchlüpfte. Der Ritt war für die Liebenden ein folgenſchwerer, denn er gab Veranlaſſung zu einem Gefühlsaustauſche, in welchem Beide ſich neben ihrer Liebe auch ihrer Hoffnungen und Befürchtungen deutlich bewußt wurden.

Iſidora konnte nicht mehr zweifeln, daß Oſſinki für ſie lebe, für ſie allein leben werde. In dieſer Ueberzeugung warf ſie ſich ihrem Vater zu Füßen und that ein Geſtändniß, deſſen Inhalt dieſem längſt ſchon kein Geheimniß mehr war, ihn alſo auch durchaus nicht überraſchen konnte. Der alte Mann blickte das ängſtlich auf eine Antwort wartende Mädchen lange prüfend an und ſagte dann mit ſichtlicher Rührung: Mein Kind, du weißt, daß ich außer dir Niemand weiter auf der Welt habe, der meinem Herzen nahe ſteht; was ich hier liebte, iſt mir bereits vorangegangen. Dein Glück iſt das Einzige, was mich noch beſchäftigen kann, beſchäftigen muß; allein das Glück, welches du erlangt zu haben glaubſt, beruht es nicht vielleicht auf einer augenblicklichen Täuſchung? Prüfe deine Lage und diejenige Oſſinki's, wirf einen Blick auf die gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſe, auf die Entfernung und Verſchiedenheit der beiden Nationen, welchen ihr angehört! Hoffſt du im Ernſte den Mann deiner Wahl zu bewegen, in unſerm Lande zu bleiben, oder vermagſt du es wirklich, indem du deine Zukunft an diejenige eines Fremden knüpfſt, mit welchem mir erſt kurze Zeit bekannt ſind, deinen alten Vater zu verlaſſen, dem Grabe deiner Ahnen den Rücken zu kehren, um Hunderte von Meilen weit in ein Land zu ziehen, deſſen Bewohner und deren Sitten und Gebräuche dir völlig fremd ſind, und dort, einſamſtehend, zuletzt vielleicht noch die traurige Erfahrung zu machen, daß die Gefühle, von welchen du glaubſt, ſie müßten dein Leben überdauern, nur Täuſchung geweſen ſind und ebenſo leicht erkalten können, wie die Sehnſucht nach dem Vaterlande bei dir ſich regen wird?

Ach, Vater, rief die auf den Knieen liegende Iſidora, deren Reize der Schmerz, welcher ſich in ihren Zügen ausprägte, noch erhöht hatte, dein Wille iſt mir heiliges Geſetz, doch meinem Daſein Dasjenige zu entziehen, wodurch es für mich von Werth iſt, das, Vater, mußt du nicht wollen!

Erlaß mir die Entſcheidung bis morgen, mein Kind, entgegnete Don Lopez; den Schritt, welchen du zu thun beabſichtigſt, thut man nur ein mal im Leben. Er bedarf der Ueberlegung. Mit einem Kuſſe auf des Mädchens Stirn entfernte er ſich.

Auch Iſidora zog ſich zurück und ſah an dieſem Tage den Geliebten nicht mehr. Die Nacht verbrachte ſie in dem Zimmer, welches an dasjenige ſtieß, welches ihr Vater bewohnte und wo ſie, vom Schlafe geflohen, ſozuſagen die Pendelſchwingungen der altertümlichen Wanduhr nachzählte, um ſchneller den Morgen heraufzubeſchwören. Vergebliches Bemühen! Die Zeit hielt ihren gemeſſenen Schritt, der freilich Iſidoren ein Schneckengang zu ſein ſchien, und das von der Ungewißheit ihres Geſchicks gefolterte Mädchen löſchte bald die Kerzen aus, um eine Ruhe zu finden, welche die aufgeregte Phantaſie von ihrem Lager ſcheuchte, bald zündete ſie ſie, plötzlich aufgeſchreckt, an der vor dem Muttergottesbilde brennenden Ampel wieder an und ſank zuletzt, die Hände zur Heiligen Jungfrau ausſtreckend, betend nieder.

Zur beſtimmten Stunde ſtellte ſich Iſidora im Empfangszimmer zum Frühſtück ein und fand daſelbſt bereits ihren Vater. In den Zügen des Mädchens malte ſich deutlich jenes Gemiſch von Furcht und Hoffnung, jener Zuſtand des Verlangens nach Gewißheit, der Ungeduld über eine noch unentſchiedene Zukunft. Gern hätte ſie dem Vater die Beſtimmung über ihr Schickſal aus den Augen geleſen und zögerte deshalb, den gewohnten Platz einzunehmen; doch es blieb ihr dazu keine Zeit, denn die Thür öffnete ſich und herein trat Oſinſki. Der Kreis, welcher ſich heute um den altertümlichen Säulentiſch verſammelte, war ein ſehr kleiner; er beſtand nur aus drei Perſonen, denn die Gefährtinnen Iſidora's waren nicht erſchienen. Kaum hatte ſich Oſinſki nach dem freundlich erwiderten Morgengruße niedergelaſſen, ſo reichte ihm Don Lopez die Hand und ſagte: Herr Leutnant! Meine Tochter hat geſtern eine Forderung an mich geſtellt, die ich eigentlich aus Ihrem Munde zu vernehmen erwartet hätte. Ich will das Eigentümliche, was darin liegt, nicht weiter berühren und Ihnen nur ſagen, daß ich mich ſehr wohl in Ihre Lage verſetzen kann, daß ich ferner begreife, wie ſchwer es dem von uns noch ſo wenig gekannten Fremden hätte werden müſſen, Dasjenige auszuſprechen, was bei meiner Tochter die Folge des Zutrauens des Kindes zum Vater geweſen iſt. Laſſen Sie jede weitere Erklärung beiſeite — ſo ſchloß er, als er bemerkte, daß Oſinſki ſprechen wollte —; ich bin nicht grauſam, und mein Kind glücklich zu wiſſen iſt die letzte, alleinige Aufgabe meines Lebens. Iſidora's Bruſt war bei dieſer Anſprache in heftiger Bewegung und ſie konnte einen ſchweren Seufzer ebenſo wenig unterdrücken wie die Thränen zurückhalten, mit welchen ſich ihre Augen füllten.

Soll ich mich Euern Wünſchen fügen, nahm der Alte wiederum das Wort, ſo knüpfe ich daran zwei Bedingungen. Sie bleiben in unſerm Lande, ergreifen Beſitz von meinem Erbe, das als heiliges Vermächtniß meiner Ahnen nie in fremde Hände übergehen darf, und fügen Ihrem Namen denjenigen meines Hauſes hinzu, damit er nicht erliſche. Der Augenblick war ſo ungewöhnlich feierlich, daß Niemand daran dachte, das Frühſtück anzurühren, welches auf dem Tiſche ſtand. Oſinſki ſaß geſenkten Hauptes und ſchien noch Weiteres zu erwarten; Iſidora's ängſtlicher Blick hing an des Geliebten Munde, der ihr Schickſal ausſprechen und damit über das Wohl oder Wehe ihrer Zukunft entſcheiden ſollte, und Lopez endlich bewahrte den der Sache angemeſſenen Ernſt, er fühlte das Unſchickliche in der Lage des jungen Offiziers. Ich habe noch eine Bedingung zu erwähnen vergeſſen, fuhr der Alte fort, ohne Jemandes Antwort abzuwarten, und die iſt, die Sache, bei welcher es ſich um das Lebensglück zweier Menſchen handelt, in reifliche Ueberlegung zu nehmen. Fangen Sie damit an, junger Mann, fügte er, ſich zu Oſinſki wendend, hinzu, und machen Sie mich mit Ihrem Entſchluſſe in drei Tagen bekannt.

Drei Tage? — wiederholte Iſidora kaum hörbar und ſtockte plötzlich, denn die

Glut, welche ſie in ihren Wangen fühlte, erinnerte ſie daran, daß der Anſtand Grenzen ſetze, welche ſie am wenigſten zu übertreten wünſchte.

Don Lopez war der Erſte, welcher ſich erhob und mit gemeſſenem Gruße das Gemach verließ. Die beiden Andern folgten ſeinem Beiſpiel.

Wer hätte ahnen können, daß Oſinſki nicht mehr an der Seite Iſidora's ſitzen würde, ihre ſtumme und doch Beiden ſo wohlverſtändliche Unterhaltung ihr Ende erreicht hatte und ihre Blicke ſich nicht ferner begegnen ſollten? Und doch war es ſo. Oſinſki hatte ſich auf ſein Zimmer zurückgezogen und ging hier mit ſchnellen Schritten auf und ab; man ſah es, daß er einen ſchweren Kampf kämpfte. Endlich ergriff er eine Feder und ſchrieb mit zitternder Hand an den Oberſt K., zu deſſen Commando er gehörte und der mit einer Cavalerieabtheilung einige Meilen von Morena ſtand:

„Herr Oberſt! Sie werden mich wol eines Mangels an Ausdauer und Muth nicht für fähig halten, noch mir zutrauen, daß ich Ihre Befehle geringachte; davor ſchützt mich meine Vergangenheit. Deſſenungeachtet muß ich Sie dringend um ſchleunigſte Abberufung bitten. Ich richte dies Geſuch nicht als Leutnant an den Oberſt, ſondern als Pole an den Landsmann, als Menſch an den Menſchen, und kann den Grund dafür nur mündlich mittheilen. Er wird bei einem Manne, der mit der Tapferkeit auch Menſchlichkeit verbindet, Billigung finden.“ Die jeden Augenblick zum Aufſitzen fertige Ordonnanz brachte die Depeſche ſofort an ihre Adreſſe.

Der junge Krieger ſank gebrochen an Geiſt und Körper auf ſein Lager und grollte faſt mit der Vorſehung, daß ſie bei ſo manch' blutigem Strauße ſein Leben geſchützt hatte, um es dann ſo entſetzlichen Qualen preiszugeben. Zwei einander feindlich gegenüberſtehende Gewalten lebten in ſeinem Innern und rangen um den Sieg; hier lockte, verführeriſch wie ein ſchönes Weib, die erſte heiß erwiderte Liebe, dort mahnte das in den Feſſeln der Knechtſchaft liegende Vaterland, das endlich Befreiung durch den Arm ſeiner Söhne erwartete. Der Kampf war ſchwer, doch nicht lang, und wenn auch das Herz dabei blutete, die Pflicht blieb Siegerin. Oſinſki ließ ſich krank melden und war fortan für Jedermann unſichtbar.

Wenn Iſidora's Geliebter qualvolle Stunden verlebte, ſo verbrachte ſie ſelbſt deren nicht weniger traurige und ſtürmiſche. Sollte, durfte ſie an Oſinſki's plötzliche Krankheit glauben, und war dieſe begründet, lag ihr da nicht die Pflicht ob, an ſeinem Lager zu weilen, ihn zu pflegen? Was konnte die Urſache ſein, daß er ihr auf einmal entzogen wurde; war es das unerwartete Glück oder quälten ihn Gewiſſensbiſſe einer Liebe wegen, der es vielleicht an Wahrheit fehlte? Solche und ähnliche Gedanken durchkreuzten ſich in des armen Mädchens Kopf und brachten in faſt wenig Stunden eine unglaubliche Veränderung in ihr hervor. Das blühende Roth der Jugend war von ihren Wangen wie weggewiſcht und die ſonſt ſo ſchwellenden Korallenlippen gefaltet und trocken wie im Fieber; die dick aufgetriebenen und roth beſäumten Augenlider deuteten auf reichlich vergoſſene Thränen. Dann und wann ſchob ſie den Vorhang des Fenſters ein wenig auf die Seite, um in den Garten und dorthin zu ſehen, wo ſie zum erſten mal empfunden hatte, daß ſie geliebt ſei; ſie hätte ſich ja damit begnügt, ihn, deſſen Bild ſie im Innerſten ihres Herzens trug, nur von weitem, wenn auch nur auf einen Augenblick zu ſehen; doch der Mann ihrer Wahl blieb fern, ſowie auch er die theuren Züge der Angebeteten nicht mehr erblicken durfte. Beider Loos war ein beklagenswerthes, doch das Opfer von Oſinſki's Seite jedenfalls das größere, denn er ſtieß eine lachende Zukunft von ſich, um dem Vaterlande nicht untreu zu werden. Die Folgen des Kampfes, dem er preisgegeben war, gingen auch an ihm nicht ſpurlos vorüber, denn die letzten zwei Tage hatten ihn elender gemacht, als es zehn Jahre der Mühſeligkeiten des Kriegerlebens vermochten; ſeine Geſichtsfarbe war gelb, krankhaft und er ſelbſt ſich kaum mehr ähnlich.

Die zweite Nacht hatte bereits ihre Hittige über zwei Wesen ausgebreitet, bei welchen theils das Herz, theils Verstand und Gewissen so schwere Prüfungen durchzumachen hatten. Ungeachtet Mitternacht bereits vorüber war, stand das Schloßthor doch noch weit offen, denn für die Sicherheit im Innern und nach außen hin bürgten die sich jede Stunde ablösenden Wachen. In dem weitläufigen Gebäude waren schon alle Lichter erloschen und Jeder hatte sein Lager aufgesucht, um sich einem Schlafe in die Arme zu werfen, den Ossinski und gewiß auch die unglückliche Isidora nicht theilten. „Kto idzie?" rief plötzlich mit lauter Stimme die an der äußern Zugbrücke stehende Wache — „Zu den Waffen! Die Parole!" Ossinski hatte in seinem Zimmer den Ruf vernommen und hörte auch bald darauf den Hufschlag der aus dem Stalle reitenden Ulanen. Wie der Blitz sprang er hinunter und fand eine Abtheilung Reiter, welche bestimmt war, die seinige abzulösen. Er trat an den Offizier heran, wechselte, diesen auf die Seite ziehend, einige Worte mit ihm und schwang sich mit einem: „Lebt wohl, ihr Brüder!" auf sein schon bereit stehendes Roß. Die abziehenden Ulanen schickten diesem Rufe ein: „Auf Wiedersehen!" nach; die neu Eingetroffenen schienen jedoch an die Erfüllung dieses Wunsches kaum zu glauben. Der Abzug geschah in größter Stille und bald war die kleine Schar in der weit sich hinziehenden Ebene verschwunden. —

Was es im Schlosse für einen Eindruck machen mußte, als man am Morgen völlig fremden Gesichtern begegnete und dasjenige, welches man besonders liebgewonnen hatte, vermißte, mag sich der Leser vorstellen. Einige Tage nach Ossinski's Eintreffen beim Regiment näherten sich die Guerrillas in bedeutender Anzahl dem französischen Lager. Die Trompeter bliesen Alarm und zwei Abtheilungen Ulanen ritten auf, an ihrer Spitze der tapfere Oberst K., der Held von Samo Sierra, der Leonidas der spanischen Thermopylen. Ossinski hatte seinen Stand im linken Flügel. Die feindliche Reiterei eröffnete den Angriff und im Augenblicke wurden beide Parteien handgemein. Pistolen- und Flintenschüsse wechseln mit Säbelgeklirr und dem Geschrei der Fechtenden, dem Stöhnen der Gefallenen; der Kampf wird mit jeder Minute heißer und ernster. Da legt ein alter Guerrillaführer sein Gewehr an und zielt auf Ossinski, der in den vordersten Reihen kämpft; doch wie er abdrücken will, schlägt ihm ein hinter ihm stehender, anscheinend noch blutjunger Mann, der in einen weiten schwarzen Mantel gehüllt ist und den Sombrero tief ins Gesicht gedrückt hat, mit der Pistole die Waffe aus der Hand. Die zunächst stehenden Ulanen, die ihren geliebten Offizier in Gefahr sehen, legen die Lanzen ein und machen ihrem Führer Luft. Es fallen zahlreiche Opfer, unter ihnen auch der junge Mann im schwarzen Mantel, dem eine Lanzenspitze mitten ins Herz gedrungen war. Das Pferd, das er geritten hatte, ein kleiner feuriger Falbe mit milchweißer Mähne, war unversehrt geblieben und eilte, sobald es sich ledig fühlte, mit Blitzesschnelle auf das Schloß zu Morena zu.

Ossinski blieb einige Jahre später bei Smolensk!

Bilder und Träume der Jugendzeit.

Von Elise Schmidt *)

I.

In Berlin — „die Milchfrau!" Des Morgens kam sie in ihrem schwarzlackirten, breitrandigen, bekränzten Hute, mit ihren großen und kleinen hellpolirten Milchkännchen, ihrem breiten, wichtig großen rothen Antlitz mit nur Einem Auge. Einmals neigte sich dies Eine Auge freundlich zu mir nieder und sie fragte: Ob ich nicht einmal mit aufs Land gehen wollte? Aufs Land! So nennen die genügsamen Menschen bei uns eine Steppe, die eigent-

*) Verfasserin des „Judas Ischarioth", „Genius und Gesellschaft", „Manchinelli".

ſich „terra maudite“ iſt und auch in Moabit bei der franzöſiſchen Colonie ſo genannt wird. Aufs Land! Die Mutter lächelte und willigte ein, mit mir an einem ſchönen Herbſtnachmittage „die Leſſingen“ zu beſuchen, um das neue, hübſche Wohnhaus mit den grünen Jalouſieen und den weißen Wänden ſich anzuſehen, das ſie mit ihrem Milchkrämchen erworben und das ihr Mann, der ein Zimmermann war, mit eigener Hand aufgebaut hatte...

Wir gingen hinaus. Es war ein hübſches Haus, das aus verdünntem Milchrahm da erſtanden war. War es zwar mit ſeinen grünen Jalouſieen kleiner als Stadthäuſer, erſchien es mir doch größer und geräumiger, weil ich aus Thür und Garten in Hof und Ställe ſpringen konnte. Wir gingen in den Garten. Freilich war's noch ein ganz jugendlicher Garten und noch dazu einer, deſſen Cultur und Pflege ganz allein von der Hand des Zimmermanns beſorgt wurde, doch führte ein hübſch beleſter, wenn auch ſchmaler Weg durch die Mitte, an beiden Seiten waren wohlabgetheilte Gemüſebeete und ganz lange Anfänger von Obſtbäumchen ſchüttelten ſich ſchlank und luſtig im Sonnenſchein. Mein Mütterlein und die Milchfrau gingen plaudernd nebeneinander auf dem ſchmalen Wege voraus, ich, ein fröhliches, gedankenloſes Ding mit langen braunen Haaren, tänzelte, an meinem Schatten vergnügt, hintennach. Da bleiben die Beiden plötzlich ſtehen — vor einer Blume! Es war der Mühe werth, daß man ſtehen blieb vor dieſer Blume, denn dieſe Blume war die Einzige im Garten! So trägt keine Bauerndirne ihre Korallen, wie mein Garten ſeine Georgine trug. Sie war prächtig! Dieſe Georgine ſtand an ein dünnes Kirſchbäumchen gelehnt, das, mit Baſt gebunden, an einem baumdicken Stock ſich erſt entfalten ſollte, während ſie, Kind eines einzigen Sommers, ſchon ſtolz herabnickte von ihrem langen Stengel. Braunroth war ſie, wunderſchön gezeichnet und Mutter Leſſingen ſtand gleichſam voll Verwunderung, daß auch ihr Gärtlein Dergleichen tragen konnte.

Ich war allein, ſah die Blume an, ſah nach Mutter Leſſingen, die verſchwunden war und — da hatte ich ſie, die wunderliebe Blume! Wie ich ſie an mein doch gar klopfendes Herz drückte die einzige Blume der Frau Leſſingen, wie ich jubelnd zur Mutter ſprang und ihr meinen Schatz zeigte — wie erſchrak die Mutter — und da unten am hölzernen Gitterthor ſtand auch ſchon Frau Leſſingen, ihr Eines Auge rollte und ihre Hand drohte und „Du ſollſt nicht ſtehlen!“ kam's wie Donnerton aus ihrem Munde. Ich ſah nun und hörte ſchon nichts. Ich floh, floh durch den Garten hinaus und weit, weit in ein wucherndes Kornfeld hinein. Da, verdeckt von den Halmen, ſetzte ich mich auf die Erde, meine Blume legte ich neben mich. Sie war halb ſchon verwelkt und die Blätter hingen kraftlos. Die Halme um mich her, vom Winde bewegt, rauſchten, Wolken, graulila, zogen am Himmel auf, die Sonne verſchwand; es ſauſte von der Haide her aus den Tannenbäumen und ich bebte vor dem Blick der Strafenden und vor dem Wort: „Du ſollſt nicht ſtehlen!“

Ob es ſich ſanft ſchlummern mag, noch hinter ſich her das Grollen der Elementen Gewitter? Das junge Verbrecherlein entſchlief ſanft. Die Furcht raubte noch nicht den Schlaf, die Gewiſſensbiſſe ließen es noch ſelbſt im Gewitter entſchlummern. Es träumte noch vom grünen Waldhang ringsumher, weißlockige Lämmer und gute Engel, mit ihnen ſpielend... Man fand mich, man vergab mir auch. Ein Hirte hatte mich im Korne ſchlafend gefunden und mit ſich genommen und auf der blumigen Haide lag Sonnenſchein und der Hirte ſtand am grünen Hagedorn und pflückte mir rothe Früchte, gab mir von ſeinem Brot und von der Milch ſeiner Schafe und ließ mir zur Freude ſein weithindröhnendes Horn erſchallen, worauf jedesmal die Herde a tempo die viereckigen Köpfe aufhob und einſtimmig antwortete.

Am Abend zog auch mein Hirte heim mit ſeiner Herde und trug das „Verlorene“ nach Haus.

Später lernt' ich die Welt kennen und die Geſetze des Sinai und andere Träume anderer — ſchlafloſer Nächte!

II.

Ein Mord, ein Mord iſt geſchehen! An den elektriſchen Drähten der Telegraphen durchfliegt dieſe Kunde in einem Augenblicke die volkreichen Reviere der Hauptſtadt. Eine thätige, guterganiſirte Polizei hat bald den Mörder entdeckt und wieder läuten die elektriſchen Glocken den Namen von Gehör zu Gehör und die Zeitungen heften ihn an den Schandpfahl, den die Menſchheit, gegen ſich ſelber ſich ſchützend, aufgeſtellt hat.

Der Name des Mörders iſt von gutem Klang in den märkiſchen Gauen und von einem gefeierten Dichter getragen, tönt er ſogar weiter hinaus. „Puttlitz — von Puttlitz", ein junger adeliger Jägersmann, Mörder eines armen Nähtermädchens, man weiß nicht, ob aus Liebe, aus Raubluſt, aus Haß. Aber nein! Die Zeitungen dementiren ſchon den Adel des jungen Menſchen. Es iſt nur der uneheliche Sohn einer verarmten adeligen Frau dieſes Namens.

Wie ich dieſe Berichtigung hörte, durchzuckt mein Inneres auch ein elektriſcher Schlag; Glocken der Erinnerung läuten, Bild an Bild drängt ſich herauf aus dem Dämmer der Kindheit. „So gehen die Schickſale der Menſchen!" tönt eine bekannte Stimme mit Erinnerungsgrauen durch meine Seele — und wir waren wieder „aufs Land" gezogen. Man weiß ſchon wie unſer Land heißt — terre maudite. Wir wohnten jetzt ſogar neben dem Hauſe der Milchfrau. Ich war in der Stadt krank geweſen. Die Krankheit eines Geſpielen hatte auch mich ergriffen. Als ich aufwachte, war der Geſpiele todt und für mich befahl der Arzt das Land. Da waren wir oft allein und des Abends, wenn der Mond unruhvoll durch die Wolken ſchlüpfte, wenn es mich bangte vor den blaſſen, die öde Gegend zeigenden Fenſterſcheiben, wo noch Frühlingsſtürme die Erde durchfegten, dann zog die Mutter mich zu ſich, ſetzte mich auf ihre Kniee, legte meinen Kopf beruhigend an ihre Bruſt, ſang mir etwas vor oder erzählte mir von einem wunderbaren Schloſſe, auf dem ſie ihre Jugend verlebt hatte bei fremden Leuten, die ſich ihrer annahmen, während mein Großvater, vom Schickſal verſchlagen, in Rußland gegen die Heere Frankreichs kämpfte. Dies Schloß gehörte Denen von Puttlitz. Bei ihnen ward meine Mutter erzogen.

Wenn ich die Augen ſchloß, ſah ich das Schloß lebhaft vor mir. Ich ſah es nach ihren Schilderungen. Ich ſah die hohe Allee der alten langgewurzelten Rüſtern, an deren einem Ende der Krammetsvogelfang des Barons, an der andern das Schloß zur Seite lag; ich ſah den Park mit den künſtlichen Waſſerfällen und den wunderlich geputzten Geſtalten der Chineſen, Türken und Damen, mit denen er bevölkert war. Beſonders graute mir bei den Erzählungen meiner Mutter vor einer Stelle, einer einſamen mildenbeſchienen Stelle, wo die Geſtalt eines Eremiten in brauner härener Kutte, ſchweigend und regungslos, vor einer Hütte ſaß, eine Tafel in den Händen haltend und ewig ſein ſtarres, lebloſes Auge richtend auf die Worte, die dort eingegraben waren: „So gehen die Schickſale der Menſchen!"

Lieblichere Bilder verſcheuchten indeß bald das Grauen aus meiner Kinderbruſt, wenn ich mir durch die mit lebloſen Figuren bevölkerte Einöde des wunderlichen Gartens die ehrwürdige Geſtalt des Pflegevaters meiner Mutter ſchreitend dachte, mit dem langwallenden ſilberlockigen Haupthaar, das ein Kamm hintenüber zuſammenhielt. Wie ich erſchrak, wenn die Mutter mir erzählte, daß ein Bedienter ihn einmal doppelt geſehen, oben in ſeinem Zimmer am Schreibtiſche, während er unten im Garten Befehle gab; heimlich klopfte mir das Herz, ich ſah ihn ja auch doppelt, ganz deutlich in ſeinem grünen Jagdrocke, während er ſchon ſeit Jahren unten in kühler Erde lag. Angenehmer der kleinen Mädchenphantaſie war die heitere Geſtalt der gütigen Baronin, die auf ihren Arm ihr Pflegekind genommen, es geherzt und geküßt hatte, als es hülflos und verlaſſen war. Wie begleitete

ich in meinen Gedanken dieſe liebe Geſtalt, wenn ſie ſich ihre Gürtelbänder mit kunſtreicher Hand ſelbſt machte oder wenn ſie in liebenswürdiger Eitelkeit die linke Schulter, die etwas gegen ihre Schweſter von der Natur erniedrigt war, durch künſtliche Schönheitsmittel emporhob. Und wenn ſie dann, obgleich ſchon alternd, doch jugendlich geſchmückt durch ihre himmliſch reizend leichte Gemüthsart, in die vergoldete Carroſſe ſtieg und zu einem Balle fuhr, dann jubelte mein kleines Herz laut auf, wenn es in ſeinen Träumen dies geſehen, geſehen durch das Auge der Mutter, die ein Kind war wie ich.

Aber Eine Seite gab es in dieſen Schilderungen, wo meine Mutter ſtockte. Es war die Schilderung ihrer Pflegeſchweſter, der jungen Baronin Luiſe. Ihre Taufe mit dem herkömmlichen Glanz und dem ungewöhnlichen, ehrenverbreitenden Ereigniß, daß die hochſelige Königin, von der das Kind den Namen erhielt, ſelbſt Pathe geweſen und als Wiegengeſchenk dem erſtgeborenen Fräulein ein herrlich Rittergut verehrt hatte — dies wurde mir zwar noch mit Freuden erzählt, aber dann ſchwieg die theure Erzählerin oder brach ab oder ging über — was als ein ſehr ſonderbarer Uebergang erſcheinen mag! — auf eine Remiſe voll Wagen verſchiedenſter Form und Geſtalt, die ihr den Großvater dieſes Fräuleins vor die Sinne brachten. Dieſer Großvater mütterlicherſeits war ein Bürgerlicher geweſen mit einem Namen, der, ich weiß es aus Erfahrung, keiner iſt, er hieß Schmidt. Er war von Gott weiß woher nach den ſchleſiſchen Kriegen in das Land Friedrich's des Großen eingewandert. Aber er hatte, ſo ging die Sage im Munde des Volks, vier Wagen, jeder ſchwer gezogen von vier Pferden, voll Goldes ins Land gebracht und dies hatte ihm ſchnell in den Staaten des wenig nach dem Urſprung des Geſchlechts fragenden großen Königs reiche Güter, Würden und Aemter verſchafft. Sein einziges Kind, eine Tochter, wurde unter ſo glücklichen Auſpicien des Reichthums, der Liebenswürdigkeit, Jugend und Anmuth an einen der erſten Cavaliere des Königs vermählt und wieder ein einziges Kind, eine Tochter, eben jenes Fräulein, von dem wir oben geſprochen, erblühte aus dieſer Ehe. Du ſollſt ſie ſehen, ſagte meine Mutter mit einem eigenthümlich trüben Blick zu mir, du ſollſt ſie ſehen, wenn wir in die Stadt kommen! Ach, wie lang ward mir dieſe Zeit, bis ich ihn ſehen ſollte, dieſen Sprößling des Glücks, der Ehre, des Reichthums! Wie lang ward mir dieſer Sommer auf der öden, ſonnenbrandigen terra mandita, wo wir in der Nähe der Hauptſtadt wohnten! Und doch — wie belebten jene Geſpräche mit meiner Mutter, in meiner Phantaſie fortarbeitend, die dürftigen Haideflächen mit zauberiſchen Schlöſſern! Zwiſchen den rothbraunen Tannen des nahen Gehölzes fuhren öfter, wie es mir ſchien, jene vergoldeten Carroſſen des Barons „oder die vier Wagen voll Gold" kamen an, langſam gezogen durch den breiten, keine Spur laſſenden Sandweg. Glückliche Zeit, wo dem jugendlichen Auge auch nach außen alle Träume ſeines Innern vorgeſpiegelt werden! Glückliche Zeit! Ich ſollte ſie ſehen, wenn wir in die Stadt kämen.

Ach, ich habe ſie dann geſehen, die Erbin ſo vieler Glücksgüter, bei deren Wiege einſt eine Königin als Zukunftsverkünderin ſtand, ich habe ſie dann geſehen als ein unſeliges Weib mit dem Schmutz der Armuth auf Stirn und Kleidern, an der Hand hungernde Kinder, Enkel jenes reichen Mannes. Doch — „So gehen die Schickſale der Menſchen!"

Sie hatte den Faden ihres Geſchicks ſelbſt geſponnen, ſie war an ihrem Unglücke ſchuld, wie — man zu ſagen pflegt. Das dämoniſche Doppelweſen in uns iſt ſo ſtark! Wer mag richten!.. In dem Haushalt des Barons herrſchte ein ungeheurer Aufwand. Der Baron ſelbſt, als Hofherr, war kein Oekonom, er überließ die Bewirthſchaftung ſeiner Güter ſeinen Amtleuten und Inſpectoren; das iſt die Wurzel jenes Uebels, das ſchon ſo manches fürſtliche Vermögen in ſeinem Umfang zerdrückt hat. Während im Sommer das Land nur dazu geſchaffen ſchien, ſich darauf zu ernähren, durchtanzte man den Winter in Berlin. Es war, wie wir wiſſen, zur Zeit der Franzoſenherrſchaft. Die fränkiſchen Generale, in der Revolution gebildet, beſuchten das Haus des Barons und wandten ihren

Fleiß an die Erziehung ſeiner Tochter. Voltaire's Lehren, Jean Jacques' Syſteme wurden dem Kopfe der jungen märkiſchen Edeldame eingeprägt — bis dieſer arme Kopf, von der Natur nicht eben ſehr begünſtigt, bald genug aus ſeiner glücklichen Lage gerückt war. Das Herz ging verloren, Unſchuld und Glaube. Die arme, zu gute Luiſe, arm, weil ſie vom Glück ſo hoch begünſtigt, zu gut, weil ſie ſchwach war, wurde verheirathet. Ein Mann, nach dem Dafürhalten des Adels ein Cavalier, wurde ihr Gemahl... Noch waren nicht zwei Jahre des Eheglücks verronnen, als der Cavalier, ſatt der Schulden, ſatt der Gemahlin, ſatt der ausgeſogenen Verhältniſſe, außer Landes ging, im neuen Lande neuen Reiz und neues Glück ſich ſuchend... Luiſe war nun allein. Sie träumte gerne ſich frei und wieder als Gebieterin ihrer noch immer begehrenswürdigen Hand. Wenn die nagende Langeweile ſie erfaßte, übten ſich ihre unbeſchäftigten Talente damit, Urkunden zu verfertigen, die eine geſetzliche Trennung ihrer Perſon von ihrem unwürdigen Gemahl durch gerichtliche Siegel und Unterſchriften beſtätigten... Ihr Herz blieb bei ſolchen Spielereien nicht lange müßig, ſie wandte es einem jungen Kaufmanne zu, der vorher moſaiſcher Religion geweſen. Dieſer Glückliche durfte ſich für den „Knopf an Fortunens Mütze" halten, als ſo unerwartet Herz, Vermögen und Hand einer ſchönen, reichen, adeligen Witwe ihm anheimfiel. Siehe, da war ja der Mann, den ſie liebte — ſollte ſie zögern glücklich zu werden? Die Scheidebriefe lagen fertig. Ihr Gatte war, wie ſie hoffte und mit Gewißheit annahm, für immer fern, ihr ganzes Leben hindurch war, Was ſie wünſchte, erfüllt worden, nie hatte ſie eine Verſagung gekannt! Sollte nicht auch hier eintreffen, was ſie hoffte! Heldenhaft romantiſch, groß, nachahmenswürdig erſchien ihr die Tugend ihres Entſchluſſes von allen Thronen ihres Stolzes herabzuſteigen und über den bürgerlichen Geliebten das Füllhorn des Glücks zu leeren. Sie that's — die falſchen Scheidebriefe, den Triumph ihrer Geſchicklichkeit, benutzte ſie und heirathete auf Grund nachgeahmter Urkunden!

Und nun erſcheint der verſchollene Ehemann! Wenn ich es mir denke, das furchtbare Zuſammentreffen dieſer drei durch ihr Glück ſo unglücklichen Menſchen, iſt nicht der Reiz der Darſtellung auf der Bühne da? Aber das allzu trübe Ende! Die Rache des beleidigten erſten Gatten ruft den Schutz der Geſetze an; alle jene Gebote, die der erbarmende Weltgeiſt der ſinkenden Menſchheit gab, daß ſie ſich daran rettete, werden heraufbeſchworen, ſeiner grauſamen Schadenluſt zu dienen. Die Liebenden werden voneinander geriſſen. Der Vater, der, von den Vorgängen in der Hauptſtadt nichts ahnend, nach dem Tode ſeiner Frau allein auf ſeinen Gütern lebte — nun unterrichtet, verflucht ſeine Tochter und enterbt ſie. Die ausübende Gerechtigkeit verſichert ſich ihrer Perſon und in all' dieſem Elend, unter dem Donnergeroll des Vaterfluchs übt der natürliche Verlauf menſchlicher Dinge ſeine Macht... Es wird ein Sohn geboren geſetzlich ungeſetzlicher Ehe — ein Sohn — bürgerlich oder adelig? Mit dem Namen — welches Ehegatten? Die Juriſten berufen ſich auf Juſtinian: Vater iſt Der, der der rechtmäßige Gatte der Mutter. Ich gedenke — des Mörders, der in Berlin vor den Aſſiſen ſtehen wird und der einen altmärkiſchen Namen nur mit halbem Rechte tragen ſoll.

Die Armen ſind mildthätig. Die Mutter entweder dieſes oder eines ähnlichen Sohns, die Verbrecherin ſteht vor mir in dem verblaßten braunen Mantel, den meine Mutter ihr gab. Ich ſehe ſie mit dem ſtolzen, etwas ſchleppenden Gange, mit den noch immer edeln Bewegungen und Manieren, mit dem gebildeten Ausdruck in Sprache und Ton. Was in unſerer kleinen Wirthſchaft ein ungeheurer Luxus war, das Lieblingsgetränk Luiſens in ihren jetzigen Verhältniſſen, „Kalte Schale", es wurde herbeigeſchafft, wenn ſie kam. Wie dankbar ſie mich dann anblickte, wenn ich an ihrem Stuhle gelehnt ſtand und ſie, es langſam genießend, das Glas ausſchlürfte! Oft fing ſie an zu erzählen. Manches Lächeln ſtreifte über ihre vergilbten

Züge, manche Thräne fiel aus dem Auge in das Getränk — nicht ihrem jetzigen Geſchicke galt ihr Schmerz, darein hatte ſie ſich ergeben; vielleicht ſogar ohne viel Kampf war ſie von Stufe zu Stufe gefallen und vermuthlich hatte ſie nie den Dorn gefühlt, der zum Aufmärtsſtreben nöthigt... Das iſt auch eine Gerechtigkeit des Schickſals; Demjenigen, den es rettungslos fallen läßt, gewährt es mindeſtens eine glückliche Bewußtloſigkeit über ſein Geſchick... Nur Eins betrübte Luiſen; das Gedächtniß an ihren Vater, vor deſſen Angeſicht ſie nie mehr hatte erſcheinen dürfen und der im Groll gegen ſie geſtorben war. Sein Entſchluß, ſie zu enterben, war ein feſter geweſen; er hatte in ſeinen letzten Tagen Alles daran geſetzt, ihn zu erfüllen. Seine ihm erb- und eigenthümlichen Güter hatte er verſchleudert, damit ſie ſeinem einzigen Kinde nicht zufallen könnten; ſelbſt das Pathengeſchenk der Königin ſollte der ungerathenen Tochter nicht bleiben. Er hatte zuletzt dieſes Gut bewohnt und arg darin gehauſt, mit Schulden überhäuft, was er nicht verkaufen konnte; die Ziegel vom Dache, die Bronzezüge der Thüren, die Marmorfließe der Treppen waren herausgeriſſen, verworfen, verſchleudert; Alles ſtarrte wüſt und leer, als Luiſe nach dem Tode ihres Vaters das ihr doch gehörige Haus betrat — ſo ſchrecklich kann Verzweiflung um verletzte Ehre wüthen, daß ſie ſelbſt nicht mehr ſchont des eigenen Blutes, daß ſie ſogar auch Das noch vernichtet, was dem eigenen Blute den letzten Reſt der Ehre erhalten könnte. Luiſe war gefallen, ihr Vater ſtieß ſie tiefer — er gab der Tochter ein Recht, ihn anzuklagen, milderte ihre Vorwürfe gegen ſich ſelbſt. Sie klagte ihre Erziehung an, die Erziehung ſo vieler Reichen und Vornehmen ihres Geſchlechts! Selbſt ſchlecht erzogen, war ſie unfähig, ihre eigenen Kinder zu erziehen. Der junge Knabe, ihr Sohn, kam öfter zu uns, ſie ſuchend, doch ſprach er nie und blieb gewöhnlich ſcheu an der Thür ſtehen; er hatte das Unſtäte, Wilde, Kobeldiſche junger ſcheuer Thiere an ſich und ſeine Mutter beklagte ſich oft bitter gegen uns über ſeinen Trotz und ſeine Hartnäckigkeit. Eines Tags kam der Vater dieſes Knaben, ihr zweiter Mann, der, den ſie mit ſich in ihr Schickſal gezogen und der ſich mit ihr dem Elende und dem Müßiggange ergeben hatte, zu uns. Thränen brannten auf ſeinen ausgehöhlten Wangen; er klagte, daß Luiſe krank ſei. Die Armen halfen. Rüſtig ſchritten wir ſelbander noch an dem nämlichen Tage in eine weitentlegene Straße, durch ein vielbelebtes Haus auf einen großen Hof, wo hinter beſchmutzten Stallthüren Pferde ſcharrten und wieherten. Mußte ſie ſie nicht hören in ihren kranken Träumen, hören, wie ſie ehemals das ſchnaubende Gewieher der ſchäumenden Hengſte hörte, die ihre vergoldeten Carroſſen zogen?.. Wir ſtiegen auf einer kleinen Treppe über den Pferdeſtällen in die Höhe, ſo ſchmal, ſo ſteil war dieſer Weg, daß Eins nach dem Andern gehen und ſich an dem Stricke halten mußte, der als Geländer diente... Da oben wohnte ſie hinter dieſen elenden Thüren in einem Aufenthalte, der, wie es ſchien, unmöglich Menſchen behauſen konnte! Wir traten ein; da lag ſie auf ärmlichem Lager, mit dem braunen, blaſſen Mantel zugedeckt. Aus einer Ofenröhre, wo er geſchlafen, ſtürzte ein Hund auf das Brot zu, das aus dem Korbe blickte, mit ihm zugleich die ſich raufenden, trotzigen Kinder — — Wehmüthig verlaſſe ich dich mit dem Eindrucke deines blaſſen Geſichts, das gelber war als das Stroh, auf dem du lagſt, du arme Sterbende... Mutter vielleicht eines — „So gehen die Schickſale der Menſchen.“

(Eine dritte und vierte Skizze in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Belgiſche Bilder und belgiſche Preiſe. Kürzlich ſah man in Berlin in der vermaxten Ausſtellung des Kunſthändlers Gaſſe, der mit anerkennenswerther Rührigkeit Neues und Gediegenes vorzuführen beſtrebt iſt, nacheinander zwei Bilder von Louis Gallait, der unſern Leſern durch ſein überall ausgeſtellt geweſenes Bild: Egmont und Horn, bekannt ſein

muß. Das erste der beiden war ein nicht sehr großes Genrebild, faß mehr eine Farbenskizze zu nennen, aber von feinstem Ton in Licht und Farbe. Es stellte den berühmten Murillo vor, wie er eben das Motiv zu einer seiner vielen Madonnen, eine Bauernfrau mit ihrem Kinde, malerisch gruppirt und beleuchtet erblickt. Er selbst, vom Rücken gesehen, die Treppe hinaufsteigend, eine wenig bedeutende Figur; dagegen die Gruppe der Mutter mit dem Kinde außerordentlich schön in der Beleuchtung und Betonung und vollkommen des Meisters würdig. Sobald nun auch die berliner Kunstkenner, Kunstfreunde, Künstler und Laien in das von der Presse erhobene Lob, wenn auch mehr oder minder bedingt, einstimmten, so war doch noch einstimmiger das Urtheil über den herrenden Preis, der an dem Bilde verzeichnet stand, und zwar nicht mehr und nicht weniger als 500 Friedrichsdor. Welcher Stoff zu Bemerkungen aller Art! Insbesondere für die armen deutschen Künstler, die ganz anders sich anstrengen müssen, wenn sie auch nur das Fünftel dieses Preises mit Ehren fodern sollen!

Nicht lange darauf erschien ein größeres, aber doch auch nur Genrebild in jeder Beziehung, eine sogenannte Schifferfamilie in halben Figuren, Lebensgröße, eine Mutter mit dem Säugling auf dem Schooße, ein schon mehr erwachsener Knabe ihr zur Seite. Beide blicken ängstlich in die Ferne über die See, den Vater erwartend. Die Presse rühmte, aber es war natürlich, daß man nach den stärksten Mitteln griff, denn jetzt galt es nicht 500, sondern 1000, sage tausend Friedrichsdor!

Man kann dem Bilde aufrichtig die Verdienste zuerkennen, die eine anerkannte Meisterschaft in Technik jeder Art demselben erwarben, aber wenn in den Kritiken von hoher Poesie und vor allem von Natürlichkeit die Rede war, so konnte ein unbefangener Blick jedenfalls mehr das Gegentheil, eine äußerst geschickte Benutzung aller Mittel für den günstigen Effect bemerken, wie dies ja die unbestrittenste und wahrlich nicht geringzuschätzende Eigenschaft der Französischen Schule in Kunst und Poesie geworden ist. Wir sind gewiß in der Lage, der bildenden Kunst eine Gleichstellung in Bezug auf Honorirung, im materiellen Sinne genommen, zu gönnen und zu wünschen, und besonders für manche Orte Deutschlands, wo man gewohnt ist, Bilder zu wahrhaften Bettelpreisen zu erwerben; dennoch schien es uns angemessen, einmal die umgekehrte Seite herauszustellen, um einen vernünftigen Mittelweg auch in dieser Beziehung anzubahnen. Daß es für den Künstler nur erfreulich sein kann, in einem so kleinen Lande wie Belgien die ererbte Kunstliebe so splendid fortgeführt zu sehen, ist klar, aber auch unsere kleinern deutschen Staaten sollten nunmehr ernster dahin streben, ihr größeres politisches Gewicht — auch nach dieser Seite hin zu finden. Wir bitten unsere Kunstvereinvorstände, dahin zu wirken, daß nach solchem belgischen Vorgang schon in diesem Sommer bei allen Ausstellungen die Preise von Thalern wenigstens vorläufig auf Dukaten erhoben werden.

Ein neuer Roman.

I.

Herr Gustav Freytag schmückt, wie er von einem vortrefflichen Fürsten mit Recht sagt, seinen Roman „Soll und Haben" (drei Bände, Leipzig, Hirzel, 1855) mit dem Namen des Herzogs von Koburg, der ihm einst „beim Füttern der Rehe" auf dem Kalenberge Deutschlands Noth und Entzweiung als Quelle des unkünstlerischen Schaffens bezeichnet hätte. Den dieser schönen Widmung folgenden gewaltigen Anlauf zu seinem Werke jedoch, als eines „wahren", nicht „zufälligen Ereignissen entlehnten" Romans, nicht „unschöne Mischung von plumper Wirklichkeit und erzwungener Empfindung" bringenden, würde man als glücklichen Köhlerglauben an eigenes Vermögen nach jener Art hingehen lassen können, die in den vorzugsweise der ästhetischen Jagd gewidmeten Spalten des leipziger Journals, an welchem bekanntlich nichts grün ist als sein Umschlag, seit Jahr und Tag ihr Wesen treibt. Allein zu herausfodernd treten die Verheißungen des Herrn Verfassers auf, zu herausfodernd ist die Stellung seines Buchs zu der ästhetisch-kritischen Thätigkeit jenes Journals, zu herausfodernd ist endlich das auf den Titel gesetzte Motto des Herrn Dr. Schmidt: „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit!" Unsere Leser, die wir mit kritischem Hader sonst verschonen, können verlangen, daß bei einer solchen Gelegenheit die Merkmale Dessen, was sich so bewußt als das im Roman einzig ästhetisch Richtige angibt, genannt und gepräft werden, und das nicht etwa um unsertoder um des Herrn Freytag willen, sondern um einer festzustellenden Wahrheit willen.

„Soll und Haben" will das deutsche Volk bei seiner „Arbeit" aufsuchen. Wir sehen uns um, was und woran in diesem Roman das deutsche Volk arbeitet. Wir finden ein Großgeschäft in Talg, Wolle, Zink, Rosinen, Mandeln, Kaffee u. s. w. Zwei Gommis auf dem Comptoir des Herrn T. O. Schröter sind die Helden des Buchs; der Eine eine schüchterne, unbedeutende Persönlichkeit, Namens Anton Wohlfart, der Andere ein Velentär, Herr [illegible] Fink, ein unmittelbarer Ableger aus der Familie

Derer von „Saalfeld", „Graf Waldemar", „Konrad Bolz" und ähnlicher Geſtalten der Muſe des Herrn Freytag. Beſagter Herr von Fink gibt Anton Wohlfart Schliff und Nantine durch Tanzunterricht, Anleitung zum Punſchmachen, Bekanntſchaften mit Wettrennern und Wetttrinkern, er führt ihn in die Welt der Apfelſchimmel, Piſtolenhalfter, Doppelbüchſen, Stulpſtiefel und Reitpeitſchen ein, eine Welt, die bekanntlich in allen Arbeiten des Herrn Freytag vorzuherrſchen pflegt. Jener wendet auch dieſe ariſtokratiſche Bildung dazu an, die Fäſſer mit Roſinen und Mandeln bald zu verlaſſen und eine heruntergekommene Adelsfamilie vor völligem Ruin ihrer Finanzen durch dilettantiſche Verſuche in der Oekonomie und der Landesvertheidigungskunſt gegen die aufrühreriſchen Polen zu retten. Wir hören bei all dieſer „Arbeit" allerdings fortwährend Fäſſer karren, wir ſehen auch Waarenballen mit dem Pinſel ſigniren, wir leben die mit ſehr unerquicklicher Breite geſchilderten philiſterhaften Zuſtände einiger fünf bis ſechs uns ſehr gleichgültigen und formlos durcheinanderſchwimmenden Conteriſten mit; allein mit einer auf jeder Seite beſtätigten Befugniß kann man dennoch fragen: Wo iſt hier die Arbeit? Individuelle, der Poeſie und nicht der Statiſtik angehörende Arbeit? Wo iſt die Arbeit des Herrn von Fink? Wo iſt die Arbeit, die ſolide, echte, deutſche Arbeit der weichlichen Idee jenes merveilleuſen Brillantfeuerwerkers, jenes Lehrers im Weltſchliff? Wo iſt die Arbeit des Herrn Freiherrn von Rothſattel, deſſen Hypotheken- und Pfandbriefwucher den eigentlichen Hebel der Handlung des Romans vorſtellt? Wo iſt deutſche Arbeit anders vertreten als in voller charakteriſtiſcher Breitigkeit und reproductiver Werthſchaffung nur bei einigen Juden, fünf bis ſechs Ablegern des aus den „Journaliſten" her bekannten Für-Alles-Scheerers „Schmeck", die ihre Maſematten mit einer Behaglichkeit vor uns durchführen, daß ſie allerdings die Arbeit des deutſchen Volks im Saufen, Lungern und Betrügen auf das rührigſte darſtellen?

Suchen wir den Quellen des ſo auffallend überſchlagenden Eindrucks dieſes Romans „Soll und Haben" näher zu kommen, fragen wir: Was iſt alle dieſe Menſchen im erſten Bande ſo außerordentlich keck beginnen und im letzten ſo kläglich ausgehen? ſo muß man, ohne darum wie die „Grenzboten" perſönlich werden zu wollen, jene Quelle im Autor ſelbſt und ſodann in ſeiner verkehrten Theorie finden.

Der Autor ſelbſt iſt gewiß ein feiner Kopf. Er beſitzt Weltſchliff, Gewandtheit der Form, Beobachtungsgabe, ja ſogar Gemüth genug, um vorkommenden Falls Thränen von Brillanten zu unterſcheiden. Seine „Valentine" war eine Reproduction der Gräfin Hahn-Hahn durch franzöſiſchen Esprit und etwas Zuſatz von Heinrich Heine; es duftete in ihr nach dem Patſchouli eines Boudoirs, wo uns die großen Empfindungen gleichſam einer abgeſetzten Maitreſſe mit nicht eben beſonders wahrer Sehnſucht auf Lerchengeſang und Veilchenduft gerichtet dargeſtellt wurden; indeſſen die hübſche Miſchung von Esprit und Sentiment, verbunden noch mit einem Zuſatz von politiſchem Freimuth, that damals außerordentlich wohl. „Graf Waldemar" copirte leider nur die „Valentine" und gerieth in franzöſiſche Outrirtheit; doch in den „Journaliſten", wieder einer dritten Auflage immer deſſelben ſocialen Themas, hat das große Publicum ſich an die gute Abſicht gegen die Ultras mit Theilnahme gehalten, ohne zu unterſuchen, ob der Dichter nur auf dem Standpunkte der Doctrinärs ſtand; es hat über Herrn Piepenbrink und den Juden Schmeck gelacht, ohne zu unterſuchen, ob der mit Wahrheit, Kunſt, Freundſchaft, Liebe und jedem Menſchen wie mit Mäuſen ſpielende Katzenhumor des übermüthigen und fuſſiſanten Dr. Bolz ebenſo über die Spannungshöhe eines zarten Gemüths hinausging wie die Schöpfung des Fräuleins von Anneck, die einen auf ſolcher Cavalierperſpective ſtehenden bürgerlichen Redacteur einer Zeitung rein anſeſſen möchte vor Bewunderung, eine der nicht endenden Auflagen war jener Schmeicheleien, die Herr Freytag allzu ſichtbar in ſeinen Productionen Genien darbringt, die ſo ziemlich immer auf einen und denſelben Modellmenſchen hinauskommen.

In dem Herrn von Fink des Romans haben wir nun die pyramidalſte Gipfelung dieſes Modellmenſchen erhalten. Auf dem Piedeſtal des Fürſten Pückler-Muskau, des Dr. Heinrich Laube und des Freiherrn Eugen von Vacano, ſonderbarerweiſe freier Schleſier, erhebt durch den vierten Schleſier ſich ein ſo kaleidoſkopiſches Humorgebahren und dabei eine ſolche Philoſophie des Sports und der Reitpeitſche, daß man dieſer merkwürdigen provinzialen Sphäre ſelbſt angehören müßte, um ihre Selbſtzufriedenheit erträglich zu finden. Es iſt wahr, die deutſche Literatur mag zu lange von Candidaten der Theologie geſchrieben worden ſein, die ſich nicht nur in Schleſien, ſondern überall in Deutſchland an der Tafel eines Grafen, der ihnen die Ehre einer Einladung zukommen ließ, zu lächerliche Verſtöße gegen den richtigen Gebrauch der Gabeln beim Auſterneſſen und der Meſſer beim Paſtetenzerſchneiden erlaubten; es mag ein beachtenswerther Fortſchritt ſein, wenn die Literatur ein wenig mehr Zuſammenhang mit der großen Welt und ſogar mit den Manieren und Denkweiſen der erclaſiven Geſellſchaft gewinnt; aber ein häßliches

Extrem sind diese kolossalen Tausendsappermenter und Petitmaitres in der Art des Herrn von Fink. Es gibt gewiß Adelige nicht blos in Schlesien, sondern aller Orten, die sich zum Dandyismus auch innerlich, d. h. zu einem gewissen Pelhamismus aufgeschwungen haben. Man kann sie ohne Zweifel nicht nur zu Breslau in der Goldenen Gans, sondern auch in Berlin, Hamburg und Baden-Baden beobachten. Wir glauben auch, daß sie nicht blos den Rock am Knopfe treffen, wenn sie auf der Mensur stehen, wir glauben sogar, daß sie zuweilen Geist haben, Chopin spielen können und, wenn es gefodert würde, sogar besser dichten würden, als so gewöhnlich bei uns gedichtet wird. Warum soll es keine Pelhams, Trevelyans, Onägins geben? Aber Herr Freytag hat sich in diese slawisch-aristokratischen und doch innerlich mit ganz wunderbar latent germanischer Poesie ausgestatteten seinen sollenden Dandies so verloren, daß er sein ganzes Buch in Herrn Dr. Bolzens häßlichem Katzenhumor geschrieben hat. Herr von Fink ist bei ihm der Matador über Alles; er ist zwar nur Gommis bei T. D. Schröter, nur Mitvertreter der „deutschen Arbeit", aber er ironisirt und satirisirt die ganze Welt. Er ist der ewige Egmont, gegen den alles gewöhnliche deutsche Gemüth à la Brackenburg zum ewigen Seitwärtsstehen verurtheilt ist. Die Sabine Schröter liebt ihn, die Theone liebt ihn, zuletzt muß ihn auch sogar Lenore, die Geliebte seines eigenen Freundes, lieben. Ihm muß Alles zufallen, Poesie und Wahrheit, das Praktische und Idealische, und wenn er auch einmal einen Sperling mit der Reitpeitsche erschlägt, den Andern oben liebevoll fütterten, die ihm eigene Auffassung dieses „Facts" bleibt doch die triumphirende; er hat ja nicht blos Verstand, sondern auch, wenn auch nur kurz vor dem Fallen des Vorhangs, unendlich viel Gemüth. Er ist der ewig Liebenswürdige, der ewig Göttergleiche, selbst wenn seine Haare schon ein klein wenig Glatze blicken lassen; er hänselt und narrt die ganze Welt und doch vergöttert ihn dieselbe Welt. „Warum nicht, mein Hähnchen?" „Warum nicht, mein Junge?" „O du dummer Tony!" das sind seine stehenden Redensarten, die sonderbarerweise von ihm Niemanden beleidigen. Die Cigarre ist für ihn erfunden, das Halten der Hände im Rockschlitz nicht minder. Er versteht sich nicht nur auf die beste Art Ananaspunsch zu machen, sondern ist auch der eigentlich „geistvollste" Geschäftsmann des Herrn Schröter, was nicht hindert, daß er Goudi und Pindus kennt und Auskunft zu geben weiß über Weltgesetze und philosophische Probleme. Stehende Wendungen seiner Ausdrucksweise sind: „Wenn Ihig nicht ein Hausfreund des Gutsbesitzers war, so mußte er doch wenigstens ein vertrauter Freund seines Pferdejungen sein." Oder: „Die Gefühle, die das Theater voraussetzt, entlehnt er sich von seinem Reitknecht." Und in dieser Art — ad infinitum.

Herr Freytag würde gewiß die vollkommenste Berechtigung haben, Charaktere auch dieser in der That mehr slawisch-russischen als germanischen Art aufzustellen, wenn er nur nicht vergäße, daß sie zu ihm in der innigsten Wahlverwandtschaft ständen. Er schreibt, wie Herr von Fink spricht. Der Volontär in Jockeystiefeln ist sein ganze Sympathie. Und da muß es bedenklich werden, wenn ein solches undeutsches Machtverhältniß Theorien aufstellt und mustergültig feinwollende Romane schreibt, deren Art hinterher nach von der kritischen Schule vertheidigt werden soll und als Maßstab fremder Beurtheilung genommen wird. Erlaubt erscheine es daher, die Wirkungen des Dr. Bolz'schen und des Herrn von Fink'schen Humors an seinen Schöpfungen nachzuweisen. In der nächsten Nummer denken wir von „Soll und Haben" eine ausführlichere Kritik zu geben.

Zum Erwägen.

Man ermüdet recht gründlich, sich die Menschheit zu gewinnen, wenn man sieht, daß alle Liebe und Freundschaft, die wir finden, doch nur die Folge unsers ersten Entgegenkommens ist.

* * *

Nur oberflächliche Frauen können den Mann nicht lieben, der sie in Verlegenheit setzt.

* * *

Wer eine schwache Erinnerung hat, ist arm an Gemüth und wer in seiner Jugend ein starkes Gedächtniß hatte, in seinen spätern Jahren es aber verliert, der stelle eine ernste Prüfung mit seinem Herzen an. Es ist sicher nicht der Geist, der nachläßt, sondern irgend eine Seite des Charakters. Je stolzer z. B. und von sich eingenommener man wird, desto mehr verliert sich jene Innigkeit der Seele, die aufmerkt und behält.

* * *

Kluge Menschen beherrschen ihre Eitelkeit jahrelang, bis sie Kinder haben. An diesen bricht dann ihre ganze Schwäche hervor. Unter dem Deckmantel der Aelternliebe sich sicher glaubend, zeigen sie sich in der Würdigung und Förderung ihrer Kinder als wahre Narren.

* * *

Die schönsten Gegenden der Welt werden selbst dem sinnlichen Auge nicht traulich, wenn wir nicht für sie eine geistige Beleuchtung gefunden haben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 36.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Bilder und Träume der Jugendzeit.

Von Elise Schmidt.

III.

Der Leser weiß, ich lebte in kleinen und dürftigen Verhältnissen. Wie kam nun da die stolze, in prächtigen Gewändern rauschende Muse in die Hütte? Wie regte sich in mir der Drang, dem Ideale zu leben?

Das geflügelte Roß auf der Plateforme des Schauspielhauses und jener Drachenwagen, von dem die Frommen nach der Zeit Iffland's sagten: Iffland wäre damit in die Hölle gefahren — wirkten schon früh auf mich magisch. Wer, der jemals in Berlin ein Kind gewesen, hätte nicht, wie ich, dieses magische Haus umkreist, hätte nicht hinein gespäht zu den selten offenen Thüren, ob vielleicht auch am Tage etwas von dem abendlichen Glanze dort zu erblicken wäre? Keine Feder beschreibt, wie ich dies Haus liebte, seitdem ich einmal seinen innern Zauber gefühlt. Ich entsinne mich noch recht gut, es war bei Gelegenheit eines Stücks, das so harmlos war, daß man Kinder hineingehen ließ. Dies Drama spielte in einem Act und hieß „Rafael". Nun war ich freilich schon acht Jahre alt, hatte aber in meinem ganzen Leben noch nichts von Rafael gehört. Desto mehr wußte ich von „Rahel" — nicht etwa von der Varnhagen'schen Rahel, dieser Größe meines Geschlechts — nein, von der uralten ehrwürdigen Rahel, die Laban's Tochter, Jakob's Frau und mein Liebling war. Deren Geschichte kannte ich desto besser und ihre liebliche Komödie hatte sich tief mir ins Herz geprägt. Der falschgelesene, unverstandene Name auf dem Theaterzettel regte nun gerade diese angenehmen Erwartungen in mir an und mit vor Freude klopfendem Herzen ging ich zum ersten mal ins Theater, um meinen Lieblingen, dem jungen Jakob, der hohen Rahel und dem grimmen Laban dort zu begegnen. Und der schöngemalte, in herrlicher Beleuchtung schimmernde Vorhang, ein Opferfest darstellend, bestätigte meine biblischen Vermuthungen und da ich nun im eigentlichsten Sinne nicht wußte, was eine Bühne bedeute oder was darauf geschehen könne, so nahm ich getrost den Vorhang für das Stück und ließ meine Begeisterung für die gemalten Personen, die ich mit den biblischen Namen anredete, dergestalt laut werden, daß die ergötzten Zuhörer rund herum laut auflachten. Erst als die Gardine aufging,

sah ich meinen Irrthum und saß nun da, während des ganzen Stücks zwischen meinen brennenden Backen wie zwischen zwei Feuern, ein kleiner bis ins Herz hinein beschämter Vorlaut!

Ich muß sagen, die Leute auf der Bühne gefielen mir bei weitem weniger als die auf dem Vorhang. Sie hatten schwarze Röcke an und murmelten lange Reden, deren Sinn ich nicht verstand. Bald fiel der Vorhang, das Stück war aus, ein Ballet begann. Rahel, Jakob, Laban! Meine gemalte Komödie wäre mir lieber gewesen. Von jenem denkwürdigen Abende begann, wenn ich allein war, ein Doppelleben in mir. Meine junge Seele spann sich ein in ihre Phantasieen wie ein Seidenwurm in seine Fäden; ich lebte im traulichsten Vereine mit den Figuren des Theatervorhangs und ihre Schicksale, die ich mir zu Bildern und Worten ausspann, rührten mich oft dermaßen, daß sie Seufzer, Thränen und Entzückungen aus meinem Herzen erpreßten... Doch dieses Traumleben sollte bald sein Ende erreichen... Meine Mutter brachte mich zu einer Anverwandten, die einen größern Haushalt führte, damit ich zeitlich eine Martha würde.

Einst fand ich in einer einsamen Stunde in dem untern Schubfache des Nähkästchens der Frau Kunzin, so hieß die Gute, deren Zögling ich sein sollte, ein enggefaltetes Paquet zierlich beschriebener Briefbogen. Ich schlug es auf. Zwei unsterbliche Namen blitzten mir entgegen: Lenore und Fiesco. Nie werde ich das Zittern meines Herzens vergessen, als ich jene glühenden, seelenvollen, begeisterten Worte verschlang, die der Inbegriff dieser Namen waren. Die Welt zerrann wie in einem Nebel vor meinem Blicke, ich trank den Kuß der Liebe des Genius und die ersten Sonnenstrahlen der Poesie brannten in meinen Augen. Athemlos, wie berauscht, meinen glückseligen Fund in den Händen, schwankte ich zur Frau Kunzin: Wer hat das geschrieben? stammelte ich. „Mein Vater" antwortete sie. Anbetend hätte ich vor dieser Frau niedersinken mögen, welche die Tochter eines solchen Vaters war! Der Genius Schiller's war mit Flammenpracht in meine Seele gedrungen — unsterbliche Phantasie des Fiesco, dich hielt ich lange Zeit für das Werk des Herrn Kunz! „Was uns Rose heißt, wie es auch hieße, würde lieblich duften!" Fortan, mit der Glut des Fiesco in meinen Adern, war ich der tiefverehrten Frau willig in Allem, was sie mir befahl, bis endlich bald erworbene bessere Kenntnisse mir den wahren Verfasser der „Verschwörung von Genua" enthüllten. Wie sank da Herr Kunz — zu Hinz — ach, der Gute hatte zu einer Zeit, wo die Werke des Genies den Menschen noch theuer, weil kostspielig, waren, mit unendlicher Mühe und hübscher zierlicher Handschrift auf kleine Briefblättchen den „Fiesco" abgeschrieben und da er den Namen des Dichters ausgelassen auf dem Papiere, weil er ihn im Herzen trug, so hatte er ein unfreiwilliges Plagiat begangen und so meinen Irrthum veranlaßt.

Seit der Zeit ergriff mich ein Lesefieber. Ich konnte kein Buch sehen, ohne brennende Backen zu bekommen und in Aufregung zu gerathen. Oft wanderte ich von einem Ende der großen Stadt zum andern, wo ich wußte, daß irgend Jemand im Besitze solcher Schätze wäre; war es mir dann gelungen, davon etwas zu bekommen, so hüpfte ich hoch auf vor Freuden und küßte es tausend mal. Aber Frau Kunzin hatte nichts geerbt von der Schöngeisterei ihres Vaters — ach, oft flogen meine zerrissenen Welten mit fliegenden Deckeln in der Stube und mir um den Kopf herum. Ich wurde täglich ausgezankt, aber es gelang der Wohlmeinenden nicht, meine Krankheit zu heilen. Zum guten Glück fielen mir nur solche Bücher in die Hände, die meine Phantasie im edeln Sinne aufzuregen vermochten. Denn hinter dem Blumenfenster der Frau Kunzin stand das Schreibpult eines jungen Theologen, der bei uns wohnte. An Nachmittagen, wo er ausgegangen und Frau Kunzin im großen Lehnstuhl schlief, kletterte ich auf das hochbeinige Pult hinauf. Geizig auf den kleinsten Augenblick, verlor ich nie eine Minute damit, wieder hinabzusteigen, sondern ich blieb gleich dort oben hingekauert auf dem schmalen Rande des Bretes

ſitzen, wo die Bücher ſtanden und fing an zu leſen, ſtundenlang, ſelbſtvergeſſen, bis Frau Kunzin aus ihrem Mittagsſchläfchen erwachte und mich mit einem kräftig-deutſchen „Hühnerwetter" (das war das Wort, welches die gute Frau ſich ſelbſt erfunden) „ſchon wieder auf dem Pulte!" aus meinen Träumen herunterriß. Antiken Inhalts waren die Schätze, die auf dem Pult des jungen Theologen ſtanden, die der junge Theolog leſen ſollte, aber nicht las — die ich nicht leſen ſollte, aber las, las mit dem innigſten Seelenvergnügen. Die ganze Welt ging mir hier auf in ihrem Zuſammenhange und ihren Specialien; ich kannte bald die Umriſſe der furchtbarſten aller Hiſtorien, die jemals unter den Menſchen geſchehen. Ich vertiefte mich in die Zauber der griechiſchen Circe Medea, ich beweinte den geſchleiften Leib des Hippolytos, oder wenn ich Homer las, des Patroklus, und, was das Wunderbarſte war, ich hatte keine Ahnung, von wem die unſterblichen Werke herrührten, die ich mit allen Nerven einſog; jedes Buch war mir ſo gegenſtändlich geworden, daß ich mich nicht mehr kümmerte um den Namen des Autors. So geſchah mir's, daß ich bei reiferm Alter, in Werken gleichen Namens, oft etwas vermißte, was mir als leuchtendes Vorbild vor der Seele ſtand, ohne daß ich mich doch erinnern konnte, wo ich es gehört oder geleſen, ſo in der „Phädra" des Racine die göttliche Schilderung der Liebe des Hippolyt zu dem Geſpann, das ihn zum Tode ſchleift. Als ich nach Jahren der Aufführung einer echten griechiſchen Tragödie im Schauſpielhauſe beiwohnte, da ſtand plötzlich das blumige Fenſter, ſtand das Schreibpult des Theologen vor mir, da wußte ich erſt, daß ich ſo jung die „Phädra" des Euripides geleſen.

Ein ſchmerzlich-ſüßer, nie ruhender Hang zog mich zur Kunſt. In einer Zeit, wo Kinder meines Alters pflegen mit Puppen und Kochgeſchirren zu tändeln, nahm ich jede freie Stunde wahr, um in den Sälen des Muſeums unter Gemälden und Marmorbildern zu verweilen. Der Caſtellan des Muſeums war ein Bekannter meiner Mutter und trotzdem, daß den Kleinen meines Alters der Zutritt verboten war, durfte ich nur mein Sonnenſchirmchen ablegen und der gefällige Mann ließ mich ein. Da ſtand ich denn oft in der herrlichen Rotunde, dem Vorgemache des Kunſttempels, und ahnungsreiche Schauer der Cultur und Blüte des Menſchengeiſtes durchdrangen mich. Freilich wußte ich damals nicht, daß Dasjenige, was ich im Spiele trieb, Studium der Kunſtgeſchichte war; ſchon aus den Katalogen, die an den Wänden unter Glas und Rahmen hingen, lernte ich die Namen der Meiſter, und in den koſtbaren Bildwerken ihre Farben, Figuren und Unterſchiede kennen. Glücklicher Vorzug einer großen Stadt, das ärmſte Kind aus dem Volke kann Miterbe ſein aller Schätze der Kunſt und des Wiſſens, die ſie in ihren Mauern aufgehäuft!

In der Schule erregten dann Fragen und Antworten, die manchmal über den Horizont des in Communalſchulen gebräuchlichen Unterrichts gingen, das Intereſſe des Lehrers. Ich ſehe dieſen Alten vor mir. Es war bei Gelegenheit eines Feuerlärms, als ich dich wiederſah, nachdem ich ſchon längſt deiner Schule entlaſſen war! Da ſtandeſt du, von dem falſchen Geſchrei: „Es brennt!" erſchreckt, vor deinem Hauſe. Der „Spickaal" (ſo nannten wir ein ſchwarzledernes, kantſchuhähnliches, ausgeſtopftes Ding, das du uns öfters drohend zeigteſt) und das blaue, tabackgenetzte Taſchentuch guckte wieder wie gewöhnlich aus der Bruſttaſche deines pfeffer- und ſalzfarbenen Rocks hervor. Der blaue Himmel ſah auf dein entblößtes graulockiges Haupt und du ſprachſt zu meiner Mutter, indem du mit dem vom Alter krummgezogenen Finger mir auf die Stirn tippteſt, allerlei Ermuthigung zur Ausbildung! Ich ſann lange darüber nach, was es war und wie ich es anfangen ſollte. Endlich war mein Entſchluß gefaßt und als eines Tags wieder das Thema zur Sprache kam, „was ich denn werden wolle", denn ich ſtand jetzt in meinem elften Jahre und die Kinder der Armen müſſen ſich früh entſchließen — da umſchlang ich meine Mutter und rief, ich möchte Dichten lernen!... Lächelt nicht, ihr Kritiker! Redet nicht von Ein-

bildung oder Erfindung! Meine Mutter ſuchte wirklich einen Profeſſor, der mich ſollte Dichten lehren. Sie vertröſtete mich wenigſtens, daß ſie einen ſuchen würde. . . Das Leben warf andere Sorgen und Mühen dazwiſchen und den Profeſſor, der Dichten lehrt, ich hab' ihn noch heute nicht gefunden.

IV.

Und jetzt — das weibliche Herz? „Mein Kind, wir waren Kinder, Zwei Kinder, klein und froh, Wir krochen ins Hühnerhäuschen, Verſteckten uns unters Stroh."

Meine kleinen Bekanntinnen nannten ihn „den hübſchen Rudolf" und waren entzückt über ſeine blauen Augen und ſeine blonden Haare. Ich mochte ihn eigentlich nicht. Er trug einen grauen Rock und eine braune Schürze mit Meſſingkettchen und war ſeines Vaters Lehrling. Doch wie die große Rahel von den Menſchen ſagt: „Sie lieben ſich zu ungleichen Zeiten!" ſo traf es ſich auch hier; jemehr ich ihn floh, deſto mehr ſuchte er mich. Wir mußten täglich einen kleinen Weg durch dieſelben Straßen zurücklegen; wie es kam, weiß ich nicht mehr, aber es geſchah, daß wir immer zuſammen gingen. Wir boten uns zwar nie den Arm und begegneten einander etwas feindſelig, ſo wie Leute, die ſich auf dem engen Trottoir geniren, jedoch in einer ſehr ſchmalen Gaſſe ging dies nicht auszuführen, wir mußten uns wohl oder übel aneinanderſtreifen; da fuhr's denn immer gleich einem elektriſchen Feuer durch unſere Körper, doch hüteten wir uns wohl, in ſolchen Augenblicken uns anzuſehen, ſondern ſtarrten trotziglich zu beiden Seiten der alten Häuſermaſſe hinauf, als wären wir flameſiſche Zwillinge, die architektoniſche Studien machen.

Rudolf's Vater war reich geworden durch einen von mir verachteten, in der Familie erblichen Gewürzladen. Sein Sohn vertraute mir, daß er mit ſeines Vaters Geld und erweiterten Kenntniſſen dereinſt nach London gehen wollte, um von dort als ein Millionär und großer Kaufherr zurückzukehren. Seitdem ich dies wußte, fand ſich mein kleines weibliches Herz über ſeinen Liebhaber beruhigter. Roſinen und Zuckerkant, grauer Rock und braune Schürze, Papierdüten und die Schellen an des ehrbaren Vaters Laden, die unaufhörlich bimmelten, ſo oft Jemand aus- und einging, verſchwanden aus meiner Phantaſie und es ſteckte mir recht oft „der königliche Kaufmann" im Sinn, wenn ich das hochblonde Lockenhaar und die faſt allzu weichen Augen meines jungen Liebhabers betrachtete. Ich erinnere mich ſogar, daß mir die klingelnde verhaßte Ladenſchelle wie Kirchenläuten klang, wenn im Dämmerlichte des Winterabends er ſelbſt heraustrat. Wunderliche Zeit! Das wurden nun die Stunden, wo das Blut ſtockt und ſchnell wie ein Schuß auf zum Herzen und durch alle Pulſe fliegt. Wie kam's, daß der erſte Ton der Ladenklingel, wenn er ein Zeichen geben ſollte, mich erbleichen, zittern und ihr letzter Ton mich vor Freude aufhüpfen und davoneilen hieß?

Wir blieben freilich Kinder; wir ſprachen zwar oft über erhabene Menſchen und über den großen Briten ſogar, deſſen Namen er an einer Straßenecke, wo ich den Theaterzettel las, mich richtig ausſprechen lehrte, auf höchſt gelehrte und merkwürdig tiefſinnige Weiſe, „wie wir nachmalen öfter gethan"; fanden uns aber trotzdem gar mächtiglich angezogen durch eine große transparente Papierlaterne, die unweit der engen Straße brannte und in leuchtenden hellrothen Buchſtaben verkündete, daß wer ihr folgen würde, zu einem großen Puppenſpiel käme. Dort bei „Fauſt's Höllenfahrt" hab' ich bemerkt, daß mein Liebſter ſich mehr daran ergötzte als an all' den großen Gedanken, die ſein Sprachmeiſter ihm zu überſetzen auftrug und die wir, um ein Geſpräch zu haben, uns abmühten, unterwegs zu wiederholen. Und da beide Kinder ſo große Liebe zu den Puppen empfanden, verabredeten ſie endlich, auch einmal die wirkliche Komödie zu beſuchen. Jene Komödie, die der Thränenjubel aller Verliebten iſt, Schiller's „Cabale und Liebe" wurde erwählt. Da ſaßen Beide — ordentlich „Ein Er und eine Sie" am Rand des zweiten Balcons in dem nämlichen Hauſe, wo noch vor drei, vier Jahren die Kleine den Vorhang für das

Stück genommen hatte — jetzt wußte sie schon ganz genau zu unterscheiden, was Vorhang und was Stück bedeute. „Und sie weinten heiße Thränen bei der Liebenden Verderben und sie klatschten lauten Beifall, als sie Beide sahen sterben.“ Es war nach diesem Theaterabend, wo ich mir vornahm wie früher ein Dichter, so jetzt eine große Schauspielerin zu werden und dann meinen königlichen Kaufmann zu heirathen; und es war an demselben lauen Malabende, wo er, mir zärtlich die Hand drückend, zuflüsterte: „Würden Sie sich meinetwegen wol auch vergiften?“ Edles Pathos, wie kamst du mir vor nach dem Schiller'schen, das ich soeben gehört! Ich kann versichern, daß ich durchaus nicht lachte, sondern die Frage ernstlich in Erwägung zog. Der Mond schien gar zu süß, gar zu lockend, als ob er noch über den beiden Liebenden stände und wir tauschten, nachdem wir „Cabale und Liebe“ gesehen, ernste Versicherungen an der nächsten Straßenecke aus. Und um unsern Bund zu besiegeln, traten wir in eine Conditorei und Ferdinand Walther II. bestellte beinahe Luisens Limonade, vorläufig Baisers. Es war ein stillseliges, traumverklärtes Baiser-Essen. Ungestüm klopfte mein Herz... Da bemerkte ich, wie auf Rudolf's Gesicht plötzlich ein seltsames Zusammenziehen und Mienenspiel begann. Er sah auf den Schneeschaum des zerbrochenen Baiser, den er in den Händen hielt, spitzte bedenklich die Lippen, sah prüfend zum Plafond und sagte mit unnachahmlicher Ladenschwengelmiene: „Candis!“

Der junge Kaufmann hatte es herausgefühlt, daß der Conditor keinen weißen Zucker, sondern nur groben zerriebenen „Candisniederschlag“ in seinen Baisercrême rührte.

„Candis“ wiederholte er noch einmal mit gleicher Bestimmtheit. Jetzt begriff ich erst, was er meinte.

Aber merkwürdig. Dies „Candis!“ — dies Locken, Aufwärtsblicken, Kosten, Augenzusammenkneifen — ich kann nicht beschreiben, was in mir verging. Die grauen Löschpapiertüten des Materialhändlers hingen wieder vor meinen rosenfarbenen Phantasieen. Zuckerkant und Rosinen, grauer Rock und braune Schürze mit Messingkettchen und die Ladenschellen tauchten vor mir auf und der königliche Kaufmann verschwand und ist es nun, daß „Aristokraten sind die Weiber alle!“ oder was war es, mit dem Schaum des Baiser zerrann die junge Liebe. Zu fernern Stelldicheins kam ich nicht mehr — ich hatte Abhaltungen — und schon nach einem Jahre — grüßten wir uns nicht mehr. Ich Thörin! Rudolf ist wirklich ein großer Kaufmann geworden. Ich sah ihn oft Sonntags in einem seidenausgeschlagenen Wagen über Land fahren. Und doch möcht' ich die Dame nicht sein, die neben ihm sitzt als seine Frau Gemahlin. Gewiß, es geschieht uns schon recht, wenn wir in der Welt kein Glück machen.

Corporal Rampok, der Opiumraucher.

Von Major J. W. Diederich.

Der Zufall führte mich auf eine javanische Hochzeit in der Umgegend von Batavia. Ich hatte dort Gelegenheit, eine der originellsten Erscheinungen der Insel kennen zu lernen, den Corporal Rampok, von welchem mir schon viel erzählt worden war; er verwaltete in der ganzen Gegend bei Festlichkeiten das Amt eines Lustigmachers. Er erschien mir in dem Alter von etwa funfzig Jahren. Seine Gestalt war für einen eingeborenen Javanen eher groß als mittelmäßig zu nennen. Die außerordentliche Magerkeit seines Körpers machte seine Person besonders auffällig und verrieth, in Verbindung mit seinen rothen trüben, aber doch dann und wann feurig aufblitzenden Augen, welche bei dem Tanzen stets in Bewegung waren, auf den ersten Blick den Liebhaber des Opiumrauchens. Unter seinem mit Blumen geschmückten Kopftuche kamen einige Locken grau gewordener

Haare zum Vorschein, während sein nackter, ausgezehrter Hals und ein außergewöhnlich grobes Gurgelbein ihm das Ansehen gaben, als sei ein verschluckter Apfel ihm in der Kehle sitzen geblieben. Da die Beugsamkeit seiner Glieder nicht im geringsten durch Fett und Fleisch gehindert wurde, so entwickelte er wirklich eine sehr bedeutende Fertigkeit im Tanzen, wobei einige Bewegungen zur Genüge bekundeten, daß er früher als Soldat in Reihe und Glied gestanden.

Nachdem er wol eine Viertelstunde lang die Gesellschaft durch die seltsamsten Luftsprünge belustigt, entfernte sich Rampok, kam jedoch bald wieder, und zwar mit einem alten Soldatenrock bekleidet und einem verrosteten Gewehr im Arm. Auf das Commando eines anwesenden Offiziers verrichtete er allerlei Handgriffe mit der größten Fertigkeit, sein Exercitium mit Narrenspossen aller Art begleitend. Endlich belustigte er die Gesellschaft mit sehr getreuer Nachahmung verschiedener bekannter Personen in Stimme, Miene, Gang und Geberden. Hauptsächlich war es dabei auf europäische Beamte, javanische Häupter und mehre durch ihre Eigenthümlichkeit auffallende Chinesen abgesehen. Die ganze Gesellschaft wurde auf diese Weise eine Stunde lang außerordentlich belustigt, was zur Folge hatte, daß, als er endlich müde und abgemattet schien, einer der Gäste den Antrag machte, eine kleine Geldsammlung für ihn zu veranstalten. Diesem Antrage trat jedoch ein anderer Herr, der eine Art Festordner zu sein schien, mit großer Bestimmtheit entgegen, indem er rief: „Nein, geben Sie Rampok heute noch nichts, denn sonst ist er in den nächsten acht Tagen nicht zu finden und wir haben ihn morgen noch sehr nöthig!"

Rampok zeigte sich kaltblütig und standhaft gegen diese Bemerkung und setzte sich zwischen eine Gruppe seiner Landsleute, um auszuruhen. Indessen entfernte sich die Gesellschaft allmälig, weil man wußte, daß der bejahrte Herr des Hauses sich gern frühzeitig zur Ruhe begab, und bald hörte man weiter nichts in den noch vor kurzer Zeit so fröhlich belebten Räumen als das leise Geräusch der Hauseidechsen, welche an den schneeweißen Mauern spielend auf- und niederliefen. Mir aber kam, wie ich gefürchtet, da ich einen langen Mittagsschlaf gehalten, keine Nachtruhe; ich steckte mir daher eine Cigarre an, öffnete leise die Thür, welche aus meinem Zimmer auf die Hintergalerie führte, setzte mich dort in einen bequemen Armstuhl und athmete im Freien den erquickenden Südwind ein, der aus den Gebirgen her sanft wehte und den Geruch von tausend und tausend Blumen mit sich führte. Nicht fern von mir, am Ende der Hintergalerie, saßen, sich leise unterhaltend, noch vier Javanen rings um ein beinahe ausgegangenes Kohlenfeuer, welches wahrscheinlich zum Kochen des Theewassers oder für die Zubereitung indischer Speisen gedient hatte. Unvermerkt entfernten sich auch diese bis auf einen, der mir den Rücken zukehrte und, indem er die umherliegenden Kohlen zusammenschob, sich bestrebte, die Glut vor dem Erlöschen zu bewahren. Als diese wieder frisch aufglomm, schaute er mit verzweiflungsvollen Blicken hinein. Einige tiefe Seufzer, welche sich seiner Brust entrangen, und mehre Schläge, welche er mit geballter Faust gegen seine Stirn richtete, bewiesen zur Genüge, daß eine heftige Gemüthsbewegung in ihm vorging. Bald aber beugte er wieder den Kopf über die Glut und starrte in sie hinein.

Ziemlich lange betrachtete ich ihn in dieser Stellung, ohne ihn irgendwie zu stören, endlich neugierig und auch fürchtend, daß er etwas Böses im Schilde führe, rief ich ihm leise zu: „Wer ist da?" Erschreckt von diesem Zuruf, zitterte er zusammen und sah scheu um sich. Als er jedoch gewahrte, daß nur Eine Person in Nachtkleidung da war, die friedlich ihre Cigarre rauchte, setzte er sich wieder und antwortete einfach: „Ich bin es, Herr!" Diese lakonische Antwort befriedigte mich indeß nicht und ich sprach ihn daher nochmals an: „Wer bist du und was ist die Ursache, daß du dich nicht zur Ruhe begibst?" Ich bin Rampok, antwortete er verlegen, ich habe keine Lust zu schlafen.

Es befremdet mich, sprach ich darauf, daß Jemand, den ich noch vor wenigen Stun-

den so außerordentlich fröhlich gesehen habe, gleich darauf so wehmüthig sein kann, als ob er das unglücklichste Geschöpf auf Gottes Erdboden sei.

Und wer sagt Ihnen, daß ich das nicht bin? entgegnete er mit einem tiefen Seufzer. Wenn Sie eine gesund scheinende Mangistanfrucht aufnehmen, können Sie dann sogleich versichern, daß das Fleisch der Frucht nicht angefault ist?

Bei diesen Worten trat Rampok etwas näher zu mir heran und unser Gespräch wurde fortgesetzt.

In der That, Rampok, du scheinst unglücklich zu sein, entgegnete ich. Sage mir, kann ich etwas für dich thun? Es sollte mir angenehm sein, dir Hülfe und Trost bieten zu können!

Wie kann der Mann mit weißer Haut mir soviel Theilnahme erweisen! sprach er mit dem Ausdruck der Rührung.

Apa tiada Allah tida sajati-nja Kapada insaar? (Ist nicht Gottes Luft für alle Menschen bestimmt?) entgegnete ich ihm.

Dieser Satz aus dem Koran in meinem Munde schien Rampok's Vertrauen etwas zu mehren und er setzte sich, nachdem er sich eine Cigarre angesteckt hatte, neben mich und sprach: Beinahe jede Nacht bringe ich auf diese Weise zu!

Wie? frug ich, kommt dir Schlaf nie zu Hülfe?

Selten! antwortete Rampok. Nur das Opium verschafft mir denselben und ich kann mir diese theure Waare nicht immer anschaffen.

Es ist, fiel ich ihm in die Rede, also wahr, was man uns vorhin erzählt, daß du dem verderblichen Opiumrauchen ergeben bist? —

Es bereitet mir viel Leid, sprach Rampok, und ich sehe das Verderben wohl ein; aber es ist jetzt meine einzige Zuflucht.

Kaum hatte Rampok diese Worte gesprochen, so fuhr er erschreckt zusammen, indem er fürchtete, daß er schon zu viel gesagt haben möchte. Um ihn zu beruhigen, holte ich zwei spanische Dollars aus meinem Schlafzimmer und gab ihm dieselben mit dem Versprechen, daß er noch mehr von dieser Münze erhalten solle, wenn er mir seine Lebensgeschichte erzählen wolle. Anfangs zuckte er zwar mit den Achseln, schien aber auf einige freundliche Zusprüche meinem Verlangen doch bald geneigt. Um ihn zum völligen Entschluß zu bringen, sagte ich ihm noch: Du kannst mir dein Herz ohne Furcht ausschütten, denn ich bin kein Einwohner von Java und denke die Insel in kurzer Zeit zu verlassen; Alles, was du mir erzählst, nehme ich im verschlossenen Busen mit fort von hier. Vielleicht kann ich noch etwas für dich thun, um dein Loos zu erleichtern; ich habe Unglückliche nie gemieden, und du, Rampok, hast meine Theilnahme und Neugierde ganz besonders erregt. Hast du Frau und Kinder? frug ich endlich.

Ein tiefer, schmerzlicher Seufzer entfuhr bei dieser Frage seiner gepreßten Brust und dem sein Auge wild aufloderte, rief er: Ja, das ist gerade mein Leiden! — Einst hatte ich eine Frau! — Ich tödtete sie selbst.

Um Gotteswillen! fuhr ich auf, wie kam das?

Er blickte scheu um sich mit der Miene des Verbrechers. Ich ahnte in der That, was er bekannte, eine Wirkung des Opiums.

Ich will Ihnen, sagte er, meinen Lebenslauf mittheilen, denn die Nacht entflieht, wie man's denkt, und vielleicht finde ich nie wieder Jemanden, der soviel Mitleid für mich hat. Ihre Güte ermuthigt mich zur Aufrichtigkeit; doch ehe ich erzähle, muß ich Sie bitten, daß Sie sowol hier bei den Tuwan tana wie auch bei den niederländischen Beamten, hauptsächlich bei Denen, welche mit der Polizei beauftragt sind, nicht von Dem reden, was ich Ihnen zu vertrauen wage; — denn würde mein Geheimniß offenbar, so müßte ich mich von hier entfernen und mein friedliches, obgleich elendes Dasein gegen ein

umherschwärmendes, vielleicht missethätiges Leben vertauschen, und das würden Sie doch wol nicht wollen? Nachdem ich hierauf mein bereits gegebenes Versprechen, daß von seiner Mittheilung weder auf Java noch bei irgend einem Beamten aus meinem Munde etwas verlauten sollte, wiederholt hatte, erzählte der seltsame Lustigmacher in folgender Weise:

Mein eigentlicher Name ist Bietju; mein Vater war Aufseher bei einem vornehmen europäischen Landbesitzer, der, ein durch und durch braver und menschenfreundlicher Mann, mir, als ich noch Kind war, unendlich viel Gutes erwies, mich in sein Haus kommen ließ, wo ich mit seinen Kindern spielen durfte und sogar dann und wann mit denselben gemeinschaftlich unterrichtet wurde, welchem Umstande ich die wenigen Kenntnisse der holländischen Sprache sowie die Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen der Europäer, die Ihnen vielleicht schon an mir aufgefallen ist, zu verdanken habe. 'Als ich herangewachsen war,' gab mir der Landbesitzer eins seiner Sklavenkinder, stellte mir zugleich den Freibrief derselben aus und ließ mir ein ansehnliches Hochzeitsgeschenk angedeihen, wozu er mich noch als Beistand meines Vaters anstellte, der indessen, schon ziemlich bejahrt, mir alsbald seine Geschäfte sowie die Aufsicht über seine mit Vorräthen stets reichgefüllten Scheunen übertrug. So befand ich mich wirklich in einer schönen Lage. Ein gutes Haus, einige Spann Reisfeld, die ich durch meine Knechte bearbeiten ließ, eine schöne junge Frau und das ganze Vertrauen unsers Wohlthäters besitzend, wie hätte ich wol mehr verlangen können! Und dennoch mußte ich das Alles durch eigene Schuld verlieren und auf welche Weise! Mein Unglück wollte, daß unter einer Familie Sklaven, die unser Gutsherr zu Batavia gekauft und auf das Gut mitgebracht hatte, sich ein Opiumraucher befand, der durch Schlauheit und scheinbare Dienstfertigkeit gegen den Herrn sich stets einen Vorrath von Opium zu verschaffen wußte. Dieser stürzte mich ins Verderben; denn nachdem er sich durch kleine Dienste bei mir eingeschmeichelt hatte, rühmte er mir fortwährend die angenehmen Gefühle des Opiumrauchens und gab mir endlich eine seiner Pfeifen, daß ich einen Versuch mit dem gerühmten Rauchen machte. Anfangs war ich zwar nach dem Gebrauch des Opiums sehr mißmuthig und unwohl, jedoch allmälig gewöhnte ich mich immer mehr daran und trieb es nach einiger Zeit leidenschaftlich. Die Folgen davon blieben nicht aus. Mein Körper magerte ab, meine Gesichtszüge veränderten sich, ein Schleichfieber benahm mir den Appetit und ein unüberwindlicher Zorn bemächtigte sich meiner. Um meine Leidenschaft nach Opium zu befriedigen, that ich auf Rath meines Verführers bald Schritte, an welche ich sonst nie gedacht haben würde; ich machte Mißbrauch von dem mir geschenkten Vertrauen. Das wurde bald ruchbar und man nahm mir die Magazinschlüssel ab. Da ich mir nun auf keine andere Weise Opium zu verschaffen wußte, verkaufte ich meine und meiner Frau schönste Kleider, die Hausgeräthe und alle Kostbarkeiten, welche meine Frau als Hochzeitsgeschenk empfangen, und dennoch klagte die Arme nicht, obgleich sie von meinem grämlichen und unduldsamen Betragen unendlich viel zu leiden hatte. Ihre Gesundheit aber schwand bei dem stillen Gram, der über meine unordentliche Lebensweise in ihrem Herzen Platz gewann, und ihr Benehmen wurde, wie das nicht anders sein konnte, kälter gegen mich. Das gab mir Veranlassung zur Eifersucht und ich glaubte, daß die Liebkosungen, die sie mir nun verweigerte, für einen Andern aufgespart würden. Meine Unruhe in dieser Hinsicht ließ die Sucht nach Opium noch steigen; ich trachtete, mich durch denselben zu zerstreuen, während mein Herz der heftigsten Marter als Beute verfiel. Einst in einer Nacht erwachte ich durch die Pein fürchterlicher Träume. Meinen Arm ausstreckend, vermißte ich die Gattin. Verwundert rief ich sie leise bei ihrem Namen; doch ich erhielt keine Antwort; Alles blieb ruhig im Zimmer. Zu meinem größern Erstaunen bemerkte ich noch, daß ihre Kleider nicht auf demselben Orte lagen, ja daß dieselben gar nicht im Zimmer waren. Nun glaubte ich vollkommen sicher zu sein, daß sie mich verrieth. Schnell stand ich auf, warf mir ein Kleid

über die Schulter, ergriff meinen Dolch und eilte ins Freie; aber auch hier herrschte die tiefste Ruhe. Der Mond war in diesem Augenblicke hinter einer schwarzen Wolke verschwunden, doch im Grase funkelten tausend Leuchtwürmchen und diese brachten mich auf die Spur. Den Pfad verfolgend, welchen mir das niedergetretene Gras zeigte, kam ich an den kleinen Grabhügel meines Vaters, wo eine kleine Thür in den Garten unsers Gutsherrn führte. Hier hörte ich ein sanftes Geflüster; es war kein Traum; meine Wuth stieg aufs höchste, doch vermochte ich sie in meiner furchtbaren Rachelust noch kurze Zeit zu zügeln. Unvermerkt näherte ich mich der Stelle, von welcher ich das Geflüster vernahm, verbarg mich in ein Gesträuch und sah bald deutlich zwei menschliche Wesen. Indem ich mein Gehör immer mehr und mehr schärfte, vernahm ich die Stimme meiner Frau, welche bereits im Begriff war, nach Hause zurückzukehren. Geh' nun, ich bitte dich, sprach sie zu einer sie festhaltenden Person; ich bin schon zu lange bei dir gewesen! Wenn mein Mann erwacht und mich nicht findet, bin ich des Todes!

Ja, du bist des Todes, ich bin schon erwacht! rief ich mit einer donnernden Stimme, während ich wie ein Tiger auf Beide zusprang und meinen Dolch in das Herz der Frau bohrte und dann auch den Mann wüthend niederstieß. Ja, rief ich nochmals, ich bin schon erwacht, um euch zu strafen, und wo könnte das besser geschehen als auf diesem Grabe, das ihr entheiligt und geschändet habt! Ein Schrei und ein dumpfer Fall zur Erde war Alles, was ich darauf zur Antwort vernahm. Die beiden Leichen lagen unbeweglich zu meinen Füßen. Die Nacht war dunkler geworden oder die Augen versagten mir ihren Dienst, wenigstens erkannte ich die Gesichtszüge des Javanen nicht, dem ich das Leben geraubt. Wie versteinert muß ich wol eine geraume Zeit mit dem blutigen Dolche dagestanden haben, denn es graute bereits der Morgen, als ich einigermaßen wieder zur Besinnung kam und, wegen dieses doppelten Mordes die Folgen fürchtend, auf die eigene Sicherheit bedacht wurde; ich warf den Dolch weit von mir weg und ohne mich umzusehen entfernte ich mich in das Dickigt eines naheliegenden Waldes. Hier kam ich zum Nachdenken und empfand die heftigsten Gemüthsbewegungen; ich konnte zwar nach unsern auf den Koran gegründeten Gesetzen nicht für strafbar erachtet werden, weil meine Opfer die heiligen Bande der Ehe gebrochen und auf frischer That ertappt worden waren; aber ich fürchtete, daß die niederländischen Gesetze diese That nicht ungestraft lassen würden. Mehr aber noch als diese Furcht marterte mich mein Gewissen, denn meine Frau war stets die Güte selbst gegen mich gewesen; nie waren Vorwürfe aus ihrem Munde mir zugestoßen; so sah ich demnach ihre Gestalt in einer bittenden Stellung vor mir. Drei Tage brachte ich hier ohne Nahrung zu. Endlich kam ich auf den Gedanken, mich heimlich zu meiner alten Mutter zu begeben, um von dieser den wahren Stand der Dinge zu erforschen. Vielleicht, dachte ich, lebt meine Frau noch; vielleicht habe ich sie nur verwundet.

Einige Stunden später gegen Abend wandte ich, fuhr Rampok, dessen gebildete Sprechweise mich wahrhaft überraschte, fort, meine Schritte nach dem Dorfe; es war aber noch zu früh, als ich dort ankam. Frauengesang und Kindergeschrei vermischten sich mit der nie ruhenden Gamelangs (ein musikalisches Instrument); ich verbarg mich hinter einige hohe Gesträuche. Erst spät nach Mitternacht waltete Ruhe im Dorfe. Die Stille der Nacht wurde nur dann und wann durch das Geheul der Hunde und das Getrappel der Pferde in den Ställen gestört. Die menschlichen Stimmen schwiegen, die Lampen waren längst erloschen und der volle Mond erleuchtete die Gegend.

Vorsichtig und kaum athmend begab ich mich zu der Wohnung meiner alten Mutter. Dort angekommen, wagte ich nicht die Thür zu öffnen und sah seufzend durch eine Spalte der geflochtenen Bambuswand. Alles war zur Ruhe, nur meine Mutter und eine meiner Schwestern saßen am Webstuhl.

Hörst du nichts, Mutter? sagte plötzlich meine Schwester; mir däucht, ich höre seufzen, — eine klagende Stimme.

Es ist der böse Geist, der umherwandelt, antwortete die alte gute Frau.

Nein, es ist dein Sohn! fiel ich ihr in die Rede, indem ich schnell in die Wohnung trat.

Erschreckt und bewegungslos blieb meine Mutter lange vor mir stehen. Endlich erholte sie sich wieder und rief mir zu: O unglückliches Kind, wie wagst du es, dich zu zeigen? Man sucht dich überall, Mörder deiner Frau und deines Schwiegervaters!

Meines Schwiegervaters? frug ich mit sterbender Stimme, denn eine tödtliche Kälte verbreitete sich durch alle meine Glieder.

Ja, wahrhaftig, deines Schwiegervaters! fuhr sie fort. Du wußtest es nur zu gut! Abends zuvor war er noch bei mir und beklagte sich bitter über das unglückliche Loos seiner armen Tochter. „Wiederholt, aber vergebens", sprach er, „habe ich sie ermahnt, sich von ihrem Manne zu scheiden. Immer hatte sie Einwendungen und beschönigte Pietju's Betragen. Indessen entblößt er sie ganz und macht sie unglücklich; ich will diese Nacht noch einmal Schritte zu ihrer Rettung thun, leider in der Nacht, weil ich sie am Tage nie allein finde. Sie hat mir versprochen, in den Garten zu kommen, sobald ihr Mann ruht, und dann hoffe ich, sie bestimmt zur Scheidung von ihm zu überreden, daß ich schon morgen mit ihr zu dem Priester gehe, um ihrem Manne, der keine Mittel mehr hat, die Haushaltung aufrecht zu erhalten, den Scheidebrief schicken zu lassen; denn was soll Anderes daraus werden?" Jetzt ruht der alte Mann neben seiner Tochter zur Stelle, wo Beide das Opfer deiner Wuth geworden sind. Man sucht dich überall. Die Diener des Landdrosten sind wol schon zehn mal hier gewesen. Horch! — Mir däucht, ich höre Geräusch! Man hat dich gewiß schon gesehen! Rette dich!

In der That! — ich hörte in den Reisblöcken stampfen, welches das Zeichen ist, daß ein Mord geschehen und zur Verfolgung des Mörders auffodert. Ich vernahm deutlich, daß des Dorfes Volk zusammenkam. Kaum hatte ich Zeit, auf einem mir bekannten Seitenwege zu entkommen. Am frühen Morgen befand ich mich wieder an dem einsamen Orte, wo ich die drei Tage lang in der furchtbarsten Gemüthsstimmung zugebracht hatte. Nun aber war mein Zustand noch tausend mal peinlicher, da ich wußte, daß meine Frau unschuldig gefallen war. An Zurückkehr in die Gegend, wo ich einst so glückliche Tage verlebt hatte, war nicht zu denken. Mehre male erwachte der Gedanke in mir, meinem Leben ein Ende zu machen; aber ich besaß keine Waffen und der nagende Hunger betäubte bald jeden Gedanken in mir, daß ich, Gras und Wurzeln zur Nahrung suchend, fast bewußtlos und wie von wilden Stürmen getrieben im Walde umherirrte und endlich nach dem westlichen Theil von Java kam. Obgleich ich mich immer in der Nähe der Bergkette auf ungebahntem Pfade zu halten suchte, so hatte ich doch unvermerkt eines Abends einen betretenen Weg eingeschlagen und kam unverhofft auf einen freien Platz im Walde, wo ich die Reste eines Kohlenfeuers fand. Ich suchte Holz zusammen und schürte das Feuer wieder an. Kaum loderten die Flammen empor, als ich auch schon, leider zu spät, bemerkte, daß ich nicht allein war. In der Nähe lagen zwölf bewaffnete Chinesen, von denen einige sogleich durch den Schein der emporlodernden Flammen erwachten und auch schnell mit ihren kurzen Schwertern und dem Ruf: „Ein Spion! — Schlagt ihn todt!" mich umringten. Hier würde ich nun meine verdiente Strafe unverhofft gefunden haben, wenn nicht der Häuptling der Bande Einspruch gethan hätte. Das ist kein Spion! rief er; das ist nur ein armer Teufel, der sich verirrt hat oder wol gar die Justiz und deren Diener flieht! Er kann uns noch nützlich werden! Laßt ihn leben! Nun wurde ich an einen Baum gebunden, wo ich durch Ermüdung oder Schwäche [illegible] Magens bald einschlief.

Es war bereits hoch am Tage, als ich wieder erwachte. Rings um mich ſehend, glaubte ich mich in einer Schmiede zu befinden. Vor mir ſtand ein Ambos, auf welchem zwei Chineſen Stäbchen von japaniſchem Kupfer zerhackten; auf einer andern Stelle ſtempelte man Stüber und auf einer noch andern ſchmolz man in einer eiſernen Pfanne Zinn und goß daraus Duiten (Deuts, Pfennige). Ich begriff, daß ich unter eine Falſchmünzerbande gerathen war. Uebrigens ſprachen auch meine Wächter unumwunden über ihr Gewerbe und ſagten mir, daß ich ihnen als Tagelöhner dienen ſollte. Ich war dazu bereitwillig und der Häuptling der Bande ließ mich durch fürchterliche Eide das Geheimniß beſchwören, wobei man mir einſchärfte, daß ein unbeſcheidenes Wort oder eine zweideutige Bewegung das Leben koſte. Darauf bekam ich Reis und andere Nahrung, ja ſelbſt Opium, von welchem dieſe Chineſen ebenſo wie ich Liebhaber waren. Es waren aber mehre Tage nöthig, ehe ich wieder zu Kräften kam und zur Arbeit gebraucht werden konnte. Die Arbeit, welche ich zu verrichten bekam, war äußerſt ſchwer, denn ich mußte wie ein Laſtthier große Säcke voll Kupfergeld und Deuts, die äußerlich das Anſehen von Schnittwaaren hatten, nach einem weitentlegenen Bazar tragen und wurde auf der Rückreiſe mit Reis, Arak und andern Lebensmitteln beladen. Die viehiſche Arbeit und die ſchlechte Koſt, welche ich dabei mit der Zeit erhielt, ließen mich auf Flucht denken. Die Chineſen bemerkten meine Abſicht und bewachten mich deshalb ſehr ſtreng. Indeſſen wurde ich doch bald von ihnen befreit. Der Gouverneur Daendels ließ nämlich auf die Falſchmünzer Jagd machen und wir wurden plötzlich von der Polizei überfallen. Es entſtand ein hartnäckiges Gefecht, mehre der Falſchmünzer wurden in demſelben getödtet und die lebendig Gefangenen, unter denen ich mich befand, in großem Triumph nach Batavia geführt. Der Polizeidiener, welcher mich an einer Leine führte, ward mir bald befreundet, indem ich ihm auf den Ruheplätzen kleine Dienſte leiſtete; ich mußte ihm nämlich das Ungeziefer vom Kopfe ſuchen. Deshalb gab er mir ein Mittel an die Hand, mich aus meiner Verlegenheit zu befreien. „Tuwan bezar" (der Gouverneur-General), ſprach er, „hat Soldaten nöthig. Nimm Dienſte bei einem inländiſchen Bataillon, dann wird die Polizei ein gemächlich durch die Finger ſehen."

Ich folgte dieſem Rath und gab bei meiner Ankunft in Batavia den lebhafteſten Wunſch, Soldat zu werden, zu erkennen, indem ich zugleich verſicherte, daß ich nicht zu der Falſchmünzerbande der Chineſen eigentlich gehört, ſondern von derſelben gefangen genommen und zu Lohndienſten verwendet worden ſei. Der Landdroſt von Batavia vernahm meinen Wunſch und ſandte mich ſogleich nach dem Etabliſſement Weltevreden, wo ich bei einer inländiſchen Compagnie als Soldat eintrat.

Das Soldatenleben und die damit verbundene ſtrenge Zucht gefielen mir zwar nicht außerordentlich, aber in der Furcht, wegen des doppelten Mords erkannt und verfolgt zu werden, dachte ich nicht an Deſertion, ſondern hielt mich ſoviel wie möglich in der Kaſerne bei meinen Kameraden. Noch jung und ſtark und gelehrig, lernte ich bald die Handgriffe mit dem Gewehr und gewann die Gunſt der Offiziere, wozu auch beſonders meine Kenntniß der holländiſchen Sprache und meine Bekanntſchaft mit den europäiſchen Sitten beitrugen.

An Opiumrauchen war hier nicht zu denken, indem mir die Zeit und Mittel gänzlich dazu fehlten. So bekam ich denn meine frühere Geſundheit und den heitern Sinn wieder und würde wahrſcheinlich für das ganze Leben geheilt worden ſein, hätte mich nicht ein unglücklicher Zufall aufs neue in Verſuchung gebracht. Im Kriege gegen den Sultan von Bantam rettete ich meinem Capitän das Leben. Dafür erwies er mir alle mögliche Liebe. Als der Feldzug beendet war, verſchaffte er mir ſogar bei einem eben aus Europa angekommenen Offizier die Stelle eines Burſchen, wo ich die Haushaltung zu beſorgen hatte und Geld in die Hände bekam. So geſchah es, daß ich wieder anfing, die Opiumſchenke zu beſuchen. Mein Hauptmann, der es bemerkte, ließ mich zu ſich kommen und ſagte mir

unter vier Augen derb die Wahrheit. Als ich ihm darauf entgegnete, daß ich wol von den schrecklichen Folgen des Lasters überzeugt sei, aber in meiner Stellung als Soldat immer mehr demselben verfallen müßte, wie sehr ich mich auch dagegen sträuben möchte, sprach er: „Das Opiumrauchen ist das gefährlichste Uebel für den Menschen, von welchem ich dich um Alles in der Welt befreien möchte; ich will deshalb versuchen, dir den Abschied zu erwirken, wenn du meinst, daß es dir in einer andern Lebensstellung leichter werden könnte, dich zu beherrschen.“ Der brave Hauptmann verschaffte mir wirklich den Abschied und ich wurde als Corporal entlassen. Mit dem Document, welches ich bei meiner Entlassung erhielt, konnte ich, außer dem District meines frühern Wohnorts, überall ohne Furcht erscheinen. Ich begab mich nach der Regentschaft Parong, wo ich bei einem Landgutbesitzer einen Dienst fand. Der Herr, welcher oft trüb' gestimmt war, sah es gern, wenn ich ihn durch Späße erheiterte; er fand an denselben so viel Gefallen, daß ich nicht selten ihn in großen Gesellschaften durch dieselben erheitern mußte. Dadurch ward ich bald als Spaßmacher in der ganzen Gegend bekannt. Man begehrte mich häufig zu Festlichkeiten, die man durch Späße zu würzen suchte. Da ich für dieselben oft gut bezahlt wurde, so warf ich mich zuletzt ganz auf das Gewerbe eines Spaßmachers, um das Geld zu verdienen, welches ich zu dem mir — jetzt unentbehrlich gewordenen Opium gebrauche.

Hier endigte der arme, dem Geist des Opiums verfallene Rampok seine Erzählung; ich drückte ihm noch einige Geldstücke in die Hand und wünschte ihm von Herzen Ruhe, Frieden und — Besserung. Er gab mir seinen wärmsten Dank zu erkennen und entfernte sich von mir, um wieder an das Geschäft des Spaßmachens zu gehen, da sich die Hochzeitsgäste bereits wieder im Hause versammelten.

Oft, wenn ich die trüben Augen eines heimlichen Trinkers sehe, hab' ich deiner gedenken müssen, du trauriger Lustigmacher auf Java! Wer sich so wie Rampok dem Opiumgenusse ergibt, ist in kurzer Zeit verloren. Der Schlaf flieht ihn, der Körper magert ab und frühzeitig geht man dem Grabe entgegen. Und doch kann der Unglückliche dem Zauber nicht widerstehen, sich durch Rauchen einer Opiumpfeife ebenso zu berauschen, als wenn es möglich wäre, die Stimmung, in die uns der Genuß des Alkohols versetzt, in stillträumender Behaglichkeit, ohne das Gefühl der Uebersättigung, zu gewinnen. Das Opium ersetzt dem von ihm Berauschten alles Erdenglück, den Wein, die Liebe der Frauen; es gaukelt den Sinnen Empfindungen vor, die man in einer Wahrheit durchlebt, als genieße man wirklich, was die Phantasie nur träumt. Wol wäre zu wünschen, daß die neuere Streitfrage über Geist und Materie auch Antwort gäbe auf die Wirkungen des Opiums im menschlichen Innern und Aeußern. Rampok kam mir vor wie ein lebendiges Präparat für das Studium des Arztes und Seelenforschers.

Anregungen.

Ein neuer Roman.

II.

Wir räumen Herrn Dr. Schmidt und seinem productiven Freunde, dem Verfasser von „Soll und Haben“, sehr gern ein, daß das menschliche Herz ein gar trotziges und verzagtes Ding ist, dem man meist nur Thorheiten vorzuwerfen hat. Es ist wahr, die deutsche Literatur ist ein Pandämonium solcher Thorheit und der ihr entsprechenden Weltunkenntniß. Ein nur verstandesmäßig gebildeter, kalter, trockener und illusionsloser Kopf wird in dieser Literatur seine wahre Freude höchstens an Voß und Goethe finden, obgleich auch Herr von Rink, der Heros von „Soll und Haben“, an der „alten Excellenz von Weimar“ Mancherlei lächerlich zu finden exclusiv genug ist. Die traurigen Verwüstungen, die ein solcher an Advocaten, aber schon nicht an Richtern schätzenswerther Sinn in unserer einmal eigengearteten Literaturgeschichte anrichten muß, die Inconsequenzen und Geschmacksüberraschungen, die allein uns der ewig

klage Vernünftling auf diesem Gebiete zutage fördern kann, liegen in dem von der Furcht und der Apathie unsers Literatenwesens bisher noch so ziemlich ohne Antwort gebliebenen Wirken jener beiden Herren und ihres Anhangs offen zutage. Nachweisen aber kann man bei alledem die Unzulänglichkeit jenes erbitterten Kampfes gegen übliche deutsche Phantaste- und Herzensthorheit, wenn seine Theilhaber schöpferisch dafür selbst uns schadlos halten wollen. Nachweisen kann man, wozu die stolze Verständigkeit führt, wenn sie an die Stelle des Eingerissenen selbst bauen will. Die Probe läßt sich wenigstens an „Soll und Haben" machen.

Der Mangel an Vertiefung ist in diesem Roman so auffallend, wie er sich bei einem Verstande, der sich nicht auf sein Gemüth verläßt, von selbst versteht. Wie ein französischer Fechter hüpft der Verfasser im Kreise seiner Erfindung hin und her, ermüdet sich und den Leser durch ewiges Springen von einer Person zur andern und versinkt schon am Schluß des ersten Bandes in eine Erschöpfung, die sich nur hier und da durch eine der vielen eingestreuten (übrigens widerlichen) Judenjargonepisoden erholen kann. Das Interesse ist, wie billig nach der Natur des Matadors, nur auf die stachelnde und agacirende Partie vertheilt — wir können nicht handelnde Partie sagen, da die Handlung des Romans nur die im engsten Sinne des Worts kaufmännische eines Handlungshauses und des betrügerischen Schachers der Juden ist —, während doch gerade das Interesse jedes poetischen Werks nur in den leidenden Personen liegt. Alles, was der Verfasser in den Vordergrund seiner Erzählung drängt, ist Das, was die Faiseurs entweder thun oder räsonniren; das eigentliche Interesse aber ist wie zwischen Thür und Angel geklemmt. Nicht eine einzige der aufgeführten Frauen wird entwickelt, in ihrer Seele aufgedeckt, in ihrem Herzen mit aufmerksamer Liebe belauscht. Sie kommen und gehen nur, um den Matadoren — Wohlfahrt lernt nämlich die Manieren Fink's allmälig wie eigene in Scene setzen — gerade dann zu Paß zu sein, wenn sie sich genug entweder mit Redensarten ausgetaufelt oder mit langweiligen Unternehmungen ermüdet haben und plötzlich dann wieder bei den Frauen ankommen, deren innere Entwickelung der Verfasser dem Leser zur eigenen Ergänzung überläßt. Der sonst so strenge Kunstrichter würde die Oekonomie sicher umgekehrt haben, wenn ihn nicht sein Naturell immer zum Vareiren triebe. Welcher Ueberfluß von Karikaturepisoden der langweiligsten Art! . . Wir wollen den Ballast der Langeweile aufzählen: Ein Verzeichniß von uns völlig gleichgültigen Commis, nur um Jeden zu einer Nippsigur des Spotts zu machen! Münchhauseniaden von Fink über amerikanische Fahrten zu Wasser und zu Lande, die nicht im mindesten unser Interesse berühren! Bis zum Grenzbotenbeliebten „Blödsinn" uninteressante Verhandlungen über die Frage: Ob Wohlfahrt nach zwei Jahren Commis werden könne?!! Lange Erzählungen von allerlei episodischem Commisjux, der überhaupt das Unwahre hat, daß er die Art der Studenten auf eine Sphäre überträgt, die einen ganz andern aparten Nonsens zu verarbeiten pflegt! Episoden von Bällen und Tanzstunden, die an kleinen Beobachtungen aus der Mütter- und „Backfisch"-Sphäre an sich nicht arm sind, nichts aber in die Handlung Eingreifendes damit vorbereiten oder durchführen helfen! Eine Reise nach Polen, um einige mit Materialwaaren befrachtete Wägen einzuholen! Briefe aus Amerika über völlig in der Luft schwebende hinterwäldlerische Zustände! Eine „Kürbisepisode" aus dem Leben jener uns durchaus wesenlosen Commis! Die ödeste Revision des Gutes Rosmin in seinen Baulichkeiten und ökonomischen Beständen! Später eine wahre Lüneburger Haide der Interesselosigkeit, die Versuche, des Gutes Ertrag zu verbessern! Letztlich — die langen Raufereien mit aufständischen Polen, die in ganzer Breite mit einer Freude an jedem gefallenen Schuß, an jedem neuaufgesetzten Zündhütchen erzählt werden, daß man zuletzt Seite für Seite überschlägt und dem Autor, der bei den Nehen des Herzogs von Koburg so herausfordernd und agacirend begonnen hatte, auch in Nichts mehr mit Theilnahme folgen kann.

Das schöpferische Unvermögen des Witzes ist uns lange nicht so auffallend entgegengetreten. Der Witz bricht ewig ab, er kann keine Situation erschöpfen. Was wird? Was kommt? frägt man ungeduldig über das ewige Hin- und Herspringen einer Kobolphantaste, die nur necken kann. Die Exposition ist endlos. Sie beginnt überall von vorn und bringt es nicht zu einer einzigen schwebenden Situation; denn Längen sind keine Situationen. In einem Roman von über tausend engen Druckseiten finden sich nicht vier oder fünf wirklich dramatische, d. h. aus innerer Nothwendigkeit der Prämissen hervorgegangene Scenen.

Das realistische Princip der Herren Grenzboten ist bekannt. Fritz Fink in diesem Roman ist der eingefleischte Realismus. Er schlägt Allem die Volte, was wie eine Schwärmerei aussieht. Er bekommt einen Korb von einem Mädchen, das er liebt, und statt seinem Freunde zu sagen: Ich bin unglücklich oder wenigstens nicht gut aufgelegt! sagt er: „Gib eine Cigarre!" Man lacht vielleicht über diese Selbstironie, man kann auch versichert sein, daß Jean Paul's

Bult, der noch keine Cigarren rauchte, nach einem empfangenen Korbe etwas Aehnliches gesagt hat; aber diese Einfälle stehen nicht isolirt, sie sind die durchgehende Lebensauffassung des in seinem Geiste und Herzen schwer ermüdet schreienden und sich deshalb ewig prickelnd aufstachelnden Verfassers. Wer in dieser Form des Humors sein Alles findet, kann vom Dichterhimmel nur Sternschnuppen fallen lassen, Sternschnuppen, die kommen und gehen. Es fehlt hier jede Kraft der Sammlung, der aufrichtigen Parteinahme, der hingebenden Leidenschaft. Wo sich einmal etwas wie eine Leidenschaft findet, hat sie sich im Gegenstande vergriffen. Wer kann sich für Das erwärmen, was die Herren Wohlfahrt und Zinl endlich in Athem bringt? Sie arbeiten sich ab in einer „realistischen" Tendenz; wir sehen nur zu und fühlen uns unberührt von ihrer Liebe und von ihrem Haß. Das Buch ist so realistisch, daß es sich zuletzt in eine reine Privatangelegenheit eines verschuldeten Gutsbesitzers auflöst.

Realistisch soll Euch gegen Andere so gestrengen Herren doch wol heißen: Ohne Tendenz? Hier heißt es aber noch mehr: Ohne Idee. Was ist denn die Idee dieses Romans? Daß ein Rittergutsbesitzer seine Runkelrübenjahrilen anlegen soll? Diese Lehre mag sehr praktisch sein; es mag auch lehrreich sein, daß ein Capitalist sich inachtnehmen möge vor Juden und Judengenossen — der Judenhaß des Verfassers, genährt durch das Lachen, das dem „Literaten" Schmock in den „Journalisten" zutheil wurde, wird durch die höchst unwahre und durch und durch unmögliche Gestalt eines Bernhard Ehrenthal nicht gutgemacht —; ist eine solche Idee poetisch? Oder soll die Poesie dieses Romans darin bestehen: Ehrlich währt am längsten? Ich forsche nach allen Seiten, welches die Idee sein könnte, die die Schwarzseherei eines Zinke und Itzig's und die Gelehrigkeit Wohlfahrt's umrahmen? Es ist wirklich keine andere da, als daß ein Gutsbesitzer nicht Runkelrüben, sondern Roggen und Weizen bauen soll.

Der blasirte aristokratische Sinn des Verfassers hat sich eingebildet, man könnte diesen landwirthschaftlich gewiß beachtenswerthen Gegenstand poetisch auch mit feudaler Romantik umkleiden. Er stellt die sonderbare psychologische Zumuthung, daß er uns einen durch Judeneinfluß zum Geldwucherer und Schurken herabsinkenden Adeligen in stufenweiser Entwickelung vom Gemeinen zum Edelsten zurückconstruirt — als wenn nicht Rothstattel alle die Keime seiner spätern Schlechtigkeiten schon primitiv in der ersten Anlage haben und der Dichter gleich von vornherein über ihm schweben müßte —: er macht in der That die gewiß heilige Gedschrelle in dem Sinne zum Helden seines Buchs, daß wir die Schauer der erschreckenden und unglücklichen Natur miterempfinden sollen, wenn unter Roggen und Weizen lauter auch Runkelrüben stehen werden! Wolken ziehen sich zusammen, Donner rollen; die Dryaden, Najaden und Tryaden klagen, wenn Herr von Rothstattel Pfandbriefe und Hypotheken nimmt! Lieber Himmel, diese Romantik der Zeiten Arnim's und Brentano's ist — vergl. Julian Schmidt — gewiß sehr veraltet; wir haben in Deutschland eine vortreffliche Naturproduction, die uns in diesem Zweige von England und den Colonien frei gemacht hat. Was soll eine dreibändige — und also doch romantische! — Philippika gegen die Verbesserung der Landwirthschaft! Der höchste Adel Schlesiens hat sich an der blühenden Industrie der Provinz betheiligt. Warum läßt sich Arthur von Rothstattel mit Schurken ein, die doch nicht etwa normal sein sollen für sämmtliche Israeliten, Müller und Getreidehändler Breslaus?

Im Grunde denkt der Verfasser jetzt vielleicht ebenso über seine Verirrung zu einem alten romantischen Zopf zurück wie wir. Aber zu der Poesie der weinenden Abdiscussion kommt man eben, wenn man im Interesse seines herrlichen Verstandes, seiner nüchternen realistischen Doctrin und seiner admirablen Illusionslosigkeit à tout prix einen Roman ohne idealen Hintergrund schreiben zu können glaubt. Diese von Herrn Freytag erfundenen „modernen" Menschen sollen Alle nur real sein, d. h. Das, was sie sind. Sie sollen nicht etwa Extra-Glaubensbekenntnisse haben, sie sollen nur im Handel und Wandel, im Äußerlichen, Schachern, Wettrennen und Pistolenschießen leben. Die Folge dieser glänzenden Vernünftigkeit und Tendenzlosigkeit ist die unendliche Nüchternheit, die alle diese Gründungen durchzieht, die trostloseste Leere des Gemüths, die dürftigste Befruchtung des Herzens, die dürftigste Befruchtung der Phantasie. Kein Roman kann fehlen ohne einen bedeutenden Hintergrund. Dieser fehlt in dem Grade, daß man nur ein ganz blasirter Verächter der Zeit sein kann, um ihn nicht schmerzlichst zu vermissen; und vielleicht würde selbst ein Aristokrat nicht abgeneigt sein, von „Soll und Haben" Das zu verlangen, was man am Landschaftsgemälde die Stimmung nennt. Wie kahl und kümmerlich stehen die Hälmchen dieser „realen" Erfindung im Winde und frösteln! Wie irrt das Herz des Lesers durch diese Scenen und sehnt sich nach einem kühnen Wollen und hochherzigen Denken des Verfassers! Wie grausam sind die Wunden, die der Witz schlägt, und wie ungeheilt bleiben sie! Man denke sich z. B. folgende echte Grenzboten-Herzlosigkeit —

Das Terrain der Handlung zweigt nach dem preußischen Polen ab. Dort brechen Unruhen aus, die Deutschen müssen sich ihrer Haut wehren und die handelnden Personen kommen ins Gedränge der Truppen und der Aufständischen. Sie schnallen sich selbst den Säbel um, verbarrikadiren sich und beginnen Privatfeldzüge, die der Verfasser mit einer Umständlichkeit schildert, als handelte es sich um die Kämpfe Homers. Welche Zeit kann hier gemeint sein? Ohne Zweifel keine andere als die von 1848. Wir sind nun an sich keineswegs abgeneigt, eine Verherrlichung des germanischen Blutes gegen das slawische anzuerkennen und fühlen vollkommen den Bewohnern von Posen und Oberschlesien nach, daß ihnen Kartoffeln und die weißerbsige Gemüse sammes Zeug ist. Was jedoch die von Herrn Freytag, trotzdem, daß er selbst so durch und durch polnisch verbildet ist, angenommene allgemeine Canaillerie der Polen von oben bis unten so verletzend macht, ist nicht etwa die Abwesenheit des patriotischen Gedankens bei Denen, die er mit Recht als Feinde Deutschlands schildert, sondern die Abwesenheit jedes idellen Bezuges der Deutschen selbst, die er ihnen gegenüberstellt! Es ist das Jahr 1848, und dieser Graf, dieser Schröter, dieser Wohlfahrt, dieser Graf Storm und wie die edeln realistischen Naturen heißen mögen, kämpfen nur — für ihre Felle, ihren Talg, ihre Rosinen, ihre Mandeln, höchstens für ihre alten Säbel und Herrn von Graf's Terzerolen und Terzerolisten! Nicht eine dieser Personen ist eingeht von der Zeit oder sie war; nicht Eine fühlt der Geschichte der Polen gegenüber Das, was in jenen Tagen die Geschichte der Deutschen war vom Fürsten bis hinunter zum Bauer und Arbeiter. Herr von Graf und sein um ihn gruppirter Kreis von Hinterwäldlern schießt geradezu unter diese Polen wie ein Weinbauer auf einen Haufen Spatzen. Buchstäblich, bis zu diesem Realismus erhob sich 1848 nicht ein einziger Landwehrleutnant, der gegen Mieroslawski commandirt wurde. Der Rejerendar, der eintreten mußte, war in seiner Zeit idealisch gehoben und verfocht gegen den Slawismus mehr als nur Talg und Talg. Imponiren soll uns diese feste und nüchterne loyale Haltung der deutschen „Arbeitsmenschen"? Zur Ehre der Deutschen können wir versichern, daß diese Poesie der besonnenen Nüchternheit auf unwahren Voraussetzungen beruht und daß solche 1848 mit jeder Kälte des praktischen Egoismus den Polen gegenübergestandene Deutsche, wie etwa ein Bär im Wald sich zufälliges Liebesgesindel vom Leibe hält, nur Hirngespinnste aus dem Kopfe der „Grenzboten" sind. Gab es Menschen, die 1848 nur allein an Wolle und Talg dachten, so sollte sich ein Dichter schämen, sie als verehrungswürdig hinzustellen.

Wir sagten vorhin: „Einen Haufen Spatzen." Wir haben uns damit einen nicht sanktionirten Fehler zuschulden kommen lassen aus dem Bereiche jener unweltmännischen Literatur, der wir anzugehören leider auch das Unglück haben. Wir mußten wol, nach Analogie des Rebhühnervolkerungs, sagen: „Ein Volk Spatzen." Kommt bei Herrn Freytag auch ein halb Dutzend mal vor und ebenso: „Ein Volk Schwäne." Man würde bei diesem Uebergang Veranlassung haben, von den stilistischen Vorzügen und der Darstellungsweise des Buchs zu sprechen. Hier fehlt allerdings nichts, was unserer oft so wunderlich blöden Literatur, der alles Wesen in Schnurrock und Sperrstiefeln so außerordentlich zu imponiren pflegt, ungemein gefallen muß. Sie hat hier immer einen ganzen Mann, der jeden Besuch sogleich mit Darreichung einer Cigarre empfängt, einen Gentleman, der das Gefühl einer gewissen Sicherheit verbreitet, eines Gefühls, das unsern vulgären Lyrikern, Dramatikern, Feuilletonisten und was so in Deutschland die Feder führt, mehr oder weniger abgeht — Frankreich, England, Spanien, Italien haben keinen Begriff von einer solchen patenten Schriftstellerart, wo das Herze sich geschmeichelt fühlt durch den Hörer eines gastlichen Hauthahns. Kurz, das patente Gebahren des Stils, der Anschauungen, der feinen Charakterzüchen wird mehr als Einen von unsern Herren Gelehrten blenden, und wir sind auch weit entfernt, einzelne hübsche Schilderungen, z. B. Bd. I, S. 232, die Apotheose des Grillen in ihrem Werthe zu verkennen. Sonst ist der Stil des in einem angestrengten Dreiachtelstaat geschriebenen Buchs — eine kurzathmige Hetz, die dem Leser auf die Länge wahrhaft Brustschmerzen verursachen muß — zweckmäßig kurz, immer treffend und bündig. So kommen wol Bilder vor, wie: „Thränen verwandelte ihre Locken durch Ströme von Thränen in träufelnden Bindfaden" (I, 256), allein die Zahl solcher ernst gemeinten Absurditäten ist nicht eben groß. Reichere Sammlung könnte man von den vielen sogenannten „schlechten Witzen" machen, von denen es nach dem Schema: „Nicht schön, aber dumm!" bis zum Unglaublichen wimmelt. Wendungen wie z. B. (I, 194): „Er stand unter persönlicher Abhängigkeit vom Kümmel", sind eigentlich die durchgehende Sprechweise des ganzen Buchs.

Wir hätten noch mannichfachen Reiz, auf eine große Anzahl von Einzelnheiten in „Soll und Haben" aus der Sphäre der Lebensbetrachtung selbst einzugehen, und zwar deshalb, weil der Verfasser eben so großen Werth auf seine Weltkenntniß legt. Wir möchten ihn z. B. fra-

gen, ob anzunehmen iſt, daß ein reicher jüdiſcher Handelsherr mit der Flaſche in der Hand über die Straße gehen wird, um ſeiner Familie zum Thee Rum zu holen! Wir möchten fragen, ob in irgend einem Kochbuche der Welt die Rede ſein kann von „Schinken mit Burgunderſauce“? Doch brechen wir die auf Weiteres die Kritik des Details ab. Die allgemeine Abſicht, die wir hatten, war nur die, zu zeigen, daß erſtens der Realismus nicht glauben darf, er könne uns unintereſſante Alltäglichkeiten, Menſchen, wie aus dem erſten beſten Wohnungsanzeiger genommen, als Gegenſtände der Poeſie aufdrängen; zweitens, daß Witz und Humor [illegible] den höchſten Tasten eines Klavier vergebens Capriccios über Capriccios zuſammenſtellen, wenn nicht unten im Baß der Grundton einer edeln Abſicht und eines begeiſterten ſchönen Wollens, gemeiniglich als Tendenz von Euch Herren in Leipzig verſpottet, dazu den harmoniſchen Wohllaut gibt; und daß drittens die Ueberlegenheit, welche die kalte Malice immer hat, nach wie vor zwar fortfahren kann, ein fremdes Schaffen und Wirken mit allen möglichen Kunſtgriffen, die dem ewig Angreifenden zugebote ſtehen, zu verkleinern, ohne daß darum ſchon geſagt iſt, die Malice könnte nun auch ihrerſeits irgend etwas ſelbſt hervorbringen, was, abgeſehen von einer gewiſſen äußern, allenfalls zur Theaterwirkung ausreichenden Routine in ſeinem innern Kern über eine Mittelmäßigkeit hinausgeht, die originell ſcheint, weil ſie ſich mit dem von uns, wie wir hoffen, hinlänglich geſchilderten Nix zu ſpreizen verſteht.

Blicke auf die Zeit.

Ehrwürdig iſt die Frömmigkeit eines kindlichen Gemüths; auch die Frömmigkeit eines Philoſophen kann der achtbare Ausläufer ſeines Suchens nach Wahrheit ſein. Verächtlich aber iſt eine ſchon fertige Religioſität, die Derjenige zur Schau trägt, der weder reines Herzens iſt, noch der jemals ſich die Mühe zu denken gegeben hat. So könnten wir z. B. die Namen zweier reichen Bürger nennen, die in einer großen Hauptſtadt dem Syſtem des Fürſten zuliebe in ihren Häuſern Privatkapellen zur Verſammlung nachbarlicher Andacht angelegt haben. Beide ſind ſo ungebildet, daß ſie kaum den nothdürftigſten Schulunterricht genoſſen und in ihrer Art, vom Geldſack aus in der Gemeinde mitzureden, auch keinen Anſtand nehmen, ihren gänzlichen Bildungsgangel zur Schau zu tragen.

* *

Ein Fürſt wird ſeine beſten Freunde und Rathgeber nur unter Denen finden, die durch die Ordnung der Sitte von Ihresgleichen entfernt ſtehen. Kann er ſelbſt nicht wie Harun-al-Raſchid die Stimme ſeiner Unterthanen anlauſchen, ſo muß er von ſeinen Miniſtern die Bürgſchaft haben, daß dieſe ihm die nächtlichen Bagdad-Ausgänge erſetzen.

* *

Es hat gewiß Berechtigung, daß die beſitzenden Claſſen und ihre nächſten Anwälte, die Fürſten und Regierungen, ſich nach Hülfsmitteln umſehen, um den Geiſt eines dem Beſtehenden gefährlichen Wühlens zu bekämpfen. Allein auch in dieſem Kampfe, wo ohnehin die Beſtimmung Deſſen, was vom Beſtehenden der Erhaltung werth iſt, die Glieder nicht alle nach Einer Schlachtordnung bilden läßt, müſſen die Maßen elaſtiſche ſein. Aus künſtlichen Vorausſetzungen aufgebaute Dämme halten die Sturmfluthen nicht zurück. So können wir uns z. B. wie eines unbehaglichen Gefühls erwehren, wenn wir Frauen aus der vornehmen Geſellſchaft in ſchreckhafter Erinnerung an die Tage der Anarchie, die ſie erleben mußten, jede Verbindung mit freigeſinnten Richtungen abbrechen ſehen, an Schiller und Goethe Anſtoß nehmen, auf der Bühne nur am Gedankenloſeſten und Allgemeinſten ſich betheiligen, in Vereine rennen und für ſie wirken, ohne die rechte Ausdauer dafür zu haben. Es gibt nur Eine wahre Bekämpfung anarchiſcher Gefahren; ſie liegt in der Vereinfachung des Staatslebens und in der Kräftigung des materiellen Schutzes, den von der Gewalt der ehrliche Bürger begehrt.

Erziehern.

Mings Maienwonne, dunkelblau die Luft,
Von allen Bäumen lüftet Blüten Duft,
Ein weißer Wald das ganze ſel'ge Thal —
Nur einen Kirſchbaum ſeh' ich, der noch fahl.
Willſt du dies Jahr nicht mit den andern geh'n?
Wol gar für immer ſo entblättert ſteh'n?

* *

Wem du gehörſt in dieſem Luſtrevier,
Dein Herr that, lieber Baum, nicht gut an dir!
Er ſah die Blüten ſchon in voller Pracht,
Schon von den Früchten ward er angelacht;
Und in die Zweige, kaum vom März durchweht,
Stellt er den Vögeln ſchon ein Schreckgeſpenſt!

* *

Erwarte doch den Wuchs des Geiſtes erſt,
Bis du zu ſeinem Schutze dich bewährſt!
Nimm ſeiner Fülle nichts auch ſelbſt im Traum!
Es trennt von ihr dich noch ein heil'ger Saum:
Betrittſt du ihn ſchon vor der Götter Schluß,
Weihſt du dem Tod den reichſten Genius.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 37. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Dr. Oberle und die schwarzen Spatzen.

Humoreske.

Dr. Oberle war von seinen Reisen zurückgekehrt. Die große Tour war vollendet. Von Fach Mediciner, hatte sich der strebsame junge Mann dem Studium der vergleichenden Anatomie, der Physiologie und Zoologie ganz besonders zugewendet oder war vielmehr dem allgemeinen Impuls gefolgt, der vorzugsweise nach jenen Richtungen drängte. Nachdem er auf einer der kleinern Universitäten sein Fachstudium durch ein glänzendes Examen abgeschlossen und erledigt hatte, besuchte er die Reihe der größern Centralpunkte der Wissenschaft. Der eifrige Doctor concentrirte seine ganze Aufmerksamkeit hier auf die Vorträge eines berühmten Physiologen. Dort war es ein Koryphäe der Klinik, der ihn vorzugsweise anzog — an dem einen Orte waren es Sammlungen von seltener Reichhaltigkeit und Ausdehnung, an dem andern Anstalten für Geistes- und Körperkranke, welche den Lernbegierigen in Anspruch nahmen. Natürlich war auch Paris in diese Reihe eingeschlossen oder vielmehr zum Schlußstein derselben gemacht worden, zum Solitär, der die übrigen Edelsteine verdunkelt hätte, wenn man ihm diese in vereinzelter Reihenfolge vergleichen wollte. Ihre Gesammtwirkung war denn doch eine viel bedeutendere.

In Paris machte Dr. Oberle die Bekanntschaft eines jungen Sarden und folgte diesem an die Küste des Mittelmeers, um dort mit dem Studium jener räthselhaften Thierformen sich zu beschäftigen, die, allein dem Meere angehörend, noch lange zu den schwierigsten Aufgaben der Zoologie gehören werden. Tausende und Tausende der sonderbarsten Geschöpfe birgt der dunkle Meeresgrund, die gleich schwierig zu erhalten, aufzubewahren und zu beschreiben sind. Wir meinen jene Thierleiber ohne Kopf und ohne Füße, ohne Mund und ohne Magen, ohne Auge und Ohr, häutige, blasige, röhrenartige, glockige Gestalten, gallertige Massen, für welche Oken den willkommenen Namen der Quallen so treffend eingeführt hat. Dann jene Reihen zierlich gestalteter, pflanzenartig verästelter Polypen, glänzender, behaarter Würmer, leuchtender Infusorien bis herab zu den Schwämmen, diesen Gewächsen des Meerbodens, welche die armen Verstoßenen, die Parias der Naturgeschichte sind. Ja, verehrter Leser, der Schwamm, dieses alltäglichste, dieses erste Requisit deiner Leibesökonomie, ist ein ungelöstes Problem der Wissenschaft, ein streitiges Gebiet

entſchiedener Reiche, eine ungekrönt gebliebene Preisaufgabe. Man kann ganze Reihen zoologiſcher Werke und Werkchen durchſuchen, ohne den Schwamm erwähnt zu finden. Warum? Weil nach Anſicht ihrer Autoren der Schwamm kein Thier iſt. Alſo wol eine Pflanze? Greifen wir aber nach einer gleich großen Reihe botaniſcher Lehrbücher, darunter ſogar einige von denſelben Verfaſſern, ſo ſuchen wir auch hier vergebens Aufklärung über die Natur des Schwamms. Er iſt ſomit keine Pflanze, er gehört weder ins Pflanzen- noch ins Thierreich, ſondern ins Zweifelreich!

Doch zurück zu unſerm Doctor. Mit welchem Enthuſiasmus betrat er das Meeresufer! Mit welchem Eifer wurden das anatomiſche Beſteck, das Mikroſkop, die elektriſche Batterie und die chemiſchen Reagentien ausgepackt, denn mit dem ganzen Folterapparat des neueſten Fortſchritts ſollte den armen Inquiſiten der Meerestiefe zu Leibe gegangen werden. Eine vollſtändige Aufklärung aller dunkeln Stellen ſchien nun folgen zu müſſen.

Allein, das Leben iſt kurz, die Natur iſt ewig. Es erging unſerm guten Doctor, wie es ſchon Manchem ergangen iſt. Er ſecirte, digerirte, injicirte, präparirte u. ſ. w. einige Monate lang, mochte „einige recht hübſche Beobachtungen", die, mit Geſchick und Lebendigkeit redigirt, das Glück hatten, als kleine Aufſätze in wiſſenſchaftliche Journale oder in der Form von Mittheilungen in die Verhandlungen verſchiedener gelehrter Körperſchaften Einlaß zu finden. Von Freundeshand verſchaffte ſich der Verfaſſer eine beträchtliche Anzahl beſonderer Abdrücke ſeiner literariſchen Erſtlingsverſuche und nicht leicht nahte Jemand in jener Periode dem Doctor, der nicht irgendwie eins jener Heftchen eingehändigt erhielt. So kam es, daß auf der Rückreiſe zwiſchen Laibach und Cilli der heitere Reiſende für das famoſe Champagnerhaus Veuve Clicquot mit einer kleinen Mittheilung „Ueber gewiſſe Blindſäcke der Tunicaten" beſchenkt wurde. Auf der folgenden Station ſtieg ein beweglicher, mittheilſamer Mann ein, verwickelte ſich ſofort in eine lebhafte Unterhaltung mit dem jungen Forſcher, als deren Folge er mit einer Unterſuchung „Ueber die ſternförmigen Concretionen in der Haut des orangefarbigen Seeigels" beglückt wurde. Da dieſer Mann als Unternehmer einer ausgeſchriebenen großen Lieferung von Filzſocken für die Mobiliſirung der Armee nach Wien eilte, ſo kann man ſich denken, daß er nicht minder für dieſe Abhandlung ſich intereſſirte als der Champagner-Reiſende für die ihm gewordene.

Indeſſen, wir wiederholen es, Dr. Oberle war von ſeinen Reiſen zurückgekehrt, die große Tour war vollendet. Voll Eifer etablirte oder ſachgemäßer „habilitirte" er ſich an einer der kleinern Univerſitäten, dieſer Pflanzſchulen unſerer größten Gelehrten, als Privatdocent. Mit nicht geringer Befriedigung erblickte er alsbald ſeinen Namen mit der Ankündigung der Vorleſungen am Schwarzen Bret. Mit Sorgfalt brachte er zu Anfang des Wintercurſus den ganzen Vormittag in ſeiner Wohnung zu, um die Anmeldungen — der ſachgemäße Ausdruck iſt „Belegen" — zu ſeinen Vorleſungen entgegenzunehmen. Schon von ferne die Straße herkommende Füchſe und Studenten umſpähte er und mit zitternder Erwartung folgte er ihrem Wege. Da kommt ein Trupp, ſie beſprechen ſich lebhaft, Einer weiſt nach des Doctors Fenſter, ſodaß dieſer faſt erſchrocken zurückfährt; ſie nähern ſich, treten ins Haus, dem Doctor ſchwindelt, er ſucht in der Sophacke die Faſſung zum angemeſſenen Empfang zu gewinnen, aber es klopft nicht an die Thür. Er lauſcht; Tritte kommen, allein ſie gehen eine Treppe höher, wo ein nicht unbeliebter Schneider wohnte. Solche Enttäuſchungen wurden dem Docenten noch öfter, ſie verloren alsbald ihre niederſchlagende Wirkung. Wenn es überhaupt gut iſt, daß der Menſch ſich früh und raſch an Täuſchungen gewöhnt, ohne ſeine Elaſticität einzubüßen, ſo iſt eine ſolche Faſſungsgabe ganz beſonders dem jungen Akademiker wünſchenswerth.

Der Stand der Privatdocenten an unſern Univerſitäten iſt ein ganz eigenthümlicher, in keinem andern Lande beſtehender und verdiente längſt Gegenſtand einer ausführlichen

Einzeldarſtellung — Monographie — zu werden. Gleichwie in Napoleon's Armee jeder Corporal den Marſchallsſtab im Tornißer mit ſich trug, ſo iſt jeder ſtill hinwandelnde junge Docent eine geheime, künftige „Magnificenz", mit welchem großartigen Titel der an der Spitze der Univerſität ſtehende Rector magnificus angeredet wird, oder gar ein Curator oder Kanzler der Hochſchule.

Wer hat nicht ſchon in der Umgebung unſerer Univerſitätsſtädte jene vereinzelten Spaziergänger wahrgenommen, die nicht mehr jung ſind, ohne doch alt zu ſein, mit ernſtem Blick und dem Ausdruck geiſtiger Arbeit im Antlitz? Sie gehen nicht den eilenden Schritt des Geſchäftsmanns, der pflichtmäßig die diätetiſche verordnete Bewegung abwacht, nicht den behaglichen Gang des unbeſchäftigten Lebemanns, nicht den unruhevollen Eilmarſch des Touriſten, der die Gegend noch mitnimmt, bevor die Locomotive pfeift — alle dieſe Momente ſind unſerm Spaziergänger fremd. Die Zeit iſt ihm koſtbar und dennoch iſt er nicht gehetzt; er arbeitet fleißiger als irgend Jemand und doch wird er von keinem Menſchen dazu gedrängt, er iſt der unabhängigſte Menſch von der Welt und doch der unſelbſtändigſte, denn er iſt Privatdocent. Seine ganze Beſoldung beſteht in dem ungehemmten Gebrauch der friſchen Luft und im uneingeſchränkten Genuß der ſchönen Ausſichtspunkte in der lieblichen Umgebung der Univerſitätsſtadt.

Dr. Oberle hatte muthig den Fuß auf dieſe unterſte Stufe der ſteilen und mühevollen Bahn geſetzt, die zu den auf lichtvollen Höhen ruhenden Thronen der Wiſſenſchaft führt. Aber ein großer Umſchwung der Zuſtände und Verhältniſſe gegen das frühere Studentenleben wurde ihm alsbald offenbar. Die gleichalterigen Genoſſen waren fort, im akademiſchen Perſonale war er ein Neuling, von jüngern Fachgenoſſen nicht ohne Eiferſucht und Mißtrauen angeſehen, von den ältern Herren ignorirt oder in jener vornehmen Weiſe patroniſirt, mit welcher man gern das junge und ſtrebſame, aber unruhevolle und unbequeme Talent fügſam zu machen weiß.

Auch der Herr Vater, der alte Oberle, war zäher geworden. Ein Student kann nichts verdienen, das ſah er ein und ſchickte bereitwillig und reichlich. Allein jetzt hat der Sohn ausgelernt, er iſt Doctor, er kann jetzt ſein Brot heilen ſelbſt verdienen.

Alles ſpornte den Docenten zu verdoppeltem Eifer und es glückte ihm wirklich, ſchon im erſten Curs ein Colleg zu Stande zu bringen. Er hatte drei wirkliche Zuhörer. Hierzu kam ein junger Vetter, ein Fuchs, der eigentlich Theologie ſtudiren ſollte und der vom Doctor ſich überzeugen ließ, daß für angehende Theologen nichts anregender und bildender ſei als ein Colleg über Hiſtologie oder Gewebelehre mitzunehmen, namentlich da er es gratis habe. Als fünfter wurde ein „altes Haus" gewonnen, ein bemooſter Burſche, der den akademiſchen Verwandlungsproceß noch einmal, aber rückwärts durchmachte und mit vieler Reſignation den Unterricht junger Gelehrter aufſuchte, die er vor Jahren als Füchſe eingepaukt hatte. So kam Oberle ſelten in den Fall, ein Colleg aus Mangel an Zuhörern ausſetzen zu müſſen.

Von ſeinen Vorleſungen ließ ſich an der kleinen Hochſchule kein bedeutender Erfolg erwarten, dieſes wurde dem Doctor alsbald klar. Er mußte daher um ſo mehr darauf bedacht ſein, ſich einen „Verleger" oder einen „Ruf" zu verſchaffen. Beides erwirbt ſich der junge Gelehrte dadurch, daß es ihm gelingt, mit Leiſtungen vor das Publicum zu treten, die einiges Aufſehen erregen. Es kann dieſes freilich in ſehr verſchiedener Art geſchehen, z. B. durch gediegene Forſchungen und Arbeiten, die in irgend einen Nichtung neue Thatſachen, Methoden oder Apparate zutage fördern oder durch eine lebhafte, pikante Kritik, mit welcher ein junger Kampfhahn auftritt und ſich über die ſchwachen Seiten älterer Theorieen und Celebritäten hermacht, ohnſtreitig die wohlfeilere und neuerdings mit vielem Erfolge ausgebeutete Partie, zu welcher des Doctors milder Charakter indeſſen nicht hinneigte.

Aber etwas Neues in der Wissenschaft! Das ist nicht sobald gefunden als gesagt. Wie manche Idee durchzuckte den Docenten, wie manchmal erlosch dem ins Sinnen Versinkenden der sonst mit vestalischer Stetigkeit brennende Glimmstengel!

Auch heute, verehrter Leser, wo die Episode im Leben des Doctors eintritt, auf welche du vielleicht mit Ungeduld wartest, auch heute hatte der Forscher in der Sophorde allerlei sich verschlingenden Pfaden wissenschaftlicher Probleme nachgespürt, da und dort tastende Fühlhörner ausgestreckt und alsbald, auf felsenfeste Schwierigkeiten stoßend, wieder zurückgezogen, als er endlich in jenem Gemisch von Mißmuth und stiller Verzweiflung, das den Werdenden so häufig überkommt, aufsprang und ans Fenster eilte.

„Himmlische Luft — Freiheit" — es wurde ihm, wie dem alten Götz im Thurm, zu enge, er schnappte nach frischer Luft.

Das Behälter, aus dem Oberle sich zunächst mit frischer Luft zu versehen pflegte, war ein Höfchen, in welchem die Corporal Sepkorn'schen Eheleute ein kleines Pensionat zur Aufbringung von allerlei Geflügel errichtet hatten und dirigirten. Ein leichter Novemberschnee hatte das Höfchen mit einer säuberlichen weißen Decke austapeziert; hier und da hieroglyphenartig von den Vogelfüßen beschrieben, lag es als friedliches Stilleben vor der erregten Seele des Beschauers.

Der alte Sepkorn öffnete jetzt sein in den Hühnerhof gehendes Fenster. Alte, brummige Schnurrbärte von Invaliden sind schon so mehrfach Gegenstand der Darstellung und Schilderung gewesen — es gibt bekanntlich keine Kunstausstellung ohne etliche Dergleichen —, daß ich füglich hier davon absehen kann. Kaum begann seine graue Pudelmütze am Fenster sich zu zeigen und sein lockendes Pfeifen sich hören zu lassen, als die ganze Scene den belebtesten Anblick bot. Vom Schlag schnurrten die Tauben hinab, die Hühner flatterten von allen Seiten herbei und laut quakend kamen die Enten zum reichlich gestreuten Futter herangewatschelt. Alles dem Doctor wohlbekannte, täglich erlebte Ereignisse.

Aber plötzlich nimmt der bis dahin theilnahmlose Blick des Doctors einen eigenthümlichen Ausdruck an; mit einer Art ungläubiger Spannung ist er fest auf einen Punkt gerichtet — der Athem hält an, der Körper ist unbeweglich. Wir folgen diesem Blicke.

Die Fütterung der Sepkorn'schen Menagerie pflegte namentlich im Winter allerlei Hospitanten herbeizuführen. Die Grauammer, die Goldammer, das Citrinchen, vorzüglich aber „Spatzorum gens impudicissima, das unverschämte Spatzenvolk", wie mein Vetter sie mitunter zu benennen pflegt; diese waren niemals fehlende Gäste, die freilich manch mißgünstigen Seitenhieb von Hahn und Hühnern und manchen Fluch und Wurf des Corporals auszuhalten hatten, dessen Taschen stets mit einer Munition von Steinen zu diesem Zwecke geladen waren.

Inmitten nun des Schwarms unbefugter Eindringlinge erblickte der Doctor eine Gruppe von — fünf schwarzen Vögeln. Nicht etwa Raben, Krähen, Dohlen oder Amseln wären es, diese bekannten Schwarzröcke, die im Winter ebenfalls zutraulicher werden und den Wohnungen sich nähern — nein, es waren kleine, schwarze, dem erstaunten Beobachter ganz unbekannte Vögel. Daher seine Ueberraschung, seine plötzliche Erregung, sein Gemisch von Jubel und Schreck — denn bei jedem plötzlich eintretenden Glück läuft bekanntlich der Zweifel einmaligen Täuschung als Freude dämpfender Sklave hinterher.

Dr. Oberle griff nach dem Opernglucker, nach dem kostbaren Binocle, mit welchem er das Spiel der Gesichtsmuskeln einer Affin sowie den Bau und die Bewegungen der Springorgane einer Pepita eifrigem Studium unterworfen hatte.

Er lorgnettirte die schwarzen Vögel, es blieb kein Zweifel, nach Größe, Bau und Gesellschaft waren es Spatzen — schwarze Spatzen — oder Sperlinge, wenn Sie dies lieber wollen.

Der Doctor griff nach Hut und Stock und stürzte die Treppe hinunter, er flog zu

ſeinem intimſten Vertrauten, zum Conſervator des Zoologiſchen Cabinets der Univerſität, zum Vogelausſtopfer Schraudt.

Nun iſt kein Gang ſo raſch, kein Flug ſo ſchnell, daß nicht der Gedanken blitzende Eile Alles überholt und ſo können wir auf dem kurzen Wege eine ganze Reihe von ſich drängenden Ideen im Kopfe des Doctors verfolgen, die ein dramatiſcher Dichter etwa in Form des folgenden Monologs wiedergegeben hätte:

„Welch ein Stoff zu einer Abhandlung — Der ſchwarze Sperling, eine neue Species oder wenigſtens Varietät: Fringilla nigra oder Fringilla domestica, varietas nigra Oberleini! Fünf Exemplare — was läßt ſich damit nicht ausrichten! Eins ſchicke ich an Lichtenſtein in Berlin, das zweite an den berühmten Napoleoniden — nicht den Kaiſer Louis, ſondern an den Ornithologen, den Prinzen von Canino — das dritte geht nach Paris an den alten Conſtant Prévoſt, der neulich den Knochen eines vorweltlichen pariſer Rieſenvogels aufgefunden hat — will freilich wenig heißen gegen meine ſchwarzen Spatzen. Endlich wird ein Exemplar in unſerm Zoologiſchen Cabinet aufgeſtellt und das letzte in meinem eigenen, höchſt elegant natürlich. Welche Correſpondenzen, welche Verhandlungen und Notizen in den gelehrten Zeitſchriften, ſogar in den nichtwiſſenſchaftlichen Blättern — kurz, der Name des beſcheidenen Docenten Oberle wird ſo bekannt, daß die Spatzen auf dem Dache davon erzählen — ohnehin nicht mehr als billig, der ſchwarzen Verwandtſchaft wegen u. ſ. w.“

Das Glück begünſtigte den Doctor auch inſofern weiter, als er ſeinen Freund Schraudt ſchon nach wenigen Schritten mit der Vogelflinte um den Botaniſchen Garten ſchleichend fand, wo er einem Seidenſchwanz nachſtellte, der als ſeltene Erſcheinung aus Böhmen in dieſe Gegend ſich gezogen hatte.

Kaum fanden ſich die Worte, dem Freunde die wichtige Entdeckung mitzutheilen.

Was, ſchwarze Spatzen! rief Schraudt ungläubig und berichtigend, weiße, wirſt du ſagen wollen, weiße Spatzen kommen zuweilen vor, aber keine ſchwarzen.

Nein, ſchwarze, ſage ich, erwiderte heftig der Doctor, kohlrabenſchwarze! Komm nur eiligſt mit, bevor ſie etwa ſich wieder verfliegen.

Mit Zittern und Herzklopfen ſtolperten Beide die engen Treppen hinan zur Studirſtube, leiſe öffnete der Doctor das Fenſter und triumphirend deutete er hinab und — Bauz! da hatte der Schütze ſchon die Flinte am Backen und feuerte mitten ins Gewimmel hinein.

Seit dem Bombardement von Sewaſtopol, wo oft Tage lang 500 Kanonen auf jeder Seite ſpielten, darunter ſolche, die 20 Pfund Pulver laden und 160pfündige Kugeln ſchießen, iſt das Publicum ſo an das Feuer im größten Stil gewöhnt, daß die Schilderung der Wirkung des unſererſeits ſoeben abgefeuerten Schuſſes nur einen ſehr geſchwächten Eindruck hervorzubringen im Stande ſein wird.

Und doch darf ich wohl ſagen, daß in dem ganzen erwähnten Belagerungskrieg kein Schuß an Wirkung und Erregung dem Feuer des Conſervators Schraudt nur entfernt gleichkam.

Abgeſehen von den drei auf dem Platze gebliebenen ſchwarzen Spatzen, von den auseinandergeſprengten Heerzug, waren es jetzt die Seyfern'ſchen Eheleute, die auf dem Schlachtfeld erſchienen und muthentbrannt ob des Friedensbruchs den Gegner herausforderten.

Die beiden Freunde eilten hinunter. Eine Verſtändigung war zunächſt unmöglich. Der Corporal fluchte und tobte, ſeine Gehülfe ſchimpfte und heulte in rhythmiſcher Abwechſelung.

Aber bedenken Sie doch, lieber Seyfern, gelang es endlich dem Doctor in eine kleine Pauſe der Ermüdung glücklich einzufallen — bedenken Sie doch, welche unendliche Bereicherung die Wiſſenſchaft durch die Entdeckung dieſer ſchwarzen Spatzen —

Den Teufel mit Ihrer Wissenschaft und Ihren Spatzen, die da eben auf dem Rauchfang im Kessel des Storchnestes hausen und seitdem man neuerdings hier Steinkohlen brennt, im Winter schwarzgeräuchert werden.

Was — geräucherte Spatzen? riefen die Vogelfreunde mit Entsetzen.

Wollen Sie gefälligst riechen! sagte Septorius mit Hohn und hielt dem Doctor einen der Gefallenen nicht unter die Nase.

In der That, wie rauchiger Schinken, der versalzte Naphthalin- und Kreosotgeruch! sagte Oberle kleinlaut.

Wollen Sie gefälligst am Gestatter reiben? fuhr der Corporal fort.

Ja, ja, ergänzte Schraubt, der Ruß geht ganz leicht ab und es bleiben ganz edle feine graue Spatzen übrig.

Ein schallendes Gelächter war die angemessenste Wendung für die Rache des gekränkten Ehrpaars und der Doctor und sein Freund konnten nicht umhin, herzlich mit einzustimmen.

Dieses, geneigter Leser, ist meine Geschichte von den schwarzen Spatzen. Zur Beruhigung will ich noch hinzufügen, daß unser junger Doctor in späteren Entdeckungen glücklicher war.

Allein in der Geschichte der Wissenschaft sind die vorstehend geschilderten keineswegs — die einzigen schwarzen Spatzen! Dr. F. Schrader.

Thermometer und Barometer.

I.

Wetterglas und Thermometer sind zwei jetzt so verbreitete physikalische Instrumente, daß sie wol eine nähere Beachtung und Erklärung verdienen, zumal nicht jeder Besitzer eines dieser Instrumente sich die Ursachen von Dem, was er sieht, angeben kann.

Betrachten wir zuerst als das am häufigsten anzutreffende und leichter verständliche das Thermometer. Das Thermometer (zu Deutsch: Wärmemesser) dient dazu, die Wärme (Temperatur) irgend eines Körpers, sei es ein fester, wie Metall, Holz oder ein flüssiger oder auch ein luftförmiger, zu messen. Es beruht dieses Instrument auf der Eigenschaft aller Körper, sich bei der Erwärmung auszudehnen. Von der letztern Eigenschaft der Körper kann man sich jeden Tag überzeugen. Viele Erscheinungen im alltäglichen Leben bestätigen sie und erhalten durch sie ihre Erklärung. Ein Plätteisen, das kalt gerade in die Platte paßt, ist, wenn es glühend gemacht wird, zu groß und geht nicht hinein. Metallplatten, z. B. von Zink, welche der Sonnenhitze auf Dächern ausgesetzt werden, müssen so miteinander verbunden werden, daß sie Platz zum Ausdehnen haben, weil sie sich sonst werfen würden. Es muß also bei manchen technischen Vorkehrungen diese Ausdehnung berücksichtigt werden. So dehnt sich z. B. ein Zinkstab, der bei einer Temperatur von 0° R. eine Länge von 28⅛" oder 342 Linien hat, wenn man ihn bis auf 100° R. erhitzt, um eine Linie aus. Wäre der Stab also bei 0° 14 Fuß lang, so hätte er bei 100° R. einen Zuwachs von 6 Linien oder ½ Zoll. Außer dem Zink dehnen sich von Metallen noch Blei und Zinn sehr stark aus. Dasselbe gilt von Flüssigkeiten; erhitzt man Wasser in einem engen Glase, so bemerkt man alsbald das Steigen desselben.

Es gilt hierbei das Gesetz: Je mehr man einen Körper erwärmt, umsomehr dehnt er sich aus und zwar so, daß z. B. der 14 Fuß lange Zinkstab bei einer Erwärmung bis auf 10° sich nur um den zehnten Theil seiner Länge bei 100° ausdehnt. Das Thermometer besteht nun in einer etwa 1½ Linie starken Glasröhre, die innen überall gleich weit ist. Diese Röhre erweitert sich an dem einen Ende in eine kleine, hohle Kugel, oben ist sie zugeschmolzen. In dieser Kugel und einem Theile der engen Röhre bemerkt man

eine Uebrigkommende Flüssigkeit. Ähnlich dem schmelzenden Zinn. Es ist dies ein Metall das Quecksilber. Gewöhnlich ist die Röhre an eine Scheibe von Holz, Glas oder Messing befestigt. Auf der Scheibe bemerkt man, daß sie in eine Menge gleicher Theilchen (die sogenannten Grade) getheilt ist, die gezählt werden. An dem einen Theilstrich steht Null und Siedepunkt, an einem andern die Zahl 80 oder 100 und Siedepunkt. Um nämlich die Theilung aufzuführen, hat Derjenige, welcher ein Thermometer anfertigen will, zuerst zwei feste Punkte (die eben genannten, mit 0 und 80 oder 100 bezeichneten), von denen aus die Theilung ihren Anfang nimmt, aufzufinden. Um den Gefrierpunkt zu bestimmen, taucht man die zum Theil mit Quecksilber gefüllte Thermometerröhre in schmelzenden Schnee oder Eis. Sobald steigt oder fällt das Quecksilber in der Röhre, bis es einen bestimmten Punkt einnimmt und auf demselben stehen bleibt, solange noch schmelzender Schnee das Thermometer umgibt. Man bezeichnet sich genau diesen Punkt mit Linie oder auf sonstige Weise und schreibt eine Null daran, daher dieser Punkt auch der Nullpunkt heißt. Den andern festen Punkt findet man, wenn man das Thermometer in kochendes Wasser oder besser in den Dampf von siedendem Wasser hängt. Es tritt hier Dasselbe wie oben ein, das Quecksilber steigt bis zu einem bestimmten Punkte, auf welchem es stehen bleibt. Man bezeichnet sich denselben wieder und setzt eine 80 oder 100 und „Siedepunkt" daneben.

Den Zwischenraum zwischen den eben gefundenen Punkten theilt man entweder in 80 gleiche Theile (Grade), wie es bei den im gewöhnlichen Leben gebrauchten Thermometern geschieht, oder in 100. Die erstere Theilung in 80 Grade heißt die Reaumur'sche und ist vorzüglich in Deutschland und Frankreich gebräuchlich. Die zweite, 100theilige oder die Celsius'sche (Gentesimalthermometer), wird vorzüglich bei wissenschaftlichen Untersuchungen angewandt. Endlich gibt es noch eine dritte, in England gebräuchliche Eintheilung, die von Fahrenheit. Hier theilt man den Abstand zwischen Eis- und Siedepunkt in 180 Grade und setzt an den Eispunkt die Zahl 32, an den Siedepunkt folglich 212. Bei allen drei Arten setzt man die Theilung auch unterhalb des Eispunktes fort, unterm man ebenso große Grade aufträgt. Man fängt aber bei dem 80- und 100theiligen Thermometer wieder von 0 an zu zählen bis 10, 20 u. s. w., während man beim Fahrenheit'schen zunächst von 32 abwärts bis auf 0 und dann wieder bis 10 oder wie weit man will zählt. Diese Grade unter dem Eispunkte nennt man Kältegrade und bezeichnet sie mit einem vorgesetzten —, die über denselben liegenden nennt man Wärmegrade und bezeichnet sie mit +. Der Nullgrad des Fahrenheit'schen Thermometers liegt da, wo beim 100theiligen der 17$^{7}/_{9}$ Kältegrad und beim 80theiligen der 14$^{2}/_{9}$ steht.

Die Grade überhaupt bezeichnet man durch eine der Zahl oben beigesetzte °, z. B. 10° = zehn Grad; sollen es Grade nach Reaumur sein, so sagt man noch ein R, bei Celsius'schen ein C und bei Fahrenheit'schen ein F hinzu, also 80° R = 100° C = 212° F.

Um die Grade der einen Theilung in die einer andern zu verwandeln, benutzt man folgende Gleichungen:

$$R = {}^{4}/_{9}(F - 32) \quad R = {}^{4}/_{5}C \quad \text{und} \quad C = {}^{5}/_{9}(F - 32),$$

wo die Buchstaben rechts vom = geben die Anzahl der Grade nach F oder C angeben, die man in Reaumur'sche oder Celsius'sche verwandeln soll. Man kann die Formeln auch so schreiben:

$$1°\,C = {}^{4}/_{5}°\,R \quad 1°\,R = {}^{5}/_{4}°\,C \quad \text{und} \quad 1°\,F = {}^{5}/_{9}°\,C \quad 1°\,C = {}^{9}/_{5}°\,F.$$

Die auf dem Thermometer verzeichneten Kältegrade gehen nur bis 40, weil bei größerer Kälte das Quecksilber gefriert, fest wird und so das Thermometer unbrauchbar wird. Für höhere Kältegrade ist man Weingeistthermometer, die übrigens denselben Bau haben und nur mit Weingeist gefüllt sind. Wir kommen jetzt zu dem

Barometer, im gewöhnlichen Leben Wetterglas genannt. Um jedoch das Wesen

dieſes Inſtruments verſtändlicher zu machen, wird es nothwendig ſein, erſt etwas über Luft und deren allgemeine Eigenſchaften vorauszuſenden; denn daß das Barometer mit der Luft im Zuſammenhange ſtehen muß, und wäre es nur als Wetterglas, wird man leicht einſehen.

Luft nennt man die durchſichtige, dünne und in hohem Maße elaſtiſche (d. h. zuſammendrückbare und wieder ausdehnſame) Flüſſigkeit, die uns überall umgibt, in der Ebene wie auf hohen Bergen, auf dem Meere wie auf dem Feſtlande, kurz, auf der ganzen Erdoberfläche. Sie hüllt die Erdkugel wie eine Schale ein. Obgleich dieſe Luft keine beſtimmte Geſtalt zeigt, wie man überhaupt bei Flüſſigkeiten nicht von einer entſchiedenen Geſtalt ſprechen kann, da dieſe nur von dem umſchließenden Gefäß abhängt, ſo läßt ſie doch die übrigen allgemeinen Eigenſchaften der Körper erkennen. Sie ſtrömt wie andere Flüſſigkeiten (daher die Winde); gegen Körper, die ihr in den Weg kommen, übt ſie einen Stoß aus, der ja oft Bäume umſtürzen kann. Ihren Widerſtand fühlt man beim Laufen oder wenn man eine thieriſche Blaſe, die zugebunden, aber mit Luft gefüllt iſt, zuſammendrücken will. Die Luft iſt endlich auch ſchwer und dieſe Eigenſchaft iſt für uns bei Betrachtung des Barometers die wichtigſte. So unwahrſcheinlich dies auch klingen mag, da man ja ihr Gewicht nicht fühlt, ſo läßt es ſich auch durch einen einfachen Verſuch beſtätigen. Man kann ſogar ihr Gewicht durch die Wage abwägen. Dies geſchieht, wenn man aus einer hohlen Glaskugel (von ungefähr 1 Fuß Durchmeſſer und mit einem Hahn verſchließbar) die Luft durch eine Luftpumpe auspumpt. Man verrichtet hierbei Daſſelbe, als wenn man aus einer Röhre oder dergleichen die Luft ſaugt, nur hier in größerm Maße durch die Maſchine. Hat man die Kugel ziemlich luftleer gemacht, ſo wiegt man ſie. Iſt dies geſchehen, ſo läßt man, ohne die Kugel von ihrer Stelle zu verrücken, die Luft durch den Hahn wieder einſtrömen und alsbald wird man die Wagſchale mit der Kugel ſinken ſehen, ein Beweis, daß die Kugel mit Luft ſchwerer iſt als die Kugel ohne Luft. Aus dem Unterſchied dieſer beiden Gewichte kann man die Schwere der in die Kugel eingeſtrömten Luft finden.

Alles, was ſchwer iſt, drückt auf einen andern Gegenſtand, der ſich unter ihm befindet. Da die Luft ſchwer iſt, muß ſie auch auf die Erdoberfläche, auf der ſie aufliegt, drücken; ſie muß alſo auf das Meer wie auf das feſte Land einen Druck ausüben. Schiebt man in ein waſſerhaltendes Gefäß einen genau hineinpaſſenden Deckel und drückt ihn bis auf das Waſſer, ſo würde man dies zuſammendrücken. Allein Waſſer läßt ſich durch eine ſo geringe Kraft durchaus nicht zuſammendrücken, es wird deßhalb, da es nirgends ausweichen kann und doch gedrückt wird, gegen den Schieber einen Gegendruck ausüben und übrigens ruhig bleiben. Durchbohrt man nun den Schieber und drückt wieder, ſo hat jetzt das gepreßte Waſſer einen Ausweg und wird durch dieſen hervorſpritzen. Steht das Waſſer frei in einem Gefäß, hat es alſo die Luft über ſich, ſo hat es nicht blos die Luft unmittelbar in der Nähe über ſich zu tragen, ſondern die ganze Luftſäule, welche ſo breit iſt als ſeine Oberfläche und bis an das Ende der Luft reicht. Dieſe ganze Luftſäule laſtet demnach mit ihrem Gewicht auf dem Waſſer; da dieſer Druck indeſſen auf alle Theile des Waſſers gleich ſtark wirkt, ſo wird man, wie vorhin bei dem erſten Verſuch, keine Bewegung wahrnehmen können. Streckt man jetzt eine Röhre, z. B. um das Einfachſte zu wählen, einen Strohhalm in die Flüſſigkeit und ſaugt mit dem Munde einen Theil der in der Strohhalmröhre enthaltenen Luft aus, ſo tritt Folgendes ein: Auf das Waſſer außerhalb des Strohhalms drückt die Luft noch wie vorher, auf das im Strohhalm ſich befindliche dagegen drückt jetzt, wenn man weiter ſaugt, nur noch ein kleiner Theil der Luft, da ja die übrige ausgeſaugt iſt. Es wird alſo hierin ein geringerer Druck als auf das außen befindliche freie Waſſer ſtattfinden. Der größere Druck der äußern Luft wird den kleinern im Strohhalm überwiegen und wird wie bei dem obigen

zweiten Verſuch mit dem durchbohrten Schieber das Waſſer im Halm in die Höhe treiben, bis Gleichgewicht ſtattfindet, d. h. bis das in die Höhe geſtiegene Waſſer auf das übrige Waſſer einen gleichen Druck ausübt als die außenbefindliche Luft. Damit dies eintreten könne, iſt jedoch ein Strohhalm zu kurz, das Waſſer wird noch höher ſteigen und man wird es in den Mund bekommen. Wendete man dafür eine Röhre von einigen Ruthen Länge, z. B. eine Pumpenröhre an und könnte man dieſe durch eine Maſchine oder auf ſonſtige Weiſe luftleer machen, während das andere Ende derſelben in Waſſer taucht, ſo tritt Daſſelbe ein. Denn da der Druck auf das freie Waſſer derſelbe iſt, während in der Röhre, infolge der Auspumpung, gar kein Druck oder doch nur ein ſehr geringer bewirkt wird, ſo muß natürlich das Waſſer nach der Seite hin ausweichen, wo es den geringſten Widerſtand findet, alſo in die Röhre.

Wie hoch wird und muß das Waſſer in der Pumpenröhre ſteigen? Offenbar ſo hoch, bis der Druck, welchen die Luft auf das freie Waſſer bewirkt, nicht mehr größer iſt als der der Waſſerſäule in der Röhre auf das außerhalb derſelben befindliche Waſſer. Denn ſolange dies noch nicht ſtattfindet, wird auch noch mehr Flüſſigkeit in die Röhre gepreßt. Durch dieſen Verſuch, der wirklich angeſtellt worden iſt, hat man erfahren, daß das Waſſer immer bis zu derſelben Höhe ſteigt und dann ſtehen bleibt. Dieſe Höhe beträgt ungefähr 32 Fuß.

Alle bisjetzt betrachteten Erſcheinungen gelten natürlich auch für andere Flüſſigkeiten, doch iſt hier die Höhe, bis zu welcher ſie ſteigen, eine andere. Nehmen wir z. B. Queckſilber, jenes flüſſige Metall, das ſchon beim Thermometer erwähnt wurde, ſo läßt ſich der letzte Verſuch, der für das Weſen des Barometers von größter Wichtigkeit iſt, in folgender Weiſe anſtellen. Das Queckſilber iſt ziemlich 14 mal ſchwerer als Waſſer, d. h. wenn ein Nöſel Waſſer 1 Pfund wiegt, ſo iſt ein Nöſel Queckſilber ziemlich 14 Pfund ſchwer.

Man gießt in ein Glas 1 oder 2 Zoll hoch Queckſilber, füllt dann eine Glasröhre von etwa 3 Fuß Länge, die an einem Ende zugeſchmolzen iſt und innen eine Weite von etwa 2 Linien hat, ganz mit Queckſilber, ſodaß durchaus keine Luft darin iſt, verſchließt ſie dann mit dem Finger, kehrt ſie um, ſodaß das verſchloſſene Ende oben iſt, taucht das andere mit dem Finger verſchloſſene Ende in das Queckſilber im Gefäß und öffnet nun erſt die Röhre innerhalb des Queckſilbers bei Abſchluß der Luft. Jetzt drückt auf das freie Queckſilber des Glaſes die geſammte Luftſäule, welche auf ſeiner Oberfläche ruht, wie vorher. Aber in der Glasröhre drückte in dem Augenblicke, da man die Röhre öffnete, das geſammte darin enthaltene Queckſilber auf das unter ihm ruhende. Iſt nun das Gewicht der 3 Fuß langen Säule größer als das der Luftſäule, welche auf die freie Flüſſigkeit drückt, ſo wird das Queckſilber in der Röhre das außerhalb derſelben befindliche in die Höhe ſteigen laſſen, während es ſelbſt herabſinkt und zwar ſo tief, bis das Gleichgewicht ſeines jetzigen Volumens (nachdem es herabgeſunken iſt) gleich iſt dem äußern Druck oder Gewicht der Atmoſphäre. Die Erfahrung lehrt aber, daß das 3 Fuß hohe Queckſilber wirklich ſchwerer war als die Atmoſphäre, es tritt alſo das Beſchriebene ein. Es ſinkt das Queckſilber ſo weit herab, bis die Entfernung zwiſchen ſeiner Spitze und der Oberfläche des außen befindlichen Queckſilbers ungefähr 28" iſt. Auf dieſer Stelle bleibt es ſtehen, wenn man den Apparat in Ruhe läßt.

Dieſer Verſuch lehrt alſo: Das Gewicht oder der Druck, welchen eine Luftſäule gerechnet von ihrem oberſten Ende bis auf die Queckſilberoberfläche, wenn ſie überall gleichen Querſchnitt, z. B. 1 Quadratzoll hat, auf einen Quadratzoll ausübt, ebenſo groß iſt als das Gewicht oder der Druck einer Queckſilberſäule, die ebenfalls überall 1 Quadratzoll zum Durchſchnitt und eine Höhe von 28" hat. Die Queckſilberſäule enthält alſo im Ganzen 28 Kubikzoll.

Vergleichen wir dieſen Verſuch mit dem oben mit Waſſer angeſtellten, ſo muß alſo,

da der Luftdruck auf die freie Flüssigkeit in beiden Fällen derselbe ist, auch das Gewicht der 32 Fuß hohen Wassersäule gleich sein dem der 28 Zoll hohen Quecksilbersäule. Beide halten ja demselben Drucke das Gleichgewicht. Es ist aber schon gesagt, daß Quecksilber ziemlich 14 mal schwerer ist als Wasser. Sollen aber beide Flüssigkeitsmassen gleich schwer sein, so muß man auch von der leichtern mehr nehmen als von der schwerern und zwar in unserm Falle von der leichtern (dem Wasser) ziemlich 14 mal mehr als von dem Quecksilber. Demnach muß die Quecksilbersäule ziemlich 14 mal kleiner sein als die des Wassers. Die letztere war 32 Fuß, also muß das Quecksilber "/14 = 28" hoch stehen, wie auch der Versuch zeigte.

Nach diesen zur Erklärung vorausgeschickten Versuchen kommen wir in einem zweiten Artikel zu dem Barometer selbst.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Ein Beitrag zur Verbesserung der Nahrung der untern Volksclassen.

Mitgetheilt von Hofrath Dr. Gumprecht in Hamburg.

Die Bemühungen der Philanthropen und Behörden waren in den letzten Jahren darauf gerichtet, den arbeitenden und untern Volksclassen gesunde, wohlfeile und kräftige Nahrungsmittel zu verschaffen. Man schlug zu diesem Endzweck den vermehrten Anbau der Hülsenfrüchte, der Erbsen, Bohnen und Linsen sowie die Errichtung der Pferdeschlächtereien vor; das Volk wollte indessen die Kartoffelnahrung, welche seine Lieblingsspeise ist und weil die Kartoffeln wohlfeiler als die Hülsenfrüchte sind, nicht aufgeben. Die erstern sind aber wegen des geringen Gehalts an Eiweiß wenig nahrhaft und zur Ernährung der arbeitenden Volksclasse nicht genügend, denn 1 Pfund Metzgerfleisch ist gleich 10½ Pfund Kartoffeln, welche letztere nur 1½ Procent Eiweiß enthalten. Moleschott in seinem Buche: „Lehre der Nahrungsmittel", S. 124, sagt von den Kartoffeln Folgendes. „Während das lösliche Eiweiß, welches in den Kartoffeln und Rüben die eiweißartigen Körper vertritt, häufig nicht ein Ganzes und nur selten zwei Hundertel des Gewichts der Wurzel ausmacht, schwanken die Fettbildner zwischen ein Fünftel und ein Viertel des Gewichts. Was soll man aber von einem Nahrungsmittel halten, in dem Eiweiß und Fettbildner gerade in dem umgekehrten Verhältniß von den Eiweißkörpern und den Fetten des Blutes enthalten sind? Mit Fett kann es das Blut und die Gewebe überfüllen, aber wie es das Blut nur ärmlich mit Eiweiß versorgt, so kann es den Muskeln keinen Faserstoff und keine Kraft und dem Gehirn weder Eiweiß noch phosphorhaltiges Fett zuführen." Ferner sagt der genannte Autor S. 84: „Allerdings sind Kartoffeln weniger nahrhaft als Fleisch, denn letzteres ist dem Blute sehr ähnlich, während Kartoffeln sehr wenig Eiweiß und sehr viel Stärkemehl enthalten. Behauptet man aber in Bausch und Bogen, Kartoffeln seien nicht nahrhaft, so vergißt man, daß Stärkemehl durch die Verdauung in Fett verwandelt und das Fett einen wesentlichen Bestandtheil des Blutes darstellt. Kartoffeln mit etwas Eiweiß vermischt werden ebenso nahrhaft wie Milch und Fleisch. Es handelt sich also blos darum, einen Zusatz zu den Kartoffeln anzugeben, welcher nicht nur Eiweiß enthält, sondern auch von der Art ist, daß er wohlfeil und ohne besondere Mühe den Kartoffeln leicht zugesetzt werden kann."

Zu diesem Endzweck eignet sich sonder Frage in jeder Hinsicht die Milch am besten. Moleschott sagt S. 145 von der Milch Folgendes: „Ein Nahrungsmittel, das, wie die Milch, während eines ganzen Abschnitts des Lebens allein die Blutmasse zu erhalten vermag, ist gleichsam eine in der Natur vorhandene Antwort auf die Frage, welche Nah-

rungsstoffe zur Bildung eines vollkommenen Nahrungsmittels erfordert werden. Sie ist der Urbegriff eines Nahrungsmittels, sie ist Speise und Trank, eine Quelle des Eiweißes und des Fette, des Zuckers und der Salze, mit einem Worte das Nahrungsmittel der Nahrungsmittel. Reicher an Wasser als unser Blut, reicher als Brot und Fleisch, enthält die Milch in ihrem Käsestoff einen Vertreter der eiweißartigen Körper, der von fertig gebildetem Fett in der Butter, von einem Fettdünger im Milchzucker und von dem nöthigsten Blutsalze begleitet wird."

Der Zusatz der Milch zu den weiter unten angegebenen, aus Kartoffeln bereiteten Speisen ist nicht nur für den Handwerker sehr nützlich, sondern auch ganz besonders für dessen Kinder. Die Kartoffeln sind bekanntlich die Hauptnahrung der Kinder der untern Volksclassen von ihrem vierten Jahre an, und dadurch wird bekanntlich häufig der Grund gelegt zu Skrofeln und Tuberkeln. Auch sind die abgekochten, in der Knolle genossenen Kartoffeln schwer verdaulich für Kinder, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß sie von dem Verdauungssystem nicht vollständig aufgelöst und assimilirt werden und häufig in kleinen Stücken unverdaut mit den Excrementen abgehen. Es ist daher von großer Wichtigkeit, durch den Zusatz von Milch die Kartoffelnahrung der Kinder und der Erwachsenen zu verbessern, was durch folgende Zubereitungen leicht, wohlfeil und mit wenig Mühe bewerkstelligt werden kann, und zwar:

1) Durch Kartoffelbrei. Bekanntlich wird solcher bereitet durch Abkochung der Kartoffeln, welche man zu Brei zerdrückt, mit heißer Milch und ein wenig Butter vermischt, aufkochen läßt und mit einer gehörigen Menge Kochsalz würzt. Noch wohlschmeckender wird der Kartoffelbrei, wenn man die dazu nöthigen Kartoffeln nach englischer Art in Salzwasser abkochen läßt. Die Bereitung erfordert wenig Zeit und Feuerung und ist dieser Brei viel wohlschmeckender und leichter verdaulich für Kinder und für Erwachsene als die abgekochten Kartoffeln in der Knolle.

2) Durch eine Milchsuppe mit geriebenen Kartoffeln, welche auf folgende Art bereitet wird: Man läßt die nöthige Quantität Milch aufkochen, in welche man Mehl abrührt, fügt die geriebenen Kartoffeln hinzu und würzt die Suppe mit Kochsalz.

Der Erwachsene kann den obgenannten Speisen, um die Nahrhaftigkeit derselben zu verstärken, einige Schnitte Roggenbrot hinzufügen, welches letztere sich bekanntlich durch einen reichlichen Gehalt an Kleber- und Blutsalzen auszeichnet.

3) Arbeiter und Handwerker, welche die obgenannten Speisen nicht mögen, können den beabsichtigten Zweck, die Verbindung der Kartoffeln mit Milch, auch auf eine einfachere Weise erreichen, wenn sie nach den genossenen abgekochten Kartoffeln sich als Getränk eines Glases Milch bedienen, welches kräftiger und wohlschmeckender durch einen kleinen Zusatz von Branntwein, Cognac oder Rum wird, woran der Arbeiter gewöhnt ist und der, in geringer Menge genossen, ihm nicht schädlich ist. In England ist in der heißen Jahreszeit ein Glas Milch mit einem Liqueurgläschen voll Rum vereinigt ein sehr beliebtes und erquickendes Getränk. Es ist mit wahrscheinlich, daß durch einen kleinen Zusatz von Branntwein oder Rum zur Milch die letztere bei der arbeitenden Volksclasse Eingang finden möchte. Es ist zu wünschen, und es würde der guten Sache Vorschub leisten, wenn Aerzte, Prediger und Schullehrer die obigen so nützlichen diätetischen Vorschriften den Handwerkern und deren Frauen zur Benutzung für sich und namentlich für ihre Kinder, um sie vor Skrofeln und Tuberkeln zu schützen, angelegentlichst empfehlen und wenn Volksschriften diesen gemeinnützigen Gegenstand, den auch in brieflicher Zustimmung Dr. Moleschott so billigt hat, zur Sprache bringen würden.

Die Ward'schen Blumenfenster und Blumenkästen.

Wer kennt die „Ward-Zimmerchen!“ fragen die „Household Words“, und für alle Freunde der lieblichen Kinder Flora's antworten wir mit ihnen. Sehr Viele werden mit einem Kopfschütteln erwidern. Wenige vielleicht eine Antwort bereit haben.

In England trifft man jetzt hier und da in den Fenstern der Wohnungen der Mittelclasse kleine Treibbeete, die auch bereits beginnen in den Fabrikstädten sich einzubürgern. Der Fremde, den Geschäfts oder Wissenstrieb in einen jener Mittelpunkte englischer Gewerbsthätigkeit führen, bleibt oft auf seiner Wanderung durch das Labyrinth rußgeschwärzter Gassen und unheimlicher Winkel plötzlich überrascht und entzückt vor einer kleinen blumigen Oase in der schwarzen Wüste stehen. Süßes Grün, bunte Blumenfarben leuchten ihm entgegen, wo er es in seiner in allen Tönen lärmenden Umgebung einer poesielosen Industrie am wenigsten erwartet hätte. „Ward Zimmerchen“ zaubern ihm auf einmal ein kleines Blumenreich vor die Augen und er vergißt auf Augenblicke alle die unheimlichen Kräfte, die in ihrer Fesselung und klugen Ausbeutung um ihn her ihr Wesen treiben. „Ward Zimmerchen“ sind die hängenden Gärten der Seufzants für Tausende dieser bleichen Tagelöhner im Dienste der Industrie, zu deren Grün in bescheidener Ausdehnung sie wenigstens aufblicken, wenn sie noch nicht so glücklich, es selbst zu besitzen, sind, wo jeder Fuß Landes dem materiellen Erwerb dient, die Surrogate weiter, reich gefüllter Glas- und Warmhäuser glücklicherer Gegenden und glücklicherer Sterblichen.

Die Entdeckung dieser Zimmerchen ist eine einfache, wie schließlich fast alle Entdeckungen. Es ist ungefähr 25 Jahre her, da verwandelte ein Wundarzt, der im dichtbevölkertsten Quartiere der Ostseite Londons wohnte, einen kleinen Platz an der hintern Seite seines Hauses in eine Art von Garten. Er schichtete künstliches Felsenwerk und gab sich als leidenschaftlicher Blumenliebhaber alle erdenkliche Mühe, seine Lieblinge anzupflanzen, zu pflegen und gegen den Einfluß der verdorbenen Atmosphäre sorgfältigst zu sichern. Alles umsonst. Seine liebsten Schützlinge führten ein sieches Leben und starben dahin. Im Sommer 1829 brachte Ward, der diese Versuche und sein endliches Resultat selbst niedergeschrieben („Ueber das Wachsthum von Pflanzen in dicht verschlossenen gläsernen Behältern“, London), von einer botanischen Excursion die Puppe einer Motte mit nach Hause. Er vergrub sie in etwas Erde in einer Flasche, die gegen das Entweichen des später ausschlüpfenden Insekts mit einem Pfropfen bedeckt wurde. Bei täglicher Beobachtung der Flasche bemerkte Ward, daß sich die während der heißen Tageszeit aus der Erde entwickelnde Feuchtigkeit an der innern Fläche des Glases verdichtete und dahin zurückkehrte, woher sie gekommen war, also die Erde stets in dem nämlichen Zustande von Feuchtigkeit erhielt. Nach einiger Zeit erschienen ein kleines Farrnkraut und ein Gras auf der Oberfläche der Erdscholle. Welche Ueberraschung für den Beobachter, hier in der Flasche nun scheinbar von selbst gerade eine derjenigen Pflanzen auftreten zu sehen, deren mühsame Pflege in seinem imperialen Gärtchen er jahrelang umsonst versucht hatte!

Warum entfaltete sich und gedieh munter in der Glasflasche, was draußen im Garten stets verkümmerte? Die Antwort lag nahe. In jener mußten alle Bedingungen für die Existenz der Pflanzen vorhanden, dagegen alle schädlichen Einwirkungen auf das pflanzliche Leben ausgeschlossen sein. Ward experimentirte nun auf diese Entdeckung hin in mannichfaltiger Weise und aufs glücklichste. Bald hatte jedes Fenster seines Hauses seine zarten Bewohner. Hier war ein geschmackvolles Behältniß mit bunten Kindern der Flora angefüllt, dort ein anderes mit eleganten Farn und kleinen Palmenarten, dazwischen hingen seltsam aussehende Glasflaschen mit noch seltsamern Bewohnern aus dem Geschlechte der Aloe und des Cactus. Wo bisher auf den hinterseite des Hauses der Blick nur todte Mauern und die unliebsichste moderne Architektur getroffen, da ward nun Auge und Ge-

ſchmack auf's angenehmſte überraſcht und befriedigt durch die Ruinen einer Miniaturabtei, mit Epheu umhangen, von Farnkräutern und wilden Blumen in reicher Ueppigkeit umwuchert. Das eben erwähnte Felsmerk erhielt eine Hülle von Glas; ein größeres Gemach ward errichtet, nach und nach erweitert, bis zuletzt beinahe der ganze Raum an der Hinterſeite des Hauſes umſchloſſen war. Ward hatte inmitten der rauchigen Atmoſphäre von Zuckerſiedereien und Fabriken aller Art eine tropiſche Landſchaft in aller Ueppigkeit ihres Wachsthums gezaubert. Ja, das Dach des Hauſes mußte ihm für die Alpenpflanzen dienen, auf dem ſie ſich in ihre heimatliche, freie Bergluft verſetzt glauben konnten.

So wurde Ward durch einen Zufall, der vor ihm ſich täglich ſchon Tauſenden, die ſich mit Blumenzucht beſchäftigen, dargeboten haben mußte, auf eine Methode geleitet, die ſich vortrefflich bewährt, wo man in großen, dichtbevölkerten, namentlich Fabrikſtädten Blumen machen und gedeihen ſehen will. Er ſelbſt macht eine Bemerkung, die für manche unbenutzte Erfahrung beſchämend iſt. Daß in ſeiner Flaſche gerade ein zierliches Farnkraut aufgeſproßt, um das er ſich bis dahin vergeblich gemüht, ließ ihn ſeine Beobachtung verfolgen. Hätte er ſtatt deſſen ein Gänſeblümchen gefunden, ſo würde, wie er ſelbſt eingeſteht, ſeine Wahrnehmung ohne Zweifel eindruckslos und unfruchtbar an ihm vorübergegangen ſein.

Die einfache Idee Ward's fand ihre Zweifler und Ungläubigen. Man konnte ſich nicht erklären, daß Pflanzen ohne Luft und ganz eingeſchloſſen nicht erſticken ſollten, daß monatelang daſſelbe Waſſer die Pflanzen nähren, außerhalb ihres Gewebes verdunſten, ſich wieder verdichten, auf die Erde des Glaskaſtens herabfallen und ſo ſeinen Kreislauf lange fortſetzen ſollte. Indeß war es ſo und die Zweifel gingen in Enthuſiasmus über. Indeß wollen wir doch bemerken, daß allerdings ein möglichſt vieles Lüften von Ward ſelbſt empfohlen wird. Im Ward'ſchen Kaſten befanden ſich Pflanzen mit prächtigen Blüten im vollen Sonnenlichte, nach tüchtiger Begießung, vortrefflich. Manche ſelbſt ſollen in dieſem Zuſtande zu noch vollkommenerer Blüte gelangen als ſelbſt in ihrer Heimat. Jetzt hat bereits der Salon ſich der lieblichen Erfindung bemächtigt. Ein eleganter Tiſch enthält einen ſolchen Kaſten für die Kultur von Warmhauspflanzen im geheizten Zimmer; er bildet ein grünendes und blühendes Gewächshaus für die bewohnten Räume des Hauſes, das ſich überallhin tragen läßt, wo die bunte Blumenpracht den Genuß erhöhen und vergeiſtigen ſoll.

Anregungen.

Ein elektriſcher Gurtel um die Erde.

Das Dampfroß, dieſer Typus der reichſten Vermittelung unſerer körperlichen Bedürfniſſe, ſauſt jetzt über den Iſthmus von Panama von Aspinwall am Karaibiſchen Meerbuſen nach Panama an der Südſee, von einem großen Ocean zum andern, in 280 Minuten. Es überfliegt die Cordilleren mittelſt einer doppelten ſchiefen Ebene, deren höchſter Punkt 750 Fuß über dem Meeresſpiegel liegt. Man hat den Transit über die Landenge im Jahre 1852 nur an werthvollen Waaren auf 281 Millionen berechnet, nebſt etwa 24,000 Reiſenden. Dieſes ſoll ſich in kurzem verdoppelt haben. Iſt nun noch die Landenge von Suez mit der Schiene belegt oder für die Waſſerfahrt durchſtochen, ſo kann man die ganze Erde mit Dampf umfahren. Da darf denn freilich der Flug des Gedankens, wie er von der Telegraphie vermittelt wird, auch nicht mehr zurückbleiben; es muß der immer noch viel langſamern Schweſter vorauseilen.

Ein Deutſcher, J. P. Schaffert, beſchäftigt ſich mit der Ausführung; aber der Boden, von dem ſie ausgehen ſoll, iſt England, das noch immer in den Sphären, in denen es unübertroffen iſt, im Mercantilen und Induſtriellen, raſtlos verweilt. Schon genügt das einfache Dampfſchiff nicht mehr; die Schraubendampfſchiffcompagnie läßt ein doppelſchraubiges Doppeldampfſchiff mit Ruder und Schraube für Kriegszwecke bauen, drei mal ſtill es den rieſigen „Wellington", den

größten Kriegsdampfer, an Größe übertreffen; seinen Kohlenbedarf für eine Reise um die Welt nimmt es auf einmal ein. Schaffner aber hat einen elektrischen Telegraphenorganismus um die ganze Erde verbreitet, dazu auf seiner eben vollendeten Reise um die Erde die genauesten Untersuchungen angestellt und die nöthigen Unterhandlungen mit verschiedenen Regierungen angeknüpft. Mit Dänemark, dem Besitzer Islands, ist bereits abgeschlossen; mit Norwegen und Rußland wird verhandelt. Es handelt sich in jenen nördlichen Gegenden vor allem darum, stets die nächste Meeresküste auf dem kürzesten Wege zu gewinnen, um seine zu langen unterseeischen Leitungen zu erhalten, deren Risico natürlich stets größer, deren Gesetz schwieriger ist, während die durch jenes Verfahren veranlaßten Umwege bei der Telegraphie wenig zu bedeuten haben. Der elektrische Gürtel soll nach Schaffner's Plan um die Erde in folgender Weise gelegt werden:

Ueber Dänemark, Island, die Farör und Grönland nach Nordamerika hinüber, und zwar unterseeisch von Grönland nach Labrador; ebenso zwischen der äußersten Ostküste Grönlands und Islands, von da nach den Farören, von diesen nach Norwegen bei Bergen; von Bergen nach Christiania, Kopenhagen und Stockholm; von da über Finnland nach Petersburg und Moskau, Kasan, über den Ural nach Ren; über Kolywan, Kansk, Tomsk, Jrkutsk nach dem tatarischen China mit seiner Uebercultur; über Ochotsk der Küste entlang nach Jamsk, über den Golf nach Cap Utschotsk und Kamtschatka, von da über die Aleuten nach der Alaskahalbinsel oder Beringstraße in Nordamerika; von da an der Küste des Stillen Meeres entlang durch das Oregongebiet und Californien; von San-Francisco nach dem großen Salzsee und durch das Land der Mormonen in das westliche Missourigebiet, wo die telegraphische Weltlinie die ebenfalls von Schaffner angelegte californische Linie durchschneiden und sich mit den amerikanischen Linien, welche alle großen Städte bis in jedes anständige Hôtel hinein bereits durchkreuzen, verbinden wird.

Der Gedanke eines solchen, alle Völker in eine wunderbare Annäherung bringenden elektrisch zuckenden Drahtes ist ein großartiger. Der Leser mag die Karte zur Hand nehmen und seinen Weg verfolgen. Für die unterseeische Abtheilung des großen Werks ist Schaffner und seine Gesellschaft mit der Firma John W. Brett, deren Namen die größern Verbindungsdrähte dieser Art tragen, in Verbindung getreten. Der von uns gebrauchte Ausdruck einer Annäherung aller Völker ist keine Hyperbel; denn schon sind im Anschluß der großen Linie Gesellschaften für die verschiedenen Seitenlinien nach Australien, Ostindien u. s. w. in der Bildung begriffen. Das telegraphisch versörderte Wort wird bald unsere Planeten in unsterblichem wunderbaren Fluge umkreisen. Ein Gedanke aber drängt sich uns bei der Uebergangung auf diese Fortschritte des geistigen und materiellen Verkehrs in ihrem einstigen großen Zusammenhange kommen nicht die blutigen Werke menschlichen Hasses und Hasses unterstützen sollen, sondern müssen in ihrer Entwicklung dem friedlichen Schaffen der Menschengeschlechts dienen und die Blüte seiner Humanität zur gemeinsamen Frucht reifen lassen.

Tendenzpoesie.

Mit ein Grund, warum bei uns nach einer oft gewaltigen Aufregung der Geister, wenn es sich um Ideen und Gesinnungen handelt, plötzlich eine Erschlaffung eintreten kann, als wäre wieder möglich, sich in das Alltäglichste zu schicken, liegt in der unerledigten Frage von der Tendenzpoesie.

Die Tendenzpoesie sollte recht eigentlich die Poesie des 19. Jahrhunderts genannt werden. Sie geht von der erwiesenen Abgeschlossenheit gewisser großer Literaturperioden aus; sie sucht weder die Kränze eines Homer noch die eines Shakspeare; sie anerkennt, daß im Gebiete der Aesthetik fast für jede ihrer Gattungen mustergültige und der Nachahmung unzugängliche Werke vorhanden sind; sie bedient sich poetischer Formen nur dann, wenn die Phantasie sich zur Bundesgenossin irgend eines mehr oder minder auf die Lage der Menschheit bezüglichen Gedankens macht. Und genau genommen hat die Poesie ihre wahre Bedeutung zu allen Zeiten in einer ähnlichen äußeren Zweckbestimmung gefunden. Nur galten nicht immer diejenigen Ideen, die jetzt die Menschheit regieren, als die verherrschenden. Die bewegenden Ideen, die uns jetzt in der Religion und im Staate liegen, lagen der Welt sonst in der Sitte, der Gesellschaft und der allgemeinen Bildung.

Statt daß man diese Thatsache anerkennt, findet sie man überall verdächtigt. Wer mit seinem Dichten dem Denken der Zeit zu Hülfe kommen will, heißt Tendenzdichter und seine Gebilde sind nur von Absicht und vom „Zweckhaften", vom Austreten der „Fühlfäden", „Witterunghaben" für Das, was „in der Zeit liege", u. s. w. bestimmte Eingebungen des Verstandes. Die Professoren haben diese Phrase in ihre Lehrbücher der Aesthetik übertragen, Vielschreiber und Compilatoren in ihre Geschichten der Literatur und der Dilettantismus sorgt täglich dafür, daß sie in der laufenden Kritik der Journale und des literarischen Gespräches in Geltung bleibt. Gerade hier stecken wir in den romantischen Anschauungen

von einer gehaßten Muſe, Zwecklieſa genannt, daß ſelbſt die Bewegungsmänner, wie ſeiner Zeit die Muge, Kinkel u. A., in ihren äſthetiſchen Principien nur ihr gehuldigt haben. Abhandlungen wollten ſie auf der einen Seite, Volksreden, Broſchüren, Agitationen; auf der andern die poetiſche „Unmittelbarkeit", den Thautropfen im Reiche der Roſe. Statt daß ſie die Poeſie des Gedankens auf den Schild gehoben hätten, gaben auch ſie das Beiſpiel ihrer Geringſchätzung; ſie bekämpften die Romantik und verhielten nur nach romantiſchen Muſtern. Zahllos bleibt deshalb auch in Deutſchland die Legion der Dilettanten, die ſich Poeten nennen, ſelbſt wenn ihr Ehrgeiz nicht höher gehen kann, als im Katalog eines Muſenalmanachs zu ſtehen. Sie Alle ſind „Dichter", ſie Alle würden, nach ihrer Einbildung, glänzende Erfolge haben, wenn ſie die Muſe Zwecklieſa entweihen wollten und ſtatt die Nachtigal und die Roſe zu beſingen, Epigramme, Satiren und Epiſteln dichteten.

Wo man für die Tendenzpoeſie in der Aeſthetik und Kritik nur herabſetzende und oft nur aus dem Dünkel des Dilettantismus fließende Beurtheilungen kennt, da iſt es möglich, ja nothwendig, daß eine Nation nach ihren kühnſten Geiſtesaufflügen immer wieder zurückſinken muß in dreißig Auflagen von „Amaranth", von „Was ſich der Wald erzählt", „Luana" u. dergl. und mit ihnen in die entſprechende Ideen-Apathie. Ja Zwecklieſa treibt ihren Zauberſpuk mit Keinem mehr als mit der liberalen Geſinnung. Gerade dieſe gebertet ſich in Journalen und Büchern wie der Weber Zettel und ſingt unterm verzauberten Eſelsohr nur von Frühlingsblüte und Naturwuchs.

So kommt in der Tendenzpoeſie lediglich darauf an, ob die Menſchen, die ſie ſchildert, auch die Gedanken, die durch ſie verkörpert werden ſollen, in Fleiſch und Blut aufgenommen oder nur als geſchriebene Zettel aus dem Munde hängen haben. Iſt Letzteres der Fall, ſo mag es Dem, den z. B. dieſe Menſchen bekämpfen ſollen, ſehr anſtößig ſein, daß ſolche Gebilde erfunden werden; ſie haben aber ſogut ihre Berechtigung wie ceteris imparibus die alten claſſiſchen Gebilde. Wenn aber auch Der, dem dieſe Erfindungen zugute kommen wollen, mit klaſſiſcher Gleichgültigkeit ſie abweiſt, ſo geſchieht ihm ſchon recht, wenn, wie Shakſpeare ſagt, „der Feind ſein Land gewinnt ohne Schwertſtreich". Die geſtige Ohnmacht, die man bei ſo vielen ernſten ſchwebenden Fragen in Deutſchland gegenwärtig beobachten muß, gibt Kunde genug von dieſem „ohne Schwertſtreich verlorenen" Lande.

Die Theilbarkeit der Seele.

Karl Vogt und Rudolf Wagner ſtreiten über die menſchliche Seele. Man hat von der Seele immer den Begriff gehabt, daß ſie etwas Unheilbares, Unſtoffliches wäre und hat ſie eben darum auch in ſcharfen Gegenſatz geſtellt zur Materie, als welche ins Unendliche theilbar iſt. Doch zeigen ſich mehre Naturforſcher der neueſten Zeit wirklich dahin, aus der Thatſache der Vervielfältigung eines Weſens durch die Zeugung auch auf die Theilbarkeit der Seele zu ſchließen.

Rudolf Wagner, obgleich bekanntlich eine individuelle unſterbliche Seelenfortdauer annehmend und daher gegen den Materialismus, der mit dem Leibe die Seele untergehen läßt, polemiſirend, ſpricht dennoch von der Seele ganz wie von etwas Materiellem, da er ihre Theilbarkeit beilegt. „Daß aber", ſagt er, „von dieſer Seelenſubſtanz etwas gerade ſo abgenommen und übertragen werden kann, wie die Elektricität von einer Elektriſirmaſchine auf die Goldblättchen eines Elektroſkops, das lehrt uns die Phyſiologie der Zeugung. In dieſem Sinne habe ich an einem andern Orte von einer Theilbarkeit der Seele geſprochen, die ſo viele Angriffe erfahren." („Ueber Wiſſen und Glauben, mit beſonderer Beziehung der Zukunft der Seelen", S. 23.)

Karl Vogt macht freilich in ſeiner Streitſchrift gegen Wagner über „Köhlerglaube und Wiſſenſchaft" auch dieſe Wagner'ſche Behauptung lächerlich. Doch auch der berühmte Anatom und Phyſiolog Johannes Müller behauptet eine Theilbarkeit der Seele. Er ſagt nämlich in ſeinem „Handbuch der Phyſiologie des Menſchen" (II. Bd., 6. Buch, 1. Abſchn., 1. Cap.): „Das organiſirende Princip einer Pflanze und eines Thieres kann mit der Pflanze und dem Thiere getheilt werden und behält ſeine Weſenheit, zu organiſiren, ſodaß die getheilten Polypen und Planarien neue, zweckmäßig organiſirende und ihr Ebenbild ſchaffende organiſche Weſen werden oder ſchon ſind. Daſſelbe gilt auch von der empfindenden und vorſtellenden Seele der Thiere, wenn ſie von dem Lebensprincipe verſchieden ſein ſollte. Die Seele wird mit dem Thiere getheilt und behält ihre Weſenheit, denn die getrennten Theile ſind wieder ſelbſt beſeelt, empfinden, wollen und begehren. Auch der vom Ganzen ſich ablöſende Keim enthält bei den höchſten Thieren und beim Menſchen das zweckmäßig wirkende Princip der Organiſation. Seine Ablöſung vom Mutterthiere iſt auch eine Theilung."

Müller fährt fort: „Entweder liegt es in der Natur des Lebensprincips und der Seele als Potenz, daß ſie durch Vertheilung auf mehr Materie und durch Theilung an Kraft nicht verlieren könne, oder es entſteht durch das Anziehen von mehr Materie in einem wachſenden Organismus auch mehr von jenen Principien, ſodaß dieſe Principien in dem Nahrungs-

ſtoff ſchon latent vorhanden ſind, aber an der Materie, in der ſie ſind, erſt in den organiſchen Weſen zur Erſcheinung kommen." „Weiter als bis zu dieſer Alternative", ſagt Müller, „läßt ſich die Unterſuchung über das Verhältniß des Lebensprincips und der Seele zur Organiſation und zur Materie auf erfahrungsmäßigem Wege nicht führen."

Ein Philoſoph ſchreibt uns indeſſen über dieſen ganzen Streit:

„Aus der J. Müller'ſchen Erklärung geht hervor, daß der Ausdruck Theilbarkeit der Seele eigentlich ungenau iſt, da die angeführten Thatſachen nicht ſowol eine Theilung als eine Vervielfältigung des Lebensprincips und der Seele anzeigen. Nicht von einer Diviſion, ſondern von einer Multiplication kann, genau genommen, hier die Rede ſein. Das zeugende oder ſproſſende Weſen dividirt ſich nicht, ſondern multiplicirt ſich. Durch eine Theilung hört das Ganze immer auf Das zu ſein, was es vor der Theilung war. Die ſich vervielfältigenden Pflanzen und Thiere hören aber durch die Ablöſung neuer lebensfähiger Keime von ihrem Raume nicht auf, ein Ganzes zu bleiben. Das eigentlich Theilende, Trennende iſt der Tod, nicht aber die Zeugung. Durch den Tod läßt ſich das Ganze des Organismus in ſeine Elemente auf. Der lebensfähige Keim hingegen, der in der Zeugung abgeſondert wird, iſt kein Theil, ſondern iſt ſchon der Anlage nach ſelbſt ein Ganzes.... Welch ein großer Unterſchied zwiſchen Theilung und Vervielfältigung iſt, kann man ſich leicht verſinnlichen. Wenn ich einen Thaler in vier Theile theile, ſo iſt jeder Theil nur ein Viertelthaler. Vervielfältige ich hingegen einen Thaler vier mal, ſo iſt das Reſultat ein anderes... Die Herren Naturforſcher würden gut thun, wenn ſie etwas mehr Philoſophie ſtuderten und ſich den Inhalt der Begriffe, die ſie anwenden, wie Theil und Ganzes, klarer und deutlicher zum Bewußtſein brächten. So würde dann des Streites, der oft nur aus Verworrenheit der Begriffe hervorgeht, viel weniger ſein. Auch das Wort Seele ſollte erſt genauer definirt werden, ehe man von einer Theilbarkeit derſelben ſpricht."

Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt!

I.

Vernichtung, Schrecken des Todes und der Verzweiflung am Leben lag für Fauſt in den Worten des Erdgeiſtes und keineswegs geheimnißvoll, etwa ermunternd im hohen Sinne des Hegel'ſchen „Du biſt Das, was du denken kannſt!" waren die Worte gemeint: „Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt, nicht mir!"

Eine eigene Wahrnehmung im Geiſtesleben iſt, daß wir ſo oft dem Geiſte nur zu gleichen wünſchen, den wir nicht begreifen. Je verwandter uns eine Richtung iſt, je näher ſie unſerm eigenen Urſprunge ſteht, deſto geringfügiger iſt für uns ihr Werth. Das Gegentheil Deſſen, was wir ſelbſt vermögen, ſchätzen wir höher als die Verwandtſchaft mit unſerer eigenen Kraft.

Du möchteſt dem Geiſte gleichen, den du nicht begreifſt! Du ſetzeſt herab, was du verſtehſt, was Fleiſch von deinem Fleiſch und Bein von deinem Bein iſt! Die geiſtige Blindheit läßt dich die Vorzüge deiner eigenen Art verkennen, während ſich dir dein Gegentheil bewunderswerth zu machen weiß.

Ob wol nur ein Gefühl deiner — Schwäche dich treibt, ſo aus dem Kreiſe, der dich ſelbſt umſchließt, herauszukommen?

Ueberſieh, du Ueberläufer, nicht, daß dein geſchmähter Verwandter in Dem vielleicht groß und ſtark iſt, was du freilich an dir ſelbſt als deinen tiefſten Schaden erkennen mußt.

II.

Erbärmlich iſt doch jene Art von Kritik über Menſchen oder Menſchenſchöpfungen, die um die Stätte, wo man ſich ſelbſt allerdings ganz abgebrannt fühlt, auch für Andere ringsumher nur Verwüſtung und Oede ſehen will. Ich muß verzichten auf das Gedeihen meiner Abſichten, ſo ſoll nun auch keinem Andern ein grüner Platz mehr werden und demnach — „Es iſt unmöglich, daß noch Glaubliches geſchaffen wird!" „Die Zeit hat keinen Saaft!" „Die Oper muß von ſonſt her ſich überlebt!" „Man kann keine Melodieen mehr ſchaffen!" „Das Drama der Gegenwart iſt der Vergeſſenheit geweiht!" und ſo endlos überall, wo die Schaffenden ſich ihre eigene Kunſtlehre machen, der Charakter ſeine eigene Moral, das eitle Herz ſeine eigene Religion.

III.

Glaube doch nicht, du kränkliche Mädchenſeele, du Jünglingsherz, daß die Maienluft der erſten Liebe zum Gotte machte, daß die alte Lehre: „Die Gegenſätze ſind es, die ſich anziehen!" auch von dem Glück ſpricht, das in dem Bunde mit Ungleichartigem liegen könnte! Glücklich macht dich eine Wahl nur dann, wenn du dem Reiz des Gegenſatzes zu widerſtehen vermagſt und da liebſt, wo du Verwandtem begegneſt, wo du deine Phantaſie zwingen mußt, gerade die eigene, die gewohnte und längſt ſchon wohlbekannte Art zu lieben!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 38. [Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Wiener Briefe.

I.

— Oft ahnt man kaum in dieser schönen Kaiserstadt, wenn man die vornehmsten und reichsten Menschen besuchen will, wie man durch eine dunkle Gasse, einen düstern Thorweg, einen Hinterhof zu einer Existenz kommen kann wie die, welche ich gestern in einem so entlegenen Winkelwerk antraf. Man befindet sich, noch eben staunend, ob dieser Eingang zu Frau von C. führen könne oder zu einem pensionirten „Diamteten", plötzlich in einem nach hinten in eine ganz andere Straße hinausblickenden Gebäude, auf teppichbelegten Treppen, unter Marmorstatuen, tropischen Gewächsen und in Sälen, in deren Ausschmückung Schnitzwerk, Bronze und Krystall wetteifern.

Frau von C. fand ich in ihrem Boudoir. Die schlanke, hohe Gestalt mit schwarzem Wellenscheitel, den eine reizende, wie ein Teller aufliegende Spitzenhaube begrenzte, in leichtseidenem Stoff ruhte im dunkelbehangenen Raume auf einem Canapé und blieb in dieser Lage auch beim lebhaftesten Gespräch. Worüber ergingen wir uns nicht! Ueber die Hoffnungen, die man auf Thalberg's erste Oper: „Christine von Schweden", gesetzt hatte; über den „Sardanapal", den mit vorauszusehendem glänzendern Erfolge Franz Liszt im Geheimen componirt; über deutsche Opernmusik und italienische überhaupt; über die französische Schauspielkunst der Familien Palffy und Clary; über eine sehnsüchtig erwartete gute Novität des Burgtheaters; über Omer-Pascha und seine Gemahlin und deren Marschcompositionen; über das Eis in Rußland und das Vanilleeis von Dähne; über die neueste Lieferung des „Oestreichischen Familienbuch", einen rührenden Stahlstich, betende Kinder darstellend; über ein tiefempfundenes Gedicht von Betty Paoli; über eine Novelle, eine „dumme, aber auch gar zu dumme" Novelle von X. X. u. s. w.; — wie „plauscht" man nicht in Wien mit einer Dame, ehe man genauer in ihr Vertrauen gedrungen ist und sich die Anekdoten des Hofs, der Erzherzöge, der Fürsten, einiger Gräfinnen und sämmtlicher Hofburg-Schauspielerinnen mittheilt!

Ich führe Ihnen meine Begegnung mit der ebenso liebenswürdigen wie gebildeten Frau von C. nur an, um einen Uebergang zu gewinnen, von den Wienerinnen überhaupt zu sprechen. Sie wünschen, daß ich meine Erfahrungen zwischen diesen uns so liebevoll, aber auch sehr kostspielig umschlingenden Donau-Armen Ihnen ausspreche; aber ich ver-

ſichere Sie zugleich mit aller Offenheit, werther Freund, ich gehöre nicht zu den ſyſtematiſchen Reiſenden. Würden Sie mich nach Paris in die Weltausſtellung geſchickt haben, ich könnte Ihnen nur Berichte ſchreiben, die dem Technologen ein Gräuel wären. Ich würde mich nicht im mindeſten bei den Schrauben und Ventilatoren eines Maſchinenmodells, bei den Unterſchieden von Handgeſpinnſt und Stuhlgeſpinnſt, bei den gegerbten Ledern und pulveriſirten Farbſtoffen aufhalten, ſondern von den Menſchen reden, die ſich dieſe Wunderdinge anſehen, von den Gegenſtänden, die ihre Aufmerkſamkeit am meiſten feſſeln, von den Nationalitätsnüancen, die ſich in franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Fabrikaten, z. B. den Wachslichtern, ausſprächen, die man in Mailand, Köln oder Wien ſo ſchön zu gießen und zu bemalen verſteht. Kurz, ich kann Ihnen nicht ſyſtematiſch über Wien ſchreiben. Nur was der Eindruck gibt, der flüchtig anregende, der kommende und der gehende, ſoll von der Feder feſtgehalten werden.

Und liegt nicht eben in dieſem Chaos, natürlich bunt, heiter, lachend aufgefaßt, der Charakter Wiens? Liegt nicht auch in dieſem holden Wirrwarr ausgedrückt, was in jener eigenthümlichen Menſchenſpecies lebt, die man „Eine Wienerin" nennt? Eine Wienerin! Was geht nicht Alles in deren Köpfchen vor! Ich habe Ihnen die Converſation einer vornehmen Dame aus der Nähe der Freyung angedeutet, aber ich könnte Sie zu einem Solitär der Haute finance führen, zu einer „einſamen Palme" aus der Gegend des vornehmen Ghetto, zu einer „bürgerlichen Kleidermacherin", der Beſitzerin eines Hauſes mit vierzehn Höfen, wo ein Freund von mir Hof 5, Stiege 3, Lit. A, zweiter Stock, rechts Thür 7 wohnt, alſo der Beſitzerin einer jener bürgerlichen Kaſernen, in welchen man ſich ohne Ortsſinn und den Hausmeiſter verirren würde — alle dieſe Erſcheinungen, und wenn Sie am Löwenkäfig zu Schönbrunn ſtehen und das Stubenmadel den Schöpfer Himmels und der Erden über den Gedanken, ſolche „talkete Katzen" in die Welt geſetzt zu haben, förmlich zur Rede ſtellen möchte, oder unter den Laubern des Elyſiums am Soupertiſche beim Verzehren eines „aber auch unverantwortlich" zähen Backhändls — es iſt immer derſelbe Typus, dieſelbe Grundform, aus welcher dieſe Gattung der Urenkelinnen Eva's hervorgegangen iſt.

Die Wienerin war oder iſt natürlich jung, anmuthig, rüſtig und von einem ſehr einnehmenden, nicht ſelten die ſchönſten Zähne an den Tag bringenden Lächeln. Sie bleibt von Gottes und des Anſtands Gnaden viel länger jung als die Weiblichkeit anderer Städte. Ihre friſchen Formen pflegen ſich in ſpätern Jahren zu runden und da nichts den Tribut der Natur an das Herz und die Zeit, die Runzeln, mehr verdeckt als ein wohlgefälliges Starkwerden, ſo ſieht man hier Mütter, die nicht im geringſten geneigt ſind, im Wettkampf mit ihren Töchtern zurückzutreten. Sie haben noch das ſchönſte ſchwarze Haar, noch zwei allerliebſte Grübchen in den roſigen Wangen, zwei feurige Augen, einen allerdings etwas verſchwenderiſch an ſich ſelbſt etablirten Gold- und Juwelenladen, aber ſo viel gute Laune, ſo viel g'ſpaßige Lebensluſt, daß ſie höchſtens in Baden bei einer Luſtpartie ſich nicht mehr in die Schaukeln ſetzen, aber Carrouſel fahren ſie noch ſo gut wie ihre Nanny, ihre Kathi und ihr Reſerl. Wer, wie die Türken, Sinn für genährte Formen hat, wird die ewige Jugendlichkeit dieſer Mütter bewundern müſſen. Aber auch die magere und ſchlanke Wienerin geſteht ſich nicht ſobald die Zeit der Ältern ein. Sie verſteht ſo vortrefflich Toilette zu machen, hat dem Spiegel ſo viele Vortheile ihres ſchönern Eindrucks abgelauſcht, ſteht in ſo lebhafter Verbindung ſowol mit den altbewährten Thatſachen wie den immer wieder neu zuſtrömenden Entdeckungen der Kosmetik, daß ſie zwar mit der Zeit etwas Durchſichtiges und unnahbar Geiſterhaftes (was ſich bei Matronen leider oft zur Mumie und geſchminkten Leiche ſteigern kann) erhält; aber man ſollte bei ihr wirklich ſeine Mühe haben, die letzten vierziger Jahre vom Eindruck der erſten dreißiger gleich beim erſten Blick zu unterſcheiden.

Zum Wesen der somit äußerlich qualificirten Wienerin gehört innerlich vorzugsweise die alleinseligmachende Ueberzeugung von der Unvergleichlichkeit des Bodens, auf dem sie geboren und erzogen ist. Der erste Kanon, auf den sie gebildet wurde, ist die nur einmalige Existenz einer Stadt wie Wien. Die Sicherheit einer Wienerin findet man bei keiner andern Residenzlerin wieder; denn selbst die Petersburgerinnen räumen doch ein, daß man einige Artikel an der Spree und an der Donau besser antrifft als an der Newa, z. B. die märkischen Rüben und eine Aussicht von der Schottenbastei. Allein die Wienerin besitzt an Wien Alles. Sie würde die märkischen Rüben für „fad" erklären. Beobachte man sie nur, wenn sie reist! Keine Stadt ist nach ihrer Ansicht regelmäßig und richtig gebaut, kein Hôtel hat eine „gute Luft", kein auswärtiges Bett die richtige Elasticität, keine Table d'hôte diejenige Kochweise, welche allein nicht etwa für sie, sondern für die menschliche Natur überhaupt die zuträglichere ist. Die Wienerin stört in der Fremde Alles. Die Menschen sind ihr bemitleidenswerth, weil sie ihre wahren Vortheile nicht kennen; die Frauen haben keine „Tournür'", die jungen Mädchen haben eine schlechte französische Aussprache, die Herren sind nicht galant, die Städte haben alle ein sehr schlechtes Pflaster, die öffentlichen Promenaden versuchen sich nur in Etwas, was sie nie erreichen werden, das Theater ist höchst mangelhaft und wenn die Wienerin auch einräumt, daß es mit der Localität des Burgtheaters nachgerade ein Ende nehmen müßte und das Kärntnerthor nicht gegen Lebensgefahr bei etwaigen Feuersbrünsten Garantie leistet, so sind doch die glänzenden auswärtigen Schauspielhäuser nur Hüllen für einen tauben Kern; man kann nur sprechen, singen und tanzen in Wien. Wer sich diesen von den Männern nur theilweise gehegten Vorurtheilen der Frauen in Wien anschließt, wird daselbst glückliche Stunden verleben. Es ist ein Behagen in diesen Wienerinnen, das selbst wiederum Behagen ausströmt. Es kümmert sie nichts, was da draußen in der Welt sich ereignet. Selbst die Cholera hat sie bereits, so oft sie kommt, wie jenen Verdruß behandelt, von dem Egmont sagt, es wäre ein seinem Blute fremder Tropfen, den hinauszuwerfen es in Wien unendlich viel freundliche Mittel gäbe. Daher auch dies sichere Vertrauen der Wienerin — auf ihre eigene Verständigkeit. Sie urtheilt über die schwierigsten Probleme, wenigstens der Aesthetik, mit einer Sicherheit, die selbst die Pariserin nicht hat, wenn sie z. B. über ein neues Stück im Théâtre français erst die am Montag erscheinende Kritik Jules Janin's abwartet. Die Wienerin sieht sogleich Alles selbst. Wie sie in der „Jungfrau von Orléans" (ich meine das Modengeschäft dieses Namens) oder bei Demeter die neueste Façon der Hüte oder Mantillen mit raschem Kennerblick als graziös oder geschmacklos zu beurtheilen versteht, so ist ihr jedes Bild, jede Statue, jedes Drama sogleich in seinem Werthe oder Unwerthe entschieden. Sie fährt mit dem sicheren Gefühl, eine feste Ansicht zu haben, aus jeder Vorstellung einer neuen Oper nach Hause und ließt zwei Tage später die Berichterstattungen nur in der Erwartung, ihre Ansicht bestätigt zu finden. Hat der Kritiker eine andere als die ihrige, so setzt sie eine persönliche Malice gegen die Direction voraus und gestattet auch diese als eine auch so zu Wien gehörende Curiosität mit heiterm Muthe, nur muß sie ohne „Fadheit", d. h. mit Witz und Humor vorgetragen sein. Denn auch „brilliant" (nicht „brillant") kann man ja nur in Wien schreiben.

Sie sehen, mein Freund, wie ich die Schwierigkeiten der Aufgabe durchschaue, die Sie mir gestellt haben! Doch da ich diesen Geist, diese Menschen, diese Stadt, das ganze Leben hier außerordentlich liebe und von vornherein auch die Vorurtheile derselben nicht wenigstens für unbedeutend halte, sondern z. B. eine Wienerin, wenn sie auch, wie die Gräfin G., kürzlich über die eigentlich doch „entre nous aufrichtig zu gestehende" Abgeschmacktheit des „Faust" von Goethe spricht, bewundere, so wird mir mein Thema schon leichter werden. Für heute indessen ist der Briefbogen zu Ende und da ich Ihnen

ohnehin viel Porto verurſachen werde, ſo laſſ' ich meinen geſtrigen Tafelabhub bei L.'s (allerlei Neuigkeiten, die man, ohne indiscret zu ſein, wie ein paar Bonbons mit nach Hauſe nehmen kann) bis auf die nächſte Sendung. Ich denke, daß wir uns recht lange und möglichſt angenehm unterhalten werden.

(Ein zweiter Brief in nächſter Nummer.)

Berliner Briefe.

XIV.

„Madame, den wunderſchönen Hut, den Sie da aufhaben, hat ein nicht ganz überführter Mörder gearbeitet!"

Die Dame, die ich kürzlich, von Gerſons kommend, ſo anredete, fuhr nicht wenig zurück. Ich verſicherte ſie aber, daß dieſe reizenden Pferdehaargeſpinnſte keineswegs aus Paris, ſondern aus Moabit kämen und dort aus unſerm Zellengefängniß.

Da meiner Freundin noch die Worte im Ohre klangen, die ſie kürzlich in ihrer geliebten „Kreuzzeitung" als Erſte-Kammer-Anſicht einer Verwandten aus der ritterlichen Zauche geleſen hatte: „Daß die Eleganz der Zuchthäuſer weniger der Regierung, als den einzelnen Beamten zur Laſt fiele, daß es aber ungerecht ſei, wenn der Arme Steuern bezahlen müſſe, damit der Spitzbube en grand seigneur lebe"; — ſo willigte ſie ein, mit mir Moabit zu beſuchen, dieſe terre maudite, wie Ihnen kürzlich Eliſe Schmidt, die Judas Iſcharioth-Dichterin, in ihren Jugenderinnerungen dieſen Namen in der Sprache der franzöſiſchen Colonie überſetzt hat.

Berühmt wurde dies Gefängniß durch den im Jahre 1847 hier geführten Hochverrathsproceß der Polen, woſelbſt alle dabei Compromittirten Jahr und Tag in ſtrengſter Haft als die erſten Strafgefangenen der vollendeten Flügel A und B ſaßen, bis infolge Allerhöchſter Amneſtie im März 1848 die Polen in überraſchendem Jubel entlaſſen und in blumengeſchmückten Droſchken durch die Straßen gezogen wurden. Am Schluſſe des Jahrs 1850 war der Bau beendet und koſtete incluſive Inventarium 600,000 Thaler. Ende December 1851 nahm er ſchon 772 Gefangene auf. Das Gebäude, von einer Ringmauer umſchloſſen, hat innerhalb derſelben verſchiedene Höfe, iſt mit Thürmen an den Ecken verſehen und gleicht ſomit einem Kaſtell. Wir ſuchen den Thürmer, der uns meldet, es iſt keiner da, ſo pochen wir ſelber an. Eine ſchwere Pforte thut ſich auf — wir treten in einen Thorweg; auf der linken Seite ſteht eine Wache von ſo und ſo viel Mann. Außer dieſem ſpeciellen Schutz befindet ſich die Ulanenkaſerne ganz in der Nähe. Haben wir das Thor durchſchritten, ſo treten wir auf einen kleinen Platz vor dem Hauptgebäude und haben ein unregelmäßiges Sechseck vor uns, ähnlich dem Strahlenſyſtem. In den Thürmen ſind die Wohnungen für die Unterbeamten. Tritt man durch die wohlverwahrte Thür ein, ſo liegt ein breiter, heller Corridor, deſſen Fußboden hellbraun gebohnt und mit Strohdecken belegt iſt, vor uns. Zu beiden Seiten ſind Thüren, rechts die Wohnung des Directors wie die der andern höhern Beamten; links verräth ſich am Duft die Hausapotheke, auch ſind dort die Bureaux und die Kaſſenräume. Am Ende des Corridors treten wir in das Centrum, das durch alle drei Stockwerke geht und in vier Flügel ausläuft; jeder derſelben, in drei Etagen getheilt, hat 130 Zellen, ſodaß im Ganzen die vier Flügel 520 Zellen haben. Durch eine Glaskuppel erhält es volles Licht, mithin ſind auch die nach allen vier Seiten bis zur Peripherie hinlaufenden Corridore hell. Der Aufſeher überſieht vom Mittelpunkt aus die zu beiden Seiten eines jeden Corridors A. B. C. D. befindlichen Einzelzellen, ſodaß die Gefangenen ununterbrochen beobachtet ſind, ſolange die Zellenthür offen ſteht. Alle dieſe Corridore ſind ſpiegelblank gebohnt und von der Mitte derſelben aus erhebt ſich in luftigſter Weiſe eine eiſerne Wendel-

treppe, die sich durch alle drei Etagen windet, wo auf eisernen Unterlagen schmale Gänge an den wiederum mit gleicher Zellenzahl versehenen Wänden hinlaufen. Von denselben gehen per Flügel drei Stück als Reinigungszellen ab, es bleiben also 508 bewohnbare Zellen.

Außerdem befinden sich im Werkstättengebäude fünf Arbeitssäle für die Industrie. Cigarrenmacher, Tischler, Damenhutnäher, Notenstecher und Notendrucker sind hier beschäftigt. In den Souterrains sind Schmiede, Schlosserei, Filzfabrikation, Sattelbockmacherei, Knochendreher. Auch alle die für die Haushökonomie Beschäftigten, als: Stiftschneider, Schuster, Schreiber, Buchbinder, Bäcker, Brotschneider, Lampenputzer, Wäscher u. s. w. haben ihre Abtheilung. Jeder Gefangene wird drei mal in der Woche rasirt und muß ein mal baden. Der einfache, aber reine braune Tuchanzug, den Alle gleich tragen, mit der bis ans Knie gehenden Hose und den blauen Strümpfen mit schwarzen Lederschuhen, gibt ihnen im Gange und Aussehen etwas Leichtes, nichts Plumpes. Wo das Auge hinsieht, es wird überrascht von der durchgehenden Sauberkeit, die infolge der Arbeitskraft, die hier darauf verwandt werden kann, in der großen Ordnungsstrafe, die geübt wird, sobald Einer sie verletzt, die gewöhnliche Haus- und Familienreinlichkeit bei weitem übertreffen muß. Bei ganz unparteiischer Beurtheilung sind wir geneigt, die Aeußerungen des Ritters aus der Zauche von der „Eleganz der Gefängnisse" diesem allerdings jedwedem Eintretenden wohlthuenden Gefühle zuzuschreiben. Daß man die Corridore gebohnt oder mit Oelfarbe gestrichen, daß man vielfach Eisen statt Holz genommen, wodurch Alles schwunghaft und leicht erscheint, hat man jedoch nicht — wie der Unverstand behauptet hat — aus Rücksicht für die Verbrecher, sondern aus Zweckmäßigkeit für das Gebäude und die Sache selbst gethan.

Meine Freundin hatte nun schon durch das Betreten der Anstalt Muth bewiesen. Es half ihr nichts, sie mußte in eine Zelle hineinsehen. Eine starke Thür mit Eisenschienen, die kreuzweis übereinandergelegt sind, verschließt sie außer dem ihr zugehörigen noch mit einem Monster-Vorlegeschloß, über derselben ist der Name des Verbrechers, die Classe, zu welcher er gehört (es sind deren zwei, die wieder in Unterabtheilungen zerfallen), die Anzahl der Jahre, die er zu sitzen hat und das Verbrechen, das er begangen, auf einem weißen Täfelchen angegeben. Da die Zellen in der Nacht verschlossen werden, so hat jeder Gefangene eine Klingel, deren Draht in die Stube des Wächters läuft. Damit dieser nun gleich beim Hinaustreten wisse, zu welcher Zelle er seine Schritte zu lenken habe, ist eine Vorrichtung getroffen, daß durch das Klingelziehen des Gefangenen eine an der Mauer seiner Thür befindliche kleine Eisenblechklappe aufspringt, die dem Wächter sagt, wer seiner bedarf. Allerdings, es hat dies einige Aehnlichkeit mit Meinhardt's Hôtel. Indessen, in jeder Zelle ist oberhalb nur ein kleines Fenster, das keineswegs auf die Linden hinausgeht und den Gebrauch einer Lorgnette gestattet, um die lustwandelnde Damenwelt zu beobachten. Sie hat 10 Fuß Höhe, 15 Fuß Länge und nur 7 Fuß Breite, denn die in einem Winkel zusammengerollte dünne Seegrasmatratze mit Kissen und Friesdecke wird Abends an zwei gegenüber eingeschlagenen Eisenhaken befestigt und gibt eine Art Hängematte, worauf der Gefangene schläft. Ein kleiner hölzerner Tisch mit Schublade, worin Bürste und Kamm, ein Stuhl, ein paar Bretchen in der Ecke, auf welchen eine Blechkanne, Schüssel, Becher und Lampe stehen, die Sonntagskleidung und ein Handtuch sowie ein Napf und Ausguß befinden sich in andern Ecken. Ueber der Thür auf einem Brete liegen auch Bibel und Gesangbuch. Darauf beschränkt sich die Einrichtung, die schon an die niedern Grade berliner Gasthöfe erinnert, aber freilich, das Blech ist so blank, daß es fast wie Silber aussieht; Tisch, Stuhl und Fußboden der Zelle sind so sauber, daß man bei aller Beschränktheit des Raums einen Eindruck wie auf dem englischen Admiralschiff Duke of Wellington hat. Doch der Gefangene sieht mehr oder minder bleich und sehr gedrückt aus. Er selbst muß für die Sauberkeit seiner Zelle sorgen, im

Unterlassungsfall erliegt er einer empfindlichen Strafe. Daß Einzelne hier in Zellen, Andere in Sälen gemeinsam arbeiten, ist gegenwärtig je nach Gesundheitsrücksichten oder dem verübten Verbrechen oder der besondern Disciplinarstrafe genau bestimmt.

Nächst der Sauberkeit nimmt die große Thätigkeit den Besuchenden ein; es ist hier gleich einer großartigen Fabrikstätte. Alles arbeitet und — schweigt. Wie dankten die Leute, wenn man sie etwas frug! Sie konnten doch antworten. Wir sahen einen Saal, dessen Dielen blendend weiß waren; 40 Arbeiter waren in tiefster Stille mit Cigarrenmachen beschäftigt, jeder mußte täglich 300 Stück liefern, ohne selbst eine davon rauchen zu dürfen. Das ist gewiß eine harte Strafe für einen jungen Commis, der die Kasse seines Herrn bestahl, um die Hälfte seines Raubes in Ulymans zu verpuffen. Sie sitzen auf Holzbänken an langen, schmalen Tischen, lebend und doch todt. Meist blickten sie düster, am wenigsten wol von Gewissensbissen gefoltert, mehr aus Aerger, daß ihre Nichtsnutzigkeit entdeckt wurde. Von allen Gefangenen, die wir sahen, machten diese und den unheimlichsten Eindruck. Wir erfuhren, daß viel Rückfällige unter ihnen waren. Die Sattlerwerkstatt, der Notenstich und die Druckerei, welche für die Handlung von Bote & Bock die Musikalien liefert, machte uns weniger triste Empfindung. Tragisch ist es gewiß, daß hier die anmuthigsten Lieder, die erhebendsten Oratorien, die fröhlichsten Tänze und alle Preismärsche der Cavalerie, durch die Hand des Verbrechers gehend, ins Publicum dringen und es mehr oder weniger entzücken. Ob wol der Gefangene von Harmonie und Dissonanz mit ergriffen ist, ob er sich in „Ballanda", in den „Propheten" oder wenigstens auf die Wachtparade oder wol gar unter Liebchens Fenster versetzt fühlt?

Nun kam aber meine Freundin an die Strohhut- und Pferdehaarflechtereien. Richtig! Diese Gewebe kommen nicht vom Boulevard des Italiens. Den Hut, den meine Begleiterin aufhatte, hatte wahrscheinlich Herr X geflochten, ein ehemaliger Elegant, der eine große Fertigkeit in der Kunst falsche Wechsel zu machen besaß. Er war nicht anwesend und die Arbeit geht fabrikweise. Die Herren Werner & Pein in der Residenz haben ihr großartiges Geschäft hier in Entreprise gegeben und versorgen mit den hier gefertigten Hüten nicht nur Berlin, sondern auch die Umgegend, worunter man in solchen Dingen bekanntlich eine Ausdehnung von Pankow bis Moskau verstehen muß.

Der ganzen Anstalt steht ein Director, ein Arbeits- und Polizeiinspector, ein Oekonomieinspector, ein Rendant, ein Secretär, ein evangelischer Geistlicher, ein Lehrer und Organist, ein Arzt und ein Wundarzt, ein Maschinenmeister, ein Werkmeister, ein Hausvater, zwei Oberaufseher, zwei Pförtner, achtundzwanzig Aufseher und vier Nachtaufseher vor. Die Mehrzahl ist im Gebäude selbst untergebracht. Im Sommer geschieht der Aufschluß Morgens 4½ Uhr, im Winter um 5½ Uhr. Der Einschluß im ganzen Jahre ist um 7 Uhr Abends, jedoch Sonnabends eine Stunde früher und Sonntags schon um 4 Uhr Nachmittags, um den Beamten einige Stunden der Erholung zu gönnen. Früh Morgens nach Aufschluß und Abends kurz vor dem Einschluß findet in der Centralhalle, in welche die vier Flügel münden, Gesang und Gebet statt, an welchem sämmtliche Gefangene in einzelnen Reihen, dicht an der Centralhalle aufgestellt, theilnehmen. Bei den Sonntag-Frühandachten wird außer dem von der Gemeine gesungenen Choral durch das unter den Gefangenen gebildete Sängerchor (wieder allerdings etwas aus dem Leben, wenn nicht der grands, doch der mittlern seigneurs) ein der Feierlichkeit des Tags angemessenes kirchliches Gesangstück ausgeführt. Später ist dann Gottesdienst in der Kirche, die aus dem Saal gebildet worden, wo die Gerichtsverhandlungen des Polenprocesses stattfanden. Sie ist natürlich ganz einfach, doch sind hölzerne Bänke darin, was bei vielen derartigen Betsälen anderwärts nicht der Fall ist, wo man es für zweckmäßiger hält, daß die Verbrecher während des Gottesdienstes stehen. Was nützlicher ist, stehend oder sitzend zu beten, darüber frage man den nächsten Kirchentag.

Wenn das Frühgebet beendet, gehen die Mitglieder dieser geschlossenen Gesellschaft zur Arbeit, eine Freistunde und die zum Essen und Reinigen des Festgeschirrs nothwendige Zeit wird ihnen gegeben. Arbeitet der Gefangene über sein Pensum, so hat er einen Antheil am Verdienst. An bestimmten Tagen finden Religions- und Unterrichtsstunden statt, an welchen die Gefangenen freiwillig theilnehmen können, denn es ziehen Einige Abwechselung in der Arbeit vor und erlernen daher verschiedene Handwerke. In welcher Vollkommenheit sie mitunter geliefert werden, mag daraus erhellen, daß einige dort gefertigte Gegenstände gegenwärtig zur Ausstellung nach Paris gegangen sind. Sollten sie Preismedaillen erhalten, so würden diese in sonderbarem Contrast zu ihren Jacken stehen. Im Sommer ist ihnen eine Stunde, im Winter drei Viertelstunden Spaziergang auf den wiederum zu Gärten eingerichteten, fest mit Mauern umschlossenen Höfen der Anstalt gestattet. Sie gehen in einzelnen Abtheilungen von 50 — 60 Mann, wobei die Isolirten eine eigene Abtheilung bilden.

Die Küche, welche zwei Kessel, einen von 900 und einen von 500 Quart hat und mit ihren blanken kupfernen Schöpfkellen meiner Begleiterin einen sehr appetitlichen Eindruck machte, liefert frühmorgens jedem Gefangenen drei Viertel Quart Mehlsuppe und ein halbes Pfund Schwarzbrot, Mittags ein Quart Essen, bestehend aus Erbsen, Bohnen, Linsen, Graupen, Hirse, Reis, Kohlrabi, Mohrrüben, Weißkohl, Sauerkohl, Kartoffeln u. dergl. Abends drei Viertel Quart Suppe, als von Hafergrütze, Roggenmehl, türkisch Weizenmehl, Erbsmehl und ein halbes Pfund Brot. Die Table d'hôte vom Hôtel de Russie ist nicht erreicht, aber allerdings auch das Bettlerbrot vermieden, das Manchen zum Verbrecher machte.

Für die Kranken wird die überall eingeführte Lazarethkost verabreicht. Fleisch, Bier, Milch, Bouillon auf besondere Verordnung des Arztes. Zum Weihnacht-, Oster- und Pfingstfest sowie an „Königs Geburtstag" erhalten sämmtliche Gefangene ein Drittel Pfund Fleisch und fünf Sechstel Quart Bier. Die Anstalt wird durch Dampf geheizt, hat ihre eigene Mühle, Bäckerei und Wäscherei.

Es frägt sich, ob die Extra-Consumtibilien, als Butter, Schmalz, Wurst, Speck, Hering, Bier, Schnupftaback, die dem Fleiß und der guten Führung verabreicht werden, gute Lockmittel zur Tugend sind? Besser scheint, daß dem sich gut Führenden der Besuch seiner Anverwandten, ein Briefwechsel unter Aufsicht mit denselben gestattet ist und im Fall der Bedürftigkeit deren Unterstützung aus seinem durch ersparten Mehrverdienst gebildeten Deposital-Vermögen oder auch aus einem Zuschuß des Wohlthätigkeitsfonds, der durch freiwillige Gaben der die Anstalt besuchenden Fremden gebildet ist. Auch finden bei anhaltend guter Führung Versetzungen aus der II. in die I. Classe statt, ebenso ist ihnen bei erprobtem Vertrauen die Gewährung jedes billigen, in den Grenzen der bestehenden Hausordnung laufenden Wunsches gewiß. Im umgekehrten Verhältniß freilich sind die Strafen bei schlechter Führung ebenso hart als gerecht. Strengste Isolirung, Latten von 1 — 14 Tage bei Wasser und Brot. Bei Entweichungsversuchen Anlegung der Zwangsjacke, Hand- und Fußeisen, Entziehung der warmen Kost, des Vorzugs, im Winter Sonntags von 4 — 7 Uhr nach dem Einschluß Licht brennen zu dürfen, Entziehung der Lagerstelle, Versetzung von angenehmer, lohnender Beschäftigung zu schmutziger, schwerer Arbeit wie Versetzung in die II. Classe. Traurig ist, daß die „Besserung" meist eine scheinbare ist und vorzugsweise hier nur die großartigsten Verstellungskünstler gezogen werden.

Diese so äußerlich als innerlich wohlgeordnete Strafanstalt, welche gegenwärtig gegen 800 Detinirte beherbergt, erwirbt durch die dort entwickelte Thätigkeit so viel, daß der Staatszuschuß verhältnißmäßig ein geringerer ist als in andern, namentlich den rheinischen Strafanstalten und sich hier auf ungefähr 24,000 Thaler beläuft. Man hat hier die Gesammt-Unterhaltungskosten per Kopf auf 77 Thaler veranschlagt, davon wird per Kopf

46 Thaler Verdienst gerechnet, sodaß per Kopf nur ein Zuschuß von 30 Thalern stattfindet, während in Münster und Kleve 40 Thaler Zuschuß, in Koblenz, Düsseldorf und Trier einer von 48—53, in Aachen sogar von 62 Thalern per Kopf gemacht werden muß. Der vorzüglichen Verwaltung und Einsicht der Beamten ist diese Sparsamkeit und Ordnung anerkennend zuzuschreiben, ebenso der ärztlichen Oberaufsicht wie der Reinlichkeit der gute Gesundheitszustand. Bei 800 waren durchschnittlich täglich 18—25 Mann auf dem Lazareth in ärztlicher Behandlung, die im Jahre 1854 nur circa 280 Thaler Arzneikosten verursachte. Außer den von Zeit zu Zeit bei einzelnen Individuen auftauchenden, durch angewandte ärztliche Mittel, namentlich aber durch Beschäftigung in Gemeinschaft, insbesondere im Freien wieder beseitigten Geistesstörungen, zählte die hiesige Anstalt bisjetzt 52 solcher Unglücklicher, deren Krankheit bleibend ist und mit nur wenigen Ausnahmen ihren Hauptgrund in der Isolirhaft und den mit derselben verbundenen Uebeln haben mag oder in dem völligen Ausbruch jener Geistesstörung, die dem Verbrechen überhaupt zuweilen zugrunde liegen mag.

Nach diesen möglichst besten Resultaten der Strafanstalt wird dennoch in neuester Zeit durch auswärtigen Einfluß daran gearbeitet, das auburnsche System in ein wiederum pennsylvanisches mit strenger Isolirhaft einzurichten, weil, wie behauptet wird, dieselbe zu tieferer Reue und Frömmigkeit führe. Nach den aber hier bereits gemachten Erfahrungen, wie sie vorhin angegeben, ist vom ärztlichen Standpunkt aus diesem Anliegen entschieden entgegengetreten und durch haltbare Gründe der Nachtheil einer solchen Veränderung dargelegt; doch ist die Entscheidung noch höhern Orts vorbehalten. *)

(Der funfzehnte Brief demnächst.)

Thermometer und Barometer.

II.

Der beschriebene Apparat, die 3 Fuß lange Röhre mit Quecksilber, die in anderes taucht, wäre ein Barometer in seiner rohesten Gestalt. In dieser Form verwendet man es jedoch nicht, sondern wie es im gewöhnlichen Leben gebraucht wird, besteht es aus einer ziemlich 3 Fuß hohen Glasröhre, inwendig einige Linien breit und zwar überall gleich weit, an einem Ende zugeschmolzen, an dem andern Ende herumgebogen und in ein birnförmiges, oben offenes Gefäß sich erweiternd. Es ist wie das Thermometer an ein Brett befestigt, an welchem oben eine Theilung (Scala) von 25—30″ angebracht ist; die untern Zolle sind weggelassen, weil bei uns in der Ebene das Quecksilber nicht so tief sinkt. Die Zolle sind gemessen von der Quecksilberoberfläche in dem weitern Gefäß bis zu seiner Kuppe. Gewöhnlich indeß fehlt die Zolleintheilung und an ihrer Stelle stehen die Wetteranzeigen: Schön, Veränderlich, Wind und Regen u. s. w. Hauptsache für die Güte eines Barometers ist, daß der leere Raum über der Quecksilberkuppe auch wirklich luftleer ist. Wäre nämlich Luft darin, so würde diese sich ausdehnen und das Quecksilber herabdrücken, wodurch das Instrument ungenau würde.

---

*) Daß der Staat kein Recht hat, das Gefäß des Geistes, selbst wenn es Unreines enthält, zu zerstören, liegt auf der Hand. Indessen frägt sich doch, ob das Zusammenleben der Verbrecher nicht zur entlastenden Beihülfe des Gewissens wird, zur Quelle neuer Verständigung, zur Anbahnung jener Traulichkeit des gleichbedingten Verkehrs, welche die Ursache geworden ist, daß so viele Verbrecher nur rückfällig sind, um in die ihnen liebgewordene Ordnung und bei aller Strenge höchst bequeme Sorge für sie zurückzukehren. Wir bringen darüber gelegentlich die merkwürdigen Geständnisse eines Einsenders, der als politischer Gefangener selbst eine zeitlang das Leben im Arbeitshause beobachten konnte.

Unser berliner Correspondent behält sich übrigens noch einige weitere Schlußfolgerungen seiner Wanderung für einen nächsten Brief vor.

D. Her.

Warum das Barometer an einem und demſelben Orte nicht immer dieſelbe Höhe zeigt, wird ſpäter auseinandergeſetzt werden.

Der Stand des Barometers rührt alſo nur her von dem Druck der Atmoſphäre auf das freie Queckſilber im Barometergefäß. Aendert ſich dieſer Druck, ſo muß auch das Barometer einen andern Stand einnehmen. Erhebt man ſich mit dem Barometer bis zu einer bedeutenden Höhe, z. B. mittels eines Luftballons, ſo iſt dann die ganze Luftſäule, über die man ſich erhoben hat, auf das Barometer unwirkſam geworden, denn ſie befindet ſich unter ihm, kann alſo keinen Druck darauf ausüben. Soviel nun dieſe zurückgelaſſene Luftſäule wiegt, um ſoviel wird der Druck auf das Barometer geringer ſein, das Queckſilber wird alſo ſinken. Denn es hat jetzt eine viel geringere Luftſäule zu tragen. So ſteht in unſern ebenen Gegenden das Barometer im Durchſchnitt auf 28 Zoll, auf dem St.-Gotthard dagegen nur auf 21 Zoll und doch iſt der letztere nur 9300 Fuß hoch. Sucht man ſich durch Verſuche ein Geſetz zwiſchen dem jedesmaligen Stande des Barometers und der Höhe, auf der man ſich befindet, ſo wird man allgemein aus dem Barometerſtande die Höhe des Beobachtungsorts finden können. So iſt die Luftſäule, welche einer Linie Queckſilber das Gleichgewicht trägt, 73 Fuß hoch oder mit andern Worten, erhebt man ſich um 73 Fuß, ſo fällt das Barometer um eine Linie.

Wäre die Luft in ihrer ganzen Ausdehnung nach oben überall gleich dicht und ſchwer, möchte ſie um 10 oder 20,000 Fuß hoch ſteigen, ſo könnte man durch ein einfaches Multiplicationsexempel die Höhe, zu der man emporgeſtiegen iſt, berechnen. Um obiges Beiſpiel beizubehalten, auf dem St.-Gotthard ſteht das Barometer 7 Zoll oder 84 Linien niedriger als in unſern Gegenden. Für jede 73 Fuß, um die ſich der Beobachter erhoben hat, iſt das Barometer um eine Linie gefallen, d. h. 84 mal 73 = 6132 Fuß iſt der Beobachter geſtiegen. Dieſe Höhe iſt indeß bedeutend geringer als die wirkliche. Der Fehler rührt aber daher, daß die obige Annahme von der gleichen Dichtigkeit und Schwere der Luft in allen Höhen eine durchaus falſche iſt. Die Luft läßt ſich wegen ihrer großen Elaſticität durch Druck ſtark zuſammendrücken, ſie ſtrebt aber auch, ſobald dieſe aufhört, ſofort ihre frühere Ausdehnung wieder einzunehmen. Die unterſten Schichten, auf welchen die übrigen viel höhern Schichten ruhen, werden natürlich am ſtärkſten zuſammengedrückt und müſſen alſo am dichteſten ſein. Je höher eine Luftſchicht über der Erde iſt, umſo weniger Druck laſtet auf ihr, ſie wird ſich deshalb mehr ausdehnen können als die unterſten und folglich wird ſie auch dünner und leichter ſein.

Beſteigt man ſehr hohe Berge, ſo fühlt man dieſe Dünne der Luft ſehr wohl, da ſie das Gehen beſchwerlich macht. Dieſe Verhältniſſe dürfen natürlich nicht vernachläſſigt werden, will man genaue Höhenmeſſungen erhalten. Es kommen aber auch noch andere Umſtände in Betracht. Wie ſich ſpäter zeigen wird, hat auch die Temperatur auf den Barometerſtand einen weſentlichen Einfluß, der alſo in dieſem Fall ebenfalls berückſichtigt werden muß. Ueberhaupt kann man zu ſolchen Meſſungen nicht das gewöhnliche Hausbarometer anwenden, da es erſtlich keine Theilung hat und außerdem zu ungenau iſt. Die hierzu anzuwendenden Inſtrumente ſind vielmehr mit einer feinen Theilung verſehen, enthalten zugleich neben der Glasröhre ein Thermometer und ſind überhaupt mit größter Sorgfalt angefertigt. Für Verſuche auf ſehr bedeutenden Höhen, wie ſie z. B. in den Alpen vorkommen, hat man beſondere Barometer conſtruirt, die nicht viel Umfang haben und ſich deshalb leicht fortſchaffen laſſen.

Für dieſe Meſſungen gibt es nun allgemein gültige mathematiſche Formeln, in die man die beobachteten Werthe für Thermometer- und Barometerſtand einſetzt und ſo die Ortshöhe über dem Meeresſpiegel erhält.

Es bleibt jetzt nur noch übrig zu erklären, wie das Barometer als Wetterverkündiger dienen und welchen Werth es als ſolcher beanſpruchen kann.

So wunderbar vorhin vielleicht die Anwendung des Barometers zu Höhenmessungen erschien, so merkwürdig kann nach den ersten Auseinandersetzungen seine Benutzung als Wetterglas dienen, da man nicht recht einsieht, wie mit diesen Gesetzen des Luftdrucks die Witterungsverhältnisse zusammenhängen sollen. Doch wird das Folgende bald zeigen, daß allen diesen Erscheinungen dieselbe Ursache zugrunde liegt.

Zunächst beweist der verschiedene Stand des Barometers an einem und demselben Orte und oft in der kurzen Zeit eines Tags, daß in dem Zustande der Luft, in ihrer Dichtigkeit, denn diese bedingt ja den Druck auf das Quecksilber und also den Barometerstand, Veränderungen vorgehen müssen. So unregelmäßig und zufällig diese Schwankungen im Barometerstande auch zu sein scheinen, so kann aus einer Reihe stündlicher Beobachtungen doch ein Gesetz abgeleitet werden, dies nämlich, daß das Barometer früh gegen 4 Uhr am tiefsten steht, dann bis gegen 10 Uhr steigt, wieder fällt bis 4 Uhr Nachmittags und dann wieder bis Abends 10 Uhr steigt, worauf es wieder bis früh sinkt. Am Aequator, wo die Witterungsverhältnisse bei weitem beständiger sind als in unsern Gegenden, zeigt auch das Barometer nur unbedeutende Schwankungen, daher auch jenes Gesetz bald gefunden werden kann. Je weiter nördlich man aber geht, um so größer werden die Einwirkungen des Zufalls, welche die Regelmäßigkeit der Aenderungen verdecken. Daher an manchen Orten erst viele Beobachtungen angestellt werden müssen, ehe man jenes Gesetz deutlich erkennen kann.

Einen weitern Einfluß auf die Größe dieser unregelmäßigen Schwankungen hat die geographische Breite des Orts, an welchem sich das Barometer befindet. Je größer nämlich die Entfernung vom Aequator, um so stärker die Aenderungen. Daß eine Erhebung über einen Ort ein Fallen des Barometers hervorruft, ist nach dem über Höhenmessung Gesagten einleuchtend, aber an hochgelegenen Orten sind auch die täglich wiederkehrenden Schwankungen geringer als an niedrig liegenden. Während z. B. nach angestellten Beobachtungen in Zürich die mittlere tägliche Schwankung ungefähr $^{4}/_{10}$ Linie betrug, war sie auf dem Rigi, welcher sich bis 4000 Fuß über Zürich erhebt, nur $^{1}/_{10}$ Linie.

Dem Wesen des Barometers gemäß kann die schließliche Ursache aller Aenderung in seinem Stande nur in Veränderungen des Luftdrucks bestehen und hier ist vor allem die zu erwähnen, welche die Wärme, wenn sie an einer Stelle größer ist als an einer andern, hervorruft. Gesetzt nämlich, die Luft hätte in allen Höhen dieselbe Temperatur und es würde plötzlich die Schicht, z. B. über einer Quadratmeile, stark erwärmt, so wird sie sich stark ausdehnen und sie müßte nun eigentlich wie ein in die Höhe getriebener Keil am Ende der Atmosphäre über die andern Schichten hervorragen. Da jedoch die Luft so elastisch und eben kein fester Körper ist, so wird sie sich nach den Seiten ausbreiten und abfließen über die kältern Schichten. Dadurch ist die Säule über der erwähnten Quadratmeile kleiner und vermöge ihrer Erwärmung auch dünner und leichter, es muß also ihr Druck auf die Erde geringer sein als vor der Erwärmung. Deshalb wird das Barometer an dieser Stelle fallen. In den angrenzenden kältern Gegenden, deren Luftschichten durch die daraufgeflossene wärmere Luft erhöht worden sind, ist natürlich der Luftdruck größer geworden und deshalb das Barometer gestiegen. Mit dem erwähnten Abfließen der Luft haben wir eine andere sehr wesentliche Einwirkung auf das Barometer angedeutet, nämlich die Winde. Diese sind es vorzüglich, welchen das Barometer die Anwendung als Wetterglas zu danken hat. Die Winde sind aber weiter nichts als Strömungen der Luft, hervorgerufen durch ungleiche Wärmevertheilung. Davon kann man sich deutlich überzeugen, wenn man im Winter das Fenster eines warmen Zimmers öffnet; sofort sieht man die warme Luft hinaus- und die kalte hereinströmen und fühlt dabei den Zug. Bei den Winden sind nur die Verhältnisse größer. Vielfache Beobachtungen haben gelehrt, daß die verschiedenen Windrichtungen einen verschiedenen Einfluß auf das Barometer haben.

Da die Winde zum Theil auch das Wetter bedingen, wie ja bei Morgenwind meiſt kalte, aber heitere Luft herrſcht, während Mittagswind milde Luft bringt, oft auch Regen, ſo hat ſich gezeigt, daß für Deutſchland das Barometer bei Nordoſt am höchſten, bei Südweſt am niedrigſten ſteht. Die kalten Winde bringen alſo ein Steigen, die warmen ein Sinken des Barometers hervor. Südweſt und Weſtwind ſind aber zugleich auch die Regen bringenden Winde; da ſie das Barometer ſinken machen, kann man ſagen, wenn das Barometer ſinkt, tritt ſchlechtes Wetter ein. Das Entgegengeſetzte gilt von Oſt- und Nordoſtwinden, ſie führen kalte Luft bei heiterm Himmel mit ſich und bringen das Barometer zum Steigen; alſo, wenn das Barometer ſteigt, deutet es gute Tage an, im Winter zugleich Froſt und Kälte.

Bei heraufziehenden Gewittern ſteigt das Barometer ſchnell hoch und fällt mit deren Entfernung wieder. Eine andere Urſache des Sinkens, die jedoch ebenfalls mit den Windſtrömungen zuſammenhängt, iſt die in der Luft ſchwebende Menge Waſſerdunſt oder vielmehr deſſen Herabfallen auf die Erde. Schwebt nämlich derſelbe in Geſtalt von Nebel oder Wolken in der Luft, ſo drückt er auch auf das Barometer. Verdichtet er ſich jedoch zu Regen und fällt herab, ſo verſchwindet dieſer Druck und das Barometer muß ſinken. Die Süd- und Weſtwinde ſind nun, weil ſie über warme Meere ſtreichen, mit Waſſerdampf geſchwängert, kommen ſie aber in kältere Gegenden, ſo verdichtet ſich letzterer allmälig zu Regen, welcher Umſtand den Zuſammenhang des Fallens der Barometer bei Süd- und Südweſtwind und das Eintreffen von Regen erklärt. W.

Die Gunſt Fortunens.

Wer erinnert ſich nicht der Stunde, als in der Deutſchen Nationalverſammlung die Abſchaffung der Spielbanken zur Sprache kam und ein Reichsminiſter der längern Debatte mit dem Vorſchlage ein raſches Ende machte, Alles kurz und rund in den Einen Paragraphen zuſammenzufaſſen: „Alle Spielbanken in Deutſchland ſind aufgehoben"?

Dies war eine große moraliſche That; aber damals ſchon mochte man ganz in der Nähe, wie die Erfahrung gezeigt, für den kühnen Beſchluß nur ein Lächeln haben.

Die Nationalverſammlung iſt in alle Winde zerſtäubt; jener Reichsminiſter iſt wieder Profeſſor in einem Staate, wo eine Spielbank in höchſter Blüte ſteht; ſpäter hat auch eine deutſche Ständeverſammlung das Lotto wegbeſchloſſen — es iſt heute noch da! Sehr fromme Männer haben an der Wiedererrichtung von Spielbanken gearbeitet oder wenigſtens ſie zugelaſſen. Der Kirchentag, der vorjährig in Frankfurt getagt, hat ſein Anathema über Banken, Lotterieen und alle Hazardſpiele ausgeſprochen; wird er aber ſo glücklich hierin als wohlmeinend ſein? Wir bezweifeln es. Einſtweilen wollen wir dem Leſern ein paar Worte über das Lotto überhaupt ſagen. Wie iſt das Lotto entſtanden, das, in einer mathematiſch, faſt wunderbaren und doch einfachen Geſtalt, ſeinen Appell an die niedrigſten Leidenſchaften des Menſchen, an jene finſtern Mächte in ihm richtet, die zu ihrer verſöhnenden Ausgleichung in demſelben Menſchen, den ſie mit zäher unlöslicher Gewalt gepackt haben, faſt nichts Edleres und Milderndes übriglaſſen? Die Sage nennt es eine Erfindung des Teufels. Wo der Menſch über die Folgen ſeiner eigenen Handlungen erſchrickt, nimmt er gern den übermächtigen Einfluß eines böſen Princips an, hinter deſſen unwiderſtehliche Lockung er ſich flüchtet, um die Verantwortlichkeit für die eigene Schwäche und Sünde abzuſchütteln. So iſt es immer geweſen und wird es noch lange bleiben.

Für den eigentlichen Urſprung der Glücksſpiele im Allgemeinen, d. h. jener Verſuche, etwas, was man „blinden Zufall, Glück" zu nennen pflegt, in irgend einer Weiſe für ſich auszubeuten, müſſen wir etwas weit zurückgehen.

Irgendwelche Entscheidungen durch eine Befragung unbekannter Mächte einzuholen, ist ein uralter Brauch. Man wählte dazu das Loos, indem man die Einwirkungen guter und böser Dämonen (die ja immer über das Schicksal des Sterblichen in Kampf liegen sollten) erwartete und so durch seinen Wurf das zukünftige Geschick oder den Ausgang eines Vorhabens, eines Unternehmens zu erfahren hoffte. So schlug man bei den alten Griechen und Römern auf Gerathewohl Homer, Virgil oder einen andern großen Dichter auf und deutete dann den so gefundenen Vers, der zuerst ins Auge fiel, auf seine nächste Absicht oder weiterhin wol auch auf sein ganzes Lebensgeschick. Daß diese Sitte auch auf die Christen sich verpflanzte, lehrt uns ein Brief des heiligen Augustinus an Januarius, wonach die Christen der ersten Jahrhunderte, trotz der strengen Abmahnungen der Concilien, sich der Evangelienbücher in gleicher Weise und zu gleichem Zwecke bedienten, und von einem ähnlichen Gebrauche derartiger Bücher noch heutigen Tags haben wol die Meisten von uns Kenntniß, da er auf dem weiten Gebiete des Aberglaubens noch immer, seine Rolle spielt.

Die psychologische Erklärung dafür, daß zuweilen wirklich eingetroffen, was man gelesen oder gefunden zu haben vermeinte, lassen wir hier bei Seite liegen. Bekannt ist auch das jetzt noch vielfach im Schwang gehende „Looseln" während der zwölf Heiligen Nächte (vom Christabend bis zum Dreikönigsabend) durch Bleigießen, Schuhwerfen und Aehnliches. Aus dem Loosen ein Geldspiel zu machen, lag diesem ursprünglichen Brauche oder Misbrauche noch fern, und in dieser Weise kam es erst im Verlaufe des Mittelalters in der Form des sogenannten „Glückstopfes" unter andern Volksbelustigungen und Gaukeleien der Duiten und Jahrmärkte zum Vorschein, um dann bei allen Feierlichkeiten oder Gelegenheiten, die eine größere Menge Volks öffentlich versammelten, eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen. Dieses Volksvergnügen wurde dann in der Regel ebenso von Seite der Obrigkeit beaufsichtigt wie gegenwärtig die Ziehungen unserer Lotterie; daher wir die Glückstöpfe oft als unmittelbar vor dem Rathhause der Städte unter der Aufsicht von Rathsgliedern aufgestellt erwähnt finden. Der Töpfe waren zwei; in den einen legte der Spielhalter eine Anzahl mit Zahlen versehener Papierstreifen, in den andern ebenso viele Streifen, die theils leer waren (Nieten), theils einen gewissen Geld- oder Waarengewinnst aufgeschrieben enthielten. Aus dem ersten Topfe zog der Spieler selbst gegen eine baare Geldeinlage eine Zahl, und ob diese etwas zu gewinnen oder verloren hatte, entschied der Zug, den ein Kind mit verbundenen Augen in Nachahmung der „blinden" Glücksgöttin (was freilich im Grunde keine besondere Schmeichelei für die Gewinnenden ist) gleichzeitig aus dem Topf mit den Gewinnsten und Nieten (dem eigentlichen Glückstopf) that. Bei unsern Lotterieziehungen nimmt man hier und da noch Kinder, in der Regel Armenhaus- oder Waisenkinder, deren unschuldige Hand dazu am geeignetsten sein soll, da sie einmal Mistrauen ausschließt (auch hier heißt es: In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf), sodaß hierin offenbar ein Ueberrest jenes unbedingten Glaubens zu erblicken ist, mit dem man sich den Entscheidungen des „Glücks" überließ. Uns selbst wollte diese Benützung der kindlichen Unbefangenheit stets nur als eine mistliche erscheinen.

Der Gewinn der Unternehmer dieser Glückstöpfe erwies sich so bedeutend und ließ sich so sicher berechnen, daß er bald die Eifersucht einzelner Fürsten und Stadtmagistrate hervorrief, diese sich des Topfes bemächtigten und Ausspielungen veranstalteten. Die Sache vervollkommnete sich unter diesen Umständen. Man veröffentlichte ein bestimmtes auszuspielendes Capital, setzte einen höchsten Gewinn (das „Große Loos") fest, ordnete die übrigen Gewinnste nach Classen und bestimmte die Zahl der Nieten. Die verkauften Loose gewährten entweder sogleich einen Ueberschuß oder der Unternehmer, also jetzt Staats- oder Stadtregierung, zog, wenn der Einsatz dem ausgespielten Nominalcapital entsprach, von jedem Gewinnst gewisse Procente für sich ab. So bildete sich die Classenlotterie

aus dem alten Glückstopfe (der übrigens in der ursprünglichen Gestalt auch noch existirt oder sich wol auch in ein Glücksrad u. dergl. verwandelt hat — wesentlich immer das Gleiche), und solche Lotterieen entstanden dann im 16. Jahrhundert in Florenz (1530), in Amsterdam (1449), in Frankreich und England (1567).

In Venedig sollen die Güterlotterieen entstanden sein. Man weiß, welche Bedeutung das Loos sich in dieser Republik erworben hatte. Die Aemter wurden durch das Loos ausgespielt, und dies wendete man dann auch auf Güter, Paläste, Statuen, Gemälde u. s. w. an. Eine ähnliche Einrichtung in Genua führte zu einer noch verhängnißvollern, dem Wohlstande des Volks noch unheilbarere Wunden schlagenden Erfindung, als die Classenlotterie aus mehren Gründen ist. In Genua wurden die nur auf zwei Jahre gewählten, mit dem Dogen den Kleinen Rath bildenden acht Governatori ausgelooft; alle sechs Monate traten zwei von ihnen aus und an ihre Stelle wurden aus dem Großen Rathe zwei andere durch das Loos gewählt. Dies gab dem Genueser Benedetto Gentile den ersten Gedanken zur Errichtung des Zahlenlotto.

Die Geschichte des Zahlenlotto ist interessant. Da ein Governatore wenigstens 40 Jahre alt sein mußte, so betrug die Anzahl der zu dieser Würde Wählbaren im Großen Rathe, obgleich er aus 400 Mitgliedern bestand, doch nicht über 120 Personen. Die Namen dieser wurden im Jahre zuvor gedruckt und unter das Volk vertheilt. Am Wahltage nun zog ein Knabe, der zum Schutze gegen die Einwirkungen des Satans mit geweihten Reliquien behangen war, aus einem Topf, in dem die Namen der Wahlfähigen auf Zettel geschrieben lagen, zwei heraus, deren Namensträger dann sofort in die Regierung traten. In Nachahmung dieses Verfahrens traf nun der erwähnte Benedetto Gentile die Einrichtung, daß Jedermann bei ihm auf zwei Namen der Wahlfähigen eine kleinere oder größere Summe setzen konnte. Die beiden Treffer zahlte er nach einem gewissen Verhältnisse vervielfacht heraus, während der Einsatz auf die 118 Nieten in seine Tasche fiel. Wer einen Namen der beiden gewählten Governatori errieth, gewann einen „Auszug" (Extract, Estrado), wer beide, gewann eine Ambe, d. h. beide.

Dies die Anfänge des Zahlenlotto. Das gesündere Volksurtheil scheint ziemlich bald über das Verderbliche dieses Spiels ins Reine gekommen sein. Die Erfindung zog nicht nur ihrem Urheber die Umwandlung seines Namens Benedetto (Gesegneter) in „Maledetto" (Verfluchter) zu, sondern die Volkssage ließ ihn auch noch lebendig vom Teufel holen. Allein seine Erfindung fand dennoch Anklang, Ausbildung und Erweiterung. Die Uebel nisten sich schneller ein als sie wieder verbannt werden. An die Stelle der Rathsherrennamen bloße Zahlen zu setzen, war ein naheliegender Uebergang; man fügte den Terno, in neuern Zeiten auch den Quaterno und endlich selbst einen Quinterno hinzu. Reiz und Anziehungskraft wuchsen dadurch und so hat sich denn die Zahlenlotterie fast in allen Ländern eingeschlichen, wuchert darin fort und wie schwer ihre Ausrottung ist, weiß man aus der Erfahrung hinlänglich.

Mehr als von Verboten kann allmälig gegen die gemeinschädlichen Wirkungen der Glücksspiele Erfolg erwartet werden von einer wachsenden Volksbildung und einem umfassenden Sparkassensystem. *)

Dr. Lu.

*) Bei den wachsenden Schwierigkeiten der Existenz und dem Schwindelgeiste, den unsere Börsen- und Actienspeculationen nähren, hat das blinde Vertrauen, mit dem man sich in die Chancen der Hauptziehungen großer Lotterien wirft, jetzt eher zu- als abgenommen. D. Her.

Anregungen.

Der Minister Stein.

Als im vorigen Jahre das Werk von Pertz in Berlin: „Leben des Ministers von Stein“, durch das sich der Verfasser ein dankenswerthes Verdienst um die Geschichtskunde der neuern Zeit erworben hat, mit dem fünften Bande seine Vollendung erreichte, gestalte sich zu der Anerkennung, die man dieser verdienstvollen Arbeit zollte, das Bedauern, daß Umfang und Preis des Werks schwerlich ein Gemeinwerden in größern Gesellschaftskreisen hoffen ließ. Je gediegener diese Beschränkung war, um so verdienstlicher ist es, einen Andern die Resultate des ernsten Geschichtsforschers der größern deutschen Lesewelt zuführen zu sehen. Wenn der Werth eines Buchs weniger bestimmt wird durch den Fleiß und die Kenntniß, die der Verfasser darauf verwendet, als durch den Umfang des Leserkreises, den es zu gewinnen weiß, und durch die Wirkung, die es auf dieselbe ausübt, so kann man auch „Stein und sein Zeitalter. Ein Beschluß aus der Geschichte Preußens und Deutschlands in den Jahren 1804—15. Von Dr. G. Steen“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1855), als eine werthvolle Erscheinung begrüßen. Die Absicht, welche den Verfasser bei diesem „Volksbuche“ leitete, ging, wie er sagt, dahin, nicht das Leben eines Einzelnen, sondern das Bild der Zeit darzustellen, in welcher er wirkte. Die imposante Persönlichkeit Stein's bildet den Mittelpunkt des Bildes, welches selbst wieder ein Bild seiner Zeit und ihrer gewaltigen Bewegung ist. Mit Kunstverständniß verfuhr wie die Wirksamkeit Stein's in der Zeit, in welcher er der Geschichte angehörte, d. h. in dem elfjährigen Zeitabschnitte von seinem Eintritt in das preußische Ministerium bis zum Abschluß des Wiener Congresses. Denen wie schon während seines ersten Ministeriums (1804—7) in Stein den klugen und energischen Staatsmann kennen, so erregt ein noch lebhafteres Interesse das Wirken dieses Mannes während seines zweiten Ministeriums (1807—8). Die Befreiung des Bauernstandes von der Erbunterthänigkeit und die Verleihung des freien Eigenthums an die Domänenbauern; die wunderbare Entwickelung der Hilfskraft des Landes, um die entdeckende Lust der französischen Forderungen zu tragen; die Umformung der gesammten Staatsverwaltung von den untersten bis zu den obersten Organen derselben zu einem lebenskräftigen Organismus; die Heranbildung des Volks zur lebendigen Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten und zur Selbstregierung auf den engern Gebieten des öffentlichen Lebens; durch den Erlaß der Städteordnung; durch Herstellung der Gewerbefreiheit; durch Errichtung von Provinzial- und Reichsständen; die Neugestaltung des Heeres aus der unmittelbaren und gesammten Kraft des Volks; die Reorganisation des Unterrichtswesens als des Mittels nach den Grundsätzen einer selbständig sich entwickelnden Geistesthätigkeit; die Bildung einer öffentlichen Meinung durch Aufhebung des Drucks, der auf der Presse lastete — dies sind die hauptsächlichen Maßregeln, die Stein im Verlauf eines Jahrs theils ins Leben rief, theils zur Ausführung vorbereitete. Im Jahre 1831 starb er, nachdem er den Rest seines Lebens fern von aller politischen Wirksamkeit zugebracht hatte. Er war ein Mann, der, wie Niemand vor ihm und Keiner nach ihm, das Schicksal seiner Nation in seinem Herzen und in seinen Händen getragen hat. Seine Verdienste um den preußischen Staat, um die Wiedergeburt Deutschlands sind unbestritten und können nicht dadurch geschmälert werden, daß wir leider auch ihn zurückgesetzt sehen müssen hinter die Höhe seiner großen Anschauungen allmälig herabsteigen und durch den Einfluß einer rückwärtsschreitenden öffentlichen Meinung und einer engbrüstigen Umgebung offen von den Ihren abfallen sehen, die den Ruhm seines Lebens und seinen Lorbeer bildeten!

Weibliche Erziehung.

Ein pädagogischer Schriftsteller (Friedrich Körner in Halle) und die in neuerer Zeit mehrfach rühmlichst genannte Julie Burow haben sich zu einem „Buche der Belehrung für Eltern und Schule“ (Leipzig, Gestewitz, 1855) verbunden. Die Damen haben den Vortritt. „Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Tochter“ ist zuerst erschienen.

Julie Burow reiht sich jenen Schriftstellerinnen an, die in neuerer Zeit so offen die Schäden der weiblichen Bildung gerügt und Vorschläge zur Verbesserung unserer Frauen und Jungfrauen gemacht haben. Wir Männer wissen und wie im Paradiese vorkommen, daß wir plötzlich so in unserm Werth erkannt und gefordert werden. Obwohl, in allen Frauenromanen ziemlich jämmerlich dargestellen, erkannen wir jetzt, daß die Frauen unsere täglichen Mühen und Sorgen anerkennen und zu der Erkenntniß kommen, daß ihre Mitschwestern bei uns nicht immer den Namen der irdischen Engel verdienen. Sie plaudern von sich selbst die schlimmsten Dinge aus. Nicht nur, daß Amely Bölte und in allen Zeitschriften, auch oft schon in unsern „Unterhaltungen“ erzählt hat, die junge Damenwelt

litte an Blutmangel, Chlorosen, Bleichsucht, Kleinheit Unkenntniß der Küche und der Kindererziehung, auch Julie Burow gibt einen Frauenspiegel, der mit dem Gefühl der triumphirenden Sicherheit, mit welcher die schönen Töchter Eva's der Gerson's in Berlin, auf der Zeil in Frankfurt am Main, am Graben in Wien ihre Einkäufe machen, nicht im mindesten harmonirt. Auch sie spricht in der ihr eigenen feurig beredten Weise dem weiblichen Geschlechte einen großen Theil der Schuld zu, unter denen es bisher verlangt hat, daß wir vor ihm ewig auf den Knieen liegen.

Solche Erscheinungen sind sehr beachtenswerth und kannenswerth. Welcher Ehemann muß sich nicht glücklich fühlen, zu vernehmen, daß die Last des Hauses durchaus nicht von zwei, sondern von vier Schultern getragen werden müsse. Ihre Lesen vortrefflichen Wesen, die so unsichtig sind, einmal den Schleier des weiblichen Lebens von Neugens 8—12 Uhr, ihre Toilette gemacht ist, und von 2—7, ehe die Theater-, Thee- oder Ballstunde schlägt, zu lüften; und wenn wir auch in klein wenig Uebertreibung schon aus Salonscenen voraussetzen müssen, so kann es doch im schönen Geschlechte nur gesund sein, zu hören, was Amely Bölte und Julie Burow in unserer Zeit von ihm verrathen haben.

In dem Erziehungsbuche der letzteren findet sich ganz vortreffliche Winke über die edelsten Pflichten der Frauen. „Das Kinder Wartung und Pflege" enthält das Beherzigenswerthe, was sich täglichen Schriften über diesen großen Gegenstand schon findet und ergänzt die Mittheilungen eines Mannes und Anderer durch die gegrossen Beobachtungen, die nur eine gute Mutter selbst im Kinderzimmer gemacht haben kann. Das ist ein so reichstes Hantieren der Frauen widerständigen Rangen, ein so Mittheilungen über Nichts-Anfassen aller feinen Utensilien, Halten, Aufsaubereiten und Regelbeobachten Buben- und Mädchenwelt, ein so nützliches Betrachten der gemachten Erfahrungen über Haar-, Zahn- und sonstige Zufälle der lieben Kinderlebens wie über Lecker-, Naschen- und derlei Zustände des innern, daß in der Verfassung für ihre vortrefflichen Anordnungen nicht genug danken kann und ihr sich allen Gattinnen und Müttern zu empfehlen

Manche Schlaglichter auf die junge Damenwelt der Jetztzeit sind zwar grell, aber um so treffender. Wir erschrecken wol, daß Julie Burow verlangt, die jungen Mädchen sollten nicht Heirathen warten, Lehrerprüfungen, Aufseherinnen, Lehrerstellen, Vorsteherinnen, Aufseherinnen u. werden, die Männer werden auch schon angeborener Zuvorkommenheit gegen eine so gehende Emancipation sträuben —; allein die Gründe, die sie für das Vermeiden der alten Jungfern-Drangsale anführt, sind so aus dem Leben gegriffen, daß wir fast versucht wären, ihre vortreffliche Schilderung z. B. des Bettelwesens unglücklicher Beamtenwaisen in der Provinz hierherzuschreiben.

Julie Burow hat ein wahrgedachtes, begeistigtgefühltes, hausfrauwerthes Buch geschrieben. Nur in Einem sind wir nicht ganz von ihren warmen und lebendskundigen Vortragsweise gewonnen worden. Es ist dies die trockene und athemlos gehetzte, sprunghaft schnelle Art, in der sie alles Das, was sie den Frauen sagt, vorträgt. Wie Männer sind wunderliche Kauze. So vortrefflich alle die Dinge sind, die uns in diesem Buche zugute kommen sollen, so erschrecken wir doch vor einer so hastigen Ueberfülle und sprunghaften Art der Lehre und Mittheilung. Alle gedanken der schönen, ruhigen, klaren Schriften von Karoline Rudolphi, der edeln, sanften Sprache eines Friedrich Jacobs; wie gedenken einer Therese Huber, einer Karoline Pichler und anderer Frauen, die auch über Erziehung, für ihre Zeit und zum besten unserer guten Mütter geschrieben haben. Es wäre in den Schriften dieser Dichterinnen der weiblichen Lebenspflichten ein gewisses Etwas, was wir die schöne Seele nennen möchten, ein gewisses Sanftes, Scheues, Mildes und Verborgenes. Auch Julie Burow hat über Weiberangelegenheiten, aber ihre Hast, ihre Unruhe, ihre Ueberfülle, Quirligkeit und eine gewisse Neigung zu einer Art Inhaftetsein, die wir nicht näher bezeichnen wollen, hat einen Beisammenhalt. Der Reformator ist immer stürmisch, aber wenn wir die Frauen reformiren wollen, so wollen wir doch nicht vergessen, daß der liebliche Reiz einer Frau eine gewisse Getragenheit ihrer Empfindungen, die gehaltene, ruhige, geheimnißvolle Hermate über jeder ihrer Lebensäußerungen ist. Wenn uns diese neuen Ungestaltungen des Frauenlebens, um nur beim Lesen des Buches stehen zu bleiben, hastliche Reform-Peitschenen jeden sollten, so wäre wiederum nicht viel gewonnen. Man wurde dann nicht einen Löffel Suppe mehr essen können z. B. ohne Reflexion über Molekularheit, Liebig, Professor Bock oder die Angstlichkeit des Lutheners u. dergl.; es würde sich in das häusliche Leben eine Verunruhigung schleichen des ewigen Wie, Warum, Wegen, und man nicht mehr daraus regenieren könnte. Julie Burow regt nicht blos an, sie rührt auf. Sie sollte in der That suchen, ihre nie endende Wallung zu beschwichtigen. Sie sollte beleihen, ohne zu sanftstehen. Sie sollte zwischen einer Abhaftheit hier und einer Wahrheit dort einen Anhepunkt der weiblichen Milde, eine Schwede der weiblichen Ergebung und des harmlosen Vegetierens zu finden und Andere zu lehren

suchen, falls man nicht anders die aus solchen Reformen hervorgegangenen jungen Mädchen sich mit Schrecken als die künftigen Gattinnen unserer Söhne denken muß.

Reformiren durch Demuth, Strenge, Verschwiegenheit, Bildung, Empfindung, Erscheinen abwesend, das ist eine unerlässliche Bedingung weiblicher Erziehungsschriften. Solche mit systematischer Neuerung ergogene weibliche Vernünftlinge, die auf jede Frage gleich eine gutgemeinte Antwort haben, nicht eine Blume am Bachesrand ohne lärmenden Aufschrei über ihre Staubfäden entdecken, den Stern am Himmel nicht lyrisch und ökonomisch zugleich genug grüßen und überhaupt seine Thätigkeit ohne den lebernatürlichen gehörigen Apparat, wenn auch nur der Empfindung durchleben können, sind im Grunde für unser Männergefühl abstoßend. Könnte Julie Burow ihr Buch so noch einmal umschreiben, daß in ihrem Vortrage „die Flucht der Erscheinungen" durch „ruhende Pole" festgehalten würde, so müßte es noch vorzüglicher sein. Wir würden diesen Mangel an gewiegter Ruhe nicht so ausdrücklich hervorheben, wenn wir nicht gerade bei dieser Gelegenheit unsern weiblichen Reformatoren, deren Absicht wir sonst mit Freuden unterstützen, auch die Grenze hätten angeben wollen, bis wie weit Männergefühl mit ihrer Polemik und einer solchen neuen Des-Lebens-Totalität-Ergründung durch die Frauen mitgehen kann.

Volksmund.

In neuerer Zeit hat man mit besonderer Vorliebe in allen Gauen Deutschlands sich der Sammlung des Volksliedes zugewendet. Je mehr man den einsetzenden Verlust des nationalen poetischen Gehalts empfand, desto eifriger suchte man ihn zu wahren. Es liegt somit Einfachheit, Wahrheit und Originalität in dem deutschen Volksliede, ob es als verdienstlich bezeichnet werden muß, naturgemäß Entbehrtes, das seinem Verschwinden entgegengeht, zu erhalten, indem man die alten gediegenen Klänge sammelt, welche den Charakter vollsthümlicher Ursprünglichkeit an sich tragen. Diese Klänge gehen von Mund zu Mund; wie die Wundergabe der Gesundbrunnen aus dem tiefsten Erdengrunde quellen, kommen sie aus dem Grunde und dem Herzen des Volks oft rührlichkeit hervor. In dieser Beziehung verdienen Beachtung: „Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele. Herausgegeben von H. Pröhle" (Aschersleben, Focke, 1855). Der Herausgeber, der bereits früher durch ähnliche Sammlungen ein genaues Verständniß der Volksliteratur an den Tag legte, ist besonders im Harz heimisch und kam uns oft schon wie der literarische Brockengeist selbst vor, der über seinem Lande und Gebirge die treue Obacht hält. Einiges hätte er in seiner Sammlung besserte lassen können, z. B. das Räthselmärchen (S. 158). Hier verliert das Naive seinen Reiz.

Aeußerer Dampf und innere Wärme.

„Es wächst der Mensch mit seinen Mitteln", ist auch auf dem nichtmerkantilischen Gebiete eine Wahrheit.

Unsere Reisebeschreibungen, so erkauntlich sie sind, gewähren uns allmälig Ekkar, und gerade durch ihre rasche Folge, kaum mehr über sie in Verwunderung zu gerathen. Es ist keine Frage, wie allen materiell unsern geistigen Theile ungemein voraus; aber richtiger, da jene Erfolge nicht ohne geistige Betheiligung denkbar sind: eine Seite unserer geistigen Fähigkeiten, die man die mathematische nennen könnte, erhält einen vorzugsweisen Anbau, und es ist nur zu hoffen, daß die mehr ideale und humane Seite, wie sie sich schließlich an die gemüthliche, an die Herzenssphäre anschließt, bei der ursprünglichen Einheit unsers Wesens entsprechend nachgezogen werde und nicht in der Kalten, mathematisch berechnenden Richtung auf- und untergehe.

Zum Erwägen.

Prüfe doch in jeder Hingebung, die du treibst und die dich schon viel gemacht hat, ob sie um deines selbst willen gemacht wurde oder ob sie nur ein Vorschuß ist, den du mit Zinsen zurück zahlen sollst.

An die ewigen Denkmalsetzer und zu einer Förderung der Kunst, die noch besser wäre.

Nicht auf lärmendem Markt am volksmannschaften Gedenkstein,
Nicht an der Säule des Ruhms wächst der Unsterblichkeit Saat,
Todt auf dem Sockel nur liegt der Kranz der Bewundernden — Folge,
Klang aus dem Erze nur Echo — Ruf seinem Namen.
Aber Apollo's Geschoß
Nur das lebend'ge Gebild, des Genius kostende Schöpfung,
Nur der Zauber der That, klingt und
Dringt in die Hand den Speer, weltreifende Kraft zu erproben —
Rafael's Bildern nur lief ein Allegri „Auch' io!"

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 39. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Aus dem Leben.

Eine Skizze von Moritz Reich.

Ein gar eigener Dämon iſt doch in der Welt geſchäftig, der üblen Nachrede in die Hand und, beſſer geſagt, in den Mund zu arbeiten! Dieſer Dämon gibt ihr vollkommenes Recht, auch von dem begüterten Handelsmann Herrn Ehrenreich zu ſagen: „Hat nicht dieſer Mann Alles, was ſein Herz erfreut? Ein Haus in der Stadt, ein palaſtähnliches auf dem Lande, einen herrlichen Park, weitläufige Aecker, ein ſtrotzendes Waarenlager, Geſundheit, Ehre — nicht nur Eine Frau, ſondern ſchon die Zweite, nicht nur zwei ſittliche Kinder von der erſten, ſondern auch zwei von der zweiten und doch — ich beneide ihn nicht, den reichen Ehrenreich" — Warum nicht?

In dem Städtchen R. in Böhmen ſehen wir mitten im „Ringe" ein großes Zelt aufgeſchlagen, daraus eine Trommel hellt und ein Leierkaſten heult; eine Gruppe neugieriger Kinder umſteht den Eingang; der Wind hebt zuweilen oder ein groſchenbegierlicher Junge den Leinwandvorhang und läßt die ſehnſuchtigen Blicke der draußen Harrenden in das Allerheiligſte ſchauen, wo ein breitſchulteriger Mann mit einem gewaltigen Barte, der Principal der Reitertruppe, mit einer langen Reitpeitſche verſtärkt Recitalen gibt. „Der", heißt es, „ſpringt zu allerletzt über acht Pferde!" Halbroſtümirte Reiter tragen Fahnen von großer Wichtigkeit über den Markt, Harlekin theilt im Vorbeigehen Naſenſtüber aus — wer iſt vor ihm der ſchlanke, junge Mann mit dem ſchwarzen Lockenkopf, dem großen, glühenden Auge, das ſeinen Gegner zu ſuchen ſcheint? Er geht mitten durch, als wichen Menſchenwogen ſo leicht wie Luft und Waſſer; voll unausſprechlicher Verachtung blickt er dem Harlekin in die gemalten Wangen und tritt in das Zelt gleich dem griechiſchen Jüngling, der zum Fünfkampf wandelt, ein Sohn Apoll's. Mädchen wiſpern einander in die Ohren, Greiſe nicken bedächtig: Der macht heute Abend den großen Trampolinſprung! Aengſtlich aber folgen die Blicke des phantaſtiſchen Jünglings einer kühnen Reiterin — jetzt ſetzt ſie, im Unterricht beim Stallmeiſter, über die Barrière — er ſpringt gleichſam in Gedanken mit; jetzt durch den Reifen! Er fährt mit dem Vorderleib durch die Luft — ſie ſitzt ſchon wieder feſt auf dem Pferde; ſie lächelt dem Jüngling — es iſt ihr

Bruder — ſie lächelt, als fordere ſie ihn auf zum Tode; er nickt auch bedeutungsvoll — ſie ſcheint des Pferdes Seele zu ſein, ſo harmoniſch ſtimmen ihre Bewegungen zuſammen — da aber wehe! Ein Schuß knallt — ganz in der Nähe, das Pferd bäumt ſich erſchrocken, die Reiterin ſtürzt — ſie ſtürzt in des Bruders Arme. Kaum hatte der ſich überzeugt, daß ſich die Schweſter — ſie hieß Emilie, er Max — bereits vom Schreck erholt, als er ſie unbeſchreiblich ſanft auf den Boden niederſetzt, auf den Principal losſtürzt, die Piſtole ihm aus der Hand reißt — ſie war entladen. Er hatte aus Grimm gegen die Geſchwiſter losgefeuert, Emilie hatte einen Mormonenantrag zurückgewieſen; Max ward nicht von Hauſe mit Geld überſchüttet, wie ſich's der Principal eingebildet hatte, als eines Tags zwei ſtattliche, ſchöne, junge Leute, die reiten, fechten, ſchießen konnten, zornerglüht zu ihm kamen und — Kunſtreiter werden wollten. Im erſten Anfall ſtürzte der Stallmeiſter, packte dann Maxen, der eben auf ſeine Bruſt knien wollte, gewaltig, und Emilie half entſchloſſen, als ſtände ſie einem Roß gegenüber. In beide Mundwinkel des rieſigen Mannes griff ſie mit ihrer Hand und zog nach entgegengeſetzten Seiten. Der Schmerz, der einen wilden Hengſt bändigt, zähmte auch den Frechen, daß er nachließ. Und während des Ringens paukte die Trommel und heulte die Orgel und der Bajazzo rief und die gaffende Jugend von N. träumte ſich Heerwunder hinter der Leinwand.....

Die Geſchwiſter gingen aus dem Zelte.... Iſt dir kein Leids geſchehen, Emilie? ſprach Max. Sie antwortete mit der Gegenfrage: Biſt du nicht verletzt, Max? Sie ſchwiegen, als ſie ſich ihres Wohlbefindens verſichert hatten.... Sie gingen in den Gaſthof, den ſie zuſammen bewohnten.

Am Abend machte Max den Trampolinſprung. Emilie ritt durch ſieben Reifen... Das Volk jauchzte. Am folgenden Morgen vermied Max ſeine Schweſter und ſchrieb an ſie: „Ich muß fort! Wohin? Ich weiß es nicht! Eile zurück zu dem Manne, der unſer Vater iſt und die Kinder Hagar's in die Wüſte fliehen läßt um Rahel's und um Jakob's willen!"

Im Schloßtheater eines Landſtädtchens gaſtirte die Familie Frieden (eine polniſche Grafenfamilie, die wie Graf Hahn, der Vater der Gräfin Hahn-Hahn, dem Bel von Babel als Komödianten diente). Ein Vater, drei Töchter in ſanftaufſteigender Linie, eine Mutter, drei Söhne — kein Fremder als Ziegelſtein in dem ſoliden Steinbau der reiſenden Künſtlerfamilie Frieden! Wer kennte ſie nicht, der Böhmen „auf dem Lande" kennt! Ein Jüngling tritt ein, ſporenklirrend, in den Zuſchauerraum, in hohen Reiterſtiefeln, kurzem Reitrock mit grünem Kragen und rothem Futter — ein Flüſtern des kraftdrehenden Publicums empfängt ihn; er überblickt das Parterre gleich einem Souverän, geht zwiſchen den zwei Bankreihen hinauf und nimmt in der zweiten Bank Platz; er hätte ſich in die erſte geſetzt, wenn er nicht darin einen ſchönen Nacken entdeckt hätte, der von der zweiten Bank aus bequemer zu betrachten war. Noch war der Vorhang nicht aufgegangen und ſchon hatte Max, er war es, auf die ſchöne Ausſicht ſeinen Athem gehaucht; die Betroffene dreht ſich, erſchrickt, ſtößt einen leiſen Schrei aus und entfernt ſich auffallend eilig aus dem Theater, gefolgt von den Blicken der Kleinſtädter und den Schritten Maxens. Ottilie! ruft er zärtlich-vorwurfsvoll, warum fliehen Sie mich? Wohin eilen Sie? Die Dame, die entfloh, war die Geliebte, ja faſt ſchon die Braut des Jünglings aus der nahen Heimat, und ehe er ſie wiederfand, war ſie im Labyrinth der Schloßgänge verſchwunden... Er kehrt in das Theater zurück, wo er, in Träume verſunken, nichts ſieht und nichts hört. Das Stück iſt zu Ende, das Theater leer, von den Wänden grinſen ihn Bilder an, auf welche rohe Farbenklexe gemalt ſind; die Bühne iſt offen — ein weiter Schritt, er ſteht auf derſelben, kehrt ſich gegen das leere Haus, ſtreckt den Arm aus und ruft: „Und darum, — — Karl Moor!" Der Theaterheld geht hinter die Couliſſen, in die Garderobe. Die Comteſſen Frieden drängen ſich aneinander wie

Jammer vor dem Gewitter oder dem Wolf — die Sprache verſagt ihnen, ſie ſtarren den wilden Fremdling an, der ſich in die Garderobe der Grafenfamilie gewagt hat. Bitte, meine Damen, ſagt Max, ſich verneigend, machen Sie keine Umſtände! — Thun Sie nur als wären Sie zu Hauſe — Anch'io sono pittore! Der Alte und die „Friedens“-Söhne ſtürzen herbei — die Mädchen ſtanden da wie Meilenzeiger, indem ſie auf ihn mit ausgeſtreckten Händen hinwieſen; Max brach das Eis des Moments: „Beruhigen Sie ſich, Verehrteſter“, ſagte er zum ſilberhaupt'gen Graf Hahn Böhmens, „ich komme mit den beſten Abſichten der Welt“ — „Die wäre, wenn man Ew. Hochwohlgeborgen fragen darf?“ — „Sie haben keinen Fremden in Ihrer Truppe“ — „Und?“ — „Und können ſo manches Stück, zum Exempel »Die Räuber«, aus Mangel an Perſonal nicht aufführen“ — „Alſo?!“ — „Da dachte ich“ — „Dachten Sie? —“ — „Mich bei Ihnen engagiren zu laſſen!“ „Wer ſind Sie, Hochzuverehrender?“ — „Ein College!“ — „Schauſpieler auch?“ — „Ich bin Kunſtreiter!“ — „Ein Kunſtreiter! Voltigiren Sie gefälligſt zurück! Eine Stunde von hier, in dem Dorfe Petin, producirt ſich eine Seiltänzergeſellſchaft! Vortreffliche Leute! Meine Empfehlung ſoll Ihnen nicht fehlen! Gute Nacht, mein Herr! Die Familie Frieden bleibt nur die Familie Frieden! Die Theatergeſchichte wird einſt davon erzählen.“ Max ging. „Er ſchickt mich zu den Seiltänzern!“

Seiltänzer! Steige nur auf das ſchwankende Seil! Du wirſt beben wie Eſpenlaub! Oben auf einem Strange, über ſich den weiten Himmel, unter ſich die wühlende Volksmenge, die Balancirſtange in der Hand! Von einem Dach zum andern mehr Gefahren, als ein Weltumſegler beſteht — und dieſe Gefahren lachend, tanzenden Fußes beſtehen, in jedem Augenblicke nicht einen halben Zoll weit vom Tode und doch nicht zucken mit der Wimper — und das Alles um einige Kreuzer im zinnernen Teller zuſammengebettelt!... Max hatte ſich in dieſer Kunſt ſchon bei den Reitern verſucht, ja ſchon im Garten ſeines Vaters, dem ſtolzen Garten ſeiner Villa, wo die Roſſe ſchnoberten aus warmerner Krippe! Was hatten nicht Max und Emilie gewagt, als ihre Mutter lebte und der Vater ein Witwer war und ein Hofmeiſter ſie nicht bändigte!

Voll Wehmuth blickte Max zum Schloſſe auf, wo Ottilie, ſeine frühere Braut, bei Verwandten wohnte. Der Bund war zerriſſen — die Thränen über den Verwilderten vielleicht getrocknet; hätte ſie am Fenſter noch länger geſtanden, um dem Jüngling mit den Sporen nachzuſehen, der die Landſtraße hinaufzog, ſie hätte noch ſpäter ein kleines Wägelchen entdecken können, mit einer blauen Decke überſpannt, von zwei Hunden gezogen, kutſchirt von Emilien, Marens Schweſter. Sonnverbrannt, wie ſie war, ward ſie von Ottilien ſchwerlich erkannt. Emilie ſuchte den entflohenen Bruder, nicht — das Vaterhaus.

Alle Wege, die nach Petin führen, ſind menſchenbeſäet; auch Beamte mit ihren Frauen fuhren hinaus, denn heute ſoll der neue Seiltänzer ſich zum erſten mal öffentlich produciren. Das Seil ward mit Erlaubniß des Kaplans, der ſich den Spaß auch nicht verderben wollte, an der Kirchthurmſpitze einerſeits, andererſeits am Wirthshauſe „Zum goldenen Löwen“ befeſtigt; Mißvergnügte bemerkten, daß die Trinker und Spieler heute aus der Schenke den Weg in die Kirche durch die Luft noch viel weniger werden machen wollen als auf ebener Erde. Max hat eine weißanliegende Tracht, von der ſich ſeine ſchwarzen Locken prächtig abheben, dieſe Locken, die ein Kranz von Eichenlaub leiſe zuſammenhält — bekränzt war er ſchon noch vor dem Siege! Die Stunde ſchlägt, die Sonne glänzt im blauen Sommerhimmel, die Menge wogt zwiſchen Kirche und Schenke auf und nieder — Max trat aus dem Vaterhauſe leuchtend hervor, läßt einen feurigen Blick über die Volksverſammlung ſtreifen und wandelt majeſtätiſch zum Seile. Der Principal ſtreift ihm die Schuhſohlen; während er den einen Fuß hebt, ſteht er feſt auf dem andern, den Arm kühn in die Hüfte gebogen, gefällt er Allen. Endlich faßt er den Ballen, in

Einem Schwunge iſt er auf dem Seil, man reicht ihm die Balancirſtange. „Il traverse les airs comme un ange!“ rufen die Schloßdamen von Hein und winken mit Battiſttüchern, während ihre Augen angſtvoll auf ihm ruhen — Weh, er fällt! Nein, er hat ſich in der Mitte des Wegs ſtationirt. Aber das Aufſtehen wieder? Er ſchnellt ſich in die Luft wie ein Gummiball und wieder ſchwankt das Seil unter ſeinen Sohlen. Nicht eher wagt ſich der laute Beifall hervor, als bis er auf dem Thurmknopf ſitzt; zufrieden lächelt Max herab auf die jauchzende Menge. Und doppelt ſo ſchnell legt er den Rückweg zurück; Niemand läuft davon, um den Kreuzer zu erſparen; Jeder freut ſich, den zinnernen Teller wandern zu ſehen, manches Herz klopft ſtürmiſch an das Mieder; er ſpringt herab, verbeugt ſich und eilt triumphirend dem Bretterhauſe zu...

Nach einer Weile kommt er aus ihm hervor als Elegant, hält die Reitgerte, die ihm als Reliquie ſeines frühern Standes geblieben war, vornehm in der Hand und geſellt ſich ohne Umſtände zu den Honoratioren. Da blickt er hin auf ſeine Nachfolger auf dem Seile. Wen ſieht er? Ein junges Mädchen in roſaſeidenem Mieder mit ſchwarzen Teufeln. Sie hat den Stützbalken mit beiden Händen erfaßt, ſich einen leichten Schwung gegeben und ſteht oben auf dem Seile. Max ruft: Emilie! Sie thut, als hörte ſie nicht den Schrei der Verzweiflung. Der Principal, Herr Weitzmann, reicht ihr lächelnd die Stange, ehe es Max verhindern konnte — ſie war auf dem Seil, ſchreitet vor, von der Angſt des Bruders begleitet, der mit wogender Bruſt, mit wankenden Knieen wie in einem ſchrecklichen Traume ihr nachſtarrte, ſeine Arme ſind nach ihr ausgeſtreckt; ſie war ja immer ſo ſüß wie er geweſen; ſeine Geſpielin in allen Streichen, wild und verwegen wie nur ein Kind ſich entwickelt, dem die Mutter fehlt, die Mutter, die freilich auch — eine Ungarin geweſen war.

Das Publikum ſieht bald auf den vernichteten Max, bald auf die in Lüften ſchwebende Iris, ein Geheimniß mußte im Spiele ſein. Wie unten der Blick der Neugierigen, ihr Intereſſe hin- und herſchwankte, da beginnt Emilie oben auf dem Seile zu ſchwanken, ein Schwindel erfaßt ſie, ſie biegt den Kopf zurück, die Stange entfällt krachend ihrer Hand und die Seiltänzerin ſelbſt ihr nach. Ein Schrei des Entſetzens aus Aller Munde. Max ſinkt ohnmächtig zuſammen.

Er erwachte in ſeinem Bretterhaus auf ärmlichem Lager. Er frägt Herrn Weitzmann, der ihm zu Häupten ſitzt: „Iſt ſie todt?“ — Man beruhigte ihn. — „Wo iſt ſie?“ — „Dort!“ Max deutet auf einen ſchattigen Winkel im Hintergrunde, wo Max ſchlafen wollte. Man kürzt hin; blaß liegt Emilie da, leiſe hebt ſich ihre Bruſt, ein Lächeln ſchwebt um ihre Lippen, einen Arm trägt ſie in der Binde. Erſchrocken wendet ſich Max zum Principal: „Was iſt das? Warum den Arm gebunden?“ — „Sie hat ihn gebrochen“ — Und ein erſticktes „Emilie!“ So warf er ſich weinend vor ihrem Lager nieder; „Emilie, theure Schweſter!“ Emilie that, als erwachte ſie erſt jetzt, lächelte und reichte dem noch immer knieenden Bruder den geſunden Arm; er ergriff ihn, küßte ihn innig und näßte ihn mit ſeinen Thränen.

Der Bauernkönig Jakel ſtellte Emilien in vier Wochen wieder her. Während der Zeit ließ ſie Max nicht aufſtehen, er wich nicht von ihrer Seite, ſah ihr jeden Wunſch ſchon in der Seele keimen. Als der Arm ganz heil war, fragte ſie: „Nun, Max, wann treten wir wieder auf? Wo du biſt, bin auch ich! Unſer iſt die ganze Welt! Freiheit! Freiheit! Nur kein Vater, der uns einer neuen Mutter opfert! Doch denke über Beſſeres nach. Ich ahne dir nach in Allem und ſollten wir in Klöſter ſtecken. Zwei, die ſich gegenüberliegen, finden ſich ſchon.“

Die Thür öffnete ſich. Bleich und gebückt trat ein Mann ein, in Trauer. Er mußte die Thür erſt ſchließen, ehe man ihn erkannte. Es war Herr Ehrenreich. Er ſank zum Lager ſeiner Kinder nieder. Er weinte. Er hatte die Kinder ſeiner zweiten Frau in drei

Augen verloren. Sie waren am Scharlach geſtorben. Die Mutter ſah, erzählte er, an den Särgen tiefſinnig. Er mußte ſie in eine Heilanſtalt geben.

Er hatte nur noch die beiden wilden, ſo trotzigen Kinder. Sie hatten das Joch des Hauſes in ihrer Art ſprengen wollen. Eine Erziehung gaben ſie ſich erſt, als ihnen Vaterfluch folgte; ſie möchten jetzt in des Vaters Thränen ihre eigenen, gelobend, zurückzukehren... Der Dämon der übeln Rede iſt jetzt verſtummt. Es gibt Leiden, die jede Mißgunſt entwaffnen. Auch kann Niemand abſtreiten, daß Max und Emilie, wieder dem Vaterherzen nahеſtehend, zwei brave Kinder wurden. Welcher Liebe Emilie fähig war, bewies ihr Entſchluß, nichts Anderes zu ſein als ihr Bruder und den Verwilderten, der Keines Lehre annahm, dadurch zu bändigen, daß ſie ſeinen Bahnen folgte.

Wiener Briefe.

II.

— Ehe wir uns zu Tiſche ſetzen und unter Anderm die wunderbare Compoſition eines Ritters St. Georg zu Pferde, der den Drachen tödtet — ein aus Eis gefertigtes Kunſtwerk — der Hitze zu ſchmelzen heißen, noch ein Ausflug ins Freie.

Ein Junimorgen im Prater, ſelbſt bei einer Hitze von 20 Graden und der beginnenden Saison morte, iſt eine Erquickung des Auges und Herzens. Hier und da eine Carroſſe zwar wirbelt, obgleich nicht die Corſo-Stunde, den Staub auf, aber die Alleen ſind dichtbelaubt und die Seitenwege hinlänglich von ihnen entfernt. Es macht einen eigenen Eindruck, ſo in mittäglicher Ruhe alle die Schauſtellungen zu ſehen, die erſt am Nachmittag und Abend hier ihr lärmendes Leben entfalten. Es iſt wie ein Blick in eine Reiterbude, ehe die Damen im Coſtüme ſind. Auch Kreutzberg's Menagerie geberdet ſich wie ein Schauſpieler, der noch unfriſirt in der Garderobe ſitzt.

Ich vergegenwärtige mir aus der jetzigen Ruhe das rege Leben eines Sonntagsnachmittags, wie ich in frühern Zeiten ſo manchem hier zugeſchaut hatte. Wie überall hat auch in Wien die Induſtrie der brotloſen Künſte zugenommen. Es muß traurig ausſehen im Schooße des Volks, wenn man ſo Viele von ihm den ſchwindelnden Weg einſchlagen ſieht, der kein Handwerk iſt, keine Kunſt, keine Kaufmannſchaft, ſondern von Allem etwas. Der macht Daguerreotypen, Der Photographien; Der zeigt Sonnenmikroſkope, Jener Elektriſirmaſchinen. Das Alles ſteht auf ſo gleicher Linie mit dem Jongleur und Reifenſpringer, dem Carouſſelbecher und Tambourinſchläger, daß man nicht einmal an den Fortſchritten der Naturwiſſenſchaften in dieſer Form ſich erfreuen kann.

Ich widerſtand dem Triebe, die Schlangen zu ſehen, von denen Kreutzberg angekündigt hat: „Da die Naturforſcher über die Fortpflanzung der Schlangen noch keine ſichere Kunde haben, ſo haben meine Schlangen Eier gelegt.“ Dieſe wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen und gelehrten Gefälligkeiten der Boa conſtrictor hätten mir vielleicht den Appetit verdorben. Ich nahm lieber ein Glas „Melange“ an einem Erfriſchungsorte.

Vor einer der kleinen Buden, in welchen ſich mit blauangelaufenem Glasdeckel ein Daguerreotypiſt angeſiedelt hat, ſah ich auf einer Bank im niedergetretenen Graſe zwei weibliche Geſtalten die Ruhe des Orts zu eifriger Lectüre benutzen; wol Mutter und Tochter, dacht' ich. Beim erſten Anblick glaubt' ich, ſie ſtudirten in ſchwärmeriſcher Kunſt- und Naturhingebung „Die beiden Graſel“, einen jener „Volksroman“, welche die öſtreichiſche Romanfabrikation in ſo üppiger Fülle hat aufſchießen laſſen; Romane, an denen, wie ein geiſtreicher Freund ſich kürzlich ausdrückte, „gerade Das das Schrecklichſte iſt, was in ihnen die Tugend vorſtellen ſoll“. Aber es waren keine Erzeugniſſe der wiener Alexander Dumas, ſondern alte, vergriffene und vergilbte Manuſcripte. Schauſpielerin... alſo, ſagt' ich mir. Sie lernen ihre Rollen! Ob es die Rachel auch ſo macht, wenn ſie im grünen Freien

des Bois de Boulogne hinter Passy ihre Rozanes und Chimenes lernt? Von Seydelmann wußt' ich, daß er zwischen dem Hofjäger und dem Charlottenburger Chausseehäuschen im Thiergarten seine besten Rollen lernte. Auch Davison ist der Welt hier sonst im Augarten begegnet und Mancher von einem seiner Richard'schen Kopfherunter! erschreckt worden. Aber dieses weibliche Künstlerpaar schien hier wie zu Hause zu sein. Die Damen trugen ihre Locken, die eine braune, die andere graue, zurückgestrichen, und die Hüte lagen ohne Zweifel in dem Atelier des Sonnenstrahlenfängers. Ich besann mich. Es konnten zwei Mitglieder des Hofburgtheaters sein, die einen armen, zum Daguerreotypisten heruntergekommenen ehemaligen Collegen der ältern Dame an einem schönen Frühlingstage in Nahrung setzen wollten und eben die Zeit der auf die Platte wirkenden Dämpfe abwarteten. Sie benutzten vielleicht die Gelegenheit, für das schöne Hofburgtheaterstück: „Das Bild der Mutter", ihre Rollen zu repetiren?

Wien ist romantisch. Ob sie in Leipzig auch längst die Romantik abgeschafft und dafür, wie Sie uns neulich schilderten, eine neue Poesie der Cigarre substituirt haben, Wien wird den alten Göttern treu bleiben, solange noch Blech zu Theaterbarnischen sich verarbeiten läßt und Stunde sich auf Wunde, Bunde, Hunde, Kunde, Runde, Kunigunde reimt. Der Karfunkel der Schwärmerei glüht zu tief und strahlend im Herzen des Wieners, zu übergezogt ist er, daß es gewisse Dinge im Himmel und auf Erden gibt, von denen sich selbst die Hegel'sche Schulweisheit nichts träumen ließ und die ihren sonderbaften Ausdruck finden werden, solange es noch Rosa Mousselin zu Wolken, bengalisches Feuer, blinde Harfner und ein Josefstädter Theater gibt. Wer in Wien lebt und nicht Romantik „in ihm selbst hat", der ist nicht würdig, auf dem Cafétrottoir an der Mehlmarktecke unter Oleanderbüschen zu sitzen, Mokka zu trinken, Domino zu spielen und sich für einen modernen zerrissenen Titanen, einen gefallenen Gott zu halten, dessen ödeste innerste Langeweile ihm als die unendliche Bürgschaft seiner Poesie erscheint. Und nicht nur romantisch fühlen muß man in Wien, auch romantisch handeln. Man muß den Muth der That, den Muth der Anrede besitzen und durch eine etwaige impertinente Antwort, ein „Haltens Ihr Goschen!" sich keineswegs für immer von des Lebens romantischen Täuschungen geheilt fühlen. Ich wenigstens knüpfte mit den eben im Lesen begriffenen Urbildern der aufgefangenen Daguerre'schen Sonnenstrahlen ohne weiteres an und siehe da! sie antworteten theils lieblich, theils artig, theils verschämt, theils zuvorkommend. Und es waren Schauspielerinnen! Sie lernten wirklich Rollen, aber nicht die classischen Hofburgtheater-Rollen aus Töpfer's „Bild der Mutter", sondern die unclassischen einer sich mehrmals in altes Kötzlerweib, Wahrsagerin, Gerümplerin, Landlerin u. s. w. verwandelnden Hexe und eines Genius der Liebe und Freundschaft, der in einem dramatischen „Lebensbilde" der Vorstadttheater den Edelsten aller Gutsbesitzer im Dorfe Rosenau auf das herzlichste im Namen seiner treuen Mobeziehenden zu empfangen hat.

Das Stück, das meine beiden neuen Freundinnen — ein Thor, wer in Wien bei einem dargereichten Finger nicht gleich die ganze Hand ergreift! — an demselben Abend ohne Probe zu spielen hatten und deshalb repetirten — auf der Probe übt der Souffleur in solchen Fällen für Denjenigen, der sie dieser Mühe überhebt —, gehörte dem ältern Repertoire an. Die Rollen waren so zerrissen, daß die den Sinn gebenden Worte meist an den Rändern fehlten. Dieser Umstand unterstützt die desto geweckttere Thätigkeit des Geistes; denn ob nun Schiller oder Nestroy, ob Goethe oder Kotzebue, es bleibt immer eine nützliche Uebung des Verstandes und Herzens, eine an den Rändern abgegriffene und zu ein bis zwei Hünftel unzusammenhängend gewordene dramatische Rolle ihrem Sinne nach aus eigenen Mitteln zu ergänzen. Der Souffleur wird jedenfalls das vollständige Exemplar haben und die Acteure und Actricen betreten die Bretter doch schon in einer gründlich

vorbereiteten Ahnung über Das, was ſie eigentlich zu ſagen und darzuſtellen haben. Ach, Frau Mayr und ihr Fräulein Tochter, Roſa Mayr, huldigten ſchon ſeit Jahren den Muſen; die Mutter einſt in Kaſchau und Temesvar ſogar Melpomenen, die Tochter ſchon in Amerika Terpſichoren; denn Roſa war eines jener kindlich-lieblichen Schlachtopfer der Frau Balletmeiſterin Weiß, das ſelbſt über den Ocean hinweg den Begriff des wiener Kinderballets mit großem Gewinn für die reichgewordene Dame verſchleppte. Früh ſchon hatte die Kleine gelernt als Genius oder Amorette freundliche Geſichter ſchneiden, während ſie hungerte. Und der junge Mann dort mit dem gefurchten Greiſenantlitz, der eben das Luftfenſter ſeines Ateliers öffnet, um ohne Zweifel die tropiſche Hitze zu mildern, iſt Roſa's Bruder und wurde optiſcher Künſtler, da weil die Aretens-Muſe Halborgane verlangt, wie ihm infolge einer vielbewegten Jugend keins mehr zugebote ſteht. Frau Mayr war ſehr liebenswürdig. Da ſie einen Fremden vor ſich hatte, ſo ſchien ſie einen eigenen Plan auf ihn angelegt zu haben, und Sie werden bald hören, theurer Freund, daß ihr dieſer Plan nur zu gut gelingen wird.

Es war ſchon 2 Uhr. Ich begleitete meine Damen zur Leopoldſtadt zurück. Ohne Zweifel hatten ſie ſchon um 12 Uhr dinirt. Was ſich ſo aus den mitgetheilten Lebensverhältniſſen entnehmen ließ, eröffnete die tiefſten Einblicke in das k. k. öſterreichiſche Provinzial-Künſtlerleben. Welche Fülle pittoreſker Abwechslungen und romantiſchen Elends! Wie viel Fetzen von Sammet und Atlas um Hunger und Entwürdigung! Auch die Periode Carl ſpielte in Frau Mayr's Leben hinein. Da ſtanden wir vor dem Kunſttempel des großen Impreſario, ſeinem neuen, dem aufgegebenen Wiedner Theater zum Trotz erbauten Leopoldſtädter Muſentempel! Aus Dem, was auch Frau Mayr in wunderbarer Aktſeligkeit über den Begriff „Ein Carl'ſcher Contract" als originellſten Beitrag zur Lehre von den Verbindlichkeiten und Verträgen debütirte, trat mir ſo recht lebendig wieder das Bild dieſes merkwürdigen Mannes entgegen... Ich kannte Carl aus jener Zeit, als ihn ſein Rival Pokorny mit Hülfe geheimer Freunde aus ſeinem Wiedner Theater auf die Straße ſetzte, ihn, den reichen Hausbeſitzer in Hietzing, ihn, den Unvergleichlichen, den Staberl in höhern Regionen, den Staberl auf Reiſen, im Verhör und daheim... Carl war eine kleine gedrungene Geſtalt. Das Antlitz geröthet, das Auge vom Blutandrang und der aufgeregten Phantaſie wie Feuer blitzend, jede Bewegung elaſtiſch, der ganze Menſch auf dem Qui vive. Seine Art, ſich über die Kleinlichkeiten ſeines Geſchäfts zu erheben, hatte etwas vom Imperator. Man konnte auch glauben, in ihm einen jener römiſchen Emporkömmlinge zu ſehen, denen nichts fehlte als der Lorbeerkranz um die Stirn, um ſich einen Domitian oder Caracalla zu vergegenwärtigen. Sein Herz war nicht klein, wenn es ſich gerade in gleichem Range mit einem Lichtſtrahl ſeiner Ruhmesliebe entzündete. Er war der Mann des großen Stils, der Geldſtücke unter die Menge werfen konnte, um zu ſehen, wie die Canaille ſich balgte. Aber ich möchte nicht der Geſchichtſchreiber auch der Ausſtritte geweſen ſein, die er unter vier Augen den ihm Unbequemen und Läſtigen geben konnte. Als Schauſpieler war er die Caricatur ſeiner ſelbſt. Er war der Erfinder jenes pyramidalen Komikers, der leider auch jetzt in Wien ſo Vieles in Parodie verwandelt. Staberl war ein Paraplwiemacher und wie der Regenſchirm eine doppelte Exiſtenz hat, eine eingeklappte, beſcheidene, entſchloſſene und eine geſchmückte, ſichbreitmachende, ſtraffe, ſo war Carl auch ein Doppelweſen. Die Vermittelung zwiſchen der abgeſpannten und ermüdeten Natur machte das Raiſonnement. Er raiſonnirte ſich Jugend, Phantaſie, Gefühle. Von Hauſe aus geiſtig mehr oder weniger unbedeutend, erſchien er, geſchnellt von Ruhmesſucht und Sinnenluſt, ſich und Andern ein Genie. Der Glaube an ſich machte ihn ſtark, die Schmeichelei, die ihm wie einem Fürſten huldigte, gab ihm Unterlagen, auf denen er ſich in ſeiner wiener Umgebung wie ein Heros zu behaupten wußte. Dieſer Imperator, von der Donau an die Seine verſetzt, Carl in Paris, auf Reiſen, geleitet von Andern,

überall düpirt, betrogen, war hülflos wie Kaspar Hauser. Der große Matador von Wien wurde uns von Freunden, die ihn bei längerem Aufenthalt in Paris beobachtet hatten, wie ein Spielball in der Hand eines Kindes geschildert. Die aufgeschnurrte Exaltation, die ihn in Wien so stark machte, reichte für einen Zustand der Natur, Bildung und ruhigen Beobachtung nicht aus... Paßt hiervon nicht Manches auf Wien, die Wiener und wiener Geschichte überhaupt?

Bei der Tischconversation waltete das Theatergespräch vor. Kann ich Sie damit ermüden wollen? Kann ich Sie belehren: Ob Gernet die Oper „ruinirt" oder nicht? Ob Hoffmann die „Josephstadt" um einen Preis kaufte, der ihn zum Millionär machen muß, falls es noch einmal einen Tell und einen Zauberschleier gibt? Kann ich erörtern: Ob die Tietjens im Norden bleibt, nachdem sie Meyerbeer nächst der Ney die beste deutsche Sängerin der Gegenwart genannt haben soll? Kann ich voraussagen: Ob Rosenthal's „Goldschmied von Ulm" — doch von allen diesen Dingen ein andermal. Werthvoll schien mir eine Anekdote, wie der junge Kaiser seine Gemahlin kennen lernte.

Herzog Max von Baiern hat zwei Töchter. Die älteste war die für den jungen Kaiser bestimmte. Noch hatten sie sich nicht gesehen. Als es das erste mal zur entscheidenden persönlichen Begrüßung kommen sollte, stand die ältere Schwester in jener ehrfurchtsvollen und so natürlichen Befangenheit, die in einer so bedeutungsvollen Situation sich von selbst versteht; die zweite, jüngere, hüpfte dem künftigen Schwager lebhaft entgegen und gab ihm mit jener Treuherzigkeit, die der Tochter eines der ersten Zitherspieler der Welt, der auch nicht selten im tiroler Kleid als echter „Phantasus" sich zu ergehen liebt, vollkommen entsprach, die schöne weiche Hand, und siehe da — das Loos war geworfen. Der Werber behält die Hand, die er schon hat und die ältere Schwester tritt zurück...

Es ist dies ein Stoff von so reichem und, tiefer geforscht, erschütterndem Seelencontraste, daß man ihn dramatischen Dichtern zur Bearbeitung empfehlen möchte, natürlich in jenem Geiste, der Goethe's „Tasso" durchweht. Die Heldin müßte, versteht sich, — wir wagen kaum zu sagen Wer? sein. Unsere Zeit ist so unliebsam in Allem, was nicht die machthabende Größe auch in jedem Vorrechte darstellt oder — könnte uns müßte doch vielleicht die gekrönte heitere Leonore Sanvitale nicht den Schwerpunkt des Interesses bilden, wenn man sich vergegenwärtigt, wie Schwesterliebe fühlen mußte, wenn sie —

Mais, mon Dieu, hör' ich die Gräfin H., dieselbe, die, wie Sie bereits wissen, Goethe's „Faust" für einen unverantwortlichen Tritschtratsch erklärte, comme ces Chevaliers de la plume se mêlent si indiscrètement de nos affaires!

Kehren wir in Demuth zu unserer bescheidenen Sphäre zurück und bemerken nur noch, daß der geheime Plan, den Frau Mayr auf meine Persönlichkeit richtete, im Zusammenhang mit zwei Zimmern stand, die sie an wohlanständige Garçons, meist Fremde, zu vermiethen pflegt. Es ist in der „Stadt Frankfurt" so theuer, so unruhig, daß ich vielleicht wirklich im Stande bin, mir morgen die Zimmer in dem Seitengäßchen der Leopoldstadt, dritter Stock, anzusehen... Warten Sie ab!

(Ein dritter Brief im nächster Nummer.)

Arabische Höflichkeit.

Von Max Maria von Weber.

I.

Kein Volk der Welt, die Chinesen nicht ausgenommen, ist höflicher als die Orientalen, und war ganz besonders sind es die arabischen Stämme, deren Vorfahren im Mittelalter Spanien beherrschten und bei ihrem Umgange mit der ebenfalls sehr ceremoniösen castilischen und

aragonischen Ritterschaft Gelegenheit hatten, den Formelschatz ihrer Höflichkeit noch mit all den strengen Vorschriften zu bereichern, welche für die Courtoisie des turnierfähigen Adels gegeben waren. Bei keinem Volke ist ferner die Höflichkeit strenger an die bestimmtesten Formen gebunden, bei keinem wird eine Verletzung der Höflichkeit so herbe empfunden und so streng gerügt wie bei den Arabern. Die Höflichkeit wird bei diesem eigenthümlichen Volke nicht durch das Leben selbst, wie in Europa, gelehrt, sondern sie behandelt dieselbe als Wissenschaft, die der Vater sorgsam dem Sohne, der Lehrer dem Schüler durch Vorschrift und Lehre übermittelt und in welcher die Zöglinge geprüft werden, wie man bei uns die Clevern in Mathematik oder Geographie oder sonst beliebiger Wissenschaft examinirt. Der Staatsrath Daumas, früher Brigadegeneral in Algerien und jedenfalls einer der gelehrtesten und am feinsten beobachtenden Offiziere der französischen Armee, die an eminenten wissenschaftlichen Kräften keinen Mangel leidet, hat über die Sitten der Araberstämme, welche die Sahara, d. h. das Flachland von Nordafrika jenseit des Atlas und den Tell, d. h. das Gebirgsland und die Küsten bewohnen, ein größeres Werk geschrieben, das ein Muster von eleganter französischer Darstellung ist und eine ungemein große Anzahl der interessantesten Daten in trefflicher wissenschaftlicher Anordnung gibt, während das Ganze den Stempel der durch eigene Anschauung lebendig gemachten Kenntniß aller einschlagenden Verhältnisse trägt.

Diesem Werke, dessen Lectüre wir Jedem empfehlen, der sich für frische ethnographische Schilderungen interessirt, entnehmen wir unter Hinzufügung eigener Wahrnehmungen (s. unseren „Ausflug nach Afrika", Bd. II, S. 193 fg. der „Unterhaltungen") den größten Theil folgender Notizen über die arabische Höflichkeit und deren strenge Formen.

Die Araber sagen: „Die Höflichkeit ist eine Münze, die Jeder selbst schlägt und die doch überall gilt." Niemand versteht sicher besser als ein Araber, jede Annäherung mit feinen Liebkosungen der Sprache zu begleiten, welche den Zutritt erleichtern und eine günstige Aufnahme wahrscheinlich machen; Niemand weiß seine Art und sein Verhalten genauer den Erfordernissen der Situation, den Verhältnissen der Verkehrenden anzupassen. Doch diese Höflichkeit nicht mit der freien Kundgebung von Achtung vor Charakter oder Rang zu vergleichen, welche das Wesen der europäischen Urbanität ausmacht, sondern die arabische Höflichkeit ist ganz genau reglementirt, gradirt und festgestellt, Jeder erhält so ihm zukommt, kein Wort mehr oder weniger. Die Gesetze und Formen dieser Höflichkeit erben durch fleißige Lehre in den Geschlechtern und Stämmen fort und wird der Tradition nichts genommen und nichts gegeben. Die Kinder hören die Worte der Erwachsenen mit dem tiefen Respecte an, den sie zeigen, wenn ihnen das religiöse Gesetz befiehlt wird oder das Alter sich herabläßt, der Jugend seine Weisheit kundzugeben.

Es würde ermüdend sein, wenn wir hier die ganzen Nummern von Höflichkeitsformeln anführen wollten, welche sich Gleichgestellte beim Begegnen ohne Unterlaß hin- und herwerfen und die niemals eine Modification erfahren. Die Worte sind immer dieselben und gelten bis Mittag: Guten Tag! Daß dein Tag glücklich sei! nach Mittag Guten Abend! daß dein Abend glücklich sei! und zu allen Stunden außerdem: Sei denn zu guter Stunde gekommen! Sei gegrüßt! Wie geht deine Zeit? Wie geht es dir? Wie hast du geschlafen? Wie geht es deinen Kindern?

Auf eigenthümlichem Umwege erkundigt sich der Araber nach der Frau des Gastfreundes und es erfordert genaue Kenntniß der Lebensklugheiten der Araber im Gang auf ein Gespräch über die Frauen, um an seinen Nüancen zu bemerken, wo die Frage hinaus will. Die Frau zu nennen, und hätte sie auch das Allerunschuldigste betroffen, wäre ein schlimmste Verstoß gegen die Lebensart; daher muß sich das Interesse, welches man ihr zeigen will, durch indirecte Andeutungen und Anspielungen zu beurkunden suchen. So fragt man im Kreise, der die Frau mit einschließt: Wie geht es den Kindern

Aram'ß? Wie ſteht's mit deinem Zelte? Wie geht's deiner Familie? Wie geht's deinen Leuten? Wie geht's deiner Großmutter? Jede zu deutliche Bezeichnung würde die Eiferſucht durch den Gedanken erwecken: Er hat alſo meine Frau geſehen? Er kennt ſie, denn er bekümmert ſich um ſie!

Im Geſpräche der Araber pflegen häufig religiöſe Beziehungen vorzukommen und ebenſo trägt die Formel, in der ſich Stammes- und Religionsgenoſſen grüßen, einen religiöſen Charakter, indem darin der Namen Gottes oder des Propheten verkommt. Der Araber vermeidet aus Höflichkeit mit ſeinem Gruße dieſe Beziehungen, ſobald er ſich in Geſellſchaft von Perſonen befindet, die nicht ſeines Glaubens ſind oder deren Bekenntniß ihm fremd iſt, damit das Gefühl dieſer Perſonen nicht beleidigt werde. Er gibt auch ſeinem Gruße eine andere Form, wenn er Nicht-Muſelmanen oder Solche grüßt, die ihm gänzlich unbekannt ſind; theils, um Bekennern anderer Religionen nicht die Segnungen des muſelmaniſchen Grußes angedeihen zu laſſen, theils, um den Namen des Propheten durch den Gruß an Ungläubige nicht zu profaniren, theils endlich, um ſolchen Perſonen nicht Dinge zu wünſchen, die für ſie ohne Werth oder gar unangenehm ſind. Er grüßt dann ſehr einfach: „Salam lia hah!“ (Heil Denen, die mir wohlwollen!) Viele arabiſche Fanatiker aber würden ſelbſt darin ein zu großes Zugeſtändniß an den Ungläubigen finden, wenn der Araber ihm unter der Bedingung Heil wünſcht, daß er ihm wohlwolle. Sie ſuchen jeden Segenswunſch für den Ungläubigen durch eine Zweideutigkeit des Grußes zu umgehen und ſagen: „Salam lia hal eslam!“ (Heil den Männern des Heils!) oder „Salam lia men tsba el houda!“ (Heil Denen, die dem Geſetz folgen!)

In den Provinzen, welche franzöſiſcher Herrſchaft unterworfen ſind, ſchweigt natürlich der Fanatismus vor der Klugheit und die Araber grüßen die Gegrüßten Chriſten mit aller Höflichkeit, die ihre Sprache zuläßt, dagegen haben ſie in ihrem Verkehre mit den Juden, dieſem ſo hart von den Bekennern des Islam behandelten Volke, das ſie in arabiſcher Sprache „die Geſteinigten“ nennen, noch nicht den Ton angeſchlagen, der eigentlich durch die Gleichberechtigung in dem franzöſiſchen Geſetz geboten wäre. Wenn ein Araber einem Juden die Ehre anthut, ihn anzuſprechen, was nur im Nothfalle geſchieht, und ſich dabei dem Juden geneigt zeigen will, ſo grüßt er ihn mit: „Allah yaicheck!“ (Gott laſſe dich leben!) oder Allah yoneck! (Gott helfe dir!) Beides Ausdrücke, die eine Zuvorkommenheit gegen einen Juden ſind, dagegen eine Unhöflichkeit gegen einen Muſelmanen ſein würden.

Außerordentlich ſtreng iſt die ceremonielle Etikette der Araber. Jedes Wort, jedes Zeichen iſt durch ſie auf das genaueſte und kleinlichſte geregelt. Der Niedere grüßt den Höhern, indem er ihm die Hand küßt, wenn er ihm zu Fuß, das Knie, wenn er ihm zu Pferde begegnet. Die Marabuts (Prieſter), und Talebs (Gelehrte), alle Perſonen, die in fernerer oder näherer Beziehung zum Cultus der Religion ſtehen, meiden ſehr geſchickt den Kaſtenſtolz, von dem ſie alle mehr oder weniger beſeelt ſind, unter dem Anſcheine frommer Demuth zu verbergen. So entziehen ſie dem Frommen, der ihnen die Hände küſſen will, dieſelben erſt dann mit demüthiger Miene, wenn er die Abſicht, ihnen dieſen Zoll der Ehrfurcht darzubringen, auf das unzweideutigſte an den Tag gelegt hat. Dagegen geſtatten ſie Grüße, die mit den Ehrenbezeigungen, welche die weltlichen Großen verlangen, keine Aehnlichkeit haben. Sie laſſen ſich die Schultern oder den Kopf mit den Lippen berühren oder Dergleichen. Wenn ein Niederer, der zu Pferde reitet, einem Höhern, ebenfalls zu Pferde, begegnet, ſo ſteigt er ſchon in bedeutender Entfernung ab, um ihm das Knie zu küſſen. Gleichgeſtellte berühren ſich, wenn ſie ſich nahe ſind, das Geſicht mit den Lippen oder wenn dies nicht der Fall iſt, ſo legen ſie leicht die rechten Hände zuſammen und küſſen dann den Daumen. Beim Vorübergehen oder Begegnen eines hochverehrten Führers oder Fürſten ſteben die Reiterden auf, die Reiterden ſteigen von den Pferden

und alle kreuzen, ſich tief verneigend, die Hände auf der Bruſt. Dieſe außerordentliche Ehrenbezeigung wurde z. B. dem Emir Abd-el-Kader erwieſen. Bei der Rückkehr der Krieger vom einem glücklichen Feldzuge oder einer kühnen Razzia werden ſie von den verſammelten Frauen und Mädchen des Stammes mit in gewiſſen Rhythmen aufgeſtoßenen ſcharfen, hohen Tönen begrüßt. Dieſes Gellen iſt nicht ohne einen gewiſſen nervenangreifenden Reiz. Ein Araber wird niemals vor einer Verſammlung von Gleichen oder Höhern vorübergehen, ohne mit bedächtigem Leiſe aufzurufen: „Esalam Alcoum!“ (Heil euch!) und es wird darauf erwidert: „Alcoum Esalam!“ (Euch Heil!)

Die ernſte Miene, die der Araber bei allen Grüßen bewahrt, ſteht im eigenen Contraſte mit der Freundlichkeit, die unſere Grüße charakteriſirt. Wenn man einen Araber nach ſeinem Befinden in einem leichten, heitern Tone fragen, ihn lachend begrüßen wollte, ſo würde er dies für eine ſchwere Beleidigung und die größte Verletzung des guten Anſtandes halten. Sie können ſich daher an den europäiſchen Gruß in keiner Weiſe gewöhnen und erſchöpfen ſich im Lobe des Lächelns und der Heiterkeit, mit der ſich Freunde und Bekannte unter Europäern begrüßen. „Iſt es denn, ſo fragen ſie, „eine ſo drollige Sache um das Wohlbefinden eines Freundes, um das Heil ſeiner Angehörigen und ſeiner Habe, daß man danach nur lachend fragen kann?“

Sowenig die Muſelmanen das Entblößen des Kopfs beim Grüßen für nothwendig halten, ſo finden die Araber es doch unzuläſſig, einem Obern zu begegnen und dabei den eigenthümlich geformten Strohhut aufzubehalten, den ſie im Sommer bei ſtarker Hitze auch auf die Kapuze des Burnus ſtülpen.

Höchſt eigenthümlich berühren den Europäer die wunderlichen Unterbrechungen des Geſprächs durch Höflichkeitsformeln, welche die gute Sitte vorſchreibt. So iſt es nicht ſelten, daß mitten in einem Dialog über Krieg, Frieden, Handel u. ſ. w. einer der Sprechenden zu fragen beginnt: Wie geht es dir? Was machſt du mit deiner Zeit? Wie geht's mit deinem Zelte? und dann das Geſpräch wieder da aufnimmt, wo es ſtehen geblieben iſt, ohne die Antwort des Gefragten abzuwarten. Die Anzahl dieſer Unterbrechungen richtet ſich nach dem Grade der Freundſchaft, die man füreinander hegt oder nach der Länge der Zeit, ſeit welcher man ſich nicht geſehen hat. Bei dem Nieſen ruft der Anweſende: „Sedjak Allah!“ (Gott rette dich!) und Der, welcher nieſte, antwortet darauf: „Rahmek Allah!“ (Gott ſei dir gnädig!) Beides ſind Exclamationen, die an unſer „Helf Gott“ erinnern und wahrſcheinlich denſelben Urſprung haben. Das Motiv für das Entſtehen dieſer weitverbreiteten Sitte muß daher ein ſehr allgemein gültiges geweſen ſein. Nur ſehr ausgedehnte Epidemieen, bei denen das Nieſen ſo beſtimmt eine Kriſe bezeichnete, daß dies der Aufmerkſamkeit der verſchiedenſten Völker nicht entging, können Veranlaſſung zu dieſen Sitte gewordenen Anrufungen geweſen ſein. Auch das Aufſtoßen iſt bei den Arabern ebenſo wenig eine Unhöflichkeit, als es bei den alten Spaniern war, denen dieſe Anſchauungsweiſe wahrſcheinlich von den Arabern blieb. Der Urheber eines derartigen Ereigniſſes ſagt im Gegentheil mit einem dankenden Blicke nach oben: „Alhamdallah!“ (Gott ſei gedankt!) und die Anweſenden rufen hierauf ernſten Tons: „Allah iatik-saha!“ (Gott ſchenke dir Geſundheit!)

Vor dem Eſſen wird Gott angerufen und zwar ungefähr in folgender Form: „Im Namen Gottes! Guter Gott, ſegne, was du zu eſſen gegeben haſt und wenn es gegeſſen wird, ſo laß es wieder wachſen!“ Der Araber darf nur mit der rechten, niemals mit der linken Hand eſſen und trinken, denn, ſagen ſie, der böſe Feind, der auch mit der linken Hand iſt, ſegnet das mit der Linken Gegeſſene. Stehend zu trinken erlaubt ſich kein wohlerzogener Mann, man muß dazu ſitzen. Wenn ein Araber einen andern trinken ſieht, ſo ſagt er: „Saha!“ das heißt: Zur Geſundheit, und der Trinker erwidert: „Allah iſaik!“ (Gott ſegne dich!) wieder eine Sitte, die Aehnlichkeit mit unſerm Toaſten und

Zutrinken hat. Der Araber trinkt bei jeder Mahlzeit nur ein mal, und zwar, wenn er gefällig ist, denn, sagt er, das Trinken ist nicht dazu gemacht, um den Appetit zu erwecken. Man dürstet, wenn man satt ist, man trinkt und schließt damit das Mahl. Man wäscht sich die Hände vor jeder Mahlzeit und nach derselben, auch spült man sich den Mund aus; die gehörige Verrichtung dieser Geschäfte bezeichnet den wohlerzogenen Mann.

Die Vorschriften des Koran, nach denen der Muselman, um den Bestimmungen seines Cultus zu genügen, bei verschiedenen Geschäften des Tags Waschungen vorzunehmen hat, haben die Völker des Orients, theils mit Recht, theils mit Unrecht, in den Ruf großer Reinlichkeit gebracht. Es ist unzweifelhaft, daß die Reichen und Vornehmen besonders jener Stämme, die das Nomadenleben aufgegeben haben, viel Zeit mit der gehörigen Besorgung dieser Waschungen verschwenden und sich häufig des eigenen und seinen Reizes theilhaftig machen, der im Gebrauche warmer, wohlriechender Bäder liegt. Bei den Nomadenstämmen der Araber ist aber die Erfüllung des Gebots dieser Waschungen zu einer bloßen Förmlichkeit herabgesunken, die in ihrer Ausübung sehr oft weit mehr tiefes Versunkensein in Unsauberkeit als Reinlichkeit kundgibt. Bei einem Gastmahle im Lederzelte eines Scheiks der Arsden, dem der Mittheiler Dieses im Jahre 1853 beiwohnte, wanderte ein Becken mit wenig Wasser von Hand zu Hand, in welchem man nach dem Essen die Finger reinigte. Niemand von den Anwesenden nahm Anstoß daran, daß dann und wann einer der Anwesenden, wenn das Wasser, in welches sich schon eine Anzahl Hände getaucht hatten, an ihn gelangte, ohne weiteres einige Schluck davon trank, nachdem er sich ebenfalls die Hände darin gereinigt hatte. Nothgedrungen muß auf den Wanderungen auch oft Sand die Stelle des Wassers bei den Waschungen, der Form nach, vertreten.

Man bedient sich nie eines Messers beim Essen; das Fleisch wird geschnitten vorgesetzt und wo noch eine weitere Trennung desselben vonnöthen scheint, wird es mit den scharfen Fingernägeln zerrissen. Halbflüssige Speisen werden genossen, indem man die Finger der geöffneten Hand etwa bis an die Mittelgelenke in das Gefäß taucht und die Fingerspitzen sodann schließt, sodaß die Speise in der Höhlung, welche so die fünf Finger bilden, hängen bleibt. Man führt dann die Hand über den weitgeöffneten Mund, indem man den Kopf weit zurückbeugt und läßt die Speise hinunterfallen. Die Manipulationen der Araber beim Essen haben für den Europäer etwas entschieden Abstoßendes.

Der Prophet hat den Gläubigen verboten, auf ihre Speisen zu blasen. Sich beim Essen zu beobachten, ist ein harter Verstoß gegen die arabische Höflichkeit. Ein Wirth, der Bemerkungen über die größere oder geringere Geschwindigkeit macht, mit der seine Gastfreunde essen, würde sich der Gefahr aussetzen, in Verruf zu kommen. Die Araber weisen jede hierauf bezügliche Andeutung mit Energie zurück. Ein Araber, der mit einem andern einen Schluck verzehrte, sagte zu diesem: „Wenn man die Wuth sieht, mit der du diesen Schluck zerreißt, so sollte man meinen, daß er dir bei seinen Lebzeiten Hörnerstöße versetzt hätte!“ Der Andere versetzte hierauf erzürnt: „Und das Zögern, mit dem du an die Verspeisung gehst, läßt vermuthen, daß die Mutter des Schluckes deine Amme gewesen sei!“ Der Wirth gibt bei den Arabern stets das Beispiel zum Essen. Ein Gast gibt niemals den Leuten des Wirths einen Auftrag.

Der Araber grüßt nicht beim Weggehen, außer wenn er im Begriffe steht, eine Reise anzutreten; sonst tritt er in eine Gesellschaft, spricht und verschwindet ohne Abschied. Kein Muselman kehrt um, wenn er eine Reise angetreten hat, habe er auch die wichtigsten Dinge vergessen. Wird durch dies Vergessen seine Reise unnütz, so betrachtet er dies als himmlische Fügung.

Die Sitte will, daß die Hufe des Pferdes eines Abreisenden mit Wasser besprengt werden. Diese Sitte, welche wahrscheinlich ihren Ursprung von langen Wüstenreisen hat, auf denen Wasser und Glück fast gleichbedeutend ist, wird selbst von den aufgeklärtesten

Arabern streng befolgt. Abd-el-Kader hatte zur Erfüllung der Pflicht, sein Pferd zu bewegen, seine Frauen und Diener auf das bestimmteste angewiesen. Eine ähnliche Ideenverbindung ist auch Grund für den Glauben, daß ein Regenguß bei der Abreise Glück bedeute und für den oft gehörten Wunsch: „Möge dein Grab grün sein!“ und heißt soviel als: „Der Segen folge dir wie dem Wasser, das auch Alles grünen macht.“

Es würde die Geduld des Lesers in Anspruch nehmen heißen, wenn wir hier die tausend kleinen Erscheinungen aufzählen wollten, die dem Araber für gute und böse Vorzeichen gelten; sie übertreffen darin noch die Juden, die alten Römer und die Wiedertäufer. Ebenso würde es zu weit führen, wenn die unermeßliche Anzahl von süßen Formen der Danksagung, Bitte, Schmeichelei, des Verlangens und Werbens mitgetheilt werden sollten, mit denen dies geschmeidige, kluge Volk Diejenigen zu umschlingen und zu umgarnen versteht, von Denen es einen Vortheil oder eine Gunst zu erwerben, bei Denen es zu seinem Zwecke zu kommen hofft. Hat aber dann der Araber Das von euch erlangt, was er wünscht, sieht er, daß ihr ihm ferner von keinem Nutzen sein könnt, dann — zeigt er euch seine Gleichgültigkeit in oft empörender Weise! Der Mann, der euch noch vor kurzem mit den wärmsten Freundschaftsversicherungen, den demüthigsten Bitten bestürmte, kann heute stolz an euch vorübereiten, und, wenn ihr ihn ansprecht, sagen: „Vielleicht kennt dich mein Pferd, ich kenne dich nicht!“ Der Wahlspruch der ganzen Nation ist charakteristisch für ihre vor keinem Mittel zurückschreckende Schlauheit: „Küsse den Hund auf das Maul, bis du von ihm hast, was du willst!“ Die Küsse, welche dem Hunde gegeben, die Lockungen, welche dem Raben mit dem Käse im Schnabel zugerufen werden, sind sprüchwörtlich und dabei unzählig der Menge nach. Nur einige hauptsächlich charakteristische seien hier gegeben: Gott lasse deinen Bauch niemals hungern! Gott decke dich zu! Gott erinnere sich deiner Aeltern! Gott lasse dich wie einen eingefetteten Fisch sein! (der sich nicht fangen läßt.) Die Mutter, die dich geboren, bringe noch hundert deiner Art zur Welt! Gott öffne dir die Thüren! Ich bitte dich im Namen des Angesichts Gottes! Herr, ich bin dein Hund! Herr, deine Gnade wird der Ornament in meinem Ohre sein! Deine Eigenliebe ist so viel werth als die Tugend von Hundert! Gott zähle dich unter die Freunde des Propheten! Gott lasse dich im Heiligen Kriege sterben! Du bist Messer und ich Fleisch, schneide, wie du Lust hast! Ich habe gehofft, aber der Säbel ist bis auf die Knochen gedrungen!

Die Höflichkeit wird bei den Arabern noch weiter getrieben und nicht blos durch Worte und unbedeutende Handlungen wie das Vorausgehen-Lassen, Zurück-Nichtersetzen u. s. w. kundgegeben. Man ist auch höflich durch Handlungen von großem Belang. So traten bei einem Wettrennen die Pferde eines Richters und eines großen Stammhäuptlings zusammen. Der Richter that alles Mögliche, um besiegt zu werden und es gelang ihm. Wer die Gastfreiheit der Araber auf die trefflichen Eigenschaften ihrer Pferde kennt, wird die Größe dieses Opfers ermessen können. Nach dem Rennen sagte der Häuptling, dem die Güte des Pferdes, welches der Richter ritt und dessen Geschicklichkeit im Reiten wohl bekannt war, zu ihm: „Dein Pferd ist besser als das meine, wie ist es möglich, daß es besiegt wurde!“ Darauf erwiderte ihm der Kaid mit der natürlichsten Miene von der Welt: „In meiner Gegend und in meinem Stamme hat niemals das Pferd eines Kaid das Pferd eines Häuptlings im Wettrennen besiegt.“

Unter den Arabern sind solche Höflichkeiten ziemlich harmlos, denn man legt ihnen wenig Gewicht bei und sie werden nur in Worten bezahlt. Für Europäer aber bilden sie gefährliche Fallstricke, da der Ungewohnte hinter den übergroßen Zuvorkommenheiten sich einen gewissen Grad von Wohlwollen sucht und daher häufig gefährlich betrogen wird. Übergroße Höflichkeit und Demuth eines Arabers sollte jeden Fremden zu verdoppeltem Mißtrauen gegen denselben veranlassen; Jeder sollte dabei immer die fanatische Intoleranz dieses Volks im Gedächtniß behalten, dem eins der ersten und hauptsächlichsten Gesetze

Gunst Religion den fortwährenden und unversöhnlichen Vertilgungskampf gegen Andersgläubende predigt. Gilt doch der Lebenswandel für den gottgefälligsten nur der am directesten nach dem Paradiese führt, der aus einer Reihe von Verfluchten Ketzer, Christen, Juden und Heiden mit allen Mitteln, „die Gott gegeben hat", zu vertilgen. Um wie viel schlimmer werden noch solche Glaubensliebereien, wenn der Egoismus sich damit verbindet!

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Schleiden und die Thierseele.

Carneri sagt bekanntlich den Thieren die Seele ab und sah sie für blos materielle Wesen an. Wir müssen, behauptete er, das ganze Thier wie unsern Leib als einen von der Hand Gottes gebildeten Automat betrachten, in welchem die Knochen, Muskeln, Nerven u. s. w. die Stelle der Räder und anderer Werkzeuge vertreten, mit deren Hülfe die menschliche Kunst einen Automat herzustellen, nur daß der thierische Körper unendlich besser angeordnet ist und unendlich vollkommenere Bewegungen in sich vereinigt als irgend ein menschliches Kunstwerk.

Diese mechanische Auffassung war bei Carneri eine nothwendige Folge seiner ganzen mechanischen Weltauffassung, sie lag schon in den ersten Grundsätzen seines Systems. Hingegen heutzutage den Thieren noch die Seele absprechen, wo manche Physiologen den Thieren sogar Vernunft beilegen und überhaupt sich nachzuweisen bemühen, daß zwischen der Thier- und Menschenseele ein blos quantitativer, gradueller, aber kein qualitativer wesentlicher Unterschied sei, — das scheint einem unserer Correspondenten ein Anachronismus. Wir theilen seine Zuschrift mit:

„Schleiden polemisirt in seinen «Studien» (s. Bd. III, Nr. 34 der «Naturhaltungen») gegen Diejenigen, welche, wie Büchner und Moleschott, den Pflanzen Beseeltheit beilegen. Er nennt diese Pflanzenbeseeler mit einem Shakespeare'schen Ausdruck: gute Leute, aber schlechte Musikanten, d. h. Philosophen. Der Büchner'sche, allerdings «spaßhafte» Schluß: Die Thiere sind beseelt, die Pflanzen sind wahrlich nicht schlechter als die meisten Thiere, folglich muß man ihnen auch eine Seele zugestehen, — diesen Schluß kehrt Schleiden um und sagt: Die Pflanzen haben keine Seele, die Pflanzen sind mindestens nicht schlechter als das Thier, folglich hat das Thier auch keine."

„Die Seelenleugnung der Thiere kommt bei Schleiden nicht aus naturwissenschaftlichen, sondern aus philosophischen Gründen. Er gibt nämlich dem Wort Seele eine Bedeutung, wodurch sie in völligen Gegensatz zur Materie tritt wie bei Carneri das Denken zur Ausdehnung. Er tadelt es an Büchner's «Kraft und Stoff», daß darin keine Erörterung des Begriffs der Seele gegeben wird und sagt dann fort: «Und armen Leuten, die mir noch zur reinen Schale des alten einfältigen Kant zu gehören glauben, wird das Leben nicht so leicht gemacht.» Darauf folgt eine ausführliche Erörterung des Gegensatzes zwischen dem Reiche des Geistes und dem der Materie. «Betrachte dir», sagt Schleiden, «die Welt, wie sie dich umgibt; Natur und Menschenleben, was sich dir auch darbietet, was du erkennen magst, du findest es irgendwo im Raume und irgendwann in der Zeit. Nun aber weißt du, daß der unendliche Raum, in welchem wir uns als schwebende Sonnenstäubchen fühlen, daß die unendliche Zeit, deren Strom uns nur als ein schnell entschwindendes und wieder verschwindendes Schaumbläschen aufweist, sich theilen lassen bis ins Unendliche. Was da im Raum, in der Zeit begegnet, ist, wie der Raum und die Zeit, theilbar, — wie sie unterliegt es den mathematischen Formen, es unterliegt einer Gesetzlichkeit, die, ihm selbst fremd, dasselbe mit unwiderstehlicher Macht beherrscht. Die mathematische Form der Erscheinung eines Dinges in Raum und Zeit nennen wir sein Naturgesetz, dem es willenlos und sklavisch unterworfen ist. Mit einem Worte, Alles, was dir die Welt der Erscheinungen darbietet, ist seiner Natur nach unfrei und gebeugt einer zwingenden Nothwendigkeit.» Die diesem Unfreien zugrunde liegende allgemeine Substanz nennt Schleiden Materie, und was sich aus ihr zusammengefügt hat, Körperwelt oder Natur."

„Diesem Naturreiche gegenüber, dem auch der Mensch von seiner materiellen Seite unterworfen ist, steht nach Schleiden das freie Reich des Geistes, welches zugleich das Reich der Sittlichkeit ist. Schon das Selbstbewußtsein ist ein Beweis von der Existenz des Geistes. «Sind sich etwa dein großes oder kleines Gehirn, deine Sehhügel oder deine Zirbeldrüse ihrer selbst be-

wußt.“ Aber unendlich ſicher noch und unerſchütterlicher wird die Ueberzeugung von der Größe des Geiſtes in uns durch das Bewußtſein unſerer Freiheit. „Wir können jeder Anziehung zum Trotz nicht wollen, jeder hemmenden Ströhmung, welche die trägere Maſſe und der erſchlaffte Nerv uns in den Weg wirft, zum Trotz wollen. . . Der Geiſt als freies Weſen gehört nicht dem Raum und der Zeit an; er iſt unveränderlich, er hat nicht Anfang und nicht Ende, denn das ſind Zeitbegriffe; er iſt unzerſtörbar, denn Beides ſind Veränderungen und Veränderung iſt eine Function der Zeit.“

„Doch, ſo frei auch der Geiſt an ſich iſt, ſo ſieht doch Schleiden ein, daß im Menſchen der Geiſt immer noch an das Unfreie, Körperliche gebunden und bis zu einem gewiſſen Grade von demſelben abhängig bleibt. „Was die Verbindung knüpft, wie die Abhängigkeit beſchaffen, bleibt uns ein unlösbares Räthſel. Sein Eintritt in das Erdenleben iſt uns daher in ein abſolutes Geheimniß gehüllt in der Verknüpfung ſeines freien geiſtigen Weſens mit dem zur menſchlichen Form zuſammengeballten Elternſtaub.“ Wie der Anfang, iſt auch der Schluß unſers Lebens ein unerhüllbares Geheimniß.“

„Nach dieſer, dem Sinne nach hier wiedergegebenen Erörterung über den Gegenſatz von Geiſt und Materie und ihre Verknüpfung im Erdenleben kommt endlich Schleiden's Definition der Seele und der Grund, warum er den Thieren die Seele abſpricht, an den Tag. „Was ich unter Geiſt verſtehe, habe ich hie geſagt. Dieſen Geiſt, wie er uns gebunden an das Körperliche erſcheint, nenne ich Seele. Und nun brauche ich hier wol nicht erſt noch ausdrücklich zu erklären, daß bei mir von Beſeelung der Thiere, der Pflanzen nicht die Rede ſein kann. Nur was unabhängig von dem Naturgeſetz ſich frei aus ſich ſelbſt beſtimmen kann, nenne ich Geiſt. Für die Wirklichkeit deſſelben gibt es keinen Beweis als die Möglichkeit und Wirklichkeit des ſittlichen Kampfes. Von einem ſolchen gibt mir aber nur die Menſchheit Kunde.“

Soweit Schleiden, ſchreibt unſer Correſpondent und fährt fort: „Es geht aus dem Angeführten hervor, daß Schleiden den Thieren und Pflanzen darum die Beſeelung abſpricht, weil er das Wort Seele in einem Sinne nimmt, den es in der Naturwiſſenſchaft nicht hat. Nach der Naturwiſſenſchaft gibt es, wie ſchon bei Ariſtoteles, eine vegetative, eine animaliſche und eine rationale Seele. Die vegetative Seele iſt das Princip der Wachsthums und der Ernährung, die animaliſche das der Empfindung und willkürlichen Bewegung, die rationale endlich das Princip des Denkens. Die Pflanzen haben blos eine vegetative, die Thiere außer dieſer noch eine animaliſche und der Menſch endlich außer beiden noch eine rationale Seele.“

„Das Richtige kann daher nicht ſein, den Pflanzen und Thieren die Seele rundweg abzuſprechen und nur den Menſchen für beſeelt zu erklären. Vielmehr kommt es darauf an, den Unterſchied der pflanzlichen von der thieriſchen und beider von der menſchlichen Seele nachzuweiſen. Beſeelt ſind alle organiſch-lebendigen Weſen. Aber ihre Beſeelung bildet eine Stufenfolge von der Pflanze an bis zum Menſchen, in welcher jede höhere Stufe die Seele der untergeordneten als ein Moment in ſich enthält. Das Thier hat eine pflanzliche Seele, aber dieſe dient in ihm nur den animaliſchen Functionen. Der Menſch hat außer der pflanzlichen noch die animaliſche Seele, aber beide dienen in ihm den geiſtigen Functionen. Diejenige Seele, die in einer untergeordneten Stufe das Weſen und den Kern des Individuums bildet, wird auf der nächſt höhern Stufe die Baſis, auf der ſich ein neues Seelenprincip entwickelt. Das Princip der Pflanze iſt Wachsthum und Ernährung, im Thiere hinzugegen iſt das Weſen Empfindung und freie Bewegung, welchen hier das vegetative Leben untergeordnet iſt. Im Menſchen endlich iſt das Weſen das rationale, geiſtige Leben, welchem in der menſchlichen Gattung die vegetativen und animaliſchen Functionen untergeordnet ſind.“

„Man hat alſo, um das Wahre zu treffen, den Thieren nicht eine menſchliche Seele beizulegen; man darf ihnen aber auch nicht, wie Schleiden thut, alle und jede Seele abſprechen. Schleiden's Definition der Seele paßt nur auf die menſchliche Seele und dieſe hat das Thier allerdings nicht, wol aber die animaliſche.“

Ueber Thierſeele vom naturwiſſenſchaftlichen Standpunkte aus ſingt uns eine ausführlichere populäre Darſtellung vor, die wir unſern Leſern gelegentlich mittheilen werden.

Theodor Löwe's Gedichte.

Der Bruder der einſt in Wien und Berlin gefeierten Sängerin Sophie Löwe iſt bekanntlich zu gleicher Zeit Schauſpieler und geſchmackvoller Dichter.

Die Vielſeitigkeit ſeiner Anſchauungen und Formen zeigt ſich in der bei Cotta in Stuttgart kürzlich erſchienenen Sammlung. Man findet eine gewiſſe Verwandtſchaft mit Dingelſtedt. Beide ſind ſich in der gewandten Beherrſchung des Verſes gleich, Beide haben den elegiſchen Ton des Nachdenkens und Erinnerns. Die Natur beider Dichter iſt eine beſpiegelte, eine verwärts ſtrebende, entſchloſſen aufarbeitende und eine reflectirende, eine der Sehnſucht und dem ſchmerzlichen Vermiſſen zugewandte. Beide ſind ſo

Charaktere, die ein gut Theil vom Goethe'schen Gerlach und ebenso viel von der Meiche Clavigo's haben.

Der muthige, weltmännische Sinn Hunter Lowe's prägt sich in seinen Naturschilderungen und Jagdliedern. Hier tritt uns der stattliche Waidmann entgegen mit dem eleganten Sportanzuge, dem Patronenhorn, der Lungbetriebenen Jagdtasche und dem grünen zierlichen Jagdhut. Seine Betrachtungen einer Hirschjagd sind nicht gemacht wie die einer Löwenjagd, wenn sie Freiligrath auf einem Hintergrundcentur des frommen Wupperthals dichtete. Man sieht, daß dem Sänger die königliche Stuttgarter aus dem Laute „Hie gut Wirtemberg allewege" mit dem dazu gehörigen Halali des richtigen Jagdbrauchs frei und offen klang. Seine Beobachtungen aus den Lebens- und Liebesbanden eines Adler oder Geschwaderes sind von einer treffenden Wahrheit und immer poetisch sowol gedacht wie ausgeführt. Dabei hält der flotte Dichter Rast an jedem malerisch gelegenen Quell, an jedem plätschernden Waldbach, an jeder waldverborgenen Kapelle und weiß uns in kurzen umrahmten Bildern Scenen der Natur so treu vors Auge zu führen, daß wir uns um so lebhafter in sie versetzt fühlen, als glücklicherweise diese Natur der klassische Boden ist, dem welchen Uhland und Kerner einst ihre frische und märchenhafte Romantik gesponnen haben.

Dann aber auch wieder ist der flotte Jägersmann ermüdet, streckt sich auf dem Grabe seiner elegant ausgestatteten artistischen Mutter, schaut bei Nacht die Sterne seines Vaterhauses und lauscht den Worten zu trauliche Zwiesprache ein. Dann treten die Geister der Vergangenheit vor ihn, klagend, tröstend, je nach der Stimmung der erinnerungsfreudigen Phantasie. Diese Rückblicke auf ein schönes Einst mögen manchem Leser nicht sogleich ganz klar und verständlich erscheinen beim ersten Beginnen ihrer Lectüre, bald aber wird sich seine Empfindung von den zarten Melismen der Verse unsers Dichters wie eingewiegt, von tausend wohlthuenden goldenen Fäden wie umsponnen fühlen. Bei aller Specialität und Intimität der Anlässe, die den Dichtungen des Autors zum Grunde liegen mag, unterbreitet ihm bald jedes Herz sein eigenes Schicksal, sein eigenes Hoffen und Sehnen, sein eigenes Grübeln und Entsagen. Wie innig klagt der Dichter sich an der allzu frühzeitigen Neigung seiner ersten Liebe:

Der Schwalbe gleich, die früh die Kunde bringt,
Daß jetzt des Winters rauhe Macht zerstiebe,
Daß schon der Lenz die Siegesfahne schwingt,
Der Schwalbe gleich war deine junge Liebe!

Um Haus und Hügel schwamm ein Meer von Duft,
Als ob die Zeit der Rosen ewig blühe,
Da schwirrte es und klang es durch die Luft —
Der Schwalbe gleich war deine junge Liebe!

Nun schwankt die Distel, Blätter fallen hin,
Dem Herbst verscheucht das lenzliche Getriebe.
Wo ist der Blüten leichte Kameradin? —
Der Schwalbe gleich war deine junge Liebe!

Schön auch ist die Erinnerung an eine Verlichte, die sogar ein gebrochenes Herz vergeben kann:

O weich gebrochen tiefes Frauenherz,
Daß in dem letzten Kampf, selbst wenn es bricht,
Noch nur vom Segen, vom Versöhnung spricht
Dem Leidgenossen deines herben Todesschmerz!

Daß aus dem Hügel, wo sie Ruhe hält,
Nie jener Baum mit seinem Zauber schwindet,
Der auf schlanke Ranken Schlummer gießt
Und Frieden in die Brust des Schuld'gen weht!

Durch eine anmuthige Melodie vollendlich geworden ist die „Jahreswacht". Wir haben eine Gedichtsammlung genannt, die seiner unserer Leser ohne Befriedigung aus der Hand legen wird. Hier und da nur sind wir mit den politischen Anschauungen des Verfassers nicht ganz einverstanden.

Zum Genügen.

Wie oft kann man nicht einem Gegner antworten: „Du glaubst mich verwundet zu haben? Du hast mich nur bestärkt!"

* *

Wenn Liebe und Haß zur Leidenschaft, so ist Beiden nichts peinlicher, als wenn ihr Gegenstand ihnen nicht immer neue Nahrung gibt.

* *

Wenn Ergeben die Schwärmerei widerrathen, so thun sie kaum etwas Anderes, als Herzenstrübsal befördern.

* *

Wer es dahin gebracht hätte, für die Wahrheit zu glühen, ohne aufgeregt zu erscheinen! Die leider den Anschein gebende Weitläufigkeit verlangt diese unmögliche Verbindung von Eis und Flamme.

* *

Der Brautstand ist der seltsamste Stand des Lebens, den man als den glücklichsten anerkennt und von dem man doch nicht wünscht, daß sein Glück allzu lange währt.

* *

Wie wird es in der leeren Luft verhallender Gebete finden und Bitten an das allwaltende Geschick um Abwendungen und glückliche Ausgänge, wenn du dich früh gewöhnt hast, die natürliche Folgerichtigkeit aller deiner Handlungen als eine der ersten Gottheiten anzuschauen zu erkennen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 40.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Ehen werden im Himmel geschlossen.

Novelle in drei Capiteln von Heinrich Reinhardt.

Erstes Capitel.

Ein weibliches Ideal.

Walther war ein Sonderling. Er ist es bisher, trotz des Heirathsfiebers, das manche Ehe bewirkt, geblieben. Um ein Sonderling sein zu dürfen, ohne wirkliches Mitleid oder ernsthaftes Belächeln oder moralische Verurtheilung zu gewärtigen, von denen allen Walther verschont blieb, muß man möglichst reich sein. Walther war reich, und zwar ohne es erst geworden zu sein. Aber eben Das war sonderbar, daß er seine sehr bedeutenden Einkünfte, die er vorzugsweise aus Land- und Häuserverpachtungen bezog, weder als Spekulant anlegte, noch sie gierig zusammenhielt, noch auch zum Lebenszweck in dem gewöhnlichen Sinne des Worts verwandte. Er besaß ein ausnehmendes Talent, allerhand gespannte, auf die Spitze getriebene, einer Entscheidung bedürftige oder zum Umschlagen bereite Verhältnisse und Situationen, geheime Leiden, verdeckte Neigungen, fallnahe Intriguen, durch das Gesetz gedeckte Verbrechen u. s. w. auszukundschaften oder auskundschaften zu lassen, um sodann überraschend und enthüllend, rettend und lösend unter verschiedenen Gestalten, die er anzunehmen wußte, einzutreten. Er machte es sich zum menschlichen Geschäft, verlorene Söhne und Töchter zurückzuführen, Betrüger und Betrügerinnen zu entlarven und die Betrogenen dem eben zuschlagenden Netze glücklich zu entreißen, den leidenschaftlichen Leichtsinn seinem Schicksal verfallen zu lassen und dennoch das Aufsehen ungeschehen zu machen. Er war ein Gerolstein aus den „Pariser Mysterien“ in kleinerem Stil.

Walther's Ansicht über seine künftige Geliebte, Braut oder Frau war diese: Es ist allerdings — wir führen sein ganzes System über die Ehe an — weder gut für mich, daß ich allein bleibe, noch auch für meine künftige Geliebte oder Frau, welche entweder unnatürlich lange warten und horchen oder einem Andern heimlich muß. Aber was kann ich dafür, daß ich sie bisher noch nicht aufgefunden habe, da es an den ernsthaftesten Bemühungen meinerseits nicht gefehlt hat? Gott ich mir meiner Heirathsfähigkeit bewußt bin, war lange genug

ber iſt, habe ich es für meine Pflicht gehalten, die unbeſtimmte Sehnſucht meiner Künftigen, der ich als ein vages Ideal vorſchwebe — ein Zuſtand, der weder ihr noch mir behaglich ſein kann —, möglichſt abzukürzen; aber es iſt mir eben nicht gelungen, weil ſich unſere Wege nicht gekreuzt haben. In meinen frühern Jahren glaubte ich zuweilen, ſie gefunden zu haben, entdeckte aber immer bald, daß ich mich getäuſcht hatte; und zwar — von ihrem Bilde, das ich in mir trage, abgeſehen — ſchon daran, daß die bezüglichen Weſen bei meiner Annäherung entweder ganz ahnungslos blieben oder ſich an meine Maske, die mich ſchon als naturwüchſige genügend verbirgt und die ich außerdem jedesmal künſtlich auszuprägen die Laune hatte, alſo an einen Andern als mich [illegible], hinzugeben bereit waren. Seitdem hat ſich mein Blick bedeutend geſchärft, ich habe ſogar — und das iſt eine Periode meines Lebens, die an tragikomiſchen Erfahrungen außerordentlich reich iſt — ausdrücklich weiberkundliche Studien gemacht, indem ich meine Maske lieben und ſie ſich lieben ließ, während ich als kalter Beobachter dahinter verharrte. Ich glaube meine betreffenden akademiſchen Jahre nicht ohne einen bedeutenden Aufwand von Vermögen, aber mit Nutzen abſolvirt zu haben, ſodaß ich — die bei weitem gewöhnlichſte Folge akademiſcher Studien — keine Luſt habe, ſyſtematiſch weiter zu ſtudiren, aber auch ſchwerlich noch einer Täuſchung oder der Hingabe an eine ſolche fähig bin, da zudem das Bild meiner Künftigen, das ich, wie geſagt, ſtets bei mir trage, auch äußerlich immer beſtimmtere Züge angenommen hat. Ich will es euch in kurzem entwerfen, damit ihr euch erſtens überzeugt, daß es nicht etwa eine himmliſche Erſcheinung iſt, die ich mit Gewalt in irgend einem Erdenwinkel entdecken und formell und materiell ehelichen möchte, und damit ihr mich zweitens in meinen Forſchungen nach der kleinen Unbekannten — denn im Verhältniß zu dem Ausrufzeichen meiner Geſtalt, das ſich ihr gegenüber in ein Fragezeichen verwandeln wird, iſt ſie immerhin nur ein Komma, da ſie zwar nicht zu den winzigen, aber auch nicht zu den kolloſſalen oder gar ſtanzenhaften weiblichen Geſtalten gehört — gelegentlich unterſtützen, d. h. mich auf Erſcheinungen, die meiner Skizze zu entſprechen ſcheinen, aufmerkſam machen könnt. Meine Künftige iſt vor allen Dingen weder reich, noch gebildet, noch auffallend ſchön. Wäre ſie das Letztere, ſo würde ſich die Schwierigkeit, ſie aufzufinden, vermindern, da auffallende Schönheiten Aller Blicke auf ſich ziehen und nicht leicht im Verborgenen blühen können, wenn ſie es auch wollten; andererſeits aber, und aus demſelben Grunde, würde auch größere Gefahr im Verzuge ſein, da jede erklärte Schönheit heftiger, als ſie es lange ertragen kann, beſtürmt wird. Inſofern iſt es ein Glück, daß meine Künftige keine erklärte Schönheit iſt; außerdem aber, was eigentlich weſentlicher iſt, deshalb, weil ich ſonſt nicht das Verdienſt haben könnte, ihre Schönheit zu entdecken; denn ſchön iſt ſie an ſich auch. Geſtalt und Geſicht kräftig und lieblich, der Ausdruck von Entſchloſſenheit und Innigkeit, aber ſo gemiſcht, daß der eine flüchtige Beobachter ihre Züge für unweiblich, der zweite für gewöhnlich, der dritte für zu ſimpel ſentimental erklären wird, je nach dem Momente, auf den ſich ihr flüchtiges Augenmerk beſchränkt. Sie iſt außerdem ſo friſch wie die eben aufgebrochene Roſe, aber ohne irgendwie mit Farben zu prangen. Reich iſt ſie ſchon deshalb nicht, weil eine Schönheit wie die ihrige auf dem fetten und fauligen Boden oder in den Gewächshäuſern des Reichthums nicht gedeiht — und damit vervollſtändigt ſich auch vielleicht das Bild dieſer Schönheit, außerdem aber, weil ich beſtimmt bin, ſie in einen Boden zu verpflanzen, auf dem ſie eine höhere und edlere Entfaltung findet, aber auch, um einen andern, nicht minder gute und guten Vergleich anzuwenden, weil der naturwüchſige Edelſtein durch mich ſeinen Schliff und ſeine Einfaſſung erhalten ſoll. Damit ſpreche ich zugleich aus, daß ſie auch nicht den Schliff der Bildung hat, daß ſie, von dem weißen Kleide abgeſehen, nicht Klavier ſpielt, nicht Franzöſiſch und Engliſch ſpricht, weder die Romane der Frau von Paalzow, noch weniger natürlich die der Hahn-Hahn, noch die „Ordnungen“ von Eugene Sue

kennt, über die interessantesten Erscheinungen der neuesten Literatur wenig zu sagen weiß und wenn sie von ästhetischen Genüssen sprechen hört, ohne sehr unrecht zu haben, an — den Theetisch denkt. Sie ist ein Naturkind, wenn auch nicht gerade inmitten einer derben Idylle — und andere, d. h. wirkliche, gibt es nicht — aufgewachsen, aber vielleicht im kleinbürgerlichen Kreise, wie sie als Ueberreste der alten deutschen Bürgerlichkeit noch hier und da bestehen und hier und da ein Margarethchen aufsprießen lassen, oder auch in jenen Hintergründen großstädtischen Lebens, wo sich in der Umgebung der Noth, der Noth und selbst des Lasters der Adel der menschlichen Natur erhält und zuweilen eine rührend-erquickliche Gestalt annimmt. Sie ist also arm und unwissend, aber selbstverständlich an sich, wenigstens für mich, ein Petu und äußerst bildungsfähig. Ich bemerke sehr wohl, daß ihr meinen Geschmack einigermaßen altmodisch, einer längst überflügelten Romanperiode angehörig findet. Aber abgesehen davon, daß das am meisten Altmodische das gegründetste Anrecht hat, wieder in die Mode zu kommen, und abgesehen davon, daß es sich hier keineswegs um eine Geschmacksprobe und um die Befriedigung des Geschmacks sinnt handelt, frage ich euch einfach, ob nicht ein hoher Genuß und ein großer Vortheil für mich darin liegen wird, daß ich meine Ehehälfte nicht fertig und ausgeformt erhalte, wobei es fast unmöglich ist, daß die beiden Hälften genügend aufeinanderpassen und außerdem der pädagogische Kunsttrieb keine Befriedigung findet, sondern sie pygmalionisch ausputzen habe, ohne sie erst beseelen und einen Stein umarmen zu müssen? Allerdings muß meine Geliebte zu diesem Zweck die genügende Jugendlichkeit besitzen und es wäre tragisch, wenn der nöthige Altersunterschied zwischen uns nicht stattfände und das Schicksal, das uns füreinander bestimmt hat, etwa gar die Laune gehabt hätte, uns zu derselben Stunde geboren werden zu lassen, weil ich in diesem Falle nicht nur auf meine pygmalionische Sehnsucht und ihre Ansprüche verzichten, sondern überhaupt daran verzweifeln müßte, die Bestimmte zu finden. Damit ihr aber nicht glaubt, daß es mir darauf ankommt, aus meiner Geliebten ein Bild nach meinem Bilde oder doch eine willenlose Ergänzung meines Selbst zu machen, will ich bemerken, daß sie die entschiedenste natürliche Selbständigkeit besitzt und daß es gerade diese ist, welche mir das innigste Ergötzen gewährt; daß ich also nicht von fern daran denken kann, dieselbe aufzuheben oder zu beeinträchtigen. Mich über die von mir beabsichtigte Bildungsmethode, die sehr häufig der Gegenstand meines einsamen Nachdenkens ist, näher auszulassen, wäre indessen zu weitläufig und ich beschränke mich daher auf die Bemerkung, daß ich meine Geliebte allerdings lesen lehren und mit ihr bis zur Lectüre von Goethe's „Iphigenie" fortgehen werde, daß ich mich sehr darauf freue, ihren Briefstil auf dem Wege einer ungezwungenen, obgleich geregelten Correspondenz derselben mit mir selbst auszubilden und daß ich durchaus nichts dagegen habe, wenn ihre Stimme — denn wenn ich nicht sehr irre, singt sie von Haus aus wie der Vogel, der in den Zweigen wohnt oder im Käfig sitzt — geschult wird. Ihre Bildungsfähigkeit besteht einfach darin, daß sie gerade genug Verstand und Gemüth besitzt, einen Witz, den sie von vornherein dadurch beweist, daß sie herzlich lachen und herzlich weinen kann, aber Beides nur thut, wenn sie einen vernünftigen Grund dazu hat. Ich glaube, ich brauche nicht weiter fortzufahren, um euch zu beweisen, daß eure Mahnung an mich, an die Ehe zu denken, zwar eine sehr wohlgemeinte, aber eine sehr unnöthige ist. Vielleicht meint ihr aber, daß es Weiblichkeiten, welche weder reich, noch gebildet, noch schön sind, sehr viele, und unter diesen nicht wenige gebe, die Verstand und Gemüth vereinigen, daß also die Schwierigkeit, meine Geliebte zu finden, etwas Aehnliches wie eine Schwierigkeit der Auswahl sei. Dieser Meinung bin ich keineswegs und ihr werdet einräumen, daß es sehr wenig Frauenzimmer gibt, welche nicht gelegentlich, d. h. wenn es auf das Schönen ankommt, reich oder schön oder gebildet zu schönen suchen, wogegen ich gestehe, daß mir diese Schönen und Schönenwollen viel unausstehlicher ist

als die Sache ſelbſt. Was das Vorhandenſein von Verſtand und Gemüth betrifft, ſo will ich mich kurz faſſen und ſagen, daß ich ihre harmoniſche Einheit faſt immer vermiſſe, dagegen allerdings nicht ſelten zu viel Verſtand, insbeſondere ein inſtinctives, aber außerordentlich entwickeltes Talent der ſchnellen Ueberſchlagrechnung, wo es ſich um männliche Werthe oder Gehalte handelt, und andererſeits das Talent, mehr Verſtand zu zeigen und glänzen zu laſſen, als im Grunde vorhanden iſt, ebenſo aber zu viel Empfindſamkeit, die ſich mit der Herzloſigkeit ſehr wohl verträgt, finde. Wenn ich bedenke, wie herzlich meine künftige Geliebte lachen und wie herzlich ſie weinen kann, ſo ſcheint mir das Lachen und Weinen der meiſten Frauen von vornherein gemacht, erkünſtelt und [illegible]nächtlich, bei näherer Unterſuchung aber grundlos, während meine Geliebte ſtets mit vollem Rechte lacht und weint und dabei an Würde und Anmuth nicht verliert, ſondern vielmehr gewinnt. Sie iſt, kurz geſagt, für mich das vollkommenſte Weib, welches exiſtirt, und es macht mich ſehr traurig, zu denken, daß der Wechſel, den ich auf ihren künftigen Beſitz in meinem Innern ausgeſtellt beſitze, immer weiter und weiter und zuletzt bis auf die künftige Welt oder die unbeſtimmte Zukunft prolongirt werden müßte, da es für Forderungen an das Schickſal keine Einklage und Execution gibt. Denn wenn das Sprichwort: „Ehen werden im Himmel geſchloſſen", den Sinn hat, daß die wirklichen Ehen vorausbeſtimmt ſind, und obgleich ich im Verlaufe meines Sermons hauptſächlich bewieſen habe, daß ich an eine ſolche Vorausbeſtimmung glaube, ſo würde ich ihr doch wenig oder keinen Werth beilegen, wenn ſie ſich, mit Umgehung des Dieſſeits, wieder auf den Himmel beziehen ſollte, da es ſehr fraglich iſt, ob wir jenſeit der irdiſchen Wirklichkeit noch irgendeine der Requiſiten zu einer wirklichen und wünſchenswerthen Ehe beſitzen. Ich bitte euch daher angelegentlich, mir in meinen Nachforſchungen nach der Beſtimmten beizuſtehen und es insbeſondere nie zu verſäumen, mich auf Weiblichkeiten, die rührend und entzückend ſchön ſind, ohne daß es andere Leute, wie wir, bemerken, aufmerkſam zu machen. Seit ich die Geſchichte von dem hamburger Waſchfrautöchterlein und dem reichen braſiliſchen Pflanzer geleſen habe, deren Liebe und Ehe, trotz der oceaniſchen Unwahrſcheinlichkeit einer jemaligen Begegnung, durch einen induſtriellen Daguerreotypiſten vermittelt wird, wobei es mir nicht eingefallen iſt, auch nur einen Augenblick an eine Zeitungsente zu glauben, bleibe ich ſtets an den Schaufenſtern der Daguerreotypiſten weit länger, als ich es ſonſt gewohnt war, ſtehen und rathe euch in meinem Intereſſe, Daſſelbe zu thun, da man ſich zudem hier der Unbeſcheidenheit eines eindringlichen Anſtarrens nicht ſchuldig macht. Uebrigens hat mir bei jener Geſchichte die ſofortige, als ſelbſtverſtändlich erſcheinende Bereitſchaft des Waſchfrautöchterleins, Plantagenherrin und Sklavengebieterin zu werden, ſehr mißfallen, und obgleich ich eine ähnliche Bereitwilligkeit bei meiner Geliebten keineswegs vorausſetze, ſo werde ich es doch, wenn es irgend angeht, ſo einrichten, daß ſie eine ſolche zu haben oder zu verbergen gar keine Veranlaſſung hat. Obgleich ich indeſſen, wie geſagt, eure Freundſchaftsdienſte in Bezug auf meine Ehangelegenheit in Anſpruch nehme, ſo verwahre ich mich doch ſehr ernſtlich gegen jeden Verſuch, mich zur Untreue an meiner künftigen Frau oder etwa zu einer Interimsehe, die ſich ſpäterhin doch nicht auflöſen ließe, zu verleiten. Ich wage das Selbſtlob, daß ich als Muſterbeiſpiel eines gläubigen und ſtrebenden Ehecandidaten aufgeſtellt zu werden verdiene.

So dachte, ſo ſprach Walther. Im nächſten Capitel werden wir eine Dame kennen lernen, auf welche die Ergebniſſe einer ſolchen Welt- und Frauenanſchauung beſtimmt waren angewandt zu werden.

(Das zweite Capitel: Das Paradies, in nächſter Nummer.)

Wiener Briefe.

III.

Es gibt nach den Jahren des Sturms und der Bewegung hier zwei Märzerrungenschaften, denen man beim ersten Wiedersehen jedesmal mit großer Genugthuung begegnet.

Es sind dies die auf den Straßen glimmenden Cigarren und im Fiacrewagen der Tarif.

Wem hätte sich nicht in früherer Zeit der so gemüthlich klingende Anruf „Hoarn Sie Gnedn!“ mit der Zeit in eine Pein verwandelt, doppelt unausstehlich, weil sie ersteus Geld und zweitens den Glauben an die wiener Gemüthlichkeit kostete! Wie wurde man übervortheilt! Wie mit raffinirtester Verschmitztheit über die Entfernungen getäuscht, ja eine halbe Stunde lang im Kreise herumgefahren, wenn es sich um eine Distanz von fünf Minuten handelte, die der Fremde nicht gekannt! Diese Tyrannei den unumschränktesten Despoten, die man, wie man damals sagte, weil sie die öffentliche Pöbelmeinung bilden halfen, zu verlachen sich scheute, hat endlich aufgehört. Die Mamlukenherrschaft der Fiacres ist durch den Tarif gebrochen.

Auch überraschte mich bei der ersten Rechnung, die ich zahlte, ein Anblick, der nach dem März 1848, trotz des sorgsamsten Spähens, nicht so leicht zu Gesicht kam. Auf einem Banco-Zettel, der den Betrag meiner ersten Gasthofrechnung überstieg, zahlte mir der Kellner mehre Gulden in ganzen Scheinen zurück, ja ich erhielt sogar die verlierenden Kreuzer in Metall-Valuta. Ich erinnere mich, daß 1849 ein Silberstück von wenigen Kreuzern in der Hauptstadt für einen weißen Raben galt. Wenn man damals noch Silbergeld vom Auslande hatte und einen Brief frankirte, besah der Postsecretär die seltsame Erscheinung und bemerkte wol lächelnd: „Das ist das erste Silbergeld, das hier seit Monaten in meine Kassa geflossen ist.“ Statt der Scheidemünze, die man zurückerhalten mußte, reichte er ein Stückchen Papier, nicht viel größer als eine mäßige Briefoblate, der vierte Theil eines geviertheilten Ein-Gulden-Scheins. Das war damals 1849 in den noch nicht von vielerlei Umsicht und mannichfachem Muth geordneten Tagen die allgemein gangbare Scheidemünze im wiener Verkehr und buchstäblich wahr konnte man behaupten, daß man nicht im Stande war, an einem Viertelgulden Conventionsmünze sich eine Cigarre anzuzünden, wenn dies nicht zum kühnen Trotz, sich die Finger zu verbrennen, geschah. Jetzt ist infolge des energischen Angriffs der hiesigen Finanzzustände an Scheidemünze kein Mangel und aus jenem nothgedrungenen Scheidungsproceß muß dem Staat ein wesentlicher pecuniärer Gewinn entsprungen sein, denn es konnte nicht fehlen, daß Tausende und abermal Tausende jener Papiermarken sich in kaum realisirbarem Zustande erhalten hatten. In einem Gartenlocale zahlte uns 1849 der Kellner bei Berichtigung der Rechnung den kleinen Ueberschuß auf komische Weise zurück. Um, bis der Ueberblick ermöglicht war, nicht die ganze Summe einen Raub des wehenden Windes werden zu lassen, stellte er auf jedes Stückchen des Zahlungstheils einen beschwerenden Gegenstand, sodaß ein paar Gulden sämmtliche Gläser, Flaschen, Messer und Gabeln des verzehrten Diners in Anspruch und Verbrauch nahmen. Diesem Mangel an Kleingeld ist jetzt durch cursirende Scheidemünze abgeholfen.

An den Finanzen Oestreichs wird mit großer Umsicht gearbeitet. Ist es auch zur Zeit noch nicht möglich, sie ohne außerordentliche Maßregeln, zu denen z. B. die letzte freiwillige Anleihe gehörte, zu halten, so dürfte nur der ersehnte europäische Friede eintreten und mancher praktische Gedanke würde in Ausführung kommen. Die Hülfsquellen des Landes sind groß. Würde sich zu ihnen die allmälige Entwickelung derjenigen Ideen gesellen, welche die Besteuerung jedes Einkommens ohne Unterschied möglich machte und diese nicht als Angriff auf ein unantastbares Vorurtheil darstellte, so wäre die große und so kraftvolle Monarchie in diesem Punkte arrangirt.

Die Theuerung in Wien überschreitet jede Vorstellung. Sie trifft selbst den Begüterten auf das empfindlichste. Eine Wohnung in der Stadt, die 800 Gulden kostet, würde man nach auswärtigen Vorstellungen nicht zu 200 Thaler anschlagen; mit so wenig Raum muß man sich bei so enormem Preise behelfen. Entsprechend ist die Theuerung aller übrigen Bedürfnisse. Zeigt sich auch in dem äußern Aufwande der Wiener an sich kein sehr merklicher Unterschied gegen früher, so erkaufen sie ihn doch mit großen Opfern. Die Behauptung wird nicht übertrieben sein, daß der Preis der dringendsten Lebensbedürfnisse seit den letzten zehn Jahren um das Doppelte, der der Luxusartikel um das Dreifache gestiegen ist. Unter diesen Umständen leidet vorzugsweise die Mittelklasse des Volks und die ärmere geht dem offenbaren Verfall entgegen, was um so augenscheinlicher ist, da der angeborene Hang der Wiener für Luxus und Vergnügung sich nur sehr schwer zum Niveau der Zeitverhältnisse herabstimmen läßt.

Wird man mir verdenken, daß ich unter solchen Umständen vor den Rechnungen meines Hôtels nicht länger erbleichen mochte, sondern eine Wohnung aufsuchte, für welche ich bereits in der holden Gunst des Zufalls einen nüplichen Fingerzeig erhalten hatte? Die Leopoldstadt liegt dem Innern der Stadt so nahe und — Frau Mayr hatte zwei Zimmer, die nicht nur schon große Künstler, sondern auch bereits Barone, zwei Stände, zu denen ich keineswegs gehöre, bewohnt hatten. Eine kurze Wanderung über die Rothenthurmstraße, die Ferdinandsbrücke und man ist in einer Seitenstraße mit neuen, gutgebauten Häusern und bei einer Wirthin, die meinem Interesse für edle Weiblichkeit, Kunst, Literatur, Theater schon angemerkt hatte, daß sie nicht umsonst im Prater ihre Rollen lernte. Rosa übt ein wenig viel ihren noch etwas holperig gehenden Schulhoff; Pianolärm muß man aber heutigen Tags mit aufnehmen bei jeder Wohnung, wie der Jurist sagt lieber als das „eiserne Vieh" des Ankaufs.

Und so streck' ich mich denn gelassen auf einem Canapé, sorgloser als ein Mitglied der hier im Stillen wirkenden Conferenzen. Ich erhalte jedes Bedürfniß, sogar eine Zeitung, auf die Frau Mayr abonnirt hat, aus Interesse nicht für die Bühne — ihre eigene theatralische Existenz von jetzt ist für sie und Rosa nur eine Nebensache, die schönen theatralischen Tage von Temesvar und Kaschau sind vorüber —, auch nicht für die Politik, sondern aus Interesse für den Feuilletonroman. In dieser Rücksicht ist Wien wie Paris. Frau Mayr hat sich in den „Zögling von 1848" — er steht in der „Presse" — so verlesen, daß sie über das herangenahte Ende desselben in Verzweiflung ist. Sie hob besonders hervor, daß dies eine Erzählung wäre, die auch Rosa lesen könnte; eine Bemerkung, die ich erst da verstand, als sie hinzufügte: „Es ist eine Geschichte, die man nicht rasch versteckt, wenn man bei ihrer Lectüre betroffen wird." In dem angesammelten Material der Erzählung blätternd freute ich mich, daß solchen Rückblicken auf die vielbewegte und an den schmerzlichsten Anklängen so reiche Zeit, die vielleicht überall zu rasch und zu gewaltsam zum Abschluß gebracht worden ist, hier von der Preßaufsicht kein Hinderniß in den Weg gestellt wurde. Der Verfasser ist Hieronymus Lorm.

Die Wiener sind ernster geworden. Sie haben zu Bedeutsames erlebt. Und wenn sie voll Vertrauen sind auf die Zustände des Augenblicks, so haben sie sich doch mit einiger Beschämung sagen müssen, daß auch sie von den Zeitereignissen in einer Unreife überrascht wurden, welche die Unreife des übrigen Deutschlands noch übertraf. Man protestirt jetzt hier fast überall gegen einseitigen und allzu gedankenlosen Spaß. Die Possenreißer thun ihr Möglichstes, wieder den absoluten Unsinn zur Geltung zu bringen; es gelingt ihnen nicht. Man ist müdisch und steckt sich hinter ästhetische Principien, um seinen Mangel an guter Laune zu verbergen. Die wiener Zeitungen sind nicht ohne Geist zusammengestellt. Sie haben mehr noch als die berliner ihr Publicum zu einem allgemeinen Welt- und Zeitüberblick gehoben; sie befreien weit mehr als die berliner ihre Leser

von der Localität. Die berliner Zeitungen haben selten Raum für Ereignisse der Kunst und Literatur, die nicht auf berlinischem Boden spielen, während ihre Spalten über die kleinlichsten Vorkommnisse ihrer schlechten kleinen Theater, Reiterbuden und Schaustellungen aller Art bis zum Ekel überfüllt sind.

Wenn man früher von Oestreich sprach, so war es stehende Redensart, es als das Land der Phäaken zu schildern, wo ewig sich der Bratspieß drehe. Von Wien galt es wie einst für Rom: Panem et circenses. Zwischen das Brot und die Spiele, für welche nach beiden Richtungen im ausgedehntesten Sinn die Neigung keineswegs ganz fehlt, hat sich jetzt ein Drittes gedrängt: ein ernster, verstimmter, mistrauischer Sinn, der nicht mehr wie sonst am Nächsten seine altbegnügte Freude hat, sondern es liebt, mit dem Auge hinauszuschweifen in die Ferne. Die Eisenbahnen und populären Belehrungen haben viel gethan, auch das Vorurtheil gegen andere Sitten und Städte zu mildern. Ich glaube nicht, daß man noch erleben könnte, was Jemanden im Goldenen Lamm vor noch nicht zu langen Jahren passirte. Man aß an der Wirthstafel vortreffliche Fasanen. Ein dem Erzähler gegenübersitzender Gastronom, den nur essen zu sehen schon ein Genuß war, bestellte sich zum zweiten male eine Drei-Gulden-Ofener, begehrte auch vom Fasan und vom Sauerkraut zum zweiten male und äußerte: „Ein prächtiger Vogel, so ein Fasan! Ich bin einmal in Berlin gewesen und sah da auch so ein Thier, das aber fürs Zoologische Museum bestimmt war. Ein Professor hielt eine Vorlesung darüber und sagte, als er alle Eigenschaften aufgezählt hatte, am Schluß: «In Wien und Prag soll man solche Vogel auch essen.»" Ein schallendes Gelächter der ganzen Tafel war die Antwort. Der Erzähler, ein Norddeutscher, replicirte: „Ich bin aus Berlin und versichere Sie, daß man dort viel Fasanen zum Kauf ausbietet und das Paar etwa um fünf Gulden verkauft, jedoch immer mit drei harten, klingenden Silberthalern." Den Vertheidiger des reellern Norddeutschland lohnte ebenfalls Beifall und die Gutmüthigkeit der Wiener versöhnte sich, indem man die Gläser füllte und auf gegenseitiges Wohl anstieß. Indessen heute würden solche Späße wol nur noch von Leuten aus der Provinz gemacht werden. Der Witz des Wieners selbst ist gerechter und freier geworden.

Daß die Finanzoperationen und das Anleihewesen die Geldspeculation zum Haupthebel der geschäftlichen Bewegung machen muß, liegt auf der Hand. Es ist dann freilich kein Wunder, daß solche Vorgänge à la Robert Macaire an die Oeffentlichkeit kommen können, wie sie sich in dem großen Zinner'schen Proceß enthüllen werden. Genanntes Wechselgeschäft (beiläufig gesagt kein jüdisches) hat sich die großartigsten Fälschungen bis zum Belang von 700,000 Gulden zuschulden kommen lassen. Dieser Fall wird einen Monstre-Proceß ergeben. Nicht nur, daß zahlreiche Familien durch diese gewissenlose Handlung um Hab' und Gut gebracht worden sind, es wird auch die Untersuchung dem ganzen Wucherwesen Wiens auf den Grund gehen müssen. Sehr zu wünschen wäre, wenn dieser Proceß endlich ein neues Wuchergesetz veranlaßte. Die bisjetzt bestehenden Verordnungen sind nicht mehr in Einklang zu bringen mit dem Werth und dem Bedarf des Geldes, wie unsere Tage ihn vorschreiben.

Ich habe hier viele Bekannte und Freunde unter den mosaischen Glaubensgenossen oder, wie sich die Unbefangenen lieber nennen, den Juden; sie sind ein für Wien sehr wesentliches Element und fehlen nirgends, wo sich irgend die treibende Lebenskraft des Wieners zu äußern liebt. Ich erwähne dies Verhältniß, weil ich von einem Besuche auf einem alten jüdischen Friedhofe reden möchte, zu dem ich veranlaßt wurde. Er liegt in der Vorstadt Roßau, zu nahe der Gefahr, von der austretenden Donau beschädigt zu werden. Seit länger als funfzig Jahren wird Niemand mehr auf ihm begraben. Dieser Gottesacker wurde erst in neuester Zeit aus einem Zustande der Verwahrlosung zu seiner jetzigen freundlichen Gestalt erhoben. Kastanienbäume, Trauerweiden und Trauereschen

ſchmücken jetzt einen Ort, der früher vor vermodertem Laub und erſtorbenem Gehölz alter Hollunderbäume kaum zugänglich war. 931 Grabſteine ſind hier angeſammelt, zurückreichend bis in das 15. Jahrhundert. Dr. L. A. Frankl, der die Inſchriften dieſer Steine kürzlich geſammelt herausgegeben hat, verräth dem der hebräiſchen Sprache Unkundigen: „Die meiſten dieſer Inſchriften enthalten Thatſachen, berichten über einſtige Begebenheiten und theilen beſtimmte biographiſche Züge mit.“ Dies kleine Thal Joſaphat weckt die anregendſten Fernblicke. Wie ſind dieſe „ewigen Wanderer“ ſo aus Oſt und Weſt zuſammengekommen! Wie ſcheinen ſie alle hier nur zu raſten bis zur Rückkehr in ein Land, aus dem ſie nur entlaſſene Pilger waren! Eine kundige Erläuterung, wie ſie Frankl gegeben hat, läßt aus dieſen verwitterten Grabſteinen manches Licht auf die Geſchichte nicht nur der Juden, ſondern der Zeit überhaupt fallen. Manche Anekdote iſt gefällig, z. B. die, daß Eva Rebekka Werthheimer an Bernhard Eskeles verheirathet wurde und weil ſie nur Ein Auge hatte, infolge des Bibelverſes: „Auge um Auge“, und in Rückſicht, daß der Anfangsbuchſtabe des hebräiſchen Wortes für Auge auch die Bezeichnung für 70 iſt, 70,000 Gulden Mitgift bekam.

Die Vorſtadt Roßau zu durchwandern, iſt für einen Freund des Volkslebens und hiſtoriſcher Erinnerungen beſonders anregend. *)

(Ein vierter Brief im nächſter Nummer.)

---

*) Ueber einen andern jüdiſchen Friedhof, den zu Worms, der alten Nibelungenſtadt am Rheine, deſſen Erinnerungen bis in das 9. Jahrhundert zurückreichen (wie denn die jüdiſche Gemeinde in Worms ſo alt iſt, daß ſie ohne Zweifel von den durch Titus gefangen fortgeführten und den Legionen einverleibten Juden, die ſpäter mit dieſen Legionen an den Rhein kamen, geſtiftet ſein muß), ſchreibt uns ein Freund unſerer „Unterhaltungen“ Folgendes: „Die von Dr. Lewyſohn herausgegebenen »Neunzig wormſer Epitaphien« enthalten z. B. das Denkmal der zwölf Gemeindevorſteher vom Jahre 1096, welche, nachdem ſie einen Angriff der Kreuzzügler gegen die wormſer Judenſchaft mit den Waffen abzuwehren vergeblich verſucht und den Rath der Stadt, der ſie dem Tode beſtimmte, ſelbſt erſchlagen hatten, auf den Friedhof gingen, ſich den Tod gaben und hier ſpäter eine gemeinſame Ruheſtätte fanden. Der Herausgeber ſchließt die Beſchreibung des noch erhaltenen Grabſteins derſelben mit den Worten: »Bald wird die Erde um acht Jahrhunderte ſeit jener Schreckenszeit älter geworden ſein, aber noch lebt auf Erden das Andenken an jene unſterblichen Märtyrer in dankbarer Erinnerung ihrer Nachkommen fort und jener einfache Stein iſt ein ſchöneres Denkmal als manche blutgefärbte Trophäen Derer, welche nur ein Blatt mehr aus der Geſchichte der Menſchheit mit dem Brandmal der Schande belegt haben.« Nr. 21 enthält den Grabſtein des gelehrten Rabbi Meir aus Rothenburg, der, mit ſeiner Familie auf einer Reiſe nach Italien begriffen, im Jahre 1286 in der Gegend von Baſel vom Grafen Meinhard von Görz aufgegriffen, zur Herbeiſchaffung einer großen Summe Geldes angehalten und, da er ſolche nicht beizutreiben vermochte, bis zu ſeinem Tode im Jahre 1293 in Gefangenſchaft gehalten wurde. Erſt 14 Jahre nach ſeinem Ableben gelang es einem hochherzigen Manne in Frankfurt am Main, Süßkind Wimpfen, den Leichnam des verblichenen Rabbi vom Grafen zu erhalten und bei den Gräbern ſeiner Aeltern in Worms zu beerdigen. — Noch erwähnen wir Nr. 52 als den Leichenſtein einer im Jahre 1375 geſtorbenen Frau Urania, welche Vorſängerin in der Frauenſynagoge war (eine ſonſt bei den Juden nicht mehr vorkommende Function) und deren wohlklingenden Geſang die Aufſchrift rühmt.“

Auch Dr. Frankl erwähnt in der von unſerm Correſpondenten angeführten Schrift, daß ein derartiger Leichenſtein eine andere weibliche Stimme lobt; und fügt hinzu, daß früher die Jüdinnen in Wien noch ſo ſtarke Nerven hatten, daß ſie Gräber beſuchten und Todten das Geleite gaben, jetzt aber nicht mehr. Intereſſant iſt die Erinnerung, die ein Stein gibt, an eine fremde jüdiſche Frau, die von der Gemeinde Geld erpreſſen wollte, widrigenfalls ſie geſonnen wäre, mancherlei Angebereien über die Juden in die Hofburg zu tragen. Man willfahrte ihr nicht. Sie ging wirklich in die Hofburg, wurde aber auf dem Michaelisplatz von einem Reiter überritten und von dem Huf ſeines Pferdes erſchlagen. Man begrub die böſe Perſon, that ihr aber nicht die Ehre ihrer Namensnennung an.

D. Red.

Arabiſche Höflichkeit.

Von Max Maria von Weber.

II.

Nicht weniger reich als an Höflichkeitsformen iſt der Araber in Ausdrücken der Betheuerung. Es iſt zweifelhaft, ob ihn dieſe in irgend einer Weiſe mehr verbinden als die Verſicherungen der Höflichkeit. So ruft er aus: Beim allmächtigen Gott! Beim Segen Gottes! Bei dem Haupte von Gottes Propheten! Möge mein Glaube eine Sünde ſein! Möge ich kein Muſelman ſein! Gott verdamme mich und mein Weib! Gott leere meinen Sattel! Möge ich meiner Schweſter auf dem Grabe des Propheten begegnen! Möge ich wie ein Jude begraben werden! Möge ich mit den Füßen Zeugniß leiſten! Sei morgen das Weltgericht, Gott, Richter und die Engel meine Zeugen! Bei unſerm Herrn Hamet-ben-Muſſuf, Meiſter von Millanah, der einen Löwen zum Pferde hat und ihn mit einer Schlange zügelt!

Wenn ein Araber einen Hintergedanken beim Gebrauche eines Schwurs oder einer Betheuerung hat, ſo wird er ſich ſchwer entſchließen, dieſe vor Zeugen auszuſprechen, denn dann würde er vor den Gerichten ſeines Volks, in denen die religiöſe und civile Gewalt vereinigt iſt, nur die Wahl haben, entweder ſein betheuertes Verſprechen zu erfüllen oder ſich von einem Taleb (Gelehrten) dispenſiren zu laſſen. Es iſt indeß wahr, daß es nicht ſehr ſchwer fällt, einen dergleichen nicht allzu Gewiſſenhaften zu finden, der bereit iſt, gegen ein kleineres oder größeres Geſchenk jeden Verſprecher von ſeinen läſtigen Zuſagen zu entbinden. Doch würde es unhöflich ſein, irgendetwas, was ein Anderer beſitzt, oder ihn ſelbſt, direct zu loben, ohne einen Ausruf an Gott hinzuzufügen, daß er es erhalten möge. So ruft der Araber: „Welch ſchönes Pferd, Kind, Kamel u. ſ. w.! Gott erhalte ſein Leben!“ Unterläßt man dies, ſo gilt man für einen Neidiſchen, deſſen Lob den Zweck hat, das Gelobte zu verderben, denn der Araber glaubt an den Wortzauber, den wir im Deutſchen unter dem Namen des „Beſchreiens“, im Italieniſchen und Franzöſiſchen unter den Ausdrücken mal ochio und mauvais oeil kennen und der auch bei uns von Abergläubigen gefürchtet wird. Die Araber nennen dieſen Zauber „Ain“. Derſelbe kann unſchuldigerweiſe von einem Freunde, ſchuldigerweiſe von einem Feinde ausgeübt werden und iſt in beiden Fällen gleich verderblich. Ebenſo iſt es dem Araber ſtrenges Geſetz, beim Sprechen von Ereigniſſen, welche die Zukunft bringen ſoll, die Zulaſſung Gottes ausdrücklich zu erwähnen, wie wir zu ſagen pflegen: So Gott will! Auch unternimmt er keine Jagd, keinen Ritt, kaum die kleinſte Handlung, ohne auszurufen: In Gottes Namen! Dieſe fortwährende Beziehung aller Redewendungen und Handlungen auf Gott gibt dem Weſen der Araber etwas Glaubenswarmes, Eifriges und Ergebenes, welches beſonders ergreifend bei großen feierlichen Gelegenheiten hervortritt. So begegnet der Araber ſeinem Freunde, der kürzlich durch einen ſchweren Verluſt betrübt worden iſt, ohne an ihn eine Phraſe zu richten wie: „Erweitere dein Herz! Gott allein iſt unſterblich! Der Tod iſt eine Abgabe, die wir Gott zahlen; es iſt dabei weder Gunſt noch Ungunſt! Schon im Schooſe ſeiner Mutter hatte Gott den Tag ſeines Todes bezeichnet! Halte deine Seele aufrecht, Gott erſetzt jeden Verluſt! Wir ſind Töpferwaare und der Töpfer macht, was er will! Danke Gott, deine Kinder ſind erwachſen!“ An einen Verwundeten werden Troſtworte ähnlicher Form gerichtet: „Du biſt glücklich, Gott hat dich im Heiligen Kriege gezeichnet, um dich nicht zu vergeſſen! Die Krankheit iſt Feuer, du biſt Gold. Du wirſt nach der Krankheit glänzender vor Gott ſein!“ Die Beileidsbezeigungen, die man einem Freunde widmet, der eine körperliche Züchtigung, die Baſtonade oder dergleichen erhalten hat, ſind ſelten ohne einen Anflug von bitterm Spott. So ſagt man: „Tröſte dich, Gott hat

den Stock für Männer, nicht für Frauen gemacht! Denke daran, daß die Liebe, die Freude, aber auch die Prügel für den Mann da sind, der den Feind ablauert und zum Liebchen schleicht; dafür ist er aber ein junger Mann!"

Wie für Gruß und Abschied, so gibt es bei den Arabern auch bestimmte Formeln für den Glückwunsch. Nach einem Siege ruft man sich zu: „Lasse Gott unsern Herrn immer so siegreich sein! Möge unser Herr seinen Feinden ein Nagel im Auge sein! Gott segne die Kämpfe Mohammed's!" Bei Hochzeit und Weihe heißt der übliche Glückwunsch: „Gott gebe, daß durch sie dein Zelt voll werde! Möge das Kind leben und nicht das letzte sein!"

Wie schon zum Eingange gesagt wurde, sind die Höflichkeitsformen der Araber unwandelbar festgestellt und das Gesetzbuch derselben kennt der niedrigste Heerdentreiber in einem Nomadenstamme so gut wie der edelste Häuptling. Die Freiheit der äußern Sitte ist bei ihnen weit weniger als bei irgend einem andern Volke an Stand und Rang geknüpft. Daher entspringt jene wahrhafte Würde der Erscheinung, die man fast keinem Araber absprechen kann, und jene Urbanität des Tons im Verkehr, der, obwol ziemlich oberflächlicher Art, doch niemals verfehlt, einen wohlthuenden Eindruck zu machen. Wahlspruch jedes Arabers in dieser Beziehung ist: „Spielt mit den Hunden, so nennen sie sich eure Vettern!"

Jene Würde der Erscheinung ist indeß nicht so äußerlicher Natur, als man hiernach wol glauben möchte. Sie hat auch solidern und tiefer begründeten Nutzen als die allgemein verbreitete Politur der äußern Sitte. Wenn man einen Araber der untersten Stellung mit Sicherheit, gehobenen Hauptes auftreten und mit gleichruhigem Blick Jedem, der ihm begegnet, ins Auge schauen sieht, sei dieser nun Pascha, Sultan oder Khalif, so hat dies seinen Grund hauptsächlich in dem Umstande, daß jedem Araber von Jugend auf, fast zu jeder Stunde, der Grundsatz gelehrt wird, daß vom Khalifen wie vom Bauer bis zu Gott gleich weit sei und Beide gleiches Recht an Gottes Kraft und Hülfe haben.

Diese Sicherheit des Auftretens ist besonders in Cirkeln bemerkenswerth, wo Araber und die siegreichen Franzosen zusammentreffen. Sei auch der Araber allein in einer großen Gesellschaft Franzosen, so wird man ihm doch nie ein Zeichen der Einschüchterung ablauschen können, niemals wird ihn Befangenheit eine Ungeschicklichkeit begehen lassen, niemals wird er zeigen, daß ihn seine Stellung als Besiegter erniedrige. Im Gegentheil hegt er im Grund seiner Seele ein wohlverstecktes Gefühl von Verachtung. Unterworfen und bittend ist er über die siegreichen Christen immer noch um die unermeßliche Höhe erhaben, welche die Bekenner des Propheten von den Anbetern des hölzernen Kreuzes trennt.

Aber auch selbst außer diesem Glaubensstolze belebt ihn noch ein anderes ebenso philosophisches als religiöses Gefühl. Er verkennt gewiß nicht die Vorzüge der Macht, Größe und des Glanzes, noch die Annehmlichkeiten des Luxus und Wohllebens, aber indem er alles Dies selbst in den Palästen unserer Könige anschaut, sagt er sich doch zuerst: Gott hätte dies Alles mir auch geben können und ich hätte ihn gelobt! So lobe ich ihn aber auch, denn mein Theil ist jedenfalls der bessere, weil ich an den Propheten glaube. Diese haben das Paradies im kurzen Leben auf der Erde, damit ich, Bekenner des Propheten, es dann in Ewigkeit haben kann!

Unglücklicherweise für sie verbindet sich mit diesem starken und unerschütterlichen Glauben nicht ein Gefühl der Gegenseitigkeit. Sie haben den Glauben, nicht die Liebe und sind vom Wirbel bis zur Sohle in entsetzlicher Weise Egoisten. Eine Lehre des Islam hat diesen Egoismus, der die Bekenner dieses Glaubens furchtbar macht, hervorgebracht, es ist die von der Selbstverschuldung des zeitlichen Unglücks. Der Unglückliche ist hiernach auch der Schuldige, ihm helfen, ja schon ihn bedauern, fast ein Verbrechen gegen den gerechten Willen Gottes. Die Anarchie unter den arabischen Völkerstämmen hat kräftig

dahin gewirkt, dieſen entſetzlichen, aber für den glücklichen Bekenner ſo bequemen Glaubensſatz in voller Gültigkeit in das Leben zu führen. Der daraus entſprungene Zuſtand der bürgerlichen Moral ſtellt ſich vortrefflich in folgendem arabiſchen Spruche dar, welcher unter allen von den Franzoſen beherrſchten Stämmen gäng und gäbe iſt:

Die Peſt iſt da —
Gott gib, daß ſie mein Volk verſchont!
Die Peſt iſt im Stamme —
Gott mache, daß ſie meine Genoſſenſchaft verſchont!
Die Peſt iſt in der Genoſſenſchaft —
Gott gib, daß ſie mein Zelt verſchont!
Die Peſt iſt im Zelte —
Sid, Gott, daß ſie mich verſchont!

Dieſer Spruch bedarf keines Commentars. Er enthält ein ebenſo naives wie vollſtändiges Bekenntniß; in ihm iſt die Natur des Islam auf der That ertappt.

Das Leben im Waſſertropfen.

Auch das Kleinſte erhält im Syſtem ſeine Bedeutung. J. Grimm

Die Sonne ſpiegelt ſich im Weltmeer wie im Waſſertropfen und im Meer wie im Tropfen ruft ſie Leben und Geſchöpfe in den mannichfachſten Größen und Geſtaltungen hervor. Wir bewundern die Tauſende von Geſchöpfen, welche in den Fluten des Meers leben, vom ungeheuern Walfiſch bis zu dem kleinſten Fiſche herab; das bunte Leben und Drängen, das Kämpfen und Ringen und Spielen derſelben, ihr Weh und ihre Luſt, die Verſchiedenheit und Wunderlichkeit ihrer Geſtaltungen, die Art und Weiſe, wie ſie leben und ſich bewegen, ſetzen uns in Staunen, denn ſo unendlich mannichfaltig hat ſich die ſchöpferiſche Kraft der Natur geſtaltet, um die weiten Gewäſſer des Meers zu beleben und mit Geſchöpfen zu erfüllen. Gleichſam ſpielend tritt uns dieſe Kraft in den wunderlichen Geſtalten des Hammerfiſches, des Schwertfiſches, des Delphins und unzähliger anderer Geſchöpfe des Meers entgegen, und welche gewaltigen Anſtrengungen mußte ſie wieder machen, um ſolche ungeheure Körper wie den des Walfiſches, des Hais und ähnlicher Seeloloſſe hervorzubringen!

Setzt uns aber die Größe, die Gewaltigkeit und Mannichfaltigkeit jener Geſchöpfe in Staunen, um wie viel mehr werden wir uns dazu hingeriſſen fühlen, wenn wir einen Blick in den Waſſertropfen thun.

Durchſichtig klar liegt der Tropfen vor uns. Vergebens müht ſich unſer Auge, irgend ein Leben, ein Geſchöpf in ihm zu entdecken, der uns ſelbſt zu klein erſcheint, als daß er irgend ein Leben in ſich bergen könnte, denn ſchon von dem leiſen Hauche unſers Mundes erzittert er und wenige Sonnenſtrahlen reichen hin, um ihn in Dunſt aufzulöſen. Legen wir aber dieſen Waſſertropfen zwiſchen zwei reinen Glasſcheibchen unter das Mikroſkop, welches Leben tritt uns da plötzlich in dem Waſſertropfen entgegen! Wir trauen unſern Augen kaum. Zu einer großen Fläche hat ſich der kleine Tropfen erweitert; wunderbare Geſtalten ſtürmen durch ihn hin, zuckend und ſich einander abſtoßend oder ſanft und ruhend ſich wiegend, als ob ſie ſich auf den Wellen eines großen Gewäſſers ſchaukelten. Und es ſind keine Täuſchungen, es ſind wirkliche Thiere, denn ſie ſpielen miteinander, ſtürzen zuckend aufeinander los, wirbeln ſich umeinander, laſſen ſich los, ſtoßen ſich ab, eilen davon, um daſſelbe Spiel mit einem andern Thiere zu wiederholen oder wild fahren ſie aufeinander ein, kämpfen und ringen, bis das eine ſiegt und das andere unterliegt oder gleichgültig ſchwimmen ſie nebeneinander hin, bis die Spiel- oder Raubluſt aufs neue in ihnen erwacht. Man ſieht es, dieſe Thierchen, die das ſchärfſte Auge ohne Hülfe des Mikroſkops

nicht wahrzunehmen vermag, ſind der Luſt und des Schmerzes fähig; in ihnen lebt ein Trieb, der ſie ihrer Nahrung nachgehen läßt und ihnen dieſelbe angibt, der den Stärkern, den Feind bezeichnet und ihm zu entfliehen antreibt.

Hier tummelt ſich eins derſelben in toller, gleichſam berauſchter Luſt, es ſtreckt ſeine Fühlhörner, ſchlägt um ſich mit ſeinem Schweife, neckt ſeine Kameraden und iſt ſo ausgelaſſen, wie nur Einer ſein kann, dem vom Herzen wohl iſt; es iſt luſtig, wohlgemuth, hüpft und tanzt, wiegt ſich und biegt ſich auf den kleinen Wellen des Waſſertropfens. Dort iſt ein anderes Thier. Es ſchwimmt nicht umher, bleibt auf derſelben Stelle, aber krampfhaft zieht es ſich zuſammen und ſtößt ſich zuckend wieder auseinander. Wer vermöchte in dieſen Bewegungen nicht das Zucken des Schmerzes zu erkennen: und ſo iſt es, denn ſoeben hat es ſich aus dem Rachen eines ſtärkern Feindes befreit. Die äußerſte Kraft hat es aufgeboten, um ſich loszumachen, aber er muß es feſt gefaßt, ſchwer verletzt haben, denn nur wenige male zuckt es noch, und ſtets ſchwächer, matter; es zieht ſich zuſammen, ſtreckt ſich noch ein mal zu ſeiner ganzen Länge aus und ſinkt langſam auf den Boden; es war ſein Todeskampf, es iſt verſchieden.

An einer andern Stelle liegt ein größeres Thier ruhig und ſcheinbar gleichgültig da. Ein kleineres zieht ſorglos vorüber und wie ein Blitzſtrahl ſchießt das erſtere auf es zu. Vergeblich ſucht das kleinere dem ſtärkern Feinde zu entfliehen; er hat es ſchon erfaßt, umſchlingt es mit ſeinen Armen; das Zucken des Beſiegten läßt bald nach, es iſt zur Beute geworden.

Dies iſt nur ein allgemeiner Blick in das Leben des Waſſertropfens, aber wie groß erſcheint uns ſchon bei ihm das Kleine, wie wunderbar geſtaltet ſich Alles in ihm, von dem wir vordem nicht einmal eine Ahnung hatten! Das ſind Geſchöpfe, wie ſie die Natur nirgend in vergrößertem Maßſtabe dem Auge darbietet, ſo wunderbar, bizarr und auch wieder ſo ſchön, ſo luſtig und heiter in ihrem ganzen Leben, in ihren Bewegungen. Mögen dieſe Thiere auch manche Mängel beſitzen und zum Theil nur einen Schritt ſich über das Pflanzenleben erhoben haben, es ſind doch Thiere, in denen Leben pulſt, die Willen haben, mag er auch noch auf der unterſten Stufe alles Lebendigen ſtehen.

Iſt es hier uns auch nicht geſtattet, die ganze Zahl der verſchiedenen Infuſorien in ihren mannichfachen Geſtaltungen und Lebensweiſen zu betrachten, ſo wollen wir wenigſtens einige derſelben uns näher anſchauen, um das Leben zu erkennen, welches ſich uns in einem einzigen Waſſertropfen, der aus einem großen Teiche geſchöpft iſt, offenbart.

Langſam und graziös kommt durch die Fluten des kleinen Tropfens das Schwanenthierchen dahergeſchwommen, ſeinen langen und biegſamen Hals wendend und drehend, ſich behaglich ſchaukelnd und mit dem Halſe, der ſo unendlich dünn, umhertaſtend, ob irgendeine Nahrung, ein Fang für ihn ſich darbietet. Dies Thierchen hat ſeinen Namen von der Aehnlichkeit mit dem Schwan erhalten, denn ſein zart gereifter Leib gleicht dem des Schwans, es trägt ſeinen langen Hals ebenſo ſtolz und graziös gebogen, nur der Kopf fehlt ihm, denn am Ende des Halſes öffnet ſich dieſer in die etwas weitere Mundhöhle, die mit unendlich feinen ſtrahlenförmigen Wimpern beſetzt iſt. Das ganze Thierchen iſt durchſichtig und man hält es für unmöglich, daß durch den dünnen Hals ſich irgend eine Nahrung drängen könnte, denn ſelbſt das Waſſer ſcheint für dieſe kleine Röhre zu grob, zu materiell zu ſein; aber kaum nähert ſich ſeinem Munde eine jener kleinen verſchieden geſtalteten Monaden, die in keinem Waſſer fehlen, von denen Tauſende in der Schale eines Mohnkörnchens ſich frei umhertummeln könnten, ſo ſchlingt es ſie hinab; wir ſehen ſie durch den Hals hinabgleiten und ſehen die grüne, graue oder weiße Monade in dem kleinen, aber für ſie ſo großen Bauche des Schwanthierchens liegen. Und dieſe Monade iſt ſelbſt ein Thierchen, ein lebendiges Atom, und ihm dient vielleicht wieder ein noch kleineres Thier zur Nahrung; doch iſt bis dahin des Menſchen Auge noch nicht gedrungen,

— er wird es vielleicht auch nie, denn die Grenzen ihrer Schöpfungen, sei es im Großen oder im Kleinen, hält die Natur dem Menschenauge verborgen.

Wirbelnd kommt neben dem Schwanenthierchen das Glockenthierchen dahergeschwommen. Die Natur hat bei diesem Thiere noch die Form aus dem Pflanzenleben beibehalten, denn der Körper dieses Thierchens gleicht der Blütenglocke eines Maiblümchens, die an einem langen dünnen Stiele befestigt ist; aber dieser Stiel, durch den sich ein spiralförmiger Streifen, eine feine dunkle Röhre zieht, ist leicht beweglich, er zieht sich schraubenförmig zusammen, streckt sich wieder aus; er ist der Schwanz des Glockenthierchens. Am Ende des Schwanzes befindet sich ein kleiner Knoten und bald bleibt das Glockenthierchen mit diesem Knoten am Boden oder an einem Grashalme oder einem Stückchen Holz hängen, wie ein Schiff an dem Anker im Meeresboden festgehalten wird. Der Schwanz streckt sich und dehnt sich und der obere Körper des Thierchens, die kleine Glocke, deren Oeffnung nach oben gerichtet ist, beginnt sich wirbelnd zu drehen und diese Bewegung ist so schnell und kräftig, daß selbst in den Fluten des Wassertropfens ein Strudel entsteht, der heftiger und immer wilder sich dreht; er wird zu einer Charybdis, der keine der kleinen Monaden, die von ihr erfaßt wird, zu entfliehen vermag, wie einst der Sohn des Laërtes. Der Strudel ist zu wild, sie wird hinabgezogen von ihm und findet im Rachen des Glockenthierchens sein Grab. Die Glocke schließt sich, der Schweif rollt sich zusammen, aber bald streckt er sich wieder, die Glocke wirbelt, der Strudel dreht sich und noch manche still und sorglos vorüberziehende Monade wird in ihn hinabgezogen. Doch auch dem Glockenthierchen naht seine Strafe. Wieder wirbelt seine Glocke heftig, da reißt der Schwanz, mit dem es am Boden festgeankert war und haltlos schwimmt die Glocke in dem Tropfen umher, aber sie weiß sich zu helfen, die Natur hat solchen Fall bei ihrer Schöpfung vorbereitet, das Glockenthierchen läßt sich am Boden nieder und bald wächst ihm der abgerissene Schwanz wieder. Und wenn das Thierchen auch wirklich den Tod davonträgt, die Natur ist in der Schöpfung dieser kleinen Thierwelt so freigebig, neues Leben, neue Thiere sprossen schnell aus dem geschiedenen hervor, und in solcher Menge finden sich in manchen Gewässern diese Thierchen vor, zu ganzen Bäumchen haben sich die Glockenthierchen oft zusammengehäuft, daß der Tod eines derselben ein geringerer Verlust ist, als wenn aus dem Weltmeer ein Wassertropfen geschöpft, ein Sandkorn aus der Sahara aufgehoben würde.

Wie durch einen Hauch schwindet oft das Leben von unzähligen Infusorien, aber die Schöpfungskraft der Natur geht bei ihnen auch bis ins Unendliche. Einige der Infusorien vermehren sich durch Samen, andere dadurch, daß sie sich theilen und daß aus den abgetrennten Stückchen neue Thiere entstehen, die nach wenigen Stunden sich wieder theilen und die Vermehrung bis ins Unendliche treiben. Nur Zahlen vermögen von der Unendlichkeit dieser Schöpfungskraft einen annähernden Begriff zu geben. Ein Infusorium braucht zu seinem Theilungsproceß ungefähr fünf Stunden, nach welcher Zeit die neuen Geschöpfe als vollendet dastehen und wiederum nur dieselbe Zeit bedürfen, um sich zu vervielfältigen. Nimmt man nun an, daß aus einem Thierchen nach fünf Stunden zwei neue entstehen, aus diesen nach zehn Stunden wiederum vier, nach funfzehn Stunden acht, nach zwanzig Stunden sechszehn und nach fünfundzwanzig Stunden zweiunddreißig, so würden nach vier Tagen bereits eine halbe Million neuer Thierchen durch diesen Theilungsproceß entstanden sein und nach noch nicht einem Monat würde man kaum begreifen, wo diese Unzahl von Thierchen, deren einzelnes das Auge nicht zu erblicken vermag, untergebracht werden könne. Aber die Natur selbst hat auch der ungeheuern Vermehrung dieser Thierchen ihre Grenze gezogen und Millionen opfert sie bereitwillig, um diese Thiergattung stets in dem ihr angewiesenen Maße zu erhalten. Aber was sind gegen diese Zahlen die Menge der Heringe, der Stinte und anderer Fische, welche in so gewaltiger Masse das Meer beleben — sie schwinden in ein Nichts!

Durch diesen Proceß der Theilung vermehren sich namentlich die Waffenthierchen. Den Namen führen sie von den langen dolchartigen Stacheln, welche sich am hintern Ende des Thierchens befinden; ähnliche, doch biegsamere Stacheln sind um den Mund gereiht und dienen ihm mit als Fühlhörner. Die Bewegungen dieser Waffenthierchen sind eigenthümlicher Art; langsam, fast schwebend, schwimmen sie vorwärts, dann fahren sie ruckweise zuckend und schnell wieder zurück, um aufs neue wieder sich nach vorn zu bewegen. Dieses Thierchen stößt, wenn sein Theilungsproceß beginnt, anfangs einige kleine Stückchen von seiner Seite aus, ihnen folgen andere und bald hat sich das Waffenthierchen in zwei größere Hälften getheilt, die zu neuen Thieren sich gestalten und nach wenig Stunden sich wiederum theilen.

Eins der interessantesten Thierchen, die unserm Auge mit Hülfe des Mikroskops im Wassertropfen begegnen, ist das Schiffthierchen oder Kieselschiffchen. Wie ein kleines gläsernes Schiff, das in einem Sturm seine Masten und Segel, seine Taue und Raaen verloren hat, kommt es ruhig durch die kleinen Wogen des Wassertropfens dahergeschwommen. Klar und durchsichtig ist es wie ein Zauberschiffchen, ein zarter Feenpalast. Wir sehen an beiden Seiten die Schiffsrippen, welche der Zimmermann in den Kiel gefügt, wir sehen das Deck und in ihm die drei Löcher oder hellen Pünktchen, in denen die Masten sich erhoben. Es muß ein Dreimaster gewesen sein. Aber die Mannschaft, die Matrosen, fehlen auf ihm; auch kein Steuer, kein Ruder, welches das Schiffchen fortbewegt und seinen Lauf lenkt, bemerken wir, die Kraft, welche das Schiffchen treibt, ist uns unerklärlich. Hat die Natur in diesem seltsamen Thierchen sich das Werk der menschlichen Hände zum Vorbild genommen oder war dieses Schiffthierchen das kleine Modell, nach dem der Mensch die Schiffe, auf denen er die Meere durcheilt, gezimmert hat?

Die Natur ist immer selbständig in ihren Schöpfungen, sie hat dasselbe Thierchen schon vor Hunderttausenden von Jahren erschaffen, das beweisen uns die Feuersteinknollen und Kreideberge, in denen solche Kieselschiffchen sich wohlerhalten finden, die zum großen Theil daraus bestehen. Und auch dem Menschen hat dies Thierchen nicht als Modell gedient, da er Schiffe zimmerte, ehe ihm das Mikroskop einen Blick in die unsichtbare Welt des Kleinen gestattete.

Aber in dem Innern dieses kleinen Glasschiffes, das aus Kiesel, Bergkrystall und Quarz besteht, ist wirkliches Leben enthalten, einige kleine darin enthaltene Bläschen verkünden es. Sie sterben, vergehen, aber die Krystallhülle bleibt Jahrtausende hindurch aufbewahrt, wie sie von vielen Jahrtausenden bisjetzt aufbewahrt ist.

Ein eigenthümliches Thierchen ist das Sichelthier, das eine große Aehnlichkeit mit dem türkischen Halbmond zeigt. Und auch in seinem Wesen, in seinen Bewegungen hat dieses feingeperlte Thierchen, in dem sich der Länge nach Bläschen an Bläschen reiht und in der Mitte von einer größern querliegenden Blase geschieden wird wie Perlen in einem Hals- oder Armbande, manche Aehnlichkeit mit den Verehrern des Halbmondes. Es zeigt dieselbe fatalistische Ruhe, dasselbe Insichversunkensein, denn lange Zeit kann es am Boden daliegen, ohne sich zu rühren, dann erhebt es wol seine Sichel, aber erschöpft läßt es sie bald wieder sinken und verfällt in seinen frühern ruhigen Zustand. An beiden Enden dieses Sichelthierchens finden sich einige rothe Körnchen, bald mehr, bald weniger, die sich bald bewegen, bald stilliegen, aber deren Bedeutung ist noch nicht erforscht.

Neben diesen verschiedenen Geschöpfen, welche sich in der kleinen Welt eines Wassertropfens gruppiren, welche so unendlich zart und zierlich, ja schön geformt sind, von denen ein jedes in seiner Bewegung und man kann sagen in seinem Charakter etwas Eigenthümliches, Selbständiges hat, kommen noch verschiedene andere, größere und kleinere, vor; mehre derselben finden sich jedoch seltener und nur wenige noch zeigen die Anmuth und Grazie in ihren Formen und Bewegungen wie die bereits genannten.

Von den größern fallen uns zuerst das Trompetenthier und das Kugelthier auf. Das erstere gleicht seiner Gestalt nach einer Trompete oder einem Füllhorn. Auch in seinem Innern sind zahlreiche dunkle Pünktchen und eine Reihe Bläschen wie eine Perlenschnur. Um seine Mundöffnung befinden sich borstenartige Fädchen. Das Kugelthier ist rund, wie mit einer feinen Netzhaut umgeben und gleichfalls am äußern Rande mit feinen Härchen besetzt. Im Innern des Kugelthiers bemerkt man stets mehre kleine Kugeln. Aber betrachtet man dieses Thier genauer, so wird man wahrnehmen, daß es nicht ein Einzelthier, sondern eine Gruppe von Tausenden kleiner Thierchen mit einem Doppelrüssel ist, die sich zu diesem größern runden Thiere zusammengeschart haben und so eine große abgeschlossene Familie bilden.

Aber auch widerliche, unheimliche Thiere treten uns in dem Wassertropfen entgegen, die durch ihre Gestalt sowol wie durch ihr Wesen, ihre Bewegungen uns unangenehm berühren. So das bräunliche Wechselthier, eine Art Chamäleon der Infusorien, das seinen Körper zu den verschiedenartigsten Gestaltungen ausdehnen und zusammenziehen kann. Bald dehnt es sich, streckt seine Arme und Beine nach den verschiedensten Richtungen mit langsamen, bebenden Bewegungen, bald zieht es sich zusammen zu einer Masse und wenn ein anderes Thierchen sich ihm naht, streckt es seine Arme, umfaßt, umschlingt es, überzieht es förmlich, bis es in dieser Umarmung stirbt.

Doch der Raum gestattet uns nicht, das Leben des Wassertropfens bis in seine kleinsten Einzelheiten und Seltenheiten zu verfolgen und ganz befriedigen läßt sich der Blick nie. Je tiefer man schaut, je mehr Wunderbares tritt dem Auge entgegen, umsomehr erschließt sich die Natur in ihren bisher ungekannten Kräften und umsomehr erscheint sie uns in dem Kleinen so wunderbar groß.

Das Leben des Wassertropfens, welches wir hier geschaut haben, findet sich zwar nicht in jedem Wasser, aber doch in Teichen, in Sümpfen, überhaupt in Wasser, in dem animalische wie fossile Stoffe im Zergehen begriffen sind. Nimmt man gekochtes oder destillirtes Wasser, reines Regenwasser, so finden sich keine Infusorien in ihm, aber wenige Tage braucht man es nur an freier Luft stehen zu lassen und Geschöpfe entstehen in ihm, es beginnt sich in ihm zu regen, zu treiben. Woher kommen, woher entstehen diese Geschöpfe? Hat die Luft den Stoff zu ihnen in das Wasser getragen? Wol möglich; denn läßt man über vorher gekochtes Wasser nur geglühte Luft ziehen, so wird sich ein Leben in ihm bilden, da alles Lebensfähige vorher ertödtet ist und so unerforschlich die Natur auch in ihren Schöpfungen ist, so bedarf sie doch eines Stoffs, den sie zu Leben umbildet, denn das Leben ist eine Kraft und keine Kraft vermag ohne Stoff zu entstehen und zu existiren.

Auf welche Weise die Natur aus thierischen und pflanzlichen Stoffen den kleinen Thierkreis des Wassertröpfens bildet, wird der Mensch nie erkennen. *J. Friedrich.*

Anregungen.

Die dresdener Schillerstiftung.

Vor einigen Monaten ging durch die Blätter die erschütternde Nachricht, daß Graf Maltzáth im Starnberger See bei München mit seiner Tochter ertrunken gefunden wurde. Man schrieb den tragischen Tod eines Vaters mit seinem Kinde auf Rechnung ihrer nicht endenden Nahrungssorgen und der demüthigenden Lage, immer von den Almosen ihrer Standesgenossen leben zu müssen.

Wenn die jetzt begründete dresdener Schillerstiftung schon die Mittel besessen hätte, die sie sich mit der Zeit zu erwerben hofft, so würde Graf Maltzáth, ohne daß das Publicum davon Kunde erhalten hätte, Mittel gefunden haben, sich vor der Verzweiflung zu retten. Graf Maltzáth hatte die vollen Ansprüche auf die Unter-

stützung einer Stiftung, die „Schriftstellern, welche sich poetischer Formen" zur Ehre der deutschen Nation bedient haben, für den Fall ihnen verhängter „schwerer Lebenssorge" gern hülfreich zur Hand sein möchte. Daß Graf Mailáth ein geborener Ungar war, würde nichts verschlagen haben, ebenso wenig, daß seine deutschen Gedichte nicht zu den vollendetsten gehörten. Er hatte sich mit dichterischen Formen „dem Genius des deutschen Volks in edler, die Mehrung der Bildung anstrebender Treue" gewidmet (sein „Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte", seine „Geschichte der Magyaren" haben bleibendes Verdienst). In England würde ihm die „Literary fund society" (besteht schon seit 1790) und die von Bulwer und Dickens begründete Ergänzung derselben, von denen jede schon ein Capital von 50,000 Pfund Sterling besitzt, in die Lage gesetzt haben, nicht die Schauerscenen zu durchleben, wie ein Vater und ein Kind sich entschließen, den Tod in den Wellen zu suchen und auch den Entschluß, noch im Tode sich umarmend, wirklich ausführen.

Unser Julius Mosen in Oldenburg liegt auf dem Lager hingestreckt, so gelähmt, daß er kein Glied mehr bewegen kann. Er macht von seinem Leiden nicht so viel Wesens wie H. Heine in Paris, er besingt es nicht, er bespottet es nicht, er läßt sich nicht als Lazarus abbilden und an die Fenster der Kunstläden hängen. Er wird sich auch nicht den Tod geben wie Graf Mailáth, da er zufälligerweise ein kleines Vermögen besitzt und einen edeln Fürsten fand, der ihm eine Pension gibt. Doch er verzeiht uns gewiß, daß wir den Fall setzen, die erlahmte Hand dieses Dichters, der das berühmte Lied vom Vierten Regiment schrieb und im Ringen und Streben, die Würde des Parnaß zu erhalten, das Seinige that — mag auch der Erfolg seinen edeln Absichten nicht gleichgekommen sein — müßte für eigenen und der Seinigen Unterhalt sorgen. Auch ihm würde die dresdener Schillerstiftung, wenn sie Das würde, was sie werden will, zu Hülfe kommen müssen.

Daß diese Stiftung Das wird, was sie sein will, hängt natürlich mannichfach von der Betriebsamkeit ab, die ihre Organisation entwickeln muß — es geschieht im Stillen Alles, was sich in dieser Hinsicht nur thun läßt —; daß aber all ihr Mühen vergebens sein wird, wenn ihr der Geist des Helfenwollens nicht entgegenkommt, liegt auf der Hand. Der Geist des Helfenwollens ist ganz einfach der: Wer diese Zeilen, die da eben gedruckt vor ihm liegen, liest und nicht sofort die Gabe, die er spenden kann, an die vorläufige Kasse der dresdener Schillerstiftung, das Bankierhaus Löpe & Thomaschke in Dresden schickt (oder an den Herausgeber dieser Blätter, der ein Mitglied der vorläufigen Verwaltung ist), macht das Gedeihen einer solchen Stiftung unmöglich. Denn nicht darauf kommt es an, daß man solche Aufrufe und Artikel, wie dieser vorliegende, als merkwürdige Thatsache und interessante Zeitungsneuigkeit liest und dem Nachbar rechts oder links überläßt, den Fall ernster zu bedenken, sondern daß man die Mahnung als eine ganz persönlich an sich selbst gerichtete faßt und ohne viel Umstände, ohne viel Listen, nicht blos circulirende, meinen wir, abzuwarten, offen und entschlossen aus sich selbst einen Beitrag sofort absendet. Denn um Geld handelt sich die Schillerstiftung. Alles Andere, was man an gutem Rath oder auch Interesse oder auch Beifall oder auch künftiger guter Absicht dafür im Sinne hat, ist überflüssig und vorläufig unnütz. Wer nur Einen Thaler nicht anzusehen braucht und nicht sofort, wenn er diese Zeilen liest, ihn an jene Adresse schickt, der sagt soviel als: Es ist mir ganz gleichgültig, ob sich bei München ein Vater und eine Tochter zusammenbinden und in einen See werfen... Sie thaten dies, wie gesagt, weil sie sich länger zu betteln schämten. Der arme Adelige, das vierzehnte von achtzehn Kindern, hatte, durch frühere glückliche Erfolge und einen respectabeln Ruhm — er steht im IX. Bande des „Conversations-Lexikon" — verleitet, die Literatur als Erwerb gewählt.

Eine edle Dame in Hamburg gab dieser Stiftung, als sie nur davon hörte, tausend Thaler. Die Zinsen dieser tausend Thaler können wenig Thränen trocknen, wenn nicht z. B. Jeder, der diese Zeilen liest, sofort den Beitrag sendet, den er irgend erübrigen kann und wäre er nicht größer als das Doppelte des Portos beträgt.

Zum Erwägen.

Der rechte Zeiten- und Weltweise sieht auch diejenigen Sternschnuppen, die nur am Tage fallen.

* *

Der Genius, der sich an die Regeln hält, braucht Jahre, bis er erkannt wird. Den regellosen setzt die Unreife sogleich auf den Thron.

* *

Die Romantik der Phantasie lassen wir uns gefallen; auch die Romantik des Herzens. Gefährlich ist die Romantik des Verstandes. An ihr ist die deutsche Philosophie und Wissenschaft krank.

* *

Sophist ist Derjenige, dessen Behauptungen einem Zimmer mit drei Ausgängen gleichen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 41. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Ehen werden im Himmel geschlossen.

Novelle in drei Capiteln von Heinrich Deinhardt.

Zweites Capitel.

Das Paradies.

Walther lebte abwechselnd bald hier, bald dort. Wir finden ihn in der Mittelstadt H. und zwar im Begriff ins Theater zu gehen. Man gab „Cabale und Liebe". Walther ließ sich bei solchen Gelegenheiten, wo er zu gleicher Zeit Volksstudien zu machen liebte, von einem alten, treuen und schlauen Diener begleiten, der sich stets in einiger Entfernung halten mußte und erfoderlichen Falls schnell bei der Hand war. Natürlich unser Menschenforscher ging nur auf die Galerie.

Das Schiller'sche, durch seine Sentimentalität volksthümliche Stück hatte auch diesmal seine Anziehungskraft nicht verleugnet; die Galerie war besonders gefüllt und als es Walthern späterhin darauf ankam, seine Stellung zu wechseln, konnte dies nicht ohne einige Schwierigkeit und ohne die geschickt vermittelnde Anwendung seiner kräftigen Arme geschehen. Zunächst hatte er sich seiner Gewohnheit gemäß, nachdem er seinen Stand eingenommen, im weitern Kreise orientirt und einzelne Erscheinungen ins Auge gefaßt, um sich sodann in seiner nächsten Umgebung umzusehen. Er fand sich jetzt an der Seite einer bejahrten, sehr beleibten und behaglich aussehenden Frau, deren Haubenwerk eine etwas prahlerische Ausdehnung hatte und welche ihm die Aussicht auf ihre nächste, zu ihr gehörige Beiständerin vollständig verdeckt haben würde, wenn seine Figur eine geringere Länge gehabt hätte. Die Nachbarin — es war, wie Walther bald hörte, die Nichte der Muhme — hatte die Arme in ihr Tuch gewickelt, was ihr eine ungewöhnlich ruhige Haltung gab, während auf ihrem Antlitz die sichtliche Spannung auf den Aufgang des Vorhangs lag; es war übrigens ein schlankes Mädchen mit dunkelblondem Haar, das in einem festen und vielverschlungenen Zopfe gefesselt lag. Nach Beendigung des ersten Acts entfernte sich Walther von seinem Platze, um nach einiger Zeit mit „Erfrischungen" zurückzukehren, die er der Muhme und Nichte volksthümlich galant darbot, nachdem er die Seite der Letztern durch einen leisen und nachhaltigen, auf ihren zufällig nicht empörungssüchtigen Nebenmann ausgeübten Druck gewonnen hatte. Die Muhme griff herablassend zu.

die Nichte aber erklärte, daß sie keinen Appetit hätte. Wirklich? fragte Walther; haben Sie nicht ein kleines Gelüst zu diesem ausgezeichneten Windbeutel? Das Mädchen sah ihn an, lachte und lehnte ab. Und warum nicht, wenn ich fragen darf? entgegnete Walther, warum wollen Sie mich verschmähen? — Weil Sie hier oben in einer Verkleidung sind, antwortete das Mädchen. — Wie so? fragte Walther, indem er möglichst verwundert aussah; in was bin ich denn verkleidet? — In einen anständigen Arbeiter, antwortete sie. — Aber wie kommen Sie denn nur zu dem Verdachte — ich hätte bald gesagt, zu dem schmeichelhaften, aber ich schäme mich —, daß ich kein Arbeiter bin? fragte Walther weiter. — Ei, ich habe Sie lange schon beobachtet, sagte das Mädchen, und ihre Verwunderung hilft Ihnen gar nichts. Sie kommen herein, machen ein Gesicht wie Einer, dem das Theater etwas ganz Alltägliches ist, schießen aber nach allen Gegenden bohrende Blicke und kümmern sich erst gar nicht darum, wer neben Ihnen steht, bis — Nun bis, bis? fragte Walther. Bis Sie neben sich, fuhr das Mädchen nach einer kleinen Pause und lachend fort, eine so wohlaussehende Frau wie meine Muhme da ist, bemerken und galant werden. So benimmt sich kein Arbeiter, darauf können Sie sich verlassen. Außerdem — kurz, ich weiß, was ich weiß. — Sie ist eine Närrin, sagte die dicke Muhme zu Walther und ließ sich die Windbeutel schmecken. Und wenn der Herr auch ein verkleideter Herr ist, was schadet es, Dorchen? — Das schadet so viel, antwortete Dorchen und machte ein wirklich ernsthaftes Gesicht, daß — ich keinen Appetit habe.

Während des Spiels gab sich Walther nun von Zeit zu Zeit den Anschein, als wenn seine Blicke auf die Bühne gerichtet wären, um es nicht auffallen zu lassen, daß er nicht das Spiel, sondern höchstens die Abspiegelung desselben auf dem Gesichte des originellen Mädchens beobachtete. Es wäre nun vergebliche Mühe, wenn ich es jetzt versuchen wollte, den Leser und die Leserin — falls mir eine solche bisjetzt geblieben ist — in die nöthige und gewohnte Spannung auf die Entwickelung zu versetzen. Sie erinnern sich, daß die Galerie scherzweise, obgleich nicht gerade witzig, das Paradies genannt wird, denken an den langen, aber einseitig auf die Entdeckung einer natürlichen Liebenswürdigkeit zugespitzten Sermon Walther's und sehen mit Sicherheit voraus, daß er Dorchen am Ende heirathet und somit dies eine „im Himmel geschlossene" Ehe ist. Ich hätte mir zwar durch die Aufführung zweier jungen Frauenzimmer helfen können, indem ich es eine zeitlang zweifelhaft gelassen hätte, für welche sich Walther entscheiden werde. Aber dies wäre gegen die Wahrheit gewesen, von der ich durchaus nicht abgehen will und ich muß es demnach wagen, auch ohne Spannung fortzufahren. Während also die Blicke Walther's auf des Mädchens Gesicht ruhten, erinnerte er sich der Schilderung, die er seinen Freunden von seiner künftigen Geliebten gemacht hatte, und wiederholte sich, da er ein außerordentlich treues Gedächtniß besaß, mehrmals die Worte: Gestalt und Gesicht kräftig und lieblich, der Ausdruck von Entschlossenheit und Innigkeit aber so gemischt, so gemischt — ohne jedoch den damaligen Nachsatz finden zu können. Im Uebrigen machte er — sich immer an seinen Sermon erinnernd — die Bemerkung, daß Dorchen herzlich genug lachen und weinen konnte, er hatte aber keine Gelegenheit, sich zu versichern, daß dieses zur rechten Zeit und am rechten Ort geschah, da er einerseits das auf der Bühne Gesprochene häufig ganz überhörte und außerdem Dorchen keineswegs immer mit dem Publicum, sondern zuweilen auf eigene Hand lachte und weinte, wie sie z. B. dadurch ein kleines Aergerniß gab, daß sie lachte, als Ferdinand Luisen in hochpathetischer Rede seinen Brillantring vorzeigte, Walther aber über die Berechtigung zu solchen Emancipationen zu reflectiren keine Zeit fand, und da sie andererseits in den Zwischenpausen seine Versuche, eine Unterhaltung anzuknüpfen, damit abwies, daß sie sagte, die Pausen zwischen dem Spiel müßten eigentlich wegfallen, damit man nicht durch Zweifel aus dem Zusammenhang käme. Walther, der dabei ihre Unhöflichkeit immer anziehender fand, zweifelte kaum, daß sie

immer und überall mit Recht lache und weine, da ihm hierfür die ungemeine Klarheit ihres Blicks ein vorläufig ausweisendes Zeugniß schien.

Als das Stück zu Ende war und Muhme und Nichte ein wenig harrten, bis sich der Menschenstrom verlaufen hatte, sagte Walther zu der Erstern: Madame! Ich werde Ihnen beweisen, wenn Sie es haben wollen, daß ich auch ein Arbeiter bin. Unterdessen bitte ich, Sie bis zu Ihrer Wohnung begleiten zu dürfen. Ich bin wahrlich ein ehrlicher Mensch — er warf einen Seitenblick auf Dorchen und diese lächelte — und kann sagen daß Dankbarkeit und Erkenntlichkeit meine schwache Seite ist — er sah, daß Dorchen die Augenbrauen zusammenzog. Die Muhme sagte: Mir ist es ganz recht und Dorchen auch Nicht wahr? Und diese ein kurzes: Wenn der Herr sich bemühen will, warum nicht?

Als sie den freien Platz betraten, hatte Walther das Vergnügen, den hellsten Mondschein vorzufinden, der bekanntlich jedes Mädchenantlitz, wenn es nicht gerade unschön ist, eigenthümlich verschönt, indem er den Zügen eine marmorbildliche Klarheit und doch zugleich eine höhere Weichheit leiht — und die kleine Gesellschaft wanderte eine zeitlang still schweigend weiter, wenn nicht etwa eine nationalökonomische Bemerkung, welche die Muhme über den Vortheil der Mondbeleuchtung machte, von Walther, den sie weniger unterhaltend fand, als sie gehofft hatte, und auch von Dorchen überhört wurde. Denn Walther's scharfes Auge bemerkte ja plötzlich, daß ihr Thränen über die Wangen liefen. Er fragte, in der That keineswegs gerührt: Wie? Sie hören nicht auf zu weinen? Und über ein eingebildetes Schicksal, eine erdichtete Jammergeschichte! Dorchen schwieg, sagte aber dann lebhaft: Eingebildet? Als wenn es nicht noch alle Tage von Haus aus ganz gute Mädchen gäbe, denen der Kopf verdreht wird, und so dumme, eifersüchtige Liebhaber wie der Ferdinand! So jung und so erfahren! bemerkte Walther leiser. Dorchen sah ihn groß an. Es kam zu dem offenen Geständniß, daß Dorchen einen Geliebten hatte, der sie mit Eifersucht so quälte, daß sie kürzlich mit ihm gebrochen. Die Muhme sagte: Du bist ein eigensinniges Mädchen, die Liebe ist einmal eifersüchtig und er dauert mich, er dauert mich wirklich. Aber wer weiß, wozu es gut ist.

Als sie bei der Wohnung anlangten, bemerkte Walther, über den Geliebten nachdenklicher geworden und ohne damit unzufrieden zu sein, daß diese Wohnung sich weder in einem weitläufigen noch in einem verfallenen Gebäude, sondern in einem einfachen, zweistöckigen, dürftig und sauber aussehenden Hause befand, welches einen kleinen Laden hatte: Sie brauchen nichts zu entgegnen, sagte er, ich sehe Sie ganz bestimmt wieder. Mit einem ruhigen „Gute Nacht!“ entfernte er sich.

In der Morgendämmerung des folgenden Tags erschienen vor der Wohnung, die Dorchen's Muhme innehatte, ein alter und ein jüngerer Mann, Beide handwerksmäßig gekleidet, mit allerhand Handwerkszeug, Holzstücken und Brettern beladen. Sie hielten an und der Jüngere legte den größern Theil seiner Last ab, um in das Haus zu treten. Die Muhme und Nichte hatten diesen Aufzug durchs Fenster gesehen und waren weit mehr verwundert, als es irgend ein Leser sein wird, in dem jüngern Mann ihren Begleiter vom gestrigen Abend zu erkennen. Als Walther in die Stube trat, sagte er einen guten Morgen und musterte mit flüchtigem Blick die Umgebung, die er nicht unbehaglich fand, mit längerm die erstaunten Gesichter der Muhme und Nichte. Auf dem Antlitz der Muhme kämpften, soweit der zwar breite aber wohlgefüllte Raum es zuließ, Erstaunen und Neugier, Genugthuung und Enttäuschung; Dorchen, die Frische des Morgens auf dem Gesicht, sah nicht nur heiter, sondern so aus, als wenn sie in ein lautes Lachen auszubrechen Neigung hätte. Ich bitte erstens gehorsamst um Entschuldigung, sagte Walther, nachdem er genügend lange pausirt hatte, um seinen Morgengruß ausweisen zu lassen, daß ich so früh ins Haus falle und zweitens um die Erlaubniß, vor Ihren Augen beweisen zu dürfen, daß ich ein gelernter und gar kein übler — Tischler bin! Mamsell Dorchen hat gestern meine

Arbeiterehre angegriffen und da ich gerade nichts weiter zu thun habe, so will ich einen Tag darauf verwenden, sie wiederherzustellen. Sie haben ja wol einen kleinen Platz, den ich zur Werkstätte machen kann, und mein Gefährte soll mir nur zum Hereintragen und Aufstellen behülflich sein und sich dann entfernen. Sind Sie einverstanden?

Das Staunen der beiden Frauen war nicht gering. Walther eilte sogleich hinaus und die Werkzeuge nebst den Hölzern wurden nach kurzer Verhandlung in den Hof des Hauses getragen und aufgestellt. Die Muhme und Nichte hörten bald das Geräusch der Säge und des Hobels und als Walther einmal von seiner eifrigen Arbeit zufällig aufblickte, entdeckte er bei einem Kammerfenster das lachende Gesicht Dorchen's, welche der Neugier, ihn zu beobachten, nicht hatte widerstehen können, aber sich jetzt schnell zurückzog. Zur Frühstückszeit trat sie in den Hof und brachte ein einfaches Frühstück. Walther aß und trank wie — Tischlergesellen, die auswärts auf Arbeit sind.

Nachmittag trat ein heftiger Regen ein und da die gröbere Arbeit vollendet war, so wurde beschlossen, daß Walther lieber in der Stube fortarbeiten möchte. Dorchen war mit Nähen beschäftigt und sah manchmal von ihrer Arbeit auf, wenn sie Walther innehalten hörte. Walther hatte dann stets die Blicke auf sie gerichtet, schlug sie aber, wenn er ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, nieder und arbeitete weiter am Ausbessern und Putzen ihres kleinen Mobiliars fort. Die Muhme, die ab- und zugegangen war, weil sie im Laden und sonst Beschäftigung hatte, lobte das Alles sehr und Walther sagte: Ich will Ihnen, auf einen kleinen Nähtisch deutend, den sein Begleiter noch mitgebracht hatte, dies kleine Meister- und Probestück zum Andenken überlassen. Ich will mir damit nicht etwa einen Anspruch erkaufen, wiederzukommen, aber es würde mir sehr leid thun, wenn Sie mein Geschenk ausschlügen. Man nahm, natürlich zögernd, die Gabe an und Walther war eingebürgert. Er blieb den Abend, erzählte Vieles von Dem, was er auf seinen Wanderungen erfahren und wurde durch die aufrichtige Muhme, die es sich nicht nehmen ließ, ihren Theil zur Unterhaltung beizusteuern, mit den Familienverhältnissen bekannt gemacht. Die Muhme war verheirathet gewesen, ohne Kinder zu erlangen, hatte gedient, hatte endlich eine kleine Erbschaft gemacht, deren Antritt an die Bedingung geknüpft war, eine zur Waise gewordene Verwandte aus einem fernliegenden Landstädtchen, Dorchen, zu sich zu nehmen, hatte hierauf einen Laden eingerichtet, machte ganz gute Geschäfte und befand sich um so besser, als Dorchen mittels ihrer geschickten Hände das Einkommen nicht unbeträchtlich vermehrte. Bei dem Abschied sagte Walther: Ich werde wiederkommen, wenn ich eine bestimmte Veranlassung habe oder irgend einen Grund ausfindig machen kann. Die Muhme aber nach seiner Entfernung: Ich glaube, er ist wirklich nichts weiter als ein Tischler. Jung ist er auch nicht mehr und du könntest wol eine bessere Partie machen, wenn ich auch nicht an den schönen und wunderbaren Traum glauben will, den ich dir erzählt habe. Dorchen antwortete: Ich bleibe bei meiner Meinung und darum ist es am besten, wenn wir nicht weiter von ihm sprechen.

Walther hatte sich aber an jenem Abend kaum ein paar Häuser entfernt, als ihm ein paar männliche Gestalten in den Weg traten. Was haben Sie in dem Hause da zu thun gehabt? fragte der Eine. — Was haben Sie für ein Recht, danach zu fragen? entgegnete Walther. — Das will ich Ihnen wol sagen! fuhr Jener fort. Das Mädchen, das dort oben wohnt, ist meine Geliebte, wir haben uns vor einigen Tagen verruneinigt. Ich will wissen, ob Sie etwa Lust haben, meine Stelle zu besetzen oder gar schon besetzt haben; denn bei Solchen ist Alles möglich!

Walther sah den Zorn, aber auch schon die Hoffnungslosigkeit des Lärmenden. So sprach nur, wer seine Stellung für immer verloren hatte. Dennoch war er nicht der Mann, er jetzt leidenschaftlich seine Liebe betheuert hätte. Er bot sich an, den Vermittler zu machen. Ein Zank zwischen Liebesleuten hat nicht viel auf sich, sagte er. Ich will Sie versöhnen.

Etwas kleinlaut nahm der Angreifer den Vorschlag an. Man beschloß, morgen um die neunte Stunde sich hier zu treffen. Ich werde dann, sagte Walther, mit Dorchen verhandeln und Ihnen schließlich Antwort bringen, vielleicht Sie sofort einführen.

Beide fanden sich Tags darauf zur festgesetzten Zeit ein, wechselten aber nur wenige Worte, da Dorchen's „Geliebter" jetzt, wie am vorigen Abend verabredet, Walther bevollmächtigte, in seinem Namen alle Versprechungen abzugeben, die ihm nothwendig schienen. Als Walther bei den beiden Frauen, die ihn schon wie erwartet hatten, von dem verabschiedeten Liebhaber zu sprechen anfing, ersuchte ihn Dorchen, zu schweigen, er ließ sich indessen nicht beirren und hielt zu Gunsten der eifersüchtigen Liebhaber überhaupt und zu Gunsten des draußen Harrenden, dessen hübsche Gestalt er sehr wohl bemerkt hatte und hervorzuheben nicht vergaß, eine längere Rede, die eindringlich genug war. Als er zu Ende war, fügte er die Mittheilung bei, daß der unglückliche Liebende auf der Straße Dorchen's Antwort erwarte, die er ihm sofort überbringen solle.

Nun, so gehen Sie, sagte Dorchen im ruhigsten Tone, und erklären ihm, daß ich ihm nicht zu verzeihen brauche, weil ich ihn vergessen habe, daß er es aber unterlassen soll, mich wieder an ihn zu erinnern. Das Verhältniß war eine Verirrung... Ein Seitenblick auf die Muhme verrieth, daß diese für den jungen Mann früher ein aufdringlicher Werber gewesen war.

Als Walther zu dem „Geliebten" hinauskam und diesem Dorchen's Ablehnung mittheilte, wurde dieser halbtoll, schlug an die Fensterläden und stieß die gröbsten Schmähungen aus.

Werden Sie sich sofort still entfernen? sagte Walther, ergriff den Menschen mit eisernem Arme und trotz des kräftigen Widerstandes, den er fand, trug und schleifte er den Ungebärdigen bis zu dem etwa funfzig Schritt entfernten Kanal, in den er ihn hinabzuschleudern drohte, wenn er nicht in Ruhe vondannen ginge. Trotz seiner scheinbaren Ruhe war er durch die Schmähungen, die sich der Gezüchtigte erlaubt hatte, in hohem Grade aufgeregt. Er ging nun auch in den nächsten Tagen zu den beiden Frauen nicht wieder zurück.

Drittes Capitel.

Zugungen.

Walther hatte sich nach seiner Ankunft in H. vor den Thoren einen ziemlich weitläufigen Garten mit einem geräumigen und eleganten Gartenhause gemiethet und dorthin, wie gewöhnlich, Frau Brigitte, ein Familienerbstück, zur Führung seines Haushalts nachkommen lassen. Frau Brigitte war etwas vornehm, empfindlich, geschwätzig und immer noch geneigt, ihrer kleinen Person die möglichste Staffage zu geben, aber dabei in der That doch eine vortreffliche Wirthschafterin und von einem rastlosen Eifer für das Interesse ihrer Herrschaft, die schon lange durch Walther allein repräsentirt wurde. Daher mochte sie Walther umsoweniger irgendwo entbehren, wo er sich auf längere Zeit einrichtete, als er bezüglich des häuslichen Arrangements ziemlich eigensinnig war und sich nicht eher behaglich fühlte, bis nicht jedes Zimmer seiner Bestimmung gemäß und seinem Geschmack entsprechend geordnet und geschmückt war, während er im Gegentheil als Reisender nicht die mindesten Voransprüche machte und das Ungewohnte vorzog. Eine Einrichtung in seinem Sinne nahm immer geraume Zeit weg und so war auch jetzt noch keineswegs Alles in derjenigen Ordnung, welche Frau Brigitte in ihren Grundzügen kannte und nach einigen Verhandlungen mit Walther stets zu seiner Zufriedenheit herstellte. Diesmal schien er jedoch zu derartigen Verhandlungen wenig aufgelegt und was Brigitten besonders auffiel, ohne daß sie darüber leichtsinnig zu werden Lust hatte, war der Umstand, daß der Herr in seiner Werkstätte eifrig arbeitete, ohne, wie sonst, das Arrangement derselben ab

zumarten, der dagegen ausdrücklich verbot, Jemand in dieselbe einzuführen, obgleich dies zur Vervollständigung der an sich sehr einfachen Decoration unentbehrlich war. Dies Werkstätte war fast ein sehr geräumiges Zimmer und enthielt — ungraphisch genug, obgleich in getrennten und durch Coulissen abgeschlossenen Abtheilungen — die Staffelei und die Tischlergeräthschaften. Ich würde diese Abtheilungslichkeit nicht erwähnen, wenn sie sich nicht, wie die Leser sogleich sehen werden, als eine „fatale" — in dem einfachen und allgemeinen Sinne der Vorstellungsstimmung — erwiesen hätte, und aus deutlichen Gründen muß ich, so verdrießlich es mir sein mag, hinzufügen, daß an das eigentliche Arbeitszimmer Walther's das kleine Schlafzimmer, das mit Büchern und Zeitschriften angefüllt war, zu stehen und mit jenem durch eine Thür verbunden zu sein pflegte, was auch thatsächlich der Fall war.

Einen Nachmittag, und zwar schon volle acht Tage nach jenem nächtlichen Abenteuer, war Walther von einem geschäftlichen Besuche, einer Lehrstunde zu machen, zurückgekehrt und hatte sich in sein Schlafzimmer eingeschlossen. Er mochte sich etwa eine Stunde still beschäftigt haben, als er in dem Arbeitszimmer die Stimme Brigittens hörte, die mit gewöhnlicher Zungenfertigkeit Instructionen und Anordnungen gab. Natürlich schwatzte sie, was sie sprach, aber die schwere Thür der Zimmer hinderte sich nicht lange über diesen, und so endlich sein Name von ihr genannt wurde und aufhorchen ließ, gewahrte er weiblicher Stimme in der fremden Person, für sich die Antwort glaubte, an ihre Ohr klang, so deutlich er unterscheiden konnte. „Es ist überhaupt ein ganz eigener Herr", sagte diese Brigitte. „Er macht Liebhabereien, das sehr Unterhaltung sein soll auf der Welt kommt, und macht, daß er eine Arbeit hat und Unterhalt, wie er sie vornehmen Herren vorkommt und sie Menschen gewöhnlich ist. Sehen Sie nur, Mamsell, da sind zwei Zeichnungen wie natürlich hingeschrieben Mädchen und eine Dame im Mondscheingarten, und da ist auch ein angefangenes Gemälde, bei dem sie Augen schon ziemlich ähnlich werden' Aber wie ist mir denn? Die Dame, das Mädchen und sein angefangenes Augen können mir beständig Kopf zu haben' Was mag sagen Sie? Ist nicht Alles so hübsch, wie es nur sein kann?"

Die Arbeit ist sehr hübsch, antwortete eine Stimme, die Walther kannte, ob aber die Gemälde hübsch sind, kann ich wirklich nicht beurtheilen.

Nein, sind sie? sagte Brigitte wieder, daß ich erschrecke, daß ich ein ganz merkwürdiges Augen „Gefühl, muß ich es entweder" Wie kommt es nur, daß mir die Bilder eine Aehnlichkeit mit Ihnen haben?

Was ist das für ein Gefühl? sagte die andere Stimme.

Walther öffnete die Thür und trat ein. Er sah Caroline vor sich, aber Beide, sagt ihm einigermaßen verwirrt, mochte über Unterredung zu schweigen, und die Dame Brigitte konnte augenscheinlich einmal daran denken, als sie hörte, und gar nicht angesehen, überrascht war. Walther grüßte und Mädchen sagte nur sagte zu Brigitten Was soll das heißen? Habe ich nicht verlangt, daß Jemand in beide Zimmer eingelassen werden soll? — Aber, Herr Walther", antwortete Brigitte, Sie sehen doch, daß noch nicht Alles im Stande ist' Und da ich glaubte, daß Sie allerdings wären und so mit sehr Mamsell als ein gefährlich' Aufgabe mit Interesse Mädchen zum Tanz zu stellen wären ich —

Man sage nicht, daß das „Tanzen" über jede Begegnung schon entschieden hatte' sehen werden im Himmel gefallen: wo war denn hier von Begegnung möglich? Brigitte machte sich zu ihrem täglichen Geschäfte rechnen. Die Farben und Mädchen schon waren, sagte sie. Nur schon Tanzen, sehr Tanzen, verstehen ich Ihnen auf Alles, daß eine Zusammenkunft von gefährlich ist, ich ein glücklicher Zufall. Sie nothwendig sei. Glauben Sie mir? Sie kann möglich Ihnen — Nein, ich glaube Ihnen versichern

Lucchesi, die man bisher gekannt war, ist einer zwischen ihr und der Madame Negri „zwischen gerichtlagenen Partieen" entstandenen Zerwürfnisse zu vermuthen. Ich bin jetzt zu einer Erklärung gezwungen, sehr Widriges ist, die ich noch längere Zeit hinausschieben wollte und die mir daher schwer wird und die vielleicht unpassend ausfällt. Ihre Bilder, auf die Sie Frau Brigittens Geschwätzigkeit aufmerksam gemacht hat, mögen Ihnen zum Beweis dienen, daß ich mich insgeheim mit Ihnen beschäftigt, immer an Sie gedacht habe. Aber ich werde mich seiner Malerei geschämt haben, wie Ihrer werth wäre, als daß der Besitz der Gemälde mir gleichgültig sein kann, weil ich das Original besitze, und wenn vielleicht gerade nicht mehr. Doch ich will kurz sein, Lucchesi! Entweder Sie sind, ob Sie von flüchtigen Grimassen mit mir in steter Gastfreundschaft etwa in einem größeren Hause der Stadt, oder auf Reisen gehalten werden, veranlaßt, daß Sie sich übereilten entschließen können, mit mir gemeinsam zu leben und mich dadurch zu einem neuen Leben zu erheben.

Lucchesi erröthete. Die Röthe des Schams flackte ihr bis an die Stirn. Sie wollte aufstehen . . .

Walther bemerkte es. Er hatte vergessen, einzuschalten, daß das Zusammenleben sich selbstverständlich nur als Ehestand möglich machen ließe. O wie bedürftigen Sie mich und sich hält' wollte er, das Mißverständniß bemerken, auf. Doch ich vergaß Ihnen, Lucchesi! Ihr die Gleichgültigkeit der Trennung z. B. w., die den Frauen wirklich keine Kleinigkeit ist, habe ich nicht gesprochen, auch ist es nicht die Hauptsache, ob sie sich entschließen können, mein zu sein! Aber ich will jetzt keine Antwort; ich gebe Ihnen Bedenkzeit, so lange, als Sie wünschen, auch ist selbst nun, daß der Zufall, der uns heute zusammenführte, kein glücklicher war. Ich hätte meine Karte hinterlassen müssen, obgleich ich Sie nicht überfallen und im Grauen auch nicht überfallen wollte, damit Sie sich Fremden immer kommen. Denn der rein Gedanke, durch meine Erscheinung ohne weiteres ein junges Herz zu gewinnen, liegt mir fern.

Lucchesi warf Thränen in die Augen gekommen; sie gewann sich so schnell und sagte: Ja, Sie hätten Ihre Karte hinterlassen sollen! Ich hatte mich so darauf gefreut. Sie sind doch noch imposanter wiedergekommen; ich schäme mich so sehr meiner Thränen. Darum will ich auch jetzt keine Bedenkzeit. Kommen Sie recht oft zu uns!

Er wollte sie abbrechen und sich rasch entfernen. Walther hielt sie aber fest, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und —

Beide saßen jetzt nebeneinander. Was aus ehemalige Lucchesi anbetrifft, so ist es nur mit der Behauptung, daß sie nicht wiedergefunden ist aus daß man sie die verschiedene und einseitige „Bildung", die sie erhalten hat, nicht verwerfe, sehr vernünftig sein. Viel eher könnte man sagen, daß Lust, was sie an der „Dame" tadelt — und das ist sehr wenig und sehr viel — so empfindlich angreifen macht. Daß Walther seine „persönliche" Entdeckung auch für die glücklichste hält, sie es je gemacht, wird Niemand verdenken. Schließlich aber auch sind „Ehen meistens im Himmel geschlossen", z. B. wenn Mann und Weib, die sich in der Ehe gelassenen und sonnigen, sich vom Himmel, also von dem Schicksal oder der Vorsehung füreinander bestimmt. Niemand wird aber sagen, daß Lust, weil geschieht, im Buche des Schicksals geschrieben steht oder von der Vorsehung gewollt und beherzigt wird, so müßte das Verhältniß, wie es bisher gelebt ist, auch eine besondere Bestimmung haben, allgemeinen Zweck, also im Himmel Beschlossen sein. Die Ehen Geschiedener, die Ehemänner durch das Leben rechtfertigen zu lassen, wäre hiernach nachsinnt gewesen, indessen eben der Mensch sich nicht entziehen kann, und der Lösung, die andererseits zur Verwirklichung des Ehezwecks unerläßlich ist, einige Schwierigkeiten werden. Auch meine Verbindung würde auch der Gesetzlichkeit einer Trennung, die vielleicht auf die höhere Gemeinschaft der Seelen sich zu stützen

schenden weiblichen oder männlichen Instrumente gebraucht wäre, gar nichts Auffallendes haben. Auch könnte man glauben, daß unser industrielles Jahrhundert in der freien Annoncenpresse das geeignete Mittel gefunden habe, um das Suchen nach der Einzigen zu erleichtern, wenn nicht in den bezüglichen Steckbriefen durchschnittlich doch zu sehr auf das besondere Kennzeichen eines verhältnismäßig beträchtlichen pekuniären Vermögens ein besonderes Gewicht gelegt wäre, daß man berechtigt ist, die sonstigen Ansprüche für indifferente Rand- und Stilettenzeichnung zu halten. Sehen wir uns daher unser Sprüchwort genauer an, so muß es auffallen, daß vor „Ehen" der Artikel fehlt, während es nicht blos heißt, daß Ehen im Himmel beschlossen, sondern ausdrücklich, daß sie da geschlossen werden. Dies ist auf keinen Fall beruhungsvoll und wir müssen zunächst annehmen, daß bei dem Entstehen des Sprüchworts nicht an alle, sondern nur an solche Ehen gedacht worden ist, die durch eine wunderbare Fügung gestaltet gebracht erscheinen und schon durch ihren besonders glücklichen oder besonders unglücklichen Verlauf den Ringen einer höhern Waltung erkennen lassen; daß sich aber der Volksmund weiter dahin bestimmt hat, in solchen Ehen nur frappante Beispiele der das Schicksal im Allgemeinen und das Ehegeschick insbesondere schlechthin bestimmenden Macht zu sehen, noch dahin, sie als Ausnahmen von der Regel zu betrachten, daß also die Unbekanntheit der Form durch die Unentschiedenheit des Gedankens bedingt ist. Das Sprüchwort begnügt sich demnach, auszudrücken: Es gibt Ehen, durch die man an die Fügungen des Himmels erinnert wird. Weiterhin aber ist der Himmel fremd und jede Beziehung weist immer auf den Gegensatz der Erde oder der Hölle hin. Von dem letztern Gegensatze dürfen wir nicht absehen, da jede unverweichliche Phantasie das Gegenbild der Hölle zum Himmel schreit und da es Ehen genug gibt, die nicht das „Leben wie im Himmel", sondern die Qualen der Hölle vergegenwärtigen. Auch läßt sich feinerseits annehmen, daß es der Volksphantasie etwa liegt oder gelegen hat, sich bei dem Abschluß der einen Ehe eine Verkettung im Himmel, bei dem der andern eine solche in der Hölle, dort die Engel reigend bewegt, hier den Teufel lachend und die Engel weinend vorzustellen. Demnach hätten wir zwei Arten von Ehen: Die im Himmel geschlossen, d. h. die glücklichen, welche einer „höhern" Fügung und Einheit des Lebens zu Lieben; diejenigen, welche „Teufelsehen" in der Hölle, d. h. gewissermaßen auch im Himmel, in dem Überblick der Hölle, geleitet worden ist, welche scheinbares Glück begründen oder einen tragischen Ausgang finden, und endlich die große Menge der auf Erden geschlossenen, die weder gänzlich glücklich noch gänzlich unglücklich sind, sondern sich durch ein fortgesetztes Ertragen und Vertragen charakterisiren oder auch den auf Vertrag gegründeten Staat und das constitutionelle Gleichgewicht der Gewalten darstellen. Bei dieser Verdeutung können wir selbstverständlich all die im Sprüchwort genannten Ehen nur für im Himmel vorgekommen ansehen, und wenn wir es wollen, dies nicht für gleichgültig halten, daß ausdrücklich von einem Abschluß derselben im Himmel die Rede ist, so entwickelt sich eine Vorstellung, die mit der platonischen Idee einen einfachen Anhalt bei auf Erden ihre Übereinstimmung erstrebenden Ehen und Ehen große Aehnlichkeit hat. Doch aber eine der auch philosophischen verwandte Idee in dem deutschen Sprüchwort enthalten sein und bei einzelnen Fällen, in denen es angewandt wird, im Hintergrunde mit Bewußtsein liegen kann, läßt sich um so weniger läugnen, als jetzt Sprüchwort seiner Natur nach vielseitig ist. Innerhalb dieser Grenzen wir — wie eine andere Auffassung entfernt, die weit weniger zutreffend, aber einfacher möglich ist. Es wäre hierbei nur nöthig, daß man das böse Wort bekommt und dadurch einen Gegensatz macht oder ist einen Gegensatz macht. Wenn man endlich von den Hemmnissen der Ehe spricht, so nimmt man einen Rauch auf Stelle an, der sich zu verflüchtigen nicht viel Zeit braucht. Ist aber der Charakter der Ehe, der Persönlichkeit, in der Art eine Zeit für Hemmnisse Gelegenheit, so kann sich der zu

sind glücklichen und reichen, alle als einen himmlischen Moment, den begreifen, wie die Liebenden seelisch vereinigt, und demnach wäre der Bund des Eheschwurs. Ehen werden, gewiß im Himmel geschlossen, aber auf Erden gestiftet, aber mit anderen Worten: Der Traum der Liebenden von einem Himmel auf der Erde bleibt — ein Traum! Tod reim — auf Torheit und Wahrheit wenigstens paßte diese gesuchte Anlegung nicht. Nein, eben ist eine im Himmel geschlossene Ehe ein Wunder des glücklichen Zufalls und ein Wunder des glücklichen Beispiels.

Die Juden und der Talmud.

I.

Es gibt wohl kaum eine Nation, die mehr geschmäht und verläumdet worden wäre als die jüdische. Und die Schmäher und Verläumder gehörten nicht etwa immer dem Pöbel an, nein, auch hochgebildete Männer und große Geister bedienten sich dieser Waffe. Wir nennen beispielsweise nur auch den berühmten Jahrhundert Voltaire. Voltaire spricht den jüdischen Nationen gewiß zu, daß sie die eigenthümlichste ist, die es je in der Welt gegeben hat. Obgleich in den Augen der Politik verächtlich, sagt er, ist sie doch in den Augen der Philosophie in mehrfacher Beziehung beachtenswerth. Aber die Augen, mit denen Voltaire selbst sie ansehen betrachtet, sind keineswegs besonders philosophisch, wiederholten ihm die Juden und ihre Geschichte nur willkommenen Stoff zum Spott und zur Mystifikation, wie es ihm überhaupt überall nicht zu thun war als um rasche und freimüthige Wahrheit. Ihm ergötzte sich auch vom kurzen Lachen, daß er von der jüdischen Geschichte erzählt, nur, „daß sie Hebräer sich immer rasierter Unbeschnittener oder Nasen oder Ohren oder Aufrührer nannte". Sie sind noch heute, sagt er, Vagabunden auf der Erde und sind den Menschen ein Abscheu, verkündeten, daß Himmel und Erde und alle Menschen nur für sie allein geschaffen seien. Kurz, er nennt sie einen „unmöglichen und barbarischen Volk, welches bei lange den schmutzigsten Geiz mit dem abscheulichsten Aberglauben und dem unüberwindlichsten Haß gegen alle Völker, die sie dulden und bereichern, verbindet". Treffsungenügend, schließt er höhnisch, darf man sie nicht verbrennen.

Zu den unsinnigsten und gröbsten Unwahrheiten, die Voltaire gegen die Juden vorbringt, gehört die Behauptung, daß sie keine Industrie und keine Philosophie gehabt hätten. Den ersten Punkt betreffend, sagt er: „Salomo betrieb sich immer der Juden zum Neu seiner Schiffe sowie zur Verschiffung seiner Produkte aus der Arabischen. Ist es also erwiesen, daß die Hebräer keine Industrie hatten und folglich kein blühendes Volk sein konnten." Den zweiten Punkt anlangend, sagt er: „Wo liegt, worüber die Philosophie der Hebräer war? Diese Antwort fällt sehr kurz aus, sie hatten keine."

Diese "Unwahrheiten wurden auch zu Voltaire's Lebzeiten widerlegt. Er erschien nämlich zu Paris in mehren Auflagen „Examen du Nouveau de Voltaire" — eine besonders vermehrte Auflage von 1770 liegt mir vor — in denen ihm eine Unzahl nicht nur philosophischer, sondern auch historischer Unwahrheiten vorgerückt wurden. Und wird über die erste Auflage, daß die Hebräer keine Industrie gehabt hätten, mit Hinweisung auf das 2 Kapitel des 2 Buches der Chronika gesagt: „Es ist klar, daß Salomo nicht Holz noch Kunstwerke zum Bau seines Tempels hatte, er hatte vielmehr empfangen [illegible] von seinen eigenen Unterthanen waren, er verlangte vom König von Tyrus nur einen der kundigsten Meister, und da war in Übereinstimmung bekannt, daß sich nicht nur diese Kunst vielen Hebräern auszeichneten als den Phönizier, sondern [illegible] Künstler, um sie [illegible] zu lehren." Und die zweite Auflage

lettesens, daß die Juden keine Philosophie gehabt hätten, wird gegen Voltaire gesagt: „Es vereinige das Merkwürdigste und Schönste, was Philosophen und Dichter gesagt oder geschrieben haben, es wäre nichts Neues, was der Schönheit des «Buches der Weisheit», des «Predigers» und der «Psalmen Salomonis» gleichkommt in Beziehung auf religiöse, moralische und soziale Ideen. Alle die göttlichen Philosophen, die er bewundert, waren nur sehr kleine Menschen im Vergleich mit den hebräischen Lehrern, die er verachtet. Wenn es sich darum handelte, schönere und wahrere Ideen von der Gottheit zu geben, übertrafen sie alle andern. Sie haben keine Scheußlichkeiten unter sich gehabt, weil sie weiser waren als die Welt darum heutzutage besser, weil sie alle Einsichtigen weiß, wie durch das Gesetz der göttlichen Philosophen gegangen sind."

So der französische Gegner Voltaires. Wer Lesern suchen: „Die Glaubens- und Sittenlehren des Talmud, nebst Erklärungen der heiligen Schrift u. s. w., in talmudischen Aufsätzen zusammengestellt und ins Deutsche übertragen von Heinemann Brüll, Rabbiner in Hirschhorn in Württemberg" (Heilbronn A. Krippg. Landherr, 1854). Wenn unter der Philosophie einer Nation nicht nur so methodisch aufgearbeitete Systeme der weisen Lehrmeister und Schulmänner, sondern die Welt- und Lebensweisheit zu verstehen ist, die auch in anderen als philosophischen Schriften, wie in dem religiösen, moralischen, poetischen Literatur niedergelegt ist, kurz, wenn man unter Philosophie einer Volk nicht nur das, was die philosophische Form in sich hält, sondern überhaupt Alles, was den inneren philosophischen Gehalt ist, wenn auch in ein religiöses oder poetisches Gewand gekleidet, zu verstehen hat, so darf man wohl auch in den religiösen Schriften einer Nation Spuren ihrer Philosophie suchen und verfolgen. Schließen wir deshalb hier einige Betrachtungen über den Talmud an.

Der Talmud verdankt seinen Ursprung dem Streben, die heilige Schrift auszulegen. Ueber die Zeit der ersten schriftlichen Abfassung jener Auslegungen fehlen jeder genaue Nachrichten. Die auf uns gekommene Sammlung der Mischna oder Wiederholung der reinen Lehre wurde von dem Patriarchen Rabbi Jehuda um das Jahr 220 n. Chr. geordnet und geschlossen. Die Mischna betrachtet aber im Laufe der Zeit selbst der Auslegung und Erweiterung und so entstand die Gemara, welche in zwei Ausgaben vorhanden ist, in der jerusalemischen und babylonischen; die erstere gegen das Ende des 4. Jahrhunderts in Tiberias, die zweite etwa um das Jahr 500 zu Sura vollendet. Die schriftliche Sammlung des Talmud ist demnach, nach welcher sein Inhalt in Gesetz und Gesetzes eine feste Auslegung gefällt. Der religiöse Theil wird auch im Talmud Halacha mit Gehörtes benannt, weil die Lehren gehört werden mußten, um endlich diejenigen Lehren, die theils als Auslegungen des mosaischen Gesetzes, theils als eigene Anordnungen der Rabbinen vorgetragen wurden, sowie die Gesetzesregeln über beide Theile, während der andere mit Gesagtes bezeichnete Theil als Ausfluß der freien Nachforschung von Jedem gesagt werden konnte. Dieser zweite Theil enthält mehr freundliche Erklärungen, Auslegungen der Heiligen Schrift und Sprüchwörter auch solche Stellen, die nach dem Gesichtspunkt der abenteuerlichsten Sammlung, der nürnbergischen Rabbinen Bolag waren Schwabe, „somit von der unfruchtbarsten Neugierde ist von der schönsten Sittlichkeit als anregig erfüllt nehmen und keine Redensart in der Talmud sind einen gewissen moralischen Tendenzgehalt gegenüberstehen sein dürfte, mit welchem man in früherer Zeit auch das Halachische zu vereinigen suchte".

Die talmudische Anschauung seiner nürnbergischen Rabbinen ist auch vom exoterischen zweiten Theile des Talmud geschieden, insbesondere gestattet uns mit einem ausführlichen Verweisen über den Inhalt und die Bedeutung des Talmud überhaupt beginnen. Auch vom Talmud läßt sich geschichtlich unterscheiden, auf welcher höheren Stufe der Bildung gegenwärtig die Rabbinen stehen und wie sich in der Zeit verschiedenen Ton

Wir haben zunächst, ehe wir einige Proben talmudischer Weisheit mitteilen, die wenigen Punkte aus Rabbi Salomon Grünwald's Vortrag heraus, die uns besonders beachtenswerth erschienen.

Das mosaische Gesetz, welches die Grundlage des Talmud bildet, hat zu seiner Basis den Gedanken, daß Gott der Gesetzgeber des jüdischen Volks ist, der ihm Lehren, Vorschriften und Gesetze gegeben, nach welchen seine Angehörigen leben sollten. So groß auch die Verehrung ist, die dem Moses selbst im Talmud gezollt, so sehr auch die Vortrefflichkeit der mosaischen Lehre in deutlichen anerkannt wird, so erhält doch das mosaische Gesetz nach talmudischer Ansicht seine Bedeutung und Weihe erst dadurch, daß es als ein göttliches, als ein von Gott gegebenes erscheint. Hiernach entsteht bei den Talmudisten eine wichtige Streitfrage, über Aufgabe und Lehren nur möglich durch Hinweisung auf einen Ausspruch in der Heiligen Schrift zu begründen oder doch zu rechtfertigen. Da aber auch eine sittliche Lehre als solche der Vernunft und dem Herzen des empfindlichen erscheint, so ist durch die eigentliche Absicht, aus der Aussage doch erst durch den Beweis, daß sie in diesem oder jenem Verse der Heiligen Schrift enthalten ist. Da beruht aber nicht bei talmudischen Lehren und Talmud gemäß, da sie Gegenstand von weiter denselben in natürlicher, ungezwungener Weise auf einen deutlichen Ausspruch der Heiligen Schrift zu zurückführen suchen, so überwies die Talmudisten sich nicht an deutlichen Aussprüchen, sie suchten für solche oder jenen Vers der Heiligen Schrift eine andere Deutung haben, als es dem Zusammenhange nach hat, so daß sie zuweilen sogar Wörter mit Buchstaben, um den gewünschten Sinn zu erhalten. „Wir gewohnt sind", sagt ihre Weisheit, „der Heiligen Schriftsteller, daß sie Redensarten gelegen Kapitelanfänger bedeutsam Volke, dem sie gesandt Schriftstücke (die in ihren „Vorlesungen über die Geschichte der jüdischen Literatur") einen wahrhaft genialischen und antiquirten Charakter zeichnet, Rücksichten, um das Verständniß ihrer eigenen Verhältnissfähigkeit in den Hintergrund zu drängen und nur [illegible] als eine Lehre der Heiligen Schrift erscheinen zu lassen." Und bei diesem Verfahren hatten die Talmudisten nicht die sittlichen Zwecke, sich jedes natürlich Verfahren zu vergönnen, das für sie Bedeutung als in der Heiligen Schrift begründet aufgaben, sondern sie wandten solches blos dann an, wenn sie durch eigenen Scharfsinn die höhere Größe und heilige Begründung zu entdecken. Gingen auch die Talmudisten zuweilen zu weit, wurde die unendliche Subtilität, die in ihrer scholastischen Spitzfindigkeit Neigung zu Unterscheidungen prägt, zu Verwirrung zu bringen ist, und kommt auch die Form und Begründung der talmudischen Lehren nicht immer der ungetrübt, so ist doch unverkennbar der religiöse sittliche Gehalt der Lehre nicht zu verkennen.

Eine besonders die Juden besonders schmerzende Lagune ist die Verschlagenheit gegen [illegible]. Dr. Heinrich Marx sagt in seiner Schrift über Nemesis und Christenthum „Kein [illegible] und Christenthum hat einen wunderbaren Hass in der Forderung gegen den [illegible] der Juden, und Verfolgte in einer schrecklichen Gesetzlichkeit und Schlauheit [illegible] hat einen Dichter verschwenderischen Witz hervorgebracht. Und eine für Fremde bestimmte Weisheit [illegible] für ihre Kinder, Frauen, Verwandten, Diener, Mörder und eigene Nothdürftigkeiten [illegible] schwachen Seite. Und Salomon Hirsch in Verbindung mit großen Mitteln im größten [illegible] hat, und man im Ausdruck Interesse der Juden Israels in verjüngtem Maß [illegible] alle Tage leiden." Mit Bezug auf diese Anschauung war auch dem Grünwald [illegible], daß die talmudischen Lehren und Talmud in seiner Beziehung den Israeliten auf [illegible] ihren Hass und Gewissenlosigkeit entgegenhalt haben. Die talmudischen Lehren [illegible] die heilige Pflicht der menschlichen Nächstenliebe, der Gütigkeit, [illegible] und entgegenkommenden Rücksichtnahme an. „Treue und auch andere sittliche Lehren, die talmudischen Lehren [illegible] werden, stehen als Grundsätze [illegible] Handlungen [illegible] als Leben Israels [illegible]

[illegible] gehalten wurden und [illegible] Lehre [illegible] so vielfach gefährdeten Lai[illegible] man zu danken haben."

Den Intoleranten gegenüber, die noch immer nicht behaupten, den Juden Menschen- und Bürgerrechte zu entziehen und direkt durch die angeblich schändlichen Lehren des Talmud rechtfertigen wollen, weist Herr Grünwald auf solche Lehren des Talmudischen hin, die den Aussprüchen der besten sowohl christlichen als humanistischen Moralisten an die Seite gestellt werden dürfen. Er stellt Aussprüche des Talmud, die mit ähnlichen des Neuen Testament verglichen werden, ohne daß doch angenommen sei, daß die Talmudischen Argumentations- und Ausdrucksweise von den Evangelisten entlehnt haben sollten. Vielmehr sei es wahrscheinlich, daß die gleichmäßige Form des Gedankens, der man im Neuen Testament und im Talmud begegnet, sowie die eigene Art und Weise, mit welcher Vernunftwahrheiten in beiden Werken durch irgend eine erläuternde Parabel oder Sagen oder Worte aus der Heiligen Schrift herausdemonstriert werden, in dem damals herrschenden Zeitgeschmack ihren Grund hatten. In Beziehung auf die Form des Ausdrucks und der Argumentation erscheint der Stifter der christlichen Religion, wie Herr Grünwald nachweist, mit den Talmudisten sehr nahe verwandt, „aber, um es kurz zu sagen, er erscheint in der Behandlung und Auslegung der Heiligen Schrift als ein tüchtiger Talmudist."

Der Talmud gibt seine Gleichgiltigkeit gegen all- Religionsgesellschaften in dem Satze zu erkennen: „Die Frommen aller Völker haben die gemeinschaftliche Seligkeit zu erwarten."

Doch Herr Grünwald begnügt sich nicht blos, den Talmud, der solange zum Vorwande für die Gehässigkeit gegen die Juden dienen mußte, zu rechtfertigen, auch das Leben der Juden, meint er, dürfe vor der strengsten Prüfung nicht zurückschrecken. Er wäre zwar nicht zu verwundern, wenn die Juden in sittlicher Beziehung so tief gesunken wären, als ihre Gegner glauben machen möchten, nachdem von Seiten der Christenheit seit vielen Jahrhunderten so Vieles geschehen ist, was geeignet war, sittlich ihren sittlichen Verfall herbeizuführen. Manchmal sagt: Man bedauert, die Juden seien ein gemeines, schmutziges, gedrücktes Geschlecht. Endlich vermeinen die Verfolger gern auf die Kosten, die ihrer Verfolgungen erspart haben. (Note über die Emancipation der Juden.) Doch gehen wir in einem gewissen Betracht auf die Lehren des Talmud etwas näher ein

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Wiener Briefe.

IV.

— — Wenn Sie mir von der Nothwendigkeit sprechen, daß man das Kapitel über die Juden schließe und das Prinzip Laissez faire, laissez passer, gelten lasse durch die Völker, „immer fort, bis sie aus sich" — so gelangen wir an ein Paradiesgärtlein, welches einer tollen Phantasie und dem Grundsatze sich dem Genusse hinzugeben, mit der nächstfolgenden weiter an die Nachkommenschaft in den fernen Völkerschaften Sitz und mit der langen Reihe in ihren endlichen letzten Völkerschaften „schaut". Nur die ältere und untere Reihe sieht in ihrer gegenwärtigen Form überschwänglicher Aufhäufung des Vermögens gebaut und hängt — wie Damoklès.

Es ist aber nicht die gegenwärtige traurige Lebenslage, es ist eine wahrscheinlichere Entwicklung der Zukunft vorzuführen. Die Juden emancipirten 1848 und traten Männer und machten vom Wahl Recht, wo sie zur Existenz verwendet sind, jetzt aber ist etwas mehr als ein Jahrzehend seit dem Jahre 1848 verflossen, und wenn auch dieses Jahrzehend für die Juden nicht lang war und man sprüchwörtlich sagen, Morgen werde Sonntag sein. Die Juden sind Sonntag [illegible] werden. Man kann nicht sagen, daß sie jetzt [illegible] Wahlrechte [illegible] sie von Seiten und von Wichtigkeit sein.

Aber wo sind die Hauptsitze, die Disciplinen, die Schulgänge und die Höhepunkte der deutschen Universität?

Sie sind in die vier Monate gerissen und haben lange von Vorsatz zu Vorsatz ein Unterkommen gesucht. Erst in neuester Zeit darf man, daß wieder eine Vereinigung der Fächer werden will, die wenigstens die Studierenden ein und derselben Facultät nicht nöthigt, weite Wege zu machen, Bürger zweier Welten zu sein. Schon in vielen Augenblicken repräsentirte der größte Theil der Juristenfacultät an der Minden, die Theologie in der Juristenfacultät, der größere Theil der Medicin in der Naturwissenschaft und die Philosophie, wie sich das von selbst versteht, überall und nirgends. Stein, der neuhebräische Lieder-Dichter, ist der Lehrstuhl, in welchem er zu verkünden beginnt, daß der Socialismus noch einmal Interesse ist als das systematische Verschleifen von Wein und Tein, für den Anfang im Universitätsstande gefunden und Oskar von Redwitz hielt über Aesthetik und Literatur — Doch ich will nicht, der Sänger der „Amaranth" braucht keinen Lehrstuhl mehr.

Irgendwo Erinnerung, als alle die schwerfälligen Facultäten gemüthlich war in einem Hause beisammen wohnten oder wenigstens in der nächsten Nachbarschaft. Die Hallische Professorenstadt, der Gemüthszug waren in den letzten Zwischenräumen von wissenschaftlichen Thaten bereit, die „Schmausbuchel", eine Tischgesellschaft, die der Universität gründen ihre Herrlichkeiten hatten, war von ihren eingesetzten Gönnern umringt, denen Universitäts Leben ihren moralischen Dichter ein Denkmal gebrochen ist, war gegen Zeit der Theil halb, theils gemüthlich abgehaltenen Examina wurde es Feier, da man Jahre sich einige Wochen lang ausruhte, seinen Repetitionen zu leben und wenigstens einem gewissen Minimum von Genuß (Gluck genannt) in den nächsten Jahrgang mitgeben zu dürfen.

Die wissen Universität ist sehr alt. Ihre Gründung reicht in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück, in die Zeiten der Scholastik, die sich lange widersetzte, den auch Italien humanistischen Geist der wiedererblühten Alterthums auf sich wirken zu lassen. Ein Abmaß anderthalb bis drei 22 Jahre über ein einziges Capitel des Priscian! Als Reuchlin im Latein verspottet wurde, endlich ein Konrad Celtes als gekrönter Dichter, poeta laureatus", mit Horaz und Ovid wetteiferte, war zwar viele humanistische Lust vom übrigen Europa bereits wieder überholt; doch kam sie der Reformation entgegen wie alle Neigung Wissen, sich an Allem zu betheiligen, was im mittleren Deutschland bewegend und anregend pulsirte, bewährte sich schon damals; es gab eine Richtung an Universität, die Luther's wenigstens — als Dichter huldigte. Die Neuheiten der humanistischen Zeiten sind bekannt, sie wurden selbst in dem im Anfang der gegenwärtigen Universitätsgeschichte verfaßten wortreichen Werke über die Universität von Hugo Kind wie für die Widerwärtigen nicht ohne glücklichen Ingrimm. Es kam eine Zeit, wo Universität heftig Studenten pflegte, endlich die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Gott bekannte sonnen wieder Ordnung und ein Lehrer wissenschaftlicher Arbeit, endlich die Zeit, in die wissen Universität zurückführen. Von dem Glaubenszwange, den der Orden sich zur Niederringung seiner Gegner machte (jeder Professor mußte die Bücher Thomas von Aquino's beschwören), erlöste die wissenschaftliche Zeit, machte auch die Mauer des Gesetzes. Das 18. Jahrhundert entwickelte nicht nur das Tagwerk, sondern auch die Natur und den hohen Gegenstand der Tradition. Der große Plan Gottes in der Natur, diese mächtigen naturwissenschaftlichen und mathematischen Bewegungen eines Jahrhunderts, dem Plan aufgegangen ist und bis auf den heutigen Tag einen unaufhaltsamen Gegensatz zu den herrschenden Richtungen bildet. Verhältnisse haben sich immer zu halten. Wie ein Pfeiler und ein Kuhstall wirken, und Hegel Minerva's nur seine nützen.

Das Jahr 1694 hat die wissen Universität [illegible] in der Geschichte [illegible]

und nur zu den Zeiten Hussens in Prag und Luther's in Wittenberg wieder vorgekommene Rolle gespielt. Das war eine wilde Zeit. Man wollte lieber Geschichte „machen", als Kaiser's „Oesterreichische Staatengeschichte" auswendiglernen. In ein „Professor der Medizin" (Hüter) schwang seine Aufklärungsfackel wie ein Lasterer. Die Universität wurde ein „Montagnardisch" der Gasse, stammend und anbrennend umstanden von Massen, welche das derb lebendigzugreifende Wort von Angesicht zu Angesicht schauen wollten. Während eines halben Jahres waren die Hörsäle dennoch geschlossen. Statt des Kollegiums der Lehrer und der Vorträge der Docenten hörte man nur das Rasseln der Schleppsäbel und das Prasseln der rhetorischen Raketen.

Von den Studenten des übrigen Deutschland unterschieden sich die österreichischen überhaupt auffallend. Kein äußeres Kennzeichen, keine Verbindung. In ihrer Bildung vielleicht unreifer als die Studenten im „Reich", sind sie in ihrem Naturell frischer. Von jener geschlossenen Eleganz junger Aristokraten, wie sie in Göttingen und Bonn das Prinzip beherrscht, findet sich schon deshalb in Oesterreich nur wenig, weil die Normalverhältnisse in dieser Sphäre minder gesucht ist. Der reiche Bürger- und Bauernadel entstammt auf die Universitäten viel frischer und lebendiger Naturkraft, die ihr provinzielles Element keineswegs in Wien zur nüchternen Eleganz abschleifen läßt, dabei aber auch lange einen Duft jener idealischen Unreife behält, die wir in den Jahren zur Genüge kennen gelernt haben, als diese jungen Oesterreicher sich für gewachsen hielten, die Monarchie zu regieren. Merkwürdig freilich war auch damals die Naivetät des Publikums, die sich die Lernaufgabe dieser jugendlichen Rats, die durch ihren Entwickelungsgang gewiß manchen ihrer Gegner später versöhnt hat, gefallen ließ.

In der Medizin hat die wiener Schule gegenwärtig eine Geltung, die ihr selbst von den mannichfachen neuerdings aufgekommenen Modifikationen derselben, z. B. durch Virchow in Würzburg, nicht genommen werden kann. Sie faßt vor allem auf das große Material, das ihr zugeboten steht. Die Krankheitsfälle nicht nur einer großen Stadt, sondern einer auf Klimatischen bevorzugten Menschen liegen ihr zur täglichen Beurtheilung vor, sodaß die Praxis des Krankenbetts den jungen Arzt immer wieder hier festhalten müßte, selbst wenn der Theorie sich ganz und gar in eine Wissenschaft der exakten Forschung verwandeln sollte.

Welch eine imposante Erscheinung ist Skoda! Seine äußere Art nur einfach, schlicht, wie ein Bürgermann, der einem alltäglichen Gewerbe nachgeht. Und sein Geist doch so allumfassend, sein Blick so weltumschauend, seine Hingebung an die große Aufgabe seines Lebens so unbegrenzt. Wie mir denn überhaupt in Wien nicht jenen widerlichen Vornehmthun [illegible] begegnet hat, so waren auch diese wahrhaften Größen, Rokitansky, Oppolzer, Hebra, Hyrtl nicht als „Gelehrte" im engen Sinn, mit Ordenschrift, entgegen. Viele in Berlin z. B. in weiterwärtiger Sucht der Vornehmen, sich mit dem Nimbus einer großen priesterlichen und hierarchischen Stellung zu umgeben, leidet hier gänzlich. Skoda ist in seinem Aeußern so schlicht und bieder wie in seinem Innern. Er verzichtet auf den glänzenden Chor seiner Jünger, hat gewiß auch gar viele nicht, aber ein Heer hingebender, die sich zu Diener entäußern kann. Skoda, der Schöpfer der physikalischen Untersuchungsmethode, der Perkussion und Auskultation, hat nur einen Famulus, Oswald, und einige Praktikanten angestellt, jetzt im großen Krankenhause der Alservorstadt. Sein Vortrag ist ruhig, klar, nie seinen Gegenstand oder geistreichen Einfällen anstrebend. Im Krankenbett ebenso in seiner (nur einfachen) Praxis, immer weiß man in ihm den Meister schon Selbstbeherrschung finden.

Rokitansky, der große pathologische Anatom, ist eine [illegible] Erscheinung, ungefähr wie Virchow und von einer bewundernswürdigen Kraft, von einem unermüdlichen Fleiße. Der Mann, dem die Zeitung einige tausend Leichen zur Obduktion bringt,

entgegnen wissenschaftlichen Anschauungen verlegen, der die Cigarre nicht aus dem Munde thun kann, nur um den Genuß der Ruhe und Vermehrung, der ihn immerdar umgibt, zu übersinnen, hat eine dankenswerthe Gleichmäßigkeit in diesem schönen und behaglichen Gleichmuth erhalten, den nur gewalten ein treffendes Schlagwort unterbricht. Ihren Leserinnen hätten wir das Glück, die heilige wissenschaftliche Neugier aufgenommen Ringe die Höhen der Medizin, Cigarren rauchend, und auf den unheimlichen Leichenkammern ein geht, gewiß Leichen auf einmal hervorgeschlagen — doch ich fürchte, sie werden sich ab und klagen, wenn wir bei den Medizinern bleiben, lieber in zarten, duftenden Löwen einem Opponenten ihre „ewige Nervenerschütterung".

Der ist freilich verzweifelter; der lacht und macht gewalten einen heiteren Scherz; der ist ein schlanker, hagerer Mann mit französischem, geistigem Antlitz, sprechenden Augen, intelligenter Schärfe und Vertrauen. Aber bis zum „Berliner Gehirnrath" vergeht sich auch hohe Gelehrte nicht und lachen seinen Orakelsprüchen Kaiserinnen und Verzweifelungen. Die Natürlichkeit ist so schön an diesem Leben der wissenschaftlichen Welt, sie geht auch aus Deutschland, England und Italien die jungen Aerzte in Scharen hierher, um hier ihre Studien zu vollenden. Ein Opponent ist von „der Gallert mehr beleidigt" als Sloma und Meistenstil; er materialisirt auch, er läßt am Krankenbett Kadaver der traumhaftesten Diagnosen schauen, bezaubert durch die Außergewöhnlichkeit seiner Verordnungen; aber es gab eine Zeit, wo er als Opponent zur Lehre des Tiergeist zu halten schien. Jetzt geht er mit den allgemeinen Meinungen einer Mehrheit.

Hebra, der berühmte Dermatolog, ist ein feiner Kopf, von rationeller, klarer Anschauung, noch jung, von originellem Forschergeist, etwas blickt mir von einer gewissen intellectuellen Unbeholfenheit, die ihn gewalten zum Erfinden der Krankheiten treiben läßt, ein Deutscher durch und durch, betrachtsam, ein Mann „aus dem Vlug".

Oppolzer, gleichfalls ein berühmter Arzt, lebt am Leichenam.

Das große Krankenhaus in der Alservorstadt ist eine sehr würdige, eine sehr schöne aufgeführte Anstalt, die für mehre tausend Kranke eingerichtet ist. Doch ist sie zu schön und entbehrt natürlich auch der prägnanten Verbesserungen, die in Berlin die neue Charité, Bethanien, die Krankenhäuser von Stuttgart, Nürnberg und anderwärts für den Arzt, der sie besucht, zu einem ganz besonderen Genusse macht. Doch erlaubt die bewundernswerthe Fülle des Materials, auch solche großen Anstalt im Einzelnen abgehen mag für ihre Verbesserung ist man unausgesetzt beschäftigt.

(Ein dritter Brief nächstens.)

Anregungen.

Die gegenwärtigen Verschlingerungen.

I.

Eine nicht unsere Ansicht, so häufig studirt schreiben Schwalbinge ist die Steigerung der Preise, namentlich der nothwendigen Lebensmittel. Man hat berechnet, daß sich seit 1760 [illegible] Verhältniß verdoppelt, der Fleischpreis verdreifacht hat. Dagegen sind die Wohnungen, die Kleider und Manufacturwaaren nicht [illegible]

Während sich so einerseits der Wohlstand vermindert, so muß man doch auch [illegible] Bedürfnisse [illegible] Während [illegible] Bedürfnisse [illegible] Bedürfnisse [illegible] Bedürfnisse

eine aufmerksame Beobachtung unserer vorgeschrittenen Kultur belehren zu wollen und die Behörde im sanitären, hygienischen Sinne jederzeit ein entgegenkommendes Verständnis für alle im allgemeinen, gesundheitlichen Interesse, das sich von dem richtigen Standpunkte gegen stellt.

Die angenehme Verwirklichung der Kanalisationsidee wenigstens den Theil aller verderblichen Dinge schaffen und diese folgenreiche Lösung ist Allen auch eine anheimelnde. Ihre Bewegung zu verfolgen ist deshalb nicht ganz leicht, weil begreiflicher besonderer Umstände wegen, welche einmal eine ungewöhnliche Steigerung, ein andermal abwarte und gemäßigte bedingt einen größeren Umfang verursachen. Ganz zurück auf einen früheren Stand wird man sie nicht kommen, und dies heute liegt der Beweis bei allen Schwankungen doch noch einem allgemeinen thatsächlichen Gesetze entsprechenden Steigerung der Preise.

Die Aufgleichung für eine Erscheinung, welche auf alle unsere Verhältnisse influenzirt, die Nothwendigkeit aller Regierungen in Anspruch nimmt und eine Menge Anordnungs- oder Verbesserungsmittel hervorruft, die größtentheils nur so verfehlter erscheinen müssen, als sie sich gemeiß nur zu momentane, durch besondere Umstände veranlaßte Vorgänglichkeiten halten, das natürliche Gesetz der Bewegung aber unbeachtet lassen; diese Aufgleichung ist von größter Wichtigkeit. Wir kommen ihr in nächster Nummer einige Worte.

Zum Ernsten.

Hören es nicht zu oft heraus, daß man sie etwas gewichst! Die Menschen, die sich angegriffen glauben, die deinen Wunsch abschlagen, grämen sie. Sie grämen sich, weil sie sich vielleicht lieber in den schmeichelhaftesten Lage gesehen hätten, sie vollständig zu sollen. Nun denken sie nicht über ihre Angemessenheit, sie zu sollen, nach, sondern die Weigerung, ihr Erfüllungen augenscheinlich machen, kommt einer Beleidigung nahezu. Oft benachtheiligt sich sie dann an der Erfüllung einer Forderung über und gegen sich, die allein sie bestimmt hatte, sie deinen Wunsch nicht zu gewähren.

* *

Tausend Dinge sollen wir täglich an Andere, wenn nicht zur Welt des Reinen und Vergnügten beschwichtigt.

* *

Ein altes Sprich sagt: „Auch der Leute will Wunder thun.“ Sagt aber dies Sprich gewiß einmal Wichtiges, so ist darum noch nicht nöthig, daß wir Grund gehaben.

Sollten sich die Schulmeister und Philologen auch der Erfahrung der altdeutschen Literatur bemächtigt haben, kommen sich Viele unter ihnen nicht nur gelehrt, sondern sogar genial vor. Ein trauriges Kapitel, ob der neue Gauß oder Walther von der Vogelweide heißt.

* *

Denken wir in nächste Nähe einmal vergangen, so mögen wir uns nur fragen, ob heutzutage unsere Stellung im Großen und Ganzen eigentlich wirklich Mühen wir dies verneinen, so dürfen wir uns erleichtert fühlen.

* *

Geistige Hoheit. Sei man nachsichtig, wenn große Männer zu sehr — die Frauen suchen.

* *

Wenn es uns schlecht geht, werden wir noch immer viel mehr weltend Mit-Leid finden, als wahre Mit-Freude, wenn es uns gut geht.

* *

Wer auf Katharinen schreiben will,
Hat Grund ganz gewiß — den Kath.
Der auch die Ursach fühlen sieht,
Wenn einst herrscht alle Noth!

Das innere Leben.

Das innre Leben hat nicht Worte,
Hat nicht der Rede lauten Schall;
Geschlossen ist die stille Pforte
Vor seiner Reichen Zauberall.

Da mag der Menge Lärmen lauschen,
Umdrängen die verschwiegne Wand;
Da wollen nicht die Mengel tauschen
Vor ihre ungeschickten Hand.

Da dringt hindurch kein lichter Schimmer,
Da gibt nicht Antwort ihrem Ruf;
Die Welt der Ahnung liegt so nimmer,
Wenn sich ihr träumend Flügeln schuf.

Hier großen Stürme ungenahnt,
Hier reißt der Schmerz die Brust sich frei;
Hier wohnt der Geist, der ewig wohnt,
Zu bleiben nur sich selber treu.

Hier hallt so tonlos unsichtbar,
Was sie der Welt verloren will,
Hier hat sie Zweifel all' verrungen,
Den tiefen Zweifel und Hader still.

Hier weiß sie, was sich nur verbirgt
Und was ein Gott sich selber schuf,
Was sich nicht sagt, sich nur ersinnen
Und vor Verschwund nicht begehrt.

Und nicht der Leute stummes Toben,
Und nicht der Menge Hohn und Spott
Mit Kunst sie aus dem Herzen heben,
Und in sich selbst verschließen rasch

Hermann Lingg. Hermann.

Verantwortlicher Redakteur: Heinrich Pleticha. — Druck und Verlag von G. G. Pleticha in Lindau.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 42. [Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Die Frau vor dem Gesetz und vor der öffentlichen Meinung.

Man erinnert sich vielleicht der Gerichtlichen Berichte, die vor zwanzig Jahren den Ruf der schönen und talentvollen englischen Dichterin Karoline Norton bloßstellten. Man beschuldigte sie, zu dem damaligen Premierminister Lord Melbourne (Lamb) in einem Verhältnisse gestanden zu haben. Manche Caricatur auf sie brachte die boshafte Presse. Unter Anderm stellte man sie dar, wie sie ein Lamm (Lamb), mit dem Kopfe Lord Melbourne's, ein Liebesfest, auf den Händen trug. „Die Frauen in England unter dem Gesetze unsers Jahrhunderts, von Karoline Norton" lautet jetzt der Titel eines Buchs, das soeben bei Franz Duncker in Berlin erschienen ist. Gleichgültig gleitet mal manches Auge darüber hin, die Hand blättert in den Seiten, die ein Verzeichniß von Klagen, von bittern Klagen enthalten, daß die verheirathete Frau vor dem Gesetz eine Null wäre. Werden ihre Worte die Theilnahme finden, die Karoline Norton für sie begehrt?

Karoline Norton, jung und schön, von Ehrgeiz getrieben, benutzte einst ihr Talent, um sich eine Existenz zu gründen, die sie von ihrem Manne unabhängig machte. Herr Norton sah dies gern; er gewann den Ertrag in sich. Die Gattin wird berühmt. Als sie es ist, benutzt sie, daß eine Frau wähnen konnte, ein edler Muth gäbe ihr Glück. Sie hat vom Anbeginn ihrer Ehe von ihrem Manne Mißhandlungen, sogar körperliche, erfahren müssen, er hat die junge schöne Frau gleich nach der Hochzeit mit dem Fuß in die Seite getreten, daß sie zu Boden gefallen; er führt ihr eine Geliebte zu, die sie freundlich empfangen soll; ihre drei Kinder gibt er seinem Gutdünken zur Erziehung und vergeblich fordert die Mutter sie als ihr Eigenthum zurück. Es tritt eine Trennung ein, bei welcher Gelegenheit Herr Norton aus politischen Interessen seiner Frau einen Verhältnisse mit Lord Melbourne, dem damaligen Premier von England, zeiht, in der Meinung, von der Leidenschaft dafür seinen Lohn zu erhalten. Frau Norton macht einen Versuch, sich öffentlich vertheidigen, die öffentliche Meinung erhebt sich zu ihrem Gunsten, doch bleibt ihrem Rufe ein Schatten, es beginnt der Zwiespalt ihrer Schriften, sie machte viel Hoffnungen, sie hielt sie doch nicht, es hatte sich doch schon vor dem — Verdachte zu beugen.

Zwanzig Jahre entschwinden, die Gräber sind herangewachsen, die Zeit, die alles heilt, hat Vergessen und Vergeben gebracht, eine Ehe unglücklichster Verhältnisse ist auch geschieden

dessen Gatten eingetreten. Herr Norton bedarf eines Kapitals, um damit ein Gut seines Sohnes zu verbessern, seine Frau muß es erheben und unter der Bedingung ihrer Unterschrift verzichtet er sich zu einer jährlichen Rente. Ein Advocat setzt diesen Vergleich auf, Beide unterzeichnen ihn. Als aber die Stunde kommt, wo er gültig werden soll, spricht Herr Norton: „Mann und Frau sind Eins, folglich kann unter ihnen kein Vertrag stattfinden.“ Das Gericht gibt ihm recht! Dieses Rechtsbeugen einer Frau dem Manne gegenüber, dessen geschriebenes Wort dem Gesetz nichts gilt, empört mal Jeden, nicht blos Frau Norton. In der Stunde, als sie vor dem Gerichtshof steht, dem Gatten gegenüber, der so schamlos an ihr, an der Mutter seiner Söhne, handelt, in dieser Stunde gelobt sie sich ein Schweigen zu brechen, das sie während zwanzig langer Jahre allen Verleumdungen gegenüber beobachtet hatte. Jetzt, herabgewürdigt zu einem Nichts von der Gesellschaft sogar, entschließt sie sich, der Welt zu sagen, wie es ihr seit zwanzig Jahren ergangen. Der Inhalt ihres Buchs ist keine Unterhaltungslectüre, es ist kein Roman, aber wir finden das tiefbetrübte Selbstgespräch einer Frau, die, da für sie kein Recht und kein Gesetz vorhanden, Himmel und Erde zu Zeugen anruft: Dem Manne also, der mich mißhandelt, gehöre ich mit Allem, was ich habe und bin, selbst die Frucht meiner Arbeit ist noch sein! An die Kinder, die ich ihm geboren, habe ich kein Recht! In einem Lande, wo das Salische Gesetz aufgehoben, wo eine Frau durch Zeichnung ihres Namens einer Welt Krieg und Frieden bietet und jedem Gesetze Kraft verleiht, in diesem Lande soll eine Frau kein Interesse haben, soll sie dem Manne, dem sie ihre Hand reicht, wie ein Eigenthum angehören, mit dem er nach Belieben schalten kann!

Frau Norton wendet sich in ihrem Buche an die Sympathie der Deutschen. Sie wußte nicht, als sie das that, wie wenig ihr Name hier gekannt. Möge er bekannter werden, wenigstens den Lesern dieser Blätter, durch einige persönliche Erinnerungen.

Zehn Jahre mögen es sein (vielleicht im Sommer 1845), während des schönen Wetters und einer schwülen Sommerhitze, die Alles zu Boden drückte, als ich von einer Reise zurückkehrte, die meine Wanderlust mich unternehmen ließ ... Die Saison war in ihrem vollsten Glanze; das bunte, glänzende Leben der Hauptstadt trat mir auf jedem Schritte entgegen. Gern gab ich mich den anregenden Eindrücken hin, die das große Ganze dieses vielbewegten Treibens auf mich machte, aber immer noch blieb die schönste Erinnerung für mich mein Aufenthalt in dem kleinen Hause am Ufer der Themse, wo mein hochverehrter Freund Thomas Carlyle wohnte, dessen Gast ich war. Mein Geist genießt Größe fand hier einen Mann auf der Höhe seiner Idealen, wenn auch abstracter Weltanschauung. Die Tage flossen hier scheinbar einförmig hin; doch lag das ernste Leben in der Theilnahme an Allem, was die Menschheit anging, in dem Streben, wie Viele sein sollte, um jene schöne Gestaltung zu fördern, von der man träumt wie von der goldenen Zeit, in dem Ringen mit sich selbst über Gedanke und Wort, daß dem Anspruch nicht nachkam, den der Einzelne an sich selbst machen muß, soll eben Alles gedeihen werden. Hier begriff man die Welt, indem man mit seinen Gedanken für die Welt lebte. Der Zauber dieses Zusammenlebens war so groß, daß ich mich nicht entschließen konnte, von England zu scheiden, und daß ich meiner Ueberredung der „Victoria Regia“ [illegible] annahm, nur, um mir noch diese Idee zu verschönen.

Wie immer, wenn ich geistige Bilder aus Vergangenheit schwelle, lief ich auch hier mal dem Schicksal, der Verleihung oder dem Zufall das Recht, den Faden für mich zu schürzen. Als es eines Tages Graham war, der mir das Anerbieten machte, die Expedition ihres Schiffes nach [illegible] leiten zu helfen, so glaubte ich für den Augenblick, nichts mehr Wünschenswerthes unternehmen zu können. Jetzt Graham, der Gatte der geliebten Jugendfreundin, wohnte in nahe der Themse, daß ich jeden Abend zu meinen Freunden mit seinem Gatten fahren konnte.

Auf der stillen Behausung des freien Mannes, dessen Thür jedem Freund offen steht, trat ich nun in die große, düstere Wohnung des Staatsmannes, in der nur leise flüsternd und Wort sich hörbar machte oder wie ein Tritt vernehmbar war. Glanz, Pracht, Schein umgab mich und diesem zu huldigen war Gebot. Gleich an der Thür stand ein Mann wie ein Mohr, in einer wundervollen bunten Tracht, die weißen Strümpfe bis an das Knie reichend, wo weite rothe Pluderhosen sie beschlossen, der Frack mit blankpolirten Knöpfen, die das Familienwappen um so viel mal wiederspiegelten, um den Hals die weiße Binde, an der sich das gepuderte Haar weißerhaft anschloß. Die so bekleidete Gestalt saß in dem engen Behältniß gleich neben der Hausthür, auch dem sie schienbar nie herausging, wohin ihr das Essen gebracht wurde, wo in der Nacht auf einem verborgenen Behält niß ein Bett für sie hervorgezogen. Diese einmal ermüdende Größe der Langweile, diese glänzende Sclavin konnte nur Einen Wechsel: frühmorgens um 6 Uhr, wenn Lumben schlief, durfte diese Gestalt hervorgehn in einem grauleinenen Rocke an das Licht kommen und die Treppen vor dem Hause mit Ihon abreiben; dies war seine einzige Arbeit, mit der der große Mann heimlich sein glänzendes Dasein sur surete bezahlte. Außer diesem war Mr. Charles, der deutsche Kammerdiener, der Müßige. Sobald er seinen Herrn bedient hatte, war er fertig, dann las er Zeitungen. Sir James Graham war Mitglied des damaligen Lord-Administrations und hatte allerdings in seinem Dienste kein ganz so be schwerliches Leben als seine Diener in dem ihrigen. Die Sitzungen im Parlament dauerten bis Mitternacht, oft hatte er den ganzen Tag seine Speise zu sich genommen und Mr. Charles bediente ihn erst dann in seinem Zimmer mit etwas kalter Küche. Dies thätige Leben hielt ihn natürlich von seiner Familie fern, die er an manchen Tagen gar nicht sah. Lady Graham war eine sehr imposante gütige Mutter, zugleich eine sehr schöne Frau. Ihr vollkommen Auge, die regelmäßigen Züge, der blendende Teint, den ein gewisser Ernst noch mehr hob, machten ein höchst Ganze, auf dem das Auge mit Vergnügen weilte. Die Töchter waren reizend wie die Mutter und wenn sie sie umringten, konnte ich den Blick nicht von der schönen Gruppe wenden. Eine französische Dame, ein altes Hausinventarium, hatte die Aufsicht über die Töchter. Vom übrigen dienenden Personal gewahrte ich wenig. Die Schar derselben befand sich in den unteren Regionen, welche mein Schritt sich nie verirren durfte. Ich bewohnte einen großen Saal Parterre, der an die Zimmer stieß, welche Sir James und seine Gemahlin bewohnten. Die Salons im ersten Stock waren verschlossen. Die Schlafzimmer lagen im zweiten und dritten Stock und in das dritte gelangte ich gleich von dem Saale aus auf einer Hintertreppe, die auch von den übrigen Hausbewohnern meistens benutzt wurde, damit die Sammetteppiche der Haupttreppe geschont blieben. Ja, es ist ein eigenes Gefühl, sich in ein großes fremdes Haus versetzt zu sehen, in welchem man sonst bleiben muß! Durch Gitter, Gewohnheiten, Ansichten gehört man nicht dahin, kann sich nie assimiliren; da gilt es dem nur zuzuschauen, wie das Räderwerk des Lebens abläuft, von innerstem mittelstem ohne Störung in den Gang desselben mit einzugreifen. Um 9 Uhr trug man das Frühstück auf, das war die erste Station. Die jungen Damen hatten dann bereits ein Schaukeln genommen und darauf eine Stunde Promenade im Sir James Park gemacht in Begleitung der Bonne. Diese kam mit ihnen zum Frühstück zu uns herunter, das für Jene auf reizend, leichten Tisch aus Weißbrot mit Butter bestand. Nach verschiedenen begann der Unterricht, der Musiklehrer kam, der französische Sprachlehrer, dann mußte Jede eine Stunde auf der Orgue gemalt sitzend liegen, dabei auch den Mund verziehen, eine Haltung die ihnen unendlich schwer wurde, sie aber schöner gewachsen machte. Um 1 Uhr trugen die Damen das Mittagsbrodt auf, welches Diener von der großen Herrschaft. Ich saß mit; dann ging der Rest hinunter an die Dienerschaft, wo es vortrefflich schmeckte. Nachmittags, wo Einiges aus dem Leben der jungen Damen vorkommt, das schon, wenn nur für andere

Lich berechnet: Mein Mann war ich. Nach der Mahlzeit zerstreute sich die Jugend bis um 4 Uhr; ich las die Zeitungen. Zwei Stunden Arbeit wurden ihnen dann noch zugemutet, bis um 6 Uhr der Thee erschien, worauf ein Spaziergang folgte. Die Einteilung dieses Tagewerks ließ sich bald erlauschen und dem Ganze beifallen war leicht gethan. Wie die Schatten schwebten die Gestalten; so schwebte denn auch ich in den leichten Atlasschuhen und wo Alles flüsterte, wollte auch meiner Lippe kein Laut entfliehen... Einen Morgens erzählten mir die jungen Damen, Mistreß Norton sei am vorigen Abend dagewesen. Dies war Karoline Norton, die Dichterin. Sie konnten ihres Lobes nicht voll genug sein. Sie war die Cousine von Lady Graham, einer geborenen Sheridan. Sie hatte noch zwei Schwestern, Lady Dufferine und Lady St. Maur, letztere auch eine berühmte Schönheit, Schwiegertochter des Herzogs von Somerset. Ich kannte die dritte Schwester schon dem Namen nach als Schriftstellerin, hier hörte ich, wie liebenswürdig sie sei, wie schön sie male, spiele, singe; sie schien, wie eine Sonne, Leben und Freude mit sich zu bringen und die Jugend war von ihr bezaubert. Sie hatte weniger günstig geheiratet als ihre Schwestern. Weil gehörte ihr Gatte einer hohen Familie an und hatte „Aussichten"; aber im Augenblick waren seine Mittel sehr gering und im Vergleich mit ihren Schwestern war ihre Lage ärmlich. Sie lebte von ihrem Manne getrennt und die Welt flüsterte den Namen — Lord Melbourne.

Des Abends fuhren wir bisweilen nach Bayley Garden, der dem Herzog von Wellington gehörte und nur von dessen persönlichen Bekannten besucht werden konnte. Hier trafen wir denn eines Tags Mistreß Norton selbst. Jubelnd wurde sie von den Mädchen begrüßt. Sie war schön! Diese glänzenden braunen Augen, aus denen ein Licht der Begeisterung leuchtete, mit der sich eine Sappho schmücken konnte! Diese schöne Stirn mit dem blauschwarzen Haar! Dies wie mit Licht übergossene Angesicht, wo aus jedem Zug der Geist leuchtete! Ich war hingerissen von der Erscheinung! Am Abend des Tags wurde ich von Mr. Charles, dem deutschen Botschafter, zu Lady Graham entboten, die mir den Auftrag ertheilte, so oft ihre Cousine uns wieder besuchen, gleich den Eltern zu bestellen, weil sie nicht wünsche, daß ihre Töchter öffentlich in deren Gesellschaft erschienen.

Arme Frau! Heimlich durftest du die Stelze besuchen! Vor der Welt warst du eine Ausgestoßene! Um ein Gerücht! Um Thorheiten, die Herzlich widerlegt waren! Dem Mut — trübt ein Hauch!

Der Auftrag war peinlich. Es gebührte mir, ihm zu folgen. Ein mal sah ich noch Mistreß Karoline in den nächsten Tagen, beim Schluß des Parlaments. Sie trug ihre Hofkleidung, ein grünes Diadem in ihrem schwarzen Haar. Sie glich einer Himmelserscheinung. In diesem Bilde steht sie mir noch heute vor der Seele. Was mag sie gelitten haben unter so ungerechtem Vorurtheile, dem selbst die eigene Familie, die vollkommen überzeugt war von ihrer Unschuld, nicht vor der Welt zu trotzen wagte! Elende Heuchler, die sich vor dem Schein beugt und der Wahrheit die Ehre zu geben fürchtet! Herrlich ... das war ein anderer Reich, als ich eines Tags die Hallen meines Hauses mit den schönsten Blumen fremder Zonen schmückte, die ganze Dienerschaft in betreßten Staatsanzügen aufzog, Lady Graham in einem weißseidenen Morgenkleide erschien, die drei Töchter wie lichte Engel in rein Weiß mit duftigen Blütenkränzen um die Haare, am Fuß der großen Treppe sie sich mit ihren aufstellte. Blieb nicht Kalt, Stolz, Erwartung war — Blieb der gewaltigen Schläge an der Thür pochte, welche die Ankunft — des Oberherrschers aller Reiche verkündeten (sollen' Rikland I. war in England und wollte der geheimen Schönheit seiner Jugend, als Gattin und Mutter, einen Besuch abstatten. Die jetzt seine wichtige Botschaft erschuf, verneigte sich tief vor Graham erschüttert und bot ihm die Hand zum Kuß hin. Dann nahm sie seine Frau und, gefolgt von den drei Mädchen, verschwanden

ſie in dem Salon. ... Wer ſo mit den Mächtigen der Erde geht, kennt wol unbekümmert jene um eine arme Verwandte!“)

Ich las das Buch, von dem ich ſpreche, mit dem Gefühle: Jetzt kann die Verfaſſerin, ob ſie auch hundert mal Recht hat, auch nicht einmal mehr heimlich zu den Grahams kommen. Aber auch die Grahams haben ihr Leid ... Als damals Rikeland ſich entfernt hatte und Jeder ſich von dem Glück und der Aufregung dieſes Tages beim Wechſeln der Toilette zu ſammeln ſuchte, trat Mr. Charles bei uns ein, eine Zeitung in der Hand haltend, und deutete darin auf einen Paragraphen. Es war ein Brief meines Freundes Carlyle an Sir James Graham. In dieſem Briefe wirft ihm Carlyle vor, daß Briefe Irvings nicht geöffnet zu haben, indem gerade damals die Entdeckung gemacht worden war, daß ein Buch den Inhalt von Briefen an auswärtige Mächte verrathen hätte. Ganz England war in jenem Augenblick über dieſe Thatſache empört. Wer hätte man der Regierung verziehen, zur Rettung des eigenen Vaterlandes eine böſe Maßregel zu gutem Zwecke zu ergreifen; aber im Dienſte einer fremden Macht, das regte jedes engliſche Herz auf. Auch die Grahams ſind ſeitdem von der öffentlichen Meinung gerichtet. In einem Land, wo man ſo leicht über erbrochene Briefe hinweg. Wo ſeitdem Lord Graham genannt oder abgebildet wird, liegen um ihn her erbrochene Briefe. Auch von ihm iſt der Duft — der männlichen Ehrlichkeit verweht.

Am Nachmittag kam Mr. Charles noch einmal zu mir und bat mich mit gewichtiger Miene zu Lady Graham in den Salon. Ich folgte — ahnend! Carlyle, der Gegner des Miniſters!... Die Fenſter waren wieder verhangen, Halbdunkel herrſchte, die Corybeh hatten ſchützende Bedeckung erhalten. Lady Graham winkte, auf einem derſelben neben ihr Platz zu nehmen. Augenſcheinlich hatte ſie mich hierher entboten, um ganz ungeſtört mit mir allein zu ſein; ſo wartete ich denn begierig der Dinge, die kommen würden.

„Ich kenne Ihre religiöſen Anſichten noch ſehr wenig“, begann ſie, „ich habe daher mit Beſtürzung von meiner älteſten Tochter vernommen, daß Sie glauben, der Heilige Geiſt hätte keine Geſtalt! Iſt dem wirklich ſo?“

Ich konnte nur bejahen.

„Meine Töchter ſind gewohnt, ihn in der Geſtalt einer Taube zu verehren. Ich möchte nicht, daß ſie anderer Anſicht würden. Auch haben Sie meinen Töchtern eine Sammlung Muſcheln gegeben, ich wünſche nicht, daß ſie von Derglichen wiſſen, noch weniger wünſche ich, daß Sie die Geſchichte der Schöpfung erläuterten.“

„Ich hatte genug gehört. Ich bat, meinen Platz verlaſſen zu dürfen. Amely Bölte.

Die Juden und der Talmud.

II.

Die orientaliſche Lehrweiſe befleißt ſich bekanntlich häufig der Gleichniſſe, um allgemeine Wahrheiten auf Herz zu legen. Auch im Talmud kommen ſolche Gleichniſſe vor, aber leidlich ſind nicht alle von gleichem Werthe. Manche ſind treffend, andere weniger ſind einfach. Man urtheile aber auch nach eigenem Gefühl.

Ein Pharisäer fragte den Rabban (Rabban iſt ein höherer Titel als Rabbi) Gamaliel, ob heut im Buche Leviticus, 5. Buch Moſis 4, 24 „Jeder der Dinge beim Gott iſt ein verabſcheutes Ding, ein abſcheulicher Gott.“ Warum ſagt er gegen Pharisäer, die Abgötterei treiben und nicht gegen den angebeteten Gegenſtand ſelber? Er ſagte ihm, ich

*) Diese Worte ſtehen wie beiläufig hinter und vor Entſchuldigungen, die mich gegen den ungerechten Vorwurf, einen geheimen Auftrag zu Rikeland getragen zu haben, vertheidigen ſollen. Namentlich iſt es Graham ſelbſt, der ſeinem Schwager von Rikeland Worte ſchreibt, die mich vollſtändig rechtfertigen, und durch den Verfaſſer dieſes Buches in der Mitte jener Geſellſchaft verbreitet werden, wenn Gerüchte und Verdächtigungen nicht ruhen und ſo einem Unſchuldigen jegliche Gelegenheit genommen ſein ſollte, ſich zu vertheidigen. D. Red.

will dir durch ein Gleichnis antworten. Ein König hatte einen Sohn, und dieser hatte einen Hund aufgezogen und ihm den Namen seines Vaters gegeben, und wenn er schrie, so sprach er, ja wolle den Hund bitte, wobei er aber dessen Namen, welchen seines Vaters nannte. Der König hörte es. Über wen ist er ergrimmt, über seinen Sohn oder über den Hund? Weil nur über seinen Sohn. Jener sagte ihm, du nennst Gott, und wir andere „Hund" und es zieht doch wesentlich Unterschied? Rabban Gamaliel fragte ihn, wo hast du diese wahrgenommen? Jener antwortete: Gott droht ein Urteil und in seinem Orte, der ganze Ort brennt ab, und das Haus, in welchem der Edle war, brennt nicht ab. Darauf Rabban Gamaliel: Ich muß dir auch ein Gleichnis mitteilen. Es hatte sich einst eine Provinz wider ihren König empört, weil er nun gegen die Rebellischen oder gegen die Treuen Krieg führen? Gewiß nur gegen die Rebellischen. Hierauf sprach Jener, du nennst Gott, weil wir andern „Hund" und „Esel", warum verachtet es denn euer Gott nicht? Darauf antwortete Rabban Gamaliel: Wenn die Menschen einander anbeteten, dessen die Welt nicht bedarf, so würde es oft weit verschlimmern, allein die Menschen beten an die Sonne, den Mond, soll er um der Thoren willen die Welt zugrunde richten? Nein, er lenkt vielmehr die Welt nach der von ihm eingeführten Ordnung und die Thoren, welche Mißbrauch treiben, werden einst dafür zur Strafe gezogen werden.

Ferner: Samuel (wahrscheinlich ein Heide) sprach einst zu Rabbi Akiba, wir Völker wissen es nicht, daß ihr Gebet abwechselnd sind, manchmal aber sehen wir, daß Leute hingehen mit heißen Gebeten und mit grimmen zurückkehren, woher kommt nun dies? Dieser aber sprach zu ihm, ich will dir ein Gleichnis erzählen. Es war einmal in einem Orte Jemand, der als ein barmherziger Mann bekannt war, sodaß die Bewohner des Orts ihm Mancherlei anvertrauten, und immer ohne Zeugen. Einer desselben Orts gab ihm auch Manchertei zur Aufbewahrung, aber immer nur in Gegenwart von Zeugen. Einmal nun vergaß derselbe daran und gab ihm einmal zur Aufbewahrung ohne Zeugen. Da sprach die Frau zu ihm, wir wollen es ihm abfragen; er aber sagte: O, mein' Leuten wir deshalb, weil vieles Übel angerichtet geschieht, unsere Rechtlichkeit mißgeben und unser Zutrauen verringern? Es ist es auch mit den Leiden, von welchen die Menschen heimgesucht werden; sie haben die Weisung, zu einer bestimmten Zeit zu kommen und zu einer verschiedenen Zeit durch eine dazu bestimmte Person und das dafür bestimmte Mittel wieder zu weichen. Ist nun die Zeit gekommen, in der sie sollen weichen sollen und es hat sich der Betreffende in das Haus begeben, wo seine verbrecherische Gottheit sich befindet, so sollen von Rechtswegen die Leiden nicht weichen, allein angesehen der Thor ungebührlich gehandelt hat, werden sie dennoch ihrer Bestimmung nicht ungetreu.

Ferner: Rabbi Simeon ben Jochai wurde von seinen Schülern gefragt: Warum ist das Manna nicht für ein ganzes Jahr auf Einmal für die Israeliten herabgekommen? Er antwortete ihnen. Ich will euch ein Gleichnis erzählen. Ein König hatte einen Sohn, welchen Lebensunterhalt auf ein ganzes Jahr er auf Einmal bestimmen hatte, der Sohn bekäme seinen Vater nur ein mal im ganzen Jahre. Später hätte ihn der Vater den Lebensunterhalt von Tag zu Tag und, weil ihn der Sohn nicht veranlaßt gesehen haben, seinen Vater jeden Tag zu besuchen? So war es nun auch bei den Israeliten. Hatte der Eine und der Andere nur einen Gott Kinder, so mußte er befürchten, daß vielleicht am nächsten Tage das Manna nicht herabkommen und seine Kinder werden hungrig sterben, und dadurch würde die Israeliten veranlaßt, ihre Herzen ihrem himmlischen Vater zuzuwenden.

Wenn nun von Gleichnis Jemand schließen von der Beliebe des Allmächtigen über ein gleiches Maß von Weisheit, und vernünftig darauf herumgeht, ist er wie die Bäume, deren Äste die Menschheit, beschattet haben, die Früchte aber sind nicht zu Thoren gegan-

von den einmal angeordneten festen Gesetzen der Weltregierung abweichen könne, also z. B. die Heilung durch natürliche Kräfte nicht unterbrochen könne, weil der Arzt sie dem Gesetze zuschreibt; so zeugt dagegen Israels Ansicht über die göttliche Güte und deren Unabhängigkeit über die menschliche Güte.

Rabbi Jose sagte: Betrachte einmal, wie die Handlungsweise Gottes verschieden ist von der der Menschen. Hat ein Mensch einen andern Menschen erzürnt, so wird er von ihm verfolgt bis zum Tode; aber Gott verfährt hierin ganz anders: Er hat die Schlange verflucht, sie findet allenthalben, wohin sie sich begibt, ihre Nahrung; er hat den Acker verflucht (1. Buch Mose 3, 17), er darf essen und trinken von Dem, wovon sein Herr ißt und trinkt; er hat die Frau verflucht, Alles läuft ihr nach; er hat die Erde verflucht, Alles zieht seine Nahrung aus derselben.

Ferner: Hat ein Mensch auch einen hohen Beschützer, so darf er sich nicht unmittelbar an ihn wenden, sondern er begibt sich in den Hof des Palastes seines Herrn, wendet sich an einen der Bediensteten, der die Meldung macht, daß Jener sich außerhalb befinde; aber bei Gott ist es anders, wenn eine Noth über dich gekommen ist, so brauchst du dich weder an einen Engel Michael oder Gabriel zu wenden, sondern du rufst Gott unmittelbar an und er erhört dich, wie es heißt, Joel 3, 5: „Ein Jeder, der den Namen Gottes anruft, wird gerettet werden."

Ferner: Betrachte, wie das Verhalten Gottes anders ist als das der Menschen. Bringt auch Jemand einem König ein großes Geschenk dar, so ist es noch zweifelhaft, ob es angenommen wird oder nicht; und wird es auch angenommen, so ist es noch zweifelhaft, ob er den König sehen darf oder nicht; bei Gott aber ist es nicht also, es gibt ein Mensch einem Armen eine kleine Münze und er wird dadurch gewürdigt, die Gottheit zu schauen, wie es heißt (Ps. 17, 15): Ich werde durch Tugend dein Antlitz „schauen und beim Erwachen mich ergötzen deines Ebenbildes".

Aus folgenden Stellen geht hervor, wie die Talmudisten Dankbarkeit gegen Gott und Gottvertrauen anempfehlen:

Wer etwas genießt, ohne den Segen zu sprechen, ist anzusehen, als ob er es von Gott gestohlen hätte. Vier sind besonders verpflichtet, ein Dankgebet zu sprechen, nachdem sie die Gefahr, in der sie sich befanden, überstanden haben. Es sind folgende: 1) Seefahrer; 2) Diejenigen, die eine Reise durch die Wüste gemacht haben; 3) wer krank war und wieder genesen ist; und 4) wer im Gefängniß gesessen und wieder herausgekommen ist.

Auch Dankbarkeit für das Böse, ebenso wie für das Gute, wird mit Berufung auf verschiedene einschlagende Stellen anempfohlen, und was das Gottvertrauen betrifft, so heißt es:

Woraus ersehen wir, daß man seine Gerechtigkeit oder Wahrsagen betragen soll? Aus dem Worte: „Du sollst ruhig ganz haben an den Herrn, deinen Gott." (5. Buch Mose 18, 13.) Rabbi Elieser der Große sagte: Wer Brot im Korbe hat und besorgt ist wegen der Nahrung auf den folgenden Tag, gehört zu Denen, die nicht das gehörige Vertrauen auf Gott haben. Wer einen Verbrecher zu sehr bestraft, wird auch seinen Lehrer zu bestrafen bekommen. Rabbi Simon ben Elieser sagte: Hast du je Ihnen einen Vögel gesehen ein Gewerbe treiben? Und doch ernähren sie sich ohne Mühe, diese sind aus den Menschen wegen erschaffen, der Mensch aber ist erschaffen worden, seinem Schöpfer zu dienen und sollte deshalb seine Nahrungsmittel auch leichter erlangen. Es sind aber die Menschen selber, die durch ihre böse und verkehrte Handlungsweise ihren Lebensunterhalt sich erschweren.

Zur richtigen Erklärung des göttlichen Waltens werden vom Menschen bei guter Übereinstimmung gewünscht

Jehuda, Sohn Thamah, sagte: Sei kühn wie der Panther, leicht wie der Adler,

ſchnell wie der Hirſch und tapfer wie der Löwe, um den Willen deines himmliſchen Vaters zu vollführen!

Unter den Pflichten des Menſchen gegen ſich ſelbſt wird heiterer Lebensgenuß und Mäßigung der Leidenſchaften empfohlen. Doch ſcheint uns die Empfehlung der Sorgloſigkeit zu weit getrieben in Folgendem: Rab ſagte zu Rab Hamnuna: Mein Sohn, wenn du etwas haſt, ſo laß es dir wohlſchmecken, denn in der Unterwelt gibt es kein Vergnügen, und der Tod wartet auch nicht. Denkſt du etwa, du willſt dein Beſitzthum zum Unterhalt für deine Kinder zurücklaſſen, wer wird es dir in der Unterwelt ſagen, ob dieſes etwas hilft, die Menſchen gleichen in ihren Glücksumſtänden den Blumen des Feldes: die Einen blühen in ſchöner Pracht und die Andern welken dahin, und die Sorge darum iſt vergebens!

Mäßigung wird beſonders in der Trauer und im Zorn vorgeſchrieben. In der Trauer ſoll man die beiden Extreme vermeiden, gar nicht zu trauern und übermäßiger Trauer ſich hinzugeben. Vom zornſüchtigen Menſchen wird geſagt, daß er von allen Arten der Hölle heimgeſucht werde. Drei, heißt es, liebt Gott: Denjenigen, der nicht in Zorn gerät, ſowie Denjenigen, der ſich nicht betrinkt und Denjenigen, der nicht eigenſinnig bei ſeinen Vorſätzen beharrt.

Treffend ſind folgende Ausſprüche über die böſen Leidenſchaften: Rab Aſi ſagte: Die böſe Leidenſchaft gleicht zuerſt dem Spinngewebe, zuletzt aber den Wagenſeilen, wie es heißt, Jeſ. 5, 18: „Wehe Denen, die anfangs die Sünde mit leichten Fäden herbeiziehen und dann das Laſter mit Wagenſeilen.“ Raba ſagte: Die böſen Leidenſchaften treten zuerſt ſchüchtern auf wie ein fremder Reiſender, hernach wie ein häufig wiederkehrender Gaſt, zuletzt aber wie der Hausherr. Rabbi Iſak ſagte: Das Aug' und das Herz ſind die zwei Mäkler der Sünde. Rabbi Simon ſagte: Es gibt drei Kronen: die Krone der Thora, die Krone des Prieſterthums, die Krone des Königthums, aber die Krone des guten Namens überragt ſie alle.

Auf einer etwas zu äußerlichen Auffaſſung der Moralität beruht Folgendes: Die Rabbinen lehrten, der Menſch ſoll ſich immer ſo anſehen, als ſei er zur Hälfte ſchuldig und zur Hälfte unſchuldig. Hat er eine Pflicht geübt, ſo hat er zu ſeinem Heile den Ausſchlag auf die Wagſchale der Unſchuld gebracht, hat er aber eine Sünde begangen, ſo hat er zu ſeinem Verderben den Ausſchlag auf die Wagſchale der Schuld gebracht, denn es heißt, Pred. 18, 19: „Ein einziger Fehler kann viel Gutes verderben“, wegen einer einzigen Sünde, die ein Einzelner begeht, kann er viel Gutes verſcherzen. Beſſer und richtiger iſt Folgendes: Rabbi Simon ben Jochai ſagte: Wenn Jemand auch ſein ganzes Leben hindurch vollkommen gerecht geweſen iſt und zuletzt iſt er ein Sünder geworden, ſo hat er ſeine frühern Verdienſte verloren, denn ſo heißt es, Ezech. 33, 12: „Die Tugend des Frommen ſchützt ihn nicht, ſobald er davon abfällt.“ Iſt aber Jemand ſein ganzes Leben lang gottlos geweſen und er hat ſich zuletzt bekehrt, ſo wird ſeiner Gottloſigkeit nicht gedacht, denn es heißt daſelbſt: „Das Laſter des Gottloſen iſt für ihn kein Hinderniß mehr, ſobald er von ſeinem Laſter abläßt.“

Auch der Sinn folgenden, die Bekehrung und Beſſerung betreffenden Gleichniſſes verdient anerkannt zu werden: Rabbi Eliezer lehrte: Beſſere dich einen Tag vor deinem Tode, da fragten ihn ſeine Schüler, woher denn der Menſch, an welchem Tage er ſterben werde? Er antwortete ihnen aber, um ſo viel mehr ſoll er ſich heute ſchon beſſern, weil er morgen ſchon ſterben könnte, und ſo bringt er denn ſein ganzes Leben in einem gebeſſerten Zuſtande zu, und auch Salomon ſpricht in ſeiner Weisheit, Pred. 9, 8: „Laß deine Kleider immer weiß ſein und deinem Haupte die Salbung nicht fehlen.“ Rabbi Johanan erzählt ein Gleichniß. Ein König hatte ſeine Diener zu einer Mahlzeit eingeladen, aber keine Zeit dazu beſtimmt. Die Klugen unter ihnen gingen beſtändig

Kleider an und harrten am Eingange des Schloſſes, weil ſie dachten, im königlichen Schloſſe bedarf es keiner Vorbereitungen, ſie müßten alſo jeden Augenblick des Rufes gewärtig ſein, zur Mahlzeit zu kommen. Die Einfältigen aber unter ihnen gingen an ihre Arbeit, weil ſie dachten, eine Mahlzeit könne nicht ſtattfinden ohne große Vorbereitungen. Plötzlich ließ der König ſeine Diener bitten, die Klügern unter denſelben traten vor den König in ihren koſtbaren, reinen Gewändern, die Einfältigen aber unter ihnen traten vor ihn mit beſchmutzten Kleidern. Der König freut ſich über die Klugen und iſt erzürnt über die Einfältigen und ſpricht: Diejenigen, die in reinen Gewändern zur Mahlzeit erſchienen ſind, ſollen ſich hinſetzen und eſſen, und Diejenigen, die nicht in reinen Gewändern zur Mahlzeit erſchienen ſind, ſollen dabei ſtehen und zuſehen.

Die angeführten Proben talmudiſcher Weisheit, die ſich noch durch viele vermehren ließen, werden genügen, um das Vorurtheil gegen den Talmud zu zerſtören. Wenn Anſtößiges im Talmud vorkommt, ſo iſt zu bedenken, daß Anſtößiges auch im Alten Teſtament vorkommt und daß es überhaupt wol keine dem Alterthum angehörende religiöſe Urkunde gibt, die frei wäre von allem Anſtößigen. Die religiöſen Urkunden müſſen nothwendig die Spuren der localen und temporellen Beſchränktheit an ſich tragen, welche die jedesmalige Entwickelungsſtufe des Volks, dem ſie angehören, mit ſich brachte. Um dieſer nationalen und geiſtlichen Beſchränktheiten und Vorurtheile willen hat man aber nicht die ewigen, für alle Menſchen und alle Zeiten gültigen Wahrheiten und Sittenvorſchriften zu verwerfen, die in den alten Denkmälern der welthiſtoriſchen Religionen ſich vorfinden und an denen auch der Talmud nicht arm iſt. Am allerwenigſten aber iſt man berechtigt, aus dem Talmud Gründe gegen die Emancipation der Juden in der Gegenwart zu ſchöpfen. Denn die modernen Juden ſind bekanntlich von den alten ſehr verſchieden. *)

J. F.

*) Ohne im mindeſten die Schlußfolgerungen auf den bürgerlichen und geſellſchaftlichen Zuſtand der Juden, die unſer geehrter Herr Mitarbeiter aus dem moraliſchen Werthe des Talmud herleitet, zu beſtreiten, müſſen wir doch hinzufügen, daß nichts ſprechender, als die angeführten Beiſpiele von der Vortrefflichkeit des Talmud, beweiſt, wie Chriſtus den Schaden des Judenthums doch ſo tief erkannt und überwunden hat. Denn wem entgeht wol in dieſem ſpitzfindigen Moraliſiren der doch rein äußerliche, die Tugend nur wie eine Art *prophylaktiſcher Abwendung des Unglücks* betrachtende Standpunkt einer gemüthlich ſchwerfälligen Behutſamkeit? Die Phariſäer und Schriftgelehrten, gegen die ſich der altjüdiſche, ſchwerbegriffene Sinn Jeſu von Nazareth empörte, lehrten nicht etwa Heuchelei und Selbſtgerechtigkeit, ſondern eben dieſe, in den obigen Talmud-Zuſammenſtellungen vorgetragene Klugheits-, Geſundheits-, Glück- und Wohlergehens-Moral, die aus der ſittlichen Gegebenheit in den göttlichen Willen und die Größe der innern Heiligung eine Art von Knigge-Höflichkeit ſchöner Lebensklugheit gemacht hatte. Voltaire hatte Recht, wenn er die Juden ein unerträglich pfäffiſches Volk nannte. Sie hatten eine Religion, die ihnen deshalb die Philoſophie erſetzte, weil ſie von ihnen geglaubte perſönliche Gott mit der innerſten Natur ihres Denkens, Fühlens und Begehrens ſo innig verwachſen war, daß ſie ihn immerfort gegenwärtig hatten, gegenwärtig bis zu einem mit ihm getriebenen kindiſchen Verkehrtheiten, und ſich in den nächſtenen, auf häuslichen und Familienverhältniſſen, auf Handel und Wandel bezüglichen Dingen des Talmud wie eine Art förmlich kasuiſtiſch brillanter Theorie der Seele und praktiſcher Lebensphiloſophie zu erkennen gab. Die Kunſt, auf jede Frage eine Antwort zu haben, ja noch mehr, zu bereits vorliegenden möglichen Antworten eine Frage zu finden, war die philoſophiſche Kunſt der Juden, und wie ſehr die Anwendung der Religion auf den Sinn des Volks im Großen und Ganzen wirkte, beweiſt die Geſchichte Jeſu, deſſen Gegner kein anderer war, als ſich ſo eben jetzt gezeigten Geiſte der Schrift, dem hebräiſchen Geiſte Gottes- und der Propheten wieder entgegenſtrengen aus dem Text- und Gebetbuch, dem Kirchen- und Schulbuch mit göttlichen Worten und Inſpirationsgeſchichten, wie jenen Talmud überſchwellen, der Jahrhunderte lang bei den Phariſäern ſchon da war, ehe er niedergeſchrieben wurde. Einen guten moraliſchen Kern in vielen religiöſen und moraliſchen Vorſchriften und Anſchauungen wird Niemand abläugnen. Allein ebenſo unverkennbar tragen ſie den Charakter einer Hedrheit an Stelle und vor der höheren Lebensbegeiſterung wollen. Die Verknüpfung des Alten mit der neuen Gottesidee, die Jeſus lehrte, konnten ſie nicht, und waren auch viele Vorſchriften, die das Neue Teſtament enthält, mit denen des Talmud

Berliner Briefe.

XI.

Soll ich denn noch einmal zurückkommen auf das unheimliche Thema der Gefängniſſe? Der Vollſtändigkeit wegen muß ich Ihnen ſchon das berliner Schreckenswort zurufen: Kommen Sie mit auf die Stadtvogtei!

Die Stadtvogtei beſteht aus uralten Gebäuden und neuen Anbauten. Da ſie ein Inquiſitorial iſt und größtentheils nur mit Schmutz behaftetes Geſindel hier aus- und eingeht, ſo ſind auch hier die verſchiedenen Corridore, an welchen zu beiden Seiten die Zellen hinlaufen und in 30 Stationen getheilt ſind, ſowie der Boden der Zelle und die Treppen mit brauner Oelfarbe auf das ſauberſte geſtrichen, was ein ſchnelles Reinigen möglich macht. Da hier häufig Mehre in einer Zelle ſitzen, ſo ſind ſie je nach dem Zweck größer oder kleiner. Das Innere einer Einzelzelle zeigt ein Bettſtelle mit Strohſack und Friesdecke, einen hölzernen Tiſch und Stuhl, ein Handtuch, Seifenlappen und Kamm. Bei jeder Station ſteht auf dem Corridor ein großer mit Wechſeinſatz verſehener Waſchtiſch, neben bei ein Waſſerſtänder. Natürlich wird bei Detinirten höherer Claſſen — ein Fall, der leider nur zu oft vorkommt — auf den Stand Rückſicht genommen; da, wo die Strafſälligkeit nicht erwieſen und die Unterſuchung das Reſultat erſt ergeben muß, werden verſchiedene Erleichterungen gewährt.

Die Strafbeſchäftigung kann infolge der hier herrſchenden ſteten Bewegung nicht mit der Regelmäßigkeit und Strenge, als es in Moabit der Fall iſt, geübt werden. Soviel es ſich aber thun läßt, wird auch darauf gehalten. Wir ſahen auch hier Wolle kämmen und ſpinnen, bei den Frauen Stickereien, Nähereien und Strickereien. Das Publicum ſelbſt bildet hier die Arbeitgeber und wir erfuhren, daß ſogar ganze Ausſtattungen auf Beſtellung hier gefertigt würden. Auf der Knabenſtation ſahen wir eine einfach hergerichtete Schulſtube, wo ihnen für die Zeit ihrer Haft der Unterricht ertheilt wird. Da ſie durchſchnittlich nur kleinere Vergehen abzubüßen haben, ſo dauert die Haft 4 Wochen, 3 Monate bis ein halbes Jahr.

Die im Gebäude befindliche Kapelle iſt nur 100 Perſonen iſt bei großer Einfachheit würdig ausgeſtattet. Ein Geiſtlicher iſt ſpeciell der Anſtalt zugegeben. Das Beamtenperſonal, die Verpflegung, Wäſche u. ſ. w. ſind ähnlich den moabiter Verhältniſſen, doch iſt die Koſt inſofern beſſer, als öfter Fleiſch gegeben wird. Die Kleidung iſt bei der I. Claſſe blau, bei der II. grau, excluſive Derer, wo das Verbrechen noch nicht zugelegt, denen die eigene Kleidung geſtattet iſt.

Beleuchten wir nun den mehrfach ausgeſprochenen Tadel, daß dieſe Häuſer jetzt Luxushäuſer geworden und der Verbrecher es beſſer hat als der arme Handwerker, ſo iſt es ſehr richtig, wenn man erfährt, daß die Ordnung, das warme Eſſen, das gute Brot, die reinliche Kleidung, das ſaubere Bett und die durchwärmten Räume große Vorzüge ſind, deren ſich der bonette Proletarier in dieſer Ausdehnung ſelten erfreut. Wenn man aber zugibt, daß der Verbrecher ein Gegenſtand des ſocialen Intereſſes iſt, wie ſoll man es halten? Vor allem wird die Erhaltung des Geſundheitszuſtandes der Detinirten doch eine der gebietendſten ſein, da ohne deren Erfüllung jede Beſſerung eines Schuldigen wenn nicht ganz unmöglich, doch vollkommen fruchtlos iſt. Da die Humanität des 19. Jahrhunderts ſich die Strafübung zur Pflicht vorgelegt hat, ſo muß ſie derſelbe

[illegible] kommen mögen, [illegible] wohl auch ausnahmsweiſe z. B. in den Vorgerichten, in den Gerichtshäuſern und in einem gewiſſen Sinn den Neuen Zellenbauten eine bedeutend ſtrengere Behandlung und Koſt als in jenen Anſtalten, wo bei nur einige Tage Haftung Perſonen ſitzen.

Man wird uns mit gutem Recht [illegible] Gefängniſſe nicht in ſolchen Gebäuden [illegible] ſondern [illegible] ſondern [illegible] Einrichtungen entſprechen. F. Pfau.

auch in ihrer Tiefe erfaſſen und ſie von ihrer pſychologiſchen wie mediciniſchen Seite betrachten. Daß man daher die weſentlichſte Sorge dahin richtet, gute Luft innerhalb ſo reich bevölkerter Gebäude zu erhalten, daß man Alles thut, was die Reinlichkeit fördert, wie Anſtreichen von Oelfarben, wodurch ohne ſchädliche Ausdünſtung ein feuchtes Aufnehmen täglich ermöglicht wird, daß man an einigen Orten, wie in Ratibor, ſchleiſchen Marmor und Eiſen zum Baumaterial benutzt, das Alles ſind nur Dinge, die nicht von der Seite des Luxus und für die Verbrecher, ſondern von der Logik der Zweckmäßigkeit geboten werden ſind. Daß der ärmere Handwerker und ſeine Familie ſolcher Räumlichkeiten, ſolcher Luft und vielleicht auch ſo guter Nahrung ſich nicht überall erfreut, iſt gewiß eine traurige Wahrheit. Da aber die Gefangenen nicht mehr jenem Elende des 17. Jahrhunderts preisgegeben werden und in unterirdiſchen Gewölben ihr Vergehen in Unthätigkeit, Schmutz und Ungeziefer büßen, ſondern zu Thätigkeit und möglicher moraliſcher Erhebung herangezogen werden ſollen, ſo iſt auch die vom Staate ausgehende und von den Beamten aufgenommene Sorge, ihnen moraliſch wie phyſiſch den Eindruck des beſſern, ſittlichern Lebens durch Anſchauung und Ausübung der Ordnung und Reinlichkeit zu gewähren, eine Nothwendigkeit.

Man blicke aber tiefer. Die Meiſten tragen das Verbot des Stillſchweigens, die angeſtrengte, oft mühſame Arbeit, der Wechſel aller ihrer Gewohnheiten, der Mangel jeglicher Zerſtreuung, das Aufhören aller ſocialen Verhältniſſe des Lebens und der Liebe, dazu die häufigen Beſtrafungen bei dem geringſten Verſehen, die Ausſicht jahrelanger Dauer ihrer Einkerkerung — alle dieſe Factoren ſtelle man der Lage des freien Handwerkers gegenüber. Wie arm er auch ſein mag, wie gering ſeine Koſt und ſchlecht ſeine Wohnung iſt, ſo wird er doch noch Alles, was das Leben zu einem, wenn auch nur relativen Glück macht, voraushaben; das Athmen in freier Luft, zum Theil bei ſeinen Arbeiten, die Ruhe ſeines Innern, den Familienverkehr, die mannichfachen Beziehungen durch Wahl von Freunden und den unabhängigen Gang ſeines Willens. Man wird eingeſtehen, daß alle Vorzüge, die möglicherweiſe der Verbrecher genießt, reichlich aufgewogen werden.

Außerdem wäre es ebenſo unmoraliſch als ungerecht, das Elend der arbeitenden Bevölkerung als Grund zur Einführung eines ſchädlichern Régime für die Gefangenen hinzuſtellen. Wenn das materielle Loos der Verurtheilten beſſer als das vieler ehrlichen Handwerker iſt, ſo bleibt dies ein beklagenswerther Uebelſtand, auf deſſen möglichſte Abſtellung man Bedacht nehmen ſoll, aber nur ſo, daß man die Lage des rechtſchaffenen Arbeiters zu verbeſſern ſtrebe, ohne das Loos des Verurtheilten ihm als Ideal vorzuführen. Ja man muß, wie bedauerlich die Nothwendigkeit auch ſein mag und noch ſo entfernt von aller falſchen Sentimentalität, den Gefangenen ein beſſeres Régime angedeihen laſſen, als ſolches die Aermern aus der arbeitenden Volksclaſſe genießen, wenn anders die Gefängniſſe nicht in Hoſpitäler umgewandelt werden ſollen. Es müſſen Räumlichkeit, Sauberkeit, geſunde Nahrung, Wäſche die Hauptträger ſolcher Anſtalten ſein, denn die phyſiſche Verwahrloſung ſchuf, wo alle Erfahrungen früherer Zeiten gelehrt, nicht nur nicht zur Hebung, ſondern zur moraliſchen Entartung, Bild, Verthierung. Und wenn man anderer Seits die Behauptung aufgeſtellt hat, daß durch die Verbeſſerung des Gefangenenregimes der Verbrecher ermuthigt werde durch die Ausſicht auf ein Wohlleben im Gefängniß, das ihm außerhalb nicht zutheil werde, ſo ermangelt dieſelbe aller tiefern Beobachtung, denn vielfach hat gelehrt und iſt von den bedeutendſten Kennern ſolcher Anſtalten, wie von Aerzten und Philoſophen ausgeſprochen und bethätigt daß dergleichen Reflexionen auf den eigentlichen Verbrecher keinen Einfluß ausüben. Der Gewohnheit beſchäftigt werden eine ſolche Behandlung, auch ein leidlich Intereſſe, ob Theorie die ausgeſprochenſten Anſichten nur etwas auf Augenblicke oder Momente Gültigkeit haben, die oft auch [illegible]

ſtahl gedrängt werden. Aber ſelbſt dieſe werden ſchwerlich das Gefängnißleben um der Koſt oder des Locals willen für ſo verlockend halten. Das tief innerliche Motiv iſt bei Allen die Hoffnung des Gelingens ohne Entdeckung ihrer Unthat.

Der Verbrecher iſt ſeiner innerſten Natur nach mit der ſittlichen Geſellſchaft in offenem Kriege; er hofft, mit ſeiner Kriegsliſt durchzukommen. Im Diebſtahl ſieht er nur eine Wiederherſtellung der Beſitzgleichheit und im Mord eine Befriedigung der Rache, die er gewiſſermaßen ſeinem Schickſal und ſeiner Leidenſchaft zollt. Daher werden die phyſiſchen Schmerzen der Gefangenſchaft und rohe Behandlung ſeine Gefühle ſelten milder ſtimmen, ſondern nur erbittern; durch eine verſtändige, ſtrenge, doch theilnehmende Fürſorge, durch Ordnung und Arbeit aber iſt die Beſſerung der Gefangenen wenn auch ſchwierig, ſo doch nicht mehr unmöglich. „Man iſt", ſagt ein berühmter Schriftſteller dieſes Fachs, *Léon Faucher*, „eines Menſchen zur Hälfte Meiſter, wenn man ſeine Thatkraft beſchäftigt und ermüdet." Wie manche unbändige Natur wird nicht ſchon durch die Disciplin bei Land- und Seetruppen modificirt und geläutert?

Zu ſanguiniſchen Hoffnungen darf man ſich freilich auch darin nicht hingeben, denn daß man die durch lange Gewohnheiten und Erziehung eingewurzelte moraliſche Entartung leichtlich zerſtöre oder gar „den Gefangenen ihre Unſchuld wiedergebe", wie *Victor Hugo* ſagt, das ohne weiteres zu glauben, wäre ein eitler Wahn. Alles was erreicht werden kann, iſt, ihre Charakterformen und ihre Gedankenrichtung durch paſſende Behandlung, durch Arbeit und Gehorſam an Beſcheidenheit und Ergebung zu gewöhnen, durch Religion zu reinigen und zu veredeln, wodurch ſchon viel erreicht und ein neues Leben angebahnt würde, denn Zucht und Ordnung iſt überall, hier aber vorzugsweiſe das weſentlichſte Beſſerungsmittel, und durch ſie iſt eine moraliſche Wiedergeburt überhaupt denkbar. Der generelle Mangel derſelben hat zum Theil den Schlund des Verbrechens ſo tief ausgehöhlt, denn es gibt unter dem gros der Menge mehr unordentliche, leichtſinnige, faule als von Grund aus verderbene Menſchen. In den höhern Claſſen, wo von Kindheit an eine ſorgſamere, nach feinern und ſtrengern Regeln gebildete Erziehung vorherrſcht, wo Gemeinheit und Verworfenheit zu ſchmachvollen Ausnahmen gehören, iſt es anders als da, wo Sittenloſigkeit heimiſch und die Ordnung nicht begriffen oder ein Gegenſtand der Verhöhnung wird; da erſcheinen alle Laſter, deren letzte Aeußerung dann gewöhnlich das Verbrechen ſelbſt iſt. Man kann dieſen in und an ſich beſudelten Naturen nun zwar das Gute begreiflich machen und ſie zwingen, es ſelbſt auszuführen und zu üben, aber ſie dahin zu bringen, das Gute aus Ueberzeugung zu lieben, dazu glauben wir zu viele Lücken in ihrem Ideengange, in dem niedrigen Standpunkt ihrer ſittlichen Entwickelung zu gewahren, als daß wir hoffen dürften, dieſen Mangel auszufüllen. Doch fehlt es nicht an Beiſpielen, wo namentlich junge Verbrecher wie in den Colonien zu Frontevault, Mouza und Mettray, gleich gefährlich Kranken, geheilt worden ſind. Daß die Beſſerung der Gefangenen aber nicht auf gleiche Weiſe bewerkſtelligt wird, verſteht ſich von ſelbſt und es iſt die Aufgabe des Directors, genau zu individualiſiren und durch Arbeit, Belohnung, Strafe und Religion, je nach der Beſchaffenheit des Charakters und Gemüths des Detinirten auf ihn einzuwirken. So, meinen wir, hat die Humanität ſich ein ehrenwerthes Ziel im Beſſerungsweſen der Gefängniſſe und der Gefangenen geſteckt, das anzugreifen viel tiefere Beobachtung als eine flüchtige Beſichtigung und äußere Eindrücke verlangt.

Eine Hauptfrage wäre dann noch die Zukunft des Verbrechers! „Nehmen wir an", ſagt *Bonneville*, ein Criminal- und Rechtsgelehrter, der ſich über dieſen Gegenſtand praktiſch ausgelaſſen, „nehmen wir an, daß die Strafe den Verurtheilten vollkommen gebeſſert hat, daß er aber ſo ſich im Gefängniß an Ordnung, Arbeit und Gottesfurcht gewöhnt und Dinge einſehen gelernt haben, daß das Verbrechen ein verabſcheuungswürdiges Hülfsmittel iſt. Er aber ſo beſchäftigt und weiter in die Geſellſchaft eingetreten, mit was ſolche

Wunsch, als rechtschaffener, ehrbarer Bürger oder ehrbare Frau in ihr zu leben. Mehr kann das Strafregime nicht erwarten und ich will es auch nicht bezweifeln, daß, wenn die Freigelassenen in dieselben Verhältnisse zurückversetzt werden könnten, unter welchen sie sich vor ihrer Verurtheilung befanden, nur Wenige ganz kalten Blutes ihre frühere Laufbahn wieder betreten würden. Aber ganz unabhängig von den ersten Ursachen, welche sie zum Verbrechen getrieben und sie vielleicht auch noch weiter umgeben, findet sich der oder die Freigelassene wieder angesichts neuer, noch viel gefährlicherer Schwierigkeiten, welche gerade in dem Umstande, daß er oder sie **bestraft gewesen**, ihren Ursprung haben. Vor ihrem Verbrechen hatten sie einen Stand, er oder sie arbeitete bei einem Lehrherrn als Handwerker, Ladenmädchen oder als Domestik. Vor ihrem Verbrechen besaßen sie einige Hülfsmittel, deren sich ihre Familie während ihrer Gefangenschaft bedienen konnte, vor ihrem Verbrechen konnten sie erhobenen Hauptes einhergehen und überall mit Vertrauen unter die Zahl der Arbeiter aufgenommen werden — jetzt haben sie nicht allein keine Arbeit, keinen Lehrherrn, sondern sie müssen gesenkten Blicks einherschreiten. Obschon sie der Gesellschaft ihre Schuld durch die erlittene Strafe bezahlt haben, so tragen sie doch auf ihrer Stirn das Brandmal des Verbrechens und der Schande, denn sie bleiben immer »aus dem Zuchthaus Entlassene«. Und doch werden Beide bei ihrem Wiedereintritt in die Gesellschaft Arbeit und Schutz finden müssen, um zu leben und ihre Familie zu erhalten. Aber das ist noch nicht Alles. Die gebesserten Freigelassenen befinden sich bei ihrer Rückkehr zur Freiheit in einem Zustande moralischer Wiedergenesung, während welcher ein Rückfall ebenso leicht als gefährlich ist. Man muß sie demnach zurückhalten, belehren und über die zweckmäßige Verwendung ihres moralischen Vermögens sorgfältig wachen.«

Wozu sollte sich die Verwaltung damit beschäftigen, die Verurtheilten im Innern der Gefängnisse an Arbeit und Rechtschaffenheit zu gewöhnen, wenn die Gesellschaft in ihrem hartnäckigen Widerwillen gegen jene Ersteren diesen die Arbeit wie Rechtschaffenheit unmöglich macht? Und doch ist es so. Der Privatmann schrut sich, solche Gebrandmarkte aufzunehmen, der rechtschaffene Arbeiter will mit einem solchen nicht arbeiten. Es geht den gebesserten Freigelassenen vielfach wie den geheilten Irren. Wenn der Wahnsinnige, der das Irrenhaus gesund verläßt, keinen weitern Schutz erfährt und nur bei Allen Furcht erweckt, so wird er bald unter dem Einfluß derselben Motive der Spielball derselben Verirrungen und von neuem geisteskrank werden. Der Freigelassene sieht in dem mühseligen Kampfe gegen die harte Nothwendigkeit, bei dem tödtlichen Widerwillen, den er einflößt und empfindet, bei den Versuchungen, welche sich ihm darbieten, seine guten Triebe, denen er gehorchte, schnell erlöschen und der Rückfall ist dann, beim Mangel weitern Schutzes, nur das Resultat der Freilassung selbst. In Ermangelung einer Beaufsichtigung, welche ihn leitet, einer Hand, die ihn schützt und der Hülfsmittel, deren er zum Leben bedarf, läßt der Freigelassene an der Schwelle des Gefängnisses, das er verläßt, die Besserung zurück, zu welcher er darin gelangt ist. Das ist der bei weitem häufigere und richtigere Grund, daß die einmal Bestraften ins Gefängniß zurückkehren, als daß sie des Wohllebens wegen sich dahin sehnen.

Um diese Uebelstände zu heben, muß unserer Ansicht die Hauptaufgabe der Verwaltung die sein, dem Verbrecher, der seine Strafe gebüßt hat sich nach Verhältniß zur benommen, die Möglichkeit zu geben, sich in der Gesellschaft zu rehabilitiren und dies muß und kann nur durch Einrichtungen von Schutzgesellschaften für bestrafte und gebesserte Gefangene geschehen, bei deren Wirken wir indessen keineswegs unerwähnt lassen wollen, daß auch hier ein Zuviel der Sorge zu vermeiden ist.

Trotz hinweg von diesen traurigen Bildern! Und um uns zu erquicken, wirklich Lust nicht zu sehen, und darum doch existirt, doch nicht wegzuleugnen ist, zu genießen, farbenschönen, sonnenbeleuchteten, die uns in wohlthuendster Gestalten hinübergeleiten werden.

Zum besten der Weichselüberschwemmten war in den Sälen der Berliner Akademie der Künste eine Ausstellung der seltensten Art eröffnet worden, eine Kunstausstellung von ausschließlich vortrefflichen, in der Mehrzahl sogar von Werken allerersten Ranges und dabei von einer solchen Reichhaltigkeit, daß sie hierin der alle zwei Jahre stattfindenden großen Ausstellung gleichsteht. Zusammengesetzt aus den besten Stücken der Sammlungen des Königs, des königlichen Kupferstichcabinets, des Fräulein von Waldenburg, des Consul Wagner, der Herren Ravené, Decker, Berg, Arnold, Rauch, Gilka, Fränkel, fand man nicht nur des Schönen, sondern auch des Interessanten in überaus reichem Maße.

Wir standen wieder vor Gallait's „Letzten Augenblicken des Grafen Egmont", dem Inhalt einer großen Tragödie. Die tiefste Wirkung ist mit den feinsten Mitteln hier erreicht. Dies Bild, im Besitz des Consul Wagner, ist bekannt durch einen sehr guten Stich. Ein zweites, weniger bekanntes, von demselben Meister: Ein Kapuzinermönch in andächtig-sinnender Stellung — schien uns mehr eine Studie zu sein, steht aber als solche fast auf gleicher Stufe mit dem ersteren.

In schroffstem Gegensatz zu „Egmont" steht in Bezug auf Verwendung von Mitteln die berühmte „Judith" von Horace Vernet, bekannt durch den weitverbreiteten Kupferstich, der aber kaum annäherungsweise den Eindruck wiedergibt, den das Bild selbst macht mit seinen schärfsten, dicht nebeneinander sich drängenden Contrasten, seinen großen dunkeln Blutflecken auf dem glänzend weißen Gewande, mit seinen blaugrauen Fleischtinten im Antlitz. Großes Genie im Verein mit französischem Raffinement hat hier ein Weib geschaffen, eine abstoßende Mischung von begeisterter Heldin und femme perdue... Von Th. Hildebrandt sind die Söhne Eduard's (im Besitz des Fräulein von Waldenburg), von de Keyser eine Mönchsgestalt „Der Giaur" betitelt, nach Byron's Dichtung, meisterhaft gemalt, aber von sehr theatralischem Vortrag und deshalb ohne tiefere Wirkung. Von Begas' früherer Richtung die figurenreiche „Die Bergpredigt", mit vieler Liebe und Sorgfalt, aber sehr wenigen Farben gemalt; von Wilhelm Schadow's besser Zeit zwei Engelsköpfe von ungemein correcter Schönheit, namentlich in der Zeichnung mir besonders interessant. Lessing fand ich durch ein kleines Bild vertreten, „Der Sturm von Ikonium", und durch den Carton zu der Hussitenpredigt, Kaulbach, Cornelius, Vendemann, Robert (die bekannten neapolitanischen Fischer) durch ebenso interessante als meisterhafte Cartons und Federzeichnungen. Von dem in letzter Zeit oft genannten Marterfrieg fand ich zwei Bilder: „Der letzte Gang Thomas Münzer's" und „Die Uebergabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses". Aus des Professor Rauch Sammlung waren drei Copien nach Rafael und Tizian, „Transfiguration", „Heilige Familie" und „Himmelfahrt der Maria" hergegeben; der Name des Malers ist nicht genannt, doch rühren sie jedenfalls von Meisterhand her.

In der Landschaft fand sich Vieles von Hildebrandt, Kalkreuth, Herrenburger, Hoguet, Calame, Schreyer, Lex, Bossuet, Pape, Biechen, Rottmann, Agricola, Leopoldstein, Koqueplan. Magnus' Portrait einer Italienerin schien mir jedenfalls in Italien, also vor vielen Jahren, gemalt. Es erinnert lebhaft an die besten Köpfe von Tizian und anderen venetianischen Meistern und gibt eine ungleich höhere Idee von Magnus' Talent als die ersten französisch blasirten und reizlosen Portraits, die er jetzt malt. Hasenclever gab ein genial gedachtes Portrait des Malers Hilgers in ganzer Figur und in abenteuerlich spanischem Costüme, Franz Jacobs Bronzemann zahlreiche Köpfe, zum Theil in nationalem Costüme, Franz Steinhäuser in Rom eine ungemein schöne „Iphigenia".

Das höhere Genre brachte unter vielem Vortrefflichen zwei mehr Perlen. „Der junge Tizian in dem Zimmer des Notariatsschreibers Nettomo" von Ehret und „Der erwachte Liebende" von Kaiser. Ersteres „Gesellschaftsbild" [illegible] entzückt auf

minniglichen Andenkens, führt uns recht lebhaft wieder den Unterſchied im Denken, Fühlen und Malen zwiſchen jetzt und vor zwanzig Jahren vor die Seele.

Für den nächſten Brief können wir natürlich nichts Anderes in Ausſicht ſtellen als den Namen — Dawiſon.

(Der ſechszehnte Brief in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Die gegenwärtigen Preisſteigerungen.

II.

Eine Ausgleichung der Theuerung liegt in der Preiserhöhung der menſchlichen Arbeit oder, wie man häufiger ſagt, der „Löhne". Der Lohn für die menſchliche Arbeit wechſelt mit der Menge, der Geltung der Circulationsmittel, des Geldes im Allgemeinen; einzelne Ausnahmen nach der beſondern Natur der Arbeit berückſichtigen wir hier nicht. Denn ſo natürlich es iſt, daß z. B. zu einer Zeit, wo für einen halb Bret die Hälfte Deſen gezahlt wurde, was heute erforderlich iſt, auch der Arbeiter nur die Hälfte Deſen erhielt, was ihm jetzt gebührt, ſo wenig wird es auffallen, etwa die Abſchrift eines Buchs im 14. Jahrhundert mit einem Preiſe bezahlt zu ſehen, für den wir heute eine kleine Bibliothek gedruckter Bücher kaufen können. Aber jene Ausgleichung von Preiſen und Löhnen ſtellt ſich nicht ſo raſch her, um nicht, ehe ſie eingetreten, ein gewiſſes Mißverhältniß entſtehen zu laſſen; und eben dieſes Mißverhältniß, in Verbindung mit länger oder kürzer dauernden außerordentlichen Preisſteigerungen der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe, iſt die Quelle unſerer Nothſtände.

Umgekehrt wird vermehrter und erhöhter Verdienſt auch die Conſumtion der Lebensmittel in einem Grade ſteigern, daß die geſteigerte Nachfrage auch die Preiſe jener in die Höhe treiben wird. Man werfe nur einen Blick auf die Quellen des Verdienſtes, wie ſie heute fließen, und um wenige Jahrzehnde zurück. Man braucht nur an den Bau von Eiſenbahnen, von Städten der Induſtrie u. dergl. zu erinnern. Sie haben wir Steigerung der Preiſe, der Löhne, ungemeine Entwickelung jeglicher Induſtrie und aller Verkehrsmittel in einer intereſſanten Wechſelwirkung, die ein Bild der höchſtgeſteigerten menſchlichen Thätigkeit und eine ſolche Maſſe neuer Verhältniſſe gibt, daß wir nur nicht wundern dürfen, wenn nicht ſofort jede Thätigkeit ihren gehörigen Platz erhält und gewiſſe Zeit vergeht, bis die einzelnen Strömungen ſich wieder gleichmäßig und geſichert nebeneinanderhergehen haben.

Der Lauf für alle dieſe Erſcheinungen liegt z. B. auch in der enormen Goldausbeute der letzten Jahrzehnde. Im Jahre 1500 betrug die [illegible] Gold nur 4 Millionen Francs, ſtieg erſt 1550 auf 15 Millionen und im Jahre 1600 auf 55 Millionen. Damals fand ſich gleichfalls ein merkwürdiger Umſchwung in dem Werthe der Waaren, zuerſt nur bei einzelnen Gattungen derſelben, eine Werthſteigerung im Verhältniß von 4 zu 1, deren Verbreitung auf ſämmtliche Preisverhältniſſe endlich auch die wahre Urſache in der Ausbeute der edeln Metalle erkennen ließ. In unſerm Jahrhundert finden wir eine Vermehrung dieſer Ausbeute in dem ähnlichen Verhältniſſe wie von 1550—1600. Von 272 Millionen Francs im Jahre 1800 ſtieg ſie (und zwar vorzugsweiſe die des Goldes) auf 433 Millionen im Jahre 1848, und ſeitdem durch die Entdeckung der Goldſchätze Californiens und Auſtraliens aufs Dreifache. Im Jahre 1853 betrug die Geſammtausbeute 1,291,000,000 Francs; ziemlich gleich im Jahre 1854, welcher Metallreichthum ſich, wie früher ſehr langſam, jetzt infolge der zahlreichen Handelsverbindungen und ungemein beſchleunigten Communicationsmittel ſehr ſchnell über die Erde vertheilt, allenthalben die Thätigkeit weckt und ſo ihren unleugbaren Einfluß auf Production, überhaupt auf Verdienſt und Conſumtion übt. Der Werth der Edelmetalle in ihrem gegenſeitigen Verhältniß wie zum Preiſe aller Dinge richtet ſich nach dem Verhältniß ihrer Production zur Geſammtmaſſe der überhaupt in einer gegebenen Zeit vorhandenen Mengen des einen oder andern von ihnen oder beider zuſammen, d. h. des Geldes. Rechnet man die Geſammtmaſſe der edeln Metalle im Jahre 1849 auf 12 Milliarden, ſo iſt wol nicht zu leugnen, daß ein Zuwachs von 5 Milliarden [illegible] nicht ohne erhebliche Nachwirkung auf die hier angedeuteten Verhältniſſe bleiben konnte.

Eine alte Ausgabe Berlins.

Man hat kürzlich in den Zeitungen geleſen, daß der gründliche Lehrer der Landwirthſchaft, Thaer'ſche Bücher zu Lehrern, einen Ruf nach Zürich angenommen hat.

Es wünſchenswerth es erſcheinen könnte, einen gelehrten Doctor Berhältniſſen entziehen zu ſehen, die ihm nicht zuſagen und [illegible] erſcheinen laſſen, ſo bedauerlich iſt doch eine Verſetzung an einen Ort, der [illegible]

nur der dürftigste Nahrung geben kann. Das Leben des Schweigers, so tüchtig seine unterweisenden Grundlagen sind, hat mit den Anregungen, der es Lichter bedarf, nichts gemein. Wo er dort hinblickt, wird ihm ein praktischer und oft grobsinnlich auf das Unsichtbare gerichteter Sinn begegnen und kann in solcher Lage auch ein reicher Genius aus sich selbst schöpfen, so wäre doch gerade einem solchen schon zu lange in seinen Verhältnissen lebenden Aesthetiker es wünschenswerth, der ewigen Innerschau und aus sich selbst her abstrahirenden Reflexion enthoben zu werden.

Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts war es Sitte, daß Alles, was in Deutschland in seiner Entwickelung Bedeutsamkeit verrieth, nach Berlin verpflanzt wurde und unter den Eindrücken einer großen Stadt sich dem Allgemeinsten ergiebig erwies. So kamen schon unter Friedrich dem Großen bedeutende Kanzelredner, dann Aerzte nach Berlin, später die Philosophen und durch die Gründung der Universität eine Menge bahnbrechender Köpfe aus der gelehrten Welt. Noch geraume Zeit später mochte durch Minister Altenstein der Chorgeist, von Alters, was sich in Deutschland regt, das Vorzüglichste zu gewinnen. Diesen Chorgeist hat der Sinn der Berliner im Großen und Ganzen noch, aber in die offen werdenden Stellen drängen sich die Einheimischen und das Gouvernement frägt bekanntlich jetzt gerne nach dem „guten" oder „schlechten" Geiste der Capacitäten.

Man entsinnt sich des großen Einflusses, den auf die Jugend in seiner bretanner Zeit Steffens und auf Berlin Solger hatte. Ein erfrischendes Element für die berliner Universität müßte eine solche Erwerbung wie die eines Vischer gewesen sein. Er würde wieder die akademische Jugend dem Schönen gewonnen haben, während jetzt in Berlin die Andacteien der Aesthetiker herrschen.

Aber auch Vischer's selbst würde diese Verschmelzung auf die Höhe seiner Entwickelung gebracht haben. Der Aesthetiker der kleinen Stadt ist nicht auf seinem Platze. So wie ein Mann von Vischer's wissenschaftlicher Reichheit und unverbrauchter theoretischer Keuschheit, wie wir sein Denken nennen möchten, auf die laufende Praxis der Akademie und des Atelierd von unberechenbarer Wirkung gewesen sein müßte, ebenso würde Akademie und Atelier, das praktische Schaffen, der Reichthum der Sammlungen, das Kunstbedürfniß der Zeit und des Volks unendlich bereichernd auf den Theoretiker wieder selbst zurückgewirkt haben. Vischer leidet an den Nöthen der kleinen Stadt. Er verweilt zu lange bei Form, weil ihm als gänzlige Entgangen, seine Theorie an der Praxis zu prüfen, ein Zufall scheint. Er schrieb eine Aesthetik, die mit den vorzüglichsten Einzelbemerkungen eine beklagenswerthe Unklarheit in der Hauptsache verbindet, eine Aesthetik, die auf jeder Seite den Stempel eines erst gleichsam im Schreiben sich die Gegenstände zurechtlegenden Selbstaufklärens trägt. Dies Uebermaß theoretischer Ungelenkheit würde ihm die große Stadt genommen haben. Der Masse gegenüber würde er rascher ihre gemeinsamen Kennzeichen ergriffen, den Einzelnen würde er gelernt haben, schneller den richtigen Treffer zu geben. Statt dessen wird diese Fülle von Kenntnissen und Geist, von Wahrheitstrieb, von feinsinnigem Schönheitssinn jetzt nach Zürich versetzt, einem Orte, wo es keine Sammlungen, keine Ateliers, keine Theater, keine Concerte der Art gibt, wie sie einen solchen Mann im Interesse unsers Vaterlandes angezogen hätten.

Ob wol noch je zu hoffen ist, daß die natürliche Rotation der deutschen Geistesentwickelung die originellen und bahnbrechenden Köpfe, zu ihrer eigenen Bildung und zur Bewährung für das Ganze, wie in den Zeiten von 1780 bis fast nach 1840, wieder nach Berlin verpflanzt?

Nach fremder Mittheilung.

Es ist eine traurige Thatsache, daß die Neugewöhnlich dann erst anfängt, wenn wir nichts wieder gutzumachen vermögen.

* *

Durch Mittheilsamkeit legen wir in das Herz unserer Freunde einen Schatz nieder, der uns wie ein wohl angelegtes Capital zugute kommt.

* *

Jede Erfahrung, die dem Einen das Leben bietet, kann dem Andern auch schon begegnet sein. Nur über den Tod gibt es keine Verständigung. Selbst der Arzt kennt ihn nur vom Hörensagen. Das macht das Sterben so leicht oder so furchtbar, je nachdem.

* *

Derjenige Dichter, welcher der Nachwelt angehört, bildet sich erst sein Publicum.

* *

Das Reich der Poesie ist die verklärte Mythe einer noch nicht geschaffenen schönern Welt.

* *

Unsere Sehnsucht will Ewigkeiten, das Schicksal gibt nur Augenblicke.

* *

Wer über seine Seele unumschränkter herrschet, ist über seinen Körper mehr nicht König, doch Mitregent.

* *

Gewiß nennen wir Glück dann erst unser, wenn wir es verloren haben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 43. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Wie ein König auf die Schulen blickt.

Von Dr. W. Häring.

Die Art, wie der alternde Friedrich das Schulwesen in seinem Lande überwachte, hat etwas Rührendes. Es war nicht Phantasie eines königlichen Genius, der Alles besser wissen wollte und sich aus Grille endlich auch auf dieses Fach warf, nachdem er in so vielen andern sich groß gezeigt; es scheint ihm zur wahren Gewissenspflicht mit den Jahren geworden, wie er seiner Zeit und den Geschlechtern, die mit ihm gelebt, vorangeleuchtet, auch für Licht für die, die nach ihm leben sollten, zu sorgen. Es konnte ja nach seinem Tode dunkel werden! Er hatte seinen Degen eingesteckt, auf Siege rechnete er nicht mehr, er hatte deren genug, er wollte in seinem Volke die Siege, die sein Geist errungen, besiegeln, festmachen. Er trat darin so sicher und eigenthümlich auf wie in allen seinen Handlungen. In jedem Wort, das er sprach, in jedem hingespritzten Federzuge ist es sein Geist, der in die Weite schaut und in die Tiefe dringt, aber zugleich nur zu oft erkennen läßt, daß er mit dem innern Bildungsgange, welchen inzwischen sein deutsches Volk zurückgelegt, nicht vertraut geblieben. Was schadet das! Seine Intentionen leuchten um so klarer heraus, als der Ausdruck alles Dessen entbehrt, was die Sinne bestechen, ihnen schmeicheln könnte. Licht, Wahrheit seinem Volke! Das war sein aufrichtiger Wille, es war ihm Bedürfniß, Drang des Gewissens. Wer alle die Momente aus seinen letzten Lebenszeiten verfolgt, in denen dieser Wille sich ausspricht, mag vielleicht lächeln, daß auch ein Geist wie der eines Friedrich in den Mitteln und Wegen irren konnte, aber den heiligen Ernst des alten Mannes muß er ehrfurchtsvoll bewundern und den Verdacht, den man in anderer Zeit aussprach, als schlaue Verunglimpfung fortweisen, daß auch ein Friedrich mit dem Gedanken gelebt und gestorben: Après moi le déluge.

Seine eigenhändige Cabinetsordre aus Potsdam vom 5. September 1779 an den Staatsminister Freiherrn von Zedlitz ist dafür ein schlagender Beweis. Sie ist nicht unbekannt, sollte aber von Jahr zu Jahr, namentlich jetzt wieder, abgedruckt werden, zur Mahnung für Jung und Alt, wie ein preußischer König, und am Ende jedes Lebens, warm, eifrig für das Wohl, den Unterricht, die Bildung der kommenden Generation dachte, wie seine Sorge bis ins kleinste Detail eindrang. Auch stilistisch ist sie merkwürdig

Aus den Wiederholungen der Gedanken, die ihn besonders interessirten, geht hervor, daß er sie in einem raschen Impuls auf das Papier warf, daß er sie schwerlich überlesen hat, ehe sie an den Minister abging; es war mehr ein Werk des Herzens als eine Ausarbeitung des Verstandes und, wenn nichts Anderes, ein Beweis dafür, daß der greise König, wenn er auch bisweilen müde ward, über Sklaven zu regieren, doch nicht gleichgültig ward gegen die Würde und den Werth des Menschen.

Wir lächeln vielleicht, wenn wir die ängstliche Sorge sehen, die er sich um die Rhetorik gab und immer wieder den Quinctilian als das beste Muster empfahl, um den Jünglingen die Beredtsamkeit beizubringen, und wenn er bedauert, daß die Logik so schlecht gelehrt werde, da sie doch eine vorzügliche und höchst nothwendige Sache sei, die ein jeder Mensch in jedem Stande wissen müsse, und daß sie das erste Fundament bei der Erziehung junger Leute sein sollte, weil „wer zum besten raisonnirt, immer weiter kommen wird als Einer, der falsche conséquences zieht". An wem liegt aber die Schuld, wenn der große König kein anderes Mittel sah als Logik und Rhetorik, die Menschen, wie er sie fand, über sich selbst zu erheben? Der Elementarunterricht erschien ihm als der wichtigste: „Die ersten Schulen sind immer schuld dran, wenn die jungen Leute nichts lernen." Darin mit Napoleon eines Sinns, daß „die guten autores alle ins teutsche übersetzt werden müßten, damit die jungen Leute eine idée davon kriegen, was es eigentlich ist, sonsten lernen sie die Worte wohl, aber die Sache nicht", verlangte er doch, daß die Gymnasiasten die alten Sprachen erlernen müßten: „Lateinisch müssen die jungen Leute auch absolut lernen, davon gehe ich nicht ab, es muß nur darauf raffiniret werden auf die leichteste und beste Methode, wie es den jungen Leuten am leichtesten beizubringen; wenn sie auch Kaufleute werden, oder sich zu was anderen widmen, wie es auf das génie immer ankommt, so ist ihnen das doch allezeit nützlich, und kommt schon eine Zeit, wo sie es nützlich anwenden können."

Während man jetzt anfängt, die Geschichte für ein bedenkliches Studium zu erklären und in manchen Militäranstalten eine besonders redigirte Geschichte einführen möchte, spricht sich Friedrich in ganz anderer Weise aus: „Vor junge Leute, die Officiers werden, ist die historie nöthig, auch für andere Leute, und zwar muß solche gleich zum Anfang gelehrt werden. — — Bei den alten Zeiten muß man nicht zu lang sich aufhalten, doch so, daß sie eine Kenntniß der alten Geschichte kriegen: Aber in den neuern Zeiten, da muß man schon etwas genauer damit umgehen, damit die jungen Leute solche gründlich kennen lernen, und das geht auch spielend an." Eine allgemeine und eine gründliche Kenntniß der Historie foderte der Kriegsherr und fürchtete nicht, daß weder das Eine noch das Andere der Disciplin schaden werde.

Dann summirt er noch einmal seine Vorschläge, die Regeln werden sollen: „Und was die Philosophie betrifft, die muß von keinem Geistlichen gelehret werden, sondern von Weltlichen: sonsten ist es ebenso, als wenn ein Jurist einem Officier die Kriegskunst lehren solle: Er muß aber alle Systems mit den jungen Leuten durchgehen, und durchaus keine neuen machen: Von der Metaphysik müssen sie auch was durchgehen: Aber vom Griechischen und Lateinischen gehe ich durchaus nicht ab bei dem Unterricht in den Schulen: Und die Logik ist das allervernünftigste, denn ein jeder Bauer muß seine Sachen überlegen, und wenn ein Jeder richtig dächte, das wäre sehr gut."

In welcher Art er befahl, daß die Schulmeister auf dem Lande den jungen Leuten Religion und Moral lehrten, und daß sie ja nicht davon abgehen möchten, damit die Leute bei ihrer Religion hübsch bleiben, und welche Religion er für die beste erklärte, ist weitbekannt, sowie der Schlußsatz: „Darum müssen die Schulmeister sich Mühe geben, daß die Leute attachement zur religion behalten, und sie so weit bringen, daß sie nicht Stehlen und morden. Diebereien werden doch nicht aufhören, das liegt in der Menschlichen

Natur: denn natürlicher Weise iſt alles Volk diebiſch, auch andere Leute, und ſolche, die bei den Cassen ſind und ſonſt Gelegenheit dazu haben."

Die Schulmeiſter in ſeinem Lande genügten ihm nicht, er hatte beobachtet, daß im Altenburgiſchen eine gute Erziehung ſei: „Die Leute ſind da alle ſo ordentlich und vernünftig; Wen man von daher könnte Schulmeiſter kriegen, die nicht ſo theuer wären, ſo würde das ſehr gut ſeyn: Ihr werdet ſehen, wie das zu machen ſtehet: ſonſten iſt es auf dem platten Lande genug, wenn ſie ein bißgen leſen und ſchreiben lernen, wiſſen ſie aber zu viel, ſo laufen ſie in die Städte, und wollen Secretairs und ſo was werden: deßhalb muß man auf'm platten Lande den Unterricht der jungen Leute ſo einrichten, daß ſie das nothwendige, was zu ihrem Wißen nöthig iſt, lernen, aber auch in der Art, daß die Leute nicht aus den Dörfern weglaufen, ſondern hübſch da bleiben."

So ſorgt Friedrich's Geiſt nach allen Seiten hin für Alles: zuerſt, daß die künftige Generation richtig denken lerne, daß ſie ſich richtig und geſchickt auszudrücken wiſſe — er kennt die Furcht nicht, daß ſie einmal zu ſcharf denken, zu kühn ſprechen könne. Sie ſoll die allgemeine Weltgeſchichte lernen, die des Vaterlandes und der Neuzeit ſtudirt haben; ſie ſoll auch die Alten kennen, einen Ueberblick ihres Wiſſens und Thuns gewinnen, wozu Ueberſetzungen und Bearbeitungen ausreichen; ſie ſoll ſich aber auf dieſe Vermittelungen nicht verlaſſen, ſondern ſelbſt die alten Claſſiker in der Urſprache leſen lernen, um ein eigenes Urtheil zu fällen. Auch von ſeinen Offizieren verlangt er es. Er läßt der Philoſophie ihr volles Recht, nur ſollen die Lehrer die Bildung von Syſtemen den Philoſophen überlaſſen und ſich damit begnügen, den Schülern die Syſteme vorzutragen, welche ſchon hiſtoriſche Geltung erlangt haben. Aber auch die religiöſen Gefühle und Anſchauungen ſollen gepflegt und erhalten werden, wenn auch nur, um die Bekehrungswuth und die Religionsmacherei zu verhindern, und — nur bei den jungen Leuten — auf dem Lande? Auch der größte Geiſt zollt ſeiner Zeit! Aber der weithinblickende Genius iſt hier, wie überall, zugleich der vorſorgliche Oekonom. Er beruhigt die Herren auf dem Lande, wenn ſie etwa Furcht hätten vor einer geiſtigen Emancipation ihrer Unterthanen; das ländliche Proletariat, und die Bauernſöhne auch, müſſen ſich genügen laſſen mit „ein bißgen ſchreiben und leſen". Und wenn er gute Schulmeiſter vom Auslande beziehen will, beruhigt er ſeine Landeskinder durch die Verſicherung, daß er nicht viel für ſie geben will; der Miniſter ſoll nur dann unter ihnen werben, wenn ſie nicht theuer ſind.

Der König hatte eine beſondere Vorliebe für das von ſeinen Vorfahren geſtiftete Joachimsthalſche Gymnaſium. Jenes berühmte Reſcript erwähnt daſſelbe ganz ſpeciell und gibt Winke, wie es dort zu halten ſei. Es hatte in Meierotto einen ebenſo berühmt gewordenen Director gewonnen, einen Mann, der, bei tiefer Gelehrſamkeit, unerſchütterlichem Charakter und wahrer Religioſität, vom Geiſt jener Humanität durchdrungen war, deren Pfleger und Förderer Friedrich in ſeinem Staat ſein wollte. Meierotto hatte das Gymnaſium aus dem Schlamm des tiefſten Verfalls durch energiſche Leitung gerettet; aber er waltete nicht als pedantiſcher Schuldespot, ſondern in dem freien Geiſte, der die Selbſtthätigkeit der Schüler aufruft und ſie zu Richtern in ihren eigenen Handlungen beſtellt. Obgleich ſelbſt ein ausgezeichneter Lateiner, förderte er doch alle Humaniora, namentlich die Naturwiſſenſchaften, und ſein Umgang, ja ſchon ſeine Erſcheinung wirkte wunderbar auf die Jünglinge, woran noch ſo mancher heute zu ſprechen weiß, denn die Mehrzahl der ausgezeichneten Männer des preußiſchen Staats und ſeiner größten Zeit ſind aus ſeinem Unterricht, ſeiner Erziehung hervorgegangen. Es wird darauf an andern Orten ein Rückblick geworfen werden. Meierotto war, ohne genannt zu werden, ein Mitſchöpfer des Unterrichtsſyſtems, welches der große Friedrich einführte, denn ſein hellblickender, thätiger Miniſter, der Freiherr von Zedlitz, ging ihm bei faſt allen Erlaſſen zurathe, ſo auch nach neuen Reſcript, und wenn nicht Alles zur Wirklichkeit gedieh, was der große König wollte

und seine rechtlichen Diener auszuführen eifrig bestrebt waren, so lag die Schuld meistens an der Oekonomie, an welcher Friedrich, trotz seines großen Gedankenflugs, mit dem Eigensinn eines großen Mannes hing.

Der König, der schon längst den berühmten Schulmann persönlich kennen zu lernen gewünscht, ließ ihn endlich, nachdem Verschiedenes dazwischengetreten war, am 22 Januar 1783 zu sich kommen. Merian, der ihn vorstellte, sollte gewissermaßen den Dolmetsch machen, als aber Meierotto einmal im Gespräch selbst geläufig Französisch einfiel, ward die Unterhaltung in des Monarchen Lieblingssprache um so lebendiger fortgesetzt. Berichte über dieses Gespräch sind vielfach im Druck erschienen, es ist nur zu bedauern, daß in Meierotto's Nachlaß sich eine Protestation dagegen gefunden, sodaß man nicht ganz sicher ist, ob Alles, was in den Berichten Friedrich in den Mund gelegt worden, wirklich von ihm ausging. Wo alle diese Mittheilungen wieder übereinstimmen, darf man indessen annehmen, daß es sich wirklich so verhalten hat. Und wir finden wieder die Grundzüge, die Friedrich in jenem Reskript ausgesprochen: Das kommende Geschlecht sollte denken und reden lernen. Wieder empfahl er aufs dringendste den Quinctilian und den von ihm so besonders geschätzten Cicero, dessen „De officiis" zu übersetzen er schon früher, wie man weiß, dem Philosophen Garve zur Gewissenspflicht gemacht hatte. Er freute sich, von Meierotto zu hören, daß er Schüler auf dem Joachimsthal habe, die wol im Stande wären, eine freie Rede über ein aufgegebenes Thema zu halten. Der 71jährige König gerieth so in Eifer, daß er versprach, die Probe solle in seiner Gegenwart gemacht werden. Sie unterblieb; ein König Friedrich hatte der Sorgen und Aufgaben zu viele, auch in den Jahren noch, wo Andere ausruhen dürfen, als um die Exercitien von Gymnasiasten zu überhören. Aber wo sind die Könige, die an ihrem Lebensende so mit Jugendfrische darauf ihre Gedanken richten, oder welche Gedanken schwebten Friedrich über die Zukunft seines Volks vor, wenn er dem Director aufs dringendste empfahl: Die Beredtsamkeit auf das fleißigste mit seinen Schülern zu betreiben, indem Deutschland durchaus noch keine großen Redner aufstellen könne? Oder sah sein ahnender Geist eine Zukunft voraus, wo sein Preußen der Redner, wo es der Cicero bedürfen werde, um gegen die Verres, in welcher Gestalt sie auch auftraten, zu donnern? „Denn die Ciceronischen Reden gegen den Verres" hob der König als das Muster einer großartigen, edeln und patriotischen Redekunst hervor.

Als das Gespräch auf die deutsche Literatur sich wandte, zeigte Friedrich, wie Meierotto im Brief an einen Freund sich darüber ausdrückt, sein schwer zu bekämpfendes Königsherz. Hier war es, wo er von dem Herzog von Weimar „mit seinem Goethe" sprach. Daß er Goethe'n nicht sehr zu schätzen geschienen, daß er Wieland's in aller Hinsicht großes Verdienst um die Bildung des Geschmacks und der deutschen Literatur belobt und erklärt, die „Meisiade" sei kein Gegenstand für ein Heldengericht, weiß man aus den Berichten über diese Unterhaltung. Es ist wahrscheinlich, daß der König, wenn einmal das Gespräch darauf kam, sich so geäußert; mit Vorsicht muß es indeß hingenommen werden, denn wenigstens die Färbung des Berichts rührt nicht von Meierotto, sondern von Dem her, welcher die Unterhaltung für den Druck niederschrieb.

Daß der König sich gegen Meierotto geäußert, indem er ihm auf die Schulter klopfte: die Erziehung in Berlin tauge nichts, er werde Mühe haben, den Jungen Wissenschaft beizubringen, man ziehe die Kinder zu weichlich, meistens französisch auf, was weder den Verstand noch das Herz bilde, — das Alles klingt apokryphisch und, wenn man Meierotto's hinterlassene Schrift dazu nimmt, eher wie das Epigramm eines berlinischen Schriftstellers aus jener Zeit auf seine Landsleute, der aus einem hingeworfenen königlichen Worte einen Sinn gezogen, der zu seinem Zweck oder seiner Laune paßte.

Die Unterhaltung dauerte beiden Männern, obgleich sie unterhalb Stunden währte,

wie wenige Minuten vorbeigestrichen zu sein; mit solcher Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit führte sie der 71jährige Fürst, dessen jugendlicher Witz, äußerte Meierotto nachmals, jüngere Leute beleben und aufmuntern könne.

Für Meierotto bedurfte es der Schlußworte nicht, mit denen Friedrich ihn entließ, aber ehrend sind sie für einen König, der auf solcher Höhe stand: „Denke Er, mein lieber Professor, daß Er für die ihm untergebene Jugend mehr ein bessernder Vater, als ein steter Lobredner ihres Fleißes und ihrer guten Handlungen sein muß."

Voraus gingen die Worte, die er an Merian und Meierotto zugleich richtete: „So lange er noch regiere, solle Unwissenheit und Barbarei in seinen Landen nicht wieder einreißen."

Sie könnten prophetisch klingen, wenn der König nicht sofort das Motiv hinzugesetzt hätte: „Er wolle alle seine Kräfte dahin verwenden, daß die Gelehrsamkeit in seinem Reiche nicht wieder zurücksinken solle, wie jetzt in Frankreich, das, nach dem Tode einiger großen Männer, für die Wissenschaften nichts mehr leiste."

Wenn ein Berichterstatter jener Zeit über den Vorgang ausruft: „O bewunderungswürdige Erscheinung für unser Jahrhundert, einen Monarchen auf dem Throne zu sehen, der das ganze Feld der Wissenschaften mit dem nämlichen durchdringenden Blick übersieht, als er das Schlachtfeld und das Feld der Regierung überschaut!" so möchten wir hinzusetzen: sie war es nicht für sein, sie ist es für alle Jahrhunderte.

Auch die Sonne hat Flecken, auch der größte Denker mag falsche Schlüsse ziehen. Daß Friedrich's Wille auch im Erziehungswerke nicht überall zur Ausführung gedieh, daran ist aber nebenher auch ein anderer Umstand schuld. Preußen ist verhältnißmäßig ein armer Staat, war es zu Friedrich's Zeiten noch mehr; seine Regierung muß ihre Mittel zurath halten. Darin ändert ein Genie nichts; es kann weder die Sonne wärmer scheinen noch den Boden fetter machen, und unter Friedrich's Wirken darf man auch Das nicht vergessen, daß er, stets besonnenen Anblicks auf die Dinge wie sie sind, seine Unterthanen von Speculationen abhielt, die in den Verhältnissen keinen nachhaltigen Grund und Boden hatten, während er ihnen in Unternehmungen, die ihm paßten, voranging und die Wege zeigte, leider nur zu oft ohne Nachfolge. Aber er kargte auch in Dingen, wo er mit königlicher Freigebigkeit hätte in den Beutel greifen sollen. Es war nicht allein seine Politik, seine Armee, die Repräsentation in vielen Dingen, von seiner Stellung gegen das übrige Europa geboten, was ihn zur Sparsamkeit nöthigte, sondern sein Argwohn. Er hatte die Menschen in ihrer Erbärmlichkeit und Schlechtigkeit kennen gelernt, und wie er einem Volk die diebische Natur als etwas Angeborenes betrachtete, konnten auch leuchtende Beispiele von Uneigennützigkeit und Heroismus unter seinen Dienern den verhärteten Wahn, daß er überall betrogen werde, nicht aus seinem Herzen tilgen. Wenn er ihnen aufs knappste zumaß, war er des stillen, traurigen Glaubens, die Leute würden sich schon selbst helfen.

So mußte Meierotto, trotz seines Rufs, seiner von allen Seiten anerkannten Verdienste und der Gnade des Königs, bis zu dessen Tode bei dem schmalen Gehalte seiner ersten Professur verbleiben, obgleich sein Wirkungskreis als Director und sein Einfluß beim Minister ihn zu einem bedeutenden Mann gemacht, der, was er ernstlich wollte, durchsetzte, nur nicht die Vervollständigung seines Gehalts! Es fehlte stets an disponiblem Fonds. Als er endlich dringend beim König eingekommen war, ihm nicht länger Das zu entziehen, was ihm rechtlich zukam, erhielt er schon am folgenden Tage die Cabinetsordre, welche, so merkwürdig sie ist, den Friedrich, wie wir ihn kennen, doch so ganz charakterisirt:

„Hochgelahrter, lieber Getreuer! Nach Meiner Euch bisher zugesicherten Beleidungsanlage, der Gelegenheit, kann ich Euch nicht bergen, daß Eure anderweiten Beschwerden über deren Ausbleiben von gestern, Mich befremdet haben. Ich hätte Euch mehr Welt, Lesenntniß und Erfahrung zugetraut. Diese muß Euch nothwendig überzeugen, daß sich der

gleichen Zulagen, von einem Tag zum Andern, ohnmöglich thun laſſen, ſondern vielmehr jedermann, von welchem Stand er auch ſein mag, ſolche geduldig abwarten muß. Hierzu fodert auch Euch hiermit nochmals auf; Euer gnädiger König

Potsdam, den 13. Januar 1780. Friedrich.

(In nächſter Nummer: Wie man von unten auf die Schulen blickt.)

Berliner Briefe.

XVI.

Laſſen Sie mich über das Thema: Bogumil Dawiſon in Berlin in den Anſichten zweier Freunde, A. und B., berichten.

A.

Die Gaſtſpiele Bogumil Dawiſon's in Berlin haben ein bedeutungsvolles Nachzittern ihrer großen, Viele beunruhigenden, die Meiſten erhebenden, und die Möglichkeit einer neuen Zukunft der dramatiſchen Kunſt verbürgenden Eindrücke in der reflexionsvollen Spreeſtadt hinterlaſſen.

Der in Manier, Gewohnheit und Dünkel verknöcherte Egoismus der meiſten Theaterzuſtände hat lange keinen ſo ſtarken Schlag erhalten als durch dieſe kühnen, raſchen, wie im Fluge aufgepflanzten Siege eines Künſtlers, dem man nichts Größeres nachſagen kann, als daß er nicht ſich ſelbſt, ſondern nur die Dichtung und den Dichter, nicht das Effectvollſte und den Vorurtheilen und Traditionen Schmeichelnde, ſondern nur das Wahrſte und Natürlichſte, auf der Scene und in den von ihm verkörperten Geſtalten will. Aber auch der gute, beſtändig entwicklungsfähige Kern des berliner Publicums und des berliner Kunſtlebens hat ſich dem mächtig zündenden Gaſtſpiel Dawiſon's geöffnet, und es iſt eine Saat ausgeſtreut worden, die, wenn Luft und Sonne ihr günſtig ſein könnten, hier mit einem neuen Leben aufgehen und darin ſo manche Aſtergebilde der Kunſt und Berühmtheit, ſo manchen gedankenloſen Schlendrian zugrunde gehen laſſen würde. Es iſt möglich, daß man den hinterbliebenen Eindruck der Dawiſon'ſchen Geſtalten ſich nicht nur ſtreitig machen, ſondern ihn auch auf der Stelle wieder verſchütten wird durch eine neue Proclamation des Geſetzes der Mittelmäßigkeit und durch das Wiederaufpflanzen der alten Invalidenfahne, unter der man ſich doch einmal ſo ſüßen und bequemen Illuſionen hingegeben hat. Aber dies würde nur beweiſen, daß Berlin auf dieſem Punkt nicht mehr zu helfen iſt, während auf der andern Seite die reine Begeiſterung, welche Dawiſon hier in allen Schichten des Publicums für ſich entzündet hat, und die von ihm ausgegangene neue Hinwendung zu den höchſten Aufgaben und Idealen der Kunſt, der Erhebungsfähigkeit des berliner Geſchmacks das glänzendſte Zeugniß ausſtellten.

Das claſſiſche Repertoire iſt vor allem durch Dawiſon zu einer Wahrheit geworden und hat unter ſeinen Händen wieder das volle bedeutſame Leben angenommen, dem ſich hier zum Theil andere Zwecke und Rückſichten angekränkelt haben und das auch durch die Lückenhaftigkeit unſers darſtellenden Perſonals nicht immer zu ſeinem vollſtändigen Recht zu gelangen vermag. Wenn die königliche Bühne in Berlin die Darſtellung der großen claſſiſchen Meiſterwerke faſt zu ihrer täglichen Nahrung gemacht hat und darin eigentlich mehr thut, als der künſtleriſche Haushalt eines Theaters zu thun vermag und thun ſollte, ſo iſt dabei, wie allbekannt, nicht blos die Souveränetät des claſſiſchen Geſchmacks im Spiele geweſen. Es ſollte dadurch zugleich auf eine Weiſe, die ſich über jede Anfechtung erhaben findet, die innere productive ſonſtige Armuth des berliner Repertoire verdeckt werden. In dieſe Zuſtände trat Dawiſon mit ſeiner friſchen Kraft, mit ſeiner neuen urſprünglichen Auffaſſung, mit ſeinem auf die echte Wirklichkeit der Menſchendarſtellung gehenden, von keinem künſtlichen und reflectirten Naturalgriff gefangenen Streben.

Mit seiner unabhängigen und durchaus auf sich selbst gestützten Gestaltungsmacht entrollte er von neuem die großen Charakterbilder Shakspeare's, Goethe's, Schiller's und Lessing's, und zeigte frische, hier noch nicht gekannte Quellen für dieselben auf, indem er so manche traditionelle Auffassung siegreich durchbrach, seine neuen Gestaltungen aus einer neuen Einkehr in das innerste Wesen der Dichtung schöpfte und dadurch auch die productive Fortbildung der deutschen Schauspielkunst selbst in das überraschendste Licht rückte. Ebenso hoch als seine Leistungen müssen wir darum auch die Anregungen schätzen, die von ihm ausgingen und welche weit über die Räume und Beziehungen des Theaters hinausgedrungen sind. Die ganze berliner Conversation, die im heißen Sommer noch leichter als sonst einer natürlichen Versandung unterliegt, belebte und erfrischte sich wieder einmal in ihrem Grundwesen, man debattirte in allen Kreisen über die Ideen und Probleme der großen Dramatiker, als wenn diese uns zum ersten mal nahe getreten wären und als ob Berlin nicht die Runzel der altgewordenen und überlebten Reflexion, sondern das Zeichen einer noch strebsamen und schwungvollen Jugend an seiner Stirn trüge.

Der Rollencyklus, in welchem Dawison in Berlin auftrat, umfaßte Carlos im „Clavigo", Hamlet, Othello, Mephistopheles, Marc Anton, Franz Moor, Marinelli und vom Neuesten Bonjour. Eine ganz genau eingehende Analyse dieser Darstellungen zu geben, würde für die heutige Schauspielkunst von dem wesentlichsten und förderlichsten Interesse sein und zum Theil die Grundaufgaben derselben zu einer ganz neuen Erörterung und Beleuchtung führen. Aber es gehört dazu ein längeres Unternehmen, als wir mit diesen Zeilen verbinden können, in denen wir nur im Ganzen und Großen die eigenthümlichen Wirkungen, in denen sich Dawison als darstellender und schaffender Genius offenbart, zu bezeichnen gedachten. Die Verzichtleistung auf die Einzelanalyse scheint uns aber noch um so dringender, wenigstens von hier aus geboten, als dazu eine längere und zusammenhängendere Beobachtung nicht nur des Spiels, sondern der auch dabei sich ergebenden Varianten gehört. Denn wenn auch die Vollendung der Dawison'schen Gebilde zugleich eine gewisse Abgeschlossenheit in sich trägt, so zeigte sich doch schon in dem engen Umkreis des Gastspiels bei Wiederholung derselben Rollen, daß der Künstler, bei allem ideellen und technischen Feststehen des von ihm geschaffenen Typus, doch jedesmal in eine neue schöpferische Stimmung geräth und einzelne Momente nicht unwesentlich umgestaltet und nach Eingebung und Bedürfniß des Augenblicks anders greift. Obwol es schon alle Hauptsachen hinlänglich darthun, so würde es doch auch noch besonders diese Nebensache beweisen, daß Dawison ein schaffender, im innersten Zusammenhange seiner Natur producirender Künstler ist, der seine Mittel nicht als fertig abgerichtete Instrumente, sondern als unerschöpflich lebendigen Ausdruck geistiger Anschauungen und Stimmungen gebraucht.

Es ist wahr, wenn man die feingeschlossene, durchsichtige Technik betrachtet, mit der Dawison seine Charakterdarstellungen zeichnet und abrundet und die denselben zugleich eine so unnachahmliche Leichtigkeit und Grazie verleiht, könnte man einen Augenblick auf den Gedanken kommen, daß die Alles glatt und spielend überwindende Virtuosität daran mehr Antheil habe als die aus der Tiefe der Seele und der Leidenschaft schöpfende und schaffende Zeugungskraft. Aber diese Technik des Virtuosen gehorcht bei Dawison einem starken, mächtigen Schöpferwillen, der seine Instrumente erst auf dem Grunde einer tiefdurchdachten Conception in Bewegung treten und arbeiten läßt und stets einer strengen Einheit der Composition zustrebt, die er aus einer planmäßigen ideellen Gliederung seiner Aufgabe gewinnt. Es ist dies zugleich der harmonische Realismus in Dawison's Spiel, der für den oberflächlichen Zuschauer nur wie eine brillante und rasch zusammengefügte Aeußerlichkeit aussehen kann, der aber am allerweisten ein Product des durchdringenden und schaffenden Gedankens ist und sich so sicher und in allen lebendigen Adern zum Bilde gestaltet hat, weil er in die innerste Zeugungsstätte der Dichtung selbst sich versenkte. Den Ver-

linern ist am meisten aufgefallen, daß Davison Alles so leicht genommen hat, und dies ist ebenso charakteristisch für Berlin wie für Davison! Dies Leichtspielen besteht aber nicht in dem charakterlosen Hinweggleiten über Schwierigkeiten, die zu den traditionellen Problemen der Schauspielkunst gehören und an welche andere Darsteller von jeher soviel Grübelei und Anstrengung verschwendet haben. In der letztern Beziehung hat Davison allerdings manche auffällige Neuerung in die hergebrachten Charaktertypen gebracht. Sein Hamlet kehrt nicht blos die auf der Hochschule in Wittenberg ihm angekränkelte Metaphysik als monotonen und schwerbelastenden Grundzug des Charakters heraus; der Künstler gibt in ihm zugleich den mit dem Talent der Intrigue ausgestatteten, alle Weltformen leicht durchdringenden und beherrschenden Prinzen und Hofmann, der mit der Allbeweglichkeit, in die er sich versetzt, doch immer den richtigen Moment der That verfehlt. Auf diesem Wege wird auch der berühmte Monolog „Sein oder Nichtsein", der sonst zum metaphysischen Schwerpunkt der ganzen Rolle gemacht zu werden pflegt, mehr als ein dramatischer Moment in den Fortgang der Handlung hinübergezogen, worüber sich freilich noch in manchem Betracht rechten ließe. Dieselbe im menschlich Realen sich bewegende Leichtigkeit hat Davison nach seiner Gestaltung des Mephistopheles gegeben, durch welche er unseres Erachtens dem Gedankenbilde des Dichters nähergetreten und treuer geblieben ist als alle berühmten Darsteller, die ihm in dieser Rolle vorangegangen. Das Erscheinen des Teufels in diesem Rahmen, welches die menschliche Verkörperung an sich schon bedingt, weist die materiell diabolischen Verzerrungen zurück, mit denen zuletzt noch Seydelmann alle Effekte des überlieferten Volksteufels festhalten zu müssen glaubte. Die Davison'sche Figuration, elegant und social ebenbürtig in allen ihren Formen, gibt dem verneinenden Geist den glänzenden Schein zurück, in den er, der zugleich der Meister der Sinne und der Berückung ist, sich vorzugsweise kleidet. Diesen Typus, der ohne Zweifel der richtigste und wirksamste ist, hat er in gewissen entscheidenden Momenten sich zum ernst Dämonischen zu steigern, und hier dürfte der Künstler seine Wirkungen vielleicht noch zu verstärken und mächtiger zu concentriren haben, obwol ihm die hohe Stimmlage seines Organs dabei manche Schwierigkeiten zu bereiten scheint. Das rein Abscheuliche von der künstlerischen Darstellung auszuschließen und es im Zusammenhange eines einheitlichen Charakterbildes auf menschliche Motive zurückzustellen, ist das Princip, nach welchem Davison auch den Franz Moor in einer den bisher festgehaltenen Typus wesentlich läuternden Umgestaltung gegeben. Dieser Charakter gliedert sich ihm in zwei Theilen, worin er ihn zuerst ohne alle grelle Zeichnung nur in der tückischen Gewohnheit eines verbrecherisch geborenen Naturell sich bewegen läßt. Dann aber nimmt er ihn im Moment seines innern Zusammensinkens, bei der Ernte seiner Thaten mit einem gewaltigen dämonischen Schwunge auf und entwirft ein Meisterbild criminieller Psychologie, unter Nüancen und Tönen, wie man kaum glaubte, daß sie noch der modernen Schauspielkunst zugebote ständen. Das berliner Publicum konnte in dieser Darstellung ahnen, daß Davison den Triumph seiner Mittel und Motive in Shakspeare's „Richard III." feiern würde. Die Rolle kam von ihm hier nicht zur Darstellung, weil Davison sich die hiesige Bühneneinrichtung des Stücks, namentlich die bekannte Schinkel'sche Decoration der Lagerscene, nicht aneignen konnte. Doch gab er uns von seiner bewunderungswürdigen Fassung dieser Aufgabe eine hinlängliche Probe in einem Vorlesungsabend, welchen Davison hier für einen wohlthätigen Zweck veranstaltete.

II

Das waren drei heiße Wochen, die wir verlebt! Das Gewitter in der Luft brannte als leidenschaftliche Begeisterung, ich möchte sagen Kunstfanatismus, auf den Stirnen und in den Herzen Derer, die Sitz und Stimme im „gebildeten Publicum" begehren, denn wie der „Kladderadatsch" sagte: „Er ist gekommen, Hannibal nicht mehr vor den Thoren, sondern mitten im Capitol — Davison."

Schon bei seinem ersten Auftreten hatte der moderne Minos in den Spalten der „Spener'schen Zeitung" gedroht, ihm die Lorbeerkrone des größten Schauspielers abzureißen; und nachher, wo man bei ihm hinhörte, nichts als — „wunderliche Auffassung", „technische Vollendung" — und „Seydelmann". Und hinter diesen Namen setzten manche andere alte Herren und alte Damen immer ein großes Ausrufungszeichen wie als Deckmantel, um die Kluft zu bezeichnen, welche zwischen ihm und dem Andern läge, der aus dem Carlos keinen Löwenritt und aus dem Teufel den liebenswürdigsten aller Gesellschafter mache, mit schmuckem Mantel und mit Reitgerte. So viele Feinde Seydelmann im Leben gezählt, nicht Einen gab es mehr in diesen Tagen, und wenn Wallfahrten noch gebräuchlich wären, an die Zehntausend wären sie hinausgezogen, Rötscher mit seinem Buche über ihn und den dramatischen Charakteren voran, Gubitz mit seinem „Gesellschafter" von — ich weiß nicht welchem Jahre; nur der Braveste der Braven, der feinste Spürer des berliner Geschmacks, Ludwig Rellstab, hatte sich ein wenig in die allgemeine Flut zurückgesenkt und verstohlen den klugen Kopf geschüttelt — die Andern dachten nur an Ihn, an die selige, alte Zeit.

Ach, aber es ist doch sehr anders geworden, gar anders seitdem! Nicht die Kunst, die Menschheit selbst hat eine Schwenkung gemacht, eine wunderbare Schwenkung von der Romantik und den Idealen in die Wirklichkeit, in die Natürlichkeit des Lebens; sie will nicht mehr Gestalten sehen „von des Gedankens Blässe angekränkelt", Symbole und Schemen, sondern Menschen von Fleisch und Blut, so wie wir, wunderliche, abspringende, rührige, sie sucht nicht mehr nach reiner Schönheit, sondern nach Ausdruck. Keine Schönheit beruhigt und befriedigt den Beschauer, Ausdruck fesselt, reizt, regt ihn an. Dawison's Wesen und Spiel zu bezeichnen, finde ich wenigstens kein besseres Wort als dieses — es hat Ausdruck, nichts Anerzogenes, Ueberkommenes, jede hervortretende Eigenthümlichkeit, die den Gedanken des Dichters wie das Prisma den Sonnenstrahl, in wunderbar glänzenden und blendenden Farben widerspiegelt, — weniger Ideales aber und wenig Plastik.

Auf den Bildern des Rubens und van Dyck sieht das Auge eine Fülle kraftvoller, eigenthümlicher Gestalten, selbst in den abgemagerten, zu Gerippen verfallenen Heiligen auf der Krönung Maria's glüht noch ein Funke unverwüstlicher Lebenskraft, sie Alle sind in ein Meer leuchtender, brennender Farben getaucht — wie der Herbsthimmel bei rothglühendem Sonnenuntergang. Es wird Niemand diese flandrischen Madonnen mit ihren Flachshaaren und groben Zügen mit den heiligen Jungfrauen des Parmegiano und Murillo vergleichen, auf deren Antlitz der Stempel der Göttlichkeit ruht, ein tiefer, sinniger Gedanke, wie ganz anders schaut das verklärte, Paradiesesluft saugende Auge der heiligen Cäcilie von Dyke sich an als van Dyck's Cäcilie in grünem Sammetgewande, tief, weit ausgeschnitten, ihre Brust umfaßt, mit den brabanter Spitzenmanschetten, die auf ihre fleischige Hand herabfallen. Vergöttlichte Gestalten sucht nicht bei Rubens und seinen Schülern, aber einen Vorzug haben sie vor den Italienern, eine Kraft der Farbe, die so nie wieder erreicht und eine mächtige, fesselnde Individualität.

Wie sie gemalt, so spielt Dawison; mit ihnen theilt er das Streben, die Hauptzüge scharf, charakteristisch hervortreten zu lassen, den Sinn für ungezwungene Natürlichkeit, mit ihnen vermeidet er die Idee spiritualistischer Auffassung und gefällt sich in der Fülle; ihnen nach malt er in gleich brennenden Farben, wie sie rasch und oft ohne mildernden Uebergang von Roth zu Gelb den Pinsel führen, legt er sein Instrument — die Sprache — in einem Augenblick von der höchsten Erregung in den kläglichsten, allerjämmerlichsten Ton hinüber. Und wie nach Jeder Rubens' Farbe gelebt, so weiß auch Dawison's Meisterschaft in der Behandlung der Sprache zusammenklingend von Allen anerkannt. Es liegt auch etwas Hinreißendes, Herzergreifendes in seinem Ton — ich denke nicht an die Note des Entsetzens, die auch wenigen tragischen Schauspielern gut steht, sondern

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.
3-598-51032-2
FN. 19185/077

an die Scene des Schauspiels im „Hamlet". Wenn er auf des Königs Frage, ob das Stück kein Aergerniß bereiten würde, antwortet: „Nicht doch, nur für die Kranken, nicht für uns Gesunde" — klingt durch seine Worte ein solcher Ton der Aufrichtigkeit, des Unbewußten, daß er mit dem argwöhnischen König auch den Zuschauer täuscht und überredet. Nichts Edleres, Einfacheres als seine Rede vor Venedigs Senat im ersten Acte des „Othello", als ob das Herz selbst spräche, ein treues, liebendes, muthiges Herz' Das Boshafte und Heimtückische, was die Schauspieler seit Seydelmann gewohnt waren, in die Worte des Marinelli und Mephistopheles zu legen, verwischt er fast ganz, so ganz, daß in den „Räubern" eine Dame verwundert nach der ersten Scene fragte: „Ist denn Dawison Karl Moor geworden?" Sein Spott ist nie das Zähnefletschen eines Teufels, der Hohn verzweifelter Bösewichter — es ist die kühle, spitze Ironie eines Weltmanns, eine boshafte Liebenswürdigkeit; so fertigt er Rosenkranz und Güldenstern ab, so ladet er die venetianischen Herren auf Cypern zum Gastmahl ein, die Ziegen und die Affen — adelig in jedem Zuge, in jedem Ton. Diese Scenen voll bittersten Schmerzes und Grimms, der in der Maske aristokratischer Höflichkeit erscheint, schätze ich fast noch höher als jene Ausbrüche der gewaltigsten Leidenschaft, wodurch Dawison, wie als Hamlet im Gespräch mit seiner Mutter, als Othello im dritten Acte, die Masse der Zuschauer fortzureißen weiß. Dann kocht auf seinem entstellten Zügen ein dämonisches Feuer, und, wie von unsichtbarer Geißel getroffen, zittert der Bau seines Leibes, jagen seine Worte immer rascher, stürzender dahin, wie Blitze, umwogen seinen Gegner, wie Meereswellen eine einsame Klippe. Hier ist sein Studium der Franzosen, vorzüglich der Rachel, unverkennbar, es ist dasselbe leise Zittern in Ton und Haltung am Anfang, derselbe wilde, herzzerreißende Schrei am Ende. Doch malt die Rachel die Leidenschaft freier, energischer. Indem sie sich ihr ganz, ungetheilt hingibt, wird ihre Erscheinung plastischer, ideal wie eine griechische Götterstatue, die auch zur Darstellung nur eines Gedankens gemeißelt wird. Dawison dagegen mäßigt sich in solchen Momenten gerade am meisten und läßt gleichsam nur durch einen Schleier die Glut seiner Seele leuchten, sie flammt plötzlich, unerwartet auf wie das Nordlicht und zeigt ihn einen Augenblick in der schönsten und kräftigsten Beleuchtung, um gleich darauf zu verschwinden und nur ihren Widerschein schimmern zu lassen, wie die Wolken roth werden von mächtiger Feuersbrunst.

In allen Schöpfungen Dawison's überwiegt die Ruhe und Kälte eines berechnenden Verstandes und nirgends war er vortrefflicher als im Othello. Ein Held, ein einfaches Gemüth, hat er sich Desdemone'n hingegeben; sie ist die Krone seines Lebens, sein Alles geworden; seht, wie die Freude aus seinen Augen blitzt, wie seine heroische Gestalt in Glück und Genuß zu wachsen scheint, als er sie in Cypern nach Meerfahrt und Sturm wiedersieht! Da naht Jago, das verhängnißvolle Gespräch beginnt; glaubt sicher, dieser Othello ist nicht leicht zu überreden; er hat keine Aber in sich von jenem tiefsinnigen Grübler, jenem blassen Schemen der schleichenden Eifersucht, wie ihn an sich sehr beachtenswerth und edel Dessoir auf unserer Bühne darstellt; nur wenig von jener Tigernatur, die sich in Ira Aldridge offenbarte; denn zu oft hat er mit venetianischen Nobili gesprochen, mit Fürsten und Herren an einer Tafel gesessen, um noch ganz ein roher Sohn der Wüste zu sein; er ist ein ritterlicher, stolzer, zorniger Mann, den mohammedanischen Helden, den Argantes und Rodomontes in den Liedern Tasso's und Ariosto's ähnelnd. So fühlen wir uns unmerklich zu ihm hingezogen; nicht Desdemone'n allein, auch uns zerreißt sein Schmerz. Diese herrliche Gestalt des Dichters, die wir so oft zu einem gemeinen Theaterwütherich, zu einem Blaubart aus verschollenem Märchen erniedrigt sahen, erhebt Dawison in edler Hingebung und Ritterlichkeit zu einem Helden, der im Wahne grausamer Täuschung sein Bestes auf Erden, die lieblichste Rose, seiner Ehre und Liebe opfert. Es ist historischer Sinn in dieser Auffassung, denn die altitalienische Novelle des

Giraldi Cintio vom Mohren zu Venedig, wie Shakspeare, stellen Othello als venetianischen Feldherrn und christlichen Ritter dar; das sind wichtige Momente für seinen Charakter. Mir scheint überhaupt die Kraft, mit der Dawison seine Gestalten aus den hergebrachten, spiritualistischen Banden reißt und sie mit einer Fülle eigenthümlicher, individueller Züge ausstattet, die beste Mitgift zu sein, die ihm die Natur gegeben. Seine Helden stehen alle auf realem Boden, uns so nahe, so handgreiflich, so, als ob wir lange mit ihnen gelebt, als ob sie zu jeder Stunde uns wieder begegnen könnten; sie sind nicht ganz abgerundet und so glatt gemeißelt, daß wir sie nicht zu fassen wüßten; wenn sie auch im Bösen das Maß der Alltäglichkeit überschreiten und „sich nie mit Kleinigkeiten abgegeben haben" —, sind sie doch nicht ganz von unserer Natur getrennt, nicht versteinte Abstractionen, Mumien von Bösewichtern. Sie haben nicht, wie die Teufel und die Henkersknechte auf den Bildern der altdeutschen Schule, krumme Nasen und Fratzengesichter, sondern in bestechender Schöne wandeln sie hin — Diener des Lucifer, gefallene, aber strahlende Engel. Wie bedeutend, seiner Menschheit und seines Geistes sich bewußt, tritt dieser Franz Moor vor uns hin! Gewiß, ihr müßt es glauben, die Natur hat ihm Unrecht gethan, bitteres, nie zu sühnendes Unrecht, daß sie soviel Verstandesschärfe und entschlossene Thatkraft dem jüngern Sohne verlieh! Soll er sich hinausstoßen lassen mit diesem rastlos beweglichen Streben nach Hoheit und Macht aus dem Schloß seiner Väter in eine düstere, ungewisse, armselige Zukunft, wenn der ältere Bruder heimkehrt, der verzogene Sohn, der Liebling Amaliens? Nein, er wird nicht ohne Kampf weichen, er wird sich zum Herrn machen, kra seines Geistes, seines Willens — hätten die nicht ein gutes Recht in dieser Welt? So betont Dawison in allen seinen Rollen die positive Seite, die Fasern, durch die sie mit der übrigen Menschheit zusammenhängen, scharf und kräftig. Dem Carlos gibt er große, anziehende Herzlichkeit für Clavigo, überall läßt er hervorleuchten, wie werth ihm der Freund sei, wie traurig und öde sein Leben wäre, sollte er ihn verlieren. In seinem Marinelli zeigt sich viel mehr der stets beschäftigte, neue Ränke aussinnende Hofmann als der feige Bösewicht; darum ist seine Bestürzung und Vernichtung bei dem unerwarteten Ausgang, den auch er nicht gewollt, ebenso tief und erschütternd als der Schmerz des Prinzen. So fein und vortrefflich jedoch nach dieser Auffassung diese beiden Gestalten auch ausgearbeitet sind, so entbehren sie doch kräftiger Farbengebung und hinreißender Wirkung. Dawison's Wesen neigt sich entschieden mehr zum Heldenhaften, zum Großartigen; er muß immer ein Mann sein, „der sich nie mit Kleinigkeiten abgegeben". Seine mächtige Phantasie erfaßt das Poetische der Aufgabe und weiß dies zur besten und schönsten Geltung zu bringen, nicht immer vielleicht so, wie es in der Absicht des Dichters gelegen, aber in eigenthümlicher, geistreicher Weise — so gehört die Scene mit Appiani zu der vorzüglichsten, die wir gesehen —, aber die Darstellung des Prosaischen, wo sich ihm wenig Raum zur Entfaltung seiner Mittel bietet, gelingt ihm nicht; ruhiges Auseinandersetzen ist nicht seine Sache; wie Rubens, so malt auch er am liebsten mit Purpur und Gold. Und reichlicher, aus vollern Händen verstreut er sie nicht als im Hamlet und Mephistopheles. Ich halte aber Hamlet noch nicht für Dawison's vorzüglichste Leistung, obgleich sie vor allem nach seinem Bonjour das Publicum zum ungetheilten Beifall hinriß.

In Dawison's Dänenprinzen ist viel, aber nicht Alles vom Geiste Shakspeare's. Eine überraschende, fesselnde Erscheinung schon bei dem ersten Auftreten, im braunen Gewande mit Spitzenkragen, als wäre er einer der jungen englischen Cavaliere, die van Dyck gemalt, aus seinem goldenen Rahmen herausgesprungen, steht er mitten unter uns. Wie ein Prinz lebt, liebt und ficht — ein Prinz, der zu Wittenberg studirt, die Bücher schätzt und die Schauspieler; was Ophelia rühmend von ihm sagt, wir sehen es in Vollendung vor uns. Und noch mehr, wir verfolgen deutlich die Entwickelung seines Cha-

rakters, aus seinen Zügen heraus lesen wir in der Geisterscene den Wahnsinn, der ihn ergreift — ihn, der früher tiefbetrübt, ahnungsvoll — aber doch vernünftiger Ueberlegung mächtig dastand. Was seinem Hamlet fehlt, ist Innerlichkeit; er hat nur den äußern Schein der Melancholie, nicht ihr Wesen, nicht die Gedanken, sondern die angeborene Feigheit hält ihn vom Handeln zurück; darum die **starke** Betonung des Verses:

So macht Gewissen Feige aus uns Allen,

darum das **furchtsame** Zittern hinter dem Betstuhl des knieenden Königs, die **wilde** Freude, als er den Polonius durch die Tapete erstochen. Doch er ersetzte, was ihm an Tiefe abging, durch Adel der Haltung, durch Leidenschaftlichkeit — durch köstlichen Humor gegen Polonius und die Hofleute.

Dem Hamlet gleich nach außen blitzend und bestechend war sein Mephistopheles. Ein ganz eigener, launiger Teufel, weit ab von dem, der ohne Zucken nicht das Wort Gott oder Kreuz aussprechen kann, nein — einer, der mit an der Himmelstafel sitzt und durch seinen Witz die ernsten Engel zum Lächeln zwingt. Er ist kein Mann der Verdrießlichkeit, der hinterrücks lauernden Bosheit — eher wie ein blasirter, vornehmer Herr; obgleich er die Nichtigkeit des Genusses und alles Irdischen längst erkannt, hat er doch Lebensart genug, einem Freunde zuliebe diese bunte, schillernde Welt noch einmal zu durchjagen, blind, toll, lustige Tage auf lustige Tage wälzend, als sollten sie Ossa und Pelion sein und den modernen Titanen einen Weg in die Klarheit und in den Himmel bahnen; Ossa und Pelion werden stürzen, bald genug, er weiß es; aber eine geheime Schadenfreude reizt ihn, den Freund mit seiner Weisheit zu beglücken, mit der traurigen, kalten Wahrheit, daß Alles eitel, daß er sein Leben in Nichtigkeiten zerrinnen ließ. Funkelnd wie ein Stern steht er über Faust, mit dämonischem Leuchten — es soll dir schwer werden, armer Zauberlehrling, mit allen deinen Formeln und Sprüchen dich von dem umstrickenden Glanz dieser Blicke loszuwinden, bis du am Ende zusammenschreckend erkennst, wem du die Hand gereicht. Unbeweglich, schwer wie von Erz, erhob sich dieser Mephistopheles in der Scene, als sie nach dem Gefängniß Gretchen's ziehen, über den leidenschaftlich rasenden Faust, weit über Menschenhöhe hinaus; nicht ein Zucken in seinen Mienen, kein Wort des Hohns auf seinen Lippen — sondern die Ueberlegenheit eines Gottes über einen Sterblichen. Wie wunderlich ist es doch, jede Individualität ohne Rücksicht auf ihre Besonderheit nach hergebrachten und verjährten Anschauungen zu beurtheilen! Dawison hat weder in seinem Wesen noch im Spiel die geringste Wahlverwandtschaft mit Seydelmann; wo Jener groß in der Gesammtauffassung seiner Aufgaben sich zeigte, bemächtigt sich Dieser einzelner Momente, um sie zu gewaltiger Wirkung zu erheben; je vertiefter und abstracter der Eine, desto lebendiger, farbenreicher der Andere; es ist beinahe so, als ob man Rubens neben die italienischen Meister im Anfang des 16. Jahrhunderts stellen wollte; was bei ihnen Ideal war, ist bei dem Flanderer Realität geworden, derbe, kernige, belgische Wirklichkeit. Dawison ist im Ganzen ein Naturalist; von mächtiger Schöpfungskraft erfüllt, weiß er seinen Gestalten ein eigenes Leben einzuhauchen, sodaß man unwillkürlich der Mythe von Pygmalion gedenkt; auch er scheint jene Helden, die jahrelang als steinerne Statuen in verschlossenen Zaubersälen gestanden, mit seinem Feuer beseelt zu haben, sodaß sie vom Sockel herabspringen und uns die Hände entgegenstrecken, als kennten wir sie und sie uns. Wahrlich, auch uns reißt er den Schleier vom Haupte — wir fühlen die Schmerzen Othello's und den Fluch mit, den der Zufall auf Franz von Moor's Stirne gewälzt; — denn was wir sehen, sind Menschen, keine Bösewichter mehr nach der Schablone, volle, ganze Menschen, die, soviel Böses sie gethan, doch unsern Antheil verdienen, da sie theilhaftig sind unserer Natur.

(Ein siebzehnter Brief demnächst.)

Die Wiſſenſchaft in Spanien.

Henri Droz, der berühmte Mechaniker, ward im Jahre 1752 in der Schweiz zu Lachaux-de-Fonds, Hauptort eines zwei Stunden langen Wieſenthals, in welchem das Klima ſehr rauh, die Luft aber ſehr rein iſt, geboren. Es zeigte ſich an dem Knaben ſchon früh eine vorwiegende Liebe für die Mechanik, welche ſein Vater, Pierre Droz, mit ſtiller Freude nährte und dem kleinen Lieblinge keinen Vorwurf machte, wenn dieſer mitunter einen großen Theil des Tags den Werkſtätten der Uhrmacher widmete. Auch beſuchte er wol mitunter die Spitzenklöpplerinnen, doch lange konnten dieſe ihn ebenſo wenig wie die Knabenſpiele feſſeln.

Ueberall war der kleine Henri auch gern geſehen, denn ſeine natürliche Offenheit und ſein freies, ungezwungenes, aber in keiner Hinſicht läſtiges Benehmen, wie auch die ihm angeborene Luſt zur Kunſt gewannen ihm alle Herzen. Eine Räderuhr und die zu dieſer nöthigen Maſchinen und Werkzeuge, ſowie mathematiſche und phyſikaliſche Inſtrumente konnte er ſtundenlang betrachten und darüber nachdenken, ohne auch nur ein einziges Wort zu ſprechen, weshalb ſein Vater mehre male geäußert haben ſoll: „Mein Sohn wird damit anfangen, womit Andere gewöhnlich aufhören!“ Worte, die auch der berühmte Vaucanſon dem jungen Droz in Paris zugerufen haben ſoll, als dieſer einem verſtümmelten jungen Manne künſtliche Hände hatte machen laſſen, womit er faſt alle ſeine Bedürfniſſe befriedigen konnte.

Ein von ſeinem Vater verfertigter Schreibautomat, der damals überall Aufſehen und Bewunderung erregte, gab höchſt wahrſcheinlich dem Sohne den Impuls zur höhern Mechanik, der er von nun ab ununterbrochen mit lebhafter Neigung huldigte und ſich mit ganzer Seele und allen Kräften widmete, ja ſelbſt Nächte opferte. Oftmals war er nach durchwachter Nacht am Morgen ſo erfroren, daß er vor Kälte klappernd das Bett ſuchen mußte. Im Sommer war es nichts Ungewöhnliches, wenn man den jungen Mechaniker des Nachts arbeitend antraf und er ſich erſt mit dem Hahnenruf zur Ruhe niederlegte, um durch einige Stunden Schlafs Erholung zu finden. Und doch ſind die Nächte zu Lachaux-de-Fonds im Sommer, obgleich die Tage ſehr heiß ſind, ſo kalt, daß die Fenſter beſchlagen.

Bis zum 22. Lebensjahre war Henri Droz nicht aus ſeiner Heimat gekommen, nun erſt reiſte er mit ſeinen künſtlichen Uhrwerken und Automaten (Schreiber, Zeichner, klavierſpielenden Mädchen u. ſ. w.), die ganz Europa bewunderte, nach Frankreich, ſpäter nach Spanien.

In Madrid wurde der junge Künſtler zum König berufen, um ihm ſeine Automaten, von denen derſelbe ſchon viel Rühmens gehört, zu zeigen. Droz überreichte dem Monarchen mehre ſeiner Kunſtwerke, welche derſelbe nicht nur königlich bezahlte, ſondern den jungen Mechaniker auch aufforderte, dem Hofe einige Unterhaltungen durch ſeine Automaten zu gewähren. Der König ſchien beſonders Gefallen zu zeigen an einer Uhr, auf der ſich eine ganze Schäferei, als: Schäfer, Hund, Schafe u. ſ. w. befanden. Sowie die Uhr ſchlug, ergriff der Schäfer ſeine Flöte, ſein Hund ſprang dabei ſchmeichelnd an ihn hinan. Der König, welcher Sinn für Mechanik hatte und die Arbeit auch leicht begriff, gerieth außer ſich vor Freude und lobte den jungen Künſtler auf eine ſchmeichelhafte Weiſe.

Sire, ſagte Droz zum König, dieſe Artigkeit des Hundes iſt eins ſeiner kleinſten Verdienſte. Geruhen Ew. Majeſtät einen Apfel aus dem neben dem Hunde ſtehenden Korbe zu nehmen, ſo werden Sie auch der Treue des Thieres Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Lächelnd ſtreckte der König die geweihte Hand nach dem Apfel aus, zog ſie aber auch ebenſo ſchnell zurück, denn der Hund fuhr wüthend auf den König los und bellte

dabei so stark und täuschend, daß alle im Zimmer befindlichen Hunde des Königs wie angesteckt mitbellten. Die anwesenden Granden aber schlugen andächtig ein Kreuz und verließen ungesäumt und bestürzt das Zimmer; nur der Marineminister, dessen Angst durch das Lächeln des Königs etwas gedämpft wurde, überwand es über sich und blieb.

Als sich der Monarch von seiner Freude wieder erholt hatte, präsentirte Droz demselben einen kleinen Neger, auch ein Uhrwerk. Der König befahl dem Minister, der sich noch nicht gesammelt hatte, den Schwarzen zu fragen, wie viel Uhr es sei. Gezwungen thut dieser die Frage, erhält aber keine Antwort und blickt befremdend und ungewiß den Mechaniker an.

Entschuldigen Sie, lächelte Droz, so hoch hat sich der Schwarze noch nicht verstiegen. Spanisch hat der kleine Taugenichts bisjetzt noch nicht gelernt. Wünschen Sie eine Antwort, so müssen Sie ihn in französischer Sprache fragen.

Der Seeheld, durch ein Kopfnicken des Königs dazu aufgefodert, fragte nun den Neger auf Französisch, wie viel die Uhr sei? und ohne Zeitverlust gibt der Automat in dieser Sprache die richtige Stunde an. Nun aber war auch der Muth des Ministers erschöpft; mit dem Rufe: „Es el diablo!“ rennt auch er aus dem Zimmer.

Dieser lustige Auftritt hätte aber bald für unsern Droz ein tragisches Ende nehmen können, denn kurz nach diesem Vorfall starb der König und allgemein ward der Aberglaube verbreitet, der Zauberer — so nannte man Droz in Madrid — hätte den König durch Zauberei und Hexenkünste umgebracht. Droz flüchtete schnell über die Grenze, sobald er dies Gerücht vernommen; es war sein Glück. Schon hatte die Inquisition nichts Anderes im Sinn, als dem Zauberer und Ketzer zugleich den Proceß zu machen.

Droz starb in Neapel 1791, wohin er zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit gereist war. H. A.

Anregungen.

Professor Bock über Erziehung.

Die moderne Naturwissenschaft dehnt sich auf immer mehr Gebiete aus, die man früher als von ihr unabhängig betrachtet und behandelt hat, solange man nämlich den Geist in solcher Entgegensetzung gegen den Körper und in solcher Unabhängigkeit von ihm dachte, daß man die den Geist betreffenden Wissenschaften ohne Rücksicht auf das Wesen und die Erscheinungsformen des körperlichen Lebens bearbeiten zu können meinte. Seelenlehre und Erziehungskunde (Psychologie und Pädagogik) wurden, solange dieser falsche Dualismus zwischen Leib und Seele galt, so einseitig spiritualistisch betrieben, daß ihre Resultate nicht mit der menschlichen Natur als einer leiblich-geistigen, d. h. einer solchen, in welcher der Leib die Basis des Geistes bildet, in Uebereinstimmung zu bringen waren. Erst in neuerer Zeit hat man einzusehen angefangen, daß Psychologie und Pädagogik ohne eine tüchtige naturwissenschaftliche Grundlage ihr Ziel nicht erreichen können, und schon haben mehre Forscher sie in das Gebiet der Naturwissenschaft hereingezogen, ja als besondere Zweige der Naturwissenschaft behandelt.

Zu Denen, welche die Erziehungskunde, von der wir hier zunächst sprechen wollen, auf eine populär-naturwissenschaftliche Weise bearbeitet haben, gehört auch der Verfasser des Buchs „Vom gesunden und kranken Menschen“, der immer rüstige und schlagfertige Professor Dr. Bock in Leipzig. In dem zweiten Theile dieses der weitesten Verbreitung würdigen Werks, welcher vom kranken Menschen handelt (über den ersten berichteten wir in Bd. III, Nr. 20 der „Unterhaltungen“), wird unter der Rubrik: „Der gesunde und kranke Mensch in den verschiedenen Lebensaltern“, auch von der Erziehung gehandelt, und man ersieht aus den dort gegebenen Weisungen, von wie wichtigem Einfluß die Naturwissenschaft auf die Erziehungskunde ist und wie kein Pädagog hinfort seine Aufgabe wahrhaft erfüllen kann, ohne das physische Leben in den verschiedenen Lebensaltern in seiner Beziehung zur geistigen Entwickelung naturwissenschaftlich erkannt zu haben.

Als ein Beispiel führen wir hier nur Das an, was Bock über die Erziehung im Jünglings- und Jungfrauenalter sagt. Dies Alter bietet

der Erziehung besondere Schwierigkeiten dar, weil in demselben Triebe erwachen, die leicht ohne richtige Leitung verderbliche Folgen für Leib und Seele nach sich ziehen können. Viele Aeltern und Lehrer sind hier rathlos, wissen nicht, wie sie sich diesen erwachenden Trieben und Ahnungen gegenüber zu verhalten haben.

Nach den Schuljahren tritt der Knabe in das Jünglings-, das Mädchen in das Jungfrauenalter, und dieses reicht bei Ersterm vom 16. bis zum 24., bei Letzterer vom 14. bis zum 20. Jahre. Die Ehe ist in diesen Jahren nachtheilig und der richtigen Entwickelung des Körpers hinderlich. Jetzt erst verlangt jedes Geschlecht seine ganz besondere Erhaltung und Erziehung.

Was insbesondere das weibliche Geschlecht betrifft, so empfiehlt Beck ein möglichst langes Abhalten verreifer Gedanken und Gefühle. Man solle die Mädchen möglichst spät in die Gesellschaft einführen und solange als nur möglich wie Kinder (in Kost, Kleidung, Schlaf, Bewegungen, Vergnügungen) behandeln. Da dies im älterlichen Hause sehr oft nicht gehörig durchgeführt werden kann, so empfiehlt Beck die auf ein solches langes Kindbleiben eingerichteten Pensionen.

Sehr beherzigenswerth sind auch die Vorschriften, die Beck über die Nahrung, Kleidung (bei welcher letztern die Corsets und Unterröcke zur Sprache kommen), ferner über Bewegung und Schlaf im Jungfrauenalter gibt. Die körperliche und geistige Erziehung der Jungfrau, sagt Beck richtig, muß auf ihren künftigen Beruf gerichtet sein und darf nicht blos im Stricken und Nähen, sowie im Kochen und Backen, oder in Französisch- und Englischsprechen, sowie in Singen und Klavierspielen bestehen. Der Beruf der Frau ist ein dreifacher. Denn 1) soll sie einem Hausstande vorstehen, 2) die Erziehung von Kindern leiten, 3) Mitglied eines geselligen Kreises sein. Jede dieser drei Berufsstellungen erfodert eine entsprechende Bildung, d. h. die Erwerbung gewisser Kenntnisse und die Fähigkeit ihrer richtigen Anwendung.

Ueber diese drei Berufsstellungen gibt Beck noch nähere Anweisungen. Bei der dritten bringt er auch die Emancipation der Frauen zur Sprache und sagt: „Darin besteht die allein wahre und allein vernünftige Emancipation der Frauen, daß sie eine innere Bildung statt der nur zu häufig blos äußerlichen, eine wahre Seelen- und Herzensbildung statt der bloßen Dressur des Gedächtnisses und Verstandes erstreben; daß sie sich einen offenen Sinn für die sie umgebende Natur und deren Schönheiten, sowie auch deren ernste Zwecke, ein Verständniß und ein aus diesem hervorgehendes tiefes und warmes Interesse für die Bestrebungen der Menschheit, für die Fortschritte der Cultur, für das Leben und seine mannichfach wechselnden Erscheinungen, seine ernsten wie seine heitern Seiten aneignen."

Nachdem Beck auch die dem Jungfrauenalter eigenthümlichen Krankheiten besprochen, geht er zur Erziehung des männlichen Geschlechts im Jünglingsalter über, ist hier aber kürzer. Gegen das Ausarten der Phantasie in Schwärmerei, wie sie dem Jüngling eigen ist, empfiehlt er bei nahrhafter, reizloser Kost und gehöriger Schonung des Gehirns zweckmäßige Körperbewegungen, besonders Turnen und Schwimmen. Alle übermäßigen geistigen und körperlichen Anstrengungen bringen in diesem Alter bedeutenden Schaden.

Der Mensch in seinem Wahn.

„Die Juden der Freien Stadt Frankfurt erfreuten sich ehemals der zärtlichsten Sorgfalt ihrer Regierung. Sonntags durften sie ihre Gasse nicht verlassen — damit sie von Betrunkenen keine Anfälle erlebten. Vor dem 25. Jahre durften sie nicht heirathen — damit ihre Kinder gesund und stark würden. An Feiertagen durften sie erst um 6 Uhr Abends zum Thor hinausgehen — damit die allzu große Sonnenhitze ihnen nicht schade. Ging ein Jude über die Straße und ein Christ rief ihm zu: «Mach' Mores, Jud'!» so mußte er seinen Hut abziehen — durch diese höfliche Aufmerksamkeit sollte die Liebe zwischen beiden Religionsparteien befestigt werden."

An diese Sarkasmen Börne's erinnerten uns „Die Juden in Franken. Ein Beitrag zur Sitten- und Rechtsgeschichte Frankens, von Dr. Heßner" (Nürnberg, von Ebner, 1855). Mit Entsetzen liest man die auf alte Urkunden basirten Schilderungen der zahlreichen, immer wiederkehrenden Verfolgungen des unglücklichen Volks. In der einen Stadt verbrannte man sie unter dem Vorwande, Brunnen vergiftet zu haben; in einer andern legte man sie auf die Folter, um ihnen das Geständniß einer That abzupressen, deren sie nicht schuldig waren. Die Grausamkeit kannte keine Grenzen. Im Jahre 1584 hielten „Die von Nördlingen" eine Judenschlacht, wobei 200 Juden erschlagen wurden. Auch die einbrechenden Stürme der Reformation brachten den Juden neue Verfolgungen, theils aus fanatischem Glaubenseifer, theils, wie früher, aus Gründen der Lüsternheit auf das durch den bisherigen ungestörten Besitz angewachsene Vermögen der Juden. Jetzt, in der neuern Zeit, ist es weniger der religiöse Fanatismus, welcher die Masse gegen die Juden aufstachelt, als die

Mißgunst derjenigen Stände, die sich durch die Concurrenz der erwerbsthätigen Juden benachtheiligt fühlen und sich zu Angriffen verleiten lassen, die an die barbarischen Ausbrüche mittelalterlicher Roheit erinnern.

Während wir hier die Bekenner zweier verschiedener Religionen miteinander im Kampfe sehen, gibt uns Venedey in der Schrift: „Die Pataria im 11. und 12. Jahrhundert" (Aarau, Sauerländer, 1835), ein Bild von dem erbitterten Kampfe der Bekenner einer und derselben Religion. Der Gegenstand dieser an den Vorkämpfer im badischen Kirchenstreit, den Erzbischof von Freiburg, gerichteten Schrift ist eine Episode der großen Kämpfe zwischen Kaiserthum und Papstthum. Ein mailändischer Priester, Anselm von Badagio (nachmals Papst Alexander II.), Beichtvater, Minister und Schatzmeister der mächtigen Gräfin Beatrix von Toscana, gründete, um die geringen Kräfte der „Reform"partei Hildebrand's (nachmals Papst Gregor's VII.), die in Mailand anfangs nur klein war, fester zusammenzuhalten, eine Verbindung, die den Namen Pataria erhielt (Pataréner war ein Schimpfname, der zu Ehren angenommen wurde, wie später der der Gueux in Flandern). Die Mitglieder dieser Brüderschaft verpflichteten sich wechselseitig durch ihren Eid, die „Simonisten" (d. h. alle Gegner der Hildebrand'schen Reformen, besonders die verheiratheten Priester und, nachdem der Investiturstreit begonnen hatte, ebenso alle geistlichen Würdenträger, welche die Investitur von einem weltlichen Fürsten angenommen hatten) auf Leben und Tod zu verfolgen. Badagio und Hildebrand erstrebten die Weltherrschaft des Papstthums und die Allmacht des Priesterthums. Mit dieser politischen Verbindung im Mittelalter vergleicht Venedey die Bestrebungen neuerer Zeit, das Verfahren von Erzbischöfen, die der Regierung den Gehorsam aufgekündigt, eigenmächtig die bestehenden Gesetze umgestoßen, neue Gesetze über Kirchenvermögen erlassen und noch das Volk aufgefordert haben, ihm Beistand zu leisten. Er sieht hierin den wiedererstandenen Geist der Pataria, d. h. Aufruhr und Gewalt, angeblich im Dienste der Kirche, eigentlich aber im Dienste herrschsüchtiger Geistlichkeit. „Das Streben nach Weltherrschaft", sagt Venedey, „erneuert sich von Zeit zu Zeit in der Geschichte. Jeder Versuch, eine Weltherrschaft herzustellen, hat, nachdem der erste Sturm mit seinen furchtbaren Wirren, seinen allerschütternden Zerstörungen vorüber war, die Welt zu neuen großen Schöpfungen befruchtet. Der Besuch der Perser hat Griechenland aus seinen Jugendträumen geweckt, Alexander ganz Asien und Afrika aufgerüttelt, die Cäsaren Rom haben das Christenthum vorbereitet und ermöglicht, Attila hat den Sturz Roms entschieden, die Weltherrschaftsbestrebungen des deutschen Kaiserthums haben die Cultur des Mittelalters zur Blüte getrieben, die des Papstes den Geist des Widerspruchs, des freien Gedankens, die Reformation wieder erweckt und die Weltherrschaftsplane der Zaren von Rußland ist heute am Werke, das in der Französischen Revolution auf Irrwege gerathene Europa durch eine allgemeine Erschütterung zu neuem und großartigerem Selbstbewußtsein anzutreiben."

Ja, oft weiß man wirklich nicht, welche Wunder größer sind: die Räthsel, welche die Geschichte aufstellt, oder die oft überraschende und von der allerunerwartetsten Seite kommende Lösung derselben.

Vom Musikalisch-Schönen.

Sehr überzeugend führt Hanslick in Wien in seiner kleinen Schrift „Vom Musikalisch-Schönen" (Leipzig, A. Weigel) den Gedanken durch, daß der Mensch die Musik aus sich selbst geschöpft, nicht der Natur nachgeahmt hätte. Auch erweitert er sehr treffend den Satz, den schon Leibniz aussprach, daß alle Tonkunst ein geheimes Zählen und Rechnen wäre. Er sagt:

„Die »Musik« der Natur und die Tonkunst des Menschen sind zwei verschiedene Gebiete. Der Uebergang von der ersten zur zweiten geht durch die Mathematik. Nicht so, als hätte der Mensch seine Töne durch absichtlich angestellte Berechnungen geordnet, sondern es geschah dies durch unbewußte Anwendung ursprünglicher Größen- und Verhältnißvorstellungen, durch ein verborgenes Messen und Zählen, dessen Gesetzmäßigkeit erst später die Wissenschaft constatirte."

Auch über Malerei der Tonkunst findet man in seiner Abhandlung sehr treffende Worte. Ueberhaupt zeigt diese neben gründlichsten musikalischen Spezialkenntnissen einen wissenschaftlichen Sinn auch in den allgemeinen Partieen. Die Darstellung ist klar, die Gedankenentwickelung von großer logischer Schärfe. Wenn der Verfasser, der hier schon manche tiefeingewurzelten Vorurtheile bekämpft, die von ihm zur Sprache gebrachten wichtigen Punkte der musikalischen Aesthetik in einem vollständigen System weiter ausführen wollte, so würde er sich den Dank erwerben jedes gebildeten Freundes der Tonkunst, der auch darüber nachzudenken liebt, welches die eigentlichen geheimen Geister- und Naturquellen seines an Wonnen und süßen Schauern so reichen Genusses sind.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 44. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Wie man von unten auf die Schulen blickt.

Von Dr. W. Häring.

Als Departementschef im Oberschulcollegium für die neuerworbenen Provinzen West- und Südpreußen mußte der Director des Joachimsthalschen Gymnasiums, Meierotto, mehre Visitationsreisen dahin unternehmen. Es galt die Schulen im Allgemeinen zu untersuchen und mit den dortigen Kammern, Magistraten, Patronen und Gemeinden Verabredungen zu treffen, wie durch aufzubringende Beiträge neue Schulgebäude aufgeführt, die Stellen der Lehrer verbessert und die Schulen selbst vervollkommnet werden dürften.

Von einer Absicht, den Schullehrern Orthodoxie und Kirchlichkeit beizubringen, war unter Friedrich und seinen Nachfolgern nicht die Rede. Auch in der kurzen Zeit, wo die heuchlerischen Frömmler und Mystiker unter Friedrich Wilhelm II. ihr Wesen trieben, ließ man sich einstweilen mit der Correction der Geistlichen genügen. Aber auch die sehr rationelle Aufgabe der damaligen Visitationscommissionen hatte bei dem Bildungszustande der polnischen Provinzen ihr Mißliches. Welche Aufgabe war zu Ende des vorigen Jahrhunderts schon eine Reise an und für sich und noch dazu von Gelehrten unternommen! Welche Vorbereitungen kostete sie, was mußte mitgenommen werden, wie langsam ging sie beim Zustande der damaligen Landstraßen vonstatten, auf welche Strapatzen, Entbehrungen mußte man sich in polnischen Districten gefaßt machen!

Aus Meierotto's Briefen an seine Familie erhalten wir ein recht lebendiges Bild, mit welchen Schwierigkeiten eine solche Visitationscommission zu kämpfen hatte. Vom selbstherrschenden Könige abgesandt, ward sie zwar mit Respect, der hier und da zur Devotion ward, empfangen, aber wie etwas Ungeheuerliches, das man hinnehmen mußte wie Raupen und Heuschrecken, weil man's nicht ändern kann. Wie war es je zu polnischen Zeiten einem Könige oder wer da oben in Warschau das Regiment führte, eingefallen, gepuderte Sendboten auszuschicken, um zu untersuchen, ob und was und wie die Jungen in den Schulen lernten! Es war eine der vertrackten Neuerungen, mit denen das Land durch die preußische Herrschaft heimgesucht ward, die viele Kosten verursachte und Leistungen foderte, wie Vorspann u. s. w.. Und wie ward sie erst, da sie von protestantischer Seite ausging, von der katholischen angesehen!

Von der Landstraße aus schreibt der Visitator nach Haus: „Die Ernte macht die Leute bald müde, bald schlau, um die Aufforderung zum Vorspann zu ihrer Bequemlichkeit zu deuten. Daher sitzen wir manchmal drei Stunden im Wagen und setzen, in Erwartung der Pferde, Protokolle auf und gehen auch wol zu Fuß halbe Meilen, um zu bessern Dörfern und zu leichterer Beförderung zu gelangen."

In dem Bromberg, wo es sich jetzt ziemlich gut deutsch leben und verständigen läßt, mußte sich der Visitator mit einem halben Dutzend Menschen Lateinisch verständigen; mit einem aufgeklärten Kanonikus konnte er nur Französisch sprechen und mit einem Grafen Pollnicki, einem weitgereisten Mann, hätte Meierotto sich am besten unterhalten können, wenn er geläufig Italienisch gesprochen hätte. Eine Weisung, die der gelehrte Schulmann für sich selbst zieht, daß man, um durch die Welt zu kommen, nicht genug neue Sprachen lernen könne.

Ich möchte Polnisch lernen, ruft er aus, um von den Leuten die Urtheile über den Zweck meiner Reise zu vernehmen. Soviel ich bisher abgemerkt, so glauben die Vornehmen und Redlichen: Ich will im Namen des Königs für die Schulen betteln. Die Schulmeister glauben: Ich will sie alle absetzen. Um Das abzuwenden, fing Einer hurtig Krebse, die er, gekocht, mir in den Wagen brachte. Ich bezahlte sie gut und öffentlich. Die Jungen auf den Dörfern aber glauben und lassen sich's nicht ausreden: nur sie vom Morgen an zur Schule, auch in der Ernte, prügeln zu lassen. Einer sagte: So schlimm ist es denn doch noch nicht! Der Andere warnte ihn: „Na, du wirst et wol merken!"

„Wir machten nach den nöthigen Besuchen eine Promenade um die Stadt, die, bei wunderschönem Wetter, ganz angenehm war, nur daß wir das Thor der Stadt nicht wiederfinden konnten und eine halbe Stunde suchen mußten. Leute wollten uns behülflich sein, über Zäune und Mauern zu steigen. Ich lehnte es freundlich ab; in einer Stadt, wo preußische Garnison liegt, hätte man uns vielleicht für polnische Conföderirte gehalten, die die Stadt escaladiren wollten."

In Marienwerder und Elbing erfreute er sich wieder der altgewurzelten, ernst deutschen Bildung. Man kam der Commission mit offenem Sinn und bereitwilligem Eingehen in die Vorschläge entgegen. Ueberall ist ihnen gemächliche, ehrenvolle Aufnahme bereitet und der Regierungspräsident begleitet die Schulmänner. Das kaufmännische, solide Wohlleben in Elbing, was durch seinen großen Handel Reichthümer häuft, die herzliche Aufnahme, der gute Ton in den Gesellschaften und das „für den Fremden angenehme Gemisch von republikanischem Sinn und von Ueberzeugung, daß es unter dem Scepter der preußischen Monarchie sich doch besser leben lasse", erfreute den Patrioten und Classiker.

Die Inspectionsreise ging auch in die lithauischen Wildnisse und bis an die polnisch-schamaitische Grenze. Wo Respect und Befehl vorangingen, ließen sich auch die Schrecknisse der Wege und Wälder überwinden, und die Visitatoren fanden unter den Lithauern guten Willen und mehr Ordnung, als sie erwartet. Die überall im voraus gedeckten Tische für die ausgezeichneten Gäste mußten freilich in der Regel halbe Tage lang oder noch länger gedeckt bleiben, weil die gewöhnliche Berechnung der Zeit und Entfernung bei diesen Straßen nicht ausreichte. Ein respectvoller Prediger in der Wildniß hatte mit dem vortrefflichen Abendessen bis 10 Uhr gewartet, aber als die Gäste nach Mitternacht eintrafen, konnten sie doch um 1 Uhr zu Tisch gehen. Nur der Wirth zögerte noch etwas länger, da er es nicht für schicklich hielt, anders als im vollen Ornat zu erscheinen. Der Diensteifer war indeß in dem Hause so groß, daß eine alte lithauische Magd den Oberschulrath schon um halb 5 Uhr Morgens weckte, um ihn zu fragen, ob er etwas zu befehlen hätte! Zwischen 5 und 6 Uhr liefen die Boten schon umher, um die Schule zu-

sammenzurufen. Die Visitation lief über Erwarten befriedigend ab. In Ragnit, der Stadt, welche die Russen im Siebenjährigen Kriege drei Tage durch ausgeplündert und ausgebrannt hatten, ward ihnen auf einer hohen Terrasse ein Dejeüner serviert; derselben Höhe, von welcher König Friedrich Wilhelm I. weniger die schöne Gegend als das Manöver seiner Truppen zu überschauen gepflegt. Eines Tags sah er auch von hier den Hochzeitsförmlichkeiten von 20 lithauischen Ehepaaren zu, von denen fast alle Personen Tags zuvor noch nicht gewußt hatten, daß sie morgen Bräute und Bräutigams und Eheleute werden würden. Es war Königs Befehl und der König bestritt die Ausstattung, was sollte kein Grund sein zur ausgelassensten Freude!

Wohin ist die Zeit, wo die Elennthiere scharenweise zu beiden Seiten der Landstraße weideten! Der Lithauer, der die Fremden fuhr, war außerordentlich befriedigt, daß sie so erfreut waren über den Anblick der Thiere und erzählte tausendartige Sachen von seinen Elenns.

In Grumbkowaiten, in einer Wildniß, hatte man auch die Ankunft der feierlich Erwarteten längst aufgegeben, die Tische waren abgedeckt, die müden Wirthe streckten sich in ihren Betten, als das Knallen der Peitschen, das Wiehern der Rosse sie nach Mitternacht erweckte. In einer Viertelstunde stand aber schon ein ausgesuchtes kaltes Abendbrot auf dem Tische, die Amtsschreiber hatten ihre Betten und drei Zimmer räumen müssen und vor 1 Uhr standen acht neu überzogene Betten für die Gäste bereit. Aber auch hier ließ man sie nicht lange schlafen — aus Diensteifer; schon beim grauenden Morgen gesellten sich die schnell aus allen Dörfern der Umgegend berufenen Schulzen, um vernommen zu werden, was ihre Gemeinden für die neu zu bauenden Schulhäuser beisteuern wollten. Die Einwohner von sechs Dörfern kamen bis da jährlich nur ein mal zur Kirche, wenn der Weg durch die Wildnisse es am besten erlaubte. Die Bauernjungen liefen, wenn der Prediger sie wegen ihrer Unwissenheit nicht zum Abendmahl zulassen wollte, nach Polen hinüber, wo sie eine nähere katholische Kirche fanden und sich katholisch annehmen ließen. Da that eine Visitationsreise denn doch wol noth. Eine Verständigung durch die Sprache war hier mit den lithauischen Leuten unmöglich; aber sie waren sehr gelehrig und sahen den Gelehrten an der Miene ab, ob sie nach der Scheune wollten, wo der Wagen untergeschoben war, ob sie Waschwasser, Kaffee verlangten, und Alles flog, sie zu bedienen. Selbst der lithauische Jagdhund theilte diese Gelehrigkeit, denn er schmeichelte dem Oberschulrath und folgte ihm auf Tritt und Schritt, vermuthlich weil er die Mappe mit den Protokollen für eine Jagdtasche hielt.

Daß man auch in Königsberg die königliche Commission mit allen Ehren und Auszeichnungen bei ihrer Rückkehr empfangen, versteht sich von selbst. Das „gelehrte Königsberg" war so gütig gegen Meierotto, daß er durch drei Tage vollauf im Umgange mit den Schulmännern, Geistlichen, Schriftstellern sich von den geistigen Entbehrungen in den Wildnissen erholen konnte. Er war jeden Tag mit Kant zusammen und das im Briefe an Vertraute hingeworfene Urtheil eines praktischen Gelehrten und Schulmanns über einen Philosophen, dessen System Meierotto nicht gehuldigt zu haben scheint, wird von Interesse sein: „Kant ist der heiterste, unterhaltendste Greis, ein wahrer Vonvivant im edelsten Verstande. Er verdaut so gut die härtesten Speisen als das Publicum, was ihn lesen will, seine Philosophie schlecht verdaut. Aber — erkenne darin den Mann von Geschmack und Welt — von seiner Philosophie habe ich auch in den vertrautesten Stunden, die er mir gönnte, nicht ein Wort gehört."

Am Ende des Jahrhunderts mußte Meierotto zu gleichem Zweck eine Reise nach Südpreußen, dem lezthin erst erworbenen eigentlichen Polen, unternehmen. Er hatte noch mehre Nebenaufträge von einigen Staatsministern zu besorgen. Er sah, wie er sich in seinen Privatbriefen lakonisch ausdrückt: „was zu sehen war und machte Bemerkungen über das Schulwesen, die nicht verloren sein möchten." Erfreuliches mochte er nicht ge-

ſehen und noch weniger gehört haben. Die polniſche Sprache verſtand er zwar nicht, hatte aber in ſeinem Reiſegefährten, einem Herrn von Zoborowski, einen getreuen Dolmetſcher. „Beide ſind wir dafür", ſchreibt er in ſeiner milden Weiſe, „daß es ein ſchönes Land und eine Nation mit Anlagen ſei; nur ſetzt er die Güte der Nation in Dem, was ſie ſchon iſt, und ich in Dem, was ſie werden ſoll — —."

Man kam dem königlichen Legaten mit allem Reſpect und polniſcher Unterwürfigkeit entgegen; ſelbſt unter den Katholiken „fand er mehr guten Willen und déférence als er geglaubt hatte". Dies täuſchte ihn indeß nicht über die wahre Geſinnung. „Wenn ſie meinen polniſchen Reiſegefährten für einen wahren Bruder halten, ſo heißt es denn, wenn ſie glimpflich urtheilen: «Was will denn Der wieder? — Wieder was Neues! — Nun Der könnte auch wegbleiben!» Wenn ſie aber aus nationalem Herzensgrund ſprechen, ſo heißt es: «Nun der Teufel mag ihn holen!» — — Uebrigens hindern ſie mich in nichts. Im Gegentheil, ſie thun und wollen thun, was man anräth."

„Ich habe überall alle Beförderung gefunden, die der weltliche Arm nur verſchaffen kann", ſchreibt er an der Grenze von Schleſien. Auf einem Edelhofe waren alle Wege beſetzt und auf dem Dache ein Wächter, damit wir nicht vorbeikommen ſollten. Und doch war der rechte Weg unbeſetzt geblieben und der Wächter auf dem Dache hatte nach einer andern Gegend geſehen. Natürlich war Alles bereit, friſch, vollauf, gedeckte Tiſche, Pferde, Bekannte und Unbekannte, die uns ſehen wollten. Ein unſichtbarer Wink des Kammerpräſidenten hatte uns des Poſtmeiſters Putzſtube eingeräumt, die ganze proteſtantiſche Schule und Geiſtlichkeit ſtand verſammelt, die Kinder waren zuſammengeblaſen und Bürgermeiſter und Rath als Deputation unter den Gäſten.

Alles gut, ſchön; von Seiten der Wirthe und Gäſte, wie man nur erwarten können. Der Oberſchulrath brachte ihnen Weiſungen, Lehre, Troſt, Humanität, aber was alle Proteſtanten vom Königsboten erwarteten und verlangten — Geld und wieder Geld zu Kirchen, Schulen, das brachte er nicht. Er hatte nicht einmal den Auftrag, es zu verſprechen. „Der gute König", ſeufzt Meierotto, „braucht ſein Geld zu Wegen, Straßen, Brücken, Gefängniſſen, Amtswohnungen, für die Armee — für die Schulen bleibt nichts übrig. Es iſt ein Jammer", ſetzt er hinzu, „den armſeligen Zuſtand der Geiſtlichen und Schullehrer hier zu ſehen!"

Aber die Aufnahme iſt überall ſo, daß Meierotto launig ſchreibt: „Ich werde Polen bald verlaſſen müſſen, um nicht verwöhnt zu werden." Wäre es ernſt gemeint geweſen, ſo bekam er an der Grenze eine Weiſung, daß nicht Alles ſo iſt, wie es ſcheint.

„Wir fuhren an der ſchleſiſchen Grenze hin. Der Weg ging durch einen der ſchönſten Fichtenwälder. Lauter halbgewachſene, ſtarke Bäume, ſo gerade und dicht, daß ein Gipfel den andern berührte. Der Poſtillon hält plötzlich ſtill und zeigt rückwärts. Wir glauben, er wolle uns ein Wild zeigen, und ſiehe da, acht Schritte vom Wege ſteht einer dieſer Fichtenbäume in hellen Flammen. Das ſchönſte Loderfeuer fraß ſich den geraden Stamm in die Höhe und der Strom von brennendem Pech floß gegen die Erde. Eine Minute ſpäter, ſo brannte bei dem friſchen Winde der Gipfel und dann war der ſchönſte Wald nicht zu retten und die benachbarten Erntefelder und ein Coloniſtendorf von neuen hölzernen Häuſern, tauſend Schritt davon, dazu. Herausſpringen und dem Poſtillon zurufen, es zu machen wie ich, war Eins. Wir rafften mit der Hand Erdſchollen vom Wege. Mein erſter Wurf traf gleich die oberſte Stelle des Feuers. Wie auf das Beſprechen eines Wunderthäters ſtand das Feuer und in fünf Minuten war der Baum gelöſcht. Indeſſen war er ſo durchhitzt, daß wir noch lange nicht, ſelbſt nach abgeſtoßenen Brandſtellen, die Hand ihm nähern konnten. Wir riefen den Hirten, der unweit trieb. Er kam nicht, obgleich er es ſah und hörte; er war ein Südpreuße! Wir eilten nach dem nahen Coloniſtendorfe. Welches Glück! Viele Männer fanden wir da mit naſſem Lehmſchlagen

und mit Waſſer beſchäftigt. Ich dachte mir, dem Baum ein Kleid von naſſem Lehm anzuziehen, ſei das Beſte. Ich ſchrie ihnen die Gefahr zu; ich betheuerte, ihre Arbeit ſei nicht ſo wichtig wie Das! — Sie glotzten mich an; Keiner rührte ſich. Ich drohte ihnen, ich führe ſogleich zum Kreisrath, dort würde ich Anzeige machen. Sie antworteten: «Der Wald gehört nicht hierher. Wir ſind ſüdpreußiſch, der Wald iſt ſchleſiſch.»"

„Es gab keine Gründe, ſie zu bewegen. Ich ſtürzte zum Edelmann, dem Beſitzer des neuen Dorfs. Er war in ſeinen herrlichen neuen Anlagen beſchäftigt. Er war die Höflichkeit und Artigkeit ſelbſt. Mit allem Eindruck des Unwillens erzählte ich, was ich geſehen, gehört. Er blieb der artige Mann bei einer etwas bedenklichen Miene, bis er in ſelber Artigkeit mir antwortete: «Je nun, der Wald iſt allerdings ſchleſiſch, aber — das ſchadet nichts.' Ich will ſchon hinſchicken. Ich danke für Ihre Gnade, daß Sie es mir angezeigt haben.»"

Aus Gefälligkeit für einen angeſehenen Fremden entſchloß ſich der höfliche Mann, den Brand in einem Walde zu löſchen, der ihn nichts anging, weil er über der Grenze lag! Auch dann nicht, wenn der Wind die Flamme über die Grenze in ſein Haus wehte! Ob der Oberſchulrath daraus den Schluß gezogen, daß die Verbeſſerung der ſüdpreußiſchen Schulen eine noch dringendere Nothwendigkeit ſei, als er gedacht, oder — daß, wo ſolche Begriffe herrſchen, auch die beſten Schulen es nicht thun, hat er uns nicht geſagt.

Die Viſitationsreiſen des trefflichen Mannes, beſonders dieſe letztere, griffen ihn dermaßen an, ſeine Thätigkeit war ſo aufreibend geweſen, daß er, nach Berlin zurückgekehrt, erkrankte und ſein wirkungsreiches Leben mit dem Schluß des vorigen Jahrhunderts ſelbſt ſchloß.

Norddeutſches Leben.

I. Oſtfriesisch.

Es iſt Sonntag der 2. Advent. Grund genug für den feiernden oſtfrieſiſchen Bauernburſchen, nach einem Tanz zu verlangen. Die Schenke am Ende des Dorfs mit ihren hellen Fenſtern im zweiten Stock, an denen unter den lockenden Tönen einer verſtimmten Geige und eines ſchnarrenden Baſſes von Zeit zu Zeit flüchtige Schatten vorüberhuſchen, wirkt unwiderſtehlich. Wir treten über eine ſchmale Stiege in den Tanzſaal, fahren aber unwillkürlich zurück, denn Hitze und Qualm, Staub und Dampf, die daraus hervorſchießen, verſetzen ſchier den Athem. Das wildlärmende Durcheinander von Menſchenſtimmen und Inſtrumenten betäubt die in der friſchkalten Decemberluft doppelt empfänglichen Sinne. Alles geht rund um, wir ſehen im erſten Momente ſogut wie nichts. Allmälig legt ſich der Wirbel, wir finden uns in einem langen Zimmer, die Balkendecke nicht höher, als man mit der Hand zu reichen vermag, von Möbeln nichts, abgeſehen von einigen Strohſtühlen, dem runden Muſikantentiſch und dem in Oſtfriesland faſt unvermeidlichen hohen ſchnörkelreichen Wandſchrank iſt Alles kahl, nur an den weißgetünchten Wänden bemerkt man hin und wieder ſchlechte Porträts von Ortsgeiſtlichen und Familiengliedern, Heiligenbilder und Darſtellungen aus bibliſchen Legenden in braunem Nußbaumrahmen, die ſich im grellen Lichte der unſtet flackernden Talgkerzen auf dem Armleuchter rings geradezu häßlich ausnehmen. Der Thür gegenüber ſpringt in mittlerer Höhe der Schornſtein breit und weit in den Zimmerraum vor. Ihn umzieht am unteren Rande ein Geſims, das oſtfrieſiſche Rippes trägt, in ſymmetriſcher Ordnung funkelndes Zinngeräth, an jeder Ecke japaniſche ſandgefüllte Vaſen mit dürren Strohblumen, dazwiſchen einige ſeltene Muſcheln und abenteuerliches Korallengezweig und, wo ſie nicht unter der Decke ſchweben, Straußeneier von rieſiger Größe. Seinen Abſchluß erhält das Ganze durch einen ſchmalen, ſtets ſaubern Kattunbehang, den man hier Schornſteinkleid nennt und der, der Stolz der Hausfrau, nirgends fehlen darf. Darunter iſt der Herd mit der blankgeſcheuerten

Eisenplatte, an der die lustige Flamme spielt, und dem glänzend berußten Schlot, aus dem scharf contrastirend die fast weiße Herdkette mit dem schimmernden, ewig singenden Kupferkessel niederhängt: der Sitz jenes gemüthlichen Stilllebens, dem wir so häufig auf holländischen Bildern begegnen. Der Herd hat für den Ostfriesen noch immer etwas Heiliges, er bildet den Mittelpunkt des ländlichen Lebens, um den sich die Familienglieder scharen nach Rang und Würden. Das gemüthlichste Eckchen an der Feuerseite gebührt einzig und unbestritten dem Hausherrn; hier steht unverrückt Jahr aus Jahr ein der rohrgeflochtene Gorgenstuhl mit dem schwarzen Kissen und hoher Lehne; ganz nahe dabei am blaugemalten Estrich hängt vom blanken Messingknopf herab die Feuerschaufel und der „Pipenpröfel" (Pfeifenreiniger), über die nicht selten eine weiße Schlafmütze gestülpt ist — Alles deutliche Anzeichen, daß hier das Familienoberhaupt schläft, raucht, politisirt, überhaupt „sein Wesen hat". Den Platz ihm gegenüber behauptet die zweitwichtigste Persönlichkeit des Hauses, gewöhnlich der erwachsene älteste Sohn oder, wo dieser fehlt, der Großknecht. Die Uebrigen, so namentlich alle weiblichen Insassen, schließen an, wie sie kommen und gehen, ohne festen Stand und darum ohne Rang am Herde. Dieser Charakter des Herdes verleugnet sich selbst nicht in der Tanzstube. Er hegt in seinem Bereiche dieselben ehrenfesten stabilen Elemente, wie sie die Soyharden unserer feinstädtischen Cassnos aufzuweisen pflegen, nur mit dem Unterschiede, daß hier Mutteraugen wachen, weiß Gott wie scharf! während dort Vatersorge bei Tabak und Trinkglas gern ein Auge zudrückt und über der harmlos züngelnden Flamme am Herd leicht der gefährlicher spielenden Flamme in den jungen Herzen der Tänzer vergißt. Ein Bild der Ruhe und Gemüthlichkeit, ist der bejahrte Theil der Bauernschaft hier versammelt in weitem Halbkreise, auf den kräftigen Gesichtern spielt der feurige Glanz, die Gesundheitsfarbe des Alters noch erhöhend; den vornübergebeugten Oberkörper auf den Ellbogen gestützt, die starken Nagelschuhe der Esse entgegengestreckt, im Munde die lange holländische Thonpfeife, zu Füßen das große Trinkglas, politisirend und philosophirend über Krieg und Frieden, Mißwachs und Ernte, über Gott und die letzte Predigt — das ist der Ostfriese am Herd, das unsere Gesellschaft.

Aber das Bild wird bunter, die Staffage reicher. Der Musikant in seinem langen verschlissenen Rocke, die Flöte in der einen, das schmuzige Notenblatt in der andern Hand, kehrt eben an seinen Platz, zu seinen erwartungsvoll harrenden Kunstbrüdern zurück; er hat die Pause benutzt, um von den „Herren, die gewalzt haben", den üblichen Groschen für den „Letzten" zu erheben, und ist augenscheinlich mit dem Ergebniß seiner Sammlung zufrieden, wenigstens glänzen Nasenspitze und Backenknochen in ungewöhnlichem Feuer und er nicht zuversichtlicher zum Wiederbeginn. Die Instrumente setzen eins nach dem andern kreischend ein und schwirren durcheinander wie eine Schar aufgescheuchter wilder Gänse, die sich schwerfällig und geräuschvoll aus ihrem Versteck heben; das erste Paar tritt ein, der Tanz geht los... Ja, es ist ein eigen Ding um so einen Ostfriesen, zumal um einen tanzenden. Was man ihm freilich im Gesicht nicht ansieht; man fühlt es heraus bei jeder Bewegung seines Fußes, seines Arms, seines Kopfs: er ist nicht in seinem Element, er ist kein geborener Tänzer, wenn er auch gern so thun möchte und in seinen blendendweißen Hemdsärmeln, der enganliegenden Manchesterhose, im Munde die kurze Pfeife mit dem „fröhlichen Ackersmann" und andern landesüblichen Devisen auch wirklich einigermaßen légère dreinsieht. Aber da hebt sich der schwerbesohlte und benagelte Schuh der Bursche im Dreitakt, die hochrothen Bauerndirnen mit fliegendem Athem und starker Taille regen sich ebenfalls, die Diele zittert und schwankt unter der Sohle der sittig verschlungenen Grazien des Tanzes, man starrt in ein grelles Kunterbunt von scharlachenen Westen mit goldenen Knöpfen, dazwischen wehende Bänder, blau, grün und roth, farbige Kattunmieder und hochgeschwungene schwarze Wollröcke, Schürzen und andere Um- und Anthat, immer je schreiender, desto besser: die Illusion muß weichen. Hier ruft nicht der Cancan,

hier ergeht ſich der allbekannte „Vetter Michel“ mit nordiſcher Ruhe, nordiſcher Gemüthlichkeit und nordiſcher Güte. Er fährt in die Beine und äußert ſich da allerdings nachdrücklich genug, aber dabei hat's auch ſein Bewenden. Nur bisweilen geſchieht es, wie an dieſem Abende, daß er bis in die Kehlen und Köpfe der Tanzenden ſteigt und da iſt's dann, als entquölle dem ungeſtümer ſtampfenden Fuße ſelbſt die alte trauliche Volksweiſe:

Güſtern Avend war
Vetter Michel dar
Vedder Michel und de war dar.

II. Schellfiſchfang.

In Norddeutſchland und namentlich an den Küſtenſtrichen, wo man ihn ganz friſch haben kann, iſt der Schellfiſch ein Lieblingsgericht. Feinſchmecker im Binnenlande laſſen den Fiſch ſich, wie er aus dem See kommt, ſchleunigſt zuſenden und ſehen darüber hinweg, was ihren Geruchsorganen zugemuthet wird, wenn der Fiſch auf der Schüſſel dampft. Meiſtens aber wird er erſt eingeſalzen, wenn er mehr als eine Tagereiſe ins Land machen ſoll. Für die Bewohner der Inſeln, welche der oſtfrieſiſchen Küſte gegenüberliegen, iſt der Schellfiſchfang die Hauptbeſchäftigung und das vorherrſchende Gewerbe. Wenn gegen Ende September die letzten Badegäſte die Inſel verlaſſen haben, beginnt für den norderneier Fiſchersmann die Zeit, wo er der langgewohnten, liebgewonnenen Beſchäftigung und ſeinem eigentlichen Berufe nachgeht. Zwiſchen Dorf und Rhede iſt das ein unausgeſetztes Hin- und Wiederlaufen; die Schaluppen, welche dort vor Anker liegen und im heiterſten Herbſtſonnenſcheine auf den Wellen auf- und niedertanzen, werden zum Auslaufen in Bereitſchaft geſetzt; Segel- und Tauwerk wird gerüſtet und das Schiff vervollſtändigt. Wenn ſo Alles hinreichend vorbereitet iſt und die Schaluppen jeden Augenblick auslaufen können, dann beginnt die Thätigkeit der Frauen. Eines Morgens früh, wenn es eben hell geworden, aber das Meer den dichteſten Nebel hervordampft und über der See gleichſam ein Ocean von Dünſten ſich lagert, öffnet ſich im Dorfe Thür auf Thür. Weiber und Jungfrauen, die Röcke hochgeſchürzt, mit Stiefeln bekleidet, treten hervor; zur linken Seite im Gürtel ſteckt ein eiſerner Dreizack, die „Groye“, am rechten Arm tragen ſie einen flachen Eimer, die „Püß“. So wandern ſie zugweiſe nach der Südoſtſeite der Inſel, zur Graft, um Würmer zu graben, welche zum Köder für die Fiſche dienen ſollen. Südöſtlich von der Inſel, unter den Dünen am Strande, von dem eben die Flut ſich zurückgezogen, wühlen ſie mit ihrem Dreizack eifrig den Boden um. Sie müſſen ſich eilen; 900 Würmer wenigſtens muß jede bringen. Damit werden die Angeln verſehen, deren jedes Boot 900, jedes Schiff 3000 führt am „Waut“, wie man die Angellinie nennt. Dieſe Angellinie liegt kreisförmig aufgerollt auf einem viereckigen Bret, dem ſogenannten „Back“. Wenn die Angeln alle mit Würmern geſpickt ſind, tragen die Weiber das „Back“ auf dem Haupt ans Ufer, von wo die Männer daſſelbe ins Schiff nehmen. Im Durchſchnitt werden täglich 125—150,000 Würmer gebraucht, da mehr als ſechzig Schaluppen den Fiſchfang betreiben.

Meiſtens iſt der Schiffer ſchon am Abend vorher an Bord gegangen; zur Nachtzeit hat er wiederholt nachgeſehen, was für Wind er am Morgen haben werde. Das iſt für ihn ſehr wichtig; bei Oſtwind muß er zur Zeit der Flut, bei Weſtwind zur Zeit der Ebbe auslaufen. Plötzlich fliegen die Segel am Maſt in die Höhe und die Schaluppen ſchweben leicht dahin; nordweſtlich von der Inſel ab geht es über die Sandbänke in See. Der Schiffer unterſucht nun, wo der Fiſch ſich aufhält; milde, warme Luft lockt ihn nahe ans Ufer und auf die Oberfläche des Meers; bei kalter Witterung ſucht er die Tiefe. Sodann wird das „Back“ vorgeſchoben auf die Leeſeite; zwei angebundene Mauerſteine ziehen eine Leine von 30 Klaftern Länge über Bord in die Tiefe; das „Waut“ wird vorgeſchoben und man läßt die Angellinien in die Fluten ſinken.

Es war früher Sitte, während des „Schottens", wie man das Schießenlassen der Angelleinen nennt, folgende Strophen zu sprechen, wobei die Mannschaft die Häupter entblößte:

Dar geith hen in Gottes Nam,
Arm hen, riek wer.
All Winden, de Gott givt,
Ehn Stüver in de Büh!
Allerwegens wor wir kamen hew wir Jergeld;
Bedenk uns Gott mit ehn Vader Unser,
Dat wi uns behollen und net so verlösen:
Lest, Best! Vader, Sohn, Heiliger Geist.

Was in Hochdeutsch übertragen etwa folgendermaßen lautet:

Da geht's hin in Gottes Namen,
Arm hin, reich wieder.
Alle Winde, die Gott gibt,
Ein Stüber in dem Beutel.
Allerwegen, wohin wir kommen, haben wir Jahrgeld,
Bedenke uns Gott mit einem Vateranser,
Daß wir uns behalten und nicht verlieren.
Ende gut, Alles gut. Vater, Sohn, Heiliger Geist.

Diese Verse sprach der Steuermann; heutzutage läßt man die Angelschnur mit einem kurzen In Gottes Namen! zur Tiefe schießen.

Wenn nun das Want ganz abgewickelt ist, so senkt man ein mehrpfündiges Stück Blei in die Flut, um die Angellinie in der nöthigen Tiefe zu halten. Nach einer halben Stunde setzt sich die Schaluppe in Bewegung; das Want wird „eingetrieben", d. h. heraufgezogen und von einem der Schiffer auf das Back gelegt, während ein anderer den Fisch von der Angel „pflückt", und, ihn in die Kiemen fassend, in den Schiffsraum wirft. Die Fische, die sich nicht gehörig in die Angel verbissen haben, werden vom Steuermann mit einer kleinen Harpune herangeholt. Dann werden die Segel beigesetzt, um den Strand zu erreichen, wo sich die zurückgebliebenen Weiber und Kinder zahlreich versammelt haben. Da werden denn sofort die Fische das Hundert zu fünf bis zehn holländische Gulden an die „Fischjeger" verkauft, welche den Fang weiterbefördern. Der Schiffer aber nimmt blos von den Frauen am Strande frische Angeln an Bord und geht sofort auf neuen Fang in See.

(Diese Skizzen werden gelegentlich fortgesetzt.)

Wiener Briefe.

V.

— Sie wünschen, verehrter Freund, daß unsere Correspondenz eine „in erlaubten Schranken" sich haltende heilsame Rückwirkung auf Bildung und Intelligenz des Landes innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle ausübt. Erlauben Sie daher, daß ich noch ein mal auf die Universität zurückkomme.

Es sind noch nicht viele Jahre verflossen, seitdem die Universitätszustände in Oestreich irgend eine Analogie mit den in Deutschland seit so langer Zeit befestigten akademischen Einrichtungen bieten. Wer, vom „Reiche" kommend, vor dem Jahre 1849 eine östreichische Universität besuchte, trat wie auf fremden Boden, wo ihn Alles eigenthümlich, unbegreiflich und wunderlich anblickte. Die Lehrer, in althergebrachter Weise Jahr aus Jahr ein ihre Hefte ablesend, die Schüler, die eine Ehre darin fanden, möglichst selten im Collegio erblickt zu werden und nur in einer einzigen Beziehung zur Universität standen, der traurigen ihnen auferlegten Nothwendigkeit, alljährlich zwei mal vor dem Professor eine Prüfung

über Das abzulegen, was ſie nicht bei ihm gehört, ſondern in den letzten vier Wochen mühſam aus ſeinem Lehrbuch eingelernt hatten —, die tauſend Intriguen, um den Tag zu errathen, wo der Spectabilis „verleſen" würde, um dann zu erſcheinen und einer verdrießlichen „Abſenz-Note" zu entgehen, die Hefte, die ſeit undenklichen Zeiten von Geſchlecht auf Geſchlecht erbten und in ihrer abgegriffenen, ſchmuzigen, papierenen Herrlichkeit den Inbegriff des von Staatswegen dem Studirenden zugemeſſenen wiſſenſchaftlichen Quantums bildeten, alles Das und viele andere Dinge gaben dem öſtreichiſchen Univerſitätsleben einen ganz eigenthümlichen Anſtrich, der nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit dem anderwärts Gewohnten und Geſehenen darzubieten ſchien.

Das Alles hat ſich in den letzten Jahren vollſtändig geändert. Die akademiſchen Einrichtungen ſind im Ganzen und Großen denen in Deutſchland hergebrachten angepaßt worden. Soweit es den Anſchein hat, dürfte dieſe letzte „Errungenſchaft" der Sturmperiode, trotz mannichfacher Anfeindungen von den verſchiedenſten Seiten her, ſich behaupten und eine Rückkehr zu den verlaſſenen Zuſtänden einer frühern Epoche ſcheint eine Unmöglichkeit.

Aus dieſer kurzen hiſtoriſchen Darſtellung geht ſo viel hervor, daß das heutige Univerſitätsleben in Oeſtreich aus zwei ſehr heterogenen Elementen beſteht, die, ſogut es eben geht, nebeneinander fortbeſtehen, den Ueberbleibſeln des „alten Syſtems" und den Repräſentanten der neuen Zeit. Dieſe beiden Factoren laſſen ſich in jeder Beziehung, von welcher Seite immer man die Zuſtände der öſtreichiſchen Univerſitäten, und die der wiener insbeſondere, betrachten mag, — genau verfolgen.

Das Gebäude der Univerſität hat, wie ich ſchon ſchrieb, gar abſonderliche Schickſale gehabt. Man kennt die Bedeutung der „Aula" für die öſtreichiſche Revolution vom Jahre 1848, man weiß, daß dort nach der Einnahme Wiens das Militär einquartiert wurde. Die Aula, das ganze alte Univerſitätsgebäude iſt zur Kaſerne umgeſtaltet worden und nicht blos für den Moment, ſondern wol auch für alle Zukunft können ſich die Muſen als aus dieſem Wohnſitz entfernt betrachten.

Gegenüber der Univerſität ſteht ſeit einem halben Jahrhundert ein Gebäude, das früher ein „Convict" war. Auch dieſer Begriff, aus vormärzlicher Zeit ſtammend, iſt fremdländiſcher Natur. Ein Convict iſt eine Anſtalt, wo Knaben unter geiſtlicher Aufſicht für die Univerſitätsſtudien herangezogen wurden. Seit 1848 hat auch dies Convict zu exiſtiren aufgehört. Die Convictiſten, die man noch aus ſeinen Studienjahren her als ſeltſame Studenten zu betrachten pflegte, wenn ihnen auch der „Leute wegen" hier und da einmal ein „Prämium" mit Gewalt aufoctroyirt wurde; die Convictiſten liefen im Jahre 1848 alle ſammt und ſonders an einem ſchönen Morgen davon, ihren geiſtlichen Wächtern und Erziehern nichts als ihre Schulbücher zurücklaſſend. Man hatte die Gebrechen dieſer Convictzuſtände wol ſchon früher eingeſehen, aber wie in ſo vielen andern Beziehungen griff auch hier das Jahr 1848 ein. Die Convicte hörten auf. In dieſem Gebäude, das, ſeinem äußern kaſernenartigen Weſen nach, viel eher zum Aufenthaltsorte der Tapferkeit paſſen würde als das gegenüberliegende ſtattliche ehemalige Univerſitätsgebäude, das mit allen architektoniſchen Emblemen der Wiſſenſchaft prangt, die die Zopfperiode nur irgendwie zu erſinnen vermochte, in dieſem Gebäude hat man gegenwärtig drei Facultäten, die philoſophiſche, juriſtiſche und theologiſche zur Noth untergebracht. Die mediciniſche befindet ſich draußen in der Alſervorſtadt, und zwar werden die eigentlich praktiſchen Disciplinen im Allgemeinen Krankenhaus, die übrigen im Joſephinum, wo ſonſt die Militärärzte ausſchließlich gebildet wurden, „tradirt".

Trotzdem befindet ſich die Univerſität gegenwärtig comfortabel im Vergleich mit dem Zuſtand der letzten Jahre. Denn nach dem Jahre 1848 ging man zuerſt mit dem Gedanken um, die Univerſität ganz aus Wien zu verbannen. Dann aber brachte man einen

Theil derselben im Theresianum, einem gleichfalls convictähnlichen, aber nur für Wenige bestimmten Staatsinstitut, unter, das sich in einer entlegenen Vorstadt befand. Einzelne Disciplinen wurden auch noch an andern Orten gelehrt. Namentlich die philosophische Facultät, die ohnedies nach Dem, was heutzutage darunter begriffen wird, das bunteste Wesen von der Welt ist, sie war über ganz Wien verbreitet. Man konnte eigentlich gar nicht sagen, wo sie sich befand, ein Witzbold würde sagen, wo sie sich nicht befand.

An dem gegenwärtigen Universitätsgebäude lassen sich bereits die eingangs angedeuteten beiden Elemente deutlich unterscheiden. Die alten klosterähnlichen Convictszellen wurden in Universitätssäle umgewandelt, die Zwischenmauern niedergerissen, und so sind denn die frühern Räume kaum mehr zu erkennen. Architektonische Schönheit darf man hier nicht erwarten, das wirksamste regenerirende Element bestand in der Tünche des Maurers. Luft und Licht — mehr will ja Minerva nicht.

Die Professoren alter Zeit waren „Beamte", größtentheils Leute, die ihre Stellung als ein „ruhiges Brot", wie sie sich auszudrücken pflegten, betrachteten, von der Wissenschaft weiter keine Notiz nahmen, als sie zur Abfassung ihrer Hefte nöthig hatten, und, war dieser wichtigste Act ihres Lebens einmal erfolgt, derselben, ebenso wie Josue der Sonne, Stillstand geboten oder sie wenigstens als stillestehend fingirten. Ihre Hauptsorge war, mit der Regierung, welche die Universitäten als Vorbereitungsanstalten für künftige Beamte betrachtete, in möglichst wenige Collision zu kommen. Das deutsche „Ausland" und seine Bestrebungen blieben ihnen fremd und als letztes und höchstes Ziel stand ein Orden oder der Titel eines Raths oder Regierungsraths nach langjähriger Dienstzeit vor ihren Augen. Das Gros der wiener Professoren, mit alleiniger Ausnahme der medicinischen Facultät, deren regsames, wissenschaftliches Leben seit jeher in ganz Deutschland vielfach anregend und befruchtend wirkte, besteht noch immer aus den nämlichen Gestalten.

Auf diese alten Grundpfeiler wurden nun jene Capacitäten verpflanzt, welche das Unterrichtsministerium, das in Bezug auf das Universitätsleben in energischer Weise das Bessere fördern will, im Laufe der letzten Jahre theils aus den jüngern strebsamen Kräften, zum großen Theile aber aus dem Auslande berief. Man begreift, wie bunt und wirr demnach die Elemente des akademischen Körpers untereinandergewürfelt erscheinen. Begreiflicherweise hat man weder in der philosophischen noch juridischen Facultät Männer gewählt, deren Richtung und Persönlichkeit dem herrschenden Geiste irgendwie schroff gegenüberstände, aber dennoch ist der Abstand zwischen den „Neuen" und den „Alten" ziemlich auffällig und nicht immer leicht zu vermitteln. Wenigstens sind die Neuberufenen der überwiegenden Mehrzahl nach Männer, denen die Wissenschaft Zweck ist, nicht Mittel, die in der Hebung und Förderung des Universitätslebens, in der Würde und dem Ernste wissenschaftlicher Forschung ein wichtiges Element für die Regenerirung Oestreichs ersehen.

Wir können im Folgenden nur ein paar kurze Charakteristiken der hervorragendern Persönlichkeiten geben und beginnen mit derjenigen Facultät, die vor dem Jahre 1849 der Aschenbrödel der Universität genannt werden konnte, mit der philosophischen. Vor diesem Jahre nämlich war diese Facultät eigentlich nichts weiter als Das, was anderwärtig die höhern Classen des Gymnasiums sind, die letzte Vorbereitung für die Universität. Nur der Schulzwang hatte aufgehört, die Knaben mußten „Herren" titulirt werden, genossen eine bestimmte Freiheit, die sie denn auch in der ausgelassensten Weise benutzten. Die Repräsentanten der Geschichte und Philosophie datiren noch aus dieser Periode. Es findet sich da manches Exemplar eines Professors der Vergangenheit. Ohne viel Bildung in den äußern Formen, ohne besondere Spur einer höhern Auffassung, steht er in einer chronikalischen Aufzählung der Facten, mit den plumpsten und niedrigsten Späßen gewürzt, das Wesen eines Vortrags. Ein anderer ist nicht ohne Studien und vielfach belesen, aber in den philosophischen Formen z. B. Jacobi's befangen, ohne im entferntesten die wohl-

thuende, harmonische, jede philosophische Erscheinung in ihrer historischen Berechtigung auffassende Natur Jacobi's in sich aufgenommen zu haben. Niemand wird heutzutage z. B. Jacobi's Anschauungen noch als ein philosophisches System betrachten wollen, obgleich es allerdings begreiflich ist, daß gerade seine Formen am besten geeignet sind, für die religiösen und staatlichen Bedürfnisse, die bei philosophischen Vorträgen auf hiesigem Boden nicht außer Acht gelassen werden dürfen, benutzt zu werden. Aber gewiß unzulässig ist es, mit ein paar Begriffen, die man sich zu einem philosophischen Gerüst aufgebaut hat, gegen die Koryphäen der Wissenschaft, von Spinoza bis Hegel herab, zu Felde zu ziehen und eine Widerlegung derselben versuchen zu wollen. Von Spinoza wird bei solchen Herren mit großer Selbstzufriedenheit versichert, daß nach ihm Gott im Thiere sich im Staube wälze. Kant wird wie ein unwissender Schulknabe abgekanzelt, weil „wir ja bewiesen haben, daß Vernunft das höhere Wahrnehmungsvermögen sei, welcher Definition Kant's Vernunft a diametro entgegengesetzt ist". Dazu kömmt Schroffheit in den äußern Formen, Heftigkeit den Studenten gegenüber, Charaktereigenthümlichkeiten, die dem Philosophen, trotz Arthur Schopenhauer's (in Frankfurt am Main) göttlicher Grobheit, bei allem Genie nicht anstehen.

Auf dem Gebiete der Geschichte lehrt außer Kaiser Professor Aschbach, von Bonn hierher berufen. Er ist in Deutschland durch sein Kirchenlexikon und eine Geschichte Kaiser Sigismund's bekannt. Ein verdienstlicher, fleißiger Forscher, wenn auch in localen Anschauungen sich bewegend, ist der Tiroler Jäger, ein Geistlicher, der österreichische Geschichte liest. Er ist zur Leitung des neuerrichteten historischen Seminars berufen. Besonders hat die Universität an dem Philologen Bonitz, der von Stettin hierher berufen wurde, eine bedeutende Stütze. Nicht so sehr im eigentlichen Vortrage, der allerdings auf der Höhe der heutigen Wissenschaft steht und überdies durch die humane, wohlthuende Persönlichkeit des Lehrers noch gehoben wird, als vielmehr in dem Einfluß, den er auf die Reform des philologischen Studiums an den Gymnasien übt, und in der Heranbildung tüchtiger Lehrerkräfte in dem von ihm geleiteten philologischen Seminar beruht Bonitz' großes Verdienst.

In den Naturwissenschaften werden größtentheils einheimische Kräfte verwendet. Mit Ausnahme Unger's, des ausgezeichneten Pflanzenanatomen und des geistreichen Darstellers urweltlicher Vegetation in den verschiedenen geologischen Perioden, dessen tiefdurchdachter Vortrag nur leider der Anregung zu sehr entbehrt, und Redtenbacher's, des Chemikers, der mit der Gabe einer fließenden klaren Darstellung, eines vielfach und nach allen Richtungen hin fesselnden Vortrags, eine ungewöhnlich sichere Meisterhand in der Durchführung der schwierigsten Experimente verbindet, — zählt die philosophische Facultät wenig hervorragenden Persönlichkeiten. Es ist dies um so bedauernswerther, als die große Bedeutung der Naturwissenschaften für die gesammte moderne Entwickelung unbestreitbar ist. Petzwall, der höhere Mathematik lehrt, ist kein Name von europäischer Berühmtheit, aber ein geistreicher, vorwärtsstrebender, thätiger Arbeiter auf seinem Gebiete. Professor Phillips lehrte früher in Berlin und München. Er trägt im Winter fünf Stunden wöchentlich deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte vor und darauf beschränkt sich seine Thätigkeit, wenigstens nach außen hin. Erst neuerdings wurde er zum Hofrath ernannt, eine Würde, die ein Professor selten erlangt. Seine persönliche Geltung in den einflußreichsten Kreisen, insbesondere im Unterrichtsministerium, ist nicht hoch genug anzuschlagen. Sein Colleg ist wenig von den Studenten, dagegen von höhern Beamten, selbst Generalen, und von Männern besucht, die sonst nie einen Hörsaal betreten. Phillips ist eine kleine Gestalt mit einer schönen Denkerstirn und jenen zurückgestrichenen Haaren, die ein Erbgut des deutschen Professors scheinen. Er zeigt gern einen klerikalen Anstrich im äußern Habitus. Er spricht vortrefflich, äußerst klar, wird sogar beredt, trägt nie aus dem Hefte vor und wirkt stets

anregend, trotzdem sein Vortrag von den gelehrtesten Citaten, den gründlichsten und scharfsinnigsten philologischen Parallelen strotzte. Daß er, ohnehin Convertit, den Interessen der katholischen Kirche mit Leib und Seele hingegeben ist, braucht als eine allgemein bekannte Thatsache kaum berührt zu werden. Ihrem Dienste ist denn auch seine ganze Thätigkeit, ihrer Apologie und der Verfechtung ihrer Anschauungen sein Vortrag gewidmet. Man darf Das, was er berichtet, natürlich nur mit großer Vorsicht aufnehmen, denn er poetisirt sich die Geschichte — mit einer Unbefangenheit, mit einer Glätte und Weichheit im Ausdruck, die den Jünger der Wissenschaft vollständig gefangennehmen müßte, wenn dieser sich nicht von vornherein dagegen wappnete. Phillips hat offenbar eine Verwandtschaft mit Stahl in Berlin, — aber wenn dieser Alles durch den Ton und die Haltung seiner Dialektik, durch die dem Convertiten eigenthümliche Schroffheit und Paradorenjagd zu verletzen pflegt, so weiß Phillips dagegen der abstoßendsten Behauptung durch die Ruhe und Weichheit seiner Darstellung, durch den Zauber seiner stets versöhnenden Rede jede Gehässigkeit zu benehmen. Es macht sich an ihm der feinere, aber auch zu berücksichtigende Schliff des Norddeutschen geltend.

Neben einer solchen *modernen* Persönlichkeit wie Phillips sitzen die specifischen östreichischen Rechtslehrer auf derselben Professorenbank. Es sind ehrliche, brave Männer, die ihr Gesetzbuch gut innehaben und es in herkömmlicher Weise erklären, wie man dies in Oestreich seit jeher gewohnt. Auf den deutschen Universitäten steht das Pandektenstudium in erster Linie, und in der That ist es der eigentliche Kern der Rechtswissenschaft, denn bloße Gesetzeskenntniß ist keine Wissenschaft. Hier aber wurde das Römische Recht früher aus einem Compendium in einem halben Jahre gelehrt und in die Schriften unserer Rechtslehrer ist nichts von seinem Geiste gedrungen. Seit dem Jahre 1849 ist auch dies anders geworden. Man fängt die Bedeutung, welche die in Deutschland aufs höchste entwickelte Wissenschaft des „Gemeinen Rechts für die Neubelebung und Fortentwickelung des einheimischen Rechts haben muß, das doch ganz in ihm wurzelt, — zu ahnen an. Das Studium des Römischen Rechts wird seitdem mit erhöhtem Eifer betrieben. Und das Unterrichtsministerium hat begriffen, daß die hiesigen Professoren, welche über Pandekten lesen, der Strömung deutscher Wissenschaft zu fern stehen und die Bedeutung eines Pandektenvortrags, wie er auf deutschen Universitäten stattfindet, mit diesen Kräften kaum erreicht werden könne. Aus diesem Grunde ist neuerdings die Berufung eines der hervorragendsten deutschen Rechtslehrer, Arndts in München, eines Schülers des gefeierten Savigny, erfolgt, der im nächsten Semester zu lehren beginnen wird. Außer ihm ist in diesem Jahre Stein, der Historiker des Socialismus, auf die Lehrkanzel der politischen Wissenschaften berufen worden. Er liest bereits einige Wochen und hat sich in kurzer Zeit viele Freunde erworben.

Ueberhaupt herrscht gegenwärtig im Schooße der juridischen Facultät ein sehr reges Leben. Man hat bisher das östreichische Recht als etwas in sich Abgeschlossenes betrachtet, das man mit Hülfe des gesunden Menschenverstandes niedergeschrieben und wobei als höchstes Ideal dem Gesetzgeber vorschwebte, dem „Naturrecht" so nahe als möglich zu kommen. In dieser Anschauung ist die gesammte östreichische Rechtsgelehrsamkeit bis vor wenigen Jahren befangen gewesen. Man fängt neuerdings zu ahnen an, daß das Recht ebenso wie alles Andere auf einer innern, gesetzmäßigen, historischen Entwickelung beruht, daß es *geworden* ist, nicht aber *gemacht* wurde. Man geht auf diese innere Entwickelungsgeschichte zurück, und da alle Particulargesetzgebungen der deutschen Lande im Gemeinen, d. h. wesentlich im Römischen Rechte, zum kleinern Theile in rein germanischen Rechtsanschauungen wurzeln, muß man denn auch diese beiden Factoren, Römisches und Deutsches Recht, als Erklärungsquellen der östreichischen Gesetze erkennen. Natürlich wehrten sich gegen diese Neuerungen die alten Wissenschaftswächter mit Hand und Fuß, denn auf diesem Wege ist nur mit enormen Mühen und Anstrengungen ein gültiges Resultat zu erlangen.

Die neue zuerſt von einer und der andern jugendlichen Kraft ausgegangene wiſſenſchaftliche Beſtrebung hätte gewiß nicht ſo bald den vollen Sieg erfochten, wenn nicht das Unterrichtsminiſterium, dem dieſe Anſchauungen, wenn auch vielleicht aus andern als rein wiſſenſchaftlichen Gründen, genehm waren, ſich dafür erklärt hätte. Der Rüſtigſte und Bedeutendſte unter den jungen Vorkämpfern dieſer Richtung, Profeſſor Unger, lehrt übrigens nicht an der wiener Univerſität, ſondern in Prag. In dieſem Siege der hiſtoriſchen Richtung iſt auch der Grund für das Zurücktreten des Juſtiz-Miniſterialraths Hye, der Criminalrecht las, von ſeiner Profeſſur zu ſuchen. Hye, ſeiner Natur nach Eklektiker, ſehr beleſen, mit viel dialektiſcher Gewandtheit und enormer Beredtſamkeit begabt, war einer der populärſten und gewiß der talentvollſte Profeſſor der vergangenen Zeit. Als Profeſſor vermißte man an ihm die ſyſtematiſche Darſtellung, die wiſſenſchaftliche Schärfe, er liebte es, mit überſprudelnder Hitze ein Axiom aufzuſtellen und ihm im nächſten Moment die Spitze abzubrechen. Als Miniſterialrath hat er viele der neuern Geſetze verfaßt, obgleich keine Perſönlichkeit von der lakoniſchen Kürze und Klarheit des Geſetzgebers weiter entfernt iſt als er. Da aber die Geſetzconſumtion in Oeſtreich enorm iſt und dabei weniger Qualität und Dauer als vielmehr die Quantität ins Gewicht fällt, ſo bleibt eine ſo leicht producirende Natur wie Hye immer ſchätzenswerth.

Die wiener mediciniſche Facultät hat, wie ich ſchon ſchrieb, einen Ruf in ganz Deutſchland, von allen Seiten ſtrömen Jünger der Wiſſenſchaft an unſerer Klinik zuſammen und ihre Bedeutung iſt von den übrigen Facultäten nicht erreicht worden. Nochmals hört' ich Skoda und Oppolzer. Skoda's Vortrag iſt meiſterhaft durch ſeine Klarheit, durch die Beherrſchung des Materials. Er ſucht vor allem die Medicin als Naturwiſſenſchaft zu begründen. Wie man Skoda nur in den ſchwierigſten Fällen, wo die Hoffnung zu verſiegen beginnt, ans Krankenbett ruft, damit gleichſam die Wiſſenſchaft ihr letztes Verdict abgebe, ſo gibt es hier viele Leute, die krank ſein möchten und ſich auch ſo ſtellen, nur um von Oppolzer behandelt zu werden. Oppolzer iſt der Mann der Erfahrung, der umfaſſendſten Erfahrung, die ſich denken läßt. Im Leben äußerſt gewandt, beſitzt er die größte Praxis, deren je ein Arzt ſich in Wien zu erfreuen hatte. Sein Vortrag iſt, wie ich ſchon ſchrieb, äußerſt glänzend, etwa in der Art franzöſiſcher Profeſſoren. Er iſt nicht der Mann excluſiver Syſteme, ihm gilt der Erfolg, die unmittelbare Anwendung.

Doch ſcheiden wir hiermit von der Gelehrſamkeit und wenden uns in unſerm Nächſten wieder den unmittelbarern Eindrücken des hieſigen Lebens zu.

(Ein ſechster Brief demnächſt.)

Anregungen.

Sprachliches.

I.

Eine recht matte Erweiterung zum ſcheinbar Richtigern iſt die Redewendung: „In das Leben rufen", ſtatt „Ins Leben rufen". Wir müſſen uns gewöhnen, ins Haus, ins Thor, ins Leben für ebenſo richtig gewandelt auch im Druck anzuſehen wie im Haus, im Thor, im Leben.

II.

Ein Latinismus, den man von der Schule mitbringt, iſt der, ein Subject von ſeinem Zeitwort durch einen mit Nachdem, oder Als oder Wenn eingeführten participialen Zwiſchenſatz zu trennen und z. B. das lateiniſche Caesar profectus in Galliam coepit zu überſetzen: „Cäſar, nachdem er auf Gallien marſchirt war, fing an." Man darf nach unſerer Sprechweiſe nur ſagen: „Nachdem Cäſar auf Gallien marſchirt war, fing er an." Dieſer Latinismus iſt aber bei uns ſo eingeriſſen, daß man ihn ſelbſt bei ſorgſamen Stiliſten findet, z. B. durchgängig im ſoeben erſchienenen erſten Bande der Gervinus'ſchen „Geſchichte des 19. Jahrhunderts". Z. B.: „Der Marſchall Brune, als er ſich nach Avignon begeben wollte, wurde angehalten." Oder: „Der Marſchall Moncey, als er den Vorſitz des Kriegsgerichts ausſchlug, hatte dem König vorausgeſagt —."

III.

Wem es Vergnügen macht, sich zuweilen an die Eigenthümlichkeiten unserer edeln, aber sehr launischen Sprache erinnern zu lassen, dem empfehlen wir den in Berlin erscheinenden „Deutschen Sprachwart" von Max Moltke. Wöchentlich erscheint eine Nummer dieser Zeitschrift, die sich die Wahrung des Richtigen und die Mehrung unsers sprachlichen Reichthums in einer angenehmen und leicht verständlichen Unterhaltung angelegen sein läßt. Nur können wir dem Herausgeber nicht in seiner modificirten Schreibweise folgen. Alle diese orthographischen Neuerungen, die Kolbe, später die Grimm und Andere verfolgt haben, bleiben isolirt und schaden der Wirkung des Trefflichen, das diese Namen dem Publicum mitzutheilen hatten. Bei Lee's historischen Schriften wurde der Leser erst durch die Schreibweise stutzig; es war das Vorspiel einer spätern tiefern Entfremdung durch den Inhalt.

Aber Eine Neuerung, welche die Grimm schon vor Jahren durchsetzen wollten, greift immer mehr um sich: Es ist der Druck in Antiqua statt der gothischen Lettern. Es scheint dies die Folge des großen Antheils zu sein, den das Ausland an unsern wissenschaftlichen Schriften nimmt, namentlich den naturwissenschaftlichen. Der Ausländer versteht oft ganz gut Deutsch, nur muß es ihm in seinen gewohnten Antiquaslettern entgegentreten. Der Anblick eines deutschgedruckten Buchs macht ihm den Eindruck wie uns der eines russischen. Man glaubt die Lettern zu kennen und findet sich doch nicht zurecht.

Griffe das Drucken in Antiqua immer noch mehr um sich, wie es den Anschein hat, so würde man vielleicht nicht länger so überflüssig viel bei uns drucken. Die Antiquaschrift wirkt sozusagen vornehm; sie würde die Vielschreiberei und den Dilettantismus einschüchtern. Unsere gothischen Lettern sind so bequem und familiär wie ausgetretene Schuhe oder, wie Bettina sagen würde, „wie alte Schlappen". Man traut ihnen Alles und Jedes zu und läßt sich nicht von ihnen imponiren.

Der Roman und die Arbeit.

Es ist Pflicht, gleich im Beginn ihrer Verbreitung falschen Begriffen entgegenzutreten; denn sind sie zu bald fixirt, so richten sie Verwüstungen an.

Ein solcher falscher Begriff ist die neuerdings so ausdrücklich hervorgehobene Verweisung des Romans auf die Arbeit. Nur da solle der Roman verweilen, wo das Volk arbeite! Läßt man diese Lehre aufkommen, so würde sie uns die Romanliteratur zum unerquicklichsten Brunnenwasser verwandeln.

Gewiß ist es wahr, daß der alte deutsche Roman und die beiden von Goethe gegebenen classischen Muster den Roman von der Arbeit zu sehr entfernt hatten. Man schilderte nur zu oft Menschen, die, ihren Träumen und Hirngespinnsten nachgehend, ihren Gelüsten und Empfindungen lebend, kaum der wirklichen Welt angehörten. Die erste Bedingung dieser Welt ist der Kampf des Einzelnen mit dem Allgemeinen, die Stellung des Geistes zur Materie. Jene Goethe'schen Gestalten aber und die meisten von Jacobi, Jean Paul und Andern, die bis auf den heutigen Tag die von Jenen aufgestellten Persönlichkeiten variiren, scheinen allerdings nur von der Luft zu leben. Sie sind nichts, thun nichts, sie reflectiren nur und folgen den Eingebungen, die ihnen der Dichter gibt, um irgendeine seiner allgemeinen Wahrheiten zu beweisen. Man hat schon oft gesagt und konnte es bis auf die neueste Zeit, z. B. bei den Romanen der Hahn-Hahn, wiederholen, hätten alle die von diesen Autoren aufgestellten Persönlichkeiten, so wie wir, ihre uralt hergebrachte Lebenssorge gehabt, sie würden nicht den Wiermarr erlebt haben, in welchen sie als verwickelt dargestellt werden.

Von diesen idealen Fiascos zur Anempfehlung der Arbeit als ausschließlichen Hebels der Romanenwelt ist aber ein gewaltiger Sprung.

Der Roman soll uns Menschen schildern, die dem Leben angehören, und da das Leben zum überwiegenden Theile nicht ohne Arbeit besteht, so soll man auch den Menschen des Romans ansehen, daß sie den allgemeinen Gesetzen unserer Lebensordnung nicht entrückt sind. Sie müssen in den Bedingungen unserer bürgerlichen Ordnung wurzeln; und haben sie nicht nöthig, sonst noch etwas Anderes zu thun, als wozu sie der Dichter im Interesse seines Themas verbraucht, so muß von ihnen diese Berechtigung bewiesen werden. Ungesagt aber darum bleibt, daß ihr Erwerb selbst der Gegenstand des Romans zu sein braucht; ungesagt, daß der Roman nur noch Berechtigung haben dürfe bei den Werkstätten des Schaffens, der Mühe und der Sorge.

Den Roman an die Welt der Arbeit verweisen heißt ihn in seiner ganzen Natur aufheben; denn es ist gerade das Wesen des Romans, die Wochentagerissenheit des Menschen gleichsam beiseite liegen zu lassen und seinen Sonntag zu erörtern. Wir verstehen unter Sonntag die Offenbarung seiner poetischen Natur, sei es nun im Leiden oder im Handeln. Der ewige Sonntag jedes Menschen ist sein Lieben, sein Gefühl für Freundschaft, seine Religion, sein Geschick. Es

kann ihm dieser Sonntag, und wär' es ein ihn nur verklärender Kummer oder die Märtyrerschaft der Noth manchmal aus und mit der Arbeit entstehen, aber die Arbeit kann ebenso auch nur ganz äußerlich neben seinem Empfinden, Wünschen und Hoffen herlaufen. Der Sonntag des Menschen, der dem Romandichter gehört, ist ein Drittes, das über dem allgemeinen Leben und der besondern Existenz schwebt; der Sonntag sind die Bezüge des Lebens. Schon daß das so wenig an der Arbeit unmittelbar betheiligte Weib die das Romangetriebe in Bewegung setzende Unruhe ist, beweist, daß der Romandichter vom praktischen Menschen nur ein Stück in Anspruch zu nehmen braucht.

Daß man in neuerer Zeit bei arbeitenden Menschen viel Poesie gefunden hat, kann nicht die Lehre aufstellen lassen, der Roman hätte nicht mehr den Menschen in seiner träumenden und idealen Neigung zu schildern. Wir würden das Feld der Poesie auf unverantwortliche Art begrenzen, wenn wir jeden Roman, der sich noch mit Glaube, Liebe, Hoffnung, mit dem Herzen und der Phantasie beschäftigt, jeden Roman, der die ideale Natur des Menschen vorzugsweise erörtert, discreditiren wollten mit dem Motto: „Der neue Roman soll den Menschen bei der Arbeit aufsuchen.“ Im Gegentheil, er soll zwar immer den arbeitenden Menschen im Allgemeinen schildern, d. h. den an die Bedingungen äußerer Existenz gebundenen, aber er soll an ihm Das hervorheben und zur Sprache bringen, was mit der Arbeit nichts oder nur sehr wenig zu thun hat.

Man ist auf diese Empfehlung der Arbeit nicht blos durch die Unwahrheit der idealen Wilhelm-Meister-Sphäre gekommen, sondern auch wahrscheinlich durch Das, was in neuerer Zeit vorzugsweise die „Dorfgeschichten“ für eine tiefere Anlage der Charakterzeichnung gethan haben. Aber gerade die „Dorfgeschichten“ beweisen die Gefahr des neuen Satzes. Solange sie genrebildliche Züge aus dem Leben der Bauern hervorhoben, solange sie den ewigen Sonntag aller Menschen, ob nun des Menschen im besternten Hofkleide oder im Bauernkittel, zum Gegenstande des Romans wählten, konnten sie fesseln, nicht aber, als sie den Roman der wirklichen Bauernarbeit anbahnen wollten. Solange die Dorfgeschichte eine allgemeinmenschliche Wahrheit ausdrückte, war ihr der Genius der Poesie nahe. Die Poesie aber würde verschwinden, wenn wir die höchstens episodisch zu verbrauchenden Zustände des Bauernlebens mit Selbstzweck geschildert sehen sollten z. B. da, wo es sich um Erbschaftstheilungen bei Bauergütern, um Brandversicherungen, um ihre Folgen und Aehnliches ganz und gar dem Bauernhofe und der Wirthshauschronik Zugehöriges handelte.

Nehmen wir den Kaufmannsstand. Auch er hat seine Poesie. Er hat eine negative Seite des Träumens, die Freiligrath einst unter Colonialwaaren zum Sänger von Länder- und Völkerkunde machte; er hat eine positive Seite des Ringens und des Erwerbs. Aber dies Gebiet ist für die Poesie sehr eng. Will man es erschöpfen, so wird man bald monoton werden. Staudt man gar die Poesie des Kaufmannsstandes im großen Stile fassen zu können, so wird man in die Nähe Iffland's kommen. Die Poesie des Handwerkers ist weiter; eine Spitzenklöpplerin, ein Steinschneider, eine Nähterin, ein Meister und Geselle in jedem Gewerbe bieten, da sie in freier Arbeit Werthe schaffen, mannichfache Abwechselung; ein Kaufmann aber, dessen Wirken Speculation ist, wird uns wol Mitleid abgewinnen können, wenn sich die ihm nothwendigen 20 Procent nicht ergeben wollen, aber dies Mitleid kann nie ein erhebendes werden. Der Kaufmann beutet die Verlegenheiten des Bedarfs aus und es liegt auch eine ganz hergebrachte Ehrlichkeit in seinem Gewerbe; man kann aber nicht ergriffen sein von seiner Rührigkeit, noch weniger, wenn ihm etwas mißlingt, mehr empfinden als ein allgemeines Bedauern.

Die Arbeit in Ehren, aber zur Poesie dränge sie sich nicht ungestüm! Sie stoße nicht, Lastträgern des Packhofs gleich, den sinnenden Träumer an den Kopf. Der deutsche Roman vollends hat die erwiesenste Berechtigung, noch immer in seiner alten Sphäre der Idealität zu bleiben. Unser Volk wird sich seinen innersten Trieb zu einem höhern Gulturleben nicht nehmen lassen, und mag auch die Materie sich mit Dampf, Elektricität und Börsenschwindel noch so geltend machen, Romane, die sich mit Gegenständen des Glaubens, der Liebe, des Hoffens beschäftigen, werden uns und allen Nationen immer berechtigt bleiben, vorausgesetzt, daß sich in ihnen die Schicksale solcher Menschen kreuzen, die wenn auch keineswegs ganz real sind, doch die Elemente der Realität in sich tragen. Denn auch diese Freiheit bleibe dem Dichter unbenommen, sich wie Prometheus Menschen zu schaffen nach seinem Bilde, d. h. Menschen, die nur aus den allgemeinen Grundstoffen der ewigen Menschennatur gewoben und keineswegs Daguerreotypen einer alltäglichen Wirklichkeit sind.

Die Zwischenactsmusik im Theater.

Weil in Berlin beim Gastspiel Dawison's das Orchester ausgenommen wurde und die Vorstellungen auch ohne Zwischenactsmusik ihren natürlichen Verlauf hatten, ist man in Berlin auf die Idee gekommen, die Zwischenactsmusik des Schauspiels ganz eingehen zu lassen.

Wer diesen Rath geben konnte, hat etwas sehr Unüberlegtes gethan. Die Zwischenactsmusik ist bei der Einrichtung des modernen Drama auch nach seinen innern Anforderungen, bei einer immer auf die Actschlüsse zudringenden Handlung, bei dem Bedürfniß, das Darsteller wie Dichter haben müssen, dem Publicum die Illusion einer erfundenen und sich sinngemäß abspielenden Welt zu erhalten, eine Nothwendigkeit. Kein Autor, der selbst je ein Stück auf die Bühne gab, wird sich von der Zwischenactsmusik trennen wollen. Sie fällt in die Ruhepause des Urtheils, aber sie sorgt dafür, daß das Urtheil nicht aus der Abspannung kommt; sie erhält die Stimmung des Antheils, sie macht manche Schwäche des Abends gut, sie erhöht die Wirkung Dessen, was gelungen.

Wie nothwendig die Zwischenactsmusik dem Drama ist, kann man bei classischen Vorstellungen, die einmal feststehen, nicht empfunden haben. An jenen Dawison'schen Abenden hatte der fallende Vorhang nur die Kritik eines aufgeregten Publicums freizugeben: man wollte seine kritischen Bedenken und Erwägungen, seinen Enthusiasmus oder seine Weisheit aussprechen. Niemand dachte an jenen Abenden an die Totalität des Stücks, am wenigsten bei Shakspeare, Goethe, Schiller, Lessing, deren Schöpfungen wir ohne Kritik hinzunehmen pflegen.

Anders aber ist es bei einem Drama, das die Bühnenverwaltung nicht unter dem Schutze einer nur auf die Darstellung eines fremden Künstlers gerichteten Neugier aufführt. Ohne Zwischenactsmusik wird sie wenig Novitäten zur Geltung bringen. Sie wird einen minder ansprechenden zweiten, dritten oder vierten Act schon zur Klippe der im Uebrigen vielleicht werthvollen Arbeit machen, sie wird die Mühe des Einstudirens scheitern lassen, wenn sie nach dem Fallen des Vorhangs das Publicum der Ernüchterung und der Tonangabe der ewig Mäkelnden preisgibt.

Damit die Zwischenactsmusik den Zweck erfüllt, das Publicum in einer angeregten, die Harmonie der Gefühle freundlich wieder concentrirenden Stimmung zu erhalten, muß sie natürlich mit Ueberlegung gewählt sein. Ein guter Regisseur schreibt für jeden Zwischenact den Charakter der Musik vor, die der angeregten Stimmung zu entsprechen hat. Auf einen erschütternden Act ist nicht immer nöthig, daß die Musik die schon im Stück vielleicht hinlänglich angestaute Stimmung noch weiter fortführe. Sie muß vielmehr das Nachfolgende einleiten, die Spannung unterstützen und die Consequenzen andeuten, die sich aus dem eben Mitdurchlebten für die Erwartung auf den ferneren Fortgang der Handlung ergeben. Deshalb geben unsichtige Dramatiker, die über die Wirkung ihrer Gebilde auf das Publicum sich objective Verständnisse machen können, selbst gern den Charakter der Musik an, die sie in diesem oder jenem Zwischenact ausgeführt wünschen.

Man mache nur einmal den Versuch und führe ein Lustspiel, das noch keineswegs trivialkomisch zu sein braucht, ohne muntere Zwischenactsmusik auf. Man wird bald merken, daß das Publicum sich über seine eigene Heiterkeit zu ärgern anfängt und selbst über eine Posse, wie z. B. „Die Schleichhändler", das Verdict aussprechen würde: „Sie ist aber auch gar zu dumm!" Die Zwischenactsmusik stellt nach Ernstem und Komischem immer wieder die Stimmung fest, daß man übereingekommen ist, drei Stunden lang in einer Welt des Scheins zu leben.

Zum Erwägen.

Läutere und tröste dich's doch stündlich, wie bald jede Zukunft zur Vergangenheit wird!

* *

Die Seele läßt sich aus ihren Schlummerbanden durch ein reines, frohes Leben, durch Anschauen der Natur und den Umgang seelenvoller Menschen lösen, der Geist aber nur durch den Geist.

* *

Man sollte sich die Dichter immer in zwei Classen getheilt denken; in die, welche mehr der Sprache, und die, welche mehr dem Gedanken huldigen.

* *

Der höhere Werth des Menschen entscheidet sich danach, ob er Hoffnungen hat, die über sein Grab hinausgehen.

* *

Es liegt eine unwiderlegliche Berechtigung darin, daß wir die Menschen danach beurtheilen, wie sie uns beurtheilen.

* *

Es ist so wunderbar, wie ein Pulsschlag Zeit nach dem andern durch die Welt zuckt, das ganze All berührt und dann geräuschlos in die geheimnißvolle, unergründliche Tiefe der Ewigkeit sinkt! Und dann wie wunderbar auch wieder unser Drang, dahin zu streben, daß der elektrische, ewig thätige Strom auch selbstbewußt mit durch unsere Brust zittert!

* *

Allzu lange im Gewühl des Lebens verweilen, weckt die Sehnsucht nach der Natur. Allzu lange in der Natur verweilen, weckt die Sehnsucht nach dem Leben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 45. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Müllerbursch.

Ein Stücklein aus dem Gerichtsleben.

Lieber Leser, sei du froh, daß du der heutigen Justiz nicht in die Hand zu arbeiten hast! Das Glück, die schönsten Jahre deines Lebens Actuar sein zu müssen, ist dir dann am wenigsten beschieden.

Und dennoch wird sich in dir nicht selten ein geheimer innerer Gendarm, ein geheimer innerer Inquisitor regen! Wenigstens kann es vorkommen, daß du dir die schrecklichsten Gewissensbisse machst, wenn du unterlässest, irgendwo dem unterdrückten Rechte beizuspringen oder dem rollenden Rade eines Verbrechens in die Speichen zu greifen.

So geschah's mir neulich, der ich als Actuar den Beruf habe, das „Gelingen der praktischen Polizei" zu erleichtern. Frühzeitig verlasse ich gern das Städtchen, wo ich wohne und welches den Namen von den Bergen hat, die unsern davon die Gegend zieren, um mir in der freien Luft, im Walde, unter Moosen und Flechten, Blumen und Steinen, Muth zum lieben Alltagsgeschäfte zu holen. Es war ein reizender Junimorgen, als ich neulich so zum Thore hinauswanderte, an dem Hedwigkirchlein vorbei, die Todten auf dem Unsterblichkeitskirchhofe grüßend, in der Hand Hammer und Keil, um auf den nahen Bergen Bergkrystallen die Freiheit zu verschaffen. Fröhlich die frische Morgenluft einathmend, schlenderte ich auf buntbeblümten Wiesen einen Fußsteg entlang, der an einer Mühle vorbeiführt. Einsam liegt sie unweit der Stadt, mit hohen Mauern umgeben, ein altes, winkeliges Gebäude. Uralte Ulmen und Buchen, die am Rande des Mühlbachs ihre Wipfel zu den Wolken senden, als wollten sie dem lieben Herrgott die Hände reichen, vollenden das düstere Gemälde. Schon öfters war ich bei der Mühle vorbeigegangen, ohne daß ich etwas Anderes als das Geklapper des Werks und das Rauschen des über das nahe Wehr stürzenden Wassers gehört hätte. Heute erschollen lärmende Stimmen im Hofe. Es rief Jemand: „Ach Herr Meester, schlon Se mich ock nê tudt!" Eine Flut von Schimpfreden, die sich ein Affe schämen würde in den Mund zu nehmen, falls er reden könnte, bis zum einfachen „Donnerwetter", erstickte die flehende Stimme. Ich bedauerte die armen Leute, daß sie keine andern Morgengebete hatten und trollte weiter. Ich wollte Bergkrystalle suchen. Was ging mich der Müllerbursch an!

Ein Vierteljahr verging. Im Audiengsaale saß der Inquirent und dictirte mir bogen-

lange Lügen von zwei Spitzbuben, die man mit ruhigem Blute niederschreiben muß, [illegible] Stillen die Aufhebung der Prügelstrafe verwünschend, als stürmisch der Staatsanwalt den Saal trat und aufgeregt einen Bogen Papier ihm hinhielt. Ich, wie es einem [illegible] scheidenen Subalternen geziemt, wendete schnell den Kopf, um nicht Neugierde vermuthen zu lassen. Beide traten hierauf in die Fensternische und besprachen sich leise, bis ich den Befehl erhielt, Mittags 2 Uhr mich auf dem Gerichtslocal einzufinden. Der Staatsanwalt entfernte sich und der Inquirent theilte mir, da ich ad crim. geschworen, das geheimnißvolle Scriptum mit. Es lautete:

Soeben erfahre ich durch den Gendarmen Lanzspitze, daß der Müller Grobmeier seinen Burschen, der seit längerer Zeit verschwunden, gemißhandelt habe, Letzterer infolge dessen gestorben und vom Meister im Keller vergraben worden sei.

Die Nachforschungen möchten heute Nachmittag in loco vorgenommen werden.

Der Staatsanwalt u. s. w.

Ein kalter Schauer überlief mich bei der Durchlesung dieser Zeilen. Durch eine nicht schwierige Ideenassociation stellte ich das früher gehörte Gewimmer und diese Anzeige zusammen. Ort und Zeit stimmte und mein Gewissen machte mir die bittersten Vorwürfe. Bergkrystalle hatte ich gesucht und ließ einen Müller seinen Burschen todtschlagen! Der Herr Inquirent endigte kurz das Verhör, drehte seinen Fingerring ein paar mal, besah sich seine schöngeputzten chinesischen Nägel, die er wahrscheinlich aus Vorsicht so lang wachsen läßt, damit er sich vagabundirenden Frauenzimmern gegenüber, die manchmal wild werden, zur Wehre setzen kann, und ging nach Hause. Ich that desgleichen. Nachmittags 2 Uhr war ich auf dem Platze und fand im Gerichtsgebäude bereits zwei Gendarmen, acht Gefangene mit Hacken und Spaten versehen, einen Gefangenaufseher und den Staatsanwalt. Bald erschien der Inquirent, es vielleicht nur beklagend, daß sein Amt ihn nicht einmal ruhig essen und die Zeitung lesen lasse; ich, der Protokollist, mit tausend centnerschweren Bergkrystallen — auf dem Gewissen.

Wir setzten uns in Marsch. Trotzdem Alles geheim gehalten wurde, folgten doch Kinder neugierig dem Zuge und bald wußte die ganze Stadt, daß wir in die Viertelmühle gingen, den Lehrjungen auszugraben. Das Gerücht war nämlich schon wochenlang vorher von Mund zu Mund gewandert, daß in dieser Mühle ein Mord begangen worden.

Bald langten wir am Thore der Mühle an, was uns auf mehrfaches Pochen geöffnet wurde. Es war die Magd des Hauses. Sie wurde sofort von einem Gendarmen festgehalten und bei Seite geführt. Niemand ahnte unser Kommen. Der Staatsanwalt und die Commissarien traten in die Wohnstube, wo sie die Frau des Müllers vorfanden. Ein leichtes Erröthen bewies uns, daß unser Besuch ein unerwarteter sei. Die Thüren wurden von dem zweiten Gendarmen bewacht und nun begann die Inquisition.

Herr Staatsanwalt frugen, wo der Müller sei.

Ruhig erwiderte die Frau: In der Stadt.

Nun gut, fuhr der Staatsanwalt fort, ohne einen Gesichtsmuskel zu verzucken, so wollen wir in den Keller gehen und nachgraben. Die Frau bleibt aber zurück, setzte er zum Gendarmen gewendet, hinzu.

Da brachen der Frau die Kniee, sie sank halb ohnmächtig auf die Diele der Stube und schrie: Jesus, Jesus, mein Mann!

Da Inquirenten stets die verbrecherische That voraussetzen müssen, so gewann diese Aeußerung in den Augen des unserigen eine hohe Bedeutung.

Die Magd mußte uns nun die verschiedenen Räumlichkeiten der Mühle zeigen, auch den Keller. Dies war ein dunkler Gang, an dessen Wänden außen rauschend das Wasser vorbeischoß. Ich ließ meine Vorgesetzten zuerst hinunter, nicht, um im Falle eine Falle gelegt sei, ihnen die erste Ehre überlassen zu können, hineinzutapsen, sondern, weil wer

den Vorrang hat, auch in solchen Fällen die Vorgefahr genießen will. Ich kroch, an den nassen Wänden umhertappend, nach. Das mitgenommene Licht beleuchtete gespensterhaft die Höhle, ängstlich pochte mein Herz in Erwartung der kommenden Dinge. Als vollends der Inquirent einen Schrei ausstieß, fuhr ich zusammen, als würde ich elektrisirt. Eine Kröte war über den Fuß des personificirten Code pénal gehüpft und durch ihr unprotokollirtes Benehmen die Ursache des Schreckens geworden. Endlich gelangten wir an das Ende des Kellers und nun begann das Graben. Die Granitplatten des Fußbodens wurden aufgerissen und wol eine Elle tief die Erde aufgeworfen. Alles war gespannt auf das Ergebniß. Es ließ sich jedoch kein Knochen entdecken, bis plötzlich ein Stück Leinwand zum Vorschein kam. Natürlich wurde es für einen Fetzen von einem Hemde erklärt. Trotzdem eine Grabesstille herrschte und man einen Wurm im Leibe des Todten gehört haben würde, trotzdem die Gefangenen gruben, daß der Schweiß ihnen von der Stirn lief, es war kein Todter zu entdecken. Unverrichteter Sache mußten wir umkehren.

Oben hatte einstweilen der Gendarm haarscharfe Examina mit der Frau Müllerin angestellt, ihr auf den Kopf gesagt, daß ihr Mann ein Mörder sei und sie gestehen solle, wo die Leiche hingegraben worden. Als wir wieder in die Stube traten, erklärte die Frau, sie hätte etwas Nöthiges im Stalle zu thun und schlüpfte zur Thür hinaus. Im Gedränge wurde es Niemand weiter gewahr. Kaum hatte ich jedoch das Protokoll angefangen und niedergeschrieben, daß ein Stück Hemde gefunden worden sei, als die Magd die Thür aufriß und händeringend rief: „Gott, die Frau Meister is ins Wasser gesprunga!“

Da ein ehrlicher Beamter dem König zu Wasser und zu Lande geschworen, so rief uns die Pflicht ans Wasser, an die Ufer des Mühlbachs. Da schwamm die Frau! In der Mitte des Wassers, von den Unterröcken emporgehalten! Jetzt war guter Rath theuer. Wie sie herausschaffen? Doch es ging. Ein Gefangener legte sich aus, um die „Kittel“ zu erwischen, der Staatsanwalt, voller Dienstreifer, hielt die Beine des Liegenden, damit er nicht hinabfalle, der Inquirent die Rockschöße des Staatsanwalts und der Actuar, aus lauter Sorge, wieder den Arm des Inquirenten. Die andern Gefangenen eilten mit Stangen herbei, um zu verhindern, daß die Müllerin nicht in die Räder komme. Es war eine Gruppe, würdig des Pinsels eines Hogarth oder Hasenclever. Der Staatsanwalt durfte sich im Stillen auf einen Orden, der Inquirent auf eine Rettungsmedaille, ich auf fünf Thaler Regierungsprämie freuen.

Nach mannichfachen Manipulationen wurde die den Selbstmord probirende Müllerin herausgezogen und zu Bette gebracht, wo sie mit Zähneklappen eingestand, daß sie den Schritt aus Verzweiflung gethan, über den Schimpf, dem ihr Ehemann ausgesetzt worden.

Nachdem wir sie beruhigt, packten wir unsere Siebensachen zusammen und eilten nach Hause, etwas ärgerlich über den mißlungenen Versuch, ein Verbrechen zu entdecken, an das sich — mein Gewissen auch schon gewöhnt hatte.

Als wir so wehmüthig dahinschritten, begegnete uns ein junger Bursche und sang. Es war mir sonderbar zumuthe. Es war mir gerade, als sänge der Schlingel:

Sie suchen mich, sie suchen mich
Und finden mich doch nicht.
Ja wo nichts ist, da finden nichts
Selbst Herren vom Gericht,
Und wenn die Stadt, die ganze Stadt
Von einem Morde spricht,
Ein altes Weib gelogen hat,
Im Keller Niemand liegt.

Der Junge ging vorüber. Es war ein Instinct, daß wir ihn anhielten und ihn frugen: Weß der Männer bist du? Von wannen? Wohin? Quis? Quid? Quomodo?

Curt u. ſ. w. Da erfuhren wir denn, daß dies der Burſche war, den ſein Meiſter ſollte erſchlagen und vergraben haben, während er blos einmal eine kleine Spazierreiſe in Privatangelegenheiten gemacht hatte.

Inquirent und Staatsanwaltſchaft drehten dem Jüngling den Rücken. Ich freute mich über die Commiſſoriumsdiäten, über mein erleichtertes Gewiſſen und meine ſchönen Bergkryſtalle.

Armuth und Wohlthun.

I.

Unſere Tagesblätter widmen faſt ausſchließlich ihre Aufmerkſamkeit dem Kampfe im Oſten. Sie entſprechen darin jedenfalls dem Wunſche des Publicums. Es iſt ein bedeutungsvoller Kampf für ganz Europa, wenn es ſich auch noch nicht handelt um jene den Amerikanern ſo beliebte Theſe, daß das weſtliche Europa altersſchwach geworden ſei und im Stadium der Auflöſung ſtehe, daß nur der Oſten noch eine Zukunft habe und daß von der ſlawiſchen Race das friſche verjüngende Blut in die romaniſch-germaniſchen Nationen kommen müſſe. Selbſt wenn der Urſprung des Kampfes nirgends anders zu ſuchen wäre als in jener unruhigen Nacht in den Tuilerien, die der Annahme der ruſſiſchen Anerkennung vorausging und wenn der Erfolg des Kampfes nichts Anderes wäre als ein herzliches Einverſtändniß zwiſchen den zwei Soldatenkaiſern, ſo bleibt doch das Schauſpiel im Orient ein traurig-großartiges und wir dürfen uns nicht wundern, wenn Aller Augen mit Spannung den Wendungen des Kriegs folgen.

Aber darüber müſſen wir uns wundern, daß unſere deutſchen Blätter, die ſoviel Raum hatten für die Klagelieder aus dem engliſchen Lager zu Balaklava, nichts oder nur Weniges zu berichten wußten von den ſchweren Leiden der Brüder im eigenen Vaterlande; die Leiden der Engländer in der Krim können uns doch unmöglich ſo nahe berühren als die viel ſchwerern Drangſale und Kämpfe unſerer eigenen Landsleute.

Es iſt ein viel härterer Kampf, wenn ein Vater an der Spitze ſeiner Familie gegen Hunger, Kälte und Krankheit kämpft, als wenn der Soldat im Lager dieſen Feinden gegenüberſteht. Als Horaz das Wort ausſprach, daß es ein Troſt ſei, im Leiden Genoſſen zu haben, mag er wol an die gemeinſamen Entbehrungen des Kriegerlebens gedacht haben, aber gewiß nicht an einen abgehungerten Vater in der Mitte ſeiner von Hunger und Froſt geſchüttelten Kinder; hier ſind ja die Genoſſen gerade der bitterſte, tiefſte Stachel des Leidens.

Die Noth z. B. im ſächſiſchen Erzgebirge, die wir ganz beſonders im Auge haben, iſt erſchreckend groß. Arbeitsloſigkeit, Theuerung der Lebensmittel, der letzte Winter mit ſeiner Kälte und ſeinen Krankheiten — dieſe drei dämoniſchen Mächte ſind zugleich über die arme und mittlere Claſſe hereingebrochen. Die Aermern ſcheinen das Schwerſte ſchon überwunden zu haben, ſie haben den Kampf aufgegeben und betteln; die Behörden erklären, daß ſie „ohnmächtig ſind dem allgemeinen Bettelweſen zu ſteuern, weil ſie vor den unmöglichgewordenen Bedingungen: Arbeit oder Brot! verſtummen müßten". Aber der Mittelſtand liegt in einem um ſo härtern Kampfe, als er ihn vor den Augen der Welt verbergen will und zum Theil auch verbergen muß, ſoll nicht das Schlimme noch ärger werden. Man gehe zur Zeit der Dämmerung in ein Leihhaus und man wird „wohlhabende Leute" kommen ſehen, um ſich einzelne Thaler, ja Groſchen zu holen und zwar auf Pfänder, die nur die äußerſte Noth einer Familie abzwingen kann. Man erzählt ſich, daß eine den beſſern Ständen angehörige Familie die drei Weihnachttage kein Brot im Hauſe gehabt habe und es gibt Familien genug, die, den Schein der Noth mehr als ſie ſelbſt fürchtend, dem Bettler noch das Stück Brot reichen, während ſie ſelbſt ſchon am Hungertuche nagen.

Woher soll Hülfe kommen? Von reichlichern Gaben? Gewiß ist, wenn die Gaben der Wohlthätigkeit nicht reichlicher fließen, das äußerste Elend zu erwarten. Aber die Menge und Größe der Gaben thut's nicht allein; man kann so geben, daß man dem Bedürftigen mehr nimmt als ihm gibt, daß die Gabe ihm mehr schadet als nützt. Es thut auch noth, daß man beim Geben mit Weisheit verfahre, daß man die rechten Gaben wählt und in rechter Weise sie gibt. Möchte es mir durch die folgenden Bemerkungen gelingen, hier und da ein Herz williger zum Geben und die Hand geschickter in der Wohlthätigkeit zu machen.

Wenn das selbstsüchtige Herz nichts geben will, so sucht es bei dem stets gefälligen Kopfe nach einem Scheinrechte, die Gabe zu verweigern. „Wer fleißig und sparsam ist, hat noch nie zu betteln gebraucht; die Almosen vergrößern die Noth, statt sie zu heben, indem sie die Quelle der Noth, Trägheit und Liederlichkeit fördern", so lautet einer der gewöhnlichsten Vorwände der Lieblosigkeit. Wer hat nicht schon beobachtet, wie dieser Scheingrund in einer Gesellschaft zwar anfangs mit Schüchternheit vorgetragen und mit etwas verlegener Scham angehört wurde, aber endlich doch die offene Zustimmung und Billigung der Mehrheit erlangte und über Wahrheit und Gewissen, über Pflicht und Mitgefühl den Sieg davontrug. Und doch kann jedes ungetrübte Auge erkennen, daß die Ursachen der Armuth zweifacher Art sind. Die einen sind die natürlichen oder göttlich geordneten; zu diesen gehört zuerst die allgemeine und stetige: die natürliche Verschiedenheit der Gaben und Kräfte zwischen den einzelnen Menschen wie zwischen ganzen Landstrichen; dann die örtlichen und vorübergehenden: Mißernten, Handelsstockungen, Epidemieen, Ueberschwemmungen, Feuersbrünste, Krieg u. s. w. Die andern sind allerdings menschlich-sittliche: Genußsucht und Trägheit, die immer Hand in Hand gehen und in der Liederlichkeit ihren gemeinsamen Ausdruck haben. Mag nun auch die verderbliche Wirkung noch so hoch anzuschlagen sein, so bleibt es doch immer eine Unwahrheit und ein schweres Unrecht, wenn man von den erstern, den natürlichen Ursachen der Armuth, nichts wissen will. Die Armuth wird mit manchem Menschen geboren. Der Weg von den Bettlerlumpen, auf denen ein Kind seinen ersten Schlaf gehalten hat, bis zu dem bequem gepolsterten Sopha, ist ein gewaltig langer und mühsamer, wenn dem Kinde nicht besondere Gaben und ein besonders günstiges Schicksal zur Seite stehen. Gewiß ist's, daß unsere Stellung im Leben zum großen Theil von dem Eifer und der Gewissenhaftigkeit abhängt, mit der wir die uns verliehenen Gaben und Kräfte benutzen; aber wie die herrlichsten Gaben ein eifriges Streben nicht überflüssig machen, so kann auch das eifrigste Streben nicht den gänzlichen Mangel an Gaben und günstigem Geschick ersetzen. Wollen wir Zinsen genießen, so ist die erste Bedingung, daß ein Capital da sei; dann erst kommt die zweite in Betracht, daß man mit dem Capital sich nähre und rege. Aber Jedem, sagt man, sei ein hinreichend Capital gegeben. Ja, für sein geistig-sittliches Wohlbefinden, aber nicht für sein sinnlich irdisches. Eine Verschiedenheit des Maßes in Glück und Gaben kann Niemand leugnen: woher kann man wissen, daß das Maß nirgends so tief herabsinke, daß es für die vorhandenen irdischen Bedingungen ganz unzureichend wird? Gibt es nicht Menschen, deren ganzes Capital, deren ganze Mitgabe fürs Erdenleben nur in ihrem Elende, in ihrer offenbaren Hülflosigkeit, in ihren nicht zu bestreitenden Ansprüchen auf die Unterstützung ihrer Mitmenschen besteht? Wenn dies so ist, wer von uns ist weise genug, jene Linie bestimmen zu können und wer von uns lieblos genug, die Linie bestimmen zu wollen, welche die verschuldete und unverschuldete Armuth scheidet? Wenn wir unsere Nebenbuhler auf derselben Bahn zu einer höhern Stufe der Wohlhabenheit gelangen sehen, so sind wir so rasch mit dem Worte da: Aufs Glück kommt Alles an. Warum wenden wir dieses Wort nicht auch da an, wo wir einen Mitbruder im Elend sehen? Dem Glück nehmen wir so gern das Verdienst, warum nicht auch dem Un-

glück die Schuld? In den allermeisten Fällen werden wir nicht bestimmen können, ob das Mißgeschick oder die Lasterhaftigkeit des Armen mehr zu seinem Elende beigetragen hat; sollten wir nicht auch hier jenem Grundsatze folgen, den in Betreff der Rechtspflege die Humanität der Gebildeten gefunden hat: Besser, hundert Schuldige unbestraft als Ein Unschuldiger ungerecht bestraft! Oder ist es nicht eine harte Strafe, wenn wir zu dem Elend des Hülfesuchenden noch unsere Anklage und unser Urtheil hinzufügen?

Wol heißt es in der Bibel: „Lässige Hand macht arm, aber fleißige Hand macht reich"; aber es heißt auch ebendaselbst: „Der Herr machet arm und machet reich." Wären alle Menschen auch gleich thätig und gleich genügsam, die göttlich geordnete Verschiedenheit an Gaben, Kräften und Geschicken würde immer den Unterschied von Armen und Reichen zur Folge haben. Und zwar nicht blos zwischen den einzelnen Menschen, sondern auch zwischen ganzen Provinzen und Ländern. Fruchtbarer Boden, günstiges Klima, vortheilhafte Handelslage, schiffbare Flüsse, mineralische Schätze sind hier die Gaben, die den Unterschied von reichen und armen Ländern hervorbringen. Zwar vermag der strebsame und ausdauernde Geist eines Volks auf dürren Felsen die fruchtbare Erde zu tragen und ein träges, versunkenes Volk kann arm sein und darben bei allen Schätzen, mit denen die Natur es überschüttet hat; in dem mit allen Gaben der Natur gesegneten Italien treiben sich Tausende von Bettlern herum, während zwischen den Eisfeldern Norwegens ein wohlhabendes Volk wohnt. Aber der Grundunterschied von reichem und armem Land bleibt doch; so leicht der Wohlstand des Norwegers durch irgend ein ungünstiges Geschick zerbricht, so leicht kann Italien sich aus seiner Noth zu einem gesicherten Wohlstand emporarbeiten.

Von allen den genannten Bedingungen zum Reichthum eines Landes ist z. B. dem sächsischen Erzgebirge keine einzige — wenigstens jetzt nicht mehr — gewährt; der Boden ist unfruchtbar und sein Ertrag so spärlich, daß er bei der dichten Bevölkerung (über 10,000 auf der Quadratmeile) gar nicht in Betracht kommt; alles Getreide muß erst auf den mühsamen Gebirgswegen aus dem Niederland heraufgeschafft werden und wahrscheinlich muß der Erzgebirger den Scheffel Roggen am theuersten bezahlen in ganz Deutschland. Das Klima ist kalt und rauh, rauher als die Höhe des Gebirgs erwarten läßt, aber die weiten Hochflächen sind nur von engen, nach Norden offenen Thälern durchbrochen. Seine Lage für Verkehr und Handel ist höchst ungünstig; im Süden wird es begrenzt von einem hohen Gebirgskamm und über diesen zieht sich die alles Verkehrsleben abschneidende österreichische Zollinie, die auch nach dem neuesten Vertrage mit dem Zollverein wesentlich die alte geblieben ist. Kein schiffbarer Strom und keine Eisenbahn durchschneidet das Gebirge; der Verkehr zwischen dem Norden und dem Süden umgeht auf der Sächsisch-Böhmischen und der Bairischen Bahn in weiten Entfernungen das Gebirge. Die mineralischen Schätze, die früher das Erzgebirge berühmt gemacht, sind theils versiegt, theils können sie wegen Mangel an billigen Steinkohlen nicht gehörig verwerthet werden. Aber trotz dieser ungünstigen Verhältnisse hat sich das Erzgebirge Jahrhunderte lang eine gewisse Wohlhabenheit zu erhalten gewußt durch Fleiß und äußerste Genügsamkeit, aber diese Wohlhabenheit war wie jede, die durch Gewerbfleiß unter ungünstigen Naturverhältnissen erworben wird, von geringer nachhaltiger Kraft, besonders konnte sie schwer einer allgemeinen Theuerung der Lebensmittel widerstehen, denn das Erzgebirge wird dabei stets mit doppelten Ruthen geschlagen. Seine wichtigsten Manufacte sind Spitzen, Stickereien, Posamente, also Luxusartikel. Wie der Preis der ersten Lebensbedürfnisse steigt, so fällt der Bedarf und der Werth dieser Artikel, das heißt fürs Erzgebirge: wie seine Ausgaben sich vermehren, vermindert sich seine Einnahme. Die Landstraße kann Jedem sagen, um wie viel das Erzgebirge in den letzten Jahren ärmer geworden ist; der Getreidewagen, die aus dem Niederlande heraufkommen, sind wegen des Mißrathens der Kartoffeln mehr ge-

worden und ihre Ladung kostet dem Erzgebirger mehr als das Doppelte gegen früher; aber der Frachtwagen, die seine Fabrikate ins Niederland bringen, werden immer weniger und für ihre Ladung bekommt er in vielen Fällen nicht die Hälfte von Dem, was er früher dafür löste. Die Wohlhabenheit des Erzgebirges konnte aber umsoweniger eine schlechte Geschäftsbilanz längere Zeit aushalten, als sie nichts weniger als eine holländische oder englische, sondern im Grunde nur das freundliche Aussehen einer heitern Genügsamkeit war. Die schmuzigen Bauernhütten mit den zerlumpten Gestalten in dem innern Böhmen repräsentiren im Grunde doch ein größeres Vermögen als die freundlichen Häuser des Erzgebirgs mit ihren reinlichen, wohlgekleideten Bewohnern; ein paar Acker fruchtbaren Landes sind an sich eine sicherere Grundlage für den Unterhalt einer Familie als der Webstuhl des Posamentiers und der Stickrahmen der Nähterin.

Es gibt reiche und arme Länder und Landstriche; sollte nicht, wie der einzelne Reiche dem ärmern Bruder mitzutheilen sich verpflichtet fühlt, auch das reichere Land, als solches, dem ärmern mitzutheilen verpflichtet sein? England hat Irland gegenüber solche Verpflichtung und reichlich gegeben; könnte nicht auch, wenigstens im engern sächsischen Vaterlande, der reichere Distrikt als solcher dem ärmern Landstriche zu Hülfe kommen? Sachsen hat einen sehr fruchtbaren und wenig bevölkerten Landstrich gegen Norden und der Ackerbau hat in demselben Maße günstige, als die Gewerbe des Erzgebirgs ungünstige Jahre gehabt; die Ernten waren theils gute, theils vorzügliche und die Preise des Getreides immer sehr hoch. Daher sind die Landgüter außerordentlich im Werthe gestiegen und ihre Besitzer genießen eines Wohlstandes, den man vor zwanzig Jahren für unmöglich gehalten hätte. Würde es nun nicht blos der Idee des christlichen, sondern auch des humanen Staates entsprechend sein, wenn der reichere Landestheil als solcher von der Staatsgewalt zur Unterstützung des ärmern herangezogen würde? Allerdings haben die Einzelnen und auch die Staatsregierung gegeben, aber wenn wir auch die freie Privatwohlthätigkeit, besonders wegen ihres höhern moralischen Werthes, gar nicht gering schätzen wollen, so hat doch, um Macaulay's Worte zu gebrauchen, „die Erfahrung vollständig erwiesen, daß die freiwillige Aufopferung Einzelner, selbst in den Zeiten der größten Aufregung, gegen eine strenge regelmäßige Besteuerung, die willige und zähe Zahler zugleich drückt, nur eine dürftige finanzielle Hülfsquelle ist". Würde vom Staate eine Armensteuer ausgeschrieben, sodaß jeder vermögende Gutsbesitzer verhältnißmäßig beitragen müßte, so würde der Steuersatz so gering sein können, daß die Steuer von dem Einzelnen kaum empfunden würde und doch würde sich eine Summe herausstellen, mit der etwas Reichhaltiges und Gründliches gewirkt werden könnte, während die Gaben der freien Privatwohlthätigkeit in kleinen Bächlein, ja nur in Tropfen dem hülfsbedürftigen Lande zufließen und so leicht wirkungslos in dem weiten Sande der Noth verrinnen.

Aber liegt eine solche Staatsarmensteuer nicht außerhalb der Idee des Staats? Die Idee des Staats hat ihre Geschichte wie Alles und bei Dem, was eine Geschichte hat, ist stets zu fragen: Befindet es sich in der Entwickelung zum Bessern oder zum Schlechtern? Nach dem uralten chinesischen Staatsbegriffe ist eine Staatsarmensteuer nichts Unangemessenes. In dem „Chow-king" spricht der weise Minister Yu (nach der Käuffer'schen Uebersetzung): „Ach Fürst höre mich gütig. Die Tugend ist die Grundlage einer guten Regierung und dies gute Regiment besteht vorerst darin, daß man für die Leute sorge in Betreff der zu ihrer Subsistenz und Erhaltung nöthigen Dinge, das ist Wasser, Feuer, Metalle, Holz, das Erdreich oder der Boden und Getreide. Noch muß man daran denken, sie tugendhaft zu machen und für einen nützlichen Gebrauch aller Dinge unter ihnen sorgen; endlich muß man verhüten, was ihrer Gesundheit und ihrem Leben schaden könnte. Siehe, neun Gegenstände, welche ein Fürst im Auge behalten muß, um sich nützlich und beifallswürdig zu machen." „Ich billige", sagte darauf der Kaiser, „was Ihr gesagt habt."

Die Staatspraxis hat sich allerdings immer mehr von diesem Staatsbegriffe entfernt und die social-populären Interessen sind immer mehr gegen die politisch-nationalen zurückgetreten. Jedoch hat in der neuesten Zeit (in England früher schon) eine Umkehr stattgefunden und man hat den socialen Interessen größere Bedeutung zuerkannt und größere Beachtung gewidmet. Es würde demnach nur ein Schritt weiter auf der einmal eingeschlagenen Bahn sein, wenn der Staat neben der freien Verbindung zwischen dem ärmern und reichern Landestheile eine staatsgesetzlich geordnete herstellen würde.

Es wird schwer sein, einen wesentlichen Unterschied aufzufinden zwischen einer Staatscommune und einer Stadt- oder Landcommune. Haben diese nun nicht den Grundsatz festhalten können, daß Jeder sich selbst helfen müsse und sich nicht entschlagen können, die Unterstützung der ärmern Einwohner unter die Pflichten der Verwaltung aufzunehmen: wie hat es der Staat thun können, der dieselben Grundlagen und Bedingungen seiner Wohlfahrt hat? Der Staat kann einmal nicht das kranke Glied von seinem Leibe abschneiden; ist es weise gethan, das kranke Glied zu vernachlässigen, bis seine Krankheit unheilbar wird, bis sein Elend so hoch gestiegen ist, daß es den ganzen Leib verdirbt? England sah dies bei Irland noch zur letzten Stunde ein und ergriff seine Maßregeln, die, von günstigen Zeitverhältnissen unterstützt, dem fressenden Uebel gesteuert haben; es ist mehr als wahrscheinlich, daß das Erzgebirge ein Irland für Sachsen wird, wenn nicht besonders günstige (aber nicht zu erwartende) Zeitumstände eintreten oder durchgreifende Maßregeln von Seite des Staats ergriffen werden — oder wenn es nicht schon ein solches ist. In einer dem letzten Landtage übergebenen und mit den bedeutendsten Namen der Stadt Annaberg unterzeichneten Petition wird gesagt: „Von den 11,000 Menschen, die eine Quadratmeile im Gebirge trägt, muß gegenwärtig ein Fünftheil wegen Mangel an dem Unentbehrlichsten ernährt werden; zwei Fünftheile fristen sich selbst am Hungertuche mühselig hin und die übrigen zwei Fünftheile, welche man mehr oder weniger bestgend nennt, die bisher nur zu geben hatten, müssen theils auf sich selbst denken und zu geben aufhören, theils gehen sie mit dem Gedanken um, Das, was sie noch besitzen, vor dem allmäligen Verluste zu sichern und an ein von dem Orte des Elends möglichst weit entferntes Plätzchen zu retten. Beweis der Wahrheit dieser Thatsache ist der nie schweigende Nothruf, der seit langen Jahren hinabgedrungen ist in alle Gegenden des Vaterlandes und über dessen Grenzen hinaus; Beweis sind die erschöpften Gemeinden, welche von Jahr zu Jahr ein Theil ihres Stammvermögens nach dem andern losreißen und Schulden über Schulden auf sich laden mußten, um nur zur höchsten Noth ihrer Armen Hunger zu stillen und Blöße zu decken; Beweis sind die Hunderte, welche, nachdem sie die letzten Stücke ihrer Habe zu Brot und Holz gemacht, ihre leeren, kalten Wohnungen fast alltäglich verlassen müssen, um scharenweise die Thüren zu belagern, aus welchen noch Opfer für sie fließen können; Beweis ist die Ohnmacht der Behörden, dem allgemeinen Bettelwesen zu steuern, weil sie vor den unmöglichgewordenen Bedingungen: Arbeit oder Brot! verstummen müssen."

In einem zweiten Artikel betrachten wir die Natur des Almosens.

Lessing's Aufenthalt in Hamburg.

I.

Die Veranlassung, welche unsern großen Lessing nach Hamburg rief, klingt abenteuerlich. „Als ein Jahr und Tag", sagt er selbst in der letzten Nummer seiner „Dramaturgie", die am 18. April 1768 ausgegeben wurde, „einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Versuch zu machen, ob nicht für das deutsche Theater sich etwas mehr thun lasse, als

unter der Verwaltung eines sogenannten Principals geschehen könne, so weiß ich nicht, wie man auf mich dabei fiel und sich träumen ließ, daß ich bei diesem Unternehmen wol nützlich sein könnte. Ich stand eben am Markte und war müßig; Niemand wollte mich dingen, ohne Zweifel, weil mich Niemand zu brauchen wußte, bis gerade auf diese Freunde. Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen; ich habe mich nie zu einer gedrängt oder nur erboten, aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erlesen zu sein glauben konnte."

Dieses offenherzige Bekenntniß, das uns auf der einen Seite das deutsche Schriftstellerthum in seinem ganzen precären Condottierewesen darthut, zeigt uns auf der andern zugleich die überall zugreifende Vielseitigkeit Lessing's, die große Fähigkeit, sich in alle möglichen Geisteerichtungen hineinzufinden und jedem Fache gerecht zu werden, eine Fähigkeit, die Danzel in seinem Buche über Lessing dadurch charakterisirt hat, daß er sie mit einer ähnlichen des Alcibiades zusammenstellte. Wie uns von Diesem überliefert wird, daß er sich an allen Orten, an denen er sich aufgehalten, gerade in Demjenigen auszuzeichnen gewußt, worauf man eben dort den meisten Werth gelegt, so, meint er, ließe sich von Lessing in Bezug auf die verschiedenen geistigen Gebiete, auf welche er sich eingelassen hat, etwas Gleiches behaupten. Und in der That, wie jener liebenswürdige Grieche allen Athenern an würdevollem Auftreten, allen Böotiern an Leibeskraft, allen Lacedämoniern an Mäßigkeit, allen Thraciern an Befähigung am Trinken überlegen gewesen, so wurde es Lessing den sächsischen Poeten in der Lyrik, den Berlinern in der Kritik und Philosophie, den wittenberger Gelehrten an theologischer Einsicht und den hamburger Theaterkennern an dramaturgischer Befähigung.

Die „Hamburgische Dramaturgie", dies goldene Buch der deutschen Bühne, das noch heute von der grandiosesten Bedeutung ist und der Ahnung Raum läßt, daß das moderne Drama in Deutschland doch noch eine Vollendung finden werde, sollte, wie er in der Einleitung sagt, „jeden Schritt begleiten, den die Kunst sowol des Dichters als des Schauspielers hier thun wird". Wenn er diesem Versprechen, und namentlich in Bezug auf die Kunst des Schauspielers, nicht getreu geblieben ist, so ist dies nicht seine, sondern die Schuld der Künstler und besonders einer Künstlerin, der Madame Hensel. Von dieser hatte er im 20. Stück seines Blattes bei Gelegenheit einer von ihr vortrefflich gespielten Rolle gesagt: „Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die Erde. Was sie sagt, hat sie nicht gelernt, es kommt aus ihrem eigenen Kopfe, aus ihrem eigenen Herzen. Sie mag sprechen oder sie mag nicht sprechen, ihr Spiel geht ununterbrochen fort. Ich wüßte nur einen einzigen Fehler, aber es ist ein seltener Fehler, ein sehr beneidenswerther Fehler. Die Actrice ist für die Rolle zu groß (nämlich ihrem Genie nach). Mich dünkt einen Riesen zu sehen, der mit dem Gewehr eines Cadetten exercirt. Ich möchte nicht Alles machen, was ich vortrefflich machen könnte."

Diese Aeußerung, wenn sie immerhin ihr Schneidendes haben und wahrscheinlich wol die Rollensucht der Darstellerin tadeln sollte, war dennoch in so schmeichelhafter Weise für Madame Hensel abgegeben, daß sie wol darüber hätte hinwegsehen können, auch wenn sie sich dadurch getroffen fühlen mochte. Daß sie es nicht that und es sich förmlich bei Lessing verbat, so wieder in seinen Berichten von ihm genannt zu werden, bestimmte ihn, nächst andern, nicht minder kläglichen Anfechtungen, denen er sich ausgesetzt sehen mußte, die Kritik der Acteure gänzlich aufzugeben.

Daß Rötscher in Berlin irre, wenn er behauptet: „Lessing verließ, weil ihn der größere Kampf gegen die Tyrannei der französischen Poesie und Kunstdichterei wie für die Selbständigkeit des deutschen Geistes ganz in Anspruch nahm, gleich im Anfang seiner «Dramaturgie» die Bahn, auch dem Schauspieler Führer zu werden", hat schon Danzel nachgewiesen, indem er darthat, daß dies Verlassen des einmal eingeschlagenen Wegs we-

nigstens kein freiwilliger Act, sondern gewissermaßen ein erzwungener war, welcher nur dann erst erfolgte, als er durch Vorfälle, wie der eben angeführte einer ist, belehrt wurde, daß der Schauspieler, erfüllt von künstlerischem Dünkel, nicht geführt sein wollte. Erst als der Schauspieler, in seiner Eitelkeit gekränkt, die Anleitung Lessing's trotzig und störrisch von der Hand wies, gab er sie auf, um den Geist einer ganzen Nation zu leiten, eine Leitung, die ihm leichter als die Bildung einiger Künstler ward und die er so großartig und vollständig durchsetzte, daß er, eine allgemeine Umwälzung in den Begriffen von unserer Schaubühne vollführend, aufs neue das bekannte Schauspiel der kleinen Ursachen und der großen Wirkungen gab.

Der Gang und die Richtung, die unser Drama genommen, sind diesem allein von Lessing gewiesen worden. Lessing war es, der die französische Reifrock- und Goldbrocat-Tragödie, diese gepuderte und courfähige Nachahmung der antiken Bühne, die Corneille, Racine und Voltaire, für Deutschland wenigstens, von ihren Postamenten stürzte und somit dem deutschen Drama gewissermaßen die Gasse in das frische Leben seines eigenen Volks brach. Daß Shakspeare für uns möglich, Goethe und Schiller annehmbar wurden, ist das Werk Lessing's. Ohne Lessing hätte unser Schauspiel noch lange unter dem Bann jener französischen Classiker gelegen, und wenn eine neue Schule in Frankreich auch dort sich von der Steifigkeit ihrer Regeln zu befreien und loszumachen gesucht hat, so ist dies nicht weniger ein Resultat der „Hamburgischen Dramaturgie", die so groß und erhaben dasteht wie nicht leicht ein anderes Werk dieser Gattung. *)

Daß Lessing sie aber gerade in Hamburg schrieb und mit Benennung einer „Hamburgischen Dramaturgie" bezeichnete, ist durchaus weder ein Zufall der Umstände noch eine bloße Willkür seinerseits. Der ganze Act war eine nur hier durch die obwaltenden Verhältnisse bedingte Nothwendigkeit. Nur Hamburg konnte sie entstehen lassen. Wenn sie wo anders möglich gewesen wäre, warum schrieb sie Lessing dann nicht schon in Leipzig oder Berlin? An dem erstern Orte herrschte Gottsched mit Einfluß und Beispiel und an dem letztern Friedrich der Große mit seinem Voltaire. Gegen Beide befand sich Lessing in Opposition und gegen Beide schon erhob er sich mit dem Hinweis auf Shakspeare. Allein um diese Opposition zu zeitigen und jenen Hinweis von äußerstem Nachdruck werden zu lassen, dazu boten ihm die in Berlin und Leipzig vorwaltenden Interessen weder den nöthigen Vorschub noch die hinreichende Freiheit. Beides vermochte ihm nur Hamburg zu leisten, dessen geistiger Schwerpunkt damals ausschließlich im Theater beruhte und welches durch die Caprice keines Potentaten nach irgend einer Richtung hin gewaltsam in Schach gehalten wurde.

Johann Friedrich Löwen, ein hamburgischer Schriftsteller jener Zeit, der eine Tochter des Theaterdirectors Schönemann geheirathet hatte, welche Schauspielerin war und es auch nach ihrer Verheirathung blieb, sagte in einem auf der hamburger Bühne gesprochenen Prologe von der Schauspielkunst:

Sie fand in Griechenland Schutz, Lieb' und Lehrbegier,
In Rom, in Gallien, in Albion und — hier.
Lang' hat sie sich umsonst nach Bühnen umgeseh'n.
In Hamburg fand sie Schutz: Hier sei denn ihr Athen!

Also lange bevor man ein Ilm- und Spree-Athen hatte, gab es ein Athen der Niederelbe, und daß man sich mit dieser Benennung Hamburgs damals durchaus nicht ganz im Unrechte befand, wird und muß Jedem erhellen, der die geistige Bedeutung dieser Stadt gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts hin zu ermessen Gelegenheit fand. Ham-

*) Wir sind indessen der Ansicht, daß Derjenige ein Lessing unserer Zeit werden könnte, der die Aesthetik von der ausschließlichen Herrschaft Shakspeare's befreite und theilweise eben auf die Poesie wieder zurückführte, die Lessing bekämpfte. D. Her.

burg hatte damals in Richey, Brockes, den man den Elbschwan nannte, in Hagedorn, Reimarus und andern in Kunst und Wissenschaft ausgezeichneten Männern einen artistischen und literarischen Glanz wie kaum eine andere deutsche Stadt. Der zuletzt Genannte ist berühmt wegen der nach seinem Tode von Lessing herausgegebenen „Fragmente eines Ungenannten" und der „Allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere", ein Werk, dem geradezu ein classischer Rang zugesprochen werden muß, so veraltet es jetzt auch ist und so wenig man es heutzutage noch liest. Hagedorn, den Vater unserer modernen Lyrik, wird man schon allgemeiner kennen, und auch die große Bedeutung von Brockes läßt sich leicht aus jeder Geschichte unserer Nationalliteratur entnehmen. In seinen acht Theilen des „Irdisches Vergnügen in Gott" tritt zuerst jener Naturcultus auf, der unserer modernen Poesie jenen Reiz, glücklichen Zauber und den gesunden Athem des frischen Lebens gegeben, von dem sie noch jetzt beseelt wird. Seine Gedichte, die er selbst sehr richtig eine Sinnenschule nannte, lehrten die Deutschen in der Poesie gleichsam erst fühlen, sehen, hören, kurz die Wonnen der Gottesschöpfung so allmächtig und überwältigend empfinden, daß Gervinus nicht mit Unrecht behaupten durfte, sie hätten auch die Sinne emancipirt. Wie sie von dem Jubiliren der Lerche, vom Summen der Biene, vom lispelnden Rauschen der Blätter, vom murmelnden Geplätscher des Bachs redeten, so hatte vor ihnen noch kein deutsches Gedicht von diesen Dingen geredet. Eine Beschreibung, wie die ist, die Brockes von der Nachtigal gab, setzte damals die ganze Welt in Entzücken. Und wirklich ist sie auch der Art, daß man sie noch heute mit Vergnügen lesen kann. Sie lautete:

Ich hörte die Chöre der Büsche,
Die wundersüße Nachtigal,
Wie sie mit klingendem Gezische
Erfüllte Wälder, Berg und Thal.
Ich hörte sie bezaubernd streicheln
Mit holdem Gurgeln Luft und Ohr;
Es brachte ihrer Kehle Schmeicheln
Die Leiter der Musik hervor.
Sie machte Fugen, Pausen, Sprünge
Und Contrapunkte, daß es klang.
Ob sie mit tausend Zungen sänge
Und in viel hundert Röhren blies
Bald ist's, als ob sie Jemand riefe;
Bald kräuselt sie den reinen Schall;
Bald senkt sie ihn in hohler Tiefe
Durch einen angenehmen Fall.
Es läßt, als wären im Gehör
Von ihrem eingeschränkten Schlund
Vom Wirbelwind getrieb'ne Räder;
So scharf, so reinlich und so rund
Formirt ihr enger Hals die Töne,
Ja selbst die schwersten ohne Müh',
Ohn' alles Zwingen, hell und schöne;
Bald zieht, bald dreht, bald schärft sie sie.
Kein Fechter schwingt so rasch den Degen,
Die Wellen wallen nicht so kraus;
Kein Pfeil kann sich so schnell bewegen,
Als sie die Noten bringt heraus.
Ist's möglich, dacht' ich, wohnt solch Klingen
So einem kleinen Seelchen bei?
Ist's möglich, daß von solchem Singen
Die Quell' ein tönend Gründchen sei?
Ein Federchen, d'rin Ton und Leben?
Und ein beflügelter Gesang?
Ein Schall, ein Hauch mit Haut umgeben?
Ein klingend Nichts? Ein bloßer Klang?
In solchen forschenden Gedanken
Vertiefte sich mein munt'rer Sinn.
Ich schloß nach Hin- und Wiederwanken:
Es sei was Himmlisches darin.

So sang damals noch kein Dichter in Deutschland und es ist daher nicht zu verwundern, daß das erste bemerkenswerthe Gedicht, welches Hagedorn erscheinen ließ, ein Lobgesang auf Brockes war. Er sandte es 1730 von England herüber und die eine der zwanzig Strophen, aus denen es besteht, lautet folgendermaßen:

Ich führe keine Lichter an,
Dich über sie hinaufzurücken;
Dein Vers kann uns so sehr entzücken,
Daß man an sie kaum denken kann.
Man muß dich ungetheilet lieben,
Weil man dich unvergleichlich find't,
Und daß auch And're schon geschrieben,
Der, so dich liest, sich kaum besinnt.

Barthold Heinrich Brockes war der Sohn eines hamburgischen Kaufmanns und ward später Rathsherr in seiner Vaterstadt, in der er die meiste Zeit seines Lebens zubrachte. Georg Behrmann, welcher zwei Tragödien: „Almoleon oder Der Bürgerfreund“ und „Die Horatier“, schrieb, zwei Dramen, welche entschieden als die besten gelten müssen, die Deutschland im französischen Stile hervorgebracht, war und blieb Zeit seines Lebens ein hamburgischer Kaufmann. Es ist bei einem solchen Flor des geistigen Lebens, welchen Hamburg damals aufwies, nicht zu verwundern, wenn Richey sang:

Seht, wie auf Hamburgs stiller Flur,
Allwo Gerechtigkeit und Friede sich noch küssen,
Minerva und Mercur
So angenehm sich zu begegnen wissen!
Wie freundlich und wie vortheilhaft
Weiß Eines sich dem Andern zuzuwenden!
Die Weisheit trägt die Kaufmannschaft,
Die Kaufmannschaft die Weisheit auf den Händen.

Hamburg war damals eben zu dem Landungsplatze der classischen Bildung geworden, welche aus Italien herauf über Frankreich und Holland nach England übergesiedelt war und nun auch nach Deutschland, die Geister kräftigend und verjüngend, hereinbrach. Wie sich Lessing, mitten in diese geistige Strömung hineinversetzt, angeregt fühlen mußte, wird Jeder im Stande sein sich vorzustellen, der entweder das Wesen und Naturel dieses Autors schon kennt oder sich die Mühe gibt, es kennen zu lernen.

Fürstendiener war Lessing nie gewesen. Die Nichtachtung, welche die Regenten seines Vaterlandes der deutschen Literatur, Friedrich der Große voran, zutheil werden ließen, konnte ihm keine Lust machen, es zu werden. Seine „Hamburgische Dramaturgie“ ist sogar wie ein Absagebrief anzusehen, den er dem Königthum seiner Heimat schrieb; denn das deutsche Königthum huldigte damals allgemein dem französischen Genius und Geschmack, denen er hier in so energischer Weise den Krieg erklärt. Wie Gervinus meint, griff er auch wol nur deswegen den Gedanken eines deutschen Nationaltheaters in Hamburg so enthusiastisch auf, weil er sich damit durch den Antheil der Nation eine Stellung sichern zu können glaubte, die er der Gunst eines Fürsten nicht zu verdanken haben wollte. Der Schmerz, mit dem er diesen Gedanken wieder fahren lassen mußte, scheint eine solche Meinung in der That zu bestätigen. „Ueber den gutherzigen Einfall“, rief er bekanntlich am Schluß seiner „Dramaturgie“, „den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen da wir Deutschen noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen. Alles, was nur von jenseit des Rheins kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheul für Musik uns einreden lassen, als im geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksal zu seinem Antheil erhalten hat.“

Wir sehen, diese Aussprüche sind hart und von demselben Mißbehagen und Unmuth dictirt, denen mehr oder minder Alle bei uns, und zwar bis auf den heutigen Tag, anheimgefallen sind, die sich des deutschen Theaters angenommen. Nur war Lessing nicht der Mann, wie damals Löwen und neuerdings Immermann, an einer Verstimmung dieser Art zugrunde zu gehen. Ganz ein Mensch von antikem Sinn, war er im Stande, Alles,

auch das Widerwärtigſte, zu verwinden, ohne ſich und ſein Streben darüber aus den Augen zu verlieren. Als 1778 bei der Geburt eines Sohnes ihm die Frau mit dem Kinde zugleich durch den Tod entriſſen wurde, iſt der Ton ſeiner Briefe, in denen er ſeinen Freunden dieſe Trauerbotſchaft mittheilt, ein durchaus gefaßter und eher herber als weicher. „Meine Frau iſt todt", ſchreibt er, „und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſein können und bin ganz leicht." Wie ſchwer ihm aber doch dieſe Leichtigkeit angeht, beweiſt eine gleich darauf folgende Stelle, in der es heißt: „Wenn du dieſe Frau gekannt hätteſt! Du wirſt mich nie wieder ſo ſehen, wie Moſes (Mendelsſohn nämlich) mich geſehen, ſo ruhig und zufrieden in meinen vier Wänden. Wenn ich mit der einen Hälfte meiner übrigen Lage das Glück erkaufen könnte, die andere mit ihr zu verleben, wie gern wollte ich es thun! Aber das geht nicht und ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein zu duſeln; ich habe dieſes Glück unſtreitig nicht verdient."

Wer erkennt in dieſen Worten nicht die Sprache der Männlichkeit, und ein Bild dieſer Männlichkeit iſt nun im Schaffen, Leben und Charakter Leſſing's in ſo prägnanter Weiſe gegeben, wie in keinem andern deutſchen Schriftſteller der neuern Zeit. Abhold aller Verſchwommenheit der Empfindung und Unklarheit des Gefühls wie der Frivolität und Laxheit der Sitten und moraliſchen Begriffe, verwarf er, trotz der Verehrung, die er für die Talente Wieland's und Goethe's empfand, dennoch den „Agathon" des Einen ſowol wie den „Werther" des Andern. Schon das Schmachten über Muſik und ſchöne Natur war ihm zuwider. Es iſt bekannt, daß er, als man ihn einmal zur Rede ſtellend fragte: warum er nicht ſpazierenginge, mit lachendem Munde zur Antwort gab: „Mein Gott, ſie iſt immer ſo gleich, dieſe Natur! Ja, wenn ſie einmal roth ſtatt grün aufgehen möchte!" Eine beſondere Vorliebe hatte er für die plaſtiſchen Künſte. Er zog die Sculptur der Malerei vor. In der Poeſie ſagte ihm das Derbe, Lebensvolle und Humoriſtiſche beſonders zu. Schon in früher Jugend fand er Gefallen an Plautus und Terenz, und ſtatt ſeine Jünglingsempfindungen in ſteifen, ſentimentalen Verſen gravitätiſch und ernſthaft auszuſtrömen, liebte er es, ſie in Anakreontiſchen Scherzen ſo ungebunden und frei flattern zu laſſen, daß ſeine eigene Schweſter, erſtaunt und erſchrocken darüber, ſie ihm heimlich aus dem Pulte ſtahl und verbrannte, wofür er ihr zur Abkühlung ihres heiligen Eifers neckiſch eine Handvoll Schnee in den Buſen ſteckte. Bedenklich ſchüttelte er ſpäter den Kopf zu der religiöſen Empfindelei Klopſtock's, und als er einen Brief des jungen Grafen Leopold von Stolberg zu Hamburg ſah, in welchem dieſer für Lavater ſchwärmt, lächelte er darüber und erkannte in dem frühzeitigen Genie Wurmſtich. Das Schlichte, Einfache, Unübertroffene ging ihm über Alles, auch in der Religion. Um das ewige Dunkel der Unſterblichkeit kümmerte er ſich wenig. „Kann man ein künftiges Leben nicht ebenſo abwarten wie einen künftigen Tag?" frug er. Auch hierin zeigt ſich die zuſammengenommene und gefaßte Männlichkeit ſeines Geiſtes, der, ganz auf das Reale und Wirkliche gerichtet, keine Mühe an das Vague und Ungewiſſe weggeworfen ſehen wollte. Seine Philoſophie ging, wie F. Schlegel ſagt, gerade auf das Ziel, auf die Wahrheit der Religion, d. h. auf Das, was dem menſchlichen Geiſte als einzig faßbar und bewußt in der Religion erſcheinen kann. Und wie ihm die geſunde Schönheit überall das Göttlichſte und Größte iſt, ſo erkennt er auch nur die Religion als die echte an, die nur auf das Schöne zurückbringt, auch im Gefühl, denn im Gefühl liegt nach ihm beſonders die Religion, ein Ausſpruch, den, wie bekannt, Goethe auch ſeinem „Fauſt" in den Mund gelegt hat. Daß Leſſing dieſen Ausſpruch zuerſt that und thun konnte, erklärt ſich dadurch, daß bei ihm das Gefühl weder eine weibiſche Schwäche noch eine abgenutzte Sache des alltäglichen Gebrauchs, ſondern etwas ſehr Hehres und Heiliges, gewiſſermaßen eine Feiertagsſtimmung ſeines Geiſtes war. Er war ein Gefühlsmenſch im höhern Sinne des

Worts und war ebenſo viel und ſo ſehr, als das bei einem Manne der Fall ſein darf und kann, der ſein Leben ſo weit beherrſcht und inne hat, als dies einem Sterblichen möglich wird.

Was Leſſing angriff, griff er herzhaft und mit ganzer Seele an. So iſt er auch der erſte deutſche Autor, der, über die Jünglingsjahre hinaus, im reifen Mannesalter die Schriftſtellerei gewiſſermaßen zuerſt zum vollgültigen Metier machend, mehr als je ein Anderer vor ihm vom Ertrage ſeiner Feder gelebt und den ganzen Mannesgehalt ſeines Weſens darangeſetzt hat. Mit einer Art Verdroſſenheit ſchrieb er: „Das Meiſte, was wir Deutſchen noch in der ſchönen Literatur haben, ſind Verſuche junger Leute. Ja, das Vorurtheil iſt bei uns faſt allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in dieſem Felde zu arbeiten. Männer, ſagt man, haben ernſthaftere Studia oder wichtigere Geſchäfte, zu welchen ſie die Kirche oder der Staat auffodert. Verſe und Komödien heißen Spielwerke, allenfalls nicht unnütze Vorübungen, mit welchen man ſich höchſtens bis in ſein fünfundzwanzigſtes Jahr beſchäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, ſollen wir fein alle unſere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieſes Amt einige Zeit, etwas zu ſchreiben, ſo ſoll man ja nichts Anderes ſchreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range deſſelben beſtehen kann: ein hübſches Compendium aus den höhern Facultäten, eine gute Chronik von der lieben Vaterſtadt, eine erbauliche Predigt u. dergl. Daher kommt es denn auch, daß unſere ſchöne Literatur, ich will nicht blos ſagen gegen die ſchöne Literatur der Alten, ſondern ſogar faſt gegen aller neuern polirten Völker ihre, ein ſo jugendliches, ja kindiſches Anſehen hat und noch lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlt es ihr endlich nicht, aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch ſehr. Sie hat noch ſo wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt iſt, gern zur Hand nimmt, wenn er zu ſeiner Erholung und Stärkung außer dem einförmigen alten Cirkel ſeiner alltäglichen Beſchäftigungen denken will. Welche Nahrung kann ſo ein Mann z. B. in unſern höchſt trivialen Komödien finden?“

Man ſieht, Leſſing war die Literatur eine ſehr ernſthafte Sache. Er gab ihr nicht die Träume ſeiner Jugend, ſeine ſchönen Jünglingsempfindungen, die Thränen ſeiner erſten Liebe, er ſetzte vielmehr den ganzen und vollen Gehalt ſeines Lebens daran; er ſetzte ihn daran, trotzdem er wußte, daß dies bei den Deutſchen nicht eben viel belohnt und ſehr gedankt ſei. Rief er doch ſelbſt: „Es gerade herauszuſagen: Wir ſind noch die wahren Barbaren! Barbariſcher als unſere barbariſchen Vorältern, denen ein Liederſänger ein ſehr ſchätzbarer Mann war und die bei aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künſte und Wiſſenſchaften die Frage: Ob ein Barde oder Einer, der mit Bärenfellen oder Bernſtein handelt, der nützlichere Bürger wäre? ſicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten! Ich mag mich in Deutſchland umſehen, wo ich will, die Stadt ſoll noch gebaut werden, von der ſich erwarten ließe, daß ſie nur den tauſendſten Theil der Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutſchen Dichter haben würde, die Calais gegen du Bellay gehabt hat.“

Sehen wir in einem zweiten Artikel, ob Hamburg deren gegen ihn ſelbſt gehabt hat.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Mirabeau über den Orient.

Der pariſer „Moniteur“ hat in dieſen Tagen nachgewieſen, daß Frankreich ſchon früher und beſonders auch unter Ludwig XVI. ſchon in der Verfolgung ſeiner Politik darauf hingearbeitet hat, Rußlands Einfluß und Macht im Orient zu beſchränken; allein das officielle Blatt hat bei dieſer Gelegenheit vergeſſen denjenigen Mann zu nennen, von dem die Anregung zu dieſer Politik ausging. Es war Mirabeau.

Als Mirabeau, durch Vermittelung des Grafen Lamarque in Verbindung mit dem Hofe getreten, ſich bemühte, das Königthum zu retten, dachte man eine zeitlang daran, ihn zum

Minister oder Gesandten zu machen. Im letztern Falle wünschte der weitsehende Politiker, den Posten in Konstantinopel zu haben, und in einem Mémoire, das er der Königin Marie Antoinette einreichte, ließ er sich's angelegen sein, die Wichtigkeit jenes Platzes für die ganze europäische Welt auseinanderzusetzen. Unter anderm sagt er darin: „Wenn die Erinnerungen an das Alterthum Griechenlands, Asiens und des Bosporus ehemals nicht hingereicht haben, mich anzureizen, so entdecke ich jetzt dagegen in Konstantinopel den Hebel eines bisher ganz unbekannten Einflusses. Da sind sowol die Barrièren, welche den Norden aufhalten müssen, als auch die vorzüglichsten Fäden des Welthandels; da finden sich vielleicht die einzigen Mittel für Frankreich, die Rückkehr seines politischen Ansehens, fast ohne Aufwendung seiner Macht, zu beschleunigen." Es beweist sich hier aufs neue, daß auch in der Weltgeschichte, und vielleicht in ihr mehr als anderswo, jeder treffende Gedanke, wenn auch noch so spät oder verzögert, zu seinem endlichen Austrage kommt. Die Wahrheit des Mirabeau'schen Ausspruchs liegt in diesem Moment sehr klar zutage, und wenn auch allerdings keineswegs ohne Aufwendung seiner Macht, so fanden sich doch in Konstantinopel die einzigen Mittel für Frankreich, die Rückkehr seines politischen Ansehens zu beschleunigen.

Die Pharisäer und Sadducäer.

Wir sprachen kürzlich bei Gelegenheit des Talmud von den Pharisäern. Ueber die beiden religiösen Genossenschaften unter den Juden, deren das Neue Testament Erwähnung thut, ist kürzlich eine kleine Schrift von Alois Biedermann (Zürich, Meyer & Zeller) erschienen.

Die Pharisäer stellen den Buchstabenglauben und die Werkheiligkeit dar. Jener macht das Gesetz durch alle erdenkliche Deutelungen zuletzt vollkommen unkenntlich, diese bringt durch die sogenannten guten Werke das Gewissen zum Schweigen, welches allein Menschenwerke heiligt. Der Talmud, obwol ein Werk der Pharisäer, geißelt doch die Verirrungen dieser Sekte, indem er sie in verschiedene Klassen theilt. Er spricht von Solchen, die, um sich den Anschein frommer Selbstvertiefung zu geben, bei jedem Schritte fallen, — von Solchen, welche, um seinen Anstoß zu finden an den Aergernissen dieser Welt, die Augen schließen und gerade deshalb fortwährend anstoßen. Er spricht von Denen, die nur aus Selbstgefälligkeit und Stolz, von Denen, die nur um des Lohnes willen gute Werke verrichten. Klein, sagt der Talmud, ist die Zahl Derer, die aus Liebe zu Gott das Gute thun.

Im Gegensatz zu den Pharisäern, deren Götze der Buchstabe ist, zeigen die Sadducäer eine große Gleichgültigkeit gegen das geschriebene Gesetz und gegen das sogenannte „Positive" in der Religion überhaupt. Sie streben danach, sich selbst gerecht zu werden und sind Verehrer jener allgemein menschlichen Sittlichkeit, die im Gewande aller bessern Religionen ziemlich gleichmäßig vorhanden ist. Sie haben Vieles mit unsern Aufklärern und Humanitariern aus dem vorigen Jahrhundert gemein. Es ist in ihnen zugleich etwas Nüchternes und doch etwas Ehrenwerthes. Sie interessiren sich nur für Das, was sie sehen und was sie vollkommen begreifen, also für den Menschen und seinen irdischen Wandel. Gott selbst, in seiner übermenschlichen Majestät, ist ihnen etwas Fernes und Fremdes und nicht um seinetwillen ist das Gute zu thun. Die Unsterblichkeit war für sie, wie für Karl Vogt, Atomistik. Die suchten aber innerhalb des allzu jüdischen Judenthums die Möglichkeit, Mensch zu sein, mit Würde aufrechtzuerhalten.... Die kleine Schrift des züricher Professors bietet viel Interessantes.

Zum Cultus des Genius.

Die Zahl jener Dichtungen nimmt zu, in welchen die Lebensschicksale berühmter und verkannter Genien geschildert werden. So erschienen kurz nacheinander allein im Dänischen Dramen und Romane über die Lebensschicksale Dante's, Tycho Brahe's, de Caux', Fulton's sogar.

Wir erinnern uns eines alten Vorwurfs gegen diese Neigung unserer Poeten, mehr oder weniger immer wieder Poeten selbst zum Gegenstande ihrer Erfindungen zu wählen. In einer jener geistreichen und leider zu selten kommenden ästhetischen Digressionen unsers F. D. Strauß ist diese eigenthümliche Stoffwahl der neuern Poesie als ein charakteristisches Merkmal ihrer Schwäche bezeichnet worden.

Wir sind hierüber anderer Ansicht.

So gerechtfertigt die Rüge ist, wenn man die dichterische Reproduction des Dichter- und Denkerlebens zum Zweck der Entwickelung allgemeiner ästhetischer oder speculativer Begriffe macht (z. B. in den Künstlernovellen, die besonders die Maler als idealisirten Ausdruck eines absoluten Schönheitstriebens hinstellten), so können mit diesen Gebilden, zu denen auch noch überwiegend die Tieck'schen Literaturnovellen gehörten, keineswegs jene verwechselt werden, welche im Leben von Dichtern, Denkern, Künstlern die Stellung des Geistes zu den Bedingungen der Welt, wie sie ist, darstellen wollen.

An welchen Erscheinungen, die das Leben bietet, könnte deutlicher gemacht werden, auf welche Hindernisse und Schwierigkeiten das un-

abhängige Ringen für Schönheit und Wahrheit zu fördern pflegt, als an dem Leben großer Zeugen auf diesem Gebiete? Ist einmal die Richtung unserer Poesie auf die Darlegung des Kampfes zwischen Geist und Materie überhaupt begründet, so gehören ihr die Lebensschicksale geistiger Märtyrer umsomehr an, als der Nimbus, der sie im Laufe der Zeiten umgibt, ein allseitig zugestandener ist und von Denen, die solchen einer entsprechenden gegenwärtigen Bestrebung schwerlich einräumen würden, für Jene selten bestritten werden dürfte.

Wenn Goethe mit „Wilhelm Meister" die Bahn des modernen Romans brach, hat „Tasso" für das Drama jene Aufgabe bezeichnet, die Stellung des Ideals zur Wirklichkeit an einer persönlichen Analyse großer Genien darlegen zu dürfen.

Zum Erwägen.

Auf sein Leben blickt man je älter je öfter zurück wie auf einen aus der Druckerei kommenden Correcturbogen mit seinen hundert Fehlern und Irrthümern. Sie zu bessern ist unmöglich. Man muß sich zufriedengeben, wenn von Dem, was man durch sein Leben hat ausdrücken wollen, nur im Allgemeinen der Sinn verstanden wird.

* * *

Satan hat wol an wenig Menschen so viel Freude wie an einer jungen Witwe, die vom Sterbebett ihres Mannes neugierig hinwegblinzelnd die Augen schon in die sich ihr neu wieder erschließende bunte große Welt schweifen läßt.

* * *

Eine der dankenswerthen Spenden, die uns von da und dort für die Schillerstiftung zufließen, war kürzlich von dem treffenden Worte Arthur Schopenhauer's begleitet: „Dem Einen ist die Menschenwelt Nicht-Ich, dem Andern — Ich noch ein mal."

Die Mühe.

Mühelos will ich das Glück. Nicht kann ich
werben und schmeicheln
Um ein ergiebiges Amt, brächt' es auch
Würde nur ein,
Zähmend des Pöbels Geifer, der mit dem
schmutzigen Rocke
Eines sich dünkenden Richters unter Unsereins tritt.
Mühelos will ich Gewinn. Nicht kann ich
sparen, nicht schachern;
Würfel gewann's und das Rad, Rad und
der Würfel verspielt's.
Selbst in der Liebe verdrießt mich die Müh'.
Am Herzen der Schönen
Sang ich mein schmachtendes Lied, als ich
ein Knabe noch war;
Jetzt, so geschwellt auch die Brust von Frauenbezauberung, dennoch
Kurz ist mein werbendes Wort: Darf ich dir
dienen, so sprich! — —
Einem nur kenn' ich Geduld und Schweiß und
heilige Mühe,
Müde das Auge am Tag, nächtlich dem
Schimmer gebannt,
Immer die Serle gebeugt und unterworfen den
Willen,
Füllend mit Wasser ein Sieb, rollend zu
Berge ein Rad —
Wenn aus der Ahnung sich heht und formt und
gestaltet das Kunstwerk,
Dessen gegipfelter Bau schwankt auf der
zitternden Hand,
Halb zur Vollendung gereift, in Trümmer sinkend und wieder
Aus dem verschütteten Sturz neu sich erhebt
und dich frägt,
Ob ein harmonisches All in den Theilen so
schwebend dem Auge,
Wie des Ganzen Begriff steht als Granit
vor dem Geist?

Das Meer und die Thräne.

Das Meer ist salzig wie die Thräne,
Die Thräne salzig wie das Meer;
Der Tropfen rinnt, es rinnt die Fülle
Aus einem gleichen Quelle her.

Vom Auge oder Erdengrunde —
Es weint und wallt dasselbe Leid;
Doch süß ist Sehnendem die Klage
Und Klagendem die Einsamkeit.

Jenny Lind.

Vor zwölf Jahren, als sie zuerst von Schweden kam, in ihr Album.

Von Norden her schon haben Wanderhorden
In deutsche Lande Märchen, Göttersagen
Von Sigurd und vom Schicksalsbaum getragen:
Und Skaldensang ist deutscher Glaube worden.
Zum andern male von der Ostsee Norden
Half freien Geistes zweifelndem Verzagen
Ein Heldenfürst mit glaubensfrohem Wagen:
Und wieder kam der Glaube aus dem Norden.
Und jetzt im Reich der Schönheit, der Gesänge,
Im Reich der Bühnenkunst, der allzu flachen,
Den Himmelsflammen wieder anzufachen,
Verstand ein Gast mit flötenden Accorden.
Die Kunst ist Gottesweihe! ruft die Menge.
Und wieder kam der Glaube aus dem Norden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen
am häuslichen Herd
Herausgegeben
von
Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 46. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Lessing's Aufenthalt in Hamburg.

II.

Lessing befand sich in Hamburg drei Jahre, von Ostern 1767 bis Ostern 1770. Er vollendete hier 1769 sein vierzigstes Jahr und wohnte die ganze Zeit über bei einem Commissionsrath Schmid auf dem Brook. Die Aufzeichnungen aus jenen Tagen schildern ihn uns als einen Mann von fast über mittlerer Größe, den aber die Gedrungenheit seiner Figur kleiner erscheinen ließ als er eigentlich war. Seine Haltung war natürlich und frei, sein Benehmen gefällig und doch fest, ohne Zwang und Gewaltsamkeit in den Bewegungen. Sein braunes Haar trug er zwanglos und ohne Scheitel nach dem Nacken gekämmt, sein dunkelblaues Auge erschien geistvoll und tief und hatte nach Voß' Bezeichnung „etwas vom Geierblick". Seine Gesichtsfarbe war blühend und Hände und Füße erwiesen sich an ihm nicht nur wohlproportionirt, sondern auch fein und edel in der Form. In seiner Kleidung zeigte er sich stets sauber und sogar elegant; in seiner häuslichen Einrichtung liebte er nicht nur die accurateste Ordnung, sondern auch einen angemessenen Luxus. Wein, besonders Rheinwein, trank er gern; Wohlschmecker aber war er nicht. Als er verheirathet war und wenn dann und wann, wie überall, so auch in seiner Wirthschaft einmal ein mißrathenes Gericht auf den Tisch kam, plagte er seine Frau weder mit einem lauten Tadel noch mit einem stummen Blicke. Er hatte, wie Alle, die ihn kannten, von ihm rühmen, das feinste Gefühl für Schicklichkeit und ließ sich nie, auch im vertrautesten Umgange nicht, ja in einem solchen umsoweniger, irgend einen Verstoß gegen dieselbe zuschulden kommen. Gewöhnlich stand er sehr früh auf; er hat sich stets eines guten und sehr gesunden Schlafs erfreut. Merkwürdig und eigenthümlich soll sein Klopfen an die Thür gewesen sein, an dem man ihn überall im voraus erkannte. Eine seiner hervorragendsten Leidenschaften war das Kartenspiel, das er so ämsig und mit solcher Erregung trieb, daß man ihn nicht selten mit dem Schweiße auf der Stirn sitzen sah. Vor andern guten Spielern zeichnete er sich dadurch aus, daß er auch gern mit Damen spielte. Hamburger Mittheilungen melden uns, daß er oft vor Tisch noch mit der Professorin Büsch und der Münzmeisterin Knorre einige Partieen L'Hombre machte

und, darüber aufgezogen und geneckt, lachend die freilich sehr ausnahmsweise Antwort gab: „Tous les gens d'esprit aiment le jeu à la folie."

Sein gewöhnlicher Umgang in Hamburg bestand aus den Familien Reimarus, Büsch, Bode, Basedow, Pastor Alberti, Musikmeister Bach, Wessely und König. Das Haupt der Letztern war ein gebildeter und äußerst gescheiter Kaufmann, welcher später auf einer Reise nach Italien starb, vor deren Antritt er Weib und Kind noch besonders Lessing empfohlen hatte. Wie ernst es Dieser mit jener Empfehlung nahm, beweist, daß er später Madame König heirathete, und zwar am 8. October 1776 zu Hamburg, wohin er aus Braunschweig noch ein mal gekommen war. Mit Elisabeth Reimarus, der Schwester Johann Albrecht Heinrich Reimarus', des Arztes, hat er ein inniges und vertrautes Freundschaftsverhältniß durch sein ganzes Leben hindurch aufrechterhalten, und wie fest und innig es auch von Seiten dieser hervorragenden Frauenerscheinung bewahrt und festgehalten wurde, belegen die Nachrichten, die Karl August Böttiger in seinen Aufzeichnungen während eines kurzen Aufenthalts in Hamburg (1795) über sie abgibt. „Lessing's Geist ist in ihr", sagt er, „und von ihm spricht sie und hört sie am liebsten."

Die ganze übrige Reimarus'sche Familie stand in der Hinneigung und Liebe zu Lessing gegen Elisabeth Reimarus damals nicht zurück. Böttiger erzählt: „Einmal las der Buchhändler Frommann aus Züllichau, mit dem ich Mittags bei Reimarus gespeist hatte, in diesem Theecirkel einen Aufsatz aus Lessing's literarischem Nachlaß vor, wobei ich den feinen Takt der Zuhörerinnen verschiedentlich zu bewundern Ursache hatte. Keine seiner eigenthümlichen Wortfügungen, keine seiner ins Paradoxe sich neigenden Behauptungen blieb unbemerkt. Ein mal war der gute Reimarus recht warm über den noch immer fortdauernden Pfaffen- und Glaubensdespotismus her. Er erzählte dabei, daß er anfänglich sehr wider die Herausgabe der bekannten «Fragmente» seines Vaters gewesen wäre, weil er das Zeitalter noch nicht für reif dazu gehalten hätte. Aber Lessing hätte durchaus auf ihre Bekanntmachung bestanden. «Das trübe Wasser», sagte Reimarus zu Lessing, «darf nicht eher ausgeschüttet werden, als bis man reines hat!» «Aber», erwiderte Lessing, «wer das trübe nicht ausschüttet, kann doch nie reines bekommen»."

Dieser Ausspruch hatte die Reimarus'sche Familie, die mit Lessing in den Ansichten über Religion sehr harmonirte, zur Aushändigung der „Fragmente" an Lessing bewogen. Allein als sie später nach ihrer Veröffentlichung so großes Aufsehen machten und ihr Urheber sich nicht länger verheimlichen ließ, muß die Familie doch wol stutzig geworden sein, denn Lessing klagt wenigstens in einem Briefe an Elisabeth, daß ihr Neffe, ein Sohn des Doctors, der in Braunschweig studirte, ihn nicht aufgesucht, ja geradezu desavouirt hätte.

Während seines Aufenthalts in Hamburg übrigens, um auf diesen und Lessing's Umgang daselbst zurückzukommen, trat er, angelockt von dem hamburgischen Kaufmannsgeiste, mit Bode, einem literarisch gebildeten Kopfe, welcher Stücke aus dem Englischen übersetzte und bearbeitete, in eine Geschäftsverbindung, indem er mit diesem eine Druckerei und Verlagsbuchhandlung anlegte, hierin dem Beispiele eines seiner poetischen Lieblinge, nämlich Plautus, folgend, der auch aus einem Dichter zum Kaufmann geworden war. „Vielleicht", wie Lessing es sich nach seiner eigenen Situation erklärte, „weil er sich dadurch in solche Glücksumstände zu versetzen suchte, worin er seiner Neigung mit mehr Bequemlichkeit genugthun konnte." Wirklich soll Lessing von dieser Unternehmung nicht ganz ohne Gewinn geblieben sein; doch war dieser jedenfalls nicht derart, daß er dadurch seine Existenz hätte gesichert sehen können; denn wie die meisten deutschen Schriftsteller finden wir auch ihn in stets zerrütteten Geldverhältnissen. An den einen seiner Brüder schrieb er 1768 von Hamburg aus, höchst unglücklich darüber, daß er seinem Vater „lumpige hundert Thaler", die dieser von ihm entlehnen wollte, nicht geben konnte. „Ich bin in diesem Augenblicke so arm", lauten die Zeilen wörtlich, „als gewiß Keiner

in unſerer Familie; denn der Aermſte iſt doch wenigſtens nichts ſchuldig, und ich ſtecke bei dem Mangel des Nothwendigſten oft in Schulden bis über die Ohren."

Um die Schwere eines ſolchen Eingeſtändniſſes zu verſtehen, muß man aus Leſſing's Leben den Widerwillen kennen, den er vor dem Blickenlaſſen der Dürftigkeit hatte, zu welcher der Schriftſteller in Deutſchland verurtheilt war und leider noch immer iſt. In dem zarten Gefühl für Wohlanſtändigkeit, das ihm innewohnte, ſchämte er ſich gewiſſermaßen, in einem ſolchen Armuthszeugniß ſeine Nation bloßzuſtellen, und er ſtellte ſich darum lieber reich, ſpielte lieber den Verſchwender, als daß er ſeine Bedürftigkeit irgendwie zu erkennen gegeben hätte. „Wer geſund iſt und arbeiten will", ſchrieb er einmal an ſeine Aeltern, „der hat nichts zu fürchten; Krankheiten aber und dergleichen Umſtände zu befürchten, die außer Stand ſetzen könnten, zu arbeiten, zeigt ein ſchlechtes Vertrauen auf die Vorſehung. Ich habe ein beſſeres und habe Freunde."

Solche Aeußerungen und ein ſolches Benehmen wurden aber nur zu oft verkannt und aus ihrer Verkennung ſchreiben ſich wol zunächſt und zumeiſt alle jene Gerüchte von Leſſing's Leichtſinn her, die ſo vielfach geglaubt und, durch einen Ausſpruch Goethe's gleichſam ſanctionirt und populär gemacht, in Wahrheit doch ganz und gar keine Begründung haben. Wenn er nun auch freilich nicht knauſerte und ſchmarotzte und beſonders einen allen edlern Naturen anhängenden Ekel vor dem „Kuppigmachen" hatte, wie er es nannte, ſo hielt er das Seine doch ſonſt gar wohl und man darf ſagen knapp zuſammen. Allein dies Zuſammenhalten half ihm nur wenig, weil er, wenigſtens in Hamburg und vordem, ein ſicheres Einkommen nicht hatte und das Wenige, was er verdiente wie das ſchriftſtelleriſchen Erwerb einmal mitſichbringt, nur ſehr unregelmäßig und verzettelt einbekam. Unter ſolchen Umſtänden dürfte es ohne Zweifel auch für den wirthſchaftlichſten Menſchen eine reine Unmöglichkeit ſein, Regel und Ordnung in Ausgaben und Einnahmen zu bringen. Und unter dieſer Unmöglichkeit litt Leſſing ſo gut wie alle oder wenigſtens die meiſten deutſchen Genies.

Klopſtock, deſſen Stern gerade damals im beſten Aufgange war und welcher, an dem damaligen Könige von Dänemark, Friedrich V., einen großmüthigen Beſchützer findend, meinte, daß auch ein deutſcher Regent ein ſolches Protectorat nicht unter ſeiner Würde halten könnte, bildete den Plan in ſeinem Kopfe zu einer durch Kaiſer Joſeph II. ins Leben zu rufenden Anſtalt für Kunſt und Wiſſenſchaft aus und ſchrieb Ende April 1768 von Kopenhagen aus an den Fürſten Kaunitz nach Wien, ihm die Unterſtützung des deutſchen Genius vorſchlagend. In dieſem Vorſchlage wurde auch Leſſing's erwähnt und zwar meinte Klopſtock, daß er und Gerſtenberg Aufſeher der deutſchen Bühne werden ſollten, ein Gedanke, der nicht nur glücklich an ſich war, ſondern auch Leſſing gewiß erwünſcht kam und ihn einen Augenblick mit goldenen Hoffnungen erfüllte. Indeß wie bald und auch wol wie ſchmerzlich er dieſem wieder entſagte oder zu entſagen ſich gezwungen ſah, beweiſt der um jene Zeit vielfach von ihm documentirte Widerwille gegen ſein Vaterland und die brennende Sehnſucht nach Italien, wohin er aufs ernſtlichſte, und zwar gleich von Hamburg aus, überzuſiedeln in Abſicht hatte. Schon unterm 28. September 1768 ſchreibt er an Nicolai, „daß es ſich gewiß luſtiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln laſſen als in Deutſchland", und ſchließt ſeinen Brief folgendermaßen: „Alle Umſtände ſcheinen es ſo einzuleiten, daß meine Geſchichte die Geſchichte von Salomon's Katze werden ſoll, die ſich alle Tage ein wenig weiter vom Hauſe wagte, bis ſie endlich gar nicht wiederkam."

Leſſing, dem ſeltenen Kenner und Würdiger der claſſiſchen bildenden Künſte, mußte bei den drückenden Verhältniſſen, in denen er ſich befand, und in dem deutſchen Unmuthe, ſich in ſeinem Vaterlande nicht paſſend verwendet zu ſehen, natürlich ein Aufenthalt, ſogar unter den gleichen mißlichen Umſtänden, in Italien weit lockender erſcheinen als der in

seiner Heimat, die doch weder Auge noch Ohr für ihn gewinnen zu können schien. Die Theaterunternehmung, der er sich angeschlossen, zerstob in Nichts, und all die Mühe und Anstrengung, welche er auf die Läuterung des Geschmacks, die Bildung der Schauspieler und die Anleitung der Dichter verwendete, blieb für den Moment so unerkannt und resultatlos, daß er unwirsch schrieb: „Ich ziehe meine Hand von diesem Pfluge ebenso gern wieder ab, als ich sie anlegte."

Er täuschte sich über die Furchen, die er mit diesem Pfluge gezogen und aus denen hervor die Anfänge eines ganz neuen Dramas in die Höhe schießen sollten. Lessing, der einem Schauspieler in Hamburg den beherzigenswerthen Spruch in sein Gedenkbuch schrieb:

Kunst und Natur
Sei auf der Bühne Eines nur!
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt,
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt —

Lessing that, indem er sich gegen die geschraubte Unnatur der französischen Tragödien erklärte, den kühnen, für alle Zeiten geltenden Ausspruch: „Nichts ist groß, was nicht wahr ist!" Mit diesem Ruf schnitt er gewissermaßen mit einem Ruck die vorhergehende Kunstepoche von der seinigen ab, denn in dieser vorhergehenden Kunstepoche war gerade die gespreizte Unnatur und die mit dem Flittertand und Goldbrocat der hohlen Phrase so pomphaft ausgestattete Lüge Dasjenige gewesen, was einzig als Größe sowol in der Kunst als in der Literatur gegolten hatte. Nun auf einmal kam Lessing, diese Götzen stürzend, mit der Proclamirung der Wahrheit und Natur, ohne welche Proclamirung der deutsche Geist niemals des französischen Regelzwangs enthoben worden wäre. Jener kurze, einfache Losungssatz Lessing's, so unscheinbar und bescheiden verloren er in der „Hamburgischen Dramaturgie" auch dasteht, ist dennoch von der größten Bedeutung und gewissermaßen ein Werbe für unsern literarischen Gewinn gewesen. Ja er ist es zum Theil noch, denn noch jetzt beruhen alle Hoffnungen, die wir von unserm Drama hegen, auf der Lessing'schen „Dramaturgie", die noch immer fortwirkend ist und so lange ohne Zweifel auch fortwirkend bleiben muß, bis unsere dramatische Literatur ihren endlichen Austrag gefunden. Das ja eben ist die Macht des Genies, daß es auf lange hin lebendig gestaltend in die Entwickelung des Werdenden eingreift und seine Aufgabe vollzieht, mögen auch ganze Menschenalter sich mit ihrem Schutt darüberwälzen. *)

Indeß die „Hamburgische Dramaturgie" ist bei weitem nicht das Einzige, was in Lessing's literarischer Thätigkeit mit seinem Aufenthalt in Hamburg zusammenhängt. Sein „Anti-Götze", wenn auch schon nicht mehr in Hamburg verfaßt, ist doch noch ganz und gar von daher zu datiren, weil er von hier aus seinen Ursprung nahm.

Wir haben schon berichtet, daß Lessing die „Fragmente eines Ungenannten", die er nachdem in Wolfenbüttel erscheinen ließ, in der alten Hansestadt von der Reimarus'schen Familie ausgeliefert erhalten hatte. Solange er nun selbst noch in Hamburg war, mochte und durfte er wol nicht daran denken, sie zu veröffentlichen, weil man hier an Ort und Stelle die Entdeckung ihres Ursprungs und das darüber entstehende Lärmen des orthodoxen Lutherthums, dessen hervorragendster Vertreter Johann Melchior Götze war, zu befürchten hatte. Dieser Götze, der in Hamburg die Rolle Calvin's spielte, sich von der Kanzel herab zum Censor und Richter nicht nur Hamburgs, sondern seiner ganzen Zeit

*) An unsere neuliche Randglosse wiederum anknüpfend, bemerken wir: Ein neuer Lessing muß die Grenze bezeichnen, bis wieweit die Natur die Beherrscherin der Kunst ist. Lessing bekämpfte eine todte und starrgewordene Regelmäßigkeit. Man hat seine Theorie für eine Befreiung von allem Regelzwange genommen und erging sich in Ungebundenheit. Wer jetzt wie Lessing für seine, so fördernd für unsere Zeit wirken will, hat Shakspeare's Einiges zu nehmen, den Franzosen und Spaniern aber Manches wiederzugeben. D. Red.

machte, heute Goethe's „Werther" verdammte, morgen Basedow's Erziehungsmethode verurtheilte und das dritte mal gegen das Theater sprach, nebenbei wol auch nicht verschmähte, gegen die Kleidung und Aufführung der Tochter der Pastorin Zimmermann unverkennbare Andeutungen auf der Kanzel anzubringen, war seiner Zeit so gefürchtet in Hamburg und übte solche Macht aus, daß er z. B. nicht litt, daß Thieß (bekannt durch den „Versuch einer Gelehrtengeschichte von Hamburg") zum Prediger erwählt wurde, weil er Gedichte machte, oder daß eine verbesserte Liturgie und ein neues Gesangbuch eingeführt wurde. Ihn hatte Lessing in Hamburg in Gesellschaft persönlich kennen lernen und ihn mehrmals besucht, angeblich, weil er gehört, daß Jener in seinem Keller ein Lager des herrlichsten Rheinweins hätte, im Grunde wol aber, weil ihm die in manchen Zweigen der Literatur sehr auserlesene Bibliothek und das Münzcabinet von Interesse war, die der damalige Senior des geistlichen Ministeriums in Hamburg besaß. Beide scheinen sich entschieden nicht abgestoßen zu haben, wenn sie auch schon nicht in nähere Verbindung traten. Götze'n that es wohl, seine Sammlungen einem durch Kunstsinn und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Manne zu zeigen, und was Lessing anbetrifft, so lag es zu sehr in dessen Natur, auch die heterogensten Charaktere zu dulden und in ihrer Weise gewähren zu lassen, als daß er sich nicht auch mit diesem hätte vertragen sollen. Hamburger Mittheilungen aus jener Zeit melden sogar, daß Lessing Götze'n scherzhafterweise gegen die Angriffe seiner Geistesgenossen in Schutz genommen. Eigenthümlich ist es jedenfalls, daß Lessing sich mit keiner Silbe an dem großen Theaterstreite betheiligte, der sich unter seinen Augen zwischen Götze und dem Pastor Schlosser abspann, der selbst Komödien geschrieben und, von dem Hauptpastor deswegen öffentlich angefeindet, durch seine Vertheidigung die Veranlassung gab zu Götze's „Theologischer Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen deutschen Schaubühne überhaupt, wie auch der Fragen: ob ein Geistlicher, insonderheit ein wirklicher, am Predigtamte stehender Mann, ohne ein schweres Aergerniß zu geben, die Schaubühne besuchen, selbst Komödien schreiben, aufführen und drucken lassen, und die Schaubühne, so wie sie jetzo ist, vertheidigen und als einen Tempel der Tugend, als eine Schule der edeln Empfindungen und der edeln Sitten anpreisen könne".

Nach ihm ist dies natürlich Alles nicht der Fall. Ihm ist das Theater „die große Diana der Epheser", wie er es nennt; nichts als eine Schule des Lasters, ein Pfuhl der Hölle, die man schließen und welchen man verstopfen müsse, um die Welt vor dem Wiederaufkommen des Heidenthums zu bewahren. „Geht das jetzige Treiben des Theaters", droht er, „aber noch eine Anzahl von Jahren so fort, so hat man nichts Gewisseres zu erwarten, als daß das völlige Heidenthum, und zwar aus gerechtem Gerichte Gottes, wieder einbrechen werde, daß die Schauspieler einen ebenso großen Theil des öffentlichen Gottesdienstes ausmachen werden, als sie zu den Zeiten der Römer ausmachten; daß Christus vergessen und dagegen Jupiter, Apollo, vornehmlich aber Bacchus, Venus und Cupido ihren vorigen Rang wieder erhalten werden."

Lessing ließ damals dies Alles ruhig hingehen und arbeitete an seiner „Dramaturgie". Duldsam, wie er von Natur war, ließ er Götze'n damals ungehindert in die Kreise seines Wirkens treten und sie stören; wußte er doch, daß er sie nicht zerstören könne. Aber das Gleiche war nicht auch bei Götze der Fall. Kaum nur wagte Lessing von Wolfenbüttel aus in seine theologischen Kreise hineinzuschreiten, so erhob sich auch sogleich der hamburgische Zionswächter mit seinem schon so oft gehörten Zeter, um ihn lärmend, wie so viele Andere vor ihm daraus fortzuweisen. Aber Lessing war nicht der Mann, der sich den Weg oder gar wegweisen ließ. Jetzt fand Götze in Lessing seinen Meister und zwar in solcher Art, daß Schlosser mit Recht Lessing's Schriften gegen Götze neben dem Schreiben Rousseau's wider den Erzbischof von Paris und die „Briefe des Junius" als das Meisterstück des 18. Jahrhunderts in bewegter Prosa und als ein un-

übertreffliches Muster der Kraft und Schönheit der Sprache, des Stils und der Beredsamkeit anführt.

Zuerst noch führte Götze das große Wort dagegen, allein von Heft zu Heft immer kleinlauter werdend, ward er zuletzt von dem Schwunge und der Begeisterung dieser sich Schlag auf Schlag folgenden Publicationen doch so überholt, betäubt und verschüchtert, daß er, der sonst Niemanden das letzte Wort ließ, obschon er sich immer das erste nahm, sich still von der Bühne zurückzog und mit dem Siege zugleich seinem Gegner das ganze theologische Schlachtfeld überließ. Von da ab hat Götze sich nie wieder aufgerichtet und wie tief das geistige Hamburg nach seiner Niederlage aufathmete, das beweist sehr schlagend eine Stelle, mit der sich 1781 das „Politische Journal" ankündigte und welche folgendermaßen lautete: „Der schwarze Zauberstab", jubilirte man, „für welchen sonst Alles zitterte, ist zerbrochen und die Menschen sind frei. Toleranz in Religion, verfeinerten Zustand der Wissenschaften und der gereinigten Philosophie, Erziehungskunst, Staatskunst u. s. w. sehen wir überall." Nur nach Lessing's Riesenarbeit ist ein Triumphruf dieser Art möglich geworden. Lessing ist der wahre, geistige Hercules unsers Säculums, der Unermüdliche, welcher, die zwölf Heldenthaten seines Zeitalters verrichtend, dem 19. Jahrhundert den Stempel der Freiheit auf die Stirn gedrückt hat. Ohne Lessing wären wir Alle nicht, was wir sind. Ihm verdanken wir mehr, als je eine Nation einem großen Manne zu danken gehabt. Und daß dieser Dank vorzugsweise und vielfach an Hamburg geknüpft ist, soll und wird dieser Stadt mit Recht zum ewigen und unvergänglichen Ruhme gereichen.

Fedor Wehl.

Für Liebhaber des Teufels.

Ursprünglich nahm in der deutschen Thierfabel der Hase die Stelle ein, welche jetzt seit mehr als einem Jahrtausend unangefochten der Fuchs behauptet, während jener aus dem Repräsentanten der nie um einen Ausweg verlegenen Schlauheit zu dem der schwächlichsten Furchtsamkeit herabgesunken ist. Theilweise ist es einer der bedeutendsten Figuren anderer Sagen ebenso ergangen, ihre Bedeutung fast in das Gegentheil verkehrt zu sehen, keiner geringern als dem Teufel. Wer hätte nicht einmal Jemanden, den er schalt, einem „dummen Teufel" verglichen, einen Andern als „armen Teufel" bedauert? — Von dem Vater der Sünde wurde an vielen Orten nur noch die übermenschliche Kraft, wie sie auch den Riesen zugeschrieben wird, von der Sage aufgefaßt, wie wenn er seine gewaltigen Mauern aufführt, sein Ohr in dem Fels, der sein Pfühl gewesen, abdrückt, seine Spur beim Ausschreiten im Gestein zurückläßt. Dann knüpft sich auch an große Kirchen die Ueberlieferung von der Arbeit, zu welcher der fromme Bauherr den Teufel durch irgendein Versprechen bewog, ihn listig nachher um die Erreichung desselben bringend. Sie vor ihres Vaters sündlicher Neigung zu wahren, flehte Prinzessin Mathilde vergeblich zu Gott; da bot sich der Teufel ihr an, Kaiser Heinrich's Liebe in Haß zu wandeln, wenn sie ihm angehören wolle. Sie ging es ein, doch mit dem Beding, erst dann sein eigen zu sein, wenn er sie in dreien Nächten nacheinander schlafend gefunden; bleibe sie wachen, so dürfe er ihr nichts anhaben. Da sitzt nun die Prinzessin die lange erste Nacht und strickt ein köstliches Tuch, sich den Geist munter zu halten; nickt sie ein, so weckt sie ihr treues Hündchen mit Gebell; so die zweite, die dritte Nacht. Der Teufel, zürnend, greift mit der Kralle in ihr Gesicht und erfüllt, indem er sie entstellt, ihren Wunsch, ohne es zu wollen. (Vgl. Grimm, „Deutsche Sagen", II, 183.)

Hatte der Teufel so seine Ohnmacht an einer Stelle, freilich einem höhern Walten gegenüber, der Frömmigkeit oder Dem, was man dafür hielt, gezeigt, so ermuthigte das den kernigen, selbstbewußten Volkswitz, wol auch andern furchtlosen Personen das Ver-

mögen zuzutrauen, den Teufel zu betrügen, wenn auch ihre Zwecke nicht gerade die heiligsten waren. Daß der Schweizerhirt bequem sein Liebchen besuchen könne, baut ihm der Teufel die Brücke über die Reuß um den Preis des ersten Lebendigen, das über dieselbe gehe. Der Hirt treibt eine Gemse voran. (A. a. O. 436.)

Von tieferem poetischen Gehalte sind diejenigen Sagen, in denen der Teufel als Princip des Bösen sein dämonisches Element beibehält und die Menschen, welche zur Erlangung vergänglicher irdischer Güter, Sinnengenusses oder anderer unlauterer Absichten sich der höllischen Macht bedienen wollen. Er lockt sie tiefer und tiefer hinein in ihre Lust, bereitwillig jeden Wunsch befriedigend; aber zuletzt höhnisch, „teuflisch" lachend, ergreift er sie, wenn seine Dienstzeit abgelaufen, und überliefert sie der ewigen Qual. Fortzeugend gebiert die böse That Böses, was das Sprichwort in den verschiedensten Abwandelungen ausdrückt; wer den Teufel einmal geschissen hat, muß ihn immer fahren; er gießt gern, was schon naß ist; laß ihn dich bei einem Haar fassen und du bist sein auf ewig; laß ihn in die Kirche, so will er auf den Altar. Nirgends ist dies großartiger dargestellt als in Shakspeare's „Macbeth", wo der dämonischen Wesen Verheißung von Ehre und Macht für den Helden die Saat von Verbrechen ist, zuletzt den Sturz von der erschlichenen Höhe und das Verderben mitschführt.

In einer Sage, die ich noch erzählen will, handelt es sich nicht um Königsthrone, um Befestigung blutiger Kronen, nicht die Herrschsucht überstürzt sich in ihren eigenen Ruin, eine nur wenig niedrigere Leidenschaft jedoch, die Habsucht. Ich habe kaum eine erzählen gehört oder gelesen, in der so die unheimlichste Angst erregend geschildert, wie das böse Wesen, wenn es die Leidenschaft in der Brust des Menschen erregt hat, ihn zum Frevel verlockt und mit gewaltigem Spott ihn dann um den Lohn desselben bringt. Mein Vater hörte sie, wie er als Knabe mit den Fischern hinaus vors Dorf zum Krebsfang gegangen war und sie, ausruhend am Ufer des Bachs, erregt durch die Stille der Nacht, die glänzenden Sterne, das unstete Flackern des Krebslichtes, Herz und Mund aufschlossen, um von ihrem Leben mit den Menschen und der Natur zu erzählen.

Zu Conitz, in Westpreußen, lebte ein Maurergesell, dem es zu hart däuchte, durch seiner Hände Arbeit sich einen kärglichen Unterhalt verschaffen zu müssen. Er brachte nichts Rechtes vor sich; lockend malten ihm seine Gedanken stets das Glück des Reichthums. Da begab er sich zu einem Manne, der in dem Rufe heimlichen Wissens stand, um, koste es sein Seelenheil, seine Wünsche zu erreichen. Der hatte denn auch bald in Erfahrung gebracht, wann und wohin sie gehen müßten, um ein blaues Flämmchen zu sehen, wie es zu gewissen Zeiten des Jahrs über den Stellen, wo ein Schatz verborgen, flackert. Auf der Spitze eines Hügels, eine halbe Stunde vor der Stadt, fanden sie eins, in der folgenden Nacht auch; in der dritten, es war die vom Rüsttage, dem Sonnabend zum Sonntage, dem Tage des Herrn, beschlossen sie, wenn das Flämmchen wiederum sich zeigte, das Geld zu erheben. Um Mitternacht sind sie mit Spaten und Hacke am Hügel; es brennt, das Irrlicht; sie ziehen ihren Kreis und beginnen zu graben; aber der Boden ist hart und steinig und die Arbeit schreitet nur langsam vor. Die Zeit scheint um so schneller zu verstreichen, je geringer der Fortgang der Arbeit ist. Unverdrossen mühen sie sich weiter und weiter und weiter; schon zeigt sich am Saume des Himmels im Osten ein leichtes Grauen des Morgens, der heilige Tag bricht über ihrem finstern Werke an. Noch mehr treibt es sie, ihre Kräfte anzustrengen. Noch immer trifft die Hacke nicht auf den Kessel, ertönt der ersehnte Metallklang; es wird heller und heller. Schweigend arbeiten sie fort; aber was sehen sie? Auf der Landstraße, die nicht weit vom Hügel vorbeiläuft, geht ein Mann mit dem Gebetbuche unter dem Arm schon in die Stadt zur Frühmette. Der betrachtet sie verwundert und geht seines Wegs fürbaß. Was kümmert sie's? Soll alle ihre Mühe umsonst sein? Sie graben weiter und weiter. Die Dämmerung wird lichter; ein

zweiter Kirchgänger kommt, ein dritter, Frauen dazu und Kinder im Festtagsschmuck. Sie bemerken die Schatzgräber und weisen mit Fingern auf sie und höhnen sie aus durch Geberden. Da faßt diese Scham und Angst. Sie werfen Spaten weg und Hacke, lassen die Grube wie sie ist und laufen querfeldein, wo es am nächsten, der Stadt zu. Aber wie sie laufen, wird's dunkler allmälig und dunkler, die Dämmerung verdüstert sich, je mehr sie sich der Stadt nahen. Wie sie, gebadet in Schweiß, an der Mauer anlangen, ist's wiederum finstere, rabenschwarze Nacht; vom nächsten Kirchthurm hören sie es Eins schlagen.

So äfft der Teufel die Ungeduld.

E. Strehlke.

Ueber einige schwer eroberte Frauen.

Die Dichter singen und sagen von bezaubernden Frauen, die, je sehnsuchtsvoller sie begehrt wurden, desto kälter alle Werbungen zurückwiesen. Manchmal gesellt sich zu ihrem eigenen noch ein fremder Wille, etwa der letzte Spruch eines sterbenden Vaters oder ein altes Familiengesetz, um ihren Besitz äußerst schwierig zu machen. Immer sind diese Frauengestalten charakteristisch für den Dichter, der sie schuf, und für die geistig-sittliche Atmosphäre, in welcher sie athmeten.

Das Alterthum ist nicht gerade reich an spröden Frauen. Helena wurde der Zankapfel zwischen zweien Nationen, lockte den Streit „in des Skamanders Feld", eine Weltkriegs en miniature entspann sich um sie, die durch Homer's Schilderungen so bedeutungsvoll für alle Zeiten geworden ist, und Erstaunen erregt es, wie leer und gleichgültig das innere Leben der Helena bei den alten Dichtern erscheint. Vor dem Kriege lebt sie in Sparta, immer mit verhältnißmäßig großer Gemüthsruhe, die auf Phlegma und eine apathische Schönheit schließen läßt. Fast komisch ist es für uns, sie in der „Odyssee" in voller Hausfrauenbehaglichkeit wiederzufinden, nachdem wir sie in der „Iliade" als die Wurzel alles Uebels kennen gelernt haben. Vielleicht war diese innere Armuth und Bedeutungslosigkeit der Helena erforderlich, um sie zu dem absoluten Ideal äußerer Schönheit zu machen, als welches sie nicht nur den Griechen, sondern auch der Romantik und Nekromantik späterer Jahrhunderte vorschwebte.

Von Homer zum Nibelungenliede wäre ein weiter Sprung, hätten uns nicht zahlreiche natürliche und künstliche Parallelen eine Brücke zwischen beiden. In der deutschen „Ilias" steigert sich der Frauencultus bei weitem höher als in der griechischen, und er wird nur dann ein wenig gestört, wenn Held Siegfried seine Gemahlin für ihre Plauderhaftigkeit — „weidlich durchbläut". In Brunhilden, der Königin von Island, begegnet uns ein sehr schwer zu eroberndes Weib. Sie ist ein Ausbund größter Lebensart; ihre Freier schlägt sie blutig und ihren Gatten hängt sie an einen Nagel auf. Der germanische Urzustand kennt keinen besondern Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Sitte. Die minnigliche Maid ringt mit kühnen Recken und lobebären Helden. Und geht nicht auch die Wölfin auf Raub aus wie der Wolf, und die Bärin, ist sie nicht so streitbar wie der Bär? Uebrigens ist das Bild Brunhildens eine künstlerische Nothwendigkeit im Nibelungenliede. Nun, nachdem wir die natürliche Wildheit der nordischen Frau in ihr kennen gelernt, begreifen wir die erschreckende Gewalt auch der sittlich begründeten Leidenschaft, wie sie uns dann in Kriemhildens Rache so blutig und grauenvoll entgegentritt.

Die dem deutschen Manne angeborene Verehrung für die Frau, deren roheste Form uns in den alten Heldengedichten und Sagenkreisen erscheint, ward verfeinert, aber nicht geschwächt durch das Christenthum. Ritterliche Sänger erzählen uns, was sie thaten und opferten, um der Allerschönsten zu gefallen, die sie oft nicht einmal mit einem Lächeln, mit keinem sonnigen Blick belohnte. Die Minne wirft einen vergoldenden Schein über

eine wilde Zeit. Später, als man, nach dem Muſter der Alten, ſich dem ernſtern Ge des Lebens zuwandte, verlor die Liebe ihre einſeitige Herrſchaft; aber immer bleibt ſie eins von den bedeutſamſten Momenten des ſich bildenden Menſchengeiſtes.

Unſere Bühnenpoeſie zeigt uns drei ſpröde Frauen: Shakſpeare's Portia, Moreto's Donna Diana und Gozzi's Turandot.

Der „Kaufmann von Venedig" iſt eine juriſtiſche Komödie, d. h. ſie dreht ſich um Spitzfindigkeiten. Ein ſonderbares Teſtament eröffnet die Handlung und ein mehr als ſonderbarer Wechſel führt ſie zu einer Höhe der Leidenſchaft und zu einem Ernſt der Schickſalsverwickelung, die uns die Grenzen des Komiſchen zu überſchreiten ſcheinen und die auch nur von den ſtarknervigen Kindern des luſtigen Altengland mit dem gehörigen kalten Blute genoſſen werden konnten. Shylock vertritt die unterliegend häßliche, Portia die ſieghaft ſchöne Seite des energiſch bewegten Spiels. Shakſpeare hat Alles gethan, um ſie eines Namens würdig zu machen, den ſie mit „Cato's Tochter, Brutus' Portia", gemein hat. Geiſtreich ſpielend und gemüthvoll ernſt, frei im Reden und ehrbar im Thun, weiblich hingebend und männlich tapfer, ſo ſteht ſie vor uns, ebenſo groß als reizend. Heil der Zeit, in welcher der Dichter die Urbilder dazu finden konnte!

Den Beſitz der Liebenswerthen macht ihres Vaters Wille von den bekannten drei Käſtchen abhängig, unter denen die Bewerber zu wählen haben. Ein günſtiges Geſchick führt den rechten Mann zu dem rechten Käſtchen. Bisjetzt hat ſie empfangen, die ohnehin ſchon Reiche; ſie iſt froh, daß ſich eine Gelegenheit zum Geben findet. Daß ſie ihr Glück verdiene, beweiſt ſie, indem ſie ſich zum rettenden Schickſal Antonio's macht und ebenſo muthig als klug die verderbendrohende Clauſel des barbariſchen „Scheins" zum Guten wendet. Und damit ſie uns mit der Bitterkeit dieſes Rechtshandels verſöhnt, erfindet ſie ſchließlich noch eine dritte — diesmal heitere — Spitzfindigkeit, mit Baſſanio's Ring, die ſich indeß leicht und glücklich löſt. In idylliſchen Tönen verhallt das Stück und in der mondbeleuchteten, märchenhaft lieblichen Hochzeitsnacht zu Belmonte erwachen wir von den Widrigkeiten des Tags wie von einem ſchweren Traume.

Gegen Portia's lebensvolle Erſcheinung, die uns eine unſerer Lebensanſchauung oft recht herbe, widerſtrebende Komödie nicht nur genießbar, ſondern genußreich macht, contraſtirt nicht eben vortheilhaft Donna Diana, deren Charakter beinahe nur eine Abſtraction iſt, wie das „philoſophiſche Syſtem", auf das ſie ihre ſtolze Männerverachtung gründet. Ihr Dichter lebte in einer Zeit, wo der alte romantiſche Frauen- und Männerdienſt längſt im Verfall und zur Parodie reif war, ganz wie das Ritterthum, dem er zugehörte. Donna Diana iſt Männerfeindin. Der Schauſpielerin, die uns imponiren will, bleibt nichts als das immer wechſelnde und immer prächtiger werdende künſtliche Coſtüme und die ſchöne Declamation der „wunderſchönen Sprache", wie ſie der überbildeten Jungfrau ziemt. Alle Anmaßung der Philoſophie ſcheitert an einer ſehr gewöhnlichen Erfahrungsregel, die der kluge Perin geſchickt in Scene ſetzt. Die tiefere Moral dieſes dramatiſchen Schachſpiels dürfte die ſein, daß auf den „Gipfeln der Menſchheit" die Gletſcher häufig anzutreffen und daß Bildung und Beleſenheit oft nichts Beſſeres ſind als ein glänzender, aber kalter Juwelenſchmuck auf einem ebenſo kalten Herzen.

In Turandot finden wir die verletzende Gemüthlichkeit der gemachten Claſſicität. Die grauſame Turandot mit ihren Kopfabſchneidegelüſten bleibt widerwärtig und machte man ſie durch die künſtlichſten Räthſel, die man ihr in den Mund legt, zur weiſeſten Sphinx. Gozzi vertrat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das kunſtgemäße Luſtſpiel gegen die aus dem Leben gegriffenen, in ihrer Form leichten und oft nachläſſigen, aber immer ergötzlichen Komödien Goldoni's. Er ſuchte alte Masken, alte Coſtüme und ſonſtigen antiquariſchen Kram hervor, miſchte denſelben mit gelehrten Anſpielungen und ſchönen Redensarten und bildete daraus Stücke wie „Turandot", die mit der Poſſe die

Unwahrscheinlichkeit und nicht die Lustigkeit gemein hatten. Das Schicksal war gerecht. Gozzi hatte einige Bücherleser und vielleicht die Theaterschneider auf seiner Seite, Goldoni dagegen alle Lacher. Daß Schiller die „Turandot" übersetzte, erklärt sich aus dem Bedürfniß nach Sprach- und Formstudien, das er in den letzten Jahren seines Lebens verstärkt empfand und dem wir auch die Verdeutschung der „Phädra" verdanken, vielleicht auch, wie Andere sagen, aus Nöthigung, die Bühne von Weimar mit Stücken zu versorgen, was uns nur ein Ehrengrund scheint. Der gesunde Sinn unsers Publicums hat das orientalische Ungeheuer von dem Theater verbannt; nur in Berlin hält es sich durch die Garderobe des Fräuleins Viereck und die Hartnäckigkeit, mit der sich eine Bühne, die keine höhere ästhetische Controle hat, dort mit Hülfe des immer zuströmenden Fremdenbesuchs ihre eignen Gesetze vorschreiben kann.

Um mit etwas Spaßhaftem zu schließen, erinnern wir daran, daß auch Voltaire, der geistreiche Schalk, uns das Porträt und die Geschichte einer schwer zu erobernden Frau hinterlassen hat. Wer die schöne Formosante, Prinzessin von Babylon, besitzen wollte, mußte, einem alten Orakelbefehl zufolge, Nimrod's Bogen spannen, den furchtbarsten Löwen im Circus besiegen und alle seine Nebenbuhler zu Boden schlagen. Auch sollte er der schönste, der tugendhafteste und der geistreichste Mensch auf Erden sein. Endlich verlangte man von ihm, daß er das „seltenste Ding in der Welt" aufweisen könne. Es kommen viele Freier, unter Andern der König von Aegypten, der auf dem Ochsen Apis reitet, der König von Indus, der sich von einem Dutzend Elefanten ziehen läßt, und der König der Scythen, den ein ungeheuer Tiger trägt. Alle scheitern in ihren Versuchen. Da erscheint in der Person eines gewissen Amazan, Sprößlings einer fürstlichen Hirtenfamilie, der Auserwählte. Er trägt ein Adonisgesicht auf dem Körper eines Hercules; er spannt den Bogen, tödtet den Löwen, überwindet seine Gegner durch Großmuth, macht Verse im Geschmack Friedrich's des Großen und besitzt schließlich den Vogel Phönix, gewiß eine große Rarität. Bisher geht es so ziemlich im alten Stile, obwol mit römischen Randglossen. Plötzlich wendet sich das Blatt. Der glückliche Sieger Amazan wird durch eine Trauernachricht in seine Heimat gerufen; dort vernimmt er die fälschliche Kunde, Formosante sei ihm untreu geworden; er durchirrt nun die Welt, um Zerstreuung zu suchen, die er auch endlich in den Armen einer pariser Opernsängerin findet. Die Prinzessin von Babylon zieht ihm durch aller Herren Länder nach, dem Käthchen von Heilbronn vergleichbar. Dies wäre der Uebergang zur neuen Zeit, zu den „schwer zu erobernden Männern", von welchen gelegentlich eine andere, wenn auch kürzere Skizze. **Gustav Liebert.**

Ueber Goethe's Wanderjahre.

Es mag ein Uebermaß in der Erklärung und Deutung sittlicher und geistiger Größen und ihrer Werke geben. Wir möchten es überall da finden, wo sich die Betrachtung in minutiösester Weise an Dinge hängt, die wol für Einzelne das Interesse der Neugierde haben mögen, für die Meisten und im Ganzen aber ohne Belang sind. Aeußere Zufälligkeiten und Menschlichkeiten zu einer Bedeutung erheben, die ihnen nicht gebührt, oder sie gar noch mit einem falschen Lichte beleuchten, heißt uns nicht ein treues Bild von einem Charakter geben, sondern gegentheils ihn entstellen. Gleichwol soll damit nicht in Abrede gestellt werden, daß nicht auch kleine Züge an großen Geistern eine sehr bestimmte Berechtigung zur Beachtung haben und dem einheitlichen Gemälde nicht fehlen dürfen. Es ist gewiß ein Vorzug unserer Alles sezirenden Zeit, daß sie die Charaktere bedeutender Persönlichkeiten jener biographischen Allgemeinheit einer gewissen Zeit entrückt hat, bei der es oft fast nur einer Namensänderung bedurft hätte, um eine und dieselbe Schilderung

auf verſchiedene Perſonen anwenden zu können. Scharfes Individualiſiren kann allein bedeutende Menſchen uns ſo vor die Augen bringen, daß wir an ihnen uns bewußt erfreuen, belehren, bilden, in Verwandtem ſpiegeln oder ihm nacheifern können. „Ein großes Muſter weckt Nacheiferung und gibt dem Urtheil höhere Geſetze"; aber nicht blos nach Einer Richtung hin, die uns gerade näher liegt; nein! ein wahrhaft reiches Leben übt dieſen Einfluß in oft äußerlich unmerkbarer Weiſe nach den verſchiedenſten Seiten und in ſcheinbar untergeordneten Dingen. Hüten wir uns, dieſem Wechſelverkehr großer Männer mit der Neigung und Pietät der Zeitgenoſſen oder der nächſten Epigonen zu enge Schranken ſetzen zu wollen! Eine Uebertreibung iſt hier immer noch lebenſchaffender, anregender als der Mangel. Namentlich wir Deutſchen haben nicht ſo gar viel wegzuwerfen, daß wir uns auch ſo ohne Weiteres der Pietät gegen unſere geiſtigen Größen entſchlagen dürften. Die Verehrung des Genius findet wol auch in ihrer etwaigen Abirrung noch lange Gnade vor der ewigen Wahrheit, wenn der Götzendienſt der Lüge ſchon längſt verworfen und gerichtet iſt.

Dies waren die Gedanken, die ſich uns aufdrängten, als wir Alexander Jung's Buch über „Goethe's Wanderjahre" (Mainz, Kunze, 1854) zu leſen begannen. Den geiſtreichen Verfaſſer führt die Neigung nicht zu weit und läßt ihn auch da beſtimmten Plan und Abſicht erblicken, wo wir vielleicht nichts als dichteriſche Phantaſiegebilde, harmloſe Spaziergänge des Poeten vor uns haben. Uns dieſer Vorwurf dürfte doch bei Goethe erſt ſorgfältig gewogen werden. Wir ſtoßen auf ein Wort Schleiden's (in ſeinen „Studien"), das geeignet iſt, uns den Weg zu erleichtern. „Goethe und Schiller", ſagt der treffliche Naturforſcher, „bilden, wie in ſo manchem Andern, ſo auch darin einen faſt vollkommenen Gegenſatz, wie man zum Verſtändniß ihrer Schriften gelangt. Goethe, der Dichter der Anſchauung, wird ſogleich verſtanden; wenn nicht, ſo kann keine Erläuterung ihn unſerm Verſtändniß näher bringen; nur im eigenen innern oder äußern Leben kann man Goethe's eigenſtes Weſen erfahren; man verſteht ihn nur ſo weit, als man ihm nachgelebt. Schiller, der Dichter der Reflexion, kann meiſtentheils einen hiſtoriſch-philoſophiſchen Commentar vertragen, ja nicht ſelten verlangt er ihn geradezu. Man verſteht ihn faſt immer nur dann, wenn man ihm nachgedacht." Will Schleiden damit jede Erläuterung Goethe'ſcher Werke für überflüſſig erklären? Schwerlich; denn auch das Einfachſte, Anſchaulichſte verlangt doch ein aufmerkſam gemachtes, geſchärftes Auge; — wol aber iſt in jenen Worten eine Haupteigenthümlichkeit Goethe's angedeutet, die eben darin liegt, daß er, wie oft ſchon in dieſen Blättern hervorgehoben worden, den Realismus, die praktiſche Seite des Lebens zu Ehren bringt, ohne die ideale Welt mit den Einen in das Gebiet weſenloſer Träume zu verweiſen oder mit Andern zu einem Tummelplatze trüber myſtiſcher Phantasmen zu machen. Ueber dem Jenſeits verſchwindet ihm nicht das Dieſſeits mit ſeinen Anforderungen an eine poſitive, fruchtbringende Thätigkeit. Die Dichtung iſt ihm die Schönheit, die Wiſſenſchaft Klarheit und Wahrheit. Wie er Jedes an ſeinen Platz zu ſtellen weiß, ſo wirft er auch nicht die natürliche und moraliſche Welt zu einem trüben Brei zuſammen, wie die Myſtiker unſerer Tage, die auch nach dem Geheimniß der Verbindung zwiſchen der irdiſchen und geiſtigen Welt zu forſchen vorgeben oder vielmehr es ſchon entdeckt zu haben ſich in Ueberhebung brüſten; — und dem von der ewigen Idee der Schönheit geleiteten Geiſte lag Unglaube wie Aberglaube gleich fern; denn das Häßliche, das Unäſthetiſche iſt der Charakter des verwerflichen Aberglaubens.

Alexander Jung hat es unternommen, die Goethe'ſchen „Wanderjahre" einer mehr nur allgemeinen Beurtheilung, der ſie überhaupt nur als vielfach intereſſantes, merkwürdiges Buch galten oder richtiger ziemlich unbeachtet verſchwanden, zu entrücken und mit den wichtigſten Fragen unſers Jahrhunderts in Verbindung zu bringen. Fand er dazu in dem Buche ſelbſt die Berechtigung? Wir glauben dies bejahen zu müſſen. Wir begnü-

gen uns dabei nicht mit jener altklugen Bemerkung, die da etwa sagt: „Was ist daran Besonderes, daß allgemeine Ideen, welche schon zu Goethe's Zeit die Welt bewegten, sich in seinem Geiste gespiegelt, von ihm ausgesprochen und vielfach in einem Romane niedergelegt wurden, bis er, wohl einsehend, daß er die volle Lösung der Probleme zu geben nicht im Stande war, vor der Vollendung des Buchs die Feder selbst niederlegte?“ Wir bekennen, ein solches Urtheil nicht zu verstehen: denn scharf in seinen Consequenzen verfolgt, müßte es schließlich zur Vernichtung alles Höhern und Edlern führen. Oder wäre es am Ende wirklich gleichgültig, bei wem wir in die Schule gehen, und brächte uns etwa eine technologische Zeitung der Lösung großer Fragen näher als die Gestaltungen des Dichters? Manche scheinen dies zu glauben. Diese Weisheit des Tags steht erst dann am Berge, wenn die großen praktischen Kämpfe und Erfahrungen der Zeit in ihrer materiellen Einseitigkeit bei der gleichen materiellen Einseitigkeit und Leidenschaft — der Massen angelangt sind. In dem Häßlichen unvermittelter Gegensätze kommt dann allenfalls wieder eine Ahnung, daß es denn doch wol der Geist des Denkers und Dichters ist, in dem sich das Zeitliche und Ewige vermittele, soweit dies überhaupt in einem an die Körperlichkeit gebundenen Geiste geschehen kann. Es ist aber eben das Bezeichnende in Goethe's Erscheinung, daß ihm über dem Einen nicht das Andere ins leere Nichts verschwindet, daß er das Ideal uns menschlich näher zu rücken sucht und die irdische Thätigkeit erhöht und vergeistigt. Dies uns klar gemacht zu haben, ist ein unbestreitbares Verdienst Alexander Jung's. Daß er trotz der zahlreichen Arbeiten über Goethe den „Wanderjahren“ neue Seiten abzugewinnen gewußt, beweist die Unerschöpflichkeit der vielleicht künstlerisch verfehlten Goethe'schen Arbeit.

Aber sie sind nicht fertig, nicht abgeschlossen, die „Wanderjahre“! Was ist fertig in diesem Wechselleben? Angenommen auch (was nicht bewiesen ist), das Unvollendete wäre Absicht gewesen, würde dies den Werth des Vorhandenen schmälern? Weil es so wenig wirkliche Christen gibt, weil die Meisten vor seinen einfachsten Forderungen zurückschrecken, ist deshalb das Christenthum weniger erhaben, vielleicht nur ein schönes Phantasma? Oder weil selbst der Menschenfreund sich versucht fühlen könnte, in dem Treiben vor seinen Augen den Glauben an ein Fortschreiten, ein Besserwerden der Menschheit für einen schönen, aber thörichten Wahn zu halten, gibt es deshalb keinen Fortschritt? Mit tiefer Wahrheit sagt Jung: „Es ist merkwürdig, daß man sich, ich weiß nicht aus welcher wunderlichen Laune der menschlichen Natur, den Propheten seines Landes doch noch eher gefallen läßt, wenn er Unerquickliches, Jammervolles voraussagt, als wenn er voll Zuversicht, wie öde und traurig seine Gegenwart auch sei, in die Zukunft blickt und deutlich voraussieht, daß Gott und nicht der Teufel in der Geschichte siegen werde. Letztere Voraussicht hat Goethe durchaus.“

Goethe erwartete das Vorwärtsrücken der Menschheit nur von der Macht des Geistes, wodurch dann auch er selbst (wenn dies nöthig wäre) wie sein Erklärer vor jeder Misdeutung gesichert sind. Und wenn die bereits erlangte Errungenschaft der Cultur auf zwei Wegen gefördert werden soll, auf dem pädagogischen und socialen, so ist es dort ebenso wenig die mechanische, geistlose Pädagogik, wie hier die schrankenlose Parteiung, das chaotische Zusammenwerfen der gesellschaftlichen Verhältnisse. Das haben nun freilich auch Andere ähnlich gesagt; wo aber träte es uns in so reiner, schöner Gestalt, in so abgerundeter Correctheit, so einfach, plastisch und doch wieder so bunt, anziehend und spannend wie in den „Wanderjahren“ entgegen?

An der Berechtigung Goethe's, sich mit dem Wohl und Wehe des Volks, das nun doch einmal das reale Leben bildet, zu beschäftigen, können wir nicht zweifeln, wobei ihm denn freilich nicht eine abstracte Gleichmacherei, sondern gegentheils eine immer reichere Entfaltung des Individuums und damit eine Individualisirung der Gesellschaft vorschwebt.

Wir wiſſen, daß Goethe ein abgeſagter Feind alles bureaukratiſchen Weſens war und ſich von den Dingen und Verhältniſſen im Volke überall unmittelbar ſeine Kenntniſſe ſuchte. Auf geſchäftlichen Reiſen, die ihn der menſchlichen Noth manche erblicken ließ, begleiteten ihn die Geſtalten ſeiner Iphigenie und Wilhelm Meiſter's auch körperlich, indem er Abends an ihnen arbeitete. Daß ſo ſich in dem Letztern die eigene Erfahrung zu dem Entwurfe eines neuen geſelligen Gebäudes aufbauen mußte, finden wir natürlich. Lag dies doch ohnehin in dem Charakter eines Mannes, der überall nur auf die tüchtige Menſchennatur und den Menſchenwerth ausging. Thomas Carlyle iſt es, der von Goethe geſagt: „In ſeinen Werken iſt eine neue Zeit, die Verkündigung und der Anfang einer neuen." Und ſo mögen wir wol auch mit dem geiſtvollen und nur hier und da und dann und wann des Maßes bedürfenden Alexander Jung in den „Wanderjahren" ein Verknüpfen der Gegenwart mit der Vergangenheit und der ſpäteſten Zukunft mit der Menſchheit, ja ſogar des telluriſchen Dieſſeits mit dem ſideriſchen Jenſeits erblicken und uns der geiſtreichen, ſozuſagen feinfühligen Weiſe erfreuen, in der er uns auch dieſe Seite des großen Meiſters in einem liebevoll geſchriebenen und an ſcharfen Digreſſionen ſehr reichen, für jeden Gebildeten leſenswerthen Werke nahezurücken verſteht. Dr. Lunckenbein in Zürich.

Zur Geſchichte der Diplomatie.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts hatte Papſt Innocenz XI. beſchloſſen, dem läſtigen Privilegium der beim Heiligen Stuhl zu Rom accreditirten fremden Geſandten, in ihren Wohnungen und auf deren Gebiete Miſſethätern und ſonſt Verfolgten Freiſtätte zu gewähren (Aſylrecht, Quartieri) ein Ende zu machen. Er beſtätigte und erneuerte zu dieſem Zwecke die in gleicher Abſicht von Julius II., Pius IV., Gregor XIII. und Sixtus V. erlaſſenen Bullen, unter Androhung von Excommunication und ſchweren Strafen für die Uebertreter, und nach dem Tode des Herzogs d'Eſtrée, Geſandten Ludwig's XIV. in Rom, ließ Innocenz den König benachrichtigen, daß er feſt entſchloſſen ſei, keinen neuen Geſandten im Vatican zu empfangen, der ſich nicht zuvor eidlich verpflichtet hätte, auf das Vorrecht der Quartieri zu verzichten; er ſei gewillt, in Bezug auf letztere in die Fußtapfen ſeines großen Vorgängers, Sixtus V., zu treten.

Ludwig XIV. antwortete dem päpſtlichen Nuntius, er wiſſe nicht, womit Se. Heiligkeit den Anſpruch zu rechtfertigen gedenke, Sixtus V. nachzuahmen, da ſich ſeit Jenes Regierung die Zeiten ſehr geändert hätten; Das aber wiſſe er, daß es ſein beſter Wille ſei, die Rechte ſeiner Krone aufrechtzuerhalten um jeden Preis, und daß er zu dieſem Zwecke einen Geſanden nach Rom ſenden würde. Als man Innocenz dieſe Antwort überbrachte, warf er ſich vor einem Crucifix nieder und flehte um dieſelbe Kraft und Erleuchtung, welche der Herr ſeinem Diener Sixtus V. hatte zutheil werden laſſen, dieſem Sixtus, bei deſſen Thronbeſteigung Rom und der Kirchenſtaat von einer wahren Sündflut der Verbrechen überſchwemmt war und zu deſſen erſten Handlungen als Pontifex auch gehört hatte, ſämmtliche fremde Geſandten vor ſich zu laden und folgende Anrede an ſie zu halten: „Schreibt euern Fürſten, daß Wir beſchloſſen haben, Rom für Uns allein zu beſitzen und nicht für Andere, daß Wir keine andern Vorrechte beachten werden als Unſere eigenen, keine andern Zufluchts- und Freiſtätten anerkennen als die heilige Kirche Gottes, und auch dieſe nur, wo Wir es für paſſend erachten werden; Wir verlangen, daß Unſere Juſtiz ihren Lauf und ihr Recht habe, an jedem Orte, ſei er heilig oder profan, ſei es im Hauſe der Fürſten, der Cardinäle oder Geſandten — und thun Wir mit Solchem zu wiſſen, daß wir die Quartieri nicht mehr dulden wollen." Und daß Sixtus Wort hielt, bewies er. Während einer Reiſe des ſpaniſchen Geſandten, Grafen Olivarez, flüchtete ſich ein Mörder in den Palaſt der ſpaniſchen Geſandtſchaft. Der Gouverneur von Rom, der noch

keinen Begriff von der Energie des neuen Papstes hatte, wagte nicht sogleich die Befehl
desselben auf dem Gebiete des damals allmächtigen Philipp's II. von Spanien in Vollzu
zu setzen. Auf seinen Bericht, daß die Dienerschaft des Gesandten die Auslieferung de
Delinquenten verweigere, bevor sie nicht von dem Willen ihres Gebieters unterrichtet se
erwiderte der Papst dem Governatore: Laßt auf der Stelle den Delinquenten fodern, un
wenn sie ihn innerhalb zweier Stunden nicht herausgegeben haben, erbrecht das Thor de
Palastes und führt nicht nur den Delinquenten, sondern auch alle Leute des Gesandten in
Gefängniß! Der Mörder wurde ausgeliefert; Graf Olivarez, der über diese unerhört
Begebenheit an seinen Hof berichtete, erhielt Befehl, die Sache — auf sich beruhen z
lassen. Und ein ähnlicher Fall mit denselben Folgen trug sich bald darauf in dem Palas
des deutschen Kaisers zu.

Wie aber schon hundert Jahre später' Sogleich nach seiner Antwort an den päpst
lichen Nuntius ernannte Ludwig XIV. den Marquis von Lavardin zum Gesandten in Rom
mit dem Befehl, sich zur Abreise auf seinen Posten anzuschicken. Lavardin nahm seine
Weg über Turin und Bologna, in welcher letztern Stadt ihn der Ceremonienmeiste
Sr. Heiligkeit empfing und ihm eröffnete, daß Sr. Excellenz in keinem Fall der Eintri
in die päpstlichen Staaten gestattet werden könne, wenn er sich nicht durch notarielle
Act verpflichtete, auf die Quartieri zu verzichten. Ohne sich an den Einspruch des Prä
laten zu kehren, setzte der Marquis seine Reise fort, und zwar über Florenz. Er ver
einigte sich an der römischen Grenze mit seinem Gefolge, das sich in Marseille eingeschi
hatte und in Livorno gelandet war, gelangte ohne Hinderniß vor Rom und wählte ab
sichtlich, um sein Auftreten vor der Volksmenge in größerm Glanze erscheinen zu lasse
den Sonntag (16. November 1687) zu seinem Einzuge in die Stadt. In einer präch
tigen Carrosse, an seiner Seite die beiden französischen Cardinäle d'Estrée und Madachi
die ihm bis zum Ponte Molle in rompbaftem Aufzuge entgegengefahren waren, inmitte
eines kriegerisch gerüsteten Zugs von 200 Offizieren, 500 Garden, 100 Edelleuten un
100 Dienstleuten mit 40 Maulesein zog der Marquis durch die Porta del Popolo. Währen
einerseits die herantretenden Steuerbeamten, welche das Gepäck untersuchen wollten, m
der Drohung abgewiesen wurden, daß Jedem, der das Eigenthum Sr. Excellenz berühre
„Nase und Ohren abgeschnitten" werden würden, schritt andererseits ein Hausmeister der
Zuge voraus und streute Geldstücke aus mit dem Gepräge des Königs von Frankreich
welche der Pöbel unter dem andauernden Rufe: „Viva la Francia" begierig auflas. I
königlichem Triumphe, umschwärmt von einer unermeßlichen Volksmenge, welche das unerh
hörte Schauspiel herbeigezogen hatte, durchzog der Marquis mehr als die Hälfte von Rom
und gelangte ohne die mindeste Anfechtung bei dem französischen Gesandtschaftspalast, der
prächtigen Palazzo Farnese, an. Auf dem Platze vor dem Palaste bildeten die voraus
geschrittenen Wachen Spalier und erwarteten die Ankunft des Gesandten und seines Per
sonals mit entblößtem Degen und geladenen Pistolen; sie blieben in dieser Haltung, bi
die Maulesel ihres Gepäcks entledigt und alle Anordnungen zur Sicherung des Palaste
getroffen waren.

Der Schrecken, den dies Auftreten der Franzosen der päpstlichen Regierung eingeja
hatte, war so groß, daß der Governatore mit seinen Gerichtsdienern und seinem Haufe
von Sbirren nicht wagte, sich auf der Straße zu zeigen, zumal sich das Gerücht verbreit
hatte, daß die Patrouillen, welche Tag und Nacht den Palast und dessen Gebiet umkreisten
jedem Sbirren, dem sie begegnen würden, „Nasen und Ohren abzuschneiden" den Befe
hätten. Noch mehr: Der Marquis hatte in Gegenwart vieler Personen erklärt, daß
es die Cardinäle oder jede andere Person von Rang schwer bereuen lassen würde, wen
sie beim Begegnen seiner Gemahlin derselben nicht diejenigen Ehren erweisen würden, welch
einem Gesandten der Allerchristlichsten Majestät zukämen. Rom hatte zur damaligen Zei

außer der nicht unbedeutenden Besatzung des Castel San-Angelo und des Vatican, mehr als 15,000 waffenfähige Männer in seinen Mauern. Hätte auch Ludwig XIV., gegen welchen zu jener Zeit Spanien, Holland, der Kaiser und das Deutsche Reich zu Augsburg ein Bündniß abgeschlossen hatten, wol eine Armee zum Kriege gegen Rom absenden können? Aber auf jeden Widerstand verzichtend hatte sich Innocenz damit begnügt, den Marquis und seine Leute zu excommuniciren, die Nationalkirche der Franzosen in Rom, San-Luigi de' Francesi, mit dem Interdict zu belegen und seinen Hofprälaten jeden Verkehr mit den Franzosen zu untersagen. Er selbst schloß sich mit einigen seiner Minister in die starken Festungswerke des Vatican und verblieb dort neun Monate lang, während welcher Zeit Lavardin mit großem Gepränge die Straßen Roms durchfuhr, bald diese, bald jene Kirche, und sogar St.-Peter besuchte. Um zu dieser letztern zu gelangen, mußte er an dem mit eisernen Ketten und vier Stück Kanonen verwahrten Thore des Vatican vorbei; die Bemannung der Kanonen zog sich bei seiner Annäherung in das Innere der Festungswerke zurück, während andererseits die berittene Garde des Marquis, 200 Mann stark, mit gezogenem Degen und schußfertiger Muskete sich vor der Kirche, gegenüber den Fenstern des Papstes, aufstellte, so lange, bis der Marquis sein Gebet verrichtet hatte.

Wol selten ist einem selbständigen Staate eine solche Demüthigung zugefügt worden. Sie hat Aehnlichkeit mit der Sendung des Fürsten Mentschikow nach Konstantinopel. Durch ein Silistria und Eupatoria, wie der Sultan den Russen, konnte der römische Stuhl nicht antworten. Und dennoch sind Roms geistige Waffen so stark, daß der Sieger immer wieder zu dem Besiegten zurückgekehrt ist und noch heutiges Tags Napoleon III. nicht sorgfältig genug darauf bedacht sein kann, sich den Schein zu erhalten des innigsten Einverständnisses und der Unterwerfung unter die Macht, die Frankreich seit Jahrhunderten offen und heimlich befehdet.

Anregungen.

Deutsche Literatur im Auslande.

Heinrich Heine ist stark daran betheiligt, daß sich das Ausland unter deutscher Poesie immer nur ein abenteuerliches Gemisch aus allen möglichen Religionen, Mythologieen und Fabelkreisen denkt. Wieder seine letzten Mittheilungen dieser Art haben etwas von den Variationen eines alten Musikanten über ein hundert mal abgespieltes, ihm unaufhörlich im Ohr summendes Thema. Heine wird, tragikomisch genug, auf diese Art ein leibhafter Beweis für seine romantische Lehre, eine Gestalt Hoffmann'scher oder Arnim'scher Romantik.

Mögen indeß die Franzosen immerhin die „göttlich dunkeln" Plätze der deutschen Literatur aufsuchen, wo es ihnen „gruselt"; die Lust am Spuk ist ihnen ein Bedürfniß des Moments, zusammenhängend mit noch andern Erscheinungen desselben, und eine Mode, die vorübergehen wird wie manche andere vor ihr. Aber bitter trifft es uns, daß auch Viele von den Söhnen und Töchtern Englands, auf deren Stammverwandtschaft wir so stolz sind, ähnliche Meinungen hegen. Auch sie halten die „verschollene blaue Blume" und die „Verlorene Waldkapelle" für wesentliche Ingredienzien unserer Dichtweise. Nur diejenigen Schriftsteller gelten ihnen für wahrhaft deutsch, die immer etwas Anderes meinen, als was sie eigentlich sagen. Nüsse zu knacken, Räthsel zu lösen, diese Bedeutung hat für sie das Studium unserer Literatur. Wenn sie dabei nur immer an die rechte Stelle kämen! Ihren Liebling Jean Paul können wir uns als Repräsentanten schon gefallen lassen, denn seine Poesie stammt wirklich aus dem Dachstübchen, das dem Himmel nahe ist, und vielleicht ist der Gedanke nur auf deutschem Boden zur Reife gekommen, daß der Glanz des schönsten Sterns am Firmament und der dürftige Schimmer des gegessenen Lichts im Zimmer des Armenadvocaten Siebenkäs für ein naives Gemüth Eine Weihe gewinnen kann. Aber daß man an dem phantastischen Zwange ein so großes Gefallen findet, ist fast eine Beleidigung. Seine Werke, schreibt man uns aus England, liegen auf den Studirtischen lernbegieriger Jungfrauen und machen die Hauptsache ihrer deutschen Prosalectüre aus, der sie sich mit wärmster, innigster Andacht und Schwärmerei hingeben. Sei es noch um „Undine". Es liegt etwas „Sinniges" in diesem Märchen, obwol es unbedeutend genug

ausgeführt ist. Aber „Cintram", dessen Stil auf vielen Seiten von dem eines Spießischen Ritterromans in nichts unterschieden ist! Patriotisch ist es, solche falsche Ehrenbezeugungen für unsere Nation und ihre Literatur zurückzuweisen.

Dafür dürfen und sollen wir aber die wahren Ehren, die ihnen zukommen, um so energischer beanspruchen. Nicht das Widerspruchsvolle, das Verhüllte, das Gespenstige, das Heimliche oder Unheimliche bildet den Grundstoff unserer besten Schriften; ihr Charakter ist vielmehr Licht und Klarheit. Nicht jene gemüthlose „Aufgeklärtheit", für welche nur Das besteht, was ein selbstgenügsamer, dünkelhafter Verstand innerhalb weniger Minuten übersehen kann, sondern das Himmelslicht, das der ewig strebenden Vernunft voranleuchtet. Da gibt es keine eitle Verblendung, keinen prunkenden Abschluß für den Drang nach Wahrheit, aber auch keine träge und furchtsame Resignation in der Erkenntniß des Guten und Bösen. Da schließen Muth und Demuth ein freies, schönes Bündniß. Bücher, die diesen Sinn athmen, müssen wir im Vordergrunde unsers Literaturlebens erhalten. Sie müssen wir aussenden als Werber der Herzen in der Fremde, als Pflanzer unsers Geistes im fernsten Ausland. So nur können wir auf lange Zeit Wohlthäter der Menschheit werden und so nur wird der Welteinfluß unserer auserwählten Köpfe in immer weitern Kreisen sich ausschwingen. Und damit man auswärts etwas gelte und wirke, muß man seiner selbst daheim sicher sein. Aufforderung genug, daß wir in der Selbstbeurtheilung unserer Literatur ein Beispiel geben, das Gedankengemäße und Künstlerischgeformte allem romantischen Rippwesen, aller Genrebildliteratur und mancher sogenannten naturwüchsigen Apartheit vorzuziehen.

Sicilien.

Das alte Sicilien war ein Hauptsitz der großgriechischen Kunst, für deren prachtvolle, unzählige Tempel und andern Bauten die antiken Schriftsteller bei jeder Gelegenheit Zeugnisse der Bewunderung ablegen und aus dessen Schooße der einzige Verres mehr Kunstwerke hinwegschleppen konnte, als heutzutage alle Museen Europas zusammen besitzen. Sicilien war das herrliche Eiland, auf welchem Goethe, Seume und Platen weilten, um sich mit wonnetrunkenem Blicke an den Schönheiten der Kunst und der Natur zu erfreuen. Dies von den Frühlings- und Herbstlüften der europäischen Cultur noch wenig berührte Landgebiet schien dem Dr. Goldhann in Wien in seinen „Aesthetischen Wanderungen durch Sicilien" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1855) am geeignetsten zu dem Zwecke, dem Formenlosen unserer modernen Sitten einen Spiegel natürlich-schöner Entfaltung entgegenzuhalten. Das herrliche Palermo mit seiner prachtvollen Marina am Seegestade, seiner langen Straße Cassaro mit den hundert Kirchen, mit all dem sarazenisch-normannisch-fränkischen Bauwesen seiner Dome und Paläste —; Messina, die berühmte, von dem Fluche des Unheils furchtbar berührte, mit Krieg, Pest, Erderschütterung, oft mit gänzlicher Vernichtung bedrohte Stadt, im Mittelalter die Krone der sicilischen Städte —; Syrakus, die gewaltige Griechenstadt, einst größer als unser heutiges London, die Königin des Meers, die Nebenbuhlerin und Ueberwinderin des großen Athen, jetzt zu einem winzigen Landstädtchen zusammengeschrumpft, ein entstelltes Denkmal vergangenen Griechenthums!

Die mannichfachen Geschicke dieses classischen Bodens, des antiken Theaters, die Denkmale der Baukunst, der hellenischen Plastik — dies Alles hat dem Verfasser zu lebendigen Schilderungen und höchst interessanten Betrachtungen Gelegenheit geboten. Ob freilich nicht viele von den gelehrten Erörterungen über Kunstgegenstände ebenso gut und passender in einem Lehrbuche über Aesthetik hätten Platz finden können als in dieser sicilischen Reise, lassen wir dahingestellt sein. Eins ist uns an dem Werke des Verfassers besonders aufgefallen. Er erzählt von seiner Reise auf oder vielmehr nach dem Aetna. Befremdet hat uns, daß sich der Reisende durch einen Regenguß an der bis an den Anfang des Aschenkegels sich hinaufziehenden sogenannten Waldregion von der Fortsetzung der Aetnareise abhalten lassen konnte. Es läßt sich dies kaum dadurch entschuldigen, daß es dem „ästhetischen Wanderer" bei dieser ganzen Reise mehr zu thun war um die großartigen Werke der Kunst als um die imposanten Schöpfungen der Natur. Wir geben diese Bemerkung mit aller Hochachtung vor dem feinen und hochgebildeten Geist, der in den Aufzeichnungen des Verfassers sich kundthut.

Die Sprichwörter.

Man klagt mit Recht über den Wankelmuth des Volks. Shakspeare und Goethe haben ihn scharf genug gegeißelt. Selbst die Sprichwörter, diese unmittelbaren Erzeugnisse des Volks, widersprechen sich. Man sagt: „Der Heller gilt nur da, wo er geschlagen ist." Und wieder sagt ein Sprichwort: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande."

Berichtigung. S. 383, Z. 10 v. u., lies: Raum ⅞ C. und Z. 6 v. u. 1° C. = ⅝ R.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 47. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Aus dem Gold- und Guanolande.

Von Dr. F. W. Gravenhorst.

I.

Wie ich nach Peru gekommen bin, wissen die Leser der „Unterhaltungen". In Nr. 24 und 25 segelten wir zusammen „Auf dem Meere" und kamen mit einem Berliner, einem Ex-Schleswig-Holsteiner und einigen andern Größen unsers Jahrhunderts in dem Hafen von Islay an.

Ah señor piloto, cuanto cuesta esta chalupa?... Das waren, da der Capitan del puerto stolz und stumm an uns Passagieren vorübergeschritten, die ersten peruanischen Laute, die an mein Ohr schlugen, als ich am 20. November 1853, Mittags 2 Uhr, an den Besanmast unsers soeben auf der Islay-Rhede angekommenen Schiffs gelehnt, in das bunte Gewimmel der weißen, braunen, schwarzen, ja selbst gelben Menschen — (Europäer, Amerikaner, Neger und Chinesen) von unserm Verdeck hinausschaute.

So völlig unbedeutend jene Worte der Sprache, in welcher einst Posa und Don Carlos sich Freundschaft geschworen haben müssen, nun auch an sich waren, so riefen die fremden Klänge in meiner aufgeregten Seele plötzlich und mächtig das ganz eigenthümliche Bewußtsein wach: Ja, es ist keine Täuschung, es ist wirklich so, du bist in Amerika, und noch dazu auf der andern Seite von Amerika, ganz um die große Ecke bei Cap Horn herum, im Großen oder Stillen Ocean, 3—4000 Meilen weit von Deutschland! Viel näher bei Honolulu als bei Hamburg! Das ganze Festland von Amerika, und dann jenseit desselben erst noch wieder den ganzen breiten Atlantischen Ocean zwischen sich und dem alten Europa! Und dies da — ist Peru! Das Gold-, jetzt Guanoland, das Land der alten Inkas, von dem du als Knabe all die schönen räuberromantischen Geschichten in Campe's „Entdeckung von Amerika" lasest; wohin jemals selbst zu kommen dir niemals auch nur im Traume einfiel und wohin du auch sicherlich niemals gekommen sein würdest, wenn es nicht zwischen Himmel und Erde Dinge gäbe, von denen.....

Cuanto cuesta esta chalupa, señor piloto? Caramba! (Was kostet diese Schaluppe, Steuermann? Zum Teufel!)

Nur nicht so hitzig, Landsmann! Fluchen kann Jeder, sagte der Steuermann. Tres cientos pesos (300 spanische Thaler).

Dieſe im ungeduldig-ärgerlichen Ton wiederholte Frage und die darauf erfolgende gemüthliche Antwort betraf eine hübſche Jolle, die wir mitgebracht hatten. Dicht vor mir ſtand, um den señor piloto geſchart, ein halbes Dutzend blauer Jollenführer und betrachtete mit nicht minder kunſtverſtändigen als kaufluſtigen Blicken das „Gig", das, da es zum Verkaufen beſtimmt war, abſichtlich wie zur Parade geputzt, polirt und blank gemacht war. Die Gruppe nahm ſich maleriſch genug aus. Fünf dunkle, braune Geſtalten, dazu ein rieſenlanger Neger, Alle (da es gerade Sonntag war) in blendend weißen Hemden und um den Leib einen davon prächtig abſtechenden rothwollenen Shawl oder ein ſchreiend buntes ſeidenes Schnupftuch als Gürtel .... und mitten zwiſchen ihnen das echte hamburger Kraut, unſer Steuermann, zwar nur mit ſeinem unſcheinbaren, alten, blauwollenen Seemannshemde angethan, aber trotz ſeines von Wind und Wetter gebräunten Geſichts doch immer ein — Weißer, mithin hier im Lande der Farben-Ariſtokratie ein Mann von Geblüt und reiner Abſtammung, gegen den dieſe ihn umſtehenden weißbehemdeten Cholos, Mulatos, Meſtizos, Negros weiter nichts waren als Canaille. Er benahm ſich denn auch, dieſer ſeiner ſüdamerikaniſchen Stellung in der Geſellſchaft gemäß, gegen ſeine Umgebung ganz ſo, wie ein caballero ſich gegen farbiges Geſindel zu benehmen hat, indem er höchſt ungenirt in ſeinem guten hamburger Plattdeutſch den ihn Angrinſenden die allergröbſten Grobheiten ſagte. Chalupa muy bonita, pero tres cientos pesos!... Santa madre de Dios!

Inzwiſchen nöthigte eine Ordre unſers geſtrengen Schiffsdespoten die drei Kajütspaſſagiere das Verdeck mit ſeinen ebenſo bewegten wie ergötzlichen lebenden Bildern zu verlaſſen, um in der Kajüte vor der hochlöblichen peruaniſchen Hafenpolizei zu erſcheinen, die uns von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, reſpective unſere Päſſe, falls wir deren mit uns führten, anzuglotzen verlangte. Päſſe! Der Menſch darf hier einen Paß haben, aber er kann auch ohne einen leben. Da der Schneider und ich, die wir Beide als Vagabunden die Welt durchſtreiften, unſern Mangel an allen gehörigen Legitimationspapieren mit einer in Europa unerhörten Dreiſtigkeit ohne weiteres eingeſtanden, ſo machten wir der peruaniſchen Behörde weiter keine Umſtände; aber wer weiß, wie lange der Sohn der Wildniß und der Republik das ihm von Herrn F.... eingehändigte, für ihn eigentlich leere Blatt Papier noch angeſtarrt haben würde, um dem Anſehen einer hohen Obrigkeit nichts zu vergeben, hätte nicht plötzlich eine Stimme, wie vom Himmel herabkommend, ihn aus ſeinem nutzloſen Anſtieren der deutſchen Hieroglyphen aufgeſchreckt. Durch das Sky-Light (das mit einer Klappe verſehene Gewölbfenſter der Kajüte) meldete nämlich der zweite Steuermann haſtig und mit ganz ungewöhnlichem Eifer: „Ein Boot mit Damen!" Ein Boot mit Damen! Mit peruaniſchen Damen! Man muß ohne Damen eine bedeutende Seereiſe gemacht, muß mithin ſelbſt einmal ſeit mehr als hundert Tagen keinen einzigen jener Sterne erblickt haben, die der proſaiſche Menſch Frauenaugen nennt, um den Eindruck verſtehen zu können, den die Ausſicht bei uns hervorbrachte, endlich einmal wieder dieſe Himmelskörper in unſerm Geſichtskreiſe aufſteigen zu ſehen. Und Auge und Auge iſt ein Unterſchied! Wir ſollten jetzt die in der Glut der tropiſchen Sonne zu glänzend ſchwarzen Kohlen gewordenen Augen der Enkelinnen jener Doñas Clara, Conſtanza, Ines, Juana anſtarren, von deren Blickes unwiderſtehlichem Zauber die ſpaniſchen Romanceros ſoviel Märchenhaftes zu ſingen wiſſen. Was Wunder, wenn wir in dieſem Augenblick ſammt und ſonders zu Narren wurden! Obgleich Jeder den Gleichgültigen ſpielte, verſchwand doch, nachdem die jetzt doppelt läſtige Hafenpolizei raſch zur Thür hinaus becomplimentirt war, alsbald Einer nach dem Andern in ſeine Koje, um Toilette zu machen. Der Capitän ſtellte unglückliche Verſuche an, ſich die Glatze wegzukämmen; Herr F. band ſich ein Halstuch um, und war, ſich in ſeinem Handſpiegel betrachtend, höchſt unzufrieden mit ſeinem unraſirten Kinn. Was meine menſchliche Schwachheit that, werde ich natür-

lich nicht verrathen, aber nicht verſchweigen kann ich es, daß der Teufel der Eitelkeit ſich ſelbſt des armen Schneiders ſo ganz und gar bemächtigt hatte, daß dieſes fern von dem Unſinn der Glacehandſchuhe und dem Wahnſinn der lackirten Tanzſtiefel geborene und erzogene Naturkind ganz geheimnißvoll zu mir kam und leiſe flüſternd mir die Bitte ins Ohr raunte: Leihen Sie mich doch gefälligſt ein Vorhemde!

Kaum waren wir aufs Deck geſtürzt, ſteigen oder gehen kann man es nicht nennen, als auch ſchon, von unſern beiden Steuerleuten aufs galanteſte unterſtützt, drei Señoritas in Begleitung eines ſpaniſchen Don ſich die Schiffstreppe heraufbemühten. Señorita (Fräulein) wird in Peru jede Dame angeredet, mag ſie verheirathet oder unverheirathet, alt oder jung ſein, der Titel Don aber hat in den ſüdamerikaniſchen Republiken ſeine eigentliche altſpaniſche Bedeutung verloren, gerade wie die Bezeichnung Caballero, die hier nichts mehr beſagt als das ganz allgemeine Gentleman der Engländer. Nicht einmal ſo viel wie das engliſche Sir, verbunden mit dem Vornamen (z. B. Sir Robert, Sir William), kann das Don hier, wo es keinen Adel mehr gibt, bezeichnen und gelten, obwol es immer nur mit dem Vornamen und nie mit dem Zunamen in Verbindung gebraucht wird, z. B. Don Fernando aber nie Don Cortez. Don iſt hier jetzt eben nichts weiter mehr als die Anrede für alle zu den höhern Ständen zählende Männer, für dieſe aber auch bis zu unſerm Schneider herab, falls er ſich naturaliſiren ließe.

Nachdem die uns die Ehre ihres Beſuchs ſchenkende Geſellſchaft vollends an Bord gehißt war, wie die Steuerleute die Procedur treffend nannten, ſtellte es ſich alsbald heraus, daß wir eine aus Vater, Mutter, Tochter und Nichte beſtehende und der peruaniſchen haute volaille angehörende Familie vor uns hatten. Wenn auch der Teint bei der ungefähr 40 Jahre alten Mutter ſchon etwas dunkler geworden war, ſo war er doch bei den beiden Mädchen weiß und rein, ſodaß er ihre reine, unvermiſchte europäiſche Abſtammung unbeſtreitbar bezeugte, und ſicherlich keine Halbblütige dieſe beiden Blancas (Weißen) ſehen konnte, ohne unwillkürlich zu ſeufzen: Oh que belleza tan blanca! welche neidiſche Exclamation zugleich das Höchſte in ſich faßt, was man nach hieſigem Geſchmack nicht nur von der weiblichen, ſondern auch von der männlichen Schönheit vermeint ſagen zu können. Die äußern Vorzüge und Reize der beiden jungfräulichen Señoritas weiter zu analyſiren werde ich unterlaſſen, um nicht bei meinen Leſerinnen in den Verdacht zu kommen, als ſtudirte ich dergleichen Dinge mit beſonderer Vorliebe, für einen deutſchen Magiſter der Philoſophie ein ganz unpaſſendes Studium. Ich werde mithin weder von den Formen der Tochter, noch von den unglaublich kleinen und zierlichen Füßen der Nichte, am allerwenigſten aber von dem unbeſchreiblichen Etwas, das dieſe Kinder der heißen Zone umfloß, ſprechen, ſondern mich weislich begnügen, das Dictum meines Freundes, des Schneiders, über dieſen Gegenſtand hier mitzutheilen, der, als ich ihn um ſeine Anſicht über dieſen delicaten Punkt befragte, weiter nichts meinte als: „Hurrjes! Die ſind hübſch!“

Unter einem Schwall koloſſaler Höflichkeitsbezeugungen und Phraſen, wovon die ſpaniſche Sprache eben ſolchen Ueberfluß zu beſitzen ſcheint wie unſer ehrliches Plattdeutſch vom Gegentheil, überbrachte der peruaniſche Don dem Capitän eine Empfehlung des Herrn G., für den wir Güter geladen hatten, und bat zugleich für ſich und ſeine Familie um die Erlaubniß, das Schiff beſehen zu dürfen. Dem Vater, reſpective Onkel zweier Grazien würde eine ſo geringfügige Bitte natürlich auch ohne die Empfehlung des Herrn G. mit Kußhand, wie man zu ſagen pflegt, bewilligt worden ſein, und ſo beeilte ſich denn der Capitän, der nach ſeiner Meinung Spaniſch genug konnte, um damit bis zu St.-Jago ins Himmelreich zu kommen, das unter dieſen Auſpicien ſo angenehme Amt eines Cicerone bei den Damen zu übernehmen. Indeß: Hochmuth kommt vor dem Fall. Nach einigen verunglückten Verſuchen, die lebhaften Fragen ſeiner neugierigen Gäſte auch nur einigermaßen verſtändlich zu beantworten, mußte unſer Schiffslenker Gott danken, daß er durch die An-

kunft des Herrn G., der jetzt mit seinem Vierzig-Dollar-Panama-Hut, seinen Vier-Dollar-Hemdsärmelknöpfen und seinem ganzen Contorpersonal erschien, in den Stand gesetzt wurde, sich auf ehrenvolle Weise aus dem Kreuzfeuer des Unaufhörlichen: Señor capitan, como se dice esto? Que es eso? Para que aquello? zurückzuziehen, indem er, seine wichtige Geschäftsmiene aufziehend, die beiden kleinen Sirenen, die fast bei jeder seiner Antworten laut auflachten, den eben angekommenen islayer Petitmaitres, die beiden Alten aber dem alten Buchhalter des Herrn G. überließ und mit Letzterm selbst in die Kajüte hinabstieg — jeder Zoll jetzt ein Capitän. Was meine Wenigkeit betrifft, so hielt ich es gleichfalls unter bewandten Umständen für das Beste und Gescheidteste, mich vorläufig von der peruanischen Welt zurückzuziehen. Ich legte mich sehr verstimmt in meine Koje, schob die Thür zu und repetirte aus meiner Grammatik haber und tener, ser und estar. Ich hatte es heute Nachmittag bitter empfunden, wie unglücklich hier in Südamerika der Mensch ist, der es im Spanischen kaum grammatikalisch zum amar gebracht hat... Doch lernt sich Alles. Wir werden landen und unser Glück (auch bei den Damen) weiter versuchen.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Die zwiefache Natur des Menschen.

Jahrtausendelang bildete die Anschauung von der zwiefachen Natur des Menschen eine unangefochtene Voraussetzung unserer besten menschlichen Bestrebungen, ja die, wie es schien, unerlaßliche Grundlage aller höhern menschlichen Bildung überhaupt. Jetzt sagt ein Theil der neuern Naturwissenschaft und versichert mit einer Zuversicht, daß wir uns bis dahin in einem Irrthum befunden, wenn wir unser Empfinden, Vorstellen und Wollen als das Thun und Wirken eines in uns waltenden idealen Wesens, Seele oder Geist genannt, betrachtet hätten. Dieser Gedanke wäre eine bloße Illusion. Eine Seele, ein Geist existire nicht. Der Mensch wäre blos Leib und nur Leib, und Alles, was man bisher als Thätigkeitsäußerung eines imaginären Wesens geistiger Natur in uns aufgefaßt hätte, wäre nichts als die Function des Gehirns. Wie der Magen verdaue, die Nieren Harn absondern, so wären Empfinden, Vorstellen, Denken und Wollen die physiologische Bestimmung und Leistung des Gehirns oder, wie man es wol auch zu nennen pflegt, dessen physiologische Energie.

Es gibt auch eine gemäßigte Fraction in dieser Partei. Auch dieser ist das Gehirn das eigentliche Organ der Seele, wenn auch nicht in dem Sinne, daß sie es zum wirklichen Factor unsers physischen Lebens erhebt und den letzten Grund des letztern darin erkennt. Wenn diese Fraction über das Verhältniß der Seele zum Gehirn sich jedes Urtheils begibt oder auch nur in negativer Weise sich äußert, so haben wir darin die Bescheidenheit des redlichen Forschers zu ehren, der, seiner Aufgabe sich wohl bewußt, weiß, daß die Fragen nach den letzten Ursachen der Dinge von einer rein empirischen Wissenschaft, wie die Physiologie ist, nicht erledigt werden können, ja in Wahrheit gar kein Object ihrer Forschung bilden.

Gewiß wäre es kein erfreuliches Ergebniß, wenn die gegenwärtig mit so vieler Vorliebe ja nicht selten mit wirklicher Ueberschätzung ihres Werths gepflegten Naturwissenschaften in ihrem Fortschritt in der That zu solchen Resultaten uns führen sollten, welche die wesentliche Basis aller wahrhaft menschlichen Bestrebungen, das feste Vertrauen auf die Wahrheit und Wesenhaftigkeit unserer geistigen Art und die unbedingte Werthschätzung alles Geistigen, im Gegensatz zum blos Leiblichen und Natürlichen, in Zweifel ziehen oder gar für rein imaginär zu erklären berechtigt wären. Bereitwillig gestehen wir dem Materialismus Alles zu, was er mit Recht verlangen kann, die Einheit des theils physischen, theils psychischen Wesens des Menschen, einen gewissen Parallelismus seiner geistigen und körperlichen Entwickelung und die unleugbare Bedingtheit unsers geistigen Seins und Wir-

ſeits von den Zuſtänden des Körpers und ganz beſonders des Gehirns. Ja wir gehen noch weiter, indem wir auch den werdenden Menſchen in Beziehung auf ſeine pſychiſche Lebensſeite ebenſo für einen, ſeiner weitern Entwickelung erſt entgegengehenden pſychiſchen Keim erklären, wie er es auch ſeiner leiblichen Seite nach iſt; mit andern Worten, wir ſind der Anſicht, daß, einer höhern Weltordnung zufolge, auch die Seele des Menſchen dazu beſtimmt iſt, erſt an und in ihrem Organismus und durch deſſen Vermittelung in der Sinnenwelt zur realen Entfaltung ihres Weſens, zum Bewußtſein ihrer ſelbſt und der Welt zu gelangen. Wir betrachten demnach die Erregung, welche ihr durch die Vermittelung ihres leiblichen Organs, des Gehirns, von außen zutheil wird, als ein unerläßliches Moment ihres innern Werdens, ihrer concreten Bildung und Geſtaltung in ſich ſelbſt, mit Einem Worte, ihrer realen Entwickelung. All Dieſes, ſowie die Nothwendigkeit der Integrität des Gehirns und der Nerven für die normale Verwirklichung ihrer Thätigkeit und ihres Lebens geſtehen wir bereitwillig zu; aber wir werden es immer für einen, jedem geſunden Kopfe undenkbaren Gedanken erklären, das Gehirn als Nervenmaſſe und Nervengebilde zum wirklichen Producenten unſerer Empfindungen, Gefühle und Vorſtellungen erheben zu wollen.

Werfen wir nur, um auf das Gebiet des pſychiſchen Lebens zu gelangen, einen flüchtigen Blick auf den Proceß der Empfindung. Dieſer Vorgang ſetzt die Erregung irgend eines empfindenden (ſenſiblen) Nerven an ſeinem peripheriſchen Ende oder an irgend einer andern Stelle ſeines Verlaufs durch einen äußern oder innern, d. i. im Körper ſelbſt entſtandenen Reiz als ſeine erſte Bedingung voraus. Verbreitet ſich dieſe Erregung längs des weitern Verlaufs des ſenſiblen Nerven bis zu gewiſſen Theilen des großen Gehirns, den Sehhügeln und den mittlern Lappen der großen Hemiſphären, die man das innere Centralorgan der Empfindung genannt hat, ſo entſteht jenes innere Phänomen unſers Bewußtſeins, das wir, ſeiner Verſchiedenheit im Einzelnen ungeachtet, mit dem allgemeinen Ausdrucke Empfindung bezeichnen. Iſt der die Empfindung leitende Nerv in ſeinem Verlauf etwa durch einen Schnitt ſeiner Verbindung mit dem Gehirn entzogen oder durch ſonſtige Veränderungen ſeiner Subſtanz für ſeine Verrichtung untüchtig geworden, ſo entſteht auf einen Reiz, der ihn jenſeit der verletzten oder kranken Stelle trifft, ſo wenig Empfindung, als eine Saite, die geſprungen iſt, einen Ton zu geben vermag. Zu der Empfindung geſellt ſich früher oder ſpäter die Vorſtellung oder, beſſer geſagt, die Empfindung wandelt ſich in eine Vorſtellung um.

Wir erſehen aus dieſer höchſt ſummariſchen Darſtellung wenigſtens ſoviel, daß die Empfindung ein aus phyſiſchem und pſychiſchem (idealem) Geſchehen combinirter Proceß iſt. Das phyſiſche Geſchehen geht in den Nerven und dem Gehirn vor, iſt Nervenproceß, das ideale beſteht in der Veränderung, welche unſer Bewußtſein in der Empfindung erleidet. Eine beſonnene Betrachtung wird beide ſich ſo weſentlich voneinander unterſcheidende Vorgänge auseinanderhalten und ſo wenig miteinander verwirren, als wir etwa den Gedanken und das ihn etwa bezeichnende geſprochene oder geſchriebene Wort miteinander verwechſeln oder gar für Ein und Daſſelbe erklären. Der Materialismus thut dies, indem er die Empfindung in deren innerm Centralorgan entſtehen läßt und ſo factiſch den bloßen Nervenproceß zum wirklichen Producenten eines idealen, bewußten Geſchehenen macht. Da ſich das Centralorgan der Empfindung in ſeiner Structur, Miſchung und Bildung in keiner Weiſe weſentlich unterſcheidet von andern Partien des Gehirns oder auch des Rückenmarks, welche, wie wir wiſſen, zu den Proceſſen der Empfindung und des Bewußtſeins überhaupt durchaus in keiner cauſalen Beziehung ſtehen, ſo iſt man wenigſtens nicht im geringſten berechtigt, für eine ſo große Leiſtung, wie in der That die bewußte Empfindung für eine bloße Nervenmaſſe iſt, ſich auf einen beſondern Bau, eine eigenthümliche Bildung des ſogenannten Centralorgans der Empfindung zu berufen.

Etwas wahrſcheinlicher könnte dieſe Ausnahme ſcheinen, wenn es wahr wäre, was die Unkenntniß dieſer Vorgänge ſich einbildet, daß nämlich zwiſchen der objectiven Natur des äußern Reizes, des Empfindungsobjects, und zwiſchen dem Inhalte und der Empfindung ein directes, unmittelbares Verhältniß beſtände; mit andern Worten, wenn unſere Empfindungen nur Abdrücke der äußern Objecte wären, welche durch ihren Eindruck auf unſere Nerven die Empfindung hervorrufen. Wie wenig aber eine ſolche Vorausſetzung der Wahrheit entſpricht, davon vermag ſich ein Jeder ſelbſt zu überzeugen, wenn er den Glanz des Lichts und der Farben in uns mit den Aetherwellen außer uns und den Ton oder Klang, den wir im Ohr empfinden, mit der Natur der Schallwellen zuſammenhält und vergleicht. Daß hier von einem gleichartigen Verhältniß der beiden äußerſten Endglieder der Empfindung nicht die Rede ſein kann, leuchtet wol einem Jeden von ſelbſt ein.

Ebenſo gewiß iſt es, daß in der Empfindung die Nerven nicht ſich ſelbſt und ihre eigenen Zuſtände ſich vorſtellen, ſich ſelbſt zum Object werden, obgleich dieſe Annahme eigentlich eine unabweisbare Conſequenz der materialiſtiſchen Lehre wäre. Denn wenn die Empfindung in der That das Product des Centralorgans, alſo eines bloßen Nervenproceſſes ſein ſollte, ſo wäre dies der einzige Weg, auf dem man ſich folgerichtig die Entſtehung eines innern Phänomens unſers Bewußtſeins aus einem bloßen Nervenproceß zu denken vermöchte. Es bleibt der Materialismus immer die Antwort auf die Frage ſchuldig, wie man es ſich zu denken hätte, daß ein bis dahin rein phyſiſches Geſchehen, der bloße Nervenproceß, mit Einem Schlage in ein rein ideales, innerliches Ereigniß in unſerm Bewußtſein, in eine Empfindung und Vorſtellung ſich umwandle. Gibt es doch in Wahrheit in der ganzen Natur keine zwei Dinge, welche grundweſentlich voneinander verſchiedener ſein könnten, ja im Grunde genommen gar keine gegenſeitige Vergleichung zuzulaſſen als Das, was im Nerven bei deſſen Erregung organiſch geſchieht, und jenes innerliche Ereigniß in unſerm Bewußtſein, das wir Empfindung oder Vorſtellung nennen.

Die idealiſtiſche Anſchauung verfährt folgerichtiger. Ueberzeugt von der Unmöglichkeit, ohne die ſchneidendſte Verletzung aller Denkgeſetze das Gehirn als ſolches zum unmittelbaren Factor unſers Bewußtſeins und deſſen innerer Zuſtände zu machen, ſetzt ſie, gleich dem Phyſiker, dem die bekannten Kräfte zur Erklärung der Phänomene nicht ausreichen, in der Seele eine unbekannte Kraft gleichſam als letzte Inſtanz unſers Seins voraus und erkennt in deren Thun und Leiden den letzten Grund alles Deſſen, was als ein ideales, unräumliches Phänomen in unſerm Bewußtſein ſich kundgibt. Ueber die innere Natur dieſes Weſens erlaubt ſie ſich keine weitern Schlüſſe, als wozu ſie durch die innern Erfahrungen unſers Bewußtſeins ſich für berechtigt hält. Sie ſcheidet Nerven- und Seelenproceß genau voneinander, und indem ſie dem Gehirn, einem bloßen Nervengebilde, nicht mehr zumuthet, als es ſeiner Natur nach zu leiſten vermag, gibt ſie zwiſchen Seele und Gehirn nur ein Verhältniß gegenſeitiger Wechſelwirkung zu, gegenſeitiger Erregung, in welchem Verhältniß ein jedes der beiden Glieder nur nach den Geſetzen ſeiner Natur thätig iſt. Die organiſche Bewegung im Gehirn, welche die Empfindung veranlaßt, iſt für die Seele nur ein Reiz, eine Anregung, auf welche ſie je nach der Beſchaffenheit dieſer Bewegung und nach den immanenten Geſetzen ihres Weſens mit einer ſubjectiven That, einem idealen Geſchehen antwortet, welche Veränderung unſers Bewußtſeins eben als Empfindung ſich ankündigt. Umgekehrt iſt es ebenſo wenig die Seele ſelbſt, welche im Wollen unſere Glieder bewegt, ſondern ein gewiſſer innerer Vorgang in der Seele bewirkt an geeigneter Stelle des Gehirns in deſſen Nervenelementen eine organiſche Veränderung, und erſt dieſes organiſche Geſchehen iſt in ſeiner Fortleitung auf die entſprechenden Nerven die Urſache dieſer oder jener Bewegung.

Daß bei einem Organ, das, wie das Gehirn, ſo verſchiedenen und mannichfachen Zwecken zu dienen hat und daher eine in ſich ſo complicirte Organiſation zeigt, nicht alle

Theile deſſelben in gleich naher Beziehung zu der Seele ſtehen können, ſondern auch hier von der Natur ein beſtimmter Organiſationsplan gewählt iſt, verſteht ſich wol von ſelbſt. Immerhin wird man es aber als einen großen logiſchen Vorzug dieſer Anſchauung erkennen müſſen, daß ſie überall, auch im Centralorgan der Empfindung, nur den aller Orten weſentlich gleichartigen Nervenproceß vorausſetzt, ohne daß ſie, wie der Materialismus, ſich genöthigt ſieht, einer beſtimmten Abtheilung des Gehirns eine ganz beſondere, ja undenkbare Leiſtungsfähigkeit zuzuerkennen.

Um übrigens dem an die Erwägung ſolcher abſtracten Verhältniſſe weniger gewöhnten Leſer die Möglichkeit eines derartigen Zuſammengehens von idealem und realem Geſchehen in beſtimmten, geſetzmäßigen Verhältniſſen, wie es hier zwiſchen pſychiſchem und organiſchem Geſchehen vorausgeſetzt wird, zu veranſchaulichen, müſſen wir ihn auf das Beiſpiel der Sprache und Schrift verweiſen, wo Vorſtellung oder Gedanke und geſprochenes oder gedrucktes Wort in einem ganz ähnlichen Verhältniß zueinander ſtehen. Die geſprochenen oder gedruckten Verſe, aus denen z. B. Homer's „Iliade" beſteht, wiſſen als ſolche gerade ſo wenig von ihrem Inhalte und von Dem, was ſie in der Seele des empfänglichen Leſers hervorrufen, als die im Proceß der Empfindung thätigen Nervengebilde irgend eine Ahnung haben oder auch nur haben können von der Natur des Vorgangs, den ihre Bewegung in der Seele und ſomit in unſerm Bewußtſein bewirkt. Wie jene nur für den wiſſenden, intelligibeln Sinn Zeichen einer beſtimmten Bedeutung ſind, ſo ſind auch die organiſchen Bewegungen der Centralgebilde des Gehirns eigentlich nur Zeichen, welche die Seele nach einer von der Natur ſelbſt angeordneten geſetzlichen Proportionalität in ihre eigene Sprache und in die Bedeutung überſetzt, welche dieſelben für ihr Verhältniß zum Leibe und zur Außenwelt in ſich tragen. In dieſer oder ähnlicher Weiſe kann man ſich eine erläuternde Vorſtellung bilden über das Verhältniß der Wechſelwirkung zwiſchen Gehirn und Seele, ihrer gegenſeitigen Erregung, ohne daß man in den Verſtoß gegen alle Logik verfällt, die der Materialismus begeht, indem er Nervenproceß und pſychiſches Geſchehen ohne weiteres identificirt. Die organiſche Thätigkeit des Gehirns und die pſychiſche unſers Bewußtſeins bedingen ſich einander gegenſeitig, ſetzen einander gegenſeitig voraus. Wie die inmitten einer realen Welt verſetzte Seele nothwendig des Körpers bedarf, ja dieſer als Vertreter und Vollführer der organiſchen Lebensſeite des menſchlichen Weſens unbedingt auch im Pſychiſchen ſeine Bedeutung geltend zu machen hat, ſo iſt die Seele in ihrer Thätigkeit und ihren Zuſtänden vielfach abhängig von dem Körper und von leiblichen Zuſtänden überhaupt. Umgekehrt bedarf es aber auch keines ſehr tiefen Einblicks in die Verhältniſſe des menſchlichen Lebens, um die große und vielſeitige Abhängigkeit zu erkennen, in der unſer leibliches Sein von den Bewegungen des Seelenlebens ſteht. Wie oft bringt nicht, um nur Eins zu erwähnen, der Körper ſeine beſten Kräfte dem gemüthlichen oder intellectuellen Leben der Seele zum Opfer! In dieſem Verhältniß der gegenſeitigen Bedingtheit und Abhängigkeit liegt aber doch gewiß kein Grund, das Eine Glied dieſes Wechſelverhältniſſes zum alleinigen Factor des Ganzen erheben zu wollen.

Hat die materialiſtiſche Lehre bei dem Acte der Empfindung mindeſtens doch noch ſoviel Schein für ſich, daß ſie die Nervenbahnen, welche der Proceß beſchreibt, näher zu bezeichnen vermag, ſo entbehrt ſie bei Verfolgung der eigentlich geiſtigen Thätigkeiten auch dieſes Vortheils. Denn bisjetzt ſind mindeſtens alle Verſuche, die verſchiedenen geiſtigen Vermögen auf beſtimmte Abtheilungen des Gehirns zu begrenzen und zu localiſiren, in keiner Weiſe gelungen. Werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die ganz eigene Phänomenologie unſers Bewußtſeins, in dem das Subject ſich ſelbſt zum Object wird, Schauende und Geſchautes eine ſo wunderbare, untheilbare Einheit darſtellen, ſo dürfte ein nur irgend beſonnenes Denken zu dem Sprunge ſich ſo leicht nicht verleiten laſſen, — daß die Materie die Fähigkeit hätte, ſich ihrer ſelbſt bewußt zu werden! Abgeſehen davon, daß alle Materie ohne Unter-

schied mit ihrem Dasein nur auf dem Grunde des elementaren Atomismus ruht, also in jedem Momente ihres Daseins und ihrer Thätigkeit unbedingt nur ein unendliches Bruchstück alles Seienden und zwar in der nur irgend denkbaren allergrößten Einfachheit des Seins zu ihrem Inhalte haben kann, unser Bewußtsein aber in dem unübersehbaren Reichthume seines Inhalts selbst das Heterogenste mit seiner Einheit umfaßt und durchdringt, so steht auch überhaupt der Gedanke, das Bewußtsein zu einem Attribut der nur mit blinder, bewußtloser Nothwendigkeit wirkenden Materie machen zu wollen, in zu offenbarem Widerspruche mit aller Erfahrung und mit unserer gesammten Weltanschauung im Großen und Ganzen, welche den Dualismus zwischen Geist und Materie, zwischen Idealem und Realem als eine Thatsache der Erfahrung hinzunehmen hat und die höhere Einheit beider nicht durch ein Ueberspringen dieser Kluft zu gewinnen vermag. Mögen wir die Materie auch noch so sehr zu verflüchtigen uns bemühen, es wird doch nie daraus ein Geistiges, ein Bewußtes werden, und mögen wir den Gedanken, das Bewußtsein auch noch so sehr zu condensiren, zu erstarren suchen, so werden wir doch nimmermehr aus demselben ein im Raume beharrendes materiales Element zu machen vermögen.

Man beruft sich nicht selten zum Behufe der Ueberführung auf das Verhältniß von Kraft und Materie, welche sich nicht voneinander trennen lassen, sondern einander gegenseitig voraussetzen, und stellt es dann als eine von Haus aus verkehrte und irrige Auffassung dar, die Seele für sich zum Gegenstande der Betrachtung zu machen. Allein diese, auf dem Gebiete des physikalischen Geschehens so fruchtbare und berechtigte Kategorie gestattet auf das Verhältniß von Seele und Gehirn auch nicht entfernt eine Anwendung, oder vielmehr das Bestreben des Materialismus, Seele und Gehirn aller Wahrheit zuwider gewaltsam in das Verhältniß von Materie und Kraft zu zwängen, ist Verleugnung aller Denkgesetze. Die Seele ist einerseits unendlich mehr als die bloße Kraft des Gehirns, und andererseits viel zu wenig, um diese Rolle übernehmen zu können. Denn dieselbe ist gar nicht vermögend, dem Gehirn die ihm etwa fehlenden Kräfte zu geben, diese muß das Gehirn, wie jede andere Nervenmasse auch, im Stoffwechsel aus dem Blute beziehen, und diese Kräfte sind Nervenkräfte aber keine Seelenkräfte. Das Gehirn hat Arbeit genug, jene beständig zu schaffen und zu erhalten und sollte es gar noch, wie hier vorausgesetzt wird, ein Doppelleben, nämlich ein physisches und ein psychisches, führen, so müßte man in der That darauf Verzicht leisten, seine Einrichtung und seine Thätigkeit irgend begreifen zu wollen, — es wäre dies mit Einem Worte ein Wunder, da der Materialismus bisjetzt noch jeden Nachweis schuldig geblieben ist, in welcher Weise die Verwandelung eines bloßen Nervenprocesses in einen psychischen erfolgen soll. Die Seele als den Grund und die Quelle unsers Bewußtseins, unsers Vorstellens und Denkens für die Kraft des Gehirns zu erklären, hat in Wahrheit nicht mehr Sinn, als wenn Jemand auf den Einfall käme, eine Symphonie von Haydn für die Kraft des Instruments zu erklären, auf dem sie producirt wird.

Nehmen wir hierzu, daß durch die ausgezeichneten Untersuchungen Dubois'-Reymond's (s. „Unterhaltungen" Bd. I, S. 423 fg.) die elektrische Natur des Nervenprocesses im höchsten Grade wahrscheinlich geworden ist, so ist dies gewiß keine weitere Stütze für den Materialismus. Denn was könnte sich wol seiner innern Natur, seinem wahren Wesen nach einander ferner liegen als Elektricität und Geist! Am schlagendsten tritt die innere Nichtigkeit des Gedankens, der das Gehirn zum Producenten des Geistes machen will, zutage, wenn wir die Natur unserer sittlichen Motive und den Verlauf des höhern abstracten Denkens ins Auge fassen. Wie unser sittliches Handeln von moralischen Ideen und Motiven geleitet wird, so sind es abstracte Begriffe und Principien metaphysischer und logischer Natur, welche unser Denken bestimmen und beherrschen. Was können aber abstracte metaphysische Kategorien und logische Denkformen und Denkgesetze mit den Nerven-

zellen und Nervenfäden des Gehirns gemein haben, oder wie sollte es gar gedenkbar sein, daß diese rein idealen Momente unsers sittlichen und unsers intellectuellen Bewußtseins ein unmittelbares Erzeugniß der Nervengebilde des Gehirns wären? Der Materialismus räumt zwar ein, wie lächerlich es sein würde, moralische Ideen und abstracte Begriffe mit dem Eiweiß und Fett oder den Zellen und Nervenröhren des Gehirns in einen ursachlichen Zusammenhang bringen zu wollen. Er, der sonst das Gewagteste mit Zuversicht ausspricht, appellirt hier an die Beschränktheit des menschlichen Erkenntnißvermögens und sieht plötzlich doch auch eine Unbegreiflichkeit.

Es gibt gewiß kein thörichteres Beginnen, als das Höhere aus dem Niedern, das Unendliche aus dem Endlichen herleiten zu wollen. Unser Bewußtsein mit seiner wunderbaren Phänomenologie läßt sich weder auf einen chemischen noch auf einen mechanischen Proceß zurückführen. Es ist ein Urphänomen des Geistigen, wie die Krystallisation, die Organisation Urphänomene des Physischen sind. Als solches haben wir es von der Erfahrung hinzunehmen und denkend zu verarbeiten, nicht aber das Unmögliche zu versuchen, indem wir das Unendliche aus endlichen Elementen construiren. Bewußtsein und die innere Einheit, welche dasselbe in der Mannichfaltigkeit und Heterogenität seines Inhalts behauptet, lassen sich nicht durch mechanische oder chemische Zusammensetzung machen, sie werden überhaupt nicht gemacht, sondern sind Das, was sie sind, von Haus aus und ursprünglich, und haben daher dasselbe Recht, mindestens auf unsere Anerkennung ihrer ursprünglichen Wesenheit, wie die letzten Elemente der Materie, die wir auch nicht zu machen vermögen.

Und es ist gut, daß es so ist! Es wäre ein sehr einseitiges und beschränktes System der Welt, wenn es in ihr kein anderes Sein gäbe als das auf dem elementaren Atomismus der Materie basirte. Das Reich des Seienden in der Welt, das unsern Blicken geöffnet ist, ist glücklicherweise größer und reicher, als daß wir es nur auf diese Eine Grundlage des Seins zu beschränken Ursache hätten. Der menschliche Geist hat das Bedürfniß, zu wissen, daß er selbst es ist und nicht ein ihm fremdes Wesen, was in ihm vorstellt, fühlt, denkt und empfindet. Und in Wahrheit, was haben mit unserm Wesen, mit unserm geistigen Ich jene materiellen Elemente unsers Gehirns gemein, die da kommen und wieder gehen! Wer möchte in ihnen sein eigenes Selbst erkennen und damit identificiren wollen! Das unbedingt Werthvolle für den Menschen kann nur ein Geistiges sein, auf dieser Voraussetzung beruht alle wahre menschliche Bildung, alles höhere und edlere menschliche Bestreben. Selbst die heutzutage mit so großem Rechte gefeierte Natur verdankt das hohe Interesse, mit dem wir sie erforschen und verehren, nur der absoluten Intelligenz, die in ihr sich offenbart, der ihr immanenten göttlichen Vernunft, deren Erkenntniß außer uns nur eine weitere Bürgschaft für uns ist, daß auch das Geistige in uns nicht ein bloß Wesenloses, Schatten- und Traumhaftes ist. Es ist daher eine unabweisbare Forderung des menschlichen Geistes, daß er sich selbst besitze, daß er auf seinem eigenen Grund und Boden stehe, sein eigenes Leben führe, nicht den Schein des Lebens von einem ihm fremden Wesen nur entlehne. Nur in dieser Gewißheit vermag er seine Beruhigung und seine Zuversicht zu finden. Und ich glaube, wir haben keinen Grund, an dieser Gewißheit zu zweifeln. Mögen die aus der gleichen Ueberzeugung entsprungenen Worte des großen Dichters diese Mittheilung abschließen:

Und wer durch alle die Elemente:
Feuer, Luft, Waſſer und Erde rennte,
Der wird zuletzt ſich überzeugen,
Er ſei kein Weſen ihres Gleichen!

Dr. August Weber.

Armuth und Wohlthun.

II.

Almosen bedeutet seinem Wortursprung nach alles Das, worin sich die Barmherzigkeit bethätigt. Almosen ist also das gerade Gegentheil von dem Pfennig, womit man sich von der Pflicht der Barmherzigkeit loszukaufen meint; darin gehorcht man nicht dem mitleidigen Herzen, sondern dem Zwange der Sitte. Almosen sind auch nicht jene bittern Ermahnungen und Vorwürfe, mit denen manche Leute jeden Pfennig, den sie dem Armen geben, begleiten zu müssen glauben; denn das Mitleiden tröstet, aber schilt nicht. Ein wahrhaftes Almosen zu geben ist nicht leicht. Es muß vor allen Dingen gern und fröhlich gegeben werden, nur den fröhlichen Geber hat Gott lieb und nur die freundliche Gabe weckt Dankbarkeit im Herzen des Empfangenden. Ein aufrichtig fröhliches Almosen veredelt den Geber und Empfänger; die unwillige Gabe entsittlicht Beide. Jenes bindet die Herzen, dieses trennt sie. Ein wahrhaftes Almosen ist die Erklärung der Freundschaft, das Bundeszeichen der brüderlichen Menschenliebe; die unwillige Gabe wirkt Feindschaft; Geber und Empfänger fühlen sich unter dem Zwang der Sitte und dem Zwang der Noth und jeder Zwang ist Jedem verhaßt. Man hört vielfach die Klage aussprechen, daß der Arbeiter sich nicht rühre und rege, daß er, wenn der gewohnte Erwerbszweig sich ihm entziehe, keinen Eifer und keinen Muth beweise im Aufsuchen einer neuen Nahrungsquelle, daß er so leicht verzage und sich auf die Wohlthätigkeit Anderer verlasse. Hat diese Klage Grund, so fragen wir: „Werden wir dem Hülfesuchenden Muth machen mit unwilligen Worten, mit rauher Behandlung?“ Diese drücken nieder, stumpfen das Ehrgefühl ab und verbittern das Gemüth, aber die freundliche und fröhliche Gabe richtet auf, gibt Vertrauen zu den Menschen und aus dem Vertrauen quillt Hoffnung, quillt Muth und Kraft.

Das ist das Erste: Soll unsere Gabe ein wahrhaftes Almosen sein, so müssen wir fröhliche Geber sein. Das Zweite ist: Wir müssen uns immer mehr und immer gründlicher des Wahns entschlagen und selbst des Scheins, als wenn wir von dem Wahn behaftet wären, daß Armuth eine Schande sei. Es ist eine mehr als sonderbare Erscheinung, daß unsere geldstolze Zeit der Armuth gegenüber in der Klage sich gefällt, daß wir darum soviel Bettler hätten, weil man sich der Armuth, des Bettelns nicht mehr schäme. So sonderbar die Behauptung in unserer Zeit ist, wo es fast kein anderes Verdienst mehr zu geben scheint als den Reichthum, so unwahr ist sie auch und zwar in ihren beiden Theilen: Darin, daß sich die Armen ihrer Armuth nicht schämten und darin, daß man von einem allgemeinern und tiefern Gefühl von der Schande der Armuth eine Verringerung der Zahl der Armen erwarten dürfe. Wie tief und allgemein der Wahn von der Schande der Armuth gerade unter den niedern Classen verbreitet sei, davon zeugt der Stolz, mit dem Leute aus diesen Classen darauf hinweisen, daß sie und ihre Kinder noch nicht ihr Brot vor Anderer Thüren hätten suchen müssen; davon zeugt die Bedeutung, die sie mit der gewöhnlichen Redensart „sich ehrlich ernähren“ verbinden. Nach ihrer Auffassung nämlich schließt die Ehrlichkeit nicht blos Betrug und Diebstahl, sondern auch das Betteln aus; davon zeugen täglich die Beispiele, daß Männer erst dann um Unterstützung zu bitten sich entschließen können, wenn schon ihre Lage eine verzweifelte geworden ist, daß Familienväter eher den Anblick ihrer hungernden Kinder ertragen als den Weg des Bettlers gehen können. Scham der Armuth und Geldstolz sind Früchte auf demselben Baume; in demselben Maße wie die eine, gedeiht auch die andere; beide sind gleich allgemein und wie sie gleich leer und grundlos sind, so sind sie auch gleich verderblich. Denn, sagen Jene, schämten sich die Armen ihrer Armuth mehr, so hätten wir weniger Arme; sehen sie in dem Gefühl von der Schande der Armuth einen wohlthätigen Sporn,

aus der Armuth sich herauszuarbeiten, so sagen wir gerade umgekehrt: einen großen Theil unserer Armen verdanken wir dem unseligen Wahn von der Schande der Armuth. Dieser Wahn ist gerade das Gift, das an dem Marke des Armen frißt, das ihm den Muth und die Kraft nimmt, immer wieder sich aufzuraffen, nach hundert mißlungenen Versuchen immer wieder einen neuen zu wagen. Wer hätte es noch nicht beobachtet, wie ein Handwerker in der Zeit der Noth die äußersten Anstrengungen machte, alles Menschenmögliche in Arbeit und Entbehrung leistete, um für sich und seine Familie das nöthige Brot ohne Anspruch der Wohlthätigkeit zu erwerben und wie dieser selbe Handwerker mit dem ersten Bettlergange, den er thun mußte oder mit dem ersten Tage, den er im öffentlichen Armenhause zugebracht, alle Arbeitslust, allen Muth und alle Kraft verlor? Woher diese plötzliche und tiefe Umänderung? Die schwersten Arbeiten, die schwersten Entbehrungen hatte er ertragen können, aber mit jenem Tage gesellte sich zur Noth die Schande und diese drückte seinen Geist danieder und lähmte seine Hand. An den Griechen, den Iren, den Sklaven Amerikas haben wir gelernt, daß Unterdrückung ganze Volksstämme entsittlicht: was ist aber das Entsittlichende in der Unterdrückung? Die Mißhandlungen der Gewalt sind es nicht, denn diese stählen und kräftigen eher den Menschen. Es ist allein die Schande, die stets mit der Unterdrückung sich verbindet. Was aber von ganzen Volksstämmen gilt, muß noch mehr von den Einzelnen gelten, die an der Gemeinsamkeit des Nationalleidens keinen Stütz- und Haltpunkt haben. Wol hat sich das Gefühl der Schande, das Bewußtsein, daß sie verachtet wurden, für einzelne, besonders selbständige Charaktere, als der schärfste Stachel zur äußersten Anstrengung ihrer Kräfte erwiesen; aber das sind eben einzelne Ausnahmen, die fürs Allgemeine nicht in Betracht kommen. Fürs Allgemeine gilt vielmehr, daß das Gefühl der Schande das tödtlichste Gift für den Menschen ist, daß es den Muth niederdrückt, die Kraft lähmt und eine dumpfe Gleichgültigkeit im Menschen wirkt.

Bekämpfen wir also jenen unseligen Wahn von der Schande der Armuth, wo er uns entgegentritt! In dem Maße, wie es uns gelingt, diesen Wahn auszurotten, in dem Maße werden wir dem Armen die Lust und die Kräfte wachsen sehen zum Kampfe mit der Armuth und um so weniger Arme und Bettler werden wir haben. Gelingt es uns, dem Hülfesuchenden durch unser Wort und ganzes Auftreten zu beweisen, daß wir weit entfernt sind, in der Armuth eine Schande zu sehen, daß wir wol wissen, daß der Werth des Menschen gänzlich unabhängig ist von dem Gewichte seines Geldbeutels, gelingt es uns, den Armen selbst zur Erkenntniß des wahren Menschenwerthes zu bringen, so haben wir ihm mehr Anregung und mehr Hülfsmittel zur Verbesserung seiner Lage gegeben, als wenn wir ihm die größte Gabe mit beschämenden, demüthigenden Worten gereicht hätten.

Aber ist denn die Armuth unter Umständen nicht wirklich eine Schande und ist ihr in solchem Falle nicht die Beschämung, wie alle Strafe, heilsam und zuträglich? Aber die Armuth ist nie eine Schande, wenn sie auch aus Ursachen fließen kann, deren man sich schämen muß. Was Schande ist, muß stets und unter allen Umständen Schande sein; aber die Armuth haben wir ja schon an Männern bewundert als den herrlichsten Beweis ihrer Tugend und der Edelste, der über die Erde gewandelt, lebte ja von den Gaben der Liebe. Durch Beschämung der Armuth gegen die Armuth kämpfen, wäre das Mittel der Unwahrheit, der Lüge. „Gott aber bedarf unserer Lügen nicht, sein Lob zu mehren" und in sich unwahre Mittel können niemals zum Heile führen. Laßt uns die Armuth heilig halten, aber die Wüstheit, wo wir sie antreffen in Hütten und Palästen, wollen wir strafen mit den härtesten Worten. Von der Wüstheit gilt ebenso recht als unrecht von der Armuth: würde das Schändliche der Liederlichkeit tiefer und allgemeiner empfunden, wir hätten weniger Bettler in Lumpen und in feinen Kleidern. Man hat berechnet, daß wir ungefähr zwei Drittheile unserer schlimmsten Bettler, nämlich der-

jenigen, die vermittels Accord und Bankrott betteln, allein dem übertriebenen Luxus o der Liederlichkeit verdanken. Also die Wüſtheit, nicht die Armuth wollen wir beſchäme daran laſſen wir es vielleicht Alle fehlen. Es gibt Viele, die dem brennenden Hauſe m Wohlgefallen zuſehen und dann erſt, wenn aus dem prächtigen Gebäude ein Schutthauf geworden iſt, erwacht ihr Tadel über den leichtſinnigen Beſitzer — dieſe lieben die Lieb lichkeit und haſſen die Armuth als das Ende der Liederlichkeit; dieſe wiſſen für den Lieb lichen allerlei freundliche Entſchuldigung, aber wiſſen von keinem Mitleiden für den Arm Und wenn wir nicht zu Dieſen gehören, ſo fragt ſich doch, ob wir von uns ſagen dürfe daß wir ebenſo ſehr herzliches Erbarmen für die Armuth als ſittliche Entrüſtung m unerſchrockenen Tadel gegen die Liederlichkeit haben. Sonſt hält man es für ein Zeich der Roheit, der äußerſten Gefühlloſigkeit, wenn Einer Den, der die Strafe ſeines Ve brechens trägt, noch mit Scheltworten quält, wenn Einer den Verwundeten noch verhöh — haben wir uns der Armuth gegenüber nicht Alle ſchon dieſes Verbrechens ſchuldig g macht? Vor dem noch ungeſtraften Liederlichen zogen wir vielleicht den Hut ab, aber de Geſtraften, dem arm Gewordenen ſtreuten wir in ſeine Wunden noch das Salz der Schan der Verachtung. Das iſt eine ſchmachvolle Handlungsweiſe, ein Verfahren, das um ſtrenger gerichtet werden muß, als ſich in ihm die rohe Gefühlloſigkeit noch mit dem He ligenſchein der ſittlichen Entrüſtung ſchmücken will. Schande der Wüſtheit im zerlumpte und im geſtickten Kleide, aber Achtung und Mitleid mit der Armuth, wo ſie ein unve ſchuldetes Mißgeſchick und wo ſie eine gerechte Strafe iſt. Geben wir in dieſer Geſinnun und mit einem aufrichtig fröhlichen Herzen, dann erſt iſt unſere Gabe ein wahres Almoſe ein wahres Werk der Barmherzigkeit.

Auf das *wie wir geben* kommt mehr an als auf das *was* und *wie viel* w geben. Geben wir in der rechten Geſinnung, ſo iſt auch alle Wahrſcheinlichkeit da, d wir die rechte Gabe und das rechte Maß finden.

Geben wir in der rechten Geſinnung, ſo werden wir uns getrieben fühlen, nach d Lage des Hülfeſuchenden uns genauer zu erkundigen und die Kenntniß ſeiner beſonder Umſtände wird uns leicht ſagen, welche Gabe dem Armen die nöthigſte und heilſamſte i Nur das Eine kann nicht oft genug wiederholt werden, daß — von den Kranken un Schwachen natürlich abgeſehen — Arbeit für Einen Tag beſſer iſt als Brot für acht Tag In der Arbeit ſelbſt liegt etwas Erfriſchendes, Erheiterndes und Kräftigendes; das beſ Mittel gegen die Genußſucht iſt der Genuß der Arbeit und die Trägheit entſpringt meiſter dem Müßiggange. Es iſt dies einmal die herrlichweiſe Gottesordnung der Welt, da mit der Arbeit auch der wahre Lebensgenuß ab- und zunimmt — ein Geſetz, das de ſcheinbar großen Unterſchied zwiſchen dem irdiſchen Glücke des Palaſtes und der Hütte ſeh zuſammenſchrumpfen läßt. Die Arbeit iſt das Salz, das Genuß und Ruhe erſt ſchmac haft macht. Für den vorliegenden Fall tritt aber noch Das hinzu, daß das Brot, da der Arme ſich erarbeitet hat, auch eine *ſittlich-geiſtige* Kräftigung in ſich trägt. I es auch eine koſtbare edle Thräne, die der dankbare Arme über dem Brote weint, da ihm die Liebe des Nächſten geſchenkt, ſo iſt es doch ein viel ſüßeres und in der Menſchen natur tief begründetes Gefühl, das uns erhebt bei dem Gedanken, daß wir Das, wa wir genießen, uns ſelbſt, unſerer Arbeit verdanken. Wer erinnert ſich nicht noch ger des Tags und ſeiner ſtolzen Freude, wo er zum erſten mal das ſelbſterarbeitete Geld na Hauſe trug? — Alſo womöglich nur Arbeit als Almoſen gegeben. Zwar werden di Privaten ſeltener — wenn auch gewiß öfterer als ſie glauben — in der Lage ſein, de Hülfeſuchenden Arbeit zu geben, aber die öffentlichen Behörden ſollten eifriger danac ſtreben und weniger die größere Mühe ſcheuen, die allerdings die Unterſtützung und Er haltung der Armen durch Arbeit mit ſich bringt.

Kommen wir endlich zur Frage nach dem *Wieviel* des Almoſens. In den Gegende

der Noth kommen vielleicht selten Mehre zusammen, ohne im Laufe des Gespräch diese Frage zu berühren. Jeder glaubt gewöhnlich von sich selbst, daß er genug und vom Nachbar, daß er zu wenig gebe; nicht selten tritt auch Einer mit der Behauptung hervor, daß er zu viel gebe, daß er in dieser Weise nicht fortfahren könne, ohne sich selbst zugrunde zu richten. Darüber, ob Jemand genug gebe, kann Niemand richten als allein er selbst und wenn er behauptet, er gebe genug, so muß Jeder im guten Glauben das annehmen, wenn auch die Thatsachen noch so sehr Dem zu widersprechen scheinen. Wir halten es auch für gefährlich und die Gewissen verwirrend, wenn, wie es neuerdings vielfach in Tractätchen geschieht, ein bestimmter Theil des Einkommens — gewöhnlich der fünfte Theil — bezeichnet wird als der schicklicherweise für wohlthätige und christliche Zwecke verwendet werden solle. Das eigentliche Einkommen ist oft dem Empfänger selbst eine unbekannte Größe und das Maß meiner Mittel zum Wohlthun hängt nicht blos ab von der Größe meiner Einnahmen, sondern auch vor allem von den Ansprüchen, die meine eigene Stellung und meine Familie an mein Einkommen machen. Besonders das Erstere wird meistens zu wenig berücksichtigt; es gibt viele Einkommen, die zu ihrer Selbsterhaltung einen gewissen Aufwand nöthig machen; was man in dem letztern sparen wollte, würde man doppelt durch Verringerung der Einnahme verlieren. Die Mittel zum Geben bestimmen sich also allein nach dem Reste, den mir die Pflicht der Selbsterhaltung und die Pflicht gegen meine Familie von meinen Einnahmen übriggelassen haben. Müssen wir nun zugeben, daß wir nicht wissen können, wie weit Jemandes Einkommen durch seine eigene Stellung und durch seine Familie in Anspruch genommen wird, so sollten wir uns auch bescheiden, ein Urtheil über das Maß seiner Wohlthätigkeit zu fällen. Dennoch geschieht's so gern und indem man den Andern streng beurtheilt, ist man zu nachsichtig gegen sich selbst; bestimmen wir das Maß unserer Wohlthätigkeit aus der Vergleichung mit Andern, so werden wir immer, was wir gegeben, zu hoch und was wir geben können und sollen, zu gering anschlagen. Das Urtheil über das Wieviel des Almosens gebührt allein dem Gewissen.

Die Gefahr, zu viel zu geben, ist selten in Wirklichkeit vorhanden, sondern meistens nur das Wahnbild der eiteln Selbstüberschätzung oder der Vorwand, mit dem wir unsere Ermüdung im Geben vor unserm Gewissen beschönigen wollen. Im Wohlthun geht selten Einer zu weit, aber Viele in der der Wohlthätigkeit scheinbar verwandten, aber im Grunde von ihr tief unterschiedenen Freigebigkeit. Diese dient dem Vergnügen, die Wohlthätigkeit aber dem Bedürfniß der Mitmenschen. Daher ist die letztere die höhere und heiligere und nur insoweit die Freigebigkeit die Wohlthätigkeit nicht beeinträchtigt, ist sie ein Lob und eine Tugend. Aber es gibt der Menschen genug, die im Gegensatz zum Vicar von Wakefield um so williger zum Geben sind, je weniger der Empfänger der Gabe bedürftig ist und je weniger von ihm ein dankbar freundliches Gesicht zu erwarten ist. Das sind jene Menschen, die starke Helden gegen Gott und ihr Gewissen sind, aber feige Schwächlinge gegen die launenhafte Tyrannei der Gesellschaft. Und wer will sagen, daß er ganz frei von dieser modernen Schwachheit der Civilisation sei? Wollten wir uns nach dieser Seite hin strenger prüfen, es würden Manchem die Mittel zum Wohlthun sich ansehnlich vermehren.

Schließlich noch ein Wort über Stiftungen.

Das deutsche Zeitungswesen.

I.

Obgleich mit dem Beginn der Reformation und der Erfindung der Buchdruckerkunst auch die Entstehung des deutschen Journalismus gleichzuachten ist, so kann doch erst das Jahr 1615 als der wahre Anfang des deutschen Zeitungswesens genannt werden. In einer

Zeit, wo Niemand von der Geſchichte etwas wußte außer Denjenigen, welche die Geſchichte machten, durfte es nicht Wunder nehmen, die Lauheit und gänzliche Intereſſeloſigkeit des Volks gegen das Allgemeine ſich nur darſtellen zu ſehen in der willenloſeſten Empfängniß für alles Abenteuerliche, Seltſame und Unerklärliche, welches eben nur geeignet war, den Wunderglauben zu befriedigen und menſchliche Neugier zu reizen. Denn den vorzüglichſten Stoff zu den erſten Zeitungen oder beſſer „Relationen", wie ſie vor 1615 genannt werden können, lieferten alle Himmelszeichen, Kometen, Feuerkugeln, Nebenſonnen, auch Blutregen und ähnliche Erſcheinungen, welche ſich im Wege der damals noch zu wenig gepflegten Naturwiſſenſchaften nicht enträthſeln ließen. So wie vorher die Wißbegierde nur auf die mythenhaften Erzählungen eines heimkehrenden Pilgers oder die Prahlereien eines vazirenden Landsknechts verwieſen waren, in deren Intereſſe es offenbar lag, die Daheimgebliebenen zu täuſchen, ſo waren es ſpäter die Geiſtlichen, welche die Preſſe zu ihrem vermeintlichen Vortheil mißbrauchten, indem ſie allen Ereigniſſen von ungewöhnlicher Beſchaffenheit, deren Erklärung ihnen ſelbſt unmöglich, die ſonderbarſten Deutungen unterlegten und unter den mit tiefſter Entrüſtung über die Schlechtheit der Welt angebrachten Hindeutungen auf göttlichen Zorn und Strafe weniger die Erleuchtung und Beſſerung der Gemüther fördern halfen, als ſie, dieſe in ihrer Stumpfheit forterhaltend, vielmehr dazu beitrugen, den Aberglauben zu befeſtigen.

Erſt mit dem Beginn der Reformation fangen die Zeitungen oder „Relationen" allmälig an, die Jagd nach faden Neuigkeiten und wundergläubigen Schwätzereien mit einem ſelbſtändigen Urtheil zunächſt auf dem Gebiete religiöſer Streitfragen zu vertauſchen. Männer wie Luther und Ulrich von Hutten fingen an, durch theologiſche und ſatiriſche Schriften auf den beſſern Geiſt des Volks zu wirken, Aufklärung zu verbreiten und dem mönchiſchen Einfluß ſeine Macht zu nehmen. Es begann die Blütezeit der ſatiriſchen Poeſie und des Meiſtergeſangs, neben den myſtiſchen Herzensergießungen frommer theologiſcher Schriftſteller.

Jahrhunderte ſind zwar vorübergegangen ſeit dem Entſtehen jener Relationsliteratur, und wie mannichfache Reformen und Umwandelungen das Zeitungsweſen auch bis auf heute erfahren haben mochte, ganz iſt ſie noch immer nicht verſchwunden, trotz aller guten Volksſchulen und der allgemeinen Bildung unſerer Tage; noch einzelne ſprechende Reſte haben ſich uns aufbewahrt in den mit Schrift und Bild von Ort zu Ort wandelnden Bänkelſängertruppen, denen ein auserwähltes Jahrmarktspublicum mit offenem Munde ein aufmerkſames Ohr leiht. Denn um wenig anders war Inhalt und Ausſtattung der ehemaligen „Relationen" jener ſonderbaren, noch immer ihre Verehrer und Käufer findenden Mordgeſchichtenliteratur gegenüber. Auch ſie erſchienen in unregelmäßigen Zeiträumen, jenachdem dieſer Theil Geſchichte dazu Stoff bot, mit einem Holzſchnitt an der Stirn, unter einer Lachen und Abſcheu zugleich erregenden Titelfirma; ihre Form war zumeiſt eine poetiſche, und je widerſinniger und ſchreckeneinflößender Ankündigung wie Inhalt ſolcher Flugſchriften waren, um ſo williger fanden ſie Abſatz bei den Glaubenden. Auch von außerordentlichen Mißgeburten, von Hexen, Verzückten, von Beſeſſenen, Teufeln und Verzauberten, von Mord- und Diebsgeſchichten ſowie Unglücksfällen jeder Art gewährten ſie Nachricht und erbauliche Unterhaltung, z. B.: „Schröckliche Zeyttung, Warhafftiger und grüntlicher Bericht, was ſich zugetragen hat mit einem armen Hirten, im Düringerland, welicher mit mancherley anfechtung, vnd eußerlichen leiblichen plagen, biß auff diſen tag, vom leidigen Teuffel angefochten wirdt. — Erſtlich in Erfurt im Truck aufgangen, vetzund aber zum andern mal durch namhafte glaubwürdige Perſonen, ſo diſe Geſchicht warhafftig erfaren, vnd den Hirten geſehen haben, inn Truck geben. Anno domini M. D. L. X. Ein Bogen in Quart", und Aehnliches. Erſt ſpäter, nach der Entſtehung und allmäligen Erweiterung des Poſtweſens in Deutſchland, nahmen die „Relationen" inſofern eine etwas veränderte Richtung an, als ſie ſich mehr und mehr der Mittheilung politiſcher Neuig-

leiten befleißigten, indem sie den glimmenden Brand der Türkenfurcht in Deutschland mächtig anbliesen, die Entdeckung der Neuen Welt in eine aufmerksame Besprechung zogen und besonders der Kriege, welche zu Anfang des 16. Jahrhunderts zwischen Frankreich und Venedig geführt wurden, in ihrer sonderbar-komischen Weise Erwähnung thaten, — komisch, weil ihre weitläufigen Berichte sich zumeist in der breitesten und geschmacklosesten Erörterung bedeutungsloser Nebensachen ergingen. Wenn irgend Charakteristisches aus diesen Zeitungen herausgelesen werden konnte, so war es in Bezug auf die Türkenfurcht die Ohnmacht der Angst und das Jammern der Wehrlosigkeit; die meisten jedoch referirten, erzählten trocken, ohne daß sie weder einen Eindruck hervorriefen, noch Anlaß boten zum Denken und Urtheilen. Ganz etwas Anderes war es mit der Entdeckung der Neuen Welt, einem Ereigniß so neu, so märchenhaft, daß es nichts gab, was mit ihm hätte verglichen werden können. Es schien, als sei die Welt aus ihren Angeln gehoben worden, seitdem das Undenkbare geschehen. Wer hätte sich nicht im Mitbesitz jenes mitten aus dem weiten Ocean so plötzlich und fabelhaft hervorgetauchten Landes mit seinen mythischen Schätzen und Goldreichthümern befinden mögen! Eine allgemeine Auswanderungslust hatte die Köpfe zahlreicher Deutscher schwindelnd gemacht, und wer nicht dahin konnte, wo das Gold und die Edelsteine eine höchst gewöhnliche Waare sein sollten, der fand die erste Befriedigung für seine brennende Sehnsucht in dem Lesen jener abenteuerlichen Berichte der damaligen Zeitungen, welche, unabhängig von bestimmten Fristen, erschienen, sobald ein mehr oder weniger wichtiges Ereigniß dazu Gelegenheit bot.

Erst in dem Jahre 1615 begegnet man der ersten wöchentlichen Zeitung in Frankfurt a. M., welche der Buchdrucker und Buchhändler Egenolph Emmel herausgab. Dieser ist der eigentliche Begründer des Zeitungswesens in Deutschland und nur ein Nachahmer desselben der damalige Reichspostverwalter Johann von der Birghden (ein Schwede), welcher schon in dem darauf folgenden Jahre, 1616, eine ähnliche wöchentliche Zeitung in Frankfurt drucken ließ und trotz Verbots eines Hohen Senats sein Unternehmen aufrechterhielt, die Emmel'sche Zeitung bisweilen wörtlich benutzte und endlich infolge ungleichartiger Versendung ihr Eingehen bewirkte. Die Birghden'sche Zeitung erlangte hierauf eine immer weitere Verbreitung und mächtige Concessionen gegen eine etwa auftauchende oder schon bestehende Concurrenz seitens des Kaisers Ferdinand, welche ihr der damalige Reichspostmeister Leonardi Taxis zu verschaffen gewußt hatte. Und so kam es, daß aus dem Birghden'schen Unternehmen die erste nennenswerthe Zeitung mit echt kaiserlicher Färbung hervorging, welches noch heute unter dem Titel der „Frankfurter Postzeitung" fortbesteht und sich eines namhaften Absatzes erfreut.

(Der Verlauf in nächster Nummer.)

Anregungen.

Unsere Kraft- und Stoff-Titanen.

Es gehört, der Richtung eines Theils unserer Jugend gegenüber, Muth dazu, gegen die absolute Stoffgläubigkeit zu schreiben. Wer vollends, wie unsere „Unterhaltungen", ihre Verfasser sowol wie ihre Freunde, in den meisten positiv sein sollenden Dingen mehr zur streitenden als herrschenden Kirche gehört, der hat sich mit Geduld zu wappnen, wenn diese äußerste Linke unserer Geistesrichtungen es kleinlich und beschränkt findet, daß man nicht auch in diesen Lehren Hand in Hand mit ihr geht.

Wir können es nicht. Wir achten an Moleschott sein Streben nach Wahrheit, aber Andere, wie der Privatdocent Louis Büchner in Tübingen, dessen Buch über „Kraft und Stoff" (Frankfurt, Meidinger, 1855) vor uns liegt, erscheinen uns nur wie jene jugendlichen Helden derselben Art, wie sie 1840 in den „Hallischen Jahrbüchern" so mannichfach über ein an sich gutes Ziel hinausschossen.

Dr. Büchner gibt dieselbe Lehre von der Ewigkeit und Unveränderlichkeit des Stoffs, dieselbe Ableitung aller, nicht blos physischen, sondern auch intellectuellen und moralischen Erscheinungen aus

verschiedener Stoffkombination, Stoffmetamorphose und Stoffwechsel, dieselbe Neugung alles Uebersinnlichen, Immaterielles, aller ideellen Prinzipien und Zweckbegriffe, wie Moleschott. Aber er übertrifft den Meister an Rücksichtslosigkeit und Fanatismus. Es der echten Freimüthigkeit fehlt es ihm an und für sich nicht; rücksichtslos und unerschrocken greift er Theologie und speculative Philosophie an. Aber Muth muß mit Besonnenheit gepaart sein.

Seite 217 nennt Dr. Büchner den Begriff einer besondern Lebenskraft aus der Wissenschaft und gibt es für erwiesen aus, daß das Leben nichts weiter ist als das Product eines Zusammenwirkens der anorganischen Kräfte. „Da die tägliche Erfahrung gelehrt hat, daß alle Organismen aus denselben Atomen bestehen wie die anorganische Welt, nur in andern Gruppirungen, so kann es auch keine besondern organischen Kräfte, keine Lebenskraft geben" (S. 218). Daß die „andern Gruppirungen" in den organischen als in den anorganischen Körpern eine Ursache haben müssen und daß gerade die Lebenskraft diese Ursache ist, daran wird nicht gedacht. Man spricht immer nur von verschiedenen Gruppirungen und Combinationen der Atome, ohne zu sagen woher diese verschiedenen Gruppirungen und Combinationen kommen? Näher auf diesen wichtigen Punkt, der das Grundgebrechen des Materialismus berührt, einzugehen, ist hier der Ort nicht. Aber wem es um eine nähere Kenntniß Dessen, was der Materialismus und seine Consequenzen widerlegt, zu thun ist, der lese in der soeben erschienenen populären Schrift: „Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie, von Dr. Julius Frauenstädt" (Leipzig, Brockhaus, 1855) besonders S. 123—162 und 173—191.

„Es ist durchaus nicht schwer für den Einzelnen", sagt Dr. Büchner, „sich auf einen Punkt geistiger Betrachtung zu erheben, von welchem aus ihm überhaupt alle moralischen Begriffe als nicht hindend und unterscheidend erscheinen, und dies beweist deutlich genug für die Wahrheit, daß diese Begriffe unserm geistigen Wesen keineswegs immanent oder angeboren sind. Von diesem Punkte aus kann es dem Einzelnen ganz gleichgültig sein sich selbst oder sein Gewissen sein, wie er handelt, vorausgesetzt, daß er die Conflicte mit der menschlichen Gesellschaft und ihren Gesetzen vermeidet." Eine Lehre dieser Art ist, mild ausgedrückt, eine Reminiscenz der alten akademischen „Lotionszeit". Man saß da auf der Bierbank, hat den Rock ausgezogen, dampft seine Pfeife und construirt sich die Welt mit derselben Unbefangenheit, mit der man vielleicht auch auf die Mensur geht. Schreibt man in solcher Laune wie der ältere Bruder des Verfassers ein Drama: „Damon's Tod", so fühlt man sich von der subjectiven Kraft angeweht ergriffen, geht man aber in solchen Hemdärmeln, mit derselben Burschikosität auf den Katheder, so wird der „Genialen" in der That zuviel.

„Als höchstes Gebot der Moral und Selbstverleugnung verlangt", heißt es S. 247, „eine gewisse religiöse Lehre, daß man seinen Feind lieben solle — eine sehr natürliche Gefühl Hohn sprechende Verordnung. Wer aber diese Lehre praktisch befolgen wollte, den würde man für einen Schwärmer oder Verrückten halten. In ähnlicher Weise ließe sich an jedem einzelnen Hauptgebote der Moral seine innere Haltlosigkeit und sein Mangel an absolutem Werth nachweisen."

Wir erwidern: „Diesen Herren vom Tiegel muß beigebracht werden, daß diese Chemie wol zum Apotheker, aber nicht zum Philosophen befähigt." Siehe Arthur Schopenhauer in der Vorrede zur zweiten Auflage „Ueber den Willen in der Natur".

Zum Erwägen.

Daß so viele Menschen glauben, ihre Freundschaft sei uns verbindlich sich von selbst! Eben das Wesen der Freundschaft ist es, ihr es handensein immer wieder neu zu beweisen.

* * *

Freundschaften, die aus einem Eitelt entstanden sind, pflegen innig zu sein; denn man hat sich schon in der Kraft seiner Individualität erkannt. Nichts schätzen wir im Umgange höher, als wenn wir wissen und erfreut übersehen können, was wir gegeneinander auszutauschen haben.

* * *

In unserer ersten Entwickelung leben wir zahrelang nur aus anderer Menschen Charakter heraus. d. h. wir sprechen, denken und handeln nach der Art Derer, die wir vorzugsweise lieben und bewundern. Daß wir endlich ein kräftiges und eigenes Ich aussprechen, ist leider meist erst die Folge irgend einer herben Geschichte. Erst durch ein Dulderamässen, durch ein gefahrvolles persönliches Angerufenwerden, dem Nachwandler gleich, wird unsere wahre Freiheit geweckt.

* * *

Was nennen doch die Reichen Arbeit! Wie lauten einen Fürsten, der in allem Ernst stolz auf die Orthographie war, wenn er sich die Wappenstempel seiner Briefpapiere selbst colorirte.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 48.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Aus dem Gold- und Guanolande.

Von Dr. J. W. Brauenhorst.

II.

Um 5 Uhr Abends hielt unser Boot an der mit großen Kosten in die Felsen Ufers eingesprengten und gebauten Landungsbrücke von Islay.

Die Brandung des Großen Ocean ist hier selbst bei schönem, ruhigem Wetter so stark, daß man beim Landen den rechten Moment abpassen und dazu noch etwas Turnergeschicklichkeit im Springen haben muß, will man nicht, wie es mir erging, bis über die Knie naß werden. Im Uebrigen ist der Stille Ocean an der Westküste Amerikas hier in den Tropen gemeiniglich wirklich so still, daß, wie die Seeleute sagen, eine alte Frau dort ein Schiff commandiren könnte. So fühlten wir denn jetzt seit 135 Tagen zum ersten mal wieder festes Land unter unsern Füßen; ich müßte aber lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich etwas von dem Schwanken der Erde, welche Täuschung manche Reisende nach einer längern Seereise verspürt haben wollen, empfunden hätte. Ein einziges mal war es mir allerdings, als ob die Erde sich unter mir wellenartig hin- und herbewege, sodaß mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf zuckte: Du bist im Lande der Erdbeben! Da aber stand ich oben auf dem Rande einer Klippe und sah von da 80 Fuß steil hinunter aufs Meer, sodaß sich diese augenblickliche Einbildung mindestens ebenso gut einer Anwandlung von Schwindel zuschreiben läßt als jener Reminiscenz einer langen Gewohnheit der Schiffsbewegung.

Das Wiederbetreten des festen Landes machte wirklich zuerst keinen Eindruck auf mich; es war mir, als ob ich erst vor zwei oder drei Tagen zuletzt auf dem Hamburger Berge herumspaziert, und später, in Limas Straßen, brachte es sogar mitunter bei mir verkehrtem Menschen gerade den verkehrten, wenigstens gerade umgekehrten Eindruck hervor, den es, wie gesagt, auf Andere machen soll. Statt zu schwanken, schien mir nämlich die Erde ganz unerträglich fest zu liegen, sodaß ich mich mehrmals darauf ertappte, wie ich ungewöhnlich fest auftrat, als wollte ich den peruanischen Boden zu der gewohnten, weichen, wiegenden Bewegung eines Schiffs zwingen.

Die ein großes Viereck bildende Landungsbrücke muß, der hier unten am Meere einzig und allein zu findenden Kühle wegen, den Einwohnern Islays, in dessen Umgegend meilen-

weit kein Grashalm, geschweige denn ein Strauch oder Baum wächst, allabendlich als pariser Champs-Elysées, Hamburger Jungfernstieg, limaer Alameda, kurz als Spazier gang dienen, und so sieht man denn hier auf diesem Winkel eines Winkels der Welt Männlein wie Fräulein unter- und gegeneinander einen Luxus prahlend ausframen, als ob sie auf der Hauptpromenade einer Weltstadt einherstolzirten. Ich sah einen schon etwas ältlichen Herrn, der mit seinen buttergelben Glacehandschuhen und lackirten Stiefeln, seinem feinen Rasir- und kostbarem spanischen Rohr wie durch Zauber direct von Paris hierher versetzt schien.

Von hier führt ein ebenfalls durch die Felsen gesprengter, ziemlich steiler Weg beim Zollgebäude vorbei nach dem Marktplatz hinauf, von wo aus man einen übergenügenden Einblick in die ganze Stadt hat.

Die Stadt? Nein! Der Flecken, das Dorf, das Nest, das ... Ach, es gibt keinen Ausdruck für Das, was sich jetzt unsern erstaunten Augen zeigte. Außer einigen hölzernen Häusern der Reichen, die von außen große Aehnlichkeit mit unsern Thier- und Kunstreiterbuden hatten, höchstens einstöckige, oder meistens eigentlich ganz stocklose, nur aus einem Parterre bestehende Häuser von an der Sonne getrocknetem Lehm (ich wähle einen sehr zarten Ausdruck für noch eine andere Sache) mit elenden Rohrhütten ab. Für die Planirung des felsigen, die Straßen und den Marktplatz bildenden Bodens war gerade soviel gethan als nöthig, um etwaigen Fremden die angenehme Illusion zu verschaffen, als seien sie in einen unwegsamen Engpaß der Cordilleren gerathen, wohin noch nie ein menschlicher Fuß gedrungen, und auf und in den solcher Weise künstlich hergestellten Höhen und Thälern lagen und balgten sich halbnackte, schmutzige Kinder und halbverhungerte, räudige Hunde, kurz, der erste Anblick Islays, einer aufblühenden Hafenstadt, war so über alle Beschreibung trübselig, daß er ein paar mal in sein Gegentheil umschlug und so komisch wurde, daß wir unwillkürlich auflachen mußten. Daß der Schein indeß auch diesmal und hier, wie fast immer und überall in der Welt, bedeutend trog, sollten wir sehr bald mit einer gewissen Beschämung über unser vorschnelles Lachen erkennen, als Herr G. uns in seine — Wirthsbude einführte und wir hier englischen Comfort mit peruanischem Luxus auf das zweckmäßigste vereinigt, d. h. die Portwein- und Madeiracaraffen auf dem Tisch und einen chinesischen Halbsklaven zur Bedienung vorfanden.

Ein chinesischer Halbsklave? werden manche meiner Leser fragen. Bei den immer steigenden Hindernissen nämlich, die in der neuesten Zeit sich dem eigentlichen Sklaven-, dem Negerhandel entgegenstellten, sind die Amerikaner auf eine raffinirte, echt Yankee-like gekommen, die es ihnen möglich macht, die ihnen nach ihrer Meinung unentbehrlichen menschlichen Lastthiere unter ganz unschuldigen Formen und Namen, und noch dazu ganz reichlich so billig wie bisher aus Afrika ... aus China zu beziehen. Sie lassen die armen Zöpfe, die das Himmlische Reich aus irgendwelchem Grunde zu verlassen wünschen, sich contractlich verpflichten, bei der Ankunft in Amerika entweder die für die Ueberfahrt bedungenen 80 Dollars zu entrichten oder .... fünf, respective acht Jahre zu dienen. Wo, wie und wem zu dienen, darüber wird schlauerweise nichts gesagt, sondern nur ganz im Allgemeinen: zu dienen. Und so kann denn ein solcher Menschencolporteur seine aus Asien unter der Bezeichnung „Auswanderer" ganz unangefochten herübergebrachte Waare an Jeden abgeben, der ihm die 80 Dollars Fracht per Stück auszahlt, falls ein solches Stück nicht selbst dazu im Stande ist. Er kann das offenbar thun, laut seines contractlichen Rechts, ohne im geringsten Sklavenhandel zu treiben. Ebenso kann wiederum der neue Herr seinen Diener noch und in aller Form peruanischen Rechts selbst durch öffentliche Anzeige dem Meistbietenden abgeben, indem er ankündigt: „Es ist ein China-Contract (kein Chinese!) zu verkaufen." Daß das Object desselben, der Chinese, dabei ganz willenlos, also völlig wie ein Sklave, von einer Hand in die andere wandert, das

hat er, wie man hier ſagt, ſich ſelbſt zuzuſchreiben; er hat es ja ſelbſt gewollt, warum hat er einen ſolchen Contract unterſchrieben! Natürlich iſt das Loos dieſer alſo Verrathenen und Verkauften je nach den Umſtänden, wie das bei der Sklaverei immer der Fall. Diejenigen, die in den Städten ihr Unterkommen finden, haben es im Durchſchnitt als Hausdiener, zumal bei Europäern, ganz erträglich; aber wehe Denen, die auf die Plantagen gebracht oder die gar nach den Chinchainſeln drüben zum Guano-Graben geſchleppt werden! Der Negerſklave iſt gegen ſie ein wenn auch nicht freier, doch immer noch durch Geſetze geſchützter Menſch, ſie aber ſind recht- und ſchutzloſer als der Karrengaul in Ländern, in denen es Geſetze gegen die Thierquälerei gibt. Dem Negerſklaven muß überall ſein Sonn- und Feſttag, ſein Ruhetag werden, bei dem Chineſen ſteht nichts davon in ſeinem Contract. „Ich kann es nicht finden in dem Schein", ſagt Shylock und der Oberaufſeher auf den Chinchas. Der Neger iſt ein theuer erkauftes, immer wieder zu verkaufendes Eigenthum, das nur ein Narr muthwillig ruiniren wird; der Chineſe aber iſt ein für eine Bagatelle zu habendes Pachtſtück, aus dem man in der Geſchwindigkeit ſoviel wie möglich herausſchlagen und das man jedenfalls binnen fünf, reſpective acht Jahren bis aufs Letzte abnutzen muß. Darum: wenn der Neger mitunter bis aufs Blut gepeitſcht wird, ſo peitſchen ſie auf den Chinchainſeln die Chineſen für das geringſte Verſehen bis auf die Knochen. „Haben Sie heute Morgen den Geſang meiner Nachtigallen gehört?" fragte mich eines Tags ganz gemüthlich der deutſche, ſage der deutſche Unteraufſeher auf der mittlern Chinchainſel, und meinte damit das bis zu unſerm zehn Minuten von der Inſel ankernden Schiffe dringende Schmerzgeheul der durch die wie ein Meſſer ins Fleiſch ſchneidende Sklaven- — nein Chineſenpeitſche Zerfleiſchten! Voll Verachtung wandte ich mich damals ab.... Freilich kann ſich der Chineſe jeden Augenblick frei machen, ſobald er nur 80 Dollars zuſammen hat, um ſeine Schuld zu bezahlen, man hält ihm alſo getreulich den Contract; daß aber ein ſolcher, den ganzen Handel ſtörender Fall nicht leicht vorkommen kann, dafür iſt geſorgt. Libertad y igualdad americana! Uebrigens haben die Herren Peruaner vor vier oder fünf Jahren ganz daſſelbe Kunſtſtück in Deutſchland mit Deutſchen verſucht, indem ſie von Bremen aus ein Schiff mit „Auswanderern" unter jenen chineſiſchen Bedingungen befrachteten. Infolge des durch die unmenſchliche Behandlung eines jungen Mädchens hervorgerufenen energiſchen Auftretens der deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Kaufleute in Lima, die mit Ueberſiedelung nach Valparaiſo drohten, wurde die Regierung indeß ſpäter gezwungen, alle dieſe Schandcontracte für null und nichtig und dieſe Ladung deutſcher, reſpective europäiſcher Sklaven wenigſtens für frei zu erklären.

Islay iſt der ungefähr 1500 Einwohner zählende Hafenplatz Arequipas, welches letztere mit ſeinen 40,000 Seelen die größte Stadt Perus nächſt Lima ſein mag. Arequipa liegt, noch 20 deutſche Meilen von Islay entfernt, in ſchon ſehr beträchtlicher Höhe über dem Meere, und da die Gebirge, in oder auf denen es liegt, ſich ganz bis an die Küſte erſtrecken, ſo zwar, daß gleich hinter Islay ſich Felſenhügel von 1—2000 Fuß erheben, Chauſſeen aber in Peru unbekannte Dinge und Maulthiere bekanntlich überall keine Kameele ſind, ſo kann man ſich denken, wie mühſelig und koſtſpielig der Transport der Waaren vom Hafen bis in die Lager und Magazine der arequipaer Kaufleute ſein muß. Dieſer Mangel an ordentlichen Verbindungsmitteln und Wegen iſt übrigens das größte Unglück Perus, die Haupturſache der Armuth des reichen Goldlandes und zugleich der klägliche Beweis, wie thöricht, wie einfältig die Spanier hier gewirthſchaftet haben. Nicht nur, daß ſie Alles, was man Wegebau und Wegeverbeſſerung nennt, für Geld- und Zeitverſchwendung gehalten zu haben ſcheinen, müſſen ſie an und für ſich einen eigenthümlichen Widerwillen gegen praktikable Landſtraßen gehabt haben, ſonſt hätten ſie nicht die große Indianerchauſſee, die von Cuzco, der alten Haupt- und Reſidenzſtadt der Inkas,

auslaufend alle Haupttheile des Landes durchschnitt und verband, und die, was Schönheit, Regelmäßigkeit und Zweckmäßigkeit betrifft, sich mit jeder europäischen Kunststraße soll messen können, so schmählich verfallen lassen, um dicht daneben auf ihren unwegsamen Wegen den Hals zu brechen. Die Sache ist so kolossal einfältig, daß man sie vielleicht nur einigermaßen aus dem christlich-spanischen Hochmuth, der mit heidnischem Indianer- also Teufelswerk nichts zu thun haben wollte, erklären kann. Ueberreste jenes Monuments altindianischer Civilisation sollen sich unter anderm auch noch zwischen Islay und Arequipa befinden, und ein Augenzeuge versicherte mich, daß man bei ihrem Anblick, wie so häufig beim Anblick der Riesenbauten halbwilder Völker, sich nicht enthalten könne auszurufen: Wie war es möglich, daß Menschen, die fast keine andern Werkzeuge hatten als ihre Hände, ein solches Werk zustande bringen konnten!

Die verachteten Indianer! Hätte Gonzalez Pizarro vor 300 Jahren den Rath eines „schlauen Priesters" befolgt, hätte er eine „Tochter der Sonne" geheirathet und dann, die Eingeborenen mit den eingewanderten europäischen Eroberern völlig gleichstellend, als Schwiegersohn und rechtmäßiger Nachfolger der Inkas das Erbe Manco Capak's für ein von Spanien unabhängiges Reich erklärt, es möchte heute anders und besser um Peru stehen, um Peru, mit dem es durch Priesterherrschaft, spanischen Golddurst und in der letzten Zeit hinzugetretenen südamerikanischen Republikanismus so weit gekommen ist, daß die Küstenstädte ihr Korn und ihre Hülsenfrüchte der Billigkeit wegen aus Chile, ja aus Europa beziehen, daß man die limaer Münze hat eingehen lassen, weil ein in Lima gemünzter Dollar — hier in dem Goldlande! — mit den Prägekosten auf vier Dollars zu stehen kommt, daß das Eis, welches die Engländer von Neu-Fundland her ums Cap Horn herum einzuführen angefangen haben, in Lima vier mal so wenig kostet als das jenige, welches man nur 15 Meilen davon aus der Sierra holt, kurz, daß Peru, ein zweiter Midas, bei all seinem Gelde schon seit Jahren verhungert wäre, hätte es nicht augenblicklich noch den . . . Guano.

Ja der Guano! „Sagen Sie mich, bester Herr Capitän, was is denn deh da, wat da immer in der Luft so jrünlich-jelb flimmert? Is dieses vielleicht Jeldstaub?"

Ja, mein Bester, das ist heutiger peruanischer Goldstaub!

Die hinter Australien (also in unserm, dem europäischen Osten) untergehende Abendsonne vergoldete nämlich einen hinter dem Hause des Herrn G. an einem Felsenabhang zum Trocknen gelagerten Guanohaufen, der sich hierher verirrt hatte aus einer nordamerikanischen Brigg, die total leck Islay angelaufen und hier glücklich „condemned" war. Dies das Schiff condemniren, d. h. für seeuntüchtig erklären lassen, ist, nebenbei gesagt, hier an der Westküste Amerikas ein Hauptkniff der Yankees, um Schiff und Ladung zu werthsteigenden Preisen los zu werden, ohne deshalb erst den langen Weg um das fatale Cap Horn herum machen zu müssen. Wozu anders sind auch die Assecurangen in der Welt als zum Bezahlen?! „De will ook nich wieter as bit na Valparais!" hörte ich, unsern alten erfahrenen Schiffszimmermann sagen, als er einen großen, schönen, nach Neuyork bestimmten Klipper von Callao abgehen sah. Allerdings war das Schiff bei seinem Abgang von der Rhede schon so leck, daß es zwanzig Mann außer seiner regelmäßigen Besatzung engagirt hatte, einzig und allein zum Pumpen.

Auf 13° südl. Br., ein paar Meilen von der Küste des peruanischen Festlandes, ragen, der Stadt Pisco gegenüber, drei Felsenbrocken aus den Fluten des Stillen Ocean hervor, die Chinchainseln genannt. Sie sind absolut unfruchtbar, auch gibt es bei ihnen weder Perlen- noch Austernbänke, und selbst die Seehunde, die dort in den kühlen, vom Meere ausgewaschenen Felsengrotten schlafen, werden nie von Robbenjägern in ihrer Ruhe gestört. Dennoch aber ankern daselbst Jahr aus Jahr ein beständig an die 200 Schiffe größten Kalibers, nur um soviel, wie sie nur irgend in ihre Riesenbäuche fassen können,

von dem jene Felsenbrocken bedeckenden, ungefähr 30 — 40 Fuß dicken Vogeldünger (oder Lavaschicht, das ist diesjetzt die Frage!) nach allen Weltgegenden hin hinwegzuführen. Da nun nebenbei dies immer mehr in die Mode kommende Düngungsmittel selbst an Ort und Stelle doch noch etwas theurer ist als gewöhnlicher Mist, so kann man sich denken, welche enorme Summen durch diese neue Art Bergbau in die Kassen oder — Taschen der peruanischen Regierung fließen, sodaß der Guano wirklich jetzt ganz Das für Peru ist, was ihm früher seine Goldminen waren, welche Aehnlichkeit sich sogar bis auf die unverantwortliche Art und Weise erstreckt, wie man auch diese scheinbar unerschöpflichen Schätze des Landes wiederum ausgebeutet und vergeudet hat. Auf Befehl der Regierung angestellte Ausmessungen ergaben schon im Januar 1854, daß, falls dieser unbeschränkten, kolossalen Ausführung des Guano keine Grenzen gesetzt würden, in zehn Jahren spätestens das letzte Körnchen ... verbaut sein wird. Après nous le déluge! ist das Motto aller Regierungssysteme dieses mit Gewalt ruinirten Landes von Pizarro's Zeiten her bis auf den heutigen Tag gewesen, und fürs erste wird es auch noch so bleiben, es müßten denn General Castillo und Don Domingo Elias, die beiden dortigen Gewalthaber seit Anfang dieses 1855er Jahres für Peru — weiße Raben sein. Doch: No todas las verdades son para dichas! Man muß nicht Alles sagen, was man denkt, und wenn es auch zehn mal mehr wäre..... Doch zurück zu unserm Thal.

Wir übernachteten natürlich auf dem Schiffe und gingen nur des Morgens ans Land, wo wir gewöhnlich mitten in den Verkaufsmarkt geriethen. Was das Gemüth einer deutschen Hausfrau bei dem Anblick dieses Fleisch-, Fisch- und Gemüsemarktes leiden würde, das mag man daraus entnehmen, daß selbst mir, der ich doch als alter Junggeselle gewohnt bin, über etwas Unordnung und Schmutz hinwegzusehen, unter diesen Fleischhauern, Fischhändlern und Gemüsehökerinnen ganz übel und weh zumuthe wurde. Dort stand, eine nichts weniger als blanke Holzaxt in der nervigen Faust schwingend und mit derselben auf die unappetitlichste Art Fleisch hackend, ein kolossaler Neger ... nicht doch, eine kolossale Negerin, deren Geschlecht man aber durchaus erst bei näherer Anschauung erkennen konnte; hier drückte eine alte Fischfrau sorgfältig das Feuer ihrer Papiercigarre aus, dieselbe sparsamerweise für künftigen Gebrauch wie eine Schreibfeder hinters Ohr steckend, um dann mit ihren von Papier- und Tabaksasche geschwärzten Fingern einen Fisch, anzuriechen, in die Höhe zu halten; dort wiederum endlich hatte eine Grünhökerin ihren struppigen Kopf in den Schoos einer Freundin gelegt, um den undurchdringlichen Urwald ihrer pechschwarzen Haare von seinen Bewohnern säubern zu lassen, und als jetzt eine Señorita zu ihnen trat, einige Birnen zu kaufen, unterbrach die Freundin für einen Augenblick ihren Liebesdienst, ohne irgend weitere Gene, gab — ohne sich die Finger auch nur abzuwischen — der Käuferin das Verlangte, und setzte darauf sogleich wieder mit aller Gemüthsruhe ihre Jagd auf Hochwild fort, was Alles übrigens die Birnenkäuferin gleichfalls ganz in der Ordnung zu finden schien. Ich übertreibe nicht, ich habe derlei Dinge sogar in der Haupt- und Residenzstadt Lima mit eigenen Augen gesehen. Zur Vervollständigung dieser Scenen bissen sich die schon oben erwähnten räudigen Hunde um den mitten auf die Straße hingeworfenen Fleischabfall und duftete die ganze Atmosphäre nach Zwiebeln und Knoblauch. Bei alledem aber warfen die ihre Waaren feilbietenden Señoritas den rechten Zipfel ihres Pañuelo mit der ganzen Zierlichkeit und Koketterie des spanischen Mantelwurfs über die linke Schulter und die erkenstehenden Dons wickelten sich mit einer Grandezza in ihren Poncho, als hätten König Philipp's Worte: „Stolz will ich den Spanier", auch ihnen gelten sollen. Poncho und Pañuelo sind, da der Saya-manto (der altspanische Frauenüberrock nebst langem schwarzen Schleier) nur noch bei Processionen zum Vorschein kommt, das einzig wirklich Auffallende und Eigenthümliche in der hiesigen Tracht. Der Poncho ist einfach ein länglich viereckiges Stück Zeug, mit einem Schlitz zum Hindurchstecken des

Kopfs in der Mitte. Er wird von den höhern und selbst mittlern Ständen nur als Reisemantel benutzt; Maulthiertreiber und ihres Gleichen tragen ihn als gewöhnlichen Ueberwurf. Der Pañuelo (eigentlich pañuelo de cabeza, Kopftuch) ist das gewöhnliche Umschlagetuch der Frauen, das aber über Kopf und Stirn gezogen, der rechte Zipfel dicht unter das Kinn weg über die linke Schulter gelegt, das ganze Gesicht mitunter so verhüllt, daß nur die Nasenspitze und das eine kokfunkelnde Auge seiner Inhaberin daraus hervorlugt. Im Sonstigen kleidet sich, hier an der Küste wenigstens, Alles, bis zum Aguador (Wasserträger) und bis zu der auf ihrem Esel, das rechte Bein unter das linke geschlagen, reitenden, Milch zur Stadt bringenden Bäuerin herab, nach der neuesten pariser Mode. Dies geht so weit, daß ich auf dem Markte in Callao einmal eine echte Peruanerin, völlig ungemischten Bluts, reinster indianischer Abstammung, aus einem unweit Lima gelegenen Indianerdorf, sah, die sich durch nichts in ihrer Kleidung von einer europäischen Städterin geringerer Classe unterschied, — nur der allerliebste, zierliche Kranz von kleinen rothen Federn, den sie dem auf ihrem Rücken hängenden Kinde ins Haar geflochten, verrieth sie als wirklich eingeborene Tochter des Landes.

Ein deutscher Schiffscapitän führte uns in die Bude eines Krämers, woselbst wir ein ziemlich gemüthliches Zimmer zur Wein- und Bierwirthschaft für die Herren Schiffscapitäne und sonstige ihnen an Rang und Geldbeutel gleichstehende „Caballeros" eingerichtet fanden. Der Krämerwirth, der offenbar unsern Begleiter und seine Leibmedicin schon genau kannte, setzte, ohne erst weiter zu fragen, sobald wir Platz genommen hatten, eine Karaffe mit Wasser, eine Dose mit Zucker und eine Flasche Rum auf den Tisch und entfernte sich dann schweigend. Ebenso schweigend und als ob sich's von selbst so verstände, mischte und credenzte in großen Biergläsern unser sicher nirgends concessionirter Heilkünstler uns seinen Cremor tartari, wie er das Gebräu nannte, bestehend aus ⅔ Theilen Rum und ⅓ Theil Wasser, mit Zusatz von zwei kleinen Stückchen Zucker. Es war wirklich ein Höllengebräu, und ich habe den pfiffigen Seemann stark in Verdacht, daß er Latein genug verstand, um zu wissen, was er that, als er, mit dem Doppelsinn des Worts spielend, dies sein Lieblingsgetränk cremor tartari taufte. Trotzdem befürchte ich, wir würden hier so lange vor Anker gelegen haben, bis der Capitän zuletzt sich und uns von dem durch die Marktscenen in uns erweckten Gefühl der Uebelkeit auf eine sehr homöopathische Weise curirt hätte, wäre nicht die liebe idlaver Straßenjugend als unser Rettungsengel dazwischengetreten, indem sie draußen plötzlich das Geschrei erhob: „Soldados! Soldados!"

Peruanische Soldaten! Die mußten wir natürlich sehen; vor Allen unser Herr H., der gewesene schleswig-holsteinische Jäger. Hijos de la libertad! Söhne der Freiheit! Zudem wußten wir bereits, daß diese Truppen, die erst gestern Abend spät auf einer peruanischen Brigg hier angekommen, dazu bestimmt waren, von hier aus zu der gegen Bolivia im Felde stehenden Armee zu stoßen. Peru war damals gerade wieder einmal in einer jener Krisen begriffen, die bekanntlich bei den südamerikanischen Republiken zur Tagesordnung gehören. Krieg nach außen, Rebellion im Innern. Man muß aber alle derartigen Dinge hier um des Himmelswillen nicht mit dem aus Europa mitgebrachten Maßstab messen, sonst kommt Einem die ganze Geschichte ganz und gar vor wie Kindercomödie. Tausend Bayonnete sind hier schon ein ganzes Armeecorps und 6000 Mann von allen Waffengattungen zusammen eine Napoleon'sche Grande armée. Das Fort von Callao ist unbedingt ein südamerikanisches Gewaltexploit, ein Regiment Zuaven aber, unterstützt von einem Paar englischer Kanonenboote, würde keine Woche — der goldbeladene Esel des Macedoniers aber würde keine Stunde brauchen, um hineinzukommen. Letztere schamlose Bestie nämlich soll in den hiesigen republikanischen Kriegen und Revolutionen eine fast unglaubliche Rolle spielen und dabei mit einer Frechheit auftreten, von der man selbst in zwei großen europäischen Residenzen, die mit P. anfangen, keinen Begriff hat, weil, wie

Kenner verſichern, etwas ſagen will. Der Gouverneur einer gewiſſen, ſüdamerikaniſchen, nur zwei kleine Meilen von der Hauptſtadt des Landes entfernten Feſtung ließ z. B. beim Ausbruch einer Revolution dem Präſidenten der Republik „unter der Hand“ zu verſtehen geben, er, der Herr Gouverneur, hätte nicht übel Luſt, ſich der Partei des Aufruhrs anzuſchließen und infolge deß die ihm anvertraute Feſtung den Rebellen zu übergeben. Der Präſident — ſtellt ſich natürlich augenblicklich an die Spitze ſeiner Garden, legt die zwei Meilen bis zur Feſtung im Fluge zurück, umzingelt das kleine, frei in der Ebene liegende Ding und fodert die Beſatzung auf, ſich zu ergeben, indem er zugleich den Gouverneur für vogelfrei erklärt und einen Preis von 10,000 Dollars auf ſeinen Kopf ſetzt? Bewahre! So heißblütig, tollkühn und rückſichtslos manövrirt in Südamerika kein erfahrener General. Menſchenleben aufs Spiel ſetzen, theures Pulver verſchießen, die Soldaten an Aufruhr, Brand und Mord gewöhnen, wenn man ein ganz einfaches und ſicheres Mittel in Händen hat, den Verräther ohne alles Blutvergießen und Pulververſchießen zu fangen und unſchädlich zu machen? Der Herr Präſident begnügt ſich alſo fürs erſte, dem Herrn Gouverneur gleichfalls unter der Hand eröffnen zu laſſen: Er ſolle nur ſagen, wie viel er haben wolle; der Herr Gouverneur, ein gemäßigter Patriot, begnügt ſich darauf mit 100,000 Dollars für ſich und 50,000 Dollars für ſein Fräulein Tochter zum Brautſchatz: man handelt etwas; kurz, das ſehr theure ſüdamerikaniſche Vaterland iſt, natürlich aus dem Beutel des Staats, für diesmal noch gerettet. Der Herr Gouverneur bleibt auch Gouverneur, ſein Fräulein Tochter, oder vielmehr die 50,000 Dollars, kriegen bald einen Mann und der Herr Präſident tanzen noch auf der Hochzeit.

Was nun die Soldaten betrifft, die wir in Islay ſahen, ſo lieferten ſie, die Wahrheit zu geſtehen, bei weitem nicht die fratzenhafte Caricatur, die wir erwartet. Allerdings waren die gemeinen Soldaten faſt alle mehr oder minder krummbeinige Farbige, aber ihre leichten grauen Uniformen waren, wenn auch höchſt einfach, doch ziemlich gut gemacht und wahrſcheinlich für dieſe Gegenden der Hitze und des Staubs ſehr zweckmäßig. Eine Zollſtaff'ſche Compagnie mit einem bezahlten und geſtohlenen Hemde, worauf ich mich ſchon außerordentlich gefreut, bekamen wir für diesmal wenigſtens nicht zu ſehen. Das Lederzeug und die Steinſchloßgewehre rochen freilich bedeutend nach dem europäiſchen Trödelmarkt, auch will ich wol glauben, daß die gewöhnliche berliner Sonntagsparade, verſtärkt durch eine zwölfpfündige Batterie, im offenen Felde mit der ganzen peruaniſchen Armee ſo ſchnell fertig werden würde wie mit den Franzoſen bei Roßbach, aber ich halte andererſeits den peruaniſchen Soldaten für nicht ſchlechter einexercirt und neuerdings für felddienſttüchtiger als gewiſſe National- und Bürgergarden Europas. Wenn hier in den ſüdamerikaniſchen Ländern häufig Schlachten geſchlagen werden, deren ganzer Plan und Verlauf darin beſteht, daß die eine Armee weg- und die andere ihr nachläuft, ſo liegt das ſicher weniger an den Soldaten als an den beſprochenen Humanitätsprincipien der hieſigen Feldherren.

Während wir ſo daſtanden und die auf dem Marktplatze aufmarſchirten peruaniſchen Vaterlandsvertheidiger mit der Genauigkeit eines geſtern erſt Lieutenant gewordenen Junkers muſterten, flüſterte mir ein neben mir ſtehender Maulthiertreiber ganz leiſe und geheimnißvoll ins Ohr: „Polvora? señor, polvora?“ Wenn ich nun auch zufälligerweiſe ſchon wußte, daß pólvora Schießpulver heißt, ſo wußte ich doch durchaus nicht, was der Mann eigentlich meine, und war ſchon auf den ſublimen Gedanken gekommen, er wolle mir, dem Fremden, begreiflich machen, die Soldaten da hätten wirklich Pulver in ihren Patronentaſchen; ein Beweis, daß hier in Peru der Krieg kein Spaß, wie wol mitunter in Europa.... als plötzlich unſer Freund, der Capitän Cremer Lortari, mir die nackte Wirklichkeit der Sache klar machte, indem er ziemlich haſtig und eifrig zu mir ſagte: „Was will der Kerl von Ihnen? Pulver? Laſſen Sie ſich ja nicht mit ihm ein, auch wenn Sie wirklich Pulver zum Verkaufen mitgebracht haben. Man kann den Halunken

hier nie trauen. Der Kerl sieht mir aus wie ein Zollspion und sie wissen oder wissen vielleicht nicht, daß hier durchaus kein Pulver eingeführt werden darf, bei Verlust von Schiff und Ladung. Es ist Monopol der Regierung."

Ich war im ersten Augenblick etwas indignirt über diesen peruanischen Schlingel, der mir zutrauen konnte, daß ich gekommen sei, um mich, gleich den Spaniern und ihren Nachfolgern, auf Kosten seines Vaterlandes zu bereichern. Später jedoch habe ich eingesehen, daß die Voraussetzung des Mannes, auch ich wäre ein Sünder und Zollbetrauder, hier in Peru gar nicht etwas so Beleidigendes involvire. Denn in diesem wohlgeordneten Lande schmuggelt Alles; Alles, was darin ist, und Alles, was dahin kommt, vom Matrosen und Zollenführer an bis zum Schiffscapitän und — Zollbeamten hinauf. Ich könnte darüber aus eigener Anschauung fabelhafte Geschichten berichten. Der Schmuggelhandel ist an der südamerikanischen Westküste ein sehr gutes Geschäft, das bis zu siebenhundert und mehr Procent abwirft.

Die tropische Sonne fing jetzt an, sich auf eine sehr unangenehme Weise bemerkbar zu machen, und wir beriethen uns deshalb, die Kühle des Meers und unserer Schiffskajüte aufzusuchen, wo wir bis zum Nachmittag blieben und dann wieder ans Land fuhren, um uns in den öden Straßen Islays Leichdörner zu holen. So ging es im Allgemeinen einen Tag wie den andern. Morgens Markt; von 10 Uhr Vormittags bis 5 Uhr Nachmittags Siesta an Bord; von 5 — 8 Uhr vergebliche Jagd nach Amusement am Lande und dann schließlich Ausruhen in den Armen des auch hier in Amerika alle Leiden vergessen machenden Schlafs. Und dies schreckliche, ewige Einerlei dauerte fast volle acht Tage hindurch; denn am Sonntag waren wir gekommen und am Sonnabend gingen wir erst wieder in See. Hätten wir nicht den Schreiber an Bord gehabt, es wäre ganz und gar nicht zum Aushalten gewesen. Dieser auf einer langen Seefahrt unbezahlbare Reisegefährte, der uns ehrenhaft unsere Hosen umsonst flickte und, wie Falstaff, nicht nur selbst witzig war, sondern auch Ursache, daß andere Leute witzig wurden, half uns über manche tödtlich lange Stunde hinweg, und ich kann nicht umhin, aus Dankbarkeit dafür diese meine hoffentlich nicht ihrem Gegenstande ähnelnde Darstellung des traurigen Islays mit einem summarischen Urtheil jenes — in allem Ernst gesprochen — guten Jungen zu schließen. Schon von dem Augenblick an, als er zum ersten mal das Land betreten und sich den peruanischen Schwindel besehen hatte, war er insichgekehrt und still geworden, sodaß man ihn wie eine abgelaufene Uhr aufziehen mußte, wollte man etwas von ihm heraus haben. Er schien die empfangenen Eindrücke bei sich zu verarbeiten. So saß er auch eines Morgens oben auf dem Verdeck auf der sogenannten Hühnerbank und schaute schweigend durch das Schiffsfernrohr nach dem Ufer hin. Da erblickte er plötzlich einige Damen, die sich im Meere, und zwar in Gesellschaft mehrer Herren, badeten, wie es hier die hergebrachte und bei der Art und Weise, wie es geschieht, nichts weniger als unanständige Sitte erlaubt. Kopfschüttelnd ließ er das Fernrohr sinken und sich zu mir wendend machte er seinem nun schon seit mehren Tagen schwer gepreßten Herzen mit den Worten Luft: „Hören Sie mal, das ist hier wahrhaftig eine schöne Zucht! Alles ganz und gar anders in dies verdorbne Land als bei uns! Die Weibsleute rauchen un baden sich mit de Herren und die Herren tragen Umschlagetücher wie die Frauen. In November is es hier 'ne Hitze wie in 'n Backofen und dabei wächst nirgends noch keine Spur nich von Jras."

Wir kamen aber doch noch Gegenden, wo noch etwas mehr wuchs als Gras. Will der Leser Geduld haben und uns noch weiter hinauf in die classischen Gegenden des Guld- und Sunnelandes folgen, so werd' ich mir in noch einigen Artikeln die Ehre geben, ihm Peru zu schildern wie es ist und in mancher Hinsicht allerdings auch immer wieder die schwer erlangte Erfahrung, wie es sein könnte. Segeln wir auf Callao und Lima zu!

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Armuth und Wohlthun.

III.

Iſt es weiſe, Almoſen zu Capital zu machen und nur die Zinſen zu Gaben der Liebe zu verwenden? Es ſcheint dies die Anſicht der meiſten Verwaltungen von Wohlthätigkeitsfonds zu ſein, da in ihren Rechenſchaftsberichten ſie darin ihren Ruhm zu ſuchen ſcheinen, wenn unter ihrer Leitung das Capital ſich vermehrt hat. Es ſcheint dies auch ſonſt die gewöhnliche Anſicht zu ſein, da wir in den Teſtamenten ſelten größere Summen zu ſofortiger Verwendung ausgeſetzt finden. Die Weisheit ſolcher Praxis ſcheint auch nicht bezweifelt werden zu dürfen, da ja ihr herrliches Ergebniß offenbar iſt; die Summe der Wohlthätigkeitsfonds in Sachſen z. B. ſtellt ein ſehr bedeutendes Capital dar. Dennoch können wir nicht umhin, die entgegengeſetzte Theorie und Praxis weiſer und zweckmäßiger zu finden und, da der Gegenſtand wichtig genug und in unſerer Noth auch wol intereſſant genug iſt, in einigen Worten anzuempfehlen.

Zuerſt muß aufmerkſam gemacht werden auf die Unſicherheit des Beſitzes. Man weiſt auf die große Summe hin, die ſich im Laufe der Zeit angeſammelt hat, aber wo ſteht die Summe derjenigen Capitale, die im Laufe der Zeit durch Betrug oder durch Nachläſſigkeit der Verwaltung verloren gegangen ſind? Bei dem großen Betruge, der vor wenig Jahren in Bremen aufgedeckt wurde, gingen mehre Tauſende verloren, die für Wohlthätigkeitszwecke beſtimmt waren. Und wer hätte nicht in dem Bereich ſeiner Erfahrung einen Fall, wo eine Stiftung durch die Nachläſſigkeit der Verwalter ihr Capital verlor und wer wüßte nicht, wie Kriege und andere Staatsereigniſſe ſo manchem Wohlthätigkeitsinſtitute ſeine Fonds ganz oder zum Theil genommen haben? Güter in todter Hand ſind allgemein verurtheilt; ihre Verwaltung brachte ſelten höhere Zinſen, oft keine und nicht ſelten koſtete ſie mehr als ſie einbrachte. Es iſt daher faſt allgemein, daß die Stiftungscapitale auf Hypotheken ausgegeben werden. Dieſes Verfahren bietet allerdings möglichſte Sicherheit, wo das Capital das Eigenthum eines Einzelnen iſt. Selbſt zwiſchen dem gewiſſenhaften Verwalter und dem Beſitzer wird immer ein großer Unterſchied ſein; es iſt ein engeres Band zwiſchen dem Vermögen und dem Beſitzer als zwiſchen der Stiftung und ihrem Verwalter und wir können nicht erwarten, dürfen auch nicht fodern, daß Jemand nicht an ſein Nächſtes auch zunächſt denke in Zeiten der Unruhe und Gefahr. Doch es iſt überflüſſig, hierüber viel Worte zu reden; die Beiſpiele ſind redend genug, aber exempla sunt odiosa. Jedenfalls geht Der, dem es hauptſächlich daran liegt, daß die Summe, die er den Armen beſtimmt, auch ihnen wirklich zugute komme, den ſicherern Weg, wenn er das Geld zu ſofortiger Verwendung beſtimmt; es konnte doch möglicherweiſe in Beutel fließen, an die er von allen zuletzt gedacht haben würde.

Das Zweite, worauf hinzuweiſen iſt, iſt die ſtete Entwerthung des Geldes. Am Preiſe des Getreides, des erſten und wichtigſten Lebensbedürfniſſes, läßt ſich das Sinken des Geldwerthes am ſicherſten erkennen. Polybius, im zweiten Jahrhundert vor Chriſtus, berichtet, daß zu ſeiner Zeit in Italien der Medimnus Weizen (etwa 12 dresdener Metzen) 4 Obolen (etwa 4 Ngr.) gekoſtet habe. Der Scheffel Weizen alſo, der bei uns in günſtiger Zeit nicht unter 4 Thlr. fallen wird, koſtete damals in dem ſchon reichen und wohlbevölkerten Italien nur 4 Pfge. Dieſelbe Geldſumme war alſo damals 24 mal ſoviel werth als heutzutage. Schon gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts berechnet David Hume, daß die Preiſe aller Dinge ſeit der Entdeckung Amerikas und ſeiner Geldſchätze in England um das Vierfache faſt geſtiegen, d. h. daß der Werth des Geldes in demſelben Maße gefallen ſei. Das Geld mehrt ſich in größerem Maße als ſein Bedarf. Die Gold- und Silbergruben werden beſſer ausgebeutet und neben dem Metallgelde nimmt der Gebrauch der Werthpapiere immer mehr zu. So wächſt die Menge des Geldes ſchneller als ſein

Verhältniß und die nothwendige Folge ist seine Entwerthung. In demselben Maße, wie im Westen Nordamerikas die reichen Goldlager sich aufthaten, stieg im Osten der Grund und Boden, d. i. sank der Werth des Geldes. Also mit derselben Summe konnte ich vor 2000 Jahren das 24fache, vor 400 Jahren das 7fache, vor 100 Jahren das Doppelte von Dem leisten, was ich heute damit ausrichten kann; noch bedeutender wird bei der reichen Goldausbeute in Californien und Australien der Unterschied zwischen jetzt und hundert Jahren später sein. So vortheilhaft nun diese stetige Entwerthung des Geldes für den Schuldner ist, indem sie das Capital in seinem eigentlichen Werthe vermindert, so nachtheilig ist sie für die Gläubiger und für die Stiftungen und sie läßt es keineswegs als räthlich erscheinen, Summen, die sofort verwendet werden können, zu zinstragenden Capitalien zu machen.

Das Dritte, was gegen das Capitalisiren der Almosen spricht, ist die geringe Verwerthung des Capitals. Wir können für Deutschland, zumal wenn wir die Verwaltungskosten und die nie ausbleibenden Verluste mit in Rechnung bringen, keinen höhern Zinsertrag als durchschnittlich Drei vom Hundert erwarten, dürfen auch keinen höhern wünschen, denn nichts wird mit Recht für ein gewisseres Zeichen von dem blühenden Zustande einer Nation gehalten als die Niedrigkeit der Zinsen. Es muß also das Capital schon 33 Jahre ausstehen, ehe es nur ein mal vorausgabt, benutzt wird. Wie würde sich aber in dieser Zeit das Geld ganz anders verwerthet haben, wenn es sofort zum Besitzthum Einzelner gemacht worden wäre? Mit dem Viertheile der Summe, deren Zinsen dem Capitalisten nur ein mäßiges Auskommen gewähren würden, hat sich mancher rührige Fabrikant in kurzer Zeit ein ansehnliches Vermögen erworben. Setzen wir einen bestimmten Fall: Es sind 2000 Thaler zur Unterstützung der Armen da; ich theile sie in fünf Theile und gebe fünf in Noth gerathenen, aber sonst thätigen und zuverlässigen Familienvätern jedem 400 Thaler, wird nicht der jährliche Ertrag des Almosens die 60 Thaler Zinsen meistentheils um das 10., ja 20fache übersteigen? Dann setzen wir: Von den fünf Männern erweist sich einer des Vertrauens unwürdig, ein zweiter wird durch erneute Unglücksfälle, trotz der Unterstützung, in der Dürftigkeit erhalten; nehmen wir also, was aber doch falsch wäre, die zwei Theile als verloren an; den drei andern aber gelingt es mit Hülfe der 400 Thaler sich aus ihrer üblen Lage herauszuarbeiten und sich und ihren Kindern eine gesicherte Existenz zu erwerben, würde nicht der Ertrag der 1200 Thaler zehn mal so hoch anzuschlagen sein als die 60 Thaler Zinsen der 2000? Die jährlichen Zinsen unter die fünf Familien vertheilt würden keiner einen wesentlichen Nutzen gewährt haben und nach Verlauf von 33 Jahren würde das Capital zwar ein mal ausgegeben und doch noch vorhanden sein, aber es würde auch in dieser Zeit im Wesentlichen nichts gewirkt haben. Niemand würde anstehen, den Vater thöricht zu nennen, der sein Vermögen Fremden zur Verwaltung übergäbe und seinen Kindern nur den Zinsengenuß bestimmte, sodaß diese vielleicht darben müßten, trotz der Größe des väterlichen Vermögens, während sie bei eigener Verwaltung des genügendste Auskommen haben würden. Und ist es ein anderes Verhältniß zwischen dem Almosengeber und den Armen? Unsere sächsischen Armen besitzen an der Summe der vorhandenen Wohlthätigkeitsfonds ein beträchtliches Vermögen; wäre dies Vermögen, statt in den Händen fremder Verwalter, in denen der Besitzer, es würde viel reichere Frucht tragen, nicht blos für die erste Zeit, sondern für alle Zeiten und in stets [illegible].

Man ist sonst allgemein darüber einverstanden, daß es besser sei, weniger und größere Gaben zu geben, als eine Summe in viele kleinere Gaben zu zersplittern. Ebenso allgemein anerkannt ist, daß wer schnell gibt, doppelt gibt. Das Capitalisiren streitet gegen beide Sätze: es verzögert das Geben und zersplittert die Summe in Zinsen. Ferner: Unter den gegenwärtigen Finanzmännern Englands wird die Ansicht verderbenbringend, daß

es eine Verkehrtheit sei, die Bedürfnisse der Gegenwart durch Verschreibungen auf die Zukunft oder durch Anleihen zu decken, indem jede Zeit an dem Umfang ihrer Mittel auch den Umfang ihrer wahren Bedürfnisse erkennen müsse; für die wahren Bedürfnisse der Gegenwart würden auch immer die Mittel der Gegenwart ausreichend sein. Das ist ein Satz voll tiefer Wahrheit. Auf die vorliegende Frage angewendet lautet er: Es ist eine Verkehrtheit, mit Mitteln der Gegenwart für die Bedürfnisse der Zukunft zu sorgen, jede Zeit muß an dem Umfange ihrer Mittel auch den Umfang ihrer Bedürfnisse erkennen; für jeden Thaler der Gegenwart ist auch ein nothwendiges Bedürfniß da und er kann der Zukunft nicht geschenkt werden, ohne einen Raub an der Gegenwart zu begehen. Aber nicht blos an der Gegenwart, auch an der Zukunft geschieht die Versündigung. Stiftungen wie Anlehen sind gleich verderblich; sie gleichen nicht aus, sondern bewirken mit den Unterschied von schlechten und guten Zeiten. Jeder Zeit ist nur Das heilsam, was aus ihr selbst entspringt; die Anlehen aus frühern Zeiten sind unnatürliche Lasten wie die Stiftungen unnatürliche Krücken. Wir sorgen am besten für die Zukunft, wenn wir alle Mittel und Kräfte, die uns gegeben sind, gewissenhaft auf die Gegenwart verwenden. Es ist ein lebendiger Zusammenhang zwischen den Zeiten: Je besser die Gegenwart, je besser die Zukunft. Der Weiseste hat es gesagt: „Es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe.“ Für den morgenden Tag und seine Armen sorgen wir am besten, wenn wir alle unsere Mittel und Kräfte verwenden zur Hebung der Armuth von heute.“)

Wiener Briefe.

VI.

Ein Ausflug in die herrliche Umgegend! Es war in den ersten Morgenstunden, als wir Wien enteilten und auf der Südbahn einer lachenden Natur in die Arme fuhren. Einzelne Windstöße verscheuchten die über der Stadt liegenden Nebel, sodaß man vom Waggon aus das Bild der Residenz immer reiner und klarer vor sich liegen sah. Bald war die Station erreicht, wo wir ausstiegen und den Bergen zuschritten, welche mit Ruinen gekrönt vor uns lagen, den Vorposten der steirischen Alpen. Die Natur Niederösterreichs ist so gesund, so kräftig wie seine Bewohner, aber sie ist um die Ruinen Mödling und Lichtenstein herum noch sehr einfach und ein Reisebegleiter äußerte deshalb: „O, wie ist man doch hier wie in der Schweiz nicht so oft in Verlegenheit, über die Größe und Erhabenheit Gottes nachzudenken.“

Wir verloren die Ruinen aus den Augen und gelangten in den Flecken Mödling. Es war Markt. Bauern und Bäuerinnen, hübsch und stattlich, Kraut und Rüben, Pferde, Kälber, Wägen, Alles durcheinander. Wir nahmen einen Wagen und fuhren durch ein Thal, wo die reichen Wiener ihre Sommervillegiaturen halten. Wie manche Schönheit der haute finance mag sich hier langweilen! Wie manche voll Sehnsucht an den Großen Graben und das ohrzerreißende Geräusch der Kärntnerstraße denken und sich zurücksehnen in ein Element, das ihr naturgemäßes ist! Einsamkeit, du süßes Wort, wie wirst du verstanden, wie ergriffen sein! Denker, Dichter, Künstler, Frauen, die Kunst und Literatur lieben, Frauen von Herz und Gefühl, können allein sein und ein solches Landleben führen. Aber diese oft so gedankenlosen, vom Drahte der Convenienz regierten Puppen, wie schwer muß ihnen das Opfer werden, das sie der Etikette bringen! O ihr schlummert wol noch. Wie manche von euch mag auch von den Herrlichkeiten eines Balls des letzten

*) Es ist traurig, daß man allen Vorschlägen zur Abhülfe des im Obigen so warm und ergreifend geschilderten Elends nur erwidern kann: Die wahre Hülfe liegt in einer Reduction unserer künstlichen Gesellschaftsverfassung auf natürliche und dem Maß der gegebenen Bedingungen entsprechende Zustände.

D. Herr

Winters träumen! Unser rasselnder Wagen mag ihr als Equipage, als Anfang oder Ende der Süßigkeiten ihres Traums erscheinen! Oder sie träumt von der letzten italienischen Oper, hört die Mercori, Bendazzi, Lesniewska, hört Bettini im „Trovatore" singen: „Di quella pira, l'orrendo foco" und zieht einen Triller, angehört in Gesellschaft und Toilette, jedem Morgengruß der Nachtigal und des Finken vor. Ach, die Poesie ist in Wien selten geworden. Nicht blos bei den Poeten, sondern auch bei Denen, für die einst die Grillparzer, Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, Betty Paoli, Frankl, Vogl, Seidl, Castelli, Bauernfeld u. A. sangen. Der Idealismus stirbt, in den Sängern und in den Hörern.

Wir stiegen aus und ließen den Wagen langsam hinter uns herrollen. Welche kühlen Waldesschatten, welche sanften Thalgründe nahmen uns auf! Wie dufteten Föhren und Eichen! Wie wohl thut dem Auge der grüne Teppich des Bodens! Bald näherten wir uns dem Rand des Thals von Heiligen Kreuz und standen vor einer sonderbaren Mischkarte von Gebäuden und Baustilen aller Art. Der frische Anstrich glänzte in der Sonne und hob das Kloster aus seinen mittelalterlichen Umfängen ganz hinüber in die unmittelbare Gegenwart. Beim Eintritt in den Klosterhof fanden wir zwei Pestsäulen. Die Türken und die Pest, das sind in Oestreich die überall wiederkehrenden Ecce signum denkwürdiger Localitäten. Einige Figuren, die an dem Piedestal, auf welchem Wolken von Stein ruhten, angebracht waren, zeigten wenigstens, daß der Bildhauer einen Begriff von einem menschlichen Gesicht und einer menschlichen Form gehabt hat; dies war jedoch Alles, was an diesem Monument christlicher Kunst Bemerkung verdiente. Fast überall entbehrt diese der plastischen Gestaltung, wie es in der Religion selbst liegt, die eine Negation des Fleisches ist. Die Galerie des Hofs war blendend weiß angestrichen; nur die Giebelseite der Kirche mit dem Portal, welche in den Hof hereinblickte, ist in seiner alterthümlichen graubraunen Farbe belassen, welches ihre Wirkung auf den Beschauer oder verdoppelte. Die Kirche ist ein schöner Bau, in seinen Verhältnissen harmonisch geordnet, im reinen Spitzbogenstil gehalten, ohne Einmischung antiker Elemente. Nur die Altäre mit ihren schwarzen Marmorsäulen und korinthischen Capitälern mischten jene Antike ein, denen man in christlichen Kirchen nicht gern begegnet. Das Altargemälde, einen übersinnlichen Moment, Mariä Himmelfahrt, darstellend, ist von einer für diesen Vorwurf zu schweren Hand ausgeführt (Sebastian Stank), doch nicht ganz ohne künstlerischen Werth. Christus in verschiedenen Situationen ist hier nur der leidende Mensch, nicht der verklärte Gott. An einem Seitenaltar in dem Dunkel der Kirche, wo der Raum nur spärlich durch ein Fenster mit schöner Glasmalerei erhellt ist, steht das Bild einer Madonna, — der Ort wie geschaffen zur Schwärmerei. Wir verließen die Kirche durch einen Gang rechts vom Hauptaltar und gelangten in einen Hof, der den Zwischenraum bildete zwischen dem Dom und einer kleinen Kapelle. Die Mittagssonne brannte an den frisch übertünchten Mauern und verursachte uns ein zu grelles Licht, was um so empfindlicher war, als wir aus dem Dunkel der Kirche traten. Bei dem Eintritt in die Kapelle glaubten wir in eine Gruft gerathen zu sein, denn Finsterniß umhüllte uns, doch nach und nach gewöhnte sich das Auge an die Dunkelheit und wir gewahrten bei dem Scheine eines einsamen Lämpchens Christus im Grabe liegend und zu beiden Seiten die Kriegsknechte Wache haltend. Fast fühlt man sich hier an die geistlichen Schauspiele erinnert, in welchen die Literarhistoriker den Anfang unserer Bühne erblicken wollen. Dann Porträts einiger Babenberger.... Sie waren an Farbe und Schule zu neu, als daß man denken konnte, daß die tapfern Herren weiland selbst dazu gesessen. Es geht ein romantischer Zug durch das Geschlecht der Babenberger. Ihr erstes Auftreten und ihr erster Untergang durch König Konrad charakterisirt sie als ein markiges und edles Geschlecht. Ihre spätern Verbindungen mit Heinrich dem Vogler, den Hohenstaufen, machen sie zu einem der glorreichsten Geschlechter des Mittelalters.... Dann die Schatzkammer, wo man uns mehre Priesterornate und kirchliche Kostbarkeiten

zeigte. Maria Thereſia hat, ſagt man, einige dieſer Ornate mit eigener Hand geſtickt. Die Perle des ganzen Kloſters iſt ein Stück des Kreuzes Chriſti, das Leopold der Tugendhafte, nach Verſicherung unſers Führers, von ſeinem Kreuzzug mitgebracht, indeß könnte dies auch von Leopold dem Glorreichen geſchehen ſein, der ein ſolches Stück von Balduin, dem fränkiſchen Griechenkaiſer, zu Konſtantinopel geſchenkt bekam, wo alsdann von dieſem Stück bei der Verlobung der Schweſter Friedrich's des Streitbaren, Conſtantia, mit Heinrich dem Erlauchten, Markgrafen von Meißen, ein Theil als Geſchenk nach Dresden kam, welches der dortigen Kreuzkapelle den Namen gab. Hiſtoriſche Notizen über die Echtheit dieſer Kreuzſtücke reichen kaum bis 1000 nach Chriſtus. Dieſe Lilienkreuzer-Reliquie iſt von bräunlicher Farbe und in einem Einſchluß von Bergkryſtall. Gold, Silber und Perlen umgeben das Poſtament, das, wenn auch nicht von Benvenuto Cellini gearbeitet, doch vielleicht von ihm zuſammengeſtellt iſt. Man führte uns durch den Kreuzgang in die Gruft, wo wir uns enttäuſcht fanden, da der untere Raum der Gruft vermauert war und wir ſtatt Särgen nur Grabſteine fanden. Ein Grabſtein unterſchied ſich beſonders von den übrigen, da auf demſelben ein Mann in voller Rüſtung in Stein gehauen dargeſtellt iſt. Die Figur iſt bereits ſehr verſtümmelt und bezeichnete den Grabſtein Friedrich's des Streitbaren. Die Figur ſoll ihn dargeſtellt haben, wie man ihn todt auf dem Schlachtfelde unweit Neuſtadt an der Leitha gefunden. Er ſtarb, wie Guſtav Adolf, mit dem Siege; er 38, dieſer 35 Jahre alt. Obgleich ihre hiſtoriſche Bedeutſamkeit ſehr verſchieden iſt, kann man doch der Meinung ſein, daß Friedrich noch ebenſo viel Aufregung in der Welt hervorgebracht haben würde als Guſtav Adolf. Die Babenberger würden vielleicht die Hohenſtaufen fortgeſetzt haben, ſie waren deren Verwandte nicht blos im Blut, ſondern auch im Geiſte. Der Hof der Babenberger wetteiferte mit dem thüringiſchen an Glanz und Bildung. Die berühmteſten mittelalterlichen Sänger fanden dort eine glänzende Aufnahme. Walther von der Vogelweide, dem Kaiſer Friedrich II. ſpäter eine Beſitzung ſchenkte, beſang auch Leopold den Glorreichen. Im Allgemeinen verdanken wir dieſer Begünſtigung und Anregung die Erhaltung manches Stücks altdeutſcher Poeſie, das wol ohne die Babenberger unſere Tage nicht erblickt haben würde.

Inzwiſchen hatte ſich die Gruft mit andern Neugierigen gefüllt, die ſtille Andacht, die wir bisher den Merkwürdigkeiten gezollt, war geſtört. Wir kehrten in die wonnig lachende Natur zurück.

Von ſolchen Ausflügen kehrt man in die große Stadt mit innerer und äußerer Stärkung zurück. Man begreift den Zauber, der das Herz des Oeſtreichers an ſeine Heimat feſſelt, ſelbſt wenn man erſtaunen muß, daß in ſeiner Art ein unausgeſetztes heimliches Klagen und abfälliges Urtheilen über die heimiſchen Zuſtände liegt. Das Nächſte und das Entfernteſte gibt dazu Veranlaſſung. Der Wiener iſt ſeinem innerſten Weſen nach ſanguiniſch cholériſch, ein Temperament, das ſich in Extremen bewegt.

Nehmen Sie nachfolgende Notizen als die Ausbeute von Unterredungen und Begegnungen, die nur auf das Nächſte und Augenblicklichſte gerichtet blieben.

Die alten geſellig geiſtigen Kreiſe, in denen man ſonſt heimiſch und durch ſie mit Allem in Berührung war, ſind zerſtoben, neue haben ſich nicht bilden wollen. Freiherr von Jaquin, der unberühmte Sohn eines berühmten Vaters, der Anatom und Kunſtfreund Beaumo ſind todt, Endlicher, wie man ſagt, iſt freiwillig gegangen, Hammer-Purgſtall öffnet ſeinen Salon mehr. In dem großen, reichen Wien fehlt ein hervortretender geiſtiger Mittelpunkt, der es verſtünde, wie ſchön es iſt, „den Genius bewirthen". Vielleicht fehlen bedeutende Frauen? Durch eine ſchon lange dauernde Geſellſchaftsloſigkeit, wie man das Auseinandergehen der Stände nennen möchte, hat das jüngere Geſchlecht ſich auch gewiſſe Formen nicht angeeignet, die an ſich gedankenlos ſein mögen, im Salon aber unentbehrlich ſind. Es galt ſonſt zum guten Ton und man freute ſich der Auszeichnung, wenn

Poeten ihre Werke in Gesellschaft noch vor der Veröffentlichung vorlasen; jetzt finden sie es klug, sich, selbst nach einem bedeutenden äußern Erfolge, zu verleugnen, wie Freiherr von Münch-Bellinghausen mit seinem „Fechter" gethan hat. Ihn veranlaßte dazu ebenso die „Gesellschaft", die blasirt und der Literatur ungeneigt ist, wie die Literatur selbst, die immer nur nach fertigen Kategorieen urtheilt und sich nur müht, in jedem neuen Werke eines Talents die Fehler seiner frühern herauszufinden.

Unter den Namen, die sonst hier eine Geltung hatten, herrscht eine gewisse Morosität. Sind die Herren verdrießlich, daß sie alt werden, oder fehlt die anregende und belebende Nachhülfe von oben, unten und ringsum? Die Künstler tummeln sich heiterer. Eine Gesellschaft von 200 Personen (nicht aber Künstlern!) feierte einen fröhlichen Montag, um sich auszuruhen von den vielen herrlichen Bildern, Statuen und Bauplänen, die nach Paris gewandert — sein könnten, um dort die hiesige Kunst zu vertreten. König Mai mit seinen Genossen wanderte zum Kahlenberge und ließ sich von der paradiesischen Gegend und den erhebenden Erinnerungen soviel als möglich anmuthen. Man hat den lieblichen Wöslauer, ist jung oder bekam von den Göttern ein lebhaftes Temperament, warum sollte man nicht jauchzen und den Hut schwingen, hoch über dem gemeinen Erdendasein stehend wie Uhland's Hirtenknabe? Auch den Poeten wird es dann und wann wieder — singerig und trinkerig zumuthe. Friedrich Kaiser schlug die Erneuerung der „Concordia" vor. Böser Gräming, der du einst mitten inne unter den Genossen dieser Gesellschaft sitzen konntest und doch etwas vor dir hinmurmelst von — Frösche galvanisiren! Warum denn nicht? Von oben erlaubt man's: rüttelt und schüttelt euch nur, daß die Grillen aus euern alten Schlafröcken herausfahren! Es ist zur stehenden Phrase hier geworden, das „alte gute" Wien zu loben... Sie sollen froh sein, ein neues, gewiß ein denkenderes Wien zu haben.

Die Baukunst ist besonders jetzt gepflegt. Ein junger Wiener, Namens Ferstel, gewann den Preis für den schönsten Plan zur gothischen Votivkirche unter 80 Concurrenten. Jedenfalls ein seltenes Talent! Ein Bauwerk eigener Art, ein zweiter neuer Judentempel in der Leopoldstadt, ist im Werden. Vollendet muß er ein stattliches Werk geben mit seinen Minarethtürmen, gewundenen Säulen und damastartig gemusterten Wandflächen. Leider sollen die reichen Juden Wiens das nöthige Geld (300,000 Gulden) bisjetzt nur zur Hälfte aufgebracht haben, eine Thatsache, die in wunderlichem Contrast zu der andern steht, daß zum Giebelbau der Stephanskirche gerade die Juden mit den fast größten Beiträgen sich eingestellt haben. Man sage noch, daß Lessing's und Nathan's Geist hier nicht Wurzel geschlagen hätte, und wer etwa sagen wollte, in der Geschichte der drei Ringe fehle eine Bemerkung über die Macht des Zeitungswesens und den Zauber, den gedruckte Listen auf die Geldbeutel ausüben, der ist sicher ein Verleumder. Honny soit qui mal y pense!

In den nächsten Wochen wird Wien geistig sehr angeregt werden. Nachdem die Homöopathen hier getagt haben und durch eine gründliche wissenschaftliche Demonstration gegen Professor Dr. Bock in Leipzig keineswegs die Gefahr hintertrieben, daß eines Tags in Leipzig die Statue Hahnemann's verschwindet (hier ist die Homöopathie seit kurzem selbst an kaiserlichen Spitälern vertreten), kommen nächstens, wenn es die Cholera erlaubt, die „Naturforscher", seit 22 Jahren zum ersten male wieder von Wien begrüßt. Ein herzlicheres Willkommen wird ihnen in wenig Städten entgegengerufen werden.

(Ein siebenter Brief demnächst.)

(Der zweite Artikel über das „Deutsche Zeitungswesen" erscheint in nächster Nummer.)

Ein „Rhetor“ aus dem vorigen Jahrhundert.

Die Sitte, daß Schauſpieler, die der Bühne Valet ſagen, auf Vorleſungen von Gedichten reiſen, ſcheint nicht erſt von dem berliner „Rhetor“ Schramm zu datiren. An Klopſtock ſchrieb ein ſolcher ſtrebender Homeride folgenden enthuſiaſtiſchen Brief:

„Ja, ich habe den »Meſſias« zu Augsburg öffentlich auf dem daſigen Concertſaale declamirt. Erſt fing ich mit einigen Auserwählten an, denen gefiel es. Die Geſellſchaft wurde für mein Stübchen bald zu groß und nun räumte mir der Magiſtrat den eben genannten Saal ein und die Anzahl meiner Zuhörer ſtieg bald auf einige Hunderte. Alle Exemplare der Meſſiade, echter Druck und Nachdruck, wurden bald aufgekauft. Hurter in Schaffhauſen machte ein gutes Geſchäft, indem von ſeiner fehlerhaften Ausgabe juſt die meiſten Exemplare vorhanden waren. Hohe und Niedere, Geiſtliche und Weltliche, Katholiſche und Lutheriſche kamen mit der Meſſiade unterm Arm in die Vorleſung. O, das war ein feſtlicher Anblick, wie Alles in feierlicher Stille ſo daſaß, wie die Empfindung auffuhr und in Verwunderung und Thränen ausbrach. Klopſtock! Klopſtock! ſchall es von allen Lippen, wenn eine Vorleſung beendigt war. Ich machte, wie ich glaube, meine Sachen ziemlich gut, denn von Jugend auf lernt' ich Declamation aus dem Meſſias und habe ihn ſchon in Aalen, Nördlingen, Nürnberg, Erlangen, Eßlingen, Mannheim, München, beſonders Ludwigsburg beinahe unzählige mal vorgeleſen. In Ludwigsburg ſind Handwerksleute, die den Meſſias als ein Erbauungsbuch gebrauchen und nach der Bibel, wie es auch wahr iſt, kein göttlicheres Buch kennen als dies. Was ich oft den Leuten für Freude machte, wie ich mich mitfreute und wie mich die Leute dafür belohnten, iſt kaum auszuſprechen. In Augsburg trug mir oft eine Vorleſung 50—60 Gulden ein. Der Eintritt war gewöhnlich 24 Kreuzer. Da konnte ich meinen Kindern manche Wohlthat erzeigen und zu meiner Stärkung manch gutes Glas Wein trinken. Sehen Sie, welchen Dank ich Ihnen ſchuldig bin, vortrefflicher Mann; dafür will ich Sie auch ewig lieben und hochſchätzen, und wenn ich ſterbe, ſoll man mir die Meſſiade auf die Bruſt legen und mich damit begraben. Die erſtgedachte große und weite Erfahrung, in Anſehung Ihrer Meſſiade, hat mich belehrt, daß je frömmer, je unverdorbener, je empfindlicher das Herz des Menſchen iſt, deſto mehr wirkt meine Declamation auf ihn. Ich habe Fürſten, Miniſtern, Kriegsleuten, Hofdamen, Prieſtern, Rechtsgelehrten, Aerzten, Virtuoſen, Handwerkern, Bauern, Mädchen am Spinnrocken und am Nähtiſch Ihre Meſſiade ganz oder ſtellenweiſe vorgeleſen, und allemal fand ich, daß es der beſte Menſch war, auf den ſie den tiefſten Eindruck machte. Und das wird immer ſo ſein und wird allen Kunſtrichtern dieſer und der ſpätern Zeit auf ewig Hand und Zunge lähmen. So lange Ihre Meſſiade unter uns an Beifall zunimmt, ſo lange glaube ich auch, daß unſere Nation veredelt fortſchreitet — und ſie nimmt zu. F. in A. druckt jetzt den »Meſſias« und die »Geiſtlichen Lieder«, und weg gehen ſie zwar nicht wie Brot zur Zeit der Hungersnoth reißend und ſtürmend, aber doch wie tägliches Brot.“

Anregungen.

Die Cedern des Libanon und der Orient.

Alles, was entſteht, erinnert nur zu bald an ſeinen endlichen Verfall. Auch von jenen Wäldern, aus denen (1. Buch der Kön. 5, 9) Hiram, der König von Tyrus, auf den Wunſch Salomo's Cedern- und Tannenholz zur Erbauung des Tempels in Jeruſalem fällen ließ und von denen es daſelbſt heißt, daß Salomo „Siebenzigtauſend hatte, die da Laſt trugen, und Achtzigtauſend, die da zimmerten auf dem Berge“, iſt nur noch — gleich den Roſen von Peſtum und den Eichen des Aetna — ein kleiner ehrwürdiger Reſt übrig. Die Prophezeiung des Jeſaias (10, 18): „Die Herrlichkeit ſeines Waldes wird vergehen und verſchwinden, ſodaß die übrigen Bäume ſeines Waldes können gezählt werden und ein Knabe ſie kann aufſchreiben“, ſcheint in Erfüllung gegangen zu ſein.

Wir ſehen dieſe Thatſache wieder beſtätigt durch die vor kurzem erſchienenen Reiſeſkizzen eines bekannten Touriſten, Alexander Ziegler, deſſen Mittheilungen über „Die heiligen Stätten in Jeruſalem“ (ſ. Bd. II, Nr. 37 und 38 der „Unterhaltungen“) unſern Leſern noch im Gedächtniß ſein werden. In ſeiner „Reiſe im Orient“ (2 Bände, Leipzig, J. J. Weber, 1855) gibt er eine Schilderung jenes einſt ſo berühmten Waldes auf dem Libanon. „Die Cedern des Libanon ſind ſo weltberühmt, daß der Reiſende ſich wol der Erwartung von etwas Außerordentlichem berechtigt halten kann, zumal er ihretwegen eine etwas beſchwerliche, mehre Tage in Anſpruch nehmende Reiſe machen muß. Den

der Höhe des Gebirgs aus hat der Anblick der Cedern nichts Ueberraschendes; sie liegen in einem traurigen, von drei Seiten mit schneebedeckten Gebirgen umgebenen Thale, welches nur nach der Westseite zu einen Abzug hat. Unterhalb der Cedern sieht man jedoch grüne Felder und hat auch einen weitern Fernblick. Der Cedernhain selbst, dieses älteste, fortgrünende Denkmal aus Salomo's Zeit, ist klein. Ich brauchte 15 Minuten, um ihn zu umgehen, und ließ dabei nicht mehr als etwa 20 Bäume außerhalb meines Kreises liegen. Dagegen ist er eine Oase in der Wüste, mit herrlichen Bäumen bestanden, »von schönen Aesten und dick von Laub und sehr hoch, daß der Gipfel hoch stand unter großen dicken Zweigen« (Hesekiel 31, 1). Die jungen Cedern sind schöner und schlanker wie die alten, von denen sich zwölf sehr große und starke vorfinden und von welchen man mit dem Psalmisten 92, 13 noch immer sagen kann, daß, wenn sie gleich alt werden, sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein werden. Vor dem ältesten, vom Blitz zerschmetterten Baume steht eine kleine steinerne Kapelle, zu deren Unterhaltung wir von einem herbeigeeilten Araber um eine Gabe angesprochen wurden. Es ruht sich köstlich unter diesen ehrwürdigen Bäumen, »die voll Saft stehen, auf deren Zweigen Vögel des Himmels nisten«, Finken schlagen und unter deren Schatten schöne Blümchen wachsen. Von einem Walde kann keine Rede sein, denn der ganze Hain umfaßt nur an 300 Bäume. Der stärkste Stamm hat 40 Fuß im Umfange, einzelne sind 30—90 Fuß hoch. An den Bäumen und Wurzeln findet man viele Namen von Reisenden eingeschnitten. Wir nahmen uns einige Erinnerungen mit und fanden uns insbesondere über die schönen Cedernäpfel, die wir gefunden und die den Tannenzapfen gleichen."

Das Ziegler'sche Werk reicht sich, was seine Beobachtungsgabe und lebendige Schilderung anlangt, dem Besten an, was wir über den von deutschen, französischen und englischen Touristen oft beschriebenen Orient Neues besitzen. Nur einige Partieen scheinen uns leichter behandelt, was darin seinen Grund haben mag, daß der Verfasser von dieser orientalischen Reise weniger befriedigt werden ist als von seinen frühern Reisen in Amerika und Spanien. „Ich muß offen bekennen, daß die Reise in ihrer Totalität doch zu wenig bietet, als daß die Kosten und Mühen hinlänglich belohnt sein sollten, die damit verbunden waren. Man sagt, daß der Orient, einmal besucht, immer mit magnetischer Kraft zu sich zurückziehe, allein ich befürchte den Einfluß dieser magnetischen Kraft auf mich nicht, so sehr ich auch die Poesie und Wichtigkeit des Landes anerkenne." Die einzelnen hübschen Gegenden im Orient kommen dem Verfasser vor wie Oasen in der Wüste, die deshalb das Auge so entzücken, weil es lange Zeit eine große Leere durchlaufen hatte, ohne einen Stütz- und Ruhepunkt gefunden zu haben. Im Grunde fand Bogumil Golz bei seinem Besuche Aegyptens ein ähnliches Resultat und Moritz Hartmann geht sogar so weit, in allen seinen westlichen Eindrücken wie von einem durchgängigen Ekel sich berührt zu fühlen. Bei Gelegenheit seiner ewigen Angriffe auf die Nichtswürdigkeit der Türken, die ihm nothwendig dem Untergange geweiht erscheinen, fragt ihn jedoch die „Kölnische Zeitung": Was man denn mit den 13 Millionen Türken auf europäischem Boden zu machen gedächte?

Wie die Dichter sonst in Sanssouci sich empfehlen durften.

Anna Luise Karschin, Kuhmagd, Kinderwärterin, Frau eines Tuchmachers, dann eines dem Trunke ergebenen Schneiders, Dichterin, beschützt von Ramler, Mendelssohn, Gleim, Baron Kottwitz, Grafen Stolberg, nur von Friedrich, dem Könige, (einstmals mit zwei Thalern) zurückgewiesen, unterließ doch nicht, da es ihr schlecht ging, den Hof und seine Mitglieder anzusingen. Der Zufall verschaffte uns folgendes ungedruckte Bittgedicht an des Königs Bruder, den Prinzen Heinrich, das die Karschin selbst nach Sanssouci, wo Prinz Heinrich bei Friedrich wohnte, von Berlin hinüberträgt:

Dich such' ich komm' ich zu dem Sitz des Musenchors
Von Sanssouci!
Du Liebling Friedrich's, dem zu Seiner Ehr' Europens
Apolle selbst die Töne lieh.
Dir will ich sagen, daß kein Preuß so sicher
Den höchsten Sitz
Dort Oben hofft, wenn die Gewissensbücher
Gröffnen sich bei Gottes letztem Blitz,
Als ich auf deines herzgestimmten Mundes Worte
In holder Ruh
Der Hoffnung thürmete, und meiner Sünden Pforte
Schloß ich vor jedem Kummer lachend zu.
Mich fragen zu Berlin Bewohner von Palästen:
Wo geht du hin?
Ich weiß nicht, rief ich aus, geht, fragt der Prinzen besten,
Auf dessen Huld ich setzer fußend bin.
Als im Sabinerthal Horaz bei voller Flasche
Auf den Mäcen,
Mein Glück verschwurgt der Prinz, daß er mich überrasche,
Er will der Freude Thränen nur im Auge seh'n!

Wir wissen nicht, ob Prinz Heinrich mehr als zwei Thaler schickte. Merkwürdig ist, daß man damals in Sanssouci statt Christ Pietist sagen durfte.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 49. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Aus dem Gold- und Guanolande.

Von Dr. F. W. Grevenhorst.

III.

Puff! Puff! Puff! erscholl es unter dem glatten Meeresspiegel, als wir auf Callao und Perus Hauptstadt Lima losſteuerten, um großartigern Eindrücken entgegenzugehen. Gingen unterseeische Höllenmaschinen los oder was geschieht da? Wol an funfzig verschiedenen Stellen sahen wir fontainenartige Wasserstrahlen aus dem Meere hoch in die Luft emporschießen, begleitet von dem Prusten und Schnauben unsichtbarer Riesen. Es waren Walfische. Eine ganze Heerde kam in wilder Hast bei unserm Schiffe vorübergestürzt und in nicht allzu langer Zeit nachher eine zweite ebenso große Anzahl. Sie rasten gerade als wären es zwei feindliche Heere; das erste in toller Flucht, das zweite in ebenso toller Verfolgung. Dies Bild einer Schlacht trat der Phantasie noch näher, als die beiden Heerden, nachdem sie bei dem Schiff vorübergesaust, in einer nicht allzu großen Distanz von uns gleichsam Halt zu machen schienen und nun bald von der einen, bald von der andern Seite der Wasserstaub in die Luft stieg und der dumpfe Knall ertönte, sodaß nicht viel Einbildungskraft dazu gehörte, um vollständig zu der Illusion zu gelangen, man hätte zwei sich lebhaft kanonirende Kanonenboot-Flotillen vor sich. Die haute-volée des Hinterdecks (der Capitän, die Steuerleute und wir Passagiere) stellte alsbald ebenso gelehrte wie gewagte Hypothesen über den rationellen Grund dieser seltsamen Erscheinung auf, und schon hatte Herr F. sich zu der kühnen Idee verstiegen, es sei jetzt wol die Paarepit dieser halb den Fischen, halb den Säugethieren angehörenden, aus den voradamitischen Perioden zurückgebliebenen Ungeheuer; die erste Heerde bestehe aus schüchtern fliehenden Weibchen, die zweite aus liebeglühenden Männchen, als ein am Horizont sich zeigender Walfischjäger die massenhafte Flucht der Thiere wenn auch nicht auf gelehrte oder gar poetische, doch auf um so natürlichere Weise erklärte.

Hatten wir uns aber heute mit unsern wissenschaftlichen Untersuchungen blosgestellt, so sollten wir uns den folgenden Tag (30. November) erst recht gründlich blamiren. Es war Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr, als der Schneider zuerst die astronomisch-meteorologische Bemerkung machte, daß Schiff und Meer sich in einer „ganz ungewöhnlichen,

beinah fraulichen Beleuchtung" zeigten. Und wirklich hatte der für gewöhnlich so kla
reine, tropische Tagesschein einen unheimlichen falben Glanz angenommen. Der zwe
Steuermann wurde auf's Deck gerufen, der erste aus seiner „Wacht zur Koje gepurrt
endlich sogar majestätsverbrecherischerweise der Capitän in seiner Nachmittagsruhe gest
um dies Naturphänomen mit anzusehen, respective zu erklären. Während es nun v
Minute zu Minute immer unheimlicher und dunkler ward, hatten wir nach den verschied
artigsten, geistreichsten Conjecturen uns endlich schon Alle zu der Ansicht vereinigt,
müsse ein Erd- oder Seebeben im Anzuge sein, als der Capitän, plötzlich in lautes Lac
ausbrechend, nach der Sonne zeigte. Die ganze Geschichte war eben nichts mehr und nic
weniger als eine totale Sonnenfinsterniß. Das war denn freilich eine Unterhaltung
erhebender Natur, daß wir einige Tage davon zehren konnten. Sechs Tage auf See si
überhaupt nicht mehr und nicht weniger als sechs Stunden auf der Eisenbahn, gera
so, wie hundert Meilen auf dem Meere kaum so viel wie zehn Meilen auf dem Lan
ausmachen. Das Geheimniß liegt in der Geduld, der Ergebung und der langen Nachw
lung des kleinsten Ereignisses.

Freitag den 2. December langten wir bei der Spitze der Insel San-Lorenzo, du
welche die Rhede von Callao gebildet wird, bei günstiger Brise an. Auf der Rhede lag
ungefähr 70 Schiffe, und da wir, um nach unserm Ankerplatz zu kommen, genöthi
waren zu kreuzen, so segelten wir mehre male längs der Fronte derselben auf und nied
sodaß ich mir fast vorkam wie ein Admiral, welcher, eben angekommen, der zu sei
Begrüßung in Parade aufgestellten Flotte entlangfährt. Ich will den Leser nicht mit ein
Beschreibung der Scenen, die hier bei und gleich nach dem Ankerwerfen vorfielen, au
halten. Sie glichen im Allgemeinen denen bei unserer Ankunft in Islay. Ich bin sogle
so frei, in unsere Chalupa muy bonita zu steigen (die, beiläufig gesagt, auch hier v
Leuten so gewaltig in die Augen stach, daß sie schon nach zwei Tagen für 10½ Unzen
über 230 Thaler preußisch Courant — verkauft wurde) und, so geschwind, wie w
kräftige Matrosen, die sich zeigen wollen, es vermögen, dem ungefähr 15 Minuten e
fernten Landungsplatz zuzurudern. Das schaute schon ganz anders aus wie Islay! D
je näher wir dem Lande kommen, sich immer mehrende Menge durcheinanderkreuzend
Boote, Lanchas (Lichterschiffe) Chalupas und Gondeln, dies Gewühl und Geschrei d
am Hafendamm, und horch! ein eigenthümliches, aber dem europäischen Ohr wohlbekann
fernes Pfeifen — einer Locomotive sogar, die auf dem Ferro carril, wie sie hier
Eisenbahn nennen, von Lima daherbraust! Das ist ja ein ganz europäisches Bild! D
Cultur, die alle Welt beleckt, hat auch auf Lima sich erstreckt!

Callao hat in mancher Hinsicht eine Aehnlichkeit mit der Vorstadt Hamburgs, St. Pa
oder, mit andern Worten, mit dem weltberühmten Hamburger Berg. Beide würde
wären sie nicht zufällig Anhängsel zweier großer Handelsplätze, an und für sich selbst sc
ganz ansehnliche Städte repräsentiren; beide bilden, trotz ihrer Abhängigkeit von der Mut
stadt, mit ihrer eigenen Gerichtsbarkeit, ihrer eigenen Administration, ihren eigenen P
hörten ein selbständiges Gemeindewesen; in beiden endlich dominirt das ganz eigenthü
liche Leben und Treiben einer großen Hafenstadt. Wie in einer kleinen Universitätsst
sich Alles auf die Universität, in einer kleinen Residenz Alles auf den Hof, so bezi
sich hier Alles auf die Schiffahrt, und wenn deshalb solch ein Herr hamburger Capit
von St.-Pauli kommt und in Callao ans Land steigt, so sieht es fast aus, als w
er ein Vicekönig aus den frühern Tagen Perus, der eben von Spanien angelangt
Und warum sollte er auch nicht? In St.-Pauli, dem Hamburger Berge, gehört
dermaßen zum hohen Adel, daß jede Schiffscapitäns-Tochter, -Schwester, -Nichte, -Gr
und -Ur-Großtochter es für eine Mesalliance halten würde, wenn sie mit einem and
Manne als mit einem Schiffscapitän die Ringe gewechselt hätte; und hier in Callao

da ſteht der Mann auf ſeinen Stock geſtützt und beantwortet die ihm von allen Seiten entgegenſchallenden Buenos dias'ß, welcome'ß und Ei ſieh da'ß nur mit einem milden Lächeln und herablaſſenden Kopfnicken. Man ſieht es ihm an, wie er ſich in ſeinem Innerſten ſo ganz ſeiner Bedeutung für alle dieſe ihn umſchwänzelnden Agenten, Schiffshändler, Wirthe u. ſ. w. bewußt iſt. Er wird auch ſicher, ohne die geringſten Gewiſſensbiſſe zu empfinden, ſeinem Rheder für dieſen Moment mindeſtens zwei Dollars Repräſentationskoſten in Rechnung bringen. „Ah, señor capitan, buenos dias! Como esta?" „Welcome captain, how do you do?" Stumm wie ein Fiſch .... bis endlich Einer der Umſtehenden ihn darauf aufmerkſam macht, daß Herr K., der zweite Chef des hieſigen Hauſes, welches unſer Schiff erwartete, von der Eiſenbahn kommend auf uns zuſteuert. Jetzt wird mein Capitän mit einem male weniger ſteif. „Ich ſoll Sie grüßen von allen Ihren Verwandten und Freunden in Hamburg" und .... nach einer halben Stunde ſitzen wir, von Herrn K., einem Deutſchen, gaſtfreundlichſt eingeladen, in einem Waggon der Eiſenbahn und rollen mit mittelmäßiger Geſchwindigkeit zum Mittageſſen nach Lima, der Haupt- und Reſidenzſtadt Perus.

Lima hat mit Petersburg die Aehnlichkeit, daß es, wie dieſes, gleichſam das Aushängeſchild eines viel weniger polirten Landes iſt. Wer Peru nach Lima beurtheilen wollte, würde ſich ebenſo irren wie Derjenige, der Rußland nach Petersburg taxirte. Lima hat 100,000 Einwohner, lange, breite und gerade Straßen, über 70 Kirchen und Klöſter, Hôtels, Fondas (Gaſthäuſer) und Schenken die Menge, ein Teatro principal, ein Teatro de las Variedades, ein Anfiteatro für die Toreos (Stiergefechte), ein Muſeum, eine Univerſität, viele Colegios (Erziehungsanſtalten) oder Colejios, wie die Peruaner ſchreiben, für Söhne und Töchter höherer Stände, einen Regierungs- und einen Inquiſitionspalaſt; es hat Almacenes (Magazine) und Läden, in denen alle Luxusgegenſtände der Welt zu haben ſind; es hat Equipagen, gold- und ſilberbetreßte Lakaien, nach der neueſten pariſer Mode gekleidete Damen und Herren, in Goldſtoffen prangende Prieſter und Heilige, rothhoſige Garden, berittene Polizeiſoldaten und in jeglicher Form und Geſtalt den „ſüßen Pöbel" einer großen Stadt .... es hat mithin Alles, was zur modernen Civiliſation gehört .... aber ſobald man ſich auch nur fünf, ſage fünf Minuten vors Thor wagen will, ſo wird man ſehr wohl thun, ein Paar gutgeladene Piſtolen zu ſich zu ſtecken, denn gleich dicht vor den Thoren dieſes transatlantiſchen Paris hört auch jene gewaltſam in ſeine Mauern hineingepfropfte Civiliſation auf und der eigentliche Zuſtand des Landes fängt an ſich in dem Grade bemerkbar zu machen, daß man ſelbſt in der dicht vor dem Thore beginnenden Alameda, einer Pappelallee, dem einzigen Spaziergang der Limaer, wenigſtens des Abends, riskirt, bis aufs Hemd ausgezogen zu werden.

Das Mittageſſen bei dem erſten Chef des Hauſes Z.... Hermanos y Comp. ſchmeckte um ſo beſſer, als es ſeit fünf Monaten die erſte Mahlzeit auf feſtem Grund und Boden, durch die liebenswürdigſte, ungenirteſte Aufnahme von Hausherrin gewürzt und ſchließlich auf völlig deutſche Manier von einer deutſchen Köchin bereitet war. Deutſche Köchinnen ſtehen hier hoch im Preiſe; ſie bekommen bis zu 30 Dollars (42 preußiſche Thaler) monatlich! Und wenn ſie Kinder haben, gleichviel, ob eheliche oder uneheliche, ſo iſt es ſelbſtverſtändlich, daß ſie dieſelben bei ſich behalten und von ihres Brotherrn Tiſche auch mit großfüttern. Als wir Männer ſpäter beim Kaffee uns unſere Cigarren anzündeten, holte Madame Z., eine geborene Peruanerin, ſich alsbald ebenfalls eine echte Havana (ſie hielt ſich ihre eigene Sorte) und rauchte dieſelbe mit jener Ungenirtheit und Sicherheit alltäglicher Gewöhnung, die faſt augenblicklich auch das Auffallendſte und Fremdartigſte ganz einfach und natürlich erſcheinen läßt. Es drängte ſich mir hierbei dieſelbe Bemerkung auf, die mir ſpäter, als ich in Callao mich zum erſten male mit Damen zugleich im dortigen Seebad badete, noch ſchärfer entgegentrat, wie ſehr ſelbſt der ziemlich ver-

urtheilsfreie Mensch geneigt ist, vor Allem, was gegen die Sitte seines Landes, wie vor etwas überhaupt Unsittlichem oder mindestens Ungehörigem zu stutzen, bis eigene Anschauung an Ort und Stelle ihn belehrt, daß das wirklich Unsittliche und Ungehörige so ziemlich in der Welt überall gleichmäßig verpönt ist, alles Uebrige aber nichts ist als Gewohnheit.

Nach dem Essen schlenderten wir noch ein halbes Stündchen in der Calle de los Mercaderes (Kaufmannsstraße) und unter den Arkaden der Plaza mayor, woselbst die durcheinanderwogende Menge elegant gekleideter Stutzer und Stutzerinnen, Lemunds und Grisetten, Eisverkäufer und Blumenmädchen, Pfaffen und Bettler, wie nicht minder die vielen reich ausgestatteten Läden und Magazine der Juweliere, Galanterie-, Modewaaren- und Mobillenhändler uns den augenfälligen Beweis lieferten, daß Lima wirklich wenigstens ein Klein-Paris ist und seine Leute bildet.

A las siete y media (um 7½ Uhr zu Deutsch) verfügten wir uns ins Teatro principal, oder eigentlicher in die Italienische Oper, denn von etwas Anderm war damals in den Räumen dieses Haupttheaters überhaupt nicht die Rede. Das recitirende Schauspiel war schon seit Jahr und Tag für und in Lima ein ebenso unerreichbarer wie nach der Meinung der dortigen alt- und neuweltlichen Kunstkenner entbehrlicher Luxusartikel. Der vor dem Theater aufgestellte, über sechs Fuß hohe und drei Fuß breite, unsern Bänkelsängerbildern von Mordthaten u. s. w. durchaus ähnliche Theaterzettel (es ist nämlich wirklich jedesmal eine Scene aus dem zu gebenden Stück darauf abgemalt) kündigte für heute Abend an: „Segunda funcion de la celebre Miss Catalina Hayes. La muy acreditada ópera en 4 actos del maestro y del inmortal compositor Donizetti. Hija del rejimiento, con manejo de fusil y TAMBOR.

Con tambor, mit Trommel? Und die Trommel mit solchen Riesenbuchstaben? Con manejo de fusil? Aha! Die Hayes, eine Engländerin, wird als Regimentstochter mit Gewehr und Trommel auftreten und exerciren, ein hier in Lima noch nicht dagewesenes Spectakel, denn die hiesige erste Primadonna, die Biscocciauti, die sonst diese Rolle gepachtet hat, versteht weder die Trommel zu rühren noch das Gewehr zu führen. Lassen Sie uns deshalb, bester Herr Z., uns beeilen, wir bekommen sonst keine Plätze mehr.

Oh maestro inmortal Donizetti! Ich verstehe wenig von Musik, aber ich vermuthe, du wurdest hier in der Neuen Welt an diesem Abend auf die entsetzlichste Weise verarbeitet, was jedoch das, trotz des doppelten Entrée — Parterre 2 Dollars — gepreßt volle Haus nicht hinderte, sein Entzücken über das Gewehr und die Trommel der Miß Catalina (Katharina), die übrigens nebenbei ganz hübsch sang, mit der ganzen Glut und Hitze der Tropenwelt zu äußern. Blumenbouquets von mindestens 4—6 hamburger Fuß Länge und 8 Dollars an Werth, unzählige gewöhnliche Kränze und — wahrscheinlich noch gewöhnlichere — Gedichte, ja sogar etliche lebendige Tauben — eine Sitte, die wahrscheinlich als zarte Anspielung auf den bekannten unschuldig-sanftmüthigen Taubencharakter großer Künstlerinnen zu deuten — warfen sie unter einem wahrhaft indianischen Freudengeheul dem Sitne de Irlanda (Schwan von Irland, wie die peruanische Ueberschwänglichkeit dies irische Käthchen getauft) an den Kopf. Dazu rasselten die Damen in den Logen in einemfort mit ihren Fächern und die Señoritos im Parterre seufzten unter ihren Paletots fast herzbrechend, ob vor äußerer Hitze oder innerer Aufregung kann ich nicht sagen, soviel ich wirklich froh war, als es mir nach Beendigung des ersten Acts gelang, mich aus dieser tropischen Hitze und Tollheit in die wunderbar schöne Mondnacht hinauszuflüchten, in deren lieblichem Halbdunkel man unwillkürlich versucht wird, an Abenteuer zu denken.

In der That begegnete mir eins auf Veranlassung meines Schneiders.

Wie zum Teufel kommen Sie denn hierher? Ich meinte, Sie wollten noch bis morgen an Bord bleiben? mußt' ich plötzlich fragen.

Ich bekam Aufklärung, daß der Meiſter, bei dem unſer Schneider arbeiten ſollte, ihn ſchon abgeholt und in ein merkwürdiges Haus einlogirt hatte, wo drei junge anziehende Damen Deutſch reden ſollten. Meine Phantaſie entflammte. Von Deutſch redenden, ſchwarzbraunen, dunkeläugigen Peruanerinnen träumend, ließ ich mich, ſchwach wie ich in dieſer Beziehung bin, von dem Schneider verleiten, folgte ihm und war bald in eine ſehr lebhafte Unterhaltung verwickelt mit drei echten .... Mecklenburgerinnen, und noch dazu Mecklenburgerinnen vom reinſten Waſſer, ſie waren aus Teterow, bekanntlich Mecklenburgs Quinteſſenz. Sie hatten ſich von den Fleiſchtöpfen Aegyptens weg hierher in dieſe Wüſte am Stillen Ocean verlocken laſſen durch jene ſeelenverkäuferiſche bremer Expedition, die ich oben bei Gelegenheit der chineſiſchen Halbſklaverei als ein warnendes Beiſpiel für auswanderungsluſtige Europamüde ſchon beſprochen. Nachdem, wie dort erzählt, auf energiſches Einſchreiten der fremden Kaufleute in Lima die betreffenden Contracte ſämmtlich für null und nichtig erklärt worden, hatten die verrathenen und verkauften Deutſchen allerdings das unſchätzbare Gut ihrer perſönlichen Freiheit wieder, aber ſonſt auch nichts als das nackte Leben und die tröſtliche Ausſicht, durch einen recht baldigen Hungertod dahin zu gelangen, wo man hoffentlich kein Geld braucht, um ſelig zu exiſtiren. Die Glücklichen unter ihnen, die „etwas gelernt hatten", die Köchinnen, Kutſcher, Schneider, Tiſchler und Maurer fanden allerdings ſchon eher ein unter Umſtänden ſogar für ihre Verhältniſſe brillantes Unterkommen, all die übrigen Unglückſeligen aber, Näh-, Putz- und Schenkmamſellen, Wirthe, Studenten, Offiziere, Kunſtreiter oder ſonſtige brotloſe Künſtler, was ſollten dieſe Aermſten hier beginnen?! Zumal da noch dazu den Meiſten die erſte und unerläßlichſte Bedingung zu einem, wenn auch nur einigermaßen für ſie paſſenden Engagement abging, die Kenntniß der ſpaniſchen Sprache. Die Schwachköpfigen und Feigherzigen unter ihnen gingen bei ſo bewandten Umſtänden natürlich in kurzer Zeit in mancherlei Geſtalten zugrunde; die Energiſcheren dagegen, die nicht ſogleich den Kopf ganz und gar verloren, ergriffen das Erſte Beſte, was ſich ihnen darbot. So fungirte ein geweſener ſchleswig-holſteiniſcher Leutnant als Oberkellner in der Fonda Italiana, ein früherer öſtreichiſcher Hauptmann als Lakaidiener eines Cigarrenhändlers in der Calle de los Mercaderes; der in Norddeutſchland als Director einer größern Kunſtreitergeſellſchaft ziemlich bekannte Stallmeiſter Wolf war Inhaber einer in der Calle de los Pelotas belegenen Taberna (Reſtauration, Schenke), die mir hauptſächlich von deutſchen Maurergeſellen frequentirt zu werden ſchien; und die drei Mecklenburgerinnen, die ich mir eben vorhin dem Leſer vorzuſtellen erlaubte, hatten gleichfalls in dieſer Calle de los Pelotas, dieſer Straße von etwas zweideutigem — Namen (pelota bedeutet Ball, aber auch leichte Frauen) eine — honni soit qui mal y pense — Anſtalt zum Schenken und Logiren etablirt. Auf dieſe Weiſe trifft man hier in Lima an allen Orten und Enden mit Deutſchen zuſammen; oft ganz unerwartet an Stellen, wo man es am allerwenigſten vermuthet, und es iſt mir mehr als ein mal paſſirt, daß, wenn ich Spaniſch radebrechend in einen Laden trat oder auf der Straße Jemand um den Weg oder eine Adreſſe befragte, man meine vergeblichen Verſuche, mich verſtändlich zu machen, mit den Worten unterbrach: „Sprechen Sie nur Deutſch, Herr Landsmann!"

Als ich nach einer, bei durchaus zwangloſen Geſprächen und Scherzen raſch verfloſſenen Stunde von unſern peruaniſirten Obertrinnen für heute Abſchied nahm, eilte ich, um mich vor Beendigung der Oper wieder bei meiner im Theater zurückgelaſſenen Geſellſchaft einzufinden.

Ich lebte in Lima, bis wir Ordre bekamen, auf die Guanoinſeln zu ſteuern und dort Rückfracht zu nehmen, einige ſchöne Tage, und ſammelte Eindrücke, politiſche und ſociale.

Seit einer Reihe von Jahren iſt der anfangs dieſes Jahres zum zweiten male Präſident gewordene General Caſtilla der Einzige geweſen, der als Präſident die geſetz-

mäßigen vier Jahre im Besitz seines Amts geblieben ist. Die übrigen Präsidenten der Republik Peru wurden gewöhnlich, wie auch neuerdings wieder der General Echenique, vor Ablauf des Quadriennium durch ein Revolutionchen entthront und ins Exil gejagt, wo man bekanntlich vortrefflich leben kann, wenn man sein Geld hat. Bei solchen Antecedentien ist es natürlich, daß jedes derzeitige Oberhaupt der peruanischen Republik sowie alle seine politischen Freunde und Parteigenossen, die bis zum Zöllner herab mit ihm stehen und fallen, beständig an ihre höchst precäre Zukunft denken. Der Guano bildet für den Augenblick den eigentlichen Staatsschatz Perus. Ein englisches Haus ist Generalpachter des ganzen Guanolagers, wofür es, außer der per Ton stipulirten Pachtsumme, natürlich bei jedesmaligen Regierung bereitwilligst so lange Geld vorschießen wird, als der noch vorhandene Guanovorrath die vorgeschossenen Summen deckt. Summa summarum: Die meisten der bisherigen Regierungen liehen auf Conto des Staatsschatzes (des Guano) von den Engländern so viel Geld, wie sie gerade eben nöthig zu haben glaubten, und die Engländer verkaufte dagegen so viel Guano, wie der landwirthschaftliche Credreis nur immer begehrte; durch welche gegenseitige Finanzspeculation sie es dahin gebracht haben, daß, geht es so fort, in einigen Jahren — wie schon oben bei dieser Gelegenheit bemerkt — das letzte Körnchen Guano verkauft sein wird, ohne daß darum alsdann auch nur ein einziger Silberdollar in der Staatskasse zu finden sein dürfte. Don Domingo Elias, der Freund und Bundesgenosse des jetzigen, augenblicklichen (denn man bereitet, wie die Zeitungen melden, schon wieder eine Revolution vor) Präsidenten, hat schon vor zwei Jahren, als er im Begriff stand, die Zügel der Empörung gegen den damaligen Präsidenten, General Echeliet, zu ergreifen, unter den Gründen, die den von ihm beabsichtigten Umsturz der Dinge rechtfertigen sollten, hauptsächlich auch auf diese sinnlose, unverantwortliche Verschwendung des Guano hingewiesen, dieser augenblicklich einzigen liquiden Hülfsquelle des Landes von Bedeutung. Er berechnet, daß, wenn die jährliche Ausfuhr auf ein bestimmtes, vernünftiges Maß beschränkt würde, Peru noch viele Jahre lang in dem Guano eine Goldgrube besitzen könnte, die ihm bei ehrlicher Verwaltung der Finanzen gestatten würde, sich zu der Stufe der Civilisation und Wohlhabenheit emporzuarbeiten, die es schon längst hätte einnehmen sollen und schon längst hätte einnehmen können, hätte nicht früher das Gold und jetzt wieder der Guano die peruanischen Staatsökonomen alle übrigen Schätze des Landes verachten und ungenutzt liegen lassen, sie überhaupt für Alles, was gezeugt, verständige Staatswirthschaft heißt, so ziemlich blind gemacht. Nun, Don Domingo Elias, oder wenigstens doch sein Alter Ego, General Castillo, ist ja jetzt am Ruder des Gold- und Guanolandes; wir werden sehen.... Aber: Buen avogado, mal vecino (Ein guter Anwalt ist ein böser Nachbar) sagt ein spanisches Sprichwort, und: Als der Hirte den Wolf verjagt hatte, schlachtete er das Lamm für sich und seine Brüder zum Nachtessen, — das ist auch eine von den alten Geschichten, die ewig neu bleiben. Doch wir schreiben von der Schilderung von Zuständen, die nun so unerquicklicher sind, als sie alle auf den Namen — der Freiheit gehen.

Die Religion in Peru anlangend — — „Um Gotteswillen, Steuermann, was machen Sie?! Bemerken Sie, wir sind hier in einem katholischen Lande und in der Kathedrale Limas. Was soll Ihr weises protestantisches Lächeln? Da haben wir die Bescherung schon. Sehen Sie dort das alte Weib ... da, neben dem Weihwasserbecken auf der Erde kauernd... Es hat unbedingt Ihr Lachen bemerkt. Sehen Sie, sie hat ihren Schuh ausgezogen und droht uns damit! Wissen Sie, was das bedeutet? Ein alter Schuh ist in Ermangelung von etwas Besserm auch eine Waffe gegen den Teufel und seine Gesellen. Sie wird uns ihn gleich an den Kopf werfen, wenn wir nicht machen, daß wir aus heiler Haut davonkommen. Ich bitte Sie, kommen Sie, und vermeiden wir einen Scandal, der sehr unangenehme Folgen für uns haben kann."

Richtig, mein gutgemeinter Rath kam schon zu spät, denn als wir, um die Kirche zu verlassen, uns der alten Frau näherten, schnellte diese plötzlich — Wuth, Haß und Todesangst zugleich in den Zügen — vom Boden auf, sprang hinter den Weihwasserkessel und goß, mit beiden Händen schöpfend, ganze Ströme heiligen Wassers über die an ihr vorbeieilenden Ingleses daindos, hereges! (Verfluchten Engländer, Ketzer), wie sie mit gellender Stimme uns titulirte. Zum Glück waren augenblicklich wenig oder gar keine andern Personen in der Kirche und so kamen wir denn mit der extemporirten Taufe und ohne von weitern handgreiflichen Bekehrungsversuchen belästigt zu werden, auf die Plaza mayor hinaus. Interessant war mir bei diesem mit sonst ziemlich ärgerlichem Vorfall die Bemerkung, in welchem Lichte die Herren Engländer hier bei Volk und Geistlichkeit stehen. Ingleses ist ihnen der Ketzer par excellence, so zwar, daß mehr als ein mal beim Besuche der innern Kirchen die an die Thüren postirte jüngere Geistlichkeit mir als Engländer den Eintritt verweigerte und erst auf meine wiederholte Versicherung, daß ich durchaus nicht die Ehre hätte, zu diesen Antichristos zu gehören, vielmehr nur ein simple Aleman, ein unschuldiger Deutscher sei, mich passiren ließ. Daß es in Deutschland ebenso arge Ketzer gibt als in Altengland, davon schienen sie keine Ahnung zu haben. Ueberhaupt findet man hier selbst in den höhern Ständen eine wirklich grobartige Ignoranz in religiösen Dingen, zumal bei den Frauen. Ich meine damit nicht den absolut blinden Dogmenglauben, der hier noch in alter Ruhe thront; auch nicht das bis zu einem halb lächerlichen, halb widerlichen Grad mechanisch betriebene Formenwesen (man muß, um von letzterm einen Begriff zu bekommen, eine Vernanerin ihren Rosenkranz abbeten und dazwischen nach der Zeit und dem Wetter fragen, ihr Dienstmädchen ausschelten, den Schooshund liebkosen, mitunter sogar hell auflachen hören), ich meine mit der hier in religiösen Dingen herrschenden Ignoranz hauptsächlich die gänzliche Unbekanntschaft mit Allem, was auf kirchlich-religiösem Gebiet, außerhalb der katholischen Kirche seit der Reformation vorgegangen und vorsichgeht. „Luther, quien es Luther? mole cornuco", sagte mir eines Tags eine Dame, der ich mich andenandergesetzen bemühte, was für ein Geschöpf Gottes eigentlich ein Protestant, respective ein Lutheraner sei. Und dabei war noch dazu der eigene Ehemann dieser Señorita ein deutscher Protestant, ja sogar ein Lutheraner! Man wird mir das kaum glauben, wenn ich nicht erklärend hinzufüge, daß diese Dame des festen Glaubens lebte, ihr Mann sei völlig ebenso gut katholisch wie sie und von ihm auch durchaus in diesem Wahn belassen wurde. So geht es aber in vielen hiesigen Ehen zwischen Vernanerinnen und akatholischen Ausländern. Da durchaus keine andere christliche Confession als die katholische hier geduldet wird (nur der englische Gesandte hatte sich neuerdings eine Kapelle mit einem Geistlichen erkauft), überdies auch keine Vernanerin sich so leicht dazu verstehen würde, einen Ketzer zu heirathen, keinenfalls wenigstens sich von einem nichtkatholischen Geistlichen trauen lassen würde, — sie würde nicht wirklich getraut zu sein glauben, wenn ein Priester ohne Taufur die Ceremonie verrichtete — und umgekehrt kein katholischer Priester hierselbst sich dazu verstehen dürfte, einen Ketzer mit einer Vernanerin zu copuliren, so wissen die hiesigen Herren Nichtkatholiken, die durchaus willens sind, mit einer Enkelin der Pizarros et Compagnie in den Stand der heiligen Ehe zu treten, ohne jedoch darum die Religion hangiren zu wollen, sich von der Inquisition dahier (die übrigens hier ganz und gar nicht mehr so schrecklich ist wie ihr Name, zumal nicht für Ausländer) einen Schein zu verschaffen, der besagt, daß Inhaber dieses sich vor dem Heiligen Gericht als guter, rechtgläubiger römisch-katholischer Christ ausgewiesen. Wie dieser fromme Ausweg sich macht, das zu errathen überlasse ich — geehrender Ehrfurcht. Kein Räthsel aber wird es meinen Lesern jetzt mehr sein, wie es kommt, daß, wie in dem oben angeführten speciellen Fall, so auch im Allgemeinen selbst die Verheirathung mit protestantischen Männern wenig oder gar keinen Einfluß auf die religiöse Aufklärung

der peruanischen Frauen ausübt. Die Pfendokatholiken sprechen natürlich aus guten Gründen mit ihren Frauen nie oder nur ausweichend über Religion, lassen die Damen ihren Rosenkranz beten und in die Messe gehen, so oft und so viel sie wollen, und sind zufrieden, wenn man sie nur selbst mit Rosenkranz und Messe in Ruhe läßt. Es wird, wie in allen Dingen, so auch in dieser Beziehung wol dann und wann einmal eine Ausnahme geben, aber Una golondrina no hace verano, eine Schwalbe macht keinen Sommer, sagt man auch in Peru.

Und da wäre ich denn unvermerkt in diesen Unterhaltungen am häuslichen Herd zu dem Capitel gekommen, welches billig das zarteste und interessanteste der ganzen Erzählung werden sollte; wieder zu dem Capitel von den eingeborenen Schönen Limas. Wie fange ich es aber an, meine Leser und zumal meine Leserinnen zu überzeugen, daß sie wirklich so schön war —, die Señorita nämlich —, deren Reize selbst der neidische Saya-manto (altspanischer Frauenüberrock mit langem schwarzen Schleier, nur noch bei Processionen getragen) nicht völlig zu verbergen im Stande war, die „die schönsten Augen und mich zugrunde gerichtet hat". Sie ging in der Procession und ich drängte mich in ihre Nähe. Sie reichte mir beim Eintritt in die Iglesia de Nuestra Señora das durch ihre Rosenfinger doppelt geweihte Weihwasser, und ich — die Liebe war, wie gewöhnlich, stärker als der Glaube und das Gewissen — ich evangelisch-lutherisch getaufter Mann nahm es! Unsere Fingerspitzen berührten sich und mich durchzuckte es vom Wirbel bis zur Zehe wie elektrisches Feuer. „Erröthend folgt' ich ihren Spuren" bis zu ihrer sich kalt und herzlos hinter ihr schließenden Hausthür; dann irrte ich, Amor's Pfeil im wunden Herzen, planlos in den mir jetzt wie so öde! erscheinenden Gassen Limas. Da zischelte es plötzlich neben mir: „Señor, Señor caballero! La señorita del agua bendita! — Tome esta carta, señor!" und ein kleiner Neger steckte mir hastig ein stark parfümirtes Billet in die Hand, welches nur wenige Worte, in diesen aber eine Einladung zu einem —

Rendez-vous? O nein, theuerste Leserin, wende dich nicht ab! Ich gestehe dir, diese Señorita existirt nicht, mein Abenteuer ist erfunden. Nirgends in der Welt fliegen uns die gebratenen Tauben so in den Mund. Daß Das, was in dieser Beziehung von den Südländerinnen gefabelt wird, mehr oder weniger auf lächerlicher männlicher Eitelkeit und geflissentlicher Selbsttäuschung beruht, steht fest. Daß das à la Romeo und Julia sich Knall und Fall-Verlieben freilich allerdings in der Welt (aber wiederum im Norden sogut wie im Süden) vorkommen kann, versteht sich von selbst. Aber was meine so Knall und Fall in der Stadt der kleinen Damenfüße erlebten galanten Abenteuer betrifft, so hat mir allerdings eine reiche Dame gesagt: „Caballero como Uvda" (Ein Gentleman wie Sie); hat mir Eine ihrer eigenen Cigarren gegeben und dieselbe mich an der ihrigen anzünden lassen, hier von einer Dame ein Zeichen höchst schmeichelhafter Vertraulichkeit, aber . . . diese Señorita war den Sechszigen weit näher als den Dreißigen. Eine andere junge, hübsche und wunderbar gebaute Muchacha (Mädchen) hat mir allerdings wirklich in der Kirche das Weihwasser geboten und mir später ihren kleinen Bedienten nachgeschickt, aber — diese Doncella war eine Chilena (eine Person aus Chile), was hier in Lima in den meisten Fällen gleichbedeutend ist mit Dem, was man in Paris eine Grisette nennt. Ja in der That und Wahrheit, ich bin mit einer wirklich reizenden, höchst talentvollen und, was nach meiner Ansicht das Märtyrerthum des Weibes ist, eine unglückliche Ehe mit Takt tragenden jungen Frau so weit auf Romantik gerathen, daß sie mir erlaubte, ihr die Hand zu küssen . . . aber diese Dame war nicht unter Perus heißer, sondern, gleich mir, unter Hamburgs sehr kühler Sonne geboren, und ich küßte ihr die Hand zum Abschied in einem Augenblick, als wir Beide wußten, daß ich eine Stunde später schon unter vollen Segeln sein und direct nach Europa zurückfahren würde.

Am Damme dorten ſchwankt das Boot;
Der Fährmann ſchilt, daß ich verziehe:
Am Baume drüben liegt das Schiff — —
Und ich muß laſſen dich, Marie!
Auch in Lima iſt die Tugend kein leerer Wahn!
Doch genug geträumt. Und morgen — zu den Guanoinſeln!

(Ein vierter Artikel in nächſter Nummer.)

Das deutſche Zeitungsweſen.

II.

Wenn es feſtſteht, daß die „Frankfurter Poſtzeitung“ ihrem Alter nach in Deutſchland den erſten Rang einnimmt, ſo beanſprucht die „Leipziger Zeitung“ (ſeit 1660) den zweiten, die „Breslauer Zeitung“ den dritten, die „Hanauer Zeitung“ den vierten, der „Hamburgiſche Correſpondent“ den fünften, die berliner „Voß'ſche“ den ſechsten, und die gleichfalls in Berlin erſcheinende „Spener'ſche“ den ſiebenten Rang.

Was die „Leipziger Zeitung“ betrifft, ſo ſoll ſie, nach den Verſicherungen glaubwürdiger Literarhiſtoriker, ſich von den zur Zeit ihrer Gründung geleſenern Zeitungen vortheilhaft dadurch ausgezeichnet haben, daß ſie in ihren Mittheilungen ſich nur auf das wirklich Erhebliche beſchränkte, die Erzählung von Wunder-, Hexen- und Diebsgeſchichten, Unglücksfällen und dergleichen ſonderbaren Vorfällen aber gänzlich ausſchloß. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß vor allen übrigen namentlich die ſächſiſchen Lande es waren, in denen das Zeitungsweſen einer fleißigen Cultur und eines hohen Anſehens genoß; ja, es muß anerkannt werden, daß Sachſen, namentlich im 18. Jahrhundert, als die Metropole deutſcher Gelehrſamkeit, als das Mutterland deutſcher Intelligenz und Induſtrie anerkannt wurde. „Denn nicht nur alle bedeutenden Städte in Sachſen“, ſagt Schwarzkopf über Zeitungen in Sachſen, „ſondern ſelbſt Marktflecken genießen den Vorzug höherer bürgerlicher Cultur durch eigenthümliche Zeitungen und Nachrichtsblätter.“

Fragt man endlich nach den Förderungsmitteln des Journalismus in Deutſchland vor 1650, ſo wird man zugeſtehen müſſen, daß der Krieg, ein ſonſt der Bildung und dem Fortſchritt ſo feindſeliges Element, und zwar der Dreißigjährige Krieg es war, welcher das Zeitungsweſen in Deutſchland weſentlich in Aufnahme und Schwung gebracht hat. Die Flut der Ereigniſſe, welche für den Bewohner deutſcher Lande des Unheilvollen in täglich immer reicherm Maße zu bringen drohte, zog auch den ſonſt thatloſem Selbſtgenügen Huldigenden zu lebhaftem Intereſſe heran; denn wem früher die Zeitungslectüre nur zur Ausfüllung müßiger Augenblicke und zur Kurzweil gedient hatte, dem wurde ſie nunmehr, je näher die Kriegsgefahren auch an den Einzelnen herantraten, zu einer Nothwendigkeit, ja zu einem Bedürfniß. Welche Geſtaltung die politiſchen Verhältniſſe damals in Frankreich oder in England angenommen hatten oder wie der Türke hauſte, brauchte man nicht weiter zu wiſſen; wo aber die deutſchen Heere ſchlagfertig ſtanden und wie nahe der Schwede ſei, welche Stadt oder Feſtung von ihm belagert oder genommen und geplündert worden, dies zu erfahren trug man eifriges Verlangen, denn die Kunde von dem zugrundegerichteten Weib weckte auch in dem näher oder entfernter Wohnenden die Angſt und die Beſorgniß vor gleichem Schickſal. Sei es nun, daß die Zeitungen unter den damaligen Umſtänden dazu beitrugen, die von Angſt und Schrecken befallenen Gemüther zu beſchwichtigen oder auf die nahende Gefahr vorzubereiten: ihr Vorhandenſein lag im Intereſſe der Zeit und wol niemals mögen ſie ihre Aufgabe in Bezug auf den praktiſchen Theil derſelben beſſer erfüllt haben als zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs.

Eine Anekdote, welche Schwarzkopf von dem Magiſtrat der Stadt (und damals

Feſtung) Hildesheim mittheilt, zeigt dies deutlich, namentlich welche Lücke in dem öffentlichen Weſen die Zeitungen ausfüllen halfen. Auf den Thürmen der Stadt Hildesheim wurden nach damaliger Sitte auch in Friedenszeiten bei Tag und Nacht Wächter gehalten, welche genau darauf Acht geben mußten, ob ſich irgendwo etwas Feindliches ſpüren laſſe. Auf den Landwehren vor der Stadt mußte der Landwehrmann alle Morgen, ehe die Thore geöffnet wurden, eine Stunde vorwärtsreiten; ſobald er etwas Ungewöhnliches bemerkte, mußte er ſogleich nach der Stadt zurückſprengen, um es zu melden. Außerdem war der Stadthauptmann vorzüglich angewieſen, ingleichen jeder Einwohner verpflichtet, der Obrigkeit anzuzeigen, was irgend ſie von kriegeriſchen Nachrichten erführen. Gewöhnlich wurde dann ein Bote in die Gegend, woher die Nachricht kam, oft auf acht Tage, wenngleich nur drei Stunden weit, ausgeſchickt, deſſen Ausſage dann förmlich zu Protokoll genommen wurde. Es war dies alſo eine Art ambulirender Zeitung, aber freilich eine ſehr unbequeme und unſichere, welche ſich in ihrer mittelalterlichen Unbehülflichkeit mit der modernen Erfindung der Zeitungen nicht meſſen konnte. Dadurch erklärt ſich denn der bemerkenswerthe Rathſchluß vom Anfang des 17. Jahrhunderts, welcher wörtlich dahin lautet: „Daß, da man in Erfahrung gebracht, daß der Kaufmann Tappe ſich eine Zeitung halte, man mit ihm ſprechen und ihn erſuchen wolle, dieſelbe dem Magiſtrat gegen Erſtattung der halben Koſten zu communiciren.“ Die fragliche Zeitung war eine nürnberger, was wiederum zu dem Schluſſe berechtigt, daß auch dieſe Stadt, gleich Frankfurt, die erſten Zeitungen beſeſſen; mit beiden mögen in dieſer Beziehung wol noch gewetteifert haben die Städte Köln, Augsburg und Regensburg. So wie dieſe früher der Sitz der eigentlichen Relationspreſſe geweſen waren, ſo bildeten ſie ſpäter den Centralpunkt des Zeitungsweſens, von deren Erzeugniſſen die kleinern, namentlich die Provinzial-Wochenſchriften, ihr dürftiges Daſein friſteten, indem ſie den Inhalt jener Zeitungen, mit oder ohne Angabe der Quelle, wörtlich nachdruckten.

Später als in Sachſen entfaltete ſich das Zeitungsweſen in Preußen. Wenn auch Berlin ſchon im Jahre 1655 eine eigene wöchentliche Zeitung, vom Buchdrucker Chriſtoph Runge herausgegeben, beſaß, ſo konnte doch von einem wirklichen Gedeihen derartiger Unternehmungen ſo lange noch nicht die Rede ſein, als ihnen noch der Schutz und die Pflege mangelte, welche erſt Friedrich II. nach ſeinem Regierungsantritt den Zeitungen angedeihen ließ. Denn nächſt der wiener Cenſurbehörde war es die Regierung des Großen Kurfürſten zu Berlin, welche die neu auftauchenden Erſcheinungen der periodiſchen Preſſe in ſcharfe Obacht nahm und dieſelbe zufolge wiederholter Verbote und Unterdrückungen zu keiner beſondern Bedeutung gelangen ließ. Erſt Friedrich gab durch neu gewährte Privilegien Anlaß zur Vermehrung der Zeitungen; ja er ſelbſt war, wenn auch nicht lange, Mitarbeiter an einer auf ſeinen Befehl edirten Zeitſchrift in franzöſiſcher Sprache. Sein bekannter Ausſpruch: „daß Gazetten (Zeitungen), wenn ſie intereſſant ſein ſollen, nicht genirt werden müſſen“, galt zuvörderſt als Antwort auf eine Beſchwerde, welche von einem auswärtigen Hofe gegen die von ihm begünſtigte „Haude- und Spener'ſche Zeitung“ angebracht worden war. So ſehr aber auch anfänglich Friedrich's Geiſt ſich darin gefallen hatte, ſein Volk mittels Gewährung einer faſt unbeſchränkten Preßfreiheit zur Bildung zu führen, ſo nahm er doch ſpäter die ertheilte Cenſurfreiheit wieder zurück und verordnete eine allgemeine Cenſur, die in der Folge verſchärft und ſogar durch Confiscationen aufrecht erhalten wurde. Auch die ſchon erwähnte „Haude- und Spener'ſche Zeitung“ oder die „Berliniſchen Nachrichten“, welche ſich des königlichen Schutzes ganz beſonders erfreut hatten, mußten ihr urſprüngliches Motto: „Wahrheit und Freyheit“ mit der Aufſchrift: „Mit Königlicher Freyheit“, vertauſchen. „Er ſelbſt“ (Friedrich), ſchreibt Prutz in ſeiner „Geſchichte des deutſchen Journalismus“, „am Abend ſeines Lebens, ſpricht ſich über denſelben Gegenſtand, den er dreißig Jahre zuvor mit ſo ſchönem Eifer vertheidigt und ge-

fördert hatte, in einem Briefe an d'Alembert (vom 7. April 1772) folgendermaßen aus: »Wegen der Preßfreiheit und der Spottſchriften, die eine unvermeidliche Folge davon ſind, geſtehe ich, ſoviel ich die Menſchen kenne, mit denen ich mich ziemlich lange beſchäftigt habe, faſt überzeugt zu ſein, daß abhaltende Zwangsmittel erforderlich ſind, weil die Freiheit ſtets misbraucht wird; alſo daß man die Bücher einer zwar nicht ſtrengen, aber doch hinreichenden Prüfung unterwerfen muß, um Alles zu unterdrücken, was die allgemeine Sicherheit wie das Wohl der Geſellſchaft gefährdet, welche die Verſpottung nicht verträgt.« Glücklicherweiſe iſt unſer Zeitalter von dieſer Beſorgniß abgekommen. Das öffentliche Leben iſt ſo mächtig geworden, daß die Preſſe einen Theil ihrer Macht verloren hat und die Regierungen nicht mehr nöthig haben, ihre Ausſchreitungen ſo ängſtlich zu überwachen.

Was nun endlich die ſogenannten „Intelligenz- und Anzeigeblätter" anlangt, welche lediglich dazu beſtimmt ſind, dem geſchäftlichen Verkehr zu dienen, ſo ſollen dieſe eine Erfindung der neuern Zeit ſein, welche von den Franzoſen auf uns übergegangen iſt. Die frühern Zeitungen hielten ſich von mercantiliſchen Ankündigungen gänzlich frei und brachten höchſtens Bücheranzeigen. Sowol ein im größern Publicum feſtgewurzeltes Vorurtheil gegen gedruckte Empfehlungen und Anpreiſungen als auch die zu ſolcher Benutzung nicht handbietende Einrichtung der erſten Zeitungen ſelbſt haben lange dagegen gewehrt, die journaliſtiſchen Unternehmungen neben ihrer urſprünglichen Aufgabe zugleich dem materiellen Intereſſe ſo dienſtbar zu machen, wie ſie es heutzutage zum großen Theil in allen Ländern der Erde geworden, wo nur die Civiliſation Städte gebaut und in ihnen Buchdruckerpreſſen aufgeſchlagen hat.

Ch. Haffner.

Ueber Thierſeele.

Die neue Naturanſicht, welche blos in der Zuſammenſetzung des Körpers den Erklärungsgrund für alle Erſcheinungen des Seelenlebens findet, hat geradezu behauptet, daß die Nervenkraft mit der Seelenkraft vollkommen identiſch und die Nervenmaterie die Trägerin des Geiſtes im Organismus ſei. Wie die Schwerkraft jeder Materie innewohnt und jeden Augenblick in allen Dingen wirkſam iſt, ſo ſoll die Seele, nimmer raſtend, im Schlafe als Traum, im Wachen als Gedanke, als Vorſtellung, als Erinnerung ſtets thätig ſein. Die Seele ſoll in ſo unmittelbarer Abhängigkeit vom Körper gedacht werden, daß ſie nothwendig geſund oder krank iſt, jenachdem dieſer ſich leidend oder nichtleidend verhält. Und wenn auch Fälle vorkommen, wo äußerliche Abnormitäten der Nerven in einem Organismus nicht zutagetreten und dennoch offenbare Seelenſtörungen ſich zeigen, ſo ſoll doch nur ſcheinbar in ſolchen Fällen das Nervenſyſtem normal und die primitiven Nervenfaſern dann vielleicht richtig geformt, aber dennoch irrig fungirend gedacht werden müſſen. Man hat die Seelenverrichtungen der Thiere geſchildert und nachgewieſen, daß ſie ganz parallel laufen dem jedesmaligen Nervengehalt derſelben. Bei den Thieren auf der niedrigſten Stufe, wie bei den Infuſorien, Polypen und manchen Radiaten, findet ſich kein eigentliches Nervenſyſtem, keine ſichtbare Nervenfaſer, nur eine ſtructurloſe, aber zuſammenziehbare Materie. Dieſe nun wird als Muskel und Nerv zugleich gedacht; ſie iſt beides von beiden allein. Das Seelenleben bei dieſen niedrigſten Thieren beſchränkt ſich daher — ſo lautet die weitere Deduction — auf bloßes Bewußtwerden äußerer Eindrücke, vermittelt durch das Gefühl. Der zweite Grad der Seelenfunction, die Steigerung des bloßen Gefühls und Bewußtſeins zur Vorſtellung finde ſich bei höher organiſirten Thieren. Gedächtniß und Erinnerung werde ſchon allen Spinnen, allen Inſekten zugeſchrieben, denn dieſe hätten die genaueſte Ortskenntniß, das feinſte ſinnliche Wahrnehmungsvermögen, das z. B. die Spinne ſicher unterſcheiden laſſe, ob der ſtörende Finger eines Menſchen oder die ängſtlich flatternde Fliege ihr Netz bewege. Vollkommener noch zeigten ſich dieſe Seelenthätigkeiten bei Fiſchen,

Amphibien, Vögeln, Säugethieren. Das Naturel jedwedem Thiers, sein ganzer Charakter entspreche genau seiner körperlichen Construction. Es handelte stets mit dem ihm gegebenen Kraftmaß; es wisse, wie weit es in seinen Unternehmungen gehen könne. Das Kameel, dem eine allzu große Last auferlegt werde, erhebe sich durch keinen Zwang zum Aufstehen, ehe nicht die Last gehörig erleichtert werde. Der Elefant wäre ruhig, friedfertig, geduldig im Bewußtsein seiner Stärke. Der Blick des Löwen spreche die souveräne Verachtung aus, womit der Vornehme auf den Niedrigen hinabschaue. Des Menschen Hoheit wäre ein Ausfluß seines vollkommenern, vom thierischen nur relativ, nicht absolut verschiedenen Organismus. Der Menschenkörper wäre eine modificirte Thiergestalt, seine Seele eine potenzirte Thierseele.

So die Behauptungen der neuern Schule.

Zur vollständigen Widerlegung dieser Sätze wäre ein tieferes Eingehen in die Psychologie nothwendig, als der Raum dieser Blätter zuläßt. Nur einige Gegenbemerkungen und Gegenbehauptungen dürften nicht ohne allgemeines Interesse sein. Zuerst sind es willkürliche, wenigstens gewagte, sicher immer nur bloße Hypothesen, die Schwerkraft als ein Analogon der Seele, gestörte Seelenzustände jedesmal als Folge kranker Nerven, die gleichwol nicht immer krank scheinen, den Infusorienkörper ohne sichtbare Nerven gleichwol benervt und beseelt, die höhern Thiere mit wirklichen Vorstellungen und Gedanken begabt anzusehen. Empfindungen, Leidenschaften, Affecte mögen auf den körperlichen Organismus zurückgeführt werden können. Die Erklärung der sogenannten Vernunftideen aber, die doch gewiß nichts Körperliches an sich haben, bleibt eine Unmöglichkeit für alle Materialisten alter und neuer Zeit.

Wenn man das Seelenleben der Thiere mit unbefangenem Auge verfolgt, wenn man die oft rührenden Thiergeschichten, in denen von wunderbarer Klugheit, Treue, Dankbarkeit u. s. w. erzählt wird, verständig auffaßt, so wird es immer klarer, daß es mehr Dichtung als Wahrheit ist, einem Thiere wahrhaftes Begreifen, Denken und moralisches Fühlen zuzuschreiben. Wir überzeugen uns dann, daß die Annahme einer absoluten Differenz der thierischen und menschlichen Seele weit weniger gewagt ist als die oben geschilderte; daß die vulgäre Ansicht von dem geraden Gegensatze des Leibes und der Seele, die sich wie Aeußeres zu Innerm, wie Bleibendes zu Vergänglichem, wie wahres Wesen zur Erscheinung verhalten, einen ebensowol logisch richtigern als gemüthlich befriedigendern Abschlußgedanken einschließt. Die sonst verschiedenen Systeme fast aller großen Philosophen vereinigen sich auch in Betreff der Thierseele dahin, daß etwa Folgendes über die Psyche der Säugethiere resultirt: Sie hat allerdings eine Vielseitigkeit, die in andern Thierclassen nicht erscheint. Das Gedächtniß der Säugethiere ist oft so treu und vollständig, daß es nicht allein einzelne Thatsachen, sondern auch eine gewisse Reihe derselben in ihrer Aufeinanderfolge bewahrt. Die Einbildungskraft der Säugethiere ist groß genug, um eine solche Reihe sich mit Lebhaftigkeit wieder zu vergegenwärtigen. Es kann sogar nicht geleugnet werden, daß einzelne Thiere gewisse Empfindungen in sich zu erwecken vermögen, die früher aus äußerlichen Motiven entsprangen, später auch ohne solche sich zeigen.

Aber weit ab von freier Vorstellung und wahrer Combination; weit ab von Verwendung des Empfundenen zu höherm wirklichen Urtheil ist die Individualität aller Thiere ohne persönliches Selbstbewußtsein, nicht ohne Seele, aber ohne Geist. Durch diesen Geist ist nun gerade der Mensch hoch erhaben über alle Bewohner des Erdkreises; durch diesen Geist umfaßt er Himmel und Erde, Vergangenheit und Gegenwart und durch Berechnung selbst die Zukunft. Dem Menschen allein ward das Glück zutheil, im Schöpfer des Weltalls seinen Gott zu erkennen und zu verehren; ihn stärkt die Ahnung seiner Gemeinschaft mit Gott, ihn hebt das Bewußtsein irgendeiner Unsterblichkeit.

Es ist sehr unterhaltend, Schilderungen aus der Thierwelt zu lesen, wie diese dem

Menſchenleben näherrücken ſollen. Wenn man abſtrahirt davon, daß, was die Thiere untereinander ſich mittheilen, jedesmal auf materielle Selbſt- oder Gattungserhaltung abzielt, ſo nehmen ſolche Schilderungen ſehr für die Thiere ein. Man nennt ihr Mittheilungsvermögen gern ohne weiteres Sprache, ihre Sorge für die Jungen Mutterliebe, ihre Kraftäußerungen Muth, ihre Furcht Gehorſam, ihre Gewöhnung Treue. Aber genau genommen ſind alle dieſe Ausdrücke für die Thierwelt ebenſo anthropomorphiſch als unſere Eigenſchaftsbegriffe Gottes. Gott iſt nicht gerecht weil er auch barmherzig, nicht barmherzig weil er auch gerecht iſt; Gott iſt über jedes Menſchenwort hinaus vollkommen. Ein Thier kann weder großmüthig und mitleidig noch grauſam und boshaft, es kann nur inſtinctiv handeln. Das Thier iſt unter aller Menſchenhoheit unvollkommen. „Wahrlich, nicht aus Mitleid leckten die Hunde des Lazarus Schwären, und jene mitleidige Pflege, mit der die jungen Ratten die Greiſe und Rattenkönige ihres Geſchlechts erhalten ſollen, hat außer dem erſten Berichterſtatter Niemand wieder geſehen!“ Wie mit dieſem Mitleid, ſo geht es mit der vielgerühmten Dankbarkeit, Zuneigung, Anhänglichkeit und Treue wilder und häuslicher Thiere. Urſprünglich ſind ſie hervorgegangen aus der Erinnerung an freundliche, wohlthuende Behandlung, die dem Thiere, wenn ſie in angenehmer und reichlicher Speiſe beſtand, am unvergeßlichſten bleibt.

Wenn der Orts-, Zeit-, Farben- und Tonſinn vieler Thiere ſo ſehr gerühmt wird, ſo iſt zu bemerken, daß gerade dieſe Sinne am wenigſten etwas Höheres an ſich haben und allerdings auf bloße Nervenempfindlichkeit und reinen Naturinſtinct zurückgeführt werden können und müſſen. Iſt es denn ein wahres Seelenvermögen, eine Geiſteskraft, wenn die Spinne den Finger und die Fliege unterſcheidet? Und unterſcheidet ſie wirklich jedesmal ſicher? Ich gebe die Verſicherung, daß es mir nicht ein mal, ſondern ſehr wiederholt gelungen iſt, die Spinne zu täuſchen. Ich ſchüttelte mit dem Finger das Gewebe. Das Thierchen kam eiligſt aus ſeinem Verſteck auf meinen Finger zugeſchoſſen und erſt ganz in der Nähe deſſelben gewahrte es ſeinen Irrthum und lief zurück. Wie oft täuſcht man beim Fang der verſchiedenſten Thiere die Sinne derſelben, ſelbſt die ſchärfſten Sinne der vermeintlich klügſten Thiere! Aus reiner Nervenempfindlichkeit aber kommt z. B. der Zorn des Stiers über den rothen Mantel des Picadors. Auch auf unſer Auge macht das Brennendrothe einen faſt ſchmerzenden Eindruck. Der Jammer des Hundes über Muſik iſt nur gewirkt durch die allzu heftige Affection ſeiner Gehörnerven, wie eine ähnliche auch bei uns Menſchen in gar manchen Garten- und Privatconcerten eintreten möchte. Wir ſind nur höflicher als der aufrichtige Hund und ſagen das Gegentheil von Dem, was wir empfinden. So laſſen ſich viele Züge, die zum Erweis einer wirklichen Ueberlegung in den Säugethieren angeführt werden, bei vorurtheilsfreier Unterſuchung des Thatbeſtandes und der begleitenden Umſtände höchſt einfach auf Erinnerung an ähnliche Fälle, die überhaupt in der Thierpſychologie die größte, wenn auch nicht immer anerkannte Rolle ſpielt, zurückbringen. Auch die Zähmbarkeit und Abrichtbarkeit beruht theils auf Furcht vor der Ueberlegenheit des Menſchen, theils auf Erwartung eines erquickenden Lohns für den Gehorſam. Freie Weiterverwendung des Erlernten bleibt den Thieren ein für alle mal verſagt.

Dr. Anding in Wismar.

Anregungen.

Allerlei neue Fortſchritte.

Wir haben ſchon mehrmals des Ritters Borelli in Turin Erwähnung gethan. Der Erfinder des elektriſchen Weckuhrs, der Locomotivtelegraphen iſt unermüdlich mit der Ueberführung der elektromagnetiſchen Kräfte in das praktiſche Gebiet beſchäftigt. Diesmal hat ihn eine neue Entdeckung den feſten Boden aufgeben und ſich ins Waſſer wagen laſſen. Die Vervielfältigung

der unterseeischen Telegraphen ins Zahllose ist es, was Bonelli vor wenigen Wochen einem Kreise von Sachverständigen und Männern der Wissenschaft mitgetheilt hat. Er hat nämlich ein System gefunden, wonach die Herstellung und Unterhaltung dieser geheimnißvollen Wasserstraßen für den Gedanken kaum mehr den zehnten Theil der Unkosten verursachen soll, den dieselben jetzt noch erfodern. Die Tragweite dieser Erfindung ist leicht ersichtlich eine höchst bedeutende. Abgesehen von der Wichtigkeit, welche sie gerade im gegenwärtigen Augenblick für die westlichen Mächte erhalten muß, da es ihnen ein Communicationsmittel auf demjenigen Gebiete darbietet, auf dem sie alleinige und unbestrittene Herren sind, und zwar ein solches, das sie von dem bisherigen Zuge der Telegraphie nach dem Osten völlig unabhängig machen muß (ein Vortheil, der in Zukunft möglicherweise noch eine ganz besondere Wichtigkeit erhalten konnte), muß die verhältnißmäßige Wohlfeilheit dieses neuen Verbindungsmittels einen unberechenbaren Gewinn für den allgemeinen Verkehr überhaupt bieten. Was sich auf diesem Wege dem Auge zeigt, ist eine endlose Aussicht.

Die Bonelli'e Erfindung dem geistigen Verkehr, so soll ein anderes Unternehmen zunächst mehr dem persönlichen und dem Waarenverkehr förderlich werden. Wir haben hier das System der schwimmenden Eisenbahnen im Auge, wie es bereits auf Eisenbahnen, welche die Küste entlang führen und von Meeresbuchten durchschnitten werden, in Anwendung ist. Dies ist der Fall auf einer der frequentesten Eisenbahnen in Schottland, von Edinburg nach Perth, welche von einem drittehalb Stunden breiten, den Namen Firth führenden Meeresarm durchschnitten wird. Die Einrichtung besteht in Folgendem: Wo die Eisenbahnen am Strande ausmünden, sind Hafenstationen errichtet mit einer Vorkehrung dafür, daß die ankommenden beladenen Güterwaggons auf große Dampfschiffe, deren Verdeck zweispurige, mit den Schienen der ausmündenden Eisenbahn correspondirende Geleise hat, übergeführt werden. Die Personen werden auf besonders schnellfahrenden Dampfschiffen weitergebracht. Ein Hauptvortheil dieser Einrichtung besteht, wie man sieht, in dem continuirlichen Weiterkommen, das vor allem auch das zeitraubende Umladen der Güter erspart. Vor fünf Jahren hatte bereits Stephenson das System der schwimmenden Eisenbahnzüge in der Schweiz vorgeschlagen und dabei zunächst den Wallensee im Auge gehabt. Seitdem ist der Bau der Eisenbahnen in der Schweiz außerordentlich vorgeschritten und bald werden sie allenthalben an den Ufern ihrer zahlreichen und schönen Wasserbecken anlangen. Damit ist denn auch der Gedanke an jenes System zu einer wohlfeilen Ergänzung aller Bahnen wieder aufgetaucht und hat in Herrn von Rappard einen unternehmenden Vertreter gefunden. Herr von Rappard beabsichtigt, im Verein mit einer anonymen Gesellschaft die Verbindung der schweizer Eisenbahnen mit den deutschen und französischen über den Boden- und Genfersee und die ununterbrochene Verbindung der schweizerischen Eisenbahnen selbst unter sich in der angedeuteten Weise herzustellen. Von einzelnen Cantonsregierungen sind dem Genannten bereits eingehende Zusicherungen gemacht worden. In der That besitzt die Schweiz in ihren Seen wie kaum ein anderes Land einen Reichthum an Wasserwegen, der überall sonst bei weitem vielseitiger benutzt werden würde, als es bisjetzt dort geschehen ist. Der hier berührte Plan betrifft eine Benutzung so eigenthümlicher und uns noch wenig bekannter Art, daß wir, selbst abgesehen von dem Interesse, das er namentlich auch für den handelnden Stand haben muß (man denke sich nur durchgehende Waarenzüge z. B. von Stettin nach Frankreich und von Marseille nach Deutschland vermittels der ein zusammenhängendes Verkehrsganze bildenden Eisenbahnen und Seen der Schweiz!), auch bei unsern Lesern einen eingehenden Antheil daran voraussetzen konnten.

General von Prittwitz über Fortschritt und Grenzen der Civilisation.

Schreiten wir zurück oder gehen wir vorwärts? Liegt vor unsern Augen Helle oder Dunkel?

Anders sehen pietistische Theologen, Kirchentagsmänner, hallische Professoren, anders die Nationalökonomen und Philanthropen.

Jene sind Pessimisten; sie sehen in jeder Regung und Bewegung des natürlichen Menschen den neuerdings wieder erwachten, selbst im aufgeklärten Sachsen umgehenden Teufel; sie sehen in der wachsenden Macht und Ausbreitung der Industrie das Herannahen des Antichrists und prophezeien, wie Heinrich Leo, baldigen Untergang der europäischen Menschheit, wobei man nur an Kant's Ausspruch erinnert wird, daß es Geschichtepropheten gibt, welche die Begebenheiten selbst machen, die sie zum Voraus verkündigen. „Geistliche", sagt Kant (im „Streit der Facultäten"), „weissagen gelegentlich den gänzlichen Verfall der Religion und die nahe Erscheinung des Antichrists, während dessen sie gerade Das thun, was erforderlich ist, ihn einzuführen, indem sie nämlich ihrer Gemeinde nicht sittliche Grundsätze ans Herz zu legen bedacht sind, sondern Observanzen und historischen Glauben zur wesentlichen Pflicht machen." Auch Politiker tra-

gen das Ihre dazu bei, die Uebel ſelbſt heraufzubeſchwören, die ſie prophezeien.

Die Nationalökonomen ſind Optimiſten. Sie prophezeien aus der Zunahme des materiellen Wohlſtandes, den die allſeitige Bewältigung der Natur durch Induſtrie herbeiführt, nicht Verfall, ſondern Veredelung und Verſittlichung der Menſchheit. Generalmajor von Prittwitz, der Erbauer der Bundesfeſtung Ulm, entwirft am Schluß ſeines ſoeben in zweiter Auflage erſchienenen Werks „Ueber die Fortſchritte und die Grenzen der Civiliſation“ ein lachendes Gemälde von der Zukunft der Menſchheit. Er prophezeit Veredelung der Maſſen durch Gewöhnung an höhern Lebensgenuß, da der Menſch „die Schätze der Natur immer mehr zur Befriedigung höherer und edlerer Genüſſe als blos zur Stillung des niedern Bedürfniſſes verwenden werde“. Er prophezeit Abnahme der Verbrechen mit der Zunahme des materiellen Wohlſtandes, indem er ſagt, „daß zugegeben werden muß, wie nur erſt, wenn die dringenden Bedürfniſſe des Körpers Befriedigung gefunden haben, der menſchliche Geiſt ſich zu ſeiner höhern Beſtimmung erheben kann und der größte Theil der Verbrechen, die in der Geſellſchaft begangen werden, aus Noth, Armuth und Elend entſpringen, Verbrechen und Mangel alſo immer Hand in Hand gehen, mithin eine Nation deſto glücklicher und ruhiger ſei, aus je mehr bemittelten und in Wohlſtand lebenden Bürgern ſie beſteht“. Durch den zunehmenden Wohlſtand und die Fortſchritte der Induſtrie wird, nach dem Verfaſſer, auch die große Maſſe befähigt werden, einen weit größern Theil ihrer Zeit auf Erwerbung nützlicher Kenntniſſe oder künſtleriſcher Fertigkeiten zu verwenden und ſich zu höherer geiſtiger Bildung zu erheben. Hiernach wird die fortſchreitende Civiliſation, weit entfernt, der Ausbreitung der Künſte und Wiſſenſchaften hinderlich zu ſein, zur größten Beförderung derſelben dienen und einer viel größern Zahl von Menſchen geſtatten, ſich ihnen ausſchließlich zu widmen; in ähnlicher Art wird ſich unter ihrer Aegide Fleiß, Sparſamkeit, Redlichkeit, Wohlthätigkeit, Unternehmungsgeiſt und Heldenmuth in ſchönſter Blüte zu entfalten vermögen. Die allgemeine Einführung der Eiſenbahnen wird, indem ſie die Verbindungen der Nationen untereinander auf eine früher nicht geahnte Weiſe erleichtert und beſchleunigt, das ganze Treiben des Menſchengeſchlechts auf beiden Hemiſphären gleichſam in zwei großſtädtiſchen Centralpunkten vereinigen, durch die Erleichterung der Transporte alle Productionskoſten vermindern, auch die Schwankungen in den Preiſen der meiſten Producte beſeitigen, vor allem aber die verſchiedenen Stämme, die ſich jetzt in den Erdball theilen und auf demſelben ſondern, ſie in Verkehr, Regierungsform, Sitten und Gebräuchen, Farbe und Sprache vermiſchen, um aus dem Menſchengeſchlecht dann nur noch eine einzige große Familie zu bilden.

Wenn aber alsdann, ſchließt General Prittwitz, außerdem noch das Bedürfniß, die Kräfte, Fähigkeiten und Mittel Vieler zu gemeinſchaftlichen Zwecken zuſammenwirken zu laſſen, überall geſellſchaftliche Vereine von jeder Geſtalt und Ausdehnung und zu den verſchiedenartigſten Zwecken wird entſtehen laſſen, welche den Kreis der menſchlichen Familie in allen Richtungen durchdringen und jedes Individuum derſelben mit immer ſtärkern Banden umſchlingen und ſeine Intereſſen mit den Intereſſen des Ganzen verbinden; — wenn infolge deſſen die zwingende Gewalt des Staats immer überflüſſiger und durch die Unterordnung in freiwillige Vereine und deren Wirkſamkeit immer mehr erſetzt werden, auch an die Stelle der Beſteuerung zunehmend die freiwillige Beiſteuer der Wohlhabenden zu den geſelligen Zwecken treten wird; — wenn auf dieſe Weiſe die größte Freiheit in Benutzung und Entwickelung aller Kräfte zur naturgemäßen Gliederung der Menſchenfamilie in ihre Stände, Claſſen, Aſſociationen und Vereine aller Art führen und ſo die geſammte Menſchheit auf den Grund aller dieſer verſchiedenartigen geſelligen Verbindungen zu einem großen, alle jetzigen Staatsformen einſchließenden Föderativſyſtem vereinigen wird, mit der laut ausgeſprochenen und eifrig verfolgten Tendenz, das Menſchengeſchlecht auf ſeinem ihm angewieſenen und in einen allgemeinen Garten verwandelten Wohnplatz dem größtmöglichen materiellen Wohlſtand und Glück und mit ihnen der Vervollkommnung und Veredelung in jeder Beziehung entgegenzuführen: wenn alle dieſe Erfolge das Ziel und den Endpunkt der Fortſchritte des geſelligen Zuſtandes nach allen Richtungen hin bezeichnen, die wir in dem Ausdruck Civiliſation zuſammenfaſſen — kann es dann wol etwas Thörichteres geben, als dieſelbe mit ihren vervielfältigten, verfeinerten und veredelten Bedürfniſſen, Anſprüchen und Genüſſen zu verdammen? So weit der Verfaſſer.

Die weltfeindlichen, verdammungsſüchtigen Frömmlinge werden freilich ſagen, das helfe Alles nichts, da mit dieſer Civiliſation nur der Unglaube in erſchreckender Weiſe wachſe, und doch iſt der Unglaube, der ſie erſchreckt, keineswegs ſo ſchrecklich als er ſcheint, da er nur Unglaube an veraltete dogmatiſche Syſteme iſt, kein Zweifel an das wahrhaft Göttliche und die ewigen ſittlichen Mächte. Im Gegentheil, mit der zunehmenden Civiliſation wird auch der Glaube an das wahrhaft Göttliche und die ewigen ſittlichen Mächte wachſen.

Der Hauptnachdruck zur Erfüllung der Hoff-

nungen des Generals beruht in politischen Dingen, die indessen von ihm zu wenig ausgeführt worden sind. Er deutet an, daß das Glück Europas auf einem Föderativsysteme, d. h. auf derjenigen Demokratie beruhen müsse, die die gegebenen Interessen zum Bindeglied der öffentlichen Ordnung mache. Mit dieser Zukunft sieht es vorläufig traurig aus. Die Furcht vor Anarchie läßt die europäische Gesellschaft ruhig zusehen, wie der monarchische Begriff sich immer mehr zum allumfassendsten Selbstzweck macht. In einer Zeit, wo Alles über die Unerschwinglichkeit der Steuern, die Höhe der Preise, die Entwerthung des Geldes klagt, stärkt sich nur die polizeiliche Ordnung des Staats und der Fiscus. Die Absorption der Volkskräfte zum Besten einer nur nach oben hin zu stärkenden Gewalt (die nun auch noch unser Jahrhundert in auf die Länge gar nicht mehr abzusehende, überwiegend doch weniger nationale als dynastische Kriege verwickelt!) wird leider das Prittwitz'sche Ideal noch in weite Ferne rücken. Schon kürzlich sagten wir bei Gelegenheit der Armuthsfrage, daß Europas Gefahren nur durch Rückkehr auf die gegebenen Naturzustände beseitigt werden können. Wir rechneten dazu ganz besonders auch das allmälige Abtragen dieser immer höher sich gipfelnden Staatsorganisationen und das Vertheilen des reinen Ertrags der Gesellschaft, der jetzt nur den großen Budgets zugute kommt, nach unten hin, Gegenden, wo die Namen Handel und Industrie immer nur schimmernde Aushängeschilder unsäglichen Elends bleiben werden. Sie können, wie einst bei den Griechen Kunst und Wissenschaft, die Begleiter einer allgemeinen Auflösung bürgerlicher und nationaler Wohlfahrt werden, falls nämlich manche Dinge so fortgehen, wie sie jetzt gehen.

Lolla Feraldi.

Ein kleiner Roman dieses Namens macht in Paris großes Aufsehen und fängt auch in Deutschland an besprochen zu werden. Man kauft ihn (aus der Lord'schen Eisenbahn-Bibliothek) auch in deutscher Uebersetzung und um den billigen Preis von einigen Groschen.

Der Reiz dieser kleinen Erzählung beruht auf ihrer außerordentlichen Wahrheit. Wir begegnen darin Thatsachen, die schon in „Romeo und Julia", „Clavigo", „Werther" und andern Dichtungen die Herzen auf einfache und natürliche Art gerührt haben. In einer Zeit des Hyper-Effects, der Blasirtheit, Abgespanntheit, in der man, um nur wahr und natürlich zu erscheinen, sogar in die plumpe, durch Egoismus und Geistesverdummung so widerliche Bauernwelt aller Länder gestiegen ist und ihr ein Lüftre zu geben gesucht hat, das sie nur nach den künstlichsten Reflexen verdient, thut es wohl, der Möglichkeit zu begegnen, innerhalb der überlieferten guten und allgemeinen Gesellschaft noch poetisch angemuthet zu werden. Lolla Feraldi ist mit einer Naivetät geschrieben, die man für die französische Literatur unserer Tage für unmöglich hätte halten mögen.

Wir leugnen nicht eine gewisse Monotonie der Durchführung. Die Linie des Interesses ist zu gerade gezogen. Es fehlt den Fäden des Gewebes an Einschlag, Verknüpfung, Durchkreuzung. Um so nachdrücklicher legt sich das Interesse auf die Hauptpersonen und vor allen auf die liebliche Lolla, die, ob zwar ganz passiv, doch von rührendstem Interesse ist.

Leider kann man nicht bestimmen, inwiefern der Verfasser, Edmond About, fernere Hoffnungen für sein Talent gewährt; denn man hat nachgewiesen, daß der ganze Verlauf seines Buchs auf Memoiren beruht, welche die Familie der Doria hat unterdrücken lassen. Die Vorgänge der kleinen Geschichte spielen in Italien. Die außerordentlich treue Schilderung der gegenwärtigen Zustände des Kirchenstaats ist unter ihren mannichfachen Reizen nicht der geringste.

Zum Erwägen.

Aus vielem nicht etwa Erleben, sondern Nur-Sehen und Nur-Hören die reichste Selbsterfahrung zu schöpfen ist Bildung.

* *

Dem Schmerze laßt seinen natürlichen Lauf!

* *

Dem Schöpfer gegenüber ist kein Mensch zu kurz gekommen, wenn er dasjenige Erbe, das ihm vorenthalten scheint, in seiner eigenen Brust sucht.

* *

Nur Der wird ein Mann, der eine Jugend hatte.

* *

Wie wir unsere Untugenden auszuschmücken wissen! Wir machen oft sogar aus ihnen Charaktergröße. „Ich kann nicht leiden, daß man sich Schmeicheleien ins Gesicht sagt!" bemerkte Jemand, der damit nur für seine Kälte und Lieblosigkeit einen glänzenden Namen suchte.

* *

Daß man beten soll, ist vorzugsweise Dem gesagt, der nicht weiß, wie er es anzugreifen hat, sich selbst gegenständlich zu werden.

* *

Alles Schöne und Gute muß durch die Zeit erst nachdunkeln, bis es ganz erkannt wird.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 50. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Aus dem Gold- und Guanolande.

Von Dr. F. W. Gravenhorst.

IV.

Da heff wi de Dreckinseln! riefen die Matrosen.

Nun werden Sie bald sagen können, Doctor, fuhr der Capitän fort, daß Sie etwas gesehen haben, was selbst Seeleute nicht alle Tage zu sehen bekommen. Sie sollen sich verwundern, was das hier für ein Vergnügen ist. Sehen Sie dort die drei Punkte am Horizont? Das sind die Chinchainseln! Riechen Sie nichts? Ich kann ihren Gestank schon jetzt wittern.

War es nun Einbildung, aber auch mir ward es bei diesen Worten unsers ersten Steuermanns plötzlich, als ob ein ganz eigenthümlich strenger Geruch die reine Seeluft durchdringe. Sicher ist es, daß es keine ganze Wacht (vier Stunden) mehr währte, bis Jeder von uns an Bord, der nicht den Schnupfen hatte, den von den Guanofelsen herüberkommenden Salmiakdunst verspüren mußte, der uns natürlich immer angenehmer und lieblicher in die Nasen zog, je näher wir seinen Quellen kamen. Mir wurde zuerst wirklich etwas bänglich bei der Sache zumuthe. Vier Wochen — so lange mußte das Laden wenigstens dauern! — vier Wochen lang ununterbrochen in dieser salmiakgeschwängerten Atmosphäre zu leben, zu essen, zu trinken, zu schlafen, zu athmen! Und das auf 13 Grad südl. Br. zwar im Januar, der aber doch unserm Juli gleichkommt. Indeß der Mensch gewöhnt sich an Alles und keine Sache ist, genau besehen, so schlimm, wie sie anfangs aussieht. So habe ich während der Zeit, daß wir den Guano einnahmen, ganz vortrefflich essen, trinken, schlafen und athmen können, ja ich konnte stundenlang in der nur durch ein vorgespanntes Segel gegen den gröbsten Staub geschützten Kajüte sitzen und schreiben, ohne die geringste Beschwerde zu empfinden. Etwas schlimmer waren allerdings unsere Matrosen daran, nicht sowol bei dem vermittels unsers großen Boots an Bord Schaffen des Guanos, als bei dem Zurechtschaufeln des in den Raum geschütteten. In dem eingeschlossenen Schiffsraum wird die Hitze, der Geruch und der durch das Schaufeln erregte Staub manchmal so unerträglich, daß mancher Neuling, der diese böse Arbeit zum ersten mal verrichtet, mitunter halb oder auch wol einmal ganz ohnmächtig wird. Am allerunerträglichsten aber soll es sein, wenn das Schiff selbst unter die Mangueras, d. h. unter

die von den Felsen herabhängenden Schläuche oder Rinnen gelegt wird, um so vollgeschüttet zu werden, weil dann der Guano, der — sei es nun versteinerter Vogeldünger oder Lava —, beim Bearbeiten fast zu Staub zerbröckelt, von einer Höhe von 60—80 Fuß herab durch die Mangueras in das Schiff hineinschießt und Alles in Qualm und Gestank hüllt. Freilich geht diese Manier, die Ladung einzunehmen, [illegible] um so unvergleichlich viel rascher als das Laden durchs Großboot oder Lanchas (Lichter). In einigen Tagen ist auf diese Weise der größte Klipper der Welt „voll", wie der terminus technicus für geladen — die volle Ladung an Bord haben — hier auf den Chinchas lautet. Merkwürdig ist es noch hierbei, daß der Guano auf der Mittelinsel weniger feinkörnig oder staubartig ist wie der auf der Nordinsel (die Südinsel ist oder war damals wenigstens noch fast unberührt), mithin auch weniger stäubt, was ich selbst zur Genüge erfahren konnte, als ich einen ganzen Sonntag auf der bei der Nordinsel liegenden lübecker Bark, Cuba, zu Gaste war, woselbst man auffallend mehr von Staub und infolge dessen auch von Geruch belästigt wurde als auf unserm, bei der Mittelinsel ankernden Schiffe, sobald der Wind nur ein wenig von der Insel her wehte.

Unsere Bark, vielleicht das kleinste unter den 170, zur Zeit mit uns zugleich bei den Chinchas ankernden Schiffen, bekam, da sie dreihundert und etliche Tons Register hielt, 30 Liegetage, d. h. in 30 Tagen mußte sie „voll" und expedirt sein, widrigenfalls der Capitän, wenn er in culpa oder den Zufall zu tragen hatte, für jeden Tag, den das Schiff länger auf der Rhede lag, eine bestimmte Strafsumme zu zahlen, im umgekehrten Fall aber die Behörden die Verzögerung auf gleiche Weise zu vergüten schuldig waren. Solche Liegetage sind bekanntlich in allen Häfen und auf allen Rheden Gesetz. Hier auf den Chinchas wurden für je 100 Tons, die ein Schiff hielt, 10 Liegetage berechnet. Doch ging man damit nur bis zu tausend Tons, also 100 Liegetagen, indem man allen Schiffen, die mehr als 1000 Tons hielten — und die meisten der damals hier liegenden Seekühne waren solche Ungeheuer —, ebenfalls nur 100 Liegetage gab. Hundert Liegetage sind aber eine enorm lange Zeit für einen Capitän, zumal wenn er weiß, daß er unter den Mangueras in ein paar Tagen seine volle Ladung an Bord bekommen kann und wenn er außerdem noch einen Klipper führt, dessen Hauptzweck und Hauptverdienst es ja ist, schnelle Reisen zu machen, und dessen Besatzung oft mit so und so viel Köpfen und Mägen an sich schon jeden gewonnenen Tag zum reinen Profit von einer nicht ganz kleinen Anzahl Dollars macht. Was wird also mein Mann thun? Der Mensch muß sich zu helfen wissen und eine Hand wäscht die andere. Er wird sich auf die Insel verfügen, bei der ihm sein Ankerplatz angewiesen, und einer betreffenden Persönlichkeit so durch die Blume zu verstehen geben: Ich habe 100 Liegetage. Für jeden Tag, den Sie mich früher expediren, bekommen Sie .... (Hier wird er, je nach der Größe seines Schiffs, 10, 20, 30 Dollars bieten.) .... In wieviel Tagen kann ich „voll" sein? Alsbald wird die betreffende Persönlichkeit den Finger an die Nase legen und sprechen: „Lassen Sie mich sehen! Da habe ich nun noch erst die Klimax, dann den Stormking, dann die Amazone, dann den Sea-Eagle, den einfachen Eagle, die Swallow, die Water-rat und wie die Bestien sonst noch alle heißen, zu expediren... Na, ich denke, ich komme an Sie... Was meinen Sie in 70 Tagen?" — Well! Mein Schiff hält aber 3000 Tons, Sie müssen mich also nicht zu spät unter die Mangueras legen! Hier sind 450 Dollars, die andern 450 liegen parat, sobald ich am 70. Tage in See gehen kann. Sind Sie zufrieden? — Yes, Sir! — Good morning! Nun bekümmert sich mein Capitän um weiter nichts mehr. Er ißt, trinkt, schläft, raucht auf den Schiffen seiner Bekannten und Landsleute herum und fährt mit seinem kleinen hübschen Segelboot renommirend auf der Rhede umher oder mit einem andern Capitän, der aus gleichem Grunde wie er nichts zu thun hat, um die Wette.... Höchstens schickt

er, um ſein Geheimniß nicht von jedem Schiffsjungen durchſchauen zu laſſen, alle Tage ein bis zwei mal ein Boot zum Guanoholen ans Land, was aber für den Bauch ſeines Schiffskoloſſes ungefähr ſo viel iſt wie zwei oder drei Heringe für den Magen eines Wallfiſches.... Der Herr da droben — auf der Inſel nämlich — wird ſchon zur rechten Zeit für ihn ſorgen. 450 Dollars ſind ein zu ſchönes Stück Geld, um unverdient gelaſſen zu werden, zumal wenn man ſie mit einem einzigen Commandowort verdienen kann. Dies Commandowort erſchallt denn auch ſo ungefähr am 60. Tage. Das Schiff wird unter die Mangueras bugſirt und in einigen Tagen voll gemacht; die Chineſen, die, weil viel zu thun, jetzt doppelte Arbeit verrichten müſſen, bekommen bei dieſer Gelegenheit zur höchſt nöthigen Aufmunterung einige Hundert Peitſchenhiebe mehr als gewöhnlich und — die zweiten 450 Dollars rollen aus der Taſche des Capitäns in die des klugen Haushalters. Es iſt dies ein ſehr ſchönes Geſchäft, bei dem ein gewiſſer Jemand, nach ſeiner eigenen Ausſage, binnen fünf Vierteljahren 20,000 Dollars, ſchreibe zwanzigtauſend Dollars binnen fünf Vierteljahren, erübrigt hat.

„Sie wundern ſich wol, einen Deutſchen hier auf dieſer Inſel und in dieſer Stellung als — nun, nennen wir die Sache beim rechten Namen — als Sklavenaufſeher zu finden? Denn viel mehr bin ich in der That hier nicht.“

Sie ſind aus . . .?

Mecklenburg.

Auch aus Mecklenburg!

Aus Roſtock.

Wahrſcheinlich auch vor einigen Jahren mit der bremer Menſchenfracht hierher verſchifft?

Richtig! Sie werden wol ſchon mehre meiner Landsleute hier angetroffen haben, weil Sie ſagen: Auch aus Mecklenburg! Ja, das gute Mecklenburg hat damals ein bedeutendes Contingent zu jener Schiffsladung von Menſchenfleiſch geliefert.

Wie geht es Ihnen denn hier, wenn ich fragen darf?

Nun, wie ſoll es gehen... Geld kann man hier verdienen und das iſt mir für jetzt die Hauptſache. Alles Andere habe ich hinterwärts geworfen. Nach Europa werde ich nie wieder zurückkehren, alſo.... Kommen Sie, Señor, ich will Ihnen die Inſel zeigen. Die Leute werden noch bei der Arbeit ſein.

Es dämmerte ſchon, als wir der Stelle zugingen, wo ſich die den Guano grabenden oder vielmehr mit dem Hackeiſen losbrechenden Chineſen befanden, und ein Theil der Arbeiter war theils ſchon zu ſeinen Rohrhütten zurückgekehrt, theils begegnete er uns auf ſeinem Wege dahin. Einige gingen ſtumm und ſtill an uns vorüber (es waren Neulinge), Andere grinſten uns an und noch Andere machten ſogar allerlei Bocksſprünge. Mir ſchauderte. Es war mir wie Lachen der Verzweiflung und des Wahnſinns. Ein wahres Grauen aber packte mich, als mein Begleiter, auf den einen wie ein Narr Herumſpringenden deutend, ganz gemüthlich ſagte: Sehen Sie ſich den da mal an! Sollten Sie glauben, daß der erſt geſtern Morgen dreißig aufgezählt gekriegt hat? Und ich ſage Ihnen, unſere Peitſchen ziehen durch! Wir müſſen die Kerle jedes mal, wenn ſie Prügel gekriegt haben, mit Salzwaſſer waſchen, ſonſt fault die Geſchichte hier bei der Hitze augenblicklich. Und nun ſehen Sie ihn! Es iſt, als ob ihm nichts geſchehen wäre! Die Kerle haben eine merkwürdige Heilhaut.

Ich ſchwieg erſt. Dieſer deutſche Landsmann ſtand mir nahe genug, um ihn wenigſtens anſpeien zu können. Was hätte es geholfen! Nach einer Weile fragte ich:

Was hatte er gethan?

Wir haben ihn in Verdacht, daß er auch ein Todtengräber iſt.

Ein Todtengräber? fragte ich.

Sie müssen wissen, lautete die Antwort, daß hier kein Tag vergeht, an welchem sich nicht eine von diesen Bestien erhängt, von den Felsen stürzt oder auch sich lebendig in den Guano eingraben läßt. Das Letzte thun sie am liebsten, weil sie sich einbilden, daß sie dann unfehlbar in China wieder auferstehen, worüber sie bei den andern Todesarten nicht so sicher zu sein scheinen. Sie nehmen deshalb auch, wenn sie sich eingraben lassen, ordentlich Proviant für die Reise nach China mit: etwas Reis und besonders, wenn sie es bekommen können, etwas Opium. Es gilt unter ihnen für einen Liebesdienst, wenn Einer den Andern lebendig begräbt, und jenen Kerl, den ich Ihnen eben zeigte, haben wir in Verdacht, daß er augenblicklich dies Liebesamt bei ihnen übernommen hat. Wenigstens nennen sie Alle ihn den Todtengräber, wie wir von einem unserer Sklavenaufseher, der selbst ein Chinese ist, wissen. Da haben wir ihm denn gestern Morgen vorläufig mal auf Abschlag etwas von seinem Lohn auszahlen lassen. Wir hatten wieder einen Chinesen eingegraben gefunden.

Als wir zu dem Guanobruch kamen, fanden wir noch ungefähr 50 Chinesen bei der Arbeit. Einige hackten den Guano los, Andere quälten sich mit hochbeladenen Schubkarren ab und noch wieder Andere waren, da es hier auf der Mittelinsel damals noch keine Pferde oder Maulthiere gab, vor die Waggons der Eisenbahn gespannt, die nach den Mangueras führt und wohin auf diese Weise der Guano in großen Massen auf ein mal befördert werden kann, um, wie oben beschrieben, direct in die Schiffe geschüttet zu werden. Beaufsichtigt wurden sie von einem baumstarken Neger und einem baumlangen Spanier. Der Letztere lieferte mit seinem gebräunten, regelmäßigen Gesicht, seiner Adlernase und seinen unheimlich funkelnden Augen, wie er so, in seinen Poncho gewickelt, den breitgeränderten Strohhut etwas kokett auf sein glänzendschwarzes reiches Haar gestülpt, an einen Waggon gelehnt dastand, ein Bild eines Räuberhauptmanns, wie es sich ein Maler nur zum Copiren wünschen könnte. Ihr Handwerkszeichen, die Peitsche, hing bei Beiden ganz unschuldig und harmlos am kleinen Finger der rechten Hand; sobald sie aber uns oder vielmehr meinen Begleiter, der zweiter Aufseher auf der Insel war, bemerkten, wurde die aus ungegerbter Stierhaut geflochtene Geisel geschwungen und Diesem und Jenem der Arbeiter mit Carambas und Carachos gehörig gespickte Ermahnungen zugeschrieen. Dann trieb der Neger zwei vor einem der schwerbeladenen Waggons gespannte menschliche Lastthiere mit Zuruf und Peitschenwink an und im vollen Lauf zogen sie, ganz in Staub und Salmiakdunst gehüllt, den Rollkasten nach den Mangueras und schütteten, ihn umkippend, seinen Inhalt durch dieselben den Felsen herab in das unten liegende Schiff. Als ich diese beiden Söhne des himmlischen Reichs — dorthin, wo die Sonne jetzt unterging, lag ihr Vaterland — so dicht an dem Rande der 80 Fuß hohen Klippe neben ihrem Peiniger, dem Neger, stehen sah, fuhr mir der Gedanke durch die Seele: Warum umfassen diese Beiden da, die sich vielleicht doch schon morgen oder übermorgen mit dem Muthe der Verzweiflung von dieser Klippe hinabstürzen, nun nicht in diesem günstigen Augenblicke plötzlich den sorglos dastehenden Schwarzen und reißen ihn mit sich in die Tiefe? Das wäre doch wenigstens noch Rache und — was die Stubenmoralisten auch sagen mögen — hier lernt man, daß die Rache süß ist! Aber meine Chinesen ließen ihren Wagen ganz ruhig auslaufen, spannten sich dann geduldig auf der andern Seite vor und zogen ihn ganz pferdemäßig wieder zurück, um ihn von neuem beladen und sich vor eine andere ähnliche Last spannen zu lassen. Es ist fast unbegreiflich, wenn man bedenkt, daß hier 300 kräftige Männer (so viel Chinesen waren damals etwa auf dieser Mittelinsel) sich gefangen halten und bis aufs Blut peinigen lassen von ungefähr sechs bis acht Menschen, die in Holzhütten, die der erste Anprall von einem Dutzend starker Bursche über den Haufen wirft, schlafen und die zu ihrer Vertheidigung nicht etwa mit Kartätschen geladene Kanonen, sondern nur die gewöhnlichsten Waffen und ein paar Bluthunde haben. Aber

wenn nun auch einmal in einer ſchönen ſtillen Nacht Alles abgemacht, Alles, was auf den Chinchas nicht Chineſe und Sklave iſt, in blutige Stücke zerriſſen wäre. . . was dann? Wohin? Dieſe Frage iſt es, die jeden aufkeimenden Gedanken an Empörung in der Bruſt des Chineſen auf den Chinchainſeln ſofort wieder erſticken muß. Die Chinchainſeln ſind kein San-Domingo. Kein Tropfen lebendigen Waſſers, keine Diſtel oder Brennneſſel, geſchweige denn ſonſt etwas Anderes als Guano iſt auf ihnen zu finden und Magazine und ſonſtige Vorräthe von Lebensmitteln ſind daſelbſt unbekannte Gegenſtände. Die bewaffneten Schaluppen des auf der Rhede liegenden peruaniſchen Wachtſchiffs würden mithin zu einer Blockade hinreichen, die den meuteriſchen Chineſen auf den Inſeln binnen allerhöchſtens acht Tagen die Alternative ſtellen würde, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben oder elendiglich auf den glühend heißen Felſen zu verſchmachten. An ein Entfliehen in Maſſe iſt ebenfalls nicht zu denken, denn wie die nöthige Anzahl Boote bekommen oder gar ſich eines der auf der Rhede liegenden Schiffe bemächtigen? Auf Hülfe oder auch nur auf die geringſte Vorſchubleiſtung von Seiten der fremden Seeleute zu rechnen, wäre vollends Thorheit, denn kein Capitän, ſelbſt ein Engländer nicht, würde es riskiren, einen Chineſen von den Chinchas bei ſich an Bord aufzunehmen, reſp. zu verbergen und ſpäter zu exportiren. Es ſteht hohe Strafe, wenn ich nicht irre Verluſt von Schiff und Ladung auf einem ſolchen Werk der Barmherzigkeit. Unter ſolchen Umſtänden müßte und würde ſelbſt ein Toussaint l'Ouverture einſehen, daß dem Chino, den ſein entſetzliches Geſchick in dieſe Hölle auf Erden geworfen, nichts übrigbleibt, als ſich geduldig Tag aus Tag ein, Jahr ein Jahr aus abhetzen und abpeitſchen oder ſich lebendig begraben zu laſſen. Und über all dieſen Jammer ſtieg jetzt ruhig und mild der Mond aus dem ſpiegelglatten Meere herauf, und wenn es auch ein altes Wort iſt, ſo kann ich doch verſichern, daß es mir, als ich hier auf der Chinchainſel in dieſem Augenblick ſeiner gedachte, nichts weniger als alltäglich klang:

Warum ſind der Thränen
Unterm Monde ſo viel?

— — Endlich hatten wir geladen. „Wir ſind vull!“ hieß es. Jung', ſtell di an de Stock und bimmel all wat du kannſt! Un nu mit alle Mann! Een, twee, tree, Hurrah! Doctor, rufen Sie doch ordentlich mit! Un noch eenmal! Een, twee, tree....“

Hurrah! ertönte es jetzt auch auf andern in unſerer Nähe liegenden, uns befreundeten Schiffen als Gratulationsantwort auf jene unſere telegraphiſche Anzeige, daß wir endlich, Gottlob! das ſaure Stück Arbeit zu Ende gebracht: unſere volle Ladung Guano an Bord hatten. Dazu läuten ſie überall ebenfalls mit den Schiffsglocken, die Schiffshunde bellen, die Hähne krähen darein und ein alter Seehund guckt verdrießlich aus dem Waſſer zu uns herauf und ſchüttelt ſein bemooſtes Haupt über das närriſche Treiben der Menſchen.

Morgen iſt großes Reinigungsfeſt, denn trotzdem, daß wir, zum großen, ein mal ſogar faſt in offene Oppoſition ausartenden Misbehagen unſerer Matroſen, keinen Tag die Danaidenarbeit des Deckwaſchens ausgeſetzt, iſt doch unſer Schiff natürlich mit einer förmlichen Guanokruſte überzogen; und übermorgen geht's wieder in See und nach Europa zurück, wo freundlichere Bilder die peinlichen Eindrücke verwiſchen werden, die wir von dieſen Guanofelſen aus Amerika mit hinwegnahmen.

Die moderne Kunſt.

Man ſagt nichts Neues, wenn man behauptet, daß der Drang über die angeſtammten Grenzen hinaus, das Streben, das Eigene mit dem fremden zu vertauſchen und zu vermiſchen, die Sucht nach nivellirender Allgemeinheit, nach umfaſſendem Kosmopolitismus ein charakteriſtiſches Zeichen unſerer Zeit ſei. Und in der That muß dieſer Zug tief in der heutigen Menſchheit begründet liegen, wenn ſelbſt ein ſo friedliches, vom großen Welt-

laufe abgelegenes Gebiet, wie die Kunst, in diese Zeitströmung hineingerissen wird, wie es in Wirklichkeit der Fall ist.

Es bieten sich nämlich dem aufmerksamen Betrachter im Bereiche der modernen Kunst Erscheinungen dar, die der allgemeinen Zeitbewegungen durchaus analog sind. Wie hier eine massenhafte Flucht vom heimatlichen Boden, ein Durchbrechen der angestammten Grenzen, eine Erweiterung, ja Verflüchtigung des Begriffes „Heimat" zu dem verschwimmenden Hoffnungsbilde eines bessern „Drüben", einer idyllischen Existenz in der Neuen Welt: so auch im Gebiete der heutigen Kunst. Auch hier der Drang über die herkömmlichen Schranken hinaus, hinüber auf den benachbarten Boden; auch hier die Besitznahme fremden Eigenthums, ungehöriger Stoffe und Aufgaben; auch hier endlich die Ausweitung ins Belebte und Figurenreiche, die Massendarstellung ganzer Zeiträume weitgreifender Ideen.

Schon die Baukunst, sosehr sie durch ihr praktisches Bedürfniß auf bestimmte, maßvolle Formen beschränkt ist, nimmt an diesem modernen Freiheitsstreben theil. Für öffentliche Bauwerke wird sie allerdings immer auf überlieferte Vorbilder angewiesen bleiben, in denen frühere Kunstepochen schon das Vollendete geleistet haben, über das ihre formelle Gebundenheit und sehr eingeengte Erfindungskraft nicht hinauskommen kann. Dafür aber eröffnet sich ihr in der Sphäre des Privatbaus ein desto freierer Spielraum. Hitzig's Reform des Hausbaus in Berlin mag hierfür zum Beweis dienen. Bekanntlich durchbricht dieser Künstler die Vorderseite der Wohnhäuser, die wir sonst nur geschlossen und glatt zu sehen gewohnt sind, und läßt aus ihr Erker und offene Balkone durch alle Stockwerke von unten auf, manchmal sogar in der ganzen Breite des Hauses, auf die Straße heraustreten. An Lebendigkeit gewinnt dieser Außenbau noch dadurch, daß er in der Mitte der Fronte, wenigstens im zweiten Stock, wo für die Anschauung der ideale Schwerpunkt des Gebäudes ruht, von Karyatiden und Säulen getragen wird, die nach den Gesetzen der Perspective sich in den obern Stockwerken verjüngen und denen der Schönheitssinn der Bewohner noch den belebenden Schmuck umschlingender Rankengewächse gegeben hat.

Man kann das Bedenken erheben, ob solche Gliederung nicht gegen das Gesetz der Sparsamkeit, des ästhetischen Maßes, der kunstschönen Beschränkung verstoße, die da verlangt, daß solch' verzierende Glieder nur an einer, und zwar der bedeutsamsten Stelle der Hausfronte angebracht seien, wie der Erker in mittelalterlichen, der Balkon in modernen Wohnhäusern sich meistens nur im Mittelfelde des zweiten Stockwerks vorfindet. Die zu häufige Wiederholung stumpft, wie überall, so auch hier, den Eindruck ab und läßt dem Auge selbst das Schönste allmälig gleichgültig erscheinen: der schöne Zierath sinkt zur Trivialität herab, wenn er den veredelnden Vorzug der Seltenheit verliert und schließlich nichts weiter ist als die gewöhnliche Vordermauer in anderer Gestalt. Weiter kann man fragen, ob nicht durch jene Außenglieder eine klimatische Rücksicht verletzt sei. Der Schinkel'sche Hausbau in den zwanziger und dreißiger Jahren mochte durch seine platten Fronten und schnurgeraden Straßen etwas höchst Einförmiges, Langweiliges haben, darin aber war er jedenfalls im Recht, daß er durch die geschlossenen, gegen rauhe Witterung schützenden Vordermauern unserm Klima die nöthige Rechnung trug. Dies verlangt nun einmal solch einen soliden Schutz, der in der Fronte höchstens die Thür und die nöthigen Stubenfenster gestattet, allenfalls auch noch einen offenen Balkon ins Freie hinausstreckt, um dort an warmen Abenden freie Luft und Aussicht zu genießen. Aber mehr als dies erscheint in unsern rauhen Breitengraden kaum statthaft. Wir sind nun einmal vom Schicksal nicht so glücklich situirt, daß wir die offenen Wohnhäuser des Südens oder die freien Säulenhallen der griechischen Tempel für unsere Zwecke gebrauchen könnten. Wir müssen es uns gefallen lassen, die meiste Zeit unsers Lebens in den vier Pfählen unserer Wohnzimmer zuzubringen; die Tage oder Stunden, die wir im Freien verleben dürfen, sind uns Nordländern knapp genug zugemessen. Und endlich müssen die weit vorgebauten

Balkone, deren Boden, resp. Decken zwischen je zwei Fensterreihen der Hausfronte vorspringen, nicht den einwärts liegenden Fenstern und Zimmern das Licht rauben? Wird man aber die Helligkeit im eigentlichen Wohnraum einbüßen wollen, um dafür den sehr zweifelhaften Gewinn des freien Balkonlebens einzutauschen?

Doch all diese Fragen beiseite gesetzt, so ist es die Gliederung der Fronte selbst, was uns hier für den vorliegenden Zweck interessirt. Offenbar geschieht in dieser Baureform Hitzig's etwas, was ursprünglich nicht im Beruf der Architektur liegt. Diese Kunst steht bekanntlich der elementaren Natur mit ihren großen Massenbildungen parallel. Wie die Natur auf ihrer untersten Stufe nur erst weitgespannte Flächen, einfach geschwungene Erhebungen, rundgeballte Gruppen formt, und zwar in der schlichtesten Linienführung und in den umfangreichsten Dimensionen, so auch die Baukunst in ihrer rohen, primitiven Naturnähe. Der schwere Stoff ist ihr Material, die einfachsten Formen, die anfänglichsten mathematischen Verhältnisse sind ihre Schranke, die ersten leisen Andeutungen freischwingender Bewegung, gegliederten Lebens ihre höchste Leistung. Ein Bauwerk wird immer, und sei es das leichteste und geschmackvollste, mit perpendiculären Mauern aufsteigen, fest und unbeweglich als würfelähnliche Masse in sich ruhen und seinen Inhalt mit starken, schützenden Wänden sicher umschließen. Nur in einzelnen Oeffnungen, in schlank aufstrebenden Gliedern, in linearen oder kreisförmigen Ornamenten, in mäßig heraustretenden Schwellungen dringt eine gelinde Regung freiern organischen Lebens in diese feste Masse. Wo die Baukunst mehr thut, wo sie zu viele Oeffnungen in ihre glatten Mauern bricht, wo sie, wie in unserm Falle, ganze Seiten ihres umschließenden Körpers in die bunte Gliederung verzierender Anhängsel auflöst, da geht sie weiter als sie darf, da wird sie plastisch und malerisch. Die Plastik ist es, die, der vegetabilischen Natur analog, von den großgeformten Massen der Baukunst zu freiern Bildungen fortschreitet und aus dem einförmig weiten Naturgrunde die Einzelgestalt abhebt, das schöngebildete Individuum in edeln Menschen- und Thierkörpern hinstellt und sich in das freibewegte Linienspiel erhöhten oder vertieften Wandschmucks ergießt. Zu noch höherm Leben, zur Darstellung der innern Beseelung des Individuums, handelnd bewegter Figuren und Gruppen steigert die Malerei ihren Farben- und Gestaltenreichthum. Diesen beiden Künsten fällt die Baukunst ins Gehege, wenn sie ihre geschlossenen Flächen zerbricht und zu selbständigen Ziergliedern individualisirt. Diese frei heraustretenden Balkone sind wesentlich schon ein Schritt der Architektur über sich selbst hinaus; ja diese Karyatiden, bekanntlich tragende Frauengestalten, sind sogar schon ein Stück plastischen Bildwerks, und die ganze Lebendigkeit der Hausfronte streift entschieden in das bewegte Figurenspiel der Malerei hinüber.

Der nämliche Zug über die angestammten Grenzen hinaus ist es, der die Bildhauerei sich zu gruppirten, cyklischen Darstellungen von Kämpfen der Individuen, der Ideen ausspannen läßt. Wol ist es richtig, daß schon die antike Plastik neben den schönen Einzelfiguren zusammengesetzte Compositionen schuf. Der Farnese'sche Stier, der Laokoon, die Niobiden, die Aeginetischen Gruppen sind solche gestaltenreiche, in sich verschlungene, leidenschaftliche Kämpfe. Der Unterschied im Vergleich mit der modernen Plastik ist nur der, daß zusammengesetzte Darstellungen bei den Alten im Ganzen selten waren und nur als ausnahmsweise Wagstücke bewundert wurden, wogegen die heutige Bildhauerei fast ausschließlich Gruppen und cyklische Bildwerke gibt, Einzelgestalten hingegen nur noch für Localzwecke, für das Pietätsbedürfniß kleinerer Kreise bildet, wie z. B. die berühmten Männer der Kunst und Wissenschaft für ihre Geburtsstätten. Das Alterthum stellte vorherrschend Einzelstatuen auf und häufte solche an besonders geweihten Orten massenweise an. Heutzutage gibt man der Einzelfigur noch eine Nebengestalt, setzt sie mit mehren solchen in ein inneres Verhältniß, stellt in vielen dergleichen ganze Zeitalter, ganze Gedankenströmungen dar und wird so wesentlich malerisch, greift in die epischen und drama-

tischen Zweige der Dichtkunst hinüber. Zeugniß hierfür gibt jedes namhafte Bildwerk der modernen Sculptur. Kiß' Amazone versinnlicht allerdings blos den physischen Kampf zwischen dem bewaffneten Muthe eines Heldenweibes und der wilden Thierkraft. Aber in seiner neuesten Composition, einer Reitergruppe, welche den Kampf des guten und bösen Princips darstellen wird, erhebt sich dieser Künstler zur Verkörperung einer Idee, eines sittlichen Wettkampfs. Ebenso beabsichtigte Rauch's Goethe-Schiller-Monument für Weimar keine Porträtirung der beiden Dichtergestalten, sondern die Verkörperung ihres künstlerischen Freundschaftsbundes, ihrer gegenseitigen Ergänzung und Erziehung für das absolute Schönheitsideal. Und in der größten Schöpfung desselben Meisters, dem Friedrichsdenkmal, soll uns nicht der oben thronende König in treuer Lebenswahrheit vorgeführt werden, sollen wir kein Conterfei der gleichzeitigen Kriegshelden und sonstigen Berühmtheiten erhalten, sondern die ganze Epoche Friedrich's, die ganze Geistesbewegung seines Jahrhunderts soll uns in breiter, figurenreicher Gruppirung vorüberziehen, über welcher Friedrich selbst nur als der bewegende Anstoß und beherrschende Leiter sich emporhebt. In allen diesen Bildwerken haben wir also mehr, als die Plastik sonst zu geben pflegt: statt der einzelnen Gestalt einen Kreis von solchen, statt der schönen Körperform ein geistiges Moment, einen treibenden Gedanken; statt der friedlichen Situation einer isolirten Porträtstatue haben wir einen Kampf, der viele Mithandelnde in seinen bewegten Wellenschlag hereinzieht. Das ist aber entschieden schon Sache der Malerei; das ist abermals schon ein Stück derjenigen Kunst, welche menschliche Thaten in breiter Ausführlichkeit und in der Spannung lebendiger Action entfaltet: der epischen und dramatischen Poesie. Also auch hier ein Verlassen des ursprünglichen Gebiets, ein Hinaufgreifen zu höhern Aufgaben.

Noch schlagender zeigt diesen Uebergriff die moderne Malerei; Kaulbach's Wandgemälde sind die Hauptrepräsentanten dieser neuesten Richtung. Ohne hier den resultatlosen Streit über dieselben aufzunehmen, ohne mit den Einen den schöpferischen Genius des Künstlers bis in den Himmel zu erheben und in seinen Gemälden einen Riesenfortschritt über alles Bisherige zu begrüßen; ohne mit den Andern diese Schöpfungen als künstlerische Gewaltstreiche zu verdammen und Gefahren für nachahmende Talente daraus herzuleiten, so viel steht doch immer fest, daß Kaulbach seine Kunst hier zu etwas Unerhörtem verwendet und sie zu Darstellungen hinaufhebt, die innerhalb der reinen Kunstdarstellung nicht mehr liegen. Die Malerei soll uns charakteristische Menschen, bedeutsame Bilder der Natur, gewaltige Momente der Geschichte vorführen: Kaulbach thut mehr als das. Er gibt uns noch etwas Anderes, als was das Leben, was Natur und Geschichte uns zeigen — er malt Gedanken, Gedanken, wie sie sich ihm und der philosophischen Forschung aus dem Studium der Geschichte ergeben haben; Gedanken, wie sie ursprünglich nicht Gegenstand der Kunst, der Malerei, sondern Resultate der Speculation, Eigenthum und Schatz der Wissenschaft sind. In dies höhere, rein geistige Gebiet greift Kaulbach hinüber, aus dieser abstracten Sphäre holt er seine originellen Stoffe herunter und stellt sie in so drastisch wahrer, charakteristisch überzeugender Gewalt hin, als hätten sie in dieser Gestalt existirt, als hätten diese verschiedenen Individuen *einem* Zeitalter, diese Völker und Ereignisse *einer* Geschichtsperiode angehört, als hätte das in Gedanken Zusammengehörige auch in Raum und Zeit nebeneinander bestanden. *Das* ist die geniale Kühnheit des Meisters, *das* der Schritt aus seiner Kunst heraus und hinüber nicht blos in andere Kunstgebiete, nein, in das Gebiet des reinen Geistes, der unsinnlichen Idee, mit der die Kunst als solche von vornherein nichts gemein hat. Bedarf es des Nachweises hierfür im Einzelnen? Am Thurmbau zu Babel ist die Zerstörung dieses despotischen Bollwerks historisch (wenigstens kann sie für unsern Zweck dafür gelten). Malte der Künstler nur diese, so war er im vollen Recht und verließ den Boden seiner Kunst nicht. Was er aber mit diesem Factum weiter in Verbindung bringt: die Entwirrung des ur-

ſprünglichen Menſchheitknäuels zu den drei großen Culturracen der Semiten, Hamiten und Japhetiten, die gleichzeitige Auswanderung derſelben von der Stätte der Verwüſtung, die Charakteriſtik ihrer culturgeſchichtlichen Miſſion, wie ſie dieſelbe im Laufe der ſpätern Jahrhunderte verwirklicht haben — dieſe weitern hiſtoriſchen Momente ſind mit der Zerſtörung des Thurms bei weitem noch nicht gegeben, ſind mit ihr durchaus nicht gleichzeitig gefallen. Lediglich der combinirende Gedanke des Künſtlers hat dieſe Ereigniſſe zuſammengeſtellt und die philoſophiſche Idee hat ihn dabei geleitet. Was in dieſer zuſammengehört und, von *einem* weltgeſchichtlichen Zuge getrieben, an die Oberfläche der zerſtreuten hiſtoriſchen Erſcheinung getreten iſt, das hat er verbunden und zur Einheit eines culturhiſtoriſchen Bildes zuſammengefügt. Ebenſo iſt es blos die Schöpfung ſeines philoſophiſchen Pinſels, wenn er in der Blüte Griechenlands die auseinanderliegenden Epochen und Träger der helleniſchen Cultur um den ſingenden Homer verſammelt, als ſeien ſie Zeitgenoſſen und Zuhörer ſeiner veredelnden Dichtungen geweſen; oder wenn er in der Zerſtörung Jeruſalems den Ahasver die Flucht in die weite, heimatloſe Welt ergreifen und die junge Chriſtengemeinde ihre friedliche Wanderung über die Erde antreten läßt. Blos ſein ſpeculativer Gedanke leitet die Göttergeſtalten, die tragiſchen Dichter, die bildenden Künſtler Griechenlands aus Homer's Rhapſodieen ab; blos für den culturgeſchichtlichen Forſcher liegt in der hiſtoriſchen Vernichtung der jüdiſchen Nationalität zugleich die Idee des Ewigen Juden und des aus den Erſtlingswindeln gelöſten Chriſtenthums. Indem aber Kaulbach dieſe Ideen malte und bildneriſch verkörperte, griff er weſentlich in das Reich des Gedankens, in das Eigenthum der Philoſophie hinüber. Statt eines herkömmlichen Hiſtorienmalers wurde er der moderne Philoſoph unter den Malern.

Neben dieſem Kaulbach'ſchen Uebergriff in die Höhe, wie man ihn bezeichnen kann, ſtellt Richard Wagner's Muſik den in die Breite dar. Wagner hält es nur für eine Vorſtufe, für eine Verkürzung, daß jede einzelne Kunſt bisjetzt nur für ſich beſtanden, ſich nur in ſich ſelbſt habe entwickeln und mit ihren beſchränkten Mitteln die Schönheit erreichen wollen; zu ihrer Erfüllung komme jede Kunſt erſt in der Verſchlingung mit ihren Schweſterkünſten und erſt aus der allſeitigen Entfaltung der neuen Totalkunſt erzeuge ſich die vollkommene Schönheit. Das muſikaliſch decorative Drama, die moderne Oper in der Wagner'ſchen Weiſe iſt die Erfüllung dieſes abſoluten Ideals. Wie ſich dieſem Wagner'ſchen Reformverſuche gegenüber das halbgebildete Publicum auf der einen, die meiſt parteiiſche Kritik auf der andern Seite vernehmen läßt, iſt uns hier abermals gleichgültig. Jedenfalls iſt ſo viel klar, daß Wagner etwas unternimmt, was vor ihm noch Niemand gewagt hat, nämlich die Vernichtung jeder einzelnen Kunſt in ihrer Selbſtändigkeit, als einer beſondern Erſcheinungsform des Schönen, und das Zuſammenſchmelzen aller zu einem Enſemble: Beides etwas ſo Neues, daß dafür in dem bisherigen Syſteme der Kunſtwiſſenſchaft ſich noch keine Stelle findet und der Boden dafür erſt geebnet, die Begriffe erſt gefunden werden müſſen. Man ſieht, das Richard Wagner'ſche Unternehmen iſt noch ein gut Theil bedenklicher und revolutionärer als Kaulbach's Gedankenmalerei. Dieſer bringt ſeiner Kunſt allerdings Stoffe auf, die zunächſt nur Objecte der Wiſſenſchaft ſind. Aber *wie* er ſie darſtellt, *wie* er ſie aus der Abſtraction des Gedankens herabholt und zu Geſtalten von Fleiſch und Blut hinſtellt, wie er die bloßen Ideen der Geſchichte zu wirklicher Geſchichte, gleichſam zur Geſchichte in zweiter Potenz verkörpert, immer ſteht er damit noch auf dem Boden der Kunſt, und ſpeciell ſeiner Kunſt, der Malerei. Was für die wiſſenſchaftliche Betrachtung nur ein Gedankending, ein ſpeculativer Schemen iſt, das wird — und hierin eben liegt die geniale Geſtaltungskraft Kaulbach's — das wird unter ſeiner Hand doch ſtets ein lebendiges Individuum, eine charaktervolle Geſtalt oder Gruppe, ein wahrhaft Schönes. Wagner hingegen ſchweift von dem Ausgangspunkte *einer* Kunſt, der Muſik, in ſämmtliche andere

Kunstgebiete hinüber, greift sie in einer grossen Umarmung zusammen, preßt ihnen in dieser massenhaften Brüche das Aeußerste ihrer Wirkungen als gewaltsames Geständniß, als verworrenes Unisono ab und überschüttet so den Zuhörer und Zuschauer mit einem Eindruck, der ebenso wirr, ebenso verschwommen ist als das vermeintliche Kunstwerk selbst. Bisher hielt die Aesthetik mit der ganzen Kunstvergangenheit dafür, daß jede Kunst für sich selbst ein Ganzes, für sich selbst zu pflegen sei, daß der Meister nur in einer einzigen Meister sein könne und einer jeden nur in *ihrem* Bezirke, mit *ihrem* Apparat die vollkommene Schönheit gelinge. Und die menschliche Natur ihrerseits scheint ebenfalls so angelegt, daß sie in jedem Augenblick nur für die Würdigung eines einzelnen Kunstwerks, nur für die Schönheit einer einzigen Kunst empfänglich ist. Wagner aber mißachtet sowol die Macht der Vergangenheit als die Organisation der Menschennatur, indem er jede Kunst in das Ungeheuer der Totalkunst sich ausweiten läßt und den allseitig schönen Eindruck da erwartet, wo er, eben wegen dieser erstrebten Allseitigkeit, von vornherein unmöglich ist. Wagner wird fortfahren, sein System noch weiter praktisch durchzuführen, seine Anhänger werden seine Schöpfungen auf den Bühnen durchsetzen, das Publicum wird über die Neuheit und Gewalt des Effects staunen oder entzückt sein: es ist Alles nur vorübergehende Anregung. Wo der schöne Eindruck etwas Anderes sein soll als das Gegenbild einer schönen Einzelgestalt, eines schönen Kunstwerks in der empfänglichen Seele des Beschauers, da ist er auch schon nicht mehr ästhetischer Eindruck, sondern sinnliche Aufregung, wirre Betäubung. Wo die Kunst etwas Anderes sein will als geistdurchdrungene Form, selbständige Erscheinung einer Idee in sinnlich-adäquatem Ausdruck, da hat sie überhaupt aufgehört zu existiren. Wird die *einzelne* Kunst in ihrer Selbständigkeit aufgehoben, so sind wir mit der Kunst im Ganzen am Ende. Nur in der Isolirung zu einzelnen Schwesterkünsten besteht die Kunst. An sich ist sie nur ein Begriff; in ihrer Verwirklichung ist sie, solange die Welt steht, nur in der Separatexistenz unterschiedener Künste vorhanden gewesen. Wir zweifeln, daß Wagner an diesem Sachverhältniß etwas Wesentliches wird ändern können.

Wir zweifeln aber auch, daß er mit dem Fortschritt, den er speciell für die Musik beabsichtigt, Glück machen wird. Näher besehen nämlich dient jene Massenverbindung der Künste hauptsächlich dazu, dem musikalischen Drama selbst zur höchstmöglichen Vollkommenheit, zum möglichst charakteristischen Ausdruck zu verhelfen. Franz Schubert war es, der dies Streben mit Absicht und Bewußtsein in die Gesangmusik einführte, indem er das naive Volkslied mit seiner noch ungebrochenen Empfindungseinfalt zum Ausdruck der reflectirten modernen Empfindung vertiefte, den lyrischen Text bis in seine geheimsten Nüancen erschöpfte und die Musik zur sprechenden Wiedergabe des lyrischen Gefühlsgehalts, zum dramatischen Effect steigerte. Offenbar zeitgemäß, denn die ganze moderne Gesangmusik, vor allem die Oper, hat in die neue Strömung eingelenkt. Meyerbeer ist darin bereits so weit vorgeschritten, daß seine Musik sich unleugbar auf dramatische Effectwirkung zuspitzt. Wagner geht hierin noch einen Schritt weiter und sucht den Text bis auf den letzten Tropfen auszupressen, sucht Alles aus ihm zu machen, was irgend menschenmöglich ist. Daher nicht blos das Herbeirufen aller außermusikalischen Künste, sondern auch das Erfinden entsprechender Neuheiten in der Musik selbst: neuer Intervalle und Fortschreitungen, unerhörter Combinationen und Harmonieen, Alles nur, weil der Componist etwas Neues, etwas Unnennbares aus der Musik machen will. Allerdings haben schon sämmtliche große Tonkünstler vor Wagner durch Töne zu charakterisiren gesucht; Mozart ist sogar unübertroffener Meister in der Plastik der dramatischen Charaktere, in der Malerei der musikalischen Situation. Aber *das* eben ist der große Unterschied zwischen den classischen Heroen und den modernen Talenten, daß jene mit ihren angestrebten Wirkungen immer noch in der Musik selbst bleiben, daß sie den Effect nur suchen, soweit er mit rein musikalischen Mitteln erreichbar ist, während Wagner und seine Schule fremde Hülfe herbei-

ziehen, um des packenden Effects bei ihrem überraschten Publicum gewiß zu sein. Solch ein Verfahren treibt dann natürlich, wie eben bei Meyerbeer und Wagner, die dramatische Charakteristik über den rein musikalischen Ausdruck hinaus und führt von der Tonkunst auf dasjenige Gebiet hinüber, dem allein die ganze Intensität der dramatischen Wirkung verstattet ist, nämlich in das recitirende Drama, in die lebendige Action des dichterischen Bühnenstücks.

Die zuletzt gezogenen Parallelen eröffnen jedoch noch eine weitere Perspective und decken sogar einen geheimen Zusammenhang zwischen diesen einfachen Kunsterscheinungen und den weitergreifenden Tendenzen des gegenwärtigen Zeitgeistes im Ganzen auf. Stellt man nämlich neben Richard Wagner und Kaulbach auf dem Boden der Kunst Männer der Wissenschaft wie Humboldt und neben diese wiederum die französischen Socialisten, Alle mit dem gleichzeitigen Streben, den ganzen bisherigen Entwickelungsverlauf auf den verschiedenen Gebieten zum Abschluß zu bringen und eine neue Weltepoche einzuleiten — sind das nicht Erscheinungen, die den Finsterblickenden mit Bangigkeit erfüllen können? Sieht es nicht aus, als gehe es mit dem jetzigen Weltlaufe zu Ende, als stürzten alle Gebiete wie aus Verzweiflung ihrem Ziele zu, als hätten selbst die Repräsentanten der Kunst, der Wissenschaft, der Politik nichts Eiligeres zu thun, als das Erbe der Vorzeit noch vor Thorschluß zu retten, den ganzen seitherigen Gewinn in großen Schöpfungen gleichsam testamentarisch niederzulegen und so vor ihrem Ende wenigstens noch einige Bausteine für die Neugestaltung des hereinbrechenden Weltalters herbeizutragen? Der Hoffende dagegen, der nicht so trüb' in die Zukunft sieht, deutet sich auch diese drohenden Culturphänomene anders und günstiger. Wol erkennt auch er die Nothwendigkeit einer Reform an, aber nicht mit nie dagewesenen, der menschlichen Natur zuwiderlaufenden Mitteln, nicht auf ein phantastisch überspanntes Ziel hin, sondern eine Rücklenkung auf das Natürliche und Einfache, auf das Wahre und schön Menschliche. Jede Kunst bescheide sich, trotz Richard Wagner, auf ihre angestammten Grenzen, jede erstrebe nur auf ihrem Gebiete das Vollendete, alle aber lernen von der Natur Maß und Beschränkung, Größe und Wahrheit — so wird auch unsere Zukunft noch herrlich erblühen und am Baume der Kunst noch manch gesunde Frucht der Schönheit reifen.

Dr. Schneider in Bielefeld.

Die Blümlisalpen.

Alle Länder, alle Völker haben ihre verlorenen Paradiese.

In heiligen Mythen, Legenden und Volkssagen klingen sie nach; sie sind ein Eigenthum der Poesie und verleihen ihr den Reiz der Sehnsucht, ohne den sie nicht Poesie sein würde.

Eines Ursprungs, weil aus einem der menschlichen Natur tief eingeprägten Zuge hervorgegangen, aber in vielfach wechselnder Einkleidung begegnen wir überall jenem Glauben an ein einst glücklicheres Leben, an einen Urzustand ungetrübter, heiterer Glückseligkeit, ein goldenes Zeitalter unsers Geschlechts.

Auch die Alpen besitzen ihre verlorenen Paradiese.

Im Allgemeinen hat man den Sagenkreis des mächtigsten Gebirgs unsers Erdtheils für einen ziemlich beschränkten erklären wollen. Zuerst schon ist es als ein seltsamer Umstand aufgefallen, daß weder die Griechen, noch die italischen, noch die nordischen Völker Europas den Herd oder wenigstens Ausstrahlungen ihrer Mythologie in den Kreis dieses doch gewaltigsten Gebirgs mit seinem Prachtbau und seinen gen Himmel ragenden Gipfeln gelegt haben. Die Alten hatten einen Steincultus; sie personificirten ganze Gebirge, und die Gipfel der Berge, die sich dem Gewölbe des Himmels zu nähern scheinen, waren als Vermittler zwischen Göttern und Menschen die vorzüglichsten Schauplätze aller Götter

und Heldensagen. Nur für den kalten Geist der Alpenbewohner, glaubte man annehmen zu müssen, hätten weder die vielgestaltigen Hörner und Spitzen ihrer Bergriesen, noch der schimmernde Reichthum bunter Steinadern und glänzender Krystallhöhlen eine Sprache gehabt, um die rege, geschäftige Phantasie zum Aufbau eines Reichs bedeutsamer oder lieblich anmuthiger Sagen und Märchen zu bewegen. Man suchte die Ursache einer solchen verhältnißmäßigen Poesielosigkeit in dem ernstern, dem lustigen Spiele der Phantasie weniger zugänglichen Charakter der Alpenbewohner, in der Natur der Alpen selbst, ihrer rauhen Unersteiglichkeit, in ihrer mehr schreckenden als anmuthenden Eigenthümlichkeit, die eher den Scharfsinn des Menschen in Anspruch nehmen, als seiner Einbildungskraft den Stoff zu bunten Bildern einer wunderbaren Märchenwelt bieten mußte; endlich in dem Mangel einer andern Quelle der vielgestaltigen Sage, des Reichthums an edeln Metallen. Aber es ging auch hier wie oftmals im Leben. Man suchte eine Erklärung für Das, was man sich so gedacht hatte, weil man es nicht anders wußte. Die Alpen und ihr Gebiet entbehren keineswegs eines reichen Gebiets mannichfaltigster Sagen; es fehlt ihnen nicht an einem bunten, wunderbaren Mythus, der nicht nur eine bald gewaltig schreckende, bald zu heiterm Genusse stimmende Natur zu beleben wußte; in dem sich auch alle bedeutendern Thätigkeiten des geistigen Lebens wie die sittlichen Momente eines phantasievollen Volks abspiegeln.

Da wäre unschwer zurückzugehen auf den Zusammenhang mit den Ursagen aller Völker, in denen sich ihr Naturſinn, ihre Weltanschauung, ihr Abhängigkeits- und Zusammengehörigkeits- (Religions-) gefühl niedergelegt hat (unter Anderm Spuren eines uralten Sonnendienstes in den Alpen), und dann im Uebergang von der vorchristlichen Sage zu den vielfachen Beimischungen durch die neue Lehre herabzugehen bis zu den abenteuerlichsten Ausgeburten, zu allem Spuk der mittelalterlichen Phantasie. Da würden wir, wie nur in irgendeinem andern sagenreichen Lande, Gebilde der verschiedensten Art finden, gute und böse Geister, Mächte des Lichts und der Finsterniß; Landesgespenster, wie einen „Bölimann" und „Hakenmann", eine „Klungerin" mit langen scharfen Nägeln; Hexen und verwünschte Seelen; Zwerge, welche als Gebirgsgeister die Höhlen der Berge bewohnen und ihre Schätze bewachen, Jäger und Heuer schrecken, Lawinen und Stürme loslassen, während andere gute und dienstfertige Geister in Haus und Hütte stillen Beistand leisten, fromme Hirten warnen und beschützen, heilsame Kräuter für Kranke bringen u. dergl. Neben der geheimnißvollen Zwergwelt begegnen uns die Riesen und das schauerliche Geschlecht wunderbarer Thiere, der Drachen oder Stollenwürmer, Riesenstiere und Riesenböcke, schätzehütender Schlangen; auch an den abenteuerlichsten Strafen böser Seelen fehlt es nicht; Verbannung in die Eishöhlen der Gletscher, die hier zu Eishöllen werden (wie auch Dante sie kennt) oder Verurtheilung zu vergeblichen Arbeiten, die an die Pein der Danaiden und eines Sisyphus erinnern. So wenn die Einen Sand in zerlöcherten Gefäßen bergan tragen, Andere Wolken und Dünste weben sollen oder ein Geist mitten im starren Eise einen Garten. Auch der wilde Jäger findet sich in mehrfacher Gestalt auf dem Boden der Schweiz. Die Geschichte ihrer Alpen ist voll von Ungeheuern und Gespenstern, aber auch voll von Leben und dem Hauche der alten Zeiten.

Doch kehren wir zum verlorenen Paradiese zurück.

Auch die Phantasie kann nur hervorzaubern, was der Wachbewußte kennt oder sonst vernommen hat; sie wird im Kreise der gewohnten Anschauungen bleiben, wenn sie dieselben auch verschönert und vergrößert. Der Nordländer wird seinen Himmel oder sein Eden nicht mit Palmen bepflanzt träumen. In der Welt der Alpen ist es die grüne Matte, die blühende Alp, welche den Reiz der Landschaft bildet und die höchsten Wünsche des Bewohners umschließt. So kleidet sich denn das verlorene Paradies hier in das Bild ehemals lachender fruchtbarer Thäler und Alpen, und zwar nicht blos in vereinzelter Be-

schränkung auf ein bestimmtes Thal, sondern in der Ausdehnung auf weite Gegenden, die sich aller Gunst eines schönern Himmels erfreuten und im fettesten Ueberfluß schwammen. Bei dem Verluste dieses glücklichen Zustandes konnte natürlich die wunderbarste und charakteristischste Erscheinung der Alpenwelt, die Gletscher, nicht aus dem Spiele bleiben. An ihr Auftreten und ihre Verbreitung, an die Erstarrung einst blühender Matten unter ewigem Schnee knüpft sich das verlorene Paradies.

Vielfach, an den verschiedensten Orten, kommt diese Sage vor, oft fast in wörtlicher Aehnlichkeit, sodaß man wol glauben kann, es mannichfach nur mit Wiederholungen und Uebertragungen zu thun zu haben. Damit aber ist der Ursage nicht Werth und Bedeutung genommen, und es ließe sich wol, nebenbei bemerkt, noch geltend machen, daß sich zur Einen Grundsage an den verschiedenen Orten erst später beim ausgleichenden Menschenverkehr auch die ähnlich lautende Erzählung eingefunden. Mit einem lieblichen Namen aber hat man die Stätten ehemaliger Naturfülle bezeichnet: „Blümlisalpen" heißen sie: denn ihr Blumenteppich überzog die weiten Stellen, wo jetzt kalte Massen ewigen Schnees jeglicher Vegetation eine Grenze setzen. Auch ein „Vreneligärtchen" birgt noch die Erinnerung an das schönere Einst. Auf einem freigelegenen, von Gletschern umringten Felsenvorsprunge am mächtigen Trifftgletscher soll nach der Sage einst sogar eine Stadt gestanden haben; ja am Monte-Rosa wird heute noch nach einem zwischen den Gletschern verborgenen reizenden Thale gesucht, in das zuweilen wol von hohem Berggipfel herab der Blick eines glücklichen Jägers gedrungen sei, das aber der Sehnsucht immer wieder entschwindet.

Vom Gauli- wie vom Lurtmanngletscher, von der jetzt vergletscherten Oberziegalp am Glärnisch, von den Glariden geht die Sage, daß ihre Stelle in früherer, schönerer Zeit fruchtbare, blumenreiche Alpen eingenommen; am Monte-Rosa, am Montblanc, in Tirol, Steiermark begegnet sie uns gleichfalls. Einen bemerkenswerthen Zug haben wir fast in allen diesen Sagen gleichmäßig gefunden: außer dem Uebermuthe, den die Fülle des Ueberflusses in den Gemüthern der Besitzer erzeugte, ist es vor allem die Verletzung der kindlichen Ehrfurcht gegen die Erzeuger, welche die Strafe des Himmels auf die Frevler herabgezogen. Wo jetzt der Lurtmanngletscher in Wallis mit seiner blauen Eislast den Thalgrund ausfüllt, befand sich einst — so wird erzählt — die schönste Alp des Thals, Blümlisalp geheißen. Der Senn behandelte seinen alten blinden Vater unmenschlich. In einer Nacht zog ein furchtbares Hochgewitter heran. Der schlimme Sohn gebot dem Vater, das ferner weidende Vieh einzutreiben. Dieser, Mißhandlungen fürchtend, gehorchte und trat in den wilden Sturm hinaus; aber unwillkürlich entfernte er sich weiter von der Alp und auch die Kühe zogen ihm nach. Ueber die schöne Alp aber brach unter Donnergetöse der Gletscher aus seiner Höhe herab und begrub sie, den gottlosen Senn, die arge Jungfrau Kathrin, mit der er unrechtmäßige Liebe gepflogen, und sein schwarzes Hündchen unter den thurmhohen Eismassen. Die Hirten der Zennumalp im Lurtmannthale wollen noch jetzt zuweilen den schwarzen Hund sehen und eine Stimme hören, welche die Worte ruft: „Ich und mei Kathrin müssen immer und ewig auf Blümelisalp syn!"

Den nämlichen Stoff, selbst bis auf den Namen der Geliebten, behandelt eine Volkssage aus den Glarneralpen. Der Senn auf der „Prachtalp" Oberziegi hatte den leidenschaftlichen Uebermuth so weit getrieben, daß er seinem Mädchen eine Treppe aus Käsen erbaute, oder, nach einer andern Erzählung, ihr einen Weg durch den Sumpf um die Alphütte mit Käsen gepflastert, daß sie den Fuß nicht beschmutze, während er seiner alten, den Berg emporkeuchenden Mutter die erbetene helfende Hand versagte und sie mit liebelosem Spott wieder hinabjagte. Da brach im Sturm der Natur die Strafe über den unnatürlichen Sohn und die Genossen seines sündigen Lebens herein. Der herabgestürzte Gletscher bedeckte die Freveler und die blumige Alp. Zuweilen, am Georgentag, wird der

Berghirt gesehen und ruft, ganz in Flammen stehend (nach einer andern Lesart: vor Kälte schauernd), ins Thal hinab: „O, ich und Kathrin und Parein müssen immer und ewig unterm Firren sein!“

Aehnlich lautet, was von der Blümlisalp erzählt wird, an deren Stelle sich jetzt der mächtige Gauligletscher ausdehnt. Unter seiner Eisdecke ward die reiche Sennerin wegen ihrer schlechten Handlungen, ihr kleiner Hund, eine fremde Person (offenbar der Geliebte, der hier zweite Person geworden, wie er in unsern beiden ersten Sagen die Hauptrolle spielt) und die ganze schöne Heerde begraben. Das „Gauli Wibbi“ erscheint zuweilen noch den Hirten und man hört von ihr den ähnlichen Weheruf, wie er oben mitgetheilt wurde. Der Hund „Parein“ heißt hier „Rhin“. Auch in das durch seine Wildheit und Unzugänglichkeit vorzugsweise berüchtigt gewordene Rothal hat man eine „Blümlisalp“ gelegt, die jetzt von unermeßlichen und grausenhaften Gletschern in unerträglichem Frost und Finsterniß bedeckt sei. Auch der Aufenthaltsort von Gespenstern und unseligen Geistern mußte dieses abgeschiedene, großartig wilde Hochthal sein.

Finden wir so als den Grundton zu allen diesen Sagen von einst fruchtbaren, schönen, jetzt vergletscherten Alpen das strafende Einschreiten göttlicher Gerechtigkeit gegen Sünde und Frevel, und lassen anderntheils wieder diese in ihren wenig abweichenden Punkten sich gewissermaßen selbst ergänzenden Ueberlieferungen auf eine gemeinschaftliche Herkunft der Bewohner dieser ganz verschiedenen Landestheile schließen; begegnet uns endlich bei diesem Vergletscherungsmythus der noch weiter gehende Glaube, daß einst in schönerer Zeit noch gar keine Gletscher vorhanden, sondern Alles ringsum grüne blühende Matte gewesen: — so fragt es sich, wie diese Sagen mit den Antworten zu vereinen seien, welche mittlerweile die strenger und schärfer befragte Wissenschaft ertheilt hat.

Und da stoßen wir denn freilich auf schwer lösbare Räthsel. Die Geologie zeigt uns eine dem Auftreten des Menschen wahrscheinlich nicht allzu lange vorausgegangene Periode der Erdentwickelung, wo die Schnee- und Eisbildungen auf unserer nördlichen Hemisphäre eine ungemein weitere Ausdehnung behauptet haben als gegenwärtig; und wo sie uns noch weiter zurück in die Geschichte unserer Erde führt und den gänzlichen Mangel jener Eis- und Schneephänomene, also einen wärmern Zustand als den jetzigen mit wissenschaftlicher Sicherheit erschließt, da läßt sie uns die Spuren menschlichen Daseins vermissen. Wo und wann also war Platz für unsere kleinen verlorenen Paradiese, unsere noch immer viel bescheidenern „Blümlisalpen“, als die Phantasie südlicherer Völker die ihrigen auszustatten pflegte? Wir wissen die Frage nicht zu beantworten; aber vielleicht waren einst zur Zeit der Urfluten die Alpen die glücklichen Inseln, an deren Küsten die von gesegnetern Erdstrichen herangetriebene Pflanze Wurzel schlug und der Fuß des Menschen eine Stätte fand. Aus jener Zeit mag die von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Ueberlieferung die Erinnerung an einen schönern Zustand der Natur bis auf unsere Tage herabgetragen haben, und die Wissenschaft wird diesen einmal noch als nicht verlorenen Stein in ihr Gebäude einfügen. Denn noch lange nicht haben wir die räthselhafte Hieroglyphenschrift der Natur entziffert.

Dr. Lunckenbein.

Bunte Glasfenster in Kirchen.

Der Gebrauch des bunten Glases, theils zu Gefäßen, theils als Fenstereinsatz, ist ein sehr alter, wenn auch mehr das technische Geschick in der Fabrikation, als der ästhetische Kunstwerth und Geschmack dabei zu rühmen sein mag. Bemerkenswerth wenigstens bleibt es, daß man solche buntfarbige Glasgefäße lieber ansehen und bewundern will, als man daraus zu trinken liebt. Immer aber liegt der Anwendung von gefärbtem Glas zunächst ein sinnliches Motiv, ein Augenreiz zugrunde. Wenn wir z. B. in unsern Hausthüren

buntgefärbte Glastafeln anbringen, so beabsichtigen wir ein Farbenspiel, das den innern Flurraum des Hauses in grellern oder gedämpftern Lichtern sehen läßt und das immer ein gewisses ästhetisches Interesse bekundet, das sich durch die einfache Tagesbeleuchtung nicht befriedigt fühlt. Dieser eigenthümliche Beleuchtungsreiz steigert sich noch, wenn wir in unsern Gartenpavillons die Fenster mit wechselnd bunten Scheiben schmücken oder im Garten selbst gefärbte Glastafeln, Glaskugeln u. dergl. aufstellen, um für den hindurch schauenden Blick die Gegend ringsum bald als Mondscheinlandschaft, bald als Feuermeer, bald als ausgebranntes Todtenfeld erscheinen zu lassen. Hierbei liegt für den sinnigen Beschauer der Reiz weniger in der Seltsamkeit der Färbung als in dem Versuche der Phantasie, aus der eigenthümlichen Beleuchtung den Charakter der Gegend zu deuten, sich diese fremdartige Welt verwirklicht zu denken und sich selbst mitten hinein zu versetzen, was denn natürlich nicht ohne die durchgreifendsten Veränderungen in den allgemeinen Zuständen, nicht ohne ein sonderbares Gefühl, ohne abenteuerliche Situationen für den Einzelnen abgehen würde.

Es liegt außerhalb unserer Betrachtung, hier auf den Inhalt der kirchlichen Glasmalereien, auf all die menschlichen Figuren und Gruppen in den gemalten Kirchenfenstern einzugehen, mit denen man den lebendigen Organismus vervollständigen und bis zur geistigen Spitze der Menschengestalt durchführen wollte, der bei der ganzen gothischen Bauanlage der durchgreifende Gesichtspunkt war. Uns kommt es im Vorliegenden allein auf die Frage an, welche letzten Gründe zur kirchlichen Glasmalerei geführt haben und welche Wirkungen man dabei beabsichtigt haben mag. Leider ist die Kunstforschung über das tiefere Motiv noch nicht recht einig, indem von der einen Seite etwas unbestimmt behauptet wird, man habe blos ein geheimnißvolles Dunkel im Innern der Kirche hervorbringen wollen, wogegen Andere wiederum einwenden, man habe des gedämpften Lichts bedurft, um durch matte Beleuchtung der innern Bauglieder und Bildwerke, durch Abschwächung der Detailarbeit bis zum Verschwimmen der Formenumrisse, den Sinnen alle grellen Eindrücke zu ersparen und dem Gemüth die völlige Abkehr von der zerstreuenden Außenwelt, die andächtige Sammlung in sich selbst möglich zu machen. Man habe, sagt man, die Farben dunkeln, die Lichter im Innern der Kirche vertiefen, verinnerlichen müssen, um hiermit auch den Gemüthern der Gläubigen den überwältigenden Antrieb zu eigener Verinnerlichung zu geben. Und dies letztere psychologische Motiv, das von den Kunstforschern nicht hinlänglich hervorgehoben wird, adoptiren auch wir als das unsrige. Denn die kirchliche Glasmalerei blos aus architektonischen Gründen erklären — wie wir sie soeben anführten —, verräth zu sehr den rein technischen Standpunkt. Und auf der andern Seite blos von Lichteffecten sprechen oder von eigenthümlich wunderbaren Wirkungen des gefärbten Glases, hieße den Gegenstand nur auf der Oberfläche streifen. Gründlich und erschöpfend ist allein diejenige Auffassung der Sache, welche den Gebrauch aus sittlichen Motiven, aus der beabsichtigten Steigerung oder Vertiefung des religiösen Gemüths herleitet. Damit wird allerdings auch zugegeben, daß dem Auge der Blick auf die äußere Umgebung der Kirche, die durch die hohen, breiten Fenster hereinfiel, entzogen werden sollte; ebenso, daß die Sinne nicht von dem grell beleuchteten Reichthum der innern Ornamentur, der plastischen Figuren und Fratzen an Pfeilern und Säulen in Anspruch genommen und mit fremdartigen, abschreckenden Bildern genährt werden durften. Die Hauptsache aber bleibt immer, daß das Gemüth sich von all diesen Eindrücken abgelenkt und auf sich selbst hingewiesen, in sich selbst versenkt fühlte, um die Sündenverderbniß in der Tiefe der eigenen Natur, die Wunder der göttlichen Liebe an dem eigenen Herzen zu erfahren. Das aber wurde, abgesehen von den sonstigen Betäubungsmitteln des Ceremonienpomps, hauptsächlich durch eine träumerische Dämmerung erreicht, die rings in der Umgebung der weiten Hallen die selbe Halbheit, dieselbe Verschwommenheit symbolisch darstellte, welche die Seele in ihrer

eigenen Stimmung wiederfand oder zu suchen hatte. Solch eine überwältigende Symbolsprache im Großen, solch ein von allen Seiten heranandringender Antrieb zur gleichen Vertiefung und Verinnerlichung war für das Gemüth der gedämpfte Lichtschein in den gothischen Kirchenhallen. S.

Anregungen.

Die Verirrungen der christlichen Kunst.

Unter diesem Titel hat Regierungsrath Ranke in Breslau eine kleine Schrift ausgehen lassen, die so viel Aufsehen erregte, daß schon eine zweite Auflage davon nothwendig wurde.

Ihre Lectüre weckte uns Empfindungen, gemischt aus Zustimmung und Abneigung.

Gewinnend ist der Freimuth, der unbekümmert um den in der preußischen Hauptstadt herrschenden Geschmack offen und ehrlich seinen Stab bricht über die Verirrungen der christlichen Kunst. Die nicht endende Reproduction biblischer und kirchenhistorischer Stoffe hat seit lange keinen so scharfen und glücklichen Gegner gefunden.

Auch die Polemik des Verfassers gegen die Antike hat Manches für sich. Er knüpft sie an die Marmorgruppen auf der berliner Schloßbrücke an. Doch können wir nicht einräumen, daß seine Polemik gegen das Nackte überhaupt das Richtige getroffen hat. Die sittliche Entrüstung, mit der er jene Gruppen verwirft, hat sich nicht genug über ihre wahre Quelle aufgeklärt. Herr Regierungsrath Ranke, ein freisinniger, keineswegs orthodox gestimmter Mann, nennt jene Gruppen einen öffentlichen Scandal, statt daß er nach unserer Meinung hätte sagen sollen: Anstoß ist der Versuch, eine der lebhaftesten Gegenden der preußischen Residenz mit acht antiken Gruppen auszuschmücken, eine zu plötzliche Neuerung für eine Stadt, die man in der Kunst bisher nur an christliche oder modern-charakteristische Anschauungen gewöhnt hat. Das öffentliche Leben Berlins ist auf jene Enthüllungen nicht vorbereitet. Die Kirchen predigen dort (jetzt fast schon täglich) die Abtödtung des Fleisches, die öffentlichen Denkmale schließen Idealität in einem Grade aus, daß man nirgends eine Erziehung zur Antike vorfindet; die Standbilder in Berlins Straßen verherrlichen nur Generale; von einem Cultus des Genius entdeckt man nur erst schwache Anfänge in geschlossenen Räumen. Und in diese Welt der Zöpfe und Kamaschen des vorigen Jahrhunderts, der Bivouacmäntel, der Kanonen und Orden des gegenwärtigen, unter diese byzantinischen Bauten und ernsten Arestelgestalten läßt man ohne alle Vorbereitung und Uebergang eine Plastik treten, für welche die Kißsche Amazone nur die erste Zwischenstufe bildet? Hierin liegt der erste Anstoß. Zweitens ist die Ausführung selbst nicht der Art, daß sie nur den reinen allegorischen Schönheitsgedanken festhielte. Es ist nicht die wirkliche Antike, d. h. die antike Weltanschauung nur gegeben, sondern die der Antike sich annähernde Form enthüllt tendenziöse, allegorische Begriffe der Gegenwart. Es ist das wirkliche gegenwärtige preußische Kriegsheer in jenen Gruppen zu ersichtlich angedeutet. Man sieht, kaum den Blick z. B. vom über und über bekleideten Blücher abwendend, den Exercirplatz, die Laufbahn des modernen Kriegers, seine neueste vaterländische Pflichterfüllung. Die vorgeführten Gestalten sind nun keine Kämpfer von Marathon mehr, sondern Kämpfer allerneuesten Datums, Kämpfer von Bronzell, Kämpfer von Kuppenheim. Deshalb erscheinen sie dem Auge des Volks als anstößig nackt, sie erscheinen ihm entkleidet.

Hierin allenfalls hätte Regierungsrath Ranke Anstöße finden mögen, seine sonstigen Bedenken aber führen zu weit. Sie würden, wenn sie wahr wären, das ganze Gebiet der künstlerischen Idealität und unsers Sehnens nach poetischen und vom Wuste der Zeiten befreiten Anschauungen gefährlich abgrenzen. Zu eng ist auch das Gebiet, das er dem Künstler der Gegenwart zuletzt noch als das von ihm zu cultivirende vorzeichnet. Er gibt vortreffliche, sehr warm und lebendig erfaßte, auch originell und kunig vorgetragene Andeutungen über die wahren Aufgaben des bildenden Künstlers, aber er sichert diesem nicht genug die Freiheit seines eigenen Denkens, Fühlens und Wollens. Wir leiden gewiß an einer traurigen Gedankenlosigkeit auf dem productiven Gebiete der Malerei und Plastik, wir sanctioniren durch unsere Theorien und akademischen Moderichtungen zu sehr die leerste und langweiligste Tradition, aber wir dürfen, diese Thatsachen rügend, nicht so weit gehen, dem Künstler das Recht abzusprechen, Werke zu schaffen, die der Ausdruck seiner eigenen Stimmung sind. Es wäre dies dieselbe Ungehörigkeit, die in der Literatur dem Poeten ewig vordemonstriren wollte, was und wie man eigentlich zu dichten hätte.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 51. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Bekehrungen.

Eine Erzählung in sieben, aber kurzen Capiteln.

I.

Als Herr Wendelin von der hebräischen Synagoge zur christlichen Kirche übergetreten war, erscholl lautes Wehklagen in Israel. Die alten Juden rauften sich die Bärte, die jungen, wenn sie welche hatten, folgten ihrem Beispiel, die Frauen zerrissen ihre — aus der Mode gekommenen Gewänder, es war nur Ein Schmerz über diesen Abfall.

Herrn Wendelin's kirchlicher Wechsel war nicht gerade ein Act der Ueberzeugung. Noch immer lieh er auf den allerchristlichsten Rock nur ein Viertel des wahren Werths, noch immer beschnitt er selbst mit eigener Hand vollwichtige christliche Dukaten, und seine guten Werke, die in Uneigennützigkeit seinen Glauben hätten unterstützen sollen, schlug er nie unter sechs Procent an. Nur seine Firma war zur christlichen Kirche übergetreten. Er wollte der erweiterten, christlich-germanischen Rechte theilhaftig werden, wollte bauen, Grundbesitz erwerben, sein Geld anlegen, wie die Onkel Hermann's und Thudneidens auch, und die Vortheile, die ihm die „Vereine" schenkten, waren nur kleine Pathengeschenke, die er mit Naivetät obenein nahm. Er war ein stattlicher Täufling, ein Täufling mit einer Frau und mehren Kindern, ein Täufling, der nicht weinte, wenn man ihm etwas, was sein war, verweigerte, sondern den Widerspänstigen verklagte und seine Foderungen mit exekutivischer Strenge eintrieb. Seine Amme war die verschuldete Menschheit, besonders Dichter, Leutnants, Studenten, die stets ihre hoffnungsvolle Zukunft bei ihm versetzt hatten.... Todesblaß aber kniete die getaufte Maria am Taufstein neben ihm. [Maria war seine älteste Tochter. Ihre hervorquellenden Thränen waren ein wahres Glaubensbekenntniß, aber ein Glaubensbekenntniß des Herzens. Die religiösen Spaltungen der Menschen sind wol groß und weit genug, daß der Riß auch durch ein armes Mädchenherz gehen mag; das Herz aber ist die wahre Kirche Gottes, die sollte man schützen und sie schmücken zur Ehre der Menschheit und Niemand sollte den Altar stürzen, auf welchem die Liebe als ewiges Licht leuchtet. Und doch litt Maria gerade durch die Taufe. Ihr war durch sie ein Altar gestürzt worden und ihr Heiligenbild zertrümmert. Denn eine Weile hatte sie gehofft, der Doctor der Medicin und Chirurgie, Bernhard Ascher, würde ihr folgen und seinen Glauben seiner Liebe opfern.

aber Bernhard hatte von ihr verlangt, sie solle beim Alten Bunde bleiben — und so waren sie nun getrennt.

Maria war um so unglücklicher, je weniger schön und rein das Bild des Geliebten ihr folgte. Durch seine Härte hatte er die milden Züge verwischt, welche die trauernde Liebe so gern, sich zum Trost, über sein Bild gebreitet hätte; das Herz war kalt von ihr geschieden, dies Herz, dessen Pulsschläge sie durch alle Phasen des Lebens gefühlt haben würde; das Wort des Abschieds war eine herzzerreißende Dissonanz gewesen, mit welcher der Gleichklang zweier Seelen sich gelöst hatte, und Maria hätte das dürftigste Liebeswort sich aufbewahrt, es hätte ihr doch nachgeklungen durch alle Zeiten.

Das Herz des Weibes kann nicht ohne Liebe sein, und wenn der „große Geist" — wie die Indianer den Gott nennen, von welchem so viele civilisirte und doch nur verkleinerte Porträts existiren, seine Gedanken durch die Schöpfung aussprach, so hat er vor allem seine Liebe mit ihrer Umfaßbarkeit, Hingebung und Reinheit durch das Weib ausgesprochen. Maria liebte den großen Märtyrer, ihren Sohn, mit jener Hingebung, wie sie nur dem im Schmerz gebrochenen Herzen des Weibes möglich ist. Kein Wunder, daß für Maria Wendelin die Erscheinung Christi so war, wie sie solche bedurfte, um ihn zu lieben, ihn zu bewundern, an ihm zu hangen und ihr Herz damit zu füllen. Das Wunder der Menschwerdung Gottes durch ihn hätte durch seine Unerfaßbarkeit die heilende Nähe des göttlichen Menschen ihr nur entrückt und sie freundlos gelassen; darum bildete das Bedürfniß des Herzens ihren Glauben, um in diesem Glauben aufzugehen und, erhoben und befriedigt durch ihn, alle Tiefen ihres Innern damit zu erfüllen.

Das Bild des Dr. Bernhard Ascher erblich allgemach; selbst die Erinnerung vermochte nicht, es mit neuen Farben dauernd aufzufrischen. Maria wendete sich ab, wenn das Gedächtniß dieses Bild auf die Staffel stellte und mit niederländischer Naturtreue auch die Herbigkeit in die Züge des Gesichts legte, die, als der zuletzt empfangene Eindruck, stets mit aufgenommen wird.

Maria hatte eine Freundin gewonnen, eine Freundin durch das Christenthum.

Claudia war zwei Jahre jünger als ihr Pathchen, dessen Taufzeugin sie gewesen war. Die weinende Maria hatte damals einen mächtigen Eindruck auf sie gemacht, ohne daß sie deren Thränen verstand. Sie war in ihrem Schmerz so schön, in ihrer Andacht so hingegeben, in ihrer Erscheinung so das herzansprechende Bild einer stillen Dulderin gewesen, daß Claudia schon damals für Maria ein inniges Interesse empfand und ihr auf das allerwärmste entgegenkam. Es war ein schöner Fund auf dem neuen Felde der Christenheit, und ein seltener, den Maria that. Die Schönheit Claudia's war kein Anstoß für die weibliche Freundschaft. Maria gestand ihr den Vorzug ohne Neid zu; seit ihr Herz gewissermaßen mit der Welt abgeschlossen hatte, war sie ohne Eitelkeit, oder zum mindesten, es schwieg diese unter dem Schmerz einer vergehenden Liebe. Mit jener oft gewaltsam errungenen Ueberlegenheit, mit welcher der innerlichst zurückgezogene Mensch den Bestrebungen der andern folgt, weil er ihre Zwecke nichtig findet, aber ohne verachtende Ueberhebung gab sich Maria den Interessen hin, welche für Claudia noch in der Welt genug vorhanden waren; sie ordnete mit dem Wohlwollen einer ältern Freundin das blonde Lockenhaar der jüngern, welches zuweilen in genialer Unordnung das reizende Köpfchen umrahmte; theilte sich ihr mit in Allem, wo die Freundschaft beansprucht und wozu das eigene Bedürfniß des Herzens drängt, und so löste sich allgemach für Claudia das Räthsel der Thränen, die sie an Mariens Taufstage in deren Augen gesehen. Und sie sagte sich, daß für die Ruhe der Freundin etwas geschehen müsse und ihr Herz glaubte, dieses Etwas gefunden zu haben. Claudia brütete über eine That, die außerhalb der weiblichen Sphäre lag, die aber doch zur Heilung Mariens gethan werden mußte, und zwar um der Freundin willen und, soweit es ging, ohne deren Mitwissen, überhaupt ohne fremde Mithülfe.

Die Erziehung Claudia's war von strenggläubigen Aeltern geleitet worden; die strengen kirchlichen Satzungen wurden freilich noch von der Ueberfülle an Kraft, Lebenslust, Frohsinn des Mädchens überwuchert: es war indeß in ihrem Herzen als Erziehungsrest gerade soviel zurückgeblieben, als nöthig war, sich an dem Gedanken, eine Seele dem Himmel zu retten, zu begeistern.

Claudia hatte sich nämlich nichts Geringeres vorgenommen, als auch den Dr. Bernhard Ascher zum Christenthum zu bekehren.

Er wird mir nicht widerstehen, sagte sich Claudia, wenn sie ihres Vorhabens gedachte; ich werde ihm Alles mit den reizendsten Farben schildern, die christliche Kirche, Marien, das Glück der Liebe. Bernhard wird gegen Damen zuvorkommend sein ... er wird mir das Christenthum nicht abschlagen.

II.

Die Anknüpfpunkte waren bald gefunden. Bernhard war Arzt, also für Jedermann zugänglich, und daß er Jude war, gab den Aeltern Claudia's hinreichende Ursache, indem man ihn zum Hausarzt annahm, die Tochter im frommen Werke jener Vereine zu unterstützen, denen sich auch ihre Aeltern angeschlossen hatten.

Claudia hatte sich zwei Aufgaben gestellt. Bernhard zum Christenthum zu bekehren, das war die eine, und ihn zu Marien zurückzuführen, war die andere.

Diese beiden Aufgaben konnten ihrer Natur nach für Bernhard nur sehr allmälig erkennbare Umrisse gewinnen und mußten schon im voraus Claudien zu ihm in ein eigenthümliches vertrauliches Verhältniß setzen. Mit dem ersten Schritt, den Claudia in dieser Angelegenheit aus Liebe zu Maria that, konnte sich noch nicht alles Befremdliche und Ungewohnte zeigen, das erst später sichtbar und fühlbar ward und sie von dem eingeschlagenen Wege weit ab trieb auf einem Pfad, dessen Ausgang in ein sie beängstigendes Dunkel gehüllt war. Sie kam Bernhard gegenüber oft in eine nicht vorhergesehene Stellung, die sie verstimmte, seine geistige Ueberlegenheit lastete auf ihr; sie hatte sich die Vertheidigung christlichen Schwärmens weit anders gedacht ... Im gesellschaftlichen Leben ist es Sitte, den Frauen einen erhöhtern Standpunkt anzuweisen, wo sie von den sich drängenden und drückenden gemeinen Wirklichkeiten nicht berührt werden; der Mann schätzt das Geliebte und Liebenswürdige, damit die Alltäglichkeit nicht etwas von jenem zarten Farbenschmelz abstreift, mit welchem die echte Weiblichkeit überhaucht ist, und von diesem erhöhten weiblichen Standpunkte wollte Claudia Bernharden Christenthum und Liebe zu Marien predigen. Das kam aber anders. Bernhard erlaubte sich plötzlich, gegen alle Etikette und Convenienz, philosophische Fragen, die Claudia nicht beantworten konnte, dann höchst schwierige Einwürfe, denen sie nichts entgegenzustellen hatte, zuletzt eine Entwickelung seiner eigenen religiösen Anschauung, die durch Klarheit, Schärfe und Folgerichtigkeit das Denken Claudia's gefangennahm. Das Verhältniß war ein umgekehrtes geworden, ohne daß sie sagen konnte wie. Bernhard war der Lehrer, Claudia die Lernende geworden. Als Jener mehr und mehr mit seiner Anschauung Claudien gegenüber offen heraustrat, als er vor ihren Augen auch das Judenthum von sich abstreifte, als sie sah, wie er jede Form zerbrach, weil er keine mit der freien Forschung des Geistes, dem Bedürfniß des Herzens, der ursprünglichen Natur vereinbar fand, wie er das Urchristenthum so schön analysirte, da gewahrte Claudia, daß auf diesem Felde von Bernhard nichts zu hoffen und sie mit der einen Mission zu Ende sei.

Sie seufzte und ging zur andern über. Doctor! hauchte sie eines Tags, fühlen Sie denn nichts für die arme Maria?.. Das ist vorüber! sagte Bernhard. Als ihr Vater auf dem Wege zum Christenthum war, schämte er sich des Juden und wollte von ihm nichts wissen, und Rebekka, wie hieß sie einst, ging denselben Weg und hörte die Liebe nicht, die ihr zurief: Bleibe, damit du dich meiner nicht auch zu schämen hast! Sie ging und ließ es geschehen, daß ihr Vater das Thor

für mich hinter ihr schloß, und das nur für den Preis, ihren Glauben anzunehmen, für mich wieder geöffnet werden sollte. Für solchen Preis ist kein Herz feil.

Bernhard blieb bei der ausgesprochenen Meinung stehen, was auch Claudia dagegen sagte. Der Bruch zwischen ihm und Maria war einer jener sich oft wiederholenden Widersprüche der Liebe. „Bleibe Jüdin, wenn du mich liebst!“ hatte Bernhard Marien zugerufen. „Werde Christ, wenn du mich liebst!“ rief diese Jenem zu; Eins wollte das Andere prüfen, wollte es der Feuerprobe der Liebe unterwerfen, und Eins klagte das Andere an, es hätte nicht bestanden. Beide suchten den Jugendtraum zu vergessen: Maria, indem sie mit Seel' und Sinn sich in die neue Religion versenkte, Bernhard, indem er den thätigsten Antheil am Leben nahm, indem er die Gährungen der Zeit mit prüfendem Auge verfolgte und an dem großen Kampfe des Neuen mit dem Alten sich betheiligte. Gegenüber den Erscheinungen der Zeit, dem Entwickelungsprocesse der Nationen, den Bewegungen auf dem Gebiete des Geistes und der Wissenschaft, erschien ihm das Bedürfniß des Herzens gering und ein fernerer Schmerz auch unmännlich.

III.

Die Aeltern Claudia's waren von strenger Ueberzeugung und christliche Fanatiker. Sie gaben die Thees, Soiréen und Diners, bei welchen lauter in Sünden erzeugte Menschen um die Tafel saßen und vortrefflich speisten, immer in der Zerknirschung, wie sündhaft sie wären. In diesen Soiréen sang eine pensionirte Hofopernsängerin fromme Chorâle mit Begleitung des Pianoforte. Ach, wie oft blieb sie in den hohen Tönen hoch oben, daß man wirklich zu der Meinung kam, sie würde gar nicht wieder zur Erde kommen! Die Thees waren alle vom Rahm, Zucker und Rum der Begeisterung gehoben. Und Bernhard durfte, ja mußte theilnehmen. Die Aeltern wollten es so und — Claudia blickte so sinnig nieder und ihre Seufzer verriethen die Hoffnung, daß Maria doch noch vielleicht einst glücklich würde. Diese frommen Soiréen — denke man sie sich ausführlicher geschildert und verlängere sich dies aus Rücksichten kürzeste unserer Capitel selbst.

IV.

Der siebzehnte Geburtstag Claudia's sollte aufs feierlichste begangen werden, die Feier aber ihr ein Geheimniß bleiben, des Effects wegen. Die Einladungen wurden zum Theil unter der Hand gemacht. Wo so viele Glückwünsche zusammenströmten, durfte doch wol auch der Bernhard's nicht fehlen; die Seligkeit, daß Claudia erst siebzehn Frühlinge zählte — ohne die andern Jahreszeiten — begeisterte ihn und machte ihn bis zu einem gewissen Grade poetisch, bis dahin nämlich, daß sich seine Begeisterung nur schwer reimen wollte. Für die schönsten Gedanken fand er keine Endreime und für die Endreime keine Gedanken. Dennoch hatte er es endlich bis zu einem Sonett gebracht, das sehr dem chinesischen Thee glich; die würzigen Liebesblätter darin waren aus Versehen mit sehr viel — er war aufrichtig — blühendem Wasser übergossen.

Claudia empfing das Geschenk mit schüchterner Freude. Der Mann, dessen Geist und Wissen sie hoch verehren mußte, war um ihretwillen lyrisch geworden! Es that ihr außerordentlich wohl. Es war ein Schritt der Näherung aus seiner geistigen Ferne zu ihrem Gemüth, ein Sichbegegnen auf einem noch von Beiden unbetretenen Gebiete. Claudia lebte in diesem Augenblicke ein tief innerliches Leben, lauschte harmlos dem Sange des Herzens, das ein Bild der stillen Liebe sang, wenigstens schien es Bernhard so. Der wunderherzige Blick des Mädchens, der mit seliger Selbstvergessenheit auf Bernhard ruhte, verrieth mehr, als Claudia mit Bewußtsein zugestanden haben würde. Bernhard ergriff ihre Hand und führte sie an seine Lippen. Claudia schrak auf, wie durch einen jähen Schmerz aus tiefem Schlummer geweckt, und was sie geweckt hatte, machte sie erglühend. Purpurroth entzog sie den brennenden Lippen ihre Hand. Sie entfloh — — —

Bernhard aber stand da, trunken, betäubt, schwindelnd auf der Höhe eines Glücks, über welche hinaus es nichts gibt als den Himmel selbst und das Irrenhaus. Er liebte Claudien! Ward er nicht von ihr wiedergeliebt? Ihr träumerisch auf ihm ruhender Blick, das Zucken der Hand, als seine Lippen sie berührten, die von der lieblichsten Scham geschminkten Wangen, das süße Entfliehen — waren es denn nicht beglückende Geständnisse? „O, weise deutender Joseph! Ich habe einen Mann gekannt, dem die Frau bei der süßen Flucht sogar die Möbeln mitnahm und der doch aus der ganzen Begebenheit nichts zu machen verstand als einen sehr gewöhnlichen Ehescheidungsproceß!" so ironisirte er. Aber jene selige Stimmung, in welcher der Mensch sein eigener bester Gesellschafter und sich nicht langweilig ist, überkam ihn zu sehr. Von der Höhe seines Glücks schaute er vor und zurück in Zukunft und Vergangenheit. Die Höhen jener beleuchtete die Liebe golden und zu ihren Füßen spielten duftige Nebel und der Liebesgott zerschlug das Weltall und baute für die Liebenden daraus eine Hütte mit Sprechzimmer und Wagenremise, und die Liebe machte ihn zum glücklichsten Menschen und Sanitätsrath, und der Tiefblick aus den blauen Augen der Geliebten war ihm ein tiefblauer Himmel und darinnen schwebten all die Verklärten, die durch ihn und die Pathologie selig geworden waren.

Ach du närrisch süßes Hoffen! Du kleiner, wirrender Kobold, Herz genannt, wie seid ihr doch so putzig lieblich, so anmuthig bezwingend, daß sich die Riesenkraft der Vernunft euerm Scepter beugt! An jenem Geburtstag war's zwar unangenehm, daß plötzlich Maria kam. „Guten Abend, Herr Doctor!" Es ist sehr unangenehm, wenn wir von der zweiten Liebe träumen und es begegnet uns die erste. Es zog Marien hinterdrein, an Bernhard's Augen vorüber, eine lange, unversöhnte Vergangenheit. Gräber der gestorbenen Seligkeiten waren noch nicht geschlossen, der Todtenbeschauer der ersten Liebe hatte sich noch nicht vergewissert, daß sie wirklich gestorben war. Ach es war nicht Maria, die blühende, es war ihre Marmorstatue, die herabgestiegen vom Hügel, darunter die todte Maria lag und jetzt spukhaft an ihm vorüberwandelte; darum dieser geisterkalte Blick, diese todesblasse Wange, diese Trauermelodieen ihrer sanften Bewegungen. Bernhard fuhr bei ihrem Anblick von der schwindelnden Höhe des geträumten Liebesglücks und der sich in Aussicht gestellten sehr schönen Praxis tief hinab in die tiefste Vergangenheit, zum ersten Blick, ersten Kuß und ersten Todten, den er, als Product seines Wissens, über allen Zwiespalt des Herzens und allen Jammer des Lebens glücklich hinwegcurirt hatte, und vor ihm stand Maria, wie ehedem, mit dem blühenden Lächeln und geständigen Blicken und er sah ihr ins Auge, tief, innig, um die Schrift zu entziffern, die das Herz hinein geschrieben hatte; es war ein Brief, wie ihn das Herz schreibt, so constructionswidrig zärtlich, daß nur die Liebe, kein Professor sich davon befriedigt fühlen konnte. Dennoch war es beschlossen, es blieb dabei, Bernhard liebte nicht mehr Marien, sondern Claudia.

Ein Candidat der Theologie, Herr Dorn, mochte eben sprechen und zum Thee einen Toast auf Claudia bringen, er mochte später alle Heiden bekehren und mit seinen Dogmen und symbolischen Büchern auch die, die schon getauft unter uns wohnen — er mochte Alles entzücken, der junge dreißigjährige Johannes —, für Bernhard war Alles Wüste und lieblich nur die Oase, die da hieß Claudia. Die Nähe einer Gesellschaft, wo waren es lauter Heilige und waren Erzengel die Wirthe, verschwand ihm gegen sein Gefühl. Claudia erröthete im Laufe des Abends noch öfter und ließ einen Himmel zurück voll seliger Hoffnung.

V.

Die Liebe kommt gewaltsam, plötzlich; der Glaube an Gegenliebe nur allmälig, er hat sich zwischen Hoffen und Zweifeln durchzukämpfen, bis er allendlich zur Siegesgewißheit wird.

Auch Bernhard's Herz machte den Weg aller Herzen, vom Zweifel zum Glauben, von der Furcht zur Gewißheit. Wenn Claudia seinen Worten mit stillem Entzücken lauschte,

wenn ihr Blick ihm sagte, daß er verstanden und gewürdigt sei, wenn ihre Züge seinen Lehren von Menschengröße und Menschengöttlichkeit sich wundersam verklärten, war ihm oft, als entfaltete die Psyche Claudia's ihre Schwingen und flöge vor ihm ewigen Lichte zu, hoch und höher, ihm weit voraus, sodaß er, der zuerst die Flügel wegt und den Flug gewagt, ihr nicht folgen konnte und ihr darum zurief: Weile, lichter Engel, noch eine Zeit, bis ich, von der Erdenschwere befreit, dir nach kann uns höher, bis in deinen Himmel! Ihre Gestalt war ihm Licht und ihr Antlitz war Verklärung, und was sie sprach, war Musik, und was sie gab, war Liebe, — w auch stumm.

Im Herzen Bernhard's sah' es licht und still aus. Die Liebe breitete über Wesen zarte Milde. Er verschrieb seinen Kranken die sanftesten Gifte, so, daß der meisten wirkende Bestandtheil das lösende Wasser war, und nimmermehr hätte er es sich gewonnen, dem Professor Dr. Bock in Leipzig eine Krankheit anzucuriren, selbst w die Homöopathie seine Methode gewesen wäre.

Was über Theologie bei Claudia's Aeltern gesprochen wurde, hörte er fast nicht a Sein Glaube war der, daß ihn Claudia liebe.

Er hatte sich ihn aus tausend kleinen Zügen gebildet. Daß er, wie er war, um Claudia's Hand werben konnte, mußte er sich sagen; ihren Aeltern gegenüber ge dazu eine bestimmte christliche Form. Für ihn, der alle Formen gebrochen, mochte jetzt wenig bedeuten. Die Formen galten ihm nur als staatliche Mittel, für eine g schaftliche Ordnung, die ohne diese Formen nicht bestehen konnte, wie sie eben bes Das Recht, seiner Zeit voraus zu sein, mußte dem Individuum doch unter allen Ver nissen bleiben.

Für seinen Uebertritt zur christlichen Kirche wie für seine noch stummen Pläne Claudia's Hand, bedurfte es der Erlaubniß seiner Angehörigen. Diese zu erlangen nicht so leicht. Bernhard's Vater hing mit ganzer Seele an Moses: die christliche T leranz gegen Andersdenkende, der Parteihaß der Christen untereinander, die Art, man die christlichen Lehren der Menschenliebe, Selbstverleugnung, Duldung im Leben hatten für ihn nichts Verführerisches gehabt. Bernhard war durch ruhig-klares Erw dahin gekommen, die Humanität an die Spitze seiner Bekenntnisse zu stellen; sein V aber war ein leidenschaftlicher Verehrer des Talmud und der Thora. Unter solchen ständen war es nöthig, daß Bernhard sein eigener Anwalt wurde und seine Sache führte, und deshalb mußte eine Reise unternommen werden, die ihn vielleicht auf W von Claudien trennte, da seine Aeltern weit ab von dem Orte wohnten, den Bern sich für seinen Wirkungskreis erwählt.

Bernhard blieb ruhig, wußte er doch, je weiter er von der stets in seiner G wart zitternden Claudia kam, je näher kam er seinem Glück. Für die Sehnsucht B hard's war selbst die Dampfkraft eine zu langsame, wie viel würde er zu einer Zei litten haben, in welcher selbst der prestirtesten Liebe nur ordinäre Postpferde zur Verfü standen und der Schwager in die Zaubermelodieen des Herzens ein ganz gewöhnliches hineinwaldhornistete, und in der man durch ein gefühlvolles Hin- und Herschüttel Postwagen sogar Gelegenheit fand, die ganze Wonne des Daseins eines General-P einnehmers auf der Brust zu fühlen und man an den verbogenen und gebrochenen R — die durch das Oberpostamt nicht einmal gratis wiederhergestellt wurden — genau zählen konnte, wie viel Stationen man zurückgelegt. Glückliche dampfende Erfindun

VI.

Die Mutterliebe hatte wol aus eigener Blütenzeit die Erinnerung sich bewahrt dem warmblütigen Herzen sein mag, das liebt, und konnte sich darum auch den Sc

denken, wenn sich dessen Glück eine Kirche in den Weg stellt mit granitnen Mauern und dogmatischen Geschossen dahinter. Ihr Herz erkannte um des Sohnes willen an, daß über all dem Getreibe und Gezänk der Menschen unberührt und unverändert der Eine thront, der sich in Aller Herzen offenbart hat und den Christ und Jude, Türke und Indianer als das Höchste, Allesumfassende erkennt und verehrt. Ob Bibel, ob Talmud, ob Koran — des Menschen Inneres war ihr die Gottestafel, darein Gott sein Gesetz gegraben, und das erste und höchste Gesetz war ihr die Liebe. Und wie Bernhard auch vor dem alten Ascher, dem Vater, stand, so geistig reif und fest, und wie er sein Menschenthum entfaltete und mit von der Liebe beflügelten Worten die große Gottgemeinde durch keine todte Form, sondern durch den lebendigen Geist der Liebe, Wahrheit und Freiheit vereinigt wissen wollte — da klappte auch der Alte seinen Talmud zu und segnete den Sohn und sagte: „Werde Christ in solchem Sinne!“ Und die Mutter drückte den Sohn ans Herz. Sie warf sich an die Brust des Gatten und in ihrem Auge perlten schmerzlich-freudige Thränen.

Und fort ging es im Fluge, der süßen Heimat zu, und tausend süße Zukunftsträume nahm Bernhard als kostenfreies Passagiergut unter 40 Pfund mit sich und seine Sehnsucht lief der Locomotive voraus, immer in Gefahr, zwischen die Räder zu kommen, und Schaffner und Locomotivenführer, und Feuermann und Weichensteller, und Bahnwärter und all das hochansehnliche und nicht ansehnliche Eisenbahnpersonal waren ihm uniformirte Liebesgötter mit blau und grünem Aufschlag, und die Droschke, die er auf dem heimatlichen Bahnhofe bestieg, war ihm Elias' feuriger Wagen, und der Himmel, in den dieser gefahren war, lag für ihn nur in dem alleräußersten Droschkenbezirk, ja der Schimmel, der ihn zog, hatte noch am Abend eines mühevollen Tags die Ehre, ihm für geflügelt zu gelten, was dem Schimmel freilich nur des Abends widerfahren konnte.

Still freundlich stand der Mond am Himmel. Die Sterne leuchteten mild herab auf Lust und Leid der Menschen. Die Luft wehte leise und lind den brennenden Schmerz von der Menschenbrust hinweg. Die Fenster in Claudia's Wohnung waren hell erleuchtet.

Sie winkten Bernhard heimliche Geschichten zu, er wußte nicht was, und bei ihrem Anblick ward ihm ums Herz, er wußte nicht wie.

Leise stieg er die Treppen hinauf — er wollte nur die Fenster fragen, was sie ihm zugeflüstert, nur die Lichter fragen, warum sie leuchteten, nur das Küchenpersonal, das durch die halboffene Thür die Passanten der Treppe belauschte, warum es heute so vollzählig sei und überall nach einem warmen Souper duftete.

Aber der Vater Claudia's war selbst in der Küche gewesen und hatte dem sämmtlichen Küchenpersonal Thee gebracht und den frommen Wunsch, ihn mit Dank gegen Gott zu genießen.

Er stieß auf Bernhard und zog ihn nach zur Gesellschaft und vor die erröthende und erblassende Claudia und vor Herrn Dorn und sagte: „Herr Pastor Dorn — meine Tochter — Verlobte — wunderbare Wege des Herrn! Franz, doch noch dem Herrn Doctor auch eine Tasse Thee! .....“

.... Als Bernhard wieder auf der Straße stand, war die Droschke sehr gewöhnlich numerirt, der Schimmel auf allen Vieren lahm, der traurigste Weg der, den er selber gegangen.

VII.

Es war lange still und todt in Bernhard. Keine Geistesblüte duftete, keine herzige Weise erklang ihm im Innern. Der rinnende Lebensquell schien vertrocknet. Er hatte nur einen andern Lauf genommen und trat wunderbar ins Auge, als Bernhard am Fenster stand und hinaufschaute zu den blinkenden Sternen und zum lachenden Mond. Er führte das Wasser zurück in seine Ufer; das Herz mochte weinen, nur nicht das Auge des Mannes.

Bernhard erzählte mir einst sein Leid.

Es war ihm schon etwas objectiver geworden.

Dorn hatte früher der liberalen Richtung angehört, die sich auf einige Zeit in Deutschland geltend machte; aber die große reactionäre Bewegung im Ausgange des letzten Jahrzehnds hatte ihm den Muth des Duldens genommen, und nur, indem er sich zurückflüchtete zum längst Bestehenden, gewann er wieder ein bestimmtes Anhalten, von dem er, seiner eigenen innern Sicherheit wegen, nicht wieder ließ. Diese Gesinnung, die, damit man sie ja recht sehe, nach außen durch Bekehrungseifer sich kundzugeben sucht, hatte ihm einflußreiche Freunde und allendlich inmitten der schönsten Gegend des Landes eine einträgliche Pfarre erworben.

Claudia's Verhältniß zu Bernhard hatte er mit der Eifersucht eines Seelsorgers überwacht, und, dessen Entfernung benutzend, seinen Einfluß auf des Mädchens Herz vollendet. Kräftigst unterstützt wurde er dabei durch den Hinweis auf Maria, welcher durch die Religion des Herzens auch im tiefsten Lebensschmerz Ruhe, Ergebung und Erhebung geworden war. Dieser Hinweis ging um so tiefer ein, da Claudia in der Freundin wol ein Opfer des erkaltenden und erstarrenden Verstandes Bernhard's in geängstigter Stunde erblicken mochte; die Sorge für die Zukunft ihres Herzens führte sie dann näher. Sie reichte Dorn ihre Hand.

An unsern meisten Irrthümern, mußte ich Bernhard sagen, ist die Doppelstellung zur Welt schuld, die wir dem Geiste und dem Herzen nach einnehmen. Der Mensch ist die Welt im Kleinen, und beide Geschlechter machen erst einen Menschen aus: der Mann gibt den Geist, das Weib das Herz. Du hattest, als du Claudia zu deiner Schülerin machtest und sie dir nahe bringen wolltest, das Herz vergessen, das beim Weibe der Richterstuhl ist, vor welchem sich jede Meinung zu rechtfertigen hat. Ach, wir sind nur immer ein Stück von uns selber, nie ein Ganzes! Der beste Mensch bringt es nicht dahin, Geist und Herz zu verbinden, immer spielt das Eine Solo. Einen kalten Geist mag darum das Weib wol lieben, aber selten ganz besitzen. Oder auch dies. Die Wissenschaft soll in Glaubenssachen dem Verstande nicht ersetzen wollen, was sie dem Herzen nimmt, in der Meinung, das dadurch im Menschen entstandene Defizit wieder zu decken. Der Wahn verbindet nicht immer, aber die Wahrheit trennt jedesmal, wenn sie nicht aus dem Herzen kommt. Claudia würde dich geliebt haben, wenn du in ihr nicht blos das schöne Mädchen, sondern auch die Schwärmerin geliebt und eingestanden hättest, daß auch der Wahn seine Rechte hat. Es ist nicht gut, daß es so ist — aber es ist so!

Maria blieb unvermählt. Seit dem Tode ihrer Aeltern wohnt sie bei ihrer glücklichen Freundin, im Anblick fremden Wohlergehens Das suchend, was ihr selber nicht geworden war. Bernhard rächt sich an Kranken durch außerordentliche Curen, die ihn zum gesuchtesten Arzt der Stadt und schon berühmt gemacht haben. *F. Binnewerck.*

Dante Alighieri.

Von Dr. Karl Frenzel.

I.

Dante, der Dichter der Hölle und des Paradieses —, wie lebte, liebte, litt er?

Als Konradin der Hohenstaufe und Friedrich von Oestreich entseelt auf dem Marktplatze von Neapel lagen, „wie purpurne Blüten von zu eiliger Sense zerschnitten", schien der Streit der Ghibellinen und Guelfen beendigt zu sein. Längst waren die Rechte, um die einst der große Lombardenbund mit Barbarossa gerungen, den Städten bewilligt worden, überall hatten mit der Kirche zugleich die Populären gesiegt und den Adel verdrängt. Von all diesen großen Gedanken und Gegensätzen lebte nur noch der Haß der einzelnen Patriciergeschlechter gegeneinander fort, doch mächtig und unversöhnlich. In jeder Stadt,

in Mailand wie in Siena, von den Seealpen bis nach Venedig gab es zwei Parteien, große Häuser an ihrer Spitze, dahinter faſt das ganze Volk, und Der war ein ſchlechter Bürger, der keiner Partei anhing. Es galt die Herrſchaft in der Stadt zu behaupten, immer ſannen ſie auf Kampf in den Straßen, auf dem Markte, die Hand am Schwerte. Die italieniſche Freiheit iſt wenig mehr als das Ausüben der roheſten Gewalt gegen den Schwächern, ſie bedingt eine ſiegreiche Partei innerhalb, eine geſchlagene vor den Mauern, ihr Weſen iſt tyranniſch.

Solcher Zuſtand wäre unerträglich, wenn das Spiel nicht ewig wechſelte, wie die Wolken am Aprilhimmel. Heute haben die Ghibellinen, morgen die Guelfen die Oberhand, und der Letzte hat immer Recht. Sucht keine großartigen Beſtrebungen und weltumbildenden Gedanken darin! Es iſt nur ein Ausüben überſprudelnder Kraft, ein blutiges, leidenſchaftliches Gladiatorengefecht um den kleinſten Erdenfleck, ſeltſam und wegen des Wahns der Menſchen bemitleidenswerth, aber wunderbar blendend wegen ſeines beſtändigen Wechſels und, denkt an „Romeo und Julia", oft unendlich tragiſch.

Schöner als die Fackeln ſolcher Kämpfe leuchten vom Ufer des Arno, des kaiſerlichen Stroms, die rothen Lilien von Florenz eben im Morgenglanze einer herrlichen Zukunft.

Schon hatte ſie, die vielbewunderte und vielgehaßte Stadt, — „die Pflegerin vergeſſenen Menſchenruhms" —, Maler wie den großen Giotto, auch Dichter und Geſchichtſchreiber. Wie Athen iſt ſie mit dem Wachſen der Demokratie groß geworden, wie Athen mit ihrem Falle von der Schaubühne der Welt in die der Kunſt getreten, beide haben doppelt für die Menſchheit gelebt. In der großen Schlacht bei Campaldino (11. Juni 1289) hatten die Guelfen von Florenz die Aretiner und ihre eigenen vertriebenen Ghibellinen auseinandergejagt, von da an war Alles guelfiſch und demokratiſch in der edeln Stadt. In die Rollen der Zünfte, der 7 arti maggiori, 5 arti minori, durfte kein Adeliger ſich einſchreiben laſſen, er ſaß weder im Rath, noch ſtimmte er in den Verſammlungen des Volks. An das Fenſter des Stadthauſes hing der Gonfaloniere das große Banner der Gerechtigkeit, wenn ein Aufſtand der Ghibellinen und Edelleute drohte, dann ſammelte ſich die guelfiſche Partei und gnadenlos verfuhr ſie nach ihrem Siege, ſie verbrannte, ſie tödtete, ſie zerſtörte die Häuſer der Geächteten, ſie verkaufte ihre Güter. Da iſt es denn aber geſchehen, daß ſie ſich ſelbſt ſpaltete. Die Cerchi, eine Familie von niederm Herkommen, aber geſchickte Kaufleute und reich, erſtanden und ummauerten den Palaſt der Grafen Guidi, der gerade an die Häuſer der Pazzi und Donati ſtieß. Meſſer Corſo Donati, das Haupt ſeines Geſchlechts, ein ſchöner, ſtattlicher Herr, rief trotzig: „Sollen wir das dulden?" Er hatte eine Ader vom Coriolan in ſich, er war ein geborener Patricier, ſeine Familie ſo alt wie Florenz; ſcheel ſah er auf die prächtigen Kleider der Cerchi, auf ihre Diener zu Fuß, zu Pferde, ſcheel auf die Grüße, die ihnen das Volk im Vorübergehen ſpendete, denn ſie waren leutſelig und freigebig; aber von bitterm Grimm ſchwoll ſein Herz, als die Cerchi ſeiner Gattin, die, eine Verwandte von ihnen, wider ihren Willen den ſchönen Ritter geheirathet, mit vielen Ränken und Liſten ihr Erbgut ſtreitig machten. So geſtimmt ſaßen Cerchi und Donati beim Todtenmahle einer edeln Dame aus dem Geſchlechte der Frescobaldi; da erhob ſich Einer der Donati, ſeinen Mantel zu ordnen oder aus einem andern Grunde. Aufſprangen die Jünglinge der Cerchi, faßten die Schwerter, hielten jene Bewegung für das Angriffszeichen der Feinde. Nur mühſam beruhigten ſie die Verſtändigern. Es gab Hitzköpfe unter ihnen, Menſchen, deren leidenſchaftliche Seele in ihrem Geſicht voll Verbiſſenheit und Zorn lohte — den einen, Meſſer Dante Alighieri, der bei Campaldino in der erſten Reihe der Reiter gefochten, fürchteten die Pazzi und Donati noch nicht, ſie hielten ihn für ganz beſchäftigt mit Reimefinden zu ſeinen Sonetten, der andere, ſein liebſter Freund, Meſſer Guido Cavalcanti, war Corſo Donati's erbittertſter Gegner. Auf einem Pilgerzuge, den Meſſer Guido zum Heiligen Jacopo gemacht,

hätte ihm der Donati, so hieß es, Meuchelmörder nachgeschickt. Nun war der zornige Caval canti den Gefahren entgangen und heimgekehrt, und wenn er, mürrisch und einsiedlerisch wie er war, die Kirchhöfe durchwandelte, auf den Steinen der Gräber nachdenkend saß mag er oft jener Beleidigung gedacht und auf Rache gesonnen haben. Und so trafen sich eines Tags Beide zu Pferde auf der Straße, er die blasse Wuth im Gesicht, mit laut schlagendem Herzen, — der Coriolan von Florenz hochmüthig und trotzig wie immer da warf Messer Guido Cavalcanti seinen Speer gerade auf Corso Donati, doch fehlte e ihn — und die Begleiter des Ritters warfen ihn mit Steinen. Welch merkwürdige Folge sollte dieser Lanzenstoß haben! Denn wie gesagt, der Cavalcanti hatte einen Freund, de er durch ein Sonett gewonnen, das er ihm als Antwort auf ein Gedicht gesandt; wa er das eine, so war Jener das andere Auge von Florenz, in Studien und Melancholi gleich ihm versunken, dem die Gottesflamme des Genius ein eigenes, so nie wieder er schienenes Feuer auf der Stirn brannte — unser Dante Alighieri.

Die Sage erzählt, daß Dante's Geschlecht von den römischen Frangipani abstamme deren Einer, Eliseo, nach Florenz hinübergewandert sei, damals, als Karl der Große di Stadt wieder aufbaute. Des Dichters Urgroßvater, Carciaguida, focht im Kreuzzug Kaise Konrad's III. 1147, starb im Gefechte und erwarb das Paradies. Sein Enkel, Alighier del Bello degli Alighieri, war ein angesehener Rechtsgelehrter, in Camerata und Pian di Ripoli wohl begütert und hatte von seiner zweiten Frau, Donna Bella, einen Sohn im Mai 1265 geboren und Dante im Battisterio von Florenz getauft. Das Zeichen de Zwillinge stand bei seiner Geburt am Himmel, die Mutter träumte, sie gebäre unter einem Lorberbaum — glückliche Vorzeichen für den Knaben. Neun Jahre alt, verlor er den Vater, aber ein ausgezeichneter Gelehrter, Messer Brunetto Latini, der Staatssecretär von Florenz, der ein berühmtes Buch: „Il tesoretto", den „Schatz", geschrieben, worin er, wi in einer Encyklopädie, alle Wissenschaft der Zeit bespricht, unterrichtete ihn. Das war ein wunderbares Wiedersehen, als Schüler und Meister im spätern Gedicht auf dem Damm sich trafen, der am Blutstrom der „Hölle" entlang führt — wie sie da nebeneinander gehen, der Eine in unendlichen Qualen mit „gebackenem Gesicht" — der Andere in De muth das Haupt geneigt, „wie Einer, der verehrend wandelt". Sagt Brunetto: „Folg deinem Stern, der Hafen des Ruhms soll dir dann sicher sein!" Und Dante darauf: „Wär mein Gebet erfüllt, wärst menschlicher Natur du nicht entnommen, denn nie entschwinde dein Bild meinem Sinn!" „Wohl, Söhnchen", spricht Messer Brunetto, „laß dir au Erden mein Buch empfohlen sein", und dann ist er dahin, im Flug den Gefährten nach wie Einer, der im Wettlauf eilt; kaum kann der Schüler ein Lebewohl! ihm rufen.

Ein tiefes Gemüth hatte die Natur diesem Dante gegeben, hohen Sinn und einen klaren Blick durch den Schein der Dinge gerade in ihr Wesen hinein. Viel hat er für seine Zeit gelesen, gelernt zu Padua, zu Bologna, viel scholastische Gelehrsamkeit, die römischen Dichter, vor allen Virgil, Statius, wunderlich genug stellt er einmal Livius und Paulus Orosius zusammen; er kannte alles Wissen seines Jahrhunderts, bis hinab auf die Ritterbücher von König Artus und Ginevra, liebte die Lieder Bertrand's de Born und der andern Provençalen. Auch die andern Künste waren ihm nicht fremd; der farben reiche Giotto und Oderisi, der Miniaturen zu Bologna malte, waren seine Freunde, er selbst in der Zeichenkunst wohl erfahren. Kenn' ich nicht jenen Schatten, der am Rand des Fegefeuerbergs mir entgegeneilt, mich zu umarmen? Bist du's, Casella, mein Lehrer, mein geliebter? Ja, Casella ist's, der ihm Musik gelehrt und jetzt eine seiner Canzonen zu singen beginnt: „O Liebe, die im Geiste zu mir spricht!" Wie gern glaubt man da, was Boccaccio von ihm erzählt, daß er schon als Knabe kindischen Spielen abgeneigt ge wesen sei, — seine Seele suchte den Ernst, sein Auge das Eigenthümliche der Dinge. Ein seltsames Geschick mußte ihn überdies treffen; neun Jahre zählte er, als er im Frühl

ling 1274 ein schönes Kind, Beatrice, sah, die Tochter Messer Falco Portinari's. Sie ging ihm vorüber, er aber liebte sie, unaussprechlich — liebte sie bis über den Tod hinaus. Eine eigenthümliche, diese Jugendliebe! Ganz geistig, ganz ätherisch — ein Traum aus Blicken gewebt und Grüßen — und doch tief und leidenschaftlich, mystisch wie die Lieder an die Madonna — der Ariadnefaden durch Dante's Dichten, das einzige Sonnenlächeln an dem Gewitterhimmel seines Daseins.

Beatrice war kein Scheinbild. Sie war nicht immer „die Erkenntniß der göttlichen Dinge". Ich schlage die „Vita nuova" auf, das neue Leben, das erste Buch des Dichters — ein sinniges, liebliches — wie erste Liebe und erster Schmerz — da les' ich an einer Stelle: er lag fiebernd in Krankheit neun Tage lang — „und es ergriff mich der Gedanke an die Dame meiner Liebe und tief aufseufzend sagte ich mir selbst: das ist Nothwendigkeit, auch die schöne Beatrice muß sterben." Und es schien ihm, als verkündigte ihm ein Freund jene Trauerbotschaft, und sein Auge ward naß von vielen Thränen — „und ich sah den Leib, drin diese edle, heilige Seele gewohnt, sah, wie die Jungfrauen ihr Gesicht mit weißem Schleier verhüllten, dies Antlitz von solcher Demuth, daß ich die Engel sagen hörte: Es ist die Quelle des höchsten Friedens." Und er rief dem Tode, rief ihr: „O Beatrix, sei gebenedeit!" Da kamen die Frauen, die ihn bewachten; die erweckten ihn aus seinen Visionen. Aber nein, sie war nicht immer eine kalte, seelenlose Allegorie — einst stand sie da schimmernd, glänzend — omnis beatitudo nostra — meine ganze Seligkeit, nicht die Tochter eines Sterblichen, die eines Gottes schien sie zu sein. In Florenz sprach man viel von Dante's früh entstandener und später gereifter Leidenschaft. Der Jüngling, um den Verdacht der Leute von Beatrice zu wenden, stellte sich in eine andere Jungfrau verliebt, seit dem Tage grüßte sie ihn nicht mehr. Ist das nicht jene Beatrice, die auf der Höhe des Purgatoriums ihm Leichtsinn vorwirft?

Als aus dem Fleisch ich mich zum Geist erhoben,
Und Schönheit mir und Tugend war gewachsen,
War ich ihm weniger genehm und theuer.

Sie starb am 9. Juni 1290 noch jugendlich, 24 Jahre alt; sie starb, um in ewiger Verklärung am Throne Gottes zu stehen, ein Ideal menschlicher und göttlicher Liebe, so — wie keine Frau angebetet worden. Dante wird freilich oft „den trügerischen Glücksgestalten" nachjagen — „die kein Versprechen ganz erfüllen —" es wird ihn eine schöne Florentinerin über Beatrice's Tod trösten, später wird er sie aber als Philosophie in luftige Höhe erheben, die zweite Göttin seines Lebens. Hier und da auf seinen Irrfahrten wird das Auge der Frauen bewundernd wol auf ihm ruhen, so wie du ihn liebend anschaut, Gentucca von Lucca (und er dich!); erst die Flammen, die das irdische Paradies einschließen, werden freilich das letzte P., die letzte Todsünde, läuternd von seiner Stirn fortbrennen — aber sie blieb doch stets sein Stern der Verheißung — omnis beatitudo nostra, seine Seligkeit.

Auf Wunsch seiner Familie verheirathete sich Dante mit Gemma von den Donati 1291, und wie zurückgekommen aus schweren Träumen „führte er ein bürgerliches, fleißiges und ehrsames Leben" — sagt ein alter Chronist von ihm. Ehrsam und fleißig wie die andern Menschen, nicht eben glücklich, aber zufrieden mit seiner Frau und deren Verwandten; obgleich seine politischen Gegner, hat er sie nicht in die Hölle versetzt. An einem bessern, hoffnungsreichern Orte, wo im Fegefeuer — mager, ausgedörrt, mit tiefliegenden Augen, die Schwelger büßen, welch' ein Schatten hebt sich da vor den Andern empor, mir entgegen? „Kennst du mich nicht?" ruft es. An seiner Stimme erkannte ich ihn, sagt der Dichter, er war's, Forese Donati, mein liebster Freund, mit dem ich oft beim Wein gescherzt und gelacht. O, wo ist deine Schwester Piccarda? „Sie triumphirt im Himmel mit ihrer Krone!" Mit diesen Menschen lebte er; eingeschrieben in die „Rolle der Aerzte

und Apotheker", geehrt wegen seiner Wissenschaft, ward er viel in Staatsgeschäften gebraucht, Gesandter in Neapel, wo er mit dem Königssohn Karl Martell Freundschaft schloß in San-Giminiano, und endlich, als er das gesetzliche Alter von 35 Jahren erreicht, zu einem der sechs Prioren erwählt, die Florenz regierten. Da kam jener Lanzenwurf des Freundes, der diesen hinausstieß — in das Elend oder in das Glück? Denn am Ende: „Folg' deinem Stern, der Hafen soll dir sicher sein!"

Zum Verderben der edeln Stadt geschah es, daß die Bürger, um in der Nachbarstadt Pistoja den Frieden herzustellen, die Häupter der Factionen aus jener Gegend in ihre Häuser aufnahmen. Ursprünglich waren die Cancellieri eine Familie, hatten sich aber in zwei Stämme getheilt, in die Neri, die Schwarzen, und die Bianchi, die Weißen, beide von unversöhnlichem Hasse erfüllt. Es wohnten die Weißen bei den Cerchi, die Schwarzen bei den Donati; es war, als ob der Wind in kaum erstickte Kohlen bliese, so heftig brach das Feuer der Zwietracht aus. Oft rieth man den Cerchi, sich der Herrschaft in Florenz zu bemächtigen und die alten Geschlechter zu vertreiben, aber Vieri de' Cerchi war ein unentschlossener, furchtsamer Mann — „den Esel vom Thor" nannte ihn Corso Donati — und wagte nichts. Im Vorhof der Hölle treffen wir dich wieder, feiger Vieri — „der aus Niedrigkeit auf Größe verzichtet" — in jener Schar der Trägen, Thatenlosen, „die Gott mißfällig sind und seinen Feinden". Mit ewigen Klagen erfüllen sie die „sternenlose Luft"; und Virgil ruft Dante zu:

Sie haben keine Hoffnung je zu sterben,
Sprich nicht von ihnen — sieh' und geh' vorüber.

„Sprich nicht von ihnen" — die nichts wagten und thaten. Lieber mit Farinata im glühenden Sarg, als unthätig und parteilos sein auf Erden, zu schlecht für Himmel und Hölle!

In solchen Zwisten saß noch Dante vom 15. Juni bis zum 15. August 1300 unter den Prioren. Anfangs war er noch gestimmt, die Mitte zwischen den Factionen zu halten. Auf seinen Rath wurden die Häupter der Cerchi und Donati verwiesen, die ersten, unter ihnen auch Guido Cavalcanti, gingen nach Sarzana. Welch herber Schmerz für ihn, den Freund der Jugend so selbst von sich zu weisen, auf immer dazu — denn eine pestartige Krankheit raffte ihn in der Verbannung 1301 dahin. Darüber durften die andern Weißen heimkehren, es hieß, die Luft Sarzanas wäre schädlich. Dante selbst hatte sich ihnen angeschlossen gehabt, er liebte die große Masse nicht, noch weniger den Papst, an den die Schwarzen sich ingrimmig gewandt, Bonifaz VIII., den Mann, der ausgerufen, es sollten alle Ghibellinen zu Staub werden! Ghibellinen und Weiße sandte Prinz Karl von Valois als Friedensstifter nach Toscana, die Schwarzen zu Herren zu machen und — die Goldgrube Florenz zu plündern. Da fiel Angst und Furcht auf die Weißen, sie beriethen, ob sie eine Gesandtschaft an den Papst schicken sollten. „Wenn ich nicht gehe", hatte Dante gerufen, „wer wird dann gehen? Und gehe ich, wer wird dann bleiben?" Er ging nach Rom. Es blieben die Wohlmeinenden, Verständigen, die Männer des Worts und der Versöhnung. Aber Corso Donati erschien mit dem französischen Prinzen vor den Thoren, stolz und zornig, ein zweiter Coriolan. Auf sein Versprechen, die Gesetze zu achten und die Verbannten nicht einzulassen, gestattete der Rath von Florenz dem Prinzen den Einzug in die Stadt; schon in der folgenden Nacht ward mit seinem Vorwissen den Schwarzen ein Thor geöffnet, das seine Franzosen bewachten. Triumphirend ritt Messer Corso Donati durch die Straßen und pflanzte unter dem Jubel des Volks sein Banner auf; die Cerchi flüchteten oder verschlossen sich in ihre Häuser. So war die Sache der Bianchi verloren, sie selber zu Staub geworden. Dante befand sich in Rom, als seine Partei erlag. Der Podesta Gabrielli erließ am 27. Januar 1302 die Sentenz: „Dante Alighieri wird zu 8000 Livres und zweijähriger Verbannung verurtheilt, weil er gegen

die Aufnahme Messer Carlo's von Valois gesprochen und wider Recht Geld in seinem Priorate angenommen." Ja am 10. März hieß es: „Wenn Dante das Gebiet der Republik betritt, soll er des Feuertodes sterben." So stieß Florenz, die Mutter voll wenig Liebe, ihren besten Sohn von sich. Von nun an war er verdammt zu wandern, endlos, ruhelos zu wandern von Ort zu Ort, zu erfahren, wie hart es ist, fremde Stiegen zu ersteigen, wie salzig fremdes Brot schmeckt! Wie hart der Weg — aber „folg' deinem Stern!"

Dante war kein Mann von mildem, nachgebendem Charakter. Stolz und fest trat er auf, ganz in Feuer gehärtet, im Feuer des Hasses, das Lächeln der bittersten Verachtung auf der vorspringenden Lippe, in allen Zügen zornigen Schmerz. So ging er einst durch das Thor von Verona, an Frauen vorüber. „Sieh da", rief die Eine, „da geht der Mann, der zur Hölle steigt, wenn er will!" „Wahrhaftig", erwiderte eine Andere, „verbrannt genug sieht er aus, wie schwarz und kraus Haar und Bart." Der Mann der Hölle, durch irdische Höllen, wer weiß wie viel — war er gezogen, allein das war sein Trost, wenn er fremdes Brot aß, wenn er durch die Felsschluchten von Friaul einsam zog — daß er das Jenseits sein nannte, seine Welt, drin er waltete, strafte und belohnte — unerbittlich wie die Gerechtigkeit. Denn wer suchte noch auf der Erde Gerechtigkeit? Bei dem Volke von Florenz etwa, „dem neidischen und stolzen, bei dem nicht bis in die Mitte Novembers Gesetze gelten, die im October gegeben"? Oder bei dem Papste? Triumphire nicht, Bonifaz VIII., daß die Ghibellinen Staub geworden, daß du im Jubeljahr 1300 unzähliges Volk verehrend dir die Füße küssen sahst — in der dritten Bulge der Hölle, gerade über Nikolaus III. „wirst du gepflanzt einst steh'n mit glühenden Füßen" — alle Jahrhunderte hindurch! Wann aber erscheinst du auf Erden, du Retter der Welt, Gerechtigkeitspfleger? Imperator wirst du sein, in den Schutz deines kaiserlichen Schwertes sollen Alle versammelt werden, wie die Völker sich einst vor Augustus' curulischem Stuhle beugten, dessen Macht auf dich übergegangen. Hoch oben auf den Sternen bilden die Seligen in den Verschlingungen ihres Tanzes einen Adler, das Symbol kaiserlicher Hoheit — tief unten im — Kocytus zermalmt Lucifer mit seinen drei Rachen die drei größten Sünder — Judas Ischarioth. — Cassius und Brutus! In den Staub wolltet ihr die Ghibellinen und das Kaiserthum treten, wehe darum euch Allen, die ihr frevelnd die Hand gegen das heilige Rom und die Cäsaren erhebet — hinab mit euch in die Hölle, in den Rachen des Satan — auch Cassius und Brutus, die letzten Römer und die ersten Guelfen!!

Man sieht wol, Dante war kein Freund des Volks, dieser Mann mit der melancholischsten Stirn, er war eine harte und ausschließliche Natur. Irrte doch sein Lebensweg weit ab von dem der Andern, um eines ganzen Himmels Weite entfernt. Die Menschen mit ihren kleinlichen Bestrebungen, nichtigen Gedanken — was sind sie? „Wie Würmer, drinnen sich die bildende Kraft geirrt!" Und er sollte sich ihnen beugen? Als die Florentiner um 1314 ihm die Erlaubniß heimzukehren gaben, falls er in San-Giovanni sein Unrecht bekennen und eine Summe Geldes zahlen wollte, schrieb er zurück: „Fern sei's von einem Manne, der Gerechtigkeit predigt, Geld Denen zu zahlen, die ihm unrecht gethan, fern sei von einem Manne, der sich der Philosophie ergeben, die feige Demuth irdisch gesinnter Herzen, daß er wie ein Schmachbedeckter sich zur Buße stelle. Ich kehre mit Ehren heim — oder nie! Kann ich das Licht der Sonne und der Gestirne nicht überall sehen? Brot wird mir nicht mangeln."

Ruhelos war seit jenem Januar 1302 Dante's Leben. Von Rom flüchtete er über Siena nach Arezzo, wo die Trümmer der weißen Partei sich sammelten und zuerst Entwürfe zum Anschluß an die Ghibellinen, zum Kampfe mit den Schwarzen gemacht wurden. Dante'n ließ innere Unruhe jetzt nirgends lange verweilen; einmal hinausgerissen aus langgewohnten, liebgewordenen Verhältnissen — „das wird der erste Pfeil sein, den der Verbannung Bogen auf dich sendet" — war der äußere Zwang gleichsam nur das Echo seines

Herzens; amplius — weiter, weiter! rief's ihm zu. Aeußerer Zwang, sagte ich — denn er zerfiel mit den Bianchi, weil er der Gemeinde von Florenz einen Brief geschrieben „Was habe ich dir gethan, mein Volk?" So eilte er im September 1302 nach Verona, wo jener Bartolommeo della Scala regierte, der Feind adeliger Parteiung, unsterblich durch die Tragödie von „Romeo und Julia". „Der sah mich" — Dante spricht — „so gütigen Blicks an, daß oft die That der Bitte schon zuvorkam." Von Verona aus durchzog er die Umgegend, war in Brescia, oben in den Alpenthälern von Pulicella und Lagarino, sah die Felsstürze der Etsch — und wenn er über die Klippen und halbzerstörten Brücken der Höllenkreise dahinklimmt, ist es, als beschriebe er all die gefährlichen Stege, die er damals gewandert. Ein Spiegel ist sein Gedicht, ein Spiegel alles irdischen Lebens und seines eigenen zumeist. Nicht lange blieb Dante in „der sanften Ebene" der Lombardei, er eilte 1304 nach Bartolommeo's Tode auf Toscana zurück, möglich, daß Albein della Scala, der Bruder und Nachfolger Bartolommeo's, ihm nicht gleiche Gunst gewährte, möglich, daß die Partei ihn rief. Denn nachdem der mildgesinnte Benedict XI. umsonst durch den Cardinal Nikolaus von Prato Frieden und Freundschaft zwischen Neri und Bianchi sich zu stiften bemüht, beschlossen die Weißen eine That zu wagen, mit gewaffneter Hand in die Vaterstadt zu dringen. Zwölf Räthe hatten sie gewählt, ihre Angelegenheiten zu leiten; Dante saß unter ihnen, Alessandro da Romena war ihr Hauptmann. In welch „schlimme, schändliche" Gesellschaft war er da gerathen! Nur er warnte und stimmte dagegen, als alle Andern den Angriff auf Florenz beschlossen; so kam es, „daß ihre Schläfe nur, nicht seine ward geröthet". Denn als sie unter dem jungen Baschiera am Tage Maria Magdalena's (22. Juli) 1304 bis in die Straßen von Florenz tollkühn, ohne den Zuzug der Freunde abzuwarten, mit blankem Schwert, aber Frieden! rufend, eingedrungen waren, erlagen sie der Hitze, dem geordneten Angriff der Bürger.

In jener Zeit wird es dir Ehre bringen,
Für dich allein Partei gemacht zu haben —

ruft Cacciaguida im Paradies seinem Urenkel zu. Ehre wol — aber auch Mühsal genug — wieder begannen die Wanderjahre. Bald hier, bald dort in Italien, in Schlössern und Städten, in wildromantisch gelegenen Klöstern finden sich Spuren des Dichters — halb erloschene Unterschriften auf vergilbten Urkunden, in die Mauer, in die Felswand einer Grotte gemeißelt ein „Hic fuit Dantes" oder ein „Carmina scripsit" —, Alles schon halb von der Zeit verwischt, aber doch noch kenntlich — vestigia leonis. Jede Landschaft wollte später Theil an diesem großen, einzigen Menschen gehabt haben, wollte berührt worden sein von dem Saume seines Mantels.

Weit kam Dante durch die Welt, wie Boccaz in einem Gedicht an Petrarca sagt, er hätte die Brittanier am Ende der Welt und Paris gesehen, die Hauptstätte der Theologie, das Schlachtfeld der Scholastik. Auf dem tummelte auch er sich. Vierzehn Kämpfer waren gegen ihn aufgetreten, Ritter des Aristoteles, mit Argumenten und Syllogismen — und gegen welche These! De quolibet — worüber ein Jeder will! Doch siegte er vollständig, zur Bewunderung aller Anwesenden, ward Baccalaureus und wäre Doctor der Theologie geworden, wie uns der Bischof Giovanni da Serravalle berichtet, hätte er das nöthige Geld dazu auftreiben können und wäre nicht der wunderbare, heilige Vogel wieder in Italien erschienen — der kaiserliche Adler — noch dazu getragen von einem phantastischen, ritterlichen Helden, ganz wie Dante durchdrungen und beseelt von dem Gedanken an die Allmacht eines römischen Imperators, Beide der Einsicht nicht fähig, daß die großen Institutionen des Mittelalters, Papstthum, Kaiserthum und Ritterschaft, längst ihres besten Schmucks beraubt, nichts mehr waren als der Schatten großer Namen. Indeß er war da — „niedersteigend von Ort zu Ort, Frieden bringend, als wenn er ein Engel Gottes wäre" — sagt Dino Compagni von ihm — Heinrich VII. von Luxemburg, den die alten

Geſchichten von der ſchönen Fee Meluſina abſtammen laſſen. Auch Dante eilte ihm 1310 entgegen, huldigte zu ſeinen Füßen — vielleicht der einzige Menſch, der die ideale Stellung des Kaiſers in ihrer ganzen Bedeutſamkeit erfaßte. Wie Italien war er der Hoffnung voll, der Streit der Guelfen und Ghibellinen werde nun auf immer beigelegt werden, einen feurigen, leidenſchaftlichen Brief an alle Fürſten und Völker Italiens ſchrieb er, „der demüthige, ungerecht Verbannte". Darin hieß es, wie im althebräiſchen Prophetenſtil: „Trockne, o du ſchönſte der Jungfrauen" — er meint das Land ſeiner Liebe — „trockne deine Thränen und lege die Miene der Traurigkeit ab, denn er iſt da, der fromme Arrigo, der zweite Moſes, welcher ſein Volk freimachen wird vom Druck der Aegypter" — vom Joche der Schwarzen, von der Laſt — der Volksherrſchaft. Während Kaiſer Heinrich VII. in der Lombardei weilte, ging Dante ihm 1311 voraus auf Toscana und ſaß im Thurm von Porciano einige Wochen lang in ehrenvoller, leichter Haft, da die Grafen von Porciano im obern Arnothal, nur wenige Meilen von Florenz, einen Feind der mächtigen Stadt nicht wohl durch ihr Gebiet durften ziehen laſſen. In dieſem Thurm ſchrieb Dante in zorniger Erbitterung dem Kaiſer jenen berühmten Mahnbrief, worin er ihn drängt, die Lombardei zu verlaſſen und gerade auf Florenz zu ziehen, die Feindin aller Ghibellinen und ſeine zumeiſt. Hatte Florenz nicht auch den kaiſerlichen Geſandten, die Unterwerfung foderten, trotzig geantwortet: „Vor keinem Herrn neigt Firenze die Hörner?" Da mußte es wol geſchehen, daß die Florentiner ſolche Beleidigung von ihrem Mitbürger nicht ruhig erduldeten und ihn vom Geſetz ausſchloſſen, das 1311 den meiſten Verwieſenen die Heimkehr geſtattete. Und auch die Gewalt des Kaiſers konnte ihn nicht zurückführen; denn als Heinrich VII. bei ſeinem Rückzuge von Rom am 19. September 1312 vor der Stadt erſchien, ergriff wol einen Augenblick äußerſte Beſtürzung das Volk, dann aber ſcharte es ſich einig, entſchloſſen zuſammen; mitten auf dem Markte redete der Biſchof von Freiheit und Schlacht, von den Guelfenſtädten Lucca, Siena und Bologna kam Hülfe; das ſtolze Volk hemmte weder ſeinen Handel, noch ſchloß es die Thore, die Frauen ſtiegen auf die Mauern und ſchauten nach den Zelten und zu den Rittern hinüber, die ſich auf den Wieſen tummelten, wie Edelfrauen beim Turniere auf den Tribünen ſitzen, wie Antigone vom thebaiſchen Thor die ſieben Helden zählte. An dieſem Leichtſinn der Freiheit und des Muths, der ihn von oben her, wie einen Tragödienſpieler belächelte, brach des Kaiſers Herz, er ward fieberkrank. Daß er bald darauf, am 24. Auguſt 1313, zu Buonconvento ſtarb, das Heer ſeine Leiche am Ufer des Ombrone verbrannte, wie es dem letzten Imperator geziemte, iſt bekannt.

Amplius, amplius! — Dante Alighieri, für dich iſt keine Ruheſtatt, bis auch du den Weg in die Ewigkeit vollendet, wohin jetzt dein Kaiſer, deine letzte Hoffnung gegangen! Nimmer wirſt du Florenz wiederſehen; den rothglühenden Thurmkegel der Stadt des Dis, das irdiſche Paradies, alle ſieben Himmel bis zum Empyreum hinauf, die heilige, blätterreiche Roſe, welche die Seligen bilden — magſt du ſchauen, aber nie Firenzes Kuppeln und Paläſte! Niemals wieder Beatrice's Haus!

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Eiſenbahn-Bibliotheken.

Wenn man in unſere Buchläden tritt, findet man jetzt auf den Tiſchen maſſenhaft ausgebreitet kleine Bücher liegen, die um einen Preis von 5—10 Groſchen per Stück ſich als unterhaltende Reiſebegleiter ankündigen.

Da liegen kleine weiße Hefte, Criminalgeſchichten enthaltend. Sie gehören einer Otto Wigand'ſchen Eiſenbahn-Bibliothek an. Sie ſind jedenfalls, um im Waggon geleſen zu werden, zu klein gedruckt. Wer mag ferner im einſamen Bergwirthshauſe, vom Regen überraſcht, einen Abend ſich allein überlaſſen, während tobend ein Waſſer-

kurz durch die Schlucht am Wirthshause donnert, rings nächtliches Dunkel sich breitet und für die im Zugwind klappernde Thür eines engen Zimmers sich nirgends im Hause ein Schlüssel findet, Raub- und Mordgeschichten lesen!

Zweckmäßiger für den Reiselnumor berechnet sind jene rothen Bücher, die zur Lorck'schen Eisenbahnbibliothek gehören. Sie enthalten in Uebersetzungen allerlei nützliche Unterhaltung aus französischen und englischen Quellen. Um sie im Waggon zu lesen, sind sie zu ernst und nehmen zu sehr das Nachdenken in Anspruch. Zweckmäßiger sind sie für längeren Aufenthalt. Wer am Genfersee acht Tage ruhen will und sich, wie es zu gehen pflegt, auf Alles, nur nicht auf Bücher vorbereitete, wähle noch in Bern oder Zürich einige dieser rothen Bücher: es befinden sich recht nützliche und lehrreiche unter ihnen.

Grüne Bände einer Eisenbahn- und Reisebibliothek versendet die Buchhandlung von J. J. Weber in Leipzig. Sie gibt, wie immer, sehr geschmackvolle Ausstattungen. Ihre Reisehandbücher sind mit Holzschnitten illustrirt.

Es gibt auch noch eine gelbe Auswahl. Sie gehört der Brockhaus'schen Eisenbahn-Bibliothek an. Hier ist die schriftstellerische deutsche Originalproduction mit ins Interesse gezogen und der touristische Charakter vorzugsweise hervorgehoben. Namen ersten Rangs werden als künftig Beitragende genannt. Vorläufig liegen nur erst sechs dieser Büchlein vor, empfehlen sich aber ganz besonders Jedem, der nach Wien, nach Westfalen, Lübeck, Hamburg und nach dem Harze reisen will. Eins lehrt auch poetisch reisen, d. h. Josef Rank hat Reiselieder gesammelt, Gruß und Abschied und Willkommen und Andenken, Klänge unserer besten Poeten. Ob sich diese Arbeiten noch neben den großen Reisehandbüchern und Stadtführern halten können, muß der Erfolg zeigen. Uns scheint die französische und englische Form dieser Eisenbahn-Bibliotheken, nämlich in wohlfeilstem Neudruck gute ältere Lectüre und nebenbei gelungenes Neues, aber nur aus dem Bereiche der allgemeinen Unterhaltung zu geben, die lohnendere. Möge daher die zweite Serie der Brockhaus'schen Reisebibliothek, die diesen Anforderungen entsprechen wird, die nach unserer Ueberzeugung wichtigere und umfassendere Partie des Unternehmens werden.

Ein neuer „Passagier auf Reisen" ist der L. Lenz'sche „Reisekalender" (Leipzig, Volkmar, 1855). Er erstreckt sich in seinen, wie man wenigstens für Deutschland, England und Frankreich sich bald überzeugt, eingesammelten Originalerkundigungen auf die besuchtesten Gegenden Europas, bringt in bündiger Form die Zusammenstellung aller neuesten Fahrpläne, für welche die laufenden Ergänzungen durch das leipziger Postamt bürgen, und fügt sogar ein Reisevocabulatium in vier Sprachen bei. Recht originell sind an diesem nicht zu theuern Buche die Nachweise über die besten Gelegenheiten, für des Leibes Nahrung und Nothdurft zu sorgen. Bekanntlich geht diese Nothdurft auf Reisen noch etwas weiter als zu Hause und wird Gourmandise und Luxus. So findet man denn auch hier praktische Winke über die Orte, wo man am besten und doch möglichst wohlfeil in halb Europa ißt, wo man in Paris gute Cigarren kauft, wo man in London eine unverfälschte Tasse Kaffee trinkt, und ähnliche Nachweise, die sich selbst auf die besten Handwerker und Fabrikanten, ja sogar auf die gesuchtesten Aerzte und Advocaten erstrecken.

Zum Erwägen.

Man nehme nicht alle unsere Erregungen für den Ausdruck unserer wahren Natur! Wir erschrecken oder staunen oder ärgern oder freuen uns oft über Dinge, nur weil es hergebracht ist, über sie erschrecken, staunen, sich ärgern oder sich freuen zu sollen.

* *

Verschiedenes zu Verschiedenem sucht der Sammlersleiß, Verschiedenes in Gleichartigem der Scharfsinn, Gleichartiges in Verschiedenem der Witz, Gleichartiges zu Gleichartigem die Poesie.

* *

Fein und anständig, mitunter auch edel, ist nur diejenige Kritik, die eine ihrer Beurtheilung vorliegende Schöpfung nur als diese einzelne faßt, d. h. nur als Das, was gerade sie sein soll und sein will, unabhängig von jeder weitern Erörterung über die Art und Weise des betreffenden Künstlers oder Schriftstellers überhaupt.

* *

Nicht das Glück, und dauerte der Trunk eine Ewigkeit, berauscht, sondern der Eine Augenblick, wo wir den Becher an die Lippen setzen.

* *

Wer Fürsten erziehen will, soll vorzugsweise ihr Gedächtniß ausbilden. Ein Herrschender soll seine Umgebungen nicht nur dadurch überraschen, daß er Namen und Thatsachen der Vergangenheit behält, sondern auch solche Wünsche und Vorsätze für die Zukunft, die der Leichtsinn seiner Umgebungen längst vergaß oder deren Intrigue vergessen wünschte.

* *

Der schönste Schmuck eines großen Mannes ist seine Harmlosigkeit. Leider gehört selbst schon eine Art Größe dazu, der Größe zu verzeihen, wenn sie natürlich und einfach ist.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 52. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Eine Mondnacht am Untersberg.

Von Clemens Steyrer.

Denke dir, rings von mächtigen Gebirgen eingeschlossen, ein weites, blühendes Thal, durch das die Landstraße von Reichenhall über Teisendorf ins Flachland hinauszieht, und dazu rechter Hand, hart an der Straße gelegen, ein stattliches Haus mit Kegelbahn und großem Garten, darin eine Menge langer hölzerner Tische und Bänke, überschattet von vielzweigigen Kastanienbäumen, was so recht zur behaglichen Ruhe einladet. Das vorspringende Schindeldach, darauf große Steine gelegt sind, die grün angestrichenen Fensterläden und die freundliche, rings herumlaufende Galerie, übervoll von bunten Nelkenstöcken, die ihre Köpflein fast träumerisch über das Geländer heruntersinken lassen: all Dies gibt dem Hause schon gleich auf den ersten Anblick den eigenthümlichen Charakter jener stillen, malerischen Gebirgswohnungen, die der Wanderer gar gern und freudig anschaut. Denkst du dir dann etwa noch eine kleine Sommerbank dazu, die vor der Thür steht, und über derselben ein paar heilige Bilder oder Sinnsprüche in grellen Farben an die Wand gemalt, so wirst du ein ziemlich deutliches Bild von dem freundlichen Wirthshause haben, das weit und breit in der Gegend unter dem Namen „Zum Kröpfl" bekannt ist. Warum es so heißt, weiß ich ebenso wenig wie alle andern Leute, die doch jeden Sonntag hinkommen; genug, es heißt „Zum Kröpfl" und hat vor hundert Jahren auch nicht anders geheißen, und ich glaube, wenn Einer käme, der es umkehren wollte, so ginge ihm kein Mensch mehr hinein. So aber hat sich das Kröpfl wenn auch nicht jeden Tag, so doch wenigstens einige mal in der Woche eines gar zahlreichen Besuchs zu erfreuen; denn da kommen sie dort aus all den umliegenden Dörfern zusammen, nicht blos die Bauern, sondern auch die „vornehmern" Leute, was Pfarrer, Lehrer und sonstige Höhergestellte sind: da wird gezecht, politisirt — im Sommer im Garten, im Winter in der geräumigen Zechstube — und keinem Menschen fällt es ein, eher nach Hause zu gehen, als bis die gewichtige Polizeistunde geschlagen hat, die man ungestraft nicht übertreten darf.

Es ist aber auch gar kein Wunder, wenn die Leute ihr heimliches Kröpfl gar so gern haben; denn wer noch nie dort war, kann sich unmöglich einen Begriff davon machen, wie gemüthlich sich's dort sitzt, besonders an einem klaren Sommerabend, wenn die Luft

ſo recht lau iſt und wenn die Berge golden glänzen und die Wälder ſo recht friſch und harzig duften; oder wenn ſie dann in den umliegenden Dorfkirchen zu läuten anfangen und die Schellen der weidenden Kühe melodiſch dareinklingen, daß es weithin hallt im Thal und auf den Bergen. Im Garten aber iſt's dann feierſtill, wenn er auch noch ſo voll von Menſchen iſt: da ſtehen die Männer mit entblößtem Haupte, die Weiber mit gefalteten Händen und beten ein Ave Maria. Wenn aber dann das Geläute ſich nach und nach verloren hat, da grüßt ein vielſtimmiges Guten Abend, das ausgeſetzte Geſpräch wird wieder begonnen und fortgeſetzt, frohe Lieder jubeln durch den Garten und Alles iſt von Herzen froh und guter Dinge und freut ſich des Lebens, weil es ſchön und luſtig iſt.

Es iſt gerade einer von den ebengeſchilderten Abenden und der Kröpfl-Garten hat ſich heute eines ungewöhnlich ſtarken Beſuchs zu erfreuen; denn es iſt Sonntag — ein Tag, wo ſelbſt der Fleißigſte ein paar Stunden im Wirthshauſe ſich nicht verſagen mag. Mitten im Garten, unter einem großen Kaſtanienbaum, ſteht ein runder Tiſch; der geht um den ganzen mächtig dicken Stamm herum und darauf liegt allerlei buntes Zeug durcheinander, als da ſind Tabacksbeutel, Pfeifen, Zithern, beſchriebenes Notenpapier u. ſ. w.; und dabei ſtehen noch ein halbes Dutzend gläſerner Halbekrügel mit ſchöngemalten Deckeln, Bergſchützen vorſtellend oder irgendeine luſtige Jagdſcene — und das friſche, dunkelbraune Bier winkt gar einladend durch das klare Glas heraus, als wollt' es die Davorſitzenden auffodern, fleißig zuzuſprechen. Die laſſen ſich aber das auch ſchon nicht zwei mal ſagen, denn ſie ſind Alle dem Landesbräuhahn von Herzen gut Freund, und wer nur ein klein wenig ſein Augenmerk auf den runden Tiſch richtet, der kann die bemalten Deckel in immerwährender Bewegung ſehen.

Es ſitzen da die beiden Lehrer, der Landarzt, der Ortsvorſteher von Anger, was ein gar liebes Dorf iſt, eine kleine Viertelſtunde abſeits von der Straße, gegen den Stauffenberg hin gelegen, der Forſtwart von Högelwörth und der Berichterſtatter des Vorliegenden. Der Landarzt hat auch ſeine Frau mitgebracht und ſeine Baſe nebſt deren ſiebzehnjährigem Töchterlein, was ein gar liebes und, daß ich's dir nur ſage, dabei wunderſchönes Mädchen iſt. In der Regel iſt es zwar ſeit der Gründung der Jungfrauen-Vereine im bairiſchen Oberlande allen Mädchen unter 18 Jahren aufs ſtrengſte verboten, nach 6 Uhr Abends noch außer Hauſe zu ſein, allein hier und da darf man ſich doch ſchon auch eine Ausnahme erlauben, zumal — ich will es gern geſtehen — ein großer Theil der Verantwortung diesmal . . . Doch was red' ich nur, ich Schwätzer — iſt's ja ſchon übergenug, wenn man nur ein klein wenig ins grüne Thal hinausſchaut oder aufwärts bis zu den glänzenden Felswänden, von wo die Kuhſchellen ſo melodiſch herunterklingen, was faſt gerade ſo ſchön iſt wie die Jodler, die eine luſtige Geſellſchaft von jungen Bauernburſchen und Dirnen nächſt unſerm Tiſch in den klaren Abend hinausſingt; gerade ſo gut mein' ich, als wenn ich dir, lieber Leſer, viel von mir ſelbſt ſagen wollte.

Es dämmert ſtark. Der blaue Himmel iſt allmälig mit vielen tauſend funkelnden Sternlein bedeckt und die flinke Kellnerin — Thres (Thereſe) — iſt eifrig damit beſchäftigt, da und dort Windlichter auf die Tiſche zu ſtellen. Neben uns iſt's nun auch ſtill geworden, denn ſie haben dort zu ſingen aufgehört, und nur die Kuhſchellen klingen noch immer fort — allein und verlaſſen. Das iſt das Einzige, was man hört im ganzen Garten, außer daß höchſtens irgendwo einmal ein Deckel zuklappt oder Einer mit leiſer Stimme ſeinen Nachbar fragt: „Siehſt 'n jetzt — 'n Mond?" und der darauf antwortet: „Ebber ſchon! Na, dees is ſcheen!" Es iſt aber auch etwas ganz entzückend Schönes, wenn die volle, blaßgelbe Scheibe klar und glänzend hinter den zerriſſenen Felswänden heraufſteigt und ihren matten Schein auf die dunkeln Wälder wirft, die ſo gar geheim und ſchweigſam liegen! Es iſt etwas Wunderbares um eine klare Vollmondnacht im Gebirge und die Leute dort wiſſen das auch recht gut; denn wenn ſie in der Fremde ſind,

ſo iſt es gewiß zumeiſt in der Nacht, daß eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach der lieben Heimat ihr Inneres beunruhigt.

An unſerm Tiſche hat ſich Jedermann ſeinen Gedanken hingegeben, die Blicke der Meiſten ſind auf den langen Rücken des Untersberg gerichtet, der gerade vor uns majeſtätiſch ſich hinzieht und in wundervoller Mondbeleuchtung einen großartigen Einblick in ſeine vielen Schluchten und Felsriſſe gewährt. Es iſt ein gewaltiges Gebirge, dieſer Untersberg, und man mag ihn ſehen von wo immer man will, ſo iſt der Eindruck ſtets ein großartig erhabener, beſonders von Salzburg aus, wo er aus dem flachen, viele Stunden weiten Walſerfeld gleich einem mächtigen Rieſen aufſteigt und alle die benachbarten, immerhin auch nicht niedrigen Bergſpitzen weit überragt.

„Das iſt heut' ſo eine Nacht für d'Mannle!" unterbrach auf einmal eine tiefe Stimme die Feierſtille an unſerm Tiſche, und Aller Augen wandten ſich ſogleich nach dem Verwegenen hin, der es gewagt, die Geſellſchaft aus ihren mannichfachen Gedanken und Träumen aufzuwecken; doch ein lautſchallendes Gelächter brach jetzt von allen Seiten los, da man ſich über die Perſon des Sprechers ins Klare geſetzt hatte. Es war der Brunnwart von Seebühl nächſt Reichenhall, weit und breit in der Gegend unter dem Namen „Seebichler" bekannt und ein unermüdeter Sagenerzähler, wodurch er ſich bei den ungläubigen Bauern den höchſt ehrenwerthen Beinamen „Lugenhaferl" (Lügenköpfchen) erworben hatte. Ah ſo, hieß es, jetzt will 's Lugenhaferl anfangen mit ſeinen alten Geſchichten und wieder 'mal die Leut' recht bitter anlügen, daß ſie blau werden! Laß uns nur mit deinen Mannle aus, lachte der kleine Lehrer, wir haben uns die Lügen bereits oft genug gehört!

„Ja, Lügen hin, Lügen her!" erwiderte der Verſpottete; „die Sach' hat doch ſchon ihre Richtigkeit, Herr Lehrer! Freilich, die Leut' glauben heutzutag' nichts mehr, und wenn ſie's gleich ſelber geſeh'n hätten! Ja, 's iſt ſchon eine recht betrübte Zeit jetzt und ſie wird auch ſo ſchnell nimmer beſſer, fürcht' ich! Muß halt mal wieder Einer in den Berg hinein geführt werden von den Mannle, wie derſelbige dazumal Lazarus Gitſchner!"

„Wer iſt der Mann, von dem Ihr da erzählt, Seebichler?" fragte ich, mich an den Alten wendend; „mir wär's in der That nicht unintereſſant, über den Vorfall Näheres zu hören. . ."

Glauben Sie doch dem Lugenhaferl nicht! fiel mir die ſämmtliche Geſellſchaft ins Wort; weiß Gott, wenn Sie ſich mit Dem einlaſſen, da werden Sie Ihr Lebenlang nimmer fertig!

Geheimnißvoll lächelnd ſchaute bei dieſen Worten der Seebichler von der andern Seite des Tiſches auf mich herüber. Es war eine unterſetzte Geſtalt mit überaus freundlichem Geſicht, darin der Ausdruck großer Aufrichtigkeit und Herzensgüte insbeſondere ſtark vorherrſchend war. „Der Herr da", begann er, auf mich deutend, „der iſt doch aus der Stadt herausgekommen und hat wol dutzend mal ſoviel geſeh'n und erlebt wie ihr, die ihr aus dem reichenhaller Landgericht noch kaum hinausgeſchaut habt; und doch möcht' er gern was hören von den Untersbergermannle. . ." Ja gewiß! meinte ich, dem Alten ins Wort fallend; ſetzt Euch nur her zu uns, Seebichler, und erzählt getroſt, was Ihr wißt vom Untersberg! Die Nacht iſt ja ſo wunderſchön und ganz wie geſchaffen für Geiſtergeſchichten und Märchen. Ihr ſeid doch auch mit einverſtanden? wandte ich mich an die Uebrigen, die ſich bald zufriedengaben. Und ſo wurde es feierſtill unter dem großen Kaſtanienbaum, indeß ſie rings im Garten ſangen und jubelten, und Roſi blickte auch träumeriſch hinüber zum Untersberg, von dem das Lugenhaferl zu erzählen begann. Nun, ihr wißt ja vom Untersberg und ſeinen Männlein, vom Kaiſer Karl und dem runden Tiſch aus Marmorſtein, und von ſeinem Barte, der um ihn herumgewachſen, mächtig groß und dick, und daß der wachſe noch ſo lange fort, bis daß er drei mal um den Tiſch herumgeht, und dann hört er zu wachſen auf. „Denn es iſt dann die Zeit da", ſagte das Lugen-

haferl auch: „wo der Kaiser herauskommt aus dem Berg mit all seinen Rittern und Zwergen, und eine grausame Schlacht wird nachher geschlagen werden auf dem Walserfeld, wo derselbige einschichte Birnbaum steht, der noch nie Früchte getragen hat. Wir erleben's nimmer die Zeit, sag' ich, und unser Herrgott gib, daß sie noch recht lang' aus ist! Denn erschrecklich wird's zugeh'n überall und die Soldaten werden bis über die Knöchel im Blute waten! Und derweil, bis das Alles geschieht, schläft der Kaiser Karl drin im Untersberg und mit ihm die Ritter allesammt. Nur g'rad' die Zwerge, die kommen oft heraus aus dem Berg und holen sich Essen und Trinken allerlei, wo sie was finden, und kehren bald dort, bald da ein bei den Bauern. Man kennt sie aber auch an allen Orten und jeder Mensch im berchtesgadener und reichenhaller Landgericht so gut als wie auch im kaiserlichen hat sicher schon einmal von den »Untersbergermannle« was gehört, wenn er auch vielleicht selber noch keins gesehen hat. Denn was das Sehen betrifft, so wird das heut zutag' immer rarer; die Menschen werden immer gottloser, sie glauben nichts mehr. Die Mannle aber erscheinen nur g'rad Denen, die daran glauben; das ist eine alte Geschichte!"

Ich sah Rosl an. Sie wandte sich ab und sprach wol mit dem Mann im Mond, der so voll und groß auf den Lugenhaferl zu scheinen schien. Es wurde manches Geschichten erzählt von verzauberten Sechsern und Dukaten, Geschichtchen, die erst Gegenstand des Spotts sein sollten, nun aber von Jedem besser gewußt wurden, als wär' er auch dabei gewesen. Ward auch gar still im Garten dabei, da und dort verschwanden die Lichter von den langen Tischen; es war 10 Uhr und die Leute machten sich allmälig auf, schlafen zu gehen. Der Vollmond leuchtete ihnen wundervoll schön auf dem Heimweg und die Luft war so lau und mild wie in einer lauen Juninacht. Nur die Blätter rauschten geheimnißvoll und flüsterten einander auch bunte Märlein zu aus längst vergangenen Tagen, wo der Kaiser Karl noch lebte und regierte, der jetzt in den goldenen Schlössern des Untersberg schlafen muß und mit ihm all seine Mannen und Knappen. Und wie feierlich sah er aus, der Untersberg, wie er so vor uns stand im blaßgelben Mondlicht, und es ließ sich gar wohl denken, daß ein so mächtiger Kaiser drin seinen Wohnsitz aufschlagen mag'.

Der Kröpfwirth kam auch herbei, um die dutzend mal bereits aufgetischten Geschichten des Lugenhaferl auch wieder einmal mit anzuhören. Ein prächtiger Mensch, dieser Kröpfwirth! Schön, jung, kreuzlustig — und das Bier trinkt er auch gern. Sonst ist's seine größte Freude, wenn viele Leute im Garten sind, unter ihnen herumzugehen, bald da, bald dort anzufragen, wie's geht im Haus, und ob Weib und Kind wohlauf, oder auch sich zur rechten Zeit einen gemüthlichen Anstrich zu trinken, des Beispiels wegen. Ja, sagte er, mein Vater hat mir erzählt, als er noch ein kleiner Bueb von vielleicht sieben oder acht Jahren war, hätte er gar zu gern auch einmal so ein Glück erlebt mit den Mannle. Aber so oft ihn auch der Weg auf den Untersberg führte — denn er mußte fast jeden Tag hinauf ins Holz fahren oder auf die Alm zum Käsholen —, es wollte halt nie glücken, ein Geld zu verlieren. Da kam ihm mal der Gedanke in den Kopf, ob's denn nicht etwa auch geh'n möchte, wenn er einen Sechser wegwerfen thäte? Gesagt, gethan: der Sechser flog in die Latschen (verkrüppeltes Föhrengesträuch) hinein und klopfenden Herzens stieg er am andern Tage wieder hinauf, um an dem bewußten Orte, den er sich gut gemerkt hatte, nach dem Gelde zu schauen. Aber da war kein Sechser mehr zu finden weit und breit. Also hatten die Mannle sein Geld nicht allein nicht vermehrt, sondern sie hatten ihm sogar den Sechser auch noch verschleppt dazu, und der war obendrein das mühsame Ersparniß von vier Wochen. Er meint, er säh's heute noch, wie er den Kopf hängen ließ, als er den Berg hinunterstieg, und zuhaus hat er's dann gleich dem Großvater erzählt, wie sich die ganze Sach' verhalten. Der aber hätt' damals den Kopf bedenklich geschüttelt und dazu gesagt: „Ja schau, Hiesel, das Ding geht nicht just so wie

du meinst' bald man's Geld wegwirft, da mögen's die Mannle nicht vermehren. Man muß es schon per Zufall verlieren — sonst ist's nichts!" Er hat nachher nie wieder was weggeworfen, aber verloren auch nichts.

Es fehlte natürlich nicht an schmeichelhaften Anknüpfungen für den gegenwärtigen, von seinem Vater und Großvater selig her so gut eingeschlagenen Zustand des Kröpfwirths und immer tiefsinniger wurde die Lehre von den Mannln, immer metaphysischer, auch für Rosl, die kaum zu merken schien, daß ich ihre Hand unter dem Tische in der meinen hatte und leise sie drückte. Als sie zuletzt erschrak, sagte ich scherzend: „Sie fürchten sich doch nicht, Rosl?" „Gewiß nicht", antwortete sie erröthend, „aber mir fällt eine Geschichte ein, die mein seliger Vater uns Kindern gar oft erzählt hat. 's ist auch so was von den Untersbergermannle!"

„Geben Sie sie uns doch zum besten!"

Rosl schaute erst fragend auf ihre Mutter hin, und als diese bejahend zunickte, hub sie mit heller Stimme an zu erzählen: „Der Vater selig war, wie er voriges Jahr gestorben ist, volle 17 Jahre Landarzt in Anger. Damals aber, wo ihm Das passirt ist, was ich jetzt erzählen will, war er erst kurze Zeit dort und gerade im Brautstand mit der Mutter. Da traf sich's, daß er mitten in der Nacht in die Gmein abgeholt wurde: denn es hatte dort ein Weib der Schlag getroffen und das lag im Sterben. Der Vater war gleich geschickt, ließ anspannen und fuhr hinüber so geschwind, als das Pferd laufen konnte. Das Weib war aber derweil schon todt und so hatte der Vater drüben nimmer lang' zu schaffen, was ihm just nicht zuwider war — denn er freute sich ins Haus —, und er machte sich deswegen bald wieder auf den Heimweg. 's war eine wunderschöne Nacht damals — gerade wie heute — und die Sterne funkelten lustig am Himmel und freuten sich wol auch auf den heiligen Pfingsttag, der mit dem nächsten Morgen anbrechen sollte. Am allermeisten aber freute sich just der Vater darauf, denn er sollte morgen zum dritten mal mit der Mutter verkündet werden nach dem Hochamt, und er lag fast wie im Traum in der Ecke des Wägels und dachte wol weit mehr ans Hochzeitmachen damals als wie ans Kutschiren. Auf einmal — er fuhr just in St. Zeno bei Reichenhall an der Kirche vorbei — da stutzt das Pferd und will nimmer weiterlaufen. Der Vater, voller Verdruß und halb im Schlaf, reißt mit aller Gewalt am Leitseil; aber es geht nicht. Stehen bleibt das Roß und bäumt sich und schnauft dabei ganz wild, wie wenn was Erschreckliches vorgefallen wäre. Jetzt wird's dem Vater doch zu arg und gerade will er aussteigen, um nachzuschau'n, ob nicht irgendwas am Weg liege, davor sich das Pferd scheut — da wird's ihm mit einem mal ganz wunderlich zumuth. Er reibt sich die Augen, ob er denn auch wirklich wache, und fühlt sich am Kopf mit beiden Händen: denn ihm war's, als müßte er träumen. Die Kirche stand hellerleuchtet und Orgeltöne und vielstimmiger Chorgesang kam von innen heraus und klang ganz wunderbar durch die tiefstille Nacht, indeß in den Häusern Alles finster war und die Menschen in festem Schlaf lagen. Wer müssen denn Die sein, dachte der Vater bei sich, die um die Mitternachtstunde noch Gottesdienst halten? Muß doch auch ein wenig hineinschau'n in die Kirche! Darauf band er das unbändige Pferd an einen Apfelbaum fest, wie sie in Menge an der Straße steh'n, und ging durch das kleine Gitter in den Friedhof hinein und auf die Kirchenthür zu. Aber — denkt euch den Schrecken vom Vater! — die war zu, fest verspert, und die Thurmuhr schlug just zwölf. Dem Vater fing's zu grausen an, aber dennoch faßte er Muth und stieg an der Thür mühsam hinauf bis zu dem Fenster, durch das man von außen die ganze innere Kirche überschauen kann. Er war nun einmal schon neugierig, was das Singen und Orgelspielen bedeuten möchte, und nicht um die Welt wär' er jetzt eher von der Stelle gegangen, als bis er sich fest überzeugt, was in der Kirche drinnen war. Richtig bracht' er's auch zuwege und über kurz hatte er das Fenster

erreicht; er wär' aber bald wieder heruntergefallen vor lauter Entsetzen über all Das, was er jetzt sehen mußte. Da war die ganze Kirche von vielen hundert Lichtern glänzend erleuchtet und der Hochaltar war reich geschmückt mit den prächtigsten Blumen und Blüten. Drei Geistliche standen auf den Stufen und hielten gerade Hochamt, und der Weihrauch stieg in dicken blauen Wolken zum Himmel auf. Die Betstühle aber sowie jedes Plätzl in der ganzen großen Kirche waren besetzt mit Menschen — Männer und Weiber in den wunderlichsten Gewändern, wie die Leute vor hundert und noch mehr Jahren gegangen sind und wie man sie heutzutag' noch auf alten Bildern schauen kann. Darunter aber waren auch wieder viele hundert winzig kleine Mannle — alle mit großen Bärten und mit schwarzen Kutten angethan, wie sie die Klosterherren tragen oder die Bergfahrer in Berchtesgaden drin. Und die haben Alle gesungen zusammen und die Orgel hat gespielt darein so mächtig und wunderbar schön, daß dem Vater angst und bang' dabei wurde und er sich mit beiden Händen ans Gitter festhalten mußte, daß er nicht herunterfiel. Und eiskalt ist's ihm runtergelaufen über'n Rücken damals und er hat sich geschleunt, daß er sobald wie möglich wieder den Boden erreichen möchte. Und wie er unten war, da ist er aus dem Kirchhof hinaus wie der Wind, hat sich flugs ins Wägel gesetzt, dem Roß ein paar Geißelhiebe gegeben hinthinüber — und fort ist's gegangen im Galopp auf Mauthausen zu und dann weiter, und nicht eher ist er ruhig worden der Vater, bis daß der Wagen vor unserm Haus in Anger stillgehalten hat. Doch viele Jahre lang ist ihm dies wunderbare Singen in den Ohren geklungen und so oft ihn bei der Nacht der Weg just an der Kirche von St. Zeno vorbeigeführt hat, ist's ihm jederzeit fast unheimlich zu Sinn geworden und immer wieder ist's ihm eingefallen, was er dort für einen Schrecken ausgestanden. Er hat aber weiter nie mehr was gesehen noch gehört."

Rosl's Mutter war während der Erzählung nachdenkender geworden; jetzt rollten ihr Thränen über die sonnverbrannten Wangen herab. Sie mochte wol an ihren Seligen denken, wenn er so am Abend von der Tagesarbeit ausruhte im Kreise der Seinigen und wie sie da so gemüthlich beisammensaßen in der großen Wohnstube im Erdgeschoß um den runden Tisch herum und den Geschichten lauschten, die der gute Vater erzählte, indeß die Spinnräder lustig knurrten und die schwarzwälder Uhr einförmig tickte an der Wand. Das ist jetzt Alles anders geworden seit vorigem Jahr' Der wackere Mann ist daheimgegangen und kein Mensch mehr erzählt Geschichten in der Wohnstube im Erdgeschoß. Im angerer Krierhof aber, dort, wo man so schön hinaussieht ins grüne Salachthal, da sitzt tagtäglich am Abend ein wunderschönes Mädchen und windet Blumenkränze und weint dazu. Sie kann den Vater nicht vergessen.

Wir Andern schwiegen — schauten sinnend in die schöne Nacht hinaus. Nur der Seebichler schickte sich an, das in Stocken gerathene Gespräch wieder in Gang zu bringen, und sagte: „'s Deandl (Mädl) hat schon recht und der Herr Landarzt selig hat mir selber einmal von der Sach' erzählt. Mir war's aber damals schon nichts Neues mehr und ich hab's schon lange vorher von meiner alten Baf' gehört, der einmal just das Nämliche passirt ist. Ist's ja doch weltbekannt, daß die Mannle zwölf Thüren haben im Untersberg, durch die sie in zwölf verschiedene Kirchen kommen und dort Gottesdienst halten zur Nachtzeit. Der Lazarus Gitschner hat's ja mit eigenen Augen geseh'n; denn die Mannle haben ihn überall hingeführt, wie er drin war im Untersberg, und er ist selber dabei gewesen bei solch einem Hochamt in der heiligen Pfingstnacht."

Nun erzählte doch das Lugenhaferl von seinem Lazarus Gitschner. „Es mag jetzt an die 300 Jahre sein, da stieg einmal der Stadtschreiber von Reichenhall mit dem Pfarrer Ellerberger, einem Bürger und dem Knecht Lazarus Gitschner auf den Untersberg und fanden droben beim Hohen Thron eine seltsame Schrift mit silbernen Buchstaben in Stein geschrieben. Nachdem sie selbe zusammen etliche Zeit lang angeschaut hatten, gingen sie nach Haus.

Dort mochten ſie wol über die Schrift ein Mehres geſtritten haben, denn der Lazarus erhielt die Weiſung, auf den Berg hinaufzugehen und von ſelbiger Schrift eine Abſchrift zu machen. Lazarus ſtieg hinauf, ſchrieb ſich die Buchſtaben ab und ſah ſich, weil ihn die ſchleunig hereinbrechende Nacht überraſchte, genöthigt, auf dem Berge oben ſich ſchlafen zu legen. Als er des andern Tags erwachte, ſah er einen barfüßigen Mönch vor ſich ſtehen. Der ſtudirte in einem großen Buche und hatte einen Bund Schlüſſel an der Seite hängen. Auf die Frage des Mönchs, wo der Lazarus geweſen, wo er hingehen wolle und ob er hungerig ſei, gab ihm der mit aller Aufrichtigkeit Antwort, weil er hoffte, dadurch ſein Glück zu machen. Der Mönch verſprach, dem Lazarus Speiſ' und Trank zu geben, wenn er mit ihm gehen möchte. Drauf führte er den bereitwilligen Knecht auf den Hohen Thron zu einer eiſernen Thür: der Mönch machte ſie auf und ſo kamen ſie durch ein Thor mit einer ſteinernen Bank. Hier mußte der Lazarus ſeinen Hut niederlegen: beim Rückweg werde er ihn wiederfinden. — übrigens ſollt' er mit Niemanden außer ihm, dem Mönch, ein Wort reden, aber wohl aufpaſſen, was er jetzt ſehen und hören werde. Als ſie durch das Thor gegangen waren, ſah Lazarus einen großen Thurm mit einer goldverzierten Uhr: die zeigte die ſiebente Stunde an. Weiterhin aber ſchaute er auf einer großen, mit Wald- und Obſtbäumen bepflanzten Wieſe ein weitſchichtig Gebäude, juſt einem Kloſter gleich, mit zwei Glockenthürmen. In dieſem Gebäude kam Lazarus in eine prachtvolle Kirche: die war aber ſo groß, daß er den Hochaltar ſchier nicht ſehen konnte, ſo weit war er fern. Die Kirche hatte über 200 Altäre und 30 Orgeln. Hier betete der Mönch und befahl auch dem Lazarus zu beten. Der kniete in einem Betſtuhl hart an einer Stiege: da kamen an 300 Paar Mönche, mit Holzſchuhen angethan, herunter: die ſahen ihn ſtarr an, gingen vor zum Hochaltar und hielten andächtig Chor. Bald läuteten die Glocken mit wunderbaren Klängen zum Gottesdienſt. Zahlloſes Volk, mit ſchönen Kleidern angethan, drängte ſich in die Kirche herein. Auf dem Hochaltar wurde ein Amt geleſen, auf allen andern Altären Meſſen, und die Muſik war ſo wunderſchön, daß dem Lazarus zumuth' wurde, als wär' er bereits im Himmel. Nachdem das Amt aus war, ging Alles fort, Lazarus aber mußte noch warten. Um 12 Uhr holte ihn der Mönch ab und führte ihn über ſelbige Stiege mit 80 Stufen von Marmelſtein. So kamen ſie ins Vorhaus, darin hohe Fenſter waren zu beiden Seiten, wodurch man in ſelbige Wieſe hinausſchauen mochte. Von da kamen ſie ins gewölbte Refectorium. Darin ſtanden lange, prächtige Tafeln und nächſt der Thür war auch für den Lazarus ein Tiſch gedeckt. Der Mönch befahl ihm, hier zu warten. Lazarus ſchaute, dieweil der Mönch aus war, zum Fenſter hinaus und ſah ganze Scharen von Leuten, die von einem Wald zum andern gingen. Bald kam der Mönch wieder herein und brachte dem Lazarus in reinen Geſchirren vom feinſten Zinn Fleiſch, Kraut, Gerſte, Brot und einen Schoppen Wein, wie man ſonſt wol in dem uralten Stift St.-Peter in Salzburg zu tractiren pflegte. Der Mönch befahl dem Lazarus, Gott fürs Eſſen zu danken und führte ihn dann wieder in die Kirche zur Veſper. Von dort gingen ſie wieder ins Refector und ſchauten zum Fenſter hinaus. Da nahm ſich denn der Lazarus das Herz, den Mönch zu fragen, wer denn die Leute auf der Wieſe ſeien? Die Leute, antwortete der Mönch, ſind geweſene Kaiſer, Könige, Fürſten, Biſchöfe, Prälaten, Ritter, adelige Herren und Frauen, Kloſterleute, Knechte und Dienſtmägde. Alle chriſtliche Leute, die den Glauben vor ſeinem Fall geſchützt und für ihn geſtritten haben. Der Lazarus erkannte unter ihnen den längſtverſtorbenen Erzbiſchof Leonhard von Keutſchach, den Herzog Albrecht von Baiern ſammt ſeiner Hausfrau, und die Prälaten von St.-Zeno und St.-Peter. Der dort mit der goldenen Krone und dem Scepter, fuhr der Mönch weiter fort, iſt Kaiſer Karl, unſer getreuer Regent. Alle andern Kaiſer und Könige ſteh'n hier unter ſeiner Gewalt und ſind ihm zu Dienſten. Der Lazarus ſah am Kaiſer Karl einen langen grauen Bart, der das goldene Bruſtſtück völlig verdeckte. An Feſttagen hatte der Kaiſer

den Bart mit kostbaren Perlen umwickelt und in zwei Hälften getheilt — die eine rechts, die andere links. Er hatte ein scharfes, tiefsinnendes Gesicht und ordnete Alles gütig und herablassend. Später gingen die Mönche in den Thurm, durch den der Lazarus hereingekommen. Es war just wieder Siebene auf der Thurmuhr. Zu beiden Seiten waren zwölf verschlossene Thüren von Eisen. Durch jede von den Thüren, sagte der Mönch, kommen wir in eine Kirche; darunter auch in den Dom nach Salzburg, nach Anger in die Kirche und nach St. Zeno. In alle diese Kirchen kam der Lazarus mit den Mönchen und überall wurde zur Nachtzeit Gottesdienst gehalten. So war denn der Knecht sechs Tage lang in seligem Wunderberg und war allezeit frohen Muths gewesen. Der Mönch führte ihn wieder hinaus aus dem Berg, und er fand seinen Hut an dem nämlichen Orte wieder, wo er ihn vorher gelassen hatte. Als er drauf nach Reichenhall hineinkommen ist, da war fast jeder Mensch erstaunt, ihn zu sehen, und Alles wollte wissen, wo er so lange Zeit geblieben. Er hat aber nur ganz wenigen guten Freunden von der Sach' was erzählt, bis lange Zeit danach, kurz ehvor er gestorben ist. Da hat er eine Schrift abgefaßt, drin Alles ganz getreulich berichtet ist und die man noch heutzutage lesen kann, so Einer etwa Lust dazu verspürt. Das war die Geschichte von dem Lazarus Gitschner'" „Und mag sie Einem auch noch so seltsam vorkommen, wahr ist sie deswegen doch", sagte das Lugenhaiserl. „S'ist ja nicht einmal solange noch her, daß sich die Mannle wieder haben sehen lassen in den Dörfern herum", setzte er hinzu, „und im Tirolerkrieg hat einmal eine ganze Schar, leicht an die 600, den Durchgang durch den Paß Lueg, zwischen dem Salzachthal und dem Pongau, verlangt, und der Pförtner hat sie durchlassen müssen, obschon er sich zuerst nicht wenig gewehrt hat. Auch kann man gar oft ein wildes Geschrei und Gepolter hören auf'm Untersberg, was allezeit Krieg bedeutet. So ging's erst vergangenes Jahr wieder recht toll zu dort oben, und man sieht's ja jetzt schon, was es bedeutet hat. Paßt nur auf, ob's nicht Krieg gibt bei uns über kurz oder lang! Laßt nur die Fremden mal hereinkommen ins Land; dann sei der liebe Herrgott unserm Leben und Gut gnädig! Die Leute werden's schon seh'n dann, weil sie jetzt an Nichts nimmer glauben wollen!"

So schloß der Seebichler seine Erzählungen und wir schickten uns an nach Haus zu gehen. Der Garten war ganz leer und das Windlicht auf unserm Tisch fast am Erlöschen. „B'hüt' euch Gott und kommt gut heim!" sagte der Kröpfl-Wirth, als wir über die steinernen Stufen hinabstiegen, die vom Garten auf die Straße führen. Unten trennten wir uns vom Seebichler und ich dankte ihm freundlich für den vergnügten Abend, den er uns durch seine Geschichten bereitet. Der gute Alte war ganz überglücklich: er lud mich ein, ihn ja gewiß recht bald zu besuchen. Er wolle mir dann noch weit mehr erzählen von den wilden Frauen und noch vielen andern Dingen. Heute hab' er sich nicht getraut, weil ihn die Andern immer auslachten. Dann ging er weiter seines Wegs die Landstraße entlang, auf der man nach Reichenhall kommt. Die Andern gingen auch neben Roß's Mutter. Wir aber und Roß, die hinten noch hielten, kam es vor, als ob die Nacht immer schöner würde, und ich wehklagte nur, daß der Weg vom Kröpfl nach Anger nur eine Viertelstunde lang ist. Wunderbar beleuchtet standen die Berge ringsherum und fast geisterhaft schaute der Untersberg zu uns herüber... Ich hatte Roß den Arm geboten: die Männer sangen und lachten und zogen voraus nach Anger hinein... Im Dorfe war's Feierstille und die Menschen lagen dort im tiefsten Schlaf. Der Vollmond stand gerade über der alten grauen Kirche und warf einen wunderbaren Schein darauf, sodaß alle Fenster hell glänzten. G'rad' so war mir's, als hört' ich innen leise Orgeltöne und vielstimmigen Chorgesang —, und ich fühlte, was die Geister dem Menschen sind und wann wir sie sehen und wie wir sie sehen. Sie kommen nur in Feierstunden zu uns, in seligen und bangen Träumen, in Hoffnungen der Zukunft und dann ist's der Glaube frei-

lich, der uns die Augen zuhält, daß wir nur sehen, was in uns vorgeht, nur hören, was in unserm Herzen spricht. Ich stand ja da auch so mitten im Untersberg unter dreißig Hochaltären, als just an der letzten Linde, dicht vor Anger, Schön-Rosl im Arm mir lag und ich dem weinenden Mädchen den ersten Kuß der Liebe auf die Lippen drückte. Sie sprach nur ein einziges ersticktes „Mein guter Vater!" Sie meinte, wenn Der dabei wäre und segnete uns.

Dante Alighieri.

Von Dr. Karl Kreuzel.

II.

In Ravenna verweilte Dante am längsten. Es war sein Medina, wohin er sich von allen Zügen zurückwandte. Gastfreie Aufnahme bereitete ihm dort Messer Guido Novello da Polenta, ein feingebildeter, vornehmer Mann — der Neffe Francesca's, die Malatesta von Rimini, ihr Gemahl, in den Armen seines Bruders Paolo überrascht und getödtet, jener Francesca, die wie der schönste Regenbogen über die Finsterniß der Hölle dahinschwebt. Boccaz erzählt, in jener Abgeschiedenheit hätte sich Dante mit dem Studium der italienischen Sprache und Literatur beschäftigt und Schüler herangebildet. Hierher kamen auch zwei seiner Kinder, die bis dahin bei der Mutter in Florenz verweilt — eine Tochter, die Nonne in Ravenna ward, und Jacopo, sein zweiter Sohn, in dessen Armen er starb; der älteste, Pietro, hatte ihn in die Verbannung begleitet.

Von dieser neuen Heimat aus besuchte Dante seiner Gewohnheit nach bald nah, bald weiter entfernt wohnende Freunde — wieder erneuern sich jene „Spuren des Löwen", in der trevisaner Mark bei Gherardo da Camino, „den Niemand unter anderm Namen als dem des Guten kennt", und seiner lieblichen Tochter Gaja; in Aquileja, wo er bei dem Patriarchen Pagano della Torre wohnte, in den Schluchten der Julischen Alpen. Gubbio's Thurm trägt die Worte: „Hier war Dante"; am Fuße des steilen Catrio in den Apenninen liegt noch der Felsblock, von Pinien umrauscht, wo er gesessen. Auf der Spitze des Berges lag das Kloster zum Heiligen Kreuz di fonte Avellano, in seinen düstern Hallen schritt er oft gedankenvoll einher, insichgekehrt, vergrämt; und als einer der Mönche ihn einmal fragte, was er bei ihnen suche, antwortete er: „Den Frieden"; er ahnte nicht, wie bald er ihn finden sollte. Auch Verona sah ihn wieder und jenen Heldenjüngling Can grande,

Der auf der Leiter trägt den heil'gen Vogel —

die Hoffnung der Ghibellinen, den sie 1318 zu ihrem Haupte erwählten. Ein freigebiger Herr, sein Palast war allen Verbannten geöffnet — Symbole und Devisen schmückten die Zimmer, die sie empfingen, die Musen das der Dichter, der Triumph jenes der Krieger. In einem großen Saale hingen viele Bilder, welche alte Historien oder allegorische Vorstellungen vom Wechsel des Glücks veranschaulichten; oft lud er seine Gäste zu seiner eigenen Tafel, zumeist Messer Guido da Castello aus Reggio, der wegen seiner Aufrichtigkeit der ehrliche Lombarde hieß, und den Dichter Dante Alighieri. So steht's in einer alten Chronik. Diesem Can grande ist das „Paradies" gewidmet, der kunstreichste und tiefsinnigste der drei Gesänge, wie der Dichter meinte, in ihm sah er den Retter Italiens, den Windhund, der den Panther, die Wölfin und den Löwen — Florenz, Rom und Frankreich — verjagen wird. Trotz dieser Verehrung, die er ihm weihte, geriethen sie oft hart aneinander, denn Can grande, von jungen Jahren, zu Lust und Scherz geneigt, fand einst Gefallen an einem Narren und fragte den Florentiner, der mürrischen Sinns dabeistand: „Wie kann der Thor nur so belustigen und du nicht mit all' deinem Wissen?" „Gleich gesellt sich zu Gleich", erwiderte Dante kurz.

Messer Guido Novello wußte die Kenntnisse, den Geist und staatsmännischen Sinn seines Gastfreundes besser zu schätzen, er gebrauchte ihn in manchen politischen Geschäften,

und als sein Gesandter ging Dante 1321 nach Venedig, um mit der Signorie ein Bündniß abzuschließen. Den Pärsten mit ihren Ansprüchen auf Ravenna gegenüber hatte der Herr von Polenta eine sehr unsichere Stellung, die er durch jenes Bündniß stärken wollte. Die Venetianer aber, die erst vor kurzem wegen Ferrara's bittern Streit mit dem päpstlichen Stuhle gehabt, wollten diesen nicht wieder verletzen und ließen Dante nicht vor. Das verwundete seine stolze, empfindliche Seele. Heimgekehrt starb er aus Gram, am Tage der Kreuzerhöhung, 14. September 1321, erst 56 Jahre alt. Um ihn waren seine Söhne Jacopo und Pietro, einige Freunde aus Florenz. Mit Lorber bekränzt ward seine Leiche von den angesehensten Bürgern Ravennas nach der Hauptkirche getragen, wo Guido Novello ihm eine prächtige Leichenrede hielt und der Podesta Venedigs, Bernardo Bembo, ihm später eine Bildsäule auf dem Sarkophag errichten ließ.

Die Tragödie des irdischen Lebens war ausgespielt: „Hic clandor Dantes, patriis extorris ab oris" — das ist der vorletzte Vers seiner Grabschrift: „Hier hat Dante den Weg beschlossen, vertrieben von heimischer Stätte" — was von ihm bleibt, für alle Zeiten bleiben wird, sein Lied, nannte er selbst nur Commedia: divina, die göttliche, setzten bewundernd die Nachkommen hinzu. Denn von trübem Anfang zum glücklichen Ende führt die Komödie, und sie redet nicht in erhabener, pomphafter Sprache, sondern einfach und ungeschminkt in dem Dialekte des Volks, den auch die Frauen verstehen, so wunderlich begründet er den Titel seines Gedichts. Es war noch im Zeitalter der Scholastik und der lateinischen Verse. Wollte er doch selbst anfangs in Virgilischen Hexametern dichten, und verächtlich schaute der Mönch, dem er einige Gesänge gegeben, zuerst auf die schmucklosen Worte, die Weiber und Kinder gebrauchen, ja — wenige Monate noch vor seinem Tode rieth ihm Ser Giovanni aus Bologna, dem einige glückliche lateinische Verse den Namen Virgilius eingebracht, in römischer Sprache einen historischen Stoff zu bearbeiten.

Ein unbefangenes Dichten ist nicht im Dante, ein durchaus absichtliches, künstliches. Von der großartigen Anlage und dem tiefen Sinne des Plans bis hinab auf das Spiel mit der heilig geschätzten Zahl Drei, bis auf das Wort stelle — die Sterne, das jeden der drei Gesänge beschließt — Alles ein überlegtes Schaffen voll mathematischer Berechnung, weit abseits von der Natürlichkeit und Frische Homer's. Wie sollten auch 23 Jahrhunderte, die zwischen ihnen liegen, so spurlos vorübergegangen, so ganz zu Schutt geworden sein, daß Dante eine gleich jugendliche Welt hätte sehen können wie der jonische Dichter? Die Cultur und das Wissen der alten Gesellschaft hatten tiefe Furchen im Boden der Erde zurückgelassen, unvertilgbare Runzeln — drückend liegt sie mit ihren Propheten und Philosophen — mit ihrem Virgilius und der Idee des römischen Imperatorenthums, ihrer letzten Schöpfung, auf Dante's Stirn, dazu die Gedanken der neuen Geschlechter, ihr Jenseits und noch mehr ihr Diesseits — drückend wie die Himmelskugel auf Hercules' Nacken. Ihm ist die Erde keine frische, im Morgenglanze ihres ersten Tags lächelnde Schöpfung; oben auf der Spitze des Purgatoriums, im irdischen Paradies, mögen Rosen blühen, nimmer verwelkende, mag für den abgebrochenen Binsenzweig ein neuer am Stamme hervorbrechen, aber hienieden sucht nichts als Nichtigkeit und Vergänglichkeit. Habe ich selbst, Dante Alighieri, Anderes gefunden als stets erneute Täuschungen, stets zerfallende Luftschlösser? Endlich, den Sieg der Lüge hienieden? Mußte Beatrice nicht sterben und der fromme Arrige? Und es triumphirten der Panther und die Wölfin — Florenz hochmüthig auf den Schein der Freiheit, Rom in der gestohlenen Glorie der Heiligkeit. Den Augen des Leibes zwar zeigen sich die Dinge, wie jener Panther im bunten, gesprenkelten Fell, glänzend und lockend, aber der Geist erkennt ihr Wesen als nichtig und hohl — den Schaumblasen der Welle gleich. Von dem Reiz ihres Scheins geblendet, verlierst du dich irrend in ihrem Walde, dem traurigen, wilden, ausgangslosen — wenn dir nicht die göttliche Liebe die Einsicht schenkt, daß die Wahrheit alles Seins nur bei dem dreieinigen Gotte

iſt. Dann verfliegt vor deinem Auge alle Schönheit der Welt und ſie, die dich angeblickt und angelächelt, holdſelig wie die Sirene, ſteht vor dir, ein elendes, häßliches Weib. Sieh, da hat jenes Wort, das vor 1300 Jahren auf den Hügeln Paläſtinas der Nichtigkeit und Wandelung des Irdiſchen ein ewiges Jenſeits entgegenſetzte, endlich eine Dichterſtimme gefunden, die ganze unendliche, wunderbare Ideenwelt des Mittelalters ihren Geſang, ihren Geſang vom Himmel, Fegefeuer und Hölle, von ihren Schlachten und Triumphen, Heiligen und Symbolen. Ein Lied von unergründlicher Tiefe gegenüber dem Epos der Griechen in ſeiner heitern, allumfaſſenden Fülle, ein hohes Lied voll Allegorie und Myſtik, wo jenes nichts bietet als den klarſten Spiegel, daraus noch je verklärt die Jugend der Menſchheit geblickt: denn, wie geſagt, dies Lied ſucht das Weſen der Dinge, ihren Grund und letzte Wahrheit zu ergründen, es freut ſich nicht an Helena's Schönheit, noch bewundert es den Zorn des Achilles, wie Homer. Sollte der ſchöne Schein auch Gottes Auge verblenden können? Nein, wer geſündigt, hat ſeine Stätte in der Hölle. Darum, Franceſca von Rimini, und wäre deine Liebe noch duftender geweſen als die ſchönſte Blume des Morgens, hätteſt du noch mehr für Florenz und die Ghibellinen gethan, als du mit Kopf und Schwert gewirkt haſt, o Farinata, du müßteſt doch hinab in den glühenden Sarg, und der Sturm der Leidenſchaft muß dich, du liebliche Geſtalt, nie raſtend umhertreiben! In ihren Viſionen ſahen irre Mönche, trübgeſtimmte Seelen oft jene Welt des Jenſeits, die im Glauben der katholiſchen Kirche ſich gegründet — feurig flammende Höllen, wuthſchnaubende Dämonen, Legionen von Engeln mit Pfauenfedern, ein Paradies, von anderer Sonne erleuchtet, als wir ſie ſchauen. Das Leben nach dem Tode war die große, wichtige Angelegenheit der Zeit, der Menſchen — den Schleier ſuchten ſie mit voreiliger Hand vom Grabe abzuziehen, tauſend Sagen vom Jenſeits liefen durch Aller Mund. Auch in Dante's Gedanken hatten ſie Wurzel gefaßt, von Tag zu Tag beſchäftigten ſie ihn mehr. Doch nicht jene Welt allein will er ſchildern, das iſt nur der Zauberſchleier, drin ſeine Abſichten, Zwecke und Ideen ſich hüllen. Es iſt keine Bußpredigt, ſein Gedicht, kein Epos der Hölle — zeigen ſoll es, wie der Menſch, durch ſeinen freien Willen in Schuld verfallend oder ſchuldlos bleibend, der Gerechtigkeit unterworfen iſt, zeigen ſoll es den Lebendigen in dieſem Leben vom Elend zur Glückſeligkeit den beſchwerlichen Pfad — ſo ſchreibt er in der Widmung des Paradieſes an Can grande. Eine Fahrt durch alle Nichtigkeiten, vom Schein der Dinge zum Weſen,

Zur Liebe, die beweget Sonn' und Sterne —

ein philoſophiſch Lied, das iſt ſeine Commedia.

In der „Vita nuova" ſpricht ſich Dante's ganzes Hoffen und Glauben aus, als er noch nicht ahnte, daß auch Beatrice ſterben müſſe. Ihr Tod zerſtörte dieſen holden Wahn, und nichts Unvergängliches zeigte ſich ihm als die Wiſſenſchaft — jene Philoſophie des Boethius, die ſich mit der Erkenntniß tröſtet, daß die Dinge ewig rollen, der Wechſel der Gott der Erde iſt. Dieſe Liebe beſingt er in den Canzonen des „Convito", des Gaſtmahls — und einmal erfüllt von dieſem Hochmuth des Gedankens, der die Dinge zu beherrſchen wähnt, weil er ihren nie raſtenden Umſchwung und die Gegenſätze, die ihren Inhalt ausmachen und vernichten, leidenſchaftslos betrachtet, ſtürzte er ſich in den Strudel der Welt, in die große Politik, den Wald, worin er um die Mitte ſeines Lebens, am Eingang der Commedia ſich verirrt findet. Da plötzlich, denn der Umſchwung des Schickſals erfaßt auch ihn und wirft ihn aus dem Priorenpalaſt von Florenz in die Armuth hinaus, vor fremde Stiegen — erweckt die göttliche Liebe, omnis beatitudo nostra, ſeine Einſicht, die ſich im „Virgil" verkörpert: nun ſieht er ſein Elend, ſeine Sünden ſinnbildlich dargeſtellt im „Inferno", klimmt in ſelbſteigener Buße und Herzenszerknirſchung mit den ſieben glühenden P (peccata, Todſünden), auf der geſenkten Stirn den Berg des Purgatoriums hinauf, um von dort, an Beatrice's Hand durch alle Himmel fliegend,

Seligkeit zu genießen, Wonnen, die nicht gesagt noch besungen werden können. Das ist die allgemeine Geschichte des Menschengeschlechts, des christlichen — der Gedanke des Mittelalters, ein wenig abstract, farblos sogar — wenn der Vertreter dieser tausend Geschlechter, die stumm seit zehn Jahrhunderten vorübergegangen, nicht er wäre, Dante Alighieri, der Ghibelline, der Verbannte — eine Seele voll zornigsten Hasses, ein einziges Feuer. Noch während seines Aufenthalts in Florenz, erzählt die Sage, hätte er die sieben ersten Gesänge des „Inferno" gedichtet, die Leute des Volks, Eseltreiber und Schmiede, hätten sie gesungen und nach ihnen sei das berühmte Schauspiel der Todten an einem öffentlichen Feste aufgeführt worden, bei dem die Brücke Caccaja unter den lustigen Spielern zusammenbrach und der Arno die Meisten verschlang. Möglich. Das aber ist gewiß, die „Hölle", die uns vorliegt, ist in der Verbannung gedichtet und vollendet, ein Gesang langer Mühen und Jahre, der den Dichter „mager gemacht". Nicht plötzlich wurde die lodernde Fackel seiner politischen Leidenschaft die ruhig leuchtende Flamme der Gotteserkenntniß: später, als er müde von der Höllenfahrt, gebeugt und gebrochen zu Ravenna saß, mochte sein Auge ganz frei vom Elend in die Glückseligkeit emporschauen, wie ein Adler in die Sonne, weil eben auf Erden Alles aus war, die Ghibellinenpartei auf immer verspielt hatte — da mußte wol die Seelenstimmung, die ihn vom Irdischen abgewendet, sich immer schärfer in den letzten Gesängen aussprechen, das Samenkorn der Philosophie und Mystik, das schon im Plane lag, mit jedem Tage höhere Schößlinge treiben. Aber zuerst — als er, „die blasse Wuth" im Gesichte, im Rathe der thörichten Bianchi war, als er sein Buch „De monarchia" von der Macht und Vollkommenheit des Imperators schrieb, als er Heinrich VII. sein „Vorwärts auf Florenz!" zurief — wie anders zeigte sich ihm da die Welt, wie sehr lag er da selbst noch in ihren Schlingen! Zwar stand Beatrice immer an seinem Himmel, der Stern der Verheißung, aber seine Liebe gehörte den Ghibellinen und dem „frommen Arrigo". Das „Inferno" trägt durchaus den Charakter eines politischen Gedichts, und die Leidenschaft, die aus ihm spricht, sichert ihm seinen Vorzug vor den beiden andern Abtheilungen. So betrachtete auch der Cardinallegat Bertrando di Poggetto des Dichters Werk, der die „Monarchia" verbrennen ließ und die Gebeine Dante's als die eines Ketzers ebenfalls dem Feuer überliefern wollte. Vereinigen wollte Dante Italien unter einem Kaiser, es frei machen von seinen unzähligen Tyrannen und Fürsten, mächtig, geehrt nach außen, gerade wie Machiavelli. In einem klugen, verständigen Herrscher sahen sie das einzige Heil gegen die Zerrissenheit und Ohnmacht ihres Vaterlands, wie die „Divina commedia", so nennt auch das Buch vom Fürsten nicht den Namen dieses Retters — wie konnten sie solch große Umgestaltungen an einen vergänglichen, hinfälligen Menschen knüpfen? Zuweilen mag Dante an Heinrich VII., an Can grande gedacht haben, Machiavelli an Cesare Borgia — aber bestimmen läßt sich's nicht, am wenigsten bei Dante, dem der politische Heiland auch als neuer Prophet und Sittenlehrer erscheint, der Sinnlichkeit und Geiz von der Erde verbannen wird. So stehen sie beieinander, sich die Hände reichend, Beide Florentiner, Seelen von antikem Gepräge, mit schmerzzerwühlter Miene, mit ihrem erhabenen, idealen Gedanken, der ihnen nichts eingebracht als Verkennung und ein trauriges Leben: so sinken sich im „Purgatorio" Virgil und Sordello, der provençalische Sänger, in die Arme, als der Erste beginnt: „Mantua" —, und Jener aufspringend ausruft: „Mantuaner! Schau, ich bin Sordello, aus deiner Stadt!" Und um sie das zerrissene Italien, der Gegensatz ihrer Freundschaft, „die Stätte des Leidens, wo Einer den Andern nagt, umgeben von Graben und Mauer, wo jeder Schuft, der Parteien stiftend umherläuft, als Volkstribun begrüßt wird. Die Elenden, die das große Ganze aus kleinlichem, engherzigem Hasse, ihrem gemeinen Vortheil zulieb, zertreten."

Doch nicht diese scharf ausgesprochene politische Richtung, die gewaltige Energie einer edeln Seele, die verachtungsvoll auf die Erbärmlichkeit ihrer Zeitgenossen blickt, machen

den Werth des „Inferno" aus, denn sie finden sich in vielen Gesängen des „Purgatorio" und in manchen des „Paradiso" wieder, sondern vor Allem seine dramatische Entwicklung, die fortwährende Steigerung seiner Effecte. Bei der Ersteigung des Fegefeuerbergs geht der Dichter zwar mühsam, aber gefahrlos hinauf, kein Dämon kann ihn mehr von Beatrice zurückhalten, ihr entgegen wird er durch die Flammen springen; im Paradies endlich ist selbst diese Beschwerlichkeit von seinen Schultern genommen, frei fliegt er im unendlichen Raum — wir fürchten nichts mehr für ihn, wir wissen ihn glücklich und sicher. Schon Lucretius rief aus: „Schön ist's vom sichern Hafen aus die Schiffer mit Sturm und Wellen ringen zu sehen." So ist die Hölle, eine Wanderung, gefahrvoll wie die des Odysseus. Welch ein Bild gewährt gleich der Anfang — im Walde irdischer Dinge verirrt, sieht der Dichter das Morgenroth am Berge leuchten, auf dem der Heiland starb — er will hinan mit sehnsuchtsvollem Herzen, da dräuen ihm der Panther, die Wölfin und der Löwe entgegen, die drei Laster der Sinnlichkeit, des Geizes und des Stolzes, welche die Menschheit verderben. Endlich naht zu seiner Rettung Virgil, den sie aus dem Vorhof der Hölle gerufen, die omnis beatitudo nostra, um den Freund zu führen. So steigen Beide zur Unterwelt hinab — am 25. März, dem Tage, wo Gott die Welt geschaffen, Christus empfangen und gestorben ist. Nun ist er der einzige Lebendige unter ewig gequälten Seelen, im ewigen Dunkel, umsonst sucht sein Auge den Himmel und die Sterne. Schlafend zwar fährt ihn Charon über den Acheron — aber da sind wir vor der Stadt des Dis. Hohnlächelnd schließen die Teufel die Thore, auf den Mauern erscheinen die Furien mit dem Medusenkopf — kein Ton durch die Oede als endloses Klagen, endloses Höllengelächter, durch die schwere, dunkle Luft rothglühend der Kegel des Thurms — Virgil selbst erblaßt. Erst dem Zauberschlag des Engels öffnet sich das flammende Thor, die Wanderer steigen hinab; immer tiefer bis zur fünften Bulge. Die Dämonen Wirrebart, Gierbrand, Giftdrache und mehr solcher Gesellen begleiten sie längs des Pechsees, drin die Betrüger stecken. Weh Denen, die ihr Haupt erheben! O elender Giampolo, der du im Leben die Navarresen und deinen eigenen König Thibaut viel betrogen, warum steckest du lauschend den Kopf hervor? Seine Gabel wirft dir Wirrebart ins Haar, so zieht er dich heraus, damit du den Dichtern Rede ständest. Eine Scene wie von Höllenbreughel gemalt — phantastische Gestalten in schwefelgelbem Feuer. Und endlich das Hinabklimmen von Zotte zu Zotte am Leibe Lucifer's, wie von Felsstück zu Felsstück, der Gang durch den Mittelpunkt der Erde, welch ergreifende, wunderbare Phantasieen!

Ich will das oft gesprochene Wort nicht noch einmal wiederholen, daß Qualen leichter zu schildern seien als Seligkeiten, und fesselndere Gewalt besäßen; nicht die Mannichfaltigkeit der Strafen, die Dante's Verdammte leiden, offenbart seine schaffende Phantasie und seinen Kunstsinn, dem Leser ein immer neues Schauspiel vorzuführen, so sehr als die Kraft, mit der sie der Schuld angepaßt sind. So treibt derselbe Sturm der Leidenschaft, der auf Erden Francesca und Paolo Malatesta in Sünde und Tod stürzte, sie in der Hölle zu ihrer beständigen Qual umher — es büßen die Tyrannen im Blute, das sie vergossen, den Dieben, die fremdes Eigenthum stahlen, rauben hier die Schlangen ihr einziges Besitzthum, die menschliche Gestalt. Das Größte aber im Dante scheint mir die Schilderung seiner Helden — in kurzen, pathetischen Worten — mit einem Zuge, da stehen sie, unvergeßlich! Wie Erzbilder, starr und groß! Seht Brutus, wie er mit dem Haupte aus Lucifer's Rachen ragt — im Schmerz sich drehend, aber lautlos; wie Farinata bis zur Brust aus dem glühenden Sarge sich emporhebt, der Hölle und aller Dämonen spottend; wie Graf Ugolino in den Schädel des Bischofs von Pisa hineinbeißt! Welche Menschen! Wie trotz aller Verbrechen noch auf ihren Stirnen der Adel eines hohen Sinns, wie das letzte, unvertilgbare Zeichen ihrer Gottesnatur, liegt, auf keinen so leuchtend als auf denen der drei Florentiner, auf die der Regen fällt, der Sodom zerstörte — in deren Mitte

er gern hinabgesprungen wäre. Und neben diesen Flammen, auf dem mitternächtig dunkeln Grunde ewiger Düsterkeit und Trauer die zwei Gestalten, Francesca und Brunetto, sein Lehrer. Ein Bild wie aus Sonnenstrahlen gewebt — ätherisch, duftig ist diese Francesca — wie ein Zauberlied klingen ihre Worte noch lange fort, wenn der Sturm sie dahingerissen, die Worte:

Ach, rasch befängt die Lieb' ein edles Herz!

Und du, armer Brunetto, schleich' nicht so gebückt einher mit deinem gebackenen Gesicht, welch größere Ehre konnte dir werden, als Dante dir erweist, sich vor dem Verdammten neigend? Doch die feurigen Flocken, die auf dich fielen, brannten zu sehr, als daß du lange mit ihm von vergangnen Zeiten hättest reden können'

Großartig baut sich das „Inferno" auf, unter der Erde, gerade unter Golgatha, bis zur andern Halbkugel hinab, ein neuer Thurm von Babel, gegen den der Berg des „Purgatorio" gering und unbedeutend erscheint: doch ist es etwas Edles um diesen Felsen, die sinnige Darstellung eines schönen Gedankens: hinanklimmende Reue und Buße bis zu den Pforten des Paradieses. Eine freie, ungezwungene, menschliche That, die den Himmel gewinnt. Verschmäht ihn nicht, diesen Pfad, weil er gefahrlos ist, keine Schrecknisse an seinem Rande euch entgegenstarren — weil ihr geduldig seine lange Beschwerlichkeit ertragen müßt, wie die Reue selber kömmt zögernden Fußes. Lieblich sind seine Windungen und Wiesen, wo Blumen blühen von schönerer Farbe und glänzenderm Lichte als die Edelsteine der Erde: wenn ihr um einen Vorsprung des Felsens biegt, tönen euch liebliche Gesänge entgegen — Worte der Bergpredigt, fortwallend in heiterer, leis bewegter Luft — den Schwingungen eures eigenen Herzens antwortend, das immer höher der Seligkeit entgegenwallt. Helden sieht er auf dem Rasen sitzen, fürchtet nicht zu ihnen zu treten, denn hier sind Alle Brüder. Engel schweben hinauf und hinab — und wenn eine Seele in selbsteigener Tüchtigkeit und Willenskraft zum Himmel sich erhebt, wie die des edeln Dichters Statius, der auf Erden ein heimlicher Christ gewesen, so erbebt der ganze Berg — Gloria in excelsis Deo! — rufen die Büßenden — Ehre sei Gott in der Höhe! Heilige Frauen wandeln blumenpflückend an murmelnden Bächen, bis endlich sie selbst erscheint auf dem heiligen Wagen, den der wunderbare Greif — Christus — zieht, sie — meine ganze Seligkeit. Auf solchem Wagen fuhr nie ein Triumphator des alten Roms zum Capitol hinauf, so glänzte selbst der Wagen nicht, den Pharton bestiegen. Wol hat sich nun erfüllt, was dir einst dein Dichter versprochen, Beatrice Portinari, dich zu feiern, wie nie eine Sterbliche gefeiert worden — da bist du, aus der Blumenwolke steigend, mit einem Oelzweig den weißen Schleier kränzend, im grünen, flatternden Mantel — du siehst ihn an mit deiner Augen wunderbar geheimer Gewalt, da liegt er vor dir, bei dir — zu deinen Füßen, ganz hingerissen von „der großen Mächtigkeit der alten Liebe!" So ist der Mensch, wenn er das Leben und seine wichtigen Bestrebungen erkannt, durch Betrachtung wieder zu dem alten, kindlich-vertrauenden Glauben seiner Jugend zurückgekehrt, aber reicher an Wissen und tiefer in seinen Empfindungen.

Der Vorwurf ist schon wahr, daß, einmal aus den Pforten des „Inferno", die „Commedia" ihre dramatische Bewegung verliere, und nun Gespräch an Gespräch sich reihe, meist moralischen, philosophischen Inhalts — über das Wesen der Liebe, der Seele — nicht ohne Kunst und Wärme, aber doch kalt wie Mondleuchten. Wie grotesk nimmt sich der feuerfarbene Glaube, die Hoffnung, deren Kleid und Glieder grün wie Smaragd sind, gegenüber den Göttern des Homer aus! Sollen wir an diese Wesen glauben? An den Greif, dessen Glieder von Gold waren, so weit er Vogel, das ist: himmlischer Natur, das Andere weiß, mit Purpur untermischt — wo nämlich der Löwenleib, die irdische Natur, beginnt? Was kümmert es uns, daß dadurch das Wort des Hohenliedes sich erfüllt: „Mein Geliebter ist weiß und roth?" Solche Allegorieen rauben dem Gedichte allen Reiz

und machen es zu einer kalten, moraliſchen Abhandlung, nur von hiſtoriſchem Werth, die Stimmung jener Zeit zu erkennen. Wenige Stellen im „Paradiso" ausgenommen, endet die eigentliche Dichtung mit Beatrice's Erſcheinung, da iſt nicht nur ein poetiſcher, ſondern auch ein philoſophiſcher Abſchluß. Er hat erreicht, warum er in den Qualen der Hölle, in Reue und Scham gerungen, die Geliebte — den erſten Glauben — und ſie, die göttliche Liebe, hat das verirrte Lamm, den Freund, der ſchon verloren ſchien in Irrthum und Sünde, durch Betrachtung geläutert wiedergefunden. Was ſind uns dagegen die Heiligen in den ſieben Himmeln, die Cherubim und Seraphim? Was ſind wir ihnen? Das Alles iſt Trödel geworden im Lauf der Jahrhunderte, Thomas von Aquino und Bonaventura mit ihren Folianten — vergeſſener Trödel. Keine noch ſo prächtige Schilderung, keine Bilder von quellendem Waſſer, von lieblich weckenden Uhren und heiligen Mühlrädern, mit denen er den Kreis der himmliſchen Lichter vergleicht, können dieſe Todte für uns wieder lebendig machen — das „Paradiso" iſt ein Trümmerfeld vergeſſener Symbole, verblaßter Gedanken — wie die Sandwüſten, draus die Ruinen Ninives ſich erheben. Wie er ſelbſt den Oberiſt von Gubbio ſagen läßt, der einſt ſo ſtolz war, als er noch Miniaturen malte:

Nichts Anders iſt der Weltruhm als das Wehen
Des Windes, der bald dorther kommt, bald daher,
Und weil er Richtung wechſelt, Namen ändert.

Wie Wehen des Windes! — doch etwas Bleibendes, Fortdauerndes lebt in jeder wahrhaftigen That, ein fortwachſendes Samenkorn, wie viel mehr in einem Werke, das all dieſe zerſtreuten Körner von zehn ſchweigenden Jahrhunderten ſammelt und ſie zu einem Baume ewigen Lebens heranreifen läßt — ja, ewigen Lebens, der aus dem Schutt des Mittelalters ſich in ureigener, majeſtätiſcher Pracht erhebt. Dieſem Italien, das ihn nicht verſtand, kaum ihm ein Aſyl gewährte, gab dieſer wunderbare Genius eine harmoniſche Sprache, einen Geſang, der durch die Tiefe ſeiner Gedanken, die Lebendigkeit und eigenthümliche Kraft ſeiner Bilder und ſeines Ausdrucks für alle Zeit fortklingt. Das war wenig, daß funfzig Jahre nach ſeinem Tode Florenz, die Mutter voll geringer Liebe, einen Lehrſtuhl errichtete, ſein Gedicht zu erklären, ſeine Leiche aus Ravenna zurückhaben wollte — ſein Ruhm iſt größer, kein Wehen des Windes — und ſo ſchaut er hinaus, wie ihn Giotto gemalt, mit ſeinem traurig-ernſten Geſichte in die Jahrtauſende, ſuchend den Retter Italiens, den Heiland der Welt — dem ſein Leid voranwandelt, wie Johannes Baptiſta einſt dem Herrn — das Lied:

„Woran gedichtet Himmel hat und Erde!"

Anregungen.

Das Welt-Atelier.

Die drängenden Intereſſen und der durch umfaſſendere Forſchung geſteigerte Wiſſenstrieb haben die civiliſirte Welt zu einem öffentlichen Atelier gemacht.

Man erfindet durch Theilung der Arbeit mehr als durch die einſame Beobachtung des vereinzelten Denkers. Man erfindet durch Maſſenbeſtrebungen. Erwerbszweige, unter tauſend Händen gepflegt, drängen von ſelbſt auf Erleichterungen ihres Mechanismus. Die gleichvertheilte Thätigkeit hier und dort bringt zu gleicher Zeit dieſelben Entdeckungen hervor.

Der Erfindungsgeiſt ſchuf ſich ein großes Weltatelier, das auch darin einer Werkſtatt des einſamen Dichters und Denkers gleicht, daß ſo viele Erfindungen vor Aller Augen halbvollendet bleiben. Freudig wird ein neuer Gedanke begrüßt, er geſtaltet ſich bis zu einer gewiſſen Vollkommenheit, da ſteckt er plötzlich und unter der Hand des ſchaffenden Künſtlers ſtehen Ruinen von einer traurigen Jugend und Neuheit. So ſteht die Ruine da der Schießbaumwolle. Was verſprach man ſich nicht von ihr! In Sewaſtopol und auf dem Baltiſchen Meere wurden Hunderttauſende von Centnern Pulver verſprengt: die Schießbaumwolle ſteht trauernd einem traurigen Dienſten zu, bei dem ſie ſich bewähren konnte. Der Elektro-

magnetismus, als Ersatz der jetzigen Eisenbahntriebkraft ist gleichfalls eine solche junge Ruine. Auch Grisson's Wärmeschiff steht abgetakelt in dem stillen Hafen der Chimären, nachdem es auf den Wogen der Presse soviel glückliche Fahrten vollendet.

Der Weltgeist ist wie ein Dichter und Künstler, der nach neuen Formen ringt und, von einer glühenden Phantasie getragen, doch die Sprödigkeit des Stoffs und die gezogene Grenze des Kunstwerks nicht immer überwinden kann.

Ueber den Umgang mit Menschen.

Die einzige Philosophie, die seit Jahrtausenden sich nicht geändert hat, ist die des Umgangs mit Menschen. Lebensweisheit, die Epiktet lehrte, wird auch noch von der Philosophie des 20. Jahrhunderts anerkannt werden.

Freilich auch die obersten Grundsätze der Moral wechselten. Der Eine leitete die Richtigkeit unserer Handlungen aus dem Stolze, der Andere aus der Demuth her; Kant lehrte den kategorischen Imperativ, der der Brust des Menschen zu allen Stunden das Rechte zuraune, jenen Imperativ, den der neue Materialismus kaum noch gelten lassen kann, wenn er beweisen will, daß Alles, was wie aus Himmelshohen in unserer Brust zu schlummern scheint, nur die Folge langer Gewöhnung und traditioneller Selbsttäuschung ist.

Doch mit Vergnügen ließ man noch zu jeder Stunde in Larochefoucauld, Montaigne, selbst in Chesterfield und Knigge. Wir nahmen, in diesem Vertrauen, zur Hand ein Buch: „Deutscher Mentor; humoristischer Versuch einer Philosophie über den Umgang mit der Welt, von C. J. Dirpenbeck" (Stuttgart, Göpel, 1855). Der Humor in dieser Philosophie ist nur durchlöcherte Heiterkeit und die Philosophie im Humor wieder reducirt sich auf ein Gemengsel alter Klugheitslehren, deren einige wahr, andere nur sehr halbwahr sind. Durch Witz bemüht sich der Verfasser, seinen Behauptungen den Schein der Originalität zu geben; aber man merkt bald die Absicht und wird verstimmt. Das Beste an dem Büchlein ist das Motto auf dem Titelblatt: „Seid ohne Falsch wie die Tauben und klug wie die Schlangen."

Der Widerspruch, der in der Forderung der Schlangenklugheit und der Taubenfalschlosigkeit liege oder wenigstens zu liegen scheint, verbiete in einer wirklichen, einheitlichen Philosophie über den Umgang mit Menschen gelöst zu werden. Diese hatte zu zeigen, wie sich im Umgang mit den verschiedenen Ständen, Geschlechtern und Lebensaltern, sowol im gewöhnlichen Verkehr wie in außerordentlichen Fällen, die Schlangenklugheit mit der Taubenarglosigkeit ohne innern Widerspruch vereinigen lasse — gewiß keine leichte Aufgabe.

Unsere „Volkskalender".

Habe ihr wirklich soviel Freude an diesen vorschnellen Boten des neuen Jahres, die von allen Orten her, aus Süd, Nord, Ost und West uns mit Holzschnitten, „moralischen" Erzählungen, „Belehrungen" und Sammelfurien aller Art die ohnehin schlimme Flucht der Zeit immer noch flüchtiger machen?

Da ist der Kalender von Gustav Nieritz! Alle Achtung dem verdienten Jugenderzähler, aber Jahr aus Jahr ein kommt dieser Winterbote schon am 1. Juli! Eben haben die Rosen abgeblüht, die Sonne lacht golden, die Vögel singen in den Zweigen, da trappt schon, mit Pelzstiefeln und vermummender Wintermütze, der Kalendermann herein und ruft uns in unsere volle, grüne, blühende Sommergegenwart ein Prosit Neujahr! Und warum? Der buchhändlerischen, sich den Vorrang ablaufenden Concurrenz wegen.

Wurde doch des an sich löblichen Eifers, für die Bildung des Volks zu sorgen, nach dieser Richtung hin weniger! Es macht denn doch die Menge gar zu eitlig, gar zu nüchtern dies Aufpochen und Aufstürzen von dicken Bücken allerlei faldungsvollen und dummseligen Durcheinanders! Wir sind viel eher gemeint, Jedermann zu rathen, sich des Erd-, Mond- oder Sonnenkalenders wegen des landesüblichen alten „hinkenden Boten" oder den privilegirten gemeinnützigen Kalender zu kaufen und, statt die Vettermichelei dieser Ansprachen an das biedere Herz, vulgo den Geldbeutel des „Volks" zu unterstützen durch Ankauf dieser Stelzfuß-, Invaliden- und Gevatterweisheit, lieber jährlich dem Hause ein gutes und reelles Buch zu erwerben aus der Literatur jenes zumeist Schönen und gründlich Nützlichen und Erhebenden, wie wir so manches schon in unsern „Unterhaltungen" genannt haben und ferner noch zu nennen gedenken.

☞ Wir machen hiermit unsern geehrten Lesern die Anzeige, daß die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" mit nächster Nummer einen neuen Band beginnen, der jedoch auf mehrfach geäußerten Wunsch in vergrößertem Format und eleganterer, auch für die Lectüre äußerlich bequemerer Ausstattung erscheinen wird. Die erste Nummer ist bereits erschienen und enthält: Ansprache des Herausgebers. — Söhne der Haide. Eine Erzählung. I. — Eine Reise nach Paris. I. — Das menschliche Herz. Von Dr. med. A. Weber. I. — Die botanischen Gärten. Von Prof. M. Willkomm in Leipzig. — Ein Wink für weibliche Erziehung. — Zur Pflege der Gesundheit. — Wahrnehmungen. — An die Sammler dieser Blätter.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Neue Folge. Erster Band.

Unterhaltungen

am

häuslichen Herd.

Herausgegeben

von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band.

Leipzig:
F. L. Brockhaus.
1856.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. In gebundener Rede.

Gedichte von Michel Berend . . . 32
Zum Winter. Von Michel Berend . . . 80
Nimmer genug. Von Theodor Löwe . . . 96
Zum ersten November. Von Ludwig August Frankl . . . 112
Dank. Von Michel Berend . . . 288
Gastlichkeit. Von Dräxler-Manfred . . . 384
Ein altes Paar. Von J. E. Fischer . . . 447—448
Saint-Arnaud. Von Rudolf Gottschall . . . 461—463
Gebet. Von Emil Rittershaus . . . 496
Werde und wirke! Von Karl Siebel . . . 512
An die Frauen. Von Berthold Sigismund . . . 800
Der Himmelsbraut. Von Berthold Sigismund . . . 816

II. Erzählungen.

Söhne der Haide. Erzählung in drei Kapiteln. Von Karl Adam . . . 3—37
Freundschaft. Geschichtliche Lebensbilder von Karl Wartenburg . . . 81—87
Jean Anna. Aus den Erinnerungen eines alten Juristen. Von Ernst Fritze . . . 97—101
Wie der Heiland den St.-Blasi vom Hochwuth bekehrte. Eine französische Legende. Von Wilhelm Junker . . . 113—115
Auch der Wald bescheert. Eine Weihnachtsskizze . . . 177—180
Christian Lämmlein. Eine Jugenderinnerung . . . 193—196
Aus einer kleinen Stadt . . . 211—231
Die Sternbuden. Von August Becker . . . 225—230
Das gespenstische Haus. Von A. von Sternberg . . . 257—262
Die Erfindung des Federhalters. Von August Lewald . . . 273—293
Stufenleiter. Ein Intermezzo. Von Josef Rank . . . 312—313
Drei Kreuze. Aus den Erinnerungen eines alten Juristen. Von Ernst Fritze . . . 337—342
Die Nemesis. Vom Herausgeber . . . 369—376
Verlag oder Zufall? Eine Erzählung . . . 417—422
Nur ein Gentorrit. Erzählung in fünf Kapiteln. Von Emil Rossmann . . . 434—474
Die Marzipan-Lise. Erzählung vom Verfasser des „Fechter von Ravenna" . . . 513—553
Eine pariser Heirath. Mittheilung von Octavianus Lorm . . . 577—582
„Auf Wiedersehen." Ein Lebensbild. Von J. E. Waldbrunn . . . 613—617
Die Abencerrage. Erzählung von Amelie Hölle . . . 785—808
Aus der altrömischen Zeit . . . 817—820

III. Lebensbilder und Skizzen.

Aerztliche Consultationen in Lendenmappel . . . 28
Anna Ida Pfeiffer. Ein Brief aus Berlin . . . 42—56
Anna Franz von Anhalt und Winkelmann. Von A. v. L. . . . 76—79
Die Zwergschleppler. Nach dem Leben . . . 101—103
Hugo von Trimberg. Von Robert Prutz . . . 124—126
Johann Kepler, zur Geschichte der deutschen Martyrer. Von Heinrich Asmus . . . 145—151
Aus einem Kriegerleben. Von Bernhard Endrulat . . . 161—220
Leon da Modena . . . 171—172
Balzac und Victor Hugo . . . 315—318
Hieronymus Reichlin . . . 350—351
Bei einem Lachsfischer. Von Max Maria von Weber . . . 353—362
Das Duell. Von Fr. Friedrich . . . 385—389
Zu Kant's Leben. Von J. E. von Quandt . . . 394—396
Die Persönlichkeit. Aus Schleiermacher's Jugend. Von J. Schaub . . . 396—407
Es muß auch solche Kauze geben . . . 401—402
Erinnerungen eines Optikers. I. II. III . . . 402—508
Lorenzo Lotto. Von Karl Frenzel . . . 481—501
Georg Forster . . . 496
Die Mal- und Pflanzfarben. Von Fr. Friedrich . . . 505—508
Berichtigung. Von Bernhard Endrulat . . . 528
Jacke de Strake. Von Friedrich Kohler . . . 593—615
Der Ursprung der Berliner Bäume . . . 606—607
Drei Gräber. Von F. v. L. . . . 630—633
Eine Schriftstellerin des 17. Jahrhunderts. Von H. Asmus . . . 657—661
Aus dem Volke. I. Das Freigehen; II. Das Kränzchen; III. Landpartien; IV. Das Original . . . 689—708
Ein Schlachtfeld-Erinnerung. Von Wilhelm Kropp 728—742

Seite

Lebensabschnitt. Aus den Jugendjahren Göthe (Briefe). Von Karl Frenzel 743–748
Das Kinderspital in Prag. Sendschreiben an den Herausgeber. Von Karl von Vetter 753–759
Schillers Gattin 769–770
Der Verfasser des „Robinson". Von R. Otto 771–812
Wetterl's „Betrübter Witwer". Von Dr. Rödiger 829–832

IV. Stimmungen und Richtungen der Zeit.

Zur Kunde der Nothstände 30–31
Pennsylvanisches Bauern? 58–60
Geist der Offiziere 64
Wie wird es besser? 95–96
Die Schillerstiftung 111–112
Unsere Dienstboten. Eine Weihnachtsmahnung 167–171
Was beweist die Statistik der deutschen Auswanderung? 172–174
Zum neuen Jahr 208
Zur Armuthsfrage. Von Dr. Landsberg 220–223
Zum Besten der Schillerstiftung. Ko Deutschlands Dichter und Dichterinnen. Von Dr. Karl Weiser 224
Unsere Fortschritte 265–267
Berliner Aufsätzen über Geschichte und Natur 286–287
Das „Schwarze Buch" 335
Das achtzehnte Jahrhundert 411–416
Verlorene Seelen 430–432
Englische Ehen 602–603
Die Heimatlosen 622–623
Briefe von der Oder. (Aus der Kriegszeit.) Von Hermann Kurz 625–646
Die Trauung geschiedener Ehegatten. Nach einer Arbeit vom „häuslichen Herd" 748–751
Der Schwindelgeist unserer Tage 671–672
Vaterlandsliebe 752

V. Völkerzustände, Reisen, Sitten- und Ortsschilderungen.

Eine Reise nach Paris. Von F. W. Wiesbeer 7–142
Russen und Inseln 56–58
Aus dem Riesengebirge. Von Jeanne Marie 65–88
Berliner Briefe. I–XI. Von Kolar 73–782
Wie vertreibt man die Cholera? Ein Gulturbild aus Galizien 120–143
Ein römisches Tagebuch. Von Hubert Waldmüller 163–280
Ein Winter in Wien 231–239
Russische und Lustschen 271–272
Norddeutsches Leben 302–378, 670–679
Heinrich Barth 97–142
Ein Besuch im Centralarchive zu Venedig. Von U. Balzer 178–192
Die Juden in Rom 344
Ein Tag in Wien. Von Johan Vreeden 533–537
Der Bahnwärter. Von Pierre Hamp 565–570
Der Septemberfrieden. Von Staatsrath A. Ed. von Grimm 646–651
Aus dem Hochlande. Von Robert Waldmüller 673–676
Die pariser Presse. Von Peter aus Paris. Von A. v. L. 701–703
Gastein. Von Friedrich Lampert 708–713
Serail und Harem. Von Staatsrath A. Ed. von Grimm 721–728
Eine leidener Gour. (Privatmittheilung.) 763–764
Naturbilder aus der Schweiz. Von Dr. Landsberg 775–778
Das neue Bad im Westen? 783–784
Jschia. Aus dem Briefe einer Dame 812–813

VI. Geschichte.

Der Kampf um das Schwarze Meer 79–80
Aus dem Mittelalter. Skizzen von Karl Frenzel 115–135
Französische Geschichtschreiber. Von Gustav Künzer 267–271
Deutsche Zeit- und Sittenschilderungen. Von Dr. Richard Cremans. 365–382
Zur neuern Geschichte 382–384
Die Wiege der Menschheit 445–446
Alte gute Zeiten 446–447
Asien und Griechenland 526–527
Deutsche Geschichtschreibung 639–640
Zur Privat-Fürsten-Geschichte 655–656
Alte Lage ein Spiegel für neue 664–668
Schwedische Volkssitte 762–763
Zur Vaterlandskunde 799

VII. Der Mensch, sein Wesen und Befinden.

Das menschliche Herz. Von Dr. A. Weber 8–28
Getränken zum langen Leben 16
Der Gegensatz der Kräfte im Menschen 31
Die Nerven in Gemüthern 46–47
Die Physiognomie 63–64
Das leidenschaftliche Weh 153–154
Der Mensch 309–346
Thier und Mensch 463–464
Die Krankheit des Heimwehs. Von Dr. Wöppelin 570–571
James Mitchell und Laura Bridgeman, die blinden Taubstummen. Ein Beitrag zur Lehre von der stellvertretenden Thätigkeit der Sinne. Von Medicinalrath Dr. A. Clemens in Frankfurt a. M. 598–622
Die Verlängerung des Lebens 607–608
Zu den Ursachen der Blindheit 656
Ueber Augenkrankheiten. Von Dr. August Weber 681–684
Die Grenzen der ärztlichen Kunst. Ein Wort an die Laien zur Berichtigung irriger Ansichten über Krankheitsbehandlung und Heilung. Von Dr. Wagmann. 693–701
Ist es so schwer, auf dem Krankenbett zu sterben? Von Dr. Wagmann 823–829
Die Gebärdung Neugeborener 832

VIII. Die Erziehung.

Ein Blick für weibliche Erziehung 15–16
Haus und Schule 80
Das Eingehen auf die Natur des Kindes. Von Auguste Berg 88–91
Bildung durch das Alterthum 96
Weibliche Zukunft 142–143
Otto Stammer'sche Weihnachtsbücher 176
Das Töchter-Album 256
Frauenberuf, Frauenerziehung, Frauenbildung 303–304

Zur Frauenbildung 101
Zur Erziehungskunde 542—544
Das Kind in seiner frühesten Erziehung 687—688
Weibliche Hausgymnastik 768

II. Philosophie.

Die Ewigkeit der Welt 63
Welcher ist der echte Ring? 94—95
Persönliche Unsterblichkeit 255—256
Die Zweckmäßigkeit in der Schöpfung 285—286
Zur Seelenkunde 302—303
Die Naturforschung und der Glaube 382
Moriz Carrière über den christlichen Staat 541—542
Glauben und Wissen 543—544
Die Irvingianer 557—559
Carus über Kennen und Erkennen 559—560
Melchiori's Kantisterde in Zürich 686—687
Die Gegensätze in der Wissenschaft vom Christenthum 718—719
Die Götter des Nordens 761
Mulier taceat in ecclesia 764—765
Ein Briefwechsel zweier Denker 765—767
Der Aberglaube im Staate 841—842

I. Lebensbezüge und Lebensbedingungen.

Die kleinen Gewerbe 208
Ueber Steuerunkunde 301—302
Ueber Beleuchtung 313—315
Die pariser Ausstellung 329
Auch ein Emperkommling 393—461
Der märkische Sand 479—480
Eine Verfassungsfrage. Von Dr. Landsberg 187—189
Papierpolitik. Ein gemeinnütziger Wink. Von Dr. Röbbelen 508—509
Martin Luther als Schutzpatron. Von G. Schirges 571—573
Ein Kochbuch nach Moleschott und Liebig 589
Actienschwindel 603—606
Berichtigung 631
Die Gold- und Silberausfuhr nach dem Orient 713—715
Die Goldgräber 732—734
Die Nordamerikaner. Von E. von C. 813—815

XI. Allgemeine Naturbetrachtung.

Karl Müller's „Ansichten der Natur" 206
Der Kraft- und Stoffstreit 206—207
Theorie und Praxis. Von Dr. F. Schoedler 492—493
Die neuern Fortschritte der Naturwissenschaften 668—681
Die Aufgabe der Naturwissenschaften für die Zukunft 782—783

XII. Die Nachtseiten der Natur.

Vom Tarantelstich. Von Dr. Röbbelen 60—62
Die Irrlichter. Von Dr. Friedrich Schoedler 241—248
Die Seufzerorgeln 303—329
Gibt es Irrlichter oder nicht? Von Fr. Friedrich 330—331
Die Macht der Phantasie 654—655

XIII. Die Erde und ihr Leben.

Die Irrthümer der Geologen. Von Hermann Credner 100—109
Die erratischen Blöcke des Rhonethals 262—263
Der Gletscher in seiner Bewegung ein Abbild des menschlichen Lebens 537—538

III. Das All und die Himmelserscheinungen.

Licht und Schall. Von Fr. Friedrich 249—251
Erklärungsversuche an den Schnee. Von Berthold Sigismund 389—394
Der Mond und seine Bewohner 529—530
Ueber Blitzröhren. Von Hermann Credner 674—678

IV. Pflanzen- und Thierwelt.

Die botanischen Gärten. Von Professor M. Willkomm 11—15
Der liegende Sommer. Von Dr. Röbbelen 40—42
Die mikroskopische Welt. Von Professor Perty in Bern 120—153
Zur Kunde der Aare 191
Der Kaisergarten 111—115
Blumenstriche und Blumenbräuche. Von A. v. M. 635—636
Das Wachsen der Pflanze ein chemischer Prozeß. Von Fr. Friedrich 651—654
Die indianischen Vogelstellen. Von Dr. Röbbelen 684—685

VI. Sprache und Geschichte der Literatur.

„Zu Ohren gekommen" 48
Das serbische Heldenbuch oder Schatz-Kamek 703—706
Petrarca 132
Volk, Sprache, Literatur. Von Gustav Freytag 458—460
Germanische Erinnerungen 464
Dante Alighieri in heutigen Sachsen? Von Alfred von Cramm 504—505
Dante in Sachsen. Von Richard Pohl in Weimar 587—589
Polnische Literatur 640
Ein John Falstaff. Von Gustav Freytag 685—686

VIII. Kritisch-ästhetische Miscellen.

Für die Winterabende 15—220
Das Leben vom Schönen 80
Ein neuer Blumenkranz. Von Michel Beheim 100
A. W. Hackländer als Lyriker 171
Philanthia Wheeler in Berlin 173
Wie Dritten neben Goethe und Schiller 175—176
Weihnacht-Romantik 180
Friedrich Hebbel 189—191
Eine Reise durch die Sonne 191—192
Ein Weihnachtsgeschenk für Kinder 192
J. G. Fischer's Gedichte 221—224
Natur-, Kunst- und Lebensbilder 240
Eine Lichtgestalt 272
Gedichte 318—320
Aphelia 308
Von der Oder 384
Louis Schücking 417
Ernst Schulze 427
Der schwedische Knabe 527—528
Ernst Keil 574—575
Die Leute von Seldwyla 591
Peter Vogel 591—592
Männer im Spiegel der Frauen 672
Meixner über Heine 703—704

Seite

Unterhaltungslektüre für Neuheit . . . 734—736
Der Artikel „Mein Liedchen" . . . 767—768
Die Frauen und die Mittel . . . 783
Goethe und Bettina über Béranger . . . 829—830
Ein Geschäftsbuch . . . 830—831
Die Kritik und die Lage . . . 795—799
Schlachtenbrille . . . 799—800
Friedrich Halm . . . 816
Zur Verwahrung . . . 832

XVIII. Schöne Kunst.

Die Geschmacklosigkeit der Neu-Italiener . . . 31
König Ludwig's Walhalla. Aus einem Privatbriefe 62—63
Ueber Kunsturtheil. Von einem Maler . . . 519—537
Kuglers „Schiller und Goethe" . . . 608
Die neuen Verzeichnisse der dresdener Kunstschätze 751—752

XIX. Bühne und Musik.

Zwischenactsmusik im Schauspiel . . . 47—48
Signora Moreri, kein Wunder, aber eine Lehre 126—128
Aus dem Theaterleben . . . 239—352
Alte und neue Dramen . . . 335—336
Deutsche Schauspieler. I. Ludwig Dessoir; II. Benjamin Daweison's zweites berliner Gastspiel; III. Hector Lowe; IV. Karl Brunert; V. Marie Seebach . . . 429—762
Vier Brüder. Von E. W. Lemp . . . 442—444
Ueber den Geschmack in Deutschland. Von Eduard Schmidt . . . 538—541
Die Theateragenturen . . . 573—574

Seite

Lemperley's „Klytemnästra" . . . 575—576
Die münchener Preisaufgaben . . . 623—624
Die fünf Akte des Dramas . . . 624
Ein Proceß um eine Schauspielrolle . . . 719—720
Ueber Liedercompositionen und Lieder von C. A. Kaufmann. (Aus einem Briefe an den Herausgeber.) Von J. P. Strauss . . . 794—796

XX. Zur Kunst des Lebens.

Wahrnehmungen . . . 16—704
An die Sammler unserer Blätter . . . 16
Die Wahl der Vornamen . . . 31—32
Sprüche von Feodor Löwe . . . 128
Aphorismen von Leopold Feist . . . 141—608
Die verkehrte Welt . . . 159—160
Nach fremden Mittheilungen . . . 160
Der Irrthum . . . 271
Schönheit des Maßes . . . 272
Vereinsbrüder Freunde des guten Geschmacks. Von Fr. Dulcken . . . 304—320
Aus dem Buche des Lebens. Von Agathon Kober 400—576
Frühlingsgedanken . . . 416
Die Macht des Scheins . . . 464
Die Menschlichkeiten der Heroen . . . 495—496
Sprüche von W. Clemen . . . 512
Spruch von Hermann Marggraf . . . 624
Ueber das Richten . . . 672
Beobachtungen von Wilhelm Lemp . . . 720—752
Verfehlter Beruf . . . 768
Lebensblicke von L. B. . . . 784—812

Neue Folge. Erster Band. Nr. 1. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Braun färbt sich der grüne Schmuck der Bäume, schneidend durchsichtig wird die Luft, die Sonne beendet ihre Bahnen in sich kürzenden Tagen.

Mit dem Herbste kehren Sinn und Gemüth bei den Ruheplätzen ein, die wir uns aufzubauen verstanden in unserer innern Welt.

Das gedruckte Wort befreundet sich allmälig mit jenem Lichte wieder, das uns nur die flimmernde Lampe zaubert.

Da drängen, dem Winter zu, auf uns ein mit mächtigerer Gewalt die Quellen des geistigen Lebens. Die Pulsschläge des Denkens klopfen stärker; der Zusammenhang unserer Bestimmung mit der großen geistigen Arbeit der Gesammtheit in Zeit und Völkerleben tritt erhebender und mahnender uns entgegen. Wir legen uns zurecht, was uns für unsere innere Sammlung Anhalt sein soll und Führer.

Die Literatur unterstützt diesen Trieb. Sie hat seit fast zehn Jahren mannichfach andere Gestalt gewonnen. In allen ihren Gebieten, den wissenschaftlichen wie schöngeistigen, ist sie den Regungen der Bildung und gesteigerten Vervollkommnung unserer Kenntnisse nähergetreten; sie hat die Schranken eingerissen, welche die Sprache der Schule vom Leben trennte. Eine gesteigertere Kraft des Wortes, Ergebniß langer und ausschließlicher Pflege des Schönen, hat die Wissenschaft ihrer starren Formen entkleidet, und nicht nur den Gewinn, den sie an Thatsachen brachte, sondern selbst die Methode, mit welcher diese Thatsachen gewonnen wurden, hat sie in die nächsten Gesichtskreise der Laienwelt hinübergeleitet. Frankreich, England, Deutschland bereicherten sich an gelehrten Untersuchungen, die sich dem Uneingeweihten verständlich gemacht haben, oft in einer Form, welche sonst nur bei den auserwählten Priestern des schönen Wortes gefunden wurde.

Eine Folge dieser größern Verlebendigung des bisher für todt gehaltenen Wissens ist die gewesen, daß, was bisher schöne Literatur genannt wurde, sich in einer zurück-

gezogenen, nur für wenige Auserwählte verständlichen Sonderstellung nicht mehr behaupten konnte. Einflüsse früherer Geschmacksrichtungen, vorzugsweise derjenigen, welche man die romantische Schule nennt, waren es, die zu jener Vereinsamung der schönen Literatur beigetragen hatten. Das bis 1848 mangelnde öffentliche Leben that noch, wenigstens für Deutschland, das Uebrige, um ein, wenn auch werthvolles, und für den Geistverkehr im Großen und Ganzen nicht hoch genug anzuschlagendes Treibhausleben als das wesentliche Kennzeichen der vergangenen Periode hinzustellen. Diese Isolirung hat aufgehört. Wie im vorigen Jahrhundert unsere großen Dichter an Allem betheiligt waren, was die Philosophie, Naturkunde und Politik jener Epoche in allgemein befruchtenden Gedanken zeitigte, so ist auch jetzt wieder die Arbeit der Dichter den Gedanken und Thatsachen der positiven Welt näher gerückt denn je.

Unter solchen Umständen war es nothwendig, daß Zeitschriften entstanden wie diejenige, welche mit dieser Nummer in vergrößerter Form und geschmackvollerer Ausstattung ihren vierten Jahrgang antritt. Sie hat sich noch wie vor zunächst nur die Pflege des unterhaltenden und gewählten Worts als Ziel gesteckt, aber sie, mußte ihre Grenzen so weit ausdehnen, als der gegenwärtige Wissenstrieb des Publicums drängt. Wir schmeicheln nicht dem Tage; wir glauben keineswegs, daß es ganz in der Ordnung ist, wenn in ähnlicher Richtung begründete Zeitschriften soeben ein Märchen erzählten und darauf eine Abhandlung über die Entstehung und beste Vertreibung der Frostballen folgen lassen; aber die Ausdehnung, die auch wir der Behandlung von Stoffen aus der Geschichte, dem Völkerleben, der Natur, dem Handelsverkehr, dem Gewerbsleben und dem Bereiche der Fortschritte und Entdeckungen überhaupt gleichfalls gestatten mußten, glauben wir nach den allgemeinen Vorschriften der neuern Bildung verantworten zu können.

Wenn wir als den Ort, wo sich nach solchen Voraussetzungen bei uns Dichter und der schönen Form kundige wissenschaftliche Schriftsteller versammeln sollten, den häuslichen Herd bezeichneten, so drückten wir damit nur den Wunsch aus, Dem, was wir bringen, die möglich tiefste Einwurzelung zu geben. Der häusliche Herd ist die Familie. Die Familie war und wird uns bleiben nur der Ausdruck der traulichern Entgegennahme unsers Dargebotenen. Sie ist uns der Ausdruck der Stelle, die einen flüchtigen Genuß verschmäht, der Stelle, die mehr von einer Zeitschrift verlangt als nur eine Anregung des Auges durch irgend eine der vielen momentan wol anziehenden, bald aber auch im Strom der Stunden wieder vergessenen Thatsachen der Zeitungen. Muthlos am Ofen hockende Erörterungen wollten wir nicht bringen, selbst wenn es möglich wäre, daß selbst der häusliche Herd im 19. Jahrhundert unberührt bliebe von Dem, was die Geister und Herzen der großen Gesammtheit bewegt.

Möge unsern alten Lesern die mit dieser Nummer gewählte neue Form bald so traulich werden wie die frühere! Die allzu langgedehnten Zeilen eines kleinen Drucks fanden Widerspruch, denn dem Auge boten sie eine nicht ganz wohlthuend zu überfliegende weite Fläche. Kommt der gespaltene Druck auch mehr an die übliche Zeitungsform, so wird sich doch auch bei dieser geänderten Aeußerlichkeit das Format zu dem spätern Einbande eignen, an welchem so vielen unserer Leser am Schlusse der Jahrgänge besonders gelegen war.

Unsere neuen Leser hoffen wir weniger durch Das, was wir ihnen aus dem Bereiche

der Unterhaltung und Belehrung zu bringen versprechen, zu gewinnen, als durch ihnen überlassene eigene Prüfung und Beobachtung des nach wenig Nummern schon Geleisteten. Flüchtig ergänzende Aufklärungen über Tagesvorfälle, wie sie in allen Zeitungen stehen, wolle man ebenso wenig erwarten wie Aufsätze, die z. B. über Gegenstände der Natur solche Belehrungen bringen, wie sie in Dutzenden von wohlfeilen Handbüchern zu finden sind. Die Aufgabe, Bleibendes mit Anregungen durch den nächsten Augenblick zu verbinden, ist nicht leicht. Doch hoffen wir, falls wir sie bisher gelöst haben, sie auch künftig lösen zu können.

An Mitarbeiter pflegen wir auf Privatwegen wenig unmittelbare Aufforderungen zu richten. Wer sich aber dem Ton und dem Inhalt unserer Wochenschrift verwandt fühlt und dem eigenen Antriebe folgen will, der wird uns und unsern Lesern immer willkommen sein.

* * *

Die Verlagshandlung fügt hinzu, daß die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" wöchentlich in Einem Bogen von 32 Spalten erscheinen und um den Vierteljahrspreis von 20 Neugroschen durch alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes bezogen werden können.

Söhne der Haide.

Erzählung in drei Büchern.

Erstes Capitel.

Ein Nachtbild.

Ob der goldene Mittagshimmel oder der tiefblaue, am westlichen Rand blutroth gezeichnete Abend auf ein wogendes Meer von Saaten oder die Leichentücher des Winters herabblickt, stattlich schauen aus ihm heraus Nagy-Balas und Kis-Balas, ehedem zwei der reichsten Dörfer im ungarischen Banat.

Die Einwohner dieser Dörfer nur mein Ärmchen; Edelleute, hört man sie von sich selbst sprechen. Und in der That unterschieden sie sich in frühern Tagen von dem frohnpflichtigen Bauer der nördlichen Comitate zwar nicht in Tracht und Sitte, wol aber vor Gericht, bei Wahlen, bei Versammlungen, wo jeder sein verbrieftes Recht bei sich tragen mußte. Durch seinen „Brief" ward der Bauer zum freien Mann, von allen Zöllen und Abgaben enthoben, anderwärts Schutz in seiner eigenen Burde findend.

Bei dem sonst friedlichen Zusammenhalten der Magyaren war es auffallend, daß die Bewohner von Nagy-Balas und Kis-Balas in bitterster Feindschaft lebten.

Es war dies kein traditioneller alter Haß, der sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, sondern ein ganz junger, der von den Richtern beider Dörfer ausgegangen und dessen Grund keinem der Bauern bekannt war. Die Richter Papaß Michal in Nagy-Balas und Papaß Pal in Kis-Balas waren entfernte Verwandte. Ehedem, solange ihre Väter lebten, waren sie unzertrennliche Freunde, später verschwägerten sie sich sogar, denn Michal hatte Pal's Schwester zum Weibe genommen; plötzlich aber entzweiten sie sich und hatten jetzt beinahe fünfzehn Jahre kein Wort miteinander gesprochen. Diese Feindschaft hatte bereits blutige Rencte gesetzt, denn die Bauern der beiden Dörfer, obgleich sie insgesammt vielfach verwandt und verschwägert waren, hatten die Sache der Richter zu ihrer eigenen gemacht und ließen keine Veranlassung vorübergehen, ihre Gegner das Unrecht ihrer Richter tastlich fühlen zu lassen; aber trotzdem hatten Einwohner keinem der Insassen beider Dörfer jemals in den Sinn gekommen, das Urtheil einer höhern Behörde zu befragen oder selbst wie Klage zu führen; sie zogen es nach Magyarenbrauch vor, ihre Streitigkeiten miteinander auszumachen. Ueberdies wäre es auch keinem der Bauern möglich gewesen, die erste Veranlassung des Streits anzugeben, sie wußten nur, daß Papaß Michal vor vielen Jahren einmal gemischhandelt auf dem halben Wege nach Kis-Balas gefunden wurde, und daß Papaß Pal, als er sich in der Nacht nach Nagy-Balas wagte und von einigen Bauern erkannt wurde, deshalb auch wie ein Dieb, den man auf frischer That ertappt, behandelt werden war. Weder Pal noch Michal hatten je einen versöhnenden Schritt gethan, vielmehr schien die gegenseitige Erbitterung mit den Jahren zuzunehmen und nicht allein das gut nachbarliche und verwandtschaftliche Verhältniß, sondern auch

die Häuslichkeit beider Männer war vollkommen zerstört. Michal hatte seit dem früherfolgten Tode Terischa's, der Schwester Pal's, kein zweites Weib genommen und Pal war immer unvermählt geblieben.

Für die damaligen Verhältnisse hatte Michal, der Witwer, eine sehr gute Erziehung genossen. Michal war mehre Jahre in Temeswar auf der Schule und bereiste nachher Ungarn nach allen Seiten. Damals, als er bereichert mit vielen Erfahrungen heimkehrte, mußte er auf Befehl seines Vaters Terischa zum Weibe nehmen. Terischa's Herz aber gehörte im Geheimen dem Szonecz Joß, von dem sie im Geiste nicht lassen konnte. Die Werber hatten ihn mitgenommen; er war Husar geworden und als er nach zweijähriger Abwesenheit als Urlauber in sein heimatliches Dorf kam, um nach seinem Lieb zu sehen, hatte dieß, denn in Ungarn gilt noch väterliche und brüderliche Gewalt, eines Andern Weib werden müssen. Joß ging zwar wieder wie ehedem zur Schenke, aber er war nicht mehr Derselbe; die Dirnen, die ihm sonst wohlwollten, behaupteten, er hätte das Tanzen verlernt; die Burschen sahen ihn mitleidig an und tranken ihm nicht mehr zu, weil er ihnen nicht Bescheid that. Joß ward blässer und elender und als er völlig krank war, da stahl sich Terischa gar oft aus dem Hause Michal's hinweg und eilte nach Kis-Balas hinüber, um nach ihrem Joß zu sehen. Sie lief nur des Nachts hinüber, denn Michal, ihr Mann, verstand zornig zu werden; Sonntags besuchte sie ihren Bruder, hieß es. Joß war wieder gesund, aber Terischa kam noch immer nach Kis-Balas — sie konnte nicht anders. Als aber Michal doch die Sache erfuhr, schloß er Terischa in ihre Kammer und band sie fest. Er ging zu Pal, seinem Schwager, und machte ihm heftige Vorwürfe, daß er um die sündliche Liebe seiner Schwester zu Joß gewußt, sie unterstützt habe; es kam zu einem heftigen Wortwechsel und dies war der Beginn jener Feindschaft. . . Joß war schon längst wieder in den Kriegsdienst zurück, Terischa sah seit jener Zeit Niemand mehr in Kis-Balas. Sie gebar eine Tochter. Pal, ihr Bruder drüben, verlangte, zuweilen seine Schwester und ihr Kind zu sehen. Michal verweigerte es. Einige Monate nach der Geburt Jolisk'a's starb auch Terischa; seit dieser Zeit entbrannte der Haß zwischen den beiden ehemaligen Freunden immer mehr; Pal behauptete, Terischa wäre unter den Mishandlungen Michal's zugrunde gegangen, dieser hielt es nicht der Mühe für werth, sich zu vertheidigen. Die Ursache des Zwistes, der einen Makel auf ihren Namen werfen mußte, waren auch Beide viel zu stolz, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Die arme kleine Jolisk'a! Michal behandelte sie nicht wie sein Kind, er behandelte, als sie erwuchs, sie schlechter als die niedrigste Magd im Hause. Gegen die Dienstboten war er streng aber gerecht; er tadelte oft, aber nie ohne Ursache, sah es aber gern, wenn die Dienstleute sich belustigten, tanzten und spielten; nur Jolisk'a hörte weder Lob noch Tadel aus dem Munde ihres Vaters. Wochen vergingen ohne daß er ein Wort zu ihr sprach, und wenn sein Blick ihr zufällig begegnete, verfinsterte er sich und Jolisk'a fühlte unheimliche Schauer, wenn ihr Vater sie ansah. Der Vater hielt sie eben nicht für sein Kind. . . Jolisk'a's einziger Trost war Gyula. . . Gyula war als zehnjähriger Knabe im Hause Michal's, der ihn von Temeswar mitgebracht hatte, aufgewachsen. Gyula war arbeitsam, tüchtig und geschickt. Michal liebte und behandelte ihn wie einen Sohn und Gyula liebte Jolisk'a ein wenig mehr als man sonst eine Schwester zu lieben pflegt, und sie — sie hing dafür mit ganzer Seele auch an ihm. . . .

Es war im December des Jahres 1831.

Ein heftiger Orkan brauste über die Ebenen des Banat und machte die Hütten und Lehmhäuser der flachen Dörfer erzittern. Ueber die Gegend ringsher lag nicht das Saatengrün, in dem sich die beiden feindlichen Dörfer so sinnlich ausnahmen, sondern eine tiefe Schneedecke, die vom Winde stellenweise aufgewühlt und auf andere Haufen getrieben wurde. Der kurze, aber strenge Winter war in diesem Jahre mit vollem Zorn hereingebrochen, er wüthete wie ein Tyrann, der die kurze Zeit seiner Macht kennt, wie meist in der schutzlosen Ebene des Banat.

Es war längst Nacht, als ein von fünf nebeneinander gespannten Pferden gezogener Schlitten dem Dorfe Nagy-Balas zujagte. Man hätte diesen kleinen leichten Pferden kaum so viel Kraft und Ausdauer zugetraut und doch hatten sie in den letzten sechs Stunden mehr als doppelt so viele Meilen zurückgelegt. Als fühlten sie die Nähe ihrer Heimat, vermehrten sie jetzt ihre Schnelligkeit und mit weit aufgespannten Nüstern und fast bis zur Erde gesenktem Kopfe stürzten sie über den Schnee dahin.

Der vorn am Schlitten sitzende Fuhrmann hatte unbesorgt die Zügel fahren lassen und war dicht in seinen Pelz gehüllt eingeschlafen. Doch als könnte er wenn es ihm beliebte erwachen, richtete er sich von Zeit zu Zeit auf und brummte dann gegen das Innere des Schlittens gekehrt im Fragetone einige Worte, auf die er eigentlich keine Antwort zu erwarten schien. An wen er die Fragen richtete, wäre schwer zu unterscheiden gewesen, denn im Innern des Schlittens

war kein Weien, das ihm hatte antworten können. Ein mit gefrorenem Blute besudelter Wolf lag darin ausgestreckt und theilweise mit Stroh bedeckt. In dem aufgeschlitzten Innern des Unthiers, welches der Bauer noch dampfend in den Schlitten geworfen haben mußte, lag zwischen den Eingeweiden eingeklemmt ein zusammengedrücktes menschliches Weien, dessen in einem aufgeschnittenen Pelzhandschuh steckender Kopf aus dem geöffneten Halse des Wolfes hervorragte.

Das Fuhrwerk war etwa eine Viertelstunde Weges von Kis-Balas entfernt, die Pferde schlugen eben ein von dem Landwege abführendes Schlittengeleise, welches nach Nagy-Balas zulief, ein; plötzlich blieben sie stehen, hoben den Kopf hoch in die Luft und lauschten mit vorwärts gebogenen Ohren nach der Richtung südlich von Nagy-Balas. Der Fuhrmann wie mit einem Schlage ernüchtert durch diese Angst der Pferde, die er sehr gut zu deuten wußte, lauschte gleichfalls und erkannte im Augenblick die Gefahr, die ihm und seinen Pferden drohte. Ein Rudel Wölfe war in der Nähe, und wenn er auch den Kampf mit einem oder zwei derselben nicht scheute, so wußte er doch sehr gut, daß einem Haufen dieser ausgehungerten Thiere gegenüber weder an ein Widerstehen noch an ein Entkommen zu denken war, umsoweniger, wenn der Hunger sie bis in die Nähe der Dörfer getrieben hatte. Es war ein Glück für den Fuhrmann sowol wie für sein Gespann, daß der niedrige Wind, der ihm die aufgewühlten Schneeflocken entgegentrieb, seinen Pferden früher die Spur der furchtbaren Feinde verrieth, als diese wol die Nähe ihrer Beute ahnten.

Der Fuhrmann warf die Pferde herum und diese rasten mit dem Sturm um die Wette über die Schneedecke dahin — hinter ihnen her jagte jetzt das Rudel hitziger, blutgieriger Ungeheuer. „Wenn die Kerle heute die Feindschaft nicht vergessen wollen, so soll der schwarze Teufel ihre Hundeseelen rösten!“ fluchte der Fuhrmann und war, ehe er seinen Fluch gehörig zu Ende geführt hatte, in Kis-Balas. In dem feindlichen Dorfe war es beinahe ganz still geworden. Auf einen Pfiff des Fuhrmanns blieben die Pferde vor einem Hause neben, dessen Umrisse jetzt, da es völlig Nacht, schwer zu unterscheiden waren. Hier war noch Licht und der Lärm der zahlreich versammelten Bauern ließ keinen Zweifel, daß dies die Dorfschenke war.

Eine magyarische Dorfschenke im Winterabend bietet ein eigenthümliches Leben. In zwei langen Reihen zu beiden Seiten des Eichentisches finden wir den größten Theil der männlichen Bewohner von Kis-Balas vor ihren Weinkrügen. Zwanzig dampfende Pfeifen lassen die Gegenstände dieser geräumigen Stube, die von zwei kleinen von der Decke herabhängenden mit rothem Unschlitt genährten Lampen nur matt beleuchtet ist, nur schwer erkennen. Der flackernde Kienspan am Schenktisch läßt wenig mehr sehen als die schläfrig taumelnde Gestalt eines dickwanzigen, etwa sechzehnjährigen Burschen, der die beiden wichtigen Geschäfte zu versehen hat: im Sommer das Vieh zur Weide zu treiben und im Winter Sonntags und bei besondern Gelegenheiten auch an andern Tagen die Weinkrüge der Gäste zu füllen.

Noch kurz bevor der Schlitten in Kis-Balas anlangte, war es ziemlich still in der Schenke, nur eine Stimme konnte man reden hören. Die Erzählung der Heldenthaten von Arpad bis Zrinyi untermischt mit kühnen Erfindungen, Märchen und Blödsinn aller Art, welchen die Magyaren mit zu ihrer Nationalpoesie zählen, sind von geringerm Interesse als der Erzähler selbst. Der Mann schien in dem Alter von etwa fünfundvierzig Jahren zu sein. Sein Gesicht trug ein so sonderbares Gemisch von wildem, unbändigem Trotze und harmloser, fast kindlich treuer Gutmüthigkeit, daß seine bloße Erscheinung den Wunsch, ihn näher kennen zu lernen, lebhaft erregen mußte. Sein Haar, welches nach hinten gestrichen in einer langen dicken Flechte über den Rücken hing, war schwarz und glänzend wie das eines Jünglings. Auf seiner tiefgefurchten Stirn, deren kräftige Wölbung durch das zurückgestrichene Haar noch schärfer hervortrat, spielten fortwährend die schwärzlichen Adern wie die Armmuskeln eines Athleten und hätten dem Gesicht etwas grauenhaft Furchtbares gegeben, wenn dieser Ausdruck nicht durch die dicken im Halbkreise nach unten laufenden Augenbrauen, die immer auf einen hohen Grad von Herzensgüte schließen lassen, gemildert worden wäre; seine Lippen waren von einem buschigen Schnurrbart bedeckt, welcher, durch die lange, ungemein gerade Nase in der Mitte getheilt, mit den beiden sorgfältig gedrehten und gesteiften Endspitzen weit über die Grenzen des knochigen, fast dreieckigen Gesichts hinausragte.

Man hätte zu Zeiten diese breite, martialische Gestalt für einen Räuber halten mögen, der im buchstäblichen Sinne des Worts nach Blut dürstete, und dieser Mensch hatte vor einigen Jahren einen jungen Stier, der auf der Weide ein Füllen verwundet, an den Hörnern zu Boden gerissen, das verwundete Pferd aber auf seinen Schultern ins Dorf getragen, weil er es nicht hinken sehen konnte.

Dies war Popon Pal, Schenkwirth und Richter von Kis Balas.

Das Eintreten des Fuhrmanns unterbrach nicht nur die Erzählung, sondern schien einen förmlichen Aufruhr verursacht zu haben. „Papaß Gyula!“ riefen wild durcheinander die der Thür zunächst Sitzenden dem Knechte zu, der den Namen seines Herrn trug. Und in der folgenden Minute schon war der Ankömmling von sämmtlichen in der Schenke anwesenden Bauern umringt, die nur noch zu erwägen schienen, wer den ersten Streich gegen das Haupt des jungen Mannes führen sollte.

Gyula aber redete sie an: „Männer von Kis Balas! Ich bin nicht zu euch herüber gekommen, um mich durchbläuen zu lassen, und der Teufel soll eure Seelen trinken wie faules Wasser, wenn ihr mich nicht anhören wollt!“ Diese Einleitung sprach er mit durchdringender Stimme, und nachdem die Leute ruhiger geworden waren, fuhr er mäßiger fort: „Ihr wißt, daß ich meinen Mann suche und ich gebe euch das Versprechen, mich jedem von euch zu stellen sobald er will; heute aber muß ich noch nach Hause zu meinem Brotherrn, denn er erwartet mich und wenn ich nicht käme, würde er glauben, daß mich die Wölfe gefressen hätten, die vor dem Forste draußen mit dem Sturm um die Wette heulen und die ebenso hungrig und durstig sind wie ich und meine armen Pferde. Wenn ihr echte Magyaren und keine Hunde seid, wozu ich euch alle halte, so holt eure Büchsen und begleitet mich so weit ihr wollt!“

Es trat eine Stille ein, die Pal dadurch unterbrach, daß er dem schlaftrunkenen Kellner einen Schlag versetzte und rief: „Ich sage euch, aus Dem hier wird nichts. Beim heißen Pferdefangen hat er die schönste Stunde verwirft. Gyula hätte sich ein Loch in die Lunge reden können, ehe es dem Tangenichts eingefallen wäre, einen Krug Wein herbeizuholen.“ Und nun stimmten die Bauern zwar darin überein, daß der Bursche ein Tangenichts wäre, was aber den Wein anbeträfe, meinten sie, könne Gyula vorläufig ebenso gut aus dem ersten besten Kruge trinken, der ihm zur Hand sei. Es war aber schwer zu unterscheiden, welcher von den Krügen Gyula am nächsten zur Hand war, denn alle standen auf einen Haufen zusammengedrängt vor ihm und wir können der Wahrheit gemäß versichern, daß Pal nicht wenig stolz darauf war, daß Gyula zufällig zuerst seinen Krug ergriff und einen tüchtigen Zug that. Es war ein Akt der Höflichkeit für Gyula, jeden der dargereichten Krüge an den Mund zu bringen, und das that er denn auch gewissenhaft. Noch ehe er damit fertig war, hatte sich mehr als die Hälfte der anwesenden Bauern aus der Schenkstube geschlichen, um die Büchsen zu holen. „Ich werde Euch einen Gast zur Nacht dalassen, wenn Ihr wollt, Vetter Pal“, sagte Gyula. „Ich habe den armen Teufel halb erfroren dicht hinter Temesvar im Schnee gefunden, und Ihr könnt Euch Mühe geben, ihn wieder zum Leben zu bringen, wenn es noch möglich ist. Der arme Teufel hat mich länger aufgehalten als der Wolf, dem ich ihn ins Eingeweide schob.“

Gyula holte hierauf mit Hülfe Pal's den Wolf aus dem Schlitten und zog aus dessen Innern den leblosen blutigen Körper eines Zigeuners, dessen Glieder zwar erstarrt waren, aber im Innern des mit Stroh umwickelten Wolfs eine wärmere Hülle gefunden, als irgendein Pelz sie zu ertheilen vermocht hätte.

„Wenn der jemals wieder die Fiedel rührt“, sagte Gyula, „so hat er's Dem zu verdanken, den ich kurz vorher erschoß und dem er nicht entgangen wäre, wenn ich ihn nicht früher als er ihn zu Gesicht bekommen hätte. Vielleicht hat die Kälte seine arme Seele trotzdem schon ins Blaue hinübergeweht, dann klemmt ihm irgendwo ein Winkelchen vor der Mauer des Kirchhofs!“ Die noch zurückgebliebenen Bauern umringten den blutigen Leichnam, um ihn durch Reiben mit wollenen Tüchern und andern in solchen Fällen gewöhnlichen Mitteln zum Leben zu bringen. Pal aber betrachtete forschend die Züge des Zigeuners, in welche durch die angewandten Mittel wieder einiges Leben zu kommen schien.

Mittlerweile waren die Bauern, die sich vorhin aus der Schenke geschlichen hatten, mit Flinten bewaffnet zurückgekehrt und nachdem eine genügende Anzahl beisammen war, trat einer derselben zu Gyula mit dem Bemerken, daß die Pferde bereits seit einer Viertelstunde in der Kälte stünden und daß sie unfehlbar steif werden müßten, wenn sie nicht alsbald in Trab kämen. Gyula machte sich auf und schied von den in der Schenke Zurückbleibenden mit einem herzlichen „gute Nacht, Freunde!“ Der Richter begleitete ihn bis zur Thür und indem er dem Scheidenden die Hand reichte, sagte er ziemlich leise: „Du bist brav, Gyula! Ich sehe es gern, daß meiner Schwester Kind dir gut ist. Grüß' Jolska von mir und wenn Michal es zu toll treibt, dann soll sie sich daran erinnern, daß ich der Bruder ihrer Mutter bin. Dir aber — dir steht es zu jeder Stunde frei, in mein Haus zu kommen!“

Nachdem Gyula sich entfernt hatte, schickte Pal

die übrigen Bauern mit dem Bemerken fort, daß er bei dem Zigeuner wachbleiben wolle und einen oder den andern rufen lassen würde, wenn es noth thäte.

Einige Minuten nachher war Pal mit dem Zigeuner allein.

Er durchmaß mit schweren, geräuschvollen Schritten die Stube und blieb nur von Zeit zu Zeit vor dem ins Leben Zurückgerufenen stehen, der auf einem für ihn zurechtgemachten Lager in der Nähe des Ofens sein eingeschlafen war. Mitternacht war längst vorüber. Die Athemzüge des Schlafenden wurden immer ruhiger, Pal war noch immer in der Stube, er schien auf das Erwachen des Zigeuners warten zu wollen. Plötzlich wie vom Wahnsinn erfaßt, ergriff er den Schlafenden mit eisernen Armen, nahm ihn in seine Arme und schaukelte ihn etwa ähnlich wie die Amme es mit dem weinenden Kinde zu thun pflegt so lange, bis der Schlaftrunkene völlig erwacht und ernüchtert laut gähnte und um Hülfe rief. Pal setzte ihn jetzt auf den Boden und reichte ihm einen Weinkrug mit den Worten: „Trink, Jancs, und halte dich munter, ich habe mit dir Dinge zu reden!“

Der Zigeuner fuhr bei den Worten Pal's zusammen und wäre gelähmt vom Schreck gestürzt, wenn Pal ihn nicht erfaßt und auf die nahestehende Bank getragen hätte.

„Trink, Jancs!“ wiederholte Pal und warf dem Angeredeten einen brennenden Blick zu, mich freut es nicht, deine schwarze Seele aus dem kranken Gerippe entfliehen zu sehen, ich will dich würgen, mit eigenen Händen will ich dir die letzten Athemzüge aus der Lunge pressen und du mußt es wissen, daß es Papaß Pal ist, der dir und deinen Schurkenstreichen ein Ende macht!“ In diesem Augenblicke flackerte die Lampe zum letztenmale auf und erlosch. Die beiden Männer waren im Finstern und allein.

„Laß mich leben, Herr!“ wehklagte der Zigeuner, indem er zur Erde glitt und sich in Pal's Armen krümmte, „laß mich leben, Herr, ich will bekennen“

(Das zweite Capitel: Janos, der Zigeuner, in nächster Nummer.)

Eine Reise nach Paris.

I.

Ich will zur Ausstellung, aber mit einem etwas langen Circumflex. Die Siebenmeilenstiefel des Dampfs machen es uns möglich, von Wien nach London über Mailand zu gehen; ich will von Dresden nach Paris über die Schweiz.

Modernes Reisen! Gewaltloses Dahinrauschen mit der Kraft eines kochenden Wasserkessels! Flüchtiges Grüßen der am Wege liegenbleibenden alten Poesie der Ferne! O ihr Burgen, ihr Paläste, ihr Felsengrotten, wie weh thut es, nicht mehr zu euch pilgern zu können mit heiliger Andacht wie sonst! Man wird anfangen die Männer und Frauen zu ehren, die uns Reisen beschreiben in die nächsten Gegenden, die aber Niemand mehr sieht, Niemand mehr kennt. Wer jetzt noch erzählen kann von einer Nachtreise im Eilwagen von Berlin nach Leipzig, von einem Frühkaffee in Wittenberg, von einem Bekanntwerden der Passagiere eines Eilwagens in der hinter Grafenhainichen aufgehenden Morgensonne, man wird ihn bewundern, anstaunen, man wird ihn einen altclassischen Touristen nennen, denn er schildert Dinge, die Niemand mehr kennt aus der Zeit, in der wir leben, aus der Zeit der Hyänen.

Eilig, im großen Stil beobachten wir Schäfer. Jeden bei Namen aufgerufene Passagiere wie sonst: Erster Platz, Herr Müller! Zweiter, Herr Schulze! Dritter, Herr . . . , u. s. w., und wir bleiben eine kleine Welt. Jetzt drängt man sich im Bahnhof, an der Kasse, in der Gepäckkammer, in den Wagons zu Hunderten. Engländer, die nach rheinischen Ruinen reisen, stau auf den Trümmern Sewastopols zu sehen; Franzosen, die mit stiller Schwermuth die Ordnung des Jahrhunderts, selbst ihre Siege an der Alma und Tschernaja Rjetschka sur manière anglo-française erklären; Russen, die in Petersburg 1000 Rubel Silber zahlen müssen, um in Berlin für ihren Wechsel 700 Thaler zu bekommen — Alles, was der Augenblick an Stimmungen und Zuständen und Verzweiflungen bringt, hat man da mit einem einzigen Ueberblick beisammen. Man macht Völkerstudien.

Z. B. gleich im Bahnhof. „Neun Stück!“ radebrecht Mylord Beefsteak zu den Packern, welche sich seiner und seiner Familie Koffer und Kasten und Schachteln und Taschen bemächtigt hatten. Siebzehn Neugroschen Ueberfracht! lautete die Antwort. „Neun Stück!“ Siebzehn Neugroschen Ueberfracht! Rasch! Rasch! Was hilft „Pocket Dictionary!“ Der Packer nimmt seine zehn Finger und dann nochmals sieben Finger und dann nochmals einen Finger, um die Ziffern damit zu bezeichnen. „A payer!“ sagt Mylord Beefsteak, greift in die Tasche und reicht dem Packer eine handvoll Silbergeld. Gewissenhaft sucht der 17 Neugroschen heraus und wirklich gewissenhaft! Ich beobachtete von hinten ihn im Stillen. Mich freute die Ehrlichkeit wie das Zutrauen. Die einfache Scene erinnerte mich an zwei Bilder, in welchen beiden eine ähnliche Scene be-

handelt ist und ein Stückchen Geschichte bildlich festgehalten wird. Das eine, ein kleines Bild, von Heß gemalt, stellt einen Kosacken vor, der bei einem deutschen Dorfschmied sein Pferd beschlagen läßt; der Schmied zeigt ihm mit den Fingern den Betrag. Das andere ist der Sklavenmarkt an der Goldküste von Guinea, wo Weiße mit farbigen Kriegern um einen noch der Probe unterliegenden Neger handeln; die Weißen zeigen mit den Fingern, wieviel sie geben, die Krieger, wieviel sie für ihren Gefangenen haben wollen. Dies Bild ergriff damals bei seiner Aufstellung die Beschauer so gewaltig, daß Damen darüber in Ohnmacht gefallen sind.

Auf unserer Tour von Dresden nach Leipzig passirte nichts Nichtiges, außer daß ein junger Mann in Riesa sitzen blieb. Noch während des Abfahrens stürzte er herbei, wurde jedoch von dem vorsichtigen Gendarmen zurückgehalten, damit er sich nicht beschädigte. Er windet sich, er bittet, er ist vielleicht Bräutigam, er muß bestimmt eintreffen zur Hochzeit, aber — Homerisches Gelächter antwortet ihm vom ganzen Train, während er vielleicht — weint. Das ist nicht anders. Im 19. Jahrhundert muß man aufpassen. Seht Mylord Beefsteak! In Leipzig „Neun Stück!" Im altenburger Bahnhof „Neun Stück!" In Hof „Neun Stück!" In Nürnberg „Neun Stück!" Nur Acht gegeben! Die Locomotiven sind die Regenten der Welt. Und warum nicht? Ein Mitreisender hatte gerade vor 15 Jahren auch die Reise von Leipzig nach Zürich gemacht und dazu jede zweckmäßigste Fahrgelegenheit benutzt. Er brauchte vier Wochen und einige Tage; die Post mußte jedes Städtchen berühren, an vielen Orten fuhr sie nur zwei mal, höchstens drei mal die Woche; man suchte dann, wenn man nicht warten wollte, einen Lohnkutscher, eine Retourgelegenheit und gratulirte sich, wenn man dabei einen Tag gewann!

Freilich lernte man dann auch Land und Leute besser kennen; jetzt jagt man über Alles hinweg. Da kommt z. B. die Holzpichtbahnbrücke, wahrlich sehenswerth! In schwindelnder Höhe, wie in einem Luftballon, fährt man über die Tiefe hinweg. Ein einziger Blick in das romantische Thal mit den alten Städten, Schlössern und Mühlen und auf die bewaldeten Berge — dann aber vorbei und wieder ein Blick — nur auf unsern „Reisepassagier" in Sarsinet oder den „Kladderadatsch", den sie in Leipzig verkaufen, als wäre Leipzig eine Vorstadt von Berlin. Und merkwürdig! Soviel Menschen und kein Gespräch über Politik! Bei diesem schnellen Reisen hat man immer Gelegenheit, bei sich selbst zu bleiben. Keiner thaut auf, Keiner macht Bekanntschaft, Alles knöpft sich zu und verbleibt bei seinem eigenen hochst respectabeln Ich.

Hof! Vier Stunden Aufenthalt! Das hätt' ich nicht gedacht! Die Tage von Wittenberg und Gräfenhainichen kehren doch immer noch manchmal wieder, wenigstens in Baiern; und richtig, das ist ja dies merkwürdige Hof, wo die Retourballen der münchener Ausstellung sich im vorigen Jahre aufschichteten wie die Eisschollen an einem riesigen Brückenpfeiler! Der Strom der regelmäßigen Züge immer unten durch; nur die Interessen von Handel und Wandel auf ein Vierteljahr nach alter Gemüthlichkeit ganz vergessen. Belieben wir uns Hof und hoffen, daß unserer Siebenmeilenstiefel-Reise überhaupt möglich sein wird, hier und da doch noch anzuhalten und der Zeit, der Natur, den Menschen einen Augenblick ruhig ins Gesicht zu blicken.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Das menschliche Herz.

Von Dr. A. Weber.

I.

Die Sprache läßt unsere Gemüthszustände aus dem Herzen entstehen. Ist es denkbar, daß das Herz, dieses fast nur aus Muskelfasern bestehende, allein dem Blutumlauf dienende Organ, zu unsern Gefühlen, zu unsern Freuden und Leiden in der That das nämliche ursächliche Verhältniß habe, wie solches der Materialismus vom Gehirn zu unsern Vorstellungen und Gedanken behauptet? Läßt es sich denken, daß das Herz in derselben Weise wie das Gehirn der erste und letzte Grund unsers Vorstellens und Denkens sein soll, die wahre erzeugende Quelle jener ihrem Wesen nach psychischen Zustände und Bewegungen des Gemüthes?

In diesem Sinne gestellt müssen wir die Frage entschieden verneinen. Die Zustände und Regungen, wie wir die verschiedenen Aeußerungen unsers Gemüthslebens bezeichnen wollen, sind so gut wie Vorstellungen und Gedanken Ereignisse idealer Natur in unserm Bewußtsein und können daher so wenig wie diese ein materielles Organ zu ihrer unmittelbaren Hervorbringung haben. Der wahre und letzte Grund dieser Veränderungen unsers Bewußtseins kann nur in der Seele selbst gesucht werden.

Dennoch ist die nahe Beziehung des Herzens zu unsern affectiven Zuständen eine Thatsache. Wir wollen versuchen den bald psychischen, bald physio-

logischen Zusammenhang dieses Verhältnisses unsern Lesern klar zu machen.

Leiblich und seelisch sind die beiden Grundelemente, auf deren gegenseitigem Zusammenwirken das Wesen und Leben des Menschen beruht. Für unser Innenleben mindestens ist es in Wahrheit nur die Seele, durch welche diese beiden Elemente zur innern und vollkommenen Einheit geschlossen werden. In der Vorstellung, die wir uns von unserm Ich bilden, ist unser leibliches Sein und Leben so gut wie unser geistiges Sein begriffen. Wie man daher einerseits sagen kann, das durch das Thun und Leiden der Seele ein Inhalt in unser Leben kommt, für den der zureichende Grund keineswegs durch und in unserm Organismus gegeben ist, indem vermöge der Kraft der Seele — Verstand, Vernunft — unser Leben weit über die engen Grenzen unsers Daseins in die Aussenwelt und in die Welt des Geistigen hinausreicht, so kann man auch umgekehrt sagen, daß die Seele andererseits nur die höchste Instanz unsers leiblichen Daseins darstelle, indem sich in ihr alle Stadien unsers so mannichfach in sich verflochtenen organischen Wesens zur innern subjectiven Einheit vereinigen.

Bei dieser wunderbaren Doppeleinigkeit unsers Wesens und Lebens, welche zu Einer Einheit sich zusammenschließt, in unserm individuellen Bewußtsein ihren idealen Brennpunkt bildet, in die gegenseitige Wechselwirkung dieser beiden Lebenssphären, der physischen und psychischen, nicht blos eine Forderung der Nothwendigkeit, sondern auch eine Thatsache der Erfahrung. Bestimmte Vorgänge und Zustände in unserm organischen Dasein und Leben rufen in der Seele, in unserm Bewußtsein bestimmte Veränderungen, besondere Empfindungen, Gefühle, Stimmungen und Vorstellungen hervor, und umgekehrt bedingen bestimmte Vorgänge in dem Leben der Seele, in unserm Bewußtsein mit gleicher Nothwendigkeit gewisse Veränderungen, Bewegungen und Zustände in dieser oder jener Region unsers leiblichen Daseins. Das wirkende Mittelglied, durch welches diese ununterbrochene Wechselwirkung des Physischen und Psychischen sich vermittelt, ist das Nervensystem. Wie wenig wir auch noch von der innern Organisation des Gehirns und deren psychischer Bedeutung wissen, so ist doch nicht daran zu zweifeln, daß in dem Innern desselben von der Natur irgendwo eine Stelle dazu bestimmt ist, um in unmittelbare Wechselwirkung mit der Seele zu treten und so das einheitliche Ineinanderwirken des Physischen und Psychischen, das in so zahllosen Thatsachen der Beobachtung vorliegt, zu vermitteln.

Ist nun das gegenseitige Auseinanderwirken des Physischen und Psychischen eine Thatsache, deren Wahrheit sich nicht bestreiten läßt, selbst wenn wir über die Art und Weise, wie dasselbe mechanisch oder organisch ermöglicht ist, uns gar keine Vorstellung zu bilden vermochten, so begreift sich doch aus dieser allgemeinen Wahrheit noch keineswegs der Grund, warum gerade die affectiven Bewegungen der Seele mit so beträchtlichen, auffallenden Veränderungen unsers organischen Lebens eintergehen. Dies erfordert einen tiefern Blick in das Innere unsers Seelenlebens.

An dem menschlichen Wesen, wie eine höhere Macht es geschaffen, gibt es unstreitig nichts, das wunderbarer ist und zugleich der Speculation größere Schwierigkeiten bietet als jene ganz eigene Verknüpfung des Allgemeinen, ja Universalen mit dem Besondern zu der individuellen Einheit, welche in dem persönlichen Selbstbewußtsein, in dem Bewußtsein des Ich ihren Ausdruck findet. Unser Vorstellen und Denken erfolgt in gewissen Formen und unter der Herrschaft bestimmter Gesetze — Formen der innern Anschauung und Denkgesetze — welche für alle zum geistigen Bewußtsein erwachte Menschen bindende Kraft haben. Ungeachtet dieses universellen und daher auch objectiven Charakters, in dem unser Vorstellen und Denken sich bewegt, ist dasselbe dennoch nicht allein die durchaus eigene That des Individuums, des einzelnen Ich, sondern dasselbe wirkt auch wieder auf die vielfachste und mannichfaltigste Weise auf unser persönliches Selbst, unser Eigenleben bestimmend zurück, sodaß man geradezu sagen kann, unser Vorstellen und Denken bedingt und bildet die ganze Geschichte unsers Eigenlebens, in unser Schicksal, unser ganzes Leben.

Bestände die Bestimmung des Menschen im bloßen Vorstellen und Denken, wären wir nichts weiter als Wesen, welche abstract oder beziehungslos Vorstellungen im Bewußtsein bildeten, zu denen unser persönliches Selbst gänzlich unbetheiligt als absolut gleichgültiger Zuschauer sich verhielte, dann wäre natürlich ein affectives Seelenleben eine Unmöglichkeit, es gäbe kein Leid aber auch keine Freude und keinen Antrieb zum Handeln für uns. Selbst die Empfindung des blos aus physischen Ursachen entspringenden Schmerzes ließe bei einer solchen Anlage unsers Wesens sich kaum denken. Der wirkliche Mensch ist aber mehr als ein blos vorstellendes Wesen; er lebt, empfindet und fühlt und es gibt für ihn ein Wohl, ein Wehe im Leben, ein Gefühl der Lust und der Unlust. Erst auf dieser Anlage unsers Wesens beruht es, daß das Leben uns

zum Genuß, aber zugleich auch zum Leiden werden kann. Für ein nur vernehmendes Wesen gäbe es keine Möglichkeit, von dem Leben und seinen Erscheinungen wohlthuend oder feindlich berührt und ergriffen zu werden.

Sehen wir nun vorerst ab von allen Empfindungen und Gefühlen, welche in blos leiblichen Veränderungen die Veranlassung ihrer Entstehung haben, so sind es in letzter Instanz hauptsächlich unsere Vorstellungen, die denjenigen Zustand unseres Innern bedingen, den wir als Lust oder Unlust empfinden. Es ist daher ganz gleichgültig, ob diese Vorstellungen, welche unser Inneres, ja unser ganzes Wesen in Bewegung versetzen, unmittelbar oder mittelbar aus äußern Wahrnehmungen hervorgehen; Alles, was uns innerlich erregt, läßt sich zuletzt auf eine Vorstellung, einen Gedanken zurückführen, da in der Seele des Menschen eine jede Wahrnehmung und Empfindung schließlich in eine Vorstellung sich umwandelt. Die Ausdrücke Lust und Unlust sind freilich nur den äußersten Endpunkten unserer Gefühle entnommen, weil es der Sprache an Worten gebricht, die unendlichen Zwischenstufen dieser beiden Reihen von Gefühlen zu bezeichnen.

Wo von Gefühlen die Rede ist, da erfordert auch das Wort Gemüth eine nähere Bestimmung. Mit diesem Ausdrucke läßt sich nun zwar seines verschiedenen Gebrauchs wegen kein ganz scharf abgeschlossener Begriff verbinden, doch wird man dessen Sinn am besten treffen, wenn man darunter nicht blos die Gesammtheit unserer affectiven Erregungen und Zustände, sondern auch die Fähigkeit versteht, überhaupt affectiv erregt, in die Gefühle der Lust oder Unlust, des Gefallens oder des Mißfallens versetzt zu werden. Wir schreiben daher einem Menschen viel Gemüth zu, wenn er besonders geneigt erscheint, von den Regungen des Lebens und insbesondere auch von Dem, was nicht blos ihn selbst, sondern auch Andere betrifft, leicht und tief ergriffen zu werden, während wir umgekehrt einen Menschen gemüthlos oder kalt nennen, wenn nichts im Stande ist, sein Inneres, seine Gefühle tiefer und nachhaltiger zu ergreifen. In Wahrheit kann man daher sagen, daß das Gemüth erst den Menschen wahrhaft zum Menschen macht; es ist die eigentliche Sphäre des Eigenlebens, gleichsam das Organ, durch dessen Vermittelung wir unsere persönliche, individuelle Geschichte leben. Je mehr ein Mensch damit begabt ist, desto mehr ist er, vorausgesetzt, daß er gelernt habe, die Regungen seines Gemüths mit den Anforderungen des Geistes und Verstandes in Einklang zu bringen, befähigt, das Leben im wahren Sinne des Wortes zu genießen, ein in sich reiches Leben zu führen. Dies ergibt sich am besten aus dem hohen und allgemeinen Werthe, den die Poesie sowie jede wahre Kunst überhaupt für die Menschheit im Großen und Ganzen hat. Auch das neuerdings so oft vernommene Wort „blasirt" ist eigentlich nur ein moderner Ausdruck für die im Gefolge einer verkehrten und unwahren Bildung, einer Verbildung und Afterbildung sich ergebende Vernichtung aller natürlichen und wahrhaft menschlichen Empfänglichkeit für den idealen Inhalt und Gehalt des Menschenlebens.

Wenn nun hauptsächlich nur Vorstellungen es sind, von denen die Bewegung unsers Innern ausgeht, unsere Gefühle und verschiedenen Gemüthszustände bedingt werden, so haben wir diesem Verhältniß der Vorstellungen noch eine nähere Aufmerksamkeit zu widmen. Dem unbefangenen Leser dürfte vielleicht dieser Ausspruch viel zu allgemein dünken, wenn er sich der vielen Vorstellungen erinnert, die gar keine Beziehung zu unserm Selbst, unserm Gefühlsleben zu haben und dennoch unser Inneres, unser Gemüth auch gar nicht zu affiziren scheinen. In dieser Beziehung wollen wir Folgendes bemerken. Gewiß ist in dem Maße, mit dem verschiedene Vorstellungen erregend in unser Gemüthsleben einwirken, ein großer Unterschied oder mit andern Worten, der affective Werth, den verschiedene Vorstellungen haben, ist nicht nur an sich ein sehr verschiedener, sondern derselbe ist auch je nach Alter, Geschlecht, Bildungsstufe und Charakter, ja selbst je nach der augenblicklichen geistigen oder körperlichen Stimmung, in der wir uns befinden, ein höchst veränderlicher, schwankender. Aber all diese Verschiedenheit ist doch nur relativer Natur. In Wahrheit läßt sich demungeachtet sagen, daß es gar keine Vorstellung gebe, welche absolut beziehungslos zu unserm Innern sich verhielte, welche nicht mittelbar oder unmittelbar, geschehe es auch noch so unmerklich, einen verändernden Einfluß auf den Gesammtzustand unsers Innern ausübe. Dies kann in positiver und negativer Weise geschehen, d. h., eine Vorstellung kann fördernd oder hemmend auf den Zustand und die Thätigkeit unsers innern Lebens, die Energie unsers Bewußtseins und die Stimmung unsers Gemüthes einwirken. Beispielsweise wollen wir in dieser Hinsicht nur an den Zustand der Langeweile erinnern. Dieser Zustand beruht wesentlich entweder auf einem Mangel an Vorstellungen überhaupt, einem trägen und langsamen Ablauf derselben, oder doch mindestens auf einem Mangel solcher Vorstellungen, welche unser Geistes- und Gemüthsleben in

eine wohlthätige Erregung versetzen. Umgekehrt verleiht uns schon der freie, ungehinderte Lauf unserer Vorstellungen und Gedanken, auch wenn dieselben ihrem Inhalte nach durchaus keine directe Beziehung zu unserm Selbst, unserm Eigenleben haben, das Gefühl der Selbstbefriedigung, dessen wir uns immer erfreuen, wenn wir uns der vollen, ungeschwächten Energie bewußt werden, in der unsere geistigen oder körperlichen Thätigkeiten sich vollbringen. Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um dem Leser die Gesichtspunkte näherzurücken, von denen aus er selbst die in der That durchgreifende Wahrheit des obigen Ausspruchs zu prüfen vermag.

Es gibt nun aber auch Vorstellungen, welche in so directer Beziehung zu den Zwecken und Interessen unsers Eigenlebens stehen, daß dieselben, zumal wenn sie plötzlich und unvorbereitet in unserm Bewußtsein auftreten, dieses ganz aus seiner normalen Fassung zu bringen im Stande sind, Vorstellungen, die die formale Herrschaft, welche die mehr intellectuellen Vermögen der Seele, Verstand und Vernunft, über den mehr stofflichen Inhalt unsers Bewußtseins, das von außen kommende Material desselben, in ruhiger Gemüthslage auszuüben pflegen, mehr oder weniger beeinträchtigen oder auch ganz aufheben. Auf diesem Verhältniß beruht die Geschichte der Affecte oder der Gemüthsbewegungen.

Vorstellungen, welche die Erregung des Gemüths bis zum Affecte steigern, haben das Eigene, daß sie entweder die Interessen unsers Eigenlebens, ja dieses selbst unmittelbar und in hohem Maße bedrohen, oder, was bei diesen rein subjectiven Verhältnissen auf das Nämliche hinausgeht, zu bedrohen scheinen — passive, niederschlagende, deprimirende Affecte —, oder daß sie umgekehrt die Zwecke und Interessen unsers individuellen Daseins und Lebens über alles gewohnte Maß hinaus wirklich fördern oder auch nur zu fördern scheinen und dadurch unser Selbstgefühl und mit diesem die innere Lebendigkeit und Fülle des Bewußtseins beträchtlich über deren mittelbares Niveau erhoben — active, erregende, excitirende Affecte. — In den passiven Affecten findet im geraden Gegensatze zu den activen eine Erniedrigung, Lähmung, ja oft beinahe vollständige temporäre Vernichtung des Selbstgefühls und der innern Lebensenergie des Bewußtseins statt.

Der wesentlichste Charakterzug aller Affecte besteht, wie bereits angedeutet, in der dadurch bewirkten Aufhebung jener innern formalen Ordnung des Bewußtseins, welche das Werk der freien Thätigkeit unserer höhern Geistes- und Willenskräfte, ihrer Verarbeitung und Beherrschung des rohen Stoffs ist, der durch die Thätigkeit der Sinne beinahe ununterbrochen unserm Bewußtsein zugeführt wird. Auf dem erfolgreichen Streben, diese innere Ordnung des Bewußtseins, die Herrschaft der Form über den rohen Stoff zu verwirklichen und zu behaupten, beruht die Möglichkeit aller Besonnenheit, Selbstbeherrschung und jener innern Gemüthsverfassung, die man als selbstbewußten und selbsterrungenen Gleichmuth bezeichnen kann. Im Affecte aber ist es die Uebermacht der den Affect hervorrufenden Vorstellung, welche, indem sie sich gleichsam zum alleinigen Inhalte des Bewußtseins macht und alles Entgegengesetzte aus demselben hinauszudrängen sucht, diese innere Ordnung, diesen Normalzustand unsers Bewußtseins für kürzere oder längere Zeit zerrüttet und aufhebt. Bestimmte Beispiele, welche die Natur dieses innern Vorgangs zur lebendigen Anschauung bringen, wird sich der Leser selbst vorzuführen vermögen, wenn er nur der Wahrnehmungen oder Vorstellungen gedenken will, die Schrecken, Furcht oder Zorn, Freude oder Trauer erregen und mit oft unwiderstehlicher Gewalt alles Andere aus dem Bewußtsein verdrängen.

Das wäre in ihren Grundzügen die innere psychologische Geschichte der Affecte. Werfen wir jetzt einen Blick auf deren physiologische Seite und in unsern in der That der Muskel, das Herz genannt, mit unserm Gemüthsleben auch körperlich zusammenhängt.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Die botanischen Gärten.

Von Professor M. Willkomm in Leipzig.

Von botanischen Gärten haben gewiß schon alle Leser dieser Blätter reden hören; ja diejenigen, welche in Dresden, Leipzig, Berlin und andern großen oder mit Universitäten gesegneten Städten Deutschlands wohnen, werden solche Gärten bereits oftmals gesehen und besucht haben. Aber selbst unter diesen dürfte es nur wenige geben, denen die eigentliche Bestimmung und Bedeutung jener kostspieligen Anstalten klar geworden ist und mancher von ihnen mag über die sorgfältige Pflege so vieler „Unkräuter" gelächelt haben und es nicht begreifen können, welchen Nutzen ein botanischer Garten gewährt. Es dürfte daher nicht unpassend sein, einige belehrende Bemerkungen über die botanischen Gärten hier niederzulegen.

Das Institut der botanischen Gärten hat einen doppelten Zweck oder soll wenigstens einen solchen haben, nämlich einen rein wissenschaftlichen und einen praktischen. Was den erstern anlangt, so hat

ein botanischer Garten von rechtswegen drei Aufgaben zu erfüllen, nämlich 1) die seltenern Pflanzen des Landes, wo er sich befindet, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen; 2) ein möglichst anschauliches Bild von dem System der Pflanzen, von der natürlichen Verwandtschaft derselben und von dem Charakter der Vegetation in den verschiedenen Zonen der Erdoberfläche zu geben und dadurch das Studium der Botanik zu erleichtern; 3) für die Verbreitung und genauere Kenntniß neu entdeckter Pflanzen Sorge zu tragen sowie zu entscheiden, ob eine angeblich neue Pflanzenart wirklich neu sei oder nicht. Jahrelange fortgesetzte Cultur ist nämlich das sicherste Mittel, um die Beständigkeit einer Pflanzenart zu prüfen und zu entscheiden, ob dieselbe eine eigenthümliche, eine für sich bestehende ist oder ob sie als Spielart zu einer andern bereits bekannten Pflanzenart gehört. Eine eigenthümliche oder, wie man sich in der Wissenschaft auszudrücken pflegt, eine „gute" Pflanzenart behält nämlich, sie mag noch so oft aus Samen gezogen werden, ihre wesentlichen Merkmale, die sie von andern verwandten Pflanzenarten unterscheiden, während eine bloße Spielart, wenn sie wiederholt durch Aussaat fortgepflanzt wird, nach und nach die sie charakterisirenden Merkmale verliert und der Pflanzenart, zu der sie gehört, allmälig immer ähnlicher wird. In einem gut eingerichteten botanischen Garten sollen daher alle sowol erwiesen als angeblich neuen Pflanzen, von denen man sich lebende Exemplare oder Sämereien, Knollen, Zwiebeln, Wurzelstöcke u. s. w. verschaffen kann, vorhanden sein, ferner alle seltenern oder besonders charakteristischen Pflanzenarten der einheimischen Vegetation und eine so große Anzahl von Pflanzenarten aus jeder Gruppe oder „Familie" des natürlichen Systems, als nöthig ist, um sich ein anschauliches Bild von dem Charakter einer jeden solchen Familie zu machen. Dadurch, daß man die Gewächse in systematischer Ordnung anpflanzt oder (bei Topfgewächsen) nebeneinanderstellt, kann man auch die natürliche Verwandtschaft der einzelnen Pflanzengattungen und Pflanzenfamilien unter sich sehr leicht zur Anschauung bringen. Endlich läßt sich durch Zusammenstellung der charakteristischen Pflanzenformen einer bestimmten Gegend der Erde, eines Landes, einer Zone u. s. w. auch recht gut ein ziemlich treues Bild von dem Vegetationscharakter, d. h. von dem Ansehen des Pflanzenwuchses in den verschiedenen Zonen der Erdoberfläche geben.

In praktischer Hinsicht haben die botanischen Gärten eine dreifache Aufgabe zu erfüllen, nämlich 1) die Gift- und Arzneigewächse kennen zu lehren; 2) für die Kenntniß und Verbreitung der Culturgewächse, d. h. derjenigen Gewächse, welche von dem Menschen theils als nahrungspendende Pflanzen, theils zu technischen Zwecken benutzt und deshalb angebaut werden, sowie für die Kenntniß der den Culturgewächsen schädlichen Pflanzen Sorge zu tragen; 3) zu prüfen, ob angeblich neue Arznei- oder Culturpflanzen sich bewähren oder nicht, ob verdächtige Pflanzen wirklich giftig sind oder nicht u. dergl. mehr. Man kann daher von einem botanischen Garten verlangen, daß in demselben eine möglichst vollständige Sammlung von Arznei-, Gift- und Culturpflanzen vorhanden sei. Auch solche Sammlungen müssen, um das Studium zu erleichtern, systematisch geordnet sein. Der Umstand, daß bei so vielen botanischen Gärten, besonders bei kleinern, in den meisten Fällen aus Mangel an Raum und an Geldmitteln, bisweilen aber auch wegen bloßer Nachlässigkeit der Direction die praktische Seite ganz unberücksichtigt gelassen wird, ist schuld daran, daß den Uneingeweihten die botanischen Gärten so häufig als unnütze Institute erscheinen. Der Besuch eines großen botanischen Gartens, in welchem allen den hier angedeuteten Aufgaben vollständig Rechnung getragen wird, würde solche Ungläubige bald eines Bessern belehren. Aber freilich gibt es nur wenige botanische Gärten, welche jene Aufgabe wirklich erfüllen. Es ist dies ganz natürlich, da ein enormer Kostenaufwand dazu gehört, um Pflanzen aller Klimate und aller möglichen Localitäten der Erde zu ziehen, indem dies zahlreiche verschiedenartig construirte Gewächshäuser, kalte und warme Wasserbassins und andere künstliche Vorrichtungen erfordert. Freilich ist auch die Unterhaltung eines solchen Etablissements, die Herbeischaffung der neu entdeckten Pflanzen u. dergl. mehr fortwährend mit bedeutenden Kosten verknüpft. Daher kann nicht jeder botanische Garten ein Palmenhaus, ein Orchideenhaus, ein Farrenhaus, ein Cactushaus, ein Bassin für die Victoria regia und andere Wasserpflanzen der heißen Zone u. s. w. besitzen, wol aber kann man von jedem botanischen Garten verlangen, daß derselbe die Hauptrepräsentanten der wichtigern Pflanzenformationen und eine möglichst vollständige Sammlung von Arznei- und Giftgewächsen sowie der seltenern einheimischen Pflanzen enthalte. Aber gerade die letztern pflegen selbst in den größten botanischen Gärten am wenigsten berücksichtigt zu werden.

Zu den ältesten, größten und besteingerichteten botanischen Gärten gehört der weltberühmte Pflanzengarten zu Paris (Jardin des plantes, früher

Jardin du roi). Ich erlaube mir, meine Leser in dieses herrliche und großartige Etablissement zu führen, um ihnen an demselben die Wichtigkeit und den Nutzen der botanischen Gärten zu erläutern. Der pariser Pflanzengarten liegt am linken Ufer der Seine und im südlichsten Theile der Stadt, dicht neben dem Bahnhofe der Eisenbahn nach Orleans, zwischen den Straßen Rue de Seine, Rue du Jardin und Rue de Buffon und bildet ein großes längliches, ungleichseitiges Viereck von 33 Hectaren oder 825,660 wiener Quadratklafter Flächenraum. Er zerfällt naturgemäß in drei Abtheilungen, welche der untere Garten (Le jardin bas), der obere Garten (Le jardin haut) und das Schweizerthal (La vallée suisse) genannt werden. Letzteres enthält die große kaiserliche Menagerie und bildet daher keinen wesentlichen Theil des botanischen Gartens. Auch der obere Garten ist nur theilweise zu botanischen Zwecken verwendet und der Hauptsache nach eine öffentliche, aber reizende Promenade. Der untere Garten dagegen, welcher die südliche Hälfte des gesammten Gartenareals einnimmt und sich von dem Seineufer längs der Rue de Buffon bis zu der an der Rue du Jardin gelegenen Galerie der Naturgeschichte erstreckt, ist gänzlich den verschiedenen Aufgaben, welche die botanischen Gärten zu erfüllen haben, gewidmet. Wir treten durch das der Brücke von Austerlitz schief gegenüber liegende Hauptthor in den Garten, welcher auf dieser Seite von einem eleganten eisernen, mit zwei Pavillons verzierten Gitter geschlossen ist, und wählen die rechte der beiden Hauptalleen, welche, parallel laufend, den untern oder eigentlichen botanischen Garten schnurgerade der Länge nach durchschneiden und ihn in drei breite Streifen theilen. Vier Queralleen theilen diese drei Längsstreifen in 13 Hauptfelder von verschiedener Größe. Die drei ersten an das Gitter grenzenden Felder sind mit Arznei- und Giftpflanzen bedeckt, die nächsten beiden Felder des linken an die Rue de Buffon grenzenden Seiten enthalten krautartige Culturgewächse, nämlich die Getreidearten, Gemüsepflanzen, Gartenfrüchte, Futterkräuter, Farbepflanzen und andere für den Haushalt des Menschen wichtige Gewächse. Es folgt nun auf derselben Seite ein großes langes, mit Bäumen bepflanztes Hauptfeld, welches die ganze hintere Hälfte des linken Streifens einnimmt und durch drei Queralleen in vier Quartiere getheilt ist. Am Anfange dieses schönen künstlichen Waldes befindet sich ein elegantes Café. Das erste Quartier ist mit immergrünen Bäumen bepflanzt, zu denen das südliche Frankreich, Spanien, Italien u. s. w. gehören, mit Laubbäumen, welche die Vegetation der wärmern gemäßigten Zone, und zwar theils mit Nadelhölzern, theils mit Laubhölzern, charakterisiren. Dieses Quartier veranschaulicht daher gleichzeitig den Baumwuchs der kalten und kältern gemäßigten Zone, wo die Nadelhölzer vorherrschen, und derjenigen des an das Mittelländische Meer grenzenden Theils von Europa. Eine Allee von Lärchenbäumen scheidet dieses Quartier von den Bäumen, welche im Sommer und Herbst ihre Blüten entwickeln. Darauf folgt ein mit im Sommer blühenden Ziersträuchern bepflanztes Quartier, welches von dem vorigen durch eine Ahornallee, und von dem hintersten, im Frühlinge blühende Ziersträucher enthaltenden Quartiere durch eine Allee einer nordamerikanischen Baumart, des Ailanthus glandulosa, getrennt ist. Die beiden Hauptalleen des untern Gartens bestehen in der vordern Hälfte aus Linden, in der hintern aus edlen Kastanien. Der ganze rechte, in vier große Felder getheilte Streifen des untern Gartens ist der Cultur der Fruchtbäume gewidmet und mit einer großen Baumschule verbunden. Die Zahl der hier befindlichen Arten und Varietäten von Fruchtbäumen aller Gegenden der Erde beläuft sich auf 600. Der mittelste und breiteste Streifen des Gartens zerfällt in vier große Felder. Das dem Eingange zunächst gelegene Quartier enthält krautartige Zierpflanzen und wird die Blumenschule (Ecole de culture de fleurs) genannt. Dann folgt ein von einem Gitter umgebenes und gewöhnlich verschlossenes Quartier, welches lauter außereuropäische, besonders Harz absondernde Bäume enthält. In seiner Mitte steht ein zierliches sechsseitiges Häuschen zur Beobachtung der Bienen. Im nächsten Quartiere werden schönblühende Samengewächse cultivirt. Das letzte und große Feld ist ganz der rein wissenschaftlichen Botanik gewidmet, indem es zahlreiche Repräsentanten sämmtlicher natürlichen Familien enthält, welche nach dem System von Jussieu angeordnet sind. In diesem unter dem Namen der Ecole de botanique bekannten Quartiere befanden sich 1846 über 6500 verschiedene Pflanzenarten. Links vom Systeme, an die Rue de Buffon grenzend, befindet sich die Galerie de botanique, ein langes schönes Gebäude, welches die Bibliothek des botanischen Gartens, die sehr bedeutenden Herbarien und die nicht minder bedeutenden mineralogischen Sammlungen umschließt, rechts davon erheben sich die zahlreichen und großartigen Gewächshäuser. Gerade vor dem System, den Hintergrund des untern Gartens bildend, erhebt sich das großartige Gebäude des natur-

ſterischen Museum, welches ungeheure Sammlungen von Thieren aller Art, von Thierſkeletten, Eiern, Nestern, vorweltlichen Thieren u. ſ. w. von unſchätzbarem Werthe birgt. Unter den Gewächshäusern ſind namentlich das Palmenhaus, das Orchideenhaus und das große Haus für Pflanzen der warmen gemäßigten und ſubtropiſchen Zone (serre tempérée) bemerkenswerth. Das Palmenhaus iſt ein förmlicher Glaspalaſt, indem alle ſeine Wände und das Dach von Glas ſind. Es wird von unten geheizt, weshalb die Palmen und andere Prachtgewächſe der heißen Zone hier unmittelbar im Boden wurzeln, wie in ihrem Vaterlande. Mehre derſelben haben eine bedeutende Höhe erreicht. Das viel niedrigere Orchideenhaus enthält eine äußerſt reiche Sammlung jener wunderbar herrlichen Gewächſe, welche in den Urwäldern der Tropenzone die Stämme und Aeſte der Bäume und die Felswände ſchmücken, ſowie andere unter ähnlichen Verhältniſſen wachſende Tropenpflanzen. Die andern warmen Häuſer ſind der Cultur der tropiſchen Farrn, der Cacteen und anderer Pflanzen der heißen Zone gewidmet. Eins derſelben enthält ein großes von einer ſchönen Glaskuppel überwölbtes Baſſin, auf deſſen Waſſerſpiegel die Rieſenblätter der Victoria regia und die Blätter zahlreicher anderer Waſſergewächſe der Tropen ſchwimmen und welches mit maleriſchen Gruppen tropiſcher Sumpfgewächſe umgeben iſt. Das große gemäßigt warme Haus, welches ſich außerhalb des untern Gartens am Eingange des Schweizerthals befindet, enthält meiſt Kappflanzen (Pflanzen vom Vorgebirge der guten Hoffnung und überhaupt aus Südafrika), neuholländiſche und neuſeeländiſche Gewächſe. Vor demſelben liegt in einer drei Meter unter die Oberfläche des übrigen Gartens eingeſenkten Vertiefung der während des Sommers mit neuſeeländiſchen Bäumen geſchmückte Jardin de naturalisation, welcher dazu beſtimmt iſt, Pflanzen fremder Klimate an das franzöſiſche Klima zu gewöhnen. An denſelben ſtößt der Ausſaatgarten (Jardin des semis), in welchem fortwährend Ausſaaten von den im Garten geſammelten ſowie von den aus allen Welttheilen erhaltenen Sämereien, Knollen, Zwiebeln u. ſ. w. veranſtaltet werden, um junge Pflanzen theils zum Erſatz der alten oder eingegangenen, theils zum Austauſch mit andern botaniſchen Gärten, theils zum Verkauf zu ziehen. Zwiſchen den Gewächshäuſern der Rue du Jardin und Rue de Seine breitet ſich der obere, von einem hügeligen Gelände gebildete Garten aus, welcher kaum ein Sechstheil des Geſammtareals des Gartens einnimmt. Wir lenken unſere Schritte nach dem Cedernhügel, welcher hoch über dieſen anmuthigen, mit prächtigen Baum- und Strauchgruppen geſchmückten Park emporragt und auf ſeinem Scheitel einen eleganten Kiosk trägt. Dieſer Hügel iſt aus verſchiedenartigen Nadelhölzern und andern immergrünen Bäumen bedeckt und bietet von ſeinem Gipfel eine prachtvolle Ausſicht über den ganzen Garten und über einen großen Theil von Paris und ſeiner Umgebungen, beſonders aber nach dem berühmten, jenſeit der Vorſtadt St.-Antoine am Abhange eines Hügels ſich hinziehenden Friedhof von Père-Lachaiſe dar. Auch befindet ſich hier ein Detonationsmeridian, d. h. eine Vorrichtung, welche den Durchgang der Sonne durch die Mittagslinie, alſo den Augenblick des wahren Mittags mittels des Losbrennens eines Kanonenſchlags verkündet. Es iſt nämlich ein großes Brennglas ſo geſtellt, daß es die Wärmeſtrahlen der Sonne in jenem Augenblicke concentrirt und einen in ſeinem Brennpunkte befindlichen Kanonenſchlag entzündet. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dies blos im Sommer und bei heiterm Wetter geſchehen kann. Ein ganz ähnlicher Detonationsmeridian befindet ſich auch im Garten des Palais Royal. Allein die größte Merkwürdigkeit jenes Hügels iſt unſtreitig die an ſeinem Abhange ſtehende große Ceder vom Libanon. Dieſelbe wurde, wie eine Inſchrift beſagt, im Jahre 1734 durch den berühmten Botaniker Bernard de Juſſieu, den Schöpfer des natürlichen Pflanzenſyſtems, gepflanzt und iſt folglich gegenwärtig 120 Jahre alt. Sie bildet einen majeſtätiſchen Baum, welcher ſchon von fern durch ſeine dreieckpyramidale, ſchwarzgrüne Krone in die Augen fällt. Die Ceder vom Libanon (Pinus Cedrus L.) iſt nämlich keineswegs ein ſchlanker, cypreſſenartiger Baum, wie man bei uns gewöhnlich glaubt, ſondern ein ſehr breitkroniger Baum mit dickem und meiſt nicht geradem Stamme, welcher zwar einen bedeutenden Umfang, aber keine anſehnliche Höhe erreicht. Die Aeſte beginnen in geringer Höhe über dem Boden und ſtehen vollkommen wagerecht ab. Sie ſind im Alter ſehr gekrümmt und zweizeilig mit ebenfalls horizontalen Nebenäſten und Zweigen beſetzt, welche zahlreiche Büſchel 10—15 Linien langer, dunkelgrüner Nadeln tragen. Deshalb bildet ein jeder Hauptaſt ein horizontales dichtes Laubdach, und da die Aeſte nach der Spitze des Baumes hin fortwährend kürzer werden, ſo ſieht die ganze Cedernkrone aus wie eine breite, aus horizontalen Laubſchichten zuſammengeſetzte Pyramide. Die Breite der unterſten Aeſte

übertrifft die Gesammthöhe des Baumes um ein Beträchtliches. Von dem Gedenkhügel begeben wir uns, uns links der Rue de Seine zuwendend, nach dem Schweizerthal. Dieser Gang führt uns bei einem großen an die Rue de Seine grenzenden Gebäude vorbei, welches die Wohnungen für die Administrationsbeamten des gesammten Gartens, sowie Magazine u. a. m. enthält. Vor demselben steht isolirt ein großer vierflügeliger Pavillon, in dessen oberm Stockwerke die Professoren des Gartens wohnen. Im Erdgeschoß befindet sich der botanische Hörsaal, ein schönes Amphitheater, welches 1200 Personen faßt und dessen Eingang während der warmen Jahreszeit mit zwei schönen, hohen östlichen Fächerpalmen, welche Ludwig XIV. zum Geschenk erhielt, geschmückt ist. Vor dem Amphitheater sind im Sommer schöne Gruppen von Sträuchern und Stauden Nord- und Südafrikas und Neuhollands aufgestellt. Das Schweizerthal ist ein reizender, aus Gehölzen, Wiesen und Blumenbeeten gebildeter Park, welcher ungefähr ein Viertheil des gesammten Gartenareals einnimmt und von dem eigentlichen botanischen Garten durch eine breite, vierfache Lindenallee getrennt ist. In 11 umzäunten Abtheilungen, deren jede wieder in kleinere Bezirke zerfällt, befinden sich viele Familien von ausländischen Wiederkäuern, Nagethieren und andern friedliebenden wilden Thieren, als Hirsche und Rehe aller Art, Gemsen, Gazellen, Antilopen, Giraffen, Elefanten, Kameele, Lamas u. s. w. Jede Thierfamilie hat ihren nach ihren Bedürfnissen eingerichteten Stall, welcher äußerlich als eine Ruinenhütte, als eine Einsiedelei oder unter einer andern gefälligen Form erscheint; der freie vor demselben befindliche Platz, wo die Thiere nach ihrem Belieben herumlaufen können, ist mit grünen Rasenplätzen, Bäumen und Gesträuchgruppen und häufig auch mit einem Wasserbassin versehen. Die Raubthiere sind in eine lange Reihe großer Käfige eingeschlossen, welche das Erdgeschoß eines großen für die Administration der Menagerie bestimmten Gebäudes im neuesten Theile des Schweizerthals enthält. Im Schweizerthale befinden sich auch mehre große, tief in den Boden eingesenkte Zwinger, wo mehre Bärenfamilien hausen.

Der Pflanzengarten von Paris wurde im Jahre 1626 unter der Regierung Ludwig's XIII. gegründet. Als dieser Monarch einen ursprünglich wüsten Exerzirplatz und einen Schindanger am Ende der damaligen Vorstadt St. Victor zur Cultur von Arzneikräutern bestimmte, dachte er wol schwerlich daran, daß er den Grund zu einem Etablissement lege, welches jetzt eine Hauptzierde von Paris und mit Recht der Stolz von ganz Frankreich ist, da es durch Verbreitung zahlreicher wichtiger Culturpflanzen Segen über dieses ganze Land ausgegossen hat und außerdem durch die vielen hochwichtigen Entdeckungen im Gebiete der Botanik und der gesammten Naturwissenschaften, welche in demselben gemacht worden sind, für die ganze Welt zu einer Hauptstätte des menschlichen Wissens geworden ist.

Anregungen.

Ein Wink für weibliche Erziehung.

Man empfiehlt in hundert und aber hundert Erziehungsschriften das Nachdenken. Bei Männern, die ohnehin durch Beruf und Neigung des Mannes ernsten die Zukunft, was sie auch bringe, gewappnet sind, ist dies die richtige Aufforderung, sich aus der Vergangenheit Kraft und Weisheit zu holen.

Frauen sollte man aber zum Vordenken erziehen. Es gibt auf dem Schädel des Menschen, ahnlich nach dem Hinterkopfe zu, von dem Organe der Verehrung aus, eine Stelle, welche die Schädellehrer das Organ der Vor- und Voraussicht nennen. Es ist bei den meisten Frauen außerordentlich gering ausgebildet. Wer glücklich aufwächst, keine Reflexionsreise hat, wem frühzeitig immer Das wurde, was ihm nothwendig schien, der lernt jene Voraussicht selten kennen, die sich bei weiblichen Charakteren nur da bildet, wo theils angeborene Anlage stattfindet, theils in activer Veranlassung weise, in passiver unruhige, widerspruchsvolle, unbestimmt handelnde Aeltern frühzeitig die Kinder zwingen, die Sorgen des Hauses mit auf sich zu nehmen, ja nicht selten allein durchzuführen und bei Zeiten in der Familie mit die Führer und Leiter zu werden. Je geregelter Aeltern, desto mehr müssen sie bedacht sein, bei ihren Kindern dem Hange zur Sorglosigkeit zu steuern.

Sorglosigkeit nennen wir hier einen Mangel an Phantasie, der sich ein nächstes Verhältniß nicht als gegenwärtig vorstellen kann. Wem diese Gabe der Voraussicht fehlt, den muß jedes Interesse überraschen und unvorbereitet finden. Frauen dieser Art sind wirthschaftlich und haben keine Eintheilung. Sie sind den Tag über ruhelos und finden nie eine Befriedigung ihrer Mühe. Jedes Kleinste, das sie bei einiger Phantasie und voraussichtlicher Combination erwarten mußten, überrascht sie; jedes Kleidungsstück, dessen Natur es ist, allmälig abgenutzt zu sein, verbrieht

und reguliert sie. Sagte ihnen die Voraussicht, wie die Umstände es mitbringen, daß eine Lücke in der Wäsche, im Geräth, in dem Hausrath einreiße, sähen sie innerhalb eines begrenzten Horizonts diese Lücken allmälig entstehen, sähen sie mit ergebener Toleranz in die sich von selbst verstehenden Thatsachen der Zukunft, sie würden nicht durch das Eintreffen derselben ewig aufgerieben werden. Diese Frauen sind unfähig, einen Gesellschaftsabend zu ordnen. Sie sehen nichts voraus, keinen Zwischenfall, keine an sich außerordentliche, aber gewöhnlich eintretende Störung. Sie laden zu Tisch und es fehlt an Ordnung sowol wie an Reichlichkeit. Der sinnige Freundlichkeit, der jedes Kommende sich schon als gegenwärtig ausmalen kann, ist bei ihnen nicht früh angeleitet worden, die Umstände, die vom Willen ganz unabhängig sind, mit in Rechnung zu ziehen.

Wenn man in der Erziehung der Frauen von Verinnerlichung des Gefühls spricht, so geben die Weisheitslehrer immer Anleitungen dazu, die auf ein gründliches Zurechtlegen des Vergangenen zielen. Daß sich das Erlebte einprägt, dafür sorgt schon das Naturell, das Interesse des Verstandes und Herzens. Viel mehr kommt es auf die Bildung der Fühlfäden an, welche die weibliche Seele in das Zukünftige auszustrecken hat.

Eine solche Ehe, wo der Mann der Vorausschende und die Frau die ewig Ueberraschte ist, kann nicht besonders glücklich sein.

Gesundheit und langes Leben.

Befolge Dies! Befolge Jenes! war die bisherige Art, in der die Aerzte und Seelenforscher zu uns sprachen, wenn wir sie um die goldene Tinctur angingen, die ein langes Leben verbürgt. Professor Ideler in Berlin, bewährt als Kenner der menschlichen Seele, geht in seinem „Handbuch der Diätetik der menschlichen Seele" (Berlin, Trowitzsch & Sohn, 1835, 29 Bgn.) einen neuen Weg. Er achtet das Aeußere geringer als das Innere. Er legt den Hauptnachdruck auf die „freie Selbstbestimmung der Kräfte".

Im Gegensatz zur herkömmlichen Diätetik, welche vor Anstrengung der Kräfte warnte und Schonung derselben empfahl, schärft Ideler immer und immer wieder ein, daß nur durch Anstrengung die Kräfte diejenige Durchübung und Ausbildung erlangen, welche Grundbedingung der Gesundheit und des freien Lebensgebrauchs sind. Die bisherige Diätetik verwendete alle Sorgfalt auf Bestimmung des richtigen Maßes aus der zweckdienlichen Auswahl in Betreff der Nahrung, Kleidung, Wohnung u. dergl. Daraus entstanden jene oft so langweiligen und weitschweifigen Abhandlungen, welche jede Speise einer besondern Kritik unterwarfen und sich in endlose Einzelheiten verloren. Ideler hingegen sucht den Menschen gegen die objectiven Einflüsse zu stärken und zu stählen, um ihn aus der Abhängigkeit von ihnen soviel als möglich zu erlösen, und hierzu erkennt er Anstrengung der Kräfte als nothwendige Grundbedingung.

Damit jedoch die Anstrengung nicht schädlich wirke, ist der sogenannte Antagonismus der Kräfte, das Grundgesetz des Lebens, zu beobachten, welches Ideler daher zuerst entwickelt, ehe er zu einigen seiner Lebensregeln und Gesundheitsvorschriften übergeht.

Der Antagonismus der Kräfte besteht darin, daß eine gleichzeitige Anstrengung mit den Hauptthätigkeiten des Körpers, mit dem Kopfe beim Denken, den Muskeln bei der Bewegung und dem Magen bei der Verdauung, über das Maß unserer Kräfte geht, weil jene Hauptthätigkeiten sich gegenseitig hemmen. Jedes der genannten Organe nimmt während seiner wirklichen Anstrengung den vorhandenen Vorrath an Kräften größtentheils für sich in Anspruch und entzieht ihn den andern. Nur bei gemäßigter Anstrengung können alle Organe ohne Nachtheil gleichzeitig wirken. Bei solcher Anstrengung hingegen, wie sie zur Uebung und Vervollkommnung, zur Stärkung und Stählung der Kräfte erforderlich ist und wie Ideler sie dringend empfiehlt, müssen die genannten drei Hauptthätigkeiten einander abhölen und dürfen nie, wenn nicht Unordnung und Zerrüttung im Körper eintreten soll, gleichzeitig stattfinden.

Aus diesem obersten Grundsatz, den wir in nächster Nummer noch näher erläutern wollen, leitet Ideler in höchst anziehender und übergreifender Weise die einzelnen diätetischen Lehren ab. Er hat die Diätetik zum Range einer wirklichen, methodischen Wissenschaft erhoben. Sein Stil ist echt populär, er verbindet wissenschaftliche Gründlichkeit mit Schönheit des Ausdrucks.

Wahrnehmungen.

Eine geistreiche Frau gestand uns kürzlich: „Wenn wir Frauen nur begreifen wollten, wie bequem und angenehm es ist, 31 Jahre alt zu sein, wir würden uns nicht solange mit hundert Demüthigungen plagen, nur 29 zu scheinen."

An die Sammler unserer Blätter.

Was am Rand der Quelle blüht
Oder hoch auf Alpenmatten,
Was im Wasser oder Schatten,
Oder nur in Sonne glüht;

Was auf nächster Gartenflur
Oder über Meer gefunden,
Bringen wir zum Strauß gebunden,
Freund Eines Tages nur.

Ein mal lacht, was so geschenkt,
Doch dem sinnigen Gemüthe
Duftet immerdar die Blüte,
Wenn sie auch die Blätter senkt.

Blumen, lieblich, wenn sie jung,
Werden heilig mit den Jahren;
Durch ein treues Aufbewahren
Lehre, Bild, Erinnerung.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 2.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Söhne der Haide.

Erzählung in drei Capiteln.

Zweites Capitel.

Juros, der Zigeuner.

Pal, der Richter von Kis-Balas, gab Juros zu trinken, aber mit Geberden, die eher schließen ließen, als wollte er ihm Kraft geben, sich zu vertheidigen.

„Tödte mich nicht!“ wehklagte Juros. „Ich schwöre dir bei dem Sterne, der über mir wacht, ich gebe dir deinen Sohn wieder!“

„Du schwörst!“ wiederholte Pal mit furchtbarem Lachen; „du hast schon ein mal geschworen und hast gelogen! Ich will meinen Sohn nicht, nachdem du ihn zum Zigeuner gemacht hast! Das Kind wollte ich von dir und wenn es großgewachsen wäre, hätte es mich Vater genannt und wäre ein Magyar geworden wie von Arpad's Söhnen einer; jetzt aber muß er zwanzig Jahre zählen und ich will seinen Leib nicht, wenn ihm das Herz fehlt!“

Diese letzten Worte sprach Pal mit so tiefer Wehmuth, daß Juros hoffnungsvoll aufathmete. Er kannte den Ungar zu gut, um nicht augenblicklich das Mittel zu erkennen, das ihn der drohenden Gefahr entriß. Zorn, Haß oder Rache können den Ungar zum Tiger machen, der Schmerz aber macht ihn zum Kinde.

Juros erhob sich vom Boden, griff nach dem schweren Kruge, dessen Inhalt er bereits zur Hälfte geleert, und nachdem er einen langen Zug gethan hatte, richtete er sich hoch auf und sprach mit ganz verändertem Tone: „Pal! Ich habe ebenso sehr Grund, dich zu hassen wie du mich; aber mein Weib ist todt, wir wurden unter Einem Sterne geboren und er ist mit ihr untergegangen. Ich weiß es, Pal, ich werde nicht lange mehr leben, aber ich will nicht von deiner Hand sterben, weil du kein Recht hast, mich zu strafen! Ich habe vielleicht viel Böses gethan, aber nie gegen dich! Du hättest noch mehr verdient, als ich dir wohlthat. Keiner meiner Brüder hat je einen Schwur gebrochen, den er bei seinem Stern gethan; das Kind aber ist mir genommen worden, sowie ich es Der nahm, die es geboren hatte. Als es zwei Jahre alt war, verkaufte ich es einem Weibe in Temeswar, die es einst bewahren wollte. Das Weib ist aus deinem Stamme und hat das Kind schlechter behandelt, als je eine Zigeunermutter es gethan hatte. Damals, als ich in deine Hände fiel und dir versprach, es dir zurückzubringen, stahl ich es aus dem Hause des Weibes und wollte es dir bringen, aber es wurde mir geraubt; ich glaubte, es sei auf deine Veranlassung geschehen, denn dein Schwager war es, der es mir entriß; ich glaubte es in deinen Händen und kümmerte mich nicht weiter darum. Nach langer Zeit erst erfuhr ich, daß der Knabe nicht bei dir war; aber da lag es nicht mehr in meiner Macht, ihn zu holen. Dein Sohn war nie ein Zigeunerkind, und wenn du noch heute wie ehedem an ihm hängst, so fodere ihn von deinem Schwager zurück. Oder sag' dem Gyula selbst, daß du sein Vater bist und nimm ihn in dein Haus wie deinen Sohn!“

Pal hatte mit unbeschreiblicher Spannung die Worte Juros' angehört, und hätte Dieser es sehen können, wie die Muskeln in dem Gesichte des Magyaren arbeiteten, Juros wäre dieser maßlosen Wuthheit gegenüber verstummt und Pal hätte ihm buchstäblich die Worte aus dem Munde pressen müssen. Als Juros den Namen Gyula's nannte, fasste Pal mit beiden Händen nach seinem Kopfe und zerraufte sein Haar, als wollte er sich selbst zum Bewusstsein bringen, dass er diese Nachricht nicht träumend vernommen habe. Nach einer langen Pause sagte er mit dumpfer, zitternder Stimme: „Juros, gib mir die Hand!"

Der Zigeuner that es.

„Warum zitterst du?" fragte Pal; „ich will dir nichts zuleide thun; ich fürchte, du hast deinen Verstand verloren oder du bist krank. Ich gönne dir nicht, aber nenne mir noch ein mal den Namen des Kindes!"

„Gyula heißt er und ist der erste Knecht im Hause deines Schwagers Papay Michal, des Richters in Nagy-Balas. Aber nicht meine Hand zittert, sondern die deine, und du bist krank, nicht ich"....

„Wenn du nicht Lüge hast, Juros, und wenn du weißt, was du sprichst, dann bedenke, dass es einen Gott im Himmel gibt, der es warm und kalt werden lässt und der die Worte ins Land schickt, dass sie unsere Kammer fliessen! Bedenke, dass du heute Morgen starr und ohne Leben auf dem Felde lagst und dass der Wolf, der auch dich hätte fressen können, von dem Gyula erschlagen wurde! Denn du wirst bekennen, dass ich es nicht war und nicht meine Nachbarn, die den Gyula schickten, dich zu retten, meinem Gott, und wenn du Lug bekennst, dann sag' mir, ob du die Wahrheit gesprochen hast!"

„Ich habe die Wahrheit gesprochen!" sagte der Zigeuner erschüttert.

„Bedenke, Juros, du bist alt und ich auch! Ich habe dich tödten wollen, weil du mir mein Weib und mein Kind raubtest, aber ich hasse dich nicht mehr, Juros! Such dir etwas aus von Dem, was mir gehört und nimm es als dein eigen, und dann sag' mir, dass du die Wahrheit sprichst und dass Gyula mein Sohn ist!"

„Pal", sagte Juros, „ich hatte deine Rechte in meinen Armen und sage dir, dass ich dich noch mehr hassen werde als früher, wenn du mir nicht glaubst, und dann werde ich dein Haus anzünden und wenn mich die Knechte ins Feuer werfen, werde ich dir noch immer zurufen, dass Gyula dein Sohn ist!"

Pal legte sich auf die Bank und zog Juros an seine Seite; dann sagte er: „Juros, du bist ein Zigeuner und ich bin ein magyarischer Edelmann, aber wenn Gyula mein Sohn ist, dann sollst du bei mir bleiben und mich Bruder nennen!"

„Gyula ist dein Sohn, aber ich kann weder bei dir bleiben noch dich Bruder nennen, weil du nicht aus meinem Stamme bist; ich werde mit Tages-anbruch dein Haus verlassen!"

„Dann nimm meinen Pelz und ein Pferd aus meinem Stalle als Zeichen meiner Freundschaft mit, versprich mir aber, wiederzukommen, wenn ich dir oder wenn du meiner bedarfst —"

„Ich werde kommen."

Pal drückte ihm mehrmals die Hand und verließ sodann ohne weiteren Gruß die Schenkstube, um sich auf seine Kammer zu begeben.

Von diesem Augenblicke an hatte Pal dem Zigeuner Juros sein Leben anvertraut, Juros aber das seinige für ihn aufgeopfert. So sind die Magyaren und die Zigeuner!

Im Hause des Richters Papay Michal in Nagy-Balas fand an demselben Abend eine Scene anderer Art statt.

Michal hatte zwar nicht wie Pal gleichzeitig die Schenke und das Richteramt, dennoch aber war längst nach eingetretener Nacht in der großen Wohnstube Licht. Die Leute waren schon zur Ruhe, nur Michal ließ die Sorge um Gyula nicht schlafen. Er hatte ihn nach Temeswar geschickt, um daselbst Einkäufe zu machen; gegen Abend konnte er zurück sein und jetzt, wo es bereits so spät in der Nacht war, ließ Gyula noch immer auf sich warten.

An die Möglichkeit, dass ihm ein Unfall begegnet wäre, dachte Michal nur entfernt, denn zwei und selbst drei Wölfe, die dem banater Bauern begegnen, sind nicht gefährlich, da er sein Dorf nie ohne Waffen verlässt, und in großer Anzahl beisammen sind sie im Banat nur in den seltensten Fällen; dennoch aber konnte Michal nicht ruhen, er hatte Gyula liebgewonnen wie einen Sohn.

Aber noch eine andere Person im Hause Michal's hatte die Sorge um Gyula wach erhalten. Es war Jeliska. Seit zwei Jahren etwa, seitdem sie aufgehört hatte Kind zu sein, bewohnte Jeliska eine kleine, dicht an der Wohnstube Michal's gelegene Seitenkammer, die früher ihre Mutter inne hatte. Diese Kammer hatte nur ein kleines, stark vergittertes Fenster, welches in einen umzäunten Garten sahen, und keinen eigenen Eingang; man konnte nur durch die Vorderstube dahin gelangen.

So war ein stillschweigender Befehl, daß Joliska etwas früher als der Vater ihr Lager aufsuchen mußte, denn Michal schob aus alter Gewohnheit den hölzernen Riegel vor die äußere Thür und niemals fiel es ihm ein nachzusehen, ob Joliska bereits in ihrem Kämmerchen war. Dies verstand sich von selbst. Des Morgens durfte sie erst dann ihr Kämmerchen verlassen, nachdem der Vater bereits zu den Lieutenten, welche in den Stallungen schliefen, gegangen war, um sie zu wecken. Aber dennoch hatte Joliska das Kämmerchen lieb gewonnen, denn Gyula hatte sich, nachdem Alles zur Ruhe gegangen war, gar oft an das niedere Fensterchen geschlichen und viele Stunden lang mit ihr geflüstert, und die mutterlosen, rothaarigen Waisenkinder waren stumm und konnten es nicht verrathen, daß sich zwischen ihnen durch doch die Lippen zweier Liebenden gesucht und gefunden hatten.

Michal konnte sehr in Zorn gerathen, wenn Joliska die erste Person war, die ihm einen Guten Morgen bot. Ein solcher Tag brachte immer viel Streit und Unzufriedenheit. Joliska versorgte die Küche, überlas auch die Wirthschaft, sie hatte die Schlüssel der Vorrathskammern; aber Aufträge für die Einrichtung oder für vorkommende Veränderungen in derselben erhielt sie niemals vom Vater, sondern von Gyula, welcher sie aber nicht immer auf Anweisung Michal's, sondern ebenso oft aus eigener Machtvollkommenheit ertheilte. Was Gyula that, war dem Alten recht, und die einzige ausweichende Rechtfertigung eines Knechts für eine gethane oder unterlassene Arbeit war die: „Gyula hat es so gewollt!" Gyula war aber auch brav und tüchtig wie Keiner.

Und heute konnte Joliska nicht zur Ruhe kommen. Nicht etwa, weil der Vater noch immer angekleidet mit schweren Tritten in der Stube auf und ab ging, sondern weil dieselbe Sorge sie quälte und in noch weit höherem Grade. Im Kämmerchen, dessen Thür den Tag über offenstand, war es jetzt sehr kalt geworden, aber Joliska merkte es nicht; ihre Wangen glühten vor Aufregung und es that ihr wohl, wenn sie die Stirn an den Fensterscheiben kühlte. Mit immer wachsender Spannung lauschte sie in die Nacht hinaus, strengte sich an, durch den brausenden Sturm hindurch das wohlbekannte Geläute eines herannahenden Schlittens zu vernehmen. Noch immer nichts. So schlich sie auf den Zehenspitzen — der Vater durfte es nicht wissen, daß sie noch wachte — vom Fenster zu ihrem Lager und von da wieder zur Thür, um vielleicht aus der Bewegung Michal's zu erspähen, worüber sie für Gyula zu besorgen hatte.

Plötzlich aber ward es in Michal's Stube ruhig. Hatte der Vater sich sorglos niedergelegt? Wußte er, wie es um Gyula war? Hatte er ihm vielleicht Knechte entgegengeschickt? War er selbst hinausgegangen, um nach dem Wege zu sehen? Oder war vielleicht Gyula gar schon zurück und hatte sie ihn nicht kommen hören? So fragte sich Joliska und suchte durch irgend eine Thorheit zu erspähen, ob in des Vaters Zimmer noch Licht sei; sie löschte das kleine, auf einem niedrigen Schemel stehende Lämpchen aus, um einen aus der Vorderstube einfallenden Lichtstrahl deutlicher zu sehen — aber sie sah nichts. Wieder schlich sie ab ans Fenster, drückte die Stirn an das kalte Glas und strengte sich an, einen Laut zu hören, der sie beruhigen konnte, und wieder kehrte sie zur Thür zurück und lauschte verhaltenen Athems auf eine Bewegung ihres Vaters — sie sah und hörte nichts. Endlich trieb die peinigende Ungewißheit, die durch das drückende Gefühl der Gefangenschaft bis zu einem Grade von Leidenschaft gesteigert wurde, das arme Mädchen zu einem für ihre Verhältnisse verzweifelten Entschluß. Sie wollte die Thür öffnen und sehen, was der Vater that. Wäre sie selbst zu dieser Stunde und allein auf dem freien Felde gewesen und hätte der blutunterlaufene tragische Blick des Wolfs sie getroffen in dem Moment, wo er zum Sprunge ausholt, um das mörderische Gebiß in ihr Fleisch zu senken, sie hätte keine größere Angst empfinden können als jetzt, wo sie die zitternde Hand an den hölzernen Thürriegel legte, um ihn aufzuheben. Ihr Athem flog und ging in ein leises Husteln über, und sie mußte die Hand an die Lippen pressen, um es nicht ausbrechen zu lassen. Fünf Minuten dauerte es, ehe sie das Stückchen Holz aus dem eisernen Ringe, der es umfing, gehoben hatte, und nachdem es ihr gelungen war, hielt sie die Thür an sich, damit sie nicht zu schnell aufgehe.

In der Vorderstube war noch Licht, aber der Vater konnte nicht schlafen, sie hörte seine Athemzüge nicht; noch eine Spanne weiter drückte sie die Thür zurück, sie harrte ein wenig; hätte Michal jetzt ein einziges Wort gesprochen, Joliska wäre zusammengesunken; aber Michal war nicht da. . . Eine Minute lang stand Joliska rathlos auf dem Platze. Wahrscheinlich hatte der Vater Knechten getroffen, um Gyula Jemand entgegenzuschicken, und was sollte sie thun? In ihr Kämmerchen zurückkehren konnte sie nicht; es zog sie gleichfalls hinaus, sie mußte Gyula sehen, oder wissen, wie es um ihn stand. . . Die erste glücklich überstan-

dene Gefahr ermuthigte sie, sie zog die Hand von der Thür zurück; diese fiel zu und Jeliska machte einige Schritte, um durch die Vorderstube in den Hofraum und von dort ins Freie zu gelangen.

Plötzlich stand der Vater vor ihr.

Sie hatte ihn kommen hören, aber sie vermochte es nicht, in ihre Kammer zu flüchten; sie wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen, aber sie fühlte es, wie sein Blick voll Zorn und Haß auf ihr ruhte und hörte den bittern Fluch, dessen einzelne Worte sich dumpf zwischen seinen zusammengepreßten Zähnen hervordrängten.

„Ich ahnte es, daß dieser Tag mir Unglück bringen würde", knirschte Michal. „Vergangene Nacht träumte ich von dem Weibe! Armer Gyula, ich habe dich verloren!"

Jeliska erbebte; mit schlaff herabhängenden Armen, leichenblaß und unbeweglich stand sie dem Manne gegenüber, der noch nie ein freundliches Wort zu ihr gesprochen, der sie haßte und ihren Anblick mied, ohne daß sie die Ursache wußte oder auch nur ahnte. Um das Kind hatte er sich nie gekümmert, aber seitdem sie herangewachsen war, seitdem er, um den Ruf und die Achtung zu wahren, die er genoß, Verpflichtungen gegen Jeliska übernehmen mußte, seitdem brach sein Haß bei jeder Gelegenheit hervor, und nur dem Einflusse Gyula's verdankte sie es, daß der natürliche, durch fortwährende Härte von Seiten des Vaters aufgestachelte Trotz nicht zum Ausbruch kam, der den harten Mann sicherlich zum Aeußersten getrieben hätte.

„Was willst du hier?" fragte Michal mit jenem kalten, gehässigen Tone, der schneidender als die wildeste Leidenschaft ins Herz trifft.

„Nichts!" antwortete Jeliska halblaut.

„Dann geh'!"

Jeliska machte einige Schritte gegen die Stubenthür.

„Wohin willst du?"

„Ich kann nicht in der Kammer bleiben, ich muß nach Gyula sehen!" erwiderte Jeliska gefaßt und ernst.

Das Gesicht Michal's nahm einen unheimlichen Ausdruck an; er hatte die Hand auf den schweren Eichentisch gestützt und drückte das eine Ende desselben mit solcher Kraft, daß die Tafel knarrte. Die Unterlippe zwischen die Zähne gepreßt, sah er Jeliska an und deutete mit ausgestrecktem Arm nach der Kammer. Jeliska sah auf, aber sie ertrug mit bewundernswerthem Muthe den Blick, der sie durchbohren zu wollen schien. „Ich gehe nicht in die Kammer, ich muß nach Gyula sehen!" sagte sie mit Entschiedenheit, aber noch immer ohne Trotz; „ich muß nach Gyula sehen, denn er ist in Gefahr, und wenn du mich zurückhältst, wird das Blut mir aus den Adern springen; ich fürchte mich nicht vor dem Vater — ich liebe Gyula!"

„Sie ist das Kind ihrer Mutter!" murmelte Michal mit aufflackerndem Grimm. „Ganz so sprach sie auch! Aber ich werde sie an die Pforten ihrer Kammer binden, wie ich es bei dem Weibe that, das mich verrieth!" Wieder wies er mit der einen Hand nach der Kammer, während er sich mit der andern krampfhaft an den Tisch anklammerte, gleichsam als wollte er selbst seinen Zähnen bändigen und sich zurückhalten, um nicht auf Jeliska loszustürzen.

Aber Jeliska ging nicht. „Du haßest mich, Vater", sagte sie mit immer wachsendem Muthe, „und gönnst mir nicht, daß ein Gyula mich liebt! Was habe ich dir gethan?"

„Wenn du etwas gethan hättest", erwiderte Michal, „dann hätte ich dich anders hier begrüßt. Aber nun geh' und sprich nicht mehr!"

Jeliska ging nicht. Sie betheuerte ihre Liebe zu Gyula. Ihr Vater stand mit dem Ausdruck des Wahnsinns vor dem unglücklichen Mädchen, welches bei seiner ersten Berührung ins Knie gesunken war. Michal hatte die Faust erhoben, doch in dem Augenblicke, als er sie auf das Mädchen niederfallen lassen wollte, wurde sie von einer starken Hand aufgehalten.

Gyula stand vor ihm. „Wenn du das Mädchen schlagen willst, dann schlage mich, Herr!" sagte er ruhig und gelassen, seinen Eingriff in die väterliche Gewalt entschuldigend.

Michal erneuerte seinen Angriff nicht; auch wäre Gyula schwerlich im Stande gewesen, ihn entschieden zurückzuweisen, denn Jeliska hing an seinem Halse und klammerte sich so fest an ihn, daß er weit mehr Kraft brauchte, ihrer Liebkosung als der Feindseligkeit des Vaters zu widerstehen. Es wäre schwer zu beschreiben, mit welchem Gefühl Michal die beiden Liebenden betrachtete, aber ein heftiger Schmerz mußte an die Stelle seines leidenschaftlichen Hasses getreten sein, denn er hatte sein Haupt an die Wand gelehnt und sein Athemholen war fast einem Schluchzen gleich. Jeliska machte sich nach dem ersten Erguße überwallender Liebe von Gyula los und ging zu ihrem Vater hin. Mit demüthig gefalteten Händen und thränenfeuchtem Blick sah sie zu ihm empor; als er sich aber von ihr wendete, ging sie langsam und

schweigend in ihre Kammer. Sie hatte ihren Gyula wieder, darum war sie wieder demüthig und gehorsam, wie er sie es gelehrt.

Gyula erzählte nun, die letzte Erörterung übergehend, seinen Brüdern pflichtgetreu die Erlebnisse des vergangenen Tags. „Du hättest die Hülfe Kis-Balas nicht annehmen sollen!“ sagte der Richter finster. „Mir wäre es lieber, ehrlich umzukommen, als schmachvoll aus einer Gefahr gerettet zu werden. Und was die Pferde betrifft, gäbe ich sie alle hin, die ich im Stalle habe, wenn du nicht in Kis-Balas gewesen wärst.“ Doch verließ er den Gegenstand und kam auf Jolisska. „Gyula, ich habe dich lieb, las von Jolisska!“ sagte er.

„Ich kann nicht, Herr!“ lautete die Antwort.

„Gyula, ich habe dich von der Landstraße in mein Haus genommen und will dich zu einem Edelmann und zum Richter von Nagy-Balas machen, aber las von Jolisska! Freie die Reichste oder Höchste aus allen Dörfern, ich will sie dir geben mit meinen Feldern und meinem Hause!“

„Ich weiß es wohl, Papaß Michal, daß ich dir Alles verdanke, aber ich kann nicht deinem Worte folgen, weil ich es für böse halte. Was dein ist, gehört deinem Kinde; willst du mir dein Kind geben, so thue es — eine andere nehme ich nicht!“

„Und bist du davon nicht abzubringen, Gyula?“ fragte Michal strenge.

„Nein, Herr!“

„Gyula, ich entlasse dich von dieser Stunde an aus meinem Dienste, du kannst dir einen andern Herrn suchen!“

So sprach Michal und kehrte dem jungen Manne den Rücken, um ihm anzuzeigen, daß er gleich gehen möge, vielleicht aber auch, um ihm nicht zu zeigen, daß einzelne Tropfen sich aus dem Auge drängten und in den buschigen Schnurrbart fielen. Gyula wankte hinaus; im Vorhause kehrte er um und ging zurück an Jolisska's Kammer. Nachdem er zwei mal leise geklopft hatte, kam Jolisska heraus. Gyula zog sie an sein Herz, küßte sie heftig und drängte sie dann mit „Gott segne dich!“ wieder zurück. Nachdem er die Thür hinter ihr zugezogen, ging er noch einmal zu Michal hin und sagte mit tiefbewegter Stimme: „Gib mir deine Hand, Herr! Ich bin dir nicht feind und du sollst mir nicht gram sein!“ Dann verließ Gyula die Stube und noch vor Tagesanbruch das Haus Michal Papaß's.

Am folgenden Tage, genau zur Zeit, als das Torisglöckchen zum Mittag läutete, ging der Richter von Kis-Balas, Papaß Pal, durch die lange Häuserreihe von Nagy-Balas langsamen Schritts auf das Haus seines erbittertsten Feindes zu.

In seiner Haltung lag eine gewisse feierliche Würde; sein Gesicht verrieth ebenso deutlich eine friedfertige Neigung wie das Bewußtsein vollkommener Sicherheit mitten unter seinen Feinden.

Die Bewohner Nagy-Balas, denen die Kunde von dem gestrigen Benehmen ihrer Feinde gegen Gyula zu Ohren gekommen, begrüßten Pal mit einem herzlichen „Isten hozott!“ (Gott hat dich hergeführt!) Alle Andern aber, die vom Abend noch nichts wußten, wichen scheu zur Seite, denn Pal's ernst ruhiges Wesen drängte jede Feindseligkeit zurück.

Als Pal in Michal's, seines Feindes, Stube eintrat, fand er diesen höchst unerwartet in einem so schmerzlich aufgeregten Zustande, daß er statt der einleitenden Worte, die er früher wohl überlegt hatte, unwillkürlich fragte: „Was fehlt dir, Michal?“

Der Angeredete schien durch die Anwesenheit Pal's bei weitem weniger überrascht als durch diese Frage; er ermannte sich schnell und ausweichend erwiderte er: „Du hast recht, Pal, wenn du zu mir kommst, um mir die Hand zur Versöhnung zu bieten, denn die gütige Jungfrau hat dir das Glück beschert, mir und meinem Hause einen großen Dienst erweisen zu können! Aber schon ist es nicht von dir, daß du mich und die Meinigen beschämst, und wenn wir das Glück gehabt hätten, Einem von euch aus der Gefahr zu helfen, so wären wir doch nicht zu euch gekommen und wären eure Feinde geblieben nach wie vor!“

„Ich bin nicht zu dir gekommen, um dich zu beschämen“, sagte Pal langsam, „sondern um dich etwas zu fragen und dir etwas zu erzählen; wenn du aber mein Feind bleiben willst, so thue es! Dein Unrecht wird heute nicht größer sein als damals, wo du zuerst gegen mich und die Meinigen auftratest.“

„Wärst du nicht als Freund zu mir gekommen und wäre ich dir nicht Dank schuldig, so würde ich dir auf andere Weise erklären, daß ich nicht Unrecht hatte, einen Mann zu hassen, der die Untreue meines Weibes duldete und unterstützte!“

Pal schwieg eine geraume Zeit, aber die Muskeln seines dunkeln, von einer plötzlich aufsteigenden Blut eigenthümlich gefärbten Gesichts arbeiteten heftig; mit Kraft kämpfte er die Antwort nieder, die sich auf seine Lippen drängte, und es war ein Glück für ihn und Michal, daß er in die Worte ausbrach: „Ich bin ein Magyar, Michal, und schwöre dir bei der Gnade Gottes, daß ich

nichts um die Liebe Jerischa's zu Jon wußte, und Jon hat mir geschworen, daß zwischen ihm und Jerischa, seitdem sie sein Weib war, nichts vorgefallen ist, was dir ein Recht gegeben hätte, sie so elend zu behandeln. Ich habe dich gehaßt, nicht weil Jerischa meine Schwester war, sondern weil du nicht begreifen wolltest, daß die Liebe deines Weibes zu Jon sich nicht aus ihrem Herzen schlagen ließ, daß sie dein war mit ihrem Leib und ihrem Leben und dennoch von Jon nicht lassen konnte."

Wie kam es nur, daß solche Worte Michal schon oft vernommen, daß sie erst jetzt von ihm geglaubt wurden? Der Mensch hat seine Stunden, wo die Wahrheit oder Gnlaß findet denn je. Michal's Stimmung kam der Versöhnung heute entgegen, heute glaubte er seinem Schwager. Und wir müssen es um Ehre Michal's gestehen, daß er im Bewußtsein des Rechts zu handeln glaubte, als er früher zweifelte. Jetzt aber war er waffenlos. Sein Zorn hatte ihn verlassen, mit ihm der Zweifel. „Ich wollte dich etwas fragen", begann Pal zu dem Erschütterten.

„Frage!" antwortete er leise.

„Wie kamst du zu Gbula?"

„Ich habe ihn einem Zigeuner weggenommen, der ihn in Temesvar gestohlen hatte, und habe das Kind bei mir gehalten, weil es mir gefiel."

„Wußten du, daß Gbula mein Sohn ist?"

„Gbula dein Sohn?" schrie Michal aufspringend und sich ganz vergessend.

„Bleib' ruhig, Michal", beschwichtigte Pal, „ich will dir erzählen! Aber zuerst sage mir: Wirst du mir mein Kind zurückgeben, wenn ich dir sage, wie es mit ihm zuging?"

„Wenn ich ihn dir nicht zurückgeben könnte, so würde ich bis ans Ende der Welt gehen, um ihn dir suchen zu helfen!" rief Michal.

„Michal, ich bin ein Ehrenmann so gut wie du! Würdest du mich schmähen, wenn ich meinen Sohn anerkenne, obgleich seine Mutter nicht mein Weib war und nicht aus unserm Volke war?"

„Wenn dich Jemand darob schmähte, daß du deinen Sohn anerkennst, so würde ich den Spötter nicht mehr Bruder nennen. Ich habe dir unrecht getan, Bruder!"

Pal erzählte: „Es mag über zwanzig Jahre sein, gerade zu der Zeit, als dein Vater dich fortschickte, daß du dich im Lande umsehen, da sah ich ein Zigeunermädchen — sie hieß Mira — hier in dem Dorfe zuerst. Sie mag auch so in meinem Alter gewesen sein; aber glaub' mir, Michal, so schön wie sie, ist nie ein Zigeunermädchen gewesen: sie sprach Magyarisch wie ich und du; dabei war sie gut wie ein Kind und doch so stark und trotzig wie ein Mann. Sie kam mit ihrem Bruder hier durch; aber dieser schwarze Schurke war nicht ihr Bruder, er hat mich und sie belogen und betrogen. Dieser Zigeuner hieß Juros. Die Burschen und Mädchen waren in der Schenke beisammen, Juros und noch ein anderer Zigeuner spielten, ich aber konnte nicht tanzen; denn immer mußte ich Mira ansehen, und wenn ich auch anderwärts hinblickte, sah ich sie dennoch. Als sie aus der Schenke ging, schlich ich ihr nach; ich faßte sie bei der Hand und fragte sie, ob sie mein Weib werden wolle? Sie sah mich an und schwieg. Da führte ich sie mit hinüber nach Nis Balas in mein Haus — du weißt, mein Vater war damals schon tot — dann führte ich sie auf meine Felder und Wiesen, ich sagte ihr, daß dies Alles ihr angehören sollte. Wir sprachen lange und viel, aber so oft sie mich ansah, kam es mir vor, als umgäbe mich ein Nebel, und wenn sie mich Pal nannte, da war mir so heiß, als wenn ich im Juli auf dem Maisfelde arbeitete. Und als es Abend war und sie zu ihrem Bruder wollte, da hielt ich sie fest, denn es war mir, als ob sie schon ein Jahr bei mir gewesen wäre. Ich konnte sie nicht von mir lassen. Viele Wochen blieb sie bei mir und, glaube mir, Michal, jetzt noch hab' ich sie lieb und weiß noch Alles, was sie mir sagte! Alle Leute im Dorfe wußten es; auch machte ich kein Hehl daraus, daß sie mein Weib werden sollte; was hätte es auch gehelfen? Mir lag an den Burschen und Mädchen nicht, wenn nur um Mira gut war. Fragst du mich: Warum ging du nicht zu meinem Vater? Warum sagtest du ihm nicht, daß du Mira zu deinem Weibe machen wolltest? Er hätte ja deine Eltern schon tot waren, als Nachbarsrichter und Verwandter mir die Hochzeit besorgen müssen? so hast du recht, Michal! Wenn ich das gleich getan hätte, wäre es anders gekommen; doch ich vergaß Alles, wenn ich mit der Mira war. Aber unser Glück dauerte nicht lange. Eines Tages kam der Notar mit dem Besitzer und erklärte mir rundweg, daß er vom Stuhlrichter Befehl bekommen hätte, Mira gleich nach Temesvar zu schicken. Er auch sprach er mit viel von Insolvenzgkeit, was ich kaum verstand. Meine Widerrede half nichts. Alle ich Miene machte und zuletzt rund heraus erklärte, daß ich den Richter aus dem Hause jagen und schlagen würde, wenn er mich nicht in Ruhe ließe, holte man das ganze Dorf zu Hülfe gegen

mich; ich verteidigte mich zwar mit meinen Knechten lange, aber zuletzt unterlag ich. Ich mußte mit ansehen, daß Mira aus dem Hause getrieben wurde. Ich wurde damals krank. Ich haßte alle Bewohner des Orts, alle Ungarn; ich hätte ein Zigeuner werden mögen! Ich sprach mit Niemanden, kam ein ganzes Jahr nicht zu Schenke und ließ meine Knechte thun was sie wollten. Als ein Jahr zu Ende war, wurde ich zwar wieder ruhiger und besonnener, nahm mir aber vor, kein Mädchen zu freien. Ich verkaufte meine Felder und brachte wieder meine Wolle nach Temeswar. Als ich zum ersten male dahin fuhr, kam ich eine kurze Strecke vor der Stadt den Bruder Mira's, jenen Juros. Kaum hatte ich ihn erblickt, als ich vom Wagen sprang, ihn bei der Kehle faßte und bevor er sich's versah, hatte ich ihm die Hände auf den Rücken gebunden, den Mund verstopft, ihn in meinen Wagen geworfen und fuhr nach Temeswar zu fahren, kehrte ich um und ließ meine Pferde nicht eher rasten, als bis ich auf der Puszta war. Ich holte Juros vom Wagen, nahm ihm die Wolle aus dem Munde und gab ihm zu verstehen, daß seine letzte Stunde geschlagen, wenn er nicht bekenne, wo seine Schwester wohne und wie ich zu ihr kommen könnte. Darauf sagte er mir, daß Mira nicht seine Schwester, sondern sein Weib sei, er hätte sie von ihrem Vater gekauft, und da sie sich geweigert, mit ihm zu gehen, weil sie vernommen, daß er ihr Bruder sei, und weil sie sich an ihn gewöhnt, wollte er sie zu seinem Weibe machen. Als mich Juros fragte, ob ich erschrocken gewesen wäre, wenn sie nur früher als ihm angehört und er mir sie geraubt hätte, erwiderte ich, daß ich ihn getödtet hätte. Auf diese Antwort erklärte er mir, daß er viel besser sei als ich, indem er mir gar nichts zuleide gethan, sondern nur auf rechtem Wege sein Weib zurückverlangt. Ich sah ein, daß Juros recht hatte, und bot ihm für Mira die Hälfte meiner Habseligkeiten; er wollte nicht und da konnte ich ihm nichts mehr zuleide thun. Ich fuhr mit ihm nach Temeswar zurück, aber auf dem Wege fiel mir ein, daß er mich doch würde belügen können, und verlangte von ihm, daß er mich zu Mira führen sollte, damit ich aus ihrem eigenen Munde hören könnte, ob sich die Sache wirklich so verhielt. Er wollte anfangs nicht, gab aber zuletzt nach, denn ich versprach auf Ungarwort, daß ich nichts Böses im Sinne hätte. Als ich Mira wiedersah, wurde mir schwindelig zumuthe. Ich hätte Juros erdrosselt, wenn nicht mein Handschlag mich gebunden hätte, auch sagte sie mir, daß Juros im Rechte sei, daß sie sich in ihrem Sinne als mein Weib betrachte, daß sie ihren Mann habe. Dann führte sie mich zu einer Wiege und zeigte mir ein neugeborenes Kind. »Das ist dein Sohn!« sprach sie zu mir; »ich werde ihn zu dir schicken, sobald er meiner Pflege nicht mehr bedarf, und schwöre mir, daß du ihn als rechtmäßig anerkennen und ihn so behandeln willst, als wenn ich nach allen Gebräuchen deines Volks dein Weib gewesen wäre!« Ich gab ihr meine Hand darauf und du siehst, daß ich Wort halten will."

„Warum schickte sie das Kind nicht zu dir, wie sie es dir versprochen hatte?" fragte Michal mit regster Theilnahme. „Wie kam dein Sohn nach Temeswar? Wie kannst du glauben, daß Mira dein Sohn ist?"

„Ich wartete ein Jahr und zwei Jahre", fuhr Pal fort, „doch als Niemand kam, mir meinen Sohn zu bringen, fuhr ich nach Temeswar und in der Hütte, wo ich Mira gesprochen. Die Hütte war verbrannt, Niemand wußte, wo Juros geblieben. Ich gerieth in eine solche Verzweiflung, daß ich mir vornahm, den Zigeuner, wenn ich ihn wiedersähe, nicht lebend aus meinen Händen zu lassen; denn, dachte ich, wenn das Kind gestorben wäre, so hätte es mir Mira sagen lassen. Ich schrieb also Juros die Schuld zu. Schon wollte ich umkehren, als ein in Lumpen gehülltes krankes Weib auf mich zukam und vor mir stehen blieb. Ich hätte sie nicht wieder erkannt, so verändert kam sie mir vor; diese kranke, hinfällige Zigeunerweib war meine Mira! Sie erzählte mir von ihren Leiden. Als ich sie um meinen Sohn fragte, weinte sie. Juros, sagte sie, hätte seine Hütte verbrannt und das Kind wäre darin nach seiner Aussage umgekommen. Doch wäre sie überzeugt, er hätte das Kind verkauft; sie hätte diese Vermuthung mir eingeflößt lassen. Sie war nicht ausgerichtet. Wo ich Juros suchen könnte? rief ich. Sie verwies mich in ein ungarisches Dorf, wohin ich auch sogleich abreiste. Mit vieler Mühe machte ich den Juros ausfindig. Als ich ihn in seinem Neste antraf, that ich, als ob Mira mir nichts gesagt hätte, sondern ich sagte ihm, als ob ich gar nicht wüßte, wie es meinem Kinde ginge. Aus der Angst, die er bei dieser Frage verrieth, konnte ich sehen, daß Mira recht hatte. Ich warf ihn zu Boden, setzte meinen Fuß auf seinen Nacken und erpreßte ihm so das Geständniß, daß mein Kind lebe und daß er es mir zurückbringen wollte. Er brachte es nicht und ich habe seitdem nichts über

thun, Nina oder meinen Sohn erfahren können. Und von alle dem wußte kein Mensch im Dorfe etwas; was hätte es mir auch genutzt, wenn ich dir oder einem Andern meinen Schmerz geklagt hätte! Achtzehn Jahre sind seitdem verflossen, alle meine Nachforschungen blieben vergebens, als Gyula gestern Abend von Temesvar kam und einen erfrorenen Zigeuner mitbrachte. Ich habe seit vielen Jahren jeden Zigeuner, der mir begegnete, gefragt, ob er Einen Namens Jures kenne; der Halberfrorene war Jures. Beim Gott der Ungarn schwöre ich dir, ich hätte sein heißes Blut trinken können! Zu rechter Zeit noch sagte er mir, daß Gyula mein Sohn sei, und ich bin zu dir gekommen, um ihn von dir zurückzuverlangen."

„Und hast du keinen Zweifel an der Wahrheit der Aussage dieses Zigeuners?"

„Ich wurde sein Freund — er hat nicht gelogen!"

Auf diese Erwiderung schwieg Michal eine lange Zeit; endlich sagte er: „Ich bin sehr unglücklich und Gott hat mich hart gestraft für meine Ungerechtigkeit an meinem Weibe und meinem Kinde. Ich habe Gyula noch gestern Nacht aus meinem Hause gestoßen! Er ist ein roher, echter Magyar und wird nie wieder meine Schwelle betreten wollen. O mein Bruder Pal, ich konnte meinen über Tod, was ich letzte Nacht an meinem und deinem Kinde gethan!"

Was blieb übrig, als Gyula aufzusuchen? Fehlte er doch überall! Der alteste Knecht im Hause, der seines Bruders zuerst ansichtig wurde, redete diesen mit den Worten an: „Herr, sucht euch einen Andern an meiner Stelle, ich kann ohne Gyula's Hülfe die Arbeit nicht mehr thun!" Eine der Mägde, die Michal befragte, wo Joliska sei, sah den Richter bei dieser Frage erstaunt an und antwortete ihm dann, sich verdrossen abwendend, er möge sie suchen. Noch auffallender aber als das Betragen der Dienstleute war der Umstand, daß der Richter sich dies Alles ruhig gefallen ließ; das Bewußtsein der Schuld beugte ihn nieder. Und Joliska ging langsam hinter ihrem Vater her durch den Hof bis zu seiner Stube und dort angelangt, standen Vater und Tochter eine geraume Zeit schweigend einander gegenüber. Michal wunderte sich selbst darüber, daß es ihm heute zum ersten mal auffiel, wie schön Joliska sei, und wie er sie jetzt zaghaft, fast schüchtern betrachtete und es nicht wagte, das Kind, das er gewaltsam von seinem Herzen ferngehalten, anzuschauen und zu liebkosen; wie der Stolz in ihm mit seiner Sehnsucht kämpfte und wie die Reue über sein begangenes Unrecht sich der väterlichen Gewalt entgegenstellte, da war er in der That bemitleidenswerth. Er konnte sich vor seinem Kinde nicht demüthigen und doch mußte er es thun, wollte er gerecht gegen sich und Joliska sein; hätte sie geahnt, was in dem Herzen des Mannes vorging, den sie niemals Vater zu nennen gewagt, sie hätte sich ihm an den Hals geworfen und alles Vergangene wäre vergessen gewesen; aber sie hatte kein Auge für den Mann, der ihren Gyula verstoßen, der ihr Lebensglück zertrümmern konnte, und hörte es nicht, daß Michal sie zum ersten mal „Meine Joliska!" anredete. Sie hörte es nicht, vielleicht darum, weil er so leise sprach und weil seine Stimme zitterte; der Ton war ihr fremd und in ihrem Schmerz versunken wußte sie nicht, daß es der Vater, der gefürchtete Vater war, dem sie träumerisch gegenüberstand. Und wie schön war Joliska!

Sie hat den Frühling geliebt,
Er hat sie hervorgelockt;
Er hat ihre Liebe genossen
Und hat sie mit Schaum übergossen.

Sie hat den Frühling geliebt,
Der machte sie duftig und reich,
Am Abend so heißes Sehnen,
Am Morgen jedesmal Thränen.

Und als der Frühling schon
Bereitet für das Korn und den Mohn —
Sie hat sich mehr geschämet
Und hat sich zu Tode gegrämet.

„Meine Joliska!" mehr konnte Michal nicht sagen, und nachdem er es vielmals gesagt hatte, anfangs ganz leise, da klang das „Meine Joliska!" so weich und so innig, als wenn es ein Gyula wäre, der es aussprach; und Joliska sah den Vater nicht an, aber sie fühlte es, daß seine Arme nach ihr ausgestreckt waren, und da legte sie sich an sein Herz und dachte an Gyula so lange, bis der Vater sie auf die Stirn küßte und die Worte sprach: „Beruhige dich, meine geliebte Tochter, du sollst Gyula dein nennen!" Da sah sie erst den Vater an, aber sie wich nicht von seinem Herzen, auch hätte er sie nicht losgelassen; aber sie weinten zusammen . . Ehe Pal wiederkam, war mehr als eine Stunde vergangen. Vater und Tochter hatten wenig Worte der Versöhnung gesprochen, aber verstanden hatten sie sich doch — und nur ein Schmerz blieb noch übrig: Wo ist Gyula? Erde, Luft, Herz — Alles, was sich regen und ihnen nur klagen kann, rief: Gyula! Gyula! Gyula!

Es war der Sohn der Haide, dem man rief weit, weit entlang über die öde, schweigende Haide.

(Das dritte Capitel: Die Werber, in nächster Nummer.)

Das menschliche Herz.

Von Dr. A. Weber.

II.

Alle Affecte sind mit mehr oder weniger heftigen Veränderungen in der Thätigkeit unserer körperlichen Organe verknüpft und zwar hat jeder einzelne Affect in dieser Beziehung seine besondern Erscheinungen, durch die er sich charakterisirt. Dies ist so entschieden, daß uns schon der Blick der Augen, der Ausdruck der Züge, die Blässe oder Röthe des Angesichts verrathen, ob das Gemüth des Ergriffenen vom Zorn erregt, von Freude bewegt oder von Kummer, Angst, Furcht oder Schreck gefoltert oder vielleicht von Verlegenheit und Scham ergriffen ist. Es gibt wol keinen Theil des Organismus, der bei einer gewissen Eindringlichkeit des Affects nicht mehr oder weniger an dieser Bewegung theilnähme und in Mitleidenschaft gezogen würde. Man wolle sich nur die bekannten Wirkungen des Schreckens, der Angst und der Furcht, des heftigen Zorns und des tiefen, durch nichts zu bewältigenden Grams vergegenwärtigen. Sind doch selbst von der Freude die Fälle nicht unerhört, wo sie plötzlich getödtet oder den Geist in die Nacht des Wahnsinns gestürzt hat.

Die Möglichkeit dieser Vorgänge beruht auf dem oben besprochenen Verhältnisse inniger Wechselwirkung zwischen Seele und Gehirn. Die Erregung, in welche die Seele durch die den Affect bedingende Vorstellung oder Vorstellungsweise versetzt wird, ruft unmittelbar in dem Gehirn dieser Zustande entsprechende organische Veränderungen hervor und vom Gehirn aus verbreiten sich auf dem Wege der verschiedenen Nervenstämme diese veränderten Zustände der Nervensubstanz bis zu den entferntesten Systemen und Organen, welche dadurch in eine abnorme Erregung versetzt werden. Auf dieses Verhältniß der Gegenseitigkeit und Wechselwirkung zwischen Seele und Leib stoßen wir überall bei Betrachtung der Erscheinungen des gesunden und kranken Lebens. Wie hier aus einem ursprünglich rein psychischen Vorgange eine mehr oder weniger allgemeine Umstimmung des Körpers hervorgeht, so sehen wir auch umgekehrt ursprünglich nur körperliche Veränderungen unter Vermittlung der Nerven und wol auch der Gefäße und des Blutes Zustände im Gehirn bedingen, welche wiederum krankhaft erregend auf die Thätigkeit der Seele einwirken. So wollen wir beispielsweise nur an die tiefe Verstimmung des Gemüths erinnern, welche so manche Unterleibsleiden in ihrem Gefolge haben, an die Gefühle der Angst und Beklemmung, von Hemmungen des Blutumlaufs in der Brust in dem sogenannten Alpdrucken und bei manchen organischen Herzkrankheiten, und endlich an die infolge eines vermehrten Andrangs von Blut nach dem Gehirn sich ergebenden Delirien. Das eben ist die wunderbare Einheit des menschlichen Wesens, daß psychische und organische Zustände sich einander gegenseitig bedingen. Beruht doch alle Möglichkeit der Empfindung und Sinnesthätigkeit nur darauf, daß die von den erregten Nerven im Gehirn hervorgerufenen Veränderungen die Seele zu der nur ihrem Wesen möglichen idealen Selbstthätigkeit anregen, deren Product als subjective Erscheinung in unser Bewußtsein fällt.

Wir haben die Affecte in active oder erregende und in passive oder niederschlagende unterschieden. Diese Unterscheidung geht von dem Gesichtspunkte aus, ob in denselben das Gefühl der Befriedigung oder Nichtbefriedigung, der Lust oder Unlust vorherrscht und infolge hiervon das Streben der Seele, der innere Drang zur Thätigkeit gefördert oder gehemmt, gesteigert oder vermindert wird. Es gibt aber noch einen andern Gesichtspunkt, der für deren innere Geschichte nicht minder bedeutsam ist. In den activen, erregenden Affecten erscheint uns nämlich das Bewußtsein oder, wenn man will, das Gemüth gleichsam überfüllt, mag dies nun durch die Intensität einzelner Vorstellungen oder durch deren relative Menge und lebhafte Bewegung — Flug — bedingt sein, in den passiven, deprimirenden gleichsam gewaltsam entleert. Im Wesentlichen gründet sich auch diese Erscheinung nur auf die Förderung oder Hemmung ihrer Thätigkeit, welche die Seele in diesen Bewegungen erfährt.

Die Wirkungen der Affecte auf unsere leibliche Sphäre können zwar von uns hier nicht ins Einzelne verfolgt werden, aber sie sind ungleich bedeutender, als der Unkundige sich zu denken pflegt. Schreck und Freude vermögen durch Lähmung des Gehirns und seiner Anhänge augenblicklich zu tödten; Furcht und Angst haben nicht selten in kürzester Zeitfrist das Haar gebleicht; Aerger und Verdruß wirken oft in hohem Grade störend auf die Leber- und Gallenabsonderung und die Verdauung; Kummer und Gram nagen am Herzen und untergraben durch ihre nachtheilige Wirkung auf die Verrichtungen der Assimilation und Neubildung nur allzu häufig die ganze Constitution, selbst bis zur wirklichen Lungenschwindsucht. Unter unsern modernen Verhältnissen, wo die Ereignisse mit so außerordentlich erhöhten Schwierigkeiten zu ringen hat,

daß man mit vollem Rechte die Sorge den schlimmsten moralischen und physischen Feind des Menschengeschlechts nennen, dessen schleichendem Gifte zweifelsohne mehr Leben zum Opfer fallen als der Cholera und dem Typhus.

Unter allen Organen des menschlichen Körpers ist aber wol kaum ein anderes dem Sturme der affectiven Bewegung in einem höhern Maße unterworfen als gerade das Herz. Man weiß, daß die Sprache des Lebens Herz und Gemüth gleichstellt, daß sie das Herz als die eigentliche Werkstätte unserer Gefühle, ja als die wirkliche Quelle unserer sittlichen Motive und Eigenschaften ansieht. Dieser Anschauung liegt eine große Wahrheit zu Grunde, nämlich die Beobachtung, daß jenes Organ an Allem, was in unserm Gemüthe vorgeht, mit stets mehr oder minder betheiligt, natürlich nicht aus dem Grunde, weil es in der That der Sitz und die ursprüngliche Quelle unserer Gefühle und Gemüthsstimmungen wäre, sondern nur weil es zunächst und am fühlbarsten von dem affectiv erregten Gehirn aus in den Kreis der Bewegung gezogen wird. Ein tüchtiger alter englischer Arzt nennt dasselbe daher sehr treffend den großen „Tuker" unserer Leidenschaften und Affecte.

In der That gibt es keinen Affect, bei dem das Herz, seiner innigen Beschaffenheit und Beziehung zum Blutumlauf wie als bekannt vorauszusetzen, nicht in Mitleidenschaft gezogen würde. Es schlägt entweder nur unregelmäßig im Leben, es „pocht" bang und ungestüm in Angst und Angst, setzt mit unter voll im Schmerz, scheint erstarrt und erstarrt ganz bei Pein der Sorge, des Kummers und Grams, bewegt sich aber hier und heftig, gewaltig im Muth, in der Freude, ja es hüpft vor Freude, wie die Volkssprache sich bezeichnend genug ausdrückt.

Eine Menge specieller Thatsachen liegen sich als Beleg für das innige Verhältnis, in welchem Herz und — Herz wechselseitig zueinander stehen, anführen. Wir beschränken uns auf wenige Hindeutungen. Organische Herzkrankheiten sind nach dem Zeugnis anerkannter ärztlicher Autoritäten in der Schreckenszeit der Französischen Revolution ganz besonders häufig vorgekommen. Die qualvolle Angst und Pein, welche gewisse Uebel des Herzens begleitet, ist in Wahrheit um nichts geringer als die Todesangst, von welcher der kühne Schuft und heimtückische Verbrecher gefoltert wird. Napoleon, der Mann mit dem mächtigen Geiste und dem eisernen Willen, aber einem eiskalten Herzen, hatte nur 10 Pulsschläge in der Minute und ein sehr kleines Herz. Bei dieser Gelegenheit wollen wir den verehrten Leserinnen sagen, daß bei dem sogenannten schönen Geschlechte zwar die Thränendrüse beträchtlich stärker entwickelt ist als bei dem Manne, dagegen aber das Herz dem männlichen an Größe und Gewicht nicht unbeträchtlich — nachsteht. Obgleich dies mit dem physiologischen Charakter der beiden Geschlechter vollkommen in Einklang steht und die nächste Bestimmung des Herzens in keineswegs in der Theilnahme an den gemüthlichen Erregungen besteht, so glauben wir dennoch sagen zu dürfen, daß zwar im Allgemeinen Gemüth und Herz der Frauen zugänglicher, leichter zu erregen sind, daß aber die Gefühle des Mannes an Tiefe und Nachhaltigkeit jene des Weibes überbieten, trotz Allem, was man auch zu Gunsten eines tiefern Gefühls beim Weibe sagen mag, dessen wahre Lebenssphäre allerdings das Gemüth bildet oder doch wenigstens bilden sollte.

Wie unglaublich weit die Wirkung leidenschaftlicher Erregungen auf den Körper zu gehen vermag, davon wollen wir folgendes selbst erlebte Beispiel erzählen. Eine durch und durch nervöse, blutarme Dame, die der Verfasser als mehrjähriger Hausarzt genau kannte und unzählige mal behandelt hatte, verfiel aus Eifersucht in eine so heftige, acute Herzentzündung, daß nur die energischste Behandlung sie zu retten vermochte. Wiederholte sehr starke Aderlässe wurden erforderlich, obgleich der Verfasser niemals zu den systematischen Blutverschwendern gezählt hat, und äußerten kaum eine Wirkung auf den Puls. Vor dieser Erfahrung mußte es Jedem, der die constitutionellen Verhältnisse dieses Körpers zu würdigen vermochte, beinahe ganz unglaublich erscheinen, daß sich in solchem Zustande eine solche Reaction von so hoher Intensität zu entwickeln vermöge, daß sie zu ihrer Bekämpfung ein Verfahren verlangte, wie man es in gleichem Falle nur bei dem kräftigsten Manne üben dürfte. Gewiß hätte in diesem Falle auch nicht leicht irgend ein anderes Moment, als gerade die mit so ungemeiner Gewalt wirkende Gemüthsbewegung etwas Aehnliches hervorzurufen vermocht.

Aber nicht blos für unsere leibliche Gesundheit erweisen sich die Affecte in hohem Maße verderblich; mit einer vielleicht noch größern Gefahr bedrohen sie die Gesundheit unsers geistigen Lebens. Affecte wie Leidenschaften sind krankhafte Vorgänge und Zustände unsers Wesens, in denen wir unsere geistige und sittliche Freiheit einbüßen und daher schon aus diesem Grunde verdammenswerth. Der

alle Kunst in seinen so weite Blicke in das menschliche Wesen enthaltenden „Anthropologie“ hat sich vermutlich entwickelt. So wenig ein Mensch ohne Gemüth, ohne Gefühl auf den wahren Namen Mensch Anspruch hat, so sehr sind doch viele pathologischen Extreme, die uns unfrei machen, zu scheuen und zu fliehen. Im Affect ist es nicht sowol die Stärke des Gefühls als der Mangel an Ueberlegung, der ihn charakterisirt, weshalb wir unfähig werden, unser wahres Verhältniß zu der Welt und — zu uns selbst zu erkennen. Darum ist das „Beherrsche dich selbst“ der Ausspruch der Weisheit aller Zeiten und wird es bleiben bis an das Ende der Tage.

Aber auch selbst unser Gefühl wird verfeinert durch zu viel Affect. Herbart sagt in dieser Beziehung mit vielen Worten: „Affecte machen vielmehr das Gefühl platt. Der Sinnenlust und der Raserei haben gar sehr Ursache, sich vor der Plattheit zu hüten, welche entsteht, wenn der Mensch vor lauter Affect am Ende nicht mehr weiß, worüber er eigentlich weint oder lacht.“ Und es scheint vielleicht zu seiner Zeit gewisse Beherzigung als gerade zu der gegenwärtigen, wo beinahe Alles darauf angelegt scheint, uns vor lauter Affect nicht zum — Leben kommen zu lassen und wo die Wuth, am Leben selber zu krepiren, vielleicht nie größer gewesen ist. Leben wir doch die Kunde der Bühne, Musik und Poesie leider nur allzu sehr nach Mitteln greifen, welche nur geeignet sind, Nerven und Sinne eines moralisch und physisch abgespannten und verkommenen Publikums zu überreizen, zu erschüttern, zu betäuben und uns endlich solchen grellen Effecten gleichsam gewaltsam in den Zustand des Affects hineinzuzwingen. Ganz besonders müssen wir hier einer Memoiren gedenken, die in unserer modernen Kulturgeschichte eine sehr bedeutungsvolle Rolle spielt. Wir meinen die Memoirenlectüre.

Die Lectüre guter Romane — und wer sind reich an solchen — ist bei Dem, der sie vernünftig zu benutzen versteht und darüber zu gebieten schlecht genug ist, nicht nur eine wohlthätige Erholung von den Anstrengungen des Berufes und der Berufsarbeit, die uns der Leere und den Widerwärtigkeiten der alltäglichen Wirklichkeit entrückt und die allgemein menschlichen Seiten unseres Wesens in eine heilsame Berührung versetzt, sondern sie ist auch zugleich in hohem Grade befreit für Herz und Gemüth. Die Art und Weise, wie solche aber gewöhnlich und von dem unmethodischen Leser genutzt wird, dem Bildung und Sinn für die höhere Anschauung des Lebens abgeht und der in dem ganz gemeinen sinnlichen Elemente seine Befriedigung sucht und findet, ist für den moralischen und physischen Menschen ein höchst verderbliches Gift, das unfehlbar auf intellectuelle und sittliche Verkommenheit und Barbarei sowie auf physische Entartung des Weiblichen einen unendlich grossen Einfluß übt, als Leider vielleicht jemand sich liegt, die selbst von dem in der modernen Welt so überaus seltenen Verhältnisse und Maße einer wahrhaft gesunden, echt menschlichen Entwickelung und Bildung nicht das leiseste Bewußtsein besitzen. Alle diese negativen Einwirkungen als aber die gemeine Romanlectüre hauptsächlich mit sich bringt, kann sie den Leser aus einem Affect in den anderen versetzt, gleichsam eine wahre Treibhausatmosphäre für die weichere Verfassung bildet.

Die größere oder geringere Geneigtheit zu Affecten, diesen Zuständen der Unfreiheit, ist abhängig von dem Maße unserer physischen und psychischen Reizbarkeit. Je lebhafter und beweglicher unser Geist, je reizbarer und erregbarer unser Körper ist, um so leichter können wir Gefahr, von dem Pathetischen des Affects überrascht zu werden. Wer an dieser Temperatur leidet, dem nutzt es nichts, ins Allgemeine und Abstracte zum Verfahren für die Zukunft zu fassen; derselbe wird sich stets genug erweisen im Moment, da der Affect, wenn er nicht sich selbst kennt, zu kennen trachtet, die individuellen schwachen Seiten seines Wesens festzustellen sucht, aber sich selbst nur vor allem durch unausgesetzte Uebung und Kräftigung seiner Willenskraft helfen zu können meint, nur in der Vervollkommnung seines Innern sich selbst in eine gewisse objective Lage zu rücken vermag. Nichts mehr überflüssig, als mit Ironie vor allen äußeren Bewegungen bewahren zu wollen. Das heißt in der That nichts Besseres gethan, als absichtlich aufhören zu wollen ein Mensch zu sein. Unser ganzes Leben besteht ja nur aus einer steten Wechselwirkung des Menschen, von Bewegung und Ruhe, von Arbeit und Lust, von Tag und Nacht. Aber — Maß in den Bewegungen zu bringen, das innere Gleichgewicht, die innere Harmonie zwischen Kopf und Herz, zwischen Geist und Gemüth zu stören, zu behaupten, das ist nicht blos eine Kunst, sondern die wirkliche, wesentliche Aufgabe für selbst tüchtigen Menschen, die er in seinem Momente seines Lebens zu vervollkommnen hat. Da ist denn ein schöner und vollkommener weiser Gedanke Herbart's, alles Einseitige, jeden Fanatismus und Verbohrtheit unseres Wollens in

ruht, denen unsere Seele ein unmittelbares Gefallen oder Mißfallen zollt, nur als eine besondere Art des Aesthetischen aufzufassen und die Jugendlehre für eine praktische Kunstlehre, die wir an uns selber üben, zu erklären. In dieser Kunst, unstreitig der schwersten und höchsten von allen, arbeiten wir in dem edelsten und besten Stoffe, den es gibt, und sind uns selber Stoff und Künstler zugleich. Unser Ziel, nach dem wir streben, ist das Maß in allen Verhältnissen, die Ruhe in der Bewegung, die Uebereinstimmung, die Harmonie mit uns selbst. Wem es Ernst ist, diesem Ideale sich nach Kräften zu nähern, der stelle sich den Weg dahin nicht zu leicht vor, sondern gedenke stets der vielsagenden Worte des unsterblichen Dichters: „Nur Der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß!“

Aerztliche Consultationen in Konstantinopel.

Die Frau eines Arztes, der an den in Konstantinopel befindlichen Lazarethen beschäftigt ist, schreibt in einem uns zur Veröffentlichung mitgetheilten Briefe an eine Freundin:

„Mein Mann hat zwei Tage der Woche festgesetzt, wo Einheimische ihn consultiren dürfen. Die Türken kommen zahlreich und nicht blos Unbemittelte, sondern manche, die in Equipagen (nach unsern Begriffen freilich sehr ganzen Rumpelkasten) vorfahren. Die Kranken werden in einem großen Vorsaal empfangen, wo Bänke und ein großer belaufener Tisch die einzigen Möbel sind. Wartesaal gibt es natürlich nicht. Doch ist das Zimmer manchmal überfüllt. Merkwürdigerweise gönnen die Türken sich nicht, der Eine in Gegenwart des Andern alle ärztlichen Fragen zu beantworten. Im Gegentheil kommen die Frauen namentlich immer ganz dicht zusammen. So sitzen oder richtiger hocken die Bänke oft nicht hinreichen und die Türken auch unsern hoch sitzen) zuweilen sechs Frauen auf einander gepfropft, bis sie an die Reihe kommen. Die Thür meines Zimmers steht gewöhnlich offen, theils weil es mich amüsirt, das Treiben nebenan zu beobachten, theils weil ich sonst in dieser Hitze leicht ersticken möchte. Die Damen guken erst hinein, bis endlich eine nach der andern dreister zu mir kommt. Da werde ich mit Fragen überhäuft, die ich freilich meistens nicht verstehe, obwol die Zeichensprache mir manchmal gute Dienste leistet. So oft eine neue hereinkommt, werde ich betastet und alle meine Kleidungsstücke werden gemustert. Das meine Kleider eng anschließen, erregt ihre Verwunderung und wird streng getadelt. Sie fragen sogleich, ob ich Kinder habe, und wenn ich verneinend antworte, geben sie mir zu verstehen, daß ich zu früh gezeichnet sei. Dann schlagen sie ihre weiten Mäntel zurück und stehen da mit ihren lockern Gewändern und sehen darin gar komisch aus. Der Schwalvar oder Pantalon ist eigentlich weiter nichts als ein unten angenähter Rock, blos so viel wird auf jeder Seite zugelassen, daß der Fuß bequem durchgehen kann. Mein Mann erzählt mir, daß sie dem zarten Punkt des Alters gern ausweichen. Sie müssen entweder entsetzlich früh verblühen oder unverschämt lügen, wenn sie sich so jung machen. Manche antworten, sie wüßten es selbst nicht, wie alt sie wären, was unter den Negerinnen auch wol wahr sein mag. Wenn sie die Zunge zeigen sollen, müssen sie natürlich den Schleier lüften, den sie immer über haben, was sie ungern thun. Andere Körpertheile zu entblößen, kostet ihnen viel minderes Schamgefühl. Mich verdrießt es, daß ich ihre Sprache wahrscheinlich nie erlernen werde, da es hier keine Gelegenheit gibt, Unterricht zu nehmen. Ich denke es mir höchst interessant, mit diesem fremdartigen Frauengeschlecht ungenirt plaudern zu können; ihre Lebensansichten müssen nothwendig sehr von den unsern abweichen. Mein Mann hat schon so viele türkische Phrasen gelernt, daß er alle unentbehrlichen ärztlichen Fragen den Patienten stellen kann, wenn es ihm auch nicht immer gelingen will, die Antworten der oft sehr rebellischen Schönen richtig zu verstehen. Die Kranken, welche augenscheinlich arm sind, erhalten Arznei gratis, die er zum Theil selbst mixbraucht hat, zum Theil zu diesem Zweck von Miß Nightingale, der Vorsteherin der Lazarethe, geschenkt bekommt.“

Eine Reise nach Paris.

II.

Es war gerade Jahrmarkt in Hof. Buden stehen sich die Straßen entlang; eben an der Spitze befanden sich ein Karussell und eine Menagerie. Ich liebe die Jahrmärkte. Man sieht da die Physiognomie eines Landestheils sogleich mit einem male und so recht im Gemisch von Sonntagsstaat und Alltagsstreifen. Auch hier ragten sich noch eigenthümliche Trachten, bei Männern wie bei Frauen, und, natürlich genug, die lieben Kinder geberden sich just wie die Alten. Es ist drollig, diese kleinen Affen zu sehen. Verwundert bleibt so eine Familie vor einem Hause stehen, da

hängen ganze Männer an Stangen! Wie fehlen wol die berliner Kleiderhändler, diese reellen Andreskäufer mit der Auswahl von 1000 Beinkleidern, 2000 Westen, 300 Paletots und wie diese Sohne Israel's sich sonst mit ihrem „Noch nicht dagewesen!“ gegen Rabbi Akiba auf den Messen auszusprechen pflegen. Aber diese eleganten Anzüge des Lords vom berliner Mühlendamm sind das gerade Widerspiel von denen der Bschauer. Fort ein dunnes, kurzes Rockchen, mit langen Sammetbeinkleidern, ein leichtes Westchen, das ganze aufgeputzt durch ein grellrothes Halstuch; hier dagegen ein langer, langer blauer Oberrock von dickem, derbem Tuche, mit möglichst kürzester Taille, an den Taschen und Rücken und vorn herunter sowie auf der dunkeln Weste sind dicht aneinandergereihte Muldenknöpfe aufgeheftet, das Beinkleid ist kurz und von Leder; das Haar der Frau wird von einer goldenen Haube bedeckt, über welche ein dunkles Tuch mit grunen Schleifen gebunden ist, Nacken und Hals zieren silberne Ketten und goldene Munzen — man sieht den Leuten die theure Zeit nicht an — kurz, es sind noch zwei ganz entgegengesetzte Hemisphären, diese breit ohne Kopf hängenden Elegants einer Kultur, „die alle Welt belebt“, und unsere nasenden und starrenden Jahrmarktsbesucher aus dem Fichtelgebirge.

Vier Stunden Aufenthalt waren verrauscht. Wir gehen ein und kaufen auf Kulmbach zu, dem ehrlichen Bambrinuskeller, auf Bamberg, Nürnberg. „Das nur die Blumenstöck' nit zerdruckt werden!“ war eine ernste Mahnung, die meinem Gegenüber in Hof mitgegeben wurde für die Tour bis Nürnberg. Es wurde Nacht. Im bamberger Wartesaal drängt sich das Personal der Züge; unter ihnen abenteuerliche Typen, die nach einer Bundesreform durchaus Verdacht und Verlegenheit. Alles steht, liegt, sitzt untereinander, alle Arten von Sprachen, Englisch, Französisch, Böhmisch und die verschiedensten deutschen Dialekte hört man untereinander. Das Kindergeschrei, Kellnerrufen, Gelangsgedeln sogar macht konfus. Die Gelangsgeln in in Mehrung gewesen. Die Hauptier sind zu erkennen an den bunten Schleifen, die sie noch im Knopfloch tragen. Einer derselben liegt schnarchend in einer Ecke und ein ellenlanges Trinkhorn hängt über seine Schultern. So ist lange her, daß Tacitus die Deutschen schilderte, aber sie sind gerade noch so wie damals, „sie trinken, ohne Durst zu haben!“ Und in dem Gewühl hütet mein Nachbar seine Blumenstöcke, die er richtig mit nach Nürnberg brachte.

In Nürnberg theilt sich die Gesellschaft. In dem schonen gothisch gebauten Bahnhofe kann man nach erster, zweiter und dritter Glase trabituken wie man will. Wir dampften weiter. Schwabach wird Jeden an die Schwabacher Schrift erinnern, Oettingen an den liberalen Kurier Oettingen-Wallerstein, Donauwörth an den Dreißigjährigen Krieg, Augsburg an die Allgemeine Zeitung, aber zum Studiren und weiteren Grottern und Besuchen ist keine Zeit. Der Wartesaal in der alten Reichsstadt Augsburg für Passagiere der ersten Glasse ist ein originell mit Blumen, Blatt- und Schlingpflanzen und Jagdemblemen geschmückter Raum, in dem sich's gar gemuthlich sitzen läßt. Es ist ein schoner Tag: die Augsburger benutzen die Bahn und machen Ausflüge in die weitere Umgebung. Wir bekommen Gesellschaft auf Kaufbeuern zu. Die Alpen mit ihren schneebedeckten Häuptern treten immer deutlicher am fernen Hintergrunde hervor, je naher man Schwabmünchen kommt. Einige Reisegefährten wollten da aussteigen und den „Freunden“ begegnen, einen gemüthlichen Hallen (2000 Fuß hohen Berg im Allgau. Die Gegend ist immer abwechselnd, immer schon. In Kempten wollen andere Gefährten die Fahrt noch angenehmer machen; sie bemerken ein paar junge hubsche Frauen und sagen dem Conducteur, er möchte sie zu uns ins Coupé bringen. Es geschieht; die Damen steigen ein, die hübscheste kommt mir gegenüber zu sitzen, aber, nun kommt auch schon, wie immer, Wermuth in den Kelch der Freude. Was heißt das Leben verschönt! Gleich kommt Jemand, der zu den hübschen Frauen gehört, hinzu, fängt zwischen die Knie sämmtlicher Damen Zeitungen und wie er Platz genommen, fängt er an zu politisiren, will mit Jedem Freundschaft schließen, zerknickt die Pappschachtel, worin mein Nachbar, ein tapferer Krieger, seinen Helm bewahrt hat, legt sich sogar auf seinen Säbel, es gibt Lärm, der neue Ankommling ist betrunken. Man bittet ihn Ruhe, er schweigt, bis der Zug in Bewegung ist, nun wird er aber gar grob. „Und wenn Sie der Bürgermeister von Kempten wären, Sie haben mir nichts zu befehlen!“ Seine Frau — der Mann hatte ein Weib von einem Weib zur Frau — ist entsetzt; sie fragt, ob man ihrem Manne etwas thun könne. „Es ist ein böses Bier das in Kempten“, sagte sie, „und obendrein hat er einen guten Freund getroffen!“ Es wird immer wilder mit ihm. Aus Rücksicht für die Frauen verließen wir das Coupé.

Der Abend war herrlich. Die Gebirgslandschaft wird immer schöner, man ist mitten in dem

Gebirge. Das schöne, berühmte Tal des Allgäu wechselt an allen Gehängen, malerische Häuser, ähnlich wie in Tirol, von mächtigen Bäumen umschattet, stehen an den Berglehnen. Kinder hüten die Rehherden, schöne Sennhütten von Alpenrosen. Von paar schönen Alpentieren umblüht man noch, in denen sich die in der Abendsonne erglühenden Berge widerspiegeln. Es wird Nacht. Nach 10 Uhr ist man in Lindau am Bodensee.

Am Morgen war der Eindruck wunderbar. Diese weite klare Wassermasse, gegenüber die schönen Berg- und Schneeberge der Schweiz, im Vordergrunde die alte Römerschanze in den See hineingebaut, und die alten Thürme mit spitzen Dächern und bunten Ziegeln. Und die Frauen, wie haben sie ihre alten Hauben so freundlich ausgedacht! Alte Wappenschilde erwachen die Gäste und auf dem altertümlichen Rathhause stehen die gerichteten Bürgermeister und freundliche bildsche Geschichten laufen dahinter zuweilen hervor, einen Blick von der Arbeit auf die Straße werfend. Der Markt mit dem Brunnen und das alte Rathhaus mit dem gothischen Giebel — es soll 1422 erbaut sein — sind bedeutend. Von einem Hofe die Treppe in den ersten Stock, der mit einem Vorbau versehen ist, daselbst hat das ratsverordnete Volk versammelt können, und darum ist immer wohl und lobe, was recht ist und dem nutz in jedem Staate, wenn die Zehn Obern friedlich auswerfen das Vorhaus auf das Holz gestalt gemalt. Es ließ sich nicht viel davon erkennen. Vom ersten Gebäude glänzt noch immer das Goldene Kalb hervor, um welches die Kinder Israels tanzen, beim dritten ist Lazarus mit der Wasserkanne noch zu unterscheiden, und beim vierten sieht man zwei Absalom mit seinen Haaren am Baume hängen, wie den schlechten Jesab verhelfspringen, um dem ungerathenen Sohne den Todesstoß zu geben. Noch zu erkennen ist ein Mann in deutscher Tracht, der verdrießig aus einem Zeitvertreibbuch liegt, und weiterhin zwei weibliche Gestalten, davon die eine wahrscheinlich Lucretia Jungfrau redet wider ihren Nachsten, denn links die mit dem noch erhaltenen Keyschen kann es nicht thun, es ist einer jener weiblichen Idealtypen, wie sie nur ein deutscher Meister gedacht und gemalt hat. 1578, wie die Jahreszahl sagt, ist das Gebäude renoviert worden und wieder hat man dem Volke zugeschaut, denn auf blauem Schilde über dem Thore, wo auf schwarzen Tafeln der Marktpreis verzeichnet wurde, stehen mit goldenen Buchstaben die Worte, die einst Josias seinem Volke sprach: „Lasset ab vom Bösen und lernet Gutes thun!“ Lasset ihr aber auch ab, verleumdet ihr Niemand, die ihr da auf dem Markte steht, ihr Frauen mit Manchen da mit den Marktfischen! Das summt so und brummt durcheinander und keift und flucht und bellt und verginnt Gemüse und Fleisch und Brot und Bier, die ordnung im Argen liegen. Da plötzlich ein Trommelschlag. Allgemeine Stille! Man sieht nach einem Punkte, o du liebe alte Zeit! Ein Marktpolizei? Ein Rottier? Noch ein Trommelwirbel und es beginnt: „Bekanntmachung.“ Aber nun ein schrecklicher Ton dazwischen. Einer Violin war der Trommelwirbel unangenehm in die langgedehnte Obermusikel gekommen, so gibt ihr Mißbehagen mit anhaltendem Mißton zu erkennen und nöthigt den Ausrufer innezuhalten und in seiner Bekanntmachung nochmals zu beginnen. Und das ist denn auch noch wahr. Die Violinen sprechen ein schönes Deutsch. Es geht an einem Schilde: „Martin Obermayer, Holzhandler und Bauersgut“ (Viehmaklerhandel). „Was kostet ein Zuchtstier?“ fragte ich. „Ist nicht theuer, 20 Kreuzer - mit Wasch-.“

Doch nehmen wir uns den unten liegenden Stadtplan vor! Dort steht am Hafenhaus, das mit den schönsten Blumen wie ein Kranz Ausgangsthor gesetzt ist, das Lampenhaus. Da wird uns nach Konstanz hinübergehen. Nehmt in die Schweiz!

(Der dritte Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Zur Kunde der Nothstände.

Ein englischer Schriftsteller behauptet, unsere gesellschaftlichen Übel seien wie die uns neu wäre nur das ursprüngliche Bestreben der Gegenwart, sie abzustellen.

Eine solche Behauptung taucht in einer Zeit, wo laut von allen Gegenden Deutschlands um Verminderung der wie ein Alp lastenden Nothstände ertönen, keiner Widerlegung zu bedürfen, und doch ist es deren nicht

Wenige, die unsere Zeiten um ein zuschauendes Proletariat als eine auf Linderung harrende bezeichnen. Jene Beweis, wie schlimm es auch in früherer Zeit um die Gesellschaft gestanden, führen Verordnungen, welche polizeiliche Maßregeln enthalten gegen „herrenlose Knechte, Tagelöhner, Maurergesellen, loses Gesindel und Troß und Vagabunden“. Ferner erinnert man an das Sprichwort aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, daß zum Lachen die Kranken, aus

Staaten der Räuber, aus Polen die Juden, aus Irrland die Briefträger kamen und erzählte mir auch, daß bei Erfindung des Buchdruckes Staaten und Völker Verordnungen für ungefähr gleiche Berufe gewesen seien, wie sie nicht selten vorgekommen, daß die Notoren der Universitäten ihren Studenten Glaubensbücher zum Verbrennen ausgestellt hätten. Aus allen Jahrhunderten wußte die Geschichte Beispiele aufzuführen, die mir vermöchten, im Grunde der Sache beruhigende Vergleiche und über die Zustände der Gegenwart zu beruhigen. Allein selbst wenn die historisch geltende Geschichte darthun könnte, daß es früher viel wüthiger um die Zustände der menschlichen Gesellschaft ausgesehen hätte als jetzt, so kann uns dies doch nicht über die Ursachen der Erscheinung beruhigen, daß — um nur wenige anzuführen — der Hungertyphus aus Deutschland nicht mehr weicht und das Hungerwasser über den Ozean gehen, um sich dort eine neue, günstigere Stellung zu begründen. Im Gegentheil muß man die Thatsache unserer jetzigen Zustände für eine solche halten, daß die Verordnung ihrer Lage, ihrer Stellung im Staate, vor allem eine Untersuchung über ihre sogenannten Rechte an sie so unerhörte Gewissheit bereichern beginnen ist. Die wichtige Thema behandelt: „Die Naturgesetze der Arbeit als Grundlage für die volkswirthschaftlichen Disciplinen. Von Leopold Pfaff." (Erlangen, Heyder, 1855.) Die Arbeit ist Recht. Diese Schrift ist verdienstlich und zugleich armenverhältnißlich.

Auch mit dem wissenschaftlichen Proletariat hat sich unser Schriftsteller kürzlich beschäftigt, worüber in nächster Nummer.

Der Gegensatz der Kräfte im Menschen.

Die in voriger Nummer erwähnte Schrift über die Gesundheitslehre macht vor der gleichzeitigen Entwicklung der Körper- und Geisteskräfte

Die Erfahrung bestätigt uns zur Genüge. Während der ersten Stunden nach einer starken Mahlzeit will sich Neigung zum Schlaf ein, angestrengtes Denken hindert eine stark Muskelbewegung muß augenscheinlich mehr und gewiß, weil nur mangelhaft verdaute und belebende Speise. Der Thierschlaf ist in Übereinstimmung nach voller Sättigung zur Ruhe. Schlaf und Schaf liegen nach der Mahlzeit [illegible] Leben. Die Riesenschlange, welche lange Wochen hindurch, liegt dann einer Rede zum Lachen in voller Verdauung, während welcher sie aber Gefahr leicht werden kann. Man hat Versuche an Thieren gemacht, man hat zwei Hunde von gleicher Größe und Stärke mit einer gleichen Menge von Fleisch gefüttert und einen derselben der Ruhe überlassen, während der andere auf die Jagd getrieben wurde. Als man sie nach mehren Stunden tödtete, fand es sich, daß beim ersten die Verdauung völlig zu Ende gekommen war, und in dem Magen des zweiten das noch ganz unverdaute Fleisch vorgefunden wurde. Wenn wir Obiges in seine Nutzanwendung über schwierige Gegenstände [illegible] wird, empfiehlt sich das körperliche Leben [illegible] darin auch gibt sich eben deshalb auch den höheren Organen zurück. Daher auch die Unfähigkeit des Magens willkürlich und ruhig macht sich in den Klagen ein Gefühl von Abspannung bemerklich. Kant muß uns zu sich erzogen haben, wenn er meint, anstrengend denken, sich während des Gehens mit schwierigen wissenschaftlichen Aufgaben zu beschäftigen. Natürlich, der angestrengte Körperbewegung [illegible] Zeit bestimmt festlegt, muß auf die beim Kranke so viel Mühe verwenden, daß er bestimmt haben muß, [illegible] schwerer Speisen gründlich verdauen kann, nach ich so lange einer betrübenden Beschäftigung des Denkens aufgelegt fühlt. Folgt man einer solchen gesunden Anordnung Gehörsame, so werden die Kräfte [illegible] durch angemessene Ruhe wiederhergestellt werden, die Magen wie Kopf ihre Rechte unter gleiche werden können.

Aus dem Obigen läßt sich leicht ersehen, daß die Vervollkommnung der Körper durch ausgiebige Übung einer Kräfte nur unter gehöriger Berücksichtigung des Antagonismus der Kräfte, welcher als der [illegible] Grundzug in [illegible] [illegible] ist, bewirkt werden kann.

Die Geschmacklosigkeit der Neu Italiener.

Wenn man manchmal die neuern Bestrebungen der Italiener im Gebiete der schönen Künste hört, begreift man nicht, wie solch Nation vor wenig Jahrhunderten noch so [illegible] für guten Geschmack sein konnte.

Die Lasen z. B. [illegible] Abbildung eines Monumente, das man in Bergamo dem [illegible] Donizetti errichtet hat. Bekanntlich hat der Komponist in noch [illegible] jungen Jahren in Irrsinn. Am Ende seines Lebens lagten. Das erfüllte, auf denen nicht etwa ein Knabe als Genius von [illegible] Jahren und [illegible] schmerzlichen Verlust weint, sondern über ein halbes Dutzend [illegible] [illegible] gehen gekommen, weinen, raufen sich das Haar aus, gestikulieren aus Verzweiflung Köpfen und Füßen und [illegible] abhalten Uebermaß von Unsinn mache das [illegible]. Die Gruppe ist so [illegible] [illegible] mag nicht begreift, wie [illegible] Geschmack [illegible] hat gefallen können.

Die Wahl der Vornamen.

Daß man seinen Kindern Namen gibt, die ihnen einen [illegible] Eindruck auf Gemüthen hervorruf machen sollen, ist bekannt. Was braucht ich nur bei Eltern zu erwähnen, mit welchem [illegible] als Knabe die Namen [illegible] Gottlieb nannten, mit denen man den [illegible] [illegible], um ihre Herzen [illegible] zu [illegible].

Aber [illegible] andere Beispiele mag ich übergehen. Man wählt Vornamen, die mit dem Familiennamen in [illegible] [illegible] Verhältnisse stehen. Der Name [illegible] Sprache hat [illegible] [illegible]

der Reihe z. B. bei sogenannten Stummen und für harte Buchstaben oder in den Rhythmen, die, unmittelbar aufeinanderfolgend, dem Ohre angenehm klingen oder nicht. Zwei adjektivische Namen hintereinander, z. B. Hannchen Heller oder Bernhard Heine, klingen gewiß sehr hart. Ein mit schweren Konsonanten endender Vorname vor einem mit schweren Konsonanten beginnenden Eigennamen, z. B. Wilhelm Bracht, ebenso. Hat ein Eigenname schweren Gewicht, so thut ihm ein leichter, mit Vokalen endender Vorname gut, z. B. Otto Roß, Hugo Barsch, Anna Richter. Vor langen Eigennamen ist gut ein kurzer Vorname, z. B. Karl Immermann; vor kurzen Eigennamen ein längerer Vorname, z. B. Sigismund Weiß, Ferdinand Schulz.

Für die Reihenfolge mehrer Vornamen beobachten unsere Aristokraten der Namen auch die sich im Aussprechen ergebende melodische Klang: Vanter Trochäen, z. B. Wilhelm Heinrich Gustav Mähler, Jauter Jamben für Knaben gar gewöhnlich und nur taktmäßig; für Mädchen dagegen liegt in dem gleichen Umfall gerade etwas Behaltenes und Mädchenliches. Hedwig Bertha Klara Schumann, während die daktylischeren Hermine, Ottilie, Sidonie u. s. w., andererseits wieder einen Fernblick oder Fernhall in die Zukunft eröffnen, den Aeltern nicht nur musikalisch, sondern auch moralisch zu bedenken haben.

Wahrnehmungen.

Sage dich nicht wenig tröstlich heraus! Was du Schlimmes von dir sagst, widersagt dir Niemand und wird nur zu dem geglaubt.

* *

Wir armen Menschen verwechseln so oft, wenn wir schaffen, die Arzenei über die Gabel glücklich überwundener Anstrengungen mit der Verschlingung zur Arznei über das gefundene Resultat selbst.

* *

Menschen von bedeutender Stellung in der Welt oder von geistiger Größe tragen die Mißheit meist mit Gelassenheit entgegen. Wenn Ihnen ein Ruf anderssprechen so ist damit nicht selten nur der Tadel des entgegengesetzten Gegenstheils gemeint. Dürfen können auch eben so gut wie z. B. die Tadler. Jene lassen denjenigen Meinen in Ungnade fallen, der ihre außerordentliche Originalität lobt — dies Lob scheint ihnen ein mattes Lasel ihrer geringen Ausbildung zu sein —, diese dort, wenn sie ein Trauerspiel vorgelesen haben, sehr unglücklich, falls man enthusiastisch die Vortrefflichkeit ihres Vortrags rühmt. Sie wissen, daß damit die Mangelhaftigkeit des Inhalts gemeint ist. Auch horchen zu lernen auf solche Wendungen, die die Wahrheit nennen, um sich zu nähren, bleibt besonders für die Erziehung der Kinder eine wesentliche Pflicht.

* *

Es galt sonst für ausgemacht, daß es besser wäre, gefürchtet zu sein als geliebt. Jetzt, wo der Egoismus so allgemein entwickelt ist und Jeder sich für bedeutend genug hält, Niemanden fürchten zu brauchen, hat man den Satz umgekehrt: es wäre besser, geliebt zu sein als gefürchtet. An sich wäre der Satz schon gut, aber auf dem geistigen Gebiete wurde er die Quelle heilloser Kokettereien.

* *

Pedanterie schlägt nach den Seitenklaien, die der Genius tragen läßt, mit Keulenschlägen.

* *

Man schreibt uns ein schönes Wort: „Was wir einem gütigen Gedicht zu danken meinen, ist so oft nur die getäuschlos schöne Arbeit unserer eigenen harmonischen Seele.“

Gedichte

von Mitchel Berend.

I.

Dein Bild.

Dein Bild, das dedenlose,
Vor meiner Seele steht,
So schön wie eine Rose,
So rein wie ein Gebet.
In stummer Andacht weil' ich
Damit bei Tag und Nacht —
Und bin mir selber heilig,
Da ich an dich gedacht.

II.

Ave Maria.

Nun ist der laute Tag verhallt
Und Ruhen dämmert leiser,
Der Abend sinkt auf Feld und Wald
Die leisen Schimmerlieder.
Die Luft durchzieht ein weicher Klang,
Ein Nahen Harmonieklang —
Ave Maria!

Du kommst auf leisem Silberschuh
Die traute Nacht gezogen
Und bringst Trost und sanfte Ruh'
Den Herzen, die dran hangen;
Die Sehnsucht, die Dich suchende
Und Menschenleid und Erdenlicht —
Ave Maria!

Und wo sie hinkommt, allerwärts,
Da schweigt das Klagende Leben —
Es muß sich auch das wildeste Herz
Dem süßen Bann ergeben,
Dem Zauberspruch der Träume, der Ruh',
Daß sie so sanft ihm Küssest zu —
Ave Maria!

O hohe Frau, den Palmenzweig
Send auch auf meine Lider!
Gib mir in deinem Friedensreich
Auch meinen Frieden wieder!
Auf deinem Zaubermantel trag'
Entgegen mich dem neuen Tag —
Ave Maria!

Verantwortlicher Redakteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. Nr. 3. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Sgr.

Söhne der Haide.

Erzählung in drei Capiteln.

Drittes Capitel.

Die Werber.

In dem Dorfe Sulnek, welches gegen Lewenwar hin etwa acht Stunden von Nagy-Balas entfernt lag, waren die Werber eingezogen.

In Ungarn herrschte ehedem keine bestimmt ausgesprochene Wehrpflicht. Auf welche Weise Truppen ausgehoben wurden, entrollt sich in Folgendem.

Die Schenke war gedrückt voll Menschen. In einer Ecke kauerten drei Zigeunermusikanten, welche ihren Instrumenten wilde Accorde entlockten, die jedoch in dem wüsten Lärm verhallten. Und an dem Tische saßen etwa dreißig ausgelassene tobende Burschen und zwischen ihnen sechs Husaren, welche anwarben.

„Ruhig mit dem Gequietsch!“ herrschte der alte Husarenwachtmeister den Musikanten an.

Augenblicklich war es still. Die Burschen wurden ruhig, der Husar nahm einen tüchtigen Schluck aus dem Weinkruge, strich den grauen Bart und fuhr in seiner Erzählung, die er in mäßigen Absätzen zum Besten gab, folgendermaßen fort:

„Ich war also 19 Jahre alt, mein Liebchen schön und frisch wie ein Frühlingsmorgen und treu wie der Stamm seiner Wurzel. Wenn sie mit mir schmollte und die Augen niederschlug, da hätte ich in den Boden versinken mögen, um sie dadurch zu zwingen, mich anzublicken; und als sie einst krank war und ich ihr nicht helfen und auch nicht beten konnte, heilig ich mein Pferd und gab es zu Lehe. Sie wurde wieder gesund und sollte mein Weib werden; da zogen die Werber durchs Land, und als sie mir sagten: „Josi, komm, komm mit!“ da mußte ich an meine Hochzeit denken; tausend Blitze zuckten vor meinen Augen, ich hätte die zwölf Husaren umbringen mögen, denn ausweichen wollte ich nicht, mein Lieb aber sagte: „Wenn der König dich ruft und du gehst nicht, so bist du feige und hast kein rechtes Ungarherz; aber ich will dein Lieb nicht sein!“ Und als die Werber fortzogen, ging ich mit. Wart Herr, dachte ich, ich will dir zeigen, was ich Muth habe, und wenn mir hinter dem Berge tausend Türken erwartet hätten, so wäre es mir lieber gewesen als meine Hochzeitnacht. Aber die Türken waren nicht da, ich wurde verwundet und hätte weinen mögen, wenn ich nicht ein Husar gewesen wäre. — Aber nun wollen wir Euch nun, nachher erzähl' ich weiter. Oder wollt ihr nicht, Burschen?“ wandte sich der Erzähler zu einem Neuangekommenen. „Noch einen Krug her!“

Der Neuangekommene war Gregor. Er hatte die Werber gesehen auf seiner Durchfahrt hier geblieben und war zu ihnen gekommen, um sich anwerben zu lassen.

Der Husar fuhr fort: „Habt ihr schon von einer Schlacht erzählen hören?“

„Ja!“ riefen die Burschen mit blitzenden Augen.

„Ich aber sage euch, ihr wißt doch nicht, was eine Schlacht ist. Ihr ja noch Keiner von euch dabeigewesen. Ihr sollter sehen, wie die kampflustigen Reihen einander gegenüberstehen. Ruhig und still

— kein Hufschlag — kein Trompetenschall, kein Wort, kein Laut, kein Gedanke — Jeder betet, nicht um sein Leben, nein, darum denkt man nicht, man betet um Sieg. Da schlägt das Herz langsam, immer langsamer, als wollte man sterben und wenn man gebetet hat, dann steht man noch immer still und horcht auf den Befehl des Anführers. Da fängt das Herz wieder an zu schlagen, dann springen die Hauptleute vorbei und ertheilen Befehle, da schlägt das Herz schon stärker, und wenn es noch immer nicht losgeht, dann wird man ungeduldig und sperrt das Pferd, das es schnaubt, aber rühren darf es sich nicht. Und wenn es noch nicht losgeht, dann fangen der Kopf und die Augen an zu brennen und der Zaum zu drücken, als wäre man zwanzig Stunden zu Pferde. Endlich bläst eine Trompete, gleich darauf eine andere und hundert andere — ein Blitz — ein Knall — Hurrah!"

Die Burschen waren lärmend aufgesprungen und hatten mit den Weinkrügen gegeneinander, daß die Trümmer umherflogen.

„Nobig Kinder!" gebot der Husar, und gleich war es still. „Und als ich die erste Schlacht mitmachte", fuhr er fort, „dachte ich, nun Jeli, sieh' zu, ob du Muth hast. Wir stürzten wie tausend Teufel auf den Feind und ich trieb mein Pferd an, daß es schoss; aber glaubt mir's oder glaubt mir's nicht, ich kam den Andern auch nicht um eine Spanne vor; denn Jeder wollte der Erste sein, mein Säbel fuhr wie ein Hagelwetter unter die Köpfe der Feinde, das that jeder Andere auch, und als wir darauf von unserm Hauptmann gelobt wurden, da galt es mir nicht mehr als den Andern. Nun hatte ich mich darüber gefreut, da sprach ich aber zu mir: Dummkopf, sind sie nicht Alle Ungarn? Und hat nicht jeder Ungar Muth wie ein Löwe, wenn er für seinen guten König kämpft? Wer aber Alle wäre und wer nicht mitgehen wollte, wenn es heißt: Vorwärts! — möchte' du so einem Lumpenkerl sein Gericht anheben? — Nein, dacht' ich — du hast zwar Muth — bist aber nicht besser als die Andern."

„Das ist wahr!" riefen die Burschen wie mit einer Stimme. „Wer aber siegen will, das ist Ungar ist und Muth hat, der braucht nur Husar zu werden und eine Schlacht mitzumachen. . . . . Alles durcheinander und Becherklang und Lieder."

So werden in Ungarn Truppen ausgehoben. Die Burschen stellen sich nebeneinander auf, die Husaren nehmen ihre Kalpags vom Kopfe, um sie den Rekruten aufzusetzen, das ist der Fahneneid. Wem aber keiner der vorhandenen Kalpags paßt, der wird ausgelacht und zurückgeschoben; er schleicht sich dann beschämt hinaus, er darf nicht Soldat werden.

Die Werber ziehen von Dorf zu Dorf, die Zigeunermusik ruft die Burschen zur Schenke, der Braubart trinkt ihnen zu, nennt sie erst Kinder, dann Bruder — erzählt vom Soldatenglück, vom Ruhm, vom Sieg — — und wenn er nach Wochen auf seiner Station ankommt, bringt er Schwadronen mit.

Das Einreden Gyula's hatte die Aufmerksamkeit des alten Husarenwachtmeisters erregt, der an der schönen, kräftigen Gestalt des jungen Mannes offenbar Wohlgefallen fand. Gyula selbst hörte die Erzählung des Werbers theilnahmlos mit an. Seine Gedanken weilten noch bei Jelisska und er ganz allein war ruhig auf seinem Platze geblieben, als die Uebrigen lärmend aufsprangen und die Husaren umringten, um mit ihnen auf Soldatenglück zu trinken. Er sah die Kalpags anpassen, er sah die Burschen zu Husaren sich einkleiden lassen. Mehrmals hatte er den Krug an den Mund gebracht, aber trinken konnte er nicht. In dem allgemeinen Taumel schien er ganz unbeachtet geblieben zu sein, und dennoch waren zwei Personen anwesend, die, freilich wol aus ganz verschiedenen Gründen, kein Auge von ihm wandten: der Husarenwachtmeister und Einer der drei Musikanten, der Zigeuner Jancs.

Jancs war seinen Genossen auf dem Wege nach Temeswar begegnet und schloß sich ihnen ohne weiteres an. Bei den Werbern gab's immer guten Verdienst und viel zu trinken; daß er aber außerdem Gelegenheit haben würde, seinem neuerworbenen Freunde Pal einen großen Dienst zu erweisen, dies betrachtete der Zigeuner als ein Zeichen, daß sein Stern mit ihm aufstehen und ihm von neuem zu leuchten beginnen würde.

Schon als Gyula eintrat, hat Jancs überrascht den Bogen sinken; das verstörte Aussehen des jungen Mannes verrieth dem scharfsichtigen Zigeuner auf den ersten Blick, was im Hause Michal's vorgegangen, und wenn er auch den eigentlichen Zusammenhang nur dunkel ahnte, so war doch die Anwesenheit Gyula's an diesem Orte dringende Veranlassung, ihm im Interesse Pal's Sorge zu machen. Es war vorauszusehen, daß die Werber den jungen Mann nicht leicht aus den Händen lassen würden, und so ehrenvoll es auch sonst war Soldat zu werden, so machte doch der Gedanke, daß Pal über den Verlust seines kaum gewonnenen Sohnes zur Verzweiflung kommen konnte, den Zigeuner jede andere Rücksicht vergessen.

Während die Bauernburiche und Hufaren ſich im wilden Lärm durcheinandertummelten, nahm Jures den Hufarenwachtmeiſter beiſeite und flüſterte ihm leiſe ins Ohr: „Joſi, der Burſche, der zuletzt gekommen iſt und dort traurig vor ſeinem Kruge ſitzt, darf kein Hufar werden!“

„Darf nicht Hufar werden?“ wiederholte der Angeredete lauter, als eben nöthig war, um nur von dem Zigeuner gehört zu werden. „Und warum nicht? Kümmere dich um deine Fidel, ſchwarze Seele, und nicht um die Hufaren und die Angeworbenen!“

„Joſi!“ beſchwichtigte der Zigeuner, „es gibt außer ihm noch genug ſchmucke Burſchen im Lande, aber wenn du gerade Dem zutrinkſt und von ihm den Handſchlag nimmſt, ſo haſt du es auf deinem Gewiſſen, wenn ich einen dummen Streich mache und an den Galgen komme; ich ſchwöre dir in dieſem Augenblick, der Papaſi Gyula darf kein Hufar werden.“

Der alte Wachtmeiſter zuckte zuſammen, als hätte eine Kugel ſich in ſein Fleiſch gebohrt; nach einer kleinen Weile fragte er leiſe: „Alſo Papaſi Gyula heißt er, iſt er in Nagy-Balaſi? Den Michal kenn' ich ganz gut, in der That Vater?“

Der Zigeuner ſah dem Soldaten forſchend ins Geſicht. Offenbar war er in Verlegenheit, ob er auf dieſe Frage mit der unumwundenen Wahrheit oder ausweichend antworten ſolle. Er entſchied ſich an Letzterm, nicht etwa weil er dadurch mehr Ausſicht für das Gelingen ſeines Vorhabens hatte, ſondern weil ihm die Wahrheit auch nicht viel nützen konnte. Es liegt in dem Charakter der Zigeuner, daß ſie in Fällen, wo der gerade, offene und der gekrümmte, verborgene Weg zu einem gleichen oder zu keinem erwünſchten Ziele führt, aus Neigung letzteren wählen. Der Zigeuner lügt und ſtiehlt zum Vergnügen, oft verſchenkt er etwas, das er mit Lebensgefahr geſtohlen, dem Armen, der ihn darum anſpricht. Jures hatte überdies jetzt auch nicht Zeit zu einer längern Mittheilung an den Wachtmeiſter, denn Einer der Hufaren, der ſich aus dem Knäuel gelöſt hatte, war vor Gyula hingetreten, um ihn aus ſeinen Träumen aufzurütteln und ihm zuzutrinken. Jures, der kein Auge von Gyula ließ, merkte es und während er mit ängſtlicher Spannung auf jede Bewegung der beiden Männer lauſchte, ſprach er zum Wachtmeiſter mit ängſtlicher Haſt und gepreßtem Tone: „Es kann dir ganz gleich ſein, wer der Vater jenes Burſchen iſt, aber ich ſage dir nur, daß er unglücklich iſt, wenn er dieſen verliert; willſt du mir einen Preis nennen, für welchen du ihn losgibſt?“

„Einen Preis?“ rief der Hufarenwachtmeiſter entrüſtet. „Glaubſt du, ſchwarze Seele, daß ich mir einen Burſchen abhandeln laſſe wie du ein geſtohlenes Kind?“

„Noch iſt er nicht dein und wird es auch niemals werden, und es iſt beſſer für dich, du ſprichſt vernünftig mit mir, und wenn ich dir ſagen wollte, woher der Gyula eigentlich ſtammt, würdeſt du ganz andere Saiten aufziehen.“

„Ich will nichts mehr von der wiſſen!“ polterte der alte Soldat mit einer heftigen Kopfbewegung und trat jetzt gleichfalls zu Gyula hin, um die Werbung ſeines untergebenen Soldaten zu unterſtützen — „Pal iſt nicht verheirathet, Gyula muß alſo der Sohn Michal's ſein“, brummte der Wachtmeiſter vor ſich hin, „er hat mir mein Lieb geſtohlen, ich will ihm dafür ſeinen Sohn abnehmen.“

Dies war indeß nicht leicht.

Die Werber durften in keinem Falle irgendwelche Gewalt brauchen; wer ihnen nicht freiwillig den Handſchlag gab, an den hatten ſie kein Recht, und es war eben ihre Aufgabe, durch alle ihnen zugebote ſtehenden Mittel, durch Wein, Tanz und Geſang die jungen Leute zu berauſchen und auf die eine oder andere Weiſe zu dieſem Handſchlag zu bewegen, der im Verein mit dem Aufleſen des Kalpaſi den Fahneneid erſetzte. Die Stellung der Werber den Bauern gegenüber war zur Zeit unſerer Erzählung eine bedeutend ſchwierigere als ehedem. Die in Ungarn angeworbenen Truppen, die bisher eine exclusive Stellung hatten, wurden jetzt dem übrigen Militär des Kaiſerſtaats gleichgehalten, auch ſie mußten, wie die andern, 14 Jahre dienen, dies wußten die Bauern wohl, und während ihr Militärdienſt ehedem ein freiwilliger war, unterlag er jetzt einem Zwange, der ſie zurückſcheuchte, und nur der kriegeriſchen Natur des Volks war es zuzuſchreiben, daß die Ärelwerbung noch immer jede regelmäßige Aushebung überflüſſig machen konnte; es war nach alterthümlicher Sitte die größte Schmach, ein Leiden gemeiner Feigheit, wenn ein Burſche den Werbern auswich.

Gyula ſchien auf die derben Scherze des Hufaren gar nicht zu hören, ja er ſchien nicht einmal deſſen Anweſenheit zu wiſſen, und erſt als der Wachtmeiſter auf ihn zukam und ihn mit dem Namen Papaſi Gyula anredete, ſchlug er die Augen auf und erwiderte mit einer Bitterkeit, die den in der Nähe lauſchenden Zigeuner erbeben machte: „Ich heiße ſchlechtweg Gyula, den Papaſi habe ich in Nagy-Balaſi zurückgelaſſen!“

„Das iſt brav geſprochen!“ rief der Wachtmeiſter

mit lauter Lache, „wer zu den Werbern kommt, zieht seinen alten Rock und seine alten Schmerzen aus, und nun schau' in die Höhe, Gyula, und mach' kein so verdrießenes Gesicht, wer ein Husar werden will, muß gut trinken, lachen und reiten können, und wenn er's nicht kann, lehren wir's ihn — auf gut Glück, Bruder!"

Gyula setzte halb im Taumel den Krug an den Mund, aber noch ehe ein Tropfen des Inhalts seine Lippen berührte, flog ein anderes leeres Gefäß gegen den Krug, dessen Scherben auf die Seite flogen.

„Das hat der Zigeuner gethan!" brummte der Wachtmeister sich umsehend, Juros aber stand ruhig hinter ihm und hielt seine Geige in der Hand, der er halbleise Klagetöne entlockte. Wer den Wurf gethan, konnte in dem wüsten Lärm nicht ermittelt werden. Juros aber hatte seinen Zweck doch erreicht — Gyula hatte nicht getrunken. „Das war ein dummer Spaß eines Kerls, der zu lustig ist, weil er mit einem mal Husar geworden ist", sagte der Wachtmeister zu Gyula gewandt, und suchte durch seine heitere Weise diesen störenden Zwischenfall vergessen zu machen.

Alle Tag so wie heut
Und der Tage gibt's viel,
Mein Rößlein zum Gras
Und mein Liebchen zum Spiel.

Vom Rößlein zum Tanz
Und vom Tanze zum Wein
Und vom Weine zu Roß —
Soldat muß man sein!

„Wenn du nicht spielen willst, wie es sich zum Liede schickt, so bleib' mit mit deinem Gefiedel vom Halse!" herrschte der Husar den Zigeuner an, der auch wie vor auf seinem Instrumente nur klagende Accorde hervorbrachte und dadurch den Sänger störte. Der Husar begleitete diese Worte mit einer drohenden Geberde, die Juros gut verstand, aber er wich dennoch nicht von der Stelle.

Diese beiden Männer waren plötzlich Feinde geworden und dennoch wagte es keiner, den andern offen anzugreifen, der Wachtmeister, weil er fürchtete, Gyula wurde, wenn er erführe, daß er es auf ihn vor allen abgesehen habe, augenblicklich die Schenke verlassen, und Juros, weil er besorgte, Gyula würde gerade darum, weil er ihn verhindern wollte Soldat zu werden, mit Trotz den Handschlag geben.

Plötzlich erhob sich der Wachtmeister und wandte sich zu einem seiner Untergebenen, mit dem er leise und angelegentlich sprach. Diese Zeit benutzte Juros. Im Moment war er an Gyula's Seite und flüsterte ihm leise ins Ohr: „Gyula, du hast mir gestern das Leben gerettet, heute rett' ich dir mehr als dies. Die Soldaten werden gleich Händel mit mir anfangen und mich aus der Schenke zu bringen suchen; halte mich fest und gib nur nicht früher den Handschlag, als bis ich dir etwas gesagt haben werde, es betrifft dich und deine Jolioka und deinen Vater."

„Meinen Vater?" rief Gyula mit höhnischem Lachen, „ich habe keinen Vater und eine Jolioka habe ich auch nicht!" Dies sprach er so laut, daß der Wachtmeister es hörte und auf den Zigeuner aufmerksam wurde.

Ehe Gyula es verhindern konnte, war Juros von ihm getrennt und von einigen Husaren in die Mitte genommen, die ihn auf die härteste Weise sein feindseliges Benehmen entgelten ließen und aus der Schenke brachten. Juros unterlag, seine Worte verhallten in dem wüsten Lärm, und Gyula hatte mittlerweile, halb überredet, halb gezwungen getrunken und leerte dann in wilder Wut einen Krug nach dem andern.

Eine Viertelstunde war vergangen, Gyula glühte und wandelte zwischen den übrigen Angeworbenen, und als Juros zurückkam und unter dem Schutze Pal's und Michal's, die er draußen getroffen, wieder in die Stube trat, war Gyula längst nicht mehr an seinem Platze. Als ihn die drei Männer endlich zwischen den andern erblickten, hatte er schon einen Kalpag in der Hand und wäre Husar geworden, wenn nicht Juros gerufen hätte: „Gyula ist ein Zigeuner!" .....

Der Schmerz des ausgestoßenen jungen Mannes war furchtbar. Er ein Geächteter! Alles floh vor ihm.

Die Burschen, die Husaren ritten von dannen.

Gyula warf sich in der Wuth seines Schmerzes auf den Zigeuner und verwundete ihn so, daß Juros' Tage gezählt waren. Wie er noch den Fuß auf den sich unter ihm Krümmenden gestemmt hielt, stürzten Michal und sein Vater, Papaß Pal, auf ihn zu. Dieser zog ihn an sein Herz und entführte den Besinnungslosen in die Arme Jolioka's. —

Papaß Gyula wurde in kurzer Zeit der reichste Mann in beiden Dörfern — wie konnte er noch Soldat werden, da sein Schwiegervater kränkelte, sein Vater betagt war! Seine Herkunft mütterlicherseits blieb von seinen Reichthümern bedeckt.

Der Zigeuner, der ihn vor einer vierzehnjährigen Militärzeit gerettet, hatte den Bund der Freundschaft mit Gyula's Vater mit seinem Tode besiegelt.

In der Weite aber, seinen Säbel an den Weichen seines Rosses träumerisch rasseln lassend, ritt Szonet Joß, der alte Wachtmeister, einst Terischa's Geliebter...

In Schlachten und dem Getümmel des Kriegs hatte er vergessen, was er einst besaß und was er verloren! Seit diesem Rückblick in alte Tage mundete ihm lange nicht der Wein, gelang ihm lange kein Lied und nicht von der Winterluft allein bereifte sich oft sein greiser Bart. Karl Bihram.

Eine Reise nach Paris.

III.

Wir sind auf dem Deck des lindauer Dampfboots. Gesellschaft genug. Besonders interessirte mich ein junges Paar. Mit dem Ausdrucke der innigsten Zärtlichkeit und Liebe saßen die Neuvermählten. Auf einem trüben See der pommerschen Marken hatten sich die Liebenden zuerst erblickt, ohne Aussicht, jemals den stillen, geheimen Wunsch und Zug des Herzens in Erfüllung gehen zu sehen, und jetzt, nach ein paar Jahren, waren all die Wünsche durch Erringung einer festen Stellung im Leben und durch den gegenseitigen Besitz gekrönt. Soviel erfuhr ich wenigstens im Ausdruck der allgemeinen Freude; denn eine schönere Fahrt konnte man nicht machen. Die Hitze des Tags wurde durch laue Lüfte, die von den Bergen uns entgegenwehten, gemildert, liebliche landschaftliche Bilder wechselten fort und fort. Es dauerte nicht lange und man konnte die Thürme und Häuser vor den Linden, die der Stadt, die wir verlaßen, den Namen gaben, nicht mehr unterscheiden, dagegen sieht man das alte Brigantium, dessen Strabo schon 40 Jahre nach Christi gedenkt, das heutige Bregenz deutlicher hervortreten; rechts und links zeigen sich andere Ortschaften und die Berge nehmen neue Formen und Farben an. Droben rechts zeigt sich ein zarter, dunkler, violetter Bogen, der auf dem leichten Duft des Sees in der Ferne hinschwebt; es ist der Schwarzwald, und da ganz draußen,* da verschwimmt Alles, Himmel und Erde, das Sonnenlicht und das Wasser in einem glänzenden Schein. Links aber, da ist's grün und immer grüner, die schneebedeckten Häupter und Hörner der appenzeller Alpen treten zurück und das fruchtbare, mit Obstbäumen, Reben, Getreide und Wiesen gesegnete Mittel- und Vorgebirge kommt uns näher und näher. Ich will euch nicht stören, ihr Glücklichen, möge euer Lebensweg immer einer herrlichen Fahrt gleichen!

Rorschach hat einen ganz andern Charakter als Lindau. Es hat viel steinerne Erkerhäuser im Renaissancestil und soll früher noch lebhafter gewesen sein als jetzt. Vor der Post aber zeigte sich's bunt durcheinander. Da stand ein Brunnen mit einem steinernen Heiligenbilde; die Nische und der Heilige sowie die Seiten des Brunnens waren mit frischen Blumen geschmückt, kräftige Vorspannpferde drängten sich an den Brunnen, elegante Herren und Damen in leichten offenen Wagen kamen an und fuhren ab. Die Post brachte und nahm in Haupt- und Beiwagen die vielen herzuströmenden Fremden mit. Ich ging im Schatten der Bäume am See hin.

„Gehen Sie nach dem Canton Graubünden!“ sagte ein Herr zu mir, der, seit 15 Jahren in der Schweiz ansässig, sie ganz genau kannte, und sich nach meinem Reisezweck, als Maler die Natur zu studiren, erkundigt hatte, „dort kommen Sie in die wildesten Thäler, da gibt es noch Bären, Wölfe und Luchse und Gemswild genug!“

Ich richtete demnach meine weitere Reise nach Graubünden und zwar zu Fuß.

Ermüdet saß ich am Wege und zeichnete. Da kam ein Fuhrwerk daher, ein kleines, aber schwerbeladenes Gefährt mit einem Pferde, ein wild aussehender Mensch ging daneben; ich rief ihm zu, mir meine Sachen mitzunehmen. Er hielt bereitwillig und packte sie sorgfältig auf. Wir schlenderten neben dem Fuhrwerk her, kehrten zusammen ein, wenn das Roßli gefüttert ward und ruhen sollte, bis zum späten Abend. Der Mann war ein Bündner, ich hielt ihn erst seinem Aeußern nach für einen Italiener, seine Züge und sein Blick waren scharf, sein Haar und Bart schwarz gelockt, seine Kleider waren mehr als abgetragen. Im Laufe des Nachmittags und Abends erfuhr ich seine Geschichte. Die Bündner sind keine Handwerker, sie treiben lieber Handel und Viehzucht, darum mochte auch meinem Gefährten der goldene Boden dieses Standes der Concurrenz wegen nicht sicher genug geschienen haben, denn er hatte nach und nach sieben Handwerke noch dazu gelernt; bis dahin aber, das er eins davon brauchte, trieb er Handel und war in Böhmen und Mähren, in Oestreich, in Ungarn, in Tirol und „da draußen in Teutschland“, im Schwabenlande gewesen. Er sprach mehre Sprachen, unter anderm sagte er: „Wenn ich auch sollte den Karren und das Roßli verlieren, so wollt' ich mich doch nicht fürchten fortzukommen und meine Frau und meine vier Würmle zu ernähren.“ Dabei wurde der wilde Gesell weich und lobte mir seine Frau, wie das Weibli sich in alle Lagen zu schicken wisse und wie sie nun schon jede Stunde wähle bis er heimkomme, und dabei klopfte er dann und wann dem Roßli den Hals und ermunterte und belebte es. „Ich habe wol schon an die hundert

Roß' gehalt, erzählte er mir, aber so ein gutes Roß habe ich noch nicht gehabt. Ich hatte ein größeres, aber schönes Roß und hab' dieses von einem Bauer in Appenzell getauscht und ein Hebräer hat mir bei dem Handel geholfen, er hat mir ein paar Worte zugeflüstert und ich habe ihn gleich verstanden, und den andern Tag hat mir der Bauer 4 und dann 8 Reichsthaler geboten, wenn ich ihm das Rößli wieder zurückgeben würde, aber ich hab's behalten. Ich habe fast an die 20 Centner Geschirr, Glas- und Töpferwaaren auf dem Wägelchen und ist kein Stein, den das Rad nicht sofort zu Mehl zerdrückte, und brauche kein Vorspann, das Rößli läßt den Wagen nicht zurück, und wenn Ihr aufsitzen wollt, Herr, so mögt Ihr aufsitzen." Das mochte ich aber doch dem Thiere nicht zumuthen. „Ich laße es auch gehen wie es will", fuhr er fort, „will's langsam gehen, mag's langsam gehen, will es schneller gehen, laß' ich's schneller gehen." Als die Sonne hinter den Bergen verschwunden war und nur die höchsten Spitzen noch erglühten, hing er dem Rößli ein neues Schellenband um. Die Schweizer fahren immer mit Schellengeläute. „Warum jetzt erst die Schellen?" frug ich. Er sagte, daß die Schellen das Ungeziefer, die Fliegen und Bremsen, am Tage nur noch mehr herbeizögen; „denn wenn diese die Schellen hören, so kommen sie auch gegen den Wind herbei, die Pferde aber gehen lieber und freudiger mit den Schellen, darum geb' ich's dem Thiere nun, wo es Nacht wird." Die Fliegen hatten aber nicht allein dieses, sondern auch andere Pferde so gepeinigt in der heißen Zeit, daß dem Thiere das Blut vom Körper herabtief. Manche Pferde sah ich zur Abhalte der Insekten fast wie in Säcke genäht daherziehen.

In den Wirthshäusern an der Straße wurden überall die innern religiösen und politischen Fragen sowie der Krieg mit Rußland lebhaft besprochen. Mein Bündner gab immer sein Wort dazu und einmal sagte er zu den Streitenden: „Ihr Männer, was streitet ihr, daß sich g'wiß, wir haben viel zu viel rothe Strümpf im Lande, ich bin katholisch, aber wer an einen Gott glaubt, daß ich denn!" Und als die Leute an einem andern Orte über die Russen loszogen, nahm er zwar nicht Partei für sie, aber er sagte: „So wenig ihr dazu könnt, daß ihr freie Schweizer seid, so wenig können jene dazu, daß sie Russen sind; wo wir geboren werden, nun das sind wir und ich würde nicht unglücklicher sein, wenn ich ein Oestreicher wäre, als ich mich jetzt glücklicher fühlen, weil ich ein Schweizer bin. Jene haben ein Oberhaupt zu ernähren und wir, nun, wir haben zweiundzwanzig."

Mein Bündner war ein Speculant. Vorm Dunkelwerden holte er seine Brieftasche und zeigte mir ein gedrucktes italienisches Attest, welches die mailänder Medicinalbehörde über ein Lebenswasser ausgestellt hatte. Er hatte das Recept dazu von einem Schwaben für 12 Reichsthaler gekauft und sagte, wenn einmal der Handel nicht soviel abwerfen würde, die Seinigen ehrlich durchzubringen, dann wollte er mit dem Lebenswasser nach Frankreich und England gehen und er hoffte manches Hundert schöner Gulden damit zu verdienen. Zuletzt weigerte er sich ein Trinkgeld anzunehmen. Erst als ich sagte, er sollte dem Rößli dafür eine Gute thun, ließ er sich bewegen, das Geld anzunehmen. Später erfuhr ich, daß der Mann den Charakter seines Cantons im Ganzen genommen gut repräsentirte.

Vier interessante Wege nach Chur, der Hauptstadt im Canton Bünden, wurden mir von einem Posthalter als Fußtour angegeben, „Sie können so und so gehen oder aber auch so oder aber auch so oder aber auch so!"

Ich wählte von diesen Aber-auch-So's den Weg im Rheinthal nach Ragaz und ging von da nach Bad Pfafers.

Dieser wildromantische Pfad ist schon oft durch Bild und Wort geschildert worden. Die Mühlen mit den Hällen der schäumenden Tamina sind außerordentlich malerisch. Man hat den Taminaschlund bei Pfafers nicht mit Unrecht als ein Felsengrab mit allen Schrecknissen der Pforten des Todes und der Unterwelt verglichen; aber in dieser schauerlichen Schlucht entspringt dampfend die Lebensquelle, welcher viele Kranke Genesung verdanken. Der Amerikaner Fenimore Cooper nennt diese Stelle „unstreitig den außerordentlichsten Ort seiner Art in der Welt". Die Leute, welchen ich hier an und in dem Curhause begegnete, sahen, bis auf eine Person, alle sehr wohl und behäbig aus, sodaß man sie anderwärts nicht für Patienten gehalten haben würde. Der Aufenthalt in dem Bade, in dieser engen Schlucht, in welche die Sonne nur wenige Stunden des Tags dringt, soll an sich schon sehr gesund sein. Jetzt war trotzdem, daß das Bad im tiefen Schatten lag, eine beängstigende Schwüle. Ich stieg mit einem geistlichen Herrn aufwärts, auf einem Steine blieb er sitzen und sagte: „Ich meine, ich muß sterben vor Hitze." Die frischere Luft weiter oben wirkte belebend und stärkend. Der geistliche Herr verbreitete sich im

Gespräch dann mißbilligend über ein St. Gallener neues Gesetz in Bezug auf die Geistlichkeit und fügte hinzu: „Ich bin nur froh und danke Gott, daß ich ein Bündner und kein St.-Gallener bin!“ Wir trennten uns, indem ich auf die Höhe stieg, wo das Kirchdorf Valens liegt. Hier oben hat man eine schöne Gebirgslandschaft nach allen Seiten vor sich, die noch um so interessanter wird, weil oben in der Luft etwas vorging, wovon die Verboten sich bald durch einen heißen, bald durch einen kalten, sturmartigen Luftstrom ankundeten. Noch war der Himmel über mir blau und glänzende Wölkchen schwebten über den Bergen und einzelne Sonnenstrahlen fielen durch das Gewölk auf die Felsenvorsprünge, aber mit einem male wälzten sich dunkelgraue Nebelmassen heran und jagten sich um den über 8000 Fuß hohen und zackigen Kalanda herum, und indem einzelne sich in seinen Schluchten versteckten, zeigte sich dem Auge viel deutlicher als bei klarem Wetter das zerrissene und zerklüftete Gebirge. Im Augenblick war der Kalanda verschwunden und verhüllt und im nächsten starrte er wieder in tiefer, dunkler Färbung gegen eine hinter ihm erglänzende Luftschicht empor.

„Wollen Sie auch auf?“ sagte eine junge Frau mit einem etwa vierjährigen Mädchen an der Hand zu mir, die ich eingeholt hatte, „dann können wir zusammen gehen, es kann ein böses Wetter geben!“

Da draußen in der Ferne lag ein Dörfchen, Vason, dahin führte unser Weg, bergauf und ab, im Grunde unten stürzte aus einer wilden Thalschlucht der Zanerbach gegen eine Mühle, große schwarze Marmorblöcke halten den weißschäumenden Bach in seiner Eile auf. Die alte Mühle mit dem Strom gäbe ein schönes Bild von dem Stege aus, ich wollte ein paar Striche machen, da aber bewegen sich die Steinmassen oder tanzt das Spiel der zerstäubten Wasser? Herunter vom Stege! Der Felsen wälzt sich gegen das Brücklein; wenn er daranstößt, nimmt er es mit, doch er rollt zur Seite und die kleinern schwarzen Bälle, die mit ihm kommen, drängen sich mit dem Wasserschaum hindurch, der tiefer unten fließenden Tamina zu. Die Berge sind nicht mehr zu sehen, wie Tinte so schwarz hängen die Wolkenmassen herunter, ein Sturm rast los, der alte Müller sendet den Sohn nach den paar Kühen, die weiter oben am Waldrande weiden und nicht mit auf der hohen Alm sind. Die Frau, die beide Hände voll Mehl hat, nimmt ihren Sack mit Mehl auf den Kopf und ich nehme das Kind an die Hand, damit wir schneller fortkommen. Es war ein Sturm, von dem später alle Schweizerblätter erzählten.

„Aber bei dem Wetter könnt Ihr doch nicht über Kunkelspaß, ja nicht einmal nach Pätnis gehen, da müßt Ihr schon in Vason bleiben“, sagte die Frau zu mir, „und da in den ersten Häusern werden sie Sie schon behalten und ein Bett bekommen.“ Sie nannte mich bald Sie, bald Ihr. „Ist denn kein Gasthaus in Vason?“ fragte ich, und sagte ihr, wie mir das ungewohnt und unangenehm sei, Fremde um ein Nachtlager zu bitten, ich würde vorziehen, noch nach dem nächsten Orte zu gehen, wenn das Wetter etwas nachlassen sollte. Da an einer Gäe, wo man etwas Schutz vor dem tobenden Sturm hatte, ruhte die Frau ein wenig und sagte mit ratender Verlegenheit zu mir: „Wenn auch der Weg nicht gar zu bös ist (der Himmel lichtete sich jetzt wieder etwas auf), so könnt Ihr doch noch einmal bis dahin in solches und noch schlimmeres Wetter kommen und Ihr trefft Niemand mehr oder rauhe und wüchte Lüt, da tätitet Ihr mich dauern. Herr, wollet Ihr, so könnt Ihr auch bei uns bleiben. Mein Mann ist daheim, wir sind freilich nur arme Lüt, aber satt sollt Ihr haben und auch ein reines Bett, aber Zucker und Süßigkeiten haben wir nicht.“

Mit Dank nahm ich das herzliche Anerbieten an und beruhigte ihre Sorge mit der Versicherung, daß ich durchaus nicht verwöhnt wäre. Wir kamen nach Vason. So ein Gebirgsort sieht fast wie bei uns ein Holzhof aus, dessen Klaftern mit Brettstücken bedeckt sind, worauf noch Steine liegen. Meine Wirthsleute wohnten nicht im Dorfli, sondern noch weiter abwärts. „Da unten, Herr, sehen Sie da, das ist unsere Scheune und da drüben die, wo der blühende Fliederbusch daranstieht, die ist auch unser!“

Unter strömendem Regen erreichten wir einige Häuschen mit Scheunen umgeben, das vordere gehörte meinen Leuten. „Ich bringe einen Fremden, der bei uns über Nacht bleiben wird“, sagte sie, mir voranstretend, zu ihrem bedeutend ältern, aber kräftig aussehenden Manne. Mit einem freundlichen Willkommen reichte der mir die Hand und bot mir einen Stuhl. Dann herzte er das Kind und holte eine große Blechkanne mit dem bereits fertigen Kaffee. Ein starkes, aber etwas blödsinniges Mädchen, die Schwester der Frau, brachte einen Brei von Polentagries, mit Kirschen darin, auf den Tisch, für mich hatte die Frau, wie ich sah, ein weißes Weizenbrot schon aus dem Dorfli mitgenommen, wozu sie mir noch Butter

gab. Die Familie aß Maisbrot. „Iß dich nur satt, iß du nur bis du genug hast!“ sagte mein Wirth ermunternd zu mir; „wenn's dir nur schmeckt.“ Obgleich die Leute sich wunderten, wie Einer so weit aus dem Dütschland daherkomme in diese von den üblichen Schweizertouren ganz entlegenen Berge, so fragten sie doch bescheiden weder nach Stand noch Namen, bis ich ihnen aus freien Stücken meinen Namen und den Malweck der Reise nannte. Nun holten sie allerlei Heiligenbildchen und ihre ganze Bibliothek, die in ein paar Kalendern und ein paar Schul- und Gebetbüchern bestand; auch ein paar Stammbuchblätter von Jugendfreunden gab mir die Frau zum Lesen; sie freute sich sehr, wie ich dieselben hochdeutsch, so wie's gedruckt wird, vorlas. Dann nannten mir die Leute auch ihr Geschlecht, die Frau hatte viele Jahre nicht geschrieben, sie holte die Schiefertafel, schrieb unter vielen Störungen ihres Töchterleins ihren Namen und Wohnort auf und von da ab erst auf Papier, welches sie mir dann einhändigte. Die Vorfahren waren aus Tirol herübergekommen und hatten unter der Herrschaft des Klosters St. Pirminsberg diese wilde Gegend „urbarisirt“ und waren dem Kloster zinspflichtig geweien. Wenn ein Mann aus einer Familie gestorben war, so nahm das Kloster den Hinterbliebenen das beste Stück aus dem Stalle. „Ich weiß es noch ganz gut“, sagte mein Wirth, „wie die Klosterleute das schönste Stierli bei meinen Verwandten aus dem Stalle holten, und vor Zeiten waren auch hier noch Luchse und Wölfe und Bären, die haben manches Stück gerupft; da hielt nun das Kloster große Hunde, die wurden ausgethan und den Hirten beigegeben, aber wir haben auch müssen zahlen dafür, und durften selbst keine Hunde halten, und neun Garben mußten wir aufstellen und die zehnte blieb liegen, die war dem Kloster und auch Hühner haben wir müssen liefern und noch anderlei Dienste thun; das ist nun Alles abgelöst und wir sind freie Leut geworden, aber mit Geld haben wir's müssen schwitzen und haben müssen Schulden auf unsere Güter machen und haben schon lange immer geringe Jahre gehabt und sind so die Meisten verarmt. Wir müssen hart schaffen, Herr, um das liebe Leben und haben nicht Zit die Zeitung zu leien, was sie da draußen machen. Es kann uns auch in unserm Thale hier ganz gleich sein, Herr.“

„Und Ihr wagt es, Euer Weib und Kind allein daheimzulassen?“ fiel die Frau ein. „Kann kein König dir nicht, da du weg bist, dein Weib nehmen und deine Kinder und deine Kühe und Geisen und was du sonst noch hascht?“

Ich beruhigte Beide durch Erklärung unserer Rechtsverhältnisse.

Nun aber sprang das Kind von der Bank und rief den Aeltern zu, die Geisen kämen. Vier schöne braune Ziegen kamen ins Gehöft, der Alte ging hinaus und gab den Thieren etwas Salz und molk sie, ein Geschäft, das ich immer hier von den Männern verrichten sah. Er brachte die frische Milch herein, bot mir wieder Brot und Milch und sagte: „Kaffee ist gut, aber die warme Milch der Geisen ist noch besser.“ Das Kind lebte ganz mit den Ziegen, es sprach schon unterwegs nur von ihnen und von denen der Nachbarn. Es hatte nicht das geringste Spielzeug, ich zeichnete bei einem angezündeten Wachsstocke der Kleinen ein Püppchen, schnitt es aus und machte Kleider von Papier zum Anziehen und Ausziehen. Ich machte den Aeltern wie dem Kinde eine große Freude damit, das Mädchen zitterte vor Wonne und getraute sich das Ding erst gar nicht anzugreifen. Als es seine erste Ueberraschung überwunden hatte, meinte es, daß das Püppchen nicht schlafen könne, weil es kein Bett hätte. Diesem Leidwesen half ich auch noch ab und machte von starkem Papier eine Bettstelle mit Kopfkissen und Decke. Und als ich noch gar erst eine Schellenziege zeichnete und ausschnitt, die stehen konnte, ja da freuten sich auch die Aeltern gerade ebenso wie das Kind.

Das Wetter tobt, der Sturm heult. Ich werde noch nicht weiter reisen können.

(Ein vierter Artikel in nächster Nummer.)

Der fliegende Sommer.

Wer kennt nicht jenes seidenartige Gewebe, das im Frühjahr, mehr aber noch im Herbst, Wiesen, Aecker und Triften überzieht, und wenn der Thau eines sonnigen Morgens die Flur beperlt, in lieblichen prismatischen Farben schillert?

Es ist „Der fliegende Sommer“, — ein freundlicher Bote des Frühlings oder ein minder willkommener Mahner an die Vergänglichkeit lachender Gefilde. Der Jungfrau Maria zu Ehren hat man diese Naturerscheinung auch „Das Marien-garn“ oder „Die Marienfäden“, in Frankreich Cheveux de la Ste.-Vierge genannt. Die fromme Benennung ist nicht übel gewählt, denn der leiseste Luftzug zwirnt das lockere Gespinnst zusammen, hebt es in die Höhe und führt es fort an Busch und Hecke wie an Schuh und Kleider des Wan-

deters, wo es flatternd und flirrend in langen Fäden und Flocken sich anklettet.

Ueber die Entstehung dieses fliegenden Sommers herrschen noch immer verschiedene Ansichten.

Die üblichste und ohne Zweifel richtigste Meinung ist die, daß es die zarten Fäden des Gespinnstes einer kleinen Spinnengattung, der Aranea obtectrix, sind, die, von Wind und Wetter losgerissen, sich zu dickern Fäden und Flocken zusammenballen. Professor Blumenbach freilich wollte einst in Göttingen die Erscheinung nur zum Theil hiervon hergeleitet wissen. Er meinte, die Menge dieser fliegenden Sommerfäden sei zu groß und entstände und verschwände zu schnell, als daß diese winzigen, nur nadelknopfgroßen Thierchen allein es bewerkstelligen könnten, wahrscheinlich trage auch der Thau, als Pflanzenausdünstung in der Luft sich verdichtend, das Seinige dazu bei. Er hätte einst eine drei Morgen große Fläche aufs sorgfältigste ableien lassen und doch sei schon Tags darauf Alles wieder wie vorhin neuartig überzogen gewesen.

Ein neuerer Beobachter bestätigt diese Vermuthung. Er fand, daß beim Welken und Verfaulen der Pflanzen sich in ihrem Innern Gasarten entwickeln, die sich zu kleinen Perlen verdichten und, vom Winde erfaßt, in dünne Fädchen ausgezogen werden. Wenn die Sonne im Westen stehe, sei dies am deutlichsten zu sehen. Zwar bemerke man, heißt es weiter, zuweilen dasselbe Gespinnst auch auf Sandflächen, wo auf den ersten Blick keine Vegetation sichtbar sei; sähe man jedoch genauer zu und grübe man namentlich nach, so werde man finden, daß doch auch hier das Gewebe aus verwesenden Pflanzen hervorgehe.

Immer fand man jedoch, was auch derselbe Beobachter zugibt, auf solchen Flächen zugleich Tausende der kleinen Sommerfadenspinnen (Aranea obtectrix), ja selbst auf den in der Luft umherfliegenden Fäden hat Dr. Preßel in Emden (und vor ihm auch schon Degner und Waldenaer) viele kleinen Spinnen beobachtet, während zwei andere Spinnenarten (Lycosa saccata und Tetragnatha extensa) gleichfalls in nicht unbeträchtlicher Menge unter dem Gespinnste weilten.

Es leidet also doch wol keinen Zweifel, daß nur diese Spinnen es sind, die uns den fliegenden Sommer bereiten. Denn den Blumenbach'schen Einwand, daß eine so große Menge von Fäden, die so plötzlich erschienen und verschwänden, nicht wol von vielen winzigen Thierchen ausschließlich hervorgebracht werden könnten, schlägt die außerordentlich starke Vermehrung nieder, die wir ja überhaupt in der Insektenwelt, wo Wunder auf Wunder sich häufen, antreffen. Und wie behartlich, wie emsig und unermüdlich arbeiten nicht diese Geschöpfchen! Das einfache Spinnengewebe eines gewöhnlichen Hauskankers besteht aus 4000 Fäden und wie bald ist's wieder hergestellt, wenn muthwillige oder säubernde Hände, Zufall oder Absicht es einreißen.

Diese so außerordentliche Schaffungskraft und die Feinheit und Gleichmäßigkeit des Gespinnstes führte denn auch einen industriösen Franzosen auf den kühnen Gedanken, aus Spinnengewebe Seide zu verfertigen. Das Resultat waren ein paar Strümpfe, ein paar Handschuhe und eine Weste, die er Ludwig XIV. verehrte. Die Gründung bewährte sich jedoch nicht und war bereits der Vergessenheit anheimgefallen, als ein Pastor Busch, der vor etwa hundert Jahren an der Kreuzkirche zu Hannover stand, von neuem damit hervortrat. Der geistliche Herr schrieb ein dickes Buch darüber. Aber die Sache ist unpraktisch und fand daher auch, trotz dieser erneuerten Empfehlung, keine Beachtung. Das verfertigte Zeug ist nicht haltbar und die Spinnen erfodern eine viel umständlichere Behandlung als der Seidenwurm. Heißt es doch schon beim Propheten Jesaias, 59, 6: „Spinnewebe taugt nicht zu Kleidern“. . . . Um ein Pfund Spinnenseide zu produciren, würden wenigstens 50—60,000 Spinnen nöthig sein. Dazu kommt, daß die Spinnen Carnivoren (Fleischfreßer), die Seidenwürmer aber Herbivoren (pflanzenfressende Thiere), diese also weit leichter als jene zu ernähren sind.

Ob die kleine Aranea obtectrix Gehülfinnen habe oder ob es nur diese eine Species Sommerfadenspinnen gibt, ist wiederum nicht ausgemacht. Die Benennungen variiren. Oken führt seine Sommerfadenspinne unter dem Titel Tetragnatha extensa, J. Murray als Aranea aëronautica auf und auch Dr. Strack in Wertheim beschreibt eine von der gewöhnlichen Aranea obtectrix, wenigstens in einigen Charakteren verschiedene Art von Feldspinnen. Im Wesentlichen aber stimmen doch all diese vermeintlichen Arten mit der Aranea obtectrix überein.

Daß diese flügellosen Geschöpfchen nebenbei auch Luftschifferei treiben, haben Hulse und Lister schon vor beinahe 200 Jahren bemerkt. Ob sie aber willkürlich oder unwillkürlich durch die Luft segeln, ist ebenfalls noch nicht entschieden. Man hat sie thurmhoch in die Atmosphäre aufsteigen, meilenweit fortschweben und zu Hunderten aus der Luft herab-

fallen sehen. Soviel also ist gewiß, daß sie vermittels ihrer Fäden durch die Luft fliegen. Daß sie diese Fäden aber, wie Einige behaupten, in der Luft weben, die Gewebe auf den Steppelfeldern also ihren Ursprung in der Luft hätten, daß ferner die Thierchen in die Luft segelten, um kleine Schnacken u. dergl. zu fangen, und daß sie ihre Fäden mehre Ellen lang, gleich einem Wasserstrahle hervorzuspritzen vermöchten, — das Alles klingt zu unwahrscheinlich, als daß man nicht lieber zu der so viel glaublichern und näher liegenden Annahme sich bekennen möchte, das Gespinnst werde von dem Luftstrome in die Höhe geführt und nehme zufällig einige Spinnen mit.

Dieser Luftschiffahrt wegen, die, wie gleichfalls von jener Seite her behauptet wird, nur bei heiterm Wetter unternommen werde, hat man die Sommerfadenspinne denn auch in genaue Beziehung zur Meteorologie gebracht. Daß die Spinnen, namentlich die Kreuzspinne (Aranea diadema) und die Fensterspinne (Aranea domestica) als Wetterpropheten gerühmt und für viel verläßlicher als das Quecksilber im Torricellischen Röhrchen gehalten werden, ist bekannt. Sitzt die letztere z. B. bei schönem Wetter mit dem Kopfe nach dem Winkel hin, so gibt's sicherlich Regen, und streckt, in diesen eingetreten, der gräuliche, in träges Nichtsthun versunkene Kanker nun gar noch stumpf und lang seine Vorderfüße aus, so sei man nur darauf gefaßt, daß der grau verschleierten Regentage noch recht viele nachfolgen werden. Sind diese mit Sturm begleitet, so wird man finden, daß die Spinne, im richtigen Vorgefühle des drohenden Ungestüms, die Endfäden ihres Gewebes kurzer und straffer gezogen; dagegen aber, sind diese Fäden lang und schlaff, immerhin auf andauernd freundliches Wetter zu rechnen sein dürfte. Letzteres tritt auch dann halt ein, wenn die Spinne während des Regens ihre gewohnte Arbeit wieder aufnimmt. Quatremère d'Isjonval's Betrachtungen über Spinnen in seiner Gefangenschaft sind bekannt. Siehe auch Bd. I, S. 759 dieser „Unterhaltungen".

Zum Schluß noch ein Wort über das „spinnefeind", das gleich in dem todtfeind und das „sich hassen wie Spinnen". Der Vergleich ist so übel nicht. Denn wenn zwei Spinnen in einem Gewebe zusammengerathen, fallen sie sich einander wüthend an und fortdauert der Kampf, bis eine davon todt auf der Wahlstatt bleibt. Es ist das nicht etwa entschuldbare Abwehr vermeintlichen feindlichen Eintritts in fremdes Gebiet. Auf Mord angewiesen, sind diese Thiere von Natur sehr grausam, insonderheit die größern Weibchen, die nicht selten sogar ihre Männchen tödten und aussaugen, wenn diese sich ihnen zur Unzeit nähern. Der verliebte Kanker schleicht daher auch immer sehr leise und mit großer Vorsicht herum, verschlagen lauschend, ob die Spinnenfrau auch bei guter Laune und für die Empfindungen seiner Gefühle empfänglich oder mörderisch gestimmt sei.

Ueber die an den Stich einer italienischen Spinne, der Tarantel, sich anknüpfenden Sagen nächstdem.

Dr. Röbbelen.

Frau Ida Pfeiffer.

Ein Brief aus Berlin.

I.

Es war am 22. Juli dieses Jahres, als in der Krausenstraße hier die berühmte wiener Touristin Ida Pfeiffer abstieg.

Ich suchte sie auf. Ich fand sie in einem der bescheidensten Gasthäuser, vulgo Ausspannung genannt. Dieser Umstand schon spricht für die Einfachheit dieser merkwürdigen Frau ebenso wie für die Art, wie sie ihre großen Reisen mit nur geringen, ihr zugebote stehenden Mitteln ausführen kann. Ich fand eine Frau in den Fünfzigern. Keine Amazone von unternehmender Gestalt, sondern eine durchaus zarte, weibliche Erscheinung. Ihr Antlitz möcht' ich wienerisch nennen, d. h. von harmlosem, freundlichem Ausdruck, von mehr rundem als ovalem Schnitt, von natürlich sehr gebräunter Hautfarbe; endlich von braunen Augen, die ab und zu in geistigem Feuer aufblitzten.

In ihrem Wesen ist Frau Ida Pfeiffer, die länder- und meerbefahrene, die Einfachheit und Natürlichkeit selbst. Ihr gegenüber verschwindet jede Phrase. Nur das einfach Wahre hat vor ihr Bestand. In einem Briefe, den sie ihrer Ankunft voraus nach Graz an ihre Freunde schickte, bereitete sie diese in humoristisch-heiterer Weise und eigenthümlichem Lakonismus, wie er in ihrer Redeweise und in ihren Schriften durchgeht, auf ihre jetzige Rückkehr aus England vor, indem sie sagt, „daß sie gebräunten Angesichts und mit fast kahlem Scheitel zurückkehre, da sie die Haare den verschiedenen Stämmen, den Fürsten, Scheiks und Khans Afrika's zum Andenken habe zurücklassen müssen; dagegen bringe sie alle Zähne gesund heim, da sie ohnehin wenig zu brocken und zu beißen gehabt hätte".

Es ist wahr, mehr als die Spende von ihren Locken hat die Sonne heißer Zonen ihr die Haare geraubt. Sie trägt ein sauber garnirtes, bis tief

ins Geſicht laufendes weißes Häubchen, nur ein ganz kleiner, grau melirter Haarſcheitel, den ſie von dem Reſt der Haare des Hinterkopfs herabgekämmt, iſt an den Seiten ein wenig ſichtbar. Ein dunkelwollen Kleid und weißer Kragen vollendet ihr einfaches Coſtüm. Auf ihren ungewöhnlichen Wanderungen trägt ſie ſelten Strümpfe, ſondern nur ſtarke hohe Schuhe, lange weite Pantalons, eine Blouſe und, ſo eine gute Oeſtreicherin ſie iſt, doch einen — Calabreſerhut.

Unſer Karl Ritter geſteht ihr zu, daß ſie als einzelne Frau, ohne Vermögen, ohne andere Protection als die göttliche Vorſehung unſtreitig dem Umfange ihrer Pilgerfahrten nach wol die weitſtgereiſte ihres Geſchlechts ſei, daß ſie in dieſer Beziehung in Wahrheit alle früherhin berühmten reiſenden Männer des Mittelalters, den Venetianer Marco Polo wie den Moslem Ibn Batuta, bei weitem überträfe, denn ſie hätte nicht nur wie dieſe drei Erdtheile der Alten Welt nach den verſchiedenſten Richtungen durchwandert, ſondern auch die Neuen Welten Amerika und Auſtralien beſucht und alle Oceane durchſchifft. Man müſſe ihr ſomit die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß dieſes wunderbar großartige Unternehmen in einer ihrer Natur begründeten Eigenthümlichkeit läge. Sie folgt, ſchließt Karl Ritter, ihrem frommen, ganz anſpruchsloſen Pilgerzuge durch die ganze Welt, zur Befriedigung ihres eigenen Herzens und ihrer Gefühle. „Es bewährt ſich auch hier, daß die geiſtige Natur immer unendlich reicher iſt in ihren Bildungen, als der theoretiſirende Menſch ſie einzuzwängen ſucht.“

Eine Wienerin von Geburt, erzählt Frau Ida ſelbſt, hätte ſie von früheſter Kindheit an eine leidenſchaftliche Neigung gehabt, die Welt, die ihr in Büchern und Bildern vor die Seele getreten, zu durchwandern, daß aber ihre Familienverhältniſſe ihr die Befriedigung dieſes Triebes nicht geſtattet und ſie ſich hätte beſcheiden müſſen, dem Vogel die Schwingen zu beneiden, die ihn nach fernen Weltgegenden getragen hätten. Nachdem ſie ſich verheirathet und mit ihrem Mann längere Zeit in Polen gelebt hätte, wäre ſie Wittwe geworden. Von den drei Kindern, die ſie gehabt, wäre ihr die Tochter geſtorben, ihre zwei Söhne hätte ihr der Himmel erhalten. Nachdem deren Erziehung vollendet und Beide ſich ſelbſtändig etablirt hätten, ſie aber ſich noch durchaus rüſtig und kräftig gefühlt, wäre der höheſte Traum ihrer Seele und die alte Sehnſucht: „die Wunder der Schöpfung in allen Zonen des Erdballs ſich zu eigener Anſchauung zu bringen“, wieder in ihr wach geworden und hätte ſie nicht mehr verlaſſen. Ein tiefer, innerer Drang hätte ſie zum Wanderſtabe greifen laſſen, was ſie um ſo freier hätte thun können, als ihre Jahre es ihr bereits geſtattet, als einzelne Frau ohne Anſtoß reiſen zu können.

In überaus einfacher Weiſe ſagt ſie in der Vorrede ihres erſten Werks: „So dachte ich denn, die Zeit ſei gekommen, wo ich ohne Vermeſſenheit gegen Gottes Güte und ohne meine Pflichten zu verletzen in dem Bewußtſein völligen Freiſeins und von Ruhmſucht und Eitelkeit fern meinem Reiſedrange folgen könnte. Beſchwerden, Gefahren, auch den Tod fürchte ich nicht; ſollte dieſer mich auch auf der Wanderung ereilen, ich werde ihm ruhig entgegenſehen und Gott innig danken für die herrlichen, ſchönen Stunden, die ich im Anſchauen ſeiner Wunder verlebt habe.“ Mit kindlichem Gemüth ſchließt ſie und bittet, der Leſer wolle dieſe ihre Geſinnung beachten und den Schein der Extravaganz ihrer Reiſen ihr nicht zur Laſt legen und ſie nicht mit dem gemeinen Maße meſſen, daß ein ſolches Leben für eine Frau ſich nicht ziemte.

Beharrlich in ihrem Entſchluſſe nahm ſie die ſeit Jahren mühſam zurückgelegten Erſparniſſe zuſammen und wanderte erſt gen Jeruſalem. „Ich hatte“, ſagte ſie, „lange von dem unbeſchreiblichen Glück geträumt, jene Orte zu betreten, die unſer Heiland durch ſeine Gegenwart geheiligt.“ Befriedigt und erhoben kehrte ſie von dieſem erſten Ausfluge heim. Es war nur die Probe, die ſie ablegte, um ſich ſelbſt bewußt zu werden, daß ſowol ihre moraliſchen wie phyſiſchen Kräfte, desgleichen ihre Geldmittel ſie bei ſo beſcheidenen Anſprüchen, wie ſie zur Geltung brachte, auch für weitere Touren befähigten. 1845 unternahm ſie dann ihre zweite Reiſe nach Skandinavien und Island. In ihrem Reiſeberichte ſpiegeln ſich die Wunder jener Nordlandsinſel getreu wider. Alle Mühſeligkeiten und Entbehrungen, die ſie ſchon auf dieſer Reiſe zu ertragen hatte, die geeignet genug geweſen wären, Andere zu ermüden und abzuſchrecken, zählten ſie nur. Nach ihrer Rückkehr beſchäftigte ſie der Plan zu einer Reiſe um die Welt, den ſie alsbald ausführte.

Sie ging nach London, ſchiffte ſich nach Nordamerika ein, beſuchte Braſilien, ging um das Cap Horn, durch Chili und kam, nachdem einmal die Wogen der Südſee ihr geleuchtet, nach Otaheiti. Durch das Stille Meer ſegelte ſie nach China und kam endlich nach Oſtindien. Die fabelhaften Felſentempel von Adſunta, dieſe Urdenkmäler vergangener Jahrtauſende, wurden von ihr beſucht und

eine Tigerjagd mitgemacht, nicht ohne Lebensgefahr. In Bombay schiffte sie sich wieder ein, überstand die Gefahren des Ausbruchs der natürlichen Pocken auf ihrem mit Passagieren überladenen Schiffe, wo sie nur unter dem Eßtisch des Capitäns auf dem Deck ihr Obdach Tag und Nacht hatte und trotz einer 18tägigen Fahrt nur ein mal Wäsche wechseln konnte. Die Perser hatten die Krankheit eingebracht, drei von ihnen starben, sie aber kam glücklich durch die Meeresstraße von Kuhm und in den Schatel Arab (Fluß der Araber), den berühmtesten der Wasserströme, der aus der Vereinigung des Euphrat, Tigris und Kaurun entsteht und dessen Mündung einem Meeresarme gleicht. Von da schiffte sie den Tigris hinauf zu den Ruinen von Babylon und Ninive und sah die seit 1846 von Layard begonnenen Ausgrabungen der Trümmer jener riesigen Weltstadt. Dann ging sie durch das Kurdenland nach Persien, überstieg den Kaukasus, durchwanderte das südliche Rußland und kehrte über Griechenland und Konstantinopel in ihre Heimat heim, wieder zum „lieben Stephansthurm".

Nicht in dichterisch blühenden Farben schildert sie das Erlebte und Gesehene, aber mit einer Treue und Einfachheit, mit einer Tiefe der Empfindung und des Bewußtseins, daß man weiß und fühlt: „Hier ist jedes Wort wahr!" In lakonischer Kürze widerlegt sie oft die zu phantasiereichen Berichte anderer Reisenden und sagt: „Ich bemerke vorsätzlich jede noch so kleine Begebenheit, um den so häufig übertriebenen Erzählungen und Berichten die Wage zu halten." Dabei tritt uns überall das warme, empfängliche Herz und der seltene Muth der Frau entgegen. Von Bagdad nach Mossul schloß sie sich, um Kosten zu ersparen, an eine wildfremde Araberkarawane ganz allein an. „So begab ich mich", sagt sie, „mit einer Karawane auf eine vierzehntägige Reise durch Wüsten und Steppen, auf eine Reise voll Beschwerden und Gefahren ohne alle Bequemlichkeit, ohne allen Schutz und Schirm. Ich reiste wie der ärmste Araber und mußte wie er gefaßt sein, die glühendste Sonne auszuhalten, nichts als Brot und Wasser, höchstens eine Hand voll Datteln oder einige Gurken zu genießen und den heißen Erdboden zur Schlafstätte zu haben. Wie beneidete ich die Missionare und Naturforscher, die ihre beschwerlichen Reisen mit Packpferden, Zelten, Lebensmitteln und Dienern unternehmen, und später, als die Hitze immer höher, bis über 45 Grad Réaumur stieg, als ich mich laben wollte und nichts hatte als lauwarmes Wasser und hartes Brot, das ich erst ins Wasser tauchen mußte, um es genießen zu können, und eine Gurke ohne Salz und Essig! Doch Muth und Ausdauer verließen mich nicht, sodaß ich nie auch nur einen Augenblick bereute, mich diesen Beschwerden ausgesetzt zu haben."

Daß es aber in der Welt viel gute Menschen gäbe, belegt Frau Ida damit, daß man sie, die einsame, waffenlose, unbemittelte Frau, meist wohlwollend, ja oft bei den rohesten Völkerhorden gastlich aufgenommen. Von Malaien, Chinesen, Hindus, Persern, Arabern, Turkomanen, Kurden, Beduinen und Türken blieb sie unangefochten. Sie sagt: „Der christliche Europäer übertrifft den heidnischen Hindu und Muselman an Kenntnissen und Wissenschaften; möchte er ihm an Güte und Wohlwollen doch wenigstens nur gleichen!"

Sehr interessant sind ihre Schilderungen der Harems, wo ihr als Frau viel tiefere Einblicke gestattet worden als sonst den Reisenden. Wo noch völlige Unkultur herrschte, da bahnte sie sich die Wege dadurch, daß sie sich an die Frauen wandte. In der niedrigsten Hütte ließ sie es sich wohl sein, gleichviel, welche Nahrung ihr geboten, welches Pfühl ihr bereitet ward. Sie lehrte den Frauen manche nützliche Einrichtung, wies ihnen die Vortheile der Reinlichkeit, beschenkte die Kinder mit kleinen Gaben, lehrte ihnen erfreuliche Spiele und streute so durch gute Lehre und guten Rath in häuslichen Einrichtungen überall Segen aus. Dadurch erwarb sie sich wiederum die Duldung der rohesten Männer und die Liebe der Frauen und Kinder.

Am 6. October lief ihr Schiff in Triest ein, ihr liebes Wien war am 31. mit Sturm genommen, sie mußte vor demselben campiren; erst am 4. November 1848 eröffneten sich ihr die heimatlichen Thore.

Nach drittehalb Jahren der Ruhe und Erholung, nachdem die Mühseligkeiten und Beschwerden der ersten Reise um die Welt verblaßt waren und nur die lichtvolle Erinnerung sie freute, zog es sie von neuem fort.

Im Frühjahr 1851 kam sie zu einer neuen Wanderung, mit mehr Muth und Kraft als Geld (denn die ganze Baarschaft betrug 100 Pfund Sterling) ausgerüstet, nach London und berieth mit einem Freunde eine neue Weltreise. Am 22. Mai 1851 schiffte sie sich auf einem gewöhnlichen Segelschiff ein, wo sie unter einer großen Anzahl Menschen die einzige Frau war. Am 11. August erreichte sie das Cap der guten Hoffnung. Ihre Absicht war es, von hier aus ins Innere Afrikas

zu bringen, aber, wie man „Point d'argent point de Suisse!“ sagt, so hieß es hier: „Point d'argent point d'Afrique!“ Sie schrieb über diese gescheiterte Hoffnung: „Ich hatte hinsichtlich der Reisen in das Innere des Landes schon manche Erkundigung eingezogen; man sagte mir, daß die Eingeborenen überall sehr gut seien, daß ich als Frau gewiß viel weiter vordringen würde als jeder Mann, und man rieth mir sehr, die Reise bis an die unbekannten Seen und auch noch weiter zu unternehmen, und sammt all den schönen Aussichten und Hoffnungen werde ich kein Land weniger bereisen als gerade dieses. Hier heißt es gleich: »Wagen, Ochsen, Pferde, Ziel kaufen, theure Führer miethen u. s. w.« Wie würde ich da wol mit meinen 100 Pfund Sterling reichen?! Noch diesen Monat will ich eine kleine Reise mit holländischen Bauern nach Klein-Williams machen und diese Reise soll der Anfang und Schluß in diesem Lande sein.“

Wir lassen den uns zugekommenen Bericht dieser ihrer letzten Reise folgen. Er wird soeben bei Gerold in Wien gedruckt und ist noch nicht erschienen.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Für die Winterabende.

I.

Die poetische Literatur kann sich bei dem Erfinder des elektrischen Telegraphen bedanken, denn die telegraphischen Depeschen haben die Zeitungslectüre abgekürzt. Wer liest die Details der Schlacht an der Tschernaja Rjetschka, während der Telegraph schon die Einnahme Sewastopols meldet? Sonst brauchte man Stunden, um die gleich mit den Details ankommenden Hauptthatsachen ganz sich zu eigen zu machen, jetzt behält man immer noch Zeit übrig, unterhaltende Bücher zu lesen, falls deren vorhanden sind.

Wir können von Romanen nicht gut Alles verlangen, was man lesen soll. Wir können nur Das, was wir selbst gelesen haben, mit einigen Anmerkungen begleiten. Ein Roman z. B., wie „König Jerôme's Carneval“, von Heinrich Koenig (drei Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus), befindet sich ohne Zweifel schon in den Händen Aller, die gewohnt sind, jede neue Erscheinung aus der Feder eines beliebten Erzählers sich nicht erst von Andern empfehlen zu lassen.

Wenn man den Darstellern historischer Thatsachen mit den Hülfsmitteln des Romans gewöhnlich vorzuwerfen hat, daß sie an ihre Arbeit zu ungründlich gingen, so möchte man dem Verfasser dieses Romans den gegentheiligen Vorwurf einer zu großen Gründlichkeit machen. Heinrich Koenig, selbst Kurhesse, scheint seit Jahren zu dieser Schilderung des westfälischen Zwischenreiches Vorstudien gemacht zu haben. Er hat eine Menge von Thatsachen gesammelt, die sein Werk zu einem sehr treuen Gemälde jener Zeit erheben, zugleich aber auch das freie Ergehen seiner schaffenden Phantasie merklich gehindert haben. Der Strom einer leidenschaftlichen Darstellung fehlt. Die Handlung stockt jeden Augenblick. Dieser Mißstand, der erst im dritten Bande einigermaßen überwunden ist, kommt von einer Tugend des Verfassers her. Er hat des Guten zu viel angehäuft, zu viel Anekdoten und beglaubigte Charakterzüge jener Zeit aufnehmen, zu viel Personen mit ihren erwiesenen Lebensschicksalen in Scene setzen wollen.

Der somit sich ergebende Charakter einer musivischen Composition, wie er sonst der Phantasie des Verfassers fernab liegt, hätte dann noch vielleicht eine andere Behandlung des großen Materials für die Lectüre weniger empfindlich gemacht. Der Held des Ganzen ist ein Dr. Leutleben, der in der jetzt beliebten Art als passiv den Faden fortspinnender Wilhelm Meister gedacht ist; eine gesunde Sinnenfrische bezweckte ihm der Verfasser als natürliches Erbgut mitzugeben, vergaß aber dabei, daß die von ihm zu schildernde Zeit eine scharfe Trennung der frivolen und der sittlichen Elemente bedingte. Dr. Leutleben beginnt anfangs ganz so ideal und schwärmerisch weltumfahren, wie er der französischen Corruption gegenüberzustellen war, geht aber so bald in den Ton der letztern selbst über, daß er nicht mehr der Träger jener patriotischen und sittlichen Stimmungen sein kann, für welche wir uns in den Schilderungen des Verfassers vergebens nach einem würdigen Ausdruck umgesehen haben. Ein junger Mann, der nicht wissen soll, daß man ihn als Spion benutzt, wird, wenn er dabei für die offenbarliegenden Zwecke lächerlich blind ist, kein Interesse einflößen können, noch weniger aber dann, wenn er den Schaum der Lust und des Vergnügens, der aus den damaligen kasseler Gesellschaftsstrudeln aufstieg, mit demselben Behagen genießt wie nur die liederliche Welt Jerôme's selbst. Vier Liebschaften zu gleicher Zeit zu haben, mag Wilhelm Meisterhaft sein, entspricht aber dem Leutprinzipe, das durch Leutleben vertreten werden soll, so wenig, daß in der That jene endliche Erhebung der Hessen, die mit der Unternehmung Schill's in Preußen im Einvernehmen stand, am Schluß des Ganzen einen betrübenden Eindruck macht und König Jerôme nicht blos durch die Kanonen Recht behält, sondern sogar in der Idee, sittlich wenigstens und jedenfalls gemüthlich!

Dies Mißverhältniß der Absicht und der Durchführung beruht vielleicht auf der Natur des Ver

faſſers. Heinrich Koenig iſt ein ſinniger, weltkundiger Schriftſteller, der ſein Talent immer nur etwas Werthvollem und Bedeutung Anſprechendem widmen wird. Zu ſehr aber leidet er an den Einflüſſen einer Vorbildung, von der man offen ſprechen darf, da er ſie ſelbſt genug geſchildert hat. Es iſt eine nicht immer beſiegte Neigung in ihm, Geiſt in alter franzöſiſcher Abbé-Auffaſſung zu nehmen. Derſelbe Autor, der die deutſche Familie mit ſoviel, beſonders an kleinſtädtiſchen Zügen reicher Innigkeit zu ſchildern weiß, der das Leben rings am Rhein und Main herum mit ſoviel warmer Gemüthlichkeit wiedergibt, hat immer noch aus ſeinem erſten Bildungsgange her ein Prickeln und Geneigtſein zur beiſſendſten Ausmalung des Gegentheils. In dieſer Schilderung weltlicher Sittenloſigkeit mußte ihm geradezu das Unglück begegnen, daß er ſich in die Frivolität des damaligen Kaſſels verliebt hat und die Avanturièren, Tänzerinnen, frivolen Weibsbilder ſo beſtiſſen ſchildert, daß die launiſche Neckluſt ſich zu der ernſten, großen, patriotiſchen Tendenz ſeines Buchs nirgends mehr recht erheben konnte. Stil und Behandlung werden flüchtig und kalt, ſobald es ſich aus dieſem liederlichen Leben um ſittlichen Aufſchwung handelt.

Es iſt richtig und von dem Verfaſſer auch vortrefflich geſchildert, daß in den deutſchen Stimmungen jener Zeit gleichfalls ein Schönheitsſtreben und eine die überlieferten Formen der Sitte ſprengende Idealität lag. An Goethe und Schleiermacher, vermittelt durch die Muſik Reichardt's und die entlagende und damals ſchon nur noch in griechiſchen Idealen lebende Philoſophie Johannes von Müller's, knüpft mit ſeiner Hand der Silberſtift, mit dem der Verfaſſer zu zeichnen pflegt, auch in vorliegendem Werke an. Allein das männliche Ziel, der Lohn des olympiſchen Kriegers, hier nur gleichſam durch Eichenkränze aus dem deutſchen Barbenhain ausgedrückt, fehlt. Es entwickelt ſich vielmehr ganz gleichlaufend mit der bekannten pariſer Frivolität des Ulmpators und ſeiner Kreiſe bei den begünſtigten Charakteren des Verfaſſers auch eine laxe Ueberzeugung, die auf deutſchem Boden ſchon ſtets in ein äſthetiſches Muckerthum ausartete. Mit Mißbehagen wenigſtens muß es jeden Leſer erfüllen, wie eine als edel und ſittlich geſchilderte Frau, die Gattin eines braven, ſeiner Berufspflicht lebenden jungen Beamten, den Dr. Teufleben in ihren häuslichen Bund mit aufnimmt und aus vorausgeſetzter völliger Gemeinheit ihre Empfindungen ihm die Rechte eines Geliebten geſtattet.

Traten ſolche Dinge den Charakter der Zeit, den wir nicht leugnen wollen, da die Werthbeſtimmung noch damals keineswegs ausgeklungen hatte, ſo fehlt für die Stimmung des Leſers doch ein dritter Standpunkt, der dann über ihnen ſchwebt. Hätte der Verfaſſer aus ſeinem Teufleben eine ironiſche Figur mit dem Bewußtſein ſogulagen des griechiſchen Chors gemacht oder, praktiſcher ausgedrückt, vielleicht einen jener bekannten Freytag'ſchen Lauſendſapperments, ſo würde er ſich die Dinge zwar auch nur bis an die Ablage ſeiner lachirten Stiefeln haben kommen laſſen, die Luft aber würde, wenn auch nicht geſund und rein geblieben ſein, doch auch nicht ſchwül und zu unheimlich. Der ſentimentale Doctor, der heute unpraktiſch, morgen frivol iſt, bleibt unter einer Menge von ſonſt vortrefflich geſchilderten Charakteren, die ſich mit der vollkommenſten Glaubhaftigkeit vor uns bewegen, zuletzt als Hauptträger des Geſammtintereſſes eine Unmöglichkeit.

Die meiſten der vorgeführten Porträts konnten, da ihre Zahl zu groß iſt, allerdings nur Skizzen bleiben, doch erheben ſich einige davon zu großer Vollendung. So finden wir Johannes von Müller in ſeiner gebrochenen Stimmung trefflich gezeichnet, mit Ausnahme des Umſtandes, daß jenes oben angedeutete Gelüſten des Verfaſſers auch hier nicht hat widerſtehen können, einen bekannten Flecken auf dem Bilde des großen Hiſtorikers handgreiflich auszumalen. Auch Reichardt und ſeine Tochter ſind in den erſten Büchern gelungene Silhouetten. Rehfeld iſt eine originelle Gründung, aber leider nur zu flüchtig behandelt. Lina ſelbſt, die ihrem Manne ſagt: „Ja, ich liebe auch unſern Freund und das hindert nicht im mindeſten unſer eigenes eheliches Glück!“ hat Einzelzüge von Friſche und ſeltenem Reiz; die Miniſter Simeon und Bülow ſind wohlgedacht und an ſcharfen, mit wenig Andeutungen viel ſagenden Schilderungen und Situationen damaliger Zeit und Sitte iſt durchaus in dem mit ſleißigſter Sorgfalt gearbeiteten Werke kein Mangel.

Deſſenungeachtet bleibt der angedeutete Mißton. Der frivole Stoff hat den Verfaſſer angeſteckt. Es hat ihm mehr Freude gemacht, den Vorhang Deſſen zu lüften, was er als verwerflich zu ſchildern ſich vornahm, als Dichter zu ſein der rauhen und ernſten Tugend des patriotiſchen Gegentheils.

Die Aerzte in Concurrenz.

Der Herausgeber dieſer „Unterhaltungen“ ſchilderte kürzlich in einer Erzählung: „Die Diakoniſſin“, die Leiden, die ein junger Arzt durchzumachen hat, bis ſeine Verhältniſſe ſich feſtgeſtellt haben und er im Stande iſt, von ſeinen Kenntniſſen Vortheile zu ziehen.

Dr. Beſſer behandelt in einer kleinen Schrift das Thema: „Die Aerzte in der Concurrenz und was da noth thut.“

Er ſagt, „daß das Leben der Aerzte in Concurrenz ein ſolches dann zu nennen iſt, wenn in einem gegebenen Diſtrict mehr Aerzte zum Behuf der Ausübung praktiſcher Heilkunde ihr Domicil genommen haben, als daß die den Diſtrict bewohnende Bevölkerung ſie für ihre ärztliche Thätigkeit zu belohnen, resp. zu ernähren vermag“. Nachdem der Verfaſſer dieſe Definition näher erläutert, theilt er die Aerzte in zwei Claſſen: in ſolche, die Staatsdiener ſind, und ſolche, die ſeine Beſoldung vom Staat erhalten, die mit ihrem Gewerb lediglich auf die freie ärztliche Praxis angewieſen ſind. Von Concurrenz kann natürlich nur bei Letztern die Rede ſein. „Sie bringen ihre Waare, d. i. ihre Geſchicklichkeit, ihre Kenntniſſe, ihre Talente und Kräfte, an den Markt des Lebens und da kann lediglich und allein der Begehr der freien Bevölkerung über ihren Lohn entſcheiden.“ Die traurige Folge da-

von ist, daß die Noth der Aerzte um ihr eigenes Fortkommen, die Sorge um das tägliche Brot bei weitem größer ist, als daß sie in allen Beziehungen den Pflichten eines Arztes treu nachkommen könnten. Sie müssen um der Existenz willen zur Lüge, zur Charlatanerie greifen, sie müssen die wissenschaftliche Fortbildung in ihrem Fache vernachlässigen. „Der in Concurrenz lebende Arzt wird es nicht sein, der Zeuge findet an receptiver wissenschaftlicher Thätigkeit. Die Concurrenz drängt den Arzt, seine nüchterne, ruhige Beobachtung, sein zuwartendes und nur dem Laien als Unthätigkeit erscheinendes Behandeln aufzugeben und wenigstens in einigen Verkehr mit der Charlatanerie, zu deutsch mit der Lüge zu treten. Wenn der Arzt ringsum die Collegen Chamade schlagen sieht vor dem Bildungsstand der Laien, wenn er wiederholt mit Kolbenschlägen daran erinnert wird, »deine Wahrheit, deine Nüchternheit, dein offenes Geständniß, deine dürre und nackte Erklärung, dein bestimmtes Verlangen will das Publicum nicht«, wenn der in Concurrenz lebende, auf die Praxis angewiesene Arzt dies um sich vorgehen sieht, ist da wol zu erwarten, daß der junge oder auch im Mitte seiner Stellung schon alter gewordene Arzt immer noch fest an seiner Ueberzeugung hält, immer noch treu und wahr dem Verlangen der Wissenschaft diene?"

Die Charlatanerie, die Lüge, die Unwissenschaftlichkeit in der Behandlungsweise der Kranken, wozu die Aerzte in der Concurrenz gedrängt werden, schildert der Verfasser in einem keineswegs erfreulichen Gemälde. Er zeigt, wie nachtheilig dieselben nicht blos für die frei praktizirenden Aerzte, sondern auch für das Publicum, das sich ihrer bedient, sein müssen. Der Laie glaubt, die Concurrenz schütze ihn gegen Vernachlässigung der Aerzte, sichere ihm die höchste Sorgfalt, die aufmerksamste Behandlung derselben. Der Laie meint, es könne für ihn nichts Werthvolleres geben, als nicht an die eine ärztliche Persönlichkeit gewiesen zu sein, sondern eine größere Auswahl zu haben, wenn er ärztlicher Hülfe bedarf. Dieses verderbliche Vorurtheil widerlegt der Verfasser. Er zeigt, wie nothwendig in Familien das Vertrauen zu einem Hausarzte sei, der nicht erst bei wirklich ausgebrochenen Krankheiten herbeigerufen werde, sondern auch schon in gesunden Tagen prophylaktisch wirke, durch Rath und Warnung den Krankheiten vorbeuge. Er beklagt es daher mit Recht, daß die Zahl der zu Vertrauten des Leibes gemachten Haus- und Familienärzte sich immer mehr vermindere. Den fertigen Krankheitsprocessen gegenüber ist, wie der Verfasser nachweist, die ärztliche Hülfe eine beschränkte, oft eine rein illusorische. „Schwer ist's nicht zu beweisen, daß wir Aerzte in ganz anderer Weise zu helfen vermögen dort, wo wir die Pflicht des Vorhaus üben und wo wir warnen können, resp. wo unsern Warnungen Gehör geschenkt wird." Nur der Hausarzt kann die leibliche Beschaffenheit der ihm sich Anvertrauenden so kennen lernen, um bei wirklichen Krankheiten das richtige Verfahren einzuschlagen. „Gerade heutzutage, gerade jetzt, wo die neuere Wissenschaft viele, viele Positionen des frühern ärztlichen Handelns niedergerissen hat, ist es vor allem nöthig, daß der Arzt festen Fuß in den Gemüthern der Familien fasse, daß er deren unbedingtes Vertrauen sich zu erwerben vermöge." Der Verfasser belegt dies durch mehre Beispiele und zeigt, wie nachtheilig in dieser Beziehung die Concurrenz wirke. Die Concurrenz untergräbt die Autorität des ärztlichen Standes und ohne Autorität ist die Stellung als Haus- und Familienarzt nicht denkbar. „Die Aerzte werden heutzutage meist erst in den Fällen der Noth herbeigerufen, sie werden wie der herbeigerufene Schlosser, Tapezierer, Schmied »gebraucht« und »bezahlt«. Das ist ein Unglück für den ärztlichen Stand, aber natürlich ein noch größeres für das Publicum."

Nach ausführlicher Schilderung der Uebel der Concurrenz im ärztlichen Stande geht der Verfasser zur Beantwortung der Frage über: „Was thut da noth?" Um über die richtige Anzahl, in der frei praktizirende Aerzte in einem gegebenen Bezirk ein Bedürfniß sind, zu entscheiden, bedarf es nach dem Verfasser einer Repräsentation des ärztlichen Standes und diese ist ohne eine Corporirung desselben nicht möglich. Diesen Grundgedanken führt der Verfasser näher aus und hat damit einen für unsere Zeit, wo Alles nach Association strebt, richtigen Weg, dem Verderben der ärztlichen Concurrenz entgegenzuwirken, bezeichnet, wenngleich über die Art und Weise der Verwirklichung seines Gedankens nicht Alle übereinstimmen werden und dessen Verwirklichung überhaupt manchen Schwierigkeiten unterliegen dürfte.

Zwischenactsmusik im Schauspiel.

Obgleich wir sicher zu sein glauben, daß überall, wo auf die wahrhafte Erheiterung des Publicums sowol wie auf die nachdrücklichere Wirkung des Schauspiels selbst Rücksicht genommen wird, die in Berlin eingeführte Sitte, das Schauspiel ohne Zwischenactsmusik zu lassen, nicht nachgeahmt werden wird, so müssen wir doch erwähnen, daß der gefeierte Tonkünstler Ferdinand Hiller in Köln gegen die Zwischenactsmusik in der „Kölnischen Zeitung" ebenso lebhaft geschrieben hat wie in Bd. III, Nr. 44 unserer „Unterhaltungen" mit Interesse wir dafür.

Die Gründe unsers verehrten Freundes haben uns nicht überzeugen können. Sie schildern die Mißlichkeit der Zwischenactsmusik vom musikalischen Standpunkte aus, als wenn die nach den Acten einer Tragödie oder eines Lustspiels einfallende Musik eine selbständige Geltung zu beanspruchen hätte. Wir fühlen sehr wohl dem Gemeingeiste eines Musikers nach, seine Collegen nicht zu dienenden und anderer Leute Bestrebungen nur ergänzenden Söldlingen herabgesetzt zu sehen, können aber nicht im mindesten der Musik einräumen, daß sie in solchen Fällen mehr als Das zu sein brauche, als was sie alle Tage ist. Wir sehen und hören nämlich Musik gemacht auf allen Straßen und Plätzen, ohne daß Jemand auf sie horchet, sie

dient und ergänzt bei hundert Gelegenheiten. Dem Musiker höherer Richtung mag es an sich sehr schmerzlich sein, die Tonmuse in dieser Art als Bettlerin, und nicht blos auf Straßen und in Gärten bettelnd, herabgewürdigt zu sehen, sie wird jedoch nie aufhören, heute in einem Adagio von Beethoven eine Königin, morgen in einem Walzer von Strauß eine Magd zu sein. Es ist mit der Poesie und den bildenden Künsten ebenso. Sie alle müssen zuweilen dienen, und da die Musik in ihren Wirkungen durch Noten und Instrumente garantirt ist, d. h. da mit geringen künstlerischen Mitteln verhältnißmäßig ziemlich große Effecte erreicht werden können, so wird die Musik die dienendste von allen bleiben.

Wir könnten auf die Mißstände, die Ferdinand Hiller von dem jeweiligen Einfallen und jeweiligen Aufhörenmüssen der Zwischenactsmusik im Schauspiel anführt, jeden einzelnen beleuchtend, ausführlich eingehen; wir glauben indessen aufrichtiger zu handeln, wenn wir die vornehmste Quelle seiner Entgegnungen gleich bei ihrem wahren Ursprunge nennen; es ist keine andere als: Musikers Selbstüberhebung.

Unsere Zeit thut sehr viel für die Würde der Kunst und respectabel wird man es immer nennen müssen, wenn man auch die Musik da, wo sie sich seit Jahrtausenden nützlich zu machen, ja nicht selten zu prostituiren gewohnt ist, wenigstens einigermaßen anständiger auftreten läßt. Niemand aber kann der Musik bei vielen ergänzenden Aufgaben, denen sie sich unterzieht, einen Selbstzweck einräumen. Ein Postillon, der noch so schön bläst, wird in dem anmuthigsten Volksliede aufhören müssen, wenn dem Wagen ein Hemmschuh vorgelegen ist. Daß der Musiker bestimmte Musikstücke wirklich immer zu Gehör spielt, ist in hundert Fällen auf Einen eine Privatsache für ihn, nicht für den Hörer. Sein persönlicher Geschmack, ja sein Beruf verlangt es, daß er dem Ganzen und nicht dem Theile lebt; der Hörer aber, der es weiß, daß die Musiker auch in Reitershuden plötzlich in ihren Tonstücken aufhören, wenn für Mademoiselle Adeline die Vorstellung zu kurz geschnallt sind oder der Sattel ihr nicht festsitzt, kann sich keine so wehmüthigen Gewissensbisse darüber machen, wenn in einem Scherzo, und wenn es der verkehrte Einfall eines Dirigenten gewesen wäre, dazu eins von Beethoven zu wählen, plötzlich die Theaterklingel gehört wird und die Musik mitten in einer Passage aufhören muß. Man will eben in solchen Fällen nicht das Musikstück als solches, sondern nur Musik überhaupt, ganz in demselben Sinne, wie die Instrumente in einen Lärm einfallen, d. h. eine Ergänzung durch wohlklingende Lufterschütterung geben. Unsere verehrten Freunde Franz Liszt und Ferdinand Hiller können dabei in einem Salon wol ausrufen: „Seht da eins der mehren Martyrien unserer Kunst!“ allein gerade dies Theater-Zwischenacts-Martyrium ist zuletzt noch sehr erträglicher Natur und kommt, wo es so übertrieben wird wie in dem Hiller'schen Aufsatze, fast nur auf eine bewußte Dispensation der Kammermusiker heraus. Glücklicherweise haben diese in allen Städten, wo die Musiker des Orchesters wirkliche Künstler sind, für die Schauspieleabende Ersatzmänner. Sogenannte Aspiranten drängen sich herzu, einige Jahre lang im Theater umsonst Musik zu machen, bis sie in eine salarirte offene Stelle eintreten können. Es ist daher gar nicht gesagt und sogar ein wenig sophistisch, wenn man es so darstellt, als wenn Lipinski, Bohrer, Goßmann u. s. w. sich in einem Adagio unterbrechen lassen sollten, falls der Regisseur klingelt und seine Komödie von Hinz oder Kunz weiterspielt. Dies Unglück trifft an den Orten, wo man allerdings über jeden zuviel angesetzten „Dienst“ ewig zu klagen und zu murren gewohnt ist, nur die Aushelfenden und jenen kleinen Stamm von Musikern, der Gott dankt, daß er Gelegenheit hat, irgendwo — nichts für ungut! — sein Brot zu verdienen.

„Zu Ohren gekommen“.

Wir haben in unsern „Unterhaltungen“ schon öfter Veranlassung genommen, sprachliche Mißbräuche zu rügen, z. B. das Unwort Conservatismus statt Conservativismus, das nur scheinbar richtigere „Sich in der Seele schämen“ statt „Sich in die Seele schämen“ u. dergl.

Ein sehr verbreiteter und selbst bei guten Stilisten vorkommender, bedenklicher Plural sind die Ohren. Man wendet ihn überall, wie die Augen, an, während der ästhetische Sinn neuerer Bildung zwischen den Organen in ihrer Stufenfolge unterscheidet. Mag der Laie in seiner sinnlichen Anschauung das Gelangen einer Sache ad oculos oder ad aures für gleichbedeutend nehmen, für unser Gefühl sind die Ohren im Plural ein ebenso anstößiger und gemeiner Begriff, wie der Singular edel. Es ist nicht gut thunlich, eine Definition zu geben, warum es gemein klingt zu sagen: Nachdem uns diese Thatsache „zu Ohren“ statt „zu Ohr“ gekommen, das Gefühl wird ergänzen, was die Grammatik nicht sagen kann. Uns wenigstens hat noch jedesmal Derjenige, der „durch einen Hohlweg ritt und plötzlich die Ohren spitzte“, oder Derjenige, der „eine neue Melodie mit entzückten Ohren vernahm“ oder der sonst die beiden äußern Organe des Hörens für die Bezeichnung des innern Gehörs überhaupt benutzte, die Vorstellung geweckt von Ohren, die sich strecken, dehnen, recken und werfen lassen, mehr als wir sonst an unserer Menschenrace zu beobachten pflegen. Man prüfe nur eine zeitlang die Fälle, wo man ungehindert den Plural „die Ohren“, braucht und versuche, mit dem einfachen und edlern „Ohr“ auch zum Ziele zu kommen. Man wird dann bald ohne weitere Beweisführung, durch einen ganz einfachen kategorischen Imperativ des guten Geschmacks zu der Ueberzeugung gelangen, daß es überall wunderlich klingt, mit den Augen auf eine gleiche Stufe der Functionen auch die Ohren gestellt zu sehen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 4.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Eine Reise nach Paris.

IV.

Meine Wirthsleute, 3000 Fuß über dem Meere, am Fuße des Kalanda, klagten, daß in diesem wilden Thale keine Gelegenheit sei, ihr Kindlein mehr lernen zu lassen, als was ihre Schule bieten wurde. Die Frau zeigte mir ein gefundenes Buch, und es war ein Lesebuch für Kinder, aber ein reformirtes! Dennoch freute sich die Frau des Buchs, weil sie daraus ersehen, daß die Reformirten auch — an die Dreieinigkeit glaubten. „Sie haben fast Alles wie wir, nur die heilige Maria kennen sie nicht", sagte sie voll Mitleid. Ich schlug ihr die Stelle des Artikels auf, die da sagt: „Geboren von der Jungfrau Maria". Das überraschte sie. „Wir haben zwei Vettern", sagte sie, „einer ist in Paris und einer in Straßburg. Beide haben reformirte Frauen — aber keine Kinder", setzte sie bedeutungsvoll hinzu. „Bin wunderlich, Frau", entgegnete ihr Mann, „daß du nicht auch Katholiken, die keine Kinder haben, und haben denn die Protestanten nicht auch Kinder genug?"

Auf dem Boden stand ein Webestuhl und dabei stand ein mächtiges Bett für mich bereitet. Ich schlief vortrefflich. Früh gab es wieder warme Ziegenmilch, Kaffee und für mich besonders einen sogenannten Datsch, ein Gebäck aus Eiern, Butter und Mehl. Ich nahm es natürlich nicht für mich allein in Anspruch. Wegen Nebel und abwechselnder heftiger Regengüsse mußte ich noch bis Vormittag bleiben. „Denn bei dem Wetter darft Ihr nicht fort, es ist noch gar nicht so lange her, daß zwei Männer auf dem Kunkelspaß verunglückt sind, es geht gar zu streng abhe", sagten die Wirthin und der Wirth. „Im Lande drunten ist es wol gutes Wetter, aber aus dem Gebirge geht der Nebel heute nicht weg, morgen aber wird es gut werden!" Das war auch richtig so. Als ich zufällig dann etwas durch mein Vergrößerungsglas besah, meinte die Frau: „Wenn Ihr einen Vergißspiegel hättet, da könntet Ihr wol als ein reicher Mann heimkommen; aber die Leute vielen Geld nur werden zu Venedig allein gemacht; mit so einem Spiegel kann man in und durch die Berge sehen und sieht da die Gold- und Silberadern und die Edelsteine liegen. Vor Jahren ist einmal ein Mann da gewesen mit solchem Spiegel, und der hat vieles Gold in den Bergen da bei den Grauen Hörnern gefunden und hat Leute mitgebracht, und hat es heraus gebolt." Auf meine Erwiderung, daß erfahrene Bergleute wol vermuthen könnten, wo Erz zu finden sei, solche Spiegel aber nicht existiren könnten, wollte sie nicht eingehen; sie meinte wiederholt, es gäbe deren, aber sie kosteten ein unermeßliches Geld.

Als ich fortgehen wollte, nahm die Frau sich nur von dem dargereichten Gelde die Auslage, und das nur, wie sie sagte, weil sie arm seien und auch Alles kaufen müßten. Ich fand sogar meine Wäsche, als ich einpackte, gewaschen und getrocknet, und ehe ich wegging, gaben mir die Leute noch einen Strauß mit blühenden Rosen mit, die in dieser Höhe erst jetzt in dem kleinen Gärtchen am Hause zu blühen begonnen.

Dies ist ein Bild der Leute, wie man sie findet, wo sie von den fremden Reisenden noch nicht verdorben sind, wie an andern Orten, wo die Reisenden selbst schuld an der Ungastlichkeit und Prellerei werden. So erfuhr ich von einem Amerikaner und zwei Engländern, die in ein schon reicheres Gebirgshaus kamen. Es war kalt, die Leute hatten eingeheizt, die Ankommenden rissen Fenster und Thüren auf, weil ihnen warm war, warfen sich auf die Stühle, legten die beschmutzten Füße auf den sauberen Tisch. Wer will es den Leuten verdenken, wenn sie dann für geringe Leistungen Rache an dem Geldbeutel der unverschämten Fremden nehmen? — Ein paar Bekannte von mir machten in dem wegen Prellerei verschrieenen Italien eine Ausreise an der Küste des Mittelländischen Meeres; die Ortschaften lagen hier mehre Meilen auseinander, von Morgen bis Mittag hatten sie noch keine Wohnung getroffen und ihr Bischen Frühstück längst verzehrt. Erschöpft schon sahen sie Rauch hinter einem Hügel aufsteigen und Freude erfüllt ihre Brust. Als sie jedoch näher kommen und die elenden Hütten sehen, wilde Gestalten vor ihnen lagernd, halten sie diese für Räuber und gingen so weit ab als möglich, da ein Zurückkehren unausführbar war. Kaum funfzig Schritte sind sie vorbei, als man sie anruft. „Ihr müßt wenigstens schon sechs Stunden gegangen sein", redet sie eine der wilden Gestalten an, „und habt noch gut sechs Stunden zu gehen, ehe ihr ein Haus trefft an dieser Küste, kommt her und eßt mit uns!" Die vermeinten Räuber waren ehrliche Fischer. — In den norddeutschen Seebädern sieht man Aehnliches, krumme und begehrliche Hände und daneben doch noch hier und da einfache Sitte. Der Landschaftsmaler Friedrich wohnte, um Studien zu machen, ein paar Wochen bei Fischersleuten, aß mit ihnen, was sie aßen, und verlangte bei seiner Abreise seine Rechnung. „Ich hab' Ihm da das ein wenig aufgeschrieben", sagt der Mann und reicht ihm ein Papier; Friedrich findet die Forderung beispiellos billig und notirt sich dieselbe in sein Buch. Der Fischer versteht aber falsch, geht tiefathmend um ihn her und platzt dann heraus: „Schrieb he man up, schrieb he man up, it wet, dat he nich tu dhüer is!" —

Ehe ich noch das Wirthshaus zum Gemsli in Vättis erreichte, mußte ich in einem Hause vor der Unbill des Wetters Schutz suchen, es war dabei sehr kalt und der Regen mit Schnee gemischt. Die Frau flocht ihr Haar und ich bot ihr von meinen Toilettenutensilien an. Sie nahm lachend mein Unile antiquo und sagte: „Milch, lieber Herr, ist das Beste für die Haare, die hält sie zusammen und macht sie glänzend, und wenn Ihr etwas sehr Gutes und zugleich Wohlriechendes haben wollt, so nehmt hier diese Wurzel Ostringa, sie wächst hier oben einzeln im Gebirge an schattigen Plätzen!" Sie griff dabei in die Tasche, brach die Wurzel entzwei und reichte mir ein Stück. „Seht da hier mein Bein", begann der Hausvater, „da habe ich mir voriges Jahr mit der Axt ins Bein bis auf den Knochen gehauen, und mit der Wurzel allein hab' ich's curirt bis auf die tiefe Narbe, und ist kein Brand oder wild Fleisch dazu gekommen. Ja, wenn Ihr irgend zu Schaden kommen solltet, verhut's Gott, so braucht nur die Ostringa: Wurzen und Male ein wenig damit gerieben, verschwinden bald."

Ein Ziegenhorn an der Wand veranlaßte mich, nach dem bekannten Schweizerhorn zu fragen, ob er oder Jemand hier dasselbe blase. „O, das Bickel", antworteten sie, „nein, das bläst jetzt Niemand mehr. Vor einigen Jahren waren es ihrer noch fünf, welche es blasen konnten." „O, Herr", sagte die Frau, „wenn der Joseph es blies, so hörte man es auf drei Alpen und das ging Einem durch die innerste Seele und Herz", sie fuhr sich dabei bewegt mit den Händen über die Brust, „aber jetzt ist nur noch Einer da, und der hat nun auch Frau und Kinder, und da ist ihm das Blasen vergangen. Es ist gar nicht mehr lustig bei uns, ich bin noch nicht dreißig, als Mädchen hat mir das Maul nicht einen Augenblick still gestanden, aber auch das junge Volk ist jetzt gar zu ernst geworden, man hört kein Jodel mehr und ich glaube, das ist seit die neuen Tänze, die Polka und solch Zeug aufgekommen sind."

Es mochte etwas Wahres in der Rede sein. Im Wirthshause zum Gemsli sprachen die Männer alle leise und tonlos miteinander. Mehre Gemsenjäger kamen von der Jagd zurück, ohne Beute, sie erzählten einander ebenso leise, wie vergeblich List und Mühe gewesen, und wie fünf Stück bei einem sich gezeigt, aber auf die andere Seite abbe gesprungen, von denen man schon gemeint, sie könnten ihnen nicht mehr entgehen.

Von Vättis aus besuchte ich an einem Tage das Kalfeuserthal, es wird von dem Sardonagletscher geschlossen, dessen Scheibe 10,200 Fuß hoch ist. Der Eingang in dieses enge und wilde Thal, aus welchem die vom Sardonagletscher entspringende Tamina uns immer kochend und schäumend entgegenstürzt, hat zur linken Seite den Simel und

den über 10,000 Fuß hohen Ringelkopf mit dem Garneragletscher und das Trisselhorn. Rechts den hohen und wilden Bättisberg mit dem Trachenberg und Drachenloch, einer finstern Höhle, in welche man mit Fackeln gehen muß, um die Tropfsteingebilde zu sehen. Es war ein frischer Morgen, die Terrassen des Ringelkopfs waren noch eingehüllt in dichten Nebel, aber ruhig stieg derselbe auf und zerfloß dann in dem lichten Aether; es hatte diese Nacht wieder frischen Schnee gegeben, in unserm Thale war er zwar schon wieder geschwunden. Mit einem Fleischer, welcher Schafe auf einer Alm zu kaufen suchte, ging ich bis zur Kapelle St.-Martin, durch einen schönen Wald, der aus Schwarzholz und Laubholz bestand, und was mir besonders neu und auffallend in diesen Hochgebirgsthälern war, die Zwergfohre, bei uns das Krummholz genannt, kam hier einmals neben den schönsten Buchen vor, und ich traf den üppigsten Hochwald noch in einer Höhe über 5000 Fuß in diesen Thälern. Mein Begleiter hatte einen schönen langhaarigen Alpenhund bei sich, der sich schon im voraus zu freuen schien, daß er etwas heimbringen würde. Er war immer etwas voraus und wartete dann, als ob er zu größerer Eile auffodern wollte. „Hier in dieses Thal fallen alle Jahre ungeheure Lawinen von den Bergen links herab", sagte mir mein Gefährte, und obwol wir im August waren, so paßirten wir wol an die dreißig Lawinen, einige davon waren wahrscheinlich mehr von unten als von oben geschmolzen, und bildeten große Schneegewölbe, aus denen fast immer Wasserbäche hervorstürzten. Eine noch ganz besonders große Lawine füllte eine enge Schlucht aus, durch welche sich die Tamina gewühlt hat. Der Bach hatte hier die hemmende Schneemasse durchbrochen, es zeigte sich ein phantastischer Schnee- und Eisbruzel, den man indessen nicht einmal absehen konnte, hier und da getragt durch wunderlich gebildete Säulen. Man kann sich dabei recht gut vorstellen, wie ein Thal und Gebirge verwildern kann. Dieses Jahr konnte diese gewaltige Masse kaum aufgelöst werden. Folgt nächstes Jahr an derselben Stelle eine gleiche Schneemasse, so friert die Masse zusammen und bildet ein Feld, welches, sich an ein anderes anlehnend, von Jahr zu Jahr wachsend, eine Gegend vegetationsärmer und dann unbewohnbar macht. Der Sardonagletscher ist früher eine schöne Alm gewesen und das Calvenserthal war bewohnt, noch dazu von einem ungewöhnlich großen Menschenschlag. Unwiderleglich soll das Beinhaus bei dem jetzt verlassen stehenden Kirchli St.-Martin davon Zeugniß geben. Ich habe die Schädel, Arm- und Beinknochen, welche die Grube bei der Kirche beherbergte, gemessen und wirklich groß, jedoch nicht riesenhaft gefunden; die Schädel waren schon gewölbt, die Stirnen breit, aber von mittler Höhe, der Nasenrücken erhaben, die Schädel selbst waren eher klein als groß zu nennen. Es sollen indessen die großen Arm- und Beinknochen schon alle von den das Thal besuchenden Fremden ausgesucht und mitgenommen worden sein. Nicht allein mein Fleischer, sondern auch andere Leute, welche ich in dieser Gegend sprach, wollten Schenkelknochen gesehen haben, welche, über eine Elle lang, eine Größe von acht Fuß ergeben haben müßten. Auch soll so ein kalvenser Mann drei Faß Salz getragen haben. Man sieht indeß in diesen wilden Thälern immer noch hier und da gewaltig große und breitgeschulterte Männer, die ihre sieben Fuß und darüber messen; es ist überdies auch erklärlich: die Wasser enthalten hier überall aufgelösten Kalk, und bei hinreichender und entsprechender Milch-, Fleisch- und Kräuternahrung in der reinen stärkenden Bergluft kann die Natur wol solche Kraftgenalten hervorbringen.

„Sehen Sie, dort leuchtet der Gletscher schon durch den Nebel, es wird heute noch ganz klar werden, und sehen Sie einmal da hoch gerade über uns!" sagte mein Fleischer. Wunderbar, ein Felsen von der Sonne glänzend beleuchtet schien über uns im blauen Himmel zu schweben, weil ein leichter Dunst die Umrisse und stärker den Fuß verhüllt, womit das Riesenhorn des Ringelkopfs in die Lüfte ragt. „Sie, Herr, gehen nun links, und ich gehe rechts auf die Alm. Kommen Sie wohl heim!"

Der Weg ist nicht so bös, und wer vorsichtig geht und nicht schwindelt, kann die Partie nach dem Gletscher recht gut unternehmen; aber die vielen Wasser, welche vom Garneragletscher oft in den malerischsten, ja man könnte sagen in theatralisch gebildeten Fällen herabstürzen, werden oft recht unbequem, da meist nur ein oder ein paar schwankende Stämme hinüberführen. Hier ist einer der schönsten; an glatter Felsenwand hat sich das Wasser ein tiefes Bett eingeschnitten und ist dann auf einen vorliegenden Felsenwall gestürzt. Da hat es sich wiederum leicht gemacht und glatte Mulden zum Abfluß in den schwarzen Marmor geschliffen, aber immer tiefer hat sich der Fels gehohlt, auf dem das Wasser sonst zerstäubte und endlich hat es den Felsen durchbrochen und sich

eine Schlucht gemacht, aus der es weiter unten zutage kommt. Das ist sehr schön, aber durch das Eiswasser zu waten, ist kaum ratsam, besonders wenn das Herz wohl von der Hitze und langem Bergabsteigen. Weiter unten fand ich die Stämme, welche wahrscheinlich den Weg bildeten, mit andern herabgeschwemmten Bäumen, gewaltigen Wurzelstöcken der Zwergföhren im Geselle. Da konnte nichts helfen, ich mußte die Stämme herausreißen und mir selbst eine Brücke bauen, das Wasser war so gefällig und half mir die Baden der Stämme hinüberbringen. Gegen Mittag kam ich in die Nähe des Gletschers. Einige Sennhütten liegen in dem sich erweiternden Thale, bevor sie graue Eiswand es schließt. Die graue Fläche ist mit kleinen Büschen überwachsen, welche rosig erglühen, es sind die lieblichen Alpenrosen. Am Rande der Fläche steigt Rauch aus dem Dache einer Hütte und ein alter Mann mit einem hölzernen Traggestell auf dem Rücken kommt mir entgegen, seinen Hut hat er mit Alpenrosen geschmückt. Der läßt mich aber nicht so leicht los. Er hat die Welt gesehen. Als Soldat hat er in fremden Landen gedient, er will wissen, wie es in mit dem Kriege, ob Sebastopol noch steht, wie die Ernte bei uns gerathen, was ich von Napoleon halte, wie ich über die Schweiz dächte und allerlei verfängliche Dinge mehr. „Da oben ist heuer eine Alm gewesen, wo jetzt ewiger Schnee", sagte er; „auch war der Gletscher gar wunderbar von Farbe", fuhr er fort, und das Eis spiele in allen Farben, besonders des Abends, aber der neue Schnee hatte Alles in Weiß gekleidet; und das sei das Schöne bei vielem Gletscher vor vielen, daß das tiefe Eis Weiter nahe bis an den Rand derselben. Und ich fand es auch so. All die bunten Alpenblumchen blühten bis dicht am Rande des ewigen Schnees.

Durch einen tiefen Morast watete ich der Hütte zu, charakteristisch laut brunnenroth aussehende Schweine lagen um die Hütte herum. Darin wird gebuttert. Das Butterfaß ward von einem riesigen Manne gedreht, an der andern Seite stand ein großer Kessel, in welchem der „Zieger" gekocht wurde. Die Hütte sah schmutzig, die Milchkannen aber sowie die Milch- und Käsegefäße waren auffallend rein und blank gehalten. Ich bekam hier Milch und Butter und Brot gastfreundlich mitgetheilt. Zahlung nach Belieben.

Während ich vor der Hütte stand, zog ein Hirt mit einer großen Heerde Kühen vorbei, er rief dann und wann eine Kuh der Heerde bei dem Namen, die gerufene kam und empfing dann aus seiner Tasche ein wenig Salz. „Kennt ihr diese Wurzel", fragte ich die Leute, und zeigte ihnen das Stückchen, welches ich erhalten hatte. „Das ist Ostringa'" antworteten sie zugleich und Jeder griff in seine Tasche und zeigte mir, daß er sie auch bei sich habe.

„Wo wächst die Pflanze?"

„Dort oben über der Lawine und da drüben in der Nähe des Gletschers."

Wir gingen an den bezeichneten Ort, wo der Hirt mir einige Pflanzen ausgrub.

Beim Uebergang über die Lawinen war große Vorsicht nöthig, weil sie oft hohl sind und man durchbrechen kann. Auf einer Alm bei Ragaz war diesen Sommer ein Stierli durchgebrochen und erst am neunten Tage, jedoch noch lebend, aufgefunden worden. Nur Wasser, sonst keinerlei Nahrung, hatte das arme Thier gehabt.

Auf dem Rückwege traf ich meinen Begleiter, den Aletscher, wieder. Auch er hatte sein breitkrämpiges Hütli mit den schönsten Alpenpflanzen geschmückt. Während wir hintereinander gehen, treffen wir einen Trupp von sieben bis acht Schafen, sie kommen wie Wild davon, biegen dann hinter einem Felsenvorsprung an, vertheilen sich, wie Rehe und gingen dann flüchtig weiter. Aber bemerkbar — in der Zwischenzeit, daß wir den Weg gewandelt, war ein Felsenstück von oben herabgestürzt und dicht an dem schmalen Pfade liegengeblieben, tausend frische kleinere Brocken lagen darum her. Noch etwas weiter hin ist ein Kreuz, es bezeichnet die Stelle, wo ein herabrollender Felsen einen Mann erfaßte und mit fort in den Strom riß. Mein freundlicher Gefährte schlug vor, bei einer Brücke die Lawine zu überschreiten und auf der andern Seite den Rückweg fortzusetzen. Der Weg war recht gut, freilich oft sehr schmal am jählings abfallenden Berge hin, führte aber auch zu andern pittoresken Fels- und Waldpartien, bis er an einem großen Bergstrom endete, wo er in tief aufgewühlter Felsenschlucht über mächtige Blöcke in die nicht abzusehende Tiefe stürzte. Der steinerne Brückenpfeiler in der Mitte stand noch, aber die Brücke war weggerissen, durch ein paar schwache runde Stämme mußte man ein Stück davon den Uebergang nehmen. Mein Schweizer ging voran, aber in der Mitte begannen die Stämme so stark zu schwanken, daß er nicht weiter konnte, mir erstarrte fast das Herz vor Schreck und der Hund trat ihm hinten wedelnd auf die Fersen. Der Mann verlor indeß die Besinnung

nicht, vorsichtig wartete er, bis die Stämme wieder ruhten, während das tosende Wasser mitunter aus der Tiefe aufspritzte, als wollte es ein Opfer herunterholen, und langsam, langsam schritt er hinüber; ich konnte mich nicht entschließen, ihm auf diese Weise zu folgen; ich schob mich, auf den Balken reitend, nach.

In Panix beschwerte sich der Mann über die Sorglosigkeit der Leute. Ein paar anwesende Aelpler, es waren Vater und Sohn, erzählten eine Geschichte, die ihnen ebendaselbst mit ihrem Vieh, bei einem Unwetter, begegnet war, eine Geschichte, die das mitunter Gefahr drohende Leben in den Bergen lebhaft veranschaulichte. —

Der Paß La Foppa oder Runkelspan, 11.50 Fuß, bietet einen Blick in das Rheinthal, wie ihn die Phantasie nicht schöner gestalten konnte; es geht von da steil abwärts nach Reichenau, wo die beiden Rheine, der Vorder- und Hinterrhein, zusammenfließen. Von hier nach Chur fällt die italienische Bauart der Häuser auf; die Leute hört man oft in einer fremden Mundart reden, und da auf der Straße sieht man einen Lastwagen von acht Maulthieren gezogen, sowie kleinere Karren mit Mais beladen; das erinnert mit den schon bewachsenen Häusern beinahe an ein italienisches Bild, aber wir sind auch im Canton Graubünden, und Chur, durch welches meine Straße geht, ist schon ein romanischer Ort.

Der Himmel umzieht sich von allen Seiten mit drohendem Gewölk. Es ist nicht rathsam, für jetzt weiter ins Hochgebirg zu gehen, warnten die Leute. Es ist noch gar nicht lange, kaum ein paar Wochen, wo sich ein Hagelwetter in den Bergen entladen, in Folge dessen sich ein breiter und tiefer Strom von schwarzem Schlamm und Steinen, Alles auf seinem Wege verwüstend, in bei Chur ins Thal ergossen, und mehr als mannshoch selbst die Landstraße weit und breit überdeckt hat. „Nicht ein Tropfli Wasser ist mitgekommen", sagte einer der Arbeiter zu mir, welcher mit Aufräumen an der Straße beschäftigt war, „und in einer Viertelstunde ist das Alles dagewesen, das schwarze Geschiebe mit Felsblöcken dazwischen, viele Centner schwer."

Wol bricht die sinkende Sonne dann und wann noch einmal durch das drohende Gewölk und zaubert einen Farbenglanz über einzelne Berggruppen, daß sie nicht wie festes Gestein, sondern wie aus Regenbogenfarben aufgebaute Luftgebilde erscheinen. Aber das dauert nicht lange und da wird's dann finster und finsterer und das Gewitter bricht los und es beginnt zu hageln und regnet fort und fort.

Von hier nahm ich schnellere Gelegenheit, um aus Graubünden in die bekanntere Schweiz zu gelangen. Auf dem Dampfschiffe, das über den Wallensee, auf dem Dampfschiffe, das eben über den Zürchsee fährt, überall traf ich Reisende, mit Klagen über verunglückte Ausflüge.

Vom Rigi kommt eine große Zahl zurück auf unser Boot. Im Gedränge ruft einer den Bootsleuten zu: „Neun Stück! neun Stück!" Es war mein Engländer aus Dresden. Ein junges Paar macht Aufsehen wegen seiner Scheuheit. Es sind meine Neuvermählten vom Dampfschiffe auf dem Bodensee. Alle scheinen verdrießlich. Letztere hat deutlich nur wegen des Wetters.

Spaßhaft sind auf der Reise Bekanntschaften. In einer Ecke beisammen ein paar Männer in vorgerückten Jahren, und einmal erkennen sie sich als Vettern, die in der Jugend sich wegen Heirathsangelegenheiten sogar entzweiten. Es wird ausgerechnet, sie haben sich wol an die dreißig Jahre nicht gesehen. Nun ist die Feindschaft vergessen, nun wird getrunken, angestoßen, und obwol die alten Schnurrbärte viel vertragen können, so merkt man doch bald, daß das Getränk zum Kopfe steigt. Sie sind Beide Soldaten gewesen, der eine in Frankreich, der andere in Neapel, sie haben viel durchgemacht die Beiden und sind ein paar tüchtige deutsche Landsknechte, die um Welt vor Anderen die Haut zu Markte tragen und sich dann, wo sie können, schadlos halten. Dem einen ist auf der Welt Alles egal, er hat vor nichts mehr Respect als vor einem guten Glase Wein. Aber am Ende der Fahrt werden die Aeuglein weich, sie können sich nicht trennen, sie wollen nicht, mit Gewalt werden sie vom Dampfschiffe geschoben, und da stehen sie immer noch im Regen, und reiben sich die Hände, und einer sagt um andern immer wieder: „Und grüße mir auch die andern Alle, und grüße mir deine Frau und deine Kinder", und dann küssen sie sich noch ein mal und noch ein mal und noch ein mal und die Hüte fallen ihnen hintenwärts nieder und wie sie sehen sich getrennt haben, sehen sie sich „alle" noch ein mal um und winken und rufen und schreien: „Grüße Alle! Grüße Alle!" Endlich hilft eine Bergecke und sie sind auseinander — für immer.

Wir aber, lieber Leser, wollen beisammen bleiben, rasch von Zürich nach Basel eilen und uns weit auf den Dampfwagen setzen, der uns über

Straßburg nach Paris in die Weltausstellung fahren soll.

(Den zweiten Artikel in nächster Nummer.)

Frau Ida Pfeiffer.

Ein Brief aus Berlin.

II.

Von Capstadt ging Frau Ida nach Singapore. Sie wollte den Archipel der Sundainseln gründlich durchwandern und wählte die größte und schönste der Inseln, Borneo, als ihr erstes Feld. Sie ging nach der an der Nordküste gelegenen englischen Niederlassung Sarakan, um von da aus durch das Gebiet der gefährlichen Dayaks nach den holländischen Besitzungen im Innern und an die Westküste der Insel zu gelangen. Man hatte ihr gesagt, daß es unter den Dayaks noch Stämme gäbe, die Menschenfresser wären. Das schreckte sie nicht ab. Sie fuhr den Strom Sarawan 70 englische Meilen aufwärts und dann 180 Meilen weiter auf dem Flusse Lupa bis an das Gebirge Schamel. Ungefähr 20 Meilen vor dem Gebirge kam ihnen ein Kanot mit vier Dayaks in großer Wut entgegen; sie schrieen den Leuten auf dem Prahu (Boote) der Frau Pfeiffer zu, augenblicklich umzukehren; der nächste Stamm wäre im Kriege begriffen und ließe Niemanden durch; auch sie wären auf der Flucht. Frau Pfeiffer hielt mit ihren Leuten (sämmtlich Dayaks), von denen Einer etwas Englisch sprach, Rath und Alle, Einer ausgenommen, wollten umkehren. Dieser Eine war voller Muthes und behauptete, trotzdem der Bericht, unter der Klage des Naiah Prahu, durch alle Dayak-Stämme zu kommen; Gott sei unter ihnen zu Dank, um einem seiner Diener zu schaden. Frau Pfeiffer stimmte dieser Meinung bei, die Klage wurde aufgegeben und die Reise fortgesetzt. Nach kurzem hörte man schon ein Geschrei in Begleitung des Tam-Tam und als man schnell um die Ecke im Flusse bog, zeigte sich ein Bild, das wol den beherztesten Mann hätte stutzen machen können. Ein ganzer Stamm Dayaks, Männer, Weiber und Kinder, war auf einem niederen Hügel am Flusse versammelt. Als man des Prahu der Frau Pfeiffer ansichtig wurde, verdoppelte sich das Geheul (wahrscheinlich eine Art Kriegsgesang), die Musik und die Mimik. Im Vordergrunde waren einige drei Fuß hohe Pfeile aufgestellt und hinter diesen standen die nackten Wilden, bewaffnet mit ihren Parangs (kurze, breite Schwerter). In der Mitte des Flusses, diesem Hügel gegenüber, lag eine kleine Sandbank; an dieser legte man an und der muthige Rathgeber sprang in Begleitung einiger Bootsleute ans Land. Auch sie waren Alle mit Parangs bewaffnet. Nun begannen die Unterhandlungen, während welcher die Männer plötzlich sich in den Strom warfen und in großer Anzahl das Prahu umzingelten und in dasselbe einstiegen.

Frau Pfeiffer wußte nicht, ob die Leute als Freunde oder Feinde gekommen, in welchem letzteren Falle weder sie noch ihre Gefährten den Kopf auf dem Rumpfe würden behalten haben. Glücklicherweise währte die Ungewißheit nicht lange. Einer der Dayaks nahte sich der Reisenden, reichte ihr die Hand, half ihr aus dem Boote ans Land und führte sie in ein Zelt. Es war der Palast des Stammes. Hier wurde sie gastfreundschaftlich empfangen und mußte sich in Gesellschaft der Weiber auf den Boden kauern und von verschiedenen, aus Reis und Waizenmehl bereiteten Gerichten genießen, die alle sehr schlecht waren. Nachdem sie noch unter diesem Stamme aufgehalten und ihre Sitten und Gebräuche kennen gelernt, wurde sie zum nächsten Stamm geleitet und in dieser Weise gelangte sie tief in das Innere von Borneo nach Sintang, welches gerade unter dem Aequator in 111° 28 östl. Länge von Greenwich liegt, von der Westküste etwa 140 englische Meilen entfernt.

In Sintang, bis wohin noch wenige Europäer vorgedrungen, wurde sie vom Sultan auf das freundschaftlichste empfangen und späterhin auf einem seinem eigenen Boote auf dem großen Flusse Kapuas bis zur holländischen Stadt Pontianak gebracht, eine Reise von mindestens 240 englischen Meilen. Eine zweite Reise machte Frau Pfeiffer nach den berühmten Gold- und Diamantenminen von Landak, bei welcher sie von der holländischen Residentschaft auf's Beste unterstützt wurde. Von Borneo aus, wo die Reisende, wie sie schreibt, viel des Interessanten gesehen und regelmäßig in ihrem Tagebuche verzeichnet, ging sie nach Java und von da nach Sumatra. Hier unternahm sie zu Pferde eine Reise in das Gebiet der wilden Bataker und hatte sich den großen See Toba-Sau als Ziel gesteckt. Ihr Weg führte aber durch Wälder und Wüsteneien von solcher Beschaffenheit, daß sie sich genöthigt sah, das Pferd im Anfang dieser Tour zurückzulassen. Sie mußte durch sechs Fuß hohes Savannengras und durch reißende Ströme und Sümpfe, Alles ohne Ausnahme zu Fuß. Kleidung, welche gleich im Anfang stockenblieb. „Wo ich nicht den Fluß durchschreiten konnte", sagt sie und, „auch wenn mir das Wasser bis

aus Aun ging, da ließ ich mich von zwei Jägern, die schwimmen konnten, durch den Strom durchziehen."

Nach einigen Tagen großer Beschwerden und Gefahren erreichte sie die ersten Dörfer der Battaker. Die Erscheinung eines europäischen Weibes in den freien Battakerländern gehört unter die größten Seltenheiten, besonders seit dem Jahre 1845, in welchem sie zwei Missionare getödtet und aufgefressen hatten. Auch unsere Reisende wurde mit schrecklichen Geberden und Drohungen empfangen. Die Ruhe aber und das Vertrauen, mit welchem sie auf Malawisch sagte: „Kränkt mich nicht, ich bin eine arme alte Frau!" wirkten so auf die Wilden, daß sie sie nicht blos ruhig ziehen ließen, sondern sie überall freundlich beschenkten. Sie sagt hier nebenbei: „Ich fand, daß Energie und Furchtlosigkeit allen Leuten imponirt, sie mögen Araber, Perser, Beduinen, Battaker oder wie sonst immer heißen." Ja nicht selten schauten diese wilden, rohen Stämme, wenn sie sie so bezwang, auf sie wie auf eine höherbegabte, übermenschliche Erscheinung; denn nur eine solche, meinten sie, könne es wagen, so furchtlos mit ihrem Pulgerstabe sich ihnen zu nahen.

Durch ein volkreiches Land gelangte sie endlich in das herrliche Thal Silindong, das größte und fruchtbarste, was sie auf Sumatra gesehen; aber den großen See zu erreichen war ihr nicht möglich, da die daselbst wohnenden Stämme gerade Krieg führten. Sie war jedoch tiefer in das Battakerland vorgedrungen, als es bisher einem Europäer gelungen war. Von Sumatra aus besuchte sie die Molukken und beabsichtigte nach Neuguinea vorzudringen und dann nach Australien zu gehen; aber an der Ausführung beider Projecte wurde sie gehindert. Die Entdeckung des Goldes, der europäische Heißhunger nach demselben und die daraus folgende Theuerung im Lande waren die Ursache, daß sie letzteres nicht besuchte. Dennoch kam sie in ein anderes „noch verwünschteres Goldland", nämlich nach Californien. Ein Amerikaner hatte ihr eine freie Ueberfahrt angeboten und dieses Anerbieten nahm sie an. Obwol sie 60 Tage nichts als Himmel und Wasser gesehen, so machte die Küste von Californien doch keinen freundlichen Eindruck auf sie. Die Stadt San Francisco schildert sie als ein Wunderwerk, das aber im Ganzen wenig Einladendes hat. Der Luxus in Einrichtungen und im Leben ist so groß, wie er nur immer in Paris und London sein kann; dabei herrscht ein Schmutz, eine Unsauberkeit auf den Straßen, daß jene von Konstantinopel als Muster von Reinlichkeit aufgestellt werden könnten. Eine dicke Staub- und Sandlage deckt den Boden, aller Unrath wird auf die Straßen geworfen, Ratten, Katzen, Ratten, Flaschen, Kleider, Wäsche, Schuhwerk, todte Hunde, Hühner, Ratten u. s. w. liegen wie Kraut und Rüben durcheinander. Ein Gang in der Stadt sei eine Buße, ein Gang außerhalb derselben eine wahre Höllenpein, denn der Fuß müsse sich im tiefen Sande ermüden, das Auge nicht minder an dem kahlen, leblosen Einerlei. Dennoch schrieb sie von Californien aus an ihre Freunde: „O, daß ich doch nur zehn Jahre jünger wäre, wie möchte ich die Reise ausdehnen! Ueberall kommt man mir so hülfreich entgegen, daß ich weniger noch wie früher gebrauche, um recht viel zu sehen."

Nach verschiedenen Wanderungen in Californien schiffte sie an der amerikanischen Westküste entlang nach Lima, durchwanderte einen Theil von Peru, besuchte die Quellengegenden des Amazonenstroms, reiste nach Quinto in Ecuador und bis zum Chimborasso und Kotopari, von dort zurück nach Guayaquil, überschritt die Landenge von Panama und fuhr von da nach Neuorleans. Darauf reiste sie den ganzen Mississippi hinauf bis zu den St. Anthony-Fällen, von da auf Kreuz- und Querwegen zum Niagarafall und endlich über Quebeck nach Boston und Neuyork. Von hier ging sie nach England, wo sie im Laufe des November 1851 in London eintraf.

Ihr Aufenthalt in London währte jedoch nicht lange, ihr Mutterherz zog sie alsbald nach den Azorischen Inseln, wo einer ihrer Söhne als Musiker lebte. Von dort schrieb sie im Februar aus San Miguel: „Man rühmte das Klima der Azoren so sehr, daß ich den Augenblick nicht erwarten konnte, diese lachenden Inseln mit dem düstern londoner Nebel zu vertauschen; doch fand ich mich wieder sehr getäuscht. Entweder regnet es wochenlang oder die Winde heulen von allen Seiten um die Wette, daß man es nicht wagen darf, über die Straße zu gehen. Dabei hat man gar keinen Schutz gegen Kälte, Wind und sogar Nässe in den Häusern; sie sind alle gebaut, als ob wirklich ein immerwährender Frühling hier herrschte. Ich litt oft so von der Kälte, daß mir die Feder aus der Hand fiel, die Gedanken im Gehirn erstarrten; die Bäume hängen hier freilich voll Orangen, aber sauer und so, daß ich sie für Citronen halten möchte und nicht begreife, wie es zugeht, daß sie sich eines Weltrufs erfreuen und Hunderte von kleinen Schiffen zur Verfrachtung anlocken. Um

wie viel lieber hätte ich in meinem geliebten Deutschland' Nichts zu leben, nichts zu sehen, nichts zu sprechen; nichts als eine Tasse guten Kaffee; nun — Sie wissen wol — die große Lekerei für Frauen in meinem Alter, aber von Kaffee allein lebt man doch nicht. Mein Sohn ist der Magnet, der das alte Eisen hier festhält; aber wenn wirklich das Zinkhaus einstürzt, wenn ich das alte Eisen in den Magnet verwandeln und nachschicken werde."

Dieses Letztere hat sie nun vollbracht. Sie schrieb mir Natur- und Kunstgegenstände fremder Zonen, die Gastwelt die verschiedenen Museen aufnahmen, nach Deutschland zurück. Wunderbare große Käfer, die auch dem Gelehrten in diesem Fache hier in Berlin fremd waren, verschiedenartige kleine Geschirre, Dinge wenn auch welcher Haushaltung — ob der Botokuden, ob der Malayen, entnommen, brachte sie mit. Die Kreuz von allen Schmetterlingen in ein Buch von Baumrindenblättern, dessen Inhalt freilich, wie das Innere von Borneo und Sumatra den Meisten verborgen, ein tiefes Geheimniß bleiben wird, denn es ist in der Batta-Sprache geschrieben.

Unsere Verwunderung, daß sie sich mit allen diesen wilden Völkern verständigt hätte, beantwortete sie dahin, daß sie sich allerdings verschiedentliche kleine Regeln von arabischen, persischen, chinesischen und malayischen Vocabeln aufgeschrieben hätte, um die einzelnen unumgänglichen Worte zu wissen und das Verlangte verlangen zu können, daß ihr aber geläufiger als alle Worte die Zeichensprache gewesen wäre, wodurch sie sich, industriös der wenigen Worte, ganz gut deutlich verständlich gemacht habe. „Die Zeichensprache wurde mir in der Folge so zur Gewohnheit", sagte sie, „daß ich an Orten, wo ich mich einer mir geläufigen Sprache bedienen konnte, ganz absichtlich auf meine Hände Acht haben mußte, um sie nicht mitsprechen zu lassen."

Berlin blieb, trotz dieser so ausgezeichneten Bekanntschaft, ganz still von ihr, die Meisten wußten etwas von ihrer Anwesenheit. Still ging sie nach vielfältigem Aufenthalt, nur von den Segenswünschen ihrer alten und neugewonnenen Freunde und Verehrer begleitet, von hier nach Wien. Das Erscheinen der Beschreibung dieser letzten Reise nicht halb bevor. Das Publikum erhält in diesem Werke einen Reichthum von Naturanschauungen, Sitten und Gebräuchen fremder Völker und Menschen, wie in so hoher, bisher Einfachheit und doch so anziehender Treue von Wahrheit ihm selten etwas wird geboten werden.

M.

Russen und Türken.

Bajazet II. (der Große genannt) regierte von 1481—1512. Er zeigte sich als ein natürlich wohlwollender, wenn auch zuweilen aus Schwäche grausamer Regent. Er war im hohen Grade für die Träumereien der Astrologie und orientalischen Mystik eingenommen und sehr deshalb vielleicht bei den Türken im Geruch großer Heiligkeit. Eine Menge von Schulen und Bildungsanstalten, welche er stiftete, wie seine Bereitwilligkeit, jedes aufstrebende Talent zu unterstützen, hinterließen vielleicht das freilich unbefriedigt gebliebene Sehnen dieses Mannes, für sich selber wie für sein Volk ein höheres Erkennen zu begründen. Nicht ohne Theilnahme liest man sein nasses Ende. Er wurde durch seinen Sohn, den grausamen und wilden Selim, entthront. Auf der Reise nach einem Schutzort Demotika, wohin er sich zurückziehen wollte, ward er auf Anstiften des heuchlerischen Sohns von einem jüdischen Arzte mit Gift aus dem Wege geräumt, worauf ihn Selim mit großem Pomp in dem Garten der von Bajazet erbauten und nach ihm benannten Moschee in Konstantinopel begraben ließ.

Dieser Sultan hatte schon mehre Schritte gethan, mit Rußland in eine freundschaftliche Verbindung zu treten.

Johann III., der sich durch Klugheit, Kraft des Willens und Beharrlichkeit auszeichnete und der auf die Gestaltung Rußlands von tief ehrte großen Einfluß wie Peter der Große war, entsprach diesem Wunsche, um den russischen Kaufleuten mancherlei Handelsvortheile zu verschaffen. Zu diesem Zwecke schickte er einen Abgeordneten, Michael Plestschejef, dahin, welcher die erste russische Gesandtschaft an den Sultan war. Der Sultan hatte die gewissen Verhaltungsbefehle, um bei Ehre seines Herrn nichts zu versehen. „Zudem, nicht minder sollte er dem Sultan und seinen Söhne die üblichen Begrüßungen darbringen, keinem andern Gebieter den Vortritt lassen und seine Rede nur an den Großherrn, keinesweges aber an die Vasiren richten." Der Abgeordnete hielt sich mit rauher Genauigkeit in Allem diesen Vorschriften. Er wurde in Konstantinopel mit zuvorkommender Höflichkeit empfangen, die Vasiren ließen ihn wissen, daß er den folgenden Tag vom Sultan vorgelassen werden würde, zugleich luden sie ihn ein, mit ihnen zu speisen, überschickten ihm kostbare Kleider zum Geschenk und mehr als [illegible] Schafen zu seinen Diensten. Der russische Abgesandte aber ließ ihnen zur Antwort sagen: „Ich habe nichts mit den Vasiren zu reden; ihre

Leider weiß ich nicht sagen und ich will nicht; ich will nur mit dem Sultan sprechen." Trotzdem unabsehbar bewilligte dieser Alles, was Jermolow in Bezug auf den Handel wünschte, gab dem Gesandten auch ein herzliches Schreiben an den Kaiserlichen mit, ohne sich mit einem Wort über seinen Benehmen zu beschweren, nur an Mengli-Girai, den damaligen Khan der Tataren, schrieb er: „Der Beherrscher Russlands hat mir einen großen Menschen als Abgesandten geschickt, daher habe ich ihn nicht durch meine Leute nach Russland zurückgehen lassen, aus Furcht, sie möchten von ihm beleidigt werden, ein Schimpf, welchen ich, ein Sprosse von Tsin nach Plinius, nicht ertragen; mein Sohn, der Sultan von Rom, will alle mit dem Fürsten von Moskau in unauflösbare Verbindung treten."

Der barbarische Pomp, mit welchem die fremden Gesandten empfangen wurden, die verschiedenen Ceremonien, die sie durchmachen mussten, ehe sie vor den Sultan gelassen wurden, waren allerdings prächtig und demüthigend genug und es war natürlich, dass das damals gebildete Europäische Blut, begreiflich gährend, sich dagegen sträubte.

So verlangte z. B. die Handreichung des Betail, dass die Gesandtschaften am Thor stille, d. h. Verbot der Karschale, einem am Eingang des Hofs aufgerichteten Zelte, vom Pferde stiegen und zu Fuß weiterzögen, nachdem sie zuvor in einer Halle, der Wohnung des Schatzhauses, Halt gemacht, bis man sie gemeldet habe. Und was hier nur eine vorläufige Meldung, die eigentliche, wenn feierlich Alles bereit war, fruhes des Morgens, in dem blumenreichen Zelte des Divans, unmittelbar vor dem Thore der Glückseligkeit, d. h. vor dem Eingang zum dritten Hof an. Eine Hauptbestimmung lautete wörtlich übersetzt, dass der Gesandte bei dem Thore der Glückseligkeit die Mütze nachsuche, „dass der heute Gesandte, nachdem er gepeitscht und gefesselt worden, hier Zutritt in dem Asyle der Ruhe der hohenischen Majestät absolvire darf." Die Bedeutung der gepeitscht und gefesselt kommt daher, dass der Gesandte vor der Audienz mit den Gefangenen einigen Verkehr pflog und ihm darauf, damit er würdig vor dem Throne des Sultans erscheine, ein Strafkostüm umgehängt wurde. Noch wurde die Gesandtschaft an den Küchen des Serail vorbeigeführt. Vor diesen Küchen wurden nämlich an Ankunftstagen große Schüsseln mit Pillau aufgestellt, auf welchen die in dem Hofe sich befindenden Janitscharen auf ein gegebenes Zeichen beim Eintritt der fremden Gesandten rasch losstürzten, was als ein Beweis ihrer Zufriedenheit und Zustimmung angesehen wurde. Waren diese abgemachten Künste glücklich mit dem Sultan selbst nicht einverstanden, aber mit irgend einer fremden Macht unzufrieden, so blieben sie stehen und rührten die Gerichte nicht an. Darauf wurden sie entlassen, wobei die Janitscharen mit ihren Gewehren klapperten und lärmmachten, um den Gesandten einen großen Begriff von dem Reichthum des Osmanischen Herrn beizubringen. Nach diesen Ceremonien, durch und endlich das Thor der Glückseligkeit und der Gesandte wurde in den Audienzsaal geführt, wo zwei hierzu bestimmte Kämmerer, die neben ihm standen, ihre Hände auf sein Haupt legten, nur leicht, so oft man sie auf sie wollte, zu einer Verbeugung gegen des Sultans Majestät aufforderten. Man erlaubte nun dem bevollmächtigten Repräsentanten einen christlichen Fürsten, seine Gebrüder anzugeben, worauf er frei entlassen wurde, um eine zweite Audienz anzuhalten.

Wie die meisten türkischen Sitten immer mehr und mehr verschwinden, so ist auch diese ebenso lästige als lächerliche Ceremonie der türkischen Höfe abgeschafft.

Während ich aber sage noch, dass der Marschall Lemercier, der zur Audienz gelassen war, vor Thränen vor Kaiser präsentirt, sie tiefste Noth, einen Beinkleidern vollkommen zu haben, und gleiche unerlässlich als bei uns die Einladung. Ich so schon Noth verlangt die Hofetikette, ohne Blutfluss vor dem Sultan zu erscheinen; aber selbst hierin ist man nachsichtig geworden und die Fremden lassen sich heilige Gewissensruhe gebrauchen. Als Beweis dient, welcher die von der Pforte ausgestellte Vorschriften nach dem Zeugen auf dem Letzten Male enthaltende, bei seiner Anwesenheit in Konstantinopel im Jahre 1817 eine Audienz hatte, weigerte er sich plötzlich, im Vorzimmer seinen Degen, bei einem Theil seiner Uniform abzulegen und erklärte, entweder mit dem Degen eine Audienz oder gar keine haben zu wollen. Die gewiss sehr liebenswürdige Laune des ungarischen Edelmanns trug sich zu den Bedingungen des Kapitulanten, er durfte seinen Degen behalten.

Eine schwierigere Aufgabe soll bei solchen Zeremonien oben das Klatschen, lautes Bellen des anbellenden Hofes sein. Der Kaiserhof des Khalifen, dessen Herrschaft sich einst vom Atlantischen Meer bis zum Ganges und vom Kaukasus bis zum Indischen Ocean erstreckte, sieht das Damoklesschwert über seinem Haupte schweben. Der Staat seines Reiches, den er verschwendet und den er, trotz wohlmeinender

Reformen, nicht aufhalten kann, scheint seine Seele niederzudrücken. Ebenso wie sein Vorgänger Mahmud, der mit einer Energie, die eines besseren Erfolgs würdig gewesen wäre, die Reform seines Volks begann, eines Volks, welches als das sprödeste und unzugänglichste in der Welt bekannt ist, ebenso beharrlich arbeitet Abdul-Medschid an der Civilisirung seines Reichs, allein diese Civilisation wurde zum Tode des türkischen Reichs führen. Das türkische Volk ahnt, daß seine Herrschaft in Europa nur noch von kurzer Dauer sein wird, und Manche lassen sich darauf hin auch schon auf der asiatischen Seite des Bosporus begraben. Cos.

Pennsylvanisches System?

Schon Bd. III, Nr. 38 der „Unterhaltungen" deuteten wir an, daß wir dem pennsylvanischen System (der strengsten Zellenhaft) den Vorzug geben würden.

Es ist mit diesem von den Frommen empfohlenen System wie mit so manchem andern Institute der sogenannten innern Mission. Man muß gegen den Geist sein, der z. B. die Diakonissinnen weckt, den Geist der kirchlichen Reaction, aber die Hingebung der Frauen an die Linderung menschlicher Leiden bleibt darum doch ehrenwerth. So wollen die Pennsylvanier die Zellenhaft aus religiösem Specialinteresse: wir theilen dies Motiv nicht, aber nur durch Isolirung erhält sich der Strafzweck.

Kürzlich saß ein Mann in Berlin noch langjähriger Zuchthausstrafe nur deshalb weiter, um ins Zuchthaus zurückzukehren. Aus Veranlassung dieses Vorfalls schrieb uns ein ehemaliger politischer Gefangener, der eine Strafanstalt näher kennen gelernt hatte:

„Durch das Zusammenleben im Gefängniß bekommt diese Strafart zuletzt eine Behaglichkeit. Man ist versorgt, man hat Hunderte von Menschen, die ebenso nichts taugen wie der neue Ankömmling, und an kleinen Freuden ist auch diese Strafart nicht arm. … Da sitzen die Gefangenen in einem Zuchthaus-Arbeitssaal an ihren Arbeitstischen, mit der Anfertigung z. B. von Cigarren beschäftigt. Tiefes Schweigen herrscht, nur das durch die Arbeit entstehende Geräusch ist vernehmbar. Schauen wir aber unsern Blick, von Einzelne werden uns auffallen, deren Gesichtsausdruck einen wirklichen Schmerz über ihre Lage verkündet, sie sehen weder rechts noch links, mit sicht in ihren Arbeitsbewegungen ist Verdruß und Reue erkennbar. Sie sind erst seit kurzem hier. Blicken wir aber weiter umher und wir sehen wiederum Andere, die uns auffallen: ihr Haar ist, soweit es dessen Kurze erlaubt, glatt gestrichen und gekämmt, das Halstuch genau umgelegt, die Knöpfe an der Jacke blank, die ganze Kleidung rein, — das wird vom Director vorgeschrieben —, auf dem linken Aermel finden wir einen, auch mehre gelbe Tuchstreifen, woran wir die Rückfälligkeit erkennen. Sie arbeiten fleißig, gewandt: in ihrer Miene ist die scheinbarste Ueberlegenheit zu lesen. Dem Aufseher ist etwas an seiner Tabakspfeife nicht richtig. Schnell hat der nächste Detinirte erkannt, was fehlt, er springt auf, holt aus einem Winkel einen Besen, spitzt eine Ruthe mit seinem Arbeitsmesser zurecht, tritt an den Aufseher heran und bittet um die Erlaubniß, die Pfeife reinigen zu dürfen. Oder, der Aufseher wird durch einen andern Aufseher, der plötzlich hereintritt, zum Director beschieden; er will vor demselben rein und blank erscheinen; gleich ist einer dieser Detinirten hervorgetreten und bürstet an des Aufsehers Rock herum, und andere Schermenzeleien mehr. Warum? Der Detinirte hat vernommen (durch wen, das weiß der Himmel, da doch kein Gefangener zu dem andern ohne Aufseher erlaubniß sprechen darf), daß die Stelle des Aufseh.-Vorschneiders vacant wird; die möchte er gern haben, und deshalb das Einschmeicheln bei seinem Aufseher. Da braucht der Detinirte kein Pensum mehr aufzuarbeiten, im Gegentheil, er hat so möglichst breite Bewegung in der Anstalt, denn ihm liegt ob, das Brot für die sämmtlichen Gefangenen in Tagesrationen zu vertheilen und darüber Rechnung zu führen; außerdem kommt er dadurch mit sämmtlichen Anstaltsbeamten in Berührung, wodurch sich das gänzlich Untergeordnete seiner Stellung als Strafling in etwas mildert, da er etwas hoher anreden kann.

„Außerdem gibt es noch Stellen als Expedienten für das specielle Rechnungswesen der abgelieferten Arbeit der Gefangenen, eine als Expedient in der Anstaltskanzlei, als Wärter des gefangenen Arztes, als Krankenwärter oder als Schlosser der Arbeitssäle für Ueberbringungen der Handarbeiten. Alles Das hat Ziele, wonach viele der Gefangenen auf eben angegebene Manier trachten und auch erlangen; alle das Bringen einer Erleichterung ihrer Lage, eine Veränderung überhaupt.

„Hierdurch wird dem Detinirten die Nahrung zur Verstellung, zur Heuchelei wiedergegeben; seine Geistesthätigkeit für die niedrigen Regungen seines Gemüths wird erhalten und das Resultat seiner

Gruppierung ist in vielen Fällen von dem Willen des Gesetzgebers entgegengesetzt, was um so glaublicher erscheinen wird, wenn wir das Leben der Gefangenen untereinander betrachten.

„Man kennt aus einer langwierigen Untersuchungs-Einzelhaft; man ist an Kerker und Welt abgemattet — auf einmal sieht man sich unter Menschen, aber freilich, was für Menschen! Um sich herum ist wenigstens Leben. Heller Angst und Sorge betritt der jugendliche Verbrecher zum ersten male das Zuchthaus; die Anrede mit „Sie" hört auf, strenge Hausgesetze werden ihm vorgelesen und mit wirklicher Reue geht er an seine Arbeit. Bis dahin hatte er Abscheu in mehr oder minderem Maße vor seinem eigenen Vergehen, — er hatte eine mehre Hochachtung vor den Dingen, die seiner im Zuchthause warteten. Diese Angst verläßt ihn in einem Tage nicht; aber nach und nach sieht er, daß es am Ende doch nicht so schlimm ist. Lieber Zusammenarbeiten mit Mitgefangenen, diese Höfe, Schlafen, dieses Unterhalten ist erlaubten und unerlaubten Angelegenheiten mit Schicksalsgenossen, bei es nämliche Lust von Seiten der Aufseher, mit denen Sie angeredet werden, welche in hohe Bewunderung allen Anfeindungen genossen; das regelmäßige Verabreichen von Speisen, die unter solchen Verhältnissen ganz genügend zu nennen sind; das wöchentliche Verabfolgen von reiner Wäsche, die überall herrschende Reinlichkeit; das gut Zusammenkommen in einem wohlgeheizten Arbeitssaale, wenn es im Winter draußen stürmt und friert — alles das sind Dinge, die, in Gemeinschaft mit Andern erhalten, gewollen und empfunden, die Strafe des Gefängnis- oder Zuchthauses sehr mildern.

„Je mehr man in der ersten Zeit Antheil nimmt, mit den Mitgefangenen in Eigenschaft eine gütige Berührung zu kommen, je mehr sieht man sich nach und nach von der Macht der Gewohnheit, unter Menschen nicht mehr dasselbe, gezwungen, dennoch an den Einen oder den Andern sich anzuschließen; das Bedürfnis der gegenseitigen Mittheilung ist zu mächtig, und am Ende bewegen sich Viele der Gefangenen schonend ganz gemüthlich. Zwar sind wenigen Sprechverbote streng sich doch sehr viele Augenblicke, in denen eine Unterhaltung stattfinden kann, und der jugendliche Verbrecher weiß durch die Mittheilungen seiner vertrauten alten Mitgefangenen, dessen bedeutende Stimmen die Verstellung ist gegen Alles, was über ihn zu gebieten hat, in seinen noch wirklich guten Gesinnungen wankend gemacht. Wir haben zu unserem großen Schmerze es gesehen, daß Leute, die in der ersten Zeit ihrer Haft einen wohlhaften Abscheu vor einem frei- bis vier mal Rückfälligen (die gelben Zuchtstreifen auf dem einen Jackenärmel machen dies kenntlich) hatten, nach einem Vierteljahre, während der Spaziergänge in dem Gefangenhause, an der Seite eines solchen Verirrten gingen, in der gewöhnlichen, herzlichen Unterhaltung mit demselben begriffen. Das Sprechen während des Spazierganges wird dann immer erlaubt. Hier sieht man die wahre Bedeutung des Sprichwortes „Gleiche Brüder, gleiche Kappen"; denn es heißt hier: „Du bist auch nichts Besseres denn ich" — was am Ende Derjenige glaubt, dessen Herz noch nicht verhärtet ist, der aber nach und nach abstumpft wird, wenn er eine lange Zeit mit wirklichen, bösartigen Verbrechern zusammenleben muß. Die Zeit und gemeinsames Schicksal bewirken Vieles, auch das Vorlesen von Kriminalgeschichten unter Personen, welche vor ihrer Einlieferung in eine privatige Anstalt sich ganz fremd waren, bei Dem das Verbrechen des Andern hatte und die dahin es für eine Unmöglichkeit hielt, je einmal zu dem Andern sich hingezogen zu fühlen. Wir haben dies bemerkt an einem ehemaligen Kassirer eines der ersten Handlungshäuser Deutschlands, der von seiner Einlieferung sich nur in der nobelsten Gesellschaft bewegt hatte, Cigarren das Tausend zu 80 Thaler rauchte, zuvor seinen Geschäftsfreunden stets neue Maschinentische trug und nur der trinken, theuerste Weine und Austern genossen hatte. Dieser Mensch, der von Gesang aus nicht gelernt hat, dessen Hang zu Vergnügungen und äußerem Glanze nur seine Treue in der Kasse seines Principals nachhielten, sie zu erhalten, er die bestimmte Absicht hatte, sobald einst er selbstständig Geschäft — dieser Mensch, er kam sehr schnell vertheilt, war während der ersten Zeit seiner Haft mit einem seiner vertrauten Mitgefangenen, der wegen mehrfachen Diebstahls eingeliefert war, in das vertrauteste Verhältniß getreten.

„Der Name dieser Blätter sowol, als auch das vielfältige Beispielen dieser Themata in diesen und andern vielgelesenen Blättern gestattet uns nicht, noch mehr zu sagen, als wir es vielleicht schon gewesen sind, aber Sie wollen uns doch erlauben, was den Gedanken der Hinneigung zum äußerlichen oder persönlichen Leben sehr mag, Schreiber Dieses hatte während seiner langwierigen Untersuchungshaft ein einziges mal das Glück, 14 Tage lang mit einem Freien zusammenzusitzen. Dieser Zweite war Commis

voyageur und hatte sich in seinen Procenten dem Hause angenähert, in welches er trete, — verrechnet. Darum war er eingezogen. Da mein Schicksal so gut wie entschieden war, unterhielt ich mich in Vermuthungen darüber, wie das Leben in einer Strafanstalt angelegt sein könne. Der Herr Handlungsdirigirende schilderte es als ganz erträglich, da er, wie er mir versicherte, in Gedanken eines seiner früheren Principale etwas in der Strafanstalt zu F. in thun gehabt hätte, er gab mir eine detaillirte Beschreibung derselben, mit dem Bemerken, zuweilen, daß ich mit der Zeit die Stelle als Expedient bei dem einen der Werkmeister erhalte, wo es ganz gut zu leben sei. Ich war nun kaum ein Vierteljahr in der Anstalt, als ich eines Sonntags, während des Rapportes zum Kirchgehen, unter den Gefangenen einen Commis voyageur auch erblickte, aber — mit einem gelben Streifen auf dem linken Jackenärmel. Nicht lange darauf erfuhr ich, daß er die von ihm mit angestrebte Stelle als Expedient auch richtig schon inne hatte. Meine Stellung, die ich später einnahm, erforderte es, daß ich mit dem Werkmeister und speciell mit seinem Expedienten in geschäftlicher Beziehung zusammenkam, und wo Letzterer die Bemerkung that: »Nun, nicht wahr, es ist hier nicht so schlimm, als Sie es sich vorgestellt haben?« Wir saßen nur eine halbe Viertel- und Sonntags ein Glas gute Bohne!«

„Die Zeit der Entlassung eines Cameraden nahte heran. Ob man im Zuchthause. Der Gefangene hat den Trieb, ob er nicht bis zum Zeitpunkt noch in der Anstalt bleiben könne, weil er sich in seine Existenz nie wieder finden kann. Der Charakter war der Mann solcher, seiner seiner Mitgefangenen Leute die lieben; aber er war der Richtung des Ausdrucks, weil er es auf eine merkwürdige Weise verstanden hatte, sich Schwierigkeiten zu bilden. Mit sich hat ihm einzurichten, wurde der Gefangene Persönlichkeit mancherlei Art zu sein. Es ist in einer Welt in den meisten derartigen Anstalten für die Gefangenen als Privilegium angesehen, wenn man das Gemeinschaftliche, das Zusammenleben derselben noch kann, so wird es als seine Unmöglichkeit erscheinen, wenn ich schweige, daß es nicht wenige Verbrecher gibt, für welche diese Zeit ihres Lebens eine angenehme ist.“

Wir machen auf Verbrechern folgende Schlußfolgerung zieht: Sagt man, daß das gemeinschaftliche System zahlreiche und Rückfälle schuf, man Verbesserer, so macht man an einem Verbrecher einen Uebergang von einem schlechten System zum gemeinschaftlichen. Der unmittelbare Uebergang vom freien Leben draußen in der Welt zur Zellenhaft mag oft störend wirken; einige Zeit der Gewöhnung aber an das auch im auburn'schen System gebräuchliche Schweigen seiner nächsten Organe, des Hörens, Sehens und Sprechens, wird diese Organe fähig machen, ganz jener Vervollkommnung sich zu fügen zu geben, die uns allerdings das einzige Mittel scheint, um von den Gefängnissen wirkliche Furcht zu verbreiten.

Vom Tarantelstich.

Man kennt jene tollen Melodien, die man Tarantellen nennt. Sie sollen einem Volksbrauch nachgebildet sein, nach welchem der von der Tarantel, einer Spinnenart, Gestochene tanzen muß, um sich vom Tode zu befreien. Georgius Baglivus, ein zu seiner Zeit berühmter Professor der Anatomie zu Rom, sagt 1696 in seiner „Dissertatio de Tarantula“: „Alle andern Mittel, den so gefährlichen Biß der Tarantel zu heilen, sind vergeblich, Musik nur ist das einzige Mittel. Wenn nach den ersten Tönen sichtbar sie sich wie vom Schlafe Erwachenden sich aus, schaun, hören, wenden, bewegen Hände und Füße und Glieder sich zum Tanze an, der oft zwei bis drei Stunden ununterbrochen fortwährt. Nachdem man ihnen den Schweiß abgewischt und sie, um neue Kräfte zu sammeln, ein wenig gerubt, schallen sie mit Hurtigkeit wieder empor und beginnen von neuem den Tanz zu der angestimmten Musik, den sie oft gleich Stunden hindurch mit nur kurzen Unterbrechungen fortsetzen. Nach drei bis vier Tagen heben die beschwerlichen Zufälle auf und der von der Tarantel Gebissene hat von ganz Jahr Ruhe, bis die Zeit wiederkehrt, in welcher der Tod gedroht.“ Dann, heißt es, darf man sie nicht verhindern, den Einfluß dieser so gefürchteten Krankheit auszustehen, weil demnächst sich der gewöhnlichen wieder einstellen. Tarentelmusik so gewöhnlich bei vor Jahr und Tag Gebissene, daß diese nur vom Schlage gerührt zu sein scheinen, sprach- und regungslose Kniee und im Gesicht wie am ganzen Körper gelb, aufgelöst und schwindlich erscheine.

Die Gedichte sind so voll von Anspielungen auf diese Melodien, daß man sie kennen muß, um sie zu verstehen. Wenn Goethe sagt, Ihren Besuch von Haller. Wort aus Liebe zur Musik, der seinen Hypochondrischen [illegible] wird das Musikinstrument der Heilung des Tarantismus immer wiederholt, so klingt von Theater

Trabitsch: „Das Mexichen, welche von der Tarantel gebissen sind, durch Musik geheilt werden können, erwähnen mehrfach neuere Schriftsteller." Und zu Musik von ihrer eigenen Erfindung ganz eigener Art und von unendlicher Herz zerreißender Klage wie Weinen einer anderen Welt das Gemüth von der gänzlichen Alltäglichkeit der Tarantel zu heben, Phantasien, Erfindungen, in einem unendlichen Variationen, in der weiten Entfernung alles irdischen Treibens hinwegzuleiten, war hier das nicht zu unterschätzende Mittel, wenn dasselbe auch bei Weitem nicht so wirksam erscheinen mag, wie es in der That ist. Vermuthlich haben im ganzen Mittelmeer Tarantismus Jahrhunderte die Melancholie des Südens genährt. Aber die Tarantelsucht verwandelt sich Musik, denn diese Natur ertönt nicht. Es war schon vor hundert Jahren eine chemische Analyse, als der Arzneikunde Arzt Dr. Kühler, der die Lehre an Ort und Stelle in Unteritalien genau studirt hatte, schrieb: „Wenn die Melodie selbst nicht mit immer, den Rhythmus verletzt, Trommeln in die Hand gegeben, Schwindel, Übelkeit, Kälte und Melancholie sich einstellt, so beweist die Tarantel habe die Menschen, das Uebel nicht einmal Musik gelindert werden. Man hat bisweilen Musikanten kommen, welche mit einer Menge alter Weiber, welche man eine eigene Musik spielen, wenn der Kranke anfangt das Uebel gibt mit einem heftigen und ungewöhnlichen Geschrei und rufelnd in volle Leidenschaft gerath. In allen und ähnlichen Fällen ist, wenn Musik hilft, nicht Musik, sondern Lust, die zwei Stunden einer Unterhaltung. Bei einem kühlen Tone hört der Tarantelsüchtige einen sonderlichen Schrei auf, tritt den ganzen Tag auf schwitzt sich alle mehr in die gänzliche Ruhe versetzende Phantasie wird das Gemüthe aus der Magie so heftig, daß er nicht mehr singen kann. Dann fängt er an mit den Händen einen Takt über Stuhl und tritt den Takt mit den Füßen. Endlich verfällt er in einen starken Schweiß und mehr gibt dann die ganze Musik ihre Musik auf Lust sie das Gemüth ruhig. Dann läßt man ihn noch drei Tage tanzen, aber immer nach einer bestimmten Musik, weil eine andere nicht auf ihn wirkt." Bei diesem Naturleiden in Tarantismus sind die Musikanten kommen, um diese Musik zu spielen. Zufällig ging das Gemüthliche Leiden Jammer die Krug Englisch, als es die Musik hörte, an zu tanzen und hielt damit drei Stunden an, obgleich es nichts von einem Tarantelbiß wußte.

Dr. Kühler meint, das Uebel wäre eine Art Melancholie, welche durch die heftige Einbildung, in Verbindung der weiblichen Geschlechts, in der schwangeren Stadt Tarantin hervorgebracht wird. Daß Leute bei so warmer, kalt sich die Einwohner im Sommer, wenn auf den Gassen wie einem befeuerten Ofen, unerträgliche Entbehrungen nicht bringen können, und daher Strapazen von jeder Gattung müssen. Über meine Meinung selbst aus Erfahrungen und Reflexionen, welche Dalrymple in seinem und Sonnini Reisen wie die tarantischen Bisse der alten Griechen und man aber auch andere Krankheiten in seiner Menge. „Die Bisse", sagt er weiter, „haben sich immer in den Sommer und Herbstmonaten ab und diese aus der Gegend, welche sehr sumpfig ist, und durch verursacht wird. Die Bauern bezeigen besonders alle Gewalten empfindlich für Hunde, Katzen und andere Tarantula Tarantula. Wenn Wasser verkommt, und wenn die Hitze lange, so hat es allemal eine mörderische Wirkung gehabt. Ärzte, Kinder und alle Personen werden nicht von dieser Krankheit befallen. Die Tarantel hat nie nicht in den Häusern auf, sondern auf den Äckern, in den Gärtchen, die in mit einem hohen Gewölbe umfangen. Man findet sie auch in den Kornfeldern, in Tarantin und in der Umgebung, wo man schon nicht viel von Tarantulismus hört. Gewiß kennen Sie in einigen Jahren, als Herr von Jena und Herr von Jahn, auch in nach Neumark hinein gelaufen. Alle diese Umstände beweisen, daß die Krankheit nicht vom Tarantelbiß herkommen."

Und bei Die nicht gelungene Person einer Heilung an sich hatte, so, wenn auch nicht vollständig entsprechend, doch wahrscheinlich, so sehr bei Die andere ähnlichen gleichen Krankheiten die sicheren Personen gegen Einbildungen dienen. Ich hatte eine ältere sehr Jahre, Jahre angenehm Heilungsversuche auf die Jahre wie auch Wahnsinn dienen könnte haben. Wenn wir nun alle auch annehmen wollten, daß es dem so viel Personen Klima von Tarantin dem Einbildungen dieser dienen könnten, so hat es vielleicht für die Europäischen die Personen die Heilung dienen, so wurde doch keine Person das Europäischen Klimaverhältnis hat so die angenehmen Jahren erhalt werden können, die Europäer Regierung bekommen. Und wie wahrscheinlich ist nun gut das musikalische Instrumentenmusik, welches sie so angenehme Musik in Ohr hat angenehmen machen können. Eine Jahreszeit der Musik in sich noch Sonnenaufgang einnehmen. Wenn glockenförmige Musikanten machen es vielmehr Musik auch anschlagen, ob das in abschreibenden Jahre

im Stande sei, irgend gründliche Zweifel zu beseitigen. Versuchen, zu hinter die Wahrheit kommen wollten, haben nichts als eine geringe Geschicklichkeit der Hände und ein starkes Jucken am nach Medaillen. Es ist Verwirrung, Gaukelei, Betrug, behaupten sie, und unterdrücken diese Behauptung damit, daß das Gesicht noch niemals einen sonderlichen Sammler, einen Kenner von Distinction gesehen habe. Der alte Blumenbach sagte in seinen gelungenen Vorlesungen: „— Gute nur dann, wenn viele Kameraden die Kunst eines Antiken erblicken. Sie haben dann ein gewisses Vermögen an, es wird eine Weise und ein Vorbringen gehört und der Kauf fängt an zu steigen, das die Kunde macht — warum? ... Um Geld und Ruhm zu erwerben. Darum lügt es sich schenken und lange nun in Gegenwart vieler Zuhörer oft über eine halbe Stunde lang." „Verleumdung aber", sagte der gelehrte Antiquar hinzu, in seinem Antlitz eine Aurora der Freude aufgehen, wenn ein Blumenbach, das er in den Schmelztiegel der Kritik geworfen, nichts als Schlacken zeigte, „Verleumdung, wo man das Gründliche kennt, fühlen die Verleumder Mißgunst und verstehen und kennen die Tugenden nicht mehr zu hassen."*)

Ed. Kobbelin.

König Ludwig's Walhalla.

Mit einem Holzschnitt.

Vorüber an der Isarthor-Thurm und Isarvorstadt, an der Villa, in der ich mein Herz in der Isar ertränkt, kamen wir in Lenaukant, dessen Namen unlesbar auf dem Pfeiler eines Wirthshauses stand, und Rädern von vielen Frühlingswagen und dem deutschen Wanderer hinaus zu dem griechischen Tempel der Walhalla, dessen weiße Säulenhallen auf der nächsten waldigen Höhe im Sonnenlicht glänzten.

Durch den Hofgarten mit Rosenpflanzung gehen wir den Berg hinan auf dessen Höhe bewundernd vor der Majestät des erhabenen Gebäudes, das in Nähe und Ferne Walhallagegend beherrscht und seinen Weihedienst, die deutschen Stammgruppen Schwerthelden, welche Hermann's Sieg über die Römer verherrlicht, und noch vor dem Portale mit germanischen Gestalten erfüllt. Wir gehen durch eine der Säulenhallen nach vorn und treten ermattungsvoll über die Schwelle des hohen Portals in den innern Raum, dessen edle, einfache Pracht unsere Seele mächtig ergreift. Der marmorne Aufgeben, die lichtblaue, mit goldenen Sternen besäete Decke, die Säulenreihen längs der Marmorwände, die Marmortafeln am Deckenrande, welche die Völkerwanderung darstellen — Alles ist schön, und die Idee, die Jedes hier zusammen[illegible]gt und Alles vereinigt hat, die Idee der Ve[illegible]ung des Vaterlandes, erhebend. Die Marmorbüsten und die in Gold geschriebenen Namen seiner edelsten Männer grüßen von den Wänden nieder: Dichter, Künstler, Krieger, Helden und Weise sind hier versammelt und herrschen mit gleicher Macht in ihrem eigenen heiligen Weltkreise. Zeit, Raum und Klang — Alles, was sie hier auf Erden trennte, ist verschwunden, alle irdischen Schranken sind gefallen und die entfernten Seelen begegnen sich und verbinden sich im Elemente der Wahrheit und Schönheit. Ein und derselbe Strahl göttlichen Lichtes durchleuchtet die Züge dieser verschiedenen Kopfbilder, die Völker und Zeiten, Fürsten, deren Thaten und Wohlthaten, in der ferne Heimat, in deren Luft die Seele frei atmet und ihre Kraft entfaltet.

Inzwischen den Wänden erhoben sich, aus weißem carrarischen Marmor gebildet, die himmlischen Gestalten der Walhalla, welche mit dem Ernste begeisterter heiliger Kunde die Preise in die Walhalla hereinkommenden und ihnen nicht fremden, sondern deutsche Vaterhäuse wähnen. Schöne Frauenbilder, in jungfräulicher Scheu gebeugt, tragen als Kranzchen das eben Erlaubt. Marmorne Schild und Speerbilder hat längs im weiten Saale verstreut, und wenn man hier manches gar klein, so ist es, als wäre man über alles Maß der Welt, in die reine, heilige Alpenluft, in das Licht der Sonne, erhoben.

Nur mit Mühe reißen wir uns von der erhabenen Umgebung, und als wir draußen vor Marmortafeln wieder ins Freie traten und wollten über die glänzende Landschaft blicken, da hatte sich Nebel um Nebel vor unsere Augen gelegt: „Auch ist hier eine Lehre! Wir auch gehören zum Geschlechte in der heißen Hast, wo der mächtige Strom und die stürmenden Winde, durch die er geht und die Alpen hart in meist blauer Ferne, die von Gott gesetzte Mauer des geliebten theuren Vaterlandes!"

Von der großartigen Tempel, die wir hinabstiegen, haben wir oft zurück auf die Terrassen und auf die Statuengruppen der deutschen Urheldenzeit: Germania, umgeben von den Repräsen-

*) Ob Lagi schreiben soll, hier an den Verfasser, und die Quellenschriften zu erbitten, oder wollen wir uns gelegentlich näher Blumenbachiana vornehmen. D. Red.

[illegible] vom französischen Joch befreiten Fichte, Rauch's und Schwanthaler's Werk, das wie eine Mahnung an einige Landsleute und einige Fürsten, weit den Blicken öffnet, diesen Tempel deutschen Ruhms errichtet.

Wie einen, [illegible] Wagen und das gewaltige [illegible] zu erreichen, von dem uns noch ein mag zu rufschlafen auf das hohe Gebäude, daß, [illegible] hohen auf seinen [illegible] Wagen, [illegible] prangt im [illegible] Himmel, wie ein Siegeszeichen auf [illegible] Boden [illegible] verlegt, vor unsere Augen [illegible].

Anregungen.

Die Ewigkeit der Welt.

Man sagt der Welt noch weiter nichts, wollen wir nicht. Alle sie aber gesagten ist, kann man [illegible] weiter noch so [illegible] Ansichten. Wo gilt [illegible] nicht für eine gewisse Notwendigkeit der Wahrheit, die Geschichte [illegible] zu lehren. Auch Lage und Wahrheit [illegible] der Menschen, [illegible] die Welt gegeben ist. Wie es aber [illegible] so [illegible] geben, wie es Menschen gibt, acht es [illegible] auch eine Lage, wie immer noch weiter [illegible] will, und [illegible] welchen [illegible] gibt nun [illegible] Hegelsche eine „Neue Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" (Leipzig, Hallberger, 1876), [illegible] auch über das Neueste [illegible]. In Hegelsche [illegible] es [illegible], daß, wie [illegible] in Naturreichen [illegible] nehmen, [illegible] gegenwärtiger Zeit, [illegible] Zusammenhang [illegible] einer [illegible] Ansicht und [illegible] Welt [illegible] [illegible] [illegible]

Adel der Offiziere.

Mahnungen.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 5.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Aus dem Riesengebirge.

I.

Im schönen Juni grüßt uns in bunter Tracht der Landmann, lauscht der Gemsjäger mit seinem Singen aus einer Schlucht hervor, schweift der Wanderer in sonderbarem Putzen als lebendige Vogelscheuche durch die Traubenpflanzungen und bewundern wir alle Bergen, schroffe Bergwände, steinerne, donnernde Sturzbäche. In der Schweiz kennen wir Gletscher entgegen; nicht nur die Barmherzigen Brüder des St. Bernhard, auch andere Wanderer können erzählen von fürchterlichen Lawinen, die ganze Dörfer begraben; aber auch der Kühnsten sind auf jener Strecke, Sennhütten wüsten und wir vergessen über Lawinen, Gletscher und Schauern erregt. Die Berge Schwedens erheben ihre dunkele Nadelwaldpracht und in jeder Baumkrone scheint eine Saga des Hochlands zu schlummern, so düster romantisch, so schroff abenteuerlich sind hier Lichten und Formen. Der Bergbohn durchbraust im dunkel Kleid sein wildes Gebiet und sein athletischer Körper scheint allen Anbrüchen der Landschaft Trotz zu bieten; holz blickt er auf die Gräber seiner Väter, über die der Nordwind fegt und die Aehren schaun. Kurz, überall, wo sich Berge erheben, weht der Odem der Freiheit, der Kraft, der Begeisterung; die reinen Lüfte auf den Höhen verjagen die Seele vom niedern Dunst der niedern Lebensgebilde, die erhabenen Naturbilder schaffen auch in dem Hirten ein frühzeitig Bilden der Gedanken und auf den Gipfeln seiner Berge ringt sich der Menschengeist von den irdischen Schlacken los und am nächsten zu seinem Schöpfer empor.

Jetzt an meiner Hand in das Schlesische Riesengebirge! Es liegt vor uns mit seinen Bauden, Zechen, seinem großen und kleinen „Rade", seinem Steine- oder Zwergbauden und seiner Schneekoppe! Hier gilt es keine Nadeln, Zacken und Spitzen, hier ist Alles kahl gewellt, gerundet, abgerieben. Der vulkanische Urstoff, welcher vor Jahrtausenden den Organismus aus dem Innern der Erde hervortrieb und das Land mit Form übergab, hat seitdem der Bäume und Bäche so viele aus den Wolken zu sich herabgerufen haben, daß die Klammen ausgelöscht wurden und durch immer wiederholtes Bespülen der Kanten hier sich Lehm und an sanften Neigungen Ackererden.

Der Kampf der Elemente, der nie so wilder, tobender Gewalt hier den Bergen Leben und Gestaltung gab, gehört auch hier zur Tagesordnung, die im Gebirge am leichtesten ist. Hier ist es Nebelgrau, der Sonnenstrahl, der die Hauptrolle spielt. Jährliche Märchen und Sagen geben Kunde von diesem Nebelgrauen, seinen Name man hält vom Nebelmädchen, halb vom Nebelgeist, Herr oder Zauberer benennt und der sich in alle Gestalten der Welt zu verwandeln vermochte, bald als alter, häßlicher Mann, bald als junger, munterer Bauer, bald als Hirte einer Bergwelt, bald als buckelter Jägersbursch, wie es eben die Gelegenheit und die Moral der Fabel erheischt.

Nebelgrau sehen wir nicht mehr. Jede Stelle malet

in der Bergregion, wenn nicht ein vorüberziehendes Gewitter und eine augenblickliche Mahnung an den Urkampf der Elemente bringt oder zur Ärntzeit die Gletscher schmelzen und die lange erhaltenen Wasser dem Thale zufließen, die Bergrichter mit neuem Inhalt füllen und auf ihrer brausenden Oberfläche das gerettete Bergholz ins Thal hinabtragen. Das wilde Gethier, das früher hier hauste und den Jäger zur Wachsamkeit rief, ist ausgerottet, sein unheimlicher, grabscheuheuter Laut durchdringt noch die Luft; kaum das Gekrächz eines raubsüchtigen Vogels; nur die Schneeriche Lawine tönt hin und wieder schaudern auf. Die Insektenwelt ist wie verbannt, aber in den Kirchthälern tummelt sich mit unermüdlicher Lebendigkeit die schillernde Libelle, die einzige abscheuliche Lebensform der ernsten Bergeinsamkeit, neben welcher als einheimisches Produkt der grüne Heuschrecke thront, aber deren Farbe und deren Ursprung die Gelehrten nicht einig werden können, indem sie den Schimmel des Alters und der trockenen Atmosphäre in das frische Kräutergrün versetzen und das Krätzige für das Moderude, wie wol in andern Gebieten auch, gelten lassen möchten. Die Kräuter, heile Heilpflanzen für Körper und Geister, sind die eigentlichen reichlichen und vielgeliebten pflanzlichen Gaben der Gebirgsnymphe gewesen; sie bekleiden den Rand des Bergpfades, krönen den am Wege ruhenden Stein, schmücken den Fuß des alten Baumstammes. Hier hält auch Blattwerber seine Brautfahrt im wonnetrunkenen Monat Mai, hier klammert sich Brautgeschmeichelrand um ein blaues Bergglockenreich, hier öffnet sich manche Blattrammel, den feinen Wurzelmann und die frische Schafgarbe in ein gemeinsames Gefängniß zu sperren. Diese Insassen gehören einer ganz besonderen Kaste von Pflanzenfängern, den sogenannten „Laboranten", einer Arbeiterklasse im Naturgebiete, die ihren Zusammenhang mit den ihre Gebilde Kräuter in dem Lexikon Krautbuch hat, wo nun auch die berühmten Magenliqueure und berauschenden Getränke in das Land verjagt werden.

Eine eigentliche Blumenflora sucht unser Auge vergebens. Das Alpenveilchen, das purpurne Steinnest, die Gletscher Bergrose haben sich als erbeutete Trophäen gepreßt und getrocknet in der Botanisirtasche eines oder anderen Bergbesuchers; hier aber, am steppigen Felsbehang, der sein struppiges Haupt auf den Nebengipfel erhebt, geht jeder Blumenfreund vorüber; nur der Bergführer von Profession hat ab für heimathliche Heimathblume an seinem Hut. Zum der Blumen werden dem Wanderer farbige Steine geboten, der röthliche, von Moos umwebte Porphyrstein, das roth und grüne Korallenmoos. Da sehen Kinder in zerlumpter Kleidung auf allen Berghöhen und halten uns ihre Schachteln mit rothen und blauen Steinen oder ihre Körbchen mit rothen und blauen Beeren zum Verkauf entgegen. Beerenleser, Kräutersammler, Steinsucher, Holzschläger und Reisigsucher bilden das einfache handelnde Personal in dieser grünen Gesellschaftswelt, in welcher noch mitunter ein munteres Eichhörnchen von Zweig zu Zweig huscht oder ein furchtsamer Hirsch durch die Blätter am Boden rauschelt.

Steigen wir indem in eine höhere Region, verlassen wir uns mit dem Leser in das Schneeleoppenhaus, so verwandelt sich die Pflanzenwelt und zeigt uns Gestalten, die an den Pinsel eines Rembrandt und Teniers erinnern.

Da sehen wir in einer Ecke zwei dunkle Männer, die murmeln in einer uns unverständlichen Sprache. Sie haben dunkle, blitzende Augen, schwarzes langes Haar, ihre Füße stecken in hohen Stiefeln, ein braunes Wämmschen hängt um ihren Leib und vor ihren Füßen oder besser Füßen verlangen in eine Matte. Es sind zwei Pascher, die wir vor uns haben, die auch nicht den reinen, sondern Ungarwein in vielen Fässchen schmuggeln und in die Felsenspalten der Gebirge verstecken und dann im wahren Sinne des Wortes sich bei Nacht und Nebel auf- und davonmachen. Diesen finsteren Nachtgestalten stehen vier lustige bohmische Musikanten zur Seite. Ihre Fiedeln und Flöten hängen ihnen in ledernen Taschen über den Rücken, während sie bei einem Glase des gepachten Ungarweins sich Schnurren erzählen. Sie sind eben auf der Musikerschaft begriffen, wollen hinunter in das Thalland, um von einem Jahrmarkt zum andern mit ihrer Musik zu gehen, ihre Gunst an Kopfsummen zu holen. Ihr Leben hütet sich vom Zufall, von dem Glücke, das aus der Kehlen reicher und viel auch ärmer heute, die sich an ihren Tanzmelodien ergötzen, auf sie herniederfällt. Die heiligste Musik bietet allsährlich den Mittelpunkt ihres Wanderlebens. Sie leben etwas schlecht, aber lustig und guter Dinge aus; sie stellen die Kunst mit ihrer Arbeit und Genialität auf einer unteren Stufe dar.

Bunter und abgeschlossener erscheinen zwei Handelsleute, welche denselben Weg wie die Musikanten einschlagen. Es sind Spitzenklöppler von der sächsischen Grenze, auf dem Gebirge. Diese Arbeit, so mühsam, so augenangreifend, so langsam in

ihrem Fortschritt, so wenig noch gesucht, seitdem die englischen Fabrikspitzen jene sächsischen Producte verdrängten und der wohlfeilere Zwirn an die Stelle des feinen, aber haltbaren Zwirns getreten ist, bringt fast einen stärkeren Contrast als die leicht hingeworfenen böhmischen Lieder und Tänze der Musikanten.

Die Leute begrüßen sich untereinander wie alte Bekannte. Sie haben sich ja Jahr aus Jahr ein hier auf der Schneekoppe und im Volksgewühl der Märkte wieder, wo Diese ihre Kuchigen feil schlagen und Jene unter freiem Himmel arbeiten. Hoch bis zum Rande gefüllt, neben zu kleinen Tanzplätzen neben den bleichen Wiesenrain, so sehen sie ihre Schleier und Mantel, ihre Tücher und Hauben weiterschaffen. Ihr Kochen ist gekommen, als wenn es unter den Füßen der durchhüpfenden Gemsen gebraut worden; es ist schon mehr die Eigenart als die Lebensart, die ihren Körper so stramm gezogen. Sie haben nicht so viel im Gesicht, um das Feuerblut der ungeschminkten Frauen mit dem ihrigen zu vermischen; eine Schamröthe macht ihren Wuchs bisher die Ausnahme. Sie haben Anmuthen daheim, denen nur die spärlichen Not Gott genügsamlichen und die in einer Spannung, welche die heimische Noth oft in Verzweiflung umkehren läßt, ihren Nachbar entgegenharren. Der eine der Händler hat eine Kinder Tochter, hier aber gehalte in seine geschickten Arbeiterin; sie nahm Alles hin und; die fremden Mutter hätten sich unter ihren Augen, und so viel in Acht, dem Geschäft kommende Gewinke von einem Kinder und seinen Nachung machen dürfen.

Unter den sonstigen Personen, die sich hier durcheinander in dem Koppenhause bewegen, bemerken wir noch Neuere. Die sind eben erst Lust des Barometerstandes von sich abwenden, sie trocknet sich in Mantel und Jacken, einen Maler, der von einer aufgeschlagenen Mappe sitzt, und ein Paar Hartenstrauen, die ihr Instrument heimen in der Ecke ruhen lassen, weil man Verstand ohne sie schon so groß ist. Hier das oberste Mahrgang sieht hier eben Kirchener Wunder, die an dem Halle der Thüre hängen, welche mit dem Gatter theilen, deren Schlummern kommuniciert an die unteren Roben und uns am frühen Morgen mit ihrer wenig feinen Stimmchen aus dem Schlafe schrecken. Die zu mächtige Ruh ist das eigentliche Hausthier des Gebirgsbewohners, die Milchkuh, und das Butterfaß sind seine Specialitätsquellen. Im Sommer ist der Viehaufenthalt Bethlehem, im Winter, wo er seine Ruhe und Futter in den Tälern unterbringt, führt er den Hofgebäuden in das Thal hinunter.

Sehen wir uns rund um im Kreise! Wir stehen auf dem höchsten Koppenkegel. Es ist Morgen. Der graue Morgenhall schwingt sich im Osten empor; die Nebel, die uns einspannen und die Landschaft verhüllt hatten, zerfließen, das Land steht sich nach allen Richtungen hin schön in sichtlicher Deutlichkeit, das Fernrohr bringt auch die entferntesten Punkte nahe und ein Gewirr von Tälern, Schluchten, Thürmen und Mauern drängt sich in unser Auge. ... Jede Aussicht verschafft die Gesamtheit, vermittelt unsere Auffassung, so lange wir keine specielle Kenntniß der Dinge haben, die uns auf einer weiten, sich endlich in Dunst verlierenden Scheibe vor uns ausgebreitet sehen. Wir können von der Totalansicht lassen, den uns Himmel und Wasser, Luft und Wasser, Nebelstreif und Wolkenzug gehen und sind von jeder Vogelperspective stets immer mehr eingenommen als befriedigt. Die geistliche Vollendetheit drängt uns nur zu meinen, es sei Alles Land und Wasser, was es weiten Kreis sieht. Wir ganz gewinnen wir indes nur die Ueberzeugung, daß sich zu weiter Fruchtigkeit darstellt bedeutet. Die Wasser, die als Silberbänder sich von den Höhen hinabwinden, weiten Matten im Thale, kompakte Ackerfelder erstehen sich neben blauen Nadelhölzern und der graue Nebel hat sich unter unsern Füßen in ein weißes Nebelmeer verwandelt. Der volle Mond dämmert bei dem Blicken sein Nebelgespenst überzogen und steht breitet das in seinem Schweiß gemachte Morgenroth auf den Bergen hin. Die Thalwandelnden gehen sich wie Schwerkräfte des Sommers durch das schwindende Land und erzählen sich manche Liebesgeschichte der letzten Jahreszeit. Wenn man es erlaubt! Da war die Nähe nach nicht der Hand Zwangsmittel zum Zusammenkommen. Da war die schönste Tanzmusik als sonstige Hauptpersonen der Abend in alle Täler verlockte. Damals mehr man auch nach die dünnen Schleierchen, welche auf Schritten nach der Neuen Welt zusammenhielten, um dort von dem Ertrag der Heimat gewonnenen Handelsgegenstand zu Kapitalien verwendet zu werden. Zeiten in Viele anders, — besser und schlimmer gewordene. Der schwäbische Grünschnabel sitzt noch immer mit gefrorenem Nasen an seinem Webstuhl, die Alten spinnt, die Tochter weiß das Garn, der Preuß aber ist so weltlich, nur ein Nebengewinn für den Armen zu sein, noch die große Maschine, an welcher der Ungeschmeidige sich und

wehte, steht einmal da und die Gewohnheit gebietet, die ungezwungene Arbeit fortzusetzen.

Wenden wir uns von diesen Bleichfeldern und Siedehütten zu den Glashütten im Riesengebirge, so treten wir mit dem Leser in eine Art Gespensterwelt ein. Schwarzgeräucherte Gesichter, von flackerndem Feuerschein beleuchtet, mit schützenden Tafeln vor den Augen, wenden sich uns zu. Aus den Lippen dieser Leute schießen feurige Massen hervorgequollen, die sie mit Zangen und andern scharfen Werkzeugen bewinden und bemachen, drücken und drängen, formen und runden und dann in Kübel voll Wasser tauchen, um sie erhärten zu lassen. Wie dort der Flachs gesponnen und gewebt wird, so spinnen hier Männer die glühenden Fäden, verweben ihr Gespinnst zu einem Ball und machen die bekannten Papierballen daraus, aber winden jene Fäden empor zu einem schwanenhalsigen Prachtglas, oder sie umwinden damit eine farblich imposante und serpulente Punschschale. Die verschiedensten Formen und Farben schillern und glitzern uns in dem halbdunkeln Raume einer Glashütte entgegen; wir können es nicht begreifen, wie aus dem unförmlichen Feuerklumpen, welcher vom Glasofen entnommen, eine graziöse Kunstblüthe entstehen kann, aber mit zauberartiger Schnelligkeit sehen wir die Zeichnerinnen arbeiten und nach wenigen Minuten sehen taucht die Grundform aus dem Wasser auf, an welcher sich jetzt noch der Zeichnerin, die Glasfeile, der Vergolder und der Brenner bethätigen sollen.

Wir folgen dem rothen Glase in die Schleiferei.

Da schwirren die Räder und glätten die rauhe Glasfläche unter scheltendem Getön. Da kommen Sandträger und bringen die feinen Körner, welche unter der gemeinsamen Berührung von Glas und Rad zerkleinerten und somit das Werk der Verfeinerung vollbringen. Da liegen Zeichenbretter, in welche die erfindende Phantasie durch die vermittelnde Hand der Arbeiter immer neue Glasmuster einträgt, welche der graviernde Stift in das Glas giebt: Landschaften, Figuren, Arabesken ... In den Glashandlungen umgeben uns endlich die Artikel in ihrer Vollendung. Wir sehen Tafelaufsätze und Kronleuchter, Vasen und Pokale, welche nach den Weltausstellungen wandern, um von der Geschicklichkeit einer Arbeiterkaste im Gebirge zu erzählen, die ihr Leben in den Glashütten des Gebirgsthales verlebt, um die verbrechlichste aller Waaren in das Handelsleben einzuführen.

Von den Glasbläsereien kommen wir zu den Holzschnitzereien, die sich ihr Artikelmaterial aus der mittlern Gebirgsregion holen, wo die Fichten und Tannen des untern fetten Strichs oben aus Mangel an Nahrung zu niederm Knieholz zusammenkrachen. Diese Holzwerkstatt gibt uns einen wieder interessanten, aber beruhigendern Eindruck. Da geht der Lehrbursche und schneidet aus dem harten Stamme das gerade Lineal, lackirt es und bemalt es mit schwarzen Gebirgslandschaften; der Geselle arbeitet die Nähkästchen und Nadelbüchsen, die Meisterbüchsen und flachen Körbe, der Meister schwingt sich zu der Drechslerarbeit der Spielwaaren, der Garnwinden und ähnlicher zusammengesetzter Maschinen empor. Auch die Knicholzwaare wandert mit ihren Landschaftsgemälden in alle Welt, um in ihrer anspruchslosen Vielgestaltung mit den nürnberger Spielschachteln und der Horndrechslerkunst des Südens zu wetteifern.

Die bunte Arbeitswelt des Riesengebirgs begleitet uns auf allen unsern Wegen; überall in Wald und Thal finden wir Betriebsamkeit, Handelsleben, selbst Kunststreben. Wo wir meinten, die Natur breite in wilder Verlassenheit den Mantel der Poesie um den Wanderer und hülle ihn in Abgeschlossenheit ein, da tritt uns unversehens eine Mahnung an das praktische Arbeitsleben neben der ursprünglichen Schöpferkraft entgegen. Neben dem brausenden Wasserfall, in dem wir gespielt, steht die kleine Glashütte und bietet, eine Erinnerung an die Gebirgspartie von ihrem Kaufstiche mitzunehmen; neben der malerischen Bergruine lockt uns ein Knickelwaarenlager zur freundlichen Berücksichtigung auf; zur Seite jeder besondern Naturoder Baumerkwürdigkeit findet sich auch der Abdruck derselben en miniature in Glas. So stellt sich uns bei jeder mittelalterlichen Burgruine ein großer Gasthof zur Seite, um uns die Geschichte ihrer frühern Bewohner automatenmäßig zu überliefern.

Jede Jahreszeit schmückt, wie überall die Erde, auch den Strich des Riesengebirgs mit besondern Reizen. Der Frühling bringt die vollen Gewässer, die duftenden Kräuter, der Sommer die üppigen Triften, der Herbst die wundervollen Beleuchtungen und alle drei die schwelgenden Touristen, die Sammler, die Poeten, die vor dem nahenden Winter wieder entfliehen; doch auch dieser ist nicht bar aller Lust; er bietet sogar eins der originellsten Vergnügungen, eine Fahr- und Rutschpartie, wie sie nur das Riesengebirge aufzuweisen hat.

Sie sei im Nächsten geschildert.

(Der zweite Artikel im nächsten Monate.)

Eine Reise nach Paris.

V.

Der Anfangspunkt der Basel-Straßburger Eisenbahn liegt in St. Louis.

Es gehört Glück dazu, einen guten Reisegefährten zu haben, und es scheint ja, Fortuna ist uns hold. Drei Damen und ein ältlicher Herr nehmen uns gegenüber Platz, die ältere wird von den jüngern Mädchen Tante genannt. Die jüngere Mädchen hat sehr guter Laune, während die Tante der traute Aufbruch verstimmt hat. Sie machen über Alles ihre Bemerkungen und lachen unaufhörlich. Noch eine alte Dame kommt hinzu: „Monsieur le Conducteur, à Paris, à Paris.“ „Ici, Madame, s'il vous plaît.“ Sie kommt neben mir zu sitzen. Kaum ist der Zug in Bewegung, triumphirt sie. Sie schmuggelte glücklich nach Frankreich — zwei Paar seidene Kinderhandschuhe ein, die sie den Kindern ihres jüngern Bruders mit nach Paris nehmen will, bitte ein Mädchen übersetzte: „Damen Räuber und Mörder!“ Was für Angst hatte sie ausgestanden! Sie meint auch, in ihrem ganzen Leben würde sie sich dem nicht wieder aussetzen. Ach, sie wußte nicht, was ihr zur Strafe noch passiren sollte!

Inzwischen hört man aus den vordern Waggons singen und zwar Deutsch. Ein Männerchor ist's, daß es das Geräusch der Räder übertönt.

Bei einem der Haltepunkte fahren die jungen Damen wie elektrisirt in die Höhe. Sie wenden sich über einen Mann, den ich nicht sehen kann. „Was hat eine breite Goldborde trägt er um seine Aermel! Er etwas hat man noch nicht gesehen! Und wie lang und dünn und dürr ist sie! Weiße Glacéhandschuhe über die langen dünnen Finger!“ „Das ist der Tod!“ sagt die Jüngere und weidet sich, theatralisch zurückschaudernd, in ihre Mantille, aus der man wiederum ein unterdrücktes Lachen vernimmt; jetzt kann ich auch den Gegenstand des Lachens sehen. In der That! Es ist der Tod! Der lange Mann ist ein englischer Offizier, in einem dunkelblauen Schnürrock. Er bringt angeworbene Schweizer durch Frankreich nach England, Kanonenfutter.

Aber die Leute des Todes ist es, welche sich die Zeit mit Singen vertreibt. Die Schweizer singen und jodeln, es sind es, welche den Bauernsöhnen im Felde überall ein Lebewohl, den Franzosen an den Barrièren ein Ade und Hurrah gerufen; denn überall ist die Bevölkerung aus den Städten an die Bahnhöfe gekommen, die außerordentlich langen Wagenzüge zu sehen, die alle nach Paris gehen. Die Lebensweise des jungen Volks werden überall gut aufgenommen, die hellen Farben stehen den Leuten zu, denn Frankreich weiß so gut wie England die Kriegsfarben zu benutzen und hervorzuheben, wo der Streit am heftigsten ist. Es sind meist junge Leute, sie haben Rekruten- und graue Feldmonturen, übrigens noch ihre eigene Kleidung, manche hut hier und manche da Lumpen, auch tollere Männer sind darunter. Auf eine Frage erfahren wir, daß von der dritte Theil Schweizer sind, die andern sind Deutsche und einige Italiener. Weiber haben Frau und Kind daheim. Da fand ich auch einen jungen Mann wieder, dem ich schon in der Schweiz begegnete, er verbrachte damals fromme Inschriften unter die Kinder auf den Dampfschiffen, sie waren in Straßburg, wenn ich nicht irre, von einem religiösen Verein herausgegeben worden; er sucht jetzt auch den Soldaten, wie es scheint, Traktätchen zu.

Endlich hatten die Ärmsten die paar Minuten satt, die sie zum Rasiren zum Aufstehen vergönnt. Die Gesellschaften, welche neben mir saß, mußte das bitter erfahren. Die eine Person, unruhig schreiend und händeringend, rannte sie dem abgehenden Zuge nach! Sie läuft, sie läuft, da stößt sie an einen Barrière erschöpft hin! Ein Stück Mauer verbirgt sie! Nach einigen Secunden sah' ich sie wieder verstört nach dem Bahnhofraume zurückschwanken. Man sagt noch, daß es seine Kameraden gibt!

Es ist viel ein gesegnetes Land, diese Pfalz, auf einer Seite den schönen Strom, das Feld zu eben, so bequem für den Landwirth; auf der andern Seite die Vogesen, die schönen Waldberge, oft mit malerischen Burgen gekrönt. Es drängt aber auch für jeden Ort und an, sich sehr Stationen enden mit heim. Hagenheim, Colmar, Neuhaus u. s. w. Aber Straßburg, die alte deutsche Stadt, müssen gibt es nur zwei Male französisch zu hören! Das Volk selbst ist deutsch, aber was sagt zu den weitern Städten zählt, sind deutsch französisch. Gutgekleidete Knaben, welche aus der Schule kamen, sprachen Französisch, aber die Gouvernante sprachen das reinste Deutsch.

Von Straßburg bis Paris durchschneidet man ein gutes Stück gebirgiges Land. Die Ausläufer der Vogesen sind überall durchschnitten und durchweicht. Tunnel folgt auf Tunnel und der Blick fällt in manches liebliche Thal, und die Wälder sind alle so lang und die hohen Bäume alle bedeckt bis an die Krone. Und auch das dauert

nicht allzu lange, so kommt man in ein Hügelland, welches mit großen, nur wenig gewellten Ebenen abwechselt. Weiter die Städte, welche einen hellen Weizenmittelpunkt machen, erheben sich schöne gothische Kirchen. Auf den grünen Viehtriften weiden große Heerden meist rothlich gelber und braungefleckter Rinder; auch Pferdezucht wird getrieben. Auf eingehegten Wiesen tummeln sich Rosse mit ihren Fohlen. Die Bäuerinnen auf dem Lande kokettiren zuweilen mit ihrer blauen Bluse. Da kommen einzelne Herren, welche den Zug für eine oder zwei Stationen benutzen, ihr leinenes Hemd ist mit einer Brillantnadel zusammengehalten, goldene Knöpfe an den Manschetten, Glanzlederstiefel oder lackirte Zugen und eine Menge Ihre Unterhaltung sind meist Pferdeangelegenheiten, die Preise, die Pferde und Paris mit den verschiedenen Artikeln und die natürlich hervorgerufene Theuerung der Wohnungen und Lebensmittel. Die, welche weiterreisen, haben sich täglich versorgt, in länglichen Körben haben sie Wein und Braten und kleine Leckereien. Eine Dame blickte triumphirend auf ihren Vorrath von Obst, als man einer deutschen Dame an einem Knotenpunkte 1 Birne, 3 Silberzeichen, für eine Orange abverlangte, gleichsam als Vorspiel für das, was noch kommen sollte! Ich war selber, wie ich auf Erfahrung gesehen, in Paris nicht theurer als anderwärts. Das Einzelne gerechnet machen, in richtig, es ist eine Thatsache, daß man einem wohlerzogenen Kutscherknecht in einer Pensionsanstalt für eine Nacht 100 Francs abverlangt hat; ich habe aber auch einen deutschen Portechaisier getroffen, der ein ganz enges Quartier, freilich sehr entlegen, bewohnte, und nicht mehr als 1 Thaler die Woche brauchte.

Etwa halb neun Uhr des Morgens fuhren wir durch die Straßen von Paris. Hier und da öffnete sich ein Laden, es erschienen Leute in den Straßen. Die große, reichreiche Stadt offenbarte sich noch dadurch, daß kein Sperling, keine Taube sich auf der Straße sehen ließ. Wie sollte man auch Raum finden für einen Taubenschlag! Auf Treppen hab' ich endlich nach langem Suchen ein Unterkommen, und blicke auf die Nachbardächer, da ist allen Winkeln noch ein Aeßerchen zwischen den Schornsteinen, auf jene Winkelchen sind alle bewohnt, hat sein Blumentöpfchen und eine gespannte Leine, auf der etwas Wäsche getrocknet wird. Es war ein Sonntagsmorgen. Noch ist es still hier oben, aber nicht lange, so dringt von allen Seiten das Geschrei der Verkäufer herauf und das Gerassel der hin- und herfahrenden Wagen. Vor meinem Hause, einem Eckhause, wo fünf Straßen kreuzen, ist es in der That zu arg, da bieten die Händler und Trödler alle Farben und singen und schreien und — blasen ihre Handelsartikel aus! Zwei Handkarren halten, der eine von einem Manne, der andere von einer Frau getrieben oder geschoben, wie man es nennen will; der Mann schreit Feigen und Birnen aus, die Frau hat Kartoffeln, Bohnen und grünes Gemüse. Eine andere schreit dazwischen, die hat Austernschalen, und ein Dritter tutet, er besitzt unter Garantie innerne Hölzer u. dergl.; die sehen sich noch nach allen Seiten um, da kommt schon wieder Einer, mit ein paar Kleidungsstücken auf der Schulter und einem alten Hute in der Hand, und ruft marchand d'habits! Der ist um die Ecke, da kommt Einer, der kommt sich ebenso anspruchslos und hat in der That nichts als ein paar alte Hosen; er schreit, daß sie noch so guter Kauf zu machen gewesen als jetzt mit diesen alten Hosen; ihm gegenüber tritt ein junges Frauenzimmer um die Ecke und schreit einen Sonnenschirm aus und einen Spazierstock, und zwischen hinein kommen ein paar alte Leute, Mann und Frau, mit einer Frage, die haben leere Vogel- und Hundekäfige, die müssen schon eine Weile gehungert haben, denn sie leben sich erbärmlich ab. Ein Höllenlärm ist das, aber das ist nur ein Vorspiel — zur „Sonntagsruhe!" Was für Genüsse hat dieser Tag! Ich besuche einige Kirchen; sie waren fast alle voll von Andächtigen, und wie ich aus der einen herauskam, wollten ein Perückenmacher und ein Maler nicht nachstehen ihre Künste und hatten ein schaulustiges Publikum versammelt. Ueberall wird gebettelt, an Privat- und an öffentlichen Bauten, sogar an den kaiserlichen Palästen. Ich dachte immer nur an Berlin, wo man Sonntags nicht einmal nach Post und Bank einen Brief auf die Post geben kann.

Ich hatte mich ganz dem schönen Orgelspiel in einer kleinen gothischen Kirche hingegeben und vergessen, daß ich in Paris war; es war Communion, mehr ganz weiß gekleidete und in lange weiße Schleier verhüllte junge Mädchen empfingen das heilige Abendmahl. Die Sonne leuchtete durch die bunten Scheiben, und die weißen Gestalten erglänzten von dem Farbenspiel getroffen wie überirdische Wesen, die ganze Gemeinde war in Andacht versunken, eine himmlische Harmonie webte durch das Ganze, die nur durch ein paar aufgeputzte Kirchenpersonen mit preziösen Federbüschen gestört wird. Aber bald höre ich ein anderes Stück

pariser Leben sehen. Unweit der Kirche, aus welcher ich kam, sog ein Leierkasten, doch auf einer Kutsche von einem Jungen gedreht, die Leute an, und warum nicht? Der Orgelkasten spielte aus Weber's „Freischütz" „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen!" Der ziemlich elegante Wagen, von einem Paar Schimmel gezogen, hält. Ein Mann in feiner Toilette, aber mit einer phantastischen Mütze bedeckt, tritt an den Kutscherbock vor, winkt dem Jungen Ruhe zu, begrüßt das Publicum, wobei er, übrigens von angenehmem Aeußern, auffallend dunkelgelbe Zähne zeigt. Der Mann hielt, soviel ich davon verstand, eine marktschreierische Rede, indem er dem Publicum eine von ihm erfundene Lebenseßenz, die er in einer Flasche in der Hand hielt, anpries. Dies Wasser leistete Alles, was man nur wünschen konnte, half für alle Aehnlichkeiten und Beschwerden; ich erinnere mich noch, daß ein paar Exemplare, bei schlechtem Humor genommen, die Grillen verbannen und heiter machen sollen. Hat man Kopfweh, taucht man die Fingerspitzen in selbiges und fährt damit über die Stirn, so ist augenblicklich der Kopf frei; wer schlechte Zähne hat und spült sich den Mund damit aus, bekommt das schönste Gebiß; er begleitete alle diese Anpreisungen mit den entsprechenden Geberden, und spülte sich auch den Mund mit dem Wasser und zeigte darauf die schönsten weißen Zähne. Darauf brachte er ein altes Attest unter Glas und ein altes Kräuterbuch hervor und schlug ein Blümchen auf, es war unser Maßliebchen, und versicherte nun, daß es ihm gelungen, aus dieser unscheinbaren Pflanze die kostbare Essenz zu gewinnen, die auch für Verbrennte, für Ueberfahrene und Ertrunkene helfe, und zugleich das schönste Parfum für die Toilette sei; hierbei verspritzte er eine Flasche unter das Publicum und der Junge strich wieder die Orgel, und spielte: „O du lieber Augustin!"

Pariser Straßenleben! Hinzufügen will ich noch, daß auf den Boulevards innerhalb zweier Minuten 82 Wagen, Lastwagen, ungeheure Karren mit den schweren sämischen Gäulen, wahre Riesenpferde, elegante Einspänner mit den edelsten Racepferden, vor Omnibus sich an uns vorbeibewegen, und fast alle noch mit Schellen behangen waren.

Wir gehen in die Industrieausstellung.

Wir gerathen zuerst in das lange Gebäude, welches die Annexe genannt wird, ein schönes Anhängsel, das nicht abzubrechen ist. Natur- und Industrieproducte sind hier vereinigt. Afrika, Asien und Amerika haben ihre Früchte, Cerealien, Häute u. dergl. geschickt. In hohen Pyramiden sind viele der Sachen zur Schau gestellt. Der Kopf eines Grunthiers mit mächtigen Schaufeln erinnert mich zugleich, den längst erhofften Thier- und Pflanzengarten zu besuchen. Bei den Maschinen, welches Leben! Das rauscht und dreht sich und spinnt und näht und wirkt und webt, als gälte es noch heute die ganze Menschheit zu bekleiden. Die Producte aus dem Innern der Erde, Steinkohlen aller Art, sind da aufgestellt; Schießwollen und Taucherapparate, aber auch Kanonen und Kanonenkugeln neben den Erzeugnissen des Friedens. Ich verstehe wenig von dem Maschinenbau, aber bewundern muß man es doch, wie der erste Gedanke desjenigen Menschen, der mit einer Stange einen Stein in die Höhe wuchtete, dann einen runden Baumstamm unterschob, um ihn leichter von der Stelle zu bringen, d. h. bei Gebrauch der Welle und des Hebels ausgebildet worden ist. Denn der Welle folgte das Rad, und als das sich erst um seine Axe drehte, da rollte es weiter und weiter und weiter....

Wer könnte wohl beschreiben, was in diesen Gebäuden Alles zu sehen ist, wo die besten Arbeiten aller Völker der Erde zusammengestellt sind, wo sich die kunstvollen Arbeiten der pariser, londoner, der deutschen und italienischen Industrie, die seltsamen Sattlerarbeiten orientalischer Völker, die künstlichen Webereien der Indier und Perser und gewebte Bilder bedecken, denen man das Gewebe nicht mehr ansieht, sie sehen so aus, als hätten sie die Staffelei lachen verlassen, neben dem correct und streng geordneten Fleißwerk wilder Volksstämme. Ich bin gut, daß ich das nicht zu beschreiben brauche, denn dafür ist die herrliche Erfindung Daguerre's da. Die Photographie hat die interessantesten Partieen bereits festgehalten und in alle Welttheile versendet. Ja es ist wunderbar, was diese Erfindung nach so wenig Jahren schon leistet. Wie mögen die Menschen, als sie nur erst einmal Spiegel hatten, sich gewünscht haben, das Spiegelbild zu fixiren, aber was mußte nicht ein Alles erdacht und erfunden werden, ehe dieser Gedanke Daguerre's praktisch ausgeführt werden konnte! Nun ist es soweit mit ihm und die Welt ist auch dankbar, was traurig aus ihm zu machen ist, das sieht man, ist hier gleichfalls. Die Riesenbauten der Indier und Aegypter, die Architektur der Griechen und Römer, der Gothen, der Italiener und Araberen, Alles, was in seiner Art schön ist, steht in vollendeter Spiegelreine hier vor uns. Ja bis auf die Gletscher der Schweiz haben sie die Maschine getragen, und keine Kluft, ja nicht eine Spalte in dem ewigen Eis ist dem Spiegel entgangen. Was sonst nur Wenigen ver-

gonnt zu schauen, das könnt ihr jetzt Alle sehen und könnt es euch vergrößern lassen noch durch Gläser und ihr habt die Natur täuschend vor euch. Selbst der wildbewegte eilende Wasserfall und die am Himmel hinziehenden Wolken werden gefesselt, vervielfältigt.

Ich erwähnte den Jardin des plantes. Als Landschafts- und Thiermaler müßte er mir von besonderm Interesse sein, und ich werde mir erlauben, in dem nächsten Briefe auf ihn zurückzukommen. Hier bemerke ich nur schon, daß unter der großen Leber ein Mann, der von der Höhe, auf der sie steht, mit einem Perspective die merkwürdigsten Plätze und Punkte der ungeheuern Stadt zeigte, die sich von hier aus ausbreitet, und geschichtliche Bemerkungen anknüpfte, mir sagte: „Sehen Sie, da drüben in der berühmteste Begräbnißplatz von Paris, mit kolossalen Denkmalen! Von da weiter sieht die Julisäule! Dort hat die Bastille gestanden! Das war eigentlich der Anfang unserer Geschichte! Da der Montmartre, das war das Ende! Dort Notre-Dame, da sehen Sie das Louvre, mit den größten Kunstschätzen und mit der Bibliothek, daran stoßen die Tuilerien und dahinter, sehen Sie, wie ein Nadelfinger ragt es in die Höhe, das ist der Obelisk, den hat der König Ludwig Philipp aus Aegypten holen und auf den Concordienplatz setzen lassen, da wo die Guillotine in den Schreckenstagen der Republik gestanden, und dahinter, sehen Sie, da sind die Elysäischen Felder mit dem Triumphbogen Napoleon's I., und die Industriepaläste und weiter links, diesseits der Seine, das ist der Invalidendom, wo die Asche Napoleon's beigesetzt ist."

„Und wenn sie Abgötterei treiben", sagte ein Pfaffer auf Deutsch zu seinem Nachbar ein, der auch abwechselnd mit uns durch das Fernrohr sah.

„Und da ist die Pariser Akademie, von welcher Mitglied zu werden schon manches Sterblichen höchster Wunsch war! Dort sehen Sie die Kirche St.-Sulpice mit dem Telegraphen und daneben das Palais des Luxembourg!" Mit dem Perspective schloß die Rundschau.

Der Eine der Fremden frug: „Nun, was haltet Ihr vom jetzigen Kaiser?"

Unbefangen, wendete mit einem Blicke nach den Platz umgebenden Gebäuden, antwortete er: „Die Franzosen sind gerade keine großen Verehrer von gekrönten Häuptern, aber" — und dabei zeigte er auf die Straßen in der Nähe des Stadthauses, wo man noch viele leere Plätze und viele neue Gebäude sah — „aber", sagte er lebhafter, „wo so viel gebaut wird, da ist Verdienst und den Verdienst hat der Kaiser geschaffen; wenn ich viel verdiene, kann ich mir auch was kaufen, selbst wenn's theuer ist, wenn ich nichts verdiene, kann ich mir auch das Billigste nicht erzeugen; darum hat der Kaiser Alles, was da schafft und arbeitet, zum Freunde", und leise fügte er hinzu: „Auch die Pfaffen!" Dabei zeigte er auf eine neue gothische Kirche, die mit ihren durchbrochenen Doppelthürmen sich über die Häuser erhob und die der Kaiser hat bauen lassen; er weiß sich in alle Welt zu schicken! Bei den Soldaten entfaltet er die Pracht der alten Ritter- und Kaiserzeit, zu Künstlern und Gelehrten, zu Landleuten kommt er wieder als einfacher Mann.

„Am meisten hat er wol das Militär zum Freunde?" frug ein Fremder weiter.

Da schaute der Mann wieder vorsichtig im Kreise umher, und nachdem ihm die Gesichter unverdächtig geschienen, meinte er: „Nicht so ganz! Mit der Krim und mit der Belagerung von Sewastopol sah es zu mißlich aus, wir müßten die Krim nehmen und werden sie nehmen, aber die besten Generale hat Napoleon verbannt, sonst hätten wir die Kanonen am Invalidendôtel längst gehört!"

Damit ging er vondannen, denn ein invalider Jnarre an einer Krücke und ein anderer junger Krüppel in Uniform traten auf das leere Plateau. Auch wir gingen hinab, obgleich mein Begleiter Lust hatte, die Invaliden über den Krieg und die Umstände ihrer Verwundungen auszufragen.

Wie schön ist es für ein Publicum, das jeden Tag sich den Genuß dieser reichen Naturanschauung mitten in diesem Gewühle der Stadt unentgeltlich machen kann; es muß dieses aber auch auf den Trieb selbst, dergleichen Thiere zu besitzen, wenigstens im Kleinen zurückwirken, denn man trifft eine Menge von Läden in der Stadt, wo man die seltensten Vögel der Welt, kleinere vierfüßige Thiere, Jltis, Marder, Eichhörnchen, weiße und gefleckte Ratten, Hunde und besonders schöne Katzen, die ägyptische Katze, Hunde und Katzen oft in Einem Korbe, antrifft. Die Katzen sind besondere Lieblinge der Pariser. Fast in jedem Laden sieht man eins dieser glatten Thiere oft selbst zwischen den aufgespeicherten Lebensmitteln sitzen und Niemand scheint Anstoß daran zu nehmen. Doch wir kommen auf den Jardin des plantes noch ein mal zurück.

Beim Schluß dieses Briefs will ich nicht unerwähnt lassen, daß ich selbigen Abend auch in einem andern Kreise war, wo man die Stimmung der Arbeiter und der Geistlichkeit nicht theilte, wo man zum Namenstag Napoleon's nicht illuminirte, wo

faſt der ganze Stadttheil ſtumm war, und hier wohnen gerade die Leute, denen es nicht darauf ankommen konnte, Fahnen auszuſtecken und Lichter anzuzünden, aber hier glaubte oder wünſchte man die Dauer der neuen Dynaſtie nicht, obwol eine einzelne, ebenfalls hochgeſtellte Dame große Hoffnungen hegte und ſagte, der Himmel hätte doch die Gebete der Millionen erhört, die täglich zu ihm emporgeſtiegen! Dabei ſang ſie mir leiſe die ſchöne Melodie vor, welche bei jedem Gottesdienſte im ganzen Lande Frankreich beſonders dazu eingeübt worden iſt.

Die Franzoſen demonſtrieren einmal gern, die Einen ſo, die Andern anders.

(Ein ſchöner Brief demnächſt.)

Berliner Briefe.

Neue Folge.

I.

— Ich habe Ihnen in der erſten Folge meiner früher abgedruckten Briefe von vielen bedeutenden Männern Berlins geſprochen, von ihrer geiſtigen Tiefe und Wirkſamkeit. Ich bin weitergegangen; ich habe verſucht, ihre äußere Erſcheinung und den Eindruck ihrer Perſönlichkeit in Contouren einer leichten Federzeichnung zu geben, nicht, „um unerlaubten Reiz zu befriedigen", ſondern um nächſt dem geiſtigen auch ein leibliches Bild hinzuſtellen, nach welchem die Phantaſie des Leſers ſo gern greift, um Form und Inhalt ſich zu lebendigerer Anſchauung zu bringen und der Theorie nachzuſpüren, „daß der Geiſt ſich ſeine Formen prägt".

Nachzuſpüren! Denn die Erfahrung lehrt von Sokrates an, trotz aller Phrenologen, Phyſiognomen, Chiromantiker, daß keine Regel ohne Ausnahme und daß wir uns vielfach in der Entwerfung des Bildes einer begabten Perſönlichkeit irren. Daher iſt auch die flüchtigſte Contour ein Regel für Phantaſie und Wirklichkeit, und in ſoweit bedeutſam, als mit der Linie die Grenze ſeines äußern Menſchen gegeben iſt. Gelehrte, Dichter, Künſtler gehören nun einmal der Menſchheit an, Jeder will nächſt dem im Innern ſeiner Schöpfungen wirkenden Menſchen auch den äußern im Bilde kennen lernen.

Wenn ich nun, nachdem ich mich Ihnen geſchenkt, auf — die Frauen Berlins übergehe, und von denen zunächſt, die ſich in das Meer der Literatur geſtürzt und es kühne Schwimmer bekannt und bedeutſam gemacht haben, ſprechen werde, ſo bin ich weit entfernt, mit Ihnen allerdings kühnen Unternehmen mir einen bohniſchen „Magde" oder Seidelſchen „Damenkrieg" über den Hals ziehen zu wollen. Es ſoll viel mehr ein Kranz ſein als gegen die Frauen werden. Denn gewiß, ſie ſtehen der Weisheit näher als die Männer und können ſie von ihrer Abnfrau, der Minerva, herdatiren, und ſelbſt der ſpitzfindigſte Gelehrte kann nicht in Abrede ſtellen, daß Minerva ſogar ein ſchönes Weib war, wofür die Concurrenz um den Apfel des Paris ſpricht. Minerva war aus dem Haupte Jupiter's geboren; ſie ſetzte ſich in Harniſch und warf mit dem Speer oder ſchlug mit dem Schwert herum, wie ſie eben am beſten durchkommen konnte. Leider hat ſich das ſehr geändert. Den Frauen iſt ſeit jener Zeit, wo ſie den Männern zuliebe die Waffen ablegten, viel Unrecht geſchehen. Die Männer trugen alle mögliche Sorge, daß ſie die Waffen nicht wieder anlegen durften. Jetzt ein Weib mit Helm und Panzer und einem Schwert oder einer Feder in der Hand und die Amazone, die Bacchantin, das Mannweib in ſeinem. O Griechinnen, du haſt viel an den Frauen verſchuldet! Das Weib ward die „fahrende Habe" ihres Gebieters, er ihr unumſchränkter Gebieter, ſie blieb nichts als ſein „Frauenzimmer", d. h. eine Localität, die mit ſeinen Pferden, Hunden, Affen, kurz, mit ſeinem erkauften oder unter ſeinem erkauften Eigenthum den Stall u. dergl. vermehrte. Als man dieſe Barbarei ein wenig abthat, verlangte man nach dem Schema alles Schwächlichen wieder ein kränkelndes Weib. Die romantiſche Sentimentalität hat den chriſtlichen Weibern ein fürchterliches Siegel aufgedrückt, und wäre die Natur des Weibes nicht oft vernünftiger als entnervte Seelen, ſo würden wir ſchon längſt keine Weiber mehr haben!

Was iſt euch eine Frau nach dem Begriff des Tages? Ein Weſen voller Halbheiten, ſeiger Ausflüchte und Widerſprüche mit ſich und Andern. Eine Frau à la mode ſoll gebildet ſein, und ſie ſoll nichts wiſſen, doch „unſchuldig" muß ſie bleiben. Als ob das Wiſſen Verſchlechterungen erlaubte... Weiblich, hochweiblich und nur weiblich ſoll das Weib des 19. Jahrhunderts ſein — Aber was iſt weiblich? Religion! Das iſt jetzt der vielfach für die armen Frauen geſchnürte Knoten des Halſes. Das Stück Religion, welches man von den Weibern verlangt, kommt mir vor wie eine Tuchent, die immerfort an ihrem Sterbehemde nähen ſoll. Mit dieſem gemachten „Religion" hat man jenes herrliche Geſchlecht, das Milde und Liebe und in geſunder Entwickelung Sitte und Religion in der Bruſt trägt, vernichtet.

es in jene Halbheit gedrängt, in welcher es uns oft so unerquicklich begegnet, statt zu heller Freude, zu edler Lust, zu der es geschaffen ward, anzuregen. Hat, um unter den vielen Verkennern der Frauen nur einen zu nennen, Larochefoucauld gesagt: „Im Verstande wie im Herzen der Frau herrscht keine Ordnung, wenn nicht ihr Temperament damit im Einklang stehe", und „daß der Geist der Mehrzahl der Frauen nur dazu diene, um mehr ihre Narrheit als ihren Verstand zu starken", — mag Friedrich II. nur sie entreten, der da sagt: „Wenn Männer hochachtungswürdig sind, welche Vorurtheile und Irrthümer der Welt verachten, so sind es Frauenzimmer noch weit mehr, weil sie, ehe sie denken können, mehr einreißen müssen als wir."

Sie sehen, daß ich mit Heinrich Frauenlob um die Gunst der Frauen werbe und „ihr gutes Recht" ehre, um von ihnen, nach Daraufolgendem wenigstens — doch zu Grabe getragen zu werden. Es allen unsern Schreiblebern, auch den weiblichen recht zu machen, ist schwer. Dennoch bekenne ich das Wort der Pfeffelegen, die da behaupten wollen, das Weib wäre nur die Mißgeburt des Mannes, als Mensch unentwickelt, mit sechs Loth Gehirn weniger als Unsere Gnaden. Oder wenigstens meinen guten Willen!

Die berühmte Frau Berlins in Bettina Arnim. Das Urtheil von Sophie Laroche, Wieland's zärtlich geliebter, ehrwürdiger Freundin, die Schwester Clemens Brentano's, die Gattin Achim's von Arnim, „das Kind" Goethe's, also eine vierfach Geweihte und Geheerte in der Literatur — was hat da die Verleumdung nicht Alles ergossen! Ihr ist's wie dem Schwan ergangen, sie ist immer reiner und lichter von Andern und weil auch aus sich selbst hervorgegangen.

Das Viele sie „verdreht" und „unklug" schalten, kann man in Berlin begreifen. Sie ist eben nicht unter Gehcimräthen und Acten Actenrollen aufgewachsen. Kind der Freien Reichsstadt Frankfurt am Main, kannte sie nichts Angeborenes von diesem Scheinleben, das man hier zum wirklichen zu erheben wußte. 1834 schrieb sie, was Urtheil der Menschen überhaupt anlangt, an den Fürsten Pückler: „Die Menge ist nicht dazu geeignet, die Wahrheit, sondern nur den Schein zu prüfen; den gebornen Wegen einer tiefen Natur nachzuspüren, das Karthidharte in ihr aufzulesen ist ihr versagt — sie spricht nur ihre Tauschungen aus, erzeugt hartnäckige Vorurtheile gegen bessere Ueberzeugung und beraubt den Geist der Arbeit, das vom Gewöhnlichen Abweichende in seiner Eigenthümlichkeit anzuerkennen."

Wie sollte aber auch eine so eigenthümlich begabte und chemisch eigen gemischte Natur nicht mit sich und der Welt in tausend Conflicte kommen und von der Menge richtig verstanden und erkannt werden! Wir haben einmal von Luise von Plonnies in Darmstadt ein Gedicht gelesen: „Die Schöpfung des Menschen", wo es heißt: „Gott aus allen Theilen Mannichfalt schuf die menschliche Gestalt." Erst schuf er das Fleisch aus Erden, den Knochen aus Stein, das Blut aus dem Meer, aus den Wolken die Gedanken, aus dem Gras das Haar, aus dem Aether den Odem, aus der Blume das Auge, aus der Sonne sein Feuer, aus dem Thau die Thränen — sodaß ein Menschenkind Erde und Himmel, Sonnenschein und Wolken, Wind und Meer, Thau und Aether umschließt; das ist uns immer eingefallen, wenn wir dieser Sibylle Bettina ins Auge geschaut, mit ihr gesprochen oder von ihr gelesen haben.

Von den Tagen ihrer Kindheit und Jugend hat sie selbst gesprochen — jetzt ist von der „rehgitterigen" Bettina, wie sie uns in ihrem Tagebuch entgegenspringt, nur ein kleines, bewegliches, eingeschlossenes, in Raum und Zeit lebendes Menschengebild geblieben. Der an der Schwelle der Siebzig stehenden Matrone ist das gelockte Haar, mit dem sie Winde einst oben auf der Rochuskapelle gespielt haben, grau geworden, die rosige Wange, die Goethe so oft gestreichelt, ist eingefallen — aber die Stirn hat ihren Charakter behalten und das Auge hat noch immer etwas Sonnenhaftes, Helles. Die Züge des Gesichts sind nicht eben schön, aber ob sie es jemals in unserm Sinne waren? Die etwas breite Nase und die markirten Backenknochen sprechen dagegen, doch ist die Jugendfrische ein zu mächtiger Flimmer und gibt jeder Form, zumal der durchgeistigten, hohen Reiz; auch war ohne Zweifel ihr Mund angenehm, und der kluge, sinnige Ausdruck, der das Ganze belebt, mit dem graublauen Auge, das mehr nach innen als nach außen schaut, das Alles weckt in noch heutigentags einen eigenthümlichen Zauber. Ich hätte Lust, sie dem Weisheitsvogel, der die Nacht durchschauenden Eule zu vergleichen. Wie diese erhebt sie sich mit rauschendem Flügelschlage und weckt, was tief verborgen in unserer Seele von Wahrheit und Dichtung schläft.

Bettina's „Tagebuch der Liebe" hat eine gewisse clairvoyance, sie ist „eine Seherin der Liebe". Wenn man umringt von Philistern, die von Goethe und Bettina wenig wissen, das Buch liest, so ist es Einem, als hätte man das Weh der Welt allein zu tragen, so groß wird der Conflict der Poesie

und Praxis. Die Liebe wächst nicht wild und ist nicht eine so gewöhnliche sogenannte Naturgabe, die Jeden überkäme, sowie er das Bedürfniß in sich fühlt zu lieben. Dreist behaupte ich, die Liebe ist eine Wissenschaft, zu deren Erlernung eine Menge von Vorstudien gehören, die auf die Ausbildung des Geistes und Herzens, des Temperaments und auf — Gott allein weiß auf was Alles hinzielen. Wenn sich die Julia so rasch in Signor Romeo verliebte, so kann man nur annehmen, daß sie eine Gelehrte in der Wissenschaft der Liebe war, nicht aus Uebung, sondern von wegen ihres gründlichen Studiums der Liebe an und für sich. Leider hatte sie aber nur den theoretischen Theil, nicht zugleich den praktischen weg. Könnte die arme Julia nochmals ihren Romeo lieben, so würde sie unbeschadet der Liebe selbst die Sache etwas klüger anfangen.

Bei Bettina ist es gerade umgekehrt. Sie hat zuerst den praktischen und dann erst den theoretischen Theil studirt. Soviel ist aber gewiß, daß sie sich alle erdenkliche Mühe gegeben hat, in die Wissenschaft der Liebe eingeweiht zu werden, und es kommt hier nur auf den Weg an, den sie hierzu eingeschlagen hat. Von ihr möchte ich sagen, sie hat mit einem Grashalm angefangen und mit Goethe aufgehört. Die Philisterinnen, deren es sehr viele gibt, fallen über sie her wie über eine Abtrünnige von allerlei königlich preußischen Gesetzen und verlegern sie auch im Punkte der Liebe. Der Allmächtige wird ihnen vielleicht noch zweihundert mal Gelegenheit geben müssen, um endlich einen Begriff von der höchsten Wissenschaft aller Wissenschaften in sich aufzunehmen. Bettina ist ihnen weit vorausgeeilt — sie weiß, wie es um die Liebe steht, und dies ihr mühsam erworbenes geringes Eigenthum wird ihr auf Erden und im Himmel bleiben.

Ich schrieb einst an Bettina:

Du hast mich tief berührt in meiner Weise,
Darum ertönt harmonisch dir mein Wort. —
Darum sind alle Dissonanzen fern
Und der bewegten innern Lebenskreise
Gestimmt dir im jubelnden Accord' —
Der Sonne Strahl macht eine weite Reise —
Doch trifft er dann den rechten Lichtherd,
So tönt ein Lied dem hohen Licht zum Preise,
Weil's es berührt in seiner eignen Weise
In seinem Innern jubelnd, klingt hervor.

Dies Blatt ging anonym. Etwas später wagte ich diese Anrede:

Gleich einer duftigen Rose
Im Sonnenstrahl erglüht,
Ist meine tiefste Seele
An deinem Ich erblüht.

Es lebt und regt sich wieder
Des Geistes alte Kraft,
Ein neuer Odem weher,
Der neue Blüten schafft.
So weckt des Geistes Funken
Im Menschen eine Lust,
Die dann er wundertrunken
In seinen Armen hält!
Die Blumen, die du blühen,
Muß er zum Kranze zieh'n,
Um freudig sie dem Schöpfer
Der neuen Welt zu weih'n!

Ich legte diesen stillen Cultus fort. Ein andermal schrieb ich:

Wenn hold dein Aug' auf diesen Zeilen ruht,
Und sinnend trägt: Wer mag der Dichter sein,
Am hohen Himmel ich als Sonnenschein,
Anstatt seines Herzens hellste Glut? —
So hüllt er ungern sich in Wolken ein,
Doch wenn voll Gleichmuth es auf ihnen ruht,
Der Lieb' nicht achtend, die sie All' sie weih'n,
Dann bleibt er fern, so weh's der Seele thut.
Doch wenn voll Huld dein Aug' auf ihnen ruht,
Dann möcht' er gern in deiner Nähe sein.

Bald sah ich die verehrte Frau denn persönlich. Illusionen über ihre äußere Erscheinung hatte ich mir durchaus nicht gemacht. Alles, was von der Unordnung ihrer Wohnung bis zur Vernachlässigung ihrer Toilette boshafte Zungen durchgehechelt hatten, war mir bekannt. Ich fand wohlgeordnete Zimmer; wol gingen die Musen hier aus und ein, das sah man, Staffelei, Bücher und Statuen standen und lagen genug herum, aber es war ihnen auch beauem und anmuthig. Da rankte Epheu an gothischen Korbbögen, Blumen standen auf den Tischen, Gemälde hingen an den Wänden, und nach dem Geschmack der Neuzeit waren alle Möbeln beweglich, auf Rollen glitten Chaises longues, Fauteuils, Tische u. s. w. hin und her und gaben dem großen Raum ein überaus wohnliches Ansehen. Ich fand die berühmte Frau zusammengekauert auf einer Chaise longue, mit blondem Haar, das gelockt und noch nicht gebleicht war, im schwarzen Taftkleide mit weißer, sauberer Krause; vor ihr stand ein langer Tisch mit Büchern, Karten, Kupferstichen, Skizzen und Schreibmaterial beladen. Außerdem hingen, lagen, standen auf noch größern Tischen, auf Gueridons und Etageren oder an der Wand Gemälde, Bücher und Statuen . . .

Als mich Bettina gewahrte . . . . doch ich will nur berichten, daß unsere Freundschaft bald in Flammen stand. Wir reformirten am Theetisch nach verschiedenen Seiten hin die Welt und fegten viel alten Schutt aus allen Winkeln des Vorurtheils und der Engherzigkeit zusammen, stürzten manchen

Götzen vom Altar der Zeit und Mode, indem wir ein Gottesbild an dessen Stelle aufstellten. Die Stunden verflogen — in ihrer anregenden Weise hatte sie alle meine geistigen Kräfte ins Gewehr gerufen, in Funken sprühte es um uns her, und doch mußte es geschieden sein. Alle Tempel, die wir an jenem Abend erbauten, stürzten mit sammt ihren Götterbildern wieder ein — keine neue Aera ging der Welt auf, sie trennt sich nicht von ihren alten Götzen, das Vorurtheil hat sie festgenagelt, so kommt es denn wie Shakspeare sagt: „Vergrößer Irrthum wächst, daß die Vernunft zuletzt nicht mehr hinüberblicken kann."

Daß diese Frau anders organisirt als die Menge ist, versteht sich von selbst; daß sie in genialer Anschauung der Dinge nicht mit der tüchtigen praktischen Hausfrau rivalisiren kann, ist wieder zu gewiß — weil aber kann sie es in allen Richtungen der Herzensgüte, der thätigen, helfenden Liebe, sie weiß und „begreift, wie viel andächtig schwärmen leichter als gut handeln ist — wie gern der schlaffe Mensch andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt — um nur gut handeln nicht zu dürfen." Nathan des Weisen Worte hat sie in ihr Innerstes aufgenommen, sie schwärmt nicht in Frömmelei, sie handelt wahrhaft fromm, sie betet immer und überall den „Geist Gottes" an, sie sucht das Beste und Edelste im Menschen ans Licht zu ziehen. Unglückliche Armuth und Bedrängniß klopft nie vergeblich an ihre Thür, noch weniger an ihr Herz; sie sieht das Christenthum im Kern, nicht in der Schale, sie frägt nicht: „Bist du Christ, Jude oder Turke?" Sie untersucht nur: „Bist du unglücklich und bedrängt, aber würdig, daß man dir helfe?" Dann hilft sie und oft weit über ihre Kräfte hinaus. Ich las eine Bittschrift, die sie einer armen Judenfrau aufgesetzt hatte, um damit das Ohr und das Herz des Königs zu rühren. Vor kurzem hatte sie im „Vogtlande" eine durch wunderbare Verhältnisse und Schicksale bitter verarmte — dem Stamme nach vornehme — Turkenfamilie entdeckt und sich ihrer in der großherzigsten Weise angenommen. In werkthätiger Liebe hatte sie sich an den Sultan gewandt, indem sie diesem in einem kostbaren, durch Malerei und Goldschrift gezierten Deckelumschlag ein Schreiben übersandte, das die traurige Lage ihrer Schutzlinge, seiner Landeskinder schilderte und seine Gnade in Anspruch nahm.

So könnte ich noch vielfache Belege ihres vortrefflichen Herzens, ihrer allzeit helfenden Liebe beibringen, die, mindestens ebenso gut als jenen im Kreise engerer Verhältnisse begründeten Tugenden der Hausfrau gleichlaufend, als solche zur Seite stehen. Auf die vielfachen anderweitigen Angriffe der Excentricität ihres Wesens kann man immer nur die eine Antwort haben: „daß sie eine geborene Dichterin mit allen da hineinschlagenden Vorzügen und für die Prosa des Lebens und für Philister mit allen dahin gehörenden Fehlern ist." Daß Riemer's Ausspruch über sie in Bezug des Verhältnisses zu Goethe ebenso ungerecht als lächerlich, wird Jeder, der Lust gehabt hat, sich von dem wahren Zusammenhange ihres Verkehrs zu unterrichten, aus eigenem Urtheil ermessen. Die Sonnenfunken dieser ungewöhnlichen Seele thaten dem großen Dichter wohl, er nahm sie selbstbewußt, objectiv beschauend, wie Diamanten, die ihm in den Schoos fielen, auf und reihte sie zu Schnüren — im „Westöstlichen Divan" finden wir sie leuchtend wieder.

Dieser eigenthümlich märchenhaften Persönlichkeit Bettina's schließt sich meinem Erachten nach keine einzige der neuern Schriftstellerinnen an. Sie ist einzig in ihrer Art. Es geht dem Weltengeist gegenüber ein harmonisches Tönen durch ihre ganze Seele, und sie haucht es Denen entgegen, die sie verstehen. Doch wir sind hier zu Ende und geben — zu den eigentlichen „Blaustrümpfen" über. Im nächsten Briefe von Fanny Lewald.

(Ein zweiter Brief in nächster Nummer.)

Fürst Franz von Anhalt und Winckelmann.

Noch ehe durch Goethe, Schiller, Herder und Wieland Weimar berühmt wurde, zog die Aufmerksamkeit aller Gebildeten Letzen auf sich. Der Name des Fürsten Franz von Anhalt wurde überall genannt, wo es die Förderung von Kunst und Wissenschaft galt. Die Besten seiner Zeit vereinigten sich in dem Lobe eines Mannes, dessen Wirken innerhalb seines Landes auch von bedeutendem Einflusse für das übrige Deutschland wurde. Der Fürst stellte sich die Lebensaufgabe, zu lernen, um das Erlernte zum Wohle seines Landes zu verwerthen. Deshalb zieht es ihn zuerst nach den Niederlanden, um sich dort Erfahrungen über den Deichbau zu sammeln, die seinem von Elbe und Mulde durchströmten Lande zugute kamen; von dort besuchte er England, suchte Belebung in Manufacturen und Fabriken, nahm Kenntniß von den Erzeugnissen der Industrie und forschte nach den Mitteln, die dort zur Hebung des Ackerbaus angewendet wurden. Aber zu gleicher Zeit lebte er sich in die Meisterwerke der niederlän-

dischen Schule auf ihrem eigenen Boden ein; in England entwickelte sich seine Vorliebe für die gothische Baukunst und für Parkanlagen, die er in einem großartigen Stile später in seinem Lande pflegte.

Zwei Jahre später, 1765, ging Fürst Anhalt nach Italien, in Begleitung seines Bruders Hans Georg, von dem Winckelmann sagt, es sei „ein Bild echter deutscher Redlichkeit und des alten Schlags, ehe wir Bastarde und Affen wurden." Mit ihnen reiste Heinrich von Berenhorst, der berühmte Verfasser der „Betrachtungen über die Kriegskunst", ein „Feldherr durch seine Schriften", und Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorf, der Freund des Fürsten, eine ansehnliche Persönlichkeit, ausgezeichnet durch Charakter und Bildung, ein gründlicher Kenner der Alten, der später bedeutende und ausgezeichnete Einkäufe an Kunstwerken für den König von Preußen in Rom machte.

In Rom war des Fürsten erster Gang zu Winckelmann, der gerade beim Cardinal Alboni verweilte. „Der Fürst", schreibt Winckelmann, „kam zu mir unerkannt, mit dem Stabe in der Hand, und wartete in der Vorkammer, bis ich mich vom Cardinal losgemacht hatte. «Ich bin von Dessau», sagte er, «und habe Ihres Beistandes nöthig, lieber Winckelmann!» Tausend mal küßte ich ihm die Hände nach diesem Worte, denn ich erkannte ihn aus dem Bilde seines Vaters!" Und der Fürst erzählte von diesem ersten Zusammentreffen: „Wir wurden sehr heiter und waren, als ob wir immer zusammen gewesen wären."

Winckelmann, damals Präsident der Alterthümer und Professor der griechischen Sprache, bekam während der Anwesenheit des Fürsten Urlaub von seinen Arbeiten im Vatican. Von den Cardinälen Rapponi und Alboni bezog er eine Pension, bei Letzterm hatte er außerdem freie Kost und Wohnung. Seine Zimmer in der letzten Etage waren sehr einfach; seine Bibliothek bestand aus dem Homer, dem Euripides und einigen andern griechischen Classikern.

Täglich um 9 Uhr kam Winckelmann den Fürsten abzuholen, dem sich ein Prinz von Mecklenburg-Strelitz anschloß. Er führte den Fürsten bis 3 oder 4 Uhr, dann aßen sie zusammen und das Tischgespräch war gewöhnlich eine Wiederholung des Gesehenen. Der Umgang mit Winckelmann war, nach Berenhorst, voller Feuer; er redete nie in einer gewissen Folge, ohne sich aufzuregen; seine Urtheile waren oft sehr scharf, aber immer wahr, und wo sie die Grenze überschritten, verzieh man sie seiner Bedeutendheit. Winckelmann war von mittlerer Größe, ziemlich mager, dabei hatte er einen etwas gekrümmten Rücken, graue, blitzende Augen, hervorspringende Stirnknochen, gebogene Nase; das Gesicht war blatternarbig, sein Gang rasch und hastig.

So eifrig Winckelmann lehrte, so begierig faßte der Fürst auf. „Dem armen Maler", schreibt Winckelmann über den Fürsten, „kann er ein Beispiel sein, jeden Augenblick zu nützen. Er ging in die geringsten mythologischen Kleinigkeiten hinein und erhob sich bis zu dem Erhabenen der Kunst. Ich habe vor Freuden geweint, einen so edeln Zweig und einen Fürsten und patriotischen Deutschen zur Ehre unsers Volks zu kennen. Die Schmeichelei hat hieran nicht den geringsten Antheil; Denn was ich sage ist viel zu wenig." „Ich wiederhole es", schreibt er einem andern Freunde, „daß kein edleres Herz in einem sterblichen Leibe wohnen kann, die Gottheit selbst würde, in seine Gestalt und Seele eingekleidet, nichts verlieren." Solche überschwängliche Urtheile Winckelmann's über den Fürsten finden sich viele in seinen Briefen, und Huber, der Uebersetzer Winckelmann's, bekräftigt sie, indem er sagt, daß auch ein weniger begeisterter Mann als Winckelmann durch die Liebenswürdigkeit und Herzensgüte des Fürsten hingerissen werden mußte.

Aus dem Lehren und Lernen entwickelte sich die vertrauteste Freundschaft, die noch inniger wurde, als der Fürst seine Villegiatur in Gandolfo nahm, wo ihm Cardinal Alboni sein Landhaus zur Disposition gestellt hatte. Hier in der unendlichen Mannichfaltigkeit der schönsten Natur, mit der Uebersicht über den Albanersee, dem flachen Lande, Rom und ferndin das Meer, in der Nähe stolze Burgen und anmuthig langgestreckte Städte, Hügelreihen mit Cypressen- und Lorbeerwäldern, darüber der italienische Himmel mit seinen ewig wechselnden Beleuchtungen — hier ging dem Fürsten unter Winckelmann's Leitung das wahre Verständniß der antiken Kunstwerke auf.

In Gandolfo waren der Fürst mit seinen Begleitern und dem Prinzen von Mecklenburg die Gäste des Cardinals. Das Leben war dort ganz zwanglos, und Berenhorst erzählt: „daß, als einmahlen zu Mittag die vom Cardinal gesendeten Lebensmittel aufgezehrt waren und der Prinz von Mecklenburg den schon ärgerlichen Winckelmann damit neckte, die beiden Gegner von Wort zu Schlägen geschritten seien, die zwar lachend ausgetheilt wurden, aber die doch von gegenseitiger Erbitterung zeugten." Der Ernst des Studiums herrschte aber auch hier

ver, und während Winckelmann den Fürſten in den Geiſt des Alterthums einführte, machte dieſer ihn mit den Werken Wieland's, Leſſing's, Moſes Mendelsſohn's, Kamler's, Weiße's und Kästner's bekannt.

Winckelmann ſtellte dem Fürſten die bedeutendſten Künſtler und Kunſtkenner vor, die damals in Rom lebten und denen Aufträge gegeben wurden. Zuerſt Battoni, den letzten Epigonen der großen Meiſter, dann Rafael Mengs, deſſen bedeutenden Einfluß auf den Entwickelungsgang ſeiner Zeit Winckelmann anerkannte; beide Künſtler arbeiteten damals im Vatican. Später Maron, den Schwager von Mengs, dem wir ein wohlgelungenes Bild von Winckelmann verdanken, den berühmten Architekten Gilleſſeau, Angelika Kaufmann, Cavaceppi u. ſ. w. Auch Hirt's Bekanntſchaft machte der Fürſt damals und ſchätzte ihn doch ſeiner Gelehrſamkeit wegen, obgleich Winckelmann's Lehren zu ſeinen Grund beim Fürſten gefunden hatten, als daß die Anſicht Hirt's, nicht die Schönheit, ſondern die Charakteriſtik wäre das Hauptaugenmerk der Kunſt, von Einfluß auf ihn ſein konnte.*) Angenehme Stunden verlebte der Fürſt in Rom mit dem engliſchen Geſandten Lord Hamilton, der von Neapel ihn zu beſuchen gekommen war. Hamilton war ein großer Kunſtkenner und für die Fremden damals, was Niebuhr und Kästner ſpäter in Rom waren; ſein Glück im Auffinden von Antiken gab zu der Erzählung in Rom Veranlaſſung, er hätte ſich dem Teufel verſchrieben und dieſer zeige ihm das Revier, wo alte Kunſtwerke verborgen wären.

Sechs Monate blieb der Fürſt in Italien. Natur und Kunſt, das Alterthum in ſeinen herrlichen Gebilden, die Ruinen einer untergegangenen Welt hatten ſeinen Geiſt gehoben und genährt. Bereichert an Wiſſen kehrte er mit großen Kunſtſchätzen nach Deſſau zurück. Winckelmann mußte dem Fürſten ſein Wort geben, ihn im nächſten Jahre zu beſuchen, und bis dahin wurde ein ununterbrochener Briefwechſel verabredet. Der Abſchied war ein herzlich rührender. „Hätte mich der leidige Feind nicht geritten", ſchreibt Winckelmann an Baron von Stoſch nach des Fürſten Abreiſe, „ein italieniſcher Autor zu werden, ich wäre gewiß mit dem Fürſten aus Rom gegangen."

Von Deſſau aus wurden die Einladungen wiederholt; ſo wünſchte der Fürſt beſonders, ſeine junge ſchöne Gemahlin mit Winckelmann bekannt zu machen. „Sie iſt ſchöner als alle alten Köpfe", ſchreibt der Fürſt. „Ich kann mich hierbei des Ausdrucks bedienen, den Sie in der Kunſt beim Apollo angebracht haben. Wenn man etwas zu gut beſchreibt, fürchtet man gemeinlich es Dem zu zeigen, der es beurtheilen ſoll; ich freue mich aber umſomehr Sie hier zu ſehen, damit Sie an dem Glücke, welches ich mit meiner Prinzeſſin genieße, Antheil nehmen können."

Endlich, im März 1768, entſchloß ſich Winckelmann zu der Reiſe, nachdem er von ſeinem Herrn wie von ſeinen Obern eine uneingeſchränkte Erlaubniß erhalten hatte. In der Begleitung von Cavaceppi reiſte er nach Deutſchland. Alle ſeine Verehrer erwarteten mit Sehnſucht ſeine Ankunft. Goethe, der damals in Leipzig ſtudirte, gibt ein Bild von „der allgemeinen und unangetaſteten Verehrung", die Winckelmann wie ſein fürſtlicher Freund genoſſen. „Wir jungen Leute vernahmen mit Jubel", ſchreibt Goethe, „daß Winckelmann aus Italien zurückkehren und ſeinen fürſtlichen Freund beſuchen würde. Wir machten keinen Anſpruch, mit ihm zu reden, aber wir hofften ihn zu ſehen, und weil man in ſolchen Jahren einen jeden Anlaß gern zu einer Luſtpartie verwandelt, ſo hatten wir ſchon Ritt und Fahrt nach Deſſau verabredet, wo wir in einer ſchönen, durch Kunſt verherrlichten Gegend, in einem wohl adminiſtrirten und zugleich äußerlich geſchmückten Lande, bald da, bald dort aufzupaſſen dachten, um dieſe über uns ſo weit erhabenen Männer mit eigenen Augen umherwandeln zu ſehen."

Die Hoffnung ſeiner Verehrer, die Sehnſucht des Fürſten ward nicht erfüllt und befriedigt. „Für mich iſt außer zu Rom kein wahres Vergnügen zu hoffen", ſchrieb Winckelmann von Wien einem Freunde, und dem Fürſten ſandte er die letzten Zeilen ſeiner Hand unterm 14. Mai aus Wien: „Nach 5 ganzen Wochen einer beſchwerlichen Reiſe ſind wir endlich in Wien angekommen, und ich mit einer Schwermuth befangen, die mehr als einen Grund hat. Soviel Gewalt ich mir auch von Augsburg an angethan habe, dieſelbe zu unterdrücken, ſo ſehe ich kein anderes Mittel zu meiner Beruhigung, als nach Rom zurückzukehren; ich küſſe meinem göttlichen Fürſten mit der innigſten Wehmuth die Hände und ſchicke meinen Geſchenkten Cavaceppi, welcher meinem geliebten Fürſten auch in meinem Namen die Hände zu küſſen wünſcht und zu Ende dieſes Monats eintreffen wird."

Von Rom aus wollte Winckelmann dem Fürſten

*) Es muß hier ein ſtatarer italieniſcher Aufenthalt des Fürſten gemeint ſein, der war damals kaum gedenkbar.

D. Herr.

umständlicher schreiben, aber statt des Briefs mit die gewaltig erschütternde Kunde ein von der Ermordung Winckelmann's in Triest. Wenn schon Goethe, der ihm Fernstehende sagt: „Dieser schmerzliche Vorfall brachte eine ungeheure Wirkung hervor; es war ein allgemeines Jammern und Wehklagen", um wie viel gewaltiger muß das trübe Gefühl des großen Mannes den Fürsten erschüttert haben, der in ihm seinen Lehrer und seinen „vertrautesten Freund" verlor. A. v. L.

Anregungen.

Der Kampf um das Schwarze Meer.

Der gegenwärtige Kampf um das Schwarze Meer hat nicht nur schon viel Kriegs-, sondern auch Schreibmaterial verzehrt; er hat nicht blos die Schwerter der Soldaten und die Zunge der Diplomaten, sondern auch die Federn der Literaten in eine anhaltende Bewegung versetzt.

Eine der gefälligsten Federn über diesen verhängnißvollen Kampf führt unstreitig Theodor Mundt, der in einem seiner neuesten Bücher „Der Kampf um das Schwarze Meer; historische Darstellungen aus der Geschichte Rußlands" (Braunschweig, G. Westermann, 1855), zwar nicht Geschichte schreibt, aber sehr unterhaltende Geschichten, die er mitunter mit pikanten Bemerkungen begleitet. Mundt knüpft in seinen historischen Darstellungen die Kämpfe Rußlands um das Schwarze Meer und den Besitz Konstantinopels vorzugsweise an das Leben und den Hof der Zarin Katharina II. an, weil hier der allbestimmende und alle spätern Unternehmungen vorbereitungende Ausgangspunkt vieler Kämpfe gegeben ist und von diesem Punkte auf die Geschichte der europäischen Allianzen, das Verhältniß von Oesterreich, Rußland, Preußen und die für die gesammte heutige Politik entscheidend gewordene Einwirkung Rußlands auf Polen, Schweden und Persien ihre anschaulichste Beleuchtung gewinnen müssen.

Die Schilderung des Hoflebens der Zarin, ihrer Günstlinge, ihrer Verbindung mit den französischen Philosophen und Encyklopädisten, mit Voltaire, Diderot u. A. bietet dem geistreichen Verfasser natürlich Ingredienzien, durch die er das sonst trockene Thema des Kampfs um das Schwarze Meer angenehm würzt und dem politischen Drama einen ästhetischen Geschmack gibt. Wir erfahren aus Mundt's Darstellungen unter Anderm, daß der Gedanke, die Türkei sei der „kranke Mann" in Europa, eigentlich zuerst von dem Spötter Voltaire in einem seiner Briefe an Katharina ausgesprochen worden und von da in die russischen Hofsatirikonen übergeflossen ist; ferner daß Diderot es war, der Rußland als den Koloß mit thönernen Füßen (un colosse aux pieds d'argile) bezeichnet, von welchem Bonmot man jedoch nicht weiß, ob es der Kaiserin zu Ohr gekommen. Die Ideen, welche dem russischen Hofe die Eroberung der Türkei mit der Wiederaufrichtung des alten griechischen Kaiserthums oder auch mit der Wiederbelebung der alten hellenischen Republiken in Zusammenhang brachten, wurden unter dem Einfluß der schmeichelnden Intriguanten und Philosophen zu einer Art politisch-ästhetischen Schwärmerei, die auch mit den Worten ausgedrückt wurde, daß Apollo, der alte hellenische Gott, die Fahne Mohammed's zu den Füßen der Kaiserin Katharina niederlegen solle. Diese politisch-ästhetische Schwärmerei schildert Mundt besonders treffend. Unter der ästhetischen Färbung durch Voltaire bekamen die Eroberungspläne der Kaiserin auch ein religiöses Gepräge durch ihren Günstling Potemkin, nach dessen Angabe eine Denkmünze geprägt wurde, auf welcher ein gewaltiger Bligstrahl auf die große Moschee zu Konstantinopel herniederfährt, sodaß die Kuppel zertrümmert wird und von ihrem Sitz den Halbmond herabgeworfen liegt. Dem Titel der Kaiserin war auf dieser Medaille die Bezeichnung beigefügt: Propugnatrix fidei (Vorkämpferin des Glaubens). Mit diesem einen Wort, sagt Mundt, hatte Potemkin eigentlich das Hauptstichwort der russischen Politik zuerst ausgespielt und das Geheimniß der ganzen russischen Eroberungsmaschine, in der die Religion ihre systematische Stelle neben dem Schwerte hatte, in Umlauf gesetzt. „Potemkin konnte mithin für Den gelten, der die russische Politik in ihre wesentliche Formel erhoben, nachdem sie ihren Grundgedanken in den überlieferten Gesinnungen Peter's des Großen und Katharina's der Großen empfangen."

Minder einverstanden sind wir damit, daß Mundt den Kampf um das Schwarze Meer als den Entscheidungspunkt der modernen Weltbewegung betrachtet, der die größten Fragen Europas in seinem Schooße birgt, auch damit nicht, daß er auf den Osten, als auf die ewige Quelle neuer Heilsgestaltungen für die modernen Völker, hinzeigt. Er sagt: „Die in vielem Betracht schädlich gewordene Annahme, daß eine neue Zukunft der Menschheit sich im Westen begründe und in den Demokratieen Amerikas die politische und soziale Wiedergeburt der Völker anstehe, hat über die im Osten wahrzunehmenden Interessen Europas nur oberflächlich täuschen können. Die principlose Demokratie der amerikanischen Westwelt, die weder in sich selbst noch allen andern Völkern gegenüber zu einer schöpferischen und idealen Aufgabe sich emporzuschwingen vermag, ist zwar anlockend genug für den Auswanderungstrieb aller zerschellten und überverbitterten Elemente der Gesellschaft geworden, aber Amerika hat dadurch Europa gegenüber nur eine theils vermittelnde, theils negative Stellung davongetragen, in der es die Corruption der europäischen Welt auffängt, um die

rauhe Herrschaft eines individuellen Egoismus, wie er ohne Beispiel in der Geschichte ist, damit zu erreichen und Stoff, d. h. Geld, als das Höchste aller dortigen Production, daraus zu machen. Aber die höhern und wirklich lebengebenden Interessen der modernen Völker sind im Osten zu entfernt geblieben, wohin der natürliche Zug aller Bestrebungen und Lösungen der heutigen Welt gerichtet steht."

Amerika wirkt auf uns nicht unmittelbar, sondern mittelbar, aber in dieser Hinsicht auch ganz besonders stark, und kaum zu vergleichen ist ihm die geringe Anregung, die wir in unsern Culturangaben noch durch die Wiederanknüpfung unserer Interessen an den Orient erleben. Oder sollen wir uns fanatische Christen fühlen? Sollen wir Krieg, Feuer und Schwert wieder für Hebel der Geschichte erklären? Sollen wir Napoleon III. zu Gefallen auf die Völkereroberungslust die Zukunft der Jahrhunderte begründen? Daß der Westen Europas wieder dem Osten gebietet, ist vorläufig ein grosses Glück für die Civilisation, aber erst wollen wir abwarten, worin Frankreich den Sieg seiner Waffen besteht wird.

Für Russland ist die Verkleinerung seines Gebiets von außerordentlichem Gewinn. Diese Macht verdiente die Lehre, daß seine Politik seit mehr als hundert Jahren ihre wahren Lorbeern in der innern Verwaltung, in der Erkräftigung des Bürgergefühls und der Zähmung alter asiatischer Sitte hatte finden sollen, nicht in dem unaufgehaltenen Wachsen des Ehrgeizes und des Gefühls der eigenen innern Leere, über seine Grenzen hinaus die Geschicke Europas bestimmen zu wollen.

Die Lehre vom Schönen.

Noch niemals ist bei uns der Drang, dem größern Publicum die verschiedenen Zweige der Wissenschaften verständlich zu machen, so groß gewesen als jetzt. Nachdem bereits über die Naturwissenschaften eine so große Zahl von Büchern in populärem Tone erschienen sind, daß der Belehrung Suchende in die größte Verlegenheit geräth, wonach seine Hand greifen soll, kommt jetzt auch die Kunstlehre an die Reihe. Joseph Bauer veröffentlicht eine „Aesthetik für weitere Kreise" (Prag, Mercy, 1855), in welcher er „die Kunstlehre in einer Form, die deren Gegenstand auch für ein größeres Publicum lesbar macht, mit gedrängter Vollständigkeit zu behandeln" versucht. Der Verfasser zeigt — wie wir aus den beiden Abschnitten „Das Naturschöne" und „Das Geistschöne", ersehen — viel poetischen Sinn, nur haben wir an manchen Stellen die für das gesteckte Ziel nöthige Klarheit vermißt.

Haus und Schule.

Eine lesenswerthe Schrift ist die „Haus-Pädagogik in Monologen und Anreden. Eine Neujahrsgabe an die Mütter, von Professor Stoy in Jena" (Leipzig, W. Engelmann, 1855). Der Verfasser gehört seiner Versicherung nach nicht zu Denjenigen, welche an der Zukunft verzweifeln, denn er kannte den Reichthum des Mutterherzens. Ihm, dem „Genius der ersten Kindheit", widmet er seine Gabe, die ein Theil von Dem ist, was ihn im Laufe der Jahre bewegt hat und was im mündlichen Verkehr mit Vätern und Müttern ihm immer von neuem in den Vordergrund getreten. Wir finden in dem Buche über praktischen Unterricht, die Grenzen des Hauses, die Schule, treues Lernen, über solche Methoden in den Erziehungsanstalten, über Krüppelsie sowie über Bewahranstalten, „wo Aufsicht und Sorge von einer Hand vielmals in reichem Maße geboten werde, aber selten die andauernde Wärme, mütterliche Führung und entsagendstrahle", manche treffende Bemerkungen ausgesprochen, sodaß wir, ohne uns mit der im Ganzen etwas aufgetragenen Diction einverstanden zu erklären, die Arbeit des Verfassers umsomehr als eine anerkennenswerthe bezeichnen können, als dieselbe, nicht wie viele ähnliche Schriften, blos zusammengelesene Phrasen, sondern Früchte vorlegt, die ein erfahrungsreiches Leben auf eigenem Boden gezogen hat.

Wahrnehmungen.

Die Zeiten sind so schwierig, daß man, gezwungen immer an sich selbst zu denken, beim besten Herzen sich den Egoismus — angewöhnen kann.

* *

Charaktere, die in der Jugend weich sind, werden oft im Alter schroff, und umgekehrt mildern sich Naturen, die in der Jugend schroff waren, in spätern Jahren oft ab bis zu einer Weichheit, die Schwäche wird.

Zum Winter.

Und wenn auch das grünste, frischeste Blatt
Im Herbste vergilbt und zerfällt —
Es hat im Lenze erblüht und hat
Gerauscht und erfreut die Welt.

Und es bleibt im Winter der alte Schatz —
Wenn wieder die Lerche singt,
Ihm neue, verjüngende Lebenskraft
Durch die harrenden Adern dringt.

Dann wieder der frische Kranz ihm hängt —
Und das Blatt im Frühlingsgrunn
Denkt nicht, weil es früh'lich grünet und glänzt,
Daß es welken und sterben muß.

Und wenn auch manch' alte Seligkeit
Auf immer dir sich bahn,
Wird manche Wonne zu bittrem Leid —
Halt' aufrecht den frohen Sinn!

Denn fallen die Blätter — der Stamm bleibt steh'n,
Nicht dich selber verlierst du zum Glück —
So werden Frühlingslüfte weh'n,
Und die Blätter kehren zurück.

Michel Berend.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 6.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Freundschaft.

Geschichtliche Lebensbilder von Karl Gutzkow.

I. Das Dachstübchen in der Rue St.-Severin.

„Madelon aber, die hübsche Kammerzofe der schönen Marquise, warf René einen ermuthigenden Blick zu und sagte . . .“

„Ja, aber warum schreibst du denn nicht mehr, Franziska? Schon wieder Thränen! Zum Henker mit dieser Empfindsamkeit! Diese Thränenströme töten mich in meinen schönsten Gedanken und doch muß ich bis übermorgen mit dem Roman fertig sein. Du weißt es selbst, ich habe keinen halben Louisdor mehr im Hause und der Buchhändler gibt im voraus nichts und drängt auch und treibt, daß ich zu Ende komme; denn die Hofleute laufen ihm ja bald das Haus ein und fragen, ob der neue Roman, den ich ihm verkauft, noch nicht erschienen wäre.“

Diese Worte wurden an einem kalten Wintertage des Jahres 1658 von einem Manne, der, in einen alten Pelz gehüllt, in einem Rollstuhle in einem Dachstübchen der Straße St. Severin zu Paris saß, zu einer jungen, schönen, weinenden Frau von vielleicht 22 Jahren gesprochen, die, eine Feder in der Hand, an einem kleinen runden, mit beschriebenen Papieren bedeckten Tische saß. Die junge Frau hatte das Gesicht, welches von der Röthe glühender Scham bedeckt war, tief auf die beschriebenen Blätter niedergeneigt und äußerte, als der Mann geendet, schluchzend und indem sie die Feder fallen ließ und die zarten Hände flehend zusammengefaltet gegen den Mann erhob: „Sei barmherzig, Paul! Laß mich Magddienste thun vom frühen Morgen bis zur späten Nacht . . O ich will arbeiten, Alles dulden, Alles tragen, kein Murren soll über meine Lippen kommen — nur verlange nicht mehr von mir, diese Erzählungen anzuhören und sie aufzuschreiben, diese Gedanken, welche meinen Sinn bestricken und meine Seele verderben!“

„Du bist eine Hugenottin und eine Närrin dazu, Franziska!“ antwortete ihr der Schriftsteller und verzog dabei das Gesicht zu einer Grimasse, welche ihn ein schmerzhafter Gichtanfall in diesem Augenblicke schneiden ließ. „Mit deiner Tugend und deinen Thränen! . . . Soll ich vielleicht verhungern? Oder ließt man zu Paris und am Hofe Romane und Novellen voll Salbung? Oder soll ich vielleicht Erbauungsbücher und Legenden schreiben, die kein Mensch kauft und für die kein Buchhändler einen Sous zahlt, um mich damit auf dem Jahrmarkte zu St. Denis in der Porrochaire hausiren tragen zu lassen? Ich muß doch schreiben, wenn ich nicht verhungern oder erfrieren will! . . . Mazarin ist verdammt knauserig mit seinen Jahrgeldern für die Poeten.“

„So laß mich mit dem Cardinal sprechen, Paul!“ bat die junge Frau, „ich will mich ihm zu Füßen werfen, will ihm deinen Zustand, unsere bedrängte Lage schildern! . . . Man sagt, er sei zuweilen mildthätig und herablassend, und gewiß, gewiß, Paul, er wird mich erhören!“

„O gewiß, er ist sehr mildthätig, sehr herab-

lautend'" entgegnete Scarron mit zweideutigem Lächeln, welches eine dunkle Purpurröthe auf die Wangen der jungen Frau jagte; „er wusste ja kein Italienerin sein und nicht Mazarin heißen." Er lachte dann mit allerhand Spottreden fort, bis er den Husten bekam.

In diesem Augenblicke öffnete ein Bursche von vielleicht 18 Jahren, der Scarron's Diener, Portier, Lastträger, mit einem Worte sein Factotum war, die Thür und rief, indem er seinen Kopf mit den struppigen Haaren ins Zimmer steckte: „Der Herr von Malpré! Ich habe ihn schon auf der zweiten Stiege gesehen."

Als der Bursche diesen Namen nannte, erglühte das Antlitz der jungen Frau in noch dunklerer Röthe und ein leuchtender Blick schoss aus ihren schönen Augen; Scarron aber sprudelte ärgerlich: „Der Schwärmer, der Phantast und Sittenprediger, der mir den Kopf mit seinem Moralisiren über meine unsittlichen Bücher, wie er sie nennt, immer warm macht! Ich habe nicht Lust, mich heute auch noch mit ihm herumzuzanken!... Empfang' du ihn, Franziska! Ihr passt zusammen; es ist Eins so langweilig wie das Andere. Ins andere Zimmer, Pierre!"

Der Diener rollte den an allen Gliedern gelähmten Schriftsteller in das kleine Schlafzimmer, welches neben der Wohnstube noch befand und mit ersterm durch eine Thür verbunden war.

Die Thür hatte sich kaum hinter ihm geschlossen, als man Schritte auf dem kleinen Vorsaale hörte und die Thür des Zimmers, in welchem sich nun die junge Frau allein befand, geöffnet wurde ..

„Ah, Herr von Malpré!" rief erröthend und sich von ihrem Sitz erhebend die junge Frau, während sie rasch mit ihrem Taschentuche über die Augen fuhr, um die Thränenspuren zu verwischen; „Sie sind lange nicht in dem kleinen Dachstübchen der Rue St. Severin gewesen und am Ende darf ich Ihnen nicht einmal deshalb zürnen... Im Schloss zu Versailles und den Prunkgemächern des Louvre ist es schöner und angenehmer als in dem Dachstübchen eines armen Schriftstellers."

„Franziska", entgegnete mit sanftem Vorwurf und von schmerzlichem Ausdruck Herr von Malpré, „Sie thun unrecht gegen mich!... Sie wissen, dass ich mich niemals in den Sälen des Königsschlosses, in dem Lärm dieses üppigen Hofes wohlbefunden und dass nur mein Amt mich dort festhält." Und als die junge Frau darauf nichts erwiderte, fuhr er wärmer fort: „Sie wissen auch, dass ich meine Freunde nie zu Versailles und im Louvre gesucht und mein Herz bei allem Glanz des Hoflebens nie die Freundin im Dachstübchen der Straße St.-Severin vergessen hat." Er drückte bei den letzten Worten die Hand der jungen Frau mit leisem Druck, worüber diese bis unter die Augen erröthete und, indem sie ihm vergebens ihre Rechte zu entziehen suchte, mit leiser Stimme flüsterte: „Friedrich, Sie bleiben ein Schwärmer!"

„Und Sie, Franziska," flüsterte Friedrich von Malpré, „sind Sie keine Schwärmerin? Haben Sie ganz jene schönen Tage vergessen, wo wir an den grünen Ufern der Sèvre Nantaise, als Sie auf dem Gute Ihrer Tante waren und ich, vom Collége zu Paris auf das Schloss meines Vaters zurückgekehrt, Hand in Hand wandelten und beim murmelnden Wellenschlag an lauwarmen Sommerabenden unter dem Sternenhimmel und beim Mondenglanz von einer schönen, glücklichen Zukunft träumten? Haben Sie jene Frühlingsabende vergessen, wo wir in dem Wäldchen bei Schloss Malpré spazieren gingen und ich Ihnen die im Mondschein glänzenden Thürme meines väterlichen Schlosses zeigte und Ihnen sagte: «Dort werden Sie einst als Herrin gebieten?...» Haben Sie Alles, alles Das vergessen?"

„Friedrich!" bat, ihn unterbrechend, mit erstickter Stimme die junge Frau, und indem sie ihr Gesicht abwendete, sagte sie: „Vergessen wir jene glücklichen Träume der Kindheit, die nie in Erfüllung gehen sollten!" Ein tiefer Seufzer entfloh ihrer Brust.

„Nie in Erfüllung gehen sollten!" wiederholte Friedrich von Malpré mit trauriger Stimme. „Und warum, warum, Franziska, gingen diese Träume nie in Erfüllung? Warum glaubten Sie jenem böswilligen, falschen Gerücht, das während meiner Abwesenheit in Indien, wohin mich die Ungnade des Königs geführt, meine Verwandten von meinem Tode verbreiteten? Ahnten Sie nicht die Absicht jener Menschen, Franziska, die meiner Verbindung mit Ihnen abgeneigt waren, weil Sie keine Güter und keine vornehme Familie hatten?... Warum verbanden Sie Ihr junges, blühendes Leben mit dem traurigen Geschick dieses Scarron?"

„Der mich wenigstens vom bittersten Mangel rettete", unterbrach die junge Frau mit verweisendem Blick Herrn von Malpré, „und den ich deshalb", setzte sie leise hinzu, „wenn auch nicht lieben, doch ihm meine Pflichten erfüllen werde; denn ohne ihn wäre ich im Elend umgekommen...

Sie wissen, Friedrich, daß meine Tante mich ganz mittellos in die Welt stieß, und wenn Paul seine Schwächen und seine Fehler hat, so hat er auch seine Tugenden und vor allem ein gutes Herz, das Niemand unglücklich sehen kann."

„Sie sind eine Heilige, Franziska", sprach der junge Mann, „der Himmel wird es Ihnen noch wohlergehen lassen; so viel Ergebenheit muß schon hier auf Erden belohnt werden!"

„Ich erfülle nur meine Pflicht", sagte die junge Frau, indem sie den Blick zur Erde senkte.

„Wie ein Märtyrer sie erfüllt, der mit einem Lächeln auf den Lippen stirbt!"

Die junge Frau antwortete nicht darauf. Es entstand ein kurzes Stillschweigen, endlich begann Malpré das Gespräch wieder, indem er mit bewegter Stimme zu der Fremdin sprach: „Wissen Sie auch, was mich heute zu Ihnen geführt hat, Franziska?"

Die junge Frau blickte ihn verwundert über die Frage an.

„Ich kam, um — Abschied zu nehmen", sprach Friedrich bewegt und zögernd.

„Abschied? Und warum? Gehen Sie fort von Paris?" rief mit ängstlichem Blick und Ton die junge Frau.

„Auch fort aus Frankreich", antwortete Friedrich von Malpré; „der Cardinal schickt mich wieder nach Indien, wo unsere Streitigkeiten mit den Generalstaaten und den Engländern die Anwesenheit eines königlichen Specialgesandten, der mit den dortigen Verhältnissen vertraut ist, dringend nöthig machen; und da ich durch meinen frühern Aufenthalt in jenem Lande mit den dortigen Angelegenheiten genau bekannt bin, so hat man mich zu dieser Sendung erwählt. . . Ich werde vielleicht lange, lange dort bleiben; vielleicht", setzte er mit traurigem Ton hinzu, „vielleicht kehre ich nie wieder zurück!"

„Nach Indien?" murmelte erschrocken die Hände faltend die junge Frau und eine Thräne schimmerte in ihren schönen Augen; „nach Indien, unter jenen glühenden Himmel, unter diese verbrennende Sonne und so weit von Frankreich und von allen Denen, die Sie hier lieben!"

Das letzte Wort war mehr hingehaucht als gesprochen, aber Malpré hatte es doch verstanden und mit leidenschaftlicher Geberde antwortete er: „Haben Sie Dank, Franziska, für dies Wort. . . es wird mein Trost im Sturme des Meeres und unter der sengenden Sonne Indiens sein und wenn ich weit, weit von Frankreichs Erde sterbe und fremde Gestalten um mein Lager stehen werden, wird der Gedanke, daß es in Frankreich wenigstens ein Herz gibt, das meiner liebend gedenkt, mein letzter Trost sein! . . . Leben Sie wohl, Franziska!" schloß er, fühlend, daß ihn seine Schwäche zu übermannen drohte. Er zog mit sanfter Gewalt die junge Frau an sich. . . Sie widerstrebte nicht und einen Augenblick berührten sich ihre Lippen in einem innigen Kusse, dann aber wand sie sich aus seinen Armen und indem sie weinend auf das Sopha sank und ihr Gesicht mit den Händen bedeckte, murmelte sie: „Leben Sie wohl, Friedrich, mein einziger Freund und Trost!"

Friedrich von Malpré wollte erwidern, aber das schmerzliche Zucken seines Mundes ließ ihn kein Wort über die Lippen bringen. Noch einen Händedruck, einen Blick voll Liebe und Schmerz, den er auf sie warf, und er stürzte mit den Worten: „Leb wohl, Franziska, leb wohl!" zur Thür. Als er unten aus der Hausflur auf die Straße trat und noch einen letzten Blick hinauf nach dem kleinen Dachstübchen warf, sah er aus dessen Fenster ihm Franziska noch ein mal mit dem Tuche winken. Er flatterte, eine Thräne im Auge zerdrückend: „Lebe wohl!"

II. Das Cabinet im Schloss zu Versailles.

In einem der prächtigen Gemächer des königlichen Schlosses zu Versailles saß an einem Julitage des Jahres 1679 an einem der hohen Fenster, durch welche man hinunter in den grünen, duftigen Park blicken konnte, eine Dame, die, wenn auch in Wirklichkeit etwas älter, für eine Frau von vielleicht 36—38 Jahren gelten konnte; und wenn auch somit über die Jugendblüte hinaus, war sie doch noch immer eine sehr anziehende Schönheit. Die feine, weiße Blässe ihres interessanten Gesichts, die edelgeformte Stirn, die großen, glänzenden Augen, welche eine in diesen Jahren seltene Bläue zeigten, und die schlanke Gestalt mit den nach damaliger Sitte nur leicht verhüllten Schultern hätten auch einen strengen Richter über Frauenschönheit vergessen lassen, daß nicht mehr das erste, üppige Roth der Jugend auf ihren Wangen schimmerte. Ihre Kleidung war, obwol aus reichen, kostbaren Stoffen bestehend, einfach und zeigte von einem gewählten Geschmack, der die feinste und erlaubteste Koketterie einer Frau von Welt ist. Ein dunkles Seidenkleid, welches die schönen Formen ihrer Taille vortheilhaft hervortreten ließ, ein leichtes weißes Flortuch auf den Schultern und bauschige, blendendweiße Manschetten von wie duftigen brüsseler Spitzen, die

ihre feine weiße Hand umſchloſſen, bildeten ihren einzigen Schmuck.

Im Hintergrunde des Zimmers ſtand ein eleganter Toilettentiſch, auf welchem man mehre in rothem Saffian gebundene, mit Goldſchnitt verzierte Gebetbücher und ein ſchöngearbeitetes elfenbeinernes Crucifix ſah. Der Blick der Dame ſchweifte unruhig im Park umher, bald hinüber zu dem bronzirten Gitterthor, durch welches man in den innern Schloßhof gelangte, bald zu einer kleinen Pforte, zwiſchen dunklem Gebüſch verborgen, durch welche man faſt unbemerkt in das Schloß und zu dem Flügel, den die Dame bewohnte, gelangen konnte. Obgleich der Ort, an welchem ſie ſich befand, die reiche, königliche Ausſtattung des Zimmers, in welchem man auch das lebensgroße Bildniß des Königs an der Wand erblicken konnte, die Ehrfurcht, mit der die Bewohnerin dieſes Gemachs von den zuweilen leiſe ins Zimmer eintretenden und ſie um ihre Befehle befragenden Kammerdamen gegrüßt wurde, auf eine hohe, mächtige Stellung deutete, ſo lag doch nicht jener Sonnenſchein des Glücks, welcher das Kennzeichen erfüllter Hoffnungen und errungenen Lebensziels iſt, auf dem Antlitz der Frau. Im Gegentheil waren ihre ſchönen Augen von einem gewiſſen Ausdruck der Trauer umflort und ihre Stirn zeigte nicht die Glätte glücklicher Zufriedenheit.

„Wo er doch bleiben mag!“ flüſterte ſie, ein kleines Briefchen, welches ſie in der Hand hielt, ungeduldig zerknitternd; die Schloßuhr hat ſchon die vierte Stunde geſchlagen und in einer halben Stunde iſt die Zeit, wo der König kommt, und wenn ich ihn nicht vorher ſprechen kann, iſt meine Bemühung für ihn vergeblich.“ Und ſie blickte mit ſteigender Ungeduld nach den beiden Eingangsthüren des Parks . .

Da belebten ſich ihre Augen; ein heller Strahl der Freude glänzte in ihnen und ein froher Ausruf entſchlüpfte ihren Lippen. . .

Dieſe plötzliche Veränderung in ihren Geſichtszügen hatte der Eintritt eines Mannes bewirkt, der durch die kleine verborgene Pforte in den Park getreten war. Vorſichtig umblickend, näherte er ſich mit ſchnellen Schritten der Thür, die zu ihren Gemächern führte.

„Er iſt es! Er iſt es!“ flüſterte die Frau und mit raſcher Hand ergriff ſie eine ſilberne Schelle und klingelte.

Eine Kammerfrau trat ein.

„Beatrice“, ſprach die Dame raſch und aufgeregt, „ich erwarte den Beſuch eines Mannes, mit dem ich eine wichtige Unterredung habe. Er wird augenblicklich da ſein. Solange er bei mir iſt, bin ich für Niemand zu ſprechen; verſtehſt du, Beatrice, für Niemand! — Du wirſt mich verſtehen!“

Bald trat der Fremde ein. „Friedrich!“ grüßte die Dame aufgeregt und reichte dem Jugendfreunde die Hand.

„Frau Marquiſe!“ antwortete Herr von Malpré, indem er einen kleinen Schritt näher trat. Von beiden Seiten trat ein verlegenes Stillſchweigen ein, gerade wieder wie bei jener Begegnung vor Jahren.

Diesmal brach es die Dame.

„Ihr erſtes Wort, Friedrich, nach fünfundzwanzigjähriger Trennung war ein Vorwurf“, ſagte ſie mit zitternder Stimme und ſich am Lehnſeſſel feſthaltend; „gibt es für Sie keine Franziska mehr? Haben Sie ſich in Ihrem Herzen keine Erinnerung bewahret, die“ — ſie ſenkte bei dieſen Worten erröthend das Auge, „die für die Jugendfreundin um Verzeihung bittet?“

Herr von Malpré erhob den Blick und ließ ihn mit ſchmerzlichem Ausdruck auf der Dame ruhen.

„Franziska“, ſprach er mit trauriger, ernſter Miene, „Franziska, zwanzig Jahre unter der glühenden Sonne Indiens konnten zwar mein Antlitz verdorren laſſen, aber mein Herz blieb immer jung und friſch wie zu jener Zeit! . . . Verzeihen Sie, Franziska, dieſem ſtürmiſchen, unruhigen Herzen das kalte Wort — es ſoll ſein erſter und letzter Vorwurf ſein! Von dieſem Augenblick an ſoll es für mich keine Marquiſe von Maintenon ſondern nur eine Franziska von Aubigné geben. Sind Sie damit zufrieden, Franziska?“

„Ich danke Ihnen, Friedrich — Sie ſind ein edler, ſeltener Menſch!“ äußerte die Marquiſe und überließ ihm die Hand, die er an ſeine Lippen führte, um einen Kuß darauf zu drücken.

„Es hat ſich viel geändert in dieſen zwanzig Jahren, in denen wir uns nicht ſahen, Friedrich!“ begann die Marquiſe, Malpré durch eine Handbewegung einladend, ſich zu ſetzen und ihn betrachtend, wie um einen Vergleich zwiſchen ſonſt und jetzt zu ziehen.

Malpré errieth ihre Gedanken. „Sie ſuchen die Züge des jungen Friedrich, den Sie einſt in den Tagen ſeiner Jugend kannten, Franziska, aber Sie ſuchen vergebens! Indiens ſengende Sonne und dieſe Norden, die ich mir im Dienſte des Königs in den Kämpfen gegen die wilden Berg

volker von Afghanistan und die Soldaten Hollands gewonnen, haben jene Züge verwischt — und unverändert ist nur mein Herz!"

„Noch immer Schwärmer!" sprach die Marquise mit wehmüthigem Lächeln, die Hand des Jugendfreundes drückend. . . Dann fuhr sie mit lebhafter Stimme fort: „Aber nun zu Dem, was Sie so sehr berührt! Sie schreiben mir in dem Briefe, in welchem Sie mich um eine Unterredung bitten, man hätte Sie beim König in Betreff Ihrer Verwaltung in Indien verleumdet. Sie sollen den Dienst des Königs vernachlässigt und — ich würde mich scheuen, das Wort auszusprechen, wenn Sie mir es nicht selbst geschrieben — sich bedeutender Unterschleife schuldig gemacht haben, weshalb der König Sie, ohne Ihre Vertheidigung zu hören, auf immer von Paris und dem Hof verbannt hätte. Wer kann Sie so verleumdet haben? Hegen Sie keine Vermuthung darüber, Friedrich?"

„Allerdings hege ich die!" antwortete Malpré; „es ist ein Nebenbuhler, der mich aus meiner Stellung in Indien vergebens zu verdrängen suchte, einer jener Menschen, die, wenn sie als Gouverneure oder königliche Commissare in die Colonien gesendet werden, diese auf alle mögliche Weise ausbeuten und plündern, gerade so wie es einst die römischen Proconsuln und Prätoren thaten. Mein Verleumder ist ein Verwandter der Marquise von Montespan."

Ein Ausruf der Ueberraschung aus dem Munde der Dame unterbrach ihn. Er blickte sie fragend an und sagte: „Was haben Sie, Franziska? Was ist Ihnen?"

„Nichts, nichts!" erwiderte sie rasch; „fahren Sie fort in Ihrer Erzählung, Friedrich!" Für sich aber setzte sie hinzu: „Seltsam! Seine Feinde sind auch die meinigen!"

Man wird sich erinnern, daß die Frau von Montespan aus der Gunst Ludwig's XIV. durch Frau von Maintenon vermittels des Fräuleins von Fontanges wieder verdrängt wurde, wodurch die Montespan die erbitterte Feindin der Maintenon wurde.

„Was mich am meisten kränkt", fuhr Malpré fort, „ist nicht die Verbannung vom Hofe, denn Sie wissen, Franziska, ich war nie ein Höfling, sondern meine befleckte Ehre, der Makel an dem Namen eines Mannes, dessen ganzes Leben nie durch eine schimpfliche Handlung entehrt worden ist, die Schande, die dem Wappenschilde der Malpré angethan wird — deshalb, Franziska, habe ich Sie um diese Unterredung gebeten; nicht, daß Sie mir Gnade durch Ihr Fürwort bei dem König, sondern nur das Recht der Vertheidigung verschaffen!"

„Sie haben mein Wort, Friedrich!" unterbrach ihn die Marquise mit lebhafter Stimme, die Wangen von Aufregung gerothet —

Doch plötzlich erbleichte sie. Sie richtete ihre Blicke nach der Thür des Cabinets. Friedrich, dessen Augen denen der Marquise folgten, hörte auf dem Vorsaal Tritte und eine kurze, befehlende Stimme. Noch ehe er zu einem Entschluß kommen konnte, wurde die Thür des Cabinets heftig aufgerissen und hereintrat mit vor Zorn gerothetem Antlitz und blitzenden Augen der König.

Malpré fuhr bei dieser unerwarteten Erscheinung vom Sessel empor und verneigte sich vor Ludwig XIV., während Frau von Maintenon mit kurzem, fliegendem Athem sitzen blieb und sich in tödtlicher Verlegenheit mit einem Fächer die glühende Wange deckte. . .

Einen Augenblick herrschte ein peinliches, drückendes Schweigen im Cabinet, bis der König, zu Herrn von Malpré gewendet, mit rauher, befehlender Stimme sprach: „Seit wann hat Herr von Malpré vergessen, den Befehlen seines Königs zu gehorchen? Habe ich Ihnen nicht vor 24 Stunden befohlen, augenblicklich Paris und Versailles zu verlassen und nie wieder am Hofe zu erscheinen? — Melden Sie sich beim diensthuenden Capitän der Garde als Arrestant und übergeben Sie ihm Ihren Degen!"

„Sire!" riefen bei diesem harten Spruch wie aus einem Munde die Marquise und Malpré!

„Kein Wort!" herrschte der König. „Gehen Sie, Herr von Malpré!"

Der Edelmann verbeugte sich, ergeben in sein Schicksal. Schon war er im Begriff, das Cabinet zu verlassen, als sich die Marquise erhob und mit heller, gebietender Stimme zu Herrn von Malpré sagte: „Bleiben Sie, Herr von Malpré! Sie sind in meinem Cabinet und nur ich kann Sie sich daraus sich entfernen heißen!"

Der König biß sich auf die Lippen und sieh funkelnden Blicks: „Bei Gott! Marquise, Sie führen eine kühne Sprache!"

„Eine Sprache", fiel die Marquise unerschrocken ein, „wie sie zwar nicht die feilen Höflinge und Schmeichler, sondern nur Die führen, die da wollen, daß man König Ludwig XIV. nicht nur den Großen, sondern auch den Gerechten nenne und deshalb, Sire, wird Herr von Malpré bleiben und Sie werden seine Vertheidigung hören."

„Madame!“ rief der König überrascht von der ungewohnten Kühnheit dieser Sprache, die ihm dennoch schmeichelte. Die Marquise aber, mit scharfem Blick den Eindruck, den ihre Worte auf den König gemacht, erkennend, sprach, den Augenblick benutzend, zu dem Oberamann: „Sprechen Sie, Herr von Malpré!“ Der König, überrascht von den Worten der Marquise, ließ es geschehen, und nun überzeugte ihn Herr von Malpre in kurzer, feuriger Rede von der Grundlosigkeit der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen. Der König betrachtete bald ihn, bald die Marquise, die in diesem Augenblick der Aufregung ihm reizender denn je erschien. Als Herr von Malpré geendet, sprach er: „Wohlan, Herr von Malpre, Ihre Verbannung ist aufgehoben! Doch werden Sie, nachdem Sie morgen sich mir bei dem Lever vorgestellt“ — es war ein Gefühl der Eifersucht, das ihn, der etwas von dem frühern Verhältniß der Marquise mit Friedrich erfahren hatte, so sprechen ließ — „drei Tage darauf Versailles verlassen — verabschieden Sie sich jetzt bei der Marquise.“

Mit einer tiefen Verbeugung, stumm und ohne ein Wort zu erwidern, gehorchte Herr von Malpre, und die Marquise erwiderte ebenso seinen Gruß. Eine Thräne, die in ihrem Auge schimmerte, sah der König nicht, Malpre sah sie. Als er die Treppe hinabstieg, konnte er erst die Wirkung dieser erschütternden Begegnung. Die arme Frau eines buckligen Schriftstellers und die Beherrscherin Frankreichs!

III. Im Stift zu St.-Cyr.

In den späten Nachmittagsstunden eines trüben, nebelkalten Herbsttages des Jahres 1719 rollte eine jener großen, gelben Kutschen, wie sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bei den Leuten von Stande gebräuchlich waren, schwerfällig auf dem Wege hin, der von Versailles nach St. Cyr führt. Vor dem Stiftshaus, welches zur Erziehung armer, adeliger Fräuleins unter der Regierung Ludwig's XIV. errichtet worden, hielt die Kutsche an. Ein alter, gebrechlicher Diener stieg vom Sitz, auf dem er neben dem Kutscher gesessen. Er öffnete den Wagenschlag, um einem noch viel ältern gebrechlichen Greis, dessen Füße kaum noch die Last des Körpers zu tragen vermochten, aus dem Wagen steigen zu helfen. Eine große Lockenperücke umwallte ein welkes, von mancher Narbe durchfurchtes Antlitz, und die zitternden, von großen Manschetten umschlossenen Hände vermochten kaum den goldenen Knopf des Rohrstocks zu halten, mit dessen und des Dieners Hülfe sich der Greis fortbewegte. Nur das dunkle Auge, welches unter den buschigen Brauen hervorblitzte, verrieth, daß ein noch nicht ganz gebrochener Geist in dieser welken Hülle wohnte.

„Zieh die Klingel, Etienne“, sprach der Greis mit zitternder Stimme, als er sah, daß die Thür des Stifts nicht geöffnet wurde. Der alte Diener gehorchte und der Schall der Glocke tönte laut durch das Gebäude. Die Pförtnerin erschien und öffnete. Als sie den Greis erblickte, zeigte sie eine Geberde freudigster Ueberraschung. Leise sprach sie zu ihm: „Endlich! Sie erwartet Sie schon seit heute Morgen.“

Der Greis erwiderte nichts, sondern folgte stumm, auf seinen Diener gestützt, der voranschreitenden Pförtnerin. Diese stieg eine Treppe hinauf und öffnete behutsam die Thür einer Zelle, in welcher der Greis ein Bett sah, zu dessen beiden Seiten Kerzen brannten und an dessen Kopfende ein Priester kniete und betete...

Der Greis trat mit trauriger Miene in diese kleine, schmucklose Zelle, wo man außerdem nur noch einen Sessel, ein Betpult und Crucifix sah, und ließ sich dann auf dem Sessel am Bette nieder, indem er seine Hände faltete und seine farblosen Lippen ein Gebet murmelten. Dann hob er den Blick empor und betrachtete mit tiefem Schmerz das Antlitz der sterbenden Greisin, die in dem Bette lag, an dessen Seite weder Kind noch Enkel stand, weder Verwandte noch Freunde, sondern nur er und ein Priester.

Letzterer erhob sich jetzt, und zu dem Greise sich wendend, sprach er mit leiser Stimme: „Es war der letzte Wunsch der Sterbenden, Herr von Malpre, Sie noch ein mal zu sehen, und deshalb schrieb ich Ihnen und bat Sie, zu kommen!“

Der Greis nickte mit dem Haupte und murmelte: „Junigen Dank!“

Dann verneigte sich der Priester und ließ den Greis mit der Sterbenden allein.

Malpre beugte sich auf das Bett nieder und berührte mit seinen Lippen die bleiche, abgezehrte Hand der Sterbenden. Eine Thräne fiel aus seinen Augen, die seit einem halben Jahrhundert vielleicht nicht mehr geweint. Diese warme, heiße Thräne weckte die Sterbende Greisin; sie schlug ihre halbgeschlossenen Augen auf, und, als sie den Greis an der Seite ihres Bettes erblickte, flog ein matter Strahl der Freude über ihre bleichen Züge... Es war vorübergehend wie der Blitz am nächtigen Gewitterhimmel.

Doch winkte sie allmälig dem Greis, sich ihr zu nähern. Endlich flüsterte sie auch noch, zwar

mit erſterbender Stimme ſchon: „Ich konnte nicht ſterben, Friedrich, ohne Sie noch ein mal zu ſehen … Beten Sie für mich!“

Der Greis that es. Ein heiliges Schweigen umgab Beide. Frau von Maintenon entſchlummerte.

Der Greis brach halberſtickend zuſammen. Als auf dies Geräuſch der Diener und der Prieſter wieder hereintraten und ſie den alten Mann wieder aufheben und ſanft hinausführten, murmelte er, noch einen letzten Blick auf das Antlitz der Todten werfend, ein letztes Lebewohl!

Wenige Wochen darauf begrub man auch Herrn von Malpré, den neuen, edlen Freund.

Aus dem Rieſengebirge.

II.

Denke dir, lieber Leſer, du kämſt zufällig des Wegs daher, wollteſt in irgend einer Gebirgsbaude übernachten und gedächteſt eben vermittels einer Leiter auf das Dach der Baude zu ſteigen, um in das verſchneite Haus alſo, wie es im Winter hier oben Sitte iſt, einzuſteigen — der Mond iſt aufgegangen und gießt ſein bleiches Licht über die Winterlandſchaft — da ſiehſt du plötzlich einen langen Schlittenzug an dir vorübergelaufen kommen. Kein Schellengeklingel bereitete dich auf ſeinen Anblick vor, kein Pferd iſt dabei ſichtbar, du bemerkſt nur liegende Holzgeſtelle, in denen zwei Menſchen ſitzen, der Eine etwas erhöht, der Andere niedriger zu ſeinen Füßen. So geht es im Galopp den Abhang des Bergs hinab. „Was bedeutet das?“ fragſt du, und ich antworte dir: „Das iſt eine Geſellſchaft, die von einer Grenzbaudenpartie heimkehrt.“

Am frühen Morgen deſſelben Tags verließ dieſe Geſellſchaft in großen Wagen oder Schlitten die einige Meilen entfernte Stadt und nach zurückgelegter Hälfte ihres Wegs vertauſchte ſie dieſe Wagen mit den ſogenannten Hörnerſchlitten, die nur zwei Perſonen und den Führer oder Kutſcher Raum bieten. Dieſe Fahrgeräthe ſind ſehr niedrig und von der einfachſten Bauart, aus rohem Holz zuſammengenagelt, vor welche ein Pferd geſpannt iſt. Dieſes Pferd bekommen die Inſaſſen indeß nur nicht zu ſehen, denn ſie ſitzen rückwärts in dem Schlitten; ſie ahnen nur des Pferdes Gegenwart, da ſie ſich langſam weitergebracht fühlen, und werden noch lebhafter an ſein Vorhandenſein erinnert, wenn das Thier etwa bis an den Bauch in den Schnee ſinkt und dadurch nicht nur ſie ſelbſt, ſondern auch der ganze folgende Zug im Weiterkommen gehemmt iſt; denn der Weg iſt ſchmal und von Schneewällen eingeſchloſſen. Daher, daß unſere Schlittenfahrer ihrem Pferde den Rücken zuwenden, ſchmilzt das ihres nachkommenden Freundes in ihr Fuhrwerk hinein; ſie fühlen des Thieres Nähe kaum mit der ihnen in Berührung, und dieſe allzu große Nähe will ihnen anfangs etwas unbequem dünken, doch ſie haben nicht Zeit, ſich lange mit dieſer Pferdenähe zu beſchäftigen; ihre Aufmerkſamkeit wird durch andere Dinge abgelenkt. Sie ſind auf eine Höhe gelangt, von der herab ſie, rückwärts ſchauend, mit Bequemlichkeit ein großes, weit ſich öffnendes Gebirgspanorama in ſich aufnehmen können. Doch alsbald rollt der Vorhang vor dieſem Bilde nieder, d. h. der Weg wendet und verengt ſich und die Fahrenden gerathen in einen Fichtenwald, der heute nicht ſein immergrünes Kleid trägt, ſondern unter der Laſt des Schnees faſt ſchwankend ſich in weiten wunderbaren Geſtaltungen zu beiden Seiten der ſchmalen Schlangenwindungen hindehnt. Dort ſcheint ein Baum als grimmer Gigbär eben auf einen Schlitten losſpringen zu wollen; hier iſt es ein Herr im langen Pelzmantel, der die Geſellſchaft ſteif bewillkommnet; da wieder breitet ein weißer Adler ſeine Flügel aus, und ſo tauchen immer neue Geſtalten auf, die Phantaſie zu beſchäftigen. Endlich kommt man aus dieſem Schneewalde heraus; denn zeigen ſich ſchon die erſten Grenzmarken; ſie werden mit Freuden begrüßt, denn man iſt durchfroren und hungrig. Auf der Grenze gibt es feurige Weine und ein gutes Mittagsdiner iſt beſtellt; darum getroſt! Die Grenzbaude, welche halb auf preußiſchem, halb auf öſterreichiſchem Gebiet ſteht, iſt erreicht.

Die Schlittenfahrer verlaſſen ihre ungepolſterte Bank nicht ungern, um in einen großen, erwärmten Saal zu treten, wo bereits eine lange Tafel für ſie gedeckt iſt. Ehe ſie ſich an dieſer niederlaſſen, beſuchen ſie noch den Weinkeller, wo der Wirth mit einer langen Glasröhre in die Fäßer taucht und die Gläſer füllt. Die Weinprobe in dem Honigbaudenkeller würde nur das Talent eines Havenſteiner eine würdige Aufgabe ſein. In Pelze gewickelt, von der Kälte erſtarrte Füßen ein Faß belagernd, deſſen Inhalt anſtaunend auf ſie wirkt. Einige wählen den dunkelgelben, roſinenſüßen, feurigen, Andere den hellen herben, kräftigen Ungarwein und bringen auf der Höhe ein Hoch aus den beiden Ländern, die ſich hier die Hände reichen.

Das Mittagsmahl, das hier immer aus einer Nudelſuppe, hartem Rindfleiſch, faſerigem Kalbs-

braten mit begleitenden Mehlknoedeln und Pflaumen beſetzt, mundet trotz aller ſeiner Unvollkommenheiten vortrefflich. Während man ſchmauſt und plaudert, kommen einige böhmiſche Muſikanten und bringen eine Aufforderung zum Tanz in den Saal, der die jungen Leute nicht zu widerſtehen vermögen. Die Polka eröffnet den Reigen. Der Tanz währt einige Stunden, denn das gehört zu dem Vergnügen, daß man ſich erſt recht tüchtig erhitzt, bevor man ſich wieder in die Kälte begibt. Die alten Herren rauchen Cigarren, die Damen trinken Kaffee; Einige, die ſich für die Landwirthſchaft intereſſiren, beſichtigen den muſterhaft gehaltenen Kuhſtall, der ſich in demſelben Baudenhauſe befindet; die Tänzer ſchweben über den Köpfen des brüllenden Viehes hin und her, bis endlich der Abend naht. Nun werden Pelze, Kapuzen, Fußſäcke und ſonſtige Wärmeleiter wieder herbeigeſchafft und es findet eine abermalige Theilung und Spaltung der Geſellſchaft ſtatt. Zu Vieren fuhr ſie in großen Wagen aus, zu Zweien ließ ſie ſich die Höhe hinaufziehen, allein gleitet ein Jeder in einem kleinen Handſchlitten pfeilſchnell von der Höhe hinab. Doch nicht ſo ganz allein; ein Steuermann ſitzt zu eines Jeglichen Füßen und regiert das Schneefahrzeug, während es die ſich ſenkrecht hinabwindenden Bahnen entlang eilt. Flüchtig ziehen die Geſtalten, die am Morgen die Einbildungskraft der Fahrenden belebten, jetzt in ſchattige Dämmerung gehüllt, an ihnen vorüber, ſie achten ihrer kaum, denn das ſcheinbare Fliegen über den Boden hinweg verſetzt ſie in eine angenehme Aufregung und beeinträchtigt ihre Aufmerkſamkeit für die Umgebung. Gleich Bildchen aus ſchwarzem Papier geſchnitten und auf eine weiße Unterlage geſchoben, erſcheinen die dunkeln Schlitten in der hellen Mondnacht auf dem Schneeberge.

Der Zug iſt traumhaft an dir vorübergeglitten, lieber Leſer, und du haſt jetzt deine Abſicht aus und verſenkſt dich vielleicht in das Bayrerhaus, um eine ſtille Winternacht auf dem Gebirge zu verſchlafen. Laß auch mich hier von dir Abſchied nehmen! Vielleicht begegnen wir uns einmal an den Grenzmarken Oeſtreichs und Preußens. Dann wollen auch wir auf dem Schneegipfel des Rieſengebirgs die Gläſer aneinanderklingen laſſen und Freude darüber empfinden, daß die Nachbarländer Freundſchaft ſchließen! **Jeanne Marie.**

Das Eingehen auf die Natur des Kindes.

Von Auguſte Herz.

Gewiß, jedem aufmerkſamen Beobachter und verſtändlich gewiſſenhaften Muttern ſind ſchon unter den Kindern Charaktereigenthümlichkeiten entgegengetreten, die von dem gewöhnlichen und normalen Entwickelungsgange des kindlichen Seelenlebens entſchieden abweichen. Um ein richtiges Verfahren in der Erziehung ſolcher Kinder einzuſchlagen, muß man oft weit andere Mittel und Wege aufſuchen als diejenigen ſind, welche uns die gewöhnliche Haus- und Familienerziehung an die Hand gibt. Bei ſolchen Fällen iſt es mir im Laufe meiner pädagogiſchen Thätigkeit nicht ſelten geſchehen, daß ich durch ein meiner Natur eigenes Gefühl das rechte Mittel am rechten Orte und zur rechten Zeit traf. Die hierbei erzielten glücklichen Reſultate haben mich auf den Gedanken gebracht, einzelne ſolcher Fälle zu veröffentlichen, um dadurch vielleicht hier oder dort im Hauſe einer um ihr Kind beſorgten Mutter das oft ſchwere Geſchäft der Erziehung zu erleichtern. Mittheilungen, die ich bereits an andern Orten gemacht habe, ſchließe ſich auch „am häuslichen Herd" das Nachfolgende an.

Unter meinen Zöglingen befand ſich ein ſechsjähriger Knabe, der nach der Verſicherung der Aeltern einen ſo furchtbaren und nicht zu bezwingenden Eigen- oder beſſer Starrſinn beſaß, daß daran Vater wie Mutter bereits alle Mittel der Güte, Liebe, Nachſicht ſowie der größten Strenge vergeblich erſchöpft hatten. Oft verließ das Kind harmlos und glücklich des Morgens ſein Bett und kam kindlich heiter zum Frühſtückstiſch. Wenn aber der Vater ſein Frühbrot ihm mit dem Meſſer zu theilen begann, erhob das Kind ein entſetzliches Geſchrei und verlangte, der Vater ſollte das Brötchen von der entgegengeſetzten Seite zu ſchneiden anfangen. Dieſes Verlangen wurde ihm natürlich, da die Aeltern ſein Beharren auf oft noch großern Kleinigkeiten kannten, nicht gewährt und als Eigenſinn entſchieden verwieſen. Die Folge war auch hier wie ſtets bei ähnlicher Gelegenheit: das Kind ſchrie fort und fort, aß nicht, trank nicht und verfiel endlich durch dieſe Aufregung in eine entzündliche Krankheit. Der Arzt wurde gerufen und ſah ſich veranlaßt, die Aeltern zu warnen, einen ſolchen Zuſtand der Aufregung wieder herbeizuführen. Da jedoch die Erſcheinung dieſes ungewöhnlichen Eigenſinns ſich infolge der erfahrenen Schonung nur immer ſchroffer äußerte, ſo wurde endlich die Ge-

bald der Aeltern, vorzüglich des Vaters, erschöpft, er züchtigte, trotz des ärztlichen Verbots, den Knaben auf das strengste. Aber auch durch fortgesetzte Strenge blieb des Kindes Zustand derselbe und bei jeder größern Aufregung verfiel es immer wieder in schwere Krankheit.

Der Knabe wurde einer von mir geleiteten Anstalt übergeben. Er fühlte sich darin so glücklich, daß er des Nachts unruhig schlief, nur um die rechte Zeit zu den Stunden nicht zu versäumen. An der Hand des Vaters oder der Mutter kam er regelmäßig jeden Morgen glücklich in die Anstalt, und da ich, um zuerst das Kind richtig beobachten zu können, den Aeltern die Gewährung jedes seiner eigensinnigen Wünsche zur Pflicht gemacht hatte, so ging Alles ohne Störung ab. Bald stellte sich nun heraus, daß das Kind seinen Willen und seine Wünsche merkwürdigerweise nur auf Dinge richtete, welche weder ihm einen Vortheil, noch Andern einen Nachtheil brachten. Er verlangte z. B., daß seine Mütze mit der Blende nach oben aufgehangen werden solle; daß er ein Fenster öffnen und sofort wieder schließen, daß er nicht vor-, sondern rückwärts durch die Thür ins Zimmer treten dürfe u. s. w.

Bei diesem letztgenannten Verlangen war es, wo ich nach vorhergegangener Besprechung mit den Aeltern diese veranlaßte, dem Willen des Kindes in meinem Beisein das erste mal hindernd entgegenzutreten. Die Folge war, daß der Knabe wortlos gebannt an der Thür stehen blieb und in einer Weise schrie, daß die Leute auf der Straße zusammenliefen. Nichts konnte ihn beruhigen, nichts zum Aufgeben seines Willens bewegen.

Gerade diese Erscheinung aber rief in mir die Erinnerung an einen Zustand aus meinem eigenen Leben wach, der, obwol minder schroff, mir doch Aehnlichkeit mit dem des Knaben zu haben schien. Ich hatte in meinem 14. – 16. Jahre die eigene Neigung, Handlungen vorzunehmen, die weder Zweck noch Bedeutung hatten; z. B. einen Stuhl, der am Fenster stand, durch die Stube zu tragen, dann wieder an seinen Ort zu stellen, oder die Thür, wenn es geklingelt hatte, nicht eher zu öffnen, als bis ich 100 gezählt haben würde, und andere Dinge mehr. Als hätte ich gegessen, ohne satt geworden zu sein, oder als wäre ich in einer Lieblingsarbeit plötzlich unterbrochen worden, so unbehaglich fühlte ich mich, wenn ich durch irgend welchen Umstand von der Ausführung solcher zwecklosen Handlungen abgehalten wurde. Ich war mir bei diesen Handlungen meines Grundes, meiner Absicht bewußt und fühlte mich, wenn ich darüber nachdachte, sogar sehr unangenehm davon berührt, etwas thun zu müssen, von dem ich Grund und Zweck nicht einsah. Es hat mich manchen harten Kampf gekostet, mich von diesen verkehrten Willensrichtungen freizumachen.

Diese Erinnerung an Selbsterfahrenes brachte mich auf den Gedanken, ob vielleicht die Mutter dieses Knaben an einer gleichen oder ähnlichen verkehrten Neigung wie ich, und vielleicht gerade während sie ihn unter dem Herzen trug, gelitten haben möchte. Eine Besprechung mit ihr gab mir hierüber Gewißheit. Die Mutter gestand, daß sie während jener Zeit von einem ähnlichen Zustande so viel gelitten hätte, daß sie oft ganz irre an sich selbst geworden wäre. Sie hätte oft des Nachts aus dem Bett gesprungt, um drei mal den Tisch zu umgehen, oder es hätte sie auf die Straße getrieben, um von außen durch das Fenster in die Stube zu blicken. Von dem Augenblicke an, wo ich über die Ursache der an dem Knaben beobachteten Erscheinung im Klaren war, konnte bei dem Kinde nicht mehr von Eigensinn die Rede sein. Seine Neigungen und Handlungen hatten eine physiologische Ursache.

Gewalt half hier nicht, auch nicht die Einwirkung auf die Constitution des Knaben. Nur die Herrschaft des Geistes über den Körper konnte helfen. Ich nahm den Knaben zu vertraulicher Besprechung. Ich weckte sein Ehrgefühl und stellte seine Kraft als Turner in Abrede. Ich sagte ihm, er könne Das nicht thun, was er nicht thun wolle. So z. B. bei seinem Eintritt in die Schule. Der Knabe kam das nächste mal an die verhängnißvolle Thür und blieb, mit sich selbst kämpfend, stehen, bis er endlich wie im Sturm durch die Thür ins Zimmer sprang und seinen Platz einnahm. Eine kurze Zeit blieb er still sitzen, dann ging er wieder hinaus und kam ganz ruhig abermals ins Zimmer, sichtlich, um sich zu üben.

Von dieser Zeit an bekämpfte er durch Kraft Selbstüberwindung alle seine verkehrten, offenbar auf einer Neigung des Gehirns beruhenden Gelüste. —

Die Begriffswelt des Kindes entwickelt sich langsam. Sie tritt erst allmälig in die Verhältnisse ein, die den Erwachsenen geläufig sind. Manchmal sieht beim Kinde etwas wie Lüge und Diebstahl aus, was aus ganz anderer Quelle fließt. Ich hatte unter meiner Aufsicht ein ganz vornehmes kleines Mädchen, das Schooß- und Lieblingskind der ganzen Anstalt. Eines Tags kam Anna's Mutter außer Fassung zu mir, um mir mitzutheilen,

wie sie in Erfahrung gebracht hätte, daß ihre Kleine auf ihren Namen beim Bäcker und Kaufmann Waaren ohne Geld entnommen, sie hätte noch kein Wort mit Anna darüber gesprochen, sondern wolle mich erst in diesem Falle um Rath fragen; wenn sie ihrem Gefühle gefolgt wäre, würde sie das Kind ohnfehlbar halb todt geschlagen haben. Durch ein allmähliges sanftes Examiniren brachte ich nach einer indirekten Methode (Deutsch: Von hinten herum) in Erfahrung, daß das Kind vom Gelde nicht im mindesten andere Begriffe hatte, als sich auch für das nächstbeste Geld Dinge in völlig träumerischer Unklarheit gekauft hatte. Hatte doch die Christine nur Birnen gegen Geld, der Bäcker aber Semmeln auch auf diese Weise. Die Kleine kam so zur Erkenntniß, daß ein heftiger Thränenstrom mehr bewirkte als die Züchtigung. —

Tritt uns an einem von uns zu erziehenden Kinde eine Erscheinung entgegen, die von dem gewöhnlichen Entwickelungsgange kindlichen Lebens abweicht, so wird unsere nächste Aufgabe jederzeit darin bestehen, uns mit der krankhaften, abnormen Richtung, sie sei in der leiblichen oder geistigen Sphäre, das verwandte natürliche Verhältniß vergleichend an die Seite stellen. Bietet uns ein Kind ungefähr, das in seiner geistigen Entwickelung hinter seinem Alter zurückbleibt, so werden wir die Summe der vorhandenen Geistesstoffe zunächst prüfen und dann sorgfältig mit dem Geistesgehalte eines gesunden, normal entwickelten Kindes von gleichem Alter vergleichen müssen. Hierdurch wird es uns gelingen, das Fehlende richtig zu ermitteln. Ärztlich gilt es dann auch, das wirkliche Alter des Kindes immer genau zu wissen. Vielmehr muß es als nach der Richtung hin stets beachtet und behandelt werden, welches der geistigen Summe seiner geistigen Kräfte und Leistungen entspricht. So wird z. B. ein acht- oder achtjähriges Kind nach diesem Gesichtspunkte wie ein zwei- oder dreijähriges anzusehen und zu behandeln sein. So hatte ich einen Knaben von acht Jahren in Kur, von dem die Aeltern auf Grund ärztlicher Beurtheilung die traurige Ueberzeugung hatten, seine Geistesentwickelung würde zurückgehalten, weil er am Wasserkopf leide. Ursache zu solcher Beurtheilung mochte allerdings wohl die äußere Erscheinung und Haltung des Knaben gegeben haben, der, behaft er unbeschäftigt war, den Kopf nach hinten hängen ließ, auch in seinem Blicke eine Leere und Bewußtlosigkeit zeigte, die immer ein Zeichen von Blödsinnigkeit ist. Von selbst und aus eigenem Antriebe sprach er kaum ein, und wenn es geschah, so waren es nur Klagen über Hunger oder der Ausdruck höchster Langeweile, was sein Schweigen unterbrach. Sprach man ihn aber an, so waren dann seine Antworten ebenso schnell wie auch meist richtig. Aber am meisten auffallend und abweichend vom Wesen anderer Kinder war, daß er nie Lust zum Spiel bezeigte. So viele und kostbare Spiele die elterliche Liebe ihm auch verschafft hatte, seine Freude war nur gering, wenn er sie empfing und seine Theilnahme daran beschränkte sich lediglich darauf, die Spielsachen in gute Verwahrung zu bringen. Neuen Spielgefährten zu ihm, so litt er sie oder nur gezwungen, daß sie sich seiner Sachen bemächtigten. War sein Gang und die ganze Art und Weise seiner Bewegung meist träge und langsam, so veränderte sich sein Wesen sofort, wenn er einen Auftrag zu irgend welcher Besorgung empfing. Schneller wurde dann sein Gang, kräftiger wurden seine Bewegungen, ja selbst seine Sprache gewann mehr Festigkeit, und fast immer besorgte er pünktlich und richtig das ihm Aufgetragene. So weit reichten die Notizen, die ich vom Hause empfing und an welche meine eigene Beobachtung sich anknüpfen sollte.

Ich fand, daß des Kindes leibliche Entwickelung, seine Größe und seine Stärke seinem Alter ganz angemessen war, auch schien der Knabe, nach äußern Zeichen beurtheilt, gesund, und nur seine geringe Regsamkeit und die hiermit eng in Verbindung stehende Haltung seines Kopfes gaben ihm einen Ausdruck allgemeiner Schwäche, durch die allein er äußerlich von andern Kindern seines Alters sich zu unterscheiden schien. Die Aeußerungen seines Schmerzes und Unmuths, ebenso sein Lachen, das aber nur selten an ihm wahrgenommen wurde, waren natürlich. Alle Sinne waren thätig, nur bedurfte es bei Anregung der geistigen Sinne, des Hörens und Sehens, eines großern Aufgebots von außen, und nur selten zeigte sie sich selbstthätig. So sah er sich fast nie unaufgefordert nach irgend welchem Gegenstand um oder zeigte für Etwas, was sein Auge erfaßt hatte, von selbst größere Aufmerksamkeit und Theilnahme. Ging die Thür auf und trat Jemand ins Zimmer, so war er immer der Einzige, der seinen Blick nicht der Thür zuwendete; sagte ich aber zu ihm: „Adolf, jetzt gib Acht, jetzt wird gleich deine Mutter kommen!“ so achtete er auf jeden Tritt, der sich der Thür näherte und verlor sofort seinen Platz, um der Eintretenden entgegenzugehen. Er sah, ohne sich selbst zu betheiligen, scheinbar aufmerksam zu, wenn die Kinder spielten; fragte ich aber, was die Kinder ge-

spielt hatten, so wußte er mir keine Antwort zu geben. Beschrieb und erklärte ich ihm dann das Spiel, so wußte er bei nächster Wiederholung dasselben sich wohl zurechtzufinden. Gesicht und Gehör, die eigentlichen Hebel des geistigen Lebens, waren es also, die bei dem Kinde noch unentwickelt waren und die ihn im Vergleich mit seinen Altersgenossen gleichsam noch auf der ersten Stufe geistiger Entwickelung erscheinen ließen, wo äußere Anregung den innern Selbsttrieb durch immer neue Mittel und Gelegenheiten wecken muß. Diese beiden Sinne also zu beleben und zu kräftigen, mußte meine erste Aufgabe sein.

Sinnespflege in diesem Alter ist Gemütspflege. Dadurch, daß dem Auge und dem Ohr in zweckmäßiger Auswahl und Reihenfolge Gegenstände zur Wahrnehmung dargeboten werden, müssen die schlummernden Seelenkräfte und der Trieb, selbsthätig der Sinne zur Erkenntnis und zum Verständnis der Außenwelt sich zu bedienen, geweckt werden. Ich benutzte bei Adolf für meinen Zweck verschiedene Spiele. So unter anderm auch ein bekanntes Kinderspiel, indem ich zu meinen Kindern sagte: „Ich sehe etwas, was ihr nicht seht, will es euch aber beschreiben.“ Und nun beschrieb ich z. B. einen Baum, ein Thier, einen Ball u. s. w. Den Kindern machte dieses Spiel viel Freude, nur Adolf war, wie immer, ruhig und gleichgültig dabei. Da nahm ich ihn eines Tags allein vor, und indem ich ihm ein Bilderbuch vorlegte, sagte ich zu ihm: „In dem Buche habe ich ein Bild gesehen, darauf ist erstens ein Thier, das gibt diesen Ton von sich, ein anderes ruft so oder so u. s. w.“, und lockerte nun den Knaben auf, doch einmal im Buche zu suchen, ob er wol das beschriebene Bild finden werde. Hier hatte ich nun bald die Freude, zu sehen, daß der Knabe mit eigener Lust die ihm gestellte Aufgabe zur vollen Zufriedenheit löse. Nachdem mehre male das geschehen, nahm er auch an jenen eben beschriebenen mehr geistigen Uebungen theil. Nach mehrmaliger Wiederholung dieser und ähnlicher Spiele, die in der Regel auch mit Musik oder Gesang verbunden waren oder damit abwechselten, war es gelungen, Adolf's Sinne und Aufmerksamkeit und seine innere Theilnahme an Dem, was um ihn her vorging, so weit zu erregen und zu kräftigen, daß er nun auch aus eigenem Antriebe und Wohlgefallen sich an dem Spielverkehr der Kinder betheiligte. Für andere Spiele aber, wo er allein thätig sein und allein sich selbst unterhalten sollte, zeigte Adolf noch immer keinen Sinn. Ihm fehlte hierzu der wichtigste und natürlichste Trieb, der Nachahmungstrieb, ohne welchen das Kind zum Selbstspiel nicht kommen kann, da ja fast alle Spiele, die das Kind aus sich, das ist aus eigenem Antriebe, spielt, eine Nachahmung des ihn umgebenden Lebens und Treibens sind, wie wir dies bei den Spielen mit der Puppe, der Küche, den Soldaten, mit Pferden, Wagen u. dergl. m. sehen. Ich knüpfte hier an das Gegebene an und benutzte die glückliche Neigung Adolf's, seine Spielsachen als sein Eigenthum zu lieben und zu verwahren, sowie an seine stets geneigte Lust, Aufträge zu vollziehen. Es würde zu weit führen, den ganzen Bildungsgang des Knaben mitzutheilen. Mein System war Eingehen auf seine tief unter seinen Jahren befindliche Anschauungslosigkeit. Bald entwickelte sich der Selbsttrieb des Spielens, bald Interesse und Antheil für Dinge, die außer ihm waren. Er konnte für keinen bekannten und frischen Knaben gelten, aber auch die Furcht vor sich herausstellendem Blödsinn war gänzlich beseitigt.*)

Berliner Briefe.

II.

Zwei extremes zu touchiren. Bettina Arnim und Fanny Stahr-Lewald sind zwei verschiedene Frauen, etwa wie roth und gelb — jenes in idealer Verklärung, dieses erregend, blitzend in sinnlicher Fremde — und doch haben sie manches Gemeinschaftliche. Es nachzuweisen, möchte weniger charakterisirend sein, als ihre Verschiedenheit hervorzuheben.

Fanny Stahr, geborene Lewald, im Anfang der vierziger Jahre, drängelt, eher klein als groß, trägt den Typus ihres Stammes. Sie hat jenes Pikante, Kluge, Scharfblickende in Ausdruck und Physiognomie, das allemal fesselnd ist und mehr Verstand als Herz verräth. Das Herz hat sich vielleicht gezwungen, in den Kopf flüchten müssen, um, wenn auch nicht dem Märtyrerthum zu entgehen, ihm doch zu widerstehen und nicht zu zerspringen in der Lösung der Leidensgeschichte ihres Volks und Geschlechts, die sich bis in die Gegenwart hinein

*) Die Verfasserin dieser Aufsätze hat mit ihrem Gemahl, Herrn Dr. Herz, bei Meissen „auf dem Plossen“ eine Pflege- und Bildungsanstalt für Geistesschwache und Blödsinnige errichtet. Diese empfehlenswerthe Anstalt nimmt zwei Kinder wie Erwachsene beiderlei Geschlechts auf, sobald ihr geistiger Zustand die Annahme der Besserung zuläßt und nicht mit unheilbarer schwerer Krankheit oder zu großer Körpergebrechlichkeit verbunden ist. D. Herz.

geben. Fanny Lewald ist eine begabte, gereifte Persönlichkeit, und wenn wir sie zu den „blauen Strümpfen" zählten, so geschah es deshalb, weil sie eben noch die Mitte hält, sich nur in englischer Weise den sogenannten „akademischen Frauen" angeschlossen, nicht vollkommen emancipirt hat, doch genug hat und gewissenhaft sich bewegt. Ihr Aufenthalt in England und ihr durch vielerlei Kämpfe gegangener selbständiger Geist hat sie bei vorherrschender Neigung viele Wege gebahnt. In ihren tendenziösen Romanen weniger glücklich, gibt sie in ihren Briefen aus England und Schottland Vorzügliches. Mit großer Frische, fern allem Phrasenhaften, einfach klar führt sie bei geläutertem, fein durchgebildetem Kunstsinn und Geschmack, voll des tiefsten Verständnisses der historischen Elemente, uns durch die Straßen und Paläste Londons. Alte Bilder und Monumente sprechen laut durch ihren Mund zu unserm Ohr und erzählen von vergangenen Zeiten in lebendig anziehender Weise. Ihre Neigung zur Satire hat in frühern Conflicten ihre Wurzel, von da aus ist ihr Blut mit Bitterkeit gemischt, Welt und Menschen thaten schon ihrem Stamm ein Weh, das sie mit vielen ihrer reichbegabten Gefährten nicht durch Milde, sondern mit den Schwertschlägen des Hasses und der Ironie zu parieren sucht. Eigene Erfahrungen thaten wol das Uebrige. So hat sie ihr Herz in den Kopf gedrängt und so gerath sie wol auch oft in Zwiespalt mit sich selbst, was poetisch wirken könnte, wenn nicht allzu sicheres Selbstgefühl und agitirende Anlehnung an die Maschinerie des Literaturlebens jetzt durch ihren Wurf vollends gestärkt den Zauber manchmal abstreifte.

Die Reife ihrer Anschauungsweise, die den Idealismus der Heroen aufgegeben und sich in das Gebiet des Realismus geflüchtet, finden wir in ihrem eigenen Ausspruche wieder: „Liebe ist eine Lebensblüte, welche der Wind verweht, damit die ernsten Kräfte im Menschen Früchte tragen." Bettina wurde diesen Satz anders gewandt und gesagt haben: „Die ernsten Kräfte im Menschen werden nur durch Liebe geweckt, damit sie für das Leben und über den Tod hinaus Früchte tragen."

Der dritte Name wäre Clara Mundt. Sie ist wie Bettina und Fanny nicht aus märkischem Boden entsprossen, eine Mecklenburgerin. Ihren Namen Müller vertauschte sie mit Mühlbach; sie wollte das tauschende Element lieber sein als der, der es in Bewegung setzt. Auch sie stammt, wie die Lewald, aus der jungdeutschen Zeit, aus jenen wilden Regungen und Wallungen jener Literatur, die der jetzigen, etwas nüchternen Reife vorausging. Im Anfang der vierziger Jahre, von einnehmender Persönlichkeit, hat sie trotzdem, daß ihr Blut von frühester Jugend an heiß durch ihre Adern gerollt zu sein scheint, sich doch nicht von seinen Stürmen zerschellen lassen, sondern sich bedeutende Fülle erhalten. Ihre Muse ist schwer zu bekennen. Sie scheint jedes Genre gelten zu lassen, kann sie genre vereinigen. Das hat ihr die französischen Vorbilder werth gemacht. Bei großer Leichtigkeit und seltenem Talent der Erfindung geht sie wie Alexandre Dumas etwas stark ins Zeug und trägt nicht viel nach innerer Nothwendigkeit, wenn es sich nur effectvoll macht. Ihr Stil ist fließend, oft etwas überschwänglich und steht ganz unter dem Eindruck der Situationen. 1839 vermählte sie sich mit Professor Theodor Mundt und verdeckte dadurch auch ihre schriftstellerische Begabung. Ihr letzterschienener historischer Roman, in welchem Friedrich der Große den Brennpunkt bildet, erlebte eine zweite Auflage. Dichtung und Wahrheit geben diesem Werk die nöthige Würze, um immerhin für lange Zeit auch in Volksbibliotheken zu glänzen. Sie hat in anerkennenswerther Weise ein reiches, interessantes Material gesammelt und so künstlerisch verarbeitet, daß das Publicum in der That meinen darf, in diesem leichten fließenden Gewande des Romans ein Stück vaterländischer Geschichte ohne große Mühe studiren zu können. Wir können auch Ihren Lesern, wenn sich Freunde ihrer Muse unter ihnen befinden sollten, die Freude machen, ihnen anzuvertrauen, daß ein neuer historischer Stoff: „Königin Hortense", sich in ähnlicher Weise alsbald zu reifer Frucht fertigen wird.

Im Umgang ist Frau Clara freundlich und voll Frische und Lebhaftigkeit der Behauptungen. Ein vorurtheilsloser, heiterer Sinn macht ihr Haus zu einem sehr angenehmen Sammelplatz eines kleinen, aber gewählten Kreises und vieler Fremden. Diese treffen dort zwei Wesen, die sich kraft ihres Talents in den jetzt für geistige Unabhängigkeit so sehr schwierigen berliner Verhältnissen mit Ehren ihre Stellung sicherten.

Eine junge schriftstellerische Persönlichkeit, der wir flüchtig begegneten und die sich bereits durch drei Romane dem Publicum in die Arme geworfen, ist Aline von Schlichtkrull. Eine kleine Blondine von mädchenhafter Bescheidenheit, ja fast Schüchternheit im Wesen, begabt mit großem Talent für Musik und Malerei, die sie beide neben ihrer schriftstellerischen Thätigkeit übt, ist sie die Tochter eines Gutsbesitzers in der Nähe von Stralsund. Wenn man sie in ihrer unscheinbaren Weise sieht, begreift

man nicht, wie sie zu dem Muth gekommen, „Eine verlorene Seele" in die Welt zu schicken und noch weniger, wie sie an „Gabriel Rebeiro" gelangen konnte. Einen Charakter und eine Zeit wie die Ihre so zu erfassen und zu einem großen Ganzen organisch zu gestalten, wo die Vorgänge mit- und nacheinander — statt nebeneinander gehen müssen, dazu gehört ein sehr bewußtes, klares Unterscheiden, ein bereits im Autor selbst entwickelter Charakter. Sie hätte über sehr wenigen Stellen, die sie bei ihrem Aufenthalt in Frankreich gemacht, bei späterer Bearbeitung gewiß [illegible] nutzen können; dennoch verspricht die Kunst dieses jungen Mädchens in der That eine [illegible]kunft.

Soll ich Ihnen von Ida von Düringsfeld erzählen? Auch sie ist eine Fremde — (die echte Berlinerin kommt später!) Wir hätten Lust, Frau von Reinsberg (der Name Ida's von Düringsfeld) mit der Nachtigal zu vergleichen, trotzdem sie uns im Salon und nicht im Walde begegnet ist, denn ihre Töne sind schöner als ihre Federn. Sie ist ungewöhnlich groß, braune lange Locken umschatten ein langes Oval des Antlitzes; die Augen hätten einen sinnigen Ausdruck, wäre ihr Wesen einfacher und natürlicher. Das man es mit einer Persönlichkeit, die Manches durchlebt und erfahren hat, mit einer Persönlichkeit, in welcher sich das Außen- und Innenleben gestaltet und zu Formen des Bewußtseins gewandelt haben muß, zu thun hat, das wird man aus ihrer Unterhaltung bald herausfühlen. Ueber den Gehalt ihrer Romane und die „Erläuterungen zu Byron's weiblichen Charakteren" empfinden wir weniger günstig als über den ihrer lyrischen Dichtungen. Sie scheint sich ganz nach der frühern Periode der Gräfin Hahn-Hahn gebildet zu haben.

Eine andere vielfach bekannte Persönlichkeit ist die dem berliner Boden eingewurzelte Elfriede von Mühlenfels, die Albumsflammierin, eine Copie Ihrer Frau von Trompetta, wie die böse Welt sagt. Man nennt sie bald den literarischen Bettelmönch, bald „Die Jungfrau der Deutschen Flotte"; indessen, Elfriede von Mühlenfels hat Resultate erreicht, auf die Jeder stolz sein konnte. Sie hat in Potsdam und Charlottenburg, in Pillnitz und auf Belvedere, in Ludwigslust und Neustrelitz freien Zutritt, sie brachte für Waisenkinder und Ueberschwemmte von allen Marmortreppen ihren gefüllten Beutel mit. Das Jahr 1848 machte sie ganz besonders thätig. Auf ihren Antrieb trat der Frauenverein zur Erwerbung eines Kriegsfahrzeugs zuerst in Potsdam zusammen; einige Monate später bildete sie in Berlin einen Verein zu gleichem Zweck und versetzte wieder beide. Sammlungen durch die ganze Monarchie wurden von ihr angeregt, durch die Blätter veranstaltet, desgleichen große Festessen in verschiedenen Städten, Concerte gegeben, überall war sie die Seele, die Alles ins Leben rief. Das Resultat war das Kriegsfahrzeug „Frauenlob," ein Schooner, im Hafen zu Stettin, in Neu-Vorpommern, erbaut. Derselbe wird, so sagt man, von der Admiralität zu einer Bildungsschule für Seeleute bestimmt werden und ist bereits vom Stapel gelaufen. Die durch Elfriede's von Mühlenfels Thätigkeit erworbene Summe zur Erbauung dieses Schooners beträgt 28,000 Thaler. Die fernere Armirung gibt der Staat. Außerdem hat der Verein durch die große Schlußlotterie im Jahre 1854 einen Reinertrag von 20,000 Thalern zusammengebracht, die auf der königlichen Seehandlung stehen, wovon nach Abzug von 1000 Thalern (die aus Dankbarkeit an eine milde Stiftung in Stettin, als derjenigen Hafenstadt, die dem Vereine die größte Theilnahme bewiesen hat, gegeben sind), die übrigen 25,000 Thaler bestimmt sind, den Grund zu einer Unterstützungs-Stiftung für die invalide Mannschaft und die Wittwen und Waisen der Marine zu legen. Im Jahre 1849 erschienen von Elfriede von Mühlenfels „Vaterländische Hochgesänge", eine Gabe an den Frauenverein zur Unterstützung von Berlins verschämten Armen. Man könnte glauben, daß diesen Resultaten eine bewundernswürdige Ausdauer und Rührigkeit zum Grunde liegt.

Gräfin Franziska Schwerin, Baronin von Dankelman, Lydia Hecker, Auguste Kurs wären im berliner Dichterhain gleichfalls noch zu nennen. Die Erste erzählt: „Was ich den Vöglein abgelauscht", und scheint uns darin ein Geschwisterkind von dem Frauendichter zu sein, der uns gesagt: „Was sich der Wald erzählt". Baronin Dankelman, Wittwe des kürzlich verstorbenen Majors von Dankelman, gewesenen Militairgouverneurs des Sohnes des Prinzen Albrecht von Preußen, hat „Stille Stunden" und „Gedichte" auf den Altar der Musen gelegt. Lydia Hecker und Auguste Kurs haben Schlußvignetten und Epheublätter, ganz charakteristisch ihrer eigenen Persönlichkeit, ihren Freunden dargeboten. Beides sind treffliche Hausfrauen, sorgsame, pflichtige Mütter. Lydia Hecker, die Wittwe des Geheimen Medicinalraths Hecker, ist eine jener milden, ernsten Persönlichkeiten, denen gewisse Kreise ein dauerndes Siegel aufgedrückt, und die, ist auch des Lebens Maß längst abgelaufen,

die sachverständige Inhaberin sich in den Herbst des Lebens stehe. Ihre Dichtungen eignen sich besonders zu Kompositionen; Taubert und Kirchmann und andere Komponisten benutzten auch schon ihren Dichterschatz zu ihren Gesängen. Wer kennt nicht „Das Mädchen von Juta", eine der schönsten Tondichtungen Kuden's! Bernhard Marx in die Tochter des Obersten Boisserée und ein berliner Kind. Mit einem Musikdirektor, dem Dr. Marx, verheirathet, übt sie die häuslichen Tugenden in ehrenwerther Weise und singt wie die Lerche auf hoher, wirbelnder Flur.

So wären wir denn bei gebotenen berliner Dichterinnen angelangt und nehmen unser Haupt unsichtbar vor der im reifen Manne und entgegentretenden Julius Hubertus-Tochter, Adelaide Ida Schmidt, mit der wir in unserm Büchlein auch noch einige Worte über Frau Charlotte Birch-Pfeiffer zu verbinden gedenken.

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Welcher ist der echte Ring?

Nach Lessing's „Nathan" hatte der „echte Ring" die geheime Kraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Wie es sich aber weiter um die Frage handelt, welcher von den drei Ringen dieser echte sei, da antwortet Nathan: „Mein Rath ist der: Ihr nehmt die Sache völlig wie sie liegt. Hat von euch Jeder seinen Ring von seinem Vater, so glaube Jeder sicher seinen Ring den echten." Nur empfiehlt er hierzu noch:

> Es strebe von euch Jeder um die Wette,
> Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
> Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
> Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
> Mit innigster Ergebenheit in Gott
> Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
> Bei euren Kinder-Kindern äußern:
> So lad' ich über tausend Jahre
> Sie wiederum vor dieses Stuhl.

Die Entscheidung, welches der echte Ring sei, wird also in die Zukunft verlegt. An den praktischen Wirkungen, die er äußert, soll man einst den rechten erkennen.

Doch es muß sich auch schon gegenwärtig entscheiden lassen, welches der echte Ring ist. Die Religionsphilosophie muß schon jetzt eine Antwort auf diese Frage haben, sie darf nicht, wie Nathan dem Saladin gegenüber, die Frage eigentlich mehr umgehen als lösen, sondern sie muß sie bestimmt und positiv aus dem Wesen der Religion beantworten. Dies thut ein vor kurzem erschienenes populäres Buch „Ueber Religion und religiöse Menschenbildung, von Friedrich Lorenz" (Planen, 1855). Sie thut es vom Standpunkte der Psychologie Beneke's aus folgendermaßen:

Die Religion, psychologisch betrachtet, entspringt aus dreierlei Motiven: aus ästhetischen, praktischen und theoretischen, denn sowol die ästhetische Naturanschauung als auch die praktisch-moralischen Lebensbedürfnisse und das theoretische Nachdenken führen zum Uebersinnlichen, zum Glauben an Gott und göttliche Dinge. So gibt Religionen, in denen mehr die ästhetischen, andere, in denen mehr die praktischen, noch andere, in denen mehr die theoretischen Motive verwalten, also einseitige Religionen. Die vollkommenste Religion hingegen ist diejenige, welche, wie Drobisch in seiner „Religionsphilosophie" sagt, „psychologische Reife" heißt, d. h. nach unserm Verfasser diejenige, welche der ästhetischen, praktischen und theoretischen Weltauffassung eines möglichst allseitig und vollkommen ausgebildeten Menschen entspricht. Dies thut aber weder das Heidenthum noch das Judenthum und der Islam — alle diese besitzen keine psychologische Reife — sondern lediglich das Christenthum. „Der Stifter des Christenthums ist eine allseitig große Persönlichkeit. Diese Vielseitigkeit macht ihn zum Licht der Welt (Joh. 8, 12); makellose Sittlichkeit, reiner Wille und Wandel, unüberwindliche Beharrlichkeit im Kampfe für Wahrheit, Recht und Tugend, freiwillige Selbstverleugnung und Aufopferung für die Menschheit macht ihn zum erhabensten moralischen Vorbilde (1. Petri 2, 21 fg.); reife Auffassung des ästhetisch Schönen und Erhabenen im Menschenleben und in der Natur, freudige Ergebung in die Rathschlüsse des Höchsten, innigste Durchdringung von dem Gottgedanken in seiner ganzen Ausdehnung und Herrlichkeit macht die Person Jesu zum lebensvollen Repräsentanten wahrer Religiosität (Kol. 2, 9). Darum konnte Christus zur höchsten religiösen Autorität werden." Als Ziel des Menschengeschlechts stellt demnach der Verfasser die vollständige und reine Verwirklichung des Christenthums auf. Das Christenthum, als Religion nicht übertroffen, selten erreicht, oft entstellt, hat von Anfang an und bis auf diesen Tag fort und fort um seine Geltung und Reinheit kämpfen müssen. Der echte Ring ist demnach nicht erst noch zu suchen, er ist schon gefunden, aber nur Wenige stecken ihn an! Jeder bringt seine individuelle Auffassung zum Christenthum hinzu und daher die tausendfältigen Verkennungen desselben, die zahlreichen Sekten. „Jeder hat seine natürliche Religion, seine individuellen Lebenserfahrungen und Anschauungen; eine völlig religiöse Harmonie Aller wird daher nie zustande kommen."

Dieser Parteienbildung gegenüber fordert der Verfasser 1) Anerkennung des Wissenschaftlichen in der

Religion und [illegible] Toleranz in Form, und diese Liebe des Menschen ist [illegible] Tugenden, alle geschichtlichen Thatsachen nicht entbehrt, Religionsgedanken nicht rasch gefaßt, die christlichen Lehren nicht durch Vorurtheilungen entstellt und verdrängt werden. Auch dann gilt, was Schleiermacher [illegible] gegen Gebildete und Ungebildete machte: Es gilt alle, auch auf religiösem Gebiete Alles zu thun möglichst helles Licht zu setzen, was für unsere Mitmenschen erreichbar ist und dagegen den Irrthum und dem Betrug mit allen Waffen entgegenzutreten. Dies hat das Christenthum von Anfang an gethan; es ist seinem Grundwesen nach ein Kampf gegen die Lüge." Das Christenthum ist aber auch die Botschaft des Friedens, „wir dürfen also nicht Haß und Zwietracht um der Religion willen anrichten."

Man sieht, das Verfassers Streben nach Wahrhaftigkeit und Toleranz in der Religion ist sehr anerkennenswerth und veranlaßt uns, Jedem, der gewohnt ist, bei solchen Dingen in Gedankenarbeiten sich zu ergehen, die sich möglichst an das Gegebene anschließen, seine Schrift zu empfehlen. Eine Form freien Schwebens über die Vorurtheile der Welt ist darum mit Hülfe der Philosophie nicht ausgeschlossen.

Wie wird es besser?

In der Beantwortung dieser Frage gibt es zwei Parteien. Die eine sagt: „Werdet ihr besser, gleich wird's besser sein!" Es sind die Moralisten. Die andere sagt: „Aendert eure Institutionen!" Es sind die Socialisten.

So wahr es auch sein mag, daß Gesundheit des Ganzen Bedingung ist für das Wohl aller einzelnen Glieder, so fraglich ist es doch noch, ob die Gesellschaftsübel durch auf das Ganze gerichtete Reformpläne, wie die Socialisten meinen, gründlich und für die Dauer aufgehoben werden können, oder ob es nicht sicherer ist, wie die Moralisten meinen, die Cur mit den Einzelnen zu beginnen. Wäre der Staat ein eng geschlossener Organismus wie der belebte Körper des Einzelnen, dann müßte aus der Reform des Ganzen auch allen einzelnen Gliedern das Heil erwachsen. Aber ein so streng geschlossener Organismus ist der Staat nicht und in Beziehung auf ihn dürften daher die Moralisten Recht behalten, wenn sie behaupten, daß ohne sittliche Wiedergeburt der Einzelnen keine Besserung im Großen und Ganzen zu hoffen wäre, daß alle politischen und socialen Reformen nichts helfen können, wenn die Glieder der Gesellschaft an dem Wurme der Unsittlichkeit kranken und von ihm durchfressen werden, daß alle den Gesellschaftsbau untergrabenden und seinen Bestand bedrohenden Uebel zu ihrer Abwehr nichts eindringender bedürfen als Herstellung der persönlichen Tugend und schöpferische Kraft der sittlichen Persönlichkeiten.

Diese Ansicht vertritt neuerdings Dr. Schlieyhafe, herzoglich nassauischer Hofrath, vormals Professor an der Universität zu Brüssel, in seiner Schrift: „Die Bedingungen der sittlichen Lehre. Ein Beitrag zur Verständigung der Gegenwart in der Ethik" (Wiesbaden, Kunkel & Nonnus, 1855). Sowenig auch für Dr. Schlieyhafe wie für Viele, wie für Sachsse alle, auch scheinbar einander widersprechende Gegenstände zu vermitteln sind, sowenig sie kann, sowenig es auch der Mühe, verschiedene und auf eine bessere Zukunft hoffende Geister mit Verständniß entgegenzukommen. Das, was er über die Grundbedingungen der besseren Zukunft sagt, ist sehr zu beherzigen. „Wir haben", schreibt er, „bei der Betrachtung des sittlichen Lebens unser Augenmerk auf die menschliche Persönlichkeit gerichtet, die, obschon in ihrer Entwicklung und Aeußerung bedingt, der ursprüngliche Herd und Ausgang für das sittliche Dasein überhaupt ist. Die Gesellschaft setzt die Tüchtigkeit der sie bildenden Individuen voraus. Zwar ordnet sich der Mensch immer in einer Gemeinschaft, aber wie er auch lernen und solgen muß, er lebt mit Unvermögen, aus seinem Gewissen, das ihn unmittelbar mit dem obersten moralischen Gebieter einigt. Beziehen sich nun die sittlichen Verhältnisgrundlagen wesentlich auf die Persönlichkeit, nach der wiederum die Verhältnisse der Menschen unter- und miteinander beschaffen werden, so ist auch für die Aufhebung des in der Zeit herrschenden moralischen Uebels vor allem auf Herstellung der individuellen Tugend zu wirken. Der Raum der Handlung des Individuums, seiner sich fortfortpflanzenden Wirkungen, ist nicht zu ermessen. Es ist daher auch für die Heilung und Abwehr der den Gesellschaftsbau untergrabenden Uebel nichts nöthiger und wohlthätiger als das Beispiel der durch Wahrheit und echte, thatvolle Tugend praktisch und öffentlich vorleuchtenden Personen. Das ist der ewige Werth des historischen Individuums, das es, ungehindert und unbeirrt auf der Bahn des Gerechten und der Pflicht vorangehend, dem Zeitalter einen neuen Boden bereite. Außerdem versteht sich es unerlaßlich, daß die öffentlichen Mächte der Gesittlichung der Zeit geradezu entgegenarbeiten, indem sie der Thätigkeit, mit der Richtung auf das Gute, den eigenthümlichen Inhalt zuweisen. In dieser Absicht ist erforderlich, daß das gesammte Leben in sittlicher Einheit aufgefaßt und dadurch seine besondern Sphären einander genähert und in Wechselverhältniß gesetzt werden, namentlich aber, daß Staat und Kirche in lebendigem Bunde für die moralische Bildung in allen Kreisen zusammenwirken. Darauf beruht gewissermaßen die Hoffnung der Zukunft. Denn wie einfach auch die Uebel sind, an denen die Zeit krankt, so ist eben das Gute doch überlegen, und diesem allein muß das Ziel gehören."

Hiermit sind, denken wir, auch Diejenigen gerichtet, welche durch ein nur auf äußern Gehorsam und Disciplinirung angelegtes Staats- und Kirchenthum eine Besserung der Zeit herbeiführen und dem sittlichen Verfall entgegenwirken zu können meinen.

Wir sehen aus dem Leben der Einzelnen das Leben des Gesammtheit sich zusammensetzen. Sieht man auch an unserm neuern Verkehrsgesetzbuche. Aus dem In-

[illegible] [illegible] [illegible] [

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. Nr. 7. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Frau Anna.

Aus den Erinnerungen eines alten Junggesellen.

„Guten Tag, Anna! Ist mein Bruder schon hier?“ fragte ein junger Mann eine in der Thür eines kleinen Hauses stehende, gleichmüthig das Strickzeug haltende Frau.

„Lange schon!“ antwortete die Gefragte ruhig und kurz.

„Und du bist nicht mit nach Abbenrode zur Kirmes?“

„Was sollt' ich dort? Wenn du noch hinaus willst, so geh' eilig! Weshalb kommst du so spät — ?“

„Ich konnte nicht früher!“

„Du konntest nicht? Was hätt' dich denn abgehalten?“

„Ich mußt' einen Brief schreiben. Nun, ich will mich eilen!“

Schon wollte der junge Mann gehen. Da besann er sich plötzlich und kehrte um. Die Frau war ins Haus gegangen. Die Thür der Stube stand auf. Der junge Mann folgte.

„Was willst du noch?“ fragte die Frau betroffen.

Der junge Mann trat in die Stube, warf die Mütze auf den Tisch mit Händen, die offenbar einem Färber angehörten, so blau waren sie. Auch das Haus war eine Färberei. Sein Bruder hatte sich in sie hineingeheirathet. Frau Anna war eine für die Verhältnisse der kleinen Stadt respectable Erbin gewesen.

„Da ich dich so ganz von ungefähr allein treffe“, begann ihr Schwager, „so will ich doch einmal ein Wort mit dir reden, Anna!“

Die junge Frau wurde roth, verlor jedoch die ihr eigene gelassene Miene nicht. „Hattest du's denn so eilig zu heirathen, Anna, daß du nicht warten konntest, bis ich heimkam?“ fragte der Schwager mit einer zagenden und sich kaustlich Muth gebenden Stimme.

„Du schriebst ja nicht mehr!“ war die Antwort, die mit unbewegter Stimme, aber etwas gesenktem Haupte gegeben wurde.

„Schrieb nicht mehr?“ wiederholte der junge Mann in schmerzlicher Verwunderung; „das wäre der Grund gewesen? Was sollt' ich denn schreiben? Das Schreiben ist auch für Unsereins keine so leichte Sache — !“

„Du hast ja doch eben geschrieben!“ sagte die Frau ganz gelassen, ohne sich absonderlich um die steigende Aufregung des jungen Mannes zu kümmern.

„Weil ich mußte!“ sagte er und nach einiger Zeit fügte er hinzu: „Alle aus Trotz hast du Franz geheirathet? Allgütiger Gott, wie kannst du das einst verantworten!“

Es entstand eine Pause. Die Frau war erregt, blieb aber scheinbar kalt und erwiderte, es wäre nun so.

Der junge Mann faßte sich und rang auf. „Ich

hin gehalten", sagte er, „und wenn mich in Wien Jemand fragte, ob ich nicht von der gewesen, und als ich's heute Abend erfuhr, da hab' ich mich innerlich gegrämt und die Nacht in Schlaflosigkeit zugebracht, daß ich vergessen konnte gewesen. Still, ich hatte mich sehr gefreut. Nicht, weil du ein paar Thaler Geld und die schöne Garderobe hattest, wohl ich mich zu meinem Vergnügen, nein, kein Gold der Welt und deine verständige Mutter bei so jungen Jahren gehalten mir! Wenn meine Kameraden mich manchmal nannten, so lacht' ich innerlich und dachte: Gebt nur und holt euch Eine, die es mit Allen freundlich hält; meine Anna hat's Lächeln nur für mich gelernt' — Ja, ja, seh' mich nur so traurig an! So und nicht anders dachte ich, bis ich heimkam und in Abwesenheit deine Verheirathung erfuhr —"

Frau Anna sah, von alle den Worten schein- bar ungerührt, still auf ihr Strickzeug nieder und rührte nur die Nadeln sehr eifrig.

„Aber es ist mir nun auch so recht!" fuhr der junge Mann fort. „Ich gönne meinem Bruder herzlich gern sein Brot. Ich dachte mich etabliren zu können, doch drei Bäcker sind hier zu viel. Das Weißleutleben bei Meister Wollmar schmeckt mir nicht — zwei Bäcker sind schon Ueberfluß genug im Städtchen; auch will ich dem Bruder nicht den Kram verderben —; alles hab' ich den Beschluß gefaßt, wieder nach Helmstädt zu meinem Meister zurückzugehen. Da bin ich am Platze —"

„Das hast du wol eben geschrieben, Karl?" fragte die junge Frau jetzt aufmerksamer als vorhin.

„Ja, der Brief hat mich aufgehalten! So ein Brief ist seine Kleinigkeit — Nun, gehab' dich wohl! Seid ihr beide glücklich, so mag's drum sein —"

„Geh' doch nicht so schnell fort, Karl — das heißt, ich meine — überlege dir doch die Sache mit Helmstädt —. Es kann sich ja wol anders machen lassen —"

„Wie denn, Anna? Du bist eine Frau, bist meines Bruders Frau — das läßt sich nicht ändern machen —"

Es dauerte eine Weile; dann sagte die junge Frau leise: „Wir sind ja Verwandt'"

„Verwandt?" wiederholte der junge Mann. „Meiner eigenen Mutter ältesten Sohn sollt' ich aus seinem Glück verdrängen —?"

„Machst du dir was aus den Leuten?"

„Gewiß, gewiß! Es ist nun gut so."

Der junge Mann ging, ganz erschüttert von der Andeutung, daß seine Schwägerin im Stande wäre, ihm zu Liebe sich von ihrem Manne scheiden zu lassen.

Der Tag neigte. Gleich verschickte Anna die Nachtmahl- und die Abendbrocken. Als die Nacht hereinbrach, kamen die Leute lustig und warmen vom Kirmesschmause zurück. Auch der Bäcker Franz Langerode, ein sonst sehr stiller, fast verschlossener Mann, hatte in das heitere Ueberlaß geschwelgt und sich eine vergnügte Laune getrunken. Er kam Arm in Arm mit seinem Bruder Karl, der seine Haltung besser bewahrt hatte, und Frau Anna hatte Gelegenheit, mit ihrem nüchternen Sinn diese beiden Männer nebeneinander zu prüfen. Wenn diese Frau im Stande war, jemals etwas zu bereuen, so mußte eine solche Empfindung bei dieser Prüfung auch ihre Brust durchzucken. Schon das Aeußere der beiden Männer entschied. Groß, schlank, hübsch, zeigte der Jüngere, Karl, in seinem ganzen Wesen die gewinnende Offenheit und Freundlichkeit, welche die Grundlage der menschlichen Liebenswürdigkeit bilden, während die Natur in der Bildung des Aeltern, Franz, Vieles mangelhaft gelassen und namentlich seinem Gemüth nicht die nöthige Milde verliehen hatte. Er war eigentlich Das, was man gewöhnlich mit der Benennung „Murrkopf" bezeichnet, dabei aber ein wackerer Mann und ein fleißiger Handwerker.

Am Tage nach dem Kirmesvergnügen schien Meister Franz das Uebermaß der guten Laune, das er beim Zubettgehen gezeigt hatte, durch vermehrten Mürrsinn wieder ausgleichen zu wollen. Mit seiner jungen Frau sprach er kein Wort weiter, nachdem er ihr mit rauher Art mitgetheilt hatte, daß seine Verwandten in Abbenrode ihr Zurückbleiben von der Kirmes dort übel aufgenommen hätten, und gegen seine Lehrlinge war er ein noch strengerer Meister als sonst. Frau Anna schien unberührt von diesem Benehmen. Ein leises Hohnlachen war ihre Antwort gewesen, dann sah sie gleichmüthig aus wie immer.

Sie trat zur Mittagszeit in das Geschäftslocal ihres Mannes, um ihn zum Essen zu rufen. Ihr Blick fiel auf den Schrank, wo er seine Farbmaterialien gewöhnlich sorgfältig verschlossen hielt — der Schrank stand offen. Einen Moment nur war sie allein — einen Moment nur hatte sie an dem Schranke geweilt und blitzschnell in einen Kasten gegriffen, den sie ein ganz klein wenig aufzog — dann kam ein Lehrling ins Zimmer und sie beauftragte ihn, den Meister zum Essen herbeizuholen. Vielleicht hatte sie auch diese Handlung nur

in der Wohnstube des Predigers und der Schlafstube ausgeruht. Aber das Schlafen machte ihre ehemals jungen und weichen Glieder zu der Qual der Verdammten.

So kamen alle Tage. So kamen alle Wochen. Endlich ging Alles seinen Gang und Frau Anna wußte mit ihrer Zeitlang eine Menge kleiner Beschäfte, wie sie den Hausfrauen so einen behaglichen Handweben nothig macht. Es wurden Aepfel gebacken, Pflaumenmus wurde gekocht. Das Obst mußte verwahrt und die Kartoffeln ausgelesen werden.

Mitten in den Tumult solcher häuslichen Arbeiten fiel die Nachricht, daß Karl Lamprecht wirklich in den nächsten Tagen nach Helmstädt gehen werde; sein früherer Meister sei sehr erbost, ihn wieder im Geschäft haben zu können.

Der Abend eines trüben Novembertags dämmerte herein, als Frau Anna Anstalten traf, einen Besuch bei einer Verwandtin abzustatten. Als ordentliche, sorgsame Hausfrau bestimmte sie der Magd, was zum Abendbrodessen gegeben werden sollte und legte hinzu, daß im Schranke ein Näpfchen mit Pflaumenmus stünde, im Fall Meister Franz Appetit haben sollte, davon zu essen.

Sie ging. Spät am Abend kehrte sie erst wieder. Eilig war sie in die Küche. Die Magd sah sie einigermaßen verwundert an. Es war ungewöhnlich, daß sie so spät noch die Küche besuchte, selbst wenn sie abwesend gewesen war. Frau Anna's Blick irrte suchend umher, als sie mit ganz langsamem Tone fragte: „Ist nichts vorgefallen?“

Die Magd berichtete: „Nichts von Belang. Nur Herr Karl wäre am Abend dagewesen, um Abschied zu nehmen.“

„Schon?“ fragte Frau Anna gleichgültig. „Ich dachte, er wollte erst übermorgen reisen.“ Jetzt lastete ihr Auge an einem weißen Napfe, der auf dem Rande des Tisches stand.

Die Magd beantwortete diesen Blick. Sie erklärte: Es sei der Napf, worin das Pflaumenmus gewesen; aber der Bruder des Meisters hätte sich Appetit geholt und den Napf geleert.

Eine gespenstische Blässe überzog die Wangen der jungen Frau — sie wankte — sie griff nach dem Tische, um sich zu halten — der Napf fiel klirrend zu ihren Füßen.

„Ich habe dir schon oft gesagt, du sollst dich hüten, Wasser auf den Aufboden zu gießen“ sagte sie ruhig und eiskalt zu der Magd. „Ich rutschte auf dem schlüpfrigen Boden — und es fehlet mir einen Napf. Ein ander mal sei vorsichtig.“ Aber weit langsamer schritt sie hinaus. Als die Magd besorgt und verwundert auf den Aufbruch sah, war nicht ein Tropfen Blutes da, das diesen Satz schauerlich machen konnte. Sie theilte mit dem Knaben und wartete über die heftigen Augenschmerzlichkeiten der Herrschaften, eigenes Unpäßlichsein und Uebelbefinden aufmerksam zu machen.

Meister Lamprecht lag schon im Bett, als seine junge Frau heranschlich und ebenfalls zur Ruhe ging. Wie lange er geschlafen, wußte er nicht, aber er erwachte plötzlich und sah im matten Mondenlicht seine Frau aufgerichtet sitzen und heftige Thränen vergießen. Das war etwas Unerhörtes für ihn. Bis dahin hatte sie weder gelacht noch geweint. Neugierig betrachtete er sie, ohne sein Erwachen zu verrathen. Eine Grille der Eifersucht nahm von seiner Seele Besitz. Wie? Sollte sie seinem Bruder Karl noch immer gut sein? Sollte sie um seine Abreise traurig sein und weinen?

Frau Anna rang die Hände. Sie faltete sie, sie hob sie inbrünstig betend zum Himmel — sie schlug schmerzvoll die Hände vors Gesicht.

Jetzt riß dem ehelichen Meister die Geduld.

„Mein Gott, was ist dir denn?“ fragte er barsch, aber grimmig.

Ein entsetzlicher Schrecken schien die Frau zu durchdringen. Es währte wohl nur einen Moment.

„Ich habe furchtbares Zahnweh!“ sagte sie. Der Meister schlief wieder ein. — Frau Anna weinte nicht mehr.

Am Morgen wurden sie von Geschrei und Jammer erweckt: „Der Bruder Karl wäre todt! Unter grausamen Schmerzen hätte er in der Frühe sein Leben geendet!“

Meister Franz fuhr vergnügt aus dem Bett auf und eilte zugleich in die Vorderstube, wo der Unglücksbote in der Person eines Lehrlings des Barbiers Wollmar noch weilte. Seine ganze Erscheinung trug das Gepräge einer furchtbaren Bestürzung. Er plauderte am ganzen Leibe und fragte den Burschen nach allen Umständen. Er wiederholte wohl zehn mal die Worte, daß er nicht begreife, wie ein Mensch am Abend vergnügt und ganz gesund und am Morgen todt sein könne. In der Verwirrung seines Kummers stellte er tausend sonderbare Vermuthungen auf und verlangte zuletzt, der Lehrbursche solle sogleich zum Doctor laufen und ja seinem Bruder Hubelen — er selbst wolle zu Meister Wollmar's Wohnung eilen. Der Lehrling zauderte und war unschlüssig. Nach seiner Meinung war ein Doctor überflüssig bei dem Todten.

Das graue Handpferd hatte ich nach und nach in das Fuhrwerk gehängt, und indem der Wallmeister befahl, ich möchte, um dem Befehle Kamprecht's zu genügen, nur Frau Anna und ihren Schützling nehmen.

Der treue Jahrhundertwerk verhüllte ihr Gesicht, daß die Spuren vergossener Thränen nicht sichtbar und verwischte endlich [illegible] und mit der gewohnten Nettigkeit und Sauberkeit gekleidet. Die Blicke sämmtlicher Anwesenden richteten sich auf sie, als sie mit zitterndem Tone dem Burschen nachrief: „Todt ist er nicht? Nein todt nicht — Fritz, todt nicht!“

Der Lehrbursche berichtete, daß Herr Karl wirklich todt sei.

Frau Anna faltete ergebungsvoll ihre Hände und stammelte fast bewußtlos: „Mein Gott, wie ist denn das gekommen!“

Der Lehrling erzählte, was er wußte. Herr Karl sei sehr vergnügt nach Hause gekommen am Abend und hätte zur Meisterin gesagt, er danke für das Abendbrot, er hätte schon bei seinem Bruder gegessen und sich an dem delicaten Pflaumenmus gütlich gethan, das seine Schwägerin gekocht. Darauf habe Herr Karl noch lange gekramt und gepackt und endlich um 11 Uhr die Magd geweckt und verlangt, sie solle ihm Thee kochen. Die Magd sei auf sein Geheiß dann wieder zu Bett gegangen. Als sie aber vor einer halben Stunde aufgestanden sei, um Kaffee zu machen, wäre ihr eingefallen, einmal nach Herrn Karl zu sehen, er hätte ihr furchtbar schlimm geschienen, sie hätte Lärm gemacht, und als der Meister endlich erwacht und an sein Bett getreten sei, da wäre es zu spät gewesen.

Meister Franz ging zu Wellmar's Haus, der Doctor wurde herbeigeholt. Er wünschte die Leiche zu sehen. Der Bruder sträubte sich dagegen.

Am nächsten Tage sagte das Gerücht, der Meister Franz hätte vergiftet werden sollen, denn der Lehrling Kamprecht's hätte Frau Anna am Arbeitskasten ertappt. Meister Franz hätte dran „glauben“ sollen und der Zufall hätte es umgekehrt. Wie eben ein Gerücht entsteht! Acht Tage nach dem Tode des jungen Färbers wurde Frau Anna verhaftet.

Es währte sehr lange, bis die Frau, die sogleich ihre gewohnte kalte Fassung wiedergewonnen hatte, ein Geständniß machte. Alle Umstände sprachen gegen sie. Dennoch leugnete sie hartnäckig. Erst durch eine Bibel kam es zur Ueberführung.

Der Richter fand unter ihren Gerathschaften eine Bibel, sauber in einem Futteral verwahrt, von einem weißen Band zu Buch und Verschlagen. Der Richter zog die Bibel aus dem Futteral. Auf dem Deckel stand: „Zur Confirmation meiner Tochter Anna.“ Der Richter begann darin zu blättern — mehr mechanisch als absichtlich. Eine buchstäbliche Blatt flog bei dem raschen Bewegen der Blätter von den Bögen ab — verwundert betrachtete er das Buch von allen Seiten. Wie kam Staub auf diese wohlverwahrten Blätter? Er wiederholte das Blättern — wieder stäubte etwas ab und senkte sich auf das schwarze Tuch seines Aermels. Jetzt untersuchte er das Futteral, — auf dem Boden schien ihm eine weiße Substanz gelegen zu haben, wovon sich an dem rauhen Papiere etwas angehängt hatte. Von einer Ahnung erfaßt, steckte der Richter die Bibel behutsam wieder in das Futteral, schlug sorgfältig einen festen Bogen Papier um dieselbe und begab sich in die Apotheke, um diese Substanz chemisch untersuchen zu lassen.

Wir führen den Leser in ein letztes Verhör, zu welchem außer dem Färber Franz Kamprecht auch der Apotheker des Städtchens vorgeladen war. Sie verweilten jedoch im Parteienzimmer so lange, bis sie vom Richter verlangt wurden, um bei hartnäckigem Leugnen der Inculpatin Beweis zu führen. Frau Anna ward vorgeführt. Sie sah bleich und verfallen aus. Ihr sichtliches Bestreben, eine gewisse Hinfälligkeit zu verbergen, fiel dem Inquirenten auf, er fragte sie, weshalb sie nicht Gebrauch von der Erlaubniß mache sich setzen zu dürfen, da sie doch augenscheinlich nicht ganz wohl sei. Frau Anna entgegnete: Sie fühle sich stark genug zum Stehen — sie wolle nicht sitzen während des Verhörs.

Der Richter ließ sie gewähren und begann wegen gleichgültiger, schon bekannter Thatsachen einige Ergänzungsfragen an sie zu richten. Dabei exercirte er ein gewöhnliches Inquirentenmittel früherer Zeit, nahm ein Actenstück vom Tische und gab dadurch Anna's Bibel, welche darunter verborgen gewesen, plötzlich ihren Blicken zurück. Verstohlen beobachtete er den Eindruck, den dieser unerwartete Anblick auf die junge Frau machte. Sie entfärbte sich. Ihr Auge richtete sich starr auf das Buch. Sie erkannte ohne Zweifel auf den ersten Blick ihre Bibel. Eine momentane Schwäche, wahrscheinlich Folge ihrer tiefen Erschütterung, überfiel sie, sie wankte und setzte sich machtlos auf den Stuhl, den sie soeben erst verschmäht hatte.

Der Richter schien dies Alles nicht zu bemerken. Er fragte gleichmüthig fort, er blätterte gleich-

Buch das Portefeuille, verwendete aber nicht einen Moment den Blick von Anna. Sie schien durch wenigen Augenblicken ihre Fassung wiedergewonnen zu haben und versuchte aufzustehen. Es gelang, aber sie mußte sich auf die Bettlade stützen, um nicht zu fallen. Krankheit und innere Qual hatten ihren jugendlich-schönen Körper die traurige Gestalt geraubt.

„Kennen Sie dieß Buch?" fragte der Richter, plötzlich die Bibel aufnehmend und sie ihr hinreichend.

„O ja — es ist — es scheint meine eigene Bibel zu sein", antwortete sie stockend.

„Ziehen Sie das Buch heraus!" befahl der Richter ernst.

Sie gehorchte.

„Sehen Sie in das Futteral!"

Sie senkte gehorsam ihren Blick auf die Umhüllung, aber ihre Hand bebte und ihr Athem schien zu stocken.

„Wissen Sie, was der weißliche, kalkige Staub bedeutet, der in dem Futteral sichtbar ist?" fragte der Richter mit noch strengerem Tone.

Sie hob furchtlos den Blick und sah ihn fest an. „Kalkiger Staub? Wo denn?" fragte sie ruhig.

Der Richter klopfte, ohne das Futteral aus ihrer Hand zu nehmen, stark dagegen. Es flog eine staubige Masse heraus gegen ihr Gesicht, das sie darunter neigte, schaudernd fuhr sie zurück.

„Wissen Sie, was das ist?" wiederholte der Richter.

„Vielleicht Zucker? — Ich weiß nicht —!" stammelte sie.

„Es ist Arsenik! Und wer hat diesen Arsenik an einem Orte verwahrt, der wahrhaftig am wenigsten tauglich zu einem Verstecke solcher Sachen ist?" Er hielt inne und stellte sie scharf. Sie sah nicht auf, antwortete aber mit beispielloser Ruhe: „Was weiß ich davon! Das muß nach meiner Verhaftung geschehen sein, um mich dadurch zu verdächtigen!"

„Und wer sollte sich dieser Handlung schuldig gemacht haben?" fragte der Richter heftig. „Ihr Mann? Hat Jemand sonst Arsenik in Händen?"

Sie zuckte verächtlich die Achseln. „Es sind schon solche Dinge passirt!" meinte sie.

Der Richter, in großer Aufregung und Verstimmtheit, klingelte, gab dem rasch eintretenden Boten einen Wink und im Verlaufe einer einzigen Minute stand der Färber Franz Lamprecht seiner Frau Auge in Auge gegenüber.

„Wollen Sie diesem Manne ins Gesicht sagen, was Sie eben als Ihre Meinung aufgestellt haben?" fragte der Richter wieder feierlich.

Frau Anna sah abermals mechanisch auf ihren Gatten hin. Meister Franz blickte starr, aber doch sich bekämmernd zu ihr nieder. Sie hielt das Futteral krampfhaft vor in den Händen, während die Bibel mit der Aufschrift: „Im Vorstimmen meiner Tochter Anna", auf dem Tische lag.

„Anna — Anna —" sagte der Mann mit einem Tone, der seine tiefe Erschütterung verriet — „als dein Vater dir diese Bibel schenkte, ahnte ihm das wol nicht! Und wenn deine Mutter das wußte —"

Seine Stimme brach in einem krampfhaften Schluchzen.

Frau Anna schlug beide Hände verzweiflungsvoll vors Gesicht. Des Richters Wink entfernte den Meister Franz. Frau Anna verharrte regungslos in ihrer zusammengesunkenen Stellung. Der Richter trat ihr näher.

„Erleichtern Sie Ihr Gewissen durch ein offenes Geständniß Ihrer That", sagte er bewegt.

Die Frau fuhr jetzt aus ihrem Sinnen empor. Ein schreckliches Lächeln entstellte ihr Gesicht — Leichenblässe deckte die feinen Züge. „Ja!", rief sie mit der Kraft der Verzweiflung, „ja — ich habe für meinen Mann Gift gerührt. Ja! Allnächtlich stand mein Vater mit dieser Bibel an meinem Lager — meine Mutter hob sie gegen mich auf und drohte mir damit — diese Bibel ist meine Strafe auf Erden geworden. Ich hab sie entlehnt durch mein verrucht Beginnen — es war der einzige Ort, wo ich das Gift verbergen konnte! Schreiben Sie es nieder — es ist Alles wahr, was die Zeugen gegen mich ausgesagt — es ist Alles, Alles wahr!" Sie wurde ohnmächtig aus dem Gerichtszimmer fortgeschafft.

Dem sittlichen Richterspruche, der diese Frau dem Tode geweiht haben würde, entging sie. Ein Verwandter warf sie im Gefängniß aufs Sterbelager.

Ernst Fritze.

Die Spitzenklöppler.

Nach dem Leben.

Wir befanden uns in einer Dorfhütte des sächsischen Erzgebirgs. In einer Ecke des Zimmers steht der gewaltige, den vierten Theil des ganzen Raums einnehmende Kachelofen; ich erwähne diesen hauptsächlich und zuerst, denn er ist der Wohlthäter der ganzen Familie. In ihm werden die spärlichen, immer Hin und Daselbe bietenden Mahlzeiten bereitet, um ihn versammelt sich die Kinderschar zur

Zeit des langen strengen Winters. Die ganze untere Hälfte dieses Ofens endigt in einen großen Kasten, der, ebenfalls aus Backsteinen oder dünnen Platten bestehend, in die Wand und den Schornstein eingebaut ist. Die Oberfläche dieses Kastens bildet einen ziemlich großen Raum, „Röhrchen" genannt, der nicht allein zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln und Küchengeräthschaften, sondern sehr oft auch wegen seiner wohlthuenden Wärme zur Winterszeit von den Kindern als Lagerstätte benutzt wird, da jedes Wärme spendende Plätzchen von der zahlreichen Familie aufgesucht werden muß und die beiden Längenseiten mit der Vorderseite des Ofens für Alle nicht ausreichen. Der Platz längs der innern, nach der Wand gekehrten Längenseite heißt „die Hölle" — hier ist die große Ofenthür angebracht und wird das Vorliegende zum Feuern und Kochen gebrauchbar — an der andern, nach dem Zimmer zu gekehrten Seite steht die „Ofenbank" und vor dieser wieder der große Tisch, der Jedem nur ein schmales Plätzchen zum Verzehren seiner noch schmalern Mahlzeit läßt. Wir bemerken an dem Ofen noch eine große, den Raum beschränkende sogenannte Ofenblase, in der sich für mannichfache Bedürfnisse lange Zeit das Wasser warm hält, auf an einem andern passenden, der Hitze zugänglichen Platze eine „Röhre" eingemauert, in der zu allen Zeiten ein gewaltiger Topf mit Kaffee, wenn anders das aus allen möglichen Surrogaten, nur nicht aus der ausländischen Bohne bereitete Getränk diesen Namen verdient, vorräthig gehalten wird. Und dieser Absud, zu dem Malven und Ruben, Gerste, Eicheln, Kepfel u. s. w., Alles in gebranntem oder geröstetem Zustande, die Kraft liefern, ist das einzige Labsal der Armen. Wenn Sachsen durch den, wie man im Auslande annimmt, dort in allen Schichten der Gesellschaft am stärksten vertretenen Gebrauch des Kaffeetrinkens zu der Ehre des Namens „Kaffee-Sachsen" gekommen ist, so haben diese Leute durch ihr mit dem Schmeichelnamen Kaffee bedachtes Getränk ganz fälschlicherweise nur einen Theil der Ehre auf sich zu rechnen, denn reiner Kaffee ist ihnen so unbekannt wie uns der Betel- oder vielleicht der Opiumgenuß, und nur in den allerseltensten Fällen wol sind sie in der Lage, ihrem Gebräu wenige Bohnen der Kaffeefrucht beimischen zu können. Wie sich von selbst versteht, ist ihnen daher auch der Zucker eine ebenso seltene Erscheinung, und nur dürftige Milch steht ihnen zugebote, ihrem Trank ein veränderndes Ansehen zu geben.

Nächstdem aber bildet, neben sehr geringem schwarzen Brote, ihren hauptsächlichen Nahrungsartikel die Kartoffel, hier Erdapfel genannt, jene herrliche, nicht genug zu schätzende und vor die Armen unentbehrliche Knollenfrucht, die leider durch von Jahr zu Jahr verschiedenen Ertrag immer geringer, nahrungsärmer und mitunter fast ungenießbar wird. So mannichfach auch die Kochkunst die Kartoffel zuzubereiten weiß, so erscheint sie bei diesen Leuten doch fast immer nur in derselben Gestalt, wie der Berliner sagt im Schlafrock, mit der Schale in Wasser abgekocht, tagtäglich des Morgens, des Mittags und des Abends, und in ihrem Gefolge der sogenannte Kaffee. Die ganze Abwechselung bei diesen Mahlzeiten besteht nur darin, daß man in den Kartoffeln der Kaffee getrunken und dann wieder zum Kaffee die Kartoffel gegessen wird. Trauriges Einerlei, höchstens ein mal unterbrochen durch den Genuß einer schlechten Brühsuppe. Butter und andere Fettstoffe gehören zu den Kostbarkeiten, und wer weiß, wie lange Zeit vergeht, ehe einmal ein Bissen Fleisch den Gerichten dieser Unglücklichen die Krone aufsetzt.

So ist die Lebensweise in guten Zeiten; wer vermöchte aber den Jammer in Zeiten der großen Noth zu beschreiben, wo getrocknete Kartoffelschalen, Pflanzenblätter und andere überall zusammengelesene ekelhafte Dinge ihre Nahrungsmittel sind. Mit Schaudern wenden wir uns ab von diesem Bilde, das ganz unwahrscheinlich erscheinen würde, wären keine Beispiele, und nicht etwa einzelne, leider nur allzu häufige dafür hinreichend vorhanden.

Folgen wir jetzt der Familie zu ihrer Arbeit! Von den Großältern bis zu den kleinern Enkeln herab sitzt Alles, männlich und weiblich, Groß und Klein, hinter den „Klöppelsäcken", mußähnlichen, ausgestopften dicken Rollenkissen, die auf einem einfachen Gestell drehbar angebracht sind. Der Name kommt von den Klöppeln, kleinen, ungefähr 5—6 Zoll langen Hölzern, deren untere Hälfte $^1/_2$ Zoll, die obere Hälfte, auf welche die zu den Spitzen erforderlichen Fäden gewickelt sind, etwa $^1/_4$ Zoll stark ist, sodaß, wenn letztere vollgewickelt, diese Klöppel das Ansehen kleiner Rollen haben, von welchen, indem sie je nach dem Erfordernis der Zeichnung regelmäßig untereinandergemengt werden, die mit dem andern Ende am Polster reihenweis angesteckten Fäden ablaufen und so das Tuch bilden. Die gefertigten Spitzen werden nach und nach auf diese Klöppelsäcke aufgerollt. Es können auf diese Weise Tausende von Ellen in einem Stücke geliefert werden. Nach der Vollendung werden sie

vom Polster ab und auf Spitze, Stückchen oder kleine Spitzenkragen gearbeitet und kommen dann in den Handel kommen.

Das Geklapper der ineinandergewebten Klöppel gewährt einen monotonen Klang, und von Zeit zu Zeit wird der Klöppelsack, wenn einige Zoll Spitzen vollendet sind, gedreht, und indem er einen kreischenden Ton vernehmen läßt, derselben mit einer Stecknadel aufgesteckt und die Klöppel von neuem gemengt. Langsam rutscht das Gewebe, oft sind mehre Tage zur Herstellung einer einzigen Elle breiterer Muster erforderlich.

Wir haben unterdessen Zeit, die Klöppelnden etwas näher zu betrachten. Erwarte nicht, abgehärmte Gestalten zu sehen; im Gegentheil sieht sie aufgedunsene gelbe und bleiche Gesichter, und bluht auch auf den Wangen der Kinder infolge des Genusses der frischen reinen Bergluft noch ein junges Roth, so wisse, daß dies in wenig Jahren, wenn sie anhaltender hinter dem Klöppelsack sitzen müssen oder die Knaben im günstigeren Falle mit den Kohlen und mühevollen gefährlichen Dienst der Bergleute erwählt haben, gänzlich verschwunden sein wird. Kein Wunder, die gesundheitzehrende anhaltende Arbeit und die elende, alles Nahrungsstoffs entbehrende Kost verdirbt ihnen frühzeitig schon für immer Blut und Säfte und erzeugt eine fast thierische Lethargie, die ihnen ihr schreckliches Loos erträglich macht und ihr ganzes Leben zu einem blöden Vegetiren herabdrückt. Auf diese Weise haben sie in ihrem traurigen Schicksale zugleich die Kraft, es zu tragen und geben einen neuen Beweis für die ewig unveränderlich weise Einrichtung der Natur, die in ihrem Ganzen nichts Mangelhaftes duldet. „Sie wissen es nicht besser." Wenn dem Fremden als denkendem und fühlendem Menschen ihr Elend in die Augen springt, so mag er sich mit den obengesagten Worten einigermaßen über sie trösten, und, sich seiner Menschenpflichten erinnernd, nach Kräften das Seinige beizutragen suchen, um die scheinbaren Lücken, die die Natur in ihrer Kette offen läßt, ihm Spielraum zum Erkennen und Gebrauchen seiner Kräfte zu geben, auszufüllen.

Was sind Tausende, zur Linderung der Noth solcher Landstriche geopfert, wie bald sind sie aufgebraucht und was dann? Viele Leute, deren Gesichtskreis kaum so weit als der ihres Kirchthurms reicht, denen Alles, was darüber hinaus liegt, ganz fremd bleibt, können sich nie selbst helfen. Sie sind fremder Speculation, wenn man den Handel mit den von ihnen angefertigten Manufacturen, deren Werth durch den ungeheuern Verbrauch in- und ausländischer Industrie sehr herabgedrückt wird, so nennen kann, unterworfen; sie mögen nun für den Kaufmann und für den Händler, der die Hälfte des Tagelohnes eines Arbeits, wenn er schaffen will, für sich in Anspruch nehmen muß, Lieferungen übernehmen oder andere arme Gebirgsbewohner kaum in die Nähe und die Preise drücken, um durch Hausiren Absatz zu erzielen, immer bleibt ihnen kaum die Hälfte des Ertrags — und glücklich sind sie noch, wenn sie auf Bestellung arbeiten können, da sie dann doch wenigstens baares Geld erhalten; denn wie wenig mag ihnen oft der lange Zeit im Lande herumziehende Hausirer, der tagelang fruchtlos von Haus zu Haus gehend und mit der kargen Einnahme seinen eigenen wenigen Bedarf bestreitend, oft für jeden Preis, um nur Geld zu erhalten, verkaufen muß, mit nach Haus bringen. Wie ängstlich mag oft so eines Hausirers der wenigen Groschen halber geharrt werden!

Unterdessen klöppelt Alles emsig weiter, das alte Mütterchen mit auf die Nase gequetschter Brille, Aeltere und Kinder, und doch sind es fast immer nur Pfennige, kaum Groschen, die sie, trotz angestrengtester Arbeit, den ganzen Tag über zu verdienen vermögen, denn die leichtern und schmalen Muster, an denen die Anfänger arbeiten, sind fast werthlos, während mit der Breite und Schönheit derselben auch der Zeitverbrauch unverhältnißmäßig zunimmt.

Und wie soll mit einem solchen Verdienste, der bei der immer mehr und mehr umsichgreifenden Theuerung nicht für Herbeischaffung der elendesten Nahrungsmittel hinreichend ist, die, wenn auch noch so unbedeutende Miethe bestritten und für den Feuerungsbedarf gesorgt werden, den der hier lange und strenge Winter nöthig macht, der Kleidung gar nicht zu gedenken, deren die halbnackten Kinder ebenso bedürftig sind wie die Erwachsenen, da oft kaum ihre Blöße zu decken vermögen?

Ueber die Hülfe verweisen wir auf die Mittheilungen dieser Blätter Nr III, S. 708 und fg.

C. H.

Das persische Heldenbuch oder Schah-Nameh.

Wer reine Luft der Poesie athmen will, flüchte sich in den Osten!

Eine gewaltige Sage, wie Felsthore der Urwelt, eröffnet sich im Schah-Nameh. Eine Sage, in welcher einzelne Menschenleben, ja Menschenalter für nichts gelten, die einzelnen Scenen und Grup-

wie der Jahrhunderte im unaufhaltsamen Schwindel der allverrauschenden Zeit das Rad der Weltgeschichte herabrollen, und der Blick nur auf das Ewige, Eine, Unsterbliche sich richtet, das in allem menschlichen Wechsel nach denselben unwandelbaren Gesetzen immer wiederkehrt und sich als der Kampf des Guten gegen das Böse auf Erden offenbart.

Im einzelnen Kampf und in der einzelnen Person unterliegt in der Regel das Gute der Gewalt des Bösen; das Böse zeigt sich innerhalb des Lebens in der Regel als die stärkere Gewalt. Tschemschid wird von Zohak überwunden, dem treuen Iradsch stößt der verruchte Tur den Dolch ins Brusterz, und auch Rostem bekommt für sein thatenreiches Heldenleben zuletzt keinen andern Lohn, als daß er in der Fanggrube seines Feindes wie ein wildes Thier unter Qualen verbluten muß. Aber die Bösen sind wie die Spreu vor dem Winde. Sie sind da, daß man fragt: „Wo sind sie gewesen?" Sie verfahren spurlos. Mit ihrem Leben ist ihre Wirksamkeit dahin. Dagegen die Wirksamkeit des Guten, welcher unter dem Triumphe der Bösen schmählich hingeschlachtet wird, beginnt erst recht mit seinem Tode. Denn aus seinem unschuldig vergossenen Blute stehen hundertfältig die Rächer auf, welche das Reich des Guten auf Erden, für welches der Vorkämpfer starb, mit der Gewalt des Allgemeinen, mit der Gewalt der sich empörenden Massen vollführen. Durch dieses Gesetz, durch diese göttliche Maschinerie in der Weltgeschichte ist dem Guten sein endlicher Sieg auf Erden gewiß. Des Bösen Kraft ist beschränkt auf die Gegenwart, aber die Gewalt des für die gute Sache Gemordeten, die Gewalt des Iradsch, die Iranische Gewalt, geht durch die Jahrhunderte ins Unabsehbare. Iradsch ist eben dadurch, daß er gegen Tur der unterliegende Theil ist, der Herrscher der Welt, nicht seine Person, aber sein Princip. Dies ist die erhabene Moral des Schah-Nameh und der persischen Heldensage.

Sie ist nicht rein kriegerisch und wild wie die Traditionen des skandinavischen Nordens, die Sagen der Nibelungen und der Heimskringla, sie ist aber auch nicht in mystische Träumereien versunken gleich der indischen Mythen- und Fabelwelt, sondern sie nimmt in ihrer Anschauung des guten Princips allerdings ein contemplatives Element in sich auf, das sie aber nur in praktischer Hinsicht, in Hinsicht auf den für dasselbe auf Erden zu vollführenden Kampf, zur Geltung bringt. Die Personen, welche als Träger des reingedachten Princips vorzugsweise auftreten, wie z. B. der treue Iradsch, der von der Erde zum Himmel emporgehobene Schah Dschem, der reine Siawusch, haben häufig einen contemplativen Anstrich, einen Hauch schwärmerischen Schwermuths, wenn ihnen die Guten der Erde ebenso gleichgültig und nichtswürdig erscheinen, als sie sich aus der Sphäre des Kampfes mit den Ahrimanischen Gewalten in die Regionen des reinen, von keiner Trübung mehr getrübten Lichtes hineinsehnen. Der treue Iradsch wird von seinen beiden boshaften Brüdern, Tur und Selm, darum beneidet, daß der Vater Feridun bei der Theilung des Reichs dem Iradsch den besten Theil, das eigentliche Iran, gegeben, die beiden Brüder aber mit westlich und östlich gelegenen Ländern abgefunden hat. Als sich die Brüder hierüber laut beklagen, ist Iradsch sogleich bereit, mit den Brüdern nicht nur jeden billigen Vergleich einzugehen, sondern sogar alle seine Ansprüche an die Hauptprovinz des Reichs zu ihren Gunsten abzutreten.

Und eben hier beim friedliebenden und mildgesinnten Iradsch tritt jenes Weltgericht, wonach das Gute über das Böse siegt, uns am anschaulichsten vor Augen gestellt. Anfangs empfinden wir den Vortheil, welchen der Böse dem Guten durch seine schuldlose Arglosheit voraus hat, auf die allergrellste Weise. Denn da der Bruder Tur nicht Vergleich, sondern Kampf mit Iradsch will, so empört ihn dessen sanftes und persönliches Entgegenkommen nur noch mehr. Er schlägt ihn mit einem Beile zu Boden und senkt ihm den Dolch ins Herz. Aber als das Opfer gefallen, da erst fangen dauernde und nicht sterbende Gewalten an, über den Häuptern der Brüder die Rache zu spinnen, welche der noch lebende alte Vater Feridun über sie vom Himmel herabsieht. Das Wirkende ist hier Das, was wir die öffentliche Meinung nennen. Diese ist unbeugsam und findet nicht. Die Völker in Masse zeigen sich den Tyrannyn abgeneigt und von Lust, den Iradsch Tod zu rächen, erfüllt. Aber es hat lange Zeit, bis der Rächer erwächst. Feridun hofft, in dem Sprößling der Tochter des Iradsch einen solchen zu sehen. Aber diese gebiert nur erst wieder einer Tochter, welche dann die Mutter des Rächers wird in der Person des Minutschehr. Und nun erfolgt ein Kampf, in welchem die Bösen, Tur und Selm, der Gewalt einer majestätischen Rachbegeisterung der Völker erliegen und wobei der Erdboden durch die kämpfenden Massen gleichsam in ein wogendes und strudelndes Meer verwandelt wird, wie es heißt nach der Uebersetzung von Schack *):

*) „Firdusi. Heldensagen. Zum ersten mal vollständig aus dem Persischen übertragen von Adolf Friedrich von Schack."

Die Erde ward wie auf dem Meer ein Boot,
Wenn von der Luft mit Ungestüm bewegt.
Der Boden wogte wie im Sie die Wellen,
Der Felsen Schutt und der Trümmerten Hallen
Hoch von den Bergen, und es regte
Bewegung sich die Schar der Zusammenschlagen;
Man glaubte sich, es wird ein Fest begangen.
Da ist der Pauken und die Hörner Klingen
Gleich Bergen zitterten die beiden Heere
Und stieß a sich entgegen, blut'ge Meere
Ergossen sich, so wüthete der Tod,
Die Erde schien ein Todtenbeet zu werden.
Die Elefanten wateten — ihr Fuß
Zerstampfen Schalen gleich — durch einen Fluß
Von Blut. Minutschehr allem Volke ihnen,
Stritt muthig, tapfer und voll Heldenfreud.

So auch in Siawusch ein sanfter Charakter, welchem von der buhlerischen und rachsüchtigen Sudabe nachgestellt wird und welcher sich nur durch eine schmerzliche und rigorose Feuerprobe vor diesen Nachstellungen und Anschwärzungen retten kann, dann aber doch zuletzt auf turanischen Boden entweichen muß, wo er ein tragisches Ende nimmt, indem er von Mördern, welche der Schah Afrasiab von Turan entsendet, überfallen und getödtet wird. Aber diese Unthat, in der sich jene frühere an Iradschsbegangene wiederholt, facht dann den in jedem iranischen Herzen glimmenden Haß gegen die Verbündeten des Ahriman von neuem zu lohender Flamme an. In Rostem's gewaltigem Arme steht ihm ein Rächer auf. Nachdem der von Afrasiab's Tochter geborene Sohn des Siawusch, Kai-Chosrew, aufgefunden und auf den Thron von Iran erhoben worden ist, beginnt ein Krieg, welcher Jahrzehende hindurch ganz Mittelasien durchtobt und mit der völligen Niederlage Afrasiab's endigt, worauf ein neues Leben des Friedens und des Glücks für Iran beginnt. Denn nach Kai-Chosrew's, des frommen Fürsten Himmelfahrt besiegelt nach kurzer Zwischenzeit die Offenbarung des neuen gereinigten Lichtgesetzes durch Zoroaster unter Schah Guschtasp den Sieg der mildherzigen Gottesstreiter über die finstern dekpotischen Mächte.

Die religiöse und contemplative Natur des Kaisers Chosrew, dieses Mugers eines sowol weisen als tapfern Monarchen, gibt sich besonders kund am Ende seines Lebens. Sein Geist steht von der Erde hinweg; ein finsterer Tiefsinn bemächtigt sich seiner. Er bittet Gott, ihn hinwegzunehmen, und der Engel Serusch verkündigt ihm, sein Wunsch werde in Erfüllung gehen. Er versammelt seine Großen, vertheilt seine Schätze an sie, ernennt den Lohrasp aus Kai-Kobad's Geschlechte zu seinem Nachfolger, nimmt Abschied von dem Heere und zieht, begleitet von einigen Getreuen, in ein einsames wüstes Gebirge hinauf. Am Karfe einer Quelle nimmt er sein Nachtlager, wäscht sein Haupt und verschwindet bei Sonnenaufgang, während ein Sturm vom Gebirge herabbraust. Seine Begleiter selbst kommen, sich verirrend in den Wildnissen dieses furchtbaren Gebirgs, im Schneegestöber und Unwetter um.

Die in der persischen Heldensage vorkommenden Könige leiden durchaus keine Vergleichung mit der uns von den Griechen überlieferten Geschichte von Persien und Medien, und ebenso wenig sind die von den Griechen überlieferten persischen Königsnamen von der persischen Tradition aufbewahrt worden. Dagegen läßt sich aus den heiligen Schriften des Zoroaster, dem Zendavesta, beinahe die vollständige Reihe von Helden, Königen und Begebenheiten herstellen, welche den die Heldensage von Iran umfassenden Theil des Schah-Nameh ausfüllt. Dabei klingen die Sagen der verschiedensten Völker in verschiedenen Zügen dieses alten Sagenschatzes an. Isfendiar z. B. ist der Achill oder hörnene Siegfried der Sage. Denn er war durch den Zauber des Propheten Zoroaster festgemacht worden, sein Leib war gehärtet gegen jede Waffe, und nur allein die Augen waren verwundbar. Rostem ist der Herakles oder Simson der Sage, welchem an Körperstärke Niemand gleichkommt. Dabei ist er roh und gutmüthig, wie Herakles und Simson ebenfalls waren. Rostem's Kampf mit seinem eigenen Sohne Suhrab ruft uns hingegen das älteste Denkmal vaterländischer Poesie, das Lied vom Kampfe Hildebrand's mit seinem Sohne Hadubrand ins Gedächtniß, wie denn auch die persische Sage durch das Vorkommen der Iranier und der Alanen unter ihren Volksnamen an germanisches Alterthum zurückerinnert. Siawusch ist ein reiner Jüngling wie Joseph, welcher den Verlockungen der üppigen und mächtigen Sudabe widersteht, obgleich Unheil für ihn aus dieser Standhaftigkeit entspringt. Schah Chosrew ist ein Oedipus in Kolonos, welcher von den Göttern von der Erde zu sich genommen wird. Iradsch ist ein sanfter Abel, welcher von seinem Bruder Tur als Kain aus Neid, das er der Bevorzugte des Himmels ist, erschlagen wird. Des Schah Kekawus Versuch, auf einem Gerüst, von vier Adlern gehoben, in den Himmel zu fliegen, erinnert an den ebenfalls mißlungenen ähnlichen Versuch des Ikarus.

(Berlin, Hesp. 1851.) Von demselben erschienen als Fortsetzung dieser verdienstvollen Arbeit: „Epische Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi." 2 Bände. (Berlin, Hesp. 1853.)

Das Verschwinden des Lethe in einer Felsenkluft des Berges Lemawat ist das Spiegelbild vom Anschmieden des Prometheus in einer Felsenkluft des Kaukasus. Die Aehnlichkeit der persischen Sage ist so groß, als hätte derselbe an der Quelle jener großen Völkerströme gelebt, welche vom Westen des Alai und Himalaya in alle Weltländer sich ergossen, und als bewahrte sie Das getrübter und zusammenhängender, was die einzelnen Volksströme als einzelne Arme dieses Urstroms in abgerissener und umgeänderter Gestalt mitsich führten.

Rückert hat in seinem „Westen und Südrad", indem er sich auf einem der Hebepunkte dieses Weltumgehungs anschwebte, sich mehre Erweiterungen in der Behandlung erlaubt, um den gar zu raschen und schwindlichten Stromfall des Originals zu mäßigen und anzuhalten. Mit Recht. Dieser Weltsitz ist Gemeingut der Völker. Um uns unsern Antheil, welchen auch wir an ihm haben, theuer und werth zu machen, darf der Dichter sich nicht durch kleinliche Rücksichten in Fesseln schlagen, sondern muß den großen Stoff in sich ebenso lebendig und ebenso unmittelbar wirken lassen, als er in Indien gewirkt hat. Nur auf diese Art hat uns Rückert nicht eine Kopie, nicht einen Schattenriß von Indiens Gedicht gegeben, sondern solche ursprüngliche Lichtesglut einerseits, solche anschmiegende und liebliche Hingebung ans Original andererseits an den Tag gelegt, daß hier der Ausruf gestattet ist: „Lebt Indien den Dichtern!" *C. F.*

Die Zeiträume der Geologen.

Von Bernhard Cotta.

Den Verlauf der Zeit erkennen wir stets nur an den materiellen Aenderungen, welche in ihr erfolgen. Unser ganzer Begriff von Zeit, jedes Zeitmaß, beruht darauf. Die Zeit läßt sich nur messen, indem man gleichmäßig periodisch sich wiederholende Bewegungen als Maßstab anwendet, mögen diese nun Bewegungen von Himmelskörpern, wie bei der Sonnenuhr, von fallenden Wassertropfen, wie bei der Klepsydra, von rinnenden Sandkörnern, wie in der Sanduhr, durch Gewichte oder durch Federn bewegte Räder sein, wie bei der gewöhnlichen Uhr. Unsere ganze Zeiteintheilung ist entlehnt von den stetigen, periodischen Bewegungen der Erde. Die Bewegungen der Himmelskörper sind, soweit wir sie kennen, alle periodische, aber ihre Perioden durchkreuzen und stören sich vielfach, am einfachsten und einflußreichsten erscheinen uns die periodischen Bewegungen der Erde, obwol sie, genau genommen, nicht so ganz einfach sind.

Die Anziehung der Weltkörper, ihre Gravitation, ist durchaus gegenseitig. Die Sonne wird ebenso viel von der Erde angezogen, als die Erde von der Sonne, nur nicht so stark. Dieser Umstand hat nun einen Einfluß auf alle Bahnen der Himmelskörper, z. B. der Planeten, welche dadurch viel complicirter werden, als es der Fall sein würde, wenn nur ein Körper alle andern anzöge ohne Gegenseitigkeit, wenn z. B. nur die Sonne auf die Planeten Anziehung ausübte, nicht aber diese auch auf die Sonne und unter sich gegenseitig. Durch diese unbedingte Gegenseitigkeit der Gravitation werden die Bahnen der Weltkörper nach Gestalt, Größe und Lage etwas weniger regelmäßig und zugleich veränderlich, und ebenso die Schnelligkeit ihrer Bewegungen in denselben, z. b. sie sind nicht genau so, wie sie sein würden, wenn blos ein Centralkörper Anziehung übte oder wenn nur immer zwei Körper zugleich aufeinander einwirkten, z. B. die Sonne und ein Planet. Man ist darum genöthigt, bei Vorausberechnung der Constellationen stets auf diesen Umstand Rücksicht zu nehmen und die Anziehung aller Körper gleichzeitig in Rechnung zu ziehen, nur mit der für die Praxis nothwendigen Ausnahme derjenigen Weltkörper, deren Wirkung, sei es wegen Kleinheit ihrer Masse oder wegen ihrer großen Entfernung, als verschwindend klein angesehen werden kann.

Als bequemste, überall in die Augen fallende und wol auch am meisten gleichbleibende Zeiteintheilungen mit Erdenbewohner die Umdrehungszeit unserer Planeten — den Tag. Aber auch hierbei ist eine wirkliche Umdrehungszeit (der Sternentag) von einer nur scheinbaren (dem gewöhnlichen Tage) zu unterscheiden, hervorgebracht durch das Fortrücken der Erde während jeder Umdrehungszeit in ihrer Bahn. Wir wissen ferner noch nicht sicher, ob diese Umdrehungsgeschwindigkeit wirklich in jedem Moment ganz gleich groß ist, sollten Schwerpunkt und Mittelpunkt der Erde nicht genau zusammenfallen, so könnte sich dieselbe nicht ganz gleich bleiben, ähnlich wie bei einem Mühlrad mit sogenanntem schweren Wirtel; endlich aber wissen wir nicht, ob die ganze Zeit einer Umdrehung stets gleich geblieben ist und gleich bleiben wird. War die ganze Erde früher wärmer, ihr Durchmesser folglich größer, so mußte ihre Umdrehung langsamer erfolgen, ihr Tag etwas länger sein; und sollte sie einst kälter werden, so würde sie nothwendig etwas kürzere Tage erhalten.

Aber alle diese Formen wirklichen oder möglichen Abweichungen und Aenderungen sind unwesentlich für den gewöhnlichen Beobachter, sie lassen sich nur aus sehr genauen Vergleichungen erkennen, sie sind unwichtig für das gewöhnliche Leben, während der Wechsel von Tag und Nacht für dieses an sich so ungemein wichtig und einflussreich ist.

Je weniger ein Gegenstand Veränderungen seiner relativen Lage und seines Zustandes ausgesetzt ist, jemehr er den unmittelbaren Wirkungen der kosmischen Periodicität entzogen ist, umsoweniger lässt sich in seinem Dasein ein Verlauf der Zeit erkennen. Der Krystall in seiner Druse, tief im Innern der Erde, ist für unsere Anschauung beinahe jeder zeitlichen Wirkung — dem Begriff der Zeit — entrückt, Jahrtausende können an ihm vorübergehen ohne allen Einfluss. Dennoch macht auch er alle die periodischen Bewegungen der Erde und ändert mit ihr jeden Augenblick seine Lage im Weltraum.

Die Bestimmungen des Zeitmasses sind wesentlich verschieden von den Bestimmungen der bloßen zeitlichen Aufeinanderfolge, ohne Erkenntnis der Dauer. Man kann z. B. wissen, dass Julius Cäsar, Karl der Große, Friedrich der Große und Napoleon in dieser Reihe aufeinander folgten, ohne damit schon die speciellen Zeitabstände zwischen denselben zu kennen. In diesem Falle sind gewöhnlich die Geologen. Sie können durch gute Untersuchungen oft sehr scharf das Nacheinander, das Aeltere oder Jüngere der Bildungen unterscheiden, aber nur ausnahmsweise, nur innerhalb sehr enger Verhältnisszeiträume, und auch da meist nur annäherungsweise das wie alt, d. h. sie vermögen nur das relative, nicht das absolute Alter der Dinge oder der Vorgänge zu bestimmen. Dennoch wagen sie es, mit großer Zuversicht von außerordentlich großen Zeiträumen zu sprechen, von so großen, dass sie sich kaum durch sinnliche Zahlenausdrücke in üblichen Zeiteinheiten versinnlichen lassen. Sie wagen es und sie dürfen es wagen, denn sie haben vernünftige Gründe dazu. Wenn sich auch nun für höchst wenige geologische Vorgänge eine wirkliche Zeitdauer genau bestimmen lässt, so lässt sich doch aus sehr vielen eine außerordentlich lange Dauer sicher schließen, und die aus den einzelnen Erscheinungen gezogenen Schlüsse der Art stimmen schließlich ihrer allgemeinen Natur nach alle miteinander überein, kein einziger Umstand widerspricht ihnen.

Wir wollen beispielsweise und ohne besondere Ordnung einige solche Schlüsse, wenn auch nur flüchtig, hier in Betrachtung ziehen.

Im voraus muss ich dabei noch bemerken, dass die neuere Geologie, besonders durch Lyell's Untersuchungen, sehr davon zurückgekommen ist, geologische Erscheinungen durch solche Vorgänge zu erklären, welche vom gegenwärtigen Verlauf der Dinge gänzlich abweichen, aber gar mit den jetzt als herrschend erkannten Naturgesetzen im Widerspruch stehen. Lyell ist vielleicht in seinen Behauptungen zu weit gegangen, wenn er überhaupt gar keine Entwickelungsgeschichte des Erdkörpers, sondern nur unausgesetzte Aenderungen an seiner Oberfläche anerkennt, ohne dass dabei das gegenwärtig mögliche Mas der Energie jemals überschritten worden wäre. Soviel ist aber sicher, dass die uns bekannten Naturgesetze und ihre Wirkungen ausreichen, den Bau der Erdoberfläche zu erklären, sobald man für die Dauer dieser Wirkungen keinerlei Beschränkungen eintreten lässt. Jahrtausende in ungemessenen Zeiträumen aufeinander folgende Hebungen von der Größe, wie man sie in den letzten 50 Jahren drei bis vier mal an den Küsten Chiles beobachtet hat, reichen hin, ein Gebirge, so hoch als der Himalaja, zu bilden, und wenn das Meer jetzt irgendwo jährlich eine wüdicke Schicht ablagert, so kann daraus nach 12,000 Jahren eine 1000 Fuß mächtige Gesteinsdecke werden. Es ist aber in der That kein Grund vorhanden, welcher nöthigte, die Zeit der geologischen Wirkungen irgendwie zu beschränken. Gewiss auch der beste Christ kann sich damit einverstanden erklären, sobald er die Heilige Schrift nicht zum naturhistorischen Lehrbuch herabwürdigt. Wir können höchstens vermuthen, dass, wenn die Erde (wie es wahrscheinlich) durch langsame Abkühlung aus einem heißflüssigen Zustande hervorgegangen ist, dann allerdings manche Wirkungen früher energischer erfolgten als jetzt, weil die feste Kruste in diesem Falle früher dünner war, die Reactionen des Erdinnern deshalb in gewaltsamer mobilisirten mussten. Eine solche mögliche Verstärkung der Energie betrifft aber natürlich nur die sehr weit zurückliegenden Zeiten, in den uns näherstehenden kann auch die Energie der geologischen Wirkungen keine merklich größere gewesen sein. Wir würden allemal wieder in den früheren Fehler der Geologen verfallen, Wirkungen oder Thätigkeiten anzunehmen, die mit den bekannten Naturgesetzen nicht im Einklang oder im Widerspruch stehen, wenn wir die Energie der Wirkungen beliebig steigern wollten, um geologische Erscheinungen zu erklären. Doch zur Sache.

Lyell hat berechnet, dass die Anschwemmungen des Mississippi, insoweit sie sich deutlich als Ablage-

rungen dieses Flusses zu erkennen geben, einen Flächenraum von 16,000 englischen Quadratmeilen einnehmen, während der Lauf bis zu 3,28 Aus anwuchs. Da dieser Fluß nach einer ziemlich guten Berechnung jährlich ungefähr 3,700,000,000 Kubikfuß feste Theile aus seinen Quellengegenden entführt und in niedern Regionen ablagert, so ergibt sich, wenn man dieses Verhalten als gleichbleibend annimmt, bei einem ungefähren Ueberschlag, daß zu den vorhandenen Ablagerungen dieses Flusses ein Zeitraum von etwa 67,000 Jahren nöthig gewesen ist. Diese Ablagerungen gehören aber zu den allerneuesten Bildungen an der Erdoberfläche, sie enthalten fast nur Ueberreste von noch jetzt in denselben Gegenden lebenden Thieren und Pflanzen, bezeichnen also die jüngste Periode der Geologen. In diesem Zeitraume sind nur höchst wenige Arten ausgestorben, d. h. die organische Schöpfung scheint beinahe dieselbe geblieben zu sein. Vergleicht man nun aber damit den vielfachen, ganz allmäligen Wechsel sämmtlicher organischer Bewohner des Erdkörpers von ihrem ersten Ursprung an, wie er sich aus den versteinerten Ueberresten unzweifelhaft ergibt, so muß man wol zugeben, daß, wenn der Wechsel der organischen Formen auf der Erde stets ein so langsamer oder wenigstens kein sehr viel schnellerer war, Zeiträume ganz unermeßliche verflossen sein müssen, ehe so vielfache Aenderungen aufeinander folgen konnten. Bronn, der fleißigste und sorgfältigste Bearbeiter der vorweltlichen Statistik, zeigt in seiner „Geschichte der Natur", daß etwa dreißig mal ein vollständiger Wechsel der Arten auf der Erde stattgefunden haben müsse, nicht etwa plötzlich, sondern ganz allmälig, aber der Art, daß man dreißig Zeiträume bestimmen könne, in denen fast alle lebenden Arten voneinander so verschieden gewesen sind, wie etwa die menschlichen Individuen in Zeitabständen von 70 Jahren.

Wenn nun Lyell's Berechnung zeigt, daß in 67,000 Jahren nur eine beide nur unbedeutende Aenderung der Organismen auf der Erde eingetreten ist, so ergibt sich daraus, daß diese 67,000 Jahre nur ein sehr kleiner Bruchtheil eines vollen Wechsels der Arten sein können, deren wir gegen dreißig zu unterscheiden haben.

Näher läßt sich hier nichts bestimmen, die Zahlen sind alle etwas unsicher, aber jedenfalls so groß, daß man schwer an ihre Richtigkeit glauben würde, wenn die Geologie in diesem Falle irgend ein Grund zur Zweifel darböte, — sie ist nur überraschend, aber durch nichts unwahrscheinlich. Zugleich aber weisen alle andern geologischen Untersuchungen auf ähnliche große Zeiträume hin.

Ein anderes Beispiel für ganz ungeheure Zerstörungen im Gebiete der Vorzeit liefern die Thalbildungen. Die tiefen Thäler gehören großentheils einer sehr neuen geologischen Periode an, sie sind oft in ganz jugendliche Gesteine eingeschnitten und die meisten derselben enthalten keine Meeresablagerungen von neuerem Datum in sich. Sehen wir hier ab von den Thälern der Gebirge, welche großentheils durch gewaltige Zerspaltungen veranlaßt und vom Wasser nur ausgewaschen sein werden, so müssen wir anerkennen, daß mindestens sehr viele Thäler der niedern Plateauländer gänzlich durch die Wirkung der Flüsse ausgenagt sind. Wie überaus langsam diese Auswaschung vorschreitet, ergibt sich aber schon daraus, daß man sie gewöhnlich gar nicht beobachten kann, d. h. ihre Resultate sind in den menschlichen Beobachtungszeiträumen verschwindend klein. Theoretisch lassen sie sich aber immerhin nachweisen, denn jeder Fluß führt ein gewisses Quantum erdiger Theile als Auflösung oder Trübung beständig dem Meere zu. Das Regenwasser aber kehrt ohne diese erdigen Theile auf die Landoberfläche zurück. Es gibt einige Beispiele, an denen man etwas deutlicher die thalbildende Wirkung des fließenden Wassers erkennen kann. Das schönste und großartigste darunter ist der Niagarafall. Er rückt sehr langsam aufwärts und verlängert somit beständig das gegen 300 Fuß tiefe Thal hinter sich. Man hat nachgewiesen, daß er auf diese Weise von Kingstown bis an seine jetzige Stelle vorgerückt sein muß und dazu einen Zeitraum von mehr als 30,000 Jahren gebraucht hat, möglicherweise noch ein mal so viel. Hier und da bemerkt man noch Spuren des alten Flußbettes auf den Höhen neben dem jetzigen Thal und in diesen Flußmuschelschalen jetztlebender Arten. Das ganze Verhalten zu den benachbarten neuesten Meeresablagerungen auf dem Festlande (den Diluvialgebilden) ist der Art, daß man daraus sicher schließen kann, sie sind älter als der frühere Standpunkt des Niagarafalles bei Kingstown. Dieses Beispiel zeigt uns eine ganz ungewöhnlich schnelle und gewaltsame, thalbildende Wirkung, es ist eine sehr belehrende Ausnahme; in der Regel ist diese Wirkung jedenfalls eine außerordentlich viel langsamere.

Man hat wol gesagt, die Thäler, insofern sie nicht durch Zerspaltungen gebildet sind, wurden durch besonders große Ueberfluthungen ausgewaschen. Das war leicht gesagt, kann aber durch gar nichts begründet werden. Temporär scheinen wol einzelne Erdgegenden besondern Wasserüber-

Strömungen ausgesetzt worden zu sein, wie das auch jetzt zuweilen der Fall ist. Diese können dann auch weit kleine Aenderungen in der Thalbildung hervor, aber ihre wesentliche Ursache können sie nicht sein, wenigstens läßt sich das durch keinen Umstand nachweisen oder auch nur wahrscheinlich machen. Geben wir dagegen den unausgesetzten kleinen Wirkungen der Zeit die nöthige Zeit, so reichen sie hin, so große Erfolge hervorzubringen.

Untersucht man den innern Bau der weiten Gebirge, so ergibt sich als höchst wahrscheinlich, daß ihre gegenwärtige Oberfläche keineswegs die ursprüngliche ist. Von den meisten ist offenbar ein viel größerer Theil zerstört und fortgeführt als noch vorhanden. Wenn wir aber von den vagen Hypothesen der vorigen Jahrhunderte absehen und die thätigen Vulkane hier ganz außer Betracht lassen, so gibt es für diesen Umstand keine andere Erklärung als die noch jetzt fortdauernde Verwitterung und langsame Abschwemmung der Oberfläche, zuweilen hier und da einmal etwas beschleunigt durch Erdbeben, Bergschlipfe, Durchbrüche von Gebirgsseen u. dergl., oder dadurch, daß manche Gebirgsketten, lange Zeiträume hindurch unter das Niveau des Meeres gesenkt, den Strömungen desselben ausgesetzt waren. Wie gering der Erfolg aller dieser Wirkungen in unsern Beobachtungszeiträumen ist, weiß Jedermann. Noch von keinem Berg ist durch genaue Messungen nachgewiesen, daß er durch bloße Verwitterung kleiner geworden sei. Die Mehrzahl derselben ist auch sehr wahrscheinlich wirklich in historischer Zeit nicht niedriger geworden; und dennoch an allen nagt die zerlegende Luft und das zerstörende Wasser, zuweilen — hier und da — treten sogar merkbare Veränderungen ein, Bergstürze nagen an den Abhängen und erreichen endlich auch die Gipfel, von ihrer gesammten Oberfläche aber führt das abrinnende Regenwasser stets kleine Theilchen herab, die nicht wieder ersetzt werden. Und wenn nun auch dadurch in irgend einem Gebirge jedes Jahrhundert nur ein paar Berge um wenige Fuß niedriger werden, die gesammte Oberfläche vielleicht nur um den Bruchtheil einer Linie schwindet, so muß diese unausgesetzte Thätigkeit dennoch einen sehr bedeutenden Erfolg gehabt haben, wenn wir etwa annehmen dürfen, daß sie seit Billionen Jahren ununterbrochen thätig gewesen hat, und wirklich das anzunehmen, daran verhindert uns nichts, vielmehr steht eine solche Annahme ganz im Einklang mit zahlreichen andern Erscheinungen.

Es gibt, wie gesagt, nur sehr wenige Hülfsmittel zu wirklichen Zeitbestimmungen bei geologischen Untersuchungen. Bischof hat einige versucht. Er hat gezeigt, daß zur Bildung der saarbrücker Kohlenlager unter den gegenwärtigen Vegetationsverhältnissen ein Zeitraum von wenigstens 672,000 Jahren ununterbrochener aber eine Million) erforderlich gewesen wäre. Er hat ferner gezeigt, daß, wenn die Erde durch Wärmeausstrahlung in den Weltraum auf ihre jetzige Gesammttemperatur herabgesunken sein soll, und wenn man annehmen darf, daß diese Gesammttemperatur in der Steinkohlenbildungszeit soviel höher war, daß aus diesem Grunde in unsern Breiten ähnliche Pflanzen wachsen konnten, wie jetzt nur zwischen den Wendekreisen, er hat also berechnet, daß unter diesen Voraussetzungen zu der Abkühlung ein Zeitraum von neun Millionen Jahren nöthig gewesen sei. Das ist aber, wenn übrigens die Prämissen richtig sind, nur ein Minimum für das Alter der Steinkohlenvegetation. Da sich aus der Natur dieser Pflanzen nicht genau erkennen läßt, wie hoch die Temperatur war, in der sie lebten, und da man sie nicht nachweisen kann, wie viel Zeit von der Steinkohlenbildung ab noch verstrichen ist, ehe die Möglichkeit der Existenz solcher Pflanzen in unsern Breiten aufhörte, so ist es ebenso gut möglich, daß dieser Zeitraum noch ein mal so groß oder zehn mal so groß war. Es ist eben nur eine Minimumsbestimmung.

Bisher ist es noch nicht gelungen, die Folgen der periodischen Aenderungen, welchen die Axenstellung, die Bahnlage und die Bewegung unserer Erde unterworfen ist, in geologischen Ereignissen zu erkennen. Sollte das einst gelingen, so würde man dadurch allerdings einen vortrefflichen chronologischen Maßstab für die Erdentwickelungsgeschichte gewinnen. Bis dahin müssen wir uns damit begnügen, zu sagen: die Welt ist nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich unermeßlich, wie ihr Schöpfer.

Berliner Briefe.

III.

An den Ufern der Spree ist Otto Schmidt geboren, doch konnte sie aber daraus Anspruch machen, von denen des Manzanares oder der Tiber zu stammen — denn ihr Kopf ist imposant wie der einer Germania. Glänzend schwarzes Haar, das ihr, kurz abgeschnitten, lockig um den Nacken hängt, sodaß die schönen, aber markirten Gesichtszüge in dieser Haartracht auch den Eindruck eines jener jungen Hirtenknaben der Campagna machen. Große tiefbraune Augen, von hohen, dunkeln Augenbrauen

und Diamanten durchzittert, leuchten wie Seen aus der reinen Stirn und beleben das volle, edle Oval des weiblichen Gesichts, dem ein kleiner hochrother Mund eine sinnliche Glut entfernt. Für die mit etwas Bewußtsein von der behaupteten Bedeutsamkeit des Kopfs in ihre Gestalt ein wenig zu klein, doch in sie im Ebenmaß von angenehmer plastischer Fülle, der sich ein Weben anschließt, das zwischen Pathos und Naivetät zuweilen eine glückliche Mitte findet.

Von frühster Kindheit an in ein bewegtes Element gewaltsam hineingedrängt, betrat sie sehr früh die Bühne und bildete sich zur Schauspielerin. Als solche debutirte sie in München und den österreichischen Landen, zuletzt in Breslau. Wir hörten sie, als wir sie zuerst sahen, für zur darstellenden Kunst ganz besonders begabt und ausgestattet, hörten aber, daß sie nur da befriedigte, wo der Stoff sie begeisterte. Jene Plastizität, die eine Schauspielerin haben muß, um für ein Bühnenrepertoire zu passen, das heute die Salonbühne, morgen Lesdemona verlangt, dafür kann sie weder Neigung noch Ausdauer und Studium haben.

Im Hause einer Freundin, bei der sie lange Zeit in Wien lebte, hob ihre dramatische Muse zuerst die Flügel. Diese Erstlingswerke sind nicht ins Publicum gedrungen, doch ist ihr „Paganini" ins Polnische übersetzt und in Lemberg zur Aufführung gekommen. Die „Maria Magdalena" Hebbel's gab ihr, da sie diese mit der biblischen Heuschl wahnte und höchlich überrascht war, als sie hörte, daß es sich in dem Stück durchaus um keinen Bibelstoff handle, die erste Idee zu der Conception ihres „Judas Ischarioth". Sie nahm den Gedanken auf und ward immer mehr von dem hochtragischen Stoff der Geschichte Israels wie vom Sonnenaufgang des Christenthums angezogen. So erschienen aus innerem Drange hingeschrieben die ersten Bruchstücke des „Judas" in den von unserm Professor Reicher weiland herausgegebenen „Jahrbüchern für dramatische Kunst", und machten einen Eindruck auf das denkende Publicum. Während der Zeit übersiedelte sie hierher und vollendete ihr Werk. Es erschien mit einem einleitenden Vorwort von Professor Reicher. Statt es anzuerkennen, griff man dasselbe, wie das auch alsbald darauf erschienene „Der Genius und die Gesellschaft", überwiegend in gereizter Weise an; der Reicher'schen Protection galt diese Heftigkeit mehr als ihrem Talente, dem man unbedingt Gerechtigkeit widerfahren lassen muß.

In diesem Judas verkörpert sich die Geschichte seines Volks, das den Heiland verleugnet und doch die unendliche Sehnsucht danach empfindet. Auch er ist der Ewige Jude, der Pulsschlag eines ganzen Volks, das nicht sterben kann und sterben wird. In Judas ist das Element des Hasses, in Christus die Liebe zur Erscheinung gebracht. Dr. Kuno Fischer in Heidelberg schrieb an einen hiesigen Freund: „Diese psychologische Composition beherrscht mich so, daß ich kaum die ästhetischen Mängel bemerke, die namentlich in den ersten Partieen hervortreten. Die jambische Prosa, die orientalische Rhetorik, die oft gesuchte Symbolik hebt die großartige, gedankenschwere Einfachheit, welche in diesem Werke so unwiderstehlich ansteht, nur momentan auf, und ich empfinde diese Augenblicke als einen Eintrag, aber nur als einen flüchtigen. Die Krone des Ganzen ist der Dialog von Jesus und Judas. Er gehört zu dem Großen, das ich überhaupt gelesen; in diesem Dialog ist jene Congruenz von Inhalt und Form, von Gedanke und Ausdruck, von allmächtiger Gedankenfülle und lapidarischem energischen Ausdruck vorhanden, die dem Drama einen künstlerischen Charakter von classischer Höhe gibt. Der größte Gährungsprozeß des Weltgeschichtlichen ist in diesen beiden dramatischen Figuren wirklich verkörpert." Aehnlich haben sich andere Stimmen ausgesprochen. Leider hat die positive Absicht der Dichterin, „gegeben" zu werden, sie theatralisch-äußerlich gemacht und sie in ihrem „Machiavell" zu allerlei Concessionen verführt. —

Zehn Jahre lang war die Beherrscherin unserer Bühne Frau Charlotte Birch-Pfeiffer. Ohne leugnen zu wollen, daß man jedes mal versucht ist, wo die Rede ist von der „fruchtbaren" Schriftstellerin unserer Zeit, gleichsam als wäre dies nur ein Druckfehler, zu lesen die „furchtbare", kann man ihr Verdienste nicht absprechen. Charlotte Pfeiffer wurde 1808 in Stuttgart geboren und war die Tochter des verstorbenen erblindeten bairischen Kriegsraths Pfeiffer. Das kluge Kind war des Vaters Auge, sein Glück und seine Freude; kaum erwachsen ward sie sein Secretär und sein Vorleser; dadurch bildete sich ihr Sprachorgan zu einer ungewöhnlichen Zungengelänfigkeit, ebenso das in ihrer Seele schlummernde schriftstellerische und dramatische Talent. Mit der Schönheit der Jugendblüthe betrat sie schon 1813 in München die Bühne, wo sie als königliche Hofschauspielerin 13 Jahre verblieb. In dieser Zeit gab sie ihre ersten Romane, Erzählungen und Novellen heraus und vermählte sich im Jahre 1825 mit dem Tänen Birch, dessen Namen sie dem ihren zufügte, da der ihre sich bereits einen guten Klang erworben hatte. Nachdem sie größere Kunstreisen gemacht, sich ein Jahr in Petersburg aufgehalten, ward sie in Wien angestellt, verblieb dort zwei Jahre und

übernahm 1838 die Direction des wiener Theaters. Diesen Scepter, den sie mit Ehren führte, niederlegend, machte sie größere Reisen, ging nach München und ward endlich 1844 durch ihren Freund Küstner als Mitglied der hiesigen Hofbühne engagirt, wo sie dann das Alpha und Omega der Verwaltung wurde, lange das Repertoire, die Kritik, das Theatercomité beherrschte und im Ganzen genommen nicht gut auf Publicum und Kunst der Darsteller wirkte. Herr von Hülsen hatte den besten Willen, ihre Alleinherrschaft zu brechen, doch mußte er den immensen Erfolg der „Waise von Lowood" erleben. Es macht ihm Ehre, daß er sich durch diese vorübergehende Episode in seinem besseren Streben nicht irre machen ließ. Möge ihn nur die Reizbarkeit gegen die Autoren verlassen, die sich nicht — als Neulinge ihm gegenüberstellen!

Hätte Frau Birch-Pfeiffer bei unleugbarer schriftstellerischer Begabung für die Bühne und der aus ihrer praktischen Uebung gewonnenen Scenenkenntniß der wirksamen Momente weniger geschrieben und tiefer gedacht, es würde ihrem Streben, der Kunst zu dienen, noch mehr Ehre gemacht haben, denn das sie Besseres leisten kann, beweisen ihre Intriguenstücke, namentlich ihre „Marquise von Villette", welche sich den besten Scribe'schen Intriguenstücken an Seite stellen kann. Leider hat sie in neuester Zeit ein Augenleiden zu überwinden. —

So wäre ich den Kreis der Frauen durchwandelt, die in ihren Büchern, wie Gräfin Hahn-Hahn sagt, „ein Stück auswärtsgekehrte Seele der Welt zum Verbrauch gegeben haben".

Wollen Sie nun noch den generellen Charakter der hiesigen Frauenwelt beleuchtet haben, so kann ich nur sagen, daß er ein intelligenter ist. In fast allen Kreisen wird man ein Streben nach geistiger und Kunstentwickelung gewahr. Die im Winter hier vielfach von den Gelehrten gehaltenen Vorlesungen sind vorherrschend von Damen besucht. In den Ateliers der Maler sieht man viele, die sich mit Ausdauer und Fleiß der Kunst hingeben. Wieweit dabei Alles Gold ist, was glänzt oder glänzen will — das zu untersuchen ist ein Anderes, denn Kunst und Wissen wird bei Vielen gerade auch hier nur als Ehren- und Modesache behandelt, als Mäntelchen von bunter Seide nach außen umgehangen; Seelenbedürfniß, Geistes-Sonnenaufgang innerster Befriedigung und harmonischer Verklärung ist die Bildung nur Wenigen.

(Ein vierter Brief demnächst.)

Anregungen.

Die Schillerstiftung.

Wir haben bereits Bd. III. S. 639 der „Unterhaltungen" auf eine Stiftung aufmerksam gemacht, die es sich zum Ziel setzt, Fälle zu verhüten, wie vor einiger Zeit den Selbstmord des braven Mailáth, der, obgleich im „Conversations-Lexikon" als namhafter Schriftsteller verzeichnet, aus Mangel an Subsistenzmitteln zugrunde ging.

Die Klage um die Noth und Sorge des Genius ist uralt. Ganz abhelfen wird man ihr nicht. Nur die äußersten Fälle zu verhüten ist einer Nation würdig, die auf ihr Schriftwesen Werth legt.

In Frankreich und England gibt es Stiftungen, die dort durch eine ausnehmend sorgsam organisirte Verfassung des Buchhandels, der Theaterrevision und der Regierungssürsorge, hier durch die patriotische Hingebung des Publicums ansehnliche Fonds zusammengebracht haben, von deren Zinsen man jüngern und ältern Talenten Erleichterungen der Lebensmühen gewährt.

Man hat leicht sagen: Bürger, Hölty, Schiller und Andere, die mit den Widerwärtigkeiten des Lebens zu kämpfen hatten, kommen sobald nicht wieder. Wir werden, solange die deutsche Zunge lebt, immer tüchtige Vertreter des gewählten Ausdrucks und der höhern Verwerthung unserer Sprache haben. Man hat bisher in den vorläufigen dresdener Statuten nur von Schriftstellern gesprochen, „die sich poetischer Formen bedient und zur Bildung und geistigen Hebung der deutschen Nation beigetragen haben". Es wird im Jahre 1859, wo ein Vereinstag von Abgeordneten aller Zweig- und Filial-Schiller-Stiftungen stattfinden soll, darüber berathen werden, ob diese Merkmale der Berechtigung auf die Theilnahme der Stiftung zu weit oder zu eng sind. Nach unserm Dafürhalten würde das ganze Gebiet der höhern Literatur ebenfalls offenzugeben sein, selbst der Gelehrte, der Künstler, Publicist, Geschichtschreiber, Philosoph und höhere Abhandlungen ebenso zulässig wären wie der Belletrist; doch hängen diese Erörterungen vor Allem auch von dem Verhältniß von Geldmitteln und dauernd fließenden Hülfsquellen ab.

Vorerst sind gegen 3000 Thaler gesichert. Man hofft aber, daß die dresdener Liedgestiftung mit einem Fonds von 5000 bis eventuell 7000 Thalern sich, ohne in ihren — übrigens ähnlichen — Zwecken alterirt

zu werden, der Schillerstiftung anschließt. Bei dem Feste, mit dem diese Angelegenheit besonders in Berlin, München, Frankfurt am Main, Darmstadt und mehren andern namhaften Orten eröffnet wird, ist ein schnelleres Anwachse des Capitals demnächst sicher zu hoffen. Wieviel wird aber leider immer fehlen, um nur annähernd und verhältnißmäßig zu erreichen, was England für diesen Zweck aufbrachte — 50,000 Pfund Sterling!

Die Beiträge, die zur Uebergabe an die Stiftung dem Herausgeber der „Unterhaltungen" persönlich zugestellt wurden, sind folgende:

Fürst Lynar 100 Thaler, Gebrüder von Zedtwitz 25 Thaler, Dr. Hedenus in Dresden 50 Thaler; Emil Burde 50 Thaler; Bogumil Dawison 100 Thaler; Gustav Adolf Müller 50 Thaler; W. E. K. in Nürnberg 10 Gulden; J. H. Kooren von Lübeck 20 Thaler; Pfarrer Grimm bei Wiesbaden 2 Gulden; G. Pr. in Zwickau 2 Thaler; Josef Kayl in Weimar 1 Thaler; Moritz Müller in Pforzheim 10 Gulden; L. Henning in Kannstatt 1 Thaler; L. zu Rangaard in Preußen 20 Thaler; von P. in Leipzig 3 Thaler; der Präsident der sächsischen Grünen Kammer von Schönfeld 3 Thaler; Professor Hermann Hettner in Dresden 20 Thaler; Dr. Funckenberg in Zürich 4 Thaler; Rudolf Zedtwitz in Prag 5 Thaler; Antheil einer vom Director Sachse im hamburger Stadttheater veranstalteten Schillerfeier 200 Thaler; Moriz Reich als Ertrag einer Sammlung zu Kolinitz in Böhmen 12 Gulden G. M.; Leopold Feist zu Bingen am Rhein 10 Thaler; Adolf Bachofen von Echt als „Ergebniß einer Sammlung unter edeln Frauen" zu Libenitz bei Prag 50 Gulden G. M.; Jean Naumann als Ertrag einer Sammlung unter Literaturfreunden zu Offenbach am Main 87 Thaler 14 Ngr. 4 Pf.; G. Gravenhorst, gesammelt unter Primanern zu Lüneburg, 4 Thaler; H. S. in Gotha 5 Ngr.

Ueber ferner unter Adresse des Herausgebers oder der Verlagshandlung der „Unterhaltungen am häuslichen Herd" zu Dresden oder Leipzig eingehende Beiträge werden wir regelmäßig quittiren in Mittheilungen, die auch von den Fortschritten dieses sicher einst segensreichen Unternehmens unsern Lesern immer sollen die vollständige Kunde bringen.

Zum elften November.

„Gehorsamst zu melden, Herr Commandant!
Der neue Feldscher ruinirt das Spital,
Er hat zum Messer seine Hand
Und wird den Kranken sehr fatal!"

„So, so! Hab's selbst bemerkt! Gib Er fort,
Hol' Er den Kerl mir zum Rapport!"

Der Feldscher, in Uniform gepreßt,
Sich bald in der Thüre stehen läßt.
Ein Degen, wie ein Bratspieß lang,
Gewiß ihn sehr beim Steifen stang.
Eine schwarze Cravatte zwängt ihn ein Kopf
Und hinten hängt ein gepuderter Zopf.
Er stellt sich tapfer in Positur,
Legt stumm an den Hut die Finger nur.

„Ich höre von Ihm verfluchte Sachen!
Er wird das Spital zum Leichenhof machen!"

„Herr Commandant —"

„Halt Er das Maul!
Und steht Er nicht da wie ein Krüppliter Gaul?
Ließ ihn der gnädige Herzog Karl deswegen
In seiner Schule lehren und verpflegen?
Jetzt bringt er zum Dank ihn um die Soldaten —"

„Herr Commandant —"

„'s Maul halten, will ich Ihm rathen!
Ich hab's im Katalog gelesen,
Ist immer zerstreut, ein Träumer gewesen
Und hat sich schmählich degradirt,
Hat Räuberkomödien gedichtet.
Drum, soll Er jetzt ein Pflaster schmieren,
Weiß Er nicht, wie es anzurühren;
Verschreibt zum Schweigen, statt zum Purgiren,
Beim Aderlaß zittert Ihm die Hand!
Ist Er ein Feldscher?"

„Herr Commandant!"

„Mir scheint, Er will noch raisonniren?
Ich laß' Ihn zum Profoßen führen!
Es ächzen bei Seiner Mißhandlung die Kranken —
Wo hat Er Seine verfluchten Gedanken?
Vielleicht werden die Vagabunden
In Seinen böhmischen Wäldern gefunden."

„Herr Commandant —"

„Er defendirt sich schlecht!"

„Ich kam ja noch nicht zum Wort!"

„Das wär' mir noch recht!
Ich werd' Ihn vom Spital entfernen,
Noch ein mal Feldscherer zu lernen!
Doch will Er mir folgen, so geht Er allein,
Es wird kein Schade um Ihn sein.
Was wird an aller Lage End
Aus Gottes Taugenichtsen auf Erden?
Er hat keinen Geist, hat kein Talent,
Als höchstens selbst so ein — Räuber zu werden.
Halb rechts! Abgetreten!"

Und Schiller ging unter die Poeten. —

Ludw. Aug. Frankl in Wien.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. Nr. 8. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Wie der Heiland den St.-Eloi vom Hochmuth bekehrte.

Eine französische Legende.

Es lebte vor alten Zeiten im Süden Frankreichs ein Jüngling, den der Himmel mit einer wunderbaren Gabe beschenkt hatte. Unter seiner geschickten Hand formten sich die herrlichsten Kunstgebilde aus jeglichem Metall, wie durch einen geheimen Zauber geschaffen, und was man sich immer Prächtiges und Zierliches denken kann, das ging täglich aus seiner Werkstatt hervor.

Gern hätte der Künstler seine Gebilde aus edelm Gold und Silber gefertigt; aber wie Armuth gewöhnlich die Schwester der Kunst ist, so war es auch hier, und Eloi, so hieß der Jüngling, mußte sich begnügen, das in schlichtem Eisen auszuführen, was er gern im kostbarsten Metall hätte schimmern lassen. Aber kein Goldschmied arbeitete so kunstvoll wie er, und jedwedes Eisengeräth, das aus seiner rußigen Esse hervorging, hatte einen größern Werth als irgendein goldener Becher, wie kostbar auch sein Metall und welcher Meister ihn auch geformt.

Bald war es ein Schild, den er mit herrlichen Schlachtgemälden zierte, bald ein Schwert, das köstliche Reifen schmückte, ein Helm, den ein grausiger Drache überragte, oder ein Bügel oder Pferdegebiß, das mit wunderlichen Gebilden geziert war. Selbst bis zu den Hufeisen der Pferde hinab erging sich seine Kunst; mit vielem Fleiße waren sie gearbeitet und genauer als die Stiftchen in das feinste Uhrwerk fügten sich die Nägel in das Eisen. Und dennoch brauchte er, um solch ein Eisen zu schmieden, nur drei Hitzen, während kein anderer Schmied es ohne sechs zustandebrachte.

Schon viele Kunstwerke hatte er geschaffen; so war denn sein Name weithin genannt und aus allen Gegenden kamen Ritter und Reisige in das kleine Dorf des Schmieds, um Harnische und Waffen bei ihm zu bestellen, sodaß der Wirth zur Goldenen Sonne, der ihm gerade gegenüber wohnte, oft nicht genug Raum hatte, die Reisigen zu betten, und nicht genug Stallung, um ihre Rosse zu stellen.

Als nun der Jüngling sah, wie hoch man seine Werke schätzte, wie alle Welt danach verlangte und wie sein Lob in jeglichem Munde war, da verging er die Demuth, die jedes Künstlers Gefährtin sein soll, da seine Gabe ein Geschenk des Herrn ist, und er wurde hoffärtig und hoher Stolz erfüllte seine Seele. Also setzte er über seine Thür eine Inschrift, die lautete: „Eloi, Meister der Meister, Meister über Alle."

Aber Gott sah seinen Hochmuth und gerieth in großen Zorn und beschloß, ihn zu züchtigen. Schon war sein Arm ausgestreckt über ihn, da trat der Heiland zum Schöpfer und redete milde.

„Herr", sagte Christus, „vergib ihm, denn er ist ein Schaf meiner Heerde und in der Gnade geboren. Darum halte ein in deinem Zorn und in deinen Augen bring' ich ihn reuig zurück!"

Doch der Zorn des Schöpfers war zu groß und er wollte die Sünde nicht ungestraft lassen. Aber der Heiland in seiner unendlichen Güte ließ

nicht ab, für den Sünder zu bitten. Da sagte der Herr: „So geb' ich ihm zur Bekehrung eine Nacht und einen Tag; nachdem soll mein Zorn aber ihn kommen!"

Und Jesus fuhr hinab zur Erde auf einem Sonnenstrahle. Dann wandelte er sich um und schritt dahin als ein schlichter Schmiedegeselle. Er hatte sein Bündlein auf dem Rücken und den Wanderstab in der Hand, seine Kleider und seine Schuhe aber waren besandt, als käme er aus fernen Landen.

So trat er hin zum Eloi.

Doch vor der Thür der Schmiede war gerade ein Rößlein angebunden, das sollte beschlagen werden, und der Meister stand vor dem Ambos und drehte das glühende Eisen und schmiedete. Da trat der Knecht bescheiden zu ihm und sprach: „Meister, ich komme aus fernen Landen! Ich habe Euch rühmen und preisen hören, deshalb verlangt es mich, bei Euch zu arbeiten!"

Da das Eloi hörte, blähte der Stolz seine Seele; allein er glaubte Niemand würdig genug, mit ihm zu arbeiten, und darum fragte er den Gesellen: „Was weißt du zu machen?"

„Mancherlei, wie's einem Schmiede geziemt!"

Er aber gedachte den Fremden zu beschämen und sagte deshalb: „Konnten du wol ein Eisen schmieden wie dieses? Und wie viel Hitzen sind dir vonnöthen?" Denn da er selbst nur drei gebrauchte, so dachte er den jungen Gesellen zu fangen und schimpflich von dannen zu schicken. Allein der Jüngling entgegnete: „Nur eine Hitze!"

Da sah ihn Eloi an und wurde purpurn im Antlitz und redete: „Wohlan, so schaffe! Mach' mir ein Eisen, dem meinen gleich, und schlag' es da dem Rosse an!"

Als das der Geselle hörte, fachte er den Hammer, ließ das Eisen erglühen und legte es auf den Ambos, und bald lag das Hufeisen da, tadellos wie das erste.

Und Eloi betrachtete es und da er keinen Fehler wahrnahm, sagte er: „Nun mußt du es anschlagen!" Darauf bot er dem Jüngling den Rosthalt, um das Rößlein zu stellen; der aber verweigerte ihn und trat zu dem Rosse, und indem er dem Thiere den Fuß in die Höhe hob, zog er ein Messer aus seinem Gürtel und schnitt ihm das Bein ab, so recht im Gelenk. Aber das Rößlein stand ruhig, als sei ihm nichts geschehen, und hatte doch nur drei Füße.

Da schaute ihn Eloi schaffen und sagte kein Wort; der Fremde setzte den Fuß in den Schraubstock und schlug das Eisen darauf. Dann, als er geendigt, trat er hinaus vor die Schmiede und setzte den Fuß an die Wunde und alsobald saß er fest. Das Rößlein aber sprang lustig umher wie ein junges Füllen, wenn es die Weide verläßt und gleich als sei ihm nimmer ein Solches geschehen.

Der Fremde schaute den Meister an und sagte: „Wie gefällt Euch die Weise?"

Eloi war Eloi des Staunens voll, doch Hochmuth ist ein böser Rathgeber und läßt die Wahrheit nimmer durch; darum sagte er: „Ich kannte sie wohl, doch ziehe ich die meinige vor!"

Als das Jesus hörte, seufzte er tief und zweifelte, ob er ihn retten möge. Eloi aber verstockte sich innerlich und der Neid wuchs in ihm und er haßte den fremden Gesellen.

Als nun die Sonne im Mittag stand, schickte er denselben hinweg weit in die Runde und gab ihm der Botschaften und Geschäfte so viel, daß jeglicher Schmiedegeselle in dreien Tagen sie nimmer beendigt hätte.

Kaum hatte der Knecht das Dorf verlassen, so langte ein glänzender Ritter an. Er ritt einen herrlichen Schimmel, eine leuchtende Rüstung umschloß ihn und auf seinem Helme wehte eine weiße Feder. So hielt er vor der Schmiede.

„Meister", sprach er, „beschlagt mir mein Roß, doch wahret es gut' Indeß denk' ich drüben einen kleinen Imbiß zu thun." Mit diesen Worten trat er in die Schenke und verschwand.

Da kam dem Eloi die Lust an, die neue Weise zu proben, und da er genau beschaut, wie Jener gethan, so machte er hurtig sein Eisen zurecht. Dann trat er zum Roß und hieb ihm den Fuß ab, ganz wie er's vom Andern gesehen. Da schoß ein Blutstrom hervor, gleich einem Gebirgswasser; das Roß sank zusammen und zuckte am Boden in einer Lache von Blut und wollte schier sterben.

Eloi stand dabei; die böse Furcht ergriff seine Seele, das Messer entsank seiner Hand und auf seinem Antlitz wechselte Röthe und Bleiche. Grausies Entsetzen fuhr ihm ans Herz und machte ihn zittern, sodaß die Knie ihm wankten. Es war ihm gleich der Hölle.

Als er so dastand, vernahm er die Stimme des fremden Gesellen; der trat zu ihm hin und redete schlicht: „Meister, was Ihr mir geboten, es ist vollbracht!" Da sah der Fremdling das bleiche Antlitz des Schmiedes und rief: „Was ist Euch geworden!"

Eloi vermochte nicht zu reden; die Zunge schien

ihm gelähmt und stumm deutete er auf das ernstende Roß. Als das der Fremde erschaute, sagte er mit Milde: „Ist es Das nur, was Euch betrübt?“ Dann faßte er den Zaum des Thieres und packte ihn an und wiederum sprang der Schimmel empor und wieherte laut und hob sich lustig, als sei ihm niemals ein Gleiches geschehen.

Da sanken dem Gloi die Schuppen von den Augen; er erkannte den Heiland, fiel vor ihm nieder und betete an.

Eine leuchtende Klarheit umgab den Herrn, wie der Glanz der sieben Himmel; ein Schein glänzte um sein Haupt wie die himmlische Krone. Er streckte seine Hände über Gloi und sprach: „Wohlan, es sei dir vergeben, dieweil du erkennest! Doch hüte deine Seele vor Hochmuth, damit der böse Feind nicht den Sieg gewinne in dir und dich verderbe! Wol magst du dich Meister der Meister nennen, doch Meister über Alle, das bin ich!“

Und Gloi drückte seine Stirn in den Staub und als er nun den Blick emporrichtete, sah er, wie das Rößlein sich von der Erde hob und in die Höhe schwebte. Auf ihm saß der Andere, der Ritter, der es geritten, im glänzenden Harnisch; ein weißer Mantel flog um seine Schultern, die Lanze blitzte in seiner Hand und das Schwert hing an seiner Seite. Das war der Heilige Georg. Aber hoch in den Wolken stand schon der Heiland; seine Hände waren ausgestreckt wie zum Segen, um seine Lippen spielte ein mildes Lächeln, das Gloi's Herz mit unaussprechlicher Wonne erfüllte.

Wilhelm Dunker.

Aus dem Mittelalter.

Skizzen von Karl Frenzel.

I.

Im Jahre der Gnade 1402 geschah es, daß in Paris die Confrérie der Passion, eine Gesellschaft ehrsamer Handwerker, ein stehendes Theater errichtete, das bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts ununterbrochen fortbestand. Das Privilegium des erlauchten Königs Karl's VI. erlaubte ihnen allein, „im Weichbild seiner guten Stadt Paris“ Mysterien und Mirakel, das sind Dramen aus der jüdischen Geschichte, den Evangelien, Legenden und Historien aufzuführen. Ueber diese Bretter ist keine Julia, keine Ines de Castro geschritten, kein romantischer Hauch überfliegt sie, wie jenen See, drin Ogier, der edle Däne, die Krone der Jugend und Vergessenheit verliert. Hier wallete ein rauheres Geschlecht; die Henker vom Greveplatz waren die Verbilder für die Diener des Herodes und Pilatus, die heiligen Apostel glichen den Schiffern am Seinestrom, diese Gestalten sprachen keine wohlklingenden Verse, hatten noch weniger große Gedanken, aber sie waren lebensvoll, eigenthümlich und machten den Inhalt des Evangeliums Allen zugänglich und faßlich.

Nicht immer konnten diese ernsten, erschütternden Trauerspiele dem schaubegierigen Volke genügen; das Martyrium der Apostel und Heiligen, das sich beständig wiederholte, verlor endlich seine herzergreifende Gewalt, den Zauber der Neuheit. Nun ist an sich klar, daß der große Erfolg, den die Confrérie der Passion in den Tagen ihrer Blüte erwarb, auch andere Gesellschaften anspornen mußte, durch ähnliche theatralische Darstellungen den Beifall der Menge, Ruhm und Geld zu gewinnen. Denn damals war es noch eine große Sache um eine Tragödie. Die Annalenschreiber von Anjou und Poitou, die Stadtchroniken von Arras und Metz berichten, wie viel Zeit, Mühe und Aufwand eine Aufführung der Passion oder der Thaten der Apostel gekostet; aber mit dem Gelingen eines solchen Spieles hatte auch die Stadt und Alle, die dabei thätig gewesen, einen Lorberkranz errungen, ihre Namen wurden in ehrwürdigen Folianten der Nachwelt aufbewahrt, es war wie ehemals in Griechenland bei den Olympischen Spielen. In der edlen Stadt Paris nun hatte der zauberische Reiz des Theaters Alle ergriffen, so böse und bitter auch die Zeit war, so blutig die Parteien der Burgunder und Armagnacs, der Bürger und der Ritter sich untereinander bekämpften. Spielen, in den bunten, herrlichen Kleidern hoch über der Menge declamiren, unter ihrem Beifallsjubel die Noth der engen Alltäglichkeit vergessen — war eines Jeden Streben. War doch die Kunst damals noch so jung und heiter, eine Blüte, die Allen bestimmt zu sein schien.

Aber wenn alle Gewerke an ihren Festtagen Mysterien aufführten, sollten da die edlen Gerichtsschreiber, die Clercs de la Bazoche — Bazoche ist das mittelalterliche französische Wort für Basilica, dem Gebäude, worin in der römischen Kaiserzeit die Prozesse verhandelt wurden — allein zurückbleiben? Waren sie nicht junge, wohlgestalte Herren, vielgewandt mit der Feder und noch vielgewandter mit der Zunge? Sie werden niemals ein Wort falsch betonen, eine Pause machen, wo keine hingehört. Was wußten sie außerdem nicht Alles; etwas Latein, kanonisches und dür-

gerliches Recht, sie hatten viel gelesen und verstanden sich gut auf das Reimen, wenn Jemand in der Stadt Paris, dann waren sie zum Theater berufen, nicht Schuhflicker und Schneider. König Philipp V., derselbe, der die Bürger in die Reichsversammlungen berufen und mit den großen lebenden Bildern, die er 1313 aufführen ließ, Sinn und Wohlgefallen für solche Darstellungen erweckt, hatte die Genossenschaft der Gerichtsschreiber eingesetzt; damals, als [illegible] seine Procuratoren die große Anzahl der Processe nicht bewältigen konnten und ihn um Anstellung neuer Beamten gebeten. Manch herrliches Privilegium ward diesen jungen Leuten bewilligt, eine eigene Gerichtsbarkeit, eine eigene Münze. Und da nun der König nichts so sehr liebte als prächtige Aufzüge und Volksfeste, so hatte er dem Bazoche erlaubt, sich einen König, Kanzler, Schatzmeister und andere Beamte zu wählen, und ihnen ein reiches Galacostüm vorgeschrieben. Alle Jahre, im Monat Mai, pflanzten sie einen Maienbaum, den sie aus dem Walde von Bondy geholt, im Hofe des Gerichtspalastes; das war eine herrliche Ceremonie mit schmetternden Trompeten und fliegenden Bannern, bei deren Ende sie ihr Wappen, drei goldene Tintenfäßer im silbernen Felde, an den Baum hingen. Noch stattlicher ging es bei ihrer großen Musterung einher, dann ritt ihr König auf stattlich geschirrtem Roß, in sammtener Tunica, wie sie die Könige von Frankreich zu tragen pflegten, durch die Gassen, die Schreiber folgten ihm in den Farben seines Reiches, gelb und blau, in Scharen eingetheilt, deren jeder eine Sammetfahne mit besonderm Zeichen voranzog. So waren die Herren Gerichtsschreiber wohlbekannt in ganz Paris, angesehen bei Allen, beliebt bei den schönsten Bürgermädchen, als sie daran dachten, sich eine Bühne zu schaffen. Freilich brauchten sie nicht nur ein neues Theater, sondern auch Schauspiele von seltsamer, nie dagewesener Form und Erfindung, da das Privilegium der Confrérie ihnen den besten, geschichtlichen Stoff zu Dramen vorweg genommen; aber sie verloren den Muth nicht, sie waren erfindungsreiche Köpfe, Eroberer im Lande der Poesie.

Wenn auch die vornehme Gesellschaft des Hofes den Schauspielen des Bürgerthums zuschaute, so fand sie in ihnen doch nicht ihre tiefsten, geistigen Anregungen und Vergnügungen, dazu fehlte ihnen jegliche Anmuth, der Reiz und Zauber eines wohlgelungenen Verses, vor Allem esprit. Denn in jenen Tagen zerfiel die alte, romantische Kunst, die Liebespoesien der Provenzalen; ein geistreiches Wortspiel, ein künstliches Bild mußte den Mangel ursprünglicher Begeisterung ersetzen. Die Phantasie hatte sich selbst durch den Reichthum ihrer Bildungen erschöpft, jetzt übernahm es der Verstand, seine altklugen Gedanken in Gestalten umzuwandeln, die so gut geben und reden sollten wie Tristan und Isolde, Merlin und Viviane. Soll denn der Ausdruck des Gefühls, der Leidenschaft allein den Frauen Thränen des Gefühls entlocken, ihr Herz höher schlagen lassen? Werden sie nicht lächeln, wenn „Schöner Blick" und „Froher Empfang" den Ritter mit lieblichen Worten begrüßen?

Kommt Gott Amor angeflogen,
Amoretten um ihn her,
Hat er Alle angezogen,
Schlägt er nieder Stolz und Ehre;
Laßt die Herr'n von großem Namen
Ihrer Sklaverei sich freu'n —
Ach! und Königinnen, Damen —
Selbst die Nonnen, viel herr'n!

Welche Rosen sind da nicht auf manchen Wangen erblüht, wenn „Selige Stunde" von dem Glücke geflüstert, das sie bringt. Solch seltsame Wesen nicken und winken aus den Gebüschen des „Romans von der Rose", den damals Guillaume Lorris und Jehan de Meung gedichtet; sie haben alle ein altklug Gesicht, ein französisches Stumpfnäschen, kein Mondscheinstrahl überfliegt sie, duftig, silberleuchtend — sie wandeln hochgeputzt und frisirt, mit gewaltigen Schnabelschuhen, weiße Reiherfedern auf dem Kopfe, beim lichten Sonnenschein durch heitre Gärten, die hochgewölbten Hallen mit buntbemalten Bogenfenstern entlang, sie sind Hofdamen, Pagen und Ritter im Gefolge französischer Prinzen und Königinnen, keine Elfen aus Altenglands mondscheinumduftigten Wäldern, keine Feen, aber Geister sind sie doch, Geister des Scherzes, der Galanterie.

Diese Zauberwelt der Allegorie brachten die Gerichtsschreiber auf die Bühne; gewiß eine kühne That und der Erinnerung werth. Aus heiligen Geschichten langweilige Dramen von vierzigtausend Versen zu machen, die Worte des Evangeliums dürr und trocken zu umschreiben, und wenn der Poet ein großes Ingenium war, „Gerechtigkeit" und „Verzweiflung" erscheinen zu lassen, das konnten Maurer und Schlosser, aber „den freien Willen", „das Blut Abel's", „die Hoffnung auf langes Leben", „das Mehl" und „den Käse" als lebendige Personen, redend und handelnd, wie aus dem Nichts hervorzurufen — das ist der Ruhm der gelehrten Cleres

de la Bazoche. Ja, sie dichteten Komödien, wenn „Die Angst" und „Das Viereck" die Hauptrollen hatten, auf ihrer Bühne wandelten leibhaftig „Das Herz" und „Der Bauch". Hier wird der kühnste Gedanke seine Gestalt finden: „Geistliche Hoheit" und „Weltherrschaft" treffen mit „Dame Tugend" in einer Schenke zusammen, nur die zärtlichen Schatten aus dem „Roman der Rose", das holde Lächeln und die Courtoisie waren von dem Theater des Bürgerthums verbannt, auf dem man wol nackt erscheinen durfte, aber nicht bald entblößt. So bewahren alle diese Stücke trotz mancher Zuchtlosigkeiten eine strenge Sittlichkeit, sie versinnlichen, wie die Thierfabel, einen Grundsatz der Moral, eine Vorschrift der Religion an einem ergreifenden, verständlichen Beispiel, daher ihr Name — Moralitäten.

Da heißt eine solche Komödie: „Vom Uebelberathenen und vom Gutberathenen." Es waren zwei gute Kameraden, die an einem Kreuzwege nach langem Marsche stehen blieben und untereinander beriethen, welchem Pfade sie folgen sollten. Vor Müdigkeit schlief der Eine ein, zum Andern trat der freie Wille und forderte ihn auf, zum Einfachen Glauben zu gehen, das that er, denn er war der Gutberathene. Freundlich nahm ihn der Glaube auf und gab ihm eine Laterne mit brennendem Lichte, deren zwölf Scheiben die zwölf Artikel des Glaubens bildeten. So kommt der Gutberathene zur Zerknirschung, der Dame mit wildflatternden Locken und entstelltem Antlitz; da sieht er mit großem Erstaunen, wie sie in einem Mörser die guten Werke zerstampft und aus den Thränen der Reuigen die Brühe bereitet, denn von solcher Speise nährt sich „ein seliger Tod." Von ihr wandert der Gutberathene zur Demuth, mit der er unter viel bittern Seufzern seine prächtigen Kleider und seine herrlichen Spitzenschuhe gegen ein zerrissenes Gewand umtauscht. Denn das Leben der Gläubigen auf dieser Welt ist ein ewiges Entsagen. Einen viel schönern Weg ging der Uebelberathene, als er erwachte; andere, lieblichere Damen begegneten ihm. Dame Zärtlichkeit hing sich an seinen Arm, führte ihn in ein goldenes Haus; da lächelte ihm Alles entgegen, der blaue Himmel, der perlende Wein im Glase, rosige Mädchengesichter. Doch endlich leert sich jedes Glas, verfliegt das Glück wie eine Seifenblase. Während der Gutberathene zu den traurigen Schwestern, Beichte und Strafe, kam, verlor der arme, weltliche Tropf all seine Goldstücke und fiel der Verzweiflung, ihn zum „bösen Tode" zu führen. Es wäre wol ein glückliches Loos, nach einem seligen Tage so rasch und schmerzlos zu verbleichen wie eine Kerze; so gut wird's dem Uebelberathenen nicht, den Verzweiflung in Ketten schlägt und zur Hölle führt. Da traf er seinen alten Reisegefährten, doch sie erkennen sich nicht mehr, denn der Gutberathene war auf die Striemen stolz geworden, die ihm „Dame Buße" geschlagen, stolz auf seinen abgemagerten Leib und seine Gottseligkeit. Vor dem Rade der Fortuna, das sich beständig dreht, sieben Beide, vier Männer sitzen darauf, zwei in der Tiefe: regnavi (ich habe geherrscht) und: sum sine regno (ich bin ohne Reich), zwei hoch oben: regno (ich herrsche) und: regnabo (ich werde herrschen). Rollen um Rollen, der Wechsel ist der mächtigste Gott auf Erden, bis die zwei ersten zerschmettert am Boden liegen. Nicht besseres Geschick trifft den Uebelberathenen, der sich dem Rade anvertraut, auch er stürzt hinab. „Verzagst du?" fragt ihn das böse Ende, das ihn ergreift. „Nein" — erwidert er trotzig und versinkt in den Drachenschlund der Hölle, während der Gutberathene von den Engeln zur blumigen Wiese des Paradieses geführt wird.

Diese Moralität in [illegible] Versen wurde 1475 von 57 Personen dargestellt, nach ihr sind viele andere gearbeitet worden, bald verkürzt, bald mit einigen Erweiterungen, sie ist ein Muster der Gattung, nicht eben poetisch, aber doch das Werk eines geistreichen Kopfes. Wie diesen Beiden erging es auch den „Kindern von Jetzt" (les fils de Maintenant), die vom „Unterricht" nichts hören wollten, sondern all ihre Habe mit der liebenswerthen Tochter „Dame Lust" des ehrenbiedern Ritters Fabien vertieften, der alle Kinder von „Jetzt" mit listiger Rede verführt; nur der zweite Sohn bekehrte sich bei Zeiten und bot seinen Rücken der strengen „Frau Disciplin".

Nicht immer stimmten die Gerichtsdiener solch' ernsten, traurigen Ton an, sie wußten die Moral auch in heitern Gemälden, im Festschmuck, rosenbehängt, soweit Blumen um die hintergrämliche Stirn der alten Dame passen, darzustellen. — Es war der schönste Tag im ganzen Jahr; „Gute Gesellschaft", „Zeitvertreib", — „Ich trinke dir zu" — und andere mehr, gute Gesellen, schöne, leichtfüßige Mädchen saßen beieinander, ihre Gedanken flogen so lustig wie ihre flatternden Locken. Sang „Gute Gesellschaft"

Von uns Sorgen und Verdruß!
Heiteren uns Lachen,
Aus der Fragen Ueberfluß
Kann uns glücklich machen.

Und „Leidenreich" antwortete

[illegible]

„Bah!" trat „Ich trinke dir zu", der Bruder der Braven

Viel ist auf Erden Alles,
Und das Einzige Gut: der Wein!

Obgleich sie schon bei „Frühstück" wacker gezecht, nehmen sie doch die Einladung des freundlichen, wohlbeleibten Herrn „Banquet" an, der mit rückhaltsagender Dienerschaft sie zu suchen kommt. Im gewölbten Saale, um eine lange Marmortafel, kerzenumstrahlt, blumenumduftet, sitzen sie nun, trinken und lachen; da — sieht ihr durch das offene Fenster diese wunderlich vermummten Gestalten scheu hereinhuschen? Sind's Männer? Sind's Weiber? Wie sie sich aneinanderdrängen, engaggeschlossen, eine Schar Krieger — welch drohende, furchtbare Blicke richten sie auf die arme, nichtsahnende Tischgesellschaft — erkennt ihr sie? Es ist die „Gelbsucht", die „Wassersucht", die „Gicht" — und andere trübselige Folgen glücklicher Tage. „Drauf los! drauf los!" schreit gellend die Amazone „Seitenstechen"; das ist der Kampfruf. O meine arme, lustige Gesellschaft! Da bleiben in harter Schlacht die Einen auf dem Platze, auch der edle Ritter „Ich trinke dir zu", der vor seiner Flasche gewichen, nach dort, während seine vielgeliebte Dame, die liebliche „Lust", unter den Händen der schrecklichen „Gicht" sich krümmte; die Andern, an ihrer Spitze die „Gute Gesellschaft", retteten sich zur Dame „Erfahrung". Die hielt ein strenges Gericht über den alten guten Herrn „Banquet" und verdammte ihn zum Tode, weil er vier Mitmenschen getödtet. Und es ward Herr „Banquet" trotz seiner Wohlbeleibtheit, seiner freundlich lächelnden, kleinen Augen von der magern, jämmerlichen „Diät" gehangen. So wird alles Schöne der Welt der erbarmungslosen Tugend geopfert. Diese Komödie war hochberühmt beim Volke wie bei den Fürsten, auf den Zelttapeten des edlen Herzogs Karl von Burgund, den die Schweizer bei Nancy 1477 erschlugen, prangte in bunten Farben und lebensgroßen Gestalten die letzte, schreckliche Scene.

Daran fehlt viel, daß diese Moralitäten eine wahrhaft dramatische Handlung und Gestaltung besäßen; und die Mysterien meistens nur „die Bibel in Personen dargestellt", so setzen die Moralitäten die Sätze der Sittenlehre in Scenen um und gleichen ganz einem scholastischen Beweise mit Vordersatz, Mittelgliedern und Schluß. Wenn du Gott lästerst, wirst du dich allen Lastern leicht hingeben, von einer Todsünde in die andere fallen, und gerichtet zur Hölle niederfahren. Das ist der Inhalt der Moralität „Von den Gotteslästerern". Das jüngste Kind ist oft der Liebling von den Aeltern, seine Geschwister betrachten es mit scheelem Auge, der Neid schleicht sich in ihr Herz und läßt die mahnende Stimme des Gewissens verstummen, dann werfen sie den bevorzugten Bruder in eine Cisterne, wie die Kinder Jakob's den geliebten Joseph verkauften. Doch nach der ersten Sünde, die du gethan, werden Gewissensbisse dich ergreifen, du bekennst dein Vergehen und vielleicht hat Gottes Gnade Alles besser gelenkt, als du gedacht, sowie hier der jüngste Bruder wohlbehalten aus der Grube steigt; so eine andere Moralität.

Die Gestalten dieser Komödien haben kein Herz und bewegen sich nicht nach freiem Willen, nur der Drahtfaden, an dem sie hängen, treibt sie vorwärts oder zurück. Wie an den Uhren mittelalterlicher Rathshäuser und Kirchen Figuren angebracht sind, die zur bestimmten Zeit aus dem Gehäuse hervorkommen und um das Zifferblatt schreiten, immer dieselben, in trauriger Gleichförmigkeit, so wandeln hier stets die Tugenden und die Engel, die Teufel und die Laster; jene kommen mit Lobgesängen, diese mit Flüchen. Von keiner Leidenschaft werden sie bewegt, zu keiner großen That hingerissen, sie sind weder tragisch erhoben, noch komisch verzerrt. Es sind gläserne Figuren, die einen von weißem, die andern von rothem Glase, und wenn sie alle zusammenstehen, die Grünen und die Blauen, die Violetten und die Schwarzen, so gewähren sie von fern gesehen einen prächtigen glänzenden Anblick, in der Nähe sind es steife, ungelenkige Puppen; die wenigen, die zierlich geschnitzelt und gedrechselt erscheinen, voll Laune und Witz, sind immer die Bösen, wie Fürst Lucifer und La Lorière, das in die schöngeputzte Dame, wie das Volk von Paris die Frau Königin Jadeau nannte. Ein Jeder erkennt die geheime Kette, die von diesen phantastisch-klingen Komödien zu Molière's Lustspielen leitet, in denen, freilich mit unendlich überlegener Kunst und großer Geistesschärfe, dieselbe Aufgabe gelöst ist, abstracte Gedanken ganz und ohne Bruchtheil in Gestalten umzuwandeln.

Anders entwickelte sich das allegorische Schauspiel in Spanien. Allen sind die seltsam zauberhaften Dramen bekannt, autos sacramentales, die am Fronleichnamsfeste in Madrid und Valladolid aufgeführt wurden, um das Sacrament des Abendmahls, das heilige, schauerlichste und herzergrei-

tendste Geheimnis des Christenthums, zu verherrlichen. In diesen Stücken lebte die phantastische Welt der Moralitäten wieder auf, aber verklärt, zur Poesie erhoben; hier ist die Allegorie nicht mehr ein rein äusserliches Zeichen für den Gedanken, eine Hieroglyphe, sondern ein Symbol voll mystischer Beziehungen. Da sind „Andacht" und „Die Erbsünde", „Die fünf Sinne des Menschen" aus französisch geistreichen Gesichtern mit ihrer unruhigen Beweglichkeit und den leichten Spott um den Mund zu Gestalten mit katholisch inbrünstigen, brennenden Augen geworden, mit Herzen, die in den Flammen der Liebe noch purpurner glühen als die dunkelrothen Wolken des Abends, auf denen sie wandeln. Tief hinten eine düstere, felsenumragte Landschaft mit stürzendem Giessbach, Wetterwolken an den Spitzen der Berge, so ist das Menschenleben, ehe die Sonne der Gnade es bescheint; wenn aber der Strahl des befreienden Blutes, das im goldenen Kelche als Wein funkelt, in diese Finsternis leuchtet, umhüllt sie ein Meer von Licht und Luft, Engelchöre hoch oben, Hosianna rufend, Weihrauch streuend, Engelchöre unten, die in den weiten Kelchen silberleuchtender Lilien den heiligen, weltverlorenen Leib des Mittlers trösten.

Aus diesem Strom der göttlichen Liebe, aus dem begeisterungstrunkenen, in Inbrunst rauschenden Wellen religiöser Dichtung, worein Calderon seine Gestalten getaucht, haben die Clercs de la Bazoche niemals geschöpft. Sie standen am sichersten auf ebener Erde, sie trugen das Banner des gemeinen Verstandes. Wollte die Confrérie der Passion durch ihre Mysterien das Volk zur Andacht, zur Erkenntnis des Evangeliums, wie es das Bürgerthum schlicht und einfach auffasste, hinleiten, so gedachten die Clercs „die Menschen zu bessern und zu bekehren". Das Drama ist nie um der Kunst willen, es ist immer einer Tendenz wegen gedichtet worden. Moral zu predigen war der letzte und schönste Zweck der Geschichtschreiber; der erfahrenen, tugendlosen Gesellschaft zahlten sie die Tugenden, die Seligkeit der Guten, und die Qual der Verdammten vor. Wenn irgend in jenen Tagen eine rührende Geschichte sich ereignet, ein grossmüthiges Herz sich offenbart, edle Handlungen aus alten Chronicken — die Clercs brachten sie gleich auf ihre Bühne. Dies z. B. ist der Inhalt einer historischen Moralität. Eglantine war eine arme Bäuerin, schön wie die Veilchen um ihr Haus, dem armen Vater gehorsam, ein edles Herz. Da trat einst der Graf, dem das Dorf gehörte, in ihre Hütte, er liebte sie, er wollte sie besitzen. Umsonst widerstand der Vater, der junge Ritter bekrieche ihn mit dem Leibe, als sich Eglantine zu seinen Füssen warf: sie will ihm Alles gewähren, nur wenige Minuten soll er sie noch mit dem Vater allein lassen, Abschied zu nehmen. Der Ritter geht hinaus. „Tödte mich alsogleich!" ruft Eglantine. „Bist du doch mein Vater." An der Pforte lauschend, hat der Graf Alles gehört, er eilt hinein, als der Vater das Messer erhebt. „O!" klagt Eglantine in Thränen

Welch' Unrecht thust du, edler Herr,
Mein Elend zu vermehren!
Du sollest von den Treuen dein
Doch jede Unbill wehren:
Und willst, um tolle Leidenschaft
Von Ungestüm zu kühlen,
Auf immer mir der Ehre Reich,
Das Paradies verschließen!

Solch Wort rührt den Grafen, auch er hat ein Herz, und gewiss, sie hat herzgewinnende Augen. Er spricht:

O wunderlieblichstes Geschöpf,
Du aller Mädchen Blüte!
Habe hin dein reines, mildes Haupt,
Vergiß voll Huld mir Wüte;
Nur trage diesen Blumenkranz,
Die edler Keuschheit Krone,
Ich scheue mit ihm die Freiheit dir
Zu solcher Tugend Lohne.

So wird sie frei; einen edeln französischen Grafen mit einer Bauerndirne zu vermählen, konnte den Clercs nicht einfallen.

Das ist das erste Familiendrama, das ich kenne, die erste verfolgte Unschuld auf den Brettern; ein kleines, gefälliges Genrebild, hinten ein Dorf zwischen blühenden Feldern, mit einem hohen Kirchthurm, Abendwolken über den Himmel irrend, vorn die drei Personen, der Vater im schlichten Kleide, gebückt, das Mädchen mit sehnsüchtig blauem Auge, ihren Stern in dem dahinziehenden Gewölk suchend, der Ritter helmbuschumflattert, mit stolzem, freiem Blick, adlig in Allem — so ist diese Komödie eine Perle unter den Moralitäten.

Zum Gegenstück möchte die Geschichte eines deutschen Kaisers dienen. Alt geworden, mit weissem Haar betrat ein Kaiser die Grenzen seines Reichs und setzte in ihrer Gegenwart seinem Erben, seinem Neffen, die Krone aufs Haupt, die ihn längst zu schwer gedrückt. Alle riefen ihm Beifall, denn der Neffe war ein junger stattlicher Herr mit freundlichen Augen und freigebiger Hand. Noch einmal, ehe er ihm das Scepter gab, sprach der Alte eindringliche Worte zu ihm, immer auf

dem guten Pfade zu bleiben. Allein der junge Kaiser liebte ein junges Mädchen, und da sie seinen Wünschen nicht nachgeben wollte, zwang er sie mit Gewalt. Ausgeweint, mit aufgelöstem Haar kam die Arme mit ihrer Mutter zum Sessel des alten Kaisers und flehte um Gerechtigkeit. Der hörte ihre Klagen, der Neffe gestand und mit eigener Hand erstach ihn der Oheim — „denn Ihr Andern" — sagte er zu seinen Baronen — „würdet es nicht gewagt haben". — „Wahrlich!" sprachen die edlen Herren leise untereinander — „das mag uns zum dauernden Beispiel dienen". Als aber der Kaiser zum Sterben kam, verweigerte ihm sein Kaplan den Leib des Herrn, bevor er die Todsünde, die er an seinem Verwandten begangen, gebeichtet und bereut habe. „Da sei Gott vor" — rief der Imperator — „daß ich solche That bereute und Gerechtigkeit üben für eine Sünde hielte". Und er betete zum Heiland. Siehe! da flog Allen sichtbarlich die Hostie vom Himmel hinab in den offenen Mund des Kranken. Die Umstehenden fielen auf die Knie und erkannten, daß Gott nichts so liebt als die Uebung der Gerechtigkeit. In ähnlicher Weise sind die Parabel vom verlornen Sohn, die Geschichte des Lazarus und die einer römischen Frau, welche mit ihrer Milch ihre Mutter wochenlang ernährte, als sie vom Konsul Cratius „nach den Gesetzen des weisen Königs Salomo" wegen Landesverrath zum Hungertode verurtheilt war — in Komödien verwandelt worden.

In diesen Moralitäten findet sich ein Ton, eine Weise der Behandlung, die mich an die Bilder der flandrischen Malerschule im 15. Jahrhundert erinnert, nicht daß sie an Kunstwerth im entferntesten mit ihnen zu vergleichen wären, aber es ist dieselbe Ausmalung des Einzelnen, kleiner, unbedeutender Züge, wohlgefällig, behaglich, als hätte sich der Dichter, kam ihm Alles so gelungen, als thäte es ihm leid, auch das Geringste unbeachtet zu lassen, denn in Allem wohnt Gott, in allen Dingen ruht der Schimmer der Schönheit. Zwar kann sie noch nicht zum rechten Ausdruck gelangen, es fehlt ihr das Idealische, die Harmonie der Formen, aber auch so in ihrer einfachen Natürlichkeit, im altfränkischen Kleide bewahrt sie ihren Reiz. Das junge, entehrte Mädchen aus der Komedie „Vom deutschen Kaiser" ist keine herzbezaubernde Gestalt, wie die Feen aus den Artusromanen, sie ging auch nur über die engen, bestaubten Straßen von Paris zur Notre-Dame, oder auf den Markt um Veilchen zu kaufen, vielleicht klöppelte sie Spitzen zu Gent, hinter schmalem Giebelfenster, vor dem die großen, dunkelrothen Nelkenstöcke standen und ihr liebes Gesicht mit den langen, goldenen Flechten halb verdeckten — so sind auch die Madonnen der Flandrer. Am besten wissen die Maler noch, wie die Dichter, Hoheit und Ernst wiederzugeben, sitzende, fast unbewegliche Gestalten. Wenn der alte Kaiser mit der Weltkugel in der Hand, im Purpur auf dem Throne sitzt und zu seinem Neffen spricht:

Ich hab' gerecht stets und gut
Gerechtigkeit im Leben,
Den Bösen traf mein Rächerschwert,
Der je sich mocht' erheben;

Vom Pfade der Gerechtigkeit
Darfst du drum nimmer weichen,
Es würde meine Hand dein Haupt
Wie Gottes Blitz erreichen —

gleicht er ganz Gott Vater, wie ihn die Gyck gemalt, unnahbar und doch milde.

Obgleich auch die ernsthaften Moralitäten reich an Spott und Hohn über die Laster der Gesellschaft sind, so gab es doch eine eigenthümliche Art von Komedien, in denen die Satire allein verherrschte, zuweilen eine boshafte, hämische Satire, öfters noch der Ton bitterer, sittlicher Entrüstung. Solche Spiele hießen Farcen und beschlossen gewöhnlich, wie die Satyrdramen der Griechen, das moralische Schauspiel. Von ihnen in nächstem Artikel.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Die mikroskopische Welt.

Von Prosper Perty in Bern.

I.

Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, daß die Wunder, welche das Mikroskop uns enthüllt hat, wenn auch nicht an Mannichfaltigkeit, doch an Bedeutung denen, deren Kenntniß wir dem Fernrohr verdanken, nachstehen. Wenn von den Sternbauten und Nebelflecken die Rede ist, welche in den unermeßenen Tiefen des Raums mit der großen optischen Kraft der Fernröhre in immer wachsender Zahl auftauchen, wenn gesprochen wird von der staunenswerthen Entfernung dieser Körper, welche selbst der Lichtstrahl nur in Tausenden, ja nur in Millionen Jahren zurücklegt, von der kolossalen Raumerfüllung auch nur einzelner Sonnen, so fühlt sich die Seele von ahnungsvollen Schauern ergriffen, überwältigt von diesen Zeiten, und sie ist geneigt, die scheinbar minder großartigen, minder glänzenden Erkenntniße, die uns das Ver-

vergrößerungsglas gebracht hat, nach ihrer Wichtigkeit für Bildung des Geistes, für Erhebung des Gemüths, in den zweiten Rang zu setzen. Hat aber das Fernrohr die Grenzen der Sichtbarkeit erweitert, so hat sie das Mikroskop vertieft, und das Universum im Kleinen, der menschliche Organismus, die Krone aller uns bekannten Lebensformen ist erst durch letzteres aufgeschlossen worden. Ja er mußte gleichsam entdeckt werden wie eine neue Welt, und das Mikroskop war eins der wichtigsten Hülfsmittel zu ihrer Durchforschung. Wir haben durch dasselbe erkannt, daß man nicht in die fernen Räume zu blicken braucht, um in eine Unendlichkeit zu schauen, daß jeder etwas vollkommenere Organismus ein Universum im Kleinen sei, aus Billionen von Theilchen bestehend, alle mit selbständigem Leben begabt, das aber untergeordnet ist den stufenweise höhern Ideen, welche das Sein und Leben der Organe, der Apparate, der Systeme begründen, jedes Kleinste im größern und größten Ganzen seine besondern Erscheinungen, seine bestimmte Lebensdauer zeigend und alle Phänomene, alle Thätigkeiten zum wunderbaren Gesammtleben des Organismus ausgeglichen, seine Totalerscheinung in Raum und Zeit bewirkend. Aber nicht blos die ungeahnte ungeheure Complication der sichtbaren Körper hat das Vergrößerungsglas aufgeschlossen, es hat auch gelehrt, daß zahlreiche Wesen existiren, die dem freien Auge einzeln ganz unsichtbar sind, obschon sie durch die Massen, in welchen sie producirt werden, zum Theil mächtig in die Oekonomie der Natur eingreifen.

Das Mikroskop hat wie das Fernrohr seine Entwickelung gehabt; es ist von dem einfachen zum zusammengesetzten fortgeschritten und hatte, wie es scheint, bereits ziemlich nahe an der bei den gegenwärtigen Constructionsweisen erreichbaren Grenze der Vollkommenheit angelangt sein. Jene einfachen Linsen, deren sich Leeuwenhoek und andere Beobachter des 17. und 18. Jahrhunderts bedienten, werden heutzutage mit den allerkürzesten Brennweiten, somit die stärksten Vergrößerungen bewirkend, ausgeführt; man hat statt des Glases Substanzen von größerer Brechbarkeit, Granat, Saphir, Diamant, anzuwenden versucht, man hat zwei, auch drei solcher Linsen zu sogenannten Doublets und Triplets combinirt, um die sphärische Abweichung der Strahlen aufzuheben, somit größere Deutlichkeit des Bildes bis an dessen Rand erzielt. Namentlich in England werden solche einfache Mikroskope verfertigt (einfache genannt, weil, wenn sie auch aus zwei und drei Gläsern bestehen, diese doch nur ein System bilden, welches sich wie eine einfache Linse verhält), die unglaublich kurze Brennweiten von $^1/_{20}$, $^1/_{40}$, $^1/_{80}$ Linie haben, deren Durchmesservergrößerung daher gegen 100, 600, 800 mal beträgt. Die Mühsamkeit der Beobachtung durch diese Art der Instrumente führte bald zur Erfindung des zusammengesetzten Mikroskops (welches aus mehren Systemen von Gläsern besteht, ist es, daß etwa auch jedes dieser Systeme nur von einer einzigen Linse gebildet wurde), das mehr Licht, größeres Gesichtsfeld, zum Theil auch größern Abstand der untersten Linse vom Gegenstande benützt. Welche Veränderungen hat das zusammengesetzte Mikroskop erfahren seit den ersten Modellen im 17. Jahrhundert von Hooke, Eustachio de Divinis und Philipp Bonanni! Wie hat sich die vergrößernde Kraft, die Lichtstärke, die Präcision und Schönheit des Bildes gesteigert, die Form veredelt! Besonders zweien Umständen verdanken die jetzigen Mikroskope ihre hohe Vollkommenheit: dem Achromatismus ihrer aus zwei Glasarten von verschiedener Brechbarkeit zusammengesetzten Objectivlinsen und der Combination mehrer solcher Linsen zu einem Objectivsystem. Für gewisse Gegenstände und Zwecke werden mit Nutzen auch achromatische Oculare angewendet und in den letzten Jahren hat man durch das von Kellner erfundene sogenannte orthoskopische Ocular den Vortheil erlangt, daß das Bild bis zum Rande des Sehfeldes ohne Verzeichnung fast so deutlich wie in der Mitte sich darstellt. Die allermeisten Gegenstände, welche überhaupt der mikroskopischen Beobachtung unterzogen werden, sind durchsichtig und werden durch Spiegel unter ihnen beleuchtet, sodaß wir sie in dem durchgehenden, reflectirten Lichte jener Spiegel sehen. Will man undurchsichtige Gegenstände betrachten, so müssen dieselben von oben beleuchtet werden, was durch Prismen von Crownglas oder gerne, bei dem vollkommenern Instrumente doppelte Linsen geschieht. Verbindet man mit solcher Beleuchtung achromatische Oculare, so stellen sich die undurchsichtigen Körper bei Sonnen- oder Lampenlicht oft in wunderbarer Schönheit dar. Gewisse Gegenstände, z. B. Stärkmehlkörnchen, die Krystallinse der Thieraugen, mancherlei Krystalle werden mit Nutzen in polarisirtem Lichte untersucht, zu welchem Behufe drehbare Prismen von isländischem Doppelspath mit dem Mikroskop verbunden werden. Einige Körper lassen im polarisirten Lichte Verhältnisse ihres elementarischen Baues, Structurweisen feinster Art erkennen, die bei gewöhnlichem Lichte verborgen bleiben. Besonders schöne Farben

geben Zeichnungen, manche Fischschuppen, Schienbaumpollen, Kieselkörperchen aus verschiedenen Thieren, manche Gebrmittel u. s. w. Man setzt auch elektrische Apparate mit dem Träger, auf welchem die zu beobachtenden Gegenstände sich befinden, in Verbindung, um elektrische Ströme durch dieselben gehen zu lassen und die hierdurch veranlaßten Zuckungen der Nerven oder Zusammenziehung der Muskelfasern wahrzunehmen oder die elektrochemischen Wirkungen bei den Metall- und Oxydniederschlägen. Messapparate von sehr verschiedener Construktionsart gestatten, die Größe oder wenn man will die Kleinheit der beobachteten Gegenstände zum Theil bis auf $^1/_{1000}$ Linie zu bestimmen. Messapparate haben den Fernröhren erst ihre hohe Bedeutung für die Himmelsforschung gegeben und sind für die mikroskopische Forschung unentbehrlich, wo es sich nicht um ungefähre Schätzung, sondern auch um genauere Größenbestimmung der Körper handelt. Nur mit einem Wort mögen die Sonnen- und Gasmikroskope erwähnt werden, welche blos dazu dienen, einer Mehrzahl von Beschauern zugleich dieselben Gegenstände vorzuführen, in wissenschaftlichen Untersuchungen aber nicht gebraucht werden, nicht blos, weil ihre Anwendung zu umständlich ist, sondern weil die von ihnen gemachten Bilder der Gegenstände denen der gewöhnlichen guten Mikroskope an Schärfe und Klarheit weit nachstehen.

Wie verhält sich, wird vielleicht mancher Leser fragen, die optische Kraft der Fernröhre und Mikroskope zueinander? Stehen diese beiden wichtigen Werkzeuge auf gleicher Höhe der Leistung, oder dringen die Fernröhre weiter in den Raum oder die Mikroskope tiefer in das Innere der Körper? Prüfen wir die Kraft der letztern, wenn sie auf die sogenannten Nobert'schen Prüfungsobjekte angewendet werden, jedenfalls ein viel vollkommneres Prüfungsmittel als die Schuppen des Zuckerbaues und verschiedener Schmetterlinge, oder die gemeinen Kieselzellen der Bacillarien (einzelliger Pflanzchen des Meers und Süßwassers), welche man sonst hierfür vorgeschlagen hat. Herr Nobert ritzt nämlich mittels der Theilungsmaschine mit dem Diamant Linienguppen von erstaunlicher, immer zunehmender Feinheit auf eine Glasplatte. An einer solchen Scala, welche ich vor mir habe, unterscheidet das freie Auge in der Mitte des Glasplättchens nur einen kleinen Streifen von etwa $^1/_6$ Linie Breite; bringt man diesen Gegenstand unter das Mikroskop, so löst sich der Streifen in 15 Gruppen parallelgezogener Striche auf. Die Striche der ersten Gruppe sind $^1/_{1000}$ Linie voneinander; in den folgenden Gruppen nimmt die Distanz der Striche immer mehr ab, bis sie in der letzten nur noch $^1/_{3000}$ Linie beträgt. Nobert construirt noch feinere Gruppen, bis zu $^1/_{5000}$, ja bis zu $^1/_{6000}$ Linie Distanz der einzelnen, sie bildenden Striche, — aber diese letztern löst keins der jetzigen Mikroskope getrennt erkennen, löst keins, wie man sagt, auf. Die vollendetsten jetzigen Mikroskope der Gegenwart lösen unter den günstigsten Umständen, bei aller Vorsicht in der Beleuchtung, Verrücken des Spiegels aus der Achse des Rohrs u. s. w., noch die Gruppe auf, deren Striche $^1/_{4000}$ Linie voneinander entfernt sind. Im Jahre 1846 gab es noch kein Mikroskop, welches nur die Gruppe von $^1/_{3000}$ Linie Abstand der Striche auflöste. Die nächsten Mikroskope von 1823 zeigten nach Fraunhofer $^1/_{724}$ Linie voneinander entfernte Striche nur undeutlich getrennt; unsere jetzigen Mikroskope lösen schon mit 70maliger Vergrößerung die erste Gruppe von Nobert auf, deren Striche, wie gesagt, nur $^1/_{1000}$ Linie voneinander entfernt sind. Warum lösen dieselben mit einer viel schwächern Vergrößerung mehr als jene Mikroskope von 1823 mit einer viel stärkern? Weil ihre Construktion eine viel vollkommenere, demnach das Bild, welches sie geben, schärfer und genauer ist. Und doch zeigen unsere besten jetzigen Mikroskope verhältnißmäßig noch lange nicht so deutlich wie das freie Auge, erreichen in ihrer Vollkommenheit jene des normalen Auges nicht. Und zwar nimmt ihre Deutlichkeit mit der Zunahme der Vergrößerung ab; sie beträgt bei einer 70fachen Vergrößerung etwa $^2/_3$, bei einer $^1/_{120}$fachen nahe die Hälfte, bei einer 400maligen etwa $^1/_3$, bei einer 700maligen nicht ganz $^1/_4$ der Klarheit und Schärfe des Bildes, welche das gesunde unbewaffnete Auge gibt. Die Untersuchungen Fraunhofer's machen es wahrscheinlich, daß in der Natur des Lichts eine unüberschreitbare Grenze für die Ausbildung des Mikroskops gegeben ist, was dessen Vergrößerung betrifft, hätten wir aber auch diese Grenze schon erreicht, so würde uns immer noch die Erzielung größerer Deutlichkeit durch vollkommenere Ausführung des Instruments übrigbleiben, hiermit die Möglichkeit, mit schwächern Vergrößerungen Dasselbe sehen zu können, was wir jetzt nur durch stärkere Vergrößerungen wahrnehmen, welche letztern außerdem noch den Nachtheil eines viel kleinern Gesichtsfeldes haben. Es ist hier nicht der Ort, in die Vergleichungen und Berechnungen einzugehen, welche zur Entscheidung der oben aufgeworfenen Frage über das ge-

genseitige Verhältniß der Mikroskope und Fernröhre nothwendig sind; hier sei nur bemerkt, daß die Kraft des Menschenauges durch die allervollkommensten Mikroskope der letzten drei Jahre etwa 400 mal verstärkt wird, während die optische Kraft der großen achromatischen Fernröhre, wie jener zu Pulkowa, Bonn, München, auf 400—450 mal, die der größten Spiegelteleskope, namentlich jenes des Lord Rosse, noch höher zu setzen ist, sodaß die großen Fernröhre, dioptrische sowol als katoptrische, ansehnlich mehr leisten als die Mikroskope. Und doch sind die Leistungen dieser in hohem Grade bewundernswerth; die kleinsten Monaden und Vibrionen, welche noch wahrgenommen werden, gehen sicher auf $^1/_{3000}$—$^1/_{4000}$ Linie herab; langgestreckte Körper werden auch noch bei geringerem Dickendurchmesser wahrgenommen, so die unsäglich feinen Bewegungsfäden vieler Monaden, die zum Theil nicht dicker als $^1/_{12000}$ Linie sein dürften. Um aber solche Gegenstände sich vorzustellen, bedenke man, daß etwa 170,000 solcher Bewegungsfäden zusammengelegt werden müßten, um einen Körper von der Dicke eines gewöhnlichen Menschenhaars zu bilden! Von den allerkleinsten Individuen des Bacterium Termo, welche $^1/_{1000}$ Linie nicht übersteigen, würden etwa 100 Millionen nöthig sein, um den Raum einer Quadratlinie zu bedecken, eine Billion, um eine Kubiklinie zu erfüllen. Dieses Infusorium erzeugt sich in den verschiedensten faulenden Flüssigkeiten; in einem einzigen Tropfen schwimmen dann Millionen Individuen, drängen und wogen durcheinander, wie Millionen von Menschen auf engem Raum thun würden, nur viel schneller. Es zeigt sich zwischen ihnen eine gewisse Anziehung, vermöge welcher sich Hunderttausende zu ruhenden Massen verbinden, aus welchen deshalb Flüssigkeit absließt, wodurch zwischen diesen Massen Strömungen entstehen, in denen Monaden anderer auf das schnellste fortgerissen werden, die dann wieder die ruhenden Massen an manchen Stellen durchbrechen, so Inseln und Halbinseln bildend, die schon gebildeten wieder auflösend, — wunderliche Erscheinungen in einem Tropfen Flüssigkeit, die ich in meinem Werke: „Zur Kenntniß kleinster Lebensformen" (Bern, 1852), S. 109 (vergl. auch S. 105, 189), beschrieben habe, welches auch Tafel 15, Figur 33—36 Bacterium Termo abgebildet ist.

Das Mikroskop, anfänglich nur ein Mittel zur Befriedigung der Neugierde, wurde bald in wissenschaftlichen Forschungen angewendet, hat sein Gebiet über alle Naturreiche ausgedehnt und in neuester Zeit auch praktische Bedeutung gewonnen. Man hat durch dasselbe die mechanischen Elemente der Mineralien, die Bildung der chemischen Niederschläge untersucht; die Kreide z. B. besteht aus regelmäßigen, platten, elliptischen Körperchen von $^1/_{500}$—$^1/_{200}$ Linie Größe; die Porzellanerde aus runden, scheibenförmigen Körperchen; Meerschaum und Bergleder aus filzartig verflochtenen, gerollten Fäden; Bergmilch und Kalkguhr aus in Bündel vereinigten Stäbchen; Glimmer, Quarz und viele andere Mineralien aus feinen Körnchen. Das polarisirte Licht dient zugleich zur Bestimmung des Systems, zu welchem Mikroskopkrystalle gehören, indem alle Krystalle des regulären Systems keine Wirkung auf das polarisirte Licht äußern, während die der übrigen farbige Gürtel zeigen. Manche metallschimmernde und farbenspielende Mineralien, wie der Avanturinfeldspath, Bronzit, Anthophyllit u. s. w. lassen unter dem Mikroskop feine, eingesprengte, dem bloßen Auge ganz unsichtbare fremde Theilchen erkennen, durch welche ihr Metallglanz und Farbenspiel zustandekommen. Der in Venedig fabricirte, zu Schmucksachen verarbeitete künstliche Avanturin ist glasartig, rein, ganz mit goldenen Punkten durchsäet, welche sich unter dem Mikroskop als kleine tetraedrische Krystalle vom Kupfer-Protoxyd erweisen. Läßt man Auflösungen reiner chemischer Verbindungen sich unter dem Mikroskop vermischen, so kann man das Entstehen und die Veränderungen der Niederschläge beobachten, welche theils von krystallinischer, theils von körniger Beschaffenheit sind, manchmal durchscheinende Häute oder gallertartige Substanzen darstellen. Ein reizendes Schauspiel gewähren die Krystallisationen, namentlich das Anschießen zu jenen baumförmigen (dendritischen) Gestalten, welche im Kleinen den Eisblumen an unsern Fenstern so ähnlich sind; mit dem Fortschreiten der Verdunstung einer Flüssigkeit, in welcher z. B. Salze aufgelöst sind, erscheint plötzlich wie durch Zauberei das üppigste mineralische Laub- und Buschwerk mit zierlicher Ziderung, reicher Verzweigung. Die älteren Schriften über Mikroskopie enthalten häufig Darstellungen mikroskopischer Krystalle und solcher dendritischen Formen; es war eine besondere Liebhaberei der älteren Beobachter, Lösungen der verschiedensten Substanzen unter das Mikroskop zu bringen, um die Bildung ihrer Krystalle und krystallinischen Aggregationen zu beobachten.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Eugen von Baerst.

Die breslauer Zeitungen meldeten kürzlich das Ableben des Barons Eugen von Baerst. Er starb am 16. October d. J. im 63. Lebensjahre auf dem Schlosse seines Bruders zu Herrndorf bei Soldin an Lungenlähmung.

Die Nachricht konnte die Bekannten des Verschiedenen kaum überraschen, da sie wußten, daß seine letzten Lebensjahre ein fortgesetztes Sterben gewesen waren, wobei ihm ein Organ nach dem andern den Dienst versagte. Er, der beweglichste und genußsüchtigste aller Menschen, welcher zur Zeit des Actienschwindels in Breslau gewissermaßen die Telegraphen aufspielt und in seinem letzten schriftstellerischen Erzeugniß: „Gastrosophie", das Essen zu einer Wissenschaft erheben hatte, war, in den Zustand des Negierens versetzt, unfähig, das Stückchen in Champagner getauchten Biscuits, welches seine einzige Nahrung war, selbst noch dem Munde zu führen oder das Verlangen danach auszusprechen. Und doch würde Baerst, wenn man ihn gefragt hätte, ob er denn ein solches Dasein dem Tode vorziehe, sicherlich mit Ja geantwortet haben, den Lehren jener Philosophie gelten, deren überzeugter Anhänger und verführerischer Vertreter nicht blos, sondern vollendetes Muster er war, derjenigen Philosophie, welche das Leben für den Zweck des Lebens selbst erklärt.

Er war ein Epikuräer in der vollsten Bedeutung des Worts; kein bloßer Schlemmer, kein unmännlicher Sybarit; vor allen Dingen war er das, was er war, nicht aus Temperament oder Instinct, sondern durch Reflexion und freie Neigung. Weit entfernt, daß er das Leben im sinnlichen Genuß erschöpfen wollte, geizte er danach, alle Gebiete des Lebens, des Wissens wie der Kunst zu beherrschen — freilich nicht, um sie für die Welt nutzbar auszubeuten oder um ihrer selbst willen, sondern um in der Bildung seines Geistes und im Reichthum seiner Lebensbeziehungen neue Organe und Quellen des Genusses zu gewinnen. Welche Energie des Willens er dabei anzuwenden im Stande war, beweist die eine Thatsache, daß er sich im Jahre 1821 in einem Bauernhause in der Heuscheuer förmlich einschneien ließ, um, völlig losgelöst von allem Welttreiben, einen vollen Winter hindurch seinen Studien leben zu können.

Daß Männer von so eminenten Anlagen wie Baerst und bei solcher Geistesrichtung allezeit berufen sind, eine Rolle in der Welt zu spielen, leuchtet ein, und es wird dann nur von der Zeitrichtung, von der tragenden Gunst oder dem hemmenden Druck der Verhältnisse abhängen, ob ihnen die Rolle eines großen Diplomaten oder zweideutigen Abenteurers beschieden ist.

Das vorige Jahrhundert war bei seinem sittlichen Verfall vorzüglich geeignet, solche Charaktere zu zeitigen; es war das Jahrhundert eines Bonneval, Casanova, Görz, Pombal, Struensee u. A. m. Baerst, ihr Epigone, war eigentlich zu spät in eine Welt gekommen, deren bürgerliche Ordnung ihm nur wenige Aussichten des Erfolgs bot.

Indeß, wenn man ihn in die Reihen der Abenteurer setzt, so möge man von vornherein auf die gewöhnliche Bedeutung dieses Worts verzichten, welche eine der weltmännischen Lebensauffassung nicht entsprechende Benutzung ungesetzlicher Mittel voraussieht; Abenteurer war Baerst nur durch den raschen Wechsel der Lebensverhältnisse, welcher aus der willkürlichen Fixirung seiner Lebensziele entsprang.

Soldat, Schriftsteller, Börsenspeculant, Zeitungsredacteur, diplomatischer Agent, Theaterdirector, unter allen Umständen Lebemann und fast immer gewiß zu reussiren, obwol gerade in seinen heißesten Wünschen getäuscht (in dem Verlangen, preußischer Major und Kammerherr zu werden), war Eugen von Baerst den Meisten ein Räthsel, und man konnte ihm nicht seiner Schmeicheln, als wenn man ihn für einen Satan in Menschengestalt hielt.

Doch war er nicht so schlimm, als er dafür gelten wollte. Er war eben ein vollkommener Egoist, welcher, absehend von allen objectiven, sittlichen Gesetzen, das Leben als Spiel nahm, sich selbst genoß in den geistreichen und kecken Combinationen, durch welche er die Verhältnisse zwang und in deren Gründung er mindestens ebenso viel Genuß fand als an dem materiellen Gewinn, welchen dies Spiel ihm abwarf.

Es war eine rohe und falsche Auffassung seines Wesens, wenn man ihn schlechtweg als — Spieler bezeichnete; er liebte zwar das Spiel auch in der gewöhnlichen Form des Hazards, wie so viele geistreiche Männer, aber er suchte es nur in den kühnen, durch den Nachdruck politischer Intriguen geförderten Combinationen des Börsengeschäfts als Reichthumsquelle auf. Mit welcher Grazie und grobartiger Waghalsigkeit er hierbei zu verfahren verstand, darüber hat er selbst in seiner „Cavalierperspective" (Ein Handbuch für angehende Verschwender, von Chevalier de Pelle) Beichte abgelegt; freilich eine Beichte nach seiner Art, denn rückhaltlose Aufrichtigkeit war seine Sache nicht.

Das Buch ist voll geistreicher Aperçus und Paradoxen, feiner Lebensbeobachtungen und praktischer Maximen, und eigentlich zu wenig geschätzt und zu früh vergessen, obwol es für unsere Zeit des athemlosen Haschens nach Gewinn bleibenden Werth behalten hat. Freilich sind unsere heutigen Börsenwölfe gröberer Natur als die seinige, die, obwol alle seine Unternehmungen auch den Reichthumsgewinn in Anschlag brachten, doch den Besitz nicht als Endziel seines Strebens gelten ließ, vielmehr lösten sich ihm Zweck und Mittel einander unaufhörlich ab, aber niemals versäumte er die Bereicherung durch Wissen und Erfahrung, unterstützt durch allen Vorschub raffinirten Comforts.

Baerst hatte nur Eine tiefe, gemüthliche Beziehung zu der Welt, in welcher er lebte: die Anhänglichkeit an seine Familie und die unbegrenzte Pietät, womit er seiner Mutter, einer Tochter des Generallieutnants von Wolframsdorf, huldigte; nichtsdestoweniger aber stand er fortwährend in dem lebendigsten Verkehr mit schriftstellerischen und politischen Kreisen und der Zauber seiner geistreichen Persönlichkeit und seiner gebieterischen Lebenserfahrung war für Diejenigen, welche ihn kennen lernten, unwiderstehlich.

Gelegenheit genug aber hat er gehabt, um sich dieser Wirkung versichern zu können. Baerst war in Weisl, wo sein Vater als Offizier in Garnison stand, geboren (10. April 1792) und erhielt seine Erziehung in Weisl und Baireuth, in welchem letztern Ort er mit Jean Paul bekannt wurde, dessen Freundschaft er auch während seines vollen Lebens eifrig pflegte. Ein seltsames Bündniß allerdings zwischen dem gefühlspielenden Dichter und dem hazardirenden Weltmann, welches seinen Anknüpfungspunkt vielleicht in der Neigung Beider fand, die Welt nur zum Spiegel des eigenen Ich zu machen. Seine militärische Ausbildung erhielt Baerst im Cadettencorps zu Berlin, aus welchem er in die Reihen der Armee überging. Unter York machte er den Feldzug in Rußland mit und focht dann in den Freiheitskriegen als Offizier mit solcher Auszeichnung, namentlich bei Belle-Alliance, daß er nicht blos mit dem Eisernen Kreuz beehrt, sondern auch in die Garde gezogen wurde. Indeß nahm er 1818 seinen Abschied und widmete sich aufs neue seinen wissenschaftlichen Studien, welche bei ihm mit dem verführerischen Schlaraffenleben abwechselten, wenn Breslau, damals der Sitz einer großen Anzahl geistreicher Leute, eines Schall, Witte, Holtei u. s. w. Gelegenheit genug gab. Auch trat er mit einer „Soiréen-Sammlung" als Schriftsteller auf und wurde als solcher und wegen seiner gewinnenden Umgangsform ebenso gern gesehen in den literarischen Kreisen Berlins, welche sich um E. Th. A. Hoffmann gruppirten, wie er in den weimarischen Cirkeln ein stets willkommener Gast war. Reisen durch fast ganz Europa bereicherten seine Weltkenntniß, welche er in Paris, woselbst er dem Minister Villèle nahetrat, zur Virtuosität ausbildete. Dort knüpfte er diplomatische Beziehungen an, welche ihm später, zur Zeit des spanischen Bürgerkriegs, Veranlassung zu einer gefahrvollen Thätigkeit im Lager des Carlismus gaben.

Indeß scheiterte die Sache, für die er auftrat, Baerst als Grand von Spanien an der Seite des Throns seinen Platz zu finden, mußte Baerst sich damit begnügen, seine Füße unter den Redactionstisch der „Breslauer Zeitung" zu stecken, welche er nach Schall's Tode an sich zu bringen verstand.

Doch gewann das Publicum von seiner in ihrem Gediegenheit mißglückten Mission nach Spanien mindestens eine literarische Frucht: „Die Pyrenäen".

Eine Zeitungsredaction unter den damaligen Verhältnissen in Preußen reichte nicht aus, um einen so regen Geist, als Baerst ihn besaß, zu beschäftigen, desto mehr aber die damals in Schwung kommende Eisenbahnactien-Schwindelei, bei welcher er seine in Paris erworbene Meisterschaft im Börsenspiel verwerthen konnte. Indeß fand er neben bei auch noch Lust und Zeit, seinem nach immer neuen Thätigkeitssphären strebsamen Geist durch Leitung des neuen Theaters, welches ihm in Pacht gegeben wurde, neue Nahrung zu gewinnen. Lag ihm auch dies Geschäft, wie jedes andere, bald verleidet wurde, versteht sich von selbst, besonders da seine physischen Leiden überhandnahmen und ihm jede regelmäßige Beschäftigung fast unmöglich machten; diese Rücksicht und der Umstand, daß er inzwischen die „Breslauer Zeitung" wieder verkauft hatte (an Herrn Barth, dessen Besitz Nachfolger jetzt Herr B. Jacobsohn ist), bewogen ihn schließlich, Breslau ganz zu verlassen und sich auf das Gut seines Bruders bei Sorau zurückzuziehen, woselbst er — ausruhte.

In ihm verlor die Welt eine interessante Persönlichkeit, deren Bedeutung in ihrem vollen Umfange klar werden würde, wenn von den Wenigen, die ihm nahe genug standen hatten, Einer den Muth hätte, ein erschöpfendes Bild seines Charakters und seines Lebens zu entwerfen. Möge diese Skizze sie an ihre Pflicht mahnen! Mindestens wird das innere Bild dieses merkwürdigen Mannes nicht verloren gehen, es findet sich in einer hübschen Gem-

position des Walter Sigrist aufbewahrt, wenn er sie lesen, innerlich so mobilmachenden, aber äußerlich so resultatlosen Kampfes, den Barry und Schall, in der Maske eines Juristen und Technikers einander gegenübergestellt hat. Die Bekannten Beider meinten, es sei der Moment aufgetaucht, in welchem von Barry seinem Freunde Schall die „Breslauer Zeitung" ab — disponirte.

Robert Barbner.

Anregungen.

Für die Winterabende.

II.

Ein lehrreich-unterhaltendes moderner Schriftsteller ist ein wahrer Stab unter den Personen, die in neuern Novellen und Romanen zu handeln oder zu leiden pflegen. Scott, in allen Ehren, galt es für ausgemacht, daß der Leser von Talent wenigstens ertappt, gegen ihn, den der so Arbeit führt, nicht minus als den Lügen eines Dichters der Feder abwehrhaft.

Um so erstaunlicher ist die Erscheinung einer jungen moderner, der „schönen Literatur" angehörenden Person wie Frau von Stolterfoth, der in einem kleinen Romane „Mathilde. Von Ida von Düringsfeld" (Berlin, Hugo. 1856) nur erfunden zu sein scheint, um den Feinden seiner Literatur gerade zum Trotz dem Leser zu gefallen und ihn zu rühren. Wir haben soeben Gemeinplätze über den Egoismus der Poesie, langst überkommene Redensarten vom Tüchtigen und Vergnügenden, das man den Wert der Dichtung nennen kann, einen langen Scheiterhaufen mit all den Requisiten, wie sie z. B. bei Kanne Gnade vor Ungläubigen gefunden hätten, als einen lebensmüden sich zu all seiner Schwäche menschlich gefälligen Charakter schildern zu sehen. Aber so unbefangen und von frischen Lebenssäften zum Trotz Tod, hat der Tag an sich eher weiter Gebrechen hervorgebracht, daß als gründlich möglich und unter gewissen Bedingungen auch als berechtigt darzustellen erscheint, auch Drogen und Gifte heilen.

Für diese Erzählung, von der wir sprechen, entnahm vielleicht von dem Bizarren über Verlangen, das man gewöhnlich bei Dichtern als Kennzeichen ihrer Art vorzusinden pflegt. Es sind nur die Züge und Behauptungen, welche sie für Paradoxie oder Mißton oder Geschmacklosigkeit eingegeben zu haben scheint. Aber Ida von Düringsfeld hätte, um originell zu sein, nicht nöthig, nach solchen Hilfsmitteln zu greifen. Überall bewährt sie das, was im Grunde ist, das Leben natürlich zu lassen. Warum stirbt sie nicht immer dann und kommt wieder, was unterhält, erschüttert und ergreift auch außerhalb des gegebenen Kreises liegt? „In dem Ungeheuern und Sinnlosen scheinen wir [illegible] die vorgeschriebenen Grenzen. Einen Menschen in solcher Katastrophe, wie sie hier geschildert werden, noch im Stande finden, ihr Schweigen zu Leere mit all der [illegible] Beredtsamkeit (Klopstock Messiade, Schiller Gedichte, manche gelegentlich das Verlangen auf Schilderung einer „Madonna" zu bannen, so hören sie auf, uns von ihrer Existenz zu überzeugen.

Der Gegensatz, wie eine Liebe in Italien beginnt und als Ehe in Schleien endet, ist unter allen Umständen ergreifend, selbst wenn bei jenem Blutentzug des Barbiers siedend unangenehme Mücken und Schnaken schwirren und bei vielen Hundetätzern Wunden nur deshalb schaurlich sind, weil man sie von einem tollwütig gewesenen Thier aus beurtheilt. Die Art, wie sich Ida gelegt „zu erschreckender Lektüre" bildet, wird Widerspruch finden, und doch hängt sie mit einem schon vorgedachten Vorzug zusammen. Ida von Düringsfeld hatte den Muth, die Literatur, zu der sie selbst gehört, zu lieben und das, was man an einer einzelnen Erscheinung [illegible] zu finden pflegt, zu betrachten wie eine Krankheit, die man so lange thront, bis sie geheilt ist. Dies hilft es nur in der Hoffnung zeigen, daß auch dem Leser ein natürlicher Verlauf und ein Sterben zur Gesundheit zugrunde liegt.

Die Art, wie die Heldinnen des Neuen Buch als vom „Dagewesen" absehen haben, scheint zu den Erfahrungen, an der man sich in unserm Literatur leben gewöhnen muß. „Mathilde" ist eine Skizze, aber eine Skizze voll Geist.

Signora Ristori.

Ein Wunder, aber eine Lehre.

Vor einiger Zeit schrieb an den Herausgeber der „Blätter für Literatur" von Schauspielern:

„Lieber Herr! Sie haben ein neues Stück zu übersetzen. Suchen Sie mir solches doch umgehend, am 14. ist mein Benefiz, bis dahin bring ich's. Im Fall [illegible] Gastspiele nach Irland."

Der Brief war vom 3. November. Am 6. konnte sie Dame das Stück empfangen haben. Am 10 konnten die Rollen ausgeschrieben sein. Am 11. war die Probe, am 12. die erste Probe, am 14. die Vorstellung. Studium also für ein fünfaktiges Stück bis zur ersten Probe — Vier Tage.

Man weiß sagen. Die Künstlerin gehörte wahrhaftig einer ganz eigenen Gesellschaft an, wo die „dramatische Kunst" zum Dokument der Virtuose geworden ist. Keineswegs. Die Künstlerin war eine liebenswürdige, junge, talentvolle Schauspielerin und gehörte einem Theater an, das [illegible] Thaler 150,000 Einwohnern haben und schlecht will.

Sie konnte das Bild einer solchen Probe, wo die Schauspieler mit den Rollen in der Hand [illegible] Gedanken, Stellungen, Worte dem Souffleur ihre Stücke nachsagen und ab für den Abend, wo das

Stück herausstellt, um letzteres, ich meine das Nachsprechen, nur noch allein zu thun auf die Stelle im Publicum verlassen, nicht vom Rande kommen, als ich im dresdner Hoftheater Francesca da Rimini von Signora Ristori darstellen sah. Sie mag auch in Turin manche Rolle im landesüblichen Sinngrunde, wie man zu sagen pflegt, „über's Knie gebrochen" haben; aber so viel ist erwiesen, ihre Hauptstärke besteht in einer die Aufgabe bis auf den Punkt übertreffenden Mitwirkungsthätigkeit. Was nun irgend aus einer trockenen und spröderartigen Rolle, wie viele Francesca war, „herauszubringen" ist, das kam zur Anschauung. Die Rolle war aufgelöst und flutirt bis in die einzelnen Pulsirschläge des Auges.

Freilich ist mit diesem Nehmen auch unser Bedenken ausgedrückt. Signora Ristori ist von Paris aus sehr dringend empfohlen worden; aber man vergesse nicht, daß man sie lobte, um die Rachel zu kränken. Eine Strafe, plötzlich von einem neuen Meteor über Orakel zu werden, verdiente die Rachel. Sie hatte zu viel Champagner getrunken, sie hatte zu viel, zu weit in Orgien sich abgenutzt; sie hatte ihre Nerven und Sehnen und Gemüth gemacht unter den Gatten beim Kaffee nach den Partien Whist und Dinners parlementaires mit ihren Freunden; sie schleppte ihren müd ihr beim gewonnenen Apparat von Kameelien und Cocarden und Jahrbüchern als Handelsmann durch Europa, schacherte mit der „Dummheit" der Völker, die keine Krankheit sind, und ist nun jetzt vor diesen ödlichen Dankes, die so ganz außerhalb unserer Schultraditionen stehen, außerhalb des Respects vor Literaturgeschichte, des Respects vor einem „Vieux Français", das jeden gebildeten Menschen angenehm „fixirt", kläglich zu Falle gekommen. Selbst die Maskerin mit der privilegirten Nase die Mariscalle Ney sagt „geht" sie nicht mehr.

Für Rachel Felix ist Signora Ristori eine große Lehre, eine Strafe. Besonders viel mehr aber auch nicht. Denn sah sie jünger aus lebt als die Rachel, schönere Augen, schönere Zähne, eine gewölbtere Brust hat, mädchenhaften Eindruck macht trotz ihrer Jahre und mit bezaubernder Kunst und ein Mienen verführen kann, in einem Liebesverhältniß, das ihr gemacht wäre, noch ihre ganze Seligkeit ausgedrückt zu hören, das hat gewisse Vortheile für sie und vor den Herren hat sie wohl, außerordentlich wohl, die Rachel in Nase überlegt zu sehen, was sie eigentlich sein wollte. Mehr aber auch hab ich aus Francesca da Rimini vorläufig nicht herausfinden können. Die Italienerin ahmt der Französin nach. Es sind dieselben Intonationen, dieselben Pausirungen, dieselben Accentuirungsmomente, dieselben nach der Uhr abgezählten Hebungen der Brust, dieselben Uebergänge von Sprechweisen Tecs in theatralische Worte, von Weinen in Lachen, von Lachen in Weinen und nur die ganze Anatomie der romanischen Schauspielkunst ist in ihrer an sich sehr imposanten Kunststücke aufgelöst. Daß dabei das Auge der Sitten wirklich Glanz hat, die Zähne wirklich echt sind, das Lächeln in der That naiv erscheint, die Brust nicht über-

trägt, die Schulter am Halse beim Halbprofil keine zu oft vorkommenden Zerrungen nicht vor Magerkeit alle zu zählen sind, das nennt man höchst angenehme Zugaben. Erfunden hat Signora Ristori nichts, vermochte nichts, was die Rachel nicht schon vor ihr erfand. Sie ist, unabhängig von ihrer Persönlichkeit kunstgeschichtlich erfaßt, eine Nachahmerin und, was in diesem Falle immer ein doppeltes Glück ist, eine glückliche Nachahmerin.

So wie Signora Ristori auftritt, wird man nichts Anderes hören als Das, was die Rachel in den schauspielerischen Traditionen der Académie française gelernt hat. Der alte Herr Samson, der Lehrer der Rachel, lebt nicht mehr. Er würde die Künste gehabt haben, von der Ristori sagen zu können: Auch sie ist meine Schülerin und sie führt sich besser auf als die Leute, die meinen Unterricht unmittelbar genoß! Hat man nach den ersten Worten schon die Ueberzeugung gewonnen, daß die Ristori aus zweiter Hand Das gibt, was die Rachel aus erster gab, ferner bei den sehr grauen Scenen, daß sie bei ihrer Reife noch einen großen Zauber von Jugendlichkeit sich zu erhalten wußte und bei einer großen Partie viel überhaupt weiblicher wirkt, so kommt man immer wieder zuletzt zu dem Gefühl: Hier haben eine höchst interessante pariser Kunstleistung vor uns, lassen sie studiren, betrachten sie und werden für uns davon soviel profitiren als möglich ist. Ein eigentlicher Genuß ist aber verhältnißmäßig nicht immer da. Schon das Sprechen des Italienischen ist für das deutsche Ohr wie ein nicht entenmollirtes Rauschen im äußersten Juden Deutsch. Wie ich die Scene aus Meyerbeer's „Deborah" erinnere, wie die flüchtigen Juden vom alten „Vater Abraham" sich zu dem entlarvten Schächter und Schulmeister Ph[illegible] ihre nationalen Katzenjammer und Zeter[illegible] verschreien, hat den phonetischen Eindruck einer [illegible], von der Ristori gesprochenen Rede.

Die [illegible] französisch germanische Schauspielkunst kann [illegible] bei romanischen viel lernen.

Der [illegible] Naturalismus, der nur die äußere Erscheinung einer Rolle zur Geltung bringt, immer Glück und Effect sucht, um sich mit tosendem Umgewitter [illegible] Beifalles und nachdonnertem Applaus bei [illegible] Schluß des Stückes „durchzulavieren" und nachher [illegible] Manier voll nimmt und von Künstlerschaft spricht, [illegible] die Augen niederschlagen vor dieser subtilen Durcharbeitung der Aufgaben, die den Romanen eigen ist. Hier gibt es viel, das ist wahr, da ist erkältend zu sehen, wie die Ristori einem gemeinen Manne ausweicht und einer Ballettänzerin gleich im Nu und al tempo in einer Position wieder verflicht; es ist erkältend zu sehen, wie der Dialog des Sprechenden einem Tanze gleicht, der im Gesicht des zuhörenden Mitspielers die Mienen gleichfalls al tempo nachzucken läßt, sie ansteckt, sie fallen läßt; es ist erkältend, wie die unendliche Armuth des Textes, der einem Demimondaine-Libretto gleichkommt, ausgebeutet wird zu einer Mosaik berechneter Eleganzien in „Gang, Haltung" bis zum Puppenspiel — aber einige Grade

von dem Ansiel abgezogen und es bleibt viel, viel gute Lehre übrig für unsere Darsteller, nicht blos für Die, die am 10. ein fünfaktiges Stück zum ersten mal kennen lernen und am 14. schon vor die Lampen führen, sondern auch für Solche, die manche Rolle Monate lang auf ihrem Pulte liegen haben und Dichter und Direktionen zur Verzweiflung bringen, daß sie nicht endlich damit herauskommen.

Und auch dem Publicum bringt die Nissori mit ihrer Truppe und ihrem Repertoire eine gute Lehre. Sie spielt in dürftigen Stücken und diese Stücke werden von den Italienern geduldet. Man läßt sich — das Spiel und manche Nebenblume — genügen. Man wendet der Tragödie den Stil, aus dem einmal diese Weise der Schauspielkunst ihre Kraft schöpfte, nicht ein. Aber die „Dame von Lowood" unterhält mich mehr. Die Art, wie bei uns die Repertoirs sich bilden, ist chaotisch. Auf derselben Bretern spielen wir, was in Paris durch sämmtliche Theater vertreten ist, heute einmal Théâtre français, morgen Gymnase, übermorgen Délassements comiques. Alles durcheinander, ohne Ordnung und Plan. Natürlich überträgt unser Publicum die Stimmung, die es gestern aus den „Dummköpfen von Berlin" mitbrachte, morgen auf das „Haus des Barneveldt"; dieselben Schauspieler, die „Señora Pepita, mein Name ist Mensch" spielten, spielen Tags darauf den „Präsidenten von York". Die Verhältnisse der Schauspieler bei uns bringen diesen Uebelstand mit sich, auch die des Publicums; leider, denn unsere Kunstpflege ist trotz der Millionen, die unsere Hoftheater kosten, im Allgemeinen klüglich, vorzugsweise deshalb, weil sie immer wieder, um die Tafelte zu decken, auf den Geschmack angewiesen wird, den die Gemmibildung unserer Tage von Kroll in Berlin und ähnlichen Malentempeln mitbringt — eine Nation, die nach 1848 und 1849 sich vom Pepitaschwindel hinreißen ließ, möchte man bald blödsinnig geworden nennen — aber den Gewinn kann die Hingebung dieser Romanen an ein einfaches und tiefempfundenes dramatisches Werk auch für unser Publicum mitbringen, daß wir über unsere immer mehr unsichtbarer werdende Bankerhaftigkeit Ruhig werden und wenn wir doch einmal nach der Mode und à la Zwickauer und Pepita Moses schwärmen wollen, es jetzt lieber bei Gelegenheit dieser süßen Vorstellungen für eine Einfachheit thun mögen, die an sich Armuth ist, aber dem Wahren näher steht als lüsterne Gourmandise der berliner und hamburger ästhetischen „Delicatessenkeller".

Was übrigens Silvio Pellico's „Francesca da Rimini" anlangt, so ist es bekannt, daß der fromm gewordene Dichter diese Tragödie jetzt bereut und nicht mehr von ihr gesprochen haben will (vergl. „Unterhaltungen am häuslichen Herd", Bd. III, S. 145 f.). Die religiösen Gründe für diese Selbsterkenntniß sind seine Privatsache. Hätte er aber auch etwa dafür ästhetische, so würden wir vollkommen einverstanden sein. Und so dürre, so nüchterne Arbeiten haben einen Ruf in ganz Europa! Selbst Deutsche, um nur Bücher zu füllen, reihen sie dem Glaßicismus der Neuzeit an! Ein Russe lachte neulich, als er von Johannes Scherr „Dichterkönige" angezeigt sand und in ihnen — Lermontow aufgeführt! Er sagte: „Ihr Deutschen wollt in ästhetischen Dingen die geschmackvollsten Nationen in der Welt sein und macht Schriftsteller zu «Dichterkönigen» der Weltliteratur, die etwa bei euch selbst nur auf der Linie eurer Mahlmann und Meisnergil stehen würden!"

Doch zurück zu dem Satz, von dem wir ausgingen — Signora Nissori ist, nach der Rachel, für uns trotz größerer Roundy und Weiblichkeit kein Wunder, wol aber für mancherlei dramatische und dramaturgische Dinge eine Anregung und sehr nützliche Lehre.

Im Lustspiel kann man sie nur als Italienerin gelten lassen. Ihr Humor wird Caricatur.

Wahrnehmungen.

Es ist ganz recht, daß man den persönlichen und höhern Werth eines Schriftstellers danach beurtheilen soll, ob die Anwendung an seine Person ihn „literaturhaft" erscheinen läßt. Allein man übe seinen Scharfblick, zu untersuchen, ob die Art, wie manche Schriftsteller gleichsam die Tinte an ihren Fingern nicht wollen ruhen lassen, auch natürlich ist. Es liegt ganz in der Natur der Sache, daß Der, der einmal Schriftsteller ist, auch seinen Beruf nicht verbirgt.

Sprüche

von *Feodor Löwe*.

I.

O glücklich, wer im Herzen ungestört
Bewahrt die eine Allgestalte Meinung,
Dem nie das Blut erbost, den Sinn bethört
Der Widerspruch in wechselnder Erscheinung!
Der unbekümmert, ob der wilde Strom
Im Meere mündet oder sich verlaufet,
Das Steuer führt, selbst wenn des Glaubens Dom
Das letzte Eiland ist, worum er saufet.

II.

Stimme nicht unnütze Klage
Um verlor'ne Jugend an!
Schicke dich in deine Tage
Und empfange dich als Mann!
Rückverlangend zu vermissen,
Was kein Gott auch neue schafft,
Ärgst als Wurm mit scharfen Bissen
An den Wurzeln deiner Kraft.
Nur dem Alter mit den grauen
Locken um das müde Haupt
Ist ein stilles Zurückschauen
Und ein Rückerinnern erlaubt.

Da wir hier in der 7. mitgetheilten Novelle „Am elften November", auch in meinen Blättern abgedruckt haben, so sehen wir uns zu der Erklärung veranlaßt, daß wir durch die Zuschrift des Herrn Verfassers belehrt waren, es sei eine wahr und bekannt gewordene Original-Einsendung zu halten.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 9.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Wie vertreibt man die Cholera?

Ein Gutachten aus Galizien.

Die Kinder Israels sind — echte, wahre Kinder! Ich rede hier nicht von Denen mit dicken Backenbärten, welche im Frack einhergehen und ihren Zeigefinger mit einem Siegelring beschweren; diese von dem Volksmund als „Daitsche Jiden", d. h. deutsche Juden verschrieenen Brüder haben seit lange schon das Recht verwirkt, zur Race zu gehören und dürfen, wo vom Urvolke der Speculanten die Rede ist, nicht mitgerechnet werden. Die echten polnischen Juden gehen, ohne es selbst zu wissen, im altpolnischen Gewande und sprechen und denken eigentlich Deutsch; sie führen ein abgesondertes Leben und haben, in Gemeinden abgetheilt, eine echt hierarchische Verfassung. Der Rabbiner ist, sozusagen, der jüdische Gott, und seinen Functionen nach der geistliche und weltliche Vogt seiner Heerde.

Unter denjenigen Kindern Israels, welche von der Ueberzeugung durchdrungen sind, sie seien in Wahrheit das von Gott auserwählte Volk und daher besser, erhabener als Andere, befinden sich Einzelne, die sich durch strenge Befolgung des Gesetzes ganz besonders hervorthun und die Andern, weniger Eifrigen, mit scheelem Auge betrachten. Man nennt diese mit aller Gewissenhaftigkeit an den mosaischen Vorschriften festhaltenden „Chassidim", d. h. Frommen, und erkennt sie schon äußerlich an den „Peiß" oder langen Locken, welche ihnen zu beiden Seiten der Schläfe herabhängen. Die echten Chassidim haben vor allem, und zwar im tiefsten Grund ihrer Seele, den „Minnes", d. h. den gekauften Juden, und betrachten das Wort, welches ihn bezeichnet, als das abscheulichste Schimpfwort. Nach diesem kommen die deutschen oder civilisirten Juden sowie Diejenigen, welche die Schlachteneur für das „leichere" Fleisch und den Lichtgehalten für die Beleuchtung am „Schabbes" erheben, und zuletzt die ganze nichtjüdische Welt, die Massen der ungläubigen „Goim", die so ziemlich in demselben Grade stehen wie dem Juden der „Giaur".

Die Chassidim bilden in den polnischen Gemeinden die Mehrzahl und gewissermaßen den Stamm, der Denjenigen unter ihnen, welcher der eifrigste Bekenner des Gesetzes und zugleich ein tüchtiger Talmudist ist, als Rabbi anerkennt.

Zwei Meilen von der Mündung des San in die Weichsel liegt auf einer Sandfläche das Städtchen Rudnik, bekannt durch die Niederlage, welche seiner Zeit dort die Schweden vonseiten der aus der Gegend von Jaroslaw und Radzim kommenden Bauernlandwehr erlitten. „Ein Sand, darauf ein Wäldchen, dann wieder Sand und abermals ein Wäldchen", diese Worte bezeichnen den Strich Landes aufs treffendste, und das Epithet „alter Krautheien", welches dem Städtchen die Bewohner der Umgegend beilegen, spricht für das Elend Derer, welche es bewohnen. Die Stadt ist arm, die Einwohner desgleichen, Kirche und Synagoge sind erbärmlich, die jüdische Gemeinde dafür aber reich an Glauben, eifrig in der Befolgung des Gesetzes, voll der Ueberzeugung, sie allein seien die Auser-

wählten Gottes, selig im Vorgefühl der Freuden des Paradieses, der mancherlei Sachen und Kräfte, für welche der irdische Verstand nicht ausreicht, sondern die der Mensch nur in den seltenen Stunden der Weihe zu ahnen vermag. Die kalte, berechnende Kritik unserer Tage gebraucht dafür das Wort Wahn- oder Aberglaube; allein ist der Glaube an unsern Verstand nicht ebenfalls ein — Glaube?

Gleich wie jetzt, so wüthete auch im Jahre 1848 die Cholera in Galizien auf eine furchtbare Weise. Sie war von Warschau nach dem nahe an der Grenze gelegenen Krzeszow, einem Marktflecken, verschleppt worden, und hier hatten Bauersleute aus der Gegend von Handelsjuden alte Kleider gekauft, welche Menschen getragen hatten, die der Seuche erlegen waren. Die Ansteckung setzte sich zuerst bei einer wohlhabenden Stadtfrau, die sich glücklich schätzte, für wenig Geld in den Besitz eines prächtigen, noch wenig gebrauchten Gewands zu kommen, dieses Glück jedoch mit dem Leben bezahlen mußte. Dem ersten Todesfall folgten bald mehre; die Seuche verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit über die ganze Gegend um den unten Sanberum und schlug ihr Hauptquartier in Rudnik inmitten der Judengemeinde auf.

Die Krankheit hatte bereits zahlreiche Opfer gefordert und es war noch durchaus nicht abzusehen, wann sie ihren Höhepunkt erreichen würde. Furcht und Angst halfen ebenso wenig wie die gewöhnlichen Gebete und Kasteien; es mußte etwas Kräftigeres, Durchgreifenderes ausgedacht werden, und die Geschichte des Volks Gottes und seiner Gesetze gab dazu die nöthige Inspiration. Wir wissen, daß vor Zeiten ein guter Freund des Gott sei bei uns, der Ziegenbock, sobald unter pöffenden Gebeten die Hand des Hohenpriesters auf ihm geruht hatte, die Sünden des gläubigen Menschengeschlechts auf sich nahm, und, mit dieser Riesenlast beladen, vor die Stadt geführt wurde, wo er unter Steinwürfen sein Leben enden mußte. Auf solch naive Art glaubten die Kinder Israels damals den Zorn des Herrn von sich ablenken zu können. Im 19. Jahrhundert sind ihre Ansichten andere, der Haß der Halbjuden gegen die Goim ein womöglich noch größerer. Sie fanden auch in Rudnik das bisherige Opfer des Sündenbocks der Zeit nicht mehr angemessen und waren der Ansicht, zur Ehre Gottes sowie um der Vergebung der Sünden willen irgend einen wirklichen Sünder opfern werde viel eindringlicher und nachhaltiger wirken. Nur der finsterste Aberglaube, eine Frucht des Gefühls nationeller Stumpfheit sowie der Verachtung der Welt, verbunden mit der rohesten Dummheit, konnte auf so sonderbare Gedanken gerathen. Die rudniker Gemeinde hat das unbestreitbare Verdienst, einen solchen ins Leben gerufen zu haben, denn sie beschloß in feierlicher Versammlung, dem Synagogenwächter, einem Christen, das Anerbieten zu machen, er möge gegen Vergütung eines blanken Zwanzigers eine ihm vorzuführende Mähre besteigen und sich unter dem Gekreische der Schuljugend und sonstigen Kinder scheinbar zur Stadt hinaustreiben lassen. Man hatte nämlich die Ueberzeugung gewonnen, daß, wenn man unter feierlichem Gebet die Sünden der ganzen Gemeinde auf die Schultern dieses unglaubigen Goim wälze, ihn dann zum Ort hinaustage und zuletzt noch mit Wasser begieße, die Missethaten von den Häuptern der Kinder Israels genommen wären, der Wächter aber als „rein" nach Sonnenuntergang wieder in die Stadt zurückkehren könne.

Der Wächter der Judenschaft zu Rudnik, ein elender Bauer, den die große Noth gezwungen hatte, dem auserwählten Volke Gottes dienstbar zu sein, sah im Aberglauben desselben ein leichtes Mittel, einen Zwanziger zu verdienen; er willigte deshalb ohne langes Bedenken in die an ihn gestellte Zumuthung. Die Halbjuden, voller Freude, auf ein so untrügliches Mittel gegen die Cholera gefallen zu sein, liefen, die Einen, um das nothwendige Thier herbeizuschaffen, die Andern, um die Jugend zu versammeln und ihr die durchzuführende Rolle einzustudiren.

Das erforderliche Pferd war bald beschafft. Gekleidet war es in die Farbe aller Thoris, nämlich in Grau, hinkte, hatte neben einem geschlossenen Auge eine nachlässig herunterhängende Unterlippe und war dabei so abgemagert, daß man an seinen Hüftknochen eine Mütze aufhängen konnte, während sein Rückgrat eine lange Kette von Hoben und Tiefen bildete. Sämmtliches Riemenzeug ersetzte ein altes Stück, der nach Tatarenart um den Unterkiefer geschlungen war und auf starke Hartnäckigkeit des Thieres schließen ließ.

Auf dieses erbärmliche Vieh wurde der arme, ausgehungerte, abgerissene Bauer gesetzt und ihm dabei aufs strengste untersagt, sich irgend eines Prügelinstruments zu bedienen. Darauf wurde in höchst unharmonischem Chor der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's gebeten, das mit sämmtlichen Sünden seines auserwählten Volks beladene Individuum als dargebrachtes Opfer gnädig aufzunehmen und seine Kinder von der Plage zu befreien, mit welcher er sie in seinem Zorne heimge-

sucht hatte, und endlich erscholl das Zeichen, nach welchem sich der menschliche Sündenbock in Bewegung setzen sollte. Sobald der arme Gaul infolge der zahlreichen Schläge, welche auf seinen Rücken fielen, den Leidensgang begonnen hatte, erhob die Jugend ein Geschrei, an Stärke demjenigen ähnlich, welches die Mauern Jerichos zum Fall gebracht hatte, und begleitete dieses mit einem Hagel von Steinen und Erdklößen, der um so reichlicher und dichter wurde, je mehr sich die allmälig warm werdenden alten Haifidim an ihm betheiligten. Gegen diese unmenschliche Zugabe glaubte der schon bald zu Tode Gesteinigte protestiren zu müssen und hielt deshalb seine Mähre an; doch Noth kennt kein Gebot und Jugend keine Tugend. Die fanatisch aufgeregte Menge ließ sich nicht aufhalten, und so bald es der mit Beulen und blauen Flecken reichlich gesegnete Bauer für das Rathsamste, so schnell als möglich aus der Schußweite seiner Bedränger zu kommen. Einige mit den Aexten kräftig geführte Schläge brachten das lebensmüde Thier in etwas schnellern Schritt und den Mißhandelten zur Stadt hinaus, wo ein seiner bereits harrender Piket ihn über und über mit Wasser begoß und ihn auf diese Art reinigte, d. h. „koscher" machte.

Der zerschlagene, triefende und todtmüde arme Bauer sah sich erst im nächsten Walde frei von seinen Verfolgern. Er stieg ab, ergriff den ersten besten Ast, verletzte damit dem Gaule einen tüchtigen Hieb und trieb diesen auf solche Art fort; dann legte er sich nieder und dachte darüber nach, wie er es wol anfangen müsse, um sich für die erlittene, nicht accordirte Unbill gehörig zu rächen. Darüber verfiel er in den festen Schlaf des Gerechten, aus dem er erst in der Frühe des folgenden Tags erwachte und sich darauf nach der Stadt zurückbegab.

Er erfuhr hier bald alle Einzelheiten in Betreff des gestrigen Betrugs sowie dessen Ziels, ebenso auch, daß der überaus laute Triumph der Gemeinde ein vergeblicher gewesen sei. Trotz der mit allem Glaubenseifer ausgeführten fanatischen Demonstration starben in derselben Nacht einige angesehene Juden, und früh hatte sich die Zahl der Kranken fast verdoppelt. Für die empfangenen Beulen und blauen Flecke rächte der Bauer sich einstweilen dadurch, daß er den Juden zurief: „Das ist die Strafe Gottes für die Mißhandlungen, die ich durch euch erduldet habe!" und ihnen dabei prophezeite, die Hälfte von ihnen werde der Teufel holen, wenn sie ihn nicht anständig entschädigten.

Die abergläubischen Juden waren zwar von dieser Zudringung nichts weniger als angenehm berührt, doch auch zu zähe, um der Forderung in ihrer ganzen Ausdehnung Folge zu leisten; sie hielten es für genügend, den erzürnten Bauer mit einem Stück Brot und einem Glase Branntwein zu beruhigen. Dieser nahm zwar das Angebotene, suchte jedoch noch immerfort auf den Betrug der Juden, mit welchen er wegen Austreiben nicht dazu gehörigem Geschrei, nicht aber wegen körperlicher Verletzung übereingekommen war. Im Buche des Schicksals stand es geschrieben, er sollte zu seinem Rechte kommen, denn die Seuche nahm so furchtbar überhand, daß die armen Juden wie Schatten umherschlichen und mit dem unvermeidlichen Tode auch das nächstens eintretende Ende der Welt erwarteten.

Der Aberglaube, diese letzte Zufluchtsstätte der Unwissenheit, fand, wie sich denken läßt, noch fernwährend in voller Blüte.

Jemehr die gedrängten Juden über die auf ihnen lastende Plage nachdachten, desto mehr fanden sie in ihr ein sichtbares Zeichen des Zorns des Herrn. Da nun bei allen ihren Handlungen Maß und Elle eine bedeutende Rolle spielen, so nahmen sie bei Gott Gleiches an und suchten zu ergründen, welches wol dieses Maß, diese Elle sein könne. Sie gingen von dem Erfahrungssatze aus, man messe das Getreide mit dem Scheffel, die Leinwand mit der Elle, das Eisen durch die Wage, und legten sich dann die Frage vor: Womit mißt man Menschen? Als Antwort darauf fanden sie den Gottesacker und in ihm dasjenige Maß, wonach der Herr das ernste Korn der Sterblichen rechnet. Mit der vollen Todtenhütte — so schlossen sie ihre philosophische Betrachtung — ist auch das Maß gefüllt.

Diese große Entdeckung in die Welt — gelehrte und ungelehrte — einem alten Hirnlen schuldig, der über dem Nachspüren nach derselben graue Haare und eine Stirn voller Furchen bekam. Es ging das Gerücht, er hätte den zweiten, d. h. neuern Theil des Talmud ergründet, und nebenbei sowol die wahrhafte Bedeutung der Zahl 7 als auch die Eigenschaften des höllischen Feuers, die wirkliche Ursache der Größe des Riesen Goliath errathen; sein Wort war demnach dasjenige eines Heiligen, und was er sprach, unumstößliche Wahrheit. Durch seinen Mund erfuhr das Volk, der erzürnte Jehova werde in seinem Strafgerichte nicht eher einhalten, bis das Maß seines Grimms sich gefüllt hätte, dieses Maß aber sei der Gottesacker. Diese Worte, im prophetischen Geiste und

Mit diesen schrecklichen Worten öffnete der Wächter die Pforte und sprang auf die Seite; die erschrockenen Juden ihm nach. Es wäre ein Kind des Todes gewesen und von der wuthschäumenden Gesellschaft zerrissen worden, hätte diese ihn in hungrigem und nüchternem Zustande gefunden. Das war jetzt doch nicht der Fall, denn er hatte gehörig getrunken und der Branntwein seinen Arm gestählt. Es kam zum Kampf, vielleicht an derselben Stelle, wo einst die Schweden gegen die Bauern den Kürzern zogen, aber zu einem weit ungleichern als zu jener Zeit. Damals standen (1632) Schweden 30,000 Bauern gegenüber, heute war das Verhältniß gleich 1 zu einigen 60.

Dem Kühnen gehört die Welt; unser Bauer rechnete zu deren Zahl, und blieb Sieger. Ein gutgeführter Steinwurf traf den Pferdemann mitten an die Stirn, ein zweiter einen Wehlamahten auf den Leib. Die Menge wuchs und drängte sich um die Getroffenen, indem sie sich mit beiden Händen nach Möglichkeit schützte. Darauf hatte unser Schlaukopf gewartet. Mit einem Sprunge war er über dem Zaun und schleuderte den Inhalt seines Strohhutes in die schreiende Menge, bis er mit dem freundlichen Zurufe: „Ihr Schelme! der Teufel wird euch noch Alle holen!“ ihren Augen entschwand.

Die erschreckten Juden blieben die Antwort schuldig, begruben ihren Todten, und verfügten sich mit den zahlreich erhaltenen Beulen und blauen Flecken nach der Stadt zurück. Hier wurde in allgemeiner Versammlung beschlossen, das Dunkel zu schonen und mit Kind und Kegel den Ort Rudnik zu verlassen.

Die Cholera wich; ob in Folge der gespendeten Beulen, oder der reinern Luft, welche in der fast menschenleeren Stadt sich verbreiten konnte, ist bis jetzt noch unentschieden, sicher indeß, daß die Begebenheit noch lange in der Gegend bestehen und, wo sie erzählt wird, Heiterkeit erregen muß.

Wir wiederholen sie, um ein Kulturbild des neunzehnten Jahrhunderts zu geben. Sie beruht auf vollkommener Wahrheit. *F.*

Aus dem Mittelalter.

Skizzen von Karl Stieger.

II.

Auch die Gestalten der Farce sind zuweilen allegorisch. In einer streiten „Alles“ und „Nichts“ um den Vorrang, wählen „Jeden“ zum Schiedsrichter, der sich anfangs für „Alles“ entscheidet, aber bald seine Zuflucht zu „Nichts“ nehmen muß, da er „Alles“ beim Spiel verliert. „Was machen die herrlichen goldbehelmten Gendarmen?“ fragt in einer Farce „Das Volk“ seinen armen Bruder „Plattes Land“. „Schlagen, stehlen und rauben“ — erwidert der. — „Ich sehen die edeln Gendarmen ihr Schwert nur gegen Schafe und Ochsen.“

Lassen wir die alten Herren
In der Schlacht die Degen kreuzen,
Lassen wir Mars auf Pferden
Sich der Gattenliebe weih'n,
Nicht mehr gilt's auf heißen Rossen
Kranker Damen,
Nicht mehr sich Mönche schmausen
Bei der Tafel statt am Herd,
Schaffen wir in Stadt und Dörfern
Uns gerechte Polizei,
Ja — dann sind wir neue Menschen,
Alle Welt ist dann erlöset.

So heißt es in einer Farce „Von den neuen Menschen“, die am Ende freilich der armen, geplagten Welt noch viel übler mitspielen, als die alten gethan. Breitete Anspielungen, eine Keckheit der Rede wie in den Aristophanischen Komödien, würzte die mageren, blassen Schattenbilder der „Barmherzigkeit“ und „Betrügerei“. Ja, wie der attische Dichter in seinen „Rittern“ den Demagogen Kleon, in den „Wolken“ den Sokrates, wie sie lebten und waren, mit ihrem Gesicht, in ihrer Kleidung von den Schauspielern darstellen ließ, so führten auch die Clercs berühmte Persönlichkeiten der Stadt und des Tages auf ihre Bühne, Ritter und Advocaten, Damen und Priester, und damit sie nicht verkannt werden konnten, steckten sie ihnen weit an die Hüte und Mützen einen flatternden Papierstreifen, worauf in schönen, buntgemalten Buchstaben groß und deutlich ihr Name und Gewerbe stand; sonst trugen sie Masken, die genau das Aeußere der angegriffenen Personen wiedergaben.

In den ersten Zeiten ihres Bestehens 1400—1410, als bald die Burgunder, bald die Armagnacs die Herren in der guten Stadt Paris waren, in einer aufgelösten Gesellschaft, in der ein wildes Leben und Genießen für die einzige Wahrheit und schönste Blüte des Daseins galt, mochte das Spielen und Thun der Gerichtsschreiber hingehn. Verrathen sie doch das Volk, seine Wünsche, seine Meinung und sittliche Entrüstung über diese Welt der Lüge und des Scheins; sie haben Barmherzigkeit und Gerechtigkeit vertheidigt, als sie auf Erden verloren schienen, muthig und unerschrocken,

auch Ritter vom Geiste, haben sie: Recht für das arme, gedrückte Volk, Widerstand gegen die adligen Tyrannen! gerufen. Und es grüßt das Mittelalter, wie Alle gewünscht, in Frankreich ergriff ein König von starkem Willen und großen Gedanken die Zügel — es ist Karl VII., der ein stehendes Heer schuf, die erste stete Steuer über das ganze Reich ausschrieb. Ordnung hieß seine Losung, und an diesem Worte scheiterte das lustige, buntbewimpelte Narrenschiff der Bazoche. Das Parlament von Paris erlaubte ihnen fortan die Aufführung ihrer Komödien nur unter der Bedingung, jede Anspielung auf eine bestimmte Persönlichkeit fortzulassen, und als diese Mahnung nichts half, mußten sie die Stücke seiner Censur unterwerfen. Da ist es denn oft geschehen, daß die armen Clercs wie am 11. August 1412 wegen Umgehung dieses Verbotes zu Gefängniß bei Wasser und Brot einige Tage lang verurtheilt wurden. Solche kleine Leiden ließen sich indeß verschmerzen; schlimmer gestaltete sich ihr Loos, als Louis XI. Frankreich zu einigen und zu beherrschen begann. Bei Strafe der Verbannung und Güterconfiscation verbot das Parlament am 15. Mai 1476 jegliche Aufführung von Moralitäten und Farcen, und als der König der Bazoche, Meister Jean Lebault, in demüthigster Bittschrift um Aufhebung dieses Beschlusses nachsuchte, erging ein neuer Befehl dahin: Niemand solle fürderhin für die Aufführung von Komödien Bittschriften einreichen, bei Strafe, mit Ruthen durch Paris gepeitscht zu werden.

Ueber zwanzig Jahre schwieg die Bazoche bis zur Zeit des zweiten Ludwig, des Vaters der Armen. Von ihm erzählt Guillaume Bouchet: „Der gute König Louis beklagte sich, daß ihm Niemand die Wahrheit sagen wolle und er nicht erfahren könne, wie es mit der Regierung seines Landes stände. Damit die Wahrheit nun zu seinem Ohre käme, ließ er auf den Theatern alle Mißbräuche und Sünden verspotten und verdammen, so in seinem Königreiche und an seinem Hofe geschähen, denn so glaubte er von gar manchen Dingen zu hören, die er sonst nimmer vernehmen würde." So begann die letzte und glänzendste Epoche für die Clercs und ihre Bühne (1498—1514), die meisten Moralitäten, die wir besitzen, wurden in jener Zeit gedichtet, oder die alten Stoffe umgearbeitet. Bis dahin hatten sie drei mal im Jahre, den Donnerstag nach dem heiligen Dreikönigsfeste, im Monat Mai und einige Tage nach ihrer großen Musterung, im Theatrlet oder in Privatschulen gespielt. Ludwig XII. schenkte ihnen die große, breite Marmortafel im Louvre, an der man früher die fremden Könige und Prinzen bei ihren Besuchen bewirthet hatte, um darauf ihr Theater zu errichten. Wenn sie trotz soviel Freundlichkeit einmal in einer Komödie sagten:

Ehrgeizigkeit ist Hugh verlogt
Den Grafen und Baronen,
Hat doch der König, wie er pflegt
Die längste Hand zum Lohnen —

so scherzte Ludwig XII.: „Besser, sie spotten über meinen Geiz, als daß sie über meine Verschwendung weinten. Laßt sie Alles belachen, nur die Damen nicht." Und auch wenn diese geschmäht wurden, mag er oft freundlich durch die Finger gesehen haben, das schließe ich aus den Farcen. Unter solchem Herrscher zeigte sich das Parlament den Clercs gewogen und bewilligte ihnen öfters kleine Summen, „um sie wegen der Kosten ihrer Musterungen und Spiele zu entschädigen". Allein um der Wahrheit willen, wie der ehrliche Bouchet sagt, geschah nun freilich diese königliche Beschenkung des Theaters nicht, Ludwig XII. gebrauchte die Bühne in seinem Streite gegen den Papst Julius II., um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen und gegen Jenen zu reizen. Die Bannflüche, die von den Bretern wider den Papst schallten, waren so gewaltig wie die von der Kanzel der Peterskirche. Mit der Beendigung des Streites zwischen Krone und Tiara unter Franz I. lief auch die Vorliebe für diese Komödien nach, die alte Bedrückung erneuerte sich. Anfangs versteckt, da Meister Clement Marot, der es in der Poesie weit bringen sollte, den König in zierlichen Versen um die Bestätigung der Privilegien und Freiheiten der Bazoche gebeten. 1516 ward verboten, in den Stücken von französischen Prinzen und Prinzessinnen zu reden, 20. Mai 1536 befohlen, bei der Aufführung der Komödien keine Masken und Papierstreifen zur Bezeichnung irgend Jemandes zu tragen, 1539 erging ein strenger Beschluß, alle Schauspiele 14 Tage vor der Darstellung dem Parlamente einzureichen und bei Galgenstrafe die ausgestrichenen Stellen nicht zu sprechen. So endete die Arbeit, das Theater der Bazoche. Sie hatten sich überlebt, was wollten sie noch? Ihre Komödien waren die duftlosen, dornigen Blüten einer wilden ausschweifenden Zeit, sie paßten nicht in die Zaubergärten Armidens, konnte der „Liebhabl" und die „Schlemmerei" auf demselben Karren mit den edeln

Gestalten Meister Ariosto's sagen? Der Aristokratie des Mittelalters war das Bürgerthum an künstlerischem Sinn und Witz überlegen geworden, um die Herrschaft hatte es mit ihr gerungen, in seinem Schutten waren die Lilien von Valois groß geworden. Wie sehr hatte sich die Zeit und die Welt geändert! Jetzt standen die Edelleute, die Ritter sans peur et sans reproche, um den Thron ihres muthigen Königs; aus den Burgen hatte sich die Schönheit, aus den Rathshäusern die Kunst nach den königlichen Schlössern geflüchtet, dort wohnte sie, in den Heerlagern von Fontainebleau. Die antike Schönheit, aus ihrem Grabe unbezwinglich und siegesgewiß auferstanden, als ihnen ihre Götter noch auf dem Olymp, hatte wieder die Welt erobert, Helena und Achilles, Andromache und Hektor waren wieder die Namen geworden, mit denen Schönheit, Artige und Jugend allein verbunden zu sein schienen. Das adelte die vornehme, hochgebildete Gesellschaft und der despotische Franz I. nicht, wenn er auf sein Standbild, den Salamander im Kamin, sah, sah in den sinnlichen verachteten Spielen der Laune auch ein Salamander wohne, viel lebenskräftiger und der Unsterblichkeit gewisser als seine Ritterschaft und sein Ruhm — der französische Geist, der hundert Jahre später in Molière's Komödien Muster des Lustspiels geschaffen, unvergänglich wie die hellenischen Gestalten, denn auch in ihnen waltet der Genius.

Die mikroskopische Welt.

Von Professor Perty in Bern

II.

Zur Erforschung des Pflanzenbaus wendete das Mikroskop zuerst Malpighi an, ein feiner Beobachter des 17. Jahrhunderts. Seine fast vergessenen Betrachtungen wurden erst im 19. Jahrhundert wieder aufgenommen und jetzt kann man in der physiologischen Botanik fast keinen Schritt ohne das Mikroskop thun. Das Pflanzenreich bietet für die Mikroskopie eine unerschöpfliche Fülle lehrlichen Stoffs; die Pflanzengewebe zeichnen sich vor den thierischen durch Schönheit aus, die Pflanzenpräparate durch Dauerhaftigkeit, weil die ihre Zellen bildende Substanz sogenannte Cellulose (Holzfaserstoff) ist. Es gibt unzählbare Dinge zu beobachten, von den größten Pflanzen, den kolossalen Arten des Waldes bis herab zu den einfachen und kleinsten Pflänzchen, den Desmidiaceen, Diatomeen, Protococcaceen (zu welchen der wunderbare Organismus gehört, welcher den Schnee der Alpen rothfärbt und dessen ungemein verschiedene Formen man auf Tafel 13 meines neulich angeführten Werks abgebildet findet), den zahllosen mikroskopischen Thieren, unter welchen der Räderthierchen des Rheins, vielleicht die kleinste aller Pflanzen, nur $^1/_{500}$ Linie groß ist. Wie reizend ist es, unter dem Mikroskop die Saftbewegung im Gewebe durchsichtiger Pflanzen zu beobachten, das Entstehen der Zellkerne und Zellwandungen aus dem Lebenssafte, die Zelltheilungen, das Ausschlüpfen, Herumschwimmen und Keimen der sogenannten Schwärmsporen!

Eine womöglich noch größere Fülle thut sich im Thierreiche auf. Schon die äußern Bedeckungen der Thiere zeigen erstaunliche Mannichfaltigkeit, die zierlichsten Bildungen; wie fein sind die kleinen Schuppchen gelegt, welche in außerordentlicher Zahl, dachziegelförmig eingefügt und in der verschiedensten Anordnung, die schönen Farben und Zeichnungen der Schmetterlinge bewirken, den Leib mancher Käfer in einen gold- und silberschimmernden Panzer hüllen! Wie mannichfaltig erscheinen die Fischschuppen, bald glatt, bald mit Zähnen und Stacheln besetzt, jede oft aus übereinanderliegenden Schichten gebildet, oder die Vogelfedern, die Haare der Thiere, bis herab zu den wunderlich gekrümmten Haaren der Hummeln und den sonderbarsten von allen, den Haaren der Larve des gemeinen Speckkäfers! Unter den niedern Seethieren finden sich zahlreiche Gattungen, deren Haut Härte und Festigkeit durch Einlagerung zahlloser Kalkkörperchen von den sonderbarsten und eigenthümlichsten Formen erhält. Betrachten wir die Organe, so zeigt sich jedes derselben in den kleinsten Thieren wieder auf die verschiedenste Art variirt, im Einklang mit seinem Zweck und seiner Function. Welche Mannichfaltigkeit in den aus vielen Tausenden von Augen zusammengesetzten Krystallaugen der Augen des Menschen und der höhern Thiere oder in den aus vielen Tausenden von Netzaugen gebildeten zusammengesetzten Augen der Insekten und Krebse, den Mundorganen dieser Thiere, den Zehenspitzen der Spinnen, der Fangvorrichtung der Schnecken! Dringen wir in das Innere des thierischen Organismus, so begegnet uns in den Athmungswerkzeugen, im Nervensystem, in den Flüssigkeiten u. s. w. eine unübersehbare Fülle der merkwürdigsten Verhältnisse. Berechnet man doch die Zahl der Terminalzellen einer Menschenlunge auf fast zwei Millionen; der Leib des kleinsten Insekts ist von zahllosen, aus hexagonalen Spiralfasern gebildeten Luftröhren durch-

legen; die Zahl der Nervenröhren, der einfachen oder markhaltigen Nervenfasern, der feinsten Haargefäße eines höhern Thieres beläuft sich auf viele Millionen. Die Beschaffenheit des Blutes ist uns erst durch das Mikroskop kundgeworden; wir wissen, daß es aus einem flüssigen Bestandtheile und den in ihm schwimmenden Blutkörperchen besteht, die in niedern Thieren oft unregelmäßig, in höhern elliptisch oder (wie auch beim Menschen) scheibenförmig sind. Es tritt aber hier wieder eine außerordentliche Verschiedenheit ein; bald sind die Blutkörperchen farblos, krystallhell, wie z. B. bei unserm Wasserfloh, einem bald mikroskopischen Krebschen, wo sie wie Perlen durch den Leib circuliren, bald weiß, gelb, grün, roth gefärbt. Es ist von hohem Interesse, in ganz winzigen, zarten Fischchen oder in der Schwimmhaut eines Frosches dieses Strömen der Blutkörperchen zu schauen; sie werden durch die zahlreichen, hier sich vertheilenden, dort sich vereinenden Aderkanäle in rascher Bewegung fortgerissen, etwa wie die sich drängenden Stücke Treibeis in einem reißenden Strome. Körperchen von wieder anderer Beschaffenheit schwimmen in andern thierischen Flüssigkeiten, ein Tropfen Milch erhält unter dem Mikroskop ein sehr zierliches Ansehen durch die dicht zahlreichen runden Fettkugelchen von verschiedener Größe. Sowie Lymphsaum eines Kruges oder einer Muschel, als an einer Messerspitze hängen bleibt, erscheint unter starker Vergrößerung als kleine wimmelnde Welt; wir sehen durcheinander die zahllosen Vibrionen, die Trichomonas, die Opalinen mit ihrem prächtigen Wimperspiel. Die Bewegung der Infusorien, den Wasserstrudel um ihre Körper, der in gleicher Weise auch um die Athmungsorgane verschiedener höherer Wasserthiere sichtbar ist, konnte man lange nicht begreifen; man rieth auf elektrische Strömungen u. dergl. Nachdem in den ersten dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts das Mikroskop eine gewisse Stufe der Vollkommenheit erlangt hatte, war die Sache sogleich klar, es fielen die Schuppen von den Augen. Höchst zahlreiche Wimperchen in unaufhörlicher schwingender Bewegung, die in manchen Fällen noch mehre Stunden nach dem Tode fortdauert, erregen die Wasserstrudel, die flimmernden Säume. Man hat diese Wimpern später an den Schleimhäuten der Thiere und des Menschen sehr allgemein gefunden, während Grund und Zweck ihrer Bewegung auch jetzt noch räthselhaft ist. Die Entdeckung dieser Wimpern ist ein Beispiel, wie sehr die Wissenschaft in ihrem Fortschritt von den mechanischen Künsten abhängt; sobald die Optiker bessere Mikroskope und Teleskope zustande bringen, ergeben sich alsbald neue Entdeckungen, ungeahnte Aufschlüsse.

Die Naturforschung der neuern Zeit befriedigt sich aber nicht mit der Kenntnis des Gewordenen, sie will auch das Werdende erkennen. Dieses beginnt mit der kleinsten Masse im kleinsten Raume, sodaß nur das Mikroskop die ersten Spuren eines entstehenden Geschöpfs auffinden und es durch alle Wechsel seiner Bildung verfolgen kann. Die Sporen der Kryptogamen, welche bei ihnen die Stelle der Samen vertreten, sind zum Theil unaussprechlich klein, sodaß ein mäßig großer Staubpilz deren Millionen enthält, die beim Druck auf denselben wie Rauch oder Dunst davonfliegen; das Mikroskop zeigt, wie durch die Keimung und Entwickelung einer winzigen Spore ein oft gewaltiger Pilz sich entwickelt. Bei den Moosen, Farrn und Tangen kommen winzige, meist spiral gedrillte, an einem Ende verdickte Fäden vor, den Spermatozoiden der Thiere höchst ähnlich, in eigenthümlichen Zellen entstehend, beim Freiwerden aus denselben sich noch eine gewisse Zeit bewegend; ihre Function beim Befruchtungsgeschäft ist noch nicht aufgeklärt. Die Samen der höhern Pflanzen entstehen durch ein Zusammenwirken von Staub- und Fruchtorganen; aus den zierlich geformten, weißfarbigen Blumenstaub- oder Pollenkörnchen entwickeln sich, wenn sie auf die Narbe gelangen, Schläuche, die zu den Eichen hinab wachsen, dort in den Keimsack eindringen und entweder den Inhalt desselben zum Product eines Embryo anregen oder selbst zur Grundlage eines solchen werden, — Vorgänge zartester Art, deren mikroskopische Beobachtung sehr schwierig ist. Bei den Thieren finden wir als Producte geschlechtlichen Gegensatzes männliche Zeugungsflüssigkeit und Ei, welche den weiblichen Bildungsstoff enthalten und als eine besondere Art von Zellen zu betrachten sind. In der Zeugungsflüssigkeit entstehen (bei den höhern Thieren) in Mutterzellen von besonderer Beschaffenheit Millionen wimmelnder Körperchen, Spermatozoiden; die Forschungen der letzten Jahre haben ausgemacht, daß das Eindringen dieser Spermatozoiden in das Ei eine unerlässliche Bedingung des Entstehens eines Embryo in demselben sei, wobei eine Auflösung des Spermatozoids und eine Mischung seines Inhalts mit dem des Eichens geschieht. Das Mikroskop lehrt uns, daß alles Leben aus dem Flüssigen hervorgehe; wir sehen aus diesem feine Gebilde gerinnen, Zellen, Blättchen, Fasern entstehen, aus diesen Elementartheilen die Organe sich aufbauen,

wobei erneute vielfache Umwandlungen erfahren, je nachdem sie sich zu Muskelfasern, Nervenelementen, Blutkörperchen, Knochen- und Membranzellen u. s. w. gestalten. Das Herz beginnt sein Spiel der Zusammenziehung und Ausdehnung, welches nur mit dem letzten Athemzuge wieder enden soll; in den anfangs gleichförmigen Membranen schießt ein Gefäßsystem an; die Blutkörperchen, erst leise zitternd, beginnen allmälig sich in kreisende Bewegung zu setzen. So haben die Forscher den Hergang der Entwickelung beim Weichthier und Insekt, beim Fisch und Frosch, beim Vogel und Säugethier von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag verfolgt, von den ersten Spuren nach der Dotterbildung und der Erscheinung des Primitivstreifens bis zu der Zeit, wo der vollendete Wunderbau vor dem staunenden Auge steht und das Thier, im Besitz all seiner Organe, auf den Schauplatz des Lebens tritt. Nicht zufrieden mit der Schöpfung der gegenwärtigen Zeit sucht der rückwärts, in die fernste Vergangenheit gewendete Geist, die Räthsel jener Schöpfungen zu schauen, deren Glanz und Herrlichkeit bis auf einige schwache Spuren, die uns das Innere der Erde verbirgt, verschwunden sind. Indem wir, vom Mikroskop begleitet, die Structur der Thiere, der Pflanzen finden, welche Hunderttausende, ja Millionen von Jahren vor dem Menschengeschlechte auf der Erde lebten und starben, erkennen wir immer vollkommener die Macht und Bedeutung der Naturgesetze, die innige Verkettung der äußern Verhältnisse mit dem Leben der organischen Wesen. Die mächtigen Fluten, welche Berge zertrümmerten und mit ihrem Schutt die Landmassen überfluteten, vermochten oft nicht die zartesten Gegenstände zu zerstören, welche jetzt nach unermeßlichen Zeiten das bewaffnete Auge noch in der Feinheit ihrer Bildung schaut. Braunkohlen-, selbst Steinkohlenstämme lassen noch häufig ihren Zellbau erkennen, wir finden noch wohlerhaltene Pollen von Pflanzen der Urwelt; wir erkennen noch die Blutkörperchen, die Muskelfasern der im Schlamm am Vorhafens einer Kette versunkenen Mastodonten und Mammuths, und in ihrem Magen die Nadeln der Tannenbäume, deren Zweige ihnen zur Nahrung dienten.

Ist es die höchste und würdigste Anwendung des Mikroskops, die Erkenntniß der Schöpfung zu fördern, so wird es doch keineswegs entweiht, wenn es uns auch in praktischer Hinsicht Hülfe leistet; in der That hat sich sein Wirkungskreis in dieser Beziehung ungemein erweitert. So läßt es uns die Natur der Flüssigkeiten erkennen, die zum Färben gebraucht werden, die Art und Quantität der in ihnen enthaltenen Salze. Aus der größern oder geringern Menge der Krystalle von doppelt weinsteinsaurem Kali, welche sich aus Wein und Weinessig bei der Verdunstung bilden, erkennt man, ob diese Flüssigkeiten echt oder mit Alkohol und Holzessig verfälscht sind. Es setzt uns den Feinheitsgrad der Wolle, die Dicke der Haare, welche man bei der Verfertigung der Hüte anwendet, man unterscheidet mit ihm leicht den Seiden- und Wollenfaden, die Baumwoll- und Leinenfäden, — kennt auch die Verletzung der Leinwand mit Baumwollfaden —, die Gemenge, aus welchen irgend eine Papiersorte gemacht wurde, das thierische, vegetabilische und künstliche Elfenbein, welches letztere keine Spur von zelligem Bau zeigt, die metallischen oder metallähnlichen Ueberzüge auf Holz, Papier, Leder, Gyps. Die Körnchen des Stärkmehls haben eine so eigenthümliche Structur, daß sie sich überall leicht verrathen; daher entdeckt man bald die Vermischung des Korn- und Weizenmehls mit Kartoffelstärke, aber auch die mit Hafer-, Gersten-, Bohnenmehl oder mit Mineralsubstanzen, z. B. Kalk oder Gyps, den Zusatz von Stärkmehl in Butter oder Wachs, oder die Verletzung feiner, ausländischer Gewürzarten mit gemeiner Kartoffelstärke. Das Mikroskop zeigt, ob das Chromgelb (chromsaure Blei), das Berlinerblau u. s. w. mit Stärke vermengt sind, um diese schweren Stoffe leichter zu machen, oder der Jude mit schwefelsaurem Baryt, um sein Gewicht zu vergrößern, ob das Bleiweiß betrügerischerweise mit Kreide, schwefelsaurem Baryt oder schwefelsaurem Blei, die Thierkohle mit Holzkohle vermischt wurde; ob dem Opium unwirksame Substanzen zugesetzt oder ob ihm etwa das in seinen Krystallen erscheinende unlösliche Morphium, sein wirksames Princip entzogen wurde. Das Mikroskop zeigt uns die Veränderungen, die Umbildungen im elementarischen Bau, welche durch die Krankheit im menschlichen Körper hervorgebracht werden und läßt auch der Scharfsichtigkeit der Absonderungsgebilde unserer Organe, zu welchen der Blick nicht dringen kann, auf die Natur ihres Leidens schließen. Es lehrt für den Kenner die Krätzmilbe deutlich von der Käsemilbe unterscheiden, welche letztere vor einigen Jahrzehnten freilich ein junger pariser Arzt den ersten medicinischen Autoritäten daselbst statt der ersteren betrüglicherweise vorgewiesen hat. Das Mikroskop durchdringt endlich selbst einen Theil der Schleier, in welche sich das Verbrechen hüllt. Bringt man einen Blut- oder Spermafleck in einem Stücke

Zeug mit einer Lösung von Salz, Zucker oder Eiweiß, so werden die eingetrockneten Blutkörperchen oder Spermatozoiden frei und man kann bestimmen, ob erstere einem Menschen oder Säugethier oder ob sie einem Vogel, Fisch oder Reptil angehören. Sind an dem Instrumente, welches muthmaßlich zur Verübung eines Mords oder einer Verwundung gedient, Haare hängen geblieben, so läßt das Mikroskop leicht entscheiden, ob sie von einem Menschen oder Thiere herrühren.

Seit einigen Jahren hat das mikroskopische Institut von Gugell und Comp., zuerst in Zürich, jetzt in Wabern bei Bern, sich die verdienstliche Aufgabe gestellt, Sammlungen schön präparirter mikroskopischer Gegenstände mit sehr belehrendem Texte herauszugeben, welche nicht blos zu oberflächlicher Befriedigung der Schaulust, sondern zu tieferer Belehrung dienen, sowol den edeln Genuß bequemer Anschauung wunderbarer Naturgebilde gewähren, als die Einsicht in deren Bau wesentlich fördern, daher mit gleichem Rechte den Laien wie den Kennern der Wissenschaft zu empfehlen sind. Diese schon Bd. II, S. 167 fg. der „Unterhaltungen" besprochenen Sammlungen haben an schöner, äußerer Ausstattung, an gelungener Auswahl der Gegenstände wie an zweckmäßiger Fassung derselben fortwährend gewonnen und verbreiten sich über die beiden großen Reiche der organischen Natur, aus jedem derselben 50 auserlesene Gegenstände aus Land und Meer, zum Theil ferner Gegenden, gebend. Sie erscheinen in zweierlei Ausgaben, wovon sich die eine durch glänzendere Ausstattung, die andere durch bescheidene Eleganz auszeichnet: beide enthalten übrigens die gleichen Präparate in gleicher Vollkommenheit. Als ein wesentlicher Fortschritt neben dieser Schönheit der äußern Form ist zu rühmen, daß die Herausgeber diese Präparate nun sämmtlich mit dünnen Deckgläschen versehen haben, sodaß sie nach Belieben mit schwächern oder stärkern Vergrößerungen betrachtet werden können. Die Präparate eines jeden Reichs mit entsprechendem Text sind für sich zu erhalten, und, um den Ankauf noch weiter zu erleichtern, ist sowol die zoologische als die botanische Sammlung in zwei Abtheilungen getrennt, deren jede ein größeres Ganze umfaßt. *) Die zoologischen Präparate der ersten Abtheilung sind von Urthieren, Strahlthieren, Würmern genommen, die der zweiten von Weichthieren, Gliederthieren, Wirbelthieren; die ersten 25 botanischen Präparate sind den kryptogamischen, die zweiten 25 den phanerogamischen Pflanzen gewidmet. Diese Sammlungen machen es dem Lehrer, welchem Zeit und oft auch Uebung und Geschicklichkeit fehlen, sie selbst herzustellen, möglich, seinen Vorträgen jene Klarheit und Anschaulichkeit zu verleihen, welche Abbildungen nie gewähren können; durch sie ist es dem Verfasser dieses Aufsatzes schon öfters gelungen, eine Gesellschaft, aus Personen verschiedener geistiger Befähigung und Entwickelung gemischt, mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit in das Verständniß wichtiger Naturformen und Processe einzuführen; sie sollten in jedem gebildeten Kreise zur Hand sein. Die Gegenstände sind so gut präparirt, so solid gefaßt, daß der Verfasser, so oft er manche derselben auch schon gebraucht hat, keine Veränderung wahrnehmen konnte, und es ist mit Grund zu hoffen, daß sie ihre Vorzüge bei schonender Behandlung ungeschwächt eine lange Reihe von Jahren beibehalten werden.

Gehen wir noch in eine etwas nähere Betrachtung ein.

(Ein letzter Artikel in nächster Nummer.)

*) Die zoologische wie die botanische Sammlung der ehemals Aargau'schen Präparate, der wohlfeilsten 8 Thlr. Den Generalvertrieb haben Schäfer und Koradin in Magdeburg, für Oesterreich Prandel in Wien, für die Schweiz Orell in Zürich, Jent & Gaßmann in Bern.

Eine Reise nach Paris.

VI.

Man verzeihe dem Maler von Landschaften und Thieren *), noch auf den Jardin des plantes zurückzukommen.

Jardin des plantes heißt der Botanische Garten, der von öffentlichen Spaziergängen durchschnitten ist und auf einer Seite auch einen Thiergarten im wahren Sinne des Worts enthält. Denn was von den Thieren nicht gerade bösartiger Natur ist und Gelüste auf Menschenfleisch hat, kann sich in einem Gärtchen vor einem Lusthause ergehen. Dieses bietet alle Bequemlichkeiten, die ein Thier fodern kann, auch Schutz vor den Unbilden des Wetters. Gewisse Thiere erhalten sich immer in der Gunst des Publicums und haben einen dichtern Kreis von Bewunderern um sich: die Löwen, Tiger, Panther und Hyänen. An einem andern Platze amüsiren sich die Leute mit den Bären, auch die Giraffen und Elefanten fehlen, aber gedrängter ist es bei den Pferden. Sie sind die ersten, welche auf dem Continent gezeigt werden.

*) Der Verfasser dieser Briefe ist Herr A. W. Wegener in Dresden.

D. Her.

Seltene, außerordentliche Thiere haben immer die Aufmerksamkeit des Volks erregt. Läßt doch der alte fromme Dichter, in seinem Buche Hiob, Cap. 40, den Herrn der Welt selbst sprechen und sich rühmen seiner Werke und vor allen sein Nilpferd, den Behemoth loben, und unter Anderm sagen: „Seine Knochen sind wie eines Erz und seine Gebeine sind wie eiserne Stäbe. Er ist der Anfang der Wege Gottes, der ihn gemacht hat, der greift ihn an mit seinem Schwert. Die Berge tragen ihm Kräuter und alle wilde Thiere spielen daselbst, er liegt gern im Schatten, im Rohr und im Schlamm verborgen. Das Gebüsch bedeckt ihn mit seinem Schatten und die Bachweiden bedecken ihn. Siehe er schlucht in sich den Strom und achtet es nicht groß; er läßt sich dünken, er wolle den Jordan mit seinem Munde ausschöpfen. Noch fängt man ihn mit seinen eigenen Augen und durch Fallstricke durchbohrt man ihm seine Nase." Die Römer brachten zu ihrer Zeit Alles herbei, und oft in Massen, was sie nur aus den Ländern, mit denen sie irgend in Verbindung waren, an seltenen Thieren bekommen konnten. Das erste Nashorn, welches nach Deutschland kam, im 16. Jahrhundert, wurde von Albrecht Dürer gezeichnet und gestochen, und auf das zweite, welches zu Gellert's Zeit gezeigt wurde, prägte man eine Medaille. „Um das Rhinoceros zu sehen, erzählte mir mein Freund, bezahlen ich ausgeben", beginnt Gellert ein Gedicht, und hat den Zeitpunkt damit festgehalten. Das gegenwärtig in Paris befindliche Nilpferd ist auch schon Gegenstand der Kunst und modellirt worden in Chocolade und in Guttapercha.

Der Schein trügt; man traut den Lichthäutern immer keine oder nur wenig Intelligenz zu, obgleich der Elefant dieser Ansicht schon längst durch seine außerordentliche Klugheit und Gelehrigkeit entgegengetreten ist. Von dem Nilpferde oder Flußpferde hat man auch noch nichts weiter vernommen, als daß es ein sanftes Thier wäre, welches Niemand beleidige, gereizt aber sich seiner Eckzähne mit großer Kraft bedienen könne, immerhin genug, um zu sehen, daß auch in diesem plumpen Körper eine Seele wohnt. Das Auge ist der Spiegel der Seele, sagt ein altes Sprichwort, und es ist es auch; man vergleiche nur einige Augen, ich meine nur die Augen der Thiere, wie man sie leicht haben kann, z. B. das Auge eines Fisches mit dem eines Frosches, und dieses mit dem eines Vogels, z. B. mit einem Kanarienvogel, einem Rothkehlchen, einer Taube, einer Henne und einer Gans untereinander und bedecke die Köpfe mit der Hand, welch ein Unterschied bietet sich nicht dar! Wie verschieden ist der Ausdruck! Und kennten wir auch die Thiere nicht, wurden wir nicht sagen, dieses klare schwarze Auge muß einem lebhaften und doch auch innig träumerischen Wesen angehören (dem Rothkehlchen), und dieses kleine, das wie eine Granate glänzt, einem äußerst lebhaften (dem Kanarienvogel), und dieses matte blaue einem phlegmatischen (der Gans) u. s. w.?

Da steht nun das Nilpferd im tiefen Wasser! Den ganzen Körper, selbst die breite Schnauze hat es im Wasser verborgen, und nur das hervorragende Auge ist zu sehen; aber das ist auch so rund und so ehrlich wie das Auge eines Fisches, wunderbar, vielmehr folgerichtig, wie das Auge eines Fisches, es lebt ja soviel im Wasser, und wenn es auf dem Grunde eines Flusses fortgehen kann, wie man sagt, wird es die Augen nicht schließen, und dann ist das Auge doch wieder klug und treu wie das Auge einer Taube, dem es durch die Farbe ähnelt. Das Nilpferd ist nicht dumm, es ist auch gelehrig, wir sehen, wie es seinem Wärter folgt, es geht auf Befehl rechts und links und folgt wie ein gut dressirter Hund, ja auf einen Augenwink, es weiß Heu von Zuckerbrot zu unterscheiden, es fängt die zugeworfenen Biskuitbrocken mit dem breiten Rachen ganz geschickt auf. Ja, es ist etwas Eigenes um die Cultur. So ein bischen raffinirter und krystallisirter Zuckersaft macht die wilden Bestien zahm, während sonst die Naturgeschichten sagen: unzähmbar.

Der Thiergarten besitzt viele Seltenheiten. Wir kamen an ein Gehege, von welchem her ein eigenthümliches Schreien ertönte. Es war halb wie der Schrei eines Pferds, doch nicht so unangenehm und auch nicht wie das Gewieher eines Hengstes, welches der Mensch mit Vergnügen hört, nur von dem der älteste bekannte Pferdekenner, der alte Hiob, sehen sagt, daß das Wiehern eine Zierde seines Halses sei, — dieses Geschrei war keins von beiden, und doch glaubte ich anfangs einmal, ein wildes Pferd und dann wieder einen Esel zu hören, und doch nicht, und so war auch das Thier, welches wir sahen und von dem der Schrei ausging, weder ein Esel noch ein Pferd, aber auch nicht wie ein Maulthier oder Maulesel, es war ein Mittelthier zwischen einem Pferde und einem Esel, aber viel schöner als das schönste Maulthier; ich habe vielleicht die schönsten Maulthiere gesehen, die es gibt. Ich dachte erst an einen wilden Esel, weil die schönen sein sollen, aber das war doch nicht möglich, denn obgleich die Ohren des Thieres etwas länger

als die eines Pferdes waren, so erschienen sie auch zugleich schmäler, sie erinnern kaum an die beschuhten Ohren des nahen Verwandten; es konnte nichts Anderes sein als das Dschiggetai (Equus hemionus), von dem die Naturgeschichten sagen, daß es in den wasserleeren unermeßlichen Steppen und Wüsten des hohen Mittelasiens getroffen werde, so schnell laufe, daß das flüchtigste Pferd es nicht einhole, daß mit alten Thieren, wenn sie ja durch List gefangen wurden, der Wildheit nichts anzufangen wäre, und daß die jungen, welche man einfing, sich schlechterdings nicht bändigen lassen wollten. Das alte Thier da in allerdings sehr munter, es lauft, tobt, galoppirt eifrig in seinem Garten, versucht immer überzuspringen, und da es ihm doch zu hoch ist, so bäumt es in die Höhe und stemmt sein Geäder aus und beginnt den Lauf von neuem; es stampft den Boden und wirft sich auf die Erde und wälzt sich vor Uebermuth, springt mit einem male in die Höhe und rennt wie verzweifelt am Gitter hin. Ein Wärter, der vorüberging, redete das Thier beruhigend an: „Hemione, hemione!" Da stutzte es und schnaubte mit den weitgeöffneten Nüstern nach ihm hin und beruhigte sich auf einige Zeit. Als es graste, konnte ich das buntscheckige Thier recht gut zeichnen. Es war ein männliches Dschiggetai, die weiblichen, in einer andern Abtheilung, waren ruhiger, und auch besonders hübsch war ein junges Füllen. Die Thiere waren glatt wie Aale, von hellgelber Farbe, mit braunem Strich über dem Rücken, sie würden, wenn sie nicht den Schweif des Viehs hätten, einem kleinen Pferdchen mehr gleichen als selbst ein Maulthier, aber der Viehschwanz und die fehlende Mähne und die länglichern Ohren rissen sie vom Roß. Das Dschiggetai hat den Naturforschern viel Noth gemacht. Pallas war der Erste, welcher von ihm zuverlässige Nachrichten gegeben hat. Er nannte es, wie die Mongolen das Thier nennen, was soviel wie Langohr heißt, den Hemionos, das ist Halbesel des Aristoteles, der dasselbe in seiner Thiergeschichte zuerst erwähnt und gesagt hat, daß der wilde Halbesel sein Geschlecht fortpflanze, was bei dem Maulthier doch nur als Seltenheit vorkommt. Oberbrand und Plinius sprechen gleichfalls schon von diesem Thiere als besondere Gattung, während Aelian sie für Varietäten von wilden Pferden und wilden Stieren hält. Die im Lande sehr schnell aber unbändig waren, hat, in Schlingen gefangen, den persischen Königen zuweilen gebracht wurden; da denn die, die zweijährig und darunter gefangen wurden, noch zur Noth zu bändigen, die ältern aber so wild wie reißende Thiere seien. Die weiblichen Hemionen hier schienen zahm, es sind im Thiergarten schon mehre Exemplare gezogen, auch mit Stein gekreuzt worden, woron Bastarde entstanden. Hätte man auch noch von jenen echten wilden Pferden gehabt, welche die Steppenvölker Tarpans nennen, so hätte man die wilden asiatischen Einhufer beisammen gehabt; denn es gab auch wilde Stiere hier, doch hätte die Aufschrift es nicht verrathen, daß es wilde Stiere waren, die hier endlich herumstanden, ansehen konnte man es ihnen nicht, denn sie sahen eben aus, wie ein richtiger Stier aussehen muß, grau mit dem schwarzen Streifen über dem Rücken und gekreuzt mit dem schwarzen Schulterbande. Der Hauptunterschied liegt im Fleisch. Ein wilder Stiersbraten ist ein guter Wildbraten, während auch zahmes Stiersfleisch nicht ganz übel schmeckt.

Bei einem Thee in Paris bemerkte ich gegen die Dame des Hauses den angenehmen, aber eigenthümlichen Geschmack der Wurst, welche man mir zu dem Butterbrote geboten hatte. Es ist Stierswurst! ward mir zur Aufklärung erwidert.

Ein mir befreundeter Schottländer, welcher lange Zeit in Ostindien diente, führte einst eine Abtheilung Soldaten in einem ausgetrockneten Flußbette gegen den Feind vorwärtsdringend vor. Sie krochen unter dem aufgewachsenen Ufersande hin und hörten mit einem male Cavalerie, wie eine Schwadron, heranbrausen; sie versteckten sich schnell hinter die einzelnen großen Steine, um einer solchen Uebermacht gegenüber womöglich dem Tode oder der Gefangenschaft zu entgehen. Vorsichtig lugte der Führer, mein Gewährsmann, hinter seinem Steine nach dem Feinde und gewahrte eine Heerde wilder Stier, welche sich wedend und galoppirend dem Flußufer näherten. Er konnte sie mit Muße betrachten und fand auch, daß sie dem zahmen an Gestalt und Farbe gleich waren, aber so lebhaft wie Wildpret. Mit einem male bekam die Heerde Wind, die vordersten hielten einen Augenblick, schlugen den Boden mit den Hufen, wandten sich mit großer Schnelligkeit und schnellten sich in einem Nu davon, wie Pfeile vom Bogen geschossen. Eine Staubwolke bezeichnete die Richtung, in welcher sie auf der großen Ebene dahinflohen, und in einigen Minuten waren sie verschwunden.

Ich hätte geglaubt, hier wenigstens Auerochsen, Bisonten und Elennthiere und Rennthiere finden zu müssen, aber von Dem war zur Zeit nichts da. Dagegen die seltenen schönhaarigen tibetanischen Rinder, Yaks mit Familie (Bos grunniens). Der

Steer auf in einem reichen Haarkleide, nur die Hufe sahen aus dem langen herabwallenden Haar hervor, etwas weniger lang, aber doch langhaarig, waren die Kuhe und das Kalb. Diese Thiere sind klein und von weißer und grauer Farbe. Werden sie sich bei uns cultiviren lassen, so wird ihnen die Cultur bald einen viel feineren Pelz anerziehen, wie sie das mit den Schafen gemacht hat.

Die Wiederkäuer sind hier sehr reich vertreten, von der langhalsigen Giraffe bis zu den verschiedensten Ziegen, Schafen, Antilopen und Hirschen. Von diesem Geschlechte bekommt man eine sehr schöne Uebersicht. Schleiden stellt die Ansicht auf, daß die Natur gewisse Urformen geschaffen habe, welche aber durch zufällige und absichtliche Entfernung von ihrem ursprünglichen Standorte sich verändert und neue selbständige Arten erzeugt hätten. Er weiß bei diesem Umstand im Pflanzenreiche bei vielen Pflanzen etwa die erste Urpflanze nach. Auch bei dem Thierreiche konnte dies zum Theil der Fall gewesen sein. Man denke hier nur an unsere Hausthiere, an Hunde, Hühner und Tauben; wie verändert hat Klima, Wärme und Zucht diese unsere Hausthiere! Manche Thierform ist dabei allerdings von der landwirthschaftlichen Speculation zur Caricatur verzogen worden. Man hat schon seit 30 Jahren, ja vielleicht noch länger, Pfauen in Europa gezüchtet, und neulich konnte man in Berlin solchen europäischen mit einem in der Wildniß geborenen vergleichen. Der Europäer war viel mähnenreicher durch immerwährende Haut- und Haarcultur geworden. Der Wildling aber sah durch seine Stärke auf das Publicum majestätischer herab.

Wenn die Boden- und klimatischen Verhältnisse den Urtypus eines Thieres allein umzugestalten vermögen, so geben die Hirscharten in diesem Garten das reichste Beispiel. Wäre z. B. der Hirsch des europäischen Continents die Urform, weil er der schönste ist, so sähe man die erste auffallende Abweichung von ihm nach Süden im Hirsch von Corsica. Das ist schon ein kleinerer, aber untersetzter Bursche. In dieser Art geht es weiter. Die asiatischen Hirsche haben eine schwerere Form, die sich in der des Daumer, Rothhirsch des Nordens, am ausgebildetsten zeigt. Dieser große dunkelbraune Hirsch sieht nun freilich nicht wie ein Pferd, er sieht vielmehr einem Rinde viel ähnlicher, und ganz besonders einem indischen Rinde. Was den Architekten bewogen haben soll, diesen Hirsch, der hier wenigstens als solcher bezeichnet ist, Rothhirsch zu benennen, weiß ich nicht; in diesem Hirsche ist, wenn wir das Elennthier ausnehmen, die schwerste Form dieses Geschlechts ausgeprägt, denn der dem indischen Cervus porcinus, Schweinshirsch, von der Größe eines Reh, dessen Leib aber die Form eines Schweins hat, mit Kopf und Beine doch immer noch ziert. In diese plumpen asiatischen Hirschformen drängen sich aber wiederum zwei Arten, der bei uns verwilderte Damhirsch und der noch elegantere Axishirsch, der in Indien neben dem Schweinshirsche vorkommt und nur noch einen Nebenbuhler an Gestalt und Eleganz im englischen Hirsche hat; an Farbe und Glanz, nicht im Gewicht, übertrifft der Axis alle.

Wir beeilen uns die Thiere nicht nach der Reihe und eilen dahin, wo die wenigsten Leute zu ungestörter Betrachtung gelangen. Die Vögel haben gewiß viel Besucher, aber die Leute halten sich nicht auf. Vogelaufseher sprechen nicht genug. Die Leute wollen Ausdruck haben, und den finden sie nur bei den vielen Adlern, Geiern, Falken und großen Eulenarten deutlich ausgesprochen. Die Papageien aber, mit dem prächtigen Gefieder, die wunderlichen Strandläufer, Taucher, Enten und all die prachtigen Hühnerarten werden nicht lange beachtet. Lichter sieht das Volk vor den Schlangen und Krokodilen; manche Schlangen haben einen kleinen ästigen Baum in ihren Käfigen und da hängen sie daran herum und ziehen sich auf oder abwärts, immer gewähren sie Interesse, und zu aller Zeit standen mit vor diesen Käfigen dichte Gedränge. So war es immer; das Große, Gewaltige, das Schaudererregende erregte die Aufmerksamkeit der Menge. Das Große im Kleinen ward nur von Wenigen erkannt, es mußte die Menge erst von den Eingeweihten darauf aufmerksam gemacht werden. Man weiß, wie die großen Lehrer der Menschheit immer ihre Bilder und Gleichnisse aus der Natur nahmen oder durch die Thierfabel zu ihrem Volke redeten.

Ich wollte, die gelehrten Leute, welche die ganze Welt zu einer bewundernden Maschine, zu einem perpetuum mobile machen wollen, wären hier im Garten gewesen und hätten ihre Augen für das Leben offen gehabt, es möchte doch sein, sie hätten ihren Zirkeln und Netzen weniger Gewicht beigelegt als der lebendigen Erscheinung. Ueberlaut das Gelächter schallt zu berüber, daß der wilde Affer selbst den Kopf ein wenig höher hebt und Auge und Ohr nach der Seite hinrichtet, wo das Gelächter herkommt. Es kommt vom Affenhause. Die kleine Gesellschaft, welche sich in diesem großen Pavillon sonst belustigte, ist eingesperrt, und ein einziger großer schwarzhaariger Gesell behauptet das

Terrain. Mit einem kurzen Knüttel in der Hand geht er drinnen herum und guckt zuweilen nach dem Publikum, ob ihm nicht Jemand etwas zuwirft. Das geschieht denn auch, und die Art, wie er es fängt und beschaut, erregt die Lachlust der Franzosen. Da fällt es einem Jungen ein, dem Affen, welcher kein anderer als der dem Menschen ähnlichste Schimpanse war, der Jugend aus den Schulbüchern als afrikanischer Waldmensch bekannt, dem Affen einen Bogen hartes, aber geschmiertes Realpapier zuzuwerfen; Schimpanse untersuchte es erst, ob in den Falten desselben etwas zu essen verborgen sein möchte, und da es nichts fand, machte er den Bogen auf der Erde glatt und strich die Falten aus, legte sich darauf, schlug die Beine um seine Hüften und wollte sich unbezweifelt einen Rock oder ein Paar Hosen davon machen. Als er aufstand, hielt die Sache freilich nicht, er verlor die Bekleidung, aber unverdrossen legte er sich wieder darauf und schlug das Papier um seine Beine und um seine Lenden, es wollte nicht halten, der Waldmensch verlor indessen die Geduld nicht, wol zwanzig mal machte er denselben Versuch; so lächerlich und unterhaltend dieser Gelehrten auch war, ich habe das Resultat, das sich hier übrigens vorherzusagen hier, nicht abgewartet.

Wir wollten noch der Pflanzenwelt einen Besuch abstatten. Wir sahen die hier prächtig gedeihenden Palmen, die gigantischen Moose, die Farrn und all den Reichthum der farbigen Blattpflanzen, die phantastischen Blumenformen der Orchideen. Wir sind an mancher Seltenheit, auf welche die Gärtner wol warten, vorübergegangen und wandten uns auf einem Schneckenberge hinauf zur höchsten Kuppe des Gartens, auf welcher eine hundertjährige Ceder ihre weitgestreckten Aeste ausbreitet. Diese Ceder ist ein sehr schöner Baum und unsere Gedanken wurden unwillkürlich zu ihren Schwestern hingeleitet, zu den Cedern des Libanon.

Paris sorgt aber dafür, daß solche heilige Gedanken nicht Stand halten. Wir kehrten in die rauschende Weltstadt zurück. Sie ist übrigens so oft beschrieben, mit so vielen bunten und blendenden Farben, daß ich keinen Versuch mache, auch von meiner Palette noch etwas an ihre fernere Schilderung zu setzen.

Anregungen.

Weibliche Turnkunst.

Je mehr sich in der neuern Zeit die Pädagogik von allen Einseitigkeiten, die eine harmonische Ausbildung des Menschen verhinderten, zu befreien gesucht hat, desto mehr ist es ihr zum Bewußtsein gekommen, wie wichtig und unerläßlich neben der geistigen auch die leibliche Entwickelung und Uebung sei, ja wie letztere die Basis und Bedingung jener bilde. Besonders waren es die Aerzte, welche gegen das Abmühen der Jugend auf den Schulbänken und in den Studirstuben, wobei der Körper immer steifer wurde, lebhaft opponirten. Anderseits kam man aber auch zu der Einsicht, daß nicht blos Gesundheit, sondern auch Anmuth und Schönheit zu ihrer Pflege und Entwickelung der Gymnastik bedürfen, wofür ja schon das Beispiel der alten Griechen einen historischen Beweis liefere, die ästhetisch ohne Gymnastik Das nicht geworden wären, was sie waren. Die Folge davon war, daß die Turnkunst in allgemeine Aufnahme kam und daß dieselbe sich zu einer vollkommenen Theorie entwickelte. Aber andere Regeln hat die Turnkunst beim weiblichen, andere beim männlichen Geschlecht zu befolgen, und es entspricht daher einem natürlichen Bedürfniß, wenn beide abgesondert behandelt werden.

Gegenwärtig liegt uns eine höchst beachtens- und anerkennenswerthe Schrift „Die weibliche Turnkunst. Als Aeltern, Lehrer und Erzieherinnen bearbeitet von M. Klauß, Director der Königlich Sächsischen Turnlehrer-Bildungsanstalt in Dresden“ (Leipzig, J. J. Weber, 1855), vor. Der Verfasser hat seine Aufgabe von einem hohen und allseitigen Standpunkte aufgefaßt. Er zeigt, wie in der ganzen Behandlung der weiblichen Gemüthlichkeit, Weichheit und Eigenthümlichkeit des Geschlechts wohl zu beachten und danach die gymnastischen Uebungen so zu gestalten sind, daß sie die Gesundheit stärken, die Gewandtheit fördern und allen Bewegungen Anstand geben. Als Uebungsstoff sind die geeignetsten und zu leichter Anmuth führenden turnerischen Bildungsmittel auszuwählen, die so schon der weiblichen Natur entsprechen. Das Mädchen muß zwar frei gehalten werden von jener krankhaften Sensibilität und schwankenden Unbestimmtheit, welchen sein Geschlecht gar leicht verfällt, und doch ist es in Allem zu wahrhaft weiblicher Sinnigkeit und lieblicher Natürlichkeit zu leiten. Deshalb ist der Beruf des Turnlehrers bei Mädchen weit schwerer als bei Knaben.

Im Allgemeinen erfordert überhaupt ein guter Turnunterricht mehr Kenntnisse, als man gewöhnlich glaubt. „Das Turnen oder die Gymnastik“, sagt unser Verfasser, „ist auf eine vernünftige Leiblichkeit im vollsten Sinne des Wortes gerichtet. Die Unterrichtsmanipulationen des Turnlehrers haben es mit dem lebendigen Menschenkörper zu thun und wir setzen von seiner Seite eine so genaue Kenntniß des menschlichen Organismus voraus, daß er wol durchdrungen sein kann von Achtung vor dem größten Wunderwerke des

Schönheit. Dürfen auf der einen Seite die Einwendungen des Turnlehrers in seiner Weise verstoßen gegen die physiologischen Wahrheiten, so dürfen sie ebenso wenig den Gesetzen der Psychologie und Aesthetik widerstreiten. Die Gymnastik beschäftigt sich zunächst mit dem durchgeistigten Menschenkörper und bei ihren Bestrebungen hat sie vorzugsweise auch das Höhere, Heilige und Göttliche im Menschen zu respektiren."

Der Verfasser beruft sich auf Carus „Symbolik der menschlichen Gestalt" und hält die von ihm angegebenen Bedeutungen der Körperstellungen und Gliederverhältnisse, die Symbolik der Körperbewegungen für einen nicht unwesentlichen Beitrag zur pädagogisch-ästhetischen Gestaltung des Turnunterrichts, namentlich bei Mädchen. So sagt er z. B. in Uebereinstimmung mit Carus von der aufrechten Stellung des Körpers: „In der ganz aufrechten Stellung prägt sich die Vornehmheit der menschlichen Natur ganz besonders aus, weshalb auch Carus die griechische Bezeichnung des Menschen, ἄνθρωπος oder Hochschauender, als einzig und allein nur dem Menschen zugehörig betrachtet, da sonst kein Geschöpf in dieser Weise aufrecht steht oder Stellung machen kann. Sie trägt auch die gerade, nicht steife, aber ruhig feste Haltung des Kopfes mit großer Freudigkeit zur Schau, während auf dem niedern Schwerpunkt der Oberarmes ruhende Verdrießlichkeit an, während unbestimmte hin- und herschwankende Seitenbewegungen des Rückgrats den matten und passiven, nach dem altdeutschen Worte den schlaffen Geist des Menschen verrathen." Hinsichtlich der Kopfhaltung bemerkt Carus: „Es ist längst in die unbewußt ornamentale Symbolik der Völker übergegangen, daß der Stolze oder Edle an dem rückwärts aufgerichteten Haupte, der Milde, Nachgebende, Herablassende oder Unterwürfige an dem tief vornüber geneigten, der Ruhige, in sich Still-Beharrende an der einfach, aber steifen und wagerecht gehaltenen Haltung des Kopfes erkannt werde."

Die Rücksichtnahme des Verfassers auf Physiologie und Schönheitslehre überhaupt zeigt seine Vorliebe für Veranschaulichung seiner Lehre durch die dem Werke beigegebenen zahlreichen Illustrationen, 12 ein- und zweifarbige Tafeln und 4 Musikbeilagen zur Begleitung der Schlußreigen, Reigen und Spalier.

Für die Winterabende.

III.

Man hat sich viel versprochen von den Enthüllungen, die Professor Köpke in Berlin über Ludwig Tieck's Leben aus den ihm zur Verfügung gestellten Briefwechseln des Dichters und den Aufzeichnungen seines langen Umgangs mit ihm zu geben versprach.

Das soeben erschienene Werk: „Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach seinen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen. Von Rudolf Köpke" (Zwei Theile. Leipzig, F. L. Brockhaus. 1855), wird auch in der That nicht verfehlen, dem gebildeten Literaturfreunde Belehrung und Genuß zu verschaffen. Sind auch die Begegnisse eines deutschen Poetenlebens, das hier obendrein noch in seiner letzten Hälfte durch ein Körperleiden fast ganz an das Zimmer gebannt war, in der Regel nur einfache, so fällt doch Tieck's reiche Entwickelung in eine und immer denkwürdig bleibende Zeit des abschließenden vorigen und beginnenden neuen Jahrhunderts, in eine Zeit, wo die großen Störungen des europäischen Gleichgewichts auch im deutschen Geistesleben Wirbungen und Stürme entstehen ließen, die eine alte Zeit ganz abschließen, eine neue wie riesigen zu begründen schienen. Wir nennen diese Zeit auf dem literargeschichtlichen Gebiete gewöhnlich die der romantischen Schule. Sie war aber eine Zeit, die ihre Erscheinungen weit über die ästhetischen Kreise hinaus wirken ließ.

Ludwig Tieck, in Berlin um die Zeit geboren, als Goethe schon im hellen Kampf mit seinen Neidern und Gegnern war, entwickelte sich unter dem Einfluß der ästhetischen Bestrebungen, die allmälig die alte regelmäßige Prosperität und geistiger Tüchtigkeit gestürzt hatten. In nächster Nähe hatte er noch mehr hervorragende Repräsentanten der letzteren Richtung genug. Was in unserer Zeit politische und kirchliche Opposition genannt sein würde, war damals poetische und philosophische. Tieck lebte sich gegen das Berlin seiner Jugend auf und stand im Bunde mit gleichgesinnten Genossen, in nächster Nähe mit Wackenroder, mit ferneren mit den Gebrüdern Schlegel und Novalis eine neue Begründung des Geschmacks zu behaupten. Man sah die Vorbilder der Alten ebenso auf wie die Verbindung der Poesie mit der Philosophie der Gegenwart. Man suchte das Schöne bald in einem poetischen Reiche in einem entschieden künstlerischen Contrast, bald von Abenteuern, vom Wunderbaren, vom „Volkspoesie" war hier sich nach Inhalt und selbst in der Form an die Kunst des Mittelalters.

Aber Tieck unterschied sich bei seinen Bestrebungen schon früh von denen seiner Genossen. Während diesen mehr oder weniger Ernst, was sie selbst gegen Schüler, der damals auf der Höhe seiner Bedeutung stand, anfangs zu machen wagten, ein innerer Gehalt war, war solches für Tieck nur ein äußerer. Sein Biograph führt darüber Beispiele genug an und hat so Tieck zum Guten aus. Er findet darin Tieck's geistige „Grundlosigkeit" bewiesen, daß er sich verleiten, sich im Spukhaften und Mystischen zu versuchen. Er hält die Verbindung jener Ironie aufrecht, die Tieck in späterer Zeit ausdrücklich zum Komischen also seinen poetischen Schaffens gemacht wissen wollte.

Man wird hierüber anderer Meinung sein müssen als Herr Köpke. Man wird den Grund, warum Tieck damals nicht zur Geltung kommen konnte, lediglich in seiner innerlichen Natur des Dichters suchen müssen. Der Formensinn ging bei ihm nie zu weit. War es ihm an sich natürlich, dem Publikum gegen eine glaubend erfaßte Idee, ob sie dann wirklich nur die Schwärmerei für eine fixe Idee enthalten, und in seinen Schriften selbst

thümlich zu behaupten, so trat bei ihm stets eine Schöpfung an die andere ein. Er war im Stande, auf buchhändlerische Bestellung nach jedem Geschmack zu arbeiten. Er schrieb für Nicolai Märchen oder Rittergeschichten, je nachdem sie der von Tieck verspottete Mann, der zufällig Buchhändler war, verlangte. Half es sich dann weil durch irgend eine Schlußpointe, in der er seine Arbeit zuletzt selbst wieder umriß, so blieb doch die innere Leere getrübt und in der That drohte sie sich zuletzt so weit aus, daß mit am Schluß seiner ersten Periode, als Novalis und Wackenroder erschienen, der Schlegel in anderer Entwickelung begriffen waren, Tieck auf einer völligen Ratlosigkeit über sich selbst anlangen, in einer mechanischen und nur äußerlich interessirten Stimmung jenen alten Saznruf zu „dramatisiren", in einer nur noch philologischen Antheilnahme an den Minnesängern, dem Nibelungenliede und jener letzten Zuflucht, der seine productive Erschöpfung in der Anlehnung an Shakspeare fand.

Wir geben mit dieser Charakteristik der Zeit, die der spätern Novellenperiode des Dichters vorausging, nichts Neues, auffallend ist es nur, wie der Biograph davon absehen und so ganz einverstanden mit seinem Gegenstande zusammenfallen konnte. Man sollte kaum glauben, daß bei einem jüngern Gelehrten, der doch Professor Köpke zu sein scheint, eine so einseitige Behauptung alter berliner Standpunkte aus den dreißiger Jahren noch möglich gewesen. Man wird sich der Verehrung vor dem Talente Tieck's wie vor seiner von Manchem als „mild" empfundenen Persönlichkeit nicht zu verschließen brauchen und kann doch mehr Kritik angewendet wünschen in der Beurtheilung seines Gegenstandes, als wir bei dem sogenannten etwas vornehmthuenden Verfasser antreffen. Das zwecklose Hin und Her des Tieck'schen Strebens spricht in seiner eigenen Darstellung schon gegen sich selbst. Allenfalls kann Mittheilungen, wie z. B. die (I, 42), daß der junge Ludwig den „Hamlet" zum ersten male Abends auf einer Straße in Berlin unter einer Oellaterne und im Herbstregen von Anfang bis Ende (also wohl an drei Stunden lang) im Lesen will durchgelesen haben, Reiz und Interesse wie des Dichters, daß er Alles und Jedes hätte in Reime und poetische Form bringen müssen (I, 111), macht ihn über Das, was daraus für Tieck bewiesen wird, nicht irre. Ebenso wenig wenn erzählt wird, daß seine Mitgenossen bisweilen verlangten: „Sieh doch auch einmal ein für die Welt, die du so angelegentlich in deinen Theorieen empfiehlst!" Daß Tieck auf Erzählung Ritter- und Zaubergeschichten verfallen Geschmack schrieb, den er verspottete, ist Professor Köpke's nur Humor, nur jene Ironie, die zuletzt von Tieck zum Lehren und Kunstprincip erhoben wurde.

Wir würden diese unbedingte Hingegebenheit an die Natur des Dichters bei seinem Biographen nicht rügen, wenn nicht Tieck in seiner zweiten Periode so entschiedene Schönheit gezeigt hätte. Die Literatur zum Ausdruck eines Wahrheitsdranges zu wählen, war ihm bis zum letzten Augenblicke etwas Unverständliches und Unbehagliches. Er beschränkte sich auf seinen Formencultus, wer sich ihm nahte mit möglichst indifferenten Bestrebungen, war ihm der Bequemste, und schmeichelte man ihm gar, so war sein Urtheil jedenfalls sehr „artig", wenn auch, falls es sich um eine Mittelmäßigkeit handelte, die „Ironie" dem näherstehenden Eingeweihten nicht ganz dabei verborgen bleiben mag.

Anziehend jedoch und bei den abgeurtheilten Dichtern, die dieser Schule immer eigen sind, selbst wohlthuend zu lesen bleibt Herrn Köpke's Lebensbeschreibung unter allen Umständen. Nur ist sie überall da, wo sie thatsächliche und maßgebende Resultate aufstellen will, überall, wo Tieck urtheilend, sich zuzutheilende oder Tadel, einzuführen wird, mit Vorsicht zu benutzen.

Aphorismen

von Leopold Feist.

Sehr häufig wollen die Menschen eine begangene Albernheit durch eine Schlechtigkeit, eine begangene Schlechtigkeit durch eine Albernheit wieder gutmachen.

* * *

Goethe sagt: „Dünkel führt zum Dunkel und so zum Bösen." Der schlimmste Irrthum ist Eitelkeit, denn sie läßt nie zur Klarheit kommen; und wie Müßiggang aller Laster Anfang, ist sie aller Laster Bewahrer.

* * *

Alle Frauen lieben den Putz — die einen putzen ihren Körper, die andern ihre Seele, und in den Toilettenkünsten der Seele sind sie eigentlich noch erfinderischer als in denen des Leibes, weil ihnen dabei eine Anlage zur Heuchelei zu Hülfe kommt, die in dieser Art der bewußteste und von Natur gewissenhafteste Mann weder besitzt noch übt.

* * *

In den Frauen liegt das zweite Menschliche verborgen: nur muß es entwickelt und gepflegt werden, sonst hat es nicht blos seinen Werth, sondern es ist auch verderblich nach außen und innen.

* * *

Warum es so wenig glückliche Ehen gibt? Weil für keine Lebenslage mehr als für die Ehe das weiche Gemüth und der starke Verstand erforderlich und beide so selten vereinigt anzutreffen sind.

* * *

Für die Entwickelung eines starken, begabten Geistes sind Kleinliche, ihm nicht entsprechende Verhältnisse, in denen er sich abmühen muß, gefährlich; entweder er geht darin zugrunde oder er wird schlecht.

* * *

Nichts ist gefährlicher als Geist ohne Charakter.

* * *

Zwischen Gemüth und Charakter ist nicht blos ein großer Unterschied, sondern auch ein Antagonismus. Verständige Menschen erlangen viel früher und leichter Charakter als gemüthliche.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von A. B. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 10.** Wöchentlich ein Bogen. Vierteljährlich 20 Ngr.

Johann Kepler.

Zur Geschichte der deutschen Märtyrer.

Von Heinrich Kurz.

Es gibt wol nicht viele Deutsche, in denen der Nationalcharakter so bestimmt ausgeprägt gewesen als in Kepler. Nicht stolz, nicht anmaßend, sondern bescheiden Blume auf Blume zum Kranze seines Wissens sammelnd, war sein Urtheil weder absprechend noch sein Witz bitter. Sein Unglück, das ihn fast das ganze Leben verfolgte, war groß, aber noch größer sein Muth. Die Erde verließ ihn, aber sein Blick hing an den Sternen; hier fand er Trost und in den Tiefen des Wissens Ersatz für alle Leiden; — er suchte und fand — Wahrheit.

Johann Kepler wurde in Schwaben in dem Städtchen Weil am 27. Dezember 1571 geboren. Sein Vater war württembergischer Offizier, seine Mutter eine geborene Haldemann, die das um zwei Monate zu früh geborene Kind mit der größten Sorgfalt am Leben erhielt. Anfangs bestimmten die Aeltern den Knaben der Landwirthschaft, später jedoch hielten auch sie es fürs beste, ihm seinen Zwang anzuthun. 1586 kam er, nachdem er theils in Weil, theils in Leonberg, aber freilich mit Unterbrechungen, den ersten Unterricht genossen, in die Klosterschule zu Maulbronn; drei Jahre später in das herzogliche Collegium nach Tübingen, wo er sich ausschließlich der Theologie widmete und 1591 auch den Magistergrad erhielt. Plötzlich aber bekam sein Fleiß eine andere Richtung und er beschäftigte sich zwei Jahre hindurch lediglich mit der Mathematik und der Astronomie, wozu ihn namentlich der berühmte Mästlin aufgemuntert haben soll. Auf besondere Empfehlung seiner Lehrer erhielt er schon 1593 einen Ruf als Professor der Mathematik und Moral nach Grätz und vier Jahre später verheirathete er sich mit einer wohlhabenden Wittwe, von Müleck, die ihm eine Stieftochter zubrachte. Gleich seine ersten Schriften erregten nicht nur allgemeine Aufmerksamkeit, sondern machten Aufsehen. Allein die religiösen Wirren, die bald darauf den österreichischen Staat erschütterten, wirkten auch nachtheilig auf Kepler als einen Protestanten; er entfloh 1598 nach Ungarn, wo er einige Zeit vor der Mathematik und Astronomie lebte. Ob er später nach Grätz zurückgekehrt, ist ungewiß, und wenn dies, so war sein Aufenthalt doch nicht von langer Dauer, da die Religionsunruhen immer bedenklicher und die Gehalte der protestantischen Beamten nicht mehr ausgezahlt wurden.

In dieser schwankenden Lage riethen ihm seine Freunde, nach Wirtemberg zurückzukommen, wo eine anständige Versorgung sicher in Aussicht stehen würde; allein Kepler folgte andern Ansichten. Er hatte erst kürzlich auf einer Reise nach Prag mit dem Schweden Tycho de Brahe, dessen Ruhm ganz Europa erfüllte und der nach Böhmen gegangen war, wo er von Kaiser Rudolf II. angestellt worden, persönliche Bekanntschaft gemacht. Dieser bedurfte eines Rechners und seine Wahl fiel auf Kepler. Unter andern Umständen hätte Kepler vielleicht das Gesuch von sich gewiesen, allein seine Lage war allzu mißlich, da er von dem Gelde sei-

ner Frau leben mußte. Indessen erkannte er doch, daß es nicht gerathen sei, sich und seine Familie von dem Willen eines Einzelnen abhängig zu machen; er drang darauf, daß Tycho ihm eine Bestallung, vom Kaiser ausgestellt, verschaffe. Der Schwede gab die Zusicherung und nun erst, im October 1600, siedelte Kepler mit Gattin und Tochter nach Prag über, als „kaiserlicher" Mathematiker — ohne Besoldung. Seine Lage war demnach in pecuniärer Hinsicht nicht viel besser als vorher und mit Tycho scheint er auch nicht ganz zufrieden gewesen zu sein, wie seine Briefe vermuthen lassen; vielleicht möchte aber das Hinderniß der völligen Einmüthigkeit beider Astronomen darin gefunden werden, daß Kepler dem Kopernikanischen System, Brahe seinem eigenen aufgestellten huldigte. Die lockere Verbindung beider Männer trennte übrigens schon ein Jahr später Tycho's Tod. Nun erst wurde Kepler'n eine Besoldung angewiesen, deren Auszahlung jedoch so unregelmäßig erfolgte, daß der „kaiserliche" Mathematiker mit den Seinen oft um die dringendsten Bedürfnisse in Verlegenheit gerieth und der Druck mehrer seiner wichtigsten Werke um viele Jahre verzögert wurde. Namentlich drückend war ihr waren die Jahre 1609 11. Der Schmerz über den Tod eines geliebten Sohnes brachte auch Kepler's Gattin ins Grab und der Witwer mußte sich mit der Stieftochter wegen des mütterlichen Erbtheils auseinandersetzen, wodurch seine häuslichen Angelegenheiten noch mehr in Verfall geriethen; 1612 starb auch sein kaiserlicher Gönner und umsonst sah Kepler mit großen Besorgnissen der Zukunft entgegen. Diese schwanden wol später, da der neue Kaiser Matthias nicht nur seine Stellung auch fernerhin sicherte und die Auszahlung der rückständigen Gelder versprach — allein das waren nur schöne Worte, mit denen man ihn hinhielt, und der „kaiserliche" Mathematiker würde mit den Seinen dem Hungertode verfallen sein, wenn nicht die Stände ob der Ens ihm einige Unterstützung hätten angedeihen lassen. Diese Leiden mußte aber die Wissenschaft am schwersten büßen; nicht nur wurde Kepler in seinen astronomischen Arbeiten dadurch gewaltig zurückgehalten, sondern er hatte auch nicht einmal soviel, daß er sich einen Mann halten konnte, der ihm in seinen Beobachtungen und Theorien die nöthigen Rechnungen ausfertigte. Dann kamen noch Streitigkeiten mit den lutherischen Theologen, weil Kepler die im Jahre 1580 zuletzt gekommene Concordienformel in allen Stücken zu unterschreiben Bedenken trug. Namentlich verketzerte ihn ein gewisser Hitzler und die Lutheraner schlossen ihn förmlich von ihrer Gemeinschaft aus. Kepler schritt zur zweiten Ehe und heirathete die Tochter eines Kunstmalers in Linz, die im Hause des Grafen von Stahrenberg erzogen, übrigens ohne Vermögen war.

Ein Jahr später (1613) entbot ihn der Kaiser nach Regensburg, wo auf dem versammelten Reichstage über den Kalender berathschlagt werden sollte. Kepler rieth den eigensinnigen Protestanten, den alten Julianischen Kalender fallen zu lassen und den neuen Gregorianischen mit einigen Abänderungen einzuführen; allein die Sache zerschlug sich. Nach des berühmten Magius Tode wurde Kepler'n das Lehramt desselben zu Bologna angetragen (1617). Da nun seine häusliche Lage so traurig, daß er genöthigt war, ums Brot zu schreiben, so vermochten doch die Aussichten auf Glück und Ehre seine Liebe zum Vaterlande nicht zu besiegen; er blieb in demselben. Die Hoffnungen, daß dieser Ruf den kaiserlichen Hof bestimmen würde, gewissenhafter in seinen Verpflichtungen gegen ihn zu sein, scheiterten von neuem. Matthias starb 1618 und sein Nachfolger, Ferdinand II., erklärte erst drei Jahre später Kepler'n zum „kaiserlichen Mathematicus". 1624 reiste er nach Wien, um die endliche Auszahlung seines Gehalts und zugleich die Herausgabe der „Rudolfinischen Tafeln" zu bewirken; der Kaiser gab ihm blos eine — Anweisung von 2000 Gulden, nicht diese selbst; jedoch erhielt er im folgenden Jahre kaiserliche Schreiben an einige Reichsstädte, um von ihnen die Summen, welche er geliehen hatte, selbst beizutreiben (denn der Dreißigjährige Krieg, welcher gleich nach Matthias' Tode ausgebrochen, hatte die kaiserliche Schatzkammer stark geleert). Auf diesem Wege brachte er ungefähr den dritten Theil der angewiesenen Gelder zusammen, die er nun gleich zur Herausgabe jener „Tafeln" verwendete. Die Arbeit, welche ihm dies zu Linz verursachte, wurde aber dadurch sehr erschwert, daß seine Bibliothek, weil sie viele Schriften religiösen Inhalts enthielt, von den Jesuiten versiegelt wurde; doch ward ihm der Gebrauch seiner mathematischen Bücher wieder freigegeben. Nachdem er 1626 die Belagerung überstanden, in welcher Linz von den aufrührerischen Bauern gehalten wurde, machte er eine Reise über Passau und Frankfurt nach Prag. Hier gab ihm der Kaiser 4000 Gulden und überließ ihn an den General Wallenstein, der, wie bekannt, ein großer Freund der Astrologie war, mit der Bedingung, daß ihm dieser alle Rückstände

seines Gehalts, die sich auf 12,000 Gulden beliefen, auszahlen sollte. In demselben Jahre beehrte ihn der Großherzog von Toscana mit einer goldenen Kette.

Kepler begab sich nun zu Wallenstein nach Sagan. Dieser nahm ihn gut auf, ließ ihm eine Druckerei einrichten und verschaffte ihm Jakob Bartsch, der später eine von Kepler's Töchtern heirathete, zum Gehülfen. Hierbei blieb es nicht. Da Wallenstein das von ihm eroberte Mecklenburg schon als sein Eigenthum betrachtete, so bestahl er der rostocker Universität, unter dem Versprechen, aus seinen Mitteln die Besoldung zu beschaffen, Kepler'n den Ruf als Professor der Mathematik angehen zu lassen. Kepler war geneigt, diesen Ruf anzunehmen, wenn ihm vorher die erwähnten 12,000 Gulden ausbezahlt würden. Da Wallenstein aber hierzu keine Anstalten machte, so sah er sich genöthigt, sich an den Kaiser zu wenden, der sich damals in Regensburg befand. Allein kaum war er daselbst angekommen, so fiel er, von den Arbeiten und den Beschwerden erschöpft, in eine Krankheit, die seinem so thätigen Leben am 5. (15.) November 1630 ein Ende machte. Er wurde daselbst auf dem St. Petersfriedhofe begraben, wo er von Serpilius eine Grabschrift erhielt. Er hatte sein Leben auf noch nicht volle 59 Jahre gebracht.

Bei der Inventur fand man nur eine geringe Baarschaft, wol aber eine Menge Papiere. Unter denselben war die kaiserliche Anweisung an Wallenstein auf die erwähnte Geldsumme; die übrigen waren größtentheils Verschreibungen von Denen, welche Geld von ihm geliehen hatten. Es zeigte sich, daß er gegen 3000 Gulden eigenes Vermögen besessen hatte, das ihm ohne Zweifel von seiner ersten Frau zugebracht worden war. Von den Zinsen hatte er die meiste Zeit seines Lebens hindurch sich und die Seinigen unterhalten müssen, da ihm sein verdientes Gehalt nicht verabreicht wurde. Im 1634 bekam seine Tochter einen Theil der kaiserlichen Schuld, und sie würde vielleicht auch diesen nicht bekommen haben, wenn sie nicht Beobachtungen von Tycho als Pfand in den Händen gehabt hätte. Kepler hinterließ aus der ersten Ehe einen Sohn, der als ausübender Arzt in Königsberg lebte, und eine Tochter, die sich, wie schon erwähnt, mit Bartsch vermählte; aus der zweiten Ehe überlebten ihn fünf Kinder. Um die unglückliche Wittwe mit ihren Kindern der drückendsten Verlegenheit zu entreißen, besorgte Bartsch den Abdruck eins der Werke, die sein Schwiegervater handschriftlich hinterlassen hatte. Dies war das „Somnium." (Der Traum) des großen Mannes.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, von dem Werthe Kepler's als Mensch und als Gelehrter Einiges hinzuzufügen. Die großen Leiden, welche ihn trafen, ertrug er mit bewundernswürdiger Ruhe; nicht als wenn er völlig unempfindlich geblieben wäre gegen das Schicksal, das so hart auf ihn drückte, sondern sein religiöser Sinn und seine Wissenschaft machten, daß ihn der Muth nie verließ und daß er mit Heiterkeit sich den mannichfachen Leiden hingab, die unablässig ihn verfolgten und von seiner frühesten Kindheit an den Horizont seines Lebens verdunkelten. Ein unbedeutender Sonnenblick des Glücks war hinreichend, ihn zahlreiche Drangsale vergessen zu machen. Bitterkeit verirrte sich nicht mit seinem frommen, kindlichen Sinn; er konnte nicht hassen, und so sehr auch eine Reihe von Kaisern ihn in Dürftigkeit und Elend schmachten ließ, so hing er doch an ihnen mit ungeheuchelter Treue und Ergebenheit. Wie benutzte er das Ansehen, in welchem er am Hofe stand, zur Unterdrückung Anderer; nie fiel es ihm ein, sich in den Intriguen der Intrigue zu versuchen, in denen sich auch sein einfältiges, liebendes Gemüth schwerlich recht gefunden haben dürfte. Beleidigungen verschmerzte er leicht; an seinen Freunden hing er mit unverbrüchlicher Liebe. So groß auch seine Verdienste waren und so sehr sie schon von seinen Zeitgenossen anerkannt wurden, so verlor ihn doch keinen Augenblick jene Bescheidenheit, welche die Begleiterin wahrer Größe ist, noch weniger ließ er sich zum Neid gegen fremdes Verdienst verleiten. Wol aber wurde der Neid, den Andere gegen ihn hegten, oft ein Erschwerungsmittel für ihn, Das zu verdienen, um deswillen er beneidet wurde.

Kepler war redlicher Gatte, redlicher Vater. Der Wunsch, den Gelüsten seines Herzens Das zu sein, was er ihnen sein mußte, und die fortdauernde Härte des Hofs machten, daß er sich unaufhörlichen Anstrengungen des Geistes unterwarf und durch Schriftstellerei die Mittel zu ihrer Unterhaltung zu erwerben bemüht war. Der unselige Krieg, der Deutschland von einem Ende bis zum andern verheerte, und die geringe Theilnahme des damaligen Publikums an den Erweiterungen der Astronomie machten, daß seine Schriften eben nicht auf einen sehr starken Absatz rechnen konnten, und öfters stand er daher nur unter der Bedingung einen Verleger, daß er sich dazu verstand, einen beträchtlichen Theil der veranstalteten Auflage an sich zu kaufen oder anstatt des Honorars zu nehmen.

Sein Vaterland liebte er so sehr, daß er von dieser Liebe abgehalten wurde, den ehrenvollen Ruf anzunehmen, den er, als er sich eben in einer sehr bedrängten Lage befand, nach Bologna erhielt. „Ich bin", schrieb er an einen seiner Freunde, „von ganzer Seele Deutscher und so sehr an deutsche Sitten und deutsches Leben gewöhnt, daß ich, selbst wenn der Kaiser mir meine Entlassung nicht vorenthielte, doch mit schwerem Herzen nach Italien gehen würde. In Deutschland durfte ich von der frühesten Jugend an meine Gedanken freimüthig äußern; wenn ich das Nämliche in Italien thun wollte, so würde ich mir, wenn nicht Gefahren, doch Verweise zuziehen und sehr bald verdächtig werden." Und so ganz aus der Luft gegriffen waren diese Befürchtungen wol nicht. Hatten doch bereits jene Verfolgungen gegen seinen großen Zeitgenossen Galilei, der dasselbe System erläutert und noch mehr befestigt, angefangen, obgleich man damals noch nicht voraussehen konnte, daß sie sich mit der politischen Vernichtung des unglücklichen Mannes endigen würden. Kepler's Religion war Religion des Herzens; lebendige, fruchtbringende Erkenntniß leitete ihn und erleichterte ihm den Druck seines harten Geschicks. Sein Glaube war unerschütterlich; sein ganzes Leben war ein ununterbrochener Umgang mit Gott, dessen Herrlichkeit aus jedem Stern ihm entgegenleuchtete, den sein Rohr ihm aus den unendlichen Fernen herabzog. Dem Protestantismus war er aufrichtig ergeben und daher führte er während seines Aufenthalts in Graz bittere Klagen, daß die lutherischen Geistlichen vertrieben worden waren, denen er doch bald nachher selbst folgen mußte und keine Gelegenheit hatte, sich auf protestantische Weise zu erbauen.

Aufs innigste vermählt war Kepler's Sinn mit der Wissenschaft, der Astronomie, Mathematik und Physik. Diese drei Schwestern haben ihm die größten Bereicherungen zu verdanken. Ihnen weihte er alle seine Kräfte; sie waren seine Vertrauten, seine Trösterinnen; er war ihr Pfleger, treuer Beschützer, ihr unermüdeter Beförderer, sodaß es schwer ist zu unterscheiden, ob er ihnen oder sie ihm am meisten zu verdanken haben. Eine neue Entdeckung am gestirnten Himmel, eine mühsam erforschte Wahrheit durchdrang ihn mit einer Freude, die ihn alles Irdischen vergessen machte. Von seiner „Harmonie der Welt", die er 1619 zu Linz herausgab, schreibt er einem Freunde, daß er für die Ehre, der Verfasser dieses Buchs zu sein, nicht das ganze Kurfürstenthum Sachsen mit allen seinen reichen Silberminen dahingeben möchte. Diese Sprache konnte nur ein Mann führen, der von dem hohen Werthe der Wissenschaft begeistert war und sich sagen durfte, daß er sich nicht ohne Glück in ihre Tiefen versenkt hatte. Und doch hatte Kepler mit vielen Hindernissen zu kämpfen. Er war nicht nur von Natur kurzsichtig, sondern es fehlten ihm auch gute Instrumente. Den ersten Sonnenflecken, den er jedoch irrig für den Merkur hielt, entdeckte er unter einem Schindeldache, und um den Durchmesser der Sonne zu bestimmen, kroch er in tiefe Keller. Was ihm aber an äußern Hülfsmitteln abging, das ersetzte reichlich seine Aufmerksamkeit, seine Ausdauer, sein seltener Scharfsinn, seine Sorgfalt und Genauigkeit in der Wiederholung seiner Beobachtungen und jenes fruchtbare Talent, das Neue sogleich mit dem Bekannten in eine richtige Verbindung zu bringen, welches er in einem hohen Grade besaß. Indessen konnte es bei einer solchen Lage der Dinge an einzelnen Mißgriffen nicht fehlen und das Glück, mit welchem sein Scharfsinn sich so oft versucht hatte, machte, daß er zuweilen allzu sicher wurde und da, wo Lücken in seiner Kenntniß waren, zu Vermuthungen seine Zuflucht nahm, die man an sich nicht tadeln konnte, wenn er sie nicht in einzelnen Fällen durch Selbsttäuschung für Gewißheit genommen und Folgen aus ihnen abgeleitet hätte, die in dem weiten Reiche der Natur die Erfahrung nicht wahrnehmen konnte. Von dieser Selbsttäuschung waren Kepler's lebhafte Phantasie, ein gewisser ihm beiwohnender Hang zum Wunderbaren, der sich in seinen Schriften ausspricht, und ein Anstrich von Mysticismus, der über sein Weltsystem verbreitet war, die Ursachen. Daher auch seine Liebe zur Astrologie, von welcher ihn Neuere ohne hinreichende Gründe haben freisprechen wollen, wiewol man in seinem Zeitalter nicht so leicht in den Ruf eines guten Mathematikers kommen konnte, ohne diese eitle Kunst zu verstehen. Gewiß ist es, und er gesteht es selbst, daß er nicht nur bei der Geburt aller seiner Kinder, sondern auch bei andern wichtigen Anlässen die Stellungen der Planeten beobachtete und aus den Aspecten den Sinn der Zukunft und den Gang des Verhängnisses zu ergründen bemüht war. Obgleich er viele abergläubische Sätze anderer Astrologen völlig verwarf, so glaubte er doch, daß man zu weit ginge, wenn man dieser Wissenschaft allen Werth absprächen daher nahm er sie auch gegen den Arzt Fetelius der das gethan und gegen den er eine kleine Schrift hatte drucken lassen, eifrigst in Schutz.

Kepler's Schriften sind sehr zahlreich, obgleich

nicht alle von gleichem Werth. Kästner in seiner „Geschichte der Mathematik" zählt nicht weniger als 31 auf, unter denen jedoch viele kleine Tractate sich befinden. Heutzutage sind sie selten. Der größte Theil derselben ist in lateinischer Sprache geschrieben. Eine genaue Angabe ihrer Titel würde zu trocken sein und selbst wenn wir uns auf ihren Inhalt einlassen wollten, so würden wir schwerlich hoffen dürfen, den Lesern einen Dienst zu erweisen, da derselbe dem Mathematiker und Astronomen längst bekannt ist, Dem aber, der sich nie mit diesen Wissenschaften beschäftigte, kaum verständlich genug dargelegt werden kann. Das erste Geisteserzeugniß, durch welches sich Kepler bekannt machte, war ein Kalender, den er zu Grätz, wie es scheint 1591, herausgab. Unweit wichtiger jedoch ist sein Buch „Von dem neuen Sterne"; von der „Bewegung des Mars"; von der „Gestalt des Schnees"; seine „Dioptrik"; seine Abhandlung „Vom Geburtsjahr des Heilands"; und vor allem zeichnen sich durch Klein und Genauigkeit seine astronomischen Tafeln, die er dem Kaiser Rudolf zu Ehren die „Rudolfinischen Tafeln" nannte, durch Originalität der Ideen aber seine „Harmonie der Welt" aus, die er selbst für sein gelungenstes Werk anzusehen gewohnt war. Wenn wir nicht irren, wurden Kepler's Manuscripte später von dem russischen Hofe gekauft und erschienen unter Euler's Aufsicht theilweise im Druck.

In der Physik hielt Kepler die Wärme noch nicht, wie die Neuern, für einen besondern, sehr feinen Stoff, der die Körper leicht durchdringt, sondern für eine bloße Eigenschaft derselben. Er war der Erste, welcher die sechseckige Krystallisation der Schneeflocken beobachtete; er war einer der Ersten, welcher die Bewegung des Meers, die Ebbe und Flut, von dem Druck des Mondes auf die Erde herleitete. (Vor ihm hatte dasselbe schon Stevin behauptet.) Er beschäftigte sich viel mit Beobachtung der Brechung der Lichtstrahlen in Wasser und Glas und suchte den Brechungswinkel genau zu bestimmen. Dies führte ihn weiter und er war eifrig bemüht, die astronomische Strahlenbrechung für jeden Grad der Höhe zu finden; eine der schwierigsten Aufgaben, welche sich der menschliche Verstand setzen kann. So wenig es nun geleugnet werden darf, daß Kepler seinem Denken glücklich vorgearbeitet, so beging er doch darin einen großen Irrthum, daß er der Luft bis an die äußersten Grenzen der Atmosphäre eine gleiche Dichtigkeit beilegte; und da nun die Größe der Brechungswinkel der Lichtstrahlen von der Dichtigkeit der Materie abhängt, in welcher sie gebrochen werden, so konnten seine Forschungen zu keinem genügenden Resultate führen. — Ueber das Auge und die Function des Sehens aber übertreffen Kepler's Beobachtungen und Ideen die aller seiner Vorgänger an Richtigkeit. Früher hatte man angenommen, daß von einem jeden Punkte des leuchtenden Gegenstandes nur ein einziger Strahl in das Auge komme. Er hingegen behauptete mit Recht, daß von jedem Punkte des sichtbaren Gegenstandes nach der Repercussion der Lichtstrahlen ein Strahlenkegel auf das Auge falle und daß man den Gegenstand nur dann deutlich sehen könne, wenn sich ein jeder dieser Strahlenkegel nach der Brechung in der Krystalllinse wieder in einem Punkte auf der Netzhaut vereinige, auf welcher demnach das Bild des Gegenstandes abgemalt werde. Nach diesen Voraussetzungen fand er nun auch die wahre Ursache, warum Weitsichtige durch convex, und Kurzsichtige durch concav geschliffene Gläser die Gegenstände in einer gewissen Entfernung nicht deutlich erkennen. Entdeckungen dieser Art machte er noch eine Menge, sodaß er nicht nur die Optik außerordentlich berichtigte und erweiterte, sondern auch der Schöpfer einer ganz neuen Wissenschaft, der Dioptrik, wurde, mit welcher seit seinen Forschungen die Mathematik vermehrt worden ist. Auch wurde er der Erfinder des astronomischen Fernrohrs, obgleich er seine Theorie nicht selbst in Ausführung brachte. Nach seiner Anweisung ließ sein Zeitgenosse, der Pater Scheiner, ein solches Werkzeug verfertigen und fand dasselbe bei seiner Beobachtung der Sonnenflecken ungemein brauchbar.

So sehr nun auch das bisher Gesagte geeignet ist, Kepler's Namen auf die Nachwelt zu bringen, so sind das doch wol die größten seiner Verdienste, welche er sich um die Astronomie erwarb. Durch ihn ist das Kopernicanische Weltsystem so fest begründet worden, daß ihm der Sieg über das Ptolemäische und Tychonische nicht länger streitig gemacht wurde und daß, seitdem er seine Ideen mitgetheilt, kein Einwurf von einiger Erheblichkeit dagegen gemacht werden können. Denn wenn auch einzelne Stimmen, z. B. Mercier, Jung u. A., sich gegen diese Weltordnung erhoben, so dürften ihre Einwürfe doch schwerlich geeignet sein, das Ansehen dieser wahrscheinlichsten aller Hypothesen zu erschüttern. Vor allem aber geben ihm die berühmten drei Gesetze, welche er erfand und die von ihm den Namen führen, eine unbestreitbare Festigkeit. Zu tausend malen sind seitdem diese

drei Gesetze, die herrlichsten Denkmäler von Kepler's genialem, tief eindringendem Geiste, in der Astronomie benutzt und angewendet worden und jedesmal haben sie die wichtigsten Resultate geliefert und sich so vollkommen bewährt, daß ohne sie die Astronomie, diese Königin der physikalischen Wissenschaften, nie den Umfang erhalten haben würde, den sie in unsern Tagen behauptet. Nun aber sind die Kepler'schen Gesetze auf das Kopernicanische Weltsystem gegründet und setzen dasselbe voraus. Wenn sie nun allgemein als wahr befunden worden, so muß auch gegen dieses kein Zweifel erhoben werden können. Mit den andern Weltsystemen sind sie unverträglich; man muß entweder um ihretwillen das System oder um des Systems willen sie selbst fallen lassen. Durch diese Forschungen Kepler's sank die Erde zum Range eines bloßen Planeten herab und es wurde nun nicht schwer, eine Menge Erscheinungen auf derselben, die vorher unbegreiflich gewesen, auf eine befriedigende Weise zu erklären.

Die größten Männer seiner Zeit achteten Kepler und standen zum Theil mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen; Gassendi verdankte dem Studium seiner Schriften sehr viel und auf den physikalischen Theil seines Systems hatten sie den entschiedensten Einfluß. Auch Descartes war ein großer Verehrer Kepler's; er bekannt es selbst, daß er sich in der Dioptrik durch ihn und nach ihm gebildet habe. Allein seine physikalischen und mathematischen Schriften bewähren zur Genüge, daß sich Kepler's Verdienste um ihn nicht auf seine dioptrischen Kenntnisse beschränkten und daß er auch in andern Theilen des menschlichen Wissens von Kepler'schen Ideen geleitet wurde, mit denen er die seinigen mehr oder minder folgerecht verwebte. Was der unsterbliche Newton für Astronomie und Physik geleistet, ist weltbekannt und es würde überflüssig sein, hier den Lobredner seiner Verdienste machen zu wollen. Wir begnügen uns, hier nur zu erwähnen, daß er seine großen, Staunen erregenden Entdeckungen nie gemacht haben würde, wenn nicht Deutschlands Astronom ihm vorangegangen wäre und ihm den Weg gebahnt hätte. Ein Menschenleben ist zu kurz, entdeckte Wahrheiten auf einzelne Fälle anzuwenden, und der Zufall, der den Einen früher, den Andern später geboren werden ließ, den Einen zu schaffen zwang, dem Andern das Geschaffene zu nützen erlaubte, darf und soll unser Urtheil nicht bestimmen. Weit entfernt sei es von uns, die Bewunderung, welche wir Newton zollen, im geringsten zu schmälern, aber die Gerechtigkeit fodert es, nicht unerwähnt zu lassen, daß der Erste ein Gebäude aufführte, wozu der Deutsche vorher den Grund gelegt hatte, und daß Newton's Größe zugleich Kepler's Größe ist.

Am 27. December 1808 wurde zu Regensburg unter Kanonendonner und andern großen Festlichkeiten Kepler's Büste aufgestellt und sein Denkmal daselbst eingeweiht. Eine Cantate, „Die Weihe" betitelt, wurde dabei unter Begleitung einer passenden Musik gesungen, möchte aber nicht in viele Hände gekommen sein. Sie möge darum den Schluß geben.

Ratisbona (Regensburgs Schutzgeist).

Wie festlich schön
Strahlt dieser Morgen mir heraus!
Wie festlich schön
Beglänzet er das Heiligthum
Des edeln Geistes, den, verkannt von seinem
Jahrhundert, eine frömmere Nachwelt ehrt! —
Die ihr das vaterländische Werk vollendet,
Freunde, wem Dank glüht euch in vielen Thränen,
Der That Vergeltung ruht in eurer Brust. —
Allein noch harrt
Seinem Genius der Tempel.
Beginnet denn den Weiheszug, die Weihe!

Doppelchor.

Erster.

Stellt auf, und heilig sei die Stelle,
Die Bahn des Unsterblichen!

Zweiter.

Und wer betritt die Tempelschwelle,
Der fühle Kepler's Manen weh'n!

Erster.

Der Geist des Weisen und des Frommen
Umschwebe ihn aus der alten Zeit!

Zweiter.

Dem Ird'schen sucht' er sich entnommen
Zu Schauern der Unsterblichkeit!

(Während dieses Wechselgesanges waren Kepler's Bilde aufgestellt;)

Beide.

So sei geweiht, Bild und Rotunde!
Dem Enkel ein Erinnerungszeichen
Zu dieser feierlichen Stunde —
Kein Frevler müsse dich entweih'n!

(Kepler's Schatten schwebt von der Gegend seines Grabes her.)

Kepler's Schatten.

Ein selig Geist schwebt' ich oft von den Sternen
Zu jenem Grabgefilden heimisch nieder.
Dort sucht' ich meine stille Erdenpilgerstatt, —
Und fand sie nicht, die mich nach langem Irren
Am Wahrheit und am Lebensglück umschloß.
— — Doch — welch ein Tempel hebt sich dort auf Quadern?
Welch ein Gebäu ist glänzend aufgestellt?
Und wer sind Jene dort, die es umreihen?
Vielleicht den Namen eines Weisen feiern?

Ratisbona.

Wer ist der Fremdling, der uns näher wandelt?
Keiner der Ird'schen, eine Lichtgestalt!

Kepler's Schatten.

Ja, ich täuschte mich nicht — Die Sphäre trug ich —
Und der zwölf Himmlischen leuchtenden Kranz —
Von den Söhnen getragen — Und das Sternengewölb'
Auf einen Geistverwandten, der gleich mit
Der Welten ew'gen Gang belauscht, und Sonnen
Hinter den Sonnen (ahndevoller) — Aber diese Züge
Des Hochgefeierten vergrüben — Was ahn' ich dunkel?
Welch eine irdische Erinnerung dämmert
Mir aus weiblich weichen Augen? . . Das war ich! (Es
bleibt finsteres Sehen.)
(Zwei Gestalten, Astraea (Gerechtigkeit) und Urania erscheinen auf
beiden Seiten der Büste.)
(Erwachend:) Und jene hohen, herrlichen Gestalten
Mit Sternenkron' und Riesmaß — Himmlischen vergleich'
ich sie.

Astraea und Urania (Beide.)

Wir sind es! Wir segnen den Menschen ein,
Wenn er tritt in das irdisch verworrene Leben.

Urania.

Zu den Sternen soll er den Blick erheben!

Astraea.

Der Wahrheit soll er, dem Recht sich weihen!

Beide.

Dem Priester der Weisheit, des Schönen und Rechten
Wir wollen den himmlischen Kranz ihm flechten!
(Sie halten einen Kranz von Sternen über Kepler's Büste und
verschwinden.)

Katisbona.

Ihr Freunde, wo bin ich? — Wie ist mir geschehen?
Hab' ich nicht Gestalten — der Götter gesehen?
Seid hold, o du Unsterblicher, dem kleinen
Erinnerungsmahle, das ein frommer Sinn
Der Vorzeit liebend dir geweiht!

Kepler's Schatten.

Hier.
O Katisbona! Hier auf dieser Stelle
Hab' ich mein stilles Fremdlingsgrab gefunden
Ich such' es nicht mehr — Hier
Werd' ich noch oft mit liebender Erinnerung
An diese schöne Stunde weilen — Dank
Und Lebewohl! Mir winken meine Sterne!
(Aufschwebend:) Licht! Wahrheit! Friede!

Schlußchor.

Ueber den Sternen, bei dir,
Unsterblicher! Im Vaterland der Geister!

Die mikroskopische Welt.

Von Professor Perty in Bern.

III.

Im Thierreiche wie im Pflanzenreiche suchen die einzelnen Präparate des von uns empfohlenen schweizerischen Instituts möglichst allgemeine Verhältnisse und ganze Familien und Ordnungen zu repräsentiren. Die zoologische Sammlung beginnt mit kleinsten thierischen Organismen, welche durch ihre unermeßliche Zahl Mineralien darstellen: mit Polythalamien und Polycistinen. Wir sehen die niedlichen Kalkschälchen der Polythalamien und die Kieselschalchen der Polycistinen von Caltanisetta, die Polythalamien der Cava Sante Giorgio auf Sicilien; andere, welche sich im Magen einer indischen Seewalze befanden, der sie zur Nahrung gedient haben. Die so mannichfaltigen als artigen Kieselgebilde im Innern der Seeschwämme, dieser noch zweifelhaften Wesen, sind durch fünf Präparate dargestellt; bald gleichen diese Kieselbildungen Nadeln, oft mit Knopfchen, wie Stecknadeln, bald Bündeln von Stäbchen oder Kreuzen, Kreuzen, Sternen u. s. w. Nach diesen, den Urthieren bestimmten Präparaten, folgen andere, der Strahlthiere: eins dient zur Erläuterung eines hornigen Polypenstocks, ein anderes stellt den Bau eines Schwammkorallis dar; die folgenden beschäftigen sich mit den sonderbaren Greiforganen der Seesterne und Seeigel und den Saugfüßchen, welche ihnen und den Seewalzen erlauben, an den glattesten Flächen, z. B. Fensterscheiben, aufzukriechen, während wieder andere die Kalkkörperchen der Seewalzen geben, welche bald durchbrochene Kalkgitter, bald Anker (ganz wie Schiffsanker), bei Chirodota Nädchen von höchster Eleganz sind. Drei Präparate weisen den Würmern und Bewegen gewidmet und lassen uns die Eier der Bandwürmer oder einen Krazer, die wunderlich gestalteten, zur Bewegung und zum Anhalten dienenden Borsten, Haken und Spitzen einer Nereide und zierliche Bäumchen der Moosthierchen, namentlich von Flustra, schauen. Die zweite Abtheilung gehört den Weichthieren, Gliederthieren und Wirbelthieren an. Hier finden wir einmal die Embryonen unserer Flußmuscheln mit ihren mikroskopisch kleinen Schälchen, dann vier Präparate der erst in neuester Zeit erkannten, so überaus merkwürdigen Reibplatten (Zungen) der Schnecken. Diese Thiere besitzen nämlich außer hornigen Kiefern eine Muskelplatte, deren Oberfläche mit Zähnen oder Hornspitzen von der verschiedensten Bildung, der mannichfaltigsten Anordnung, in oft ungeheurer Zahl bis zu vielen Tausenden besetzt ist; dieses scharf bewaffnete, mörderische Organ dient zum Zerreiben der Nahrung, zum Theil auch zum Durchbohren anderer Thiere. Die Gliederthiere sind repräsentirt durch die spiralgerollten Rankenfüße der Cirripedien, durch ein Stück vom Magen des Flußkrebses mit seinen Kiefern und seiner Bauchhaut mit ihren Haken und Spitzen, durch Füße von Spinnen mit den zierlichen Kämmen, welche ihnen beim Verfertigen der Netze und beim Herumklettern in denselben so wesentliche Dienste leisten, während andere Präparate einen Insektenfuß mit seinen Haftkissen oder die bald Kau-, bald

Sangapparate bildenden Mundtheile der Inſekten, wieder andere die zuſammengeſetzten Augen derſelben oder die äußerlichen Bedeckungen erläutern, für welche die ſchönſten Formen von Schmetterlingsſchuppchen und die veräſtelten Haare der Hummeln gewählt ſind. Sieben Präparate endlich ſind den Wirbelthieren zugetheilt; die einen ſtellen äußerliche Gebilde dar: die Ktenoidſchuppen des Flußbarſches, verſchiedene Haare und Querſchnitte von Borſten; die andern innere, ſo ein Knochenſchliff mit ſeinen Knochenkörperchen und Markkanälen, Blutkörperchen, wofür man die großen, elliptiſchen, deutlich gekernten des Salamanders gewählt hat, und Aderinjectionen von Leber, Lunge, Niere.

Den Reigen des Pflanzenreichs eröffnen jene zierlichen Diatomeen, die man ſolange für Infuſionsthiere angeſehen hat. Es ſind Pflänzchen der einfachſten Art, aus einer einzigen Zelle beſtehend, die eine Kieſelſchale von verſchiedener Form, meiſt feiner Streifung, darſtellt. Wol viele der geneigten Leſer haben von Infuſorien gehört, welche (wie die Polythalamien und Polycistinen) Geſteine darſtellen, z. B. den Tripel, Polirſchiefer; es ſind dieſes eben die Diatomeen. Bedürfen ſehr viele, ja die meiſten Präparate der beiden Sammlungen nur eine ſchwächere Vergrößerung, ſodaß ſie auch für die Beſitzer geringerer Inſtrumente brauchbar ſind, ſo verlangen hingegen die ersten ſechs des Pflanzenreichs ſtarke Vergrößerungen von 200—300 mal im Durchmeſſer, wenn ſie den ganzen Reichthum ihres Inhalts entfalten ſollen. Denn in jedem dieſer ſechs Präparate ſind viele Hunderte von Diatomeen verſchiedener Species, gleich in dem erſten von Santa-Fiora in Calabrien gegen 20, in dem von Mull, einer Hebrideninſel, 60, in dem von dem ſogenannten Infuſorienlager unter Berlin einige 30 u. ſ. w. Wir finden ferner Präparate von Pilzen und Flechten, unter ihnen einen Durchſchnitt der Trüffel, mit den in ihren Mutterzellen liegenden Sporen oder Keimkernern, von Florideen, jenen höchſt zierlichen Seegewächſen von meiſt ſchön rother Farbe, von Laub- und Lebermooſen, wobei wir bald das zierliche Zellennetz der Blätter (zum Theil mit den Chlorophyllkörnchen), bald die Sporenbehälter mit ihren aus Spiralfedern gebildeten, ſehr hygrometriſchen Schleuderzellen, welche durch Zuſammenziehung das Ausſtreuen der ungemein feinen Sporen bewirken, bald die ſchöne Zahnbildung an der Kapſel mancher Mooſe oder deren feine Antheridien zu bewundern haben, welche ſchlangenförmig gewundene bewegliche Fädchen entwickeln, die den Spermatozoiden der Thiere im Bau und wol auch in der Function ſo ähnlich ſind. Werden die bisher genannten kryptogamiſchen Pflanzen nur von Zellen dargeſtellt, weshalb ſie Zellenpflanzen heißen, ſo führen hingegen die Farrnkräuter den Namen Gefäßkryptogamen, weil in ihrem Gewebe ſich Gefäßbündel ausbilden. Der Adlerfarrn unſerer Wälder, welcher ſeinen Namen von der einem Doppeladler ähnlichen Figur hat, die auf einem Durchſchnitt ſeiner dickern Stämme zum Vorſchein kommt, zeigt in zwei Präparaten ſeinen anatomiſchen Bau, der gewöhnliche Streifenfarrn ſeine zierlichen Sporangien, der Schafthalm ſowol dieſe als die kieſelhaltige Oberhaut und die Zellen und Gefäße ſeines Stengels. Die Präparate der zweiten Abtheilung, aus der höhern Pflanzenwelt genommen, übertreffen womöglich an Schönheit die der erſten; wie merkwürdig ſind die Specialgefäße der Kürbispflanze gebildet, wie zart die Gefäßbündel und das ſie umgebende Zellgewebe der Balſamine und des Mais! Meiſterhafte Längs- und Querſchnitte durch Stämme, Zweige, Blattſtiele verſchiedener theils monokotyledoniſcher, theils dikotyledoniſcher Gewächſe, wie der Pappelroſe, der Roßkaſtanie (hier ſowol durch jüngere als ältere Zweige wie auch durch die Wurzel) der Zwergpalme, der Föhre, Kiefer, einer Cykadee, durch eine Tannennadel und ein Cykadeenblatt laſſen den Bau dieſer Achſen- und appendikulären Gebilde mit Leichtigkeit begreifen. Ein Querſchnitt durch einen Zweig des Lauchblattes legt uns den Stengelbau einer Waſſerpflanze mit den charakteriſtiſchen gewaltigen Luftkanälen dar. Die Pflanzen nehmen bekanntlich die Luft in ihr Inneres durch mehr oder minder zahlreiche Oeffnungen auf, welche ſich auf ihrer Oberhaut finden und durch das Anſchwellen oder Zuſammenſinken von zwei halbmondförmigen, ſie begrenzenden Zellen nach Umſtänden verengern oder erweitern; zur Erläuterung des Baus der Oberhaut dienen zwei Präparate, eins von der Kartoffelpflanze, das andere von der Lilie. Ein Stückchen präparirten Baumwollenzeugs und ein anderes von Leinenzeug mit auseinandergezerrten Faſern laſſen die charakteriſtiſchen Eigenſchaften der Baumwollen- und Leinenfaſer ſehr deutlich erkennen. Ein ſchönes Beiſpiel von Kryſtallen, die ſich im Innern der Pflanzenzellen bilden, gewähren die kugeligen Kryſtalldrüſen aus der gemeinen Feigendiſtel, während zwei andere Präparate die artigen Sternſchuppen oder Sternhaare des Oleanders und der Deutzia bringen, die zwei letzten, nämlich ein Blümchen der Strohblumen vom Cap und ein Staubgefäß der Lavatere, den Bau der Blumen und des Staubblattes erläutern helfen.

Außer dieser reichern und größern Sammlung von 100 Präparaten im Ganzen gibt das Mikroskopische Institut noch eine kleinere für bescheidenere Bedürfnisse heraus, 24 schöne Gegenstände aus dem Thier- und Pflanzenreiche enthaltend (für 3 Thaler), die auch schon anschaulichen Stoff zur Belehrung und Erweckung des Interesse darbietet. Hoffen wir, daß das Unternehmen des Mikroskopischen Instituts dazu beitragen werde, die Liebe zum Studium der Geschichte der Natur zu erhöhen, die Erkenntniß ihrer Bildungen und ihres Lebens zu erleichtern und zu klären.

Das hydrostatische Bett.

Werden mir die Leser der „Unterhaltungen" gestatten, daß ich sie an das Krankenbett führe?

Das sogenannte „Wundliegen" Kranker, die chemische Zersetzung der ihrer Lebensbedingungen beraubten Körpertheile, als Brand bekannt, ist der Schrecken der Aerzte und der Umgebung Leidender, da es nicht selten zu einem schlimmern Ausgange führt, als das eigentliche Leiden erwarten ließe. Man hat es in der That dabei nur mit der Wirkung eines mechanischen Hindernisses der Blutcirculation zu thun, und zwar einer gestörten oder ganz aufhörenden Circulation in denjenigen Theilen, welche zwischen der Masse des Körpers und dem Sitze oder Bette am meisten zusammengepreßt werden. Das Herz nämlich schickt allen Theilen des Körpers das Blut zu, und zwar mit einer Kraft, welche bei gesunden Personen alle Hindernisse des regelmäßigen Blutumlaufs leicht bewegt. Wie ein länger anhaltender Druck die Circulation hemmt, hat wol Jeder schon selbst in dem sogenannten „Einschlafen", Pelzigwerden der Glieder erfahren, ohne daß er vielleicht die häufige Erscheinung sich richtig erklären konnte. Wird die normale Triebkraft des Herzens durch eine Krankheit vermindert, so kann es leicht geschehen, daß sie überhaupt nicht mehr im Stande ist, die Circulation des Bluts in den zusammengepreßten Theilen zu unterhalten; und verlängert sich nun der auf eine Partie des Körpers ausgeübte Druck über eine gewisse Zeit, so werden die Circulation in den feinen Haargefäßen und die von ihr bedingte Wärme ganz aufhören; die Partie wird kalt, fühllos, sie stirbt ab und geht in völlige Zerstörung über, die oft so umfänglich wird, daß sie mit ihren furchtbar erschöpfenden Wunden allein schon im Stande ist, das Leben ernstlich zu gefährden.

Es war nicht die letzte Aufgabe der ärztlichen Kunst, dem hier berührten Uebel und dem bedenklichsten Ausgange, der seine Folge sein kann, mit Erfolg entgegenzuwirken. Was großentheils eine Wirkung mechanischer Ursachen, mußte mit passenden mechanischen Vorrichtungen vermieden werden können. Und hier nun begegnen wir der Anwendung eines Stoffs, der neuerdings überhaupt eine fast wunderbare Benützung zu den verschiedensten Zwecken erhalten hat. Wir meinen den Kautschuk.

Man machte schon Luft- und Wasserkissen aus ihm, um die Lage der Kranken zu erleichtern. Indessen der gewünschte Erfolg blieb aus, weil man die physikalischen Bedingungen nicht hinlänglich berechnet hatte. Die Luft behält durch ihre Elasticität den Gegendruck immer bei und ein ganz gefülltes Wasserkissen hat keine Elasticität dar. Man hatte also mit dem Luft- und Wasserkissen in Wahrheit wieder nur eine gespannte und harte Unterlage erhalten, denn das Kissen wird nach Maßgabe des darauf gelegten Gewichts hart.

Da brachte den englischen Arzt Neil Arnott ein besonders belehrender Fall auf die Möglichkeit, ein Bett zu construiren, so trocken, als ein Bett nur sein kann und so weich, wie das flaumige Bett des Schwans, der auf der Oberfläche eines Sees sich wiegt.

Die geschickte Ausführung ergab das hydrostatische Bett und entsprach vollkommen der Erwartung. Man ließ einen Kasten herrichten wie eine Badewanne, um Wasser aufzunehmen, breitete über denselben ein breites Kautschuktuch, legte auf dasselbe eine mehrfach gefaltete Decke als Matratze und ein Kopfkissen, und brachte endlich die Kranke auf diese Matratze. Sie schwamm da wie der Vogel auf dem Wasser, ohne irgendeinen fühlbaren Druck auf die untere Körperfläche ihres Körpers. „Ich bin im Himmel!" rief die Schwerkranke Arnott's; sie schlief lange und erquicklich und ward infolge der ganzen günstigen Aenderung gerettet.

Man hätte glauben sollen, daß schon dieser Eine Fall, sobald er öffentlich bekannt wurde, die beinahe unmittelbare und allgemeine Adoption des neuen Trost- und Heilmittels zur Folge gehabt hätte; gleichwol geschah die Einführung der wohlthätigen Erfindung Arnott's nur allmälig und zwar ein mal deshalb, weil man vielfach, sogar auch von ärztlicher Seite, die Natur der Eingangs erwähnten Uebel verkannte und so also keinen großen Vortheil von einem so einfachen Mittel, wie diesem Wasserbette, erwartete; sodann aber aus einer unvollkommenen Kenntniß der Hydrostatik, welche zu der Meinung verleitete, die Wirkungen eines mit

Luft gefüllten Sackes oder eines Waſſerkiſſens auf einem Strohſacke mußten die nämlichen ſein wie des hydroſtatiſchen Bettes, auf dem der Kranke frei ſchwimmt. Da nun die Verſuche mit jenem nicht das erwartete Reſultat gaben, trieb man auch die Unterſuchungen nicht weiter und ſchüttete ſo das Kind mit dem Bade aus. Nur ſo iſt es auch zu erklären, daß Arnott's hydroſtatiſches Bett oder „ſchwimmende Matratze", die bereits in den Hospitälern Englands in Gebrauch iſt, erſt vor kurzem der Prüfung der medicinischen Section der Pariſer Akademie unterworfen und von dieſer bewährt befunden wurde. Dieſer ſo intereſſante Gang einer ſo bedeutſamen Erfindung wird unſere Ausführlichkeit rechtfertigen.

Wie man geſehen, ſoll bei dem hydroſtatiſchen Bette das Kautſchukkuch keineswegs den Körper, welcher ſchwimmt, unterſtützen helfen, ſondern es dient einfach nur dazu, das Feuchtwerden der Matratze zu verhindern. Das Tuch iſt an die Ränder des Bettkaſtens befeſtigt, damit es immer an ſeinem Platze bleibe; da es aber zwei oder drei mal breiter iſt als der Kaſten, ſo bleibt es natürlich immer auf dem Waſſer und unter der Matratze oder dem Pfühle, auf dem der Kranke ruht. Der gleiche Zweck wird übrigens erreicht, wenn ein Kautſchukſack nur zur Hälfte mit Waſſer gefüllt iſt, ſodaß der Kranke tief hineinverſinken kann und ſo auch gleichſam über dem Waſſer ſchwimmt, wobei der über den ganzen Körper vertheilte Gegendruck keinen merklichen Druck ausüben kann. Letztere Einrichtung iſt mithin nur eine der Formen des wirklichen hydroſtatiſchen Bettes.

Das Gefühl aller in ſolche Lage gebrachten Kranken iſt ein ganz eigenthümlich wohlthuendes; ſie glauben in der Luft zu ſchweben, fühlen ſich wie im Himmel, finden Ruhe und erquickenden Schlaf, und unter dieſen begünſtigenden Einflüſſen heilen die außerdem in raſcher Zerſtörung begriffenen Stellen ſehr bald. Das hydroſtatiſche Bett hat außer der jedes andere Bett übertreffenden Weichheit die Vortheile einer ſehr großen Leichtigkeit der Lageänderung für den Kranken, die größere Bequemlichkeit bei Verbindung von Wunden auf dem Rücken, beim Reinigen, kurz, bei allen Geſchäften, die mit dem Kranken vorzunehmen ſind und in dieſer Lage ohne irgendeine unſanfte Berührung vorgenommen werden können. Auch erlaubt es, ohne alle Beläſtigung des Kranken, zu jeder Zeit dem Waſſer beizukommen, um es zu erneuern oder die ſo wichtige Temperatur deſſelben zu regeln, ſei es kühlend oder erwärmend, welche Vortheile bei dem Waſſerkiſſen großentheils verloren gehen.

Dies iſt Arnott's Erfindung, die uns wichtig genug ſchien, auch hier ihre dankbare Erwähnung zu finden. Dr. C.

Berliner Briefe.

IV.

Der Winter iſt da. Sie wollen etwas von unſerer „Geſellſchaft" wiſſen, vom high life, Hofleben, vom Adel, von den Geheimrathsthees, den Diners der haute-finance, kurz von der berliner Geſelligkeit.

Das Thema iſt dornenvoll. Doch ziehen wir die Handſchuhe der Vorſicht an!

Ich führe Sie als avant-coureur, wenn auch mit geringerer Virtuoſität als jenes Dach und Herz aufdeckenden Teufels, doch mit möglichſt gleicher Wahrheitsliebe durch Himmel und Hölle des Vergnügens und der Langeweile. Ich werde mit Ihnen plaudern, ohne ſo geſchwollen „Witzjahn", wie es mancher Andere vor mir in ähnlichen Fällen gethan.

Auch ohne Witzjahn iſt es leider wahr und nicht erfunden, daß Berlin, dieſe ſtein- und ſtaubreiche Stadt, die ſich rühmt, eine Republik des Geiſtes zu ſein, doch wie jede andere Republik an allen traurigen Bedingungen unſers Menſchenthums krankt und wenigſtens in der Geſelligkeit keine lebensfriſche Blüte treibt. Unleugbar ſollten doch alle Elemente dazu hier vorhanden ſein. Aber iſt es nun, daß es in den Miſchungen verſehen wird, daß mehr Stick- als Lebensſtoff, mehr Form als Gedanke in der Geſellſchaft vorherrſcht, genug Berlin, die Altmutter des Witzes, trägt nicht den Stempel, den man von dem ſo oft und vielfach gerühmten Spree-Athen erwarten ſollte — es hat in dieſer Beziehung mehr den Beigeſchmack des Philiſterthums oder der Gedankenleerheit, als den des attiſchen Salzes.

In einer Stadt, die das Glück oder Unglück hat, Reſidenz zu ſein, gibt in den höchſten Kreiſen natürlich der Hof die Geſetze. Fremde Ideen wagen ſich da nicht heran. Wo kein Hinaustreten über hergebrachte Formen in dem Gedankenkreiſe ſtattfinden darf — kann man nur mit großem Muthe — wenn man es überhaupt kann — originell ſein. Stillſtand und Bewegung ſind vorgeſchrieben. Die Etikette iſt eine „keuſche Göttin", die rein und unbefleckt erhalten werden muß; ſie hat ihren Cultus ſo gut wie jede andere antike oder moderne casta diva. Ach, und ihr zu Liebe geſchieht mehr Unſinn, als ſie verantworten kann. Sie beanſprucht nur wenig Geiſt, deſto mehr Form. Sie

producirt besonders stark in Langeweile. Dieser letztern fallen Hunderte zum Opfer. Man verwünscht sie innerlich, aber man ist zu vornehm, es sich merken zu lassen, man wagt es so wenig zu sagen wie ein Soldat, wenn er in Reih und Glied steht, nicht niesen darf.

In diesen hohen Cirkeln also bewegt man sich in feinster Toilette, lächelt sich an und sagt einander ins Gesicht, — da zum Glück „Wahrlich mit seiner Flöte" nicht da ist — nur angenehme Dinge. „Gott gab dem Menschen die Sprache, damit er seine Gedanken verberge", sagte der größte Diplomat der Neuzeit — diesem Princip gemäß ist die Unterhaltung. Blasen, nur Blasen dürfen aufsteigen, ums Himmelswillen nicht Gedanken. Gedanken muß man vertheidigen und Streit ist unschön.

Ich spreche nicht von den großen Hoffesten, die in der That anders zu charakterisiren sind und ihrer Berechtigung nach so viel äußern Glanz und Eleganz entwickeln, daß man sie für interessante Schauspiele halten muß, in welchen die Rollen zugetheilt und durchgeführt werden müssen. Da gebe ich Jedem Carte blanche, so zerstreut zu sein, wie er nur immer will — und gewöhnlich auch ist — und an nichts zu denken als: „Wird mich heute der Sonnenblick des Monarchen treffen? Wird die Königin mir lächeln? Wird ein Prinz, eine Prinzessin mit mir sprechen oder gar — mit mir tanzen?" Man kann bei etwas Toleranz der verschiedenen Menschennaturen, hoher Gerechtigkeit und noch größerer Billigkeit gegen die im Fleische seit Otim's Zeiten wurzelnde Schwäche: Eitelkeit und Ruhmbegierde, auch diese Gefühle verstehen. Eine gewisse Spannung lagert namentlich im Beginn des Festes auf allen Gesichtern, die für den stillen Beobachter sehr amusant ist und dem Psychologen neue Empfindungsweisen zeigt. Es ist die Erwartung der Freude und Ehre, auf welche die Meisten hoffen. Man entrirt ja keine Unterhaltung, denn dazu hat Keiner Zeit, Jeder will sich für den möglichen Fall einer Anrede der hochsten Herrschaften eine passende Antwort im Geiste zurechtlegen — doch rathe ich Jedem, auch diese so kurz als möglich zu machen, sonst kann es ihm leicht wie dem Grafen Brement ergehen, der auf die Frage Ludwig's XV.: „Wie viel Fenster Fronte hat Ihr neues Palais?" an den Fingern zu zählen begann: „Meine Schlafstube hat zwei, meine Bibliothek drei, der Speisesaal sechs Fenster u. s. w.", und als er mit der Addition fertig war, empordlickte, es dem Monarchen zu berichten, da stand dieser bereits am entgegengesetzten Ende des Saals. Nur keine langen Antworten. Immer — Epigramm!

Bei alledem haben die Gala-Hoffeste etwas Imponirendes durch den großartigen Mechanismus, der sich vor unsern Augen in Thätigkeit setzt und für Stunden die Sinne so beschäftigt, daß von Langeweile nicht die Rede sein kann, zumal wo Dergleichen zum ersten mal mitmacht. Allmälig stumpft sich freilich auch dagegen das Interesse ab, denn der Mensch ist und bleibt eine für die äußern Eindrücke, die ihm keine innern gewähren, sehr schnell consumirte Natur. Mit diesem Moment fühlt man auch all die Schattenseiten und Plagen dieser Herrlichkeit — fühlt die Hitze und daß das Stehenkönnen das Hauptmoment der Ehre und des Vergnügens ist — man beklagt sich zueinander, man seufzt — ist jedoch sehr erfreut, sowie man zu dem nächsten Fest befohlen wird, denn man wäre zurückgesetzt in den Augen Aller, wenn es nicht geschähe.

Von diesen königlichen Festen muß man also durchaus abstrahiren, sie gehen mit gleicher Grandezza durch die ganze Welt und liegen weit außerhalb des Begriffs der Geselligkeit.

Also die Salons des hohern Adels, der Minister, der Gesandten!

Der Zauber, den sie haben, liegt in der Eleganz. Auch darin, daß man nächst den vornehmsten Einheimischen die vornehmsten Fremden dort sieht. Trotzdem, daß nun die Meisten mehr unter der Last als Lust der Roulé sich beugen, reichen in der Carnevalszeit für sie die Abende der Woche nicht aus. Es fallen daher, um allen Verpflichtungen nachzukommen, die officiellen und nichtofficiellen Diners dazwischen. Diese Periode ist die der „Spanntage" der vornehmen Welt, die sie mehr fatiguiren als es Arbeit auf dem Felde thun würde.

Von den gegenwärtigen Ministern empfangen bei uns gewöhnlich nur drei in dieser Zeit, der des Handels, des Kriegs und des Auswärtigen. Nächstdem empfängt die Dame des Hauses fast täglich zur Theestunde einen kleinen auserwählten Kreis. Die andern Minister leben und unterhalten sich — ich glaube ohne häuslichen Herd — es ist Alles still bei ihnen und selbst die Schornsteine rauchen nicht. Dagegen sind die Salons der meisten Gesandten geoffnet, mit vielem Glanz, aber unendlich wenig geistigem Gharm. Wenn der Tanz diesen Abenden nicht etwas Seele, d. h. Bewegung einhauchte, herrschte eine peinvolle Steifheit vor — mitunter in's auf Gesandtensoiréen so still wie in der Kirche.

Einen Mittelpunkt höherer Art gab es früher

im Hause des ehemaligen Kriegsministers von B. Nicht nur die Liebenswürdigkeit, sondern die Herzlichkeit, mit der man dort empfangen wurde, gab dem Salon ein anderes Gepräge. Jeder Kommende sah und fühlte sich begrüßt wie ein dringend Geladener, ja er mußte sich nicht nur für erwartet, sondern für nothwendig in einem Kreise halten, der alle gebildeten Schichten der Gesellschaft umschloß und willkommen hieß. Dort war kein absoluter Militärstaat errichtet; dort begegnete man den vornehmen Fremden und Einheimischen, den Gesandten der verschiedenen Potentaten, den Gelehrten und Künstlern so gut wie den besternten Excellenzen, den Kammermitgliedern und dem mitunter in Masse vertretenen Leutnant. In allen lebenden Zungen ward dort konversirt und ohne soziale Prüderie konnte man sich mit seinen Freunden ein stilleres Plätzchen zum gemüthlichern Vertraulichen wählen — obwol der Salon an sich nicht viel solcher Gemüthsblüten treibt, da der Verkehr zu massenhaft ist und zu zerstreuend wirkt. Bei all diesen Vorzügen, die der französischen Eleganz und Leichtigkeit, die ihn beseelte, noch das Moment der deutschen „Gemüthlichkeit" hinzufügten, habe ich diesen Kriegsminister-Salon von recht eingefleischt vornehmen Leuten, bei denen Vornehm und Langeweile synonym sind, weil ihnen der Esprit abgeht, um den Esprit zu verstehen — tadeln hören, und doch war es der einzige und richtige Begriff eines Salons, der jemals im berliner Infusorien-Sandboden Wurzel gefaßt hatte. Er war den Gebern eine Freude, keine Last. Man empfing die Gesellschaft nicht, wie die vorbenannten offiziellen Kreise, blos für die Carnevalswochen, sondern das ganze Jahr hindurch in gleicher Liberalität. Daraus entstand natürlicherweise ein näheres Bekanntwerden der Gesellschaft untereinander, ein harmloserer Verkehr. Seit die schönen Räume des Kriegsministeriums von diesem Ehrenmanne verlassen sind, ist ein Geist dort eingezogen, den ich nicht kenne.

Ich komme jetzt zu den Thees. Geheime-Raths-Thees, Geheime-Hofraths-Thees, sogar Geheime-Secretär Thees. Es kann Einem oft vor dem Geheimwesen in Berlin angst und bange werden.

Gust hatte Saphir Recht, von einem solchen berliner Thee zu schreiben: „Ein kleines Local, sehr viel Menschen, wenig Licht, äußerst dilettantisch ausgeführte Musik, mäßige Bewirthung mit sich vor Trockenheit verzehrenden Butterbrödten und ein leichtes saures Weinchen — dafür aber ein schöner großer gelber König im Zimmer der gnädigen Frau mit einem Papagai, der immerfort kreischt, dem man aber, um sich bei der Wirthin zu insinuiren, doch das Köpfchen kraun muß und sagen: «Ach was hast du für eine liebe, schöne, gnädige Geheimräthin!»" u. s. w. Das war weiland treffend, ist aber jetzt ein antediluvianisches Bild. Solche Feste gibt es nicht mehr. Die Räumlichkeiten bei höherm Civil oder Militär lassen selten etwas zu wünschen übrig. Wird in diesen Cirkeln musicirt, so ist es in den meisten Fällen eine gute, ja häufig eine von Künstlern ausgeführte Musik — man ladet diese oft mit großen Opfern ein, weil man seine Gäste sonst nicht zu unterhalten weiß. Was die Bewirthung anbelangt, so kommt jetzt Jeder, der nichts als seinen Magen befriedigen will, sehr gut weg, selbst wenn man nur auf „den Aermel" eingeladen ist, d. h. auf einen Koch dieses Namens, der die Verpflichtung übernimmt, für die Gäste zu sorgen. Das Souper wird Abends zwischen 10—11 Uhr für und fertig in Körben ins Haus getragen. Die Hausfrau hat es sehr bequem; die Gäste essen vortrefflich, höchstens ist der Geldbeutel des Herrn Geheimraths unzufrieden.

Also im Aeußern hat man Fortschritte gemacht. Und doch —, woran liegt es? Man seufzt schon, wenn man eingeladen wird, man seufzt, wenn man hingeht, man schiebt es so weit hinaus, daß Viele erst um 9 Uhr, auch später erscheinen aus Verabnung schrecklichen Genusses. Ist es freilich ein tanzender Thee, so kommen meistens die Ballmutter, diese rührenden Opfer der menschlichen Naturgeschichte, früher, damit die jungen Mädchen in Zeiten engagirt werden — überhaupt sind Bälle noch das dankbarste gesellige Vergnügen, was man geben kann, man hat sich wenigstens die Jugend verpflichtet. Aber die Alten! Auch die ältern Mädchen! O ihr duftlosen Mauerblumen, ihr seht zu und welkt vor Hitze, trotz alles innerlichen Begießens von Orgeade und Limonade. Die ältern Männer und Frauen lassen sich an die Galeere eines Spieltisches schmieden und finden im L'Hombre oder Whist ihr Heil. Ich für mein Theil, der ich leider kein Tänzer und kein Spieler bin, muß bekennen, daß ich oft gewaltsam freundliche Gesichter geschnitten habe, nur damit der Ausdruck der Erschlaffung meines Gesichts nicht die ganze Fülle meines innern Jammers documentire — ja es gab „Thees", aus welchen ich von der Langeweile so ausgereckt nach Hause gekommen bin, daß mir mein Bett zu kurz und zu schmal war, — Arme und Beine lagen wie weit darüber hinaus, und erst durch den Verkehr eines guten Buchs vermochte ich es, mich wieder in das rich-

tige Maß und Verhältniß meines Körpers und Geistes zu bringen und den furchtbarsten „horror vacui" zu überwinden. Und nun ziehe man diese Kreise noch enger, man lade nur sogenannte „gute Freunde" ein, Leute, die an sich charmant sind, im Beisammensein sich aber durch ihr Einverständniß total aufheben, so ist es, als hätte sich die Natur des Geistes erschöpft oder als fühlte man sich chinesisch ummauert.

Das Unglück für Berlin ist jetzt der Mangel einer freien und fröhlichen Geistesrichtung. Man hat keine ruhige Anschauungsweise, man beugt sich den hergebrachten Formen. Man findet wol Nüchtungen aller Art; die Farben schillern vom Aristokraten bis zum „Bourgeois", vom Pietisten zum Rationalisten, von der Nationalzeitungs- bis zur Kreuzzeitungs-Anschauung. Aber die Intoleranz der herrschenden Partei ist so groß, daß die Furcht vor Verketzerung den freien geistigen Austausch in Schach hält. Wer durch nur objectiv ausgesprochene politische Ansichten schon in den Geruch eines Demokraten, durch rationale in den eines Atheisten kommen kann, knöpft seinen geistigen Menschen soviel als möglich zu und gibt sein bestes Ich nicht frei und offen. Mistrauen heißt das zersetzende Gift der Gesellschaft — und anstatt sich kennen zu lernen, um sich zu erkennen, in man nur beisammen, um sich zu verkennen — oder wol gar, um — doch sprechen wir das schleichende Gift dieser Kreise nicht aus! Es ist zu schmerzlich, zu sehen, wie die Herzen verkümmern in solcher geistigen Atmosphäre.

Das Mangelhafte eines solchen Verkehrs fühlt im Stillen ein Jeder, aber kein Einzelner hat die Macht, diesen Alp, der sich einmal auf die Gesellschaft geworfen hat, abzuschütteln, denn Rücksichten der einen oder andern Art binden und zwingen ihn, sich in ähnlicher Weise zu bewegen. Taber denn auch kein politisch kräftiges Leben, „trotz alledem und alledem", und obgleich der erste Berliner, wie weiland Romulus von einer Wölfin, von einer Bärin gesäugt, von Adlern gepeist und von wilden Männern zu einem trotzigen Jüngling erzogen worden ist — das ist Alles schon lange her. Jetzt halten es Viele für vortheilhafter, im Gewande der Demuth, wie der Wolf im Schafskleide, einherzugehen, in der Hoffnung, nicht dem lieben Gott, wol aber Andern ein F für ein U zu machen — dieses dunkle Reich der modegewordenen Frömmelei ist — furchtbar. Aller andern Charakteristik enthalte ich mich.

Die Schuld dieses Zustandes trifft an und für sich den Berliner selbst nicht. Denn sein Wesen ist klar und verständig. Die Geschichte wird später sagen, warum er eine andere Weise als die ihm angeborene heraufbeschwor. Aber eine andere Schuld trifft ihn persönlich. Es ist dies eine unerklärliche Ehrbegier. Adel, Beamte, Gelehrte, der reiche Bürgerstand, Alles scheidet sich soviel als irgend möglich in Kasten und überbietet einander in Prätensionen. Man kann von allen Berlinern sagen: Es kann Keinem genug Ehre geschehen. Einer glaubt immer von dem Andern zurückgesetzt zu sein, weshalb sich an sich ein allgemeiner socialer Hass des Einen gegen den Andern entwickelt hat.

Fühlt sich die Bureaukratie und Gelehrtenwelt in ihrem Glanz und Wissen, so pocht der reiche Bürgerstand auf seinen Geldsack. Der Adel pocht auf seine Diplome und doch nur ein kleiner Theil desselben kann nächst diesen durch seinen Grundbesitz und seinen Reichthum sich erhalten. Das Vornehmthun, das Geheimerathswesen hat den höhern preußischen Gelehrtenstand dem übrigen gelehrten Deutschland schon wie entfremdet. Die Titel- und Ordenssucht ist mehr denn je im Schwange. Das Wörtchen „Rath" zu erhaschen und wär' es auch nur als Anhängsel an ein leeres Wort wie „Commission", erfüllt die Köpfe mancher Menschen wie eine fixe Idee. Wer nur Hofrath ist, will durchaus Geheimer Hofrath werden, nur um in der Mitte den „Hof" überspringen und sich Geheimrath nennen zu können. Oft kommt mir diese Auszeichnungssucht vor wie ein Sauve qui peut, wie ein Après nous le déluge. Man denkt, sind Die ehrgeizig, muß ich es auch sein! Legen Andere Werth auf solche Dinge, so muß ich es auch thun! So geschieht es, daß ein großer Theil der hiesigen Bevölkerung an Hirngespinnsten krank ist, die das Mark des socialen Lebens angreifen und es verdorren machen. Doch ich will es einräumen, Berlin steht mit dieser Sucht nach Auszeichnung nicht allein da. In Paris soll es fast noch schlimmer sein.

Ich enthalte mich der ausführlichern Schilderung, wie dergleichen Parvenu-Wesen zur nothwendigen Folge das Prahlen mit Bekanntschaften hat. Beziehungen zu haben mag auch sehr lohnend und fördernd sein. Ach, wenn es sich um Beziehungen handelt, wie kann man da hingebend und aufmerksam und liebenswürdig und bescheiden sein! Dann lächelt man süß, dann beugt man den Rücken, dann heißt es: O wol, Herr Geheimrath! Sie haben ganz Recht, Herr Geheimrath! Später aber — nach rückwärts — Fußtritte und Hobbes' Ausspruch bewahrheitet,

das nicht Neigung, sondern Abneigung das Motiv des Verkehrs sei, das der Mensch den Trieb der Geselligkeit nicht von Natur, sondern als accidenti habe; der Trieb der Geselligkeit sei nicht die Liebe, sondern der Nutzen und die Ehre, welche das Zusammenleben mit Andern darbiete; nur aus gegenseitiger Bedürftigkeit und Ehrbegierde, nicht aus Liebe zu Andern, sondern aus der Selbstliebe entstehe leider das soziale Verhältniß. Wenn der Egoismus durch falsche Begriffe von Bildung und Cultur so in Blüte steht wie eben jetzt in unserm Zeitalter, so entstehen naturgemäß, wenn auch in sich wurmstichig, überall soziale Verhältnisse wie die geschilderten.

Mit Ausnahme hört man von jenen Kreisen der Vorzeit erzählen, die mit Moses Mendelssohn in den jüdischen Bankierhäusern sich bildeten, in welchen man bei damaligen geistigen Beschränktheit und Unbildung des Adels gegenüber einander im Meinungskampf helle Geistesfunken entlockte und magnetisch Alles anzog, was von Bedeutung war. Damals schrieb Alexander von Humboldt an Rahel Levin von Tegel, seinem Familienfuße, hebräische Briefe und datirte sie von „Schlos Langeweile" — Frau Herz sagte uns einst, freilich mit Betonung: „Hebräische Briefe, denn allgemein zugängliche würde er kaum gewagt haben so zu datiren, da er damit das Zugeständniß machte, daß er sich besser in unsern als den vornehmen Birkets unterhalte, was für einen jungen Edelmann in jener Zeit eine noch bedenklichere Seite hatte als heutzutage."

Die Namen jener Bankierhäuser, die „den Genius bewirtheten", existiren noch, aber der Geist, der sie belebte, ist erloschen.

Erquicklich und für beider Werth sprechend ist der unausgesetzt freundschaftliche Verkehr Alexander's von Humboldt mit der Mendelssohn'schen Familie. Es sind wol die Einzigen, denen der Greis freundschaftlich so nahe steht. Zwei mal in der Woche ißt er dort, ein mal bei der Wittwe Joseph Mendelssohn's und ein mal bei ihrem Sohn. Trifft es sich jedoch, daß Humboldt nicht gebunden ist, an des Königs Tafel zu erscheinen, so sagt er sich öfter an. So verlebte er am letzten 14. September seinen 85. Geburtstag im Kreise dieser ihn innig verehrenden Familie. Während des Diner, das bei seiner alten Freundin, der Wittwe Joseph Mendelssohn's, stattfand, hatte diese dem edeln Greise einen bequemen Lehnsessel mit einem Lorberkranz in seine Wohnung geschickt. Als er heimkehrend denselben fand, drängte es ihn, kaum in Potsdam angekommen, wohin der Wunsch des Königs ihn noch am Abend des Tags gerufen hatte, der Geberin in ebenso warmen als sinnigen Worten für diese zarte und liebevolle Ueberraschung zu danken. Das sind Lichtbilder vergangener Zeiten! Nicht daß die gegenwärtigen Häuser sich engherzig zusammenzogen und mit ihrem Mammon allein lebten, sie leben mit großer Liberalität Gäste bei sich und das Fundament ehernen Metalls leuchtet Einem in diesen ehrenwerthen Häusern ohne alle Ostentation, nur als ein solides Factum überall entgegen. Andere derartige Häuser machen auch wol diese geltend und bewirthen, wie Geldfürsten, mit vielem Glanz und Luxus. Daraus entwickelt sich aber noch nicht dauernd die duftige Blüte geselligen Verkehrs, wie sie vermöge einer unabhängigen, selbstständigen Stellung, verbunden mit so reichen Mitteln, wol sein könnte — es bleibt ein geladenes und äußerliches, kein innerliches Beisammensein. Kein derartiges Haus ist so geöffnet, daß man sagen könnte, dort oder da ist eine Arena des Geistes, wie es einst bei Moses Mendelssohn war, oder ein Brennpunkt für Kunst und Wissenschaft, wie bei der Rahel! Einige berühmte Literaten, wie Sternberg, Varnhagen und Andere finden sich bei Fräulein Solmar.

Und nun der Bürgerstand! Der bürgerliche Mittelstand in Berlin hat an und für sich viel treffliche Eigenschaften und pflegt die Interessen, welche der äußere Beruf anregt, sowie er aber „zu etwas kommt" oder „etwas geschafft hat", zeigt er mit seltenen Ausnahmen, statt wahrer Intelligenz Prunk- und Prahlsucht und höchstens einen oberflächlichen Firniß, der ihn über Alles äußern breit raisonniren läßt, jedoch aus Mangel an Verständniß oder Servilismus leicht wieder verstummen macht. Leben will Jeder über seine Kräfte hinaus und zwar mehr dem Vergnügen und dem Genuß als der Arbeit, obwar der Berliner blasirt, keine rechte Genußfähigkeit hat, sondern sich nur immer nach Genuß abhetzt.

> Er las Zeitungen und hatte eine große
> Kenntniß von Staatssachen und schrieb
> Im Briefwechsel für sich als Pedantus
> Den berühmten Westfälischen Friedensschluß.

Diese ausgezeichneten Verse aus der „Jobsiade" fallen mir immer ein, wenn ich an das berliner Urbild eines mir vor wenig Jahren gegenüber wohnenden Materialwaaren-Händlers, Herrn Friedrich Moniac, denke. Herr Moniac stand zwischen 8—9 Uhr auf, erschien im Schlafrock und sah zum Fenster hinaus — ein mal rechts, ein mal links und ein mal in die Luft. Er verschwand hierauf, wahrscheinlich um sich im Waschwasser an

seinem Bilde sattzusehen. Bald darauf kehrte er mit einer Cigarre im Munde zurück, setzte sich und seine Frau brachte ihm eine große Tasse Kaffee. Herr Moniac nahm, nachdem er den Mokka geschlürft, das „Intelligenzblatt" und später die „Voß'sche Zeitung" in die Hand und las bis gegen 11 Uhr. Zwischen 11—12 Uhr war er, wie es schien, im Laden, denn man vernahm von daher einige donnernde Schimpfreden. Um 12 Uhr ward gespeist und um 1 Uhr wurden, als wäre es die tiefste Nacht, die Fensterladen geschlossen und Herr Moniac ruhte bis gegen 4 oder 5 Uhr. Was derselbe von 5 Uhr ab begann, um seinen commerziellen Reichthum zu vermehren, ist mir bis heute noch nicht klar geworden, aber er ging um 6 Uhr ins Theater oder zu den Reitern oder zu Kroll, um 9 Uhr in die Ressource und kam zwischen 11—12 Uhr Nachts in seine Behausung zurück; dabei war dieser verständige, solide, liebenswürdige Mann im ganzen Viertel als ein ruhiger und wohlhabender Kaufmann bekannt, von dem man sagte, er hätte sich binnen wenigen Jahren ein ziemliches Vermögen durch seinen „Fleiß" und seine „unermüdliche" Thätigkeit erworben. Es war mir doppelt interessant Das zu erfahren, da ich gerade in jener Zeit mich mit dem staatswirthschaftlichen System beschäftigte: „Aller Reichthum und alle Wohlhabenheit beruht auf Arbeit."

Das Unangenehme bei der Sache ist nur, daß die Früchte der Arbeit nicht immer an den richtigen Mann kommen und daß Wohlhabenheit wiederum wie hier zur Faulenzerei führt, sodaß man sagen muß: Arbeit macht im besten Falle wohlhabend, Wohlhabenheit führt zur Faulheit und diese fährt im ungünstigsten Falle zur Armuth.

Der Engländer sucht eine Ehre darin, soviel Geld zu besitzen als möglich und glaubt nie genug zu haben, ruht daher nicht und wendet sein Geld stets auf neue Gewerbszweige an. Das, was ihn treibt, ist Ehrgeiz, nicht der Wunsch, gemächlich zu ruhen. Den guten Deutschen und in specie den Berliner treibt die Sucht nach Ruhe zur Arbeit. Er nimmt auch gern um diesen Preis vom Ehrgeiz Abschied, das beweist ein heuchelndes Gemüth und viel Faulheit. In dritte und vierte Generationen erhält sich selten das berliner Vermögen.

Berliners Feste und Vergnügungen sind meist gewöhnlicher Natur. Die Freudenleere sucht er durch nahrende Stoffe auszufüllen, nachdem er vorher schon halb in Bier und Rauch aufgegangen. Der Berliner hat jetzt auch wol seinen Bal Mabille, aber zu seiner Ehre sei's gesagt, der Franzose würde über diese Nachahmung nur lachen. Etwas Harmloseres kann nicht erdacht werden als eine Italienische Nacht bei „Dehn". Unter freiem Himmel ein großer gedielter Platz durch Lampen erleuchtet und auf demselben bunt durcheinander springend Alt und Jung. In halben Stunden langen Polonaisen mit Touren und lebhaftem Ringelreihen bewegt sich Alles vergnüglich jubelnd. Das Komische ist, daß Väter mit ihren noch kleinen Töchtern, Brüder mit ihren Schwestern, Männer, stattliche Unterofficiere, mit ihren Frauen tanzen, wodurch diese Bälle ein äußerst gemüthliches und herzerhebendes Ansehen bekommen. Ja, so blühen neben Giftpflanzen auch unschuldige in der Natur wie in der Menschheit.

Nach den vielen Schlaglichten des geselligen Lebens unserer Stadt lassen Sie mich nächstens wieder zu ihren Lichtseiten übergehen. Die Sonne läßt sich ja ihre urewigen Rechte auch bei uns nicht nehmen.

(Ein fünfter Brief demnächst.)

Anregungen.

Die verkehrte Welt.

Wir meinen nicht die, in der wir leben, sondern eine andere, die uns zu der Bemerkung veranlaßte:

Die nimmer sich verleugnende deutsche Gutmüthigkeit nimmt selbst im heftigsten Anflug satirischen Unmuths nur die Kinderruthe, um damit großgewachsene Menschenschwächen zu züchtigen, oder sie schlägt mit der Pritsche eines Carnevalbajazzo zu, dergestalt, daß der Geschlagene die Unterhaltung und der Schlagende die Mühe davon hat.

Zur Gattung dieser letztern Art Satire gehört „Die verkehrte Welt. Ein komisches Gedicht von Adolf Glaubrecht." (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp., 1855.)

Dies Buch empfiehlt sich schon dadurch aufs allerbescheidenste, daß es mit dem Ende beginnt. So ist auch verkehrt gedruckt.

Wer einmal an einem der langweiligsten deutschen Winterabende (und wo kränzchenfrei hinter der Spaklampe hervor eine humoristisch-astronomische Reise unternehmen will, den führt dies Gedicht, gleich einem Kaufmann, über steigende Getreidepreise, orientalische Fragen und landväterliche Ernteangstsorgen einer neuen, von dem Dichter entdeckten Welt zu. Verhältnisse, politischer und socialer Natur, die bei uns, wenn

auch oft in knapper Dantv Auskleidung, doch immer hin anständig auf zwei Beinen gehen, finden wir hier humoristisch auf den Kopf gestellt und stellen uns auch wol, verführt von der Neuheit dieser Weltanschauungsweise, auf einen Augenblick in gleicher Situation daneben, was dem Verfasser zugute kommt.

Wenn nämlich in einem Werke, das durch und durch humoristisch und witzig zu sein die schwierige Aufgabe hat, sich Stellen vorfinden, denen die eigentlich stechende Spitze fehlt, so betrachte man dies als Vorrecht eines deutschen Humoristen, der leicht in Gefahr kommen kann, der Erste zu sein, der sich an seinen epigrammatischen Spitzen verwundet. Mutterwitz, lachende Heiterkeit, Gewandtheit der Form und ein höchst achtbarer Freimuth bewähren sich auch in dieser „Verkehrten Welt", wenn wir auch unsererseits dem mit mehr dichterischen Schönheiten ausgestatteten „Reineke Fuchs" desselben liebenswürdigen Autors den Vorzug geben möchten.

Nach fremden Mittheilungen.

Die Dichter münzen ihre Erfahrungen für Andere, selten für sich selbst.

* *

Unsere besten Geisteserben kommen von Klugsamen.

* *

Haben wir nur angefangen, etwas Tüchtiges in unser Denken und Fühlen hereinzuziehen, so prägt sich Verwandtes in reicher Fülle herein und schwache, kaum angedeutete Linien runden sich zum Kreise ab.

* *

Wem die äußern Güter und Schätze fehlen, dem bleibe es überlassen, ob er darum betteln will. Wer aber die innern und geistigen entbehrt, der thue es ja und wär' es auf den Knieen.

* *

„Der Hund schützt die Welt." Nicht Gottes Vernunft schützt die Welt, sondern sein Herz.

* *

Das Leben wird uns, je länger wir leben, desto heiliger.

* *

Ohne den rüttelnden Schmerz ermüdet das Leben sehr bald.

* *

Wir spielen mit dem Leben, nie das Leben mit uns.

* *

Gerade dann entschwindet so rasch die Stunde, wenn wir mit ihr geizen wollen.

* *

Es gibt ein Glück, das sehr bald in Unglück umschlagen kann: Erfüllter Wunsch. Es gibt ein Unglück, das wenigstens dem innern Menschen oft Quelle von Glück wird: Hoffnungslose Liebe.

* *

Keinen Schritt weiter steuert unser Verstand hinaus als unser Herz mag.

An unsere Blumensänger.

Vor Blumenlieb' und Zauberland
Kann man sich nicht mehr retten;
Es singt ein jeder Gold'schmiedband
Nur Rosen, Feen und Elfen.
Anstatt von Menschenthun und Kraft
Zu sagen würd'ge Weisen,
Läßt uns're junge Dichterschaft
Nach Thule — Lilien reisen'.

Ein schlimmes Zeichen schlimmer Zeit,
Daß keine bessern Heroen
Die Dichter finden weit und breit
Im Sangespreis zu melden,
Als Fischlein, das im Meer verirrt,
Trostlos allda verdorben;
Als Röslein, das unsterblich wird,
Weil es vor — Lieb' gestorben'.

Ist denn die Welt an Mängern leer,
Die schaffen, kämpfen, wagen?
Gibt es denn keine Herzen mehr,
Die liebend, leidend schlagen?
Hat Kampf und Fried' und Wonn' und Lust
Die Erde ganz verlassen?
Vergessen jede Menschenbrust
Zu lieben und zu hassen?

Verlaßt die Wolken und die Feen
Und steigt zur Erde nieder!
Gar Manches ist doch da geschehn,
Was würdig ew'ger Lieder.
Es ist noch nimmer Lust und Schmerz
In Lied und Wort bezwungen;
Es ist das kleine Menschenherz
Noch nimmer ausgesungen.

Es bleibt und ist die Menschenbrust
Das Aeußerste und Modernste,
Mit ihrer Angst und ihrer Lust,
Mit ihrem Traum und Wonne.
Gibt's Schön'res auf Berg und Thal,
Als was ein Herze fühlet,
Wenn Lieb' es wild zum ersten mal
Mit Wonn' und Weh' gewühlet?

Nichts Schön'res auch als Rosenblüt',
Davon ihr Dichter schrieben,
Wenn sie am reinen Busen glüht
Des Mädchens, das ihr liebet — —
Doch einer „Rose Pein, die nie
Den Liebsten mag gewinnen" —?
Ein Garten ist die Poesie,
Doch blüh'n nur Menschen drinnen.

Michel Berend.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. Nr. 11. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Aus einem Kriegerleben.

Von Reinhard Gutzlaff.

I.

Es war um die Himmelfahrtszeit des verflossenen Jahres. In dem schönsten Hafen des deutschen Nordens, in Kiel, lag die französische Flotte und die schlanken Masten ihrer zwölf Linienschiffe waren es, die Tausende von Neugierigen selbst aus dem fernsten Binnenlande zu sich herüberwinkten.

Einer aber unter den Tausenden freute sich doch auch — und, im Vertrauen gesagt, mehr als auf die fremden Fahrzeuge — auf das Wiedersehen der altbekannten Stadt und ihrer Bewohner, die er zuerst vor mehr als fünf Jahren und dann nicht wieder gesehen hatte, und dieser Eine ist Der, der Euch etwas von Scenen des Kriegs plaudern möchte.

Fünf Jahre ist es her, daß sie erlebt wurden! In dem hastigen, stürzenden Fluße unsers heutigen Lebens eine lange, eine ewig lange Zeit! Ich sollt's erfahren, als ich durch die Straßen von Kiel wanderte und die Gesichter der Menschen prüfte und ihre Herzen sondirte. Vor fünf Jahren hatte hier noch die schönste, reinste, deutschste Erhebung ihren Sitz aufgeschlagen. Da waren die Straßen der Hauptstadt belebt von schlanken Gestalten, kriegerischen Jünglingen des Landes, in schmucken, zierlichen Uniformen, die doch von mehr zu sagen wußten als von dem Staube des Paradeplatzes; denn die sie trugen, waren die Sieger von Schleswig, von Missunde, von Kolding, von Gudsoe und die glorreichen Geschlagenen von Friedericia. Damals flatterten aus den Fenstern und von den Giebeln der Dächer schwarzrothgoldene Fahnen und dazwischen die blauweißrothe Trikolore des Landes; damals verschlossen von hüben die Feuerschlünde des „Fort Delius" fremden Ankömmlingen den Hafen und von drüben drohten die schwarzen Rohren der Batterie „Ollerbeck". Auf allen Gesichtern aber stand die freudige Begeisterung der Freiheit und der Haß des Dänenthums zu lesen, die tief im Herzen wurzelten.

Heut? In schlotternden Uniformen, trägen, schleppenden Ganges schreitet der Jütländer durch die Straßen der deutschen Stadt; wo eine Flagge weht, da ist's der „vom Himmel gefallene" Danebrog, das weiße Kreuz auf rothem Grunde —. Horch! Ein Kanonenschuß von der Flotte donnert. Ein Antwortschuß und dann Schuß um Schuß. Ein neues Kriegsschiff der Franzosen ist in den Hafen gekommen und hat salutirt, und der da antwortet, das ist der „Holger Danske", eine dänische Kriegsnußschale. Sie macht der Fremde den Wirth in unserm deutschen Hause!

Und die Menschen von ehemals? Die Menschen mit ihrer Begeisterung und ihrem Hasse im Herzen? — Fünf Jahre sind eine lange, eine ewig lange Zeit. Deutsche Sprichwörter, ihr geliebten Bollwerke und Zufluchtsstätten der Gesinnungslosigkeit, kommt mir doch hübsch erklärend zu Hülfe! Ah, da seid ihr schon! —: Aus den Augen, aus dem Sinn! Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe! Man muß sich nach der Decke strecken! Der Mensch gewöhnt sich an Alles!

Doch warum ſollten wir den Treu- und Wachgebliebenen nicht die alten Tagebücher aufſchlagen und aus ihnen dem vergeßlichen Geſchlechte die Bilder vorführen, die einſt lebendige Wirklichkeit waren? Frauen in der Welt rat die Kriegsfurie. Es iſt doch nicht ganz ſo nothig, uns vom gemuthlichen Ofen aus Bilder des Kriegs von den Fremden erzählen zu laſſen. Von uns ſelbſt lernen wir, was der Krieg iſt! Und es ſind deutſche Kugeln die da ſauſen, deutſche Wunden die da bluten!

Junimorgenſonne, ſo freudig und heiß! Reine, balſamiſche Luft, die Braut und Locken wohlthuend hebt! Harmonie von Duft und Klang und Glanz ringsum auf Land und Meer! Bin ich auf einem über Nacht losgeriſſenen Stücke des ſchönen, ſonnigen Rheinlandes oder des ewig ringenden Italiens in die blaue See hineinverſchlagen? Blick' hin auf das leichtgekräuſelte, mit weißblühenden Sternen überſäete Meer, das die grune, in Blutenmaſſen prangende Halbinſel rings umſchließt: gleicht es nicht den ſchimmernden Rändern einer ſilbernen Schale, auf die der lichte, farbige Reichthum verſchwenderiſch ausgegoſſen iſt? Und der nordiſch-blaſſe, hochgewölbte Himmel, auf den die Rosenwolkenflöckchen ſo zart, ſo beſcheiden hingehaucht ſind, iſt er nicht wie eine große darübergedeckte Kryſtallglocke, die das ſchöne Schaugericht vor der Berührung eines allzu begehrlichen Gefallens ſchützen ſoll? Und es bedurfte dieſes Schutzes! Denn wie oft überraſchte ich mein Auge, daß es mit leidenſchaftlichem Wohlgefallen auf den gerundeten Linien der vollſaftig-grünen Hügel, der ſchöngeſchwungenen Buchten, der gartengleichen Eilande auf- und abwoge, und wie oft hörte ich in der Hacke ein thorichtes Jauchzen, als wollte ſie die fernen weichen Kuppen der ſchlankeln Buchenwälder ſtreicheln und liebkoſen!

Friedliche, idylliſche Scene! Ich habe dich mir ſo oft bevölkert gedacht von den Geſtalten eines Dichters, der nur wenige Meilen ſüdlicher wohnte und dichtete, von den Menſchen eines Johann Heinrich Voß, mit ihren einfältigen Sinnen, ihren klugen Herzen und ihrer Rede, die Beides war, verſchlagen und treuherzig; ſie paßten ſo herrlich in dich hinein, daß ich lange nicht zu begreifen vermochte, wie es doch gekommen ſei, daß du auf einmal in den Schauplatz einer ſtirrenden, blutenden Tragödie umgewandelt biſt!

Es war im Jahre 1849, im zweiten Acte dieſer Tragödie. Wir ſtanden im Sundewitt, der öſtlichen Halbinſel Nordſchleswigs, die im Süden der Flensburger Meerbuſen vom Feſtlande abſchneidet, während ſie im Oſten von der Inſel Alſen, dem Obſtgarten der Grafen von Petersburg, der ſchmale aber reißende Alſſund trennt, mit welchem gleichlaufend ſich jene unter dem Namen der Duppler Höhen bekannte Kette von Hügeln erhebt, die der 6. Juli 1848 und der 13. April 1849 ſo berühmt gemacht haben würden als die Thermopylen oder die Linien von Torres Vedras, wenn ſie ſich nicht unglücklicherweiſe, ſtatt in Griechenland und in Portugal, in Deutſchland hinzöge.

Auf dieſen Höhen von Duppel glühte heiß die Junisſonne, noch heißer der Verſchanzungseifer. Wir waren noch immer daran, jene feſtbaren Werke zu vollenden, die geeignet ſchienen, auf Jahrhunderte ein Denkmal der Anſtrengungen des vereinigten Deutſchland zu ſein, ein „Germanenwerk" als Gegenſtück zu dem vor der Zeit zerbröckelten, von Oeſterreichs Schlacht überſtürmten „Danewerk". Die Stellung, die ſo befeſtigt wurde, war allerdings eine ſehr wichtige, indem ſie der in Jütland operirenden Armee den Rücken decken und einen etwaigen feindlichen Einbruch von Alſen aus verhindern ſollte. Indeß waren wir mit Rückſicht auf das zur Vertheidigung äußerſt günſtige Terrain, das von einigen höhern Punkten vollſtändig beherrſcht werden konnte, bereits mehr als genügend verſchanzt, ſodaß jedes neu anzulegende Werk von Allen, die Gründer natürlich ausgenommen, nur noch mit Humor beſprochen wurde. Wir hatten auf einer Linie von höchſtens drittehalbtauſend Schritt Länge, deren beide Endpunkte an die See, und zwar nordlich an den Alſſund, ſüdlich an den Venning Bund, eine Bucht des Flensburger Meerbuſens, ſtießen, nicht weniger als 40—50 Geſchütze vom allerſchwerſten Kaliber aufgeſtellt, ungerechnet die in ſteter Bereitſchaft gehaltenen Feldgeſchütze. Dieſe verhältnißmäßig bedeutende Artilleriemacht zu beſchützen und zu unterſtützen waren drei Bataillone ſtets auf den Höhen, theils als Vorpoſten, theils zur nächſten Reſerve, anweſend, und zehn andere waren ſo über die Halbinſel vertheilt, daß ſie in wenigen Stunden auf dem bedrohten Punkte ſtehen konnten. Dieſer wahrhaft furchtbaren Anſtalten ungeachtet verging kein Tag, an dem die Truppen nicht durch Anlegung neuer Vertheidigungsmittel beſchäftigt worden wären. Da gab es bald dringend nothwendige Laufgräben zur Verbindung von Batterieen aufzuwerfen, die bereits durch eine Terrainfalte auf das allerſicherſte miteinander verbunden waren, bald Infanterie- und Artillerie-Schanzen anzulegen, aus denen nie ein Schuß fallen ſollte, bald die Hinterſeiten oder, militäriſch ge-

sprechen, die Kehlen einzelner Werke durch Palisadenreihen zu schützen, die durch die Kanonen der Labinterliegenden vor Rückenangriffen hinlänglich gesichert waren, bald Deckungsmittel gegen drohende Werke des Feindes aufzurichten, die nur in der Einbildung eines Obern existirten. Das Alles aber hatte seinen einfachen Grund. Wir haben sonst wol davon gehört, daß die Zwietracht die Kräfte des deutschen Volks verzehre, bei unserm Armeecorps wurden sie von der großen Einigkeit aufgezehrt.

Das Armeecorps im Sundewitt war aus einer Menge von Contingenten der kleinern deutschen Staaten zusammengesetzt — so viele Bataillone, so viele Nationalitäten! Keine derselben konnte einen Anspruch auf vorwiegenden Einfluß machen; der Höchstcommandirende selbst erschien unter so vielen Hochcommandirenden nur wie ein primus inter pares, und so herrschte denn nicht nur unter den verschiedenen Befehlshabern, sondern auch zwischen diesen und dem Generalcommando eine Höflichkeit und Zuvorkommenheit, die sich in der Erfüllung jedes gehegten Wunsches des Einzelnen kundgab. Schlug also der Oberbefehlshaber der Streitmacht von Lippe-Detmold unmaßgeblich eine Aenderung in den Befestigungsarbeiten vor, so beeilte man sich, sie ins Werk zu setzen. Zählte sich der combinirte Oberst von Anhalt-Dessau-Köthen-Bernburg mit den ihm anvertrauten 1800 Seelen nicht gedeckt genug in der Vorpostenstellung, so wurden ihm die erforderlichen Brustwehren flugs aufgeworfen. Ueber diese, die für Mitteldeutschland gerade ausreichend waren, ragte das schlank aufgeschossene sechsfußige Oldenburg bedenklich weit hervor; sie mußten also erhöht werden. Dadurch verschwand aber Süddeutschland, namentlich die kleinen behenden Söhne Nassaus, ganz in dem Graben, sodaß wiederum Lug- und Schießscharten in die Erdwälle geschnitten werden mußten. Braunschweig begehrte dies, Kurhessen das Gegentheil, aber Alles wurde, so rührend an und für sich das Bestreben nach Einigkeit war, zu bereitwillig und höflich zugestanden. Die preußischen Artilleristen endlich, deren es hier etwa 200 Mann unter Anführung eines Hauptmanns gab, die durch den Feldzug um die alljährlichen großen Uebungen auf dem Batterie-Bauplatze kamen, mußten das Versäumte auch noch möglichst nachholen, und so wurden Batterieen über Batterieen zur Uebung gebaut.

Durch die so von dem Erstürmungstage der Düppler Höhen, dem 13. April, an bis zum Juni entstandenen Werke zur Kenntnißnahme des Lebens im Felde den Leser spazierenzuführen, ist gegenwärtig mein Wunsch. Glaubt mir, es verlohnt sich der Mühe und ich denke, ich bin ein leidlicher Cicerone. Wie oft bin ich nicht, wenn ich damals unthätig auf den Höhen umherschlenderte, von neugierigen Gesellschaften gepreßt worden, ihnen unsere Wunder zu zeigen! Da galt es denn, im Geschwindschritt von Schanze zu Schanze zu eilen; da ward nach tausend unerheblichen Dingen bis zur Verzweiflung gefragt; da mußten unzählige Vorurtheile und irrige Vorstellungen bekämpft werden und zum Schluß fuhren die oft aus weiter Ferne gekommenen Wißbegierigen wieder davon, ohne vor dem Wust von Kleinigkeiten, mit denen sie ihr Gedächtniß überladen hatten, zu einer Anschauung des Ganzen gekommen zu sein.

Beginnen wir mit dem ältesten der Werke, das zugleich am weitesten zurück und auf dem höchsten Hügel der ganzen Kette lag. Sein Name bezeichnet seine Bedeutung, es hieß das „Kernwerk".

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Ein römisches Tagebuch.

Von Robert Waldmüller.

I. Aufs Land.

Rom, 5. März 1854.

Gestern früh 8 Uhr fuhren wir zum ersten mal aufs Land oder, wie man hier sagt, ins Gebirg. Wenn der Kalenderfrühling heranrückt, läßt's Einem doch in den Städten keine Ruhe mehr; man möchte wieder ganz ins Freie, möchte den Staub der Passeggiata abschütteln und sehen, wohin man denn während der schönen Jahreszeit sein Haupt betten könne.

Das Gebirge hört man da als das Entzückendste des Entzückenden preisen. Albano, Ariccia, Genzano sagen Einige, Frascati oder Tivoli sagen Andere. Und in der That, die Namen haben von so mancher roßigen Beschreibung her einen so freundlichen Klang, daß man das Paradies auf Erden zu finden hoffen darf.

Wir fuhren bei schneidend kalter Morgenluft am verwaisten Lateran vorüber, durch die Porta Asinaria oder San-Giovanni, wie sie jetzt heißt, in südlicher Richtung dem ersehnten Gebirge zu. Die Straße ist gepflastert und im allerbesten Zustande. Wir könnten in dieser Beziehung auch von den jetzigen Römern noch immer lernen, wie sie ihrerseits von den alten Römern gelernt haben. In der Stadt sowol wie auf den Poststraßen verwenden sie lauter regelrecht behauene Steine, die sie in eine Mischung von Kalk und Granitgrus

verlieren, sodaß jedes derartige Pflaster zu einem förmlichen Gemäuer wird und zwischen den einzelnen Steinen keine weitere Lücke bleibt, als für die Hufeisen der Pferde nöthig ist. In solch gutem Zustande finden sich die sämmtlichen alten Heerstraßen, die man nach und nach aus Schutt und Trümmern herausgegraben hat; z. B. die nach Albano führende Via Appia, welche erst unter Papst Pius VII. entdeckt wurde und deren Anlegung dem Senior Appius Claudius Crassus Cäcus, 451 Jahre v. Chr., zugeschrieben wird.

Während unser Wagen auf der glatten Straße dahinrollte, zur Linken wie zur Rechten nichts als die unangebaute, menschenverlassene Campagna mit ihren riesenhaften Aquäducten Claudia und Aelia, ihren einzelnen Tempel- und Palastrümmern und den seltenen Winzerwohnungen in verfallenen Villen, Alles farblos, öde und halbeidhnlich, hatten wir Muße, des Gründers dieser Straße zu gedenken und uns der Gewaltthat zu erinnern, welcher wir Leising's „Emilia Galotti" verdanken. Die nämlichen Albaneier waren es auch, welche durch ihren Raubzug gegen Rom dem Appius Gelegenheit gaben, die Rolle des Prinzen im Leising'schen Stück zu spielen, freilich mit weit mehr persönlicher Brutalität als dieser Prinz. Appius hatte die Tyrannei dem Adel entgegengeschickt und dadurch die Stadt von einem großen Theile ihrer Bewohner entblößt, darunter auch den Plebejer Virginius, die Abwesenheit des Letztern benutzend, ließ er durch seinen Clienten M. Claudius die Tochter jenes Plebejers, Virginia, rauben, vorgebend, sie sei die Tochter einer Sklavin des Claudius und von dem Virginius untergeschoben. Da der zurückgekehrte Vater vergebens alle Mittel aufwandte, um seine Tochter zu befreien, benutzte er den letzten Augenblick, wo sie auf dem Forum zum Anhören des Appianischen Schiedsspruchs ihm gegenüberstand, um ihr den Tod zu geben. Ungleich dem Leising'schen Prinzen, der sich mit der Entlassung Marinelli's salvirt, wurde Appius durch das erzürnte Volk gestürzt und nicht lange darauf im Gefängnisse erdrosselt.

Doch wir kommen dem Gebirge näher und näher und haben schon die Ruinen von Bovillae hinter uns; sie sind vor noch nicht langer Zeit aufgefunden worden und haben ein geschichtliches Interesse durch die hier vor etwas mehr als 1800 Jahren erfolgte Ermordung des Clodius Publius, den bei seiner Rückkehr von Aricia die Diener seines Feindes Milo überfielen.

Vor uns rasselt ein vierspänniger Wagen, der ein karnevalmüdes Ehepaar nach Neapel bringt. Der Postillon sitzt auf dem Sattelpferde und treibt, so oft ein Hügel zu erklimmen ist, die Rosse zum lustigen Galopp an. In einiger Entfernung hinter uns hält sich ein Personenwagen nach Albano, in welchem wir unter Andern auch den Genremaler Franz Meyer beim vorherigen Vorüberfahren erkannten. Obschon übrigens Sonntag und gutes Wetter ist, zeigt sich kein weiterer Verkehr auf der ganzen Strecke, höchstens hin und wieder noch ein Maulthier sammt seinem Reiter.

Allmälig hebt sich die Straße; das Gebirge tritt uns näher. Wir sehen das stattliche Castel Gandolfo mit dem weithin sichtbaren Palast Urban's VI. Unser Weg indessen führt mehr zur Rechten, längs dem Gebirge in östlicher Richtung. Die Vegetation gewinnt rasch an Fülle und Frische. Ulmen, Olivenbäume, Steineichen beginnen wieder. Innerhalb hoher Dornen- und Binsenzäune erblicken wir Weinpflanzungen, Gemüsebau und auch hier und da Getreidefelder, die Reben durch langes und starkes Rohr gehalten, dessen man sich hier allenthalben bedient und das manchmal fast die Stärke des Bambus erreicht. Endlich, nach dreistündiger Fahrt, geht es bergauf nach Albano.

Der Ort liegt 900 Fuß über Seehöhe, zählt 6000 Einwohner und ist auf den Trümmern der schönen Villen Domitian's, Clodius' und des Piratenjägers Pompejus erbaut; er lehnt sich an den Abhang des gewaltigen Lavawalls, welcher den Albanersee, früher ein ausgebrannter Krater, umgibt. Ein tiefer Fuß hoher unterirdischer Kanal, nach etruskischer Anlegung vor mehr als 2200 Jahren gebaut, hält den Spiegel des Sees auf gewisser Höhe und schützt vor Ueberschwemmungen. Er soll niemals Ausbesserungen erfordert haben.

Die Stadt selbst besteht aus wenigen engen Straßen, die wir mit Männern in Mänteln und Hüten gefüllt fanden, wie die Bevölkerung hier ihre Sonntagsmuße, auf Märkten und Plätzen umherschend und schwatzend, hinzubringen pflegt. Die Frauen von Albano bis Frascati einerseits und Genzano andererseits haben den Ruf der Schönheit und rechtfertigen ihn; unterstützt wird das Erfreuliche ihrer Erscheinung durch die schöne Tracht. Sie tragen gewöhnlich ein hinten weit offenes, durch Schnüre zusammengehaltenes Mieder von scharlachrother Farbe, darüber ein Seidentuch, das sie hinten in der Nähe des Halses gardinenartig in Falten legen. Ihr Rock besteht aus farbigen Stoffen, nicht selten schwerer Seide. Die Haare sind an beiden Schläfen zu einer glatten Rolle aufgesteckt.

Durch die aufgebundene Flechte des Hinterkopfs geht eine Nadel mit reicher Filigranarbeit oder mit Gold- und Silberähre, auch wol mit einer Haupt, deren Offen- oder Geschlossenstein auf den ledigen oder ehelichen Stand der Trägerin schließen läßt.

Wir verschoben den Besuch des Sees auf den Nachmittag, ließen unsern Wagen in Albano zurück und wanderten ohne Verzug nach Ariccia, welches nur zehn Minuten entfernt ist.

Seit kurzem ist das dazwischenliegende Thal durch eine stattliche Brücke durchschnitten und die Straße wesentlich verbessert worden. Bei dieser Brücke angelangt, fühlten wir zum ersten mal nach langer Zeit uns einmal wieder wirklicher Natur gegenüber. Zur Linken hob sich der Boden und knorrige Eichen streckten ihre Äste ins Blaue empor, zu unsern Füßen wand sich die alte Straße, von Wallgebüsch eingefaßt; Gemüsegärten und andere Pflanzungen wechselten mit natürlichem Baumwuchs; zur Rechten dehnte sich die flache Campagna und in der Ferne schimmerte der Silberspiegel des Mittelländischen Meers. Der heimische Ruf eines schmetternden Buchfinken und über uns steigende und trillernde Lerchen vollendeten das Frühlingsartige der ganzen Stimmung, dessen man sich in Rom so schwer bewußt wird.

Ariccia war bald erreicht. Ob noch die stattliche Wirthin Marianna leben mag, von welcher der reisende „Waldbruder" soviel Gutes berichtete? Jedenfalls liegen etliche dreißig Jahre dazwischen, und, wie Wilhelm Müller selbst, mag auch sie in ihren Vätern versammelt sein. Aber ihre Nachkommen sind noch gerade so, wie er sie beschrieben hat, hier sowol wie überhaupt, wo es Italiener gibt, und selbst Goethe's Ausspruche über Volk und Sitten stimmen noch heute fast ohne Ausnahme mit der Wirklichkeit überein.

Wir unterrichteten uns bei dem Signor Martorelli über die Lage und Ausstattung seiner Domizile, da der Zweck, einen weitern Sommeraufenthalt ausfindig zu machen, unser vorzügliches Augenmerk bleiben mußte. Es pflegen in diesem Hause während der Sommermonate vor allem Maler zu wohnen, da die Nähe des erwähnten Eichenwaldes und die Tracht des Volks ein Lockmittel wie für Genremaler guten Studiums bietet. Die Zimmer des obern Stocks mögen denn auch mancherlei Denkzeichen von der Hand ihrer frühern Bewohner und wir hatten Gelegenheit, uns von neuem zu überzeugen, wie viel höheren der Charakter eines Menschen sich in der Gestaltung wiederspiegelt als in dem sorgfältigsten Porträt. Der Preis für ein Zimmer mit vollständiger Bedienung, Frühstück ausgenommen, ist in diesen Nachbarhäusern und so auch in Genzano und Nemi ziemlich derselbe, nämlich 6—7 Paoli per Tag, was etwa auf einen preußischen Thaler hinauskommt, wobei man kaum in Betracht zieht, ob man lange oder kurze Zeit verweilt. Ariccia besteht aus einer einzigen großen Gasse, an welche sich noch ein paar enge Nebengäßchen anschließen und zählt über 1400 Einwohner.

Durch die Gassen dieser wie fast aller ähnlichen italienischen Landstädte oder städtischen Dörfer weht man von der freien Luft und von der grünen Umgebung nach Möglichkeit abgesperrt. Die Häuser sind hoch, haben andere hohe Häuser gegenüber, gewähren somit nicht viel mehr, als Stattwohnungen zu bieten vermögen und stimmen wenig zu unsern deutschen, zumal norddeutschen Begriffen von ländlichkeit. Gärten sind fast ganz unbekannt und würden auch mit der engen Anlage dieser Orte nicht wohl zu vereinigen sein. Die Nähe des sogenannten Grabmals des Horatier und Curiatier, sowie der Gedanke, daß hier die Mutter des Augustus geboren wurde, entschädigt nur schwach für den Mangel echten Naturgenusses und freundlicher Ländlichkeit.

Von Ariccia nach Genzano führt ein lieblicher, zum großen Theil von alten Eichen umgebener Weg, der sich in mancherlei Windungen den Unebenheiten des Bodens zu entziehen sucht, welcher aber, als die Hauptstraße nach Neapel, bei dem hinzukommenden Verkehr Genzanos mit Albano und Rom sowol staubig als wagenreich ist. Nach einer Stunde etwa erreichten wir Genzano, eine gutgebaute Stadt, nächst der Olmata, mit einem Ulmenhain von mäßiger Ausdehnung. Auch hier bietet der Vorwall eines ausgebrannten Kraters den Boden, auf welchem sich die Stadt, schräge aufsteigend, angebaut hat. Zwei breite Ulmenalleen führen von der Hauptstraße aus nach den beiden Enden des Orts, die links gelegene endet bei dem Schlosse des Fürsten Sforza-Cesarini, welches, hart an dem höchsten Punkte der Stadt gelegen, wo das Terrain nach dem tief unten liegenden See zu abfällt, einerseits auf diesen, andererseits auf das Meer die schönste Aussicht hat. Das Städtchen selbst bietet somit, obschon wenigstens etwas weitläufiger gebaut, nicht mehr ländliches als die vorhin erwähnten Orte. Die Straßen waren auch hier wieder mit Umherschauenden gefüllt, welche zwischen Mittagbrot und Marktgeschwätz, immer in vollständiger Wanderkleidung, mit Mantel und Hut, ihren Sonntag verlebten.

Der Remiſee ſchien uns endlich als das letzte Ziel unſerer Wanderung, zugleich der befriedigendſte Theil derſelben, und wir haben auch Nachmittags, als wir den Albaneerſee beſuchten, die Schönheit des erſtern nicht übertroffen gefunden. Er bildet ein verſchobenes Dreieck, deſſen ſüdlicher Winkel Genzano beſpült, während Nemi in der Mitte der beiden nördlichen Winkel wie ein hohes Felſenneſt vom ſteilen Ufer herabſchaut. Dieſes Ufer iſt bei Genzano von minderer Höhe als bei Nemi, ſo zwar, daß man von dem am See entlang führenden Pfade unterhalb Nemi faſt eine halbe Stunde zu ſteigen hat, ehe man das Dorf ſelbſt erreicht. Dieſer Pfad nun iſt in der That entzückend genug. War auch noch kein Frühlingsgrün an den Bäumen, ſo wucherten doch ſchon Blumen aller Art in bewundernswürdiger Fülle, und vertrocknete Schlinggewächſe ſpannen ſich in ſolcher Menge von einem Baum zum andern, daß die Ueppigkeit des Pflanzenwuchſes im hohen Sommer ſich jetzt ſchon ahnen ließ. Hier und da lagen Bäume halb im Waſſer, wie umgeſtürzt durch die Uebermaße des immergrünen Epheus.

Nach langem Bergaufſteigen in Nemi angelangt, warfen wir durch eine Art Gaſſe, wo indeſſen nichts Lebendiges zu ſehen war. Als wir aber um die Ecke bogen, fanden wir auch hier die Sonntagsverſammlung der Männer und erfuhren von einem dienſtfertigen Alten, daß die einzige Oſteria des Orts nur wenige Schritte von uns lag. Hier begrüßte uns die corpulente Wirthin mit dem Erbieten, ſogleich eine Frittata bereiten zu wollen, da ſie nicht auf Anderes eingerichtet ſei. Der Gaſte kam hinzu und entdeckte noch einige gebackene Fiſche, die er alsbald als Gredenza auftiſchte, verſichernd, der dazu gereichte herbe Wein ſei von denen Orvieto-Gewächſe und zwar vecchio, vecchio, was wir ihm um ſo lieber aufs Wort glaubten, als der Wein ſelbſt weniger überzeugend zu uns ſprach. Der Gierkuchen bald darauf war deſto ſchmackhafter, und als nach dem ungeſalzenen und völlig geſchmackloſen Kavallekäſe ein paar ſeine Aepfel das Mahl beſchloſſen, nahmen wir die beruhigende Gewißheit mit uns, daß Padrone ſowol wie Padrona geleiſtet hatten, was Nemi irgend zu bieten vermochte.

Eine Sauberkeit übrigens wie in dieſem Hauſe iſt uns noch nicht wieder in Italien vor Augen gekommen und ſelbſt manche Schweizerwirthſchaft könnte ſich ein Beiſpiel daran nehmen. Aber die Räumlichkeit dieſes Gaſthofs war ſehr beengt, obſchon er aus einem Hauptgebäude und einem Nebenbau beſtand. Jedes dieſer Häuſer hatte nur ein einziges Zimmer, welches, obſchon beſchränkt, die ganze Breite und Tiefe des Gebäudes ausfüllte. Eine Art Steintreppe führte außerhalb des Nebenhauſes zu dem einzigen Zimmer dieſes letztern, wogegen man zu dem Zimmer des Hauptgebäudes durch den untern Raum deſſelben gelangte, welcher Küche, Gaſtzimmer und alles Andere in ſich vereinte. Schöner noch als dieſe kleine Wirthſchaft, von welcher aus man übrigens See und Meer überſieht, liegt das Kloſter und das Schloß des Fürſten Rospigliosi. Nemi überhaupt hat noch am meiſten das Recht, ſich ſeiner ſchönen Lage zu rühmen, da es von Wald und Waſſer umgeben iſt und einen viel weitern Blick gewährt als einer der vorher berührten Punkte. Freilich iſt ſein Vorzug zugleich ein Mangel; die friſche Luft und weite Ausſicht Nemis erkauft man durch eine zum erfreulichen Hin und Her viel zu ermüdende Entfernung von dem tiefgelegenen See: die Strecke von dem Pfad am Rande des letztern bis hinauf nach dem Dorfe ſelbſt muß in warmer Jahreszeit eine Strapaze ſein, welche den Genuß der Waſſernähe ſehr vertheuert.

Da die Sonne ſchon im Sinken war, traten wir den Rückweg nach Genzano an und zwar diesmal auf der bequemen Fahrſtraße, welche ſich in gebührender Entfernung vom Waſſer hält. Nach einer Stunde etwa hatten wir Genzano wieder erreicht, nach einer andern Stunde Ariccia, von wo aus wir durch den Eichenhain nördlich von der Stadt nach dem Albaneerſee hinüberbogen. Drei Viertelſtunden etwa wandelt man zwiſchen ſtattlichen Bäumen, zur Linken immer einer Mauer folgend, welche nach der hieſigen traurigen Sitte einen furchtbaren Platz abgrenzt. Endlich iſt das Kapuzinerkloſter erreicht, zu welchem eine herrliche Allee führt und deſſen Lage einen günſtigen Ueberblick des Kraterbeckens bietet. Der Remiſee hat vier Miglien, der Albaneerſee ſechs Miglien im Umkreiſe; beider Ufer ſind hoch und in der Waſſernähe ohne Menſchenwohnungen. Ihr Charakter iſt ernſt, ihre ganze Erſcheinung hat etwas Vereinſamtes. Caſtel Gandolfo thront am Südweſtende des Ufers und überſieht von ſeiner Höhe den See und das hinter ihm aufſteigende mäßige Gebirge.

Man darf bei dieſem Worte übrigens ſich nicht viel mehr als eine Hügelkette vorſtellen; der Monte-Cavo ſelbſt erreicht nur die Höhe von 2500 Fuß und Alles ſteigt und ſenkt ſich in allmäliger Weiſe; nur nicht die Seeufer.

Als wir vom Albaneerſee nach der Stadt Albano zurückkehrten, wo der Wagen unſerer wartete, war

und zum Beschluß dieses ganz erlaubten Tags noch ein Anblick vorbehalten, der uns ebenso verwirrend wie erschütternd war. In einer Querstraße standen wir uns plötzlich zweien langen Angeketteten gegenüber, an deren letzterm Beutel hingen und die aus dem vergitterten Fenster eines zu ebener Erde liegenden Gemachs in uns hineinstreichen. Zugleich hörten wir die klaglichen Laute: „Dio qualche cosa, Signore, sono poveri prigionieri!“ Von baldes Dutzend Männer und Frauen wurden zu gleicher Zeit hinter dem Gefängnisgitter sichtbar, wie sie mit Geberden die Bitte um Almosen unterstützten, und ein Mann, der vor dem Fenster auf der Straße stand und mit den Gefangenen schwatzte, Freund oder Wächter der Eingesperrten, zeigte gleiche Neugierde wie die Andern wegen der wahrscheinlichen Beute. Wir gaben, was wir in der Tasche fanden, erschüttert durch die plötzliche Nähe dieses grellen menschlichen Jammers, der Gefangenschaft. Als wir vorüber waren, schallten — Flüche und Lärm uns nach und wir hatten Mühe, über das Gesehene und Vernommene Betrachtungen anzustellen, welche nicht eben freudig waren. Hatte man uns getäuscht oder waren die weltlichen Verbrecher selbst so verworfen — Petrus lassen wir ununtersucht, da das Resultat in beiden Fällen ein unerquickliches gewesen wäre.

Abends 9 Uhr fuhren wir wieder in Rom ein.

(Der zweite Artikel: Der Papst, in nächster Nummer.)

Unsere Dienstboten.

Eine Weihnachtsbetrachtung.

Es hat einmal Jemand gesagt, die Dienstboten wären unsere natürlichen Feinde. Die ganze Wahrheit dieser Behauptung habe ich leider oft empfunden und doch nie aufgehört danach zu streben, diese Feindschaft in Freundschaft zu verwandeln.

Wir brauchen nur aufs Land zu gehen, um uns zu überzeugen, daß Herr und Knecht durch treue Anhänglichkeit verbunden sein können. Ländlich regnet sie dort nicht Erziehung und Lebensweise; die Interessen des Herrn kann der Knecht ganz begreifen; er theilt seine Arbeit und seine Erholung; der Eine sieht nicht im Frack, der Andere nicht in der Livrée, und Beide essen an Einem Tisch. Wieviel liegt allein in dem letzteren Umstand!

Können wir nun auch dies ideale Verhältniß in der Stadt nicht erreichen, so sollen wir doch nicht gleich von vornherein kein anderes als das rein vertragsmäßige, das sich nur auf Zahlung und Dienstleistung beschränkt, mit Menschen, die unter unserm Dache leben, wünschen. Kaum hat man die Dienstboten durch Maschinen ersetzen, die man den Stiefel möchten damit sehr einverstanden sein; ob sie dann wünschen dürfen, daß ich dabin stelle? einstweilen aber ist die diese Maschine noch nicht erfunden ist, die Dienstboten als solche zu behandeln gewiß nicht das Mittel, gelegentlich auf ihre Treue und Anhänglichkeit Ansprüche machen zu dürfen. Nicht die Strenge ist es, welche das Verhältniß der städtischen Dienstboten zu ihren Herrschaften vergiftet, sondern die Gleichgültigkeit; die allgemeine Ansicht ist eben, die Dienstboten wären eine so verderbte Klasse von Menschen, daß wir uns so fern als möglich von ihnen zu halten hätten und ihre Moral uns gar nichts angingе. Viele halten es sogar für gering, von ihrem Thun und Treiben außer dem Hause nur etwas wissen zu wollen. Wie oft hört man nicht den Grundsatz aussprechen: „Man darf sich mit Dienstboten nicht gemein machen!“ und manche Dame, welche die Verhältnisse eines ihr fern stehenden Familien mit Theilnahme erforscht, wird müde von denen ihrer Magd. Hat sie Eltern, Geschwister, Verwandte? Muß sie nicht vielleicht auch noch Andere ernähren oder steht sie ganz allein in der Welt? Sie weiß es nicht und würde lachen, eine Frage an die Magd zu richten, die sich nicht auf die Dienstleistung bezieht. Kommt nun die Herrschaft den Namen ihrer Dienstboten und hört die wenige Male Mittel, so muß sie oft die Lösung sich erst rathen lassen, auch verstan den Namen zu sagen, weil es der Hausfrau so unbequem ist, ihr Gedächtniß mit einem neuen zu beschweren. So werden die Dienstboten ganz unpersönlich im Hause ihrer Herrschaft oder richtiger hinausgeschen; denn selten wird bei der Wahl eines Quartiers auf Dienstboten Rücksicht genommen; sie werden noch mit untergebracht. Ereignet sich der Fall, daß einer von ihnen erkrankt, so kann man sich natürlich mit ihrer Pflege nicht befassen und man begnügt sich damit, sie ins Krankenhaus schaffen zu lassen und für sie die Verpflegung zu bezahlen; erst wenn sich der Gesunde wieder einstellt, erinnert man sich seiner Existenz, und es ist sehr glücklich, wenn er seine Stelle nicht schon wieder besetzt findet. Gewöhnlich gibt die Herrschaft den Leuten am liebsten Kostgeld, um auch dieser Sorge für sie überhoben zu sein; ob sie sich nun dafür gesunde Nahrung verschaffen oder das Geld auf andere Weise verthun, ist nicht ihre Sorge. Sie beurtheilt eben nur die Arbeit und meint dagegen alle Verpflichtungen zu erfüllen, wenn sie reichlich

zahlt. Will die Herrschaft nur die Dienstleistung, so arbeitet der Dienende auch nur für den Lohn. Im Hause ist ihm nicht wohl; er sieht entweder die Gegenwart nur für eine Prüfungszeit an, nur dazu bestimmt, seine Zukunft zu verbergen, oder er sucht durch Vergnügungen außer dem Hause sich zu entschädigen. Es fehlt in der Stadt nicht an öffentlichen Belustigungen, Theatern, Schenken, Tanzböden, wo die Sitten des Volks verderbt und seine Kassen ausgebeutet werden. Dann kommt die Putzsucht der weiblichen Dienstboten; sie eifern ihrer Herrschaft nach, die ihnen darin auch volle Freiheit läßt; sie meint, man könne ihnen gern die Kleider gönnen, „außer dem Hause die Dame zu spielen", und bedenkt nicht, daß sie leichter aus der Tracht der Magd in die der Dame schlüpfen als umgekehrt. Kehrt die Magd zu ihrer Arbeit zurück, so ist sie ihr eine Last; sie denkt nur an den vergangenen und den zukünftigen Sonntag; sie fühlt sich durch die halbe Bildung, die sie vielleicht im Theater und durch verderblichen Umgang aufgeschnappt hat, zu etwas Besserm geboren und gemißbildigt. Sie bereitet die Herrschaft, die alle Tage Sonntag hat; und reicht ihr Lohn nicht mehr hin, ihre Vergnügungssucht und ihre Eitelkeit zu befriedigen, so fängt sie an, auf unrechtlichem Wege das ihr nothwendig Gewordene zu erschwingen. Kommt man hinter solche Schliche, so wird sie aus dem Dienst entlassen und die Herrschaft übt bei dieser Gelegenheit die wohlfeile Großmuth aus, ihr dennoch ein gutes Attest zu geben. Sie rächt gewissenlos durch diese Empfehlung die zukünftige Dienerin ihrer unehrlichen Magd, ernst aber auch den Lohn dafür, denn unfehlbar ist sie auf ähnliche Weise in ihrer neuen Dienerin betrogen, und so nimmt kein Ende dies Kämmerchen-Verwirren-Spiel der Dienstboten, welche dabei in ihren schlechten Sitten und Gewohnheiten durch die Gedankenlosigkeit der Herrschaft immer mehr bestärkt werden.

Angenommen, daß es unter solchen Umständen auch für die Wohlgesinnten [illegible] den Herrschaften schwer ist, unverdorbene Dienstboten aufzufinden oder verdorbene zu bessern, darf man doch nie ermüden, das Beste zu erstreben. Rathsam bleibt es, bei einer zu treffenden Wahl mehr nach braven als geschickten Leuten auszusehen; denn leichter wird man immer ihre Hände als ihr Herz belehren; aber auch darin sollen wir nicht verzweifeln. Wer Dienende in sein Haus nimmt, soll nur nie vergessen, daß er unwillkürlich Verleiher einer Erziehungskraft geworden ist. Auch hier wird, wie bei Kindern, das Beispiel am meisten wirken, Ordnungssinn und Pünktlichkeit in der Aufsicht wird bei den Untergebenen Dasselbe bewecken. Nicht umsonst heißt es: „Wie der Herr, so der Diener." Am wenigsten Mühe wird kosten, wenn die Leute schon unter verschiedenen Regierungen gestanden haben und von dem Egoismus der höhern Stände überzeugt sind, ihnen zu beweisen, daß man es wirklich gut mit ihnen meine. Sie müssen gleich bei ihrem Eintritt ins Haus fühlen, daß sie als Mitglied der Familie aufgenommen sind und überhaupt nur ihre Stellung behaupten können, wenn sie sich einer solchen würdig zeigen. Man soll nicht zuerst von ihrer Arbeit, sondern von ihrem sittlichen Verhalt mit ihnen reden und in jeder andern Beziehung Nachsicht, in dieser aber Strenge versprechen. Man soll sie damit bekannt machen, daß ihre Vergnügungen und ihr Umgang der Aufsicht der Herrschaft unterworfen sein werden. Die Hausfrau selbst muß ihnen ihre Wohnung anweisen und sie müssen sich auch darin wohlbedacht fühlen. Ist es nicht möglich, daß sie die Kost der Herrschaft immer theilen, so muß die Hausfrau selbst, was Ranges sie auch sei, dieselbe täglich beaufsichtigen und untersuchen, ob sie gesund und schmackhaft ist. An Sonn- und Festtagen sollte man es immer möglich machen, den eigenen Tisch mit den Leuten zu theilen. Eine sehr üble Einrichtung ist es in vielen Häusern, daß die Dienstboten keine bestimmte Essstunde haben; sie verschlingen in Eile, oft aufgewärmt oder kalt, ihre Kost, Einer nach dem Andern. Das ist unbehaglich und ungesund, und selbst Die, die es nicht besser gewohnt sind, sollte man auch darin die Regelmäßigkeit lieben lehren; ihr Tisch muß zur bestimmten Stunde gedeckt sein und sie dürfen bei der Mahlzeit nicht wegen Kleinigkeiten abgerufen oder gestört werden. Jedem Menschen ist Ruhe und Erholung nothwendig; so ist es auch zweckmäßig, wenn die Herrschaft von 7 Uhr an im gewöhnlichen Leben Feierabend für die Dienstleute eintreten läßt und ihnen erlaubt, dann entweder für sich selbst zu arbeiten oder zu lesen, wobei ihnen auch schon das geselige Beisammensein untereinander erholend ist. Je mehr man solche bestimmte Rechte einräumt, desto mehr darf man zu anderer Zeit Thätigkeit verlangen und müssiges Geplauder verbieten. Sonn- und Festtage, die soviel leuchtender im Leben der arbeitenden Classen stehen, müssen, die unermüdlichen Obliegenheiten abgerechnet, ganz den Dienenden gehören. Sie dürfen dann ausgehen, Freunde und Verwandte

besuchen, auch mal Besuch empfangen. Vor dem Abend mußten alle weiblichen Dienstboten wieder zu Hause sein, es ist denn, man hätte sie ins Theater geschickt, welches bei guten Schauspielen und als seltener Genuß ganz selbstverständlich war. Die Unvermeidlichkeit eines begleitenden Liebhabers habe ich nie anerkannt und finde, daß man darin ohne Gefahren weit geht, wenn sich eine anständige Heirath nicht klar beweisen läßt. Bei der Handhabung des Verbots sollte man nicht, wie es an vielen Orten Sitte ist, ein bestimmtes Verbrechen zu Nutznießen ausmünzen; man macht den Leuten die Freude der Ueberraschung und es ist unbilderlich, daß das unerwartete Verbrechen eher als das, worauf man gerechnet hatte, gesühnt wurde. Für solche unerwartete Fälle sollte man den Dienstboten ebenso viel als den Kindern eine Sparkasse geben, damit sie sich gewöhnen, für die Zukunft zu sorgen. An manchen Orten hat sich ein Verein gebildet, um Dienern, welche eine Reihe von Jahren mit Treue gedient haben, Unterstützung zu sichern, auch werden derselben Prämien ausgetheilt. Daß Prämien sind ja gewiß überflüssig und das Beste sollte man haben zu wollen, solchen Dienstboten, welche nicht mehr dienstfähig sind, lebenslängliche Pensionen auszusetzen, wenn sie bewerben können, daß sie nicht in dem Falle waren, genug erspart zu haben. Nicht alle Herrschaften können die langjährige Treue durch lebenslängliche Versorgung ihrer Dienstboten belohnen, dagegen sind wol alle im Stande und verpflichtet, zu einem solchen Zwecke ärmliche Beiträge alljährlich beizutragen. Möchte hierer durch thätige Theilnahme sehr an, so scheint mir, man könnte damit ein Institut verbinden, in welchem die pensionirten Dienstboten junge Leute, welche sich dem Stande widmen, in den nöthigen Kenntnissen unterrichteten. Diese brauchten dann weniger zu wissen als in Privatstellen, wo sie das Schneiden, Nähen, Plätten, Stricken, Kochen u. s. w. erlernen, und Jenen erwüchse auch ein Nutzen daraus, der ihre Thätigkeit doch nicht so sehr in Anspruch nähme.

Zu dem Umgang mit Dienstboten gehört eine gewisse Sachkenntniß, um sie ungerecht in seinen Verrichtungen zu erscheinen und seinen Willen mit Gewissenhaftigkeit durchsetzen zu können. Graf P., ein vornehmer Diplomat, hatte die Manier, von Zeit zu Zeit seine sämmtlichen Diener an einem wohlbesetzten Tisch zu etabliren, an dem er ein sehr vortreffliches Diner einnahmen, daß er ihnen mit Champagner und Zubehör selbst servirte, um ihnen das regelrechte Benehmen auf diese Weise am sichersten beizubringen. Kann man auch die Prozedur nicht so weit treiben, so darf man sich in seiner Lage, die man von seinen Dienstboten verlangt, nicht ganz unkundig sein. Man muß auch sie verstehen, sie kennen zu lernen, daß man nicht auf Treue rechnet, aber anderes verlangt. Z. B. die Personen in der Stadt, in der ich lebe, sind nicht alle gleich gesund und wohlgemuthet. Wie oft ich auch unsern Diener angewiesen hatte, das Wasser aus einem entfernten Theile der Stadt zu holen, so merkte ich doch alsbald an Geschmack, daß wir wieder damit angeführt waren; ich ertappte ihn sogar einmal auf dem Wege zum verbotenen Brunnen und hier ihn nun auch noch von der Küche von dem guten Wasser holen, aber seinen Ungehorsam weiter zu tadeln. Ich ließ nun volle Kannen drei Tage lang stehen, worauf sich ergab, daß das schlechte Wasser gelb geworden und einen Satz abgab, während das andere klar geblieben war. Diese Erscheinung zeigte ich dem Diener, worauf ihm dabei seine Ungehorsamkeit und nun dem Augenblicke an war es aber gesagt, daß nicht „Blaues Wasser" sei". Er folgte von pünktlich meinem Befehle.

Oft hat man auch bei Dienstboten mit Hochmuth zu kämpfen; ist es, daß sie früher einmal gute Behandlung erlitten und nun meinen, jeden möglichen Vortheile durch Zank verlangen zu müssen, oder sie halten den Gehorsam zu weit für sie erniedrigend und suchen nun auf die Weise eine freiwillige Aufmerksamkeit durchzuführen. Baron S. hatte einen Kammerdiener, der ihn einmal weigerte, auf einem Gang durch die Stadt ihm einen Regenschirm nachzutragen; er meinte, sein Herr müsse ihn da einen, was sich für einen Hausknecht, aber nicht für ihn schicke. Der Baron antwortete ruhig darauf: „Gut, du brauchst ihn nicht zu tragen, aber geh' so mit!" Lakai nahm er selbst den Regen unter den Arm, trug ihn bis an den bestimmten Ort und weigerte sich standhaft, die Rolle des beschämten Lakais anzunehmen.

Das Wort dienen klingt Vielen beleidigend und sie ziehen vor zu sagen: „Ich habe einen Platz." Man sollte ihnen beweisen, daß die Bedeutung des Wortes Dienen eine schöne ist. Heißt dienen nicht sorgen und thun wir nicht Alle Dinge für Andere auf diese oder jene Weise?

Viele Herrschaften, im Gegensatz zu denen, die jede Annäherung im Gespräch mit ihren Dienstboten vermeiden, begehen den Fehler, sich über

Alles, was im Hause und in der Stadt vorgeht, mit ihnen zu unterhalten. Eine solche Vertraulichkeit schadet gewiß der Würde, die der Beichtende dem Beichtenden gegenüber zu anderer Zeit nicht entbehren kann. Dagegen sollte man über allgemeine Begebenheiten und über Alles, was sich auf die Familienverhältnisse der Dienstboten bezieht, mit ihnen reden, sie belehren, ihnen raten, helfen wo man kann, auch ihren Rath suchen, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet. Eine nicht zu billigende Gewohnheit der Herrschaften scheint es mir, in Gegenwart der Diener fremde Sprachen zu reden und sich nicht lieber die kleine Unbequemlichkeit aufzulegen, solange sie zugegen sind, sich über Dinge zu unterhalten, die sie hören dürfen. Das immerwährende Ausschließen hat etwas Verletzendes und ich finde es nicht weise, daß die Herrschaft, um vor ein einziges Geheimniß vor ihren Leuten bezeichnen, nicht auf Deutsch zu sagen wagt: „Ich freue mich, daß bald Mittagszeit ist!“ oder etwas Aehnliches.

Am meisten kündigt man durch Mißtrauen gegen die Dienstboten. Wer oft ungerechten Verdacht erduldet, wird weniger gegen die Schande, welche auf der Unehrlichkeit ruht, abgestumpft sein, wenn er keinen heimen Mitstand in sich hat, welcher der Versuchung entgegen wirken. Dagegen wird Vertrauen oft veredelnd wirken. Ein Diener z. B., der dem Zucker und Kaffee nicht widerstehen konnte (er war Familienvater), wenn sie durch Zufall unverschlossen waren, hat sich, seit ich ihn selbst über meine Schränke schicke, nie wieder einen Unterschleif erlaubt. Mein Großvater hatte einen Diener, der ihm aus Listen, die er sich davon hielt, Wachslichter entwendete. Er sah es einmal aus des Dieners Tischladen herausgucken und nahm den Menschen beiseite und hielt ihm sein Unrecht vor. Er gestand seinen Fehler und entschuldigte sich mit der Versicherung, er hätte die Lichter zu einem Weihnachtsbaume für seine Frau gebraucht und die Sache nicht für so groß gehalten. Mein Großvater erklärte ihm, daß er brauch, wenn er die Sache anzeigen wollte, als Syphilis erkannt und bestraft werden würde. „Nun“, sagte er hinzu, „warum kamst du nicht lieber und batest mich um die Lichter? Du hättest sie doch ehrlicher aber keinen Baum freuen dürfen!“ Lohn schenkte er ihm noch mehr Lichter und ließ sich den Handschlag des ersten Diener geben, daß er künftighin ein ehrlicher Mensch bleiben wolle. Und gewiß hatte er nie Ursache, seine Nachsicht zu bereuen.

Das allerwichtigste Capitel, die religiöse Einwirkung auf die Dienstboten, bleibt noch zu besprechen. Ich glaube, wir sind nicht berechtigt, auch nicht fähig, anders als durch das Beispiel auch in dieser Beziehung auf die Leute zu wirken. Nur unsere Frömmigkeit kann die ihrige erwecken; man kann sie nicht glauben machen, daß sie den lieben Gott nöthig haben, wenn sie sehen, daß wir uns einbilden, ihn nicht zu brauchen. Man kann sie zum Gutthandeln, zum Lesen guter Bücher, zum Besuch der Kirche anhalten; schicken sie aus alle dem Glauben aber in sich durch Erziehung mit ihnen verwachsen: wohl ihnen! Wir können ihnen aber nichts in der Art aufdringen, ohne den Keim der Heuchelei zu legen. Ich hatte eine Jungfer, die immer die Bibel und das Gesangbuch auf ihrem Tische aufgeschlagen vor sich liegen hatte, um sich den Anschein einer Frömmigkeit zu geben, welche von ihrer früheren Herrschaft von ihr verlangt worden war. Ganz zufällig hörte ich einmal diese Mädchen die gottlosesten Reden führen und über alle und jede Religion spotten. Sie schrieb sich Stellen von Schiller und Goethe ab, diese Anerkennung des Schönen hinderte sie aber nicht, so rohen und in jeder Weise zu sündigen. Da ich hier nur meine Erfahrungen zusammenstelle, so darf ich wol auch davon reden, daß ich aus ihr, wie das Christenthum noch wahre Kraft hat und ehrlich den vom Pietismus in die rohen Naturalismus (in Holstein z. B.) auch die segensreiche Wirkung auf das Volk, und namentlich auf die dienende Klasse, bemerkt habe. Dort erwidern die Religion auf dem Wort: „An euren Werken sollt man euch erkennen.“ Nirgends wird der Communismus einen so schlecht gepflügten Boden finden als in Holstein. Betteln gibt es fast gar nicht. Als bei einem Besuch meines Schwagers in Dresden sich viele Bettler bei uns einfanden, frug er mich: „Was machen denn aber bei euch in Lande die Geistlichen, wenn sie nicht für die Armen sorgen?“ Die wahre Demuth der sogenannten hohen Gläser erhebt die Dienenden vollkommen zu ihres Gleichen; sie dienen Alle Gott nicht durch Gebet, sondern durch die Bethätigung des Spruchs: „Was ihr einem von diesen meinen, das habt ihr mir gethan!“ durch wahre, echte Menschenliebe. In diesem Sinne sind in Holstein Alle einig. Herr und Diener bilden eine Familie; der Unterschied der Bildung verschwindet vor dem Wort: „Christum sich haben ist besser denn alles Wissen!“ Die Sitte ist allgemein, daß der Hausherr jeden Morgen in der

gemacht der Kinder und Dienstboten ein Gebet (das Vaterunser gewöhnlich) spricht, und viele Gewohnheit, den Tag mit dem Gedanken an Gott anzufangen, ist gewiß nicht unterdrückend. Jeder geht dann an sein Geschäft. Wird ein Kind krank oder unruhig, so hat die Dienstboten immer gewonnenes Spiel, ebenso nehmen sie gewöhnlich mit ihrer Herrschaft das Abendmahl. Am Weihnachtsfest wird ihnen in besonderer Zimmer bescheert, wo auch den Kindern bescheert wird. Zu Geburtstagen beschenken sie ebenso wol die Kinder als die Kinder sie beschenken; überhaupt hat sie mit vielen wie verschwistert. Es ist in Holstein in den vornehmsten Häusern Sitte, daß die Dienstboten, welche gewöhnlich fast alle Kinder haben gebären werden sehen, diese, sowol Knaben als Söhne, bis zur Konfirmation die meinen und auch dann hört man noch immer an dem deutlichen Ton der Stimme das Du durch. Mein Schwager hatte einen alten Kutscher, Namens Peters, den, wie alle seine Leute, 20 Jahre im Hause, der immer ein musterhafter Diener und Familienvater gewesen war. Der konnte nicht mehr Schwager mit seinem Pferden in eine benachbarte Stadt zu der Hochzeit einer Nichte eingeladen und Peters, der die Kutsche zur Stadt gefahren hatte, war bereit, um Mitternacht wieder anzuspannen, da man ihn seiner höhern Achtung auch in der Nacht auf den öffentlichen Tanzsälen Holsteins versichern konnte. Als nun die Stunde der Abfahrt herankam, siehe da, da hat der Kutscher sich den schönen Spaß gemacht, den Herrn, ehrbaren Peters, betrunken zu machen. Die Vorbereitung wurde meinem Schwager hinterbracht und man bot ihm einen andern Kutscher an und schwur ihm vor, Peters hat aber Nacht seinen Kutsch verdienter zu haben. Indessen Schade er hat Pferd, seinen Kutsch und war überzeugt, daß er sein Schande nie verschmerzen würde; er hat schwere Nahrung die Leute im Hause, so kann aber, der Peters sei nun ein wenig lustig und er würde sich ganz gewiß keinem Andern als ihm anvertrauen. Er brachte nun den Peters so gut er konnte auf den Bock mit Pferd sich, um die frische Luft zu genießen, aber die Kerle waren sie aber um die Ecke der Straße gefahren, so band er Peters auf dem Bock fest, Weg ab und fuhrte nun die vier Pferde, schon vom Wagen bespannt, um nicht auf dem schlechten Wege, so schnell, wie es war, umzuwerfen, im Schritt die zwei Meilen nach seinem Gute. Einige wollten wol ihrem Kutscher zu Liebe nach einer halb durchmachten Nacht noch vier Stunden ruhen. Ich wurde mir alle Vorlagen nicht von meinem Vorfall erlauben haben, hätte mir meine fromme Schwägerin, welche wegen des längern Ausbleibens ihrer Familie in Sorge war, nicht ihre andächtigster Magd auf dem Wagen entgegen geschickt. Diese weckte gleich in der Stube zu Bett gebracht und am andern Morgen war er fast wie immer und Niemand wußte etwas von dem Vorgefallenen.

Von Aberglauben, verbotenen und unerlaubten Künsten weiß man in Holstein wenig. Wenn ich auch durch das oben Angeführte beweisen will, daß eine positive Religion mehr als Stände verbindet als die Glaubenslosigkeit, in welche wir mehr verfallen sind, so ist damit nicht gesagt, daß wir nicht Narren haben, das einmal Vernünftige wieder zur Blüte zu bringen. Ich kommende noch auf Privilegien zu den Gerichtsbarkeit meinen Leute nicht und Lehr sie ganz nach Neigung genießen. Ich brauche mich, ihnen zum Trotze zu geben, wie die „Wunderbaren Bücher", „Nostradamus", „Kalender für Jung und Gesund", „Notfeuer", „Teufelbuch und Gespenster", „Das Schwarzkünstler", „Das Rothe und Hellbraune", den alten und neuen Lehrgang des Aberglaubens „Geheimnisse", die Salomonischen Kinderbücher, die sie immer ganz besonders gern lesen, Hermanns „Märchen" u. s. w. Auch ein anderes Mittel gibt es, auf die Herz zu wirken, indem man sie zu Zeugen der Wahrhaftigkeit macht und so durch thätige Hülfeleistung selbst selbst die Hand im Spiele haben läßt. Macht die Kinder bekommen die Krise und schwitzen die Jungfer für ein armes Kind, so wird man leicht bemerken, daß die Dienstboten die Krise mitleidig und theilnehmend sind, so die Krankheit entweder selbst gekannt oder in der Nähe gesehen haben. Selbst bei gewöhnlichen Fehlern habe ich gefunden, daß die Leider, welche sie einem Kinde beibringen sollten, sie unterdrückten und schmälerten, wie sie bei andern Gelegenheiten zu thun pflegen. Auch gilt den Dienstboten die gewöhnliche Sympathie, welche sie mit den Herrschaft bei den Hausbedienstigen fühlen, Vertrauen zu dem Herrn ihrer Herrschaft. Das wird alle man doch ein Fall, wo die Diele wissen hat, und die Kinder sind

Leon da Modena.

Leon da Modena war ein jüdischer Rabbiner, der in Venedig von 1571—1648 lebte. Ueber seine Stellung zur Kabbala, zum Talmud und zum Rabbinerthume hat Dr. Abraham Geiger,

Rabbiner der israelitischen Gemeinde in Breslau, eine Schrift (Breslau, Kern, 1855) herausgegeben, deren Thema der von seinen Glaubensgenossen und auch christlichen Gelehrten gleich hochgeschätzte Verfasser folgendermaßen angibt:

„Ein ungewöhnlicher Mann, dieser Rabbi Juda Arieh aber treu da Modena! Ein Mann mit doppeltem Antlitz, der sein Lebenlang seine innere, wahre Herzensüberzeugung nicht offenbarte, seinen seinen Namen tragenden Schrift angetrauen wagte und doch am Ende seines Lebens sich das Lob in Anspruch nahm, daß er nicht von den «Gelehrten» gemieden und sein Andenken seinem Namen entsprochen habe! Ein Mann, der in der mannichfaltigsten Weise als Rabbiner wirkte und dennoch auf das talmudische System und dessen Vertreter voll Ingrimm losdonnerte! Rabbi tagelöhnerlich, kenntnisreiche Anschauungen mit Stumpf und Stiel in sich ausrottend und dennoch, in Vorurtheilen finstrer Art befangen, der Alchemie, der Astrologie, den Traumbeschwörungen vertrauend! Mit einer erstaunlichen Selbstbeherrschung kämpfend, sich selbst zu bekämpfen, wie ihn abweichenden Ansichten in sein Innerstes zurückzudrängen, zum tiefen Schweigen zu verdammen und schmählich abgewiesen einer feindlichen Lehrschaft, wie er in früherer Jugend über sie Schrift- Heller behauptete, dem Hasse trotzend! Ein gerissener und verschlagener Kopf, der das Achtung und Mitleid zugleich erweckt, zugucht und abwehrt! Eine Erscheinung, wie sie innerhalb einer solchen Geschichtsentwickelung mit einer gewissen Naturnothwendigkeit entstehen mußte und sie dennoch, so viel bekannt, einzig dasteht."

Die Geschichte Leon's da Modena, die, ohne von großen tragischen Conflicten durchwoben oder mit einem romantischen Gewande überkleidet zu sein, trotzdem den Helden am Ausgange seiner Laufbahn gerade alles tragischen Prunkes entkleidet sieht, gewährt doch jenes warme Interesse, welches das menschliche Herz dem Menschen beizubringen, an Klio, und auf religiösem Gebiete ereignisvoll gewesen, sich entbindet. Ob wir auch in Leon da Modena mehr einen Reformator der jüdischen Kirche noch einen Märtyrer religiöser Ueberzeugung durch Absolum Gegen kennenlernen, dient doch seine Erscheinung, seine Zeit zu charakterisiren und auf die weitere einige bedeutsame Streiflichter zu werfen. Seine Stellung zum Christenthum, seine Ansichten über den Geist der christlichen Kirche und seine Beurtheilung einiger Dogmen derselben dürften, obwol zwei Jahrhunderte alt, noch jetzt zum Nachdenken anregen und seine ganze Erscheinung ein Beweis zu der Wahrheit sein, daß es eigentlich — keine Religion gibt, solange es noch Religionen geben kann.

Wir glauben das interessante Thema der Kamen Schrift in charakteristischer zu haben, daß Viele begierig sein werden, diese Schrift zu besitzen und sie zu lesen.

Anregungen.

Was beweist die Statistik der deutschen Auswanderung?

Nach annähernder Schätzung sind aus Europa während des Jahres 1854 mehr als eine halbe Million Menschen auswandert, wovon auf Deutschland mit der Schweiz etwa die Hälfte trifft:

	Menschen
über Bremen	76,875
Hamburg direkt	32,310
indirekt	18,500
Havre	95,894
Antwerpen	25,843
andere Häfen, deutsche etwa	500
fremde	2000
Zusammen	251,951

Nach dem amtlichen Berichte waren im Jahre 1854 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika über 174 Personen eingeschifft. Aus Deutschland kamen 236,000 Personen.

„Die Gesammtmenge der deutschen, über See in die Fremde *gezogenen* Auswanderer" — wir entlehnen diese Ziffern dem sehr empfehlenswerthen, klar und faßlich geschriebenen „Katechismus der Auswanderer. Von Alexander Jordan" (Leipzig, J. J. Weber, 1856) — „hatte sich nach ungefährer Schätzung seit 1832, wenig ausgenommen, auf mindestens zwei Millionen Personen belaufen. In den 27 Jahren von 1832 bis und mit 1854 wurden in Bremen allein nicht weniger als 370,695 deutsche Auswanderer befördert, von denen sich neun Zehntel in den Vereinigten Staaten von Nordamerika niedergelassen haben. Rechnet man, daß die Person durchschnittlich 100 Thaler mit sich genommen, so ergibt sich bei der Annahme von zwei Millionen Gesammtsumme ein Betrag von 200,000,000 Thalern. Diese Annahme dürfte nicht zu hoch erscheinen, wenn im Jahre 1854 allein in Bremen allein unter 313,747 Einwanderern 168,772 Deutsche waren, welche ein Vermögen mit sich führten, daß ausschließlich

der Habe, auf 12,000,000 Dollars anschlägt wurde und solche Summen würden sich jahrgemäßlich, wenn man auf ähnliche Weise die frühere Auswanderung berechnet, wenn man den Werth der mitgenommenen Habe u. s. w. veranschlagen wollte!"

Aus der im Castle-Garden-Depot in Neuyork gepflogenen Rechnung, wo sich bekanntlich jeder Einwanderer anmelden muß, welche Gelegenheit er mitbringt, geht hervor, daß der deutschen Einwanderer die reichsten sind, wenngleich sie meist weniger einführen als die Irländer und viele amerikanische Dollars nach Neuyork mitbringen. Nach dem „Herald" besitzen 100 Dollars (a 1 Thlr. 15 Sgr.) eine noch zu geringe Schätzung bei der gesammten deutschen Einwanderung per Kopf (ein Trotz der großen Abnahme der diesjährigen Einwanderung bringen die Einwanderer doch fast ebenso viel Geld ins Land, als aus Californien kommt. In den Jahren 11 Tagen des Monats September dieses Jahres haben 9114 Einwanderer bei ihrer Landung in Castle-Garden 720,000 Dollars deponiert.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Ursachen der beispiellosen Auswanderung näher einzugehen. Wir beabsichtigen nur, durch vollständige Einsicht zu prüfen, daß die Auswanderung in dem Jahre von Jahr zu Jahr zugenommen hat, daß trotzdem Jahr- wenn eine Auswanderung als eine thatsächliche Volksauswanderung, als ein natürliches Bedürfniß des Volks, somit als eine nothwendige Selbsthülfe der menschlichen Natur angesehen ist, die weder gehemmt noch gehindert werden kann. Weit davon entfernt, in der Auswanderung die einzige Hülfe der Noth und Armuth, das einzige Mittel gegen Uebervölkerung zu erblicken, beginnen wir die tiefe Ueberzeugung, daß nur in einer vollständigen, naturgemäßen Verbindung der ganzen deutschen landwirthschaftlichen Volkskräfte die Rettung liegt. „Die Auswanderung wird aber", bemerkt Alexander Ziegler sehr richtig in einem eben erschienenen trefflichen Werke, „einen bedeutenden Einfluß auf Leben und Sitten, auf Handel und Verkehr zur Folge haben. Bei der einen Klasse verschwindet, sterbt sie auf der anderen Seite neue Kräfte, hier kommt, dort belebend sie; hier ist sie, dort bindet sie. Das sicherste Mittel gegen Staatsmüdigkeit ist, daß sie die verschiedenen Volksklassen sich einander nähern, miteinander verbinden, sagt sie an zu neuen Anschauungen, Meinungen, Ordnungen, anderer Sprachen und Gewohnheiten und dadurch neue amerikanische materielle Resultate, deutlich nicht ohne den Irländern, welche viele Uebergänge zwischen durchzuführen haben, auch Unruhe, Unfriede und Kampf als Vortheil zu bereiten. Die Auswanderung ist noch nicht ohne allen Nutzen für Deutschland. Unsere Verbindung mit Amerika ist natürlich, daß Millionen unserer Landsleute, Hunderte unserer Verwandten und Freunde dort leben, allerdings — wir müssen im Kreise der Ideen — eine ungute genommen, es haben sich unserer Industrie durch die Auswanderung manchmal Absatzwege eröffnet, es ist unser Vaterland bisweilen von manchen Armen befreit worden, allein der ungeheure Verlust an Arbeitskräften, an Ideen und Kapitalien, welcher jährlich durch die Auswanderung hervorgerufen wird, kann dadurch entfernt, daß unsere Kapitalien immer größere Nahrung für den transatlantischen Weltmarkt gewinnen, welcher ihnen einen höheren Zinsfuß und manchmal absolut viel sicherheit gewährt als der inländische Weltmarkt. Jeder einzelne Verlust hat auch in seiner Beziehung auf gesellschaftliche und Zustandsbildung zu tragen. So ist eine bekannte Thatsache, daß im Jahre 1848 eine große Masse amerikanischer Effekten in Europa eingetauscht wurde, welche durch Verkäufer, im Jahrgang begriffen Kapitalanlagen sich aufbaute und somit eine erhöhte Betheiligung an den allen europäischen Völkern erlangt haben. In den letztverflossenen drei bis vier Jahren wurden insbesondere außerordentlich große Kapitalsummen auch auf Deutschland in nordamerikanischen Papieren auf jene so großen Theil betrieben in Feuerversicherungsgesellschaften verschiedener europäischer Wirthschaften angelegt. Nach der „Times" vom 4. April 1851 betrugen sich an amerikanischen Werthpapieren vielleicht 15 Millionen Pfund Sterling in europäischen Händen, welche ausgetauscht gegen 60 bis 80 Millionen Dollars auf Deutschland gezogen werden.

Im gegenwärtigen Jahre, 1853, hat, wie wir schon sagten, die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika infolge der fast fabelhaften Gold- und Arbeitsverhältnisse, die Europa durchdringen der amerikanischen Dampfergesellschaften, der Agentschaften, Propaganda der Auswanderung u. s. w. einen sehr unberechenbaren Zug erhalten. Die Gesammtzahl aller von Januar bis Ende Juli 1853 vom Bureau beförderten Passagiere mit Ausnahme Irlands betrug 17,829 in 89 Schiffen, allerdings ein ziemlich kleines Maß gegen die in deutschen Journalen des laufenden Jahres beförderten 49,177 Personen in 120 Schiffen. Die Gesammtauswanderung vom 1. Januar bis Ende Juni 1853 betrug in Neuyork 77,000 Einwanderer, darunter 28,306 Deutsche, gegen Total 131,917, darunter 75,540 Deutsche, im gleichen Monate im Jahre 1854.

Interessant ist es für den Staatsmann, der mit der ethnographischen und politischen Bedeutung der Auswanderung vertraut ist, den Zweifel, daß in den nächsten Jahren ein unendlicher Aufschwung der Auswanderung, wie jener nach den Vereinigten Staaten, stattfinden wird. Die bisherigen Bewegungen, dem breiten als ununterbrochenen Strome der Auswanderung eine andere Richtung, sei es nach Australien, sei es nach Mittelamerika oder sei es anderwärts zu geben, den Versuch nebst den damit verbundenen Kolonisationsprojekten bieten aber unter Nr. in ihren Resultaten so unbefriedigend oder nur mit theilweise glücklichem Erfolg begleitet erwiesen, als daß man in dieser Beziehung einen interessanten Vergleich mit Nordamerika anstellen könnte. Allerdings,

welches Land der Welt bietet auch mehr oder minder die Vortheile der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die unverwüstliche Kinderkräfte mit geringer Bevölkerung, große Fruchtbarkeit des Bodens, günstige geographische und politische Lage, ausgedehnter Handel, umfassende Verkehrswege, eine große deutsche Landsmannschaft und im Allgemeinen eine umsichtige Politik und Gesetzgebung die unerschütterlichen Grundpfeiler der Volkswohlfahrt zu bilden scheinen? Die nordamerikanische Union zählt einen Flächeninhalt von mehr als 3 Millionen englischen Quadratmeilen, auf denen nur 25 Millionen Menschen leben. In dem Staate Neuyork, dem dichtbevölkertsten der Republik, leben nur 70 Einwohner per Quadratmeile (= 30 Meilen [36,245 englische Quadratmeilen mit 855,584 Einwohnern] nur 15⅞ = in Iowa nur 4 Einwohner per Quadratmeile = 1 = In 1300 Millionen Acres freien, d. h. unvertheilten oder unverkäuflichen Ländereien haben noch zur Verfügung. Die Länge der Eisenbahnen im Lande beträgt gegenwärtig 20,000 Meilen, und von obigen 25 Millionen Einwohnern sind 4 Millionen unsere Landsleute, mit denen wir durch Familienbande innig verbunden sind und denen für die Zukunft das brüderliche Verhältniß der Knechtschaft in Louisville. Einnahmen = 1 = In die deutsche Ehre geben wird, kräftig zusammenzuhalten und eine tüchtige politische Macht zu bilden.

F. W. Hacklander als Touriſt.

Es Mancher vom Schlage von Münchhausen für seine berühmten Marchen arabische Gestalt zu holen und dabei lang, breitspurig und mit dem Ernſten Deutscher Reiselust als Professor der griechischen und lateinischen Literatur von Laubenheim zu reisen, muß unwillkürlich gewesen sein als in der Regel. Auch einer seiner vielen Gründe ist Mangel, Spanien und die Spanier mit der Deutschen Brille zu sehen.

Man klagt, daß Hacklander, der längst bekannte, flotte Erzähler, und von dem Standpunkte Spanien nur Gutes berichtet. Wer ich von spanischen Romanen über „Nach Sevilla! Nach Sevilla!“ und den weiten ganzen Sevilla mit Romantik in Verbindung gebrachten Artikeln der „Pleyaden“ „Nur nach Sevilla!“ nicht will nehmen lassen, der hat Hacklanders für seinen „Roman in Spanien“ (zwei Bände, Stuttgart, Krabbe, 1855) eben den Nicolai Spaniens genannt.

Wenn der Deutsche überhaupt reist, sollen alle Reise, die er zu erdulden hat, gerechnet, alle Landsmannschaften, alle Klöße und Mörse, die er zu verschlucken hat, seine ganz ausgezeichnet sein; denn er kommt hat aber wenigstens weiß, was gut ist, wenn er umgekommen wird. Ueberall verlangt er nach der deutschen Gastfreundlichkeit und seinen langen gemüthlichen und gründlichen Speisen.

Dieses deutsche Lob klingt nicht ganz, aber doch in seinen Anklängen auch durch Hacklander's Buch, der Art vernehmen, daß Spanien bei ihm als das eigenthümlichste Motiven componirem erscheint von Sago und Schmutz, von maurischen Denkmälern und schlechten Wirthshäusern, von entzückenden Tänzerinnen und elenden Omnibuswagen und ähnlichen zusammengesetzten „Incompatibilitäten“.

Diesen deutschen Reisehumor, den wir, gestehen wir's nur, Alle haben (wenn Hacklander, der schmutzig flucht — und bezahlt, abrechnet, bietet das Hacklander'sche Buch unserem viel Interessantes. Die Schilderungen der spanischen nationalen Länge werden freilich bei Spanien-Enthusiasten mehr verlegen als ansprechen, da Hacklander vielleicht, daß sein letzter Tadel der Corps de ballet einer Perlé ist und ich somit unsere Deutschen vergebens bei erhöhten Eintrittspreisen entschädigt haben. Aber dafür mögen sie sich beim das entschädigen an der Schilderung eines Stierkampfes, das in interessanten Einzelheiten und lebendigen Gruppirungen an unsere Augen vorüberzieht mit, aber durch die Schilderung des Antonientages in Madrid, an welchem der gläubige Spanier z. B. seine Pferde und Maulthier feierlich einsegnen läßt und von welchem Hacklander folgendes Jux erzählt: „Wahrhaft rührend erschien mir ein alter Mann auf einem schlechten, alten Maulthiere, welches ich zu sticken schien und trotz aller Bemühungen seines Herrn nicht in die Nähe der Heiligen Kirchthür zu bringen war. Geduldig trug er endlich ab, kam das Maulthier an die Stange einer offenen Kirchenpforte, bot ich seine Hand mit dem Wasser hinreichen und trat dann dem Thiere über die Stirn, worauf es wieder aufstieg und ruhig umherwandelte.“

Trotzdem, Spanien und die Spanier vorzüglich durchzustudiren, Alle vorhin das Buch anzuempfehlen ich nicht, so empfehlen auch ihre Originalität da, wo Land und Herz der Deutschen, in Spanien gemäßte Zustände und deutsche Menschen suchend, durch den völligen Reisehumor, der da Einer nimmt wie er sei, auch in Spanien ihren Humor blühen.

Und gewiß, nichts geht über die Jugend eines deutschen Schriftstellers! Wie verstärkt sich da noch eine Erfahrungen, wie lebendig trete Gestalten! Wieviel ist uns noch gerade in Deutschland in diesen Jahren so unterhaltlich machen mit seiner Kritik, seinen Vergleichen, seinen Verlegenheiten und was sonst in Tagebuchnummer und Tagebuchblatt und Blicken und Schritten Einem verwandelt, der localen Verhältnisse seinen nicht zu gedenken, die sind die Menschen bereits, die wir soeben angeführt haben, auf der Reise stehe aber auf der deutschen Literatur gerne zu finden.

Kurz, wäre Hacklander ein französischer oder englischer Autor, wir glauben, es würde ihm in Spanien viel besser gelohnt haben. Da er aber eben ein Deutscher ist, so wollen wir auch diesmal ein wenig mehr Barmherzigkeit von unserm alten guten ersten Schriftsteller bei seinem Buche hinzusetzen.

Philarète Chasles in Berlin.

Wieder ein Aufsatz zur „Weltliteratur“. Ein Professor der pariser Universität, ein gefeierter Kritiker und Literarhistoriker, Philarète Chasles, gab in Berlin, ebenso wie die Nachl, Rossi und Regnier, Gastrollen. Er hielt zwölf Vorlesungen, die ihm zum Verdruß des Collège Louis le Grand gemacht haben, in der berliner Singakademie.

Der Zuspruch den Chasles in den gebildeten Kreisen Berlins gefunden, war überaus auch für die Hauptstadt der deutschen Intelligenz noch ein besonderer Ausnahme. Literaturgeschichte und Aesthetik, die dort in früheren Jahren fast ausschließlich die Themata bildeten, über schon seit Langem für Berlin in den Hintergrund getreten. Nur die Naturwissenschaften werden gepflegt, nur über deutsche Kunst und Geschichte der Kirche wird in Vorträgen, welche die vornehme Welt besucht, gesprochen oder gelesen. Es ist daher sehr charakteristisch, daß Philarète Chasles in dem Vorsaale, Berlin wählte der vielen Ort sein, wo er über Poesie und Kunst zum Licht brachten zu lassen hatte, statt Namen wie Goethe, Byron, Byzanz und Roman und Novelle wieder in die Deutsche Literatur brachte. Man hört in Berlin viel lange über in vielen Kreisen nur die Namen Gretzlandia, Schlegelmann, Heinrich Mayer, Kayser, Schnellbeck und englischen Novellisten für Frauen sehr lesenswerthe und anregende Vorträge erhielten.

Mal wäre dann noch zu wünschen, daß der geistreiche und auch über deutsche Zustände klares und sicheres Urtheil verrathende Kritiker von Berlin seine Weltanschauung mitnähme über deutsche Art und Kunst bei Weitem mehr überhaupt. Philarète Chasles besitzt eine sehr Vertrautheit von dem Genius der Deutschen. Er liest viel Neuerscheinungen deutsche Bücher. Er ist in seinen neueren Publicationen heimischer als manches Professor der Literaturgeschichte zu Göttingen oder Halle. Und es viele Dinge, von denen wir wollen, daß er sie übersieht, in Berlin nicht mehr anerkannt werden, erfüllt ich vielleicht sein Schweigen sehr hoch auf den gebildeten Zuhörern Deutschlands und besonders Berlins. Seine auch viel und dem Werke der Gebildeten und der Verbildung und dem Werke der Literaturmanufacturen. Manches Andere aber spricht doch zu bemerkenswerth gegen und z. B. das Verlassen Theaterwesen. Der geistvolle Beobachter weist nach Paris geschrieben und in den berliner. Kunst wird es als weitere Aufgaben verbreiteten Blattes sagen müssen. „Das deutsche Bühne ist eine Schande der französischen. Die feinen Schauspieler Berlins gehen fast ausschließlich nur mit albernen banalen Lustspielen deutscher Lustspielfabrikanten gastierende französische Stücke, von den Meisterwerken von Victor Hugo an bis zu den „Dame aux Camélias“ Dumas des jüngeren Dumas. Ja man kann erleben, daß an einem und demselben Tage eine Schauspielerin aus der französischen Schule sich zum Vortrag absingen, die Uebersetzung eines jener wenigen großen Stücke zu geben, die dann und wann von unserm guten, aber mit wenig Glück gesegneten Hofe den Musen auf seinen Bühnen zur Darstellung kommen. Um das deutsche Theater in seiner Originalität kennen zu lernen, hätte ich, wie man vorgeschlagen, Dresden, München und Stuttgart besuchen müssen.“

Ein Dritter neben Goethe und Schiller.

Gewöhnlich werden nur Goethe und Schiller als die beiden Sterne erster Größe an unserm deutschen Dichterhimmel genannt. Jetzt hat schon ein sehr feiner und scharfsinnig unterscheidender Kenner der deutschen Nationalliteratur als dritten Stern den Namen Jean Paul Friedrich Richter gepriesen.

Rudolf Gottschall sagt in seinem jetzt auch in französischer Werke „Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts“ (Breslau, Trewendt & Granier, 1855. Dritter Band. Seite 2. 1871.) „Den ebenso bewunderten Gipfeln auf die Anschauung unserer Literatur von Schiller und Goethe war der dritte Komet der deutschen Poesie, Jean Paul Friedrich Richter, der aus der altdeutsch-romantischen Gemeinschaft auf dem Kreis seiner großen Vorbilder nicht wieder, wie sie von dem Himmel auf die Kunst niederstrahlen, sondern mit einem fremdartigen Laute der tiefen Kunst hervor zu treiben schien. Solange man auch die Jean Paul sein Platz neben seinen edlen Vorbildern gegeben, bei aber Dichter mit der Schärfe und sicheren Wissenschaft, wie ihn auszeichnen, dem Komischen und dem Humor seine besondere Stelle im Reiche der Schönen angewiesen, hat auch er Vielen Charakteristiker der Größe, seinen großen humoristischen Dichtern neben Schiller und Goethe ebenbürtig hinzugefügt.“

Gottschall scheint ganz die Ansicht als berechtigt zu sein, als Jean Paul's vollkommener Selbständigkeit ihn nicht nur Vollmar einer Nachfolge verpflichtet macht. Über dem Inhalte nach, sagt er, ist Jean Paul der vollkommene Gegensatz von Schiller und Goethe. „In seinem Schiller's edelste Kraft und Thatlust entwickelte Selbstbegeisterung im Vorwurfe [illegible] Thaten.“ „Statt bei Schiller der Idylle, statt bei Goethe die Reflexion, hat man bei Jean Paul die Empfindung. Er besitzt den Gegensatz unter in der Form. Der Mittel der Empfindung ist das All immer gegenwärtig, darum bei Jean Paul stets Mittel der Weltanschauung in den breiten Verhältnissen. Der Mittel gibt den Charakteren Kraft, die Entfernung Klarheit.“

Gottschall charakterisirt nun diesen Gesichtspunkt aus und nach allen Jean Paul und seine Werke; er zeigt, wie während Schiller und Goethe nicht bei antiken ästhetischen Bildung gegenwärtig waren, dagegen Jean Paul ist nicht dem modernen Leben zugewendet.

„Jean Paul ertrank das moderne Leben nach allen Richtungen hin, aber nicht mit der objectiven Hingabe

der Darstellung, sondern tritt mit einem frei darüberschwebenden Geiste, der seine selbständige Kraft aus den Tiefen des Gemüths und dem in ihnen ihm lebendigen Ideal der Humanität zog."

Gottschall nennt Jean Paul eine der vielseitigsten, reichsten und bewundertsten Persönlichkeiten unserer Literatur. „Er hatte das Zeug dazu, das Goethe und Schiller fehlte, ein deutscher Shakespeare zu werden, ein Dichter, dem es an Originalität der Weltanschauung, an tiefen Ideen und Blicken in das Leben, an unerschöpflichem Humor, glühender Phantasie und unbegrenztem Reichthum an Bildern und Witz ebenso wenigstens nicht durch die eine große Kluft entfremdet ist, daß es für diesen Reichthum seine volksthümliche und innerste Kunstform und für das geschichtliche Leben und in seine Begeisterung, doch nicht in seinen Schöpfungen Raum fand."

Gottschall nennt Jean Paul den Vater der modernen Poesie, den Vater der subjectiven Lyrik, romantischer wie der Tendenzschriftstellerei. „Er wies die Poesie auf das Volksleben zurück, wo sie ihren Ausgangspunkt fand. Sein Humor war die heroische Erhebung gegen die formalistische Form, die Verirrung zu werden drohte in den Händen der Mittelmäßigkeit."

In neuester Zeit hat man auch Jean Paul, wie die ganze ältere und neuere Literatur, vom Standpunkte einer unbedingten Sittlichkeit, durch nichts, am wenigsten durch Poesie bedrohenden „Ernstes" betrachten wollen und oft haben gekommen, auch ihn, wie z. B. die sittliche Lücke Schiller's, als in einem einzigen „großen Irrthum" befangen darzustellen. Aber hat der sittliche Kern jener einzelnen Werke Jean Paul's auch der Schule gefällt oder die Lesewelt peinlich gemißfallen oder abgeschreckt? Da ist denn freilich herauszukommen, daß eine auffallende Begriffsverwirrung, wo aber Wahn und Trug, Sünde und Irrthum, Leben und Tod überhaupt in der ganzen deutschen Literatur bis auf den heutigen Tag herrschen sollte, auch ihr zu einer heiligen, innerlich unnahbaren, in allen Dingen sich rein erweisenden äußeren Natur gemacht hätte.

Wir wollten auch hier Unseren des neuern Urtheils über den großen Humoristen nicht unterschlagen lassen, bekennen aber nun auch, daß wir auf der Gottschall'schen Seite stehen. Gottschall hebt die Bereicherung unserer Literatur nach den Richtungen der Zeit, in denen sie sich entwickelte, zu beurtheilen. Die Verdächtigung einer Partei, die im Jahre 1848, auf dem Boden aufgestellt und eine ganz abgelagerte Doctrin vertheidigend, den „Siebenkäs" mit der Faust auf den Tisch schlagend einen zu formulirenden Kampf gegen Unsittlichkeit oder einer Pudelfischenabstimmung beschließt, hat für eine noch etwa jetzt Jean Paul zum Meister aufstellende Theorie vollkommene Berechtigung. Aber ungerecht ist es, in seinem Urtheil zu rückwärtsblicken. Man Goethe, Schiller, Jean Paul gegen den sittlichen Imperativ gerüstet haben sollen, entstand aus seiner Verwirrung, deren Grundsatz, wie denn auch einer Stimmung der Zeit, die das Ideal des Einzelnen über die Anforderungen als nächste gebotene Pflichten oder gesetzliche Ordnungen emporhob. Gerade ihre ausschließlichen Verehrer werden nicht seinen ihrer glänzendsten Tugenden sterben.

Otto Spamer'sche Weihnachtsbücher.

Die Buchmacher scheinen für die heurige Buchmachermesse so thätig gewesen zu sein wie sonst. Ohne Zweifel liegen die alten Vorräthe noch zu viel auf dem Lager.

Das Verlagshaus der leipziger Buchhändlerin Otto Spamer, seinen Jugendschriften soviel wie möglich auch alle neuesten Wissenserrungenschaften und Entdeckungen einzuverleiben, macht in der Hauptsache aller Bücher-Fabrikationen eine rühmliche Ausnahme. Sein „Illustrirtes Familienbuch" mit allen seinen dem Krieg, dem Handel, den Gewerben, den Weltheilen und ihren Wundern gewidmeten Theilen ist bekannt. Neuerdings wurde ein „Vaterlandsbuch" begonnen, das, leider etwas zu stark an den Separatismus und die Partikularität der deutschen Stämme anknüpfend, doch viel Gutes, lebendig Geschriebenes und packendes Illustrirte Schilderungen aus Oesterreich und Preußen bringt. Die „Wunder der Mikroskope", von Professor Willkomm, werden auch für Erwachsene belehrend sein.

Wahrnehmungen.

Es ist schwer, mit Personen umgehen zu müssen, bei denen man, wenn man so viel war, in einem Streite, um ihn nur zu beenden, nachgegeben, auch nicht immer verloren hat. Leider ist das zu merken in der Hitze der That.

* *

Schrecklich sind Menschen, die einmal gehört haben, man müsse, um Recht zu haben, nicht immer der Meinung der Anderen beipflichten und nun auch jeder Behauptung, die sie hören, eine andere gegenüberstellen.

* *

Wir treiben es in vielen Dingen gar arg. Oft wissen wir ganz gut, daß wir hinter oder jenen Fehler, diese oder jene Unvorsichtigkeit begangen haben. Statt aber jenen zu bereuen oder diese wieder gut zu machen, verharren wir und im Gegentheil nur noch mehr gegen unser besseres Gefühl und tragen nun erst recht darauf, so fortzufahren wie begonnen.

* *

Schwer ist es zu lehren, daß man nicht eitel sei. Man kann nur lehren, Eitelkeit würdig zu verbergen.

Für die Schriftleitung gingen beim Herausgeber ferner ein: Otto Ulrich Schmidt in Berlin mit Rück-Antwort einer zum Theil der Schriftleitung gehörenden ausführlichen Erwiderung 17 Bogen, von O. Ruppius in Breslau 1 Thaler, von J. S. 67 in Breslau 1 Thaler, von W. Gisel Zacharias in Quedlinburg 20 Thaler.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 12.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Sgr.

Auch der Wald beschert.

Tannenbaum — Lichterbaum — und kein Ende!

Unsere Poesien sind so ganz in Kindlichkeit zerflossen, so ganz in Mutterlust und inniger Hingebung aller Art aufgegangen, daß wir eigentlich zur Weihnacht niemal von keinem andern Lichterbaum sprechen wollen, als — der da prangen in der Nacht am Himmel leuchtet. Wie Viele sind nicht auch, die keinen andern bescheert erhalten! Und gibt es irgendwo auf einem Weihnachtsmarkt oder Weihnachtsaltar glänzendere Geschenke, als sie dort oben befestigt hängen? Glaube, Liebe, Hoffnung, Kraft, Muth, Gottvertrauen, Selbstbewußtsein, Seelenruhe und noch viele andere schöne und ewig unvergängliche Dinge.

Wem aber durchaus ein Sinnbild der Bescherung, selbst wenn sie nur vom lieben Vater im Himmel kommt, werden soll, der gehe hinaus in den Wald und sehe, wie viel dort Tannenbäume stehen! Sie wurden nicht geschlagen. Alle diese Bäume schmückt nur der eitige Reif des Winters, aber denkt euch, sie wären euch alle bescheert oder sucht euch einen mit einer Krone heraus und schmückt ihn euch mit euren Erinnerungen und mit euren schönsten Hoffnungen! Laßt die Lichter, die ihr nicht seht, durch das Prisma der Zufriedenheit und Seelenruhe sich brechen, da werden sie sich vervielfältigen, und es wird eine Beleuchtung werden so groß und herrlich, wie keine jemals von Wachs oder Stearin kommen kann!

Nun — aber trotzdem — will ich ein Weihnachtsmärchen erzählen, wie der Wald nicht nur im Sinne, sondern wirklich bescheert und zwar mit deutschen handgreiflichen Thatsächelchen, ohne die ihr armen großen und kleinen Menschenkinder euch doch kein wahres Glück vorstellen könnt? Ich thue es; denn schenket lehre euch mein Geschichtchen den wirklichen Satz: Armuth schändet nicht!

Da geht ein Mann im Walde — neben ihm ein Knabe — sie schauen nicht im Tannenforst. Es geht eingekorn prächtig aus. Die Bäume sind alle vom Schnee wie versilbert und wenn die Sonne darauf scheint, glänzt es dann wie von Millionen Diamanten. Draußen am Wege steht eine Reihe, beladen mit schon abgehauenen Tannenbäumen, die der Förster, eingehüllt bis über die Ohren in seinen grauen Mantel, überzählt und sich zur Rechnung seines Herrn bereitet hat. Er drängt zur Eile. Der Mann lehnt nach einem großen Stamm auf und auch die Leute, denn nur aus den obern Kronen werden die Weihnachtsbäume herausgehauen. Der Knabe will sich schwer von einem unten stehen Tännchen trennen. Es war so klein, so zierlich, trug schon eine Krone und breitete seine Aestlein mit solcher Anmuth aus, daß dem Kind das Herz aufging und es die kleine Tanne lieb gewann und sich Vorstellungen machte, wie sie doch einmal wieder herausgehauen, vielleicht auch mit, wenn der Frühling käme, sie da wiedersehen.

Dann war ein armer Gärtner, der bei besseren Jahreszeiten in fremden Gärten und Tagelohn arbeitete und sich und Weib und Kind

mühsam durchhielten. Sonst blieb wol für den Winter etwas Ersparnis übrig und kleine Holzschnitzarbeiten, die in der Stube gemacht werden konnten, ergänzten was noch fehlte, um bis zum März, wo es an das Kappen der Bäume und das Verrichten der Gärten wieder ging, knapp durchzukommen. In der heurigen schweren Zeit war aber weder Ersparnis zu noch Stich von Holzschnitzwaaren. So war die Noth schon zum Abend auf's höchste gestiegen und schon nicht mehr zu ertragen gegen Weihnacht. Da mahnte der Barth, da schnitzelte der Bäcker den Kopf, da schnitten sich immer mehr die Verbindungsfäden mit dem schönen Begriffe ab, den man die gesellschaftliche Ordnung nennt — ein Vater, eine Mutter und drei Kinder waren in Noth und Elend.

Da sah einer, wie es überall an Verdienst fehlte, ein Tannenbaum zu verkaufen. Da war ein Hoffnungsstrahl, wie eine selbstgemachte Erleichterung. Aber er drach schwer durch die Wolken. Sonst hieß der Bäcker von ihnen. Betrübt hieß es und gehn mal mußte die Noth sprechen, ehe einmal der Bäcker kam. Endlich half es nichts. Trummer kannte den Körner. Der konnte die Tannenkronen freilich nicht anstoß hergeben, aber er gab ihm Marken, vom ersten verkauften auf zwei gerechnet, vom zwei verkauften auf vier gerechnet, bis sich gegen das Fest hin die Proportion umkehrte und noch ein kleiner Ueberschuß voraussichtlich war, wenn nur am Weihnachtsabend der letzte Rest abging.

Der letzte Tag vor Weihnacht kam heran.

Das war ein Gewühl auf dem Markte! Ein volles, freudiges, bewegtes Leben in allen Straßen! Breite Schaufenster aber Läden waren prächtig erleuchtet. Auf dem Markte in den Verkaufsbuden sah man schöne Theaten mit dem Kasperl vor der Scene, der eben rief: „Rache ist mein Handwerk, Wiedervergeltung ist mein Gewerbe!“ und sich rechtschaffen auf dies Metier zu ernähren gedachte; kleine, nette Kaufläden sah man mit dem Kaufherrn hinter dem Ladentische, der, wegen des Kampfes der weltenropäischen Bildung gegen das Barbarenthum, aus Patriotismus das Pfund Zucker mit einem Silbergroschen Aufschlag verkaufte. Burgen mit Wartthürmen, Zugbrücken, Burgverliesen, steilen Abhängen und Schluchten, die aus Kork geschnitzt, unter der besonderen Aufsicht eines alten, feldeinigen Invaliden stehen, der sie mit allen kriegerischen Erinnerungen und traditionellen Hetzereyen, Sagen, Ritter-, Kloster-, Gespenster- und Teufelsgeschichten, dem modernden Ritterthum in den Verliesen und den Burgfräulein auf hohem Söller um ein Billiges verkaufte. In den Straßen sah man offene Tischchen, und dahinter frierende Kinder, die die Kohlen in zerbrochenen Töpfen mühsam zu Glühen erhalten, sich daran erwärmend. Sie haben zum Entsetzen aller Anatomen und Homunculuslaboranten ohne Eiweiß, Kalk- und Phosphor die Menschen aus bloßen gebörten Zwetschen zusammengesetzt, vielleicht künftige Fremdenlegionäre für die englische Armee in der Krim, das Stück einen halben Silbergroschen! Als wäre das Christkindlein eben heute erst geboren und Jeder wäre ein Joseph oder ein Weiser aus dem Morgenlande, so verunzigt sehen heute die Leute mit den rothen Nasen, sechs Grad unter Gefrierpunkt nach Réaumur, aus. Mancher glückliche Familienvater läuft im Vorgefühl des nahen Freudenfestes im häuslichen Kreise den Ofenrohr Nachbar und sich in den Schnee und ein anderer Glücklicher, dem bei einem Meister oder Gönner die Festfreude bereits geworden, und der den Stollen unterm Arme und die Weihnachtsfeier in den Taschen trägt, will in glücklich gehobener Stimmung den geraden Weg durch die Bauchmuskeln des ihm Begegnenden nehmen. Tausend bunte, erquickliche Scenen bietet das bewegte Leben, und selbst der Arme, der vom Glück Verlassene, an dessen Christ- und Lebensbaume nur frühverblühte Hoffnungen und wunde Erinnerungen und leere thränigen Perlen hangen, welche durch den Sonnenschein fremden Glücks als trübe, feuchte Dünste vom Herzen niederschlagen und sich über alle Empfindungen breiten — selbst das glückbedürftige Herz des Armen läßt sich von dem frohen Lächeln der weihnachtlichen Gesichter bewegen und geht einmal, sich erhebend, aus sich heraus und träumt sich hinüber in eine glückliche Brust und empfindet auf einen Augenblick den lauten, kräftigen Pulsschlag eines glücklichen, freien Herzens. Armes Herz! Diese Selbsttäuschung war deine einzige Weih- und Christnachtsfreude!

Trummer stand mit seinem Söhnlein. Es war ein harter Stand. Anfangs wollte er nur den Wilhelm postiren lassen. Konnte der Knabe handeln? Er mußte schon selbst. Er war innerlich und äußerlich. Er war Bürger — aber schon lange hatte man ihn der Gewerbefreiheit enthoben. Er seufzte tief. Aber er war Vater und hatte Pflichten. Und war er nicht Bürger? Sollte er sich schämen der grünen Bäume? Er hatte sie richtig alle verkauft, bis am Weihnachtsabend auf einen. Dieser war etwas groß. Er hatte für die nothwendig gewordenen

bürgerlichen Einschränkungen etwas zu breite Kost, für die gedruckte, gewerbliche Existenz eine zu hohe Krone, brauchte mehr Lichter, als unserer der Erfindung etwas abgewinnen Zeit vielleicht genehm schien.

Siehe! da kam — es war schon 4 Uhr — ein Herr auf Trummer und seinen Knaben zugeschritten. Er kannte Trummer, erstaunt, ihn hier im Freien zu finden. Trummer hatte oft in seinem Garten gearbeitet. Herr Ehrich hörte die Klagen Trummer's, auch die, daß er dem Förster die Bäume bezahlen müsse und sah den schönen nicht loswerden könne.

Herr Ehrich hatte die Gewohnheit, am Christabend seinen Kindern Alles zu schenken, was das Herz reicher Leute nur begehren und der Beutel reicher Aeltern nur bezahlen kann. Er schenkte ihnen aber gern noch etwas Seltneres, nämlich die Freude Anderer. Er lud allerlei arme Kinder am Christabend zu sich ein, damit sie seinem Hause in ihrer Glückseligkeit einen noch höhern Werth machen sollten. Während die Seinigen erstaunt von der Lust eines alle Wünsche verschlingenden Reichthums mitunter gleichgültig bei dem Kerzenlichten standen, das für sie unter dem Lichterbaum ausgebreitet lag, und die kurze Freude wie ein sterbendes Licht über ihre Gesichter zog und sich bald wieder die breiten Schatten der Gleichgültigkeit darüber legten, war in einem Vorsaal die verarmte Jugend der Nachbarschaft im Innersten ganz voll und lebe. Diese Bescherung ging gewöhnlich so her, daß aus den innern Gemächern seiner Familie der Lichterglanz sich auf den Vorsaal verbreitete. Diesmal wendete er nun noch einen zweiten Tannenbaum. Er kaufte Trummer's Lasten ab. Wilhelm folgte dem Vater, der ihn trug. Im Hause half er ihn an den Zweigspitzen mit Wachsstöckchen besetzen und weiter kam auch noch als kleiner Schauspieler in dem Nachspielchen „Fremdes Kind" mit. Unter all den kleinen Lumpen der Nachbarschaft entwickelte Wilhelm die kindlichste Komik, indem er selbst der Frau vom Hause ein lebhafteres Lachen abnöthigte, als sonst an ihr wahrgenommen wurde, so sogar die Kinder des Herrn Ehrich sich von ihren prächtigern Sachen ab- und den geringern zu theilnehmenden Spiele zuwendeten.

Immer nur war die Freude der kleinen Armen ein Schauspiel gewesen, das Herr Ehrich alljährlich am Christabend sich und den Seinigen zur Belustigung gab; die kleinen Lumpen waren die Acteurs, die sogelagen ihr Stück aufführten und dann die Acteurs an Lebkuchen und Bilderbuchern sertrugen. Durch Wilhelm aber wurde es zum allgemeinen Ehrich'schen Volksfeste. Da bewegte sich Alles bunt durcheinander, der gestiefelte kleine Feldmarschall und der kostbare Kautzmannssohn, der bombardirliche Geigenvirtuose und die aus brüsseler Spitzen gewobene Tochter des Hauses, und während ein solcher kleiner Lump auf seinem Steckenpferde und seiner Phantasie die Welt durchritt und mit der siegenden Jacke an einer Lichterbeere hängen blieb, trompetete der jüngste Sohn des Herrn Ehrich als Nachtwächter die Leute aus dem Schlafe und deutete damit den Spitzbuben an, in welcher Gegend er sei. Selbst die reichsten Herren der Frau vom Hause nahmen auf den Christabend Rücksicht und wurden nicht alterirt, als ein kleiner Paganini auf der Violine ganz entsetzlich hin- und herfuhr. Sie hatte ja auch eine Kindheit gehabt, die ihr nach langem Vergessen einmal wahrsagt und sie bei der Hand nahm und wegführte aus den glänzenden Sälen zu den Spielen ihrer Jugend und zu dem Lichterbaum der Armuth, Nacht, Herzgutmüthigkeit und der schönen, armen, liebebietenden Natur. Ja als Trummer mit seinem Knaben sich entfernte, da nahm ihn sogar Herr Ehrich bei Seite und drückte ihm eine schwere Rolle Geld in die Hand und sagte: „Nehmt, und laßt es in Eurem sorgendunkeln Herzen leicht werden." — Es waren 25 Thaler! Das war ein Christgeschenk, das weit hinaus über das Weihnachten, für ein Stück Lebenszeit reichen konnte! Wie er aber mit demselben nach Hause kam, wußte er nicht. Er taumelte nur so. In seinem Herzen zündete sich ein Lichterbaum an von leuchtenden Hoffnungen und beredten Empfindungen, das ihn und den Seinigen die ganze Nacht hindurch leuchtete und am nächsten Morgen am allerwenigsten erlosch.

Und ein Jahr später? Auf den Straßen wogt die Menge, glänzend erleuchtete Kunst laden wieder ein, die ausgestellten Kostbarkeiten zu sehen und zu kaufen. Auf dem Markte drehen sich Scenen wie im vorigen Jahr, nur mit Tagesschreinschrift. Die kleinen Theater zeigen eine Perücke de Chine so lange auf einem Beine stehend, daß das spanische Original auf die deutschpapierne Copie eifersüchtig werden konnte; Sewastopol ist in jedem Spielwarenladen bereits ganz erobert, und auch mit den Kostümen schon für wenig Groschen zu haben, ein Außenfreund kann in jedem Bilderladen den Marschall Pelissier wenigstens im Brustbilde gefangennehmen, sodaß nur die untere Hälfte commandirend in der Krim zurückbleibt.

Mittel gegen Cholera und das Neueste der modernen Kunst und als „passende Weihnachtsgeschenke“ in Gold gebunden zu haben, die orientalische Armee, ohne Unterhaltungskosten, mit Winterhäusern und Flanellhacken, ist in jedem Zeitungsjournale ohne Invaliden und Pensionsansprüche rechnigte äußerst billig zu kaufen, und die „Geschichte der Gegenwart“ mit ihren diplomatischen, politischen, kirchlichen, gewerblichen und finanzkünstlerischen Beziehungen zu herabgesetzten Preisen allüberall zu beziehen.

Auch in Irenmeier's Wohnung brennt heute ein Lichterbaum, nicht groß und breit, aber schlank und zierlich gewachsen — es ist das Tannenbäumchen aus dem Walde, das noch ganz klein dem Knaben vorm Jahr so gefiel.

Da glänzen mit vergoldeten und versilberten Nüssen und Aepfeln und Backwerk und bunten und weißen Windlichtern und Band und wenigen frischen Zweigen, und was sich unter dem Baume ausbreitet, was köstlich und überreich. Die Liebe des Mannes hatte sich in Geheimnissen mit Verschwiegenheit verklärt und die der Mutter in wollenen Socken, Kniewärmern und in Pulswärmern sichtbar und Kindergeld in einem Topf. Vorsicht und Ehrgeiz harmonisch klangen die Herzen schon in dem Vorhaben zusammen, daß im Stillen doch so wenig Butter und der Braten doch ein Spießbein sei. Man berechnete schon, daß die Aufopferung der liebenden Gatten einen Gulden und die wollenen Socken des sittlichen Vaters einen halben Thaler kosten, und summirte und addirte und schwang sich schon höher und immer höher ganz capitalistisch als „Fabrikant“ hinauf, bis man zu der Ueberzeugung kam, daß man in einer Zeit wie die gegenwärtige, in der alle Lebensbedürfnisse schon theuer genug seien, darnach trachten müsse, sich selbst in liebender Gegenseitigkeit so billig als möglich zu haben.

Die schon ganz behaglich im Dorf sich heimisch fühlende Familie dankte natürlich von ganzem Herzen Gott, dem Walde und dem, der ihr hat machen lassen. Sie schien aber in den Zeigen eines Winkel — überwundenen Stolzes. F. G.

Aus einem Kriegerleben.

Von Reinhard Gutsfeld.

II.

Die Bestimmung des Kernwerks war, als allgemeiner Aufnahmepunkt zu dienen, falls etwa die vorliegenden Werke durch Ueberfall oder Sturm in die Hände des Feindes gefallen waren.

Das Terrain rund um das Kernwerk bot der einer feindlichen Annäherung auch nicht die geringste Deckung: kein Erdwall, kein Baum, kein Strauch war stehen geblieben, sondern Alles, was der Kunstausdruck lautet, „rasirt“; sodaß der vollen Wirkung des Kartätschenfeuers nichts hindernd entgegentrat. Auf diese Schußart war die Armirung des Werks, aus leichtbeweglichen Granatkanonen bestehend, berechnet, und damit jedes einzelne Geschütz nach möglichst vielen Seiten gebraucht werden konnte, feuerte es nicht wie gewöhnlich durch Scharten, sondern „über Bank“, d. h. über die Brustwehr fort, eine Einrichtung, bei der freilich die Bedienungsmannschaft den feindlichen Schützen sehr bloßgestellt ist.

Die Bauart des Kernwerks war die einer gewöhnlichen Redoute; die Vorderseite der 16—18 Fuß hohen Umwallung bildet einen stumpfen Winkel, dessen Spitze dem Feinde zugekehrt ist; die beiden Seitenwälle nähern sich nach hinten etwas, und die Kehle, die Hinterseite, schließt eine doppelte Reihe hoher und starker spitzwinkliger Palisaden, welche eben schmale Schießscharten freilassen. Ein breiter Graben zieht sich an den Seiten und vor diesem ein Verhau von durcheinandergeworfenen Baumstämmen machen das Werk noch unzugänglicher. Im Innern steht ein Blockhaus, dessen dicke Balkendecke so hoch mit Sand belegt ist, daß eine darauffallende Bombe so leicht nicht durchschlägt. Es hat Raum für 60—80 Mann Infanterie, für die sich Lebensmittel und Munition auf einige Tage vorfinden, sodaß sie noch einige Zeit die Vertheidigung fortsetzen können, wenn auch die Wälle des Werks schon vom Feinde erstiegen und die Kanonen auf ihnen zum Schweigen gebracht sind.

Das Kernwerk war der Mittelpunkt unserer Reiterstellung. Auf dem Abhange des Hügels hinterwärts von ihm zogen sich die langen Reihen der Bewehrpyramiden und der Tornister des Bataillons hin, das sich gerade in Reserve befand, und hinter diesen zeigte sich das Biwouakleben in aller seiner bunten Mannichfaltigkeit. Da wurde gekocht, geschrieben, gelesen, gepfeift, gesungen, geschlafen. Ein schmächtiges Bächlein rieselte dort auf der Sohle des Thals entlang; die winzigen Wellen waren dienstbar gemacht worden. Sie mußten unzählige Räder kleiner Mühlwerke in Bewegung setzen, die kunstvolle Soldatenhände geschnitzt und aufgestellt hatten —

Redigirten die Kurse der Cisenbahnen
Und die Lampe, sämmtliche Zeit.

Wenden wir uns von dem Kranwerke zu dem äußersten rechten Flügel der Vertheidigungslinie.

Ihn bildet eine am Ufer des Venning-Bont liegende Strandbatterie. Der Weg dorthin führt uns an zwei Hügeln vorbei, deren Form uns sogleich sagt, daß es Hünengräber sind, wie sie sich zahlreich auf der ganzen Oberfläche Schleswig-Holsteins und Jütlands finden. Aber auf dem Gipfel eines sehen, was bedeuten diese wunderlichen Pfähle? Hohe Säulen von Stroh sind es, fast den Brunnenröhren gleich, die im Winter mit einem Strohpanzer gegen die Kälte geschützt werden, und auf ihrer Spitze tragen sie umgestülpte Tonnen, aus denen eine schwarze Flüssigkeit herabgetropft ist. Haben wir auch hier ein Soldatenspielzeug, ein Gerüst mit Fangarmen zu einem unbekannten, scherzhaften Zwecke vor uns? Nein, diese Strohbündel haben eine sehr ernste, wichtige Bedeutung. Es sind Fanale. Nach ihrem Rauche bei Tage, ihrer Flamme bei Nacht spähen unablässig Augen in der Runde. Brennt eins derselben, so bedeutet es einen Angriff des Feindes, den man mit den augenblicklich vorhandenen Streitkräften abzuwehren gedenkt, brennen sie aber beide, so ist es ernstlicher gemeint und dann brechen alle Truppen aus dem ganzen Sundewitt gegen die Höhen auf.

Die Strandbatterie, zu der wir gelangen, war in jeder Beziehung vortrefflich ausgestattet. Die Natur streute rings um sie her die reichste Fülle aus. Ein kleines Vorholz, von einem Büchlein durchrieselt, das wenige Schritte unterhalb seine jungen, kaum gebrochenen Wellen in das Grab des Meerbusens senkt, lag auf ihrer rechten Seite und hallte des frohen Morgens und des späten Abends, wenn der Vollmond seine breite goldene Brücke über das Meer schlug, vom Gesange vieler Nachtigallen wider, während einzelne Kanarienvögel andere Sänger aus den vollblühenden Hecken ertönten, von denen die auf der andern Seite wogenden üppigen Wiesen durchschnitten waren. Keine Wiese der Welt außer den Blumenmatten Tirols und der Schweiz hat ein so tiefes, saftiges Grün wie die reichen Auen des deutschen Nordens, der zwischen Ost- und Nordsee liegt.

Der schönste Schmuck der Strandbatterie war ihre herrliche Aussicht aufs Meer. Ihr Blick umfaßte die große blaue Fläche des Venning-Bont mit seinem malerischen Ufer gegenüber und von seinem Ausgange konnte das Auge weitentfernt über die See bis zu den dämmernden Küsten Angelns hinüberschweifen. Dort habe ich es von hier aus, im Grase liegend, ein interessantes Schauspiel beobachtet. Eine Luftspiegelung war's, eine Art Mirage, eine nordische Fata Morgana. Während sie gewöhnlich die ferne Küste nur wie eine winzige, undeutliche Linie erblicken, sah man sie zu Zeiten bei ganz wolkenlosem, sonnigem Himmel bedeutend gehoben und im Grünlichen klar genug, daß man Häuser und Gehölze auf ihr wenn auch nicht deutlich erkennen, so doch ahnen konnte. Dabei sah man Alles zwiefach und zwar das Abbild umgekehrt über dem eigentlichen Bilde. Den wunderlichsten Anblick bot dabei ein Gehölz dar, welches sich dunkel auf der jenseitigen Küste hinzog und in seiner magischen Verdoppelung die Phantasie aufforderte, die wechselnden Gestaltungen zu verfolgen und ihre Bedeutung zu suchen. Da glaubte man denn bald eine lange, lange Brücke mit gigantischen Pfeilern zu sehen oder die fahnenschwingenden Bogen eines festen Palastes erheben sich; bald wieder liefen die vorher glatten Linien wild durcheinander und zeigten die grotesken Formen, welche der Verkehr in den Irrgärtchen des Harzes bewundert. Auch oben zogen sich die verbundenen Massen in einander, durch regelmäßig dazwischentretende getrennte Spitzen auseinander und erinnerten so an die schlanken, schattenspendenden, schattenlosen Pappelalleen märkischer Kunststraßen.

Doch, vergessen wir über diesen äußerlichen und gleichsfalls Erinnerungen nicht die militärischen Vorzüge unserer Strandbatterie. Die hinter den Kanonenöffnungen ruhenden Geschütze, die auf Schwenkbahnen sich nach allen Seiten drehen ließen und natürlich über Bord feuerten, bestrichen den ganzen Theil des Meerbusens, der andere rechte Ufer, namentlich den deutlich wahrnehmbaren, vielfach gewundenen Streifen des Fahrwassers. Aber diese Geschütze selbst! Sie lagen so gemächlich, so selbstbewußt auf ihren plumpen Gestellen, lauter lange eiserne Riesenschnupftabaksdosen, und wahrlich! sie hatten ein Recht, sich auf ihre Tragfähigkeit und ihren Werth etwas einzubilden. Sie gehörten ebenso zu den an dem ewig denkwürdigen Tage von Eckernförde, dem 5. April 1849, erbeuteten Dänen-Trophäen, und gewissen kannten sie sich zu rühmen, schon einen Sieg errungen zu haben. Vor Anlegung dieser Strandbatterie war unsere rechte Flanke eigentlich offen und wenn auch eine größere Unternehmung des Feindes von der See aus ihre erheblichen Schwierigkeiten gehabt hätte, so konnte es doch seinen Kanonenbooten nicht verwehrt werden, mit behende tanzendem Dampfschritt in den Meerbusen auf- und abzudampfen und unter Thun und Treiben auf den Höhen nach Gefallen auszukund-

ſchaften. Dieſe täglichen Spazier- und Recognoscirfahrten geſchahen ſogar zu feſtbeſtimmten Stunden, als ob wir nicht im Stande geweſen wären, unſern Feind zu irgendeiner Vorſichtsmaßregel zu zwingen. Unſer Aller Herzen war groß und groß das Intereſſe, das wir an dem Bau der Strandbatterie nahmen. Sie war vollendet und zunächſt mit zwei Vierundzwanzigpfündern armirt, als der neugierige Gaſt erſchien. Aber einige gutgezielte Boten der Geſion-Kanonen reichten hin, das feſte Fahrzeug zu verjagen und es ſelbſt ſowol wie ſeine Kameraden hinfort aus dem Meerbuſen fernzuhalten. War es nun nicht eine ſüße Genugthuung für uns und der ſchneidendſte Hohn auf das ferndolze Dänemark, daß ſeine Kriegsfahrzeuge vor ſeinen eigenen Feuerſchlunden das Element räumen mußten, auf dem es ſich für unüberwindlich gehalten hatte?

Wäre übrigens jene Weiſung nicht hinreichend geweſen, ſo belag die treffliche Strandbatterie, was ſicher genugend war, feindliche Wimpel in ehrerbietiger Ferne zu halten, einen Glühofen, deſſen Tag und Nacht raſtlos emporwirbelnde Rauchſäule etwaigen kühnen Vordringlingen ankündete, welche Begrüßung ihrer wartete. Sah ich ſo manchmal in den feurigen Schlund hinein, in welchem die wie durchſcheinend glühenden Kugeln auf ihrem Roſte lagen, dann mußte ich ſtets an jene Feuerbälle denken, die einſt der Knabe Daniel dem Bel zu Babel in den Rachen warf, daß er barſt. War nicht auch Dänemarks Argen: „König Chriſtian VIII.“, vor ſolchen Feuerbällen zerborſten? Ja, ſolange es Strandbatterien und Kriegsſchiffe und glühende Kugeln gibt, muß man deiner gedenken, du herrlicher Kriegsſchauplatz Eckernförde!

Von der Strandbatterie zu dem nächſten Werke hinaufſteigend hatte man eine ziemliche Strecke Weges zurückzulegen, ſteile Hügel hinauf und hinab. Dieſe Beſchaffenheit des Bodens machte die Anlage von Batterieen oder Redouten unnütz und die Vertheidigungswerke beſtanden nur in kleinen Gräben mit Bruſtwehren zur Aufnahme von Infanterie und einem oder zwei ſogenannten „Tambours“, Kreiſen von Palliſaden. Die Feldwachen, diejenigen Truppenabtheilungen von 30—60 Mann, denen das Aufſtellen der äußerſten Vorpoſten obliegt, hatten überdies ihren Sitz in den zerſtreuten Bauergehöften, die der Krieg noch nicht zerſtört hatte, die alſo ebenfalls als Stützpunkte der Vertheidigung wenigſtens für einige Zeit dienen konnten. Von allen dieſen Sicherheitsmaßregeln bemerkte man aber des hügligen Bodens halber nichts, und ſo geſchah es häufig, daß die uns beſuchenden Geſellſchaften auf dieſem Wege von einem Gefühle der Verlaſſenheit und der Angſt, auf ein dem Feinde zugängliches Terrain gerathen zu ſein, befallen wurden, das ſie erſt wieder frei aufathmen ließ, wenn hinter den letzten zu erklimmenden Hügeln die befreundeten Uniformen in der nächſten Batterie auftauchten.

Dieſes Werk, eine einfache offene Batterie, war eins der älteſten, gleich nach der Erſtürmung der Schanzen durch die braven Baiern und Sachſen, mit Benutzung eines vorhandenen däniſchen Walls angelegt. Infolge deſſen war es das für unſere Zwecke am wenigſten brauchbare, ſo vortrefflich ſein Platz gewählt war, ſolange es die Fronte nach landeinwärts gekehrt hatte. Es erfreute übrigens das Auge durch die große Regelmäßigkeit und das Saubere ſeines Baus, die auf dem Exerzirplatze gewiß den größten Beifall gefunden hätten. Die Bewaffnung der Batterie beſtand aus vier Vierundzwanzigpfündern, die durch Schießſcharten ſchauten; aber ſie ſchauten ins Blaue hinein. Kein feindliches Werk gegenüber bot ſich als Ziel dar und die im Angeſicht der Batterie bisweilen erſcheinenden Kriegsſchiffe auf dem Eingange zur Rhede von Sonderburg waren zu weit entfernt.

Weiter nach links kommen wir wieder zu einer Redoute, einem genauen Abbilde des Keilwerks, vielleicht in etwas verjüngtem Maßſtabe. Verhaue, Gräben und Wälle in Front und Flanke, hohe, ſpitze Palliſaden in der Kehle und das Blockhaus inmitten waren genau dieſelben; nur die Bewaffnung und die Aufſtellung der Geſchütze waren verſchieden. Mächtige vierundachtzigpfündige Bombenkanonen ragten hier aus mit Schanzkörben eingefaßten Schießſcharten, die ſich gerade auf einen fernen Gegenſtand öffneten, der dem unbewaffneten Auge nur wie ein dicker brauner Strich, über den blauen Küſtenſaum gezogen, erſchien. Es war die Schiffbrücke, welche Alſen mit dem Feſtlande verband. Bombenkanonen ſind erſt in neuerer Zeit allgemeiner gebräuchlich gewordene Geſchütze; es ſind die ſogenannten Paixhans. Sie vereinigen die Fähigkeiten der Mörſer mit denen der Kanone, indem ſie die Hohlgeſchoſſe der erſteren und die Kartätſchen der letztern im directen Schuſſe von ſich ſchleudern. Sie ſind alſo gerade für die Belagerung oder Vertheidigung von Feſtungswerken geeignet, wobei es nicht nur auf die Zertrümmerung von todtem Material, ſondern auch auf das Zurückwerfen ſtürmender Truppen ankommt. Bombenkanonen kleinerer Art ſind die Granatkanonen, die mit ins Feld genommen werden können und

die dann die ehemals gebräuchlichen Haubitzen ersetzen. Die Bezeichnung „Vierundachtzigpfündig" ist dahin zu verstehen, daß eine in den Lauf des Geschützes passende Vollkugel das angegebene Gewicht haben würde, wogegen die Hohlkugeln natürlich viel leichter sind. Neuerdings pflegt man das Kaliber solcher Geschütze auch durch die Angabe des Durchmessers ihrer Geschosse in Zollen zu bezeichnen.

Der Name des eben betrachteten Werks war „rechte Flügelredoute", zum Unterschiede von einem andern gleicher Bauart auf der entgegengesetzten Seite. In ihm befand man sich schon in dem großen Zusammenhange von Verschanzungen aller Art: Laufgräben, Brustwehren, Waffenplätze u. dergl. sicherten jeden bedeutenden Punkt und beherrschten die Stellen, an denen eine Annäherung des Feindes möglich gewesen wäre. Die nach Sonderburg und den vorliegenden Gehöften zwischen den beiden Vorpostenlinien hinabführenden Straßen waren durch Gräben vielfach zerschnitten und durch Verhaue und Barrikaden gesperrt.

Gedeckte Verbindungswege führten uns zu dem Mittelpunkte der Position, zu einer Batterie, die der Augapfel aller artilleriekundigen und unverständigen Commandeure zu sein schien, so sehr bemühte sich ein Jeder, den Gegenstand seiner Vorliebe zu erweitern und zu bereichern. Von drei oder vier war die Zahl der in der Batterie aufgestellten Geschütze nach und nach auf zehn gestiegen, weshalb natürlich die Ausdehnung des Werks durch allmälige Anbaue ebenfalls um das Dreifache hatte wachsen müssen. Es glich, als jede Möglichkeit einer Vergrößerung endlich geschwunden war, einem jener Gebäude, die zu ihrer Vollendung mehrer Jahrhunderte bedurften, welche die verschiedenen Style in sich vereinigen und deren älteste Theile bereits wieder Ruinen sind, wenn der letzte Baumeister seinem Werke den letzten Stein einfügt. Um die Munition für eine verhältnißmäßig so große Zahl von Geschützen von schwerem und noch dazu verschiedenem Kaliber unterzubringen, war die Anlage eines völligen unterirdischen Hohlensystems nöthig geworden, das aus drei einem halben Dutzend Pulver- und Bombenkammern bestand. Ein Glück war's, daß, als diese monströse Batterie endlich im Glanze der Vollendung strahlte, kein feindliches Geschoß sich in sie verirrte; eine einzige an günstiger Stelle „crepirende" Bombe hätte bei der Zusammenhäufung von Menschen und entzündlichem Material auf einem so kleinen Raum große Verwüstungen anrichten können.

Zu den vielen Ueberflüssigkeiten, an denen die Batterie des Centrums so reich war, gehörte auch hier ein Glashaus. Freilich war man dieser Ansicht nicht, wenn man in den kalten nordischen Mitternächten behaglich um den rings von hohen Erdwänden eingeschlossenen Ofen wie in einem traulichen Zimmer saß, dessen hohe Decke der blaue, mit unzähligen funkelnden Sternbildern geschmückte Himmel war, und wenn man so den renommirten Erzählern lauschte, die sich bei solchen Gelegenheiten nicht lange bitten ließen, ihre „Geschichten, wie man sie sich auf Duppel erzählt" auszukramen. Trotz der gedachten militärischen Wunderlichkeiten der Batterie war sie jedoch gerade diejenige, die allen Besuchern das meiste Entzücken verursachte. Und mit Recht! Wahrlich, wenn bei ihrer Anlage ästhetische Gründe hätten den Ausschlag geben dürfen, so machte sie ihres Erbauers Sinn für Natürlichkeit unbedingte Ehre. Sie lag auf einem Punkte, der eine der herrlichsten Aussichten weit des ganzen deutschen Nordens gewährte. Es war von ihm aus das ganze Alsen, dieser schwimmende Garten, der unvergleichlich frisch und jugendlich aus den glänzenden Armen der Ostsee auftauchte, zu übersehen. Ueber die malerischen, rauchgeschwärzten Ruinen von Duppelmühle und andern durch den Krieg zerstörten Gebäuden dicht zu deinen Füßen blickten du hinüber zu dem zierlichen Panorama Sonderburgs und den lichtbewaldeten Höhen dahinter, ließen dein Auge über die sammetnen Wiesen und goldenen Wogen der Kornfelder hinschweifen, bis es schönheitmüde innehielt bei dem am dämmernden Horizonte schimmernden weißen Schloßlein von Augustenburg, das wie ein Grenzstein der schönen Landschaft emporragt. Weiße Möven und weiße Segel umflattern das Eiland wie die Schwingen glänzender Geister, die einen verzauberten Garten bewachen.

Ein Raum von wenigen hundert Schritten, von Laufgräben und Brustwehren vielfach durchschnitten, trennt uns von dem folgenden Werke. Es ist das dem Feinde am nächsten liegende. Die Hügel senken sich hier rasch und eine freie, wenig durchschnittene Ebene führt bis zum Alsisunde hin. Fünf lange Geschütz-Vierundzwanzigpfünder schauten aus diesem guten Werke mürrisch einen schmalen gelblichen Streifen an, der sich ihm gegenüber in einer Entfernung von mehr als anderthalbtausend Schritten hinzog. Das war der dänische Brückenkopf, der einzige feste Punkt, den Dänemark zur Zeit von dem ganzen Festlande seiner deutschen Herzogthümer behauptete. Gegen diese Verschanzung war, zumal

aus ſolcher Entfernung, nicht viel auszurichten, denn ihre Umwallung beſtand aus dem ſchweren Lehm dieſes Landes, der durch die Sommerhitze überdies zu einer ſteinharten Maſſe gedörrt war. In den erſten Tagen nach ihrer Anlage war dieſe unſere Batterie ein gefährlicher Poſten. Vor ſich nichts als die etwa 150 Schritt entfernte dünne Poſtenkette, die nächſte Feldwache ſeitwärts weit davon, die eigentlich zu ihrer Deckung beſtimmte Infanterie-Abtheilung eine Strecke hinter ſich, ſtand ſie dem Handſtreich des erſten beſten auszeichnungsdurſtigen Leutnants offen, der an der Spitze von 50 entſchloſſenen Leuten im Dunkel der Nacht die Poſtenkette über den Haufen werfen, die Batterie überrumpeln, die Kanonen vernageln und mit der gefangengenommenen Artilleriebeſatzung verſchwinden konnte, ehe ein Dutzend der beſtellten Geſchützer ſich aus dem Stroh der Blockhütte zuſammengefunden hatte. Wünſchenswerth unterblieb der Verſuch eines ſolchen Wagniſſes, und wir ſind ſo billig, unentſchieden zu laſſen, ob es drüben an Einſicht, an Muth oder nur am Willen dazu gefehlt.

Von der Geſchichte und den Thaten dieſer Batterie hörſt du, lieber Leſer, nachher noch; hier nur ſoviel, daß ſie das jüngſte Kind der Laune unſerer Aufgaben war.

Wir wandern nun etwas rückwärts. Auf dem Kamme eines Hügels zieht ſich eine niedrige Brustwehr entlang, die wir für eine einfache Infanterieſchanze halten. Da biegen wir um das eine Ende derſelben und ſind überraſcht durch einen unerwarteten Anblick. Wir befinden uns in einer Mörſerbatterie. Sechs dieſer eigenthümlichen Geſchütze, die ſtattgründige Bomben zu ſpeien vermögen, erheben aus ihren blockhäuslichen Lagern den weiten Rachen gen Himmel. Mörſer ſchleudern ihre Geſchoſſe bekanntlich in hohen Bogen, Mörſerbatterieen haben daher keine Schießſcharten. Auf der Bruſtwehr ſieht man vor jedem Geſchütz mehre dünne eiſerne Stäbe oder Drähte ſenkrecht eingeſteckt; ſie geben die Richtung auf beſtimmte Ziele, hier etwa auf den Brückenkopf, die Brücke ſelbſt oder ein beſonders wichtiges feindliches Werk an. Das Lot und der Quadrant dienen ferner zum Richten des Mörſers. Mörſerbatterieen ſind gleichſam die Hochſchulen der artilleriſtiſchen Wiſſenſchaft; hier geht es niemals haſtig, tumultuariſch her. Stille, Beſonnenheit, mathematiſche Berechnungen begleiten die gewaltige Arbeit. Außer den gewöhnlichen Bomben- und Pulverkammern gab es hier noch laubenartige Räume, aus Baumſtämmen und Erde erbaut, Werkſtätten für die Feuerwerker, die jedes Geſchoß vor ſeiner Entſendung dem Zwecke entſprechend zuzurichten haben. Viele Hantieren gehören dazu, einen Wurf zum Treffen zu machen. Die Entfernung des Ziels muß richtig geſchätzt ſein, die Brennzeit des Zünders der Flugzeit der Bombe entſprechen, und da es hierbei auf das Augenmaß, auf Secunden und auf Linien ankommt, ſo wird man einſehen, wie ſchwierig die Aufgabe iſt. Unſere Mörſer trugen die Namenschiffre eines dänischen Königs und gehörten zu dem geringen Beſtande von bronzenen Geſchützen, welche die mißtrauiſche Politik der däniſchen Regierung in der Feſtung Holſteins belaſſen hatte. Das Mißtrauen liegt darin, daß man überhaupt die Waffen des holſteiniſchen Arſenals ohne Bedürfniß nach Kopenhagen hinüberführte; auch Habſucht zeigte ſich inſofern, als man zunächſt nach den bronzenen, alſo werthvollern Rohren griff. Nur die Mörſer waren noch geblieben, vielleicht weil man einer etwaigen Inſurrection nicht die Kühnheit und das Glück zutraute, ihre Feuerſchlunde gegen däniſche Feſtungsmauern und Brückenköpfe richten zu können. Und freilich, was unſere ſechs anbelangt, ſo hatte man ſich nicht getäuſcht; ſie blieben ſtumm und unſchädlich während des ganzen Feldzugs. Aber ſie hatten Brüder, deren dumpfe Stimme wir oft über die meerumfluthen Wälle donnerdröhnen hörten, wenn ſie da Feſtenluft die Schläfer aufrufen machten, um manchen davon vielleicht gleich darauf zu ewigem Schlummer dahinzuſtrecken.

Da ich einmal von unſern Mörſern ſpreche, ſo will ich dir, geneigter Leſer, Alles zeigen und ſagen, was davon hier auf den Düppler Höhen gezeigt und geſagt werden kann. Blick hin in jene Ecke! Du glaubſt eine zahlreiche Nachkommenſchaft, kleine harmloſe Kinder der ſechs ehrwürdigen Alten hier zu ſehen? Und in der That! Jene Geſchöpfe ſind ihren Aeltern wie aus den Augen geſchnitten: Stoff, Geſtalt, Farbe, Bezeichnung genau dieſelben, nur der Maßſtab iſt ein ſehr verjüngter. Sehen ſie nicht aus wie Kinderſpielzeug, dieſe vierzig Handmörſer? Und gar das Ladezeug dazu, dieſe Wiſcher und Setzkolben, wie puppenniedlich! Wahrhaftig, man möchte ein Knabe von acht Jahren ſein und gleich Krieg ſpielen! Wie gut ſind doch im Grunde unſere ſtrengen Väter jenſeit der Belte. Vieles haben ſie uns genommen; Alles, was nur einigen Werth hatte, materiellen und ideellen, — doch dies Spielzeug hatten ſie uns gelaſſen! Aber dies Spielzeug ſollen wir im vollſten Ernſte gebrauchen. Aus dieſen Mörſern ſollen wir den anſtürmenden

Feinden Granaten zuwerfen — freilich ohne sicher zu sein, ob die nach kurzem Fluge schon platzenden Geschosse nicht uns selbst die Glieder zerschmettern. Und noch mehr, wir haben diese Granaten mit Bindfaden umschlungen, sodaß sie an David's Schleuder erinnern, werden den Zunder dann mit der Hand in Brand setzen und — wenn es soweit kommt — den verhängnisvollen, sprühenden Ball den Dänen entgegenschleudern. Handgranaten heißen diese Geschosse und mit Recht. Denn manche Hand hätten sie wol in Granatstückchen zerschmettert, wenn es Gott und dem Feinde gefallen hätte, sie je zur Anwendung kommen zu lassen. Wol bedient man sich solcher Handgranaten in belagerten Festungen, wo man nichts Anderes zu thun hat, als sie in Brand zu setzen und durch eine Schießscharte in den mit stürmenden Feinden angefüllten Graben fallen zu lassen — die Sache eines Augenblicks — vor den zurückspringenden Trümmern durch die Festungsmauer gedeckt. Was wir aber mit diesen Ungethümen sollten, da wir sie über hohe Brustwehren und noch höhere Palisaden zu werfen gehabt hätten, während zwischen dem Moment des Anzündens und dem des Springens nur zwölf Secunden, vielleicht auch nur die Hälfte lagen, das war Wenigen einleuchtend. Doch halt' Je zwei Artilleristen sollten ja einen Handmörser mit der dazu nöthigen Munition bekommen und diese Aus- oder eigentlich Handartillerie sollte in den Tirailleurlinien vertheilt wirken. Wer nun das Hin- und Herwogen eines Tirailleurgefechts kennt, das stets wechselnde Avancirten und Retiriren, der wird sich die Frage beantworten können, ob Wahrscheinlichkeit gewesen ist, daß die unglücklichen lebenden Mörserbatterieen vor lauter Laufen auch nur zu einem Wurfe gekommen wären. Doch, was spotte ich' Eine wunde Stelle hat auch das Vollkommenste: auch der göttergleiche Achilles hat seine sterbliche Ferse. Sonst hatten wir gelacht, wenn die Dänen mit ihren Espignolen ins Feld rückten, diesen abgeschmackten Kinderei aus alten Zeiten; seit dem Tage, an welchem wir uns mit den vierzig Handmörsern waffnen mußten, thaten wir es nicht mehr. Die Handmörser waren unsere Espignolen'

Die bisher auf unserer Wanderung berührten Werke bildeten den rechten Flügel und das Centrum der Position und in einer Hinsicht ein abgeschlossenes Ganze, indem sie von preußischer Artillerie besetzt waren, während die Werke des linken Flügels, drei an der Zahl, in den Händen von Schleswig-Holsteinern waren. Ein abgeschlossenes Ganze, sagt' ich, und wahrlich, der Ausdruck ist richtig. Die Pfade, die von den preußischen zu den schleswig-holsteinischen Batterieen führten, waren wie ausgestorben; selten nur sah man einen Hinübergehenden oder Herüberkommenden einen Verkehr unterhalten, der bei gleichem Handwerk, gleichen Gefahren und gleichem Ziel unter andern Verhältnissen natürlich ein sehr lebendiger hätte sein müssen. Mißtrauen von der einen und Schamgefühl von der andern Seite richteten eine traurige Scheidewand zwischen den Brüdern und Waffenbrüdern auf. Seit den Tagen Wrangel's erschien keine preußische Uniform im Angesichte von Landesleuten, die nicht finstere Mienen veranlaßte und feindliche, stechende Blicke auf sich zog. Wie oft hörte ich, wenn der Träger einer solchen kaum den Rücken wandte, daß Einer dem Andern verächtlich sagte: „Du, das ist auch Einer von Denen —", eine Verschwelgung, die deutsche Männer mehr beschämen sollte als all die berühmten, zum Ueberdruß oft interpretirten „Apotheosen" griechischer und lateinischer Klassiker.

Was die Werke des linken Flügels betrifft, so bestanden sie aus einer Redoute, die dem gleichen Werke des rechten Flügels entsprach und aus einer offenen Batterie, die beide mit Achtzehn- und Vierundzwanzigpfündern armirt waren. Das dritte Werk kam nicht zur Vollendung. Gegner dieser Werke waren die dänischen Batterieen auf Alsen, die an dieser Seite sehr zahlreich waren, vermuthlich weil sich hier die schmalste Stelle des Meeresarms befand. Die Vorposten vor diesem Flügel der Befestigungen standen, da die Unebenheit und Steile des Bodens keine zusammenhängenden Graben gestattete, in einzelnen Erdlöchern oder kleinen hufeisenförmigen Ausgrabungen, — es waren die heutigen russischen Schützengruben von Sewastopol im Kleinen.

Im Allgemeinen habe ich von den schleswig-holsteinischen Werken zu sagen, daß sie sich durch eine ungemeine Regelmäßigkeit des Baus, durch Schärfe aller Linien und Kanten und durch eine auffallende Sauberkeit und sorgfältige Instandhaltung auszeichneten. Ihre Thätigkeit im Gefechte war stets von einem Erfolge begleitet, dem selbst die eingenommenen Mitglieder des preußischen Kriegsheers ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Es ist ein treffliches Volk, dies schleswig-holsteinische' Vor wenig Wochen verstand es nur die friedlichste aller Künste, den Ackerbau, und heute wetteifert es mit den geschultesten Soldaten und übertrifft sie.

Noch ist Friede hier. Wir verlassen die Linien der Batterieen, wir überschreiten die der Feldwachen, die nur wenige Schritte davorliegt, und begeben uns zwischen die Vorposten. Fürchte dich nicht! Es herrscht fortwährender Waffenstillstand hier, denn da die beiderseitigen Vorposten nur 100, höchstens 150 Schritt voneinanderstehen, so würde es ein ewiges Gefecht geben, wenn die Vorposten sich überhaupt bekämpfen wollten. Früher freilich war es anders, wie erzählt wird. Da, gleich nach der Erstürmung der Schanzen, lagen hier auch die bückeburger Jäger auf Vorposten. Diese ehrlichen Seelen meinten, sie hätten ihre schönen Büchsen dazu, so viele Feinde wie möglich und wo sie nur immer konnten, niederzustrecken. Danach handelten sie denn auch, bis von droben wegen dieses „unnützen Blutvergießens" parlamentirt und von droben „aus strategischen Gründen" bei Strafe verboten wurde, außer im Falle eines Angriffs auf die feindlichen Posten zu schießen. Die bückeburger Jäger aber wurden zur Belohnung für ihre Bravour abgelöst und weit zurück in Ruhequartiere verlegt, sodaß sie während des ganzen Feldzugs nicht in die Verlegenheit gekommen sind, sich entscheiden zu müssen, ob der Tod eines Dänen der Sache Schleswig-Holsteins förderlich genug sei, um dafür eigenen, mehrwöchentlichen Arrest zu erdulden.

Wir stehen vor einem mächtigen Steine oder eigentlich Felsblocke, der gerade vor unserer vordersten Batterie an dem langgestreckten Abhange des Hügels liegt. Er hat wol die Höhe einer zwiefachen Mannslänge und bedeckt einen Raum, auf dem zwei bespannte Wagen bequem nebeneinander halten könnten. Auf der Ostseite zeigt er rohe, breite Einschnitte, die indeß doch zu regelmäßig sind, um nicht für von Menschenhänden eingesprengte Stufen gehalten zu werden. Da die ganze Ostseeküste Schleswig-Holsteins reich ist an Fußstapfen der grauen, vorchristlichen Zeit, so liegt der Gedanke nahe, daß auch dieser erratische Block in dem aufgeschwemmten Lande einst eine andere Bedeutung gehabt habe als heute, wo er nur dem ertragslustigen Bauer ein gutes Stück seines Landes unbrauchbar macht. Vielleicht haben auf seinem Gipfel die normännischen Seekönige bei ihren hastigen Landungen gethront, während die meerdurchfurchenden Kiele sich in den nahen Buchten verschnauften, oder er hat als Tribüne in den Rathsversammlungen eines Sachsengaus gedient, oder endlich war er der Altar, auf dem die Priester Wodan's, Thor's und Sarnot's ihre blutigen Opfer schlachteten.

Wenn wir im Angesichte des Feindes den flachen Gipfel des Felsblocks bestiegen haben, können wir ein gutes Stück seiner Vorpostenlinie sowie der unserigen überschauen und uns über die geringen Abstände beider verwundern. Weiteres vom Feinde gewahren wir nicht; seine Feldwachen sind in einzelnen, noch unzerstörten Gehöften untergebracht oder lagern in Strohhütten, die von bebüschten Wällen verdeckt sind. Solche bilden in ganz Schleswig-Holstein und weit in Jutland hinein die Grenzscheiden der einzelnen Felder und führen den Namen „Knicke".

Den letzten Blick werfen wir auf jene links unten sich hinziehende Wiese. Das ist die fatale Stelle, in deren sumpfigem Boden am Tage der Düppler Schlacht von 1848 jene beiden sechsischen Geschütze stecken blieben, deren Anblick in den Städten und Städtchen Dänemarks, durch die sie auf weiten Umwegen geführt wurden, einen solchen Siegestaumel hervorrief, daß darüber die verlorenen Schlachten und mancher sonstige herbe Verlust schier verschmerzt schienen.

Und so haben wir denn die neun oder zehn größern Werke der Düppler Höhen durchwandert und außerdem in Augenschein genommen, was sonst dem durch das einförmige Lagerleben nicht Verwöhnten interessant erschien.

Das Schicksal dieser Werke ist bekannt. Es war ein wunderschöner Herbstabend, als ich, in fröhlicher Gesellschaft, von einem fröhlichen Ausfluge zurückkehrend, die dem Sundewitt gegenüberliegende Küste von Angeln entlang ritt. Wir hatten Waffenstillstand und freuten uns der kurzen Ruhe. In Südschleswig standen die Preußen, im nördlichen die Schweden. Plötzlich gewahrten wir einen röthlichen Schein, der ein gutes Stück des nordlichen Himmels erhellte. „Ein Nordlicht!" rief der Eine. „Da brennt ein Dorf!" der Andere. „Sie illuminiren in Sonderburg zu Ehren der Söhne Gustav Adolf's!" sagte ein Dritter und Alles lachte mit. Aber die Kunde, die der andere Morgen brachte, trieb Vielen Thränen der Wuth in die Augen. Die Balken und Bretter des Kernwerks und der Redouten und die Faschinen und Schanzkörbe der Batterieen auf den Düppler Höhen waren von den Flammen verzehrt worden, die wir gestern Abend gesehen hatten. Dänischer Pöbel und untermischte dänische Soldaten hatten in jener Nacht zerstört, was auf neutralem Grund und Boden und unter dem Schutze des Völkerrechts stand. Mir war damals zu Muthe, als sei das Haus zu Schutt gebrannt, das meine liebste Jugend-

zeit umschlossen habe! Jetzt sind sie dahin, unsere schönen Werke, ungerächt dahin! Der Pflug geht wieder über die Stätten, wo sie standen. Kein grauhärtiger, stelzfüßiger Veteran kann sie dereinst dem befreiten Enkel mit frohem Stolze zeigen. Doch ganz ohne Pulvergeruch starben sie nicht. Entrollen wir in Folgendem das Bild eines um sie stattgehabten Kampfes.

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Ein römisches Tagebuch.

Von Robert Waldmüller.

Rom, 24. März 1851.

II. Der Papst.

Während der Fastenzeit besucht der Papst an jedem Festtage die Kirche San-Pietro, um daselbst die vorgeschriebenen Gebete abzuhalten.

Wir fanden um 12 Uhr Mittags schon zahlreiche Fremde in der Kirche versammelt, auch einige, wiewol verhältnißmäßig wenige Heimische. In der Chorkapelle hatte die Gesangmesse soeben ihr Ende erreicht. Dagegen war sowol in der Sacramentskapelle wie auch in der ihr zunächstliegenden Kapelle und vor der Confession im Mittelpunkte der Kirche zur bevorstehenden Feierlichkeit der nöthige äußere Zubehör bereit; an allen drei Stationen hatte man ein Pult zum Knieen und Beten hergestellt und sowol für Knie wie Arme rothsammetne Polster zurechtgelegt; auch standen niedrige, mit Decken behängte Holzgerüste von diesen Betpulten nach dem Innern der Kirche zu, gleichsam eine Einfassung des für Papst und Cardinäle freizuhaltenden Raums. Schweizergarden waren an der Sacramentskapelle aufgestellt.

Etwa um 12½ Uhr öffnete sich die sonst immer verschlossene Mittelthür der Kirche, Schweizer machten Platz, und alsbald kam, von der Nobelgarde umgeben und von Cardinälen und andern Dienern der katholischen Kirche gefolgt, der Papst langsam und feierlich einhergeschritten.

Er trug ein weißes Untergewand, weit und faltig, dessen Schleppen ein Geistlicher in Händen hielt; darüber das weiße gefickte Priesterkleid und über diesem den runden Purpurkragen. Auf dem Haupte hatte er wie immer ein weißes Käppchen, das nicht viel mehr als die Tonsur bedeckt.

Die Cardinäle waren in der einfach violetten Tracht, welche die Fasten-Kleiderordnung erheischt, und verschwanden fast spurlos unter der umgebenden bunten Schweizergarde und den zum Theil auffallend gekleideten Bedienten. Diejenigen des Papstes trugen sich in carmoisinrother Kleidung, von Kopf bis zu den Füßen Alles carmoisinrother gepreßter Sammet, der Schnitt des Zeugs ähnlich wie die mittelalterliche Uniform der Schweizergarde. Die Nobelgarde mit Helm und hohen Reiterstiefeln, die kleine Patronentasche schräg übergehängt, Alles reich und echt vergoldet, ein schönes Corps, bekanntlich aus Leuten von Rang oder wenigstens adeliger Geburt zusammengesetzt. Zu erwähnen sind noch die beiden Häuser der ersten römischen Adelsfamilien, unter wir nicht Orsini und vielleicht der Bankier Torlonia, welche in ihrer schwarzen spanischen Tracht, den Degen an der Seite und die Kette um den Hals, nie fehlen, wo der Papst sich öffentlich zeigt.

Nachdem der Papst, nach allen Seiten segnend, die Kirche durchschritten und das Betpult der Sacramentskapelle erreicht hat, kniet er nieder und seine Umgebung folgt seinem Beispiel, Geistliche wie Soldaten. Den sonst Anwesenden wird diese Förmlichkeit nicht zugemuthet. Etwa nach fünf Minuten setzt sich der Zug von neuem in Bewegung. In der nächstfolgenden Kapelle wiederholt sich die nämliche Andachtsübung und dann begibt sich der Papst und sein Gefolge nach dem letzten Betpult, welches der Confession gegenüber angebracht ist. Hier hatten wir ihn dicht vor uns, kaum in einer Entfernung von zwei bis drei Schritten.

Nach einem kurzen Gebet suchte er aus seiner Tasche ein Brillenfutteral hervor und las mit Hülfe der Brillengläser die Gebete einer Quartformattafel ab, welche ihm ein Akolouth reichte und wozu ein anderer ihm mit dem Lichte leuchtete, obschon es heller Mittag war. Dann, nachdem beide Seiten der Tafel abgelesen waren, legte er sie bei Seite und begrub seinen Kopf in den Händen.

Man ist immer geneigt, historische Personen mit andern Augen anzusehen als gewöhnliche Sterbliche und etwas Geschichtliches in die einfachsten ihrer Handlungen und Verrichtungen zu legen, wie wenig wahrscheinlich es auch sein mag, daß hergebrachte Ceremonien, wie z. B. die hier beschriebene, die betreffenden Träger derselben zu tieferm Nachdenken anregen, als etwa die ungestörte Sammlung im einsamen Cabinet es thun würde. So wurde denn auch für uns diese eigenthümliche Andachtsverrichtung ein Anlaß zum theilnehmenden Ueberdenken der Schicksale dieses so hochgestellten Mannes, der, wenigstens scheinbar, in tiefster Sammlung und Ruhe Selbstschau hielt und dessen anspruchslose Würde so leicht zu seinen Gunsten einnimmt. Vielleicht beschäftigten ihn in dieser Minute die allerkleinlichsten Kleinigkeiten, wie sie das Gemüth des Menschen so oft in den äußerlich

feierlichsten Augenblicken belagern und gefangennehmen und betrafen sie nur einen Knopf oder einen Haken im Gewande, welchen der Schneider an unbequemer Stelle angebracht hat, eine Falte im Kleide, welche das Knieen nach und nach schmerzlich werden läßt. Aber wir gaben unserm Gedankengange gern eine andere Richtung und suchten uns in des Papstes historische Stellung hineinzudenken und in die naheliegenden Betrachtungen, zu denen jede Stunde ungestörten Auf- und Vorwärtsblickens ihn gleichsam auffodern muß. Was lag Alles hinter dieser Stunde und was mochte die Zukunft ihm noch bereiten? Von adeligem Geschlechte abstammend, hatte Pio Nono, damals noch der junge Graf von Mastai-Ferretti, sich dem Militärstande widmen wollen; aber, von schwächlicher Gesundheit, gelang es ihm nicht, in die Nebelgarde Pius' VII. aufgenommen zu werden, dieses seines Jugendvorbildes, welcher auch mit dem Glaubensbekenntnisse „Freiheit und Gleichheit" den verwaisten päpstlichen Stuhl wieder aufrichtete, mit Sparsamkeit und Verbesserungen seine Regierung begann, bald aber die hierarchischen Grundsätze seines Vorgängers ebenan stellte und die Jesuiten, wo es ihm nur möglich war, wieder einführte; der dann später Napoleon in Paris salbte, aber nicht krönen durfte, zum Unwillen und Verdruß der in seiner Person sich gedemüthigt fühlenden Römer; der, nach Rom zurückgekehrt, nur von Bücherverboten und Heiligsprechungen wußte, statt die Wünsche seines vielgeprüften Volks zu begreifen oder begreifen zu wollen; der durch Fremde bei seinem Regierungsantritt in den Kirchenstaat eingeführt, durch Napoleon's Soldaten im Greisenalter bei Nacht und Nebel durch ein Fenster des päpstlichen Palastes entführt und als Gefangener über den Mont-Cenis geschleppt wurde, und der endlich, durch Gonsalvi's edle Gesinnungen gehoben und durch die eigene schwere Schicksalsschule erzogen, mit seinen hierarchisch-strengen Grundsätzen die natürliche Einfachheit und Milde seines Charakters in einer Weise zu versöhnen wußte, daß sein Name noch heute, trotz aller Breven und Bibelverbote, einen guten Klang hat.

Wie ähnlich ist schon jetzt so Manches in den Lebenslagen dieser beiden Namensverwandten, von denen der hier vor uns Knieende schon durch die Annahme des Namens Pius sich gewissermaßen zu den Ansichten jenes seines Vorgängers bekennen zu wollen schien! Wol brachte er ein größeres Maß von Welterfahrung mit sich auf den päpstlichen Stuhl, denn bekanntlich war Pius IX. Missionar im südamerikanischen Chile und hat Menschen besser kennen zu lernen Gelegenheit gehabt als viele seiner Vorgänger. Aber mit Reformen hat auch er nur begonnen, um bald darauf Alles wieder zurückzunehmen, und wenn die Willensgefangenschaft, in welche er verfallen ist, nicht der wirklichen Gefangenhaltung seines unglücklichen Vorbildes im Aeußerlichen gleicht, so sieht er doch wie Jener unter dem längst lästig gewordenen Schutze französischer Bayonnete, die Salbung eines französischen Kaisers wird ihm über kurz oder lang abgezwungen werden und der ihn nach Belieben hält oder fallen läßt — ist wieder ein Napoleon!

Daß er sich in den Mitteln vergriff oder daß er überhaupt zu andern Erfolgen gelangen würde, als die er beabsichtigen konnte, wird er sich längst selbst gesagt haben. Denn hier läßt sich nichts reformiren, ohne zu rütteln und an nichts rütteln, ohne Alles umzustoßen. Es hilft hier wenig, den kleinen Finger reichen, wenn man nicht bereit ist, die ganze Hand, ja den Arm und vielleicht gar den ganzen Körper in die Walzen des einmal in Bewegung gesetzten Getriebes hineinziehen zu lassen. Wer könnte sagen, was geschehen wäre, wenn Pius, statt mit Kleinigkeiten zu beginnen und später sich vom Strome weiter drängen zu lassen, sich zum völligen Einreißen des alten Gebäudes entschlossen gezeigt und demgemäß, auf Alles gefaßt, gehandelt hätte? Er würde, war das seine Absicht, wie sie es gewißlich nicht war, mit einem einzigen Schlage die Aufhebung der sämmtlichen Klöster, die Beseitigung der ihn beschränkenden geistlichen Persönlichkeiten, die sofortige Niedersetzung einer weltlichen Regierung unter seinem Vorsitze und die energische Vertheidigung dieser Maßnahmen durch vollständige Volksbewaffnung und Verwerthung aller Kirchengüter vollführt haben müssen, wollte er sicher sein, daß ein Anderes als das Alte, wenn auch ein ihm selbst völlig Unverhofftes an die Stelle des Umgestürzten trat, wollte er sich bewahren vor einem Sichselbstaufgeben wie das ihm jetzt durch fremde Gewalt aufgenöthigte. Aber freilich — das sind eben nur müssige Träume, bei denen höchstens das Eine wahrscheinlich, ja fast gewiß ist, daß er auf ganz Italiens jauchzende Unterstützung hätte rechnen können.

Einstweilen haben wir die Beruhigung, wenn dies Wort richtig ist, daß Pio Nono nichts Derartiges unternehmen wird, ja daß die Zeit für ihn unwiederbringlich vorüber ist, wo das blinde Zutrauen seines Volks ihm Maßnahmen von solcher Bedeutung möglich machte.

Wird er, wie sein letzter Vorgänger, sanft in seinem Bette sterben oder wie sein Vorbild Pius VII. nach so mancher überstandenen Todesgefahr ruhmlos auf dem Marmorgetäfel des päpstlichen Palastes einem Fehltritt (Pius VII. brach das Bein) zum Opfer fallen? Oder wird er des andern, Pius VI., Schicksal theilen und in französischer Gefangnisluft seinen letzten Athemzug aushauchen?

Und ob er in diesem Augenblicke, wo er unter allgemeinem tiefen Schweigen uns gegenüber da kniet, mit solchen Passionsgedanken seine Andacht beschließen mag? Er richtet den Kopf wieder auf, er bekreuzigt, er erhebt sich und bald ist er mit seinem Gefolge verschwunden, wie er gekommen. Die Cardinäle stäuben nach allen Seiten auseinander, Bediente vorn, Bediente hinten und bald darauf rollen ihre goldenen Wagen über den schönen Platz von San-Pietro; es ist hohe Zeit, die Mittagstafel nicht länger warten zu lassen, soll — das Abendessen einigermaßen mit Appetit verzehrt werden.

(Ein dritter Artikel: Allgemeine Umschau, in nächster Nummer.)

Anregungen.

Weihnacht-Romantik.

„Unter den Tannenbaum" legt die Buchhandlung von Meidinger Sohn & Comp. in Frankfurt am Main für dieses Jahr ein schön ausgestattetes Büchlein mit dem Titel: „Der Weihnachtfund. Ein Seelenbild aus dem schwäbischen Volksleben. Von Hermann Kurz."

Bei aller Achtung vor dem Talent des Verfassers ist seine Erzählung nicht eben glücklich ausgesponnen und enthält Manches, das von der Latrine des Gefangenwärters beschienen unstreitig besser an seinem Platze gewesen wäre als unter der freudigen und harmlosen Beleuchtung des weihnachtlichen Lichterbaums. Die Begegnung des „Erhard", seinen Knaben zur Seite, mit „Alex" im Wagen, sein halblauter Wunsch: „Wenn nur der Teufel in den Gaul fuhr' und dem Schuft den Hals bräch'" und die augenblickliche That des Knaben, der mit aufgespanntem Schirm das Pferd scheut, sodaß es durchgeht, ist eine Episode des Romans, die viel besser weggelassen werden konnte, da des Herben und Bittern genug schon darin vorhanden ist.

Verkennen läßt sich nicht, daß der Verfasser den widerstrebenden Stoff oft im Detail mit Geschick behandelt hat: der Christabend beim Löwenwirth, der Auszug Erhard's, der fluchende Schuster sind trefflich gelungene Schilderungen und wenn nicht überall psychologisch richtig, so doch hin und wieder mit einer Feinheit und Schärfe gezeichnet, die bedauern lassen, daß der Verfasser, die Bestimmung seiner Geschichte verkennend, nicht durchhin wohlthuendere Gestalten und Situationen schuf, die, vom freundlich weihnachtlichen Lichte beleuchtet, nicht zum Contrast würden wie die seinigen.

Geschichten wie diese würden wir nur als Lectüre bei stürmischem Wetter empfehlen, um den Anblick aufgeregter Elemente durch die phantastische Possenlassenheit menschlicher Unnatur noch zu überbieten, wenn wir nicht überhaupt der Meinung wären, daß die in neuerer Zeit eingetretene Weise, durch die Dorfgeschichte das unsaubere und verbrecherische Leben des Volks herauf und durcheinanderzuwühlen, seine Germanisirung verdiente und es lieber zu wünschen wäre, die Dichter wendeten sich wieder dem Schönheitssagen und den Eingebungen ihrer eigenen Gründung zu, selbst auf die Gefahr hin, von ihren Verehrern und Anhängern dann minder „naturwüchsig" und „ursprünglich" genannt zu werden als seither. Des auf dem Lande und in den Wirthshäusern erkundschafteten ländlichen Stoffes hätten wir nachgerade genug.

Auch Hermann Kurz war in seinem trefflichen Buche: „Schiller's Heimatjahre", auf einer Bahn, die sein Talent jedenfalls sicherer zum Ziele geführt hätte.

Friedrich Hebbel.

Seit funfzehn Jahren nimmt auf unserm Parnaß der im Lande Ditzmarschen geborene und in Wien mit der gefeierten Schauspielerin Christine Enghaus verheirathet lebende Dichter Friedrich Hebbel eine eigenthümliche und in ihrer Art wol selten in der Literaturgeschichte vorgekommene Stellung ein.

Bei seinem ersten Auftreten mit allgemeinem Staunen begrüßt, gehoben nicht nur durch die Kritik einer ihn allzu bewundernd umscharenden kleinen Partei, sondern auch durch unbefangene Beurtheilung selbst entfernt Stehender, haben sich zehn Dramen von ihm nur eine geringe Berücksichtigung der Bühne erworben. Noch mehr. Die kleine Gemeinde bei an den innern Vorgängen der Literatur persönlich Betheiligten ist es fast allein gewesen, die ihm Antheil schenkte. Das größere Publicum hat auf sein Wollen und Schaffen nicht eingehen mögen.

Es gibt eine gewisse Hingebung des Publicums, auf die an und für sich nicht viel ankommt. Man liest, ja verschlingt einen Autor, um ihn ebenso bald auch wieder zu vergessen. Man trifft als Schriftsteller einen Gedanken, der zufällig die Geistlichen oder Diätgire oder Kaufleute interessirt; man rührt die Frauen oder weiß sich sonst zu einer kürzer oder länger andauernden Beachtung zu erheben. So ganz aber mit Sprödigkeit behandelt zu werden, wie es bei Friedrich Hebbel der Fall ist, gehört bei einem Publicum, das

zu einem Drittel aus wirklich intelligenteſter Bildung beſteht, zu den Erſcheinungen, die auffallend ſind.

Den Dichter hat dieſe Erfahrung verdrießlich gemacht und immer weiter von ſeinem Ziele entfernt. Sich begnügend mit der excentriſchen Huldigung, die ihm in nächſter Nähe einige ſeltene Menſchen, die in unſerer kalten Zeit noch lieben und bewundern können, widmen, hat er ſeine Weiſe, ſich zu geben, beibehalten und ſcheint ſich mit dem Hinblick auf die Zukunft, die ihm für die Gegenwart einſt Erſatz bringen würde, tröſten zu wollen. Eine neue Tragödie: „Gyges und ſein Ring“ (Wien, Tendler, 1856), widerlegt wenigſtens dieſe Annahme nicht.

Bei aller Hochachtung vor dem Talent des Dichters glauben wir, daß er ſich in einem tiefen Grundirrthum über ſich ſelbſt und ſeine Aufgaben befindet. Man hat ihm, ſelbſt von der gehäſſigſten Seite her, einräumen müſſen, daß er Geſtaltungskraft beſitzt, daß er den Gedanken, der ihn zum Dichten treibt, in ſeine allein nothwendigen Factoren auflöſt, daß er dieſe allein mit feſter Beſtimmtheit ſich entwickeln läßt, daß er Kenntniß des menſchlichen Herzens in ſeinen geheimſten Regungen beſitzt, daß ihm Größe und Erhabenheit als das erſte Geſetz, beſonders des tragiſchen Schaffens, vorſchwebt, und daß ihm endlich auch der lieblichere Gehalt des Lebens nicht fremd iſt, wie ſo manche Blüte der Lyrik, manches Bild aus der Alltäglichkeit der untern Volksexiſtenz beweiſt.

Und mit allen dieſen Gaben ſehen wir ihn doch immer weiter von ſeinem Ziele abirren. Dieſer „Ring des Gyges“ iſt ein Todtgeborenes, das ſich nicht einmal, da es niemals Leben gehabt haben konnte, künſtlich galvaniſiren läßt durch eine etwa daraus hergeleitete Idee. Die Figuren ſollen etwas beweiſen, was der Verfaſſer beweiſen haben will. Sie antworten: „So iſt es!“ „Allerdings!“ „Du ſagſt es!“ und geben ähnliche Uebereinſtimmungen, die ſogar die ſonſt bei Hebbel ſo bedeutſamen Gegenſätze ſchon aufgehoben haben. Drei Menſchen veranſchaulichen einen Begriff, der wenigſtens kein tragiſcher iſt.

Es iſt leider nicht möglich, daß wir unſern Leſern das Stück erzählen. Man findet es in jedem Handbuche der Mythologie oder im „Converſations-Lexikon“ unter dem Artikel Gyges. Was beweiſt es? Was ſoll es bei unſerm Dichter beweiſen? Die Tugend, den Stolz einer Frau? Iſt Lydien das Land, wo die Empfindungen einer Brunhildis vorausgeſetzt werden können? Iſt unter Sklavinnen des Orients der Ort paſſend gewählt, wo der dialektiſche Proceß eines ehelichen oder ſittlichen Entweder-Oder entſchieden werden konnte?

Doch wir müſſen verzichten, auf die Einzelheiten dieſer Dichtung einzugehen. Wir können nur ſoviel andeuten, als wir brauchen, um über die Gründe der Iſolirung dieſes ſeltenen Talents unſere Klage auszuſprechen.

Sie beruhen in Hebbel's Stoffen.

Friedrich Hebbel entſtammt dem Volke. Er hat es ſonnen gelernt mehr in ſeiner Verworfenheit als in ſeiner Tugend. Sein erſter Lebensberuf war der eines Gerichtsſchreibers bei einem Criminalamt. Er führte dort die Protokolle bei den Verbrechen, deren Thatbeſtand Richter und Zeugen allmälig zur Gewißheit zu bringen ſuchen. Er ſah dieſe Unſumme von Liſt, Lüge und Beſchönigung des Verbrechens, wie ſie im Menſchenherzen leben kann. Er beobachtete auch die ſchwindelnde Grenze, wo das Gelüſt halb noch dem beſſern Herzen, halb ſchon der böſen Verfuchung angehört. Dieſer Blick in die Nachtſeite des menſchlichen Gemüths, wo ſogar Tugend und Laſter dicht aneinander vorüberſtreifen, iſt die Quelle geweſen, aus der Hebbel ſeine Kraft genommen hat, aber auch ſein verderbliches Geſchick.

Nun iſt Judith eine Heldin, weil ſie nur den Kitzel eines Wagniſſes hat, an dem Männer verzweifelten. Nun will ſie einen Holofernes tödten und liebt ihn ſchon, weil man eine ſolche „Natur“ tödten muß. Der Zauber der religiöſen Begeiſterung eines Weibes, das nicht nur die Schwäche ſeines Arms, ſondern noch weit mehr die Schwäche ſeines Herzens auf immer vergeſſen kann, iſt abgeſtreift. Nun iſt Holo kein böſer Knecht und untreuer Diener mehr, ſondern eine Kraftnatur, die, um nur Thaten zu begehen, an ſteile Thürme hinaufklettern möchte, und Genovefa ſteht in ihm ſchon Dinge, die ihr der Pfalzgraf, ihr Gatte, nie vergegenwärtigte. Clara Anton, Maria Magdalena, wird als Mädchen Mutter, wo ſie nicht ſollte u. ſ. w.

Bis ſo weit war der Dichter gekommen, als er in Wien eine heitere, ſinnenfrohe Welt kennen lernte. Jetzt verwandeln Edelſteine, „Rubin“ und „Diamant“, im Zauberſpiele die üblichen Begriffe von Gut und Böſe. Ja die romantiſchen Traditionen des Burgtheaters erlauben ſogar Anknüpfungen an die wirklich dargeſtellte Tragödie. Der Dichter lernt die hinreißende Gewalt des Ludwig Löwe'ſchen Heldenhumors, das gewaltige Pathos der Frauengröße einer Rettich kennen. Er ſucht Vermittelungen, macht Zugeſtändniſſe an die Darſtellung, ſogar im Dialog, dem er Halm'ſche Wendungen abgewinnt, an die Bedenken der Cenſur — aber ſein Wühlen im Nächtlichen bleibt daſſelbe. „Agnes Bernauer“ ſoll mit Fug und Recht in der Donau enden; ſelbſt ihr Gatte beugt ſich der Staatsraiſon des Vaters; und in dieſem „Gyges“ liegt in hellem Kampf das ganze innere Chaos des Dichters. Hier Das, was Andere ihm „titanenhaft“ nennen, das Gelüſt an dem ewig grauenhaft Dunkeln der Menſchennatur; dort die ſich beugende Rückſicht, die von „echter Weiblichkeit“ in Ideenverbindungen ſpricht, wo ſie in dem Nimbus, den Burgtheatrocenſur verlangt, nicht im mindeſten vorausgeſetzt werden kann.

[Wenn unſer Dichter die Kraft gewinnen könnte, ſeine ganze bisherige Begriffs- und Anſchauungsweiſe aufzugeben! Wenn er ſich überwinden könnte, Gut und Böſe im alten, jahrtauſendjährig feſtſtehenden Sinne zu nehmen!] Wenn er der Sonne nur oder den Sternen folgte, nicht dem trügeriſchen Zwielicht des Mondes, der auf Buſch und Baum, auf Haus

und Markt, auf die Gebilde der Kunst und Phantasie so trüglich beirrende Schatten wirft! Wenn er Helden erfände, die ebenso handeln wie sie reden und, wenn sie zu leiden haben, leiden für etwas, das uns mit wahrem und Alle mit gleichem Mitleid erfüllt!

Gäbe Friedrich Hebbel sein Gelüste nach dem Aparten auf, so würde er auch das Knappe, Kurze, Karge verlieren, das die natürliche Folge eines solchen Wandelns auf haarbreiter Linie ist. Sein Genius ist viel reicher, als er sich bei Lösung solcher Probleme, wie er sie liebt, geben kann. Wie meisterhaft gelingen ihm Darstellungen wie die in diesem neuesten Werke, wo Gregé die Art erzählt, wie er zu seinem Zauberring gekommen! Wie lieblich ist in seiner „Agnes Bernauer" der Augenblick geschildert, wo die Bayerstochter zum ersten mal auf das Schloß ihres fürstlichen Eheherrn kommt und die Kleinodien seiner Mutter empfängt! Solche und ähnliche Momente würden dem Dichter in reichster Fülle zuströmen, wenn er sich entschließen könnte, mit jener Welt, in der er lebt, zu brechen und die Stoffe, die Schiller und Goethe wählten, die Stoffe, über die das Weltgericht der Geschichte geurtheilt hat, die Stoffe, über die das einfache Gefühl der unverfälschten Bildung entscheidet, nicht für — Gemeinplätze zu halten.

Wie frisch und natürlich Hebbel einfache Thatsächlichkeiten darstellen kann, beweist sein „Michel Angelo". Es ist kein Drama diese Skizze, es ist ein polemisches Flugblatt jener Gattung, wie sie Goethe zuweilen gegen Pater Brey und Consorten ausgehen ließ, und störend ist es genugsam, daß hier unser Dichter gleichsam sagen will: Dieser Michel Angelo bin ich selbst! Vergrabt meine Stücke und laßt sie als neuentdeckte von Shakspeare auffinden und man wird sie bewundern! . . Aber in der Form ist diese Empfindung, die dem Verfasser eine natürliche, ungekünstelte und nicht im mindesten problematische gewesen zu sein scheint, ausgeführt mit herziger Laune und sprudelnder Frische.

Ginge nur der Dichter an Das, was ihm und seinen Freunden — Gemeinplätze sind, er würde erstaunen, wie ihm unter der Hand das Alltägliche sich eigen gestaltete! Denn Das, was dem Genius wider Gewarten und gleichsam von selbst und ungerufen zufällt, ahnt er am seltensten. Er sieht es erst, wenn er angefangen hat und schon mitten in der Arbeit ist.

Zur Kunde der Rose.

Von Dichtern ist der Uebergang zur Rose nicht schwer und am Lichterbaum ein Träumen vom Frühling erlaubt!

Von der Rose wissen wir, wenn wir nicht gerade Blumenzüchter sind, nicht viel mehr, als daß sie die schönste Blume des Gartens ist und leider, wie die Liebe ihre Schmerzen, wie das Menschenschicksal seinen Wechsel, so auch ihre Dornen hat.

Wer denn aber doch die Rose, die ihm an einem schönen Junitage entgegenblüht, oder die, die ihm vom blumengeschmückten Balcon aus schönen Frauenhänden zu Füßen fiel, oder die am Busen der Geliebten zu verbleichen bestimmt ist, oder die eine Braut im Haar trägt, wenn die Lippe den Schwur der Treue spricht, oder auch die Rose, die der frühverblühten Schönheit ins Grab nachsinkt, wie diese zum Tode gebrochen, — wer endlich auch nur den Herbst sich zum Sommer gestalten und im December im Anblick dieser Sommerkinder auf dem Zimmer zurückträumen will in die Frühlingszeit des endenden Jahres oder in seinen eigenen todten Frühling, dem empfehlen wir zur genauern Kunde des ganzen Rosenwesens den soeben erschienenen, prächtig ausgestatteten „Rosengarten", von Wilhelm Döll (Leipzig, J. J. Weber, 1855).

Der Rosenfreund findet in diesem Buche eine Geschichte der Rose, Anweisungen über die Behandlungsart derselben, über Oertlichkeit und Boden, Treiben und Vermehren, eine Beschreibung der beliebtesten Rosenvarietäten, ihre Eintheilung in natürliche Gruppen, ihre Oculation und tausend andere, dem Rosenfreund interessante und wissenswerthe Dinge.

Unter allen Leidenschaften ist die für Blumen die unschuldigste, denn sie gründet sich auf Sinn für Natur und Schönheit und entstammt dem Gemüth. Meist sind es liebe, gute Menschen, die mit ihren Blumen alle Welt lieben und mitten aus der nüchternsten Kanzlei-Umgebung oft zu schönem Menschenthum erwachen, wenn man sie beim Namen ihres Herzens ruft. Immer müssen wir gedenken des alten pensionirten Maledverbes, der die Rosen so liebte und doch auf der Guillotine enden mußte! Die Rose ist das Bild der Freude, dem sich die Melancholie gesellt. Es liegt in ihrem Kelche schon Wonne und Schmerz gemischt, nicht nöthig war des Dornes Zugabe. Rosenliebhaber sind oft Sonderlinge, denen die Welt für ihr Glück zu kalt, für ihren Schmerz zu hart, für ihre Hoffnungen zu klein, für ihre Enttäuschungen zu selbstisch, für ihr Ahnen und Sehnen zu prosaisch, für ihr Glauben zu reich an Criminalgesetzbuch-Paragraphen wurde; es sind oft Menschen, welche die Hoffnungen, aber auch schon die Zweifel hinter sich haben und die in den Blumen nur noch blühende Erinnerungen pflegen.

Jedem Herzen, das Blumen deuten, jedem Gemüth, das Blumen lieben kann, allen Liebenden überhaupt, allen Dichtern insbesondere empfehlen wir das genannte Buch. Es zu lesen ist eine Belehrung und ein Tribut der Dankbarkeit an die Lieblingsblume. Die Rosenkenner und Rosenzüchter brauchen nicht erst darauf aufmerksam gemacht zu werden. Das Werk kündigt sich ihnen mit seinen 30 Abbildungen als ein Buch an, das sich für die Bibliothek jedes Gartenfreundes an sich schon zur Nothwendigkeit macht.

Eine Reise durch die Sonne.

Von den Blumen zu den Sternen! Auch Das ist eine Weihnachtabenteuerlichkeit.

Wir kündigten neulich unsern Lesern eine „Verkehrte Welt" an; jetzt sprechen wir von einer „Reise durch die Sonne".

Wem irgend einmal durch eins unserer täglichen Civilisationsunglücke — Schulden, Steuern, Körbe, Ordensübergangenheiten u. dergl. — das Herz zu weit und die Erde zu eng geworden ist, wem bei der Stille der Nacht oder am Herzen seiner Lieben oder sonst wo jenes himmlisch süße Ahnen gekommen ist, das leise flüsternd von „schönern Sternen" spricht, wo alles Sehnen sich stillt und alle Wünsche genesen und alle Herzenswunden sich schließen und die starre Rinde, welche von tausendfachen Täuschungen um unsere Seele gelegt ist, von der Wahrheit einer ewigen Liebe und unträgbaren Freundschaft hinweggeschmolzen wird und unser ganzes Wesen, gehoben und verklärt, schon nicht mehr einer Welt angehört, wo Verrath Klugheit, Sophistik Geistreichigkeit und mancher Schurke, wenn er nur feines, niederländisches Tuch trägt, sich vor den Ohren eines Biedermanns nicht retten kann —, so wird man in der Stimmung sein, „Heliande" zu lesen: das sind „Abenteuer auf der Sonne", von einem unbekannten englischen Autor, übersetzt erschienen in Leipzig bei J. J. Weber (1856).

Welch eine Welt! Verklärte Droschkenkutscher, die man selbst bis in den „äußersten Droschkenbezirk" mit einer höflichen Redensart abfinden kann; genteele Kaufleute, bei welchen das feinste Gerson'sche Tischtuch mit einer Schiller'schen Sentenz bezahlt wird; Palais Royal-Mahlzeiten à la carte, wo man nur Rosenblätter speist und deshalb Servietten und Zahnstocher erspart; vor allem aber die noch unentweihte Natur, die nichts von ausgehenden Haaren und Perücken weiß und auch ohne Geometrie und Schneiderrechnungen immer nur ewige Apollos aus uns macht. So wenigstens ahnen wir das Leben auf der Sonne. So träumen wir von ihr, wenn wir meinen, vor Lust und Wehe, Sehnsucht und sonstigen — anderthalbstündigen Gefühlen vergehen zu müssen.

Indessen — wie sieht es in Wirklichkeit auf der Sonne aus? Man lese „Heliande"! Es ist ein Märchen, von befähigter Hand geschrieben, dem wir nur wünschen möchten, daß es einen größern, verschlungenern Roman bildete und eine Reihe ineinandergreifender Situationen vorführte, die, dort sonnig beleuchtet, auf die unsrigen etwas starke Schlagschatten würfen, wie z. B. an der Stelle, wo der Verfasser, einen Stern in rubinrothem Lichte betrachtend, in diesem die Erde erkennt und sehr schön sagt: „Man denke sich die Geschichte unserer Erde mit all unsern Kämpfen, Kriegen, Leidenschaften, unserm Streben, Sehnen, unserer Liebe, unserm Schmerz, Haß, Fortschritt, unserer Kunst, Wissenschaft, Literatur, unserm Handel, unsern Eroberungen, Verbrechen, unserer Tugend und all den Kraftäußerungen der Natur in vergangenen Jahrtausenden und denen des Menschen in der neuen Zeit, denke sich dies Alles, Alles repräsentirt und ausgedrückt durch jenen — winzigen Stern, der wie eine kleine Oeffnung im Himmelsgelte über mir schimmerte". „Ach, dacht' ich", ruft der Verfasser aus, „du einzelnes Stäubchen unter Myriaden, wie bescheiden würden deine Bewohner werden, wie bewußt der kleinen Rolle würden sie sich sein, die sie im großen Drama der Schöpfung spielen, könnten sie dich sehen, wie ich dich jetzt sehe!" Eine Betrachtung, die der Herausgeber dieser „Unterhaltungen" („Gesammelte Werke", XIII, 20) an den 28. Juli 1851 anknüpfte, wo eine halbe Stunde lang Millionen Menschen die Verfinsterung der Sonne beobachten und „gleichsam das Räderwerk unserer Weltmaschinerie knarren und ächzen hören" konnten. Auch auf Erden schon konnte man in solchen kosmisch empfundenen Momenten sprechen wie es dort heißt: „Was ist diese kleine Tellus mit ihrem Glauben, Meinen, Hoffen, mit ihrem Ringen und Kämpfen in den Myriaden von Erden, die alle wie die unsere ihre Geschichte haben werden!" Nach dieser Betrachtung hin hätten wir von dem Verfasser der „Heliande" noch schärfere Reflexe auf die Erde erwartet.

Ein Christgeschenk für Kinder.

Wem es Freude machen würde, schon das erste Kindesalter auch aus Ludwig Richter's unübertrefflichen Randzeichnungen liebliche und lebenswahre Anschauungen sich gewinnen zu lassen, dem empfehlen wir zum Weihnachtankauf: „Kinderleben. In einer Reihe von Liedern und Reimen aus alter und neuer Zeit. Mit Illustrationen von Ludwig Richter. Geordnet und herausgegeben von J. G. Volbering. Zweite Auflage" (Leipzig, F. A. Brockhaus; 20 Ngr.). Die Gedichte entsprechen der Fassungskraft des Kindes bis zum zehnten Jahre, an den Bildern aber werden auch Alte ihre Freude haben.

Wahrnehmungen.

Die Menschen unserer Zeit sind denn nun, selbst unter dem Tannenbaum wollen wir diese ernste Mahnung nicht vergessen, von allen durch Kritik und Erfahrung verdächtigten romantischen Ausflügen wieder so weit herabgekommen auf das Gegebene, auf die Familie, die Erziehung, die Kindes-, die Aeltern-liebe, die Ergebung nach allen Seiten des Gemüths hin, daß wir z. B. Iffland's Stücke jetzt in einer Weise applaudirt sehen, die vor zwanzig und dreißig Jahren nicht möglich war. Es kommt jetzt wahrlich darauf an, von dieser an sich höchst achtbaren und lebenswerthen Erkenntniß des ewigen Werths der Alltäglichkeit sich auch wieder aufschwingen zu können zu lichtern Höhen und einem feinern Lebens- und Denkensäther, den es denn doch wol, trotz dieser Realität, immer noch geben muß. Wo sind die geistigen Führer?

* * *

Kein schwacher Weihnachtsgedanke, sondern ernst gemeint: Bei klugen und herzenguten Kindern ist die beste Methode, einen starken Willen zu brechen, Nachgiebigkeit.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 13.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Christian Lämmlein.

Eine Jugenderinnerung.

Daß unser „Herr Christian" Lämmlein hieß, sollte ich erst dann hören, als er selbst nichts mehr hörte und über seinem einfachen Sarge der Geistliche dem „weiland achtbaren Herrn Christian Lämmlein, gewesenen Friseur und Perückenmacher, wie auch Privatlehrer" ein paar aufrichtige Worte verdienten Lobes nachrief.

Ja, unser Herr Christian, der Lehrer der Jugend in meinem kleinen Geburtsorte, war von Haus aus nicht dem Lehrstande zugehörig, sondern seines Gewerbes oder vielmehr seiner Kunst Friseur und Perückenmacher. Seine Sorgfalt, die sich früher auf das Aeußere der Köpfe beschränkt hatte, dehnte er in spätern Jahren auch auf deren Inneres aus. Herr Christian schrieb eine schöne Hand. Obgleich nicht aus dem Städtchen gebürtig, war er doch durch langjährigen Aufenthalt daselbst heimisch geworden und wohlgelitten bei Allen, von dem hochgebietenden Herrn des kleinen reichsmittelbaren Ländchens, dessen Residenz das Städtchen bildete, herab bis zum letzten Häusler. Er verdiente dies durch ein höchst wohlanständiges, ehrbares, ja feines Benehmen. Und so geschah es denn, daß die sogenannten Honoratioren im Orte, deren eben wegen bemeldeter Residenzeigenschaft desselben nicht gar wenige waren, dem Herrn Christian gern ihre Kleinen zuschickten, daß er ihnen die Elemente alles Wissens beibrächte. In bessern Händen konnten sie in jeder Hinsicht nicht sein.

Herr Christian, so nur nannte man ihn, wohnte in einem sogenannten „Kasten", wie man in jener Gegend das freistehende Hinter- oder Nebenhaus eines größern Hauptgebäudes zu nennen pflegte, das gewöhnlich an „kleinere" Leute vermiethet wird und nicht selten mit seinem stattlichen Vorderen einen schneidenden Contrast bildet. Er wohnt „hinten" oder „im Kasten" bezeichnet auf der Stufenleiter der Gesellschaft ein paar Sprossen tiefer. Dies war nun bei Herrn Christian nicht so eigentlich der Fall. Einmal gehörte der Kasten, in dem er wohnte, zu einem Herrenhause, sodann bewohnte er ihn ganz allein. Ausnahmsweise that daher diese Localität der gesellschaftlichen Stellung des Betreffenden nicht den geringsten Eintrag; uns Kindern aber wurde sie noch überdies zu einer höchst anziehenden. Erlaubte uns eine zufällige kurze Entfernung des Lehrers, für einen Augenblick die Schreibbücher zu verlassen, so konnten wir auf den rasch ans Fenster gerückten Stühlen die entzückten Augen in ein kleines sorgfältig gepflegtes Gärtchen mit bunten Blumen, prächtigem ungewöhnlich staudigem Rosmarin, würzigen Gelbveigelein und derlei „Blust" hinabgehen oder auf die plätschernden Wellen des nahen Baches hinüberstreifen lassen. Dies Alles hatte das glänzende Vorderhaus am Markte nicht; und die Gelegenheit für diese Augenlust kam nicht so gar selten; denn Herr Christian war nicht blos ein Junggeselle, sondern ein recht strenger, absonderlicher dazu. Kein weiblicher Fuß betrat die kleine reinliche Stube; was ihm durch Vermittelung des

andern Geschlechts zukommen mußte für seinen kleinen bescheidenen Haushalt, das kündigte sich durch ein leises Klopfen an der Thür an, und vor der Thür wurde es abgenommen.

Drinnen in der kleinen, weißgetünchten Stube stand Alles im Einklange mit ihrem Bewohner. Die Kleinsten von uns mußte Herr Christian fast noch auf die alten hohen Stühle heben; aber dann saßen wir auch weich und fest auf dem gepolsterten plüschüberzogenen Sitze an dem stets blanken Tische in ämsiger Nachmalerei der vorgeschriebenen Buchstaben, oder strophenweise ihm einfach schöne Liederverse nachsagend. Was mir von diesen noch im Gedächtniß geblieben, gehört vielleicht heute zu dem Verfemten; aber ich werde sie doch keinem hochweisen und hochfrommen modernen Confistorium zum Opfer bringen. Auch deine stille Schule würden sie vielleicht heute schließen, guter Christian! Warst du doch nicht patentirt, nicht visitirt, nicht approbirt, und sogar noch etwas Anderes nicht, wovon du, lieber Leser, bald hören sollst.

Lämmlein war Katholik. Daß dieser Umstand seine Mitbürger nicht abgehalten hatte, dem stillen wackern Manne, der gewiß keinen Feind hatte, die ersten Jahre ihrer Kinder anzuvertrauen, lernte ich viel später ihrer religiösen Unbefangenheit zu hohem Verdienste anrechnen.

Christian Lämmlein war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dem wohlhabenden Bürger eines protestantischen Reichsstädtchens als erstes Kind geboren worden. Nach dem frühen Tode der Mutter erhielt er eine Stiefmutter und bald einen Halbbruder. Mit Beiden wich das Glück aus dem Hause und von Christian's Jugend. Der lieblosen harten Stiefmutter galt er als der Erstgeborene nur für das Hinderniß, das ihrem eigenen Kinde in der ausschließlichen Liebe des Vaters und vor allem bei dem Erbe im Wege stand. Dies sind überall traurige Dinge; hier bei unserm Christian, dem der Himmel eine weiche widerstandslose Seele voll Milde und Gutmüthigkeit gegeben hatte, und der an dem schwachen willenlosen Vater keine Unterstützung fand, mußten sie es doppelt sein. Verhältnißmäßig bessere Tage kamen für den Armen während der paar Jahre seiner Lehrzeit; da drückte wenigstens nicht immer der Haß eines erbitterten Weibes unmittelbar auf ihn. Der Junge war der Fleiß und die Aufmerksamkeit selbst, und so hätte er dem Vater, der auch Perückenmacher war, bald zur Hand sein können im Geschäfte. Dies paßte aber der Stiefmutter nicht in so manche Pläne. Der Junge sollte erst wandern, und sich in der Welt umsehen. So wohlbegründet dies war, so erschien es doch Christian gegenüber mehr als Härte. Indessen es geschah. In der Nähe eines fränkischen Klosters fand der vom Terminiren heimkehrende Bruder Ambrosius an einem trüben, unfreundlichen Herbstabende einst einen jungen abgezehrten Burschen, den eine offenbar tiefe Erschöpfung an jedem Weitergehen hinderte. Der barmherzige Bruder trug den Armen mehr, als daß er ihn führte, ins Kloster. Den geistig und leiblich Gebrechenen ergriff eine schwere Krankheit. Wochenlang schwebte er zwischen Leben und Tod. Der heilkundige Ambrosius war sein Pfleger; und als die Kraft der Krankheit gewichen, dürfen wir uns wundern, daß der Genesende, Weiche, Schwache die Religion seines Wohlthäters annahm? Christian Lämmlein war aus Dank katholisch geworden. Er wußte wol auch, wie man diesen Dank — vorausgesetzt hatte.

Die weitere Wanderung führte ihn in das Städtchen, wo er forthin leben sollte. Hier hätte ihm ein neues Lebensglück blühen können, aber es war anders beschlossen. Die junge Witwe, bei der er in Condition getreten war, warf ein Auge auf ihn, wollte ihn mit ihrer Hand zum Herrn des Geschäfts machen. Dazu bedurfte es einer neuen Anknüpfung mit der Heimat, wo noch immer die Stiefmutter hauste, die das Band zwischen Vater und Sohn so locker als möglich zu halten wußte. Es waren Papiere von dorther nöthig und bei dieser Gelegenheit kam es eigentlich erst für die Seinen ans Tageslicht, daß Christian von seiner Religion abgefallen. Da entstand denn ein großer Lärm von Seiten der „frommen" Frau. Zugleich bestand in der protestantischen Reichsstadt, in der er geboren war, ein altes Gesetz, wonach ein Katholik daselbst nicht erben konnte. Christian Lämmlein ward für unfähig erklärt, von des Vaters Gut seinen Theil zu nehmen. Der Halbbruder hatte studiren müssen; er war Theolog geworden.

In dem kleinen Städtchen, wo sich Christian's einfache Lebensbezüge abwickelten, fand sich keine Gelegenheit für die speciellen Bedürfnisse seiner Confessionen; er mußte zu deren Befriedigung in die zwei Stunden entfernte größere Stadt wandern, wo seine Glaubensgenossen eine Kirche hatten. Und da ist es mir denn gar wohl erinnerlich, wie man an hohen Feiertagen schon am frühen Morgen Herrn Christian, festlich herausgeputzt, bescheidenen Schritts durch die wenigen Straßen des Städtchens zum Thore hinaus seiner Andacht

nachgehen sah. Er trug dann zu der hellgrauen Hose, den besonders weißen Strümpfen und blanken Schnallenschuhen einen gleichfalls grauen Rock mit langen spitzen Schößen, eine weiße Weste mit hochragendem Kragen und zierlich gefältelte Chemisett, auf dem Haupte ein kleines dreieckiges Hütchen, Alles gar sauber, wohlgebürstet und wohl angelegt. Er ging indeß gewöhnlich nicht allein. Vor dem Städtchen wohnte der auch katholische Waisenmeister, ein Mann, der durch seine schlichte Gerabheit, bescheidenes, anständiges Benehmen und einen Grad besserer Bildung so manche Vorurtheile gegen seinen Beruf überwunden und bei den Bewohnern des Städtchens geachtet und wohlgelitten war; wie wir denn oft die Bemerkung machen können, daß gerade im kleinen Kreise engerer Verhältnisse, engern Zusammenlebens das eigentlich Menschliche mehr zur Geltung kommt, die ganze Weise, wie Jemand den ihm zugefallenen oder gewählten Beruf ausfüllt, besser gewürdigt wird. Die beiden Katholiken, friedliche und unbeanstandete Bürger einer kleinen, reinprotestantischen Stadt, und wiederum diese selbst in der ungeheuchelten Achtung eines andern Glaubens und einfacher menschlicher Tugend und Rechtlichkeit bildeten in meinem Gedächtniß stets ein wohlthuendes Bild; und den freundlichen Gruß, den die Beiden auf ihrem weiten Kirchgange von den ihnen Begegnenden erhielten, möchte ich menschlich höher anschlagen als irgendein Glaubensbekt, das Mitmenschen gewissermaßen als Gnade einräumt, was ihnen Niemand geben kann, weil es ihnen Niemand nehmen sollte.

Zwischen Christian und seinem Halbbruder, dem Theologen, war wol ein langes Leben hindurch, das den Wechsel eines Jahrhunderts, Kriege, Theuerungen und ungeheure Umwandlungen sah, keine weitere Verbindung gewesen. Annäherungsversuche haben wol nie stattgefunden; vielleicht wußte Jeder vom Andern nur, daß er überhaupt noch unter den Lebenden sei. Christian's Seele kannte keinen Groll; seine Genügsamkeit vermißte auch nicht, was Jenem zutheil geworden war; der Andere mochte seinen Trieb haben, ein für ihn mehr als durch ihn begangenes schweres, aber altvererbtes Unrecht von sich aus wieder gut zu machen.

Da kam aber die Stunde, die Allen beschieden ist. Christian fühlte, daß sein schlichtes Tagewerk zu Ende ging, daß ein Höherer ihn bald abrufen würde. So dachte er Dessen, der mit ihm Einen Erzeuger hatte. Sollte er in der Brust des Andern vielleicht das Gefühl zurücklassen, daß er mit Groll und Hast gegen ihn vondinnen gegangen? Dagegen sträubte sich die Gutmüthigkeit des Sterbenden. Der Bruder war der einzige Mensch, mit dem er noch nicht aufs Reine gekommen war in dieser Welt vor dem Hingang in eine andere, von ihm gläubig umfaßte und ersehnte. Mit zitternder Hand schrieb er daher dem Bruder, dessen ganzes Bild für ihn nur ein kindliches war, ein paar Worte, nicht der Verzeihung, sondern nur der Anzeige seines nahen Endes, ein paar Worte des Abschieds an den Einzigen, der auf dieser Erde seinen und seines Vaters Namen trug. Dies mochte ihm selbst noch als eine Pflicht der — Höflichkeit vor dem Scheiden erscheinen.

Der Vorwinter eines der ersten zwanziger Jahre war sehr eigenthümlicher Art. Bis in den Christmonat hinein hatte eine frühlingsähnliche Witterung geherrscht und erst gegen Weihnachten hin hatten sich die Wolken des trüben Himmels in ungewöhnlichen Massen Schnees auf die nackten Fluren entladen. Aber auch hier hielten sie sich nicht lange. Ein feuchter Thauwind schmolz den schweren Mantel von der Erde weg und dies, in Verbindung mit strömenden Regengüssen, brachte in unserm Städtchen eine für diese Jahreszeit ganz außerordentliche Erscheinung hervor. Das Städtchen zog sich vom Thale nach zwei Seiten hin die mäßigen Anhöhen hinauf; sein mittlerer Theil, einen geräumigen Marktplatz bildend, öffnete sich gegen die Thalschlucht, durch welche der kurz vor dem Orte sich in zwei Arme theilende Bach aus dem nahen höhern Hügelzuge kam. Beide Arme konnten die stündlich wachsenden Fluten nicht mehr in ihren niedrigen Ufern fassen und weiterführen; ihre nächste Umgebung ward zum regellos wogenden See, und so waren denn auch Marktplatz und niedriger gelegene Gassen des Städtchens von den Wassern bedeckt. Den am Bache gelegenen „Kasten", in dem Christian wohnte, umspülte das ungezügelte Element. Für die Zeit dieser ungewohnten Ueberschwemmung fanden sich die beiden höhergelegenen Theile des Orts durch die unter Wasser gesetzte tiefere Mitte ganz gänzlich voneinander abgesperrt.

So war mehr unter mannichfacher Sorge und Noth durch das unerhörte Naturereigniß als unter wirklicher Gefahr für die Bewohner des Städtchens der Weihnachtsabend herangekommen. Trotz der Bedrängniß forderte die heilige Freudenzeit ihr altes Recht. Da und dort schon entzündete sich ein Christbaum; es war nur ein höchst seltsamer

Anblick, daß seine Lichter statt auf den stillen, ruhenden Markt hinaus diesmal auf sich drängende, an den Hindernissen auf ihrem Wege mit Geräusch abprallende Wogen fielen. Auf den Straßen war es still; nur das eintönige Brausen der strömenden Wasser unterbrach die nächtliche Ruhe; zuweilen brach das sanfte Licht des Mondes oder der Strahl eines Sterns durch die am bewegten Himmel treibenden Wolken.

Da kam eilenden Schritts ein Mann die Gasse herab, die auf den Markt führte. Er mußte Eile haben, aber die Flut hemmte seine Schritte. Aengstlich rannte er an ihrer immer veränderten Grenze hin; da fand sich kein Uebergang. Sollte er hart am Ziele zu spät kommen? Sollte er umkehren, wo nur ein kleiner Raum zwischen ihm und dem lag, was er suchte? Vielleicht waren es diese wenigen verlorenen Minuten, die ihn auch verlieren lassen konnten, was er jetzt vielleicht zum ersten male mit heißem Schmerz ersehnte: Trost und Beruhigung für ein aufgeschrecktes Gewissen.

Mit hastiger Hand klopfte er an die nächsten Thüren. Die Herbeigekommenen erblickten einen bejahrten Mann, sonst stattlichen Aussehens, den der Schnitt der dunkeln Kleider als einen Geistlichen verrieth. Er fragte um die Möglichkeit, wie über die Wasser zu kommen sei. Man schüttelte mit dem Kopfe; Kähne hatte man nicht zur Hand. Er fragte nach Christian Lämmlein; man deutete auf das einsame Licht aus dem kleinen Fenster eines sonst im Dunkel liegenden Hauses, auf die dumpf grollende Flut zwischen dem Dies- und Jenseits. Er mußte hinüber; das einsame Licht zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt; er bot reichen Lohn für irgendeine Art des Hinüberschaffens.

Da trat aus der allmälig zusammengekommenen kleinen Menge ein großer starker Mann, dem auch schon das Silber die Haare färbte. „Ich trage Euch hinüber!“ rief er, setzte den Alten auf seine Schultern und begann seinen nassen Gang. Mit der Kenntniß des sehr ungleich tiefen Bodens ging dies gefahrlos vonstatten. Vorsichtig schreitend gelangte der Träger an die Treppe des „Rathens“. Da setzte er seine Last ab, die zitternden Schritts unter den kurzen Weisungen des alten Wasserweisers — denn er war der Helfer in der Noth — vollends die dunkeln Stufen hinaufeilte. Langsam folgte der Zweite.

Im kleinen Stübchen war's still. Im großen Himmelbett mit den rothgestreiften Kattunvorhängen lag ein Sterbender, Friede auf dem bleichen Antlitz, auf den halbgeschlossenen Augen; die abgemagerten Hände lose gefaltet auf der weißen Decke, der Mund kaum sichtbar bewegt in leisem Gebete. Zu Häupten saß die alte Aufwärterin, auch die Hände geschlossen, ein Sterbelied vor sich hinflüsternd.

Von den Eingetretenen stellte sich der Eine wie bekanntthuend neben die Alte, der Andere aber stürzte niederkniend am Bette hin; Thränen entflossen den Augen und halb stürmisch, um noch ein Wort des Sterbenden zu erhaschen, halb unter der Furcht der gefährlichen Ueberraschung rief er: „Kannst du verzeihen, Christian?“

Das war ein seltsames Wiedersehen zweier Kinder, die alt, sehr alt geworden waren — ein erstes nach vielen, langen Jahren, ein letztes für dieses Leben!

„Bist du's, Bruder?“ klang es leise zurück. Die gefalteten Hände lösten sich und eine feuchte, kalte Hand bewegte sich langsam zu einer warmen, noch lebensvollen. „Dachte ich mir's doch! Nun gehe ich gern von hinnen! Hab' Dank, Bruder, und du, mein Gott!“ Das Haupt sank zurück; Christian hatte sanft vollendet.

Es kommt eine Zeit im Leben, wo wir uns gern zurückführen lassen in die Erinnerungen und Träume der ersten Jugend. Wohl uns, können wir dann noch, trotz aller herben Erfahrung, die unsere Erkenntniß mit dem Raube an unserm Herzen bereichert, eine Welt des Traums mit den süßen Erinnerungen ferner Vergangenheit auferbauen! Wir beschwören die Todten, die wir geliebt; wir wandeln wieder an den Lieblingsplätzen unserer Kindheit, die unsere heitern Spiele gesehen; wir werden wieder das fröhliche Kind, das treue Aelternsorge gehütet; ein mildes Antlitz, in das wir, ach! solange schon nicht mehr geschaut, lächelt uns an unter den Zügen der Mutter; — wir haben zugleich unsere alten Freunde und unsere jungen Jahre wiedergefunden. So nur, in dieser einfachen Absicht, die in Euch selbst vielleicht wiederklingt, wollt' ich ein schlichtes, einfaches Bild aus meiner Jugend bringen. C.

Ein römisches Tagebuch.

Von Robert Waldmüller.

III. Allgemeine Umschau.

Wer nach Gaslin's Cykloramen oder nach Meyer's „Universum“ sich von dieser oder jener Gegend einen plastischen Begriff verschafft zu haben glaubt, wird die gewonnene Anschauung fast allemal beim

wirklichen Beſuche ſolcher Orte als eine irrige zu beſeitigen und durchaus neue Eindrücke ſeiner Auffaſſung zugrunde zu legen haben. Im allgemeinen trügt nichts mehr als eine ſchön beleuchtete bildliche Darſtellung oder, ihr entſprechend, eine wörtliche Schilderung, welcher die Abſicht, Angenehmes zu beſchreiben, den Griffel führt. Die Phantaſie, von vorn herein geneigt, ſich aus dem freundlich Ausgeſchmückten ein kleines Paradies zu bilden, bedarf nur des kleinſten Anhaltepunktes, um Alles durch buntes Glas zu ſehen und das dargebotene Maß des Schönen ins Unendliche zu vervielfältigen. Dies gilt nicht minder für die Reize des Südens, für den ewig blauen Himmel Italiens, wie im entgegengeſetzten Sinne für die ewigen Eisregionen, von denen uns die kühnen Nachforſcher des Capitän Roß immer nur überraſchende Beſchreibungen entwerfen.

Ob nun eine Schilderung überhaupt möglich iſt, welche getreu wiedergibt, was ſie zu beſprechen bezweckt, mag hiernach verneint werden müſſen; ein Jeder ſieht nur mit ſeinen eigenen Augen, ſieht nur in dieſer oder jener Stimmung, unter dieſen oder jenen Vorbedingungen unverfangenommener Auffaſſung, und was er daher empfindet und als empfangenen Eindruck feſthält, iſt immer ein Anderes als das von Andern Empfundene und ihrer abweichenden Auffaſſung Entſprechende.

Dennoch ſollte eine, abſichtlich die erwähnten Unter- oder Ueberſchätzungen vermeidende, möglichſt gegenſtändlich gehaltene Schilderung ſolcher Art wenigſtens Etwas leiſten können, um der Wahrheit und Wirklichkeit nahe zu bleiben. Man darf es dem Maler nicht verargen, wenn er ſein Bild durch Licht- und Schattenwirkungen anziehend zu machen bemüht iſt; ſofern er ſich nur innerhalb des Bereichs der möglichen und ſeinem Gegenſtande verwandten Stimmung hält und uns nicht, wie es bei Nebelbildern zu geſchehen pflegt, nordiſche Vegetation in tropiſcher Beleuchtung zeigt; und ebenſo wenig ſoll man den Romantiker ſchelten, deſſen Feder uns Sonnenſchein und Blumenduft ins Zimmer zaubert, während er in Wirklichkeit bei trüglichem Kaminfeuer mit erſtarrten Fingern daheim ſitzt und dem raſſelnden Wöglein ſammt Giel- und Maulthiervorſpann flucht, das, mit dem zierlichen Blechſchilde Vetturin Nr. 6 oder 7, auf dem ſchmutzigen Straßenpflaſter dahinholpert und den Düften des blumenreichſten Südens mit Entſchiedenheit widerſpricht. Wir wollen nicht immer unterrichtet, wir wollen viel öfter unterhalten werden und nur eine grämliche Katheder-pedanterie mag dieſen dem Menſchen ſo natürlichen Zug in andere Bahnen zu lenken unternehmen. Aber auch die ungeſchminkte Wirklichkeit hat das Recht, zu Worte zu kommen, und wenn ſie uns um einige Illuſionen ärmer macht, ſo gibt ſie unſern in der Luft ſchwebenden Anſchauungen dafür einen feſten Boden, auf welchem wir Fuß faſſen und von wo aus wir uns nach eigenem Gutdünken von neuem erheben können.

Wie ſich bei einzelnen Stichwörtern die Phantaſie jedes geleſenen Menſchen faſt ziemlich ohne Ausnahme zu erhitzen pflegt, ſo bieten die Worte Italien und noch mehr Rom einen ſolchen Anhaltepunkt, von welchem aus wir das Angedeutete überſchauen und weiter ausführen können. Wer hat von Italien geleſen oder gehört, und nicht eine Art Heimweh empfunden, wie nach dem Lande der Verheißungen? Wem hat Mignon's „Dahin, dahin!“ nicht immer von neuem, als ein ultramontaner Sirenengeſang, im Ohr geklungen, als ein bannender Ruf aus dem wunderſchönen Lande, wo die Myrte blühen ſoll, wie der Lorber hoch, — oder wo „die Myrte ſtill und hoch der Lorber ſteht“? Wer hat Goethens Ueberſchwänglichkeit nicht einmal in ſeinem Leben für baare Münze gehalten und mit ihr, an der Seite des engliſchen Lords, im Geiſte Pantheon, Coloſſeum und Forum durchwandert, immer und immer wieder angeweht „von den Schauern tauſendjähriger Vergangenheit?“

Und doch von den zahlloſen Pilgern, welche Jahr ein Jahr aus über den St. Gotthard, den Mont-Genis, den Simplon und den St. Bernhard die Reiſe ins Gelobte Land machen und, durch die ebene Campagna kommend, die Kuppel der Peterskirche, die Engelsburg und nach und nach ein Kirchendach nach dem andern aus dem fernen Duft und Nebel heraufſteigen ſehen, — wie Wenigen wird das Gefühl der — Enttäuſchung erſpart, das Innewerden eines plötzlichen Verluſtes ernährter und lange gehegter Ideale, das Erwachen zur nüchternen Wirklichkeit aus einem ſchönen Halbdämmern?

Das alſo iſt wirklich Rom, das uralte, ewige? Man möchte die Augen immer von neuem reiben, um aus dem Erwachen eine bloße Sinnentäuſchung zu machen.

Aber es iſt kein Irrgebild! Das Ideal iſt von dem Himmel auf die Erde herabgekommen; wie der Staub des Schmetterlings, hat ſich der ferne Zauber verwiſcht und verflüchtigt, da wir mit Händen faſten, was ſo reizend lockte, und nun

gilt es, aus der Wirklichkeit wieder zusammenzusetzen, was vor unsern Augen verschwand und verduftete, es gilt auf neuen Wegen wieder zu erobern, was sich in seiner ideellen Auffassung uns entzog.

Nur geht das Wiederaufbauen langsamer als das Einreißen. Zuvörderst muß das moderne Rom, wie sich's uns unabweislich aufdrängt und bei jedem Schritte in den Weg stellt, überwunden werden. Denn Rom ist eine moderne Stadt, bei all ihren tief vergrabenen und verschütteten Altertümern, und wer nicht das helfende Auge der Metall- und Quellenkunde hat, kann nicht umhin, die baedekerähnliche Fremdenbevölkerung, sammt Allem, was sich ihr zu Liebe aufbaut, neumodisch gibt und feil bietet, eher zu erblicken als Dasjenige, was er suchte und was man ihm beschrieb. Was eben Rom groß und des Beinamens Ewig werth macht, ist uns Allen von jeher viel näher gewesen als Dasjenige, was uns in Wirklichkeit entgegentritt und was ungeachtet seiner überwiegenden Breite und Allgegenwart wenig oder kaum berücksichtigt zu werden pflegt. Aber eine Ruine, die wir unter dem Wulste moderner Gesetzen und bauschiger Umhüllung erblicken, wird uns um so unerforschlicher berühren und um so tiefer vernehmen, je mehr sie uns als reine Wirklichkeit zu entzücken geeignet war.

Doch geben wir statt des allgemein Gehaltenen, das Einzelne. . . . Am 6. Februar war's, als wir, von Florenz kommend, nach 13stündiger Fahrt im bequemen Coupé der Eilgarne in Rom eintrafen. Der Weg durch die Campagna bot, außer Heerden von Büffeln, Schafen und Pferden, außer häufigen Gendarmen und zweien Transporten Gefangener, wenig Lebendiges dar. Obschon einer Stadt von 200,000 Einwohnern nahe, zeigt sich auf der größten Straße, welche Rom mit Norditalien verbindet, fast kein Verkehr; das Wenige, welches diese Stadt, ohne Handel und Fabrikthätigkeit, von außen bezieht, wird den Seeweg über Civita-Vecchia nehmen, sodaß der Weg zwischen Florenz und Rom das rege Leben nicht ahnen läßt, welches in den Straßen der letztern Stadt selbst sich drängt und treibt.

Die ersten Zeichen der Nähe größerer Bevölkerung boten sich in einzelnen Reitern und Reiterinnen dar, welche die Passeggiata um ein Stündchen über die Porta del Popolo hinaus verlängert hatten und in ihren partiell Mustertoiletten eher auf Baden oder Spaa als auf die Nähe der ewigen Stadt hätten schließen lassen. Nach und nach zeigten sich elegante Carrossen, Bettler, Geistliche und französisches Militär, und man darf aus diesen vier Unzertrennlichen sich getrost das lebendige Bild jeder großern Straße Roms zusammensetzen. Wenn man Turin, Genua, Pisa und Florenz hinter sich hat, ist man, was den Anblick von Geistlichen betrifft, gewiß nicht mehr ganz als Neuling zu betrachten; aber dennoch wird schwerlich sich Jemand Rom auf diesem Wege erreichen, dem nicht für die Masse der verschiedenen Ordensbrüder, welche Rom aufzuweisen hat, noch ein überraschtes Staunen verbleibt. Da sind Franziskaner, Kapuziner, Jesuiten, Benedictiner, Gregorianer und wie sie alle heißen mögen, mit und ohne Bart, in Schuhen oder Sandalen, in braunen, schwarzen, rothen, violetten oder weißen Kutten, barhaupt oder mit Dreimastern, zu Fuß, zu Maulthier oder in vergoldeten Wagen, mit drei Dienern hinten oder mit keinem, mit dem Bettelsacke auf der Schulter oder militärischer Bedeckung hinten und vorn und sechsfachem Vorspann wenn es eben die Spitze der ganzen, zahlreichen Armee gilt. Nahe an 5000 Geistliche zählt Rom, die vielen auf längere oder kürzere Dauer zum Besuch verweilenden ungerechnet.

Die Porta del Popolo, durch welche wir einfahren, ein stattliches Thor nach der Zeichnung Michel Angelo's und unter Sixtus' IV. Regierung auf diesen populären Namen umgetauft, führt uns auf die moderne Piazza gleiches Namens. Rechts und links steigen Garten- und Promenadeterrassen hinan, links am höchsten und schönsten, nämlich zur Passeggiata des Monte Pincio. Die Mitte des Platzes ziert ein Obelisk von etwas über 100 Fuß Höhe. Die Straßen führen fächerförmig in die Stadt; die mittelste, der weltberühmte Corso, hat zur Rechten wie zur Linken eine Marienkirche, eine dritte Marienkirche liegt gleich links vom Eingange der Porta del Popolo; alle diese Gebäude machen einen mehr oder weniger modernen Eindruck, den der angeblich 3300 Jahre alte Obelisk nicht stört. Die erwähnten drei Straßen übrigens, obschon durchaus nicht römischen Charakters, würden, wegen ihrer mäßigen Breite, in andern europäischen Hauptstädten noch nicht gerade für Hauptstraßen gelten.

Doch unser Conducteur hat die Thorförmlichkeiten beendigt und wir fahren durch die Straße de la Ripetta der Post zu. Warum dies im Schritt geschieht, während alle übrigen Wagen im schärfsten Trabe fahren und unsere vier oder fünf Pferde erst eine kleine Station zurückgelegt haben,

bleibt vor der Hand ein Räthsel. Nach einer Viertelstunde sind wir an Ort und Stelle; unsere Koffer werden ohne Peinlichkeit von der Dogana geprüft; Facchini bemächtigen sich der ersteren zum Transport nach dem Hôtel der Minerva; statt der abgegebenen Pässe wird uns ein Polizeischein für einige Paoli verabfolgt, und bald sind wir in Rom sichere und wohlbestallte Zimmerbesitzer.

Der Eindruck, welchen die Ewige Stadt solcherart auf den Fremden macht, ist ein bei weitem nicht so italienischer als derjenige, den er z. B. von Genua empfängt, ganz abgesehen davon, daß die Vorstellungen von der großen Trümmerstadt sich schon von vornherein auf spätere Termine haben vertrösten lassen. Genua, terrassenförmig vom Meeresspiegel aufsteigend und so gewissermaßen von unten bis oben mit einem Blicke übersehbar, Genua mit seinem ameisenartigen Gewimmel in und am Hafen, mit seiner wohlerhaltenen weiblichen Nationaltracht, mit seinen himmelhohen Häusern und Palästen in den beispiellos engen, von Wien nicht einmal an Raummangel übertroffenen Gassen, mit seinen sonngebleichten, weitverstreuten Villen ohne Grün und Vegetation, den ganzen Tag über der Glut der Sonne und ihrer Meeresspiegelung preisgegeben, gegen den eisigen Ära Montana geschützt wie das bestgelegene Treibhaus, Genua hat einen entschieden südlichen Charakter und der Eindruck, welchen der Fremde von ihm gleich bei den ersten Schritten empfängt, ist ein ganzer, unmittelbarer. Rom dagegen hat eine Maske vor dem altehrwürdigen Gesicht, und man ist versucht, unter der Vermummung an der Echtheit der Vermummten zu zweifeln.

Und hier drängt sich uns beim Ueberschauen der äußern Erscheinung dieser merkwürdigen Stadt von neuem das Wort vom „Nichtleben- und Nichtsterben-Können" auf, was am richtigsten die Doppelempfindung bezeichnet, mit der uns das ganze Wesen Roms, solange wir ihm frisch gegenüberstehen, erfüllt. Für eine Trümmerstadt ist eine Bevölkerung wie diejenige Roms noch zu zahlreich, zu laut, zu lebendig; aber verfallene Friedhof mit übermoosten Steinen hat mehr vernehmbare Stimmen aus vergangener Zeit und überbrückt sicherer die Kluft zwischen einst und jetzt, — denn wo die Reflexion eine Spanne Ewigkeit uns zum Verständniß zu führen hat, vermittelt sie mit gleicher Leichtigkeit Jahrtausende wie Jahrhunderte, und nicht das Handauflegen, sondern die harmonische Umgebung erleichtert das geistige Vertiefen in die verschollenen Gänge der Vergangenheit. Diese Umgebung aber bildet nicht allein die Natur; auch der Mensch, der sie belebt, übertönt und umgestaltet, trägt zur Harmonie des Ganzen bei oder beeinträchtigt sie, wenn er dem Charakter des Vergangenen widerspricht.

Wie anders fühlen wir in der lärmenden Seinestadt den Zusammenhang zwischen ihrer jetzigen und ihrer einstigen Gestalt, trotz alles äußern Wechsels und aller innern Wandelungen! Dasselbe Blut pulsirt noch in den Adern jenes ungeduldigen Geschlechts und, wie einst, fühlt oder wähnt es sich noch heute berufen, der irdischen Weltordnung für ihre Neubauten die ersten Grundrisse vorzuschreiben. Ist die Bastille auch verschwunden und so manches Monument vergangener Zeit mit ihm, wird auch im Pantheon Messe gehalten, trotz Voltaire's und Rousseau's Denkmälern in seinen untern Gewölben, die Widersprüche im Einzelnen stören nicht die Harmonie des Ganzen. Der Zusammenhang ist lebendig, für lange Zeit noch unzerreißbar eng und haltbar.

Aber Rom! Die Größe seines Namens ist der Stadt über den Kopf gewachsen. Alles ist Widerspruch, von dem modischen Kleide an, das die Nationaltracht aller Orten verdrängt hat, bis zu dem heidnischen Colosseum, in dessen Riesenleichnam sich 14 hölzerne Leichenkanonen eingebaut haben und allwöchentlich ein Kapuziner predigt; von der Pracht und Ueppigkeit eben Jener, welche das Gleichniß vom Kamel und Nadelöhr nicht mehr fortcensiren können, bis zu den 50,000, welche von dem unproductivsten und als feste Jahresexistenz widersinnigsten aller Gewerbe, dem Almosenempfange, leben.

So ist der erste Eindruck, welchen Rom hervorbringt, eine Enttäuschung. Man muß das, um wahr zu sein, nicht verschweigen und kann nach diesem Geständniß mit um so größerer Freudigkeit an das Geschäft des Wiedergewinnens und Wiederaufbauens gehen, wozu das reichste Material vorhanden ist.

Wie die Taglöhner drüben in den Resten der Basilika di Constantino mit Hacke und Spaten das alte Gemäuer aus seiner Erd- und Schuttdecke ans Tageslicht herausarbeiten, so muß ein Jeder mit eigenem Forschen und Suchen Dasjenige wieder zusammentragen, was an belohnenden Einzelheiten hier und da zerstreut liegt, und sich aus dieser Mosaikarbeit, so gut es gehen will, ein schönes Ganze mit eigenen Kräften herstellen.

(Ein zweiter Brief: Jesuitenpredigten, in nächster Nummer.)

Aus einem Kriegerleben.

Von Bernhard Gabriel.

III.

Zwei mal nur, seitdem die deutschen Waffen den Sitz ihrer Herrschaft auf die Hügel des Sundewitt verlegt hatten, hat sich von ihren Höhen das Getöse der Schlacht eingraben in die Lauschenden ergossen, wie ein Lavastrom die Tiefen erfüllend, sich an den Bergen brechend und auf der Meeresfläche verschwimmend. Das erste mal, um die Mitte des Mai, galt es jenem feindlichen Boote, dessen Neugier zurückgewiesen werden sollte und zurückgewiesen ward, wie ich neulich erzählte. Die Kanonen der Strandbatterie hatten das erste Wort gesprochen, das Boot hatte geantwortet und in den groben Wortwechsel hatten sich die andern Batterien hohen und tiefen mit eingemischt. Es war beim Geschützkampf geblieben. Wie verscheuchte Vögel beim Herannahen kampfgieriger Adler ducken sich die Dampfer, ohne von ihren Waffen Gebrauch zu machen. In drei Viertelstunden war Alles zu Ende, die Verluste auf beiden Seiten kaum des Nennens werth.

Seitdem war es ruhig geblieben. Wir bauten Batterien nach Herzenslust und viel darüber; der Feind sah Dem ruhig zu, als wisse er, daß wir anfingen, Alles für ein Blendwerk zu halten, und unternahm selbst nichts, um uns zum Ernste zu zwingen. Wie der normännische Eroberer Wilhelm in der Hastvoll englischer Erde, die er fallend ergriff, schon das ganze England zu erfassen gewiß war, so meinten umgekehrt die Dänen, in dem Besitzthum des schleswigschen Festlandes, das ihre Batterien noch beherrschten, und in den beiden Inseln Alsen und Arroe noch das ganze Herzogthum zu halten, das ihren Händen längst entschlüpft war. Mit diesem symbolischen Besitze begnügten sie sich. Uns aber erging es wie dem leichtsinnigen jungen Erben, dem plötzlich eine reiche Hinterlassenschaft wie vom Himmel gefallen ist und dem nun am Herzen liegt, die Hauptsumme in Besitz zu nehmen, unbekümmert, ob einige kleine Anhängsel verzettelt und verloren werden. Ob es möglich oder wünschenswerth gewesen sei, auch Alsen und Arroe zu nehmen, das sind heute noch müßige Fragen, als sie schon damals waren, wo die Vertheidiger der Unterlassung des Versuchs hauptsächlich auf die großen Menschenopfer hinwiesen, die vielleicht mit demselben verbunden gewesen wären. Es ist gewiß löblich, wenn Spartacus mit Menschenblut, „diesem ganz besondern Safte", gewürzt wird, nur darf eine solche Predigt nicht aus der Ferne vor dem Magazin, nicht aus der Schenke, die an Cäsars Gastes Gastes zu setzen sagt, hervorgegangen sein. Denn dann kommt das irdische Schicksal oft mit seinen schlimmsten Streichen, solch ein Schwanken, solch eine Halbheit zu züchtigen. Wir haben es neuerdings erlebt, daß ein Feldherr zögert, auf dem Kriegsschauplatze zu erscheinen, weil er sein Heer noch nicht vollzählig glaubt und er die Verluste einer Schlacht scheut. Da schleicht die böse Seuche in seine Ruhequartiere und er muß bald sein Heer schlimmer gelichtet sehen, als die blutigste Schlacht es vermocht hätte. Wir haben es auch erlebt, daß Feldherren, als es galt, das Hauptbollwerk eines Feindes mit einem einzigen kühnen, gewaltigen Schlage zu gewinnen, davor zurückbebten, weil sie die große Ziffer des einmaligen Verlustes fürchteten. Nun gingen sie langsam und vorsichtig zu Werke und führten viele kleine Schläge, aber siehe da! da sie noch weit vom Ziele standen, überstieg die Summe aller sie im Einzelnen gebrachten Opfer um ein Gewaltiges die Zahl, die sich auch bei dem verlustvollsten einmaligen Hauptangriffe hätte ergeben können.

Eine ähnliche Erfahrung hatten wir, wenn auch nur im Kleinen, zu machen. Da standen Tausende einander gegenüber, die Gewehre im Anschlag — aber weiter erstreckten sich die Feindseligkeiten nicht. War es da zu verwundern, daß der tückische Zufall die Hebel spannte, daß sein Finger an den Drücker griff, den die Hand des Inhabers der Waffe nicht berühren durfte? Krieg wurde so geführt; ein Krieg aber fordert Blut, und, da die Krieger es nicht fließen machen, so thaten eben die tückischen Streiche des Schicksals oder wie wir es heißen mögen das Nöthige. Es war eine unheimliche Thatsache, daß durch unvorsichtiges Umgehen mit ihren Waffen, durch zufälliges Entladen der Gewehre fast ebenso viele deutsche Krieger ihren Tod gefunden hatten als in allen Gefechten, die in diesem Feldzuge noch von der „Reichsarmee" geliefert waren.

Die träge Ruhe, die Gleichgültigkeit, die Unzufriedenheit und was sonst infolge des thatlosen Verhaltens für Stimmungen unter den Truppen auf den Höhen von Düppel herrschen mochten, das Alles ward unterbrochen durch einen Tag des Kampfes, dessen Verlauf ich zu schildern versuchen möchte.

Wir hatten wieder eine Batterie gebaut. Es war die am weitesten vorgeschobene, deren sich der

aufmerksame Leser von unserm Spaziergange her gewiß noch erinnert. Ihre Bewaffnung war noch nicht vollständig, sie enthielt erst drei Vierundzwanzigpfünder. Die Feldwache, der die Beschützung des Werks oblag, befand sich noch eine Strecke dahinter, die Vorposten, anderthalbhundert Schritt davor, standen fast ohne Deckung — kurz, Alles war noch im Werden, das Nothwendige noch nicht recht erkannt. Am Abend des 5. Juni endlich hatte die Ansicht, die neue Batterie läge eigentlich etwas gefährdet, zu dem Befehle geführt, es sollten vor derselben Brustwehren aufgeworfen werden, die der Infanterie doch die Möglichkeit, einigen Widerstand zu leisten, gewährten. Am andern Morgen in der Frühe sollten die Arbeiten beginnen. Niemand dachte daran, daß sie gestört werden könnten; war es doch lange schon Brauch, daß wir unter den Augen des Feindes zu Werken aufführten, was uns wohlgefiel.

Der Morgen des 6. Juni sah eine Schar arbeitender Infanteristen des Reservebataillons mit Hacken und Spaten rüstig das befohlene Werk fördern, die gewöhnliche Anzahl persönlicher Bedeckungen, neun Mann, befand sich zerstreut in der Batterie und deren nächster Nachbarschaft; von der dahinterliegenden Feldwache hatten Einige Urlaub genommen, die Uebrigen beschäftigten sich mit Feuermachen, Wassertragen und Zubereitung ihres Frühstücks.

Plötzlich bricht aus der feindlichen Vorpostenlinie eine Abtheilung von etwa 50 Mann geschlossen hervor, wirft sich unter knatternden Salven leichter Feuer auf die erschreckten Arbeiter und scheucht sie in einem Nu hinter die Wälle der Batterie zurück. Mit ihnen zugleich entweichen die erschreckten Vorposten, das Feuer des Feindes kaum mit einzelnen Schüssen erwidernd. Welche Veränderung! Hoch und herfallende Schüsse, Flüchtende, Rufe des Schreckens und der Verwirrung auf bewußtem Platze, auf dem eben noch nichts als ruhige Arbeit und unfriedgerische Künste zu erblicken waren! Der Feind, der keinen Widerstand findet, rückt weiter vor und befindet sich mit wenigen Schritten unter der Schußlinie der Batterie, da wirft sich ihm der Offizier der so plötzlich alarmirten Feldwache mit einem Zuge seiner Leute — mehr gelang ihm so schnell nicht zusammenzuraffen — entgegen. Diese entschlossene That setzte wahrscheinlich die Batterie vor der Ueberrumpelung. Die Feinde flogen und wichen allmälig in ihre gewöhnliche Vorpostenstellung zurück. Von hier aus aber unterhielten sie ein lebhaftes Feuer auf Alles, was sich zeigte, schon es unsern Arbeitern, die sich nach Vermeidung des ersten Schreckens wieder gesammelt hatten und sich nach ihren Werkzeugen begeben wollten, noch nicht möglich war, die verlassene Arbeit wieder zu beginnen. Inzwischen war durch den feindlichen Angriff links und rechts von dem besetzten Punkte ein ruhiges, ungewöhnliches Leben hervorgerufen worden. Alle Feldwachen waren aufgeschreckt, die Vorposten zu verstärken und in wenigen Minuten gab es vom Norden der Halbinsel bis zum Süden zwei lustig feuernde Linien. Die Artillerien hatten kampflustig an den zum Gefecht bereiten Geschützen, und aus dem nächsten Dorfe, Ober-Düppel, rückten die zur Bedienung aller Kanonen nöthigen Mannschaften schnellen Schritts die Höhen herauf. Das Reservebataillon war sofort unter Waffen getreten, bereit, dem ersten Rufe zum Eingreifen in die vordern Linien zu folgen.

Aber auch in die Ferne erstreckte sich die Aufregung. Von den Hünengräbern zunächst beide Hände und halb heute man in allen Tiefen der Nähe den dumpfen Ton der Paukenwirbel und die langgezogenen Trompetensignale, die das ganze Armeekorps auf den Platz riefen. Kurze Zeit und aus dem Grün der Dörfer quoll wie ein im Sonnenlichte blinkender Strom der lange Zug der Bayonnete, Staubwolken verkündeten heranrasselnde Reiterschaaren und mit schnaubenden Pferden rasselte Artillerie im Galopp daher. Es waren alle Vorkehrungen getroffen, dem Feinde, falls sein unerwarteter Angriff der Vorläufer eines ernstlichern Unternehmens gewesen wäre, einen tüchtigen Empfang zu bereiten. Zunächst jedoch blieb es bei dem lebhaften Kugelwechsel der Vorpostenlinien aus ihren gewöhnlichen mehr oder weniger nahen Stellungen. Einzelne Verwundete gab es bereits auf beiden Seiten. Es war immerhin ein ernster, unheimlicher Anblick, die zwei Batteriewagen mit ihrer Last aus dem Gefechte kommen zu sehen. Viel betrübte diese ein leichter, viel traurbehangener Mantel, aber man wußte doch, daß es schmerzende, blutende Menschenglieder waren, die unter der Decke ruhten.

Es war 10 Uhr Vormittags geworden, da gingen von den nunmehr vollständig angetretenen Truppen einige Züge der braven braunschweigischen Infanterie zur Unterstützung unserer noch immer dünnen Infanterielinie vor. Es war ein herrlicher Anblick, zu sehen, wie diese tapfern Krieger in ihrer einfachen und doch so malerischen schwarzen Uniform, den flatternden Federschmuck über dem

Haupte, unerſchrocken und der zischenden Kugeln nicht achtend, dem Feinde entgegenſtürmten. Die nachläſſig in der gelockerten Reihen gehaltenen Büchſen erhoben ſie nicht eher, als bis ſie ſich dem Feinde auf hundert Schritte genähert hatten. Da aber warfen ſie ſich hinter einen bedeutenden Erdwall und ſpieen ein ſo verderbliches Feuer auf die feindliche Linie, daß dieſe ins Wanken gerieth und von dem bisher behaupteten gebuſchartigen Walle ſtückweiſe gleichſam abbrockelte. Nicht ſobald bemerkten die Unſerigen dieſe Unſicherheit, als ſie ſich wie mit Einem Schlage auf der ganzen Linie erhoben und unter donnerndem Hurrah auf die feindlichen Schaaren losſtürzten. Wo hat je ein däniſches Ohr ein deutſches Hurrah ertragen? Nun ging's wie die wilde Jagd von Knick zu Knick; erſt unter den Wällen ihres Brückenkopfs kamen die Flüchtigen wieder zum Stehen.

Wer von der Höhe der Batterieen herab dem bisherigen Verlaufe des Gefechts zugeſehen hatte, dem hatte eine Gefahr nicht entgehen können, die ſich in unſerer Plänklerlinie mit großer Lebhaftigkeit und raſtlos thätig hin- und herbewegte. Es war kein Soldat. Die blaue Jacke mit blanken Knöpfen, das hellgraue Beinkleid und die leichte Mütze verkündeten ſofort den Seemann, ſelbſt wenn das große Schiffbüchſengewehr unter dem Arme des Beſprochenen nicht geweſen wäre. Der Mann, von dem ich rede, war bei dem ganzen Armeecorps im Sundewitt unter dem Namen „Der Obſervateur" bekannt und eine allgemein beliebte Perſönlichkeit. Es war eine hohe, ſchlanke Geſtalt, in den dreißiger Jahren und mit jenen dem deutſchen Seemanne ſo eigenthümlichen Zügen, die neben der durch Wetter und Gefahren erhöhten Kraft Gutmüthigkeit und Biederkeit ausdrücken. Der Obſervateur war von der Landesregierung unſerm Commando angewieſen, um als Sachverſtändiger in allen nautiſchen Dingen Auskunft zu geben. Wir beſaßen bekanntlich eine Strandbatterie und andere Werke, die ebenfalls gegen das Meer hin thätig ſein konnten, leicht hätte alſo ein Gefecht mit neutralen Schiffen oder irgendwie anderes Mißverſtändniß eintreten können, wenn nicht ſtets eine mit den Flaggen der verbündeten Nationen und mit den Seegebräuchen vertraute Perſon auf den Höhen anweſend geweſen wäre. Wie kam aber bei dieſem Amte des Obſervateurs Theilnahme am Gefechte, was hatte der Seemann im Getümmel unſerer Vorpoſtenkämpfe zu thun? Nun, für einen wackern, unerſchrockenen Mann, der ſein eigener Herr iſt, möchte es wol eine harte Aufgabe ſein, müßig zu bleiben, wenn es wenige Schritte vor ihm über den Feind hergehe; aber der Obſervateur hatte noch nähere Veranlaſſung, zu handeln ſtatt zu beobachten. Das ſchöne, grüne Alſen war ſeine Heimathinſel und von unſern Höhen aus konnte er mit ſeinem guten Rohre — ſeiner Mutter Haus ſehen und das Fenſter, an dem ſeine Wiege geſtanden hatte. Mußte ihn da nicht die feindliche Kampfbegeiſterung hinreißen, wenn er daran dachte, nun gälte es der Befreiung ſeiner Geburtsſtätte von der Gegenwart verhaßter Feinde, und mußte ihm dieſer Gedanke nicht bei jedem fallenden Schuſſe kommen, mußte er nicht in einem jeden das Signal zum entſcheidenden Schlage zu vernehmen glauben? Das heute aber ein Tag der Entſcheidung angebrochen ſei, glaubten Tauſende mit unſerm Obſervateur. Wie leicht konnte der Feind hinter dieſem Plänklergefecht ſeine Waffen aufſtellen und zu Sturmcolonnen formiren, wie leicht konnten die Unſerigen aus Angegriffenen zu Angreifern werden und die doch einmal alarmirten und ſchlagfertigen Bataillone zur improviſirten Eroberung Alſens gebraucht werden!

Unſer Seemann arbeitete wenigſtens nach Kräften auf dieſes Ziel hin. Zwiſchen den dunkeln Reihen der Braunſchweiger wie zwiſchen den grünen Uniformen der Waldecker ſah man ihn in ſeinem leichten, hellen Seemannskleide hin- und herſpringen; wo es ſtockte, griff er ein; wo es vorwärtsging, war er Einer der Erſten; keinen Weg ſcheute er, wenn irgend eine Meldung, ein Geſuch um Verſtärkung an die Befehlshaber auf den Höhen zu überbringen war. Bald richtete er ſein Fernrohr auf den Feind, das ihm jede Bewegung, ja jede Miene des Einzelnen zeigte, bald ein Gewehr, das er einem lässigen Schützen aus der Hand genommen hatte. Es wäre übertrieben, wollte ich behaupten, von ſeinem Blei ſei mehr als ein Däne gefallen. Wo aber, zwanzig Schüſſe in einem Augenblicke knallen, wer will da behaupten, dieß oder jenes Rohr ſei auf den Sinkenden gerichtet geweſen? Ich weiß nur, daß der Obſervateur ein falkenſcharfes Auge, eine ruhige Hand und eine genaue Kenntniß des Gewehrs hatte und — mehr braucht man ja nicht zum Treffen. Es konnte nicht fehlen, daß des Seemanns weithin ſichtbare Kleidung die allgemeine Aufmerkſamkeit des Feindes auf ſeine wirkſame Theilnahme am Gefechte der Rohre derſelben auf ſich zog. Wo er ſich blicken ließ, umſauſten ihn Dutzende von Kugeln; ſie durchbohrten ſeine Mütze, zerfetzten ſeine Kleider, aber ihn ſelbſt ließen ſie unverletzt, als ſei er ge-

ren. Oft, wenn so eine Todeskugel ihn verfehlt hatte, sah man ihn seine Mütze oder sein Gewehr schwenken und hörte ein Triumphgeschrei, das so herausfordernd klang, daß man sich mit seinem Schauer an die Indianerhäuptlinge Amerikas erinnern sollte, die so jubelnd ihres Feindes Unglück verspotten und die eigene Tapferkeit preisend verkünden.

Das Artilleriefeuer hatte bereits zwei Stunden gedauert, ohne wichtige Erfolge zu liefern, man möchte denn dafür halten, daß die Unebenheiten im Boden des feindlichen Terrains, da es keinen schlimmern Schaden anzurichten gab, sich das Vergnügen machten, die Wagenräder und Signalstangen umzustürzen, die dort zahlreich vom Feinde für seine Vorposten und Ablösungstruppe aufgepflanzt waren.

Das ewige Gedonner machte mal den Leuten langweilig werden und sie beschlossen, durch einen raschen, verstärkten Angriff auf unsere Schützenlinie diese zurückzuwerfen, ihre alte Vorpostenstellung wieder einzunehmen und dadurch dem ganzen Gefechte vielleicht ein Ende zu machen. In diesem Sinne erschienen plötzlich starke Abteilungen des Feindes auf dem Schauplatze, die das Uebergewicht so sehr auf seine Seite brachten, daß die Unsrigen nahe daran waren, den errungenen Vorteil wieder im Nu zu verlieren. Aber auch diesmal waren gewaltige Massen bereit, den Feind im Schach zu halten. Zwischen Bataillone hatte der Chef der Kanäle theils auf die Höhen stellen, theils auf ihren westlichen Abhang graben, und selbst das Eingreifen stärkerer Abtheilungen des Feindes in das Gefecht bemerkt war, marschirte ein Bataillon nahmhafter Infanterie über die Hügel rückwärts von der oft erwähnten Batterie. Obgleich es diesem früh genug, die dunnen Reihen unserer Schützen zu verdichten, so war das Erscheinen des Feindes für den Augenblick gefährlich, daher mußte er versuchen, die verbreiterte Colonne aufzuhalten oder zu zerstreuen. Dazu konnte aber nur großes Gewicht dienen, das bisher in vernehmem Schweigen auf das Getreide des feindlichen Kampfes herabgeschaut hatte. Mit einem male erhoben zwei Viertundzwanzigpfünder einer Batterie auf Alten ihre dröhnende Stimme und spieen zwei rollende Bälle auf das nichts Schlimmeres als Flintenkugeln erwartende nahmhafte Bataillon. Nicht Verlust, denn die beiden Kugeln schlugen schwerlich von ihm merklich in den Land, mal aber der moralische Eindruck so beträchtlicher Bedeutung machte es auf einen Augenblick geschehen. Weiter genügte es, den Feind seinen Zweck erreichen zu lassen. Unsere schwache Infanteriekette wich überall zurück und der siegreiche Feind drang sogar über seine alte Linie vor, sowie seine Kugeln wieder gegen die eisernen Rohre der Kanonen in unsern Batterieen klatschten, gleichsam als wollten sie ihre müde Ruhe verhöhnen. Es war aber die Ruhe des Löwen.

In der Batterie, von der Anfangs sich das Gefecht entsponnen hatte, die damals mit drei Viertundzwanzigpfündern armirt war, befand sich ein General, der gleichzeitig dem Verlaufe des Kampfes zuschaute, und ein Lieutenant der Artillerie, der in ueberhafter Ungeduld dem Befehle zum Feuern entgegenharrte. Die unglückliche Anordnung, daß unsere Armeeabtheilung sich erst in der Defensive erhalten sollte, schien auch heute seine Sehnsucht unbefriedigt lassen zu wollen. Als aber das schwere Gefecht des Feindes aufgetreten war, da war in eine Erwärmung des Feuers eine Nothwendigkeit ganz besonderer Natur und der brave Offizier bestürmte den General mit der Bitte, auf seine Schuß, die in die Nachbarschaft der Batterie gerichtet gewesen wären, antworten zu dürfen. Zögernd und wider Willen gab der General nach, aber er gab doch nach. Und nun donnerte Schuß auf Schuß aus den sechs-Kanonen gegen die feindlichen Batterieen, gegen den Brückenkopf, gegen die Brücke, gleichsam als wollte die wackere Batterie dem Feinde den kleinen Schrecken bezahlen, den er ihr um die Morgenstunde gemacht hatte.

Links von ihr, die noch von preußischer Artillerie besetzt war, lagen die Schanzen der schleswig-holsteinischen Kanonire. Bisweilen ein preußischer Offizier schon nach dem Winde des Kampfes, der durch nichts Höheres als durch das militärische Gefühl angekündigt wurde, mit wie verändertem Ungestüm machten die einheimischen Krieger dem Befehle zum Beginn des Gefechtskampfes entsprechen, für sich bewaffnet waren, ihrem schlimmsten Feinde gegenüberzustehen. Kaum waren daher die ersten Kanonenschüsse unterwiesen gefallen, als die schleswig-holsteinischen Batterieen auch schon Theil an dem nun beginnenden großen Gefechte nahmen. Dieser Wetteifer gilt in der That die herrlichsten Artillerieen ab. Innerhalb der größten Ordnung hat sie dennoch Leidenschaft, Behendigkeit, Enthusiasmus. Der erste Donner ging zu kurz; er war auf eine jenseits des Rheinstroms belegene Schanze gerichtet. Man richtete höher und das Geschoß schlug nicht vor dem fernen Ziele ein. Noch ein-

mal wurde höher gerichtet und der dampfspeiende Ball flog schnurstracks in eine der feindlichen Schießscharten. Drüben stürzten entsetzte Männer, verwundete darunter, von einem dämonischen Geschoß hinter den Palisaden hervor und stürmten sich nach allen Richtungen ins Freie; hüben erscholl ein kurzes Hurrah des Triumphs und dann wieder Schuß auf Schuß.

Es war nun herrlich auf den Düppler Höhen! Keine Batterie, wenn sie nur irgendein feindliches Ziel vor Augen hatte, schwieg mehr. Gewaltige Massen qualmten empor und die Hügel zitterten, als sollte hier der Untergang der Welt beginnen und ringsum wäre es ihr nach gethan, im fernen, lebenden Zug des Sommers fortzugehen. Etwas aber hatte das grimme Getöse doch auch zur Ruhe gebracht — das Infanteriegefecht. Wie auf Verabredung hatten die Reihen der Schützen ihr Gewehr eingestellt und die Entscheidung des Tags den feindlichen Mitteln anheimgegeben, die über ihre gebückten Köpfe hinweg hinüber- und herüberflogen. Trat aber eine zufällige Pause in dem großen Kampfe ein, so ließ sich sofort das Knallen der Gewehre wieder hören, das freilich dem nun halbbetäubten, an so riesige Geräusche gewohnten Ohre nur so winzig und kläglich klang. Dennoch war die große Anzahl der Todten und Verwundeten, die wir bisher zu beklagen hatten, nicht durch die großen Geschosse, die 24pfündigen Kugeln und die 60- und 80pfündigen Bomben, sondern gerade durch die kleinen bleiernen Sendboten des Kleingewehrs hinweggerafft worden. Und das war natürlich, denn die ersteren wendeten sich einzig und allein gegen das tote Material: Brustwehren, Geschütze u. dergl., da große, zusammenhängende Massen des „lebendigen Materials", auf die eine Kanone abgefeuert sich der Mühe verlohnt hätte, während des ganzen Gefechts nur selten auftraten und die verschwenderische Überlegenheit der dänischen Artillerie von 1848, auf einzelne Posten und zwei oder drei Plänkler zu kanonieren, sparsameren Ansichten Platz gemacht hatte.

Am eifrigsten wurde jedenfalls der Kampf von der Batterie geführt, in der wir vorhin einen so tüchtigen Kommandanten kennen gelernt haben. Dieser brave Soldat benutzte die ihm endlich gewordene Erlaubnis zum Feuern so trefflich, daß seine drei Gefährten nicht Schritt, glaub' ich, gethan haben als die übrigen preußischen Batterien zusammengenommen. Auf dem Terrain vor seinem Werke sah es auch am deutlichsten und interessantesten aus. Hier war kaum eine tote feindliche Artilleriekraft angerückt; einige dreißig Mann, zählte ein Artilleriß, der mit des Leutnants Fernrohr über die Brustwehr lugte. Da befahl der Offizier, mit Kartätschen zu laden. Der Schuß krachte und mit Entsetzen meldete der Beobachter, daß kaum sechs oder acht Mann von der ganzen Zahl auf den Beinen geblieben waren. Bald aber legte sich sein Erstaunen oder machte vielmehr einem andern Platz. Denn die vermeintlichen Todten richteten sich Einer nach dem Andern wieder auf. Die Dänen hatten sich niedergeworfen, sobald sie die eiserne Saat gegen ihre Gliester heranrauschen hörten. Darauf erschien eine Gespannen-Batterie von vier Stücken dieses abenteuerlichen Gelichters unserer Batterie gegenüber im Felde und eröffnete ihr Feuer. Ich will den Leser nicht mit einer ausführlichen Beschreibung dieser veralteten Höllenmaschine belästigen; es genüge anzugeben, daß das Geschützrohr im Laboratorium gelaben werden muß und daß es eine Anzahl von Kugeln nacheinander zu schießen im Stande ist, ähnlich wie die Feuerkugeln aus einer Hölle fliegen. Unsere Soldaten spotteten über diese altmodische Artillerie, während die Dänen in ihr etwas Wunderbares zu besitzen glaubten. Nun, an jenem Tage that sie wenigstens kein Wunder. Kaum hatte der preußische Artilleriekommandant sie genau feindlichen Kugelbereich bemerkt, als er auch schon einige Kugeln zwischen sie sandte. Da packte die Mannschaft eiligst zusammen und flüchtete im Trabe hinter die Mauer des Brückenkopfs.

Das radikale Gebaren aus der so thätigen Batterie klang nun freilich nicht wie eine Lektüre, sondern wie ein sehr aggressives Bombardement, und so sah sich der tapfere Kommandant bald durch eine höhere Weisung in seiner verdienstlichen Thätigkeit — gehemmt. Doch nur auf Augenblicke. Er sollte nämlich nur feuern, einmal wenn die Batterie selbst durch Kanonenfeuer angegriffen würde, oder wenn ihm das feindliche Schützenfeuer zu heftig zu werden schien. Der erste Theil der Vorschrift ließ sich nicht viel drehen und deuteln, aber nach dem letzteren war ja die Entscheidung dem Ermessen des Befehlshabers überlassen. So schonte denn der Offizier, und seine Mannschaft nicht minder, einzig über die Brustwehr auf die von den Dänen besetzten Höhen, und schoß es aus einem Rohre und knallte, entlud sich in der feindlichen Batterie jedes der drei Geschütze. Entsetzlich Pfund Eisen auf einige Fuß Blei. Eine Weile ging das Knall- und Rauchspiel ruhig fort, da sprengte der vorhin erwähnte Gene-

ral heran und fragte nochmals unerhalten den Kommandierenden, ob er den Befehl zum beharrlichen, mäßigen Feuern nicht erhalten hätte.

„Zu Befehl, Excellenz!“ war die rasche, kranke Antwort des Offiziers, „aber sehen Sie nur selbst, wie heftig die verdammten Insulaner uns bedrängen!“

Der General suchte nach der bezeichneten Stelle, wo es zum Glück zwei- oder dreimal aufblitzte, und — „Dritter Geschütz, Feuer! — Zweiter Geschütz, Feuer! — Dritter Geschütz, Feuer!“ klang die Stimme des Leutnants, als hätte es gegolten, Berge in das Himmelreich zu legen. Der General sagte kein Wort, wandte sein Pferd und sprengte davon, noch verdrießlicher als er gekommen.

Inzwischen war der Tag so weit vorgerückt und das Gefecht hatte so lange in einer und derselben Weise fortgedauert, daß Niemand mehr die Hoffnung hegte, es möchten von der einen oder von der anderen Seite noch entscheidende Unternehmungen versucht werden. Es wäre es das Einfachste gewesen, den Kampf überhaupt abzubrechen. Dem stand aber ein Umstand entgegen. Das zu Anfang viel- und planlose Gefecht hatte allmählich, unabsichtlich einen Mittelpunkt gewonnen, um den sich Alles drehte, von dessen Behauptung oder Verlust Sieg und Ehre des Tages oder nur Rettung abhängen mochte.

Ich meine eben von Gebäuden, welche die Leute zum Aufbauen ihrer Negib oder Aschmadien benutzten. Gegen eine derselben hatte ein französischer Hauptmann auf eigene Faust zu operiren begonnen, von dem Wunsche beseelt, dem Feinde durch die Zerstörung des Gebäudes Schutz und Bequemlichkeiten zu rauben. Die in dem Gebäude und um dasselbe versammelte Macht der Arabs hatte ihm die unmittelbare Annäherung an die Grundflächen der Wohn- und Wirthschaftsgebäude nicht gestattet und die sich der Arme auf die gründlichsten Gewehrsalven wollten nicht zünden. Allmälig hatte der gutachtlich Offizier Unterstützung bei seinem Verhalten und hellere Ortsbefriedigung verschaffen gewußt, schon er seine Versuche erneuerte. Endlich erschien sogar französischerseits Artillerie und bewarf mit den gefürchteten Shrapnells die belebten Umgebungen des Hauses und zwang dadurch die in ihnen verborgenen Araber, sich hinter die Mäuler von Steinen und Lehm zurückzuziehen, die immerhin einen leidlichen Schutz darboten. Niemand bei uns hatte mehr einen anderen Wunsch, als daß so hartnäckig vertheidigte Mauer- und Holzwerk in Asche und Trümmer sinken zu sehen. Als mehre Versuche, es in solchem Anlauf mit dem Bajonnet zu nehmen, an dem heftigen Feuer gescheitert waren, daß der Feind aus Kanonen und improvisirten Schießscharten auf die Stürmenden speiste, kam — ich weiß nicht mehr — auf den Gedanken, das verbarrikadirte Haus mit der zunächstliegenden Batterie vermittelst glühender Kugeln in Brand zu stecken. Der Vorschlag fand Beifall. Die bezeichnete Batterie war eine, die später zu einer solchen Berühmtheit gelangte. Damals aber hatte sie noch keinen Namen, folglich auch keine glühenden Kugeln. Man hätte nun den Offizier der Kanoniere sehen sollen, wie er über den hügligen Abhang zum Penning-Bach nach der über tausend Schritt entfernten Straßenbatterie hinunterlief, wie er in einem offenen Wagen die schweren Bälle chaute und sie krachend an einer durch den Hinterweg gebrachte Handspritze die Hügel wieder hinaufschleppen. Die athemlose Erwartung empfing sie eben auf der Höhe thaten die weißlichen Rauch des Abschusses. Sind die Kugeln noch warm genug, um einen Brand zu stiften? Man holt zur Probe trockene Späne heran, — sie kommen hell auf. Noch wurden die Kugeln in die Kanonen geladen und über fast in das dem feurigen Verderben geweihte Haus gerichtet.

Noch donnerten links und rechts unsere übrigen Geschütze, noch sausen von Zeit zu Zeit die Kugeln mit Donnern gellend, noch knallen hüben und drüben die Flinten der Infanteriekette, aber wir von Lewis, die ich im Mittelpunkt der Vertheidigungen befanden, den gewissen wir auch den Mittelpunkt des Kampfs war, schwiegen heraus? Viele Secunden waren verflossen, seitdem die letzte Patrone in das Laufrohr gebracht war, nachdem sie die Krone eines der dortigen schönen Apfelbäume weggeschossen hatte, und schon hörte man hier und da die verstimmte Aeußerung: „Sie zünden nicht, sie waren zu fett!“ — schon begann man sich über das Mißlingen zu trösten und andere Mittel in Vorschlag zu bringen, da ich man plötzlich einzelne feindliche Soldaten aus dicht hinter dem Hause Truppe aus dem Hause stürzen und in großer Eile nach dem Buschabhange rennen. Da mußte etwas Außerordentliches vorgefallen sein. Und wirklich! Wie man sich noch die freudige Vermuthung zuzurufen konnte, brach eine Flamme, helle Flammenlinie aus dem Dache hervor, Rauchwirbel folgten auf zwei, drei, sechs Stellen, Flammengarben folgten ihnen und ehe in einem Nu man das so lang behauptete Gebäude von einem

lodernden Krone überwallt. Da war des Jubels kein Ende. Auf die Brustwehren der Schanzen, der Laufgräben, die ganze Linie entlang sprangen die Kanoniere, die Infanteristen; Offiziere und Gemeine schwangen triumphirend ihre Mützen und Gabeln und ein weithin hallender Jubelruf, der immer wieder von neuem sich erhob, drang mit Flammen und Rauchwirbeln zum Himmel und verkündete zugleich mit dem Lichterglanz des seinem Untergange erlegenen Gebäudes dem schweigenden Feinde unsere Genugthuung.

Der, ergrimmt und wie in ohnmächtiger Anstrengung, unsere Freude uns zu verbittern, sandte noch ein mal aus allen seinen Batterien eine Saat von Bomben und Kugeln herüber und verstummte dann.

Wol hatten wir kein Erachten für ohnmächtig, wol spotteten wir seiner hinter uns oben aus verschlagenen Gewölbe, — halb aber sollten wir erfahren, daß es ihm doch gelungen war, unsern Siegesjubel zu trüben.

Ihr fragt mich: Wo war denn während des letzten Kampfes unser Freund, der Oberstabsarzt?

Eine Ordonnanz ging von Batterie zu Batterie, um den Befehl zum gänzlichen Einstellen des Feuers zu überbringen, den der Hochkommandirende nunmehr nach Errichtung des hauptsächlichsten Zieles geben zu müssen glaubte. Als sie sich der Batterie näherte, vor der am Morgen der Kampf entbrannt war, sah sie auf eine Leiche, die, das Gesicht zur Erde gekehrt, lang ausgestreckt, etwa hundert Schritte hinterwärts des Werkes lag. Die blaue Jacke mit den silbernen Knöpfen, das hellgraue Beinkleid ließen keinen Zweifel. Ihn, den die Kugeln im heftigsten Feuer verschont hatten, zerschmetterte ein Stück einer Bombe, die in seiner Nähe sprang, der einzigen vielleicht und der letzten gewiß, die jemand nach hinten drang. Das Grün hatte ihn nun nachträglich erlegt, er war gräßlich verstümmelt. Sein treuester Begleiter, sein Verwandter, hatte sein Schicksal getheilt; wir fanden nur Stücke vom Rohr und Splitter des Pferdes, die manch' Einer mit heut noch als ein Andenken aufbewahrt.

So waren die aufbrausenden Flammen, die wir so freudig begrüßt hatten, die Todtenfackeln des Mannes geworden, den wir Alle liebten und der im Angesicht seiner Heimat in der Vorahnung ihrer Befreiung gefallen war.

(Wir bringen den letzten Theil in nächster Nummer.)

Anregungen.

Karl Müller's „Ansichten der Natur".

Der Raum des Feuilletons im Gebiete der Naturwissenschaft hebt sich in vollen Bäuchen und noch immer drängt und reckt es neue Köpfe und neue Leiber aus seinem Schoße.

Darunter ruht der Mensch, verloren, abhängig, beherrschend, halb der Erkenntniß, halb dem Aberglauben, halb der Zweckmäßigkeit, halb dem Unsinne eine Ehrfurcht nachrichtend und nachlebend, um sorgt, verfeindete, im Kindthum, in der Schönheit und in der Größe der Ehrfurcht immer eigenen Talent wiederfindet sich zu mehren und, nach dem Maße von Wahn seines Leibes nicht Länge verlangend, doch nur sich zu verschlimmern. Philosophischen Ernstes eine Literatur über Liebig's Ansicht — der Literatur über Ehrfurcht und Ehrenpforte ist noch nicht entstanden.

Endlich that es noth, solch' ehrbare Naturbetrachtung zu üben. Ein Buch, das zum hohen Steuern — und welchen einige neuere Naturforscher so nach wenig gewohnt sind — dem Muth eines Herzens einen Athem überläßt, das nicht in dürftiger Analyse die Natur, manchmal auch seiner Größe und Lehre zur alten Meinung bringt, sondern und das All noch in seiner Ganzheit, Größe und Schönheit sieht und, ohne die Ehrfurcht in der schönsten Beschwerlichkeit voll zu würdigen, zugleich zugreifender zugreifen zu haben, in einfacher, gefeilter Ausdrucksweise mit und für andere bild — ein Buch dieser Art sah vor „Ansichten der Natur aus allen Zonen und Zonen. Von Dr. Karl Müller" (Stuttgart, Müller, 1855).

Wir sind dem Verfasser der „Ansichten der Natur", der nicht der Herausgeber der bekannten Wochenschrift und vielleicht Manchester auch der unbekannte ist, noch auch auf seinem Gebiete schon sehr bekannt und haben ihn immer gleich natürlich, gleich natürlich, gleich wohlwollend und unterhaltend gefunden. In seinen neuen „Ansichten" hat er sich in nichts geändert. Wer ihn in seinem Buche in die Schweiz, in die Lüneburger Heidelandschaft folgt, wer ihn hört, wenn er von Kometen, Vulkanen, von der Wüste Sahara, der Sonne, den Planeten Nachricht ertheilt, wird von dem Reichthum, von der Mannichfaltigkeit, von der Wahrheit und Schönheit der Natur ebenso ergriffen wie von der Lebendigkeit der Art der Erzählung gefesselt werden. Sein Buch gibt die beste Gelegenheit, einen wesentlichen und schwierigen Naturerscheinungen ein gut Theil Ehre zu machen und zu machen.

Der Kraft- und Stoffstreit.

Der Streit zwischen Karl Vogt und Rudolf Wagner hat eine ganze Literatur hervorgerufen, die

man sich vor Bildergläubern hinreichend warnen können, da ich alle bisher erschienenen Schriften näher oder entfernter auf den von Wagner behaupteten und von Vogt angegriffenen „Bildergläubern" begründet und mehr von ihnen das Wort „Bildergläubig" haben wie ein Symbolum an der Stirn, d. h. auf dem Hut tragen. Weiter lagen noch zwei zu dieser Bildergläubigen Literatur gehörende Schriften vor: „Ueber Ende, zur Aufklärung über »Bildergläubige und Bildergläubige«" (Thun. Dalp. 1855); und „Bildergläubige und Bildergläubige" (Thun. Dalp. 1855); beide vom Herrn K. Vogt in Genf zur Antwort auf „Den Aerzten von Feldenbach" (Thun. Dalp. 1855).

Schaller's Schrift ist so ruhig, würdevoll und gründlich abgefaßt, aber etwas zu breit, um nicht durch Wiederholungen zu ermüden. Er verfolgt die Ansichten und Erklärungsgründe des Gegners, indem er nachweist, daß die Lehre, daß Selbstbewußtsein und die Empfindung sich nicht auf materielle Lebensprozesse und ihre organischen Ursachen, sondern sich überhaupt sich nicht auf eine physikalische oder chemische Prozesse zurückführen lasse. „Der Materialismus", sagt Schaller, „stützt sich, so viel ich weiß, bis jetzt nur auf die Meinung, daß es den Beweis für seine Theorie bei Jedermann in der Hinterhand habe, welcher Dinge. Er könnte ihn haben. Er ist nicht so schlimm, diesen Theorie, wie es nur zu oft angeben hat." Der Materialismus ist, wie Schaller nachweist, principiell in materialistischer Hinsicht ein Fluch von Widersprüchen, denn er erklärt alle Erscheinungen für gleich wichtig und doch bevorzugt behauptet. „Alles besteht aus Stoff und Kraft, sagt er. Trotzdem soll damit die Existenz der Verbindung nicht aufgehoben werden, sie soll nur weiter gelten, wenn sie möglich. Materialismus sagt das Recht, verletzen zu dürfen, das nur Haftung behauptet, und weil seine Behauptung unbeweisbar ist, soll auch die Strafe auch ihm unmöglich werden. Denn sie nicht selbst zum Verbrechen werde. Hinzugen beweist Schaller „daß unmöglich so viel Leiden wie gelten! Wir würden Leiden nicht mit einer solchen Antwort zu tun materialistischen Gesetz der Erhaltung, welches doch mit sittlichen Notwendigkeiten auch die Tat des Gehalt bestimmen! Wenn man dem Mörder seine Tat verzeiht, weil sie nur natürlich, nothwendig, warum nicht auch den Verbrecher des Kassenraubs, der für die Leute Gelb natürlich, nicht mit sittlichem Maße?"

Schaller sucht zu beweisen, daß der Materialismus in Widerspruch mit sich gerät, wenn er konsequent alle menschliche Handlungen nur als naturnothwendige Produkte betrachtet und doch andererseits Lobsprüche an die Menschen stellt, als ob sie frei wären. Das mit und gegen Verbrechen verfahren, ist in seiner Theorie unmöglich.

Die zweite abgegrenzte Schrift, von Aerzten von Feldenbach, hat die Pflicht, die Patienten der Theorie gegen K. Vogt's Angriffe zu vertheidigen, insbesondere aber gegen die Aerzte überhaupt Vogt's materialistische Lehre zum Heile zu bekehren und mit wenig Witz und viele zwei Fremdwort.

Der Arzt von Groß-Linden (in Pillnow) hat in dem Satze Recht, es sei einer seiner Kollegen schon passirt, daß er einen Patienten, der sich mit einem Thermometer steckte, für einen „Magnet" konsequenterweise glaubte. Die Hauptfrage ist, ob seine Meinung, wenn er sagt: „Patienten gehören nicht zu Denkern, welche bei Krankheit gewöhnlich Unpäßlichkeit zu sein", die Wahrheit, daß nur ein Mann von wissenschaftlicher Bildung (dem hat) ein Recht Denker, der alles Raisonniren lassen sollen, das Recht, und es überhaupt gebrauchen, eine Konsequenz voll unendlicher Schwierigkeiten wissen.

Wir verharren auf dem Referenten, daß wir Bd. II. S. 734 der „Unterhaltungen" über diesen Gegenstand ausgesprochen. Was bedeutet der „Bildergläubige", wenn einerseits das Recht der Wissenschaft nur von Wenigen in die Wahrheit der Natur ein, die vorläufig über es lange nur in unbedeutend relativen Beziehungen der Gesetze behaupten, aber selbst wenn man es von ... übrigens nicht unwahrscheinlich — Relativen kennt, auch seine Verwendbarkeit nicht Dienstleistung, so könnte man von Bildergläubigkeit und dem Schaden, sie machen könne, wahrscheinlich Unheil gestiftet haben müßten. Was wußte und hatte man Mittelalter, Vorher, Vogt und anderen Vertretern Gelehrsamkeit sämtliche Bücher der Schrift zu widerlegen? Was der Jubel, den die aufklärig verbreitet zu haben, was wir einst Glaub und Licht dem Wissen durch Gesetzung weht, so müssen der Mensch, der sich, solange die Natur Rücksichtslosigkeit hat, die grausen, unbedingten Verhältnissen zum Opfer gemacht hat, der bei ganz Verhältnis verhältnismäßig sich zum Opfer bewußt zu können fühlen muß, mit Notwendigkeit an Religion Ansicht über seine Lösung und Fortdauer sein, wir fragen, der Mensch von Gefühl sich schämen, welche Bilder, die Schwachen mit Furcht und Hoffnung Kalte bringen, hat er von ähnlichen Streit verbannt? Eine Antwort aber, eine Erklärung, was sie durch Annahme Endlich und Wirkung jeder sinnlich gewissen Richtung und Naturerklärung an Lage über unsere Bestimmung, nicht als Dingen für neuen Dingen zu werden, ausfällig, ob ein Urtheil, daß wir, auch weil es der Verherrlichung Gottes — wenn das Wort nur in den Köpfen unserer entsprechenden sie das Wort" (moderner Denkfehler) —, mit unserer ganzen Ehrfurcht durchdringen. Wer ferner kann auch die Verantwortlichkeit der Gelehrten, der gegen einige barmherzigen Prinzipienen empfindet, so fragen zu können Religionsfrei hatte wie der Verfasser dieser „Unterhaltungen", konnte ich beständig fühlen. Die Bemerkungen zu gehen, wie ein leichtes warmes Gefühl sagt, aber nicht eigentlich nützt als ein — Vorurtheil sagt, nur bei der Naturwissenschaft, die Uebrigens ganz anerkennens und sagte von und partiell gewissen „Partout" bei ist.

Die Leipziger Gewerbe.

Es ist wohl noch durch die partielle Ausstellung und Tagesblätter gekommen, daß für die nächste unserer Leipziger Handwerke in der Form vorzubereiten, wie sie bisher gesehen worden, überlegt haben.

Das ist eine Lösung, aber nicht mehr zu umgehende Thatsache.

Nur die Assoziation und die Verwendung der Einzelarbeit zu handwerklichen Gesamtgebilden wird in den Verkehr, wenn der Lange Leben in seine Handwerke zurückgeschaffen, einen Aufenthalt und in der Verteilung einen neuen Aufschwung bringen können.

Während und es der Schöpferarbeiten gemacht, die auf der partiellen Ausstellung viele Erfahrung bewiesen haben. Der gewöhnliche Gewerb kann Handwerk verschwender gegen die Ausstellung, die es in Aussicht genommen hat, wo ich alle übrigen neuen Anregungen in der Mannigfaltigkeit nur abgewonnen haben.

Ausführlicheres werden wir auf viele Einsendungen bei Gelegenheit der näher zu prüfenden Gesetz Schlagen über „Briefe über die partielle Ausstellung" (Frankfurt am Main, Keller, 1852) zurückkommen.

Zum neuen Jahr.

Alte abgemagert, wie grau, wie alt ist der „Mantel der Zukunft" und dennoch hat er nun seinen Umfang wenigstens nicht verloren!

Was wird wohl unser Jahr bringen? Was kann es bringen?

Wenn es an die ernstesten Aufgaben und Pflicht und an Gerichte unterschieden und Blick zu einem schönen Gewerbe nehmen, aber wird es mit hoffnungsvoll in seine unendlich Tiefen und Tiefen greifen und greifen, was uns lieb und heilig war?

Wie erwachen mit einem leichten Zeitschicksal erneut Bedeutungsvolle, wo Hoffnungen spannen ihre Flügel, den Blick auf sich in weiter Ferne ihre Gebiete und Bilderschatze langsam weiter heran und rasch fliegen wie wenige der glatten Stunden der alten Jahr trennen.

Aber das war Gebet, wenn wir rückwärts blicken, Tag und Jahr eine ewige Kluft. Was will auch die Zukunft? Was war die Jugend, die heiße, schwache, die und begleitet? Sie ist verflogen, kaum noch ein schwacher Nachhall bewegt das Herz. Und war der Schmerz, der bricht, zerbrechlich, wenn wir ihn die Brust hinausgeschaut werden? Jetzt ist er ein leichter Traum, der kaum eine Spur von seinem Schatten zurück gelassen. Die Zeit heilt Alles — unendlich Alles — sagt man, und es heißt Erfahrungen gibt?

Der Augenblick entschwindet so flüchtig. Wer von Menschen der Gegenwart Zeit macht und Ruhe an sich Herz nimmt, der kennt seine Schwäche, ist aufmerksam zu sagen macht und auf der Hut.

Flüchtigen Erinnerung wirkt Zeit eine ruhige und unerschütterliche Tiefe zu Tiefe und Leben schafft, das unglücklich wirkt. Seine Kraft hat es zu einem Tempel erhoben, in dem das Gröbste und Gewöhnliche keine Tiefe, selbst die kleinere und bedeutendste Kraft.

Grundsätzen freilich — ist nicht immer so! Die Zukunft soll uns größere Tiefen. Sie machen an Pflichten. Eine Kampf ist an allen Ecken entbrannt. Langsam, nach und nach wird ein Volk nach dem anderen unaufhaltsam in seinen Kreis gezogen werden. Das Herz Europas — Deutschland — scheint unbesiegbar dazu geschaffen, so fest, so ruhig, daß man kaum seinen Pulsschlag hört. Aber es ist eine Ruhe brauchen Kraft! Das werden wir — für welche Tiefe wird es dienen?

Solche Neujahrsgedanken, solche Zukunftsbetrachtungen hat Niemand abzuhalten.

In seinen großen, schönen Herzen Europas, an seinem Centrum, jedem weiteren auf andere großen, macht, Deutsch Herzen. Wessen ist gelingt werden im entscheidenden Moment? Wird man auf die Stimme der Gesinnungslosen und Denkmäßen hören oder der Zeitgenossen nur — der Zauberwächte folgen? Wachen trägt die Hexen, was es die eigene Brust hinein tragen sollen. Unsere Zauberschätze, unsere Hexenbesen kennen wir. Die Hexen wollte so, wo der ärztliche Meinung schon lange zu übereigen gewungen wurde über Tod, was im Herzen — das Jahrhundert lebt. Mit Furcht und Befürworten dürfte man viel in die Zukunft blicken, wenn wir die Mängel sehen, welche die Gegenwart in sich durchaus haben, den glücklichen Wert zu thun.

Doch — warum wir uns ab! Da muß man nicht geben! Die Welt will ihren eigenen, unerklärlichen Verlauf und wäre es nun mit der Geburt höchst bedeutungsvoll, wo neue Dauer und Macht kommt, wie kommen zu unsere Zeiten. Die Menschen sind ja nur ein Spiegel der Natur. Sie wirkt — so muß es thun — das große, wunderbare Gemälde hat in unübersehbaren Maßstab gelegt und Ort ist groß und ewig.

Sie laßt uns das Leben aufleben! Mutig, freudig! Sie ist auch anstrengend! Gewiß, aber Gutes ist uns in dem Augenblick eine hübschen Reize aus. Dringen müssen wir in die Tiefen des Herzens und ganzen Leben, wenn uns der Gewinn, zu wenig gehört zu haben, nicht das Herz zerquälen soll. Uns bringt das Leben gewiß Schmerz und Unglück, der Schmerz ist auch Reichthum, er läutert, er stählt, er ist das edle Gewicht in unserer Schwebeuhr, er gibt der Seele neue Spannkraft, neue Leichtkraft, er gibt dem Geist die Stimmung, die für das Große erwächst.

Das häufliche Herz ist dann die Heimstätte — nicht der Ruhe, sondern der Ruhe nach der Arbeit! In schweren die Zeiten, wenn manchen dann das Leben. Wieder war auch in diesen Mauern, die so neue Kultur gesehen hat, manche nach und nächst. Ihnen unsere Herzen, bringen die Hände und wünschen und für nochmal — ein „glückliches, neues Jahr!"

Verantwortlicher Redakteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 14.** Wöchentlich ein Bogen. Vierteljährlich 24 Sgr.

Aus einer kleinen Stadt.

1. Zwei Schwestern.

Du meine Güte, das Mädchen, das soll mir noch hundertmal ein Bild meines armen und doch auch schönen Knabenjahrs!

Ich sehe sie vor mir, zwei liebe alte Schwestern, die vor Jahren in meinem Heimathhause mit die ich manch schönes und oft Mitglied des häuslichen Kreises angehörten habe.

Ich sehe sie heute zugleich mit in der Hausthür entgegentreten mit Jette die Abendgesellschaft in meine Dachstube bringen, und hinter ihnen die hübschen, schimmernd sauber, lieblich gekleideten Mädchen mit einer Lust Kuchen.

Anfänglich, aber brauchen wir ein einfaches, denn jedes Mädchen nahm mir die Kuchen ab, Mamsell Kirchen reichte mir die Tasse und die Magd reichte ein Stückchen Kuchen hinein, die Schwestern nachgern zum Genuß.

Das mußte nun freilich in größter Eile geschehen, denn mein Ober wartete nicht.

Wie gern wäre ich länger bei den guten „Mamsells" geblieben! Nicht wegen des Kaffees und Kuchens, auch nicht wegen der Bildchen — ich war noch nicht sentimental —, nein, die beiden Schwestern hatten etwas in ihren Mienen, in ihrem Wesen, was mich unwiderstehlich anzog. Es war etwas Heiliges, etwas Hohes — Verklärungsvolles, was mir daraus entgegenwehte.

Etwas Ueberirdisches sahen aber auch andere Leute an den beiden „alten Jungfern", wie sie die guten Schwestern nannten.

Denn man ist mitunter befangen, daß für die ehelichen Zustände einer Ehestandsscheu Manche meinen, der liebe Herrgott habe sie nicht geschaffen und das Jüdische gelegen habe. Damals waren Bertha und Hedwig Jungfrauen und als Erbinnen eines kleinen Vermögens und behäglichen Besitzverhältnisse vielbegehrte gewesen. Namentlich hatten sich um Hedwig, die Jüngere und Schönere, lange Jahre die Bewerber förmlich „gestellt". Aber unter beiden auch Manches hatten einen scheuen Ekel vor aller Welt zurückgelassen, hatten sie es endlich haben gebracht, daß die Armen sie verspotten. Namentlich waren sie schon in den Knabenjahren, wie sie die Titel „alte Jungfern" nicht mit Unrecht. Aber was man sich so gewöhnlich unter einer alten Jungfer vorstellt, hatten meine beiden Schwestern nicht. Sie waren Mutter einer wahrhaft himmlischen Einfalt; sie hatte man von einem Lust, von einer Wohlthätigkeit gegen Alles. Wenn sie ausgingen, wußte die Armuth in Rom, den Schornstein bezeichnen zu, geschweige daß sie einen solchen genauen hätten; langsamen gingen sie den Markt entlang, die Körbchen Obst kauft auf den Kirchhof. Auf den Kirchhof, an das Grab ihrer Eltern und an ihre eigene Grabstätte, die sie sich so schon bestellt hatten. Da konnte man sie schon Stundenlang sitzen und plaudern sehen, manchmal über mit dem Todtengräber, der sein Grab so sorgsam pflegte wie das der

alten Oberlehrers. Auf der Straße grüßten sie die Vorübergehenden artig, sprachen mit armen Leuten und die kleinen Kinder hoben sie zu ihnen hin und reichten ihnen die Händchen. Das aber war eben das Geheimnißvolle, daß sie in allen Stücken so anders waren, wie alle Jungfern zu sein pflegen: nicht widerwärtig, neidisch, geizig oder wie sonst die Untugenden heißen, die ihnen mit mehr oder — öfter den Nachnamen — weniger Recht zugeschrieben werden.

Das Allerergreifendste an Mamsell Reichen und Lieschen war, daß sie, weit entfernt, Heirathen zu hintertreiben, in ihrem Kreise ihr Bestes thaten, deren zu stiften. Ich sprach von ihrer hilflichen Magd. Das war ein armes Dorfkind aus der Nachbarschaft, das sie zur Handarbeit bildeten und redlich anhielten, obwohl das Mädchen eine Heidenwuth hat, wie ihr Stock verfluge. So kamen sie schon mehr angenommen, gekleidet und aufgeputzt und man hatte sie nie hübsch gesehen, als wenn sie wieder eine Dienerin glücklich verheirathet.

Und doch hatten sie selbst das Glück so hartnäckig von sich gewiesen! Was ihnen „der Rechte" nur gekommen?

Der Himmel hatte es mir, dem Oberknaben, verboten, den Schleier zu lüften.

Es war an einem Donnerstage. Wenig Schnee, aber tiefe weiße Ruh auf allen Feldern, Rainungen und Wiesen.

Gar nicht weit vom oberen Stadtthor, auf dem sogenannten — Zuwich, hatten die Buben der Oberstadt ihre Schlittschuhbahn. Da hatte ich mich mit einem ganzen Dutzend der edlen Schlittschuhlaufkunst. Jenseits Buben auf dem Eise hat eine furchtbare Norte Kunst, und den Ihren anlangt. Da der Ort außerhalb der Stadtmauer lag, so hatte selten Jäm auch sein Vergnügt; aber heute wäre es gut gewesen, er hätte Einen oder den Andern herausgenommen.

Wir waren im besagten Treffen waren — denn gewöhnlich spielten wir Krieg auf dem Eise —, mußte gerade ein Reiter den Landsturm passiren, sein Pferd aber unter Geschrei scheu werden und den Reiter abwerfen.

Ein gellender Schrei übertönte plötzlich unsere Stimmen. Wir sahen das reiterlose Pferd davonjagen, den Reiter am Boden ächzen. Als heraus auf den Damm! An einem Prellstein lag der unglückliche Mann mit blutendem Kopfe. Es war ein Fremder, der Kleidung nach ein Kaufmann.

Der Anblick des blassen, blutbespritzten Gesichts war schauerlich. Sprachlos standen wir umher. Ich dachte daran, Hülfe zu holen und schnallte meine Schlittschuhe ab. Dicht am Thor war der Gasthof zu den drei Mohren; dahin eilte ich und kehrte bald mit dem Wirth und seinem Hausknecht zurück. Inzwischen hatten meine Genossen die Flucht ergriffen; ich blieb und erbot mich, den Arzt zu holen. „Lauf zu!" rief der Wirth, und indes er mit dem Hausknecht den Fremden ins Gasthaus trug, lief ich nach dem Arzte.

Das Häuserglöcklein läutete Mittag — mir war aller Hunger vergangen; ich folgte dem Arzte wieder nach dem Gasthof.

An der Thür des Krankenzimmers stand ich in banger Erwartung, was der gelehrte Arzt für einen Ausspruch thun würde. Seine Mienen verhafteten nichts Gutes. „Die Verwundung an sich ist nicht gefährlich", sagte er zum Wirth, „und doch ist der Zustand hoffnungslos!" Als er den Verband anlegte, setzte er sich zu dem Kranken und hielt sein Ohr an dessen Brust. Nur einmal regte sich derselbe, ich sah um und fragte: „Wo bin ich?" Der Arzt beruhigte ihn. Der Kranke hat um eine Briefkapsel, die in seinem Rocke stecke. Als sie ihm gebracht worden, nahm er daraus eine Visitenkarte und gab sie dem Arzt mit der Bitte, sie den Damen Jeanette und Karoline Günther zu schicken. Der Arzt sah mich an und überreichte mir auf mein heftiges Erbieten den Gang. Die Karte trug den Namen „Walther, fürstlich *hanglicher Forstmeister".

Als ich in das Haus der beiden Schwestern trat, begegnete mir die Magd auf der Flur.

Ich gab ihr die Karte zur Bestellung und bat um Antwort.

Sie ging hinein. Im nächsten Augenblick hörte ich einen Schrei, dann den Ruf: „Reichen!"

„Was ist denn, Lischen?" erwiderte Reichen.

„Hier, lies — o Gott!" gab Lischen zur Antwort.

Nach einer Weile sagte Reichen: „Aber Lischen, du bist ja ganz außer dir! Ich dachte, du wärst über diese Geschichte hinweg —"

„Ja — aber diese plötzliche Erinnerung —" versetzte Lischen. Darauf fragte Reichen die Magd, ob der Ueberbringer der Karte noch da sei. Die Magd bejahte und rief mich herein.

„Wer gab dir diese Karte?" fragte die ältere Schwester. Ich erzählte den Vorgang.

Ja — jetzt sehen sie ganz lebendig vor mir, die armen guten Damen! Ich höre Lischen's

schmerzlichen Aufschrei, sehe ihr auf Gretchen's starres Erblassen, ihr Zittern, ihr Aneinanderschlagen und Ringen! Erschütternd klang ihre Klage: „O Gott, o Gott, warum nun Das noch!“ Ich wusste so heftig weinen wie die Frauen.

Endlich wendete Gretchen ihre Augen und besann sich auf meine Gegenwart. Sie trat zu mir und streichelte mir die Wange.

Als auch ich mir die Augen getrocknet hatte, sagte sie: „Also der Fremde liegt in den Drei Rehen und ist schwer verletzt?“

Ich bejahte.

„Gut! Sag' dem Herrn Doktor, wir würden gleich selbst kommen!“

Ich lief nach den Drei Rehen zurück und entledigte mich meines Auftrags.

Bald darauf erschienen die beiden Schwestern — aber ich durfte nicht Zeuge ihres Besuchs sein. Betrübt ging ich nach Hause. Als ich am Abend wieder in die Drei Rehen kam, mich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen, erfuhr ich, daß die Schwestern noch immer bei ihm wären und der Geistliche ihm das Abendmahl reichte. Ich erschrak. — „Steht es so?“ sagte ich halblaut. „Ja, er wird's nicht lange mehr machen“ versetzte der Hausknecht. Mir war traurig zumute; ich mochte nicht heimgehen; ich ging auf die Straße hinaus. Dichter grauer der Nebel die Häuser in seine Kindheit herein. Ein Licht brannte noch oft auf der Wache der beiden Schwestern. „Schaft etwa meine Herrschaft noch mir?“ schrie sie mich an; ich verneinte und sagte, was mich herausgetrieben. „Nun“, rief sie, meine Hand ergreifend, du bist so, als gehörtest du in unser Haus! Meine Damen sind so sehr auch ihren Dienst gut und freuen sich gründlich, wenn sie sich einen von Edelleuten sehen. Heute hat sie der Himmel recht schwer heimgesucht — wenn nur Das überstanden wäre! Komm, wenn du Zeit hast, wir wollen uns ein wenig unterhalten und aufmuntern, im Zimmer hält's ja Niemand aus!“

Hand in Hand gingen wir durch den dichten Dämmerschauer. Gretchen — so hieß die Magd — schilderte ihr Herr auf's neue und noch weit mehr es sich bei mir ganz von selbst, daß ich sie nach dem Verhältniß ihrer Herrschaft zu dem englischen Fremdling fragte. Sie erzählte mir Einiges von einer Geschichte, die ich mir erst in älteren Jahren ganz zusammenlesen konnte. Sie mochte aber schon damals so gelautet haben:

„Wie der Oberforster, meiner Herrschaft Vater, noch im Amt gewesen, hat er einen Gehilfen von seinem Herkommen angenommen, der bald seine ganze Gunst gewonnen. Auch Mamsell Gretchen, die damals allein zu Hause gewesen, hat Gefallen an dem schönen und gebildeten Menschen gefunden und es' sie sich leises verlor, hat's in ihrem Herzen gebrannt. Bald hat auch der Herr Walther vor ihr auf den Knieen gelegen und sie hat ihn nicht liegen lassen, sondern ihn aufgehoben und mit ihm den Vater aufgesucht, seinen Segen zu erbitten. Der hat auch freudig Ja! gesagt und es gleich bei seinem Kommen eingesehen, daß es ihm in Ruhestand und den Walther an seine Stelle sein; es lange aber solle die Verlobung ein Geheimnis bleiben. Gerade um dieselbe Zeit ist eine gute Freundin von Mamsell Gretchen Braut geworden, die hat Gretchen gebeten, ihre Brautjungfer zu sein und eine Weile bei ihr zu bleiben. Obgleich Mamsell Gretchen sich schwer von ihrem neugewonnenen Lieben getrennt, so hat sie doch der Freundin ihre Bitte nicht abschlagen können und ist so in die Stadt. Ihr Vater hätte sie auf das nur eine kurze Zeitspanne entbehrte Gut der Freundin gebracht. Noch ehe es geschehen, ist ganz unerwartet Mamsell Gretchen von der Stadt heimgekommen; wegen des Verwandtschaft, das kurz ausgesprochen, war die Braut geschlossen worden. Gretchen ist erst auf das verlegenste von dem Schützen langen Aerzgeschäften empfangen worden, von denen sie keine Ahnung gehabt, daß es ein unerlaubtes Schwagen sei. Und es hatte nicht gewusst, ob es ob ihr verrathen dürfe. Wie am anderen Tage der Oberforster heimgekommen, haben sie natürlich besonders gelitten, worauf es geschehen, Gretchen weiß, wie sie mit Walther stand; darum hat auch es von der Schwägerschaft nichts gesagt. Es war kommt das Unglück selig werden, das geschah. Man kann auch heute sehen, daß Gretchen von Natur so gewesen sein muß als Gretchen; aber was das Herz betrifft und den Verstand, da gibt keine der Anderen etwas nach — aber der Herr Walther hat sich doch in das schöne Gesicht seiner Schwägerin mehr vergafft, als es hätte thun sollen. Und Gretchen, das gute, unschuldige Ding, hat sich auch in ihn verliebt und es ist schwer genug gewesen, ihr Leid und Leiden zu schweigen. Auch sie hat gleich den Segen des Vaters erbitten müssen, aber da hat es gehaben, auch zu warten bis nach Gretchen's Hochzeit. Es ist denn die Verlobung ganz geheim gehalten worden; es gibt aber ein Verhältniß, das will mehr sein: — Eine Braut, seine Liebe kann heimlich so süß wie eine verborgene Liebe, von

ist Niemand weg'.« Jetzo ist Mamsell Rettchen mitten im Hochzeitjubel von einer unerklärlichen Bangigkeit befallen worden, die sie sich selber hinwegtreiben, als sie bemerkt gehabt, daß ihrem Walther und den Eltern eine Ueberraschung zu bereiten, ist sie nicht bis vor das Herrhaus gedrungen, sondern eine halbe Stunde vorher abgestiegen und gleich durch den Park nach dem Garten gegangen. Aber wie sie an diesen gekommen, ist sie auf einmal wie versteinert stillgestanden; denn gar nicht weit von ihr hat Walther mit Fincken Arm in Arm gestanden und Beide haben miteinander gethan wie Brautleute. Da ist Rettchen gewesen, als müsse sie zusammensinken, aber der Himmel hat es mit besonderem Erbarmen aufgehalten, sie hat sich noch zusammengerafft, ist umgekehrt und still wieder in ihrer Kammer eingetroffen. Nun da hat sie an ihren Vater geschrieben und ihn inständig gebeten, ihr Verlöbniß als ungeschehen zu betrachten; sie habe sich nämlich Ueberlegung gefunden, daß sie für Walther nicht passe; er möge ihm Fincken geben, sie aber eine Frau für ihn sei und ihm gewiß Hand und Herz nicht versagen werde, wenn es ihr nachgehen würde, daß er schon mit der Schwester verlobt gewesen und nun von dieser verschmäht werde. Der gute alte Vater hat nicht gewußt, was er denken soll; anfangs ist er böse auf Mamsell Rettchen gewesen, als er aber an ihr abermals veränderliches Wesen gedacht und wie sie ihm einmal ohne guten Grund gethan, da hat er sich darein ergeben und den Walther allem mit dem Beste befreundet gemacht. Der hat nicht gewußt, wie ihm geschehen, es ist kein Ja und kein Nein aber keine Lippe gekommen. Vielleicht hat ihn das Rettchen gereut. Indem sie diese zu Fincken hat nach am Ende den Sieg davongetragen und die neue Verlobung in verschlungen. Nun hat Fincken ihr gegeben Mund der Schwester gebrochen. Aber wie sie den Brief wegen will, nimmt sie ihren Siegelring und erinnert sich, daß sie ihn gestern ihrem Walther angesteckt; der aber war im Garten geblieben. Da geht sie in die Schreibstube ihres Vaters, der auch Notar geblieben war, und sucht sich dessen Petschaft. Da bei fällt ihr der Verlobungsring ihrer Schwester in die Hand. Sie kann der Versuchung nicht widerstehen, einen Blick hineinzuthun, und da erfahren sie, was die Liebe verschwiegen bleiben sollen. Eine schreckliche Unruhe bemächtigt sich ihrer — Walther's Namen gegen die gelobte Schwester ist schändlich und muß der Vater nicht gethan, das sieht sie zwischen den Zeilen. Das Rettchen von dieser Untreue irgendwie Kunde erlangt und sich für die Schwester geopfert habe. Wie ihr das klar geworden, hat es sie im Hause nicht mehr gelitten, sie ist in den Park geeilt, dem Vater entgegen. Ein Gewitter ist im Anzug gewesen, sie hat's nicht geachtet. Unaufhaltsam ist sie durch den Park geeilt; es hat geregnet, gehagelt, geblitzt, gedonnert, sie ist das Alles nur ein Kinderspiel gewesen gegen den Sturm im Herzen. Endlich hat ein Blitzstrahl sie zu Boden geschmettert — aber nicht getroffen, sondern nur betäubt. Knechte in der Nähe haben sie gleich nachher gefunden und in ihre Hütte wieder zum Leben gebracht. Da ist auch der Vater hinzugekommen. Dem ist sie weinend um den Hals gefallen und hat ihn beschworen, doch gleich umzukommen zu lassen und sie noch diesen Tag zu ihrer Schwester zu bringen. Er hat nicht gewollt, aber wie sie ihm die ganze Wahrheit entdeckt, da hat sie wieder Ruhe gehabt, seinen Zorn gegen Walther zu beschwichtigen. Endlich hat er eingewilligt, ist ins Herrhaus gegangen, hat anspannen lassen, Fincken abgeholt und mit ihr die Schwester aufgesucht. Da hat sich Alles aufgeklärt. Nun hat Fincken ihrerseits entsagt und verlangt, daß Rettchen Walther's Frau werde. Aber sie hat entschieden Nein gesagt. Da hat Fincken einen heiligen Eid geschworen, daß sie unter keiner Bedingung Walther's Weib werde — damit hat sie gemeint, Rettchen anders Sinnes zu machen. Doch sie ist fest geblieben. Und so hat der Herr Walther keine der beiden Schwestern bekommen; denn es ist eine eigene Art, meine Herrschaft, wenn die Mädel sind ihre Herren, aber ihr Sinn ist fest wie Stahl. Fincken ist einstweilen mit der Rettchen's Freunde geblieben. Wie der Vater allein heimgekommen, ist gerade seine Verstimmung mit Walther's Ernennung zum Oberförster eingetroffen. Der alte Herr hat ihm seinen Verdruß gemacht; er hat nur gesagt: »Das trifft sich gut! So brauchen wir einander nicht mehr in den Weg zu kommen; ich kann sofort mit meinen Töchtern an einen Ort ziehen, wo wir vor Ihnen Ruhe haben.« Hat auch dem Walther weiter keine Rede gestanden, sondern hat seine Sachen gepackt und ist auf das Gut gezogen, das er sich schon früher gekauft. Als aber dort der Herr Walther sich wieder zu nähern versucht, hat sie hierher gezogen und hier haben sie sie wieder von ihm gehört — bis heute. Der Himmel weiß, welcher Umstand ihn und hierher gebracht, den unseligen Mann!«

Als ich mit Lorchen wieder vor die Thür Mehren kam, traten die Schwestern mit dem Vater gerade aus der Hausthür. Lieben hörte ich noch die Worte sagen: „Ob was schlimm und sündlich von Ihnen, daß Sie dem armen Manne den Trost Ihrer Verzeihung mit ins Jenseits gaben. Er hat erreicht, was ihn hierher führte — Frieden sei seiner Seele!“

Ich küßte Lorchen eine Gute Nacht! zu und schlich mich davon.

Ein paar Tage später kam ich mit dem Singchor am Grabe des fremden Mannes. Die Schwestern, die Schwestern vor seinem Sterben, was er krankheitshalber absagte, noch einmal zu sehen und zu versöhnen, hatte ihn hierher gerufen. Mit tiefer Andacht sang ich ihm das „Ruhig ist des Todes Schlummer“ nach.

Die Schwestern, in tiefer Trauer, standen und sangen mit; sie warfen die ersten Hände voll Erde auf den versenkten Sarg. Ach, schon wenig Jahre später versenkte man auch ihre Särge — und ich konnte ihnen kein Veilchen nachwerfen. Keine hundert Viole auf die Schreine werfen! Der Sturm des Lebens hatte mich weit hinweggetrieben von der stillen Heimat.

(Der ganze Artikel: Die Schwesterstadt, in neuen Nummern.)

Ein römisches Tagebuch.

Von Robert Waldmüller.

IV. Frauenpredigten.

In Rom wird wenig gepredigt. Selbst in der Fastenzeit gibt es eine Menge Kirchen, in welchen weder Sonntags noch Wochentags eine Kanzelrede gehalten wird, und an Abendpredigten fehlt es fast ganz. Von der protestantischen Weise, Abend-, Haupt- und Nachmittagspredigten zu halten, weiß man hier nichts, mit der Mittagsstunde pflegt der einzige Moment seine Berechtigung zu erreichen oder noch ein Nachmittags um 4 oder 5 Uhr einen Nachklang zu erhalten, während welcher Zeit durch Mittagessen und Siesta die körperliche Abklärung besorgt wird. Viele Kirchen werden indessen selbst in der Fastenzeit nur Morgens ein paar Stunden lang offengehalten, in andern predigt man nur ein mal des Jahrs.

Solcher Art hält es schwer, die gewohnte redemäßige Kanzelberedsamkeit zu hören, es sei denn, daß man seine Morgenstunden regelmäßig den wenigen Kirchen opfern wolle, in welchen während der Quaresima um 11 Uhr Gottesdienst ist und wo dann noch überdies immer irgend Jemand zu predigen pflegt.

Zu diesen Kirchen gehört La Chiesa del Gesù, die Jesuitenkirche, einmal des Collegium Romanum, der im Jahre 1824 vom frischen Orden eröffneten Universität. Die Kirche ist geräumig und prachtvoll. Sie trägt das Gepräge derjenigen Zeit, welchen man in der Baukunst Jesuitenstil zu nennen pflegt und wobei es auf den hochtrabendsten Pomp in der Erscheinung des Ganzen abgesehen ist. Die Verhältnisse sind nicht unedel, aber mehr charakteristisch als wirkungsvoll; mit Reichthum ist an dem Schmuck der Altäre, in den Marmorarbeiten, ja selbst in den Flächen der einfachen Wände, Galerien, Mauervorsprünge eine fortwährende Abwechslung hervorgebracht, welche mehr auf Betäubung als auf ruhige Sammlung abzweckt. Die Decke des gewölbten Laufs trägt bunte Malereien, über welche gemalte Figuren hinaufsteigen, gleichsam durch die Kirche schwebend. Gemalte Engel! — Auch auf der mittelsten Kirche mit nur durch perspektivische Zeichnung einigermaßen wirksam — überragen mit hohen Bildern von abenteuerlichen und riesigen nach allen Seiten, was nicht zum Hauptbilde selbst gehört, auch vom Rahmen desselben hinaus. Das Altarbild ist ziemlich gehalten und wird bei festlichen Gelegenheiten mit alle Kunstpracht verwendet werden. Reiche und strenge Gestalten, nach der Zeitrichtung vor die Kirche gezogen, geben dem Innern eine Beleuchtung, verursachen durch herrschende Farbe auch unabsehlich.

In dieser Kirche predigt während der Fastenzeit bei verschiedenen Festgelegenheiten Pater Bresciani.

Der Jesuit ist immer ein Phänomen und verdient von der Beachtung des verschiedenen Denkens und Thuns in Rom namentlich Fremden auch hierher man viele lange Weile, welche ihm Pfarrpredigten lernen machen.

Wir haben den Pater Beresciani zu verschiedenen malen gehört und gaben in Kirchenkreisen einige Gedanken seiner Predigt.

Die Erscheinung dieses Mannes in dem Begriff „Jesuit“ entsprechend. Er ist weit über ein schönes Bild der Leibesfülle, Hochwuchs spricht aus seinem ganzen Wesen. Schlank ist Alles, schneidende Schärfe und Wuchs, die er stets in Bereitschaft hat, wie sehr er sich auch bemüht, seine natürlichen Hervorragungen zu thun Gewalt anzuthun. Seine Stimme ist kräftig, aber vom vielen Reden rauh; seine Bewegungen sind lebhaft, ohne feurend zu sein und die malerische

Kanzelton eher einfach als das Gegentheil; er ist auf der Kanzel zu Hause wie Wenige und vereint mit einem gewissen Stil in der Art seines Vortrags jene unentbehrliche Nonchalance des Unterhaltungstons, welche große Redner immer gern zur Schau tragen. Scheinbar nur Fragen und seine Gründe und Scheingründe mit leichter Klarheit entwickelnd, unterläßt er doch nicht, über seinen Predigten einige absichtlich komische und wieder einzelne auf Rührung abzielende Stellen einzuflechten, und wenn er in letzterer Beziehung nicht den Ton der Ueberzeugung zu treffen versteht und immer unwirsch bleibt, so hat doch seine Ausgenommen immer wie auf tiefen Hintergrunde gesprochen und schaden die Unterbrechungen seiner Heiterkeit mit Stärke etc. Der Ernst der Ueberzeugung ist das eigentliche Gebiet, wo wirksamen Mittel, und diese Kraft, gleichviel ob echt oder erkünstelt, gibt den Predigten des Paters Gurst ihre Bedeutung.

Unterstützt wird die Wirkung seines Vortrags durch ein ernstes Aeußere. Sein Gesicht ist der treue Spiegel seines Worts. Es spricht mit mehr Klugheit als Beredsamkeit aus, weil mehr Resignation der Welt als Weltverachtung, und wenn er sich vom scherzhaften Standpunkte zu seinen Worten verhält, so sehen doch seine tiefen Augen und seine Lippenbart den Gedankenstrich des Gedankens aufkommen, als könne er nur ein gegenwärtigen Lebensabwechslungen hinübertragen. Wie alle eigentlichen Redner, hat er etwas Nachlässig, Nonchalantes, Gereiztes; aber diese Eigenschaften sind immer der Zeuge von Vorzüge polemischen Vorträge gewesen und schützen sie sogleich vor der Möglichkeit, langweilig zu werden.

Die Predigten des Pater Gurst beginnen allemal mit einem kurzen lateinischen Gebet, welches die Gemeinde gleichzeitig mit ihm halblaut beträgt. Dann läßt er die schwarze Kappe, spricht den Predigtext, bedeckt sich wieder und legt sich eine Weile nieder. Während die Zuhörer bemüht sind, alle Schnupfen- und Hustenäußerungen für die nächste halbe Stunde in gemeinsamer Summa abzumachen, löst er sich von dem knieenden Bruder, welcher hinter ihm steht oder sitzt, dieß oder jenes Kleidungsstück lose knüpfen, ein oder zwei Taschentücher in Bereitschaft legen, wie er deren während des Vortrags fortwährend bald mit, bald ohne Zweck in den Händen hat; und dann plötzlich ist er mitten im lebhaften Vortrage.

Die Kunst des allmäligen Steigerns bringt er selten zur Anwendung; gemeiniglich spricht er schon die ersten Sätze lauter und beweglicher, als die vorherige Ruhe und der schon hinlängliche Gegenstand zu thun nöthig machen. Auch unterbricht er seinen Vortrag, kurz, ehe er denselben beendigt, noch ein mal, und diese sofort vom Klingelbeutel benutzte Pause ist einem planmäßigen Zusammenhalten des Interesse entschieden hinderlich. Diese Rücksicht ist er aber Zweifel den Italienern schuldig, welche nicht, gleich nordischen Protestanten, von Kindesbeinen an daran gewöhnt sind, daß ihre Prediger nach dem Stundenschlage der Uhr anfangen und aufhören. Ueber eine halbe Stunde pflegen hier die wenigsten Predigten zu dauern, weswegen der Pater Gurst sie fast über die doppelte Zeit ausdehnt.

In dieser letzten Pause nun nimmt er einen familiären Ton an und spricht, sprud und ohne Zwang, bald über Dieses, bald über Jenes. Das schöne Wetter, meint er dann wol, habe ihm in dieser Quaresima ja eine recht zahlreiche Zuhörerschaft zu, — wenn's regnete, würden schon Manche daheimbleiben. Dazwischen wirft er wieder etwas auf seinen heutigen und seinen morgenden Vortrag Bezug Habenden: Der heutige sei etwas nackt, der morgende hoffe praktisch gehalten sein: er gebe sich übrigens auch heute Mühe, möglichst wenig langweilig zu werden. Oder er bittet auch, ihm zu gestatten, daß er sich einen Tag ausruhe —, er habe nicht Zeit gehabt, sich vorzubereiten und sei sehr erschöpft; übrigens treffe man ihn um die Abendstunden im Beichtstuhl und nachher könne man ihn in seliger Betrachtung sprechen und Rathschläge. Dann nimmt er plötzlich den Faden seiner Rede wieder auf und nach fünf oder zehn Minuten lüftet er ebenso unerwartet die Kappe und geht.

Aufgesetzt ist in wenigen Worten der Inhalt einiger seiner Predigten.

Im Eingange erklärt er Zweck und Wesen von dem Zusammenwirken Vieler. Die katholische Kirche ruhe auf solchem Boden, sei eine Gemeinschaft, eine Brüderlichkeit. Sie leite ihre Berechtigung in ununterbrochener Linie von den Aposteln ab — geschichtliche Nachweis —; leidet sei hier sie allein die Garantie des unverfälschten Worts. Seitenhiebe auf soziale und politische Neuerer, Klagen über deren Ueberhandnehmen; Italien allein sei noch der Mutter treu geblieben und werfe der einreißenden Gleichgültigkeit entgegen. St. Augustin habe gesagt: Kraft sei die Liebe des Vaters, Milde und Zärtlichkeit die Liebe der Mutter. Wenn Christus aber der Vater, so sei die Kirche die Mutter. Und so sie denn nicht eine weibliche Mutter ihren

Kindern sei? Aufzählung ihrer Wohlthaten an Kind, Jungfrau, Jüngling, Mann, Weib und Greis durch Taufe, Konfirmation, Ehe, Beichtstuhl, Messen. Am Sterbebett halte sie Wache, bete für den Sterbenden und erinnere Gott an diejenigen guten Werke des Sterbenden, welche ihn Anspruch auf ein seliges Leben zu machen berechtigen; nach dem Tode nehme sie ihn in die Nähe des Altars, gestatte ihm, daselbst noch ein wenig auszuruhen und vermittle endlich durch Messen die Öffnung der Himmel.

Welche Gewissheit, welchen Trost dagegen die Katholiken zu geben hätten? Rührende oder Verzweifelnde seien ihre Tröstungen. Zum Verwande ihres Abfalls benutzen sie die Vergehen einzelner, weniger Geistlichen auch, als ob es billig wäre, sie sämmtlich, die doch auch nur Menschen und mit menschlichen Leidenschaften behaftet seien, verantwortlich zu machen für die Thaten einiger Wenigen! Und welche Vorwürfe machen denn die Protestanten dem katholischen Kultus? Keiner, es kann mehr, als man Ihm selbst unmöglich vorwerfen kann, haben? Eine Lüge sei es: die Abstinenz, das Einhalten der Fastenzeit und die Heiligkeit der Feiertage. Was habe die Kirche von Braunschweig? Nichts! Nur den Mittag und die Zeit habe sie bestimmt. Und wie nachsichtig sei sie schon gewesen! Aufzählung aller ihrer Intelligenzen. Ob man nicht 20 Monate per Tag die Kirche besuchen könne? Aber viele können Mittagsschlaf und den Theater, denen scheine es schon peinlich schwer, Stunde für die Kirche zu erübrigen.

Wo nun Jemand vernachlässigt und unentschuldigt wurde, da solle, wie ihn sehr, durch sogenannte Kirchenstrafen die Verkommniß Anderer gutmachen machen. Jakob ist gewiß kein glatter Charakter gewesen, sondern ein echter Israelite (ursprünglich Schlingel), habe ihn Rebekka deshalb nicht um so lieber gehabt? Habe es nicht Beispiele genug, wo in Familien die Zurückgezogenen durch um so größere Liebe ihrer Geschwister entschädigt würden? So müsse man auch die Mutter Kirche um so sorglicher pflegen, je weniger sie von manchen Seiten nach Gebühr geehrt werde.

Dies etwa war Sinn- und Aufeinfolge des ersten Vortrags, welchen wir hörten. Man wird bemerken, daß Derjenige, dessen Namen die Gesellschaft Jesu führt, gar nicht in Erwähnung kam und auch bei den späteren Vorträgen ist uns diese Gewohnheit auch unserer allen rationalistischen Prediger aufgefallen. Bei den bekannten Grundsätzen der Jesuiten ist es begreiflich, daß ihre Redner das Wort: „Deine Rede sei Ja, ja und Nein, nein!“ nicht im Munde führen und daß sie überhaupt dem humanen Geiste des Neuen Testament weniger brauchbares Material abzugewinnen wissen als dem strengen Buchstabenwesen des Alten, so wie denn der Name und der Zweck dieses Ordens und mehr noch seine Mittel unvereinbar in dem grellsten Widerspruche stehen, der vielleicht jemals dagewesen ist.

Die zweite Predigt, welche wir hörten und zwar die Fortsetzung der eben wiedergegebenen, galt dem innern Kultus. Schönere von dem Anbeten im Geiste und in der Wahrheit. Erster Theil: Der innere Kultus sei Gottesdienst ist die höchste und hauptsächlichste Pflicht des Menschen. Zweiter Theil: Er ist das schönste Mittel zu unserer ewigen Beseligung.

Jede Materität setze einen Autor voraus — Unterschied in dieser Beziehung zwischen Gott als Schöpfer aller Dinge und dem Künstler oder Schriftsteller als Autor eines einzelnen Dinges — Das Causalitätsverhältniß hierin ein beherrschendes Band zwischen Gottes ein unbegreifliches — Kausalbetrachtung auf wie auch die Gottheit aus der Natur entgegnete — Verhältniß der Ungläubigen zu der Natur — Rückfall auf die Philosophen und ihre sinnlosen Spekulationen — Zunahme der Atheisten; ihr moralisch Ende — Die Gründe dieser Welt und ihr schwache Ungeschicklichkeit in Vertheidigung der irdischen Güter — Ausgleichung dieses Mißverhältnisses durch den innern Kultus. Sein vernünftliches Wesen: Die Hingebung — Gründe aus St. Augustin, St. Hieronymus und St. Thomas — Verlangen der Ungläubigen, Gott unmittelbar zu erkennen und Verneinung der Wunder — Aufzählung der täglichen Wunder, die auch nicht offenbar und doch auch nicht zu leugnen seien — Unser Beruf: Die Natur der Vorschriften und den Willen Gottes zu suchen, — nicht aber sein eigenes Wesen zu ergründen.

Bei diesem Vortrage sprach der Pater Gurst die Vermuthung aus, etwas wollen und speculativ gewiß zu sein, und verbat sich seinen folgenden Vortrag mehr praktische Anwendungen.

Dieser dritte handle der äußere Gottesdienst zum Thema. — Der äußere Kultus sei der innere unmöglich — Nicht absolut unmöglich, aber allgemein genommen — Beispiele aus der Bibel, wie sich die innern Gefühle äußerlich kundgeben. Jakob bei dem Erkennen der Braut und Anderes — Aus verschiedenen Lebenslagen nachgewiesen, wie man sich äußerer Zeichen bediene, um innere

Bewegung auszudrücken — Die uns dazu dienenden Körpertheile — Keine Gemeinde denkbar, welche sich aller äußern Zeichen begebe — Verschiedene komische Beispiele, wie solches Schweigen dem auffallen müsse. Dabei auch die äußerlich Ärgernisse durch Beispiele aus der Thierwelt, knieende Pferde und Elefanten, lächerlich gemacht — „Aber ich weiß es wohl, man sagt: Der Prediger hat immer Recht, weil er allein spricht. Nun, wir wollen die Andern auch reden lassen. Sprechet' (Pause). Ob Einer sich Etwas gegen mich einwenden; sprechet also!" (Pause) — Nachdem Niemand seine Gründen vorbringt, nimmt der Redner es auf sich, viele möglichen Einwände selbst zu machen — „Wozu also der Gesang, das Händefalten, das Knieen? Gott ist ein Geist und will im Geiste und in der Wahrheit verehrt sein." Ganz recht. Gott bedarf alles dieses Aeußerlichen nicht, wir aber haben dasselbe nöthig. Nehmen wir ein Beispiel der gewöhnlichsten Art. Hat ein Bambino (ein Säugling) von zwei, drei Wochen Verständniß für die Liebkosungen der Mutter, für ihre Schmeichelworte u. s. f.? Das Kind versteht nichts davon, folglich, sagt ihr, hat die Mutter auch nicht nöthig, es zu streicheln und zu liebkosen. Aber gerade im Gegentheil. Sie hat das Bedürfniß, ihre Gefühle zu äußern und wenn sie also mal nicht vorhanden wäre. Dann folgt die Art und Weise der menschlichen Gefühlsäußerungen von leuchenden Händeklatschen bis zum Haarausreißen. Alles durch Gebärden unterstützt, welche, ohne zu stören, die entsprechenden Gefühle sehr glücklich verdeutlichen. Wie nun die Aeußerlichkeiten erleichternd und vom Gefühle selbst unzertrennlich, so sei auch der innere Cultus nicht möglich ohne den äußern — Seine Wirkung auf Kinder, auf Alle, welche durch ihn erst in den innern Cultus eingeführt werden; Vorrecht des letztern bis dahin der äußere — Mittel zum Festhalten der Gedanken. Ein Buch, ein Strahlein verlängert die Kraft des Gedächtnisses, während liebe Todte sonst rasch in Vergessenheit gerathen. So wird auch Gott bald vergessen, wo diese Aeußerlichkeiten fehlen — Und dieser äußere Cultus selbst — wie schön er sei. Lebende Schilderung des Fronleichnamstags, mit seinem Pomp, seinem Gesang, mit der Beleuchtung, dem Räucherduft, dann der Einfluß der Umgebung selbst auf den Anwesenden: hier ein betender Greis, dort ein blindes Mädchen mit gefalteten Händen, um ihre Todten trauernd und für das eigene Seelenheil flehend.

Dies Alles war auch der Liebe sehr gemäß. Deutlich hervor und jeder Einzelne wurde gleichsam durch die Stimme und Bewegung des Redners verkörperlicht. Dann fuhr er fort: Er habe soeben bewiesen, daß wir selbst den äußern Cultus nicht entbehren könnten, aber auch Gott habe ihn nöthig. Ob sich wol eine Herrschaft genügen lasse an der bloßen Ueberzeugung, die Dienerschaft sei ehrerbietig gesinnt; ob nicht der Vater, die Mutter auch äußerlich die Liebe ihrer Kinder bethätigt haben wollten? Das Verhältniß sei ein anderes, wenn es sich um Gott und uns handle, aber auch unsere äußere Verehrung erreiche so wenig seine Größe und Gewalt, daß sich ein Mißverhältniß durch das andere ausgleiche — Obendrein habe Gott nicht allein die Seele erschaffen; auch den Körper verdanken wir ihm. Habe Jene innerlich ihre Andacht zu verrichten, so komme es diesem zu, äußerlich seinen Gottesdienst durch Händefalten, Knieen u. s. w. zu veranschaulichen — Uebrigens sei der äußere ohne innern Cultus ein Gaukler, ein Skelet — Der echte Cultus der einzig gottgefällige — Dadurch Unordnung und schlechter Haushalt und in der Kirche Frömmigkeit passe nicht zusammen — Wer nicht zu Hause Zeit habe, der sei auch Morgens und ein mal Abends.

Wir haben die Predigten schon skizzirt, um unser eigenes Urtheil über ihren Inhalt nicht denjenigen Anderer vorhängen zu müssen. Wir wollen aber daran erinnern, daß unter den vielen Vergünstigungen, deren sich der Jesuitenorden von jeher erfreute, diejenige nicht die kleinste war, welche ihm gestattet, sich selbst und Andere von der Abwendung der kanonischen Stunden, von Fasten- und Sonntagsarbeiten zu dispensiren, priesterliche Amtshandlungen selbst während eines Interdicts an Jedermann auszuüben und von allen Kirchenstrafen einstweilen zu absolviren. Die Richtung jedes Jahrhundertes gibt daher demjenigen des Ordens schwerlich entgegen, und während er auf die große sittliche Herrschaft abzweckt, sucht er nachzuweisen, daß im Grunde von gar keinem Zwange die Rede sei.

Man hört in letzterer Zeit häufig die Ansicht, daß der Jesuitismus sich überlebt habe und nicht mehr gefährlich wäre. Ohne Zweifel ist etwas Wahres daran, aber nur in Einem Sinn. Während ihm früher nämlich, mit Recht oder Unrecht, vorgeworfen wurde, das System der Probabilismus lasse den Königsmord zu, haben die übeln Folgen dieser Lehrung mit schon seit längerer Zeit diese eine gefährliche Seite des Ordens unschädlich gemacht und eine andere Richtung seiner Wirksam-

fest an die Stelle solch ernenter Geldschulde gesetzt. Der Mordversuch des Jesuiten Chatel auf das Leben Heinrich's IV. von Frankreich veranlaßte bekanntlich ihre Ausweisung aus diesem Lande. Die spätere Ermordung des nämlichen Königs durch Ravaillac steigerte den Haß gegen ihre Tendenzen, denen der Pater Mariana durch seine Vertheidigung des Königsmords eine beredte Auslegung gegeben hatte. Der Mordanfall auf das Leben Joseph's I. von Portugal endlich veranlaßte ihre Verweisung aus Portugal. Man weiß, daß sie seitdem in fast allen Ländern zu ihren Niederlagen erlitten haben, unter Jahr 1764 in Frankreich; 1767 in Spanien, Parma, Neapel, Malta; 1719 in Rußland unter Peter dem Großen; in Preußen unter Friedrich dem Großen, welcher sie eine Weile zum Schulunterrichte verleitete, dann aber ebenfalls bald vertrieb; bis die Bulle Dominus ac redemtor vom 21. Juli 1773, Clemens' XIV. denkwürdiges Werk, die völlige Vernichtung des Jesuitenordens in der ganzen Christenheit verfügte. Und schon sechs hundert Jahre vor dieser größten aller Niederlagen hatten selbst die von ihnen bekehrten Juden in einem Friedensschlusse ausdrücklich die Entfernung der Jesuiten aufgenommen, und noch weitere hundert Jahre früher hatten die Albigenser und die Kopten ihr naturwüchsiges Urtheil über diesen Orden in noch deutlicherer Weise bekundet, ohne daß der Jesuitismus dennoch diesem allgemeinen Widerwillen erlegen war.

So hat denn auch das päpstliche Interdikt Clemens' XIV. nicht lange Dauer gehabt, und man weiß, wie bald nach Napoleon's Sturz der Papst Pius VII. die nur dem Namen nach unterdrückte und überhaupt unterdrückbare Gesellschaft Jesu wieder in alle ihre Rechte einsetzte.

Seitdem ist auch der Sturm von 1848 über ihre Häupter dahingerauscht und hat sie nach kurzem Niederbeugen nur um so höher emporgehoben. Nur in Sardinien ist ihre Wirksamkeit noch nicht wieder eine öffentliche, offenkundige geworden, während anderwärts und namentlich hier in Rom ihr Einfluß größer ist als jemals früher.

Als wir heute den Papst in der Kirche San-Pietro seine Mittagsandacht verrichten sahen, besser ihm alle Cardinäle und Beamtete des päpstlichen Stuhls, und als Pius IX. sein Haupt wie in tiefer Sammlung in den Händen vergrub und Alles ringsum schwieg, war es uns, als ob der marmorne Heilige zu seinen Füßen wie triumphirend herschaute und nur noch seiner mit dem Buche auf das Gesicht war, das wie dem zugeschlagenen Buche in den Händen vor ihm am Boden liegt und wenn nicht den Protestantismus, doch die Geistesbefreiung verkündigt. Es war Don Ignaze.

Wenden wir uns von diesen Gedankenreihen zu einem erfreulicheren Bilde, zu dem vom londoner „Punch" zwar sehr bitter verspotteten, aber seiner Bildung und Gelehrsamkeit wegen hochzuschätzenden Cardinal Wiseman.

(Die zweite Artikel: Cardinal Wiseman, in nächster Nummer.)

Aus einem Kriegerleben.

Von Berthold Sutrolat.

IV.

Wochen waren ins Land gegangen seit dem letzten Kampfe, ohne irgendein erhebliches Ereigniß zu bringen. Unsere Verwundeten begannen zu genesen und unsere Leichen moderten auf dem Kirchhofe zu Kyhill. Die drei Salven, die wie eine ehrende Fanfare über ihre Gruft dahingeweht waren, schienen die letzten kriegerischen Klänge gewesen zu sein, die jenes Land und jenes Meer vernehmen sollten. Wenn den Todten noch die Dinge des Lebens am Herzen liegen, so war der Begräbnißplatz gut gewählt. Wenn sie etwa Nachts aus der Erde emporstiegen und sich auf ihren Grabhügeln niederließen, konnten sie im Mondenschein weit und breit das schöne Land überblicken, für das sie gestorben waren, und die freundliche Nacht verbarg ihnen dann wol die Zeichen der Abhängigkeit, die es trotzdem trug und noch heute trägt.

Alas, die wir im Leben und im Tagesleben wandelten, waren es nicht so gut. Wir sahen und hörten genug, was uns das Herz schwer betrübte und unsere Stirn in tiefe Falten zog. Hoch oben in Irland zog General Pitmaig mit seinem Heere verdächtig Schritt vor Schritt hinter dem winzigen Armeekorps her, es klingt immer so einfach, daß er auf dem angewiesenen Punkte anlangte, wenn der wilde Nachjäger sich längst gestellt hatte. Wäre in jenem Heere nicht die Kerne, wackere schleswig-holsteinische Armee wie ein brauendes, nicht zu berechnendes Element gewesen, man hätte geglaubt, Manoeuvrebewegungen auf dem Uebungsplatze zu sehen. Einer unserer Offiziere, der einem Freunde im Generalstabe des Obersten-Bundesheeres sein Bedauern über eine solche Kriegführung aussprach, hatte die verhängnißvolle Erklärung: „Wir können nicht anders, da uns die politischen Verhältnisse nun einmal mehr auf die Seite der Türken als auf die ihrer Gegner

ner Helden'" — So fuhren wir alle gedoppelte Waffen: die stumpfe, unsichtbare Spitze war dem Feinde zugekehrt und mit der scharfen Schneide betrachten wir Herz und Mark des Bruderstamms.

Tag schlich halb ein bläuliches Gemisch durch die Truppen und hüllte das vom Verdachte weit aufgethane Ohr mit der Kunde von einem unehrenhaften Waffenstillstande, Absage und Preisgeben der bisher wenigstens dem Scheine nach verfochtenen Sache. Alle glaubten es, hatte doch schon ein mal der Waffenstillstand von Malmö einen unvertilgbaren Flecken auf den Wappenschild deutscher Ehre geworfen. Die Leidtragenden spotteten und wogelten, die Feigen krochen sich auf die Kaffeebank an den heimischen Herd, aber die Guten und Tapfern gingen finster beschämt, traurig und parteiisch brütend, was zu thun sei, wenn nun die Herzogthümer, von Deutschland preisgegeben, auf ihre eigene Kraft angewiesen dastünden. Es war eine unheimliche, schwere Zeit. Aber dennoch gab es einen Trost. Die ungestörte Muße, der wir leider verfallen waren, hatte es uns möglich gemacht, mit den Gesinnungen des Landes bekannter und vertrauter zu werden. Im Schoße jener Familien, die zerstreut durch das Land gleichsam als die Vorposten auf der Nordlandsmarke deutscher Nation wohnen, ging auch nach den rohen Stürmungen uns immer wieder Erhebung und Zuversicht auf. Wir lernten echte Patrioten und Patriotinnen kennen. Wir thaten einen Blick in die große Verschwörung, die wie ein Netz sich über Nordschleswig ausbreitet, das aber kurz oder lang die Kette des Dänenthums erdrücken wird. Weder Bernadotte noch Waffengewalt kann dieses Netz zerreißen, denn seine Fäden sind geistiger, unzerreißbarer Art. Die Geschichte zeigt uns hier ein wunderbar rührendes Bild: Die gedehnte, vielfach gekränkte und beraubte Germania macht sich auf von den Ufern der Elbe und Eider und schreitet nordwärts, unbewaffnet in ein fremdes, in ein feindliches Land. Nur Luther's deutsche Bibel und den deutschen Schiller trägt sie in den Händen und vor ihren zwei Sonnen schwindet der dänische Nebel und mit des Tonwerks schwindet er immer weiter bis über die Kattegatt, bis tief in Jütland hinein. Und auch in Jütland wird es heller. Hier und da erhebt sich deutscher Wohlstand und mit ihm deutsches Wesen, deutsche Bildung und Sprache an, und, ehe Jahrhunderte vergehen, werden diese einzelnen, kleinen lichten Punkte sich erweitert haben und über die ganze cimbrische Halbinsel zusammengeflossen sein und sicher ist Deutschland hat eine Eroberung gemacht, eine Eroberung, die ihm nichts entreißen kann, weil sie eine friedliche, naturgemäße, gottbestimmte ist.

Wer sich von dem guten Rechte Schleswig-Holsteins in seiner Erhebung gegen die dänische Herrschaft überzeugen wollte, der mußte nicht in die alten verstaubten Pergamente blicken, der mußte auf das frische Leben des Volks der Gegenwart schauen. Dann gewahrte er die Hauptberechtigung in der Thatsache, daß Alles in jenen streitigen Herzogthümern, was gebildet, wohlhabend und sittlich war, deutsch war und sein wollte und nur der Unwissende und Verkommene zur dänischen Fahne hielt. Sollen wir aber da noch im Zweifel sein, welcher von beiden Parteien die Zukunft und der Sieg gehören muß?

Doch kehren wir zu dem Kriegsschauplatze auf den Höhen von Düppel zurück! Ehe ich den Vorhang über diesen Akt des Schauspiels fallen lasse, habe ich dem theilnehmenden Leser noch eine Scene vorzuführen, die erschütterndste von allen.

Wie vorhin angedeutet, dachte seit Wochen Niemand mehr an ernste Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze, so wir waren darauf gefaßt, täglich die Botschaft von einem Waffenstillstand eintreffen zu sehen. So war es denn leicht für den Einzelnen, Urlaub zu größeren Ausflügen in die Nachbarschaft zu erhalten. Von einem solchen eines Abends spät zurückkehrend, fand ich in unsern Quartieren eine ungewöhnliche Bewegung. Noch wache Alles und berrach sich über die Vorgänge des verflossenen Tags und tauschte Muthmaßungen aus über Das, was der folgende bringen möchte. Die Sache war diese. Unsere Vorposten hatten gemeldet, daß auf der feindlichen Seite eine auffallende Leere und Stille zu bemerken sei. Die Vorposten seien freilich auf ihren gewöhnlichen Stellen, aber der sonst lebhafte Verkehr zwischen der Stadt oder dem Brückenkopfe und ihnen fehle ganz, größere Truppenabtheilungen seien nirgends gesehen worden und der Hafen und die Rhede von Sonderburg seien von sämmtlichen Kriegsfahrzeugen geräumt. Am Nachmittag und gegen Abend des Tags zuvor dagegen hatte drüben ein ungewöhnlich lautes Treiben stattgefunden, ein Jubel und eine Ausgelassenheit hatten geherrscht, als ob man ein Fest feiere, und das göttliche Nationallied vom „Tapfern Landsoldaten" hatte nie so vollstimmig und herausfordernd herübergeklungen als eben damals.

Zuerst hatte man geglaubt, die gedachten Erscheinungen bei dem Feinde seien durch die Kunde

von dem wirklichen Abschluß eines dauernden günstigen Waffenstillstandes herumgetragen wurden. Längst mit dem Gedanken an die Möglichkeit eines solchen Unheils vertraut, kannte die verwundete Gewißheit von demselben bei den Uebrigen eben keine große Aufregung bewirken: nur innerlich klopfte das Herz eines jeden braven Mannes. Viele Nächte hatte aber eine bedeutende Umwandlung erlitten, als im Laufe des letzten Vormittags der General unserer Division, von einem ungewöhnlich großen Stabe umgeben, auf den Höhen eingetroffen war und lange Zeit hindurch die feindlichen Stellungen durchmustert hatte. Seine, von einem Nebenstehenden erheischte Aeußerung, ihm sei von dem Abschlusse eines Stillstandes nichts bekannt und ein solcher scheine ihm überhaupt noch nicht glaublich, ging wie ein Lauffeuer durch die in den Schanzen und deren Nachbarschaft lagernden Truppen. Bald nach dem Wegritt des Generals und seines Gefolges verbreitete sich aus den höhern Kreisen in immer niedrigere die von dem Befehlshaber angeblich über die auffallenden Verhältnisse bei dem Feinde ausgesprochene Ansicht. Diese lautete dahin, es sei der Meinung, die Dänen beabsichtigten wahrscheinlich einen Handstreich oder, militärisch gesprochen, eine Diversion an irgendeiner vernachlässigten Küstenstelle der Ostsee, wozu sie alle irgend verwendbaren Mannschaften zusammengezogen hätten. Als möglicherweise bevorstehender Punkt wurde Apenrade angegeben, eine Stadt, die zwischen der Hauptarmee in Jütland und unserer Division mitinnne gelegen war. Falls sie vom Feinde stark besetzt wurde, war zunächst die Verbindung der beiden Heere unterbrochen und es konnten dem einen oder dem andern erhebliche Verlegenheiten bereitet werden. Noch legte das Gerücht dem General die Aeußerung in den Mund: „Vielleicht ist jetzt ein günstiger Moment, Alsen zu nehmen!“

Dieser Ausspruch, gerade derjenige, der wol am meisten bezweifelt zu werden verdiente, dem eine Folge gewiß am ersten gefehlt haben würde, hatte auf die Truppen gerade am meisten genutzt. Er war unter sie gefallen wie ein Funke in ein Pulverfaß.

So fand ich sie an jenem Abende ganz Feuer und Flamme. Alle träumten und sprachen von der Wonne des Retter- und Befreierbewußtseins, in dem sie morgen auf Alsen zu schwelgen gedachten, und so zeigte sich recht, mit welcher Innigkeit die Mehrzahl der hier versammelten Truppen an der Sache hing, für die sie zu fechten gekommen waren, wie sehr der Gedanke, dem gehaßten Feinde einen Streich versetzen zu können, ihre kriegerische Aufregung erregte, und wie himmelschreiendes Unrecht es war, soviel Begeisterung, soviel patriotischen Eifer unbenutzt verdampfen zu lassen.

Es ward Mitternacht, ehe die lebhaft Plaudernden verstummten und der Traum Frieden erhielt, den Kreis der wachen Hüter zu verstärken und aufzumuntern. Der Schlaf dauerte nicht lange. Noch war die Sonne nicht aufgegangen, da sprang Alles schon wieder vom Lager auf, denn durch! Trauten Trompetenklänge. Wohlbekannt, das Alarmsignal der preußischen Artillerie!

Ein Soldat im Felde, dem Feind so nahe, hat bald Toilette gemacht. Es braucht bei ihm keiner Ueberwindung, aus den weichen, verführerischen Federn zu kommen, denn er schläft in seinen, sondern auf dem harten, raschelnden, unschmiegsamen Stroh; es bedarf keiner Zeit, in die Kleider zu fahren, denn er hat sie zu Tag und Nacht nicht ab. So stand die gerufene Truppenabtheilung wenige Minuten, nachdem sie den ersten Ton vernommen hatte, auf dem Sammelplatze, wo bald Officiere und Mannschaften in freudiger Rührigkeit und lebhaftem Gespräch Gruppen bildeten. Eingetroffene Ordonnanzen vom Hauptquartier des Divisionsgenerals, vollständige Besetzung der Schanzen, Bemannement der feindlichen Werke, Sturm auf Alsen — das waren die Schlagworte in der Unterhaltung, die überall das höchste Entzücken hervorriefen.

Durch den noch kühlen, thaufeuchten Morgen rückten die Artillerien die Höhen hinauf, durch ihr Erscheinen auch dort Spannung und Freude verbreitend. Die Mannschaften für die einzelnen Batterien wurden abgetheilt und eilten an ihren Bestimmungsort. Hier, in den Batterien, begann nun ein eifriges, emsiges Treiben. Zunächst wurden die Bedienungen für die einzelnen Geschütze abgezählt und unter diese wieder die einzelnen Nummern vergeben. Der hatte die Munition herbeizuholen, der zu laden, der zu richten, der abzufeuern. Dann wurden die Geschütze complettirt, d. h. alle kleinern Gegenstände, die zum Laden und Abfeuern dienen und die der Witterung wegen und damit sie nicht abhandenkommen, in verschließbaren Räumen aufbewahrt zu werden pflegen, herbeigetragen und zurechtgelegt. Die Pulver- und Patronenkammern wurden geöffnet, die Munition untersucht und sortirt, Lunten und Schlagröhren in Bereitschaft gehalten.

Nach alle vollständig erfüllter Pflicht ging es

denn an ein Beobachten der Lage war und hinter uns. Vor uns war Alles, wie erwünscht, in der gestrigen Stille und Leere. In ruhender Ahnungslosigkeit schlummerte noch, von den ersten Morgenstrahlen berührt, das Städtlein zu unsern Füßen, das nach wenigen Stunden vielleicht schon in tausend Flammen gen Himmel lodern sollte. In den feindlichen Reihen des jenseitigen Ufers regte sich nichts, nicht einmal die gewöhnlichen Schildwachen waren sichtbar, nur die dunkeln Röhre der wenigen Geschütze, die der Feind in seinen schanzenreichen Werken hatte, zeigten sich wie sonst, während die Morgensonne hell und ungehindert durch die vielen leeren Lücken hindurchschien.

Hinter uns wünschten wir etwas Anderes als Leere und Einsamkeit zu haben. Da sehnten wir uns, die Infanteriebataillone sich heranwälzen zu sehen, ohne die ja ein ernster Kampf und vollends der Sturm nicht zu unternehmen war. Aber auch hinter uns Alles still und öde! Es ist noch zu früh, trösteten wir uns, man will den Feind erst ganz sicher machen, daß er nichts zu fürchten habe, um den Unvorbereiteten desto schneller zu überwinden. Ach, man hat tausend Mittel, die Möglichkeit seinen sich auszumalen, was man hofft, und tausend andere, die schon entschiedene Täuschung sich selbst noch eine geitlang zu verhüllen.

Es vergingen Stunden, ohne daß sich in der Lage der Dinge das Geringste geändert hätte. Unsere Lunten verkohlten vergeblich; wir leichten sie bis auf eine in jeder Batterie wieder aus, — mit jeder Lunte erlischte eine unserer Hoffnungen.

Schon konnte man nicht mehr vom Morgen, schon mußte man vom Vormittag sprechen, da entdeckten unsere Augen, die des Spähens noch immer nicht müde waren, eine Staubwolke, die sich von der Gegend von Rübel, in welchem Dorfe das Hauptquartier war, heranbewegte.

Endlich, endlich!

Wir sahen bald die Vereitelung unserer Freude ein.

Jene Wolke ward nicht durch die Spitze einer marschirenden Infanterieabtheilung, wie wir gemeint hatten, sondern durch eine kleine Reiterschar erregt, die sich rasch näherte. Bald erkannten wir den kommandirenden General, den Herzog von Nassau und andere höhere Befehlshaber mit ihren Adjutanten und Ordonnanzen.

Wollten diese Herren den Brückenkopf allein stürmen oder hatte kriegerisches Feuer sie nur den Truppen soweit vorangetrieben?

Sie langten bei dem Kernwerke an, sie stiegen von den Pferden, sie gingen langsam von einem Ende unserer Vorpostenlinie bis zum andern, stets der Kanonen die Fernröhre auf den Feind richtend.

Gespannt und noch nicht aller Hoffnung bar verfolgten wir jede ihrer Bewegungen, wiewol es uns thöricht schien, falls noch etwas unternommen werden sollte, die Aufmerksamkeit des Feindes durch eine solche Generalsrecognoscirung zu erregen.

Die Herren hatten ihren Umzug vollendet. Sie schoben die Fernröhre zusammen und in die Futterale, kehrten zu ihren im Kernwerke gebliebenen Pferden zurück, ertheilten einige kurze Befehle an die harrenden Unterbefehlshaber, schwangen sich auf und ritten davon. Wir sahen ihnen nach und mit welchen Gefühlen! Dann legten wir die nun unnützen Geräthschaften wieder an ihren Ort und marschirten im tiefsten Schweigen in unsere ländlichen Quartiere hinab.

So verbrachten wir auf den Höhen von Duppel den Morgen und den Vormittag des 6. Juli 1849, während zu derselben Stunde die schleswig-holsteinische Armee blutend und gebrochen von den Wällen Friedericias zurückwich, dem dreifach überlegenen Feinde das ehrenvoll bestrittene Schlachtfeld, tausend ihrer besten Streiter todt oder schwer verwundet und fast alle ihre Geschütze vernagelt, überlassend. Und durch die zerrissenen Reihen des Rückmarsches, die schleppenden Herzen und Häupter muthig wieder erhebend ging seltsam das trostende Wort: „Kinder, guten Muths! Alles ist erobert!“

Sollte man nicht meinen, den Unglücklichen verfolgten die Götter mit ihrem Spotte?

Wenige Tage noch und es ward wirklich Waffenstillstand, ganz, wie wir ihn gefürchtet hatten. Die Geschichte der folgenden Zeit, der fröhlichen wie der traurigen, erzähle ich vielleicht ein anderes mal. Für heute sei es mir genug, euch Alle, die ihr einst unsere Bundesgenossen wart, seis mit dem Schwerte in der Hand, seis mit dem Scherflein der Liebe, an die vergangene, vergessene Zeit und an den dritten verlorenen Posten unserer Nation — für den Augenblick verloren wie Riga und Strasburg — wieder erinnert zu haben. Möge ihr aus den Blättern, die ihr durchlesen habt, nichts behalten als die Bitte, die in ihnen lebt und klingt: Seid Schleswig-Holsteins eingedenk!

Zur Armuthsfrage.

Es ließe sich leicht nachweisen, und ist wol auch, soweit es möglich, nachgewiesen worden, daß nicht das Elend unserer Tage ein größeres als

in fruhern Zeiten, sondern nur die Empfindung desselben eine andere geworden.

Wenn das Leben noch niedrig im Preise steht, zählt man Die nicht, die im Mangel alles Dessen, was zu seiner Fristung gehört, an Hunger und Seuchen oft massenweise zugrunde gegangen.

Unsere Zeit hat den Werth des Menschen gesteigert, sie hat den Gesellschaftsbegriff neu ausgebildet, sich einen Staat mit nicht blos zufällig zusammengewürfelten Bestandtheilen, sondern von organischer Zusammengehörigkeit und Wechselbedingung gebaut, und ihn (wir gebrauchen das Wort, so sehr es nach Einer Seite hin beanstandet wird) mit „Seelen" bevölkert. Forthin kann Keiner verlorengehen, ohne daß nicht gewissermaßen auf die Gesammtheit ein Theil der Verantwortlichkeit falle und ein Recht der Klage erwachse.

Die Frage nach der Armuth und dem Elende vergangener Zeiten ist eine culturhistorisch höchst wichtige und mit der geeigneten Uebertragung ihrer Antworten in die geläuterte Praxis der Gegenwart ebenso folgenreiche. Nur soll sie nicht vermöge der Selbstsucht den gern gebrauchten Vorwand leihen, sich gegen die Leiden der eigenen Zeit abzuschließen. „Der Lebende hat Recht", ist hier eine unumstößliche Wahrheit. Die gegenwärtige Noth auf die Grösse der Noth überhaupt in allen Jahrhunderten verweisen oder mit dem Anspruche auf ein zukünftiges Heil vertrösten, heißt buchstäblich einen Stein statt Brotes geben. Es gibt hier kein Compromiß mit der Vergangenheit noch mit der Zukunft; es gibt nur Eins: die kalte, bittere Grösse der gegenwärtigen Noth und die Pflicht und Nothwendigkeit ihrer Abhilfe für den Staat und den Einzelnen.

Wenn der christliche und humane Staat in seiner jetzigen Entwickelung es für seinen Zweck und seine Aufgabe erkennt, das Wohl seiner Bürger möglichst zu fördern, ja wenn er in diesem Streben auf manchem Gebiete weit über die Grenzen seiner Berechtigung, seiner überhaupt möglichen Wirksamkeit hinausgreift, dabei aber dennoch immer als Grund jene seine Aufgabe festzuhalten und vorzuschützen weiß: — wie konnte er die Pflicht von sich weisen, auch für seine Armen in irgendeiner Weise zu sorgen? Ja, die unbestrittene Pflicht der Gemeinde zu dieser Sorge wird erst durch ihre Einfügung in den Staat zu einer geregelten; wären die einzelnen Gemeinden von dem höhern Staatsverbande nicht organisch zusammengehalten, was würde die Folge sein müssen? Dasselbe, was in Zeiten noch unentwickelter Begriffe vom Staate nicht selten vorgekommen: eine Gemeinde wurde der andern ihre vergeblich umringen, hülfsbedürftigen Mitglieder zutragen, nach dem Recht der Stärke und wie es eben glücken mochte. Ein wandelndes Bettelwesen, nicht als Unwesen, sondern als ein factisch nothwendiger Gesellschaftszustand.

Die Pflicht des Einzelnen zur Unterstützung des Armen und Bedrängten bedarf keines Beweises. Es hiesse beweisen wollen, daß wir keine wilden Thiere sind (und diese kennen oft eine Art Unterstützung Ihresgleichen), sondern vernünftige mit Gefühl begabte Wesen, Menschen.

Die Hauptschwierigkeiten beginnen mit dem Wie? Wie dem Armen zweckmäßig zu helfen sei, ist die Frage, an deren Lösung der Drang der Zeit eifriger als je denken und arbeiten läßt. Ein großer Theil der gegenwärtigen Bedrängniß, aus dem Missverhältniß der Preise unentbehrlicher Lebensbedürfnisse und des Verdienstes der arbeitenden Classen hervorgegangen, wird, wie wir schon früher darzuthun versucht, verschwinden, wenn die natürliche Ausgleichung zwischen jenen Factoren eingetreten. Bis dahin ist aber der Uebergang ein um so härterer und die Armuth selbst wird aus untern socialen Zuständen nie ganz verschwinden. Wer heute hungert, den sättigt das Brot des Morgen und Uebermorgen nicht. Der Particularismus der alten Zeit, bei dem der Staat gewichtige Factoren des Lebens ganz der Privatthätigkeit überließ, war ebenso einseitig als die moderne Richtung, nach welcher der Staat Alles selbst beherrschen will. Das Leben in seinem Fluße kennt eben keine formellen Einseitigkeiten; und wo sie sich zur Geltung zu bringen wissen, eine Zeitlang, da sehen wir die Uebel der Gesellschaft nicht vermindert, höchstens nur anders benannt. Die Einseitigkeit jener Richtungen hat nur dem Egoismus die stärksten Wurzeln verliehen, die einfachsten Begriffe verwirrt, chimärischen Theorien über Entstehung gerufen und die Grundlagen der Gesellschaft selbst verwirrt und bedroht. Eine gesunde Entwickelung des gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens kann nur da stattfinden, wo der Staat in den bunten Wechsel wirklichen Lebens herabsteigt, ihn erkennend und vernünftig regelnd, mit seinen Anstrengungen wetteifernd der Privatthätigkeit begegnet und im Vereine mit ihr schafft. Alles in anderer Weise Entstandene hat als ungenügend oder künstlichen Ursprungs keine Gewähr des Bestandes in sich.

Kaum bei irgendetwas Anderm in die Ge-

ſellſchaft ſo ſehr intereſſirt als beim Armenweſen. Der Streit über die geſetzliche und freiwillige Armenpflege wird ſich, ſo einfach die Sache erſcheint, noch lange hinziehen; oft wird ihn nur die geringſte Noth des Augenblicks für Augenblicke ruhen laſſen. Gewiß aber kann ſeine Löſung eben nur in der ſich entgegenkommenden, ergänzenden Wirkſamkeit des Staats und der Privatwohlthätigkeit gefunden werden. Letztere hat ihre Aufgabe vielfach eifrig angefaßt. Wir ſahen Hülfsgeſellſchaften aller Art entſtehen, Armenvereine, gemeinnützige Anſtalten in jeder Richtung, wir können ihren wohlthätigen Erfolgen überall nachgehen und erblicken ſie um ſo geſicherter, wo ſie zweckmäßig an die geſetzliche Armenpflege anlehnen, dieſer Material liefern und gemeinſam mit ihr für eine zweckentſprechende Verabreichung der Almoſen Bedacht nehmen, oder die Quelle der Armuth ſelbſt zu verſtopfen ſuchen durch Arbeitgebung.

Bettelbrot iſt ein hartes Brot; und es iſt nicht wahr, daß Alle die betteln es leichtſinnig und ohne das Gefühl eines ſchweren Schrittes, einer ſtarken Ueberwindung thäten. Aber wo dies auch im Einzelnen der Fall ſei: helfen kann auch da nur die Alles helfende Liebe, die Polizei nicht. Die Polizei allein hat es ſeit undenklichen Zeiten nicht zuſtande gebracht; ſie kann es, für ſo allmächtig man ſie hier und da zu halten ſcheint, heute noch weniger. Unter ihren Auſpicien hat ſich das Uebel immer mehr geſteigert. Sehr natürlich. Die Furcht allein erzieht und ſchreckt nicht genügend; es wäre ſogar nichts gewonnen, wenn ſie es thäte; die Liebe allein, die That gewordene Humanität kann es. Die Zeiten ſind nie ſehr voneinander verſchieden; es wird allezeit Arme geben; aber der Druck der Armuth, die Empfindung derſelben iſt heute eine ganz andere als früher. Dies wiſſen auch die Staatsmänner, entſprechen auch ſelten ihre Mittel ihrer Erkenntniß. „Der Lebende hat Recht"; jeder Tag hat ſeine eigene Plage. Alſo keine Verſchreibungen auf die Zukunft, wäre auch nicht das Maß des gegenwärtigen Uebels zugleich das Maß des zukünftigen.

Darum begrüßen wir mit inniger Freude, was der Menſchengeiſt und das Menſchenherz zur Linderung gegenwärtiger Nothzuſtände erſinnen und aufbieten. Der Name eines Rumford wird länger leben als manches Geſetz.

Werfen wir einen Blick auf die hier angedeutete Richtung, ſo begegnen wir zwiſchen ſo vielen Aeußerungen beirrender Natur, die auf eine ſtets vermehrte Erſtarrung des Egoismus, der Ueberhebung, der Unnatürlichkeit auszulaufen ſcheinen, den erfreulichſten Erſcheinungen wohlthuender, erbarmender Menſchlichkeit, den uneigennützigen Bemühungen, dem Weſen der Noth zu Leibe zu gehen, die täglich ſchwieriger werdende Befriedigung unabweisbarer Bedürfniſſe zu erleichtern. Auf dieſem Wege treffen wir dann nicht blos die eigentlich armen Claſſen, ſondern einen ſehr großen Theil des Volks, den der Staat in ſeiner heutigen geſteigerten Anſpruchnahme noch lange zu den Steuerfähigen zählt, während er vielleicht ſchon zu den ſelber Darbenden gehört. Für dieſe bereits, nicht nur für die Armen hat man dort ein verbeſſertes Backverfahren entdeckt und danach Brotfabriken eingerichtet; anderswo brechen ſich die Speiſeanſtalten nach dem Gefferſ'ſchen Muſter Bahn; und gleichfalls einer großen Zahl nicht blos Armer kommt es zugute, wenn unter der wachſenden Verlegenheit der mächtige Aſſociationsgeiſt unſerer Zeit, Anſtände, Bedenklichkeiten und Vorurtheile überwindend, eine in der Schweiz bewährte Einrichtung, die Conſumvereine, allmälig auch in andere Länder übertragen darf. In dieſen und ähnlichen Bemühungen der Geſellſchaft, aus ihrer eigenen Mitte heraus das Heilmittel zu finden, ſchätzen wir vor allem aber dieſe Selbſtthätigkeit als einen der vorzüglichſten Wege zur Auffindung der einzig dauerhaften und wahren Hülfe gegen die geſellſchaftlichen Leiden ſelbſt. Neben dem wirklich Armen ſteht der Staat in ſeiner unverkümmerten Auffaſſung und die wohlthätige Hand des glücklicheren Mitbruders; der Bedrängte, dem die Armuth nur erſt droht, findet die Rettung vor dem letzten Falle in der Genoſſenſchaft, für welche die Wiſſenſchaft denkt und entdeckt, während ihre Reſultate dem Einzelnen nur zu oft unerreichbar ſind. Viribus unitis!

Der Stoff iſt ein unendlich reicher; es kann keine Rede davon ſein, ihn hier zu erſchöpfen. Nur Eines Unternehmens ſei hier erwähnt, weil es mit großen Verſprechungen aufgetreten, und mit großer Senſation aufgenommen wurde. Ein Herr Delamarre, Mitglied der franzöſiſchen Legislative und Verfaſſer mehrer Schriften über die Urſachen der Theuerung der Lebensmittel und die Mittel, dieſem Uebel abzuhelfen, hat in Paris ein philanthropiſches Etabliſſement gegründet, deſſen Hauptzweck iſt, „das Leben ſo wohlfeil als möglich zu machen". Er leitet die Urſachen der Theuerung direct von den vielen gewinnſüchtigen Zwiſchenhändlern zwiſchen Producenten und Conſu-

menten, und indirect von der Fälschung des Productes her und erblickt die Mittel zur Abhülfe darin, daß man Producenten und Consumenten in möglichst unmittelbaren Verkehr miteinander setze, sodaß Letztern der Gewinn, den sonst der Zwischenhändler zieht, zugute komme; ferner, daß das Product ohne Fälschung um ermäßigten Preis abgegeben werde. Die Sache gedieh bis zur Gründung eines „Muster-Docks für wohlfeiles Leben" in einem dem Genannten gehörigen geräumigen Hause, der die Errichtung einer Commanditgesellschaft mit 12 Millionen Francs Capital zu allmäliger Gründung anderer Docks folgen sollte oder gefolgt ist. London und auch deutsche Städte haben bereits bei Delamarre Erkundigungen über diesen Gegenstand eingezogen. Wie man sieht, liegt dem Unternehmen wesentlich der gleiche Gedanke wie den Consumvereinen zugrunde: eine Umgehung der verschiedenen Durchgangspunkte, welche das Product allmälig vertheuern, bis es in die Hände der Consumenten gelangt; aber es vernichtet viel entschiedener, als es bei den Consumvereinen der Fall ist, eine ganze Classe, die nun einmal mit gleichem Rechte wie jede andere in unserm socialen Organismus entstanden ist, um Alles in die Hand Derer zu geben, die mit einem Factor arbeiten, der schon allzu viel Einfluß in unserm modernen Leben gewonnen. In die Einrichtung von ihrem Gründer und Gründer aus auch keine Speculation, so enthält sie doch Alles, um bald eine solche werden zu können und so für die Beseitigung eines Uebels vielleicht ein noch größeres zu setzen. Wir vermissen in ihr das freie selbstthätige Eingreifen Derer, denen geholfen werden soll, und erblicken zuviel Abhängigkeit von der erbarmungslosesten Macht der Erde, der Geldmacht. *)

Dr. Lunckenbein.

*) Daß auch unsere Getreidebörsen das Korn in die Höhe treiben, kann nicht bestritten werden. Sie unterstützen die fast willkürliche Art, wie der Einzige, der heutigestags in Flor ist, der Producent von Lebensmitteln, die Preise stellt. Der Bauer, der ohne das Bedürfniß lebt, die Theuerung auch aller übrigen Nothwendigkeiten des geselligen Lebens durch eigenen Ankauf mit zu befahren, ist der Einzige, der dem Elend des Tags mit Gleichmuth zusieht. Es kann darauf an, sein Aufschlagen der Preise zu brechen. Der Gutsherr, der seinerseits an der Theuerung aller übrigen Bedürfnisse, die der Bauer nicht kennt, mitleidet, ist freilich leider sein Bundesgenosse und — Gegengeber.

Das Aufschlagen der Preise ist in vielen Situationen so unbegründet, als wäre nur ein reiner Uebermuth dabei im Spiele. Man versucht es eben und die allgemeine Furcht oder die Nachahmung macht es, daß es gelingt. So nur kann man sich z. B. die Theuerung in Wien erklären. Diese Stadt, die den Mittelpunkt der getreuesten Bauernländer bildet, hat eine Theuerung über sich kommen lassen, die jedes nachweislichen Grundes entbehrt. Sie ist in der That nichts als die Benutzung des günstigen Umstandes, daß die öffentliche Meinung, eingeschüchtert durch die Ueberraschung der letzten Jahre, nicht den Muth hat, sich selber zu helfen. Man setzt das Gelag Preise von enormer Höhe und läßt es eben auf den Absatz ankommen. Der Bedarf entschließt sich zum Kaufe (z. B. Miethe der Wohnungen) aus Ergebung in etwas, was unabänderlich scheint. Es wird auch zuletzt unabänderlich, weil auf die erste dreiste Neuerung stets Act ein System gebaut ist, wo Niemand mehr bestehen kann, der dem Vorgange nicht nachahmt und dies allgemeine Bauernopfer verweigert.

Hätte man politische Ideen aus der Schule Cromwell's und Napoleon's aufgreifen, so würden wir schon Mittel angeben können, diese Uebel an der Wurzel anzugreifen, auf dem Lande beim Bauer und in den großen Städten beim Hausherrnthum.

Schließlich hat auch das Papiergeld vor dem Gelde allerdings zu sehr den Respect verringert.

D. Her.

Anregungen.

J. G. Fischer's Gedichte.

In den Spalten des Stuttgarter „Morgenblatt" begegnet man seit Jahren den Poesien eines Dichters, der sich auch an jedem 9. Mai, bei einem von dem vorigen Liederkranze veranstalteten Erinnerungsfeste an Schiller, durch den Vortrag einer wohlgefeilten und schwunghaften Rede, die jene Zeitschrift gleichfalls mitzutheilen pflegt, vernehmen läßt.

Im J. G. Cotta'schen Verlag sind (1854) diese J. G. Fischer'schen Dichtungen gesammelt erschienen.

Sie gewähren das Bild einer Doppelnatur. Beide Elemente des poetischen „Schwabenthums", die reine, anschauungsfrohe, sangesfreudige Lyrik Uhland's, Kerner's, Karl Mayer's, und die mehr reflectirende und speculative Betrachtung, die sich schon in Schiller's Weise zu erkennen gab, sind in diesen werthvollen Gedichten gleich vertreten. Sie sind es nicht ganz ohne das Bestreben, noch eine dritte und höhere Einheit zu gewinnen.

Der reinlyrische Sangeston, der nur in Luft, Licht und Sonne leben will, schlägt oft aus einem unserm Dichter eigenen Grübeln frisch und lebendig hervor. Doch hält diese Stimmung der Natur- oder Reise- oder Liebeslust nur auf Augenblicke an. Sein Wesen scheint dann wieder eine gewisse Bedächtigkeit zu haben, die ihn auf die Innenwelt der Abstraction zurückruft. Auch hier ist seine Weise an sich anschauungsreich. Er hascht glücklich findet sein plötzlicher Aufblick ein seiner innern Stimmung entspre-

ebendes äußere Bild und genimmt ihm ein plastisches, lebensvolles Gepräge ab. Der „Sieg“ (S. 19), „Vöglein's Liebesweise“ (S. 31), „Das Geheimniß“ (S. 80), „Meine Lust“ (S. 82), „Hohenstaufen“ (S. 120) sind von diesen plastischen Art, der wir unbedingt den Vorzug geben müssen. Die Anschauung hebt sich dann mit frischer Sinnenlust des innern und äußern Auges von der Fläche ab und weckt in der Hörenden Vorstellung sogleich das ähnliche Bild und das ähnliche Gefühl.

In dieser Sphäre seines Dichtens möchte man Fischer'n rathen, vorzugsweise zu bleiben. Seine Neigung zur Reflexion verführt ihn zu einer Dichtweise, der die zweite Hälfte seiner Sammlung gewidmet ist und die man weniger glücklich nennen muß. Nicht, daß in diesen längern Poesien, z. B. den „Bildern vom Bodensee“, nicht auch manches sehr schöne Gleichniß, manche sehr lebhaft ergriffene und gewählt wiedergegebene Anschauung sich fände, nur das Ergebniß ist im Allgemeinen und für die Localität des Eindrucks nicht lohnend. Der Gedankengang des Verfassers ist oft unklar oder er bietet wenigstens keine Stationen zum Ausruhen, zum Ueberlegen des Ziels, auf das der Dichter eigentlich zusteuert. Die Umrisse fehlen dann; ein Dämmer von Betrachtungen umgibt uns und wir fühlen wol, daß dieser wie mit Klingen und Singen uns einhüllende Dämmer Vaterland, Freiheit, Schönheit, alles Große der Menschenbrust birgt und bedeutet, aber die Sonne fehlt, die Licht über uns und zugleich die rechte Wärme in das Ganze bringt.

Und so möchten wir, wenn die Kraft des Dichters sich nicht dahin entwickeln sollte, über Anschauung und Betrachtung hinaus sich eine dritte Weise zu gewinnen, ihm rathen, die Form der Betrachtung ganz fallen zu lassen und sich nur auf Anschauung zu beschränken. Der Ertrag wird freilich, da die Masse des Dichters eine thatkräftige, motivreiche scheint, geringer sein; die Muse wird sich seltener einstellen; die Bilder und Situationen werden nur dann und wann dem aufmerksamen Auge und aufhorchenden Ohr in glücklichen Stunden geschenkt werden; aber um so größer möchte der Lohn sein. Ein einziger schöner „Einfall“, wie z. B. das Lied auf „Sonnabend“ (S. 194), wiegt dann eine ganze strophenreiche Erörterung auf. Sehr erquickend ist auch der Gedanke, der dem kleinen Gedichte „Lebenslauf“ zugrunde liegt, doch die Perlen der Sammlung nennen wir schon oben.

Daß die Sprache höchst gewählt, der Vers sehr edel und fließend ist, versteht sich, möchten wir fast sagen, bei diesen Sängern aus dem poetischen Lande Würtemberg von selbst. Wie wohlklingend lesen sich z. B. Strophen wie diese, mit der ein Gedicht auf Goethe beginnt:

Zu der Münsterstadt am Rheine,
Die vor Zeiten Deutsch sich nannte,
Aus der Krönungsstadt am Maine
Zog der hohe Huldgewandte.

Noch der Musen Kraft begleitend,
Gleich geschickt zu Ernst und Scherzen:
Klarend einen Faust im Geiste
Und ein Gretchen in dem Herzen.

Wir glauben, daß sich J. G. Fischer nach nach dem Roman und dem Drama die bekrönende romantische Dichtung

Zum Besten der Schillerstiftung.

Un Deutschlands Dichter und Dichterinnen.

Es ist die Absicht des Unterzeichneten, im Laufe des nächsten Jahres eine ausgewählte Sammlung von Gedichten der deutschen Lyrik herauszugeben, welche ausschließlich der neuesten Zeit seit dem Jahre 1850 gewidmet sein soll und sich nicht allein mit gefeierten Namen schmücken und deren Dichterwerke ausbeuten, nicht nur Anerkanntes und Bekanntes bringen will, sondern sich die Aufgabe setzt, auch dem Unbekannten und Ungenannten eine Stätte zu bieten und das Gute, wo es sich findet, zur Anerkennung zu bringen. Denn in der namenlosen Masse geht so manches warmgefühlte Lied, so manches frische, lebensvolle Bild, so manches schöne, klangvolle Gedicht verloren, ohne je nur bekannt worden zu sein. Dieses verstreute, halb verlorene Gut zu sammeln und zu erhalten und damit Kunde zu geben von dem poetischen Geiste, wie er in der Gegenwart lebt und schafft, wird das Hauptbestreben des Herausgebers sein, und um zugleich der Zusammenstellung einen für die buchhändlerischen Verhältnisse wie für die Richtung der Zeit bezeichnenderen Charakter zu geben, soll in der Auswahl der Gedichte dem Geschlechte jedes Dichters eine Stimme verliehen.

Der volle Reinertrag des Werks ist dem Zwecke der Schillerstiftung bestimmt und schon um dieses Zweckes willen hofft der Unterzeichnete, daß ihm freundlich von allen Seiten die Hand zur Ausführung und Erleichterung seines Vorhabens geboten werde.

Es ergeht daher an Alle, die in den letzten sechs Jahren poetische Arbeiten veröffentlicht haben, die Bitte, ein Exemplar ihrer Dichtungen an die Adresse des Unterzeichneten, „Dr. Karl Weller in Dresden“, portofrei durch die Buchhandlung von W. Türk baldigst gelangen zu lassen, der Sendung freundlichst kurze persönliche biographische wie literarische Notizen beizufügen und auch der Kritik ihrer Gedichte diejenigen zu bezeichnen, welche sie selbst für ihre besten halten und als solchen aufgenommen sehen möchten.

Die gleiche Bitte wird auch den Herren Verlegern und Freunden derjenigen Dichter, die bereits aus dem Leben geschieden sind, ans Herz gelegt.

Findet das Unternehmen, welches zugleich mit einer vollständigen Bibliographie der deutschen poetischen Originalliteratur seit 1850 versehen werden soll, die gehoffte Theilnahme, so dürfte später eine Fortsetzung derselben als Jahrbuch vielleicht eine nicht unwillkommene Gabe für Freunde der Poesie werden.

Mit der herzlichen Bitte auch an alle Freunde der Schillerstiftung, sich dieses Unternehmens, bei welchem Zweck und Sache in so gutem Einklang stehen, nach Kräften annehmen zu wollen, empfiehlt sich allen Seiten allerseits freundlichster Beachtung

Dresden, im December 1855.

Dr. Karl Weller.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 15.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 15 Ngr

Die Sternbuben.

Von August Becker *)

Es ist nur an diesem „häuslichen Herd" Einer zuvorgekommen, von armen Leuten zu erzählen, die dem Christkindchen ins Amt fielen und zu Weihnacht Tannenbäume verkaufen. Meine „Sternbuben" hätten zu Weihnacht auch den Satz, freilich in ihrer Art, beweisen können, daß Arbeit nicht schändet. Nun, die Sternbuben dürfen schon noch nachkommen. Denn ihnen gehört ja die ganze Zeit vom Advent bis zum Heiligen Drei-König-Abend.

Vor etwa achtzig Jahren, da war ein gar harter und trauriger Winter für die Leute der Rheinpfalz, im sogenannten Westrich. Das Getreide reicht dort gewöhnlich auch in guten Jahren nicht aus, geschweige in Mißjahren wie die von 1770—71. Denn das gebirgige Land mit seinen steinigen Sandhügeln ist höchstens für Kartoffeln gut, welche man jedoch damals nur erst ausnahmsweise baute, da ihr Anbau noch nicht so sehr eingefahren war wie jetzt.

Da lag zu Lug, einem kleinen elenden Dorfe im gossersweilerer Thale, der Schnee bis an die Dächer der Hütten hinauf; ringsum waren alle Thäler und Berge überschneit und es war still auf der öden Flur wie im Grabe. Nur hungerige Vögel, Raben und Goldammern schrieen um die grauen Felswände und riefen nach Speise, sodaß sie selbst auf die Dächer der rauchenden Hütten herabflogen, als wollten sie da etwas suchen. Aber in diesen Hütten war selbst nichts oder doch nur soviel, um damit kümmerlich das Leben zu fristen Denen, die darinnen wohnten.

„Leg' ein, Bärbel! Wenigstens wollen wir mit unsern Kindern nicht frieren!" sagte Jackel, der Holzschuhmann, zu seinem Weibe und schnitzte an den groben hölzernen Schuhen fort, die er hinaus in die Pfalz tragen wollte, um sie dort an die reichern Bauern zu verkaufen. Denn für den Winter geben solche Holzschuhe eine gar treffliche, warme Fußbekleidung. „Leg' ein, Bärbel, an Holz ist Gott Lob kein Mangel bei uns, — heilige Maria und Joseph, wenn auch Das noch wäre!"

Die Frau schürte herzhaft ein und die Kinder froren es zum wenigsten nicht, ob sie auch nicht satt waren.

Da trat der Nachbar Hanneßjörg, der Besenbinder, ein und grüßte, indem er sich auf die rohe hölzerne Bank setzte.

„Wie meinst', Jackel", fing er an, „wie meinst', wenn wir unsere Buben mit hinausnähmen in die Pfalz, nach Münster und weiter 'naus, und ließen sie da als Dreikönig aus Morgenland singen? 's ist g'rad' jetzt die Zeit, und wenn die Leute draußen auch lutherisch und reformirt sind, so sind sie doch gut und geben den Armen gern, wie du ja weißt! 's ist doch besser als gebettelt!"

Der Holzschuhmann sah von seiner Arbeit auf, zuerst nach dem Nachbar und dann nach seinem Buben, dem dreizehnjährigen Hanniel, der ihm schon bei seiner Arbeit recht gut helfen konnte und jetzt aufhorchte wie ein Hechelmacher.

*) Verfasser des „Jung-Trutel".

„'s iſt halt ſo ein Ding!“ ſagte dann der Vater. „Ich bin zwar auch früher öfters als Dreikönig gegangen, aber 's iſt doch gar zu ſchlimmes Wetter, um die kleinen Buben da 'naus aufs Land zu ſchicken.“

„Nun, wir nehmen unſere Holzſchuh' und Beſen auf den Buckel und gehen mit ihnen“, meinte der Hannesjörg, und der Bube fiel ein:

„Jo, Vater, laß uns gehen! Wir wollen recht ſchön ſingen, daß uns die Leute recht viele Kreuzer und Brotſtücke geben. Das bringen wir dann Alles heim.“

Und der Jackel guckte ein paar mal mit den Aeuglein, denn es leuchtete ihm immer noch nicht recht ein, — aber er ſagte zuletzt zu, in Ausſicht der Kreuzer und Brotſtücke für ſeine übrigen Kinder.

Da hatten nun die Buben einen Jubel, als die bunten papiernen Kappen hergebracht wurden, welche für die Kronen der heiligen Dreikönige gelten ſollten und ſchon von den Vätern getragen worden waren. Der Stern war verlorengegangen und Jackel ſchnitzte einen neuen, ſtrich ihn roth an und befeſtete ihn auf den Stecken, ſodaß er im Kreiſel gedreht werden konnte. Den kriegte des Beſenbinders Jürgle, weil er den Melchior machte, — Peterle's Bübinel mußte den Balthaſar machen und das Hannyel den ſchwarzen Kaspar, weswegen ihm auch die Mutter mit ſchwarzen Kohlen die Backen anſtrich, damit man ſehen ſollte, daß er aus dem Mohrenlande komme. Alle Drei kriegten ſie weiße Hemden an, ſo gut ſie eben aufzutreiben waren.

So ging es nun in den beſten Erwartungen mit dem Holzſchuhmann und dem Beſenbinder durchs Thal hinaus nach Klingenmünſter. Mit dem erſten Tritt aus den Bergen heraus, gleich unten am Schloßberg, fängt Münſter an, wie das Dorf auch kurzweg in der Umgegend heißt. Beim erſten Hauſe ſchrie denn auch der Jackel hein: „Holzſchuh'! Holzſchuh'! Wer braucht Holzſchuh'?“; der Hannsjörg rief: „Beſ'n! Beſ'n! Kauft Beſ'n!“ Und die Dreikönige ſtellten ſich vors Haus in den Schnee, das Jürgle ſchwang den Stern und ſie ſangen ihre Lieder. So ging es durchs ganze Dorf, vor den Amtshof und das Schützenhaus und all der reichen Leute Häuſer. Und die Schulkinder liefen herzu und wollten nicht in der Stube bleiben, da es hieß: „Die Sternbuben ſind da! Die Sternbuben ſind da!“

Viel wurden die kleinen Sänger oft beim Beginn ihrer Lieder an einem Hauſe abgewieſen; aber die meiſten Leute teute der Kreuzer nicht, den ſie den armen, faſt erfrorenen weſtricher Buben gaben, und manche reichten noch dazu ein Stück Brot zum Fenſter heraus oder riefen die Buben ins Haus, das Süpplein zu eſſen, das übriggeblieben war. Und im letzten Hauſe am andern Ende des Dorfs erbaten ſich die Sternbuben als Lohn für ihre Lieder nur, in der warmen Stube warten zu dürfen, bis der Holzſchuhmann und der Beſenbinder, die zurückgeblieben waren, nachkamen, was ihnen auch gewährt wurde. Als dieſe kamen und alle ihre Waare angebracht hatten, wurde der Brotſack und das Geldſäcklein geleert. Es war beſſer ausgefallen, als ſich die beiden Väter gedacht hatten. Und da der Holzſchuhmann und Beſenbinder mit den Buben heim wollten, baten dieſe ihre Väter, das erloſte Geld und Brot nur mit heim ins Weinich zu nehmen, — ſie aber wollten weiter hinab aufs Land gehen und ihre Lieder ſingen. Der Hannsjörg beſtimmte auch endlich den Jackel, den Buben ihren Willen zu laſſen.

So zogen nun die beiden Alten wieder in ihr armes Dörflein im goſſensweilerer Thal, die Dreikönige aber gingen weiter an dem Klingbach hinab, nach Hencheiheim, Klingen, Ingenheim und Steinweiler. Es fror ſie freilich und der kalte Schnee durchnäßte ihre Kleider, aber ſie ſprangen recht ſchnell auf dem Wege und kamen ſo auch beſſer vom Fleck. In allen Dörfern auf ihrem Wege ſangen ſie nach bekannten Weiſen, aßen von dem Brote, das ſie kriegten, und ſchliefen in den Ställen, Scheuern oder auch hinterm Ofen auf dem Spreuſack der gaſtfreundlichen Bauern. So kamen ſie bis in die Dörfer am Rhein und kehrten wieder um, ſich den Bergen ihrer Heimat zuwendend.

Es war ein recht kalter Tag, ſo einer, von dem man ſagt, daß er Stock und Bein zuſammenfrieren macht. Der Abend war hell und ſchön und die Sonne war ſchon hinter den nunſterer Bergen hinunter, aber immer noch lag der roſige Glanz über der weißen, öden Fläche, welche die Ufer des Rhein in jener Gegend bilden. Die drei Knaben ſchritten früſtig zu, denn ſie hatten noch weit bis zum nächſten Dorfe, deſſen Kirchthurm über den Schnee emporragte und ſein graues Dach und den funkelnden Knopf mit dem Hahn darauf in die Abendluft reckte. Von den Bergen herüber zogen purpurne und feurige Wolkenflocken über die ſtille Erde hin und der ganze weſtliche Himmel nach dem Gebirge zu und über demſelben leuchtete in hellem Glanze. Da ſagten die Sternbuben auch, wie überhaupt die Kinder in der Pfalz

sagen, wenn um Weihnachten der Himmel in seiner Abendpracht steht: „Das Christkindlein backt!“

„Wenn wir nur im Dorfe wären!“ sagte des Besenbinders Jüngle und nahm den Stern unter den Arm. „Ich friere recht arg!“

„Wollen wir hinüber zu jener Mühle?“ schlug des Holzschuhmachers Hannsel vor. „Sie ist viel näher und wir werden dort schon über Nacht bleiben dürfen für unsere Lieder!“

Und die Buben liefen auf die Mühle zu, die zwischen den leeren, entlaubten Obstbäumen lag. Bald standen sie auch alle Drei vorm Thore, daß der Hofhund an der Kette wüthend bellte. Sie aber sangen:

Es kommt ein Schiff geladen
Und bringt uns Gottes Sohn,
Den Herren unsrer Gnaden,
Auf seinem Ehrenthron!

Es ist gar reich beladen,
Bis an sein höchsten Bord;
Trägt unsern Schirm vor Schaden,
Der Vater ew'ger Wort.

Das Schiff geht hell im Lichte
Mit seinem theuren Pfand.
Das Segel ist die Liebe,
Der heil'ge Geist der Mast.

Der Anker haftet oben,
Und das Schiff ist am Land;
Gott's Wort thut Kirch und werden,
Der Sohn ist uns gesandt.

Ho ja! Ho ja!
Der Sohn ist uns gesandt.

Da wurde das Fenster der Mühle aufgemacht und der Müller und sein kleines Töchterlein schauten heraus nach den kleinen Sängern. Die fingen nun gleich ein anderes Lied an:

Und als wir kamen vor Königs Haus
Da schaute Gretchen zum Fenster heraus! u. s. w.

„Kommt her, ihr kleinen Kerle, und nehmt den Gretchen!“ rief der Müller jetzt vom Fenster herab. „Wollt Ihr uns nicht lieber über Nacht behalten? Wir haben noch weit ins Dorf!“ sagte Hannsel. „So kommt herein, ihr armen, erfrorenen Kerlchen!“ entgegnete der Müller und besänftigte die großen Hofhunde, die wüthend bellten. „Kommt herein, ihr sollt in der Mühle schlafen!“

Die Sternbuben gingen in die Mühle und dann durch die Stubenthür ins warme Zimmer.

„Wo seid ihr her?“ fragte der Müller. „Der Sprach' nach aus dem Weltreich!“

„Ja, von Lug, im gottesverlorenen Thal!“

„Von Lug? Da bin ich ja auch her! Lebt der Holzschuhjackel noch und das Besenjörgle?“

„Das ist ja mein Vater!“ riefen das Jüngle und Hannsel zugleich.

„Nun, dann ist's recht!“ sagte der Müller. „Setzt euch jetzt nur gleich an den Tisch her, eßt mit zu Nacht, ihr armen Leute, — ihr habt was Warmes nöthig, und ein Glas Wein und ein gutes Bett werden euch wohlthun!“

Und so aßen die Buben mit dem Müller und ließen sich's recht schmecken. So gut hatten sie's noch nie in ihrem Leben gehabt. Der Müller aber erzählte, daß er auch als kleines Bürschlein mit Beien daheim fort wäre und nicht mehr heimgekommen sei, weil ihn der Erlenmüller hier in seine Mühle genommen hätte, das er nachher dessen Tochter geheirathet und nun selbst der Müller sei. Da hatten es nun die kleinen Weltreicher, wie gesagt, recht gut bei Wein und Fleisch. Des Müllers kleines Mädchen hatte seine herzliche Freude an den Sternbuben mit den schönen Kappen, und sie mußten ihr wieder singen, bis sie in warme Betten gelegt wurden. Den andern Tag bekamen sie ihr warmes Morgenbrot, Suppe und Kartoffeln.

Als sie nun fort wollten, sagte der Müller: „Bleibt da bei mir bis nach dem Neujahrstag! Dann hab' ich Zeit und ich fahr' euch heim in eure Heimat, — ich will Lug auch wieder einmal sehen! Heim kommt ihr vorm Neuen Jahre doch nicht mehr!“

Aber die Kleinen wollten sich nicht aufhalten lassen und wären wol an den Rückweg gegangen, hätte des Müllers blondhaariges kleines Mädchen nicht so sehr gebeten, sie möchten doch nur noch bis zum Neujahrsabend dableiben, wo sie ihren Christbaum wieder anzünden würde, da sie neue Lichtlein bekomme. Das müßten sie noch sehen, meinte sie. Da bedachten sich's die Kleinen und sie kamen endlich überein, die Tage bis zum Neujahrsabend noch auf den benachbarten Dörfern zu singen und dann zur Mühle zurückzukehren. Ihr erlesenes Brot und Geld ließen sie bei dem Müller zurück und gingen.

Nun gingen sie wieder hinüber nach den Dörfern und sangen vor den Häusern. Aber sie fühlten sich nicht mehr so munter, denn sie dachten an die Leute daheim und an des Müllers Mädchen, das so gut gegen sie war. Vor jedem Hause sangen sie, und wenn das Bastiänel oder das Hannsel den Lohn entgegengenommen hatte, so schwang Besenbinders Jüngle den Stern, daß er sich im Kreisel drehte, und sie schlossen dann jedesmal mit einem Dankvers:

Der Stern, der Stern soll rume gehn!
Wir wollen des Tags noch weiter gehn!
Wohl euch und euern Kindern!
Wohl euch und euern Gästen!

So waren die Sternbuben schon wieder zwei Tage herumgezogen und hatten gesungen und Brot und Geld bekommen. Der Neujahrsabend stand vor der Thür, Sack und Beutelchen waren wieder gefüllt, aber auch ihre Stimmen so heiser, daß sie fast keinen Ton mehr hervorbrachten. Das Wetter hatte sich auch verändert. Der Schnee schmolz, — es war Thauwetter eingetreten und sie bekamen nasse Füße. Sie bereuten, nicht auf der Erlenmühle geblieben zu sein. Denn an dem letzten Hause des Dorfs, als es bereits schon dämmerte, sangen sie noch ein mal. Es sollte das letzte mal sein. Die Leute horchten mit Mitleid dem heiseren Gesange der armen Sternbuben, und sie selbst waren nicht fröhlich, da sie also sangen:

Zu Bethlehem geboren
Im Stall das Kindelein,
Gibt sich für uns verloren,
Gelobet muß es sein.
He ja' he ja'
Gelobet muß es sein.

Und wer dies Kind mit Freuden
Küssen, umfangen will,
Muß vorher mit ihm leiden
Groß Pein und Marter viel.
Darnach mit ihm auch sterben
Das zeitlich unverdrossen,
Ewig's Leben zu erben,
Wie an ihm ist geschrieben.
He ja' he ja'
Wie an ihm ist geschrieben.

Als sie zum Dorfe hinaus waren, kam die Nacht schon ganz schwarz herein. Düstere Schneewolken standen am Himmel, aber es regnete nur kalt herab und der Wind trieb ihnen die Tropfen ins Gesicht. Es fror sie viel ärger als an den trocken-kalten Tagen. Und dazu sahen sie noch nicht einmal die Erlenmühle von weitem. Sie kamen durch den Wald von Hagendühl, schauerlich strich der Wind durch die Kiefern und rüttelte sie, daß ein eisiger Regen auf die Unterwandelnden fiel. Der Buben Schuhe waren schon lange durchnäßt im thauenden, hohen Schnee, und sie wußten bald nicht Steg noch Weg, der sie an die Erlenmühle führen sollte an diesem düstern Winterabend.

„Wären wir nur daheim!" sagte des Peterle's Bastianel bald weinend und zähneklappernd, denn er war der Kleinste von den Dreien. „Daheim ist heut' Abend wol gut sein, — ihr wißt ja, heut' gehen, wie in der Christnacht, die Geister um, und in der zwölften Stunde, da — —"

„Sei nur ruhig, Bastianel, wir sind ja bei dir" tröstete des Jackel's Hanniel. „Das Jürgle kann hinter dir gehen, ich will vorausgehen, — fürcht' dich drum nicht! Wir werden bald bei dem guten Erlenmüller sein!"

„Ja!" meinte das Jürgle. „Aber laß mich vorausgehen, Hanniel, ich trag' ja den Stern! Seht, ich freue mich schon auf die warme Stube und das Bett. Aber, heilige Maria und Joseph, was war das?"

„Werda?" rief eine rauhe Stimme dicht vor und es schien ihnen, als knacke der Hahn einer Flinte, ohne daß sie Jemand in der fürchterlich dunkeln Nacht sehen konnten. Das Bastianel schrie angstvoll auf, das Jürgle hielt den Stern vor, und Hanniel, als der Hinterste, sagte:

„Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit!" antwortete die Stimme und ihr Besitzer kam näher. „Wer seid ihr denn", fuhr er fort, „daß ihr in der Nacht in weißen Tüchern wie die Geister herumlauft. Hätt' ich meine Flinte nicht bei mir, müßt' ich noch vor lauter Angst die Gichter kriegt haben! Wer seid ihr? Redet oder ich schieße!"

„Die Dreikönig!" antwortete das Hanniel und fürchtete sich jetzt selbst, als es vom Schießen hörte.

„Ah, die Sternbuben!" sagte der Mann, der entweder Förster war oder ein Wilddieb sein mochte, der im Walde schlich, um sich vielleicht auf Neujahr einen Braten zu holen. „Um Gotteswillen, was thut ihr denn in dieser Nacht im Walde?"

„Wir wollen auf die Erlenmühle und können sie nicht finden!" antwortete das Hanniel.

„Ist auch kein Wunder! Seht, da müßt ihr hier den Steg hinab. Der führt euch aus dem Wald und dann könnt ihr das Licht durch die Fenster der Mühle sehen! Da geht ihr drauf los, haltet euch aber rechts, damit ihr nicht auf dem Ried in das sumpfigte, bodenlose Land gerathet! Also nur immer rechts! Behüt' euch Gott!"

Die Buben tappten im Dunkeln weiter und kamen auch bald aus dem Walde. Wirklich schimmerte helles Licht durch die Erlenbäume herüber und sie dachten, das nachbaarige Mädchen des Müllers habe nun den Christbaum angezündet, sitze dabei und erwarte sie. Jetzt sahen sie das Licht nicht mehr, gingen aber dennoch getrost ihren Weg fort, Einer dem Andern nach. Da erblickten sie es wieder, aber weiter links, und sie sahen, daß sie sich zu sehr rechts gehalten hatten. Eiligst liefen sie darauf los. Ihnen war jetzt, als käme es ihnen plötzlich entgegen, — dann wieder, als bliebe es mit einem mal stehen. Sie starrten nach demselben mit unverwandten Augen, — es sollte

thnen ja den Weg zum Christkindlein zeigen, wie der Stern den wirklichen drei Königen in der Schrift. Wenn es sie nur nicht irreleitet!'

„Wie die Nachtweich' im Riede tanzen!" sagte der Erlenmüller zu seiner Frau, und Beide sahen, sich bekreuzend, hinüber nach dem öden Sumpflande, wo Irrlichter mit bleichem Schein durch die Nacht kriechen. „Wenn die Geister in der heutigen Nacht so fröhlich sind, so gibt es wieder ein Unglück. Nun in der Neujahrsnacht, wo sie viele junge Burschе Flinten in die Hand nehmen, mit denen sie nicht umgehen können, ist das leicht möglich. Aber wo bleiben doch nur die Sternbuben? Unsere Kleine wird bald anfangen zu weinen, wenn sie nicht bald kommen, ihren Baum anzuzünden und zu bewundern. Wenn den armen Kerlchen nur kein Unglück in dieser finstern Nacht begegnet ist!"

Die ganze Sylvesternacht über war man wach in der Erlenmühle. Aber die Sternbuben kamen nicht. Auch am Neujahrstag und die folgende Woche ließen sie sich nicht sehen, und der Müller dachte: Sie sind halt doch noch heim ins Welsch, die kleinen Starrköpfe. Sie werden wol bei Gelegenheit ihr Brot und Geld bei mir abholen lassen, da ich die Reise nach Lug somit verschieben will bis zum Frühjahr.

Aber zu Lug, in dem kleinen Dorfe zwischen den Felsen des Waldgau, war man bereits in großer Sorge über das Ausbleiben der Kinder. Die Vater, Mütter und Geschwister der Sternbuben warteten alle Tage bis tief in die Nacht auf die Ausbleibenden, die Geld und Brot bringen sollten, — bei jedem Rütteln des Windes an der Thür glaubte man, sie kämen, — aber sie kamen nicht.

Da machten sich der Jackel und der Hannsjerg wieder mit Holzschuhen und Beien auf und gingen nach Neujahr hinaus in die Pfalz, — überall fragten sie nach den Sternbuben. So kamen sie auch in die Dörfer der Rheinebene nach Minderslachen, Hagenbühl und Jockrim, wo sie noch am Sylvesterabend gesungen hatten und von wo man sie den Heimweg einschlagen sah. Da wandten sich die armen Männer zurück, kamen nicht auf die Erlenmühle und hofften die Kinder daheim zu treffen. Und als das nicht geschah, brachten sie Trübsal, Jammer und Herzeleid mit in das arme Thal zurück.

Das Frühjahr hatte schon begonnen und warme, sonnige Tage kamen. Da ging der Holzschuhmann Jackel wieder hinaus in die Pfalz. Er hatte diesmal eine große Tracht und kam bis in die Gegend von Hagenbühl, als ihm im Walde dort ein Mann begegnete, der, mit einer Holzlast auf dem Rücken, auf einem Baumstamme ausruhte. Der Jackel setzte sich auch nieder.

„Ihr seid auch müd', Westricher!" sagte der Mann. „Man sieht's Euch an, und habt am Ende nicht viel gelöst aus Euern Holzschuhen, daß Ihr's Euch am Ende am Maul absparen müßt, denn so geht's uns armen Leuten ja! Ihr seht g'rad' nicht zum besten aus und habt wol heute noch nicht viel übers Herz gebracht. Ihr habt wol Hunger?"

„Das wär's gerade nicht, was mich so bleich macht!" sagte der Jackel. „Aber sehr, guter Freund, ich hab' mein lieb' Hannsel verloren, das gute Kind, und das greift mir so an die Gesundheit!"

„Nun, da muß man sich trösten und denken, der Herrgott hat das Kind zu lieb gehabt und so hat er's zu sich genommen."

„Das wol, wenn man's nur gewiß wüßte! Wenn man nur sein Grab sehen könnte!"

„Wie so?" sagte der Mann verwundert, und der arme Jackel erzählte, wie sein Hannsel Dreikönig mitgemacht und nicht mehr heimgekommen sei. Da berichte der Mann hoch auf, vertraute ihm dann, daß er am Sylvesterabend durch den Wald gegangen und den Sternbuben begegnet sei, denen er den Weg nach der Erlenmühle gezeigt habe. Dahin eilte jetzt der arme Vater; als er aber am Ried vorbeikam, hörte er einige Knaben, die dort im Gesumpf Frösche fingen, aufschreien, das er glaubte, um einem Unglück vorzubeugen, hineilen zu müssen. Aber es hatte das Geschrei der Buben eine andere Ursache, — sie deuteten auf einen Körper hin, der im Sumpfe staf, — — o Gott, es war sein Hannsel! — — —

Dort lagen die Sternbuben, Einer hinter dem Andern, das Jüngle noch mit dem Stern in der Hand, das Bastianel mit dem Geldbeutelchen und das Hannsel mit dem Brotsäcklein.

Der Erlenmüller fuhr erst jetzt nach seiner fernen Heimat, und zwar, wie er es versprochen, mit den Sternbuben, wenn auch nur mit ihren Leichen. Er brachte das Brot und die Kreuzer, die sie ihm hinterlassen, legte aber noch für die Aeltern der Todten Jedem hundert Gulden bei, denn er war ein reicher Mann und wollte den Schmerz seiner Jugendbekannten in etwas lindern. Zudem sollte, wer sich im Orte in großer Noth befinde, sich nur an ihn wenden. Des Jackel's zweiten Buben aber nahm er mit hinaus auf die Erlenmühle, lehrte

ihm die Mühlerei, und als der groß wurde, bekam er selbst die Mühle und des Müllers flachshaarige Tochter. Der Jakel und sein Weib zogen zu ihrem Sohne, und sie redeten bis zu ihrem Tode noch recht oft von ihrem guten Hanniel. Der Ort aber, wo die drei armen Kerlchen in all ihrem Märchenglanz starben, ward später wockengelegt und heißt noch jetzt „Die Sterndudenwiese".

Aus einer kleinen Stadt.

II. Ein Schneiderlein.

— — Eines Tags war Der, den ich meine, mit ungewöhnlich traurigem Gesicht in unsere Stube.

Ich hatte mich schon auf einen Bericht gefreut, wie es „dahinten in der Türkei" zugehe oder genauer in Griechenland, wo damals der Freiheitskampf wüthete; ich dachte zu erfahren, ob Missolunghi der Wuth der grausamen Türken, die ich ingrimmig hasste, glücklich entgangen wäre — aber Meister Althaus trat nicht an den Werkstuhl meines Vaters und flüsterte ihm lange ins Ohr.

Es musste etwas sehr, sehr Trauriges gewesen sein, denn die hellen Thränen rannen ihm die Backen herab und er brachte seine Dose auch nicht ein einziges mal zur gläubenden Nase.

Mein Vater war nächtlich sehr bewegt von der Mittheilung des alten Hausfreundes und als dieser ging, gab er ihm das Geleit bis an die Hausthür, wo er noch lange mit ihm plauderte, was sonst seine Art nicht war, denn er geizte mit der Zeit und hatte es nöthig.

Von dem Tage an kam der Meister Althaus nach wie vor in unser Haus, aber nur um sein Herz im Geheimen vor meinem Vater zu entlasten. Ich sah ihn immer trauriger, immer bleicher werden.

„Was fehlt dem Meister Althaus?" fragte ich einst meine Mutter, erhielt aber keine befriedigende Antwort.

Der Meister hatte eine hübsche Frau. Als er sie geheirathet, war er der Modeschneider der Stadt gewesen; das blutjunge, aber auch blutarme Mädchen hatte ihn genommen, weil alle Leute ihr zugeredet und weil ihr eine bessere Versorgung nicht offen gestanden. Ein paar Jahre war Alles gut gegangen; zwei Kinder hatten das Band fester um die Gatten geschlungen und es wäre vielleicht noch fester geworden, wäre er nur weniger vertieft gewesen in seine Dose. Denn die Zärtlichkeit eines Mannes, der seine Nase zu einem ewigen Dreimillionenveilchen für Tabaksbeize macht, muß wol abstoßend wirken, zumal in einem Zeitalter, wo die Romantik sich mehr nach unten im Volk als nach oben verbreitet hat.

Es gab nun einen jungen, schlanken Gesellen, dem die hübsche Meisterin gefiel wie er ihr und das Unheil war geschehen.

Armer Meister Althaus!

Er wollte dem Gesellen fünf gerade sein lassen, wenn nur seine Frau bei ihm wohnen bliebe. Er legte sogar die Dose weg in der Hoffnung, wenigstens den zweiten Platz in ihrem Herzen behaupten zu können. Aber „der Liebe Mühe umsonst" — die Frau drang auf Scheidung.

Da das Vergehen nur auf ihrer Seite war, so konnte sie nach dem Gesetz nur auf seinen Antrag geschieden werden — der treue Gatte weigerte sich zu klagen. Sie ließ sich von dem Gesellen in eine Nachbarstadt entführen — noch klagte er nicht. Der schlimme Geselle wurde Meister; dann liebte sie mit ihm, hielt ihm Haus. Meister Althaus ging zu der Ungetreuen, bat sie, zu ihm zurückzukehren; als sie es nicht that, rühmte er die schöne Lage ihrer Wohnung und ging still nach Hause. Sie, statt ihm zu folgen, forderte auch noch ihre Kinder von ihm. Er hatte die Kleinen lieb — er wollte der Frau gefällig sein, er lieferte sie ihr aus. Sie bestand auf Scheidung: er konnte sich nicht entschließen. Wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm, klammerte er sich an das bestehende gesetzliche Band, in der Hoffnung, daß sich daran auch die alte Liebe wieder neu anknüpfen lasse.

So trieb es manches Jahr. Alle arbeitfreie Zeit — und deren ward ihm immer mehr — verwendete er entweder auf zärtliche Briefe oder auf Wanderungen zu — Ihr' Ja er darbte sich's ab, um ihr oder den Kindern ein Geschenk zu bringen. Weihnachten kam — Meister Althaus bescherte. Geburtstage kamen — Meister Althaus vergaß keinen. Einen meerschaumnen Kopf schenkte er dem Freunde seiner Gattin und, was mehr sagen will, er selbst rauchte ihn an.

So wurden die Kinder groß. Erst als diese von sittlichen Verhältnissen sprachen, erst dann reichte er die Scheidung ein: es drückte ihm das Herz ab.

Dennoch starb er nicht. Ich war manches Jahr von der Heimat fern gewesen; da führte mich mein Stern wieder einmal nach daheim. Auf einem Waldwege bei dem Städtchen, wo sich jene Ungetreue niedergelassen, stieß ich auf ein altes Männlein, das in einem altmodischen, fadenscheinigen schwarzen Anzuge, einen Flor um den Hut,

sich langsam dahinbewegte. Das Männlein weinte. Ich sah es genauer an — die Nase, die Warzen daneben, ein kleiner Ansatz von Kropf — es war Meister Althaus. Ich grüßte ihn freundlichst und reichte ihm die Hand. Als ich mich zu erkennen gegeben, fragte ich nach dem Gegenstande seiner Trauer. Gleich stand ihm das Wasser in den Augen. „Ach", sagte er, „Sie haben sie ja auch gekannt, die Gute! Heute haben wir sie begraben."

Die Letzte war seine Frau. Stumm ging ich neben dem Trauernden und dachte nach über die unergründlichen Räthsel des menschlichen Herzens.

A. P.

Ein römisches Tagebuch.

Von Robert Waldmüller.

V. Cardinal Wiseman.

— Der gestrige Sonntag Nachmittag hatte in der Kirche San Andrea delle Fratte wiederum jenes römische Fremdenauditorium versammelt, das sich gleich einer großen, geschlossenen Gesellschaft an bestimmten Orten und zu bestimmten Stunden regelmäßig zusammenzufinden pflegt und untereinander bekannt wird, ohne miteinander zu verkehren.

Heute im Vatican, gestern in San Andrea, vorgestern, am Tage der Verkündigung, in der Nonnenkirche San Trinità, vorvorgestern im Capitol —, so bewegt sich's mit der Regelmäßigkeit eines Zeigers am Zifferblatt der Uhr von der einen Schaustellung zur andern und folgt gezwungenermaßen dem vorgeschriebenen Gange, jenachdem Dies oder Jenes zugänglich oder geschlossen ist.

Was nun gestern die Strömung von der Piazza di Schagna aus nach der Kirche San Andrea delle Fratte leitete, wo Angelika Kauffmann, Rudolf Schadow und der Obeliskenentzifferer Zoega ruhen, das war ein berühmt gewordener Cardinal, mit welchem vor nicht langer Zeit die ganze englische Presse, das „Tablet" und wenige andere ultramontane Blätter ausgenommen, in heftiger Fehde lagen, — der Cardinal Wiseman.

Als vor ein paar Jahren der Papst wieder festen Boden unter den Füßen fühlte, Civita Vecchia und die freiwillige Verbannung vergessen und die geistlichen Zügel wieder in seine Hände genommen hatte, da war bekanntlich die römische Rubrigkeit nicht allein in Schlesien und am Rhein wahrnehmbar, — sie erstreckte sich auch, nach langem Waffenstillstande, über den Kanal und glaubte allen Ernstes, der Zeitpunkt sei gekommen, wo dem Protestantismus eine reiche Inselbevölkerung wieder streitig gemacht werden könnte. Der Papst nahm auf Anrathen Wiseman's und Anderer die Landkarte von Großbritannien zur Hand und gab dem Lande eine neue Eintheilung. Bald darauf gelangte nach London die überraschende Mittheilung, die Stadt London gehöre zum so und so vielten päpstlichen District, Manchester zu jenem andern, Edinburgh zu jenem dritten und so fort; Cardinalshüte und Bischofsmützen hatte derselbe Steamer in den Decks geländet und die protestantischen Engländer befanden sich über Nacht — sie mochten anfangen was sie wollten, plötzlich unter dem so und so vielten Längen- und Breitengrade einer Bischofschaft. John Bull entsetzte sich nicht nur, er schlug auch in 300 Zeitungen zu gleicher Zeit Lärm, vergaß Friedensfeldblätter und Reformclubs und zeigte eine so gewaltige Neigung, durch eine allgemeine Katholikenvertheidigung der römischen Herausforderung zu antworten, daß man in Downingstreet erschreckt aus den Ministersesseln aufsuhr und sich dem allgemeinen Nachschrei mit aller Kraft der Whigslungen anschloß. „Punch", der Humorist par excellence, wie immer bei allen Volksbewegungen voran und das Rennen führend, lieferte mit der ernsthaften Treue eines Daguerreotyps die Porträts sämmtlicher „Papisten" und überschüttete die römische Curie mit einer solchen Lauge von Satire und Spottbildern, daß für lange der Vorrath dieser witzigen Waffen noch vorhalten dürfte.

Die „Titelbill" war das Ergebniß dieses Gewittersturms und zugleich ihr Blitzableiter. Um die Glaubensfreiheit nicht zu beschränken, durfte nicht zu viel geschehen, nicht zu wenig aber auch, um das aufgeruttelte Ehrgefühl des anti-römischen Volks zu beruhigen; so schlug man denn die Mittelstraße ein, die man in England in solchen Fällen gern wählt, d. h. man gab ein Gesetz, das man in möglichst herber Weise abfaßte, dessen Handhabung und Anwendung aber, der Regierung allein überlassen, man jederzeit nach Belieben verschärfen oder mildern konnte. Die Titel- oder eigentlich Anti-Titelbill verbot den katholischen Priestern, andere Titel als die von der Regierung bestätigten zu führen.

Dies Gesetz hat indessen niemals verhindert, daß die päpstliche Eintheilung Britanniens fortdauerte und daß sich der Cardinal Wiseman, dieser Kern der ganzen Neuerung, Cardinal nennen ließ und selbst nannte.

Cardinäle haben in Rom nicht die Gewohnheit, die Kanzel zu besteigen; die Leidenschaft, sich

ſelbſt reden zu hören, — Leidenſchaft, welche man der Frau von Staël ſo oft verwarf und um derentwillen ſchon Napoleon bedauerte, Frauen nicht in den Cardinalsſtand erheben zu können, — ſcheint unter dem Cardinalshute aufzuhören. Kein Wunder, daß daher dies Predigen eines Cardinals als ein Ereigniß betrachtet wurde und daß der Cardinal Wiſeman eine volle Kirche fand, als er die rothbeſchlagene Tribüne zur Seite der Kanzel beſtieg.

Wir hatten ihn bereits am Aſchermittwoch in der Sixtinkapelle aus nächſter Nähe zu ſehen Gelegenheit gehabt und die Aehnlichkeit der vorerwähnten Porträts des „Punch“ beſtätigt gefunden. Cardinal Wiſeman mag einige ſechzig Winter hinter ſich haben, engliſche Nebelwinter; ſein Haar iſt ſchwarzgrau, ſein Geſicht voll. Die Brille verdeckt Augen und Augenbrauen. Das Untergeſicht, obſchon durch die Fülle der ganzen Erſcheinung einigermaßen ſeines Charakters beraubt, hat doch etwas National-Engliſches.

Als der Cardinal zu reden begann, war uns die Weichheit des engliſchen Dialekts auffallender als jemals früher, und wir hatten Gelegenheit, beſtätigt zu finden, daß die italieniſche Sprache, trotz aller Weichheit, dennoch weit mehr Kerbe-, wir möchten faſt ſagen Formenſchönheit hat als die engliſche. Wenn die erſtere einer verweichlichten Antike gleicht, ſo hat die engliſche etwas von einer zu ſehr abgeputzten Gypsfigur. Die Zunge des Italieners kann noch Kraft und Klang mit Weichheit verbinden; die des Engländers zählt entſchieden zu den Leiſetretern.

Da der Cardinal ſtehend ſprach und zwar auf freier Tribüne, ſo überſahen wir ſeine ganze Erſcheinung vom Scheitel bis zur Sohle. Der anfangs etwas ecligen Weiſe ſeines Vortrags folgte nach und nach größere Freiheit der Bewegung, ja, als er tiefer in den Gang der Predigt hineingerieth, erhob ſich ſeine Sprache faſt zur Beredtſamkeit und man vergaß über die anziehende Weiſe des Vorgetragenen die an einen engliſchen Landmann erinnernde Perſönlichkeit des Cardinals ſelbſt.

Wiſeman's Vergangenheit ſowie der Ausdruck ſeiner Züge ſpricht dafür, daß Friedfertigkeit und Sanftmuth nicht die hervorragendſten Eigenſchaften ſeines Charakters ſind; aber auch vom Fanatismus andererſeits weiß wol ſeine Seele nichts. *)

Da des Cardinals engliſches Auditorium natürlich zum größten Theil aus Proteſtanten beſtand, ſo ergab er ſich mit möglichſter Schonung jeweder abweichenden Meinung und zeigte eine Milde der Geſinnung und eine Achtung vor entgegengeſetzter Ueberzeugung, welche von der Gehäſſigkeit der engliſchen ultramontanen Preſſe auffallend abſtach. Als genauer Kenner ſeiner Landsleute ging er dabei auf eine Weiſe zu Werke, welche zugleich ihre erbetene Buchſtabenklauberei wie auch ihre Alterthumsleidenſchaft berückſichtigte und ihnen zur Befriedigung der letztern für etwaige Bekehrung ſogar den Vorwand — neueſter Ausgrabungen entgegenhielt. Im Eingange ſeines Vortrags wendete er ſich zuvörderſt gegen die Juden, um ſolcher Art von vornherein einen Boden zu haben, auf welchem Katholiken und Proteſtanten gewiſſermaßen gemeinſame Sache machen. Man werfe ihnen, vom katholiſchen Standpunkte aus, vor, daß ſie Chriſtus nicht unbedingt als Meſſias empfingen; vom proteſtantiſchen dagegen, daß man ihn falſch ausgelegt hätte. Dieſe eine, im Grunde unbedeutende Abweichung beider Confeſſionen finde ſich in den übrigen Cardinalpunkten wieder und trete hauptſächlich in der Auslegung der Worte des Heiligen Abendmahls zutage, — ja die ganze Abweichung laſſe ſich faſt auf dieſe eine Hauptſache zurückführen. Um was es ſich hier nun eigentlich handle? fuhr er fort. Die Katholiken glaubten einfach dem Wortlaut der Bibel, wie die Proteſtanten es in den meiſten übrigen Stellen und namentlich bei allen Wundern thäten; bei dem Abendmahl dagegen ſchöben ſie eine andere Auslegung dem Worte unter, leugneten die wirkliche Verwandlung von Brot und Wein in Fleiſch und Blut Chriſti und nähmen nur eine ſinnbildliche Bedeutung an. Der Cardinal ging dann auf die übrigen Wunder zurück und führte zuletzt die Speiſung der Fünftauſend als etwas von den Proteſtanten Geglaubtes und mit der Abendmahlverwandlung durchaus Analoges an. So gut wie Chriſtus dort aus der kleinen Menge Unerſchöpfliches hätte werden laſſen, um Tauſende und Abertauſende zu ſättigen, ebenſo gut laſſe ſich auch annehmen, daß er durch die Verwandlung des Brotes und Weins Tauſende und Abertauſende mit einem Theile ſeines eigenſten Weſens, mit ſeinem Blut und ſeinem Fleiſch, ſpeiſe und ſtärke, — ein Wunder ſei nicht größer als das andere — Ohnehin ob ſich anders als auf dieſe Weiſe die Kräftigung ſo Vieler zu guten Werken, zu Aufopferung, Hingebung und Märtyrerthum erklären laſſe? — Wie überhaupt in ſovielen Stellen der Bibel ausdrückliche Fingerzeige für eine ſolche wirkliche Stär-

*) Nach Bunſen (in ſeinen epochemachenden „Zeichen der Zeit“) charakteriſirt den Cardinal Wiſeman doch ſeine antichriſtlich-engliſch-nationale Geſinnung. D. Her.

lung enthalten seien. Nach jeder Auferweckung sei ausdrücklich die Speisung das Erste, dessen Erwähnung geschehe; so bei dem Sohn der Witwe von Nain, so bei Lazarus, den wir nach seiner Erweckung zuerst wieder bei einem Feste anwesend. Auch eine rein geistige Auferstehung, wie die des verlorenen Sohns, werde sofort durch ein stärkeres Mahl gefeiert. — Was aber die Wahrscheinlichkeit der wirklichen Speisung noch erhöhe, das seien verschiedene symbolische Hinweise, welche durch neuere Ausgrabungen eine, wie es scheine, entscheidende Beweisführung lieferten. In Frankreich hätte man vor nicht langer Zeit eine zerschlagene Grabtafel ausgegraben, worauf jenes früher schon aufgefundene Symbol, denen sich die ersten Christen bedienten, deutlich zu sehen sei, der Fisch nämlich. Der griechische Name für Fisch entspreche in seinen Anfangsbuchstaben etwa den Anfangsbuchstaben der Worte: Jesus Christus, Sohn Gottes und Heiland, und somit finde sich an drei Stellen der Inschrift jenes Grabsteins statt des Namens Christus ein Fisch dargestellt. Ein ähnliches Symbol sei unlängst in Italien aufgefunden worden und zwar an den Wänden einer unterirdischen Kirche, welche den ersten Christen als Versammlungsort gedient hat. Zwei Freskobilder enthielten dieses Symbol, ein mal schwimme ein Fisch und trage auf seinem Rücken eine Traube (ob hier gespr. Traube oder Brod, Brot ausgestochen wurde, konnten wir nicht deutlich unterscheiden), ein anderes mal liege der Fisch neben einem Stück Brot auf dem Tische und Andächtige stünden vor ihm, wie bereit, das Abendmahl zu empfangen. Der Fisch sei nun in vielfacher Beziehung ein für Christus passendes Symbol, zumal wegen des Elements, in welchem er sich bewege, was der Redner auf eigenthümliche Weise darzuthun bemüht ist. Es lasse sich also durch mittelbare Schlußfolgerungen nachweisen, daß Christus schon für die damaligen Christen als wirklicher Gegenstand der Speisung gegolten habe und daß man durchaus nicht nöthig hätte, von dem einfachen Worte: This blood of mine is drink indeed! abzugehen und auf Umwegen zu erklären, was nur eben ein Wunder wie soviele andere sei. — Wie wir also allenthalben nachgewiesenermaßen nicht von sinnbildlichen Stärkungen nach Auferweckungen und andern Wundern hörten, sondern von wirklichen, so folge auch der Beichte eine wirkliche Speisung von Christi Leib und Blut. — Die Schönheit dieser Speisung sucht der Cardinal dann weiter nachzuweisen und wie sie auf die verschiedenen Geschlechter und Alter wirke. Dann hebt er den großen Vorzug des einfachen Festhaltens am Bibelworte vor dem Verfahren anderer Bekenntnisse hervor, versichert, daß er diese seine Ueberzeugung vom Abendmahl nicht lassen würde und wenn selbst Armuth und Elend, Kerker und Tod seiner harrten, und heißt endlich, den jenes stolze und reiche Inselvolk, welches mit unterschlagenen Armen jetzt noch auf die Katholiken als Fanatiker verächtlich herabblicke, zu der schönen Abendmahl-Auslegung der katholischen Kirche zurückkehren werde, demjenigen Glaubenspunkt, welcher die Ausgleichung ihrer gegenwärtigen Meinungsverschiedenheit am ehesten vermitteln könne.

Nach dem Schluße dieser für den Standpunkt englischer Theologie mit bewundernswürdiger Feinheit erdachten Predigt wurde in einer Seitenkapelle das Heilige Abendmahl gereicht.

Ein großer Theil der Versammelten hatte sich den Katholiken ebenfalls knieend angeschlossen, als wir die Kirche verließen, doch zweifeln wir, daß die etwa durch Wiseman's Wort schwankend Gewordenen oder Ueberzeugten bei dem ersten Anstimmen des priesterlichen Gesangs nicht die weite Kluft gewahrten, welche den protestantischen Gottesdienst vom katholischen Ritual trennt und welcher in etwas Tieferm begründet ist als in der Auslegung des Abendmahl- oder irgend eines andern Bibeltextes, wie gering der Cardinal auch diesen weiten Abstand zu schildern bemüht gewesen war.

Und da wir nun die italienische und englische Konzilberedsamkeit besprochen haben, scheint es uns billig, auch die französische und deutsche nicht unbesprochen zu lassen. Wir benutzten die Freitags predigten zum Besuch der Kirche Luigi de' Francesi und Maria dell' Anima.

Die erstere gehört dem französischen Gottesdienste. Wir fanden vor der Thür eine große Anzahl elegant Herrschaftswagen und im Innern der Kirche eine entsprechende Zuhörerschaft aus den sogenannten bessern Ständen. Der Redner mochte etwa 40 Jahre zählen. Er trug eine Brille, was hier unter den Geistlichen eine Seltenheit ist. Seine Aussprache war rein, sein Vortrag ohne Heftigkeit, der Fluß seiner Rede von reißender Strömung. Das Gebet und die Unentbehrlichkeit desselben bildeten den Gegenstand, über welchen er sich verbreitete. Es gab ihm Veranlassung, Vergleiche zwischen den an Mitmenschen, an Reiche, an Mächtige gerichteten Bitten und den zu Gott gesandten Gebeten anzustellen. Dann wandte er sich an die vielen Christen, von denen er behaupten zu dürfen glaubte, daß sie überhaupt nicht beteten, und theilte

sie in drei Kategorien, d. i. in Solche, welche vorgeben, sie bedurften nichts und hätten deshalb keine Veranlassung zu beten: in Solche, welche das Beten nicht zu verstehen meinten, und endlich in Solche, welche das Gebet langweile. Alle diese Einwände suchte er zu widerlegen und schloß mit der warmen Empfehlung des Gebets selbst. Der Redner schien ein gebildeter Mann und alle seine Gründe, Einwände, Vorwürfe und Sätze waren in einer Weise gewählt, daß man, ohne seine Gemeinde gesehen zu haben, aus den bedachten Rücksichten seinerseits auf ihre gewählte Zusammensetzung hätte schließen können.

Wir machen aber von neuem die Wahrnehmung, daß die französische Sprache weniger als die deutsche geeignet ist, verschiedenen Zwecken in verschiedener Weise zu dienen. Der gebildete oder wenigstens des äußern Sprachfirnisses nicht entbehrende Franzose ist immer dem Zuhörer eine und dieselbe Person, er mag nun auf der Bühne, auf der Kanzel oder auf dem Katheder reden, er mag eine Kammerrede halten oder vor Gericht plaidiren. Der Deutsche hat eine andere Redeweise für jede dieser Stellungen. Der Italiener ähnelt dem Franzosen in diesem Punkte, wird aber doch durch Gebärdensprache und Tonwechsel, wie sie auf den Bretern nicht gestattet werden würden, wenigstens zwischen Kanzel und Bühne einen größern Aehnlichkeitsabstand einhalten.

Von Luigi de' Francesi gingen wir zur Maria dell' Anima, einer deutschen Stiftung, ausgeführt 1514 von einem Deutschen, dessen Namen wir nicht erfahren konnten, unter Hinzuziehung Bramante's; die hohe, nach oben blinde Façade wird dem Baumeister Giul. da San Gallo zugeschrieben. Das Innere weicht von den übrigen römischen Kirchen entschieden ab. Es besteht aus drei hohen und zwar gleich hohen Schiffen; die Decke ist gewölbt und als blauer Himmel mit vielen Sternen ausgemalt. Sie ist hell und freundlich, ohne gerade reich und harmonisch zu sein.

Um 5½ Uhr begann der Prediger seinen Vortrag. War jener französische Redner ein echter Vertreter der rücksichtsvollen eleganten Prediger gewesen und hatte die Geschwindigkeit seiner Redeweise sich gewissermaßen selbst überstürzt, so fanden wir uns hier dem völligsten Gegensatze gegenüber. Ein wohlgenährter Mann mit böhmischem Dialekt, mit absichtlich übertrieben langsamem, leidenschaftslosem Vortrage, machte seine sonst gewöhnliche Erscheinung durch die berechnete Kälte, Langsamkeit und Sicherheit, womit er den Gedankenfaden aus sich herauswickelte, den unheimlichsten Eindruck. Sowenig der Vergleich auch in vielen Beziehungen paßt, wissen wir doch Niemanden, an welchen uns die Vortragsweise mehr erinnerte als an Karl Vogt, den weiland Abgeordneten aus Gießen im Frankfurter Parlament. Auch er sprach mit ähnlicher Ruhe und Kälte, mit ähnlicher, unbehaglicher Langsamkeit, vor allem, wenn er einen Gegner gehabt hatte, dessen Niederlage er dadurch zu verlängern und zu verschärfen beabsichtigte; auch er wand den Faden des Vortrags so allmälig und leidenschaftslos ab, daß man die Verbindungsseite der Worte und Personen fast mit Händen greifen zu können meinte.

Das Thema des deutschen Vortrags bildete den Weg nach Golgatha. Und zwar wurden dabei die einzelnen Stationen mit schulmeister Genauigkeit durchgenommen, sodaß, einer wie viele, gerade 120, dann 50, dann 80 Schritte nachgewiesen wurden und so bis ans Ende.

Wenden wir uns nun in unsern nächsten Dingen zu, die mit Italiens Luft und Himmel inniger zusammenhängen.

(Der nächste Brief: Roma Carnevale, nächstens.)

Ein Winter in Wien.

Erster Brief.

— — Jede Stadt hat ihr Janusgesicht und trägt ihre ernste und heitere Maske zu verschiedenen Zeiten. Besonders aber erliegt Wien vor andern Städten oft einer einseitigen, schiefen Auffassung. Der Grundtypus seines Bewohners ist allerdings fröhlich, südlich, lebendig, ohne leidenschaftliche Glut, ohne concentrirte Energie, aber es ist dies auch nur die Basis, auf welcher die physischen Kräfte gedeihen und die geistigen sich entfalten. Wien ist keine Gauklerstadt.

Was uns in andern Residenzen als forcirte Caricatur erschien oder als forcirter Enthusiasmus, das wächst in Wien naturgemäß aus sich selbst hervor, krystallisirt sich unabsichtlich und ist darum hell, klar, durchsichtig, ohne Beigeschmack von blasirter, schwindsüchtiger Treibhauskränklichkeit. Hören wir nur die wiener treuherzige, wenngleich breite, laute, derbe Mundart, so thut sich uns schon die ganze Leutseligkeit der Nation kund, welche den Armen unterstützt, den im Straßenlabyrinth Verirrten auf den rechten Weg führt, den Hungrigen speist und den Heimatlosen zu Gaste bittet. Einstimmig tönt dem gemüthlichen Wien dieser Ruf der Anerkennung seiner Huma-

nicht von Allen, die fremd, ohne Localkenntniß, ohne Freunde, ja selbst, falls es nur nicht die Polizei erfährt, ohne Geld-„Ausweis" nach Wien kommen. Diese Humanitätsseite ist die hellste in Wien.

Kaum war der erste Schnee in Lawinen auf die Stadt herabgefallen, kaum liefen die ersten Schneeschaufelarbeiter auf dem Stadtgraben umher, so dachte Wien auch schon an seine Armen, an Holz, an warme Oefen und Suppen für sie.

Die Wiener sind Kinder des Augenblicks. Nicht gewohnt, der Gegenwart die Zukunft zu opfern, hängt sich ihr hoffender Geist an den gewinnverheißenden nächsten Augenblick, auf den sie mit ihrem letzten Kreuzer speculiren. Ich meine damit z. B. das Lotteriespiel, welches an keinem andern Orte so unmittelbar mit dem Volksleben in Verbindung tritt wie in Wien, mit seinen wöchentlichen Ziehungen, seinen an den Thüren der Spielhäuser ausgehängten Gewinntafeln, mit seinen dutzigen Einsätzen und seinen für den Armen ungeheuerlichen Gewinnen. Es hat die Tasche nicht wie der Wucherer voll Wechsel, welche die Verzweiflung unterschrieb, sondern voll lustiger Lotteloose, durch die er Niemand beraubt als nur sich selbst, indem sie ihm doch wiederum nur die einzige Möglichkeit bieten, sich seinen Verlegenheiten zu entziehen. Der Aermere, der bei dem Armen an die Thür pocht, erhält gewiß ein Almosen, denn morgen ist ja Lotteziehung und sie kann ersetzen, was er dem Unglücklichen heute nicht rauben darf.

Die Zahlen, so kalt und todt, so streng und drohend in den Contobüchern der Kassencontroleurs, so verhängnißvoll und ergebnißschwer in den Speculationskrisen der Börse, haben ihre Poesie, ihre Bildermacht für das wiener Volk; sie schleichen sich nicht allein in seine Träume, sie deuten sie aus, sie sind die Zukunftshieroglyphen derselben, die prophetischen Wegweiser zu den Ternen und Quaternen, welche den goldenen Segen bringen. Das Volk hat neben seinen Gebetbüchern auch seine Traumdeuter und diese reden zu ihnen in Zahlen, die sie wohl benutzen. Neben dem Heiligenbild der Maria liegt die vom Traumdeuter geweissagte Nummer, und trifft sie nicht zu, erweist sie sich als Niete, so hatte — der Traum nur dem Gedächtniß einen Streich gespielt.

Auch auf der Bühne der Volkstheater übernehmen jene Zahlen, Träume und Deutungen ihre Rollen. Therese Krones vertheilt ihre Lotteszettel und wird dadurch zur Spenderin des Glücks für den Geliebten, der die Schauspielerin nicht achtete. „Während der Börse", dieses kleine Lustspiel von Mautner, sieht der Wiener gern; die Achtel und Viertel, die darin den Takt angeben, haben für ihn einen eigenthümlichen Reiz; er ist ein geborener Geschäfts- und Speculationsmensch.

Ist eine neue Gratisanleihe auf Actien, wie in diesen Tagen, angezeigt, so läuft der Wiener und versetzt sein Silber und seine Pretiosen, um nur mitspeculiren zu können, und schon vor Tagesanbruch steht er bei 20 Grad Kälte colonnenweise vor der Bank, ihrer Eröffnung harrend, um sich „vermerken" zu lassen. Ganz entfernt, wahrhafte Räuber- oder „Grazel"-Gestalten sieht man mit ihren letzten Gulden erwartungsvoll an der Glückspforte harren. In keiner Stadt wie in Wien ist durch den Zusammenfluß der verschiedensten Nationen das Handelsleben auch ein so vielseitiges; jede Vorstadt trägt ihren besondern Typus davon und selbst mit verbundenen Augen könnte man nach den verschiedenen Unterhaltungen an den verschiedenen Stadtecken genau angeben, in welchem Theile Wiens man sich befindet.

Doch ebenso colonnenhaft wie vor dem Bankgebäude sieht man den nach Glück und Genuß jagenden Wiener auch der Kassenöffnung harren, welche ihm ein Entreebillet zu den zwei neuen, schon durch ihre Titel höchst lockenden Stücken: „Der Abbrandler" und „Die beiden Grazel" u. dergl. verschaffen soll. Viele Tage voraus sind alle Plätze zu solchen interessanten Novitäten bereits vergeben und je mehr die Kritik über die grasse Benutzung des Stoffs klagt, um so ungestümer verlangt die Schaulust des Volks nach einem Entreebillet, indem es sein neues, nach einem Breier'schen Roman verarbeitetes Kassenstück für nichts Geringeres hält als einen Pendant zu Schiller's „Räubern".

Der Fremde wendet sich gern in seiner Unbekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen eines Orts zuerst an die Theater. Sie sind ihm Aushängeschilder, Widerspiegelungen des allgemeinen Lebens, Antworten auf noch ungelöste Fragen, Hindeutungen auf vorwaltende Uebelstände, auf auszufüllende Lücken und die besten Wegfuhren im großen Gewühl der Bestrebungen, der ehrgeizigen Pläne, der localen Berechnungen. In dieser Beziehung bleiben die Volkstheater, wie wir sie in Wien noch in ihrer ganzen Frische und Naivetät haben, von großem Werth, und können wir sie auch noch nicht zu Bildungsanstalten des moralischen Menschen erheben, so wirken sie doch in negativer, wenngleich roher Weise nicht unerheblich für jenen, auf das sittliche Volksleben ein. Sie

lassen auf das Wörtermachen hinaus, aber, indem sie den Wienern alle Stadien von Furcht, Freude, Angst und Jubel durchmachen lassen und dabei dem Nationalgefühl stets anspielen müssen, erhalten sie eine Lebendigkeit und Eindringlichkeit in sich, der keine andere schwerlich gleichkommen möchte.

Das erste Localstück, welches wir hier sehen und das schon seit einem Halbjahr mit gleichem Erfolge sich auf den Brettern erhält, war „Thorer Kronen". Wir bekommen in diesem ein zusammengedrängtes Bild des gegenwärtigen innern Metropolitanlebens. Fast Alles Neuere auf der speculativen Gedanken nebst, der gelesenen Zeit Wiens durch biographische Romane in der Theater- und Novellenwelt zur Anschauung zu verhelfen, indem es den überlebenden Zeitgenossen der früheren Tagesheiden ihre Lieblingsbeschäftigungen nachahmend drastisch vor sich hinstellt, will man hier nichts Anderes mehr sehen und hören als Localgeschichten aus der Kleinwelt, in denen Diesem und Jenem der Leier und Zuschauer nach sein Recht zuerkannt ist. Wie zur Zeit der „Pariser Gelehrtenwitze" man Klatschgeschichten aufhebte, schreibt man jetzt in Wien Klatschgeschichten; Localität, wie es heißt, mit hellen Farben, Ton zur Zeit Vorne und Anderes, und eine dritte Partei fabricirt dazu Romane wieder für die Bühne. Natürlich erhalten nehmen sich neben diesen Tagesbedürfnissen die „Zeitspieldichter" aus, welche sich vergebens bemühten, solange gegen den Strom zu schwimmen, bis auch sie dem allgemeinen Haschen nach Popularität auf diesem neuen Wege nicht widerstehen konnten und dem Augenblicksverlangen nachgaben. Einer dieser Heroen sagte uns kürzlich: „Es genüge dem Publicum zu wissen, daß in „Thorer Kronen" der Mörder Jarosinski erscheine; wie in einer Hinrichtung laufe es ins Theater, um diesen zu sehen, gleichviel in welchem psychologischen Zusammenhange er mit der Kronen stehe." Wir bekommen da in der That einen dismembrirten Roman zu sehen, ein Stück ohne Zusammenhang, eine Kette von Effectmomenten, die lose, wie verschiedenartige Perlen, aneinandergereiht sind. Doch so will es der Wiener. Ein Wucherer, dem auf der Bühne ein Giftpulver eingegeben wird und der unter Romeogualen an dem Grabe seiner Habe, die er, von Gewissensangst gefoltert, den Armen überlaßt, zusammenbricht; ein Mörder, der von einem Lustgelage mit Weibern, Wein und Gesang durch den Trauermarsch geleitet wird, welcher den von ihm Gemordeten zu Grabe geleitet, und hierauf gefänglich eingezogen und von der Bühne abgeführt wird — solche und ähnliche Scenen sind die ergreifenden Gemälde für verfeinerte Herzen, für verfeinerte Gefühle und feinere Nerven. Mit so grellen Farben wird die Moral der neuen Localstücke durchgehends auf, wo etwa derben Localschlägen trotzt die übermüthige Possenhaftigkeit, verschont sie keinen Stand, keinen Beruf mit ihren Geißelhieben, aber gemüthlich kommt die gemüthliche „Brüderlein fein, muß nun ja nicht böse sein", und vergessen ist aller Aerger über die verkehrte Welt. Ein herzlicher Blick, ein warmes Händedruck sind laut und zum Schluß, daß die Menschen sich nicht gar so übel leben und sich in Wien recht leben lasse, denn die Welt ist Wien und Wien ist die beste sich für den Wiener auf seine Ganz Kaiserstadt.

Doch Sie werden sagen, diese Dinge sind nicht neu? Wohlan, so folgen Sie mir in ernstere Betrachtungen, in gründlichere Studien! Wie wird es mit einem — Besuch bei Ida Pfeiffer?

Wenn wir uns von einer Persönlichkeit, welche der Welt viel zu sehen gab, ein Phantasiebild entwerfen und dieses lange in uns herumtragen, ehe wir die Bekanntschaft einer Persönlichkeit machen, so geschieht es gewöhnlich, daß wir etwas in uns verschließen müssen und unwillkommen von einem bekannten Gegenstande Abschied nehmen, um einem fremden sicher Platz zu machen. So ergieng es mir bei meiner Bekanntschaft mit der großen Weltreisenden, die, einzig in ihrer Art, demnach auch einzig in meiner Vorstellung lebte.

Frau Ida Pfeiffer ist von den Kannibalen nach ihrer Vaterstadt Wien zurückgekehrt und hat hierselbst ein Naturalien- und Kunstcabinet mit freiem Eintritt für alle Neugierigen und Wissenschaftsmenschen eröffnet. Ich stelle die ersten voran, deren Zahl eine ungleich größere war, welche die kleine Frau also zu ermüden begannen, daß sie jetzt nur noch ihr Empfohlenen, schon Bekannten Zutritt gewährte.

Ich hatte mich durch einen hier berühmten Lithographen, welcher eben Frau Ida's Physiognomie unter seinem kritischen Griffel hatte, bei ihr einführen lassen und wurde mit seinen Begleitern gut aufgenommen, obwol diese mit Nebenplänen für die Veröffentlichung ihrer Person erschienen; der Herausgeber der „Wiener Eleganten" mit dem Wunsche, Frau Ida in ihrem Reisecostüm für sein Modejournal zeichnen zu lassen; ich mit dem lebhaften Verlangen, meinen Freunden etwas von der höchst merkwürdigen Frau erzählen zu können, die sich die unwegsamsten Bahnen des Lebens sucht.

„Vor allen Dingen", sagte Frau Ida zu mir, „vermeiden Sie die lächerlichen Gerüchte, die über mich laufen, als ob ich selbst schon eine halbe Wilde geworden sei und mit Appetit eine Portion Menschenfleisch verzehren würde oder die Gewohnheit des Skalpirens schon erlernt hätte."

Wirklich entdecken viele Behauptung aller Wahrscheinlichkeit entgegen der starken Schwachheit und Leichtgläubigkeit, doch mit Zuhilfenahme aufgeschriebener Ideen, deren Hände sich wol damit beschäftigt hatten, die haarsträubigen Schauergeschichte aus Kafir einzufangen und Tausende von Meilen mit einem Federwisch auf den Flügeln zu uns herüberzutragen, die aus den Sorgen und Pfleglingen und viele andere Grazien der Thier- und Pflanzenwelt mit unermüdlicher Geduld und Sorgfalt für unsere Museen nach Deutschland gesandt, niemand mehr aber auf Sumatra, wo ihr weibliche Menschenherzen begegnet waren, eine kannibalische Mahlzeit gehalten hatte, weniglich bei Verbindung von erlogen war, selbst verspeist zu werden.

Natürlich, wie ein kaiserl. Hofzeremonienmeister bei Audienzen stand die Wilde Frau mit ihren schwarzen Augen und ihrem dunklen Gesicht, ihren weißen Zähnen in einfacher Hauskracht und der gewöhnlichen weiblichen Sprache vor mir und erzählte, wie sie in einem Kreise von Wilden, welche sie im wahren Sinne des Wortes die Zähne gezeigt hatten und das Messer an die Kehle legten, ohne Furcht dagestanden, nur den Kopf ungläubig geschüttelt und sie mit Lächeln auf die Zähigkeit ihres alten Fleisches aufmerksam gemacht hatte. „Wäre ich in die Knie gesunken, hätte ich um Gnade gebeten, so würde ich wirklich erschlagen worden sein", sagte sie, „doch meine äußere Ruhe, das Vertrauen, das ich jenen Wilden zeigte, rettete mir mein Leben, ward ich gleichwol mißtrauisch beständig von Männern bewacht und durfte ich vier Wochen lang nicht daran denken, meine Kleider zu wechseln. Durch Schlamm und Meer hindurchwatend, nur in den Flüssen den Schmutz wieder abspülend, mußte ich Alles an meinem Körper trocknen lassen, kalte Feuchtigkeit und Transpiration; dabei auf der Erde neben den Kannibalen schlafen, nur ein Stück Holz unter meinem Kopfe. Ich blieb gesund und der Reiz für jene Gefahren stumpfte sich nicht ab." „Ich bin mit dieser Reise- und Wanderlust", erzählte sie ferner, „geboren worden. Solange mich häusliche Pflichten fesselten, drängte ich jene Sehnsucht zurück, da ich frei war, da meine Kinder der pflegenden Mutter nicht mehr bedurften und als selbständige Menschen selbst in die Welt hinausgingen, da erwachte das lange zurückgehaltene Verlangen aufs neue und trieb mich hinaus."

In welchem Land, welchen Zonen gelebt Frau Ida Pfeiffer nun, wenn sie wol selbst nicht, sie scheint uns nicht der tropische Zauber nach Java, nicht der weltverbessernde nach Amerika, nicht der philosophische nach Südsee, es scheint uns eine Abenteuerlust, ein Reiz an Gefahren, eine Tapferkeitsgier zu sein, was ihren Geist beherrscht.

Unglaublich allen Irrglaubens bei den rohesten Naturvölkern, war es der kleinen Weiblichkeit doch gelungen, unter den Messern der Kannibalen ihren weißen Hals zu retten; sie hatte in diesem Punkt eine ganze Weltlichkeit bewahrt. „Man wird es lächerlich finden, wenn ich mich im Reisekostüm malen ließ", sagte sie, doch ich meinte, nur in diesem sei für die Idee Pfeiffer, welche der Welt angehörte, und sie gab mir recht. Sie trug eine dunkle Reisetasche, einem leichten Pflanzenkorbe gleich, wie sie die Chinesen tragen, und Buch gefunden, wo diese Kiepentaschen mit den Köpfen von Bambusstäben aufgespannt, leicht und praktisch. In ihrer Reisetasche trug sie auch ausgestopfte weiße Eidechsen, Vögel und hatte auf einer Seite am Deckel Federn. In ihrem Reisekostüm befand sich auch ein Tellerloch, unseren ehemaligen Zinngeräthen der Handwerksburschen ähnlich, in welche die Wilden die Köpfe stecken, die sie unterwegs von den Rumpfen schneiden und am Arm nach Hause tragen. Waffen en miniature zur Ausführung dieser Unmenschlichkeiten hingen in zierlicher Ordnung über einem Korbe an der Wand und neben diesen sahen wir die zierlichsten Kunstarbeiten der Chinesen und Japanesen. Ein Bouquet von Rosen und Nelken aus weißem Baummark geschnitzt, eine gelbe Rose aus Vogelfedern; Gewänder, Taschen, Tücher von so festem Gewebe, wie für Jahrhunderte gewirkt, doch an allen diesen Dingen Verzierungen aus rothen Tuchlappchen und weißen Perlen angebracht, reihenartig am Rande aufgenäht, jedes Scharlachquadrat mit einer weißen Perle besetzigt. Der Perlenhandel ist überallhin bei den Wilden verbreitet, doch Frau Ida hatte fingerweise nichts von solchartigen, den rohen Sinn blendenden Kostbarkeiten mitgenommen, um ihres Lebens sicher zu bleiben. Ein Haarschmuck aus Menschenzähnen rivalisirte mit denen von Perlen. Sogar ein Strickwunder hatte Frau Ida aus Japan mitgebracht: Eine kleine Japanesin mit herabhängenden Zopfen, grünseidenem Kleide, fleisch-

farbenem Gesicht, Strümpfen und Schuhen, Mütze mit den feinsten Nadeln aufs Haar gesteckt, vor der Brust, die Nase und die Augen mit schwarzen Fäden eingenäht.

Für diese Merkwürdigkeiten liegen zum Beschauen und zum Kaufen auf Tischen, Stühle stehen Glaskästen mit Schmetterlingen und Käfersammlungen zu diesem Zwecke aus. Die abenteuerlichsten Erscheinungen unter jenen Sammlungen waren einen Schmetterlinge von hochgelber Farbe, die mehr als einen Fuß im Durchmesser hatten.

Wem zeigt schon dieses, wie Frau Ida meinte, — wenig wissenschaftliches Interesse für ihre Sammlung. Sie ist auch müde, ihre Vaterstadt bald wieder zu verlassen, um neue Wege und neue Gefühle zu suchen. Ihr nächstes Werk geht in diesen Tagen aus der Gerstäcker'schen Presse hervor.

(Dem zweiten Brief demnächst.)

Anregungen.

Für die Winterabende.

IV.

Ein Mensch, der spricht auf der Welt kommt und schon nach zehn Jahren sich zur gebildeten Gattung Mensch zählt, ein Mensch, der eine unbegrenzte Zeit zum Kartoffelbau schreit und am Magnetberg der Nachwelt seine bemoosten Schuhe stehen lassen will, ein Mensch, der Sonnenkegel am Turm, war dann, dann und dann, erobert und zeigt in deutschthümlichem Hochdeutsch menschlichen Fortschritt — kurz, eine Schlechtigkeit in einer Zeit, in welcher die Menschen nach gewissen Sorgen und Katastrophen zum Heiligen zu Heiligen einen Fall zu machen gewohnheitsmäßig, gewerbliche Interessen und Genussmittelchen nicht abstellen, besonders Schuhe auf parlamentarischen, Kammerfingerzeigen durchaus über Bauer nicht mehr gelagert werden, ist der Gegenstand einer „Münchhausiade" von Hermann Marggraff „Fritz Beutel" (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp., 1856).

Obwol der Urahn des jetzt weitverzweigten und in allen Schichten der Gesellschaft heimatsangehörigen Geschlechts der Münchhausen durch Fritz Beutel in lügnerischen Gewandtheit nicht erreicht wird, hat dieser dagegen den Vorzug zeitgemäßerer Beziehungen und einer gewissen modernen Diktion, die uns um so wohlthuender berührt, als wir in ihm den Repräsentanten der modernen, salon- und lebensfähig machenden Bildung erblicken müssen. Wer einmal einen Blick hinter die Coulissen der großen Weltbühne gethan und soviel geschminkte Gesichter in der Nähe betrachtet hat und wer so glücklich oder — für seine Ideale — so unglücklich war, manchem „innern Menschen" in Schlafrock und Pantoffeln zu begegnen, der wird in Fritz Beutel durchaus keine fremde, polizeilicher oder ästhetischer Legitimationen bedürftige Figur erblicken; er wird ihm eine bekannte Erscheinung sein, die er schon einmal sah, sei es als Philanthropen oder Weltbürger oder im Vorsaal eines Fürsten oder Tractätchen anbietend in der Hütte oder knieend in der Kirche oder doctrinär auf dem Katheder oder der ihn selbst schon einmal seiner Gönner-, Freund- oder unterthänigen Dienerschaft versicherte.

Dem ehrlich und tüchtig Strebenden, seit Jahr und Tag in der Literatur vielerprobten Hermann Marggraff gebührt der Dank, auch in diesem Roman die heute leider bei civilisirten Lebens mit lachender Ironie verspottet zu haben. Nur ein wenig mehr — Mitleidiges in der Satire auf Fritz Beutel wäre ein wohlgethanes Barmherzigkeitswerk!

Wenn wir an einer Münchhausiade ein Buch aufmerksam, das über den alten Turnvater Jahn erschienen ist, so muß uns H. M. Wenn entschuldigen, der kürzlich in der „Allgemeinen Zeitung" die übereinstimmende Charakteristik von Jahn, die einem Aufsatze des alten Geschichtschreibers von Dahlmann, sah und ihn, den Deutschen, den Mann nicht nur auf dem [illegible] aus einem praktischen [illegible] (Jahn, Turnen, Turnkunst), einen innerlichen Mann aus einem Spießbürger, seine Seite und Kunderer erfüllt Glaubwürdigkeit.

Auch Heinrich Pröhle, der Verfasser von „Friedrich Ludwig Jahn's Leben. Nicht Mittheilungen aus seinem literarischen Nachlaß" (Berlin, Franz Duncker. 1856), hat sehr im Widerspruch mit jener sogenannten Pietät, die mit dem Todten alle Sünden versöhnet und nur seine Tugenden mit geschwärzten Lettern drucken läßt, uns ein Bild des Verstorbenen gezeichnet, das zwar noch immer unter den Eindrücken freundschaftlicher Erinnerungen entstanden, hier und da menschenfreundlich verdeckt, in seiner Totalität dennoch den Eindruck eines vom gewöhnlichen Urtheil über den alten Turnmeister sehr abweichenden Wahrheit und Aehnlichkeit auf uns macht.

Jahn tritt uns in Pröhle's Buch entgegen mit all der politischen Unreife, die seine Schriften, und der Wandelbarkeit der Gesinnungen, die seine Person charakterisirt. Wir finden ihn wieder wie er eben war, die Stimmung der Zeit als Treppenleiter benutzend, um darauf in der öffentlichen Meinung so hoch wie möglich zu steigen, mit jener verschlagenen patriotischen Begeisterung, die in Schenken und auf Turnplätzen das große Wort führte und während der Völkerschlacht bei Leipzig über die Pflichten der Selbsterhaltung nachdenkend unter einer Klamelljacke das große, treue Herz für die deutsche Sache warm zu erhalten suchte; der das bei seiner specifischen preußischen Gesinnung in der That unverschuldete, durch den Denuncianten Regierungsrath Jancke über ihn heraufgeführte politische Märtyrerthum zu finanziellen

Zweck klüglich zu besorgen versucht und in der Deutschen auf Achtung für die geweihte Bühne mit einer Dichterin, aber Wirkenstellung vereinigen Stimmung war sehr laut und geschickt wurde.

Es ist bezeichnend, daß ich auf eine Inquisitionierung, die mir manches Interessante zeigen würde, so verzichte. Aber es ist nicht anders! Mir vor Schauspielern, die in der beliebten Jahreszeit Kassiren des Rathes einer großen Zeit — in den ausgeklügelsten Combinationen die mehr Unterhaltung und spectakulöse Theatralik und in diesem großen Buche der Leistungen des Leipziger Publikums zu referiren vermochte, kommt sich in ihren Hoffnungen, Thaten und Bestrebungen von ihm repräsentirten und — wie jemand absolut entwirft — tragischen lassen.

Jahn's Erzählung (S. 37), nach welcher er im Jahre 1812 Eleven sein in einem verschlossenen Wagen zu einer Versammlung patriotischer Verlegen abgeholt worden, in einiger Entfernung aber von einigen ihm bekannten guten Freunden begrüßt, die Wache hingehalten gehalten und in einem Schlosse in der Nähe Quartier für unsere Nachtruhe 4 Uhr aufgenommen war sollte, die Versammlung durch Jahn's Eintreffen dann so wahrscheinlich gemacht hätte und jedes auf die einzutreffen, war er sehr wenig Gleichen, ich weiß es ja sogleich, da ihre Anstalten so viel Hilfe für die gewisse sind, daß wir Jahn einmal zum Zweck Frieden ein Pferd abgeschafft hätte, warum seine Freunde in der That gekommen gewesen. — Ferner die Erzählung S. 40, nach welcher er mit seiner Truppe, da der König von Preußen in Berlin zu einem Bruche mit Napoleon nicht zu bewegen gewesen sei, sich als Freiwillige gestellt, zu dem Gerüchte Veranlassung gegeben, daß der König von den Franzosen entführt werden solle, worauf dieser nach 24 Stunden die Stadt verlassen, — alles Das trägt den offenbaren Stempel Münchhausen'scher Romantik. Aber noch mögen die berühmten Ohrfeigen, die Jahn angesichts des Brandenburger Thores in Berlin auf seinen Ausflügen mit seinen Turnern seinem Schüler gab, der nicht daran dachte, wie sie darauf schlende Siegesgöttin von Mayzeigen zurück zurückhalten sei, beglaubigter sein.

Einer besonderen Erwähnung bedarf es wohl nicht, daß der ehemalige Demagoge Jahn nach 1850 nur für Ideen stritt, die ihm bei mehr Bildung und Gelehrsamkeit zu einem gefährlichen Doppelgänger für Heinrich Leo in Halle gemacht hätten.

Das sorgfältige Zusammentragen des in vielem Buche enthaltenen reichen anekdotischen Materials verdient alle Anerkennung. H. Pröhle ist einer unserer bescheidensten, aber durch treue Mühen ruhig auf einem mit Innigkeit von ihm gehegten und gepflegten Felde, dem norddeutschen Culturleben, verdienstvollsten Schriftsteller.

Aus dem Theaterleben.

I.

Wir halten es für nothwendig, daß das Volk, von seinem Standpunkte zurückkommen, mit dem allgemeinen Bewußtsein gegen jede Unwahrheit kämpfen müsse. Die eine schlechte Redensart Goethe's in Wilhelm Meister's Lehrjahren: „Denn entbehrlich sind wir alle", hat, daß eine Kluft, Entgegnung und Verachtung für die deutsche dramatische Kunst bekunden, die mit den kleinen herausfordernden Tat, in welchen manche jüngere Theaterdirektoren sich gegen zu gehen pflegen, in einem schmerzlichen Gegensatze steht. Der Direktor ist zum Intriguiren nicht hingesprochen, aber sein Theaterwesen entstehen und seine angeschwemmten, nicht abzuwaschenden Tränen, der Stolz seines Berufs lag bei ihm, wie es muß, „im Theaterdirektorenmantel gegründet, wie z. B. im Anfange des jetzigen Jahrhunderts der 108 Jahre altgewordene und schlesische Schauspieler Madam bis zum letzten Athemzuge an der Hand seiner Madame sich bei jeder Vorstellung im Parterre mit Theaterdirektoren — bemühte das erste Theater zu machen — einfand und mit Thränen die alten und neuen Kränke beweinte, die der Tragödie der Komödie bereitet. Mancher deutsche Intendant (Theaterchef) mochte natürlich arbeiten, daß sein Haus gute und beliebte Acte und der Besuch und die Verachtung einer künstlerischen Kritik über Kunstwerke über, denn nicht allerdings der Oberschicht, einen Theaterdirektor zu entlassen, der neuen aufgeführten Machwerken und sogenannten romantischen Tendenzstücken wegen ein schwarzes Kreuz hat.

Das „Jahrbuch zum Handbuch für Theaterfreunde, von A. D. von Küstner" (Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1855) ist für den Bühnenintendanten ebenso reich an Mannichfaltigkeit — wir erfahren daraus z. B. zur Beruhigung der deutschen Emil Devrient, Tausten, Bürde-Ney und Jenny Lind-Preisen, daß die erhöhten Preise der londoner italienischen Oper für den Abonnement 14 Thaler und für einen Parterreplatz 4 Thaler 10 Sgr. betragen — wie die Abhandlungen über theatralische Gegenstände, Pensions- und Prüfungscomités, Tantième u. s. w. — Ewem Beifall darauf berechnet, die in Deutschland sich breite, ihrem Höhepunkte aber noch immer ferne dramatische Kunst zu fördern) ebenso allgemein als praktisch immerhin schätzbar sein, wenn man auch dem Bestreben des Verfassers, für die Theorie immer seine eigene Praxis sprechen zu lassen, manchen aus dieser selbst hergeleiteten, begründeten Einwand machen möchte.

Wir wünschen indessen dem Buche von ganzem Herzen im Publikum wohlwollende Aufnahme und dem abhandelnden Theile desselben unter den Herren Theaterdirektoren aufmerksame Leser.

Der von dem Intendanten des Stuttgarter Theaters von Gall gegründete Gastelvertrag scheint nur noch für die größeren Bühnen verpflichtend zu sein; wenigstens häufen sich die Anzeigen über contractbrüchige Mitglieder bei den kleineren auffallend. So

wäre zu bedauern, wenn diese Schätzung, von der man sich einen weiteren Aufbau zur Gewißheit unserer Bildung versprach, nicht Verband hätte. Herr von Gall, einer unserer handfestesten und der Literatur mit mächtiger Liebe ergebenen Bücherfreunde, hätte ihr gern zur Grundlage noch weiterer Forschungen gedient. Sogar der Verlagsbuchhändler Schnitzer in Berlin, wo auch wir (s. III, S. 447 der „Grenzboten“ widerfahren, ist der That seiner Literaturgeschichtsbücher (in Form einer Bibliothek) nicht müde geworden. Vielleicht gelingt es dem einsichtsvollen Manne, der an hoher Stelle in Berlin sitzt, zu gleicher Zeit auch die weiteren Quellen der Schweizer Poesie zu sichern, die Verhältnisse der Buchdruckereibesitzungen der Gebrüder Berlin wieder in den mittleren Stande der Wohlfeilheit seiner Vorgänger und der Umfang der sogenannten Liebhaberausgaben ein mäßiges Verhältniß zum allgemeinen Verkehr finden. Wie dann die Schweizerischen Dichter sich mit der Zeit in dem Dichter „Künstler“ zu sein, weiß auch Gäbler der Geschichte, am meisten ihrem „Gedichten“ zu teil. In der That sollte es einer auf dem Schweizerboden nicht gewöhnlichen Behörde geben, die gern sich Schweizer verwenden und darauf sie es nun zum Theil leben, den ausführlichen Vorschlag gelingen, sich über seine Verfassung aufzuklären. Und wir dem Zeugnisse der Geschichte vertrauen, sollten viele Jahrhunderte die Schweizerische nennen dürfen.

Natur-, Kunst- und Tendenzpoesie.

Die Naturpoesie nennet Rosenkranz in seiner „Geschichte der Poesie“ (Königsberg, Bornträger, 1855) der Kunstpoesie unter. Denn jene sei zwar von einem großen naiven Reiz, aber auch zugleich von noch größerer sinnlicher Schwere und formeller Unbehülflichkeit. „Die Lieder, welche sie singt“, sagt er, „sind zwar Stimmen der Völker, allein das pathologische Interesse überwiegt in ihnen noch das ästhetische. Von dem poetischen Werthe solcher Gelegenheitsdichtungen machte man sich früher eine übertriebene Vorstellung. Von diesem zu günstigen Vorurtheil sind wir aber zurückgekommen und verhehlen uns weder im Inhalt der Lieder eine gewisse Armuth noch in der Form eine gewisse Rohheit. Da die Schönheit noch nicht mit Bewußtsein angestrebt wird, so bleibt sie zufällig. Auch sehen wir, daß die Lieder im Allgemeinen bei allen Naturvölkern sich ziemlich ähnlich sind und daß sie mehr in dem Typus der Rasse, der sich darin ausspricht, in localen und climatischen Differenzen, als in der künstlerischen Behandlung sich unterscheiden.“

Diese Einschränkung des übertriebenen Beifalls, den man z. B. den Balladen und Romanzen mancher Völker schenkt, wird man gewiß unterschreiben.

In Betreff der Tendenzpoesie sagt Rosenkranz „Die Tendenzen einer Zeit sind als Gelegenheit an sich nicht poetisch Gleichgültig“ (Der Kauf der Dichtung wird nämlich dem Dichter nach Rosenkranz durch die Gelegenheit im weitesten Sinne des Wortes vermittelt.) „Vornehmlich ist eine universelle Tendenzpoesie, welche zu politischen Zwecken den Dichter an eine Partei anschließt. Eine Tendenzpoesie soll der Dichter durch seine Verherrlichung Gottes, verbreite, krankhafte und schiefe durch ihre Entgegenstellung überwinden helfen. Die Dichter, die uns zum wahren Bewußtsein unserer Würde bringen, sind nicht nur große Volksmänner, sie sind auch wahrhafte Priester der Menschenwürde.“

Das ist gewiß ein beherzigenswerthes Wort. Aber von wie vielen Dichtern kann man wol in Wahrheit sagen, daß sie Priester der Menschenwürde sind? Auch weiter ist die Zeit gegen die Tendenzpoesie gerade Gnade war gegen die Prophetie. Wol ist Noth, bei einer wahren Meinung sagt, aufzutreten kommen, so klingt man sie gering.

Uebrigens können wir das Geschichtsgedächtniß der Literaturgeschichte, und Rosenkranz in der Religion seiner, nicht billigen. Die Dichter kann zu allen Zeiten nur bei allen Völkern nur der Drang gewesen sein, das rein Menschliche und persönlich Einzelne vollständig gerade im Gegensatz zu dem gleichen oder allgemeinen Gegebenen.

Wahrnehmungen.

Was die neuen Verfassungsurkunden an Inhalten den Gesetzen und Verordnungen nehmen, sollen ihnen Kunst und Literatur wieder ersetzen. Es ist darum ein doch gar vorübergehender und nur flüchtiger Reiz, wenn sich manche Poeten und Künstler so übermäßig „modern“ geberden.

* *

Wenn man sich herzlich freut, daß Jemand Glück hat, so ist damit noch immer nicht gesagt, daß man ihm einräumt, dies Glück verdient zu haben.

* *

Einen demüthigenden Anblick bieten oft Künstler und Gelehrte, wenn sie mit den Jahren so berühmt werden, daß auch die Großen sie auszeichnen. Wir kennen von ihnen Einige, die, wenn sie zu Hof verlangt werden, stundenlang in kindischer Aufregung zubringen können mit der Befestigung ihrer Orden und dem Drehen des Knopfs ihrer weißen Halsbinde.

* *

Kleine langweilige deutsche Residenzen mit großstädtischen Bauten machen einen Eindruck wie Figuren mit einem künstlich zurechtgelegten, steifen und unnatürlichen Faltenwurf.

* *

Sei nur gewiß, daß die Menschen, wenn sie dich einmal anerkannt haben, sich durch alle möglichen Einwände von den drückenden Pflichten der Verehrung wieder loszuwinden suchen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 16.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

Die Irrlichter.

Von Dr. [illegible] *)

Ich bin in dem Glauben an Irrlichter aufgewachsen. Sie wurden bei uns zu Lande jedoch Irrwische genannt und durch vielfach erzählte Geschichten und Erlebnisse in die frühesten Vorstellungen der jugendlichen Phantasie tief und innig verwebt. Wenn Blasius, kürzer Blas genannt, der alte Gärtner, Pfähle zur Tuchbleiche und Waschklammern schnitzte oder Obstgarne strickte oder Sämereien putzte und ordnete, wobei wir Kinder häufig zulachen und zugriffen, da gab es nur zwei Sorten von Geschichten. Entweder war der russische Feldzug das oft wiederholte Thema, oder eine grauenhafte Spukgeschichte, in welcher dann nicht selten ein Irrwisch die Hauptrolle spielte.

Nicht minder anregend und erregend wirkten aber die Erzählungen der wesseler Krohnbauern, die im Herbste das Loosholz für das Amthaus hereinzubringen und zu spalten hatten, halbwilde Kameraden, die den größten Theil ihrer Tage und selbst die Nächte als Holzfäller und Spalter im Walde zubrachten. Sobald Feierabend war, pflegten sie sich auf die Steinplatten des großen Waschhauses um Nacht auszustrecken, indes im Kessel das Waschwasser brodelte und die unter ziemlichen lebensvolle Glut spielende Schatten von Lichter an die benachbarte Bäume warf. Die Pechschwarzen machten mit dem wunderbaren Kranze gefärbt, daß die Lange im Munde aufwirbelt, der die Phantasie beschäftigt und das Gemüth beruhigt, — ein glimmender Span ward herumgereicht und alsbald begannen jene unheimlichen Erzählungen der Waldbauern, die dem Gesinde und den Kindern ebenso anziehend als grauenhaft waren.

Mit den Irrlichtern stand der Waldbauer auf dem vertrautesten Fuße. Oefter erwiesen sie sich ihm zwar tückisch, doch mitunter auch freundlich. So leuchtete ein Irrwisch dem armen Hübelhannes mehrmals bei der Arbeit, wenn derselbe bis tief in die Nacht hinein noch Knorren spaltete.

Dem Stappler, der morgen wollte taufen lassen, erscheint plötzlich auf dem Heimweg ein Irrwisch und bietet sich als Gevatter an. Voll Entsetzen stößt der Bauer die heftigsten Flüche aus, worauf der Irrwisch verschwindet. Als man aber andern Tags die Taufe vornehmen will, schreit der kleine Stappler erbärmlich. Man schlägt die Windel auseinander — ein großes Loch ist in dieselbe gebrannt. Das hatte der Irrwisch gethan!

Flüchen vertreibt nämlich die Irrlichter. Es gab damals schon eine Methodik des Umgangs mit Irrwischen, die, wenn auch nicht gedruckt, doch durch mündliche Ueberlieferung verbreiteter und mehr in Ansehen stand als Knigge's „Umgang mit Menschen".

*) Verfasser des „Buch der Natur" und der „Chemie der Gegenwart".

Wenn nicht den Irrwisch zu — Bauchen wenden thu zurück, so kommen eine der Regeln. Während der ersten Stunden weit kein anderer war als — „Nur nicht ängstlich" aber — „Bange machen gilt nicht" — wurde in der Kunstschule die Sache gründlich auf folgende Weise erklärt: Wenn man ängstlich in die Umgebung, gleichsam nach Luft schnappend, so folgt das leichte Irrlicht dem Zug und nähert sich; thut man aber einen beherzten Zug aus, so weicht der heftige Luftstrom das Irrlicht zurück. Es gab eine Zeit, wo man in den Schulen Alles auf das natürlichste zu erklären suchte, so vielerlei ist für mich nicht verloren.

Gewiß genug war es, daß ein Irrlicht gescheucht werden, wenn man auf dasselbe losging, daß es aber Lebewesen verfolge, das war mir Neu. Wir verfolgten übrigens meine folgenden naturgeschichtlichen Tag das Irrlicht ist, entnehmen ich aus einem englischen „Naturgemälde der Naturlehre" das Herrn Bremer, dessen zweite Auflage im Jahre 1805 gedruckt und, wie es in der Vorrede heißt, in [illegible] Exemplaren verbreitet ist.

Unter Frage 1252 heißt es nämlich:

„Warum flieht ein Irrlicht vor Lebendigen, der sich ihm zu nähern sucht?

Weil der Hervorbringende einen Luftstrom vor sich her verursacht, der das leichte Gas hinwegbläst."

1253 „Warum eilt uns ein Irrlicht nach, wenn wir zu entfliehen streben?

Weil wir im Fliehen einen Luftstrom hervorbringen, der das leichte Gas in der nämlichen Richtung mit fortreißt, sodaß es uns nachzueilen scheint, während wir es zu meiden suchen."

Vollkommen klar und befriedigend. Wenn es nur auch wahr ist!

Soviel hatte ich nun von Irrwischen gehört und noch niemals einen gesehen. Einstmals sollte ich jedoch dazu kommen. Wir waren mit hinausgefahren in den Kartoffelberg; spät im October. Der Tag war nebelig, düster und schnell brach die Abenddämmerung herein. Aus Reisig und vertrocknetem Kartoffelkraut wurde ein rauchiges Feuer unterhalten, in dessen heiße Asche wir Kartoffeln legten, um sie zu braten, während ein altes Weib in einigen Töpfen sogenannten Kaffee für die Arbeiter braute. Es wurde bitterlich kalt. Blasius, der zur Aufsicht dabei war, stülpte die Ecke eines leeren Kartoffelsacks einwärts, wodurch eine Art von Kapuze entstand, die er mir über den Kopf zog. So wurden alle Kinder mit improvisirten Vermummen versehen und wie eine Gesellschaft kleiner Gnomen hockten wir um das Feuer. Plötzlich rief die Mia einen der Kartoffeln ins Feuer und schrie uns zu: „Ein Irrwisch! Ein Irrwisch!"

Wir armen Schelme waren nicht wenig erschrocken, und ohne nach etwas zu sehen, begannen einige zu weinen, andere davonzulaufen.

„Ruhig, ihr Kinderchen", rief die Mia, „der Irrwisch wird euch schon nichts leids thun. Nur nur Ruhe, - Irrwisch brennt wie Hafenbrot!" Sprach — sagte? Lachte er über den Spaß um."

Es war dies auch eine der Regeln aus der Lehre vom Umgang mit Irrwischen.

Wir machten nun uns auf ich weiß nun endlich auch unsrerseits eine ordentliche allerliebst in gemeinschaftlicher Umgebung von uns, im Thalgrund, eine schöne Erscheinung. Ganz in der Nähe der Irrlichter begann dann eine Flamme bald hin und her, bald auf und nieder. Endlich gelang es auch eine gerade zu verfolgen und nun begann das Jagen erst recht. Blas wurde herbeigerufen, um den Spaß mit anzusehen.

„Was Irrwische", rief er, „Narrenspossen! Glaubt ihr, ein Irrwisch läuft so auf der Straße umher? Das sind die Hexenbesen; sie haben Schlangen gemacht aus den Kartoffelkraut und haben sie angezündet und tanzen damit herum. Das sind noch lange keine Irrwische. Es wird auch bald ein Ende haben."

Wirklich verschwand gleich darauf eine der Lichter und nicht lange nachher auch das andere.

Also natürlich löste sich die wunderliche Erscheinung auf, denn solche Schlangen waren mir wohlbekannt. Auf den Plätzen, wo Flachs und Hanf gebrochen zu werden pflegt, bleiben die sogenannten Ahnen (auch Schewen genannt), nämlich die von der Faser abfallenden holzigen Theile des Stengels, liegen. Darunter hier und da auch einige Fasern. Indem nun die Buben das Ende eines Steckens in die Ahnen stecken und denselben umdrehen, wirrt sich eine Masse zusammen, die beim Weitergehen endlich eine Schlange bildet. Am Ende angezündet und in der Luft geschwungen, sind dieselben allerdings sehr geeignet, die Rolle von Irrlichtern täuschend zu spielen. Je nachlässiger das Brechen des Flachses betrieben wird, je mehr Fasern unter die Ahnen gerathen, um so besser gelingt die Spielerei.

Dieses kindliche Abenteuer machte auf mich einen nicht unbedeutenden Eindruck. Wie mit diesen Irrwischen, dachte ich bei mir, dürfte es auch noch mit manchen gehen, daß sie sich in etwas ganz Natürliches auflösen. Es entstand in mir ein unbehagliches Gefühl — der keimende Zweifel.

Vor dem Licht der Aufklärung begann der Glaube an Irrlichte zu bleichen.

Mein Schauplatz erlitt eine wesentliche Veränderung, ich wurde in ein gebildetes Seminar der Residenzstadt — Karlsburg versetzt. Man ist in der Residenz, daß ich aus dem Bereiche der Märchenwelt entrückt geworden bin. Gerade so begegnet's allen Dichtern, die meine Kameraden zur Unterhaltung aus der Schule bekommen, anderweitige aber als Abendgespenst bezeichnen, meinen vollen Märchen eben so viel tollen, bunten Abenteuer, daß sie mir als solche erscheinen. Es herrschen auch eine große Begierde nach diesen Gedichten unter den Knaben, die bei einigen weiblich zu einem Heißhunger sich steigerte, sodaß sie ganz nämmerische Liebhaber wurden. Lachen hatten sie schon alle die Tück verlernt, den kleinen Dichter, den kleinen Pug, den kleinen Blasius und alle die kleinen Leiden meiner Schule hatten, welche die erste Gelehrsamkeit selber, nur jenseits und nach wenigen zu stehen.

Ich könnte jetzt nicht sagen, daß aus diesen schönen Märchenbüchern besonders gefallen hätten. Soll ich den Eindruck, den sie mir gewährten, mit etwas vergleichen, so war es etwa gleich dem, welchen die plötzlichen Aufhellungen eines dunkelwitterschwülen als Kunstwerk hervorbringen — artig und künstlich, aber keine Wärme. Dafür ein süßlicher Conditorgeruch.

Welch ein Abstand gegen meine heimatlichen Geschichten an Inhalt und Wirkung. Dort hatten den ganzen Vortheil des gesprochenen Worts gegen das geschriebene. Alles zu Haus war dramatisch. Ton, Geberde und Scene. Wir kannten im Ganzen nur wenige Märchen, aber diese bis ins Kleinste und hörten sie doch stets mit erneuter Theilnahme. Ich vergesse nie, wie Blas die Geschichte von den eisernen Pantoffeln erzählte: „Ein armer Prinz hatte alle Schwierigkeiten und Abenteuer, um in den Besitz der Prinzessin zu gelangen, mit Hülfe einer wohlthätigen Fee glücklich überwunden; er naht dem Schlosse, sie winkt vom Balcone. Aber ach — zwischen Beiden dehnt sich ein Feld mit Stoppeln, die sich plötzlich durch die Bosheit eines feindseligen Zauberers in lauter eiserne Spitzen verwandeln. Trostlos sinkt der Prinz auf eine Bank und — schläft ein. Ihm träumt, daß unter der Bank ein Paar eiserner Pantoffeln stehen, zur Aushülfe. Er erwacht — springt auf — bückt sich und unter der Bank — steht da richtig neben die Pantoffeln!"

Hierbei pflegte Blas sich selbst etwas nach dem Tisch zu bücken, seine Augen waren dann auf einmal, plötzlich bemerkte er sich, als ob er das Gerichte gefunden — und unendlich lachten wir. Als die Köpfe unter den Tisch, worauf denn Blas sich aufrichtete. Obgleich es diese Scene mehrmals aufführen, so wurde ich doch nicht, daß es immer die beabsichtigte Wirkung verfehlt hätte.

Inzwischen sollte ich bald an der Residenz selbst Irrlichter zu sehen bekommen — nämlich im „Verbot der Frucht", Act II, Knabenscene. Sehr gelungene Irrlichter! Wie sie der Maschinist gewiß brauchte, habe ich nie erfahren können. Knabenaugen waren es nicht.*)

Auch in jenem erschütternden Momente, in welchem Hamlet auf dem Kirchhof, seine Gedanken von Stelle zu Stelle führend, zwischen Thoren- und Todtenschädel ein Kunststück Kümmelchen aus dem Boden, ohne Zweifel ein Irrlicht. Auch hier brachte die Erscheinung eine große Wirkung hervor.

Es scheint wirklich, daß, seitdem die Irrlichter auf das Theater gegangen sind, sie sich mehr und mehr von ihren früheren Lieblingsplätzen, Moor, Meer und Wüsten zurückgezogen haben. Denn als ich mit einem Jugendfreunde meine Jagd auf jene seltsamen Irrlichter, die weit jenseits der alten Kurmainzer Schanze haufte, und einen Abend eine ganze Gesellschaft von Jägern mit Jagdmessern beisammen sah, kam auch die Rede auf die Irrlichter. Da behaupteten Einige, daß sie noch niemals dergleichen gesehen hätten und leugneten fest, daß es überhaupt welche gäbe. Doch widersprachen wieder Andere und bald wendeten sich Alle zur Entscheidung an den überhaupt in Allen, der mit seinem luftgebräunten frischen Antlitz im Lehnstuhl behaglich thronte.

„Kinderchen", rief der Forstmeister, indem er den alten Ulmer, an welchem als Räumer der wackere Hafenknochen baumelte, aus dem Munde nahm und einen langen Dampfstrahl herwerfen — „Kinderchen, es gibt allerdings Irrlichter!" Das Orakel hatte gesprochen — das gelernte Schweigen folgte unmittelbar.

Allein die Zweifler und Ungläubigen wollten doch irgend einen oder den andern Beweisgrund zum Urtheilspruch haben und so wagte alsbald eine Stimme die Frage, ob der Herr Forstmeister denn wol schon ein Irrlicht selbst gesehen habe?

„Blas — Gesehen!" rief der alte Herr brummig. „Gestern Abend erst habe ich mir hier diese meine Pfeife an einem Irrwisch angezündet!"

*) In Spiritus getauchte und dann angezündete Schwämmchen an langen, von den Coulissen aus dirigirten Drähten.

D. Herr.

Hierbei hielt er den schwarzen Diener gerade vor sich hin und bot eine wichtige Beschäftigung und Miene und Ton, womit er sie begann in den Worten lag.

Man kann sich denken, welch ein allgemeines Gelächter diese Worte hervorriefen. Zwar mochten die Meisten dem Grafen deshalb nicht so ganz und gar in dem Gedichte des Lustspieldichters und den bekannten seinen Zügen und gleichgültigen Worten der verhaßteren Person — allein vorgehend. Der alte Herr blickte sich mit verlegenem Lächeln, schlug sein Journal zusammen, legte es auf die vor ihm stehende Tischplatte, um die Unterhaltung des Abendessens nicht weiter zu stören.

Hier, meinen Lesern, werde ich mir schon eine kleine Abschweifung erlauben, weil gerade in diesem Augenblicke. Häufige Unterbrechungen der nachfolgenden Erzählung meinen sehr unvermeidlich sind. Ich denke hierbei besonders Mehrere nicht weiter ermüdigen. Ich benutze diese nämlich, den besonders aufgeweckten, großen und mächtigen Antheil, welchen bei allen Erzählungen und Handlungen meinen weiblichen Lesern die Tabaksdose hatte.

Hier ist es nun der Fall mir, sich um den dramatischen Theorien bekommen zu machen und meinen der bekannten Satz Hamlet's an die Schauspieler, Act III, Scene II, und den Bemerkungen in Lessing's „Hamburger Dramaturgie", I, erstes Stück u. s. w., sich noch ein wenig weiter in den Studien und Betrachtungen dieser schwierigen Kunst umgesehen hat, der weiß, daß hier wie in jedem andern Meister sogenannte kleine technische Hülfsmittel verhanden sind, die zur Gesammtwirkung unendlich viel beitragen. Sowie die ältere Medizin jedem ihren durchschlagen sollenden Hauptmittel nochmals sogenannte Adjuvantia — Bei- und Nachhelfer angestellte, so verschmäht auch der vollendete dramatische Tarteffer nicht, seiner höchsten und idealsten Kunstleistung durch kleine, glücklich angebrachte Züge doch das Gepräge des Persönlichen, des Individuellsten zu geben. Gleichviel dieses nicht, so gibt uns der Künstler zwar einen braven allgemeinen Helden, allgemeinen Bösewicht oder allgemeinen Liebhaber u. s. w. — aber es fehlt seinem Wirken die Wärme, die Wirklichkeit, die der Zuschauer nur einem bestimmten Menschen entgegenzubringen fähig ist.

So sehen wir in dem antiken Drama aus der Iago den mannichfaltigsten und vortheilhaftesten Gebrauch machen. Ja die Geschichte selbst erzählt uns, wie, echt dramatisch, jener römische Gesandte in die zwei Falten seines Mantels den Krieg und den Frieden hatte. In der Mandlichen Periode brachte ein großer Theil der glücklichen Durchführung einer Situation auf der geeigneten Handhabung der Dose oder des Fächers.

Von gleicher Bedeutung war zur Zeit unserer Geschichte für das Drama das weibliche bürgerliche Gebiet die Tabaksdose. Man konnte damals weiblich vom Französischen „La mode — c'est l'homme" — das Deutsche „Die Mode ist der Mann" entgegenlegen. Welcher Reichthum, welche charakteristische Mannichfaltigkeit vom genialen Perpendikel des Diderot, mit gebogenen Hörnern und dem hochgeschnitzten Bocksfuße des Hamlet bis zum Stummel des Hofschauers!

Doch diese Bemerkung der Zukunftsmusik spricht mehr und mehr zu Ihnen. Wie der schmächtige einsame Baum alle umgebenden Gestalten verkümmert hat, so wird bald die mächtige Individualität der ganzen bunten Gesellschaft ein Ende machen. Zwar wird der Vorrath der Schnupftabaksdosen immer Bildungen und Schattirungen ungeahnt, allein vielleicht können der Mutter der Sache noch nur so schöne Mutter sein, daß sie die Aufmerksamkeit auf sie lenken wird. Wie die Mode allein zu erklären hat, daß man Hutbänder machen für den leidenschaftlichen Schmetterling noch für den Kartenden Mann.

Ich werde also im Nachfolgenden eine Reihe von demonstrativen und theatralischen Anwendungen, welche der Forstmeister mit größter Wirkung aus der erwähnten alten Dose zu ziehen wußte und die ein gewissenhafter und gründlicher Novellist dem Leser sicher nicht vorenthalten hätte, — ich werde dieselben nicht weiter ausführen, da es sich hier nur um die wissenschaftliche Erörterung über die Gattung der Erzählung handelt. Schlicht und kurz gebe ich die Erzählung des alten Herrn wieder, auf welche die Gesellschaft so gespannt horchte.

Der alte Forstmeister begann:

„Ja, meine Herren, ich glaube, daß Sie sich wundern. Wär' mir's nicht selbst passirt, ich glaubte es auch nicht. Ich bin jetzt — ja wie alt bin ich — das weiß nur unser Herrgott droben — (das Pfarrbuch war sammt dem Pfarrhause im Franzosenkriege verbrannt und die Aeltern am eingeschleppten Lazarethtyphus rasch verstorben) — nun, einerlei wie alt ich bin (er schätzte sich selbst hoch in die Siebzig), aber so viel weiß ich, seit 56 Jahren laufe ich hier im Walde herum, bei Tag, bei Nacht, Morgens und Abends, durch dick und dünn, durch Hochwald und Niederwald, über Haide und

Feuer, Sumpf und Meer, mit euch niemals habe ich ein Irrlicht zu leben bekommen. Hatte auch niemals an Irrlichern gezweifelt, wenn schon alter Geschichten voll Geschichten waren. Da auf einmal gehörte Abend begegnet mir eins.

„Ihr müssen doch, meine Herren, nun wir nach Sonn zu auf Verwandtschaftlich gehen und nun ich mit meinem Gefängnis, dem Körperchen trocken, nicht zum Ertrinken habe. Ihr schönes Fräulein an der Grenze Elbe weg, das es eine Schande ist. Gar Jahr und Tag mag ich gar nicht mehr in den Sonner Grund gehen am Rhein. Meine Herren Kaufgeschäften sollen ich mal gewalten hier auf den Jahrmarkt, besagen aber niemals einmal mit. Na, denke ich, meine jungen Kaufleute sind heutzutage gelehrte Herren, aber praktischen Sachen sind keine Frau. Und hänge auch mal nicht an Alten alten Sachen und Gebräuchen besonders. Aber das Elbe gelassenzumachen ist in den letzten Jahren her! Schon hätte ich die alten Wechsel nicht mehr aufgehoben.

„Ich stelle mich an, aber es kommen nichts. Na, denk' ich, es Wild wird auch gefunden werden von mir wenn wollen hier Männer mal Hirsch Reiter. Aber es dämmert mal dunkelt allmählig und ich sehe nichts — keine Creatur — keinen Schwanz!

„Nun muß es aber habe Zeit zum Kaufen zu warten. Der Weg ist weit und einsam. Ich habe die Sicherung auf und stelle mich Schußfertig. Manchmal mal helpere ich ein bißchen, denn es war schon arg dämmerlich. Na, denke ich, der Mond darf schon ein wenig leuchten, daß man gar kein Schatten. Kaum gedacht, schon ich auf — und da! ein Licht!

„Ein Licht im Sonner Grund — was soll das bedeuten! Ich bleibe stehen, das Licht bewegt sich — — es hüpft auf und nieder. Auf einmal ist es fort. Ich meine schon, die Sache hat ein End' und gehe voran, da — zwanzig Schritt links rauf es wieder. Da geht's fort — halb rechts, halb links, halb hab' ich wieder gar nichts — aber so wie es wieder erscheint, kommt es näher.

„Na, denk' ich, alte Teufel, das muß denn wirklich ein Irrlicht sein und das kommt richtig auf mich an. Recht hab' ich keins, das wissen Sie, meine Herren, aber ich meinte doch, ich hörte mir vor Erwartung das Herz pochen, wie schlimmal, als mir der erste Hirsch auf."

Ich hatte die Klinge schwerlich genommen, denn man weiß doch nicht, auf welche Manier man mit so einem Irrlicht zu sprechen hat.

„Das Ding kommt immer näher und näher — es verschwindet nochmals, aber ich bin ich um einen halben Pferdekopf vom Leib — und wie ich mir mir —"

Hier hielt der alte Kavalkanz inne und suchte anscheinlich eine neue merkwürdige Phrase an, die dem Gegebne mit dem Zuhörer in Harmonie stand. Mit Gelassenheit Fingte Schwedt am Kinnbart und Schnurrbart die Pfeife in den Gesichtserker, Rückenbehälter und Kopfe hoch und hin am Knopfe hängenden Stock.

„Ja, meine Herren, ich springe Ihnen alle aus den Buch und sag mir nicht der Lebendige —"

„Nun?" — riefen einige der ungeduldigsten Zuhörer.

„Der lebendige Gott von Sonn!"

„Mir Verzeih, sehr ich, Matthes, muß meiner so ein dummes Gerede — ich habe schon gedacht, es kommt ein Irrsinnig und hat nicht mal gebeten, so kann ich vorher Kanzen voll Kirschen gebrochen."

„Ei, lieber Herr", sagte der Herr, „so schlaf' und Wein nur! Ich hab' noch Zeit in die Apotheke nach Unkraut Laufen müssen, und wenn's Kranken mir bricht, schreib's mich in die Hand geben und die Kutscher oben auf den Kasten Stand' nicht hinten."

„Nun, meine Herren, sage nun Elbe endlich. Der langweilige Weg, das Fuhren mit den jedesmaligen Kutscher, konnte machte das Langen kommen. Und weil der Weg den Schlängelungen des Rheins folgt, der mit wunderbarem Windungsbett bringt ist, so habe ich denn das Irrlicht bald rechts, bald links, bald gar nicht sehen müssen, grad' wie es verlangt wird.

„Ja, sagte ich, Wachet, weil du doch der erste und einzige Irrwisch bist, der mir mein Lebtag aufgestanden ist, so will ich an deinem Licht meine Pfeife anzünden, und halte mir Feuer auf der Patrone und wünsche dir, wollt nach Hause zu kommen. Und das wünsche ich Ihnen auch, meine Herren, und wenn Ihnen ein Irrlicht begegnet, so sagen Sie nur, der Schwedt vom Rheberger hat's gesagt lassen!"

Allgemeiner Aufbruch — Gute heiter Geschichte! Mit diesem lehrreichen Abenteuer schließt zugleich der historische Theil unserer Abhandlung über die Natur und das Wesen der Irrlichter. Einen Abschluß und wir gehen nun zur naturwissenschaftlichen Betrachtung derselben über.

Ich besuch eine berühmte technische Akademie und besuche eifrig die naturwissenschaftlichen Vorlesungen, insbesondere die über Chemie, aus welchen ich ein hierhergehöriges Druckstück mitgetheilt habe.

„Sie haben hier eine kleine Retorte, meine

Herren", sagte der Professor und begleitete die folgenden Worte mit den entsprechenden praktischen Ausführungen. „Ich habe vorhin sehr ganz mit Absicht so weit herum einige Stückchen Phosphor hinein. Jetzt erlaube ich mir hierin Kampfer die Flüssigkeit und erhalte schon Sie einen Dampf entstehen, der durch mit dem Hals der Retorte verbundene gekrümmte Röhrchen unter die Oberfläche des hier in der Abbildung befindlichen Wassers tritt.

„Welche auffallende Erscheinung werden Sie alsbald wahrnehmen? Wenn jetzt der im Wasser aufsteigenden Luftblasen entweder so augenblicklich, sobald sie sich, aus dem Wasser entweicht, mit der Luft in Berührung kommt, die entweder eine hell leuchtende Flamme, nach deren Erlöschen ein weißer Dampf in der Luft entsteht. Es mag sehr diese Erscheinung sich anbetrachtet, so ist sie doch von einer sehr hohen wissenschaftlichen Wichtigkeit begleitet, denn hat sich nun selbst entzündende Gas hat einen heftigen Geruch nach faulen Fischen."

Ja, das kann es unmöglich!

„Noch schauen", fuhr der Professor fort, „nunmehr ich jetzt den folgenden Versuch aus. Ein kleines Stückchen hier in diesem Glase befindlichen auch sogenannten Phosphor Kalcium. Ich werde einige derselben in Form mit Wasser angefüllte Flasche. Man sieht dieselben zu Boden sinken und eine Menge kleiner Luftblasen entbinden. Sobald letztere die Oberfläche des Wassers erreichen, entzünden sie sich und so sehen Sie eine Menge kleiner Flämmchen auf dem Wasser umherhüpfen.

„Dieses Gas, welches die merkwürdige Eigenschaft besitzt, sich zu entzünden, sobald es mit der Luft in Berührung kommt, ist Phosphor-Wasserstoffgas. Ich werde Ihnen nachher die theoretische Erklärung seiner Entstehung geben, wenn Phosphor mit Kali oder Kalk bei Gegenwart von Wasser erhitzt wird. Nur sage lassen Sie mich hieran nur die folgende Betrachtung knüpfen. Es ist bekannt, daß eine Menge von Pflanzen- und Thierstoffen Phosphor enthalten. Besonders reichlich ist derselbe bei den letzteren in den Knochen und namentlich auch in der Substanz des Gehirns anzutreffen. Wenn nun eine Anhäufung thierischer Körper in Verwesung übergeht, so ist als Produkt dieser Zersetzung unter Anderem die Entstehung von Phosphor-Wasserstoffgas nicht nur wahrscheinlich, sondern gewiß, denn der Geruch faulender Fische ist genau derselbe, wie Sie ihn soeben wahrgenommen haben.

„Geht dem Gesagten an freier Luft verbrannt, so entweicht das Gas allmälig ohne besonders auffallende Erscheinung. Anders verhält es sich, wenn dasselbe aber Wasser und feuchtem Erdreich war, wobei der Fall eintreten kann, daß größere Partieen von Phosphor-Wasserstoffgas sich ansammeln und endlich an die Luft treten, so entzünden sich dieselben und erzeugen eine Flamme.

„Hiermit ist uns denn wol die Erklärung einer vielfach beobachteten und besprochenen Phänomens gegeben, nämlich des Irrlichts. Nehmen wir in der That an, daß thierische Körper an verschiedenen Punkten einer Sumpfs oder dergleichen unter den oben besprochenen Bedingungen in Verwesung übergehen und dabei auch jene entzündliche Gas entwickeln, so werden da und dort aufsteigende und wieder verschwindende kleine Flämmchen ganz die Erscheinung darbieten, welche dem herumirrenden Irrlicht zugeschrieben wird, das in Folge dessen auf Begräbnißplätzen, Schlachtfeldern, Lagern, Sümpfen und Morästen vorkommen soll.

„Indem wir nun über zur Theorie der Bildung des Phosphor-Wasserstoffs" — doch hier, verehrter Leser, breche ich die chemische Vorlesung ab, denn vielleicht würde auch, als Nebensache, und Du hier der Unverständlichen sahen.

Als doch wieder das Irrlicht! Seit dem denkwürdigen Abenteuer vom Lombser Boten hatte ich seine Existenz gänzlich aufgegeben. Aber nun begann ich denselben wieder innerhalb einer naturwissenschaftlichen Vorlesung, wo seine Erscheinung nicht bestritten, vielmehr auf chemischen Gründen wahrscheinlich und erklärlich gemacht wird!

Ich hatte indessen damals wenig Zeit, der Romantik der Irrlichter nachzuhängen; das Studium nahm mich vollständig in Anspruch, und als das Ende des Semesters plötzlich herangekommen und die Vorlesungen bereits geschlossen waren, entführte ich die Jugend nach allen Richtungen der Windrose. Nur wenige eifrige Jünger waren noch auf einige Tage zur Nachlese verlorener Körner am Platze geblieben, und so saß ich Abends beim Lampenscheine und studirte eifrig die damals aufkommende Theorie der organischen Radicale.

Da stürzt mir Freund schreiend ins Zimmer.

„Brennt's?" rief ich.

„Nein", erwiderte der Andere hastig, „etwas viel Merkwürdigeres. Im großen Teiche des Marktbrunnens tanzen Irrlichter!"

„Was — bist du bei Trost — Irrlichter?"

„Ja, ja, mach' nur, bevor sie etwa verschwinden."

In wenig Minuten waren wir an Ort und Stelle. Ein schwarzer Ring von verwunderten Neugierigen umgab bereits den Schauplatz und in der That sahen wir aus dem Wasserspiegel halb

[illegible] Kleiner Kammacher [illegible]

[illegible] weiter zur Wohnung meines Vaters [illegible] er war schon abwesend.

Auch am andern Morgen mußten wir vergeblich [illegible] Endlich [illegible] kam, da wir [illegible] Schüler, welchen er [illegible] Verschwiegenheit und Zuverlässigkeit zutrauen durfte, über die Gefährdung so bekommt beschrieben, so sagte er endlich: „Wohlan, wenn denn es ist, so müssen wir der Sache auf den Grund zu kommen suchen."

Wir gingen nach dem Marktplatze, an welchem außer dem [illegible] Gasthaus Neuwyler und Salzstein nicht Verschwiegenheit zu bemerken war. Ein [illegible] Bursche war [illegible] worden, und nachdem [illegible] diesem Verdächtigung nicht den gehörigen Eindruck machen hatte, entfernte der Professor den Diener und [illegible] an. Kaum war dieser aus [illegible] gebracht, so erblickte man deutlich an der einen Ecke [illegible] Leuchtung, in welcher sich eine Gestalt schwarz [illegible] hin, wo sie [illegible] stand, in [illegible] Gruppe [illegible] zusammen.

„Welch [illegible] Anblick", rief der Professor, der nicht weniger überrascht war [illegible] Entdeckung. „Ich muß gestehen, ich habe bisher [illegible] einigen Zweifel in die Richtigkeit der chemischen Theorie des Irrlichts gesetzt, allein hier spricht die Thatsache unwiderleglich. Ohne Zweifel waren die verlorenen Ringe gestohlen, welche [illegible] Bewegungen der Dirne verhindert wurde."

In dem nächsten Hefte der „Annalen des naturwissenschaftlichen Vereins" erschien alsbald eine Abhandlung: „Ueber die Natur des Irrlichts oder die Entwickelung des selbstentzündlichen Phosphorwasserstoffgases aus [illegible] Körpern."

Dem Irrlicht war unter Mittheilung des ihnen Gerüchtes Herkunft und Gestalt nachgewiesen und [illegible] — es war vollständig [illegible].

Ich mag gestehen, ich empfand eine [illegible] Befriedigung beim Durchlesen dieser Abhandlung. Also gibt es doch Irrlichter! Alle Erinnerungen meiner Jugend tauchten mit lebhafter Farbe wieder auf. Folglich hatten die weisen Waldbauern Recht und Faust hatte Recht und der Regimentsarzt von „Reise dem Teufel" und „Hamlet" hatte Recht — wenn Irrlichter wirklich existiren können, warum sollte man keinen Gespenst daran machen? Es lebe das Irrlicht!

Auch die Herren, wie alles Schöne, nahmen ein Ende und ich kehrte in den Hörsaal der Chemie zurück.

Da [illegible] auf, daß [illegible] Professor in einer ungewöhnlich feierlichen Haltung hereintrat und den Schauplatz betrat. Er sagte, als wir uns [illegible], langsam und bedächtig, und nachdem [illegible] Platz genommen, rückte [illegible] Tage [illegible] so [illegible] auf der Vorlesung, [illegible] eine [illegible] Stelle einnahm.

„Meine Herren", hob er endlich an — „es gibt keine Irrlichter!"

Ich habe wie elektrisirt vom Sitz auf.

„Die verlorenen Ringe sind [illegible], haben einige meiner Zuhörer vor dem Abgang von meinem Material [illegible] Tisch gewandt, [illegible] seine Kräfte im Wasserstoffgas zu versuchen und [illegible] Phosphor-Kalcium [illegible], wobei ich Ihnen [illegible] erklärt. Ich bin [illegible] Herren [illegible] Aufklärung, die mich in der Lage [illegible], [illegible] mit mir auf [illegible] und [illegible] Publicum aufzuklären. Sie, meine Herren, mögen [illegible] eine Warnung und eine Belehrung [illegible], nur vorübergehend bei unter [illegible] Verdächtigung [illegible] gegen Verdächtige [illegible]. Im Uebrigen will ich gern [illegible], wenn Sie über die [illegible] Gerüchte [illegible] sollen wollen."

Eine allgemeine Heiterkeit folgte [illegible] gemeinen Aufklärung, und [illegible] gewisse Scheu, mit welcher der Professor auch in den gelehrten Zeitschriften seinen Widerruf veröffentlichte, schwand [illegible] die volle Achtung, die seinem [illegible] wissenschaftlichen Standpunkt [illegible] gezollt werden mußte.

Daniel, genügt [illegible], war — um mit Mariane Perle zu reden — „mein letzter Betrug".

Ich werde [illegible] nicht weiter in Hypothesen verwickeln, sie mit Taschenspielereien vergleichen, mit einem entschiedenen Widerspruch von Vernunft schließen. Es spricht allerdings [illegible] übersinnliche Untersuchung als auch die Wissenschaft dafür, daß die Erscheinung des Irrlichts ebenso [illegible] Gebiet der Sage gehört wie die von Nixen, Zwergen, Kobolden und anderem Märchenspuk. Frage man heute, bei [illegible], die ihr ganzes Leben im Walde oder [illegible] Irrlichtschein umgeschwebt haben, so hat der Gelehrte entweder niemals einen Irrgeschen oder [illegible], oder wenn wirklich die Erscheinung eines Irrlichts angegeben wird, so kann man sich durch einige weitere Fragen leicht überzeugen, daß der Versuch unterblieben war, dieselbe näher zu untersuchen, in welchem Falle sie höchstens sich ebenso natürlich würde erwiesen haben, wie es meinem alten Freunde, dem Forstmeister, mit dem [illegible] Moore ergangen ist.

Die Wissenschaft kennt keinen Geist ohne Körper, der verhältnißmäßig längere Zeit fortdauert, wie man dem echten Irrlicht verlangt hat. Spätere Untersuchungen über das Phänomen haben ferner gezeigt, daß es zwei Arten desselben gibt, wovon das eine sich gar nicht von selbst entzündet. Während dieses unerklärbar beim Ausleeren der Asche auftritt, macht es dagegen die Deutung des selbstentzündlichen Geists höchst unwahrscheinlich, daß es unter den Produkten der Zersetzung thierischer Stoffe auftreten vermag.

Man darf sich daher billig wundern, wenn in dem schon früher erwähnten englischen „Handbuch der Naturlehre" vom Jahre 1853 unter Nr. 1251 folgendes Frage- und Antwortspiel angetroffen wird:

„Was entdeckte das sogenannte Irrlicht?"

„Diese leuchtende Erscheinung, die namentlich auf frischen Gräbern, Kirchhöfen, Sümpfen angetroffen ist, rührt von dem Gehalt animalischer und vegetabilischer Substanzen her, namentlich von verwesenden Leichen."

Es verhält sich mit dem Irrlicht ähnlich wie mit der mythisch und erkenntnißlich so merkwürdigen Selbstverbrennung und Selbstverbrennung. Einer ganze Reihe solcher Fälle wird angeführt, zum Theil mit ausführlichen Nebenumständen beschrieben, aber prüfend findet sich bei sorgfältiger Prüfung die Gewißheit, daß nicht absichtliche Täuschungen oder fehlerhafte Beobachtung mit untergelaufen ist.

So lebt nun das von dem Boden der Wirklichkeit verbannte Irrlicht nur noch im Bereiche des Mythus, der Metapher und der Symbolik fort, aber eben darum „wirklicher als wirklich", wie jener Schalk sagen würde, die alle concreten Erscheinungen der Vergangenheit so gern zum Mythus verflüchtigt.

Und so begegnete ich erst gestern wieder auf Kaulbach's neuester Zeichnung zu „Macbeth" einem Rudel Irrlichter, die wirkungsvoll vor den drei Hexen der sich durchs Gestrüpp schlängeln.

Und so sagen wir noch täglich von manchem in Kunst und Literatur, in Wissenschaft, Politik und Leben auftauchenden Lichten, das eine zeitlang hin- und herflackert — Blödsinnige blendet — Aengstliche erschreckt — Unbesonnene irreführt und alsbald erlischt — — es war ein Irrlicht!

Licht und Schall.

Wer nicht von Tage Liebe weiß,
Die Nacht kennt er nicht minder.
Tritt nicht in sich und Gottes eigne Welt,
Eine Sonne und Dämmerung empfinden!

Mit diesen Worten hatte Goethe so schön die Harmonie ausgesprochen, welche zwischen dem Menschen und der ihn umgebenden Natur schwebt, jene Harmonie, welche die innigste Verbindung des Geistigen und Materiellen bildet, welche Alles mit einem göttlichen, poetischen Hauche umweht.

Wie in einem Spiegel malt in des Menschen Auge jeder Lichtstrahl wieder und schafft in ihm ein farbiges Bild von Allem, was ihn umgibt — aber ein Bild voller Leben in der Regsamkeit, in der Pupille des Auges und der Sonne, welche so mild und warm vom Menschen ins Auge und Herz hineinscheint, kann es nicht mehr erblicken, all die Tausend Lichtstrahlen, welche ihm eingeboten farbig entgegendringen, hat sie das Auge erworben.

In eine alte Gemeingabe ist das Augenlicht, wie Melchthal im „Tell" ausruft, es entfaltet die Erde mit all ihren Wundern und Schönheiten vor unserm Geiste und läßt uns Gott selbst in jenes heilige Buch der Natur schauen, welches Gott geschrieben, in dem er die Gesetze aufgezeichnet hat, die dem Suchen des Menschen und seinen Gesetzen die einzig richtige Grundlage bilden. Wenn aber zu dieser Welt, welche das Augenlicht uns schafft, noch die Welt der Töne kommt, welches unendliche Reich ist dann unserm Denken und Empfinden geöffnet! die ganze Natur ist ja nur ein tausendfach widerhallendes Echo des Geistes, der in ihr und über ihr schwebt, und dieß Echo dringt uns durch Auge und Ohr ins Herz hinein. Dürften wir uns aber damit begnügen, uns des Lichtes und der Töne nur zu erfreuen? Muß nicht einem Jeden das Verlangen erfüllen, das Wesen und die Eigenschaften jener Lichtstrahlen und jener Töne zu erforschen, welche so wunderbar in unserm Innern widerhallen und widerstrahlen? Und je tiefer er in dieses Gebiet hineinschaut, um so weiter wird sein Blick, um so wunderbarer eröffnet sich ihm das geheimnißvolle Buch der ewigen Naturgesetze.

An der Hand der Wissenschaft beginnen wir unsere Forschung; sie führt uns Schritt vor Schritt weiter, bis wir endlich frei den Blick über alle ihre Resultate schweifen lassen können.

Was ist das Licht, was der Schall? Die Physik antwortet auf unsere Frage, das sie eine zitternde, wellenförmige Bewegung des Lichtäthers und der Luft sind. Aber nicht wie die Wellen

und Stöße des Windes weben. Sie aber die Erde tadeln, sondern das Eigenthümliche der Licht- und Schallwellen beweist dann, daß jeder einzelne, materielle Theil der bewegten Masse auf einer Stelle bleibt und nur wenig um seine mittlere Ruhelage hin- und herschwankt. Das Unterscheiden des Schalles vermögen wir zu sehen und zu empfinden. Jeder tönende Körper stößt und theilt seine gleichartige Bewegung nach allen Seiten hin der Luft mit, wir nehmen den Ton, den Schall wahr, sobald die Luftwellen unser Ohr erreicht haben. Eine gespannte Saite sehen wir schwingen und vernehmen deren Schall, und wenn der Ton nicht hört, vermögen wir die Schallwellen an unserm eigenen Körper zu fühlen.

Die gleichartige Bewegung des Lichtes können wir zwar nicht mit den Augen sehen und an unserm Körper empfinden, sie hat zu kurz, zu gering; aber der Wissenschaft ist es gelungen, die Lichtwellen zu entdecken und über Größe und Schnelligkeit zu berechnen, und mit neuem Staunen erfüllen uns die Resultate. Auf die Länge einer Linie, also auf den zwölften Theil eines Zolls, kommen 3 — (800) Lichtwellen, somit also eine einzelne Lichtwelle den Raum von $\frac{1}{3000}$ — $\frac{1}{4000}$ Linie beträgt. Wie unendlich klein, wenn man annimmt, daß ein gewöhnliches Kopfhaar nur $\frac{1}{12}$ Linie breit und $\frac{1}{24}$ Linie dick ist! Eine Schallwelle dagegen, die sich durch die Luft, als einen graden Stoß als Lichtäther, fortpflanzt, dehnt sich in einer Länge von 4 Fuß bis zu 64 Fuß aus, je nachdem der Ton ein hoher oder niedriger ist.

Bedenkt man nun die ungeheure Geschwindigkeit, mit welcher die Lichtwellen sich fortbewegen, so steigt die Zahl der einzelnen Lichtwellen zu einer Höhe hinauf, welche wir wol zu berechnen und durch Zahlen auszudrücken, nicht aber zu fassen vermögen. Nach Savary's Berechnung durchschneidet der Lichtstrahl leuchtender Körper in einer Zeitsekunde die gewaltige Bahn von 41,349 geographischen Meilen, während der Schall in derselben Zeit nur einen Raum von 1958 Fuß zurücklegt. Nach Wheatstone's Berechnung durchschneidet das elektrische Licht in einer Zeitsekunde sogar den Raum von 62,500 Meilen und übertrifft also das irdische Licht um 20,951 Meilen in der Sekunde. Schnelleres gibt es nicht, wenn wir den Gedanken des Menschen ausnehmen, der sich durch Raum und Zeit nicht beschränken läßt.

Bei der ungeheuern Geschwindigkeit der irdischen Lichtwellen kommt nun auf eine Sekunde die schwindelerregende Zahl von über 450 — 800 Billionen Schwingungen oder einzelne Lichtwellen, während der Schall deren nur 16 — (4000) zählt, je nach dem der Ton tief oder hoch ist. Schon diese Zahlen übersteigen unser Auffassungsvermögen so überwältigend, und wie gering ist sie noch gegen die Zahl der einzelnen Lichtwellen, welche ein einziger Lichtstrahl z. B. von der Wega in der Leier, von den Gestirnen der Milchstraße oder gar von den entferntesten Nebelflecken bis zu unserm Sonnenkörper umfaßt. Das Licht der Wega bedürfte 12 Jahre, das der Milchstraße 2000 Jahre und die entferntesten Nebelflecken hätten sogar gegen 2 Millionen Jahre nöthig, um zu uns zu gelangen.

Außer den Verschiedenheiten der Größe und Geschwindigkeit der Schwingungen hat die Lichtbewegung sehr viele Aehnlichkeit mit der Schallbewegung, sie gleichen den Wellen des Wassers. Wo diesen kein Hinderniß entgegentritt, breiten sich alle diese Wellen kreisförmig von ihrem Entstehungspunkte aus und pflanzen sich, an Stärke immer abnehmend, mit bestimmter gleichförmiger Geschwindigkeit in das Unendliche fort. Stoßen sie auf ein Hinderniß, so werden sie alle nach bestimmten Gesetzen zurückgeworfen und bei dem Lichte entsteht die Spiegelung, bei dem Schall das Echo. Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß eine unendliche Zahl von Wellenbewegungen sich in demselben Raume gleichzeitig fortbewegen und kreuzen können, ohne sich gegenseitig zu stören und aufzuheben. In einem reich besetzten Concert bringen z. B. die verschiedenartigsten Töne und also auch die verschiedenen Schallwellen zu gleicher Zeit in unser Ohr; Tausende von Lichtwellen strömen in einem Saale von einem Kronleuchter nach allen Richtungen aus und kreuzen sich und doch wird keine durch die andere gestört, jede gelangt unbehindert an ihr Ziel. Auch die Schall- und Lichtwellen stören und hindern einander nicht.

Eine der wichtigsten Verschiedenheiten zwischen den Licht- und Schallwellen beruht darauf, daß die Lichtwellen sich stets in gerader Linie fortbewegen, während der Schall durch jede Oeffnung und um jede Ecke herum dringt. Hiermit hängt aber auch der wichtigste Unterschied zwischen Auge und Ohr zusammen. Wenn der Lichtstrahl in unser Auge dringt, hat er den geradlinigen Weg von seinem Ausgangspunkte zurückgelegt und das Auge gewahrt sich schnell daran, diese Richtung und die Entfernung des leuchtenden Körpers möglichst genau zu bestimmen und zu messen. Anders verhält es sich mit dem Schall, er hat ebenso oft einen krummen wie einen geraden Weg zurückgelegt, und

ver vermögen reflekt nur in seltenen Fällen die Richtung und Entfernung seines Ursprungsortes genau zu bestimmen.

Wird an einem uns unsichtbaren Orte ein Gewehr abgeschossen, so vernehmen wir zwar den Schall, der auf verschiedenen Wegen um Häuser, über Häuser und Bäume zu uns dringt, aber das Fliegen und der Dampf des Pulvers vermögen wir nicht zu sehen, weil sie lichtstrahlen nur in gerader Richtung weiter dringen und diese Richtung durch irgendwelche feste Gegenstände verändert ist.

Wird dagegen das Gewehr an einem uns sichtbaren Orte in genauer Entfernung abgeschossen, so erblicken wir das Fliegen und Pulver einige Zeit früher als wir den Schall vernehmen, obgleich beide in gleicher Zeit entstehen; aber wir bemerken eben bemerkt, genauer ist die Schallwellen viel langsamer laufen als die Lichtwellen. Die Zeit zwischen den Licht- und Schallwellen wird um so größer, je größer die Entfernung ist. Wäre es möglich, daß wir das Abfeuern einer Kanone 42,000 Meilen weit sehen und hören könnten, so würden wir das Abfeuern sehen nach einer Sekunde sehen, während der Knall erst nach 11 Tagen unser Ohr erreichen würde.

Sowohl Licht wie Schall sind nachweisbare Wirkungen einer Bewegungsursache und von Unterschiede, daß der Schall viel langsamer geht. Viele Sterne mögen vielleicht schon seit Jahren am Himmel entstanden, aber die Lichtwellen haben nur den Raum bis zu uns noch nicht zurückgelegt, um uns Kunde davon zu geben. Wie unendlich lange Zeit würden die Schallwellen gebrauchen, wenn sie denselben Weg wie die Lichtwellen von den entferntesten Nebelflecken zurückzulegen hätten, da diese bei ihrer fast 200000 mal größeren Schnelligkeit gegen 2 Millionen Jahre nötig haben. Wie viele dieser Gestirne mögen längst, schon vor Jahrhunderten untergegangen sein, obschon die Lichtstrahlen derselben noch zu uns dringen und noch Hunderte von Jahren die Orte bestrahlen werden.

Durch Newton's Berechnungen wissen wir, daß in dem Lichte, wie es von der Sonne, von brennenden oder glühenden Körpern ausgeht, Strahlen verschiedener Art gemischt sind, daß sie sich durch verschiedene Brechbarkeit und verschiedene Farbe unterscheiden. Die Größe der Brechbarkeit hängt mit der Schwingungsdauer eng zusammen. Durch die verschiedenen Brechungen zerlegen aber im Auge die verschiedenen Farben.

Ähnlich ist es mit dem Schall, denn Schallwellen von verschiedener Schwingungsdauer erregen im Ohr die Empfindung von Tönen verschiedener musikalischer Höhe. Ein Ton, der in gleicher Zeit doppelt soviel Schwingungen macht als ein anderer, ist des letztern höhere Oktave und je größer die Zahl der Schwingungen wird, um so höher wird der Ton. Der tiefste in der Musik zur Anwendung kommende Ton, das Subkontra-C, macht in einer Sekunde 16 Doppelschwingungen, während das fünf mal gestrichene C, welches 8 Oktaven höher liegt, 4096 Doppelschwingungen in einer Sekunde hervorbringen hat. So haben alle einzelnen Töne ihre bestimmte Anzahl Schwingungen zu machen und ein völlig reiner Klang kommt nach der Berechnung der Schwingungen der einzelnen Saiten und Töne ein Instrument ganz rein stimmen.

Betrachten wir die Schwingungsdauer der Lichtwellen, so werden wir finden, daß die langsamst schwingenden Lichtstrahlen rote erscheinen, daran schließen sich der Reihe nach orange, gelbe, grüne, blaue und violette an; letztere schwingen am schnellsten. Die Verschiedenheit der Schwingungen sind beim Schall viel verschiedener als beim Licht. Die hörbaren Töne umfassen mehr als 11 Oktaven, während das Schwingungsverhältnis zwischen dem äußersten Rot und Violett höchstens einer kleinen Oktave entspricht.

Während das Auge vor dem Ohre den Vorzug voraus hat, daß es die Richtung und Entfernung eines Gegenstandes, von dem die Lichtstrahlen ausgehen, genauer zu bestimmen vermag, so übertrifft das Ohr das Auge in der Unterscheidung zusammengesetzter Töne. Das Auge erblickt nämlich ein Licht, welches aus verschiedenartigem zusammengesetzt ist, in einer neuen scheinbar einfachen Farbe, und vermag nicht die einzelnen Zusammensetzungen zu erkennen.

Die sechs Farben Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett entsprechen den sechs Tönen der C-dur Tonart D E F G A H. Während nun unser Ohr sehr leicht den Ton E von der kleinen Terz D F oder von der doppelten Dissonanz D E F zu unterscheiden weiß, erscheint unserm Auge unter entsprechenden Verhältnissen das einfache Orange ebenso wie eine Zusammensetzung aus Rot und Gelb, oder aus Rot, Orange und Gelb. Es können wir es einem Weis nicht ansehen, ob es aus Blau und Gelb, oder aus Rot, Grün und Violett, oder aus allen fünf Farben zusammengesetzt ist.

Die Töne charakterisieren sich durch das Verhältnis, in dem sie zu andern Tönen stehen, denn wenn man sämmtliche Töne einer Melodie z. B. um eine Terz höher setzt, so behält die Melodie

durch ihren melodischen Charakter; wollte man aber bei einem Gemälde alle Farbe durch eine andere der Tonleiter entsprechende ersetzen, z. B. statt Roth Gelb, statt Orange Grün, statt Gelb Blau, statt Grün Violett, so würde ein eigenthümliches, buntes Potpourri daraus entstehen. Die Farbe hat einen absoluten Werth, der nicht erst durch das Verhältniß zu andern Farben hervorgerufen wird.

Der Raum gehemmt nicht, die so mannichfachen und mannichfachen Erscheinungen des Lichts und des Schalls bis in das Einzelne zu verfolgen. Viele wenigen hervorgehobenen Bilder sollen den Leser nur veranlassen, die wunderbaren und unendlichen Erscheinungen der Natur mit einem aufmerksamen Auge zu betrachten. Erscheint der Himmel Abends mit seinen Tausenden von Gestirnen uns nicht schöner und erhabener, wenn wir eine Ahnung haben von seiner Unendlichkeit, wenn wir wissen, wie wie unendlich großen Raum zwischen den kleinen funkelnden Sternen und unserer Erde liegt und wie jeder dieser goldenen Sterne, die nach Millionen zählen müssen, seine eigene, ewig bestimmte Bahn durchläuft? Erregt uns das Licht der Sonne nicht wärmer und erhebender ins Herz, wenn wir wissen, wie viele Jahrtausende erforderlich sind zu uns gelangen, ist uns nicht dadurch ein neues Gebiet der Bewunderung und Erhebung gegeben?

Die Töne der Musik dringen klangvoller in unser Ohr, wenn wir die Gesetze kennen, durch welche jeder einzelne Ton entsteht, wenn wir wissen, daß die Harmonie, welche wir bis dahin als des Menschen Werk ansahen, durch die Natur selbst nach bestimmten Gesetzen in die Töne gelegt ist.

Ja, ist es nicht die erhabenste Bestimmung des Menschen, tiefer und tiefer in die Geheimnisse der Natur einzudringen, tiefe mehr und mehr der eigenen Vervollkommnung entgegenzustreben, ohne jemals ein Ziel, einen Endpunkt des Forschens zu finden?

Die Natur ist das sichtbare Buch der Gesetze des Schöpfers, jeder sinnige, forschende Blick in dasselbe schlägt eine neue Seite in diesem Buche vor uns auf und auf jeder Seite entdecken wir ewige Wahrheiten. „In den ewigen Wahrheiten aber", sagt Frau von Staël, „findet der Mensch Hülfsquellen gegen vorübergehende Irrthümer." *Fr. Kinderich.*

Berliner Briefe.

V.

— Es oft ich mich auch an unsers Raucb vollendeten Schöpfungen erfreut habe, so ist es mir doch immer der größte Genuß gewesen, ihn selbst arbeiten zu sehen, eine Statue, die er allerdings nur andeutungsweise gestaltet. Der lebend Ungestaltete hat mich dann so gefesselt, daß ich mehr auf ihn als auf seine Kunstwerke gesehen habe, und sie habe, alle Gestalt mit dem großen Kopfe, von der Marmorhaud mehr als die Jahre hat Silberhaar aufgetragen zu haben scheinen, denn es ist in dieser Hülle verborgen und nicht gemahnt an die Herrlichkeit des Kleids, da er frisch und kräftig in seinem großen Arbeitskreise vor und hebt, den Meißel einsetzt, den Hammer mit prüfendem Blick und geschickter Hand schwingend, um vom Marmorblocke nicht zu mehr zu thun, ein herrliches Bild zu einer Statue!

Wer ist wie empfunden, welch ein tiefer Sinn der Natur liegt, zu sehen, wie dem todten Steine ein lebendiges Bild entwächst, der manche in das Atelier eines solchen modernen Phidias und sehe sich diesen durchdringen! Schon sind Jahrzehnte dahier hingegangen, als ich Rauch das erste mal besuchte und bei der Arbeit einer Victoria antraf. Der Eindruck ist unvergeßlich mir in mir geblieben. Die schwere, weißschimmernde Masse eines Marmorblocks lag vor ihm, aber mit erhobenen Schwingen rang die Göttin wie zum Flug: Kopf und Schultern waren fertig, auch die linke Hand, die den Lorbeerkranz dem Sieger entgegenhielt; alles Andere war nur aus dem daneben stehenden punktirten Modell erst zu erahnen, war Stein, roher, unansehnlicher Stein — jetzt steht diese Schöpfung seit Jahren in der Walhalla und als ich sie in dem schönen Tempel an der Donau wiedersah, da wußte ich, daß ich sie von Kindesbeinen an gekannt und geliebt hatte; daher war sie es, die mich vor allen andern fesselte, so mächtig wirkte jene alte Erinnerung mit!

Was hat mit jenem ersten Beispiel sein schaffender Genius nicht Alles erdacht, seine Hand gebildet! Der alte Fritz und Viele mit ihm können es erzählen, wie er sie in Ihren gefeiert, um sie in Marmor oder Erz zu verewigen. Als damals bei der Enthüllung seines Siegesdenkmals für Preußens König der Meister zur Seite seines Kunstwerks stand, die Hülle gefallen war und die Menge den alten Fritz mit seiner Krücke zu Pferd erblickte und ein Stück Siebenjährigen Krieges dann, als es laut jubelte, die Feuerschlünde donnerten, Trompetenstoß und Trommelwirbel, als ginge es zur Schlacht, ihn willkommenheißen, den seltenen König, doch zu Roß, was mag da sein Herz empfunden haben! Wie muß das Gefühl

Gedicht: „Ja bist du Mutter, bist du geschaffen" seine Braut gelesen haben? Er kannte beide nicht. Als aber der Kanzler sich nahte, Rauch sein tiefes ernstes Gesicht, das aber die Menge entmutigte, entblößte, als der König ihn ansprechen wollte, da ist man Ihnen wie ein Dankopfer über seine Wangen rollen; so als ob Sie ihm, dem Manne, ein Geheimnis entrissen, es sich handelt wäre, da fühlte man Ihnen im eigenen und sah sie im hellen Tage — es war ein großer, glücklicher Tag.

Im Mai vorigen Jahres haben wir auch dem Denker einen gemeinsamen Besuch in Stein bei Nürnberg mit Overbeck gemacht — doch hat man Ihnen in der trauten Stube gelassen — Overbeck und Overbeck standen beisammen und nahmen von Dresden ab. Da sie so guten Humor über diesen Abschied zeigten, so gedachte Rauch auch unsrer Lage, wo von Berlinern „der Marschall Vorwärts" zahlreichen Besuchern von ihm gegeben wurde. „Ich war halb Mensch halb Ulk", erzählte Rauch; „so selig, wahrer Tag. Ich war hingenommen, denn man hatte die Nacht durch noch gearbeitet und Blut gut Kräuter bekommt. Kaum war die Hülle von der Statue abgenommen, als ich eine alt in einem grauen Mantel verhüllte Gestalt gewahr wurde, die Hand auf die Augen preßte, wie im innerlichen Schauen versunken vor dem Standbilde steht. Als ich mich ihr nahte, sah sie Hand herab, berührte die Arme und drückte mich ans Herz — es war Overbeck! Voll innerlicher Bewegung sagte er zu mir: „Wie oft habe ich dich nicht zur Seite gestanden und deinem Werke gelauscht! Ich bin mich nicht zu Hause, ich wusste der Erste sein, der hier dir meinen begrüße — so kam ich her, weg Arbeit und Arbeit. Die Thränen rollten ihm über die Wangen." „Nun steht er ihm wieder zur Seite" schloß Rauch, setzte tief von der Erinnerung einer merkwürdigen Szene bewegt, als ob sich Overbeck wirklich vor ihm befände, den er selbst einst auf der Stelle, wo er sprach, als Standbild neben wollte.

Der Sarkophag, den Rauch für Prinz August von Hannover gearbeitet, ist aus carrarischem Marmor antiker Qualität, in antiker Form, etwa sieben Fuß lang und drei Fuß hoch. Die Architektur besteht aus dem Fuße und Block des Postamentes und dem Kranze. Unter demselben gruppiren sich an den Ecken, dem Blocke selbst entwachsen, vier nackende Jünglingsgestalten. In Händen tragen sie Gefäßen, die von leichten faltenreichen Gewändern umflattert und schweren Herabgelassen das Gewicht zu tragen, um auf ihren Schultern den Sarkophag emporzutragen. In der Mitte des Sarkophags ist auf der einen Seite der Kamenschild, auf der anderen das hannoversche Wappen. Auf gehobenem Schilde das springende Roß, bewacht mit der Palme und dem Lorbeerzweig, während der Kamenschild Prinz August von Palmen und Eichenlaub umschlungen ist. Die obere Platte bildet eine Art Kuhebett und ist wie mit einer Purpurdecke überbreitet. Am Saume sieht man, als ob sie eingewirkt, die Inschrift „Prinz August, König von Hannover". Auch sind die einzelnen Buchstaben voneinander getrennt und nur durch Kranze und Blumen miteinander verbunden. Auf dieser Decke ruht die in carrarischem Marmor antike Qualität ausgeführte Statue des Königs, angethan mit dem Hermelin des Königsmantels, der aber so aufgeschlagen ist, daß man die Halsmuskelform mit den leicht ausgeführten Schnüren sieht, sowie die verschiedenen Orden, die seine Brust schmücken. Das Haupt ruht mit gekräuselten Haaren, wie schlafend auf einem Kissen. Da Rauch noch immer von dem im Leben gewinnenden Zuge gesprochen hat, so war der Totenschlafgeist nicht zu wünschen übrig; Alle, die den Leidenden gekannt, haben ihn hier wieder mit jener Energie, die von der Kraft Zeugnis ablegt, die er im Leben bekundet. Jene Hand, die eine Verfassung bekräftigte, aber auch durch Entlassung der sieben Professoren in der Hand der Verfassung zum Verderben der Erziehung Deutschlands zu einer öffentlichen Meinung wurde, ist nur halb vom Mantel bedeckt. Man erzählt, Prinz August hätte bei Lebzeiten sich eine so hingelegt und zu Rauch gesagt: „So werde ich auf meinem Monument liegen." Rauch motivirte diese Sage haben, daß der König damals, als er Rauch seine Absicht mitteilte, ihm gesagt, er möchte gleich von der ganzen Schaar ein genaues Maß nehmen für spätere Tage. Dies Denkmal kommt nach dem ganz in Marmor ausgeführten Mausoleum von Herrenhausen, wo bereits die Königin Gemahlin, Friederike, eine Schwester der Königin Luise von Preußen, auch von Rauch gearbeitet und in ähnlicher Weise ausgeführt, auf einem Ruhebette schlummernd, ruht. Das hat Ganze den Eindruck der Würde und des stillen Friedens macht, den keine Grabstätte mehr aufzuweisen, bedarf keiner Empfehlung.

Wie ist das Monument zum ersten mal [illegible] war es noch nicht ganz vollendet. Rauch hatte nur drei junge Leute arbeiten dürfen mit Hilfe und Eifer daran. Ist dennoch über all die tausend überraschenden Schwierigkeiten, die aus dem Wege des Verfassers ein Labyrinth, hat wahrlich Kunstwerk gegeben. „Es war es wahrlich", sagte Rauch, „obwohl allein diese Arbeit beweisen, wie mit der Hilfe die drei sich trefflichen Jünge einen Vorrath Arbeit und Mühe genug gefunden haben."

Unter den vielfältigen Gegenständen und Statuen seines Ateliers gingen und betrachtete der verschiedene Entwürfe an, die Rauch zum Denkmalsdenkmal gemacht hat. Bekanntlich hatte König Friedrich Wilhelm III. den Gedanken, Blücher zu seinem Denkmal zu bestimmen. In seiner Art wollte er seine Liebe haben, da, wie er gesagt haben soll: „Sein Leben Ihm nicht ganz genug gewesen wäre." Friedrich Wilhelm IV. [illegible] wollte auch ein seiner Größe entsprechendes Denkmal. So sieht man denn von einer früheren Idee an das Monument durch verschiedene Phasen gehen und gleichsam mit den Jahren wachsen, bis es endlich in dem riesig ehernen Denkmal, wie es heute vor uns steht, seine Vollendung erhielt.

— Zuweilen allgemeinen wird unserer Zeit der Beruf für religiöse Malerei abgesprochen. Einen Beweis für diese Ansicht liefern allerdings die Transparentgemälde, welche seit einer Reihe von Jahren während der Weihnachtszeit in der Akademie der Künste ausgestellt werden. In den ersten Jahren wählte man classische Gemälde der Italiener, Spanier, Deutschen, und der Erfolg war ein außerordentlicher; seit drei Jahren versucht man es mit eigenen Compositionen und macht, wenigstens in den Augen der Kunstverständigen, wenig Glück. In diesem Jahre ist man zu den Alten zurückgekehrt und der Erfolg war der frühere. Die Wirkung eines solchen Transparentbildes, in Beleuchtung und Colorit dem alten Oelgemälde ziemlich genau nachgeahmt, ist nicht nur eine wirklich künstlerische, sondern eine augenblicklich sogar unglaublich höhere als diejenige, die das Original selbst macht. Auf die Dauer würde der Eindruck freilich herabsinken.

Unter den sechs diesmal ausgestellten Bildern waren das erste, die Verkündigung Mariä, nach Moritz von Schadow und Amberg gemalt, das dritte, die Anbetung der Hirten, nach Overbeck von Richter, und das vierte, Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, nach Provenzali von Eich — von zauberischer Wirkung. Die ganze Ausstellung [illegible] hatte drei Mitglieder des Comité's [illegible] — hatte einen wohlthätigen Erfolg, der Gewinn war ein sehr beträchtlicher.

Ich möchte noch auf zwei andere auffallende Phänomene sprechen, meine Verwunderung z. B. bei dem handwerksmäßig vom ersten Theaterdirektor in Berlin gelobten „Hamerow" von Meyer in Berlin haben, während bei dem bewunderungswürdigen Talente Gerhardts und Menzels und einiger Anderen über die gelegt werden, daß ich bei mir gewissen Namen heute nur auf etwas andere Weise verbinden zu können glaube, auf die nächstsprechenden — Zeichnungen und Schauspielhaus.

Der absurde große Beifall des Publikums an den Darstellungen Devrients [illegible] wie eine Naturerscheinung, dem Publikum gegenüber erscheinen, daß man das Urtheil [illegible], um Interesse an Lust zu gewinnen und der Beifallsruf des Publikums nachzuformen. Es war sogar sehr anerkennenswerth und [illegible] Intendanz, in der Erwägung einer augenblicklichen Gereiztheit, ob der Kampf [illegible] durch Entfernung aufzuheben, ganz gelassen [illegible]. Jetzt aber, wo all diese Gründe nicht mehr vorliegen, ist die Intendantur auf die Meinung gekommen, dieselbe ohne Weiteres gänzlich streichen zu dürfen, lediglich weil sie einem Genuß für die Kasse beeinträchtigen hofft.

Wäre unser Theater ein kaufmännisches Institut, und Actien mit Dividende gegeben, so wäre es zu begreifen und verzeihlich, daß man trotz der aufgeregten öffentlichen Meinung in seinem Egoismus verharrte. Hier aber, wo es unter königlicher Munificenz sich um einen ideellen Tempel des hohen Drama's handelt, kann und darf es nicht der Egoismus sich einschleichen und ein Uebel stand nicht fortdauern. Man denke sich jetzt ein Schauspielhaus, wo nicht eine Saite erklänge, wo es öder als in der Kirche hergeht! Es gibt Stücke, wo die Musik geradezu in den Zwischenacts als Vermittlerin der aufgeregten Leidenschaft auftreten muß; die Töne sind es, die dem Geiste erst die Stimmung geben, ihm die Welt der Dichtung erschließen, zu Gedanken und Gefühlen, wie wir sie eben nicht von Haus, vom Geschäft mitbringen, anregen können. Wer kennt nicht die Macht, welche in den Tönen ruht! Wie machen sie unwiderstehlich und empfänglich für die ernste, für die heitere Muse! Musik gehört — und wäre es keine und einzelne Bevorzugung — entschieden als Ur- und

Wesentliche alles Denkens und Fühlens auch in ein Schauspielhaus. Ich nenne es unbegreiflich, wie man, einen Irrthum nicht deutlich eingesehen, das Publikum vieles Geschrei bemerkt? Die Zwischenakte sind jetzt unerträglich. Es gewahrt das sich allmälig entwickelnde dumpfe Gemurmel der sprechenden Menge an eine Versammlungsmenge und zerreißt jede Spur einer Illusion des Kunstschönen, anstatt sie, von den Wellen der Musik getragen, in und zu heben, zu stärken, für alles Folgende vorzubereiten. Hat man denn bei dieser Maßnahme nicht an die tief innerliche, seelische Verbindung in Ton- und Wortsprache gedacht? Es ist wahr, daß das Publikum, anstatt aber die geringe Kraft der Musiker über ein normal gewähltes Maß hinaus, allerdings oft durch Lärm seinen Unwillen so lange kundgab, bis die wenigen armseligen Musiker verstummen mußten. Zur Sache natur, anstatt sich zu fügen, das das Publikum berechtigt sei, in einem königlichen Theater eine nur Gleichmaß geschickte, reiche Zwischenaktsmusik zu verlangen und diesem Verlangen auch Achtung von denselben in gebührender Weise nachgekommen — kann man sie gründlich verstummen.

Mochten auch wir doch durch diese Zeilen beigetragen haben, daß endlich aus unserm Schauspielhause diese beklemmende Lücke, die sich jeden Abend empfindlich macht, verschwindet! *)

*) Neuerdings hat sich in der Schlesinger'schen Musikzeitung „Echo" auch Franz Liszt gegen die Zwischenaktsmusiken im Schauspiel ausgesprochen. Von dem Verfasser der Zukunftsmusik, die bekanntlich das Drama ganz und gar zu verschlingen verspricht, ließ sich ein solches Votum erwarten. Was wir in Nr. 3 der „Unterhaltungen" gegen Ferdinand Hiller über diesen Gegenstand sagten, würden wir gegen Franz Liszt nur wiederholen können und vielleicht auf Das, was wir schon dort als Musikers Selbstverleugnung bezeichneten, mit etwas schärferen Accenten zurückkommen müssen. Doch lassen wir Herrn Dr. Schneider in Bielefeld, einen gewiegten Aesthetiker, sprechen, der uns über diesen Gegenstand Folgendes schreibt:

„Natürlich ist bei einer dramatischen Naturdarstellung diese selbst die Hauptsache und die übrigen Künste können, um den Abend zum Genuß zu erhöhen, allerdings nichts weiter als treue Dienerinnen und Schauspielkunst dienend zur Hand gehen. Aber dient nicht auch die Malerei, wenn sie — ich spreche nicht von den Dekorationen — schon auf dem Vorhange wie an den Seitenwänden des Hauses den ganzen Apparat einer dichterischen Idealwelt in mythologischen Gruppen vor die Anschauung stellt? Denke man sich den wohltönenden Zusammenklang des Musikstücks hinweg, nachdem der Vorhang gefallen ist; denke man sich die nothwendige Zeitpause nun wirklich als vollständige Leere, mit nichts als Geplauder ausgefüllt — müßte es nicht sein, als würfe man aus der reinen Höhe der tragischen Kunst in dem Gebiete des Gebildeten, auf dem schönen Boden einer Lustwandlung in das weite Gebiet einer zerfahrenen und leidigen Unterhaltung durch? Folgte nicht die nackteste Prosa, die häßliche Erfahrung auf die glühende Erfassung des poetischen Worts? Hier tritt die Musik als poetischer Beistand, als poetischende Stimmung ein und erhält uns mannigfaltig in der Sphäre der Kunst überhaupt, erhält uns auf einer ähnlichen Höhe, als in welcher uns das Schauspiel selbst erhalten hat. Die Aufgabe ist hier ein ganz paralleler mit derjenigen, die für im sinfonischen Sinne übernimmt. Auch hier darf es kein Moment der Pause, keine Lücke, die Verdacht langweilen Momente eintreten; wir fühlen uns belangt und verletzt, wenn durch irgendwen Verziehen einmal eine Pause entstanden, in der gar nichts gesprochen oder gespielt wurde. Wenn das Publikum aus sich, befriedigt die Komponisten nach Empfindung. Und im Theater ist das plötzliche Stocken eines Tonstückzusammenhanges der Theaterpause entfernt. Der Verlauf der sinnlichen Handlung kennt nur die geistige Organisation der Zuschauer, wieder gewisse Gesetze und Notwendigkeiten wirkt. Diese in wenigen mit entsprechender Weise ausgefüllten ist keine Kunst geeigneter als die Musik. Das Drama wendet sich an die geistige Seite unseres Wesens, in den Pausen muß uns zum Gegengewicht etwas Sinnliches geboten werden. Das Drama ruft alle unsere höhere Seelenfunktionen auf, der geistigen gehörenden Gefühle, die mit dem Verlauf der Szenen sich aufeinanderfolgende und auseinander Phantasie, hat mit den sinnlichen Momenten des Dramas sympathisierende Gemüthsbewegungen nach solchen Gefühlen verlangt unsere Natur etwas, wobei sie sich von diesem Drang angetrauten Anstrengung zu ihrem gelauben Empfindungsniveau herabstimmen kann. Das Drama zwingt uns ferner zur folgsamsten Schlankheit auf seinen fortschreitenden Gang, engt uns auf den Umfang eines bestimmten That ein, schleudert uns z. B. in eine vergangene Epoche der Geschichte zurück — auch hierauf will unserer Natur etwas haben, wobei sie sich der dem Geschwätz der Nachbars ungestörten Betrachtung hingeben und sich in ihren eigenen Gedanken und Empfindungen gehen lassen kann. Dies Alles vermag in dem Grade keine Kunst so wie die Musik. Nach der festen Bestimmtheit der dramatischen Worte, nach der gespannten Arbeit unserer begleiteten Gedanken, nach dem fortschreitenden Laufe der dramatischen Handlung, der wir in keinem Augenblicke ausweichen können, läßt uns die Musik mit Einem male frei und führt und gelind und erquickend in das weite, flüssige Gebiet der Innenwelt hinüber, das uns nicht von neuem wieder einen bestimmten geistigen Inhalt, nicht wieder die Anstrengung der Reflexion, nicht wieder die Eile der ruhelos fortstürmenden That zumutet, sondern uns gestattet, in der That nichts zu denken, in der That nichts zu empfinden, nichts zu wollen, nichts zu begehren, sondern uns der holden Gedankenlosigkeit und Träumerei hinzugeben und nach Belieben den sinnlich schönen Klängen zu horchen oder nicht. Gerade diese Freiheit, diese Willkür und Gedankenlosigkeit ist die Wohlthat der Zwischenaktsmusik; die Herren Hiller und Liszt haben das geheimste Wesen, ja den höchsten Zauber ihrer Kunst verkannt, wenn sie sich über deren blos dienstthuende Lückenbüßerei so aufgebracht zeigen."

Wir glauben nicht nöthig zu haben, diesen treffenden Worten noch etwas hinzuzufügen. D. Red.

Anregungen.

Persönliche Unsterblichkeit.

Daß wir auch dem Tode trotzen werden, ist bekanntlich die Hoffnung des Glaubens. Das Wissen hat diesen Glauben zu unterstützen gesucht und philosophische und naturwissenschaftliche Gründe dafür angegeben. Man wird die gelehrten Versuche darüber gründlich kennen

Eine gewisse Unsterblichkeit geht dann auf über in Allgemeinheit der unsern Hoffnungen teilt; aber man hat recht, in diese Unsterblichkeit keine rechte und selbst bejahende, ganz und selbst empfindende, was wäre sie? Die Kirche verspricht eine Unsterblichkeit [illegible] des Leibes und eine individuelle, geistige Persönlichkeit im Lohn der moralischen Bewährung, [illegible] und Philosophie, M. Drobisch, in der Idee zu retten gesucht

Sein Streben ist das der Monaden, die es Kants [illegible] nennt

Monaden und Atome sind Worte, die man bei dem jetzigen Kraft- und Stoffdünkel immer wieder hört. Sie drücken die Gewissheit des Satzes aus, daß Monaden dem Geistigen zum Gegensatz stehen, Atome dem Körperlichen

Durch das Wort Monadologie bezeichnet man bekanntlich das System Leibnizens, welches alle zusammengesetzten Dinge auf einfache Wesen oder Kräfte (Monaden) zurückführt, den Organismus als einen Complex von Monaden unter einer Centralmonade (der Seele) betrachtet und die ganze Welt als ein continuirliches, sich immer höher steigerndes Stufenreich von Monaden, das unter der Herrschaft Gottes, als der Monade der Monaden, steht. Dies Leibnitzische System beherrschte das ganze Zeitalter der deutschen Aufklärung, wie neulich Kuno Fischer in seinem trefflichen Werke über „Leibniz und seine Schule" (Mannheim, Bassermann, 1855) nachgewiesen hat. Christian Wolf, Reimarus, Mendelssohn, Winckelmann, Lessing, Herder, ja selbst noch Goethe und Schiller standen unter dem Einfluß Leibnizens. Nur unterschieden sich die erstgenannten Drei von den Folgenden dadurch, daß sie dem praktischen Leibniz von der Oberfläche abschöpften, während die Andern mehr in den theoretischen Leibniz eindrangen. Wolf, Reimarus, Mendelssohn gehörten der Aufklärung an, welche die Welt als eine zweckmäßige Maschine und Gott als einen soliden genialen Weltuhrmacher betrachtet, eine gewissen andern Annahmen gegenüber immerhin praktische und respectable Idee, doch Tieferes leiteten Winckelmann, Lessing, Herder, Goethe und Schiller aus Leibniz ab; z. B. das Verständniß für die individuelle Eigenthümlichkeit und für die gesetzmäßige continuirliche Entwickelung der Dinge. Goethe wollte Spinozist sein, doch Kuno Fischer macht mit Recht darauf aufmerksam, daß Goethe mit seinem poetischen Pantheismus das Kraftgefühl der eigenen Individualität, das Selbstgefühl der individuellen Eigenthümlichkeit verband und in diesem Punkte niemals ein reiner Spinozist werden konnte. „Man kann sagen, daß ihm nicht als einem Andern jener Begriff Leibnizischer Monaden angeboren war, der die absolute Eigenthümlichkeit der menschlichen Seele schützt und zugleich das Göttliche und Körperliche in Eins setzt. Auf diesen Begriff gründet sich die echt Goethe'sche Anschauung einer gesetzmäßigen, continuirlichen Entwickelung in allen Dingen, die es mit so hohem Ernst in Sternen, Pflanzen und Thieren verfolgt, und an eben denselben Begriff knüpfen sich seine Unsterblichkeitsüberzeugungen, die darin verwandter als die Leibnizischen waren, daß sie nur für die Ueberlebenden Gewicht eine einzige, persönliche Fortentwickelung annahmen." Goethe sagt:

Stirb und werde! Unsterblichkeit kann sie dir,
Wenn ohne Rast unsterblich nur?

Jetzt hat Leibniz dadurch wieder neue Bedeutung gewonnen, daß man der „Stofflichkeit" der materialistischen Naturforscher die Leibnizische Kraftlehre entgegengehalten hat, die nicht den Stoff, sondern die Kraft als das ursprüngliche Wesen der Dinge betrachtet und anstatt mit Materie und Atomen zu sagen: Die Kraft ist eine Eigenschaft des Stoffs, umgekehrt die Stofflichkeit für ein Product von Kräften erklärt.

Zu diesen Wiedererweckern der Leibniz'schen dynamischen Naturbetrachtung gehört nun auch M. Drobisch in Olmütz, der vor kurzem in seiner ganz allgemein verständlichen Schrift: „Das Wesen der Naturdinge und die Naturgesetze der individuellen Unsterblichkeit. Von M. Drobisch" (Olmütz, Hölzel, 1855) eine neue Monadologie im Grundriß vorgelegt hat.

Nach Drobisch „gibt es keinen Stoff. Die materiellen Dinge, auch die einfachsten und scheinbar leblosesten, sind selbstthätige Kraftwesen." Der Stein ist sonst „nichts als eine Summe oder ein Product von Kräften." „Die Dinge als Stoffe zu betrachten, welche erst einer Kraft bedürfen, um bewegt zu werden, oder als Stoffe, die mit den Kräften verbunden sind — ferner die Kraft als eine, wenn auch unabtrennbare Eigenschaft des Stoffs zu betrachten, als ob die Kraft nur an einem Stoff in die Erscheinung treten könnte, — ist ein Wahn, nicht geringer und dem Fortschritt der Naturwissenschaften hinderlicher als der, daß die Erde unbeweglich feststeht."

Drobisch betrachtet die Dinge nicht blos als physische, sondern als „vernünftige Kraftwesen", was er durch die Gesetze beweist, denen alle Kräfte folgen. Die Natur als Ganzes ist ihm ein Organismus, der als solcher ewig besteht, dessen Centralfactor unendlich geistige und physische Macht hat, der die ganze Welt durchdringt, durchherrscht und durchschaut und jedem einzelnen Factor seinen Platz und seinen Wirkungskreis anweist,

kann also in vollkommener Harmonie zum Ganzen zusammenwirken. Der Naturorganismus ist nur möglich durch das Zusammenwirken seiner Centralfactoren der Natur, ohne welchen das Leben der übrigen Factoren (Troßbach bedient sich überall des Ausdrucks „Factoren" statt „Monaden") nicht harmonisch wirksam gedacht werden kann. „Die Natur ist ein lebendiger Organismus, der sich selbst aus seinem Centrum und mit Selbstbewußtsein und Vernunft beherrscht, wie sich auch die einzelnen organischen Gebilde, die Mikrokosmen, von ihrem Centrum aus selbst beherrschen. Die Theile der Natur können zwar nur Theile überschauen, können nur beschränkte Erkenntniß, beschränktes Bewußtsein erlangen, aber die ganze unendliche Natur überschaut sich mit vollkommenem Erkenntniß und vollkommenem All-Bewußtsein." Der Centralfactor ist nach Troßbach nicht ein Zweites außer der Welt, sondern ihr selbstbewußtes, organisirendes, verbindendes Leben. Die Natur ist ihr sich selbst bewegende, nicht von einem äußern Geist oder Gott geschaffene Allmacht und Allvernunft.

Was nun die individuelle Unsterblichkeit?

Troßbach will sie daraus beweisen, daß die Eigenschaften jedes Factors unzerstörbar sind. Aus den Factoren des Gehirns kann nie Schweiß werden, aus dem Ich kann nie ein Du, aus dem einen Bewußtsein kann nie ein anderes werden. Die Zahl der bewußten Gebilde auf jedem Weltkörper ist eine beschränkte, im Laufe der Zeiten zu erschöpfende. Jeder bewußtseinfähige Factor wird durch Zeugung aus seinem unbewußten Zustande auf eine gewisse Zeit in den bewußten versetzt und kehrt nach Verlauf dieser Zeit in den unbewußten zurück. Es muß eine Zeit kommen, wo die durch Zeugung zum Bewußtsein erweckten Gebilde, da ihre Zahl erschöpfbar ist, schon einmal bewußt waren.

Die Unsterblichkeit besteht also nach Troßbach in diesem ewigen Kreislaufe der bewußtseinfähigen Factoren, in dieser ewigen Wiedergeburt, die jedoch nicht eine einfache, stets in sich zurücklaufende Bewegung, sondern eine fortschreitende sein soll. „Wir sind zu dem Schlusse berechtigt, daß die bewußtseinfähigen Factoren unsers Erdballs bei ihrer Wiederkehr in den bewußten Zustand zugleich auch in einen vollkommener organisirten und in einen vollkommener geistig ausgebildeten Zustand eintreten als der jetzige ist. Wem die Dauer des unbewußten Zustandes bis zu seiner Auferstehung zu lange dünkt, der möge bedenken, daß die Ephemeren, wenn sie Bewußtsein hätten, das Leben eines Hundes für ein unendlich langes halten würden; daß wir solche Eintagsthierchen sind den Jahrmillionen der Weltepochen gegenüber, und endlich, daß wir diese Zeitabschnitte vielleicht unbewußt durchwachen wie Schlafende, die am Morgen bei ihrem Erwachen nicht wissen, wie viele Stunden sie geschlafen haben."

Kant würde diese Unsterblichkeitstheorie vielleicht mit zum dritten Worte transcendent, d. h. den menschlichen Horizont überfliegend, abgefertigt haben; indessen wo der Glaube einmal feststeht, wo er, nicht etwa von der Kirche, sondern aus einer in uns sprechenden kategorischen Imperative willen zu einer gewissen Zuversicht erhärtet ist, da werden immerhin diese und ähnliche „Demonstrationen" ein Sandkorn mehr — wir sagen nicht am weiten Meere, sondern im Sturmesglanze unserer Hoffnungen und Träume sein.

Das „Töchter-Album".

Diese Monatsschrift, herausgegeben von Thekla von Gumpert, macht, wie wir hören, in Familienkreisen Glück. Von der Herausgeberin ist gemüthvoll und heiter „Das Sperlingsnest" erzählt. Von Laura Rudelle und andern Damen und Fräulein der Jugend bietet sich manches Launige und Gemüthliche Beitrag.

Was dies Journal vor andern Jugendzeitungen auszeichnet, ist der größere Ernst und bessere Wille, wirklich Nützliches und Gutes zu leisten; denn die meisten derartigen Unternehmungen sind reine Buchhändlerspeculationen, wo die Redacteure nicht genug Abwechslung und Spannung bringen können, sodaß man den jungen Leser gewöhnlich schon durch ein Titelkupfer, auf dem man einen Ertrinkenden, ein Haus in Flammen oder ein vom wüthenden Thiere zerfleischtes Kind sieht, auf die interessante Folge von Reisebeschreibern begierig zu machen versucht. Das Journal des Fräuleins von Gumpert ist mit weit weniger ängstlicher Rücksichtnahme auf die Verlegergeschäfte redigirt und daher minder bunt und unruhig; die Mitwirkenden dürfen sich gehen lassen, können mit Liebe bei der Aufgabe, die Kinder zu unterhalten und womöglich ihnen nützlich zu werden, verweilen, ohne an den Effect im Buchladen denken zu müssen. Die einzige Schwäche, die man tadeln könnte, ist das Herauskehren der an sich sehr huldvoll gewährten Protection hoher Herrschaften oder solcher Geister wie Alexander von Humboldt, den überall und immer anzubringen eine wahre berliner Krankheit ist. Was soll Alexander von Humboldt's Fürwort für ein Kinderjournal?

Wahrnehmung.

Guter Freund, du bist so außerordentlich gemüthlich! Ich weiß auch, warum. Du glaubst, deine Klugheit verbergen zu müssen. Närrischer Kauz! Du bist gemüthlicher als du weißt und selbst die harmlose Maske, die du, um nicht zu schlau zu erscheinen, vornimmst, ist ganz und gar deine wahre Natur!

Für die Schillerstiftung gingen beim Herausgeber ferner ein: Von Agnes H. in P. A. (Postzeichen Bercnt) 5 Thaler. Von Georg Schirges in Mainz 3 Thaler. Durch K. Warrenburg von einem Kreise von Schillerfreunden im Gute Orlowo zu Wreschen als erster Beitrag 10 Thaler.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 17.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Das gespenstische Haus.

Von A. von Sternberg.

Ich habe schon im ersten Bande meiner „Erinnerungen" berichtet, daß in dem Hause von Justinus Kerner in Weinsberg es gleichsam zum Hausgebrauch gehörte, daß die Gäste am Abend sich versammelten und daß in diesem Kreise bald diese, bald jene Erzählung auftauchte, deren Charakter ein mysteriöser und deren Inhalt oft ein unauflösbares Räthsel war. Der Wirth des Hauses gab den Ton für diese Mittheilungen an; er ging voraus mit einem düstern Schattenspiele dieser Art und sah es gern, wenn er recht zahlreiche Nachfolger hatte. An dem Abende, von dem ich gerade spreche, befand sich ein reicher Gutsbesitzer aus Kurland, ein Major von W., in dem kleinen Gesellschaftskreise und als die Reihe an diesen Herrn kam, theilte er folgendes Erlebniß mit:

Auf der Straße nach Mitau, und zwar auf der Strecke Wegs, die bereits seit einer Anzahl Jahre nicht mehr befahren wird, befand sich noch gegen Mitte des ersten Viertels unsers Jahrhunderts ein alterthümliches Gebäude von wunderlichem Ansehen. Es hatte geschwärzte Mauern, einen thurmartigen Giebel und zwei Erker nach beiden Ecken zu; dabei stand es einsam, von einer Haidefläche umgeben. Die Stürme, die vom Meere kamen, fuhren über das schadhaft gewordene Schindeldach dieses Hauses und verfingen sich in den Gängen und in den untern geräumigen Hallen jenes innern Baus. Ich weiß nicht, welch ein industrieller Unternehmer aus einer der Nachbarhütte auf den Einfall gerathen war, das Haus zu einem Absteigequartier für Reisende einzurichten. Einige Jahre hindurch diente es auch in der That diesem Zwecke. Ein kleiner Garten wurde mit nicht geringer Mühe angepflanzt, dessen Reste noch sichtbar waren in einer Bank von Stein, einer Bildsäule von Sandstein und zwei verkümmerten Kugelakazien, die ihre Schatten über die Haide warfen. Als das Haus ein Gasthof war, wollten die Reisenden einen seltsamen Spuk daselbst wahrgenommen haben; nämlich regelmäßig um 12 Uhr Nachts wurden sämmtliche Klingelzüge im Hause in Bewegung gesetzt und zwar so stark, daß der Lärm, den dies verursachte, unten bis in den Keller hörbar wurde. Anfangs waren die Kellner und der Gastwirth nicht wenig in Verlegenheit, wenn diese abenteuerliche Erscheinung eintrat; später gewöhnten sie sich daran und zuletzt war es ihnen ein Zeichen, daß Alles im Hause in Ordnung und in seinem gehörigen Gange war. Nicht so die Gäste, die sich nicht beruhigen konnten über etwas, das sie sich nicht zu erklären wußten; denn man hatte natürlich alle Mittel angewendet, die gespenstischen Klingelzüge zum Stillstand zu bringen; doch vergeblich. Ebenso wenig war eine zweite unerklärliche und unbehagliche Erscheinung zu bannen gewesen; nämlich zu gewissen Zeiten, gewöhnlich bei Eintritt der Dämmerung, wo es bereits in den hochgewölbten Corridoren völlig dunkel geworden, ließ sich der Tritt eines

Menschen hören, der langsam daherschritt oder vielmehr wankte, sich in Pausen an die Wand zu lehnen schien, um Kräfte zu sammeln, seinen Weg fortzusetzen, und sich dann auf dem Absatz einer Treppe verlor, die nicht mehr gebraucht wurde und in einen der Keller führte, die sich wie unterirdische Hallen im Fundamente des Hauses ausdehnten und zu einem Gebrauch gedient haben mochten, den man jetzt nicht mehr bestimmen konnte. Vielleicht war zur Zeit der Hansa das Haus ein Waarenmagazin gewesen, vielleicht auch ein Sammelplatz für geraubte Schätze der Piraten, welche die Küste unsicher machten. Der gespenstische Tritt ließ sich nur in diesem Theile des Hauses hören, in keinem der andern Gänge, deren eine große Anzahl war.

Ich war, so erzählte der Major, von Jugend auf ein Liebhaber von gefahrvollen oder wenigstens abenteuerlichen Unternehmungen. In meiner Vaterstadt hatte ich die alten Burgen durchklettert, weil ich hoffte, Schätze zu finden, da ich doch nichts weiter fand als Schutt und Trümmer oder, wenn das Glück gut war, ein Bündel gestohlener silberner Theelöffel und Kannen und sonstiges Geräthe, das die Liebe hier in Sicherheit gebracht. Kaum hatte ich also von dem verlassenen Gasthofe gehört, als ich sogleich beschloß, mein bequemes Absteigequartier in einem der besuchtesten Hôtels mit einem wüsten, unheimlichen Raume in jenem Hause zu vertauschen. Mein Diener mußte mir behülflich sein, meinen Koffer, in welchem sich die nothwendigsten Kleidungsstücke zum Nachtanzuge befanden, sowie den Apparat, um mir den Thee zu bereiten, hinüberzuschaffen. Es war dies bald geschehen. Eine Art Castellan, der in dem Hause ein Stübchen innehatte, das er in Gesellschaft eines großen, wolfsähnlichen Hundes bewohnte, empfing mich an der Schwelle des Hauses und führte mich in den bewohnbaren Theil desselben. Ich erhielt ein großes gewölbtes Gemach mit der Aussicht auf den Garten und mit einer nothdürftigen Möbeleinrichtung versehen. Ein großer runder Tisch stand in der Mitte und auf diesem befand sich eine Sanduhr und — eine Bibel, Beides für einen Gasthof sehr ungewöhnliche Dinge. An der breiten Wand, gegenüber den zwei hohen erblindeten Fenstern, stand ein Canape von alter Form und auf drei Füßen; der vierte, abgebrochene Fuß war wie eine Art Verzierung über dem Sitz an der Wand angebracht. Ein Gemälde hing an der einen Seitenwand, welches das Urtheil des Paris vorstellte und mit lebensgroßen Figuren prangte. An dieses Zimmer stieß ein Alkoven mit einem Bett, das mit vergoldeten Füßen und einem alten Seidenvorhange prangte, aus dessen Innerm jedoch ein schlechter Wollsack und eine zerrissene Matratze, mit Stroh gestopft, hervorsahen. Das Bild alten Hochmuths und jungen Elends oder früherer Pracht und jetziger Verlassenheit und Verkommenheit.

Es war noch hell genug, um einen Blick auf die Halderfläche zu thun, die sich endlos vor dem Fenster, das sich mühsam und nach Beseitigung zahlloser Spinngewebe öffnen ließ, ausdehnte. Es war ein trostloser und die Seele mit Bangen erfüllender Anblick. Nirgends eine Straße, auf der ein rüstiger Fußgänger daherschritt oder ein Wagen sich bewegte. Die Figur aus Sandstein, die irgendeinen Gott darstellte, der zum Schutz der Gärten oder der Felder bestimmt war, gewann in der bereits herabsinkenden Dämmerung ein unheimliches Leben; auch auf der Steinbank ließ sich der Nebel in formlosen Gebilden nieder und mit etwas Phantasie begabt, konnte man bald eine im bauschigen Reifrock sich spreizende Matrone, bald einen kränklichen alten Herrn im Pelzrock dort sitzen sehen. Auch die zwei Kugelakazien spielten ihre Rollen und wurden bald zu Thürmen mit schönen Kuppeln, bald sanken sie zu kleinen, seltsam geformten Hügeln zusammen. Ich schloß das Fenster und ließ Licht ins Zimmer bringen. Der Tritt meines Johann schallte wie kleine Kanonenschläge im Gange wider und die zufallende Thür am Ende desselben machte ein Geräusch, ähnlich dem Donner einer niederstürzenden Lawine. Indessen befand ich mich ganz wohl. Mein Theekessel siedete, mein aromatischer Thee ließ in blauen Wölkchen seine durchweichten Blätter ausdusten, mein türkischer Tabak glimmte in dem von rothem Thon geformten Kopfe und die Bernsteinspitze glitt in behaglichen Zwischenräumen zwischen die Lippen, die sich begierig zu ihrem Empfange öffneten. Ein französischer Roman lag vor mir aufgeschlagen und bildete mit seinen leichtfertigen Bildchen einen Contrast zu der alterthümlichen Sanduhr und dem Buche der Bücher. Es schlug 10 Uhr. Da ich bis gegen Mitternacht zu wachen mich entschlossen hatte, so lagen noch zwei lange, einsame Stunden vor mir. Eine Weile hielt ich's aus, dann fing ich an, mit einem gewissen zärtlichen Blicke mein Lager zu betrachten, das mit Hülfe einer vom Gasthofe mitgenommenen Matratze und meines Reisemantels auf dem dreibeinigen Sopha so einladend, als es unter diesen

Umständen möglich war, von Johann vorzüglich vorgerichtet und zubereitet worden. Auch er war der Ansicht gewesen, daß ein Gefühl sehr erklärbarer Ehrfurcht mich abhalten mußte, den Thron des Himmelherrn zu besteigen, das seine düstere Herrlichkeit in der Nähe des Alkovens entfaltete. Die Blicke, die ich auf mein Lager richtete, wurden immer gierlicher und verlangender; zuletzt war ich nicht mehr im Stande, dem Gespräch der Heldin eines Romans mit dem Helden zu folgen, obgleich dieser interessante Wortwechsel eine Liebeskatastrophe vorbereitete, und ich schlug mit einem gewissen Nachdruck das Buch zu. Um mich wach zu erhalten, durchsuchte mein Auge jeden Winkel des Zimmers, mit dem besten Willen, etwas Auffälliges und die Aufmerksamkeit Reizendes zu entdecken; allein ich entdeckte nichts. Die einförmige graue Tapete mit ihren Flecken und Rissen wiederholte nur, in kleinem Raum zusammengedrängt, die unendliche Oede der Haide draußen und der Gott unten in Sandstein fand ebenfalls kein Seitenstück in diesen Göttinnen und in diesem Schäfer; Alle waren auf gleich vielen Hölzern, tief und von der Zeit zugrunde gerichtet. Ich nahm das Licht und betrat das Schlafgemach. Wer hatte in diesem Raume zuletzt übernachtet? Welche Hand hatte diese Vorhänge geschlossen und wieder geöffnet? Eine nervenschwache Dame, die in die Bäder reiste, oder ein prosaischer Handelsreisender mit seiner Kiste mit Probecigarren oder seinem Ballen mit Tuchmustern? Gleichviel, sie hatten Beide eine schlechte Nacht gehabt. Doch was sah ich über dem Bett? Eine Klingelschnur. Ich erinnerte mich jetzt, daß diese kleine Glocke sammt ihren Mitschwestern den gespenstischen Lärm verursachte, um deswillen ich eigentlich in dieses düstere Haus gekommen war; ich beschloß daher, sie im Auge zu behalten. Die Schnur belah ich mir genau, auch den Zug, wohin sie ungefähr führte; es konnte dies kein anderer Raum sein als die untere Halle, die früher, als der Gasthof noch seinem Zwecke dienstbar war, der Aufenthaltsort der Hausbedienung sein mochte. Von der Betrachtung der Klingelschnur zurückkehrend, betrat ich wieder mein Wohnzimmer, in welchem ich Johann fand, das Theegeräth abräumend. Ich ließ mich auf den Stuhl nieder und meinen alten treuen Diener mit einem aufmerksamen Blicke betrachtend, sagte ich: „Johann, was hältst du von Gespenstern?" „Gnädiger Herr", erwiderte er, indem er mit dem Theenapfe vor mir stehen blieb, die Serviette auf dem Arme, „man kann hiervon halten Dieses und Jenes! Ich trete auf die Seite meiner Großmutter, die da zu sagen pflegte: »Lebe ehrlich, und der liebe Gott, selbst wenn er auch wollte, kann dir nichts zuleide thun.« Die alte Frau war die Witwe eines Viehhändlers, der nach Lisbau Geschäfte machte und der reich gestorben wäre, wenn die Juden an der Grenze ihn nicht frühzeitig übers Ohr gehauen." „Das nebenher, Johann", rief ich, „deinen Glauben an Gespenster will ich wissen!" „Gnädiger Herr, daß es in diesem Hause nicht richtig ist, kann als ausgemachte Sache gelten! Der Gastellan erzählte mir, daß Nachts 12 Uhr, und gerade in der Nacht, die dem heiligen Dreikönigstage vorangeht, eine Reisekutsche hier vorhält, aus der Leute steigen, ganz wie menschliche Creaturen aussehen, aber gleichwol verfluchte Schattenbilder sind, die in weiter Ferne in der Erde faulen und nur zum Schein und um hier ihren Spaß zu treiben auftreten und sich allerlei bestellen, was sie aber nicht genießen; denn einem Gespenst ist nicht erlaubt, die schöne Gottesfrucht in sein wurmgefülltes Maul zu stecken, sondern es muß nur thun, als äße und tränke es. Wenn solch eine Kutsche vorfährt, läuft Alles weg, was im Hause Leben hat, und man läßt das Grabesvolk allein und unter sich wirthschaften. Früh am Morgen ist dann Alles wieder verschwunden und sie sind abgezogen, ohne Zeche zu zahlen. Vorher klingeln sie und wollen bedient sein, und wenn dann, wie natürlich, Niemand kommt, so stoßen sie gotteslästerliche Flüche aus und das Pack fährt mit Gestank zur Hölle. Solche Reisende aber, wenn ich einen Gasthof hielt, verbät' ich mir schönstens und mit allem Respect; denn unartig muß man gegen Niemand sein, selbst gegen Solche nicht, die aufgehört haben zu leben, aber dennoch unter uns herumwandeln."

„Du hast Recht, Johann", sagte ich, „bleib' bei diesem Grundsatze, der hier im Leben deinen Beutel mit Trinkgeldern und dort drüben deine Seele mit vergnüglichen Empfindungen speisen wird!" Mit diesem Segensspruche entließ ich meinen treuen Gefährten in diesem verzauberten Schlosse und war nun wieder allein. Die Uhr schlug 11.

Ich war eingeschlafen. Ich weiß nicht, ob die gespenstischen Klingelzüge erschallten; ich weiß von keinem Dinge, wenn ich schlafe. So wenig war es mir gelungen, die ermüdete Natur zu bezwingen. Es mochte weit über Mitternacht sein, als ich aufwachte und im düstern Schein des Nacht-

lichts, das vor meinem Lager brannte, mich verwundert in der mir fremden Stube umsah. Ich mußte mich besinnen, wo ich war, und dieses Besinnen wurde mir schwer. Ich sah die graue Wand, die jetzt schwarz erschien, und indem mein schlaftrunkener Blick auf dieser Fläche hinirrte, vernahm mein Ohr Stimmen. Ich sah jetzt, daß zwei Gestalten in meiner Stube und nicht weit von meinem Bette standen. Vollständig überzeugt, meine Thür verschlossen zu haben, überfiel mich ein Grausen beim Anblick dieser Figuren, die mir Männer zu sein schienen, in einem Gewande, das meinem Gedächtnis nicht als weiblebekannt und täglich erscheinbar sich zeigte. Der Eine dieser Männer, der mir den Rücken zugekehrt hatte, trug ein seltsam gestaltetes dreieckiges Hütchen, dazu einen grauen Reitermantel, der ihm bis auf die Fersen niederhing; der Andere war mit einem runden Hute bedeckt und seine übrige Kleidung war mir durch die Schatten, die sein Nebenmann warf, verdeckt. Beide schienen geheimnisvoll miteinander und zwar sehr lebhaft zu sprechen; Keiner wendete mir seine Aufmerksamkeit zu. Aufgerichtet saß ich im Bett und starrte auf die unerwarteten und unwillkommenen nächtlichen Gäste. Es mochten fünf Minuten vergangen sein, da that es einen dumpfen Schlag auf den Fußboden und die beiden Männer entfernten sich, indem sie auf die graue Wand zuschritten und lautlos wie die Schatten in dieselbe verschwanden. Das Zimmer war wieder leer. Ich erhob mich vom Lager, ich zündete die Lichter an, ich untersuchte die Wand, nirgends war ein Ausgang bemerkbar; die Thür war verschlossen, wie ich sie selbst ins Schloß gelegt. Tiefe Stille herrschte im ganzen Hause; ich hörte das Ticken meiner Taschenuhr. In einzelnen Stößen trieb der Wind ans Fenster. Ich lauschte auf den Gang hinaus, ob ich dort vielleicht Schritte fortgehender Personen vernähme; doch es regte sich auch dort kein Laut. Dennoch wußte ich, daß ich nicht geträumt; ich hätte den Einen, der mir zunächst stand, zeichnen können, so lebendig war er mir vor Augen in seinem bis auf die Füße herabhängenden Mantel, in dem dreieckigen Hute, der hinten einen Büschel graues Haar am Hinterhaupte sehen ließ. Ich rief Johann herein. „Hast du geschlafen?" — „Nein, Herr, ich habe gewacht, so wie Sie befohlen!" — „Hast du auf dem Gange hierher Niemand vorbeigehen sehen?" — „Nein, Herr, keine menschliche Seele!" — „Alsdann hast du doch geschlafen, denn es sind zwei Herren in meinem Zimmer gewesen, die hier miteinander gesprochen haben; über was, weiß ich nicht." — Johann schwieg. „Damit ich die Wahrheit sage", hub er endlich an und spannte meine Neugier aufs höchste, „ich habe doch in dem Gange ein lebendiges Wesen verkehren sehen, und zwar sprang dieses Wesen den Gang wol drei mal auf und ab; aber es war des Gastellans schwarzer Kater." — „Schon gut, das hab' ich nicht wissen wollen! Du kannst wieder gehen, und zwar lege unsere Sachen zurecht, in den ersten Morgenstunden verlassen wir dies Haus!"

Ich verließ es jedoch nicht, ohne vorher noch ein mal die Beschaffenheit meines Zimmers genau untersucht zu haben; allein ich entdeckte auch jetzt nichts. Mein nächtlicher Besuch blieb ein Räthsel.

Drei Monate darauf kam ich dieselbe Straße aus meiner Heimat wieder zurück, indem meine Geschäfte beendet waren und ich der Verordnung gemäß meinen Paß hatte erneuern lassen. Es war erklärlich, daß mir mein Abenteuer von damals wieder einfiel und daß ich nicht unterließ, allerlei Erkundigungen, jedoch mit Vorsicht, über das verlassene Haus und dessen räthselhafte Bewohner einzuziehen. Niemand wußte mir Genügendes zu sagen. Am dritten Tage meines Aufenthalts in Memel begegnete ich auf der Straße einem Manne, den ich in Petersburg gekannt; es ist ein Arzt von Ruf, der früher eine große Praxis gehabt, jetzt aber sich in Ruhestand gesetzt hat und hier bei seinen Verwandten lebt. Wir freuen uns gegenseitig, einander wiederzusehen. Zufällig kommt das Gespräch auf meinen Gegenstand. Kaum ist das erste Wort darüber gefallen, als der Mann aufmerksam stehen bleibt, mich mit einem gewissen Lächeln ansieht, jedoch mit keiner Silbe meine Rede unterbricht. „Sie halten mich für einen Träumer!" rief ich, auf jenes Lächeln deutend; „Sie sehen mich ungläubig und zweifelnd an, aber ich kann Sie versichern, Das, was ich erlebt zu haben glaube, hab' ich wirklich erlebt und mein Glaube an das Dasein übernatürlicher Erscheinungen steht nun fest." — „Urtheilen Sie nicht zu früh", sagte mein Gefährte, „es kann sich für dieses Mysterium doch noch eine Erklärung finden; und zwar bin ich selbst im Stande, Ihnen eine solche zu geben." — „Wär' es möglich!" — Er sah mich nochmals lächelnd an und sagte dann: „Also Sie waren es, den ich damals im ungewissen Lichte der Nachtlampe und hinter dem verdeckenden Lichtschirm auf dem Lager aufgerichtet sitzen sah? Ich kann Sie versichern, Sie haben mir ebenso viel Schrecken eingeflößt als ich Ihnen. Welch ein

seltsamer Einfall war es auch, sich in dem alten verrufenen Neste einzuquartieren!" — „Nun ich meine", rief ich lachend, „der Einfall, durch verschlossene Thüren in ein Zimmer einzudringen, wo man nicht erwartet wird, ist nicht minder bizarr!" — „So hören Sie!" sagte er. „Ich besuchte dort einen Patienten, einen Geisteskranken, der mein Studium und meine Thätigkeit schon seit einem Jahre in Anspruch nimmt. Doch spreche ich von diesem Falle nicht und würde auch zu Ihnen ohne dieses wunderliche Zusammentreffen kein Wort von dem Dasein meines armen Kranken gesprochen haben. Es wird Dergleichen gar zu sehr für die müssige Neugier ausgebeutet. Doch Sie, der Sie eine Rolle in unserm Drama spielen, Sie dürfen natürlich über die Hauptperson desselben nicht im Dunkeln bleiben. Dieser Kranke nämlich ist Niemand anders als der ältere Bruder des Fürsten K.; Sie müssen ihn in den geräumigen Kreisen der Hauptstadt gesehen haben." — Ich erinnerte mich seiner dunkel. — „Schon damals galt er für einen excentrischen Kopf. Von seinem Bruder, wie er behauptet, um sein Erbe betrogen, lebte er in Zerwürfnis mit seiner Familie, verschwand eines schönen Morgens aus Petersburg und ward seitdem nicht mehr erblickt. Man nahm an, er sei todt. Ich, der ich den Mann in seinen guten Tagen gekannt, ich wollte an das Gerücht dieses Todes nicht glauben und setzte unter der Hand meine Nachforschungen fort. Sie führten lange zu keinem glücklichen Resultate. Ist ein Mann verlassen und im Unglück, wer fragt nach ihm? Seine Spur geht in der Wüste unserer Civilisation verloren; wir haben tausend Gründe, den Mann zu vergessen, von dem wir keinen Vortheil ziehen können." — „Sie sind Menschenkenner!" — „Endlich entdeckte ich, wo der Verschollene war; er befand sich im — Irrenhause. Als ich das Vaterland verließ, wurde es mir ein Leichtes, ihn aufzusuchen und mit ihm eine Reise zu machen, von deren Einflüssen ich viel Gutes erwartete. Mein Kranker gewöhnte sich an mich; es gelang mir, die Heilung zu bewirken; ja noch mehr, auch eine Aussöhnung mit seiner Familie. Auf der Rückreise begriffen, brach jedoch hier in Memel das Uebel in erneuter Stärke aus und ich mußte schleunig darauf denken, ihn ohne Aufsehen hier irgendwo unterzubringen. Das alte verrufene Haus erschien mir dazu wie geschaffen. Mit den Behörden war leicht ein Abkommen getroffen und im Uebrigen, wer nichts von uns zu erfahren brauchte, erfuhr auch sicherlich nichts. So gelang es denn, daß ich meine Cur unbehindert fortsetzen konnte; sie bestand darin, den Kranken von der fixen Idee abzubringen, die ihn eingenommen und die in dem festen Glauben wurzelte, er sei der Kaiser Napoleon, der sich hier in Memel vor seinen Feinden verstecken müsse. Sie sollen den sonderbaren Mann sehen und selbst sprechen. Ich werde Ihnen eine Audienz bei Sr. Majestät verschaffen."

„Das thun Sie", sagte ich, heiter gestimmt; „aber ich bin noch im Dunkeln über die Vorfälle in meinem Zimmer, und vor allen Dingen möchte ich wissen, wie —"

„Wie aus demselben verschwanden? Durch eine Tapetenthür, die Sie bei Ihren Nachforschungen nicht aufgefunden haben. Sie ist niedrig angebracht und man muß ein paar Stufen hinabsteigen, wenn man sie geöffnet hat. Mein Patient hatte gerade in jener Nacht einen heftigen Anfall seines Verfolgungswahns gehabt, er wähnte sich verfolgt, von Gespenstern umgeben, die den Befehl hätten, ihn durch Nacht und Nebel zu entführen, und aus diesem Grunde fand ich ihn, als ich eilig herbeikam, in Hut und Mantel zur Flucht bereit. Scheinbar mußte ich auf seine Einbildungen eingehen, und ich führte ihn jenen versteckten Gang; statt ihn jedoch ins Freie zu bringen, geleitete ich ihn in jenes Zimmer, von dessen derzeitigem Bewohner ich freilich keine Kenntniß hatte. Der Kranke hat Sie auch nicht bemerkt, und ich meinerseits nahm wol Kenntniß von Ihrem Dasein, war aber so beschäftigt, meinen Flüchtling wieder in Ruhe und in seine bekannten Räume zurückzuführen, daß ich keine Zeit fand, mich mit Ihnen einzulassen. So sind wir denn wie die Schatten gekommen und verschwunden, und daß Sie uns für Gespensterspuk hielten, nehme ich Ihnen durchaus nicht übel. Der dumpfe Klang, den Sie hörten, war ein besonderes Geräusch, das ich mit den Absätzen meiner Stiefeln hervorzubringen mich eingeübt habe und womit ich meinen widerspänstigen Genossen einzuschüchtern versuche."

Den andern Tag befand ich mich im Vorgemach des Kaisers, einer Audienz entgegensehend, die mir der erste Leibarzt ausgewirkt. Ein Päckchen alter Zeitungen trug ich unter dem Arm, dies stellte die Depeschen vor, die ich zu überbringen hatte, denn meine Rolle war, einen Kurier zu spielen, der geheimnißvoll von einem mächtigen Hofe abgesendet war und dessen Aufträge Eile hatten. Später habe ich mir Vorwürfe gemacht, daß ich in das Spiel dieser Täuschung gewilligt,

allein mein Führer gab mir zu verstehen, daß dies unumgänglich nothwendig sei und daß der letzte Versuch, den Kranken von dem eigentlichen Stand der Dinge in Kenntniß zu setzen, unfehlbar einen Ausbruch der tobendsten Wuth hervorbringen werde. So kam ich denn mit vielen Verbeugungen Sr. Majestät nahe, die mitten im Zimmer stand, die Hände auf dem Rücken und mich groß anstierend. Ich schwenkte mein Päckchen Zeitungen, er nahm sie mir aus der Hand, legte sie auf ein Tischchen neben sich, auf dem eine Karte und ein Schreibzeug sich befanden. Das Gespräch, das nun begann, war, ich muß es bekennen, wenig verschieden von dem, das der wirkliche Kaiser, in einer Situation wie die erträumte war, würde geführt haben. Es war von einer verlorenen Schlacht die Rede und welche Maßregeln der in die Flucht gedrängte Kaiser zu nehmen habe, um aus seinem Versteck gefahrlos hervorzubrechen und seine Wiedervereinigung mit seiner Armee und seinen Getreuen zu bewirken. Die Betrachtungen gingen ihren geordneten Gang. Ich wurde ausgefragt, wie stark die Hülfe sei, die der befreundete und im Stillen für ihn thätige Mensch ihm gewähren könne und welche Wege zur sichern Flucht offen ständen. „Denn", sagte Se. Majestät, „Sie werden beurtheilen, daß jeder Schritt aus meiner sichern Position hier heraus mich in Gefahren stürzen muß, die ich vermeiden muß, wenn nicht augenscheinliche Vortheile auf der Wagschale liegen. Ich kann Europas Schicksal und das Schicksal der Völker nicht leichtsinnig aufs Spiel setzen; ich habe erfahren, welche mächtigen Erschütterungen nur ein leiser Wink eines Fingers hervorbringt, deshalb lege ich mir selbst die höchste Bedachtsamkeit und Vorsicht auf." Nichts konnte weiser sein als dieser Ausspruch Sr. Majestät und der Leibarzt und ich gaben in respectvoller Zustimmung unsere Zufriedenheit zu erkennen.

„Ich bedaure", hub der Kaiser wieder an, indem er sein Hütchen als Zeichen der Verabschiedung lüftete, „Sie nicht länger sprechen zu können, die Königin Luise ist, wie ich höre, eben angekommen, und ich muß eilen, ihr meinen Besuch abzustatten. Die Briefe, die Sie mitgebracht, werde ich lesen und den darauf passenden Bescheid ausfertigen lassen." Damit empfahl sich der große Eroberer, indem er mit einem Päckchen alter Zeitungen mit militärischen Schritten und in steifer Haltung das Zimmer verließ. Die Audienz war zu Ende.

Ich folgte meinem Führer. Ich war wehmüthig gestimmt und, soll ich's bekennen, erschreckt, und zwar darüber, daß es der menschlichen Natur möglich ist, sich so maßlos in das Gebiet der Täuschung hineinzubegeben. Wo ist da die Grenze, wo das Wirkliche aufhört und ein seltsames, schauerliches, alle unsere Fassungskraft beengendes, unsere hochmüthige Vernunft demüthigendes Maskenspiel beginnt? Welch ein Gespenst ist nun Das, das eben diesen Raum verließ? Kann es noch auf den Namen eines Bruders und Nebenmenschen Anspruch machen? Ist nicht Alles von ihm abgeglitten, was gerade den Stolz, den Werth und die Bedeutung einer menschlichen Existenz ausmacht? Und dennoch lebet diese Larve ihr Scheinleben dicht neben dem meinigen ruhig und sicher weiter, und das mit einem giftigen Miasma gefüllte Gehirn arbeitet mit eben derselben Schärfe und Genauigkeit seine Functionen aus, wie es das meinige thut, dem noch die volle Gesundheit beiwohnt.

Dies ist die Erzählung, mein Herr, die ich Ihnen zu bieten die Kühnheit gehabt, wohl wissend, sie enthalte nichts, was in das eigentliche Gebiet, über dessen ungewisse und dunkle Grenzen wir die Untersuchung aufgenommen, einschlägt. Es ist ein Abenteuer seltener, aber nicht seltsamer Art. Ich möchte Ihnen aber bei alledem doch nicht rathen, sich in dem verlassenen Gasthofe einzuquartieren, denn ich kann Sie versichern, jene Nacht und ihre Schrecken, obgleich sie später ihre einhüllenden Schleier ablegten, sind mir noch jetzt in unbehaglicher Erinnerung geblieben. Als ich nach Verlauf mehrer Jahre wieder in diese Gegend kam, war der Arzt sowol als der Kranke verschwunden, der verlassene Gasthof jedoch von der Regierung angekauft und in ein Magazin verwandelt.

Der Major schloß mit diesen Worten seine Erzählung, und so sehr Kerner sich auch mit diesem Beitrag für seine Mappe schauervoller Skizzen und Zeichnungen nächtlichen Colorits zufriedenstellte, im Geheim, bin ich überzeugt, wünschte er doch, die spukhaften Ereignisse hätten sich nicht natürlich aufgeklärt.

Die erratischen Blöcke des Rhônethals.

Unter den Merkwürdigkeiten, welche ein Fremder in der Umgebung von Ver, im Canton Waadt, in Augenschein zu nehmen hat, findet sich auf der Adreskarte der Pension de l'Union auch der Bloc erratique soit Pierra-bessa aufgeführt und ich säumte nicht, ihn aufzusuchen.

Es ist ein aufrechtstehender Kalkblock von 10 Fuß Höhe, von oben bis unten mit einer klaffenden Spalte, breit genug, um einen Menschen durchschlüpfen zu lassen. Der Block liegt in einem kleinen Wäldchen, beinahe am Fuße eines Gypshügels von mäßiger Höhe, zwischen den Salinen Bévieux und Devens, sodaß sich auch dem flüchtigsten Beschauer die Ueberzeugung aufdrängt, der Stein könne, so wie er daliegt, weder von einem hochgelegenen Gipfel herabgestürzt, noch durch die außerordentlichsten Wasserfluthen dorthin getragen sein. Um so weniger bezweifle ich, daß gerade dieser Block und kein Nachbar, der ihm numerisch (nach Charpentier der größte bekannte Findling: 54 Fuß lang, 49 Fuß breit und 61 Fuß hoch) dem kürzlich verstorbenen Salinendirektor Charpentier, der ihn täglich von seinem Fenster aus sehen mußte, eine beständige Anregung gegeben hat, über die Ursache des Auftretens und der Verbreitung der Findlingsblöcke nachzudenken. Wie dem aber auch sei, — jedenfalls war ich sehr erfreut, seinen gewichtigen „Essai sur les glaciers et sur le terrain erratique du bassin du Rhône“ in der Kantonsbibliothek der Pension zu finden. Ich hatte dadurch den Vortheil, einen großen Theil der Erscheinungen, auf welche Charpentier seine Theorie begründet, an Ort und Stelle in Augenschein nehmen zu können.

Voran steht hier die zum Theil malerisch in einem Kastanienwalde gruppirte Anhäufung riesiger Granitblöcke, welche, 3—400 Fuß hoch über der Thalsohle, den Thalhang der Rhône von Monthey bis gegen Colombey in einer Längenausdehnung von einer halben bis drei Viertelstunden und einer wechselnden Breite von 3—800 Fuß bedeckt. Auch hier keine Möglichkeit, daß die Blöcke von dem Kamme des Bergs, welcher zur Triasformation gehört, herabgerollt sein können; der nächste Granit findet sich elf Stunden von dort in einem Seitenthale der Rhône, durch die hohen Bergzüge des Dent du Midi u. s. w. von dem jetzigen Fundorte getrennt. Auch hier also sofort die Frage: „Woher des Wegs, ihr Fremdlinge so hehr als kühn?“

Als ich einer Dame auf eine ähnliche, an mich gerichtete Frage kurzweg antwortete: „Vorweltliche Gletscher von ungeheurer Ausdehnung haben diese Blöcke auf ihrem Rücken fortgetragen und gelegentlich dort und anderswo fallen lassen“, — meinte sie ganz naiv: „Ei, da möchte ich doch eher glauben, daß diese Steine da entstanden sind, wo sie sich jetzt befinden.“

So sehr ich auch verwundert war, diese in unserer norddeutschen Tiefebene allerdings bei Laien vielfach verbreitete Ansicht auch von einer Schweizerin aussprechen zu hören, so hütete ich mich doch wohl, das schwere Geschütz geologischer Gründe gegen sie anrücken zu lassen, sondern begnügte mich mit der Gegenfrage: „Madame, wenn Sie in einem Garten, der nur Kirschbäume aufzuweisen hat, einen Apfel fänden, würden Sie geneigt sein anzunehmen: der Apfel sei freiwillig auf dem Raine entstanden oder durch irgendeinen Zufall von einem, wenn auch entfernten Apfelbaum dorthin getragen? Weiter, wenn es sich zeigt, daß solche Aepfel weit und breit nur auf einem Baume wachsen, würden Sie Bedenken tragen anzunehmen, der Apfel stamme von jenem Baume?“

Nun, die verschiedenen Gesteine: Granit, Kalk, Schiefer u. s. w. unterscheiden sich wenigstens ebenso bestimmt voneinander als die verschiedenen Obstsorten, und hat deshalb auch kaum je der mindeste Zweifel darüber geherrscht, daß die Findlingsblöcke von den Orten herstammen, wo auch jetzt das Muttergestein anstehe; die Frage drehte sich nur stets darum, wie und durch welche riesigen Kräfte konnten diese enormen Steinmassen dahin geschafft werden, wo sie sich jetzt befinden?

Die ersten Hypothesen wollten die Blöcke durch rasende Wasserströme fortgeführt wissen. Aber abgesehen von der Schwierigkeit, einen genügenden Grund für solche Strömungen aufzufinden, die bald durch ein plötzliches Zurücktreten des Oceans, bald durch die Erhebung der Ostalpen selbst, bald durch den plötzlichen Durchbruch großer Alpenseen, bald endlich durch ein ebenso plötzliches Schmelzen riesiger Gletscher und Schneemassen entstanden sein sollten, — widerspricht dieser Hypothese besonders der Umstand, daß die Blöcke zum Theil in beträchtlicher Höhe über der Thalsohle, ja bis zu 3000 Fuß hoch, an den Thalhängen gefunden werden. Soll aber die Geschwindigkeit des Wassers, welches die Steine wegführte, so groß gewesen sein, daß die Blöcke, förmlich darin schwimmend, vom obern Wallis über Genfer- und Neuenburgersee hinweggetragen wurden, so schwanken die desfalls angestellten Berechnungen zwischen einer Geschwindigkeit von 175 Fuß oder 354 oder gar 19000 Fuß in der Secunde, einer Geschwindigkeit, von der man sich eine ungefähre Vorstellung machen kann, wenn man weiß, daß eine Kanonenkugel etwa 1800 Fuß in der Secunde zurücklegt.

Ebenso wenig entsprechen die übrigen Hypothesen: Fortschleuderung durch Gaseruptionen, Fort-

führung durch Eisschollen auf einem das Hochgebirge rings umgebenden See, — Fortrutschen der Blöcke auf einer festen Eisdecke, die bei und nach der Erhebung der Alpen eine schiefe Ebene bildete u. s. w., den Thatsachen und Umständen, unter welchen die Blöcke nicht blos in der Schweiz, sondern auch am Fuß der Pyrenäen und in der norddeutschen Tiefebene gefunden werden. Es bleibt also nur Charpentier's Hypothese übrig: Fortführung der Blöcke durch ungeheure Gletscher, welche in der Diluvialperiode nicht blos die Thäler der Alpen, der Pyrenäen und der skandinavischen Gebirge ausfüllten, sondern auch, wenn auch in geringerer Ausdehnung, die Vogesen, den Schwarzwald u. s. f. bedeckten.

Es ist wahr, so sehr man sich auch gegen die Annahme eines Gletschers von 60 Stunden Länge bei 2—20 Stunden Breite und 2400—3000 Fuß Dicke (das sind die Dimensionen, welche der Rhonegletscher etwa haben müßte, wenn er die Blöcke vom oberen Wallis bis Solothurn und in die Nähe von Genf tragen sollte), sträuben mag, er allein ist im Stande, das Rollen, die unversehrte Erhaltung der Ecken der Findlingsblöcke selbst, sowie die, dieselben begleitenden Erscheinungen, als Moränen (Schuttanhäufungen an den Seiten und am Ende der Gletscher) Gletscherschliffe, Wasserrinnen leicht und ungezwungen zu erklären. Freilich gehört dazu, daß man mit Charpentier's Theorie über die Bewegung der Gletscher einverstanden ist. Die heutigen Gletscher sind nämlich in einem beständigen Fortrücken begriffen und tragen noch gegenwärtig Schutt und Steine (zum Theil von riesigen Dimensionen) die von den sie überragenden Felsen gelegentlich hinunterfallen, auf ihrem Rücken fort, um sie später theils seitwärts, theils am Fuße fallen zu lassen, wo sie häufig ganze Schuttwälle (Moränen) bilden. Dies ist eine Erscheinung, die keinem Zweifel unterliegt und mitunter zu der interessanten Bildung sogenannter Gletschertische (Steine auf einem Piedestal von Eis, welches von dem darauffliegenden Steine vor den Strahlen der Sonne geschützt wird) Veranlassung gibt. Streitig ist es aber noch bislang, ob es die eigene Schwere ist, welche den Gletscher auf der geneigten vom Thauwasser befeuchteten Fläche fortrücken macht, oder ob es die Ausdehnung des in die Gletscherspalten eingedrungenen Wassers durch den Frost ist, welche die Eismasse in den Richtungen fortschiebt (in die Dicke und thalwärts), wo sie den wenigsten Widerstand findet. Charpentier stellt der erstern Ansicht entgegen, daß das Bett mancher Gletscher nicht abschüssig genug sei, um ein Rutschen zu gestatten, während nicht abzusehen sei, weshalb nicht bei andern, die auf einer sehr geneigten Fläche ruhen, eine beschleunigte Bewegung eintrete, sobald einmal die Masse ins Rutschen gekommen. Die letztere Ansicht dagegen, daß die Triebkraft in dem allnächtlich eintretenden Gefrieren des, am Tage in die unendlich vielen Risse, Spalten und Poren des Gletschers eingedrungenen Thauwassers, zu suchen sei (von Charpentier u. a. dadurch begründet, daß alle durch Zufall in das Innere eines Gletschers gerathene Gegenstände nach und nach, durch die stete Erhebung der untern Eisschichten, bei gleichzeitigem Niedersinken der obern, wieder an die Oberfläche kommen), ist allein im Stande, den Transport der erratischen Blöcke zu erklären, da ein Gletscher vom obern Wallis bis zum Jura nicht Fall genug hätte, um durch die eigene Schwere durch den Genfer und Neuenburgersee hindurch fortzurutschen.

Müßte man nun annehmen, daß jener Rhonegletscher sich nur mit derselben Geschwindigkeit bewegt hätte wie heutzutage der Unteraargletscher, welcher nach Agassiz im Mittel jährlich etwa 240 Fuß fortrückt (in Jahren von mittlerer Temperatur schmilzt die Sonne den Fuß des Gletschers um ebenso viel zurück), so hätte mancher Wanderstein auf seinem Rücken 3—4000 Jahre gebraucht, um bis Solothurn und weiter zu gelangen. Da aber mit Grund anzunehmen ist, daß, je größer der Gletscher, desto schneller die Bewegung, so mochte auch ein geringerer Zeitraum zu einer solchen Reise genügen.

Aber woher nur gleich einen solchen Gletscher nehmen? Wodurch sollen hier und anderer Orten so ungeheure Eismassen entstanden sein, da es doch feststeht, daß im Allgemeinen das Klima auf der Erde in jenen vorweltlichen Zeiten, wo die innere Erdwärme noch groß genug war, um sich bis zur Oberfläche hin bemerklich zu machen, milder war als jetzt?

Das sind allerdings so ernste Fragen, daß ich mich gern der Antwort bescheide und Charpentier für mich eintreten lasse.

Er weist zunächst nach, daß es keineswegs die große Kälte sei, welche das Anwachsen der Gletscher begünstige, sondern daß es dazu nur einer Reihenfolge naßkalter Jahre bedürfe. Während der nassen Jahre von 1812—18 hatten sich alle Gletscher der Schweiz beträchtlich vergrößert und betrug die Vorrückung des Rhônegletschers während dieser Zeit 150 Fuß. Angestellte Berechnungen

haben nun aber ergeben, daß, mit Rücksicht auf die wachsende Geschwindigkeit bei zunehmender Ausdehnung des Gletschers, eine Reihenfolge von 774 solcher nasskalten Jahre genügt hätte, um den Rhonegletscher von der Mauerwand bis Solothurn vorrücken zu lassen. Den Grund für eine solche Folge regnerischer Jahre finden Charpentier nun in der Erhebung der Alpen selbst. Die harte Kruste, welche bis dahin in jenen Gegenden die Erdoberfläche bildete und in ihrer jähen Erhebung den Alpen ihre jetzige Gestalt gab, mußte, um das es kommen, bis tief zum beweglichen Innern der Erde hinab gespalten und zerklüftet werden. In diese Spalten und Klüfte stürzten sich die Wasser, welche sich auf der Oberfläche vorfanden, um alsbald als heißer Dampf wieder emporgetrieben und Alles weit und breit so lange in einen dichten Wolkenschleier einzuhüllen, bis sie abgekühlt als Regen herabfielen, um wieder in die Klüftungen einzudringen; — ein Wechsel, der sich so lange fortsetzte, bis sich durch Ablagerung und Verschlammung die Erdspalten füllten und den Boden der jetzigen Thäler bildeten. Innerhalb dieser Periode mußte eine Zeit kommen, wo die nächste Umgebung der Erdspalten sich durch den stets wiederholten Wärmeverlust bei der Verwandelung des Wassers in Dampf so weit abgekühlt hatte, daß dieser Dampf nur noch eine geringe Temperatur erhielt und deshalb, indem er zugleich die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die Erdoberfläche verhinderte, jenes feuchtkalte Klima erzeugte, durch welches das Anwachsen so riesiger Gletscher allein möglich war. Als später mit der Verstopfung der Spalten der Wasserdampf aufhörte sich zu entwickeln, näherte sich nach und nach das Klima dem heutigen und zwang die Gletscher, sich in die äußersten Winkel der Thäler zurückzuziehen. Ihr.

Unsere Fortschritte.

Versuch reiht sich an Versuch! Der Landwirth horcht auf den Botaniker und Chemiker; das Bedürfniß hat ihn umgewandelt; mit andern Augen betrachtet er die Scholle und der kundigern Hand dankt sie mit reicherm Ertrage. Vielleicht auch siehst du ihn nicht mehr gedankenlos und gleich schwerfällig hinter dem schwerfälligen Pfluge hergehen, menschlicher Erfindungsgeist hat ihm ein handlicheres Ackergeräth in die schwielige Hand gegeben; munter ziehen die Rosse aus; gleicher vertheilt sich der Same auf den wohlgepflügten Acker mit der schöngeregelten Furche, und schießt das Unkraut auf zwischen der Nutzpflanze, so hat auch da ein anderer Scharfsinn schon für eine Maschine zu rascher, gründlicher Entfernung gesorgt.

Schon vorher aber, bei der Bearbeitung des Bodens, hat ihm die Wissenschaft die besten Mittel gelehrt, wie er die jenem durch die Ernte entzogenen Nahrungsstoffe für das folgende Wachsthum ihm zurückzugeben vermöge.

Und sind dann Fleiß und Sorgfalt gesegnet, füllt sich der Scheune Raum mit den schweren Garben, so wird die Dreschmaschine ihm die mühsame Arbeit vieler Hände sparen und vom Getraide an Körnern doch wenigen verlorengehen lassen. So — um nur ein paar Züge aus dem reichen Gemälde unserer Fortschritte hervorzuheben — reicht die Wissenschaft auch hier dem Leben die Hand; und gelingt nicht Alles sogleich, was versucht wird, der Boden ist einmal gegeben und der Versuch selbst der Mann immer neuer und kein eigener Leben, denn nur die thätige, lebendige Kraft freut sich ihrer selbst.

Aber nicht allein eine und die andere fremde Pflanze mag sich deinem Auge auf dem sorglicher gepflegten Boden zeigen; nicht allein dein oder jene sinnreiche Maschine, deren Zweck sich unter ihrer Leistung ergibt; auch manches unbekanntere Thier hat vielleicht sich als neuer Gast unter den alten Hausthieren eingefunden zu vielfach nützlichem Gebrauche, und die frühern Bekannten selbst treffe du stattlicher, wohlbeleibter, fast möchte ich sagen zufriedener wieder.

Und in den Städten!

Läden an Läden mit prunkenden Schaustellern zeigen alle die tausend und tausend Gegenstände des Bedürfnisses wie des verfeinertsten Luxus. Vieles wird dein Auge locken durch den Reichthum seines Stoffs, den Geschmack und die Zierlichkeit seiner Form; von Manchem wirst du vergeblich seine Bestimmung dir zu enträthseln suchen. Auf den Straßen wogt ein reger Verkehr und scheint des Spruchs eingedenk zu sein: „Zeit ist Geld". Du wandelst über die Brücke. Dein Blick schweift hinaus über die im Sonnenlichte zitternde Wasserfläche. Ihre nächste Grenze ist ein fester schöner Kai. Auch hier Leben und Weben. Ueber die blinkenden Fluten gleiten Hunderte kleiner Fahrzeuge ab und zu; am Ufer ragen die Krahne empor und laden geräuschlos ein und aus, was fernen Ländern zugedacht ist oder von ihnen kommt. Und zwischendurch schaufelt sich schäumend und lange Streifen ziehend das Dampfroß der Fluten seine Bahn. Du gehst weiter in jene engen Gassen, wo das Gewerke aller Art vom frühen Morgen bis

zum ſpäten Abend die fleißigen Hände regt; du tritſt in eine und die andere Werkſtatt. Auch hier hat Neues Platz gegriffen, das die mühſame Arbeit erleichtert, unſäglichen Schweiß erſpart und endlich billig erſcheinen läßt, was du eben erſt in ſeiner zweckmäßigen oder geſchmackvollen Geſtalt in dem ſeltſamen Theile der Stadt da und dort bewundert haſt.

Endlich glaubſt du wieder hinaustreten zu können ins Freie. Da ſiehſt du, daß der alten Stadt ſich eine neue zugeſellt hat. Welch ſeltſames Ragen und Ziehen? Welch Gerüſte von Balken und Hämmern? Ein Wirrwarr aller Töne ſchlägt an dein erſtaunt Ohr; da ſteigen ungeheure Schlote wie ſchlanke Minarets in die Luft, da hämmert's und pocht's; da glühen die Oefen, da ſprühen die Funken, ächzt das glühende Metall, gewunden unter dem mächtigen Hammer. Hier ſieht ſich ein mächtiger Gewölbbau unter ſchwerem Stabeiſen zur ſpitzgiebligten Halle und ein haberfeldender Arbeiter hat wenig mehr zu thun als wohlluſtig den Gang der Maſchine zu beobachten; dort ſchneidet eine andere Maſchine dicke Eiſenſtäbe wie morſches Holz. Aus hundert einzeln gefertigten Stücken fügt ſich endlich ein wunderbares Werk zuſammen, dem wieder die Wiſſenſchaft gewaltige Kräfte dienſtbar gemacht hat und das du da drüben auf der glatten Eiſenſchiene als Locomotive lange Wagenreihen im Fluge dahinführen ſiehſt oder kaum du da und dort in anderm Dienſte begegneſt; immer aber als dem Vermittler unendlicher Fortſchritte auf allen Gebieten des Gewerbes und des Verkehrs.

Längs der Straße wandernd vernimmſt du ein ſeltſames Tönen, faſt wie von Aeolsharfen. Du ſiehſt nichts als einen oder ein paar Drähte, von Strecke zu Strecke von einfachen Stangen in der Höhe erhalten. An dieſem Drahte eilt in wunderbarer Schnelligkeit das geflügelte Wort von Ort zu Ort, von Land zu Land, von Welttheil zu Welttheil, in der freien Luft wie hier, anderwärts in der ſalzigen Tiefe der Oceane. Es iſt überall zu erhaſchen, wo du es fangen willſt und fliegt wieder Tauſende von Meilen fort. Nicht die Kraft hat eine Grenze, nur der greifbare Träger und Leiter. Wenige Jahrzehnde erſt, daß des Forſchers Geiſt dem fruchtbaren Gedanken Geſtalt und Leben verliehen und ſchon ſpannen ſich die von dem elektromagnetiſchen Strome durchzitterten Netze über die Erde und alle Völker wetteifern in der Ausbeutung des Wunders, das doch nur natürlich und immer dageweſen, nur unerkannt und unverwendet war.

Da fällt dir auf weitem Plan ein ungeheures Gebäude ins Auge. Nicht Haus, nicht Palaſt zeigt es vor dir empor in rieſigen Dimenſionen und doch leicht in ſeinen zierlichen Säulen und Streben und Stäben, mit ſeiner Glasüberdachung und der Harmonie aller ſeiner Verhältniſſe. Selbſt ein großartiges Denkmal menſchlichen Unternehmungsgeiſtes, iſt ſein Inneres noch merkwürdiger. In den weiten Räumen hat die Induſtrie aller gebildeten Nationen, das einfachſte Gewerbe wie die höchſte Kunſt, ihre Erzeugniſſe niedergelegt, von dem unentbehrlichſten Bedürfniß des alltäglichen Lebens durch alle Stufen des Bedarfs bis zu dem verfeinertſten Genußmittel, dem koſtbaren Kunſtwerke. Ich begleite dich nicht durch dieſe endloſen Hallen, wo eine raſtlos fortſchreitende Welt ausgeſtellt hat, was heute den Inbegriff im Laufe von Jahrtauſenden entſtandener Bedürfniſſe, Entdeckungen und Erfindungen bildet.

Nicht viel anders als einem wie Epimenides Erwachenden möchte es mir und Allen gehen, die nicht gerade Neigung oder ſpecieller Beruf davor ſichert, wenn wir eine Zeitlang die Beſtrebungen und Erfolge unſerer Zeit auf dem materiellen Gebiete aus den Augen verlieren. Und doch iſt ihre Kenntniß für jeden Gebildeten oder vielmehr für Jeden, der ſich überhaupt nur in ſeiner Zeit zu Hauſe finden will, eine ſo unentbehrliche wie die verſtändige Theilnahme an jedem andern Gebiete menſchlicher Thätigkeit und menſchlichen Strebens. Ein vorwiegendes Moment unſerer Tage kann und darf unſerer Aufmerkſamkeit nicht entgehen; wir müſſen, dränge ſich auch nicht ſonſt ſchon die Nothwendigkeit vielfach auf, mit dem Geſammtleben der Menſchheit in allen ſeinen Ausſtrahlungen in Verbindung bleiben, uns über daſſelbe wenigſtens eine allgemeine Ueberſicht ſichern. Wen berührte nicht, was ſtündlich, täglich in ſein phyſiſches und, da es hierbei keine ſcharfe Grenze gibt, auch mannichfach in ſein geiſtiges Leben, Behagen oder Mißbehagen greift? Arbeitet ja dies Alles: Die Landwirthſchaft in weiteſter Bedeutung, ihre Verbeſſerungen und praktiſchen Ergebniſſe, Handel und Verkehr mit ihren Erleichterungen und fortwährenden Vervollkommnungen in Dampfſchiffen, Eiſenbahnen, Telegraphie u. ſ. w. die geſchicktere Hand des Handwerkers, die Speculation des Kaufmanns, der unerſchöpfliche Geiſt des Forſchers wie das praktiſche Genie des Ingenieurs am Ende nur an dem erleichterten und verfeinerten Bedürfniß, an dem Comfort und Genuß des Einzelnen! Jedes Jahr zeigt uns hierin neue überraſchende Fortſchritte, und wir ſind Dem Dank ſchuldig, der

uns in anregender, geistig belebter Form auch hierbei mit dem Leben und Treiben der Gegenwart in Verbindung zu erhalten, uns darüber eine klare, belehrende und anziehende Uebersicht zu geben weiß. *) C.

Französische Geschichtschreiber.

Wenn man von der Zeit nach Napoleon's Sturz gesagt hat: „Herein brach in Frankreich eine neue Flut, deren Wogen Geschichtswerke sind und deren Quelle noch lange nicht versiegt", so kann man in dieser Flut drei verschiedene Strömungen unterscheiden, die auf drei verschiedene historische Schulen hinweisen, welche man am passendsten als die philosophische, die erzählende und die fatalistische bezeichnet.

Die philosophische Schule sieht in den Annalen des Menschengeschlechts nur eine einzige That: die Entwickelung und die Emancipation des menschlichen Geistes. Sie forscht nach der natürlichen Verkettung der Ereignisse und sucht das Verborgene derselben auf, das sie auf allgemeine Ursachen zurückführt. Der Führer dieser Schule ist Guizot, aus dessen Werken wir vorzüglich die Principien und Tendenzen derselben lernen können.

Die erzählende Schule betrachtet Völker und Staaten wie Einzelwesen und sucht uns durch deren Charakter und deren Schicksale zu fesseln. Um jeder Epoche ihre Originalität zu lassen, redet sie selbst in den verschiedenen Sprachen der Jahrhunderte und verschmäht es nicht, alle kleinen Toilettenkünste der Geschichte aufzubieten, um unser Wohlgefallen zu erregen. Der geistige Chef dieser Schule ist Thierry.

Die fatalistische Schule ist eigentlich ein Zweig der philosophischen Schule, zu welcher sie sich verhält wie der Fatalismus eben zur Philosophie überhaupt. Die Anhänger dieser Richtung setzen als höchstes Princip eine historische Fatalität, welcher Menschen und Sachen willenlos unterworfen sind. Der Mensch ist nicht frei, sondern handelt in jedem Augenblick abhängig von den Ereignissen; was geschehen ist, das mußte geschehen und konnte nicht geändert werden. Der Führer dieser Schule ist Thiers, obwol er in neuerer Zeit sein Kind verleugnet hat.

Die Regierung Ludwig's XIV. war nicht zugleich bedeutend für die historische Kunst. Außer dem großen Werke Bossuet's trug sie keine besonders hervorragende Blüte. Das Zeitalter Ludwig's XIV. bietet einen Anblick von Ruhe und Behaglichkeit der Geister. Es scheint, als hätte Frankreich damals auf den errungenen Palmen ausruhen wollen, nachdem es zuerst einige Riesenschritte in der Neuzeit des Geistes gethan. Nie war ein Jahrhundert zufriedener mit sich selbst als das achtzehnte. Es verachtete die Vergangenheit nicht — denn diese ist eine große Autorität und zu jener Zeit achtete man Autoritäten — aber man erlaubte sich, dieselbe nach den Sitten der Gegenwart zuzustutzen. Die Geschichtswerke jenes Jahrhunderts tragen denselben Stempel, durch welchen man damals die griechischen und lateinischen Tragödien des französischen Theater entstellte. Doch die Geschichte fordert etwas Anderes als das Theater. Das Theater verlangt vom Dichter nur, daß er seiner eigenen Idee überall treu bleibt, die Geschichte aber verlangt Treue und Wahrheit der Darstellung, oft sogar gegen die Lieblingswünsche ihres Erzählers. Montesquieu war noch mehr Geschichtschreiber als Philosoph. Seine Phantasie ergötzte sich an dem bunten Wechsel der Ereignisse und der Menschen und sein tiefer Forschergeist suchte die Ursachen und Wirkungen der Handlungen auf. So gelangte die Geschichtschreibung des 18. Jahrhunderts auf ihren Höhepunkt bei Voltaire, in welchem sie alle Arten von Handlungen umfaßt, sowol die sichtbaren, materiellen wie die Schlachten und die Regierungsbündnisse als auch die moralischen, namen- und datumlosen, die sich in starre Grenzen nicht einschließen lassen und die dennoch nicht weniger historische Ereignisse sind. Dadurch verlor die historische Kunst viel von ihrem ursprünglichen Charakter. Früher beschäftigte die Erzählung der Thatsachen mit ihren äußern Umständen die Einbildungskraft der Leser; nun aber wurden die Facta zusammengereiht zu einem System und dadurch die Erzählung eben zur Nebensache — und diesen Charakter tragen alle Producte der philosophischen Schule von Hume, Robertson, Herder, Heeren an bis Guizot.

Die wissenschaftliche Erziehung Guizot's gibt den Schlüssel zu seinen historischen Arbeiten. Während seiner Studienjahre war er mit einem Lehrmeister verbunden, der mit den Geheimnissen der deutschen Philosophie innig vertraut war, und er-

*) J. J. Weber's mit Recht beliebter „Illustrirter Weltkalender" liefert uns in seinem ersten Jahrgange für 1856 ein wie oben gewünschtes Bild von sachkundiger Hand in seinen Rubriken über Landwirthschaft, Handel und Gewerbe, und rechtfertigt auch in dieser Beziehung, die von so unberechenbarem Einflusse auf alle Verhältnisse der jetztlebenden Generation und unsere gesammte Culturentwickelung geworden ist, seinen wohlbegründeten Ruf. D. Red.

langte auf diese Weise das heilige Streben nach den Grundideen, das ihn sein Lebelang beherrscht hat. Aus den Werken Kant's lernte er die Ideen höher stellen als den Begriff und dem deutschen Philosophen verdankt er seine Vorliebe für die Erforschung des Einflusses der Ereignisse auf die Gesammtentwickelung und seinen Widerwillen gegen die Sonderinteressen. Dabei fühlt er jederzeit die Nothwendigkeit, auf die Quellen zurückzugehen und seine Autorität als öffentlicher Lehrer der Geschichte auf die Zeugnisse der jedesmaligen Zeitgenossen zu stützen.

Um die Verdienste Guizot's gerecht zu würdigen, muß man seine Vorlesungen aus den Jahren 1828, 1829 und 1830 lesen. Während dieser drei Jahre trug er die Geschichte der europäischen und der französischen Civilisation vor. In diesen Vorlesungen entwickelte und erklärte er alle historischen Ereignisse von der Einwanderung der Franken bis zur Berufung der Generalstaaten mit einer unübertrefflichen Genauigkeit und Klarheit, aber ohne die Ereignisse selbst zu erzählen, die er, wie seine ganze Schule, überall als bekannt voraussetzt. Unumwunden sagt er seinen Zuhörern: „Wenn Sie die Geschichte nicht kennen, dann studiren Sie dieselbe; ich bin nicht da zum Erzählen, sondern zum Erläutern." Er zeigt die Beziehungen der Ereignisse untereinander, das Band, welches sie verknüpft, ihre Ursachen und ihre Folgen. Und dies ist wahrlich ebenso Geschichte wie die Erzählungen von den Schlachten und den äußern Angelegenheiten. Guizot weist hin auf die Ideen, welche den Ereignissen vorschweben und wie sie allmälig zur persönlichen und zur allgemeinen Entwickelung der Humanität führen. Es gibt nach ihm eine gemeinsame Civilisation des Menschengeschlechts, eine Bestimmung der Humanität. Die Völker führen von Jahrhundert zu Jahrhundert etwas mit sich fort, das nicht verlorengeht, sondern sich wie ein gutangelegtes Capital bis an das Ende der Jahrhunderte vergrößern soll. Aufgabe des Geschichtschreibers wäre es, wie die philosophische Schule meint, dieses unvergängliche Etwas zu sammeln.

In der „Geschichte der englischen Revolution" zeigt sich ein anderes Princip dieser Schule mit der größten Offenheit aus: das Princip der Unparteilichkeit. Guizot zeigt in der Darstellung und Trennung der Ideen und Leidenschaften, welche sich in der Führung der Revolution gefolgt sind, eine solche Sicherheit des Urtheils, eine solche Feinheit und Genauigkeit, daß sie uns auch bei einem so großen Historiker im ersten Augenblicke überraschen; aber seine Darstellung hat etwas Unheimliches, Unpersönliches. Er entwickelt mit seltener Geschicklichkeit die entferntesten Ursachen, die nothwendigen und die möglichen Folgen eines jeden Ereignisses, aber er nimmt keinen Antheil an den Dingen, die er erzählt, betheiligt sich weder an den Hoffnungen noch an der Verzweiflung seiner Helden. Mit Gleichgültigkeit zeichnet er die Fehler der legalen Partei des Gyffepats wie der revolutionären Presbyterianer, wie der politisch- und religiös-republikanischen Partei, und verräth weder Freude noch Schmerz bei allen wechselnden Schicksalen. Weder der Triumph noch die Unterdrückung des Rechts erregen in ihm ein Wort des Beifalls oder der Empörung, und ein wie großes Verdienst auch immer die Unparteilichkeit sein möge, so muß man sie doch nicht bis zur Verbannung jedes Mitgefühls treiben. Für reine Charaktere ist dies Uebermaß vielleicht ein Verdienst, doch den größten Theil der Leser wird es zurückstoßen.

Das historische Ziel dieser Schule spricht Guizot in der ersten Vorlesung über moderne Geschichte mit einer von seinem Meister Royer-Collard erfundenen Phrase aus (S. 28), in der die Weltgeschichte die Trösterin unserer Furcht vor der Vernichtung genannt wird.

Im reinwissenschaftlichen Gebiete sehen wir die philosophische Schule den strengsten Anforderungen genügen, aber man muß gestehen, daß sie bei weitem nicht soviel in der Erzählung leistete. Wie frei Guizot sich in der „Geschichte der Civilisation" bewegt, ebenso beengt fühlt er sich in der „Geschichte der englischen Revolution"; alle Ideen finden in ihm den zuvorkommendsten Denker, alle Thaten aber den unbeholfensten Erzähler, und dies ist nicht etwa eine Schwäche Guizot's, sondern eine Eigenthümlichkeit seiner Schule. Und gegen diese Eigenthümlichkeit erhob sich zuerst Augustin Thierry, der Gründer der erzählenden Schule.

Im Beginn seiner literarischen Laufbahn war Thierry eine Stütze der philosophischen Schule. Im Jahre 1817 hatte er Antheil an der Redaction des „Censeur européen", der wichtigsten und freisinnigsten Zeitschrift jener Zeit. Mit dem Hasse gegen die Militärherrschaft, einer Frucht der Reaction gegen das kaiserliche Régime, verband er einen gewissen Widerwillen gegen die englische Constitution, von welcher man damals eine schwache Nachahmung in der Charte hatte. Als er einst zur Feststellung dieser seiner Meinung in den Werken Hume's Stoff sammelte, erwachte in ihm der Gedanke, daß die Geschichte der Revolutionen Eng-

lands nur eine große nationale Reaction gegen die normännischen Institutionen sei — und diesen Gedanken sprach sein erster historischer Versuch im „Cenaeus“ aus. In derselben Zeit beschäftigte er sich mit einer zweiten historischen Idee, der von der gemeindlichen, communalen Revolution. Es schien ihm die Befreiung der Gemeinden etwas ganz Anderes zu sein, als was die Geschichtschreiber davon erzählten; er hielt sie für eine wirkliche soziale Revolution, für das Vorspiel aller jener, welche stufenweise den „dritten Stand“ erzeugten. Da sei, so meinte er, die Wiege der modernen Freiheit, und in dieser Revolution habe der Bürger sogar wie der Adel Frankreichs seine Geschichte und seine Ahnen. Geboren als Bürger wollte er seinem Stande den ihm zukommenden Antheil in der Geschichte verschaffen und mit peinlicher Sorgfalt die Spuren der wahren Constitution des Volks aufsuchen — er wollte mit einem Worte aus den alten Chroniken Geschichten sammeln, welche lebig wären, die Adern des Volks anzuregen. Was die Form seiner Geschichte anlangt, so nahm er sich vor, mit der epischen Kraft der griechischen und römischen Historiker die naive Färbung der Legendenschreiber und die ernste Würde der modernen Schriftsteller zu verbinden, aber bei alledem jeder Zeit ihre eigenthümliche Farbe zu lassen und jeder Epoche ihre Originalität zu wahren. Unter dem Einflusse eines solchen Plans wurde seine Erzählung zusammenhängender, ja nimmt sogar zuweilen eine locale und individuelle Färbung an. Thierry brauchte seine Bewunderung für Walter Scott nicht ausdrücklich auszusprechen, um uns auf die frappante Aehnlichkeit der Erzählungsart aufmerksam zu machen.

Vergleichen wir diese Eigenthümlichkeiten der erzählenden Schule mit der philosophischen, so wird es uns nicht entgehen können, daß sie sich zueinander verhalten wie das Concrete zum Abstracten. Guizot ist der Philosoph, Augustin Thierry der Romandichter der Geschichte — doch stehen Beide auf demselben Boden historischer Gründlichkeit. Die Lust zum Erzählen, welche diese Schule auszeichnet, hat in Wirklichkeit zu einer Reihe historischer Romane von Schriftstellern Veranlassung gegeben, welche dieser Schule angehören. Während die philosophische Schule das Epische der Historie immer mehr aufgibt, ist die erzählende Schule auf dem besten Wege, Frankreich endlich in einem Geschichtswerke ein mustergültiges Epos zu geben. Natürlich entfernt sich dadurch die französische Literatur immer mehr von dem seither ungelösten Problem einer allgemeinen Weltgeschichte und strebt in einer Reihe historischer Monographieen, deren Helden bald Menschen, bald Jahrhunderte, bald einzelne Ideen sind, vollständig zu zersplittern.

In politischer Beziehung ist Guizot Kosmopolit, Thierry französischer Bürger. Thierry hat die revolutionären Ideen in Scenen gesetzt und auf eine gleichzeitig philosophische und dramatische Weise den ganzen Mechanismus der Revolutionen enthüllt. Während Guizot einen starken Widerwillen gegen jede Intervention zeigt, gibt Thierry, der Erzähler oder Sänger der Gemeinden, seinen Werken allen Zauber eines Romans. Und der glaubende Enthusiasmus, mit welchem Frankreichs Jugend diese historischen Reform begrüßte, zeigte deutlich, wie die Mehrheit der Nation sich nicht für den trockenen Geist der philosophischen Schule entschied. Ein begeisterter Lobredner Thierry's sagt: „Seit ein prophetischer Geist mit dem Hauche Gottes alle Zeugen der Schöpfung und alle Opfer der Sündflut wieder zusammenrief, hat Frankreich keine so gewaltige Erhebung gesehen als die, welche der Verfasser der „Lettres sur l'histoire de France“ durch einige magische Worte über die unbekannten Helden der alten Communen erregte. Diese vergessenen, unter den Trümmern unserer Kirchen und den Grabsteinen der Friedhöfe begrabenen Menschenclassen erwachten plötzlich nach sechs Jahrhunderten zu einem neuen Leben auf den Ruf des »heiligen Sehers«, der ihnen seither gefehlt hatte.“ Die Provinzen, die Fürstenthümer und die Grafschaften, durch deren stufenweise Vergrößerung sich das heutige Frankreich bildete, die Städte, ja sogar die unbedeutendsten Ortschaften erhielten damals ihre eigenen Annalisten; und wenn diese Art Monographieen so lebhaften Anklang fand, geschah es nach der Ansicht Thierry's nur deshalb, „weil dies die einzige Art von Geschichtswerken ist, welche unsern Geist durch ein patriotisches Interesse fesseln; die andern mögen uns lehrreich, bewunderungswürdig erscheinen, aber sie bewegen uns nicht in solchem Grade“. Als Beweis der Popularität der Thierry'schen Werke will ich hinzufügen, daß nahe an 150,000 Exemplare derselben in Frankreich allein verkauft worden sind.

Die Speculation versäumte ihrerseits nicht, einen Erwerbszweig auszubeuten, welcher bei dem Publicum so leicht Eingang fand. Ateliers wurden gegründet, in denen allgemeine und besondere Geschichten Frankreichs gemacht wurden. Man begreift, welche Folgen derartige Uebelstände für die Geschichte haben mußten. Sie wurde allerdings

„populär", aber bald verließ sie die Grenzen der Wissenschaft ganz und gar und ging allmälig in dem Roman unter.

Das Gedächtniß der Völker ist nicht immer treu, es hat seine schwachen Stunden. Die außergewöhnlichen Ereignisse fallen oft in eine Art Vergessenheit, aus welcher sie erst viel später zu einer unvergänglichen Berühmtheit erwachen. So dachte Frankreich nicht an Ludwig XVI, solange es von Napoleon beherrscht war. Aber kaum hatte sich die letzte Seite des 19. Jahrhunderts umgeschlagen, als sich eine vergebliche, unruhige Gesellschaft nach der Vergangenheit sehnte, die ihr doch noch so nahe war. Diese Verwirrung mußte nothwendig das Studium der französischen Revolution erneuern. Eine Sammlung von Memoiren aus dieser Periode wurde veröffentlicht durch Schriftsteller, welche zur constitutionellen Opposition gehörten. Sie wurden mit einem wahren Heißhunger gelesen.

Unter der Restauration schrieben zwei junge Schriftsteller die Geschichte der Revolution mit aller Leidenschaftlichkeit der Jugend: es waren Thiers und Mignet. Diese beiden Freunde stellten sich auf den Gipfel des Bergs, dieses neuen Sinai, wie man ihn im Convent nannte. Hier sahen sie das Vaterland beständig in Gefahr und glaubten sich deshalb, zu zeigen, daß die Revolution [illegible] mußte, daß die Völker und die Personen keinen freien Willen haben, sondern Symbole oder Werkzeuge nothwendiger Ideen sind; daß Gutes und Böses Fortschritte auf der Bahn der Bestimmung sind. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

Man hat diesen beiden Geschichtschreibern den Vorwurf gemacht, den Lauf der Revolution nach einem solchen Gesetze der Fatalität geordnet zu haben, und bezeichnet deshalb ihre Schule als die fatalistische. Was Thiers betrifft, geht diese Doctrin mehr aus der Erzählung als Reflexion hervor — dennoch findet sie sich in seiner „Geschichte der Revolution" einige mal rückhaltslos ausgesprochen; ich erwähne nur der Stellen I, S. 84 und I, S. 100. Doch ist sie auch an hundert andern Stellen nur so wenig verborgen, daß die Decke, gerade wie ein dünner Atorschleier, mehr verräth als verbirgt. Thiers erzählt und folgt mit großer Lebhaftigkeit den Phasen der Revolution; er erläutert sie mit so viel Klarheit, Wahrscheinlichkeit und Tiefe, daß man stark versucht wird, sie unvermeidlich zu nennen. Von da ist kein großer Schritt zu machen, um die Menschen zu entschuldigen oder gar zu bewundern, welche in den einzelnen Phasen auf dem Schauplatze gestanden haben, und wenn wir nicht sehr aufmerksam sind, läßt uns der Geschichtschreiber uns unverwerflich machen. Seine Erzählung ist oft einfacher, als die Sachen in Wirklichkeit waren; nirgend trägt er den wirklichen Hindernissen, der Erbärmlichkeit und den Verbrechen Rechnung nach Gebühr: auch sind gewisse blinde und strafbare Menschen nicht so gezeichnet, wie sie es verdienen. Und unter solcher Decke verbirgt er jene Doctrin.

Mignet dagegen gebraucht auch diese leichte Hülle nicht. In seinem ersten Werke über das Feudalsystem sagt er schon bei Gelegenheit der frappanten Aehnlichkeit zwischen dem Ende der zweiten und dritten Dynastie: „Diese Analogie von Ursachen und Wirkungen ist bemerkenswerth und beweist, wie sehr die Ereignisse sich mit Nothwendigkeit erfüllen, und bedient sich der Menschen wie blinder Werkzeuge, der Ereignisse wie Gelegenheiten; nicht die Menschen bestimmen die Handlungen, sondern die Handlungen leiten die Menschen." „So wird der Mensch nur eine Maschine in der Hand eines ungekannten Wesens, das nicht einmal mehr so wenig Spielraum für die Entfaltung ihres künstlichen Organismus hat, als Lamettrie's roher Materialismus dem Menschen einräumen wollte. Aber wie die Individuen, so behalten auch die Nationen jederzeit ihren freien Willen. Wenn sich auch die Entwickelungsstufen der Civilisation nach ewigen Gesetzen folgen, so bleibt doch die menschliche Freiheit mit ihrem Selbstbewußtsein nicht weniger und hat die Aufgabe, auf ihre Gefahr hin diese Entwickelungsstufen zu erreichen. Die Vorsehung wählt allerdings ihre Mittel, aber sie vertraut ihnen ihre Pläne nicht an und läßt sie ihrem eigenen Willen folgen. Es ist nur eine Schwäche der Geschichtschreiber, in ihren Helden solche Menschen zu sehen, denen Gott schon auf die Stirn geschrieben hat: Du sollst Cyrus sein. Die Vorsehung gestattet und erlaubt Alles, denn man muß nicht vergessen, daß Vorsehung nicht Vorausbestimmung ist, ebenso wenig wie ein durch Analogie im voraus errathenes Urtheil ein Vorurtheil ist." So haben viele Ereignisse der französischen Revolution einen so allgemeinen Charakter, daß sie wie nothwendige erscheinen; aber nichtsdestoweniger kann man überall Auswege finden, auf denen sich die Revolution wenigstens aufhalten ließ. Und in der That hat die philosophische Schule gegen die fatalistische die Beweisführung dieser Thesis übernommen, wie die „Geschichte Ludwig's XVI." von Droz und der von de Vaucourt herausgegebene Briefwechsel Mirabeau's darthun. Montalembert sagte in der Sitzung vom 14. Februar

1852 in öffentlicher Versammlung: „Die Folge der Unglücksfälle in der Revolution ist keineswegs die Wirkung einer unserm Willen überlegenen Fatalität," sondern die nothwendige und unvermeidliche Folge der zahllosen moralischen Verirrungen und der freiwilligen Verkehrtheiten der menschlichen Freiheit selbst."

Das Banner der fatalistischen Schule weht gegenwärtig in den Händen Lamartine's, dessen Freunde, ehe er seine „Geschichte der Girondisten" begann, laut verkündet hatten, daß die fatalistische revolutionäre Schule endlich einen Gegner finden würde, der im Stande wäre, die beleidigte politische Moral zu rächen. Aber auch er hat, Geschichte machend und Geschichte schreibend, bewiesen, daß die Menschen in großen Zeiten mehr aus Nothwendigkeit handeln als aus Freiheit.

Gustav Kanzler.

Anregungen.

Der Irrthum.

Es ist der Vorzug des Menschen vor dem Thiere, irren zu können. Denn frei, durch eigene Thätigkeit, nicht unter der bloßen Leitung des Instinkts, sollte der Mensch zur Wahrheit gelangen. Deshalb war auch der Verlust des Paradieses, wie Kant und Schiller sagen, ein Gewinn, denn mit diesem Verlust ging der Mensch aus dem Gängelbande des Instincts in die freie Selbstbewegung der Vernunft über und wurde so fähig, selbst aus sich Etwas zu machen, was die Natur aus ihm gemacht haben wollte. Das Recht des Irrthums verkennen nur Intoleranz, die Alles nach einer vorgeschriebenen „Wahrheit" maßregeln wollen.

Zu den ehrlichen Freunden der Wahrheit gehört auch ein viel angefeindeter, braver Pädagog der Gegenwart, Adolf Diesterweg, der in seiner sehr anziehend geschriebenen, bereits in fünfter Auflage erschienenen „Populären Himmelskunde" (Berlin, Enslin, 1853) besonders an der Geschichte der Astronomie nachweist, wie der Mensch durch Irrthum allmälig zur Wahrheit hindurchdringt. „Die Geschichte der Astronomie", sagt Diesterweg, „zeigt, wie das Wissen allmälig entsteht und sich von kleinem Anfange immer weiter und weiter entwickelt, wie es von einer Nation zur andern übergeht und zuletzt als Eigenthum der ganzen cultivirten Menschheit dasteht. Die Geschichte einer Wissenschaft ist die Geschichte der menschlichen Cultur."

Nach diesen einleitenden Worten zu den in Cap. X von Diesterweg gegebenen „Zügen und Andeutungen aus der Geschichte der Astronomie" lesen wir weiter: „Nicht die gerade, sondern die krumme Linie ist ein Bild der Geschichte einer Wissenschaft, folglich der menschlichen Entwickelung überhaupt. In keiner Periode fehlt es an Irrthümern mancherlei Art; natürlich treten sie in frühern Epochen häufiger hervor als in spätern. Aber sie fehlen in keiner. Zu vollkommenem Wissen bringt es der Mensch nicht, aber er schreitet fort, indem jedes folgende Geschlecht den Horizont der Menschen erweitert." „Irren ist des Menschen Loos, Mangelhaftigkeit sein Zustand. Irrthümer, einseitige Wahrnehmungen, falsche Schlüsse sind unvermeidlich. Wer den Menschen nicht irren lassen will, will ihn sich nicht entwickeln lassen. In die Irrthümer werden häufig ebenso lehrreich wie die Wahrheit. Der Weg zur Wahrheit geht in der Regel durch das Thor des Irrthums. Nicht auf Schienbahnen, nicht einmal auf geradem Wege wandert der Forscher. Falsche Scheine locken ihn in falsche Richtungen; hinterher erkennt man oft, daß sie sogar nothwendig waren, um den geraden Weg zu entdecken."

Diese Nothwendigkeit des Irrthums, um durch ihn hindurch sicher zu und gewisser zur Wahrheit zu kommen, ist, da sie natürlich nur praktisch verstanden werden kann, an einem Pädagogen besonders anerkennenswerth. In der Erziehung soll man die Kinder lieber eine Weile irren lassen, um sie aus sich zur Wahrheit zu führen. Es hat derselbe Pädagog vielfach dieses Princip der freien Selbstentwickelung und des Fortschritts durch den Irrthum hindurch jener Richtung unserer Zeit gegenüber zur Geltung gebracht, die dem Zöglinge alle Selbstthätigkeit ersparen und ihm die Wahrheit fertig vorlegen möchte. Die freie Selbstentwickelung aus dem Innern heraus, selbst auf Gefahr des Irrthums, hat Goethe in seinem „Wilhelm Meister" als die wahre Erziehungsmethode bezeichnet und als Vorbild Aller steht in dieser Methode schon Sokrates da, der bekanntlich die sich weise Dünkenden durch ihre Irrthümer zur Anerkennung der Wahrheit brachte.

Mit solchen Genien wie Sokrates und Goethe im Bunde darf Diesterweg wol auf den Sieg seiner viel angefeindeten, aber guten Sache hoffen. Wol nicht nöthig ist es, daß wir unsererseits eine Apologie des Irrthums nur in dem Bereiche gestattet haben wollen, wo es eben keine absolute, sondern nur eine individuelle Wahrheit gibt, aber da, wo das eigene Ringen des Wissens das gläubige Nachbeten des schon von Andern Gewußten oder — Geglaubten weit aufwiegt.

Russisches und Türkisches.

Unter fünf Bedingungen kann ein preußischer Offizier in die russische Armee eintreten.

Er muß 1) seinen Abschied aus der Armee und die königliche Erlaubniß zum Eintritt in russische Dienste beibringen; er hat 2) allen deutschen Rechten

zu entsagen und den russischen Unterthaneneid zu leisten, er muß 3) sich von vornherein jeder Bedingung begeben, die er etwa über die Art seiner Verwendung stellen könnte, er hat 4) zu versprechen, niemals wieder zurückkehren und aus dem russischen Unterthanenverbande austreten zu wollen, und endlich muß er 5) zu seinem Handelsgewinnen Unterhalt die Revenuen mitgebrachter und deponirter 5000 Silberrubel verwenden können.

Diese Bedingungen fanden wir in der Ferienreise eines preußischen Juristen: „Nach Konstantinopel und Brussa" (Berlin, Schneider & Comp., 1856).

Von Türkischem erwähnen wir die lebhaften Schilderungen über Bäder, Kirchengebräuche u. dergl., welche die von orientalischer Ueppigkeit und Pracht träumende deutsche Phantasie mehr befriedigen werden als die Schilderung von Konstantinopel und seinen Straßen, in welchen letztern Hunde und Geier die in Deutschland polizeilich bestraftesten Straßenkehrer machen.

Unsern deutschen Hausfrauen dürfte die Anleitung nicht uninteressant sein, nach welcher man in der Türkei den Kaffee kocht. Schon das Wasser wird mit Zucker süß gemacht, ehe es kocht, dann der sehr fein gemahlene Kaffee in das Wasser geschüttet und aufgekocht, und sowie das geschehen in die Tasse gegossen und dem Gaste überbracht. Der Kaffee ist stark und von vortrefflichem Geschmack, doch muß man ihn nur langsam und vorsichtig trinken, da die westliche Civilisation noch vergessen hat, in Konstantinopel Filzirr- brauel oder Haarsiebe einzuführen.

Der jetzige Sultan wird als ein Mann geschildert mit vollem, fleischigem, aber blassem, völlig ausdruckslosem Gesicht und vorgebeugter Haltung, die den Eindruck des Schlaffen und Uebelnahmlosen macht.

Den Auswanderungslustigen empfiehlt der Verfasser statt Amerika und Australien den Orient und zunächst Peru, von welcher Stadt er schreibt: „Ein Handwerker findet in Peru leichter Brod als in Amerika und Australien. Mit Ausnahme der Wohnungen ist das Leben in Konstantinopel billig. Fleisch und Brot kosten die Hälfte von dem in Berlin, Früchte, Gemüse, Wassermelonen sind noch billiger. Die Preise der Handwerksarbeiten sind höher als in Berlin und der geschickte Arbeiter der Beschäftigung sicher. Dabei hat er keine Scherereien mit Innung und Gewerbepolizei. Die Absatzwege, welche für den deutschen Handwerker und Kaufmann hier offenstehen, sind noch viel zu wenig bekannt und für Deutschlands Verkehr in dieser Richtung liegt noch eine Zukunft offen, die nicht groß genug gedacht werden kann."

Wir glauben im Sinne des Verfassers zu handeln, wenn wir auf seine Bemerkung uns beziehen, daß die Redaction der berliner „National-Zeitung" im Besitz der Adressen von Männern in Konstantinopel ist, die den dafür sich Interessirenden vollständige und zuverlässige Auskunft über jede Detailfrage geben können.

Eine Tischzierde.

Wir meinen keine be., sondern eine gedruckte Decke, ein Buch von geschmackvollstem Einband, von geistvollem Inhalt und, wie wir kaum hinzuzufügen brauchen, auch ein Buch mit Illustrationen.

Der Autor gehört schon zu den alten. Es ist Washington Irving. Sein Humor, die frische Darstellung, die ihm eigenen, treffend gezeichneten Charaktere bedürfen keiner kritischen Prüfung mehr; diese Vorzüge sind anerkannt. Irving und Cooper sind noch frei von der nur dem Himmel und den Prärien gewidmeten neuamerikanischen Romantik, der Onkel Tom's Hütten-, der Weite-Weite-Welt und Laternenwärter-Poesie. Es ist noch alte, abgelagerte amerikanische Waare. Irving kennt mehr als die Vergesellschaftungen von Boston, er war in England, Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland, besitzt eine durch Beobachtungen und Erfahrungen ihm gewordene Weltbürgerlichkeit, die sich im Auffassen und Wiedergeben der von ihm geschilderten Charaktere und Verhältnisse klar zutage legt. Immer weiß man bei ihm, daß man auf jene Charaktere stößt, die uns schon einmal im Leben begegneten; auf jene Situationen, in welchen wir mit bangem Herzen und sinnendem Kopfe schon selbst einmal uns bewegten, auf jenes Häuschen, das uns nicht fremd ist; jenes Zimmer mit den eigenthümlichen Einzelheiten, das wir schon selbst einmal betreten haben. Die Kirche, an die seine Darstellungen anknüpfen, hat keine numerirten Beichtstühle. Diese Kirche ist das menschliche Herz.

In einer Auswahl seiner kleinern Skizzen in trefflicher Uebersetzung hat ein junger, leider schon verstorbener Maler, Henry Ritter, Zeichnungen hinterlassen, die, nebst Zeichnungen von Wilhelm Camphausen, einem Koryphäen der neuen Düsseldorfer Schule, den Inhalt geschmackvoll illustriren. Das Ganze ist in einer deutschen und einer englischen Ausgabe in der Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig, jede zu dem Preise von 5 Thalern, erschienen; einem Preise, der im Verhältniß steht zu dem äußern und innern Werthe des Gebotenen.

Wahrnehmungen.

Lese man noch soviel einzelne Sprüche der Weisen, man lernt aus einem einzigen zusammenhängenden Werke eines Dichters oder Denkers mehr, was wir praktisch auf der Fahrt durchs Leben brauchen können, als aus allen Anderswo einer „Diätetik der Seele".

* *

Unmöglich ist es, mit Menschen zu leben, die nur Eins von Beiden, zerstören oder aufbauen können.

Schönheit des Maßes.

Leiden müssen das Herz von seinen Schlacken befreien,
In der Freude erscheint dann schon gefaßt der Juwel.

E. H.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 18.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Sgr.

Die Erfindung des Federhalters.

Von August Lewald.

Wenn man genöthigt ist, Handschriften zu entziffern, die gerade so aussehen, als ob Einer ein Stück Bindfaden in Tinte getaucht und mit zitternder Hand, in kleinen Abweichungen nach oben oder unten, über ein Blatt Papier hinweggezogen hätte, dann ist man gewiß von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Kalligraphie eine sehr nützliche und angenehme Kunst sei und daß ihre allgemeine Verbreitung eine Wohlthat für die Menschheit ist, indem sie die Augen schont und den Beschäftigten aller Art die Zeit erspart, die sie auf Entzifferung von Manuscripten unnöthig verschwenden müssen. Unter den vielschreibenden Nationen, Engländern, Franzosen und Deutschen, schreiben die ersteren nach einer Norm Das, was man eine „englische Hand" nennt; die Franzosen kommen ihnen darin ziemlich gleich, doch ist ihre Schrift nicht so gefällig für das Auge; wir Deutschen aber fahren in unserer Handschrift so regellos weit auseinander, daß man dabei auf traurige Weise an manche andere Zerfahrenheit in unserer deutschen Gegenwart denken muß und sich eines wehmuthigen Lächelns nicht enthalten kann, wenn man sich des Charlatanismus erinnert, der aus deutschen Handschriften deutsche Charakterzüge entziffern zu können vorgab und es vergaß, die schlechten Schreibmeister mit in seine Berechnung zu ziehen.

Von allen Handschriften kommt die, welche in Handelshäusern erlernt wird, der englischen am nächsten; die französische ist die ungelenkigste und die am festesten und sichersten ausgebildete ist die, welche man in Sachsen trifft. Diese sächsische Handschrift hat etwas von einer Urform behalten, die sich schon im Anfang des 18. Jahrhunderts in ganz Norddeutschland bemerkbar machte und von einem damals hochberühmten Kalligraphen ausgebildet und durch dessen weitverbreitete, in Kupfer gestochene Vorschriften zu einem Gemeingut gemacht wurde. Dies war Herr Hilmar Guras, den Seine preußische Majestät, der König Friedrich Wilhelm I., in seiner stets sehr praktischen Richtung, als Schreiblehrer seinem Kronprinzen gab, als den besten den er finden konnte. Bekanntlich hat aber der nachmalige König Friedrich der Große diese Absicht seines Vaters ebenso wenig wie so manche andere, die derselbe von ihm hegte, erfüllen wollen. Wer nach Hilmar Guras schreiben lernte, für Den war es unerläßlich, den Grundstrich und den Haarstrich streng zu sondern, und es genügte, wenn der Anfänger nur lauter m aneinanderreihte und dann durch ein leichtes Pünktchen oder einen Zug nach oben oder unten alle möglichen Buchstaben formirte, um die von Hilmar Guras als ersten Grundsatz verlangte Gleichmäßigkeit, Deutlichkeit und Einförmigkeit zu erlangen.

Allein was sind alle Regeln dem Genie, das, seinem innern Feuer gehorchend, in neue Bahnen drängt? Die ganze gebildete Welt führte ihre Federn seit einem Menschenalter in den geradlinigen, unwandelbaren Geleisen, die Hilmar Guras vorgezeichnet hatte und seine Vorschriften galten wie ehrne

Gesetze. Die Akten, Rechnungen, Tabellen, Handlungsbücher der damaligen Zeit waren mit einem steifen Lustre von Regelmäßigkeit und Reinheit überstrahlt, der nicht zu übertreffen war; allein dem Auge, das nach Schönheit suchte, entging es nicht, daß in der dahingeschwundenen Periode der unregelmäßigen Schnörkel eine wohlthätige Abwechslung und anmuthige Zierlichkeit geherrscht hatte, die leider nun für ewig verloren schien. Besonders bemerkbar machte sich dieser Umstand, wenn es sich darum handelte, ein zartes Billet an eine Dame oder einen galanten, einen dichterischen Erguß auf das Papier zu bringen. Dann war es trostlos, wie sich die steifen Linien gleich aufmarschirten Schwadronen auf dem Prepatinapapier ausnahmen, und das Herz schmachtete nach einer Schrift, die, seinen zarten Empfindungen entsprechend, in ihren Charakteren für die Ausdrucke, die sie sichtbar darstellten, nicht so durchaus unpassend erschienen wäre. Wer eine damals als meisterhaft anerkannte Vorschrift von Hilmar Curas gesehen, nach welcher man die verzierten Hauptbuchstaben des Alphabets erlernte und die in seiner praktisch sinnigen Weise so abgefaßt war: „Alle Beede Centner, Die Ein Fuhrmann Geladen Hatte u. s. w.", wird mir bestimmen, daß bei einer Liebeserklärung oder einer Einladung zum Balle diese Schrift durch ihre Steifheit den Schreiber zur Verzweiflung bringen konnte.

Dies fühlte ein junger Mann tief, dessen Schicksal ich hier erzählen will. Er nahm sich vor, als Reformator den steifen Gesetzen der Regelmäßigkeit zu stürzen.

Herr Bunzer trat nach einem kühnen Plane mit seinen Neuerungen auf. Er dachte nicht daran, der eingewurzelten Methode Concessionen zu machen und ihr erst nach und nach den Boden unter den Füßen wegzuziehen, um so zur Alleinherrschaft zu gelangen. Die Besonnenheit älterer Leute hätte dies wahrscheinlich für klüger erachtet und um desto sicherer einen günstigen Erfolg prophezeit; allein unser Mann war noch jung und dachte: Mit dem Kühnen ist das Glück im Bunde. Er trat gegen Hilmar Curas und seine Anhänger vernichtend auf. Da zu jener Zeit die junge Welt Zopfe trug und die abgelebten Männer sich durch Haarbeutel charakterisirten, so galt damals für Haarbeutel, was heutzutage für Zopf gilt, und Bunzer schleuderte der ganzen ehrwürdigen Zunft der Kalligraphen den „Haarbeutel" ins Gesicht. Die Feinde, die er sich dadurch machte, schätzte er nur gering. Er wußte, daß er über mächtige Verbündete gebieten konnte.

Bünzer war nicht nur jung, sondern überaus zierlich und verstand es, diese Vorzüge durch eine wohlberechnete Toilette zu heben und ins hellste Licht zu setzen. Seinen feinen Fuß umfing ein Corduanschuh mit aufgedrückten Patentschnallen, an seine schwellende Wade schmiegte sich ein weißer Strumpf, wie mit Tintenklecksen überstäet, den man Las chinoise nannte; eine Kniehose von gelbem Nankin mit lang herabhängenden Schleifen und Enden von weinem Florettband, vier übereinandergezogene Gilets à la Robespierre, mit monströsen Brustklappen von himmelblauer, gelber, scharlachrother und violetter Farbe, welche „Les quatre couleurs" genannt wurden und für jeden Elegant unerläßlich waren; ein perlgrauer, sehr weiter Frack, dessen Kragen über den Hinterkopf emporragte, auf dem sich, schief aufgesetzt, ein kleiner, zusammengeklappter Dreispitz wiegte, unter dem das Patentzöpfchen lose hing. Dazu zwei Uhrketten von Stahl, mit eingelegter Arbeit, und ein sehr dicker, kurzer Knüppel in der Hand, mit dem während des Gehens le moulinet geschlagen wurde — dies Bild suche sich der geneigte Leser recht lebhaft vor seine Seele zu stellen und er hat den Herrn Schreibmeister Bünzer, wie er sich damals in den Straßen meiner Vaterstadt, Königsberg in Preußen, auf den großen Mittelsteinen, die das noch fehlende spätere Trottoir ersetzten, in leichtem Zephyrschritt dahintänzelnd, dem Publicum zu zeigen pflegte. Das war freilich eine andere Figur wie jene Herren Ziegler, Gruber u. s. w., in hohen Schmierstiefeln, mit alten Haarbeutelperücken, deren Haare mit übelriechender Pomade und dicken Puderlagen in Ordnung gehalten wurden, deren rothe, dicke Nase die grüne Brille quetschte, hinter welcher starrglotzende Augen auf die federführenden zarteren Finger der Schulerinnen sahen! Und endlich, welch ein Unterschied in der Methode! Die Alten, die ihre Schüler wie die Rekruten abrichteten, keiner glücklichen Inspiration auch nur die leiseste Abweichung, den leichtesten Schwung in der Handbewegung gestatten wollten, die immer nur „Grundstrich, Haarstrich" und nichts weiter während der ganzen Stunde von sich hören ließen, und Herr Bunzer, denen Vorschriften, gleich wie er selbst, als die Ergänzung seiner Individualität zu betrachten waren. Von kleinen Papierstreifen, die auf Carton geklebt und mit einer Art von Glasur, die aus Eiweiß gemacht war, überzogen waren, um einen Tintenklecks sogleich ohne Nachtheil für die Vorschrift entfernen zu können und diese stets reinlich zu erhalten, lachten Schrift und Inhalt den Schüler auf das freund-

lichte an. Nicht wie auf jenen Drakonischen Tafeln des Hilmar Curas war da zu leſen: „Alle Beede Gentner“ u. ſ. w., ſondern es waren Stellen aus franzöſiſchen und deutſchen Dichtern, ſchöne Gedanken und Maximen, die man gern und leicht im Gedächtniß behielt. Die Vorſchrift, nach welcher man den großen Anfangsbuchſtaben A erlernte, lautete: „A quoi bon se gêner pour plaire, les grâces ne sont pas comme les fleurs, qu'on lui naitre où l'on veut.“ War es da ein Wunder, daß man endlich einſah, daß „Alle Beede Gentner“ eine Abgeſchmacktheit war und daß kein Mädchen mehr etwas Anderes ſchreiben wollte als: „A quoi bon se gêner pour plaire?“ Dazu kam aber noch, daß die Handſchrift, die Bünzer lehrte, von der früher üblichen himmelweit verſchieden war. Er wandte die posée und coulée der franzöſiſchen Schrift mit Glück auch auf die deutſche an und dieſer Combination verdankte er zumeiſt ſeine Erfolge. Die Unzahl ſeiner Gegner ſchrie zwar, daß er alle Hände verderbe, daß ſeine kleinen, allzu zierlichen Buchſtaben ein die Augen zerſtörendes Pulver ſeien und daß man bald erfahren werde, wohin man mit dem Gharlatan komme. Allein das hinderte nicht, daß Bünzer immer höher in der Gunſt des Publikums ſich hob, daß er ſich für 16 Marken einen holländiſchen Dukaten in Gold zahlen ließ und daß die erſten Familien es als Glück betrachteten, wenn ſie den Mann der Mode nur in ihr Haus ziehen konnten.

So ſtand es mit ihm, als er ſich auf der Höhe ſeines Glücks befand, und es darf wol nicht erſt bemerkt werden, daß er damals unter den Vielen, die ihn ſuchten, nur Denen den Vorzug gab, welche ihm irgendeinen Vortheil, eine Annehmlichkeit zu verheißen ſchienen. Zu dieſen Letztern gehörte eine Familie, die in dem Rufe großer Wohlhabenheit und Rechtlichkeit ſtand und deren ſchöne, bereits über die Schreibſtundenjahre hinausgewachſene Tochter, lediglich weil es Ton war, dem Unterrichte Bünzer's anvertraut werden ſollte. Charlotte, dieſe neue badiſche Schülerin, war die Tochter des Herrn Engelmann, der, ohne ein eigentliches Geſchäft zu treiben, ſeine Tage in ſtillem Glück und häuslicher Zufriedenheit dahinlebte. Er wohnte mit Frau und Tochter in einem weitläufigen, vom Vater ererbten alten Familienhauſe, deſſen obere Stockwerke unbewohnt waren, weil er ſich nicht dazu verſtehen konnte, fremde Leute für Geld unter ſeinem Dache wohnen zu laſſen. Während nun dieſer bei weitem größte Theil des Hauſes leer und wüſt und dadurch etwas verfallen und unheimlich ausſehen mochte und das ganze Jahr hindurch von keinem ſterblichen Auge durchſchritten wurde, zeigte das Rez-de-chaussée, die Wohnung der Familie, ein deſto einladenderes und ſchmuckeres Anſehen. Herr Engelmann, der nur vier mal im Jahre ein großes, wirkliches Geſchäft abzumachen hatte, ſeine Quittungen zu ſchreiben, was in einer Stunde etwa zuſtande gebracht war, hätte mit ſeinen übrigen 361 mal 24 Stunden, von denen er mit beſtem Willen nicht mehr als die Hälfte verſchlafen konnte, ſeine liebe Noth gehabt. Dieſer abzuhelfen, war lange Zeit Gegenſtand reiflichen Nachdenkens geweſen, bis es ihm gelungen war, ein Schema der Ordnung und Pünktlichkeit ſich zu dieſem Behufe zu erſinnen, welches ihn mit ſüßer Täuſchung über alle drückende Verlegenheit hinweghob. Man glaubt nicht, wie mächtig der Kunſtgriff einer ſtrengen Zeiteintheilung alle Langeweile auch dem entſchiedenſten Müßiggänger vertreibt. Man verſuche es nur, jede, auch die kleinſte und an ſich unbedeutendſte Hantirung mit gewiſſenhafter Wichtigkeit an eine beſtimmte Zeit zu knüpfen, auf die Minute das Erforderliche ſtets in Bereitſchaft zu halten, und man wird erſtaunen, wie häufig zufällige Störungen eintreten, welche das Angefangene unterbrechen oder zu verſchieben nöthigen; man wird die Freude haben, in Verzweiflung darüber zu gerathen, daß man zu nichts komme, und ein Mann, der ſonſt mit ſeinen 24 Stunden nichts anzufangen wußte, wird mit unendlicher innerer Zufriedenheit bekennen müſſen, daß er nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf ſtehe und daß er nicht begreife, wo die Zeit hingekommen ſei. Aber Herr Engelmann hatte überdies für ſeine Beſchäftigung noch eine beſondere Sorgfalt getragen.

Er beſaß eine Hobel-, Schnitz- und Drehbank und verſtand es, allerlei unnöthigen Tand mit ziemlicher Geſchicklichkeit zu verfertigen. Er machte Becher, Rahmen, Garnieſe, kleine Scheiben zum Aufwickeln von Seide und andern Fäden, Roſetten, Schäule und Käſchen.

Von allen dieſen ſelbſtverfertigten Gegenſtänden machte Herr Engelmann keinen andern Gebrauch, als daß er ſich mit ihnen umgab und ſeine Wohnzimmer im eigentlichſten Sinne damit vollpfropfte. Dergleichen Dinge zu wohlthätigen Zwecken auszuſpielen oder verſteigern zu laſſen, war damals nicht üblich; ſei es, daß die Noth der Zeit nicht ſo groß oder daß die Liebhaberei für dieſen Tand eines ausgearteten Luxus noch nicht entſtanden war. Nie hätte ſich der Verfertiger auch dazu entſchließen können, befreundeten Perſonen von ſeinen Hand-

arbeiten zu verehren. Machte er Geschenke, so kaufte er die dazu bestimmten Gegenstände. Machten seine Freunde leise Anspielungen, Dies oder Jenes davon zu erhalten, so entschuldigte er sich mit verstellter Bescheidenheit damit, daß die Sachen zu unbedeutend und mangelhaft und nicht werth seien, als Geschenke zu gelten. In der That aber war es kein feiner Egoismus, der ihn so sprechen ließ; denn wie konnte ein Mann in Engelmann's Stellung wol etwas Anderes als Hagen sein? Er war wie vernarrt in seine kleinen Schöpfungen und gewann sich ein umfassendes mechanisches Talent zu, dem nichts als die äußere Nothigung abging, um mit den ersten Meistern des Fachs ebenbürtig zu wetteifern. Wohin seine Blicke fielen, sah er die Früchte jahrelanger Anstrengungen und Arbeit; mit Wohlgefallen bemerkte er immer wieder von neuem die Uebergänge vom Kleinern zum Größern, vom Leichtern zum Schwerern; den Gang seiner Erfindungen, seiner immer fortschreitenden Vervollkommnung. Er stand nie still. Immer weiter strebte sein Geist, und was ihm dieser in dem Gebiet der Form und äußern Gestaltung zu erreichen versagte, das suchte er im Fache der Decorirung und Verzierung zu gewinnen. So war er denn unermüdet im Aufsuchen von Tinkturen und Beizen, von Mitteln, um Gold und Silber aufzutragen, und hierdurch erhielt sein Museum, wie er seine Wohnung wol zu nennen pflegte, ein so abenteuerliches, buntscheckiges und überfülltes Aussehen, daß die ganze Stadt davon sprach und die Neugier danach lüstern war, ihren Fuß über seine Schwelle zu setzen. Herr Schreibmeister Bünzer erfuhr diese seltene Auszeichnung und durfte noch überdies der schönen Charlotte Engelmann Unterricht geben und für 16 gegebene Lectionen einen holländischen Dukaten aus der Hand des Vaters in Empfang nehmen.

Es war etwas Uebereinstimmendes in den Anlagen und Gewohnheiten, ich möchte hierbei nicht von Charakter sprechen, der Herren Engelmann und Bünzer, welches nach den ersten Berührungen zu näheren Beziehungen führen mußte. Dem im höchsten Grade Ordnung und Gemessenheit schätzenden Herrn Engelmann mußte das adrette Wesen, die Pünktlichkeit und Eleganz des jungen Schreibmeisters gefallen. War dieser, wie ich ihn im Aeußern bereits beschrieben habe, ein wahres Zierpuppchen, so stand ihm hierbei der Vater seiner Schülerin, abgerechnet den Unterschied, den die Jahre erheischten, durchaus nicht nach. Herr Engelmann trug Zugstiefeln von feinstem Kalbleder, die wie ein Strumpf saßen und unter dem Knie nach hinten fest zusammengeschnallt wurden; Rock und Beinkleider waren gewöhnlich von kaffeebrauner Farbe mit Perlmutterknöpfen, die Stahlverzierungen zeigten, die Weste war immer weiß, die Hemdkrause sehr breit und mit Spitzen verbrämt, in der Art, die man ein „Gekröse" zu nennen beliebte, die Haare waren als Alles de pigeon an jedem Ohre weit nach hinten hinaus steif frisirt, ein großer Hut, Dreimaster genannt, saß tief in die Stirn gedrückt, die bei weitem größere Hälfte des Rückens war dick mit Puder bestäubt, und auf dieser blendenden Unterlage ruhte ein breiter, vollwichtiger Haarbeutel und gab dem Kopfe eine wahrhaft unbeschreibliche Würde. Die Stunden hatten kaum seit vier Wochen ihren Verlauf gehabt, als der Vater und Lehrer der Tochter sich schon so lieb gewonnen hatten, daß Herr Bünzer schon für den Sonntag um 12 Uhr die Einladung auf „ein Gericht gern gesehen" erhielt, mit der sich ein Spaziergang in Gesellschaft der Damen des Hauses verknüpfen sollte.

Alle Bewohner der engen, dunkeln Straße streckten die Köpfe neugierig zum Fenster hinaus, um den Spaziergängern nachzublicken und allerlei Bemerkungen dabei laut werden zu lassen. Es war ein stattlicher Anblick, dem etwas Würdevolles nicht abzusprechen war, da die vier Personen sehr steif einherschritten, die Nase steif emporstreckten und sich sehr langsam vorwärtsbewegten. Herr Engelmann führte seine Frau Liebste, im rauschenden Kleide von graublumigem Gros de Tours, am Arme; ihm zur Seite schritt Bünzer, wie von hohen Hoffnungen getragen, an der Seite der Frau schwebte hoch und herzensgerade, mit niedergeschlagenen Blicken, Charlotte, im Flügelkleide von Milchflor und flatternden Schleifen im bloßen Haar, wie Voß die Gebilde seiner Idyllen schilderte und es sich für eine Jungfrau schickte, die Schulzen's Lieder: „Blühe liebes Veilchen", oder „Mädchen mit dem blauen Auge", mit seligem Gefühle sich am Spinett zu begleiten verstand.

Auf diesem sowie auf folgenden Spaziergängen, dann auch vor, nach und während der Schreibstunden sprach Herr Engelmann gar Manches mit Herrn Bünzer, woraus dieser, der mit stets frischem Muthe weit vor sich hinschaute, eine schöne Hoffnung sich entwickeln zu sehen vermeinte. Alles, was Herr Engelmann sprach, bezog sich zwar nur auf Firniß und Vergoldung, auf Schnitzmesser, Meißel und Drehbank, aber Lottchen's Lehrer legte allen diesen Reden eine ganz specielle Beziehung auf sich bei. Seine Eitelkeit sagte ihm, daß der

Alte „an ihm einen Narren gefressen habe", wie man im gewöhnlichen Leben sich auszudrücken pflegt, und er that sein Möglichstes, die ihm zugewandte Neigung nach Kräften zu steigern. Eigentlich gab sich der gute Bünzer einer argen Täuschung hin; die Zuneigung des Alten war bei weitem nicht so tief wurzelnd, als er sich vorstellte, und hatte ihren Ursprung dort, wo er ihn am wenigsten suchte. Die Hoffnung, die er darauf baute, war vollends zu kühn. Der Vater hatte noch nicht im Traume daran gedacht, aus dem Schreibmeister seinen Schwiegersohn zu machen.

„Sie sind ein ordentlicher junger Mann", hatte Engelmann einmal zu ihm gesagt, „und dieß hat mich sehr für Sie eingenommen, denn ich liebe die Ordnung über Alles. Sehen Sie sich in meinem Zimmer um, Alles hat seinen festen und bestimmten Platz seit Jahren, und es konnte mich zur Verzweiflung bringen, jene Reitpeitsche, die dort auf dem Thurgesims liegt, nur um ein Haar breit verrückt zu sehen. Sie liegt so — warten Sie — nunmehr sind es an die zwölf Jahre, denn seitdem bin ich nicht mehr auf einem Pferde gesessen. Und wie mit der Reitpeitsche, so ist es mit Allem bei mir der Fall. Ordnung regiert die Welt! Sie beherrscht mein Leben, und ich wäre nicht im Stande, etwas gegen die Ordnung zu unternehmen. So freut es mich denn auch immer, Sie mit dem Glockenschlage ins Zimmer treten zu sehen, um Ihre Stunde zu geben. Es ist dies die Zeit, wo ich von meiner Arbeit mir eine Erholung gönne, die ich gern dazu anwende, während Lotte Ihre zierlichen Buchstaben nachbildet, mit Ihnen zu verplaudern und allerlei Nützliches oder Angenehmes dabei zu verhandeln; denn die richtige Anwendung seiner Zeit gehört mit zur Ordnung, und es würde mir schwer auf das Gewissen fallen, mich dem Müssiggange zu überlassen und auch nur eine Minute meines Tags dem lieben Gott wegzustehlen. Thätigkeit ist mein Leben, der Himmel bewahre mich vor Langeweile."

Diese Worte würden einem Andern den Schlüssel zum Räthsel gegeben haben, Bünzer jedoch hatte nur Ohr für Schmeicheleien, daß der Alte so sehr ergriffen von seiner Ordnungsliebe war. Er überlas es gänzlich, daß es sich für Engelmann, der, ohne alle eigentlichen Geschäfte, seinen Tag nur mit Spielereien hinbrachte, darum handelte, eine leere Stunde „todtzuschlagen". Aber Bünzer befleißigte sich von nun an noch größerer Pünktlichkeit und übertrieb die seinem Aeußern anklebende Accuratesse bis zur Caricatur.

Ein andermal äußerte sich Engelmann: „Erfindungen thun zu allen Zeiten noth. Erfinden soll der Mensch. Der Geist ist schöpferischer Natur, er darf dies nie verleugnen. Mein ganzes Leben habe ich da gelesen und in den wenigen freien Augenblicken, die mir meine Thätigkeit gönnte, über neue Entdeckungen gebrütet. Manches ist mir mißglückt, allein vieles Andere habe ich glücklich zustande gebracht. Jene grünliche Färbung, dieser leuchtende Firniß, der den Glanz des aufgetragenen Goldschaums erhöht, sie beide sind Früchte meiner Nachtwachen und der daraus hervorgehenden Versuche. Noch einen Schritt weiter und ich hoffe, die etwas bedeutenden Kosten und die große Mühsamkeit der Erzeugung so zu reduciren, daß ich damit hervortreten kann und meinen Mitmenschen einen wirklichen Dienst leiste, ehe ich ins Grab steige. Auch in Ihrer Kunst, Herr Bünzer, steht das Feld der Erfindungen noch offen. Ich meine, seitdem die Welt steht, hat man immer so geschrieben wie jetzt — ich sehe es Ihnen an, daß Sie mir eine Einwendung machen wollen. Ich weiß allerdings, daß Sie ein Neuerer sind und die alte Bahn verlassen, daß Sie wenigstens in unserer guten Stadt den Hilmar Curas entthront haben. Je nun, das ist etwas. Aber ein Neuerer und ein Erfinder, das sind zwei verschiedene Dinge. Sehen Sie hier meinen linken Daumen an, das heißt nicht den Daumen, sondern vielmehr den Nagel daran. Ich bin kein Vielschreiber, weil ich meine Mußestunden mehr mit dem Denken, als mit dem Schreiben auszufüllen liebe — und doch — wie ist dieser Nagel verkratzt und verkrazt von dem Aufspitzen der Federspitze! Soll sich nun ein Mensch viel wegen seiner Schreiberei so verunstalten müssen? Da gab's zu erfinden! Geben Sie mir eine fertige Feder in die Hand und die Menschheit wird's Ihnen danken!"

Das ärgerte. Bünzer glaubte mit einem male, die Räthselaufgabe seines Lebens zur Lösung erhalten zu haben. Beschwingt hüpfte er auf die Straße herab und balancirte gleichsam auf den breiten Steinen in der Mitte wie ein Akrobat auf dem straffen Seile; aber der bösen Welt gab er dadurch die Veranlassung, ihn für trunken zu halten. An Feinden hatte es ihm nie gefehlt; das Glück, welches er mit seiner neuen Methode machte, sein zierlich affectirtes Wesen, sein Luxus in der Toilette, sein vornehmes Thun, alles Das hatte dazu beigetragen, die Zahl seiner Feinde zu vergrößern; was er that und unternahm, verfiel der üblen Nachrede; wie sollte es nun nicht mit Ver-

gungen ergriffen und überall hingetragen werden. Bünzer verlor seine Genialität durch unregelmäßiges Leben, die Nachbarn Engelmann's hatten ihn taumelnd aus der Stunde nach Hause schwanken sehen. Der arme, unglückliche junge Mann ahnte nichts davon; er flatterte wie die Mücke um die Flamme und sollte so bald schon seine Flügel versengen und Ruf und Leben lassen!

Von Stunde an beschäftigte sich Bünzer mit seiner Aufgabe. Er ward nachdenkend, abwesend. Oft verlor er sich so sehr in Grübeleien, daß er darüber aufhörte pünktlich zu sein. Wenn er zu Engelmann ins Zimmer trat, zog dieser stillschweigend die Uhr aus der Tasche, blickte ernst, ja strenge darauf und trat dann zu der Pendel, gleichsam, um sich zu überzeugen, ob die Taschenuhr richtig gehe und er sich nicht täusche, wenn er anfange, an Bünzer's Ordnungsliebe zu zweifeln. Aber Bünzer merkte nichts davon. Ein mal sogar, da fast zehn Minuten über die Stunde verflossen waren, als Bünzer in das Zimmer trat, schüttelte Engelmann bedenklich den Kopf und ging wie unwillig zur Thür hinaus, ohne daß der junge Mann es gewahr wurde, wie sehr er bereits die Gunst seines Gönners verscherzt hatte. Er hatte nur einen Gedanken, der ihm den Kopf erfüllte: es waren immer dieselben Worte, die ihm im Ohre widerhallten: „Geben Sie mir eine taube Feder in die Hand und die Menschheit wird's Ihnen danken." Dieses Räthsel lösen, dachte er, und mein Glück ist gemacht.

Nachdem er einige Wochen im stillen Brüten und Sinnen verlebt hatte und eben wieder seine Stunde bei Engelmann gab, sah er der schönen Charlotte stumm gegenüber und blickte bedeutungsvoll auf die weißen, langgeschlitzten Finger, die mit zierlichem Kitzeln seine weiche Schrift nachzubilden bemüht waren, und wagte den kühnen Gedanken zu fassen: Wenn diese Finger einst von den weißen umschlossen sein werden, wenn dann ein „Ja" von diesen Lippen tönt — da trat Engelmann in das Zimmer. Bünzer sprang auf, eilte ihm entgegen, ergriff seine Hand und machte mit stark bewegtem Tone eine Mittheilung, die Herrn Engelmann nicht wenig in Erstaunen setzte.

„Herr Engelmann", sprach Bünzer, „wenn ich mein Problem gelöst haben werde, und das Pochen meiner Schläfe verbürgt es mir, wenn ich Ihnen die fertige Feder überreiche, dann — ja dann — o möge meine Hoffnung nicht getäuscht werden!" Er schnappte plötzlich ab, wie ein Automat, dem das Gewicht abgelaufen ist. Der Vater des Mädchens machte sich aus der die seinige umklammernden Hand des jungen Menschen los und seinen ernsten Blick auf das zuversichtliche, weitaufgerissene blaue Auge, das ihn anstarrte, richtend, sprach er ruhig: „Mein bester Herr Bünzer, Sie haben Phantasie und das ist ein gar arger Fehler. Wer wirklich etwas erfinden will, muß kein Phantast sein. Bringen Sie Ihre Feder zustande, so wird es mich freuen, vor der Hand aber beendigen Sie die Stunde und geben Sie Acht, daß meine Tochter nicht klecks."

Bünzer machte dem fortgehenden Engelmann eine tiefe Verbeugung. Er nahm sich vor, mit unausgesetztem Eifer über seine Aufgabe nachzudenken und nichts mehr davon zu erwähnen, bis daß die Lösung glücklich gefunden sein würde. Und der Zufall ließ nicht lange auf sich warten; denn dem Zufall gleich erscheint die Lösung plötzlich, nicht so nahe schon erwartet, oft in überreicher Maße, oft nach Richtungen hin, die man gar nicht in die Berechnung gezogen hatte, wenn diese selbst noch so wohlangelegt, wenn die Combinationen noch so scharfsinnig in allen Verzweigungen, durch lange Studien, Erörterungen, Forschungen und Versuche überdacht und geprüft wurden und kaum das verwirklichte, vollkommen geglückte, vielseitige und zufriedenstellende Resultat gehofft werden konnte.

Nach schlafloser Nacht hatte sich Bünzer erst mit Tagesanbruch erschöpft aus Lager geworfen und lag stundenlang ermattet in halbem Träumen. Da wurde es mit einem male Licht in ihm. Rasch sprang er auf, trat zu seinem Arbeitstische, ergriff die kleinen Federspitzer, die er bereits mit Spalte und Spitze zum Schreiben versehen hatte, die er jedoch nicht zwischen den Fingern halten konnte, warf sie in ein Schächtelchen, dann nahm er Hut und Stock und sprang über die Straße zu seinem Nachbar, dem Drechsler, um eine Maschine, die jetzt fertig ihm vor der Seele stand, zu bestellen.

Ohne seinem Gönner Engelmann noch jetzt einer Seele ein Sterbenswörtchen zu verrathen, trug Bünzer das sehr einfach construirte Ding, welches ihm der Drechsler nach seiner Angabe alsbald verfertigt hatte, nach Hause, setzte sich hin und schrieb für die königsberger privilegirte Zeitung folgende Anzeige.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Ein römisches Tagebuch.

Von Robert Waldmüller.

VI. Roms Carneval.

Wer über Roms Narrentage reden will, darf kein grämliches Gesicht machen. Einstimmen heißt es

oder daran bleiben. Es gibt kein Lumpen. Der gute Humor allein macht die Aeußerungen desselben guten Humors in Rubera zu Dem, was sie sind. Geht man mit der Lupe daran, so beginnt gleich der Zerlegungsproceß und von dem bunten Schmetterlinge bleibt nichts als der Staub zurück. Gypsstaub noch überdies! Mehl und Zucker sind längst zu theuer geworden.

Nun ist aber Roms Carneval schon so oft und von so großen Meistern der Sprache beschrieben worden, daß man denken sollte, der Neuling in Rom müsse, wenn ihn alles Andere auch überraschte, — sei es zum Vortheile, sei es zum Nachtheile des früher schon Gelesenen — über dies eine Fest wenigstens bis ins Einzelnste sich im voraus klar sein. Ueberraschungen, meint man, könnte es kaum noch geben.

Dennoch spiegelt sich, was ein Ganzes ist durch tausend Einzelheiten wird, in jedem Beschauer oder Theilnehmer verschieden wider, je nachdem er thätig oder unthätig, von guten Sternen begünstigt oder von schwerem Gypskugeln verfolgt, von freundlichem Sonnenlichte beschienen oder von kaltem Regenschleier um die Balconfreuden eines theuer bezahlten Platzes betrogen ist, und man darf fast annehmen, daß der Eindruck auf jeden Einzelnen ein verschiedener ist, so viele Daten auch sein mögen.

Man wird sich daher ein wenig in Andere hineinzudenken haben, will man nicht zu einseitig urtheilen; man wird sich weder allzu tief mit der Schellenkappe noch mit der weinenden Larve abgeben dürfen, sondern die Gesammtheit im Auge behalten müssen.

Der corpulente Zwiebhändler aus Marcheben mit seinen haushohen Lichtern, welche drüben von dem Balcon an der Piazza Colonna die Vorübergehenden mit Gyps und nichts als Gyps anfüllt, hat eine andere Art Carneval im Kopfe und vor Augen als jene schmucke Nonnerin in der rothen Sammetjacke, welche nur Veilchensträuße in Vorrath hält und den Standpunkt der häuslichen Genüsse längst als durchlöcherten und überwundenen Rechtsboden verschmäht. Und wieder merken die beiden lustigen Brüder dort unten, zwischen den Wagen voll Moccoli-haltenden Schönen, die sich gegen das schelmische Gebahren der Beiden beim Lichterausblasen zur Wehr setzen, ganz andere Dinge von den Freuden des letzten Abends als jener blonde Prinz aus Norden, welcher die kostbare Moccolistunde, die flüchtige, einzige, damit ausfüllt, einem kleinen Jungen von deutbar adeligem Gebahren seine Kerzen auszublasen und sich verwundert die seinen ausblasen zu lassen. Alles auf dem grünbehangenen Balcone, während die Häuser selbst in ihrer flackernden und flimmernden Beleuchtung kaum die Ruhe des Stillstehens zu ertragen scheinen und Alles beweglich hin und her wogt.

Nur Diese wie die Jene sind eben — das römische Carneval, so grundverschieden sie auch darüber urtheilen müssen, je nach der Rolle, die ihnen dabei zufiel.

Es wird daher nöthig sein, sich nicht zu sehr den eigenen Eindrücken hinzugeben, sondern mehr in den Gegenstand selbst sich hineinzuleben, sollte auch die Hegel'sche immanente Negation das Buch vom Liede sein.

Zuvordem aber schicken wir über die Oertlichkeit ein Wort voraus, da man hier im Geiste an Ort und Stelle ist, wenn man nicht der Phantasie zu viel Spielraum gestattet.

Man erinnere sich also, daß es sich um durchaus beschränkte Räumlichkeiten handelt. Die berliner Friedrichsstraße ist weit breiter als der Corso, die Rue Rivoli in Paris, soweit sie uns im Gedächtniß, hat manche Aehnlichkeit, ist aber auch noch zu breit; die Straße vom Stephansplatz in Wien nach dem Kärntnerthor scheint uns so breit wie der Corso, wogegen letzterer aber, wie wir glauben, länger ist.

Mit einem Worte: der Corso gehört zu den schmalen Straßen, hat etwa eine Viertelmeile für einen rüstigen Fußgänger von einem Ende zum andern, ist reich an schönen Palästen, hohen Häusern, engen Quergassen und erfüllt für die vorliegende Feier den Zweck, alle Bewegung auf eine möglichst enge Wegstrecke zu concentriren. Solcher Art ist der Verkehr zwischen Balcon, Carrosse und Pflaster nahe und fast von Hand zu Hand.

Dies ist nöthig, weil in der Wechselwirkung zwischen Einem und dem Andern der eigentliche Kern des Vergnügens besteht.

Man stelle sich also weniger etwas entsetzlich Großartiges vor als vielmehr etwas Familiäres, Anmuthiges, Harmloses.

Wer nach öffentlichen Belustigungen in unseren großen Metropolen das römische Carnevaltreiben sich vorstellt, kommt zu ganz unrichtigen Vorstellungen. Die Pointe ist eben das Zusammenleben Vieler in unverhältnißmäßiger Enge und Nähe, und die daraus hervorgehenden Anknüpfungen, Neckereien, Neckereien und Schabernacke sind das ganze Carnevalvergnügen. Um seine Bonbonnière

und richtige Kräfte und an die rechte Dame seines Herzens zu bringen, darf der Cavalier nicht zehn oder zwanzig Schritte weit durch Wagen oder Entfernung der beiden Straßenseiten von ihr getrennt sein. Und ebenso muß der Cylinderhut, welchem ein Hyazinthe oder ein Blumenstrauß am niedergelassenen Fenster von oben zugedacht ist, noch an der entgegengesetzten Straßenseite erreichbar sein, wenn ein guter Schuß das eine oder das andere Wurfgeschoß führt.

Man darf alle seine Erwartungen an die Räumlichkeit selbst auf das Minimum herabdrücken, um recht besser den Sinn der Sache zu verstehen und um zu begreifen, warum das Ganze so gar keinen Vergleich mit ähnlichen Erscheinungen im Norden zulaßt.

Rom, obschon keine große Stadt mehr, soweit die wirklich bewohnten Theile in Betracht kommen, hat immer noch einige 170,000 Einwohner. Eine solche Bevölkerung bei uns zu einem gemeinsamen Vergnügen auf eine so enge Strecke Wegs recht eigentlich einzuladen, würde unmöglich scheinen oder doch, unsern Begriffen nach, der größten Verwirrung den Weg bahnen. Ganz anders in Rom. Kommt es überhaupt bei jedem Volke nur darauf an, wie es zu einer gewissen Sitte und Harmlosigkeit herangezogen wird, so hat schon südliche Volk noch mehr das „Zeug dazu", sobald es sich immer überwiegend auf der Straße bewegt und außerdem durch klimatische Einflüsse weiter entwickelt, feiner in seiner Art zu fühlen und zu leben und an und für sich warmer ist als die Nachbarn Hollands und Dänemarks und Alles, was unter nordischem Einflusse steht.

Wir möchten dem römischen Carneval, wenn wir ihm weiter nichts Gutes nachrühmen könnten, die Liebenswürdigkeit und Harmlosigkeit zum großen Theil zuschreiben, welche das römische Volk auszeichnet und welche unter ihm allmälig heimisch hat.

Von dem Gesichtspunkte dieses Einflusses aus scheint uns der Werth auch hauptsächlich gerechtfertigt, welchen man mit Fug auf den Carneval legt und welcher nicht Stich hielte, sollte er nur aus der abenteuerlichen Hetzerei zu und für sich bestehen.

Man hat niemals, glauben wir, versucht, den römischen Carneval in gleicher Weise im Norden einzubürgern, und wäre es geschehen, so möchte es eine unerquickliche Aufgabe sein, Vergleiche anzustellen. Aber deutsch und wir überzeugt, daß nichts mehr dazu beitragen könnte, die häufig brutale Aufgeregtheit unsers Volks zu mildern und ihm freundlichere Sitten einzuflößen, als wenn man es, wie es hier geschieht, alljährlich eine Weile gewissermaßen auf dem Du-Fuße behandelte und sich gemeinsam mit ihm vergnügte.

Man mache sich klar, was es sagen will, wenn solch ein Wirbeln wie dieses, zu einer Zeit wie die gegenwärtige, in einer so durchaus gemüthlichen Weise verläuft. Nicht nur binden die Nähe der Franzosen, so sollte man denken, ein Bleigewicht an den Füßen Ganz solcher Belustigungen; geschieht doch unter ihrem Einfluß und unter dem Schutze ihrer Bayonnete tagtäglich alles Das, was die Verheißungen von 1847 für immer beseitigt zu haben schienen; auch die Kriegsumstände legen alle Hoffnungen von neuem an uns bringen die Gedanken an Vergeltung und Rache wieder in den Vordergrund; mehr aber als Das noch kommt die große und wirklich drückende Theuerung in Betracht und die Verstimmung, welche deswegen sich gegen die Regierung laut macht; begreiflich, weil ein unfreies, gezügeltes Volk sich mit Recht für Gutes wie für Böses keine andere Erklärung zu geben weiß als diejenige, welche ihre Regierer ihnen mit Hand geben.

Und nun der Reichthum, welchen die römischen Reichen, wie auch vor allem die Fremden beim Carneval entfalten, diese schönen Wagen und Pferde, die buntgeschmückten Balcons, die fortwährende Gelegenheit für Gegenstände seiner Spielerei, wie Confetti und Bonbons, während das Bier und der Wein zu einer unerschwinglichen Höhe getrieben sind und der bloße Hunger an allen Straßenecken lauert! Und doch Alles Freude, einstimmender Jubel, wirkliche Artigkeit, — nichts Gezwungenes, Verletzendes, selbst nicht einmal gegen das häufige barsche Benehmen der französischen „Jean Jeans". Da spreche noch Einer dem Carneval sein Verdienst ab um die Erziehung und Veredlung des Volks!

In diesem Jahre war das Programm zu dem Feste weniger als sonst abgefaßt, und man kann dem Polizeiministerium nicht nachsagen, daß es nach pariser und karlsruher Vorbild Volksbelustigungen als ein Gegengift des Mißvergnügens ausgebeutet verstehe. Nicht nur blieb das Verbot gegen Masken aufrecht, sondern die Einmischung des französischen Militärs sah einer absichtlichen Verbitterung dieses Festes ähnlich wie ein Ei dem andern. Obschon die italienischen Soldaten zahlreich genug waren, um ein Dutzend Corsos im Zaum zu halten, benutzte man eben die verhaßten

Ausländer mit dem Geschäfte des Platzwachens, und so war denn auch der einzige Wortwechsel, welcher uns während des ganzen Festes zu Gehör gekommen ist, einer zwischen römischen Bürgern und französischen Soldaten. Die Letztern verstehen sich in der Fremde weniger auf das gutmüthige Lassez-aller, das wir so oft in Frankreich an ihnen bewunderten und welches jedem Waffenträger, Unbewaffneten gegenüber, so gut steht. So kam es, daß einige brutale Stöße beim Platzwachen zu Widersprüchen seitens der Getroffenen führten; es fiel das Wort selvaggio (dem treuherzigen gebräuchlichen Barbar entsprechend), als Antwort auf ähnliche Kraftausdrücke der Franzosen, und sogleich waren die Fäuste der Soldaten geschäftig, den Beleidiger beim Kragen aus der Menge herauszuholen, wobei die Bayonnetspitzen am wenigsten Schuld hatten, wenn es nicht zu Verletzungen kam. Der solcher Art Festgepackte mußte mitten im Carnevalstreiben eine lange Zeit den herbeigerufenen Officier erwarten, bis dieser, ohne die Sache zu vermitteln, Alles guthieß, und so wurde der Gefangene denn durch die Reihen der Schaulustigen fortgeführt, zur Rechten wie zur Linken von den Fäusten seiner Gegner fest am Kragen gepackt und seiner eigenen Bewegung fähig.

Ganz anders verhält sich das italienische Militair zu diesen Volksbelustigungen. Man weiß, daß es schon des äußern Prunks wegen nirgends fehlen darf, wo Dergleichen vor sich geht, und daß es sich selbst keine andere Rolle dabei zutheilt, merkt man der heitern Stimmung an, mit welcher sich's bald als Zuschauer, bald als Träger der Lustbarkeit daran betheiligt. Namentlich die päpstlichen Carabiniere sind bei weitem nicht der unwesentlichste Theil des Schaugepränges, ungeachtet ihnen auch die wirkliche Aufgabe des Wiegerechtens zufällt, ebenso wie die nahe dem Corso aufgestellten Kanoniere mit ihren schweren Geschützen ebenso wol zur Erhöhung des Pomps, als zur Zeitbestimmung des Ablaufs der Wettspiele und zur Regelung anderer Zeiteintheilungen verwendet werden.

Es greift hier Alles von selbst ineinander, als sei nur Derjenige nicht werth am Carneval theilzunehmen, welcher für den harmlosen Witz desselben kein Verständniß besitzt. Wir haben, außer der vorhin erwähnten Störung, auch nicht den kleinsten Hader zwischen irgendwelchem Theile der Anwesenden wahrgenommen, so wenig auch die zahllosen Neckereien den Stoff zu Verdrießlichkeiten ausgeben ließen.

Wir sagten schon, das Programm sei in diesem Jahre verschärft worden. Dahin gehört besonders das Verbot, das Carnevalstreiben zu beginnen, ehe die capitolinische Ledenglocke das Zeichen dazu gab. Diese Glocke pflegt nur bei der Beerdigung eines Papstes geläutet zu werden und ebenso zur Einläutung des ersten Carnevalstages, diesmal ertönte sie nicht allein zum ersten, sondern auch zu jedem folgenden Carnevalstage. Ihr Klang ist nichts weniger als festlich und eignet sich besser zu Begräbnissen oder zum Verkünden von Feuersbrunst, als zur Eröffnung des Mummenschanzes.

Am 18. Februar Mittags 1 Uhr ertönte sie diesmal zum ersten Freudentage.

Es war ein Sonnabend und — ein Regentag; die Häuser des Corso waren mit reihen Teppichen in Menge geschmückt, welche aus den Fenstern und von den Balcons herabhingen; einzelne zeigten sich auch die Miether dieser letztern, hin und wieder kam ein Costüm zum Vorschein, Confetti und Blumensträuße wurden geworfen, doch fehlte im Ganzen die rechte Feststimmung. Es regnete eben am Unentbehrlichsten, am schönen Wetter. So verlief der Tag mit seinem Pferderennen, seinem Kanonendonner und sonstigem Jubelbezeigen ziemlich matt, und wir verweilen lieber bei dem himmelblauen Montage, welcher die Fortsetzung des Carneval machte, nachdem der Sonntag, wie auch später der Freitag, als Pausen ausfallen.

Am 20. Februar also begünstigte der schönste Sonnenschein das lustige Fest. Bald nach 1 Uhr füllten sich die Balcons mehr und mehr. Es sind deren unzählige an beiden Straßenseiten improvisirt; fast vor oder über jeder Thür erhebt sich ein bunt tapezirtes Brettergerüst, welches schon lange Zeit vorher mit dem Aushängeschilde „palchi d'affittare" sich den Miethern empfiehlt, es gibt deren in allen Preisen, je nach der Höhe oder bequemen Erreichbarkeit, nach der größern oder mindern Breite des Straßentheils, als angeführten Maßstab nahmen wir an, daß für den so hoch gelegenen Balcon des Cafe Nuovo per Tag und per Person ein Scudo gezahlt werden mußte.

Außerdem sind begreiflicherweise alle niedrig gelegenen Fenster mehr oder weniger elegant ausgestattet und vermiethet oder von den Eignern selbst benutzt. Was aber die erste Frage hinaus liegt, kommt gar nicht mehr in Betracht; es geht in die persönliche Nähe, zur Herstellung des wechselseitigen Anknüpfens und Verkehrens, das eigentlich Wesentliche des ganzen Vergnügens.

In den Räumen unserm ersten Stock, aus den

haltigen Haushalten auf den Balcons beimöglichst zum Aer..der chaussee umgeschaffen, sieht man hier nur Italienerinnen. Sie tragen knarrende Sprungen von Sammet, Tuch oder andern Stoffen, kurze Röcke von bunter Farbe, weiße, reichgestickte Beinkleider von Tull und ein weißes Kopftuch nach Art der Frauen aus dem Albanergebirge; dann auch sind sie ohne Kopfbedeckung, wo dann Perle mit Alligatorzähnen oder sonstige in die Augen fallende, bedeutige Schmuckstücke den Haarputz ausmachen; zu beiden Seiten des Kopfes, etwa in Schläfenhöhe, liegt eine flache Haarflechte, wie die innern Bänge eines platten Schneckenbandes um sich selbst aufgerollt.

Die obern Ränder und Balcons haben die Fremden, der italienische Adel und überhaupt die wohlhabendere Bürgerschaft inne.

Während man aus den untern Fenstern selten etwas anderes als Bouquets empfängt, sind vor den höher gelegenen fast allenthalben Kasten oder sonstige Behälter für die Confetti, d. h. für die kleinen Gypskörnchen, angebracht. Die Engländer namentlich lieben es, in diesem freilich billigen Artikel verschwenderisch zu sein und es gibt Fenster, unter denen am Schluß des Carnevals der weiße Schutt haufenweise zusammengefegt und von fleißigen Händen für den Handel des nächsten Jahres aufgelesen wird.

Um sich gegen diese lästige Geschenke einigermaßen zu sichern, haben die Vorüberfahrenden gewöhnlich Drahtmasken vor dem Gesicht.

Außerdem werfen hauptsächlich kleine Bürschchen, denen man für einen Thaler eine große Menge erhält. Sie sind die eigentlichen Poeten des Tages und die im Verkehr mit dem schönen oder schwachen Geschlechte einzig als legitim geltenden Blankversmaaße, denn Bouquet und große Prachtsträuße zu 10 und 20 Pfd. zeigen sich zwar auch, doch mehr in den seltenen Fällen tiefer Herzensentzündungen bei entsprechenden Vermögensverhältnissen.

Ist nun aber die wenigsten Worte glücklich ans Ziel kommen, so setzt eine ganze Armee von Knaben und Männern, welche sich zwischen den Wagen umhertreiben und alles zu Boden Gefallene gleich aufsammeln, das kein Strauß auf länger als einige Minuten dem Verkehr entzogen wird. Ein Dutzend Bouquets sind im Umsehen aufgelesen und gleich wieder verkauft, denn du in jeder Minute neue Waare sehen, so wird ein jedes Gebot angenommen und solcher Umsatz ist hier die Lebensluft des ganzen Handels.

In gleicher Weise, wie man auf den Balcons mit Kriegsbedarf gerüstet ist, sieht man Vorräthe von Confetti und Bouquets in jedem Wagen. Auch hier gibt es Leute, welche sich nur mit letztern bekämpfen, Andere, welche mit ersterm einen Angriffs- sowol wie Abwehrkrieg führen. Zum großen Ergötzen der Zuschauer steigert sich dann häufig die Hitze beider Parteien, wie sich Knaben wol beim Baden mit Wasserbecken zu verfolgen pflegen, so werden hier aus mächtigen Schaufeln Gypskörner und Gypsstaub pro und contra geschleudert, bis der angreifende oder angegriffene Wagen, in der Reihenfolge sich vorwärts bewegend, nicht mehr den angeknüpften Verkehr mit dem ihm begegnenden Wagen oder dem Nachbarbalcon unterhalten kann.

Eine solche gespensterhafte Gesellschaft grangekleideter Herren mit weißen Hüten auf den Köpfen — denn alle Welt sucht sich durch Kittel und schützende Kopfbedeckung möglichst schußfest zu machen — belustigte wiederholt die nicht Getroffenen durch den Ausdruck der Lebhaftigkeit, mit welcher sie angepoussirte Fehden zu Ende führten. Sie hatten einen großen Korb voll Blumen und Bouquets und Bänderputz zum Wagen umgeschnallt und die hübsche Ausstattung dieses vierrädrigen Ungethüms verdiente alle Anerkennung. Weniger war man mit der Art ihres Präsentirens einverstanden, als man dahinter kam, daß in den grauen Kitteln französische Officiere steckten. Ueberhaupt merkt man leicht, daß es Fremden in den meisten Fällen schwer wird, sich in den Ton des Carnevalstreibens und in den wirklichen Sinn des wechselseitigen Verkehrs hineinzufinden.

Dieser besteht, soweit Blumenwürfe in Betracht kommen, in nichts Anderm als in dem Erzeigen einer Aufmerksamkeit, indem man diese oder jene Person durch Zuwerfen eines Bouquets auszeichnet, oder aber in einer Neckerei, indem der geworfene Wurf ein Gespräch zu unterbrechen, einen anderweitigen Angriff zu verstärken oder sonst auf irgendwelche Weise eine Sühne herauszufordern bezweckt. In jedem Falle ist es Sitte, daß der Wurf erwidert wird, er komme woher er wolle, von einem Unbekannten oder von einem Freunde, von einem armen Teufel oder von einem Repräsentanten der grandezza dieser. Denn alle Stände sind zu dieser Stunde gleich und kein Nasenrümpfen ist mit der Sitte vereinbar. Fliegen nun auch die meisten Sträuße nicht an das Ziel, so bleibt doch auf beiden Seiten immer Vorrath genug, um diesen Tauschhandel auf eine oder die

andere Weise unterhalten können; denn treffen nicht die rechten, so treffen solche Sträuße doch auch wieder, welche für Andere bestimmt waren und geht ja einmal der Vorrath aus, so fehlt es nicht an Gelegenheit, sich neuen zu verschaffen.

Durch die tägliche Wiederholung desselben Verkehrs bildet sich aber nach und nach eine Kenntniß der Persönlichkeiten sowohl wie der von ihnen innegehabten Localitäten, sodaß gegen den Schluß des Carnevals fast lauter gute Bekannte beisammen sind, — eine Bekanntschaft, die im Allgemeinen mit dem Moccoliabend ihre Endschaft erreicht und ebenso fröhlich und leicht gelöst wird, wie sie sich knüpfte.

Diese Leichtigkeit im Nehmen und Geben, im Anknüpfen und Lösen, dieses Zahrenlassen der heimischen Sonderbündlerei in den verschiedenen Formen, und zumal den Engländern, nicht eigen. Lieb der Grund, warum eben im Carneval die italienische und vielleicht noch mehr die römische Liebenswürdigkeit so anziehend gegen das Benehmen der Fremden absticht. Gewohnt, daheim ihr Haus als ihre Festung zu betrachten, bringen sie viele Aufregung mit über den Kanal und über die Alpen und fühlen nur in seltenen Fällen, daß die Schönheit und Menschlichkeit dieses geselligen Kreises eben in dem geraden Gegentheil des Selbstständigen und Isolirenden besteht. Werfen sie Confetti, so ist's nicht Rachsucht, sondern quantitativer Schabernack aus höherer Hebe; empfangen sie Blumen, so halten sie es nicht selten für den besten Lauf, mit Complimenten zu antworten, aber sie machen ein Gesicht, als wollten sie den Werfenden über seinen Stammbaum zur Rede stellen, und viele haben von puritanischen Gesinnungen beschränkten ihre Blumenspenden systematisch auf Kinder und junge Mädchen.

Wir nehmen andere Nationen nicht ganz aus, das Gesagte bezieht sich indessen mit dem meisten Recht auf die Briten, welche schon wegen ihrer großen Anzahl der Eigenthümlichkeiten bei solchen Gelegenheiten nicht als Andere erscheinen.

Einen dieser Söhne Alt-Englands haben wir an allen acht Tagen beschäftigt gesehen, mit einem schweren Blumenstrauß, den er als Schleuder an ein Band befestigt hatte, Kutschern, Pferden und sonstigen Wehrlosen die Hüte vom Kopfe zu heben. Von seinem sichern Balkon aus ging diese eigenthümliche Aktivrende mit der ruhigsten John Bull-Miene ungestört und ungestraft vonstatten, während seine Tante aus langen Blechhörnern mit unermüdlichem Eifer Confetti auf die Vorübergehenden schnitzte.

Man würde den römischen Jahrgang zu theuer zeichnen, wollte man verschweigen, daß solche Sonderlinge immer ein großes, amüsirendes Publicum um sich haben, so Viele man auch wieder unter den untersten Ständen findet, welche den eigentlichen Humor der Sache auf andere Weise genießen wollen.

Und da wir einmal bis zur Hefe des Volks herabgestiegen sind, so darf ihre Betheiligung an den Carnevalsfreuden nicht ohne Erwähnung bleiben. Die Einen gehen der schon beschriebenen Blumenstraußindustrie nach; sie sammeln alles Niedergefallene, um es gleich wieder zu verkaufen, wobei es ihnen auch passirt, daß sie, zur Completirung ihrer Sammlungen, einzelne seltenere Gewächse unversehens aus den Wagen selbst fischen. Andere gehen als Harlekine, Pierrots, Quacksalber oder sonstige chevaleresque Persönlichkeiten umher, oft zu ganzen Banden beisammen, aufgeblasene Blutwürste in den Händen und sich in Witzen aller Art vergnügend, ohne doch lästig zu werden. Das Weiberthum ist eine vorzugsweise beliebte Vermummung und man sagt nicht zu viel, wenn man zur Zeit des vollen Treibens mehr Männer in Weiberkleidern als wirkliche Weiber im Gedränge zählt, sie fungiren als Kutscher, als Diener, in allen Aemtern, und pflegen selten die Cigarre aus dem Mund zu lassen. Mit wenigen Ausnahmen ist diese Vermummung die widerlichste und bietet eine der seltenen Gelegenheiten, wo man Ausartungen im weiblichen Geschmack begegnet.

Während des Corso und auch später noch sieht man in den Nebengassen Pierrots und Andere häufig zur Begleitung des Tamburins Tänze und Schwänke der eigenthümlichsten Art aufführen, wobei die Flasche gewöhnlich nicht aus der Hand gelassen wird. Dennoch haben wir wirklich Betrunkene weder während des Carnevalstages noch überhaupt häufig in Rom gesehen, was zum Theil in der Mäßigkeit seinen Grund haben mag, im Ganzen aber doch auch den seltenen Verbrauch des Branntweingiftes beweisen dürfte.

Es bleibt uns noch zur Vervollständigung des Straßenpublicums die Erwähnung derjenigen Masken übrig, welche nicht die sogenannte bessere Gesellschaft enthalten; es gibt deren mit Dominos aller Art, mit Blumenmädchen, Tänzerinnen und auch mit den unvermeidlichen Männercostümen der schwedischen Sorten. So kostspielig das Carnevalfahren auch ist, so wenig lassen sich die unteren Stände

doch von diesem Ideal aller Ideale abhalten, und mußte auch der letzte Rock darunter ins Pfandhaus wandern. Da man nun alle Ecken und Kanten des Wagens zu Sitzen benutzt, so vertheilt sich einigermaßen der Schwerpunkt solcher Corsofahrt und man findet daher unter den Fahrenden auch diejenige Klasse vertreten, welche ihre Hauptverwandtschaft zu Fuße geben mag. Zwischen diesen Corsoparvenus und der vornehmen Welt bildet die Landbevölkerung aus Albano, Genzano, Ariccia, Tivoli und den sonstigen benachbarten Orten und andererseits der schmucke, weibliche Theil des römischen Mittelstandes einen gefälligen Uebergang. Die sonst in Rom so spartanische Nationaltracht der Frauen, wie wir sie eben schon beschrieben, ist im Carneval die vorherrschende, und da sie jedem Gesichte schon steht, so erhält die Corsofahrt durch dieses Verwalten freundlicher Farben und hübsch geputzter Menschen den Hauptanstrich von Zügellosigkeit. Wie man überall in Italien Seidenstoffe und Goldschmuck in reicher Verschwendung sieht, so begegnet man dieser Geschmacksrichtung vor allem um diese Zeit und unter dieser Klasse. Nichts sucht durch Einfachheit zu imponiren. Alles funkelt von Geschmeide und rauscht von schweren Stoffen, gehe es wie es wolle, und es bleibt viele Fälle selbst dann noch rathselhaft, wenn man sich erinnert, daß von einer Landbevölkerung im ästhetischen Sinne überhaupt hier nicht die Rede ist, sondern daß es höchstens Kleinstädter sind, welche die römische Umgegend liefert.

Wir glauben im Vorstehenden alles Dasjenige berührt zu haben, was nöthig ist, um das ganze Getreibe übersichtlich vor Augen zu stellen, — den engen Corso mit seinen bunten, belebten Balcons, die Reihen Wagen im Schritt in entgegengesetzter Richtung sich von einem Ende des Corso zum andern bewegend und in vorwahrendem Confetti- und Blumenkrieg mit Ausgängern und Balconisten, dazwischen ordnunghaltende Carabiniers, wogendes Gedränge, Vermummte aller Art, Blumenindustrielle mit den ununterbrochenen Rufen: Fiori, fiori! Und endlich über dem ganzen saubern, belebenden und lustig lärmenden Gewirre den milden Winterhimmel Roms.

Plötzlich ertönen die ersten Kanonenschüsse in unmittelbarer Nähe; bald darauf antworten Schüsse von andern Seitengassen des Corso. Sie melden den Anfang der Vorbereitungen zum Wettrennen der Pferde. Da die Wagen nach dieser Benachrichtigung nur noch eine halbe Stunde im Corso verweilen dürfen, so drängt sich das Gedränge zwischen ihnen und den Fenstern. Die letzten Confetti werden verschossen und von den Balcons regnet es auf sie herab, als gelte es, noch die letzten Gaben rasch und sicher an den rechten Mann zu bringen. Die Zeit ist im Fluge verstrichen. Von neuem dröhnen die Schüsse und nun sorgen die Carabiniers, daß jeder Wagen durch die nächste Seitengasse den Corso räumt.

Dann rückt Militär in geschlossenen Reihen mit klingendem Spiel von der Piazza del Popolo in den Corso, den Fahrweg der ganzen Breite nach räumend. Es sind Franzosen. Sie lassen einzelne Posten als weitläufiges Spalier an beiden Seiten des Fahrwegs zurück und untersagen das Hinübergehen von einer Seite auf die andere. Am einem andern Theile des Corso sind italienische Truppen verwendet.

Nachdem wieder eine längere Zeit verstrichen ist, rettet eine Abtheilung Carabiniers im Trabe von der Piazza del Popolo bis ans andere Ende.

Dazwischen geht der kleine Krieg zwischen Fenster und Trottoir im Stillen lustig weiter: verirrte Hunde werden mit Pfeifen und Zurufen den Fahrweg hinabgehetzt; durch nichts gejagt als durch dieses Zeitvertreibe, welches den langsam Trabenden bald zum schnellsten Durchreisen bringt.

Von neuem wird das Gedränge größer, die ganze Breite des Fahrwegs ist frei und im Galopp kommt jene Abtheilung Carabiniers vom Corsoende nach der Piazza zurückgebracht.

Bald darauf, um 6 Uhr, werden die sieben oder acht Pferde aus den Barrièren auf der Piazza del Popolo entlassen und jagen nun den Corso hinab; sie tragen auf ihrer Haut jedes die betreffende Nummer; kein Reiter trennt sie; dagegen hängen um Leib und Nacken Schnüre mit Stachelbleichen und andern spitzigen Gegenständen herab und treiben sie zu immer größerer Hast an.

Sobald sie vorüber sind, hat die Belustigung ihr Ende erreicht. Alles geht auseinander und bringt sich die nämlichen Verrenkungen des folgenden Tages den nämlichen Hemden mit, welcher auch das sich Wiederholende immer von neuem genießbar, ja genußreicher zu machen weiß.

Nach 6 oder 6½ Uhr findet man den Carneval höchstens noch in den Osterieen und Trattorieen. Da indessen allenthalben Polizeiverbote der rechten Ausgelassenheit im Wege stehen, auch die Theaterbälle wegen der Gegenwart französischen Militärs von den Römern gemieden und deshalb nicht fortgesetzt worden sind, so kann man die wenigen hier und dahin verstreuten Ueberbleibsel gut-

sich allein zechen lassen und sich der letzten Carnevalsstunde zuwenden.

Dies ist die Stunde der Moccoli oder Moccoletti.

Wir haben den diesjährigen Carneval mit Sonnabend begonnen; im Verlauf der folgenden Woche steigerten sich die Lust und die Bewegung von einem Tage zum andern; nach dem letzten Sonnabend bot der Sonntag wieder den dritten Ruhetag, welcher nothig war, um die toll gewordene Welt Athem schopfen zu lassen. Dann kam der letzte Montag und endlich der Vorlaufer der Aschermittwoch, der letzte Dienstag. An all diesen Tagen ist das Programm der Lustbarkeiten unverändert dasselbe. An jedem Tage lautet die Glocke, donnern die Kanonen, fullen sich die Balcons, drangt sich's in den Strassen; an jedem Tage machen die Franzosen Platz, rasseln die Carabiniers durch die Gassen, werden verirrte Hunde zu improvisirten Wettrennern, jagen die leer Pferde von der Piazza del Popolo nach dem Venezianischen Palaste, wirbelt der Confettisand, betauben die ununterbrochenen Ausrufe: Evviva Dio, evviva Dio!

Endlich ist der Dienstag Abend nahe. Um 6 Uhr 15 Minuten, nachdem das letzte Rennen vorüber ist, lautet's zur Ave Maria und allgemach entzünden sich die Moccoletti.

Dies sind dunne Wachslichtchen, die hier in der Hand gehalten werden und die Einer dem Andern auszublasen bemüht ist.

Alle Fahrenden halten solche Lichter in der Hand, auf den Treppen der Hauser, in den Fenstern des untersten, erreichbaren Stocks, wohin man nur blickt, sieht man Frauen, Madchen, Kinder mit diesen lustig brennenden Wachslichtchen, die sie bald zum Ausblasen den Vorüberfahrenden entgegenstrecken, bald wieder mit erstaunlicher Behendigkeit dem Angriff dieser entziehen. Hier, wo das Abenddunkel die Streiche der Neuerung vereitelt hat, flammt das bunte, flimmernde Lichtmeer mit seiner zauberischen Beleuchtung, wie die Hast der flüchtigen Moccolistunde, die Stimmung erhoht und eine Art Rausch erzeugt, hier entfesselt sich das ganze kindliche Naturell dieses Volks und es ist nicht möglich, sich dem ansteckenden, hinreissenden Einfluss dieser allgemeinen Seligkeit zu entziehen.

Von allen Seiten hört man die gehobenen Zurufe: Senza moccoli — senza moccoli, womit die Lichtvertheidiger die lichtlos Umherstreifenden zum Angriff herausfodern und womit diese wieder jeden Versuch des Ausblasens begleiten; es ist ein lauter Stimmenwirrwarr, in welchen alle Welt einstimmt, und nach der verhältnismässig schweigsamen Weile des verhergegangenen Carnevalstreibens hat man ein Gefuhl, als gehe eine lange, stumm gewesene Pantomime plötzlich zu dem beglückenden Gebrauch der menschlichen Sprache über. Halbes Dunkel, Lichterglimmer, Wort und Stimme, gesteigerte Wechselwirkungen, Geberden, Gesichter, Trachten in der günstigsten, phantastischsten Beleuchtung, — das Alles bietet auf einmal und wie aus reichem Füllhorn gespendet die letzte Carnevalsstunde, und der Taumel ist so gross, dass man sich mitten im Genusse bewusst ist, die kurzeste Spanne Zeit für dieses letzte Ueberschäumen sei das richtigste Maß und nun konne die längste Nacht nicht zu lang sein.

Und so wollen wir denn von dem römischen Carneval hier in dem Augenblick Abschied nehmen, wo er, gleich einer Rakete immer höher und höher gestiegen, seinen höchsten Glanz plötzlich in tausend Sternen vor unsern Augen entfaltet, um dann von der dunkeln Nacht in derselben Minute verschlungen zu werden und uns nur die Erinnerung an sein freundliches Licht zu hinterlassen.

(Der siebente und letzte Artikel: Markt und Theater, in nächster Nummer.)

Anregungen.

Die Gesetzmäßigkeit in der Schöpfung.

„Der Fall der Steine", sagt Drobisch in seiner kurzlich von uns (Nr. 15) besprochenen Schrift, „ist nicht dem Zufall oder der Willkür überlassen, es entspricht jeder Fallraum nach mathematischen Gesetzen, jede chemische Verbindung geht vor sich nach bestimmtem Gewicht oder Volumen, jeder Körper nimmt eine bestimmte regelmäßige Gestalt an — der Krystall, die Pflanze, das Kind im Mutterleibe sowie jedes einzelne Organ derselben. Die Nerven bilden sich zum Empfinden, Bewegen und Erkennen, das Auge als Mittel zum Sehen, das Ohr zum Hören, alle Organe in schöner Harmonie untereinander und mit genauer Berücksichtigung der Verhältnisse, in welche sie später nach der Geburt kommen sollen. Das Auge paßt in seiner Einrichtung gerade für die Sonnenstrahlen, welche die Erde treffen, ein Jupiterbewohner würde mit solchen Augen wenig sehen; das Ohr paßt gerade für die Erdatmosphäre, ein Mondbewohner, wenn es

treten will, wurde wenig damit hören. In dem Stein, der fällt, in der Säure, die sich mit einem Alkali verbindet, in dem Krystall, der seine Flächen und Winkel bildet, in dem Atom in der Zelle, in jedem Haare eines Naturgebildes lebt alle unwandelbar von den physikalischen Kräften eine regulirte, ordnende, ja eine in Raum und Zeit umher- und vorausschauende, ich möchte sagen »belehrende« Macht, welche die physikalischen Kräfte zu einem bestimmten Ziele lenkt."

Berliner Ansichten über Geschichte und Natur.

Die alljährlich im Winter auf Veranstaltung des „Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke" in Berlin gehaltenen Vorträge, deren uns bereits eine Anzahl gedruckt vorliegt, weist von den theologischen Größen Berlins, einem Stahl, Hengstenberg, Delitzsch, Hofmann, Nitzsch u. A., hübsche und charakteristische Proben von Geschichts- und Naturanschauung.

Zum Beispiele mögen zwei Vorträge über den Propheten Jesaias und über die Auferstehung der Todten dienen.

Hengstenberg, der alttestamentliche Exegeten der Orthodoxie, der im Jesaias das Vorbild für unsere Zeit findet, eifert in seinem Vortrag „Ueber den Propheten Jesaias" (Berlin, W. Schultze, 1855) gegen die „moderne Bildung", von der er sagt: „Wie sinnverwirrend, zauberisch und einnehmend diese nicht selten macht, das erfahren wir ja schon daran, daß sie so Manche nicht einmal zu dem Verständniß und Genuß der alten Klassischen unserer eigenen Kirche gelangen läßt." Das Jahr achthundertjährig entwickelt Hengstenberg mit wunderlicher Parallele. Es fehle, sagt er, Manche in das Alte Testament nur besonders in die Schriften des Propheten, das Neue Testament wollte unter den Verhältnissen jener Jahre nicht recht ausreichen, die brennende Frage ging einem nationalen, einem weltgeschichtlichen Charakter. „Was wird aus unserm abtrünnigen Volk, was aus dem vom Geiste des Antichrist ergriffenen Europa werden?" Das Neue Testament hat vorwiegend mit der einzelnen Seele und ihrem ewigen Heile, dann mit der Entwickelung der Kirche zu thun. Die politische Strömung ist darin nur eine sehr schwache." Ferner betrachtet Hengstenberg das Neue Testament als eine sehr durch das Alte Testament ergänzungsbedürftige Quelle. „Im Alten Testament ist es der Gott Einer Heilig die Geschichte aller Völker zu überschauen, wenn sich der Herr zu erkennen gegeben hat, hat in der Geschichte Seines Volks, das überall einen unterthänigen Charakter trägt, die Geschichte aller Völker gewonnen. Wer sich in das Alte Testament vertieft, der kommt in den Besitz unerschöpflicher Erkenntniß aber für Zukunft, der gelangt zu der Erkenntniß der ewigen Gesetze der Weltregierung über die Völker und auch über das eigene." Wir befinden uns nach Hengstenberg gegenwärtig in Umständen, die uns ebenso dringend einladen, uns an das Alte Testament anzuklammern, wie die vor Jahren 1848. „Nichts ist erschütternder als das auch unserer Zeit so nahegelegte Bewußtsein, am Anfange des Endes zu stehen." Für den Schaden unserer Zeit sei dann recht im Jesaias ein kräftiges Heilmittel geboten. Denn Jesaias zeige uns Gott in der Fülle und unbedingten Energie seiner strafenden Gerechtigkeit und lehre uns unsere und unseres Volkes Sünde nicht mit unsern, sondern mit Gottes Augen betrachten. Aber ebenso zeigen uns die Weissagungen des Jesaias Gott in der Fülle und Energie seiner erbarmenden Liebe, die sich des „Blenden, Verstörten, Nichtgetrösteten" annimmt, u. s. w.

Man kann Hengstenberg nicht tadeln, daß er ebenso die göttliche Gerechtigkeit als Liebe zum Bewußtsein der Zeit gebracht wissen will, aber wird nicht Beides im Neuen Testament in keinerem Sinne gelehrt als im Alten?

Ein zweiter, im Evangelischen Verein gehaltener Vortrag, von Pfarrer A. Seiler, handelt von der „Auferstehung der Todten" (Berlin, W. Schultze, 1855).

Der Verfasser polemisirt gegen den Unglauben und besonders gegen die ungläubige Naturwissenschaft unserer Zeit, die nichts glauben wolle, als was sie mit Augen des Leibes sehen könne. Dieser Unglaube durchdringe heute die ganze gebildete Welt, „die nichts so sehr fürchtet, als vor dem Richterstuhl der Erkenntniß für dumm und ungebildet gehalten zu werden und aus ererbter Scheu vor der alten Tyrannei des Glaubens heute gerade der Tyrannei der Wissenschaft in die Arme läuft."

Die Naturgesetze sind nach dem Verfasser zwar vorhanden, so gewiß der Schöpfer nicht ein Gott der Unordnung, sondern der Ordnung ist; aber „sie gleichen den Buchstabenbildern, die, von der Seite angesehen, das Wort, und von der andern Seite angesehen, ein ganz anderes Wort geben. Ganz so ist auch die Natur ein Wort Gottes, eine Art Bibel voll göttlicher Lehre und Verheißung. Aber sie ist ein verstümmeltes, getrübtes Wort Gottes, nicht mehr die reine Handschrift Gottes, sondern eine ungeheure, in welche die Hand eines ungeschickten, in feindseligen Absichtsvoll alleriei Fremdes hineingeschrieben und durchgeschrieben und manches Buchstäbliche verwischt und unleserlich gemacht hat. Gewiß ist die Natur noch heute schön, aber nur wie eine schöne Ruine, wie ein abgebrannter und unterbrochener Bau, gleich dem Kölner Dom, oder wie ein seltsam bunt in verschiedenem Stil zusammengeflicktes Gebäude, gleich dem Dom zu Trier —, die zu erkennen nothwendig erfordert, sich in die ursprünglichen Gedanken des Baumeisters zu versenken." Diesen ursprünglichen Gedanken habe der Baumeister nicht in der Natur, sondern in seinem Wort niedergelegt. Die Bibel sei die rechte Sprachlehre und das Wörterbuch der Natur, bei ihr müßten alle — die Naturforscher in die Schule gehen u. s. w.

Was gegen die Auferstehung gesagt zu werden

pflege, sei nach dem Prediger Seiler so entsetzlich dürftig, daß es nur Den befremden könne, der arm an Geist ist, ohne arm im Geiste zu sein, wie z. B. die Araxe, wie denn all die zerstreuten Glieder einst sollten wieder zusammengefunden werden? — „als wenn Gott der Herr sie mit Nadel und Schnur mechanisch wieder zusammennähen hätte oder ein armer Taglöhner die Reiter zu seinem Dienst!“

Ja, jene Einwände seien oft ganz wunderbar den Naturgesetzen, auf die man sich beruft, widersprechend. Ist doch auch unser gegenwärtiger Leib selbst aus allen möglichen Orten und Enden der Erde zusammengelesen, denn die Nahrungsstoffe, die wir zu uns nehmen und durch die wir leben, indem sie sich in Fleisch und Blut verwandeln, sind ja aus der weiten weiten Ländern und Erdteilen genommen.“

Kurz, der Verfasser sucht auf allerlei Weise, theils durch Naturanalogieen, wie sie vom Erdenden und wieder auferstehenden Weizenkorn, theils durch Schriftbeweise wie der, daß der Gräber von der Sünde auch ein Gräber vom Tode des Leibes sein müsse, die Auferstehung des Leibes im buchstäblichen Sinne möglich zu machen.

Man ersieht hieraus, daß es in der Stadt der Intelligenz doch mit der von Stahl gerühmten „Unsehe der Wissenschaft“ eingetroffen war und sie heute bereits stark auf der Neige nach dem 18. Jahrhundert begriffen ist.

Aus dem Theaterleben.

II.

Das demnächst fünfundzwanzigjährige Band, mit welchem Emil Devrient der treffenden Hofbühne angehörte, wird sich, wie man versichert, zu Ostern lösen. Schon nach zwanzig Jahren sich selbst zu pensionieren, erlauben die Gesetze des dresdener Theaters. Weder Verdienst noch Publikum würden daran etwas ändern, so Emil Devrient einen Pensionär zu sehen.

Man darf sich aber auch mit der Hoffnung trösten, daß viele der deutschen Bühne drohende Gefahr abgewendet werde. Der gefeierte Darsteller will bekanntlich nur aus der dienstlichen Abhängigkeit seiner bisherigen Stellung. Er wird den Bretern nicht entsagen. Er wird überall sein Talent noch glänzen lassen und wird es auch wohl in Dresden thun, nur nicht im Zusammenhang eines noch bestehenden Ganzen mehr.

Der der Bühne so nachtheilige Krieg von Sachsen hat über viele tiefere Wendung zu entscheiden. Auf solche muß man gefaßt sein, daß die Erinnerung an die ernsten Verhältnisse, die sich damit Devrient um die dresdener Bühne erworben hat, sehr lange Zeitheit ganz so gerechnet werden wird, wie sie dem Schreibenden gerecht sein will. Aber Zweifel ist die obige Wendung die, die er selbst nur wünschen kann.

Denn eine wirkliche Entlassung ist von einer Bühne, nach solchem Kraft, der gerade sich erst die Kreise des in der Rede ihrer Meisterschaft zu kommen war, nicht voraussetzen. Jeder Sommer brachte die Kunde von den glücklichen Bewährungen einer so meisterhaft elastischen Persönlichkeit und der gewissen Beherrschung der äußerstgrellen Rollen aus Nähe und Ferne. Eine plötzliche Hemmung aller dieser, eben im Anwachsen als Abnehmen begriffen gewesenen Gesetze ist nicht denkbar. Aus von einer Stellung scheint sich der Künstler befreien zu wollen, die durch seine langen Abwesenheiten ihm seine bequeme mehr war. Er fand in seinem Herbste nämlich genau die Dinge in Dresden immer anders, als er sie im Frühjahr verlassen hatte.

Kurz und gegen das Gastiren sprechen die gleichen Gründe, nachdem man sie von den Interessen des Schauspielers oder von denen der Kunst und Literatur abwägt. Der naturgemäße Zustand der künstlerischen Empfindung muß ein abwechselndes Publikum haben: der große Künstler wird immer gezwungen sein, die Wanderbühne als die natürlichere Form des theatralischen Gesellschaftslebens anzusehen. Der Ärger des Vorsitzes, der Schäger der Bühne als eines Gebiets der Bildung und höhern Geselligkeit sprechen wohl die Stabilität der Bühne vorziehen und im Künstler nur das Organ höherer Aufgaben sehen können. In einer Zeit, wo durch die Erleichterungen des Verkehrs die Städte einander schon so nahegerückt sind, wird es vollends dem Regisseur nothwendig werden, das künstlerische Gesammtwerken von den Gefahren eines zu lockern Zusammenhangs überzeugen. Es liegt die gesichertere Einheit des wienerer Burgtheaters, das seine Mitglieder zu einer mehr als zehnmonatlichen Thätigkeit streng zusammenhält, dem Ärgernisse der Virtuosität weit mustergültig da.

Vergessen wir auf der andern Seite aber nicht, daß ein für das Gastiren viel Ueberzeugendes anführen läßt. Wie vollends die Erfolge in London und wie in Petersburg, wenn von beiden die Berichte nicht übertrieben sind, dem Künstler wären zu verbrechen, wenn er seine Zeit und seine Kraft nicht wahrnehmen, nicht von den glänzenden Anträgen, die ihm zur Jahresmitte schon gemacht sein will, ob anziehen wollte, was er bekommen kann.

Auch auf die Theaterverhältnisse würde gegen ein gänzlich entgegenstehendes Verhalten großer Künstler Schweres, wer nicht weiß, ob es in Wien oder Hamburg ob sonstwo fehlen will, weder sich sehr hoch im Privatleben. Wissen, Kunst, Bild, Namen, Ergebnisse Schreiben von absoluter Bedeutung sind, die mehreren einen ausgedehnten persönlichen Verkehr im Publikum sind. Sein Vermögen, daß der Künstler abtreten können, muß so groß sein, es wird sich gewiß auf nicht viel mehr als ein Dutzend Rollen beschränken, die immer wiederholen und deren einige monatelange Vorbereitung dem Darsteller so selbst verlangen muß. Dem wenigen Kunstlergenuß muß ein Kunstgenuß entsprechen, der es schon in kurzer Zeit tadeln wird, daß ihm die geringere Zer

hintungslaben mit dem Ganzen seiner Kunst sich lockern. Es wird sich auf Uebertreibungen beziehen, es wird nicht immer wissen, woher die Begeisterung schöpfen für den Abend, die ihm ein Publikum versammelt hat. Lebt etwas Höheres in ihm als nur die Geltendmachung seiner Person oder die Mehrung seines Erwerbs, so wird zuletzt eine unausbleibliche Unsicherheit über ihn kommen und sein Beruf in kurzer Zeit für ihn alle Reize verlieren.

Das Innen blau seiner Opern mehr Gast, sondern nur noch Gemeinstücke, ist nicht Folge einer religiösen Ueberspannung, wie man darzustellen pflegt. Es ist die Folge eines gewissen, wir können kein anderes Wort als Geist an dem zusammenhanglosen Einzelnen einer kleinen Anzahl von Rollen, die man ohne Grund und von innen treibende Veranlassung dem Publikum bot und bot vorführen soll. Der von innen kommende, vor der Beschämung sich eine Spielzeit erschaffen zu müssen, schützende Hülle fehlt bei solchen einzigen Gastrollen. Sie kann eben nur aus dem Zusammenhang kommen mit einem organischen, gegeglieden, die Personen der Bühne unterstützenden allgemeinen Kunststreben. Ein solches findet sich nicht auf der Landstraße, sondern nur daheim in einem gegeglieden Engagement.

Und so müssen wir auch wünschen, daß Emil Devrient sich vor der Gefahr, seine noch auf manches Jahr hinaustretende Kraft von einem Gastrud Rollen ganz in Beschlag nehmen zu lassen, im Interesse seiner selbst und der Schauspielkunst bewahre. Minderdenn würden die Gastrollen, die er dann immer am vierdenen Theater zu geben hätte, einen Umfang erreichen müssen, der seiner bisherigen halbjährigen Thätigkeit gleichkäme. Ohne die Aufnahme neuer Rollen erhält sich nicht die regelmäßige innere und äußere Bildsamkeit der alten. Ohne einen gewissen Antheil an dem, was die Gegenwart gibt und die Zukunft hoffen läßt, stirbt die Vergangenheit ab. Der größte Meister im Gesange soll täglich seine Scala singen, der größte Meister seine häuslichen Uebungen halten. Der Schauspieler, und dann er auch auf der Höhe, auf welcher sich unser unübertroffener Darsteller des Egmont und Posa befindet, würde einseitig werden, wenn er sich ausschließen wollte von dem Leben und Weben einer gesinnungsvollen Künstlergemeinschaft, von dem Vorführen alter und neuer Gebilde durch gemeinschaftliche Kraft, von dem Geiste der Spannung und Erwartung, den wir in allen Dingen in uns auch erhalten müssen, wenn wir nicht zu früh abschließen und uns in einen Ruhestand versetzen wollen, der, wenn er ein halber ist, leicht ein ganzer werden kann, ein ganzer dann gegen unsern Willen.

Allerdings voraussetzlich, daß sich der Austritt eines Künstlers (neben großen Verdiensten auch um die neuere dramatische Literatur einer mit den inneren Vorgängen derselben sonstigen späteren Würdigung vorbehalten bleiben muß) aus dem engern deutschen Theater verbaute in der That bestätigen wird, so muß doch zur Erhaltung seiner seltenen Kraft gerade dann noch für das Allgemeine gewünscht werden, daß sich seine Verbindung mit Dresden nicht ganz löse, sondern irgendwie eine Form gefunden werde, ihn an den inneren Vorgängen des stetig fortschreitenden Theaterwesens, vorzugsweise aber an der Neubildung des Repertoirs und den von ihm hingebend beförderten Verbindungen des lebenden Dichters auch wie vor nicht unbetheiligt zu lassen.

Wahrnehmungen.

Ueber die Priester sollen wir fühlen wie Voltaire, über die Religion selbst wie Newton.

* *

Der wahre Genius verschließt die Stürme, die in ihm toben, in seiner eigenen Brust und zeigt nach außen hin eine wohlthuende Ruhe.

* *

Wir schwachen Menschen leben lieber von den Vorschüssen, die wir der Zukunft abborgen, als von den sichern, wenn auch mäßigen Zinsen der Vergangenheit.

* *

Es gibt Menschen, die immer die Principien ihres Wesens erläutern, immer von den Gründen ihres Handelns sprechen müssen. Sie sind die schwächsten. Der Baum, dessen Wurzeln allmälig zutage kommen, neigt dem nächsten Sturme.

* *

Aus Lebensmaximen läßt sich kein Leben aufbauen. Sie sind nur ein Netz, ein Mittel zum Binden und Befestigen der schon vorhandenen Kräfte.

* *

Es würde der Bühne höchst nützlich sein, wenn man der Schauspielkunst das Recht, sich eine Kunst nennen zu dürfen, bestritte und sie weit eher eine Wissenschaft nennte.

Dank.

Mein Leben war ein wirrer, leerer Klang,
Den Stürmen der Verzweiflung hingegeben
Da sah ich mich — und liebend zum Gesang,
Zum Lied der Andacht schuf du mir das Leben!

Ich hatte lang' mit Welt und Leidenschaft,
Im schweren Kampfe mit mir selbst gerungen,
Mein Arm war müde, kaum noch hatt' ich Kraft,
Daß ich an deiner Hand mich aufgeschwungen.

Nun habe Dank! Dir gibt mein Herz sich hin
In reinen, liebetrunkenen Accorden!
Ich dank' dir nicht nur Alles, was ich bin —
Dir dank' ich mehr noch, was ich nicht geworden!

Michel Beer.

Verantwortlicher Redakteur: Heinrich Brockhaus. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 19.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 15 Ngr

Die Erfindung des Federhalters.

Von August Lewald.

(Beschluß.)

Bunzer's Anzeige lautete: „Neue, höchst wichtige Erfindung!" Dem Schreiblehrer Bunzer ist es nach langwieriger Mühe gelungen, einen Apparat zu erfinden, der nicht nur eine leichte Handschrift Jedem, der sich seiner bedienen wird, verschafft, sondern auch neben dem Vortheil der Oekonomie, da man aus einer Federpose vier bis fünf Schreibfedern erhält, noch den andern Vortheil gewährt, fertig zugeschnittene Federn gleich zur Hand zu haben und nicht mehr mit dem Schneiden Zeit und Mühe zu verschwenden, sondern auch das bisherige Abkappen der Spitze auf dem Nagel des linken Daumens zu vermeiden, wodurch derselbe verunstaltet wurde und nicht selten schmerzhafte Krankheiten des Nagels entstanden sind. Der Apparat besteht aus einem Schächtelchen mit den Federschnäbeln und dem dazu gehörigen Stiele, dem der Erfinder den Namen „Federschnabelhalter" beigelegt haben will. Gebrauchsanweisung erhellt der Erfinder; der Preis richtet sich nach der Materie, aus welcher der „Federschnabelhalter" verfertigt ist, da man ihn aus Gold, Silber und Bronze, selbst reich verziert (zu Geschenken) erhalten kann." Mit dieser Anzeige eilte er auch auf das Intelligenzcomptoir, und noch am selben Tage las man sie in dem Intelligenzblatte, welches in keinem Hause der Stadt fehlte.

Von der Wirkung dieser an sich so unschuldigen Anzeige kann man sich schwerlich einen Be-

griff machen. Wie viele Interessen hatte Bunzer mit diesem einen Schlage verletzt! Die alten Schreibmeister sahen sich außer Brot, wenn dieser Mensch nun auch das Monopol zur geschnittener Federn, deren man sich mit größter Bequemlichkeit bedienen konnte, anschreiben sollte. Die Federposenhändler, die bis dahin vortreffliche Geschäfte gemacht hatten, sahen sich beeinträchtigt, wenn von nun an aus einem Kiele fünf Schreibfedern geschnitten werden würden und sich mithin ihr Gewinn wie 1 zu 5 verringerte. Man nannte Bunzer laut einen frechen Charlatan; man verlangte eine Prüfung und ein Gutachten von Fachmännern; der greise Hofmar Duras selbst, diese antediluvianische Größe, der zufällig in der Stadt zum Besuche eines Freundes anwesend war, sollte ins Interesse gezogen werden und seinen vernichtenden Blitz auf Bunzer schleudern, aber alles Dies war nicht nöthig, bereits hatte sich eine andere Macht gefunden, den Neuen zu zerschmettern, dies war der Spott. Die „Materie des Federschnabelhalters" war der Lächerlichkeit verfallen.

Auf der Börse, in den Weinhäusern, überall, wo ein paar Leute zusammenstanden, hörte man nur von der frappanten Erfindung Bunzer's sprechen und konnte man von unerhaltenem Gelächter begleitet deutlich mit seinem Namen das Wort „Federschnabelhalter" verbinden hören. Bald hieß es Bunzer-Federschnabelhalter, bald Federschnabelhalter-Bunzer, bis endlich ein plumper Witzbold die Bemerkung verbrach: Da Zeit Geld sei und man daher mit der Zeit ökonomisch umgehen müsse, schlage er vor,

den mit auszuſprechenden Namen, der in den kurzen Herbſttagen viel zu viel Zeit raube, zu theilen und Bünzer ſchlechthin „Federſchnabelhalter" zu taufen. Dieſe und ähnliche Verſpottung wurde mit allem in ſolchen Gelegenheiten emporſchießenden Uebermuthe aufgegriffen; man erfand dem armen Gründer zu Ehren ein Wappen, man dachte ihm eine Deviſe aus, man ſprach davon, Beides von einem geſchickten Stecher ausführen zu laſſen und ihm feierlichſt zu überreichen; kurz der Unſinn war in voller Blüte und die Gärtner, die ihn pflegten, konnten ſich nicht erſchöpfen in den aberwitzigſten Ueberbietungen. Beim Begegnen auf der Straße hatten ein paar den Scherz begonnen; ſie trugen denſelben an die Börſe, wo ſich mehre um ſie geſellten, und als ſie endlich in die Weinſtube zogen, die voll Frühſtückender war, da war der Spott zur Lawine angewachſen, die jedes vernünftige Geſpräch überflutete und die ruhigſten und beſonnenſten Gäſte gewaltſam mit fortriß.

Nur in dem finſterſten Winkel der niedern Stube herrſchte tiefes Schweigen. Dort war das Plätzchen, welches Herr Engelmann einnahm, wenn er bedächtig ſein Quartierchen Malaga ſchlürfte. Heute ſchien ihm der Wein zähe und klebrig, als wollte er gar nicht wie ſonſt hinuntergleiten. Störte ihn ſchon der wilde Lärm und das laute Gelächter, ſo verdroß ihn der Gegenſtand noch mehr, der die Urſache davon abgab. Es that ihm leid um Bünzer, es dauerte ihn aber auch ſeine Gründung, die ſo verſpottet wurde. Dann reute es ihn aber wieder, daß er ihn dazu angeregt; er dachte bei ſich: Iſt die Sache gut, ſo dringt ſie durch, ihr mögt lachen oder euch ärgern ſoviel ihr wollt. Auch Das war ihm eine Genugthuung, daß er dem Bünzer immer prophezeit hatte, er werde durch die Phantaſie Nachtheil erfahren, ein Gründer dürfe keine Phantaſie haben, wie er ihm durch ſein eigenes Beiſpiel bewieſen zu haben glaubte. Er brachte ſeinen Wein nicht zu Ende und der ſonſt ſo ruhige Herr Engelmann erhob ſich mismuthig und trat im Fortgehen zu einem Tiſche, an dem einige Bekannte ſaßen. Es drängte ihn, wie gewöhnlich, die Weisheit, die ihm den Kopf füllte, leuchten zu laſſen, und er ſagte, nach ſeiner Meinung, das Endziel aller ſeiner Meditationen, welche ſich in der That nur ſtets um ſich ſelbſt drehte, in den wenigen Worten zuſammen, die er mit Nachdruck und Milde zugleich von ſich gab, indem er den Hut in die Stirn und den goldenen Stockknopf an das Kinn drückte: „Richtet nicht ſo ſtreng; der junge Menſch iſt nicht ohne, nur ſchade, er hat Phantaſie!" Alle ſtierten ihn an; die Anrede hatte etwas Verblüffendes; dann aber, als er zur Thür hinaus war, begegneten ſich ſchnell die Augen der fröhlichen Trinker und nun erſt ſchienen ſie ineinander zu leſen und ein unmäßiges Gelächter ſchallte dem Fortgegangenen nach, aus dem der Ausruf vernehmlich wurde: „Der iſt wahrhaftig auch verrückt!"

Während dies in der Stadt vorging, war Bünzer ganz ſelig in ſeinem Zimmer. Bald ſtand er vor dem Spiegel und betrachtete ſich, dann ergriff er Zeitung und Intelligenzblatt und überflog ſein Inſerat mit unſäglicher Wonne zum hundertſten male, endlich nahm er ein Exemplar ſeiner neuen Gründung zwiſchen die Finger und überzeugte ſich, daß ſie vortrefflich ſei. So, in ſeinem übergroßen Glück, überhörte er dennoch nicht, daß die Stunde ſchlug, die ihn zu Charlotte Engelmann rief, er packte ſeinen Federſchnabelhalter nebſt den Federſchnäbeln in das zierlichſte Etui, welches er dazu eigens hatte verfertigen laſſen, um es ſeinem verehrten Mäcen, dem Vater ſeiner im Herzen heimlich Angebeteten, zu überreichen. Er hatte ſich dazu einige ſchöne Phraſen ausgedacht und wollte zugleich wagen, ein etwas grelles Streiflicht auf ſeine bis dahin ſtill verborgene Hoffnung vor dem Vater des Engels fallen zu laſſen. So hüpfte er fort, wie vom Sturm getragen und trat athemlos in Engelmann's Zimmer, die Gabe hoch emporhaltend.

„Herr Engelmann", rief er begeiſtert, „mein Name wird genannt werden, ich komme und rufe wie Archimedes —"

„Halt, halt", erwiderte der Andere, „Sie ſprechen wirklich, als wenn ich taub wäre, und Sie hätten gar nicht nöthig, ſich anzuſtrengen, da ich Alles bereits weiß — Ihre unglückliche Idee —"

„Unglückliche Idee?" ſagte Bünzer verwundert, „unglücklich? Ein unerklärlicher Irrthum! — Geben Sie mir eine fertige Feder in die Hand — war's nicht ſo? Hier iſt ſie" — und dabei öffnete er das Etui und zeigte ſeinen Apparat.

„Kein Irrthum — ſehr ſchön — ſehr lobenswerth" — ſprach Engelmann mit prüfendem Blick — „aber wie kommen Sie nur auf den Federſchnabelhalter?"

„So nenne ich meine Gründung", ſagte der unbefangene Bünzer mit der zuverſichtlichſten Miene von der Welt, „und ſo ſoll und wird ſie für alle Jahrhunderte heißen!"

„Und wiſſen Sie denn nicht, daß man darüber ſpottet?" fragte Engelmann.

„Wer ſpottet?" rief erhitzt Bünzer.

„Daß man Caricaturen darauf machen wird?"

fuhr, ohne ſich unterbrechen zu laſſen, Engelmann fort.

Bünzer lachte.

„Sie lachen, Unbegreiflicher?“ drang jetzt Engelmann ſtrenger auf ihn ein, wiſſen Sie, was es heißt, der Lächerlichkeit verfallen ſein?“

„Wozu brauch' ich das zu wiſſen?“

„Wiſſen Sie, daß Sie nicht mehr Bünzer in der Stadt genannt werden?“

„Ich? Nicht mehr Bünzer? Wie heiße ich denn jetzt in der Stadt?“

„Federſchnabelhalter“ — ſagte Engelmann ſehr trocken und gab ſich alle Mühe, eine Haltung zu zeigen, die durchaus keinen Gedanken an einen unziemlichen Scherz aufkommen laſſen konnte.

Bünzer erkannte das ſogleich. Mit Mühe ſuchte er ſeine Geſichtszüge, die ſich convulſiviſch empört zu haben ſchienen, ſo ſchnell als möglich zur Ruhe zu bringen, dann ſchluckte er ein paar mal, als würge er eine große bittere Pille hinunter, und ſagte mit leiſer, leidenwegter, faſt bebender Stimme: „O Herr Engelmann, der Glaube des Gründers an etwas noch Unerſchaffenes, das er zutage fördern, warum er ſich in den Abgrund ſtürzen und mit ganzer Seele dem Chaos ſich hingeben müſſe, iſt etwas ſehr Heiliges und darum auch ſo leicht verletzlich, ſeine Wunden ſo ſchwer zu berühren und darum ſo ſchwer zu heilen, weshalb die Gründer, gleich den Poeten, die ja auch nichts Anderes ſind, nicht mit Unrecht ein zorniges Geſchlecht genannt werden.“

Engelmann benutzte die Pauſe zweier tiefer Athemzüge, die Bünzer that, und rief dazwiſchen: „Ach, viele Phantaſie — ich ſagt' es ja immer.“

„Sie ſollten nicht meiner ſpotten und mich nicht noch mehr reizen“, ſprach Bünzer dumpf.

Als ob er ſich ſchnell beſonnen hätte, machte er eine reſpectvolle Verbeugung und wandte ſich zum Gehen.

„Eine Marke“, rief ihm Engelmann nach.

„Verzeihung, die Stunde iſt nicht gegeben“, rief Bünzer zurück und ſprang zur Thür hinaus.

„Schreiben wir denn heute nicht, Papa?“ fragte Charlotte.

Der Papa ging zur Mama, ohne der Tochter zu antworten. Charlotte packte Vorſchriften und Schreibehefte zuſammen und ſetzte ſich gelaſſen zum Stickrahmen. Das holde Kind hatte den Gleichmuth und die ſtille Thätigkeit ſeiner Aeltern ererbt und auch den Fehler der Phantaſie konnte ihr Niemand vorwerfen.

Der arme Bünzer eilte nach Hauſe. Er träumte von Neid, Verfolgung, Haß; er ſah ſeine Gründung vor ſich liegen, er erkannte ihre Nützlichkeit, ihre Bedeutung für alle Folgezeit; er hatte das Gefühl der Größe. „Ich werde durchdringen, ich muß triumphiren“, rief es in ihm. Wie er ſich aber jetzt den Umſtänden gegenüber zu benehmen hatte, das erſchien ihm als wichtigſte Frage. Einen gehörnichten Artikel ſchreiben, ſeine ſchleichenden Verfolger und Widerſacher herausfodern, damit ſie ihre Verſtecke verließen, war das Erſte, das ihm durch den ſich ſchon verwirrenden Kopf fuhr. In einer öffentlichen Sitzung ſeine Gründung vorzeigen, erklären, ihre Bedeutung darlegen, war das Zweite, an was er dachte. Endlich meinte er, daß es am bequemſten ſein würde, ſeine Stunden ruhig zu geben und den Federſchnabelhalter ſeinen Schülern zu octroyiren. Dadurch würde Alles praktiſch erwieſen, und da er in die beſten Häuſer der Stadt komme, ſo würde dieſer Weg der Verbreitung am förderlichſten ſein. Mit dieſen Gedanken und Plänen brachte er den Reſt des Tags zu; er dachte weder an Eſſen noch Trinken, aber auch ſeine Lectionen hatte er vergeſſen, und als es Abend geworden war, warf er ſich angekleidet aufs Bett und ſuchte zu ſchlafen, um ſeinen wirren Träumen zu entkommen. Aber ſie zogen in ſeinen Schlaf hinüber und er brachte die Nacht wie im Fieber zu. Am Morgen erhob er ſich mit gelähmten Gliedern. Es war ihm nicht möglich, dem gewohnten Berufe nachzugehen. Erſt Nachmittags erholte er ſich und dachte an ſeine Pflicht und an ſeinen Erwerb. Zaghaft trat er unter das Gewühl der Straße; er blickte Niemand ins Geſicht und ſchlich in ein paar Häuſer. Ueberall Entſchuldigungen. Man ſei verreiſt, hieß es hier; man ſei unwohl, hieß es dort; man wolle ihm ſagen laſſen, wann die Stunden wieder beginnen könnten, wurde ihm da geſagt. Er hatte genug an dieſer Erfahrung und wollte an dieſem Tage keinen weitern Verſuch mehr wagen. Bei Engelmann hätte er noch gern angefragt, aber heute traf die Reihe Engelmanns nicht. Er mußte ſich bis morgen gedulden. Indem er nun inſichgekehrt den Weg nach ſeiner Wohnung einſchlug, traf es ſich, daß eine hoffnungsvolle Jugend, welche ihren gewohnten lärmenden Straßenſpielen oblag, ſeiner anſichtig wurde. Die Jungen mochten ſchon früher in der Schule aus dem Munde ihres Schreiblehrers manches verfängliche Wort, manchen unehrbaren Spitznamen gegen den Privatſchreibmeiſter Bünzer vernommen haben. Man rief ihm ſeinen Spitznamen nach. Bünzer ward überroth im Geſicht, that, als höre er's nicht und beſchleunigte

seinen Schritt. Die Jungen folgten ihm in eine andere Straße, immer fort, über den großen Platz, wo sich das Gefolge bald vergrößerte. Endlich schien es ihm zu viel; seine finstere Stunde hatte geschlagen! Er kehrte sich um und — hieb nach einem Knaben, einem der lautesten Schreier. Dieser stürzte und wurde mit blutigem Kopfe vom Pflaster aufgehoben, während die Masse, Groß und Klein, über Bunzer herstürzte, der nach verzweifelter Gegenwehr zu Boden geworfen und endlich von der hinzugekommenen Wache verhaftet wurde. Am andern Morgen lag er krank im Bett; nach kurzem Verhör hatte man ihn wieder freigelassen. Aber den Tag liefen die Absagebriefe ein; alle Häuser kündigten ihm den Unterricht auf, auch Engelmann. Einige hatten zu dem vollen Betrage der 16 Mark aus Mitleid noch etwas beigefügt, denn die Kunde war mit Blitzesschnelle durch die Stadt geflogen. Bunzer sei plötzlich auf der Straße von Tollwuth befallen worden. Einige meinten, aus angestrengtem Nachdenken über seine Erfindung, Andere, aus überspannter Gutmüthigkeit; nur Engelmann blieb dabei, er habe es ja vorausgesagt, sein Erbfehler sei gewesen, daß er Phantasie gehabt.

Zwanzig Jahre später! ... Es war im Sommer, um die gewöhnliche Börsenzeit. Die Handelsmatadore, Reeder, Bankiers, Spediteure, Wechsler, Schiffs- und Colonialwaaren Makler, Alle waren unter den Arkaden des Gebäudes und verkehrten in ihren Geschäften, mit den Blicken auf dem breiten Spiegel des Stromes ruhend, auf dem die mächtigen Kauffahrer eine Prachtstraße bis zum Hafen bildeten, aus dem ein Convoy nach dem andern, dicht bewimpelt und beflaggt, die schwarzen Dampfschlote wie mit wehenden Riesenfederbüschen geziert, an den Villen des Ufers vorüberschwammen, von deren Terrassen bunte Menschengruppen nach den Vorbeisegelnden schauten, um durch Fernglaser zu unterscheiden, welches von den Schiffen dem Hause angehörte, das neben der reichen Ladung auch schmucke Gegenstände eines fremden Luxus für die innere Einrichtung der opulenten Familie des Kaufherrn mitbrächte.

Diese ganze frohe, bewegliche Menge achtete nicht auf einen kleinen, dem Ansehen nach steinalten Mann, der auf der Bank an der Eingangsthür, mitten in dem sich drängenden Gewühle, wie in stille Betrachtung versunken dasaß. Er schien Allen ein so bekannter, so alltäglicher Gegenstand wie die Bank selbst, auf der er saß, wie die mit Ketten verbundenen Abweisesteine am Hauptportal, und sowie die Vorübertreibenden im Gedränge an diese stießen, so stolperte man auch über die Füße des dasitzenden Greises oder quetschte sich an ihm vorbei, ohne daß es irgend Einem aufgefallen wäre oder daß er ein höfliches „Um Verzeihung!" ausgesprochen hätte. Der Greis hatte ein seltsam verwittertes Aussehen; das Gesicht war klein und verschrumpft; die Kleidung war reinlich, aber höchst abgetragen und dürftig; in der Hand hielt er krampfhaft umklammert einige Schächtelchen mit Papier überzogen, dessen Farbe nicht mehr unterschieden werden konnte, da die Stürme und Wetter langer Jahre sie zerstört hatten.

Da erschien plötzlich ein dicker Mann lautlachend an der Borte, einen Gegenstand, den man nicht sogleich erkannte, hoch emporhaltend. Es war der reiche Wechselmakler Aaron Wolf, ein guter Gesellschafter, vortrefflicher Whistspieler und allgemein beliebt als Ausbund von Lustigkeit. Wie er für seinen schwerwiegenden Körper sich mit ziemlicher Behemenz durch die compacte Masse, die sich alsbald um ihn versammelt hatte, Bahn brach, schallte es von allen Seiten, bald von seinen vertrauten Freunden: „Nun, Aaron, was bringst, was hast du?" Bald von den Andern: „Was gibt's, Herr Wolf? Ist eine telegraphische Depesche da, Herr Wolf?" oder „Wie notiren Sie lange Sicht auf Berlin?" u. dergl. m. Aber dieses Durcheinander von Fragen mit seinem, den stattlichen Bauch erschütternden Lachen beherrschend, immer vordrängend, stand jetzt Herr Aaron Wolf vor dem still und in sich versunkenen Greise, und plötzlich erinnert, sich den Schweiß von der Stirne trocknend, rief er so laut, daß es auch die Entferntesten hörten: „Laßt mich ein paar Worte mit diesem gelehrten Thebäer sprechen!" Dann legte er seine gewichtige Hand auf die Schulter der schwachen Gestalt, daß sie zusammenbebte, und sprach: „Seht mich an, Bünzer, Euer alter Freund Wolf ist es; du habt Ihr Eure Erfindung und hier sein die Anzeige!" Bei diesen Worten gab er dem alten Manne ein Zeitungsblatt in die Hand, der es still und stumm nahe vor die Augen brachte, um zu lesen. Es waren die Worte: „Höchst wichtig für Couleurs und Bureaus. Von der neuesten pariser Erfindung, den geschnittenen Federkielen nebst den dazu gehörigen Haltern, hat die Galanteriehandlung der Herren Thomas Gebrüder soeben die erste Sendung empfangen."

Alles drängte sich nun mit erneutem Antheil um Aaron Wolf, um zu erfahren, was das zu bedeuten hätte. Er war ein ehemaliger Schüler Bünzer's, der seinem Unterrichte eine schöne Hand-

schrift und durch sie — wie er sagte — sein Glück verdankte, da sie ihm zuerst einen Platz als Correspondent in einem großen Hause verschafft hatte, weshalb er auch seinen Lehrer fortwährend unterstützte und ihm so viel gab, als der eigensinnige Alte nur anzunehmen sich verstehen wollte; daher konnte er nun die allgemeine Neugierde befriedigen und theils den Fremden, theils den jungen Leuten, die ihn umringten, die Geschichte so umständlich als möglich mittheilen. Man hörte theilnehmend zu, und was vor funfzig Jahren ein unauslöschbares Gelächter hervorgerufen haben würde, machte jetzt einen ernsten Eindruck und auf der Stelle wurde eine Summe gezeichnet, um dem ältern Erfinder dieser neuesten Erfindung sorgenlose Tage zu bereiten und unter seiner ruhmvollen eigenen Firma sogleich ein solides Geschäft zu gründen, das den pariser Federn den Markt versperren sollte. Nachdem dieser großmüthige Aufschwung sich gelegt hatte und sich nun Alles, den wackern Aaron Wolf an der Spitze, nach dem Gegenstande der allgemeinen Theilnahme wandte, war dieser verschwunden. Die Obstfrau, die unweit von seiner Bank ihren Platz einnahm, hatte ihn allein bedachtet. Er war aufgesprungen, hatte seine Schächtelchen hoch emporgehalten und dabei zwei unverständliche Ausrufe gethan. Damit sei er, der stets so schwach und hinfällig einhergeschlichen kam, davongeeilt wie der rüstigste Mann.

Ein wehmüthiges Lächeln legte sich auf die Züge Vieler. Aaron Wolf sagte: „Er läßt uns nicht davon. Nach der Börse, wenn ich den Gutscheinzettel redigirt haben werde und mit meinen Schlußzetteln und Retirungen fertig bin, gehe ich zu ihm, um ihm die gute Botschaft zu bringen."

Allein eine andere gute, ja bessere Botschaft hatte ihn früher ereilt, als Aaron Wolf mit seinem Posttag zu Ende war. Wie dieser Abends war in das St.-Georgs-Spital trat, welches in einer weitentfernten Vorstadt lag, führte man ihn in das Stübchen, wo Bünzer's kleiner vertrockneter Leichnam, ruhig entschlummert, lalag, die Hände gefaltet und den Mund heiter, wie zum Sprechen geöffnet, als sollten daraus die Worte: „Geben Sie mir eine geschnittene Feder in die Hand und die Menschheit wird's Ihnen danken!"

Bünzer's Geschick war ein tragisches; es zeigt uns einen begabten, von Eitelkeit befangenen Menschen, der seinen Lebenszweck verfehlte und nach dem Urtheile der Welt unterging. Ein anderes, höheres Urtheil ließ ihn versöhnt vonhinnen gehen und glücklich enden. Was sein Erdenglück an der Wurzel traf, war die unter uns allgemein gehegte und erlaubte Mordlust, der giftige Spott, der die Unschuldigsten und Harmlosesten tödtlich trifft und die Mörder unter dem Beifall der Menge verherrlicht und krönt. Weitere altmedicinische Anzuwendungen zu dieser altmedicinischen Geschichte wird mir das moderne Publicum, das mich liest, wol erlassen.

Ein römisches Tagebuch.

Von Robert Waldmüller.

VII. Musik und Theater.

Heute Nachmittag hörten wir in San Pietro die Fastenmusik, welche an jedem Freitage der Quarezima daselbst abgehalten wird.

Die Oberkapelle liegt der Sacramentskapelle gegenüber, hinter deren Gitter bekanntlich vom vierten bis zum sechsten Tage nach dem Tode eines Papstes der einbalsamirte Körper des Letztern in Parade ausgestellt wird und zwar so, daß die Gläubigen im Stande sind, die etwas aus dem Gitter heraustragenden Füße des Leichnams mit Küssen zu bedecken.

Die Oberkapelle, in welcher heute die Fastenmusik aufgeführt wurde, kommt bei Begräbnissen ebenfalls in Gebrauch, indem am Abend des sechsten Tages der Papst daselbst in den dreifachen Sarg gelegt, obsolvirt und endlich in die Gruft unweit der Thür eingemauert wird, um daselbst zu verbleiben, bis sein Grabmal fertig ist oder bis er seinem Nachfolger Platz machen muß.

„Zu diesem Leichengeruch und diesen Leichenzwecken paßt vollkommen," was uns heute in der Oberkapelle zu Gesicht und zu Gehör kam, und wir bekennen, nicht leicht etwas gleich Widerlichem gegenübergestanden zu haben.

Wir meinen die männlichen Soprane.

Ungeachtet schon Kaiser Konstantin und Justinian dieser asiatischen Erfindung, nachdem die Priester der Gybele sie nach Rom eingeschmuggelt hatten, einen Damm entgegensetzten; ungeachtet Clemens XIV. dagegen einschritt und nach ihm noch mehre seiner Nachfolger diesem Unwesen zu steuern suchten; ungeachtet endlich dasselbe aller Orten durch die zunehmende Humanität mehr und mehr beseitigt worden ist, — ungeachtet alles Toben kann die Kirche an ihrer ersten und unmittelbarsten Quelle dieser verurtheilten und gebrandmarkten Unsitte nicht entbehren und mit Ueberraschung sieht der Fremde sie in der gepriesenen ersten Kirche der Christenheit in voller Pracht und Autorität!

Wir hatten viel von dieser Freitagsmusik gehört und wie dieselbe immer eine Menge Fremder herbeiziehe, doch fanden wir für die allerdings zahlreiche Anwesenheit der Letztern in der Musik selbst keine Erklärung, da sie wie alle jetzige Musik in Italien durchaus mittelmäßig ist. Die Neugierde mag die Ursache sein, daß man diese Aufführungen überhaupt besucht sieht.

Schon die Blas- und Streichinstrumente vermißt Derjenige ungern, der an die großartigen Kirchenmusiken in Wien, Dresden, Köln, Paris und andern Orten gewöhnt ist. In Rom scheint ihre Anwendung zu den seltenen Ausnahmen zu gehören; wenigstens ist es uns bisjetzt nicht gelungen, andere Kirchenmusiken aufzufinden als solche mit bloßer Orgelbegleitung. Wie herrlich auch dieses Instrument eben für die Kirche paßt, — zur Begleitung der menschlichen Stimme eignet es sich nur bei der allersorgsamsten Behandlung und überhaupt nur bei langsamen Tempis. Die italienische Kirchenmusik gefällt sich aber im Geschwindschritt. Da tritt denn die ganze Unbeholfenheit des Bälgemechanismus zutage. Statt der unnachahmbaren Crescendis und Diminuendis, statt des leisen Hinübergleitens von einem Register in das andere und der schönen Klangverschiedenheiten zwischen Flöten- und Baßpfeifen vernimmt man nur die herausgestoßenen Laute rasch aufeinanderfolgender Töne, die um so störender sind, als sie häufig und doch nicht immer der begleitenden Menschenstimme ähneln.

Aber auch jene schon erwähnten Soprane, wenn sie selbst nicht aus dem Mysterium des hintern Chors herausträten, haben durchaus nichts, was ihre Benutzung, vom reinmusikalischen Gesichtspunkte aus, irgend empfiehlt. Man wird nie darüber klar, ob man mit Brust- oder Kopftönen zu thun hat, denn selbst die Brusttöne haben etwas so Scharfes, Spitzes, daß sie nur an völlig abgesungene Frauenstimmen erinnern. Weder Fülle noch Kraft liegt in diesem Gesang und am allerwenigsten Innigkeit. Man kommt nicht darüber hinaus, daß eben nur eine Nachahmung wirklicher Soprane beabsichtigt ist; handelt sich's nun um die einfachsten Noten und Gänge, so läßt sich die Nachahmung zur Noth anhören; aber sobald irgend ein Lauf oder eine Schnörkelei an eine gewisse Manier, an eine besondere Stilart des Vortrags gemahnt, fühlt man, daß im Grunde doch nur eine Parodie der echten Natur zu unserm Ohr dringt, und dieses Bewußtwerden ist dem Widerwillen verwandt wie der Vater dem Sohne.

Außer dem zahlreichen Collegium von San-Pietro, das zur Rechten und Linken die Sitzreihen der Kapelle füllt, sind bei diesen Musikmessen die Zöglinge vieler geistlichen Orden zugegen, zum großen Theil Kinder von 8—12 Jahren. Auch die Damenwelt des Fremdenquartiers ist stark vertreten und man muß zugeben, daß für einen gewissen Grad von Geschmacksabstumpfung das Ungewöhnliche des hier Gebotenen eines mehr oder weniger raffinirten Reizes nicht gebricht.

Um diesem besser zu genügen, ist der Chor weit offen, die Sänger stehen ganz vorn an der Balustrade und man wird durch die aufdringliche Nähe dieser bärtigen Sopranisten recht eigentlich genöthigt, sich mit dem widerlichen Räthsel ihrer Erscheinung zu befassen.

Als die Messe beendigt war, verweilte einer dieser Letztern noch längere Zeit kniend, aber die Vorübergehenden musternd im Mittelschiff der Kirche und schien sich in der ihm zutheil werdenden halb neugierigen, halb spöttischen Aufmerksamkeit sehr wohl zu fühlen. Seine Erscheinung war, abweichend von der seiner Collegen, männlich genug; ein starker Backenbart zierte sein Kinn und als er, wegen der vorgetragenen Compositionen befragt, die Namen Guglielmi und Furlanetto nannte, war seine Stimme von durchaus männlichem Klange und nur das unvollkommen ausgesprochene r in der ersten Sylbe des letztern Worts erinnerte an die gewöhnliche Eigenthümlichkeit der männlichen Sopranisten.

Wie nur einem Volke die Musik so sehr abhanden kommen kann, wie dies in Italien der Fall ist! Vasari beginnt seine Künstlerbiographieen mit der fabelhaften Angabe: durch die vielen Verwüstungen Roms sei die Kunst der Sculptur und Malerei, mitsammt den Künstlern selbst, völlig verlorengegangen, und so zeigt er uns denn in Cimabue die ersten kindlichen Wiederanfänge der Kunst auf vollständiger Tabula rasa. Man wird versucht, an solches Verlorengehen zu glauben, wenn man die gegenwärtigen Musikzustände Italiens vor Augen hat. Nicht, daß dem Volke der Sinn für Musik fehlte, — wo nur Militärmusik oder Gesang ihm geboten wird, zeigt es Theilnahme und Aufmerksamkeit, ja bei dem Reichthum an schönen Stimmen hört man es fast jede Beschäftigung mit Gesang begleiten und diesen Naturgesang hat die Kunst des italienischen Himmels sogar geschult. Aber der rechte Sinn für Musik muß der Allgemeinheit doch unbedingt fehlen, wenn es begreiflich sein soll, daß außer Verdi

und ein paar Andern kein Componiſt mehr zu Worte kommt; wenn man ſich erklären will, woher dieſer jämmerliche Zuſtand der Kirchenmuſik in Italien. Wir wurden, als übereinſtimmend mit ſo mancher verwandten Gefühlsverwirrung, die Einführung der Opernmuſik in die Kirche nicht als ein ſo großes Kennzeichen des Verfalls anſehen, als die mangelhafte Ausführung ſelbſt es, unſerm Dafürhalten nach, unfraglich iſt. Da verräth uns nun der Frater Gurci alle Geheimniſſe, auf welche der Jeſuitismus Bedacht hat; er ſpricht uns von dem Blenden des Lichts, von dem myſtiſchen Halbdunkel, von dem ganzen abſichtlichen Apparat ſeines Externo cultu, und ſiehe da! die mächtigſte Hulfstruppe, über welche er verfügen könnte, die Muſikanten — er weiß nichts mit ihnen zu machen und hat von ihrer furchtbaren Wirkſamkeit kaum eine Ahnung.

Gewiß, die Kunſt im Allgemeinen hat ſich der kirchlichen Suprematie entwunden. Schon daß es Nazarener unter den Malern gibt, iſt ein Symptom dieſer Entfremdung, da noch vor einigen hundert Jahren die jetzige Ausnahme die Regel war, und mit der Sculptur verhält ſich's nicht anders, wenngleich ihr Dienſt ohnedies von kürzerer Dauer war. Mehr aber als dieſe beiden Künſte iſt die Muſik durch das Gefühl und die Macht ſeiner Innigkeit bedingt, und nicht verwundern kann es, wenn ſie nicht Stich hielt, wo das religiöſe Element mehr und mehr ſich entfremdete und wo Unbefriedigung und dann faſt mehr noch als Gleichgültigkeit an die Stelle der frühern Hinneigung trat.

Wir ſagen: Der Verfall der Kirchenmuſik an und für ſich hat dieſelben Urſachen wie die weltlicher gewordene Richtung der Schweſterkunſt, und wir finden dieſe Richtung dem Entwickelungsgange des menſchlichen Geiſtes entſprechend, wie er aller Orten aus dem ewig Starren in die freie Natürlichkeit hinausdrängt.

Aber das Abhandenkommen des Verſtändniſſes für die Wirkſamkeit ſelbſt, — das iſt es, was uns wunderbar erſcheint, und dieſer Mangel hat eine nicht minder große Tragweite als die Abwendung der Kunſt und ihre Befreiung von der frühern Oberherrlichkeit, welcher ſie diente.

Wenn uns irgend ein Symptom für das unheilbare Kränkeln der jetzigen Gottesverehrung in Italien bedeutend erſcheint, ſo iſt es das ihren eifrigſten Verfechtern verlorengegangene Verſtändniß für Dasjenige, was ſie nützen und von neuem heben kann. Dieſes Verſtändniß aber mangelt in jeder einigermaßen über das rein Decorative hinausgehenden Beziehung und verräth eine tiefe eigene Erſchlaffung.

Noch einige Worte über die Theater.

Je mehr man ſich dem Süden nähert, deſto ungebundener bewegen ſich die Menſchen, deſto mehr leben ſie auf der Straße, deſto weniger Zwang übt die Mode aus, das Hergebrachte, das für ſchicklich Angenommene. Der Prieſter predigt, wie er gewohnt iſt zu reden, ohne den Kanzelton und die Schnupf- und Huſtenpauſen unſerer Prediger; der Advocat plaidirt, als befinde er ſich zwiſchen lauter guten Freunden; der Handwerker zimmert, kleiſtert und klopft vor Aller Augen auf der Straße oder im Laden ſelbſt, nie in abgeſonderter Werkſtatt; wer gebackene Fiſche und gekochte Gemüſe feil hat, bereitet ſie auf offenem Markte zu, läßt ſie in offenem Keſſel brodeln und ſieden; ja auf der Straße werden Männer barbirt, Frauen und Mädchen friſirt.

Dieſe vollkommene Abweſenheit aller Gêne findet man in den italieniſchen Theatern am meiſten ausgeprägt.

Einerſeits laſſen ſich die Zuſchauer nicht durch die Darſteller in ihren Gewohnheiten ſtören, noch von dem zufälligen Nebenzwecke abhalten, der ſie ins Theater führte, ſei es, Siesta zu halten oder ein paar Stunden zu verplaudern. Andererſeits haben die Darſteller in Haltung und Sprache eine Sicherheit, Freiheit, Nonchalance, welche zu dem Bewußtſein, wenig Aufmerkſame vor ſich zu haben, und zu den vorhin berührten Gewohnheiten des Volks überhaupt vollkommen paßt.

Selbſt in unſern erſten Theatern pflegt dieſe Sicherheit der Darſteller etwas weit Seltneres zu ſein als in ſolchen Theatern Italiens, welche nur mäßige Kräfte verwenden. Die beſten italieniſchen Theater bieten aber auch in ihrer äußern und innern Ausſtattung auffallende Abweichungen von dem bei uns Hergebrachten, durchgängig Vorhandenen.

Das erſte Theater des reichen Genua, das Theater Carlo Felice, gilt für eins der beſten Italiens und das Aeußere des Gebäudes rechtfertigt auch einigermaßen ſeinen Ruf; Eingang, Treppe, Corridor — Alles iſt ſchön, wenn auch nicht glänzend; man zahlt eine geſonderte Entrée (2 Francs), um ins Haus zu kommen, und wieder eine zweite, um zu einem Platz (für 1 Franc 50 Cent. ins Parket oder Platea a sediola) zu gelangen. Aber das Innere und alles Uebrige entſpricht nicht den mitgebrachten Erwartungen. Die Bauart iſt ſchmucklos, monoton, faſt ärmlich; ſechs ſämmtlich ein-

ander ziemlich ähnliche Ränge übereinander; keine Sculptur, kaum eine Vergoldung, kaum einige, noch dazu geschmacklose Arabesken; die Decke des Hauses mit mittelmäßiger Malerei, der Vorhang mit bunten Figuren überladen, von der unruhigsten Wirkung und ohne Zusammenhang mit dem Zweck des Gebäudes oder der Kunst überhaupt. Die Decorationen, zum Theil schön, zum Theil wieder der Handlung des Stücks widersprechend, verrathen eine gleiche Vernachlässigung der nächstliegenden Illusionsmittel, was in jeder andern Weise ebenfalls zutage tritt. So namentlich in Bezug auf die Costume, welche selbst historische Personen in beliebiger Weise ausstatten, unbekümmert um die komische Wirkung auf besser Eingeweihte. Das Feuer im Kamin, so leicht in Natur darzustellen, wird durch gelbe gemalte Flammen versinnlicht. Das Maschinenwesen, trotz der zahlreichen Ballets, scheint völlig in der Kindheit.

Und wie es in Betreff der äußern Theatermittel durchaus auf keine Sinnentäuschung abgesehen ist, so lockt uns auch das Gebahren der auf der Bühne wie im Orchester Beschäftigten fortwährend in die Wirklichkeit zurück, wenn Dichter oder Componist sich eben bemühten, uns in phantasmagorische Stimmungen zu versetzen.

Die Mutter des „Trovatore" von Verdi, welche Oper uns hier beschäftigt, gibt sich wie ein junges Mädchen und sucht auch nicht einmal im Spiel uns über die ungebührliche Jugend ihrer Erscheinung hinwegzutäuschen. Und dennoch sollen wir dem Wahne huldigen, daß dieser sehr majorenne Troubadour ihr Kind sei. Aber freilich, wir haben in der Fides der Johanna Wagner den Beweis, daß auch bei uns die weiblichen Darstellerinnen weit lieber unwahr bleiben, als daß sie sich ein paar Jahre älter machen, und so dürfen wir's auch der Italienerin nicht zu hoch anrechnen, wenn sie dem Alter nicht vorgreifen will.

Weniger Ursache haben wir, Nachsicht gegen den gemüthlichen Souffleur zu üben, welcher seinen Muschelschirm sorgen hinter den Lampen aufklappt und mit seiner rothen Sammetkappe fast während des ganzen Stücks sichtbar bleibt, bald rechts bald links von der Muschel mit dem Buche zum Vorschein kommend. Auch daß er jeden Wechsel der Decorationen durch einen gellenden Pfiff anordnet, scheint uns schon deshalb nicht in der Ordnung, weil sich hier das Publicum ohnehin immer geneigt zeigt, in ähnlicher Weise einzustimmen, sei es nun, daß ein Sänger als erkrankt gemeldet, sei es, daß Musik hinter der Scene gegeben und den Hochgestellten im sechsten Stock dadurch die so schon angestrengte Gehörsverbindung mit dem Gange der Darstellung selbst völlig abgeschnitten werde.

Die größte Freiheit gönnt sich aber der schwarzbärtige, bildschöne Director des Orchesters. Auf einem hochgeschrobenen Pultstuhle ohne Lehne sitzend, bald in die Partitur gukend, bald die erste Violine unterstützend, bald mitten in der Musik mit Einzelnen seiner Kapelle plaudernd und lachend, bald endlich den Stuhl halb herumschnellend und zu den Rängen hinaufgrüßend, bewegt er sich ganz so, als sei seine Gegenwart im Grunde das Ueberflüssigste im ganzen Theater; ja als ein Bekannter, welcher einen numerierten Orchesterplatz innehatte, sich's einfallen ließ, während des Zwischenacts des Directors Sitz als Pult zum Schreiben eines Briefes zu benutzen, blieb der Director mit der größten Gutmüthigkeit fünf Minuten lang zur Seite seines anderweitig besetzten Platzes stehen, während die Musik ihren Anfang nahm und das Stück fortspielte. Nach nordischen Begriffen beging der Schreiber weniger dem Director als dem Publicum gegenüber eine ziemlich grobe Rücksichtslosigkeit. Hier aber theilte ohne Zweifel nicht Einer aus der ganzen Versammlung dieses Gefühl der Ungebührlichkeit.

Nun ist die Verdi'sche Musik freilich, und zumal die seiner neueren Stücke, so sehr nach der Schablone gearbeitet, daß sie dem Orchester keine Schwierigkeiten bereitet und daß Alles von selbst geht; aber wenn man um dieser leichten Musik willen dem Director gern seine Sorglosigkeit gönnt, zumal allabendlich während der Stagione das Nämliche wiederholt wird, so vergibt man ihm weniger das laute Taktschlagen, welches hier in Italien jede Musikaufführung fortwährend begleitet und in der That für das deutsche Ohr eine wahre Marter ist. Geht's im Vierviertelstakt, so schlägt der Violinbogen des Directors zwei mal auf den klappernden Holz- oder Blechrand seines Pultes, immer die beiden ersten male. Bei Dreivierteltakt schenkt er uns zwei Theile und begnügt sich mit dem ersten Schlage. So im Orchester wie bei Arien und Liedern und in der Kirche in's eben noch schlimmer. Und das fortwährend, nicht etwa nur beim Anfange.

Freilich will's das Publicum nicht anders.

Schon daß es möglich ist, die ganze sogenannte Stagione oder Wintersaison Logen zu miethen, um sie ziemlich regelmäßig zu besuchen und immer wieder den „Trovatore" oder „I due Foscari"

von Verdi zu hören, verurtheilt die Gehörnerven und den ästhetischen Sinn dieser üppigen Abonnenten und kennzeichnet die Verkommenheit ihres Geschmacks. Benutzen sie ihre Loge auch zu nichts Anderm als um sich zu zeigen, um einen Chat-chat zu halten oder nach dem späten Diner sich einer wohlthuenden Nervenanregung zu überlassen, so setzt diese Mode doch eine Abhärtung, ja eine Stumpfheit voraus, um welche Niemand sie beneiden möchte. Der Bühne wird fast nur Aufmerksamkeit gezollt, wenn irgend eine Ballerine ihre Sprünge und Capriolen macht, während jede Musikpause im Verlauf der Oper die laute Unterhaltung vernehmbar macht, welche ungestört von Anfang bis zu Ende ihren Fortgang nimmt.

Und da wir hier von dem Theater und seinen Jungern auf den Geschmack des Publicums abgeschweift sind, so mag ein weiteres Wort darüber gleich hier eingeschaltet werden.

Wir machten schon auf die Vernachlässigung jeder Illusion seitens der Ausstatter und Darsteller aufmerksam. Wir fügen hinzu, daß in Italien der Gebrauch eingerissen ist, den Gang der Oper durch ein großes Ballet zu unterbrechen, welches in die Mitte des gewöhnlich vieractigen Stücks eingeschoben wird. „Trovatore" sowol wie „I due Foscari" sind Opern von dem allertragischsten Charakter; es gehen alltäglich viele Menschenleben dabei verloren. Das hindert aber nicht, daß nach dem zweiten Act ein komisches Ballet plötzlich mit Pantomime und Carnevalsgrimassen im bekannten Geschmack sich der Bühne bemächtigt und den Ernst des eben uns Vorgeführten bis auf die letzte Wangenkreide wegtanzt. Das Ballet hat hier wie überall die größte Menge von Verehrern, und solange Amalie Ferraris oder eine andere Sylphide pirouettirt, fehlt es weder an Aufmerksamkeit noch an Bravos oder Beifallklatschen. Auch muß man zugeben, daß gut getanzt und das Mögliche geleistet wird, wennschon, wie gesagt, das anderswo so mächtig eingreifende Maschinenwesen vernachlässigt ist.

Nach dem letzten Sprunge und dem Schlußtableau nimmt dann die tragische Muse ihre Rolle wieder zur Hand; die frisch gestimmten Reben rücken aus den Coulissen wieder hinter die Lampen und der brennende Haß, die gipfelnde Leidenschaft, die lebensmüde Trauer — unsere alten Bekannten — suchen von neuem unsere Theilnahme für das Verzweifelte ihrer Lage rege zu machen, bis sich dann am Schlusse des Ganzen die Dreier, welche die Welt bedeuten, mit den unglücklichen Opfern des vielseitigen Conflicts füllen.

Verletzt schon den aufmerksamen Zuschauer die allen Orten und so auch hier gebräuchliche Unnatur, mitten im Stück nach den tragischsten Affecten, ja nach Tod und Sterben, die eben im höchsten Affect oder mit Tode abgegangenen Darsteller herauszurufen und zu tiefen Dankverbeugungen zu nöthigen, so legt diesem Unwesen das Einschieben ganzer Ballete in solche an und für sich selbständige Stücke die Krone auf. Man will hier aber im Theater nicht gerührt und nicht herabgedrückt werden und kann sich doch von der Verdi'schen Musik, welche Beides bezweckt, nicht losmachen; so bleibt denn kein anderes Mittel als mit dem einen Mundwinkel zu lachen, mit dem andern zu weinen und die Schellenkappe über die Trauermaske zu setzen. Die Noth hat zu diesem Zwitterwesen geführt und man wird die Verdi'schen Opern beseitigen müssen, wenn man ihm einmal wieder entsagen wollte. In der Contrapunkt schon an und für sich nicht Verdi's starke Seite und vermeidet er deshalb vielstimmige Sätze, Quintette, ja Quartette und selbst Terzette, so legt er auf die wenigen Träger seiner Opern umsomehr die ganze Wucht musikalischer und darstellender Anstrengung, als er ihnen nach dem zweiten Acte durch das Eintreten des Ballets eine volle Stunde Erholung und Ruhe lassen kann. Fast Alles, was Verdi schreibt, trägt den Stempel von Schwärmerei und Leidenschaftlichkeit in schmerzlichen Gemüthsstimmungen, es liegt Vorwurf, Haß, Trauer in dieser Musik, so unedel auch das Gefäß ist, aus dem wir diese Aeußerungen empfangen und so selten es uns auch über die hergebrachte Form erlaubt, um die Stimmung selbst wiederzugeben. Leidenschaft aber ohne Kraftaufwand ist nicht Leidenschaft mehr und so sind die Darsteller denn genöthigt, im fortwährenden Sturmlauf die Festungswerke unserer Gleichgültigkeit und Unempfänglichkeit anzugreifen, soll die Musik Verdi's wirken.

Wir haben nicht das Recht, nach objectiven Eindrücken diese Wirkung gering anzuschlagen, selbst nicht nach den vorausgeschickten Bemerkungen über die Theilnahmlosigkeit der Range; denn unter einem politisch unselbständigen Volke, unter einem Volke, das wie das italienische zerrissen und gefesselt ist und dessen Hoffnungen erst seit so kurzem wieder zu Schanden geworden sind, zählen die höhern Stände nur bedingungsweise mit, wenn es sich um die äußern Kennzeichen seiner Stimmung handelt. Die Musik aber war zu allen Zeiten ein

ſolches und dort am meiſten, wo ſie das geknechtete Wort zu erſetzen beſtimmt war.

Daß Italiens größter Meiſter in der Muſik, Paleſtrina, in jener Zeit wirkte und componirte, als die Reformation nach Italien ihren friſchen Geiſteshauch hinüberſandte und ſo manche Künſtler und große Geiſter ſich der neuen Bewegung zuneigten, iſt kein zufälliges Zuſammentreffen; die lautere Reformation war, was Paleſtrina ſchuf, und der katholiſche Text ſeiner Compoſitionen macht ſie noch lange nicht zu katholiſchen Compoſitionen.

Müſſen wir aber ſolcher Art auch die Verdi'ſche Muſik, da ſie doch einmal als die jetzt herrſchende und dem Volksgeſchmack im Allgemeinen zuſagende erſcheint, für einen mehr oder weniger richtigen Ausdruck derjenigen Stimmungen halten, welche das Gemüth des italieniſchen Volks bewegen, ſo dürfen wir ihre Berechtigung einräumen, ein wie krankhaftes Symptom ſie immer darbieten möge. Wir halten ſie für ſo ſehr mit der jetzigen Verfaſſung des italieniſchen Volks verwachſen, daß wir überzeugt ſind, eine politiſche Erſchütterung von nachhaltendem Charakter würde ſie für immer beſeitigen.

Einſtweilen kränkelt Alles, was Muſik heißt, ohne Ausnahme, das Volkslied wie die Kirchenmuſik, ja dieſe in einem Grade, wie es kaum begreiflich iſt. Wir wollen zwar Theater und Kirche hier nicht in einem Athem beſprechen; da die letztere aber die Opernmuſik des erſtern in ihre Räume eingeführt hat und zwar nicht mehr als verſteckten Hummelbaß, ſondern als Das, was ſie in Wirklichkeit iſt, nur mit abgeändertem Texte, ſo durfte dieſes Armuthszeugniſſes hier füglich Erwähnung geſchehen, ohne das Profane mit dem Heiligen erſt in Berührung zu bringen; denn es hat ſich ſelbſt ſchon vermiſcht.

Die Oper in Rom wird während der Winterſaiſon im Theater Apollo in ähnlicher Weiſe gehandhabt, wie wir ſie im genueſer Theater Carlo Felice haben kennen lernen. Auch dieſes Theater entſpricht von innen nicht den Erwartungen, welche man an ein erſtes Theater der römiſchen Staglone zu machen berechtigt iſt. Es hat wiederum ſechs Ränge zu ungefähr 30 Logen, 10 Oeffnungen im ſiebenten Stock, ſchräg gegen die Decke zu, numerirte Sitzplätze ſtatt Parterre und Parket und in den Gängen freie Räume zum Stehen. Die Preiſe wechſeln und ſind gewöhnlich 50 Bajocchi für Stehplätze, 60 für Sitzplätze im Parterre, was etwa 22—27 Sgr. ausmacht. Der erſte, zweite und dritte Rang pflegt für die Saiſon im Abonnement weggegeben zu werden, ſodaß den Fremden außer der Platea nur die höhern Ränge bleiben, welche noch überdies nur logenweiſe vermiethet werden. Uebrigens beſteht in Rom nicht der Gebrauch des genueſer Doppeleintrée und im Allgemeinen ſind die Preiſe mäßig, im Theater Valle z. B. nur 10 Bajocchi für numerirte Platea-Plätze, im Theater Metaſtaſio 20 Bajocchi.

Das Theater Apollo iſt durchaus verwohnt und abgenutzt, die Decke ſogar halb abgekratzt. Um die Ränge zieht ſich eine Reihe von Armleuchtern, welche indeſſen nicht angezündet zu werden pflegen; zwiſchen den Logen ſind Seitenwände, deren nach dem Innern des Hauſes zugekehrtes Ende ein Spiegel bildet, blind durch Mangel an Pflege wie vieles Derartige hier zu Lande. Vergoldung mangelt auch hier, dagegen ſind auf die Vorderſeite der Ränge mit weißer Farbe Arabesken gemalt, welche vor Zeiten leidlich geweſen ſein mögen.

Die Orcheſterinſtrumente ſchleppt ein Junge hinter dem Vorhange hervor; Baßgeigen, große Trommel und Anderes gelangen auf dieſem Wege, eins nach dem andern, in die Hände ihrer Beſitzer. Eine Dame ſpielt die Harfe. Die Pauke hat man wegen mangelnden Platzes dicht vor uns im Zuſchauerraume untergebracht. Ein großer Theil der Kapelle trägt Mützen oder Hüte und behält ſie den ganzen Abend über auf dem Kopfe.

Im Uebrigen gleicht Alles der genueſer Vorſtellung. Man gibt abwechſelnd „Trovatore" oder „I due Foscari" und ſchiebt ein Ballet zwiſchenein. Die Primadonna iſt mittelmäßig, die Männerſtimmen befriedigen mehr als im Carlo Felice; der Tenor namentlich hat eine vorzügliche Schule, der Bariton eine kräftige Stimme.

Im Theater Valle werden kleine komiſche Opern, Luſtſpiele, Zauberkünſte, Vorſtellungen mit Hellſehenden und Aehnliches gegeben. Der Theaterzettel pflegt etwas prahleriſchen Inhalts zu ſein. Wir geben denſelben, wie er am 10. Februar dieſes Jahrs begann:

„Madamigella Irma ed il Sig. Bossola Professore di giuochi fisici, meccanici (der Name Zauberer wurde der Polizei Anſtoß geben), animati non solo dalla brillantissima serata dello scorso Venerdì, ma vieppiù dalla gentilezza di questo colto pubblico, che seppe, e compatire e donnare vivissimo plauso, daranno assieme nella suindicata sera la seconda variata Accademia di stenologia, prestigio e canto."

Folgt nach dieſem Bombaſt die Aufzählung des Einzelnen. Dann heißt es weiter: „L'applaudi-

tissima Madamigella Irma prega i Signori di portare al Teatro ad indovinarsi degli oggetti strani, scherzevoli, affinchè riesca in tal modo il divertimento grazioso, diversivo, conciliabile alla permessa allegria carnevalesca e meritevole tanto meglio del pubblico compatimento", oder zu Deutsch: „Man wird ersucht, scherzhafte und fremdartige Gegenstände mit ins Theater zu bringen, welche die Hellsehende errathen wird."

Dieser Aufforderung hatten Einige denn auch entsprochen. Es kamen die unmöglichsten Dinge zum Vorschein, deren Errathen man der jungen Dame am wenigsten zutraute, so z. B. eine lebendige Schildkröte. Nachdem der ziemlich gewöhnliche Prestidigateur einen Theil des Abends ausgefüllt hatte, führte ein Mann von etwa 40 Jahren ein junges Mädchen auf die Bühne, verband ihr die Augen, ließ sie niedersitzen und begab sich dann in die Zuschauerräume, wo er, ein Licht in der Hand, sich Gegenstände aller Art zeigen ließ, deren Aussehen, Namen und Zweck das Mädchen auf seine Frage allemal genau angab.

Auch ohne verbundene Augen hätte sie von ihrem Platze aus nicht auf gewöhnlichem Wege alles Dasjenige erkennen können, was ihrem umherleuchtenden Begleiter gezeigt wurde. Es waren größtentheils Münzen, fremde, zum Theil amerikanische, deren Prägs und Jahreszahl sie genau angab, und zwar beantwortete sie alle Fragen mit gleicher Leichtigkeit, der Fragende mochte fern oder nahe sein. Seine Frage war einfach: „Mon amie, comment nommez-vous l'objet que je vois?" und bald darauf erfolgte die treffendste Antwort.

Wir hatten hier einen magnetischen Einfluß vor Augen, der zwar nicht ungewöhnlich, aber doch bewundernswerth genug war. Die Hellsehende beschrieb nur Dasjenige, was der Fragende selbst mit Augen sah und zwar genau sah. Es war mithin mehr Rapport zwischen dem Magnetiseur und ihr selbst als wirkliches Hellsehen, und insofern immer ein eigenthümlicher, als das junge Mädchen im wachsten Zustande blieb, in vollkommener Unbefangenheit sprach und von einem sichtlichen Magnetisiren nichts vorausgegangen war. Der Mann selbst sah, trotz seiner gesammelten, militärischen Miene, unwürdig, ja unheimlich aus, und wir fanden, daß selbst das immer Lehrreiche solchen Experimentirens, auch für den unbetheiligten Zuschauer, das unbehagliche Gefühl nicht aufwog, welches die sklavische Abhängigkeit solch jungen Geschöpfs von dem Willen eines Andern auf uns hervorbrachte. Das Publicum glaubte, so schien es, im Allgemeinen an ein glückliches Taschenspielerkunststück, hatte zuletzt aber doch Mitleiden mit dem armen Geschöpfe und brachte den unermüdlichen Magnetiseur durch Zurufe: „Abbastanza, abbastanza!" zum Beendigen dieser Darstellung.

Nehmen auch wir an, unserm Tagebuche würde Gleiches zugerufen und schließen hiermit.

Ein Winter in Wien.

Zweiter Brief.

„Schaudervoll, schaudervoll, höchst schaudervoll!" Diese Worte Hamlet's sind das Motto des fast unerklärlichen gegenwärtigen wiener Volksgeschmacks. Hat man den berüchtigten „Grafel" auf dem gewissen „Karren" eben im Josephstädter Theater als Mittelpunkt des Schlußtableaus zum Richtplatz begleitet und eilt hierauf in ein Café, um sich von den grellen Eindrücken zu erholen und die Schauderpossen zu vergessen, in welchen Alles auf die Spitze getrieben ist, selbst die Langeweile, so begegnen uns in den Beilagen der wiener Zeitungen nicht weniger entsetzliche Dinge. Die „Stadt- und Vorstadtzeitung" bringt einen „Doppelmord in Wien" aus der jüngsten Vergangenheit, von A. Bäuerle erzählt, welchen als nächster Nachbar „der Mann mit der weißen Leber", jener moderne, von Anton Langer geschilderte „Blaubart", mit einem Dutzend anderer Morde überbietet. Wir blättern weiter; neue Schreckbilder treten vor unsere Seele. Bäuerle's „Theaterzeitung" bringt uns das „Eingemauerte Mädchen", der „Courrier" eine „Wunderliche Geschichte". Das „Fremdenblatt" ein „Hochgericht am Hohen Markte". Die „Presse" bringt den „Ritter von Neustignac", in welchem neben andern interessanten Persönlichkeiten auch die des berüchtigten Räubers Garrouche als Lockspeise, als rothe Vogelbeere beim Abonnentenfang benutzt wird. Die „Morgenpost", die „Oestreichische Zeitung", „Der Wanderer", Alles hastet und spuket sich, mit dem verlangten Schaudervollartikel zu dienen, und Fräulein Betty Molitor von Ortwein, die fleißige Mitarbeiterin an den wiener Tagblättern, fährt fort, auf Bestellung das Gräßlichste ihrer Phantasie zu entringen und den Tagesgeschichten beizuflechten. Kaum weiß man noch, wo hinfliehen vor dem Rachegeiste der Mordlust; man findet sich umgeben von verborgenen Messern und beabsichtigten Gewaltthaten, man sieht in jedem harmlosen Mélange-Begehrer einen blutdürstigen

Raubmörder, so historisch wahr, so local und persönlich sind alle diese entsetzlichen Dinge, die uns jene Tagesblätter neben unsere harmlose Tasse Kaffee legen.

Das Bedürfniß, nach diesen Anstrengungen, deren Schuld doch wol nur die Uebersetzer und wohlfeilen Herausgeber der Romane des Alexander Dumas u. A. trifft, unsere Phantasie zur Ruhe zu legen, ergreift uns endlich derart, daß wir, von dem Titel des neuen Hackländer'schen Lustspiels fast prophetisch berührt, in das Theater an der Burg wallfahrten. Wir wissen im voraus, Hackländer wird uns nicht aufregen, und wir haben uns darin wenigstens nicht getäuscht. Soviel Lärm um nichts immerhin in diesem vieractigen Lustspiel ist, wie sich aller nur erdenkliche Landspectakel vereinigen muß, um einem Commerzienrath das „zur Ruhe legen" auf dem Lande zu vergällen, uns selbst konnte höchstens der vierte Act aus der Ruhe bringen, der sich allzu lange hindehnte. Hackländer liebt es, Scenen in seine Stücke einzuflechten, die im Finstern spielen, überhaupt seine Personen noch lange im Dunkeln tappen zu lassen, während der Zuschauer sehr bald über Alles aufgeklärt ist. Die Idee, daß man auf dem Lande ebenso wol wie in der Stadt von eifersüchtigen Frauen, lärmenden Volksmassen, Modistenschichten und schlechter Luft incommodirt werden und, was die eigentliche Achse des Stücks ist, auch einen Auftritt bekommen könne, diese hätte sich leicht in Einen Act bringen lassen und dann drastisch-wirksam sein können; das Ausdehnen des magern Stoffs war aber selbst bei dem vorzüglichen Spiel eines Laroche und Herrn Baumeister's nicht schmackhaft für das Publicum, das sich dort seine Plätze erst erkämpfen oder durch Stellvertreter ersitzen lassen muß.

Merkwürdig, diese Burgtheaterritte!

Es kann uns hier begegnen, daß wir alle nichtgeschlossenen Plätze besetzt finden und nach und nach, wie durch Mystification, die eben geschauten Personen in ganz andere verwandelt zu sehen, die frühern waren nur Platzhalter, Kinder, Dienstmädchen, gutmüthige Zeitopferer, die mit ihren Strickstrümpfen und Leihbüchern einstweilen die Räume füllten, welche die später eintreffenden eigentlichen Besitzer einzunehmen gedenken. Sobald diese erscheinen, verschwinden jene schattenhaft, erhalten an der Kasse das eingelegte Geld zurück und haben einen Theaterabend auf ihre Weise erlebt, der an die Anekdote des von seinem Vater als „leckerhaft" bezeichneten Knaben erinnert, da dieser sein Brot an der Thür des Speiseschranks rieb, in welchem der Käse verschlossen war.

Das Chaos der wiener Presse ist oft zum Hören- und Sehenvergehen und doch liegt eine gewisse Uebereinstimmung in ihm. Das pfeift und trommelt, posaunt und geigt aus allen Tonarten in dieser Journalistik und doch findet ein Ineinandergreifen und Wirken der Melodieen dabei statt. Was heute „der Teufel in Wien" an seine Großmutter berichtet, das erzählt morgen „Hanns Jorgel von Gumpendorf", der wiener „Punch" und „Kladderadatsch", seinem Freunde am Schottenhof; was heute der „Junge Volksfreund" seinem Nachbar mittheilte, das wußte gestern schon der moderne Graisel, der seine populäre Räuberphysiognomie zu einer Titelvignette für den neuesten Kalender bot. Aber so operirt Wien; es will nur unterhalten sein und leidet lieber an Indigestionen als Hunger.

Wenn wir indeß die gegenwärtige Räuber- und Mörderromantik, welche jenen Heißhunger zu stillen am schmackhaftesten gefunden wird, für die Modeliteratur Wiens erklären mußten, so ist sie doch eben deshalb nur von vorübergehender Reizung und bald wird man nach Abwechslung verlangen. Für den Volksgeschmack kann uns das Moment des Galgen- und Rad-Enthusiasmus nicht maßgebend sein; jenen müssen wir in dem allgemeinern Ueberblicke seiner Almanache, die wie gute Soldaten pünktlich auf ihrem Posten erscheinen und gleich gewissen Himmelsbildern den Wechsel der Zeiten bezeichnen, suchen.

Unzählig wie die Sterne selbst sind die Kalender, mit denen Wien sich für ein neues Jahr versorgt. Für jeden Stand, für jedes Alter, für jeden Zweck, für jede Laune hängt ein Kalender aus! Beginnen wir mit dem jüngsten Lebensalter und nehmen wir zunächst den „Krippenkalender" zur Hand. Er führt uns zu den Bettchen der Kleinen, zu ihren barmherzigen Pflegerinnen; er zeigt uns die mit jedem Jahre wachsende Zahl der Kleinen, welche des schützenden Asyls bedürfen und bereits die fünfte Krippe in Wien hervorrief, seit Marbeau im Jahre 1844 zuerst den Gedanken faßte, die Kinder der arbeitenden Classe von ihrer Geburt an der Obsorge der werkthätigen Nächstenliebe zu übergeben. Der neueste Krippenkalender bringt uns „Diätetische Briefe" von Dr. Politzer, die in meisterhafter Abfassung uns die ersten Lebensbilder des Menschen mit seinen natürlichsten Bedürfnissen zeichnen. Der Krippenkalender richtet sich mit seiner warmen Freundessprache an die Mütter, die Aerzte, die Wärterinnen und Kinderfreunde, und

hat seit einer Reihe von Jahren seinen Hausaltar in Wien gefunden.*)

Während die Frau sich an diesen Rathgeber wendet, erquickt sich der Mann des Volks am „Soldatenfreund"; J. G. Seidl, Nepomuk Vogl und Castelli dürfen bei allen diesen Unternehmungen nicht fehlen. Wir begegnen diesen heiligen Dreikönigen des östreichischen Parnaß in allen Musen- und Poetenhainen, welche die Buchhandlungen für uns erschließen: eng verbündet im Geiste, stehen sie dem Schwarm der Neulinge gegenüber. Mit allerlei Scherzen sendet Vogl sein Sylvesterbüchlein und seine Faschingsscherze in die Maskenläden des Prinzen Carneval; Seidl schmückt seine „Iduna" mit frischen Blüten, denn in Oestreich ist die Taschenbuchliteratur noch nicht überlebt wie in Leipzig, noch nicht erdrückt vom Ballast der Rippes auf den Weihnachtbüchertischen; hier in Wien steigt noch am Himmel der Belletristik eine „Aurora" im morgenröthlichen Prachtgewande empor, hier blüht noch an frischer Lichtertanne ein „Vergißmeinnicht", auch das scherzhafte „Vielliebchen" und das ernste „Gedenke mein" stehen noch fest in ihren altbürgerlichen Rechten, denn die Gründer jener goldgebundenen, bildergeschmückten Jahresbücher stehen noch unerschütterlich auf derselben Höhe der Würdigung, und der Geist, den sie über ihr leidendes Publicum ausgießen, ist ein Geist des Friedens geblieben, unveraltet, und dem auch das „System" sein Recht niemals streitig machen wird.

Unter den Kalendern steht der aus Auer's Staatsdruckerei hervorgegangene „Kaunkalender" an der Spitze; er vereinigt nicht nur alle industriellen und technischen Gebiete in sich, er gibt nicht nur die Handels- und Reisetabellen, die statistischen Uebersichten, er ist nicht nur ein Haus-, Garten- und Kuchenkalender, er gibt auch für das höhere Bedürfniß die nöthige Speise in Bild und Wort, versteht es, in merkwürdiger Verschmelzung Faust und den Teufel mit dem Heiland und seinen Aposteln in Berührung zu bringen, dämonisch zuckt die Flamme der Hölle unter Mephisto's Hand auf dem Titelblatt und versöhnend und beruhigend glänzt der Heiligenschein des Gottessohns in dem Innern des Kalenders, Faust und Gutenberg, durchdrungen vom Christenthum, beginnen und schließen. Daß trotz des Teufels soviel zum Beten in dem Kalender ist, sagte uns der Buchhändler, sei der Grund, warum er so rasch vergriffen worden; nur mit Mühe konnte noch ein Exemplar aufgetrieben werden. Man sieht, welche wunderliche Welt das! Wir haben unsere eigenen Gedanken darüber und ich ahne, der Leser hat auch die seinen.

Ich will Sie nicht durch die Wanderung von Kalender zu Kalender ermüden. Nur einer kleinen wunderlichen Erscheinung will ich noch Erwähnung thun, des sogenannten Postbüchleins, welches die Briefträger Wiens beim Jahreswechsel mit jedem ersten Briefe abgeben. Es ist ihr Glück- und Neujahrswunsch; doch findet sich nichts von einem Wunsche, von einem Neujahrsgruße oder Anliegen, leider aber auch von keinem Briefträgererlebniß darin. Ganz naiv bringt das Neujahrsbüchlein nur einige zusammengelesene Witze aus den „Fliegenden Blättern", alte Freunde und Bekannte, und somit ist der Zauber des Postwesens allerdings auch getrosten, daß man, Briefe empfangend, die Häupter seiner Lieben zählt und ausrufen kann: Sieh', es fehlt kein theures Haupt!

(Ein kleiner Brief demnächst.)

Ueber Seidenindustrie.

Eine der hervorragendsten Stellen unter den veredelnden Erwerbszweigen nimmt die Seidenindustrie ein. Kaum ein anderer Beschäftigungszweig nimmt die menschliche Thätigkeit so allseitig in Anspruch wie dieser, und nicht mit Unrecht hat man ihm einen besonders wohlthätigen Einfluß auf alle Die zugeschrieben, welche mit ihm zu thun haben. Nur mag dieses vielleicht mehr von denjenigen Gegenden gelten, in denen die Erzeugung des Rohstoffs selbst zu Hause ist oder sich wenigstens diese mit der weitern Verarbeitung verbindet, als wo letztere ausschließlich betrieben wird, in welchem Falle sich die unserer Fabrikthätigkeit überhaupt anhängenden Gebrechen gleichfalls nicht vermissen lassen werden.

Indem wir vielleicht ein andermal darangehen, den Lesern ein Bild dieser so wichtigen Industrie in allen ihren Zweigen zu geben, wollen wir jetzt nur von ein paar neuen Entdeckungen Mittheilung machen, welche ihr eine ganz ungewöhnliche Ausdehnung versprechen. Man weiß, welche Schwierigkeiten die Zucht der allgemein bekannten Seidenraupe zu überwinden hat. Nun wurde aber schon vor einiger Zeit auf zwei andere Gattungen von

*) Merkwürdig ist es für die Zeit und ihre Moden und ihre charaktervollen Gesinnungen, daß zu diesen sich der vornehmsten Protection erfreuenden Krippen, den Abbildern der Heilandskrippe, vorzugsweise jüdische Dichter mit ihren literarischen Opferspenden einzustellen pflegen. Auf drei Mitarbeiter an den „Jesuskrippen-Kalendern" immer zwei Juden. D. Herr.

Seidenwürmern aufmerksam gemacht, deren genügsamere Lebensweise sie zu einer Zucht in weit nördlichern Gegenden, wo der zartere Maulbeerbaum nicht oder nur unsicher fortkommt, geeignet machen würde. Jene Gattungen (Bombyx cynthia und Bombyx mylitta, letztere auf dem Himalajagebirge gezogen) begnügen sich nämlich zu ihrer Nahrung mit Ricinus-, Salat-, Weiden- und auch Eichenblättern. Die mit ihrer Einführung, namentlich von Guerin-Meneville, der seit Jahren in der Magnanerie von Sainte-Tulle über die Cultur der Seide praktischen Unterricht ertheilt, angestellten Versuche haben ein unerwartet günstiges Resultat geliefert; ein bei weitem geringerer Theil Cocons von der zweiten der obengenannten Raupen lieferte dasselbe Seidengewicht als vom bisher gezogenen Seidenwurme und einen viel stärkern glänzenden Faden.

Eine weitere Entdeckung ist eine zweite Seidenernte im Herbste, während man bisher nur eine Frühlingszucht kannte. Die deshalbigen Versuche wurden in Piemont mit der neuen Seidenraupengattung, der Bombyx cynthia, im mittäglichen Frankreich mit dem sich von Maulbeerblättern nährenden Seidenwurme vorgenommen, in beiden Ländern aber befriedigende Erfolge erzielt. Wo dies weniger der Fall gewesen, wird die Schuld der geringern Umsicht der betreffenden Seidenzüchter zugeschrieben.

Die außerordentliche Bedeutsamkeit der vorstehenden Erfahrungen springt in die Augen. Wenn einer Industrie von so großem Umfange (die Ausgaben der Seidenfabrikation der ganzen Erde nur für rohe Seide gibt man jährlich zu mehr als 1200 Millionen Francs an!) auf ein mal die Aussicht auf eine Verdoppelung des Rohproducts eröffnet wird, dessen hoher Preis hauptsächlich ihrer Ausbreitung entgegenstand, so darf man wol sagen, daß dieser Industrie eine totale Revolution bevorzustehen scheint. Auf der einen Seite eine außerordentliche Reichthumsvermehrung der seidenbauenden Länder, auf der andern eine gleich ungewöhnliche Ausdehnung dieser Industrie und damit eine natürliche Verwohlfeilerung des Fabrikats — alles Dies kann nicht ohne Rückwirkung auf die Verwendung des schönsten, oft selbst zweckmäßigsten und gesundesten Webfabrikats sein. Wir erinnern hierbei nur daran, daß es der natürliche Entwickelungsgang aller unserer materiellen Fortschritte mitsichbringt, daß allmälig immer mehr in den Genuß derselben eingeführt werden. Alle Entdeckungen, alle Erfindungen haben diese Bestimmung. Wenn einst nur der Palast von der großen Erfindung Franklin's geschützt wurde, wird es heute schon das bürgerliche Haus und die Hütte des Landmanns; die stolze Dahlie, vor wenigen Jahrzehnden noch die theure Zierde reicher herrschaftlicher Gärten, blüht jetzt schon in dem kleinen ländlichen Gärtchen, und die ungefüllte, welche Schreiber Dieses sich noch erinnert, in seiner frühen Jugend als Seltenheit bewundert zu haben, wird heute bereits von Jedermann verschmäht. So hat vielleicht auch bald „In Sammet und Seide gehen" seine bisherige Bedeutung verloren. Es wird dann nicht mehr der Stoff, sondern die Kunst und Vollendung der Arbeit das Unterscheidende sein. Und in dieser Beziehung ist es denn ein höchst eigenthümliches Zusammentreffen, daß gerade die Webekunst fast zur selben Zeit so ungemeine Fortschritte gemacht hat. Von Bonelli's genialer Erfindung des elektrischen Webstuhls haben wir früher schon berichtet, ebenso von Hipp's praktischer Ausführung desselben und seiner Verbesserung des Metallmusters. Bonelli-Hipp's Webstuhl hat vor kurzem in Turin vor den Ministern und Diplomaten seine Probe abgelegt. — So bilden die Erforschung der Natur, der erfinderische Geist des Menschen und die fleißige Menschenhand eine Verbindung, der mit immer schönerm Prangen die Blume und Blüte der Civilisation entsprießt, deren Krone ein veredeltes Menschendasein ist.

C.

Anregungen.

Zur Seelenkunde.

Man kennt jene Vorlesungen, die Professor Erdmann aus Halle zuweilen in Berlin über Lachen und Weinen, Langeweile, das Hazardspiel und ähnlich Psychologisches gehalten hat. Die Geister scheinen wirklich an der Spree manchmal so trocken, so salzlos geworden, daß man sich aus Halle an der Saale Anregungen verschreibt, die sonst in Berlin selbst zu haben waren.

Professor Erdmann ist indessen wie geschaffen für Das, was der Berliner haben will. Etwas Gründlichkeit, etwas Gelehrsamkeit, eine witzige Pointe und eine aus dem Scherz wieder in rührenden Ernst hinüberspielende kunstvolle Schwenkung und Herz und Esprit des Berliners sind in floribus. Diese Vorlesungen sind unter dem charakteristischen Titel: „Ernste Spiele", gesammelt bei W. Herz in Berlin, erschienen.

In seinen in zweiter Auflage erschienenen „Psychologischen Briefen" (Leipzig, Geibel, 1856) geht

Professor Erdmann etwas gründlicher zu Werke. Zwar herrscht auch hier noch immer eine gewisse Salonberedsamkeit und Ehrekränzchenangezogenheit, aber der Verfasser zieht den Frack nur an, weil dieser einmal für die Geselligkeit hergebracht, er verleugnet dabei nicht, was zum schönern und edlern Gestalte des innern Menschen gehört. Er kann ernst werden, nicht um die Berliner, nachdem sie gelacht haben, gleich auch wieder zu rühren, sondern weil die ewige Wahrheit dem Menschen denn doch zuweilen ein Ruhe im Sturm! zuruft und man alle Späße und Faxen dann auf solche Augenblicke unterlassen muß.

„Das Leben ist ein Widerspruch zwischen Geist und Natur", sagt der Verfasser, „und die Lösung desselben liegt im Bilden des Ich durch das Leben, als dem unsterblichen Sichbewußtsein, welche im natürlichen Tode vollendet ist." So muß man jene höhere Meinung des Menschlichen wiedergewinnen, die in der Lehre vom Kreislauf des Lebens und von Kraft und Stoff uns manchmal verlorengehen konnte. Die Dreiheit: Sittlichkeit, Kunst, Religion, tritt als Vermittlerin zwischen der sichtbaren, wirklichen Welt und dem aus innerstem, ursprünglichem Bedürfnis hervorgegangenen Ideale einer künftigen auf. Nach den Ansichten des Verfassers ist es eben ein Zeichen der Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes, die Natur zu beherrschen und ihren Forderungen sich nicht immer zu fügen, und S. 53 sagt er: „Während es bei dem Naturmenschen sich rächt, wenn er vom Natürlichen sich entfernt, während dessen ändert der Kulturmensch nicht ungestraft die gewohnte Lebensweise. Ja, diese wird so allein das anerkannte Gesetz, daß wir uns gar nicht wundern, wenn man es unnatürlich nennt, am Tage zu tanzen, wenn, wo es geschehen soll, künstlich Nacht (d. h. natürliche Ruhezeit) hervorgebracht wird, damit sich eine Volksstimmung erzeuge; wenn man am Schluß des Tags zu Mittag speist, die Mitte des Tags zu seinem Anfange macht, vor Mitternacht nicht schlafen kann u. s. w. Alles Dieses schädlich nennen, weil es doch gegen die Natur sei, heißt vergessen, daß wir eben nicht mehr im Naturzustande leben und daß es auch gegen die Natur ist, gekochte, d. h. künstlich zubereitete Nahrung zu genießen."

Die Lebensperioden des männlichen Geschlechts in achtzehn, des weiblichen in funfzehnjährige einteilend, bestreitet Professor Erdmann den Vorzug einer Periode vor der andern und verweilt mit besonderer Vorliebe — bei der fünften, vom 72. — 90. Jahre! „Wo wiederholt sich", sagt er, „wo ein Mensch dieses Ziel erreicht, jene heitere Freude an allem Dasein, die das Kindesalter charakterisirte; diese Lust an Allem, diese unerschütterliche Zufriedenheit, die für Alles sich interessirt, weil Alles, was erfahren wird, Genuß gibt; dieser Hunger nach Wissen, der nie gesättigt wird und doch nie quält, weil die wiedererworbenen Kindesaugen stets Neues und Schönes sehen und freudig harrend den kommenden Dingen ins Antlitz schauen. In diesem Alter schrieb Humboldt seinen «Kosmos», dichtete ein Goethe seinen «Divan». Fast neunzigjährig verfaßte Sophokles das Stück, in welchem wir uns wundern könnten, so christlich klingende Töne der Versöhnung zu vernehmen, wenn wir ihren Sänger nicht eingegangen wüßten in das Alter des seligen Jubelgreises. An der Schwelle dieses Alters stand Kant, als er den heiter klaren «Streit der Facultäten» schrieb, und Plato hatte sie vielleicht überschritten, als er sein reifstes Werk vollendete."

Mancher unserer Leser wird noch fragen: „Ist der Verfasser objektiv, musikalisch, sensitivisch gestimmt?" Mein' Träumen, Ahnungen räumt er zum Schrecken Derer, welche vermöge ihrer ganz besondern vorwiegend geistigen oder zum mindesten doch sensitiv objektiven Natur immer das Recht zu haben glauben, aus dem natürlichen Leben kleine Exkursionen in das übersinnliche zu machen, eine sehr untergeordnete Sphäre ein, indem er sie analog der Begabung unserer — Teichdornen und Frostballen stellt, Wetterveränderungen zu weissagen.

Den Frauen dagegen gibt er ihre Stellung zurück, die sie trotz aller Emanzipationsversuche nicht zu finden vermochten; sie sind nach seinen Ansichten der entgegengesetzte Pol des männlichen — jene der positive, diese der negative —, die bekanntlich einander anziehen.

Der auf dem Gebiete dieser und überhaupt aller Seelenfragen extremen Gegenwart dürfte das vermittelnde Wohlwollen dieser „Psychologischen Briefe" von ganzer Seele zu empfehlen sein. Der Verfasser scheint nur manchmal den Mantel nach dem Winde der Zeit zu tragen, der innern Würde der Wissenschaft und jenem Ruhme, dem spätere Zeit mit Kränzen, nicht die Gegenwart mit Titeln und Orden lohnt, vergibt er nichts.

Frauenberuf, Frauenerziehung, Frauenbildung.

Frauenliteratur und kein Ende!

An die Stelle der einfachen Schriften, die sonst das Thema: „Eliza, oder das Weib wie es sein soll", variirten, sind jetzt ganz neue getreten. Die frühere Literatur berücksichtigte die Männer ausschließlich, die neuere nur gewissermaßen. Die alte Literatur über Frauenbildung setzte als Hauptziel der Frauen die Ehe, die neue setzt das Weib an sich und die Ehe nur unter gewissen Umständen.

Es ist wahr, die Ehe schließt sich immer schwieriger. Die Zahl der ehelosen Mädchen nimmt gegen früher eher zu als ab. Kein Wunder, daß die Frauen sich gewöhnen wollen, die Männer zu entbehren. Dies ist wol die eigentliche geheime Pointe aller der Schriften, die jetzt so zahlreich von den Frauen über die Frauen geschrieben werden.

Diese Absicht ist, wenn sie den Unverheiratheten Trost bringt, an sich sehr löblich, wenn auch zweideutig für uns Männer. Kein Wunder, wenn wir wachen müssen, daß die Amazonen in den Schranken

bleiben. Die weibliche Literatur über das Weib, ihre Bestimmung, ihre Bildung u. s. w. droht nachgerade zum Piedestal einer uns schmerzlich zurückliegenden weiblichen Selbstgenügsamkeit zu werden.

Die Verfasserin der Broschüre „Die Frauen und ihr Beruf. Ein Buch der weiblichen Erziehung" (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp., 1855), schwankt auch ein klein wenig in der Mitte zwischen der Frage: Brauchen eigentlich die Frauen die Männer oder nicht? Sollen sie sie lieben, achten, verehren oder nicht? Sollen die Frauen stolz wie Atalanta sein oder schwächlich wie Griseldis? Es sind einzelne solcher unausgesprochenen Rückhaltgedanken auch in dieser gewandten Feder steckengeblieben. Die Verfasserin kann lächeln und doch scheint ihr Lächeln zuweilen eine Gnade. Sie kann ebenso schnell die Stirn runzeln. Ihre Sanftmuth kommt öfter erst nach einem Anfall von „Zorn".

Wir können die Verfasserin wol nennen. Es ist die Schwester zweier berühmt gewordener Brüder, des früh verstorbenen ältern Georg Büchner, eines seltenen poetischen Talents, und des noch lebenden Kraft- und Stoff-Büchner, einer, wie wir schon wissen, geringern und nur im Compiliren geübten Feder. Luise Büchner hat Verwandtschaft mit dem ältern Bruder. Sie ist ein von allen Schwingungen der Zeit ergriffenes Frauenherz, ein Mädchen voll Geist, reich in der Liebe und reich im Haß. Das Leben ist ihr nicht fremd und vielleicht zu derb wirkt in ihr viele Erfahrung nach. Wenigstens herrscht in ihrem Büchlein ein eigenes Gemisch von schwarmerischer Hingebung und zuweilen dunkel aufleuchtendem Haß.

Mit einer den Frauen nicht überall eigenen Schärfe, mit tiefem Eingehen in allgemeine Lebensverhältnisse und ihre Beziehungen zum Weibe bespricht sie Zustände, deren Erwähnung zweifelsohne die weibliche Literatur, als nicht auf dem ästhetischen Standpunkte befindlich, geräuschvoll vermied. Sie verlangt möglichste Allseitigkeit in der weiblichen Bildung. Schönheit des Herzens, Wahrheit des Geistes, die Erfüllung der nächsten Pflicht. Ihre Schilderung der Nothwendigkeit, daß die weibliche Hand immer thätig und arbeitsam sich bewähren müsse, ist sehr beherzigenswerth. Wenn sie gerade S. 117 sagt: „Wo der Mann Feige vernimmt, da öffne euch die Entrüstung den Mund, wo er furchtsam die Blicke niederschlägt, da schleudert ihr die Blitze des sittlichen Zorns! Als die Vorsteherin des Ideals muß sie bestrebt mit allen Kräften stützen und vertheidigen!" Was das weibliche Herz in dieser Richtung vermag, das hat die jüngste Zeit uns gelehrt, als die Feder einer Frau die ganze gebildete Welt in Bewegung setzte und jahrhundertelangem Mißbrauch einen schweren Stoß gab" — so erlaube uns die Verfasserin zu entgegnen, daß der Roman der Frau Beecher Stowe nur ein Vollzug Dessen war, was viele Männer lange vor ihr lehrten und predigten. Sie gestatte uns, das alte Mulier taceat in ecclesia! wenigstens insoweit ihr zuzurufen, als uns Männern bei aller Verehrung vor der Emancipirtheit der Frauen denn doch immer die schreckliche Gestalt der Théroigne von Méricourt vor Augen steht, die sich mit dem Blute der Französischen Revolution färbte, um sich — für ihre treulosen Liebhaber zu rächen.

Ach, wenn doch eine weibliche Feder wieder einmal recht witzig, recht schalkhaft, recht naiv über ihr Geschlecht und die Männer schreiben wollte! Wenn eine neue Sévigné plauderte! Was helfen alle diese Capitel über Frauenwürde, wenn z. B. eins fehlt: Ueber den Umgang der Frauen mit Männern, welche spitzenblanke kleine Glanzstiefeln, gelbe Glacehandschuhe, wohlgestutzte Bärtchen tragen, die in den Nacken gescheitelt und frisirt sind, Cigarren rauchen und aus ihren Augen auf Bällen und Promenaden Jupiters Blitze zu schleudern wissen und denen die goldene Lorgnette so zierlich, so lieblich, so lovelu über die weiße Weste hängt! Verleugnet doch eure Mutter Eva nicht und die „alte Mudme, die Schlange"! Werdet liebenswürdig! Bleibt es! Erzieht und bildet euch vorzugsweise nur zur Freude und zum Stolz der Männer!

Der in diesem Büchlein zuweilen durchbrechende poetische und ideale Sinn bürgt uns, daß die Verfasserin noch öfter und dann zu unserer ganzen Befriedigung ihr Thema wird aufnehmen können.

Wahrnehmungen.

Man schreibt uns: „Das Schielende in vielen Ansichten kommt daher, daß man beim Himmelwärtsschauen doch immer wieder gleichzeitig auf die Erde blicken will."

* *

Alles Halbe entfremdet uns die Menschen. Wir gewinnen sie uns selbst durch Egoismus und Einseitigkeit noch mehr; nur müssen wir auch in diesen traurigen Unarten entschieden auftreten.

---

* Unserer heutigen Nummer liegen Ankündigungen über die „Anstalt für weibliche Erziehung" von Henriette Schmidt zu Hannover in Aussicht bei. Freunde dieses segensreich wirkenden Instituts wünschen zur Verbreitung desselben durch weitere „Unterhaltungen" die Bekanntwerden am täglichen Herde auch in weiteren Kreise. Wer es vorzieht, für seine Töchter ein Erziehungsinstitut zu wählen, das sich nicht so sehr von neue englische Weise zum Muster genommen zu haben scheint, sondern das durch seine Lage in der Nähe des Rhein und der französischen Sprache den dort landesüblichen leichten, freien Sinn auch der Jugend so möglich und erreichlich hält, dem sind die hiesige Anstalt vorzugsweise empfohlen. Die Verbindung mit einer geregelten Lehranstalt scheint uns sehr heilsam für das in vielen Anstalt verbreitete Wesen. Die in manchen Pensionaten jetzt gewöhnliche und auch in der oben erwähnten, an sich so achtbaren, weiblichen Erziehungsschrift „Ueber die Frauen und ihr Beruf" S. 21 empfohlene Norm, daß die jungen Mädchen, von einer einzigen Lehrerin angeleitet, mit Ausschluß aller männlichen Lehrwirksamkeit, ihr Wissen in der dem der weiblichen Bestimmung ganz für sich fortschreiten, scheint uns sehr unrathsam. Sie bilden Gouvernanten, aber keine beischeidenen Gattinnen, keine die Väter um mehr als nur um ihre Kinder ehrenden Mütter. Auch für den Uebergang in vielen Instituten wurden uns die achtbarsten Vorschläge.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 20.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Die Sensitiven.

I. Geisterspuk im neuen Wien.

Geister im alten Wien lernten wir in mancher alten Chronik und aus mancher alten heitern Posse kennen.

Aber Geister- und Teufelsspuk im neuen Wien? In dem Wien vom Jahre 1855—56?

Folge mir, lieber Leser, es geht in den Wienerwald! Hinauf zu diesen beiden Hügeln dort, durch Dörfer und Weinberge! Zu jeder Jahreszeit ist der Weg dahin belebt, vor allem an Sonntagen. Wem die Lehren der Reitkunst bis auf den unerlaßlichen Schenkeldruck Räthsel und Hieroglyphen sind, hier wagt er sich auf Gisl, Maulthier oder Roß hinauf und galoppirt so getrosten Muthes an den Rebgeländen vorbei, als gelte es, die schönste Prinzessin in der verfallenen Burg droben zu befreien. Aber die Zeit der Ritterthaten ist vorüber. Eine muntere Kellnerin, etwa wie „Die Wiener in Berlin" sie für alle Zeiten festgestellt haben, eine Kathi oder Leni empfängt den Reiter mit Most oder Wein, je nach der Jahreszeit, und wenn er dem Magen Gehör gegeben und seiner Hebe gebührende Artigkeiten gespendet hat, macht er sich an den eigentlichen Zweck seines Rittes, an den Genuß der schönen Aussicht. Im Norden das Sohlangebirge, im Nord-Westen die Höhe des Hügellandes bei Meissau, im Osten die kleinen Karpaten mit dem Ballenstein, den Wetterling mit dem Blaßenstein, dem Thebenerkegel, lauter grüßende Bekannte aus dem schönen Ungarlande, im Süden die Steirischen Alpen endlich, wohinein es jetzt durch die 16 Riesentunnels des Semmering geht. Dahinter aber, freilich weit, weit und nur mit den Blicken der Sehnsucht erreichbar, Triest, Venedig, Rom — Italien mit einem Worte, das gesegnete Land der Verheißung. Der echte Wiener blickt gen Süden nicht ohne ein Gefühl der kaiserlichen Allmacht, nicht ohne Nebengedanken an die gezügelte Lombardei, an Radetzky, an den letzten Posten der österreichischen Waffen in Italien. Oder sollte er andere Gedanken haben? Vielleicht! Macht doch ein recht lustiger Witz, nach Bulwer's Versicherung, den Geist keck und aufstrebend. Wer weiß, ob er nicht mit der „Wiener Zeitung" in verschwiegenem Zwiespalt lebt.

Uns ist er indessen schon zu hoch hinaufgeritten. Wir lassen den Leopoldsberg für diesmal zur Rechten und schlendern aufs Krapfwaldl zu, eine freundlich einladende Wirthschaft mit blinkenden Tischen und Bänken im Freien, unter grünen Buchen, Eichen und Maien.

Hier kann man sich einen Augenblick die Nähe der Stadt aus dem Sinn schlagen. Nach allen Seiten senkt sich der weiche Rasen, um anmuthig, gegen den Wienerwald zu, wieder aufzusteigen. Die Weinpflanzungen verbergen den Abhang, wo hinab der Blick die breite silberne Donau erreichen würde, aber die zwei alten Ritterwesten droben entschädigen für das nicht Erreichbare. An eine derselben lehnt sich das Kirchlein, in welchem Johann Sobiesky mit Karl von Lothringen und Ludwig von Baiern ihr letztes Gebet vor der Türkenschlacht ver-

richteten. Es war am 3. September 1683. „Jetzt stehen die Oestreicher um dieser selben Türken willen in der Walachei und eine polnische Armee hatte vergebens um die Erlaubniß, für den Halbmond einreiten zu dürfen. Sonderbare Wandelungen! Aber was mischt sich die „Herr Politik" in unsere friedlichen Betrachtungen!

Zur Linken winkt ein stattliches, altes, weißbetünchtes Gebäude mit breiter Fronte, umgeben von kräftiger Buchenwaldung. Ein Pfad zwischen Saatfeldern und Haselstauden führt dahin. Je näher man der Besitzung kommt, desto mehr gewinnt sie an parkartigem Charakter. Breite Fahrwege ziehen sich den Hügel hinauf. Gepflegte sammetgrüne Rasenabhänge wechseln mit vielästigen Eichen und weißstämmigen Buchen. Eine in Trümmern liegende Treppe aber verfallenen Bildgeschossen, deren Quadern der Epheu umschlingt, führt zum Schloß hinauf. Riesige Baumwurzeln haben über und unter diese Reste einer untergegangenen Zeit ihre weitgreifenden Arme getrieben. Man fühlt sich in der Umgebung eines Eigenthümers, der mit Geschmack die Ueberbleibsel ritterlicher Wahrzeichen, altadeligen Geräths, versunkener Burgmauern in den Rahmen gepflegter Parknatur zu fügen versteht.

Dies Schloß hat eine denkwürdige Vergangenheit. Der König von Rom bewohnte es. Ein kleiner Hofstaat entfaltete dort seinen bescheiden zugemessenen Glanz. Eine vielbewunderte Tänzerin, damals in der schönsten Blüte ihrer Jahre, tröstete den unglücklichen Kaisersohn — le fils de l'homme, wie Barthélemy ihn nennt — über die politische Abhängigkeit seiner Stellung.

Der König von Rom ist gestorben, die Tänzerin hat der Bühne Valet gesagt. Andere Schatten sind über die Mauern der stattlichen Gänge und Säle geglitten und jetzt bewohnt ein einsamer alter Mann das Schloß und wundersame Dinge erzählt sich das Bauernvolk ringsum von seinem Treiben. Absonderliches in der That und wohl geeignet, den Leuten auf manche Meile in der Runde schwere Träume zu machen.

In finstern Nächten, wenn der Nachtwächter selbst die Zipfelmütze nicht tief genug über die Ohren ziehen kann, um nur nichts zu hören, was um ihn vorgehen mag, in solchen Nächten hat man den Schloßherrn mit geheimnißvollen Begleiterinnen auf den nächsten Friedhof schleichen sehen. Dort haben sie die frischesten Gräber aufgesucht. Geister sind ihnen erschienen, weiße, langgewandete Geister, die sich abwarnend bewegten. Die nächtlichen Wanderer haben ihnen die Hand geboten, sind an sie herangegangen, guten Bekannten ähnlich, die weder Scheu noch Furcht kannten. Zu andern, ältern Gräbern haben sie sich gewendet, wo kleinere Geister nachdenkend saßen und weniger vertraut thaten; zu ganz alten, tief eingesunkenen Hügeln, von denen die Geister schon Abschied genommen hatten.

Das Alles hat der Flurschütze beobachtet, der Todtengräber hat's durch die blinden Fensterscheiben seines Kämmerleins mit Grauen gewahrt, die Leichenwäscherin hat's hinter ihrem Kübel durch den aufsteigenden Seifendampf deutlich gesehen und Hunderte haben es nacherzählt und sind dem einsamen alten Herrn seitdem auf zehn Schritte aus dem Wege gegangen.

Aber auch am lichten Tage hat er sein Wesen getrieben, ist im Hause gegangen, wo eben erst der Tod die Klinke aus der Hand gelassen hatte; ist an die zugezogenen Gardinen des Bettes getreten, auf welchem der Gestorbene lag, und Tags darauf hat es im Dorfe geheißen, der Sarg sei abbestellt, die Gruft wieder zugeworfen worden. Der Todte lebe und verlange sehr nach einem weißen Teller Fleischbrühe. Sieht man sich nach einer Pumpe, nach einem Brunnen um, gleich gibt es geheimnißvolle Winke, hier oder dort fließe Wasser, an das man sich aber nicht heran getraue; die Begleiterinnen des einsamen alten Herrn seien schuld, daß es fließe; seit Moses habe man nichts Aehnliches erlebt. Fragt man nach dem Mineralgehalt des steinigen Bodens, nach Gold- und Silberadern, nach Steinkohlenflötzen, — dasselbe Geheimthun, die nämliche Bangigkeit, die nämliche Ursache, warum man sich des Gefundenen nicht zu freuen wage. Denn daß der Fürst der Finsterniß hier den Helfershelfer abgebe, steht fest, und früher oder später wird das Schloß mit Allem, was darin ist, unter Geknall und höllischem Dampf in die Erde versinken, — so hat's die Kartenlegerin dort hinterm Schindanger schon vor zwei Jahren vorausgesagt.

So redet das Volk. Und kein Wunder, daß es so redet, denn die romanbelesenen Töchter des alten Rittmeisters drüben in dem weißen Häuschen mit den grünen Blenden erzählen noch weit schlimmere Dinge und rümpfen die kleinen Stumpfnäschen, als seien sie an einem Senkfelde vorbeigekommen. Ganz, aber auch ganz und gar dunkel sei's im Schlosse, erzählen sie, und drinnen schließe sich der Schloßherr mit allerlei Töchtern Eva's ein, daß man als Nachbarschaft aus dem Erröthen gar nicht herauskomme. Gräfinnen, Baronessen, Prinzessinnen seien schon ganze Tage lang

droben geweſen und die Nächte nicht ſelten ebendrein. Bäuerinnen und ſonſtiges gemeines Volk nicht minder. Nüchtern laſſe er ſie zwei, drei, auch vier Stunden in völliger Finſternis ſitzen, bis ihnen der Kopf ſchwindle und ſie dann Geſpenſter aller Art erſcheinen ſähen: rieſige Schutzmänner, Geſtalten, die links gelbroth und rechts bläulich ſchillerten und wie das Chamäleon alle Regenbogenfarben annähmen. Er ſelbſt bekomme einen Heiligenſchein und lege ſich bald rechts, bald links auf ein Sanapé, wo es den Andern dann abwechſelnd wohl und übel zumuthe werde — ſehr begreiflich.

So reden die Töchter drüben in dem weißen Häuschen und der Vater ſchmunzelt wohlgefällig über die Sittenſtrenge ſeiner Kinder und ſchiebt des jungen Dumas letzten Roman auf die Seite, um den lieben Mädchen die erhitzten Wangen zu ſtreichen.

Nun, und die Reſidenz, was ſagt die Reſidenz? Wie benimmt ſich die hohe Polizei dann? Was hält die gelehrte Welt davon?

Man zuckt die Achſeln, man lächelt ſelbſtzufrieden, man läßt den alten, einſamen Mann droben ſein Weſen treiben und deutet mit dem Zeigefinger kopfſchüttelnd auf die Stirn, wenn ja Einer meint, es werde doch am Ende in dieſer buntſcheckigen, märchenhaft verſchnörkelten Schale ein Kern verborgen ſein.

Es iſt mir nur leid, daß ſich das geheimnißvolle Dunkel, welches dieſes Schloß und ſein lichtſcheues Treiben ſo lange anziehend machte, nicht für alle Zeit bewahren ließ.

Unſere Zeit hat die Gutenberg'ſche Leuchte der gedruckten Beſprechung immer, ehe wir's uns verſehen, bei der Hand und überſetzt die huſchenden Nachtgeſpenſter in die Proſa des nüchternen Tageslichts. Die Poeſie iſt ſchon davongeblaſen, wenn etymologiſch begründete Worte und Namen genannt werden. Das Myſterium zog an, das dem Namen nach Bekannte langweilt. Man wendet ſich zu Neuem oder verliert doch das Intereſſe, das eben noch dem Räthſelhaften gezollt wurde.

Aber mindeſtens trage ich nicht die Schuld an dieſer Ernüchterung. Der Schloßherr ſelbſt hat die Feder zur Hand genommen und den erſtaunten Lauſchern Dinge verrathen, über die ſie nun erſt recht den Kopf ſchütteln. Er hat es drei mal gethan und das letzte mal in einem ſo ſtarken Werke, daß er ziemlich ſicher vor Leſern ſein darf. Deshalb mag ſich's lohnen, einen Blick in das Gebäude dieſes ganzen Spuks ſelbſt zu werfen und die geheimnißvolle Schwelle zu überſchreiten, hinter welcher Alles dunkle Nacht iſt.

Setzen wir unſere Wanderung daher fort, unbekümmert um die bedenklichen Mienen, die uns auf dem Wege nach dem Schloß Reitenſtein zu dem Od-Propheten, Herrn von Reichenbach, begegnen.

Der vordere Eingang, durch zwei ſteinerne Hunde, wohlbekannten römiſchen Andenkens, bewacht, iſt verſperrt. Ein Diener macht uns auf und führt uns, nach vorausgegangener Anmeldung, durch den terraſſenförmig aufſteigenden Garten über eine Brücke in den hinteren Theil des obern Stockwerks, von dort nach den ſchönen Vorderzimmern, welche in langer Reihe durch Flügelthüren verbunden ſind.

Die prunklos, aber geſchmackvoll ausgeſtatteten Räume laden ein zum Ausblick auf die entzückenden Parkgebüſche unter den Fenſtern und das erinnerungsreiche Blachfeld, das die weißen Mauern des preßburger Schloſſes zu ſeinen Grenzpunkten zählt. Der Stephansthurm, die breite blitzende Donau erſcheinen in der Vogelperſpective.

Doch wir haben nicht Zeit, der Schlachten von Wagram und Aspern zu gedenken, die ſich von dieſen ſelben Fenſtern aus zum großen Theil überblicken ließen. Schritte im Nebenzimmer werden vernehmbar, die Thür öffnet ſich und der Schloßherr ſteht vor uns.

Er lüftet die ſchwarze Sammetmütze; wir folgen ihm in das anſtoßende Gemach.

Sein Haar iſt weiß; der Vorderkopf hat ſich längſt, ſo ſcheint es, mit der ſtarken Glatze in Verbindung geſetzt und das Oberhaupt bis weit über die Stirn hinaus für phrenologiſche Beobachtungen bloßgelegt; es ſpitzt ſich dieſes Haupt nach oben zu auf mehr als gewöhnliche Art. Die Augen ſchauen klug und lebendig unter den weit herabgelaſſenen Augendeckeln hervor. Die Naſe iſt gebogen, aber klein, der Mund unregelmäßig und vielbeweglich; der Geſammteindruck des Antlitzes — nun wir erwähnen nur noch der goldenen Brille, der weißen Halsbinde, des zugeknöpften blauen Rocks. Die Geſtalt iſt etwas über Mittelgröße, die Haltung nur wenig gebückt. Sauberkeit nicht minder als peinliche Genauigkeit blicken aus jeder Falte hervor.

Das alſo iſt der vielbeſprochene Beſitzer von Schloß Reitenſtein, der Gegner Liebig's, Vogt's, der gewandte Dialektiker, welcher in ſeinen „Odiſch-magnetiſchen Briefen" faſt allen Fächern der Wiſſenſchaft einen Handſchuh hingeworfen hat, den noch Niemand ernſtlich aufnahm. Und nun müſſen wir

ihn gleich selbst zu Worte kommen lassen. Was die Leute reden, haben wir vernommen, wir hielten uns gefälligst nicht das Ohr zu. Aus dem Hexenmeister ist jetzt der deutsche Gelehrte hervorgegangen; wir haben seine äußere Erscheinung, um die Hörner und den Pferdefuß gründlich zu entkräften, von der Sohle bis zum Scheitel vorgeführt. Hören wir, wie es mit seinem finstern Treiben in der verrufenen Teufelskammer steht.

Zuvörderst, wie alt ist seine neue Wissenschaft? Im Jahre 1850 erschienen Reichenbach's „Untersuchungen über die Dynamide des Magnetismus, der Elektricität, der Wärme, des Lichts in ihren Beziehungen zur Lebenskraft". Er legte in ihnen Beobachtungen nieder, welche zum Theil (das Odlicht z. B.) von 1841, zum Theil von noch früherer Zeit her datiren. 1845 lernte er Berzelius in Karlsbad kennen und stellte vor dessen Augen durch das sensitive Fräulein von Seckendorf in einer kurzen Stunde jene odchemische Reihe von chemisch-einfachen Körpern zusammen, welche mit Kalium anhebt und mit Ueberchlorsäure abschließt und welche die Chemie mit geringen Abweichungen nunmehr nach den Affinitäts-Stärken zum Sauerstoff ausmittelte. Herr Emil Dubois-Reymond in Berlin war den zustimmenden Veröffentlichungen, welche Berzelius hierüber erscheinen ließ, entgegen und gab dadurch der ganzen Partei der Kopfschüttler unter den Naturforschern die Parole. Auch Justus Liebig, anfangs in freundschaftlichem Du-Anreden die Forschungen Reichenbach's ermunternd, sprach sich später öffentlich gegen ihn aus und zog sich dadurch jenes an die Spitze des neuesten Reichenbach'schen Werks gestellte Handschreiben zu, das manchen kleinern seiner Gegner für längere Zeit entmuthigen dürfte.

Inzwischen hatten die 1852 erschienenen „Odisch-Magnetischen Briefe" durch die anziehende Weise ihres Vortrags nicht minder als durch ihren fast alle Lebensverhältnisse berührenden Inhalt in weiten Kreisen das Interesse für Reichenbach's Untersuchungen angeregt. Alle mauvais coucheurs betteten sich mit dem Kopfe gen Norden oder Nord-Westen, mit den Füßen gen Süden oder Süd-Osten. Wer einen schnarchenden Gefährten zur Rechten hatte, fand in Reichenbach's Briefen Angriffspunkte gegen ihn; eine Mauerwand zur Rechten war die einzig wohlthuende Nachbarschaft. Sensitive Personen sah man, den Compaß in der Hand, die Bettstellungen in dem Schlafzimmer ihres Hôtels berichtigen. Mädchen im Maienalter deuteten sich, so oft der Mond schien, außer dem Bereich ihrer leisschlafenden Tanten und Gouvernanten, behauptend, der Mond müsse ihnen zur Rechten bleiben, sollten sie nicht zum Nachtwandeln getrieben werden. Aeltliche Jungfrauen verdächtigten ihren Spiegel nicht seiner maßlosen Aufrichtigkeit wegen, sondern weil das Quecksilber hinter seiner Glasplatte ihnen Magenweh, Schwindel und Krämpfe bereitete. Nonnen und sonstige dem Gebet obliegende Personen wollten nicht länger vor den gen Osten gebauten Altären ihre Andacht verrichten; sie klagten über Augenbrennen und Uebelkeit und waren auch nicht zu bewegen, der Kanzel gegenüber auszuhalten, wenn dieselbe nicht dem Zuhörer ehestatete, den Rücken nach Norden oder Nord-Westen zu richten. Prediger dahingegen kamen aus dem Text, wenn sie nicht die Richtung nach Süden im Auge behalten konnten, sollte auch die gesammte Zuhörerschaft darüber in Nervenanfälle versetzt werden. Sängerinnen blieben mitten in ihren Kouladen stecken, nicht etwa eines solchen Athemanlages wegen, sondern weil die Bühne nur auf das Wohlbefinden des Zuschauers und des Souffleurs berechnet und in widriger Richtung gebaut war. In anders gebauten Theatern machte sich das allgemeine Unwohlsein in Seufzern und Pfuirufen Luft. Minister und unbeliebte Staatsbeamte fühlten Beklemmungen, so oft sie große Volksmenge umgab. In einigen Kammern rückte nach und nach die ganze Linke nach rechts, nicht etwa wegen veränderter Leitung der Staatspolitik, sondern weil die linke Kammerseite nicht länger des wohlthuenden Rückhalts am kühlen Norden zu entbehren vermochte. Der Schreibekrampf, durch Reichenbach auf eine sorgliche oder aufgeregte Rückwirkung der mit Od geladenen Stahlfeder auf die schreibende Hand zurückgeführt, riß in Kanzleien mit nie gekannter Allgemeinheit ein und gab Anlaß zu immer sich erneuernden Urlaubsgesuchen. In gleicher Weise fühlten Schulknaben öfter als gewöhnlich das Bedürfniß, außerhalb der Schule frische Luft zu schöpfen. Plätterinnen geriethen mit dem Bügeleisen, Köchinnen mit dem Putzen des Kupfergeschirrs in Fehde. Trinkgeld-Pensionirende erklärten sich mit Nachdruck gegen alle und jede Kupfermünze und drohten mit plötzlichen Starrkrämpfen, wenn nicht Silber gereicht werde. Infanterielieutnants empfanden auf dem Rücken ihres bei Paraden gemietheten Bucephalus Hitze, Beengungen, Augenflimmern, veranlaßt durch gleichnamige Paarungen, und bei anfeuernden Tagemärschen zeigten sich zahlreiche Soldaten unfähig, anders als — am rechten Flügel zu marschiren.

Die Postconducteure mußten auf allen Stationen Beiwagen beranſchaffen, wo immer die Route gen Norden ging, weil die in dieſer Richtung liegenden Sitze als die allein erträglichen bezeichnet wurden und ſchon der Gedanke an ein vis-à-vis Beängſtigungen zuwege brachte. In der Spätſommerzeit waren die gelben wogenden Kornfelder, zur Zeit der Rapsblüte die Rapsfelder Gegenſtand allgemeinen Abſcheus, und Landſitze wurden werthlos, wo nicht reichliche Cyanen als blauwucherndes Unkraut jener Nachbarſchaft die Wage hielten. Briefträger in fanatiſchengelben Röcken konnten Mahnbriefe an ſenſitive Schuldner ſchwer oder gar nicht an ihre Adreſſe gelangen laſſen, ſo unerträglich war den Letztern der bloße Anblick jener gelben Boten; ſelbſt unfrankirte Huldigungs- und Liebeserklärungen an ſenſitive Schönen kamen ins Fach der unbeſtellbaren Briefſchaften. Ja man ſprach von einer Stadt, in welcher wegen des durch metalliſche Röhren fließenden und dadurch ſtark odyliſch geladenen Waſſers alle Weintrinker das Gelübde geleiſtet hatten, nie wieder „in Waſſerquellen zu gucken“.

Kein Wunder, daß die Wiſſenſchaft, die weitgehenden Wirkungen dieſer Od-Revolution gewahrend, ſich beeilte, als rettende That ein abwehrendes, abweiſendes Verhalten gegen die neue Lehre anzunehmen. Es galt, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen und Aufſchub zu gewinnen, um durch eigene Verſuche dem vagabundirenden Fluidum ſein Wanderbuch abzulocken. Wo ein ganzes Syſtem in ſeiner Grundlage morſch wurde, ſobald das Od eine der Hauptgrundquadern wirklich verdrängte, da ſetzte man ſich auch ohne weiteres als beſchädigter Theil geradezu in die Defenſive und wehrte ſich ſeiner Haut mit der erſten beſten Handhabe. Es entſtand in dem Arſenal eines beraubten berliner Phyſiologen, wie Reichenbach ihn nennt, eine Beſchwörungsformel von „Lug und Trug und Aberglauben“. Wohlwollende Forſcher ſchloſſen ſich in mäßig verdunkelten Vorrathskammern, Winkelkellern oder ſonſt dem Tageslicht ſchon entfremdeten Räumen auf eine oder zwei Stunden ein, um hinterdrein, ohne Odlicht geſehen zu haben, mit verdrießlicher Miene dem Apoſtel auf Schloß Reichenbach ſchwere Rache für die überſtandene Pein zu geloben. Vor allem hatte Reichenbach jene einflußreiche Geſellſchaft, die Aerzte, gegen ſich in den Harniſch gebracht, war ihm doch in der Luſt an kleinen Scharmützeln die Bemerkung entſchlüpft: „Wir Andern wiſſen wohl, daß unter zwanzig Beinleinen neunzehn von ſelbſt oder wol trotz des Arztes wieder auf die Beine kommen.“

Um kurz zu ſein: der Action folgt die Reaction. Nachdem Jeder ſich für einen Senſitiven gehalten hatte, leugnete man ihre Exiſtenz bald völlig, und wo dies nicht geſchah, lehnte man die Zumuthung, dem neuen Evangelium zu glauben, mit der triftig klingenden Einwendung ab: Reichenbach habe ja nichts ſelbſt geſehen, noch gefühlt — etwas ſei vielleicht daran, aber er gehe jedenfalls zu weit, es komme ihm nur darauf an, eine neue Kraft entdeckt zu haben, ſtatt ſie einfach an ihre Rubriken: Magnetismus, Elektricität und andere zu verweiſen u. ſ. w., wie die Kopfkiſſen alle heißen mögen, auf denen ſich die Forſchung zur Ruhe legt, wenn man ihr das Nachtmahlgeläuten ſtören will.

Und ſo wurde das Wort Od denn allmälig zur Mythe oder ſchrumpfte doch in ſeiner Bedeutung bis auf die Stammwurzel alles Deſſen ein, was der Naturforſchung für — odes galt.

Dennoch iſt der Gegenſtand, den wir bis hierher überhaupt behandelt haben — ernſt. Sagen wir alſo, was wir davon denken.

(Die zweite Hälfte: Durch Nacht zum Licht, in nächſter Nummer.)

Der Menſch.

I.

Die Erſcheinung des Menſchen auf unſerer Erde hat in früheſter, neuerer und neueſter Zeit die größten Denker beſchäftigt. Des Paradieſes nicht zu gedenken, ſind eine Maſſe der fabelhafteſten Hypotheſen, von der bibliſchen Tradition an, aufgeſtellt worden und werden noch bis heutigen Tag gebildet; und keine iſt ſo abſurd, daß ſie nicht einen daran kämpfenden Ritter fände. Oken, dieſer geiſtvolle Naturforſcher, antwortet auf die Frage: Wie kam der Menſch in die Welt? „Er ſchwamm als Urbläschen auf dem Meere.“ Buffon läßt Pflanzen, Thier und Menſch durch Sonnenbienchen entſtehen. Es herrſcht überhaupt in allen Buffon'ſchen Theorien mehr ein ſinnreiches und witziges als gründliches Lehrgebäude. In ſeinem Hauptwerk, das 1743 erſchien, erreichten alle phantaſtiſchen Tendenzen den Gipfelpunkt. Er ſpricht auch alles Ernſtes von geſchwänzten Menſchen. „Nordwärts, auf Manilla und den übrigen Philippiniſchen Inſeln“, ſagt Buffon, „lebt in Felſen und Wäldern dieſer Inſeln ein ſehr gemiſchter Volksſtamm. Ihre Schwänze haben faſt gar nichts mit den Einwohnern derſelben gemein. Einige haben ein kurzes krauſes Haar wie die angoliſchen

Menschen, Andere sind mit langen Haaren versehen. Man findet unter ihnen Viele mit Schwänzen von 4—5 Zoll Länge, ähnlich jenen Jaiulanern, deren Gemelli gedenkt." Dieser berühmte Reisende setzte noch hinzu: „Es hätten ihm unter den Jesuiten einige sehr glaubwürdige Männer die Versicherung gegeben, daß auf der Insel Mindora, nicht weit von Manilla, Menschen lebten, welche Mangianer hießen und Alle mit 4—5 Zoll langen Schwänzen versehen wären, und daß einige von diesen geschwänzten Menschen mit olivenfarbiger Haut und langen Haaren sogar den katholischen Glauben angenommen hätten."

Das war der wissenschaftliche Standpunkt jener Zeit! Selbst Linné hat es noch für gut befunden, den Orang Utang als homo troglodytes und geschwänzten Menschen in seinem Natursystem anzuführen. „In den Südländern", sagt er, „sollen sie nach dem Pole zu wohnen, ihr Feuer selbst anlegen und an feilsigem, obgleich sie auch rohes Fleisch genießen, es doch auch oftmals gebraten zuschnehmen." Auf der Insel Formosa will Jean Jannos (1677), ein berühmter Reisender aus Holland, mit seinen eigenen Augen einen geschwänzten Menschen gesehen haben, dessen Schwanz über einen Fuß lang, mit braunrothen Haaren bedeckt und fast einem Ochsenschwanze ähnlich war. Er hätte von diesem Menschen, wie er sagt, selbst erfahren, daß dieser Fehler, wenn er es darum halten dürfe, das Werk des Himmelreichs wäre und daß alle Bewohner im südlichen Theile dieser Insel sogut wie er Schwänze hätten. Die damaligen Naturforscher hatten nach solchen Berichten von Reisenden nichts Eiligeres zu thun, als dergleichen Curiosa zu classificiren und die lese- und lernbegierige Menge nahm es kaum übel hin.

Professor Schreber trat 1771 gegen alle diese Behauptungen auf. Er sagte: „Der geschwänzte Mensch hat so unbeträchtliche Zeugnisse für sich, daß man ihn kaum für etwas mehr als Erdichtung halten kann." *)

*) Bekanntlich wurden im Jahre 1851 in der „Société anatomique" in Paris, sowie schon 1839, von Naturkundigen über geschwänzte Menschen auf. Herr Tournal, ein französischer Reisender, der Malta und einen Theil von Afrika besucht hatte, berichtet, daß er von einem Marabut von Kalama, einer Stadt im Innern von Algerien, erfahren habe, daß zwischen dem Stamme von Abu-Senin Menschen lebten, die Schwänze hätten. Ich Niam-Niams wissen auch nach Pigafetta's wären. Es soll sogar selbst einen solchen gesehen haben. Die Schilderung aber, die er von ihm macht, gleicht so sehr der des Affen, daß ich mich auch darauf nicht weiter einlassen kann, in dieser schauderhaften Mischung einen Menschen anzuerkennen. Darüber hat eine Zeichnung von dieser Mischung in der „France médicale" vom 1. September 1854 Aufschluß gegeben, nach welcher ist dem Wesen kaum fünf Fuß hoch, die Arme sind fast länger als die Beine und statt wie man sie beim Affen sieht, nur daß sie wirkliche fünf Zehen haben mit kappenförmigen, kurzen Nägeln. Die Haare und die Hautfarbe ist ganz tiefschwarz mit aufgeworfener Negerphysiognomie, ich möchte sagen Affentypus. Ein starker vorstehender Unterkiefer, vorspringende Wangen, ganz niedrige, nach hinten übergedrückte Stirn, lange, ungestalte Ohren, kleine schwarze glänzende, aber sehr beweglich Augen, platte Nase, großer Mund, zugespitzte Zähne, wulstige Lippen, kurzes und kurzes krauses Haar und ein Schwanz von 2—3 Zoll Länge, so präsentirt sich uns ein soi-disant Mensch! Sein Aeußeres machte jedoch auch hingehen, wenn nicht die rohe Bestialität in ihm wohnte, denn die Niams nähren sich von Menschenfleisch, das sie den gefangenen Feinde sowie den ihrer Todten. In Schlachten und Streifzügen, die sie oft machen, stellen ihre Siegesfeiern Scenen, denen aber schon sie wild und thierisch in allen Beziehungen miteinander.

Der Präsident der Gesellschaften in Paris hat auch von Herrn von Castelnau ausführliche Mittheilungen über diese Race in einem großen Werke gemacht werden, das den Titel führt: „Renseignements sur l'Afrique centrale et sur une nation d'hommes à queue qui s'y trouve-rait, par Fr. de Castelnau" (Paris 1851). Diesen Daten folgen nun mehrere Angaben von Reisenden, die alle von einem Niam-Niams als einem bekannten Menschenstamme erzählen, der an der Südspitze von Sudan, zwischen dem Kasai Adama und dem See Tangalekie, wohnen soll. So gibt auch das Werk von Tournal „Voyage au pays de Niam-Niams", Näheres an. Wir wollen auf unsere Barth Meinung warten.

Kehren wir auf die Entstehung des Menschen zurück. Ennemoser in seinem Werk: „Der Geist des Menschen in der Natur", geht in seiner Phantasie über die Entstehung des Menschengeschlechts so weit, daß er allen Ernstes die Hypothese aufstellt, daß der Mann die Mutter des Weibes sei, indem er dasselbe geboren habe. So könnte man noch einige der sinnverwirrtesten Fabeln in Bezug auf die Erscheinung und Art des Menschen mittheilen und selbst das in England in neuester Zeit mit so ungemeinem Beifall und höchster Anerkennung aufgenommene Werk: „Vestiges of the natural history of creation", ist voll von Irrthümern, welche jetzt in geistvollster Weise auf naturgesetzlichem Wege von unsern deutschen Koryphäen der Naturwissenschaft widerlegt worden sind.

Der ungenannte Verfasser dieses Werks ist unbedingt ein Anhänger Geoffroy's und Serres' und hält die Wandlungstheorie fest. „Die Embryonen aller Thiere", sagt er, „können nicht vollkommen voneinander unterschieden werden und gehen durch Entwickelungsphasen, deren jede ein

Typus oder Analogon der bleibenden Gestalt von untergeordneten Thiergeschlechtern sind. So hat zwischen der fünften und sechsten Woche der menschliche Embryo einen Schwanz und seine Organisation geht dann allmälig durch Zustände, die im Allgemeinen einem Fisch, einem Amphibium, einem Vogel und dem niedern Säugethiere gleichen, bis es seine specifische Reife erhält. Auf einer der letzten totalen Stufen zeigt es ein zwischen dem Kinnbacken befindliches Bein, welches den vollkommenen Affen charakterisirt; dieses wird nachher unterdrückt und er nimmt somit vom Affentypus Abschied. In dieser Weise verhält es sich auch mit dem Herzen. Dieses Organ besteht bei den Säugethieren aus vier Höhlungen, bei den Reptilien aber nur aus drei und bei den Fischen nur aus zwei, während es bei den Gliederthieren nur eine verlängerte Röhre ist. Das Herz des Säugethiers hat nun, auf einer gewissen Entwickelungsstufe angelangt, die Form einer verlängerten Röhre und ein menschliches Wesen hat alsdann in diesem Stadium das Herz eines Insekts. Später verkürzt und erweitert es sich und wird durch Zusammenziehung in zwei Theile getheilt, die Herzkammer und die Vorkammer, und ist alsdann das Herz eines Fisches. Eine weitere Theilung der Vorkammer gibt ihm später eine Dreikammerform, die das Herz eines Reptils hat; endlich, nachdem die Kammer ebenfalls getheilt wurde, wird es ein Säugethier. Nun ist aber die Natur gleicherweise immer gereizt, und wo vorwärts zu gehen. Beide Wirkungen sind einfach die Folge der Thätigkeit des Entwickelungsgesetzes im Erzeugungsweisen. So wächst z. B. das Herz oft nur bis zur Dreikammerform und ist dann nur ein Reptilienherz. Ja es gibt Beispiele, daß dieses Organ bei der Zweikammer- oder Fischform stehenbleibt."

„Hier haben wir", ruft der Verfasser, ganz durchdrungen von der Wahrheit seines Beweises und nicht allegorisch, wie wir es oft von kalten Herzen sprechen, — „hier haben wir eine Verwirklichung des Gegentheils einer Gradeordnung vor uns." „Indem wir hier einen vollständigen Specialcharakter in einem Punkte gewahren, wie leicht ist es da, einen umgekehrten einfachen Naturprozeß anzunehmen, der eine Fischnatur, ein Reptilienherz und eine Reptiliennatur ein Säugethierherz entwickeln läßt. Es gehört keine große Kühnheit dazu, anzunehmen, daß eine Unterhaltsmäßigkeit von Kraft nach Maßgabe jener Unterverhältnisse in einem Schwimmvogel angeschaffen wurde, um ihn als ein Erzeugniß des Schnabelthieres erscheinen zu lassen, oder in dem Erzeugniß eines Schnabelthieres den Mund und die Ohren eines echten Säugethieres zu geben und so in zwei Stationen den Uebergang von einer Classe zur andern zu vollenden." „Für die Masse der Menschen, selbst der wissenschaftlich gebildeten", fährt der Verfasser fort, „liegt jedoch bei alledem die große Schwierigkeit darin, die Einzelheiten eines solchen Processes, der einen Fisch in ein Reptil verwandelt, zu begreifen, und doch gibt es kaum eine unwesentlichere Schwierigkeit."

Wir haben mit Absicht diese Stellen so angeführt, wie der Verfasser sie gegeben, um zu zeigen, wie gefährlich die Irrthümer der Gelehrten für die Laien der Wissenschaft sind, wenn sie in gutem Glauben das Gegebene als Wahrheit hinnehmen und nicht Jeder selbst denkend und prüfend immer wieder von neuem nach Beweisen der Wahrheit aus dem Reiche der Wissenschaft und nicht der Phantasie forsche.

Diesen aufgestellten Theorieen des Engländers tritt Karl Vogt, unter Paulskirchen Agitator, entgegen. „Es ist vollkommen richtig", sagt Vogt, „daß die Embryonen höher stehender Thiere Phasen während ihrer Entwickelung durchlaufen, die den bleibenden Gestalten niederer Thiere analog sind. Indem geben alle diese Analogieen nie und in keinem Falle so weit, daß darüber der specielle Organisationsplan des Thieres gänzlich verschwände. Die Organisation eines speciellen Thieres ist also gleichsam das Resultat zweier Kräfte, des allgemeinen Planes, der ihm seinen nähern Charakter gibt. Der erstere Plan gibt die berührten Analogien, die sich aber nie weiter entwickeln; ein Wirbelthier-Embryo gleicht niemals einem Gliederthier, Mollusk, Strahlthier oder Infusorium; jeder Typus, jedes Embranchement hat seinen besondern Entwickelungsplan, der mit demjenigen eines andern Embranchements auch gar nichts gemein hat. Man kennt bei den Thieren aller Classen wol Mißbildungen, durch welche frühere Stufen totaler Entwickelung bleibend erhalten werden, und hat viele Erscheinungen mit dem Namen „Hemmungsbildungen" bezeichnet. In diesen Hemmungsbildungen zeigen sich analoge Bildungen der Organe, wie man sie bei niedern Thieren im erwachsenen Zustande findet, aber eben auch nur analoge. Es gibt menschliche Föten mit Herzen, die einem Reptil oder Fischherzen ähnlich, aber niemals ihm gleich sind. Solche Fortschrittsbildungen, wie sie der englische Autor annimmt, sind

unbekannt. Bei den Hunderttausenden von Vogel- und Fisch-Embryonen, welche die Naturforscher schon untersucht haben, sind wol viel Hemmungsbildungen, aber noch keine Bildung beobachtet worden, die über den normalen Zielpunkt hinausginge. Was nun gar die vom Fisch zum Amphibium und so fort aufgestellte Entwickelung des Menschen anbelangt, dem der Engländer noch hinzufügt: „Es ist jetzt eine vollständig erwiesene Thatsache, daß das Geschlecht nur eine Sache der Entwickelung ist, da alle Wesen auf einer gewissen Stufe des embryotischen Processes weiblich sind und nur eine gewisse Anzahl von ihnen später zur Männlichkeit vorrückt, woraus man ersieht, daß kein eigentlicher Unterschied ist, daß diese sämmtlich nur scheinbar sind“ — so will der Engländer diese Behauptung durch die von Huber bei den Bienen gemachte Beobachtung, daß dieselben aus der Larve, die sonst eine Arbeitsbiene werden würde, ihre Königin machen, indem sie die Zelle, worin sie liegt, erweitern, sie wärmer halten als die übrigen Larven und mit einer besondern Art Futter nähren, beweisen. Dieser Fall aber mit den Bienen beweist gegen ihn. Die sogenannten geschlechtslosen Arbeiter der Bienen sind, wie schon lange nachgewiesen ist, Weibchen, deren Geschlechtsorgane verkümmert sind, nicht aber, wie der Engländer sagt, „Zwitter, welche die Mitte zwischen Männchen und Weibchen halten“. Es können daher in normaler Entwickelung alle weiblichen Larven Königinnen werden, während sie so verkümmern und nur Arbeiterinnen werden. Aus den männlichen Larven wird dagegen nie ein Arbeiter, sondern nur eine Drohne. Die Biene kann also ebenso wenig das Geschlecht der Larve verändern, sondern nur bei den Weibchen die Organe durch besondere Wartung der Larven ausbilden oder sie verkümmern lassen.“

„Die Entwickelung des thierischen Organisationsplans zu stufenweiser Vervollkommnung“, sagt Vogt an einer andern Stelle, „läßt sich in einzelnen concreten Erscheinungen nachweisen, die successive in der Reihe der fossilen Organismen und in dem Embryo nebeneinander in der lebenden Thierwelt auftreten. So wenig aber der menschliche Embryo früher Infusorium, Mollusk, Wurm, Fisch oder Reptil wirklich war, sondern nur in gewissen andern Organisationseigenthümlichkeiten diesen ähnelte, so wenig waren die Vorältern der Ochsen die Walrosse oder die Delphine, noch waren die Affen die Vorältern der Menschen.“

In einem zweiten Artikel wollen wir Burmeister's Ansicht geben.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Stufenleiter.

Ein Intermezzo.

„Das hätten wir gehabt“, sagte Hans Klepper, als man seinen Vater begrub.

Dann ging er nach Hause, betrachtete sich das Häuschen und das Stück Feld, welches ihm der Alte hinterlassen hatte, wog das Kind in der Hand und bemerkte: „Das hätten wir noch!“ Er begab sich nun in die Kammer, hob ein Brett auf, holte den drahtumflochtenen Topf hervor, nahm die paar ersparten Münzen seines Vaters heraus und ging damit in die Schenke.

„Wir haben es ja“, sagte er, so oft er sich einschenken ließ und das Geld hinlegte; dann, als er nichts mehr aus der Tasche zu nehmen hatte, sagte er: „Lustig!“ fing mit seinem Nachbar Streit an, schrie: „Spaß muß sein!“ und schlug ihn unter den Tisch.

Als er andern Morgens aufstand, war er noch im Zweifel, welche Ordnung er in seine Arbeiten bringen sollte, stellte sich zwischen seinen Acker und sein Haus und fragte: „Was zuerst?“ Dann ging er zum Schulzen, sagte: „Eins nach dem Andern!“ verkaufte sein Feld und seine Kuh zugleich, rief: „Nun will ich meine Ruh' auf Einem Platz genießen!“ und ging von einem Wirthshaus zum andern.

Der Erlös von Feld und Kuh war endlich auch „verblasen“; da fragte er eines Tags: „Warum zehn Häuser auf einmal besitzen?“ ging hin und verkaufte sein einziges Häuschen.

Das hielt nun auch nicht lange her.

Als Hans Klepper eines Tags ohne Haus, Feld, Kuh und auch ohne Geld war und nichts mehr zu nagen und zu beißen hatte, wurde er sehr unwillig und rief: „So geht's, wenn man als ehrlicher Mensch nur von eigenen Mitteln leben will!“ Während er diese Worte sprach, ging er am Hause Meinhard's vorüber und sah einige Gänse Krautstengel fressen. „Wollt ihr mein Butterbrot lassen?“ rief er, ergriff eine der Gänse, steckte sie unter den Rock und dachte: „Jedem sein Vogel!“ Aber er wurde ertappt und einige Tage ins Loch gesteckt.

„Aller Anfang ist schwer, sagte der Dieb und stahl einen Amboß!“ erwiderte er Denen, die ihm Vorstellungen machten.

Als er wieder frei war und an Leib und Seele

immer mehr herunterkam, sagte er eines Tags: „Reinlichkeit ist die Hauptsache!“ und bestrich sich den Stiefel, wo der nackte Fuß herausſah, mit Kuhmist. Es fielen nun manche Diebstähle vor, darunter „sehr ausgezeichnete“, wie die Criminalisten sagen; Hans Klepper wurde als Thäter erkannt und streng bestraft.

„Gewohnheit!“ sagte er zum Geistlichen, der ihn bekehren wollte.

Als Klepper endlich wieder einige Tage frei herumging, aber unter polizeilicher Aufsicht stand, sagte er eines Tags: „Paßt auf!“ und zündete dem Nickold das Haus über dem Kopfe an. Man fragte ihn, was ihn zu diesem Verbrechen veranlaßt habe? „Das hilft von den Mäusen!“ sagte er.

Er kam ins Zuchthaus, erschlug dort den Gefangenwärter und wurde zum Galgen verurtheilt.

„Ordnung muß sein!“ war sein Abschied, als er zur Richtstätte ging. Josef Rank.

Ueber Beleuchtung.

Licht, das Losungswort unserer Zeit auf geistigem Gebiete, ist es auch in materieller Beziehung geworden.

Licht und Luft, Licht und Wärme sind für uns ebenso untrennbare Begriffe für das höhere Leben, als sie zum Bestehen des organischen Lebens überhaupt unentbehrlich und unumgänglich erscheinen.

Der geistige Baum der Erkenntniß wächst nur im Lichte, wie in ihm auch die Pflanze Farbe gewinnt und ihre Blutenpracht entfaltet.

Nicht ohne Bedeutung eint sich mit jenem Suchen des geistigen Auges nach Licht auch das Streben nach Vervollkommnung der materiellen Beleuchtung.

Licht und Wärme sind die Kinder jeder chemischen Thätigkeit, namentlich der Vorgänge der Verbrennung. Man weiß aber, daß zum Verbrennen Luft gehört und daß es vorzugsweise ein Bestandtheil derselben, der Sauerstoff, ist, dessen Verbindung mit einem Körper dessen Verbrennen unterhält (in geringerem Grade besitzen auch andere Körper dieses Vermögen). Mit einem gewissen Grade der Erhitzung fangen alle Gegenstände an zu leuchten und Licht auszustrahlen; indessen hängt die Lichtentwickelung bei der Verbrennung mit der Wärmeentwickelung nicht zusammen, beide sind keineswegs Ein und Dasselbe, etwa nur in verschiedenem Grade.

Die Lichtentwickelung, das Leuchten der Flamme, ist dadurch bedingt, ob in der Verbrennung ein fester Körper ausgeschieden wird oder nicht. Eine nur aus leuchtenden Gasen bestehende Flamme kann nur eine schwachleuchtende sein, scheidet sich dagegen in dem bei einer Verbrennung gebildeten Gase beständig ein fester Körper aus, so erhält man eine helleuchtende Flamme.

Zur Beleuchtung sind daher nur solche Stoffe tauglich, deren Endproducte der Verbrennung gasförmig sind, sodaß wir nichts von denselben bemerken können.

Wir wollen die Vorgänge an einem gewöhnlichen Talglichte klar machen. Der Talg um den Docht schmilzt und wird von dessen feinen Fasern durch capillare Anziehung in den obern Theil geführt; hier zerlegt sich bei der großen Hitze der Talg in brennbare Gase, welche fortwährend in die Höhe steigen und die Flamme bilden. Es sind viele Gase hauptsächlich Verbindungen von Kohlenstoff und Wasserstoff, die sich bei der hohen Temperatur ihrer Verbrennung in ihre Bestandtheile zerlegen; zuerst verbrennt der Wasserstoff, der freie Kohlenstoff, welcher nicht gleich die nöthige Menge Sauerstoff zu seiner Verbrennung vorfindet, wird in einem feinvertheilten Zustande abgeschieden und bleibt in der Flamme suspendirt, bis er sich in den obern Theilen derselben gleichfalls mit dem Sauerstoff der Luft vereinigen und als Kohlensäuregas entweichen kann; während der Kohlenstoff in dem glühenden Gase suspendirt bleibt, wird er weißglühend und verursacht so die helleuchtende Flamme.

Die Hauptbestandtheile aller Pflanzenstoffe sind Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff. Die beiden ersteren gehen bei jeder Zerlegung gasförmige Verbindungen ein. Geschieht die Zerlegung bei höherer Temperatur und herrscht in den Pflanzenstoffen die Kohle vor, wie z. B. bei Harzen, Oelen, Fetten, so entsteht das sogenannte Doppelt-Kohlenwasserstoffgas, das mit stark leuchtender Flamme brennt und deshalb Leuchtgas heißt.

Man wird also zur Beleuchtung immer Verbindungen organischer Natur anwenden und zwar besonders solche, welche viel Kohlenstoff enthalten. Bei den Einrichtungen zur Beleuchtung sind entweder der Zerlegungs- und Verbrennungsproceß miteinander verbunden, wie dies bei unsern Lichten und Lampen der Fall ist, oder jene Processe sind genau voneinander getrennt, wie bei der eigentlich sogenannten Gasbeleuchtung, bei welcher das Leuchtgas in großen Massen erzeugt, in besondere Behälter, Gasometer, und von da weiter in Röhren zu dem Einzelverbrauche geleitet wird.

Die gebotene Leuchtkraft eines Gases wird die erste Bedingung der Gasbeleuchtung sein. Sodann kommt bei dem täglich wachsenden Verbrauche der Preis der verwendeten Stoffe sehr in Betracht. Ein jedes Land wird sich den Stoff wählen, den es am billigsten erhalten kann; da aber das sogenannte ölbildende Gas das Ideal der Beleuchtung bildet, so wird man bei jeder Gasbeleuchtung auf die Erzeugung eines Gases sehen, das möglichst reich an diesem ölbildenden Gase ist. Manche an sich wohlfeile Stoffe, wie sonst kaum brauchbare Sorten von Fetten oder Harzen, wurden doch bei so ungewöhnlich gesteigertem Bedarf zu theuer werden.

Diese Rücksicht nun hat in den Anschaffungen tauglichen Materials zur Beleuchtung eine ungemeine Regsamkeit gebracht und unter anderm auch die Entdeckung des Holzgases durch Pettenkofer in München zur Folge gehabt, das erfolgreich mit dem Steinkohlen- und Oelgase wetteifert, während es in der Form, in welcher es sich bei der trockenen Destillation des Holzes entwickelt, früher eine verhältnißmäßig nur geringe Menge von Leuchtgas enthielt und von den Holzessigfabrikanten zum Heizen ihrer Destillirapparate verwendet wurde. Das Holzgas ist gegenwärtig schon in mehren Städten Deutschlands mit bestem Erfolg zur Gasbeleuchtung benutzt.

In England ist die Bereitung des Gases aus Steinkohlen eine allgemeine. Das Oelgas hat übrigens eine viel höhere Leuchtkraft und ersetzt dadurch, außer der einfachern Einrichtung zu seiner Gewinnung, so ziemlich die größere Kostbarkeit des Rohmaterials. Uebrigens sucht man noch immer auch auf diesem Gebiete nach dem an sich oder örtlich Billigsten, und in Paris schon zu allerlei, auch animalischen Stoffen, selbst zu thierischen Excrementen und Aehnlichem gekommen.

Die Verbreitung des Lichts erfolgt durch Strahlung; die Lichtstärke, Intensität des Lichts einer Flamme wird durch die Menge (Summe der Strahlen) des in der Zeiteinheit von ihr ausgestrahlten Lichts bezeichnet. Die Lichtintensität und der Verbrauch an Leuchtstoff, gleichzeitig gemessen, führen auf den Begriff der Leuchtkraft, die mit dem Verbrauch in umgekehrtem Verhältnisse steht. Aus der Leuchtkraft und dem Preise des Leuchtstoffs läßt sich der Beleuchtungswerth für gleiche Lichtmengen herleiten, der sich natürlich mit dem Preise des Leuchtstoffs ändert.

Die Kenntniß der Lichtstärke leuchtender Körper ist für die Physik wie für die Technik von ungemeinem Interesse. die Instrumente zu ihrer Messung, Photometer, deren es mancherlei gibt, entsprechen mehr oder weniger ihrem Zwecke. Lichtintensität, Leuchtkraft, Verbrauch an Leuchtstoff, Beleuchtungswerth sind, wie man sieht, sehr wichtige Momente bei allen Einrichtungen, durch welche wir uns künstliches Licht verschaffen.

Wir wollen hier nur ein paar Beispiele von der Lichtintensität verschiedener Lichtquellen geben, und zwar nur in annähernd runden Zahlen.

Das Sonnenlicht ist 800,000 mal stärker als der Vollmond, über 5000 mal stärker als eine Kerzenflamme auf 1 Fuß Entfernung, 20,000 Millionen mal stärker als die Helligkeit des Sirius; berücksichtigt man aber die Entfernung dieses Sterns (die Summe der Lichtstrahlen nimmt wegen des Auseinandergehens derselben mit der Entfernung von der Lichtquelle ab), so übertrifft seine wirkliche absolute Lichtstärke die der Sonne 63 mal.

Von künstlichen Flammen verhalten sich, wenn wir eine Uhrlampe zu 100 annehmen, die folgenden in den beigefügten Procentzahlen: eine Talgkerze hat 10, eine Wachskerze 13, eine Stearinkerze 14, eine Astrallampe 45, eine hydrostatische Lampe 89, Steinkohlengas 127.

Eine höchst eigenthümliche Lichtverstärkung entsteht, wenn Hydrogen-Oxygenlicht gegen Kalk geleitet wird. Drummond hat z. B. mit einem solchen Apparat Leuchtpunkte in Fernen von mehr als zwölf geographischen Meilen sichtbar gemacht.

Wir kehren indeß von dieser kleinen Abschweifung zu unserm nächsten Gegenstande zurück. Wie einestheils das Bedürfniß einer zweckmäßigen Beleuchtung unserer Straßen ein immer weiter verbreitetes wird und sich jetzt auch schon kleinere Städte nicht mehr mit den gewöhnlichen Hallichte trüber Oellampen begnügen mögen, so sind anderntheils auch die Leuchtstoffe mit andern unentbehrlichen Bedürfnissen so im Preise gestiegen, daß auch hier der menschliche Entdeckungsgeist nach billigerm Ersatze sieht. Man denke nur auf ein paar Jahrzehnte zurück und vergleiche die damals ganz und gäben Beleuchtungsapparate für den Privatgebrauch mit den heutigen, deren Form zwar oft nur dem Luxus zu dienen scheint, deren Einrichtung aber neben stärkerm oder für die Augen wohlthätigerm Lichte dasselbe auch bei weitem weniger kostspielig liefert als die frühern mangelhaften Arten. Wir geben auch auf diesem Gebiet des Bedürfnisses oder des Genusses (reines Licht ist ein Genuß) wesentlichen Umwandlungen entgegen.

Die Gasbeleuchtung, welche die bisher in einem geheimnißvollen Dämmerlichte gelegenen Straßen und Plätze unserer Städte erhellt und die wandelnde Menschheit vor manchen nächtlichen Gefahr schützt, hatte bisher gleichwol noch einige Bedenken in der Beschaffenheit des Gases und ihrer leichten Entweichbarkeit durch die geringste Lücke in einer der vielfach verzweigten Röhren, welche das Zuleitungsnetz durch Straßen und Wohnungen bilden. Die Fälle unsicher Gefahr durch Explosion, Entzündung des entwichenen Gases und dessen Unathembarkeit und Giftigkeit sind auch durchaus nicht so selten und mußten mit der Vergrößerung jenes Netzes von Röhren, trotz aller Vorsicht, an Häufigkeit zunehmen. Auch hier hat neuerdings ingenieurischer Scharfsinn ein einfaches und zugleich sicheres praktisches Mittel gegen jene Gefahren gefunden, das den bezeichneten Namen Chevreche-Lutes Patent führt und sich durch die praktischen Versuche der competentesten Männer von Fach vollkommen bewährt haben soll. Für die allgemeine Einführung derselben hat sich in Paris eine Gesellschaft mit bedeutenden Mitteln gebildet, und Alle, welche sich in den Besitz des einfachen und wohlfeilen Mittels setzen wollen, das eine nicht unwahrscheinliche Gefahr beseitigt, haben sich an jene Gesellschaft zu wenden.

So geht ein Fortschritt den andern nach sich und die Gefahren der Civilisation finden in dieser selbst wieder ihre Gegen- und Heilmittel. €

Balzac und Victor Hugo.

Ein anziehendes Bild des geistreichen, aber im Leben etwas wunderlichen wie in seinen Productionen höchst ungleich arbeitenden Novellisten gab kürzlich Louise von Persfeld in der Leipziger „Allgemeinen Modenzeitung", 1855, Nr. 33.

Nach der „Revue contemporaine" liegen wir der dort gegebenen Schilderung und der in vielen eigenen „Unterhaltungen", Bd. III. S. 283, schon enthaltenen Erzählung folgenden, unsern aus der Feder von Gozlan's geflossenen Bericht bei über ein Zusammentreffen der beiden, in den dreißiger Jahren an der Spitze der Literatur Frankreichs stehenden gefeierten Dichter.

Die sogenannte Muschel, wie Balzac sein kleines Landhäuschen nannte, war ein zweistöckiges, in der Mitte eines kleinen Parks gelegenes Gebäude. Es gehörten dazu noch zwei Nebenhäuschen. Das Ganze wurde von einer ziemlich hohen Mauer umschlossen.

Wer hat nicht von Balzac's Schulden gehört, unter deren Last er beinahe seufzte? Seine nähern Freunde glaubten nie daran und hielten es für Kokketerie. Mit der edelsten und kindlichsten Ehrlichkeit des Charakters begabt, hielt er nichts heftiger, jeden Vortheil für erlaubt, den er sich durch seinen Verstand anzueignen vermochte, ja er konnte in dieser Beziehung von der Ironie eines Stoics beseelt werden, wenn ihm irgendein kleiner Vortheil geglückt war, und so erzählte man sich fabelhafte Dinge auch von der Unregelmäßigkeit seiner Landwohnung. Da waren Straßen, Durch- und Umgänge zu passiren, Nebengebäude, blinde Thüren, Winkelwendungen zu entdecken und zu durchkriechen, bis der berühmte Romantiker aufgefunden war! Und Alles schrumpfte in der Wirklichkeit nur in ein einziges, recht verschlossenes Thor zusammen, vor welchem man durch eine Klingel Einlaß begehrte.

Auch die übertriebenen Gerüchte von der Pracht dieses Wunderhauses schwollen bei einer wirklichen Besichtigung zusammen, wie überhaupt die Phantasie des Franzosen Alles übertreibt, aus einem Kalmückenkopfe eine ganze Büste, aus einem Affenpaar ein Bestiarium, aus drei Ziegen und zwei Kaninchen einen Park macht, und wenn auch die Einrichtung seines kleinen Landhäuschens gewiß einen poetischen Eindruck machte und durch ein Gemisch von praktischen Geschenken, merkwürdigen Raritäten und andern interessanten Gegenständen anziehend erschien, so zeigte sie sich doch nichts weniger als auffallend kostbar. Bücher, Schriften, Druckballen und Steine beschriebenen Papiers hatten alle Winkel, nur eine kleine, mit Asphalt belegte Terrasse, auf welcher sich Balzac zum Bewegung machte, umzog das ganze Gebäude: das Gärtchen war durch einige gut gehaltene Blumenbeete und einige alte Bäume ausgefüllt, genug geschmückt, um durch die Nähe des kleinen Gebäudes von Dreck allerdings an Romantik zu gewinnen.

Es mußte den sich für die ganze literarische Phalanx interessirenden Fremden auffallend erscheinen, so wenig Harmonie unter den Schriftstellern zu finden, sie oft in ehrenhafter Feindschaft zu sehen. Um so interessanter war eine Zusammenkunft zwischen Balzac und Victor Hugo. Balzac war ein großer Bewunderer seiner selbst, doch ließ er Victor Hugo Gerechtigkeit widerfahren.

Wie sich in ihren Werken diese beiden hochbegabten Dichter in keiner Weise glichen, so sie sich an Langweiligkeit grenzende Ausführlichkeit Balzac's bei nur in einigen Umrissen schaffenden Talent Hugo's auch kaum anlegen konnte, so

verſchieden waren auch ihre Perſönlichkeiten. Die hämmige, wohlbeleibte Figur des Letztern, ſein volles, ausdrucksreiches Antlitz ſowie die phlegmatiſch ſcheinende Ruhe ſeiner Bewegungen, dem ewig durch etwas gereizten und ängſtlich bewegten kleinen Balzac gegenüber; es war die breitäſtige, dunkellaubige Platane neben der zartgegliederten, in ihrem Blätterſchmuck in jedem Luftzug zitternden Birke.

Dieſen Beſuch hatte Victor Hugo Balzac in ſeinem Landhauſe verſprochen, aber durch irgendeinen Umſtand verhindert, den Bahnzug von Verſailles zu benutzen, war Hugo genöthigt geweſen, die Lilligenie von St. Cloud zu wählen. Er verſpätete ſich. Balzac ſtand auf Kohlen. Seine Unruhe ließ ihn nicht einen Augenblick auf derſelben Stelle verharren, mehr als ein mal maß er den Weg von der Terraſſe zur Gartenthür und ſandte Poſten aus, nach dem Gaſte zu ſpähen, ihre Antwort in der größten Spannung erwartend, die Naſenſpitze durch die hohle Hand in die Höhe gedrückt, eine Bewegung, die ihm bei großen Gemüthserregungen charakteriſtiſch war.

Endlich ertönte die Schelle, es war Victor Hugo, ſichtlich erleichtert eilte ihm Balzac entgegen, ihn in warmen Ausdrücken für die Ehre ſeines Beſuchs in ſeinem, wie er ſagte, kleinen und beſcheidenen Landhäuschen, dankend. Es hatte dieſes Willkommen, dieſes gegenſeitige Händedrücken etwas Feierliches, das durch das maleriſche Coſtum Balzac's noch an Seltſamkeit gewann, und zwar nicht durch ſeine Wahl und Eleganz, ſondern durch die überraſchendſte Nachläſſigkeit, die man ſich denken kann. Seine durch keine Schleifbänder gehaltenen Beinkleider bauſchten ſich unter ſeiner großen Weſte à la financière hervor, ſeine großen, ausgetretenen Pantoffelſchuhe ſchloßen ſich ebenſo wenig an ſeine Füße; der Knoten ſeines Halstuchs hatte ſich bis zu ſeinen Ohren herumgeſchoben und ſein Haar ſtand in der Ueppigkeit eines vier Tage alten Wachsthums. Was Victor Hugo betrifft, ſo ſah derſelbe kaum viel beſſer aus. Sein farbloſer Hut, ſein verſchoßener blauer Rock mit goldenen, bereits etwas ins Kupferroth hinüberſpielenden Knöpfen, ein ſchwarzes, fadenſcheiniges Halstuch, und dies Alles noch durch den Schmuck einer grünen Brille erhöht, welche einem alten Kanzliſten Ehre gemacht haben würde, gab von einem „Titanen“ wol das komiſchſte Bild, das man ſehen konnte.

Während das Frühſtück aufgetragen wurde, ſchlug Balzac ſeinem Gaſte einen Spaziergang durch den Garten vor und man ſtieg die Terraſſe hinab. Victor Hugo bezeigte gegen ſeine Gewohnheit wenig Luſt zu ſchmeichelhaften Bemerkungen. Nur der Anblick eines großen, ſchönen Nußbaums entlockte ihm eine Beifallsbezeugung. „Ein ſchöner Baum!“ rief er, wahrſcheinlich über den Gegenſtand erfreut, den er zu vielen kleinen Sträuchern hat, die er im Garten vertheilt geſehen hatte, ſowie durch manche andere Spielerei eher zum Lachen gereizt. Balzac, welcher durch dieſe Schweigſamkeit ſeines Gaſtes ſchon ſehr gelitten zu haben ſchien, athmete auf. „Ja“, rief er, „dieſer prächtige Baum! Was glauben Sie, daß er mir jährlich einbringt?

„Als Nußbaum“, erwiderte Hugo, „denke ich, Nüſſe!“

„Sie verſtehen mich nicht, er trägt mir 1500 Francs ein!“

„An Nüſſen?“ wiederholte Hugo.

„Fünfzehnhundert Francs!“ eiferte Balzac weiter. „Das müſſen goldene Nüſſe ſein!“

„Beinahe!“ fuhr Balzac fort. „Aber die Sache verhält ſich anders, ſonſt möchte ein Nußbaum wol ſchwerlich 1500 Francs jährliche Rente einbringen — hören Sie nur! Dieſer Wunderbaum gehörte früher der Commune, von welcher ich ihn gerichtlich theuer erworben habe, und zwar aus folgenden, ganz beſondern Gründen: Eine alte Verordnung verpflichtete früher jedes Glied der Commune, ſeinen Mist um den Stamm dieſes Baums niederzulegen.“

Hugo, vielleicht mit Recht nicht an Landwirthſchaft denkend, prallte zurück.

„Beruhigen Sie ſich“, ſchaltete Balzac begütigend ein, „dieſe Sitte iſt, ſeit der Baum in meinen Beſitz übergegangen, nicht mehr in Ausübung gebracht worden, aber weiter! Da ſich nun Niemand von dieſer alten Feudal-Verordnung ausſchließen durfte, können Sie denken, welche landwirthſchaftliche Goldgrube ſich bald um dieſen Vespaſianiſchen Abkömmling anſammelte und welche ich mit Stroh bedecken lieg, um davon theilweiſe den Pächtern, Winzern, kleinen und großen Grundbeſitzern der Nachbarſchaft abzulaſſen, Alles zu baarem, klingendem Gelde, mit einem Worte, es iſt der lauterſte Guano, wie ihn auf den Inſeln des Stillen Ocean die Vögel des Himmels nur immer haben herniederfallen laſſen können!“

„So, ſo!“ antwortete Hugo jetzt mit ſeinem gewöhnlichen Phlegma, „ganz recht, Guano, nur von andern Thieren als von Vögeln!“

„Von andern Thieren, von ganz andern Thieren!“ wiederholte Balzac, daß ſein volles Mönchsſinn in lebende Bewegung gerieth und, wie es ſchien,

über die Deutung ganz entzückt, welche Hugo dem „später von der Gemeinde abgekauften" Kapitäl seines Nevenuen gegeben.

Während des Frühstücks wurden, wie sich denken läßt, literarische Gespräche geführt, Balzac überließ, als gebildeter Wirth, seinem berühmten Gaste das Wort, und es war ein Vergnügen, die Gewandtheit, Ruhe und Beredtsamkeit zu sehen, mit welcher dieser von seiner Freiheit Gebrauch machte.

Balzac schien keinen Begriff von dem Wort Pauteur des Dramatikers zu haben. Seine Augen leuchteten beim Anblick dieses Gelobten Landes, nach dem er sich vergeblich sehnte. Hugo entrollte die Vortheile der dramatischen Laufbahn. Es waren Goldbarren vor den weitgeöffneten Augen Balzac's. Venedig in Paris! In der Provinz! Somit für drei, sowie für fünf Akte! Dann die Wiederholungen, die Kassaeinnahme, der Verlag, — oft 100 Francs per Abend, und dies Alles in der gemächlichsten Ruhe, spazierengehend, schlafend, träumend, den Kopf auf seidenem Pfühl, die Füße unter der warmen Decke, — Balzac wagte kaum zu athmen, und wer weiß, ob sich nicht seine ewige Sehnsucht nach dem dramatischen Lorbeer von jenem Gespräch herschrieb.

Einen andern, nicht minder interessanten Stoff der Unterhaltung bot die Gleichgültigkeit der Tuilerien für die Literatur und die damaligen Schriftsteller. Balzac warf mit Bitterkeit die Frage auf, ob nicht wenigstens in Ermangelung der Gunst Ludwig Philipp's, der nur die bürgerlichen Tugenden krönen zu wollen schiene, jene des Herzogs von Orléans zu erlangen wäre, der mit seiner gebildeten, für alles Schöne sympathisirenden Gattin für Wissenschaft und Kunst angeregt werden würde.

Victor Hugo war ganz geeignet, diese Frage zu beantworten.

„Der Herzog von Orléans", sagte er, „wünscht nichts mehr, als an der Spitze aller Kräfte zu stehen, welche den Wissenschaften und Künsten förderlich sind; hierin, wie Sie sagen, mit seiner hochgebildeten Gemahlin ganz übereinstimmend! Doch urtheilen Sie selbst, ob dies nach Dem, was sich kürzlich zugetragen, jemals möglich sein wird! Hören Sie nur! Beide schienen unsere Wünsche mal zu fühlen und die Nothwendigkeit einzusehen, sich in ihrer hohen Stellung auch mit einem Kreis von Künstlern und Schriftstellern zu umgeben, die mit ihnen auf gleicher Höhe standen, und hatten schon bereits mehre kleine Abendgesellschaften in der Weise um sich versammelt, wie früher Ludwig Philipp gethan, als er noch Herzog von Orléans war. Da diese Cirkel aber ganz ohne politische Färbung sein sollten (was man von jenen nicht ganz sagen konnte, mußte man, um die nie schlummernde Wachsamkeit des Papa nicht zu wecken, sehr vorsichtig zu Werk gehen, d. h. für den Anfang nur wenig Einladungen ergehen lassen und eine gewisse Geräuschlosigkeit beobachten, die möglichst wenig Lärm und Aufsehen erregte. Der Ort dieser auserwählten und interessanten Versammlungen wurde von den Eingeweihten auf ebenso verstohlene als bezeichnende Weise „Am Kamin der Herzogin von Orléans" genannt. „Waren Sie gestern am Kamin?" oder: „Wird man Sie morgen am Kamin finden?" bezeichnete den Zutritt zu diesen stillen, aber gemüthlichen Feierabenden der Künste und Wissenschaften. Ein Winter war glücklich verstrichen. Der Kamin hatte, um sich der bildlichen Redensart zu bedienen, nicht zum Scheiterhaufen hinausgeraucht. Papa schien nichts erfahren zu haben oder nichts erfahren haben zu wollen, — da es mal wenig Dinge gab, die er nicht erfuhr, — und durch den glücklichen Erfolg ermuthigt, wollte das junge Ehepaar im nächsten Jahre einen Versuch machen, den kleinen Kreis seines Kamins etwas zu erweitern. Die größere Menge der Gäste machte natürlich etwas mehr Lärm; man hörte es rauschen, durch die Decke, auf den Gängen, hin und wieder — und eines schönen Abends, während es draußen stürmte und schneite und man eben um den Theetisch saß und über eine türkische Zeichnung von Decamp, eine getriebene Arbeit des Florentiners Froment-Meurice oder die Schreibart eines neuen Romans stritt, wurde der Herzog von Orléans gebeten, sich zu Sr. Majestät dem König zu verfügen. Es war spät. Was konnte Papa noch wollen? Papa, den man lange zu Bett geglaubt! Der Herzog von Orléans ging. „Ärgert Dich nicht", sagte Ludwig Philipp zu ihm, „es scheint mir denn doch, in unsern Tuilerien ist nicht mehr nöthig als Ein König, Ein Sofa und Ein Kamin, und der meinige ist sehr gut geheizt, wärmt hinlänglich und du und deine Frau werden mir an demselben stets willkommene Gäste sein!" Der Herzog von Orléans zog sich zurück, sein Kamin erlosch, die Gäste zerstreuten sich, in den Tuilerien hatte seitdem Niemand mehr das Recht, die Literatur zu begünstigen, wenn einmal der Nachtwächter 10 Uhr geblasen hatte."

Mit der äußern Ruhe eines schneebedeckten Vulkans, aber nicht minder innerlich flammen sprühend, hörte Balzac seinem Gaste zu, dessen Reden noch das Interesse an seinem Stoff durch eine Menge kleiner Unterbrechungen: Bücke, Geben, Ausrufun-

gen, erhalte, endlich jedoch machte sich der verhaltene Grimm bei ihm Luft.

„Eure englischen und verblendeten Könige“ rief Balzac aus, „wissen sie denn gar nicht, daß ohne uns keine Seele etwas von ihnen wissen würde, weder woher sie gekommen noch wohin sie gehen, weder das sie gelebt noch das sie regiert, weder was sie gethan noch was sie gesprochen, ja kaum was sie gebaut haben, nichts, nichts würde man über sie, denn von all den Monumenten in Bronze und Marmor, womit sie die Erde bedecken, um ihr Andenken zu verewigen, von all den Bildern, womit sie die Wände der Museen behängen, damit die Welt die Menge und Erhabenheit ihrer Thaten erkennen möchte, von all den Medaillen in Gold und Silber, welche sie bei ihren Krönungen schlagen lassen, was bleibt und was ist geblieben — nichts! Nur was von ihnen geschrieben war, was wir von ihnen gesungen oder sonst gesagt haben, ist ewig, denn die Steine stürzen zusammen, die Bilder verbleichen, selbst die ältesten und am festhaltesten bewahrten haben kaum fünf Jahrhunderte überdauert, ja sogar der Granit zerbröckelt, nur wir, wir vermögen sie allein vor der ewigen Vergessenheit zu schützen! Ihr Ruhm, ihre Unsterblichkeit, ihr Andenken ehren und allein! Wer wußte wohl etwas von Augustus ohne Virgil, Horaz, Ovid, und was ist schon mal der Name des Cäsar und schon mal römischer Kaiser gewesen, nicht drei dieser Art würde man aus dem Lateinischen, das regiert haben, ohne den Advocaten Suetonius, der ihr Leben beschrieben hat, kennen, ja ohne Tacitus würde man die Römer mit den nordischen Barbaren selbst verwechseln, ohne Shakspeare würde die Regierung Elisabeth's bald aus der Geschichte der Humanität verschwunden sein, ohne Corneille, Racine, Boileau, Pascal, Labruyère, Molière würde selbst von Ludwig XIV. wenig mehr als das Andenken an seine Perücken und an seine Mätressen übrig sein und sein gekröntes Milchgesicht nur den Eindruck eines Wirthshausschildes machen. Was wüßte man ohne uns von Ludwig Philipp I.? Weiter! Vielleicht weniger als von dem berühmten Koch Philippe auf der Rue Neuve-Mauvaise und Philippe dem Taschenspieler, während man, wie ich zu seiner Ehre noch hoffe, bereinst sagen wird: ‚Unter der Herrschaft Lamartine's, Victor Hugo's, Béranger's und Balzac's gab es einst einen König, der Ludwig Philipp der Gute geheißen haben soll.‘“

Und der erhitzte Balzac verstopfte die Quelle seines Zorns durch eine bis zwei Birnen, die ebenso lautlos verschwanden als ein Steinwurf in einem grundlosen Brunnen.

Die Sonne war bereits im Sinken; Victor Hugo sprach von seiner Rückkehr nach Paris. Jeder Gedanke wollte auch dahin und schlug ihm vor, den Weg zusammen zu nehmen, worauf Beide vom kleinen Landhäuschen Jelewehl sagten. Balzac, der sich rasch einen alten Sammetrock anzog und ein rothes Tuch um den Hals schlug, begleitete sie nach Sèvres, wo Hugo und Gozlan sich in einen Omnibus setzten und nach Paris zurückruhren.

Anregungen.

Geistreich.

Ingenuous, „scharfsinnig“ oder „geistreich“ zu sein, war das höchste Lob, das man sonst, z. B. zu Zeiten Luther's, Dichtern und Dichtern ertheilte.

In neuerer Zeit hat man den Ausdruck „Geistreich“ herabgesetzt. Diejenige poetische Literatur, bei der man versucht ist, den ersten Eindruck, den sie macht, geistreich zu nennen, hat man geradezu als ein Schmarotzergewächs auf dem Parnaß darstellen wollen.

Die Wahrheit ist aber die, daß mit Ausnahme einiger vollsthümlich entstandenen Poesieen seit Jahrtausenden kein Dichterwerk Bedeutung gehabt hat, das nicht entweder in der Anlage oder in der Ausführung geistreich war. Denn das Geistreiche ist die eigenthümliche Besonderheit, die in Allem liegen muß, was die Kunst hervorbringt. Man wird diese Besonderheit in einzelnen Fällen, wo irgend eine Naturwahrnehmung für sich selbst zu überzeugend, durch ihre eigene Einfachheit zu einschmeichelnd spricht, entbehren können; bei jeder verwickelteren Aufgabe aber muß die Lösung geistreich sein, d. h. im Ganzen müssen Anfang und Ende in einem natürlichen und doch überraschend hervorgeführten Zusammenhange stehen und im Einzelnen muß die große Unmittelbarkeit des Thatsächlichen durch die Bildung des Schöpfers, die sich in seinem Witz, seinem Esprit zu erkennen gibt, verfeinert und in Harmonie zu dem Totaleindruck des Ganzen gebracht werden.

Einer der geistreichsten Dichter war Homer.

Wenn man durchaus annehmen will, daß Homer ein Sammelname für traditionelle und bei feierlichen Gelegenheiten vorgetragene Gesänge war, so war Derjenige, dem die außerordentliche Fülle gerade von „Geist“ in seinen Gesängen zugeschrieben ist, eben der Moment dieser Gelegenheiten, der jedem unmittelbar hörenden Publikum, um es zu fesseln, ganz besondere Gesetze vorschreibt. Das Geistreiche im Homer ist der durch die ganze

Blatt und die Epopöe gehörte Alles und Homer, der immer unterhalten will, sie erweitert, immer in die schrecklichen Gegenstände übergeht, der Götter wie Menschen und die Menschen wie Götter handeln läßt! Ja, auch bessere Rücksicht, daß ich ausgezeichnet in seinen Werken sage, konnte mir den Homer zu loben anfangen, ich sah Verfasser nicht etwa des Besten und Vorzüglichen im Homer, im Gegentheil, mehr Lieder hatten vom trockenen Ton, vom schlechten Reim, der schlechten Versart, vom Unnützen häufig Unterhaltender Betrachtung zu hören gestatte zu gewähren, wie gut ein italienischer Improvisator aus einem Handlunge, der mit seiner Guitarre singenden Bettler gelernt und seine Gedichte dazu bald sagt, bald spricht, vor einer vom Zufall zusammengeführten Menge steht, immer Aufmerksamkeit auf sich, die ihm mit schlechter Musik am meisten Gehör, ja die es nicht hören in seinen Vortrag als handelnde Personen zum eigenen machen. Gedichte mit Interesse hört. Die schlechten Reimen, die mit unerträglich leere Form Homer's machen, und die Wiederholungen seiner Ideen, die Stelle, welche die handwerksmäßige Dichtung unmöglichen Lieder, zuviel Abwechslung gewähren, all einzelnen Personen durch den Sänger selbst, daß ganze spielenden Behandlung sowohl Lieder, die man in der That mit Recht nennen die allgemeinen gedichten Natur und Volksempfindungen nicht nennt als aus dem Sinne einer Zeit heraus als wirklich geschrieben betrachten muß.

Die griechische Tragödie war gedrückt durch den Chor. Durch die Chöre sind unterbrochen die Talente der Dichter. Sie mußten wenigstens durch die Handlung in den Stücken als durch den Reflexion darüber in den Chören. Die Stücke wurden belebt. Die Schönheit der Gedanken wurden unaufhörlich als Zweck benutzt. Die Lebendige wurde Zweck für den Gedanken und war nur Mittel für den Vortrag. Die Chöre, d. h. die größten und wichtigsten Theile der Tragödie, wurden von Dichtern, von Musikern, von Tänzern gemacht; diese Theile, die auch selbst bestimmt werden mußten, ob sie Wiederholen der Chöre in einem innigen Verhältnisse zu dem Theile der handelnden Personen hatten. Wenn irgend etwas das Leben der Griechen auszeichnet, so liegt es in der Verschiedenheit, der Theile untereinander und im Verhältnisse.

Die Leistungen der Dramatiker von griechischer Seite gedrückt. Bei den abendländischen Völkern der Mittelalters waren es theologische und moralische Mitteln vorhanden, in sehr geringem Grade aber die ästhetischen, darum auch gelungenen und schnell verschwundenen Leistungen. Es hat nicht im mindesten gedrückte Mißverständnisse. Der Sänger schildern geht mit Recht wie mit Dichtung um. Man muß sich ein übereinstimmig älteres Poem aus seinem Singleben erst herausdenken.

Die neuere Poesie ist ihrem ganzen Wesen nach Kunstpoesie und noch bei bedeutend Kompliziert, gedrückt zu sein. Am wenigsten entbehren darüber Shakspeare, der Vater der modernen Poesie, hat bei bedeutend Schwäche seiner Schöpfungen, daß sie auch gedrückt waren, in der Tragödie wie im Singleben in dem Grade nicht entbehren mußten, daß die Griechen vorzüglichen im Drama bei den sogar so viel weiter. Shakspeare macht in Akten, und es gefallen bei, immer einen vorzüglichen Individuen Charakter Bilder der Wirklichkeit seiner Phantasie treue gedrückten, so spricht wenden Gedanken diesen den objectiven und bedeutsam möglichen Charakter ab. Auch wir dem gut Lieder um 600 Jahre voraus sind, so macht man seine Meinung von Homer schon von Bildern, seine „Gedichte" erfindet und, als Homer es bei Tage und Lese Gesangsmaterial hin, während Luther und Wort im Jahre 1600 zu dichten den Gedanken einer gedrückten modernen Tragödie auf alten eigentlichen Stoffe trug.

Einen Lust zu Homer als Kunstgedichte des Kunstwerke verlangt. Je kann es verständigerweise nur damit zu Bewußtsein seine Leistungen „Meisterwerke" genannt haben, wie die Meister der Meisterwerke auch in neuerer Zeit als eine Nothwendigkeit für einen bedeutende Gebilde hingestellt haben. Betrachten wir sie sonder mit diesem Gedicht und seinem Verfasser, wie es meinen, wollen, so kommen wir auf Resultate, wie sie gewonnen wurden sind, wenn wir z. B. von großen Gebäuden Kunstwerk für den Bürger oder die große Masse, das Bedürfniß befriedigen sollen, immer mit zu geringen Mitteln, „Nationen Bedürfnis" gelingen Gesetzgebung überhaupt zu bauen.

In der Literatur der 18. Jahrhunderte waren Poesie und Philosophie so nahe verwandt, daß sie erst durch die romantische Schule allmälig dahin gekommen sind, das Wechselnde innerhalb der Poesie wissenschaftlich zu sehen. In der That aber ist die Poesie unserer Zeit sehr eigentlich da von der Welt wissen. Sie ist, sie verlangt, sie genießt ihre Wirklichkeit und Bedeutung ab, sie sucht das Poesie und Naturgemäßeste zum Wirklichen prüfen, sie ernstes Wollen, sie nicht sieht, und verlacht es doch, ist und in ihrem Interesse und wohnlich zu machen. Sie liegt den Dichtern, das Gemüth und die Phantasie zu gleicher Zeit in Bewegung und wollen sind durch das andere, sie übrig, aber das Wort abzubrechen, sie ist ihrem innersten Wesen nach heiter, aber ist sie es nicht, so spielt über Wirklichkeit mit so tiefer wie Janus bei Shakspeare und Wilhelm Meister in seinem Gedichte. Das ist der Grundsatz, der nur auf dem breiten Felde für das Dichte, Schöne und Wahre fortgesetzt können, nicht entbehren darf, verletzt es nun tödtet; gedrückt ist nicht tödtend; aber gedrückt ist lebendig, stets belebend, individuell, ist die wahre Existenz der Idee, das ist der Reimen des Dichtwerk nach seiner Seite gedrückt darf.

Daß es eine allgemeine Verständigkeit gibt, der man Thatsachen gedrückt zu verbinden, Redensarten und Schulweisheit aufhört, wollen wir nicht in Abrede stellen. Denn wir aber wieder einmal zu besonderlichen Notwendigkeiten, die das Wort gedrückt zu

wollermachen und als ein Surrogat und Schirmwein für das wahrhaft Tüchtige betrachten soll, so wolle man doch auf seinen Hut sein und der Meinung bleiben, daß es keine fremdgiftigere Kunde für unsere Literatur geben könnte, als wenn wir den wahrhaft Gesichteichen in die mehr gewinnen, als sie allerdings in seinem Augenblicke, wo nur das „Wirkliche", „Wahre", „Vaterländische" gelten soll, besitzt.

Die pariser Ausstellung.

Wer noch ein mal die Räume der Industrieausstellung durchwandern und die zur Form gewordene Idee, den in Stoff verwandelten Geist des Menschen bewundern will — z. B. in der Strickmaschine, die ein Dutzend Strümpfe in weniger Zeit strickt als eine geübte Strickerin braucht, um die ersten Maschen aufzunehmen; in der mit der Hand leicht zu bewegenden Metallschreibmaschine, welche dagegen die Druckplatten mit Deutlichkeit durchschneidet, in der Nähmaschine, welche die Stoffe mit Metallfäden vernäht, in der Heilmann'schen Stickmaschine, welche auf beiden Seiten gleich recht Stoff und Stickerei zugleich macht, und in all den Maschinen und Maschinchen, der England und Frankreich und Amerika liefern, deren Anzahl anderen Kunstwerke nicht zu erwarten —, der wird mit Verehrung und Bewunderung die Schrift aus der Hand legen. „Die zweite Weltausstellung. Von Otto Glagau" (Frankfurt am Main, Keller, 1856.)

Trotzdem, daß der Verfasser das reiche Material glücklich geordnet, gesichtet und beschaulich zurechtgelegt und eben sein eigenes reiches Wissen als Gerüste beigegeben hat, stellt es uns auf einen Standpunkt, von welchem aus wir die Meerfluthen der ganzen industriellen Welt überblicken, die ganze Summe ihrer Thätigkeit vor uns ausgebreitet liegen sehen, ihre verschiedenen Absatz- und Verbindungswege, die Ursachen der Stockungen oder raschen Körperungen kennen lernen können. Wir haben es hier ganz vor uns, jenes eigenthümliche lebendige Gemälde unendlicher Betriebsamkeit, das uns mit Staunen füllt über den Reichthum, die Mannichfaltigkeit, die Größe und die Schönheit Dessen, was der Mensch der Erde abzugewinnen oder wie er das Abgewonnene zu verwandeln vermochte.

Daß die deutsche Industrie auf der pariser Ausstellung in ihrer Totalität wacker vertreten worden ist, mag den Patrioten freuen, daß sie aber vermöge der dem Deutschen innewohnenden Intelligenz, Gründlichkeit und Ausdauer und der in Deutschland liegenden Mittel noch reicher und mannichfaltiger hätte vertreten sein können und noch in gar vielen Beziehungen von Frankreich, Belgien, England und Amerika überflügelt wird, mag den respectiven Regierungen Veranlassung geben, auch anderen Berichten ihre Aufmerksamkeit zu widmen als nur denen ihrer Commissare.

Schließlich ist zu wünschen, daß der Industrie jetzt einmal mindestens zehn Jahre Ruhe gelassen werden möchte, sich von ihren Anstrengungen für London, Neuyork, München und Paris zu erholen und zu neuen Schöpfungen ruhig und ohne Gefahr für den obwaltenden Industriellen, der Wissenschaft zu Liebe Kapitalien zu machen, zu sammeln. Die Thäler, die Täler, die Medaillen sind es in der That nicht, um die es sich alle Jahre so dringend zu handeln braucht.

Wahrnehmungen.

Mag der Kopf behalten, vergißt das Herz.

* *

Das nur sehen wir schwachen Menschen bei Gelungenem werth, wonach wir Viele streben sehen.

* *

In Augenblicken übersprudelnder Freude sind wir den Vertretern des Alltagslebens am leichtesten zugänglich.

* *

Freunde erwirbt und bewährt Geschick, Feinde erwerben wir uns leicht. Alle glauben gewöhnlich umgekehrt.

* *

Wer immer geizig wurde und doch noch hofft, ist entweder ein Narr oder ein Heiliger.

* *

An das Entbehren kann sich der Mensch so gewöhnen, daß ihm der erste Lichtblick eines neuen Glücks fremd und unzugänglich wird.

* *

Mit dem Verhalten zur Religion ist es wie mit dem Familienleben, der seine eigenen Kinder wunderbar schön findet, während sie Andern fremdartig, ja gerade verkommen können. Lehren und auseinandersetzen läßt sich da nichts. Jeder hat seine eigene, ihm nur allein verständliche Erfahrung.

* *

Unbewußt kommt mir soeben ein Druckfehler, den wir in unbewußt zu corrigiren hatten. Leiden! Unbewußt leben zu dürfen, unbewußt fühlen und denken zu dürfen, welch ein Glück! Aber ringsum uns her wacht und grade das Bewußtsein ist die eigentliche Luft des Daseins an.

* *

Hat man lange in der Gesellschaft gelebt, so wird man erstaunen, sich eingestehen zu müssen, welche Fortschritte wir in der Virtuosität des Unwahrseins machen. Man huldigt allen Schwächen, nennt eitle Frauen schön, schmeichelt dem Ehrgeiz der Männer, huldet den Stammern, verschweigt seine Meinung dem Mächtigen. Gibt es ein gewisser Humor, der uns so das einmal, wie wir sagen, nicht zu ändernde Gesellschaftsleben nehmen lehrt, dann wird es zur Gewohnheit, einige zur Schwäche. Der Augenblick, wo wir uns über eine solche Richtung unseres Innern beschämt fühlen, wird unsere Wahrhaftigkeit nur dann retten, wenn wir die Kraft und den Muth besitzen, mit einer Gesellschaft, die solche Umgangsformen voraussetzt, für immer zu brechen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 21.** Wöchentlich ein Bogen. Durch sämmtliche K. Post

Die Sensitiven.

II. Durch Nacht zum Licht.

Der zum Gaukler gestempelte Gottesleugner des 18. Jahrhunderts war doch nicht so rasch von den Gelehrten beiseite zu schieben wie weiland der Erfinder der Taschenuhr. Niemand sperrte ihn ins Irrenhaus. Er experimentirte fort auf seinem Schlosse. Die Gunst des Schicksals hatte nicht in dem Dachstübchen eines unbemittelten Alchymisten den Hund heben lassen, sondern in den behaglichen Räumen eines gebildeten Aristokraten. Er brauchte nicht in Erwartung der ihm verweigerten Anerkennung am Hungertuche zu nagen. Er konnte — abwarten. Das ist die Zauberformel der Zeit!

Auch die Kirche möchte sich nicht so leicht verbrennen, obschon es nicht die Versuche gebrauche hatte, dieselben in ein Anagramm zu hüllen, wie Galilei nach altem Brauche die Entdeckung der monatlichen Sichelgestalt der Venus verstecken zu müssen glaubte. Sie ließ sich Zeit zu neuen Beweisführungen, verschwor, daß, wenn er in Wirklichkeit etwas Neues von Bedeutung entdeckt habe, die Entdeckung nicht, wie es mit der ersten Auffindung Amerikas geschah, vier Jahrhunderte lang in Vergessenheit gerathen werde.

Was dem unbemittelten Gelehrten unmöglich gewesen wäre, unzählige hochgestellte Personen nach und nach im Laufe der Zeit zu einer Armee von Zeugen zusammenzubringen, die anerkennungswerthermaßen mit ihrem vollen Namen in der Gegenschaft als Sensitive öffentlich für die Wahrheit der gemachten Beobachtungen einträten, — das war dem begüterten Aristokraten ein Leichtes. In zwei Bänden, die an 1500—2000 Seiten umfassen, stellt er diese Kette von Aussagen Experimentirender vor den Augen der Ungläubigen auf. Nur zwei „hochgestellte" Personen bleiben anonym.

Diese Veröffentlichung, welche Reichenbach „Der sensitive Mensch" benennt und welche das Gesammtmaterial mit vielen neuen Zusätzen abgibt, worauf die „Chemisch-magnetischen Briefe" gestützt sind, behandelt in dem ersten Bande „das Fühlen", im zweiten „das Sehen des Od".

Den Einwand, es sehe und fühle das Od selbst nicht, benutzt Reichenbach zu Gunsten der Unparteilichkeit seines Standpunkts. „Ein Jüngling, alle das meine (so sagt er) seine Beweisführung auf, kann bestritten werden und hat ohne Burgschaft kein Gewicht. Aber das übereinstimmende Zeugniß von zweihundert, zum großen Theil geehrten und geachteten Namen verliert nichts dadurch, daß ich mich nur in einem Organ mache. Im Gegentheil, es wird um so unverdächtiger."

Auch die „Chemisch-magnetischen Briefe" sind längst vergriffen und nicht mehr aufgelegt worden; jenes weitschichtige größere Werk aber wird nicht in die Hand des Publicums kommen, sondern ein Raritätbrecher gegen die Verschwendungen der gelehrten Kopfschüttler bleiben.

Es müssen wir denn schon aus diesem neuen Opus Laborioso hier zusammenstellen, was uns

beim Durchlesen zum Ueberblick des ganzen Standes der Orfrage wesentlich scheint.

Reichenbach vermeidet mit Absicht soviel wie möglich Alles, was seiner Arbeit den Charakter rein naturwissenschaftlicher Forschung nehmen könnte, um nicht zu der Kategorie magnetisirender Wunderdoctoren gezählt zu werden, deren gemischte Zusammensetzung die Sache selbst nur verdächtigen würde.

Desungeachtet beruhet er fortwährend das Gebiet krankhafter Zustände und stellt dadurch eine Menge von Regeln fest, welche die Behandlung sensitiver Personen zu erleichtern geeignet sind, so dass, von dieser einen Seite betrachtet, das Buch für eine große Anzahl von Menschen von der ungewöhnlichsten Wichtigkeit wird.

Die Sensitiven machen hoffentlich die Minorität der Menschheit aus, aber allem Anschein nach darf die Majorität ihnen gegenüber nicht allzu stark auf die eigene Ueberzahl pochen. Die meisten Fälle der Sensitivität sollen sich auf Vererbung zurückführen lassen. Unter 161 Fällen fand Reichenbach 143 erblich. Bei Ehen, wo sich Sensitivität mit Nichtsensitivität mischte, gab es meistens gemischt sensitive Nachkommen. Der Verfasser sagt über die Sensitivität selbst: „Sie ist kein normaler Vorzug, sondern eine abnorme Affection, eine eigenthümliche krankhafte Verstimmung des Nervensystems, eine organische Störung. Es ist ein erfindungsreicher Kopf genannt, aber unheilbar. Andererseits ein leibliches und geistiges Talent."

Wir hören, dass die Reizbarkeit gesteigert wird durch guten Schlaf, Nüchternheit, Menstruation, Schwangerschaft, Masern, Hysterie, Nüchtheit, d. h. Striche, welche der Richtung der Nerven entgegenlaufen; temporär vermindert durch starke Bewegung, starkes Essen, längeres Experimentiren. Als Spitze der höchsten Reizbarkeit lernen wir die Fingerspitzen, Nagelwurzeln, die Magengrube kennen. Von Beklemmungen an steigern sich die unangenehmen Einwirkungen auf Sensitive bis zu temporärer Blindheit, Starrkrampf, Scheintod. Die mancherlei eigenthümlichen Krankheitszustände der Sensitiven sind großentheils von der Periodicität der Sonnenstrahlen, also von Tag und Nacht, Sommer und Winter abhängig; die meisten Anfälle von Kopf- und Magenweh sind morgens und im Frühjahr. Die Sensitiven lieben die blaue Farbe, hassen das Gelbe, werden durch das grüne Feld einer gesprenkelten Iris, wenn sie einen Finger hineinhalten, auch schmerzhaft belästigt, so zwar, dass Reichenbach von einigen Fällen sagt: „Man sieht kaum wie Blausäure". Zu dieser Erklärung dafür in der Grenzvermengung von zwei so widerstrebenden Farben, wie Gelb und Blau für die Sensitiven sind. Einigen ist auch die rothe Farbe widerlich. Im Freien, im sogenannten „Grünen", ist das Verhältniss ein anderes. Grüne Bäume wirken im Allgemeinen einschläfernd, wohlthuend kühl; dies hört aber auf, sobald die Blätter gelb und welk werden.

Es kommen für diese Wirkungen so unzählige feine Beobachtungen in Betracht, dass es nicht ohne eine hier unzulässige Ausführlichkeit möglich ist, die scheinbar häufigen Widersprüche in das Gegentheil zu verwandeln. Wir streifen hier nur an Alles und überlassen es Jedem, sich an Ort und Stelle die Lösung des Räthselhaften selbst zu holen. Bis auf wenige Einzelheiten haben alle diese Sonderbarkeiten in dem Reichenbach'schen Systeme ihre logische Erklärung und sind in der Kette der Wunderdinge, um die es sich handelt, unentbehrliche Glieder.

Das Blatt ist in obischem Betracht dem Menschen ähnlich; die Spitze entspricht dem abgewandten Haupte, der Stiel den expansiven Füßen, in gleicher Weise die Rück- und Vorderseite, welche letztere wieder expansiv ist. Jedes Land ist, wie alles Erderhebe, expansiv. Ein aufrechtstehender Krystall hat die nämlichen Verhältnisse des lebendigen Blattes.

Doch wir greifen zu weit vor und kommen in technische Bezeichnungen hinein, die uns weiterführen würden, als hier die Eigenschaften der Sensitiven und deren Aufzählung erfodern.

Erwähnen wir nur noch, da einmal von der Farbe die Rede ist, dass Papier, Glas u. s. w. (um empas leichtes zu wählen) in der Linken des Sensitiven scheinbar schwerer wird, wenn die Hand es in die gelben und rothen Felder der Iris-farben bringt, leichter aber, wenn sie es dem Einflusse der blauen und violetten Farbe und weiter hinaus dem chemischen Strahle aussetzt; ebenso schwerer im Sonnen- und Mondlicht, leichter im Schatten; der Kerzenlicht im umgekehrten Verhältniss. In wie manche Seitenfächer diese Beobachtungen abzweigen, liegt nahe genug. Wir erinnern an die gelungenen Versuche von R. Hunt und Andern, wonach Pflanzen unter blauem Glase besser gedeihen als unter rothem; an Goethe's heranstagenden von 1798 datirende, damals freilich unerklärt gebliebenen Experimente; an Schiller's, später durch Goethe zur Gewissheit erhobene Vermuthung, dass dem Auge des Menschen die Hälfte des Blauen fehle.

Wenn wir von den Eigenschaften der Sensitiven reden, so beziehen sich viele der erwähnten nur auf sogenannte Hoch-Sensitive. Es gibt z. B. unempfindliche anscheinend kerngesunde Naturen, welche bei aller körperlichen Fülle dennoch einige wenige jener Eigenschaften an sich haben und, in gewisse Verhältnisse des Lebens versetzt, zu Hoch-Sensitiven werden, dagegen aber, auf niedrige Stufe gestellt, nicht über den Instinct schwach- oder mittelsinniger Personen hinaus gelangen. Dahin gehören Viele, die in ihrer Jugend nachzuempfinden

Im Allgemeinen lassen sich Sensitive noch an folgenden, dem gemeinen Leben entnommenen Kennzeichen von Nicht-Sensitiven unterscheiden. Sie sind zu schwindet, daher zur Seekrankheit geneigt, sind frugal, lieben Sauces, Ungekochtes, essen warm froh, schlafen gern halb nach Sonnenuntergang, haben die schon erwähnte Abneigung gegen Kupferstechen, Kupfermünze und Aehnliches, können nicht gebrauchte Wäsche an sich leiden, vertragen nicht Blanchirte von Stahl, Gyps, wenn sie Staub es irgend gestattet, gern barfuß, haben Gummischuhe, tragen nur mit Widerwillen Handschuhe, schlafen am liebsten auf der rechten Seite, das Gesicht gegen eine Mauerwand, den Mond zur Rechten, haben besondere Vorliebe für Rosensträucher und Rosen und die ihnen botanisch verwandten Birn- und Aepfelbäume, fühlen sich wohl bei Nord- und Ostwind, auch bei Schnee und Regen (wir erinnern hier allerdings an die entgegengesetzten Wirkungen des Eisens auf alle leidbaren Naturen), haben vor Gewitter Beklemmungen, nach dem Ausbruch Erleichterung, können in einigen Fällen den Sonnenschein, selbst unter einem Schirme gehend, nicht vertragen, fordern und lieberfüllter Hautentwickelung aufgelegt, leiden an kalten Füßen und heißem Kopf, haben, wenn erkrankt, Abneigung gegen Medicamente, gegen alles Hin- und Hertragen um das Krankenlager, sind unfähig, lange auf einem Sitze aufzuharren, mit Stricknadeln zu arbeiten, lange Zeit den Hut oder sogar aufgebundene Haarflechten zu tragen, die nämlichen Kleider lange an sich zu dulden oder unter denselben Bettdecke aufzubewahren, Kinder auf dem Rücken zu tragen, zu Pferde zu gehen, Bücher zu genießen, das durch Metallfedern Geschriebene, die Hände gebunden zu haben, Gerüchen von Pomaden wie auch Blumen und Kräutern in die Nähe zu kommen, Seife mit der allem Schweißbaden zu nehmen, Zimmer zu bewohnen, welche durch innere Oefen oder durch solche Luft geheizt werden, die man durch Metallröhren leitet, in engen Räumen zu leben, durch enge Gänge zu gehen, auf steinernen Bodenplatten zu stehen, zu Fuß zu schlafen — und wie die Abnormitätlichkeiten alle heißen mögen, denen man schon oft im Leben begegnet ist, ohne aber den Grund derselben sich Rechenschaft gegeben zu haben.

Rechenbuch bleibt die Gefährung auch nicht einer einzigen schuldig. Wenn er auf die natürlich nachgewiesene Verbreitung bedeutet, daß in Wien verhältnißmäßig diejenigen unserer Mitmenschen höherem Siechthum verfallen, denen wir die Annehmlichkeiten der Cultur verdanken, die Reichen nämlich, so wird es einem feinen Beobachter nicht schwer halten, in allen andern Städten ähnliche Abweichungen von der Regel zu ermitteln, für welche die Ursachen nicht weiter zu suchen sind als in einem Falle in den dort eingeführten schlechten Platten der eisernen Kochen.

Doch wir sind mit den gewöhnlichen Kennzeichen der Sensitiven fertig. Sie haben andere Eigenschaften, um derentwillen Reichenbach prophezeit, daß eine Zeit kommen wird, wo keine barbarische Person, kein Krankenhaus und keine Todtenkammer — die Intimmachung ist nicht unsere Erfindung — ohne einen Hoch-Sensitiven sein werden.

Er macht hierbei nicht auf das sogenannte Hellsehen ab, ein Akt der Zerrüttung, welchen er geflissentlich ganz unbeachtet läßt, um aus dem Bereich des phantastisch Nachgewiesenen nicht hinaus zu gerathen.

Hoch-Sensitive erkennen in vielen Fällen schon zwei Tage, ehe der Erkrankende selbst die mindeste Aenderung seines Befindens wahrnimmt und ehe irgend ein Nicht-Sensitiver etwas davon ahnt, an Andern das Nahen einer Krankheit.

Eine Eigenschaft ist nicht genug anzuschlagen, da man weiß, wie manches Uebel durch wenige Vorkehrungen abgewendet war. Aber wichtiger sind noch in das Unterscheiden des wirklich Leeren vom Scheinleeren.

Schon bei Pflanzenkuren kennt der Sensitive nach hierzu Gefühl das Todte vom Lebendigen. Das mannigfach gefundte Leben ist vermittelnd unipolar ist negativ, z. B. wirkt auf die linke Hand des Sensitiven in Fülle, wohlthuender Weise, auf die rechte in entgegengesetztem Sinne. So äußerten sich z. B. die Wirkungen von frischen Veilchen, während todten Veilchenessenzen ohne alle Wirkung blieb.

Dem thierischen Leben wohnen diese Kennzeichen noch mehr inne als dem pflanzlichen; so zwar, daß, was hier wirkungslos blieb, dort schon ab-

Hebeln wirkt, z. B. ein rohes Hinwerfen, was den Somnambulen schon in der ersten Minute widerlich ist.

Diese Wahrnehmungen führten Reichenbach dazu, seine Somnambulen wiederholt zu reizen oder wenigstens so als tot Angesehenen zu bringen, und er theilt hierüber Resultate mit, die vom Interesse sind.

Wir bedauern, nur einige citiren zu können, aber wir werden dabei etwas ausführlicher verfahren. In der That, wer hätte nicht gern die Gewißheit, vor den Schrecken des lebendig Begrabenwerdens bewahrt zu sein? Wer gönnte sie nicht seinen Lieben? Wer fände sich nicht beruhigt, wenn er nachträgliche Kennzeichen in diesen Aeußerungen fände, welche ihm über das Loos seiner begrabenen Eltern, Kinder oder Geschwister und Freunde bange Zweifel nähmen?

Die eine Hochsensitive Reichenbach's, Fräulein Zinkel, berichtet er, sah im Orte Sievering ein todtgeborenes Kind, „in dem nämlichen scheintodten Zustande, worin es schon mehre male für todt gehalten worden war. Sie befühlte es an beiden Händen und erkannte, zwar schwach, aber ganz deutlich, die ersten Polaritäten derselben, ungeachtet weder Athem noch Puls mehr fühlbar waren und das Kind an Abmagerung einem Skelette glich. Bald aber kam es wieder zum Leben, erholte sich, ward gesund und ist es noch heute."

Eine alte Hauptmannswitwe wurde ebenfalls durch die Sensitive belebt. Jene war schon drei Stunden kalt. Dennoch zeigten sich an der linken noch andere Merkmale mit Zuckungen. „Das Leben verlief sie, Organ um Organ; die linke obere Extremität leistete, im Zusammenhange mit den davon abhängigen Nervenverbindungen ohne Zweifel, den längsten Widerstand."

Ein todtes Kind behielt mehre Tage Spuren elektrischer Lebenskraft und sänkte solange nicht.

Eine von Reichenbach's Sensitiven, Frau Baronin von Natorp, lag nach einem Wochenbette 10 Stunden lang im Starrkrampfe, „wäre sie eine geringe Frau auf dem Lande gewesen", setzt er hinzu, „so würde sie ohne Bedenken lebendig begraben worden sein." Man weiß, wie rasch im Allgemeinen in katholischen Ländern die Beerdigung dem Todesfalle folgt.

„Herr Prediger Ockenstein gerieth in einen Typhus in Zustande, in welchen man ihn für todt hielt. Er vernahm Alles, was um ihn her vorging, fühlte sich aber außer Stande, die allergeringste Bewegung zu machen." Man schickte sich an, ihn zu beerdigen und traf dazu die nöthigen Anstalten, als ihn glücklicherweise der Starrkampf verließ und er die getroffenen Anordnungen selbst rückgängig machen konnte.

Aehnlich ging es einem jungen Mädchen in Hannover. Da einer Nervenkrankheit gestorben, wie die Aerzte behaupteten, schickte man sich an, ihr die letzte Ehre zu erweisen. Einer der Aerzte allein — „wer weiß, vielleicht ein Somnambuler" — hatte Bedenken geäußert. Man schob die Beerdigung auf: eine Woche, zwei, drei ganze Wochen blieb ihr Zustand völlig derselbe. Endlich erwachte sie, um wieder zu gesunden. Auch sie hatte Alles, was um sie her vorging, vernommen, ohne der Acte noch der Bewegung fähig zu sein.

Minder glücklich erging es einem Mädchen von 17 Jahren in München. Im Begriff, seine Braut anzukleiden, sah es plötzlich um und die Zeichen des Lebens verließen es. Die Mutter erzählte, daß sich des Mädchens Farbe, als sie ihm das Todtenhemd anlegte, verändert habe und es sei mit rothen Wangen in das Grab gekommen.

Der Maler Anschütz in Wien war Zeuge, daß ein Mann auf dem Seziertische in der anatomischen Kammer bei dem Aufschneiden seines Unterleibes sich aufrichtete und ins Leben zurückkam.

Und daß es sich endlich nicht allein um todtenähnliche Glanz handelt, mag aus einem neueren Vorgange erhellen, welchen Reichenbach nach dem Berichte des Altgrafen Hugo von Salm erzählt. Eine Gräfin R. ward in der Gruft zu St. begraben. In der folgenden Nacht hörte der Meßner Geräusch in der Kirche unter dem Aufheben, da wo die gräfliche Gruft sich befand. Er zweifelt nicht, der Geist der Gräfin sei noch nicht beruhigt. Er läuft morgens mit der Kunde zum Pfarrer. Dieser, wahrscheinlich das Nämliche vermuthend, verbietet dem Meßner streng, davon zu reden, damit die Kirche nicht in böses Gerede komme. Am nächsten Abend, als es ringsum still wird, kann ein lautschendes Ohr wieder das Geräusch in der Gruft vernehmen. Es wird aber nichts vorgenommen. Man läßt das Gespenst rumoren. Eine Woche geht es so fort. Bald Stille, bald unheimliches Getöse. Endlich hat sich der Geist zur Ruhe gegeben. Der Meßner, der Pfarrer athmen auf, — man munkelt wol von diesem oder jenem Vorfalle aus dem Leben der Gräfin, aber endlich vergißt man das Ganze und findet's nicht wunderbarer als hundert andere Dinge, mit denen der Aberglauben unter Einem Dache wohnt. Aber siehe da, nach manchem Jahre wird die Gruft, einer neuen Bestattung wegen, geöffnet. Da findet man denn

den Sarg der Größe leer, auf den Stufen der Gruft aber ein Gerippe'

Wir hören wenig von solchen Dingen und sind gern bereit, wenn wir davon hören, sie ins Bereich der Unterwelt zu verweisen, warum, weil man sich gern von den Nachtseiten der Natur abwendet, solange doch nicht zu helfen ist. Aber halte nur Einer Nachfrage bei Aerzten und Totengräbern, er wird wunderliche Geschichten vernehmen; sei nur Einer zugegen, wo alte Gräber geleert werden, beim Umbau von Kirchenschiffen und ähnlichen Räumlichkeiten, er wird Dinge schauen, die er nicht für glaubhaft hielt. Was schützt uns und die Unsrigen dagegen? Totenkammern? Wie langsam geht's mit deren Einführung! Wie wenigen kommen sie bei zahlreicher Sterblichkeit zu statten, und gerade da gilt es, vor lebendig Begrabenwerden Gewähr zu haben. Und wie lange soll vor Obdach geschützt werden, wenn es sich um Fälle handelt, wo erst nach drei Wochen das geraubt gewesene Leben seine Fesseln sprengte?

„Noch besitzen", sagt Reichenbach, „Physiologie und Medizin kein entscheidendes Mittel, den wirklichen Tod eines Menschen vom Scheintode zu unterscheiden." Er wandte sich daher an verschiedene größere Krankenhäuser Wiens mit dem Vorschlage, den Resultaten seiner Forschungen zu Gunsten der Menschheit dort Anwendung zu verschaffen; er wollte durch Sensitive jede Leiche vor der Bestattung untersuchen lassen. Fräulein Bevet, eine hoch Sensitive, hatte sich bereit erklärt, dieses traurige Geschäft im großen Allgemeinen Krankenhause vorzunehmen. Reichenbach's Antrag erlangte an den Primararzt. Er ward abgeschlagen. Der nämliche Vorschlag wurde dem großen Krankenhause in der Vorstadt Wieden gemacht. Ebenfalls abgeschlagen. „Würmer und Raben", rief Reichenbach aus, „mögen unsere Mitmenschen anfallen, aber die Hand eines Sensitiven soll sie nicht berühren!"

Ich sagte, Reichenbach halte sich vom gefährlichen Gebiete des Hellsehens fern. Dennoch hat er ein anderes Hellsehen gefunden, das den unsinnigen Sinn seiner Sensitiven abgibt und seine Forschungen unter Kontrole legt. Es handelt sich nicht um prophetische Aussagen über künftige Ereignisse; nicht um den Versuch mit Verbrechern, wie ihn Cabagnet in Paris in „protokollirten" Aussagen nachzuweisen versucht hat, nicht um Ermittelung solcher Personen, die rascher Aerzte halten als der sie verfolgende Steckbrief. Die Sensitiven sehen im Dunkeln gewisse Gegenstände wirklich wie etwas Helles, und hierin besteht ihr Hellsehen.

Der verstorbene Professor Gintlinger in Wien, nur ein Mittel-Sensitiver, erkannte im Finstern eine Blume und zwar sogar ihre blaue Farbe. „Sie ist eine blaue Blume, eine Viorne!" rief der entzückte Botaniker aus. Knabenkraut, Staubbeutel, Blumenkrone, Schaft, Alles zeigte sich ihm leuchtend, selbst das Laub war, wenn auch matten Lichts, erkennbar.

Justi Hellsehen geht zwar nicht ausschließlich in Reichenbach's undurchsichtiger Dunkelkammer vor sich, aber schwerlich wird es einen Ort geben, aus welchem das Licht mit gleicher Unerbittlichkeit ausgeschlossen ist, und deshalb gelingen ihm in dieser Kammer viele Demonstrationen, welche anderswo mißrathen.

Ein württemberger Professor setzte sogar öffentlich einen Preis aus für Denjenigen, welcher ihm einen Sensitiven, der Objecte sehe, bringen könne. Reichenbach, der dieses Epottes im Vorbeigehen erwähnt, hält es nicht für unwahrscheinlich, daß ihm Keiner gebracht worden ist, so wenig absolut gerade die Dunkelheit im Allgemeinen hergestellt zu werden und so unbeachtet lasse man seine Vorschriften wegen Kaltens und des vierstündigen Wartens. Die Propheten hohen Datums, wenn sie in der Wüste sich auf ihre Wirksamkeit vorbereiteten, hatten mehr Geduld und konnten daher auch eher zu Sehern werden, als unsere dreimaligen Manipulationen heutzutage es gestatten.

Nur in Berlin, in der Stadt des geistreichen Unglaubens, hat man anfänglich mit Erfolg Objecte gesehen. Ein Arzt schrieb an Reichenbach, er habe bereits einige zwanzig Sensitive zusammengebracht, welche Objecte sahen. Dieser Erfolg ist indessen noch zu neu, als daß er schon jetzt weiteren Kreisen bekannt sein sollte.

Im Uebrigen steht Reichenbach noch heute, nach mehr als zehnjährigem Experimentiren, mit seiner Wissenschaft unter den Naturforschern einsam da. Alexander von Humboldt, der ehrwürdige Nestor, hat sich, soviel uns bekannt, in seinen Werken bisher über den Gegenstand ausgesprochen. Sein ablehnendes Votum über das Irrlichtsehen ist bekannt.

Die Dunkelkammer Reichenbach's nun, da wir ihr doch am Ende nicht entgehen sind, besteht aus einem völlig verdunkelten Zimmer im Erdgeschosse des Schlosses Reisenstein. Eine schmale Treppe führt aus dem obern Arbeitszimmer hinab. Wenn ein hermetisch verschließbares Schiebefensterchen in der Mauer geöffnet wird, erblickt man den ungeheuren Stahlmagneten, das neunblätterige, 100 Pfund haltende Hufeisen, einen an der Decke

hangenden mächtigen Krystallen, unzählige Krystalle, einen elektrischen Apparat und endlich das Canapé, das vielerleuchtige, wogegen die Leiber des Rittmeisters in dem weißen Hauchen so manche Bedenken äußerten. Ja, es ist zu gestehen, dieses Canapé, und Reichenbach sagte uns, es gelte ihm wie die aus dem großen ochsenhäutigen Od Kriege mitgebrachte Trophäe, es solle zeitlebens zu ewiger Erinnerung an diese merkwürdige Zeit

Was sehen hier die Sensitiven?

Sie gewahren ein dunstartiges Ansitum, das nämliche, das nach ihrem Gefühle schon im Hellen in der beschriebenen Weise wahrnehmbar macht, beklemmend, lauwärmig nämlich bei gleichnamigen Berührungen (z. B. rechte Hand in der Nähe eines Anderen), wohlthuend, erfrischend bei ungleichnamigen (Finke in Nachten). „Anfangs erblicken sie die Gestalt eines Andern als ungestalten, weißlichen Schneemann, bald wie ein Gharnischter mit hohem Helm, endlich furchtbar wie ein leuchtender Riese." Aber die Sensitiven erblicken sich nicht minder selbst: Alles leuchtet an ihnen und durch ihre Kleider gewahren sie die eigenen Körperformen. Strom Lichts entladen die Fingerspitzen. Pausen sie dieses Leuchten näher, so zeigt sich ihnen die linke Seite gelbroth, die ganze rechte bläulich; dieses letztere Licht ist das kühle Ansitum, das erstere das warme, ganz ähnlich wie in der Malerei für die nämlichen Tinten die Ausdrücke kalte und warme Töne gebräuchlich sind. Aber dieses Leuchten ist nicht nur dem menschlichen Körper eigenthümlich. Alle Thiere, alle Pflanzen, jeder Krystall, die ganze organische lebendige Natur strömt den Sensitiven sichtbar und fühlbar, dieses Doppelansitum aus; ehmegativ, wenn bläulich und erfrischend, ehpositiv, wenn rothgelb und beklemmend.

Wir sind hier an diejenigen Beobachtungen gelangt, welche dem Nachtwächter, der Leichenwäscherin und dem Todtengräber so große Aengsten machten, als sie Reichenbach's Sensitive in nächtlicher Weile die Gräber besuchen sahen. Fräulein Leopoldine Reichel war eine der beklemmüthigen Geisterbeschwörer, welche sich schon im November 1841 an diese Kirchhofsvisitation machten. Sie sah auf dem Kirchhof zu Grünzing die feurigen Erscheinungen, welche dem Gespensterglauben so lange unentbehrlich waren und jetzt ihm verloren gehen dürften. Auf den ungeheuern Leichenhöfen Wiens sah sie dann „eine Menge Todtenhügel mit beweglichen Leuchten belegt. Sie machten Bewegungen hin und her, fast wie Reihen Tanzender. Einige waren groß wie Männer, andere klein, am Boden kriechend wie zwerghafte Kobolde. Alle aber waren in den Reihen der jüngern Gräber, die alten Hügel trugen keine feurige Bewachung." Mit ihrer Annäherung zerflossen die Gestalten, sie erkannte, daß es nichts als leuchtende Nebel waren, wie sie dieselben in der Dunkelkammer häufig gesehen hatte. Da die Gespensterwissenschaft nun einmal bestimmt scheint, aller Romantik den Hals zu brechen, so lesen wir denn auch die Grabgespenster in kohlensaures Ammoniak, Phosphorwasserstoff und andere bekannte oder unbekannte Verwesungsprodukte auf, die bei der Verfaulung Licht entwickeln. Ist die Verwesung in Gute, so hört das Leuchten auf.

Wer erinnert sich bei diesen Gespenstern der Wirklichkeit, an die wir denn also doch wol werden glauben müssen, nicht mit Grauen der vielen Opfer, welche die Zeit der Hexenprozesse forderte und von denen Gerichtsbücher ein so langes Register zusammenstellen? Auf der Folterbank noch bekannten die Aermsten, gewiß gesehen zu haben, was sie gesehen zu haben behauptet hatten; es waren Sensitive und die Kurzsichtigkeit der Andern ihr größtes Verbrechen.

Bei diesen Beobachtungen angelangt, spricht Reichenbach sein Bedauern über die Verirrung aus, wohin unter Andern Justinus Kerner mit seiner hineinragenden Geisterwelt gelangt ist. Und dennoch, wenn er, wohin soll ein zu übernatürlichen Erklärungen hinneigendes Gemüth mit seinen Schlüssen kommen, hält er z. B. selbst als sensitiv Begabter derartige Grabeserscheinungen oder gar Gespenster im eigenen Hause? Kann auch dahin verfolgen sie den ehrlich Hellsehenden. Die Scheidewand, welche die Dunkelkammer von der erwähnten Treppe trennt, verhinderte Hoch-Sensitive nicht, den über diese Treppe Gehenden als leuchtende Gestalt zu erkennen; ebenso sahen sie die Schritte leuchtend, welche über der Dunkelkammer im obern Stockwerk gemacht wurden, und zwar verlor sich das Leuchten nur nach und nach. Was ist gegen solche Ueberraschungen noch der Schrecken im Dunkeln erwachender Sensitiver, welche alles Metall an Thüren, Schränken und Laden in lichter Glut und ihre Schlafgenossen in Silberduft gehüllt sehen?

Anziehend ist, was Reichenbach mit Bezug auf diese und andere Lichterscheinungen zusammenstellt, insoweit es das Tischrücken, absonderlichen Andenkens, betrifft.

Wer in Deutschland, wer in Oestreich hat nicht getischrückt? Es gab eine Zeit, wo die Buchstaben U. A. w. g. auf Einladungen aller Art nichts

Anderes zu bedeuten hatten als: „Und Abends wird gelüftet!“

Reichenbach versammelte eine Anzahl Sensitiver um einen Tisch, ließ sie sämmtlich die Platte, ohne eine Kette zu bilden, mit den Händen berühren und verzeichnet nun die Wahrnehmungen der Sensitiven. Aus den Fingern strömte denn, wie immer, das leuchtende Fluidum, sammelte sich in der Mitte der Platte zu einem Kreisregenbogen, stieg als Lichtsäule empor und bildete eine gleichförmige weiße Leuchte über der Platte am Plafond. Nach Verlauf einer halben Stunde begann der Tisch sich zu drehen, zu wegen, zu knacken, ohne daß sich die Lichterscheinungen dabei veränderten, ebenso wenig hatte die Bewegung nach rechts eine andere Lichthülle zur Folge als die nach links. Helle Lichtstreifen hinterließen indessen die Füße des Tisches am Boden. Männliche Hände schwächten, weibliche verstärkten die Wirkung. Rechte Füße gegen den mittlern Tischfuß gestellt, gaben matt graulichtes, odnegatives Licht; linke dagegen lebhaftes gelbrothes Licht. Die linke Seite gilt nach allen Versuchen überhaupt für die reizbarere. Unter der Tischplatte gewahrte man, so oft die Füße gegen den Tischfuß gestellt wurden, eine den letztern verhüllende Lichtmasse, welche, durch die Platte dringend, sich der aufsteigenden Lichtsäule gesellte, so zwar, daß diese Säule an Wahrnehmbarkeit verlor, sobald die Füße zurückgezogen wurden.

Hierauf beschränken sich Reichenbach's Beobachtungen in Betreff des Tischrückens. Man sieht, daß er auch hier, wie bei allem ins Geisterwesen Hineingezogenen, sich geflissentlich nicht weiter näherte, als eben nöthig ist. Das reiche Gebiet des Geisterspuks, wohin die schreibenden Tische, die plazenden Thüren des Fürsten Pückler, die tanzenden Geschirre der berühmten „Nachtessen“ und unzählige andere beglaubigte und doch nicht glaubhafte Dinge bisher verwiesen werden mußten, wird, mit den Sinnen der Sensitiven durchforscht, ohne Zweifel die einfachsten Erklärungen finden. Denn wo man eine Kraft unter die Controle des Auges und Gehörs bringt, da muß sie nothwendig die Tarnkappe vom Haupte ziehen und in der großen Armee der Naturkräfte conscriptionspflichtig werden.

Aber alles bisher Gesagte selbst zugegeben, höre ich einen Kopfschüttler sagen, warum denn einen neuen Namen für eine alte Sache? Denn wir sind mit Magnetismus und Elektricität noch nicht aus den Kinderschuhen heraus und haben keine neuen Rubriken nöthig.

Reichenbach antwortet darauf: „Wie die Krystalle von den Sensitiven in ferner Leuchte gesehen wurden, die ihre ganze Substanz durchdrang, eben so sahen sie den Stahl des Magnets durch und durch wie in einer Art von weißlicher Glut beschaffen. Ganz ebenso verhalten sich Elektromagnete. Diese Eigenschaften besitzen keinen Parallelismus mit dem Magnetismus, sie sind eigenthümlich odisch. Vergleicht man einen Gypsspat mit einem Stahlmagneten, beide von beiläufig gleichem Gewicht, so findet man, daß die odischen Ausströmungen der gleichnamigen Pole sowol an Gefühlswirkung als an Leuchte nicht wesentlich verschieden, so daß der Krystall dem Magnete in odischer Kraft (Stahl, Wärme, Lichtmasse) noch überlegen ist. Der Krystall hat aber keinen Magnetismus. Hier sind alle Od mit Magnetismus gepaart und Od ohne Magnetismus, in beiden Fällen Od von gleicher Stärke. Das Od muß demnach als ein für sich bestehendes Imponderabile angesehen werden, das im Gefolge des Magnetismus auftritt, wie es im Gefolge der Krystalle, der Sonnenstrahlen und vieler anderer Naturerscheinungen sich einstellt. Wir kennen die großen Aehnlichkeiten des Magnetismus und der Elektricität; wir wissen, daß wir schon nahe daran waren, sie für identisch zu halten. Aehnlich verhalten sich Licht und Wärme, eins ruft das andere hervor, alle Augenblicke gehen sie ineinander über. Dessenungeachtet sind wir doch nirgends im Stande, den gemeinschaftlichen Ausgangspunkt nachzuweisen, von dem sie sich beide herleiten. So verhält es sich mit dem Od.“

Was den mineralischen Magnetismus noch in seiner Anwendung auf Leidende betrifft, so tritt ein merklicher Unterschied zwischen seiner Wirkung und derjenigen der magnetisirenden oder ebenden Hand zutage. Der Stahlmagnet (gen Nordpol) ist nicht rein odnegativ, weil als Metall schon odpositiv wirkend, folglich eine gemischte Kraft und daher von hart kaltem Einfluße, während das negative Od der Menschenhand erwärmend fühl empfunden wird.

So stellt sich der Unterschied zwischen Od und Elektricität auch aus Folgendem noch deutlicher hervor. Durch den über menschliche Glieder geführten Drahtwinkel kann nämlich vermittels Anlegung von odpositiv und odnegativen Händen sowie durch positiv und negativ-elektrische Ströme an beiden Enden desselben eine induzirende odische Wirkung nicht hervorgebracht werden.

Die Geschwindigkeit der Elektricität ist ferner

eine von der des Od sehr verschiedene. Von der ersteren belehren uns täglich die telegraphischen Depeschen, welche unsere Zeitungen bringen. Das Od dagegen hält einen mächtigen Wettrenner nicht ein, wenn auch die eilige Postenkette zwischen Weimar und Jena nicht mit dem Laufe des Od Schritt gehalten hätte. Durch einen Eisendraht von 100 Fuß Länge theilt sich die odische Wirkung erst in etwa einer halben Minute mit.

Zu den guten Leitern des Od zählen endlich außer Holz, Wolle, Leinwand, noch Glas und Seide.

„Der Grund, warum das Od", sagt Reichenbach, „der wissenschaftlichen Forschung bisher gänzlich entgangen, ja von der Wissenschaft geradezu und hartnäckig zurückgewiesen werden ist, liegt in dem Mangel eines allgemeinen Sensitiv- und Odmeter, welche dem Laien leicht und in die Augen fallend aller Welt darzuthun geeignet wären. Und die Ursache, warum ein Odsensitiv sich bisher nicht hat finden lassen, entspringt aus der Natur des Od selbst, nämlich aus seiner Kraft, alle Stoffe und alle Räume zu durchdringen und sich nirgends anhäufen, niemals bis zur allgemeinen Wahrnehmbarkeit verdichten zu lassen. Für Wärme, Elektricität, Licht gibt es bis auf einen gewissen Grad Isolatoren, für Od habe ich noch keinen auffinden vermocht."

Ob der bekannte Stein, welcher Sonnen- oder Heil-Od in ungewöhnlicher Stärke zu sammeln und festzuhalten scheint, schon in das Bereich der Untersuchungen Reichenbach's gezogen wurde, wissen wir nicht.

Gegen die Magnetiseure verhält Reichenbach sich nicht viel wohlwollender als gegen die Aerzte. Er geht mit seinen Aeromantungsversuchen nicht über 150 Fuß hinaus, will auch zwischen Mensch und Menschen keinen so großen Unterschied an Odemanation zugeben, als die den Magnetiseuren gewöhnlich zugeschriebene Kraft voraussetzen läßt. Zwischen Alt und Jung, Mann und Weib, Sanguiniker und Choleriker hebt er aber odische Unterschiede hervor, welche schon dem Mittel-Sensitiven wahrnehmbar sind, und so mag die Qualität der Odemanationen auch bei den sogenannten magnetischen Personen eine mildere, stärkere sein, wenn sie auch im Ganzen nicht helleres Licht verbreiten. Trifft sich so einmal Sensitivität mit vorwiegend magnetischer Kraft zusammen, wie z. B. bei Eduard Guppid, welcher in Hamburg unzweifelhafte Heilwirkungen fortwährend hervorbringt und namentlich Irrsinnige wiederherstellen soll, so mag freilich erst der wirkliche magnetische Arzt gefunden sein.

Doch wir wurden nicht enden, wollten wir das reiche Material, das uns noch vorliegt, weiter ans Licht ziehen. Wir haben der Beobachtungen über Sonnen- und Mondlicht kaum im Vorbeigehen gedenken dürfen; daß jenes vorherrschend odnegativ, dieses meist odpositiv ist, daß von der Sonne bestrahltes Wasser deshalb den Sensitiven erfrischender deucht als das im Schatten stehende oder dem Mondlicht ausgesetzte; daß der Schatten ein negatives Odquell ist und ein in der Metallglocke stehendes Glas Wasser schmackhaft macht, während die Metall-Eigenschaft der nicht trunkenen Glocke es selber noch wirksam kennen erscheinen ließ; daß der Chemismus und die Verdunstung von nassen und trockenen Körpern mit negatives Od entwickeln; daß die nördliche Erdhälfte odpositiv, die südliche wahrscheinlich odnegativ ist und demnach die Sensitiven in Lima, Sidney u. s. w. auf der Linken schlafen werden, um dem Gesetze der ungleichen Paarung (linke oder odpositive Menschenseite dem dort odnegativen Erdboden zugewendet) treu zu bleiben; daß die odischen Polaritäten der Erde die Folge der beiden Erscheinungen (durch Sonne und Mond) sein dürften, wo sich positives Od der Sonnenstrahlen dem Südpol, negatives Od dem Nordpol zuströmend differenzirend und in weiterer Folge hiervon die Polarlichter erzeugen; diese und zahlreiche andere, theils als Ermittelungen, theils noch als Voraussetzungen auftretende Schlüsse führen wir nur im Fluge an, um auf die fast unbegrenzte Ausdehnung hinzudeuten, welche die odischen Forschungen mit der Zeit gewinnen zu können scheinen.

Als leichtestes Kennzeichen für das Vorhandensein von Sensitivität gilt, nach Reichenbach, das Gefühl von Kühle in der offenen linken Hand Desjenigen, dem ein Anderer mit seinem rechten Zeigefinger langsam und senkrecht von der Handwurzel bis zur Spitze jener Hand hinabstreicht, ohne sie zu berühren.

Wir haben vorhin erwähnt, die Sensitivität sei ein leibliches und geistiges Talent. Es wäre interessant, Züge aus dem Leben großer Männer aufhindig zu machen, wonach sich ermitteln ließe, inwieweit überhaupt Das, was wir Talent nennen, mit jenem Talente der Sensitiven zusammenfiele. Vielleicht, daß ihre gewöhnlich sehr große Ruhelosigkeit sie mehr zu geistigem Wetterleuchten, etwa in Rahel Varnhagen's Weise, geeignet macht als zum gesammelten Schaffen. War der Verfasser der

„Senapionsbruder" ein Sensitiver? Hatte der Dichter des „Heinrich von Ofterdingen" nur zufällig so große Zauber in der „blauen Blume" entdeckt? Es wird nicht an Auslegern des sonnigen Buches und des wasserpendelnden Zelten fehlen, wonach der große Pilot des jüdischen Volks ein Hellseher und ein Quellenfühler sein dürfte. „Napoleon war kein Sensitiver", ruft Reichenbach aus, „er hatte immer mit verschränkten Armen." Wir können hinzufügen, und zwar zur Beruhigung aller nichtsehenden Schriftsteller: Goethe war kein Sensitiver! Nicht nur war es ihm Gewohnheit, die Hände auf dem Rücken zusammenzuhalten; er schrieb auch an Lotte Buff zur Zeit seiner häufigen Kleiderbestellungen, sie werde gelb noch lichtblauen wie jetzt rot, „pralle" heißt es einmal, „pralle, nur nicht blau". „Nur nicht blau"! Es gibt keinen buntigeren Beweis.

Und nun das Resultat?

Entweder es gibt keine Sensitiven, — die ganze sogenannte Odwissenschaft beruht auf „Trug und Irrtum und Aberglauben"; dann ist es Zeit, daß man Reichenbach widerlege, daß man andere Erklärungen für die Kerner'schen Seherinnen, für die Gumelsier'schen Jungfrauen mit den Leidensmalen, für das Tischrücken und Klopfen, für das Nachtwandeln, für die vielen Abwesenheiten und Ohnmachten mancher Personen, für den sogenannten thierischen Magnetismus, für die nicht mehr wegzuleugnenden Tisch- und Metallfühler beibringe, da sie lange genug unheimlich umhergespukt haben. Oder aber es gibt Sensitive; dann soll man, was die Forschung über sie feststellte, Versuchen unterziehen und mit der Leuchte der allerhellsten Oeffentlichkeit prüfen, nicht aber kopfschüttelnd und achselzuckend beiseite schieben. Es handelt sich um unsere Mitmenschen, um Verwandte, Befreundete, Nahestehende. Kein Dorf scheint ganz ohne einen Sensitiven zu sein, so wenig Familien, so wenig Häusern dürften sie ganz fehlen. Krampfbehaftete, Epileptische, Nachtwandler findet man leider, wohin man nur blickt, und dies sind schon die höheren Symptome der Sensitivität; die niedrigen entgehen unserm wenig geübten Blicke.

Aber eine dritte Einwendung ist gemacht worden. Ja, es gibt Sensitive, doch ihr Zeugniß hat als solches keinen Werth; sie sind nicht zurechnungsfähig, sind nicht normal gesunde Menschen. Da mag sich der Geschworene vorsehen, wen er vor sich hat. Hundert unbegreifliche Verbrechen lassen auf Nervenverstimmung, auf krankhafte Ueberreizung, auf Unordnung der Räder des geistigen Uhrwerks schließen und das Gesetz bestraft sie dennoch; es fragt erst seit wenigen Jahren nach solchen äußern Umständen, welche mildernde Auslegung des Vergehens zulassen, aber wie gering ist unsere Kenntniß von den innern Nothigungen, von den geheimwirkenden Einflüssen unbekannter Naturkräfte! Es wird nöthig sein, daß Vergiftungen durch grelles Licht verkommen, — wir erinnern an Reichenbach's Ausspruch: Es wirke bei Hoch-Sensitiven so plötzlich wie Blausäure —, um das lockendste Wirken der sogenannten Experten oder Sachkenner aufzudecken.

Sind die Sensitiven nurechnungsfähig, so sind sie außerhalb der Jurisdiction; gilt ihr Zeugniß nichts vor dem Forum der Wissenschaft, so eile man, in Gerichtssälen Sensitive von Nicht-Sensitiven zu sondern, damit die Guten nicht zur Zeugenschaft vor dem Stuhle der Gerechtigkeit gelangen.

Wir schließen mit einem Vergleiche. Er paßt nur auf das Sehen, aber er spricht zu Gunsten der Entdeckung des Od, daß nur ein Theil seiner Wahrnehmbarkeit sich an einem Vergleiche verleibt. Wir vergleichen diese Entdeckung der Erfindung des Fernrohrs.

„Die Erfindung des teleskopischen Sehens", sagt Humboldt, „hat seit drittehalb Jahrhunderten den spätern Generationen eine Macht verliehen, deren Grenze noch nicht erreicht ist." Und an einer andern Stelle: „Unter den Werkzeugen, gleichsam neuen Organen, die der Mensch sich geschaffen und welche das sinnliche Wahrnehmungsvermögen erhoben, hat das Fernrohr wie ein plötzliches Ereigniß gewirkt. Durch seine raumdurchdringende Eigenschaft wird, fast wie auf einmal, ein beträchtlicher Theil des Himmels erforscht, die Zahl der erkannten Weltkörper vermehrt, ihre Gestaltung und Bahn zu bestimmen versucht. Die Menschheit gelangt jetzt erst in den Besitz der ‹himmlischen Sphäre› des Kosmos."

Hoffen wir, daß es nicht drittehalb Jahrhunderte bedürfen wird, um dem neuen Wahrnehmungsvermögen Gerechtigkeit zu verschaffen, welches das Auge der Sensitiven uns zu leihen berufen scheint. *)

K. W.

*) Es thut not, andere Meinung zu sein.

Im 19. Jahrhundert kennt der Wunderglaube kaum noch andere Antidota als mit dem Schrine, sich durch die Wissenschaft begründen zu lassen. Man muß es eine geradezu satirische Fügung nennen, daß sich eine solche ehrbare Neigung zum Okkultismus selbst mit dem Mantel des wissenschaftlichen Experiments

Gibt es Irrlichter oder nicht?

Irrlichter auf dem Dampf gesehen
Marbach

In Nr. 16 dieser „Unterhaltungen" hat Dr. Friedrich Schoedler über die Irrlichter in geistreich gemüthlicher Weise versucht, jenen armen luftigen Wesen die letzte Existenz zu rauben, weil die Wissenschaft die geheimnißvolle Entstehung und das Wesen der Irrlichter noch nicht bestimmt und genügend zu enthüllen vermocht hat und weil sie Dr. Schoedler selbst noch nicht lustig und geistesstisch umtanzt haben.

Aber es gibt Irrlichter, Irrwische, Feuermänner und Tuckebolen, wie wir sie auch nach den verschiedenen Gestaltungen und Gegenden bezeichnen mögen, gibt es nicht blos in Kunst und Literatur, in Wissenschaft, Politik und Leben, nicht blos in den Köpfen vieler Menschen — das vermag ja Niemand zu leugnen, wenn es auch der Chemie nicht gelingt, diese Irrlichter in ihre Grundstoffe zu zerlegen — es gibt wirkliche Irrlichter auf Sümpfen und Morästen, auf Wiesen und Kirchhöfen, und die Wissenschaft hat kein

schmackt. Jetzt wird der Blick nicht mehr verlegen niedergeschlagen, wenn man von Hexen und Gespenstern spricht, sondern das Lachen, das früher dem Unglauben galt, gilt jetzt scheinbar dem Aberglauben, dem bemitleidenswerthen, der nur noch nicht Phosphorsäure und Kali gekannt hatte. Doch tauche man sich nicht! Dies Lachen der wissenschaftlich schwellenden Gewißheit ist nur das hilflose Lachen des wieder glücklich eingeschwätzten Aberglaubens. Die wissenschaftlich schwellende Analyse ist nicht besser als die alte Alchymie, und hinter der ehrbaren Berufung auf ein „so ganz natürliches" Beweisen Dessen, was Geister wären, liegt dasselbe alte Arcanum, das Geister wirklich sind.

Daß unsere krankhaften Verstimmungen die unendlichsten Störungen unserer normalen Empfindungen veranlassen, gehn uns „wie Blauſauce" erscheinen lassen können, daß, wenn wir im Bett liegen, durch ein Heben Jemandes am Kopfende Ach und Schmerzen verursachen, liegt am Tage. Wunderglaube aber ist es, in solche Verstimmungen nervenschwacher Personen ein System bringen zu wollen und die isolirten Zustände zu Eingangspforten in die wahre Weisheit der Dinge zu machen. Die Gefühle, welche die Sensitiven, d. h. Nervenschwachen, Hysterischen u. s. w., über Dies und Das, bei Diesem und Jenem haben, sind ohne Zweifel Beweise für die wunderbaren organischen oder mechanischen Zusammenhänge zwischen unsern Nerven und unsern Vorstellungen; jeder Reiz der ersten verändert die letzten. Daß aber in den Dingen selbst etwas darum besser erkannt werde, weil man krankhaft Das fast fühle, was unserer gewöhnlichen gesunden Vorstellung nach warm sein müsse, Manches erlangtes alte Realitäten der Luft, nicht momentane Mißstände der Sehfunctionen sind, ist Mysticismus, es mag sich auch noch so wissenschaftlich und rationell jetzt zu verkleiden wissen.

D. Herr

Recht, eine Erscheinung zu leugnen, welche durch die Erfahrung unzweifelhaft feststeht, weil es ihr noch nicht gelungen ist, die Entstehung und das Wesen dieser Erscheinung bis in das Einzelste zu erkennen und zu zerlegen; sonst müßte die Wissenschaft gar Vieles verneinen, was sie bisjetzt noch nicht begriffen hat, und was dennoch existirt und kümmert um Wissenschaft, um Chemie und Physik.

Die Irrlichter haben einen unheimlichen, geheimnißvollen Charakter; deßhalb hält der Volksglaube sie für Geister, für Geister geschiedener, guter und böser Menschen, oder auch für Kobolde, welche zur Nachtzeit die Menschen necken und mit den Hexen gemeinschaftliche Sache machen. Deßhalb ist auch die Wissenschaft leicht versucht, sie ganz zu leugnen und auf das Gebiet des Märchens und des Aberglaubens zu verweisen.

Ich war Student und wurde in den Michaelisferien von einigen Freunden, gleichfalls Studenten, besucht. Um ihnen eine Antiquität meiner heimatlichen Gegend zu zeigen, führte ich sie zu einem alten Förster, der noch ganz den echt waidmännischen Charakter der alten Zeit an sich trug. Grob und zugleich gutmüthig wie ein Kind, ein ausgezeichneter Jäger und ein ebenso schlechter Forstmann — denn das Holz, glaubte er, sei nur für das Wild geschaffen —, zuverlässig wahr und ein Mann von Wort, wo es eine ernste Sache galt, aber ungeheuerlich in seinen Lügen, wenn er nur unterhalten wollte. Münchhausen hätte von ihm lernen können, denn der Förster Siemens, das war sein Name, konnte noch unverschämter lügen und ward sehr empfindlich grob, wenn man nur im leisesten an seinen Lügen zu zweifeln wagte. Er war ein Original durch und durch, in seinem weißen Bart und seinen braunen Kamaschen.

In dem echt waidmännisch mit Gewehren und ausgestopften Vögeln, mit Rehgeweihen, Hundepeitschen und Pfeifen ausgeschmückten Zimmer des Försters stand auf dem Ofen ein eigenthümliches Ding, wie wir nie zuvor gesehen. Es war roth und braun und hatte eine schwer zu beschreibende Gestalt. Neugierig blickten wir dies Ding an, aber der Förster schien es nicht zu bemerken, und als ich ihn endlich darum befragte, antwortete er mit ruhiger, ernster Miene: „Es ist ein Tückebotenmagen!"

Wir fingen an zu lachen, zogen uns aber dadurch den Zorn des Jägers zu: „Ihr jungen Laffen", rief er in seiner faßlich derben Weise, „die ihr euer Lebtags nicht hinter dem Ofen hervorgekrochen seid, wollt es wol besser wissen?"

Wir beruhigten den Förster, versprachen, es zu glauben und baten ihn, uns zu erzählen, auf welche Weise er den Irrlichtern oder das Irrlicht in seine Gewalt bekommen.

„Ich kam gestern Abend", erzählte der Förster in niederdeutschem Dialekt, „vom Ausstande zurück; es war schon dunkel geworden, da sehe ich am Moordamme einen Irrlichten vor mir herlanzen. Die Dinger sind alle Abend dort, aber ein so großer wie der war mir noch nicht vorgekommen. Hm! denke ich, hast noch einen Schuß im Laufe, sollst dem Kerl mal Bins verstehen. Ich ziele an, drücke los und hopp liegt er an der Erde. – Aus, apert! Nero! – rufe ich meinem Hunde zu und dieser flugs in den Moor und bringt den Irrlichten, der noch erbärmlich zappelt, am Beine angezerrt; denn hatte er ihn anders gefaßt, so hätte er sich natürlich das Maul verbrannt; aber Nero ist schlau, meine Herren! Ich nahm das Ding her, zog meine ledernen Handschuhe an, schnitt ihm den Magen aus und als ich zu Haus kam, habe ich ihn mit einer Fackelspuhle aufgeblasen."

„Da mag nun das Ding stehen", schloß der Förster seine Erzählung, indem er mit der Hand nach dem Ofen zeigte; „es ist gut, solch ein Ding im Hause zu haben!"

Erstaunt blickten wir uns einander an, nicht wissend, ob wir lachen oder es glauben sollten.

Einer meiner Freunde rief endlich ungläubig: „Aber, Herr Förster, es gibt ja gar keine Irrlichter!"

Der Förster sah ihn groß und starr an, nahm seine Pfeife aus dem Munde und ging einen Schritt auf ihn zu. „Grünschnabel", platzte er endlich heraus, „ich habe mein Lebelang mehr Irrlichten gesehen als du Tage alt bist!"

Da wir Andern uns auch mehr oder weniger als Ungläubige kundgaben, so versprach der Förster, uns am Abend zum Moordamm zu führen, um uns die Irrlichter zu zeigen.

Der Abend kam. Die Luft war ruhig; schwacher Herbstnebel senkte sich auf die Erde herab. Als wir dem Moordamm näher kamen, sahen wir wirklich einige blaue Flämmchen auf dem Moor umhertanzen. Einer meiner Freunde wollte nähertreten und auf die Flämmchen zielen, aber der Förster hielt ihn am Arm zurück. „Mit den Händen lassen sich die Dinger nicht greifen", sagte er, „und ohnedies würden Sie auch zehn mal eher im Moor versinken." Lustig hüpften die Irrlichter umher; auch uns zur Seite, über einem mit Wasser gefüllten Graben, begannen sie ihren leichten Elfentanz. Wir sahen ihnen lange zu und waren nun endlich von der Wirklichkeit der Irrlichter überzeugt. Seit der Zeit habe ich sie oft an jenem Orte und auch an andern Orten an windstillen feuchten Abenden gesehen — es gibt Irrlichter.

Als wir heimkehrten und den Förster, der diesmal wohl gewesen war, um Aufklärung in Betreff des Irrlichtenmagens fragten, fing er an zu lachen. „Ihr Narren", rief er in scherzhaftem Ton, „es ist eine aufgeblasene Putterkopfhaut!" und wankte uns den Rücken.

Ein Irrlichtmagen gehört also zur Fabel, nicht aber das Irrlicht selbst.

Ich will hier nicht untersuchen, ob das Irrlicht eine elektrische Erscheinung, gleich dem St. Elmo oder dem St. Helenenfeuer, ist oder ob es wirklich, wie Blasius gefunden haben will, beim Verlöschen einen gallertartigen Stoff zurückläßt — es existirt, das genügt.

Alexander gelang es zuerst, an einem Irrlicht Werg anzuzünden, und man kann selbst diesen Versuch wiederholen. Man bindet trockenes Werg an eine Stange und bringt es vorsichtig und langsam dem leichthüpfenden Irrlicht nahe: dann brennt es.

In manchen Gegenden Deutschlands sind zur Herbstzeit die Irrlichter sehr häufig. Am 22. October vorigen Jahres, Morgens 3 Uhr wurde bei Nebelwetter vom Dr. Koch und mehren Personen auf dem Schloßteiche bei Reddern in der Niederlausitz ein 10–12 Fuß hohes Irrlicht — gewöhnlich in dieser Größe Feuermann genannt — bemerkt, das sich indeß bald in eine Anzahl kleiner Lichter theilte, die gespenstisch auf dem Teiche umhertanzten.

In Spanien sind Irrlichter von dieser Größe keine sehr seltenen Erscheinungen. Vor allem soll sich Bologna — und dies ist seine Anspielung auf die dortige Universität — durch zahlreiche und große Irrlichter auszeichnen. *Fr. Friedrich*

Berliner Briefe.

VI.

Panem et Circenses!

Von jenem, dem wirklichen, das man jetzt nicht mehr mit Füßen und Händen, sondern mit Maschinen kneten will, und dem figürlichen, Noth, Kummer und Elend, ein andermal. Heut' von den Vergnügungen!

Trotz Theuerung und Noth sind alle Vergnügungslocale förmlich überschwemmt von Besuchern.

Der wie ein Phönix aus seiner Asche entstandene Circus von Renz bietet einen besondern Anziehungspunkt dar. Nach diesem modernen Colisäum drängt das Publicum massenhaft, wo es dann in Wahrheit:

Wie in Hungersnoth um Brot an Bäckerthüren,
Um ein Billet sich fast die Hälse drehn!

Glänzende Equipagen, bescheidene Droschken, Fußgänger, Alles eilt dahin — bis uns ein Strom von Menschen entgegenkommt. Ja der Circus geschlossen? Nein, es sind Die, die nach einem Billet vergeblich gerungen haben.

Armuth und Noth scheinen, wenn man dies Treiben mit ansieht, nur ein Märchen müssiger Erfindung zu sein. Wer nicht mehr einen Parquetplatz erobern kann, wirft schnell seinen Thaler hin und nimmt ein Logenbillet, um nur nicht wieder abzureisen. Hier herrscht, wohin das Auge sieht, Glanz, Fülle und Reichthum. Schon ist er, dieser aus den Flammen neu geborene Circus! Sie erinnern sich, daß er vor zwei Jahren gänzlich niederbrannte; die Speculation war aber gleich wieder bei der Hand; der Zimmermeister Otto reiste nach Wien, um der Kaiserstadt ein Pareil zu bieten, denn der wiener Circus hatte längst den pariser übertragt, jetzt sollte der berliner Circus beide verdunkeln.

Es fehlt ihm auch in der That nichts, weder Solidität noch Eleganz. Auf zwanzig eisernen Trägern ruht das riesige Zeltdach, umschlungen von einem vergoldeten Arabeskenkranz. Zwanzig kleinere Kronleuchter von je 30 Gasflammen bilden einen Ringelreihen um einen riesigen Flammenträger, der ein Meer von Glanz und Licht über den erstaunten Zuschauer ergießt, er ist überaus schön mit flammenspeienden Schwanen in Goldbronze gearbeitet, ein wahres Kunstwerk an sich. Unglaublich luftig und leicht steigt der kühne Bau empor, der trotz seines Durchmessers von 120 Fuß keinerlei Stütze im Innern zeigt. Malereien von den berühmtesten Thiermalern, unter Andern von Steinbeck, zieren die Wände und zeigen uns das edle Roß in allen Gestalten. Zieht das Eine zum blutigen Kampfe, so folgt das Andere dem Hornesklang einer fröhlichen Jagd, oder wir sehen den kühnen Araber mit seinem zweiten Ich die Wüste durchfliegen. An der zeltartigen Decke hat der Maler Moelenaer die Tänzerinnen aller Völker dargestellt. Wie Elfen scheinen sie duftigen Blumenkelchen zu entschweben, um aus ihrer Höhe herniederzuneigen.

Schöne Karyatiden tragen den Architrav der großen königlichen Loge; dieser gegenüber erhebt sich das Orchester, hinter welchem sich eine, erforderlichen Falls, kleine Schaubühne befindet. Amphitheatralisch steigen die Sitze empor, und wenn die Logen auch nicht mit Raumverschwendung, so sind sie doch bequem und elegant ausgestattet und laufen ringsherum. Dreitausend Menschen birgt der Raum und von jedem Platz hat man den ungehemmtesten Ueberblick. Menschen und Pferde leisten nächst der höchsten Eleganz ihrer Toilette, was man nur in der höhern Gymnastik sehen und leisten kann, — so uns erschien es, als letzteren sie das Unmögliche; denn daß der Mensch solcher Verrenkungen fähig, wie sie von den Clowns ausgeführt werden, muß für den Anatomen von doppeltem Interesse sein, um die Dehnbarkeit der Sehnen und Bänder und die abnorme Muskelkraft des menschlichen Körpers zu beobachten.

In einem Circus sinkt aber der Werth des Menschen, das Pferd hat höhere Rechte und Ansprüche. Diese werden hier durch mehre der ausgezeichnetsten Vierfüßler, wie die Hengste Emir Abdallah, Al-Manser und Nega, lauter morgenländische Fürsten, vollkommen befriedigt. Herr Renz konnte in der That einen Cursus über Erziehung eröffnen, — wir halten diese Kunst der Thier und Menschen für die schwierigste, noch lange nicht erschöpfte. Renz ist vielleicht der erste Hippagog seines Jahrhunderts und jeder Pädagog kann von ihm lernen. In drei Monaten hat er ein Springpferd „Aegide" dressirt; die Cavallerieoffiziere, diese Centauren des 19. Jahrhunderts, sehen mit Kennerblicken zu und sind entzückt über die glänzenden Eigenschaften, die ihre Lieblinge dort entwickeln, über die Grazie, mit der sie tanzen, springen, Carrière reiten und plötzlich aufs Wort wie in Stein gehauen stehen bleiben. Da Renz nächst einer sehr bedeutenden Truppe 74 Pferde erhalten muß und einen Miethzins von 14,000 Thalern zu zahlen hat, so begreifen Sie, daß sich das Unternehmen auch nur bei fortdauerndem Interesse des Publicums erhalten kann.

Sinkt hier der Mensch unter das Pferd, so muß ich doch bei dieser Gelegenheit rasch erwähnen, daß wir kürzlich nahe daran waren, den Menschen zum Affen degradirt zu sehen. Hat vielleicht Karl Vogt uns die Azteken geschickt? Denken Sie sich, aus dem Innern von Yucatan, der Stadt Uramava, zwischen den Cordilleren und dem Golf von Mexico, in welche noch kein weißer Mann gedrungen, soll ein nur noch aus 4—500 Menschen bestehender Stamm sich in seiner antediluvianischen Ursprünglichkeit zu bewahren gewußt haben. Endlich sei ein kühner Sterblicher in Gestalt eines

Missionars in das geheimnißvolle Reich eingedrungen und hätte zwei kleine Knirpse — sehr frommerweise — aus einem Tempel, wo sie, als die Geheiligten ihres Stamms, als Götter verehrt und angebetet worden, entführt. Der Name des Herrschers der Azteken, Mas-Benas, sollte Beweis sein, daß, laut historischer Hypothese, sie von einer Urbevölkerung Amerikas, den Ainos, herstammen. Einer Volkssprache aber sollten sie entbehren, was denn auch die vorgezeigten und jetzt auf Reisen durch Deutschland begriffenen Exemplare dieses Menschenschlags bestätigten. Tiefe unendlich ins Weite ausgesponnenen Berichte erzählten englische und amerikanische Blätter. Sie fielen natürlich wie Feuerfunken in den Zunder deutscher Wißbegier. Der Missionar, der sie gerettet, so lautete die Mär, sei gestorben und ein Engländer habe sich der verwaisten Götter erbarmt.

Da die Götter des Olymps es seit Jahrhunderten verschmähen, die arme Menschheit mit ihren Besuchen zu erfreuen, dachte der englische Spekulationsgeist daran, diese jungen lebendigen Götter, die Idole eines fernen Stamms, als Ersatz zu bieten. Ein ästhetischer Genuß, wie er etwa bei dem Besuche einer Venus oder eines Apollo stattfindet, knüpfte sich nicht an diese göttliche Schaustellung, aber es bleibt auch, nach aller Entkleidung ihrer Penatenschaft, doch ein wissenschaftliches Interesse an diesen beiden absonderlichen Geschöpfen übrig.

Diese zwei kleinen, 30—31 Zoll hohen Kindergestalten sind, mit geringer Ausnahme etwas grober Hände und Füße, durchweg in der Proportion ihrer Gliedmaßen. Sie hupfen und huschen mehr, als sie auf ihren stelzenartigen Beinen gehen, ihre Haut ist von leichter Kupferfarbe, ihr Haar glänzend schwarz, das der Mia ist krans, das des Mia.. weicher, feiner; die schwarzen Augen sind bei Beid, bei dem Mädchen aber ganz besonders, glänzend und von einem ungewöhnlichen Feuer belebt, die Nasen sind unschön, die Oberlippen gewulstet, der Kiefer, zumal der obere, in spitzen Bogen sich rundend, die vordern Schneidezähne etwas nach vorn stehend, das Kinn stark abfallend. Dem Mädchen sprießt, trotz seiner zwanzig Jahre, kein Flaum ums Kinn und ist auch keine Aussicht zu einer Bartbildung vorhanden. Daß sie als Hexen fungirt, sollen mehrfache Muskelcontracturen, die durch das Hocken der Paradeposition, mit untergeschlagenen Armen und Beinen, entstanden sind, bezeugen und executiren sie noch gegenwärtig auf Geheiß ihres Herrn diese Verzierung. Der Rumpf ist normal, eher mager als mit Fett belegt, die Waden aber fehlen ihnen ganz. Der Kopf ist das Originellste, hinsichts seiner Kleinheit als der Configuration wegen. Er hat einen ganz normalen Hinterhauptumfang, die Seitenwände steigen in regulären Winkeln auf und keine Deformation des Schädels nach oben in die Metopenform verräth, daß der Druck der vordern Hirnhälfte nach dieser Seite hin nach hatte schadlos halten müssen. Die Wölbung der Stirn, die so vielbedeutend und wichtig ist, fehlt ganz, der Abfall ist so bedeutend, so in ihrer ganzen Breite gleichmäßig zurückweichend, daß erst an der Nasenwurzel ein Halt für die Anschauung des Gesichts gewonnen wird. Da nach unten am Kinn sich eine gleiche Erscheinung schwächer zeigt, so tritt der Mittelkreis des Gesichts schwächer hervor und gemahnt an den mongolischen Racetypus, dem sie jedoch nicht angehören. Die 1853 von dem comparativen Professor Aren zu London vorgenommene Messung der „Azteken" soll sich nur um ein Geringes bisjetzt verändert haben.

Es lag in der Natur der Sache, daß dieses präsentirte und präsentirte hors d'œuvre des Menschen Sinns auch hier alsbald vor das Forum der Wissenschaft gezogen werden mußte. Johannes Müller, der berühmte Physiolog, läßt ob sie dem Azekenstamm in Centralamerika angehören dahingestellt sein; er findet ihren ganzen Habitus den Mikrocephalen analog. Er vermuthet, daß sie Geschwister sind, obwol ihr Führer es verneint. Der sehr deprimirte Schädel deutet auf wenig Gehirn, was der ans Blödsinnige streifende Ausdruck ihres Gesichts auch zu bestätigen scheint; dabei haben sie jene dem Blödsinnigen eigenthümliche Beweglichkeit und Zutraulichkeit. Der Meinung einiger Gelehrten, daß sie Kretins ihres Stammes wären, tritt er mit aller Entschiedenheit entgegen, denn es zeigt sich nicht die mindeste Spur einer Entwickelungsstörung, einer Mißbildung, eines Ueberwucherns, einer Thätigkeit auf Kosten der andern, die das Kriterium des Kretinismus ist. Sie scheinen allerdings nur das Hirn des gutmüthigen, wohlerzogenen Affen zu haben, dessen Energieen sich hier entfalten, jedoch mit Phänomenen einer höhern Ordnung; denn es spricht sich in ihren Gesichtern und in ihrem Thun eine Art psychischer Harmonie niedern Grades aus. Daß der Schädel nach der Sitte einiger Völker künstlich eingedrückt sei, was auch behauptet worden, verneint Müller, meint aber, daß, wenn ihr Schädel sich von Natur so gebildet habe, so könnte es nur als Ausnahme

durch locale Einflüsse stattgehabt haben. Professor Müller zeigte bei dieser Gelegenheit einige Abbildungen ähnlicher Mikrocephalen vor, welche von einem Geschwisterpaar in der Nähe von Bromberg von gesunden, wohlgebildeten Aeltern geboren worden sind; dann auch einige künstlich zusammengedrückte Schädel, und zwar solche, die von oben nach unten, und solche, die von vorn nach hinten gepreßt waren.

Diese Ansicht wird durch ein Referat des „Moniteur des hôpitaux" unterstützt. Derselbe bringt einen Brief des Generals Various, der in San-Salvador lebt. Er sagt, daß die beiden in Rede stehenden Geschöpfe die Kinder eines Mulattenpaars sind. Der Vater sei ein Fischer und die Mutter, jung und kräftig gebaut, bereite das Maismehl für die Arbeiter des Pachtguts. Er selbst hätte 1853 in wohlmeinender Absicht die Mutter überredet, sie einem Herrn Selva aus Nicaragua anzuvertrauen, um sie in Europa zu zeigen und sich dadurch einiges Vermögen zu verschaffen. Er hätte später mit großem Bedauern erfahren, daß Herr Selva sie für 18,000 Dollars einem Amerikaner verkauft hätte und sie in London als Azteken zur Schau stelle, wodurch der Eine zu Vermögen gekommen wäre, der Andere einen laufenden Gewinn bezöge und die Aeltern leer ausgingen. Er sei aber, nachdem er das erfahren, fest entschlossen, die geeignetsten Schritte zu thun, den Aeltern ihre Kinder wieder zurück zu verschaffen.

Sie sehen, die kleinen Götter stehen den Gelehrten noch recht eigentlich als Hypothese gegenüber, denn dieses letzte, angeblich historische Referat über die Abstammung der beiden Zwerge kann ebenso gut als Anekdote betrachtet werden wie die Erzählung, daß sie aus dem Tempel von Pramaya, „der Königin der Wildniß", wie sie die Stadt nennen, entführt sind. Humboldt's Ansicht hatte sich dahin geneigt, daß sie möglicherweise Zwerge „ihres Stammes" sein könnten. Das positive Urtheil über diese menschlichen Abnormitäten läßt demnach noch viel zu wünschen übrig. Wie weit ihre psychischen Fähigkeiten gehen, sollte näher beobachtet werden; bisjetzt hat man mehr Gaumen- und Lippen- als Zungenlaute entdeckt, obwol ihr Führer behauptet, daß sie einige englische Worte sprächen. In einem unbewachten kleinen Privatdisput der fremden Götter über ein Bonbon erklang uns der reinste Gurgelton in unangenehmer Schattirung der Affenlaute. So schön das Auge ist, so gibt es doch unverändert den Ausdruck der thierischen Aufmerksamkeit; es ist nur die physikalische und keine geistige Receptivität, die wir beobachten konnten; nur der Ruf des Herrn gibt ihnen den Ausdruck des Gehorsams und der Furcht — ähnlich dem Hunde, welcher denselben in noch mannichfachern Formen zeigt. Die Muskelthätigkeit zeigt eine große Lockerheit des Bandes zwischen Erregung und ihrem Reflex zu dem Regulator beider Centralorgane.*)

Wir sind in das Capitel der Schaustellungen gekommen. Wollte ich Sie zu der großartigen Menagerie, zu den drei Giraffen des Herrn Kreutzberg führen, so würden Sie hier den Zudrang vielleicht erklärlich finden, denn es sind allerdings seltene Gäste. Paris hatte einst nur Eine vorzuzeigen und kam darüber schon in allgemeine Aufregung und Bewegung. Doch ich ahne, Sie wünschen, daß ich die wahren Zauberworte unserer Circenses: Tanhäuser (dessen Ausstattung 22,000 Thaler gekostet hat), Subscriptionsbälle, Carneval, Hoffeste, Routs, Ministersoireen u. s. w., festhalte. Wir wollen sehen, wieviel die Discretion über alle diese Herrlichkeiten zu sagen erlaubt.

(Ein lebender Artikel demnächst.)

*) Seitdem hat Dr. Andree, der gründliche Kenner Amerikas, den mit diesen Zwergen getriebenen Schwindel noch mehr erhellen lassen. In Nordamerika ist nach ihm dieser Humbug schon längst als solcher bloßgelegt worden, z. B. vom „Boston Evening Traveller" vom 2. Juli 1852. Sie werden dort als Idiotic dwarfs of a degenerate Indian race bezeichnet. Die Behörden schlossen die Schaustellung ohne weiteres und es erfolgte ein Proceß gegen die Führer der Kinder. Raymundo Selva sagte endlich aus, die Kinder seien in oder bei dem Dorfe Jocotal, im Bezirk San-Miguel, Staat San-Salvador, geboren; die Aeltern heißen Innocenz Burgeis und Martina Neri. Die „Gaceta del Gobierno del Salvador" vom 8. October 1853, ein amtliches Blatt, schreibt Folgendes: „Vor allem erklären wir, als Mittelamerikaner, welche die Geographie ihres Landes genugsam kennen, daß die Stadt Pramaya, ihre Thürme, ihre Schlösser, ihre Minarets ein Märchen aus »Tausend und eine Nacht« sind, ebenso wie die aztekischen Liliputaner von der Priesterrace. Die beiden Kinder, welche man in Europa zeigt, sind weder Liliputaner noch Azteken, noch priesterlich, noch Kammen sie aus Pramaya, noch gehören sie einer außerordentlichen Menschenrace an." Dr. Andree machte bei dieser Gelegenheit auf die Fictionen aufmerksam, die man L. Stephens über das angeblich von ihm erforschte Innere Amerikas verdankt. D. Red.

(Den zweiten Artikel des Aufsatzes: Der Mensch, geben wir in der nächsten Nummer.)

Anregungen.

Das „Schwarze Buch".

Die deutsche Nation ist um eine Errungenschaft reicher geworden. Irgend einer jener in allen Welttheilen gerechten Handlanger des politischen Verfolgungsgeistes hat die Namen derjenigen Männer zusammengetragen, die in den Jahren 1848 und 1849 da nicht fehlten, wo das Vaterland in Gefahren oder in Hoffnungen war. Wer damals, durch seinen Namen oder seine Stellung gezwungen, auf eine vom Volke an ihn gerichtete Frage eine Antwort gab, wer, von seinem eigenen Gefühl gehoben, dem Geiste der Zeit, der an allen Orten und Enden Rathgeber bedurfte, deutlichen Ausdruck gab, der die Leidenschaften zügeln, die Ueberzeugungen läutern, die Strebeziele höhere aufstecken konnte, kurz wer nur irgend in einer Beziehung zu jenen geschichtlich gewordenen Tagen genannt wurde, dessen Namen hat ein Gesinnungsspion aufgezeichnet und den Sicherheitsbehörden als einen verdächtigen empfohlen.

So ist eine Liste von Männern entstanden, denen man Zeitlebens ein politisches Stigma aufdrücken will. Deutschlands beste Namen glänzen in diesem Verzeichnisse neben denen von Vagabunden und steckbrieflich Verfolgten. Ein Uhland, Deutschlands Stolz, der edle Sänger, dessen weihevolle Lieder die Brust jedes Jünglings, jedes sinnigen Mädchens hebt, steht in dieser Liste neben dem Falschmünzer und landflüchtigen Schwindler!

Für Spanien unter Ferdinand VII., für das gegenwärtige Neapel wäre ein solches „schwarzes Buch" eine Denkbarkeit. Für Deutschland ist es eine nicht minder traurige, aber in der beabsichtigten Wirkung verfehlte Gabe. Schon die Unbildung des Handlangers, der es zusammengestellt hat, drückt ihm den Stempel der Lächerlichkeit auf. Nicht nur, daß es Namen enthält, die längst aus unserm Gesichtskreis niedriger Gesinnungen in ein besseres Dasein versetzt sind, auch die Merkmale, die von dem Werth oder Unwerth der Namen angegeben sind, verrathen jene Schreiberbildung, die bei Katalogisirung eines Kataloges Jean Paul's „Grönländische Prozesse" unter die Jurisprudenz stellen würde. Die „Oesterreichische Post" in Wien führt Beispiele von Verwechselungen an (z. B. des verstorbenen österreichischen Bankdirektors von Kübeck mit einem Handwerksburschen, der auf Volksversammlungen sprach), die, wie sie selbst sagt, nahezu an Blödsinn grenzen.

Wer erinnert sich nicht hier jener Schreibergunst, deren „Enthüllungen" bei dem Prozeß Waldeck in Berlin zutage kamen? Eine Anzahl verdorbener Subjekte, unvorsichtig genug von der Polizei benutzt, konnte ungestraft eine geraume Zeit die öffentliche Meinung durch Berichte von Verschwörungen beunruhigen, die diese Menschen, um Geld zu gewinnen, in ihren Dachstuben willkürlich schmiedeten. Ein ähnliches Individuum scheint der lohnbegierige Zuträger dieses „Schwarzen Buch" gewesen zu sein.

Alte und neue Dramen.

Von den Uebersetzungen kommen wir in unserm Bühnenbetrieb nicht los. Oft glaubt man, der Unsinn der kleinen pariser Theater hätte eine Höhe erreicht, auf welche die mit Schiller und Goethe aufgezogenen Deutschen nicht mehr zu folgen vermögen. Im Gegentheil, die tollen Gaprioten werden auf den kleinen berliner und hamburger Theatern allesammt mitgemacht, in Wien mit eigenthümlichen sentimentalen Anklängen und Gesangsausstattungen, in Berlin mit Wortverdrehungen, Zweideutigkeiten aus der „Polka"-Sphäre, „Pummler" Witzen u. s. w. Von den kleinen Theatern bahnen sich diese Schwindeleien den Weg zu den großen. Kaum konnte man eine Zeitlang aufathmen, daß die dramatische Produktion in Frankreich sich in gewisse, für Deutschland ernsthaftere Sphären begeben hatte, unsere kleinen Theater wagten es bald auch mit den Loretten und Magdalenen und „Demi-Monde" steht schon auf dem Repertoire ganz ansehnlicher und großer Bühnen.

Gegenseitigkeit gibt es nicht. Deutsche Stücke werden nicht als Uebersetzungen, sondern als französische Originale auf die pariser Bühnen gebracht. Selbst Frau Charlotte Birch-Pfeiffer hat sich die Franzosen nicht erobern können. „Santa Chiara" ist nach einigen Vorstellungen von der pariser Oper wieder verschwunden. Will man deutsche neuere Stücke in der Fremde sehen, so muß man nach Ungarn und Polen reisen. In slawischen Dörfern findet man sich selbst zuweilen wieder und durch Personal, Garderobe, Decoration, Räumlichkeit, Beleuchtung, Geschmack der Bevölkerung nicht nur zur literar., sondern dann auch fast zur naturhistorischen Merkwürdigkeit erhoben.

So labt man sich denn noch, wenn Neuere, nach Grieß und Streckfuß, zurückgehen auf die Klassiker.

Dr. Ludwig Braunfels hat „Dramen aus und nach dem Spanischen" (zwei Theile. Frankfurt am Main, Sauerländer, 1853) übersetzt. Sie enthalten „Don Juan, oder der steinerne Gast", von Molina; „Glück und Zeit", „Das Unmöglichste von Allem", von Lope de Vega; „Das Aetmahl des Belsazar", von Calderon. Die Uebertragung ins Deutsche ist sehr gelungen und macht dem Uebersetzer alle Ehre. Der Inhalt aber hat nur relativen Werth. Welchen poetischen Reiz auch die schönen, fließenden Verse machen, wie großer Gedankenreichthum auch in ihnen liegen mag und mit welcher Gewandtheit auch der Uebersetzer die Kälte der deutschen Sprache durch das südliche Feuer der spanischen Dichter für diese Dichtungen zu erwärmen und ihnen jene Schmiegsamkeit zu geben wußte, wie sie den spanischen Originalen eigen ist, so gehören die Stücke selbst doch einer Zeit und einer Nation an, die weit ab liegt von den Bedürfnissen und Anschauungsweisen der Gegenwart. „Don Juan" ist auf unsern Bühnen nur noch mit Mozart's Musik

möglich, das der „Donna Diana“ ähnliche Lustspiel „Grämn und Zorn“ hat ganz den poetischen Werth und die dramatische Lebendigkeit seines Verwandten, mit dem Unterschiede, daß Ihrer, der Don Cäsar des Lustspiels, den durch das ganze Stück vermißten Vater zuletzt eigentlich im Chorm der Gräfin nur gedroht erhält, weil er selbst nie zu einem solchen gekommen wäre, das „Unmöglichste von Allem“ (nämlich die Frauen zu bändigen) wenn schließlich doch noch von einem Manne unternommen, der den Titel des Stücks wenig rechtfertigen hilft, und die Dichtung des Calderon „Das Zeichen des Belsazar“, hat nur eine dramatische Form ohne wahres dramatisches Leben. — Wir Deutsche sind aber Nachtreter! Wir wollen vollständig sein und werden keine Ruhe haben, bis nicht sämmtliche von Herrn von Schack übersetzten spanischen Stücke — es sind deren mehr als ein Theater brauchen würde, um alle deutschen Originaldichter auf drei Menschenalter hungers sterben zu lassen — auch in deutschen Uebersetzungen zu haben sind.

Ueber neuere deutsche dramatische Arbeiten vergleiche man die gewissenhaften Feuilletons der Zeitungen und die Theaterblätter. Sie sind alle so lange vortrefflich, bis die Theateragenten, die viele davon in Paris und Posen ankaufen, ihre Kosten und noch etwas darüber aus ihrem Lobe herausgehabt haben.

Manches erscheint auch nur im Druck und sucht den Weg zur Bühne durch den Buchhandel, eine Reise, die bekanntlich einer Reise nach Californien über Kamtschatka und China gleichkommt.

Da ist ein „Baruch Spinoza“ erschienen von Karoline Rudolphi (Berlin, Schneider, 1855). Die Verfasserin versucht, ausgehend aus der warmen Theorie der gewöhnlichen weiblich schwärmerischen Sympathie zum tiefen Prinzip des Denkens, einer Tiefe Herr zu werden, der am entgegengesetzten Ende alles weiblichen Eigenthümlichkeiten, innersten Bedürfnisse und Beziehungen liegt. Die Dichterin mag in jener Sphäre der Tiefkunst sich gar wohl als begabt bewähren, wo vom Herzen das Recht wird, zu denken, allein in Spinoza den philosophisch erfaßten Denker zur Anschauung zu bringen, neben Philosophie mit ihren kühnen Gedankenflügen und Schlüssen, als dem Lebenselement widerstreitend, dem Helden des Stücks zum Verhängniß werden und den Schwerpunkt eines Dramas bilden zu lassen — das war ein für die weibliche Natur zu hoch gelegenes Unternehmen.

Wenn die Dichterin ihren Philosophen sagen läßt:

Mich kann die Offenbarung der Glaubensstarken
Vom Schwerpunkt aller Richtung nicht hinwegrücken,
Denn selbst die Flammen wiegt mein Kennergeist!

Oder:

Die Asche soll seine Schattenreste mir
Verstreuend um die Todesstirne flechten!

so bringt sie den großen Mann in die eigenthümliche Lage, lobpreisend von sich selbst zu sprechen. Ja, als wir in ein Monolog zu lesen bekamen:

Welch ein gewaltig Wort in noch der Kluft!
Verachtend schick ich dir mein Ohr, mein Herz.
Die hehre Stärke der Gedanken, ja,
Wollt' ich nicht hören, fühlen, wären sie
Ein schwammig Gallert, sagt mein Recht es mir
Mir kommt noch häufig Zweifler mit zu Ansicht.
Leben, hinabgerissen, ich mich wand
An eines Hellenthumes Bildung matt,
Unsicherheit von der Welt getrübt mir Klarem,
Der Innerste herausgefühlten Stimmen!

so fürchteten wir mindestens in ein solches pantheistisches Labyrinthen von Denkschlüssen gerathen zu sein, wie das Buch zuschlugen und, um der Verfasserin nicht unrecht zu thun, die Lektüre lieber beendeten.

„Die letzten Menschen“, Lustspiel in fünf Akten von Guido Conrad (Wien, Gerold, 1856) bekunden dagegen ein Talent, das, noch im Werden begriffen, für die Zukunft reiche Hoffnungen hinterläßt. Das Stück ist nicht ohne Schönheiten, die freilich noch von den Arbeiten erster Versuche begleitet sind. So die langen Reden der Helden, die zu keiner Handlung kommen lassen, die feuergewaltige Sprache der Sklaven, die man für Prunkstücken der Beredsamkeit halten könnte, und die allzu häufigen Monologe. Das Pathetische am Ausgange des Stücks von Alkmenes verurtheilt wird:

Verflucht sei! Dort, wo sich die Wälder dunkeln,
In eine Höhle, einsam, wild und öde,
Die Leiden pilgern des Jägers Fuß bestellt.
Gottlieber, bindet ihr an einen Baum!
Doch sollen keine Menschenhände töten;
Ich gebe mich den Thränen preis!

das ist ein Akt der Rache, nicht der Gerechtigkeit, die lohnend oder strafend eintreten mußte. Denn nachdem der Dichter uns alle Seelenmalen des Weibes gemalt, ehe sie dazu kam, den Geliebten zu opfern, der ihr politischer Gegner war und von dem sie sich verachtet und als Sklavenopfer betrachtet glaubt — konnte nur ein Selbsttödtungsversuch von dem Armen, das den Tempel verzehrte, die für das Leben nicht mehr zu Retzende mit unserm sittlichen Gefühl versöhnen. Indessen wissen Dichter neben der praktischen Bühne näher. Deshalb zeigt sich auch trotz solcher Mängel bei ihnen eine bedeutendere Begabung, die wir auch für Guido Conrad herzlich anerkennen.

Wahrnehmungen.

Kein Herz liebt wärmer und mit ganzer Seele hingegebener als das eines Mannes, dem in den Jahren, wo mit keine Liebe mehr zu gewinnen hoffen dürfen, sich noch ein jüngeres Frauenherz zu widmen vermag.

* * *

Ein Freund schreibt uns: „Auch an die halbrent blätterte Rose legt der Thau noch seinen verschönenden Glanz.“ Diebe Holz, auch wenn das Sterben deines Lebens dir nur halb gelingen will!

* * *

Was wir Zweifel und Unglauben nennen, ist oft nur der spröde Trotz des Menschen, sich dem großen Geheimniß der Welt nicht gefangengeben zu wollen. Sage man, was man will, es liegt auch in diesem Trotze Wahrheit und Poesie.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus.

Druck und Verlag von A. B. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 22.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Drei Kreuze.

Aus den Erinnerungen eines alten Juristen.
Von Ernst Kriege.

In dem ersten Viertel unsers Jahrhunderts bekleidete der Baron von Röpen-Bergozck die Stelle eines höhern Regierungsbeamten. Seine Subsistenzmittel beschränkten sich auf den Gehalt, den er bezog, und man wird zugeben müssen, daß bei einer Familie von neun Kindern und bei der erforderlichen Repräsentation seines Ranges und Standes bedeutende Einschränkungen und heimliche, drückende Entbehrungen nothwendig wurden, um schuldenfrei und ehrenhaft vor der Welt dastehen zu können.

Der Baron Röpen und seine Gattin, Abkömmling aus einem Grafengeschlecht, das verschwenderisch und arm untergegangen war, standen in allgemeiner Achtung. Man wußte, wie bitter sie zu kämpfen hatten, und man betrachtete eine Dame mit Ehrerbietung, die Lehrerin, Pflegerin, Erzieherin, Wärterin und selbst Schneiderin ihrer Kinder zu sein für keine Schande hielt.

Wir sind gezwungen, die Bekanntschaft dieser Familie in dem einfach decorirten Familienzimmer zu suchen, wo die Kinder, um einen runden Tisch gereiht, theils mit kleinen Arbeiten, theils mit Spielereien beschäftigt, ruhig um die Mutter sitzen, während sie mit Emsigkeit an einem Kleidungsstücke näht.

Es war sehr still im Zimmer, als plötzlich vom Vorflur her eine Stimme ertönte, die selten in diesen Räumen gehört wurde. Lauschend richteten sich die Köpfe empor; „der Vater", flüsterte eine Kinderstimme, und ein frohes Regen und Bewegen lief im Kreise rundum.

Auf der Schwelle erschien der Baron. Eine imposante Gestalt — weinliches Haar auf dem Scheitel. Er hatte erst im kräftigen Mannesalter die Verbindung mit seiner Gattin geschlossen. Jetzt hatte Sorge und Arbeit sein Haar ganz gebleicht.

Des Vaters Blick flog über die Gruppe der Kinder hinweg, dann suchte sein Auge das Auge der Gattin. Eine leichte Rührung zuckte durch seine strengen und stolzen Züge, als er ihr liebevoll die Hand darbot und leis sagte: „Dein Leben wird leichter werden, mein gutes Weib — die schwere Plage hat ihr Ende erreicht — Tante Livinia ist todt! Eine Estafette hat mir soeben diese Nachricht gebracht."

Die Baronin faltete die Hände. Ein Blick nach oben verrieth mehr Freude als Trauer — wer möchte es deshalb verdammen! Tante Livinia war die Schwester des langstverstorbenen Vaters vom Baron Röpen, war unverheirathet geblieben und bei ihrem Tode 89 Jahre alt.

Während ihr Bruder theils durch Mißgeschick, theils durch eigene Schuld vor langen Jahren gezwungen worden war, das Familiengut Röpen zum Verkauf auszubieten, gelangte sie damals gerade zu rechter Zeit zum Besitz einer Summe, die es ihr möglich machte, das Gut an sich zu bringen. Sie warf sich mit wahrhaft männlicher Entschlossenheit und Beharrlichkeit zur Bewirthschafterin desselben auf. Es glückte ihr. Sie arbeitete fort und fort, wurde wohlhabend, wurde reich, konnte sich aber

aus Grundsatz, wie sie sagte, nicht entschließen, ihren Neffen bei seiner stets wachsenden Familie noch zu unterstützen. Ihr eigenes, selbständig errungenes Glück hatte sie zu der Meinung gebracht, es läge an jedem Menschen selbst, der nicht reich würde, und ihr Neffe sollte sein Heil nur versuchen. Bei neun Kindern und einer Einnahme von anderthalbtausend Thalern ist dies nicht leicht. Die alte Dame konnte es nie begreifen. Jetzt war sie endlich todt und ihr Reichthum versprach der stillen Noth des Barons ein Ende zu machen.

Zur damaligen Zeit war das Reisen eine bei weitem kostspieligere und schwierigere Sache als jetzt. Deshalb hielt es der Baron für rathsam, zur Regulirung der Erbschaftsgeschäfte einen Advocaten anzunehmen. Der Winter war vor der Thür, und da er seine Familie im Frühlinge nach Nöyen, der Village seiner Herrschaft zu übersiedeln gedachte, so vermied er jetzt eine so [illegible] Meilen weite Reise.

Der Advocat antwortete in kürzester Frist und brachte sein Vergnügen darüber, dem Baron als Rechtsbeistand zur Seite stehen zu können, in schmeichelhafter Weise [illegible] aber er meldete ihm zu gleicher Zeit, daß ein Testament des verstorbenen Fräuleins Thusia von Nöyen-Bergazell vorhanden sei und daß er die Eröffnung desselben erst abwarten müsse, ehe er von der Vollmacht, zur Einkassirung von Erbern, Gebrauch machen könne.

Der Baron lächelte über die unnütze Bemühung seiner Tante, ein Testament zu machen.

Die Baronin aber stutzte. „Warum ein Testament?" fragte sie ahnungsschwer.

„Grillen alter Leute — vielleicht einige Legate für ihre Gesellschaftsdame und ihre Katzen. Sie hat Niemand auf der ganzen weiten Welt als mich —!" antwortete der Gatte sorglos.

Mit einer gewissen freudigen Hast genügte der Baron noch den nöthigen gerichtlichen Formlichkeiten und erwartete dann jeden Tag die erste Sendung seiner bedeutend gestiegenen Einnahme.

Statt dessen kam abermals ein Brief des Advocaten, allein unbeschwert mit Geldpapieren, mit aber den Schrecken des Barons, als Inhalt dieses Briefs entziffert und daraus hatte, „ — daß er, der einzige Blutsverwandte Erblasserin, gänzlich übergangen sei im Testamente und daß in dem Herrn Gottwalt von Müldener ein Testamentserbe ernannt wäre!"

Ein Donnerschlag aus dem heitersten Himmelsblau. Der Baron glaubte zu träumen. Dann aber überrieselte ein furchtbarer Schmerz den starken Mann. Nicht seinetwegen! Aber seiner Gattin, seiner Kinder wegen! Er hatte der alten Dame ohne Mißgunst die Freuden ihres hohen Alters gegönnt, er hatte niemals vermessene und lästerliche Wünsche in seinem Herzen gehegt und niemals den Tag herbeigeschworen, wo sich ihre Augen, die seinem Wohlbehagen entgegenstrahlten, schließen würden. Aber — er hatte sich [illegible] Pein der Sorge mit dem Gedanken getröstet, daß ein Tag kommen müßte, wo ihm geholfen werden würde, und er war in dem Bewußtsein dieser Hülfe stark geworden, Entbehrungen für eine Spanne Zeit zu tragen. Er hatte sich, er hatte seine treue Gattin an dieser Hoffnung aufgerichtet und nun? Nur Der, welcher jahrelang etwas erhofft hat und dann ebenso unerwartet als gründlich mit allen seinen Trostgründen gescheitert ist, nur Der kann sich eine Vorstellung von dem traurigen Seelenzustande des Barons machen.

Wirre Gefühle durchwogten ihn. Sein Geist zermarterte sich mit der Frage: Wie seine Tante dazu gekommen sein möchte, ihn dergestalt zu enterben, daß ein rechtlich begründeter Einspruch kaum möglich sei? Freilich waren Jahre darüber verflossen, seitdem sie sich nicht gesehen — aber er hatte durch liebevolle Briefe immer einen gewissen Verband zwischen sich und ihr zu erhalten gewußt. Wol hatte sie diese Briefe nie beantwortet, aber sie hatte durch ihre Gesellschafterin immer einige freundlich und herzlich klingende Worte schreiben lassen, also immerhin bewiesen, daß ihr der schriftliche Verkehr mit ihrem Neffen ganz lieb war. Seit zehn Jahren hatte sie ihre Zimmer nicht mehr verlassen — wie war sie nun zu der Bekanntschaft mit einem Manne gekommen, der „Gottwalt von Müldener" hieß, und wie war sie zu dem Gedanken gelangt, diesen wildfremden, durchaus nicht zur Verwandtschaft zählenden Mann zum Testamentserben zu ernennen, da ihr in dem Neffen ein Intestaterbe lebte? Wie oft hatte sie früher in trockenem Scherz zu diesem ihrem Neffen gesagt: „Solange ich lebe, habe ich nichts, gar nichts zu verschenken, wenn ich jedoch todt bin, dann kannst du Alles nehmen, was du findest — solange magst du warten!" Jetzt war sie todt und ihr Wort ließ sich nicht erfüllen! Ein böser Geist mußte ihre Gedanken regiert haben bei dem Entwurfe zu diesem Testamente.

Die Baronin forschte mit weiblichem Scharfsinn nach Gründen, die der unverzeihlichen Enterbung zugrunde liegen konnten. Sie fragte: „Ob nicht die Verheirathung mit ihr, der armen Gra-

leutscheu, der so sparsamen Tante, der das Leben in ihrer Familie gewiß kein Vergnügen gegeben haben konnte?"

Der Baron verneinte es bestimmt. Er hatte damals die Einwilligung seiner Tante ausdrücklich erbeten und deshalb sogar einen Besuch bei ihr gemacht.

Genug, es fand sich kein leitender Faden aus diesem Labyrinthe und der Baron konnte sich bei der bestimmten Abfassung des Testaments nicht einmal der Hoffnung hingeben, durch Prozeß eine Abänderung zu bewirken. Aber es stand ihm eine gesetzliche Bestimmung zur Seite, wonach ihm, dem Blutsverwandten, Anspruch auf einen kleinen Pflichttheil verblieb, wenn die Erblasserin nicht speciell triftige Gründe zu seiner Enterbung angegeben hatte. Um dies genau zu erfahren, erbat er sich eine Abschrift des Testaments, ließ einstweilen durch seinen Advocaten Protest gegen dasselbe einreichen und knüpfte hieran die Erkundigung nach der Persönlichkeit des ernannten Erben und nach dem obwaltenden Verhältnisse zwischen ihm und seiner verstorbenen Tante.

Der Advocat schrieb zurück: „Es lägen leider keine Gründe vor, das Testament umzustoßen, hingegen die Hoffnung auf die Abfindungssumme mit dem Pflichttheil wäre schon um deshalb ganz sicher anzunehmen, da der ernannte Erbe sich plötzlich in eine Lage versetzt habe, die ihm nicht von fern geträumt hätte. Ein Betrug von dieser Seite oder eine Erbschleicherei sei nicht vorhanden, da der Herr von Muldener vom Dasein des Fräuleins von Ropen-Bergareck nicht eher Notiz genommen, bis sie ihn zu einem reichen Manne gemacht habe. Er scheine auf das angenehmste überrascht zu sein und habe sich trotz des rauhen Winterwetters sogleich persönlich gestellt, obwol er gegen 50 Meilen zu reisen gehabt hätte. Der Erbe glaube übrigens seine Bevorzugung dem Umstande verdanken zu müssen, daß sein längst verstorbener Vater der Gegenstand einer Jugendliebe des Fräuleins von Ropen gewesen wäre. Er selbst habe jedoch nie in Conner mit ihr gestanden. Nach eingezogenen Erkundigungen sei Herr von Muldener übrigens ein Lebemann comme il faut, der stets viel Geld verthan, also auch viel Geld brauchen könne. Er sei ein Mann von sechzig Jahren und zeige sich sehr begierig, die ihm zugefallene Erbschaft anzutreten."

Mit Gefühlen, die an Bitterkeit und Verzweiflung Alles übertrafen, was jemals der Baron empfunden hatte, las er diese Verschleuderung. Ein Verschwender kann alle zum Besitze eines Eigenthums, das kein ererbtes Besitzthum gewesen haben würde, ein Verschwender konnte sich in den Zahlen eines Reichthums, der von Rechtswegen ihm zukam, ergehen. Er erinnerte sich jetzt allerdings dunkel einer frühern Verlobung seiner Tante, die durch den Unwerth des Mannes gelöst worden war. Aber er kannte den Charakter derselben zu genau, um zu glauben, daß längst vergessene Liebe solche Wirkungen hervorzubringen im Stande gewesen sein konnte.

Die Sorge macht scharfsinnig und die Noth erfinderisch. Der Baron handelte nach diesen Eingebungen, indem er Alles anwendete, um die Ueberantwortung der Erbschaft solange wie möglich zu verhindern. Er beantragte die specielle Vernehmung der örtlichen acht Zeugen, die zugegen sein mußten bei der gerichtlichen Gültigmachung eines Testaments, um dadurch zu erfahren, ob dieser Act auch formell ausgeführt und keiner von ihnen zu Gunsten des Herrn von Muldener Schritte gethan hätte.

Seinen Aenderungen wurde genügt. Die Zeugen, lauter ehrenhafte Leute, bekundeten die Verlesung des Testaments im Beisein des verstorbenen Fräuleins und ihrer Gesellschaftsdame durch den Notar. Keiner von ihnen kannte Herrn von Muldener nur dem Namen nach.

Sorgenvoll starrte der Baron auf das Papier nieder, das ihn trostlos auf Lebenszeit machte. Seine Gattin saß neben ihm. Ihre Augen leuchteten durch Thränen, als sie mit lauter, beschwichtigender Stimme sagte: „Sei nicht verzagt. Gott wird uns schon beistehen, wenn unsere Sache gerecht ist!" Dann lenkte auch sie den Blick nieder auf die Actenstücke, welche die Bestätigung ihres Mißgeschicks enthielten. Es fiel ihr auf, daß statt des Namens des Fräuleins von Ropen drei handschriftliche Kreuze gezeichnet waren, dabei der Vermerk des Notars: „Die Dame Fräulein von Ropen ist des Schreibens unkundig und hat die drei Kreuze statt ihres Namens selbst gezogen."

„Hat deine Tante denn nicht schreiben können?" fragte sie verwundert.

„Gewiß — sie schrieb ganz gut; aber es war ihr bequemer, alle ihre Geschäftssachen mit drei derben Kreuzen zu quittiren — es war überhaupt eine seltsame Frau ", antwortete der Baron nachsinnig.

„Bei einer so wichtigen Sache wie diese, dächte ich, würde sie sich dieser Bequemlichkeit nicht überlassen haben, wenn man sie aufmerksam darauf

gemacht hätte", antwortete die Baronin ausweichend.

Der Baron blickte überrascht auf. Ein Hoffnungsstrahl durchzuckte sein Herz. Die Weisen auf seiner Stirn lichteten sich — es war mindestens ein Aufschub zu gewinnen — und vor weiß, ob nicht diese drei Kreuze ein Wegweiser zum Glück waren!

„So Gott will", rief er freudigen Muthes, „gerne ich mit vielen Kreuzen die Nichtigkeit des Lebensmittels an. Ich werde den Beweis liefern, daß das Fräulein Ludwika von Rosen das schweren können. Ich bringe freilich nur zwei Schriftstücke von ihrer Hand — ein Album blatt, das sie mir als Andenken mit auf die Universität gab, und einen Brief, den sie mir vor langen Jahren, ich weiß nicht genau mehr in welcher ganz besondern Angelegenheit, geschrieben hat. Als ich diese Schriftstücke vermahrt habe, reise ich zur Minute nicht, allein vernichtet sind sie nicht, und bei der Hoffnung, damit meine rechtlichen Ansprüche zu unterstützen, werde ich die Gewalt beim Suchen nicht verlieren."

Das Suchen begann sogleich. Die Papiere fanden sich jedoch nicht. Während dessen verkündete der Baron nicht seine Entdeckung dem Advocaten zu melden und immerdin die Klage, auf welche gedrängt, anhängig zu machen. Er versuchte dabei auf die Tuchfabrik ihrer Hinterlassenschaft, wo jedenfalls Gewerbe für ihre Schreibereilustigkeit aufzufinden sein möchten, sowie auf das Zeugniß ihrer vormaligen Gesellschafterinnen, des Fräulein Agathe von Schellbrenn, die von seiner Tante eingesetzt ist und Auskunft über diesen Umstand geben könne.

Er gewann nichts weiter durch dies Verlangen als Aufschub. Denn in den Papieren des Fräulein Ludwika fand sich nicht ein Buchblatt von ihr vor, wol aber das amtliche Handzeichen in Menge, und alles Uebrige von der Hand des Gesellschaftsfräuleins geschrieben. Diese war aber als Zeugin nicht zu vernehmen, weil sie sich sogleich nach dem Tode ihrer Dame in eine ferne Provinz zu ihren Verwandten begeben hatte; man konnte nicht wissen, nach welchen Orte.

Der Baron wurde hoffnungslos. Sein Advocat wußte Rath und nicht, andere Beweise [illegible] zu seinem Einwande Halt zu geben, nicht schaffen. Die Kosten des gerichtlichen Verfahrens summten auf und liefen ihm zur Last, und sein Advocat schrieb ihm wohlmeinend: die Sache bei so bewandten Umständen nicht weiter zu verfolgen.

Ein Frühling, ein Sommer, ein Herbst und ein Winter war unter dem fortwährenden Kampfe mit dieser Qual verflogen und diese Zeit hatte die Verhältnisse der Familie Rosen-Bergazzi nicht verbessert, sondern verschlimmert.

Die Dame saß fort und fort im Kreise ihrer Kinder, aber ihre Stirn war trotz von Grunzeltern gefurcht und das funkelnde Leuchten ihres Mundes war erloschen. Ihre Kinder wußten nichts davon, was die Aeltern so tief beugte. Krankheit gingen sie durchs Leben, und unbekümmert um ihre Eltern, betrachteten sie die Verweisung früherer Pläne mit dem Leichtsinn des Jugendmuthes. Die Tante Ludwika, stets ein Gegenstand ihrer kindlichen Plauderein, trat nach und nach in den Hintergrund, und obwol sie nicht vergessen konnten, weshalb die Vater das schöne Schloß Rosen nicht gerührt hatte, so fiel es ihnen doch nicht ein, ihre Aeltern mit unbarmherzigen Fragen darüber zu behelligen. Sie sahen allerdings, wie beim Beginn unserer Erzählung, um den runden Tisch gereiht und ihrer Mutter dicht seinerseits Platz genommen, als sich unter den vier ältesten der Kinder eine leise Aeußerung entspann, die manchmal in Streit auszuarten. Der älteste Knabe warf sich zum Vertheidiger des Gerechten auf, worauf das älteste Mädchen scheinsich ansfuhr: „Ja, du bist gewiß sein wohlaffectionirter Bruder!" Sie erhielt die höhnische Antwort: „Sieh' dich nur vor, daß du nicht eine zweite Tante Ludwika wirst!"

Dieser Name, ein oft mit tiefem Kummer gedachter, schreckte die Baronin auch ihrem Sinnen auf. Sie fragte nach der Ursache des Streits und nach dem Ursprung des verwilderten Ausdrucks „wohlaffectionirt".

Zuerst entstand ein verlegenes Schweigen unter den streng und gut erzogenen Kindern, dann berichtete der älteste Knabe freimüthig: „Sie hätten am Nachmittag in einer Bücherkiste gekramt und da sei ihnen ein Album blatt aus einem Buche entgegengefallen, worauf die Worte gestanden hätten: „Zum Andenken an seine wohlaffectionirte Tante Ludwika, Fräulein von Rosen-Bergazzi."

Ein Freudenschrei entrang sich der Brust der Baronin. Sie hat, sie besitzet ihren Sohn, dies Blatt herbeigeschaffen, sie zitterte vor der Möglichkeit, daß dies Document von den leichtsinnigen Kindern vernichtet sein könnte.

Das Blatt war aber unversehrt wieder in sein Versteck gebracht gewesen und in wenigen Minuten lag es in ihren zitternden Händen. Mit wilder Freude ruhten die Augen des Barons auf dem Stückchen Papier, das seine Zukunft zu sichern ver-

hieß. Er tendete es liefert keinem Advocaten. Jetzt gewann das Zeugniß des Fräuleins Agathe von Schellhorn eine so große Bedeutung, daß man von Gerichts wegen ihren Aufenthalt zu erforschen suchte. Sie mußte diese Handschrift recognosciren und Auskunft geben, wodurch das Fräulein von Repen verhindert geweſen ſei, ihren Namen unter das Testament zu ſetzen. Es gelang endlich, den Aufenthalt dieſer Dame zu ermitteln. Die Behörde bat und wurde requirirt und die gerichtliche zu Protokoll gegebenen Anklagen des Fräuleins Agathe von Schellhorn lauteten wörtlich: „Das Fräulein Liduſka von Repen hat nach meinem Wiſſen niemals ſchreiben gelernt, deshalb muß ich das vorgelegte Album blatt für ein untergeſchobenes Document erklären, daß zu der Erreichung von eigennützigen Abſichten angefertigt iſt. Ich bin von den Verhältniſſen ei gegen, habe 32 Jahre neben ihr gelebt, bin in alle Geheimniſſe von ihr eingeweiht und habe alle Schreiberein für ſie anfertigen müſſen. Der Baron von Repen wird nicht leugnen können, daß er nur Briefe von meiner Hand erhalten hat und daß diese Briefe ofimals mit den Briefen drei Damen unterzeichnet geweſen ſind. Uebrigens bin ich im Stande, die Gründe, wenn auch nicht durchführen, doch anzudeuten, weshalb meine verſtorbene Wohlthäterin in ihrem Testamente einen andern Erben ernannt hat, und mein Zeugniß wird unſcheer glaubwürdig erſcheinen, als ich ſelbſt bei dieſem Testamente gänzlich leer ausgegangen bin. Fräulein Liduſka hat ſich ſtets mit großem Vertrau über die wiederholten Bitten durch Reiſen, um Unterſtützung ſeiner Familie, ausgeſprochen und ich erinnere mich, daß ſie an ihrem letzten Geburtstage, wo das gewöhnliche Gratulationsſchreiben des Barons ausgeblieben (zwanzigſtes verſtorben) war, ſehr aufgebracht äußerte: „Der denkt wol ſchon, er hat mein Geld! Ich werde heute noch mein Testament machen und ich ſoll euch wundern, wem ich Alles vermache.“ Darauf ich wirklich dieſer Vorlag aufgeſtellt, trotzdem die Gratulation am nächſten Tage anlangte. Wen dem Herrn von Müllmer hat ſie übrigens ſtets nur großer Liebe geſprochen, jedoch ohne ihn perſönlich zu kennen.“

Da ſtand der Baron an der Grenzſcheide ſeines Glücks. Nach dieſer Anklage war der Ausgang des Proceſſes ganz unzweifelhaft. Aber die Reth durchbrach jetzt alle Schranken. Er gab zum erſten mal ſeinem längſt aufgeſtemmten Verdachte Worte und klagte in bittern Ausdrücken das Fräulein Agathe von Schellhorn krank und frei des Betrugs an. Er ſagte in dieſer Anklage: „Das war ſie allein eine Verfälſchung des Testaments vorgenommen haben konnte und daß er Grunde habe zu glauben, das ganze Verfahren bei eine Rache. Er habe keine Lüge vor dieſem Frauenzimmer gewarnt und ſie ſanft getadelt, daß ſie bemerken in unbedingtes Vertrauen und in unbedingte Herrſchaft über ſich eingeräumt hätte.“

Die Anklage war gewagt. [illegible] ſogar hart nach ungerecht, allein ſie [illegible] genommen und die Sache ging nun vom Criminal- zum Civilgericht über.

Bald der Baron bisherigem Gerichte auch vorgemuthaltet hat gut fand, das enthüllte er ſeiner Gattin, die befragt dieſer Wendung erſtaunt zu ſein ſchien. Er erzählte ihr, daß ſeine Tante den Plan gehabt habe, ihn mit ihrer Pflegetochter zu verheirathen und daß er dieſen Projecte keineswegs abgeneigt geweſen ſei, bis in dem Momente, wo er die beſtimmte Praxis gereichen habe. „Fräulein Agathe hat nämlich rothes Haar“, ſetzte er leer, „und ſo hübſch außerdem damals das Pferdchen war, ſo war meine Neigung doch abzuwenden. Ich erklärte das meiner Tante, und wenn ſie auch eine Stunde lang ein [illegible]liches Geſicht ſehen ließ, ſo mußte ſie ſchließlich gut ſchweigen, daß ich ſchließlich an der Vereitelung ihrer Pläne war und daß ſie mich gefliſſentlich in Unkenntniß über das in der That bei ihr ſehr groß ausgeſprochene Naturunglück ihres Pflegekindes gelaſſen hatte. Allein ich konnte bemerken, daß ſie ihre Favoritin ſofort von meinem Beſuchen unterrichtet hatte, denn das junge Mädchen zeigte verweinte Augen und ein entſchieden gereiztes Betragen gegen mich. Ich ſetzte deswegen meinen Aufenthalt ab. Nachher in meiner Erinnerung nach niemals wieder die Rede auf dieß projectirte Bündniß gekommen, doch als ich meiner Tante meine Zuneigung in die [illegible] und an ihren Segen bat, da verſetzte ſie, das Agathe eine Liebe für mich gehegt hätte. Meinerſeits hat ſich das Fräulein ſtets freundlich gezeigt, aber ich habe immer die Ahnung in mir getragen, daß ſie falſch ſein und Manches an ihrem Betheil beileite bringen möchte. Ihre ſchnelle Entfernung von Repen beſtärkte dieſen Verdacht. Ich würde dies Alles aber überſehen haben, wenn ich wirklich als Erbe in meine Rechte eingetreten wäre. Jetzt aber, wo dieſe Dame ſich erdreiſtet, meinen unbeſcholtenen Ruf anzutaſten, wo ſie mich betrügeriſcher Handlungen verdächtig macht, jetzt mag der Kampf gegen ſie beginnen.“

Die Baronin mußte zugeben, daß ihr Gatte nicht anders handeln konnte.

Das Criminalgericht des Landgut, wenn Regen sei, forderte Fräulein von Schellborn auf, sich unweigerlich persönlich zu gestellen, um sich vor der erhobenen Anklage zu verantworten. Zuerst erklärte sie sich nicht bereit zu dieser Verantwortung, als sie jedoch aus den darauf folgenden Requisitionen ersah, daß diese unangenehme Angelegenheit durch fortgesetzte Weigerungen verschlimmert wurde, da stellte sie sich vor den Criminalrichter.

Ohne Affectation, mit gewinnender Ruhe und Sanftmuth ließ sie sich über Alles aus, was von ihr zu wissen verlangt wurde. Ihre Erscheinung gefiel und dementirte fast ohne Worte alle die Beschuldigungen des Barons. Der Criminalrichter war nahe daran, die Dame um Verzeihung zu bitten, daß man sie mit dergleichen Verdächtigungen belastet hatte, als ihm ein Brief des Barons überreicht wurde, der Licht in dies Dunkel der Intrigue brachte.

Der Brief der Tante Libussa war endlich gefunden und der Baron hatte sich beeilt, diesen schlagenden Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung in die Hände des Richters kommen zu lassen. Es war nämlich durch einen jener Zufälle, den wir der Gnade eines höhern Richters zuschreiben, die Adresse dieses zusammengeschlagenen Briefs von der eigenen Hand des Fräuleins Agathe von Schellborn geschrieben, mithin fiel jeder Einwand einer Verfälschung ganz und gar fort.

Der Richter sah ein, daß hier Schlauheit mit Gerechtigkeit gepaart werden mußte, um zum Ziele zu kommen. Er wendete die übliche List an, den Brief nach seiner Aufschrift erst von dem Fräulein anerkennen zu lassen und ihr dann den Inhalt mitzutheilen.

Die Dame erklärte sich für die Schreiberin der Adresse, fügte aber mit schlecht verhehlter Malice hinzu, daß sie sich dieses Briefs sehr gut erinnere, obwohl es beinahe zwanzig Jahre her sei, daß ihre verstorbene Wohlthäterin ihr denselben vorgelegt mit der Bitte, die Aufschrift zu besorgen. Sie wisse sogar noch sehr gut, daß Fräulein Libussa hinzugesetzt habe: Der Verwalter habe ihren Neffen um Rath gebeten, also sei dieser Brief nicht von dem Fräulein, sondern von Jenem. Jetzt wurde der Brief entfaltet und dem Fräulein von Schellborn vorgelesen. Und was enthielt er? Fräulein Libussa legte darin in kurzen, herben Worten dem Neffen nochmals die Vorzüge ihrer Pflegetochter ans Herz und sprach ihre Ueberzeugung dabei aus, daß er sich an das Haar des Mädchens gewöhnen und auf diese Seite gewiß ein glücklicher Ehemann werden würde. Der Brief schloß mit den Worten: „Ich habe hinter Agathens Rücken geschrieben, sie würde es nicht gelitten haben, daß ich dieserwegen noch ein Wort an dich verloren hätte, aber überlege dir die Sache noch ein mal reiflich, sie ist dir sehr gewogen und würde schon die kleine Beleidigung vergessen."

Das einzige Geheimniß, das die alte Dame jemals vor ihrer Gesellschafterin gehabt hatte, das rettete dem Neffen ihr Vermögen! Fräulein Agathe erstarrte unter der Vorlesung des Briefs, sie zitterte sichtlich, sie war einer Ohnmacht nahe. Dann aber erhielt sie ihre Fassung wieder.

„Ich lehne", erklärte sie, „die Intrigue gegen mich ist systematisch entworfen. Thun Sie, was Sie wollen. Ich weiß nichts, was mir zur Last zu legen ist, aber ich werde von nun an kein Wort verlieren zu meiner Vertheidigung!"

Sie hielt das Versprechen. Ihre Antworten beschränkten sich auf „Ja" und „Nein".

Ein Criminalgericht hat nur Mittel, einen Inculpaten auf andere Weise zu überführen. Es wurde ihr bald nachgewiesen, daß sie beim Entwurfe des Testaments sehr thätig gewesen war, daß sie unter der nächsten Umgebung selbst die Zeugen ausgesucht und zwar gerade Solche, die, ganz fremd mit den Verwandtschaften des Fräuleins Libussa, den Herrn von Mildener als den oft besprochenen Neffen angesehen hatten. Die Zeugen bekundeten, daß das Gehör der Erblasserin in letzter Zeit sehr geschwächt gewesen und anzunehmen sei, daß sie den Namen gar nicht verstanden habe, wenigstens habe sie mit schwachsinniger Gleichgültigkeit die Rede ergriffen, die ihr vom Fräulein Agathe dargereicht sei und habe gefragt: „Drei Kreuze? Wozu das? Er bekommt ja doch ohnedin Alles!"

Genug, die gravirenden Indicien sammelten sich. Der Baron von Regen athmete auf — und der Herr von Mildener ließ muthlos die Flügel sinken. Ihm entging durch diese gerichtliche Prozedur ein unverhofftes Glück. Weswegen Fräulein Agathe ihn erwählt hatte zum Erben? Vermuthlich, um auf Grund einer alten Liebe diese Wahl glaubhaft zu machen. Zwei Jahre der Furcht und Sorge hatte sie aus Rache über das Haupt des Barons gehäuft. Sie büßte ihre Schuld mit einer mehrmonatlichen gefänglichen Haft, als der schwer geprüfte Mann seine Familie zum Stammgute seiner Ahnen geleitete, das ihm der Fleiß und die Betriebsamkeit der Tante Libussa erhalten hatte.

Der Menſch.

II.

Burmeiſter in Halle entwickelt, daß der Hergang der erſten organiſchen Bildung überhaupt, die um die Zeit der Abkühlung des Planeten entſtanden, das eigentliche Räthſel iſt, welches wol für immer unlösbar bleiben wird.

Die Erſte Frage der Schöpfung wird immer unbeantwortet bleiben, dagegen wird die Frage: „Gab es denn wirklich vor der heutigen Organiſationsepoche keine Menſchen auf der Erde?“ in ſeltenſter Uebereinſtimmung von allen Naturforſchern verneint. Soviel auch nach einem Präadamiten geforſcht worden, nie iſt es gelungen, zwiſchen all den zahlreichen Thierknochen, welche die tertiären Schichten erfüllen, menſchliche Gebeine zu finden. Niemals ſind Spuren menſchlicher Kunſtwerke, die doch ſicher damals wie jetzt die roheſten Nationen hervorzubringen im Stande waren, wenn ſie den heutigen Menſchen gleichkamen, im Erdinnern gefunden worden. Alle Angaben foſſiler Menſchengebeine in älterer und neuerer Zeit ſind als Irrthümer widerlegt worden. Burmeiſter weiſt eine Menge von Orten nach, wo man ſcheinbar foſſile Menſchenknochen gefunden haben wollte. Die Wiſſenſchaft hat aber allemal ſpäter den Irrthum erkannt und durch Gründe und Beweis widerlegt *).

Die dritte Frage, welche in der jüdiſchen Schöpfungsſage ihre Hauptnutze findet, kann zwar nicht mit ſo leicht nachweisbaren Thatſachen widerlegt werden, doch iſt es hier auch wol geſtattet, wie Humboldt ſagt, „nach ſorgfältiger Vergleichung der Thatſachen einen richtigen Schluß zu ziehen“. Burmeiſter meint: „Was die Entſtehung aller Menſchen von Einem Paare überhaupt anbetrifft, ſo läßt ſich dieſe Lehre bei wiſſenſchaftlicher Erörterung nur durch die eine Thatſache unterſtützen, daß alle Nationen der Erde zu einer und derſelben Art, Species, im naturhiſtoriſchen Sinne, gehören und ihre Unterſchiede lediglich als Varietäten-Charaktere angeſehen werden können, obgleich dieſelben grell genug ſind. Solche Unterſchiede iſt man geneigt, auf Rechnung verſchiedener klimatiſcher Verhältniſſe zu ſchieben, denen dieſelbe Art im Laufe der Zeiten ausgeſetzt wurde und will nun auch daraus die mannichfachen Abweichungen der Nationen voneinander herleiten. Hat dieſe Betrachtung bis dahin auch ihre völlige Richtigkeit in ſich, ſo begeht ſie doch einen Irrthum, indem ſie die Abänderungen und Ausartungen an Thieren beobachtete und auf die Menſchen überträgt, und doch iſt es auch bei den Thieren nur in beſchränkter Weiſe der Fall. Vom Menſchen aber können wir nach unſern hiſtoriſchen Wahrnehmungen behaupten, daß noch nie ein Jude mit markirter Individualität den Typus eines echten Deutſchen angenommen hat, ſo lange er auch Deutſchland bewohnte, vorausgeſetzt, daß er ſeinen jüdiſchen Stammes blieb; wenn ferner niemals Europäer, die nach Afrika oder Amerika auswanderten, dort im Laufe von Jahrhunderten zu Negern, Karaiben oder Rothhäuten wurden, warum ſollten die Nachkommen Adam's, die doch ſicher einen gewiſſen eigenthümlichen Familientypus beſitzen mußten, ſich zu Negern, Papuas, Malaien oder Mongolen umgeändert haben? Ein Grund dafür kann nicht nachgewieſen werden und deshalb beſtreiten wir die Richtigkeit der Annahme.“

Ich glaube, daß ſolches gewiß mit allem Recht zu beſtreiten iſt, denn der Conſequenz wegen müßten dann auch alle Thiere nur von Einem Paare ihrer Gattung abſtammen, das aber zu behaupten iſt noch Keinem eingefallen und doch iſt es, organiſch betrachtet, daſſelbe. Man muß alſo wie bei den Thieren ſo bei den Menſchen mehre Autochthonen an verſchiedenen Stellen der Erde annehmen, denen allen eine gleiche typiſche Idee zu grunde lag, was der ſpecifiſchen Uebereinſtimmung wegen gewiß der Fall war. Farbe, Geſichtsbildung und Eigenſchaften aber gehen ihren beſondern Verhältniſſen nach. So iſt die ſchwarze Hautfarbe der Neger nicht ein Product der Sonnenwirkung, denn das Negerkind im Mutterleibe hat ſchon die dunkle, aus kohlenſtoffreichen Ablagerungen entſtehende Hautfärbung. Da überall im Organismus reichlich abgelagerte Kohlenſtoff dem vegetativen Charakter der Pflanzen analog. Der Aethiopier hat wiederum durchgängig eine nur geringe eigene Körperwärme, er entſpricht hierin auch der pflanzlichen Natur, deren Lebenswärme ſich in ſehr niedern Temperaturgraden hält. Da erinnert aber dieſer Zuſtand wieder an die mangelhaftere Organiſation des Gehirns und an das hier geltende Geſetz, daß die Erzeugung eigener Wärmegrade des Körpers nur ebenſo hoch ſteigt, wie das Gehirn einen höhern Vollendungsgrad ſeiner Entwickelung annimmt und überhaupt die eigene Lebenswärme nur in ſolchen Geſchöpfen erſcheinen kann, wo das Gehirn einen Grad der Entwickelung an Maße und innerer Organiſation erreicht, welcher über dem der Pflanzen

*) Vergl. B. Cotta's Bericht in ſeinen „Naturbetrachtungen“, Bd. II, S. 381.]

teuflische und Amphibien liegt. Man weiß, daß je größer und vollkommener das Gehirn, je zarter das Nervensystem, desto ausgezeichneter die Denkkraft und desto schärfer und lebendiger die Empfindungskraft ist.

Oken unterschied die Menschengruppen je nach der verwahrlosten Entwickelung ihrer Sinne. So nannte er die Neger Fühlmenschen, die Australier Geschmacksmenschen, die Amerikaner Naturmenschen, die Malaien Obermenschen und die Europäer Augenmenschen. Es ist viele Classificationen jedoch nur ein größerer Umfang und keine wissenschaftliche Eintheilung.

Bei uns wird immer die Frage nach der geistigen Entwickelung gehen, denn das Wesen des Geistes ist Freiheit, weil er unendliche Subjectivität hat, während die Naturwesen nur Accidentien ihrer Gattung, Exemplare eines Typus sind. Der Mensch hat wahre Originalität und folgt nicht der bloßen Wiederholung eines Typus, wie Aemter, Pferde, Hunde u. s. w. Die Thiere würden, könnten sie sprechen, nie fragen: „Was sangen wir an?" sondern immer nur: „Was legen wir fort?" Kant wenigstens sagt: Fortleben sei die Möglichkeit anzulangen. Weiter den verschiedenen geistigen Potenzen der Menschen nachgehend, fragt auch Burmeister: „Wo war, wenn wir auf die Stimme des Fleisches, wie sie der Leib uns ertönt, nicht hören wollen, wo war der Grund zu einer so vielfach verschiedenen, in den Grundelementen zum Theil heterogenen Sprachentwickelung gegeben? Worin lag die Ursache, daß eine Nation, die doch früher mit ihren Stammvätern dieselbe Sprache redete, später eine ganz andere annahm?"

Wilhelm von Humboldt, der geistreiche Sprachforscher, weist gerade aus der Verschiedenheit der Sprachstämme die Annahme verschiedener Menschenracen nach. Diese Frage muß meinen jetzigen Betrachtungen als eine von der Wissenschaft gründlich beantwortete erscheinen. Ganz anders aber verhält es sich mit der vierten Frage: „Wo geht der Mensch nach dem Tode hin?"

In Hypothesen fehlt es nicht und selbst die Wissenschaft will sich dabei ins Mittel legen, indem sie die Bevölkerung anderer Planeten nicht nur für möglich und wahrscheinlich, sondern für gewiß hält. „Wo Licht ist, werden auch Augen sein", sagt Oken, „und viele werden auf anderen Sphären in jeder Beziehung dieselben sein wie die Augen der Erdgeschöpfe, nur mit Modificationen, welche Vielseitigkeit und Lage mit sich bringen." Klencke in seinem „Naturbildern der Menschheit" sagt: „Auch auf andern Planeten müssen Vernunftwesen existiren und so müssen in höherer geistiger Progression sie als Jupitermensch, Uranusmensch u. s. w. in das Ganze der Sonnensystemmenschheit eintreten, — mit der Erdenmenschheit in gegenseitiger Beziehung stehend, müssen sie auf uns wie wir auf sie wirken. Die verschiedenen Menschheiten eines Sonnensystems müssen sich gegenseitig bedingen, ergänzen und begrenzen. Diese Beziehungen sind uns jetzt noch völlig unbekannt, aber die erkannten Gesetze des Menschheitslebens und der Erde berechtigen uns zu ihrer gewissen Annahme."

Somit wäre uns nun die zweifelvolle Aussicht gestellt, einstmals Bewohner eines jener lichten Sternbilder zu werden, die mit ihrem magischen Glanze nicht nur unser Auge, sondern oftmals unsere ganze Seele angehen und erfüllen. Doch geschehen wie es hier nur uns und Andern ehrlich ein, Meinung und Ende, Leben und Tod werden das höchste Mysterium der Natur bleiben; unsere positiven Wahrnehmungen trichen weder zur Construction eines ersten Schöpfungsbildes noch zu der Gestaltung eines künftigen Lebens aus. Ein unlösbares Räthsel, ruht Beides im Geiste des Menschen; er nennt dies Räthsel „Gott".

* * *

Wir fügen über die in Vorstehendem angeregten Untersuchungen noch Einiges bei, das durch neueste Debatten veranlaßt wurde. In dem Streite über die specifische Einheit des Menschengeschlechtes zwischen Karl Vogt und Rudolf Wagner in Göttingen hat letzterer einen Vertheidiger gegen Vogt in dem münchener Zoologen Andreas Wagner gefunden, der in einer Schrift: „Naturwissenschaft und Bibel im Gegensatze zu dem Köhlerglauben des Herrn Karl Vogt, als des wiedererstandenen und aus dem Französischen ins Deutsche übersetzten Voss" (Stuttgart, Liesching, 1859), die specifische Einheit des Menschengeschlechts gegen Karl Vogt vertheidigt.

Karl Vogt war in seiner Schrift: „Köhlerglaube und Wissenschaft", zu dem Resultate gekommen: „Alle historischen wie naturgeschichtlichen Forschungen liefern den positiven Beweis von dem vielfältigen Ursprunge der Menschenarten. Die Lehren der Schrift über Adam und Noah und die gemeinsame Abstammung der Menschen von Einem Paare sind wissenschaftlich durchaus unhaltbare Märchen."

Andreas Wagner, Zoolog, prüft Vogt's Beweise für seine Behauptung und gelangt, gestützt auf Thatsachen sowie auf eine scharfe Bestimmung der Begriffe Art und Race, zu einem dem Vogt'schen entgegengesetzten Resultate.

Die Frage, ob das Menschengeschlecht eine oder mehre Arten bilde, kann nach Andreas Wagner vom Standpunkte der Naturforschers aus, nur dadurch entschieden werden, daß er die nämlichen Merkmale, welche in der Thierwelt den Begriff der Art (Species) bestimmen, auf den Menschen anwendet. Rudolf Wagner hatte sich in seiner Abhandlung: „Menschenschöpfung und Seelensubstanz", gegen welche Vogt's Polemik gerichtet war, folgendermaßen geäußert: „Es steht fest, daß Thiere einer und derselben Art vermischen sich fruchtbar. Thiere verschiedener, nahe verwandter Arten vermischen sich unter besondern, meist nur künstlichen Verhältnissen, aber die Mischlinge sind unfruchtbar und sterben aus. Dies letztgesetzte Gesetz dient zum Schutze der bisherigen Grenzen der Arten."

Diesen Satz Rudolf Wagner's vertheidigt auch Andreas Wagner und weist die von Karl Vogt dagegen erhobene Berufung auf verschiedene an Säugethieren gemachte Erfahrungen als nicht richtig nach. Er ist nach einer scharfen Kritik zu folgenden Resultaten gelangt:

1) Nahverwandte Arten einer und derselben natürlichen Gattung können sich miteinander vermischen.

2) Im freien Zustande jedoch gehört eine solche Vermischung zu den außerordentlichsten und allerseltensten, nur infolge der Störung eines oder mehrer Geschlechtstriebes herbeigeführten Fällen. Dagegen im Haushalte — und in der Regel unter Vermittelung des Menschen — können solche Vermischungen erfolgen.

3) Dieselben sind entweder erfolglos oder wo sie es nicht sind, können die Bastarde bei reiner Inzucht, d. h. mit gänzlichem Ausschluß der fernern Einwirkung der elterlichen Stämme, sich nicht fortpflanzen; sie sterben aus.

4) Wenn Bastarde in höchst seltenen Fällen sich als fruchtbar erwiesen haben, so haben sie die Fortpflanzungsfähigkeit nur durch Kreuzung mit einem der elterlichen Stämme erlangt.

5) Allen gegentheiligen Angaben von unbeschränkter Fortpflanzungsfähigkeit echter Bastarde, d. h. solcher, welche von wirklich differenten Arten erzeugt wurden, fehlt ohne alle Ausnahme der legale Nachweis.

Ganz anders jedoch als mit den Arten verhält es sich mit den Racen, die zu einer und derselben Art gehören. Solche Racen passen sich miteinander freiwillig und die von ihnen entsprungenen Jungen sind in reiner Inzucht für alle folgenden Zeiten in unbeschränkter Weise fruchtbar. Belege dafür geben die Racen des Haushundes, des Pferdes, des Hausschafes, der Hausziege.

Hierauf gestützt, bestimmt Andreas Wagner den Begriff der Art dahin, daß unbeschränkte Fortpflanzungsfähigkeit das wesentliche Merkmal derselben bildet. Alle Individuen, denen diese Fähigkeit zukommt, gehören zu einer und derselben Art, dagegen Diejenigen, denen sie abgeht, zu verschiedenen Arten. Wir wissen alle, diesem Kriterium zufolge, daß Pferd und Esel zwei verschiedenen Arten ausmachen, daß dagegen alle die verschiedenen Racen unseres europäischen Haushundes, ebenso die des zahmen Rindes, des Hausschafes, der Hausziege, so verschieden sie auch sonst in Gestalt, Größe, Färbung und Instincten sein mögen, durchaus nur Racen je einer und derselben Art sind.

Von dieser hohen Unterscheidung aus zwischen Art und Race gelangt Andreas Wagner zur Rechtfertigung des von Vogt angegriffenen Rudolf Wagner'schen Satzes: „Alle körperlichen Verschiedenheiten, welche unter den Völkern des Menschenstammes vorkommen, sind nicht größer als die Verschiedenheiten, welche bei Thieren von einer und derselben Art, z. B. beim Hund, beim Schaf vorkommen und die wir mit dem Namen der Spielarten oder Varietäten bezeichnen. Alle einzelnen Thatsachen, welche wir seit Blumenbach's ersten Forschungen vor nunmehr 80 Jahren kennen gelernt haben, kennten diesen Satz nur bestätigen."

Die verschiedenen Typen im Menschengeschlechte können hiernach, weil sie sich in unbeschränkter Fruchtbarkeit miteinander vermischen, keine Arten, sondern lediglich Racen einer und derselben Art ausmachen. „Das Menschengeschlecht", sagt Andreas Wagner, „bildet nur eine einzige Art; dies ist eine mit aller Sicherheit längst erwiesene Thatsache."

Doch damit wäre erst die Einartigkeit des Menschengeschlechtes bewiesen, nicht die Einheit im Sinne der Abstammung von Einem Paare. Ueber letztere hatte Rudolf Wagner gesagt: „Ob alle Menschen von Einem Paare abstammen, läßt sich vom Standpunkte exacter Naturforschung ebenso wenig erweisen als das Gegentheil, und man kann von dieser Seite nicht auf die Naturforschung recurriren. Die Möglichkeit der Abstammung läßt sich aber wissenschaftlich nach strengphilosophischen Grundsätzen durchaus nicht bestreiten."

Wie verhält sich nun Andreas Wagner zu diesem Satze? Er vertheidigt ebenfalls die Mög-

lichkeit der Abstammung von einem Paare gegen Vogt. Zu Gunsten Vogts, daß die Bevölkerung Amerikas, Australiens, der ozeanischen Inselgruppen von dem europäischen Festlande der drei alten Continente aus unmöglich war, entnimmt er auch den Nachweis der Gegenwärtigkeit. Die Möglichkeit der Einwanderung aus Asien nach Amerika ist sogar nicht blos eine Wahrscheinlichkeit, sondern eine Wirklichkeit, die alle Jahre in regelmäßiger Art stattfindet. Im nordöstlichen Sibirien liegt unterm 68 Grad n. Br., also bereits innerhalb des Polarkreises, ein Ort, Namens Ostrownoje, wo alljährlich eine Messe gehalten wird, die für das nordöstliche Asien und das nordliche Amerika eine Wichtigkeit hat wie eine Messe bei uns. Dort werden die Erzeugnisse Europas mit denen des nordwestlichen Amerika ausgetauscht. Die Tschuktschen wandern jährlich nach Nordamerika hinüber und tauschen bei den dortigen Eingeborenen europäische Waaren gegen Pelzwerk ein und kommen dann, mit Lachen freudig versichern, mit ihren Weibern, Kindern und ihrem Hausgeräth auf Rennthierschlitten nach Ostrownoje, wo sich gleichzeitig die Kaufleute zweier Continente zum Tausch einfinden. Aber auch schon lange vor den Tschuktschen haben Einwanderungen aus Europa nach Amerika stattgefunden. Die Normannen haben lange vor Columbus Amerika entdeckt und sich dort angesiedelt.

Will man auch nicht die Abstammung der Menschen von Einem Paare als erwiesen annehmen, so ist doch nach der Darwin'schen Begriffsbestimmung der Art jedenfalls die Einartigkeit des Menschengeschlechts bewiesen.

Es versteht sich von selbst, daß wir in solchen Fällen einer Karl Vogt in verlangendem Zusammenhang sein Recht nach Aufklärung und Belämpfung der Vorurtheile vollkommen anerkennen.

Ein Winter in Wien.

Dritter Brief.

Der Carneval ist vorüber. Nirgends tanzt man mit einer fröhlichern Laune mehr als in Wien. In Italien ist er ausgelassen, in Paris übermüthig, in Berlin schwelgerisch, in Wien nur munter, jovial, heiter. Es ist eben der Faschingh. Darf man aber, von ihm schreibend, seine Schellenkappe wischwaschen? Der Typhus wüthet mit der unerbittlichsten Grausamkeit. Es ist ein unglaublicher Contrast: Während die Regierungslocale von Jubelnden überfüllt sind und nur die Zahl der Gäste kaum zu fassen vermögen, überfüllen sich in gleichem Maße die Hospitäler. Die Krankenbetten wollen nicht hinreichen, die Spitalkassenleute sind erschöpft, aus den Vorstädten, wohin die Dürftigen in den Zeiten der Theuerung flüchteten, um sich vor dem Hunger zu schützen und einen billigern Aufenthalt zu finden, kehren sie als Kranke nach der Stadt und ihren Spitälern zurück.

Es möchte scheinen, als könne es zwischen dieser Pest und diesem Jammer keine Verwandtschaft, keine Art von Beziehung geben; aber diese Brücke schlägt die Humanität. Die bunten Bälle, mit welchen Prinz Carneval sein Spiel treibt, die zahllosen Faschingsredouten, welche hier wie nirgends anderswo ihr locales und originelles Gepräge haben, sind nicht ohne Interesse für jene sich in Noth und Krankheit verzehrenden Gestalten auf ihren Schmerzenslagerstätten der Spitäler. Man tanzt für sie; man tanzt für die Armen, für die Kranken, für die Wohlthätigkeitsanstalten und Arbeitsschulen; man arrangirt Armenbälle und sammelt vermöge eines edelen Eifers nicht unbedeutende Summen. 1017 Gulden schüttete ein einziger, bei Schwander durchtanzter Wohlthätigkeitsball den Bedürftigen eines Bezirks in den Schooß; einen andern Betrag brachte das maskirte Ballfräulein beim Grinzing über der Kaudenbeschäftigungsanstalt und dabei können in den unteren wie oberen Tanzregionen die Jubeltöne der Friedensboten des Vater Strauß, welche das Oelblatt von Petersburg her erklingen machte. Ueberraschend hatte es mitten in einen Hetzball hinein und verbreitete dort über die erstaunten, fragezeichen Gesichter das Lächeln der Verklärung. Nicht allein das Hauzt der jungen Kaiserin wählte in jugendlicherm Glanze, um welches die wogenden weißen und rothen Marabouts wie lichte Hoffnungsträume schwankten, auch die verschleierten Diplomatengesichter ließen die Maske einen Augenblick fallen.

Kehren wir zu den Berufs- und Ständebällen zurück, die sich hier in mannigfacher Weise classificiren lassen. Wir kennen in Krähwinkel und Umgegenden viel gewiß Corporationsbälle, wie die Studentenbälle, die Handwerkerbälle, die vaterländischen Vereinsbälle für das patriotische Militär; eine solche Charakterverschiedenheit der Bälle wie in Wien finden wir nirgends. Wie es Waschermädchenbälle, Fiakerbälle, Juristen- und Medicinerbälle, Hof- und Künstlerbälle mit ihren Abarten gibt, da ist die gemischte Gesellschaft aufgehoben.

Heute leuchten die Flammen, klingen die Wände, rauschen die Töne den fleißigen Anhängern der

Gerichtsort, und ein Amtsbezirk, welcher sich durch sein schönes Wirthshaus auszeichnet, hervorgehoben wird. Ferner hat sie über Nolli schon weiter oben gesprochen und an dieser Stelle habe sie lediglich gesagt, die Lehre Nolli's haben die Leute Glück in der Verschlingungen der Logik. Ein Weltmensch soll (mit seinen manchen silberschlichten Fäden) sich mit seinen flatterhaften Gewändern, seinen geradlinigen schweren Zügen und seinen schweren Seemannsgliedern auf den Kopfen der Damen niederlassen, mit seinen verlorenen „Weltgeist", seinen zerstreuten „Sachsheiten" und zerstampften Schuhen verehren. Nun wisst der Weltmenschenhaß. Sie möchte bei solchen nicht ebenso gern angezogen sein als vor dem angefeindeten Weltgeistball sicher? Ein Weltmenschenhaß muß einen Gegenstand haben; eine solche Polarität zu stehen, schon weil der Zusammenhang vom Abend bis zum Morgen, wenn auch nicht bis zu trennen, denn der Abend hatte und so hätte die Tage noch in dicke Schleier und gibt uns so eine unglaubliche Tagestrunkenheit.

Auf dem Weltmenschenhaß ist Alles hell, frisch und voller Erwartung, denn der Name des Balles hat nichts Anderes zu bedeuten als eine große Weltmenschheit, bei welcher der ewig ungleiche Kampf der weißen und rothen Rose ausgefochten wird, und es sich hier nur um einen ästhetischen Kampf oder eine ästhetische Kleidgarnirung handelt. Der Weltmenschenhaß verläuft darum weil an Poesie, aber es liegt im Prinzip des praktischen Humanismus, es sehr zu Gemeinschaften treibt, wenn es auch weiter nicht als den Opfermuthsgang der Aufklärung der einen Abends sieht. Der Weltmenschenhaß wird wieder vom Adelsball verdrängt. Er will auch etwas schwerblütiger und plumper erscheinen als jener, doch mit dem Hauptzuge von ihrem Gesichtskreise nehmen die höheren Aristokraten eine kaltere, gleichgiltigere Miene an, mit dem Abstreifen der Staubschutzkleidung beschäftigt sich auch sie nur mit dem Staubgedanken verbindenden Comfort. Die Adelen, welche in Wien eine bevorzugte Stellung haben, haben bei Aronden, welche sich von den Seiten in der ehrwürdigen Redoute behaupten, ihr tägliches Abendvergnügen. Haben sie über unsere bürgerlichen Herren niemals so spät an Ort und Stelle gelacht, niemals an einen Tanzboden zu gelangen, wie einen lebendigen Körper gestürzt, wie einen an die Mauer gemalten, so muß dann von ihren Prinzipalen ein Aufschwung ausgehen, mit welchem sie sich empfehlen werden zum Tanz, und mit aufgemachter Brust sich in Paare und mit dem Plan schlagen werden, bis die Erfindung eines Tanzgedankens am Morgen die Aufrechterhaltung des nächsten Morgens wird. Ihre Bildung gehört dem Gebiete Schwingen und den Ärmen Rede, und darauf sich sie sich bei eben noch eingebildungen Tanzfiguren.

Die Hofwelt der Gemeinschaften wurde die vornehm Aristokratie, da sie sich bildet auf ihren Namen aufbildlichen muß, zur Erhebung von Rücksicht und Rücksicht auf einen Ball zum Erscheinen. Sie sollen entschädigt werden für die heimliche Finsterlichen in seinen Kämmerchen mit einer dunkeln Farben durch einen Blick in den bunten Aufklärungsgedanken. Der Aufklärungsball läßt in der Aristokratie aller Ehrwürdigkeit. An seinem Tage ruhen die Handwerksmeister der städtischen Ämter.

Wie sich der Volksmenschen Wesen in seinen Bürgerlichkeiten, in seinen neuen Schauermantel zeigt, so spricht es sich auch in seinen verschiedenen Volksfesten, aber wie beständig sich immerhin sein ästhetisches Leben entwickeln mag, so wechselt doch nicht Hauptsache darin als in der Einführung des anderen Tanz.

Wie die Gesellschaften der Adler eine von Gebilde zu Gebilde fortbestehende unsichtbarliche ist, lenkig in ihrem Sinne, gut in ihrem Leben, und abermalig in ihren Aufgaben, so besteht auch das Ideal der Stammgemeinschaften der Wissenschaften über sein bisheriges technisches Moment, da der Staatsmann Adam Wenzel Kaunitz in dem guten Glauben gestorben war, seine staatlichen Zwecken mit den staatlichen Epigonenschaften hier in Hand von staatlichen Künsten gewachsen und gepflegt werden, während eine neuere Philosophenschule sich das große Verdienst erworben, die einzige gewesen zu sein, die sichere großen Wesen ein gutes Leben bestand, und Hoffe seine Grenzen Kommunismus, zu staatlichen verbunden hatte. Für die Gesellschaften sind Gesellschaften Kunst die Art der neuen Wissenschaften zu begründen und sicher die Lösung auch den Tagesfragen allen erschütterten Wissenschaften. Auch sie hat ihre besonderen Wissenschaften und Wissenschaftsfelder, auf denen sie weise Karte die berühmte in und die Stadt zur Erweiterung der Fragen sich benutzt. Die Komplexen der Wissenschaften sind zu bezeichnen, anmaßlichen und bestimmten ihres Geschlechts; eine neuen Wissenschaften mit dem Rechte schwerwiegen Fragen

eher mit dem weißen Ballkleid zeigt uns heute dieselbe lächelnde Auszeichnung, deren bester Schmuck die Sauberkeit ist.

Die Locale, in welchen diese Vergnügungen sich drängen, sind von sehr übereinstimmendem Charakter: das bedeutendste und mit dem berliner Kroll einigermaßen zu vergleichende ist das von Schwander vor drei Jahren erbaute. Wenn uns bei Kroll ein königlicher Prachtbau genug, so tritt uns hier der banalste Theatergeschmack entgegen. Mit Landschaften, wienerischen Garnituren und Stillleben, wie sie etwa das Schild einer Tabakhandlung zeigt, bemalte Wände, grauc Zelte mit rother Einfassung, leichte Strohstühle und Tische darunter, ein dunkeltapezirtes Orchester, Guirlanden und Epheuranken zum Schmucke der Wände, machen so ziemlich das Ensemble eines wiener Ballocals, mit seinen vielen kleinen Seitengemächern, mit seiner Kegelbahn, seinem Kaffeegartentisch, seiner Speisenauflage u. s. w. aus. Bunt, grell, laut ist der immer wiederkehrende Eindruck, den wir empfangen.

Während der ganzen Faschingszeit brennt und leuchtet ein grell colorirtes Transparent an allen Straßenecken Wiens, um vier mal in der Woche das schau- und genußsüchtige Publicum in sein Etablissement einzuladen, und wer das wiener Volksleben kennen zu lernen wünscht, muß es, wie in den obersten Regionen seiner Theatergalerieen, auch in den Kellerlocalen seines Etablissements zu brachten nicht verschmähen.

Das wiener Etablissement ist das Paradelocal für einheimischen Geschmack. Seine bunten Schlangenarme, welche es unter der Erde ausbreitet, lassen uns in einen Abgrund der schmählichsten Faschingsverirrungen blicken, welche nicht allein den Kunstler, den Aesthetiker, den Moralisten, welche jeden nur einigermaßen gebildeten Geschmack in das äußerste Unbehagen versetzen müssen. Doch das Volk wälzt sich lärmend in der dunkeln Gasse fort, um seinen Weg nach dem Etablissement zu suchen und in überfüllten Räumen und in einer von Tabacksdampf verdichteten Luft sich abwechselnd bei türkischer und chinesischer Musik im Tanze zu schwingen.

Recht chinesisch sieht uns ein langer Saal entgegen, in welchem bunte Lampen, wackelnde Papageien, Mohrenköpfe, riesige Statuen, der menschlichen Hottentottenwelt entlehnt, exotische Papierblumen und Bäume uns in die Welt jenes stumpfsinnigen Volks versetzen sollen, das selbst in seinen Schönheitsformen verletzend ist. Wir suchen vor diesem grellen Chaos, d. h. wir winden uns durch einen engen Corridor, welcher mit Gemälden der unzweideutigsten Färbung decorirt ist, und gerathen in die türkische Region. Da schwingt ein Sultan den Tschibuk des Orchesters und rothe, über die Orchesterbrüstung herabhängende Pseudotürkenbeine müssen das musikalisch-orientalische Tableau vervollständigen helfen. Aus dem Abortabmanial entrollen wir in die Schweiz. Ein gewöhnlicher Raum, mit Papiersophas bekleidet, grüne hängende Lampen, eine Wandlandschaft mit dem Zuschauer sollen uns an das Land erinnern, in welchem Tell sich nicht vor einem Kastanienbaume beugen wollte; aber der Wiener findet das noch nicht pikant genug, er umgiebt diese Halle mit ihren Alpenjodlern unterm Glase „Zum Hasbich", und hängt diesen Aermsten als Emblem neben aufgehängten Fischernetzen an und laßt es sich als Gastsammelplatz vervielfältigen. Alpensängerinnen ohne Stimme, überschminkt und überpilzt, trotz der Schweizer, tragen hier ihre — wiener Lieder vor. Aber dies Alles gehört zur Vervollständigung der Schauder- und Mordliteratur des wiener Geschmacks; Derjenige, dessen Auge an diesen elysischen Reizerinnen Gefallen zu finden vermag, wird auch mit Begier „den Mann mit der weißen Feder" lesen.

Aus der Schweiz des Etablissements gelangen wir nach Afrika. Papageien kreischen uns hier entgegen, Affen springen auf Palmen- und Platanenzweigen und eine Hölle, mit Binsenstor gedeckt, beherbergt den Kaffeer, der hier, inmitten dieser tropischen Welt, zur Carousselfahrt einladet. Esel mit englischen Jockeis, ungeschickt zu Pferde sitzend, holpern an uns vorüber, und wir meinen das Widersinnigste aller Faschingsluft geschaut zu haben. Da schlägt es zehn Uhr, und das Volk wird mit gesteigerten Sinnen, wie bei einer öffentlichen Seiltänzervorstellung oder dem Aehnlichen, in seine Grenzen gewiesen, denn der große Faschingsgang beginnt seinen Rundgang durch alle Säle, d. h. die carikaturartigsten Fratzen, welche die Ausschweifung der Geschmacklosigkeit nur ersinnen kann, kommen mit Riesenlorgnetten auf Spinnenbeinen zu Fuß und zu Pferde durch die Säle triumphirt, begleitet von den Athletenthaten der Nebenzimmer, begleitet von Kindern jeden Alters in den unpassendsten Masken, begleitet von bauernhaft aufspielenden Mandolinenklimperern, und angestaunt, umlacht, umjubelt von der Menge ziehen die schwarzen, abgenutzten Larven und Plundermasken weiter.

Das ist Wiens Etablissement! Das sind seine unterirdischen Faschingsfreuden! Gedenken wir, wie viele Tausende Abend für Abend, Monate hin-

durch an diesen Lustgiegleßgkeiten ein Vergnügen finden, so konnte uns fast die Hoffnung schwinden, daß hier ein Herculus das Wunder des Reinigungsprocesses zu vollziehen vermöchte. —

Das musikalische Leben Wiens, um in eine reinere Region zu dringen, äußert sich in Uebereinstimmung mit seiner Literatur, seinen Volkstrachten, Vergnügungslocalen und Sitten ganz wie jene, mehr und oft in der allerunsympathischsten Weise auf, und der Beifall, die ungeheuchelte Theilnahme, welche nur das Publicum den bedeutendsten Leistungen gewähren pflegt, fehlen, selbst und darüber, wie weit gerade der Wiener noch hinter jenem blasirten Musikvolke Berlins ist, welches nur auf einige Minuten in die besten Concerte geht, sich dort gelangweilt auf den Stuhl streckt und bald darauf verstellt, wie sein Urtheil mit schneidender Schärfe über blasirter Kaltsinnigkeit abzugeben. Der Wiener lacht herzinnig zu der einfachen Melodie im einfachen Style vergnügen.

Noch vor nicht länger als 30 Jahren stand das musikalische Leben Wiens auf einer so niedrigen Stufe, daß es in seinen öffentlichen Musikschulen für ein Monatsgeld von 48 Kreuzern den Kindern aller Stände Unterricht ertheilen ließ, und zeichnete sich unter diesen der eine oder der andere der Lehrlinge durch Talent aus, so ermunterte er zu den ersten Gliedern und half die Werke der ersten Meister durchbringen, damit aus jenen zarten Anfängen des Musikvolks ein Strauß und Lanner entsprossen und die Welt der Lauschen in eine neue Bewegung versetzen. Noch heute finden wir inmitten des wiener Strauselebens eine ganz eigenthümliche Musik, die ihren wohlgefällig lauschenden Zuhörerkreis um sich versammelt. Blicken wir unsern Wagen durch die Landstraßer der Stadt, so kommen wir auf kleine abgeschlossene Plätze eines Hofes, wo die Wagen nicht rollen und das Geschäftsleben sich nicht laut macht; hier werden wir Gruppen von Musikanten der sonderbarsten Art gewahr. Es sind Bursche, gewöhnlich drei bis vier Personen, deren Orchester aus einer Flöte, Violine und Zuckharmonika gebildet ist, und die große Ouvertüre gemeinschaftlich vortragen. Ohne Zuhörer durchziehen diese Musiken mit ihren Melodieen die Stadtviertel. Sie halten einander gegenseitig aus ihren Weisungen ab und theilen die Einnahme des Tages, die sich mitunter bis auf drei Gulden beläuft. Natürlich müssen sie auch ihre Pforten zu vielen Concerten halten. Zwei der Männer einer Musikengruppe, mit welchen ich in ein Gespräch kam, waren Familienväter und suchten durch ihre Straßenmusik für die Erhaltung von Weib und Kind, die dritte Person, ein weibliches Wesen, erhielt damit eine Mutter, bei der sie lebte.

In den öffentlichen Localen gilt es, nur Leute und anständige Musik zu haben, welche den Respect hat und dem Ohr schmeichelt, das mit so vielerlei vermag. Hinter Lärm ist ein Mittel und Ziel, aber der Beifall klatscht niemals auf, wenn nur der rechte Ton getroffen, d. h. wenn die rechte Melodienstufe angeschlagen wird.

Haben wir nun einerseits das allerunsäglichste Gewirr und Geklimper von Verschlagung ab und heulen hören, so sucht sich nach einer andern Richtung hin der Sinn für höhere Musik mit einiger Anstrengung geltend zu machen. Berühmte Namen, wie die Mozartfest, kommen locken zu hören.

Ich will nicht wiederholen, was Sie in allen Blättern lasen. Das Mozarthaus steht als wahre Reliquie in Wiens Mitte. Die Mozartliteratur erwachte bei dem hundertjährigen Geburtstage wie die Nachtigallgesänge bei dem ersten Frühlingsschlag. Mozartbüsten, Mozartporträts, Mozartanekdoten und Mozartreminiscenzen belebten alle Schaufenster, alle Zeitungsspalten, und neben dem Schatten des „Don Juan", neben dem Leben, den man ehren wollte, zeigte sich auch der unverhüllte Lebende, der viele Ehre theilen sollte. Das noch wohlgekannte Bild des eins vergötterten Tonheros tauchte gleich einem Revenant hervor.

Bei seinem Anblick erwachten Erinnerungen und Hoffnungen. Auch neue hoffte die Tonwelt in höhere Regionen getragen zu werden. Doch vergebens. Wie sehr auch die Zeitungen erbeten, wie viel der stehenden Vergleiche sie auch aufbieten, die einst so kräftig sich regenden Lyraden wollten seinen Finger nicht rühren. Es ist etwas allzu Gewöhnliches um eine gewisse Naturperiode, es hängt so Vieles, selbst bei den Weisungen des Genius, vom Eindruck des Augenblicks ab, und wer auf der Jagne des Ruhms gehangen, für den gibt es kein Darüber, wol aber ein möglichst Correctes. Was war geschehen, den Talisman zu schwingen; Manchem erschien unerklärlich, warum jetzt berufen wurde, das Mozartsche zu loben, da er mit diesem in keinerlei sympathischer und zusammenklänglicher Berührung gestanden war, wie mit Schubert und Beethoven, und warum es ihm überhaupt wurde, durch sein Lieigsein und Zusammenlesen des Mozartlichen Melodieen einen neuen Charakter aufzuprägen. Allerdings hätte in einer Stadt, die an den Namen Mozart noch eine Schuld

abzumalen hatte, die seine Meisterstellung in der musikalischen Welt nicht zur Anerkennung kommen ließ, als die Negativen nicht in den Nahmen eines Generalbasses als Melodiegemälde drängen durften; statt das man im Opernhaus „Finis Nachts Herr Tannhäuser" gab, hätte statt „Der Jude" verabfolgt werden müssen, und anstatt das „Hosianna" in einem Musikstaale ertönt, hätte das „Requiem" eine Kirche füllen sollen. Ein Kritiker spricht sich darüber also aus: durch den Vorschlag eines „Hauses Zeigel" von Gluck verwirft, welcher meint: Man habe das Publikum durch Ton langen wollen, aber der Musik mehr den Text ohne Text und ohne Tempo und ohne Takt.*)

Nachdem der „Tannhäuser" eine kurze Zeit sein Licht leuchten ließ und mehrfache Ehrungsfeste und Lorbeerkränze zum Ruhm und Schmuck veranlaßte, nachdem so vielfach gerechte Verehrung, mit ihrem alten Freunde an der Newa und Arnstadt's Ritterstadt als Wahrzeichen, zum unsterblichen Ehrgeiz bewegt, nachdem Menschen und Tiere den Kampfplatz verlassen hatten, trat eine Pause der Erholung in den Leistungen ein, die sich das Interesse wieder ganz zur Kirchenmusik gewandte.

Wenndig ist hier die Stiftung der Musik durch die Pflege der katholischen Kirche, durch die hehren Stimmung, in welche wir durch den Geist der Tonkunst, durch die kunstvolle Melodien, durch die Schwingungen des Kunstgesangs in der Andächtigung von Napoleon und Altargruppen hineingezogen sind. Der Chor der Augustiner Brüder, fromm ergeben, markige Stimme, tonreich ergreifender Ausdruck des ernsten Gesichts und andächtigen Gesangs schuf Weihestimmung an unsere Seele, als wären wir nur von fahlen Mauern umgeben.

*) Namen unserer Korrespondenz.

Kürzlich sagte mir ein Künstler, er hätte sich einst für einen großen Musikfreund gehalten, aber entdeckt, daß er Musik nicht als Zweck, nur als Mittel, als Belebung von Darstellungen durch Worte und Tonklänge liebe. Er glaube, Sie seien weniger über sein Urtheil erstaunt, wenn ihr Anblick durch seine begleitet wäre, wie ihn aber diese Aussprüchigkeit ganz überraschend traf. Auch hat mich die Wahl der Komponisten sehr gefreut, besonders in so fern Kirchenmusik ausschließt.

Der Hauptmusikverein wird wenigst in der städtischen Beziehung in Bonn größer als an jeden Orten. In unsern Privatversammlungen wird man nicht, wie in Leipzig und Berlin, von Gönnern und Mitgliedern verfolgt, angeredet und umworben. Die musikalische Betheiligung wird hier mehr angeregt gepflegt. Als die höchste Stimmung in den Kirchen sowie für die Theaterung in Lumnitz's Garten und im „Oberen Zeltig".

Dem Salonkünstlerthume gegenüber, mit seinen Zusammensetzungen von Verdi, wie jetzt, deren Text der Musik's Buch über „Hammelt", wie letzte, und namentlich ist es der Kirchengesang, zu welchem ein reges Gemeindeleben dringt. In den meisten Abendstunden der Knaben und Mädchen wird der Gesang ganz besonders gepflegt, und sein hat in städtischen Kirchenhause hörte ich Haydn'sche und Mendelssohn'sche Quartette von den Schülern aufführen. Auch die Kleinkinderbewahranstalten von drei bis fünf Jahren singen schon ihren einstimmigen Chor mit einiger Haltung. Weniger entsprechend, wenngleich frisch und voller Leben, war der Kindergesang in den von Bauer Kleeheim angeordneten Konzerten auf der Bühne. Das Kindliche widerspricht dem absichtlich Vorgehaltenen, die künstliche Stimme dem geschulten Gesang.

(Der letzte Brief kommt.)

Anregungen.

Nikodemus Frischlin.

Der Verfasser des „Schon Jetzt" hat bereits in seinen Mußestunden in seinen „Unterhaltungen", Bd. II. S. 457. und Bd. III. S. 3. die Aufmerksamkeit auf einen gelehrten Lehrer des 16. Jahrhunderts gelenkt, dessen ausführliche Biographie er jetzt in „Leben und Schriften der Dichter und Philologen Nikodemus Frischlin. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von Ludwig Friedrich Heyne. Mit dem Bildnisse Frischlin's" (Frankfurt am Main, Literarische Anstalt, 1855) herausgegeben hat. Die Zeit, in der Frischlin lebte, die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, verdankt Europa in der Entwickelung seiner ebenso verschiedenen wie höchsten Werth mit großer Schärfe und Umsicht. Er bezeichnet sie in zwei Hinsicht als eine Zeit der „Herausbildung", vorzüglich für das deutsche Volk. Er bemerkt mit Recht, daß der allgemeine Charakter, die Stimmung und Richtung die Beurtheilung einer Lebensepoche am meisten davon abhängt, ob es einer auf- oder absteigenden Richtung angehört, einer Zeit der Gährung oder der Verfallen angehört. Die Durchdringung alle bedeutenden deutschen Lebensmittel von der Mitte des 15. bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts bietet das Abwechselnde,

Aus dem Theaterleben.

III.

Der Mensch gehört nur, so weit er sich der Menschheit in Freiheit hingiebt. Er wird seine Persönlichkeit nur dann vollständig entwickeln, wenn er sich ganz hingiebt.

und will ich von seinen betreffenden Commissionen erst Anweisungen kommen lassen.

Wir hoffen, daß diese Anweisungen nicht von den Bühnenvorständen, sondern von den Verlegern der Literatur und der Gerechtigkeit gegeben werden. Sie werden sich glücklicherweise auch von vielen einzelne unter ganz andern und neuen ist ganz nach Wunsch des echten Mäzenatenthums ginge, so würde man die Lessinge, die bisher nur in Wien, Berlin, München und einigen Fürsten, auf das natürliche Verhältniß der Schauspielkunst zur Production an gemessenen mieten, berliner und hamburger Theatern eingeführt war, zur allgemeinen Regel erheben. Man mag von der Gnade, die ihm Shakspeare bewiesen hat, auch in Betreff der Annahme und Aufführung neuer Stücke an den Bureaux der Intendanten noch soviel Verdrießliches und von dem beglückten Autor mit den nöthigen Verbeugungen Aufgenommenes zu erzählen wissen, es bleibt doch immer ein nicht mit der Zeit im Einklang Schwebend Gericht, wenn man einen lebenden, auf den Ertrag seiner Arbeit angewiesenen Autor bei einer gefüllten Cassen aber schlechten oder Cassenanzeigenden Vorstellung seines mit vor zehn Jahren von ihm geschriebenen und damals mit 20—30 Thalern Gold honorirten Stücks bei andern sieht. Unsere Zeit weiß, was Ehr, was es heißt, mit dem Meister stehen. Sie weiß, daß man in Frankreich und England, wo man das Bewußtsein der Ehrenpflicht gegen die eigenen Nationalgenies gerade im gegenwärtigen Leben kennt, die Autoren am Ertrage ihrer Werke theilnehmen läßt. Unsere Zeit weiß, daß wir in Deutschland meist endliche Bücherhonorare haben nach Maßgabe der, mit einigen Ausnahmen, für die Lektüre Welt ausreichten von Richtern und Magazin. Immerhin ernste Kunst zu ehren ist überhaupt nur der Mühe gekommen. Man kommt ihm so hinterrücks bei Leibe weg und läßt ihn arbeiten, daß ist die verhältnißmäßigste Unterhaltungsgemeinde unserer Lage. Man sieht seinen Grundsatz überall bewährt und im Ehren gehalten. Man nimmt dramatischen Autor, der eine Theaterdirektion einen alten Werth von sich erhielt, kann man weder in Hannover, noch Frankfurt, noch Braunschweig zu einem einzigen Vortheil Glück wünschen. Nur ihn fällt von der Einnahme nicht ein Heller ab.

Der Buchhandel will jetzt bei seinen Negierungen anfragen, nicht etwa, ob, wenn eine Theaterkasse irgendwo in Deutschland durch sein Werk 300 Thaler an einem Abend einnimmt, dem Autor davon 30 Thaler gehören — so weit sind wir in Preußen leider noch nicht mit dem königlichen Theater in Berlin —, sondern: Ob ein Stück, das bereits im Druck erschienen ist, dem Autor noch zu honoriren wäre, falls man es erst später aufzuführen gewollt?

Die Censoren der alten Nachdruckstheorie (Heinsius'): „Ich kaufe ein Buch … in 10 Groschen, folglich ist es mein Eigenthum und ich kann damit machen was ich will und es auch vervielfältigen lassen!“) war die, daß jedes gedruckte Stück honorarfrei, in der Bühnensprache vogelfrei, erklärt wurde. Ich kaufe ein Stück um 10 Groschen; folglich ist es mein Eigenthum und ich kann damit machen was ich will und es auch vorstellen lassen. Warum läßt der Autor es auch drucken!

Diese Theorien ist sehr gut! Sie lässt uns den Vulture gegenüber — verächtlich! Die Position soll nur vorübergehend sein, solange sie in Hoffnungen und Illusionen lebt! Nathanes Quintessenz war: Die Theaterdirektoren haben zu allen Zeiten viel Kosten, davon vortreffliche Vortheile zu ziehen. Sie haben manchem geistigen Dramatiker, z. B. Kaspar, gesagt: „Ihr Stück gefällt mir nicht!“ Der Dichter hätte sonnem eine Mark so oft wiederholen, daß er an die Mangelhaftigkeit seiner Stücke glaubte und es, um nur einigermaßen seine Miete gelohnt zu sehen, drucken ließ, es der Sammlung seiner Stücke einverleibt — kaum erschienen, gab man es überall.

In Preußen ist jedes Stück im Buchhandel oder nicht, solange der Autor lebt oder jedes Jahr nach seinem Tode, honorarpflichtig.

Wir möchten mal die Einnahme sehen, die einzelne Theaterdirektoren machen würden, wenn der Dichter sagte: Ich biete Ihnen die Gerechtigkeit einiger Hundert Mitzeigen an, die Ihnen sämtlich Gelder gegen diese Einwilligung des Gebrauchs des Nachdrucks haben. Sie werden sagen: Darauf ist unser Budget nicht eingerichtet! Gut, gebe so lange dasselbe Stück, bis es genug hat, wird und sich auch für die Berücksichtigung des lebenden Autoren irgendein Posten in unserm Budget ausfindig machen lassen. Sie werden sagen: Daß wir dies oder jenes gedruckte Stück wieder aufnehmen, geschieht, weil irgendein großer Rachen daran spielen will. Und wir Direktoren verlangen dann, daß der Autor für die Aufgebung noch seinen Dank abstatte.

Er thut es auch. Aber dennoch lassen sich die Gründe des Rechts und der Billigkeit behaupten. Heute spielt jetzt der Dichter mit einem Stück, morgen der große Rachen mit einer Rolle. Das Bühnenleben und Bühnenmitleben ist dem Zufall preisgegeben und um es zu ergrün, um seinen Bestrebungen den Muth und die Ausdauer zu erhalten, müssen für das Glück ebenso Normen gefunden werden, wie es deren genug für das Unglück gibt. Das die Regel: Der Arbeiter ist seines Lohnes werth! nicht auf dem Unwesentlichen einem Principien, auf der Marktmäßigkeit einer Gewerbe, sondern beruht, dafür sorgt schon der Kampf, die Rivalität der Autoren untereinander, die Wandelbarkeit des Geschmacks. Das Unglück, daß Frau Birch-Pfeiffer, wie man sagt, um es zu verdienen, gesagt hat, eine „Millionärin“ wird, ist lange nicht so groß als das andere, daß der gewissenhafte Autor, der mit eigenen Schätzungen weniger Erfolge hat, Vortheile entbehrt, wenn ihm einmal das Glück wechselt.

Verantwortlicher Redakteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 23.** Wöchentlich ein Bogen. Jährl. vierteljährlich 15 Ngr.

Bei einem Techniker.

Von Max Maria von Weber.

Wenn das Publikum vor ein Kunstwerk tritt, so war, ehe man noch den ersten Blick darauf wirft, gefragt: Wer hat es gemalt, modellirt, gebaut? Und Jeder, der weggeht, weiß den Namen des Meisters. Findet ihr ein Buch in einem Salon oder im Laden, so seht ihr nur auf das Titelblatt: Das und Das enthält es, Der und Der hat es geschrieben; das genügt, um es zu lesen oder bei Seite zu legen. Hört ihr eine Musik, so fragt ihr sehr verächtig, von wem sie sei, ehe ihr sie schön oder häßlich findet.

Fragt aber wol Jemand, wenn ihn ein Dampfschiff sicher an üppiger Küste hinträgt oder die Eisenbahn in wenig Stunden vom kalten Norden in den schönen Süden führt, oder wenn das Gaslicht die Nacht in Tag umwandelt: Wer erfand den wunderbaren Apparat, der mich so sicher und schnell zum erhabenen Ziele führte? Wer lehrte den dunkeln Kohle den leuchtenden Geist abgewinnen? Jede halbwegs gebildete Kammerjungfer sagt und die Verkäufer der „Mystères de Paris", der „Lampe", von „Onkel Tom's Hütte" oder der „Gesunden Kost" ohne Anstoß auf; jede in einem erträglichen Pensionate erzogene junge Dame weiß sogar Lebensumstände des Dichters der „Ilias" zu erzählen, kennt den Sänger der „Sakuntala" und spricht voll Empfindung von dem großen Herzen des Schöpfers der Stanzen im Vatican. Was gelten aber all die Sphären der Bildung, in denen man errathen wurde, einen Künstler dritten Ranges nicht zu kennen, die Urheber der Erfindungen an, durch welche der Welt eine neue Gestalt gegeben, der Gegenwart neue Bahnen gebrochen worden sind? Wie viele von den hohen Staatsbeamten, die jetzt mit dem Telegraphen die Welt regieren, wissen denn, wer das Gitter erfunden? Wie viele Eisenbahnunternehmer denken wol an Den, aus dessen Hirn die Minerva des neuen gewaltigen Verkehrs- und Kulturmittels sprang? Wer nennt mit noch den Namen des Mannes, der die Natur zwang, sich für die Zwecke der Menschen selbst zu malen, wenn nicht seine Erfindung seinen Namen trägt?

Es gibt keinen Ruhm für den Techniker. Und hat er nicht die Ehre, daß seine Schöpfungen, seine Gedanken denen des Künstlers und Gelehrten als ebenbürtig an die Seite gestellt werden, und erscheint die Technik den sogenannten höheren, geistigen Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft als ein nothwendiges Uebel, noch gilt sie für eine der untergeordneten Glieder des Staatsorganismus, noch klingt durch die Welt, wenn in guter Gesellschaft von ihr gesprochen wird, ein Ton der Geringschätzung, wie ihn der Vornehme so geschickt zu bilden weiß, wenn er sich herabläßt, untergeordnete Personen zum Gegenstand der Unterhaltung zu machen, noch ist die Zeit nicht allzu fern, wo ein Graf in Sachsen sich öffentlich seines Standesgenossen gegenüber rechtfertigen mußte, weil er ein Ingenieur war!

Und nur einzelne Namen, die Einige einer Hand zeichnen hin, sie daran herzuzählen, haben

im Chor der großen Welt einen Klang gewonnen, nicht weil diese Welt die Thaten der Männer, die sie trugen, nach Verdienst schätzte oder auch nur kennte, sondern weil sie dem Einflusse nicht widerstehen konnte, den das immer wiederkehrende Nennen dieser Namen auf sie übte, die in die Geister drangen wie die Tropfen in den Stein, weil unvermeidlich wie der Tropfenfall das Vergessen der Werke der Träger ihrer Namen war.

Das Geschick theilt mit den Namen des Archimedes, Gutenberg und Schwarz bei den großen Schöpfern der Neuzeit: Stephenson.

Ein guter Geist hat es gefügt, daß der Ruhm dieses Namens durch zwei Generationen mit gleichem Glücke getragen worden ist. Die großen Thaten, in denen der Vater den ursprünglichen Gedanken gab, den er zum Keimen trieb, hat der Sohn mit gleich ursprünglicher Energie und Kraft zu seiner und seines Vaters Ehre in das Leben geführt, sodaß es gleich ist, wenn man jetzt den Namen „Stephenson" ehrt, ob man damit den Vater oder den Sohn meint. Beide Männer sind herrliche Sprößlinge jenes Geistes, dessen Hauptelemente zusammengesetzt Wollen, hoher Sinn, klares Schauen und bildsame Thatkraft sind, den der Engländer gern als seinen Nationalgeist betrachtet und mit einem edeln und tiefsinnigen Worte Strong Sense spricht nennt, wobei er freilich den derbigen Sachsen seine Schmeichelei sagen will.

Unter dem Einflusse von Georg Stephenson's, des Vaters, Geist und schaffender Hand combinirten sich die bis dahin getrennten Elemente der Schienenwege, die erste wirkliche Eisenbahn wurde gebaut, die erste Locomotive, welche die Herrschaft des Eisenbahnwesens ankündete, rollte auf den Gleisen mit einer damals ungeahnten Geschwindigkeit, die den Erbauer selbst überraschte, dahin.

Unter der Pflege des Sohnes wuchs das Kind zum Manne auf. Hatten die Apparate des Vaters Lasten von 100 Centner Gewicht mit mäßiger Geschwindigkeit bewegt, so eilten die Maschinen des Sohnes mit ganzen Regimentern von Infanterie und Cavalerie, mit Tausenden von Passagieren, 12—15,000 Centner schweren Güterwagenzügen mit einer Geschwindigkeit dahin, die mehr einer planetarischen als irdischen gleicht. Der Zauberstab, den der Vater dem Sohne in die Hand gedrückt hatte, ließ die Distanzen der Erde auf ein Minimum ihres Betrags einschrumpfen, machte Hungersnoth unmöglich, indem er die Ausgleichung der Producte der entferntesten Gegenden gestattete, gestaltete die Form der Kriegführung um, hob den Wohlstand der Länder und Völker, und indem die letztern so wunderbar miteinander, lehrt sie sich gegenseitig so gut kennen und verstehen, daß über kurz oder lang die Scheidemauern zwischen den Nationen fallen müssen, die Unkenntniß und Vorurtheile gegossen haben. Wo war bei Gutenberg ein stärkeres Mittel der Humanität als hier, welches den Namen Stephenson führt?

Robert Stephenson der Sohn baute diejenigen Linien der englischen Eisenbahnnetzes, welche die Hauptarterien des Ganzen sind, die Unendlichkeit von Detailler bei den großen Neuanlagen älterer Zeit auf sein Genauste und begründete im Jahre 1822 die große Zahl von Locomotivfabriken in Newcastle, aus welcher seitdem über 1000 Locomotiven hervorgegangen sind, alle nach seinen Ideen und Plänen, jede immer schneller, stärker und vollkommener wie ihre Vorgängerin und Muster für alle Fabriken gleicher Tendenz der Welt. Auf der Höhe der Mannskraft stehend, ist er jetzt der Chef der Eisenbahnbaukunst und seine Pläne für die Durchstechung des Mont-Cenis, seine Bearbeitung der Eisenbahn durch die Wüste zwischen Kairo und Suez und vor allem der Bau der Britannia-Röhrenbrücke über den Menaikanal haben gezeigt, daß seine Kühnheit und Geistkraft bis in die neueste Zeit gediegen sind. Seine Vorschritte auf dem neuen Gebiete, die wirklichen Eroberungen gleichen, haben ihm in England den wirklichen Beinamen „Hengist of railways" eingetragen. Hochgeehrt vom englischen Volk und der Königin, die ihm zwei mal den Adel angetragen hat und zu seinen Lebzeiten schon seine Erzbüste für Westminster gießen ließ, lebt Robert Stephenson zu London, unermüdet seinem gewaltigen Geschäftskreise, der ihn bald nach Aegypten, bald nach der Türkei, bald nach dem Continent führt, vorstehend.

Doch erwuchs der Bedeutende auch Bedeutendes in England und so gestattet denn Stephenson ein gewaltiges Einkommen zur See in eigener, wundervoll eingerichteter Jacht, zu Lande mit fast fürstlichem Geleite zu reisen.

Ich war bei ihm durch seinen Freund Lindley eingeführt, dem Hamburg seine herrlichen Schleusenbauten verdankt, und schon im Jahre 1844 hatte er und sein großer Rival, Isambert Brunel, dem jungen und studienfrischen Manne mit dem ganzen Gewicht seines Einflusses Vorschub geleistet und mit eine Reihe von Empfehlungsbriefen auf meine Kreuz- und Quertreise durch England, Schottland

und Irland mitgruben, sie, wie ebenso viele Bestrebungen auf Belehrung und Wissen, nur von den edlen Männern des Adels durch Zahlung in kostbaren Rennen und Zuchtpferden honorirt wurden. Ein Jahr später führte mich eine Instructionsreise im Auftrag der Regierung an den originellen und schönen Prachtbaumwerf des Grafen, die Pettomna Nobelstraße, welche ein Werk Stephenson's ist. Ich sah auch Bangor und fand die Stadt voll von der Kathedrale, dem Stephenson da sei. Da war, als sei ein Zirkus gekommen. „Do you know?" fragte mich die Wirthin des Schwan Hotel, wo ich abstieg, „the great engineer is here?" Sie hielt es für überflüssig, einen Namen hinzuzufügen, der augenscheinlich Schutz, mit dem ich reiste, so genau das Vorzeichen nannte. „We invited many the Bruke when" Ich ist eben Zeuge sein zu treffen, doch kann es Jahre haben, wir trafen aber auf der Brücke Stephenson treffen und das ist ein Glück" und blieben nur, so lange es ihr sparen ist war sie."

Und wie ward ich bewundert und beglückwünscht, als Stephenson mich erkannte, da mir die andern Morgen auf dem Lande der Nationalität gelungen hatte und er mir die Hand schüttelte. Da war ein ganzer solcher Augenblick. Die Trümmer des gewaltigen Werks umgab die Wildheit des großen Mannes wie die Welt ihren Schöpfer umgibt, klar und sonnig lag ein sanfter Herbstmorgen auf den steilen Hängen von Wales und den Höhen der paradiesischen Insel Anglesea, die blaue See auf unter uns brauste mit weißen Schaumbrandungen um die Pfeiler der Brücke, unter denen ungeheure Eisenjochen ein großes, oberwähnt Tamper, eine Brücke, ein Kriegsschiff mit vollen, hohen Masten, schwellenden, weißen Segelwerke und flatternden Wimpeln dahinzogen. Von dem Gedränge der reichen Flotten, die kein Hafen hält, aber das Meer hin sicher verteilt, von den Armen des Hafens hält, dessen riesige Wellenarme weite unsere Schritten drohten, sammelte sich die Mannschaft unmittelbar auf der Brücke, hinter der das Bild dieser großen Arbeitsstadt zurück schwand und sich entfaltete. Da ist keine brutale Industrie, hoch, bleich, schmal, dünn umlodt mit qualmenden Schlöten, sondern ein kräftiges Gebäude kräftigen Denkens, kräftigen Wollens, hat gemacht gegen die Wurfgeschosse des Lebens, umraunt von der Glut der Sonne Aegyptens und Italiens, belebt vom Hauche der Seemannluft und der Stürme. Mit Stolz Blick sprechend, der den Bau geleitet hat, schritt Stephenson vor mir her und blickte ernsthaft zurück, den Lagen einer der vier heroischen marmornen Löwen halten, welche den breiten Eingang der Röhre bewachen. Er stand den Gefangen auf einer hohen Lagen, nahm den Hut ab, schaute den Kopf zurück, betrachtete über das Haupt der Löwen hin, was ihn hoch überragte, die ägyptischen Steine der thurmhohen Pfeiler und sagte dann halb für sich: „It is well done" Ob es den Kopf der Löwen oder die Brücke hätte meinen, weiß ich nicht.

Der Tag verging, ohne daß ich fremden ein Gefühl von ihm, das mich umfing, Tage hindurch Menschen, Irland herrlichen Bildhauer und seinen Kunstfreund Hervorrufen, Amerikas großen Schriftsteller, bei ihm kennen zu lernen.

Da war am 12. September 1847, als ich zu einer nach Mount Vernon Street in Bloomsbury hinfuhr. Da geschahen mich seinem, als ich Blickmeiner Uhr, packte, daß ich mich zu einem Manne begab, für dessen Gefühl schon der Sockel zu reden in der Nationalhalle Irlands Grüße sand.

Da war mich für Einsamkeit und so kam es, daß im selben Augenblicke, wo mein Wagen vor dem Hause Stephenson's hielt, er selbst mit einem andern Herrn in die Thür trat. Er begrüßte mich sehr herzlich nach seiner ernsten Weise. Wir stiegen eine Treppe von durchbrochenem Eisen, in welche die mit rothem Plüsch belegten gemmarmornen Stufen eingelegt waren, empor. Auf einem Podest blieb er stehen und deutete auf die ernsten Treppenthüre, die hier in ein Capitol endlich. „Haben Sie das entsetzende marmorne Gesicht aus Neuvilla auf der Ausstellung gesehen?" fragte Stephenson. „Sie meinen die berühmte griechische Statue von Hiram Powers?" „Ja wohl! Das keine, gefährliche Weiber hat mein altes Junggesellenherz gefangen", lächelte er im Weiterstehen. „Ich hatte das Bildwerk gesehen und meine Liebe schon bezahlt! Es soll da kostbar sein" Stephenson, sein Geschäftsleben, sagte mir später, hat es 2000 Pfund Sterling für die Statue bezahlt habe. Wir traten in einen kleinen, aber wohnlich behaglichen und geschmackvoll dekorirten Salon; auf buntfarbenen Wänden einige gute Bilder und Kupferstiche, persische Waffen, dazu Damascenerklingen, Pistolen und schwere Streitäxte von orientalischer Arbeit. Auf einer Staffelei sah eine altitalienische Dame von schönem englischen Antlitz von der Wand, neben ihr ein dreischneidiger Mann mit einem mächtigen Kinnbarte und prächtigen, gelockten Haaren, der, als er bei seinem Eintritte aufstand, eine herrliche, aber alte Statur zeigte.

Der Lump stellte mich Stephenson vor, indem er mir seine Schwester nannte, die ihm, einem poor old bachelor, die Haushälterei mühte und es möglich mache, daß zuweilen doch auch hübsche Frauen in seinem „einsamen Junggesellenleben erscheinen". In dem Herrn lernte ich den Vater Marochetti kennen, der, als er meinen Familiennamen hörte, mir eine der enthusiastischen Männerhände reichte, die ich zu schätzen und mich als Adeptin der Kunst vom ersten Worte begrüßte. Marochetti spricht vortrefflich Englisch. Wir kamen bald in ein lebhaftes Gespräch, er frug mich nach Rietschel, Rauch und anderen Künstlern, die ich mehr oder weniger kannte, bewunderte Deutschland um der Geister und schätzte seinen gelehrigen Kopf zu dem Entgegenkommen, der die Amazone des Juwelen damals in London ertrug. „Ihre entrüsten, den schönen ist den größten Teufel sind" sagte er. Dann lenkte er meine Aufmerksamkeit auf Stephenson's Erscheinung hin, der mit einem hohen eingetretenen jungen, interessant aussehenden bärtigen Manne im Gespräch am Fenster stand. „Ist es nicht ein Mann", rief er aus, „dem man es ansieht, daß er in Ehren gealtert werden wird?"

Stephenson ist eher groß als klein, sein Körper kräftig gebaut und wohlproportionirt; er hält sich so gerade und aufrecht, als sich viele für einen englischen Gentleman schickt, der nicht für einen Soldaten gelten will; seine Bewegungen sind von einer ihm ganz allein eigenthümlichen Sicherheit und Unbefangenheit; man konnte sie mit denen einer Maschine vergleichen, wenn dieser Vergleich nicht die leise, männliche Grazie ausschließe, die Stephenson beimohnt. Sein Kopf ist schmal und hoch, Mund, Backenknochen und Zähne charakterisch und markirt, wohlausgebildet; das etwas tiefliegende Auge hat einen Blick, ruhig und unbeweglich wie das Licht eines Planeten, sodaß es verwirren und verlegen machen kann, und dem man es anzusehen meint, daß er den Metallen ihre innersten Eigenschaften abzulauschen im Stande ist.

Der Betrachtete trat auf uns zu, als er merkte, daß er Gegenstand unseres Beschauens war, und sagte: „Der Ritter kann es seinen Augenblick vergessen, daß er ein ähnliches Bild von mir liefern soll"; dann stellte er uns den Neuangekommenen vor, den ich erkannt als den wegen seiner Gelehrsamkeit berühmten Gasbrenner von Eisenbrücken, Wild, nennen hörte. Ein feiner, schlanker, schwarzgekleideter Gentleman von heller Farbe mit geistvollen, blassen, etwas scharfen Zügen, die dunkles, ziemlich langgetragenes Haar wie mohlkleidend umgab. Sein Auge hatte etwas Unstetes und Fragendes, was mich störte. „Ich erwarte noch Sonnborne", sagte unser berühmter Wirth, „der auf Aegypten zurück ist, Starbuck mit seiner reizenden Frau und dann meinen tüchtigen Gegner und Namensvetter Stevenson aus Boston, mit dem ich gestern um sein Wettersschiff, die Jacht - America -, die unserem Jachtclub eine schmähliche Niederlage beigebracht hat, gehandelt habe, leider ohne Hoffnung, da Lord E. viel höher hat."

Die Genannten traten rasch nacheinander ein, zuerst Sonnborne, von dem die Speculanten an der Börse über die Landenge von Suez und durch den Mont Cenis berichten. „Ob er Arabisch schießt?" rief Miß Stephenson aus, als er mit seinem braunrothem Bart um Mund und Kinn und von afrikanischer Sonne gebräuntem Teint eintrat, jung, aber klein als groß und rasch beweglich, viel mehr einem Deutschen als einem Engländer ähnlich. Es überraschte mich daher kaum, als er mich im geläufigsten Deutsch ansprach. Sodann kam Starbuck, der als tüchtiger Geschäftsfreund Stephenson's vielen Deutschen bekannt ist; alle Jahre frühmorgens zu happender Vogelschießgenossin, die goldene Brille bis auf die Hälfte der knochigen Hasennase herabgeglitten, erbeugten, rauchen Ganges, an seinem Arme eine reizende, zierliche Engländerin, deren feines Teintgesicht in einem Rahmen von schweren kastanienbraunen Locken ruhte, seine Frau. Der letzterscheinende war, wie in der Komödie, der Held des Tages, der Amerikaner Stevenson, den sein berühmter Namensvetter mit wohrhaftem, aber edel männlichem Respect begrüßte, am Arm faßte und, gleichsam als sei er die Dame seines Herzens, zuerst in den Speisesaal führte, dessen Thüren zwei „gentlemanlike" gekleidete Diener in demselben Augenblicke öffneten, wo der Amerikaner in das Zimmer trat. Der Ritter Marochetti warf einen neidischen Seitenblick auf mich, da er, als der Aeltere, Miß Stephenson zu Tisch geleiten mußte, während die Gattin Starbuck's mir die Ehre erzeigte, ihren kleinen weißen Handschuh in die Biegung meines Arms zu legen. Ein hochhängender Kronleuchter mit Moderateurlampen sammelte ein behagliches Licht auf die von Krystall, Silber, Blumen und Südfrüchten blitzende Tafel, während dichte Vorhänge den Rest des Tageslichtes ausschließen und seine Verzierung, sein Bild auf den dunkeln Tapeten die Aufmerksamkeit von den Freuden des Mahls ablenkte. Der beinahe schwarze Hintergrund ließ die Gestalten der Diener kaum erscheinen, deren Schritt lautlos auf dem dicken Tep-

[illegible] Schatten [illegible]

stellen die Post bei weitem noch nicht so vollkommen, als es von ihnen nach den Summen, die ihre Erziehung und Bildung gekostet hat, zu erwarten wäre. Bei Ihnen in England hat sie mit unendlich praktischem Sinne auskaufenden Verschmelzung von vielen Bahnen zu einem großen Ganzen, die Errichtung des großartigen Rechnungsbüreaus zu London, das die Verkehrsbewegungen der meisten Bahnen besorgt, unendlich viel zur besseren Regelmäßigkeit dieser gewaltigen Verkehrsmittel getan. Vor allem aber ist es das Heil der Bahnen in England, daß sie zwar entschieden in Bezug auf die Construction der Betriebsmittel zurückgeblieben sind, dabei aber ein System der Personen- und Transportwagen, wenn es gleich ein altes ist, einheitlich für fast alle Bahnen durchgeführt haben. In Deutschland hat man auf das tollste experimentirt, große, kleine, kurze und lange, niedrige und hohe Wagen mit vier, mit sechs und acht Rädern gebaut. Nun sollen jetzt nach dem Zusammenschlusse der Linien diese Wagen auf allen Bahnen circuliren. Dadurch ist eine so praktische Construction der Stationen wie in England und Frankreich, wo ungeheure Perrons auf sehr kleinen Flächen hergestellt werden, unmöglich geworden und wenn die Perrons sehr breit, so ist vorauszusehen, daß auf sehr vielen Stationen Gedränge, durch Anhäufung der Passagiere, entstehen werden, trotz der ungeheuren Flächenräume, die unsere Bahnhöfe einnehmen. Man spricht in Deutschland jetzt mit Entsetzen hier und da gespalt haben, stets sich an Unterwerfung des Innern und Aeußern und kommt so zur freie Entfaltung der Kräfte. Deshalb ist die deutsche Administration sehr theuer und die Ausgaben betragen meist 50—60 Procent Einnahme, während sie der englischen und französischen selten 35—40 Procent übersteigt."

„Das ist Das, was ich auch in Deutschland wahrgenommen zu haben glaube", sagte Swinburne; „doch rühmt man sehr die Sicherheit des Verkehrs auf Ihren Linien, man hört selten von Irrungen und Verletzungen der Passagiere." „Das ist begründet", erwiderte ich, „doch fordert der Transport von einer Million Menschen oder Centner Güter verhältnißmäßig nicht viel weniger Opfer in Deutschland als in England; nur sind es dort viele Beamte des Dienstes, hier viele Passagiere, die zu Schaden kommen. Doch sind die Verkehre so unermeßlich verschieden, daß die Zahl der Unglücksfälle viel größer in England scheint als sie in der That ist. Es sind im Jahre 1852 in Sachsen 2 Millionen, in Preußen 10 Millionen, in England aber 90 Millionen Menschen gefahren und beziehentlich 16, 80 und 700 Millionen Centner Güter transportirt, dabei aber in Preußen 41 Menschen getödtet (worunter freilich nur 3 Passagiere) und 53 verletzt, dagegen in England, wo in einer kurzen Schicht, 212 getödtet (34 Passagiere) und 286 verletzt worden. Vertheilt man diese aber auf die transportirten Zahlen, so stellen sich die Verhältnisse nicht eben sehr zu Ungunsten Englands. Da nun die Gefahr mit der Anzahl der Züge wächst und zugleich im Verhältniß die Anzahl der Unfälle in England nicht viel größer als in Deutschland ist, so hätte gerade dem englischen Sicherungssystem der Vorzug vor dem deutschen zu geben sein. In diesem kommt in England noch die weit größere Geschwindigkeit, welche die Gefahr nicht mindert; sparen muß man den Herren Engländern in Bezug auf die Eisenbahnwesen die Palme vor allen andern Völkern lassen."

„Sie haben Recht", ließ sich Stephenson vernehmen; „Das, was man als das Machwerk, das Resultat einer Sache bezeichnen kann, darin taucht der englische Kopf, der englische Sinn seinen Pinsel, hingegen stimmen wir den Franzosen mehr Sinn für feinige Organismen, mehr Beweglichkeit in der Administration ein. Sie sind Praktiker, wir mehr Empiriker. Den Deutschen scheinen wir es, daß sie gelehrter sind als wir, mehr nach Principien verfahren; Ihr Werner, Ihr Liebig, Ihr Humboldt haben die Welt in neuester Zeit noch sehr allgemein gültige Gesetze kennen gelehrt. Wir verehren diese Männer hoch!" „Wie seltsam ist es daher", äußerte ich, „daß in Deutschland, bei allem Hinstreben auf Bewußtsein, Kunst und Wissenschaft, in unserm Fach die derbe Werkmeisterthätigkeit an den meisten Orten mehr Autoritätsvertrauen genießt als die Geschicklichkeit des gebildeten Mannes, der aus den oberen Schulen, die man so langsam pflegt, hervorging, den das Leben in allen Sphären recht und bildete? Ein alter Praktiker ist die empfehlendste Bezeichnung des deutschen Technikers, als ob die kritisch und geistvoll benutzte Wissenschaft nicht die Praxis aller Zeiten einschließe!" Swinburne lachte und rief: „Das ist sehr natürlich! Die Gelehrten haben den Deutschen zu allen Zeiten sehr viel Ehre gemacht, jederzeit aber, wo sie sich in das Leben mischten, sei's nun in Politik, Technik oder Kunst, barbarisch viel Geld gekostet. Das Publicum ist

haben in das Grünen gefallen und mehrmal nun abwall da, wo es ins Gut gilt, Lemmingen, an dem es das Wesen des Geschicken, ist es auch nur an geschickten Sitten, so gewahren glaube." „Ohne Schmeichelei für meinen edlen Gastherr", sagte Stephanion, indem er einen schlauen Blick schmeichelnd auf seinen und Hippolytos Mutter durchschweifen ließ, „muß ich gestehen, daß ich von den Amerikanern eine neue Sorge in der Luft erwarte. Der Gewinn der Zeit der Kraftersparung und Raumverkürzung ist in diesem Falle so gewaltig fortgeschritten. Will man mehrfach Waren und Personen in der Zeiteinheit befördern, so muß man in das unendliche Experimentieren gehen." „Hat doch haben wir noch keine Dampfmaschine gehabt!" entgegnete der Amerikaner selbst.

Damit ist das Gespräch auf das wunderbare Dampfroß und Brückenhaus im Allgemeinen und es wurde gesagt: „Nicht in technischen als Verbesserungen im Praktischen. Keine Kunst hat schlechterdings so lange ohne Fortschritt auf primitiven Standpunkte behaupt. Die Brückenbauten Trajan's in Dakien, Mamurra Kaiserpalast bei Rom, beide fast 2000 Jahre alt, sind so kühn wie die neuesten Werke dieser Art, und der 1000 Jahre alte Aquädukt von Spoleto, unter Theoderich gebaut, übertrifft sie alle an Höhe, an Größe und Kühnheit. Wir haben in 70 Meilenbauten nichts weiter gelernt als weitere und höhere Bogen zu spannen, das ist der ganze Fortschritt der Eisenbrückenbau. Ein Technikus des Jahrhunderts, der Eisenbrücken baut, kann sich nur in der weiten Oekonomie der Massen und vor allem in Verminderung der Hülfsmittel zum Bau seine Größe und Ruhmes erstehen. Seine Kunst ist auf ein Minimum einzuschränken, in das Maß des guten Technikers. Englischer und Amerikaner hat den Deutschen darin weit überragt, die Gerüste aufzuhalten, welche mehr Mühe wie Arbeit, nicht mehr wie Mittel erfordern. Das Gerüst des Aquäduktes von Roquefavour bei Marseille, der 280 Fuß hoch ist, kostet mehr wenigstens wie das der Weichselbrücke bei Dirschau, deren Höhe kaum ein Drittel davon beträgt. Der Techniker unserer Zeit, der nicht leichte Gerüste construirt und den ganzen Umfang der heutigen Mechanik zur Ersparung von Kraft-, Zeit- und Geldaufwand in Anspruch zu nehmen versteht, hat von den 20 Jahrhunderten, die seit den Bauten der Römer verflossen sind, nichts gelernt! Doch ist der Stein auch nicht mehr das geeignete Material für den Brückenbau. Wir bedürfen der ewigen Dauer der Steinwölbungen für unsere Zwecke nicht mehr. Wir wollen nicht Verkehrsstraßen in Jahrhunderten, sondern Wege und Mittel des Augenblicks mit dem Jahre! Nicht beschaffen, weltgeschaut müssen die Brücken der Gegenwart sein; nur die schnellste, kunstvollste mäßige Construction kann ihre Aufgabe lösen. Wie der Hängebrücke, der Draht- und Schwebebrücke Spannung fast das 10 Jahrhundert in die ungeheure Form der Brückenwölbung, in dem Maße das Material, seiner Eigenschaften der ganzen Construction seiner Lage, und auch die Schönheit der Brücken bedingen lagen mag, so dürfen wieder Form gilt es heute. Und erfinderisch und in vielen Fällen der Eisenbrückenbauer, der gleichen Kühnheiten repräsentiren, weit mögen sie anstehen, hat sich aber der Eisenbau bereits die ästhetischen Gesetze zu fühlen, denen durch seine Form genügt wird, so wird er sicher auch seine Aufgabe nun der technischen Vollkommenheit eine hohe Befriedigung empfinden, die der Kunst verloren worden ebenso nahebringt wie der Natur seine Schönen eine Regelmäßigkeit vom Gesichte an einer schönen Maschine vermindert ist. Lehrmeister in allen Beziehungen und Vorbildern der Eisenconstructionen der Vorzeit zu suchen, die den Bedürfnissen ihrer Zeit in hohen und Kunst gelebt."

Man hing sich auf unsern berühmten Bruch und stand dort von allen Seiten an, während Marschall ab in gehobener Stimmung als einem der Glückliche seinen Befehl hinzufügte, von der Königin Besitzen zu sein, die Jagd der Männer, der von allen Bürgern kaum mehr als Zuschauer den Gesetzen der Zeit, sondern als einer der Gesetzen der Zeit selbst betrachtet wurde, für die Welt wiederzuholen in Gut zu kommen. Als auch sich der lebhaftesten Anklang fand, rief Stephanion: „Still, still, meine Herren! Ich mir's doch, wenn der Mut, der heut an meinem altmodischen Bruder mit Spaß und Hohn herumarbeiten, als gewiß es an meinem Leibesleben' Und doch gibt es so viele edlere Werke als ich bin. Du hast meine beiden prächtigen Knabe Freund und Antheus' Du haben mich am größten Tage meines Lebens herrlich gekrönt und zugleich erhoben. Ich war beim Bau der Brunnenbrücke, am Morgen, als die erste Rohre, 24,000 Centner schwer, durch die Luft auf den Pontons, die ich darunter gebunden hatte, von einer Lagerstelle am Ufer aufgehoben und auf die Pfeiler gesetzt werden sollte. Der Tag graute noch nicht, ich aber, natürlich rudelos, war auch und unten an der Maschinerie. Vom Gelingen dieser kühnen Operation, das von

in den dunklen Straßen bewerkstelligt wurde, hing meine Ohren und mit meinem Auge meine Gedanken ab. Um 10 Uhr sollte der Lotse kommen. Es war windig und die Straße ging mit hohen Wellen, die man Dank an das Licht durch die Nacht tanzen sahen konnte. Wachthuer trannten, die Hunderte von Dampfschiffen waren auf ihren Posten. Auf jeder Seite der Menaistraße standen mächtige Minen, welche Explosionen bewirkten, durch welche die ungeheure Kraft der schwimmenden Riesen gezogen und auf bestimmte Stellen gelenkt werden sollte. Von dem guten Zusammenwirken dieser Minen an beiden Ufern hing Alles ab und doch schlief es mir gerade nur an einer recht unsichtigen, nichtigen Imagination, die zum Befehligen dieser Leute nach Maßgabe jener Signale zu bestimmen gewesen wären, die ich, auf der schwimmenden Riesen stehend, nach beiden Seiten hin geben wollte. In solcher Seele unruhigen wie je zuvor in meinem Leben stand ich im Dunkel an dem verhängnißvollen Ufer. Da wurde ich angerufen, und aufblickend sehe ich meine beiden berühmten Freunde vor mir stehen, die mir ihre Dienste für diesen Tag zur Verfügung stellten. Ich bin nicht poetisch, aber ich versichere Sie, es war mir, als seien die guten Engländer liebe Engel. Und als nun der Augenblick des Abgangs kam, das Niederwerfen der Ruder mit den Pontons und Hunderten von Menschen auf der trockenden Flut der Menaistraße schwamm und Alles, Ufer, Wald und Leben, von einem Rade der Minden an den Ufern abhing und ich, auf der Riesen stehend, bald mit der, bald mit einer Hand winkte, nach rechts und nach links Signale gab und auf jeden solchen Wink die Stimme eines meiner Rivalen ertönte, der mit der Sicherheit und Ruhe, die ihn zum Meister machten, bedächtig in meinem Sinne commandirte, da gab es den größten Augenblick meines Lebens, ich fühlte mich größer und groß und doch soviel kleiner als die beiden Männer, die meinem Winke folgten, um einem Rivalen zum Gelingen des kühnsten Werks seines Lebens zu helfen."

In dieser Stelle war die Gesellschaft der Erzählung gefolgt, man hatte zu essen aufgehört und Stephenson selbst wußte die Stimmung passend zu leiten, indem er dem Gefeierten Brandt und Kothkäse reicht, dem wir freudig beistimmten. „Mein Gott", sagte Mrs. Stanbuck, indem sie die langen Locken zurückschüttelte und das Champagnerglas, in welchem sie bisher das Steigen der Perlchen aufmerksam beobachtet hatte, an die Lippen führte, „alles das, was die Herren erzählen und sagen, war erstaunlich wichtig und, entsetzlich langweilig ist es auch!" Verstohlen tuschten wir Alle, wie wenig Rücksicht bei der Wahl der Gesprächsstoffe auf die Unterhaltung der Damen genommen worden war. Mit Stephenson rückte lachend den Stuhl und rief: „Das sind so meines Bruders Kniffe, liebe Amy! Sehr respectabel, sehr respectabel! Ich bemerke aber oft mein Mißfallen, daß bei den Gesprächen der ehrenwerthen Herren so selig auf dem Kanapee schlafen darf." „Da sehe Sie Herren", rief Stephenson, „wollen auch einem alten Junggesellen mit seinen Ansichten die Privilegien kommen können."

Die Damen sahen und wir den Kaffee allein, die auf dem Tische hin- und hergereicht begannen. Die Stimmung wurde vortrefflich und Stephenson kam bald auf den Gegenstand zu sprechen, der damals nicht allein die Techniker, sondern sogar die ganze selbstständige Männerwelt Englands lebhaft beschäftigte: es war dies das schon erwähnte wunderschnelle Fahrschiff „America", das unser Tischgenosse, der Amerikaner Stevenson, gebaut, in welchem er die Ueberfahrt von Neuyork nach Liverpool in acht Tagen gemacht und dann sämmtliche Fahrschiffe der hochgerühmten Fahrclubs von Alt-England im Sturm besiegt hatte. Und schon war gleichsam der sarkastische Ausdruck für die Gefolge geworden, die der Schiffbau der Amerikaner über den der Engländer davongetragen hatte. So wurde von den reichen Mitgliedern des Fahrclubs entworfen, wie man ein schönes Pferd entwirft. Auch unser Wirth Stephenson, Mitglied des Fahrclubs und Besitzer eins der schönsten Fahrschiffe, hatte sich bemüht, das Seine dazu beizutragen, das zu leben man von London herausfährt nach Portsmouth, wo es sich auf den kleinen Wellen vor der Insel Wight ebenhaft und fein wiegt. Jedermann in England interessirt sich für See, Seeleben und Schiffe. Wettfahrten mit Ruder- und Segelbooten lassen Tausende am Ufer der Themse durch Cheers und Hurrahs ihren Antheil kundgeben; der Engländer kann nicht zwei Schiffe in Bewegung sehen, ohne Vergleiche, vielleicht auch Wetten über die Segelfähigkeit derselben anzustellen. Drollig sah es zu sehen, wie die Passagiere eines schnellen Themsedampfers sich bemühten, wenn derselbe an einem langsameren Schiffe vorbeirannte und wie die Passagiere des letzteren sich sämmtlich bald verlegene oder verschämte Gesichter schnitten, als sie das Verdienst des Schiffs, das sie auf fünf Minuten benutzen, ihr eigenes. Ueberhaupt unterzieht sich das Publikum ei-

mit vollen Segeln den unbequemen Kurs[illegible] gen des Capitains, drängt sich um das Schiff zweckmäßig zu drehen, hinten, an der Seite oder vorn zusammen, um um die Ecke zu haben, einen andern Dampfer, der bisher vorausgewesen, zu überholen und ein Jubel entsteht, wie er nur in England hören ist, wenn der siegende Dampfer das Ziel des Wettlaufs dann vor einem Aug[illegible] von dem des Gegners beigeht.

Der Ausgang des schnellen Dampfers auf der Themse ist auf acht Tage lang eine der gewöhnlichen Fragen der Stadt. Wo aber das Publikum gabt, und kennt, da verschafft sich der Schiffahrt des Vergnügen und Gelegenheit zu Wetten, hier schnelle Schiffe zu besitzen, zu lenken und durch immer vervollkommnete, elegantere Bauart der Schnelligkeit immer weiter zu treiben. So entstanden die großen Modelle der Schnellsegelnden, doch auch Hochseeschiffe und Regatten, zum Theil sogar leicht bewaffnete Schiffe, die unter dem Namen Jachten mit Vorliebe von den an der Küste gelegenen Schlössern der englischen Großen ausfliegen und das Auge der Einwohner durch unnachahmliche Eleganz ihrer Linien, unendliche Sauberkeit und Zierlichkeit entzücken, so daß man oft, wenn sie wie Wasserlilien vorübergleiten oder wie Seevögel leichten Schwunges über die mächtigen Wellen wippen, ausrufen hört: „A beauty! a beauty!“ Bemannt sind sie meist mit auf halbsold stehenden Seeoffizieren und wenigen aber gut bezahlten und deshalb vortrefflichen Matrosen. Die innere Einrichtung ist das Minimum der sonstigen Schlösser ihrer Besitzer. In Cowes von Medina, Ryde und Ventnor sahen sie die vornehmen Familien häufig im Herbst nach den Inseln auf Madeira, in Portugal oder den Canarien und die Damen vermissen dabei, in den kleinen Räumen heimlich, weder ihre Bibliothek noch ihr Piano, noch das Badezimmer, und so durchaus mit Marmorn oder Sammet gepolsterten Wände, die dreifachen Teppiche lassen selbst zarten Gliedern einen Fall bei hoher See, welche die leichten Schiffe arg umhertreibt, nicht schmerzlich verspüren. Es ist natürlich, daß die Freunde der Engländer an Wettfahrt und Wetten durch Schiffe häufig zusammentreffen, damit sie ihre Kräfte an Schnelligkeit im Segeln vor und bei dem Winde, die Stärke beim Bewegen auf den Wellen gegeneinander messen können. Der Ort, wo sich diese Gelegenheiten unter den Schiffen dann versammeln, ist meist die eleganteste Rhedegegend Englands, die bei Insel Wight. Nichts reizender als der Anblick eines solchen Wettlaufs zweier stattlicher Segel, wie sie dasteht oder das stolze Bewußtsein des Kampfes anspannen, wie unglaublich exakt der Matrosen aufgestellt werden und mit welcher lautlosen Spannung die Menge am Ufer oder auf den Dampfern, welche die Wettfahrt begleiten, den Lauf der Erscheinung abwartet! Die Königin hatte versprochen es sehen, daß ihr Schnellsegler am Fest ihres schnellen Dampfboots „Victoria and Albert“ Nationalwettfahrt zu schaffen, und auch bei mäßigem Winde es eben erlaubt, daß die einzigen Jachten die erste Dampfboot überholten. Auch an der Jacht unserer Wirthe Stephenson hatte die Ehre sich auf Befehl der englischen Schiffahrt eine zu machen, es hatte englischen Ehrgeiz zu wecken.

Wenige Tage vor unserer Abreise war eine sehr große Wettfahrt gewesen und wo man mit in allen Romanen von schönsten Reisen lieb, die sich beim Turnier entfernt mit einander messen, gepanzerten, gepanzerten Rämpen aus dem Sattel gestürzt, so war bei der Wettfahrt ein ausschließendes Aufsehen, mit mächtem Brot erschienen, dessen weit nach hinten liegendes hohes Mastwerk an die Bemalung der Schiffsdecken der Berberei erinnerte, während dessen Körper so schräg von vorn nach hinten im Wasser lag, daß man auf seinem Decke kaum hergan gehen mochte. Es war schwarz angestrichen, ohne alle Zier und man wußte nur, daß es ein amerikanisches Schiff sei und einem Herrn Stevenson gehöre. Es hatte keine Dimensionen gemacht, bei dem Wettkampf zu sein, es auch nicht mit in Reihe gestellt, sondern sich beiseite unter den Zuschauerschiffen gehalten. Als aber der Kanonenschuß gefallen war, der das Zeichen zur Abfahrt gab, hatte es seine großen Segel, eins nach dem andern, geräuschlos von den Masten gleichsam gezaubert und war schneller und schneller den flüchtigen Jachten nachgeeilt, unter dem sprachlosen Staunen der Zuschauer und des Publikums, eine nach der andern überholt und im Augenblicke, als es an der Jacht des Prinzen P., die bis dahin die Spitze gehalten hatte, vorübergeglitten war, in unaussprechlichem Jubel von ganz England das amerikanische Siegesbanner entfaltet. Bei dem praktischen Sinne der Engländer verwandelte sich der Neger bald in die glänzendste Begierde, dieser die Herausforderung des Amerikaners zu stimmen und noch denselben Abend hatte er Offerten für sein Schiff, die den dreifachen Werth desselben überstiegen. Auch Roberts Freyheit befand sich, wie gesagt, unter den Bietern. Doch ihm ebenso wenig wie irgendeinem gewaltig

reichen Lord war es bis dahin gelungen, den Amerikaner zum Verkauf seines Schiffs zu bewegen. Als Stephenson jetzt davon zu sprechen begann, äußerte er, daß ihn nichts so sehr interessiren würde, wie die Jacht „America" auseinandernehmen lassen und ihre Wasserlinien studiren zu können, um so das Geheimniß ihres wunderbaren Segelns zu enträthseln.

„Sie würden wenig Neues finden", sagte der Amerikaner, ein schmächtiger, dabei aber gesund aussehender, nervöser Mann, mit schmalem, bedeutendem, kahlem Kopfe, spitzer Nase und tiefliegenden Augen, dessen materiell volle Lippen beim Sprechen köstliche Zähne sehen ließen. „Im Grunde kann ich es kaum vor mir selbst rechtfertigen, mein Schiff theurer zu verkaufen, da das Geheimniß seiner Segelkraft so einfach ist." Natürlich wagte Niemand aus der Gesellschaft um Mittheilung seiner Zaubermittel zu bitten, doch fuhr der Amerikaner, behaglich seine Cigarre drehend, selbst fort: „Der Körper vieler englischen Jachten, z. B. der des Schiffs unsers trefflichen Wirths, ist wenigstens ebenso gut für das Segeln geformt wie der meines Boots und sie würden vorm Winde Lavolte laufen, wenn sie schräger nach hinten lägen. Diese Schräge kann sehr beträchtlich sein, sie begünstigt das Durchschneiden des Wassers ungemein. Ein zweiter Adler der englischen Schiffe ist, daß sie zu viel Tauwerk hinter den Segeln haben, das gespalten den Wind und laßt ihn nicht ungestört die Segel treffen. Sodann fahren diese Jachten zu hohe Borde, die freilich schon gegen den Wellenschlag schützen, da nur aber dem Winde eine große Fläche darbieten, die nicht immer günstig in der Richtung des Segelns wirkt. Was haben wir von Sturzseen auf der transatlantischen Fahrt gelitten! Das halbe Deck war immer unter Wasser bei frischem Winde. Doch das that nichts, wir segelten schnell! Eine Hauptsache aber, und davon weiß ich mir das Verdienst bei, ist das Material und die Form der Segel. Die Leinwand, aus der hier alle Segel gemacht werden, ist ein edlerer Stoff als Baumwollenzeug und hält auch länger, ist fester und sturmtüchtiger, aber die Baumwolle ist dichter. Um den Wind zum Segeln zu fangen, verdient Baumwollenzeug daher den Vorzug vor der Leinwand. Alle meine Segel sind von drei- und vierfachem Kattun, der aus besonders starken Fäden gewebt ist. Sodann die Form der Segel! Schon sehen die geschweiften Linien unter Tüchern aus, aber dem Winde ist es lieber, er findet eine fast gerade Fläche, gegen die er sich lehnen, an der er streifen kann. Darum müssen Segel fest und gerade gespannt sein, je mehr sie geraden Flächen ähnlich werden, um so wirksamer werden sie vor dem Winde drücken, um so dichter am Winde zu segeln werden sie gestatten. Das ist eigentlich meine ganze Weisheit! — Er hat nicht amerikanisch gehandelt, werden Sie denken, meine Herren!" rief er dann lachend, „denn wer sollte ihm jetzt noch Geld für sein Schiff geben?" „Das würde ein Irrthum sein", sagte unser Wirth, „denn ich ziehe mein Gebot auf Ihr Schiff nicht zurück." „Wahr?" fragte der Amerikaner, indem er mit dem Glase in der Hand aufstand. „Ja gewiß", entgegnete Stephenson einfach. „Da ist das Schiff!" rief der Amerikaner, indem er Stephenson die Hand hinreichte. „Ich bewundere Sie, ich verehre Sie, ich gönne Ihnen das Schiff eher als jedem Andern, es ist Ihr Eigenthum, trotz der Preise des Lord so und so!" Zögernd schlug Stephenson, der das Ganze noch für Scherz hielt, ein. „Sind Sie ein geborener Amerikaner?" fragte Swinburne, der seinen Ohren nicht recht traute. „Meine Herren", rief der Amerikaner in gereiztem Tone, „grüßen wir den neuen Besitzer der ‚America'!" „Es ist mir, als habe mir die Fee Mab etwas geschenkt!" sagte Stephenson, „der Handel gilt!" (Er hatte 200,000 Thlr. für das Schiff zu bezahlen.) Die Namensbrüder schüttelten sich die Hand und unser Wirth rief in heiterer Laune: „Betrachten wir das Schiff in corpore! Erzeige mir die Ehre, ihr Herren, meine Gäste auf meinem Bretern zu einem Ausflug nach Boulogne zu sein! Jetzt hinauf und laßt uns auch die Damen dazu einladen!" — „Was sagte doch der Amerikaner von den vielen Sturzseen?" fragte mich, in Rücksicht auf seine Frau, Starbuck, als wir die Treppe nach dem drawing room emporstiegen.

Norddeutsches Leben.

1. Aus dem Münsterlande.

Das Münsterland ist ein Landstrich Westfalens, flach, einförmig, dem Auge durchaus keinen angenehmen Wechsel darbietend; Ackerland, Haide, Waldungen sind meilenweit die einzigen Dinge, welche sich dem Auge darstellen, und auch diese nicht einmal in zierlicher Ordnung, sondern wie verwildert, menschenleer, wozu eben jene weiten Strecken Haideland ganz besonders beitragen, über welche meist ein leiser Wind fährt, der die steifen, struppigen Büschel des rothblühenden Haidekrauts geisterhaft zu beleben scheint. Auch die großen, riesigen Wallhecken gehören hierher, welche die Acker-

landereien seit uralter Zeit unterschieden. Man sagt, das Menschenkreatur nicht zufrieden werden, die bis in den tiefsten Schoos der Erde gedrungenen und oft 50 Fuß weit ausgebreiteten Wurzeln auszurotten, wodurch angenehm gewellte Flächen hinter ihm nicht herumliegen hat, in welchen sich in andern Provinzen die Saatfelder des Schlesiers so anmuthig hingiehen. Da würde alles Lieb den Eindruck der Lustigkeit machen, wenn nicht die kräftige Vegetation, das frische Grün des üppig wuchernden Laub- und Blätterwerks den Reiz des Pumpernickels und der westfälischen Schinken vertriebe. Die in weiten Strecken nebeneinanderliegenden, meist in Baumgruppen versteckten Höfe der Bauern sowie der Mangel an größern Städten mögen auch das Ihrige zu der Eigenthümlichkeit des Landes bei.

Daß aber diese Landeseigenthümlichkeiten sich tief in die Gemüther seiner Bewohner prägten, die Anschauung zur Gewohnheit und die Erinnerungen zur bleibenden Empfindung werden mußten, ist erklärlich. Nimmt man dazu, was der Frieden und die Gleichförmigkeit des wechsellosen Besitzes seit Jahrhunderten in Geschlecht auf Geschlecht ausübte, so begreift man jene ungestörte Anhänglichkeit an die einsame Poesie der lieben Heimat, die in den Herzen des Westfalen unter keinem Himmelsstrich erlischt; dann Bilder, die uns nirgends anders begegnen, da wahren wir in unserm Herzen zu bewahren.

Ebenso unverkennbar ist in der äußern Gestalt des Westfalen auch noch die Familienähnlichkeit mit seinen Urvorfahren, wie sie den Römern auf ihren Eroberungszügen begegneten und welche das Schwert Karls des Großen selbst nicht ganz vertilgen konnte, d. h. eine kräftige Gesundheit, ein sammiger Körperbau, frische Farbe, das matte blaue Auge, die blonde Haarfarbe, die beobachtende Schweigsamkeit, die aus der ruhigen Ueberlegung hervorgehende That, eine gewisse Zähigkeit der Empfindung und eine, wenn auch nicht gerade zur Melancholie, doch zu ernster Lebensanschauung geneigte Stimmung. Die alten Bichwolder rauschten den Römern schon eine unverständliche, fremde Sprache zu und thun es dem beweglichen Wechsel der modernen Civilisation auch heute. Diese Bichwälder, von kleinen Bächen durchrieselt und durchzogen, haben etwas wunderbar Schönes und Erhebendes, der Fuß tritt weich und reichlich auf das braune, abgefallene Laub, das über seine Gräser und Farrenkraut einen würzigen Duft haucht, der, mit der schattigen Kühle der Luft vermischt, etwas von dem Duft alter Schlösser und Kirchen besitzt. Oder malerisch heben sie sich bis zu den höchsten Kuppen hinauf dicht mit Eichen untermengten riesigen Buchbäumen und Buchen aus, welche, wie man sagt, oft mehr hundert Jahre zählen und in deren Zweigen Hunderte von Krähen, Krenzschnäbeln und andern Waldvögeln nisten. Ein Buchenbaum ist eine Seltenheit in Westfalen.

Die Bevölkerung Westfalens theilt sich eigentlich nur in drei Klassen, in Adel, Geistlichkeit und Bauern — der Bürgerstand ist teutonen nur aus Lippstadt hervorgegangen und von Reinen tendenziös hoch geachtet —; in den Städten lebt es ebenso einfach und doch weniger behaglich und bei Handwerk und Gewerbe machen den schon alten Eindruck. So hat in meinem kleinen Städtchen Westfalens auch ziemlich und ohne große Veränderung fort, nur die Tuchfabrikanten zieht ihre bunten, dunkelfarbigen Rockröcke um einzelne andere Stadtleute, nirgends sieht man die Zierlichkeit freundlicher Gärten und Anlagen.

Etwas ganz Anderes ist es mit dem westfälischen Bauer — von dem Immermann in seinem „Hofschulzen" ein ziemlich treues Bild gegeben. Auf seinem von Vorfahr auf Vorfahr, von Sohn auf Sohn oder der Erbtochter fortgeerbten Grundbesitze dankt sich der Bauer ebenso viel als der Nachbar Edelmann auf seinem Stammschloß, nur daß er Letzterem einen größern Theil Bildung zugesteht, die sich zum Prunk in der Familie des Bauern allenfalls nur auf ein Glied vereint, das sich, sei es im Sohn als Geistlicher oder in der Tochter als Klosterfrau oder Lehrerin und Schulmeister, hervorthut und der Stolz und der Gegenstand frommer Verehrung für die Übrigen wird. Von vielen bäuerlichen Grundbesitzern sollen manche [illegible] Thaler im Vermögen haben, obgleich ihre Häuslichkeit selbst um nichts eleganter als die der minder reichen aussieht, nur daß die Gebäude größer, das alte bemooste Dach mit dem Storchnest sich mächtiger über das Wohnhaus oder den Hof breitet und eine größere Anzahl von Kühen und Pferden den Kamp oder den durch Wallhecken umsäumten Weideplatz bevölkern und das Werthschaftsinventarium reichlicher und in besserm Stande ist, sich auch wol einiges Silberzeug, d. h. Leuchter, die bei Prozessionen improvisirten kleinen Altäre oder bei der Spendung des Sterbesakraments am Kranken- und Sterbebett sowie die Hochzeit- und Taufgeschenke von silbernen Löffeln und Bechern vorfinden. Auf Verzierung hält der westfälische Bauer und Bürger besonders viel. Es ist, beiläufig gesagt, eine Ehrensache, nicht

oder als Aushalt und Herbst Hauswäsche zu haben und dann sechs Monate mit dem Vorrath ausreichen zu können. In reichen Familien ist aber seltsamerweise das Linnen selten fein, sondern meist eine gewöhnliche Mittelsorte. Sogenannte verarmte, herabgekommene Bauern finden sich eigentlich sehr selten; man sagt, daß sie zum Wohl des Ganzen einander immer wieder aufhülfen. Von der Noth des Nachbars durch Kauf Nutzen ziehen, liegt der Einfalt und dem Rechtssinn des westfälischen Bauern fern; was man an ärmlichem Landvolk trifft, sind meist nur sogenannte Häusler und Tagelöhner, die noch in derselben Beziehung zum Grundbesitzer stehen wie ehemals das Gesinde und die Hörigen bei den alten Sachsen und liebevoll und human von den reichen Bauern behandelt werden.

Bei Heirathen tritt eine Art aristokratischen Kastengeistes hervor, ebenso groß wie er unter dem reichsgräflichen und freiherrlichen Landadel nur immer herrschen kann. Das Medium dabei ist immer das Geld, das zum Gelde kommen muß, auf daß das Vermögen „beisammen" bleibt. Die Magd und der Knecht haben bei den Bauern dieselbe Stellung wie die leiblichen Kinder, um in Bezug auf die Viehschaften dort sich keine Vermischung blicken lassen, was infolge einer immerwährenden Beaufsichtigung, der strengen Gebote der Kirche und eines vielen Ehrgefühls nicht leicht vorkommt.

Wie der alte Deutsche ist der Westfale noch heute ruhig, kaltblütig, sittlich, der Schreck vor der Hölle und ihren ewigen Flammen wird dem kaum lallenden Kinde schon beigebracht und sengt und dörrt fast den Myrtenkranz der Braut an. Man sieht in Westfalen fast nie eine fröhlich liebeglühende Braut, nie einen Kuß, — Gott und der Priester sind zu allwissend, — lieber nicht sündigen als es beichten, und lieber es beichten als nicht zur Communion gehen; denn das controlirt das ganze Kirchspiel ebenso genau als den Mondwechsel im Kalender.

Die Localität eines westfälischen Bauernhofes ist noch ganz die altgermanische, wie sie Tacitus beschreibt. In Grimm's „Sagen" heißt es: „Wo sich der Boden am fruchtbarsten zeigte, wo sich eine Quelle fand, sich Holzungen und Weideplätze in der Nähe boten, da siedelte der Germane sich an und baute den Opferherd, von wo aus er den Hammer warf und dadurch die Weite und den Umfang seines Besitzthums sich aneignet." In dieser Weise liegt noch heute der Hof, ziehen sich die Aecker und die Weideplätze oder Kampe von den riesigen Wallhecken umschlossen, über welche hinaus die braune, wohlgebaute Kuh noch heute ebenso ihr ehrliches Auge erhebt als vor 1800 Jahren vielleicht ihre Ur-Urgroßmutter und das muntere Pferd den mähnenreichen Hals streckte und schüttelte. Das Innere des Hofes ist überall mit einer Gleichartigkeit eingerichtet, die auf uralte Stammgewohnheiten mit einer Einfachheit hindeutet, wie sie sich in keinem andern Theile Deutschlands wiederfinden. Der Hof oder das eigentliche Wohnhaus besteht wörtlich nur aus zwei großen Räumen; dem einen, welcher in seiner Mitte die Tenne, d. h. den Raum zu allerlei Wirthschaftshantierungen bildet sowie zu beiden Seiten die Viehstände enthält, die nicht, wie in der Mark, Schlesien, Böhmen u. s. w. mit den Köpfen der Wand zugekehrt stehen, sondern umgekehrt klug und gemüthlich über ihre niedern Futterrinnen hinaus dem Thun und Treiben ihrer lieben Herren zuschauen. Dann ist der zweite, dahinterliegende Raum erst der eigentliche Wohnplatz der Menschen, der den Kochherd oder besser die Feuerstelle mit seiner schwarzen, riesigen Ueberdachung enthält, in welcher die kolossalen Schinken, Würste, Speckseiten ihren Räucherungsproceß durchmachen; denn von einer Steinerhebung, die man Herd nennen könnte, ist keine Spur. Die Speisen werden in zwei bis drei großen Kesseln bereitet, welche an ungeheuern eisernen Haken hängen, die hoch und niedrig gestellt werden können; darunter brennt das Holz oder Reisig auf eisernen Böcken, die es nach Art der Gestelle unserer Kaffeemaschinen in zwei Gabeln wie zwischen zwei Hörnern tragen. Die Schlafstellen der Familie befinden sich an den Wänden herum in sogenannten Schlafschränken, deren Thüren Nachts geöffnet werden. Die kleinen Kinder haben wol Wiegen, die dann in irgendeiner Ecke stehen. In der Mitte des ganzen Raums befindet sich der riesige Familientisch, wo Mittags und Abends die Mahlzeiten abgehalten und sonst alle Verrichtungen des Hauses und der Wirthschaft vorgenommen werden. Zuweilen findet sich auch wol ein Muttergottesbild oder das eines Heiligen mit einer brennenden Lampe, die zugleich den Nutzen hat, dem Hause ein beständiges Feuerzeug zu sein. Doch ist dies durchaus keine religiöse Bedingniß — der Katholicismus des Westfalen ist nicht so sinnlich als der des Polen, Franzosen und Italieners. Sind noch andere Behältnisse, wie z. B. Flachs-, Milchkammern, bei diesen zwei Räumen vorhanden oder gar Stuben für Gäste, so sind dies schon Neber-

nützungen. Das Gesinde schläft in Abschlägen auf der Tenne beim Vieh oder auf dem großen Heuboden über derselben; Hühner und Tauben sind auch in kleinen Anbauten an der Tenne untergebracht. Das Ganze überschatten meist riesige alte Eichen, Buchen oder Erlen. Obstzucht in einem kleinen Baumgarten ist nicht selten, Blumenzucht aber findet sich nirgends als etwa „beim Schullehrer" oder auf der „Pastorat" und besteht dann höchstens in einigen rothen und weißen Rosensträuchern, der blauen Schwertlilie, etwas Reseda, der Malve und der Wicke.

(Ein zweites Artikel: Ein Jahrmarkt in Ostpreußen in nächster Nummer.)

Deutsche Zeit- und Sittenspiegelungen.

I.

Es gibt im Leben der Völker Momente, wo ihre Urbschwächen ihnen selber fühlbar werden.

Solche Momente sind die großer politischer Bewegungen, es mögen diese nun in den Völkern selbst wurzeln oder sie nur nahe berühren durch ihre weltgeschichtliche Gewalt. Da kommt denn das peinliche Gefühl der Unzulänglichkeit; eine allgemeine Verstimmung verbreitet sich über die ganze Nation, die sich zu Weltereignissen, welche zur Betheiligung eine ganze Kraft erfodern, nicht zu stellen weiß.

Ist diese Erfahrung bei einem Volke häufiger gewesen als bei dem unserigen?

Wir kennen die Gründe nur zu wohl. Der Dreißigjährige Krieg dauerte noch ein Jahrhundert nach, obschon die lauten Schmerzensschreie der Nation verstummten. Der heftigste Schmerz hörte, wie immer, bald auf, nicht so die Krankheit. Diese hatte blos ihre Aeußerungsform geändert; aus dem hitzigen Fieber des Dreißigjährigen Kriegs ward ein elendes kaltes Fieber. Keine Nahrung schlug uns mehr an und was wir auch dagegen versuchten, diese Krankheit wollte, wie sie pflegt, ihre lange Weile haben. Das Schlimmste für uns war, daß das Uebel alternirt; denn an den guten Tagen fühlten wir uns hergestellt, schonten uns nicht, vergaßen den Grund des Uebels; an den bösen quacksalberten wir aus Verzweiflung, hielten keine Diät und genoßen gewiß das Unzuträglichste, wie es der Hypochondristen Art ist — und länger und immer länger währte die allgemeine Verstimmung.

Es ist eine schlimme Zeit, wo ein Volk nur eine Stimmungsgeschichte hat. Wie war es aber auch anders möglich, seit Osnabrück und Münster das große Reich in einzelne Theilchen aufgelöst, von denen ein jedes für sich operiren wollte und sich einbildete, es wirklich zu thun! Jedes abgeschnittene Theilchen empfand noch die alten deutschen Zwecke (dies Empfinden noch entspringend aus der jetzt aufgehobenen Gemeinsamkeit) und jedes vermeinte, weil es empfand, auch jetzt für sich allein thun zu können, was das nie erreichte Ziel des Ganzen gewesen war. Das war der zurückgebliebene Nervenreiz der amputirten Glieder. Diese so natürliche Unzulänglichkeit zeigt sich denn durch jegliche unserer Lebensäußerungen hindurch; wenn auch damit nicht behauptet werden kann, daß wir, zumal bei der wunderbaren Zähigkeit unserer Grenzen, an dem allgemeinen Fortschrittsstreben der Welt ganz unbetheiligt geblieben.

Wir fuhren fort, praktisch sein zu wollen in der Weise, wie jener Allesweiser Goering es angegeben. Wir, die wir nichts weniger als einen Staat vorstellen konnten, nannten doch diese Bestrebungen „politische", ein Modewort der Zeit; es war im Grunde nur ein Streben, sich aus der bisherigen Gemüthsverfinsterheit nach der andern Seite hin zu retten. Während dieser Zeit waren die bösartigsten Früchte des Westfälischen Friedens für uns ausgereift. Der ländergierige und machtrotzige Ludwig von Frankreich, seinen Unterthanen „der Große", fiel geradezu wie ein Räuber in das macht- und hülflose Vaterland ein und seine Leute hausten darin voll unmenschlichen Hohns wie hunnische Barbaren. Und nichts war leichter als dieser glückliche Raubanfall, da Deutschland von den Franzosen durch jenen heillosen Frieden schon vorsorglich in sich getheilt war, da Frankreich neuerdings eine Anzahl unpatriotischer deutscher Fürsten im Westen des Reichs theils durch schlaue Schutzvorspiegelungen, theils durch Bestechung vom Reiche getrennt und ganz nach sich gewendet hatte. So hatten sie uns ja (wie Leibniz damals sagte) ganz „blind, schläfrig, bloß, offen, getheilt und unbewehrt". Ein ander mal fand es der große Ludwig wohlfeiler, ohne großen Kriegsaufwand, besonders durch Betrug zu operiren, ließ mit einer Frechheit, wie sie die Geschichte nicht zum zweiten male erzählt, eine Partie Hinoriker das Recht Frankreichs an eine Menge deutscher Gauen und Städte erweisen und ohne weiteres dieselben wegnehmen. So ist die große Stadt Straßburg 1681 über Nacht von den Franzosen geraubt worden.

Und Deutschland? Empört war es im Inner-

nen und aufgeregt genug. Die bittersten Worte waren zu hören und zum Dreinschlagen fehlte der beste Wille nicht. Wie wahr gefühlt, wie von Selbsterkenntniß zeugend ist nicht Alles, was damals aus den Herzen gesprochen wurde! Der seiner Zeit große Historiker Schurzfleisch kann sich der Thränen nicht erwehren, wenn er an Strasburg denkt; „unausbleiblich sei der Untergang des geliebten Vaterlandes, wie einst der von Griechenland, wenn es nicht wie eine einzige geruhete Macht zusammenfiche wider so ruchlose Anmaßungen"; — „wir tragen die Schuld", schreibt er weiter, „wir verfolgen wieder ein jeder Staat nur seinen Einzelvortheil, gerade wie es war kurz vor Karl dem Großen, und Italien liegt doch als abschreckendes Beispiel vor uns!" Der Romanschreiber Grimmelshausen ruft, auf das nachdrücklichste warnend, ermuthigend immer und immer wieder: „Deutschland sei nur durch Deutschland zu überwinden." So redet man erregt, so redet man sich nahe zur That. Die theilweise That ist verkörpert in dem großen Fürsten, Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Doch Deutschland hält doch nicht zusammen und es geschieht abermals so viel als nichts. Erbärmlichste politische Eifersucht und Neid, kläglichste Religionsgehässigkeiten zerreiben im Innern und ermüden die einzelnen Theile, selbst den großen Kurfürsten.

Was schafft sich nun da Deutschland für einen Trost, indem es von feindlichen Scharen schmählich auf sich herumtreten läßt? Es faßt sich in schmählicher Geduld und tröstet sich endlich mit der elendesten Art von Kosmopolitismus, der im Grunde nichts Anderes war als der größte Respect vor Frankreich und den Franzosen. Das war die feine, über die Nation geworfene, ihr selbst kaum sichtbare Schlinge, von welcher umgarnt man die spätern Reichskriege immer unglücklicher und unglücklicher führte.

Man verfiel auf die unzulänglichsten, oft auf die verkehrtesten Heilmittel. Dazu gehörte Sonderbündelei u. dergl.; für das sicherste Mittel jedoch, mochte es auch Einigen als Palliativ vorkommen, phantasirte man sich vor: Die politische Anlehnung an Frankreich und zugleich — das Allerbedenklichste — die Nachahmung der despotischen Regierungsform der bewunderten Großmacht. Natürlich ging das letztere Trachten zuerst von den deutschen Fürsten aus, aber die deutschen Staatenvölker, wie durch Barrièren auseinandergehalten, mußten sich gefallen lassen, was sie nachträglich, entweder sich zum Trotze oder in französischen Sympathieen und kosmopolitischer Selbsttäuscherei befangen, selbst ganz guthießen. Und welche heillosen Folgen hatte das! Denn mit dem auf einmal hundertfach eingeführten Absolutismus schwand die Selbständigkeit des Volkslebens und das Volk gewöhnte sich allmälig, im Hofe Spitze und Muster des Lebens zu sehen. Das unterwühlte die allgemeine Sittlichkeit. Schon oft ist treffend gesagt worden, daß jene kleinen Höfe nicht blos Nachahmungen, sondern Carricaturen des französischen Schlemmerstandes gewesen. Der crasseste Egoismus, als Princip solchen Gewaltwesens, bringt immer Sittenlosigkeit hervor; aber in der deutschen Nachäffung (die, was naturgemäß französische Sinnlichkeit war, sich erst anqualen mußte) erscheint das Lasterleben, besonders im Verhältniß zu dem Umfang der Länder, in potenzirter Gestalt. Man mag auch Pöhle mit Recht schuldgeben, daß er Manches übertrieben ausgemalt; ein Schlosser und Spittler berichten uns genug von den Sitten eines Friedrich August von Sachsen und eines Eberhard Ludwig von Würtemberg, der mit frevelhaftem Machtgebot die französische Maitressenwirthschaft zugleich in Vielweiberei und Vielmännerei verwandelte.

So wundere sich denn Niemand, daß damals die Jugend, die dem gebildeten Stande angehören wollte, in Scharen pariser Reisen machte, um sozusagen methodiquement ihre Gesundheit zu ruiniren. Bald mußten wir den Franzosen selbst verächtlich werden, und wie Ehrenmänner anderer Nationen von uns dachten, beweist wol hinlänglich die Aeußerung des edeln Polenkönigs Johann Sobiesk. Dieser herrliche Held erschien Deutschland ein rettender Engel, als es wie zur Strafe seiner Erbsünden am Rande des Abgrunds stand, als die Kaiserstadt Wien von Türkenscharen hart bedrängt wurde, die der Franzosenkönig und auf den Hals gehetzt hatte. Da hatte denn auch der treffliche und sittlich gute Mann Gelegenheit, einen Blick in den tiefsten Grund des deutschen Verderbens zu thun. „Die Großen in Wien", meint er, „leben in den Tag hinein, als wenn kein Gott im Himmel wäre."

In die niedern Schichten der Gesellschaft drang zwar die gebildete Lasterhaftigkeit nicht geradezu, aber die Begriffe von echter Sittlichkeit verwirrten sich doch aufs kläglichste. „Die Fürsten (damals die einzige Spitze des Staatslebens) sind einmal nicht anders" — mit dieser Meinung begnügte man sich kalt und gedankenlos. Selbst Denker wie der große Thomasius können von dieser An-

ſchauung nicht weg. „Das Odium in eminentiam", ſchreibt er in ſeinen „Juriſtiſchen Handeln", „muß bei großen Fürſten und Herren ceſſiren, indem dieſe den negotiis privatorum generalibus nicht unterworfen, ſondern allein Gott von ihren Handlungen Rechenſchaft geben müſſen, hiernächſt eine Eminentia etwas von dem Splendeur ihres Amtes zu überkommen ſcheint."

Dieſer Reſpectsmus und dieſer Sittenverderb aber hätten nie herauswachſen können, hätten ſie nicht die Verwahrloſung des deutſchen Staatsweſens zur Grundlage gehabt. Denn Volkspolitik und Volksmoral bedingen ſich gegenſeitig. Wie im Großen ſo im Kleinen war die Nation in ſich zerfluftet. Auch in dieſem Punkte vermögen die Weiſen der Zeit, ſo ſehr ſie ſich abmühen für das Beſte ihrer Nation, nicht auf den Grund des Uebels zu ſehen.

Mit den Fürſten wird ein förmlicher Cultus getrieben; man glaubt ſich den Allmächtigen ohne Anräucherung nicht nahen zu dürfen. Wie widert es uns an, wenn Gottſched, die Rückkehr Auguſt's des Starken von Warſchau und das unendliche Entzücken des Volks darüber beſingend, auch in die Worte ausbricht: „Dein Knecht iſt auch dabei." Man leſe ferner z. B. in einer novelliſtiſch gehaltenen moraliſchen Schrift, genannt „Allgemeine Studentenregeln", u. ſ. w., von Muſandro (1758), die Erzählung von einem Candidaten der Theologie, wie er durch Beſingung der Goldenen Hochzeit eines Patrons ſich vermaßen inſinuirt, daß er eine Subſtitutenſtelle erhalten; und wie ſodann die Lehre daran geknüpft wird: „man ſolle ſich nach ſeines Patrons Hauptpaſſion richten, um ihn flattiren zu können"; — „z. E. du hätteſt einen Patron vor dir, von dem du wüßteſt, er wäre geizig, wie denn der Geiz in der Welt nichts Seltſames iſt, ſo würdeſt du dich ſchlecht inſinuiren, wenn du von der Eitel- und Nichtigkeit zeitlicher Güter verächtlich ſprechen und wider Diejenigen eifern wollteſt, die daran ihre Vergnügung ſuchen; du müßteſt ſodann vielmehr die Glückſeligkeit derer Perſonen rühmen, welche der Allerhöchſte mit ſchönem Vermögen bedacht hat", u. ſ. w. In ſolchen Zügen zeichnet ſich die Zeit ab.

Die Wiſſenſchaft iſt von jeher der Deutſchen Ureigenſtes geweſen. Sie war es auch jetzt allein, die ihr noch die innerliche Wärme unterhielt. Großes ſogar iſt damals geleiſtet worden; aber das redlichſte Streben, wie ſehr mußte es leiden von den Unbilden einer in ſich widerſpruchsvollen Zeit, mit welcher unnützen Kräfteaufreibung mag das wiſſenſchaftliche Ringen verbunden! Die Philoſophie in der That fing an, wahrhaft praktiſch zu werden; man kämpfte mit dem nüchternſten Muthe den mittelalterlichen Glauben nieder, bekämpfte ſeg., noch gegen Herenprocceſſe und Folterqual, erklärte den Krieg an die pedantiſche Gelehrſamkeit und ging endlich auf die geſammte orthodoxe Theologie an — kurz, man wollte überallhin neues Leben verbreiten. Aber es fehlte den wackern Kämpfern an der rechten friſchen, freien Luft; Frankreichs angeſteckte Winde wehten auch auf dieſes Feld, die kalte Hofluft drang auch in die Hallen der Wiſſenſchaft und machte dieſe wenigſtens von außen ſteif und lähmte die Theilnahme der Nation daran. Da war denn plötzlich aus franzöſiſchen und höfiſchen Einflüſſen eine neue Pedanterie entſtanden, die eſſers bis ins Innerſte hemmte und vorderhand nicht ſo leicht abzuſtreifen war. Innerlich gedrückt, tritt die Geſchichtſchreibung auf, in ihrer Behandlung trocken, ſchlaff, lediglich an der juriſtiſchen Norm haftend, in ihrem Tone vornehm kalt. Ich erinnere hier nur noch an die überaus ſeltſame und nur aus dieſer Zeit heraus begreifliche Aeußerung Spener's, des berühmten Theologen und Begründers des ältern Pietismus, eines unſtreitig von Herzen chriſtlich frommen Mannes: „Das nächſt der wahren Gottesgelahrtheit, welche billig allen andern vorgehe, nichts Vortrefflicheres ſei als die alte Heroldskunſt." Freilich brauchte Spener zur Durchſetzung ſeiner Lehre gar ſehr der Beihülfe der einflußreichen Adelsklaſſe und ſo mochte das Intereſſe an ihren Wappenſchildern wol ein ungeheucheltes ſein. Jener Pietismus war unbezweifelt eine große That des Jahrhunderts; er war die warme, lebendig religiöſe Oppoſition gegen die eingefrorene, faſt geiſtlos gewordene lutheriſche Orthodoxie, ein Widerſpruch der Liebe um der Liebe willen wider liebloſe Afterweisheit. Doch ſelbſt dies edle Streben erkältete ſich an den Verhältniſſen; die Pietiſten, von den Altgläubigen verfolgt, flüchteten ſich an die Grafenhöfe, wurden dort exclufiv und vornehm, befangen und endlich lebensfremdlich unduldſam. Das erzeugte denn Widerwillen gegen die Leute, am meiſten bei Denen, welche in der Erwartung, ein religiöſes Bedürfniß zu befriedigen, ſich geläuſcht ſahen. Daraus dann Haß und Streit, Indifferentismus oder Uebertritte zur katholiſchen Kirche.

Es gab allerdings auch einzelne Betraute der Wiſſenſchaft, deren hoherer philoſophiſcher Schwung, ein Leibniz voran, ſie weit über das Jahrhundert in die Zukunft trug; dieſe blieben unverſtanden in

ihrer Zeit. Es gab allerdings noch einzelne bevorzugte Geister, denen Gegenwart und Zukunft richtig vorschwebte. Allein Pufendorf, der getreue Maler der verkrüppelten Reichsverfassung, ward erst bitter angegriffen und zuletzt ganz überhört; Gabriel Wagner's mysteriöses Schriftchen, worin so mystisch, so grundklar die ganze Seele der Nation, ihre Gebrechen und Tugenden nebst ihrem unseligen Verhältniß zu Frankreich gezeichnet sind, ist damals gar nicht zum Druck gelangt.

Wie die deutsche Poesie sich befunden bei solcher Verkommenheit des Lebens und des Gefühls, darüber in einem zweiten Artikel.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Fabeln.

Es gab einmal eine Zeit, da predigten Eitelkeit und Weisheit und Tücke Moral. Jede Nachtigall war eine Ehebrecherin, denn sie hatte Seele. Es war eine schöne, gesittete Zeit, in welcher jede Katze der Maus zuvor erst ihr Unrecht vorhielt, mit ihrer Leidenschaft in die Wurstkammer gerathen zu sein, und jede Fliege zuvor, vor Herculesʼ am Scheidewege, zwischen Moral und Neigung kämpfend stand, bevor sie in den Rahmnapf fiel.

Es war dies die Zeit, als man in Schulen und Pensionaten noch auf Fabeln, Aesop'sche, Lafontaine'sche, Gellert'sche, hielt. Wie leichte, kräuselnde Wellen gleiteten damals auch die Dichtungen eines Lichtwer, Hagedorn, Pfeffel u. s. w. über die Ufer des deutschen Geistes; die ruhige Beschaulichkeit stand am Ufer und ergötzte sich an der harmlosen, bunten Mannichfaltigkeit, die sich im Auge und Gemüth widerspiegelten. Die Empfindungen blieben im blühenden und grünenden Thal des Herzens und keine flog auf zur Höhe des Bewußtseins, zur steilen Nebelkuppe des Denkens. Literatur und Dichtkunst standen damals wie riesige Wolken über der Bevölkerung und träufelten nur hier und da ihre thauigen Tropfen in die empfängliche Seele.

Das ist jetzt anders geworden. Die Welt der harmlosen Hintermoral und Gleichmüthigkeit ging unter in den aufgerührten Wogen einer raschern Geistesbildung. Die Nation opferte für die allgemeinen Interessen die besondern; sie gab für das neue Geistesleben das gewohnte behagliche Gemüthsleben dahin, sie ist aus dem Zustande des Empfindens aufwärts geschritten zum Zustande des Denkens. Der Dichter steht nicht mehr allein, nicht gesondert, nicht mehr als ein Mensch, der nicht zum Allgemeinen paßt, — er ist einer der Ihrigen geworden mit allen Fasern seines Seins. Dafür mußte er von seinem antiken classischen Standpunkte herabsteigen mitten hinein in die Wirklichkeit; er mußte mit der Allgemeinheit denken und empfinden; sein Herz mußte weit genug sein, ihren Schmerz zu fühlen, sein Geist weit genug, sein Jahrhundert zu erfassen. Auch der Dichtkunst verschwand die harmlose Zeit des Bardenthums, der Freundschaftshaine, und die Thiere hörten auf, in der Fabel zu denken und zu lehren.

Um so seltsamer muß es überraschen, daß eine Nation, die dem deutschen Giel schon einen Voltaire, dem noch moralisirenden Irenhahn bereits einen Rousseau gegenüberzustellen hatte, jetzt wieder mit jener Dichtungsart auftritt, die für uns zu der „überwundenen" gehört. Die „Hundert Fabeln nach Lachambeaudie. Von Ludwig Pfau" (Dessau, Gebrüder Katz, 1856) tragen zwar insofern den Stempel der Neuzeit, daß die politische Bildung selbst in Hundehütte und Hühnerstall gerungen ist; doch nehmen sich diese politisch-socialen Sentenzen in der Thierwelt gerade so komisch aus wie das Fabelbuch selbst in einer Zeit, deren Interessen höherer, geistigerer Natur sind, um an der alltäglichen Erde so eitlklug hinzulaufen und den weidenden Thieren als Futter zu dienen. Die Mehrzahl dieser Fabeln mag recht wohl den Ansprüchen genügen, die man an die Fabeln überhaupt macht; die Fabeln selbst aber, obgleich sie in Frankreich großes Glück machten, werden den Ansprüchen nicht genügen, welche die Gegenwart an die Dichter macht.

Wahrnehmungen.

Wer verlorene Tage der Vergangenheit wiedergewinnen will, muß eine eigene Schärfe des Auges und eine große Weisheit des Geistes besitzen, sie auch auf der Zukunft wirklich sich herauszuführen.

* * *

Der glücklichste Besitz des Menschen ist ein dankverpflichteter und dann wirklich auch dankbarer Freund.

* * *

Der wahrhaft Unglückliche ist, und wenn er noch soviel Tröster findet, immer allein.

* * *

Man ist den meisten Menschen nur um deshalb höflich, weil man ihnen Besseres nicht zu bieten vermag.

* * *

Lief kann es uns oft erschrecken, wenn wir Gedankenreihen, die wir aus sehr berechtigten Gründen nur zweifelnd und prüfend ausspinnen, einmal ganz auch nur gläubig erfassen. So kann es uns oft mit dem Gedanken an Gott gehen.

* * *

Heinrich Heine ist todt! . . . Wie matt und schwunglos sind doch alle Grabreden, wo nicht wenigstens Einige sagen können: Es brach ein edles Herz!"

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 24.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Die Nemesis.

Vom Herausgeber.*)

Der Holzenbauer war in Ravensburg und brachte Heureid zu Markt.

Als er sein Sach verkauft hatte, ließ er sein Gespann mit zwei muthigen Gäulen, die es jetzt, nach dem Holzenhof zurück, leicht hatten, auf dem Markte dicht am Brunnen stehen und ging hinüber ins Wirthshaus Zum Ochsen. Er wollte sich nur an einem Schoppen Unter-Türkheimer erquicken, denn vom vielen Reden beim Handeln wär' ihm die Zung' trocken geworden. „Die Weiber", sagt' er auch, „sind am Brunnen indessen genug und werden schon aufpassen, daß die Gäule guthun."

Im Ochsen fand der Holzenbauer den Meiersbauer, den Lerchenbauer und den Sonnenwirth von Heidheim und sonst noch einige gute Bekannte, die ihm mit ihrer überaus großen Freundschaft, weil sie getrennt voneinander lebten und sich nur auf dem Markte zu Ravensburg zuweilen sahen, das Herz schwer machten und auch den Kopf. Sie sprachen über Krieg und Frieden, über die Steuern und die Getreidepreise ganz Eins, nur über den Unterschied vom Ober- und Unter-Türkheimer stritten sie sich und da Jeder von ihnen dem abweichenden Geschmack einen andern Namen zu geben wußte und immer noch ein Tüttele besser sagen

*) Aus einer unter der Presse befindlichen Sammlung „Die kleine Narrenwelt." Drei Bändchen. Motto: „Der Mensch, die kleine Narrenwelt." Meyer'sche Hofbuchhandlung in Hildburghausen. (Auch in Frankfurt am Main, Literarische Anstalt.)

konnte, wodurch man diese gar herrlichen Neckarweine zu unterscheiden hätte, so läßt sich begreifen, daß Jeder von ihnen mehr als Einen Schoppen trank.

Als der Holzenbauer nach einer Stunde und länger seine Schuldigkeit entrichtet hatte und sich früher auf den Weg machen wollte als seine Freunde, die es nicht so weit hatten wie er nach Stetten, trat er auf den ravensburger Markt hinaus und suchte sein Gefährt am Brunnen. Da er nichts dort von zwei Rossen und einem Wagen mit vier Rädern antraf, so glaubt' er erst, daß der Knecht im Ochsen das Geschirr in den Hof möchte gezogen haben und die Gäule in den Stall. Der Knecht stand aber schon bei ihm und versicherte ihm das Gegentheil. Ravensburg ist nun nicht so groß wie Ravenna in Italien, das man das welsche Ravensburg nennen möchte, aber auch nicht so klein, daß man nicht Leute genug auf dem Markte angetroffen hätte, die sich fragen ließen, wo ist das Gefährt hingekommen da vom Brunnen, mit den zwei schwarzen Gäulen? Vor einer halben Stunde hatten's Alle noch gesehen, seitdem aber nimmer. Dem Holzenbauer war sein Fuhrwerk entweder durchgegangen oder man hatte es ihm gestohlen.

So etwas kommt in Ravensburg und überall vor. Und in Ravensburg zumal noch eher als anderswo, denn es war just ein gefährlicher Lieb aus dem Zuchthause in Gmünd ausgebrochen und machte schon lange die Gegend unsicher, von den obern Steigen herab bis hinunter an den

Bodensee, trotz der vielen Brigadiers, die im Auftrage der öffentlichen Sicherheit eine so weite Strecke entlang aufgestellt sind. Es lief auch gleich Allen, die das Schreien und schreckliche Wundern des Holzenbauern hörten und herumannten, der Name Jäckle auf die Zunge; Jäckle hieß der schreckliche Dieb, vor dem sich männiglich seit ein paar Wochen in der Gegend nicht genug hüten konnte. Und ob es nun der Jäckle war oder sonst ein schlechter Kerl, die Gäule des Holzenbauern waren eben fort und der Wagen mit ihnen.

In Ravensburg stand damals ein sehr verdienstvoller Brigadier. Er hieß Speidle. Wie die Leute sich auf ihn verlassen konnten, ersah man daraus, daß kaum der Jammer und das Hin- und Widerrufen des Holzenbauern, der sich einbildete, die Gäule müßten sein Ho' Ha' He' unter allen Umständen, wenn sie nicht eben gar zu weit wären, doch vernehmen, den Markt entlang scholl, auch schon der Speidle zur Hand war und erklärte: „Das ist ein Stuckle vom Jäckle; der Lump ist heute früh auf der Altdorfer Straße gesehen worden!"

„Zehn Kronenthaler", schrie der Holzenbauer, „zehn Kronenthaler geb' ich, wer mir mein Gefährt wieder schafft und wären's nur die Gäule allein!"

Das war ein Wort! Der Holzenbauer hatte etwas Großes ausgerufen. Zehn Kronenthaler! Er hatte Zeugen ringsum und nicht nur Ein mal wiederholt' er's, sondern so oft, daß es auch der Brigadier hören mußte, auch wenn eine Belehnung nicht im mindesten Das war, um was allem schon er das Fuhrwerk einholen mußte und den muthmaßlichen Räuber obendrein. Daß er noch zögerte und nicht schon sein Pferd, welches im Ochsen stand, vorgeführt begehrte, lag nur noch an den Informationen, die er sich am Brunnen von Frauen, von einigen Kindern und alten Männern, die unter den vielen Wägen, die auf dem Markte leer standen, auch den des Holzenbauern noch, wie gesagt, vor einer halben Stunde gesehen haben wollten, holen zu müssen glaubte, ehe er ans Werk ging. Doch scholl auch ihm das Wort: „Zehn Kronenthaler geb' ich!" mit seinem ganzen hellen Silberklang ins Ohr und es spornte nicht wenig seinen Eifer, ob er auch so that, als spräche nur der Vorfall ganz für sich selbst und lohne sich die Wiedereroberung am allerbesten dadurch, daß sie gelänge.

Waren dem Holzenbauer beim Heraustreten aus dem Ochsen vom vielen Streiten über den Türkheimer, den obern und den untern, zwar die Häuser von Ravensburg — ich will nicht sagen, daß sie alle so fest stehen und daß man ihrer etliche nicht auch obendrein müßte wackelig nennen — wie in einem Nebel durcheinander gegangen, so hatte ihm doch jetzt sein jäher Schrecken so sehr die Besinnung wiedergegeben, daß er nicht nur die Condolationen, sondern schon die Tröstungen seiner guten Freunde nicht nur, sondern von halb Ravensburg mit klarem Bewußtsein entgegennehmen konnte. Von allen Seiten scholl es laut wider: „Der Speidle macht's! Der Speidle, das ist Einer! Der Speidle bringt die Gäule wieder!" und mitten durch rollte es durch die Umstehenden, gerade so rund, als wären sie schon ausgezahlt: „Zehn Kronenthaler kriegt er!" Man sagte das nicht allzu laut; denn Speidle hielt auf seine Würde als Brigadier, gestattete keine Vertraulichkeit und war nicht umsonst in Ludwigsburg fünf Jahre Exerzierunteroffizier auf dem Glacis gewesen. Aber laut genug war's, daß der Holzenbauer doch den gewaltigen Anklang des Preises vernahm, den er ausgesetzt hatte. Schon als er lange nicht mehr rief: „Zehn Kronenthaler geb' ich!" riefen's Die, die um ihn herstanden, und schon sah Speidle auf seinem Braunen, schnallte die Zügel länger, rief seiner Frau noch zu, wenn er über Nacht ausbliebe, thät's nichts — sie war's schon gewohnt, daß der Mann zuweilen in den Wäldern kampirte — gab dem Braunen die Sporen, und auf und davon sprengte er zum südlichen Thore hinaus auf Stadel zu; denn das wußt' er schon, war es der Jäckle, der das Gefährt gestohlen hatte, so hatte der damit gesucht, ins Weite zu kommen und womöglich den See und von da das Schweizergebiet zu erreichen, auch wenn er die Gäule hätte sollen eine halbe Stunde weit vom Dampfschiff, das bei Mörsburg landet, im freien Felde stehen lassen.

Lieber Leser, es ist schon gar lange her, daß ich mich auf die Gerechtigkeitspflege in Würtemberg nicht mehr so verstehe, um dir genau zu schildern, wie der Ritt eines Brigadier auf der staubigen Landstraße sich äußerlich gemacht hat. In meinen jungen Jahren konnte man nicht von Stuttgart nach Heidelberg reisen, ohne nicht immer seinen gehörig vidimirten Paß den Brigadiers herausgubändeln. Tragen sie grüne Uniformen mit rothen Aufschlägen und Gasketts von glänzenden Wachsleinen, oder haben sie auch die preußische Sturmhaube schon über sich kommen lassen, ich weiß es nicht, und nur Das kann ich vom Speidle sagen, daß sein Säbel nicht wenig klapperte, sein Brauner nicht wenig ausschlug und daß er schon im nächsten Dorfe über ein rasch dahinfliegendes

leeres Bauerngefährt Mittheilungen erhielt, die so gut wie eine entdeckte Spur waren.

Diese Spur ging aber vom See ab und auf das Badische. Dank unserer kräftigen und das Vaterland so stark machenden deutschen Einheit, der württembergische Brigadier brauchte vor dem badischen Grenzpfahl nicht zu stutzen. Sein Roß durfte, so schweißgehetzt es war, sich weiter tummeln auf Salem zu. Es war keinem Zweifel unterworfen, Speidle war dem Räuber auf der Fährte. Alle Zeichen trafen zu, alle Aussagen bestätigten die elende Haut eines Bauernwagens mit zwei Gäulen, und auch das verwilderte Aussehen des Führers war bereits diesem Feldarbeiter und jenem Schäfer genugsam aufgefallen.

Inzwischen war es Abend geworden. An einem Spätsommertage geht die Sonne noch immer nicht so zeitig zur Ruhe, aber gegen acht Uhr wird es doch schon dunkel und bereits gab Speidle auf, wenigstens mit dem Gaule, den er noch ritt, den flüchtigen Dieb zu erreichen. Er war von Mittag 11 — 8 Uhr Abends ununterbrochen, hier und da nur seinen Braunen in der Eile ein wenig verschnaufen lassend, geritten. Nur der Jäckle konnte der Dieb gewesen sein. Ohne Zweifel suchte der aber den See just zu vermeiden, hielt sich an die waldigern Wege und wollte zuletzt wol über Schaffhausen zu in die Schweiz brechen. Jäckle war einer der gefährlichsten Verbrecher, doch von keinem persönlichen Muthe. Speidle hatte zwar seine Pistolen in den Halftern schußfertig, aber er wußte, daß er nur auf den Jäckle anzulegen brauchte, um ihn sogleich zu Stand zu bringen. Und beinahe wär' es dazu gekommen. Denn schon im Begriff, in St. Gilgen, einem Dorfe oberhalb Ludwigshafen, sein Pferd im Wirthshaus zum Löwen einzustellen und sich irgendwie ein frisches zu verschaffen, und wär' es ein Bauernpferd, das er als tüchtiger Reiter schon in Gang zu bringen verstand, entdeckte er die unmittelbarste Nähe des Flüchtlings. Auf der Landstraße jagte der mit dem Wagen dem Walde zu. Speidle ihm nach. Der Wald war noch nicht erreicht, als der Dieb, den Speidle sogleich als den entsprungenen Jäckle erkannte, vom Wagen sprang. Er stürzte. Das Fuhrwerk hielt stille. Jäckle raffte sich wieder auf und lief sporenstreichs zum Wald. Speidle hätte seinen Gaul nur noch ein klein wenig anspornen dürfen und er würde den Verbrecher ergriffen haben. Aber so geht es den Menschen, selbst den in grüner Uniform mit rothen Aufschlägen. Das Wort: „Zehn Kronenthaler!" hatte den Speidle so in Beschlag genommen, daß er, wie er nur des Holzenbauern herrenlose Gäule vor sich und nur den neugeladenen, stattlichen Leiterwagen mit seinen dampfenden Achsen sah, augenblicklich das Gefühl hatte, als müßte er sagen: „Je nun, das Ziel deiner Mühe ist erreicht. Mit dem Jäckle hat's heute nicht so eilig!"

Der Augenblick der Genugthuung, den Wagen und die Pferde des Holzenbauern zu besitzen, war allerdings nur kurz, nicht länger als eine freudige Betrachtung über die vorläufig gelungene Hauptsache seiner Bemühung, aber immer lang genug, um den Jäckle bis dicht an den Wald entfliehen zu lassen. Speidle jagte ihm zwar einige Kugeln nach. Er hätte aber, als er im Gebüsch verschwand, absteigen, sein Pferd anbinden, mit geladenem Pistol ihm folgen müssen — heute lagen zehn Kronenthaler zwischen ihm und seiner Pflicht. Er ließ den Jäckle laufen und kehrte zu seinen Trophäen zurück, die er nach St. Gilgen führte und im Wirthshaus zum Löwen unterbrachte. Den drei Nessen that die Ruhe noth, wie ihm selbst. Er übernachtete in St. Gilgen.

Am folgenden Morgen machte sich Speidle gemächlich auf den Heimweg.

Ein Knecht übernahm für ein Billiges, das Fuhrwerk zu regieren. Speidle ritt hinterher.

Wie er so allem Vorgefallenen von gestern nachdachte, kamen ihm ganz eigene Gedanken.

Es war an sich zwar tröstlich und konnte seinem Stolze nur schmeicheln, sich zu denken: Heut' Abend ziehst du in Ravensburg ein und bringst das Gefährt des Holzenbauern, den läßt man auf morgen in die Stadt rufen und der Amtmann übergibt ihm feierlich, was ihm wieder der Brigadier Speidle gerettet hat!

Indessen, wenn er nebenbei, an Händen und Füßen geschlossen oder an seinen Gaul gebunden auch den Jäckle hätte neben sich laufen gehabt, es hätte ihm fast wohler gethan.

Er hatte zwar in seinem Gewissen eine Menge guter Fürsprecher, die ihm sagten: Er, Speidle, sei kein Narr, gib dich mit Dem, was gelungen ist, zufrieden! Aber diese guten Fürsprecher und Freunde, die wir in solchen Fällen in unserm Gewissen Kreuzfeuer schießen haben und die Skrupel zum Teufel jagen und die uns zuletzt mit einem schönen weißen Unschuldsmäntelchen als Triumphator ausstaffiren, werden mit der Zeit in solchen Fällen immer kleinlauter, verschießen ihr Pulver immer mehr und wenn es recht ans Triumphiren gehen soll, ist das Mäntelchen so klein, so kurz, so knapp, daß es

kaum noch Blöße bedeckt, geschweige gar uns mit Würde und Erhabenheit bekleidet . . . Speidle war ein so großer Exerzirmeister in Ludwigsburg gewesen, er hatte für mehre Capitulationen an seinem Arme so prächtige, silberne Litzen tragen, er war ein Brigadier, dem es nicht fehlen konnte, irgendwo noch zuletzt bei einem Rent- oder Gefällamte einen achtbaren Ruheposten für seine alten Tage zu bekommen, er hielt ganz Ravensburg, selbst den Amtmann so in Respect, daß ihn Niemand vertraulich zu behandeln wagte und am wenigsten etwa ein Bauer auf die Schulter klopfen und mit einem Herr einmal, Er! anreden durfte — dafür war er, wie er zu sagen pflegte, zu lange in Hülingen auf „die hohe Schule" gegangen — und nun hätte möglicherweise der Amtmann doch seine goldene Brille in die Höhe ziehen und wiederholen können, was schon seit gestern Abend vorm Staatlaten sein Gewissen sagte: „Aber Himmeltausendsakkerment! Den Jäckle einzufangen wäre denn doch, dächt' ich, wichtiger geweien, als nur das Gefährt vom Holzenbauern: der Zuchthausverweier von Gmund hätte Ihnen einen schönern Dank gesagt, der heller im Lande und vor Ihrem König geklungen hätte, als den die zehn Kronenthaler vom Holzenbauer geben werden!"

Indessen es war nun nicht anders. Speidle brachte nicht den Jäckle, sondern nur den Wagen und die Pferde des Holzenbauern heim. Und sein rebellischer Brummer im Herzen hätte auch schweigen können, wenn's auf die Ravensburger angekommen wäre. Denn die liefen aus allen Thüren und guckten aus allen Fenstern als es hieß: der Brigadier hat's richtig wieder gewonnen! O das ist Einer! Und die Art, wie er's gewonnen, hatte er wol schon ein dutzend mal erzählen müssen, ehe nur sein Brauner wieder beim Ochsenwirth im Stalle stand — das Thierle war dort in Kost und Logis — und im Protokoll und auf dem Amte mußt's dann auch noch ausführlich gesagt werden und was das Schönste war, der Herr Lechler, Amtmann in Ravensburg, war dem Brigadier in alle Wege gewogen. Er schüttelte zwar etwas lächelnd den Kopf über den nicht mitgebrachten Jäckle. Er schrieb gleich ins badische Waldgebirg hinauf und zeigte Denen da um Waldhut herum an, vor wem sie sich nächst dem Hecker und Struve dort am meisten jetzt in Acht zu nehmen hätten . . . einige Hm' Hm' Ei, ei' unter seinem Schnurrbart und sein Schalte um den Jäckle' so hervorgebrummt, waren für Speidle nur kurz schmerzende Stiche ins Gewissen; ein Aufhebens machte Herr Lechler doch nicht davon. Seinem Brigadier gönnte er zehn Kronenthaler von ganzem Herzen. Hat man dann noch eine muntere und resolute Frau und Kinder, denen ein paar neue Hosen gar nicht schaden können, so kommt man in solchen Fällen auch über das Gewissen hinweg.

Wie es mit dem nun fast beim Speidle schon zur Ruhe gegangen war und seine Erwartungen nur noch in dem nächsten Morgen lebten, wo der Holzenbauer zu verhoffen stand, um sich sein Eigenthum abzuholen, da mußte es ihm denn freilich wie ein furchtbarer Donnerschlag kommen, daß am selbigen nächsten Morgen der Holzenbauer in seiner zufälligen Abwesenheit auf dem Amte in Ravensburg angekommen, dort die Protokolle sämmtlich unterschrieben, die Gebühren auch, auch was für den Knecht aus St. Gilgen und für Futterung im Löwen und sonst verlegt worden war, bezahlt hatte, ihm dann aber gerade beim Hinuntersteigen der Treppe im Amtshause begegnete und auf ein Schön Dank', das er dem Brigadier nicht versagte, auch nicht die mindesten Anstalten folgen ließ, die ausgerufenen zehn Kronenthaler zu bezahlen. Es standen ihrer Leute genug in der Nähe, die die vorgestrige Versicherung, die wie ein amtliches Ausschellen so feierlich erklungen, gehört hatten und dem Holzenbauer jetzt einen Lumpen über den andern nachrufen konnten, als er sich vorm Amtshause auf seinen Wagen setzte, die Peitsche ergriff und mit einigen derben Flüchen über die Kosten, die er ohnehin schon genug gehabt hätte, und die Versäumniß vollends richtig auf und davon machte. Von den zehn Kronenthalern selbst war und blieb keine Rede mehr.

Speidle ward erst kreideweiß. Er war zu stolz, den Pferden des Holzenbauern in die Zügel zu fallen, aber das konnte er sich doch nicht versagen, zitternd auf die Amtsstube zu fliegen und dort zu fragen: „Hat der Holzenbauer wirklich die zehn Kronenthaler nicht bezahlt?"

Hier kam ihm zu Gehör, daß man allerdings an seinen Preis erinnert, doch nur ein halb verlegenes, halb dummdreistes und eigentlich recht spitzbübisches Dreinlachen geerntet hätte.

Speidle sah verdutzt und krampfhaft den Amtmann an. Lechler zuckte die Achseln und meinte: „Es ist darüber nichts Schriftliches aufgesetzt worden. Diese Bauern sind eben nicht anders und der Holzenbauer ist schon einer von den schuftigsten!"

Speidle hatte seinen Zorn weg und seinen ganzen unbeschreiblichen Schmerz. Er war schon mit dem bürgerlichen Leben genugsam vertraut, um zu

wissen, was es heißt, wenn von einer Verbindlichkeit gesagt wird, sie ist nicht zu Papiere gebracht. Es ging dann nun wol noch durch die ganze Stadt wie ein Flügfeuer, was der Holzenbauer für ein Dummy wäre, die Einen verwunderten ihn, Andere lachten aber auch schon längst, denn der Polizei einen Aergel gemacht zu haben, thut Manchem wohl, selbst Leuten, die noch nicht zu den Schlimmen gehören. Lacht Mancher doch unwillkürlich, wenn ein Anderer auf dem Eis ausgleitet. Es mag auch peinlich genug gewesen sein, die Verstellung sich auszumalen, wie der Brigadier nach Hause kam und seine Frau, die nicht aus Ravensburg war, sondern aus Biberach und in Biberach schon Vieles besser gefunden haben wollte als in Ravensburg, zu ihm sagte: „Nun, wo hast du deine zehn großen Thaler?“ und der Speidle ihr dann sagen mußte: „Es ist halt nichts, wir müssen leben, wie wir mit unsern alten Gardinen noch so lange auskommen und mit den Ueberzügen der Betten, ob sie's gleich nöthig hätten, daß sie ausrangirt würden; die Zeiten sind nun eben nicht danach!“

So malte man sich's aus und wie es auch war und was auch die Frau Speidle gesagt haben mochte, der Brigadier hatte seinen Schmerz weg, und wenn wir's offen sagen sollen, so sah er ihn schon lange für eine Strafe an und wußte recht gut, wofür. Er brauchte nur dem Amtmann ins Gesicht zu sehen, da stand in Fractur geschrieben: Es geschieht Euch schon recht, Speidle! Und jedes Tintenfaß auf der Kanzlei sprach so und jede abgestumpfte Feder und jeder leere Bogen Protokollpapier sagte: Sei froh, Speidle, daß es nicht noch schlimmer kommt!

Der Holzenbauer aber hatte sein Gefühl und war froh, daß die strengen aber wahrlich begründeten Vorwürfe seiner Marelli daheim allmälig nachlassen mußten. Denn die Schrecken, die er an demselbigen Markttag hatte überstehen müssen, als er auf den Holzenhof Abends zu Fuß heimkehrte und auf das kurze aber zum Teil verwunderte: „Jo, aber Sepple, wie kommst mi denn vor?“ seines Weibes nur seine klägliche Geschichte vom Brunnen und vom Ochsen und vom Ober- und Unter-Türkheimer erzählen konnte und nichts, aber auch rein gar nichts zu seiner Entschuldigung hatte vorbringen können als die „unendliche“ Freundschaft des Wiesenbauern und des Lerchenbauern und des Sonnenwirths, wünschte er sich nicht zum zweiten male.

Das Marelli war auch nach dem Wiedererlangen des Verlorenen noch lange nicht zu beruhigen. Gut die mit Behagen empfundene Thatsache, daß der Holzenbauer wenigstens die „furchtige Dummheit“ nicht begangen und dem Volk da in der Stadt noch zehn Kronenthaler, wie sie sagte, „in den Rachen hineingeiagt“ hatte, milderte allmälig die Spannung und den Druck, der auf dem Holzenhofe das ganze Wohlgefühl über die leidlichen Gemüsepreise für den heurigen Herbst zu beeinträchtigen gedroht hatte.

Im Holzenbauer aber selbst nagte und wurmte etwas, dem er nicht gut Worte zu geben wußte.

Gewissensbisse über eine nicht mit Ehren eingehaltene moralische Verbindlichkeit möchte ein etwas zu vornehmer Ausdruck sein für Das, was in Sepple's Innern verging. Hatte er doch ohnehin zu behaglich in sich hineingelacht, als er so mit nichts für nichts von dem Amte in Ravensburg mit seinem Gefährt abfahren konnte und dem Brigadier, der es ihm gerettet, das Nachsehen ließ. Im Wirthshaus zu Stetten, wenn er den Unfall erzählte, hatte ebendrin Mancher gelacht über den Spaß und den Holzenbauer jetzt für einen rechten Schlauen erklärt, den die Gemeinde früher von so einer pfiffigen Seite noch gar nicht gekannt hatte. Daß es eines Brigadier verdammte Schuldigkeit sei, für das Wohl und Wehe der Menschen in Württemberg zu sorgen, stand ja bei jedem gelegneten Kreuzer fest, den man an schweren Steuern zu entrichten hatte. Ja, so verschiedenartig sind die Begriffe von Dem, was die Menschen Anstand, Muth und Klugheit nennen, daß man sich auf drei Stunden Wegs rings um Stetten schwerlich hätte nehmen lassen, den Holzenbauer, wenn er wirklich die zehn Kronenthaler gezahlt hätte, sein Lebelang, da er der Mann nicht war, derlei als etwas Großes vernichtigen und mit einem Kimbus und zu einem: Man muß aber sagen, der Holzenbauer! herausquellen, zum Stichblatt und Spott aller Wirthshausunterhaltungen zu wählen. Bis in einige und noch ein paar Generationen hinaus hätte man sich die Geschichte von dem Holzenbauer dazumal erzählt, wie der kläglich sein Gefährt in Ravensburg verloren und, als er's wiedergefriegt, noch zehn Kronenthaler hätte obendrein bezahlen müssen! Kurz, die Geschichte, wie sie jetzt lag, gereichte dem Holzenbauer eher zum Zuwachs als zur Abnahme seiner gemeinklichen Geltung und sittlichen Würde.

Anders war es aber mit des Holzenbauern Namen in Ravensburg. Es konnt ihm zwar gleich sein, ob ihm der Wirth im Ochsen keinen

Guten Tag bot, wenn er den Markt besuchte; er kehrte vorm Thore eben im Waldhorn ein. Auch vor dem Speidle selbst, dem er oft begegnete, half ihm sein verlegenes Lachen. Das kam immer noch leider hervor, als Speidle ertragen mochte; denn der blickte schon viel früher zur Erde, wenn er den Wortbrecher sah, als der Holzenbauer. Und ich will da nicht vom Gewissen reden. Angeführt zu werden von einem so dummen Bauer aus Stetten, das war ihm sicher beschämender als diesem sein gebrochenes Wort.

Nun gehen aber im Menschen, selbst wenn er nur im langen Rock mit metallenen Knöpfen, einer rothen Weste, gelbledernen Hosen und einem dreieckigen „Nebelmacher" durch die Welt zwischen dem Holzenhof, seinen Aeckern und der Gemeindewaldung von Stetten so hin und her trottelt, gar seltsame Grillen durch den Kopf. Allerlei Lämonen, die nicht gut, nicht böse sind, sind immer in der Menschenbrust geschäftig, der Eine zu rathen, der Andere zu verwarnen, und Besser ist besser! und, Faß' es lieber beim Schwanz als bei den Hörnern! und dergleichen uralt Ewiges und solang' die Welt steht Grundwahres ihm zuzuwispern. Die Köpfe, die so ganz in Nichts versunken sind und nur auf das nächste Mittagsbrot gerichtet, sollen selbst unter Denen, die nur die Kühe hüten und sich die Sonne in den Mund scheinen lassen, noch geboren werden. „Es irrt der Mensch, solang' er lebt."

Der Holzenbauer konnte nicht ganz über das Gefühl hinweg, dem Brigadier doch einen schlechten Streich gespielt zu haben. Er war zwar weit entfernt von der Zartheit der Gefühle, die ihm ein Wiedergutmachen seiner Schuld angerathen hätte, doch tappte er in dem beneidenswerthen Dunkel, in dem sich das Gewissen aller dieser Menschen über die merkwürdigsten Dinge, die Unsereins schon längst in Verzweiflung gebracht hätten, zu halten versteht, so allmälig und allmälig in eine Stimmung hinein, die es ihm als eine höchst respectable und eigentlich einer öffentlichen Belobigung, etwa im „Schwäbischen Merkur", würdige That erscheinen ließ, wenn er z. B. von seinen im September nunmehr geernteten Grundbirnen (Kartoffeln) einen Sack voll, und keineswegs den schlechtesten, sondern im Gegentheil den stammsten und gefülltesten, dem Brigadier Speidle in Ravensburg für den Winter zum Geschenk machte!

Unser geläutertes Gefühl wird sagen: Ja wahrlich, ist denn da von jenen zehn verweigerten Kronenthalern ein Uebergang möglich zu einem dennoch gespendeten Sack mit Grundbirnen? Wie kann ein Mensch, der uns die Hoffnung auf 27 Gulden 30 Kreuzer geraubt hat, annehmen, daß ein Gegenstand von 5 Gulden dem Betrogenen Ersatz bieten könnte? Und wie ist überhaupt dem Holzenbauer noch eine Anknüpfung an das Ehrgefühl des Brigadier möglich geschienen?

Das mag bei euch, die ihr dies lest, unglaublich erscheinen. Dem Holzenbauer aber, in einem mit mäßigem Phosphor erleuchteten Schädel, dessen Welt schon am nächsten Heck die Scherben des gewohnten Denkens verliert, gestalteten sich wunderliche Ideengänge. Mit demselben Lachen, mit dem der Holzenbauer damals vom Amte, ohne die zehn Kronenthaler erlegt zu haben, wegfahren konnte, konnte er sich auch jetzt wieder und noch dazu ohne viel Sentimentalität sagen: Der arme Kerl da, der Brigadier, hat nun gar nichts bekommen, aber ein Sack mit Grundbirnen ist doch immer noch besser als gar nichts! Und in dieser Hoffnung auf Annahme, diesem Gefühl, das aus der Speculation entstand, erstens in Ravensburg wieder im Ochsen einkehren zu können, der ihm seiner guten Freunde wegen allerdings zuletzt genehmer blieb, und zweitens die ewige, zwar nicht lästige, aber doch abschlußlose Beunruhigung seines Nachdenkens durch die Erinnerung an jene Vorfallenheit ein für alle mal zu beschwichtigen, lud er denn in der That eines Morgens, an einem kalten Octobertage, wo er wieder in Ravensburg Geschäfte hatte, den vollsten Sack mit Grundbirnen auf seinen Wagen mit dem festen Vorsatz, beim Speidle anzufahren und ihm für den Winter sothanes freiwilliges Geschenk zu überbringen.

Und er durfte sich, als er so nach Ravensburg hinüberfuhr, eingestehen, daß ihm seine Pfeife besser schmeckte denn sonst. Die Pelzkappe wärmte ihm sein mit einem großen Gedanken beruhigtes Gehirn, und wenn er offen sein wollte, so mußte er gestehen, daß er sich vorkam wie der Gerechtesten Einer, vor dem jeder Heilige, an dem er vorüberfuhr und seine Kappe lüftete, einen ordentlichen Respect haben mußte.

In dieser Stimmung fuhr er beim Speidle vor, hielt die Gäule an, hob den schweren Sack selbst vom Wagen und trug das Geschenk sofort in die Hausflur.

Der Brigadier wohnte eine Stiege höher und war just zu Hause und stand draußen am Gatter der Stiege und putzte sich, wie er das zuweilen mußte, die Knöpfe seiner Uniform mit geriebener

Kreide und Spiritus blank, färbte die weißgewordenen Nähte mit aufgelöstem Kupferwasser und die abgeblaßten gelben Litzen mit einer andern zweckdienlichen Tinctur.

Trägt halber Stiege hinauf der Holzenbauer, ob er dem Brigadier nicht unangenehm käme?

Antwortet der, finster die Augenbrauen zusammenziehend und voll Erstaunens: „Wer ist da? Was soll es? Was wollt Ihr?“

Der Holzenbauer kommt die Stiege herauf näher und bringt höflichst sein Präsent an und schließt mit einem sehr respectvollen: „Nehme Sie's, Herr Brigadier! Sei Er so gut, nehme Sie's!“

Speidle, die Stimme erkennend und sich kaum umschauend, stand voll Grimm.

Die Grundbirnen an sich hätten ihm ganz wohlgethan; seine Frau kam auch schon aus der Küchenthür heraus und dachte nach Frauenart gerade wie der Bauer: Etwas ist besser als gar nichts! Aber das offenbare Zugeständniß, das da nun wirklich der Bauer selbst machte, ihm etwas schuldig zu sein, das Untergebot von zehn Kronenthalern auf einen Sack Kartoffeln, das wühlte des Brigadier verhaltenen Empfindungen so auf, daß er, sich kaum beherrschend, erst nur rief: „Kapp' herunter, Kerl, wenn Einer wie du mit dem Brigadier spricht!“

So schlug er dem Sepple auch gleich die Pelzkappe herunter.

Die Schwaben haben in solchen Fällen der staunenden Verwunderung und der sich schon rüstenden Gegenwehr eine Wendung, die zwei einfache, aber eigenthümlich betonte Worte bezeichnen. Sie lauten, halb überrascht, halb fragend: Ha' No?

Der Holzenbauer stieß sein Ha' No? trotzig genug hervor, bekämpfte sich indessen und bot der Frau, mit der er lieber allein zu thun haben wollte, wieder sein Geschenk an und sagte wiederum höflichst jetzt zu ihr allein: „Nehme Sie's, Frau! Unten steht mein Sack! Nehme Sie's!“

Den Brigadier überwallte der Zorn. Er vergaß seine Stellung in der Gesellschaft, sein Amt, seine Würde, rief: „Nehme Sie's? Er da? Er nehme das da!“ und so faßte er über die Stiegenlehne hinüber den Holzenbauer ins Genick, schüttelte ihn und warf ihn so der Länge nach die 15—20 Stufen hinunter, daß der Holzenbauer zwar unten lebendig ankam, aber doch ein paar mal mit dem Kopf an die Wand schlug und bei seinem Grundbirnensack der Länge nach mit einer blutenden Stirn hinstürzte. Und unserm nun einmal wild gewordenen Speidle noch nicht genug. Der Zorn trieb ihn die Stufen hinunter, ließ ihn die Hausthür aufreißen und obgleich die Frau nachschalte, um den wüthigen Mann um Gottes-willen zu besänftigen, so warf er den Holzenbauer noch auf die Gasse hinaus, den Sack hinten nach, sodaß der nur lose zugeknüpfte aufging und die Grundbirnen hell über die Gasse rollten, und nun schlug er die Hausthür zu und sagte mit knirschenden Zähnen: „So ist's recht! So Nehme Sie's! So Nehme Sie's!“

Der Holzenbauer lief blutend und voll ohnmächtiger Rachsucht, wie er war, aufs Amt.

Er klagte. Der Thatbestand sprach sogleich gegen den Brigadier. Der Amtmann mußte seinen eigenen Untergebenen aufs Amt rufen lassen und als er kam und der Anklage nicht widersprechen konnte, zu fünf Gulden Strafe verurtheilen. „Speidle, Speidle!“ sagte Herr Kechler halblaut, als er fünf Gulden für ihn verlegte, die ihm später an seinem Gehalt abgezogen werden mußten, und dem Holzenbauer hingab. „Speidle, die Nemesis rächt sich furchtbar an Ihnen! Was haben Sie Aermster schon Alles um den Jäckle ausgestanden, den Sie in Gmünd noch immer nicht eingefangen haben!“

Speidle stand voll Ergebenheit. Er kannte sein Vergehen, wußte auch, wie schlimme Thaten eine ganze Kinderschaft von üblen Folgen nachschieben und später auch konnte er sich von Herrn Kechler erklären lassen, wie das Alles mit dem Worte zusammenhing: „Die Nemesis hat sich an Ihnen furchtbar gerächt!“

Wie sehr er diese Nemesis empfand und erkannte, das jede vernachlässigte Pflicht eine ganze, unabsehbare Reihe von Vergeltungen nachschieben kann, brauchen wir nicht zu schildern. Erwähnen jedoch müssen wir, daß dieser brave Staatsdiener es war, der zuletzt doch noch den Jäckle einfing, eine merkwürdige Unternehmung, die wir unsern Lesern vielleicht ein andermal mittheilen werden.

Im Holzenbauer aber ging es seither noch wüster als früher aus. Zehn Kronenthaler — ein Sack Grundbirnen — Nehme Sie's und Nemesis — der blutige Kopf und dafür noch fünf Gulden obendrein! Das ist ein solches Chaos sittlicher Combinationen in ihm geworden, daß er sich seinem Pfarrer anvertrauen und von diesem hören mußte, wie man aus allen Fährlichkeiten äußerlich mit heiler Haut durchkommen und innerlich doch nicht zu Recht beileben kann.

Vielleicht sagte ihm derselbe gute Seelsorger,

daß von allen Heiligen die Sancta Nemesis schon die allerwunderlichste ist, auch wenn wir nur dazu gedient haben, „für Andere Schicksal" zu werden. Der Eine begeht die Schuld, ihn trifft auch die Strafe, der Andere aber, der für Schuld und Strafe der eigentliche Anlaß wurde, geht nur deshalb leer aus, um desto längere Zeit — zur desto neuern Reue zu behalten.

Norddeutsches Leben.

II. Ein Jahrmarkt in Ostfriesland.

Die Thurmuhr des Marktfleckens hat eben drei geschlagen.

Noch liegt auf der weiten Ebene das Nachtdunkel, aber die schmale Mondsichel, welche am Horizont heraufklimmt, wird allmälig bleicher und ein eigenthümlich graues Dämmerlicht dringt durch die Wolken.

Stundenweit um den Marktflecken dehnt sich die fruchtbare Ebene, lange Wiesen und flutternde Kornfelder erstrecken sich weithin, dazwischen erhebt sich hier und dort eine Baumgruppe mit einem einzelnen Gehöfte.

Im Osten färbt sich der Himmel; auf dem Gehöfte beginnt es sich zu regen; der lange Balken des Ziehbrunnens wird in Bewegung gesetzt.

Es ist der Großknecht, der die Pferde tränken will.

Kurze Zeit darauf hört man Gewieher und Pferdegetrappel; aus der geöffneten Scheuerthür fährt ein schlichter Ackerwagen, wohlaufgeputzt und frisch angestrichen mit weißer und grauer Farbe. Obenauf sitzen der Bauer und die Bäuerin und auf der Vorderbank der Großknecht, in der nervigen Faust die Zügel, zwischen den Knieen die lange Peitsche haltend. Der Hofhund bellt, die Hähne werden wach und krähen in die dämmerige Morgenluft hinein, während das leichte Fuhrwerk lustig dahinrollt auf dem festen Kleiwege, der in vielfachen Krümmungen nach dem drei Stunden entfernten Marktflecken führt.

Es ist heute Jahrmarkt im Flecken.

Auf dem engen ungepflasterten Marktplatz, den eine Reihe Lindenbäume und ein weißangestrichenes Brunnenhäuschen zieren, und in den schmalen Gassen haben die Verkäufer ihre Buden aufgeschlagen, Lattengerüste mit grauer Leinwand überzogen.

Noch zeigt sich blos die Dorfjugend zwischen den Budenreihen; genäschige Buben suchen ihre Marktgroschen so rasch wie möglich unterzubringen; ein größerer Junge demonstrirt, daß man den Groschen aufheben müsse, weil der „starke Mann" erst am Nachmittage seine Künste producire; die kleinen Naschen sehen betrübsam drein. Jetzt aber füllen sich die Straßen und der Marktplatz mit Fremden.

Vorn im Dorfe ist das ein Gerassel und Gelarme'. Da fahren ein Wagen nach dem andern beim Weißen Roslein vor. Ob und die Bauern von den umliegenden Gehöften. Rasch werden die Pferde losgeschirrt und in den Kamp getrieben. Kaum gönnen die Insassen des Wagens sich einige Ruhe; eine Tasse Kaffee wird hastig geschlurft, wobei sich die Bäuerin vor Eifer den Mund verbrennt; Bauer und Großknecht stürzen einen „Klaren" (ein Glas klaren Branntwein) hinunter. Dann fort auf den Markt, um zunächst die nothwendigen Einkäufe zu machen. Man eilt, den Andern zuvorzukommen und unter den Waaren reiche Auswahl zu haben.

Der Bauer kauft Ackergeräthe ein; die Bäuerin *) completirt das Kuchengeschirr und die übrigen Haushaltungssachen, der Großknecht schenkt sich eine neue Peitsche oder eine Tuchmütze. Da wird jedesmal lange gefeilscht und gehandelt; die Leute sind außerordentlich „kor" (wählerisch), und lassen sich von dem beredtsamen Verkäufer die Waare nicht in die Hand drücken. Sind sie endlich handelseins geworden, so bleibt noch die Sorge, die eingekauften Gegenstände ins Wirthshaus zu schaffen, dann überlaßt man sich dem Marktvergnügen.

Unermüdlich reiht sich die bunte Menge zwischen den Buden auf und nieder; immer aufs neue werden die ausgestellten Waaren beschaut und besprochen. Man trifft Bekannte, drückt sich die Hände, grüßt einander Guten Tag, Guten Weg! Das Mittagsmahl nimmt wenig Zeit weg; jeder beeilt sich wieder in das Marktgewühl zu kommen. Der „Athlet" hat bereits die Trompete schmettern lassen; Alles drängt sich zum Marktplatz, wo er seine Bude aufgeschlagen. Vor derselben auf einem wackligen Stuhle durchsucht der buntscheckig costümirte Bajazzo mit Armen und Beinen die Luft und lader schreiend zu der Vorstellung ein, die gleich beginnen werde.

Die Vorstellung ist beendigt; Bauer und Bäuerin sind noch stumm vor Erstaunen über die Kraftstücke, die sie gesehen; aber die unruhige Menge reißt sie mit sich fort aus der Bude heraus. Der Großknecht ist längst zu Tanze gegangen. Bauer

*) Ist diese Bezeichnung nicht undeutsch? Sagen wir in Norddeutschland nicht: Bauersfrau? D. Herr.

und Bäuerin wenden sich nun gleichfalls der Schenke zu, um „einen abzutreten“

Die offenen Fenster der Schenke und grossen; man sieht die tanzenden Paare vorüberschweben, aber man hört nicht die Musik. Vergeblich bemühen sich die kreischende Fidel, die aufstehende Clarinette, der murrende Bass das Gelärm und den Jubel zu durchdringen. Die Musikanten haben ihren Platz in einem erhöhten viereckigen Verschlage, eben steigt einer von ihnen die kurze Treppe hinunter, um den üblichen Tanzpreis einzusammeln. Jetzt beginnen Musik und Tanz wieder, Bauer und Bäuerin sind mitten im Saale und ziehen sich langsam in der Runde.

Im Nebenzimmer wird getrunken; an langen Eichentischen sitzen dort die „Marktgäste“, vor sich die Bierkanne oder das Branntweinglas; die Weiber haben zur Seite den unvermeidlichen Theekessel stehen und vor sich auf dem Tische den kleinen blaugestreiften Theetopf von sogenanntem dresdener Porzellan. Dicker Tabaksdampf wirbelt um niedern Zimmerdecke empor. Des Tanzens müde, setzen sich Bauer und Bäuerin zu ihren Bekannten an den langen Tisch. Da wird nun fleissig dem Branntweinglase zugesprochen und den Befreundeten „angeprostet“. Die Bäuerin sieht mit Schrecken, wie des Ehemanns mutter geröthetes Antlitz immer feuriger wird, sie mahnt umsonst zum „Aufbruch“, ein Streit mit dem Nachbar erhitzt den Mann noch mehr und steigert seinen Rausch; des Gegners Faustschlag schmettert ihn unter den Tisch, wo er nach einigem Murren einschläft. Die Frau ist derweile fortgegangen, um den Knecht aufzusuchen; mit verbundenem Kopfe und blutigem Gesicht kommt er ihr entgegen; im Tanzsaale hat es gleichfalls Prügel gesetzt und die Stahlbeine waren gut. Mürrisch erhält er den Auftrag, die Pferde vor den Wagen zu spannen. Der trunkene Bauer wird hinausgeschafft und quer auf die Bank gelegt, dass sein Kopf in dem Schosse der Bäuerin ruht. Die Peitsche knallt und der Wagen rollt durch den Abendnebel dem einsamen Gehöfte zu. Unterwegs spricht keiner von den drei Insassen ein Wort. Erst acht Tage nachher, da alle Wunden geheilt und die Bäuerin aufgehört hat zu schmollen, unterhalten sich die Drei von dem „meien“ (schönen) Markt und dem seltenen Vergnügen, das Jeder genossen haben will.

III. Auf den Inseln.

Der estländischen Küste gegenüber, etwa eine Stunde weit in See, liegen ein Dutzend gelber Eilande.

Es sind durre sahle Sandflächen, rings von Dünenketten umschlossen, die nur an einzelnen Stellen spärlich mit einer eigenen Grasart, dem biegsamen Helm, bewachsen sind.

An der schützten und windstillsten Stelle auf dem Eilande haben sich die Menschen angesiedelt; da liegt das Inseldorf ganz still und eng mit seinen armen, niedrigen Hütten. Diese Insulaner sind, ihrer Abstammung nach, ohne Zweifel ehste Ästen. Es ist ein rauhes, hartes, tüchtiges Geschlecht mit schwerem Körper, wettergebräuntem Gesicht und blondem Haarschmuck. Im Sommer ist von den Männern Niemand daheim. Nur die Alten und Gebrechlichen blicken täglich, solange sie noch gehen können, von der höchsten Düne sehnsüchtig und zugleich mit unermüdeter Neugier aufs Meer hinaus; die Uebrigen sind fort zur See.

In den Hafenstädten schätzt man die Insulaner als tüchtige Matrosen, da sie zugleich bedächtige und muthschnelle Seeleute sind. Es ist wahr, sie sind in der Regel kurz angebunden und es kommt bei ihnen leicht zu einem groben Wort, aber ihre Redlichkeit und Zuverlässigkeit wiegen reichlich auf, was man in diesem Punkte tadeln könnte. Tadelnd und Betrug sind auf diesen Inseln unerhörte Dinge; zu deuten, unter welchem Vorwande es geschehen möge, gilt hier für eine Schande. Der Insulaner wurde lieber verhungern, als Andere um Gaben ansprechen. Auf der andern Seite aber ist auch Jeder bemüht, der Noth des Andern auf die zarteste Weise abzuhelfen, und es gehört nicht zu den Seltenheiten, dass ein Armer, der seine Noth schamhaft den Augen der Nachbarn entzogen hat, unvermuthet von Gaben sich umringt findet, die ihm unbekannt und nur bleiben. Mehr als wünschenswerth ist hatter der Insulaner am Hergebrachten; von vornherein gegen jede Neuerung eingenommen, schüttet er das Kind mit dem Bade aus, wenn einsichtige Freunde ihm eine reiflich überlegte Verbesserung seiner heimischen Zustände vorschlagen. Weniger von Natur verschliesst er sich gegen Fremde noch enger und betrachtet alles Werben um sein Vertrauen mit Argwohn.

Die Weiber sind gross und schlank und haben meistens scharfmarkirte, in einzelnen Fällen sogar edle Gesichtszüge. Selten findet man darunter jugendlich blühende Gesichter; die Insulanerinnen haben in der Regel einen blassgelben Teint, der manchem Gesicht ein eigenthümliches Interesse verleiht. Auch in den Frauen steckt ein seltsamer Geist der Unruhe, der sie ewig aus den vier Mauern

ins Freie treibt. Die Arbeit im Hause, das Nähen, Stricken und Sitzen am Spinnrocken ist ihnen sichtlich unleidlich. Man erzählt, daß zur Zeit, als Ostfriesland unter preußischer Herrschaft stand, die Regierung 50 Spinnräder nach der Insel Borkum geschickt habe, um den Weibern Gelegenheit zur Beschäftigung während der langen Wintertage zu geben. Das soll nun dem weiblichen Theile der Bevölkerung nicht sehr gefallen haben. Mädchen und Frauen steckten die Köpfe zusammen und hielten förmliche Berathungen, wie man der aufgedrungenen Neuerung gegenüber sich zu verhalten hätte. Und eines Morgens früh vor Tagwerden sah man auf der Insel Thür an Thür sich öffnen und heraus schritten Frauen und Jungfrauen mit den geschenkten Spinnrädern in der Hand in feierlichem Aufzuge. Die Schar bewegte sich in gemessenem Schritt zur Gemeindewiese. Dort angekommen, zündete man ein hellloderndes Feuer an und mit dem Ausdrucke der größten Verachtung warf Jede aus dem Zuge ihr Spinnrad hinein.

Dagegen murren die Weiber nicht bei der schwersten Arbeit, sofern sie im Freien verrichtet werden kann. Und wahrlich, diese Unverdrossenheit wird häufig genug auf die Probe gestellt. Nicht blos die Verrichtungen, welche sich auf das Hauswesen beziehen, auch die Feldarbeiten bleiben den Frauen überlassen. Im Herbst gar, wenn die Männer sich zum Schellfischfang rüsten, ist es das Geschäft der Weiber, die Würmer zu graben, womit man die Fische ködert. Frühmorgens ziehen sie in Scharen hinaus an den Strand, den eben die Flut verlassen, und wühlen so eifrig den Boden um, als suchten sie nach goldenen Schätzen.

Jeder Hantierung, die sich nicht auf das Schiffswesen bezieht, geht der geborene Insulaner aus dem Wege. Die Handwerker sind daher meistens vom Festlande eingewandert. Von einer Seereise zur Heimat wieder zurückgekehrt, ergibt sich der Inselbewohner der Ruhe am Herde, die er nur unterbricht, um sich nach der Flutzeit am Strande umzusehen oder in den Dünen die zahlreichen Kaninchen zu jagen. Im Wirthshause verkehrt er gar nicht; selbst wenn einmal eine Gemeindeversammlung ihn veranlaßt, dasselbe zu besuchen, pflegt er sich aller Wirthshausgenüsse zu enthalten. Oeffentliche Vergnügungen, Tanzpartieen kennt man auf der Insel nicht.

Der nordische Gespensterglaube, das Hereintragen der Geisterwelt in das Leben ist seit uralter Zeit auf diesen Inseln heimisch. Der Klabautermann, der Fliegende Holländer, der Pfaffstrich haben Wirklichkeit für den Insulaner. Und gar die alten Frauen haben beinahe der Reihe nach das „Zweite Gesicht". Am hellen Tage, bei stiller Luft und ruhigem Meer sehen sie flatternde Segel am Strande und hören Aechzen, Stöhnen und Geschwirr zertrümmerter Schiffsbretter. Sie haben es immer lange vorhergesehen, wenn ein Schiff strandet; „ut drog mi so to" (es ward mir so zugetragen) beginnt gewöhnlich die Erzählung eines solchen Zweiten Gesichts.

Pietismus und Kopfhängerei dagegen sind dem Insulaner ganz fremd und es ist nicht selten, daß ein derber Humor mit den religiösen Aeußerlichkeiten spielt. Jener Schiffsjunge, der sich aus dem Schiffbruche ans Land gerettet, antwortete auf die Frage des Geistlichen, ob er sich in der Gefahr an Gott gehalten? „Ne, Herr Pastor, an de Mast!"

Deutsche Zeit- und Sittenschilderungen.

II.

Französirend, höfisch, kalt und frostig ist die Poesie der Zeit, die wir im Vorangegangenen geschildert haben.

Höfisch-feinen Ausdruck verlangte die Theorie vom Dichter gerade so und wußte sich viel damit, mit französischem Muster die geschmacklose Ueberschwänglichkeit und rohe Maßlosigkeit der Lohenstein und Hofmannswaldau endlich überwunden zu haben. Die besungenen Lust-, Hof- und Beilager bei den hochbewunderten Canitz, Besser, König u. A. gelten für schätzbare Stücke; sie sind in der That der getreueste Abdruck des Lebens jener Jahrzehnde. Man hat es, und auch nicht ganz mit Unrecht, als einen richtigen Takt an den Poeten dieser Tage gerühmt, daß sie, die Ohnmacht ihrer Literatur sich nicht verhehlend, dieselbe zu retten es für das beste Mittel gehalten, sich vor allem künstlerisch zu schulen an den Meisterwerken der französischen Literatur, welche damals unleugbar in einer schönen Blüte stand. Dies konnte jedoch nicht hindern, daß fast alles Producirte vorderhand von einer unvergleichlichen Nüchternheit und Langweiligkeit war. Ueberhaupt wird Poesie immer nur eine bunte Maske sein, wo die Bedingung und Wirkung einer trägen Wirklichkeit, eine fertige Prosaliteratur, fehlt. Aber wie ungehobelt sprach und schrieb man, wenn man sich trägt, mit welchem gräulichen Aufputz von französischen Wortflunkereien ließ man sich geflissentlich vernehmen, wenn man sich galant ausdrücken wollte. Zur Verdeutlichung diene nach Inhalt und Form Folgendes.

Noch 1714 erschien: „Commodes Manual oder Handbuch, darinnen zu finden I. eine compendieuse Methode zu einer galanten Conduite wie auch recommendabeln Politesse, u. s. w." sein endlos langer Titel). Darin heißt es §. 57: „Man conversire offters und bemühe sich mit denenselben in Familiarität zu leben, welche in der politesse und l'art de plaire tendrlich excelliren, damit man von ihnen etwas profitables dann und wann erlernen möge u. s. w." §. 39: „Beim Beantworten nun wie auch sonst bei allen Reden besinne man sich zuvorhero, soviel Zeit darzu übrig ist, ob man nicht könne, wie gedacht, einen und den andern lateinischen oder französischen terminum mit darunter setzen u. s. w." Nicht unerkannt blieb dieser eingerottete Unfug den guten Köpfen und wir begegnen hier wieder dem überall hellenwollenden Thomasius. Er brach wirklich die Macht des pedantischen Lateinschreibens und fing an die deutsche Sprache für die Wissenschaft zu erobern. Sein eigener Stil ist anerkennenswerth gut und rein, sobald er sich nur entschließen kann, die fremdartige Allongenperücke abzulegen, was er stets thut, wenn er seine eigensten Gedanken warm herausredet. Von Poesie aber freilich hatte der verdiente Mann keine Ahnung; er zürnt dem Melanchthon, daß er ein gar zu großes Aufhebens von Homer gemacht, der doch nur ein „Meistersänger" gewesen wie Hans Sachs; ja er ist versichert, daß, „wer Verse ohne Vorurtheile lese, mehr Artigkeit und judicium in Hans Sachsen als in Homero antreffe," — eine Auffassung auch das, welche nur in einer so abgeschwächten Periode den Muth des Daseins finden konnte.

Bereits im letzten Jahrzehnd des 17. Jahrhunderts begann ein riesiges Kämpfen vereinigter europäischer Mächte gegen den alten Rubestörer, den raubrischen König Ludwig. Das Waffenglück neigte sich mehr und mehr auf die Seite der Alliirten. Oestreich zwar und die deutschen Mächte thaten, was sie nun eben vermochten; aber Hauptanführer waren Holland und England, beide kürzlich durch heilsame Revolution gestärkt und zuletzt durch einen ausgezeichneten Regenten eng miteinander verbunden. Besonders das britische Reich befand sich durch diesen wahrhaft großen Fürsten, König Wilhelm III. den Oranier, in seiner freien Verfassung endlich gesichert und gefestigt und im Aufstreben zur Seemächtigkeit und Handelsgröße kräftig gefördert. Dieser König muß als der Begründer des Gleichgewichtssystems von Europa gelten und war seiner Zeit schon von ganz Europa bewundert; gleich ausgezeichnet als Staatsmann wie als Kriegsmann war er die Seele des Widerstandes gegen Frankreich. Da brach mit dem ersten Jahre des neuen Jahrhunderts ein gewaltiger, weltwichtiger Krieg über den erledigten spanischen Thron aus, nach welchem sowol Frankreich als Oestreich die Hand ausstreckten. Die Großmächte Europas, schon mit sich und untereinander einig, standen insgesammt gegen Frankreich. Denn Ludwigen aber sein Haus nach Spanien sammt Neapel und Lombardei, Niederlande und Südamerika beherrschen zu sehen, war eine Unmöglichkeit. Man konnte diesen Krieg wol einen Kampf um europäische Freiheit nennen, wenn nur damals sich nicht lediglich Alles um Ausnahmerechte hätte drehen müssen. Demungeachtet, ein Weltgericht galt es. Die genialsten Feldherrenkräfte und die großartigsten Siege waren auf Seiten der Verbündeten; eine herrliche Streitbegierde, immer genährt vom allgemeinsten und bittersten Franzosenhaß, durchflammte den Welttheil; diesmal auch Oestreich durch seinen trefflichen, zum Volkshelden gewordenen Eugen würdig vertreten. Selbst im Deutschen Reich glühte alter Haß und Hoffnung wieder und die alte Kampfeslust. Der Ausgang dieses Gewaltigen Kriegs war im Allgemeinen zur Zufriedenheit Europas. Frankreich entschieden gedemüthigt, die spanische Monarchie getheilt; Ludwig's Enkel erhält nur Spanien mit den Colonieen, England das unschätzbare Gibraltar, das es bis heute festgehalten; Savoyen etwas später Sardinien; Neapel kommt sehr bald an einen Nebenzweig und wird abgetrennt; Oestreich endlich gewinnt die Lombardei und die Südniederlande. Nur — das Deutsche Reich erhält von geheimes Plan und die lothringischen Theile nicht; es wird beim Frieden nicht einmal darum gefragt; wie weggefegt erscheint es da; was hat sich selbst das deutsche Oestreich gar viel darum zu kümmern, es ist ja ein europäischer Congreß, und Deutschland — ist keine Großmacht. Das haben ihn Jeder schon beim Kampfe gefühlt. Zuletzt hatten die deutschen Fäuste und bis zuletzt mit dreingeschlagen, aber nur wie es uns einzig möglich war, in kosmopolitischer Begeisterung. Die patriotische Ehre war von vornherein wieder einmal mit Füßen getreten, das zerrissene Gemeinsamband gleich anfangs nochmals schmählich zerrissen durch der Kurfürsten von Baiern und Köln Verrätherei, die den langen Krieg auf französischer Seite fochten. Was konnten sich die Uebrigen da noch erwarten, noch fodern? Etwas Zerrückelung mehr oder weniger, was war es? Daran war man längst gewöhnt;

auch ähnliche Muster lese man aufhalten, und selbst seinen größten, schriftstellerischen Schätzen, den Bibel durch das Herz des Vaterlandes, auch die empfiehlt man nicht mehr so allen Ständen gleich heilig.

Man kann es nicht verkennen: der Blick der Deutschen ist durch diesen europäischen Krieg ein wenig weiter und freier geworden. Die großen Ereignisse, die rasch aufeinander folgen, haben die Herzen etwas erhoben. Deutsch ist einzig Preis entbunden. Dem Vaterlandsgefühl ist Deutschland in der letzten Zeit gewaltig einen Schritt; etwas weiter der patriotische Gesang Theodor Körners hinaus, nicht bei der Laute nicht bloß vom Lorbeer, sondern auch allem treuherzigen Weben entlegen haben wollte; aber, im ersten Werke, wenn der Journalist Siegel (1804) von der Hoffnung bewegt wird: „es wäre zu wünschen, daß man diesen Sagen gehen wollte, daß die Deutschen Helden und Heiligen hervorgehen haben für deutsches Nachahmen, wenn es so viele deutsche Jahre hervorgebracht, welche abzuhelfen und die auf jene alten Zeit zu Wiederaufleben hinzuzeigen." Indes, wie gesagt, man mußte diese Bestrebungen loben. Auch sieht man den Krieg hier von einem interessanten und belehrenden Schauspiel an, und auch eben nicht bis ins Herz hinein. Man sie Bewegung gegen Frankreich erfüllend enthusiastischer aufgefaßt. Indes Recht gegen sie gerade mit diesem Krieg schlecht verhandelnden, politisch schwankenden Journale. Die wollen sie ganz und gehen Urtheile über die jetzigen Weltbändel beständigen und stets sind mit einer wichtigen kosmopolitischen Reflexionen. Einige verfallen dann sogar in humoristischen Ton, der auch freilich nicht immer sehr ansprechen mag.

Man vor sage als Poete: „Der Blick Gottes von den gegenwärtigen Staats-, Kriegs-, politischen und geistigen Sachen Lösung und einfach aufgefaßt. Die erste Periode, gefaßt vom ersten Mose bis 1789 und zum letzten Male im 1797." Und Journal ist im 1811 herausgekommen, in Hefte, Frankreich gelassen, erschien gewöhnlich, dann allmählich, im Anfange 20 Bogen, durch mehrere historische politische Aufsätze mit allerhand Anekdoten ab. Jetzt also mit Jahresschluß endigt sie Zeitschrift, so weit es im nächsten Hefte mit einem platten Epilog, als mit einem sehr ernsthaften Wege unterhalten. Unterdessen man immer auf dem Journalisten und Lesenden gestellt, kann ein ehrlich Kameradschaft über sich hier auch literarisch sein. Jetzen Hefte in eine Illustration in Kupferstich beigegeben, ein politisches Sprachbild, meist allegorischer Art. Z. B. Ludwig XIV. sitzt in einem großen Mantel auf dem Throne, auf diesen Mantel eine Menge Provinzen gestickt, Normandie, Languedoc und Burgund; heißt die Unterschrift: „Mein Mantel ist mit seinen Schmuckstücken geziert." Ein anderes mal der Marschall Lefi auf dem Gerüste, steht mit Schimpf und Schelmerei und vieler Unbill: „Er ist der Rede betrübt", heißt der Marschall Blücher Denkmal von Bauern Schutt mit aufgetürmten Mauern von dem durch Marlborough und Prinz eroberten Brabant u. dergl. Am meisten Spaß mit Schadenfreude erregt es natürlich über den alten König. „wie seine Völker jetzt getrost und schaut, so sehr von und sein ganzes Land auf Abwesen Thron!" —, „weil er mit dem Abdankungsmantel viel gelacht und seinem Lande bereits manches Vergnügen gegeben hat, so wird ihm nun auch billig durch ein Accompagnement (Königin Marie) die verdiente Strafe zugemessen." Lese erhebt heute auch, daß der Kamellion, wie in vielen Jahren als Kurzweilsmenge auch, mit köstlichen Weltgeschichten am Schmutz, eine Biographie und eine auch Zeitschrift trefflich Publicität gewinnt. Die Heften Tagzeit wurden mit parteiischem Lobe überschüttet und es nimmt sich seltsam aus, wenn Karl von Ochsenk wegen der Dinge seiner Generale in Spanien gepriesen wird: „Dein Lagen, großer Held, macht solche Siegerlagen, Lassen sie Alles nichts in ihren Büchern sagen" u. s. w. Die große Schlacht will aber auf der Halbinsel Marlborough's und Eugen's, die übrigens mit großer Tücke auch in der That nicht verhältnißmäßig durchgeführt hat; besonders ist in militärischer Beziehung hervorgehoben, warum sie so einen „Sonnenblick" aufbieten müssen. Oft leidet die Erzählung in Poesie aus. Es hat sich in verschiedenen Partien des Journals auch ich versucht und vielleicht hätte einer mehr daran in den „Unterhaltungen" mitgetheilt. Sonst muß man auch loben, daß sich der Herausgeber in seinen Schilderungen persönlicher, politischer, englischer und holländischer Sitten als einen Mann erweist, der manchfaltig Studien gemacht. Nur von Irrthümern — es ist wenig als möglich die Rede, man hatte sich Mühe nicht einmal in dem angehängten ersten Bändchen, hinlänglich entschuldigt ein kleines Lächeln über die Buchdruckerei, das nicht einmal [illegible] Kriege. Aber bereits die ganze Unternehmen.

Ich bemerke es, daß einige Hefte so weit durch die Zeit gerathen. Es waren wichtigere Kriege

und Bücher. Die Sprache wurde vervollkommt und reinigt, seitdem man die historischen Schauspielhäuser [illegible], wurde sie auch, gleich der Musik, von den [illegible] Verfassungen und Sitten stärker nach dem Verhältnisse der Nationen modificirt. In [illegible] wurde sie durch [illegible] Einflüsse [illegible] und gewann an Mannichfaltigkeit und [illegible] Reichthum, was sie an [illegible] verlor. Sie wurde [illegible] und [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]

Von allen diesen Sitten und Gebräuchen hat man sich heutzutage weit entfernt. Friedrich der Große und Prinz Heinrich waren es, die, indem sie ihren Worte, manches Wörtchen ins deutsche Blut gebracht haben.

Dr. Richard Engelhardt.

Anregungen.

Die Naturforschung und der Glaube.

Der außerordentliche Professor zu Münster Hermann Hamburger's „Kosmos" hat geschrieben, von Professor Reinhard Hertz, der bereits in seinem vorherigen Vortrage erläutert ist (Physik, I. 0. Wright, 1885), hängt in dem Vortrage zur ersten Vorlage eine bedeutungsvolle Schlußbetrachtung über das Verhältnis der Naturforschung zum Glauben.

Es waren von einigen Seiten wieder Zweifel in den ersten Vorlage der Physik laute ausgesprochen worden, die Physik sei der jetzigen religiösen Tagung.

Gegen diese Befürchtung verwahrte sich der Vortragende, indem er sagt, daß es sich in den modernen neuen Zweifel überall nur um eine Trennung der Naturforschung vom Glauben handelt. Die Nachwirkungen dieser Trennung existiert bei Gebildeten fast gar nicht mehr.

„Die Naturforschung steht auf grundsätzlichen Grundlagen. Sie beschäftigt sich nur mit wahrnehmbaren Dingen, nicht mit Unwahrnehmbaren. Sie hat darum gar nicht mit dem anderen Gebiet des religiösen Lebensinhaltes, mit dem Übersinnlichen, zu tun. Dieses liegt ganz außerhalb, absolut außerhalb der Naturforschung. Sie kann nicht entscheiden, ob eine gewisse Behauptung oder eine Tatsache Gottes auf Erden eigenen Wesens sei oder nicht. Weil die Naturforschung nicht von Gott und der außersinnlichen Welt spricht, darum kann sie auch, so muß sie sich entschieden dagegen wehren, daß sie Dinge, die auf eigenem Wesen und eigenen Gesetzen beruhen, auf Gott zurückführt, d. h. auf eine der Erscheinungen, gegenüber sie machtlos ist. Dieses Spiel der Erscheinungen ist Gottes für eine durch religiösen Dogma vom naturwissenschaftlichen Gebiet befreiten Leben, so müßte ihre Forderung eben seine selbst mehr sein, vernichtend nicht so sehr Sinnen, so verderben sie es nicht."

Weil der Gottes für die Naturforschung haben, ist sie Grundes genommen für Leugnung eines ethischen Bedürfnisses. Zweifel ist die Wahrheit der Wissenschaft, d. h. die Wahrheit auf seinen eigenen Gebiete, aber sie ist nicht imstande, die Wahrheit auf Gebiete der Religion zu leugnen oder zu bestreiten. Sie hat Mittel und Wege, die Wahrheit der „Wahrheit der Wissenschaft".

„Wir stehen vor", sagt Hertz, „einem ein schönen Bereich, den man religiösen Wissenschaften nennen möchte, wenn man sie durch besondere Vorzüge der Naturforschung zu fassen suchte. Solche Vorzüge sind nicht sehr geheimnisvoll. Neben der einmal und einzigen Ursachen und einfachen Naturgesetzen gibt es noch eine andere Deutung, einen höheren Gesetzen, aber gar oft hat man Hypothesen oder Deutungen von Tatsachen nur vermutet, die später als irrig erkannt wurden und somit dem Zweck nicht dienen verfehlten."

Das übrigens die Naturforschung nach Raum zu wenig für den Glauben übrigläßt, das beweist Hertz auch bei der gegenwärtigen Übung.

„Der Naturforscher bekennt, daß sein Gebiet ein begrenztes ist, daß seine Mittel, d. h. seine wissenschaftlichen Verfahren und die Ursache der Dinge zu erklären, über seine Übung hinaus Anschauungsgebiete gibt es als solches nicht kennt, jenes bezeichnet ist für ihn nichts existiert zu beziehen, noch erkannt zu bezeichnen. Es hat aber auch — weil es seinen Bereich nicht verlassen — nie auf ganz anderen Wegen erlangtes Wissen nicht als Voraussetzungen für auf seinem Wege noch zu erforschende benutzen. Es würde damit die Ehrlichkeit durch subjektive Beziehung unfruchtbaren Tuns vernichten. Damit aber bekundet es auch nicht seine Ehrfurcht, für Meinen über so heilig wie als eigene eigene Tatsache."

Diesem Satze ist die klare und grundsätzliche Unterscheidung Hertz's auf welchen seine Vorträge zu den „Grundvorstellungen" bekannt. Die Fragen und Erkenntnisse seiner Lehre eine neue Richtung „Lehre der Grenzen der Erkenntnis", gehen zu Ende.

Zur neueren Geschichte.

Ostpreußen ist in allen Zeiten einer der eigentümlichsten Provinzialverwaltungen als in der Politik und Staatsverwaltung. Ostpreußen aber auf Kosten der Provinz kann man nicht verstehen und so auch die Schriften eines Herrn Karl von Lorbeer, einer französischen Beamten, eines, der „Hommes des 4 Parts" geschrieben und wahrscheinlich auch einen Gedanken hat, einzig gründlich empfehlen hat.

Der Verfasserschaft einer Geschichte einer Provinz, deren Art in manchen wenigen Einzelheiten in seinen auch Inhalt erschöpfenden Werke, die man nur anerkennt mit Befriedigung gewissen Standpunkte in einiger Übereinstimmung setzen kann.

Schlimm schlimm bei der ganzen Provinz mit 1848 war, namentlich Ostpreußen. „Ist war ein großes Ungeschick", sagt er, „als der Gegensatz zum Volkstand mit seinen beiden Führern in Gegensatz trat Herzogt von Ostpreußen Alexander Graf zu Dohna in der Regierungsdenkschrift, Graf zu Dohna und Graf von Dohna, einer der Führer der Opposition und Gustav Adolf. Die eine Linie hatte stand für einen Hofe manchen Namen. Gustav Adolf Dohna, der zu Königsberg Oberpräsident, hat einen

wenn unserer Volksmenschheit Ihre wäre, wenn Sie von Erfahrung meiner Kraft und Lange von Kraft erfüllt hätten, so könnte Ihr meiner Dichtungen und Schriften nicht mehr unbekannt bleiben.“ Das ganze Gedicht ist zu lang, um es hier vollständig mitzutheilen.

Heft von Autor zeigt nicht nur die Wut der, sondern auch Vollkommenheit, immer für die Arten Töchter und idealistischer Tochter zu erhalten und möglich, zu bringen. Es ist wie ein Segen, ein Licht von menschlicher Bildung auf der Schule der Wissenschaft u. s. Wissenschaft war auch hier oft in der Lage, nicht etwas tun, sondern vielmehr nur zum Nutzen lang der Kinder nur die Augen zu heben und sich zu besinnen, welches Interesse in besonderen Kreisen war schaffen ist.

Von der Ostsee.

Gedichte von Lenau zu Thränen und von da, wo auch die Nachtigallen hat Heilige Jesus Sinfonien da wo, wo Wissenschaft's Lang auch von Pflanzen hat Schönheit, wenn Bücher hat Tragödien, von Pflanze hat Lungen auch von Menschen die Farben schön auch von da, wo auch gar der irrende Jünglings am Hochgebirge von Tannenflüssen klingt, der Ihn nachher hell, der Tannen der Schnee Ihr auch eigener Gesang Gedichte zu machen, der Pflanzen aber für hat der Gedichten zu Lachen —, nun aber kommt auch durch Jagen nach Wissen von Naturgift ergriffen Menschen auch Magie gründen Pflanzen von Tiefsinn zu, der Gesang einer Fabrik Ihre in Russland gründ Lehre aber hart nach leben, wenn der Nachricht „Deutsche Tiefsee in Wahrheit Gedichte der Tiefseeforschung“ (Berlin, Schall der 1881). Ein Autor in seinem Buche zur deutschen Volksmenschheit Thomas Paul Hermann; P., der auf seinen Reisen nach Gedichte auf Ostsee Tiefsee schrieb:

Ja alle meine Thränen
Die in der Quellen rollen —

Und, das unglückliche Dichter, der im Wahnsinn endigte, Augustus, der sie ermöglichen Kind der Meinung allen Gedanken nach Schweiz verbessern und „Der Schiffbrüchige Sturz“ III.“ und der Verbannung starben gemacht. Heinen, seiner Anerkennung nach Tiefsee und Naturwunder ist, weil er für die deutschen Literatur gründet, Kaiserin, der seine Bildung in Russland regelte und seinen Meer zu den Dichtungen allzu lange im Tone natürlichen Ufers Gedichte durfte. Auch Richard Wagner hat als enthusiastischer Literatur und Tiefseeforscher in Riga einen Platz unter den deutschen Dichtern in Russland gefunden, während er zur Fremde unter in Deutschland wirkt hat.

Ihre deutsche Sprache auch in Gedichte, seiner Schiffe hart gelernt zu hören, wo seine Meinung eingeführt, der Schwung zum Beruf einer jetzt Tiefsee Gedichte Tiefseeforschung (Wissen) gewonnen ist. Ihre deutsche Tiefsee zu den grossen Dichtern der Ostsee und ihren Wissenschaft, dem wissenschaftlichen Gesellschaften, der ihre Lange in Kunst der „Dichter“ von Tiefe der „Meinung“ zu verbessern suche, der Druck und Herstellung unserer Zeitschrift auch zu Tiefseeforschung Tiefseeforschung!

Glückseligkeit.

Von Drexler-Manfred.

I.

Wenn bin ich und kann beglücken
Ihr das Köstliche mir eben,
Und Unbarmherzigkeit und Leiden*
Ferne gar bleiben.

Den als Bild von Gott gepriesen
Wahl ich immer es zu lösen,
Wenn mir macht ein Wort gelungen,
Sich zu mir zu tragen.

Wenn der Sehnsucht ich pflege,
Und es kann nahe mich ein Jammer
Wenn der Himmel, so bewege
Sich mein Herz erbauen.

Ich mich auch die Lange schaffen,
Wie zu Spenden für uns nützen
Hand, der mir die Meinen schützen,
Wenn auch meinen getreuen.

II.

Ich zu Liebe geben,
Glückseelt aus der Ehre
Ich den Mund sag Leben,
Dann beweglich mich bereit.

Ich es auch, was etwas
Wenn mich den Brüdern,
Ich es wenn — mit Leben
Mich der Meinen Gefühlen.

Wenn bringt' Ihr bereit
Manne wärg und Wahl,
Und du Ruh erquicken
Lange Plätze und zum Saal.

Wenigstens, willkommen
Bei, o lieber Gast!
Herz zu Tag genommen,
Wenn die Hütte zum Palast.

III.

Wenn gibt's, die ich verstehen,
Wenn der Menschen sie befreien,
Wenn Wenn auch verbreiten,
Wenn ein Antlitz Bild zu sehen.

Darum, gib' ich auch von wenig
Gott' ich gern als treuen Mann
Die ich hab ein Freund Wenig,
Wenn ich Meinen geben kann.

Gott' ich auf das Bild erwachen
Und mich Augenlichten sehen,
Wenn' ich gern den Christusen finden
Und in Dankes Mund sehen.

Wenn meiner Brüder pflegen
Jungen, kommt im Leiden Land,
Freunde nicht mit Gegenwärtigen,
Helfen nur im Leiden sind.

Verantwortlicher Redakteur: Friedrich Wilhelm ... Druck und Verlag von A. W. Hayn's Erben in Potsdam

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 25.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Sgr.

Das Osterfest.

Es war wie in dem Weihnachtsliede eine bezeichnende Zeit hierin, die Ankunft des Herrn und das Fest der alten deutschen Heidengöttin Ostara, das Zuschlagen unserer Pforten; wir heute Arbeit, die ursprünglich streng geschieden waren, sich so innig verwandt haben; wie der christliche Sinn die heidnischen Gebräuche und Sitten mit einem neuen Geiste erfüllt und ihnen neue Beziehungen verliehen hat — so ist es auch mit dem Osterfeste.

Auch in ihm feiern wir zwei Feste, zwei Auferstehungsfeste. Das der Natur mit dem des Frühlings und Sommers — Baldur und Ostara —, das des auferstandenen Herrn mit dem der altdeutschen Göttin Ostara.

Beide sind in unserm jetzigen Osterfeste eng und innig vereint, obschon sie ursprünglich nichts weiter miteinander gemein hatten, als daß beide zu derselben Zeit feiern. Das christliche Bewußtsein hat sich Jahrhunderten hindurch bemüht, den Liebreiz des heidnischen Festes, dessen Sinne und Gefühlen einen christlichen Sinn und eine christliche Erhebung zu verleihen, so oft sie nicht zu verdrängen vermochte; es hat aber es oft auch in das Volksleben gerettet, um sich gleichsam versöhnend zu lösen. Immer und immer tauchen in jenen Denkmälern eines heiteren und sinnigen Volkslebens in den Zeiten wieder auf und suchen vergleichend mit den alten Tagen unsere Welt gerade in die Tage und auf das Leben unserer heutigen Gestalten.

Es war ein glücklicher Zufall für die christliche Kirche, daß sie ihre Verkündigung in Deutschland nicht ausschließlich beginnen hat, daß ihre beiden höchsten Feste, Weihnachten und Ostern, in eine Zeit fielen, die von jeher dem deutschen Volke eine geheiligte war. Wenn am Ostermorgen und die Glocken die Auferstehung des Herrn ausgerufen, dann hallen sie zugleich durch das Grün und die Blüten des jungen Frühlings und begrüßen Tag, macht sie oft als Symbol des dürftigen und mühseligsten Menschenlebens gelitten hat, der neuerstandenen Pflanzenwelt. Mögen wir immerhin Ostern als das Fest der Unsterblichkeit feiern, es ist zugleich Frühlingsfest, das in dem stillen Gotteshause, welches heilige Menschen im Herzen tragen, und in dem großen Tempel, den Natur für Dinge baut, seinen Laub der Himmel hallen, begangen wird. Hat morgen der Morgen das erste Auferstehungslicht gesaht, dann schallen sich zwei Sonnen am östlichen Himmelsbogen und schauen durch verschiedene auf die Erde herab — das Sinnbild des auferstandenen Herrn und die Verheißung des neuerwachten Lenzes. Hat die beiden Sonnen singen und klingen von mit den Vögeln, über die Auferstehung des Herrn, wie die gläubigen Christenkinder sagen, über den wiedererstandenen Frühling, wie der alte Volksglaube erzählt.

Wie der christliche Glaube unserm deutschen Auferstehungsfeste den Namen (Paschafest), war die Israeliten nennen als „Ostern“ und die Engländer „Easter“ von Ost, welches auch der christlichen Sprache

stammt. Die richtige Deutung des Wortes „Ostern" ist von dem Namen der altdeutschen Göttin Ostara, Ostara. Wahrscheinlich ist Ostara ein mit Venus verwandte Göttin mit Venus, von der unser Wort „Ostern" abstammt. Sie war die Göttin des wiederkehrenden Morgens, des aufsteigenden Lichts, einer freudigen und heilbringenden Göttin. Ihr war der Monat nach Ostern der April — geheiligt und sie erhielt deshalb als die Göttin des Lenzes, des grünenden und blühenden Mai.

Das Gemeinsame der Ostara und Venus deuteten die alten Deutschen, welche das Jahr nicht wie wir in Frühling, Sommer, Herbst und Winter theilten, sondern nur in Sommer und Winter, durch jene Zeit, jenes in Weihnachten durch das Julfest, durch diese die Osterzeit, wenn der Frühling begann, in sie war natürlich die Zeit begriffen. Wie an den großen heidnischen Festen Opferthiere geschlachtet und verschiedene Speise gekocht wurden, so geschah es auch an dem Ostertage. Man backte große Osterkuchen an, hatte Osterspiele und Ostermärchen und brachte der Göttin Ostara Opfer dar, die Erstlinge des Jahres, vorzüglich Blumen.

Die Ostergeit nannten die alten Deutschen auch „Hochzeit", denn an des Frühlings Tag mit Nachtgleiche hielt der Gott auch den Himmel „heilige Hochzeit", verbanden die Sonnengöttin Ostara, die es dem Winter so schwer machte, so besiegte der Winter das ganze Jahr hindurch. Einer Neuzeit der Sonne und Wärme weint bei dem Christen freudlich begrüßt und auch sogar hier finden wir Spuren in manchen Gegenden Deutschlands. In der Osterzeit die Zeit des Saatgrünens und Blühens Venus war, so der Gott zu neuem Leben und neuer Freude erwachte, so brachte die alte Sprache mit dem Begriff Ostern überhaupt Wonne und, Leben, Freude bei Naturerscheinungen, wie es z. B. im „Ostara" (B. 926) vorkommt. Die Liebenden wünschten sich auch ursprünglich Ostermonne, um ihre höchste Lust auszudrücken.

Dieses bestimmten Tag für den Beginn der Osterfeier hatten schon heidnische Deutschen nicht. Wenn die ersten Blumen an den Bergabhängen erblühten, die Vögel aus dem Süden heimkehrten, wenn die Natur sich in voller Schönheit, Kraft begann und Ost der Ostara. Wer zuerst sie es Blühend Veilchen sah, sie Venus Kraftkraft Venus und pflegte es dann. Die Blume wurde dann eine Stunde gesucht und schnell nachgetragen und versteckt, die früher glücklich sich Finderin. Viele Orte sind noch zur Zeit des Hexen Sucht in manchen Gegenden Tanz. Manche wurde nun es aus den ersten Blumen. Wie Julei wurde der erste Maikäfer, der erste Schwalbe, der erste Storch als Frühlings- und Sommerbote begrüßt und noch im vorigen Jahrhundert herrschte in manchen Gegenden, z. B. in Norwegen die Sitte, daß der erste weißbeschwänzte Storch von dem Thürmer angeblasen und solange der ganze Stadt angeblasen wurde. Der Thürmer erhielt dafür einen Ehrentrunk und vom Rathhause.

Der Gesang des Jubels, der Sieg des Sommers über den Winter, des wärmenden, belebenden Lichts über die kalte Nacht der Finsterniß, das Erwachen der ganzen Natur und das Grünen und Blühen des ganzen Landes wurde in Spielen, Vorstellungen und Versammlungen dargestellt. Die Kinder sangen, Gelänge zu Ehren des wieder kommenden Sommers singend, trank die Lieder und Gesänge Lieder ein, welche ursprünglich der allgemeinen Verherrlichung des Lichts bestimmt waren. Häufig sangen die Kinder beim Einsammeln der Gaben von einem Haus, ein Lied ohne eine Gegen und das sind „den Sommer einsingen". Es ist es auch an vielen Orten. Am sogenannten Sonntage, dem ersten Sonntage im März, hatten in vielen Gegenden die Mädchen und Frauen ihre Spinnrocken, der Sommer war da, der Winter, Jener ist in Gefahr, Dieser in Noth gebracht. Beide Gegner wetteifern, bis der Sommer endlich den Winter besiegt, ihm seine Strohpuppe abgerissen wird. Dem Jubel des begrüßten Sommers, der nun die halbe Zeit ungefährdet über die Erde herrscht, wird dann ein Kranz oder grünes Zweig hereingetragen, wobei verschiedene Ostergesänge gesungen werden, z. B.

Sommer, Sommer, ich bin'
Wir holen Sommer in Garten
Ich will ihn Sommer nennen.
Wir wollen Korn in Garben
Der will ihn Sommer werden
Der Winter hatt verloren,
Der Winter liegt gefangen,
Den wir nicht haben Sommer,
Den bringen wir mit Blumen.

Bekannte Gebräuche findet man noch jetzt in Baiern, Thüringen, Böhmen und Schlesien und der Schweiz unter Ostern ist das sogenannte Eierlaufen. Man kocht nun Eier eine große Menge an, welche bemalt von den Kindern gesammelt und dann in die Gemeinde gebracht oder verkauft wird. Ist das geschehen, so eilt man schnell von der Stelle fort, damit der Ort nicht weiter erfährt

und ingendeinen eigenen Bezirk Leben, welche den Ort bekanntmachen, während jener Deutsche Buch, so Glauben sie es mit Stolz, und behalte der Sage nach natürlich Tradition sind. In dem Hause, in welchem die Christnacht angebracht wird, macht in dem ganzen Jahre Niemand. In der Nacht nahm alles das Zimmer des Ist binaus, welches dann an dem Sonntag Tänze gehabt. Es gehen den ganzen Tag in Innenstuben, neben der Stubenthüre ein Hund über, gehen die in die eine Hand eine Stein und in die andere einen Brief. Haben sie die Thüre hin der Mutter der wildesten Leid gemacht, so speisen sie die Hölle, und Hund hängen sie an einen Baum, den sie im Walde fällen und neben Heiligen herumtragen. Eine ähnliche Sitte findet sich auch in dem Walliser anderen Dörfer. In einzelnen Gemeinden tragen am 12. Mai eine auch Burschen geflochtene Körbe zum Fuss Sebastian und wachen sie in die Höhe. Der ledige Knäbl macht am letzten Tage nach dem Abendläutgeschäfte in Dorfchen umhergehen, dann aber in den Thurm gesteckt.

Allgemeiner verbreitet ist die Sitte der Christbaum. Sie scheint sich aber ganz Niederdeutschland, Hessen, Braunschweig, Hannover, Westfalen, Rheinlande, Holland, Friesland und Jütland, allerdings aber ganz Niederdeutschland, sowie der Westen der oberen Classe herrsche. Am Rhein, in Baiern, Schwaben, Baiern, Oesterreich, Böhmen und Thüringen hat die Johanniskönigin schon, welche am Johannistage empfangen werden, da war Johannis und das alte heidnische Mittsommerfest gefeiert wurde.

Die Bräuche haben in mehren Gegenden der Christbaum bei häufig hohen verschiedenen Umfang mögen verlieren, allein doch Laubaum am Christabende die Aepfel werden habe von den Bergen in das Land hinein, als ein Lieblingsbaum aller und Jungen verschwunden Jahre. Das Material, aus denen die Christbaum gemacht werden, Stroh, Blumen und Holz, wird von den jungen Burschen bei den Bauern gesammelt. Diese Knaben werden in der Nacht nach einem nahen Berge hinaus gemacht, in einen geräumen eine auf eine lange Stange gebundene Laubkrone hebt. Die Burschen hat Cost, die auf Jung, Männer und Knaben, sodass kaum Eingang und an manchen Orten mit mehren Zeichen, mit denen sie zusammenhängen. Der Weg hinaus auf Stelle des Baumes, das, wo es in manchen Orten Sitte ist, mit Stahl und Stein angezündet werden ist. Als Lösegeld kann einen Kind an den Baum mit Gegen Christkind. Nun die jungen Burschen, welche sich auf in Thun gemachten mit auf lange Stangen befestigten Laubkrone Aepfel gemacht haben, laufen mit Spiringen wie Mutwille kann werden.

Nicht ohne bestimmte Mehrzahl mit Bedeutung wird mit dem Christbaum angezündet, der nach verschiedenen Gegenden verschieden sein. Bei manchen Orten wird man Tannen oder Buchbäume in das Haus als Dach, weil nur den Kindern scheint man einige mit nach Hause, denn sie bringen nun manchem Uebel. Manche lagen sie auch vom Dach ins Zimmer, um befestigt nur Kleinheit zu benutzen. In Balthasarien im östlichen sonnigen Wasser und Bäumen hat Christbaum mit auch weiter Gegend der Mond hinaufe, hat Saaten sie in dem Jahre Blatte, weil darüber hat vorzüglich gut Obst will. Ein ähnlicher Mythe herrscht im Braunschweigischen und Hannoverschen. Hat sagt man, je länger am ersten Christabende der folgende Aepfel eingelassen wird, um so länger wird der Flachs in dem Jahre, und die jungen Burschen gehen deshalb mit auf den Thurm, um zu lauern. In Dorfchen Mehrn Brief über Hütte hatte nämlich dem Mädchen vor mit nahm an dem Abend der Christ theil. Diese eigenthümliche Sitte herrscht in Braunschweig und Oberschlesien am Harz. Bevor man den Christbaum anzündet, gibt man in den bemächtigten Stall, holt dem die Gläubigen auf und verteilt sie mit Eiern und Kuchen.

Die im 18. Jahrhundert waren die Christbaum viel allgemeiner als jetzt und namentlich wurden früher viel grössere Bäume angezündet. Es stammt namentlich auf dem Gebiete Christ gebeiligten Christbaum bei Mannheim allgemein ein gewiss und gemeinsam Baum. Jetzt wird auf dem Hause wie vorzüglich in bedeutenden Gegenden. Das aber die Aepfel mit Christbaum in allen Familien an einen Aepfel mit namentlich am Mai eine Christbaum sehr gern macht, geht daraus hervor, dass noch jetzt im Fachwerke in Niederlandes stets gute Aepfel an „Christbaum" nennt.

Man hat die Christbaum nämlich von der in der evangelischen Kinder beschränkten Zeit, die Kinder von dem Christkinde noch Aepfel zu erlangen, von dem sie gern geschenke bekommen. Jene Kinder sind die sehr schön Kinder und von Kenntnisse dem Christen mit ergötzt, bei er die Christnacht hatte sich den Tag gemacht habe. In der Kinder in Jahrhunderte wurde nach allem Wissen und Christbaum auch ein Wachter angezündet. Einigen Christbaum sind noch bestimmten Gebrauche

Allgemeinen und noch jetzt verbreiteter als die Ostereier sind die Osterhasen, die am Ostersonntag oder vorzüglich am ersten Ostermontage gegessen werden. Trotz aller Versuche, die Osterhasen einem christlichen Gebrauche anzuschließen, haben beide eine rein heidnische Sinn. Die Osterhasen bildeten eine Opfergabe der Göttin Ostara. Da der Mai oder Ostermonat die Erstlinge des Jahres, die ersten Blumen und Grün sowie Eier der Göttin als Opfer dargebracht, um sie günstig zu stimmen. Deshalb ist man auch in vielen Gegenden Norddeutschlands am Ostersonntage zu den Gästen grünen Salat, Kräuter und Brot. Man ißt auch verschiedene Gemüsekräuter, Blumen, Eigelb, Thiere u. s. w. auf die Osterfeier.

Daß an manchen Orten schon am Gründonnerstag die Osterhasen gegessen und die Osterhasen angeschnitten werden, rührt daher, daß der Gründonnerstag mit dem Mai- und Osterfeste zusammenhing, ein Fest bildete, dann das Backen nur nicht auf wenige Tage beschränkt, sondern seine Feierlichkeiten gegen 8 Tage die ganze Zeit des April und Mai.

In Mittel-Deutschland schenkt man den Kindern zu Ostern bunte Eier und auf den Feldern gehen die Kinder umher und holen sich von ihren Paten Ostereier und Osterfladen. In der Lausitz, wo solche Eier österlich ist, heißen solche Eier „Kit", während sie in anderen Gegenden „Pomeranzen" genannt werden. Am Ostersonntage sagt man zu den Kindern, der Hahn habe die Eier gelegt und an Gründonnerstagen und Ostermontagen werden die Ostereier zugleich mit Zuckerhasen in Bäcker zum Backen verkauft. Vielleicht war es in der dem alten deutschen Volke Sitte. Eigenthümlich ist aber die Verbindung des Hahns mit den Ostereiern. Der Mythus kennt in Thiazi den Riesen, er war der Sylvester geheißen und die Sage Nyhedrika weiß in einer Stelle erzählt, wo ein Hahn in einem Mannshaus gefangen war. Die Verbindung des Hahns mit dem Fest der Göttin Ostara scheint auf eine uralte aber entfernte Verwandtschaft zwischen mit der Sonne oder Sylvester hinzudeuten.

In Thüringen und einigen anderen Gegenden nennt man mit den Ostereiern ein besonderes Spiel vor, das sogenannte „Eierklopfen", oder wie es in Thüringen genannt wird das „Eierkloppen". Jeder der Spielenden nimmt ein möglichst hart gekochtes Ei in die Hand und stößt mit dem spitzen Ende desselben das Ei seines Gegners so gerichtet oder so zerschlagen. Wessen Ei zerbricht, der hat es verloren. Der Sieger, der die Eier hart genug gekocht hat und die Schale viel genug ist, hofft nun für sie die Vertheilung.

Im Lausitzischen haben die Burschen Eierlaufen. Etwa ein Schock Eier werden einer Alle weit voneinander auf die Erde gelegt. An den einen Ende derselben steht ein mit Heu gefüllter Korb und in einiger Entfernung davon ist auf einer Stange ein Tuch oder dergleichen als Ziel aufgestellt. Zwei Bursche laufen nun Hand in Hand zwei mal an den Eiern hin; dann läuft der eine der „Läufer" rasch die Zuschauer nach vorgeschriebenen Ziele, während der Andere, der „Holer", die Eier möglichst schnell in den Korb zu holen hat, wobei er jedoch nur eins die Hand nehmen und keins zerbrechen darf. Wer zuerst seine Aufgabe vollendet hat, erhält den Preis. In der Lausitz ist es der Gastwirth daselbst Spaß, welcher „Holer" genannt wird.

Den bedeutsamsten Mittelpunkt hat die Ostereier in der ländlichen Kinder, namentlich in Mittel- und Süddeutschland. Man beschenkt sich gegenseitig mit Ostereiern und treibt viele Spiele damit an. In Pommern wurden in den letzten Jahren vor Ostern über drei Millionen Eier verkauft, und am Ostermorgen drängt ein Jeder seinen Bekannten zum Grüße ein Ei in die Hand. Man schenkt auf die mannigfaltigsten Arten die Eier: „Kranz- und Kreuz-" Osterkuchen ist allgemeinbekannt, und es werden zu dem Zwecke auch künstliche Eier aus Zucker, Mehl und Mehl gemacht. In der katholischen Gläubigkeit in Westphalen hat in der Fastenzeit in zwei Tagen viele Eier beschlagen, so gründet man mehr Konditoren Figuren, Blumen, Kränze u. dergl. zu schenken, mit denen der Kaufer und die Kaufrau die weiblichen Personen beschenken. In den katholischen Gegenden werden oft Pfarrkinder eine Osterkinder als Geschenke verkauft.

Wie das Jahr zur Weihnachtszeit seine auch das Ostern seine bestimmten Spiele. In Leipzig sieht man noch jetzt Ostereier, in Dresden Osterbrezeln und in Braunschweig am Gründonnerstage Gründonnerstagsbrezeln. In Sachsen wird man am Gründonnerstage gebrannt Gemüse, Essen und Fische essen, vorzüglich aber Heringe, auch bekommt man auch den Volksglauben Gründonnerstag. In Schwaben gehen die Frauen einen Morgen früh zu essen zu diesem Tage, um sie vor Gründen zu bewahren. Dort bringen sonst die jungen Burschen in der Nacht auf den Ostersonntag um 12 Uhr ihren Geliebten auf hohen Bäumen grüne Kränze und Kreuze, welche sie

Mädchen nächsten trachten, um vor dem Advent beendet zu haben. Wer am Charfreitag Wolle reißt, wird das ganze Jahr hindurch von Mücken geplagt, und wenn am Karfreitag Wasser oder Getränke ist, so bekommen es Würmer.

Wie das in der heiligen Christnacht geschöpfte Wasser eine besondere Kraft haben soll, so hat auch das Wasser in der Osternacht eine ganz eigentümliche Heilkraft. In den Klöstern des nahen Böhmerwaldes, des Bayerwaldes und in der Gegend, Oberpfalz zu verstehen. Die katholischen Pfarrer in Neukirchen, Pleiskirchen, Ungarn und Böhmen begeben sich noch jetzt an dem Auferstehungstage zur Quelle, Bächlein oder die Donau zu gehen. Die gläubigen und katholischen Frauen machen sich von allen heiligen Handlungen mit Wasser machen. Eine ganze Reihe heilige das Wasser bei den Heidenvölkern der alten Deutschen.

In der Nacht des heiligen Ostern geweihten Wasser werden sich die Jungfrauen das Gesicht in der Hoffnung gewaschen Teufeln und Hexen, um schön zu werden oder es zu werden. Wer in dieser Osternacht wasser es gebraten, denn Hexen sollen, nicht einmal gehen oder gegessen werden, sonst war die Zauberkraft des Wassers vernichtet. Diese Sitte hat sich auch im Fichtelgebirge, Sachsen, in der Mittmark und in anderen Gegenden erhalten. Auch bei den Gebern in den Donauländern hatten wir diesen Glauben an die Kraft des Osterwassers. Die heilige Ostara selbst ging in der Nacht ihres Festes zum Wasser und weihte es. In Oberuta — der Name kommt von Ostara her — erscheint die Göttin auch jährlich in der Osternacht und weiht es. In manchen Gegenden gehen die Bauern vom Vieh in der Osternacht geschöpftes Wasser zu taufen, weil sie dann gegen Krankheit schützt. Die katholische Kirche weiht das Osterwasser und legt bekanntlich dem Weihwasser einen christlichen Sinn bei.

Nach vielfache Sagen und Gebräuche knüpfen sich an den Ostertag und die Osternacht. In der Osternacht um 12 Uhr werden auf dem Lande auf Hügelchen die Weihfeuer angezündet; in verschiedenen Gegenden kann man in einem in der Nähe Wasser geschauen die Sonne, welche Früchte in dem Jahre gut gerathen werden. Geht man um diese Zeit über einen Kirchhof, so erblickt der Teufel und man kann dann die verborgenen wahrsten Kostbarkeiten erhalten, sag nur man sich nicht verirren.

Am Charfreitage kann man die Hexen in der Kirche sehen, wenn man eine Backmulde um den Kopf bindet. An Ostern mit dem Rufen der Kanzel anstehen und tollen Streichen, die heben Mädchen oder Hexenbesen haben Streichen. Am selben Ostermorgen über die aufgehende Sonne drei Kreuzbretzgänge. In Schwaben geht man hoch auf einen Berg, holt drei Kübel mit Wasser und wäscht sich im selben Spiegel die Sonne beginnt zu leben. Ein Mädchen hat versucht, diesen Brauch bei sich zu Bild kamen die Worte Matthäus 16, 2 und Matthäus 24, 2 zu lesen.

Von Jahr zu Jahr werden viele Leute[1] einen neuen schönen Auferstehungsmorgen erleben, mit der Osterfreude, der sie verbreitet, singen und der Erinnerung auch dem Ursprunge des Festes zu gedenken ist. Mögen sie am Jahrestage selbst neue Freude bereiten der Zeit gelingt, das Gleichnis von der Auferstehung zu vernichten vermocht, aber gerade die Natur verkündigen und das Auferstehen in einem symbolischen Sinne auffaßt, symbolisch schreiben jene alten Sitten und Gebräuche. Es ist schade darum. Die herumgehenden Thaten einiger Männer haben wir in den Büchern der Gelehrten ausführlich aufgezeichnet, aber gerade die dunkelumhüllte Seite sind ganze Bücher, die Sitten und Gebräuche, welche bei jenen Festen und Festlichkeiten herrschten, haben wir nicht verzeichnet in Büchern. Vieles hat sich im Volke selbst erhalten und es ist sehr zu wünschen, daß wir noch Vorrede, was wir noch haben, daß aber auch möglich mit den alten edlen deutschen Sitten mehr und mehr aufgeräumt wird, die vielleicht noch unsere tausend Jahren Alles war ein Märchen Klage von Schmutz und alte deutsche Treue.

F. Sonntag

Frühlingserinnerung an den Schnee.

Von Berthold Auerbach

Warum freuen wir die Kinder, welche als Herolde und Vorläufer der Natur alle Frühlingsfeste des Jahreskreises schlagen und mit Jubelrufen und Spielen feiern, der Schneeball freudiger und thatsächlicher als den Regen, und wenn er auch in der symbolischen Form des Barmherzigkeits- oder Erquickungsmittels erscheint? Warum hat das deutsche Volksgemüth nur für den Schnee eine überraschende, an die Frau Holle*) anknüpfende Vorstellung? Wenn nicht, weil der Schneeball seinem Verkommen, muß vielleicht für manche Pflanze gar

*) Der Schnee fällt nach der Volkssage, wenn die Frau Holle ihr Bett schüttelt.

nicht der Fall ist, höre auch nicht deutlich, weil der Kranke taube und Schwerhörende heißt. Es liegt in dem geschilderten, das Auge sehr schmerzlich machenden Falle der ganze weißen Kinder, die dann wieder Himmel beschauend die Hilfe mit leichter guter Hülle bedecken, so etwas Wiederherstellung und Besserung, daß weil auch sein Gesichtssinn sehr, der nicht wenigstens dem alten Schwerhörigen im Jahre auf einige Minuten seine Naturschönheit schenkt. Wie viel schöner ist die Konvexbrille als der Star, wie die sogleich wieder Leichte plötzlich auf die Orte auf diesen und nahe Plätzen hilft! Selbst die schwachen Augenlichter, denen Erscheinungen, welche in Augen haben, wie der Person nachlässigen Leichtsinn, das der Schwerhörigkeit entgegenstellen, welche leider seinen bedeutenden Namen hat, aber den Titel Brillenschlange verdient. Leben helfen nämlich, wenn durch den leichten Schall einen kalten Wärmeschein die Sonne bringt, vielleicht, wie Diamanten Hilfreiche Schwerhörigkeit heißt, schon die Luft wie von Luftmenschen durchdrungen ist. Nur kann macht der Schwerfall einen ausgezeichneten Kontrast, wenn es die Natur zweiten Tages mit Ohren, als Augenmenschen Schallschwestern, die Hoffnung auf den weißen Blumen über den leichten Ärztling tönender und an Gemeinschaft stimmt.

Wenn auch ungeschminkte Augenweide als der Schmerzfall, wo der Blick unendlich Kinder durchdurchdringende sieht, ohne die Bewegung einer einzigen auch nur auf seine Ursachen verfolgen zu können, gewähren die Betrachtung der Interessen, wenn so kann man sie in abgeschlossen Höhe Ihren ausgeprägten Weisen und nennen. Man hängt sie auf einen hohen Schwerschall auf und bemerkt sie im hellen Zimmer. Die gesteigerten Tage an leichter Bewegung hat eben nicht sie, an welchen ob man ihnen wünscht, wenn man hat die Ihnen Gesichtsweisen gefunden oder welchen verlässt, sondern hellere Wintertage, wo man wenige, aber wohlgestalte Schwerhörige Augen. Einzelne, einer der mattesten Hymnen oder Verbrüderungen, welcher mit hellenerhellenden Gesichtsgewandt Farbe die Natur verhaut, bildet in seinem Kolorismus gegen 30 Lösungen leichter Schwerschalle ab, welche es in der schönen Gegenden beobachten. Sollte man auch, wie ob wie dichter eigne, dann ein Instinkt unser Ärzten bei uns entdecken, so wird man doch schon an vielen Menschlichkeiten der gesunden Ohren sich erfreuen. Bisweilen man dem Gefühl gewisser Ärztlichkeiten sich gewerblich begeben, die gefälligen, ein willkürlich hervorgegangenen Schallschwere der Gesichten mit Ohren oder Verbindungen und menschlichen Gesichten herausgeschnitten, fühlt man hier das Wichen der mit Verbrechlichkeit in Kurz machenden und doch anmutig-schönen Formen tilgenden Natur.

Als Schwerschallenen nämlich sehen, so wie durch die Variationen einer musikalischen Sage das Thema durchkommen, einen gemeinsamen Inhalt erkennen, welcher sich am erscheinlichsten mit einem hochbetrübigen Stern über dem Gesicht als einer Zeigerschale über einer Uhrenscheibe vergleichen läßt. Um den Mittelpunkt des Kreises die sonst man alle in regelmäßigen Formen ordnen, welche Kurven sich hohe Ernsthaft einen gleichen Winkel etwa so beschäftigt wie die Saite einer Brennschraube; alle sind gleich lang und tief, aber nicht gleiche wie sie, sondern gerade. Jede Ernsthaft sich gewöhnt an ihren Lehrer Gehen mit seinen hochbetrübigen Schritten belegt, etwa wie ein Stern, nach dem man schaut; auch aber sich sie mit Nebenbahn verpaart, die sich alle einen gleichen Winkel zeichnen, ja nicht selten sich viele auch wieder berühren, schon die Ernsthaft einen gleichen Bahn gleichen. So entsteht denn eine Reihe mehrer Kalenderfiguren, die sich — wie auf wenige, bei Exemplar abgebildete — hier lange auf die Ursache gemeinschaften lassen. Auch bei jenem Schwerfalle herrschen andere Variationen vor.

Die Ursachen, durch welche die Körper zu einer gewissen Gestalt geneigt werden, sind ganz unergründet. Warum hat Wasser und der nächtliche Tropfen zu bestimmten Kugelgestalten gebracht, warum aber jenes als hochbetrübigen Stern, die als hochbetrübige Säule erkannt, läßt sich so wenig erklären, als der wunderliche Bau der menschlichen Ohrmuschel oder irgendeine Frage der Morphologie. Aber nicht um das Warum, auch das Wie dieser Bildungen ist ein Rätsel. Läßt man einen dem Mittelpunkt eines Kreis durch Verbindung der Richtigen, welche die aufgelöst hielt, herbeiführen, so ordnen sich die in der Richtigkeit nach gewissen Maßen so rasch um ihren ebenen Mittelpunkt, daß man durchaus nicht, wie bei willkürlichen Gestalten, das Zusammentreten der einzelnen zu innerlichen Gruppen beobachten kann. Im Ei ist das Centrum aber ein innerer regelmäßiger Körper da und der Mensch hat sich mit dem schwachen Rätselbilde zu begnügen, zu sagen, daß in den Ohren eine eigene Kraft der Anordnung walte, welche sie zu solchen Gruppi-

[illegible]

Lähmung des Erfrierens, der Schneeblindheit, zu erliegen.

Wiche der Schnee als so überall gleich dicke Schichte, wie er ursprünglich darbietet, liegen, so würde er wie ein den menschlichen Körper ganz dicht einhüllender Teppich das Atmen des Inwohners nicht verstatten, aber dennoch mehr verwehren als heben. Aber der Wind ordnet das unterliegende Gemenge der Erde so, daß es hier dünner anliegend die Formen der Oberfläche deutlich prägt, dort es dagegen an anderen Stellen in großen Massen sich anhäufend einen Schirmdach ergiebt, an dem sich ein auf Formen markirter Raum abgießen kann. Fällt ein Schnee bei ganz windstillem Wetter, so ordnet sich der Mensch besonders an der Mannichfaltigkeit, mit welcher er Einhalten und Bäume bald verhüllt. Wie ein feines Gewebe liegt er auf den Zweigen zarteren Bäume, belastend zum natürlich an den tragenderen Aesten, schwer und tief aber auf den dichten Kronen der Nadelbäume. Bald aber ändert der Wind, besonders in bergigen Gegenden, die Szene. Zuerst rümpft er von den Zweigen die weiße Schneebekleidung, indem man weiter die Bewegungen mit schnellen Luftzügen in die Luft sagen und den Vorübergehenden auf Rücken Schneeflöckchen deutlich zeigen. Dann macht er, wie es beim Pudern der Frauenhaupt sagt, den Schneeflocken auf den Ohren verschwinden, um ihn so spaßhaft, gradezu Weiber zu schminken. Dann sagt er den Schnee breiten der Wiesen von Bäumen und Hecken weg und häuft ihn an der entgegengesetzten Seite einer Hecke gleich, die an einem Hohlwege sich dämmt; dort füllt er Hohlwege mit stellenweisen tiefen gefährlichen Schneewegen, die halb einer tiefen Brandung, halb einem tiefen Schlangenpfade gleichen. Man darf kaum behaupten, daß mehr Reiz nach Zeit so lebendig an die herrlichen Formen der Natur erinnern als die durch den Wind variirte Lagerung des Schnees auf einer Hochebene.

Hätte es einen solchen Schneeunterricht an Tagen, da vor den solche Bilder schneeflockenlichen Thiere sich entweder im Walde verkrochen oder, wie Raben und Krähenvögel, in den Tiefen Gebirgsschlucht schwelen, so hätte die Phantasie des Menschen ein angenehmes Spiel haben, sich aus den Formen am Wege die verschiedenen Wesen vorzustellen, die hier vorüberzogen. Hier die gestreckten Leiber des Hasen, dort die ängstlichen Fährten des Hasen und daneben der Abdruck der langgestreckten Marderfüßchen! Man braucht wirklich nicht gerade Gemsenjäger zu sein, um an vielen Augenblicken Interesse zu finden, weil man durch sie auf die Spur eines Verbrechens, sieht es Jagd. Lust oder Gefahr und Gemma, zu kommen hofft; jener Naturtrieb gewährt im Winter der Phantasie jenes Menschen solche angenehme Beschäftigung wie die Mitwelt verschiedenartiger Thiere in den Augen des Geologen.

Auch das farbenartige Auge geht in der beschneiten Landschaft nicht leer aus, wenngleich sie der mannichfachen Farben von Braun und Grau entbehrt, welche die sommerliche Vegetation schmücken. Wer nicht verschmäht, das scheinbare Schnee zu beachten, findet auch hier Augenweide. Der sonnige Morgen mit seinem Sonnenaufgange, der die weißen Berge röthlich anglüht und sogar den leisen Nebel erwärmen macht, der sonnige Mittag mit seinem blauen Himmel, mit glänzenden Schneeflächen, auf denen sich die schattigen Schlagschatten der Bäume scharf abzeichnen, mit den klein gestutzten Rauchsäulen, die wie Palmenschaft aus gerade aufsteigen; der klare Abend, der uns das Alpenglühen erlebt; die herrliche Nacht, welche herausfordernd lockend Mondlicht auf die mannigfachen Schneeflächen gießt — wie viele reizende Abstufungen von Weiß, Grau und Blau bieten sich zu jeder Zeit dem Auge, welches aufmerksam auf die Welt der kleinen Nuancen seinen Sinn man übrigens die Farbenerscheinungen einer Winterlandschaft nicht scharf wahrnehmen will, auch man hat auch in andern Fällen zu empfehlende Verfahren beobachten, sich die Gegend nur mit einem Auge oder mit nach rechts oder links gewendetem Haupte zu betrachten. Einen nicht ohne malerisch-schönen, aber höchst originellen Eindruck macht es auf die Seele, wenn man in ein recht hohes Schneegebirge gräbt, wo man weder Himmel noch Erde, nur ein graues Chaos erblickt, in dessen man sich traut mehrere Meilen um sich herum vorzudringen.

Der Schnee, den wir bisher nur in ästhetischer Rücksicht betrachteten, ist aber nicht blos eine sinnlich-schöne, sondern auch eine höchst vortheilhafte Zugabe zu dem Winter, welcher ohne Schnee nur rauher auf die Saaten, auf Pflanzen, Thiere und Menschen verderblich heimsuchungen würde.

Während besonders Wintermonden sich durch helle Mondnächte auszeichnen, hat die Nacht ihre milder, wenn der Himmel mit Schneegrau verhüllt ist. Die Wolken verbreiten, gleich einem Schirme, die Ausstrahlung der irdischen Wärme in den Weltraum und dienen somit als Schutz des Schnees, wie dieser als Schutz.

Hat sich der Schnee auf die Erde gelagert, so schützt er, wie die Luft einen Nichtleiter, die Erde vor den niedrigsten Kältegraden, die sie im Winterarme hält. Die Erde hat nämlich, wie ein organisches Wesen, eine eigene, in ihrem Innern erzeugte Wärme, welche man in tiefen Bergwerken und Schachten das ganze Jahr hindurch gleich findet. Nur der Oberfläche geht Wärme von der Sonnenwärme und einigt natürlich die von der innern eigenen Wärme zugeführte Wärme. Der Schnee hält aber, besonders deshalb, weil die porösen kleinen Kugeln beträchtlich Luft zu Wärme aus sehr wenig Leitstoff, die Wärmeströme der Erde passieren, indem die Flocken mit Luft gefüllte Zwischenräume zwischen den Kugeln als ebenso viele Doppelfenster zur Erhaltung schaffen. Wie betrachtet diesen Einfluß des Schnees so, möge ich daraus, daß in Sibirien der Boden unter der Schneedecke oft um 21 Grad wärmer ist als ohne derselben. Darum sucht der Landmann, den kalte Nächte ängstigen, im schneereichen Winter nichts für seine Saat. So ist denn der Schnee, wenn er auch manchen durch seine Last junge zarte Gebirgspflanzungen beschädigt, ein wahrhafter Retter der Pflanzenwelt. Denn wenn der Leib erhalten die im arktischen Gebiete liegenden Wurzeln und Samen das Leben; unter ihm haben viele Moose und Flechten ihre Blüten- und Fruchtzeit; unter seinem Schutze entfaltet die Krokusse im Januar, das Schneeglöckchen und der Crocus oft im Februar ihre Kronen. Und wie auf der Oberfläche der Gewässer im Sommer manche Pflanzen schwimmend vegetieren, so lebt auf den Schneefeldern der Alpen und Polarländer ein mikroskopisch-kleines Pflänzchen, der rothe Schnee, dessen sagittiformige purpurne Zellen sich in erstaunlich vermehren, daß sie oft große Strecken blutrot färben.

So wenig sich die Pflanzen haben sich im Allgemeinen die Thiere über den Schnee zu beklagen. Im Grunde kommen nur die groß- und kleinsäugetierischen Säugethiere, wie Hirsch, Reh und Hase sich über ihn beschweren, weil er die genügende Nahrung, die sie Sonst hinten konnten, entweder ihre Annäherung des Schnees kaum sichtlich verhindert. Warum lernt der Hirsch nicht das Moos herausscharren und schonen wie das Rennthier, und warum verbeißt der Hase nicht die Schneeruthe wie ihn Natur, der Polarhase, welchen sich die neue Nahrung verschaffen, aber wie die unsere kaum kennt: Tanne, Fichte, Hemlock und Heidekraut? Und ist es denn für den Hasen so hart, sich einige Wochen mit Baumrinden zu begnügen, welche in Nordamerika selbst das Pferd gerne annehmen? Im Norden eine Pflanze und Tierleben furchtbaren Feind, welche nicht eine solche Lebensweise in der eine solches Leben wenig, Leben und Schneeglöckchen einen oft kurz Zeit. Die Schneehuhn und die eigentliche Rennthierjagd werden oft mit Schnee, wie auf einem allgemeinen Schneefelde eine einem mit eisenbeschlagenen Pferde beschuhten Stiefeln zu werden; die Schnee Vögel sind auf den Schneefeld selbst werden sich in die Nähe menschlicher Wohnungen und Vorratskammern begeben, um verlorene Körnchen und Krümchen oder ein Stück zu picken; der Rabe wagt sich in die Städte, um etwas zu erbeuten. Aber immer bleiben die eigentlich Kinder des Schnees angehören. Die Erde würde ohne ihn Bekleidung gehören auf einem Schneefeld entsprechend sein, indem dann die hohen Berge immer unzugänglich sein würden. Von allen Vögeln liegt sich nur der Schneehuhn aus dem eisbedeckten Hymen über den Schnee weg; er brütet im Januar schonlich auf einer schneebedeckten Insel. Die Säugetierfelder, zu welchen außer den obengenannten Säugethieren auch die Bären und die schlanken Zobelfuchs gehören, besuchen häufig den Schnee als Spielplatz. Nur ein Zobel, der Schneefuß, hält sich, ist in großen Schnee, auf dem Schnee auf und schnellt mit seinen Springgabel darauf herum.

Der Einfluß, welchen der Schnee auf Leben und Wirken der Menschen hat, teile ich hoffe an die Betrachtung der geographischen Verbreitung des Schnees an, welche hier anschließen kann hinter, als weil manches hier mitzu- und schneemäßig ist. Haben wir es darum theuer!

Schon einige male haben die angeführten Tiere meine Hoffnung getäuscht. Und einige Gegenden durch Schneefall meine Kindheit Erinnerungen und glatte Irrthümer. Interessant war es auch, da viel davon zu verschaffen, daß von Seiten Verfolgungen der Schnee möglich wurde, daß auf den Schnee gefallene Blätter und Nadeln viele in den Schnee, der unter ihnen möglich, einlaufen und daß einzelne Zweige auf verschiedenen Bedeutungen sich verschmolzen. Obwohl war die Hoffnung, die mich auf der am Tage meine erwachsene Oberfläche des Schnees täuschte, verschwand, denn in der Nacht verwandelte sie sich wieder in einen glänzenden Spiegel. *)

*) Schnee wurde ich die Blätter schwarz und die Knospen machen. Der Grund der Erscheinung war aber einfach. Die Nadelholzbäume streuen in die Nadelwald, um zu [illegible] an der Oberfläche des Schnees und verwandelt den

Endlich, endlich wird die Hoffnung Wahrheit. Das Thermometer steigt, das Barometer fällt, der Hahnen krähen prophetischer, die Wetterfahne dreht sich nach Westen, der bisher klare blaue Himmel umzieht sich grau und die ferne Berge erscheinen nahe und klar. Mücke und Mensch in und außer der Hütte belästigen und übersiedeln sich mit wollüstigem Anfange. Der bisher weiße vom Zelt fortdauernde Schnee gibt schmutzige und abwechselnde Töne von sich und fängt an sich zu setzen. Es ist endlich schon wahres Thauwetter.

Die Kinder, welche den Schnee bei klarer Kälte freudig begrüßen, werden ihn nicht ohne Mißvergnügen scheiden sehen. Zum der Pflanzung empfänglicher, welche Gemüthere bei dem Abschiede gelassen finden lehren, diesen Schneeball, mit mit silbernem Pelz über man den Abgeschiedenen mit Schneemännern, die ihm als Denkmale hält das Andere setzen.

Schnee fallen von diesen Tagen vollendet Schlittenbahnen. Die weiße Decke der Erde begünstigt sich hier und da zu krümmen, gefällige Kurve und Figuren einreißen. Der Schlitten, der noch bisher auf der holperichten Straße lästlich rutschte, fängt an auf der ebenen Bahn zu fliegen und zeigt mit sogenanntem Gerüchte des Wagens, an Aufenthalt verlegt zu werden.

Es freuten man aber auch das Hervorsehen des Frühlings beginnt, so trennt man doch den Untergang gleich mit Wehmuth anzuschauen. Einen der klaren Sommer sieht man gleich Vermuth; man den schwarzen Schlittenwinter trägt die Seite am rechtlichsten, man auf die schwarze Landschaft, gewöhnte Kluft; man der Heidelbeere, so gestiegen und respektiven Spannkraft angezeigten Luft schaut man in einen abwechselnden, jagigen Atmosphäre.

Kein Wunder, daß der Mensch, der alle Unbequemlichkeiten in der Natur und Menschengeschichte heilsamig wünscht, halb verwundert, halb ängstlich fragt, warum denn nur der Schnee bei der gewöhnlich hohen Wärme der Atmosphäre nicht schon verschwinde? Man hat schon nicht die einzelnen Schneeteile, welche diesen den Abschnitten, in tiefen Wegen und Schluchten und an schattigen Berghängen übrigbleiben, im Auge, sondern meint die ganze Schneedecke überhaupt. Die Ursache liegt in der beträchtlich großen Menge Wärme, welche der Schnee einschluckt, um auch dem Leben in der flüssigen Zustand überzugehen. Man nennt diese zur Aufhebung des Schnees verwandte Wärme latent und die Lehrbücher der Physik (Natur, welche mit ihren Kosten durch kostbarungsvolle Versuche bisher lernen wollen, empfehlt sich in Lenzens Prinzip's „Schule der Physik") geben über diese interessanten Gegenstand gründliche Aufklärungen.

Daß so ein beträchtlicher Schneehaufen und Schnee ist eingeht wie alle allmähligen Uebergänge im Reiche der Natur und Menschengeschichte nur verhältnißmäßig. Solchen Naturerscheinungen wären wir abgeneigt, wenn sie gäbe, im Winter auf gehäufte Schneeberge an einem Tage schmölze!

Es schmilzt ihr denn nur nicht, wärmender schneeiger Schnee! Schnell lockt nach allen Orte, labt sie in den Orte zum Frühlingsfeste einladenden Wasser und Lemen mit einem Morgenwasch und lockt sie gewöhnlich den Weg zum Bade und Kluft, um den Thron auszuwaschen, von dem aufs neue aufzuleben, daß eben war der zu Ehrenden so weiche und daß auf diesen, daß auf jenes Haupt seinen segnenden Mantel zu breiten!

Zu Kant's Leben.

Unbekannte Menschen lassen auf solche Handlungen großer Männer, welche von der Menge Excentricitäten genannt werden, um Dir, der diese Hülle ihnen schenkt, Neugierigen und sie nahrend mit sich in eine Linie zu stellen. Das Verhalten ist höchst thöricht und klägt nur zum größten Nachtheil Derer aus, welche Kulerie beobachten, weil sie dann selten diesen um so wenig klarer erscheinen.

Andere beobachten aber auch sehr genau die Eigenheiten großer Leute ohne alle Absicht und wahrhaft harmlos, so ist dem Leben eine besondere Achtung, welche die Beobachter einsieht, dazu bringt, Nachahmung zu bemerken; denn wer den geistigen Werth nicht zu schätzen vermag, hält sich an Aeußerlichkeiten, und so wird z. B. ein Schneider des Kant seinem Gedächtniß einmalen, so wollen es einen Mann von hohem Ansehen erblickt. Viele kennen Gründen der Kurzsichtigen, welche Verfassungsgläser brauchen, um ins Freie zu sehen, etwas deutlich zu erkennen.

Aber hier Alles ist es nicht allein, warum Anekdoten auch von hohen berühmten Männern selbst für den ernsten Forscher ein so großes Interesse

Studium der Physik [illegible] als Thema zu wissenschaftlichen Vorträgen empfohlen." Man findet die Lösung der oben angeführten Aufgaben in jedem Buche über Physik.

[illegible] Gewiß wünschen viele Landleute, daß sie manche solchen hätten, weil sich dadurch die [illegible] ihrer Arbeiten. Diese Erfindung hat [illegible] Vorteile, daß wahrlich wir [illegible] Mann erkennen, ohne genauer [illegible] daß es nicht nur ein Notbehelf ist; sie machen [illegible] zur bequemen Zeitersparnis. Sie verwandeln [illegible] [illegible] [illegible] in eine [illegible], vollständige Verbindung. Sie verschönern [illegible] sie sieht, daß wir wahrhaft [illegible] [illegible], und daher kommt es, daß selbst große [illegible] Künstler in Landschaften trockene Bäume [illegible] [illegible] ihrer Zeit darstellen, ungeachtet der Text [illegible] ist.

Auf meinen Staatsgange bin ich Euch zu [illegible], weil von einem Besuch und Verkehr mit [illegible] Kant mir wünschlich scheinen wird [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Kant machte von seinem Abendbrote [illegible], und wenn man bei Mittagsmahlzeiten [illegible], so ist es eine Freude für Liebhaber [illegible], allein bei großen Männern entstehen solche Angewohnheiten, weil sich der Wirt in seiner [illegible] Thätigkeit durch eine Abweichung in seinen [illegible] unerheblichen Verrichtungen nicht will [illegible] [illegible], weshalb hier dann immer auf gleiche Weise [illegible] gemacht werden, weil eine solche Ordnung gibt, daß [illegible] sich schwerlich mit einer Genauigkeit [illegible] [illegible], wenn Andere Langeweile und Unbequemlichkeit [illegible]. So hatte Kant als Gewohnheit in seinem [illegible] sich an eine Abendkost Kartoffeln in [illegible] Brühe gewöhnt, daß er gerne zu seinem Leibessen [illegible] wenig Zeit brauchte und daß in der Gesellschaft der [illegible] Kartoffeln als „der eigentliche Leckerbissen" bekannt und willkommen war. Als [illegible] einmal sein, daß ein solcher Mann sich nicht auf Gerichte setzt — bei seiner Kost war ihm gewiß durch Gewohnheit auch die [illegible]. Mögen [illegible] Kant nicht lieben; englisch auch von Gelehrten sehr [illegible] in einem Morgenrock, behaglich [illegible] Kopf mit einem [illegible] Hause und Hofe [illegible] in seinem [illegible], ohne alles [illegible] Eingehen an den Schneider.

Daß sein alter treuer Diener, Kantens Kantmann, im Stande sei Wache zu [illegible], [illegible] Kant auf einen Zufall, der immer [illegible] [illegible] lag, damit nichts versäumt werde, etwa [illegible] [illegible] [illegible], sein Gehülfe und Kammerdiener zu [illegible]. Ein [illegible], mehrere Jahre [illegible] sich eine von seinen Pflichten [illegible] [illegible], die Sonntage früh [illegible] [illegible] zu [illegible], von welchen Kant täglich eine [illegible]

Für alle Zukunft [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Freunden nicht [illegible] auf die Sonntage. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Handlungen und Worte guter Leute gleichen den Muschelthieren, von welchen der gemeine Mann glaubt, daß sie blos auf der Oberfläche schwimmen und nicht wüßt, daß deren Wurzeln auf der Tiefen des Sees herumliegen.

Als Kant sehr alt war, empfand er etwas so Wunderbares, daß es wol werth ist, Hindeutungen und Vorlesungen aufzubehalten, hierüber eine beglaubigende Erklärung zu geben.

Einen Morgens, als Kant auf gewohnte Weise aus dem Bett an den Schreibtisch eilte, wo er sein Frühstück fand, griff er vergebens nach der Theekanne, welche doch deutlich vor ihm stand, verbiß aber abermal, solche zu erfassen. Das beunruhigte ihn so sehr, daß er seinen Arzt rufen ließ. Auch in seiner Gegenwart nahm Kant's Hand eine solche Richtung. Der Arzt sagte Kantmann, es sind beste Tage, was zum Übergange gehört, am gewöhnlichen Ort stünde, und zu bemerken der alte Diener, daß die Theekanne von ihm aus Versehen an eine andere Stelle gesetzt war. Als die Kanne nun den bestimmlichen Ort eingenommen hatte, that die Hand seinen Schlag. Wenn etwas hier der Gesetze begegnet, welche sinnlich gewarten sind, so erregt das keine Verwunderung, aber Kant blieb geschäftig bis wie lange Zeit vor seinem Tode. Ein Mann, der um Kant in sehr hohen Jahren (1798) eine merkliche Abwandlung: „Von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein", zu schreiben veranlaßt und sich der Absicht seiner Selbstschrift bewußt war, ist deshalb nicht für schwach zu halten, denn die Schwachen bemerken an sich nicht sein Starken der Kraft, weil bei vielen Leuten gerichten dem Gelehrtenstande und dem nützlichen Grade des Geistes immer nur ein geringer Unterschied standet.

Wir möchten fast glauben, daß die merkwürdigen Namen, welche im genauesten Zusammenhange mit dem Gehirn stehen, noch eigene Verbindungen zum Kanne hätten und was man Begreifungen nennt, ein Gedächtniß der Muskeln ist. Wenn die eingeübten Bewegungen der Muskeln auch nur von einem dunklen, sich nicht selbst bewußten Willen begleitet werden, so ist darin ein Wissen und Wollen unterbrochen. Will man dies nicht zugeben und das Denken und Wollen auf das Gehirn beschränken, so bleibt für andere Leistung übrig als anzunehmen, daß gleichzeitig im Gehirn eine doppelte Thätigkeit stattfindet, wovon die eine rein intellectuell, was möchte sagen, die andere praktisch ist. Die Bekanntheit beruht auf dem Bewußtsein, welches in gleichem Grade beide Thätigkeiten begleitet und leitet. Nicht das Bewußtsein gleichsam seine Aufmerksamkeit mehr auf das Denken und weniger auf den ebenfalls vom Gehirn ausgehenden Willen, so werden die Muskeln sich viel in Thätigkeit setzen, um die Befehle des Gehirns auszuführen, allein unsicher und oft verfehlen sie erheblichen Antrieb vollziehen. Daher kann solche Schlagfix, welche man Zerstreutheit nennt, ein abstracter Denker eher begehen als ein Anderer, der äußere Gegenstände mehr beschäftigen. Die eigene Erfahrung eines Jeden, der mit angestrengtem Nachdenken schreibt, wird Obiges bestätigen; denn während einer lebhaften Gedankenthätigkeit achtet Niemand auf die sich wie im Schlaf bewegende Hand, welche in einem Act Lauscht und Verwirrtigkeit Buchstaben macht, und daraus wiederum nicht selten die Manuscripte geschaffen kann von Schreibfehlern. Was über das dunkle Bewußtsein der Hand beim Schreiben Johannes Müller aus de la cause, première, auf was bei Gruthuis Bruno in seinem „Handbuch der Physiologie des Menschen" (S. 343), anführt, ist in dieser Beziehung wichtig und gehört recht eigentlich hierher.

Ganz ähnlichen Bezug hat Dasjenige der musikalischen Noten haben die Finger der Musiker und Virtuosen lassen sich nur gern auf Instrumenten hören, die ihnen zur Erhöhung ihres Genusses dienen.

Was, was wir hier mitgetheilt haben, Vielen Kleinigkeiten scheinen, weil sie überhaupt, was nicht wahrnehmbar in die Augen fällt; allein die Menschenkenntniß Verbindungen gleichen den naturlichen Entdeckungen des Kunstlerschaft, welcher in dem Kleinen eine überreichende Größe findet, und von lebendem Betrachtung ist das Schlagen der Hand eines Philosophen, der den Verrichtungen seine objective Geltung beilegte.

J. G. von Canstt.

Die Persönlichkeit.

Von Schleiermacher's Tagen. Von J. Schmidt.

I.

Die Persönlichkeit gründet sich auf den Gehalt und die Harmonie der Gesinnungen und Gesinnungsweisen im Menschen. Sie ist das in die Erscheinung Treten der intensivsten Kraft, die Selbstbestimmung des vom Willen und Denken getragenen Willens. Es kommt dem auch das Wort Persönlichkeit in seiner Bedeutung von dem

[illegible] Pro-vinzen hat und befindet in seiner Epoche nicht Befremden als ein Hinderniß klingen, Hinderschlüssen und hindern, verfolgen Gesetz in die letzten Entdeckungsgründe. Als der große Schauspieler durch seine Mimik verschwindet, so stirbt der Prediger und Moralist durch seine leibliche Hülle. Und wo sein Grab ist, da kommt auch seine Persönlichkeit. Von einem Herrn Böse über einen Herrn Bettin kann nur die wenige Naturwissenschaft sehen, die in ihren hohen Stammbäumen das „Ist Menschengeist ist ein Portrait des Tierschädels" proclamirt, und von der Persönlichkeit einer Naturkraft kann nur die Gattin träumen, dem „daß Bewegung eine durch den Raum der Schmerz bewirkte Condition" ist und die der Intellekt einer Maschine verbildet, die, wie Kant sagt, „Gedanken sagen könnte".

Die Persönlichkeit ist die Intagnie der Ethik, die Quelle der Religion, der Philosophie und der Poesie. Die menschliche Ansicht und geistige Vollkommenheit hat nicht Fortschritte und durch viele auf Hugo Hammel und Hölle in den Menschenherzen aufhören, da kann von einem Absterben wie die Rede sein, da hört die — von Gott mit dem freien Willen gesetzte — „Persönlichkeit und Zurechnungsfähigkeit", da „hat wir keinen Augenblick Herr über uns selbst, über unsere Vernunft, über unsere geistige Kraft, vermöge wir Herren darüber sind, daß unsere Nerven eben absterben oder nicht absterben sollen", da „beherrscht unseren Organismus das Gesetz seiner materiellen Zusammensetzung". „Was wir in einem Augenblicke denken, ist das Resultat der augenblicklichen Stimmung, Zusammensetzung unseres Gehirns, — Zusammensetzung, Stimmung, die in jedem Augenblick sich ändern — durch die größten Modificationen, die in dem Organ bewirkt". Da ist — nach Moleschott — „der Mensch die Summe von Nullen und Einen. Die und Ja, Ja und Nein, Schuld und Tugend, Recht und Neigung. Eine Willkür ist die nothwendige Folge aller jener Ursachen, gehorchen an ein Naturgesetz, daß wir auch seiner Erkenntniß fähig, wie der Planet an seine Bahn, die Pflanze an den Boden". Die Pädagogik sieht — nicht auf Physiologie, die noch manche Möglichkeiten zugesagt lassen —, sondern auf Anatomie und Chemie, und die Erziehenden und menschlichen in mechanische Hantierungen, aber sie erheben sich zu Erziehern des Individuums und des Menschen. Die Philosophie und Poesie verwandeln sich in leere Wortgeklingel, in nichtssagende Anmerkungen. Die Menschheit der kommenden Tage muß darnach trachten, daß sie die unglückliche Wunde, die gewaltsame „Trennung der Natur" in zwei Hälften einer menschlichen Existenz und den 21 Bogenbogen des Alphabets die Worte der Wahrheit, ohne die freie Willensthätigkeit der Existenz, geraubt wollen können. Laß „Menschen auch bei Homer" noch dem „Ton Jaak" der Heimat mit den ethischen „Menschen nicht" dem Schalen „Ja Leben und gut" machen müssen. Und wenn Feuerbach noch „die Religion in der wesentlichen Unterschied des Menschen vom Thier" sagt da „die Thiere keine Religion haben" —, so wird auch diese Schutzwehr fallen und der Thier Mensch des 19. Jahrhunderts in Gedanken mit dem Thiere einer heidnischen Epoche auf[illegible]

[illegible]

Doch ich wollte nicht polemisiren. Ich will auch den Sachlichen Inhalten der Briefe der Wissenschaft, auch seine Vorlesungen der ethischen Wissenschaft zu Magdeburg für Lehrer und Kinder. Die Naturwissenschaft hat eine volle Wirkung zu erfüllen, der sie eben treulos wird, wenn sie ihre Augen an den Himmel legt, an den sie doch nicht glaubt. Wenn sie aus Thatsachen lernen will, so lassen diese keine Fiats statt Facta sein, wie hinwiederum die Naturthatsachen nicht den Dienst in sich aufnehmen lassen dürfen, daß die Naturwissenschaft der Religion wesentlich ist, sondern daß sie[illegible] ist, wenn sie dem Verhältnis der Erkenntnisse der Mensch gemäß wird, nur — nicht der Herren eigener Geist — sondern der Herrn Geist durch die Zeiten trägt.

Es gibt Thatsachen, die der Mensch auf der Erde nicht ohne Erklärung verstehen und denen Leben doch nicht gelingen werden kann, auch wenn es alle Forschungen und Ergebnisse der neuen naturwissenschaftlichen Schule über den Haufen werfen sollte. Und darüber gehört die Weltgeschichte der Orte mit ihrer Selbstbiographie einem einzelnen Persönlichkeiten. Wir wollen einen solchen Charakter der Neuzeit in seinem geistigen Prunk und vor die Seele führen und dann Herren vom Intellekt und der Natur fragen, ob hier nicht mehr als „Gehirnschleim" und „Nervenschwingungen" sich findig zeigt.

Lord Byron der Herrn Professor Moleschott in Heidelberg aus den Briefen Schriftmoleschott's an seine Familie und seine Freunde die Thür zu seiner Jugendgeschichte und erklären

worten. Der Persönlichkeit dieses großen Theologen, Philosophen und Aesthetikers tritt uns hier in ihrem intellectuellen Entwickelungsgange in erhabenen Conturen entgegen. Da ist eine Willenskraft vorhanden, die jedem äußeren und localen Einfluß trotzt, die auf ihrem Bildungswege nur den eigenthümlichen Geist in anderen verwandten Persönlichkeiten anerkennt und die auf der Höhe ihrer Entwickelung das Personenbild der Persönlichkeit zum Grundstein eines festgeschlossenen Lehrgebäudes macht. Schleiermacher steht als denkender Mensch und menschlicher Denker so hoch, daß es sich für Jeden lohnt, seine Bildungsgeschichte als die Spiegelung großer Vorgänge mit den Resultaten der naturphilosophischen Forscher unserer Tage zu vergleichen. Wir wählen den Moment, wo Schleiermacher in Conflict mit sich selbst und zur Klarheit seines Strebens gelangt. Der Schauplatz dieses — wie Schleiermacher es selbst nennt — „psychologischen Drama" ist Barby, die herrnhuter Universität in der Oberlausitz; die Zeit das Jahr 1787.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Liebhabereien Feinde des guten Geschmacks.

Liebhabereien verderben den Geschmack.

Wer ein leidenschaftliches Vergnügen für einen besonderen Gegenstand der Natur oder Kunst hat, der geräth leicht in eine Einseitigkeit, welche das Herrliche nur schwer und das Schöne nur gemein hält. Der Taubenliebhaber hält seine Kropftaube nur schöner als den gemeinen blauen Feldtauber. Was ist aber diese gepriesene Kropftaube? Ob sie eine Taube, deren Kropf während der Jugend durch fortgesetztes Luftembiasen und deren ganzer Körper durch reichliche, ausgesuchte Fütterung ungewöhnlich groß geworden ist, Vogelscheuchen, welche allmälig erblich geworden sind. Sie ist eine verkrüppelte Race entstanden, bei welcher der Kropf, wenn das Aufblasen desselben bei der Erziehung der Jungen nicht versäumt wird, oft fast die Hälfte der ganzen Körpergröße beträgt. Wie geschändet sich ein solches Ungethüm! Wenn es auf dem Taubenhofe sitzt, so sieht es, wie ein Storchmacher, mit seinem hohe gerichtetem Schnabel stets nach dem Himmel und meint den Taubenvogel, der sich naht, nicht gewahrt, — gerade wie sein Herr und Gebieter, der, wenn er durch die Straßen schreitet, weil jede Taube auf sein Lächeln, aber nicht von seinen hohen erblickt. Wenn der Kropfer sein Futter aufnehmen will, so tappt er mit dem Schnabel beständig neben die Körnlein, weil ihn der Kropf hindert, gerade vor sich hinzusehen. Schickt sich der Tauber zum Ruckeln an (was heißt den Tauben so schön anlacht), so sieht man wol eine drohende Bewegung und ein ungewöhnliches Aufblasen des Kropfes, aber man hört nichts oder nur sehr feine Töne, wie von einem Bauchredner. Ein so sich geberdender Kropftauber macht auf uns immer den Eindruck wie ein taubstummer Mensch, der wol den Mund und alle Gesichtsmuskeln verzerrt, aber keine artikulirten Töne hervorzubringen vermag. Ferner die bewundernswürdige Klugheit und Gewandtheit der Tauben — wie ist sie beim Kropfer geschwunden! Wenn der Taubenfalke (Falco palumbarius L.) erscheint, wie schießen dann meine Feldtäubchen pfeilschnell über den Boden hin, um die sichere Heimat zu gewinnen, während der Kropfer, der sich auch einmal mit hinausgewagt hat, unter den gewaltigen Anstrengungen seines schwerfälligen Körpers nachzukommen sucht, aber nach seinen heftigen Flugversuchen immer weiter und weiter zurückbleibt, bis er von den Krallen des Falken gepackt wird! Und welch einen herrlichen Anblick gewährt es, wenn die Feldtäubchen, von mir mit einem Hühnern mit reichlichem Futter versehen, nach Hause kehren und mit angezogenen Flügeln hoch aus der Luft nach ihrem Schlage herabstürzen, während der Kropfer mit seinem Flugbrett sich müht und trotz der fortgesetzten Fütterung seine Brut verhungern läßt. Und was die verschiedene Farbengebung der Kropftauben und der übrigen künstlich erzogenen Taubenvarietäten betrifft, so tritt sie gegen die natürliche Färbung des Feldtäubchens dadurch bedeutend in den Schatten, daß durch dieselbe der „Taubenhals", d. h. der metallische (grüne und purpurne) Glanz der Hals- und Kropffedern ganz oder theilweise verlorengeht.

Wie alt ist die Schönheit? Man mag wol die menschliche Kunst bewundern, welche alle diese Varietäten der Tauben und deren regelmäßige Farbengebung hervorgebracht hat, aber wahrhaft schön ist nur die Taube, wie sie aus der Hand der Natur hervorgegangen ist und wie sie an den Felsengraben des Mittelmeers im wilden Zustande sich findet. Ob sie dies bekanntlich die Felsentaube (Columba livia), welche mit unserm gemeinen blauen Feldtäubchen identisch ist.

Ein anderes Beispiel von solchem Geschmack liefert uns die Blumenliebhaberei. Da finden wir z. B. in der Zeitschrift „Gartenflora" preisgekrönte

fachige Abbildungen neuer Neuheiten, das Stück kein für 3 Thaler käuflich. Wenn ich nun hiermit noch die Kunst des Blumisten preisen wollte, so müsste man vielleicht bewundern. Aber es besteht bei den Blumisten und auch bei den meisten Blumenliebhabern die Ansicht, das solche Gewächse, das überhaupt die gefüllten Blumen höhere wären als die ungefüllten einfachen, d. h. diejenigen, welche die Natur ohne Zuthun der Kunst hervorbringt. Ich weiß nun zwar aber Botaniker, das eine gefüllte Blume eine Missbildung, ein Monstrum sei, entstanden durch Umbildung der Befruchtungsorgane in Blumenblätter, kraft wonach die ganze Blüte als ein unterschiedsloser Haufen von Blumenblättern erscheint. Und doch hält man sich ein Monstrum für schön! Man halte aber nur einmal eine einfache wilde Rose, z. B. eine so überaus zierliche Weinrosenart (Rosa rubiginosa L., Goethe's „Röslein auf der Heide") hiergegen: wie schwer sich da die Mannichfaltigkeit der viel gefälligeren gefüllten Blumenblätter, die einzig und allein durch schädliche Einflüsse auf die Organe der Blüte) zur schönen Gestalt gelangen? Wie lässt sich mit dieser Schönheit der Natur die unterschiedslose Gruben des Blumenhaufens, den wir in unsern Gärten cultiviren, nur entfernt vergleichen? Wenn ich einer solchen gefüllten Kunstblume ohne die Regel der Zahl, ohne Eigenthümlichkeit, ohne Duft in der armen Knospe sehe, so erinnert mich das immer an ein Menschengesicht ohne Augen, an Virgil's

Monstrum horrendum informe, ingens, cui lumen ademptum.

Und schon muss ich bei der Anlage der Blume, wie das allerdings oft der Fall ist, welchen den Blättern noch einzelne unregelmäßig gestellte Staubgefäße erhalten, so haben wir da weiter nichts als das noch unvollendete Hervorgehen des Pistills mit seinem Ovarium auf der Spitze, dann der zwei, drei, vier, die das vielgestaltete Knäuel der „unbefruchteten Eierstock" ertönt.

Das natürliche Wohlgefallen mit Ausnahme der Erzeugnisse der Gärtner wählt freilich wie das arme Mädchen an allen Hecken und auf allen Hainen, aber es ist und bleibt, wenn es auch dem verlorenen Proletariathut angehört, doch ewig das Schönste am Abendhimmel. So wird das „Röslein auf der Heide" — „Ich sing und mag gleichen" (nicht die Rose Gerstäcker), das „der wilde Knabe brach"

Es ist auch alle wieder etwas Raffiniertes, auch in der Kunst und Poesie, empfohlen wird, denke an das Röslein auf der Heide und — die Kreppblumen.

Fr. Salem.

Anregungen.

Der Mond und seine Bewohner.

Es ist über die Beschaffenheit des Mondes so Grimm worden und Tagesgut, welche sie für so wichtig hielten, daß Mondkenner über die Möglichkeit des Mondbewohners grübelt.

Arbeiter in seiner wichtigen, gegen Schleiden so schönen Schrift „Populäre Schriften aus der Natur" (Leipzig, Brockhaus, 1856) hält den Mond auf der uns abgewandten Seite für bewohnbar. Er stützt Herschel's Ansicht vom Monde mit und sagt, man habe sich es auch hinter Ihnen so vorzustellen, wie das weitere Mondinnere angeblich am Rande der uns sichtbaren Mondscheibe liegt, wo es scheint als wie eine ungeheure Mondhöhle, wie ein Krater, das weitere Innere angeblich als Ebene überragt, während angeblich wie uns abgewandten Mondseite sich ich vom Rande an gegen die mittlere Region verliert, indem der Mond bei uns abgewandten Mondoberfläche angeblich als Ebene unter dem weiteren Niveau liegt. Dies soll nun ich schon nicht so sein, als wenn der Mond auf der einen Seite convex, auf der anderen concav gebildet wäre, sondern [illegible] Kugelform [illegible] Mondkörper [illegible] Ebene [illegible] Ebene [illegible] Ebene

warum sollte sie sich nicht auch gestatten zu erforschen, wie solche möglich sind. So wäre sie kühner als Alexander, der gesagt haben soll: «Weh' mir, daß ich nicht auch das Reich der Mondbewohner erobern kann!» „Und warum", fährt Aschner fort, „soll die Phantasie nicht kühner sein als Alexander? Sie hat weit schon mehr erobert, was weiter abliegt als Indien, ja als selbst der Mond."

Aschner macht selbst sogleich einen Versuch, nach den auf dem Monde bestehenden Verhältnissen der Schwere, der Luft, des Wassers, der Tages- und Jahreswechsel u. s. w. sich die Mondbewohner zu construiren und kommt zu dem Schluß: „Sicher, wenn man Alles zusammennimmt, sind die Mondbewohner viel kleiner, viel schlanker, viel zarter gebaut als die Erdbewohner; ohne massive Glieder, ohne große Energie und Lebensenergie, ohne starke Muskelentwickelung, aber von leicht erregbarem, nachsinnendem Sinne, lebhaft, regsam, rasch, beweglich, auch nur solange als der Mond scheint, d. h. solange die Sonne ihn bescheint, indem sie die übrige Zeit schlafen. Ihre Vernunft ist nicht hoch entwickelt, sie studiren nicht, sie lesen nicht" — doch der Leser möge das Weitere in Aschners Buche selbst nachsehen. „Soviel wie", schließt Aschner seine Mondbetrachtungen, „die Möglichkeit eines Lebens auf dem Monde gestattet ist, will ich auch von den Menschen desselben weiter sprechen. Denn ich bin doch auch Phantast und schaue mich nicht, einem derartigen Geist, der Exactheit gegenüber, wie ihn Schleiden vertritt, das Recht von Phantasien der Art zu verstatten."

Das Recht zu Phantasien der Art können wir Aschner's umsoweniger bestreiten, als er sie selbst für „Phantasien" ausgibt. Solche Versuche des menschlichen Verstandes, aus einigen bekannten Verhältnissen einen Gedankengang auf die unbekannten, noch unbekannten zu schließen, sind zwar nicht geeignet, die Erkenntniß wirklich zu erweitern, aber sie sind dennoch nicht wenig, denn sie üben im Aufsuchen des Unbekannten aus dem Bekannten, und diese Uebung des Combinationsvermögens kann anderweitig zu wirklichen Entdeckungen führen. Wie großen Gewinn und Genuß aber sie dadurch gewähren, daß sie bei dem thatsächlich Gegebenen, Bekannten nicht stehen bleiben, sondern von diesem aus auf das Nichtgegebene, Unbekannte schließen und es aufsuchen. So entdeckte Columbus Amerika und Leverrier den Neptun.

Zur Frauenbildung.

Dieselben Bestrebungen, welche in Leipzig, den Leipziger Frauen erhöhter Vorlesungen über Wesen und Bedeutung der Frauenbildung, über die Geschichte des weiblichen Geschlechts, über die politische Geschichte des Culturlandes, über die soziale Frage, Kunst, Literatur u. s. w. in diesem Winter und dem ehemaligen Auditorium gewinnen, waren dem Leipziger „Frauen-Verein" (Leipzig, J. J. Weber, 1856) in seiner schönen Ausstattung erscheinen lassen, welche als eine zarte Rücksicht für „feetliche Hände" gelten kann.

Die weibliche Beweglichkeit, welche der Verfasser in seinem Buche der männlichen logischen Handlungsweise gegenüberstellt, wird allerdings für die Leserinnen nothwendig sein, um sich in dem allzu reichen Material zurechtzufinden und für die Verschiedenartigkeit desselben überall den unermüdeten Sinn mitzubringen.

Die Fülle des Stoffs machte eine gründliche Behandlung desselben unmöglich. Allein für eine wissenschaftliche Bildung solcher Frauen, die es vermögen, die Lücken derselben durch die Hinzuthat eines feinfühlenden Herzens und eine sonstige geregelte Lectüre auszufüllen, mag das in populärer Darstellung gehaltene Werk ohne Widerrede empfehlenswerth sein.

Aus dem Buche des Lebens.

Von Agathon Aster.

Geistreiche Leute dürfen, wenn sie nicht dazu aufgelegt sind, interessant zu sein, immer langweilig sein, ohne dadurch etwas zu verlieren.

Viel Mancher hatte in seinem Alter von 22 Jahren schon bessere Gedichte gemacht als Schiller, aber er hatte auch keine „Räuber" geschrieben.

Es gibt so manche höchste Seligkeiten, deren Empfindung nie widerfährt, nie gebracht werden kann. Die Empfindung, mit der sich Aeltern bei der Taufe des ersten Kindes warmund in die Arme fahren, ist nur einzige für unser ganz Leben.

Ein Tagebuch muß es sein, der dasselbigt, ein Tag nur, der hinschwindet, und nur ein Jahr, das schreibt; aber wenn du Abschied nimmst, von diesem Tagebuche Abschied, von diesem Tage, Abschied von diesem Jahre, so nimmst Abschied du von ihnen für alle Tagebücher, alle Tage, alle Jahre deines ganzen Lebens!

Betrachtungen.

Der Prüfstein aller echter Beredsamkeit ist die Unterbrechung durch Beifallsruf.

* * *

Gerade auf Das, was wir vermeiden wollen, kommen wir am wahrscheinlichsten zu.

* * *

Die erfüllteste Zukunft, so mild, so gütig sie ist in ihren Gewährungen ist — doch grausam sie selbst in der Erfüllung unserer schönsten Träume.

* * *

Entbehren wollen müssen wir erst, um in seinem ganzen Umfang zu fühlen, was jedes an unser Leben und Herz ist, entbehren zu müssen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 26.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Sgr.

Es muß auch solche Käuze geben.

Sollte man doch gedacht haben, das Hermannsdenkmal — schuldenreichen Andenkens — im Teutoburger Walde werde den von Gelehrten und Alterthumsfreunden einander gelieferten Schlachten um die Arminiusschlacht ein Ende setzen!

Aber nein! Neue Kämpfe sind entbrannt, weil neue Kämpfer erstanden sind. Also will man in der Nähe Hamms, der Hauptstadt der Grafschaft Mark an der Lippe — unleugbare Spuren von Römerlag en ebendaselbst und unweit Bockum, des westfälischen Krähwinkels, gefunden haben. Den Entdeckern stehen sofort gehörnischte Gegner mit niedergelassenem Visir gegenüber. Mögen sie einstweilen Taciteisches und anderes Geschütz spielen lassen! Währenddessen will ich die Leser der „Unterhaltungen" mit dem unübertrefflichsten Originale aus der Reihe jener bereits vermummten Streiter bekannt machen.

Der alte Petersen! Nie hab' ich gehört, daß das gutmüthige, noch ziemlich rüstige alte Mannlein anders genannt wurde. Freilich lernte ich ihn auch erst einige Jahre vor seinem Tode kennen. Er war nicht der Petersen, den der Schillerfreund kennt, sondern seines Zeichens der hochehrwürdige Pfarrherr des Kirchspengels Westmar. Der Kirchspengel Westmar aber liegt zu beiden Seiten der Chaussee, welche von der westfälischen Kreisstadt Bochum nach Hamingen führt, aber etwas näher jener Geburtsstätte der „Jobsiade" als dieser Ruhrstadt.

Das mußte man dem alten Herrn lassen, er kannte diesen Kirchspengel, den Schauplatz seiner Thätigkeit, ganz genau. Aber das war auch nicht zu verwundern. Gleich nach Antritt seines Amtes hatte er die Wanderschaft durch seine Gemeinde begonnen und dieselbe Tag für Tag jahrelang fortgesetzt. Kein Fußsteig, kein durch das Gebüsch sich schlängelnder Pfad war ihm unbekannt: er schlug ihn mit Sicherheit ein, wenn auch die herbstlichen Stürme denselben schon ganz mit Blättern überschüttet hatten. Jedes Bächlein, sogar jedes Rinnsal, welches sein kurzes Dasein nur dem schmelzenden Schnee oder langanhaltenden Regen verdankte, ließ er sich, wofern es bei häufiger Wiederkehr einen Namen trug, von den umwohnenden Gemeindegliedern nennen. Jedes Grundstück, jeden noch so kleinen Abspliß von Acker, Wiese oder Haidegrund — er nannte sie alle bei Namen. Als er nun so im sichern Besitze aller dieser Einzelheiten war und Aehnlichkeit mit griechischen Wurzeln ihm alle Zweifel betreffs des gewichten geschichtlichen Bodens genommen hatte, da wollte er, daß diesem Boden auch die gebührende Anerkennung seiner weltgeschichtlichen Bedeutung werde. Es erschien sein Werkchen: „Der Kirchspengel Westmar, oder die Gegend, wo Hermann den Varus schlug."

Genußreich war's für Den, welcher des Werkchens Inhalt kannte, sich von dem alten Herrn, mit ihm den größten Theil der Gemeinde durchwandernd, die Erklärungen an Ort und Stelle geben zu lassen. Traten wir eine solche Wanderung an!

„Hier zunächst Weitmar. Es ſtehen da das adelige Haus Weitmar und die Kirche. Deutet nicht der Name auf Werdomar hin? Laſſen Sie jetzt gen Sonnenaufgang uns wenden, von wannen die Römer kamen, dicht auf ihren Ferſen die Kriegsſchaaren Hermann's. Hier, wo das Pfarrhaus ſteht, ſind wir in Brantrop. Das Lager der Römer iſt eine Brandſtätte geworden. Noch weiter öſtlich, zunächſt beim Eintritt in den Sprengel, hielten ſie an jener Bauernſtätte an, die den Namen Pinkerneil führt. Dort tranken ſie zur Erfriſchung und Stärkung der von der Flucht ermatteten Glieder ein Pinken (Pinken iſt in dortiger Gegend das kleinſte Glas für Branntwein; ein größeres heißt Pötken). Sie fragen, was der Inhalt des Pinken war? Nun, wenigſtens kein Branntwein, das wiſſen Sie! Kommen Sie nun nach dem weiter nordweſtlich liegenden Dorfe, dort ſollen Sie Aufklärung haben! Es heißt Eppendorf, unverkennbar das Schöne Dorf oder das Dorf der Helden. Der Platz in der Mitte des Dorfs, der Tho oder Tigge, war der Verſammlungsort zum Rathſchlagen und Gerichthalten. Aber am wichtigſten iſt dieſes Dreieck, gebildet durch die Wohnſtätten dreier Höfe (zweier Bauernhöfe, eines Kottens). Zunächſt Backe, Backhaus. Wollen Sie eine deutlichere Form für Bacchus haben? Dann Nute. Laſſen Sie ſich die Hinweiſung auf Dionyſos nicht entgehen! Und endlich Kaus, unzweifelhaft der weinſelige Silen. Und nun ſehen Sie dieſen Baum in dem Backhaus'ſchen Garten und deſſen Früchte genauer an! Letztere ein Mittelding zwiſchen Schlehe und Pflaume, etwas herb. Daraus kelterten die alten Deutſchen Wein; darum finden Sie hier dieſe gehäuften Benennungen des Weingottes und ſeines Dienſtes. Nun wiſſen Sie auch, von welchem Getränk die Römer dort ihr Pinken nahmen. — Jetzt aber laſſen Sie uns dieſe Schluchten durchſtreifen, die den Römern ſo verderblich wurden! Hier oben auf der Haide hatten ſie wenigſtens wieder feſten, ebenen Boden. Nun gelangen wir ins Varenholz. Es trägt dieſen Namen, weil Varus ſich hier entleibte. Genau hier (dabei ſtampfte der alte Herr an einer Stelle des Gehölzes mit dem rechten Fuße auf den Raſen), keinen Zoll weiter vorwärts oder zurück, ſtürzte der unglückliche Heerführer ſich in ſein Schwert! Nun müſſen wir noch zu jener Schlucht, damit ich Ihnen den großen Opferſtein zeige. Sehen Sie da die Rinne in demſelben? Sie wurde durch die Ströme Blutes gebildet, welche hier floßen. Denn auf dieſem Steine wurden alle gefangenen Römer dem Wodan geopfert. Dort an der Ruhr heißt ein ſolcher Felsblock noch der Drudenſtein; das Dörfchen Rauenbahl weiſt auf Runen hin; noch weiter abwärts Steele deutet Säulen, vielleicht einen Kunſttempel an."

Das ſind die ſpärlichen Umriſſe der reichhaltigen perſönlichen Vorleſung, die, in ernſterer Weiſe gemeint, von einer ſolchen Wanderung her in meinem Gedächtniſſe zurückgeblieben ſind. Einiges, z. B. Zurückführung ungeſchlachter, derbgeſchlechtlicher Ausdrücke der weſtfäliſchen Mundart auf den Dienſt der Kythere verſchweige ich. Leider waren bei dieſen Studien und Wanderungen des etymologiſirenden Pfarrherrn die Kirchenbücher nicht ſo bereichert worden wie die griechiſche Wörterſammlung, ſodaß die Kreisſynode gezwungen war, einen Geiſtlichen aus ihrer Mitte abzuſenden, damit dieſer Haus für Haus Aufzeichnungen über Heirathen, Geburten und Sterbefälle mache. Wer weiß, ob nicht noch im Kirchſprengel Weitmar ſich Judenbuchen befinden, welche, wenn man dieſen ſo ergänzten Regiſtern Unfehlbarkeit zumaut, gar nicht geboren ſind! Gegen das Ende der dreißiger Jahre hin ſchied der alte Petersen von den Lebenden. — Möge dieſes Bild im Leſer denſelben friſchen Humor wecken, den es bei jedesmaliger Erinnerung an ihn in dem Schreiber dieſer Zeilen hervorruft! *)

Erinnerungen eines Offiziers.

I.

Die zweite Diviſion der weiland deutſchen Armee in Schleswig, beſtehend aus den Contingenten von Hannover und Sachſen unter dem Befehle des hannoverſchen Generalmajors Wynecken, hatte am 5. April auf ihrem Vormarſche nach dem Norden Schleswigs das Dorf Seegard erreicht und bezog enge Cantonirungsquartiere in der nächſten Umgegend. Der Stab der Diviſion wurde in dem Kruge des genannten Dorfes einquartirt.

Ein Jeder ſuchte ſich ſo behaglich als der beſchränkte Raum es geſtattete einzurichten. Ueberfluß an Möbeln und Betten war nicht vorhanden; Ordonnanzen und Diener ſchleppten Stroh für ihre Herren herbei, Mantel und Mantelſack

*) Dieſer Alte hat Nebenſchüler mit einem weiland Rector des Gymnaſiums zu Königsberg in der Neumark, der mit ähnlichen Etymologien ſeine Primaner zu unterhalten pflegte und z. B. das Stamm-Wort Leffit und Klotz mit Löffel in ein Gefäß verſetzte und damit eben die Verbindung des Löffels mit Kochen fand. D. Her.

wurden auf die Schütte geworfen und die häusliche Einrichtung war beendet.

Der General hatte die Offiziere seines Stabes um 4 Uhr zur Tafel befohlen; einem solchen Befehle widersetzte man sich wahrlich nicht und wir aßen und tranken in zwangloser Heiterkeit und sprachen wie natürlich von der Gegenwart und der verhängnißvollen nächsten Zukunft. Unsere eigentliche strategische Bestimmung war uns noch fremd; der Höchstcommandirende schwieg wie ein Trappist und so wußten wir, der hochweise Stab, und das will viel sagen, ebenso wenig, was aus uns werden würde, als die Schildwache, die mude und gelangweilt vor dem anspruchslosen Stabsquartiere lustwandelte. Eben wollte ich meine Weisheit im Lichte einer kühnen Conjectur leuchten lassen, als eine Ordonnanz eintrat und die Ankunft des königlich preußischen Majors v. G. meldete. Bekanntlich macht jeder Generalstabsoffizier ex officio eine wichtige Miene, selbst wenn er auch nichts Wichtiges im Kopfe oder auf dem Herzen hat; der Eintretende blickte aber so bedeutungsvoll auf unsere Tafelrunde, daß uns Allen ganz sonderbar zumuthe ward. Der General verließ mit dem Major das Zimmer; Beide kehrten nach Verlauf weniger Minuten zurück, um uns unter dem Siegel des Dienstgeheimnisses mitzutheilen, daß die hannoversche Brigade die Bestimmung erhalten habe, den folgenden Tag eine Recognoscirung gegen den Feind zu machen und denselben, welcher die Halbinsel Sundewitt größtentheils im Besitz hatte, womöglich zurückzudrängen. Der Major ging, wie er gekommen, schweigend. Die Tafel ward aufgehoben, der Scherz wich dann dem Ernste der Geschäfte. So waren denn auch für uns die Würfel gefallen; wir sollten morgen die Feuerprobe bestehen, für Viele sollte es die erste, für Manchen auch die letzte sein in diesem Erdenleben.

Alles griff nun schleunig zur Feder, Karten und Pläne wurden aufgeschlagen, Dispositionen entworfen und Befehle ertheilt. Für heute blieb Alles noch ein Geheimniß des Stabes. Spät in der Nacht suchte ein Jeder sein Lager und schlief einem blutigen Tage entgegen.

Der 6. April — es war Charfreitag — brach an, trüb und kalt. Um 5 Uhr saßen wir im Sattel und ritten dem Vereinigungspunkte der Truppen zu. Es wurde scharf geladen. Es ist ein eigenthümlicher Klang, wenn Tausende zu gleicher Zeit das tödtende Blei in die Gewehre stoßen; konnte man in diesen feierlich ernsten Augenblicken in die Brust des Einzelnen schauen, man würde manche rührende Geschichte herausleſen.

In derselben Minute ladet vielleicht auch der Feind die Kugel, die — doch daran darf der Soldat nicht denken.

Gegen 7 Uhr setzte sich die Brigade in Marsch und schlug den Weg nach dem Dorfe Feldstedt ein, um dort die Straße, welche von Apenrade über Tappel nach der Insel Alsen führt, zu erreichen.

Weil es noch nicht erkundet war, wie weit die Dänen vorgegangen und wo sie standen, wurde nur mit allen militärischen Vorsichtsmaßregeln marschirt. Das erste und dritte leichte Bataillon bildeten die Vorhut. Lautlos schwankte der Marsch, nur das Geräusch der Waffen, das Rasseln der Geschütze und Wagen, das Wiehern und Schnauben der Pferde unterbrach die Stille. Von Zeit zu Zeit wurde geruht, ohne daß die Gewehre aus der Hand gelegt werden durften.

Ich war der Vorhut zugetheilt; auch ich sollte heute zum ersten male im Leben den Feind sehen.

Gegen halb zwölf Uhr näherten wir uns dem Dorfe Ulderup; da fielen von der Spitze die ersten Flintenschüsse. Die Avantgarde hielt und nahm so gut es sich thun ließ eine gedeckte Stellung. Die Dänen hatten das Dorf besetzt und schienen es behaupten zu wollen. Allmälig entwickelte sich das Gefecht, immer mehr Abtheilungen gingen vor; wir gewannen Terrain. Ich ritt bei einem todten Dänen vorüber, der mitten durch den Kopf geschossen war; es war der erste Todte, den ich auf dem Schlachtfelde sah, bald sollte ich noch gar manchen sehen. Nachdem die ganze Brigade herangekommen und Stellung genommen hatte, beschloß der General einen allgemeinen Angriff auf das Dorf. Die braven Hannoveraner gingen wie deutsche Männer in den Tod; die Dänen leisteten ebenso braven Widerstand, doch wichen sie endlich den immer heftiger andrängenden Unsern, weil, wie sich später zum großen Nachtheile der Deutschen erwies, nur zwei Bataillone Ulderup besetzt hatten, während der größte Theil der feindlichen Streitkräfte weiter zurück bei dem Dorfe Satrup vereinigt war. Ulderup wurde von uns besetzt; der Feind zog sich fechtend zurück; dänische Artillerie fing an zu spielen, Granaten flogen in das Dorf, mehre Häuser geriethen in Brand. Schon jetzt war unser Verlust nicht unbedeutend. So weit wäre unsere Aufgabe erfüllt gewesen; der Feind war zurückgedrängt, Ulderup in unserm Besitze. Da setzte der General M. trotz aller Ermahnungen den heillosen Entschluß, noch weiter

vorzugehen. Ich erhielt den Befehl, zwei hannoversche Batterien zu holen, welche das dänische Geschützfeuer erwidern sollten. Um den erhaltenen Befehl zu vollziehen, ritt ich schnell ab, fand den Commandanten der Artillerie und sofort rasselten 16 Geschütze vor. Ich folgte ihnen und als ich in einen Nebenweg einbog, brachten zwei hannoversche Jäger einen gefangenen und verwundeten jungen feindlichen Offizier getragen. Eine Büchsenkugel war ihm durch beide Oberschenkel gedrungen; beim schnellen Rückzuge der Seinigen war er hülflos liegengeblieben.

Wasser, lieber Kamerad! rief er mir bei meiner Annäherung im reinsten Deutsch entgegen. Ich hatte nur Wein in der Feldflasche, wie sollte ich helfen! Einer der beiden Jäger wußte besser Rath zu schaffen als ich; der arme Soldat hatte zwar auch Wein in der Feldflasche, aber — entschloß sich schnell. Er ließ den Wein in den Sand laufen, ging eilig nach einem nahen Brunnen und kam bald mit Wasser zurück.

Nachdem sich der Däne in langen Zügen gelabt, griff er in die Tasche, zog eine kleine mit Gold gefüllte Dose hervor und mit dem Worte „Dank!“ drückte er sie dem Jäger in die Hand.

„Herr Lieutenant“, entgegnete dieser, „wir brauchen das Geld nicht, Sie aber werden es in der Gefangenschaft brauchen; wir geben zurück ins Feuer, wenn wir Sie an einen Arzt abgeliefert haben und wer weiß, was noch heute aus uns wird.“

Der Verwundete war sichtlich tief ergriffen; ich hätte dem edlen Soldaten um den Hals fallen mögen.

Tief hatte ich mir die ehrlichen Züge der braven Leute eingeprägt. Ich ritt wieder vor zum General. Der Befehl wurde gegeben, den Feind kräftig anzugreifen. Von neuem knallten bald die Gewehre, donnerten die Kanonen, immer hitziger wurde der Kampf, immer mehr Streitkräfte entwickelte der Feind, immer hartnäckiger wurde sein Widerstand. Es mochte gegen 3 Uhr Nachmittags sein, als ich an einem kleinen Gebüsch hielt und mit dem Fernglase nach den feindlichen Colonnen blickte, die aus Sarup uns entgegenkamen; da brachten abermals zwei Jäger einen Verwundeten getragen, diesmal aber keinen Dänen, sondern einen der Ihrigen. Der ehrliche brave Jäger, der für den verwundeten Feind seinen letzten Tropfen Wein ausgegossen und sein Geld dafür genommen, war es, der, zum Tode getroffen, halb bewußtlos in den Armen seiner Kameraden lag, ein feindliches Spitzgeschoß war ihm in die Brust gedrungen. Er schlug noch einmal die Augen auf, sein Blick war freundlich, schloß sich — er starb.

C.

Die Persönlichkeit.

Aus Schleiermacher's Jugend. Von J. Schaub.

II.

Schleiermacher war seit seinem vierzehnten Lebensjahre in den Lehranstalten der Brüdergemeinde zu Niesky und Barby, weil seine frommen Aeltern ihn an diesen Orten vor den in ihren Augen verderblichen Einflüssen der heterodoxen Theologie und Kant'schen Philosophie bewahren wollten. Der Vater, ein reformirter Feldprediger, huldigte, bei allem wissenschaftlichen Streben, der Zinzendorf'schen Mystik, während die Mutter mit weiblich-sanfter Pietät die Kindheit ihres Sohns bewachte und seine gefühlvolle Schwester Charlotte den erregten Jüngling zu mystischen Gesängen begeisterte. Das heilige Loos der Gemeinde entschied für seine Aufnahme. Schleiermacher hätte es „für ein großes Unglück angesehen, kein Mitglied der Brüdergemeinde zu werden“. „Ich sagte sogar“, erzählt er selbst, „den Entschluß, wenn mir der Eintritt in das Pädagogium versagt werden sollte, lieber in der Gemeinde irgendeine ehrbare Hantierung zu erlernen als außer derselben den Weg zu dem gefeierten Ruhme zu betreten, für den mich mein Lehrer in Preß so zu enthusiasmiren gewußt hatte, und dieser Entschluß setzte mich, als ich ihn recht lebhaft in seiner ganzen Größe dachte, zum erstenmal in Versuchung, etwas in mir für eine übernatürliche Wirkung zu halten.“ Seine Briefe an den Vater — seine Mutter war bald nach seinem Eintritt in Niesky gestorben — und seine Schwester Charlotte athmen die tiefe Innigkeit eines religiösen Gefühlslebens, das den Herrnhutern so sehr eigen ist; ja selbst seine Sprache und sein Stil tragen das Gepräge der frommen Ausdrucksweise jener christlichen Sekte. Ein Gedicht an seine Schwester zum 31. März 1785 ist ein Widerhall der Zinzendorf'schen Liederpoesie und zugleich ein erläuternder Commentar zu seinem spätern theologischen System.

Abgeschlossen in klösterliche Einsamkeit, überwacht auf jedem Tritte und in jedem Worte von seinen Obern, brauste an den Eisenstäben seiner stillen Klause die hochgehenden Fluten des deutschen Geistes vorüber, auf denen Lessing, Wieland, Goethe, Schiller, Kant ihre vollen Segel aufhissen. Auch dem abgeschlossenen Kreise kommen die Nachrichten dieser Sturm- und Drangperiode

der deutschen Literatur nicht verheimlicht werden. Schleiermacher sagt:

„Die eingeschränkte Lectüre, die wir genossen, und das Beispiel einiger älteren Kameraden, welche den Aristarch spielten, war es gewiß nicht, was unsern Untersuchungsgeist weckte. Der Knoten des psychologischen Dramas war so fest geschürzt als möglich; es mußte anfangen sich zu lösen und es konnte sich nicht anders lösen als wie es unsern innern Verhältnissen gemäß war. Die Untersuchungen der neuern Theologen über das System unter der Philosophen über die menschliche Seele kamen uns nicht zu statten; denn wir hatten wol beiläufig, daß so etwas in der Welt geschah, aber den Inhalt davon konnten wir nur aus Dem, was wir selbst entdeckten, errathen. Wir spekulirten wol, indem wir uns durch weitschweifige heimliche Gänge eher durch verbotene Correspondenz Bücher aus dem Inder verschafften, aber es waren nur Wieland's Gedichte und Goethe's „Werther", wonach wir lüstern waren; nur unsere Empfindungen wollten wir von außen nähren. Was das Denken betraf, so waren wir zu sehr in Gährung und in Selbstbeobachtung über diese Gährung vertieft, als daß wir für etwas Anderes hätten empfänglich sein können."

Und an seinen Vater schreibt er:

„Alles, was ich vernehme, geschieht mit einer Beharrlichkeit, und ich ruhe nicht eher, bis ich — auf einen gewissen Punkt wenigstens — damit fertig bin. Das ist schon, seitdem ich nach Niesky kam und mit meinem Freund Albertini die Alten zu lesen anfing, so meine Art gewesen und ich habe mich davon bisjetzt nicht lossmachen können und es auch vielleicht nicht ersprießlich gewollt. Es geht also bei mir Alles nicht Tage- oder tagweis, sondern stundenweise. Bald liegt mir ein gewisser Theil der Philosophie am Herzen, ich forsche nach seiner Geschichte, gehe alle verschiedenen Meinungen durch und sehe, was darin haltbar oder unhaltbar, consequent oder inconsequent ist. Hierbei hat mich vielleicht irgendetwas auf einen Zeitpunkt der Geschichte oder auf eine philosophische Streitfrage aufmerksam gemacht und sobald jene Untersuchung genügt ist, werd' ich mich mit gleichem Eifer zu diesem. So wechseln praktische und theoretische Philosophie, Geschichte, Philologie u. s. w. beständig miteinander ab." — „Ich habe von jeher geglaubt, daß das Prüfen und Untersuchen, das geduldige Abhören aller Zeugen und aller Parteien das einzige Mittel sei, endlich zu einem genügenden Gebiet von Gewißheit und vor allen Dingen zu einer festen Grenze zwischen Dem zu gelangen, worüber man nothwendig Partei nehmen und sich und einem jeden Andern Art' und Beweis muß stehen können, und zwischen Dem, was man ohne Nachtheil seiner Ruhe und Glückseligkeit unentschieden lassen kann. So lebe ich den Kampfplätzen philosophischer und theologischer Athleten ruhig zu, ohne mich für irgendeinen zu erklären oder meine Freiheit zum Preis einer Wette für irgendeinen zu setzen; aber es kann nicht fehlen, daß ich nicht jedesmal von Beiden etwas lernen sollte."

Ein enger Freundeskreis hatte sich in Barby um Schleiermacher gebildet, auf den er den entschiedensten Einfluß ausübte und dessen Gliedern er in Treue verbunden blieb bis an seinen Lebensabend. Diese seine Freunde waren vier Schweizer und ein Engländer, und unter ihnen stand von Albertini, später Bischof der herrnhuter Gemeinde, Schleiermacher'n so nahe, daß Beide in Barby nicht anders als Orestes und Pylades genannt wurden und Beide sich, trotz des Auseinandergehens ihrer Lebenswege, bis zum Tode befreundet blieben. Albertini's „Geistliche Lieder" waren Schleiermacher's Lieblingsbuch bis zu seinem Sterbebette. Mit Albertini verschlang er die griechischen Dichter, schrieb er Abhandlungen, strotzend von gelehrten Citaten, und Verse in der Sprache von Hellas; aber diese glücklichen Stunden gemeinsamer Arbeit und inniger Freundschaft wurden getrübt durch die dunkeln Augenblicke des eigenen Nachdenkens. In seinem Zweifel stand Schleiermacher allein. „Meine Meinung, über die wir schon ehemals mündlich stritten" — schreibt Albertini an Schleiermacher —, „ist noch immer, daß feste und unerschütterliche Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion nach dem orthodoxen System gewiß ein glückliches und ruhiges Leben gewähre."

Schleiermacher ist eine zu eigenthümliche Persönlichkeit, um zu ausgeprägter Charakter, als daß er nicht in dem Kampfe um die eigene Ueberzeugung, um die selbständige Weltauffassung sich dem Richterspruche seines eigenen Geistes überlassen haben sollte. Barbys dunkle Mauern waren für seinen Ring nicht hoch genug, die Bande der Pietät gegen die Gemeinde und das Aelternhaus da nicht fest genug, wo es sich um Sein oder Nichtsein für seine persönliche Lebensstellung handelte. Aber mit unheimlichen Augen starrte ihn die Sphinx, das Räthsel seiner Zukunft an; denn er kannte die strenge Denkart seines Vaters, die unerbittliche Härte seiner Obern, wo es sich um einen Abgefallenen handelte. Seine innerste „Neigung" seitete ihn an die Theologie, aber — wird der Vater ihn nach Halle, wird er „dem Vaterlande einen beteufelteren Ketzer mehr geben wollen"? Furchtbar war der Seelenkampf, den er unter den bohrenden Augen seiner Vorgesetzten durchmachen mußte. Man kündigte ihm die Gastfreundschaft auf, deutete ihm an, daß, wenn „sein Vater sich ihm entziehen und ihn seinem Schicksal überlassen" würde, er in Barby auf kein längeres Bleiben, „keine Schonung, kein Mitleiden zu hoffen hätte". „Das Blut kochte" in dem mit seinem Lebensschiffe am Felsen seines Herrscherwillens gestrandeten Jünglinge. „O wie viele traurige, schwere Scenen stehen mir hier noch bevor!" So seufzte Der, der, wie Luther, nicht anders konnte. Sein Entschluß stand fest wie Granit in schäumender Meeresbrandung.

Schleiermacher greift zur Feder. Mit wundem Herzen, aber festem Willen und klarem Geiste schreibt er seinem Vater. Ein Brief vom 29 Januar 1787 aus Barby beginnt:

„Was kann wol einem Vater lieber sein als Das — Freude zu erleben an seinen Kindern? Je mehr ich Ihnen Dieses als Ihr Sohn aus vollem kindlichem Herzen wünsche, desto mehr Ueberwindung kostet es mich, desto mehr greift es das Innerste meiner Seele an, daß ich Ihnen jetzt gleich etwas melden soll, was Ihre Hoffnung auf die Erfüllung dieses Wunsches so sehr wankend machen muß — »Der Glaube ist ein Regale der Gottheit«, schreiben Sie mir. Ach, bester Vater, wenn Sie glauben, daß ohne diesen Glauben keine, wenigstens nicht die Seligkeit in jenem, nicht die Ruhe in diesem Leben ist als bei demselben, und das glauben Sie ja, o so bitten Sie Gott, daß er mir ihn schenke, denn für mich ist er jetzt verloren!"

Und nun motivirt er Zeile um Zeile seine Zweifel und bittet seinen Vater, mit den gewichtigsten seiner Gründe gegen seinen Entschluß anzukämpfen; aber er sieht zugleich voraus, daß seine nach schwerem Selbstkampfe gefaßte feste Ueberzeugung nicht zu erschüttern ist. Mit welchem Bangen und Beben harrt Schleiermacher dem väterlichen Bescheid entgegen! Wie viele schlaflose Nächte mögen seinem Briefe gefolgt sein!

Endlich, am 8. Februar, langt die Antwort an, herzzerschneidend nach ihrem Inhalt wie nach ihrer Form.

„O du unverständiger Sohn! Wer hat dich bezaubert, daß du der Wahrheit nicht gehorchst, welchem Gleißner Irrlehrer vor die Augen gemalt war und nun von ihr getrennt wirst? Wer hat dich aufgehalten, der Wahrheit nicht zu gehorchen? Solch Ueberreden ist nicht von Dem, der dich berufen hat! Aber ein wenig Sauerteig verändert den ganzen Teig. Das nämliche Verderben drang Herzens, welches vor vier Jahren dir bange machte, daß du mit demselben in der Welt nimmer ganz verlorengehen und dich damals zur Gemeine hieltest, ach, waren hast du leider noch immer etwas bei dir gehegt! Das hat nun dein ganzes Wesen durchsäuert und treibt dich wieder aus der Gemeine. Ach, mein Sohn, mein Sohn, wie tief drangst du mich, welche Seufzer preßtest du aus meiner Seele! Und wenn Wunschdenker einige Ruhe von mir nehmen, o, welch grausamer Schein der Ruhe deiner seligen Mutter daß du dann jetzt, da selbst deine dir fremde Stiefmutter mit mir sich bemüht! So gehe denn in die Welt, deren Ehre du suchst! Suche, ob deiner Seele von ihren Irrlehrern kann satt werden, da sie ihr göttliche Speisung verschmäht, welche Jesus allen nach ihm durstenden Herzen schenkt. Hast du denn nie ein Jesajawort Vulkan aus seinen Wunden gesehen und ist Alles Trug und Heuchelei gewesen, was du geschrieben und zu empfinden so oft behauptet hast? War es aber Wahrheit, o so wird's wüstig an jenem Tage wider dich zeugen, wo du nicht umkehrst zu deinem ewigen Erbarmer!"

Vier Tage nach Empfang dieser Zeilen ist ein zweiter Brief Schleiermacher's auf dem Wege zu dem Aeltern hause. Hier verantwortet sich der Sohn auf die Vorwürfe des Vaters. Wenn je, so gilt in diesem Kampfe der Ausspruch Luther's, „daß die Geister aufeinanderplatzen". Vater und Sohn gleichen zwei harten Mühlsteinen, die nicht weichen und nicht wanken wollen, aber in ihrer Reibung ein sauberes, gutes Mehl mahlen. Der Vater hält dem Sohne seine frühern Briefe mit seinem Meinen und Streben vor und zieht ihn indirect der Heuchelei und der Unlauterkeit in seiner Gesinnung. „O wie oft hab' ich gewünscht" — schreibt dagegen der Sohn —, „noch ebenso herzlich und fest an Ihrem Glauben hängen zu können als vorher, denn ich ging fest daran; was ich zu empfinden vorgab, war nicht Heuchelei, ich empfand es wirklich." Qualvoll nennt Schleiermacher seinen Zustand, indem ihm etwas genommen, ohne daß ihm hierfür etwas wieder zum Ersatz gegeben war. Er war mit sich klar über das Nein und rang nun nach dem Ja, um die in ihm entstandene Leere auszufüllen.

Wie spiegelt sich in solchem Kampfe um das eigene Selbst die Willenskraft der Persönlichkeit ab! Wie tritt uns aus diesen Thatsachen menschlicher Entwickelung „der kühne Riesengeist" entgegen, der die Linien der Stoff- und Kräftelehre durchreist! Wie wird uns jetzt erst aus solchen Aufschlüssen aus Schleiermacher's Briefen der Siegesjubel des Ich, der selbstbewußten und selbstherrschenden Persönlichkeit klar, wie er sich in Schleiermacher's gewaltigen „Monologen" der Freiheit und der Individualität kundgibt! Jetzt erst verstehen wir die stolze Dithyrambe der persönlichen Freiheit:

„Willkommen mir in jenem Augenblick, wo ich die Sklaven gittern sehe! Auch neue willkommen, geflügelte Bewußtsein der Freiheit, schöne Ruhe des klaren Sinnes, mit der ich heiter die Zukunft, wohl wissend, was sie ist und was sie bringt, mein freies Eigenthum, nicht meine Herrscherin begrüße! Wie verlangt sie nichts, sie nähret sich ohne Anmaßung von Gewalt. Die Götter nur, die gebietenden, beherrscht ein Schicksal, weil sie in sich nichts zu wollen haben, und die Schlechtheiten der Sterblichen, weil sie in sich nichts wollen wollen; nicht den Menschen, der auf sich selbst sein Handeln richtet, wie ihm gefällt. Wo ist die Grenze meiner Kraft? Wie denn fange sie an, das Fürchterliche, fremde Gebiet? Unmöglichkeit ist für mich nur in Dem, was ausgeschlossen ist durch der Freiheit in mir ursprüngliche That, durch ihre Vermählung mit meiner Natur. Nur Das kann ich nicht, was dieser widerspricht; aber wie könnte ich auch wollen, was jenen ersten Willen, durch den ich bin, der ich bin, rückgängig machen müßte? Wem diese Beschränkung als fremde Gewalt erscheint, diele, die seiner Thätigkeit, seiner Freiheit, seiner Willens Bestimmung mit Recht ist, der ist mir wunderbar verwirrt. Und soll' ich etwas innerhalb dieser Grenzen mich engen irgendwie be-

schränkt? Ja, wenn ich, selbst auf dem Gebiete der Sittlichkeit und Bildung, doch den mir jenen Gesetz in irgend einem Augenblick bestimmt begehrte, wenn jemals irgendeine einzelne That das Ziel von meinem Wollen wäre, dann könnte sich mir dies Ziel, indem ich es erreichen wollte, weit aus den Augen rücken; dann fand' ich unter fremder Herrschaft mich. Doch wollt' ich auch hierüber das Schicksal verklagen, so verklagt' ich nur den eigentlichen Urgrund der Schuld, mich selbst. Aber niemals kann es mir so ergehen! Seh' ich doch im Bewußtsein meiner ganzen Natur. Immer mehr zu werden was ich bin, das ist mein einziger Wille; jede Handlung ist eine besondere Gestaltung dieses Einen Willens. So gewiß ich immer handeln kann, kann ich auch immer auf rechte Weise handeln; nichts kommt in die Rechte meiner Thaten, es sei denn sie bestimmt."

Aber nicht nur im Großen, nicht nur auf dem Kreuzwege des Lebens, auf dem Wendepunkte zweier Lebensauffassungen zeigt sich der freie, von Stoff und Licht und Schall und Art und Erziehung unabhängige Wille des Menschen, nein, auch im Kleinen und Kleinsten, was wir an demselben Repräsentanten der menschlichen Persönlichkeit lernen können. „Die fast tyrannische Herrschergewalt" — erzählt über Schleiermacher K. von Raumer in seiner „Geschichte der Pädagogik" —, „welche er über sich hatte und übte, zeigte sich selbst in Kleinigkeiten, ja vielleicht hier am durchgreifendsten. Man stritt z. B. einmal, ob die niederdeutsche Aussprache des sp, st u. s. w. richtiger und wohlklingender sei oder die des Süddeutschen, wenn er schpitz, schtehen spricht. Schleiermacher erklärte sich für die Niederdeutschen. «Aber», bemerkte man, «warum sprechen Sie denn nicht z. B. auf der Kanzel wie diese?» Anstatt seine Gewohnheit von Jugend auf vorzuschützen, erklärte er: «Vom nächsten Sonntag an werde ich es thun.» Man versicherte mir, er habe dies durchgeführt, ohne sich zu versprechen."*)

Und derselbe Mann, mit demselben eisernen Willen, der so frei und groß in der Weltgeschichte steht, der dem Protestantismus — trotz der Leo-Stahl-Hengstenberg mit all den prahlenden, „vorlauten Unterassistenten an dem Sarge des großen Heldherrn" — eine neue Bahn vorgezeichnet hat, der als Philosoph und als Patriot in jedem deutschen Herzen leben sollte — mit welcher Selbstentsagung und rührenden Demuth legt er „das schlechthinnige Abhängigkeitsgefühl" zum Grundstein seines himmelanstrebenden Lehrgebäudes! Wie Luther, trotz seines imperatorischen Herrscherwillens, mit dem er die Gewissenstyrannei in die Weltgeschichte einbürgerte, vor dem „rechtfertigenden Glauben" seine Kniee beugte und der deutsche Genius, Wolfgang Goethe, wie die ganze Weltentwickelung so das Gewebe der Persönlichkeit aus „Nothwendigkeit und Freiheit" gewirkt sein läßt. Und solche Thatsachen sollten Ueberlieferungen und leere Sinnenreflexe sein?

Wir überlassen die Prüfung dem eigenen Gefühl.

*) Er behielt die Gewohnheit fast immer bei. D. Herr.

Heinrich Barth.

I.

Nehmt einen Atlas zur Hand! Legt die Karte von Afrika vor euch aus! Wir wollen darstellen, welches die Verdienste unsers in England zum Ritter geschlagenen berühmten Landsmanns sind!

Nach fünfjähriger mühe- und gefahrvoller Reise nahte sich am 1. October 1855 Dr. Heinrich Barth, der Sohn eines ehrenwerthen hamburger Bürgers, wie ein vom Tode Erstandener der geliebten Vaterstadt. In einer festlich geschmückten Jolle ward er von den Beamten der Hafenrunde von dem englischen Dampfschiffe „Countess of Lonsdale" mit seinen Begleitern, zwei schwarzen Dienern, eingeholt und alsbald feierte der todtgeglaubte, im Wüstensande verschollene Sohn eine beseligende Auferstehung in den Armen seiner Aeltern und Geschwister. So große, erhebende Momente werden nur wenig Sterblichen zutheil! Den Herzensergießungen der Freude und des Dankes der Seinen für eine so wundervolle Erhaltung und Rückkehr folgte der feierliche Empfang und die Begrüßung der städtischen Behörden. Eine Reihe schöner und erhebender Feste und Gaben hießen ihn innig und mit Stolz als Hamburgs Kind willkommen.

Der junge, kaum dreißigjährige Mann gehört zu den kühnsten Reisenden der Neuzeit, welche ein tiefer, innerer Drang, ein unaufhaltsames Streben nach Wahrheit und Erkenntniß der Schöpfung, trotz aller Mühsale und Beschwerden, hinaustreibt in eine ferne Welt.

Als er 1845 nach London kam, schloß er sich mit Dr. Overweg der unter Lord Palmerston's speciellen Protection stehenden Expedition von James Richardson nach dem Norden von Afrika an, um von da nach dem unerforschten Innern eines längst gekannten Continents zu wandern und den geheimnißvollen Schleier, der seit Jahrhunderten es bedeckte, zu heben. Wol Mancher hatte vor ihm sein Leben daran gewagt, aber der Tod hatte sie Alle auf ihrem kühnen Zuge ereilt. Ihm stand nun bei großer körperlicher Begabung (wenn auch

nicht von athletischer Gestalt, so doch von gestählten Nerven und Jugendkraft durchglüht) eine jahrelang gesammelte Erfahrung auf ähnlicher Reise zur Seite, die er, obwol seines Studiums nach Archäolog, schon in den vierziger Jahren, von 1845—47, längs der Gestadelande des ganzen Mittelmeers, Nordafrikas, Syriens, Kleinasiens u. s. w. unternommen hatte. Auf dieser Reise war seine Seele in Gefahren groß geworden, um neuen größern zu trotzen; er hatte sich dadurch nicht nur die Kenntniß der Sprachen jener Länder, sondern auch die Art, wie mit den Eingeborenen umzugehen sei, erworben. Jedoch boten alle diese Errungenschaften noch keine Garantie für ein glückliches Gelingen seines Vorhabens; denn nicht lange vor ihm war Major Laing, der abgehärtet und von viel robusterm Körperbau als Barth, mit vollster Thatkraft wie mit überreichen Mitteln ausgestattet, an dem Vorhaben, Timbuktu zu erreichen, gescheitert und von den Eingeborenen getödtet worden. René Caillé, ein Franzose, war gezwungen, in gänzlicher Verkappung als armer Muselman zu reisen. Ohne wissenschaftliche Ausrüstung irgendwelcher Instrumente, konnte er bei steter Gefahr, entdeckt zu werden, sich bei dem nur 14 Tage währenden Aufenthalt in Timbuktu wenig orientiren und noch weniger aufzeichnen. Glenq, krank, ein zerlumpter Bettler, dem Tode nahe, erreichte er nach höchst gefahrvoller und anstrengender Reise die Küste und von da endlich das Vaterland. Mungo Park, der edle Schotte, ward erschlagen. Und dennoch wagte es der kühne Deutsche. Es reizte ihn, möglicherweise nicht nur der Berufene, sondern vielleicht Auserwählte zu sein; aber auch ihn hatten bereits die vom Sultan von Bornu, Abd-ur-Rahman, ausgesprengten Gerüchte 1854 todtgesagt. Abd-ur-Rahman beabsichtigte auch, dasselbe bei seiner Rückkehr nach Bornu wahrzumachen, um sich seiner Effekten und Gelder zu bemächtigen. Barth war bereits von den Seinen und von seinen Freunden als ein Opfer der Wissenschaft betrauert und die Zeitungen brachten seinen Nekrolog. Aber zum Glück für ihn ward Abd-ur-Rahman von seinem eigenen Bruder bekriegt und erdrosselt; der neue Sultan erwies sich menschlicher gegen ihn. So hielt die Vorsehung ihre Hand über den „weißen Mann" und gewährte ihm das seltene Glück, nach fünfjähriger Abwesenheit im wildesten Lande wieder heimischen Boden zu betreten und die Seinen wiederzusehen.

Es sei uns verstattet, dem Leser im flüchtigen Umriß nach Berichten, Briefen und Mittheilungen geprüfter Quellen seine gefahrvollen Wanderungen zu zeigen; nochmals — man breite vor sich die Karte aus!

Am 8. December 1849 hatte Barth sich mit Dr. Overweg in Marseille eingeschifft. In Tripolis angekommen, begannen ihre Forschungen durch die mannichfaltig gestalteten und mit Ruinen römischer Vorzeit gefüllten Gebirgsabfälle des Churiangebirgs. Dann setzten sie ihre Reise, trotz des revolutionären Zustandes der Länder, in Gemeinschaft mit Richardson mitten durch die Sahara fort. Der Weg ging über Mirda, Murzuk und Serdalus. Am 15. Juli langten sie am Kasr-Dschanun oder dem „Teufelsschloß", in der Nähe von Ghat, an. Hier schon hätte Barth fast sein Leben eingebüßt, denn das ausgedehnte Felsenlabyrinth durchforschend, verirrte er sich und die einbrechende Nacht machte jedes Zurechtfinden unmöglich. Nach anderthalb Tagen des angestrengtesten Suchens fand man ihn endlich fast verschmachtet am Boden liegen. 28 Stunden hatte er in der Wüste ohne Wasser zugebracht; das eigene Blut hatte ihm Lebensquelle sein müssen, mit welcher er den brennenden Durst zu stillen versuchte.

Sie überschritten das hohe, felsige, öde und unbewohnte Wüstenplateau von Adschunscher und am 21. August standen sie vor dem noch nie von einem Europäer besuchten Tuarik-Königreich Air oder Asben. Von einer räuberisch-wilden Horde der Tuariks überfallen, rettete nur das muthig entschlossene Benehmen Barth's sie vor der Schmach, nach dem Norden zurückzukehren. Als die Gefährten später zurückblieben, wagte er allein die Reise nach der Hauptstadt Asben.

Am 1. Januar 1851 zogen alle Drei in Sudan ein und trennten sich nach 11 Tagen zu Tagegal, um sich in Kuka wieder zu treffen.

Barth ging über Katsena, der nördlichsten Provinz des großen Pullo- oder Fellatah-Reichs von Sokoto. Von Katsena ging er nach Kano und sammelte dort, als dem Mittelpunkt des centralafrikanischen Handels, die wichtigsten Nachrichten ein. Auf fremder, unwirthbarer Straße zog er weiter nach Kuka, der jetzigen Residenz des alten Borno-Reichs, dessen bedeutsame historische Entwickelung er aus Originalquellen in Abschrift nahm, ihre gegenwärtige Organisation hinzufügend. Da traf ihn wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Nachricht von Richardson's Tode, der am 4. März zu Ungurtu gestorben war. Obgleich daselbst sechs Tagereisen westlich von Kuka gelegen, so eilte Barth doch dahin, um den Freund

zu begraben und seine Effecten und Papiere zu retten. Nach vollbrachter Liebespflicht traf er am 2. April noch vor Overweg in Kuka wieder ein.

Richardson aber hatte Schulden hinterlassen, die Barth tilgen mußte; dadurch waren seine Mittel erschöpft und er befand sich in sehr trostloser Lage. Da gelang es ihm, vom Vezier von Bornu Geld zu leihen; dadurch rettete er die Expedition zum zweiten mal.

Er ging nach Yola, jener in das fabelhafte Bereich des Mondgebirgs fallenden Landschaft. Yola ist die Hauptstadt der von den eroberten oder aus den Trümmern mannichfach gebildeter unabhängiger Heidenstaaten erst wieder vereinten Landschaft Fumbina oder Adamawa, reich an Naturerzeugnissen. Dort entdeckte er den mächtigen Benuestrom, den großen östlichen schiffbaren Arm des von Timbuktu kommenden und in die Benin-bai mündenden Flusses, vom Meere aus zugänglich, der nun allen Reisenden das große und lange unbekannte Herz Afrikas leicht und sicher erschließt und den Welthandel offenlegt, wie die neueste Dampfboot-Expedition von 1854 bereits dargethan hat.

Am 22. Juli kam er nach Kuka zurück und ging in ganz anders organisirte Länder, machte einen Streifzug nach Kanem (nordöstlich von Kuka), dem Kernlande des großen Bornu-Reichs. Dort fand er, wie einst Humboldt in Amerika, die Spuren einer frühern, höhern und befestigtern Cultur, auf deren Tempeltrümmern sich gegenwärtig die verschiedensten Nationalitäten in wildem, wüstem Treiben bekämpfen.

Von da gingen Beide, südöstlich bei Mandara vorbei, durch Musgo bis zum 10. Grade nördl. Br., durch die große, vom Tschadsee südlich sich erstreckende Alluvialebene der obern Arme des Benue und dem von Südost dem Tschadsee zufließenden Strompaar gelegenen, überaus fruchtbaren, wiesen- und wasserreichen heidnischen Mafa-Musgo-Landes, das sich in einander befehdende Fürstenthümer zersplittet. Nachdem Beide wieder zurück nach Kuka gekommen, unternahm Barth von Ende März bis Ende August allein die Reise nach der von alten arabischen Geographen erwähnten Landschaft Kôlôko und durch das kleine, aber reich bevölkerte Fürstenthum Logone, überschritt den Doppelstrom des Schari und ging nach Bagirmi, das nie ein „weißer Mann" betreten.

Die Schilderungen der Gefahren, denen er hier entgingen, grenzt an das Unglaubliche. Er hatte mit den furchtbarsten Vorurtheilen einer rohen und äußerlich zum Islam übergegangenen Bevölkerung zu kämpfen und alle nur erdenkliche Unbill zu erleiden. Sie erklärten ihn kurzweg für einen Hexenmeister, der mit seinem Zauberapparat (den physikalischen und hydrostatischen Instrumenten) sterben müsse. Durch große Ruhe, umsichtiges und kluges Benehmen schonten sie indessen seines Lebens; doch schmachtete er wochenlang in Fesseln, bis es ihm endlich gelang, sich auch diesen zu entziehen. Einmal der Gefahr entronnen, machte er auch hier die umfassendsten Forschungen über Bagirmi wie über das östliche Nachbarland Wadai.

Voll freudiger Hoffnung, sich mit Overweg in Kuka wieder zu vereinen, um mit frischen Mitteln und Kräften ihre weitern Forschungen gemeinsam fortzusetzen, kehrte er dahin zurück und kam nur noch zeitig genug an, um den letzten Freund zu begraben. Ein sechstägiges Erschlaffungsfieber hatte Dr. Overweg am 27. September 1852 hinweggerafft. Am Gestade des von ihm befahrenen centralafrikanischen Wasserbeckens des Tschadsees, bei seinem Lieblingsdorfe Maduari, legte er den zu früh Verblichenen in die ferne, einsame Gruft. Es war ein furchtbar harter Schlag für ihn, ja der größte Verlust, der ihn treffen konnte, aber dennoch erlag er ihm nicht. „So bin ich allein da, den Erwartungen, die das gelehrte Europa von uns hegte, zu genügen — und ich will ihnen genügen", schrieb er an Ritter Bunsen; „meine Kraft soll sich wie meine Hingebung an die Sache verdoppeln, um das große Ziel zu erreichen."

Infolge dessen entschloß er sich auch, sofort der ernsten Aufforderung der englischen Regierung nachzukommen und die fast ans Fabelhafte grenzende Handelsstadt Timbuktu zu besuchen und über den durch Mungo Park's Tod unbekannt gebliebenen mittlern Lauf des großen westlichen Flusses nähere Kenntniß einzuziehen. „Vielleicht gelingt es mir, da einstweilen Ärzte mit den Äquatorländern sich, einen Marsch nach Westen anzutreten. Mein erstes Ziel soll die Erreichung Timbuktus, mein zweites Jakoba und die nach Süden grenzenden Länder sein."

„Kererefa, dies Land mit seinen (neun verschiedenen) Staaten kommt mir nicht aus dem Sinn", schrieb er. In vielen ältern Karten von Afrika nimmt dieses interessante und wichtige Land eine hervorragende Stelle ein, während dasselbe auf fast allen Karten dieses Jahrhunderts gänzlich ausgelassen ist.

Jetzt, nach einer langen Regierung seiner Existenz, erscheint es wieder in der von Barth publicirten Karte von Centralafrika. Ohne Zweifel

bringt die Tschadda-Expedition nähere Kunde über diese Gegenden, sodaß die Geographen es fernerhin nicht mehr wie eine Fata Morgana behandeln können.

Obgleich unser Reisender mit vollem Vertrauen und mit Zuversicht auf das Gelingen seiner mühevollen und anstrengenden Reise nach Timbuktu hoffte, so verhehlte er sich doch auch keineswegs die damit verbundenen Gefahren und bestimmte mit großer Umsicht, die durchweg den Charakter dieses Mannes auszeichnet, daß im Fall seines Todes der Consul von Tripolis seine Tagebücher dem Ritter Bunsen übersenden solle. Nach diesem kurzen Testamente sich zu seiner Abreise rüstend, schickte der Scheikh ihm zwei schöne Kameele als Abschiedsgeschenk. „Am 25.", schrieb er, „werde ich Kuka verlassen und nach Kano und Sokoto gehen, weil in Kano der reichste Markt und der lebhafteste Verkehr herrscht, der es mir ermöglichen wird, geographische Nachrichten einzusammeln. Meine Mittel bestehen in einer leidlichen Menge großer und kleiner Geschenke für die verschiedenen Fürsten, in 200 Dollars, vier Pferden und vier Kameelen, sowie fünf erprobten Leuten, die reichlich mit Waffen und Pulver wie mit frischem, ungebrochenem Muthe versehen sind. So trete ich getrost meine weite, nicht ganz ungefährliche Reise an."

Sein Weg ging über Mungo nach Sinder, der Grenzstadt Bornus, in seiner nordwestlichen Provinz Lamagram etwa 70 deutsche Meilen von Kuka entfernt. Von dort schreibt er am 1. Januar 1853: „Gott hat mich nun schon das vierte Jahr diesen Tag in Afrika feiern lassen. Den ersten 1850 an der nordafrikanischen Küste, zwischen Tunis und Sala, wo mein unglücklicher Gefährte Overweg und ich in der Sylvesternacht auf Maulthieren eintrafen; 1851, wo wir unter einem starken, kalten Nordostwinde von der nackten, kahlen südlichen Hamada hinab in die grünen Gefilde Sudans einzogen; 1852, wo wir unter den Mala-Mungo-Stämmen lebten, und den vierten hier. Möge ich noch den fünften glücklich in diesen Ländern verleben und das Jahr 1853 daheim in Ruhe begrüßen!" In Sinder fand er 1000 Dollars Unterstützungsgelder von der englischen Regierung und setzte seine Reise in die Länder des mittlern Niger fort. Da er erfahren, daß die Gegend um Kano sehr gefährlich durch die sich bekriegenden eingeborenen Haussaner und die erobernden Fellatahs, zwischen Heiden und zum Islam bekehrten Moslems, so sah er sich genöthigt, diese wichtige Stadt unberührt zu lassen und statt dessen nach Kariena zu gehen. Von hier schrieb er dem Ritter Bunsen unterm 6. März 1853: „Nicht nach Tagen, kaum nach Monaten, ja selbst Jahren läßt sich in diesen Ländern irgendein Unternehmen berechnen. Darum ist auch nichts hier zu spät. Am Himmel thürmen sich Wolken, die Regenzeit bricht an, dickes Gewölk lastet am Horizont und ich muß mich in Ruhe fassen, bis es mir beschieden ist, wieder vorwärts zu kommen. Der Sultan hat sein mir gegebenes Wort gebrochen und es kommt nun darauf an, ob der gepriesene Kriegshauptmann Kaura Wort halten wird, uns in acht Tagen mit 200 Pferden zu escortiren." Schmerzlich beklagt er, daß er die endlich in Sinder angekommene Kiste mit den Stahlwaaren und den 400 Dollars nicht empfangen habe, da die Reise ihn weiter führe und der Großherr von Sokoto ihn aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so schnell würde abziehen lassen. Gegenstände, die in Timbuktu gesucht würden, habe er in möglichster Menge angekauft. Dadurch war seine Kasse bis auf 350 spanische Thaler und 100 türkische Machbuben, die ihm, obgleich man wissen konnte, daß kein Mensch diese Münze dort kannte, zugeschickt waren, erschöpft und er mit neuer Sorge erfüllt, ob seine baaren Geldmittel auch ausreichen würden. Für den Großherrn von Sokoto hatte er eine Menge von Geschenken, besonders Kleidungsstücke, als: einen rothen Atlasburnus und einen blauen Tuchburnus, einen rothen Kaftan und Hosen, Stambul-Teppiche und arabische, reich versilberte Pistolen. Unter den kleinern Gegenständen befanden sich Spiegel, Rasirmesser, Mützen u. s. w., und auch drei Hüte Zucker. Fast trostlos sind seine Briefe, daß selbst das Schiff der Wüste, die große, aus 500 Kameelen bestehende Post von Ghadames, ihm keine Nachrichten aus der Heimat bringt und daß, wie er später erfuhr, die Stahlwaaren und das Geld während der Unruhen in Sinder in die Hände des Sultans gefallen, der sie behalten habe. „Ueber das Betragen meiner Leute", schreibt er, „kann ich nur entzückt sein, denn sie hängen mit musterhafter Treue an mir, und das ist fast die Hauptsache zu leidlich glücklichen Erfolgen auf diesen Reisen. Der Lohn, den ich auszahlen muß, ist freilich kein geringer, bleibt aber bis zur glücklichen Rückkehr nach Sinder und dort werden hoffentlich neue Hülfsmittel meiner harren." Leider scheiterte später diese Hoffnung und machte ihm der Geldpunkt viel Sorge.

Die nächsten Berichte folgen nun aus Bornu,

der in neuester Zeit erfundenen Residenz Ning's, des Großfürsten von Sokoto (dem östlichen Pullo- oder Fellatah-Reiche), zu welchem er in die freundschaftlichsten Beziehungen trat. Der Krieg, der zwischen diesen Orten und Kassena wüthete, hatte Barth gezwungen, noch bis zum 21. März in Wurno zu bleiben und dann südlich zu gehen, um den feindlichen Horden nicht in die Hände zu fallen.

Von Wurno schreibt Barth unterm 4. April 1853, wie er von dem mächtigen Herrscher des großen Fellareichs aufs herzlichste empfangen worden sei.

Wir berichten darüber in einem folgenden Artikel.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Berliner Briefe.

VII.

— Nein, wie zürn' ich Ihnen, daß Sie Ihren Lesern Dinge mittheilen, die Sie für viel nützlicher zu halten scheinen als unsern Carneval, unsere Opernbälle, unsere Hoffestlichkeiten! Ich stelle mich wie ein Redner, der gern zu Worte kommen will, habe meine Schreibtafel voll authentischer Thatsachen über die Aufführung des „Tannhäuser", die lebenden Bilder in unserm Prinzenpalais, den peripherischen Umfang der auf unsern Bällen getragenen Damenkleider und Sie entgegnen mir: „Toujours perdrix!" Dasselbe Rollen der Wagen, dieselbe Aufregung unter den Roßlenkern, einem oder dem Andern zuvorzukommen, dieselbe Menschenfülle von Zuschauern beim Aussteigen, dasselbe Hals-Erstücken-Müssen in den überfüllten Räumen — dieselben glänzenden Uniformen — dieselben Abenteuer der Damen, die in der Mitte ihrer Reifröcke manchen Cavalier oder Lieutenant gefangennehmen. Und doch — können Sie mit aller Ihrer Phantasie und — Blasirtheit, mein Herr, sich ausmalen, wer z. B. unter all den Glanzgestalten bei 2000 Hofgästen das strahlendste war? So sag' ich Ihnen, das Eine war Prinzessin Luise von Preußen, eine kaum sich öffnende weiße Rosenknospe mit rosigem Anhauch. Zum ersten mal im Galaanzug und als Braut erscheinend, ward sie von ihrem Bruder, dem Prinzen Friedrich Wilhelm, mit jenen wahrhaft rührenden Blicken der Geschwisterliebe und Theilnahme verfolgt, nicht selten sah man ihn an ihrer Seite oder die rosenfarbene Schleppe des zierlichen Rosenelfs bedachtend, damit ihm kein Leids widerfahre. In gleicher Weise gab das zweite fürstliche Geschwisterpaar, der Erbprinz von Dessau und die Gemahlin des Prinzen Friedrich Karl ein Doppelschwesterbild. Der Regent von Baden ist ein bereits ernsterer Mann als diese jungen Prinzen, gehört aber entschieden zu den bevorzugten Erscheinungen der Männerwelt, sowol der Gestalt als dem Ausdruck der Physiognomie nach, die durch große Freundlichkeit und eine gewisse Anmuth in der Unterhaltung noch erhöht wird.

Und nun seh' ich Sie — gefesselt und könnte in bunter Reihe Ihnen vorführen die Feste bei den Ministern und Gesandten (nur die schönen Salons des französischen Gesandten blieben geschlossen, da derselbe seine Mutter verloren) und die Vorstellungen bei Hofe, die Costümebälle, z. B. beim sächsischen Gesandten; doch will ich mich beschränken, Ihnen nur einige schöne Damen zu nennen. So die Stieftochter des sardinischen Gesandten, Grafen L., die, obwol einer Marmorbraut vergleichbar, doch eine wahrhaft blendende Erscheinung im Reiche der Feen ist. Unter den Damen der französischen Gesandtschaft befindet sich eine Hofdame der jetzigen Kaiserin, Madame de M., eine wenn auch nicht absolut schöne, doch imposante Gestalt, deren Toilette man exquise nannte und von der man sagt, Louis Napoleon hätte sie ausnehmend verehrt. Vor allen aber „die Perle Brasiliens"! Es ist dies die Gemahlin des brasilischen Gesandtschaftsattaché, eine geborene Brasilierin spanischer Herkunft. Wenn Schönheiten rivalisiren können, so würde der Kenner und Beurtheiler derselben hier in ein Dilemma seiner Empfindungen gerathen, denn ein Blick in die Märchenaugen der hellauer Fürstentöchter und ein Blick in die schwarzromantischen der spanisch-brasilischen Beauté ist ganz ausreichend, auch das klarste Urtheil zu verwirren. „Die Perle Brasiliens" erschien in der Soirée des Grafen H. im spanischen Nationalcostüm, das den Zauber und die Anmuth ihrer Erscheinung noch erhöhte. In dem glänzend schwarzen Haar funkelten die Brillanten gleich Sternen, die sich herabgesenkt, dies schöne Haupt zu schmücken. So dunkel auch diese Schönheit von Aug und Haar ist, so zartweich und durchsichtig ist ihr Teint. Zu diesem Aeußern kommt eine [illegible] Unbefangenheit und Lieblichkeit ihres Benehmens, das, ohne zu fragen, ob dieser Seele auch besondere Geistesfunken innewohnen, doch augenblicklich ein Liebesgefühl für sie octroyirt, wie man es beim Anblick von liebreizenden Kindern empfindet.

Daß die Opernbälle glänzenden Erfolg hatten, wissen Sie aus den Zeitungen! Anfänglich, als das Gerücht ihrer Ankündigung auftauchte, hörte

man wie immer in einer großen Stadt viel pro und contra. Einigen erschien der Eintrittspreis zu hoch, Andern ein unmaskirter Ball solcher Art ganz zwecklos, die Militärs waren unzufrieden, daß sie in Uniform erscheinen sollten, kurz man stellte diesen Festen die traurigsten Prognostica und siehe da, alle Bedenken und alle Gegnerschaft sind durch das Resultat auf das glänzendste widerlegt worden.

Das Programm war ein sehr weit umfassendes und gewährte dem Bürger- und Kaufmannsstande dieselbe Theilnahme wie dem Adel und allen hoch und niedrig gestellten Beamten. Das ließen die guten schaulustigen Einwohner sich denn auch nicht zwei mal sagen. Kaum waren die Annoncen erschienen und die Listen bei den Behörden ausgelegt, so zeigte der Andrang nach Billets, daß sich die Räume füllen würden. Ja man hörte gleich, daß nicht alle Meldungen hätten berücksichtigt werden können und daß sich darob die bekannte „anarchische Unzufriedenheit", die Mißstimmung und das Malaise bedeutend mehren und neue Märztage provociren würde. Um halb 8 Uhr, hieß es, sei das Haus geöffnet, um 9 Uhr würde der Hof erscheinen und damit das Signal zum Beginn des Festes gegeben werden. Ich glaubte ein Uebriges zu thun, den Wagen um ein Viertel 8 Uhr zu bestellen, aber es erwies sich, daß ich immer noch ein ungeberener Berliner bin. Vor 7 Uhr waren schon die Wagen vor die drei Eingangsthüren gerollt und hatten sich ihrer süßen oft aufeinandergebauschten Lasten entledigt — wenn man unsere Damen-Rockperipherieen beibehält, wird man neue Wagen erfinden müssen. Daß drei Pforten zu diesem Paradiese führten, war eine sehr weise Einrichtung.

Hatte der Eintritt in die zu Laubgängen verwandelten untern Foyers, die mit Blumen reich garnirten Treppengeländer den Besucher des Festes schon angenehm überrascht, so mußten die Foyers des ersten und zweiten Ranges die, zu Veranden umgeschaffen, wo Reben und Ranken aus lebendig grünen Wänden über den Haupte sich hinzogen und in Festons hingen, den Eindruck um ein Bedeutendes steigern. Dabei strahlte aus allen geöffneten Logen, deren Thüren ausgehoben waren, ein Meer von Licht und Farbenglanz dem Staunenden entgegen. Der Eingang in den Saal war durch die große königliche Loge, deren Brüstung abgenommen und an deren Stelle, so breit dieselbe ist, eine mit Teppichen belegte und mit Blumen geschmückte Treppe zu dem Saal hinabführte, der, durch das überdeckte Parquet der Bühne gleichgemacht, einen wahrhaft kolossalen Raum darbot und uns fast noch einmal so groß als der Weiße Saal im Königlichen Schloß erschien.

Von der Höhe der königlichen Loge, als dem Eingange, war der Anblick feenhaft. Zehn große, darunter zwei riesige Kronleuchter strahlten in bedeutender Höhe in Tausenden von Gasflammen ihr Sonnenlicht herab, von je zwei Logen streckte sich ein Armleuchter mit 8—10 flammenden Kerzen und riefen solche an den Wänden rings umher, Tageshelle verbreitend. Italienische Landschaften, von Rebengewinde umrahmt, bildeten die Decoration der Bühne und riefen eine Uebereinstimmung des Außenschmucks der Foyers hervor. Es war ein italienischer Himmel, der sich über den Schauenden gebreitet. Die Pracht der reichvergoldeten Pfeiler mit den Karyatiden, die die Abtheilung der Bühne vom Zuschauerraum bilden, trat um so schärfer hervor und der tief dunkelrothe Grund der Sammettapete bot die schönste Folie für alle die lichten, leichten und glänzenden Balltoiletten der Damen, die wie kostbare Perlen aneinandergereiht den ersten und zweiten Rang des Hauses schmückten.

Der schöne Raum beherbergte 1800 Menschen mit Bequemlichkeit. Ja! Und wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich dort zusammenkamen! Auch die Musen dieser Räume bewegten sich lebendig darin. Zwei Orchester, eins im dritten Range, über dem Eingange, und eins auf der Bühne, am Ende des Saals erbaut, lösten einander ab. Das letztere unter Leitung des vielbekannten Musikdirectors Wieprecht, das andere aus einem Trompeterchor bestehend, das seine schmetternden Fanfaren in den anregendsten Polkas und Galopps ertönen ließ, dabei aber doch in keiner Weise zu laut wirkte, da der Raum, den die Töne zu durchklingen hatten und die Menschenfülle sie bedeutend absorbirten.

Nachdem sich auch alle für das diplomatische Corps reservirte Logen gefüllt hatten und Sterne erster und zweiter Größe, wenn auch nicht am Himmel, so doch auf der Brust hoher Herren funkelten, und zahlreiche Uniformen die dunkle civile Herrenwelt durchglitzerten — erklang um 9 Uhr die Festpolonaise, der Hof erschien und der König eröffnete den Ball. Den Vortritt hatte der die Bahn brechende Kammerherr und Generalintendant von Hülsen. Es folgten in bunter Reihe alle Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, denen sich die Spitzen der Hofgesellschaft und die übrigen

Besucher des Balls nach Wunsch und Belieben anschlossen und den Umzug im Saale mitmachten.

Den reizvollsten Ueberblick über das Ganze hatte man, wie schon erwähnt, von dem Treppenraum; daher der Strom dort auch am stärksten war. Man hatte dort die durcheinanderwogenden Wellen der Tanzenden vor sich, indeß rechts und links die Halbkreise der Logen bis zum dritten Rang mit geschmückten Damen besetzt waren. Man konnte an diesem ebbenden und flutenden Menschenmeer sich nicht satt, sondern nur hungrig sehen; doch auch dafür war Hülfe. Der Saal, welcher an die königliche Loge stößt und bei Gelegenheit hoher Gäste benutzt wird, diente als Speisesaal, wo eine Unzahl kleiner und größerer Tische die Verschmachteten einlud, den gastronomischen Freuden, die Herr Mäder ihnen für gute Worte und hohe Preise bereitet — zu opfern und durch kalten Sekt neues Leben in die Adern der Freude zu gießen.

Musterte man das Publicum und vorzugsweise die Damenwelt ein wenig näher und im Einzelnen, so tauchten wol neben den vielen blendend eleganten auch hin und wieder solche Gestalten auf, deren Ballrüstung etwas verwittert erschien, die statt der jetzt herrschenden Reifröcke schlank wie eine mathematische Linie sich durch die Halbkugelformen der Andern durchzogen. Man hatte alte und neue Mode und dem Humor war sonst auch Rechnung getragen. Als Beleg, wie sehr es den Frauen überall Ernst ist, dem Stande ihrer Männer Ehre zu machen, müssen wir noch bei dieser großartigen Vereinigung des reichen Orients, der ebenso stark als der vornehme Occident unserer Stadt vertreten war, der vier Gebrüder Gerson gedenken, deren vier Frauen als wahre Musterbilder der Mode und des Geschmacks glänzten. Ja die Toiletten dieser vier Damen gehörten unbedingt zu den elegantesten und reichsten, auch ließen ihre persönlichen Erscheinungen nichts zu wünschen übrig und documentirten, daß die Gebrüder Gerson ihrerseits in der Wahl dieser Frauen sich als Kenner benommen und wol berechtigt sind, als Oberhäupter des Geschmacks, der Mode und Eleganz in halb Europa gerechte Anerkennung zu finden, und daß ihrem Scepter sich Alt und Jung unterwerfen kann.

Der Hof zog sich nach 12 Uhr zurück, während viele Prinzen länger verweilten. Erst nach 2 Uhr verließen die Meisten der befriedigten Theilnehmer das Festlocal und wie ein Lauffeuer ging am nächsten Tage die Anerkennung über alle die dort geschauten Wunder und Herrlichkeiten von Mund zu Mund. Man pries von allen Seiten die Vortrefflichkeit des Arrangement, die scenartige Ausstattung, die nichts zu wünschen übrig gelassen hatte als die recht baldige Wiederholung und möglichste Befriedigung nach Billets. Dem ersten folgten dann noch drei bei immer größerm Andrange, sodaß der zweite von vielleicht hundert Personen mehr besucht war und uns ein wenig zu voll erschien. Natürlich hatte derselbe südliche Frühling, der das erste mal die Besuchenden mit seinen Blumen und Düften begrüßte, auch die beiden letzten male sein Füllhorn ausgestreut; ich führe nur beispielsweise an, daß der Gärtner, welcher die Ausschmückung übernommen, für jeden Abend 5000 Thaler erhalten haben soll, wobei er noch die Kunst zu Hülfe nahm und manchen Camelien- und andern Topfen mit geschickter Hand anderweitig entlehnte Blüten aufpfropfte.

Doch genug! Der Taumel ist vorüber, höchstens hätt' ich noch von kleinen Echos zu berichten, z. B. von dem großartigen Quadrille-Reiten von acht Damen und acht Herren im Costüme der Mousquetaire-Garde Ludwig's XIII. Nach einer achtwöchentlichen Einübung fand diese merkwürdige Begebenheit vor dem Hofe und der Elite der Hofgesellschaft statt. Das große Oblongum der Seeger'schen Reitbahn war mit aller nur erdenklichen Eleganz dazu hergerichtet. Außer den beiden Kronleuchtern verbreiteten ganze Lampenreihen ein blendend helles Licht. Rechts vom Eingange im Glasbogen prangten die reichgeschmückten Sitze für das Königspaar und die höchsten Herrschaften. Links waren Damentribünen, über dem Eingang und den Seitenzugängen die für die zuschauenden Herren. Am Ende der Bahn erhob sich mittelalterlich, romantisch, phantastisch die Tribüne für das Musikchor vom Garde-Kürassier-Regiment in altfranzösischer Tracht, blau und weiß gekleidet und malerisch gruppirt. Fünfzehn Paletreniers gleichfalls im Costüme, aber roth und gelb gekleidet, standen erwartungsvoll um die in der Mitte des Platzes stehende Kreuzhange mit den Ringen für die Rappiere und umher in entsprechenden Zwischenräumen standen die Träger von vier Scheiben, vier großen Turkenköpfen und vier niedern Mohrenköpfen, während an den vier Außenecken die Träger der großen Ringe für das Lanzenstechen standen.

Um halb 8 Uhr erschien der Hof, eine huldigende Trompetenfanfare durchhallte die weiten Räume, worauf die vom Grafen von Redern

eigens zu diesem Turnier componirte Musik begann und das Zeichen zum Beginn des Festes gab. Sofort ritten aus dem Eingang zur Linken die vier Cavaliere des ersten Carrousel hintereinander hinein. Man sah nacheinander den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und den Grafen Kleist, den Herzog Wilhelm von Mecklenburg, Leutnant von Alten, den Adjutanten des Prinzen von Preußen, Grafen von der Goltz, Leutnant von Prittwitz, Grafen Lehndorf, Grafen Pückler, den Prinzen Schwarzburg-Sondershausen in Schwarz und Blau, Gräfin Denhoff, Graf Kleist, Gräfin Oriolla, Gräfin Arnim, Gräfin Schlippenbach von der rechten Seite (schwarzblau), Freiin von Arnim-Kröchelndorf, Prinzessin Stephanie Grey, Gräfin Canitz, Prinzessin Bertha Grey u. s. w. Die Damen trugen die Farben ihrer Cavaliere und gleiches Costüme und Sattelzeug. Schwarzsammetne, mit weiß oder blau geschlitzte Reitroben, uniformartige Jäckchen, graue Filzhüte mit weißer Feder und Agraffe, auf den Satteldecken ihre geistlichen Familienwappen.

Es begannen die Evolutionen mit so viel Geschick und Sicherheit, als man kaum von einer Dilettanten-Kunstreiterei erwarten kann — denn die Sache hat doch ihre zu großen Schwierigkeiten, als daß sie leicht überwunden werden könnte. Es waren die gewöhnlichen Volten, im Schritt und Galopp bis zuletzt die ganze Fronte, überaus prächtig und stattlich ausschauend, im vollen Galopp die Breite der Bahn heraufsprengte, und die Pferde (wahre Bijou) parirend, mit den Reitgerten vor dem Königspaare salutirte. Hierauf begann nach kurzer Pause die Quadrille. Rauschender Applaus belohnte die hohen und vornehmen Kunstreiter, die endlich, nachdem das Ganze wol über eine Stunde gewährt, einzeln salutirend abritten, um bald darauf in der Bahn von der Gesellschaft umringt und begrüßt zu werden. Ein Souper beim Prinzen von Preußen beschloß das Fest, von welchem alle Theilnehmer ganz berauscht in Freude und Glück heimkehrten.*) Die sinnreichen Einladungskarten zu diesem Fest waren von einem talentvollen Zeichner Leutnant von Salpius eigens dazu entworfen. Die Ausstattungskosten der Herrengarderobe werden auf 4000 Thaler angegeben, die der Damen nicht mitgerechnet. Da das Wohlthun jetzt gewaltsam in Alles hinein gezogen wird, so wurde auch dieses Fest zu einer californischen Goldausbeute genützt — die schönen Reiterinnen empfingen von den dankbar begeisterten Zuschauern nur — Goldstücke. Ende gut Alles gut.

*) Nur nicht das spätere Ende der Anrede: „Wir brauchen hier keinen Schiedsmann.“ D. Red.

(Ein zweiter Brief demnächst.)

Anregungen.

Das achtzehnte Jahrhundert.

Wenige Epochen der Geschichte tragen einen so ausgeprägten Charakter wie das 18. Jahrhundert.

Es ist das Zeitalter, wo die Menschheit wie ein noch Blumen suchendes Kind an Abgründen harmlos hinwandelte; die Zeit, wo der Fürst dem Bettler, die Dame dem Mädchen im „Leinwandmieder“ sich verbrüderte, die Zeit der liebenswürdigsten Vorurtheilslosigkeit und einer Begründung ihrer Sympathieen durch wissenschaftliche Forschung, wie sie auf dem Gebiete der philosophirenden Abstraction in der Geschichte nur einmal in ähnlicher Weise vorgekommen ist, zur Blüthezeit des griechischen Lebens, als Anaxagoras, Sokrates und Plato denken und nach den letzten Gründen forschen lehrten.

Wir bringen aber auch dem 18. Jahrhundert mehr als irgendeinem andern unsere Huldigung.

Es ist die Lieblingsepoche der Dichter von Geist und der Denker von Gesinnung. Kein anderes Zeitalter, mit seinen Heroen von Karl XII. bis Washington, seinen Philosophen von Locke bis Kant, seinen Dichtern von Racine bis Schiller ist der höhern Bildung, wenn sie unbefangen denkt, und dem Bewußtsein der Masse so werth, wie diese mit verhältnißmäßig geringen Mitteln, ja bei aller Gebundenheit an enge, knappe, ja geschmacklose Lebensformen so heroische Zeit. Man hat noch jetzt Phantasieen, die nur im Zeitalter Ludwig's XIV. leben, und dem Deutschen ist und bleibt die Hälfte des vorigen Jahrhunderts sein classisches Zeitalter.

Die Denkmalmaler des 19. Jahrhunderts bieten Alles auf, den Nimbus des 18. erblassen zu machen.

Um so dankenswerther sind die unausgesetzten Anknüpfungen freisinniger Geister an diese ruhmwürdige Epoche. Auf dem Gebiete unserer deutschen Erinnerungen an jene Zeit ist kein Mangel: die Wissenschaft von der Größe des 18. Jahrhunderts auf dem geistigen Gebiete der Deutschen wird nie aussterben. Für die allgemeine Zeit aber begrüßen wir sehr eine neue Huldigung dieser Art in Hermann Hettner's „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ (Braunschweig, Vieweg, 1856).

Ungleich vertheilt ist natürlich auch hier die Kraft. Den Beruf, die Tiefe des abgeschlossenen Säculums der „Aufklärung“ zu ergründen, mögen Wenige in solchem

Grade besitzen wie dieser geistvolle Gelehrte. Schon seine Vielseitigkeit gibt ihm die Befähigung, der Geschichtschreiber der Intelligenz des 18. Jahrhunderts zu werden. Ueberblickt man eine Reihe von Schriften, die dieser Schriftsteller seit zehn Jahren veröffentlicht hat, so wird man ihn gleich heimisch auf dem Kunstgebiete wie auf dem der Literatur finden. Er liebt die Theorie des akademischen Lehrstuhls ebenso sehr wie die Fülle der Erscheinung, die dem Auge Leben sich darbietet, der so empfänglich ins Leben zu treten vermag wie sein Fuß z. B. aufgetreten in den Stimmungen einer griechischen Reise („Griechische Reiseskizzen", vergl. „Unterhaltungen", Nr. 1, S. 16). Hettner sah Griechenland und Italien. Dem im Anschauen der Trümmerstätte der Alten Welt gebildeten idealen Sinne mußte gerade die Zeit des 18. Jahrhunderts als die nächst der Hellasblüte lichtste und hellste der Epochen aufgehen.

Wir besitzen erst von den drei Bänden, auf welche Hettner sein Unternehmen berechnet hat, den ersten. Er ist der englischen Literatur gewidmet. Mit lichtvoller Klarheit, in entsprechender Vortragsweise, an übersichtlich wohlgeordneten Gerüst führt der Verfasser uns den Bau der englischen Geistesentwickelung aus jener Zeit auf, wo die Mächtigen Bauer, Jost, Meistbücke trugen. Das Stilsame, Plastische, Geschmackvolle an dem vor unseren Augen sich erhebenden Gebäude fehlt keineswegs. Da ist der wundersamen Bögen, geschweiften Bogen, bizarren Türmchen und Vorsprünge mehr zu sehen, als mit dem einfachen Gesetze der Schönheit harmonieren will. Und doch hat der Bau die ganze Ehrwürdigkeit, ja den Reiz der Konsequenz und des spielenden Wohlgefallens an seiner einmal beliebten wunderlichen Weise, wie wir auch wirkliche Bauten betrachten, die aus jener Zeit stammen und die durch die Subjektivität, die Kraft und die Kühnheit des Gründers gutmachen, was seine Befangenheit in dem Geschmack seiner Zeit verschuldete. Die Widersprüche gegen die Lehre der Aesthetik hebt der erfinderische Gründungsgeist, der sogar in der Gaylier festgehaltene bereits Charakter auf. Die Hingebung des Verfassers nun an die Poesie, die auch im Roccoo liegen kann, ist bei seine Zeit, der zugleich für sein vortreffliches Werk einnimmt. Er hat sich so verloren in viele kleinen, in Gold Franz gebundenen Werke mit ihren marmorirten Schnitten, lederner Wetthänden, ihren, wenn man sie sich aus städtischen Bibliotheken entlehnt, ihren so entsprechend vernehmlichen aufgedrückten Geldwappen, daß man bei seinen kürzern und längern Analysen unter den damals von Fürsten und Lords beschützten „Gentlemen", den zuderbestäubten attadischen Schäfern, den oft recht verlorenen Seelen der englischen Sturm- und Drangperiode selbst mitten inne zu leben glaubt. Als ganz besonders rühmenswerth heben wir die Wärme hervor, mit welcher Shakespeare und die Ueberlieferungen des Mittelalters behandelt wurden.

Es kann nicht unsere Absicht sein, das so inhaltreiche, auf gewissenhafteste Studien basirte Werk im Auszuge wiederzugeben. Möge Jeder, dem die Schriften von Gervinus, Schlosser, Macaulay zur anregenden Lektüre dienten, auch nach meinem Buche von Hettner greifen und sich den darin aufgespeicherten Schatz von Kenntnissen und den Genuß der warmen und klaren Darstellung sobald wie möglich aneignen!

An Veranlassungen, bei so reichen und doch nur kurz zu bewältigenden Massen über das Eine oder Andere abweichender Meinung zu sein, wird es nicht fehlen. Um nur eins zu erwähnen, so möchten wir wohl, der Verfasser hätte die an sich sehr klar erscheinende Gruppirung seines Stoffes minder äußerlich gemacht. Er läßt die Epochen der Kulturgeschichte des damaligen England, soweit sie hervortragen, allerdings die Zeichen und Merkzeichen seiner Entwickelung sein und dennoch fehlt eine aus dem Vollen und dem wirklichen Zeit- und Volksleben gegriffene Grundirung seines Unternehmens. Es sind vorzugsweise immer wieder nur Namen und Namen, Bücher und Bücher, die er uns vorführt, nicht aber jene Geistesrichtungen und Zeitstimmungen, für welche jene Namen und Bücher nur der äußere Ausdruck waren. Diese Lücke liegt nicht etwa blos eine Lücke, die wir entdeckt zu haben glauben, sondern auch eine aus ihr hervorgehende Beurtheilung von Erscheinungen, die oft vielleicht anders zu erklären wären, als es beim Verfasser geschieht. Wenn Hettner sich z. B. wundert, wie es möglich war, daß Schauspiele, die nicht im entferntesten der akademischen Theorie vom Drama entsprachen, doch auf die Massen in jener Zeit wirken konnten, wenn es kaum, wie das englische Volk in dem Grade Shakespeare vergessen konnte, daß es den ungeheuerlichen Trivialitäten eines Dryden u. A. nachlief, so legt er in der Erklärung dieser auffallenden Erscheinung zu sehr den Nachdruck auf das Abhandenkommen ästhetischer Begriffe, zu wenig auf die Zeitstimmung im Allgemeinen, die eben damals anfing, ein Bedürfniß sich auszubilden für die derbere Empfindung. Ein Drama, das eine einfache Liebesliebe, eine Altersmanie, eine Liebesintrigue u. dergl. zur eigentlichen Lösung eines soll allerdings voraus zusammengeklappelten bergischen oder modernen, indischen, tatarischen oder englischen Anekdote machte, war dieser Zeit der sich lauernden, zum Familienleben verleitenden Sitte von größerem Werthe als die Bühne Shakspeare's, die zwar die Phantasie beschäftigte, aber dem Herzen nur gelegentliche Anknüpfungen bot und zu sehr in der überwundenen Welt der alten rohen Sitte wurzelte. Shakspeare regte zwar das Gefühl in der Menschenbrust mit Zaubertönen an, aber die Accorde waren nur abgerissen kurz, nur dem feinern Ohre vernehmbar, nicht von jener deutlichen und aushaltenden Kraft, welche die Zeit zu bedürfen anfing, um sich in dem Triebe nach Verfeinerung der Empfindungen ganz zu stärken und von der ästhetischen Anregung auch die Sitte des Lebens etwas gewinnen zu lassen. Der Verfasser analysirt nur die Stücke von Dryden, Otway u. A. nach dem Standpunkte der Aesthetik,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51032-2
GOTZKOW.K. FN. 19186/078

wie man etwa, und zwar auch sehr mit Unrecht, auf dem Katheder von Kotzebue spricht, nachdem man eben von Goethe gesprochen. Der Lebensnerv dieser Dramen liegt tiefer. Er liegt in den erschöpfend behandelten Thatsachen einer einigen Empfindung, die zu pflegen die Menschheit damals ein ganz außerordentlich dringendes Interesse hatte.

Nach dieser Richtung einer von den Büchern und Autoren abstrahirenden und mehr noch in die Sitte der Zeit, ihr Ringen, Ahnen, Wünschen und Wollen eindringenden Behandlungsmethode liege sich manche Ansicht des Verfassers zur Veranlassung einer Debatte machen. Doch bleibt darum das Hauptverdienst seines Werks ungeschmälert. Reihen sich der zweite Band, der die Literaturgeschichte Frankreichs, der dritte, der die deutsche im 18. Jahrhundert bringen soll, mit den gleichen Vorzügen der Gründlichkeit und geistvollen Darstellung dem ersten an, so hat unsere Literatur ein Werk gewonnen von bleibendem Verdienste.

Frühlingsgedanken.

Der Frühling pocht nicht nur an die schlummernde Erdscholle, sondern auch an die müden, erstorbenen Herzen. Man reibt sich den Schlaf aus den Augen, schaut freudetrunken in die von Zauberhänden umwaltete Natur. Es liegt etwas Seelenerquickendes in diesem ersten Frühlingserwachen.

Wie das strömt, zuckt und flutet! Durch jedes Staubatom, jede schlummernde Knospe, jedes, dem Glück und Leben erstorbene Menschenherz! Wie es die warme Zauberhand auch auf die kalte, starre Brust legt! Wie den alten, flügelgebrochenen Gedanken neue, kühnere Schwingen wachsen!

Das ist die Poesie des Weltgeistes! Wir sind nur zum Nachlallen und Nachstammeln verurtheilt.

Ach, der Winterschlaf scheint doch immer länger und länger zu währen! Sonst, als wir jung waren, wie rasch verflogen die weißen Tage und Monde! Jetzt scheinen sie endlos. Kalt und frostig weht's uns überall an, aus dem Geiste der Zeit, aus den Menschenherzen, aus der Erdenbrust selbst, von der nicht blos Schmitz in Köln, sondern auch Humboldt und Cotta gesagt haben, daß sie in der That immer mehr erkalte!

Wo Alles wie jetzt bei uns auf die Spitze gestellt, wo Erwerb und Besitz leicht zu behaupten, aber so schwer zu erlangen sind, da hat das Herz kaum den Muth, in die nächste, geschweige die entfernetere Zukunft zu blicken. Welches ist das Ziel? Mit raffinirter Klugheit den Rest des Lebens sich goldfarben austapezieren? Das ist jetzt Weltklugheit. Der Egoismus legt dann noch einen Bruchtheil seines Erwerbs heiterte und steuert ihn den tausend Vereinen zur „Linderung der Noth". Es ist — ein Abkaufen vom wahren Gemeinsinn, ein — Zudecken der Schäden, nur damit sie unser Auge nicht beleidigen. Wo ist Gemeinsinn? Lauscht nur, wie es still, wie es ruhig ist im deutschen Vaterlande! Ob Gesetze gemacht werden zu seinem Heil oder zu seinem Verderben, wen kümmert's noch, wer frägt danach? Beobachtet, wie geräuschlos sich der Antheil gibt, den an den preußischen Kammern die gesunde Vernunft und das Gefühl für Recht und Freiheit nehmen müssen! Wie einsam sie stehen, die wenigen Wahrer des Echten und Rechten!

Doch es wird ja Frühling! Denken wir, auch in den Herzen regte es sich leis und mit mächtigem Triebe. Denken wir, das Auge sehnt sich nach mehr als nur den Bürgschaften des täglichen Brotes, das uns die grünende, geackerte Erdscholle gibt! Ihr Staatsmänner, tretet aus dem Bunde mit dem Materialismus, den ihr doch so vorsichtig bekämpft! Lehrt auch ihr mehr — als die Verherrlichung des Gleichen! Die „Interessen" sind nicht Alles, wovon der Menschengeist sich nährt.

Die Zeiten der „Umkehr" müssen ein Ende nehmen. Wir mögen viel „verschuldet" haben — jedenfalls ist es weniger, als wir schon seit geraumer Zeit wieder gutzumachen verurtheilt sind. Die warme, begeisterte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, an Staats- und Gemeindewohl muß zurückkehren. Die dumpfe Ruhe, die jetzt wie schwüle Gewitterwolken auf uns lagert, muß sich zertheilen zum lichten Blau des Lebens. Was soll der stille Spott z. B. über die Männer, die jetzt den Muth haben, einen Paragraphen einer gewissen Verfassung nach dem andern zu zerschneiden wie Holzsäger? Ihrem Muthe muß mehr antworten als nur die Caricatur.

Doch — die Sonne scheint so rein, so hell, so hoffnungsvoll! Eine warme Luft weht auch über die Herzen hin! Lassen wir den Muth nicht sinken! Der Menschengeist bleibt ewig wie die Welt und die Geschichte dieser Tage schreiben einst Männer, die wir — schon jetzt verehren möchten. Sie werden einst wie Propheten thronen auf hohen Bergen, umrauscht von Adlern und verklärt vom goldenen Strahl der Sonne.

Aus dem Buche des Lebens.

Von Agathon Kleber.

Matthisson's „Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses" macht den Eindruck, wie wenn ein Maler, statt roth, grün u. s. w. zu malen, die Namen der Farben hinschriebe. Gleich diese Ankündigung: „Sei dies Lied, o Wehmuth, dir geweiht!" ferner: „Melancholisch noch ein Heimchen zirpt." Das ist's eben: Das Wehmüthige, Melancholische muß der Dichter hervorrufen, ohne es anzukündigen.

In der Liebe des Mädchens zum Manne liegt weit mehr Hingebung als umgekehrt. Es gibt sich ihm ganz, ihre ganze Mädchenschaft; sie hört auf, Mädchen zu sein. Der Mann ist Mann vorher und nachher, die Sprache hat für ihn nicht zwei Worte wie Mädchen und Frau; das Wort Jüngling hat eine ganz andere Bedeutung als das Wort Jungfrau.

Wer in der Welt der Ideale lebt, kann glücklich sein; ist er es aber noch nicht, glücklich werden kann er nie.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 27.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Vorsatz oder Zufall?

Eine Erzählung.

Die Stille des Frühmorgens lag noch auf Wald und Flur, als sich in der Oberförsterei Waldenhagen die Jagd vorbereitete.

Gäste aus der Stadt waren angelangt, Jäger von nah' und fern waren geladen.

Der Oberförster Hanisch musterte Alles, was zur Jagd nöthig war, um seine Ehre als Waidmann nicht aufs Spiel zu setzen. Büchsen, Pulverhörner, Schrot und Kugeln mußten Revue passiren. Auch die Hundeparade gab, wie alles Andere, hinreichenden Anlaß zur Zufriedenheit des alten würdigen Nimrod.

Seine Laune wurde immer heiterer, seine Scherze wurden immer derber und die Freundlichkeit, womit er zuletzt einen seiner Forsteleven, einen jungen stattlichen, sehr hübschen Mann, auf die Schultern schlug, war gleichsam eine Ordensverleihung, ein Ritterschlag für diesen.

„Alles in Ordnung!" sprach er dabei; „sind ein ganzer Kerl, Roschau!"

Werner von Roschau's Augen leuchteten vor Freude. Doch richtete er sie nicht auf den Oberförster, sondern auf ein junges blondes Mädchen, das, aus dem Fenster geneigt, der ganzen Jagdrüstung zugesehen hatte. Schelmisch blinzelte das hübsche Kind, das Rosa hieß, und als Werner vielsagend seine Finger gegen die Lippen drückte, nickte sie und schien nicht übel Lust zu haben, den Gruß in gleicher Form zu erwidern.

Der Oberförster, der nichts von diesem Liebesspiel bemerkte, fragte plötzlich: „Apropos, Roschau, haben Sie Jemand zu Gaste?"

Werner bejahte es und nannte seinen intimsten Freund, den Referendar von Kall.

„Was Tausend", rief der Oberförster, „Kennen Sie den?"

„Wir lieben uns seit unseren frühesten Jugend gleich Brüdern. Kennen Sie ihn, Herr Oberförster?"

„Ich nicht, Roschau," replicirte der Oberförster lachend. „Aber der Schelm da drinnen, die Rosa, die kennt ihn und nur allzu gut —' Weiß die, daß Kall kommt?"

Werner blieb ihm die Antwort schuldig, denn als er sich bei dieser unverhofften Entdeckung blitzschnell nach dem Fenster wendete, wo Rosa noch soeben hinausgesehen, da erblickte er nur noch eine purpurroth gewordene Stirn und Wange. Rosa verschwand und er selbst überhörte, was ihr Vater eben ihm mitgetheilt. Es kamen nun Jäger von allen Seiten. „Hurrah und Hussa!" tobte es um den jungen Mann her, sein Freund sprengte zu Pferde heran, Tumult überall, Jauchzen der Freude durch den ganzen Wald und die Hunde sparten ihr Gebell nicht. Ob Werner von Roschau mitten in dem Wirrwarr Zeit hatte, sich zu seinem Freunde zu wenden, als dieser mit einem ganz unzweideutigen Blicke auf einen Moment der reizenden „Rose des Waldes", wie man sie nannte, zu nähern beflissen war und ob er das kurze leise Gespräch der beiden jungen Leutchen zu bemerken Gelegenheit hatte, wissen wir nicht. Wir zweifeln

daran, denn sein Blick blieb froh, sein Lächeln glückselig. Rosa lächelte auch ihm wie den Andern, doch erröthete sie beim Abzug und als die Flinten salutirten ihm nicht so sehr, wie beim Gruße des Referendars von Kall, der nach ihm dahinschritt in Reih und Glied.

Fröhlich zog man aus. Hunde, Jäger, selbst Knaben, die nur nothdürftig ein Gewehr laden und richten konnten. Was diese trafen, war Zufall. Im gleichen Falle befand sich der Referendar von Kall. Ihn hatte, wie er vorgab, nur die Liebe zu seinem Freunde Werner vermocht, diese Jagdpartie mitzumachen und Werner war vor Freude hoch aufgesprungen, als der Brief seines Freundes Kall ankam, worin er sich erbot, ihm zu Liebe einmal einer Jagd beizuwohnen.

Sie zogen fort ins Dickicht. „Nehmen Sie meinen Freund Kall in Obhut, wenn ich im Gewühl und in der Jagdlust abschweifen sollte", bat Werner einen Jäger von Profession. „Es ist ein Sonntagsjäger, der nur aus Neugier dem Spektakel zusehen will, Sonntagsjäger sind die unvorsichtigsten und dreistesten Schützen, haben Sie ein Auge auf ihn." Der Förster Albrecht versprach es.

Das Frühstück wurde ausgepackt. Stunde an Stunde war schon verronnen, man hatte reiche Beute gemacht, war aber des Jagens noch nicht satt. „Nur dem Magen genügen, nur eine Stärkung und Erquickung dem Gaumen, dann wieder auf und davon!" hieß es und das Hifthorn rief den Trop herbei. Man lagerte im Grase und setzte sich. „Was wir lieben!" rief Jemand und leerte das volle Glas. Der Oberförster Hanisch saß gerade dem Referendar von Kall gegenüber, als der Trinkspruch erklang, ihre Blicke begegneten sich, Kall senkte schnell und sichtlich verlegen die Augen, der Oberförster lachte wohlgefällig und rief: „Trinken Sie nur aus, wenn Sie es von Herzen meinen!" Kall trank und bis auf den Grund, dann warf er das Glas gegen einen Baumstamm, daß es in tausend Splittern umherflog.

„Aus diesem Glase soll Niemand wieder trinken, es ist geheiligt durch meinen Schwur", sprach er leidenschaftlich bewegt.

„Dann ist Ihre Liebe echt!" sagte der Oberförster ernst, leise, bedeutungsvoll.

Man brach auf. Fort ging es in erhöhter Lust. Manches Blut, das sonst ruhig floß, brauste und wallte unter dem Einflusse der aufregenden Luft, die vom Feuer des Weins gesteigert wurde. Hallali hier, Hallali dort. Es krachte hier ein Schuß, es krachte dort ein Schuß. Die Linien waren streng geregelt, Jeder hatte die Weisung erhalten, seinen Platz nicht zu verändern. Der Förster Albrecht stand mit Reschau und Kall unter einer uralten Eiche am Abhange eines Hügels, als ein Hase bei ihnen vorbeijagte, bevor einer von ihnen schußfertig war. Der Hund des Försters ihm nach. Kall wurde eifrig und wollte folgen. „Nicht!" schrie der Förster. „Dorthin dürfen Sie nicht! Warten Sie, bis mein Hund ihn rechts den Hügel entlang jagt. Gehen Sie Beide rechts von einander vorwärts, ich werde links schreiten. Bleiben Sie streng auf dieser Seite, sonst gerathen Sie in die Schußlinie unserer Nachbarn." Man that nach dieser Vorschrift. Reschau schlich voraus, Kall folgte, der Hase wendete und stürzte in Todesangst seitwärts zum Hügel hinauf. Im Jagdeifer rannte Kall vorwärts, überlief den Platz, zielte, schoß aber nicht, sondern — sank selbst lautlos beim Krachen eines andern Schusses zusammen. Ein Schrei des Entsetzens erfüllte die Luft. Das Wild lag getroffen und endete unter dem scharfen Gebiß des herzuspringenden Hundes, unweit von ihm hauchte Kall in den Armen seines verzweifelnden Freundes den letzten Seufzer aus — —!

Alles stürzte entsetzt heran.

„Wer — wer hat geschossen? Wer ist schuld?" hieß es von allen Seiten.

Werner hob sein bleiches Gesicht von der Leiche auf. „Ich —" flüsterte er tonlos, „Ich habe meinen liebsten Freund getödtet, ich schoß, mein Freund fiel gleichzeitig, es ist nur Ein Schuß gefallen, also muß ich ihn getödtet haben!"

Das Entsetzen verlor sich in Mitleid mit dem unglücklichen jungen Manne, der, sichtlich ohne Verschulden, so schweres Unglück angerichtet hatte. Verfälle dieser Art vernichten die Freude bis auf den Grund und erregen Schauer von Furcht, die gewöhnlich drohend das eigene Leben in Gefahr sehen. Traurig zog man heim. In der Mitte eine Tragbahre mit der Leiche Dessen, der fröhlich ausgewandert war, gleich Allen! Mit fest zusammengebissenen Lippen schritt Werner nebenher, von Zeit zu Zeit die thränenerstickten Worte murmelnd: „Ich habe ihn so lieb gehabt!"

Rosa blickte ahnungslos aus dem Fenster dem Zuge entgegen. Bei dem Anblicke des Todten wich sie aufschreiend vom Fenster zurück. — — Sie blieb den übrigen Tag unsichtbar. Die Leiche wurde in einer Kammer niedergesetzt und die nothwendigen Meldungen dieses Unglücksfalls wurden vorbereitet. Dann zerstreute sich die Menge. Der Tag endete wehmüthig.

Rosa hielt sich in ihrem Zimmer verborgen. Sie schien nicht zu den romanhaften Mädchen zu gehören, die dem Schmerze excentrische Ausbrüche folgen lassen. Ihre Liebe wuchs vor dem Grauen, das Todte einflößen und die Furcht bannte alle Liebesgedanken, obwol sie um den Verlust, den sie erlitten, wol herzlich weinte.

Im großen Familienzimmer saßen drei Männer schweigend und verzehrten den Nachtimbiß. Der Vierte hatte sein Haupt in die Hand gelegt und starrte vor sich nieder. Zuweilen netzte er mit Wasser seine trockenen Lippen, sonst aber verschmähte er Speise und Trank. Es war Werner von Reichau, der unglückliche Schütze. Des Oberförsters Schwester, eine ältliche Dame, die nach dem Tode der Oberförsterin des Bruders Wirthschaft geleitet und sein einziges Töchterchen erzogen hatte, ging ab und zu. Ihre Augen suchten immer das Gesicht Werner's, wenn sie hereintrat.

Es blieb unverändert. Er schien geistesabwesend und nichts von seiner Umgebung zu hören und zu sehen. Der Forster Albrecht saß ihm zur Seite, ihm gegenüber saß der Oberförster mit einem Revierförster Ullmann, einem Mann von geringer Herkunft, aber von Selbstüberschätzung und maßlosem Hochmuthe. Alle Drei betrachteten sie von Zeit zu Zeit das gramesbleiche verfallene Gesicht Werner's und es entging Keinem von ihnen die seltsame Veränderung in den starren Mienen, als sich der Oberförster zu seiner Schwester wendete und hastig fragte: „Rosa ist doch nicht krank?"

Die Schwester verneinte es.

„Es ist ein seltsames Ding um ein Menschenleben und um ein Menschenglück", fuhr der Oberförster fort. „Die Rosa, der arme Schelm mag's ausweinen, ich kann ihr nicht helfen. Da hat sie den Herrn von Kall bei ihrer Tante, wo sie neulich war, kennen lernen. Wie ihre hübschen Augen glänzten, als sie's mir erzählte, daß er gleich nichts Anderes gethan und gehört wie sie daß er mit ihr gesungen, daß er am nächsten Tage mit ihr getanzt, daß er am dritten Tage ihre Hände geküßt und am vierten von Liebe gesprochen habe, ja, jetzt weint sie und ihr junges Herz wird wol so lange trauern, bis ein Anderer sie zu trösten kommt!"

Er schwieg, denn das Entsetzen über den Blick, womit Reichau aufschaute, raubte ihm die Sprache.

Es war, als triebe ein innerer Krampf die Augen des jungen Mannes aus ihren Höhlen.

Die Männer sprangen auf und traten zu ihm heran. Hastig wehrte er sie ab. Schwankend erhob er sich. Wen sah, daß er in die Kammer trankte, wo die Leiche lag. Der Revierförster Ullmann schlich wie ein Stoßvogel um das Haus herum und versuchte sich am niedrigen Fenster, um zu sehen, was er dort treiben würde.

Das Licht drang nur durch die offene Thür herein und ließ zuerst dem lichtgewohnten Auge Alles unsicher erscheinen. Dann sah Ullmann, wie Reichau sich tief, tief zu dem Todten beugte, wie er seine Züge betrachtete. Er hatte die Hand — er erhob sie drohend, schon glaubte der Lauscher, er würde sie auf die Stirn des Todten niederschmettern lassen, nein, er schlug damit gegen seine eigene Brust, daß es schaurig widerhallte. „Steh' still Herz", rief er mit einem entsetzlichen Ausdrucke, „stehe still, dein Lebenslauf ist zu Ende! Verräther, du! Verräther!" So sprach er zur Leiche, starrte sie an. Taumelnd schritt er dann aus der Kammer und ging in sein Schlafzimmer.

Drei Tage waren nachdem verflossen, da begann man in der Umgegend zu munkeln: Reichau's seltsamer Scheu, der zugleich ein Wild und einen Menschen witterte (das Terrain machte das Abspringen von Schrotkörnern auf das Haupt des in einer Thalsenkung niedriger schreitenden Kall entschieden möglich) sei nicht von ungefähr gefallen.

Am vierten Tage erzählte man sich von dem Verhältniß, das Kall mit Rosa angefangen, während das Mädchen schon ein heimliches Liebesbündniß mit Reichau geschlossen gehabt hätte, wovon Kall sehr gut unterrichtet gewesen sei. Reichau sei dahintergekommen und habe aus Rache seinen verrätherischen Freund niedergeschossen. Am fünften Tage stellte sich schon ein Gendarm ein, der Herrn von Reichau im Namen des Königs ersuchte, ihm gutwillig zu folgen, weil er sich sonst zu unangenehmen Maßregeln veranlaßt sähe.

Reichau lächelte. Er versprach Gehorsam.

Während der Gendarm sich ruhte und eine Erquickung zu sich nahm, ging der junge Mann in sein Zimmer, um einige Sachen in Ordnung zu bringen. Sein Gesicht sah ebenso bleich aus als an dem Abend, wo er seinem Herzen Ruhe geboten hatte. Seine Augen waren ebenso leblos. Man sah, er vegetirte nur. Der Geist, die Seele und das Gemüth — Alles war erstorben.

Der Revierförster sah Rosa das Zimmer verlassen; er folgte ihr und gewahrte, was er vermuthet hatte, daß sie Werner aufzusuchen ging. Sie öffnete leise seine Stubenthür. Er hörte es nicht. Sie rief ihn mit dem Namen, den sie in traulichen Stunden ihm gegeben. Vergeblich. Er

wendete sich nicht um, sondern legte ruhig seine Schriften in einem Kästchen zurecht.

Beklommen schritt das Mädchen an ihn heran. Ihre Stimme zitterte, als sie hastig sagte: „Herr von Roschau — ich halte Sie für unschuldig an dem Tode Ihres Freundes! Die Welt mag sagen, was sie will!"

Roschau blickte auf mit der größten Gleichgültigkeit, der ein Weniges von Geringschätzung beigefügt war und sagte nur: „So? Warum sagen Sie mir Das?"

Das Mädchen wich zurück. „Weil" — stotterte sie verlegen — „weil ich glaubte, es würde Ihnen Freude machen, wenn" —

Mit einer verwundenden Kälte musterte der junge Mann das schöne leichtsinnige Mädchen. Als sie, immer befangener und beklommener, schwieg, ohne ihren Satz vollenden zu können, sprach er langsam und bedeutungsvoll: „Freude kann mir eine Meinung von Ihnen nicht mehr machen, aber auch keinen Schmerz. Sie stehen außer dem Bereiche meiner Empfindungsfähigkeit, seitdem ich Sie kennen gelernt habe. Glauben Sie vielleicht, weil — weil Er nun todt ist, ich hätte Lust, wieder einzutreten in die Rechte, die ich vor ihm besessen, so irren Sie"

Das junge Mädchen bedeckte mit den Händen ihre Augen, ein leises Schluchzen stahl sich heraus aus ihrer Brust, das sie aber bekämpfte, während Roschau ganz gleichmäßig langsam fortsprach: „Ja — es gab eine Minute, eine entsetzliche Minute in meinem Leben, wo ich an unsere Zukunft dachte, wo ich darauf hoffte; aber der erste Tropfen Blut, der aus dem Herzen meines Freundes floß, belehrte mich eines Andern; dieser erste Blutstropfen tödtete die Liebe in mir."

„Werner", schluchzte das Mädchen, „Werner, ich war dir nicht untreu geworden, keine Schuld drückte mein Herz — mein Vater hat dir zu viel gesagt!"

„Schweige!" gebot Werner mit erhobener Stirn. „Füge nicht die Lüge zur Verstellung, die du gegen mich geübt hast! Und auch er — er, den ich nicht nennen mag!"

„Du bist ungerecht", entgegnete Rosa. „Kein Wort von Liebe kam über seine und über meine Lippen" —

„Auch kein Gedanke?" fragte der junge Mann.

Rosa senkte das Auge.

„Siehst du, dieser Gedanke schon war Sünde! Und diese Sünde machte dich und ihn zu Heuchlern. Warum sonst hättest du mir verschwiegen, daß er in jener Stadt, wo du nur acht Tage geweilt hast, gewesen ist? Warum sonst hätte er mir vorgelogen, nur meinetwegen hierher zur Jagd zu kommen?"

Das junge Mädchen legte sich aufs Bitten. Sie flehte Werner an, sie nicht zu verlassen, ihn nicht zu zürnen. Kein Wort verrieth den Zustand seines Gemüths bei diesen zärtlichen Beschwörungen, aber ein unsäglich bitteres Lächeln lagerte auf seinen Lippen, als er sich ganz von ihr abwendete, um sein unterbrochenes Geschäft fortzusetzen. Rosa begriff dies Lächeln, das Verachtung im Hinterhalte trug und sie schlich leise aus dem Zimmer, wo ihre Hoffnungen auf Vergebung gescheitert waren.

Dicht an der Thür begegnete sie dem Revierförster Ullmann.

Ihr ahnte nicht, daß er das Gespräch mit Roschau belauscht hatte, deshalb nahm sie schnell eine sorglose Miene an und wollte an ihm vorüberschlüpfen. Ullmann redete sie jedoch an. Er weidete sich an ihrer sichtlichen Verstörtheit, denn er haßte sie, seitdem sie ihm eröffnet hatte, daß sie ihn nicht leiden mochte und daß sie es nicht dulden würde, ihr Huldigungen darzubringen.

„Wissen Sie, daß der gnädige Herr von Roschau verhaftet werden soll?" fragte er mit leichtem Spotte. Rosa bejahte kurz. — „Aber wissen Sie denn auch, daß der gnädige Herr wirklich seinen Freund aus Absicht niedergeschossen hat?" — Rosa schüttelte abwehrend den Kopf und wollte fort. Ullmann vertrat ihr den Weg. „Sie glauben es nicht?" — Rosa, eins jener schwachen weiblichen Wesen, die Gutes und Böses im Impulse des Augenblicks thun, richtete sich stolz auf und entgegnete mit fester Stimme: „Ich habe die Ueberzeugung, daß ein unglückseliger Zufall den Tod des Referendars von Kall herbeigeführt hat. Man schießt seine theuersten Jugendfreunde nicht meuchlings nieder, wenn man nicht wahnsinnig ist und Roschau hat Gottlob seinen Verstand!"

Der Förster lachte und neigte sich, indem er boshaft fragte: „Hat er seinen Verstand —? Nun dann hat er ihn zur rechten Zeit wiedergefunden. Am Tage der Jagd waren der Verstand, die Vernunft und alle seine fünf Sinne hin von dem Momente an, wo der Herr Vater ihm mitgetheilt hatte, daß Herr Kall ein Bekannter von Ihnen sei. Der gnädige Herr von Roschau ging ohne Verstand auf und davon, als Sie mit dem Herrn Referendar flüsterten, und seine Sinne drohten ihn zu verlassen, als die Rosen so schön in Ihrem Gesicht aufblühten bei Herrn von Kall's Gruß.

Ein Waidmann sieht scharf; ich habe es aus Roschau's Gesicht herausgelesen, was erfolgen würde, als Karl Ihr Wohl trank und dann das Glas zerschmetterte —!"

Rosa erstarrte unter diesen Eröffnungen. Bis dahin hatte sie nicht geglaubt, daß Roschau früher eine Ahnung von ihrer Untreue gehabt hätte, bevor nicht ihr Vater unvorsichtig davon geplaudert. Und das war erst nach dem Tode Karl's geschehen. Sollte wirklich? — „Nein", rief eine Stimme in ihr, „nein, es ist Zufall, beklagenswerther Zufall!" Aber welch eine drohende Gefahr für den Mann, den sie lieb hatte trotz der Koketterie und Wankelmuthigkeit ihres jungen Herzens! Er mußte mindestens aufmerksam gemacht, er mußte gewarnt werden vor dem baldigen Gewebe der Möglichkeiten, das Eifersucht und Neid gewirkt hatte. Ullmann, den sie nur mißachtet hatte, erhob sich vor ihrem innern Blicke zu einem drohenden Gespenst.

Während ihres traumähnlichen Nachsinnens über diese ungeahnte Aufklärung hatte Ullmann eine Anzahl Herren, die Theilnehmer des Jagdfrühstücks gewesen waren, hergezählt und stand daran die Aufforderung, diese Herren nur zu befragen, ob sie nicht Alle bemerkt hätten, daß Roschau sein Glas Wein vom Munde genommen und auf die Erde gegossen hätte. „Und der Hase, wonach er geschossen haben will" — schloß er seinen Bericht — „der Hase hatte schon sein hinreichendes Todesfutter im Leibe. Der gnädige Herr hätte sein Jäger sein müssen, um an den noch ein Schrotkorn zu verschwenden. Der Hase brach zusammen und da schoß er — der Förster Albrecht wird das seiner Zeit schon erzählen!" Da hatte der boshafte Mann nach seiner Meinung genug gesagt, um das ohnehin schon gedemüthigte Mädchen ganz daniederzuschmettern und ihre Liebe zu Werner in Haß und Abscheu zu verkehren. Er ging seiner Wege.

Rosa stürzte zurück in Roschau's Zimmer. „Um Gotteswillen, Werner, nimm dich in Acht", flüsterte sie scheu und leise, ganz nahe zu ihm geneigt. „Man hat dich beobachtet an jenem Unglückstage — das Auge der Eifersucht — Ullmann — du weißt! Von Karl's Ankunft an — Alles, was geschehen ist, weiß Ullmann. Großer Gott — wenn es wahr ist — ich verzeihe dir — ich verzeihe dir! Aber erhalte dein Leben — erhalte deine Ehre! Werner, denk an deine Mutter!" Sie verschwand so schnell, wie sie gekommen.

Eine volle Stunde war verflossen, als Roschau im gewöhnlichen Familienzimmer erschien und sich bereit zur Reise erklärte. Aber er war ein Anderer geworden im Verlaufe dieser kurzen Spanne Zeit. Sein Benehmen zeigte Entschiedenheit. Die Niedergeschlagenheit und Melancholie hatte sich in festen, ruhigen Ernst verwandelt und man gewahrte deutlich, daß er die Gleichmüthigkeit gegen die Meinung der Menschen verloren hatte. Der Jüngling hatte sich zum Herrscher seiner Gefühle emporgeschwungen und trat als achtunggebietender Mann auf. Jeder seiner Hausgenossen fühlte diese Veränderung, und wenn es Roschau's Zweck gewesen war, dadurch einen Beweis seiner Schuldlosigkeit aufzustellen, so erfüllte er ihn. Ein Murmeln des Unwillens trat auf Aller Lippen, als Roschau den Gendarmen aufforderte, sein Pferd zu besteigen und dieser eine Handfessel hervorzog, um den jungen Edelmann als Gefangenen zu behandeln. Stolz trat Roschau zurück und schwang sich auf sein Pferd. Er nahm Abschied, reichte Allen die Hand. Rosa hatte sich in einem Winkel des großen Zimmers verborgen gehalten — in diesem ergreifenden Momente trat sie hastig vor und ergriff Werner's Hand. Er überließ sie ihr willenlos, sie sank machtlos vor ihm nieder; seine Augen ruhten ernst auf ihrem entstellten Antlitz, aber er erhob sie nicht von der Erde. „Gott segne Sie", sprach er — „Gott ersetze Ihnen, was ich Ihnen geraubt habe!" Er verließ sie ohne das mindeste Zeichen innerer Aufregung.

Draußen stand der Revierförster Ullmann. Auch ihm reichte Roschau die Hand zum Abschiede. Dann schwang er sich auf das bereitstehende Pferd des Oberförsters. Sein Blick flog noch einmal rundum und heftete sich auf einzelne Gegenstände, die vielleicht nur für ihn von Bedeutung waren.

Am nächsten Tage begann die Untersuchung gegen ihn wegen Meuchelmords. Roschau — Die Feder hält inne — — Eines Dichters Phantasie male sich aus, wie Werner von Roschau im Todeshaß gegen den Freund, den Verräther, den Räuber der Ruhe seines Herzens, das Bewußtsein seiner Unschuld verlor und wahnverblendet Karl's Tod als einen von ihm — absichtlich verhängten zu betrachten anfing! Eines Dichters Phantasie male sich aus, wie er alle Entlastungsgründe zurückwies, wie er dumpf und starr auf das Opfer des Zufalls blickte und nicht widersprach, wenn die Anklage von einem Opfer der Absicht sprach! Eines Dichters Phantasie schildere, wie er die That als eine Gedankenthat des zufällig nur später eingetroffenen Hasses betrachtete und es verschmähte, sich zu

rechtfertigen einem Treulosen gegenüber, der die Kugel, wenn auch nur im Duell — verübt hätte. Ein Dichter male sich aus — wie Werner von Aschau wegen eines Mordes verurtheilt wurde, der seine Seele nur als möglich umgaukelte! Ein Dichter — Nein! Neugierigen mit den Leier nicht mit einem Phantasiegebilde, das vielleicht auf der Bühne das Haar vor Entsetzen sträuben konnte! In der Wirklichkeit vertheidigte Werner von Aschau — seine Unschuld mit Ruhe und Besonnenheit.

Der Förster Albrecht, als nächster Augenzeuge des Vorfalls, stellte nicht in Abrede, daß nach dem Ausdrucke eine große Zerstreutheit, wechselnd mit Niedergeschlagenheit, das ganze Wesen Aschau's beherrscht habe, doch es stand fest, daß Herr von Kall unvorsichtig vorgedrungen war. Der Oberförster gab Aschau das beste Zeugniß. Er bestritt eine böse Absicht des jungen Mannes, der immer soliden Charakters und chevalereskes Wesens war. Er hob hervor, daß erst nach dem Tode Kall's die Rede auf seine flüchtige Bekanntschaft mit Rosa gekommen sei und fügte mit Bedauern hinzu, daß der wetterwendische Charakter seiner Tochter sie um ein großes, von ihm, dem Vater, nicht geahntes Glück gebracht hätte. Er gab auch Aufschlüsse über die Natur des Freundschaftsverhältnisses zwischen Kall und Aschau, welche ihm von der Mutter des Letztern mitgetheilt waren.

Der Angeklagte begegnete allen Verdächtigungen mit Ruhe. Er wollte nichts von einem Verhältnisse zwischen Rosa und Kall geahnt haben und mit dieser Behauptung fielen alle Gründe für den Mord zusammen. Man glaubte dem Stolze der Wahrheit und eines hohenvollen Schmerzes. Werner von Aschau wurde freigesprochen. E. F.

Heinrich Barth.

II.

„Nach einem ununterbrochenen Marsche von 26 Stunden", sagt unser Reisender, „lag die gefürchtete Wüstenzone von Bundumi hinter mir. Hier hatte Aliju, der Sohn Bello's, des Herrschers von Sokoto, sein Lager aufgeschlagen, um seine Truppen an sich zu ziehen, da ihm ein Angriff in großartiger Weise von seinen Nachbarn drohte. Kaum hatte ich mein Zelt in einiger Entfernung des Lagers aufgeschlagen und Aliju Kunde von meiner Ankunft erhalten, so schickte er mir als Geschenk einen jungen Ochsen, vier Schafe und Reis und lud mich zu einer Privataudienz nach Sonnenuntergang ein. Als ich kam, drückte er mir die Hand und begrüßte mich wie einen Bekannten, da er mein Schreiben, das ich ihm vor zwei Jahren von Kuka aus geschickt, richtig empfangen habe und in dieser ganzen Zeit uns in unsern Wanderungen gefolgt sei und sich nach unserm Befinden erkundigt habe. Er erfüllte sofort zwei meiner Bitten, erstens englischen Kaufleuten in seinem Reiche Sicherheit und mir selbst auf der Reise nach Timbuktu Schutz zu gewähren. Ich überreichte ihm die Geschenke und bemerkte, daß die Pistolen ihm besonderes Vergnügen machten. Zwei Schreiben, die er an die Königin von England verfaßt, waren nicht ausreichend, da sie den Schutz nicht näher spezifizirten, und so ließ er mir, wiewol er eben mit seiner Armee aufbrechen wollte, zwei andere ausfertigen." In Kuka hatte es ihm allein 15 Monate gekostet, ehe er es dahin bringen konnte, die diplomatischen Verhandlungen in die vorgeschriebene Form zu bringen.

Sein Gönner Aliju schickte ihm, ehe er mit seinen Truppen ins Feld rückte, noch eine Summe von 100,000 Kauris, auch Kurdi genannt. Es sind dies kleine Muscheln, die als kleinste Münze in jenen Ländern circuliren und von denen ungefähr 2500 auf einen Maria-Theresien-Thaler gerechnet werden. Die österreichischen Maria-Theresien-Thaler gelten als Hauptmünze in Nordafrika und ganz besonders in den Binnenländern und Abessinien; um ihren vollen Werth zu haben, dürfen die sieben Perlen im Diadem und der Münzortstempel S. F., wohlausgedruckt, nicht fehlen.

Von Wurno machte Barth eine fünftägige Excursion nach Sokoto, einem der besten Marktplätze von ganz Centralafrika, obgleich diese Stadt durch ihre Nebenbuhlerin Wurno, die der Großsultan zu seiner Residenz erhoben, beinahe den vierten Theil, und zwar die reichsten Einwohner, verloren hat und jetzt kaum 25,000 Bewohner mehr zählt. Der früher von den Arabern betriebene Handel hat ganz aufgehört; sie sind so völlig aus dieser Gegend verschwunden, daß nicht mehr ein einziger in Sokoto oder Wurno ansässig ist. Aller kaufmännische Verkehr mit den Ländern des Mittelmeers liegt jetzt ganz in den Händen der Bewohner von Ghades und Ghat, Alle zu den Tuarikhorden gehörend, die alljährlich mit den großen Salzkaravanen der Asbin und Kelgeres in diese Gegenden kommen.

Als Barth in Sokoto war, war der größte Theil der Bewohner mit dem Kriegsheere nach Zanfara gezogen, und die interessanteste Persön-

lichkeit, die er dort fand, war Mohido Ali, ein Bruder des Othmann-el Lichebabi. Mohido war ein Mann von 75 Jahren, von sehr liebenswürdigem Benehmen, den Europäern und besonders den Engländern wohlwollend gesinnt. Er hatte ihm sogleich, als er von seiner Ankunft in Wurno gehört, einen fetten Hammel als Geschenk zugesandt, obwol Sokoto vier Meilen von Wurno entfernt ist. Er nahm ihn nun persönlich mit großer Zuvorkommenheit auf.

Die Beschaffenheit der Gegend schildert er als eine Hochebene der Sandsteinformation, die zur Cultivirung von Durra sehr geeignet ist, während die alljährlich zum größten Theil überschwemmten Thäler oder Fadamas für den Anbau von Reis und Baumwolle außerordentlich günstig sind; außer diesen wird auch eine große eßbare Wurzel, Koya, gewonnen. Um Wurno ist die Gegend arm an Bäumen; im Innern der Stadt findet man viele Palmen, Tamarinden und andere Bäume.

Unterm 3. Mai meldet Barth seine Abreise von Wurno, nachdem sein Gönner Alim ihn mit Empfehlungsbriefen versehen, und schreibt: „Wir Alle befinden uns im besten Wohlsein und in bester Gemüthsstimmung; auch meine finanziellen Mittel sind beruhigend, besonders wenn ich darauf rechnen darf, einige Hülfe in Timbuktu vorzufinden. Wir werden eine nasse Reise haben, denn die Regenzeit steht bevor; aber wir machen uns nichts daraus, ob wir den Komaraflus in seinem niedrigsten Stande passiren werden. Das Land wird in der Regenzeit einen um so interessantern Anblick gewähren, denn dann erst entfalten diese sonst trockenen und wüsten Länder ihren wahren Reichthum. Die Feldarbeiten haben begonnen, die Aecker sind bereit, das befruchtende Element von oben aufzunehmen. Das Wetter ist heiß; 2 Uhr Nachmittags 34—35 Grad Reaumur, deshalb werden wir auf unserer langen Reise, wo es nur irgend thunlich, in der Mitte des Tags ruhen. Wir sind Alle mit Strohhüten versehen, die vortreffliche Dienste leisten, aber nur, wenn sie über Schaschia in einem dicken Turban getragen werden. Meine Gesundheit ist ausgezeichnet und ganz vortrefflich in diesem Hohenpunkte erhalten durch Kaffee, der mir, Gott sei Dank! immer noch der größte Genuß ist, während Tamarindenwasser ein ausgezeichnetes Getränk zum Kühlen ist, tausend mal besser als Limonade oder etwas Anderes. Wenn ich mich nicht wohl fühle, so thue ich zu dem Tamarindenwasser eine Zwiebel und eine tüchtige Dosis schwarzen Pfeffers und etwas Honig, wo ich ihn haben kann; doch ist das allererquickendste Getränk, das ich in diesen Ländern trinken kann, und kann Reisenden für diesen Theil der Welt nicht genug empfohlen werden. Mein Weg wird auch bei dem wichtigen Marktplatz Kanko vorbei und nicht über Lebbe führen, denn die Gegend um diese letztere Stadt ist in den Händen der Rebellen. Ich habe hier die gelehrten Schriften Bello's, eines wahrhaft riesenartigen Fürsten, der immer sogleich zu seinen Büchern eilte, wenn er von der Razzia zurückkehrte. Von seinem Hauptwerk hoffe ich eine Copie nach Europa zu bringen. Ein anderes bedeutendes geschichtliches Buch werde ich weiter im Westen finden." Die Briefe, die er dann von zwei Hauptstationen dieses langen Weges schrieb, erreichten nicht Europa. Barth hatte in denselben die im vollen Aufstand begriffenen Provinzen Kebbi und Saberma mit ihrer üppigen Reiscultur und dem mit Salz durchzogenen Tombthale Koya und das weite Gebiet der Sonray-Sprache geschildert. Nach den seinen späteren Berichten beigegebenen Karten geht Barth's Retourtour in einem stark nach Süden gekrümmten Umwege über die Hauptstadt des Reiches Gando nach dem Marktplatze Say (auch Maje oder Gimbala genannt), einer wichtigen Stadt am Komara, wo Barth über diesen mächtigen Fluß setzte, durch das hügelige Land Gurma nach dem Fürstensitz Ticham pagore in die ausgedehnten Fellatah-Länder, der Residenz Libtako, der westlichen Provinz des Reiches von Gando. Hier vermehrten sich die Schwierigkeiten des Vordringens für den Christen und um seinen Plan, Timbuktu zu erreichen, mußte er sich nun einen Araber und Scherif ausgeben und kam unter dieser Maske glücklich durch die zum Stamm der Tademekket gehörigen Imoschag oder Tuareg und durch die von den fanatischen Fellatahs in Beschlag genommenen Lande unangefochten nach Saraksamo, einer bedeutenden Stadt an einem Zufluß des Komara. Hier schiffte er sich am 1. September ein und dem Flusse in seinen vielen mäandrischen Krümmungen folgend, erreichte er bei der Insel Kora den Hauptstrom, Dallol genannt, und auf diesem Kabara, den Hafen von Timbuktu, und zog am 7. feierlichst und mit einem großartigen Gefolge der Einwohner in diese altberühmte Stadt ein, dem Volke als Gesandter des Sultans von Konstantinopel ausgegeben.

Dr. Barth verstand es in nicht genug zu bewundernder Weise, von den Eingeborenen werthvolle geographische Angaben einzuziehen und sie zu vollkommenster Klarheit und Sicherheit zu einem

Barth zu vereinigen, sodaß die seinem Bericht beigegebene Karte eine bisher völlige terra incognita ausfüllt.

Auch hatte er das Glück, sich in dem jetzt regierenden, mächtigen Scheikh von Timbuktu, Sidi Ahmed-el-Bakay, einen Freund und Beschützer zu erwerben.

In Timbuktu, dieser eigenthümlichen Stadt, die von den Einwohnern, wie er sagt, mit Recht die „Königin der Wüste" genannt wird, verweilte er sieben Monate und lernte ihre Geschichte, Bevölkerung und alle Beziehungen ihres Verkehrs kennen. Außerdem zog er die umfangreichsten und genauesten Nachrichten und Erkundigungen über die umliegenden Länder ein, sodaß er im Stande war, auch von diesen Gegenden eine genaue Karte seinen Berichten beizufügen.

Der Haupthandelsartikel um und in Timbuktu besteht in Salz von Tarhenut, das die Araber den Negerstämmen zu hohen Kauris verkaufen und allerwärts zu Markte bringen. Gold, Korn und Butter bringen die Tuaregs von der einst berühmten, jetzt nur noch Trümmer aufweisenden Hauptstadt des Songay-Reichs, sieben Tagereisen von Timbuktu. Von Mosi bringen die Einwohner ihre berühmten Biel, ihre wohlfeilen bekannten breiten Baumwollenstreifen (Leppi) und wohlfeile schwarze Hemden zu Markt. Sie fabriciren sehr hübsche und billige grobe Shawls, deren Bestandtheile aus Baumwolle und Wolle gemischt sind und die sehr verschiedene Farben haben. „Ich hoffe", schreibt Barth, „einige mitzubringen; auch die Pincennüsse sowie süße und saure Milch bieten sie zum Kauf an. Was meine Aussichten auf Erfolg in diesen Gegenden angeht", berichtet er ferner, „so habe ich bisjetzt nicht den mindesten Grund, denselben zu bezweifeln. Im Gegentheil, das Volk hat mich so sehr erhoben, indem es sich von allen Seiten herbeidrängt, um meinen Segen zu erhalten, daß ich eher eine etwas kühlere Aufnahme wünschte. Selbst die Araber betrachten mich nicht als einen gewöhnlichen Christen, theils wegen des bescheidenen Maßes von Gelehrsamkeit, das ich mir habe erwerben können, theils weil ich von Osten herkomme. Die Fellanis haben mir den Titel »Möbido« gegeben, der nun mein einziger Name hier ist. Ein gutes Omen ist, daß der Mörder des Major Laing, nachdem er 40 Jahre über Azawad geherrscht hat, gestorben ist." Die Fellani-Staaten schildert er als gerühmte Waldgemeinden, viehzuchttreibende Menschen; ihr Schicksal dürfte sich schon in den nächsten Jahren entscheiden. „Tschampagore, wo sich der Fürst Galanjo's befindet, macht eine Ausnahme", sagt er; „derselbe hat einen stattlichen und fürstlichen Charakter, er bildet eine kleine Welt für sich, die mit Allem, was ihn umgibt, in dem schroffsten Contrast steht. Der Fürst ist ein alter Mann mit schönen, fast europäischen Zügen und seine ersten Hofleute könnten, wenigstens was ihre Haltung betrifft, auf einer Ministerbank Englands sitzen; auch seine Leute, die blaue Hosen und Hemden tragen und mit Flinten bewaffnet sind, machen den Eindruck eines einigermaßen disciplinirten Corps."

Nachdem Barth die Lage Timbuktus geographisch angegeben, kommt er auf die Bedeutung dieser berühmten Stadt und meint, daß sie sich einer höhern Blüte erfreue als in den letzten Jahrhunderten. Da sie nämlich von der unmittelbaren Herrschaft der Fellatis frei geworden ist, eines Stammes, der, wie er mehrfach schon erwähnt, nicht die Fähigkeit, große Handelsplätze erfolgreich zu regieren, besitzt, hat sie jetzt nicht nur wieder die größte mercantile Thätigkeit gewonnen, sondern ist auch als die Residenz des Scheikh Sidi Ahmed-el-Bakay der Mittelpunkt einer besondern selbstständigen Herrschaft geworden. Derselbe dehnt seinen Einfluß bis nach Gando hin aus, woselbst er einen Agenten hat. „Viele Fürsten sind ihm unterthan und man kann sagen", schreibt er, „daß Timbuktu eine Art afrikanisches Rom geworden ist, und der Islam scheint augenblicklich nirgends stärker zu sein als an dem Ufer des Ja. So ist die Einsetzung dieses religiösen Oberhauptes für die neuere Geschichte Centralafrikas von größter Wichtigkeit."

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Ein Winter in Wien.

Vierter Brief.

— — Vor allem eine Berichtigung! Der „Kunstkalender" ist nicht, wie wir in Nr. 19 der „Unterhaltungen" sagten, aus der k. k. Staatsdruckerei hervorgegangen, sondern aus einer zufällig den Namen Auer führenden Privatunternehmung.

Die „Allgemeine Zeitung" brachte vor einiger Zeit mit tabellarischer Genauigkeit eine übersichtliche Anschauung und Berechnung bis ins Detail der östreichischen Staatsdruckerei, sodaß es überflüssig sein würde, jene Zahlen abzuschreiben und das gewaltige Netz der Speculation und Industrie in derselben Weise nochmals vor dem Auge des Lesers zu entfalten. Ich will nur den Eindruck

wiederzugeben verſuchen, den dieſe Metropolis für Wiſſenſchaft und Kunſt auf den Laien macht, der ganz unabhängig in ſeinem Urtheil von kaufmänniſchen oder ſtaatlichen Beziehungen iſt und nur ſeine individuellen Beobachtungen zu zeichnen hat.

Das Wien, welches ſich mit ſeinem Glacis unter die Erde verkriecht, erhebt ſein denkendes Haupt in ſeiner Staatsdruckerei und redet durch ſie in aller Völker Sprachen zu dem Geiſte der Welt. Das Wien, welches in ſeinem Glacis den niedrigſten Standpunkt der Kunſt nicht verlaſſen mag, erhebt ſich in ſeiner Staatsdruckerei auf den höchſten Gipfel der Cultur und Wiſſenſchaft. Das Unten und Oben, die grellſten Contraſte ſtehen ſich in dieſen beiden Inſtituten gegenüber. Was hier gedacht, geſchaffen und ausgeführt ward, könnte Wien allein zu einer Weltſtadt machen.

Treten wir zunächſt in die reichgeſchmückte Vorhalle der Staatsdruckerei und wir fühlen uns von einem Schöpfungsweben ganz eigenthümlicher Art angeweht. Was die Erfindung durch die vermittelnden Naturwiſſenſchaften erreichte, das Höchſte, was bisjetzt in der Galvanoplaſtik, der Chemitypie, der Lithographie, Chalkographie, Photographie, Mikrotypie u. ſ. w. erreicht ward, tritt uns hier in gegenſtändlicher Form, in reichen Reſultaten, in Bild und Bau, als Gruppe und Maſchine, als Nachahmung der Antike, als Reflex des Augenblicks entgegen.

Die Natur mit ihren Millionen Pflanzenbildungen iſt uns durch den Naturſelbſtdruck, dieſe Erfindung eines genialen Kopfes, der dem paſſiven Material durch ſeinen Geiſt das Leben der Activität verleiht, zu einem lebendigen Buche der Wiſſenſchaft geworden. Indem es das Bild einer Pflanze, deren perſönliche Bekanntſchaft wir auf dem Himalaja oder den Borneoinſeln ſuchen müßten, unzählige male vervielfältigt, gibt es auch dem Stubengelehrten ein Pflanzenbilderbuch in die Hand, das ihn der botaniſchen Entdeckungsreiſen überhebt und ihn in ſeinen vier Wänden mit allen Floren der Erde in Verkehr treten laſſen kann. Er ſtäubt ſeine geſammelte und getrocknete Flora zum Fenſter hinaus und nimmt das Pflanzenbilderbuch, welches ihm die öſterreichiſche Staatsdruckerei zuſendet, zur Hand; da fehlt kein Häkerchen und Aederchen an dem gerippten und geaderten Blättchen und der Botaniker mag es nicht glauben, daß dieſes Flechtgeſpinnſt der Algen wirklich Zeichnung ſei. Er berührt das Blatt mit ſeinen Fingern, er meint, es müſſe ſich verſchieben, zerreißen laſſen, aber es liegt geduldig ſtill und erzählt ihm von ſeiner Waſſerwelt, von ſeiner Schlingkraft, mit der es Schiffe umſpann, und von ſeiner endlichen Gefangenſchaft und ſeinem ausgepreßten Lebensbilde zwiſchen einer Bleiplatte und Zinkwalze.

Doch auch ich ließ mich zu lange von der Lage feſthalten; die Vorhalle zur Staatsdruckerei, welche der eigentliche Empfangsſaal für ihre wohlgebildeten und herrlich entwickelten Kinder der That iſt, bietet noch ſo Vieles für den empfänglichen Sinn, daß wir uns den Netzen der Waſſernymphe, welche hier ſo wunderbar aufs Trockene gebracht ward, entwinden, um unſern Blick einem Meiſterwerke der Galvanoplaſtik, einer Stereotypkupferplatte, zuzuwenden, welche, wol an 70 Fuß lang, gleich einem erzenen Sturmbande, ſich an der langen Wand der Vorhalle hinzieht, unterhalb welcher Gemälde in buntem Farbendruck uns von dem ewigen Rom und den Heldenſöhnen und Töchtern Griechenlands erzählen. Wir meinen einen Augenblick den Wandmalereien einer Villa des Glaucus oder einem Saale des Sallust gegenüberzuſtehen, doch wir ſenken das Auge etwas tiefer und unter einem ſchützenden Glasdach ſehen wir die Verdienſtmedaillen flimmern, welche die londoner, pariſer und amerikaniſchen Induſtrieausſtellungen jenen Schöpfungen der Staatsdruckerei zuerkannten, und dieſer Ordenstiſch der Induſtrie ruft es uns zu, daß es bald kein Raum- und Zeitverhältniß mehr geben werde, welches der Geiſt der Erfindung nicht zu annulliren wüßte. Was Gutenberg und Faust angebahnt, das wirkt in fortgehender That über alle Grenzen menſchlichen Denkens hinaus und wenn der Lenker dieſes Weltinſtituts Faust zum Namensführer ſeiner polygraphiſch illuſtrirten Zeitſchrift machte, ſo ſagt er mit dieſem einen Worte mehr als eine vielzüngige Kritik auszuſprechen vermöchte.

Nur flüchtig wollen wir heute durch die Räume eilen, in denen die koloſſalen Walzen ſich ſchwingen, in denen die vielgliederigen Buchſtaben geſchmiedet und die vielfarbigen Widerſpiegelungen gewonnen werden, welche dem Gedanken Worte, der Phantaſie Geſtaltung und dem Leben Nachahmung geben; es würde uns unmöglich ſein, dieſen Becken voll geſchmolzenen Bleis, dieſen Farbennäpfen und Metallplatten bei einem erſten Beſuche eine genügende Berückſichtigung zu ſchenken, wir wollen die Räume nur durchſchreiten, um einen Ueberblick dieſer Thätigkeitswelt zu gewinnen, um dann noch einige Augenblicke in dem Arbeitszimmer eines Mannes zu verweilen, der, ſaß weiß es

uns unglaublich ſcheinen, das Ganze ſelbſtändig lenkt und leitet, der die tauſend in- und auseinanderrinnenden Fäden dieſes Geſchäftslebens, das ihn mit allen Welttheilen in Verbindung erhält, allein in ſeinen Händen hat und der mit ſicherer Feldherrntaktik Tauſenden commandirt und Tauſenden ihre Lebensexiſtenz ſichert.

Durchſchreiten wir die Kanzlei mit ihren zahlreichen Schreibern, welche ſich der Vorhalle unmittelbar anſchließt und gelangen wir durch dieſe in das Studir- und Empfangszimmer des gewaltigen Arbeiters der Rieſenwerkſtatt. Ein kleiner ſtattlicher Mann mit ernſtem Ausdruck tritt uns entgegen, aber ſogleich erkennen wir in ihm den Vater des geliebten und gepflegten Kindes. Was das Wohl dieſes Kindes ſeiner Thatkraft angeht, das er ſchwach und hülfsbedürftig aus den Händen ſeines Vorgängers empfing, vermag dieſe ernſten Züge zu erhellen und zu beleben. Großartige Zukunftsideen wohnen in dem Kopfe dieſes Herrſchers und ein Lächeln ſucht ſeine Lippen, wenn er ſich denkt, daß die alle Pracht der Entfaltung umſchließende Knospe ſich öffnen könne und daß alle die Vorarbeiten, die überwunden werden, dahin führen konnten, das große Werk einer Bildungserhebung zu beſiegeln. Was die Staatsdruckerei vermöchte, iſt ſo wichtig, daß es uns faſt mit Bangen erfüllen kann, es dürfte an fehlenden Geldmitteln oder mangelndem Verſtändniß ſcheitern. Ihre Miſſion iſt es, den Geſchmack zu reinigen und zu läutern, den Geiſt zu klären, das Wiſſen zu erweitern, die Kritik wieder zu Ehren zu bringen, und ſo lange an ihrer Spitze ein Mann ſteht, der von den höchſten Idealen getragen iſt, dürfen wir auch der Erhebung des Schwachen durch eigene Kraft entgegenſehen.

Zahllos ſind die Beſuche, welche hier täglich gemacht werden, aus aller Herren Ländern eilen Künſtler und Gelehrte, Fachmänner, Gewerbetreibende, den verſchiedenſten Richtungen angehörend, ſich mit dem Inſtitute, welches die Wahrheit in allen Sprachen der Erde dieſer verkünden, in Verbindung zu ſetzen. Unerſchöpflich ſind die Vorſchläge, die Anforderungen der Privatintereſſen, die ſich hier geltend zu machen, hier anzuklammern ſuchen und die alle nach dem Einen verlangen, der ihnen mit beſtimmter Entſcheidung das Richtige, Zweckmäßige und Zeitgerechte zu geben bemüht iſt. Daß ſo viele der verſchiedenartigſten Intereſſen in dieſer Metropolis münden, darf uns nicht Wunder nehmen, wol aber, daß bei einem ſtets angefüllten Geſchäftszimmer des Vorgeſetzten dieſer ſelbſt niemals der erforderlichen Kraft ermangelt, allen jenen Anſprüchen Stand zu halten. Doch wir müſſen es wiederholen, die Begeiſterung hebt ihn über jede Schwierigkeit hinweg und die Willensenergie, mit welcher der Knabe als Lehrling einer Druckerei ſich zum Sprachmeiſter ſeiner Heimat aufſchwang, die Energie, welche ihn, den deutſchen Techniker, die erſte Verdienſtmedaille des praktiſchen England gewinnen ließ, die Energie, welche eine Reform in der dem Untergange und der Verwirrung zueilenden Anſtalt hervorbringen ließ, welche dieſe zu der erſten der Welt macht, die Energie, die mit Ausdauer auf dem Wege der Entdeckungen ſpäht, bis ſie das Rechte gefunden, welche mit eiſerner Hand den Scepter der Gewalt führt, wo allein durch Strenge und Gerechtigkeit etwas zu erreichen iſt, die Energie, welche mit unermüdlichem Fleiße Jahre des Lebens dem Studium der Wiſſenſchaften widmete, welche ſich den bedrängendſten Lebensverhältniſſen entrang, um den Lehrſtuhl zu erſteigen — ihr wird es auch gelingen, Zukunftspläne zu verwirklichen, welche, wenn nicht die Wahrſcheinlichkeiten des Erfolgs, doch die Sympathieen der Bildung für ſich haben.

Kehren wir zu flüchtigern Eindrücken zurück! —

Wenn ſich in Wien das öffentliche Sommerleben in den Volksgärten, dem Prater und auf den Glacis ausbreitet, ſo finden wir im Winter den lebhafteſten geſelligen Verkehr in den Cafés. Wie in Berlin die Conditoreien, theilen in Wien die Cafés die Geſellſchaft in eine beſtimmte Rang- und Fachordnung. Wie dort der Kriegerſtand bei Josty und Kranzler vertreten wird, ſo hier im Café Daum; wie dort die ſchüchterne Berlinerin zu Schaus in der Jägerſtraße hinaufſchlüpft, ſo reigt hier die ſelbſtändige Wienerin zum Café français empor, um ihrem Verlangen nach dem ungeſtörten Genuſſe einer geiſtigen und leiblichen Reſtauration Genüge zu thun. In den Cafés ruht man aus und läßt ſich neu anregen. Die Cafés ſind die Sammelplätze aller fliegenden Blätter, Journale und Zeitungen, aller Fremden und aller geſchäftsfreien Wiener. In den Cafés durchrechnen die Kaufleute noch einmal ihr Deficit und ihren Gewinn, in den Cafés beſpricht man die alten Theaterintriguen und leitet neue ein, in den Cafés kauft man ſich auch allenfalls die nöthigen Bedürfniſſe für ſeine Toilette und ſein Haus. Denn in den Cafés wandern die unvermeidlichen Colporteurs ein und aus, die das ſubtile öffentliche Handelsleben in Wien repräſentiren, und ehe wir es uns verſehen, haben wir alle Taſchen voll

der nützlichsten und — unbrauchbarsten Dinge. Da sehen wir eine Frau, die sorgt ganz besonders für unsere Toilette; sie bietet uns einen Korb voll Seifen und Essenzen, Pomaden und Schönheitswassern und in der Hand hält sie wie einen Blumenstrauß eine Sammlung von Bürsten. Ihr folgt auf dem Fuße ein hübscher Italiener aus Lucca und bietet Thorwaldsen's „Jahreszeiten", die Bisquitbilder Amer's und Pioche's und den Kaiser Franz Joseph zum Kauf aus. Ein Dritter schwingt ein Dutzend seidener Halstücher in der Luft und bringt seinen Vorrath von Ladenhütern auch noch an den Mann; Südfruchthändler und Tabulettkrämer, Nadelkästchen und Pfeifenrohr, Alles durcheinander macht seine bunten Wechselerscheinungen geltend und sucht sich durch die engen Schlangenwindungen von Tischchen zu Tischchen, am Billard vorüber zu den Kartenspielern und Zeitungslesern seine Handelswege. Besonders sind es die Vorstadtcafés, welche dergleichen Jahrmarktsverwandtschaft haben.

Ganz anders stellt sich der Eindruck des schon erwähnten Café français heraus, welches, angesichts des neu umgiebelten Stephan, mit Lapidarschrift den Damen ihr Asyl sichert. Ein Salon, in welchem man nur zu flüstern wagt, nimmt die selbständige Wienerin im Café français auf. Hier scheint die eigentliche wiener Fröhlichkeit in Vorrichtosesseln gelegt, und selbst die nichtrauchenden Herren, die sich hier hinauf zu verirren wagen, sind entweder bestimmte Begleiter bestimmter Damen oder sie sitzen im Bewußtsein ihrer Usurpation fremder Rechte so still und gemessen da, daß man fast Mitleid mit ihnen haben kann; doch hat diese Stille und Ruhe auch wieder ihre Reize und ihren Zauber. Der Heimatlose kann sich hier eine Häuslichkeit träumen, während er sich mit seiner Zeitung, seinem Kaffee und seiner Begleiterin auf einen Divan setzt und die etwaigen Mitbesucher des Salons wie Hausgenossen still neben sich bestehen läßt. Im Café français gibt man sich das bequemste Rendezvous in guter Gesellschaft und man kann daselbst sehr interessante Beobachtungsstudien machen.

Aber es gibt auch gemüthliche Cafés in Wien, in denen die Gäste mit langen Pfeifen stundenlang beisammensitzen und philosophisch ästhetische Gespräche halten, in denen angehende Dichter gedankenvoll umherwandeln und neben ihrem Begeisterungsmokka ihre ersten Verse niederschreiben; Cafés, in denen sich Gruppen bilden, die sich dort täglich wieder zusammenfinden, in denen Freundschaften geschlossen werden, die in dem gesellschaftlichen und Geschäftsleben nimmermehr zur Reife gedeihen würden. Die Ruhe, die Behaglichkeit, das vermittelnde Zeitungsblatt, die oft wiedergegebenen und liebgewonnenen Physiognomieen bringen Verhältnisse eigenthümlicher Wahlverwandtschaft zustande.

Ich nehme ein Ereigniß aus eigenem Erleben.

Da sitzt ein Mann neben uns an dem runden Tischchen mit Zeitungen, dessen Erscheinung etwas eigenthümlich Würdiges, Mildes und dabei Aeußerliches hat. Wir lesen in der „Allgemeinen Zeitung" Wilhelm von Humboldt's philosophische Briefe über die deutsche Sprache und tauschen unsere Bemerkungen darüber aus. Der Mann mit der „Ostdeutschen Post" in der Hand wird unruhig, er blickt über sein Zeitungsblatt nach uns hin, er rückt mit seinem Stuhle näher, endlich bricht er, zu uns gewendet, in die Worte aus: „Ja philosophiren können diese Herren wol, sie doch nichts Neues schaffen!" Bald ergibt es sich, daß wir es mit einem der merkwürdigsten Sprachforscher zu thun haben. Dreißig Jahre seines Lebens hat dieser Mann darangesetzt, eine Mathematik der deutschen Sprache aufzubauen und eine Formel zu finden, auf die sich alle ihre Regeln einfach zurückleiten lassen. Alles Ueberflüssige, Unnöthige, Beladene ist daraus entfernt worden, alle fremden Zuflüsse sind wieder abgeleitet und ein „Neudeutsch" ist von ihm erfunden worden, dessen Wohlklang das Ohr an die italienische Aussprache erinnert. Ein nächstes und abermaliges Zusammentreffen mit diesem Manne in dem Cafe erschien uns eine merkwürdig durchlebte und durchdachte Vergangenheit.

Das Sprachgesetz, dem dieser Mann seit 30 Jahren nachgestrebt, war gefunden. Nach vielen durchwachten schlaflosen Nächten war der Grübler und Sprachforscher auf den Grund gedrungen, aber vergebens hatte er mit seinen neuen Gesetztafeln an die Pforten der Regenten gepocht. Was Ludwig von Baiern für den Fortschritt der neuen Lehre versprochen, hatte das Jahr 1848 ausgelöscht, und noch hatte die Akademie der Wissenschaften auch in Oestreich keinen Lehrstuhl für den neuen Sprachreformator geschaffen. Wol entrollte der Mann des Denkens die großen Prachttabellen vor uns, welche in der österreichischen Staatsdruckerei mit goldenen Lettern das Resultat seines Arbeitens verhüllten, aber noch waren diese Rollen todte Kapitalien, Denkschriften für die Zukunft.

Was seit 30 Jahren über die Verunglimpfung

und den Barbarismus der deutſchen Sprache von ihren Herrſchern und Tyrannen, den Dichtern, Gelehrten und Philoſophen, geſchrieben und gedruckt worden, hatte der Mann geſammelt und in dieſer Zuſammenſtellung von aphoriſtiſchen Belegen ein Ehrengericht berufen, das mit tauſend Zungen für eine Erhebung unſerer deutſchen, entwürdigten, gemißhandelten Sprache alle Kämpfer wachruft.

Was beſtimmt ſchien, eine der großartigſten Reformen hervorzurufen, die einfache goldene Kabbala, welche das Ergebniß eines dreißigjährigen Nachdenkens, eines geopferten Vermögens, eines geopferten Lebens war, lag beſcheiden auf dem Tiſchchen neben den rollenden Billardbällen und den langen Philiſterpfeifen, und der Mann, welcher die Räthſel gelöſt, um welche ſich Wolfgang Menzel und Andere in Scherzen ergingen, der, zum Hercules berufen, jenen Augiasſtall zu reinigen, deſſen Haare darüber ergraut waren, deutete mit dem Finger auf das an ſich ſelbſt gerichtete Motto ſeines Werkes, indeß ein Zug ernſter Wehmuth in ſeine Züge trat: „Abhalten konntet Ihr mich nicht", ſo lauteten jene Worte, „aber müde und verdroſſen habt Ihr mich gemacht, nachdem Ihr mir Empfindung um Empfindung getödtet."

Was Jakob Grimm als etymologiſcher Entdecker geleiſtet, das ſollte unſer Freund in dem Auffinden einer neuen Form gethan haben. Dem Hiſtoriker der Sprache trat hier der Reformator, dem Herodot der Columbus entgegen. Der Entdecker einer neuen Welt wird in Feſſeln gelegt, der Gründer einer neuen Religion ans Kreuz geſchlagen, der Urheber einer neuen Schule mit Mißtrauen und Verdächtigungen verfolgt, der Mathematiker einer neuen Sprache vielleicht in ein Narrenhaus gebracht, aber den Gedanken, der lebenskräftig emporgewachſen, der gereift und erſtarkt iſt, den können ſie nicht mit einſperren, ihm ſind die Flügel der Schwungkraft gewachſen, mit welchen er ſich jeder irdiſchen Haft zu entringen weiß.

Während ich dieſen Brief nach Dresden ſende, auf daß er vertauſendfältigte Kunde bringe von den ausdauernden Beſtrebungen eines Mannes, deſſen ſonderbarerweiſe italieniſcher Name (Serafim Cecchi di Santa-Croce) wirklich beſtimmt iſt, in der Gelehrtenwelt nicht unbekannt zu bleiben, wandert jenes ſchriftliche Denkmal ſprachlicher Verſündigungen an den Herausgeber des „Converſations-Lexikon", in deſſen projectirten Ergänzungen die Lebensgeſchichte des reformatoriſchen Denkers und unermüdlichen Forſchers ihren Ehrenplatz erhalten ſoll neben andern öſtreichiſchen Sprachgenies, wie wir ſie bereits in Aloiſ Auer, dem Leiter der Staatsdruckerei ſelber, und dem Freiherrn von Hammer-Purgſtall kennen lernten, der uns die Literatur der Araber von ihrem Beginn bis zum 12. Jahrhundert der Hedſchra brachte und mit dem Lettern-verſtändniß auch das des Geiſtes jenes Volkes. Wir ſehen auch, kehren wir vom Café in die unwiderſtehlich feſſelnde Staatsdruckerei zurück, vor uns das ſcharfgeſchnittene Profil mit den klugen Augen auf den Letternkaſten ſchauen, aus denen der in die Geheimniſſe der arabiſchen Chiffrenſprache eingeweihte Geiſt das hohe Lied der Liebe der Orientalen zuſammenbaut. Stellen wir neben den obengenannten Forſcher des orientaliſchen Sprachſchachtes, den Plaſtiker der Staatsdruckerei, auch noch den Formenbaukünſtler, welcher die Augen der Blinden ſehend macht, indem er für ihren Taſtſinn den Blindendruck beſorgt. Die Reliefſchrift ſeiner kunſtgeübten Hände iſt beſtimmt, das Licht der Erkenntniß in Denen anzufachen, welche des koſtlichſten Sinnes entbehren mußten; doch nicht allein Lettern bietet er den leſenden Fingerſpitzen, er gibt ihnen Naturformen der Thier- und Pflanzenwelt und macht ſie mit den Bewohnern und Producten aller Reiche bekannt.

Auch einen faſt achtzigjährigen Greis ſahen wir häufig durch die Reihen der die Staatsdruckerei Beſuchenden ſchreiten, welcher ſeine Theilnahme jeder neuen Erſcheinung im Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft zuwendet, wie er neben den Modelleur Herrn Oberhoffer tritt, um mit ihm ein phyſikaliſches Experiment zu beſprechen. Es iſt der beſonders in der Damenwelt Wiens wohlbekannte Joſeph Fladung, der ſeine Edelſteinkunde, Aſthetik, Logik, Aſtronomie und Phyſik für Frauen ſchrieb, deren dritte Auflage er eben erlebte. Er gehört zu jener Claſſe „Hofcavaliere" einer frühern Zeit, welche ſich noch in hohem Alter die Ritterlichkeit und Galanterie zur angenehmſten Pflicht machen und für die Bildung des weiblichen Geſchlechts auf äußerſtem Wege das Höchſte anzuſtreben ſuchen. Die kleine braune Wanderfrau, von der wir ſchon berichteten, gehört ebenfalls zu den vertrauten Jugendfreundinnen des Greiſes und gern würde er an ihr die Roheit eines ungalanten Negers, welcher, mit ſcharfer Waffe gegen das muthige Weibchen kämpfend, ihr eine ſo bedeutende Wunde am Arme beibrachte, daß wir dieſe noch jetzt an einer Vertiefung in dem Oberarme der Frau Ida Pfeiffer wahrnehmen können, wieder ausgleichen.

Neben Joſeph Fladung, dem Forſcher in der

Mineralogie, ſehen wir den Botaniker Pokorny, der mit dem Phyſiker Ettinghauſen die große Sammlung der öſtreichiſchen Flora herſtellte, welche durch den Naturſelbſtdruck vertauſendfältigt aus der Staatsdruckerei hervorging, die gewiſſermaßen die große Niederlage aller der Erfahrungen iſt, welche der Reiſende, der Forſchende, der Speculirende und Gelehrte auf ſeinen Entdeckerwegen findet, der Sammelplatz der wichtigſten Reſultate auf dem Felde der wiſſenſchaftlichen Erfahrungen.

Ein Touriſt iſt heutzutage nichts Merkwürdiges mehr und kehrte er ſelbſt aus dem Herzen Afrikas oder von einer Nordpolerpedition zurück, oder der Entdecker einer neuen Welt in der alten bleibt immer eine anerkannte gewürdigte Erſcheinung, umſomehr unter jenem Schwarme von Umherzuglern, die nur oberflächlich ſehen, nur lückenhaft ſammeln und mit halbem Verſtändniß hören.

Das gegenwärtige Wien iſt bevorzugt durch die Rückkehr mancher heimatlichen Erſcheinung, welche mit reichen Schätzen der Erfahrung aus der Fremde heimkam, doch während der Eine den Staub von den Füßen ſchüttelt und ausruht, bereitet ſich der Andere ſchon wieder zu einem Ausfluge vor; während Herr Dr. Scherzer ſeine intereſſanten Vorträge über die amerikaniſche Urwäldigkeit hält, eilt Frau Pfeiffer, von der Geographiſchen Geſellſchaft Berlins berufen, dorthin, um vor jener für die Wilden zu plaidiren. Wie ſie uns ſagte, wolle ſie eine pſychologiſche Auseinanderſetzung geben, wie begründet das Mißtrauen der Waldmenſchen gegen die Weißen ſei und welch kindlich unbedingtes Vertrauen der eigentliche Grundzug jener oft verrathenen und gemarterten Völker ſei, zu denen ihre Sehnſucht ſie wieder führen wird.

Auch Dr. K. A. Frankl verläßt die Kaiſerſtadt und zieht wohlausgerüſtet mit Geld und gutem Willen gen Jeruſalem, um dort — Schulen und Kinderbewahranſtalten zu errichten.

(Ein fünfter Brief demnächſt.)

Deutſche Schauſpieler.

I. Ludwig Deſſoir.

Die Römer warfen dem Tiberius vor: „Wer den Ruhm verachtet, der verachtet auch die Tugend.“ Aber der Mann kann den Ruhm lieben wie ſeine Lebensſonne, ohne daß er ihn ergeizt wie Mammon. Was Egmont zu Klärchen von der Liebe ſagt: „Die Leute erhalten ſie auch meiſt allein, die nicht danach jagen“, kann man für den Ruhm ſo anlegen: Die nicht danach jagen, verdienen ihn oft allein. Ludwig Deſſoir iſt nur mittlerer Größe, ſeine Haltung, ſein Gang und Aufſprechen los, keineswegs imponirend, aber ſobald er die Stirn entblößt, zeigt auch er den geborenen Hamlet und wenn eine Frage ſeine Gedanken anregt, wenn zwiſchen den Augen die kleine dunkle Falte liegt, die das Wetterleuchten ſeines Blicks erhöht, wenn der liebenswürdige, tiefe, klare Strom ſeiner Rede rauſcht, daß der ganze leibliche Menſch an ihm, fortgeriſſen vom eigenen Geiſt, die Willenbewegungen ſeines Innern lebendig begleitet, dann fühlt der Hörer ſich im Geiſt und in ſeiner Realität erhoben.

Ludwig Deſſoir iſt ein gebildeter Schauſpieler. Unwiſſentlich ſpielt er in harmloſen Stunden das einfache Geſpräch zu einer Rolle hinauf, ſteigert den Conflict widerſprechender Meinungen zur feurigſten Spannung und entwickelt kühn, feſt, ſicher den Sieg des Rechten über das Falſche. Selten irrt er. Wo es geſchieht, iſt ſelbſt der Irrthum bedeutend und zeigt oft reizendere Seiten, als die Wahrheit dagegenſetzen kann. Dies auf eine ſeiner Darſtellungen etwas angewandt gibt das Bild ſeines Richard III. Der Charakter des Königs iſt bei Deſſoir ſicher ein moraliſcher Irrthum. Die Berechtigung zur Thronbeſteigung, die er ſich ſelbſt einredet (er fühlt ſich als der Beſähigſten eines Hauſes), die Behauptung der errungenen Würde, dies Alles iſt für unſer Gewiſſen Ungerechtigkeit; dennoch lernen wir ſein dämoniſches Weſen ſo liebgewinnen durch Deſſoir's Spiel, daß wir dem „flachen Richmond“, wie Richard ſeinen Gegner nennt, eher den Tod als den Sieg wünſchen möchten. Der letzte Donnerruf des gottverlaſſenen, verzweifelnden Richard: „Ein Pferd, ein Pferd! Mein Königreich für ein Pferd!“ trägt auch die Bruſt des Zuſchauers in ein kurzathmiges Keuchen, das für Richmond's Gaſſengeſindel ſeine Theilnahme findet.

Wir ſind ſchon in die Werkſtatt des Künſtlers eingetreten. So möge eine Reihe ſeiner Charaktere folgen!

Der höchſten Gewalt der Leidenſchaft im Richard gegenüber ſteht die kaltblütige, eiſige Grauſamkeit des Caligula. Der ohnmächtige, gebrochene Leib, die erſchlafften Geſichtsmuskeln, die zitternden Lippen, die zuweilen aneinanderſchlagenden Zähne des halbverſinnigen Tyrannen, das plötzlich klare Auge, der vom Teufel ſeines Herzens dann auf ein mal zuſammengeraffte, emporgeſchnellte, ſchon beim Leben halbtodte Körper, endlich die ſchauderhafte Wolluſt

des, um „sein Schauspiel" betrogenen Menschenwurmes: „ich will mein Schauspiel haben!" übt einen so peinlichen Eindruck, daß die dramatische Gerechtigkeit des Stücks, die durch den Dichter nur auf schwache Füße gestellt ist, durch die geisterhafte Erscheinung des Schauspielers wesentlich gehoben wird. Wir sehen diesen Caligula richtiger seiner leiblichen Auflösung verfallen als dem Dolch der Verschworenen.

Am auffallendsten tritt Dessoir's Vielseitigkeit darin zutage, daß er vor demselben berliner Publicum, das ihn so oft als Faust gesehen, einmal in Döring's Abwesenheit als Mephisto erschien und später wiederum als Faust. Die Sehnsucht des Publicums, die sich wiederholt in öffentlichen Organen ausgesprochen, ihn von neuem als Mephisto zu sehen, ist bisher unbefriedigt geblieben.

Fast jeder Schauspieler hat eine Steckenpferds-, eine sogenannte Glanzrolle, meist derjenigen Art, die seiner Individualität von vorn herein am besten entspricht. Eine solche Paradeleistung Dessoir's ist sein Othello. Nur einer Stelle aus dem Stück wollen wir gedenken, des berühmten „Fahrwohl", Act 3, Scene 3. Wenn Dessoir „Fahrwohl" und „Lebwohl" spricht, so ist es oft, als löse sich ein verwitterter Felsen, rollte ins Meer und die ganze umgebende Natur sendete ihm mit tiefnachhaltigem Echo den Scheidegruß nach.

Wir erwähnen diesen Ton, weil er für Dessoir's ganze Auffassungsweise charakteristisch ist. Kann man nicht abstreiten, daß in seinem Tonfall und der menschlichen Verlebendigung seiner Absichten etwas Krankes, Erschöpftes, Resignirtes liegt, so paßt die eigenthümliche Verschleierung und melancholisch brütende Trübsinnigkeit des Wesens, die allerdings von mancher andern Rolle, wo sie nicht hingehört, z. B. Coriolan, abzuziehen ist, vorzugsweise auf Othello. Dessoir's Othello ist der Sohn der Wüste, der Abkömmling eines fernen, von der Straße der christlichen Welt ausgeschlossenen Völkerstammes, es ist der Fluch des Patriarchen, der noch auf dem Sohne der verstoßenen Hagar zu liegen scheint. Dessoir's Othello ist von einer, wir möchten fast sagen, dem Künstler unbewußten Poesie. Seine Naturlaute rühren, seine Anstrengung ist ein Ringen des uncivilisirten tapfern Helden, den Druck der Lüge und der falschen Bildung loszuwerden. Die dunkle Klangfarbe seiner Sprache thut dem Ohr und Auge gleich wohl. Man glaubt in den kurzen abgestoßenen, fremdartig betonten Worten mehr Gesang als Rede zu hören. Othello ist Dessoir's größte Leistung. Nächstdem soll es Uriel Acosta sein, den die Intendantur nicht von ihm spielen läßt.

Dessoir ist kein Gastspieler, der plötzlich blendet und wie immer seines Erfolgs gewiß ist. Er hat sich die Liebe und Neigung des berliner Publicums durch sein stilles, anniges Streben und den Ernst seiner Studien erworben. Ohne den elektrischen Genius eines Seydelmann zu besitzen, pflanzt er die Traditionen einer vom Gewöhnlichen sich entfernenden künstlerischen Gestaltungsweise fort. Er hat die Bildung Berlins für sich, wenn er auch dem Kenner nicht in jeder Rolle genügen kann. Er vertritt der geniebegabtern Natur Döring's gegenüber die objective Einheit des Kunstwerks und die gesammelte Ruhe des Denkers, der um blitzende Einzelheiten nicht die Totalwirkung opfert. Döring ist oft hochvollendet im komischen und mittelbürgerlichen Fache, in der Tragödie wird ihm nur die Episode gelingen. Dessoir bietet dem Dichter den sichern Verlaß auf jede derjenigen Gestalten, die ihre Wahrheit nicht in einem äußern Phantasie- oder der Natur abgelauschten Wirgebilde, sondern in dem vollen Austrage des ihnen anvertrauten Gedankeninhalts haben. In diesem treuen und sichern Verwalten eines dem Künstler anvertrauten Gedankenguts liegt der eigenthümliche Zauber, den Dessoir auf das berliner Publicum ausübt. Selbst die staunenswerthe geniale Virtuosität eines Dawison hat diesem Publicum den Glauben an Dessoir's edeln Künstlerwerth nicht erschüttern können.

Seit 1849 gehört Dessoir der Berliner Hofbühne an. Zwei Jahre zuvor hatte er dort gastirt als badischer Hofschauspieler aus Karlsruhe. Professor Köchert war es, der von diesem Gastspiel an unaufhörlich an die Pforten der berliner Bühne klopfte und für den heimgekehrten Fremdling Einlaß foderte. Ihm gebührt der Dank, daß Dessoir den Berlinern in der That gewonnen wurde. — dl.

Anregungen.

Verlorene Seelen.

Der Zweck der Strafe kann, vom christlichen Standpunkte aus, nicht in die bloße Gerechtigkeit, d. i. in die Wiedervergeltung, sondern er muß in die Besserung des Sträflings gelegt werden, zu welcher sich die Wiedervergeltung nur als ein Mittel verhält

An christlichen Strafanstalten sind daher Seelsorger angestellt, denen vornehmlich die Besserung der Strafgefangenen obliegt.

Vergleicht man mit den Bemühungen dieser Seelsorger die durch sie erlangten Resultate, so ist leider nicht viel Erfreuliches zu melden. Wichelmann, Prediger am Zuchthause zu Brandenburg, sagt in seinem Vortrage über „Die Seelsorge an den entlassenen Strafgefangenen" (Berlin, W. Schultze, 1855): „Die Gemeinden empfinden in der Regel mehr oder weniger einen Schrecken vor jedem aus dem Zuchthause Entlassenen; sie haben ein von der Erfahrung gewöhnlich gerechtfertigtes Gefühl, der Entlassene sei bösartiger, verhärteter, gottloser und gefährlicher herausgekommen als eingeliefert. Selbst die eigene Familie zittert nicht selten vor der Stunde seiner Heimkehr, wie seine Einziehung ihr einen Sorgenstein vom Herzen genommen hatte. Eine schwüle Atmosphäre umgibt ihn, bis sich ein neues Verbrechen entladet, das ihn vielleicht mit noch etlichen in seine Verworfenheit Hineinverführten in das Zuchthaus zurückliefert und so die Herzen wieder eine zeitlang erleichtert aufathmen. Und die Zahl der Verbrecher steigt."

Der Verfasser gesteht, daß er manchmal schwindelnd nach seiner Stirn greife vor den grausigen Tiefen dieser dämonischen Abgründe. Die Zuchthäuser bergen nach seiner Schilderung eine Menge eingefleischter Teufel, die sich untereinander zu den größten Schandthaten spornen, die schändlichsten und gefährlichsten Verbindungen schließen und die noch nicht Verhärteten vollends zu verhärten suchen. „Und das sind die Scharen, die zur Zeit wieder herausströmen in die Welt, in die verschiedenen Gemeinden und Familien mit ihrem Pest- und Gifthauch!"

Auf den jetzigen Zuchthäusern mit ihrer Verfassung liegt nach dem Verfasser ein schwerer Bann, der erst zu lösen ist, wenn nicht die verhärtetsten Hinausgebenden aller seelsorgerischen Bemühungen spotten sollen. Die Arbeit der Geistlichen ist bei den Hemmungen, die ihnen durch bureaukratisches Regiment in den Weg gelegt werden, nur „Danaidenarbeit". Der Verfasser verlangt für die Geistlichen der Strafanstalten eine selbständigere Stellung, die Stellung, welche z. B. dem Geistlichen der mecklenburger Strafanstalt Dreibergen, auch erst nach schmerzlichen Erfahrungen, aber mit dem gesegnetsten Erfolge eingeräumt ist. Zweitens, um die gegenseitige Verführung der Gefangenen abzuschneiden, zur Besinnung und Buße Raum zu schaffen und dadurch auch der Seelsorge an den Entlassenen vorzuarbeiten, fordert er die Isolirung aller Zuchthausgefangenen, wenigstens auf ein Jahr und darüber hinaus, bis sie der Geistliche für buß fertig erklärt. Auch Vermehrung des geistlichen Personals, sodaß eine energische Seelsorge überhaupt möglich wird, fordert der Verfasser und meint, daß durch Erfüllung seiner Wünsche die Zuchthäuser wirklich erst Zuchthäuser zur Buße und Besserung, daß sie zugleich Missionsstätten werden würden, die ihr Licht durch die Nacht und ihren Segen durch den Fluch hindurch hineinsenden auch in die Gemeinden bis in die versunkensten Verbrecherfamilien leuchten ließen. Die Fürsorge für die Entlassenen würde nun erst Grund und Boden gewinnen, während jetzt häufig der Entlassene im Taumel seiner Freiheit, die er nicht zu gebrauchen wisse, den Geistlichen auf ihren Zuspruch erklärt: „Wenn Sie mir kein Geld geben wollen, so haben wir nichts miteinander zu theilen!"

Die Hauptgiftquellen, welche immer neue Verbrecher liefern, sind nach des Verfassers Schilderung die Trunksucht und die Sinnlichkeit. Der Branntweingeist richtet in der Verbrecherwelt unglaubliche Verheerungen an, „und ob es die Unglücklichen auch selbst erkennen — wie Viele haben es mir geklagt, sie seien zu schwach, trotz aller Gelübde zu schwach, diesem Verführer zu widerstehen. Und daher klagen sie gewöhnlich nicht sich selbst an, sondern die Obrigkeit, die den Verkauf gestattet!" Ferner sind die Stätten der Fleischeslust auch Hauptpflanzstätten für die Gefängnisse und von den Zuchthäuslern sind nach des Verfassers Beobachtungen nur sehr wenige, die nicht zugleich durch Fleischessünden mehr oder weniger geistig und leiblich zerrüttet sind. „Die entlassenen Züchtlinge wollen zum großen Theil nicht arbeiten, sondern ohne Arbeit herrlich und in Freuden leben, lieber betteln, stehlen, wie sich's trifft. Sind sie doch sehr häufig aus Bettelkindern zu Verbrechern herangewachsen. Sie lehnen daher häufig die trefflichsten Anerbietungen zu gar nicht schwerer Arbeit geradezu ab. Was will in solchem Falle die seelsorgerische Bemühung fruchten, wenn nicht strenge Maßregeln zu Hülfe kommen? Einige polizeilich dictirte Hiebe oder andere Disciplinarstrafen, namentlich Einsperrung mit Hungern, sind in solchen Fällen nicht blos zur Vorbereitung für die Seelsorge überaus heilsam, sondern geradezu unerläßlich."

Die Scheu vor energischer Disciplin, d. h. Hieben, ist in den Augen des Verfassers nicht Humanität, sondern seelenmörderische Barbarei. „Wir haben", erzählt er, „einen jugendlichen Verbrecher gehabt, der beim Anblick erwachsener, mit Ketten beladener Züchtlinge zu weilen vor innerer Lust und, von seiner Umgebung bewundert, den Vorsatz aussprach, es auch noch bis zum Kettentragen zu bringen, und er setzte es wirklich darauf an." Für solche Jugendliche und für die vielen Rückfälligen, die mit unglaublicher Frechheit und mit Lachen die alten Bekannten grüßend wieder die Anstalt betreten, begierig, sich wegen ihrer neuen Heldenthaten bewundern zu lassen, seien Hiebe eine Wohlthat; diese würden ihnen wenigstens das Lachen vertreiben und zur Buße eine Hoffnungspforte erschließen.

Man sieht, der Verfasser nimmt es ernst mit seiner Aufgabe und seine Vorschläge sind wohlgemeint. Aber wir können uns des Bedenkens nicht enthalten, daß eine Seelsorge, die Hiebe zu ihrer Unterstützung braucht, keinen besonders empfänglichen Boden finden dürfte. Der geringe Erfolg der Seelsorge in den Zuchthäusern liegt ohne Zweifel nur in der allzu kirchlich und orthodox gepredigten Form des Christen

thums. Die dem Pietismus so bequemen Formeln seiner Sprache sind allzu fertige. Sie sind nicht selten individualisirt je nach der Natur des vorliegenden zerrütteten Menschengeistes. Diesem sich mit demselben Trosse zu nahen, der den Tugendhaften erquickt, ist völlig fruchtlos. Wen anders als den Müssigen erquickt das reine Quellwasser? Die Seelsorge in Zuchthäusern erfordert mehr Geist, als man in unsern theologischen Seminarien glaubt; mehr Auflösung des Christenthums in seine, den ganzen Menschen ergreifenden Grundwahrheiten, als in unsern homiletischen und liturgischen Uebungen geübt wird. Gerade vom Weltlichen ausgehend, muß das Herz des Verbrechers gewonnen werden; das Natürliche, Einfache in der Glaubenslehre, die Berufung auf den einfachen Schöpfer aller Dinge, auf das innere moralische Sittengesetz wird wirksamer sein als jenes Predigen des Erlösers und Seligmachers, der nur der immer nahestehende Freund der Tugendhaften und der längst nur das Gute Liebenden sein kann. Wir kommen auf unsern oft ausgesprochenen Satz zurück, daß mit der Unterdrückung des Prinzips der Freien Gemeinden unserer Zeit eine große reformatorische Kraft verloren gegangen ist. Dr. Wichern kann neben seine Form des Christenthums, wie man sieht, nur die Instrumente der Züchtigung legen.

Petrarca.

Kehrt zuweilen auf diese Alten zurück!

Das ist Verständniß, Verwandtschaft, innerster Einklang, Schicksalsgleichheit der Herzen! Da liebt ein Dichter, wie wir, mit der ganzen Kraft seines Daseins, der ganzen Macht seiner gehobenen und geläuterten Weiblichkeit! In seiner Liebe, wie in der unsrigen, ruht sein Glaube, sein Hoffen, sein Dulden, sein Erinnern! In ihrem Blick ging ihm, wie uns, ein Himmel auf, schöner, größer, reicher, als daß der seligste Traum ihn umschriebe! Für ihn wie für uns war Frühling, Glück, Traum und Seligkeit da, wo sie war! Sie war die Geliebte, die Herrin, die Verklärte, die Göttliche!

Aber ihm wie uns ging der leuchtende Stern des Lebens unter, für ewig! Nacht vor dem Auge, Nacht im Herzen, liegt seine Seligkeit und seine Hoffnung weit draußen über dem Grabe und die Todessehnsucht rüttelt an den Ketten, die an Schmerz, Entsagung und Dulden die verlangende Seele fesseln.

Ihm aber ward die Trauer zum Worte, die Sehnsucht spricht, das Leid wird ihm zum Liede. Sein eigen Herz leuchtet, wenn der Dichter von Laura singt, so schön und so traurig, Thränen, von Schmerz und Lust, von Wonne und Weh gemischt, rinnen auf die Saiten, die so wunderbar der Leyer des brechenden Herzens tönen. Der Dichter stirbt wie er geliebt, und was er gelitten, das lebt in seinen Liedern fort und klingt zu den verwandten Herzen, die schweigend lieben und ohne Lieder dulden müssen.

Es klingt durch Jahrhunderte fort und über die Grenzen seiner Sprache hinaus — denn die Liebe mit ihrer Lust und ihrem Leid ist ein heilig, unter Kummertes Erbe, fortgehend durch alle Zeiten und alle Völker.

Was veranlaßt uns zu dieser Huldigung an den Dichter im Thal von Vaucluse?

„Gedichte von Francesco Petrarca. Uebersetzt von Wilhelm Krigar" (Berlin, Huber, 1835).

Das Buch sei Allen, auch den deutschen Dichtern empfohlen, denen noch allzu oft jene Ursprünglichkeit und warme Hingabe an ihren Gegenstand fehlt, die wir an Petrarca zu rühmen haben. Unsern verstandzählenden Akademikern wollen wir die Beurtheilung überlassen, ob Petrarca seine Laura auch hier deutsch in wahren, wirklichen, untadeligen Jamben geliebt und ob er nicht hier und da sich einer kleinen metrischen Untreue schuldig gemacht. Im Allgemeinen scheint uns diese Uebersetzung gelungen zu sein. Sie besitzt den ganzen Wohllaut, den die deutsche Sprache allenfalls gegen die Harmonieen der italienischen aufbringen kann.

Aus dem Buche des Lebens.

Was ist das Gegentheil von kalt berechnet? Lebenswarm ergriffen. Von Convenienz? Seelenvolle Innigkeit.

Für ein dichterisches Gemüth, für Jeden, der ein inneres Leben führt, gestaltet sich durch ein unbewußtes Spiel der Phantasie eine Scene der Vergangenheit oft zu einem weit schönern Bilde, als es die Gegenwart war.

Göginger, Viehoff und so die übrigen Commentatoren der Dichter haben in ihren sprachlichen Bemerkungen mehr oder weniger den besonders jeden Dichter widerlich berührenden Fehler, daß sie die Sprache nicht als eine fortwährend aus sich selbst unmittelbar schaffende betrachten.

Zu dem völligen Genusse eines Kunstwerks gehört immer das Gefühl, als hätte man es selbst schaffen können, wenn in die ursprünglichen, im Innern ruhenden Ideen plötzlich die Schöpferkraft, die Kraft des concreteren Gestaltens eingeschlagen hätte.

Es liegt ein eigenthümlicher Reiz der Freundschaft darin, ihr auch in seinem Eigenlob ganz aufrichtig sein zu können.

Mag uns auch etwas noch so Liebes durch den Tod entrissen werden, den Trost werden wir immer haben, daß wir nun erst recht fühlen, wie unendlich wir dies Wesen geliebt, so unendlich, wie wir es im gewöhnlichen Verlaufe des Lebens nie gefühlt haben würden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 28.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Nur ein Conterist.

Erzählung in fünf Capiteln.

Erstes Capitel.

Die gute Mutter.

Sonderbare Aufregung beim Wiedersehen der jahrelang entbehrten Heimat der Kindheit — merkwürdiges Gefühl, wohlthuend und beengend, rührend und fast verwirrend! Mit welcher Deutlichkeit treten die kleinen Belustigungen und Kümmernisse von einst vor den Spiegel der Seele! Ist es nicht, als fingen wir das alte Spiel von neuem an, als würde uns die ganze Lust der Jugend noch einmal geboten?

Der junge Mann da in der Droschke springt heraus — er thut wohl daran, mit den zitternden Händen ohne weiteres gegen die Thür zu klopfen, denn Klingel oder Klopfer hatte sie nicht. Und er hatte nicht lange zu warten. „Wer ist da?“ rief es drinnen. — „Ich!“ — Ich? Welch ein Ich und noch dazu ein Ich mit schwankender, versagender Stimme — wer von den tausend Millionen Menschen der Welt kann so ein „Ich!“ rufen? Das kann nur Einer! Der schwankende Ton hatte gleich das Mutterohr getroffen, es war die Stimme einer Mutter, die „Licht — Rose Rose — Licht! Licht!“ rief; eine Mutter war's, die dem heimkehrenden Sohne, ohne das Licht zu erwarten, in die Arme flog.

„Joseph!“ — „Mutter!“ Und so weiter, und so weiter — wir kennen Das Alle.

Es kommt gar nicht darauf an, wie viel mal der große junge Mann die alte kleine Frau in die Arme gedrückt hatte, bis das Licht kam, wo denn der Droschkenkutscher anfing, die Bagage abzuladen und der schmale Hauseingang natürlich nicht gesperrt bleiben konnte und Joseph auch nach dem Seinigen sehen, also Mutter und Sohn noch auf einen Augenblick trennen mußten.

Das dauerte nun freilich keine Ewigkeit und doch eine Ewigkeit für das Mutterherz — die Koffer kamen herein, der Kutscher kletterte auf seinen Bock und rumpelte davon, nachdem er Mehres von ungeheurer Bagage und kleinem Trinkgeld gemurmelt, das Mädchen schloß die Hausthür und legte den hölzernen Knuttel ein, der als Riegel diente, und Mutter und Sohn gingen Hand in Hand nach der langen dustern Hinterstube, die einen zwanzig Jahre lang Beiden zur gemeinschaftlichen Wohnung gedient, in der sie geschlafen und gegessen, gelebt und gelitten hatten.

Sieben Jahre! Sie verfliegen gar leise und unmerklich, wenn wir sie im Kreise der Unsrigen verleben; aber sie zeigen uns ihre ganze Kraft, wenn wir sie fern von Denen zubringen, die uns theuer sind. Wie hager, wie verkümmert sah sie aus, die gute Mutter, und wie groß, männlich und frisch dagegen Joseph, der Heimkehrende! Wie elegant und fashionable war er gekleidet, wie glänzte der mächtige Siegelring an seinem Finger, nachdem er die Handschuhe abgezogen, und wie eng die feine, moderne Ulkerette, die seine Weste umspannte! Gewiß hatte dies Zimmer mit seinen braun und grün schillernden erblindeten Fenster-

ſchreiben, mit dem harten braunen Canapé unter dem Fenſter, den ſechs alten, wurmſtichigen Polterſtühlen, der vielfach geborſtenen und geflickten Kommode, den zwei rohen Bettnellen und dem einzigen, zerſchlagenen Spiegel (er war ſchon vor ſieben Jahren zerſchlagen geweſen) ſelten einen ſo feinen Bewohner oder nur Gaſt geſehen. Und wie ſollte es auch? Die gute Mutter war arm, ſie hatte einen kleinen Kramladen vorn im Hauſe, wo ſie Brot, Butter, Cichorien, Milch, Eier, Schwefelhölzchen in den kleinſten Mengen und an die ärmſten Leute der an armen Leuten reichen Straße verkaufte. Davon hatte ſie ſich alle die Zeit her ernähret, ſich und den nun verſtorbenen Vater Joſeph's und Joſeph's Geſchwiſter, die gleichfalls Alle dahin waren, bis auf ein kleines neunjähriges Mädchen, das noch immer in ihrem Bettchen ruhig fortſchlummerte, und Joſeph ſelbſt — davon hatte ſie ihn erzogen, und wie vortrefflich und mit welchen Opfern hatte ſie ihn erzogen — die gute Mutter!

Aber Joſeph ſollte erzählen, während die Mutter ihn unabläſſig betrachtete (und mit welchem Stolze!), während ihre Blicke an ſeiner hübſchen, ſchlanken Geſtalt hingen und ſeine elegante Tournüre mit weiblichem Auge, und mit dem Auge der Mutter dann, muſterten. Was ſollte er erzählen? Sie wußte ja, wie er erſt eine Stelle als Contoriſt in Hamburg erhalten, wie er von dort nach London übergeſiedelt und ſich hier durch ſeine Sprachkenntniſſe eine Stelle in einem ſehr guten Contor verſchafft, und wie er endlich, halb aus Heimweh, halb aus kindlicher Liebe (und nach reiflicher Ueberlegung, was ſie nicht wußte) nach Hauſe zurückgekehrt war. Seine Erlebniſſe in dieſen ſieben Jahren waren ſo einfach! Er erzählte, welch ein einfältiger, alter Kauz Mr. Nothing, der erſte Theilhaber des Geſchäfts, geweſen und wie Mr. Swan, der hochmüthige Narr, das Ganze geleitet und wie ſtolz Herr Puppet, der zweite Theilhaber, geworden, ſeit er Lady Dingsda, Witwe des Sir Thomas Dingsda, geheirathet und ſich auch faſt gar nicht mehr habe in der City blicken laſſen, und wie die Herren Silly, Plain, Simple und Binny, ſeine Collegen, von jenem Mr. Swan, dem Buchhalter, maltraitirt worden ſeien, das aber er, Joſeph, ſich um Keinen bekümmert, daß ihm Niemand etwas zu ſagen gehabt; denn er habe blos die ausländiſchen Correſpondenzen geführt und davon habe Niemand etwas verſtanden, außer dem ſtolzen Puppet, der ihm daher auch ſehr gewogen geweſen und ihn nur höchſt ungern fortgelaſſen habe; denn in London ſeien die Contoriſten ſelten, die nur Franzöſiſch verſtänden, und nun gar Deutſch und Italieniſch — nach ſo Einem wieder würden ſie lange vergebens ſuchen.

Dazwiſchen mußte aber auch die Mutter erzählen; vom Tode des Vaters (wobei ſie aus mehren Gründen bitter zu weinen anfing), von dem leidlichen Geſchäft und von den alten Bekannten und Spielkameraden Joſeph's, die nun auch meiſtens in die Welt hinausgefegelt waren, wie er ſelbſt einſt. Ach, es waren ſonderbare Wechſelergießungen von Freude und Leid, rührende Gefühle und alltägliche Kleinigkeiten, die Myſterien der heiligſten Liebe und allerliebſte kleine Klatſchgeſchichten folgten bunt aufeinander; aber zwei Herzen verketteten ſich dabei ſo innig, wie nur Herzen von Mutter und Sohn es können.

Woher war wol im Nu das Bett gekommen, das die Mutter auf dem Canapé bereitet hatte? — Ich kann verſichern, daß es das weichſte Bett im Hauſe war — in dieſer kleinen Wirthſchaft gab es doch gewiß nichts Ueberflüſſiges, namentlich an Betten. Und noch lange nachdem die guten Seelen ſich niedergelegt hatten, ging das Geſpräch mit Fragen und Gegenfragen fort und ſchien kein Ende nehmen zu wollen; denn es war unglaublich, mit welcher Theilnahme ſich die Mutter nach den Herren Nothing und Puppet und Swan, Silly, Plain, Simple und Binny erkundigte und wie raſch ſie alle dieſe Herren mit ihren ſeltſamen Namen, Charakteren, Eigenſchaften und Functionen kennen lernte; wie zärtlich ſie von Herrn Puppet ſprach und wie böſe ſie auf Mr. Swan war und in welche Combinationen ſie dieſe Alle zu ihrem Joſeph brachte. Und auch Joſeph zeigte für einen jungen Citykaufmann eine ſonderbare Neugierde nach dem Preiſe der Schwefelhölzchen, der Butter und der Eier in einer preußiſchen, ſeebelegenen Provinzialſtadt — denn da befinden wir uns —, und namentlich nach den Talenten der Dienſtmädchen, über die ihm freilich Niemand beſſere Auskunft geben konnte als ſeine Mutter; denn die Dienſtmädchen waren ihr Steckenpferd, wie der Scheim wohl wußte.

Endlich wurden die Fragen ſeltener, es traten hin und wieder Pauſen ein, der Schlaf fing an, ſein Theil zu fordern; denn die gute Mutter mußte ja alltäglich um 5 Uhr Morgens auf (wo die Milchfrau kam) und erſt um 10 Uhr Abends kam ſie zur Ruhe. Auch Joſeph war müde von der großen Eiſenbahnreiſe; allmälig gelangte er in jenen halbbewußten Zuſtand, der dem Schlafe

voranzugehen pflegt und nach großen Anstrengungen besonders lange dauert; seine Augenlider schlossen und öffneten sich ein paar mal — er träumte noch eine Weile halb wachend — dann webten ihn die sanften Fittige des Schlummergottes näher und näher, leiser und leiser an. Alles war still. Die Mutter, das Dienstmädchen rüsteten sich, nun auch zur Ruhe zu gehen. Da plötzlich hörten sie in der vordern Stube einen Schrei. Die Mutter fuhr von dem Bette empor, wo sie sich auszog — ihre Stühle waren drinnen an das Canapé gerückt —: „Joseph, Joseph! Um Gotteswillen, Joseph, was ist dir?"

„Licht — Licht — Licht!" rief Joseph mit erstickter, athemloser Stimme.

Das Licht kam im Augenblick, aber wie erstarrte die Mutter beim Anblick ihres Lieblings, der halb ohnmächtig, freidewein, mit rollenden Augen und verzerrtem Munde dalag!

„Joseph, Joseph! Was hast du, mein Kind? Willst du Thee? Rose, geschwind, Feuer anmachen — schnell, schnell!"

Joseph richtete sich im Bett empor — ihm war schon viel wohler — sein Gesicht nahm wieder die gewohnliche Form an — der Ausdruck der Wildheit in den Augen machte nach der Ueberfrage sogar einem leisen Lächeln Platz; denn er erinnerte sich aus frühern Zeiten dieses Universalmittels, mit dem die gute Mutter stets zur Hand war.

„Aber Joseph, was geschah dir denn nur?"

Joseph strich sich die feuchten Haare von der schönen Stirn und wieder war's, als käme ein Fieber über ihn, und er stutzte, sich geheimnißvoll umsehend: „Mutter, hörst du? Klopft es nicht? Da! Da! Hörst du, wie es klopft?"

„Mein Sohn!" stammelte die Mutter entsetzt und sah sich um und horchte . . .

„Ich träumte wol" — sprach Joseph leise und hatte jetzt die Mutter mehr zu beruhigen als sich; denn der Mutter weckte sein Horchen und sein Wort: „Es klopft!" die furchtbarsten Erinnerungen.

Aber schon streckte ein blondes, rosiges Köpfchen sich über ihre Schulter und herrliche blaue Augen blickten neugierig nach Joseph hin.

„Jenny — meine Schwester, meine liebe Jenny!" rief dieser, seine Arme ausbreitend; „ich bin es, ich, dein Bruder Joseph!"

Die blauen Augen sahen diesen Bruder nicht zum ersten male, doch fehlte dem Kinde die Erinnerung. Joseph's Hand erhaschte eins der zarten Aermchen, er drückte die kleine Person ohne Umstände an sich.

„Ach, Joseph," sagte die Mutter weinend, „nun das noch wiederkommen!"

„Sei ruhig, Mutter!" entgegnete Joseph' „Ich fürchte mich bei euch nicht mehr; es wird mich nicht mehr erschrecken! — Du weißt, daß ich lebhaft träume — die Reise — die Ankunft — ich war zu aufgeregt!"

Einige schwere Seufzer — ein Kuß auf Jenny's Stirn — man ging zur Ruhe — noch aus der Kammer rief die Mutter: „Nun schlaf' wohl, mein Sohn' Gute Nacht!" — —

— Der folgende Tag führte eine allgemeine Glückseligkeit in die dunkle, schmale Hinterstube; die Mutter ging fast während des ganzen Vormittags nicht in den Laden hinaus (seit zwanzig Jahren überließ sie heute zum ersten mal dem Dienstmädchen den geweihten Stuhl hinter dem Semmelbret), auch Jenny durfte nicht nach der Schule. Joseph war ziemlich munter; des bösen Traums wurde mit keiner Silbe gedacht, dagegen zählte die Mutter alle Dienstmädchen der letzten sieben Jahre her (eine mächtige Anzahl!) und fertigte sie geheurig ab, und kam dann wieder auf die Herren Puppet, Nothing, Swan, und dann auf die Wohnung, das Essen in England und auf alle Kleinigkeiten des dortigen Junggesellenlebens, und endlich fing Joseph an, seine Kisten und Koffer zu öffnen und — was kam da nicht zum Vorschein!

Joseph war nicht mit leeren Händen zurückgekehret. Er hatte im mütterlichen Hause eine harte Lebensschule durchgemacht und dasselbe als achtzehn- oder neunzehnjähriger Hypochonder unter eigenthümlichen Umständen verlassen. Er hatte seitdem die geselligschaftlichen Freuden ängstlich gemieden, im Grunde, weil er sie fürchtete, weil er sich zu ihrem Genusse unfähig glaubte; weil er weder tanzen noch irgendein Kartenspiel spielen konnte, weil er keine Musik verstand; weil er einen anerzogenen Haß und Ekel gegen jede Art von aufregenden Getränken hatte; weil er zwar vier Sprachen sprach, aber in keiner etwas sagen zu können glaubte, was über den Horizont eines Contorstuben hinausging. Er hatte immer ein zurückgezogenes Leben geführt, hatte sich am Tage hinter seinen Haupt- und Contobüchern und Correspondenzmappen und am Abend hinter seinen Grammatiken und Wörterbüchern verschanzt: denn er studirte sehr fleißig, was zu seinem Berufe gehörte, und als seinen Beruf hatte er in London Sprachkenntniß erkannt; — zur Erholung zeichnete und malte er. So war es gekommen, daß er in London seine bedeutende Gage (die sich übrigens später

ſogar ſehr erhöhte) lange nicht verbrauchte, vielmehr bald einiges Geld zurücklegte. Der erſte Beitz hatte einen unendlichen Reiz für ihn gehabt; er hatte mehr und immer mehr erſtrebt; er hatte geſammelt, zuſammengeſcharrt, gedarbt und gewuchert, er war ein ganzer Geizhals geworden. Für Leute dieſer Art ſind die erſten hundert oder tauſend Thaler immer die ſchwerſten, dann wächſt der Haufe unter ihren geſchickten Händen wie die rollende Lawine. Und Joſeph war geſchickt, ſehr geſchickt im Geldererwerben; er hatte das Seinige umgetrieben, mit erlaubten und auch — wie das ſo geht — mit unerlaubten Mitteln; er hatte ſelbſt ſpeculirt und während er fleißig die Correſpondenzen der Herren Reibing und Puppet führte, hatte er Geſchäfte gemacht, bei denen viele Herren nicht ſelten lebhaft betheiligt waren, ohne eine Ahnung davon zu haben. Durch dies kühne Spiel, das er übrigens zur rechten Zeit abbrach, war er allmälig ein für ſeine Heimat wohlhabender und für den Stand ſeiner Mutter ſogar ſehr reicher Mann geworden. Nun glaube man aber nicht, daß Joſeph ſogleich mit ſeinem Reichthum herausrückte — nein, er ließ die Mutter im Gegentheil in dem Glauben, daß er gekommen wie er gegangen, als armer, von der Hand in den Mund lebender Commis, der wohl daran thäte, ſich bald nach einer Stelle umzuſehen. Und darum liebte er die gute Mutter nicht weniger, ja er hatte eben nur geſchwiegen, weil er ſich ſelbſt beweiſen, daß er ihr mit der Mittheilung ſeiner glänzenden Vermögensverhältniſſe keinen Liebesdienſt erweiſe; daß er dadurch vielleicht Mißtrauen gegen den reichen Sohn in das Mutterherz einflöße, das ſich dem armen mit ſo inniger Hingebung an- und aufſchloß — genug, er hatte höchſt triftige Gründe für ſein Schweigen. Und hinter den Couliſſen der Seele verſteckte ſich noch ein Grund, den er aber ſelbſt nicht ſehen mochte — die Geizigen ſprechen von Allem lieber als von ihrem Gelde.

Nichtsdeſtoweniger hatte Joſeph in ſeinen Koffern eine Menge koſtbarer Dinge, die ihn für den gewöhnlichen Beobachter als einen höchſt freigebigen Menſchen erſcheinen laſſen mußten. Da kamen koſtbare engliſche Stoffe und allerhand werthvolle Schmuckſachen, Geſchenke für Mutter und Schweſter, zum Vorſchein: Damenuhren, Brochen, allerliebſte Nadeln und Ringe, Tücher und was immer ein weibliches Herz erfreuen konnte. Joſeph fand das Schenken ſehr ſüß; das Vergnügen, das aus den Augen der Beiden leuchtete, die Liebkoſungen, mit denen die muntere Schweſter Jenny, ein wahrer Engel an Schönheit, ihn überſchüttete, und die ſtille Freude der Mutter — das war eine Wolluſt für ihn, die ihn umſomehr glücklich machte, als er ſie heute zum erſten male empfand; denn er erinnerte ſich nicht, in ſeinem Leben jemals Jemanden etwas geſchenkt zu haben. Aber dem Rauſche folgte der Jammer auf dem Fuße und es dauerte gar nicht lange, bis er meinte, daß dies Vergnügen (inſofern es ein Vergnügen ſei, was ihm ſchon zweifelhaft vorkam) doch gar theuer erkauft würde. Indeſſen waren andere, auch recht koſtbare Sachen noch im Grunde der Koffer verborgen geblieben, vielleicht um ſpäter damit den guten Herzen eine Freude machen zu können, vielleicht auch — doch was weiß ich? Gewiß iſt nur, daß er nicht im entfernteſten an Mutter und Schweſter gedacht hatte, als alle dieſe Dinge auf ihn übergingen (denn ich will nur gerade herausſagen, wie ein guter Kaufmann früh ſchon zu Geld zu kommen ſucht), als er ſie in Pfand für kleine Summen nahm, die anfingen, unſicher zu werden, oder ſie von bankrotten Conkurskameraden in einem Augenblicke höchſter Noth erhandelte — er hatte niemals ſolche Kleinigkeiten verſchmäht und neben andern Operationen und Geſchäften war ſeine Verbindung mit Moſes Spunge und Aron Carrot bis auf den letzten Tag einträglich genug geweſen; er hatte ein gutes Herz, aber einen recht ſpeculativen Sinn — kurz, es war — „nehmt Alles nur in Allem!" — ein Kaufmann.

Nachmittags (d. h. nach 12 Uhr) ging Joſeph hinaus, nicht mit der Mutter, die durch ihr Geſchäft an das Haus gefeſſelt und ſeit mehr als zwanzig Jahren immer nur dann auf die Straße gekommen war, wenn eins ihrer vielen Kinder begraben ward; auch nicht mit der allerliebſten kleinen Schweſter, die ihm daher einigermaßen zürnte, ſondern allein, um einige Beſuche zu machen. Einſt als armer Knabe war er in den Familien einiger Schulfreunde gaſtlich aufgenommen und damals lieber dort als zu Hauſe geweſen, woran er ſich mit Rührung und Dankbarkeit erinnerte. Man freute ſich freilich hier und da, ihn wiederzuſehen, aber es war doch anders als er erwartete — die Jugendfreunde waren hinaus; die wenigen, die er noch fand, hatten neue Ideen, andere Kreiſe, zum Theil eine Stellung im Leben, die es ihnen unmöglich machte, einen Schulkameraden zu kennen, der nichts zu haben und nichts zu ſein ſchien; die jungen Damen waren verheirathet — überall neue Geſichter, eine neue Generation.

Einer dieſer Höflichkeitsbeſuche galt einer Dame, mit der ſeine Familie verwandt war, der Frau eines ebenfalls verſtorbenen Bruders von Joſeph's Vater, der ſich in Rußland als Gutsadminiſtrator während einer langen Reihe von Jahren ein ziemliches Vermögen erworben, dann in die Heimat zurückgekehrt war, eine junge Frau genommen, aber ſein Lebens- und Ehegluck nicht lange genoſſen hatte. Joſeph's Mutter war nie in den Umſtänden geweſen, irgendeine Beachtung von Seiten dieſer reichen Verwandten zu verdienen, und die arme Frau im Laden hatte, im Gefühl ihrer demüthigen und verächtlichen Armuth, jene ſelbſt gemieden. Nur der Tod ihres Mannes — er folgte bald auf Joſeph's Auszug in die „weite, weite Welt" — brachte ſie in die Verlegenheit, ſich an ihre reiche junge Schwägerin, die damals ſchon Witwe war, mit der Bitte um Geldhülfe zu wenden — ach, der Tod iſt ja ſo bitter für die Armen, denn er fordert die Begräbnißkoſten mit ſich und die Kirche borgt nicht! Silbergroſchenweiſe hatte ſie das bittere Darleben zuſammengeſpart und Guldenweiſe hatte ſie es bezahlt; aber obwol ſie es bezahlt hatte, bewahrte ſie die Erkenntlichkeit für die reiche Schwägerin in ihrem Herzen, deren Stolz ſie für die natürliche Eigenſchaft jeder vornehmen Dame hielt, und ſie hatte auch jetzt nichts Eiligeres zu thun, als den heimgekehrten Knaben Sohn zu der Dame zu ſchicken, um in ſeinem und ſeiner Mutter Namen nochmals den Dank für jenen kleinen Dienſt auszudrücken. Ob ſie wol einen Nebengedanken hatte, von dem ſie dem Sohne nichts ſagte? Ob ſie, die arme, demüthige Frau, nicht ſelbſt von einem kleinen Triebe des Stolzes, der Eitelkeit geleitet wurde? Joſeph freilich wurde durch dieſen Gang ſehr beläſtigt; er haßte alles, was mit gewiſſen Erinnerungen zuſammenhing; es ſchmerzte ihn ſehr, daß ſeine Mutter die Unterſtützung dieſer vornehmen Schwägerin benutzt hatte. Er beſann ſich, daß er damals ſchon etwa fünf Pfund Sterling geſpart hatte; aber die Mutter hatte ihm nur das Begräbniß des Vaters angezeigt, nicht ſeinen Tod, und noch weniger, was ihr Beides gekoſtet.

Joſeph ſtand vor dem Hauſe der vornehmen Verwandten. Er, der, wenn er an ſeine Brieftaſche auf der linken Bruſt klopfen wollte, manches Geſchäft der reichen Handelsſtadt aufkaufen konnte, hatte ganz nur die Schüchternheit eines Neulings; nicht einmal an ſeine ſchöne Figur dachte er, an ſeine londoner feinen Stiefeln, ſeine elegante Cravatte, ſeinen prächtigen Siegelring unter den [illegible] eingeſchmuggelten Handſchuhen von John Attend and Brothers, Piccadilly Street —, er dachte nur an die geſparten Silbergroſchen ſeiner Mutter, an den Tod des Vaters, gewiſſe Erinnerungen — — — er zog die Klingel, nannte ſich, wartete und trat der Dame, die ihn auf einem Sopha empfing, mit

Nein, dieſe Begegnung wird für unſern Helden entſcheidend. Wir müſſen ihr ein neues Capitel widmen.

Zweites Capitel.

Eine junge Witwe

Die Dame war in ihrem Salon.

Sie empfing Joſeph ſehr majeſtätiſch.

Sie war in der letzten Blüte der Jugend, in jener Art Nachſommer, den die Frauen ſo gern für den eigentlichen ausgeben, für den alle Künſte der Toilette erfunden, alle Feinheiten des Schmucks erdacht werden — eine große, glänzende Geſtalt mit brillanten Augen, die ſie vortrefflich in ihrer Gewalt hatte, und ganz herrlichen ſchwarzen, flatternden Locken.

Sie kannte natürlich Joſeph ſehr wenig. Als ſie ihn zuletzt geſehen, war er ein Gewurm geweſen, das man entweder nicht ſah oder das man trat, wenn man es ſah. Er hatte Muße, ihr begreiflich zu machen, wer er ſei; ſein Name war ihr wenig geläufig. Die Schuld war ja längſt abbezahlt.

„Nehmen Sie Platz!"

Dabei druckten ihre großen Augen eine ſo ſprechende Langeweile aus, daß Joſeph nicht den mindeſten Zweifel über den Eindruck haben konnte, den er gemacht; aber eben deswegen war er nicht geneigt, das Feld zu räumen; als halber Engländer beſaß er ein ziemliches Stück Phlegma. Er ſetzte ſich und antwortete mit ſehr gemüthlicher Ruhe: „Joſeph Ulrich, gnädige Frau, heiße ich!"

„Ich hoffe, daß es Ihnen wohlgeht?" fuhr die Dame fort, und diesmal druckten die großen Augen nicht allein Langeweile, ſondern auch Hochmuth aus.

Joſeph ließ ſich nicht irren. Er machte von ſeinem Stuhle aus eine artige Verbeugung und meinte behaupten zu können, daß das jetzt wol keinem Zweifel unterläge, worauf die Dame ein ganz klein wenig von ihren weißen Zähnen zeigte und ihn fragte, ob er aus Frankreich, dem Lande der Galanterie, käme?

„Nein!" ſagte Joſeph; „ich habe ſeither meiſtens in London gelebt. Doch darf ich mir erlauben,

das Verwerfliche des schönen Frankreich anzufechten; denn nicht dort ist die Galanterie zu Hause, sondern überall, wo es Schönheit gibt!'"

„Ha!'" entgegnete die Dame, „wer hätte geglaubt, daß mein Herr Neffe als ein so vollendeter junger Gentleman heimkehren würde!" Wenn das Spott war, so war er unter der Maske der Indolenz versteckt. Dennoch plauderte die Dame etwas von vergangenen Tagen und nannte sich selbst die Tante Laura. „Wir waren damals", sagte sie, „Beide halbe Kinder und ich habe seitdem mit vielem Interesse gehört, daß es Ihnen wohlgeht — Sie werden sich jetzt wol hier niederlassen? Haben Sie schon ein — ein Engagement oder dergleichen?"

„Ich will mich selbst etabliren".

„Ei, ei!"

„Ich trat schon von London aus mit dem Grafen Scabinski in Warschau und der dortigen Firma Carl & Comp. in Verbindung; diese wird ihr Speditionsgeschäft aufgeben und wir werden einen Getreidetransithandel eröffnen — die Chancen stehen gut für uns, denn Scabinski's Name empfiehlt uns in Warschau, der meinige in London und Herr Carl leitet die Geschäfte am hiesigen Orte."

„Ei, ei!" wiederholte Tante Laura, und diesmal glänzten die großen Augen sehr lebhaft und in so vielen Schattirungen, daß es unmöglich war zu erkennen, welche Empfindungen sie abspiegeln sollten; „Sie werden sich hier etabliren? Sie werden in das Handelshaus des Herrn Carl als Compagnon eintreten?"

„Compagnon? Natur werde ich mich bedanken!" antwortete Joseph. „Herrn Carl's Geschäft ist keins, in dem man Capitalien in rentabler Weise anlegen kann — im Gegentheil gibt Herr Carl seine Firma auf und Scabinski und ich hängen die unsrige hinaus."

Das Wort machte eine viel andere Wirkung, als Joseph erwartete, obgleich er immerhin seinen Zweck erreichte — er wollte demüthigen! die Mutter, sich selbst rächen! Er hatte in der That gedemüthigt, aber er sah es nicht, er war bald von seinem eigenen Werke berückt. Die schöne stolze Tante ward lebhaft, ward zutraulich, ward herzlich; ihr vorhin leichtes und kaltes Benehmen gegen ihn ward so aufmerksam, so zuvorkommend, so respectvoll; die großen Augen glänzten ihn an, die schönen Lippen lächelten ohne Zurückhaltung und im Verlauf des Gespräches vergaß sich die liebenswürdige Dame nicht nur so weit, den jungen Mann „Joseph", sondern sogar „lieber Joseph!" zu nennen.

Joseph wußte nicht, wie ihm geschah. Er war sicherlich nicht dumm, aber auf Frauenzimmer verstand er sich noch sehr wenig; er kannte fast nur seine Mutter, die er verehrte, und durch dies Medium betrachtete er das ganze Geschlecht, das ihm demnach natürlich in Busch und Bogen als ein Ideal aller Vollkommenheiten des Herzens erschien. Stolz und Hochmuth hatten ihn zu einer Sache vermocht, die der Kindesliebe unmöglich gewesen war; er hatte der „Tante Laura", wie die Dame von nun an durchaus heißen wollte, von seinen Glücksumständen gesprochen, die er sogar seiner Mutter verschwiegen; er hatte ihr zeigen wollen, daß der einst so verächtliche Junge ein achtungswerther Mann sei; dann aber war er nicht im Stande, der nicht sehr feinen Veränderung ihres Benehmens zu folgen, und wenn er überhaupt über den Grund derselben nachdachte (was sehr zweifelhaft ist), so schrieb er sie dem allmäligen Oeffnen des weiblichen Herzens zu, das ja, seiner Theorie gemäß, jeden fremden Mann im Anfang mit Zurückhaltung behandeln mußte. Daß auch die Frauen den Mammon anbeten, fiel ihm nicht mehr ein, seit diese großen Augen auf ihn einblitzten.

Mit einem Worte, Joseph war von der Tante entzückt.

Vergeblich wollte er sich dann empfehlen — er mußte bleiben — bleiben, um der armen, einsamen Tante (ein Herr Hafke, ihr gewöhnlicher Hausfreund, war aufs Land gefahren) die Zeit zu vertreiben; er mußte zu einem kleinen Souper vis-à-vis bleiben; ach, die arme, einsame, trauernde Taube bot ihren ganzen Vorrath von Liebenswürdigkeit und Witz auf, um den lieben Joseph ganz „festzumachen". Es gelang ihr so wohl, daß der arme Junge noch in seinem ganzen Leben kein so schweres Herz gehabt hatte als diesen Abend und bald berauscht von Seligkeit nach Hause kam. Armer Joseph! Es passirte dir zum ersten male, daß ein weibliches Wesen Eindruck auf dein jetzt sechsundzwanzigjähriges Herz machte!

Joseph war so glücklich, daß er nichts sah von der trüben Stirn der guten Mutter, nichts von den schmollenden Lippen der kleinen Schwester — Beide hatten während der langen Zeit, daß der Bruder ausblieb — — bis in die Nacht! — beieinander gesessen und von ihm und nur von ihm gesprochen. Sie hatten von Minute zu Minute die Straße hinab- und hinaufgesehen, ob er noch

nicht käme; aber er kam lange nicht, er kam immer nicht; es verging der Nachmittag, dann der Abend, und zuletzt war Jenny böse auf ihn.

Als er dann kam und die Mutter mit dem scharfen Auge der Liebe seine glückliche Aufregung bemerkte, einen Zustand, der nicht weit von einem heitern Rausche entfernt war — war sie dann froh?

Ich glaube es kaum, denn das weibliche Herz fühlt fein — und erst das Mutterherz!

Es beschlich sie ein sonderbares banges Gefühl, eine Art Eifersucht. Sie war neidisch auf Diejenigen, die ihren Joseph sogleich so lange hatten fesseln und ihn scheinbar so glücklich machen können. Sie hatte sich ja geträumt, daß sie ihn allein besitzen würde.

Joseph hatte zwar ein Souper bei der Witwe, seiner Tante, gehabt, aber nichts gegessen —; er ließ sich das Abendbrot schmecken, das ihm die Mutter aufbewahrt, obgleich es nur Bratkartoffeln waren und zwei geschmorte Cotelettes. Dazwischen erzählte er von seinem Ausfluge. Er erzählte — hintenherum also — z. B. von der Lichtenberg'schen Familie, die ganz und gar hin sei, da beide Mädchen geheirathet hätten; von Neumann's, wo sie Alle süß geblieben; von seinem alten Freunde Schmidt, den er als schmucken Leutnant wieder gefunden; von Allen, von Allen, nur nicht von der liebenswürdigen Tante. Weshalb er nicht von ihr erzählte? Er dachte vielleicht nur, es wird schon nach ihr gefragt werden.

Richtig. Man frug.

„Hm", meinte Joseph, die Bratkartoffeln bis auf die kleinsten, die schmackhaftesten, vertilgend, „ich war auch bei ihr' Hm' Ja, eine recht hübsche Frau!"

„Ach", sagte die Mutter, „Geld borgte sie mir, aber zum Begräbniß kam sie nicht! Sie ließ sagen, sie sei krank; sie schämte sich, weil wir arm sind."

„Wir? Wir?" rief Joseph. Jetzt schon widerstand er nicht mehr. Derselbe Stolz, der ihn vorhin angestachelt, mit seinem Glücke vor einer fremden Person zu prahlen, trieb ihn jetzt an den Hals seiner Mutter.

„Nicht mehr arm, Mutter", rief er, „nicht mehr arm — ich habe Geld! O, ich habe genug! Wir werden nun glücklich sein! Ich habe gespart, ich habe genug für uns! Ich habe — ich weiß wol nicht recht — aber genug für uns, um — — um zu leben!" Dann sich besinnend, daß er vielleicht zu hohe Hoffnungen, vielleicht Müssiggang, Verschwendung und andere Leidenschaften der Art erregen, setzte der reiche Kaufmann, weniger zuversichtlich, weniger lebhaft schon hinzu: „Aber nicht etwa, als wenn Mentier — verstehst Du, daß ich arbeiten muß; natürlich — es wäre eine Sünde, so in den Tag hineinzuleben, und dann würde es auch natürlich nicht taugen — aber es langt schon zum Anfang aus! — Du wirst schon sehen, Mütterchen, daß es uns recht gut gehen wird!"

Das war denn freilich ein glückliches Ende des Abends!

Man ging zur Ruhe. Joseph fürchtete nur — — Ems — das Canapé stand — wieder an der Stelle — dort hatte sonst das Bett seines Vaters gestanden — er hatte gestern den schrecklichen Schrei ausgestoßen — er fürchtete wieder — die Phantasieen, die Träume, die Erinnerungen —

Die Mutter hatte aber schon gesorgt. Sie ließ ihn diese Nacht in ihrem Bette schlafen. Sie schlief auf dem Canapé.

Es ging Alles gut. Joseph hatte nichts von dem gespenstischen Klopfen.

(Das dritte Capitel. Der gräfliche Herr und die Seinen, in nächster Nummer.)

Heinrich Barth.

III.

Im März 1854 trat Barth seine Rückreise nach dem Sudan an und zog den prachtvollen Strom Benuë entlang, auf dem der kühne Schotte Mungo Park vor etwa 50 Jahren sich einschiffte, durch die zahllosen bemannten Flotten der Tuariks sich durchschlug, um doch zuletzt nur seinen Tod dort zu finden, noch ehe er die Küste erreichte; mit ihm gingen alle seine werthvollen Papiere und somit jeder Aufschluß über diese Gegenden verloren. Barth hatte das Glück, sich die Anwohner des großen Flusses zu Freunden zu machen und von ihnen das Versprechen zu erhalten, daß Engländer ihr Land ungefährdet besuchen können, sowol zu Lande als zu Wasser. Ja sie wollten ihn bewegen, ganz bei ihnen zu bleiben oder wenigstens baldigst zu ihnen zurückzukehren, denn mit Verwunderung erfuhren sie von ihm über ihr Land mehr, als sie selbst wußten und vor allem setzte es sie in Erstaunen, daß er ihnen sagen konnte, wo ihr Fluß seine Ursprungsquelle und wo er seine Mündung habe.

Bei seiner Rückkehr nach Burno schreibt er am 3. September 1854. „So bin ich wieder hier am wohlbefreundeten Hofe Aliju's, des mächtigen Fürsten der Haussa-Fellan, und sehe der Rückkehr mit Sehnsucht entgegen." Am 30. August war

er dort angekommen, aber von all dem erlittenen Ungemach und von Anstrengungen, von Sonne und Regen so schwach und erschöpft, daß er sich kaum von seinem Lager erheben konnte. Von früh Morgens bis gegen Mittag hatten die Wanderungen gedauert; erst in 14 Tagen hatten sie Sinder und von da Say erreicht, wo er im vorigen Jahre den Fluß passirte und, bis auf kleine Ausflüge, auf der bereits ihm bekannten Straße blieb. Der ganze Marsch war von starken Regengüssen begleitet gewesen; es starben ihnen fünf Kameele und sein edles Roß ist, wie er sagt, „nur noch ein Gerippe".

Voll des höchsten Dankgefühls preist er Gott, der ihn durch jene unsichern Gegenden, wo er so viel erlitten und erduldet, ja in Gefangenschaft und Ketten monatelang geschmachtet, endlich glücklich zurückgeführt habe. „Alle Welt", schreibt er, „freut mich meines Glücks wegen und ich hoffe, auch daheim wird man sich freuen. Nur in Einem habe ich mich getäuscht; ich hoffte, hier Briefe von Dr. Vogel vorzufinden und zu meiner Stärkung wenigstens eine Flasche Portwein, aber ich fand nichts vor."

Er wollte nur zehn Tage in Murno rasten, aber eine lebensgefährliche Krankheit, aus der er nur wie durch ein Wunder ohne alle Medizin langsam genas, hielt ihn länger zurück und erst am 5. October verließ er seinen fürstlichen Freund Atjin, der ihm noch ein Pferd und ein Kameel schenkte.

Durch gefahrvolle Strecken einander feindlich gesinnter Länder erreichte er in 14 Tagen Kano, dort hatte er gehofft, da er von allen Mitteln entblößt war, Alles zu finden, fand aber keinen Heller und keine Briefe. Er sandte nach dem sieben Tagemärsche entfernten Sinder, wo sein Hauptgepäck damals zurückgeblieben; da erfuhr er, daß die Welt ihn schon begraben und daß seine Effekten als die eines Todten bereits in Beschlag genommen und daß man seinem treuen Diener, trotz seines Briefes, der die Sachen verlangte, dieselben nicht überliefert habe. Mit Schmerz gedenkt er, daß seine Todesnachricht auch nach Europa und zu den Seinen hingedrungen sei. „Möge nur das falsche Gerücht meines Todes", schreibt er, „euch nicht beängstigt haben; aber ihr, die ihr mich liebt, habt ihm gewiß keinen Glauben geschenkt und meinem guten Stern vertraut!" Leider war das nicht der Fall; denn je mehr man liebt, desto mehr fürchtet man. Sein Tod war bereits in allen Tagesblättern besprochen und hatte die allgemeinste Theilnahme verbreitet und ein bald darauf publicirter Nekrolog die zweifelloseste Gewißheit über sein trauriges Schicksal verbreitet und die Seinen mit namenlosem Kummer erfüllt.

In einem Briefe an Ritter Bunsen von Kano aus sagt er: „Durch den Raub aller meiner zurückgelassenen Sachen und der neu zugekommenen, die der Usurpator Abdelrhaman durch die Verbreitung des Gerüchts meines Todes sich angeeignet, bin ich in die bettelhafteste, unglimpflichste Lage hier versetzt. Dieser Schlag hat mich in der That etwas niedergebeugt, da mir nichts so schrecklich ist als betteln zu müssen. Aber natürlich muß ich bei meinem Glück im Großen dies Ungemach im Kleinen geduldig ertragen. Ich schmeichle mir, daß man in Europa von meinen Mittheilungen aus Timbuktu Notiz genommen. Es ist mir zwar nicht vergönnt gewesen, so tief in die Aequatorialregionen vorzudringen als ich gewünscht, aber eine gütige Vorsehung hat mich während meiner langjährigen Forschung in der ungeheuern Region zwischen Timbuktu im Westen und Bagirmi im Osten gnadigst beschützt. Ich habe zuerst das höchst interessante Land Air oder Asben, mit der Hauptstadt Agadés, gründlich erforscht; ich habe den mächtigen Tschadstrom in seinem Oberlauf überschritten und das ganze große, reiche, von ihm bewässerte Land Adamana auf der Karte niedergelegt; ein Land, wovon früher kaum der Name gekannt war und das nun der europäischen Schriftsaat offen liegt, ich habe gefunden, daß der Fluß, den der Major Denham bei der Hauptstadt von Loggon sah, nur ein kleiner Arm des großen, weiter östlich fließenden Stromes ist, der den Tschadsee speist; beide Flüsse habe ich aber eine große Strecke bis zu ihrem Oberlauf verfolgt und niedergelegt; ich habe die erste genaue Beschreibung von den zwei wichtigen Königreichen Bagirmi und Wadai geliefert und eine Karte davon construirt; und endlich habe ich auf den speziellen Wunsch Lord Palmerston's meine Schritte nach Westen gewandt und indem ich eine interessante und schwierige Straße verfolgte, habe ich zwei große Reiche entdeckt und erforscht, nämlich Gando und Hamd-Allahi, die nicht einmal dem Namen nach bekannt waren."

Eine der wunderbarsten Begegnungen hatte Barth am 1. December 1854, wo er mitten im unsichern Walde, zwei Stunden von Bundi, unerwartet mit Dr. Vogel zusammentraf, der schon vor fast zwei Jahren abgesandt war, um ihm hülfreich zur Seite zu stehen. Er gab ihm die von dem großen Fellatah-Herrscher in Sokoto erhaltenen Em-

pfehlungsſchreiben, damit er nach Jakoba und Adamawa ſeine Forſchungen fortſetzen könne, befreite ihn von dem Corporal Church, einem Begleiter Vogel's, der ſich rebelliſch gegen ihn benommen, und ſorgte brüderlich für ihn. „Endlich", ſagt er, „iſt es mir gelungen, Geldmittel zu 100 Procent aufzutreiben; es iſt gräßlich, bei jüdiſchen Kaufleuten herumbetteln zu müſſen, aber es ging nicht anders. Auch ſind Geſandte von Bornu an den Sultan von Sokoto gekommen mit der Nachricht, daß Schech Omar, der vor 70 Tagen ſeinen aufſäßigen Bruder Abderrhuman beſiegt und erdroſſelt habe, jetzt die Herrſchaft in ſichern Händen hatte und Alles in Ruhe iſt."

Aber infolge der in Kukua herrſchenden Hungersnoth ſcheuten ſich die Araber und Tebu-Kaufleute, ihre Reiſe nach dem Norden anzutreten, und ſo ging keine Karawane, die den einzelnen Wanderer durch die gefahrvolle Straße der Wüſte führen wollte. Nach vielfachen Schwierigkeiten hatte er auch endlich die Wiedererſtattung ſeiner Habſeligkeiten erlangt und Ende Februar 1855 brach er mit nach Bilma ziehenden Tebus auf.

Die Tſchadda-Expedition, von der er durch einen Augenzeugen erfuhr, daß vor drei Monaten ein Dampfboot den Tſchadda bis Hamarrua heraufgekommen, freute ihn ſehr, zumal er erfuhr, daß ſie vom Gouverneur freundlich aufgenommen ſei, was er ſich als Verdienſt ſeiner Bemühungen anrechnen konnte, da er den Engländern die ſchutzverheißenden Briefe der Fürſten erwirkt hatte.

„Ich wünſche nur, ſie wären noch weiter vorgedrungen", ſagt er, „als ich; aber man ſieht, wie das Vordringen hier ſchwer iſt und nur gemach vor ſich geht, und wird mit mir Nachſicht haben, der ich hoffentlich genug gethan, daß der Allmächtige entſcheidet, ob ich auf mein Entdeckungsfeld zurückkehren ſoll, vielleicht von einer andern Seite, von Jangueba aus."

Am 17. Mai 1855 verließ er das Thal des Grenzfluſſes von Bornu und kam ohne Aufenthalt im Tebalande nach Murſuk, wo ſein Freund Vicekonſul Warrington ihn aufnahm. Nach ſechs Tagen zog er weiter. Durch die Bemühungen des engliſchen Vicekonſuls in Tripolis, Mr. Reade, gelang es ihm, ſicher den Herd der Revolution zu paſſiren und wohlbehalten am 27. Auguſt nach 5 Jahren und 5 Monaten in Tripolis anzukommen, wo er ſeine Journale in beſter Ordnung fand. Mit wahrhaft wunderbarer Energie hat er ſein, wie in Kupfer geſtochenes, Tagebuch geführt und täglich ſeine Entdeckungen und Beobachtungen aufgezeichnet. Gleichviel ob zu Roß, Kameel oder im Boot ſitzend, ſelbſt vom Fieber befallen und dem Tode nahe, hat er wenigſtens das Nothdürftigſte jeden Tag verzeichnet. In den glühenden Regionen der Sahara, auf Parforcemärſchen oder der Flucht und zwiſchen kriegeriſchen Tuariks und fanatiſchen Kellabs hat er Alles zu Papier gebracht. Was das heißt, wird Jeder ermeſſen und anerkennen, der es verſucht, auf gefahrloſen, nur einigermaßen ermüdenden Vergnügungsreiſen, ein Tagebuch führen zu wollen — wie oft man da nach Erſchöpfungen das Aufgeben vorzieht und das Geſchriebene zu retten unterläßt. Was nun bisher von berühmten afrikaniſchen Reiſenden in dieſem Fache geleiſtet worden iſt, ſteht hinſichts des Ertrags in keinem Verhältniß mit der gegenwärtigen Ausbeute. Die erſte, von Bruce 1769—72 unternommene Reiſe gewann der Wiſſenſchaft die Kenntniß über 2200 engliſcher Meilen, die des Mungo Park, 1795—97, ungefähr 1500, die Walton's 1280 Meilen. Dagegen hat die Barth'ſche eine Kenntniß über einen Flächenraum von 12,000 engliſchen oder 3000 deutſchen Meilen erworben. Was daher Cook für die Geographie des Weltmeers, was Humboldt einſt für die Kunde des Innern von Amerika gethan, hat Barth für die Entdeckung Afrikas geleiſtet. Alle Berichte kommen darin überein, daß die Beharrlichkeit und Ausdauer, die er daran geſetzt, das Intereſſe für dieſen Erdtheil angeregt und die Befahrung afrikaniſcher Ströme durch die europäiſchen Dampfboote jetzt erſt wieder begonnen hat, da die frühere unglückliche Nigerexpedition alle erneuten Verſuche zurückhielt. Alle dieſe Anregungen gegeben zu haben, ſind ſeine Hauptverdienſte und ſind noch lange nicht genugſam hervorgehoben.

Am 8. September 1855 war Barth in Marſeille gelandet und betrat nach jahrelanger Abweſenheit freudig den europäiſchen Boden; am 18. September ſpeiſte er bei Lord Palmerſton, unter deſſen ſpeciellerm Intereſſe die Expedition unternommen war. Wie er, der Stolz Deutſchlands, endlich in ſeine Vaterſtadt Hamburg eingezogen, haben wir bereits berichtet. Am 13. October verkündete Profeſſor Karl Ritter der Geographiſchen Geſellſchaft in Berlin, daß der berühmte Reiſende Dr. Heinrich Barth unvermuthet angekommen und die Geſellſchaft beruchen würde. Alsbald öffneten ſich die Pforten und die Verſammlung begrüßte den Eintretenden durch eine gemeinſame Erhebung. Profeſſor Ritter führte ihn auf ſeinen Ehrenplatz, indem er ihn im Namen der Geſellſchaft willkommen-

dieß und mit Rührung und Dank es hervorhob, wie wunderbar die Vorsehung den Reisenden gesund und kräftig erhalten habe. Nachdem Heinrich Barth mehre speciellere Mittheilungen gemacht, faßte er schließlich die geographischen Hauptergebnisse seiner Reise in fünf Hauptpunkten zusammen, sodaß er 1) die Aufklärung des wahren Charakters der Wüste Sahara; 2) die Feststellung der Lage und Ausdehnung der Mondsgruppe; 3) den Nachweis, daß der östliche Quellfluß des Kowara, der Binue, vom Tschadsee unabhängig sei und den natürlichen Handelsweg in das Innere Afrikas bilde; 4) die Erforschung des Flußsystems Bagirmis und Adamauas, und 5) die Feststellung des Nigerlaufs zwischen Sokoto und Timbuktu hervorhob. Außerdem deutete er auf die ethnographischen Resultate der Reise hin, welche den geographischen zum mindesten nicht nachständen. Als Erläuterung zu dem soeben Mitgetheilten legte Professor Ritter die Aufnahme des Binue (bisher Tschadda genannt) vor, welche vom Juli bis November 1854 durch Dr. Baikie, Befehlshaber des englischen Dampfschiffs „Pleiade", bewirkt und kürzlich nach dem englischen Original in einem großen Carton von Dr. A. Petermann zusammengestellt worden und Alexander von Humboldt überlandt worden war.

Etwa 70 landschaftliche und ethnographische Skizzen, kleinere und größere, hat er mit großer Sorgfalt und Treue gezeichnet. Seine, wenn auch nicht astronomischen Messungen sind so genau, daß die Wissenschaft auch nach dieser Seite hin, verbunden mit Dr. Vogel's astronomischen Beobachtungen, eine reiche Ausbeute haben wird.

Seine Werke werden aus fünf Octavbänden bestehen und in zwei Originalausgaben erscheinen, Deutsch bei Justus Perthes in Gotha und Englisch bei Longmans in London, mit 20 Kartenblättern und 60 größern Ansichten, nach Barth's Originalskizzen von dem Maler Pernay in München in Chrome-Lithographie ausgeführt. Wir schließen mit den Worten, welche die Schleife des frischen Lorbeerkranzes trug, den der hamburger „Bildungsverein für Arbeiter", ihm überreichte: „Wer, wie du, die Fackel der Erkenntniß, unser Symbol, in unbekannte Länder trägt, der Menschen Wissen erweiternd, dem gebührt der Lorber;

Dein Name lebt, solange Bildung waltet! Willkommen dir, o Barth, nach glücklicher Heimkehr!"

M.

Vier Brüder.

Da unbegreiflicherweise keine der musikalischen Zeitungen den im vorigen Jahre durch den Tod weggerafften Brüdern Georg und Gustav Müller, Mitgliedern des berühmten Streichquartetts der Gebrüder Müller zu Braunschweig, einen Nachruf gewidmet hat, unterlassen wir nicht, der in künstlerischer Beziehung wirklich einzigen und wahrscheinlich nie wiederkehrenden Erscheinung dieses eigenthümlichen Quartetts, welches auch in Bezug auf menschliches Streben überhaupt von belehrendem Interesse ist, in diesen Blättern einige Betrachtungen zu weihen.

Die Brüder Karl, Gustav, Theodor und Georg Müller waren die Söhne des vor ungefähr 20 Jahren in Braunschweig verstorbenen Kammermusikus Müller, welcher zugleich ihr Lehrer und wegen seines Violinunterrichts berühmt war. Wir zögern nicht, hier zum ersten male eine Behauptung auszusprechen, welche von Denjenigen, welche Müllers näherzutreten Gelegenheit hatten, vielleicht längst stillschweigend getheilt, der musikalischen Welt, die so oft Zeuge der vollendeten Leistungen des Quartetts war, unglaublich erscheinen wird. Sämmtlichen vier Brüdern war, wenn wir bei dem Kapellmeister Georg eine Ausnahme in einem gewissen Grade zugestehen, der eigentliche Sinn für Musik nicht gegeben. Ihre Virtuosität, nicht von einem Drange oder der liegenden Kraft der Naturgabe unterstützt, gründete sich durchaus auf angestrengte Studien, auf unablässige Bemühungen, Dasjenige durch technische Vollendung zu ersetzen, was an Seele, an innerm Berufe fehlte. Und wahrlich, wer je ihre Leistungen hörte, wird zugestehen müssen, daß die Täuschung eine vollkommene war, daß allerdings die Natur des Quartetts es ihnen möglich machte, diesen Gipfelpunkt der ausübenden Kunst zu erreichen, indem sie die Individualität des Einzelnen dem Gesammtzwecke durchaus unterordnet, also mehr als bei jedem Einzelvortrage die technische Geschicklichkeit auf eine Weise unterstützt, daß dieselbe das Leben einer unmittelbaren Schöpfung erhält. Dennoch würde, selbst bei gleichen technischen Anstrengungen, es jedem andern Quartett unmöglich gewesen sein, eine solche Höhe der Vollendung zu erreichen, da bei den Gebrüdern Müller der glückliche Zufall der nahen Verwandtschaft und des steten Zusammenseins an einem Wohnorte zusammentraf, der ihnen die eifrige Verfolgung ihres Zwecks erleichterte. Möge sich Niemand an das scheinbar Paradoxe

dieſes Ausſpruchs ſtoßen und behaupten, daß, wo die Seele in der That fehlt, dieſe in einer auf ſo zarte Weiſe zur Empfindung ſprechenden Kunſt wie die Muſik nicht durch Aeußerlichkeiten, durch mechaniſche Beobachtung der Zeichen erſetzt werden kann; wir entgegnen ihm, daß zunächſt ſo die Wirkung jedes Inſtrumentalcompleres auf dieſer handwerksmäßigen Sicherheit beruht und das exacte Ineinandergreifen aller dabei thätigen Glieder die Empfindungen des Einzelnen durchaus aufhebt, daß ferner Anſtrengung und Ausdauer Alles überwinden und ein Fünkchen natürlicher Begabung durch fleißige Cultur zu einer lodernden Flamme wirklicher Kunſtfülle angefacht werden kann, was bei den vier Brüdern, deren künſtleriſche Seele Georg Müller war, in der That ſtattfand. Ein erhebendes Beiſpiel von dem Triumphe der Menſchenkraft! Zugeſtanden, daß die Gegenwart bedeutendere Geigenvirtuoſen aufzuweiſen hat, als ſelbſt Karl Müller war, daß die Zukunft nicht minder reich in Hervorbringung großer Künſtler, wie er und ſeine Brüder waren, ſein wird, ſo bleibt doch aus den angeführten zufälligen Gründen ſowol wie deshalb das Müller'ſche Quartett unerreicht, weil die männliche, unermüdete Ausdauer, die, dem Käfer in der Fabel gleich, den Grashalm zum hundertſten male erklimmt, nachdem der Verſuch neunundneunzig mal mißlungen iſt, niemals wieder in vierfach verſtärkter Kraft zur Erreichung eines hohen gemeinſamen Ziels thätig ſein wird wie hier, und jenes Streichquartett der pariſer Großen Oper, welches in echt franzöſiſcher Keckheit und mit wenig Pietät gegen ſein nunmehr dahingeſchiedenes großes Muſterbild eilig die Grenze ſeines Landes überſchritt, um, nach einer kurzen Vorbereitung in Frankfurt am Main, ſtracks auf Braunſchweig zueilend von der Grabſtätte ſeiner Kunſtgröße die Lorbeerkränze zu rauben, welche die bewundernde Mitwelt dort niedergelegt hatte, wird in dem Empfange im ernſten Rathhausſaale Braunſchweigs erkannt haben, daß die Herren Sabatier, Maas und Genoſſen nicht die Erben der Brüder Müller ſind noch ſein werden.

Gerade jenes ernſte männliche Streben der Brüder gab ihrem künſtleriſchen und perſönlichen Auftreten auch die von allem prunkenden Virtuoſenthum ſo fernliegende Einfachheit und Feinheit, jene mit Selbſtbewußtſein gepaarte Anſpruchsloſigkeit, welche Männer von bedeutendem Streben ſtets kennzeichnet. Jedem Braunſchweiger wird die Gruppe, wie ſie ſo oft auf der Orcheſtererhöhung des Weidner'ſchen Saals ſich ſeinen Augen darbot und wie ſie die von ihr erſtürmte einzige Abbildung ziemlich getreu wiedergibt, noch lebhaft im Gedächtniſſe ſein. Alle vier Brüder trugen Brillen, weil die ſtets, ſelbſt nächtlichen Uebungen ihre Augen geſchwächt hatten. Karl, von ſtattlicher Figur und ſpaniſcher Haltung, ſaß vorn rechts, vor dem Beginn der Vorträge mit einem oder mehren ſeiner Protectoren und Schüler, deren er in den höchſten Kreiſen hatte (unter Andern auch den verſtorbenen Vicekönig von Hannover, Herzog von Cambridge), ſich ernſt und eifrig unterhaltend, während ſein ihm gegenüber ſitzender jüngſter Bruder, der Kapellmeiſter Georg, an Geſtalt und Weſen der Gegenſatz des Aelteſten, mit den ihm zunächſt ſitzenden Damen ſcherzte und lachte, einem entfernter Stehenden grüßend mit der Hand zuwinkte oder endlich in ſeiner raſchen kurzen Weiſe ſeine Bratſche ergreifend, das Zeichen zum Beginnen gab. Theodor (Violoncello) und Guſtav (zweite Geige), ruhiger als Beide, nur infolge unausgeſetzten Uebens von noch etwas mehr vornübergeneigter Haltung als Georg, bildeten den Hintergrund des Tableau. Der beginnende Vortrag zeigte nur die vier Arme in Thätigkeit und den übrigen Körper, bis auf das von Georg oft nicht unterlaſſene lebhaftere Wiegen oder Nicken des Kopfes, wodurch er bei ausdrucksvollern Stellen das Quartett leicht inſpirirte, in völliger Ruhe. Da war ſelbſt beim raſcheſten Allegro kein Arbeiten und unruhiges Haſpeln, welches marktſchreieriſch ſelbſt die körperliche Anſtrengung beim Zuhörer in Anſchlag bringt und mit dramatiſcher Begeiſterung prunkt; Müllers ordneten ſich auch darin durchaus ihrem hohen Kunſtzwecke unter, der ſie ſelbſt nur als Werkzeuge einer muſikaliſchen Leiſtung, nur als Träger einer Kunſtſchöpfung erſcheinen ließ, ein Verfahren, welches bei Muſikvorträgen nicht genug zur Nachahmung empfohlen werden kann, indem das ruhige, durch unweſentliche Nebendinge nicht gehinderte Aufnehmen eines Werks bei dem Zuhörer das Verſtändniß weſentlich erleichtert und den Genuß erhöht. Glaube man aber nicht, daß dieſe äußere Ruhe ein Ausfluß phlegmatiſchen Temperaments geweſen wäre, ſie war das Reſultat unausgeſetzter Uebungen der Brüder, welche, den Bereich ihres Faches ganz und gar erſchöpfend, ſich keineswegs verhehlten, wie wichtig der von uns eben ausgeſprochene Grundſatz zur Erreichung ihres Zwecks war, und ſich bemühten, die Schwierigkeiten ihrer Beſtrebungen auch von dieſer Seite zu verſtecken, damit ihren Leiſtungen das Unbe-

fangene der Natur und Unmittelbarkeit nicht fehle. Sie bewieſen ſich gerade dadurch als echte denkende Künſtler, da in der Kunſt überhaupt der Künſtler in ſeiner Leiſtung vollſtändig aufgehen muß und das Berechnete und Geſuchteſte nie das äußere Anſehen einer reizenden Zufälligkeit verlieren darf. Jede Ahnung der Schwierigkeiten, welche der Künſtler zu überwinden hatte, ſtört die Naivetät einer Kunſtproduction, ſtellt jener gar in dieſer Hinſicht ſeine Perſon zur Schau, ſo wird er ſich dadurch zum Marktſchreier herab, der den edeln Namen Künſtler nur entweihen kann.

Unmöglich iſt es für Jeden, der Müllers nie ſpielen hörte, ſich eine Vorſtellung von ihrem Zuſammenſpiel zu machen; nicht vier Perſonen waren thätig, die Töne gingen nicht von vier Bogen aus. Eine Kraft, ein zauberiſches Agens ſchuf das Ganze, die Bogen bewegten ſich wie an einer Hand! Wie entfernt waren auf der andern Seite wieder ihre Leiſtungen von der ſeelenloſen Bewegung einer Tonmaſchine, etwa einer Spieluhr! Wie unvergleichlich waren, um einen augenblicklichen Gegenſatz zu finden, ihre [illegible] und [illegible]! Jeder Muſikkenner wird wiſſen, daß gerade in letztern ſich die Seele am ergreifendſten ausſpricht und es liegt deshalb gerade hierin Müllers großes Verdienſt, weil, wie wir zu Anfang unſerer Beſprechung ſagten, der eigentliche Muſikſinn ihnen fehlte oder doch nur in einem ſo geringen Grade verliehen war, daß es Wunder an Cultur erfoderte, ihn ſo auszubilden, wie er aus ihren Leiſtungen ſprach.

Schwerlich wird es einer nähern Erläuterung bedurfen, daß wir unter dieſem Muſikſinne nicht jene Empfänglichkeit für Muſik im Allgemeinen verſtehen, die, im Gefühl beruhend, Gefallen an Tönen überhaupt findet, gern Muſik hört, ohne einen großen Unterſchied zu machen, welcher Art ſie iſt, da ſie ſich an die magiſche Wirkung des Klangs allein bindet; dieſer Muſikſinn möchte wol wenig Sterblichen nicht gegeben ſein. Wir verſtehen darunter die praktiſche Geſchicklichkeit zur Reproduction, ein gutes Ohr und Gedächtniß, welche die Natur in den meiſten Fällen auch mit der Fähigkeit, Töne, Melodieen u. ſ. w. durch die Stimme auszudrücken, verbindet. Dieſer Tonſinn, welcher dem ſchaffenden Muſiker, dem Componiſten natürlich nicht fehlen darf, war ſelbſt Georg Müller, dem einzigen unter den Brüdern, welcher productiv war, nur in geringem Grade gegeben.

Die Anſtrengung, welche es ihm koſtete, dieſe Gabe auszubilden, führte ihn ſelbſtverſtändlich auf das Durchdachte, Tiefe, Großangelegte in ſeiner Kunſt und entfremdete ihn der Modernität faſt gänzlich, der vielfache Geſchmackswechſel der Neuzeit ging an ihm, welcher den feſten Boden der Claſſicität unter den Füßen fühlte, ſpurlos vorüber. Aber dieſe Liebe zu den Muſtern unſerer Tonrichter hatte ſein Weſen ſo durchdrungen, daß er die Leitung Mozart'ſcher und Beethoven'ſcher Opern in der letzten Zeit auf Koſten ſeiner Geſundheit immer noch ſelbſt übernahm. Das letzte mal, daß Braunſchweig ihn ſeine alte berühmte Kapelle leiten ſah, ſprach der Tod ſchon aus ſeinem bleichen verfallenen Geſicht, Beethoven's C-moll-Symphonie rief ihn im alterthümlichen Rathhausſaale nochmals an die Spitze ſeiner Armee, und ſeitdem ruht ſein Taktſtock, der oft nach zwanzigjährigen Zwiſchenräumen das Zeitmaß der Muſikſtücken mit der Genauigkeit eines Metronom immer in derſelben Weiſe angab, der nie ſich irrte (das Zeugniß der Orcheſtermitglieder beſtätigt dieß), nie einem Sänger den richtigen Anſatz zu geben vergaß, überhaupt wol der zuverläſſigſte Taktſtock geweſen ſein möchte, der jemals einem muſikaliſchen Körper den Gang vorſchrieb.

Werfen wir einen Rückblick auf das Streben der vier Brüder und den von ihnen erreichten Erfolg, ſo erkennen wir darin einen erhebenden Beweis von der Wunderkraft des Menſchengeiſtes, welcher der Natur Das abzuringen im Stande war, was ſie ihm ſcheinbar verſagte und einen ſchönen Triumph der Ausdauer und des Fleißes, die, vor keinen Schwierigkeiten zurückſchreckend, ihr großes Ziel unabläſſig verfolgten und — es der Welt und jeder ſtrebenden Kraft zum begeiſternden Beiſpiel — zuletzt vollſtändig erreichten.

C. W. Lopp.

Der Krötengarten.

Wird auch bereits in der Schule bei den Thieren, welche der naturwiſſenſchaftliche Unterricht gerade vorführt, deren Nutzen erörtert, ſo finden wir doch ſpäter im praktiſchen Leben oft wenig mehr von dieſen Kenntniſſen vor, und noch weniger iſt bisjetzt von ihnen eine eigentliche abſichtliche Nutzanwendung gemacht, ausgenommen natürlich bei den Weſen der Schöpfung, die der Menſch ſpeciell ſich dienſtbar gemacht hat. In der Regel werden von ſo manchen kleinern Thieren nur diejenigen für wirklich nützlich gehalten, welchen man ſeit langer Zeit einen beſtimmten Nutzen erfahrungsgemäß abzugewinnen gelernt hat, wie z. B. die Biene und die Seidenraupe. Wo

dies nicht der Fall, trifft man auf die irrigsten Ansichten, die nicht immer so unschädlich sein möchten als es scheint. Wir wissen allerdings, daß manche Thiere für ihre Nahrung auf andere angewiesen sind, und die daraus hervorgehenden Vernichtungskämpfe nicht wenig die Ernten unserer Gärten und Aecker schützen; aber schon seltener weiß man, daß viele Kulturen gar nicht gedeihen, die meisten Ernten mißlich ausfallen würden, wäre nicht zu ihrem Schutze vor gefährlichen und oft zahlreichen Feinden eine Menge anderer in dieser Hinsicht weniger geachteter Thiere vorhanden. Sehen wir den oder jenen Vogel vor unsern Augen ein Insekt wegfangen, dessen Schädlichkeit für die Gemüse unsers Gartens wir kennen und fürchten, so wird den Meisten schon etwa der Nutzen der geschmeidigen Lacerte unbekannt sein, die durch das raschelnde Laub schlüpft, oder die nackfalte schleichende Kröte für sie gar nur einzig und allein ein Gegenstand des Abscheus und Widerwillens, ihr allenfallsiger Nutzen aber gewiß der letzte Gedanke sein.

In der hier angedeuteten Richtung hat Nicolet, früher Gouvernator im landwirthschaftlichen Institut zu Versailles, eine ebenso interessante wie lehrreiche Erfahrung mitgetheilt. Er pflanzte nämlich am östlichen Fuße des Jura, in einem ziemlich feuchten Thälchen, das so recht eine Heimat der Schnecken und Raupen war, einen mit Mauern umgebenen Garten, der aber eben wegen der außerordentlichen Menge jener Alles verwüstenden Thiere wenig oder keinen Ertrag lieferte. Nicolet kam nun auf den Gedanken, aus dem Garten eine Art Menagerie zu machen; er brachte alle nützlichen Thiere, die er auffinden mochte, hinein und bald konnte man in dem so bevölkerten Garten keinen Schritt mehr thun, ohne auf eine Natter, eine Eidechse, einen Igel oder eine Kröte zu stoßen; eine Menge fleischfressender Käfer durchstreifte den Garten und fand überall reichliche Nahrung. Was zeigte sich nach kurzem? Alle schädlichen Thiere: Schnecken, Würmer, Raupen, waren verschwunden. Ein üppiges Grün trat an die Stelle der zuvor so traurig aussehenden Vegetation, die Fruchtbäume bekleideten ihr volles Laubwerk und konnten nun schönes Obst tragen; und so manche Mühe des Gärtners, seine Pflanzen vor der Zerstörung zu bewahren, fiel nun ganz weg.

Wir wissen wol, daß Nicolet's Beispiel nicht sobald allgemeinere Nachahmung finden würde; es ist namentlich der Widerwille vor den Reptilien, der einen so directen Gebrauch, wie er ihn gemacht hat, nicht leicht wird aufkommen lassen; allein er hat darin Recht, daß er seine Erfahrung zu dem Rathe benutzt, dieselben, mit Ausnahme der in unsern Gegenden einzig gefährlichen Gattung, der Viper, doch wenigstens nicht systematisch zu vertilgen, was durch nichts gerechtfertigt sei, da sie, statt zu schaden, in der That wichtige Dienste leisten und so ihre Schonung oder die Enthaltung von ihrer muthwilligen Tödtung reichlich bezahlen.

Dr. C.

Anregungen.

Die Wiege der Menschheit.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man die Bedeutung, die Asien für die weltgeschichtliche Entwickelung hatte, überschätzte; eine andere, wo man sie unterschätzte.

Seitdem den Forschungen der Gelehrten der alte Orient sich mehr und mehr aufgeschlossen hat, seitdem wird es als ein Vorurtheil erkannt, daß dem sogenannten klassischen Alterthum gegenüber der alte Orient in Bezug auf Bedeutsamkeit für die weltgeschichtliche Kultur Europas nur einen untergeordneten Rang einnehme.

In einem vor kurzem erschienenen, für die Kenntniß des alten Orient wichtigen Werke: „Geschichte der Assyrier und Iranier vom 13—5. Jahrhundert vor Christo. Von Jakob Kruger" (Frankfurt am Main, Brönner, 1856), wird jenes Vorurtheil unbegründet genannt, „weil in der That in unserer europäischen Cultur wenigstens ein Drittel, wo nicht die Hälfte aller Culturelemente mittelbar oder unmittelbar aus dem Orient herstammt." Nicht nur unsere jetzige Religion, sondern selbst die heidnische unserer Vorfahren hat nach dem Verfasser ihre Verwandtschaft in Asien zu suchen. Es sei dies um so wichtiger, als die altgermanischen Culturelemente keineswegs mit dem Christenthum untergingen, sondern vielmehr, mit demselben sich verschmelzend, das eigentliche Wesen des Mittelalters ausmachen. Unser ganzes heutiges Kalendersystem beruhe auf altorientalischen Glaubenssystemen, welche zugleich mit den Germanen und Pelasgern nach Europa übersiedelten. Wir nennen noch jetzt die Wochentage nach den Planeten, welchen, als Göttern, unsere asiatischen Urväter sie geweiht hatten. Der Sonntag führt nicht blos bei uns seinen Namen von der Sonne, sondern war selbst bei den Indern und Aegyptern schon vor wenigstens drei Jahrtausenden der Sonne geweiht,

ebenſo der Montag (dies lunae, lundi) dem Mond, der Dienſtag dem Kriegsgott und Planeten Mars, daher Franzöſiſch Mardi, Altdeutſch Ziu Tag, Engliſch Tuesday, vom altgermaniſchen Kriegsgott Ziu oder Thur. Ebenſo heißt die Mittwoch oder Wodanstag bei den Engländern noch jetzt Wednesday und in Indien von demſelben Gott und Planeten Buddhatag, ebenſo der Donnerſtag vom Donnergott (Jovis dies, Jeudi), der Freitag von der Freya oder Venus (Franzöſiſch Vendredi), der Sonnabend noch jetzt in Norddeutſchland Saterdag, vom Saturn, dem Sani der Inder. Von dieſen ſieben Planeten, welche auch ebenſo viele Götter waren, ſtammt die Heiligkeit der Zahl ſieben, wie denn überhaupt alle heiligen Zahlen in der engen Verbindung ihren Grund haben, in welcher im alten Orient, von dem Europa eine Kolonie iſt wie Amerika von Europa, der Kalender mit den Religionsſyſtemen geſtanden hatte. Weil das Jahr 12 Monate hat, darum wandte man im Alterthum auch allenthalben die Zwölfzahl auf Staatseinrichtungen an. Zwölf Stämme zählten die Juden, zwölf die alten Jonier in Aſien, zwölf Demen waren in Attika, zwölf etruskiſche Städte bildeten einen Städtebund, aus zwölf Fürſten beſtand der höchſte Adel in Gallien, zwölf Edelinge der Sachſen u. ſ. w. Ebenſo ſpielte die Dreißig als die Tageszahl im Monate eine hohe Rolle. Dieſe nämlichen heiligen Zahlen haben ſich bis auf den heutigen Tag in unſern Münz-, Maß- und Gewichtsſyſtemen erhalten, ohne daß man es beachtet. Auf den zwölf Monaten des Jahrs beruhen die zwölf Pfennige des Groſchens, die zwölf Schillinge des engliſchen Pfundes u. ſ. w.; auf den 30 Tagen des Monats die 30 Groſchen des Guldens in Polen. Auch dem deutſchen Guldenſyſtem liegt die Zahl 30 zugrunde, ſowie häufig den Maßen und Gewichten. Außerdem iſt unſer Thierkreis und die Eintheilung des Himmels nach Sternbildern überhaupt altaſſatiſchen Urſprungs. Auch die Sitte der europäiſchen Staaten, Thiere in ihre Wappenſchilde aufzunehmen, hat lediglich ihren Grund im altorientaliſchen Thierdienſt. Der Adler insbeſondere, welcher jetzt öſterreichiſches, preußiſches, franzöſiſches, ruſſiſches und frankfurter Wappen iſt, kam zu uns durch die Römer; dieſe entlehnten ihn von den Etruskern, dieſe wieder brachten ihn aus Aſien mit, wo er nicht blos in Perſien, ſondern ſelbſt ſchon in Aſſyrien Wappen und hier ein förmlicher Gott geweſen war.

Nächſt dieſen Beziehungen iſt aber auch, wie ſich der Verfaſſer vornehmlich nachzuweiſen zur Aufgabe gemacht, der alte Orient für die Erkenntniß der Weltgeſchichte von höchſter Wichtigkeit. Die überlieferten Sagen zur Erforſchung hiſtoriſcher Verhältniſſe zu benutzen, haben zwar auch ſchon Andere, z. B. Ottfried Müller, früher verſucht. Aber der Verfaſſer meint, erſt mit Röth, deſſen Hauptwerk: „Geſchichte unſerer abendländiſchen Philoſophie. Bd. 1. Die ägyptiſche und Zoroaſtriſche Glaubenslehre als die älteſten Quellen unſerer ſpeculativen Ideen", 1847 erſchien, ſei uns die wahre Erkenntniß von der Bedeutung des alten Orients aufgegangen. „Ottfried Müller iſt es, der zuerſt die koloſſale Thorheit hatte, den Griechen eine von dem durch die geſammte Weltgeſchichte ſich hindurchziehenden Strom der Völkerentwickelung unabhängige, rein aus ihrem Nationalgeiſt entſtandene Cultur vindiciren zu wollen. Ottfried Müller hat eine ganze Schule Ottfried Müller'lein hinterlaſſen, welche die Beengtheit ihres Lehrmeiſters noch ins Unglaubliche ſteigerten." Dieſer Schule machte Profeſſor Röth in Heidelberg ein Ende, der mehr als ein Dutzend europäiſcher und orientaliſcher Sprachen verſteht, während Ottfried Müller's Sprachkenntniſſe ſich nicht über die Bedürfniſſe ſeines nächſten gelehrten Studiums hinaus verſtiegen. „Ottfried Müller war ein bloßer Gedächtnißgelehrter, Röth iſt ein Genie; Ottfried Müller war ein bloßer Buchmenſch — Röth iſt ein Philoſoph."

Das Epochemachende des Röth'ſchen Werks, deſſen zu erwartender zweiter Band die ſeitherige Anſchauung vom claſſiſchen Alterthum gänzlich umgeſtalten ſoll, beſteht nach dem Verfaſſer darin, daß, während die Urgeſchichte bisher ein trockenes, zuſammenhangloſes Materialienhäufen war, Röth in den Geiſt der alten Völker einzudringen ſucht, wie er ſich am tiefſten und vollſtändigſten in ihren Religionsſyſtemen kundgibt. Röth hob beſonders von der altägyptiſchen Religion den verhüllenden Schleier hinweg und verſetzte ſich „mit bewunderungswürdiger Denkphantaſie in die Anſchauungsweiſe jener uns ſo fremdartigen und längſt untergegangenen Cultur" zurück. Er wies auch in dem ſcheinbaren Unſinn des Thierdienſtes dennoch den denkenden Geiſt des Menſchen nach.

Das Röth'ſche Princip, daß keine Nation blos aus ſich eine Cultur ſchaffen könne, ſondern daß eine jede Culturnation die durch das Geſammtergebniß der ſeitherigen Entwickelung gewonnenen Ergebniſſe anſichnehme, wieder durcharbeite und dann, bereichert mit dem eigenen Geiſt und den eigenen Erfahrungen, an ihre Nachfolger überliefere — iſt gewiß ein richtiges. Ob aber auch die Anwendung dieſes Princips im Beſondern, in der Deutung der überlieferten Mythenkreiſe, überall eine richtige ſei, iſt freilich eine andere Frage, die auszumachen wir den Gelehrten überlaſſen müſſen. Hier genügt es, auf die Bedeutung dieſer neuen Richtung der Alterthumsforſchung hingewieſen zu haben. Die „Philologie" im alten Sinne des Worts ſcheint immer mehr auszuſterben.

Alte gute Zeiten.

Nicht ohne Anflug wehmüthiger Verehrung vor einer „alten guten Zeit" haben wir „Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert. Von Heinrich Wohl" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1856) aus der Hand gelegt. Welche behäbig bürgerliche Entwickelung des literariſchen Lebens! Wie menſchlich geduldet das

Menſchlichkeit im Genius! Wie gewöhnlich aber auch wieder die Maßſtäbe, wie ſchwierig die Rückſichten, wie perſönlich die Anfeindung!

Bei alledem war die Dichtkunſt zu jener Zeit noch ein Beruf, der ſeine Weihe in der Innerlichkeit des Dichters hatte. Nach Wahrheit und Natur ringend, ſuchte ſie beide in höherer Richtung, die Bühne ſelbſt war noch nicht auf dem Standpunkte applaudirter Decorationen und Bewunderung erregender Verſenkungs- und Verwandlungsmechanik. Daß Leſſing an der hamburger Bühne mit ſeinen reformatoriſchen Beſtrebungen ſcheiterte, mag ſeinen Grund vielleicht in der Neuheit derſelben haben, in welche ſich das einzuleben die Zeit zu gemeſſen und die Verhältniſſe zu raſch wechſelnde waren.

Dieſem kräftig gehobenen, geiſtig angeregten und in ſeinem Ringen doch lebenskroh geſtimmten Zeitalter fehlte allerdings das bleierne Wagengewicht nicht, das in der Verdammungsſucht des ehrwürdigen Paſtors Göze gegeben war, der in orthodoxer Kurzſichtigkeit die Bühne für die Hölle ſelbſt hielt. Dieſe hamburger Localbeziehungen der deutſchen Literatur haben für die Entwickelung derſelben bekanntlich Bedeutung gewonnen und deshalb gewährt es gro-ßen Reiz, wenn Arodor Wehl uns aus alten Zeitſchriften und Journalen mitten in dieſe Perückenwelt einführt. Wie feſſelnd ſeine anſpruchsloſe innige Darſtellung zu wirken verſteht, erfahren unſere Leſer ſchon aus ſeinen authentiſchen Mittheilungen über Charlotte Ackermann (vgl. „Unterhaltungen", Bd. III, S. 513 fg.), aus ſeiner lebenswahren Schilderung über Leſſing's Aufenthalt in Hamburg (Bd. III, S. 712 fg.). Schriften dieſer Art ergänzen zweckmäßig die allgemein gehaltenen Abriſſe der Literaturgeſchichte. Sie ſchildern, wie das Bedeutende ſich durch die hundertfach verzweigte Misgunſt der Alltäglichkeit hat hindurchwinden müſſen.

Doch gehört auch zu ihrer Abfaſſung ein ſo anſpruchsloſes und nur auf Gerechtigkeit beſtimmtes Gemüth, wie Arodor Wehl ſeit Jahren in unſerer Literatur entfaltet hat. Seine bedeutſam geübte Feder gibt nur wieder, was die eigene Anſchauung gewonnen und die Kritik geordnet und gerichtet hat. Der Subtilität ſeiner Darſtellungsweiſe entſpricht der Ernſt ſeines Auges und jener maßhaltenden, wir möchten ſagen keuſchen Zurückhaltung ſeines Urtheils, die Arodor Wehl zu einer Erſcheinung in unſerer jüngern Literaturwelt gemacht hat, die man entſchieden eine liebenswürdige nennen muß.

Luiſe Schücking.

Luiſe Schücking, geborene von Gall, die Tochter eines heſſiſchen Generals — deren Großvater einſt mit den an England verkauften Deutſchen in Amerika focht —, gehörte ihrer Geburt nach jenen exclusiven Kreiſen an, welche, mehr oder weniger dem eigentlichen Leben fremd bleibend, immer nur oft durch deſſen wenige und ihnen überlieferte Reſultate in eine gewiſſermaßen nur weitläufig verwandte Stellung zu Natur, Leben und Wirklichkeit kommen.

Vor ihrer Geburt ſchon vaterlos, mußte ſie durch das Verhältniß zu einer über Alles geliebten Mutter ganz entſchieden auf das Herz, als den bildſamſten Theil weiblicher Weſenheit, gewieſen werden. Der Schmerz über das Hinſcheiden derſelben konnte nur beitragen, ſich in ſich ſelbſt zu ſammeln und, niederſteigend in das eigene Innere, dort den reichen Lebensreichthum aufſuchen zu helfen.

Schön und voll entfalteten ſich die Blüten einer ſo reichbegabten Natur in der Liebe zu einem Manne, der einer der würdigſten Vertreter der deutſchen Literatur dieſer Tage iſt. Levin Schücking, der Maler der Verſtorbenen, verſtand es, anerzogene Vorurtheile kaum zu leiſen, bevorrechtete Meinungen ſchonend zu berichtigen und zwiſchen Wirklichkeit und Ideal derjenigen Halt zu vermitteln, daß die Schönheit ihr reinſtes Reſultat blieb.

Das letzte Werk von Luiſe von Gall („Frauenleben" [zwei Bände; Leipzig, F. A. Brockhaus, 1856]), hat ihr Gatte mit einer Einleitung begleitet, die, ein rührendes Denkmal treuer Liebe, ebenſo für ſein Herz wie für die Vorzüge der Hingeſchiedenen ſpricht. Wir wollen an ihr nicht deuteln; die Sprache der trauernden Liebe hat keinen Beurtheiler als unter verwandten Seelen.

Die Erzählungen ſelbſt, die wir in „Frauenleben" wiederfinden, ſind von ungleichem Werthe. Immer aber bringen ſie lebhaft empfundene Situationen und ein Streben, in die Tiefe des menſchlichen Herzens zu dringen, ein Streben, wo das Finden allerdings zu weilen nicht frei iſt vom Schein des Geſuchten.

Ein altes Paar.

Am Pyrenäenſee ſah mit uns beim Wein
Der alte Magiſter von Schartenſtein
Er hatte mit Hegel einſt ſtudirt,
Hatte mit Schelling diſputirt,
Iſt aber kein Philoſoph geworden,
Schimpfte über den ganzen Orden:
„Unpraktiſche Kerle ſind's geblieben,
Was ſie ihr Lebenlang getrieben,
Iſt Jeder ein Stümper und ein Zwerg
Gegen den Paulus von Heidelberg.
Tollheit iſt alle Wiſſenſchaft,
Die nicht lebendiger Saft und Kraft.
Die Theologie ein Lügenblatt,
Die Philoſophie an Unſinne Statt
Wäre der Zügel in meiner Hand,
Wollt' ich alle dem tollen Weſen
Bald ein ſeliges Ende ſchaffen:
Ließe am Sonntag durchs ganze Land
Eine gedruckte Predigt leſen,
Hängen alle Gelehrten und Pfaffen;
Dann müßte bald geholfen ſein!"

So schmäht der Pfarrer von Scharfenstein

War aber so schlimm nicht zu verstehen,
Bis Keiner sonst gehenkt auf Erden,
Müßt' noch der Erde gehangen werden;
Denn es schmerzten der Menschheit Wehen
Den Alten, der Allen ein treuer Freund,
Nur bei gelehrten Worte Feind;
Hielt doch das Evangelium,
„Und ob auch nur die höchsten Lehren
Eines Menschen darin begriffen wären",
Schalt das studirte Christenthum,
„Das in Kasten verschlungen die Welt,
Ihr den Brüder verborgen hält."
Das aber nannt er gut und fein,
Was einfach und verständig war
Und was dem Leben nützen könnt.
Er hatte das Beste der Welt gegönnt,
Theilte den Dürftigen seinen Sold,
Lang in die Hütten, ans Lager der Armen
Stärkenden Trost und thätig Erbarmen,
War dem Geiste der Freiheit hold,
Hielt wider männiglich verfechten
Die Bedrängten in ihren Rechten;
Ist den Männern am Pflug genaht,
Hat sie gelehret in Wort und That
Das Licht der Vernunft und den freien Gedanken,
Sich selber zu lösen die Ketten und Schranken

Auch war er der Mann der Kraft,
War freundlich seiner Wissenschaft,
Denn er des ewigen Meisters Hand
Im Buche der Schöpfung geschrieben fand,
Die der Erde Innerstes offenbart,
Der Thiere Natur, der Gewächse Art,
Uebte an diesem Quell im Stillen
Den ungebeugten, frischen Willen,
Das Göttliche menschlich zu erkennen
Und nicht von dieser Welt zu trennen,
Bestärkte hier der Liebe Jugend
Und seines Alters frohe Jugend,
Dem ein Herz für Alle im Busen schlägt,
Welche als Kinder die Erde trägt.
So war er ein Mann, wenn nicht ein „Christ",
Sonst nennt man's Rationalist.

Und ihm zu Seiten eine Frau,
Von Herzen jung, von Jahren grau,
Von frohem Muthe heut' wie gestern,
Die mit der reichen Zahl der Schwestern
Die Linnen selber einst gesponnen
Und sie gebleicht an eig'ner Sonnen;
Sich oft ermüdet zur Ruh gelegt,
Und doch die Jugend nicht verträumt,
Walzer und Menuett gepflegt
Und jung gelacht und jung geträumt
Nun, da die Töchter sie angeleitet,
Wie man die Schütze ins Haus bereitet,
Und sitzt beim Lack- und Reiherstrauß,
Frisch aus dem Garten vor dem Haus,
Wie oft, wenn man von ehmals spricht,
Preist sie die selige Jugend nicht!
Hat ja erlebt die große Zeit,
Der hohen Dichter Herrlichkeit;
Ist Allem wohlvertraut gewesen,
Was Bestes ihre Zeit gelesen;
Weiß treuerstrahlend noch zu sagen,
Wie Das ein Jubel in jenen Tagen
Erwacht in allen deutschen Landen,
Da Schiller's „Glocke" aufgestanden.

„Solch eine Zeit kehrt nimmer wieder!"
So seufzet sie und flüstert Lieder
Der goldnen Zeit mit Seelenrührung
Aus „Zauberflöte" und „Entführung",
Und singt's in immer voll'rem Ton
Zum alten Triller am Pantalon
So thut ein Vöglein, welches leise
Durchs stille Herbstgezweige streicht,
Wenn an des Lenzes frohe Weise
Einstmals Erinn'rung es beschleicht.

Doch rasch aus solcher weichen Art
Tritt sie in volle Gegenwart,
Strahlt wie in frischer Jugendschöne
Im Kreis der Töchter und der Söhne,
Dieweil sie weiß, was sie der Welt
In ihren Kindern aufbehält,
Empfängt die helle Schar von Gasten,
Der's wie dem Vogel in den Aesten
Behagt in dieses Hauses Welt,
So gastlich frei, so wohlbestellt
Als kreist der Wein, von gutem Schlag,
Als blühe der süße Nachmittag,
Und an der alten Freudigkeit,
Der guten Stunde der alten Zeit
Nährt sich der Jungen Scherz und Spiel,
Ein Tänzlein selbst ist nicht zu viel.

Vor allem aber kehrt Jubel ein
Beim alten Herrn von Scharfenstein,
Kommt ein Student ihm hoch im Braus.
Da gilt's zu führen heiße Fehde,
Da blitzt's von Red' und Widerrede,
Denn Freiheit herrscht in seinem Haus
Die Köpfe hell, die Zungen frisch
Und nichts für ungut an dem Tisch!
So läßt's der Jugendfreund gewähren
Und — meint das Kind, so guter Grund,
Aus dem es selber froh erstund,
Darf heute noch sein Recht begehren!

J. G. Fischer.

Für die Schillerstiftung gingen beim Herausgeber ferner ein: P. O. in Sagan 5 Thaler. — Von C. W. Trapp in Braunschweig 3 Thaler.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 29.** Wöchentlich ein Bogen. Preis pro Band 20 Ngr.

Nur ein Conterfei.

Erzählung in fünf Capiteln.

Drittes Capitel.

Ein geistlicher Herr und die Seinen.

In unserer Joseph Ulrich Vaterstadt war der Pastor Nakemann ein geistlicher Hirte im wahrsten Sinne des Worts. Die meisten seiner Zuhörerinnen kamen mit zwei Taschentüchern zu seinen Vorträgen. Kein Geistlicher brachte mehr Actien unter, „die der Himmel selbst einlöst", und bei keinem kamen mehr milde Beiträge ein für all die gottseligen Zwecke, die ein echter Christ zu fördern suchen muß, und keiner donnerte heftiger in den Mäßigkeitsvereinen und rettete mehr Sünder vom Abgrunde des Alkoholvergiftungsverderbens. Und welch eine stattliche Erscheinung war er! Niemand wußte sein Alter; denn aus seinem runden leuchtenden Antlitz, aus dem ausdrucksvollen Lutherkinn und den seelenvollen, himmlischen Augen ließ sich darüber nichts schließen, was umsomehr sagen will, wenn man bedenkt, daß fast alle Damen, die alten wie die jungen, nur des Herrn Pastors Nakemann wegen in die Missionsversammlungen, in die Basler Bibelvertheilungsgesellschaft, in die Bibelerklärungsstunden, in den Mittwochsgottesdienst und in die Kleinkinderbewahranstaltvereine gingen und daß sie da überall nicht allein auf seine Worte, sondern auch auf seine Mienen, Bewegungen und seine Haltung lauschten! Aber er war untadelig vor dem Herrn; er war ein prächtiger, ein einziger Mann, mild und feurig, innig und kräftig und immer würdig, immer voll Grazie und Adel, ein wahrer Prediger für das schöne Geschlecht und der erklärte Heilige desselben.

Dieser herrliche Mann erwachte eines Morgens nicht ganz heiter in seinem comfortabeln Bette und als das Dienstmädchen ihm den Kaffee brachte, fuhr er sie an, aber nicht mit der Stimme, die seine Zuhörerinnen an ihm vergötterten. Der Kaffee kam zu spät, er war beinahe kalt, er hatte einen abscheulichen Geschmack, es war im Ganzen nicht mehr zu ertragen — mit einem Wort, der Herr Pastor brummte hinter den Gardinen auf die schlechte Wirthschaft und betheuerte zuletzt, daß er „Alle" aus dem Hause jagen werde. Nanette, so hieß die Dienerin, wunderte sich nicht so sehr, als man vielleicht denkt; sie nahm auch nicht viel Notiz von der bösen Laune; denn sie wußte als gebildetes Dienstmädchen zu gut, wohin das Gewitter zog. Sie rückte die Toilette zurecht, brachte das Wasch- und Rasirwasser und ging ab und zu, wie es nöthig war. Der Herr Pastor stieg aus dem Bette und machte seine Morgentoilette, wie es Jedermann thut, nur mit mehr Sorgfalt als Jedermann im Allgemeinen darauf verwendet — es gab gewisse Geheimnisse an seinem Antlitz, die mit der größten Zartheit behandelt wurden.

„Schicke mir den Ferdinand herauf", sagte er zum Mädchen, und sobald sie hinaus war, trat er vor den Spiegel und glättete Stirnrunzeln. Eine heitere, klare Stirn ist ja der Spiegel der gottergebenen Seele.

Der entbotene Ferdinand war der Sohn des

Pastors und da er sich nicht sehr beeilt, so gewinne ich wol Zeit zu einigen vertraulichen Mittheilungen. Er und sein Bruder waren keine guten Söhne, wenigstens nicht für diesen Vater, der natürlich zuerst die Absicht gehabt hatte, Beide zu Superintendenten und Consistorialräthen zu erziehen. Beide hatten sich aber schon auf der Schule durch mittelmäßige Dummheit und anständige Faulheit ausgezeichnet. Der Aeltere hatte sich freilich mit mannichfachen Manipulationen durch das Gymnasium oder vielmehr durch ein halb Dutzend Gymnasien geschlagen; denn nachdem er in seiner Vaterstadt die Quarta glücklich erreicht, vertauschte er diese ausgezeichnete Schule mit der zu P., wo er in die Untertertia aufgenommen wurde, obgleich er dort ziemlich als der dummste Quartaner abging. Trotz der sehr theuern Pensionen im Hause des Directors ging es auch in P. nicht recht vorwärts, weshalb er nach einem oder zwei Jahren nach G. pilgerte, wo man ihn zum Obertertianer machte; nach einem angemessenen Zeitraume zog er weiter nach D., wo er Secundaner und endlich nach G., wo er Primaner ward und zwei mal durchs Examen fiel, daß er zuletzt in dem sehr berühmten Gymnasium zu B. stand, demselben, von dem die Hälfte aller trüben Landräthe, Regierungspräsidenten und Minister ihre Maturitätszeugnisse geholt hat. Dann hatte er studirt, ob fleißig oder nicht, ist ebenso unbekannt geblieben wie der Grund, weshalb er plötzlich Halle und die Theologie verließ und sich in Berlin der Medicin widmete. Ueberhaupt schwebt ein gewisses Dunkel über die „ganze gelehrte Carrière des Herrn Dr. med. Nakemann, doch rückte dieser Herr eines Tages mit dem erwähnten Titel, einem großen Kinn- und Schnurrbart und verschiedenen Narben im Gesichte in seine Vaterstadt und in das stille Predigerhaus neben der Barbarakirche ein und fing an, sich eine Praxis zu suchen. Der ehrwürdige Pastor hatte die Mittel, sie ihm zu verschaffen, und ich muß gestehen, daß es nicht am Vater lag, wenn Dr. Nakemann zum dem Publicum von Nakemann sen. nicht gefiel und fast zu seiner der frommen Damen, denen der junge Arzt so eifrig empfohlen war, mehr als zwei oder drei mal gerufen wurde.

Noch unglücklicher war Ferdinand, der zweite Sohn, gerathen. Diesem wuchs bereits ein wirklicher Flaum um die Backen, als er die Quarta erreichte, und er hatte so sichere Aussicht, auf diesem Standpunkte der Gelehrsamkeit zum vollen Backenbart zu gelangen, daß der Vater es für gut fand, ihn auf ein Comptoir zu geben, um einen Kaufmann aus ihm zu bilden. Hier emancipirte er sich rasch zum Stutzer, lernte die Vornamen der Kellner aller Weinhandlungen und Conditoreien der Stadt auswendig, hatte ein sehr auffallendes und von seinen Collegen sehr beneidetes Verhältniß mit Fräulein Sperber, der Soubrette beim Sommertheater, und zeichnete sich (besonders seit er Commis mit 120 Thalern jährlich und einem Friedrichsd'or und einer Weste zu Weihnachten geworden war) vor allen jungen Kaufleuten, die in dieser Periode Briefe von der Post holten und Waare auf dem Zollamte in Empfang nahmen, durch den tadellosen Schnitt seines Rocks und den genialen Schwung seiner Vatermörder aus. Eines Tages entließ ihn sein Principal plötzlich ganz außer der Zeit; man munkelte Allerlei, aber sein Vater war ja ein so ehrwürdiger Herr, ein Geistlicher, und wenn es überhaupt eine Sache zu munkeln gab, so mußte sie rasch gedeckt worden sein. Eine neue Stelle fand er nicht, aber während er zu Hause privatisirte, beging er den Streich, sich in eine ziemlich mittellose junge Dame zu verlieben, die damals mit ihrer ältern Schwester, die wir schon kennen — Tante Laura, — die Erbauungsstunden im Hause seines Vaters besuchte. Ob der Herr Pastor noch Augen für die Schönheit hatte oder ob er es aus Liebe für seinen Sohn that — genug er ließ sich die junge, schöne Schwiegertochter gefallen, und da die Frau Pastorin lange todt war, so hatte ihr Einzug in sein Haus, in dem sie die Wirthschaft führen sollte, keine Schwierigkeiten. Der junge Ehemann mußte erst natürlich etablirt werden. Der Vater trieb Geld auf, die paar hundert Thaler der jungen Frau wurden baargeschlagen und bald florirte die „Holz-, Torf- und Kohlenniederlage von F. Nakemann und Comp." mit ellenlangen umkränzten Inseraten und besondern Beilagen im Intelligenzblatte und in allen Blättern der Stadt. Einige Zeit ging das ganz gut. Ferdinand, als musterhafter Geschäftsmann, verließ das Haus Punkt 10 Uhr Vormittags und Punkt 3 Uhr Nachmittags und kam meistens erst ziemlich spät Abends zurück — freilich wußte weder der Pastor noch die junge Frau, daß er sich während dieser Zeit nicht in der Niederlage (wo es wirklich sehr langweilig war), sondern im Leutholz'schen Billardzimmer aufhielt und daß Herr Compagnie, ein Commis von einem Holzfelde, der als Sachverständiger in das neue Etablissement aufgenommen worden, die Geschäfte desselben verwaltete und sein Schäfchen auf eigene Rechnung schor. Hernach kam der Doctor dazu und da die

Brüder ziemlich gleiche Neigung hatten (aber keineswegs zu Holz, Torf und Kohlen), so sah die Niederlage ihren Hauptbeiger nur, wenn dieser Geld brauchte. Das führte denn auch nicht zu langer Zeit zum Ruin des Etablissement und Ferdinand sah sich ziemlich oft und immer häufiger genöthigt, gestempelte Zettelchen zu unterschreiben, zu denen er auch den Namen seines Vaters benutzte, dem er den Kopf mit kaufmännischen Spekulationen warm machte, wovon der Herr Pastor wirklich nichts verstand.

„Das ist die Geschichte vom Levi", sagte Ferdinand, als das Mädchen ihm die Aufforderung seines Vaters brachte; „verdammter Schwindel! Aber 's mußte doch ein Ende nehmen; es ging nicht mehr, es ging wirklich nicht mehr!" Dabei schob er dem Bruder Doctor den Meder zu, denn die Brüder saßen eben beim zweiten Frühstück, das sie kurz vor ihrem Ausgehen Ferdinand nach der „Niederlage", der Doctor zu den „Patienten" noch zu Hause einzunehmen pflegten.

„Hm —" meinte der Doctor, „es sind blos Dreihundert — wir hätten doch erst den Juden mit den Fünfhundert loslassen sollen — es ist der selbe Sturm, und hat er die große Pille hinunter, so wird er an der kleinen nicht lange würgen."

„Du hast klug reden, du", entgegnete der Bruder, „ich muß die ganze Suppe verzehren. Komm' mit hinauf, du kannst ihm am besten parliren."

„Meinetwegen!" Der Doctor trank sein Glas aus, wischte seinen Bart zurecht und stand auf.

Die beiden Herren fanden den Vater in der Stellung, die er für gut gefunden, anzunehmen; er kehrte den Eintretenden den Rücken zu und war in einen Folianten verloren.

Ferdinand schwieg und zog sich scheu hinter des Doctors breiten Bart zurück, denn er hatte immerhin einigen Respect vor seines Vaters Ehrwürdigkeit. Der Doctor aber hatte keinen Respect, er war nicht umsonst in B., G., D., G., A., Halle und Berlin gewesen. „Guten Morgen, Vater", sagte er, „wohl geschlafen?"

Der Pastor fuhr jählings von dem erbaulichen und gelehrten Folianten empor. „Ist Ferdinand da?" Und er wandte sich mit dem Stuhl gegen diesen Uebelthäter, der den Hut zwischen den Fingern drehte und seine überaus nichtssagenden blauen Augen beharrlich auf dem letzten Knopfe des Morgenrocks seines Vaters heftete.

„Ferdinand", sagte der Vater nach einer schlimmen Pause, „sage mir, was Das bedeuten soll, daß mir du gestern ein Jude ins Haus kommst und mir einen Wisch Papier vorlegt und dreihundert Thaler von mir verlangst?"

„Verfluchte Geschichte!" entgegnete Ferdinand. „Verdammter Kohlenkahn! — wie das so vorkommt im Geschäft — Sie können sich wol denken, lieber Vater, daß man nicht immer so Glück hat; man muß es in die Waare stecken, man muß kaufen, wenn sich Gelegenheit darbietet!"

Der Doctor ergänzte: „Dem Vater machst du die Sache nicht klar! Er hat vor einiger Zeit bedeutende Ankäufe in Holz gemacht, als es besonders billig war, und für einen Theil des Kaufbetrags Wechsel ausgestellt — die Sie auch acceptirt haben Vater — und jetzt in Kohlen, und nun sind jene Wechsel fällig und müssen bezahlt werden, und da Ferdinand nichts flüssig hat, so kam Levi natürlich zu Ihnen — weil Ihr Accept auf dem Wechsel steht — damit Sie vor der Hand die Kleinigkeit bezahlen."

Einen Moment war der Pastor sprachlos und seine Augen schweiften fragend vom Doctor, der ihm freundlich zunickte, zu Ferdinand, der ganz vertieft war in die Blumen des Teppichs — dann sprang er auf: „Wie — was? Das heißt doch nicht — ich ich soll bezahlen? Dreihundert Thaler — für dich, Ferdinand? — Das heißt doch nicht, daß du mich, deinen Vater, der sich für dich aufgeopfert hat, der dir Alles gegeben, zum Deckmantel gebraucht hast — für Spekulationen, die der Teufel holen soll?"

„Blos für jetzt, blos vorschießen für den Augenblick!" stotterte Ferdinand.

„Nicht einen gebogenen Pfennig!" rief der Pastor, feuerbraun vor Aerger. „Schlechter Mensch! Auf meinen Ruin geht ihr aus! Ich ziehe meine Hand von euch ab, nicht einen Pfennig geb' ich!"

Der Doctor hatte sich ruhig niedergesetzt; er sah den zürnenden Pastor mit einem seltsamen Zucken des Bartes an. „Aber, lieber Vater", sagte er, „Sie sind ja so gut wie Ferdinand für die Zahlung verhaftet und da Sie Geld haben, so zahlen Sie lieber, denn man macht mit Wechselschuldnern keine Umstände."

Der Vater stand sprachlos.

„Ja leider, lieber Vater, nimmt man Sie, nicht ihn!" sagte der Doctor. „Levi hat sich in den Kopf gesetzt, daß Sie sein Schuldner sind, und er scheint Recht zu haben."

Pastor Volkemann warf sich in seinen Stuhl zurück. „Nein, nein, nein", höhnte er, „ich zahle nicht — schlechte Kinder! Dazu habe ich euch erzogen, dazu habe ich mich für euch geopfert, dazu

habe ich dich von der Schande gerettet, als du bei Otto zweihundert Thaler stahlst?"

Es gab schlimme Auseinandersetzungen. Auch der Doctor bekam sein Theil.

Wir lassen den Schleier über diese Scenen fallen und bemerken nur, daß der Vater vielerlei Vorschläge machte, um die allerseits — auch bei ihm — ruinirten Verhältnisse wiederherzustellen. Am nächsten Tage, als er sich endlich zur Zahlung der Dreihundert bereiterklärt und Ferdinand sich entfernt hatte, stellte er die Frage: „Wie weit bist du mit deiner Schwägerin?"

Der Doctor machte ein verdrießliches Gesicht. „Laura ist nicht so dumm wie Sie meinen' Lieutnant Pluich ist freilich ziemlich unschädlich, denn ich brachte ihr seine Schuldscheine glücklich bei; nun hat sie aber ihre Netze nach einem Andern ausgespannt — ein Contorist Faut, der mit so und soviel tausend Pfund Sterling aus England gekommen und sich hier sehr brillant niedergelassen hat; und das ist nicht solch ein Verhältniß wie mit dem Hirsch, der blos Hausfreund ist; ich weiß, daß sie ans Heirathen denkt."

„Da haben wir's! So vereitelst du alle meine Pläne zu deinem Glück — du hättest ihre zehntausend Thaler (denn zehntausend hat sie, wenn nicht mehr) längst haben können — und nun — nein, nein, ich habe keine Freude an euch, ihr seid schlechte Kinder! — — Wer ist der englische Contorist?"

Der Doctor nannte den Namen.

„Hast du den jungen Menschen kennen gelernt?" fragte der Vater nach einigen Augenblicken des Nachdenkens? „Geht er zur Kirche? Was für ein Gemüth hat er?"

„Sie wollen doch nicht aus einem fünfundzwanzigjährigen Contoristen einen ergebenen Christen machen?"

„Hm! Es wäre gut, wenn wir tüchtige Liebhaber ins Haus bekämen und wenn du und Ferdinand seine Freunde würdet! Wenn du nur das Deinige thun wolltest — wer weiß, was sich noch machen läßt!"

Der Vater hatte eine Taufe zu besorgen. Er stand auf. Und auch dem Doctor fiel ein, daß er eigentlich mitten im Frühstück gestört worden, daß er zwei Glas getrunken und daß seine Natur seine Unregelmäßigkeiten hatte — er griff nach seinem Hut. Valerie sah sehr lebhaft an den Ketten der großen Wanduhr, als wollte sie nicht gehorcht haben; aber auch der Doctor achtete nicht auf sie; er lächelte unter seinem Barte, als er die Treppe hinunterstieg. „Zehntausend", brummte er, „das ist ganz gut, ganz gut! Aber — der Contorist!"

Viertes Capitel.

Glückliche Aussichten.

Es waren mehre Monate seit jenem Abend verflossen, da Joseph aus der Fremde heimgekehrt war.

In dem stillen Hause der Mutter hatte sich wenig geändert. Noch immer verkaufte sie Brot, Butter, Eier und Schweinsbörstchen; noch immer saß sie Abends in der langen, dunkeln Hinterstube, nickend, nähend oder mit Jenny über den Schularbeiten studirend. Sie sah vielleicht blässer und verfallener aus, aber sie war auch älter geworden seit damals; zuweilen waren ihre Augen trübe und roth, aber weinen sah man sie nicht, wenn sie nicht eine besondere Ursache dazu hatte, wie etwa eine zufällige Erinnerung an alte Zeiten, an eins der längst im Grabe ruhenden Kinder und was eben sonst ein weibliches Herz in jene Erschütterung bringt, welche die Thränenschleusen öffnet.

Und Joseph?

Er wohnte nicht mehr im Hause seiner Mutter, er war bereits ein Kaufmann, ein angesehener Mann an der Börse, ein thätiger Mann in seinem Contor, beliebt bei Lehrlingen und Commis, beliebt bei Arbeitern und Aufsehern in den Speichern, freundlich und leutselig zu den Untergebenen, artig und liebenswürdig zu Seinesgleichen.

Das neue Handlungshaus, das er mitbegründet, hatte unter den günstigsten Auspicien seine Wirksamkeit begonnen. Es war bereits in voller Thätigkeit. Hunderte von Flößknechten führten ihm den Reichthum Polens und Galiziens zu, auf den Speichern wühlten hundert Hände in den goldenen Haufen des ihm gehörigen Getreides und Schiffe mit seinen Schätzen durchfurchten die Meere. Joseph's Name ward mit Achtung an der Börse genannt, dem feinsten Regel der öffentlichen Meinung, wo man den Menschen nur nach Dem beurtheilt, was wirklich werthvoll an ihm ist: nach seinem Gelde. Durfte, konnte er nun wol noch in dieser jämmerlichen Straße, in diesem elenden Quartier, unter den Arbeitern wohnen, die sein Getreide schaufelten und seine Schiffe beluden? Sicherlich nicht. Und nichts war wol natürlicher und angemessener, als daß er der Mutter den Vorschlag machte, mit ihm in ein schönes Haus der Neustadt zu ziehen, wo er eine elegante Wohnung für sie eingerichtet hatte. Ich meine,

das war der Vorschlag eines guten Sohnes, aber — wer kennt die geheimen Tiefen des Mutterherzens? Sie war anderer Meinung geworden, sie wollte nicht in jene schöne Wohnung, sie wollte hier bleiben, hier, wo sie sich solange mühsam und kümmerlich ernährt, wo ihre Kinder gestorben, wo sie ihren einzigen Sohn unter Entbehrung und Sorgen erzogen, wo sie soviel gedultet, wo sie solange gelitten — hier wollte sie bleiben, hier wollte sie sterben, und das werde wol nicht mehr lange dauern, und dann möge er nur für Jenny sorgen; ihr sei dann wohl, und wie solche Worte lauten, die Thränen zu ersticken pflegen. Joseph tolle aber den Grundzug des Hauses ab; er kaufte die auf demselben ruhende Hypothek an (Alles zusammen kostete ihm freilich kaum 300 Thaler) und setzte seiner Mutter eine monatliche Unterstützung aus, von welcher sie allein hätte leben können, deren Annahme sie aber hartnäckig verweigerte. Joseph besuchte sie dessenungeachtet sehr oft — wenigstens anfangs, denn später sah ihn einmal der Gemeinderath Gebba (jetzt Gebba Nachfolger), der gerade seine Holzfelder in dieser Gegend besuchte, in das Haus seiner Mutter gehen und fragte ihn gelegentlich, was er in der Dentlaue gemacht und ob er Geld auf diese faule Barracke geben wolle, was Joseph natürlich bejahte und wobei er ziemlich erröthete. Seitdem aber hatte er sich doch, am hellen Tage zu seiner Mutter zu gehen, und da er Abends noch anderwärts hingehen mußte, so wurden seine Besuche seltener.

Es ist selten Jemand so unglücklich, der einzige Sohn einer armen Mutter zu sein, aber Viele sind so glücklich, im Laufe ihres Lebens den Egoismus des weiblichen Herzens kennen zu lernen.

Laßt euch von einer Frau lieben, mit aller Innigkeit und Hingebung des weiblichen Herzens, und seid überzeugt, daß sie mit argwöhnischem Auge jeder eurer Bewegungen, jeder Regung eurer Seele folgt; — ja es ist entzückend, von einem schönen jungen Weibe so geliebt zu werden; es ist so schmeichelhaft für die Eigenliebe des Mannes, diesem eifersüchtigen, furchtsamen Leben mit aufmerksamem Blicke folgen zu können — es sind ja die sichersten Zeichen der Liebe, die man beobachtet! Ach, wie schon der leiseste Schatten der Ahnung, daß sie euch verlieren könnte, sie erzittern macht und ihre Seele mit Schrecken erfüllt! Ach, wie dann in dem gequälten Herzen der weibliche Stolz, die angeborene Scheu mit jener mächtigen Regung der Liebe kämpft, die wir die Eifersucht nennen! Eifersucht — das ist eins der verachtungswürdigsten Gefühle des Herzens, und kein Mann, der sich selbst liebt, wird es mißachten oder nur ungern sehen; er wird stolz darauf sein, es erregt zu haben — nämlich bei seiner angebeteten Geliebten, bei seiner jungen, reizenden Gattin. Gattin? So weit sind wir noch nicht. Wir sprachen nur von der Eifersucht der Mutter auf die Geliebte ihres Sohnes.

Ja, Joseph war in heißer Liebe zu seiner Tante entbrannt. Es zog ihn immer und immer wieder dorthin, wo die schwarzen Augen flammten, wo die duftenden Locken flatterten. In so heißer Liebe war er entbrannt, daß er es nur dem Gegenstande seiner Liebe persönlich danken mußte, wenn er über die Liebe seine Geschäfte, die Angelegenheiten des zu gründenden Handlungshauses nicht vernachlässigte; denn „Tante Laura" — seitdem aber viel „Laura" und viel gar „theure Laura" genannt — hatte ihn sehr lebhaft zur Thätigkeit aufgemuntert. Joseph war bei ihr mit jener Verlegenheit, jener Scheu aufgetreten, die allemal das Zeichen eines wirklich verliebten Mannes ist, mag er nun 17 oder 27 Jahre, mag er bei den Frauen geübt oder ungeübt, mag er rein und frisch oder verdorben sein; aber Tante Laura war gerade die Frau, um solch einen Liebhaber zu erziehen, und sie hatte ihn in der That bald polirt, ohne ihm das Mindeste von seiner Glut zu nehmen. Dann, als sie ihn präsentabel gemacht und als sein Name an der Börse jenen guten Klang gewonnen, hatte sie die „Übrigen" aufgeboten: Herrn Hirsch (eine mächtige Gestalt, der wahre Typus männlicher Kraft und Schönheit, seit einigen Jahren Rentier, obgleich vorher nur ein armer Schulmeister, was auch sein Vater gewesen war, übrigens ein Mann, den auch noch andere Damen aus den Vermunden des Herrn Pastors Lakemann ihren Verehrer nennen konnten); dann den Sohn des obengenannten Herrn, den Hr. med. Lakemann; ferner den Secondelieutnant Ulrich von Blücherslaum, der zwar Secondelieutnant, aber ein Mann in den besten Jahren war; den Assessor Kurzhals u. A. m. Auf diese Herren machte Joseph's Erscheinen nicht den angenehmsten Eindruck — Hirsch blieb noch der gleichgültigste. In Den von Ulrich aber fuhr ein böser Geist, der ihn trieb, von dem Augenblicke an, wo er Joseph kennen gelernt, alltäglich zwei oder drei mal seinem Burschen die Stiefeln an den Kopf zu werfen und die Rekruten, deren Ausbildung er beaufsichtigte, nicht nur im Allgemeinen „auszubunzen", sondern auch die Einzelnen dieser „completen Holzstiefel" kräftigst mit dem Degen-

haupt zu bearbeiten, was jetzt Mode geworden ist, den nicht mehr geschlagen werden darf. Armer Leutnant, sonst eine so gutmüthige Seele! Aber das ganze Offizierscorps des III. Regiments wußte es, wie es mit ihm stand: daß seine Schulden bereits ein unermeßliches Capital bildeten und daß er seinen Ruin allein durch die Hoffnung auf die Heirath aufgehalten und selbst jetzt noch aufhielt, nachdem diese Hoffnung ziemlich entschwunden war.

Unter allen Anderen der Tante Laura war es bald eine ausgemachte Sache, daß der excellente Gemeinrath, der „junge Schnuffel" den Sieg davongetragen habe, und Einige, wie Rösner Kurzhals, der eben in die Sechshundertthalerzelle eingerückt und daher jetzt des Geldes weniger benöthigt war, und Dr. Rakemann, der nur auf den Wunsch seines Vaters agirte, wie wir wissen, fingen an, auf einen ehrenvollen Rückzug bei Zeiten zu denken, während dagegen Hirsch ruhig fortfuhr, sich zu irgendeiner Gunstzeit bei Laura einzustellen und der Leutnant keinen Tag vorübergehen ließ, ohne sich nach dem Befinden seiner „Angebeteten" zu erkundigen, eine Viertelstunde vor ihr seinen Schnurrbart zu drehen und vom „prachtigen Wetter" oder „abscheulichem Regen" zu sprechen — was er thun mußte, so sehr er schon die Nichtigkeit dieser Betrachtungen einsah, weil seine Gläubiger ihn mit Argusaugen betrachteten und bei dem geringsten Zeichen der Spannung zwischen ihm und seiner „Angebeteten" ihr hundertköpfiges Haupt erhoben hatten.

Aus Dem, was ich von Tante Laura erzählt habe, darf man keineswegs schließen, daß sie im Umgange mit Männern ein ungebundenes Leben führte. Eine Wittwe mit 10,000 Thalern hat ein gewisses Decorum zu beobachten, ist beschränkter als eine, die nicht ebenso viel Pfennige besitzt — wir sind um so ärmer für uns selbst, je reicher wir für Andere sind. Laura stand mit mehren höchst achtbaren Familien, zum Theil durch Verwandtschaft, in jener freundschaftlichen Verbindung, die darin besteht, daß man sich zuweilen gegenseitig auf Warm einladet. Aus diesen Kreisen hatte sie sich junge Freundinnen erwählt, hübsche oder häßliche, dumme oder geistvolle Mädchen, die sie mit jener zutrauungsvollen Zärtlichkeit anzuziehen, welche bei den Frauen so leicht das Herz öffnet. Diese jungen Damen gingen mit ihr spazieren, in das Theater und in die Concerte, und wo sie sich immer sehen ließ, war eine oder die andere der Freundinnen mit dabei; und auch zu Hause war diese oder jene stets in der Nähe; wie aus den Wolken fallend, traten sie manchmal herein, oft störend für die Anderen, niemals für Laura, die sie stets mit dem liebevollsten Antlitz empfing, sie mit dem herzlichsten Kuß willkommnete, sie mit der zärtlichsten Theilnahme nach Mama, Friederichen, Ludwichen und Ulrichen fragte und sie unfehlbar an das Klavier brachte. Obgleich die Freundinnen zum Theil jung und liebenswürdig waren, erregten sie doch weder die Eifersucht Laura's noch die Aufmerksamkeit der „Herren"; denn Laura wußte bei Gelegenheit ein Wörtchen fallen zu lassen, das diesen zarten Knospen für gewisse Augen allen Reiz nahm: — „Ein sehr schönes Mädchen; leider muß sie Gouvernante werden!" — „Ihr unglücklicher Vater hat 800 Thaler Gehalt und zehn Kinder, muß das nicht ein Vaterherz zerreißen?" — „Wie sich ihre Aeltern bei dem Einkommen nur so anständig halten?" — Und sie hatte in der That Recht, von diesen jungen Freundinnen nichts zu fürchten; denn es war keine darunter, die auch nur auf einen Schatten von Vermögen Hoffnung hatte.

Joseph, zu seiner Schande sei es gesagt, sah diese reizenden Geschöpfe gar nicht (obgleich Manche über die Noten weg nach ihm hinüberschielte, denn er war ja „eine schöne Partie") oder wenn er sie doch sah, achtete er sie nicht viel besser als den Stuhl, auf dem er saß, oder das Pianoforte, auf dem jene spielten. Ihn störten diese Freundinnen daher keineswegs; er hatte seiner Dame nicht viel Geheimnisse zu erzählen; er war zu jener zarten Sprache der Liebe, zu jenem Koſen und Flüstern vielleicht zu alt, zu reif, zu abgestumpft geworden durch die Sorgen des Lebens und des Erwerbens — und was sein einziges großes Geheimniß betraf, das Geheimniß, von dem kein Wörtchen über seine Lippen gekommen war und das doch alle Welt kannte, so hielt er dieß für völlig vereinigt zwischen sich und ihr, für keines Worts mehr nöthig. Künste, die er nicht im entferntesten verstand, waren Whist und Tanzen. Ueber das Spiel tröstete er sich leicht, aber das Tanzen lag ihm schwer am Herzen; er verfolgte Laura's Tänzer (und sie hatte immer Tänzer) mit bösen, neidischen Blicken und fand es unverzeihlich, daß die Mutter ihn nicht hatte tanzen lernen lassen. Zum Glück nahte der Sommer, wo man nicht tanzt.

Wie Jedermann weiß, üben die Jahreszeiten den größten Einfluß auf die Neigungen des Menschen: der Schnee treibt sie auf die Bälle, das Grün lockt sie ins Freie, das winterliche Thee- und Abendbrot verwandelt sich in gemeinschaftliche

Landpartieen, wie denn Landmann die Stallfütterung in Weidefütterung. Die Restaurants, Ballsäle und Theater werden leer, kein vernünftiges Wirt kommt zustande und die Restaurateure in der Stadt leiden sehr.

Eines Sonntags sollte in jenem Familienkreise, dem auch Laura angehörte, eine Wasserpartie nach einem benachbarten Seebade stattfinden, und zwar nicht in dem allstündlich dorthin fahrenden Dampfschiffe, sondern in eigenen Ruderbooten, damit die Gesellschaft so recht „unter sich" bliebe.

Joseph versprach sich viel Vergnügen davon; man mußte bei diesem Wege einen schönen, einsamen Wald durchkreuzen. Laura hatte ihm erlaubt, sie abzuholen; er durfte ihr Tuch tragen und war ganz glücklich.

Am Landungsplatze bekam freilich sein schöner Traum einen unangenehmen Stoß. Da waren die Fräulein Schwätzer — sechs Häupter — und die Plauder'schen und die Schreier'schen Damen und Laura's Schwester, die Frau des Hofs-, Forst- und Kohlenniederlagedirektors Rakemann und die Frau Oberlieferin Dr. Dumbumdum und viele andere Damen, und da man nur noch auf Laura gewartet hatte, so ward sie mit großem Geschrei empfangen und verschwand unter den Freundinnen, während Joseph in den Stern des Boots zu den andern Herren geschoben ward, unter denen er sich sehr langweilte und die wirklich recht langweilig waren, wie ich, der ich sie alle kenne, eingestehen muß.

Der alte Rittmeister Plauder (ehemals ein längst verabschiedeter Landwehr-Rittmeister und Steuerbeamter) erzählte seine vier Anekdoten vom General Kardell, die er immer erzählt, wenn ihm Jemand zuhören will. Die beiden jungen Plauder, hoffnungsvolle Primaner, converßirten Latein mit dem Dr. Dumbumdum, dem langen Dumbumdum, dem Ordinarius der Quinta, und behandelten diesen Herrn mit dem ganzen gelehrten Hochmuth der Primaner. Unser Freund, Dr. Rakemann, setzte dem ältesten Plauder, einem langen, blonden Studiosus, auseinander, wie man das berühmte Tripel mit der Caroline bei der Aufstellung hinter dem Kreuzball ganz unfehlbar zustande bringe, während Herr Ferdinand Rakemann mit ungewöhnlicher Vielseitigkeit des Geistes dazu Anmerkungen machte, die von großer Kenntniß des Billard zeugten, und andererseits mit Aufmerksamkeit den politischen Erörterungen des Herrn Schlucker, des großen Materialwaarenhändlers aus der Krämergasse, folgte, der eben die Orientalische Frage auf die grundsätzlichste Weise auseinanderlegte, mit der Eroberung von Konstantinopel anfing und alle Schuld der Verwirrung natürlich auf die Türken schob, die man theilen oder kaufen mußte. Joseph war gründlich unglücklich in dieser Gesellschaft, so oft die Damen die Sonnenschirme erhoben und ihm dadurch sogar die Blicke der Seinigen entzogen, wollte er fast verzweifeln vor Unmuth.

Aber kein Leiden dauert ewig. Man kam endlich, ziemlich durchnäßt vom Schaum der Ruder und ziemlich verbrannt von der herrlichen Junisonne, zu dem erwählten Landungsplatze, wo noch andere Herren, auch einige von unserer Bekanntschaft, die, nicht so begierig auf das Vergnügen des „Unter sich seins", mit dem Dampfboot hin ausgefahren waren, der Gesellschaft erwarteten. Der Garten war nahe und reizend — die ganze Gegend ist ja ein Garten. In der Mitte eines Buchenwaldes befindet sich ein silberglatter Landsee, der sich in den launigsten Krümmungen in den Wald hineinzieht, bald sich im Schatten der Bäume verlierend, bald sich wiederum in eine rohr- und waldumkränzte Bucht auseinanderziehend. An einem Ufer des Sees, von dem man die bedeutendste Aussicht über seine Hauptfläche genießt, ist ein sanfter Abhang durch Anpflanzung einiger Jasmin- und Rosenbecken und Anlegung kunstloser Lauben zwischen den bemoosten Baumstämmen zum Garten umgeschaffen, der freilich nach allen Seiten ohne Abgrenzung in den Wald übergeht und sich von diesem wenig genug unterscheidet.

Der Kaffee ward im Garten aufgetragen und, wie er sich auch drehen und drängen mochte, wurde es Joseph unmöglich, den Platz neben Laura zu erobern — Dr. Rakemann kam ihm zuvor —; so zuletzt mußte er, um nur überhaupt einen Platz zu erhalten, fern von ihr, mit der Frau Rittmeister Plauder neben sich und Fräulein Pauline Plauder gegenüber, vorliebnehmen. Und das sollte nicht einmal sein einziger Kummer bleiben, denn nun sah es dem Fräulein Pauline, die zu den „Freundinnen" seiner Dame gehörte und die er bisher für ein sehr harmloses Mädchen gehalten, gar ein, ihm mit besonderer Aufmerksamkeit zu behandeln. Während er nur immer daran dachte, einen Schatten der schwarzen Locken oder die Spitze der Nasenspitze Laura's zu erhaschen, gab ihm Fräulein Pauline den Kaffee und die Brötchen und hatte soeben zu fragen, ob er sie braun oder weich liebe, ob er den Kaffee mit Sahne, mit Milch, mit Zucker trinke? Einmal,

als er eben ganz wuthend auf den Dr. Rafemann war, der sehr viel sprach und die ganze Gesellschaft um sich herum, namentlich Laura, in großes Erstaunen zu versetzen schien, präsentirte ihm die junge Dame die Zuckerdose (obwol diese ihm vor Augen stand und er es viel bequemer gehabt hätte, selbst zuzulangen), worauf er das arge Versehen beging, sich die Zuckerzange in die Tasse zu legen. Endlich wollte er seinen Kaffee mehr trinken, um alle weitern Qualereien abzuschneiden; aber dadurch machte er es nur ärger — Fräulein Pauline wollte sich ganz entwickeln und da sie von Joseph's Sprachkenntnissen gehört hatte, begann sie ihn über die französische Literatur zu verhören, mit besonderer Rücksicht auf „Athalie par Racine". Damit kam sie Joseph gerade recht! Er raffte sich plötzlich auf und, um sie mit Einem Schlage totzuwerfen, bewunderte er ihre Kenntnisse, bombardirte sie anfangs mit französischen Redensarten, empfahl ihr Romane und sprach endlich gar Französisch. Trotz der „Athalie" verstand sie kaum noch ein Wort. Etwas eingeschüchtert entgegnete sie daher, daß sie es nicht wage, daß es ihr an Uebung fehle, worauf er sie, immer Französisch und so laut sprechend, daß die nächste Umgebung aufmerksam ward, ermunterte, es doch zu versuchen; es sei nicht so schwer, besonders mit solchen Vorkenntnissen. So hätte er sie in der That still bekommen, aber der Kaffee ging zu Ende und man fing an, sich zum Aufbruch zu rüsten, was ihr Gelegenheit gab, geschwind von der französischen Literatur abzubrechen, um sich Joseph für die Promenade nach dem Bade zu sichern. Er wußte noch nicht, ob Laura badete; jedenfalls wollte er sich nicht binden — genug, er entgegnete, er werde nicht baden.

„O herrlich", rief die Frau Rittmeister, „ich darf auch nicht baden — wie schön sich das trifft! Wir werden einander Gesellschaft leisten!"

„Aber, Mamachen", sagte Pauline mit einem strafenden Blick, „du kannst Herrn Ulrich die reizende Promenade durch den Wald nicht rauben wollen, die er doch sicher mitmachen wird!"

„Ah, in der That, ja", entgegnete die Mama, „die reizende Promenade! — Allerdings! Nun, Herr Ulrich, ich muß Ihnen schon meine Tochter für die Promenade anvertrauen, denn mich strengt das Gehen zu sehr an!"

Joseph verwünschte Mama und Tochter und fing an, die letztere für äußerst boshaft zu halten; aber es war nicht mehr zu ändern — er war engagirt. Die Gesellschaft erhob sich indessen, Pauline hing sich an ihn und legte einen niedlichen kleinen duftenden Glacehandschuh auf seinen Arm, Alle legirten an ihm vorüber, Laura am Arme Rafemann's, der auffallend viel flüsterte und seine Dame so zu beschäftigen schien, daß sie heute nicht einen Blick (nicht einen Blick!) für den armen Joseph hatte; dagegen aber sah ihn Plüsch, der am Tische den beneidenswerthen Platz ihr gegenüber eingenommen und jetzt ihr Tuch und ihren Sonnenschirm trug, recht aufmerksam, doch lange nicht so grimmig als sonst an.

Joseph fühlte einen lebhaften Schmerz im Herzen; es war ihm, als müsse er zusammensinken; er sah weder die heitere Stirn des Leutnant von Plüsch noch die freundlichen, lächelnden Blicke des liebenswürdigen Mädchens an seiner Seite, die sich, wie ich glaube, bereits in tausend schönen Träumen von Commerzienrathsvillen, eigenen Equipagen und Landhäusern wiegte. Sie war Freundin der „entzückenden" Natur, was alle junge Damen sind, wenn es keine Bälle gibt, und die „himmlische" Promenade bot ihr Gelegenheit genug, ihren Cavalier auf ihr Gefühl für die Schönheit dieser Natur aufmerksam zu machen. „Dieser herrliche Wald!" — „Welch eine wundervolle Heide!" — „und der reizende See!" — „und das romantische Nohrgebüsch!" — „und die köstliche Aussicht!" — Ja, als gar noch ein „lieber Kukuk!" dazukam, der die Gesellschaft eine zeitlang mit „Wie lange leb' ich?" unterhielt, konnte Joseph vor Ueberdruß kaum noch an sich halten und es war ihm selbst ein Wunder, wie er es bis zur Dune aushielt, wo sich der Weg zum Damenbade von dem zum Herrenbade trennt und er erlöst ward.

Es fiel ihm nicht ein, ins Bad zu gehen. Er fühlte sich unendlich unglücklich, denn es war ja das erste mal seit dem Entstehen seiner Flamme, daß ein Wassertropfen in dieselbe gefallen; es war das erste mal, daß er sich über Laura zu beklagen hatte; er war ganz verwöhnt durch den beständigen Sonnenschein seines Glücks.

Die Gesellschaft zog ohne sonderliche Aufmerksamkeit an ihm vorüber; denn, obwol mit Allen bekannt, war er doch durch seine Liebe und sein halb englisches Phlegma jedem Einzelnen fremd geblieben — man achtete ihn seines Geldes wegen, und die seine hatten, schmeichelten ihm auch; aber Niemand war ihm zugethan; er hatte Niemanden, dem er sein Leid klagen, bei dem er Trost oder wenigstens Mitgefühl finden konnte: er hatte keinen Freund.

Und doch ist der Freund dem Liebenden so

nöthig! Niemals sind wir mehr geneigt, von uns selbst zu sprechen, als wenn wir lieben; niemals ist das Bedürfniß der Freundschaft dringender bei uns. Lieben wir glücklich, so müssen wir ein Ohr haben für unsere Entzückungen; lieben wir unglücklich, so brauchen wir noch viel nöthiger eins für unsere Klagen. Freund eines Verliebten sein, ist allerdings ein gar langweiliges, unangenehmes Amt, aber ein nothwendiges — und glücklicherweise sind die Verliebten nicht immer verliebt und wiederum kommt es vor, daß sich dann auch die Freunde verlieben.

Offenbar war es der Freund, der Joseph jetzt fehlte und den gelegentliche Ausrufungen und kleine Monologe nicht ersetzen konnten. Er sah den Damen nach, solange ein Zipfel von Lauta's Kleid zwischen den Dünen schimmerte — er hoffte noch immer auf einen Blick; aber sie sprach lebhaft mit ihrer Schwester und er hoffte vergebens. Dann eilte er zurück, als brenne der Boden unter ihm, die Promenade hinab, in den Wald hinein, längs der Hecke, und, da ihm hier Menschen begegneten, hinter der Hecke, wo ihm die Zweige der jungen Bäume in das Gesicht schlugen und ihm sogar den Hut beschädigten, ohne daß er darauf achtete, immer vorwärts, bis die äußerste Spitze des Sees seinem tollen Laufe ein Ende machte. Er warf sich auf den Rasen im Schatten der Hecke und mit dem Gesicht gegen den See, durch dessen breiten Rohrgürtel hier eine schmale Fahrstraße geschnitten war. Ich will nicht gerade sagen, daß er über die Vorgänge der letzten Stunde nachdachte; denn ich weiß zu gut, daß Verliebte niemals nachdenken; aber es kamen ihm gewisse Inspirationen, gewisse — genug, sein Schmerz löste sich allmälig in Unmuth, in Aerger über Fräulein Maunder, in Zorn gegen den Doctor und allerlei andere böse Gefühle auf — —

Da tönte um die Waldspitze herum der Widerhall eines muntern Gesangs, oft von hellem Gelächter unterbrochen, — Ruderschläge, ein Rauschen und Knittern im Rohre. Ein Boot legte unweit von ihm an — junges, fröhliches Volk darin; er unterschied zwei helle, frische Mädchenstimmen, dann den schönen Tenor eines jungen Mannes, der unzählig viele Verschen aus Liederliedern sang und sie alle auf „Marie" variirte, mochte es auch Kunigunde oder Dorothea sein, die der Dichter besungen. Und nach jedem der Verschen fielen die Mädchenstimmen ein:

Wage hin, wage her,
Wage Schiffein über das Meer!

Wieder große Heiterkeit — zuweilen ein halb ängstlicher, halb schelmischer Schrei der Mädchen — das Knistern des Rohrs und die Kreise, die sich im Wasser bildeten und sich bis zu den Füßen des Lauschenden hinzogen; sie verriethen ihm, daß man im Boote den Takt zu dem Liede schaukelte. Mitunter ließ sich auch eine vierte, männliche Stimme hören, ein echter Baß, der in jenem Tone, den die Schauspieler Parturen nennen, drollige Couplets aus den damals modernen Lustspielen mit so komischem Ausdruck vortrug, daß der stille Lauscher ein mal, sich selbst und seinen Aerger vergessend, in das allgemeine Gelächter einstimmte.

Plötzlich schwieg die muntere Gesellschaft, das Rohr rauschte und knackte auseinander und das Boot stieß mit einem kräftigen Stoß auf Joseph los, der verwirrt aufsprang und sich einem am Steuer stehenden jungen Manne gegenüberfand, der eben nicht mit dem freundlichsten Gesichte zum Verschein kam, aber im nächsten Augenblicke den Hut vom Kopfe riß und eine tiefe Verbeugung machte.

„Bitte tausend mal um Verzeihung!" sagte er verlegen; „wir hörten Jemand lachen —"

Joseph erkannte einen der jungen Leute von seinem Genter.

„Ah Herr Schulz!" entgegnete er. „Nun, halten Sie sich vergnügt?"

„Zu dienen! Ich habe einen kleinen Ausflug mit meiner Schwester und meiner Braut gemacht — Julie, Marie — mein Herr Principal!"

Die Mädchen machten stumme, verlegene Verbeugungen.

„Sie werden unsere Kühnheit verzeihen", setzte der junge Mann zögernd hinzu, „wenn wir es wagen, Ihnen einen Platz im Boote anzubieten — wir würden die Ehre, die uns widerfuhre, gewiß zu schätzen wissen!"

In unserm Joseph ging es sonderbar her — die Mädchen sahen so schmachtend und so schelmisch darein, sie blinzelten nach ihm hin und ihre rosigen Wangen harren sich bei den letzten Worten zusehends belebt. Um die Wahrheit zu gestehen, er wäre gern mitgefahren, aber es rettete sich doch mit seinem Gefühl für die Würde des Geldes und des Principals und mit den Grundsätzen seiner kaufmännischen Erziehung in England nicht — in diesem constitutionellen Staate wäre es Hochverrath gewesen, wenn ein Commis seinem Principal seine Gesellschaft angeboten hätte —; so hatte er nur seinem Gönner, dem Mr. Puppet oder dem guten alten Nothing oder selbst nur Mr. Swaw, dem Geschäftsführer, kommen sollen!

„Thank you", antwortete er, noch ganz von englischen Ideen erfüllt, „I am waiting for my company — will Sie nicht hören — danke Ihnen — die Meinigen kommen gleich aus dem Bade! Wünsche Ihnen viel Vergnügen!"

Das war der Abschied und die jungen Leute mißverstanden es nicht — sie verbeugten sich tief, stießen die Ruder kräftig in den Grund und verschwanden im Nebel. Er lauschte ihren Ruderschlägen mit einer gewissen Sehnsucht oder, besser zu sagen, mit einer Art Neid, mit Schmerz; er hoffte, noch ein mal ihre fröhlichen Stimmen zu hören, ihren Gesang und ihr Lachen; aber sie zogen stiller davon als sie hergekommen — das Zusammentreffen schien keinen heitern Eindruck auf sie gemacht zu haben.

Endlich — endlich — die Gebrüder Rakemann! Der Doctor ungewöhnlich munter, Ferdinand still und ernst wie gewöhnlich, fast etwas mehr wie gewöhnlich. Joseph hörte sie jenseit der dichten Hecke an sich vorbeigehen, er horchte scharf hin, als sie zu ihm kamen, aber er konnte nichts verstehen; denn sie sprachen ziemlich heftig, aber leise: er wußte recht gut, worauf sie warteten, er lag ja zu demselben Zwecke hier auf dem Rasen, aber er fand es unschicklich, jetzt seinen Lauscherposten zu verlassen. Endlich unterschied er in der Ferne Laura's Silberton, die sanfte Stimme von Ferdinand's Frau und des Doctors Lachen — er sprang entschlossen auf, strich sich die Grashalme vom Frack, bürstete den Hut zurecht und trat um die Hecke.

Da stutzten die Ueberraschten.

Der Doctor stolzirte am Arme Laura's, Ferdinand folgte mit seiner Gattin; Joseph grüßte und hatte etwas vom „Bade und herrlichem Rudern" auf der Zunge; aber es ward nicht ausgesprochen, denn in diesem Moment begegnete er Laura's Augen, in denen sich eine so ausdrucksvolle Kälte, eine so verächtliche Gleichgültigkeit aussprach — sie war Meisterin in der Sprache der Augen; er wußte das, er kannte sein Schicksal — und dann fiel sein schwankender Blick auf den lauernden Rakemann's, in dem eine so boshafte Ironie, ein so lebhafter Triumph der Schadenfreude lag, daß er sprachlos stehen blieb und sich schwankend an die Dornen der Hecke lehnte.

Es war ihm in dem Augenblick, als drückte ihn der Alp wie damals, als er die erste Nacht im Hause seiner Mutter schlief. Höhnische Fratzen umgaukelten ihn, Stimmen krächzten wie von heiserm Raben, die Gegenstände um ihn schwankten und bald ohnmächtig sank er an einen Baumstamm, als die durchbohrenden Worte sein Ohr und sein Herz getroffen hatten: „Herr Ulrich studiren sich wol hier in der Einsamkeit die Antworten ein, die Sie bei Ihrem bevorstehenden Criminalverhör zu geben haben? Alter Maulwurf, still da unten im Keller! Haben Sie Schiller's „Räuber" gelesen? Ihre Firma sollte lauten: „Franz Moor & Comp."!"

Einige Augenblicke war es Nacht um Joseph. Als er von dem Schreckenswort sich erholt hatte, stand er allein. In weiter Ferne verhallten die Töne der Rudernden. Er rannte durch den Wald dahin und kam erst tief in der Nacht in seine einsame Wohnung.

(Das fünfte Capitel: Aufklärungen, Katastrophen, in nächster Nummer.)

Volk, Sprache, Literatur.

Leipzig hat ein sogenanntes „modernes" Gesammtgymnasium, von welchem ein Privatunternehmer, Dr. Hauschild, den alten „humanistischen Zopf" verbannte. Franzosen, Engländer, Deutsche sollen dort zu gleicher Zeit unterrichtet werden.

Eine Handelsstadt bringt solche Schöpfungen mit sich und macht auch ihre Ausführung möglich. Dr. Hauschild will, daß jeder junge Deutsche, Engländer und Franzose, in den Sprachen dieser drei vornehmsten Culturnationen gleich fest und heimisch sei.

Das Ziel ist wünschenswerth. Ob es erreicht werden kann, steht dahin. Wird es erreicht, so beweist es die zunehmende Elasticität des modernen Geistes. Wie verschiedenartig die Genien dieser drei Sprachen sind, wollen wir nur mit einigen Worten vergegenwärtigen.

In der französischen Literatur hat sich die formelle Classicität, welche in Klarheit und Durchsichtigkeit, in Glätte und Glanz des Ausdrucks besteht, weit entschiedener ausgebildet als in einer andern der neuern Zeit. Ein reicher Vorrath treffender Phrasen, ein sanfter Zwang verfeinerter Wendungen, eine feststehende, heiliggesprochene Norm, die sich sehr empfindlich gegen alles Geschmacklose und Sinnwidrige sträubt. Selbst Niebuhr, der Enthusiast des Lateinschreibens, gibt zu, daß das Französischschreiben ein ganz respectables Surrogat dafür wäre. So gewährt die Sprache unserer Nachbarn schon bei Lebzeiten die Vortheile und das Ansehen einer todten. Die französischen Genies brauchen nicht anderthalb Jahrtausende zu warten, bis sie in einem

Autoren wieder aufsuchen. Unter ausländischen Zeitgenossen finden sich der glücklichen Nachahmer genug. Wenn schon Peters Unternehmen, das Französische zur Weltsprache zu machen, wie es gleichzeitig die Weltsprache der Diplomaten geworden war, seinen Fortgang hatte, die Wissenschaft vielmehr überall mit nationaler Zunge zu reden begann, so gibt es doch der vortrefflichen französischen Stilisten außerhalb Frankreichs genug. Wir wollen von den neuern nur Liszt und Custine nennen, welche sich der sogenannten langue universelle bedienten, um über die wahre langue universelle — die Musik — zu schreiben. Bei den Russen und bei den vielnamigen Völkern des südöstlichen Europa ist Französisch die Sprache der Gebildeten, die dasselbe oft mit großer Virtuosität handhaben. Prinz Demidow und die hier nicht zu übergehende Fürstin Aurelie Obrika mögen hier noch einmal genannt werden. In Petersburg spricht man Französisch mit dem feinsten Wohllaut. Kurz, die Franzosen scheinen das vollkommenste Recht zu haben, ihre Erziehung und Jugendbildung streng national zu halten, denn ihre Sprache und Literatur sind Welteigenthum.

Aber wir haben schon oben bemerkt, daß der Besitz der letztern die formelle Vollendung ist, mit welcher die Fülle des Gehalts nicht immer gleichen Schritt hält. Die akademisch feingefeilten, immer wiederkehrenden Stilformen mit all ihrer Grazie und Eleganz sind oft nur eine blendende Decke für Gedankenleere und Gefühlsarmuth und sie berühren uns widerwärtig, wenn sie als feinster, zartester Firnis über slawische Barbarei erscheinen. Der Franzose, der für seine Bildung nichts Anderes kennen will als Französisch, ist entweder anmaßend oder träge: er wird sehr wohl thun, Leben und Bewegung für sein schattenartiges Ideal zuweilen in der Fremde zu suchen, denn alle Klarheit und Milde des Ausdrucks haben nur dann einen Werth, wenn sie sich mit einem reichen Stoff vertragen. Man hat das neuerdings in Frankreich eingesehen und im Auslande Anregung und Befruchtung des geistigen Lebens gesucht. Freilich ist daraus zunächst keine gute Reaction auf den hereinbrechenden Reiz der Darstellung hervorgegangen; viele moderne französische Schriftsteller schreiben nichts weniger als elegant, und wo sich, wie z. B. bei Balzac, die realistische Fülle mit formeller Schönheit verträgt, genießt man diese letztere als eine Frucht der Anstrengung.

Gegen den oft inhaltslosen französischen Formalismus bildet die derbere, kraftvollere Realität der englischen Literatur einen wohlthuenden Gegensatz. Wir wissen, was wir derselben verdanken; wir sind stets eingedenk, daß es der lebendige, bewegungsfrische Gehalt des englischen Geistes war, der uns im vorigen Jahrhundert aus der peinlichen Regelsklaverei des Französischen befreite. Noch ist er sich treu geblieben. Kenntniß der Natur, der Geschichte, des Staatenlebens, des Völkerverkehrs in allen seinen Gestalten, praktisches Wissen, nüchterne Einsicht, persönliche Beobachtung, ewig reger Entdeckungstrieb, das Alles bereichert unsern Geist in der englischen Literatur. Auch das Gemüth ist reichlich bedacht. Geläuterter Sinn für alles Harmlose, Häusliche, Individuelle geht Hand in Hand mit einem weitschweifenden, viel umfassenden Weltblick, die Vertiefung in das Charakteristische, das Spiel mit dem rührend oder komisch Absonderlichen findet seine Ausgleichung in einer lebhaften Theilnahme für alle gesunden Kräfte des Wollens und Wirkens im Menschenleben. Aber das Beste von dem Herrlichen und Edeln, was die ausgezeichneten Werke der englischen Literatur enthalten, ist mehr geeignet, die Bildung zu vollenden und abzuschließen, als sie zu begründen und einzuleiten. Es sind Werke für männliche und reife Geister. Die englische Sprache ist eine Sprache der Thatsachen und des praktischen Bedarfs; ihr reicher Gehalt ergießt sich, frei von der ganzen Unzahl grammatikalischer Schranken, sie eignet sich nicht zu einem selbstgenügsamen Tändeln mit schönen Stilformen. Sie dennach so wenig als die englische Literatur geben ein ausreichendes Mittel für jene ästhetische Erziehung der Jugend, die eine so vortreffliche Grundlage der geistigen und sittlichen ist. Die Idealität, die für jugendliche Lektüre und Stilübungen erforderlich ist, sucht man bei den Fremden, und der Gedanke an eine wesentlich nationale Erziehung liegt den Engländern ferner als den Franzosen oder uns. Daß man auch in England nur die Bildung junger Männer ganz entschieden an dem Lateinischen hängt und das moderne klassische Element hartnäckig ausschließt, das liegt in der aristokratischen Form der höhern englischen Unterrichtsanstalten. Nur die Söhne der Reichen studiren. Wäre das Erziehungswesen so volksthümlich als bei uns, führte der Strom des Lebens den Gemeinen und Unvermögenden immer neue und frische Talente aus allen Schichten der Nation zu, so würde eine Umgestaltung dieser Institute leicht und schnell erfolgen. Die Bildung, die ein Standesprivilegium ist, behält durch Jahr-

hunderte immer denselben steifen Schnitt. Lange noch wird die englische Jugend auf Schulen nur mit Römern und Griechen verkehren, aber tritt sie aus den altersgrauen Mauern heraus in das grünende fruchtreifende Leben, da ergreift sie um so mächtiger der nationale Geist und erfüllt sie mit seinen Realitäten, neben denen von der Schulweisheit einige gerichtet anzuhängende Reminiscenzen und Citate für etwaige Reden und Parlamentsdebatten übrigbleiben.

Keine Nation der gegenwärtigen Welt hat ein größeres Recht, für die Geistes- und Herzensentwickelung des jungen Geschlechts aus eigenen Vorräthen und Quellen zu schöpfen, als die deutsche. Wir haben den Vorzug vor andern, die jüngste classische Literatur zu besitzen, die den Sitten, Zuständen, Anschauungen, Bedürfnissen und Verrechnungen der Zeit näher steht als jede frühere, und in deren schöner gleichmäßiger Abrundung jeder nächste Kampf sich beschwichtigt, jeder nächste Schmerz sich versöhnt. Meisterlich haben es unsere großen Dichter verstanden, die ruhig klare und schöne Form französischer Veredlung mit dem beweglichen Realismus der Engländer zu verschmelzen, und eine Fülle widerstrebendster Weltstoffe in dem Ariston künstlerischer Idealität zusammenzufassen. Und wie sie es durch die That bewiesen haben, daß die Poesie weder eine blos anregende Mannichfaltigkeit noch eine leere Einheitsformel ist, so haben auch die Männer der deutschen Wissenschaft zwar auf der einen Seite die Thatsachen fleißig gesammelt und die Erscheinung gründlich erforscht, aber auf der andern Seite immer nach einer Ergründung der letzten Ursachen, nach einer Vereinigung alles Zerstreuten und Gegliederten in Einem Geist, nach einer Vernunftbeleuchtung alles empirisch Beobachteten und Ueberkommenen getrachtet. Wir haben der Welt die Idee und die Praxis einer Universalgeschichte zuerst geboren, deren höchste Blüte jene philosophische Betrachtung der Menschheitsschicksale ist, wie sie Herder, wie sie Hegel unternommen. Wir haben die schönen Phantasieen, Träume und Ideale aller Zeiten und Nationen nachempfunden und nachgeschaffen; die deutsche Uebersetzungskunst, von einer feinsinnigen Kritik unterstützt, hat ein Pantheon aller Poesie geschaffen, darin alle „Stimmen der Völker" ertönen. Und die unruhigste, weil reichste der Wissenschaften, die Naturkunde, vor der so manches Gemüth schon zurückbebt, hat ihr nicht ein deutscher Meister eine religiöse Weihe gegeben, ruht nicht der „Kosmos" wie eine goldene Wolke der Verheißung vor dem Aufgang eines großen herrlichen Tages der Zukunft?

Man sieht, wie es uns am wenigsten an vaterländischen Beförderungsmitteln der Jugenderziehung fehlt, und wie, wenn die rechten Lehrer im Laufe der Zeit sich heranbildeten, die Ausgiebigkeit der vorhandenen Schätze sich mehr und mehr steigern müsse. Und doch bei so großem Reichthum auch hier Dürftigkeit? Auch wir können allerdings ohne fremde Beihülfe nicht bestehen. Unsere Sprache besitzt die klaren, schönen Formen der französischen nicht, ja, es läßt sich nicht leugnen, daß ihre ganze Art und Haltung manches Aeußerliche hat. Goethe nennt sie den „schlechtesten Stoff", mit dem ein Künstler arbeiten könne; Schiller bezeichnet sie als schwankend, unbiegsam, derb, geschwätzig und raushlingend, Jakob Grimm nennt sie „zerrissen", wie das deutsche Volk und Vaterland. Zwar würden sich diesen tadelnden ebenso viele lobende Aussprüche gegenüberstellen lassen, aber gewiß ist es, daß französische Einübungen ähnlich wie die lateinischen einem guten, sichern und schönen Gedankenausdruck in deutscher Sprache trefflich vorarbeiten. Und warum nicht Französisch statt Lateinisch, da das noch zu andern Dingen nütze ist als zu Schulexercitien? Wie der französische Einfluß unser Sprechen und Schreiben regelt, so möge der englische den speculativen Zug unsers Denkens und den romantischen unsers Dichtens schon frühe vor Ausartungen sicherstellen. Wohl wären wir begierig, einmal vom Hanschild'schen Gymnasium sichere, von vorurtheilslosen Kennern genauere Resultate dargestellt zu finden. Sie würden uns jedenfalls mehr interessiren als die Ergebnisse des „Christlichen Gymnasium" in Gütersloh.

Gustav Liebert.

Auch ein Emporkömmling.

In seiner Jugend kannte Schreiber Dieses einige reiche Fabrikherren und zugleich Rittergutsbesitzer, Söhne eines Mannes, der gemacht hatte, was die Welt „großes Glück" zu nennen pflegt. Dieses Glück war, in Verbindung mit mehren günstigen Umständen, die Frucht des Fleißes, der Einfalt und Einfachheit des Vaters, die den ursprünglich ganz armen Dorfleineweber nicht nur für sein Handwerk einen goldenen Boden hatten finden, sondern bereits seinen gleich strebsamen Söhnen ein auf demselben erbautes, ebenso äußerlich stattliches wie innen solides und weitgeschätztes Ha-

theilhaus verehren laſſen. Wenn die Ausſteller bei den großen Induſtrieausſtellungen den von ihnen dann gelieferten Gegenſtänden einen Lebenslauf oder die Geſchichte ihrer Geſchäfte beizugeben hätten, ſo würde man wol ähnliche Fälle erſtaunlichen Emporkommens wie den Eingangs berührten zu hören bekommen.

Einer derſelben, der in Paris mit einem Vereine bedachte Porzellanfabrikant Gille, hat dies wirklich gethan und eine Denkſchrift an die Jury gerichtet, die uns zeigt, was Fleiß und Ausdauer erringen können. Der Leſer geſtatte uns, ihm daraus in Kürze ein paar Züge mitzutheilen.

Gille war von ſeinem zwölften Jahre an ſich ſelbſt überlaſſen und genoß kaum den allergewöhnlichſten Unterricht in den erſten Anfangsgründen. Sohn armer Aeltern, kam er zu einem Kupfer-Galanteriewaarenfabrikanten in die Lehre und blieb bei dieſem Fache bis in ſein 25. Jahr. Aber der junge Menſch fand dafür keinen Beruf in ſich, ſah keine Ausſicht, ſich dadurch eine Exiſtenz zu ſchaffen, ward zugleich von der Furcht vor dem Alter und deſſen Hilfloſigkeit wie von ſeiner Vorliebe für den Handel gedrängt und beſchäftigt. Dies bewog ihn, ein anderes Geſchäft zu beginnen. Mit einem Kunſtkrankenfluß, ſeinem ganzen Vermögen, verließ er die Werkſtätte. Auf dem Trottoir hatte er einen Mann geſehen, der zerbrochene oder geſprungene Porzellanwaaren zum Verkaufe ausbot. „So etwas wäre auch für mich“, ſagte Gille zu ſich ſelbſt. Gedacht, gethan — mit ſeinen fünf Francs kaufte er in einem der großen Porzellanmagazine jener Zeit Ausſchußwaaren und verkaufte ſie wieder auf der Straße. Dies war gewiß ein beſcheidener Anfang. Nach einiger Zeit ward der Handel mit Porzellanausſchußwaaren von der offenen Straße in eine kleine Bude von etlichen Quadratfußen im Umfang verlegt. Allmälig vergrößerte ſich die Bude und nach zehn Jahren war Monſieur Gille Beſitzer eines Detailgeſchäfts, das ihm eine ſorgenloſe Zukunft verbürgte. Noch ein paar Jahre, und es folgte der Engroshandel, und heute iſt der induſtrioſe Mann Fabrikant en gros, beſchäftigt viele Arbeiter und hat, wie bemerkt, ſeine intereſſante Geſchichte der Jury erzählt.

Der letztere Umſtand iſt es auch, der ſie uns hier wieder erzählen läßt; denn es galt uns als ein gutes Zeichen, daß ſich Herr Gille ſeines beſcheidenen Anfangs nicht ſchämt und daraus zogen wir wiederum den Schluß, daß allerdings ſeine Thätigkeit der hauptſächlichſte Schmied ſeines Glücks geweſen. Dies bewährt ſich denn auch noch in der Sorge für die Zukunft ſeiner Arbeiter, die ihn jetzt ebenſo ernſtlich beſchäftigt wie einſt ſeine eigene. Er hat die Einrichtung getroffen, daß er von Lohn und Gehalt der in ſeiner Fabrik beſchäftigten Perſonen fünf Procent zurückbehält; eine gleiche Summe fügt er aus ſeiner Taſche bei und dieſe zehn Procent bilden die Einlage der Arbeiter in die Penſionskaſſe für das Alter.

Dies iſt ein Vorgang, der überall Nachahmung verdient, wo er nur ausführbar iſt und der einen großen Theil ſocialen Elends zu mildern und zu beſeitigen beſſer geeignet erſcheint als irgendeine andere Vorſichts- oder Hülfsmaßregel. Aehnliches iſt übrigens in den letzten Jahren unter der harten Lehre der Noth hier und da entſtanden oder in der Bildung begriffen. Iſt es edel, augenblicklicher Bedrängniß nach Kräften abzuhelfen, ſo iſt es weiſe, künftiges vorzubauen. Dr. C.

Saint-Arnaud. *)

Dünn're Nebel auf dem Meere! Wie es von den Segeln tropft!
Wie das Herz des kranken Marſchalls, ach, ſo bang und einſam klopft!
Nach dem nachtumfang'nen Lande wendet er den müden Blick —
Unerkämpfte Lorbern ließ er bei erkämpften heut zurück!

Und die ferne Küſte ſchwindet, ferner Träume Paradies.
Am roſ'gen Wiederſehn-Argenteuil ſah er zuletzt das Gold'ne Vließ.
Vor dem kühnen Zuge zagte ſelbſt die Meergebieterin —
Doch ihn trieb ein dunkles Ahnen in der Seele mächtig hin.

Dort, wo ſich des Pontus Zwingburg auf der Felſenſtirne hebt,
Wo herrer aus hohem Horſte Muſſulmans Meeresadler ſchwebt,
Immer neu die kühnen Schwingen taucht zum Auge nach Byzanz,
Nach des Oſtens Hochaltären tragt zum Siegeskranz;

Wo der Arkt, der zum Pol mit dem weißen Scheitel ragt,
Dem die Sonne nimmer ſchwindet, weil's in jeder Welt ihm tagt,
Mit dem Felſenriff im Meere wie zum Sprung ſo rüſtet ſteht,
Einem Gletſcherlöwen ſchwindet für den Sproß der Pazarich!

*) Aus einem demnächſt erſcheinenden Cyclus von Gedichten „Cremaillère“.

Dort das Ziel, er ſah's im Geiſte, wo ein Alexanderſchwert
Kühn gebauend in des Oſtens Gordiſchen Knoten niederfährt'
Zagt nicht vor dem fremden Lande' Unſern Truppen winket hier
Nur die Schlacht der Pyramiden und ſein neues Abukir

Und den erſten Sieg erlacht er als ein ſiegesfranker Mann,
Und die Roſſe des Triumphes ſchirrt der Lobesengel an
Hinter ihm im Sattel ſitzt er, matt vom Kampfe, ſatt von Blut,
Wie der Tiger bei der beſten aufgeſparten Beute ruht

Doch dann bricht der Held zuſammen. Nimmer wird ſein Auge ſehn,
Wie die Siegesfahnen Frankreichs von der Meerburg Mauren wehn'
Niederſinkt des Almanzors goldne Sonne in die Flut;
Niederſinkt die goldne Zukunft, Lebenskraft und Heldenmuth

Schweigend in Lord Raglan's Hände legt er ſeinen Feldherrnſtab;
Schweigend deigt er auf den Dampfer, in ſein ſchwimmend Heldengrab'
Einen Blick noch auf die Küſte, einen Blick noch auf die Flut —
Und in der Kajüte träumend ruht der Held in Zieberglut

„Weib und Kind, ihr holden Lichter, die das Leben ſchön erhellt'
Reiten Herd auch braucht der Krieger neben ſeinem duft'gen Zelt'
Sanfte Augen, ſüße Arme' Wehe dir, verwaiſtes Kind!'
Ach, ich höre eure Klagen' Einſam laß ich euch zurück'

Schwindet, ſchmerzlich holde Bilder' Vorwärts durch den Wüſtenbrand'
Vorwärts, meine tapfern Zuaven' Mein Kabyle hielt und Stand'
Dort Medrahs Minarets in der Mittagsſonne Glut'
Mit gefälltem Bayonnete brecht die Schar des Marabut'

Ha, dort im Olivenwalde — ſiegend ſchwangſt du deinen Stahl,
Siegend in des Duerd Harrad ſturmgewirrtem Felſenthal'
Mit der Oede düſtern Schrecken kämpfte unerſchrocknen Sinn —
Streckteſt den Numiderlöwen unter ſeinen Palmen hin.

Da — wie ſieh'n des Traumes Schatten wechſelnd über Meer und Land'
Bunte Bilder malt die Wüſte träumend an des Himmels Rand'
Iſt's ein Traum, die Häuſermaſſe zahllos düſter aufgethürmt,
Mit den hohen, ſchlanken Säulen, wo der Ruhm den Himmel ſtürmt?

Mit dem tauſendſtimm'gen Leben, welches durch die Straßen braust?
Wie? Und dieſe Stadt der Städte ballt mit Droh'n die Rieſenfaust
Stürzt aus ihren Labyrinthen, ein gerüſtet Heer, hervor —
Doch mit dem gezückten Schwerte wartet ſchon der Matador'

Durch die ſchlachtgewohnten Straßen donnert der Cäſarenruf,
Blitzt der Wald der Bayonnete, ſchmettert der Schwadronenhuf;
Und dein Säbel führt den Cäſar in das freiheitsmüde Rom;
Um die Banner ſchwebt ein Schatten aus dem Invalidendom

Dunkle Bilder' Wächſt das Fieber? Ha, wie quält mich ſeine Glut'
Trägt die Leichen raſch vorüber' Brüder, das iſt Bürgerblut'
Wie ſie ſinken, hingeſchmettert, auf den Lippen einen Fluch'
Nur ein blutig Blatt — was weiter? — mehr in Rio's blutgem Buch

Alte Lilien' rufen Jene — wollen ließ ſie das Geſchick
Junge Roſen' rufen Diele, aus der Dichterrepublik
Fort, ihr Lilien, fort ihr Roſen' Die Vergangenheit iſt todt'
Kaiſeraar, mit breiten Schwingen ſchwebſt du auf ins Morgenrot'

Doch was wollen dieſe Schatten? Waffenbrüder, ſcheitet nicht'
Ihr gehorchtet eurem Glauben, ich gehorchte meiner Pflicht
Cavaignac, ganz andere pflügteſt du einſt mit dem Eiſenpflug,
Als Paris die rothen Banner zum Titanenkampfe trug.

Als es, eine große Morgue, voll von tauſend Leichen lag;
Denke, Ritter des Geſetzes, an den dreien Junitag'
Du, für den Beſitz und Bürger, für die Lilien, Chanzarnier —
Ich für meinen jungen Adler, den ich glorreich ſiegen ſah'

Reicht die Hand mir, ihr Verbannten' Weigert nicht den letzten Gruß'
Schmilzt der Haß auch nicht im Tode? Glaubt an Frankreichs Genius'
Unſre Adler tief im Oſten' Beugt euch vor dem Kaiſerthron'
Einen Namen hat der Sieg und — und der iſt — Napoleon'"

In die Kiſſen ſinkt das Haupt ihm! Auf dem Pontus ruht die Nacht;
Trauernd blickt der Halbmond nieder aus der Silber wolken Pracht.
Möwenſcharen krächzen düſter um den Maſt ein Todtenlied,
Da des neuen Kaiſerreiches erſter Marſchall jetzt verſchied.

Hißt empor die Trauerflagge! Hört ihr den Kanonenſchuß?
Beritballet, der Dampfer, ſteuert ſchweigend in den Bosporus.
Bald mit ſeinen ſtolzen Kuppeln, mit der Minarete Kranz
Grüßt des Krankenfeldherrn Leiche ſtumm das ſterbende Byzanz.

Rudolf Gottſchall.

Anregungen.

Thier und Menſch.

Bei den neueſten Pſychologen, namentlich den aus der naturwiſſenſchaftlichen Schule hervorgegangenen, finden wir häufig das Beſtreben, den Unterſchied zwiſchen der thieriſchen und menſchlichen Seele, den man früher für einen qualitativen hielt, auf einen nur quantitativen herabzuſetzen.

Da ſollen denn die Thiere nicht blos Empfindungsvermögen, Gedächtniß, Verſtand, ſondern auch Vernunft, Sprachvermögen, moraliſches Gefühl und äſthetiſchen Sinn beſitzen. Es fehlt nur noch, daß man ihnen Religion beilegt.

So gern wir zugeben, daß die höhern Thiere, Hund, Pferd, Elefant, Affe, bewunderungswürdige pſychiſche Fähigkeiten an den Tag legen und ſich durch ſie bedeutend dem Menſchen annähern, ſo wird doch immer noch eine ſo bedeutende Kluft zwiſchen ihnen und dem Menſchen bleiben, daß man den letztern für etwas mehr als ein blos höher geſteigertes Thier wird halten müſſen. An den Früchten kann man auch hier den Unterſchied der beiden Gattungen erkennen.

Gewiſſe Analoga des moraliſchen, äſthetiſchen, ſprachlichen Vermögens kann man allerdings bei manchen Thieren finden, denn ſie zeigen Mitleid und Mitfreude, ſind der Liebe, Dankbarkeit oder des Haſſes und der Rache fähig, ſie putzen ſich und kokettiren; ſie haben eine Art von Geſelligkeit und ſprachlicher Verſtändigung. Aber doch ſollte man dies Alles nie mit demſelben Namen belegen als bei dem Menſchen, um den Unterſchied zwiſchen Thier und Menſch nicht zu verwiſchen.

Eine Hinneigung zu dieſem Fehler, über der Verwandtſchaft zwiſchen Thier und Menſch den großen Unterſchied zwiſchen beiden zu überſehen, finden wir nicht etwa blos in Büchner's „Kraft und Stoff“ (in dem Capitel über die Thierſeele), ſondern auch bei Solchen, die ſich viel mit Beobachtung der Thiere beſchäftigt und eine ſolche Lieblingsneigung für ſie gefaßt haben, daß ſie (wie jede Lieblingsneigung blind macht) blind ſind für Das, was den Thieren fehlt. Zu dieſen Liebhabern gehört auch Dr. K. M. Kraſel in ſeinen an ſich ſehr intereſſanten und leſenswerthen, eine Mannichfaltigkeit von Zügen aus dem Seelenleben der Thiere zuſammenſtellenden „Causeries sur la psychologie des animaux“ (Leipzig, Türr, 1856).

Die Schrift iſt wegen der darin vorkommenden Thiergeſchichten ſehr unterhaltend, leidet aber an dem angedeuteten Fehler, über dem Aehnlichen das Unterſcheidende zwiſchen thieriſcher und menſchlicher Seele zu überſehen. So z. B. ſchreibt Dr. Kraſel den Thieren das Vermögen zu lachen zu. Was Dr. Kraſel das Lachen der Thiere nennt, iſt doch himmelweit verſchieden von dem Lachen des Menſchen. Er meint, wenn zwei junge Hunde auf einer Wieſe mit einander Muthwillen treiben und ſich necken, ſo könne dies nicht ohne Lachen geſchehen. („Tout cela se peut-il faire sans rire?“) Dem Lachen iſt es nicht weſentlich, wie beim Menſchen, ſich in Geſichtscontuſionen und lauter Stimme zu äußern, ſondern „das Lachen iſt nur ein Ausdruck der Freude. Der Menſch lacht auf ſeine Weiſe und der Hund auf ſeine eigene.“ („Le rire n'est qu'une expression de joie. L'homme rit à sa manière, et le chien rit à la sienne.“) Der Menſch lache mit der Stimme, der Hund mit einer einfachen Bewegung der Ohren und des Schwanzes. („Tout toujours rire.“)

Dieſe Erklärung können wir nicht umhin, gleichfalls lächerlich zu finden. Der Menſch lacht über einen unerwarteten Contraſt, z. B. über eine komiſche Situation im Luſtſpiel. Zur Wahrnehmung eines ſolchen Contraſtes gehört Begriffsvermögen, denn nur aus der Vergleichung der komiſchen Situationen mit gewiſſen Begriffen entſpringt der lächerliche Contraſt. Ein Don Quixote erſcheint uns lächerlich, weil die reellen Situationen, in die er geräth, in Widerſpruch ſtehen mit ſeinen eigenen ritterlichen Ehrbegriffen. Da aber die Thiere kein Begriffsvermögen haben, ſo können ſie auch nicht wie der Menſch über Contraſte lachen. Heiterkeit und Freude, Scherz und Muthwillen ſind etwas Anderes als Lachen. Ein Hund kann mit dem Schwanze wedeln, wenn ihm behaglich iſt, aber das iſt kein Lachen, keine Erſchütterung des Zwerchfells, wie auch die Signale, die ſich gewiſſe Thiere im geſelligen Zuſammenleben durch Pfeifen u. ſ. w. geben, noch lange keine Sprache ſind. Daß manche Vögel mit großer Delicateſſe ſingen und ſelbſt das Forte und Piano beobachten, worin der Verfaſſer den „sentiment du beau“ findet, iſt noch kein äſthetiſcher Sinn, wie ihn der Menſch beſitzt. Kurz, das Unterſcheidenden zwiſchen thieriſcher und menſchlicher Seelenthätigkeit iſt immer noch genug

da, um nicht für die analogen Seelenäußerungen beider dieselben Namen zu gebrauchen. Eine wahre Psychologie darf weder über den Unterschied zwischen Mensch und Thier ihre Aehnlichkeit, noch über diese ihren Unterschied übersehen.

Die Macht des Scheins.

Das Prosaische regiert nach allen Seiten hin.

Wenn man von einem „armen Schulmeister" hört, der der zurückgesetzte wahre Verfasser einer vielbesprochenen Dichtung gewesen sein soll, so ist man sogleich durch den Schein dieser Situation gefangen. Man malt sich den in Kummer und Elend lebenden Genius aus, sieht Andere die Früchte seiner vergeblich gewesenen Mühen ernten, man urtheilt früher, ehe noch alle Thatsachen gesprochen haben.

Man gehe ins Theater und sehe ein neues Stück. Es tritt in ihm ein Dichter auf, der wahnsinnig ist, wieder singt und einen Monolog über Scherben und Lumpen hält. Sogleich ist das Urtheil gewonnen. Man weiß, daß Situationen dieser Art bei Shakspeare poetische sind. Recht sieht, der Verfasser des neuen Stücks ist ein Poet, wahnsinnige Dichter sind unter allen Umständen poetisch.

Es setzt Jemand an, ein Spiel mit Gedanken zu versuchen. Er verwechselt einige male die Stellungen der Wörter, spricht statt von der Liebe der Vernunft von der Vernunft der Liebe, sogleich heißt es: „Der Mann ist geistreich!"

Wie schon der Anlaß zu einem Märchen z. B. von der Liebe zwischen dem Thautropfen und dem Sonnenstrahl dem Prosaischen der Poesie für sich hat, haben wir in den Launen der Lewalo Mode.

Solchen meist aus halber Schulbildung stammenden Präsumtionsstimmungen und Urtheilen gegenüber mit seiner eigenen, nur aus dem Gedanken heraus sich zu den Formen und ihrem Zauber bahnbrechenden Weise zur gerechten Würdigung zu gelangen, ist schwer, namentlich in einer Zeit, wo die Gedankenarbeit stockt und man sich über das Wahre und Schöne fast allgemein nur mit den überlieferten Gemeinplätzen zu beruhigen pflegt.

Weimarische Erinnerungen.

Einige genußreiche Stunden wird jedem Gebildeten die Lectüre einer kleinen Schrift bereiten, die bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen ist. „Erinnerungen eines alten weimarer Veteranen. Von Heinrich Schmidt."

Der Verfasser, jetzt siebzigjährig, läßt seine Jugendeindrücke, die er in Weimar empfing, an sich vorübergehen und theilt aus der classischen Periode unserer Literatur Erinnerungen mit, die um so zuverlässiger sind, als ihn auch seine spätern Lebensbeziehungen — er war Theaterdirector — mit Goethe und andern Koryphäen in dauernder Verbindung erhielten.

Wir lernen hier Manches in anderm Gelichter kennen, als es literargeschichtlich sich hier hat. Würde es nicht von der Zuverlässigkeit des Verfassers verbürgt, so möchte es kaum glaublich erscheinen, daß z. B. Goethe's „Egmont", den Schiller bekanntlich „bühnengerecht" machte, unter Goethe's Augen bei dem bekannten Iffland'schen Gastspiel in Weimar so aufgeführt wurde, daß im Kerker in einem schwarzen Harnisch mit herabgelassenem Visir noch ein mal (unter den Soldaten, die ihn zum Tode abholen) — Alba erschien und von Egmont, der ihn erkannte, einige niederschmetternde Worte zu hören bekam!

Auf der andern Seite ist es interessant zu lesen, wie sich Schiller wieder Goethe in der Gesellschaft unterordnete. Der Erzähler wollte zum Theater gehen und Schiller verwies ihn auf Goethe's Entscheidung; er ließ dann, in bescheidener Entfernung stehend, Goethe in ruhig allein reden und als dieser in ein Nebenzimmer gegangen war, wiederholte er wie ein Evangelium, was Goethe gesprochen, und verwies den jungen Mann, sich auch in jeder Beziehung an das von einem Goethe Gerathene zu halten.

Die kleinen Schillers und Goethes, die jetzt leben, haben die Gewohnheit, sich in der Gesellschaft zu überschreien und Einer immer noch witziger und geistreicher sein zu wollen als der Andere.

Aus dem Buche des Lebens.

Es ist ein Vorzug der größern Geister, der glücklichern Genies (so auch vielleicht des männlichen vor dem weiblichen Geschlechte überhaupt), daß sie Alles mitmachen und durchmachen können, namentlich die niedern und gemeinen Kreise der menschlichen Gesellschaft, Ausgelassenheiten, ohne sich (für sich selbst oder in den Augen Anderer) etwas zu vergeben. Der Adel ihres Geistes ist unvertilgbar ihrem ganzen Wesen eingeprägt. Schiller war vielleicht zu sehr Feind der Parodieen und Travestieen, auch an diesen kann man sich ergötzen, ohne gemein affizirt zu werden.*)

Es ist ein freundlicher Zug in der menschlichen Natur (womit Einer mehr begabt ist als der Andere), sich bei Plänen, deren Unausführbarkeit man weiß, ebenso freuen zu können wie bei den sichersten.

Wie bedaure ich die Leute, denen das Leben zu leicht gemacht wird! Sollte es nicht unter den Reichen und Vornehmen welche geben, die in ihrem Leben nie eine Treppe im Dunkeln hinuntergingen?

*) Wir möchten diese Wahrnehmung nicht ganz unterschreiben. Die Freiheit und ewige Gravität Deben, der bedeutend sein will, ist allerdings sehr verdächtig; aber einen hohen Geist auf einer trivialen Fratze zu ertappen, lagt doch immer in Etwas bei ihm endlichen, was uns über den Kern seines Wesens leicht entsetzt. D. Her.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 30.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Nur ein Contorist.

Erzählung in zwei Capiteln.

Fünftes Capitel.

Aufklärungen und Katastrophen.

Was war es, was die Intrigue in Joseph's Vergangenheit aufgesucht hatte und das plötzlich so gegen ihn sprechen durfte?

Eine entsetzliche Erinnerung!

Des todten Vaters furchterliches Bild, das ihm schon so oft erschienen, tauchte vor ihm auf; die Scene eines Handgemenges zwischen dem starken, wüthenden, dem Trunke unrettbar ergebenen Manne und dem schwachen Jünglinge von 18 Jahren, ein gräulicher, blutiger Kampf! Ach, es war ein Kampf der Nothwehr gewesen, ein Kampf der Kindesliebe zum Schutz der Mutter gegen die Mißhandlungen des ewig Trunkenen! Auch der Kampf währte ewig — jahrelang — wer würde seiner nicht müde, wer würde nicht hart und grausam geworden sein in dieser Schule der Grausamkeit? — — Und klopfte es nicht dort unten? Nein, jetzt nicht, aber früher — früher! Da klopfte es tagelang, wochenlang gegen den Fußboden des schmalen Hinterzimmers — ein unmerklicher Schall von schwachen Händen gegen die gewaltige Balkenlage der Kellerdecke des alten Hauses; ein unmerklicher Schall, den Niemand hörte als Joseph; aber er hörte ihn immer, er vibrirte durch seinen Körper und zerriß sein Herz. Die Mutter weinte damals soviel — aber die Leute bedauerten sie nicht mehr. „Sie weiß nicht, was sie will! Sie sollte froh sein, daß sie den Trunkenbold los ist — er ist ja in einer trunkenen Laune davongegangen wie schon öfter", hieß es, „und wird wiederkommen", hieß es, „ohne Rock, aber nicht nüchtern, nicht zerknirscht." So dachten die Leute. Aber er kam lange nicht, lange nicht, sieben Monate nicht. Wenn Abends der kleine Laden geschlossen war, gab es in der Hinterstube bittere, qualvolle Scenen: die Mutter bat, aber der Sohn sagte wie die Andern: „Sie weiß nicht, was sie will, er wird zurückkehren und wird gebessert sein!" Und der Sohn blieb fort und von unten klopfte es immer und immer und immer.

Was hatte Joseph gethan?

Müde der Mißhandlungen, die er und seine Mutter erlitten, müde der Vergeudung des kleinen Vermögens, hatte er einst den trunkenen, taumelnden Vater, der in den offenstehenden Keller gestürzt war und unten ohnmächtig lag, zwar zum Bewußtsein zu bringen gesucht, aber im Keller festgehalten, ihn eingeschlossen in einem Verschlage, in den kein Sonnenlicht fiel, und einen ganzen Sommer hindurch dort eingeschlossen — die Nachbarn glaubten den Trunkenbold entflohen.

Das waren düstere Tage! Die Flamme einer Laterne beleuchtete feuchte, klebende Wände; kein Strahl des Tags drang da hinein und kein Laut des Lebens hinaus — doch ja, es klopfte immer — immer! Ein mal wagte es die Mutter, hinter dem starkwilligen Sohne hinabzuschlüpfen, als er mit dem Essenkorbe hinuntergestiegen war wie an jedem Abend; aber schon kehrte er zurück und sein

Auge begegnete dem ihrigen unerbittlich. „Er wird umkehren, er wird beſſer werden, Mutter!“ hatte er oft geſagt und ſie ſanft emporgeführt, und ein dumpfer, klagender Ton, unarticulirt, unverſtändlich, aber welch ein Ton! war ihnen gefolgt, bis er die obere Thür verſchloß; „es war nicht mehr zu ertragen, das muß ihn vernünftig machen!“ Und doch dachte er ſchon nicht mehr an die Beſſerung des Vaters; er fürchtete den Verrath, die Rache des Gefangenen. Vielleicht hätte er ihn jetzt gern befreit, aber er wagte es nicht mehr. Wer weiß, wie oft er hinabgeſtiegen, aber es waren viele Tage, Wochen, die Niemand zählte, ſelbſt der Gefangene unter der Erde nicht, der nur die Nacht kannte — eine lange, ewige Nacht! — „Er wird mich verrathen!“ Hätte war er jetzt alt, trüber, aber furchtſamer, und die Angſt vor der Strafe hielt ihn in dem Verbrechen zurück, das er nun jetzt als ein ſolches erkannte. Und wieder einmal war die Mutter leiſe, leiſe hinter ihm hinabgeſchlüpft; er hatte es wol gehört, er hatte ja eine ſchreckliche Uebung im Lauſchen gehabt und nun hatte er eine Nacht und einen Tag lang vergebens gelauſcht und eine namenloſe Angſt hatte ſeine Bruſt zuſammengeſchnürt — es klopfte nicht mehr von dort unten! Er ſah einen Schatten auf den feuchten Wänden neben ſich; er wußte, daß es die Mutter war, aber er wagte kein Wort der Zurückweiſung und als er aufgeſchloſſen, ſchlüpfte der Schatten an ihm vorüber in das feuchte ſchwarze Grab hinein; aber er wagte ihr nicht zu wehren. Zwei Geſtalten lagen über dem vermoderten Bette auf der Erde, zwei Geſtalten, von denen die eine nur weinte und die andere ihm matt die weißen Hände entgegenreckte: „Vergebe, Joſeph!“ — „Vater!“ Das Licht entfiel ſeiner zitternden Hand und verlöſch auf der naſſen Erde — er nahm den Kraftloſen auf ſeine Arme und trug ihn hinauf. O Gott, da fiel eine furchtbare Laſt von ſeinem Herzen — der Vater hatte ſich um ſeinen Hals geflammert — bittend, flehend — er war kein Mörder, kein Vatermörder! Der Vater war weich und ſanft und — geiſtesſchwach.

Aber es kam dennoch keine Ruhe, kein Glück in die männliche dunkle Hinterſtube. Die Mutter ſaß allein an dem Bette des entkräfteten, gebrochenen Mannes — der, wie man ſagte, „wiedergekommen“ war. — Joſeph wagte ihm nicht zu nahen, es war eine furchtbare Scheidewand zwiſchen ihnen; denn die Schuld war von dem Vater auf den Sohn übergegangen.

„Ich wollte ihn ja nur unſchädlich machen, ich mußte es für die Mutter thun!“ rief Joſeph, von dem Schauer ſeiner Erinnerung überwältigt: „er ſah es ja ein, wie gut ich es mit ihm meinte!“ Sein Gewiſſen unterbrach ihn. Der Vater ſah nichts mehr ein. Er war geiſtesſchwach geworden, verrieth nichts, er ſtarb.

Und nun kannte die Welt dieſen Vorfall? Kannte dies Todtengericht eines Sohnes an einem Vater? Kannte jene That eines Jünglings, der die Verworfenheit des Vaters nicht länger ertragen mochte? Wie die Gerüchte ausgeben! Wie die dunkelſten Handlungen an das Licht der Sonne kommen!

Joſeph war damals nach England — nicht geflohen — Niemand verfolgte ihn —; jetzt, da er zurück war, ſtand ſeine That aufgezeichnet da.

Aber die Gerichte meldeten ſich nicht, wie Dr. Nakemann gewollt hatte. Es fand ſich kein Kläger und die Stadt bewunderte den Sohn — bewunderte ihn — ſchaudernd!

Armer Joſeph, wie ſtandeſt du einſam!

Und wie tragikomiſch macht ſich alles Tragiſche in einer ſolchen Stadt!

Als ſich der merkwürdige Fall zugetragen, den ich erzählen will, und die Leute, wie ſonſt bei ſolchen Dingen, die es nicht alle Tage zum Kaffee zu beſprechen gibt, mit all den Umſtänden und geheimen Wahrnehmungen hervorkamen, aus denen ſie längſt errieben, daß es ſo kommen mußte und weshalb es ſo kommen mußte — ſpäter, nach der Kataſtrophe, die wir erzählen werden, erzählte die Frau Regiſtrator Mutzling der Frau Secretär Putzling, daß ſie während der ganzen Nacht Licht in Joſeph's Schlafzimmer und ihn ſelbſt in heftiger Bewegung geſehen (ſie wohnte ihm nämlich gegenüber, d. h. in der fünf Fuß breiten Hinterſtraße und mit der Ausſicht auf ſeine hintern Zimmer, in denen er ſich aber allein aufhielt); und Fräulein von Liljenſtröm, Lehrerin der franzöſiſchen Sprache an der weltbekannten Rubnau'ſchen höhern Tochterſchule, welche die ſogenannte Hängepartie innehatte und jeden ſeiner Tritte zwei Fuß von ihrem Kopfe hören mußte, vermaß ſich hoch und theuer, daß es in dieſer Nacht bei Joſeph Ulrich, dem Sohne eines bekannten wüſten und verworfenen Vaters, geſpukt hätte; denn ſie hätte ihn manchmal mit andern Perſonen ſprechen, dann wüthend ſchreien, ringen, fallen gehört; genug, es ſei ein Höllenſpectakel geweſen und ihre Nerven hätten ſehr dabei gelitten. Die beſte Auskunft aber gab Fritz Mopke, der Laufburſche vom Comtor, den Joſeph zu ſich ins Haus genommen,

damit er ihm die wenigen Dienste leiste, deren ein so anspruchsloser Mensch wie er bedurfte.

Fritz Mopke erzählte, anfangs Jedem, der es hören wollte, und dann, als der Staatsanwalt mit ihm protokollirt und er begriffen, welches Gewicht er in dieser Sache habe, Jedem, der ein Trinkgeld dafür geben wollte, daß sein Herr eines Abends spät in der Nacht nach Hause gekommen, daß er Hut und Handschuhe verloren gehabt und sehr wild ausgesehen, und als er, Mopke, den er immer zärtlich geliebt, sich theilnehmend nach seinem Befinden erkundigt, sei er seufzend in sein Schlafzimmer gegangen und habe gesagt: „Lieber Mopke, hätte er gesagt", u. s. w.

Aber wozu Autoritäten citiren wie Fritz und die Mutzling und Liliensträm? Die Sache war in kurzem die, daß Joseph spät in der Nacht eines Tags auf irgendeine Art nach Hause gekommen, daß er zu schlafen versucht und daß sein Phantasiegespenst ihn wieder einmal aufgeschreckt. Er hatte damit gekämpft, doch nicht wie ein vernünftiger Mensch, durch Aufbietung aller Kräfte seiner Vernunft, sondern körperlich — er hatte sich dagegen gesträubt, gewehrt, aber sein momentaner Starrkrampf war dadurch nur anhaltender, seine Einbildung vielleicht erhitzter geworden — er wähnte die Arme des Gespenstes zu fühlen, die ihn umschlangen und seine Brust zusammenpreßten; er ward in diesem Kampfe so vollständig besiegt, daß er es gar nicht mehr wagte, zu Bett zu gehen. Der theilnehmende Mopke mußte ihm Kaffee machen und er brachte die halbe Nacht lesend in seinem Stuhle zu — dabei fielen ihm einmal die Augen zu, aber im nämlichen Moment stieg das Phantom auf und über ihn. Seitdem wagte er kaum mehr niederzusinken, ein unsagbarer Schrecken vor der Erscheinung faßte ihn — er zitterte bei dem bloßen Gedanken an ihre Wiederkunft. Gewaltsam raffte er sich empor, um durch Auf- und Niedergehen die Müdigkeit zu bewältigen; gewaltsam zwang er sich an Dies und Das, an Geschäfte und Speculationen zu denken, aber es wollte keine Wurzel fassen und seine Gedanken schweiften sehr bald von jedem Gegenstande ab und verloren sich in nichts. So war es wol kein Wunder, daß er sich wieder mit ganzer Seele — dem Gedanken an Laura hingab, daß er sich in Träumen der verlorenen Liebe verstrickte, denn diese allein scheuchten den Schlaf aus seinen Augen und hielten seinen Geist in lebendiger Bewegung.

Der Morgen graute, die Vögel fingen an, auf den paar Bäumen der Straße ihr Morgenlied zu zwitschern — er öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus — er erquickte sich — für kurze Zeit.

Ein vernünftiger Mensch würde nun seinen Arzt zu Rathe gezogen haben, aber vernünftigen Menschen passiren Visionen gar nicht. Auch Joseph dachte einen Augenblick an den Arzt, aber wie konnte er das Geheimniß seiner Liebe und wie erst das seines ganzen Lebens einem Fremden vertrauen?

Ziemlich früh kam er dann ins Comptoir. Das Stubenmädchen hantierte noch mit Wischer und Tuch auf den Pulten, ein paar Arbeiter warteten auf die Speicherschlüssel und die täglichen Anweisungen und ein paar junge Leute saßen rauchend, in Oberröcken und den Hut auf dem Kopfe, auf ihren Schemeln, neckten das flinke Mädchen und sprachen von den Freuden des gestrigen Tags. Sie wunderten sich immer über Joseph's frühes Erscheinen und noch mehr über sein mattes, verlebtes Aussehen. „Der hat besser gelebt als wir", sagte Becker zu Dreier'n und Dreier berechnete, was wol draufgegangen sei — an Champagner.

Joseph ging dann in sein Zimmer. Er mußte schon zu einem Entschluß gekommen sein, den er später ausführte. Er arbeitete Alles auf, was er rückständig hatte, durchsuchte die alten Papiere, mit denen sein Pult angefüllt war, warf Mehres in den Papierkorb, legte Anderes zurück, heftete Briefe und durchblätterte schließlich mit emsiger Eile eine Menge großer und kleiner Bücher, aus denen er hier und da Notizen machte. Einmal trat Herr Carl bei ihm ein, wie er pflegte, bevor er zur Börse ging, und die Herren hielten ihre kurze tägliche Conferenz, die heute noch kürzer als gewöhnlich ausfiel, da Joseph Kopfschmerz und Unwohlsein vorschützte, wozu ihn sein Aussehen berechtigte. Nachdem Herr Carl hinaus war, stellte er die Bücher wiederum an Ort und Stelle, räumte mit großer Genauigkeit in und auf dem Pulte auf und rief endlich Herrn Schulz herein, den jungen Mann, der ihn damals am See überrascht hatte.

Man muß gestehen, daß Schulz nicht mit den angenehmsten Gefühlen die Stube betrat. Joseph hatte ihn damals so kurz abgefertigt, daß Supernumerar Brunner, sein Freund und der Anbeter seiner Schwester, der mit im Boote gewesen, Recht zu haben schien, als er behauptete, daß die Joseph gemachte Einladung nicht nur gegen den Anstand verstoßen, sondern auch den Stolz des Principals verletzt habe. Als ihn Joseph jetzt bereinrief, glaubte er nicht anders, als daß er wegen seiner

damaligen Kühnheit zurechtgewiesen werden ſolle, und da Rudolf Schulz nicht der Mann war, der ſich um nichts „ruffeln“ ließ, ſo nahm er ſich vor, ganz kalt und ruhig zu ſein.

„Nun“, fragte Joſeph mit der heißeſten Miene, die er in ſein Geſicht bringen konnte, die aber dem Andern noch lange nicht freundlich verkam, „ſind Sie damals vergnügt geweſen?“

Der junge Mann verbeugte ſich ſtumm.

„Wer waren die beiden jungen Damen in Ihrem Boote?“

„Meine Schweſter und meine Braut.“

„Ei, ei“, ſagte Joſeph kopfſchüttelnd, „taugt es in Ihren Jahren, eine Braut zu haben?“

„Ich bin kein Kind mehr!“

„Wetten wir, daß Sie noch keine zweiundzwanzig haben?“

„Ich bin im zweiundzwanzigſten!“

„Sie haben 200 Thaler Gehalt; dabei ſparen Sie wol tüchtig für Ihr künftiges Glück?“

„Bei ſechzehn, zwanzig monatlich ſparen? Man kann ſich davon kaum anſtändig kleiden!“

„Aber Sie haben auch Aeltern am Orte, bei denen Sie wohnen.“

„Ohne das würde ich auch gar nicht beſtehen können.“

„Was iſt Ihr Herr Vater?“

„Er hat eine Klempnerwaaren-Niederlage.“

„Alſo Klempnermeiſter! Iſt er wohlhabend?“

„Die großen Fabriken laſſen die kleinen nicht aufkommen, und wenn es in der Wirthſchaft auch nicht darauf ankommt, ob Einer mehr am Tiſche ſitzt, ſo kann mein Vater mich doch außerdem nicht unterſtützen.“

„Ich habe in Hamburg bei einem Salair von 350 Mark Banco geſpart und ich war dort fremd, ich mußte mich ſelbſt beköſtigen, ſelbſt kleiden, auch die Wohnung bezahlen! Sie konnten drei Viertel Ihres Gehalts zurücklegen! — Haben Sie bei uns Nebeneinnahmen?“

„Ich bin immer im Comtor beſchäftigt.“

„Konnten Sie nicht zum Getreideempfang nach Baden oder Mirchau hinaus oder in den Hafen? Würden Sie einer ſolchen Stellung gewachſen ſein? Sie erfordert unausgeſetzte Thätigkeit und Aufmerkſamkeit!“

„Es ſoll an meinem Fleiß nicht fehlen und mein innigſter Dank —“

„Wenn Sie ſich einer ſolchen Stelle fähig glauben, ſo wenden Sie ſich mit der Bitte darum an Herrn Carl; aber Ihr Fräulein Braut, wie heißt ſie und iſt ſie hier aus Danzig? — Hat ſie Vermögen?“

„Marie Wacho, die Tochter des Rendanten Wacho. Sie iſt ſo vermögend wie ich. Es wäre mein innigſter Wunſch, eine der Factoreiſtellen zu erhalten, und ich weiß wol, daß es ganz von Ihrer Güte abhängt —“

„Sie wiſſen, daß ich mich um dieſe Angelegenheiten wenig bekümmere — indeß, ſprechen Sie morgen mit Herrn Carl und ſagen Sie ihm nur, daß ich es gewünſcht hätte! Und welche Ausſichten, welche Mittel haben Sie für die Zukunft? — Sind Sie der engliſchen Sprache mächtig?“

„Nur nach dem Schulunterricht.“

„So müſſen Sie ſtudiren! — Der Kaufmann kann nicht vorwärts in der Welt ohne Engliſch, der gebildete Mann nicht ohne Franzöſiſch. Ich ſelbſt bin ärmer, weit ärmer als Sie nach Hamburg und nicht viel reicher ſpäter nach England gegangen; aber dort oder in Amerika kann der Deutſche zu etwas gelangen — wenn er haushalten kann.“

„Wenn mir durch Ihre gütige Empfehlung eine Stelle in England zutheil würde —“

„Sie haben eine falſche Vorſtellung von meinen engliſchen Kenntniſſen. Ich war dort ein armer, unbedeutender Commis, einſam an meinem Pulte, bei meinen Büchern und Briefen; meine Principale wechſelten oft wochenlang kein Wort mit mir und haben mich gewiß längſt vergeſſen; ich war aber fleißig und betrieſam, was der Kaufmann immer ſein muß; ich verſagte mir ſogar manches Nützliche, um mein kleines Capitalchen nicht zu kürzen und in ſeinem Umlaufe zu beeinträchtigen. Ich ſtudirte damals das Italieniſche — und wie? Ich kaufte mir Fornaſari's Grammatik und Valentini's Lexikon, und als ich den Geiſt und die hauptſächlichſten Formen der Sprache weghatte, trieb ich einen brekcianiſchen Gypsformergehülfen auf, wie man ſie hier und da in der Welt findet, machte ſeine Bekanntſchaft, borgte ihm Kleinigkeiten an Geld und nahm ihn endlich auch in meine Stube, wo er natürlich die Hälfte der Miethe bezahlen mußte. Er betrog mich zwar zuletzt ein wenig, aber er koſtete mir nicht den hundertſten Theil von Dem, was ich an einen Sprachmeiſter in England hätte wegwerfen müſſen; denn dort laſſen ſich dieſe Herren nicht mit ſechs Groſchen abfinden, ſondern man wird ſelten die Lection unter einem Kronthaler bekommen. Studiren Sie fleißig die neuern Sprachen — Engliſch müſſen Sie ſprechen, ja gleichſam denken lernen; es iſt die künftige Weltſprache und ſchon jetzt für den Welthandel das bindende Mittel — mit Fran-

zeitig kommt man überall durch, sogar unsere polnischen Edelleute verstehen es —; studiren Sie Polnisch, Italienisch — mir hat die letztere Sprache, deren Erlernung mir nicht fünf Pfund Sterling kostete, einen erheblichen pecuniären Vortheil gebracht; ohne sie wär' ich noch heute Contorist in London. Der Geist des kaufmännischen Verkehrs wird von Tag zu Tag universeller und die italienische Buchführung ist nicht mehr die Spitze unserer Gelehrsamkeit, sondern die wissenschaftliche Warenkunde und die Kenntniß der lebenden Sprachen. Da neben Ihnen am Pulte ist Herr Nathan, der Ihnen sagen kann und Ihnen wahrscheinlich schon gesagt hat, daß wir Beide, er und ich, zusammen in die Handelsakademie eintraten, wo er ein, ich zwei Jahre blieb. Er fand eine Stelle bei S. S. Hirsch — ein Jahr später ich auch. Er ward ein Jahr früher dimittirt und galt immer für einen tüchtigen, routinirten Contoristen, was er auch ist. Als ich von England zurückkam, fand ich ihn noch als Buchhalter bei meinem Compagnon, Herrn Carl, in dessen damaligem Speditionsgeschäft. Wir wollten ihn als stillen Theilnehmer eintreten lassen, aber nach achtjähriger Arbeit auf den besten Contoren der Stadt, meistens in Vertrauensstellen wie seine gegenwärtige, war er ganz mittellos. Und weshalb wird er alt werden als Buchhalter? Weil er seine Studien zu früh beendigte; denn daß er kein Verschwender ist, wissen Sie wol. Mir ist bekannt, daß Sie gute Vorbildung und anerkannte Fähigkeiten besitzen; werfen Sie sich mit Eifer auf die Sprachen, eher heut' als morgen. «Che ha tempo, non aspetti tempo» — das ist der Weg zum Ziel! — Vergessen Sie dies nicht! Ich wünsche Ihnen eine glückliche, erfolgreiche Laufbahn! Lassen Sie mir einen Stempelbogen zu — zu — 25 Silbergroschen holen und jetzt — Guten Morgen!"

Der junge Mann ging eben nicht sehr befriedigt hinaus. „Hätt' die Predigt für sich behalten können", brummte er. „Carl soll mich nach Buden oder Nathan schicken? Als wenn er das nicht konnte, als wenn ich nicht weiß, daß Carl nicht Muck dazu sagt, wenn er was befiehlt!" Indessen fertigte er Dreier'n, der sich alsbald erkundigen kam, was er so lange mit dem „Alten" (alle Principale heißen „Alter") verhandelt, mit einem spitzen „Wie so?" ab und Becker und Müller und selbst der Buchhalter Nathan machten nicht bessere Geschäfte mit ihrer Neugierde.

Joseph war nach dem Abgange des jungen Mannes sinnend in seinem Stuhl gesunken. Das Gespräch hatte mannichfaltige Erinnerungen in ihm erweckt; er dachte an London, an das Gewirr der Dächer und rauchenden Schornsteine, auf das er Morgens aus seinem Dachstübchen hinabsah; an Tonizoni, seinen Brodherrn, mit dem er sich alltäglich zankte (natürlich Italienisch); an die kurzen Sorgen und die materiellen Freuden jener Zeit, wo jeder Kronthaler, den er — nicht zu den andern legte, o bewahre! — sondern erwarb und neu in Bewegung setzte, sein Herz mit Wonneschauern erfüllte; an die Plackereien mit Miß Shopé, der dicken Wirthin, der er Geld vorschießen und die ihn für die Zinsen beköstigen mußte — wie aber? Freilich lebte er spottwohlfeil, aber auch spottschlecht. Und die kleinen Zärtlichkeiten der Miß Dol Shopé, die närrische kleine Hexe, die es auf Herz und Beutel von ihm abgesehen — wie erbost war er gewesen, wenn sie ihm das Versprechen einer Nacht in Vauxhall abgelockt, versteht sich mit ihrer Mutter, aber auf seine Kosten, haha! Und Sonntags die einsamen Spaziergänge im Park unter der vornehmen Welt und die ländlichen Picknicks der Herren Silly, Plain, Simple und Ninny, zu denen sie ihn auch zuweilen preßten — es waren allerhand bunte Bilder aus einem Einsiedlerleben! Dann das Palais der Familie Puppet in Kensington-Newtown, wo er eines Tags eintrat, um dem jungen Charley Puppet, der Alles lernen sollte, Unterricht in der deutschen Sprache zu geben und wo Miß d'Angeron, die bleiche Gouvernante Charley's, eine Genferin, einen verwegenen Angriff auf sein Herz machte. Er hatte mit ihr Französisch gesprochen und darum sollte er sie heirathen. Und wie ihre wasserblauen Augen funkelten, als er nicht wollte, und mit welchem sonderbaren Accent sie die Wörter barbare, monstre aussprach! Allerhand bunte Bilder und Reminiscenzen; seinem Menschen fehlen sie, aber die wenigsten finden sie zu rechter Zeit — und sie thun doch so wohl, wenn sie kommen; sie erleichtern den Schmerz und verscheuchen die Sorge. Und sie kamen immer zahlreicher und lebhafter und verwirrten sich ineinander und verwischten einander — er lehnte den Kopf an die Stuhllehne, um sie besser zu fassen, denn der Kopf war ihm schwer von den vielen schlaflosen Nächten und der Furcht vor den Menschen — und Gerichten — nicht Gerichten. Aber sie war doch ein hübsches Mädchen, die schlanke Adeline d'Angeron, und so sanft — außer zuletzt bei der drolligen Scene — und so theilnehmend und

aufmerksam? Brachte sie ihm nicht stets ein Glas Wein, wenn er zu Charley kam, mit eigener Hand, da die Bedienten immer keine Zeit für ihn hatten? Und saß sie nicht sorgsam dabei, wenn er unterrichtete, damit Charley keine Unarten mache, wie er pflegte? Und — und — und sie fielen ihm allmälig die Augenlider zu und Mademoiselle und Charley und Dolly und London und Alles verschwamm im flüchtigen Nebel des Traums, aber da — da war es wieder, das Gespenst — da gleitete es über ihn hin, Auge in Auge mit ihm, näher und näher! Der Krampf hielt ihn gefesselt und jetzt lag es auf ihm — der Branntweindunst — der spritzende Geifer auf seiner Wange, der struppige Bart an seinem Kinn — mit einem verzweifelten Anstrengung löste sich seine Erstarrung.

Schulz stand vor ihm mit dem Stempelbogen. Sein erstes Gefühl war ganz Schrecken, sein zweites Scham.

„Sie sind unwohl, ich werde nach dem Arzte laufen!“ rief der junge Mann in jenem offenen Ton herzlicher Theilnahme.

„Was wollen Sie hier?“ schrie ihm Joseph entgegen.

„Bringe den Stempelbogen“, erwiderte Schulz trocken und mürrisch, denn er war leicht gereizt wie alle Sanguiniker.

„Ah so — ja!“ Joseph erhob sich mit Mühe; nach jeder Erscheinung hatte er eine Art Schwindel, einen bald vorübergehenden stechenden Kopfschmerz und jede mattete ihn mehr und mehr ab. Er schwankte ein wenig und der junge Mann eilte dienstfertig hinzu, ihn zu unterstützen; Joseph wollte ihn abweisen, aber ein Blick in das freundliche Auge besänftigte ihn. „Ein kleiner Schwindel“, bemerkte er verlegen und zögernd setzte er hinzu: „Sagen Sie mir, als Sie hereintraten, haben Sie hier etwas oder — Jemand?“

„Nein!“ entgegnete Schulz. „Ich klopfte ein paar mal, da Sie aber nicht antworteten und ich doch wußte, daß Sie allein sind und dachte, Sie schliefen, so trat ich sachte ein, um das Papier hinzulegen. Sie saßen da auf dem Stuhle mit offenen Augen, ganz ruhig — aber plötzlich sprangen Sie auf und schrieen — weiter war es nichts. Soll ich den Dr. Liffo rufen? Er wohnt nur nebenan.“

Joseph schnaufte verneinend den Kopf. „Es ist schon gut, ich danke Ihnen!“

Aber Schulz wußte, daß es nicht gut sei, denn er hatte bereits die Arzt Meyle'schen Variationen über die letzte Nacht gehört; er erlaubte sich daher einzuwenden: „Wenn Sie nur wüßten, wie bleich Sie aussehen und wie verstört, und wie Ihnen der Schweiß auf der Stirn steht! Es ist nur ein Schritt zum Dr. Liffo — das dritte Haus — soll ich —?“

„Nein doch, lassen Sie's!“ war die Antwort. „Ich danke Ihnen, es ist schon vorüber!“

Nun ging der junge Mann und Joseph schrieb etwas auf den Stempelbogen, adressirte und siegelte ihn und schlug über die Adresse ein leeres Papier, das er ebenfalls zusiegelte. Endlich ergriff er einen Bogen Papier, auf den er eine Menge Notizen niederwarf, über englische Verhältnisse im Allgemeinen, über den kaufmännischen Verkehr mit England und über die Stellung dieser und jener, mit seinem Geschäft in Verbindung stehender Handelshäuser; Notizen, die nicht nur von gründlicher Erkenntniß des kaufmännischen Geistes und seiner, scharfer Beobachtung, sondern auch von klaren, ungetrübten Verstandeskräften zeugten. Es war das zusammengedrängte Verzeichniß jahrelanger Erfahrung, der Schatz, aus dem das Gebäude des Handelshauses Carl, Ulrich & Comp. so recht eigentlich aufgerichtet war, eine Art Bericht oder Gebrauchsanweisung; genug, ein Papier, mit dem die Firma noch heute Wucher treibt und das für Joseph die Arbeit einer Stunde war. Er siegelte und adressirte auch dies, verschloß es in sein Pult, steckte dagegen die Papierblättchen in die Tasche, die er am Morgen mit Notizen aus den Büchern gefüllt, und ging in das Hauptbureau.

Er hielt sich hier eine ziemliche Weile auf, machte Herrn Nathan freundschaftliche Vorwürfe, daß er ihn nie besucht, erinnerte ihn an die Tage ihrer Jugend, an das Stillleben in der dunkeln Contorstube bei S. S. Hirsch und an den festlichen Schmaus bei seiner, Nathan's, Dimittirung, drückte diesem Herrn herzlich die Hand (was Nathan als altem Contoristen, der viel auf die Etikette zwischen Principal, Buchhalter, Commis und Lehrling hielt, zwar schmeichelte, aber auch in Verlegenheit setzte), erkundigte sich bei Dreier, dem Lehrling, nach seinen Fortschritten in der Erkenntniß der Bücher, machte Herrn Becker ein Compliment wegen seiner schönen Handschrift und fragte Herrn Müller, ob er Nachricht von seinem ältesten Bruder in Amerika habe, der ein Schulfreund Joseph's war. Genug, er hatte Jedem etwas zu sagen und bevor er ging, gab er Schulz ein versiegeltes Billet ohne Adresse, mit der Anweisung, es morgen zu erbrechen und an den Adressaten abzugeben, wenn er es bis dahin nicht zurückgefo-

dert haben werde. Diese Redseligkeit und Freundlichkeit erregte nicht geringe Verwunderung.

Joseph ging noch ein mal zu Laura. Er mußte dorthin gehen, er mußte. Er hatte in den letzten Wochen Mancherlei durchdacht, aber immer war er wieder auf sie zurückgekommen; sie war meistens der Anfang und immer das Ende seiner Reflexionen gewesen, und wenn der Leser das nicht gefunden haben sollte, so ist das nur seine, nicht seine Schuld. Das Mädchen, die ihm öffnete, sagte zwar, der Pastor Rakemann sei oben und die gnädige Frau sei für Niemand zu sprechen, aber er stieg die Treppe hinauf, ohne darauf zu achten. Und Pastor Rakemann war in der That da, um der armen gebeugten Dame nach jenem schweren Schlage, der sie in ihren zartesten Gefühlen verletzt haben mußte — denn die ganze Stadt sah den schauerrollen Sohn eines entsetzlichen Vaters, — den Trost des Herrn zu bringen, sie in Gott zu stärken und wenn Joseph kommen sollte, ihn zu parriren und ihn mit einem Schlage, mit einem Worte unschädlich zu machen.

„Nein", sprach der Pastor, ergebungsvoll wie ein Engel des Himmels, „lassen Sie ihn kommen, meine Tochter (und er ergriff ihre kleine zarte Hand und legte sie zwischen seine beiden), lassen Sie ihn kommen! Gott hat Ihr Herz geschaut; ich habe den himmlischen Muth erkannt, der Ihre reine Seele erfüllt! Auch dieser Kelch wird vorübergehen und der Herr der Heerscharen wird uns stärken, den Anblick des Unseligen zu ertragen, der soviel Sünde und Schande in den geheiligten Kreis unserer Familie gebracht hat!"

Und der Unselige kam, aber nicht mehr der stotternde Verliebte von sonst, sondern ein entschlossener, mit sich abgefundener Mann; auch gequält, aber durch ein furchterlicheres Schreckniß als verlorene Liebe. Allerdings machte der Anblick Laura's, wie sie in der ganzen Eleganz des perlgrauen seidenen Kleides auf dem Sopha lehnte, das von ihm abgewandte Haupt in die Hand gestützt und das Gesicht von den Locken verschattet, einen fast berauschenden Eindruck auf ihn und er sog sich einen Moment gleichsam fest mit seinen Blicken an dieser bezaubernden Gestalt; er machte ein paar Schritte gegen sie und rief: „Laura — Laura!" in jenem tiefen, rührenden Tone der Herzlichkeit, den man immer erkennt und dem man so schwer widerstehen kann. Aber sie widerstand und der Pastor brachte ihn zur Besinnung, indem er ihn mit einer Menge heiliger und himmlischer Redensarten überfluthete — die Quintessenz einer Rakemann'schen Buß- und Strafpredigt. Wir Alle, gläubig oder nichtgläubig, Frömmler oder Spötter, behalten unser lebenlang eine gewisse Ehrfurcht vor den Dienern der Kirche, in der wir erzogen sind; es ist ein anerzogenes und unvertilgbares Gefühl und Joseph, der, wie viele Menschen unserer Zeit, nicht mehr recht wußte, wie er mit der Religion stand und über den Geschäften dieses Lebens so ziemlich das künftige vergessen hatte, wagte es nicht, dem Pastor eine Antwort zu geben, wie sie sein Sohn, der Doctor, heute überlich erhalten hätte; ja einzelne Worte in der Feuerrede, wie „Fluch der Sünde", „Strafgericht des Herrn", „Lust des Verbrechens", machten nach den Erlebnissen der letzten Nacht mehr Eindruck auf ihn, als sich der scharfe Redner selbst einbilden mochte. Joseph beugte das Haupt — Laura erhob das ihrige nimmer — der Pastor declamirte sich mehr und mehr in Feuer, um gleichsam den Gegner zu Boden zu reden — Joseph machte kaum einen schwachen Versuch der Rechtfertigung — er ging.

Joseph ging einen Weg, den er lange nicht betreten: zur Mutter, zur guten Mutter, die jetzt schon niemals von ihm hörte, außer durch die Vermittelung seiner Speicher, in denen einige Arbeitsleute der Nachbarschaft beschäftigt waren, deren Frauen sie aus diesem Grunde einen unglaublichen Credit bewilligt hatte. Als er eintrat, standen zwei Mädchen mit Milchtöpfen am Ladentische und die gute Mutter zählte ihnen Geld zurück; sie betrachteten den feinen schlanken Herrn mit der drolligsten Verwunderung, aber er achtete nicht im mindesten darauf; er reichte der Mutter über den Tisch die Hand und ging in die Hinterstube, küßte Jenny, zog sie an sich und plauderte mit ihr, bis die Mutter kam. Es war Mittagszeit; das Tischtuch war über den einzigen Tisch gedeckt.

„Willst du mit uns essen?" fragte die Mutter, die schon Alles wußte, mit gedrückter Stimme und einem schmerzlichen Seitenblick auf ihn; „du warst sehr lange nicht hier! Ich höre nie von dir — kein Wort!"

Das war Alles ganz einfach und wenig, aber es lag ein herzbrechender Ausdruck darin — der gekränkten, aber nimmer ablassenden Mutterliebe.

„Liebe Mutter", entgegnete Joseph nach einer kleinen Pause, gerührt, „du denkst wol zuweilen an mich — ich weiß, du denkst an mich, nicht wahr?"

Sie sah ihn wieder an — welche Frage? Wie durfte er nur so fragen — er war ja ihr einziger Gedanke! Es war unrecht von ihm, so zu fragen

und ihr fiel nun erst recht ein, wie sehr sie an ihn denke und immer nur an ihn und viel zu wenig an Jenny! Sie zog das Kind an sich und küßte es, gleichsam es um Verzeihung bittend. Er aber legte in diese Bewegung etwas Anderes: einen stillen Vorwurf für sich wegen seines Zurückziehens.

„Mutter", fuhr er fort, als das Essen aufgetragen war und er zwischen ihr und Jenny am Tische saß vor seinem ehemaligen Leibgericht, einem Teller grauer Erbsen, „Mutter, ich bin sehr, — sehr unglücklich! Die Welt weiß es ja!"

Das war das Signal für das Muttergefühl — sie weinte. . . „Er vergab uns ja!" sagte sie. Sie war einer Ohnmacht nahe. Man sprach vom Vergangenen und möglichen Zukünftigen. Daß die Gerichte nicht sich einzumischen gedachten, wußte sie schon.

Joseph schied von ihr — er küßte Jenny und drückte der Mutter die Hand. „Komm öfter!" sagte sie.

Joseph ging in einen Waffenladen, wo er eine Reisepistole erhandelte, nachdem er mehre besehen, geprüft und um ihren Preis gedungen — dann nach Hause, in die stille, prächtige Wohnung, die weder die Mutter noch Laura mit ihm theilen wollten. Er schloß die Thür ab und schrieb einen Brief, dem er die Notizblätter beilegte, die er am Morgen aus den Contorbüchern gezogen, siegelte und adressirte ihn und warf sich erschöpft auf das Sopha, mit dem Entschluß zu schlafen, möchte kommen, was wollte. Aber gerade diesmal kam der Schlaf nicht — eine bekannte Beobachtung, die Jeder machen kann, der sich entschließt, beim nächsten Anfall von Zahnschmerz zum Zahnarzt zu gehen — eben wenn man ihn trotzig erwartet, kommt er nicht. Er lag lange mit offenen Augen auf dem Sopha, wendete sich von einer Seite zur andern, unwillig und ungeduldig und doch so munter, als wenn er eben von einem erquickenden Schläfchen erwacht sei. Leutnant Pikat in der zweiten Etage, ebenso einsam, ebenso still und, wie man sagte, in der Liebe ebenso unglücklich wie Joseph, hauchte ein oder zwei Weisen auf der Flöte, die auf Joseph einen rührenden Eindruck machten. Als die Flöte schwieg, sah er in das Zimmer der Frau Registrator Mutzling hinüber, die sich vom Herrn Registraturassistenten Schmachter das schöne Lied: „Zerdrück' die Thräne nicht in deinem Auge", mit Guitarrebegleitung vorsingen ließ, und Lied und Ausdruck des Singenden und das Geklimper der Guitarre machten ihm viel Spaß, ja bei der schmelzenden Stelle: „Ich möcht' dich ewig, ewig weinen seh'n", die Schmachter ganz hinreißend vortrug, bekam Joseph auf seinem Sopha einen wirklichen Reiz der Freude; aber dies Lied und andere schöne Lieder aus Lehmann's Guitarreschule gingen zu Ende, Schmachter küßte seiner Frau Bureauvorsteherin den Strickstrumpf (wie es Joseph aus der Ferne schien, obgleich er in Wirklichkeit den reizenden Knebel des graziösen Mittelfingers ihrer zarten Hand küßte) und verschwand, worauf Frau Mutzling das Fenster schloß. Endlich kam die Sonne auf ihrem täglichen Gange auch nach der Hinterstraße und grüßte mit einem goldenen Strahl den hoffnungslosen Schlafcandidaten, der nun aufstand, um die Gardinen zu schließen, was Frau Mutzling wohl bemerkte und wobei sie sehr erröthete, nicht etwa, als wenn sie mit Joseph — — aber sie hatte ihn im Contor geglaubt wie stets um diese Zeit, und Schmachter's Besuch, Lieder, Handkuß — es war Manches dabei, worüber eine Frau erröthen konnte.

Da nun an Schlaf nicht mehr zu denken war, so holte sich Joseph ein Buch, ein ziemlich abgenutztes, wie sie es alle in seiner kleinen Sammlung waren — Städler's Wissenschaftliche Grammatik der französischen Sprache. Er vertiefte sich in irgendeinen Abschnitt dieses trefflichen Werks, das war aber gerade am wenigsten geeignet, ihn einzuschläfern, und wenn es ihm manchmal einen Augenblick dunkte, der Schlaf käme, so glaubte er gleich die glasigen Augen vor sich aufleuchten zu sehen und huich! war er munter. „Ja, komm' nur, Phantom", rief er, „diesmal trotze ich dir!" Ein schmaler Sonnenblick streifte durch die Gardine und wanderte langsam durch die Stube, immer weiter wanderte er nach der Ecke hinüber, immer kürzer zog er sich an der Wand hinauf — endlich schied er ganz. Es war Abend. Frau Mutzling kam von der Promenade und brachte die Frau Secretär Pugling und die Herren Actuare Städling und Federling mit; Fräulein von Lilienström duftete unten einigen jungen Damen privatim den „Cid par Corneille" vor; auch der junge Leutnant Pikat von der Artillerie begann wieder seine Flötenübungen — es kam ein gewisses Leben in die stille Straße, aber immer kein Schlaf in Joseph's Augen. Ziemlich unwillig legte er den Städler hin und trat zu dem kleinen Bücherschrank, nach einem andern uninteressantern Werke suchend. Und während seine Augen über die wenigen abgegriffenen, wohlbekannten Einbände hinschweiften, kam der Erschöpfte — seine Augenlider ermatteten,

er fühlte eine drückende Schwere im Kopfe — aber jetzt durchschauerte ihn die Angst vor Dem, was er ebenso sehnlichst herbeigewünscht — er warf einen fast furchtsamen Blick auf die Pistole, die geladen auf dem Tische lag — dann zog er, nicht mehr muthig, kaum entschlossen, langsam einen Stuhl hinter sich und ließ sich hineinfallen — noch vor dem Bücherschrank — er lehnte den Kopf zurück, seine Augen irrten über die Bände hin, dann verschwamm Alles ineinander, dann — — —

„Da — da — da!" schrie er aufspringend, „Da hast du mich, Geyerst! Was that ich dir? Da!" — — — Die Pistole war in der Hand — ein Blitz, ein Knall!

„Herr Jesus! Herr Jesus! Er hat sich todtgeschossen!" schrie Fritz Mopke und fiel vom Schlüsselloch auf den Rücken. Leutnant Pikat war im Augenblick unten und stürmte mit einem kräftigen Fußtritt die Thür auf. Es war Alles vorbei; die Wand des Bücherschranks, an den er sich gelehnt haben mußte, trotz vom versprützten Gehirn. — — —

* * *

Der letzte Brief, den Joseph an seine Mutter geschrieben, war kurz, wie es die Briefe der Selbstmörder immer sind — wer einen gelesen hat, kennt sie alle: flüchtige Schrift und flüchtige Gedanken, oft abbrechend, um andern Raum zu machen; dann wieder anknüpfend, viel Verzweiflung und wenig Entschuldigung. „Der Vater zöge ihn nach", sagte er. Es war Dreßes' Fluch. „Die beigefügten Zettel", schreibt er auch, „enthalten die kurze Uebersicht des Geschäftsstandes, unserer und meiner Mittel — Herr Märten wird es gleich übersehen. Laß das Vermögen im Geschäft — es muß darin bleiben; es wäre unverantwortlich, wenn es jetzt gestört würde! — Ich habe keine Verbindlichkeiten als eine Schuld von 1000 Thalern an Fräulein Marie Wache. Mein Schuldschein muß jedenfalls honorirt werden — ohne Widerrede — selbst wenn Märten nicht will. Bestehe darauf, Mutter — mir zur letzten Liebe! Ich erwarte den Schlaf. Vater mag diesmal nur kommen! — Vertraue auch Herrn Carl durchaus; unter Märten's Curatorium ist nirgends Gefahr. Sollte Herr Carl die jetzige Tendenz des Geschäfts verändern, so kann unsere Capitalien herausziehen; es ist am hiesigen Platze nichts so lohnend als Getreide."

Die Sachen arrangirten sich. Stadtrath Märten (übrigens ein unbefoldeter Stadtrath und einer der geachtetsten Borsenleute der Stadt) unterzog sich der ihm aufgetragenen Vormundschaft mit seiner bekannten Herzensgüte; die Firma Carl, Ulrich und Comp. behielt die Capitalien und wird noch heute unter demselben Namen von Herrn Carl im Geiste des Gründers geleitet, auch der Schuldschein von 1000 Thalern, der sich in dem Pulte des Herrn Schulz vorfand, ward honorirt, obgleich, wie es der Verstorbene vorausgesehen, Märten und Carl ziemlich murrten und von Geistesabwesenheit, Indispositionsfähigkeit u. dergl. sprachen.

Der Selbstmörder ward am frühen Morgen in einer stillen Ecke des Kirchhofs begraben — es ward dabei geweint, aber nur von wenigen Augen. Herr Carl und Herr Märten sprachen sogleich wieder von den günstigen Conjuncturen für den Holzhandel, von Diesem und Jenem und manchmal auch von „der traurigen Angelegenheit", wobei sie sehr die Köpfe schüttelten; die jungen Leute vom Comptoir machten weise Bemerkungen über Kinderliebe, selbst wenn Väter nichts taugten. Auch Fräulein Wache war da, mit ihrer Mutter, denn für 1000 Thaler sieht man einmal früh auf, und Herr Schulz, der mit ihr in demselben Wagen saß, war sehr gerührt, weinte — weinte wirklich und faßte unterwegs ein halb Dutzend der brillantesten Entschlüsse — gewiß ist, daß er sich noch an demselben Tag eine ziemliche Anzahl Grammatiken lieh und ein Pepitahütchen kaufte. Mein neugieriger Blick zögert ängstlich beim Vordersten der Trauerwagen — da ist die Mutter und Jenny und — der liebenswürdige junge Leutnant Pikat, der einsame Akteurspieler, der Joseph nur von den Schönwettergesprächen auf der Treppe kannte, der sich jedoch nach der traurigen Katastrophe der guten Mutter mit der zartesten umsichtigsten Aufmerksamkeit angenommen.

Jenny, das blonde Lockenköpfchen, ist jetzt der reizendste Backfisch der Stadt, die Wonne und das Entzücken aller Gymnasiasten. Die weiß recht gut, wie hübsch sie ist (welch Mädchen wüßte das nicht!), aber ob sie auch weiß, wer reich sie ist? Und wie sich ihr Vermögen mehrt, der Lawine gleich, unter den thätigen Händen des Herrn Commercienrathes Carl (ich lese jeden im Staatsanzeiger seine Ernennung) und den umsichtigen Augen des Herrn Stadtrath Märten? Und daß sie sich vielleicht fünf solche Leutnants wie diesen Pikat kaufen könnte, auf den sie eben so sehnsüchtig wartet, obgleich diese Waare neuerdings aufgeschlagen und nicht unter 1200 Thalern das Stück zu haben ist?

Und sieh', da kommt der gute Pikat um die Ecke, ernst und gedankenvoll wie immer, und steigt die Treppe hinauf und sie springt ihm entgegen.

„Oh Herr Pilat, oh lieber Herr Pilat! Das Kriegsschiff ist gekommen — oh lieber Herr Pilat — und Alle gehen es sehen — mein liebster, bester Herr Pilat!“

„Und Jenny möchte es auch gern sehen? Hat Mama erlaubt?“

„Oh bitten Sie, mein guter lieber Herr Pilat! Aber sagen Sie ja nicht, daß es auf dem Wasser ist, sonst sagt sie Nein! Denn sie ist so ängstlich! Sie dürfen gar nicht erst zu sich hinaufgehen — kommen Sie gleich zur Mama — bitten Sie, bitten Sie!“

Und sie schiebt ihn in die Stube hinein.

Pilat, du närrischer Kauz, verwahre das Bild deiner quellenängigen Bäckerstochter, nach der du Flöte spielst und seufzest! Vergrabe es im Koffer, wo er am tiefsten ist — Erbinnen reisen rasch und Stadtrath Märten und Commerzienrath Carl sehen dich schon jetzt mit sehr ärgerlichen, misstrauischen Blicken an, wenn sie dich bei der guten Mutter treffen. Jedenfalls wäre Referendar Märten oder Eduard Carl, der freilich erst Secundaner ist, eine andere Partie als solch ein Leutnant, der nichts hat als seine Epauletten und sein Herz.

Er wird wohl Jenny gewinnen. Er drückte ja dem armen „Conteristen“ einst die starren Augen zu.

Emil Rossmann.

Ueber Blutregen.

Von Bernhard Cotta.

In allen Zeiten haben zuweilen allerlei Dinge, die sich am Himmel zeigten oder die vom Himmel zur Erde fielen, unter den Menschen Aufregung oder großen Schrecken hervorgebracht.

Der stets bereite Aberglaube, von dem keine Zeit ganz frei ist und frei sein wird, ergriff diese Zeichen und Wunder stets begierig und machte daraus kriegverkündende Flammenschwerter, pestbringenden Schwefelregen, feurige Zeichen der Hungersnoth oder Verkündiger vom Untergange der Welt u. s. w.

Wenn auch die Astronomen und andere Naturforscher noch so deutlich bewiesen, daß es nur Kometen, Nordlichter, Feuerkugeln, Sternschnuppen oder aufgewirbelter Blütenstaub von Fichtenwäldern seien, lauter Dinge, die mit den socialen Zuständen der Menschen nicht in der geringsten Verbindung stehen, zum Theil sogar unsere Erde überhaupt nichts angehen, so blieb die Masse des Volks doch noch lange beharrlich bei jenen phantastischen Auslegungen, die nun einmal der sinnlich-rohen Poesie der Menge mehr zusagen als vernünftige Deductionen.

Unter diesen ominösen Zeichen des Himmels haben stets auch die Blutregen eine wichtige Rolle gespielt.

Die Naturforscher ihrerseits, als privilegirte Ungläubige, wo es sich um Wunder in der Natur handelt, gingen dagegen zuweilen wieder so weit, daß sie die Existenz solcher Erscheinungen ohne weiteres ableugneten, offenbar weil sie dieselben nicht recht zu erklären wußten. Ist es doch selbst der berühmten pariser Akademie der Wissenschaften einst geschehen, daß sie alle Meteorsteinfälle für Fabeln erklärte, während man jetzt berechnet hat, daß im Durchschnitt täglich etwa zwei auf die Erde niederfallen. Indessen, das ist schon lange her und wir wollen jetzt nicht mehr mit ihr darüber rechten.

Doch auch über jenen allzu skeptischen Standpunkt, der nichts für wahr hielt, was er nicht mit Händen greifen, nicht erklären konnte, sind wir hoffentlich hinweg. Die Naturforscher erkennen an, daß noch nicht alle Probleme lösbar sind. Die meisten der obengenannten Erscheinungen haben übrigens längst recht gute Erklärungen gefunden.

Sehr dunkel blieb dagegen lange die Entstehung des Blutregens. Da hat nun aber Ehrenberg, der Meister des Mikroskops, 1847, also gerade in dem Jahre, welches an Vorboten blutiger Ereignisse hätte reich sein können, ein Buch über Passat-, Staub- und Blutregen geschrieben, worin auch dieses Räthsel so ziemlich gelöst oder wenigstens auf die nächsten natürlichen Ursachen zurückgeführt ist. Was aber anfangs nur wie ein Curiosum, wie eine Neckerei der Natur erschien, das ist durch diese Forschungen zu einer äußerst wichtigen Thatsache geworden, die zugleich über den Lauf der Winde wie über die Vertheilung des organischen Lebens auf der Erde neues Licht verbreitet, wenn sie auch nicht, wie Ehrenberg indessen nur leise und wol mit Unrecht andeutet, mit dem Zodiakallichte, mit dem Hof der Gestirne und mit der Entstehung der Meteorsteine in einiger Beziehung steht.

Namen sollen Bezeichnungen für Dinge sein, um dadurch die Vorstellung derselben in unserm Geiste zu erwecken. Insofern ist es wichtig, alle die verschiedenen Benennungen kennen zu lernen, womit man zu verschiedenen Zeiten die gefärbten Regen, Schnee- oder Staubfälle, von denen hier die Rede ist, bezeichnet hat. Es sind folgende: Stauborkan, Rother Staubregen, Rother

vulkaniſcher Aſchenregen, Blutregen, Blutthau, Blutiger Schweiß der Steine und Statuen, Blutiges Gewäſſer, Blutige Aehren des Feldes, Rother friſch gefallener Schnee, Niederfall geronnenen Blutes, Fleiſchregen, Schlammregen, Lehmregen, Uebelriechender, ungeſunder Regen, Ziegelſteinregen, Tintenregen, Meteorſteingewölk, Meteorſteinſtaub und Gallerte, Gelbe und feuerrothe dicke Wolken, Brennender Himmel, Nebelküſte von Weſtafrika und Atlantiſches Dunkelmeer oder Meer der Finſterniſſe; wahrſcheinlich gehören aber dahin auch noch die Benennungen Nebelgebirg in Mittelaſien, Feuerregen, Rother Hagel, Trockener Nebel, Höhrauch zum Theil, Rother, in Schafwolken übergehender trockener Dunſt der Atmoſphäre, Lichtreflectirende Schafwolken, Hof der Geſtirne, Die Erde ſegender Kometenſchweif, Weltſtaub, Kleine chaotiſche, kometenartige Weltwolke.

Ich ſagte ſchon, daß dieſe Benennungen aus verſchiedenen Zeiten herrühren, in denen man ſolche Erſcheinungen beobachtete, und daß es nicht bei allen ſicher iſt, ob man daſſelbe Phänomen damit meinte. Ehrenberg hat nun auch ſehr mühſame hiſtoriſche Forſchungen über dieſen Gegenſtand angeſtellt und im Ganzen 340 einzelne Fälle citirt, die wahrſcheinlich als ſolche Staubfälle zu betrachten und: von dieſen gehören 81 dem Zeitraum v. Chr. und 150 unſerer Zeitrechnung an. In dieſem Verzeichniß finden wir denn eine Menge verſchiedener, zu ihrer Zeit wunderbarer Naturerſcheinungen zuſammengeſtellt, die ſich wahrſcheinlich alle auf Staubregen zurückführen laſſen. Die Reihe eröffnet eine der ägyptiſchen Landplagen, die blutige Färbung alles Waſſers zur Zeit einer dreitägigen Finſterniß, die alſo keine gewöhnliche Sonnenfinſterniß geweſen ſein, wol aber von einer Verfinſterung durch Staubwolken hergerührt haben kann.

Das war etwa 1500 v. Chr. Es folgen nun eine Menge blutige Prodigien aus griechiſchen und römiſchen Geſchichtswerken, die in Blutregen, blutigen Quellen und Bächen, Blutflecken auf Statuen und Waffen oder dergleichen beſtehen und oft mit Meteorſteinfällen, Feuerregen, Nebenſonnen und ähnlichen optiſchen Himmelserſcheinungen verbunden geweſen ſein ſollen.

Die menſchliche Anſchauung der Natur iſt ſelten eine ganz unbefangene; gewaltſam miſchen ſich die herrſchenden Meinungen und Gedanken zwiſchen das thatſächlich Beobachtete und ſo finden wir denn auch in der Geſchichte der Blutregen eine Beſtätigung davon. Während vor der chriſtlichen Zeitrechnung oft genug vom Himmel gefallene unregelmäßige blutige Flecke auf Statuen, Waffen und Kleidern beobachtet worden waren, liefert nun die chriſtliche Zeit ſogleich eine große Zahl von Nachrichten über vom Himmel gefallene blutige Kreuze, die ſich auf Kleidern, Statuen u. ſ. w. zeigten. Die Phantaſie der erſten Chriſten conſtruirte ſich aus jeder nur einigermaßen geeigneten Geſtalt ſogleich das Zeichen des Kreuzes; übrigens iſt es auch bekannt, daß manche Gewebe leicht kreuzförmige Flecke bekommen, weil ihre Fäden die färbende Flüſſigkeit, als Haarröhrchen wirkend, nach zwei rechtwinkeligen Richtungen, alſo kreuzweis, ausbreiten. Der erſte Fall dieſer Art wird vom Jahre 307 n. Chr. berichtet. „Als die Juden auf Befehl des Kaiſers Julianus den Tempel zu Jeruſalem wiederherſtellen wollten, ſoll erſt ein furchtbares Erdbeben entſtanden ſein, dann fiel Feuer vom Himmel und verbrannte das Werkzeug, endlich entſtanden in der Nacht Kreuze auf den Kleidern der Juden, die ſich nicht ausmerzen ließen.“ Ehrenberg zweifelt nicht, daß die rothen Kreuze durch einen fleckigen rothen Staubfall entſtanden, wie er noch jetzt ſich zuweilen ereignet.

Doch ich wende mich von den durch Aberglauben vielfach entſtellten ältern Beobachtungen zu denen der neueſten Zeit, durch welche endlich die wahre Natur dieſer Erſcheinung ermittelt worden iſt.

Aus einer großen Zahl von Beobachtungen geht hervor, daß an der Weſtküſte Afrikas ſehr häufig die ganze Atmoſphäre durch einen trockenen Staubnebel verdunkelt iſt, der ſich zuweilen als röthliche oder bräunliche Färbung auf die Schiffe und beſonders auf ihre Segel abgeſetzt hat. Manchmal beobachtete man auch einen ſolchen Staubniederſchlag auf der Oberfläche des Waſſers und die Unterſuchung dieſes von mehren Reiſenden mitgebrachten Staubes hat ganz übereinſtimmende Reſultate geliefert mit der nachher mitzutheilenden der rothen Staubfälle in Europa. Man hat dieſe Verdunkelung an der afrikaniſchen Küſte mit der Benennung Dunkelmeer belegt, auch wol den ihnen vorzugsweiſe betroffenen Küſtentheil Nebelküſte genannt.

Am 15. Mai 1830 fiel auf Malta ein atmoſphäriſcher Staub von röthlicher Farbe und die Unterſuchung der eingeſendeten Proben ergab auch hier daſſelbe Reſultat, auf welches ich ſogleich zurückkommen werde.

Am 16. Mai 1846 fiel ein ſolcher Staub mit Scirocco zu Genua, der auch in Genf die Dächer und Straßen in großer Menge bedeckte.

Am 17. October 1846 fiel in der Umgegend von Lyon unter heftigem Wüthen eines Orkans Blutregen und trockener rother Staub, welcher letztere z. B. die Decke eines Poſtwagens 1 – 2 Linien dick bedeckte. Da ſich dieſer Fall über einen einigermaßen beſtimmbaren Flächenraum verbreitete, ſo hat man daraus geſchloſſen, daß die Maſſe des niedergefallenen Staubes wenigſtens 7200 Centner betragen haben müſſe.

Am 31. März 1847 beobachtete man ſowol zu St. Jakob im Puſterthale als im ganzen Gaſteinerthale den Südwind, in den Alpen Föhn genannt, einen ſtarken rothen Schneefall, der ſich in letzterer Gegend indeſſen nur in Regionen zwiſchen 3000 und 7000 Fuß Meereshöhe zeigte, woraus Ehrenberg ſchließt, daß er einer Wolkenſchicht von beſtimmter Höhe angehörte. Dieſe rothen Schneefälle ſind wohl zu unterſcheiden von dem rothen Firnſchnee der Alpen und der Polargegenden, der ſeine Färbung einer kleinen Alge (Sphaerella nivalis) verdankt, die ihre purpurrothen Fäden und Keimkörner zwiſchen den einzelnen Eiskryſtallen entwickelt und, zuweilen von einigen Infuſorien verſpeiſt, auch nachher noch in deren durchſichtigen Körpern eine rothe Färbung des von ihnen bewohnten Schnees hervorbringt, was zu dem Irrthum Veranlaſſung gegeben hat, die rothe Färbung des alten Hochgebirgsſchnees rühre überhaupt von dieſen Infuſorien her.

Endlich iſt ein ſolcher Staubfall am 31. Januar 1848 bei Breslau und bei Muhrau in Schleſien beobachtet worden; dieſer war mehr grau als rothlich, alſo kein eigentlicher Blutregen, obwol die Folgen des Jahres 1848 gerade damals recht zu einem blutigen Prodigium berechtigt hätten.

Aus allen ältern und neuern, von Ehrenberg zuſammengeſtellten Beobachtungen geht hervor, daß dergleichen zimmet- oder blutfarbene Staubfälle am häufigſten an der Weſtküſte Afrikas, ſehr oft aber auch in den Umgebungen des Mittelländiſchen Meeres beobachtet worden; von da haben ſie zuweilen gegen Norden mit Südwind Deutſchland überſchritten, ſind aber noch häufiger in das Innere von Aſien ein- und ſelbſt bis China vorgedrungen. In den übrigen Welttheilen ſcheinen ſie beinahe ganz zu fehlen, nur ein paar mal hat man etwas Aehnliches in Nordamerika beobachtet.

Zuerſt lernte man nur die chemiſche Zuſammenſetzung dieſer Staubarten kennen; man fand in den verſchiedenen folgende Stoffe: Kieſelerde, Thonerde, Eiſenoxyd (als rothfärbenden Beſtandtheil), Manganoxyd, kohlenſaure Kalkerde, Talkerde, Kali, Natron, Kupferoxyd, Waſſer und organiſche Materie. Daraus ſchloß man, daß es vorherrſchend anorganiſche Staubtheilchen ſeien, die wahrſcheinlich durch den Scirocco in den Wüſten Afrikas aufgewirbelt und von da durch den Föhn oder Südwind bis zu uns geführt würden.

Seitdem aber Ehrenberg die mikroſkopiſche Analyſe auf dieſen Gegenſtand anwendete, haben ſich ganz andere Reſultate herausgeſtellt. Er fand darin: feinen Quarzſand überzogen von gelblichem oder röthlichem Mulor, von dem er glaubt, daß er von Gallionella-ferruginea, einem eiſenfreſſenden Infuſorium herrühre, höchſt kleine Bimsſteinfragmente, grüne Kryſtallnadeln und auflösliche Salzkryſtällchen, vorzugsweiſe aber organiſche Reſte. Dieſe ſind hauptſächlich mikroſkopiſch kleine Kieſel- und Kalkſchalen von Polygaſtern, Phytolitharien und Polythalamien, ſowie weiche Pflanzentheile.

Im Ganzen erkannte er darin 320 ſpecifiſch verſchiedene organiſche Formen und darunter eine noch lebensfähige Eunotia amphioxys mit grünen Eierſtöcken.

Unter dieſen Organismen herrſchen die Süßwaſſer- und Landbewohner gänzlich vor, dem Meere gehören nur wenige Gattungen an.

Die Mehrzahl derſelben ſind allgemein verbreitete, d. h. ſolche, die ſich in mehren Welttheilen ganz gleichförmig finden und die ſomit auf kein beſtimmtes Vaterland ſchließen laſſen. Keine einzige Art iſt eine ſpecifiſch afrikaniſche, dagegen ſind 15 Formen darunter, die bisjetzt nur in Südamerika gefunden wurden.

Da nun überdies im Innern Afrikas keine rothgefärbte Erd- oder Sandoberflächen bekannt ſind, von denen dieſer Staub entführt ſein könnte, da ferner der Scirocco, welcher dieſen Staub zu uns bringt, gar nicht im Innern Afrikas entſpringt, ſondern erſt in deſſen von Vegetation bedeckten Küſtengegenden, und da endlich der häufigſte und conſtanteſte Staubfall ſich an der Weſtküſte Afrikas zeigt, ſo ſchließt Ehrenberg daraus, daß dieſer röthliche Staub durch den obern rückkehrenden Paſſatwind aus Südamerika über den Atlantiſchen Ocean herübergebracht wird. Hier bildet er durch niederſinkende Luftſtrömungen das ſo gewöhnliche Dunkelmeer und den Staubfall an der Weſtküſte Afrikas, während ein Theil deſſelben, von dem Scirocco ergriffen, zuweilen über das Mittelländiſche Meer nach Europa und Aſien geführt wird.

Nach den bisherigen Forſchungen hat dieſe über dem Atlantiſchen Meere ſchwimmende Staubnebelzone eine Breite von 1600 – 1800 Meilen und ſie bildet eine Art Schlinge, indem ſie ſich in großer Höhe aus Weſt nach Oſt bewegt, über der Küſte Afrikas herabbeugt und dann, theils durch den gewöhnlichen Paſſat erfaßt, wieder gegen Weſt geführt wird, theils mit dem Scirocco in nördliche und öſtliche Gegenden gelangt.

Soweit reicht die Beobachtung, die uns jedenfalls das höchſt wichtige Reſultat einer ununterbrochenen Wanderung kleiner feſter Theile in obern Luftſchichten aus einem Welttheile in den andern geliefert hat. Dieſe kleinen Infuſorienkörper, von denen einige ſogar in noch belebtem Zuſtande bei uns anlangen, ſind wahre Segler der Lüfte, ſie geben dem erfindungsreichen Menſchengeſchlecht mit einem Beiſpiel voran, welches unſere Aeroſtaten vielleicht erſt in Jahrhunderten nachahmen werden.

Ueber dieſes Thatſächliche hinaus reihen ſich aber noch mancherlei Gedanken an, die wenn auch noch in das Reich der dunkeln Vermuthungen gehörend, dennoch nicht ganz unbeachtet gelaſſen werden dürfen.

Ehrenberg deutet an, daß die Lage des Thierlichts übereinſtimmt mit dieſer conſtanten Strömung ſtaubförmiger Körper, und macht zugleich aufmerkſam auf das häufige Zuſammentreffen der Staubfälle mit der Beobachtung von Sonnenhöfen, Nebenſonnen und dergleichen optiſchen Himmelserſcheinungen, wonach es ihm denn gar nicht unwahrſcheinlich vorkommt, daß dieſelben durch eigenthümliche Strahlenbrechung in dieſer hohen Nebelregion veranlaßt werden konnten.

Er macht ferner darauf aufmerkſam, daß mit den Staubfällen ſehr oft auch Meteorſteinfälle verbunden geweſen ſind, was auf einen innern Zuſammenhang beider Erſcheinungen hindeuten könne; wogegen allerdings hier nicht unerwähnt bleiben darf, daß die beobachtete Höhe und Geſchwindigkeit der Meteorſteine liefernden Feuerkugeln ihnen durchaus einen koſmiſchen, überirdiſchen Urſprung anweiſt, ſie alſo aus einer ſolchen Verbindung gänzlich herausrückt. Auch ſprechen ſehr viele Thatſachen dafür, daß Meteorſteine ohne Auswahl oder Bevorzugung einzelner Welttheile auf der ganzen Erdoberfläche niederfallen, während das Staubnebelphänomen bisjetzt als ein localbeſchränktes erſcheint.

Wichtiger dürfte eine andere Bemerkung Ehrenberg's ſein. Die Unterſuchungen der in den letzten 46 Jahren gefallenen Staubmeteore hat ſo übereinſtimmende Reſultate ihrer Zuſammenſetzung geliefert, daß man entweder annehmen muß, ſie gehen alle von einer Gegend der Erdoberfläche aus, oder ſie ſammeln und miſchen ſich aus den aufſteigenden Luftſtrömungen ſehr vieler Localitäten. Die großen Maſſen des an der Küſte Afrikas ſtets und zuweilen auch bei uns niederfallenden Atmoſphärſtaubes machen das Letztere wahrſcheinlich und Ehrenberg iſt nicht abgeneigt, in Höhen von mehr als 14,000 Fuß wahre Sammelbecken des großen theils aus Infuſorienkörpern beſtehenden Atmoſphärſtaubes anzunehmen, aus denen die Strömungen des rückkehrenden Paſſats ſtets ihr Material beziehen. Das wäre alſo eine kleine Welt, hoch über unſern Köpfen, hoch über den Regionen, die zu denen ſich durch eigene Kraft fliegende Geſchöpfe zu erheben pflegen, und wir erblicken in allen dieſen Beobachtungen und Vermuthungen abermals einen großen Triumph des menſchlichen Scharfſinns angewendet auf die Geſetze der Natur. Wie glücklich könnte die Menſchheit ſein, wenn ſie ihre Denkkraft ſtets in ſo unſchuldiger, uneigennütziger und dennoch fruchtbringender Weiſe anwendete!

Ehrenberg's Werk über den Paſſatſtaub bietet auch außer ſeinem Hauptthema aufs neue merkwürdige Einblicke in die Unermeßlichkeit der Schöpfung, in die unendliche Kraft der Lebensentwickelung, die ebenſo wol durch die Vielzahl, als durch die räumliche Entfaltung ſich zu erkennen gibt.

Die Monas prodigiosa iſt ſo klein, daß mehr als 881 Billionen Einzelweſen derſelben in den Raum eines Kubikzolls gehen, aber ihre Fortpflanzungsfähigkeit iſt ſo groß, daß in der kurzen Zeit von ſechs Stunden aus der geringſten Spur unter günſtigen Umſtänden ſich die Maſſe eines Kubikzolls, alſo 881 Billionen Einzelweſen, zu entwickeln vermag.

Ein anderes Infuſorium beſitzt die Fähigkeit, ſich alle Stunden durch Theilung zu vermehren.

Aus einem Individuum werden alſo in einer Stunde 2, in zwei Stunden 4, in drei Stunden 8, in vier Stunden 16, in fünf Stunden 32, in ſechs Stunden 64 u. ſ. f.. Man hat nun zum Scherz berechnet, daß, wenn das ohne Aufhören ſo fortgehen könnte, die Maſſe, welche innerhalb acht Tagen aus einem dieſer kleinſten Individuen der lebenden Welt hervorginge, ſoviel betragen würde als die Maſſe unſerer Erde, und eine Stunde ſpäter natürlich ſoviel als zwei Erdkörper! Es verſteht ſich von ſelbſt, daß zu ſolcher unbeſchränkten Vermehrung in Wirklichkeit ſehr bald der Stoff

fehlt, es iſt eben nur eine ideale Berechnung, wie ſie der Menſch ſo gern anzuſtellen pflegt, um ſich über das Gebiet der Wirklichkeit zu erheben.

Ein Beſuch im Centralarchiv zu Venedig.

I.

Schon lange hatte ich vergebens auf die Einladung in das venetianiſche Centralarchiv gewartet, welche einer der obern Beamten deſſelben ſo gütig geweſen war, einem meiner Freunde für ihn und mich zu verſprechen. Endlich konnte der freundliche Archivar einen Tag beſtimmen, an welchem er uns zwiſchen den Schätzen ſeines Heiligthums umherzuführen Zeit hatte.

Unſere Gondel glitt, von einem leichten Borawinde getrieben und durch die zunehmende Flut begünſtigt, raſch von der Piazzetta über den Großen Kanal dahin. Die ſtolzen Kuppeln der Salutakirche, der reizende, ſpitzige Contarinpalaſt mit ſeinen feingeſchnitzten mauriſchen Balkonen, die ſchönverſchlungenen Bogenreihen des Bordeauxpalaſtes ſchienen an uns vorüberzufliegen. In den weiten Räumen der ehrwürdigen Behauſung der Familie Foscari, in welchen Könige und Kaiſer ihr Abſteigequartier genommen hatten, trieben die dort einkaſernirten Ungarn ihr Weſen; auf dem großen Balkon ſtrichen ſie ihr Lederzeug mit weißer naßer Kreide an und hingen die friſchlackirten Patrontaſchen zum Trocknen an die gothiſchen Steinblumen der hohen Spitzbogenfenſter. Dann ein lautes „Pio pien mi!“ des auf dem Schutzſtern ſtehenden Gondoliers, ein ſtärkerer Druck gegen das Ruder, in der Gondel liegende Ruder und wir bogen flink in einen ſchmalen Kanal zur Linken ein, der uns bald vor die ſchöne, hohe Façade der Frarikirche brachte.

Seitwärts von dieſem größten und ſchönſten Spitzbogenkirchenbaue, welchen Venedig aufzuweiſen hat, liegt das Centralarchiv. Um zwei große, mit ſchönen Ciſternen verſehene Höfe ziehen ſich die geräumigen Baulichkeiten des alten Kloſters der Franziskanerbrüder, auf der einen Seite begrenzt durch die gedachte Frarikirche, auf der andern durch einen ausgedehnten Garten, zu welchem die rührigen Hände der Kloſterbrüder vor Zeiten den einzigen großen Teich Venedigs umgeſchaffen haben. Prächtige gewölbte Corridore durchziehen das große Gebäude und an ihren Seiten liegen kleinere Zellen für die Mönche, größere Zimmer, für Leſeräume und zu andern genügen Zwecken beſtimmt geweſen, und ein freundlicher Bibliotheksſaal; zwei ſchöne weite Säle mit ſäulengetragenen gewölbten Decken haben, durch zwei Stockwerke hindurchgehend, zu Refectorien gedient. Jetzt ſind dieſe Räumlichkeiten — faſt 400 an der Zahl — mit Acten und Documenten, aus den Zeiten der Republik und bis auf unſere Tage reichend, beinahe vollſtändig angefüllt. Auf einem Decretefaßdeckel ſah ich die Jahreszahl 1000 und ein anderes wies 1853 auf. Aus der langen Zeit zwiſchen dieſen entfernten Endpunkten iſt faſt Alles, was ſich im Dogenpalaſte, den Kirchen, Kloſtern, Brüderſchaftsbauten (ſogenannte Scuole) und den kleinern venetianiſchen Archiven befand, in dieſes Centralarchiv gebracht worden, deſſen erſte Einrichtung von Kaiſer Franz I. im Jahre 1815 angeordnet wurde. Neben ihm beſtehen nur wenige öffentliche und Privatſammlungen in Venedig, welche werthvolle Originaldocumente aufzuweiſen haben.

Die Ordnung im Innern des großen Archivs iſt muſterhaft. Nicht allein, daß Alles gehörig in die ſehr zweckmäßig gewählten Haupt- und Unterabtheilungen eingereiht iſt, dieſe Einrichtung iſt auch überall durch größere und kleinere Aufſchriften, durch Anwendung verſchiedener Papierfarben und ähnliche Hülfsmittel erkennbar gemacht. Die meiſten Acten und Bücher ſtehen in hohen Regalen, die allerwichtigſten und koſtbarſten werden in verſchloſſenen Glasſchränken aufbewahrt. In den einzelnen Corridoren und größern Räumen ſtehen zahlreiche, mit Waſſer gefüllte Bottiche und Löſchheimer für etwaige Brandunfälle; in dem untern Stockwerke des Baus befindet ſich ein vortrefflich mit Spritzen, Leitern, Haken, Säcken, Küfern und anderm Löſchapparat ausgeſtatteres Gemach, welches durch die zugleich zweckmäßige und hübſche Aufſtellung und Ordnung ſeines Inhalts auf dem Fußboden und an den Wänden einer alten Rüſtkammer nicht unähnlich ſieht.

In ſeinen 14 Millionen Bänden enthält dieſes Archiv Venedigs einen Documentenreichthum, welcher wol nur äußerſt ſelten in einem Staatsarchive ſeines Gleichen finden dürfte; an Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit ſeines Inhalts übertrifft es zweifelsohne die meiſten, wenn nicht alle Sammlungen ähnlicher Art.

Hier iſt nicht allein die Specialgeſchichte Venedigs vertreten, wie Viele zu glauben ſcheinen; aus den Millionen dieſer Pergamentbände wäre noch manche lautere und reichhaltige Quelle für die Hiſtorie aller Länder zu erſchließen. Da ſind alle Berichte aufgehoben, welche venetianiſche Ge-

ſandte von fremden Höfen an ihre Dogen gerichtet haben, und eine Reihe ſtarkgebundener Pergamentbücher enthält die Antworten und Inſtructionen, welche Doge und Senat den ausgeſchickten Beobachtern Jahrhunderte hindurch gegeben haben. Denn eigentliche Beobachter waren ja die Ambaſſadeure der adriatiſchen Republik, beauftragt, der geliebten Mutterſtadt ſowol über die großen Staatsactionen zu melden als wie jede Kleinigkeit mitzutheilen, welche am fremden Hofe ſich zutrug. Die beſten Spione ſtanden bekanntlich im Dienſte der venetianiſchen Geſandten. Sie hinterbrachten ihnen die geheimſten Geſpräche der Monarchen, der Staatswürdenträger, der begünſtigten Damen des Hofs, und die Geſandten mögen oft geheime Triebfedern unerklärlicher Handlungen der Großen darin erkannt und zu den Mittheilungen ſolcher an ihren Dogen ſich jener Geheimſchrift bedient haben, welcher man ſo oft in dieſen Berichten begegnet — eine Schrift, welche von einem der Senatsbeamten ſofort nach Eingang des Briefs entziffert und dem Dogen mit dieſer Ueberſetzung vorgelegt wurde. Der Director des Archivs verſicherte, daß auch dieſe Umſchreibungen alle noch hier aufgehoben würden und ſomit nicht die geringſte Lücke in dem Verkehr zwiſchen den Geſandten und ihren Abtheilungen vorhanden ſei. Es liegt auf der Hand, daß gerade in den hierher gerichteten Mittheilungen über Hofleben, Gründe zu Staatseinrichtungen, Kriegs- und Friedensfragen und allen wichtigen Dingen der Geſchichte eine Quelle enthalten ſein muß, wie ſie ſchwerlich irgendwo anders gefunden werden kann. Hier ſchweigt jedes Familienintereſſe zwiſchen Fürſt und Fürſt, welches der monarchiſche Geſandte immer zu berückſichtigen hat; die Berichte der Venetianer werden nicht die Färbung eines voreingenommenen Beobachters haben, wie ihn Könige ſo oft, wenn auch nur um ihrer eigenen Eitelkeit willen, gebrauchen; die Republik bedurfte unbefangener Perſonen, ungeſchminkter Berichte, unparteiiſcher Urtheile, da es ihr nur um zuverläſſige Grundlagen für den Weiterausbau ihrer Macht zu thun war. Gewiß würden ſolche Urtheile allenthalben in der Correſpondenz der venetianiſchen Geſandten zu finden ſein und für den Geſchichtsforſcher ein um ſo reichhaltigeres Material bilden, als die Ambaſſadeure der Republik allwöchentlich mindeſtens zwei Berichte zu erſtatten hatten.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Der märkiſche Sand.

Es gibt keine Sache, die ſo ſchlecht wäre, daß ſie nicht auch ihre gute Seite haben ſollte, wenn dieſe auch nicht ſo in die Augen fällt als die ſchlechten, unangenehmen, widrigen Eigenſchaften. So hat auch der weltberühmte märkiſche Sand ſein Gutes, wenn dies gleich durch die Touriſten, welche gewöhnlich mehr auf das Schöne als auf das Nützliche ſehen, bisher noch wenig oder gar nicht zum Bewußtſein gebracht worden iſt.

Was, vom äſthetiſchen Standpunkte aus geſehen, verächtlich erſcheint, kann vom ſtaatswirthſchaftlichen oder landwirthſchaftlichen aus zu Lob und Preis begeiſtern, und ſo hat denn auch der märkiſche Sand vom letztern Standpunkte aus einen begeiſterten Lobredner gefunden in dem Oberförſter Dr. Pietſ in Neuſtadt-Eberswalde, welcher in einem ſehr beachtenswerthen Artikel über „Land und Sumpf" (vergl. „Archiv für Landeskunde der preußiſchen Monarchie", Bd. 1, 1. Quartal, 1856) die Vorzüge des märkiſchen Bodens auseinanderſetzt.

„Den Touriſten", ſagt der Verfaſſer, „welche ſich auf einer Eiſenbahn oder Kunſtſtraße von irgendeiner Himmelsgegend, beſonders aber von Süden oder Weſten her, nach Berlin begeben, muthen wir nicht an, die Kiefern, Haiden und Sümpfe, durch die ſie reiſen, mit demſelben Wohlgefallen zu betrachten, welches den Reiſenden auf einer Rhein-, Schweizer- oder Alpenreiſe, auf der Thüringer- und Köln-Mindener oder Aachener Bahn zu den Umgebungen hinlockt. Wir nehmen nur die Aufmerkſamkeit Derjenigen in Anſpruch, denen einmal der Aufenthalt in dem nordöſtlichen Tieflande Deutſchlands angewieſen iſt, damit ſie die Vorzüge deſſelben, im Vergleich zu den maleriſchen Gebirgsgegenden, würdigen lernen, oder Diejenigen, welche über den Sand der Mark Brandenburg ſpotten, ohne ihn zu kennen."

Die erſte Anforderung an ein Land, das einer zahlreichen Bevölkerung zur Wohnſtatt dienen ſoll, iſt nach dem Verfaſſer die, daß es geeignet ſei, alle Bedürfniſſe derſelben gleichmäßig zu befriedigen. Dieſe ſind nicht blos Nahrung, ſondern auch Holz, Gelegenheit zum vortheilhaften Austauſch der Producte, zur vortheilhaften Arbeitsverwendung und beſonders, daß die Bodenbeſchaffenheit ſo ſei, daß die ſich vergrößernde Bevölkerung darauf Nahrung und Beſchäftigung finde, die ſicherer aber auch ebenſo gut den Boden ganz beſtellen kann.

Von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet der Verfaſſer den märkiſchen Boden und prophezeit der Mark Brandenburg in Bezug auf ſteigende Bevölkerung und Ertrag des Bodens eine glänzende Zukunft, im Gegenſatz zu den ſchönen Gebirgsländern, deren Zukunft

„nur eine sehr trübe" sei. Zwar sei auf dem Sande mehr Fleiß und Intelligenz erforderlich, um dem Boden einen Ertrag abzugewinnen, als da, wo er seine Früchte freiwillig darbietet. Das sei aber eher ein Vorzug als ein Nachtheil. „Je freigebiger die Natur ist, desto weniger strengt der Mensch seine Kräfte an, um sie von ihr zu erlangen, und ohnedies gibt sie ihm selbst bei ihrer größten Freigebigkeit doch immer nur wenig, sodaß er dabei immer moralisch und materiell arm bleibt. Betrachten wir die südlichen Völker bei der reichsten Vegetation. Sie sind regelmäßig die ärmsten, weil sie faul sind, ihre Kräfte schlummern, weil die Noth sie nicht anregt; sie sind lieber genügsam und behelfen sich mit Wenigem, als daß sie arbeiten mögen; denn leben können sie auch ohnedies. Der Bewohner der Sandgegenden würde aber verhungern, wenn er nicht arbeiten wollte, und hat ihn die Noth einmal gewohnt, sich anzustrengen, so belästigt ihn dies nicht mehr, und er strengt sich dann mehr, als er zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse braucht, wird dabei wohlhabend. Man vergleiche einmal die Landbewohner Siciliens, Neapels, Südspaniens mit denen der Mark Brandenburg — man wird dann leicht die Wahrheit dieser Behauptung erkennen."

Auch der geistige Thätigkeit und Intelligenz des Landwirths werde in den Sandgegenden mehr gefördert als in dem fruchtbaren Boden, denn wo man alle Früchte mit gleichem Erfolg bauen könne, werde man weniger Anregung haben, den vortheilhaftesten Fruchtwechsel zu ermitteln, als da, wo man nur auf lohnende Ernte rechnen kann, wenn man sorgfältig verhindert, den Boden durch eine unpassende Fruchtfolge zu erschöpfen. Die Erfahrung zeige auch, daß gerade in den von der Natur am wenigsten begünstigten Gegenden die Landwirthschaft die größten Fortschritte gemacht, der Wohlstand der Bewohner sich am meisten gebessert habe. Wenn sonst die Armuth des Bauern in der Mark sprichwörtlich war, die Pferde und Kühe, ein lebendes Zeugniß von der Armuth des Bodens, verkümmert und halb verhungert, kaum die wenige Arbeit verrichten konnten und ihr Ertrag sehr gering war, so sei jetzt schon der kleine Grundbesitzer hier zu den wohlhabendsten in Deutschland zu rechnen. „Seine Wohn- und Wirthschaftsgebäude wandeln sich aus ärmlichen Lehmhütten in stattliche Gebäude um, und wenn man in Süddeutschland, wie man dies in Württemberg so häufig hört, über Verarmung des kleinen Grundbesitzers klagt, so beschweren sich in der Mark die Städter, daß der Bauer zu stolz und zu wohlhabend werde, seine Gänse, Enten, Hühner, Tauben, Eier nicht mehr zum Verkauf auf den Markt bringe, sondern sie lieber selbst verzehre. Nicht blos im Wunsche, wie ihn Heinrich IV. aussprach, sondern in der Wirklichkeit kann hier der Bauer sein Huhn im Topfe haben, wenn er nicht Schweinefleisch und Erbsen vorzieht."

Eine besondere Anforderung, die man an ein Land machen muß, dessen Boden vollständig und gut benutzt werden soll, ist, daß seine Erzeugnisse überall hin leicht und mit nicht zu großen Kosten vertheilt werden können. In den fruchtbarsten Landstrichen Europas hat der Boden noch wenig Werth, weil ihm die Communicationsmittel fehlen. Auch in dieser Beziehung befindet sich das norddeutsche Tiefland, dessen Repräsentant die Mark Brandenburg ist, wie der Verfasser zeigt, in einer der allergünstigsten Lagen in Europa. Treffend vergleicht der Verfasser den Sandboden einem „ruhigen, bescheidenen Menschen, der niemals ein außergewöhnliches Glück machen wird, weil ihm dazu die erforderlichen Fähigkeiten fehlen, der aber auch niemals ganz in's Elend schlagender Speculationen zum Bettler werden wird, sondern sich mit einem mäßigen, aber sichern Erwerbe begnügt". Hiermit ist die Begeisterung für den Sandboden auf ihr richtiges Maß reducirt.

Den Musen ist dieser Boden nicht besonders günstig, aber Goethe hatte Unrecht, in dem Gedichte „Musen und Grazien in der Mark" seinen Spott zu üben gegen den märkischen Poeten, den Prediger Schmidt zu Werneuchen in der Mittelmark, der in seiner übertriebenen Genügsamkeit alle großen Städte, besonders Berlin, verschmähte und sich in seinem Dorfe, in der Sandgegend, überdies gefiel. Wir versuchten schon, und nicht ganz im Scherz, vor Jahren eine Vertheidigung Schmidt's von Werneuchen in unserm Roman „Blasedow und seine Söhne".

Viel verderblicher als der berliner Sand in ästhetischer Hinsicht ist die Illusionenwelt, die er nährt, und der falsche, naturwidrige Begriff von Poesie, den man in den Köpfen specifisch berliner Aesthetiker antreffen wird. Sie sind unfähig, über die Maßstäbe der gelehrten Katheder-Aesthetik und die Illusionen der Romantik hinauszugehen. Tieck, den man als Ausnahme, daß auch Poeten im berliner Sande wachsen können, anzuführen pflegt, ist der rechte Repräsentant dieser berliner Sand-Aesthetik und ihrer romantischen Illusionen geworden.

Aus dem Buche des Lebens.

Der größte Reiz im Umgange mit dem weiblichen Geschlechte, vielleicht der, auf den man alle übrigen zurückführen könnte, liegt darin, immer, nach dem Stande des Mädchens oder der Frau, nach unsern Verhältnissen zu ihr oder sonstigen Umständen, in Reden, Anspielungen, Scherzen u. s. w. bis auf den äußersten Punkt zu gehen, soweit es sittlich die Zartheit erlaubt.

Bei dem höchsten Kunstgenusse haben wir das Gefühl, als ob, um ganz selig zu sein, wir darin aufgehen müßten.

Jeder muß für sich selbst Lehrgeld zahlen, mögen es auch noch so Viele schon vor ihm für sich gezahlt haben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erste Band. Nr. 31. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr

Torquato Tasso.

Von Karl Frenzel.

I.

Nur an geistig begabten Menschen wird Elend und Schmerz in seiner ganzen, bittersten Schärfe offenbar. Nicht allein empfinden sie länger und tiefer jeden Kummer, sondern mit ihm zugleich die Ungerechtigkeit des Geschicks, das sie erniedrigt, um die Mittelmäßigkeit zu erhöhen. Denn dieser gehörte von jeher die Welt und ihre Genüsse, und den Geistern, welche der Menschheit Zierde und Ruhm sind, fiel als Erbe Arbeit und Armuth zu.

Nach den Legenden des Mittelalters trugen manche Heilige die Wundmale Christi sichtbar an ihrem Leibe. So ist ein tiefer Schmerz auch ein Stigma des Genius. Also von Groll und Zorn gemartert, ist Dante in schmählicher Verbannung durch Italiens Landschaften gezogen; so, in Bitterkeit und Gram groß geworden, sah Camoens schiffbrüchig auf der Klippe des Indischen Meers; ist Cervantes in Dürftigkeit gestorben; so mit zerrissener Seele, für wahnsinnig erklärt, stand Torquato Tasso im St. Annenhospital zu Ferrara hinter den Gittern seiner Zelle und diente den Fremden zum Schauspiel.

Torquato Tasso! Wer hätte nicht von ihm gehört? Vernommen, daß in Florenz und Venedig noch heute die Straßen von dem Gesange seiner Stanzen des Abends widerhallen? Wem träte die edle Gestalt des Dichters an Leonorens Hand nicht aus Goethe's Drama wie aus goldenem Rahmen entgegen? Nun liegen auf seinem Grabstein zu Rom im Kloster San-Onofrio die Lorberkränze von zwei Jahrhunderten und bedecken mit ihren Zweigen die einfache halbverwischte Inschrift: „Hier ruhen Tasso's Gebeine" — die ihm ein Freund wenige Monate nach seinem Tode 1595 gesetzt, das beste Ziel so vieler Irrfahrten, so vieler Mühen!

Zwanzig Jahre früher gab es am prächtigen Hofe von Ferrara keinen größern Dichter und keinen bessern Ritter als Tasso und ein Wort ging durch Aller Mund: „Weder mit dem Degen noch mit der Feder thut es Einer dem Tasso gleich." Damals lächelten ihm glückliche Lage, Frauenliebe und Fürstengunst. Der Sohn eines Dichters, Bernardo Tasso's aus Bergamo, wo ihre Familie manches Haus und schöne Gärten besaß, und Porzia's de Rossi, zu Sorrent am Strande des Meers geboren (11. März 1544), haben die Musen begabend, aber nicht schützend an seiner Wiege gestanden. Sein Vater, ein Anhänger Ferrante's, des Prinzen von Salerno, der sich mit dem französischen Hofe in geheime Verbindungen gegen Karl V. eingelassen, ward in den Sturz seines vornehmen Freundes mit hineingerissen, von dem spanischen Vicekönige Neapels 1552 verbannt und seiner Güter beraubt. Vor kurzem war der junge Torquato in die Jesuitenschule nach Neapel geschickt worden, er galt für ein frühreifes Talent. Einjährig hatte er schon die Verse seines Vaters, das Lied vom Amadis von Gallien, gestammelt; was Wunder, daß seine Seele voll ward von Harmonieen, ideale Gestalten durch seine Träume

gaukelten? Die frohe Ausgelaſſenheit der Jugend
beſaß er nicht, in ſich gelebt, auf einſamen Spa-
ziergängen lernte er die Gedichte Homer's und
Virgil's, ſonſt war er darten, ſtolzen Willens, er
lachte ſelten und weinte nie. Dem Rufe des Va-
ters 1553 in die Verbannung folgend, „wie einſt
Aeneas mit ungewiſſem Schritte dem Aeneas
nachging", aus den Armen ſeiner ältern Schweſter
Cornelia geriſſen, vom Herzen der Mutter, eilte
er unſtet, ruhelos von Rom nach Bergamo, von
Peſaro nach Venedig, wo Bernardo ſeinen „Amadis"
drucken ließ. Und inmitten dieſer Wanderungen,
oft liebevoll und freundlich aufgenommen, wie bei
den Herzögen von Urbino, oft mit ſeinem Erzieher
Angelutio in traurigen Bauerhütten übernachtend,
lieſt er griechiſch und lateiniſch, Horaz und Eu-
ripides; zu Venedig im Umgang mit literariſch
gebildeten Männern erfüllt er ſich mit den Ten-
denzen, welche die Zeit und die Literatur bewegen,
mit dem Gedanken, ſich in ihr auszuzeichnen. In-
weilen ergreift ihn — inmitten ſeiner Hoffnungen
— das Gefühl ſeines Alleinſtehens, ſeiner gänz-
lichen Verlaſſenheit. „Du aber, o meine Mutter" —
ruft er ſpäter, in dieſen Erinnerungen verloren,
aus — „wohin ſind deine Küſſe? Wie haben die
flüchtigen Winde all deine heißen Gebete ſpurlos
dahingeweht! Ach, niemals ſeit jener ſchmerzlichen
Trennung hat dein Antlitz wieder auf dem meini-
gen geruht." Solch leidenſchaftliches Herz — zum
Unglück und zur Dichtkunſt gleichſam prädeſtiniert,
wollte Bernardo zum Studium der Rechte zwin-
gen, damit ſei Ehre und Geld zu erwerben, meinte
er, nichts als Dornen mit Gedichten. Drei Jahre
mußte ſich Torquato auf der Hochſchule zu Padua,
dem Willen des Vaters zu genügen, drei verlo-
rene Jahre, ſagte er ſpäter, obwol nicht ganz ver-
lorene, denn hier lernte er Plato und Ariſtoteles
kennen, bis endlich die Stimme ſeines Herzens
ſiegte; die Helden und Damen der alten Lieder
und Romane, die er geleſen, die des Vaters eige-
nes Werk verherrlichte, ließen ſich nicht länger zurück-
drängen, ſie ſtanden neben ihm, vor ihm, er war
in ihren Banden. So dichtete er ſiebzehnjährig
den „Rinaldo", ein Epos im Geſchmack des Arioſto,
das die Liebe Clarice's von Chiaromonte zu Rinaldo,
dem Haimonsſohne, feiert. Nur die Bitten des
jungen Cardinals Ludovico d'Eſte, ſeines Gönners,
dem das Lied gewidmet, konnten den ſtrengen Va-
ter bewegen, ſeine Einwilligung zum Druck zu
geben. „Denn", fragte er Torquato, „was nützen
dir, was lehren dich die Dichtkunſt und jene eitle
Philoſophie, der du deine Tage ſchenkſt?"

„Deinem Zorn und jegliches Geſchick mit Ge-
duld zu ertragen."

Jegliches Geſchick! Wenn du verzweifelnd im
Irrenhauſe den Kopf an die Wand ſtießeſt und in
Fieberphantaſieen mit Dämonen zu ſprechen wähn-
teſt, die an deinem Lager ſtanden, was war dein
einziger, letzter Troſt, wenn nicht deine Leier? „O
edler Stigliano", ruft er einem jungen Dichter zu,
„ſteige kühn den Parnaß hinan; dort wirſt du an
einer Cypreſſe meine Leier aufgehängt finden, grüße
ſie von mir, ſage ihr, daß ich daliege, vom Schick-
ſal bezwungen und von Jahren." Nicht nur ſein
Troſt, ſie war auch ſein einziger Beſitz, als er
gleich Arion in das Meer des Lebens ſich ſtürzte,
in die flüchtigen Wellen der Hofgunſt und der
Liebe. Mit dem Erſcheinen des „Rinaldo" 1562
trat er aus ſeiner bisherigen Verſchloſſenheit her-
aus; mehr gelobt, als er verdiente, ſo beſcheiden
er ſelbſt nur Meiſter Arioſto's Spuren nachzugehen
behauptete, doch von manchem Neider des ferrari-
ſchen Homer als der größere Dichter begrüßt, auf-
genommen in literariſche Akademieen, von der Uni-
verſität Bologna feierlich eingeladen, zog er die
Blicke Italiens auf ſich.

An Glanz, Kunſt und feiner Sitte überſtrahlte
das damalige Italien weit jenes parteizerriſſene,
kampfverwüſtete, das Dante's Fuß durchirrt. Wie
nige Tage fuhren jetzt den Wanderer auf gebahn
ter Straße von dem Hofe der Gonzaga in Man
tua nach Urbino's prächtigem Herzogsſchloß, von
den Bildern Correggio's zu den Madonnen, die
Rafael's noch jugendlich ungeübte Hand gemalt,
nach Ferrara zu den Eſte, wo Alfons II. eben
mit Turnieren, Maskenſcherzen und Tänzen ſeine
Heirath mit Barbara von Oeſtreich feierte, nach
Florenz, wo über den Pforten von Palaſten und
Gärten die freiheitvernichtenden Kugeln der Medici
prangen. Eine feine, äußerliche, aber entſittlichte
Geſellſchaft, ein entartetes Geſchlecht, das im An-
ſchauen und Bewundern idealer Geſtalten, im vol-
len Sinnenrauſch männliche That und ein edles
Wollen vergeſſen. Die Barbaren von jenſeits der
Alpen hatten geſiegt, trotz Julius' II. und Machia-
velli's, der Kampf der Welt, der faſt funfzig Jahre
auf dieſem Boden getobt, hatte die Männer auf furcht-
baren Schlachtfeldern vernichtet, jede Selbſtändig-
keit gebrochen. Nun ſaßen zu Mailand und Neapel
die trotzigen Spanier, die Hand am Schwert; nur
aus Gnade hat der große Kaiſer Karl V. den
Fürſten das Scepter gelaſſen, welche dieſer Sturm
nicht von ihren Thronen geſchüttelt. Was blieb
dieſen Menſchen, die in gegenſeitiger Eiferſucht,

in Argwohn und Neid, nicht einig werden wollten noch konnten, gegen die Hakenbüchsen der Barbaren? Schweigende Unterwerfung, ein Hinüberflüchten in die friedlichen Kreise der Kunst; dort waren mit Meißel und Farbe, mit Richtmaß und Feder noch Werke zu schaffen, Gedanken auszudrücken, unsterblicher und lebensfähiger, als spanische Weltreiche und Barbarenschwerter, St.-Peterskirchen, Madonnen und Heilige, ein „Befreites Jerusalem"! Diesem allgemeinen Streben und Geschmack kamen die Fürsten entgegen; der Glanz, den Gelehrte, Dichter und Maler um sie verbreiteten, sollte ihnen den Ruhm ersetzen, den bessere Vorfahren durch die Waffen und ein staatskluges Walten gewannen. Andererseits ist es das Ziel aller italienischen Literaten in diesen Tagen gewesen, an einem Hofe zu Ehren und Ansehen zu kommen, mit einem Jahrgelde belohnt, leichtem Dienste und den Musen zu leben. Denn nach dem Untergang der städtischen Gemeinwesen, dem Erlöschen republikanischen Sinnes ging von dieser Aristokratie, die statt des zweihändigen Ritterschwertes den Federhut und den Kammerherrnschlüssel führte, alles Licht aus, sie war wie eine planetarische Sonne, um welche die Künstler als kleine Gestirne sich drehten. Auf eigenen Füßen zu stehen, und sei es in Holzschuhen, kam nicht Einem von ihnen in den Sinn, am wenigsten Torquato Tasso, den seit seiner Jugend Träume glücklicher Zukunft, von ungetrübter Muße im Schatten eines Thrones nicht verließen, Träume eines Ritters und eines Dichters. Denn von so adeligem Geschlechte, „daß er auch den Vornehmsten nicht zu weichen brauche", nur durch die Ungerechtigkeit des Vizekönigs und seiner Verwandten des väterlichen und mütterlichen Erbes in Sorrent beraubt, hielt er die Hofkarriere für den einzigen Ort, wo er hingehörte. Später freilich wird er schmerzlich enttäuscht ausrufen:

Wie sprach ich nicht — ich weiß, o Hof! und kehrte
Zum Wald zurück, der Frieden mir gewährte!

Männlich schön, mit dichtem, braunem Haar und Bart, die Augen blau, strahlend und doch sanft, voll melancholischen Ausdrucks, echte Dichteraugen, ernst und in sich gekehrt, selten ein halbes Lächeln auf den bleichen Lippen, immer tiefschwarz gekleidet, betrat er auf Bitten des Kardinals von Este als sein Kavalier zum ersten male 1565 Ferrara, gerade während der Hochzeitsfeste des Herzogs.

Lanzenbrechen, nächtliche Tänze, Helmbuschgeflatter, Liebesgesänge zur Laute, edle Herren und Damen, in Sammetgewändern, mit Perlen und Smaragden geschmückt, jene ganze romantische Welt, die durch sein einsames Studierzimmer zu Padua wie eine leuchtende Zauberei gegaukelt, begrüßte ihn hier in frischer, lebensvoller Wirklichkeit. Diese Eindrücke waren bestimmend für mehr als die Hälfte seines Lebens; er erlag ihnen leicht mit seiner empfänglichen Natur. Seinem Wesen fehlte das Männliche, das Erobernde, er mußte immer ein Spielball der Winde sein. Drei Frauen waren es, die ihm bei seinem Eintritt in diese ausschließlichen Kreise verhängnisvoll begegneten. „In ihren Zügen, in ihrer Haltung schien die Natur geschrieben zu haben, wir sind drei Schwestern, ich liebte sie alle, bis mich die eine ganz bezwang." Die Andern erblichen, wie ein Stern vor der Sonne, du warst, liebliche Laura Peverara, sein Morgenstern! Dir flogen seine ersten Liebeshiebe zu, als er, noch ein junger Mensch, dich 1561 zu Mantua sah, so rasch und flüchtig, wie eine Wolke an der Sonne vorüberzieht, wie am Charfreitag im Dome von Avignon einst Petrarca seine Laura gesehen. Da warst du ihm die lieblichste Nymphe, „der Hauch seines Lebens". Lerne dich, daß die Andere,

Die schmutzige selbst die Schönsten übermindet,

dich aus diesem treulosen Herzen verjagte; ganz wird er dich nicht vergessen und bitter beklagen, daß du die Gattin eines bessern Mannes geworden. Doch sie, die ihm jene Leidenschaft einflößte, ach! er weiß nicht, soll er sie seine Freude oder seine Qual nennen!

Den Tag, wo deiner Stirne heil're Schönheit
Zuerst sich meinen blöden Augen zeigte
Und ich der Liebe Allmacht traut erkannte —
Wenn Dankbarkeit nicht und Erinnern mich verklagt,
In ihre Kassen rasch mein Herz anklagen —
Zwischen Furcht war ich da erblichen.

Ob ist Eleonore von Este.

Bei jenen Festen sah er sie nicht, Krankheit hielt sie damals in ihren Gemächern gebannt. Darauf, als der Kardinal Ludovico nach Rom gegangen, ist es Lucretia, die ältere Schwester, schon im „Rinaldo" hatte er sie gefeiert als aller Tugend und Schönheit Blüte, die ihn den Geschwistern, Alfons II. und Leonoren, vorgestellt. Unvermählt, obgleich Lucretia schon 31 und Leonore nur ein Jahr weniger zählte, waren die beiden Schwestern von ihrer hochgebildeten, feinfühlenden Mutter, Renée von Lothringen, der Gemahlin des zweiten Ercole, seit frühester Jugend in strenger Zucht und Frömmigkeit erzogen worden. Den italienischen Dichtern war die Schmeichelei so geläufig, daß es nicht eine Gräfin an diesen Höfen gab, die sie nicht mit Aphrodite oder Artemis verglichen

hätten, darum will ich die Blumen, mit denen Pigna, Guarini und Taſſo die Schweſtern bekränzt, nicht alle für echte und friſche halten, aber gewiß ſind es kunſtliebende, edle Frauen von reifer Schönheit geweſen,

Der Sonne gleich, wenn ſie des Mittags ſtrahlt,

wie auch Brantôme rühmt: ſie beſchämten mit ihrem Wiſſen die Klugſten und mit einem ſchönen Körper hatten ſie auch eine ſchöne Seele. Die Eine, voll, goldlockig, mit klugblitzendem Auge, raſchen, haſtigen Ganges, ſie ſpricht viel und leidenſchaftlich, gern ſitzt ſie zu Pferde und jagt durch die Wälder, ſie liebt Tänze, Geſänge, lächelt, wenn die Dichter ihre weiße Hand rühmen, ſchmückt ihr Haar mit Schleifen und Perlen, die ſie nachher verſchenkt, das iſt Lucretia d'Eſte. Leonore, die Schweſter, lebte zurückgezogen, immer kränkelnd, in ſchwermüthiger Stimmung,

Vor Lauſchers Blick und Liebe geht verſchleiert
Sie einſam ſtets einher und ungefeiert.

Das Volk hielt ſie für eine Heilige, und wenn der Po bei großer Ueberſchwemmung die Stadt verſchont hatte, ein Erdbeben ohne Verderben anzurichten vorübergegangen war, ſchrieb es ihrem Gebeten ſolche Wunder zu. Selten erſchien ſie in großen Verſammlungen, im Luſtſchloß von Belriguardo, oder noch entfernter von Ferrara, im ſtillen, roſenduftenden Conſandoli war ihr am wohlſten. So ſah ſie Taſſo. Schon die Neigung zur Beſchaulichkeit, zum einſamen Leben mit der Natur und eigenen Gedanken, die Beide erfüllte, mußte ſie einander näher bringen, mit jedem Tage ſie ſich werther und unentbehrlicher machen. Gewiß, es verging'n ihnen glückliche Stunden! Welche Empfindungen mußten da in dem Dichter wach werden, der bisjetzt ſeine Nächte in Studien verbracht und nun zu den Füßen einer ſchönen Frau, von ihrem Blicke beſeelt, ſeine Gefühle für ſie in melodiſchen Klängen ausſprechen durfte. Sie war jene Sophronia ſeines Liedes, die heldenmüthige, heilige Jungfrau, die, um das Verderben ihres Volks abzuwenden, ſich dem Tyrannen als Opfer darbietet, und er ſelbſt, iſt er nicht Olind, dem der Tod als Seligkeit erſcheint, wenn er ihn in ihren Armen trifft?

Zu gleicher Zeit mit mir wirſt du vergehen,
Wo kann mich noch dein letzter Hauch umwehen!

In ſolchen erträumten Wonnen gefiel er ſich. Und Madonna Leonore ſah ihn gern, ſie ging ſtundenlang allein mit ihm durch die Gärten, von ſeinem Gedichte redend, ſeinen Plänen, aber heftige Leidenſchaft blieb ihrer ruhigen Seele fern, in ihrem Weſen und ihrer Erſcheinung lag etwas Marmorkühles, Hoheitvolles, ſie mochte, als er von Olind und Sophronia verlas, Thränen vergießen, ihm ſcheidend mit der Hand noch einmal winken, doch ein maßloſes Gefühl konnte in ihr nicht mächtig werden.

Und Taſſo's Leidenſchaft ſelbſt, war ſie ſo wahr, ſo feſt und treu? Ich fürchte faſt, die Phantaſie des Dichters hat mehr als ein mal matte und beinahe erloſchene Flammen wieder zum augenblicklichen Leuchten angefacht, mit Bildern aus der alten Götterwelt geſchmückt. In dem Zauber einer harmoniſchen Sprache ſind uns ſeine Empfindungen überkommen, alles tadelloſe, wohlgefeilte, bewunderungswürdige Sonette, die ſchmale Grenze iſt ſchwer zu erkennen, die hier Wahrheit und Dichtung ſcheidet. Doch, wie dem auch ſei, Leonore blieb ſein Ideal, ihm unerreichbar, „aber was ſoll Der fürchten, den die Liebe ermuthigt? Zwar Ikarus und Phaeton ſtürzten in frevelhaftem Wagniß, aber den Endymion hob Diana zu ſich empor." Schon erreichte ihn auch der Haß und die Mißgunſt der Menſchen. Da iſt vor Allen ein gelehrter, fleißiger Forſcher, der beſtändig in den Archiven nach Urkunden und Chroniken zu ſeiner Geſchichte der Eſte ſucht, Baptiſta Pigna, ein Mann von feiner Bildung und nicht ohne glücklichen Witz, indeß er ſchreibt Verſe und kann es Taſſo nicht verzeihen, daß er ihm bei ſeinem Werben um die liebliche Lucretia Bendidio entgegengetreten. Madonna Leonore ſuchte zwiſchen den beiden Feinden Frieden zu ſtiften und bewog ihren Schützling, die drei Canzonen Meſſer Pigna's mit einem vortrefflichen Commentar über die tiefſten Fragen der Liebesphiloſophie zu verſehen, um die Gunſt des mächtigen Mannes wieder zu gewinnen. In dieſen ſchwierigen, ſpitzfindigen Dingen war Niemand bewanderter als Taſſo, der damals in öffentlicher Sitzung zu Ferrara vor Damen und Herren 30 Theſen aus dieſer Philoſophie mit vielem Feuer, Kenntniſſen und logiſchem Scharfſinn vertheidigt hatte, vorzüglich die, daß der Mann ſtärker und beſtändiger liebe als das Weib, noch dazu gegen eine Dame, Orſina Cavaletti; wenigſtens an ihm wurde ſeine Behauptung wahr, zu ſeinem Verderben, wie er nicht geglaubt.

Bald nachher reiſte Taſſo mit dem Cardinal Ludovico von Eſte nach Frankreich, wo dieſer mehre geiſtliche Benefizien beſaß. Vor der Abreiſe machte er ſein Teſtament und ſchrieb darin einem Freunde: „wenn die Vollziehung ſeines letzten Willens auf Schwierigkeiten ſtieße, möge er ſich an die Fürſtin Leonore wenden, ſie würde, wie er hoffe, Alles er-

fußen, aus Liebe zu ihm." Ueber ein Jahr, von 1570—71, währte sein Aufenthalt in Frankreich. In der Abtei von St. Antoine, in einer Dachstube von Paris, denn an Geld mangelte es ihm immer, wie er schon die Kleider und Tapeten, die er besaß, in Ferrara bei einem Juden verpfändet, schrieb er an seinem Gedichte. Der frische Ruhm seines Namens, der Stoff seines Epos, das eine französische Großthat verherrlichte, bereiteten ihm am Hofe eine glänzende Aufnahme. Denn dort, wie in Italien, hielten die vornehmen Herren es für ehrenvoll, Künstler und Literaten um sich zu sehen, König Karl IX. schrieb mit derselben Hand, mit der er auf der Jagd mordgierig in den Eingeweiden getödteter Hirsche wühlte, zierliche Verse voll Harmonie und nicht bar edler Gedanken, Ronsard war sein Freund. Auch mit Tasso verkehrte der König häufig, man erzählt, daß er auf seine Bitten einem Dichter das Leben geschenkt habe, das jener durch ein schweres Verbrechen verschuldet. Allein aus seinen drückenden, traurigen Verhältnissen befreite ihn diese königliche Gunst nicht, die lässig im Geben, wie er zu stolz zum Bitten war. Dem Cardinal war er durch ein freies Wort entfremdet, er hatte sich ein mal zu Gunsten der Hugenotten geäußert. So, ohne Hülfsmittel, in einer fremden Stadt, mag es geschehen sein, daß er oft in bitterer Noth geringe Summen von Freunden entleihen mußte. Solche Widerwärtigkeiten, Sehnsucht nach dem Vaterlande, nach der geliebten Fürstin, Alles bewog ihn, Frankreich zu verlassen. Mit dem Secretär des Cardinals Manzuoli reiste er nach Ferrara zurück. Selbst in seinen Träumen hätte er sich keinen freundlichern Empfang ausmalen können, als er ihm hier von dem Herzoge, der Prinzeß Leonore und dem ganzen Hofe zutheil ward. Man begrüßte ihn als die Zierde Italiens, wie einen neuen Virgil. Denn das war eine Ehrensache der Este geworden, den Medici in Florenz den Ruhm der kunstsinnigsten und freigebigsten Fürsten der Halbinsel streitig zu machen. Bereitwillig nahm der Herzog darum — im Mai 1572 — Tasso als Cavalier in seinen Hofstaat auf mit einem monatlichen Ehrensolde von 15 Goldthalern, ohne ihn mit besonderm Dienste zu beschweren. Unbesonnen genug, berauscht von dem Gedanken, immer in der Nähe der Fürstin, inmitten einer glänzenden, rauschenden Gesellschaft sich zu bewegen, voll froher Hoffnungen, alle seine Nebenbuhler durch sein Genie zu überstrahlen, willigte Tasso ein. Aber die innere Unruhe, die gleichsam mit den Wanderungen seiner Jugend in seine Seele eingezogen war, an keinem Orte, in keinem Verhältnisse ihn lange und zufrieden ruhen ließ, die Leidenschaftlichkeit seines Charakters, bald durch die Intriguen seiner Feinde, bald durch eigene Täuschungen gereizt, sein edler, hochstrebender Sinn, der die kleinlichen Ränke, die nichtigen Bestrebungen des Hofes verachtete, sollten im Laufe der Zeit ihm diese Fesseln, die er sich selbst angelegt, unerträglich machen. Denn eine Fessel des Genius war's, eine goldene freilich, wenn er heute ein Trostgedicht an Alfons II. wegen des Todes seiner Gemahlin Barbara richtete, und morgen eine berühmte Schönheit des Hofes besang, klagte, wenn Leonore auf das Verbot des Arztes nicht singen durfte; jubelte, wenn Lucretia, die seit Januar 1570 durch eine Heirath mit Francesco Maria della Rovere Herzogin von Urbino war, von einer leichten Krankheit genas. In dem Verhängniß, das ihn traf, läßt sich das geheime Walten eines rächenden Geschicks nicht verkennen, rächend, daß er in solchem Dienste die Muse entwürdigt.

Anfangs hätte auch ein kälterer Beobachter und besserer Menschenkenner nicht die ganze, nie zu erdrückende Schwere eines solchen Verhältnisses, den tiefen Widerspruch der Charaktere erkannt, weil eben noch Alle sich in freudigen Erwartungen entgegenkamen, die Reizbarkeit des Dichters, die nervöse, argwöhnische Natur des Herzogs noch keinen Grund zum Ausbruch hatten. Wie Tasso sich von der Gunst gehoben und gehoben fühlte, die ihm Alfons bewies — so oft er nach Belriguardo ging, wenn er nach Venedig zum Empfange Heinrich's III. von Frankreich reiste, nahm er ihn in seinem Gefolge mit sich, — so schmeichelte es dem Fürsten, jene unübertrefflichen Stanzen zu lesen, wo er, im „Befreiten Jerusalem", als der Würdigste gepriesen wird, die gesammte Christenheit siegreich gegen den Erbfeind zu führen:

> Nachfolger Gottfried's, höre du indessen
> Dies Lied, um einst dich mit dem Feind zu messen.

Er hoffte viel von Tasso, Dankbarkeit und ewigen Nachruhm in seinem Gedichte. So glücklich und gunstig ließen sich diese Dinge an.

Die ganze lebendige Freude, die Tasso damals am Leben fand, sein Vertrauen in die Zukunft, seine schwärmerische, zarte, immer in einen wenn auch durchsichtigen Schleier sich hüllende Neigung finde ich in dem lieblichen Schäferspiel „Aminta" wieder, das er im Frühjahr 1573 zu Ferrara aufführen ließ. Wie in seinem großen Gedicht an vielen Stellen, gibt auch hier sein eigenes Geschick,

unglückliche, nicht belohnte Liebe, den Grund der Fabel ab. So ward vergeblich Olind um Sophronia, Tancred um Clorinda, so weinte Armide vor dem unerbittlichen Rinaldo, Herminia bei dem todtwunden Tancred, wie hier Aminl lange umsonst das spröde Herz Sylvia's bestürmt. Solche Schäferspiele — wenn auch nicht ganz ungewöhnlich in Italien, denn schon 1567 hatte Agostino degli Arienti auf der Universität zu Ferrara eine dramatisirte Ekloge gespielt — waren doch niemals in so anziehender Form, in dem Wohllaut solcher Verse gehört worden, und das Werk des Tasso, von Allen als meisterhaft gepriesen, hat seine Berühmtheit bis heute bewahrt. Die Herzogin Lucretia, durch Briefe der Schwester von der Schönheit des „Aminta" und dem Erfolge ihres Günstlings unterrichtet, lud ihn zu sich ein nach Pesaro, er selbst solle ihr sein Werk vorlesen, hat sie. Hatte ihn die Schwester so lange besessen, so wollte sie ihn jetzt auch einmal für sich haben, seiner und seines Umgangs genießen. Den Sommer nahm sie ihn mit sich nach dem Castel Durante — einsam wie Armidens Burg liegt es auf dem Fels, waldumduftet — mit herrlichem Garten, duftenden Blumen und silberklaren Bergquellen. Während ihr jugendlicher Gemahl — er liebte sie nicht, sie schenkte ihm seine Kinder — im Jagen und Schwimmen sein einziges Vergnügen fand, besang Tasso ihre weiße Hand, sang:

O wunderbare Hand, Quell der Liebe,
Verfügst von ihr, mein süßes Paradies —

dichtete zu ihren Füßen Armidens Liebe und Verzweiflung. Wer konnte enthüllen, was der Hain von Durante — jener Grotte gleich, worin Diana den Endymion entführt — auf immer verbirgt? Es mag ungewiß sein, welcher von beiden Schwestern er das berühmte Sonett gewidmet: „In deinen zarten Jahren gleichest du der purpurnen Rose, welche dem warmen Strahle des Tages ihren Busen noch nicht zu öffnen wagt, und jungfräulich verschamt in das grüne Gewand sich hüllt, das sie umgibt; oder du gleichest vielmehr — denn Sterbliches kann sich mit dir nicht messen — der Morgenröthe, die am heitern, rosenfarbenen Himmel erscheinend die Gefilde mit Perlen überstreut und die Berge vergoldet. Jetzt hat dir ein reiferes Alter nichts benommen, und wenn du gleich den Schmuck verschmähst, ist die junge Schönheit im reichsten Putze dir nicht vorzuziehen, ja nur gleichzustellen. So ist die Blume schöner, wenn sie ihre duftenden Blätter entfaltet, und die Sonne strahlt und flammt am Mittage heller als am Morgen." Aber er schrieb es in Lucretia's Garten.

Und als er endlich Castel Durante verließ, schenkte sie ihm den kostbarsten Rubin, den sie besaß, er trug ihn lange, wie einen unschätzbaren Talisman, zu ihrem Angedenken;

So ist gleich einem Tage schnell entblättert
Des Gedenkens grüner, duftiger Kranz.

In Ferrara fand er dann nichts verändert. „Der Herzog hört mich oft und gern, ich sitze an seiner Tafel und gehöre zu seinen Vertrauten, noch hat er mir keine Gnade verweigert, um die ich gebeten"; in gleicher Huld und Freundschaft nahte ihm Madonna Leonora, in seiner Abwesenheit viel von Battista Guarini, seinem Nebenbuhler in der Dichtkunst, mit Kränzen und Sonetten umworben, dass er ihr einmal bei Uebersendung eines Liedes aus Urbino schrieb: „Ihr werdet es so arm an Talent finden, wie ich es selbst an Glück bin; in nichts gleicht es den schönen Versen, die Eure Hoheit jetzt zu vernehmen pflegt." In ihrer Milde vergab sie solchen Trotz, sie konnte es ihm nie vergessen, daß er sie als Sophronia verherrlicht. Aber was galt ihm diese maßvolle, stille Freundschaft? Ihm, der in krankhafter Uebertreibung in die Worte ausgebrochen: „Er müsse sie sehen, sei es um den Preis seines Lebens, seiner Ehre", und dann wieder „seine Gesänge, die ohne Lohn geblieben, seine schönsten Jahre, die er nutzlos in ihrem Dienste verbracht", beklagte. Seitdem Guarini sich der Prinzessin genaht, war zwischen diesen beiden talentvollen, geistreichen Menschen ein erbitterter Streit gegenseitiger Eifersucht und Ruhmbegierde ausgebrochen. „O Amor", hatte Tasso gerufen, „erlaube nicht, daß eine erlauchte Schönheit die Beute der Treulosigkeit werde." Hätte er nur nicht selbst mit seinem Leichtsinne dem Gegner die Antwort leicht gemacht! Damals, 1576, in den Festen und auf den Bällen des Winters erschien die junge, liebenswürdige Gräfin Leonore Sanvitale, seit kurzem an Giulio di Scandiano vermählt, mit ihrer Schwiegermutter Barbara Sanseverina am Hofe von Ferrara. Ihre Schönheit, ihre Neigung zur Dichtkunst, die Lebendigkeit der Gräfin fesselten Tasso bald in ihrem Kreise; er wie Guarini galten für ihre erklärten Ritter. Auch wenn sie ihn nicht liebte, mußte diese Untreue ihres Dichters die Fürstin schmerzlich berühren und vielleicht that sie Manches, mit einem Wink, einem Lächeln, um ihn wieder zu gewinnen; gewiß ist es, daß sie ihn in jener Zeit auf zehn Tage mit sich nach Consandolo führte, 18 Miglien von Fer-

tura, am Ufer des Po in lieblicher Einsamkeit gelegen. Das waren die letzten glücklichen Stunden, die Beide zusammen verlebten. Welch eine bittere Wahrheit lag also in den drei Versen, mit denen Guarini eins seiner Sonette gegen ihn schloß —

Er rühmt sich zweier Flammen, schürzt und löst
Der Liebe Bandnis vielfach und gewinnt
Wer glaubt es wohl? — mit solcher Kunst die Worte.

Daß solch öffentlich ausgesprochene Beschuldigungen, Tasso's schwärmerische Gedichte — hinter einem hat ein Abschreiber bemerkt, daß es mit die Ursache seines Verderbens geworden, — die er theilweise genug hier und da rectificirte, sein inniger Verkehr mit der Prinzessin den Argwohn und den Unwillen des Herzogs erregten, ist an sich klar. Und ich lebe nicht, daß diese italienischen Fürsten, so leicht sie sich auch selbst jede Gewaltthat und den Bruch der Ehe erlaubten, ihren Frauen und Schwestern solche Irrungen verziehen hätten; fünf Jahre war es, daß Pier Medici seine Gemahlin Leonore Toledo erwürgt hatte, wie seine eigene Schwester von der Hand ihres Gatten Giordano Orsini wenige Tage nachher den Tod erlitt. So streng und kalt Leonore war, so wollte der stolze Herzog doch auch den Schein des Vorwurfs nicht auf seinem Namen dulden.

So hatten sich diese Dinge gewandelt, als das Verhängniß über Tasso hereinbrach.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Eine Verkehrsfrage.

Wol auf keinem Gebiete menschlicher Willens- und Thätigkeitsäußerung stoßen wir auf mehr Widersprüche zwischen Natur und Convenienz als auf demjenigen, welches mit dem allgemeinen Ausdrucke „Verkehr" bezeichnet wird; und doch geht selbstverständlich uns nichts so nahe an, greift mehr in unser ganzes Sein und Befinden ein als die Formen, unter denen wir in äußern Beziehungen im Verhältnisse zu Andern uns bewegen, mit ihnen verkehren.

In „Handel und Wandel" geht so ziemlich Alles auf, was um unsern innern geistigen Menschen von physischer Existenz hängt.

Nur die Gewohnheit ist auch hier die andere Natur geworden, um uns sogar Das, was mit der natürlichen Logik der Dinge sich in Gegensatz bringt, übersehen oder wol gar noch für eine besondere Weisheit halten zu lassen. Während die Gesellschaft nur von einer möglichst freien Bewegung die Befriedigung ihrer Bedürfnisse erwarten kann, hat sie sich von jeher darin gefallen, dabei allerlei künstliche Schwierigkeiten und Hindernisse zu schaffen, sie hat sich selbst abgesperrt, verbarrikadirt und dies selbst in ein förmliches System gebracht; während der Handel als Lebensbedingung noch Freiheit verlangt, gibt es kaum etwas, was sich auf der andern Seite wieder mehr die Hände gebunden und mit einem unzähligen Heere von Beschränkungen umgeben hätte. Selbst das Grenzenlose, die leicht bewegliche, unfaßbare Woge des Meers, erhielt ihre Schranken.

Indessen ist es nicht unsere Absicht, hier diese Seite des Gegenstandes weiter zu verfolgen und nachzuweisen, wie die eigenthümliche Entwickelung der Gesellschaft selbst, die Verschiedenheiten in den politischen und socialen Gestaltungen der Völker und Staaten mehr oder weniger die nothwendigen und erklärlichen Ursachen von Verhältnissen wurden, die mitten im Frieden einer Art gegenseitigen Kriegszustandes der einzelnen Theile des Menschengeschlechts ungemein ähnlich sehen. Der gewöhnlichen Ansicht lautet dies stark oder gar barock, allein man vergesse nicht, daß gerade hier die reichste Quelle auch des wirklichen Kriegs liegt. Erst in neuerer Zeit hat die Wissenschaft auch in dieser Hinsicht ihre regende Macht zur Geltung gebracht und die Praxis zu nöthigen begonnen, ihr zu folgen. Dies geht Hand in Hand mit andern Fortschritten. Wie man heute mit Recht Den für einen Barbaren halten würde, der dem vom elektrischen Fluidum bestrahlten Worte entgegenbereiten wollte: Bis hierher und nicht weiter! so würde Gleiches Jenem begegnen, der an dem Princip der Freiheit des Verkehrs zweifeln wollte, sieht auch die Wirklichkeit sehr oft noch dem geraden Gegentheile gleich. Genug, daß man den rechten Weg gefunden.

Es hat etwas ungemein Anziehendes, nicht selten Ueberraschendes, den Schritten auf diesem Wege zu folgen, ganz abgesehen davon, daß hier bei Allen für Alle gethan wird, so fern Mancher es von sich denken mag. Und dies führt uns zu unserm speciellen Gegenstande.

In den gebräuchlichen Hülfsmitteln des menschlichen Verkehrs gehören Gewicht, Maß und Münze.

Beim ersten Anblick fällt uns vor allem deren Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit auf. Jeder, der einmal in der Schule gewesen, weiß, wieviel Mühe es ihm gekostet, mit dem Gedächtniß der Kleinlichkeit Herr zu bleiben und die Mühe des Lernens wurde später oft zu einer wahren Verlegenheit im Austausche des täglichen Lebens, zu

einem Gegenstande besonderer Aufmerksamkeit selbst in den engsten Verhältnissen. Ich brauche kaum daran zu erinnern, daß der wirthschaftlichen Hausfrau nicht weniger daran gelegen ist, die oder jene fremde Münze beim Einkaufe auf das ihr bekannte, von ihr in Rechnung gelegte Maß zurückzuführen, als sich der reisende Hausherr den Kopf zerbricht, um bei der Veränderung oder Verschlechterung seines Geldes oder seiner Thaler nicht zu seinem Schaden der wechselnden Zukunft zu verfallen. Die Zeiten liegen nicht soweit hinter uns, wo jede Reise zu dem sehr unbequemen Besitze eines wahren Münzcabinets führte, daß in der Unscheinbarkeit und Verblichenheit seiner einzelnen Bestandtheile selbst den Numismatiker von Fach auf die Probe stellen konnte, — wirkliche Uebelstände einer Seite des Verkehrswesens und die Quelle unendlicher kleiner Leiden des menschlichen Lebens. Die Erscheinung selbst hatte ihren guten Grund und war der sichtbare Ausdruck der politischen und Culturgeschichte jener Zeiten. Die Münze, die jedes Land, jede Stadt, oft jedes Städtchen und jeder Edelmann schlug, war ein getreues Abbild der gesellschaftlichen Zustände. Es hätte für ein unverzeihliches Verbrechen gegolten, wenn man nicht der kleinen Souveränetät, so mißlich es auch sonst mit ihr stehen mochte, in einer noch so unscheinbaren, leichtwiegenden Münze den Stempel aufgeprägt hätte. Dies veranlaßte manche tolle possirliche Komödie, ähnlich etwa wie auch auf einem Gebiete des Verkehrs die gar nicht so alte Geschichte von jenem Amtmanne eines fränkischen Orts, der wegen eines Streites mit der benachbarten Stadt seinen Unterthanen verbot, ihre täglichen Erzeugnisse in die Stadt zu bringen, „und wenn die Kerls drinnen verhungern sollten!“ Alle Geschichten liefen darauf hinaus, sich gegenseitig recht gründlich das Leben sauer zu machen. Wie das Münzschlagen ein besonderes Vorrecht war, so sollte dies auch oft in wunderlichster Weise durch Verschlagen der Münzen des Nachbargebietes gezeigt werden. Die tausenderlei abgegriffenen, unscheinbaren Metallbleche repräsentirten so nur zu getreu die deutsche Reichseinheit! Dies wäre ein langes Capitel, das man noch auf die ähnliche verwirrende Buntheit in Maß und Gewicht ausgedehnt werden könnte und, durch die verschiedenen Länder geführt, endlos sein würde. Kehren wir zur Gegenwart zurück, die schon einen großen Theil kleinlicher Verkehrshindernisse überwunden hinter sich hat und selbst die Idee ihrer völligen Beseitigung fassen darf.

Der Gedanke der Herstellung eines gleichförmigen Gewichts-, Maß- und Münzsystems für alle in den Kreis der Civilisation eingetretenen Länder ist, so naheliegend er scheint, ein ungemein großartiger. Schon das Angedeutete genügt, dies unsere Leser nicht bezweifeln zu lassen, wollen wir sie auch hier mit der Erörterung aller der Schwierigkeiten verschonen, welche namentlich das Verhältniß des Geldes als Tausch-, Werth- und Handelsgegenstandes in der Oekonomie der Völker und Einzelnen erregt hat. Erinnert sei nur, wie schwierig und zeitraubend schon die Versuche von Einigungen im Münzwesen auf engerm Gebiete und zwischen räumlich, politisch und national sich nächststehenden Staaten gewesen und noch sind. Es gehört aber zum Charakter unserer Zeit, von solchen Schwierigkeiten weniger zurückgeschreckt, als vielmehr gereizt zu werden.

Die Anregung ging hierin hauptsächlich vom Lande der Praxis aus. Die Geographische und Statistische Gesellschaft von Neuyork ist es, die seit länger sich mit dem Gedanken eines gleichmäßigen Gewichts-, Maß- und Münzsystems für alle Länder trägt, der internationale Verein, den die große pariser Industrieausstellung ins Leben gerufen, hat ihn adoptirt.

Die Idee hat so sicher ihre Zukunft wie die Ausdehnung der Eisenbahnen über die Erde und die endlose Verzweigung des Telegraphennetzes, die ja selbst nur andere bestimmte Ausdrucksformen des nämlichen Grundgedankens sind. Der Nutzen der realisirten Idee ist vom einfachsten Menschenverstande nicht bezweifelt. Die Einheit der Verkehrsformen ist die Bedingung des gesteigerten Verkehrs selbst. Wo sie auch nur in beschränktem Maße, wie etwa im Münzwesen zwischen Stämmen und Gebieten hergestellt wurde, hat sich Jedermann ihr wohlthätiger Einfluß auf den gegenseitigen Handel und Wandel, auf die Ausgleichung früher schroffer Gegensätze, überlieferter Absonderungen, alterner politischer Rivalitäten bemerklich gemacht. Erst durch die Einheit der Verkehrsformen wird die Handelsfreiheit zu einer Wahrheit, die Solidarität der Interessen zu einer Wirklichkeit. Wissenschaft und Industrie fodern in gleicher Weise die Ausführung jener Idee; nur durch diese ist es möglich, die großen Resultate der täglichen Fortschritte auf allen Gebieten der praktischen Wissenschaften und des Verkehrs allen Völkern zugänglich zu machen. Der Gelehrte sucht nach einer metrischen Einheit für die Kräfte der Natur, nach der man alle Kräfte zu bemessen hat; ihm und dem Techniker verursacht der Mangel derselben

unendliche Mühe; dieser Mangel hindert die Verbreitung nützlicher Erfindungen, folgenreicher Forschungen. Wie Maß und Gewicht in die Gewohnheiten des Volkslebens eingreift, ist zum Theil schon angedeutet und bedarf kaum noch eines Beweises. Namentlich in Deutschland, wo noch eine so große Verschiedenheit hierin herrscht, und selbst die gesetzlichen Verbesserungen und Berichtigungen nur zu oft dem Herkömmlichen und Gewohnten mißbräuchlich weichen müssen, wird schon jede Hausfrau und Verstanden haben und, sollte sie nun auch z. B. gerade ihre Elle für die beste halten, doch gern beistimmen, daß es unbequem ist, daß es außer jener so und soviel andere gibt. Die Herbeiführung größerer Gleichmäßigkeit in Maß und Gewicht für Deutschland ist wenigstens in den großen deutschen Zollvereinsstaaten durch das Kilogrammgewicht angebahnt; eine allgemeine Durchführung läßt aber noch unendliche Schwierigkeiten voraussehen; und selbst da, wo man zweckmäßig das Decimalsystem nachgeahmt hat, ist es theilweise, wie immer, doch nur halb geschehen.

Einem geordneten Maß-, Gewichts- und Münzsystem muß die Aufstellung eines Normalmaßes vorausgehen, das ein unveränderbares Urmaß möglich macht. Je rationeller dieses Urmaß genommen ist, desto besser wird es sich zu einer Verallgemeinerung eignen. Nun finden wir allerdings schon im Alterthum das Bestreben eines solchen Urmaßes und seine Wichtigkeit dadurch anerkannt, daß man die verschiedenen Urmaße als die unveränderliche Norm für die im täglichen Verkehr angewendeten Maße in den Tempeln und an heiligen Orten sorgfältig aufbewahrte, um letztere jederzeit, falls sie verlorengehen oder sonstigen Irrungen unterliegen sollten, wiederherstellen zu können. Aber diese Urmaße selbst waren willkürlich angenommen; ihr zufälliger Verlust machte eine allgemeine Zurückführung der veränderten Maße auf die Urmaße sehr erschweren und jene Willkürlichkeit selbst mußte natürlich die Verschiedenheit der Maße zwischen den einzelnen Ländern und Völkern ins Unendliche vermehren. So haben wir in den früheren Zeiten mehr nur instinktive Maße, z. B. als Längenmaße die Fingerbreite, die Spanne, die Faust, den Fuß, den Schritt, die Armlänge (Elle), die Tagreise; als Raummaß den Korb, die Handvoll, den Armvoll; als Gewichtsmaß Größen nach der Quantität Nahrung, die ein Mensch bedarf, oder nach der Last, die er tragen kann, wie ein Pfund Brot, ein Krug Wasser, eine Centnerlast; als Zeitmaße sehr unbestimmte Größen, das Jahr halt so, bald anders bestimmt. Als man, weiter geschritten, die Maße gesetzlich regulirte, wurde es deshalb nicht viel besser, weil man doch zumeist nur jene ursprünglichen, sehr ungenauen Maße in gesetzliche verwandelte, und zwar in so bunter Weise und an unzähligen Orten anders, daß die Maßverwirrung eher noch wachsen mußte. Wie particular hierbei verfahren wurde, zeigt z. B., daß der englische Yard dem Arme Heinrich's I. entnommen war, daß der Pied de roi ebenfalls einen speciellen Fuß vermuthen läßt und Aehnliches. Eine höhere Stufe der Herleitung von Maßen ist, wo wir denselben die Bewegung und Größe der Erde zugrunde gelegt sehen. Damit begannen erst die wissenschaftlichen Maße, wie das tropische Jahr; dann als Winkelmaße die Kreistheilung der Himmels- und Erdkugel, die Längenmaße der Aegypter, Juden, Perser, Griechen nach dem Erdkreis, mit Unterabtheilungen in einfachem Verhältniß und selbst schon mit Spuren der Decimaleintheilung.

Indeß war man hiermit noch immer nicht zu einer wissenschaftlichen Einheit in der Maßbestimmung gekommen. Es galt, unveränderliche Grundlagen in der Natur für die verschiedenen Maße, ein Naturmaß zu gewinnen, d. h. ein Maß, das die Natur selbst immer in genau gleicher Länge hervorbringt. Dies mußte den doppelten Vortheil haben, daß sich über die gemeinschaftliche Benutzung eines solchen Maßes die Völker am leichtesten einigen konnten und daß es auch bei einem Verlust aller genauen Exemplare wieder von der Natur zu entnehmen war. Wie wenig letzteres unwesentlich ist, zeigt der Umstand, daß z. B. das Urmaß des Yard im Jahre 1824 mit dem brennenden Parlamentsgebäude verbrannte. Die Gelehrten haben seit längerer Zeit jene Aufgabe zu lösen gesucht. Huygheus schlug zuerst 1673 das Secundenpendel als Maßeinheit vor. In Gebrauch kam es nicht, auch nicht, als Gendamour, der die Pendellänge unter dem Aequator wählte, sie auf ein in Peru errichtetes Denkmal mit den Worten hatte eingraben lassen: „Monumens naturales exemplar mensuræ et universale" (Des Naturmaßes, wollte Gott auch des allgemeinen, Abbild). Man stritt sich über den Ort zur Aufnahme der Pendellänge und deren Zweckmäßigkeit, bis die Französische Revolution auch hier zu einer bestimmten Initiative führte. Die Nationalversammlung legte auf den Vorschlag einer wissenschaftlichen Commission die Länge eines Meridiangrades der Erde dem Naturmaße zugrunde und so entstand der „wahre

Meter", nach der ursprünglichen Definition der zehnmillionste Theil des Erdquadranten oder Entfernung des Nordpols vom Aequator), und 1799 zu 443,296 pariser Linien festgesetzt. Genau ist indeß auch dieses Naturmaß nicht, da Bessel's neuere Untersuchungen die Bestimmung des ganzen Quadranten als höchst unsicher dargethan haben und noch ihm der jetzige Meter $^1/_{10}$ Linie zu kurz ist, auch die Pendellänge als Normalmaß eine 30 mal größere Genauigkeit gegeben haben würde. Wir halten uns hierbei nicht weiter auf und erwähnen nur, daß, wie noch weitere Vorschläge für Naturmaße gemacht wurden (so von Daw die Breite eines Haarrohrchens unter bestimmten Verhältnissen, von Babinet die Länge einer Lichtwelle), so auch fortwährend das Bestreben der Gelehrten dahin geht, ein wirkliches Naturmaß aufzufinden, aus denen von der Natur gegebenen Einheit dann alle hierher gehörigen Verhältnisse, Längen-, Flächen- und Körpermaße, Gewichte und Werthmaße, Kreis- und Zeiteintheilung nach strengen, mathematisch genauen Verhältnissen und ohne Willkür abgeleitet werden können.

In England wurde die Länge des Secundenpendels (welche von der Anziehungskraft der Erde abhängt) in London ermittelt, um durch Berechnung stets auf die Urmaße zurückkommen zu können. Das metrische System Frankreichs aber hat sich bekanntlich auch außerhalb dieses Landes über andere Länder verbreitet, namentlich in der Wissenschaft Eingang gefunden. So bildet trotz der nicht wenig richtigen Grundlage seines Meter doch ein vollständig durchgeführtes Maximum, dessen Abtheilungen nach dem Decimalsystem geordnet sind, es hat nach der Aufstellung eines bestimmten Urmaßes die weitere Aufgabe der möglichst zweckmäßigen Eintheilung desselben für das Bedürfniß des Verkehrs, die Anwendung eines ineinandergreifenden Zahlensystems für alle Abtheilungen am besten gelöst. Es unterliegt wol auch keinem Zweifel, daß die angestrebte, das ganze materielle Leben umfassende Einheit der Verkehrsformen in Maß, Gewicht und Münze, die uns hier in einigen Andeutungen vorgeführt hat, auf der Grundlage des Decimalsystems ins Leben zu rufen sein wird.

Dr. Lueckenbein.

Ein Besuch im Centralarchiv zu Venedig.

II

Von ebenso allgemeinem Interesse und vielleicht sehr bedeutendem Nutzen sind die langen Reihen von Senatsordonnanzen betreffs der Verwaltung, der Land- und Seemacht, der Gerechtigkeitspflege und des Unterrichts. Dann kommen andere Bände, in welchen detaillirte und belegirte Rechnungen über Kirchen-, Palast- und Schiffsbauten, Kriegsrüstungen, Krankenwesen und wer weiß was sonst enthalten sind, sodaß die Nationalökonomen hier die gründlichsten Studien machen und für die praktische Staatsverwaltung gewiß ungemein Vieles von den umsichtigen und gewandten Venetianern des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts lernen konnten.

Da sind auch die dicksleibigen Akten des Rathes der Zehn und des Inquisitionsausschusses der berüchtigten Dreimänner. Man hat sich durch die Werke von Romanschreibern daran gewöhnt, das Venedig früherer Jahrhunderte als eine blutgierige Löwin anzusehen, die nach Lust und Willkür Menschen verschlingt oder langsam zu Tode martert. Auf die allein genügenden Aufschluß gebenden Akten des Zehnerrathes ist keiner jener schwarzmalenden Schriftsteller zurückgegangen. Wer weiß, ob nicht ein gründliches Studium dieser interessanten Proceß-, Vormundschafts- und Polizeiakten den vollständigsten Beweis dafür lieferte, daß Venedig nicht barbarischer gewesen als es überhaupt in frühern Zeiten der Gebrauch der Regierenden mit sich brachte; daß es gegen politische Verbrecher mit nicht größerer Verfolgungssucht zu Werke gegangen sei als manche Herrscher anderer Staaten, und daß endlich die Sicherheit seiner Staatsbürger nicht nur der der übrigen Südländer um nichts nachgestanden, sondern vor ihnen Vieles vorausgehabt habe. Ich habe wenigstens diesen Glauben, weil keine der mir zu Ohr gekommenen urkundlich festgestellten Thatsachen der venetianischen Geschichte ohne Gegenstück in irgend welchem andern Staate ist und weil es zu nahe liegt, anzunehmen, daß die übertreibende Phantasie, wie sie die nicht direct unter dem Blei des Dogenpalastdaches liegenden Piombi und die nur mit dem Wasserspiegel auf gleicher Höhe befindlichen geräumigen und durch Holzbekleidungen besonders trockengelegten Pozzi zu entsetzlichen Kerkern gemacht hat, während unsere heutigen Gefängnisse noch nicht viel besser und die alten deutschen Burgverliese weit schlimmer sind, so auch Regierungshandlungen, gedacht und ausgeführt in der allgemein herrschenden überharten Strenge der Zeit, in außergewöhnliche Blutgiermaßregeln umgeschaffen hat.

Aus diesen Akten mag auch mancher bisher

ungeahnte Blick in die Geschichte benachbarter italienischer Staaten gethan werden können, da die Zehnherren Venedigs so vielfach durch Verwandtschaft mit ihren Fürsten verkehrten und durch Handelsinteressen auf Verbindung mit ihren Bürgern hingewiesen waren. In dieser Beziehung würde ferneres Interessante aus den Briefen bedeutender italienischer Persönlichkeiten zu entnehmen sein, welche, mit Venedigs Würdenträgern verwandt oder befreundet, häufig hierher geschrieben haben und deren Briefe durch die unglaubliche Pünktlichkeit und Ordnungsliebe der altvenetianischen Behörden gleich wirklichen Actenstücken für unsere Zeit aufbehalten sind. Noch undurchforschte Schreiben von der berüchtigten Bianca Capello, Briefe von Leonore d'Este und Anderes machte unser freundlicher Archivar speciell namhaft.

Zur Venedigs Specialgeschichte ist natürlich in diesen Räumen die reichste Ausbeute zu machen. Die Bände des „Goldenen Buch" enthalten noch alle Geburten und Trauungen der wahren venetianischen Patricierfamilien, von der Unterschrift dreier Senatspersonen überall beglaubigt. Es ist eine Unwahrheit, wenn Lecomte und nach ihm Andere behaupten, das „Goldene Buch" sei zur Zeit der ersten französischen Revolution auf dem Marcusplatze verbrannt worden. Man hat damals nur eine kleine Druckausgabe desselben den Flammen übergeben, während die originalen beschriebenen Pergamentblätter wohlverwahrt heute den Glasschränken eines der Archivräume noch heute stehen.

Wer altvenetianische Lebensweise und Gebräuche des feinen Lebens kennen lernen will, findet hier ausführliche Schriften darüber, von fleißiger Menschenhand sauber auf feines Schweinsleder geschrieben und mit Abbildungen nobler Damen in verschiedenen Costumen geziert.

Ueber alle Kirchen, Klöster, Schulen und was sonst von geistlichen Brüderschaften in Venedig ausgeübt worden ist, finden sich die vollständigsten Nachrichten hier vor. Nach einigen der hier aber handelnden, im Bibliothekssaale aufgelegten Büchern zu urtheilen, deren außerordentlich mühsam, fein und reich ausgearbeitete Initialen eine staunenswerthe Ausdauer und oft einen guten Künstlerblick der schreibenden Brüder verrathen, muß in den hohen Bücherreihen an den Wänden des Saals, der hauptsächlich solche Specialnachrichten beherbergt, noch gar manches hocht Werthvolle und wirklich Schöne enthalten sein. Wenn man diese kirchlichen Nachrichten gehörig benutzt hätte, so würde niemals über die Urheberschaft eines der Kirchengemälde Streit haben entstehen können und vielleicht würde man manchen interessanten Hingerzeig über sonderbare Anordnungen auf verschiedenen Bildern, Anbringung von Porträts in den Ecken oder am unteren Ende dieser Kirchengemälde u. dergl. erhalten haben; vielleicht ergäbe sich hier und da eine ausdrückliche Bestellung des Kirchenoberen, wodurch vieles unmotivirt Erscheinende seine einfache Rechtfertigung erhalten würde.

In diesen Sälen und Gängen ist für Jedermann etwas ihn Interessirendes zu haben. Wem strenge wissenschaftliche Forschung eine zu ernste Beschäftigung sein würde, konnte sich vortreffliche Romanstoffe sammeln oder seine Augen an saubern Land- und Seekarten aus dem 16. und 17. Jahrhundert weiden, auf denen die zierlichen Galeonen mit schwellenden Segeln und einer Unzahl rother Ruder über die bewegten Wellen dahinfahren. Wer an Curiositäten Wohlgefallen findet, mag sich die Handschriften von Oliver Cromwell, Karl V., Andrea Doria und den französischen Königen Franz I. und Heinrich IV. zeigen lassen, oder die dichtgewebten, goldstrotzenden Brocatstücke beschauen, welche orientalischen Herrschern geschenkt zu werden pflegten, oder sich die langen Rollen abwickeln lassen, deren sonderbar verschlungene Linien und Charaktere türkische Wappen und den Contexte türkischer Originalverträge bilden.

Und dennoch sind es nur sehr wenige Personen, welche hier ihr Wissen für sich und die Mitwelt zu vermehren suchen. Aeußerlich ist nur Demjenigen ein Durchforschen aller dieser Schätze gestattet, welchen die Landesregierung mit einem Urlaubsscheine dazu versieht; allein das einschlägige Ministerium soll in der Ertheilung dieser Erlaubniß nicht schwierig sein und jedenfalls wird sie sofort gegeben, wenn ein befreundetes Gouvernement für einen seiner Staatsbürger darum nachsucht. Auf diesem Wege sind Engländer in das Archiv gekommen, um für die englische, Franzosen, um für die französische Geschichte Studien zu machen; aber kein Deutscher hat hier nach der Hysterie seines Landes geforscht. Ranke ist zwar in dem Archiv gewesen, doch hat er sein Augenmerk nur auf Quellen der französischen Geschichte gerichtet und alle jene Acten unbeachtet gelassen, deren Durchsicht anfindet, daß hier Gesandtschaftsberichte aus und über Deutschland aufbewahrt werden. Auch jedes Jahr erscheint ein neues Buch über die Geschichte Deutschlands oder einzelner

Theile deſſelben, aber ſeinem Autor fällt es ein, auf die reiche, einen ſo langen Zeitraum umfaſſende Quelle des venetianiſchen Archivs zurückzugehen und doch würde gerade aus ihr manche Klarheit über die dunkle mittelalterliche Zeit fließen und manche germaniſche Perſönlichkeit durch ſie von Schlacken gereinigt oder des Ritterſtands beraubt werden können. Warum bringen die Deutſchen, welche ſich immer mit ihrer Gründlichkeit brüſten und in allen Dingen auf das Letzte zurückgehen wollen, nicht auch bis an die Quellen, welche für die Geſchichte ihres Landes ſo reichlich im hieſigen Archiv aufgefunden werden können? Weiß man jenſeit der Alpen nicht, daß noch Schätze hier verborgen liegen, oder will man den myſteriöſen Schleier nicht lüften, welchen die Gewohnheit der Anſchauung über Deutſchlands Geſchichte ausbreitete? Mit Freuden würde gewiß der König von Preußen eine hinreichende Summe bewilligen, um einen Hiſtoriker die alten Documente gründlich durchforſchen zu laſſen, wenn nur Irgendjemand ihm eine Ueberſicht des hier Vorhandenen gäbe und eine wahrheitliebende Mittheilung machte über die möglichen Schätze, welche bei einer gründlichen Unterſuchung gehoben werden könnten.

Meine Stimme wird nicht weit genug dringen, aber hoffentlich kommt ein Anderer, der eindringlich und zugleich laut genug redet, um an einer Stelle gehört werden zu können, von wo aus etwas geſchehen kann für die Urbarmachung dieſes todtliegenden fruchtbaren Feldes.

A. Schinter.

Theorie und Praxis.

Mit folgenden Worten begann Liebig vor einigen Jahren ſeine Antrittsrede in dem Saale der Akademie zu München:

„Theorie heißt die Darlegung des Zuſammenhanges aller derjenigen Naturgeſetze, durch deren Zuſammenwirken eine Erſcheinung, ein Vorgang bedingt wird. Jede Eigenſchaft eines Körpers gibt unter Umſtänden einen Schlüſſel ab, um eine verſchloſſene Thür zu öffnen, aber die Theorie iſt der Hauptſchlüſſel, womit wir alle Thüren öffnen. In unſerm Sinne iſt die Theorie die Summe aller Praxis; ſie beruht auf der genaueſten Kenntniß der Thatſachen und Naturgeſetze und iſt aus dieſer Kenntniß hervorgegangen."

Indem ich dieſen Ausſpruch aufnehme, geſchieht dieſes hauptſächlich, um eine leichte und volle Verſtändigung über die Bedeutung des vielgebrauchten, aber auch vielfach mißbrauchten Wortes „Theorie" herbeizuführen.

Theorie iſt nach unſerer Meinung nicht das Nebelgebilde eines phantaſiereichen Denkers, nicht das hohle Product eines poetiſchen Schwärmers, noch das Project eines ſpeculirenden Plusmachers. Theorie wird hier die Summe aller Praxis, ſie wird der Hauptſchlüſſel genannt, der alle Thüren öffnet.

Hieraus ſchon läßt ſich erkennen, daß der Theoretiker nichts weniger als feindſelig der Praxis gegenüberſteht; er hat ſie ja als Grundlage ſeiner Geſetze, als Ausgangspunkt ſeiner Schlüſſe angenommen.

Wiederfährt nun aber umgekehrt vonſeiten des Praktikers der Theorie dieſelbe Gerechtigkeit und Anerkennung? Räumt derſelbe zwiſchen Theorie und Praxis einen nothwendigen Zuſammenhang, eine berechtigte und wohlthätige Wechſelwirkung zwiſchen beiden Richtungen ebenſo offen und bereitwillig ein?

Es ſcheint dies nicht der Fall zu ſein, denn nur allzu häufig hören wir, wie im gewöhnlichen Leben die Theorie und namentlich auch die theoretiſche Vorbildung der Jugend beurtheilt oder vielmehr verurtheilt wird. Hohle Theorieen, Stubengelehrheit, Kathederweisheit — dies ſind die beliebten Ausdrücke, mit welchen man die theoretiſche Anſchauung und Auffaſſung abzufertigen oder zu umgehen ſucht und Mephiſto darf ſicher darauf rechnen, ſtets aufs neue beklatſcht zu werden, ſo oft er wiederholt:

„Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie!"

Von dieſer Seite der erclufiven Praktiker wird denn auch immer wieder die althergebrachte Erfahrung, die wohlerworbene Praxis, der vielgeprüfte Geſchäftsvortheil, der Griff und Schlich rühmend hervorgehoben, und — wir ſelbſt ſtimmen ein — mit Recht.

Die Praxis hat ein Recht, ſtolz zu ſein! Blicken wir auf ihre Vergangenheit: Iſt ſie nicht, wie oben angeführt, die Mutter und Amme aller Theorie? Hatte ſie nicht bereits in allen Richtungen Großes geleiſtet, längſt, bevor an eine theoretiſche Auffaſſung gedacht wurde? Verdanken wir nicht der reinen Praxis noch bis in die neueſte Zeit Erfolge, die allgemeine Anerkennung gefunden haben?

Sehen wir, wie die Praxis verfährt und was ſie dabei leitet. Der Praktiker geht in die Lehre und probirt. „Probiren geht über Studiren" — dies iſt das bezeichnende Loſungswort der Praxis.

Und in der That, was hat dieſelbe nicht auf

dieſem langſamen und ſchwierigen Wege geleitet? Bereits vor fünf Jahrhunderten hat die Praxis das Schießpulver erfunden und kaum erſt ſeit einigen Decennien iſt die Theorie im Stande, deſſen Wirkungsweiſe zu erklären. Seit drei Jahrhunderten werden die Silberminen Südamerikas durch eine Methode ausgebeutet, welche die Spanier eingeführt haben und die unter dem Namen des Amalgamationsproceſſes bekannt iſt. Erſt in der allerneueſten Zeit iſt es gelungen, dieſen merkwürdigen Proceß zu erklären, welchem unbewußt die ſcharfſinnigſte Theorie zugrunde lag. Als endlich die allgemein bekannte Entdeckung von Daguerre gemacht wurde, ſchüttelte da nicht die ganze pariſer Akademie, dieſer Inbegriff des theoretiſchen Wiſſens, ungläubig und mißtrauiſch das weiſe Haupt! Und dennoch war Daguerre ein reiner Praktiker, der kaum eine Ahnung über die Natur der von ihm verwendeten Stoffe und Agentien hatte.

Sehen wir nicht endlich ſo manches blühende Geſchäft vor unſern Augen, das von reinen Praktikern gegründet, von der unbewußten Routine ſicher und erfolgreich geführt wird, während es durchaus nicht an Beiſpielen fehlt, daß die gelehrteſten Theoretiker ſowol im Gebiete der techniſchen als ethiſchen Verſuche und Unternehmungen entſchiedenes Unglück hatten? Erblickt man hierin nicht den vollen Triumph der Praxis, iſt ſie nicht nach ſolchen Beiſpielen der breite, der wohlfeilſte und angenehmſte Weg, den wir einzuſchlagen haben bei all unſern Unternehmungen?

Doch nun, werther Leſer, hören wir vor dem endgültigen Ausſpruch des Urtheils nach altem Brauch und Recht auch den andern Theil. Freudig und ſtolz weht aus dem jenſeitigen Lager das hochempergehobene Banner der Theorie und zuverſichtlich reihen ſich ganze Scharen unter der Standarte der Wiſſenſchaft!

Knüpfen wir auch hier zunächſt an einige allbekannte Beiſpiele an. Betrachten wir die Wunder der Neuen Welt — den Kryſtallpallaſt der londoner Weltausſtellung und die Hängebrücke von Eiſen über den Meeresarm von Anglеſea und Wales — Beides reine Conſtructionen der Theorie. Man wird ſich ohne Zweifel noch der im voraus angeſtellten und bekannt gemachten Berechnungen erinnern über Dicke und Tragfähigkeit der Eiſenſtäbe, über den Druck auf jeden Quadratzoll des Glasdachs bei Schneebelaſtungen von gegebener Höhe, über den Druck des Windes auf die Seitenwände u. ſ. w. Alle Umſtände waren von der theoretiſchen Betrachtung aufgeſtellt, erwogen, in Rechnung gezogen und der Plan hiernach entworfen. Die Theorie gebot, die Praxis vollzog, der Erfolg krönte das Werk!

Ich war noch ſehr jung, als mir vergönnt wurde, eines ſchönen Sommertags mich einer Geſellſchaft anzuſchließen zur Beſichtigung einer Sternwarte. Die damals empfangenen Eindrücke ſind mir unvergeßlich geblieben. Das altertümliche Gebäude mit ſeinen Wendeltreppen, der würdige Aſtronom in ſchwarzem Kleide und ſilberweißem Haar, die wunderbaren Inſtrumente, Uhren und Himmelsgloben — Alles war mir ebenſo neu als räthſelhaft. Nach mancherlei Erklärungen an den aſtronomiſchen Geräthen und Modellen fragte endlich der Profeſſor, ob man nun nicht einmal einen Blick in die Sternenwelt thun wolle? Die Geſellſchaft hielt dies für einen Scherz, denn es war heller Tag und die Sonne das einzige am Himmel leuchtende Geſtirn. Allein der Aſtronom zog ſofort ein kleines Buch aus der Taſche, blickte einige Minuten lang aufmerkſam hinein, betrachtete alsdann prüfend eine große Pendeluhr und begann endlich mit der größten Sorgfalt ein koſtbares aſtronomiſches Fernrohr durch Schrauben an eingetheilten Kreiſen zu richten. Still verwundert ſah die Geſellſchaft dieſen Vorbereitungen zu. Sie waren vollendet. Jetzt nahm der Aſtronom die Kapſel von der nach dem Himmel gerichteten Oeffnung des Fernrohrs und erſuchte den Nächſtſtehenden hindurchzublicken. Ein Ausruf der Ueberraſchung entfuhr dieſem und jeder Folgende drückte ſein Erſtaunen nicht minder lebhaft aus. Ein Stern ſtand in dem Sehfeld des Fernrohrs — es war die blaſſe Scheibe des Jupiter!

Dies war kein Zufall; mit derſelben Sicherheit und Unfehlbarkeit zeigt uns die berechnende Theorie der Aſtronomie an jedem Punkte des unermeßlichen Himmelsraums das Geſtirn, welches nicht nur in dieſem Augenblick denſelben einnimmt, nein, welches nach den von allmächtiger Hand unwandelbar vorgeſchriebenen Bahnen in hundert, in tauſend Jahren im Felde jenes Sehrohrs ſtehen wird, wenn wir es heute nach einem vorausberechneten Punkte des Weltraums gerichtet unverrückt ſtehen laſſen.

Allein wozu dient ein ſolches aſtronomiſches Kunſtſtückchen? fragt der Praktiker.

Wenden wir unſere Blicke nach jenem verlorenen Schiffe. Zwei Tage lang und ebenſo viel Nächte kämpft es bereits mit den Stürmen, die es weit ab von ſeinem Laufe in die Waſſerwüſte des großen Oceans verſchlagen haben. Schwarze

Wolkendecken verschleiern Sonne und Gestirn, jede Orientirung ist längst verloren, Trostlosigkeit und Verzweiflung entsetzen die Mannschaft. Da endlich in finsterer Nacht reißt plötzlich der Wind ein Stück des Himmels auf — und einige Minuten leuchtet eine Phase des Mondes oder ein blinkendes Gestirn in das grauenvolle Dunkel. Allein schon hat der Seemann seinen Quadranten am Auge, er macht seine Beobachtung und aus seinen Tabellen findet er augenblicklich, wo sein Schiff sich befindet. Der Curs wird geändert, das Schiff ist gerettet!

Was der Gelehrte in langdurchwachten Nächten theoretisch berechnet hat, es rettet dem rastlos die Erde umkreisenden Praktiker das Leben, es führt ihm Millionen an Gütern des Weltverkehrs sicher zum Hafen.

Soll ich Beispiel an Beispiel reihen? Soll ich von jenem farbenblinden Knaben sprechen, von welchem der Gedanke gelenkt mit Blitzesschnelle die Welt durchflog?

Doch nein, nur noch ein eigenthümlicher, mir naheliegender, weil selbst erlebter Fall möge die Rückwirkung der Theorie auf die Praxis erläutern.

Vor einer Reihe von Jahren erschien ein Werk von dem ausgezeichneten Physiker und Chemiker Chevreul — Vertheidigung gelegt, dem Entdecker des Stearins — welches den Titel führte: „Ueber die Contrastfarben."

Ich kann den interessanten Inhalt dieses gelesenen Werkes hier unmöglich weiter andeuten, nur Eines muß ich hervorheben. Die Farbenlehre hat nachgewiesen, daß jede Farbe eine sogenannte Contrastfarbe hat. Es ist wol dem Leser auch nicht ganz unbekannt, daß, wenn man z. B. das Auge einige Zeit lang auf einen grünen Fleck auf weißem Grunde richtet, dasselbe nachher verschließt und dann auf eine weiße Fläche, etwa die Decke des Zimmers wendet, so erblickt man dort einen Fleck, zwar von gleicher Form, jedoch von rother Farbe. So wird Gelb durch Violet hervorgerufen, Blau durch Orange, Roth durch Grün und umgekehrt: es sind dies Erscheinungen, mit welchen sich auch die umfassende Thätigkeit Goethe's vielfach beschäftigte. Eine weitere auffallende Thatsache, welche wir uns aus den theoretischen Untersuchungen über das Licht erklärt haben, ist die, daß wenn irgendeiner Farbe die ihr zugehörige Contrastfarbe hinzugefügt wird, so geben beide zusammen Weiß, oder richtiger ausgedrückt, die beiden Farben vernichtet, heben sich gegenseitig auf, sie verschwinden.

In jener Zeit nun wurde ich von einem Fabrikanten, der schwarzes lackirtes Leder verfertigte, zum Besuche seiner Fabrik eingeladen. Nachdem wir die verschiedenen Etablissements besichtigt hatten, führte mich der Fabrikant in das Magazin. „Nun muß ich Ihnen auch den Fehler meines Fabrikats zeigen", sagte er und mit diesen Worten breitete er mehre lackirte Felle auf den Boden aus, sodaß sie von der Sonne beschienen wurden. Einige erschienen da rein schwarz, andere dagegen hatten einen fehlerhaften Schein. „Diese letztern", sagte der Fabrikant, „sind mein eigenes Fabrikat und dieser fuchsige Schein im Licht ist ein Hauptfehler desselben, welchen jene Felle aus Paris nicht besitzen. Was gäbe ich darum, wenn ich das reine Schwarz erzeugen könnte!"

Augenblicklich mußte ich an die vorhin erwähnten Contrastfarben denken.

„Versuchen Sie es, Ihrer Lederverwaltung etwas Blau — etwa Indigo — zuzusetzen", sagte ich zu dem Fabrikanten, der jedoch ungläubig den Kopf schüttelte.

Ich hatte seitdem keinen weitern Verkehr mit jener Fabrik, die indessen einen ungeheuern Aufschwung genommen hat und es ist mir gänzlich unbekannt, ob sie meinen Rath befolgte oder nicht, der nur in der That ohne besondere Veranlassung nicht weiter zur Erinnerung gekommen wäre.

Allein vor kurzem gelangte ich zufällig und unvermuthet in ein Local, in welchem die Vorbereitungen zur Gründirung von schwarzem Glanz leder gemacht wurden. Was erblickte ich? Eine Reihe von Rahmen, auf welchen Berlinerblau als Zusatz zur Gründirung präparirt wurde, ein Anblick, der mich mit der vollsten Genugthuung belebte, daß mir die Theorie im ersten Augenblick den rechten Fingerzeig für die Praxis gegeben hatte.

Es wurde eben der Erfindung von Daguerre erwähnt. Was ist aus derselben geworden in den Händen theoretisch gebildeter Operateure?

Der Erfinder selbst, heute anfeindend, würde über die jetzigen Leistungen der Photographie — die mit ganz andern Stoffen und Methoden arbeitet — fast ebenso erstaunt sein, als die Mitwelt über seine ursprüngliche Entdeckung es war.

Man tritt zum Zweck des reinpraktischen Verfahrens das Bücken von Fabriken und Geschäften an, die von reinen Praktikern gegründet und betrieben aufs beste florirten. Es verhält sich hiermit jedoch ähnlich wie mit der berüchtigten Revalenta arabica und mit den Rheumatismusketten; die einzelnen Fälle, die resultiren, erhoben nur,

ſie fallen und auf. Von den unnützigen Fällen, die nicht gelingen, wo Zeit, Kraft und Vermögen zu unglaublem Proben und verfehlten Anlagen geopfert werden, davon ſchweigt der Geſchichte.

Theorie und Praxis, wiederholt wurde es geſagt, ſchließen ſich gegenſeitig nicht aus, ſie bedingen ſich; ſie treten ſich nicht feindlich ab, ſie ziehen ſich unwiderſtehlich an, ſie verhalten ſich wie Seele und Leib.

Ohne höhere Entwickelung des Seelenlebens kann der Leib vegetiren, aber nicht gedeihen; er bleibt auf der niederſten Stufe der Thierähnlichkeit ſtehen. Nur da, wo die Seelenthätigkeiten der Herrſchaft über die Materie des Leibes erlangten, wurde ein veredeltes und ſchönes Gemeinweſen ſich entfalten und zur Blüte gelangen.

Man blicke doch auf China, auf dieſes Wunderland der vollendetſten Praxis! Es hat verſäumt, zu rechter Zeit den Schritt zu thun zu echter Wiſſenſchaft und ſeit Jahrhunderten ſteht jenes Volk ſtill, um jetzt vielleicht dem innern Verfall entgegenzugehen.

Man ſehe dagegen hin auf unſere Mathematiker, Phyſiker, Mineralogen, Chemiker und Botaniker! Raſtlos durchwandern ſie alle Länder, dringen in tiefe Schachten, erklimmen ſteile Berge, trotzend dem Sturm, der Hitze und der Kälte, durchſuchen ſie alle Winkel der Werkſtätten, der Fabriken und der Landwirthſchaft, um überall mit der Thatſache, mit der Erfahrung und dem Bedürfniß anregend und nachdringend den Gedanken und die Theorie zu verknüpfen.

Fragen wir nun, ob es ausſchließlich nur das Gebiet der materiellen Production und Betriebſamkeit, das Bereich der empiriſchen Naturforſchung, wo wir eine derartige gegenſeitige Bedingung, Ergänzung und Förderung von Theorie und Praxis wahrnehmen, wie ſie in Vorſtehendem dargelegt und geſchildert worden iſt? Gibt es nicht Hunderte von die lange und mannichfaltige Reihe von Thatſachen, welche uns die Geſchichte und das Leben vorführt, als die Manifeſtationen des Geiſtes, als die Phänomene des Seelenlebens, wo wir ſo häufig in Fragen der Politik und der Religion, der Geſellſchaft und der Erziehung, der Kunſt und Wiſſenſchaft die Praxis bald unverſöhnlich eingreifend, bald hindernd antreffen, gibt es nicht auch auf dieſen Gebieten gemeingiltige, aus Thatſachen hervorgegangene Geſetze und auf dieſen fußende Theorieen, welche die Erſcheinungen mit Grund und Urſache verknüpfen und einen allgemeinen Zuſammenhang, eine bedingende Nothwendigkeit auch für das endliche Bereich des Gedankens, für das beſchränkte Element der Ideen nachweiſen und ſtützen? Können auch hier Theorie und Praxis im Gegenſatz ſowol als auch in glücklich fördernder Verbindung an Beiſpielen gezeigt und erläutert werden?

Ohne Zweifel iſt dieſes der Fall. Nicht uns doch leben ohne tiefere geſchichtliche Forſchung und philoſophiſche Speculation das maſſenhafte Volkswort die Andeutung, daß im Volke das Gefühl einer Geſetzmäßigkeit auch auf dieſem Felde der Erſcheinungen unbewußt lebe und ſich ausſpreche.

Die Durchführung einer ſolchen Parallele wird der Naturforſcher jedoch füglich dem Philoſophen überlaſſen.

Dr. J. Schneider.

Anregungen.

Die Menſchlichkeiten der Heroen.

Es hat ſein Intereſſantes, bedeutenden Geiſtern nahezutreten — gleichviel auf welchem Gebiete — ſie im Stude, Kommer und Rücken zu belauſchen und zu belauern, wie ſich ein großer Mann am Abend über beim Zubettgehen benimmt.

Iſt es aber nöthig, dann auch zu berichten, von welchem Stoff ſeine Nachtmütze war und mit welchem Kamm er zuerſt ins Bett ſtieg?

Vielleicht! Was war aber was iſt, muß auch erwogen werden dürfen. Wer ſind wir ſonſt gar nicht gegen dieſe Perſönlichkeiten Literatur. Sie hat ſchon Manchen im innern Weſen der großen Genien mehr aufgeklärt als der gelehrteſte Commentar.

In dem „Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller Epoche. Von Arnold Schloenbach“ (Hannover bei Rümpler. 1856.) iſt der Dame Verſuch geworden das intereſſante perſönliche Verhältniß und unerquickliche Gemüthigkeit vermieden werden, die in neuerer Zeit Alles gar zu ängſtlich, gar zu peinlich und gewiſſenhaft zuſammenſtellt, was über die beiden großen Dichter in ihren Beziehungen, beſonders auch zu den Frauen ihres Kreiſes, Bekannte und Unbekannte exiſtirte. Wie geſtehen, daß wir über unſer neues Buch, das den Namen Heinrich Düntzer's trägt, zu erſchrecken pflegen, freilich nicht des Stoffs, ſondern der Behandlungsweiſe wegen.

Ein ungetrübtes Intereſſe gewähren in dieſer Sammlung Briefchen der Herzogin Amalie von Weimar, Goethe's Mutter und Schiller's Frau; auch von der Stolze über Sophie Laroche müſſen wir ihren

weshalb mit Anerkennung sprechen, weil sie früher in unsern „Unterhaltungen" stand.

Die Entwickelungsgeschichte großer Geister hat ein ewiges Interesse, der Kampf um Erreichung Dessen, was ein großer Mann als Lebensaufgabe erkannte, wird nie der Theilnahme, der Bewunderung bar sein.

Schlosenbach's „Frauenbilder" sind eine sehr willkommene Ergänzung der kürzlich erschienenen Briefe der Gattin Schiller's. Man fühlt sich bei allem Menschlichen, das sie schildern, auch hier immer noch in Lotosgärten versetzt, in Belriguardos wenigstens nach Einer Seite hin, während es allerdings manchen Winkel auch hier gibt, den man in den Lustparken zu übermalen und als Felsengrotte zu cachiren pflegt.

Schlosenbach's Stil und Darstellung sind bekannt. Warm und innig ist seine Auffassung, oft zu maßlos der Wiedergabe Dessen, was er schildern, in redlichster Ueberzeugung tadeln oder empfehlen will.

Georg Forster.

Geistige Naturen, die in einer großen und weiten Weltanschauung und Höhe die materiellen Lebensbedingungen unter sich liegen lassen, lieben Freundschaften, die sie mit den sich zur Idee gliedernden Gedanken schließen. Man lebt sich gern aus Andern heraus, aus irgend einem großen Vorbilde, einem Denker, einem Dichter. Daher die vielen Autobiographien, daher der große Erfolg des Wilhelm von Humboldt'schen Briefwechsels.

Auch „Georg Forster" Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's „Von Elise Maier" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1836) ist die Biographie eines Mannes, der schon im elften Jahre seinem Vater bei literarischen Arbeiten half, im Uebrigen den Weltumsegler Cook und seinen Vater auf seinen Reisen begleitete, ein gut Stück des innern Europa sah, lange in Rußland den Musen zu leben suchte, endlich Deutschland wiedersah und als die revolutionären Franzosen Mainz besetzten, ausharrte auf seinem Posten, während selbst der Fürst sein Land floh und nur den Befehl hinterließ, daß außer ihm Niemand zu entfliehen nöthig hätte. Forster starb im Jahre 1794 in Paris.

Die Lichtstrahlen aus seinen Briefen und Werken entflammen dem Gemüthe, das Wahre, Empfundene fühlt sich aus ihnen heraus. Die Situationen vieler Leser werden zwar an Schroffheit der Gegensätze denen nicht gleich sein, unter deren Eindruck Forster reflectirte und empfand, aber am Kampfe mit der Welt und ihrem eigenen Gefühl leiden mehr Herzen als man weiß. Ihnen werden die Aeußerungen Forster's besonders tröstend und erhebend sein.

Aus dem Buche des Lebens.

Von Agathon Arber.

Schöne Gegenden und Spinnmaschinen stehen in Bezug auf das öftere Wiederkehren des einmal Gesehenen im geradesten Gegensatze. Merkwürdige Gebäude von außen stehen etwa in der Mitte; manche aber von innen gesehen nähern sich schon sehr — den Spinnmaschinen.

Es gibt kaum ein beschwerenderes Lob für einen Menschen, als daß er — nur brauchbar ist.

Je höher eine Beschäftigung ist, desto weniger ist sie an derselben Arbeitsstuhl gebunden. Der Calculator ist es nur unter seinen Zahlen, der Dichter überall. Dagegen ist jede niedere, mehr mechanische Thätigkeit an keine Zeit gebunden und läßt sich immer treiben. Der Dichter, ein Götterkind, hängt von der Göttin des Augenblicks ab.

Wer unter Schwächern immerhin geistreich, unterhaltend, witzig sein mag, ist es, wenn er mit gleichen Geistern zusammenkommt, nicht bloß im Verhältniß zu diesen, sondern absolut weniger; er hegt eine Art von Befangenheit, Herabstimmung, eine Unbehülflichkeit seiner dienstgewohnten Geister. Es ist dies eine unwillkürliche Huldigung gegen den Genius.

Empört werden kann nur eine edle Seele.

Gebet.

Nicht seh' ich um den Segen mir'ger Glücke,
Nicht fleh' ich um ein flüchtig Erdengut.
Gieb, Ew'ger, nur in Stürmen des Geschicke
Dem Geiste Kraft und meinem Herzen Muth!
Den Pfad des Rechten laß mich ruhig spüren,
Ob hell die Luft, ob mild die Gährne weh'n,
Und Eines gib mir, Gott, zu allen Zeiten:
O, wie ich liebe, laß mich glücklich seh'n!

Nur Der ist arm, der einsam geht die Bahn,
Von dem hinweg der Liebe Engel flieh'n!
Dir, Schicksal, Dank! Du hast in meiner Nähe
Der Lieb' und Freundschaft Segen mir verlieh'n!
O, Alle, die mir Liebe je gewendet,
Auf Blumenauen laß sie ewig geh'n,
Daß nie ihr Glück mit ihre Wonne ende!
O, wie ich liebe, laß mich glücklich seh'n!

Seht, ihre Freuden will ich jubelnd theilen,
Mich soll bewegen, was ihr Herz bewegt!
Ich weiß es, meine Wunden werden heilen,
Solang' sie mild die Hand der Liebe pflegt.
An ihrer Freude soll mein Herz sich sonnen,
Wenn wellend meines Glückes Blumen steh'n,
Und ihre Wonnen seien meine Wonnen!
O, wie ich liebe, laß mich glücklich seh'n!

Emil Rittershaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 32.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Torquato Tasso.

Von Karl Arenzel.

II.

Gleich nach der Vollendung seines großen Gedichts im Frühjahre 1575 hatte Tasso es seinem Jugendfreunde, dem Cardinal Scipio Gonzaga, nach Rom gesandt mit der Bitte, es der Kritik gelehrter und verständiger Männer zu unterwerfen und ihm ihr Gutachten mitzutheilen. Der Cardinal ging sogleich auf seinen Wunsch ein und schickte ihm noch im Sommer alle die verschiedenen Urtheile und Meinungen zu, die sein Werk, wie es nicht anders sein konnte, hervorrief. Dieser Briefwechsel erweckte in Tasso das lebhafteste Verlangen, persönlich mit jenen Männern zu verkehren, alte Freunde wiederzusehen, und er ruhte nicht eher, als bis ihm der Herzog die Erlaubniß zur Reise nach Rom gegeben.

Im November 1575 — noch feierte man das Jubiläum — traf er in der heiligen Stadt ein. Schon in seiner Jugend, im Jesuitencolleg zu Neapel, hatte ihn immer bei dem Genusse des Abendmahls ein geheimnißvoller Schauer ergriffen, obgleich er zu jung war, den Sinn des Sacraments zu fassen. Solch ein Schauer der Ehrfurcht und Heiligung wehte ihn jetzt vor den Reliquien so vieler Märtyrer aus den weihrauchduftenden Hallen der Tempel an. Auch in ihm lebte ein sehnsuchtsvolles, religiöses Gefühl; zurückgedrängt durch sein weltliches Streben, seine ritterlichen Hoffnungen, brach es jetzt mit voller Gewalt in ihm aus, um ihn nicht wieder zu verlassen. Jene strengen kirchlichen Tendenzen, die damals die katholische Welt ergriffen hatten, um sie einigend und reinigend dem andringenden Protestantismus entgegenzustellen, gewannen auch über ihn Macht. In diese gläubiggewordene Welt paßten nicht mehr die heitere Kunst Ariosto's, die Liebesgötter Ratael's, ein unbefangenes Genießen des Schönen; auch die Schöpfungen der Kunst wurden auf die ewigen Gedanken der Religion, die Symbole des Glaubens bezogen, von ihnen sollten sie ihren Glanz und ihre Weihe empfangen.

Am Tage besuchte Tasso in großer Frömmigkeit und Andacht die Kirchen, den Abend verbrachte er mit seinen Freunden Speron Speroni, Flaminio de' Nobili, Angelo da Borga in Gesprächen über Philosophie, Literatur und sein Gedicht. Scipio Gonzaga stellte ihn dem Cardinal Ferdinand Medici, dem Bruder des Großherzogs, vor und dieser machte ihm wiederholt die vortheilhaftesten Anerbietungen, in den Dienst der Medici zu treten. Er wußte, daß Tasso sich in seiner Stellung in Ferrara gedrückt fühlte, die ewigen Lobsprüche des Herzogs ihn nicht befriedigten, daß er einem Freunde geschrieben: „Ich möchte Früchte meiner Arbeit, nicht nur Blumen sehen", nach Unabhängigkeit strebte und am liebsten in Rom geblieben wäre. Allein er konnte sich nun nicht zu einem festen Entschlusse sammeln, er machte den Medici Versprechungen und wagte doch nicht, den Herzog um seine Entlassung zu bitten; dies Schwanken eben war sein Verderben.

In vielen Zweifeln über sein Gedicht, seine Zukunft, in seine Rechtgläubigkeit kehrte er nach Ferrara zurück. Seine Stellung zu Alfons II. war unsicher und zweideutig; er bat wol nach Pigna's Tode den Herzog um dessen Stelle als Historiograph der Este, im Glauben, sie werde ihm verweigert werden und er so einen Grund zum Bruche haben. Indeß erhielt er sie, obwol der Herzog von seinen geheimen Unterhandlungen mit den Medici wußte. Und Tasso, sich einer Schuld gegen seinen Wohlthäter bewußt, glaubte sich überall von Spähern und Feinden umringt; kam ein Brief aus Rom oder Florenz nicht zur Zeit, wo er ihn erwartete, so glaubte er ihn von seinen Feinden aufgefangen; seine Diener hielt er für treulos, von seinen Gegnern bestochen. Während einer Reise, die er nach Modena machte, erbrach man seine Schränke und durchsuchte alle seine Papiere. Möglich, daß es auf des Herzogs Befehl geschehen, der Tasso's Gedichte an die Prinzessin und seinen Briefwechsel mit den Medici kennen wollte. Ueberdies hatte ein falscher Freund des Dichters, Maddalo, manches seiner Geheimnisse verrathen und als Tasso ihn einst im herzoglichen Palaste traf, gab er ihm in Gegenwart der Hofleute einen Faustschlag ins Gesicht. Maddalo war feige genug, wenige Tage nachher mit seinen beiden Brüdern sich mit geschwungenem Degen auf Tasso zu werfen, als dieser nichts ahnend über die Straße ging. Tasso schlug die Mörder nach kurzem Kampfe in die Flucht; „denn mit der Feder wie mit dem Degen hatte er nicht seines Gleichen". In solch fieberhafter Aufregung — noch vermehrten sie die Nachtwachen, die er in Verbesserung seines Gedichts hinbrachte, die Angst, die ihn verzehrte, man möchte wider seinen Willen, noch vor seiner gänzlichen Vollendung, eine Ausgabe davon veranstalten, sodaß der Herzog, um ihn zu beruhigen, den Papst, die Republik von Genua und mehre Fürsten bat, den heimlichen Druck des „Befreiten Jerusalem" zu hindern — ergriff ihn der Gedanke mit seltsamer Heftigkeit, er sei bei der Inquisition von seinen Feinden angeklagt worden. Seine frühern Studien in der altgriechischen Philosophie hatten doch manche Zweifel an der Wahrheit der katholischen Glaubenslehre in ihm erweckt, jetzt bei dem Drange der Zeit nach strengerer Religiosität, innigerer Hingabe an die Ueberlieferungen der alten Kirche, erschienen ihm diese Schwankungen seiner Seele als durchaus unheilig, verdammenswerth. Schon 1575 war er, von ähnlicher Unruhe ergriffen, nach Bologna zum Vorsteher des heiligen Officium geeilt, hatte seine Meinungen und seinen Glauben seiner Prüfung unterworfen und den Trost erhalten, daß er in nichts von den Lehren der Kirche abweiche. Aber hatte er auch Alles gebeichtet? War ihm keine Falte seines Herzens entgangen? Urtheilte vielleicht der Inquisitor von Bologna nicht allzu milde, wenn er nichts Ketzerisches an ihm fand? Mit solchen Fragen quälte er sich selbst; und was auch der Herzog und angesehene Geistliche thaten ihn zu beruhigen, es blieb vergeblich.

Eines Abends, es war am 17. Juni 1577, in den Gemächern der Herzogin Lucretia, die von ihrem Gemahle geschieden wieder am Hofe des Bruders lebte, zog er von plötzlicher Wuth erfaßt seinen Dolch gegen einen ihrer Diener; er hielt ihn für seinen schlimmsten Feind und hatte der Fürstin schon öfters gesagt, einmal müsse es zwischen ihnen Beiden zum Ausbruch kommen. Alfons II. war zugegen und befahl sogleich ihn festzunehmen und in eine der kleinen Zellen einzuschließen, welche den Hof des Palastes umgeben. Wenige Stunden nachher berichtete der Gesandte des Großherzogs von Toskana seinem Herrn dies Ereigniß: „Die Furcht, in ketzerischen Unglauben gefallen — und die, vergiftet zu sein —" schreibt er, „haben den Verstand des Signor Tasso angegriffen; Alle beklagen ihn, seines Muthes und seiner Güte wegen." Diese Haft zerstörte vollends die wenige Ruhe und kalte Ueberlegung, die Tasso noch blieb; sie stürzte ihn in jenen von Fieberanfällen unterbrochenen, langdauernden Trübsinn, den der Herzog und seine Umgebung Tollheit nannte. Seit er von des Dichters Liebe zur Prinzessin gehört, auch wol ein und ein anderes jener leidenschaftlichen Gedichte gelesen hatte, betrachtete er ihn, sich klug verstellend, mit argwöhnischem Auge, mit festem Willen, ihn für seine Keckheit zu bestrafen, sobald er es thun könne, ohne den Ruf der Schwester zu verletzen. Und als nun einmal Tasso's tollkreiste That ihm diesen Vorwand gegeben hatte, er aus einem freundlichen Gönner ein beleidigter, erzürnter Fürst geworden war — auch des Dichters Absicht, zu den Medici zu gehen, erbitterte ihn —, riß die Nothwendigkeit, diese erste Strenge zu rechtfertigen, ihn immer weiter auf dieser Bahn. Denn es war nur zum Schein der Güte, daß er ihn gegen das Ende des Juni aus seiner Haft befreite und mit sich nach Belriguardo führte; er war nicht gewillt, den tiefgekränkten Dichter frei durch Italien seine Klagen und die Schmach der Este tragen zu lassen. In diesem Schlosse, früher hatte es Tasso's seligste Tage gesehen, kam es zu Erklärungen, Enthüllun-

gen; da gerieth jene ſchwärmeriſche, aus den zarteſten Fäden gewobene Freundſchaft zwiſchen ihm und Leonore, die ſich hier geknüpft, nur hat ſie ihn wieder freundlich angeſchaut, nur einmal ihm kalt und kurz geſchrieben; was ſie für ihn empfunden, vielleicht noch empfand, auf das tiefſte in ihrem Herzen zu verſchließen, um die Eiferſucht des Bruders nicht noch mehr zu entflammen, das war nun einmal ihr Loos. Wie gedemüthigt fühlte ſich ihr Stolz über all die Gehäſſigkeit, die Taſſo ſchwach genug war, von ſeiner Leidenſchaft zu machen. Der Bruch war die nothwendige Folge ſolcher Kränkung. Am Abend des 11. Juli ward Taſſo unter ſicherer Begleitung nach Ferrara in das Franziskanerkloſter zurückgeführt, wie er ſelbſt gewünſcht, dem Prior befahlen, ihn ſorgſam zu bewahren, „weil er gefährlich wahnſinnig ſei". Wie aufgeregt und krankhaft ſein Zuſtand war, bewieſen ſeine Briefe; in dem einen an den Herzog von Urbino vergleicht er ſich mit Solon und Brutus, die zum Nutzen des Volks ſich wahnſinnig ſtellten; der römiſchen Inquiſition ſchickt er ein ausführliches Glaubensbekenntniß ein, heute verſpricht er dem Herzog, nach ſeiner Heilung Mönch zu werden, morgen ſchreibt er, ſeine Hoheit wäre betrogen und getäuſcht, viel mehr als er wahnſinnig ſei. Darauf verbot der Herzog und die Prinzeſſinnen ihrer Dienerſchaft, ferner Schreiben von ihm anzunehmen, und Taſſo — er glaubte, die Arzneien, die ihm der Arzt gab, ſeien vergiftet — verließ in der Nacht des 29. Juli Ferrara, ohne Geld, ohne Kleider; ſelbſt ſeine Gedichte waren in Alfons' Hand. „Du konnteſt, o mächtiger Herr", ruft er ihm im zornigen Schmerze zu, „mir das Leben nehmen, das war dein fürſtliches Recht, aber mich meiner Vernunft berauben, die mir Gottes Güte gegeben, und warum, weil ich von Liebe gedichtet; das iſt der Verbrechen entſetzlichſtes! Ich habe um deine Vergebung gebeten, du haſt ſie mir verweigert, leb' wohl! Mich tröſt nur meine Reue allein."

Flüchtigen Fußes, nirgends raſtend, eilt er nach Neapel, wie von Dämonen gejagt; von einem armen Hirten borgt er das Kleid. So erſcheint er in Sorrent vor ſeiner Schweſter Cornelia, ihr Nachricht von dem Bruder zu bringen, unerkannt wie Oreſtes vor Elektra! Er findet, was er in ſeiner finſtern argwöhniſchen Stimmung nicht erwartete, offene Arme, ein ihm gewogenes Herz. An der Bruſt der Schweſter ruht er von allen ſeinen Qualen und Irrungen aus, aber nur Augenblicke währt dieſes Glück, denn ſehnſüchtig irrt das Auge immer nach jenem feindſeligen und doch ſo geliebten Ferrara, nach ſeinen Gärten, ſeinen Frauen. Mit Bitten bedrängt er den Herzog, die Schweſtern; nur Leonore antwortet ablehnend, ſie könne nichts für ihn thun. Doch ihn hält nichts mehr, nicht die zauberhafte Pracht der Natur, das wogende lichtblaue Meer, an deſſen Strande er ſo oft geſeſſen, nicht Cornelia's Liebe und Thränen. Auch die Freunde in Rom, was wollen ſie mit ihren Warnungen? Sie haben Leonoren nie geliebt, und ſein Ruhm, ſein Lied iſt dort, wie dürfte er noch zaudern? An ſeine Geſandten in Rom, Giulio Maletto und Camillo Gualenge, hatte der Herzog am 22 März 1578 geſchrieben: er ſei bereit, Taſſo wieder in ſeinen Dienſt zu nehmen, wenn er ſich einer ärztlichen Behandlung unterwerfen und einſehen wolle, daß ſeine Melancholie allein die Urſache ſeines Verdachts und ſeiner Furcht geweſen. Auf ſolche Worte ging er nach Ferrara zurück, „dem Herzog ein Opfer zu bringen, ſo groß, wie es Abraham Gott bringen wollte", bereit, in aller Welt für einen Wahnſinnigen gehalten zu werden. Hoffte er die alte Gunſt und Neigung zu finden?

Wie wenig kannte er da den rachſüchtigen Charakter Alfons' II.! Seine Papiere erhielt er von dem Marcheſe Cornelio Bentivoglio, dem der Fürſt ſie anvertraut, nicht zurück; die Aerzte verboten ihm jede anſtrengende Arbeit und riethen ihm, ſich zu zerſtreuen. Weder Alfons noch die Schweſtern ließen ihn zu ſich, bei Hofe lobte man den Arioſto über alle Gebühr, um ihn in Schatten zu ſtellen, ſodaß er einſt auf die Frage, wer der größte italieniſche Dichter ſei, antwortete: „Arioſto iſt der zweite." Das Alles kränkte, ſchmerzte ihn, und in den Banden ewiger Beſorgniß, quälender Unruhe litt es ihn nicht länger in dieſen Mauern. Zum zweiten male verließ er Ferrara. Wie ganz anders groß und bedeutend war jener ſtahlharte, energiſche Dante Alighieri im Dienſte eines erhabenen Gedankens zwar verbannt, arm, aber ſich ſelber gewiß durch Italien gezogen, als jetzt Taſſo, fiebernd, von Wahnbildern wie von Furien verfolgt, ſeines Entſchluſſes und ſeiner That fähig, ein Blatt, das der Herbſtwind von dem mütterlichen Zweige in grauſamer Luſt herabreißt und verweht!

Mächtig waren die Gäſte und ihr Arm reichte weit; weder die Gonzaga in Mantua, die alten Freunde ſeines Vaters, noch Venedig nahmen Taſſo freundlich auf; um geringen Preis verkaufte er ſeine goldene Kette, den Rubin, den ihm Lucretia gegeben. Nun, im Herbſt 1578, ſah er, „das Spielwerk einer grauſamen Göttin, das Ziel ihrer

bittersten Weile", unter der schattigen Eiche am Metauro, „des Apennin kleinem, doch ruhmvollen Sohn", unweit Urbinos und erwartet die Ankunft des Herzogs von Urbino, seinen Schutz zu erflehen. Auf der Jagd bringt ein Bote dem Fürsten Francesco Maria diese Nachricht; wie er war wendet er sein Pferd und eilt dem Dichter entgegen. Heiter und kennig lacht ihm wieder die Welt, Herren und Damen drängen sich um ihn; die Verwandte des Herzogs, die junge Lavinia, legt selbst die Binden um die Wunde seines Arms, die ihm die Aerzte, ihn zu heilen, gebrannt — wie eine Scene aus den alten Ritterromanen! Ihn fesselt es nicht, weiter, nur weiter! Und dem Sturmwind gleich geht er vondannen, ohne Gruß und ohne Dank, dem Norden zu, mit beschmutztem Kleid, zerrissenem Mantel, nicht mehr jener Tasso, um dessen Lächeln Fürstinnen gebuhlt, ein besiegter, mit sich zerfallener Mann. Er wandelt die einsamsten Stege, zuweilen, wenn drohend ein Gewitter schon über ihm steht, findet er bei schlichten Landbebauern Obdach, in Gesprächen mit ihnen eine augenblickliche Zerstreuung seines Kummers, auf hartem Lager ein kurzes Vergessen. Müde von langer Wanderung erreicht er die Thore Turins, die Wachen am Thore lassen ihn nicht ein, sie haben niemals seinen Namen gehört und sehen in ihm nur einen Landstreicher. Endlich führt ihn ein Venetianer Signor Angelo Ingegneri, der ihn kennt, in die Stadt.

Wie überall erweckt ihm sein Auftreten auch hier die vornehmsten Freunde; der Erzbischof, Filippo d'Este, der Reitergeneral des Herzogs von Savoyen, der Kronprinz Carlo Emanuel, Alle nahen sich ihm, bieten ihm Kostbarkeiten, Aemter und Ehren an. Im Winter 1578 sieht er wieder schöne Frauen in erleuchteten Sälen singen und tanzen, seine Hand irrt wieder über die goldenen Saiten seiner Leier, die er lange nur zu Klagen gestimmt, ja, aus den Augen der einen Schönen schien ein Strahl wieder in sein Herz zu dringen, in dies leichtsinnige, unglückselige Herz! Freilich, Leonore weist er nicht darum vergessen; sie und sein Gedicht, das sind zwei Magnete, die ihn fast wider seinen Willen an sich ziehen, trotz aller Warnungen, trotz eigener trüber Ahnungen! Denn wir sind nicht frei, der Strom unserer Gefühle und unserer Thaten reißt uns gewaltsam mit sich fort, nicht durch ein Machtwort, nur allmälig beruhigen sich seine Wogen. Vergebens verspricht ihm Filippo d'Este, ihn im Frühling mit sich nach Ferrara zu nehmen, er geht allein.

Am 21. Februar 1579 betritt er die Stadt: bunte Teppiche und Blumenkränze hängen an den Häusern, an den Pforten des Schlosses, denn Herzog Alfons II. führt die dritte Braut heim, Margherita Gonzaga. Den Dichter will Niemand kennen, man weicht ihm aus, die Diener verweigern ihm den Einritt in die Zimmer, die er früher bewohnt. Tag um Tag verrinnt in neuen Vertagungen; da bricht seine Leidenschaft, sein Zorn endlich jeden Zügel, auf offener Straße übt er Drohungen, Beschuldigungen gegen den Herzog aus, wahre und erdichtete. Es war eine grausame, entsetzliche Strafe, aber sie erschien im Gewande kalter Ueberlegung und verständiger Strenge, als Alfons II. ihn im März nach dem St.-Annenhospital, dem Aufenthalt der Wahnsinnigen, führen ließ. Was er stets verlangt, Tasso solle sich als Kranker behandeln lassen, nun hatte er es erreicht.

Der Lärm und das Wuthgeschrei des Kranken im Hospitale waren so entsetzlich, daß sie selbst die Sinne eines Gesunden hätten erschüttern können. In trüber, dumpfer Kammer, Haar und Bart ungeschoren, in Lumpen gehüllt, saß dieser größte Genius des damaligen Italiens. „Alles wollt' ich ertragen, wenn nur diese Einsamkeit nicht wäre", schreibt er einem Freunde. Muth und Entschließenheit sind längst von ihm gewichen. „Großherziger Alfons", fleht er, „wenn mein Mund dich beleidigte, mein Herz ist schuldlos an diesen frevelnden Worten; es fühlt für dich nur Hingebung und Ehrfurcht." Wenn nur diese Einsamkeit nicht wäre! Er bittet den Narren des Herzogs, für ihn zu sprechen; „mag deine Engelzunge", schreibt er an Alfons' Geliebte, „meine Klagen zum Ohre meines Gebieters bringen, mag sie mir die Pforten meiner finstern Zelle öffnen und die Gnade eines Unglücklichen erflehen, der beseufzt und beklagt die Irrthümer eines thörichten Herzens!" Ohne Licht, dankt er der Katze, die sich des Nachts in seine Zelle geschlichen und ihn mit ihren funkelnden Augensternen anstarrt. Dämonen, davon sind seine Briefe voll, sitzen bei ihm, auf dem Rand seines Bettes; sie stehlen ihm die Früchte von seinem Tische und werfen seine Bücher durcheinander, zuweilen aber sprechen sie lange und freundlich mit ihm, erzählen von der unsichtbaren Welt und ihrem Wesen. Wahrlich, man muß Mitleid mit ihm haben, wie Michel Montaigne sagt, der ihn auf seiner Reise in solchem Jammer sah. Allein so groß war die unerschöpfliche Kraft und Fülle dieses Geistes, daß er in den Tagen, wo diese Anfälle des Irrsinns nicht auf ihn einstürmten, phi-

loſophiſche Geſpräche ſchrieb, in claſſiſch vollendeter Form, wenn auch nicht in der Tiefe der Gedanken und der ſcharfen Dialektik dem Plato vergleichbar. Der Prior des Hoſpitals Agoſtino Mosti behandelte ihn rauh und hart, ein inniger Verehrer des Arioſto, dem er ein ſolidares Grabdenkmal errichtet, haßte er den Mann, der ſeinem Lieblinge den Lorber des großen Dichters ſtreitig machte. Freundlicher erwies ſich ſein Neffe, manche Stunde verkürzte er dem Dichter durch ſeine Gegenwart, ſein tröſtendes Wort. Auch Lucrezia gedachte noch ſeiner, ſie ſandte ihm Früchte, friſch gebrochene Blumen; durch einen Edelmann ihres Gefolges ließ ſie öfters nach ſeiner Geſundheit, ſeinen Wünſchen fragen und für die Widmung ſeiner Gedichte danken, die damals erſchienen. Leonore las dieſe Bekenntniſſe einer unglücklichen Leidenſchaft nicht mehr, am 10. Februar 1581 war ſie nach langem Krankenlager geſtorben. Mir will es ſcheinen, daß der Stolz der Fürſtin in ihr bei weitem die zarten Regungen und die vergebende Milde ſchöner Weiblichkeit überwog. Taſſo gedachte ihrer nicht mehr; „wenn Die, welche meine Neigung ſo wenig erwiderte, mich in dieſem Elend ſahe, ſie würde Erbarmen mit mir haben", meinte er am Anfang ſeiner Gefangenſchaft. Das war vorbei, auf immer! Ihn beſchäftigten andere Sorgen. Denn indeß waren ſechs Auflagen ſeines „Befreiten Jeruſalem" erſchienen, alle ohne ſein Wiſſen und Wollen, zum Theil nach ſchlechten, unverbeſſerten Abſchriften, und ein erbitterter Streit über den Werth dieſes Gedichts, ſein Verhältniß zum „Raſenden Roland" hatte die Literaten Italiens getrennt. Die eben errichtete Akademie der Gruſca zu Florenz antwortete durch Salviati — früher war er mit Taſſo befreundet geweſen, jetzt hoffte er durch ſeine Angriffe auf ihn Geld und Gunſt vom ferrariſchen Hofe zu gewinnen — und Reih den Verehrern des Dichters, die ihn, wie Camille Pellegrine, weit über Arioſto erhoben, in ſcharfer und nicht geiſtloſer Weiſe. Taſſo glaubte erwidern zu müſſen; nicht ſich wollte er vertheidigen, ſondern die Alten, die ewigen Muſter, Homer und Virgil.

Mochte ihn aber auch dieſe literariſche Fehde vielfach verletzen und aufregen, ſo lenkte ſie doch zugleich die allgemeine Aufmerkſamkeit wieder auf ihn und ſein herbes Geſchick. Von allen Fürſten Italiens, den Cardinälen und dem Papſte bedrängt, ihn freizugeben, ſah ſich Alfons II. gezwungen, dieſem Drängen nachzugeben; nicht ganz, aber er erleichterte doch Taſſo's Gefangenſchaft. Gleich nach Leonorens Tode waren ihm mehre Gemächer zur Verfügung geſtellt worden, wo er, wie er gebeten, lustwandeln und philoſophiren konnte. Seine Freunde beſuchten ihn, zuweilen durfte er ſelbſt das Hoſpital verlaſſen. Eines Sommertages lud ihn Marfiſa d'Eſte, die Fürſtin von Maſſa, nach ihrer Villa ein, vom Fenſter aus ſchaute er beim Carneval die Maskenzüge mit an. Auch der Herzog empfing ihn, von ſeinen italieniſchen und franzöſiſchen Rittern umgeben. Allmälig ebnete ſich Alles, die Wellen des Zorns und des Haſſes, die ſo hochgeſchlagen, verrannen. Es war Vincenzio Gonzaga, Fürſt von Mantua — Alfons II. hatte deſſen Schweſter geheirathet —, der endlich ſeine Freilaſſung bewirkte; er verſprach, den Dichter ſo gut zu bewachen, daß der Herzog nichts von ihm zu fürchten hätte.

Am 6. Juli 1586 ging Taſſo, einſam in tief ſchwarzem Gewande, er hatte die Kapuze dicht über das Geſicht gezogen, aus der Pforte des Hoſpitals, durch die Straßen von Ferrara, den Blick zur Erde geſenkt, als ob er ſeine Vergangenheit begrübe. Denn in dieſen ſieben Jahren war das Feuer ſeines Genius niedergebrannt, in furchtbaren Kämpfen mit dem Geſchick, mit namenloſen Schmerzen, mit Thränen, niedergebrannt bis auf wenige, glimmende Kohlen. Eine hinfällige, gebrochene Geſtalt, eingeſunken die Augen, fahl die Stirn; wer konnte ſie wieder beleben? Nicht all deine Schätze, deine Ritter und deine Schönheiten, Mantua, nicht deine Freundſchaft, edler Gonzaga! Mögen die Bürger Bergamos ihn immerhin mit Ehrenpforten empfangen, mit Roſen ihre Mädchen ihn überſchütten, die Republik von Venna ihm einen Lehrſtuhl anbieten, ihn heilt es nicht. Und er ſelbſt mag ſchreiben und dichten, Trauerſpiele wie „Torriſmonde", ein romantiſches Epos, den „Rinaldo", den ſchon ſein Vater begonnen, Canzonen und Oden — es ſind nicht als Kohlen, raſch verlöſchende Sternſchnuppen. Iſt wirklich aus dieſem ſo reichen Herzen, aus dieſem Leben, das ſo Großes und Einziges verſprach, jede ſchaffende und treibende Kraft entwichen, iſt es nur noch ein Hinſchleppen trauriger Tage, ein allmäliges Verſchmachten an der Sonne, nutzlos und ihm ſelber unerträglich? Nein, ſo ſollte er nicht zugrunde gehen. Aus jenem unerklärlichen Schauer ſeiner Jugend vor den Myſterien des Glaubens war während ſeiner Krankheit die Blüte einer ſchwärmeriſchen, myſtiſchen Andacht und Frömmigkeit emporgekeimt. Damals hatte er die Hülfe der gnadenreichen Mutter Gottes angefleht und ſichtbar war ſie aus den Wolken zu ihm niederge-

Siegen und hatte ihn geheilt. Wie nichtig erſchien ihm ſein Wirken und ſein Streben gegen den Glanz, der ſie umgab, wie dufteles der Lorber gegen die Roſenkränze der Seligen! Nun iſt die Blume himmliſcher Liebe aus der Aſche irdiſcher Leidenſchaft, die üppig in ihm gewuchert, aufgegangen, nie wird er wieder ein Weib berühren. Des Nachts, ſtatt Liebesgedichte zu reimen, lieſt er die Schriften der Kirchenväter, die Bekenntniſſe des Auguſtinus, der gleich ihm in den Schlingen ſinnlicher Liebe und weltlicher Ruhmſucht gelegen. Wie er gelobt, pilgert er zur Madonna nach Loretto, ihr dichtet er Canzonen und den Statthaltern Gottes auf St.-Petri Stuhl. Bei ſeinen Wanderungen, denn dieſe Gewohnheit des Umherſchweifens iſt ihm geblieben, ſind Klöſter in romantiſchen Thälern, auf heilungängliche Klippen gelegen, wie auf Monte Oliveto und Monte Caſſino, ſein liebſtes Ziel: zum Dank für die Gaſtfreundſchaft dichtet er den Mönchen wol ein Lied von dem Urſprung ihres Hauſes, den Wundern ihres Heiligen. In dieſen Geſchichten und Ideen bewegt er ſich; ſein Epos vom „Befreiten Jeruſalem", wenn auch überwuchert von dem Panier des Kreuzes, durchdrungen von jener chriſtlich-ritterlichen Geſinnung, mit der in den Tagen, wo er es ſchrieb, Don Juan d'Auſtria bei Lepanto die Osmanen niedergeworfen, doch vor allem ein Lied von irdiſcher Schönheit und menſchlichem Heldenmuthe, erſcheint ihm unheilig, nicht werth der Gottesthat, die es verherrlicht. Beſſernd und reinigend, wie er meint, flicht er Myſtik und Allegorie ein, entfernt jeglichen Zauber, feindſelig läßt er Sophronia und Rinald, jedes Lob der Oſte daraus entſchwinden; ſo entſteht das „Eroberte Jeruſalem", das die Mitwelt nicht beachtet, und die Nachkommen vergeſſen haben. Sein äußeres Leben iſt wieder reich an raſchem Glückswechſel, wunderlichen Zufällen, aber an ſeiner Seele gehen ſie faſt ſpurlos vorüber, Reihen von Bildern ohne einheitlichen Gedanken gleich. Von Ort zu Ort trägt er ſeine Melancholie und ſeine Unruhe, ein Pilger auf Erden. Was ihn heute erfreut, ſtößt er morgen wie eine Laſt von ſich, haſtig folgt er den Einladungen aller, aber Niemanden bleibt er treu. Aus Neapel, wo er im März 1588 ankam, einen Proceß gegen die Erben ſeiner mütterlichen Güter zu führen, nahm ihn ein junger Edelmann Baptiſta Manſo, Marcheſe de Villa, nach ſeinem Landhauſe bei Biſoccio mit ſich. „Signor Torquato", ſchreibt er von hier, „iſt ein großer Jäger geworden, er triumphirt über die Rauheit des Herbſtes und der Gegend. Bei allzu ſchlechtem Wetter und während der langen Abende hören wir dem Klange der Inſtrumente und den Geſängen der Improviſatoren zu; ſie gefallen ihm ſehr und er beneidet ſie um die Kunſt, ſo raſch Verſe zu machen, mit der die Natur geizig gegen ihn geweſen iſt, wie er behauptet. Zuweilen tanzen wir mit den Dorfmädchen, meiſt ſitzen wir am Feuer und plaudern." Das war „der Wald, der Frieden ihm gewährte".

Schon nach einem Monate verläßt er den Freund und geht nach Rom. Dort wohnt er bald im Kloſter der Sta.-Maria Nuova, deſſen Prior Nicolo degli Orſi ihm befreundet iſt, und im Palaſte Scipio Gonzaga's, ſorglos, mit Geſchenken überhäuft; bald, als der Cardinal nach dem Bade gereiſt, geht er derſelbe und fieberkrank in ein Hoſpital, das einer ſeiner Verwandten begründet.

Welche Wandlungen! Sie entſpringen nicht alle aus der Schwäche ſeines Charakters, ſie ſind ihm beſchieden, er iſt ein Sohn des Elends. Die Summen, die ihm ſeine Freunde ſchicken, machen dieſer Noth ein Ende. Wieder ſehen ihn Florenz, Mantua, Neapel. Der Prinz Conca nimmt ihn auf; ſie gefallen ſich gegenſeitig, aber eines Tags bemerkt er, daß der Prinz ſeine Manuſcripte aufmerkſam durchſieht, von einem Diener glaubt er ſich beleidigt; neuer Verdacht, neue Sorgen! So flüchtet er zu Manſo's Landhaus. In reizender Gegend erhebt es ſich am Strande des Meers, von lieblichen, im reichſten Frühlingsſchmuck prangenden Gärten umgeben. Hier vollendet er das „Eroberte Jeruſalem" und ſchreibt auf Bitten der frommen Mutter des Marcheſe ein Lied über die Schöpfung.

Damals war Ippolito Aldobrandini zum Papſt unter dem Namen Clemens VIII. erhoben worden. Sein Neffe, Cinthio, der Cardinal von S.-Giorgio, lud Taſſo in freundlich drängenden Briefen nach Rom ein und als er es nach kurzer Anweſenheit ſchnell verlaſſen, erſann der Cardinal, um ihn wieder nach der heiligen Stadt zu ziehen, das Schauſpiel einer Dichterkrönung, eine Ehre, die ſeit Petrarca keinem Poeten geworden. „Keinen Kranz müßt ihr mir bereiten, nur einen Sarg", entgegnete Taſſo, doch ging er, auf dem Capitol zu ſterben. Ein Triumphzug ganz eigener Art! Unterwegs überfiel die Räuberbande des Sciarra bei Mola die Reiſenden und zwang ſie, eilends in die Stadt zurückzuflüchten. Als aber Sciarra hörte, daß Taſſo unter ihnen wäre, ſandte er zu ihm und bat ihn, ſeine Reiſe ohne Furcht fortzuſetzen, nie werde er dem größten Dichter des Vaterlandes

die geringſte Kränkung zufügen. Mit Lorbeerzweigen, im feſtlichen Aufzuge kamen ihm die römiſchen Adeligen ſchon vor der Stadt entgegen, das Volk wogte auf den Straßen, die ſchönſten Frauen lächelten und winkten ihm von den Balkonen zu, die ſchönſten Blumen fielen auf ſeinen Weg.

„Ich biete Euch den Kranz an", ſagte der Papſt, dem er am nächſten Tage vorgeſtellt ward, „damit er von Euch Ehre empfange, nicht Ihr von ihm."

In Taſſo's Seele wohnte keine Hoffnung mehr, zu dem Manſoſche Manſo hatte er bei der letzten Umarmung geſagt: „Auf Wiederſehen in der Ewigkeit." Soviel Roſen und Ehren, ſie heilten ihn nicht, ſie erſtickten ihn nur. Dieſem Manne ſollte ſelbſt die Erwartung unerfüllt bleiben, welche Alle ſchon Gewißheit genannt. Die Unfreundlichkeit des Winters machte einen Aufſchub der Krönung bis zum Frühling 1595 nöthig. Und inzwiſchen ſchwanden ſeine Kräfte täglich. Im hochgelegenen Kloſter S. Onofrio ſaß er unter den ſchattigſten Eichen des Gartens an jedem Mittage, träumeriſch, in ſich verſunken. Dieſen Ort hatten ihm die Aerzte empfohlen; er liebte ihn, „weil er von dieſer erhabenen Spitze ſich gleichſam ſchneller in den Himmel erheben könne". Was ihn je gedrückt, zerfloß bei dem Nahen des Todes wie ſchwerer, dichter Nebel, den ein ſcharfer Wind zerreißt, eine glückliche Zukunft breitete ſich vor ihm aus; ſeine Feinde waren verſtummt, unſterblicher Ruhm ihm gewiß, der Prinz von Avellino, der Haupterbe ſeines mütterlichen Vermögens, erklärte ſich bereit, ihm eine jährliche Rente von 200 Dukaten und gleich eine anſehnliche Entſchädigung für die in Belig genommenen Güter zu zahlen. In ſpät' Am 10. April 1595 ergriff ihn ein heftiges Fieber, am 25. war er ihm erlegen, er zählte erſt 51 Jahre. „Nun hatte Gott für mich", hatte er kurz vorher ſeinem Freunde Gonzaga geſchrieben, „ich gehe in das Leben, welches das einzig wahre iſt." Nicht eine Krone, nur ein Sarg war ihm nöthig, den rüſtete ihm Cinthio Aldobrandini zu. In ſolcher Toga, lorbeerbekränzt, von 100 Wachsfackeln umleuchtet, ward des Dichters Leiche ausgeſtellt, durch die Straßen Roms geführt, und endlich mit Palmenzweigen bedeckt, unter Hymnen, Reden und Liedern zu ſeinem Lobe in der Kirche von S.-Onofrio beigeſetzt; die Tauſende, die dieſem Schauſpiele beiwohnten, ſchlugen ſich an die Bruſt und weinten: niemals war der Wechſel des Irdiſchen und die Hinfälligkeit auch des größten Geiſtes ergreifender in einem Menſchenleben offenbar geworden.

Sterbend hatte Taſſo den Cardinal gebeten, keine Koſten und Mühen zu ſcheuen, alle Exemplare des „Befreiten Jeruſalem" aufzukaufen und zu vernichten; von dieſem Gedichte, welches die Nachkommen ſo lebhaft und unwiderleglich an ſeine Irrthümer mahnen mußte, ſollte keine Spur übrigbleiben. Nun iſt es der goldene Schild geworden, auf dem ein Geſchlecht ihn zum andern als einen echten König der Dichtkunſt getragen. Seit Vergil hatte er zuerſt in Europa die Leier des epiſchen Geſangs zum Entzücken der Welt wieder geſtimmt. Sein Stoff, die Eroberung Jeruſalems durch die Kreuzfahrer, iſt an ſich bedeutend, großartig, als ein Kampf des geſammten Abendlandes gegen die Sarazenen; welche Fülle von Thaten, von gewaltigen Gegenſätzen bot er dem Dichter dar, chriſtliche Frömmigkeit und ritterlicher Heldenmuth, Legionen von Engeln mit Demantſchildern auf ſilberglänzenden Wolken, irdiſche Herrlichkeit und gewaltige Kraft, die ganze, ſinnbethörende Zauberkunſt des Orients; aber vor allem war dieſer Stoff populär, zeitgemäß, die Strömung der Geiſter wogte gegen das Osmanenreich; in ihm fand Taſſo's Weltanſchauung ihren reinſten Ausdruck. Wie ſeine Ritter im Grabe des Erlöſers das Ziel ihrer Kämpfe finden, ſo ein Jeder am Fuße des Altars; dies Leben iſt ein Pilgerzug durch Irrungen, Wahnbilder, durch unzählige Nichtigkeiten. Aus den Trümmern der Vergangenheit, aus den Dingen, die täglich um uns zerfallen, weht uns der Schauer des Todes, aber auch der Hauch des Jenſeits an. Dort iſt das Licht, volle Klarheit, hienieden nur Schatten. Mit dieſer einheitlichen Idee ſtellt ſich kein Lied den bunten, wechſelnden, loſe aneinandergeknüpften Abenteuern des Arioſto gegenüber, welche allein durch Pracht, Mannichfaltigkeit und die gefällige Ironie des Dichters entzücken, tiefer und edler Gedanken bar ſind, und ſtrebt in claſſiſcher Gebundenheit ſtets vorſchreitend dem Ziele der Handlung zu. Zur dieſe Geſchloſſenheit hatte ſich Taſſo ſchon in ſeiner Jugend erklärt, als er in drei Diſcurſen das Weſen des epiſchen Gedichts beſprach. Denn ſein Dichten iſt ein überlegtes, verſtändiges, nach den Regeln der Alten kunſtvoll gebildetes, kein um Formenzwang unbekümmertes Ausſtrömen des Genius. Es fehlt ihm die urſprüngliche, ſchöpferiſche Phantaſie Bojardo's, der Glanz und Duft, der über Arioſto's Schilderungen ſchwebt, ihre Plaſtik und ergreifende Sinnlichkeit; in ihm herrſcht die Empfindung und die Reflexion vor, eigene Stimmung, Weben der Zeit. Jene leichtfertige, am Aeußerlichen ſich ver-

genügende und in ihm befriedigte Gesinnung, die Ariosto gekannt, war einer sittlich strengen, innerlich erregten gewichen; ihr Ausdruck ist Tasso. Ihm wie Dante sind die Dinge der Welt nur schöner Schein, deren Wahrheit in Gott ruht, doch was bei Jenem in seiner ganzen Herbheit und Bitterkeit sich zeigte, wird bei ihm durch ein schmerzliches Lächeln gemildert und verklärt. Ueber seinen Schöpfungen, so reizend und lieblich lockend sie oft sind, liegt diese wehmüthige Anschauung, wie ein leichter, lichtglänzender Morgennebel, die harten, abstoßenden Formen verschmelzend, und Alles versöhnend in dem Gedanken an Gott, der aus diesem Meer des Nebels und der Nichtigkeit der Flamme gleich emporsteigt.

Dante Alighieri im heutigen Sachsen?

Von Gisfried von Lauta

Wenn wir einer alten Nachricht Glauben schenken dürfen, so haben den Sänger der „Divina Commedia" seine Flüchtlingswanderungen auch in das heutige Sachsen geführt und hat er sich hier einige Zeit aufgehalten.

In einer alten Historie von Sachsen, die uns vorliegt, heißt es nämlich bei dem Bericht über die Ermordung des Markgrafen Diezmann (in der leipziger Thomaskirche in der Christnacht 1307): „Sein entseelter Körper ist zu Leipzig in der Pauliner Kirchen vor dem Hohen Altar Fürstl. begraben, und ihm von dem berühmten Poeten aus Florenz, Dantes Aligerus genannt, der aus Italien gewisser Ursachen halber flüchtig, sich damals gleich in Sachsen aufhielt, folgendes Epitaphium gemacht, welches neben dem Altar auf einer Tafel mit goldenen Buchstaben geschrieben und auf seiner Statua in gedachter Kirchen nachzusehen, auch in M. Sal. Steppers Inscriptionibus Lipsiensibus L. 1. p. 43. num. 44. zu lesen ist:"

Tres ego sum **monachus**, *me olim* **genuere** *Parentes*
Albertus Princeps, **Margaquerete** *pia.*
Imperium **tibidomque** *dedit* **Thuringia** **nobis**,
Marchia *Lusatiae*, **Misena** *et ipsa potens:*
Quaeque patet vetus in planis **Libenotria** *campis*,
Et quae montano flumine **Plisena** *lavat.*
Frater erat ***Friderici*** *olim* **Mavortius** *heros*,
Pro patria mecum praelia dura tulit.
Nam superare datum est nobis victricibus **armis**
Bojemae populos Saxoniaeque duces.
Woldemo *de* **Brennenburg** **Woldemar** *nomine dictus*,
Agnatae **dominus** *vincula nostra tulit.*
Anhaltinus *Princeps* **cecidit** *quoque cuspide nostra*,
Sed vitam **supplex** *a nobis emeruit.*

Romulidum *reges*, ***Albertus***, ***Adolfus***, *et alter*
Non poterunt nostras **frangere** **Marte** **manus**.
Virtibus, *o pietas*, *sed nostris terga dederunt*,
Caesareis opibus tunc ego dives eram
Innumeri nostri et caesi sunt cum Suevi,
Addentes patrium sollicitare **Deum**.
Omnia sic vici, *durum sed vincere* **telum**
Non potui, *Lachesis quod dedit* **atra** **mihi**.
Objecit **Da** *mea crudeli pectora ferro*,
Dum steteram **invictus** *in medio* **Ecclesiae**.
Sic victor victus cecidi, *sed nulla triumphos*,
Et laudes **territa** *non caput ulla* **dies**. *)

Da uns keine von Dante's anerkannten lateinischen Dichtungen zum Vergleich vorliegt, so können wir über die Echtheit dieser ihm zugeschriebenen Verse nicht urtheilen. Daß aber Dante auf seinen Irrfahrten das Gebiet der Wettiner nicht unberührt gelassen, wird sehr wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß die beiden wettinischen Brüder, Friedrich der Freudige (oder mit der gebissenen Wange) und Diezmann durch ihre Mutter Geschwisterkind mit dem in Neapel verbluteten letzten Hohenstaufen und die Blicke der Ghibellinen auf sie als auf die natürlichen Erben der Interessen, welche sich an das Hohenstaufische Haus

*) Zu Deutsch:

Hier ruh' Diezmann ich, von Albrecht bin ich gezeuget
Und an liebender Brust von Margaretha genähret.
Macht gab uns und Namen Thüringen, die traute Heimat,
Und der Lausitz Gebiet neben der meißnischen Mark;
Ja, auch Osterland, soweit es erstrecket die Aue,
Und was, den Bergen entrauscht, schlängelnd die Pleiße bespült.
Brüderlich stand zur Seite mir Friedrich, der freudige Recke,
Fechtend für Heimat und Recht manchen erbitterten Strauß.
Unseren Siegerstreichen, so wollt' es der Himmel, erlagen,
Sachsen, dein Herzogshaus, Böhmen, dein tapferes Volk;
Und der du der Brennen tiefsandige Marken beherrschest,
Markgraf Woldemar, dich führten gebunden wir heim!
Du auch, Anhalt, fühltest die Schärfe von unserem Schwerte
Und dein Leben erhielt nur dein gebängtes Flehn.
Ja der Romuliden gewaltige Könige konnten,
Albrecht und Adolf, nicht bändigen unseren Arm;
Schmachvoll mußten den Rücken den Streitern von Meißen sie kehren
Und in unserer Hand ließen der Beute genug.
Zahllos deckten entseelte Schwaben das blutige Blachfeld,
Die nur den heiligen Herd frech zu bedrängen gewagt.
So obsiegte ich Allen, nur nicht dem allmächtigen Schicksal,
Das, in Dunkel gehüllt, wirket den bittern Tod.
Mitten im heiligen Hause, wo fromm ich der Andacht gewartet,
Traf von verruchter Hand jach mich der mordende Stahl.
Also sank ich, ein überwundener Sieger. Doch nimmer
Sinkt danieder mein Ruhm, sie, was ich kämpfend gewann!

knüpften, voll großer Erwartung gerichtet waren. Läßt doch eine, freilich sehr unbestimmte Nachricht die lombardischen Ghibellinen (vielleicht um 1297) eine Gesandtschaft an Friedrich den Freidigen schicken und ihn einladen, nach Italien zu kommen, um das Erbe der Hohenstaufen anzutreten. Auch soll Friedrich, der als Knabe gelobt hatte, den Tod seines Vetters zu rächen, wie er nach dem Falle von Freiberg durch Adolf von Nassau im Jahre 1297 länderlos und flüchtig wurde, jener Einladung wirklich Folge geleistet, den Stand der Dinge in Italien aber so gefunden haben, daß er in seiner hülflosen Lage nichts ausrichten konnen. Der Heldenruhm, welcher nachher Friedrich's Namen verherrlichte, mußte wol einen so eifrigen Ghibellinen, wie Dante war, ebenfalls auf denselben aufmerksam machen und ihn veranlassen, diesen starken Arm und ritterlichen Geist seiner Sache zu werben. Vielleicht scheiterte der Versuch gerade an dem plötzlichen, gewaltsamen Ende Diezmann's, wodurch Friedrich, damals von Albrecht von Habsburg in seinem heimatlichen Erbe schwer bedroht, ganz an die heimischen Angelegenheiten gefesselt wurde. Wären dem freudigen Friedrich nicht die Hände so sehr gebunden gewesen, wer weiß, ob wir da nicht in der „Divina Commedia" statt des gepriesenen Arrigo einen Heberigo, statt des Luxemburgers einen Wettiner hochgefeiert fänden!*)

Die Mai- und Pfingstfeier.

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie sogo seine Braut, künftig eine Mutter werde —

singt Friedrich von Logau in seinen „Sinngedichten von dem Mai".

Und die Erde schmückt sich bräutlich mit Laub und Blumen zu dem frohen Feste, das Wiesen und Wald, Berg und Thal mitfeiern. Aus den Bäumen und Lüften schallt der Festgesang, von den Bergen und Wäldern steigt frühmorgens der Weih- und Opferrauch zum Himmel empor, der sich so heiter und blau als ein schirmendes Dach über die bräutliche Erde wölbt.

Der Mai ist für die Erde das Blumen- und Freudenfest wie Pfingsten für die Menschen. Frisches, grünendes Leben pulst in dem Wonnemonat durch die ganze Natur und das Menschenherz schlägt am sonnig-grünen Pfingstmorgen lauter und lauter vor Wehmuth und Lust. Balsamischer Weihrauch aus tausend Blumen duftet ringsum, aus dem Walde schallt wundersam liebliche Musik — wenn die Kirchenglocken so ernst und ruhig dazwischenklingen, dann wird's dem Herzen in der Brust bald zu weit und bald zu eng: des Schönen, der Freude ist ja ringsum so viel!

Wir feiern Pfingsten ein doppeltes Fest: das der Kirche und die Maifeier der Natur. Ein heiligender Geist senkt sich auf uns herab, wenn wir am Pfingstmorgen in die Natur treten; nicht in der Gestalt einer weißen Taube, sondern in tausend Sonnenstrahlen, in tausend Frühlingstönen, welche in unser Ohr schallen, senkt er sich in unser Herz. Und dieser heiligende Geist der Kirche hat über das Freudenfest der Natur einen feierlichen Ernst ausgegossen und gibt ihm die christliche Weihe. Ehe aber noch das Fest der Kirche eingesetzt war, ward das Maifest schon von den meisten Völkern des Alterthums und namentlich von unsern Vorfahren feierlich begangen, aber die Kirche hat dem Maifeste einen christlichen Sinn untergelegt und Tausende feiern jetzt das Pfingstfest, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie zugleich die Maifeier der alten Deutschen mitbegehen.

Lauter Jubel hallte einst an diesem allgemeinen Freudenfeste für Menschen und Götter durch die deutschen Wälder. Die Götter selbst stiegen vom Himmel herab, um während der festlichen Tage auf der Erde zu wandeln und die Freude der Menschen zu theilen. Zuerst erschien der mächtige Wodan, der Gott der Saaten; dann die milde Holda oder Frick, welche die Flachsfelder beschützte und die Feld- und Hauswirthschaft der Menschen überwachte; darauf Frohe, der Gott des Sommers, und viele andere segenbringende Göttergestalten, um die Huldigungen und Opfergaben der Menschen entgegenzunehmen. Freudenfeuer loderten ihnen zu Ehren auf den Bergen, Tänze und Spiele empfingen sie und von den Opferstätten drang ihnen Weih- und Opfergeruch entgegen. Dem Wodan brachte man in feierlichem Zuge die Erstlinge der Saaten, der Frick überreichte man

*) Dagegen schreibt uns ein Dante-Kenner: „Trotz der vielen Wahrscheinlichkeitsgründe, die der gelehrte Verfasser für seine Meinung anführt, können wir doch kaum an einen Aufenthalt Dante's in Sachsen glauben. Weder Villani und Boccaz, die sein Leben beschrieben, noch die chronistischen Ehrenreden der Zeit sprechen davon; er selbst erwähnt niemals der beiden Brüder; die Inschrift — wenigstens wie sie Sterzer mittheilt — mit den Endworten „Obiit VIII Cal. Jan. Anno Chr. MCCLXXX" (er starb am 24. December 1280) erscheint wegen der falschen Jahreszahl mindestens zweifelhaft; dazu kommt, daß die Paulinerkirche nur wenig Inschriften enthält, die über das 16. Jahrhundert, keine, die nur annähernd so früh hinaufreicht." D. Red.

duftende Sträuße von Maiblumen und jeder Gott erhielt ein Geſchenk von Dem, als deſſen Verehrer er verehrt wurde.

Lauter Jubel ſchallte in dieſer Feſtzeit Tag und Nacht durch die Thäler und Wälder; die Arbeit ruhte, der Becher mit Meth machte fröhlich die Runde, Kinder, mit Blumen und Kränzen geſchmückt, zogen ſingend umher, um Feſtgaben einzuſammeln. Iſt es uns doch noch jetzt, wenn wir in alten Sagen von dieſen Freuden- und Spielen leſen, als ob der Nachklang dieſes Jubels uns leiſe rauſchend ins Ohr tone, als ob der ſchottiſche Barde Oſſian uns die Worte aus ſeinem „Fingal“ vorſänge:

Lieblich ſind des Liedes Weiſe,
Lieblich der Sagen andrer Zeiten.
Sie gleichen dem ruhigen Morgenthau am Berge der Ruh,
Wenn ſchwach ſeine Seite die Sonne beſcheint
Und ruhig im Thale der See liegt.

In manchen Gegenden Deutſchlands haben ſich noch Spuren jener alten Spiele und Feſte im Volke erhalten, wenn ſie ſich auch in dem Zeitraume von Jahrhunderten anders geſtaltet haben und das Chriſtenthum ihnen eine andere Bedeutung untergelegt und eng mit ſeinem Feſte verſchmolzen hat.

Die Maifeier der alten Deutſchen zog ſich durch den ganzen Mai hin; denn während dieſer ganzen Zeit weilten die Götter auf der Erde. Jetzt ſind die Ueberreſte jener alten Maifeier auf den erſten Maitag und das Pfingſtfeſt verlegt und vertheilt.

An die Stelle der Tänze, welche einſt auf den Bergen um die Götteraltäre und Opferſtätten in wilder Luft aufgeführt wurden, hat die Volksſage die Luftfahrten und Tänze der Hexen in der Nacht des erſten Mai treten laſſen. Als das Chriſtenthum in die deutſchen Wälder eingedrungen war und die Herrſchaft erlangt hatte, vermochte ſich ſein ſittlicher Ernſt nicht mit dieſen heidniſchen, wilden Tänzen auszuſöhnen, die durch das Eindringen römiſcher Cultur in Deutſchland viel von ihrer urſprünglichen Reinheit und Sittenkeuſchheit verloren haben mochten. Die wenigen Anhänger der alten heidniſchen Religion mußten ſich mehr und mehr vor dem religiöſen Fanatismus der Mönche und Prieſter verbergen; nur in der Nacht konnten ſie ihren Götterculthus noch feiern. In der Nacht des erſten Mai kamen ſie heimlich auf den Bergen, an den Stätten der frühern Götteraltäre zuſammen und führten den Reigen auf, wie es einſt ihre Vorfahren zu Ehren des Wodan und der Frik gethan. Leicht konnte ſich chriſtlichgläubigen Gemüthern, welche auf den Bergen die Geſtalten um die heidniſchen Altäre und um Feuer tanzen ſahen, die Ueberzeugung aufdrängen, daß es böſe Geiſter ſeien, welche die Nacht ſich zum Freudenfeſte ausgewählt. Wer konnte es nach dem Glauben jener Zeiten anders ſein als Hexen, die mit dem Teufel dort zuſammenkamen? Dieſer anfangs zufällige Glaube hat ſich mit der Zeit in die Geſtalt der Sage umgewandelt, die noch heutzutage in dem Munde des Volks lebt.

Mit der Luftfahrt der Hexen in der Nacht des erſten Mai beginnt der Sagenkreis. Die Hexen verſammeln ſich auf hohen Bergen, unter der Linde, dem Birnbaum, unter dem Galgen oder am Rabenſtein. Der Brocken oder Blocksberg im Harze, der Hulberg bei Halberſtadt, der Hörſelberg bei Eiſenach, der Kreuzberg bei Würzburg und viele andere Berge im Elſaß, in Frankreich, Schweden, Norwegen, Spanien und Ungarn ſind als Zuſammenkunftsorte der Hexen bekannt. Ebenſo bekannt iſt der Ritt der Hexen durch die Luft auf einem Beſen, einer Ofengabel, einem Ziegenbock u. ſ. w. Der Teufel ſelbſt führt die Tänze an und iſt überhaupt der Entrepreneur dieſer nächtlichen Vergnügungen und führt in der Hexenverſammlung den Vorſitz. Die Seelen armer Menſchen werden von den Hexen dem Teufel als Opfergabe dargebracht.

Es liegt auf der Hand, daß dieſe Sage aus der Maifeier der alten Deutſchen entſtanden; denn auch ſie hielten neben den Götteraltären Volksverſammlungen, wo Gericht gehalten und den Göttern geopfert wurde, und ſelbſt Menſchenopfer mögen in den früheſten Zeiten vorgekommen ſein.

In einigen Gegenden haben ſich die alten heidniſchen Feſtlichkeiten jedoch noch in anderer Weiſe als in der Hexenſage erhalten. Aehnlich wie im Harz am Johannistage holen in manchen Gegenden die jungen Burſche und Mädchen am erſten Mai eine große Tanne aus dem Walde, pflanzen ſie mitten im Dorfe auf einem freien Platze auf, ſchmücken ſie mit Bändern und bunten Tüchern und beginnen dann einen luſtigen Tanz um dieſelbe. Die Tanne bleibt bis zum erſten Mai des folgenden Jahres ſtehen. An einigen Orten pflanzen die Bauern in der Nacht des erſten Mai ebenſo viele Tannen als ſie Pferde haben und ſo viele Birken als ſie Rinder haben auf den Düngerhaufen, um das Vieh vor Krankheit zu bewahren. Die jungen Burſche bringen den Dirnen in dieſer Nacht „Maien“ (Birkenreiſer), welche ſie

an die Fenster, Thüren oder den Thorweg nageln, und dies gilt als eine besondere Ehre und wird meist nur der Geliebten dargebracht. Im nördlichen Deutschland findet diese Sitte in der Pfingstnacht statt und den ersten Pfingstmorgen begrüßen in den Dörfern rings mit Maien überschüttete Fenster und Thüren. An einigen Orten kann man nur dem Pfarrherrn und dem Dorfschulzen diese Ehre zutheil werden. In den meisten Gegenden nördlich vom Harz werden am Pfingstmorgen die Häuser und Straßen mit Blumen bestreut, namentlich in Blankenburg.

In Schwaben ist an manchen Orten der erste Mai ein Festtag für die Kinder. Sie ziehen, von einem Maikönig geführt, mit Blumen geschmückt, Zweige von Birken und Tannen tragend, in die Kirche. Am Nachmittage finden Wettläufe statt; man errichtet Kletterbäume und verschiedenartige Spiele werden aufgeführt.

Diese und ähnliche Sitten finden in ganz Deutschland, England und Schweden statt. In letzterm Lande wurden sie früher sehr großartig und feierlich begangen, da die Obrigkeit sie selbst in die Hand nahm und leitete.

An diese Spiele, an die Nacht des ersten Mai und ersten Pfingsttags hat das Volk mancherlei Aberglauben geknüpft. Im Schwarzwalde pflücken die Mädchen die weißen und rothen Blumen des Maiblümchens (Convallaria maialis), binden sie zu Kränzen, welche sie in den Stuben aufhängen, um das Haus vor dem Wetterschlag zu schützen; auch sollen die Blumen, in einer jener beiden Nächte vor Sonnenaufgang gepflückt, die Kraft des Unsichtbarmachens besitzen, ebenso wie der Samen des Farnkrauts. Die jungen Mädchen schöpfen in der Mai- und Pfingstnacht Wasser: das macht schön und bewahrt vor Krankheit.

Auf die alten heidnischen Opfergebräuche deutet die Sitte, daß am Himmelfahrtstage die Gau bei Dietzgheim ein Brot, ein Schaf und einen Menschen, der Nekar bei Mittelstadt einen Bienenkorb, ein Lamm oder einen Menschen als Opfer verlangt. Einst wurden diese Opfer den Göttern wirklich gebracht. Das Christenthum brachte mildere Gesinnungen und man begnügte sich später damit, nur das Brot, den Bienenkorb und das Schaf den Flüssen als Opfergeld zu geben; jetzt erzählt man sich in jenen Gegenden nur noch, wie es früher war und beklagt das unnütze Wegwerfen jener Gegenstände. Alle jene alten Volkssitten vermögen sich ja nur so lange aufrechtzuerhalten, als das Volk irgendeinen Glauben und eine Bedeutung damit verbindet. Die stets weiterschreitende Cultur vernichtet den mythischen Volksglauben, hebt aber damit auch zugleich die lieblichsten Denkmale und Erinnerungen aus des Volkes Jugendzeit auf.

Wie bereits oben erwähnt, haben sich viele Ueberreste aus der alten deutschen Maifeier an das Pfingstfest geknüpft und sind mit dem christlichen Feste zu Einem Feste und zu Einer Idee zusammengeflossen. In Thüringen wählen sich die Dörfer am dritten Pfingsttage einen „Pfingstlümmel". Die jungen Burschen ziehen nämlich in den Wald, umhüllen einen aus ihrer Mitte ganz mit grünen Zweigen und Blumen, setzen ihn auf ein Pferd und ziehen jubelnd in das Dorf zurück. Der Schulze des Dorfs muß nun drei mal rathen, wer der Umhüllte ist. Räth er ihn auch zum dritten male nicht, so muß er ein Faß Bier zum besten geben, das dann lustig verzehrt wird. Aehnliche Umzüge, bei denen Jemand mit Blumen und Laub verhüllt ist und wobei verschiedene Lieder gesungen werden, finden in sehr vielen Gegenden Süddeutschlands statt. Das Ende aller dieser Umzüge ist, daß Gaben eingesammelt werden, die dann gemeinschaftlich verzehrt werden.

Solche Umzüge wurden auch bei dem Maifeste der alten Deutschen von den Kindern und jungen Burschen gehalten. Sie sammelten die Festgaben ein, von denen zum Theil die allgemeinen Festausgaben bestritten wurden, zum Theil sie selbst sich lustige Tage machten.

Wer an einigen Orten am Pfingstmorgen sein Vieh zu spät zur Weide treibt, wird gleichfalls mit grünen Zweigen umhüllt und unter Jubel mit dem Zuruf: „Pfingstlümmel!" durch das Dorf geführt. Um sich aus dieser Umhüllung loszukaufen, muß er etwas zum besten geben. Wer sein Vieh zuerst auf die Weide treibt, dessen Pferde oder Kühe werden bekränzt und heißen „Dauscheppe" (Thauschleppe). Auf ähnliche Weise wurden einst Diejenigen beschämt und bestraft, welche zu spät bei den Festlichkeiten der alten Deutschen erschienen; denn darin bestand des Festes größte Weihe, daß man früh mit Sonnenaufgang zusammenkam, um bei Tanz und Spiel und dem Umtrunk des Bechers den Tag hinzubringen und bis tief in die Nacht zu zechen.

In verschiedenen Gegenden finden sich noch kleine Mai- und Pfingstschauspiele, in denen die feierlichen Umzüge unserer heidnischen Vorältern nachgeahmt werden; überhaupt ist die Zahl der verschiedenen Mai- und Pfingstspiele und Gebräuche

ſehr groß und verſchieden, denn in jedem Lande, faſt in jedem Dorfe werden ſie anders aufgefaßt. Tauſende von Zufälligkeiten ſind hinzugekommen und im Laufe der Zeiten mit den Spielen verbunden. Der Charakter eines Volks läßt ſich ja nicht beſſer und richtiger erkennen als aus ſeinen Sitten und Gebräuchen, als aus ſeinen Spielen und Volksfeſten. Zu bedauern iſt es aber, daß jene Denkmäler aus dem Volksleben unſerer alten Vorfahren von Jahr zu Jahr mehr und mehr verſchwinden; ſie waren die einzigen lebenden Ueberreſte, die ſich aus jener Zeit noch erhalten haben. Zu bedauern iſt es, daß die Obrigkeiten in vielen Ländern derartige Spiele und Sitten verboten haben, um dem damit verbundenen Unfug zu ſteuern; aber dieſer Unfug gehörte ja nicht jenen Sitten urſprünglich an, die nach Tacitus bei den Deutſchen mehr vermochten als anderswo ſtrenge Geſetze, ſondern er war ein Eigenthum der neuern Zeit. Sie haben die letzten ſchönen Tempelſäulen eines kräftigen Volkslebens vernichtet, weil im Laufe von Jahrhunderten ſich Schmutz an dieſen Säulen geſammelt hatte.

Betrachtet man dieſe Sitten näher, nimmt man Dasjenige, was durch das Chriſtenthum, durch die Gebräuche des chriſtlichen Feſtes, durch die chriſtliche gebildetere Anſchauung hinzugekommen, hinweg, ſo wird man ſtets auf einen Grund kommen, der rein in dem Heidenthume und dem alten deutſchen Volksleben wurzelt, und man muß ſtaunen über die Zähigkeit, mit der jene Volksſitten ſich über ein Jahrtauſend erhalten haben. Man findet aber zugleich einen Beweis darin, wie naturwüchſig, wie kräftig und friſch dieſes Volksleben geweſen; aber man fühlt auch zugleich die bittere Ironie, wenn Schriftſteller ſchreiben, das jetzige deutſche Volksleben ſei noch ein geſundes und natürliches. Es gibt faſt kein Volksleben mehr; „es gleichet", wie „Oſſian" ſingt, „einer Woll' in der Wüſte, die ihre Form verändert bei jedem Hauch." *Fr. Friedrich*

Papierpolſter.

Ein gemeinnütziger Wink.

Um Kinder von drei bis fünf Jahren zweckmäßig zu beſchäftigen, was nicht ſo leicht iſt, als man glauben ſollte, kam eine wackere Freundin derſelben, Fräulein von B. in Bern, vor einigen Jahren auf den Gedanken, ihnen Papierſtückchen zum Zerreißen in die Hand zu geben. Die Kleinen thun das ſehr gern und erlangen auch ſchon nach kurzer Uebung eine ganz artige Fertigkeit in dieſer, ihrer erſten geringen Faſſungskraft vollkommen angemeſſenen Thätigkeit; nur muß man ſie natürlich nicht zu anhaltend, etwa nur ein Viertelſtündchen jedesmal, keinesfalls aber länger, als es ihnen Freude macht, damit beſchäftigen wollen. Denn Kinder, weiß man, lieben mehr noch als Erwachſene die Abwechſelung, werden Eins und Daſſelbe bald müde und kehren gern bald wieder zu ihren Spielen zurück.

Dieſe Papierflöckchen nun, dem Anſchein nach ganz werthlos, haben nichtsdeſtoweniger eine ſehr zweckmäßige induſtrielle Verwendung gefunden. Man füllt nämlich Polſter, Stuhl-, Wagen-, Fenſter-, Kopf- und Rückenkiſſen damit an und findet dieſe bequemer, ſchwellender und elaſtiſcher als die mit Roßhaar gefüllten. Das Material muß freilich Poſtpapier ſein.

Auch die Haltbarkeit dieſer Polſter hat ſich bereits bewährt. Herr Dr. Karl Heim in Wien, dieſer um das Krippenweſen verdiente Philanthrop, der „das Zerreißen unbrauchbarer Briefe in möglichſt kleine Stückchen" ſchon vor einigen Jahren in der Krippe im Breitenfelde zu Wien eingeführt hat, beſitzt nämlich ſelbſt ein ſolches Kiſſen, das im Herbſte 1851 gefüllt und täglich benutzt, gleichwol nach mehr als vier Jahren nichts von ſeiner Weichheit und Elaſticität eingebüßt hat. (Vergl. Heim, „Die Krippe im Breitenfelde zu Wien", zweite Auflage, Leipzig 1855, S. 13.)

Jedenfalls verdient dieſer Gegenſtand, wodurch ein völlig werthloſes Material ſozuſagen ſpielend brauchbar wird, weitere Beachtung. Auf dem Abendberge bei Dr. Guggenbühl wie bei dem Director des Irrenhauſes zu Prag, Dr. Kortl, hat die Erfindung bereits Eingang gefunden und auch in Paris iſt die der Réunion internationale de charité überreichte Mittheilung über das Papierzupfen mit Theilnahme und Beifall aufgenommen worden. Eine Dame, welche auf ihren Reiſen die Krippe im Breitenfelde beſucht hatte, ſchreibt Folgendes:

●....., 9. October 1854.

„— — — Beſonders erfolgreich geht hier das Papierzupfen; in zwei Kleinkinderbewahranſtalten wird ſchon ſehr fleißig gezupft; ſelbſt ich zupfte öfters mit meinen Enkeln zu ihrem Vergnügen. Zu Allerheiligen haben wir die Austheilung der Winterbekleidung, bis dahin werden zwei Polſter fertig für unſere Wohlthäterinnen; dieſe Arbeit macht den Kindern ganz beſondere Freude. Die

ſo vielen ſchönen Briefe, die bisher den Flammen übergeben wurden, werden künftig unter unſern Häuptern aufbewahrt; dies iſt gewiß ein ſchöner Gedanke! Auch macht dieſe Beſchäftigung hier ſchon mehren alten Leuten, die Abends gar nichts thun können, nun ein nützliches Vergnügen."

Die Sache erſcheint dem Einſender ſo intereſſant und zweckmäßig, daß er ſich nicht enthalten konnte, auch den verehrten Leſerinnen der „Unterhaltungen" dieſes neue Mittel, Kinder nützlich zu beſchäftigen, zu gefälliger Nachahmung zu empfehlen. Dr. Kobbeten

Deutſche Schauſpieler.

II. Hagemann Dawiſon's zweites berliner Gaſtſpiel.

In einer Zauberkomödie Gozzi's wird die Seele des edeln Derame, des Königs von Serendipe, in den hinfälligen Leib eines armen Holzträgers gebannt und bewahrt, um gleichſam noch größere Bewunderung und Liebe zu erregen als ihre frühere Hochherzigkeit und Kraft.

Solch ein König Derame erſchien uns Dawiſon bei ſeinem diesmaligen Gaſtſpiel auf dem Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theater.

Denn über dieſe Bretter ſummen wol luſtige Eintagsfliegen von Schwänken und Luſtſpielen, Schmetterlinge, deren Fittige einen Tag ihren Schmelz bewahren, zuweilen eine beſſere Komödie, ein bürgerliches Drama, aber ihre großen Heldenrollen, ihre Hamlet und Desdemonen, wird die Muſe ſchaudernd in die Falten ihres Gewands verbergen, wenn ſie dieſen Hallen nahetritt. Ueber die Pforte zum Reich der Poeſie, nicht der kunſtleriſchen, poetiſch blitzenden, ſondern der von Gouplets mühſam aufgenähten, ein Apollini et Musis zu ſetzen, und auch nur für wenige Stunden, iſt gewiß ein Wagniß, aller Anerkennung werth.

Und zum Theil ward es vom Glück gekrönt, denn daß alle von den 25 Vorſtellungen des berühmten Gaſtes in ihrem Ganzen den Eindruck eines Kunſtgebildes gemacht hätten, wird Niemand behaupten, zu ſehr überragte König Derame, ſelbſt wenn er in Holzſchuhen ging wie die Andern, die Männer und Frauen ſeines Dorfs.

In Dawiſon's Weſen und Erſcheinung liegt überhaupt etwas Blendendes, Meteorartiges. Er iſt nicht immer untadelhaft, nicht immer vollendet, aber immer feſſelnd, ſtrahlend in einem ganz eigenthümlichen Lichte. Die Rachel iſt die Blüte einer langſam entwickelten Pflanze, durch tauſend Fäſern hängt ſie mit Talma und der Clairon, ſelbſt noch mit der Champmeslé zuſammen, die zuerſt Racine's Phädra geſpielt, eine Reihe, die nicht mit ihr ſchließen wird; haben wir doch ſchon in der Ariſtori ihre Nachahmerin geſehen. Auch in Dawiſon's Spiel laſſen ſich Anklänge an ihre Declamation und Haltung finden, Momente, die er aus den Darſtellungen anderer Künſtler entnimmt, hier und da liegt ein wenig Schulſtaub auf ſeinen Helden, aber die ganze Geſtalt ſteht ſich und gegenüber, neu, in ſich zuſammengefaßt, wie von Erz, nicht nachzuahmen.

So vor allem ſein Shylock. Dieſer Jude iſt kein gemeiner, elender Wucherer, im Staub geboren und im Schmutz des Geizes ſich gefallend, kein ſchachernder Handelsmann, der gedrückt und heimlich an den Säulen des Marcusplatzes entlang ſchleift, wenn die großen Kaufleute Venedigs in ſammetnen Mänteln und dunkeln Baretten von ihren Galleonen und Alexandriaſ Schätzen ſprechend darüber hinſchreiten. Seht ihn im reichen, goldgeſtickten orientaliſchen Kaftan, ſtolz aufgerichtet vor dem Dogen und den Senatoren, ein begüterter Mann, voll von dem Gefühl ſeines Rechts ſteht er da, eine glühende leidenſchaftliche Seele, die nicht im Verſchauen des Ringes und der Juwelen vertrocknet iſt, welche die leichtlebende Jeſſica, die blühende Tochter des Scherzes, für Papageien und Affen verſchenkt. Shylock wird von Dawiſon zu einem heroiſchen Charakter erhöht, zum Symbol des Judenthums, das ſich im vollſten Bewußtſein ſeiner Menſchlichkeit den Chriſten entgegenſtellt. Beſtändig hat er ſie gehaßt, denn haſſend und verachtend kamen ſie ihm entgegen, Niemand in größerer Bitterkeit als Antonio, der königliche Kaufmann, dem das Gold nur wie ein Schmuck mehr zu ſeinem Daſein erſcheint, nicht wie dem Shylock als des Lebens beſter Kern. Zwiſchen dieſen Menſchen wird es nie eine Verſöhnung geben, nur einen Gladiatorenkampf auf Leben und Tod. Bewunderungswürdig malte Dawiſon dieſen finſtern, im tiefſten Herzen glühenden Haß, gleich bei ſeinem erſten Auftreten in dem Zittern, das ſeine ganze Geſtalt zu durchbeben ſchien, in dem krampfhaften Feſthalten des Stocks bis hinab zu dem Neigen des Hauptes, als Antonio ihm entgegentritt. Wie verwandelt erſchien er wenige Augenblicke nachher, als er mit lautem Gelächter, mit aufrichtig blickendem Auge den Schein von Antonio forderte, ſo ehrlich, treuherzig, als wäre kein Gedanke der Rache über ſeine Stirn gegangen; gewiß dieſer Paſſanio that ihm Unrecht, beſſeres Unrecht mit ſeinem Argwohn. Freilich

später, „Antonio lebe ſich vor mit ſeinem Schein!“ Aber was iſt auch Alles über dieſen Mann hereingebrochen, Schmerz über Schmerz, eine ganze Windsbraut des Elends, welche die Kohle ſeines Haſſes zur entſetzlichen Flamme anblaſen muß. Er liebte ſein Kind, ſeine Jeſſica, mehr wie ſeine Perlen, als Leah's Ring, er ſtreichelte ihr langes, lockiges Haar, er küßte ihre Stirn, zwei, drei mal ſah er ihr in die Augen, als er zum letzten mal von ihr ſchied, traurig, unglückahnend. Nun iſt ſie entflohen, leichtſinnig, undankbar, mit allen Juwelen, am Arme eines Chriſten, eines Freundes des Antonio! Schmetternd und durchbohrend, dem Klang der Trompete ähnlich, die in alten Zeiten den Schuldigen zum Gottesgerichtskampf lud, klang Dawiſon's Stimme, als er ſein: Rache und abermals Rache! den edeln Venetianern, den Mitbelfern der Entführung entgegenwarf, eine Scene voll der hinreißendſten Gewalt, in kräftigſter Ausführung und brennenden Farben. Wie Spinngewebe zerriß der Künſtler die althergebrachte, typiſche Auffaſſung von dem ſchmutzigen, wuchernden Juden; unter ſeiner Hand ward Shylock zu einem Helden des Haſſes, einem Märtyrer des ſchleimen, edle Sitte und ſchöne Menſchlichkeit grauſam verletzenden Rechts. So iſt der entſetzliche, häßliche Teufel des Mittelalters bei Milton der furchtbar ſchöne, gefallene Engel des Lichts geworden. Wenn endlich dieſe edle Menſchlichkeit, die Alles harmoniſch in Liebe zu einigen ſucht, ihn beſiegt, ſo miſcht ſich in unſere Freude darüber doch ein Tropfen des Mitleids für den vernichteten, nun ganz geſchlagenen, liebearmen und verlaſſenen Mann. So bewegt und erſchüttert ſchieden wir von Dawiſon's Shylock; in dieſer muſterhaften Leiſtung, die an Großartigkeit und Kühnheit der Anlage beinahe ſeinen dritten Richard erreicht, befremdete uns nur eins, daß er im Geſpräch mit Tubal aus dem heroiſchen Ton in den jüdiſchen verfiel, jenes feinere Gefühl verletzend.*)

Es läßt ſich mit Dawiſon's Auffaſſung Shakſpeare'ſcher Charaktere zuweilen rechten, er ſchmiegt ſich nicht treu und ohne Rückhalt den Anſichten und Gedanken des Dichters an, ſodaß man oft im Anfang zweifelnd und widerſtrebend ſeiner originellen Darſtellung folgt, bis uns endlich die Kühnheit der Erfaſſung, der Farbenglanz und die Vollendung der Ausführung für ſich gewinnen, mit ſich verſöhnen. Denkende Künſtler, eine Bezeichnung, die par excellence unſerm Devoir zukommt, führen uns den Weg rückwärts in die Seele des Dichters zurück und zeigen uns die Ideen und Leidenſchaften, die ſeine Geſtalten beſeelen; ſie gleichen Meiſtern der Anatomie, wir freuen uns, wenn ſie dieſelben Herzensfaſern berührten, die auch wir im Hamlet und Othello gefunden. Dawiſon dagegen iſt ein malender, ein darſtellender Künſtler. Seine Figuren ſind ſeine Schemen, Schatten der Laterna magica, heute im blauen, morgen im rothen Lichte, ſondern lebenswahre Gebilde, wenn auch nicht ganz die Weſen des Dichters, doch von unſerer Natur, mit denen wir wandeln und ſprechen können. So haben Rubens und Rembrandt die Geſtalten der Heiligen-Geſchichte aus den Banden des Idealismus befreit, zu ihren heiligen Göttern, Magdalenen und Madonnen ihre Frauen, Mädchen aus Flandern und Amſterdam genommen, ihnen ſeine verklärten und vergöttlichten Züge gegeben, kein Herz ſeraphiſcher Seligkeit voll, deſſen Widerſchein auf ihrem Antlitz ſichtbar würde, ſondern kräftige, derbe, nicht einmal immer ſchöne Formen, aber umhüllt von dem Schimmer und der Glut der Farben, daß ſie dadurch doch in dem Lichte einer andern Welt zu ſtehen ſcheinen. Und wie jene Maler zuweilen Stoffe und Gedanken fanden, die nur für ihre Anſchauung und für ihren Pinſel beſtimmt waren, wo, wie im Liebesgarten des Rubens, die Idee unerſchöpflichen Glücks und eines ewigen Freudenrauſches ihren Ausdruck allein in dieſer Geſtaltenfülle, in dieſem Meer von Purpur und Gold finden konnte, das darum wallt, leuchtend und ſtrahlend, wie die Wolken des Himmels um die Wohnungen der ambroſiſchen Götter, ſo finden manche Helden der tragiſchen und komiſchen Muſe in Dawiſon einen faſt ausſchließlichen Vertreter.

So ſahen wir im vorigen Jahre Othello, Franz Moor und Benjamin, in dieſem Graf Oberamt im „Königsleutnant“. Die Ritterlichkeit des franzöſiſchen Offiziers, ſeinen Stolz auf die große Nation, ſeine tiefe Sehnſucht nach dem Schloß der Waldeinſamkeit in der Provence, ſeine Melancholie, die im Angedenken an die Verlorene, troſtlos Entflohene, im Anſchauen ihres geliebten Bildes verſunken iſt, und dann wieder den leichten, weltmänniſchen Humor im Geſpräch mit den deutſchen Malern, er faßte es zuſammen in einer edeligen, ſo ſelten wieder erſcheinenden Geſtalt. Der alte Adel Frankreichs mit ſeiner bezaubernden Liebenswürdigkeit, ſeinem kriegeriſchen Muth und Stolz hatte in ihm ſeinen edelſten Vertreter gefunden,

*) Wir haben darin eine Roheit. Die Juden unter ſich ſollen in der That oft aus dem Ton, der ihnen im Verkehr mit Chriſten eigen iſt. D. Herr.

er ſtand vor uns gleichſam der letzte von den erſten Baronen der Chriſtenheit. Alles, womit der Dichter dieſe Figur ebenſo fein als glänzend ausgeſtattet, ſeine zarteſten Striche wußte er in Farbe und Ton anſchaulich hervorzuzaubern. Sein weiches, wohlklingendes Organ, dem die tiefen Töne des Schmerzes und der Trauer am beſten gelingen, ſein leidenſchaftlich aufbrauſendes und ſich doch bald wieder beruhigendes Weſen unterſtützten und hoben ihn; kein Lerburg und kein Mierik hat ſeine Genrebilder mit größerer Sauberkeit, reicherem Schmelz, in harmoniſchern Farbentönen gemalt, als Dawiſon dieſen Grafen Iberane. Der Vollendung und Friſche dieſer Darſtellung kam in der That keine andere gleich.

Den Verhältniſſen und geringen Kräften der Bühne gemäß, auf der er ſpielte, hatte Dawiſon ſeine Rollen aus modernen Familiendramen und Luſtſpielen gewählt, Geſtalten, denen wie dem Jor in Gottſchall's Luſtſpiel, dem Doctor Hagen im „Gefängniß" von Benedix tiefere Belebung abgeht und die nach keiner Seite hin Entwickelung großer Mittel geſtatten. Perſönlichkeiten von gefälligem, anſpruchsloſem Weſen, die auch Dawiſon nicht aus ihrer Alltäglichkeit herauszureißen wußte. Solche Figuren, ebenſo wie Garrick im Doctor Robin, ſind die Paradepferde mittelmäßiger Schauſpieler, Kunſtſtücke, aber nicht künſtleriſche Gebilde. Da mußte auch den Ungläubigen klar werden, daß nur in den Meiſterwerken der Dichter, nur in wahrhaft poetiſch gedachten Geſtalten ſich ein großer Schauſpieler als groß bethätigen kann. Das Publikum hoffte, ſei es auch mit Unrecht, wieder die genialen Blitze, die bezwingende Gewalt ſeiner Rede in ſeinem Spiele zu finden, mit denen er als Hamlet es zu immer erneutem Jubelruf gezwungen, und ſah ſich bitter enttäuſcht: er ſpielte dieſe Rollen, die ihm nichts boten, eben wie die Andern auch. Die Menge mag das Frankenſtein Garrick's beklatſchen und die eherne Ruhe des Grafen Alfred in dem polniſchen Drama: „Das Fenſter im erſten Stock", bewundern, wir mußten immer an den armen Drame denken, der in Lumpen Holzladen auf ſeinen königlichen Schultern trug. So ſetzt ſich wol von den Bitten der Geſellſchaft gedrängt ein Meiſter an das Klavier, um ihr zu gefallen einen beliebten Tanz zu ſpielen, zaghaft und wie beſchämt ſchlägt er die erſten Tacten an, bis die Luſt und die Begierde, auch als Virtuoſe zu glänzen, ihn weiter die ſchlüpfrige Bahn hinabreißt.

Trotzdem war Dawiſon bewunderungswerth wegen der Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit ſeiner Schöpfungen, die niemals eine Familienähnlichkeit miteinander hatten. Er ſtellte, vollendet oder unbedeutend, originale Menſchen hin und ging nie die breitgetretene Straße der Mittelmäßigkeit. Dies bewies er unwiderleglich in ſeinem Harleigh („Sie iſt wahnſinnig") und im Dichter Heinrich („Lorbeerbaum und Bettelſtab"). Wie anders malte ſich Schmerz und Wahnſinn auf des Lords edlem blaſſen Antlitz als in Heinrich's ſtieren Augen. Da kommt er, ſieht ihn an, eine lange, von Hunger und Gram abgemagerte Geſtalt, ſpärlich fallen die Haare auf ſeine hohe Stirn, um ſeine fahlen Wangen, in ſeiner Hand den Stamm des Lorbeerbaums, deſſen Blätter alle vertrocknet, verwelkt; er kommt aus ſeiner Wohnung, er hat ſein Weib begraben und will ſich einem freien Stande widmen, dem freieſten auf der Welt, dem Bettlerthume. Aus ſeinen ſcharf und grell herausgeſtoßenen Worten klingt, aus den wilden Geberden und Bewegungen blickt der Wahnſinn ſchon ſcheu, verſtohlen heraus, bis er endlich in den funkelnden Blicken, die er auf das Blatt richtet, worin er die Verſpottung ſeiner Tragödie lieſt, in dem Greifen ſeiner Gelieder ſich entſetzlich Bahn bricht. In dieſer Darſtellung war Alles lebendig, naturwahr, al fresco gemalt, wie ſtets bei Dawiſon mit ſtarken und ſcharfen Strichen. Als Harleigh dagegen im Geſpräch mit dem Arzte plötzlich das Bild Marwell's vor ſich auftauchen ſieht, aus den Fluten des Meers, wohin er ihn geſchleudert, ſich den Arm wie hülferufend noch erheben ſieht und dann im Wahnſinn zuſammenſinkt, ließen ſich in einzelnen Momenten Nachahmungen, Studien nach Adrienne Lecouvreur nicht verkennen. Harleigh iſt überhaupt eine akademiſche Zeichnung, fein und ſauber mit Bleiſtift ausgeführt, tadellos aber unbelebt, mit allzu geraden Linien, allzu ſteifer Haltung, wie die Köpfe, die an Bilderläden hängen mit der Unterſchrift: „Studien nach der Natur."

Dawiſon iſt bei allem Studium Naturaliſt. Mit wunderbar richtigem und ſicherm Blicke erkennt er das Hervorſpringende und Eigenthümliche der Dinge, nicht die harmoniſche Wellenlinie fleckenloſer Schönheit, ſondern die ſcharfen abſtoßenden Seiten der Menſchen, die ſie von den Andern trennen und unterſcheiden, das Individuelle an ihnen. Dies erfaßt er mit ganzer Kraft und ſtattet es mit dem Reichthum ſeiner Mittel aus. Weil alle ſeine Geſtalten ein ſo durchaus ſelbſtändiges, nur ihnen allein ſo zukommendes Weſen beſitzen, eigen in Geſichtszügen, Haltung bis hinein in

die Falten ihrer Gewänder, fesseln sie und prägen sich unvergeßlich unserm Gedächtniß ein, sie drücken keine leeren, abstracten Begriffe aus, Schatten des Ehrgeizes, der Eifersucht und des Hasses — nein, es sind Richard III., Othello und Shylock, wie sie lebten und wandelten, rangen und unterlagen. Und mit der vollen Menschlichkeit, die sie von ihm empfangen, erhalten sie auch ein Anrecht auf unser Mitleid, an unsere Liebe, denn wir erkennen unsers Gleichen in ihnen; was seinen Gestalten an idealer Geschlossenheit abgehen mag, ersetzt eine Fülle origineller, dem Leben und der Natur abgelauschter Züge, die sie uns nahebringen. In allen seinen zahlreichen Metamorphosen bethätigt Damisen diese schaffende Kraft, ob Macbeth oder der arme Spielwaarenhändler, immer wendet er denselben unermüdlichen Fleiß an, seine Schöpfungen bis in das Kleinste auszuglätten und auszumeißeln, auch hierin, wenn Geringeres dem Größten sich vergleichen darf, dem Maler der Maler, Rubens, nicht unähnlich, der heute das Weltgericht mit dem thronenden Gotte, Legionen von Engeln und Heiligen, morgen flüchtende Hirsche, Atalanta und Meleager, jubelnde Kinder mit bläulich schimmernden Weintrauben und bunten Vögeln spielend in gleicher Treue und Vollendung gemalt. **A. F.**

Anregungen.

Sprüche

von W. Clemen.

I.

In langen Reden quält sich nur das Kranke,
Wir hören's bald und werden nicht erquickt;
In kurzem Wort ein weitester Gedanke,
Das ist es, was uns immerdar entzückt!

II.

Nichts macht uns banger, wie ich sehe,
Als des Erwünschten nächste Nähe.

III.

Es lebt und stirbt gesunder Sinn,
Das Kranke schleppt sich unsterblich hin.

IV.

Dich willkommen stets zu nennen,
Sollst du ihre Schwächen pflegen!
Und doch, willst du Menschen kennen,
Mußt du ihren Zorn erregen!

V.

Wer früher sich am meisten bindet,
Die allermeiste Freiheit findet,
Doch wer sich bindet zu seiner Stunden,
Der ist das ganze Jahr gebunden.

VI.

Wer seinen ewigen Sinn nicht ehrt,
Der ist auch seiner Reue nicht werth.

VII.

Des Glücklichen Triumphgeberde
Ist des Bedrückten schwerste Pein,
Wär' nicht das Glück auf dieser Erde,
Sie würden Alle glücklich sein.

VIII.

Bleib' Einen Tag an vielwillkomm'nen Ort,
Und bist du weise, geh' am zweiten fort!
Denn, wirst du auch am dritten noch nicht geh'n,
Am vierten wird man dir den Rücken dreh'n.

II.

Der Sonne ist der Schnee wol feind;
Er muß ja schmelzen, wenn sie scheint.

Aus dem Buche des Lebens.

Von Agathon Heber.

Jugend, Jugend, mit deiner Gesundheitsfülle, deiner Lebensfreudigkeit, deinen kreisenden Entwürfen und rastlosen Plänen, immer weiter, immer rascher, immer tiefer wandelst du endlose Bahnen, grundlose Tiefen' — Ach, und die Zeit, wo man langsam mit Einem nach dem Andern — abschließt?

Wer bei Kindern nicht beliebt ist, trägt daran selbst die Schuld.

Durch die Natur ist es so eingerichtet, daß man das Gefühl, als müßte doch der traurige, düstere Winter gegen den heitern, lichtvollen Frühling ganz unerträglich sein, gerade dann am lebhaftesten empfindet, wenn wir von ihm am weitesten entfernt sind, in dem Wonnerausche der ersten Frühlingstage.

Werde und wirke!

Ein einzig Gotteswort war stark genug,
Um aus dem Nichts die schöne Welt zu heben;
Doch zu dem Menschen, sagt das alte Buch,
Da mußte Gottes Geist herniederschweben.
Er hauchte in ihn aus sein ewig Leben
Und sprach: „Du sollst der Gottheit Bildniß sein!
Der Gottheit Odem hab' ich dir gegeben,
Der Gottheit ew'ge Zeugungskraft ist dein!"
Wie einst das hohe Urbild sprach sein „Werde!"
So spricht auch heut' das Bild der ew'gen Kraft!
Es schafft sich seinen Himmel, seine Erde,
Es ist beseligt dann nur, wenn es schafft.

Karl Beck.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 33.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr

Die Marzipan-Lise.

Erzählung vom Verfasser des „Tochter von Rarenna" *)

Zu Veszprim in Ungarn lebte in den ersten Jahrzehenden des 18. Jahrhunderts kurze Zeit nach dem Abschlusse des Szathmarer Friedens ein Kaufmann, Namens Paul Horvath, in Wohlstand und Fülle des Gedeihens. Er besaß vor den Thoren der Stadt ein großes Haus mit tiefen Kellern und geräumigen Vorrathskammern, die gleichwol zur Aufbewahrung der Berge von Ballen, Fässern und Kisten, die sie aufnehmen sollten, oft kaum hinreichten; denn zunächst mit dem Umsatze von Tüchern beschäftigt, die er aus Steiermark und Kärnten bezog, betrieb Horvath nebenher auch einen ausgebreiteten Handel mit Wein und Getreide. Das Bestreben, sein Geschäft in Schwung zu bringen, und das Bedürfniß, vortheilhafte Handelsverbindungen anzuknüpfen, hatte ihn in frühern Jahren genöthigt, sich bald hier bald dort auf Märkten und Messen herumzutreiben und ihn nach Venedig, in das Deutsche Reich, bis nach Holland geführt, sodaß monatelang die Erziehung seiner einzigen Tochter Crescenzia und die Verwaltung seines verwaisten Haushalts der alten Margit,

*) Wir bedienen uns für Friedrich Helm dieser Bezeichnung, weil wir unsern die nachfolgende Erzählung schon vor einem Jahre erhielten, damals jedoch die Versicherung des Verfassers, er wäre der Autor des „Tochter", für eine Mystification halten, die uns bestimmte, den Abdruck seiner Mittheilung bis auf weiteres zu unterlassen. Inzwischen stellte sich heraus, daß der Einsender wirklich Friedrich Helm war. D. Her.

einer Base seiner verstorbenen Frau, überlassen blieb. Später sah er sich dieser Anstrengungen überhoben; sein Ruf wie sein Wohlstand waren fest begründet; Käufer und Verkäufer, die er sonst hatte suchen müssen, pochten nun an seine Thür; mit Ausnahme einiger Tage, die er jährlich auf dem Michaelismarkte zu Ofen zuzubringen pflegte, mochte er nun in seinem eigenen vier Pfählen in Beschaulichkeit sein Geschäft betreiben, seine Tochter vom Kinde zur blühenden Jungfrau heranwachsen sehen und in heiterer Behaglichkeit die dem Ungarn angeborene Tugend der Gastfreundschaft so glänzend und freigebig üben, als Neigung und Klugheit ihm geboten; denn in jenen Tagen waren bei dem Mangel zureichender Verkehrsmittel und entsprechender Unterkunft die Handelsleute darauf angewiesen, in ihren Geschäftsfreunden auch Gastfreunde zu finden, und in dem Hause des reichen Horvath, unmittelbar an der Straße gelegen, die Ofen mit Grätz und Warasdin verbindet, fehlte es weder an häufigem Zuspruch noch an freundlichem Willkomm.

Eines Tages hatte Horvath einem seiner Gäste auf der Straße nach Stuhlweissenburg bis gegen Palota hin das Geleite gegeben und fuhr nun in seinem leichten einspännigen Wagen, Dies und Jenes erwägend, wieder seinem Wohnorte zu. Er ließ eben vorsichtig und bedächtig, wie er war, sein Rößlein eine kleine Anhöhe im Schritt hinangehen und hüllte sich fester in seine Bunda — denn es war ein rauher Herbstabend und aus der Richtung von Vörös Berény pfiff der Seewind

ſcharf und ſchneidend vom Balaton herüber, — als er an der Einmündung eines Seitenwegs in die Hauptſtraße einen jungen Menſchen gewahrte, deſſen Haltung auf den erſten Blick ebenſo entſchieden tiefe Erſchöpfung und Niedergeſchlagenheit ausdrückte, als der Schnitt ſeiner abgenutzten und ſtaubbedeckten Kleidung ihn als einen Nichtungar kundgab. Er ſaß hart am Wege auf einem halbverſunkenen Grenzſteine; neben ihm lag ein Knotenſtock, ein kleines Bündel und ſein Käppchen, während ſeine langen fahlblonden Haare, vom Herbſtwinde hin- und hergetrieben, die feinen, gefälligen Züge ſeines blaſſen, abgezehrten Antlitzes bald zeigten, bald verbargen und ſeine graublauen Augen wie in gedankenloſem Trotze trüb' vor ſich hinſtarrten. — „Da, heb' auf, Junge!" rief Horvath, indem er in die Taſche griff und ihm ein Geldſtück hinwarf. Der Burſche fuhr bei dem Anrufe in die Höhe; ſeine erſte Bewegung war auf Flucht gerichtet, die zweite ein haſtiger Griff nach ſeinem Knotenſtocke; als er aber das Geldſtück gewahrte, ſchien er ſich wieder zurechtzufinden; er ließ den Stock niedergleiten und ſank wieder auf den Stein zurück. „Zu wenig zum Leben und zu viel zu ſterben!" ſagte er und ſchleuderte die vor ihm liegende Münze mit einem Fußtritt in den Staub der Straße hinaus. — „Eszem adta!" rief Horvath, indem er die Zügel anhielt, und fügte dann zornig in deutſcher Sprache hinzu: „Iſt Er ein Millionär? Oder iſt Ihm kaiſerliche Münze zu ſchlecht, um ſie aufzuheben? Will Er Antwort geben, Landſtreicher?" Der Jüngling wechſelte die Farbe und ſchoß einen ſcheuen, ſtechenden Blick voll feindlichen Ingrimms nach dem Sprechenden; aber er ſchien Gründe zu haben, ſich zurückzuhalten, denn er biß ſich in die Lippen und verſetzte nach einer Pauſe mit gepreßter Stimme: „Ich will kein Almoſen! Ich will ein Unterkommen, ich will Arbeit finden!" „Pah, Arbeit," rief Horvath, „mit den feinen, zarten Händen! Was für Arbeit will Er damit verrichten?" Der Jüngling richtete ſich empor und erwiderte mit verächtlichem Lächeln und dem ſichtlichen Gefühl geiſtiger Ueberlegenheit: Mit der Feder ſei mehr Arbeit zu verrichten als mit der Holzart; er ſei des Rechnens und der Buchführung kundig; er ſpreche und ſchreibe zwar nicht Ungariſch, aber Deutſch, Walſch und Latein und verſtehe ſich auch noch auf andere nützliche Dinge. Horvath hörte die zuverſichtlichen Worte mit beifälligem Kopfnicken an und warf nach kurzem Beſinnen die Frage hin: Wie er heiße, was er bisher getrieben und ob er Zeugniſſe ſeines Wohlverhaltens habe? Der Fremde ſtockte eine Weile, aber bald geſammelt berichtete er mit geläufiger Zunge, er heiße Franz Bauer, ſei aus Wien gebürtig, habe dort bei einem Advocaten ſervirt, dieſen aber verlaſſen, um ſich in der Welt umzuſehen; in Fünfkirchen ſei er ſchwer erkrankt und durch Diebſtahl ſeiner Zeugniſſe und des beſten Theils ſeiner Habe beraubt worden; geſtern ſei er über den Plattenſee herübergekommen und ſtehe nun hier und wiſſe ſich nicht Rath noch Hülfe. Horvath's Beifallnicken hatte ſich während dieſes Berichts mehrmals in ein bedenkliches Kopfſchütteln verwandelt, aber das gefällige Aeußere des Fremden ſchien ſeinen einfachen Sinn beſtochen zu haben. „Gut", ſagte er endlich, „ich will Ihm für heute Nacht Herberge geben und morgen, wenn ſich zeigt, daß Er arbeiten kann und will, ſoll ſich auch das Unterkommen finden! Stig' Er auf!" Und damit rückte er in die Ecke des Wagenſitzes, ihm Platz zu machen. Der junge Mann bedachte ſich einen Augenblick und muſterte mißtrauiſch ſchen die offenen, ehrlichen Züge des Kaufmanns; dann warf er Bündel und Knotenſtock in das Korbgeflecht am Hintertheil des Wagens und ſchwang ſich an Horvath's Seite, der nun ſein Röslein die Anhöhe hinunter raſch auf Veszprim zutraben ließ.

Am nächſten Morgen, als Horvath dem jungen Manne zur Probe eine der vielen Rechnungen vorlegte, die zu ſeiner großen Verlegenheit durch den vor einigen Wochen erfolgten Tod ſeines Buchhalters in Unordnung gerathen waren, zeigte ſich bald, daß Franz Bauer den Verſtorbenen nicht nur an Richtigkeit der Auffaſſung, Gewandtheit und Scharfſinn, ſondern auch an Kenntniſſen weit übertraf, ſodaß Horvath ſich auf der Stelle der Dienſte des jungen Mannes zum Abſchluß der unvollendeten Rechnungen und zur Aufarbeitung der in Briefwechſel und Buchführung erwachſenen Rückſtände verſicherte. Die Löſung dieſer Aufgaben konnte beiläufig ſechs Wochen in Anſpruch nehmen; allein der Eifer, den Franz in der Erfüllung der übernommenen Pflichten bewährte, und die Leichtigkeit, mit der er die verwickeltſten Geſchäfte gleichſam ſpielend bewältigte, ohne daß ſeine Arbeiten dabei an Gehalt und Genauigkeit auch nur im mindeſten verloren hätten, machten ihn ſeinem Dienſtgeber bald ganz unentbehrlich. Schon nach Verlauf eines Monats ſchlug Horvath dem neuen Hausgenoſſen vor, die Stelle ſeines Vorgängers mit allen damit verbundenen Ehren und Genüſſen

bleibend einzunehmen und legte ihm die Annahme ſeines Antrags ſo nahe, daß es dem jungen Manne ein Leichtes geweſen wäre, durch ſcheinbare Weigerung auch noch höhern Anſprüchen Geltung und Gewährung zu verſchaffen. Allein Franz war zu klug, um für einen kargen Gewinn in der Gegenwart vielleicht für alle Zukunft an Gunſt und Vertrauen verlieren zu wollen. Er nahm Horvath's Antrag als unverdiente Huld und Ehre demüthig-dankbar an und pries ſich hochbeglückt, fortan dauernd einem Hauſe angehören zu dürfen, deſſen Mitglieder ihm insgeſammt mit ſo freundlichem Wohlwollen, ſo herzlicher Theilnahme entgegenkämen. Der Schreiber Ferenz, wie er nun nach ſeiner Beförderung genannt wurde, war wirklich in kürzeſter Zeit der Liebling aller Hausgenoſſen geworden. Schon in den erſten Tagen nach ſeiner Ankunft hatte er allmälig den menſchenſcheuen, argwöhniſch-finſtern Trotz, mit dem er zuerſt aufgetreten war, mit einem ſanften, leidenden Weſen, mit ſtiller, ſchüchterner Freundlichkeit und dem rührenden Beſtreben vertauſcht, Jedermann in jedem Wunſche zuvorzukommen und Allen Dienſte zu leiſten, ohne je welche für ſich in Anſpruch zu nehmen. Die Regentin des Hauſes, die alte Margit, wußte er durch ſeine ungewohnliche Frömmigkeit, durch die laute Anerkennung der Vortrefflichkeit ihrer Haushaltung, vor allem aber durch die dankbare Bereitwilligkeit einzunehmen, mit der er bei ſeinen häufig wiederkehrenden Augenleiden die unerſchöpfliche Fülle ihrer Heilmittel über ſich ergehen ließ; die Knechte des Hauſes machte er ſich theils durch kleine Geſchenke, theils durch die Wärme gewogen, mit der er ihre Bitten um Urlaub oder Zulage bei ihrem Dienſtherrn befürwortete; die Mägde aber beſuch er durch freundliches Grüßen, beſcheidenes Lobpreiſen ihrer Reize und durch die ſchwermüthig klagenden Töne, die er in ſchönen Mondnächten, am Brunnenrande hingelehnt, ſeiner Flöte zu entlocken wußte. Czenczi, die Tochter des Hauſes, war es, der er ſich von Allen zuletzt, aber nicht minder erfolgreich, näherte. Das erſte Auftreten Ferenz' hatte einen abſtoßenden Eindruck auf das neunzehnjährige, einfach ſchlichte Mädchen gemacht; es war ihr unheimlich in ſeiner Nähe, ſie fürchtete ſich vor dem ſtarren Blicke ſeines hellblauen Auges; aber die Lobeserhebungen des Vaters, das gefällige Aeußere, das feine Weſen des jungen Mannes verwiſchten bald dieſen erſten Eindruck; die Berichte der Mägde und der Baſe Margit von der Niedergeſchlagenheit, dem ſichtlichen Kummer des armen Schreibers gewannen ihm allmälig in demſelben Maße ihre Theilnahme, als die von allen Seiten geprieſene Fülle ſeiner Kenntniſſe ihre beneidende Bewunderung erregte. Bei allem Reichthum Horvath's war nämlich der Unterricht, den Czenczi in jenen Tagen in einer Landſtadt Ungarns empfangen konnte, weit hinter den Wünſchen des Vaters wie der Tochter zurückgeblieben; vor allem war ihre Kenntniß der deutſchen Sprache äußerſt mangelhaft, und dieſen Umſtand wußte Ferenz zu benutzen, um auch nach dieſer Seite hin ſeine Stellung zu befeſtigen. Sein Anerbieten, ihr in ſeinen freien Stunden in dieſer Sprache Unterricht zu ertheilen, wurde von Horvath mit Beifall, von Czenczi mit Entzücken angenommen, ja dieſe Letztere beſtand darauf, ihrem Lehrer dafür die Elemente der ungariſchen Sprache beizubringen. Der wechſelſeitige Unterricht begann und wurde von den jungen Leuten, die ſich anfangs nur nothdürftig verſtanden, mit ſo ungewöhnlichem Erfolge fortgeſetzt, daß Czenczi ſchon nach einigen Monaten der Baſe unter dem Siegel der Verſchwiegenheit vertrauen konnte, daß die Braut des armen Ferenz ihn treulos verlaſſen und einen Andern geheirathet habe; daß er darüber verzweifelnd in die weite Welt gegangen und erſt jetzt wieder ſo weit ſei, der Stimme der Vernunft Gehör zu geben und Troſt anzunehmen; ein Bericht, der, mit ſeltſamer Unruhe und häufigem Erröthen vorgetragen, eine welterfahrenere Zuhörerin als die alte Margit über die Perſon der Tröſterin und die Art und Weiſe der Tröſtung wol kaum in Zweifel gelaſſen hätte.

Indeſſen hatten die raſchen Fortſchritte des Schreibers Ferenz in der Gunſt der Hausgenoſſen dem Glücklichen im Stillen einen Feind erweckt, der allmälig hervortretend ihn aus der ſiegreich eingenommenen Stellung wieder hinauszudrängen oder ihm doch die Ausdehnung derſelben bedeutend zu erſchweren drohte. Dieſer Feind war Antal, der Schaffner des Hauſes. Sei es, daß Ferenz ihn zu geringer Aufmerkſamkeit gewürdigt hatte, oder konnte Antal, aus der Märmaros gebürtig, und ein Ungar mit Leib und Seele, es nicht verſchmerzen, dem verhaßten „Schwaben" eine Stelle vertraut zu ſehen, zu deren Uebernahme er ſelbſt früher ſich unfähig bewieſen hatte, genug, er ſcheute keine Mühe, jedem Schritt des Schreibers nachzuſpüren, und es gelang ihm auch mit dem Scharfblicke des Haſſes Bemerkungen zu machen, die, vergiftet durch die Folgerungen des Argwohns und mit der Beredtſamkeit der Mißgunſt verbreitet, allerdings geeignet waren, ſeinem Gegner Verlegen-

heiten aller Art zu bereiten. Vor allem wußte Antal hervorzuheben, daß die Duplicate der Zeugniſſe, die dem Schreiber zu Künftirchen geſtohlen worden, von Wien nicht eintreffen wollten; wobei er nicht verfehlte, zugleich auf den ſeltſamen Umſtand hinzuweiſen, daß die heftigen Anfälle von Kopfgicht und Augenleiden, denen der Schreiber unterworfen war und die ihn jedesmal nöthigten, ſein Antlitz mit Binden und Schirmen aller Art zu umhüllen, ihn faſt regelmäßig an den Tagen heimzuſuchen pflegten, an denen Handelsfreunde des Herrn aus Steiermark oder Kärnten im Hauſe zu Gaſte wären; ja, er behauptete, Beweiſe in Händen zu haben, daß Ferenz die Augenwäſſer, Salben und Kräuterſachen der Baſe Margit, wie ſehr er deren Heilkraft auch rühme, meiſt ungebraucht, wie er ſie empfangen, beiſeite werfe. Aber auch noch von anderer Seite her bemühte ſich Antal den beneideten Günſtling ins Gedränge zu bringen, indem er ganz unverhohlen ſein Erſtaunen, ja ſeine Entrüſtung äußerte, daß ein ſo gewiegter weltläufiger Mann wie Herr Horvath ſeine einzige Tochter und Erbin mit einem von der Straße aufgeleſenen, ſo ganz „unverbergieheuen“ Menſchen, wie der Schreiber wäre, ſtundenlang in einer Sprache verkehren laſſe, die den übrigen Hausgenoſſen mehr oder weniger unverſtändlich ſei; ſo viel wäre wenigſtens gewiß, daß die Wangen Cſenczi's nach ſolchen Zuſammenkünften mit dem ſchönſten Scharlachtuch in dem Waarenlager ihres Vaters an Farbenpracht wetteifern konnten, während Ferenz, wenn er ſeine Schülerin verließe, nicht anders einhergehe, als ſollte er nächſtens Palatin oder gar König von Ungarn werden. Solche Aeußerungen pflegte er mit häufigem Kopfſchütteln und bedauerndem Achſelzucken zu begleiten, oder ſie mit einigen Sprichwörtern, als: „Der Rock tauge nicht zum Gärtner“, „Zette Biſſen wären leicht verſchlungen“ und „Gelegenheit mache Diebe“, zu bekräftigen, und ſo laut und ſo unabläſſig wiederholte er an allen Orten dieſe und andere Redensarten, daß ſie endlich auch zu Horvath's Ohr drangen. Dieſer jedoch, durch Antal's Benehmen über alles Maß hinaus verletzt und aufgebracht, ſtellte ſich mit höchſter Entſchiedenheit auf die Seite des verdächtigten Ferenz und wies laut und öffentlich alle gegen ihn gerichteten Beſchuldigungen als ſchändliche Verleumdungen von ſich. Ferenz hatte ſeinem Dienſtherrn in der Gegenwart zu ſchlagende Beweiſe ſeiner Uneigennützigkeit und Redlichkeit gegeben, als daß dieſer an deſſen Rechtlichkeit in der Vergangenheit hätte zweifeln können. Ebenſo widerſinnig erſchien dem leichtſinnig gutmüthigen, in das Weſen der Dinge ſelten tief eindringenden Manne die Annahme, ſeine Tochter könne ſich mit einem ſolchen hergelaufenen wildfremden Menſchen in einen Liebeshandel einlaſſen. Weit entfernt, durch Entlaſſung des Schreibers jede Möglichkeit der Fortdauer eines ſolchen Verhältniſſes abzuſchneiden, beſorgte er vielmehr, eben dadurch einestheils den von Antal verbreiteten Gerüchten einen Anſchein von Begründung zu geben, anderntheils ſich ſelbſt ohne Noth eines vortrefflichen, nicht leicht zu erſetzenden Arbeitsgehülfen zu berauben. Um Cſenczi's Ruf vor Verleumdung ſicherzuſtellen, erſchien es ihm genügend, den jungen Leuten die Fortſetzung des wechſelſeitigen Unterrichts zu unterſagen, und ſo unterbrach er eines Tags die Lehrſtunde, wies den Schreiber dahin zurück, wohin er gehöre, nämlich in die Schreibſtube zu ſeinen Büchern, verbot ſeiner Tochter allen fernern Verkehr mit dem flötenſpielenden Betteljungen, legte dem mit Entlaſſung bedrohten, in tiefſter Zerknirſchung um Gnade flehenden Antal ewiges unverbrüchliches Stillſchweigen auf, und Alles war abgethan. Die jungen Leute, die erſt ganz vernichtet ſchienen, fanden ſich, ehe man es erwarten konnte, in den ihnen aufgelegten Beſchränkungen zurecht, und gaben ſich, wenn nicht heiter, doch gefaßt und ruhig; Antal knurrte und murrte innerlich, ballte die Fäuſte in der Taſche und fletſchte die Zähne gegen die Wand, und Horvath, dem keine Verdächtigung weiter zu Ohr kam und der nichts Ungebührliches mehr bemerkte, ließ allgemach die Dinge, die er glücklich in das richtige Geleiſe gebracht zu haben glaubte, wieder ruhig wie vor ihren Gang nehmen.

So waren zwei Jahre verfloſſen; ein ſchöner Herbſt lag über dem Lande und in wenig Tagen ſollte der Michaelimarkt zu Ofen beginnen, den Horvath jährlich zu beſuchen pflegte. Zwei Frachtwagen mit ſeinen Tüchern waren auch diesmal ſchon dahin abgegangen und der Kaufmann gedachte ehеſtens ſeiner Waare nachzufolgen. Es war Mittag; den Schreiber hatte Horvath Gelder einzukaſſiren ins Kloſter nach Bakonybel geſandt, und er ſelbſt kramte unter Papieren und Waarenmuſtern, als Antal der Schaffner in die Schreibſtube trat und die Anrede des Herrn erwartend demüthig an der Thür des Gemachs ſtehen blieb. Antal hatte vor einigen Wochen eine für ſeine Verhältniſſe nicht unbedeutende Erbſchaft gemacht und infolge deſſen Herrn Horvath ſeine Dienſte gekündigt, um in ſeiner Heimat ſelbſt einen Kram-

laden zu eröffnen. Seine Dienstzeit war abgelaufen, das Wägelchen, das ihn heimwärts führen sollte, stand vor der Thür, und er war nun gekommen, Abschied von dem Manne zu nehmen, der ihm durch zehn Jahre ein mitunter ungeduldiger und aufbrausender, aber bei alledem ein wohlwollender und freundlicher Herr gewesen. Horvath hatte die Feder weggelegt und war auf den nicht eben mehr jungen, aber von Kraft und Gesundheit strotzenden Burschen zugeschritten, der durch ein seltsames Zucken in seinen offenen Zügen und durch ein krampfhaftes Drehen des wohlgewichsten Schnurrbarts unverkennbar heftige innere Bewegung verrieth. Als nun Horvath in gewohnter Gutmüthigkeit die Hand auf seine breite Schulter legte, ihm für die guten Dienste, die er ihm geleistet, für Redlichkeit und Treue, die er ihm durch lange Jahre bewiesen, freundlich dankte und bedauerte, daß er trotz aller Abmahnungen, statt in seinem Hause bessere Tage abzuwarten, sich in so mißlicher Zeit auf seine eigenen Beine stellen und sein Glück im Handel versuchen wolle, da rollten große Thränen über Antal's braune Wangen. „Herr", stieß er schluchzend heraus, „ich weiß, es kann mein Unglück sein daß ich gehe, und gewiß werde ich's nirgends mehr so gut haben, als ich's bei Euch hatte, aber ich muß fort! Gott straft mich; weil ich zur Unzeit Ungebührliches ins Blaue hineinschwatzte, darf ich nun zur rechten Zeit das Nothwendige nicht sagen, und ziehen kann ich auch nicht mehr, oder mir drückt es das Herz ab!" „Was sieht Er denn", rief Horvath, den die Erschütterung des Burschen anzustecken begann, „und warum muß Er es verschweigen?" — „Ich muß! Ich muß!" versetzte Antal, indem er sich mit der mächtigen Hand vor die Stirn schlug, „ich habe im Zorn meine Seele dem Teufel verschworen, wenn noch ein Wort über meine Lippen käme, das Einen hier im Hause beträfe; ich darf nur Eins", fuhr er fort, indem er die Hände faltete, „bitten, bitten darf ich Euch, macht die Augen auf und sehet den Weg, den Ihr gehet! Schaffet Rath, da es noch Zeit ist! Denkt nach, warum der hübsche Kis Sander zu jung und der wackere Barna Lajos zu alt war, Euer Schwiegersohn zu werden! Denkt nach, nehmt Euer Herz in die Hand und Gott — segne Euch!" und damit küßte er schluchzend dem Herrn die Hände und den Saum des Kleides und fuhr zur Thür hinaus. — Horvath stand betroffen und von Staunen und ungewisser Angst wie gelähmt; als er, wieder zur Besinnung gekommen, Antal nacheilte, war der längst auf sein Wäglein gesprungen, hatte mit Zunge und Peitschenknall das Gespann angetrieben und flog von Staubeswirbeln umhüllt in echt ungarischem rasenden Jagen der Heimat zu.

Spät am Abend desselben Tages, als die Dämmerung längst hereingebrochen war, kehrte der Schreiber Ferenez in seinen Sitz eingehüllt, einen schweren Geldsack unter dem Arm, von Balonybel zurück. Die heller als gewöhnlich durch das Küchenfenster herleuchtende Flamme des Herdfeuers und ein ihm unbekannter Knecht, der ein paar sichtlich ermüdete Rosse pfeifend im Hofe herumführte, damit sie langsam sich abkühlten, ließen ihn bald gewahren, daß ein Gast im Hause wäre. Er stand eine Weile unschlüssig unter dem Thorweg; als er aber später den Burschen die Pferde in den Stall weisend ein lustiges „Schnadahupfl" anstimmen hörte, kämpfte er unmuthig mit dem Fuße und wandte sich dann hastig einem dunkeln Gange zu, der vom Thorweg zur Küche führte. Das Rascheln und Klirren eines mächtigen Schlüsselbundes und trippelndes Pantoffelklappern verkündete ihm bald die Nähe der Base Margit, die er eben suchte und die er demüthig mit einem Handkuß begrüßend um die Gefälligkeit ersuchte, den Geldsack an seiner Statt dem Herrn zu überbringen und ihm zu sagen, seine Aufträge seien ausgerichtet; denn ihn habe wieder sein Kopfweh gepackt, er fröstle und wolle zu Bett. „Ei, wo denkt Er hin, mein Sohn", versetzte die Alte, „Er will nicht zum Abendessen kommen, und wir haben Besuch, den Herrn Steidler, den reichen Hammerherrn aus Munghofen, der nach Ofen zum Markte will! Und ich soll dem Herrn den Geldsack bringen und mich auscheiten lassen, wenn ich ihm die Auskunfte nicht geben kann, die er verlangt? Zu Bette gehen! Zu Tische soll Er gehen und sich zusammennehmen, wie es einem jungen Burschen geziemt, das soll Er!" Auf diese und ähnliche Vorstellungen erwiderte Ferenez in kläglichem Tone, er leide heute mehr als je, er wolle lieber glühend Eisen anfassen, als nur den Kiefer bewegen, dabei thränte sein Auge wie ein leckes Eimer und empfinde jeden Lichtstrahl wie einen Nadelstich! Die Alte aber meinte, er solle sich mit ihrem Wunderwasser waschen, den Kopf einbinden und den Lichtschirm nehmen, so werde es ihm nicht ans Leben gehen. Er solle an das Gerede der Leute denken, und wie ungern eben darum der Herr sein Wegbleiben vom Tische sähe, wenn Gäste da wären; zudem sei er Mittags fortgewesen und der Genuß würde es leid thun, wenn sie auch Abends ihn nicht sehen

ſollte' Sei es nun, daß dieſe letzte Rückſicht den jungen Mann überredete, oder gab Herr Horvath den Ausſchlag, der eben ſeinen Gaſt zu Tiſch geleitend am obern Treppenrand vorbeikam und in den Flur hinabrief: Was es gäbe und ob der Schreiber noch nicht zurück wäre? Genug, er erwiderte auf den Anruf: Er ſei zurück und werde gleich Rapport erſtatten! worauf er haſtig in ſein Stübchen ſprang, um, wie er der Baſe Margit zuflüſterte, vorerſt ihre ärztlichen Vorſchriften zu befolgen.

Die Mahlzeit hatte bereits begonnen, als Ferenz ein Tuch um die Backen geſchlungen und einen Schirm über die Augen gezogen, in die Stube trat, und ſich dem Herrn des Hauſes näherte, der das obere Ende des Tiſches in einer ernſtern und nachdenklichern Stellung einnahm, als er ſonſt bei dem Empfang lieber Gäſte zu zeigen pflegte. Horvath warf einen verdrießlichen Blick auf den Schreiber, nahm ſeinen Bericht mit ſtummem Kopfnicken entgegen, winkte ihm, ſich an ſeinen Platz am untern Ende der Tafel zu begeben und wandte ſich dann wieder zu ſeinem Gaſte, während Gyenczi mit einem Blick der Freude und des Bedauerns dem Verſpäteten zunickte. Das Tiſchgeſpräch erging ſich lange Zeit in Klagen über die mißlichen Ergebniſſe der Ernte und in Vermuthungen über den Einfluß derſelben auf die Waarenpreiſe des bevorſtehenden Marktes, um ſich dann den Witterungsverhältniſſen zuzulenken, die einen regneriſchen Hochſommer mit einem anhaltend ſchönen heißen Herbſte zu vergelten verſprachen. Dieſe Wendung des Geſprächs gab dem Gaſte Anlaß, auf die grundlos ſchlechten Wege zurückzukommen, die er von Steinamanger bis über Sarvar hinaus gefunden und die ihm wenigſtens zwei Stunden Aufenthalt verurſacht hätten! „Uebrigens", ſetzte der ganz verſtändige, nur etwas umſtändliche Mann hinzu, „übrigens hätten mich meine Schimmel doch noch vor dem Abenddunkel hierhergebracht, hätte ich nicht heute früh mit dem armen Sünder zu viel Zeit verſäumt!" „Mit welchem armen Sünder", fragte Horvath, und Steidler, die allgemein ſich kundgebende Neugier zu befriedigen, berichtete nun in ſeiner breiten Redeweiſe, wie ein Tiſchlergeſelle zu Steinamanger vor zwei Jahren ſeinen Meiſter erſchlagen, aber allen Verdacht abzulenken gewußt, ſich ſpäter auf die Wanderſchaft begeben und auch ſein gutes Fortkommen gefunden hätte, vor drei Wochen aber, von der nie ruhenden unerträglichen Qual des Gewiſſens getrieben, plötzlich nach Steinamanger zurückgekehrt wäre, um ſich ſelbſt als den Mörder ſeines Dienſtherrn dem Gerichte zu überliefern, worauf er denn am heutigen Tage bereuend und mit Gott verſöhnt zur höchſten Erbauung der tiefererſchütterten Menge ſein Verbrechen auf der Richtſtatt mit dem Leben gebüßt hätte.

Steidler's Bericht war nicht ohne Wirkung auf ſeine Hörer geblieben, dafür bürgte die tiefe Stille, mit der er aufgenommen wurde und die ihm folgte. Horvath war es, der ſie zuerſt unterbrach. „Ja", ſagte er mit nachdrücklicher und bewegter Stimme, Gott weiß Jeden zu finden, und nichts", fuhr er fort, indem er einen ernſten forſchenden Blick auf die jungen Leute warf, „nichts iſt ſo fein geſponnen, es kommt zuletzt ans Licht der Sonnen!" Der Eindruck, den dieſe ziemlich ſcharf betonte Bemerkung machte, war ein ſehr verſchiedener; auf Gyenczi's Wangen rief ſie dunkle Röthe hervor, Ferenz dagegen, der ſtumm und gleichgültig wie zuvor mit den vor ihm liegenden Brotkrumen ſpielte, ſchien ſie gar nicht zu beachten, während Herr Steidler nachdenklich den Kopf ſchüttelte und ſie mit dieſen Worten erwiderte: „Ja, die Leute ſagen ſo! Aber es kommt nicht Alles ans Licht der Sonne! Ich ſelbſt weiß von einem Fall zu erzählen, von einer ſchauerlichen Mordthat, die ſich vor etwa dritthalb Jahren begeben, ohne daß ſeither auch nur eine Spur des Mörders entdeckt worden wäre!" „Ei was", verſetzte Horvath ärgerlich, denn ihm war, als ſähe er die Lippen des Schreibers ſpöttiſch zuſammenzucken, „es iſt nicht aller Tage Abend, und kann nicht eine Stunde entdecken, was dritthalb Jahre verſchwiegen blieb? Wenn ihn auch die Menſchen nicht erreichen, Gott weiß ſeinen Mann zu finden, dabei bleibe ich! Aber laßt uns doch die Geſchichte hören, deren Ihr eben gedachtet! Noch ein Glas Somlyóer, werther Herr Steidler, dem Wein dürft Ihr trauen, er iſt eigenes Baugut und vom beſten Jahrgang, und nun gebt uns Eure Mordthat zum beſten!" Horvath hatte während dieſer Worte die Gläſer gefüllt, und Steidler, der vergebens vorſtellte, daß jener Vorfall an und für ſich nicht beſonders ſpannend und nur vielleicht für Jene, die die betheiligten Perſonen gekannt, merkwürdig wäre, fügte ſich endlich dem Andringen ſeines freundlichen Wirthes und begann folgendermaßen ſeine Erzählung:

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Ueber Kunſturtheil.

Von einem Maler

Und eines Jeden Empfindung ſollte erſt auf den Ausſpruch eines Malers warten?

Leſſing „Laokoon“

Leſſing ſagt in ſeinem „Laokoon“: Der Endzweck der Wiſſenſchaft iſt Wahrheit, der Endzweck der Künſte Vergnügen.

Dieſer Ausſpruch geht in dem allgemeinern Satze auf: Der Endzweck aller Dinge iſt Nutzen.

J. J. Rouſſeau bemühte ſich vergeblich, von den Wiſſenſchaften und Künſten das Gegentheil zu beweiſen. Schon um dieſes zu verſuchen, mußte er Wiſſenſchaft und Kunſt anwenden.

Wie ein Wald daſteht in ſeiner Pracht, um endlich umgehauen und zu allerhand Bedürfniſſen verwendet zu werden, ſo iſt auch die hochherrliche Kunſt nicht blos um ihrer ſelbſt willen vorhanden, nicht blos für die Künſtler, welche ſie hervorbringen, noch für die Kenner, welche ſich Hütten in ihr bauen, noch für die Liebhaber, die ſich an ihr weiden; ſondern, entſtanden aus der Nothwendigkeit alles Entſtehens, erblüht auch ſie der ganzen Menſchheit zum Gewinne.

Wer nun aus der Erfahrung entnimmt, daß auch die bildende Kunſt Nutzen, Genuß (Eins entſpringt dem andern) zum Heil der Menſchheit ausſtrome, erkennt gewiß auch an, daß es noththue, das herrſchende Uebel zu bekämpfen: daß ein groſſer Theil Derjenigen, welche noch in der Anſchauung von Bildwerken Genuß ſuchen, ſich zu einem eigentlichen Verſtändniß für nicht befähigt hält.

Es iſt ein ſtehender Nachtrag bei den Gebildeten unſerer Zeit, wenn ihnen ein Urtheil über ein Werk der bildenden Kunſt abgenöthigt wird und ſie ſolches gelobt oder getadelt haben: „Aber ich verſtehe nichts davon.“

Dieſe Worte beruhen nur nebenbei auf Beſcheidenheit; ihr Urſprung iſt mehr in dem Vorurtheil zu ſuchen, daß nur Künſtler ein Kunſtwerk verſtehen könnten. Der Laie mag ſich in der Regel nicht zu, den Eindruck, den er durch die Betrachtung eines Kunſtwerkes empfangen, als etwas abzugeben, das von Belang und richtig ſein könne und läßt ſich daher zur bequemern, oberflächlichen Anſchauung gehen.

Sonderbarerweiſe iſt dieß bei der Muſik nicht ganz ſo der Fall; noch weniger bei einem Dichterwerke oder einer Leiſtung im Tanz und in der Schauſpielkunſt. Dieſe Sphären der Kunſt glaubt man ſich näher, urtheilt darin ohne jene Befangenheit und doch iſt es hier wie dort, immer das Schöne in Gedanke und Form, was man beurtheilt und was beurtheilt ſein will.

Es kann hier zunächſt nicht von einem umfaſſenden, begründeten Urtheil, von einer eigentlichen Kritik die Rede ſein; dieſe erfodert allerdings ſtets einen Mann vom Fach — ſie ſollten nur Die üben, welche außer der lebendigen Empfindung und Begeiſterung für die Sache auch die Kenntniß des geſammten Kunſtſchöpfungsapparats beſitzen. Aber ſoll, wie in ältern Zeiten, die Kunſt wieder in directe Beziehung zum Publicum treten, auf daß ſie Allgemeingut werde, ſo iſt nöthig, daß wenigſtens jeder gebildete Laie das Zutrauen zu ſich gewinne: mit in die Sache hineinreden zu dürfen; denn ohne das, ohne das Zutrauen des Verſtändniſſes iſt ja auch kein Genuß und kein wirklicher Nutzen möglich.

Die Künſtler haben bisher kaum einen Finger gerührt, das Publicum, für welches ſie — neben der Unſterblichkeit! — doch auch ſchaffen, eines Andern zu belehren. Sie ſcheinen ſich ſogar recht behaglich dabei zu fühlen, daß ſie allein wiſſen ſollen was Rechtens ſei in ihrer Kunſt und was man bei dieſem oder jenem ihrer Werke zu empfinden habe!

Dieſe Thatſache, der Wahn, es ſei der gebildete Laie, der nicht beſondere Kunſtſtudien gemacht, es ſei das Publicum (als ſolches) nicht im Stande, ein irgend gültiges, maßgebendes Urtheil über ein Werk der bildenden Kunſt abzugeben, muß natürlich höchſt hemmend für ein allgemeines Intereſſe an der Kunſt und den Künſtlern wie deren Entwickelung ſein. Wenn die Kunſt heutzutage ſo vielfach als etwas vom realen Leben Getrenntes geachtet wird, ſo ſind freilich noch andere, noch weiter liegende Gründe daran ſchuld, die wir hier aber füglich außer Acht laſſen können. Das Wichtigere iſt, das am meiſten Hinderliche zu beſeitigen und ein allgemeines Verſtändniß der bildenden Kunſt anzubahnen. Es wird viel zu wenig bedacht, daß ihr eigentliches Weſen nicht darin beſteht, etwas zu machen, wie häufig gemeint wird, ſondern darin, etwas dadurch zu ſagen. Etwas zu ſagen durch die ſinnlich reizende und unmittelbare Sprache der bildlichen Darſtellung, iſt der Zweck der Kunſt, dieſer Fortſetzung der Productionskraft der Natur. Beruhte das Weſen der Kunſt in Machwerk allein, ſo wäre ſie ja in nichts vom Handwerk unterſchieden.

Hier liegt aber der Schaden und das Mißverſtändniß, welches verſchuldet, daß das Publicum ſich

ſo ſchen mit ſeiner Beurtheilung zurückhält. Es wird dagegen von ſelbſt ſeine Befangenheit abſtreifen, ſobald es zu der Erkenntniß kommt, daß nicht das Machwerk als ſolches, ſondern was dadurch dargeſtellt iſt oder ſein ſoll, aufzufaſſen und zu beurtheilen ſei.

Empfangen wir vom Handwerker einen Gegenſtand, ſo genügt uns zu unterſuchen, ob derſelbe unſerer Abſicht diene; wir befaſſen uns nicht damit (ohne vorher das betreffende Handwerk ſtudirt zu haben), darüber zu urtheilen, wie er gemacht ſei, weil dieſes nur der Sachverſtändige vermag. So ſoll es auch bei der Kunſt gehalten ſein. Rührt, erfreut, erhebt, ergreift uns ein Bild, ſo beruht eben auf dieſer Wirkung die Abſicht des Bildes, des Künſtlers und das iſt der Kreis, worin ſelbſtändig zu urtheilen Jeder ſich befähigt halten ſollte!

Ueber die Kunſt als Sprache ſagt Julius Schnorr von Carolsfeld in dem Vorwort zu ſeiner „Bibel in Bildern“: „Ein lebendiges Aufnehmen deſſen, was die Kunſt ſagen und mittheilen will und kann, findet ſich in der That nur bei Wenigen; und doch iſt die Kunſt ein bildliches Denken, ſie ſpricht indem ſie geſtaltet. Sie iſt eine Sprache, die neben der Muſik eine Eigenſchaft beſitzt, welche ſie vor allen andern Sprachen auszeichnet. Sie bedarf keiner Verdolmetſchung, ſie iſt eine Weltſprache, eine Univerſalſprache, Allen zugänglich, die Augen haben. Sie iſt eine Sprache, welche Dem, der ſie verſteht, Mittheilungen macht, die in keiner andern Sprache gemacht werden können, welche Worte auszudrücken nicht vermögen; in ihre ganze Wirkſamkeit beginnt da, wo andere Sprachen verſtummen müſſen. Und die Anlage zum Verſtändniß derſelben liegt in allen Menſchen, wie die Fähigkeit zur Freude an der Natur und ihren Herrlichkeiten, zum Genuß der durch ſie dargebotenen Gaben.“

Die Anlage zum Verſtändniß der Kunſt liegt unbedingt im Menſchen; wir ſehen dies ſchon am Kinde. Das Kind verſteht die Sprache der Kunſt in gewiſſen Grenzen; es verſteht ſie unbewußt; es verſteht ſie, ohne ſie beurtheilen zu können. Wieviel lernt nicht auch das Kind aus ſeinen Bildern und den Erzeugniſſen der Kunſt überhaupt, die es umgeben und unvermerkt ſeiner Bildung und Entwickelung großen Vorſchub leiſten! Wie ſchmerzlich würden auch allein ſchon hier Diejenigen, die wol die Kunſt als eitles Spiel betrachten, ihren Wegfall empfinden! Wer ſich das unbewußte Verſtehen der Kunſt aus den Kinderjahren bewahrt hat, iſt ihr ſchon gewonnen; er braucht nur zum Bewußtſein dieſes Verſtehens zu gelangen, nur zu denken, alsdann iſt er auch fähig zu urtheilen, alsdann kann er unmöglich ausweichend antworten: „Aber ich verſtehe nichts davon.“

Um ein Bild zu beurtheilen und die Beurtheilung zu begründen, dazu gehört nun noch, daß man mit dem Organismus (Gliederbau) deſſelben vertraut ſei.

Ein Kunſtwerk tritt uns allemal als ein Ganzes, Untheilbares entgegen und will auch als ſolches gewürdigt werden. Um uns aber der Urſache des beſtimmten Eindrucks, den es auf uns macht, klar und bewußt zu werden, müſſen wir es in gewiſſe Theile zerlegen und dieſe einzeln betrachten.

Ich will eine Schilderung der einzelnen Theile, in welche ein Bild für die Beurtheilung zerfällt, ſowie der Anforderungen verſuchen, welche an dieſe einzelnen Theile zu ſtellen ſind.

Auf die Frage: Was iſt gegeben? läßt ſich das Kunſtwerk zerlegen in: Gegenſtand und Inhalt oder in Gedanke und Form. Bei dem Gedanken (Gegenſtand, Vorwurf) eines Bildes kommt nur in Betracht, ob derſelbe ein für die künſtleriſche (und hier ſpeciell maleriſche) Behandlung geeigneter ſei. Ueber dieſen Punkt iſt ſchon viel geſtritten worden, in der Praxis hat ſich aber bewährt, daß es nur auf den Inhalt ankomme, den ein Künſtler einem beliebigen Gegenſtande zu geben weiß, um ihn als geeignet erſcheinen zu laſſen. Der Inhalt eines Kunſtwerks beruht auf der Auffaſſung und dieſe auf der Anſchauung des Künſtlers.

Gedanke und Form, Gegenſtand und Inhalt eines Kunſtwerks, ſo ſehr ſie auch in demſelben als Einheit erſcheinen, ſind mithin doch weſentlich verſchiedene Dinge im Proceß des Schaffens; nie können zwei Individuen einem und demſelben Gegenſtand auch gleichen Inhalt geben, demſelben Gedanken dieſelbe Form. Wenn zwei Künſtler dieſelbe Perſon im Porträt darſtellen, wie verſchieden erſcheint uns dieſelbe in der beſondern Auffaſſung eines Jeden! Die Form oder der Inhalt eines Kunſtwerks iſt alſo unter allen Umſtänden jedesmal beſonders und ſubjectiv und die Beurtheilung hat ſich darum zu kümmern, ob dieſelbe dem Gedanken oder Gegenſtande angemeſſen, entſprechend ſei.

Das Porträt, das Bildniß einer Perſon, zumal wenn wir dieſelbe kennen, iſt wol am leich-

teſen zu beurtheilen; doch kommen ſchon bei einem Porträt alle die Fragen in Betracht, welche bei einem umfaſſendern Kunſtwerke anzuziehen ſind."

Die Form (Art und Weiſe, der „Inhalt") eines Kunſtwerks (eines Bildes) iſt wieder in zwei Theile zu zerlegen und zwar in Compoſition und Technik. Die eine betrifft das Wie, die andere das Wodurch der Form. Die Compoſition umfaßt: Zeichnung, Beleuchtung und Farbe.

Die Zeichnung, der bloße Umriß, iſt ſchon Compoſition und es werden uns häufig Darſtellungen nur in dieſer Geſtalt geboten. Es offenbaren ſich zwei große Unterſchiede darin: ſie iſt entweder mehr oder weniger naturaliſtiſch, d. h. der Natur, wie ſie ſich zufällig gibt, entnommen, oder mehr oder weniger ſtiliſtiſch, d. h. nach einem gewiſſen Schönheitsgeſetze gewählt, das bloß Zufällige der Natur iſt abgeſtreift. Dieſe Unterſchiede ſind die Urſache zweier Fractionen in der Kunſt. Zwei andere ſeien hier gleich noch erwähnt, die ſich wie jene in allen Künſten vorfinden und von denen die eine mehr der Form, die andere mehr dem Gedanken huldigt. Die höchſte Stufe der Kunſtentwickelung liegt übrigens in keiner von beiden, ſondern kommt nur da zur Erſcheinung, wo beide zuſammenfallen; wo das Intereſſe, welches die Kunſtthätigkeit leitet, gleich groß iſt für die Form wie für den Gedanken: wenn alſo nicht zu erkennen iſt, ob das Intereſſe für dieſen oder für jene das vorwiegende beim Schaffen war. Dieſes Gleichgewicht kommt aber nur ſelten vor, ſo ſelten wie Genie und Talent in gleichen Graden bei einem Individuum vereinigt anzutreffen ſind.

Von der Zeichnung iſt nun, ganz abgeſehen von den gedachten Unterſchieden, zu fordern, daß ſie richtig ſei, und zwar ſowol in ihren einzelnen Theilen wie in den ganzen Verhältniſſen und der Perſpective. Ausdrücklich will ich aber hier bemerken, daß bei der Beurtheilung einer Darſtellung ſehr wenig darauf ankommt, vereinzelte Fehler und Verzeichnungen (die ſelbſt bei den beſten Bildern vorkommen) zu entdecken. Die Wirkung und Schönheit des Ganzen muß bei jeder Beurtheilung den Ausſchlag geben.

Die erſte Anforderung an eine Compoſition iſt, daß ſie klar, verſtändlich ſei, daß ſie mit allen ihren Theilen zu einem wohlgeordneten, organiſchen Ganzen zuſammenfließe. Durch die glänzenden Mittel der Beleuchtung und Farbe muß viele Tugend eines Bildes noch in erhöhtem Maaße ſtattfinden. Von einem Bilde, welches dem Beſchauer auf den erſten Blick als harmoniſche Einheit entgegenwirft, ſagt man, daß es „Haltung" habe, daß es gut „zuſammen" (gearbeitet) ſei. Aber es iſt keineswegs immer der Fall, daß eine Darſtellung durch die Vollendung mit Beleuchtung und Farbe gewinne, ſondern durch ungeſchickte Anwendung dieſer Mittel kann die beſte Darſtellung als ſchlecht erſcheinen, verwirrt, unharmoniſch, ohne Haltung; woraus die Wichtigkeit erhellt, bei einem Gemälde auch von Beleuchtung und Farbe abzuſehen und es ſich in bloßen Umriſſen zu denken, um alsdann die ungeſchmückte Darſtellung als ſolche würdigen und beurtheilen zu können.

Man achte alſo darauf, ob nichts Störendes, Ueberflüſſiges in der Compoſition enthalten ſei, was die Wirkung des Hauptgedankens ſchwächte:

Ob Alles ſich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt.

Und Goethe noch an einer andern Stelle:

Der Gedanke, das Gutwerden,
Die Geſtalten, ihr Bezug,
Eines muß das Andre ſchaffen
Und am Ende hilft's genug!
Nicht erfunden, flug erſonnen,
Schon gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen
Künſtler ſundreich ſeine Macht.

Bei dem Punkte der Klarheit iſt noch zu erwähnen, ob ein Bild ſich ſelbſt erklären müſſe oder nicht? Hierüber iſt ebenfalls ſchon viel geſtritten worden, verſuchen wir etwas Vereinbarung. Mir will es meiſt als gleichgültig für die Werthbeſtimmung eines Bildes erſcheinen, ob es ſeinen Vorwurf gleich ſelbſt erkläre oder ob derſelbe erſt von anderhalb erfahren werden muß. Nur bei einem Bilde, deſſen Gegenſtand ein ſolcher iſt, der ſich ſelbſt erklären kann, wäre es fehlerhaft, wenn dies nicht ſtattfände. Z. B. ſolche Genrebilder, welche Jedem bekannte Scenen aus dem Leben darſtellen, müſſen ſich ſelber erklären.

Ein neuerer Schriftſteller (und Künſtler) ſagt: „Es iſt wahr, daß in einem Kunſtwerke eine Hand, ein Fuß, überhaupt ein Körper in ſeinen unmittelbaren Functionen mit den darin ſich ausdrückenden einfachen Seelenzuſtänden ſich allemal ſelbſt erklären muß; d. h. man muß allerdings ſehen, daß es eben eine Hand oder ein Fuß iſt, ob er gebe oder nehme, ob der Mann lache oder weine, Freude oder Leid habe; aber weiter geht die Selbſterklärung der Kunſt denn doch eben wol nicht viel. Wer z. B. die Mythologie nicht kennt, der wird in all den antiken Prachtwerken nichts weiter ſehen können als verſchiedene herrlich gebaute Individ-

buen, die da gehen, ſtehen, liegen u. ſ. w. Ob aber der eine ein Apollo, der andere ein Jupiter iſt und inwiefern Beide der Ausdruck der Ideen ſind, die dieſen Göttergeſtalten ihren Urſprung gaben, davon wird keine Ahnung möglich ſein; und doch ruht darin, daß ſie nicht zufällige ſchöne Figuren, ſondern der volle Ausdruck jener beſtimmten Ideen ſind, die Größe der in ihnen enthaltenen Kunſt . . . Dieſe Kunſt erklärt ſich nicht ſelber, ſie ſetzt ein beſtimmtes Wiſſen voraus und ſo verhält es ſich mit der Hiſtorienmalerei überhaupt."

Ich füge bei: Alle Kunſt ſetzt ein beſtimmtes Wiſſen als vorhanden voraus und je mehr daſſelbe eben vorhanden und je mehr ein Kunſtwerk daſſelbe klärt und erweitert, je volksthümlicher wird es ſein. Nichts kann volksthümlich ſein oder werden, was nicht durch allgemein vorhandenes Wiſſen getragen wird und ſchon dadurch der Menge verſtändlich entgegentritt. Aber volksthümlich zu ſein iſt nicht immer eine nothwendige Eigenſchaft eines guten Kunſtwerks; der Gegenſtand, der Gedanke muß danach ſein.

Sind wir über die Klarheit einer Compoſition im Reinen, ſo hat die Beurtheilung noch die Auffaſſung des Gegenſtandes in der Darſtellung zu würdigen. Wir haben zu ſehen, wie hoch oder tief der Künſtler gegriffen, um unſere Gefühle zu erregen, unſer Intereſſe zu feſſeln; ob ſeine Anſchauung des betreffenden Gegenſtandes hoch (ideal), großartig, gewaltig, wahr (charakteriſtiſch), naiv u. ſ. w. oder von alledem das Gegentheil: niedrig (gemein), kleinlich, ſchwächlich, unwahr, geſucht u. ſ. w. ſei, oder welche Miſchung davon ſtatthabe. Die trefflichſte Darſtellung, d. h. trefflich in Bezug auf Klarheit, organiſche Compoſition und ſchöne Ausführung, leidet manchmal an großer Trivialität oder einem ſonſtigen Laſter der Auffaſſung.

Drei Dinge ſind es, die der Künſtler für ein tüchtiges Schaffen auszubilden hat. Erſtlich ſeine Anſchauung der Welt und des Lebens (Verſtand und Gefühl, auch „Kopf" und „Herz" genannt), dann die Anſchauung der Schönheit der äußern Erſcheinungen (ſein Auge) — und es ſchadet nichts, wenn der Laie dieſe Dinge auch beſtens ausgemalt beibringt, — und ſchließlich die Fertigkeit ſeiner Hand. Aus der Auffaſſung in einer Darſtellung erkennen wir, wie es bei dem betreffenden Künſtler um den erſten dieſer Bildungspunkte ſteht.

Bei vielen Gegenſtänden nun, zumal in Landſchaft und Genrebild, wenn der Vorwurf auf lyriſcher Stimmung (Gefühl) beruht, oder bei der Darſtellung zweifelhafter Thatſachen, iſt die Auffaſſung beliebig, willkürlich zu halten. Nicht ſo bei der eigentlichen Hiſtorienmalerei, deren Weſen auch nicht in der bloßen Wiedergabe eines für die Entwickelung der Menſchen unwichtigen Factums, wie es ſich ſeiner Aeußerlichkeit nach am wahrſcheinlichſten zugetragen hat, ſondern darin beſteht: in der Darſtellung wichtiger hiſtoriſcher Ereigniſſe und Perſönlichkeiten vor allem, die ideelle Weltanſchauung einer Zeit ſoviel möglich zu verſinnlichen, hervorzuheben. Hier darf der Künſtler nicht eine willkürlich ſubjective Anſchauung malen, ſondern er muß, bevor er malt, nach einer möglichſt objectiven und wahren Anſchauung ringen und ſodann iſt ſein hiſtoriſches Bild, je nachdem es die Wahrheit in poetiſch-hiſtoriſcher Weiſe erreicht oder verfehlt, in Bezug auf Auffaſſung gut oder ſchlecht. Je mehr die individuelle Weltanſchauung eines Künſtlers den Bedürfniſſen ſeiner Zeit entſpricht, ihren dunkeln Beſtrebungen Klarheit entgegenbringt und dieſelben dadurch entwickelt, fördert, um ſo wichtiger iſt ſein Genie, ſeine Begabung.

Wenn das Volk, das Publicum im Ganzen kalt an ſo manchen formell trefflich ausgeführten hiſtoriſchen Bildwerken unſerer Zeit vorübergeht, ſo liegt dies häufig nur an der Auffaſſung in dieſen Kunſtwerken, welche vielleicht eben eine unſerer Zeit fernliegende oder allzu einſeitige iſt.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Berliner Briefe.

VIII.

„Stumm wie ein Fiſch!" Dieſe Phraſe gilt nicht mehr, ſeit Profeſſor Johannes Müller in der Akademie der Wiſſenſchaften vor einiger Zeit über die Fiſche, welche Töne von ſich geben und über die Entſtehung derſelben geſprochen hat. Obwol Ariſtoteles ſchon davon ſpricht, auch Alexander von Humboldt bei ſeiner Fahrt auf dem Stillen Ocean dieſes Phänomens erwähnt, ſo fehlten doch bisher alle nähern Angaben darüber. Profeſſor Müller hat auf Sicilien und andern Orten dieſer Erſcheinung nachgeforſcht, wo es ſich denn herausſtellte, daß die Fiſche aller Zonen nicht gar ſo ſtumm ſind, als ſie ſtets verſchrieen wurden, ſondern daß ſie unter dem Waſſer in beſondern Tönen, die durch eigenthümliche Kieferbewegungen hervorgebracht werden, wahrſcheinlich zueinander reden. Nicht blos das Süd-, ſondern auch das Nordmeer hat dergleichen Fiſche aufzuweiſen und werden die weitern Bemühungen immer ſpecieller

die verſchiedenen Arten der Töne verſchiedenden Fiſche bezeichnen und das bisherige Dunkel auch darüber lichten. Auf Sicilien iſt es Erwerbszweig der Gamins am Strande, den Touriſten die Muſik ihrer Fiſche hören zu laſſen; — ſie verfolgen ihn ſo lange, bis er ihnen einige Grani für dieſes Concert, dem er ſelten nachforſcht, ob ſie es gewieſen oder der Fiſch, hinwirft.

Ein zweiter Vortrag des berühmten Phyſiologen fand in der Geſellſchaft der naturforſchenden Freunde ſtatt. Er legte die Schädel der beiden Mikrocephalen oder Kleinköpfe, Gebrüder Sehn von Kiwitsblott bei Bromberg, vor. Dieſe beiden Abnormitäten ſtammten von geſunden Aeltern, hatten einige wenige Worte ausſprechen und verſtehen lernen, waren lenkſam, harmlos, gutmüthig geweſen, nur hatten ſie eine Neigung, Alles, was ihnen in die Hände fiel, mit Affenbegier und Hemdigkeit zu zerpflücken und zu zerbrechen. Klima, Land, Race ſind ohne allen Einfluß auf die Bedingung dieſer Mißbildung, denn Mikrocephalen werden in der pathologiſchen Anatomie ſolche Individuen genannt, bei denen der Hirnſchädel überaus klein iſt im Verhältniß zum Geſicht, ſodaß derſelbe, wie bei den vorliegenden und bei den vielbeſprochenen Affen, nur ein Drittel der Capacität hat, die er haben ſollte. Auch verwachſen die Nähte des Hirnſchädels bei den Mikrocephalen ganz oder zum Theil. Die Entwickelung des Geiſtes iſt gehemmt, die Functionen der Sinne und der Bewegung ſind ungehindert; nur iſt in denſelben der blödſinnige Ausdruck vorherrſchend. Die Aeltern ſolcher Kinder ſind wohlgebildet und können außer den Mikrocephalen auch wohlgebildete Kinder haben. Der Einfluß derſelben gibt ſich aber doch darin zu erkennen, wenn unter ihren Kindern aus derſelben Ehe zwei ſolche Anomalieen geboren werden, wovon der vorliegende Fall ein merkwürdiges Beiſpiel iſt. Profeſſor Muller hat vor zwanzig Jahren eine genaue Abhandlung über dieſen Gegenſtand geſchrieben, worin er auch alle die von andern Anatomen, als Willis, Pinel, Otto u. A., beobachteten Fälle von Mikrocephalen zuſammengeſtellt hat. So iſt denn die Hypotheſe über die Affen als vollkommen gelöſt zu betrachten und man kann ſich nur wundern, wie es möglich geweſen, daß man dieſe, in ihrer Abnormität ausreichend intereſſanten Erſcheinungen durch fabelhafte Beimiſchungen noch hat ſteigern wollen und nicht nur das berliner, ſondern auch das londoner Publicum möglichſt lange über dieſelben in der Irre geführt hat.

Ich bin auf das Capitel der Vorleſungen gekommen und muß bemerken, daß es zum guten Ton gehört, die Vorleſungen des Evangeliſchen Vereins zu beſuchen, denn — der Hof beſucht ſie. Während der Antheil an den wiſſenſchaftlichen Vorträgen in der Singakademie ſich verminderte — wo die Sonne des Hofs faſt nie mehr aufgeht —, ſteigerte ſich der Antheil im Evangeliſchen Verein überdiemaßen. Wir betrachten dieſen Drang nicht als einen Ausfluß wahrer Frömmigkeit, ſondern — „man merkt die Abſicht und iſt verſtimmt". Die mehrfach ausgeſprochene Anſicht, daß, weil die wiſſenſchaftlichen Vorträge ſtets nur aus Heften vorgeleſen würden und daher nicht mit der Macht der viva vox docendi wirkten, ſei Urſache, daß ſich das Intereſſe verlöre, ſcheint darum nicht haltbar, da im Evangeliſchen Verein ebenfalls nur die Vorträge abgeleſen werden; — es ſind daher nicht dieſe, ſondern andere Motive, die das Intereſſe für das Eine abſchwächen und für das Andere ſteigern — müſſen.

Daß ſich bedeutende Namen unter den Evangeliſch-Vortragenden finden, iſt nicht in Abrede zu ſtellen, während der Wiſſenſchaftliche Verein ſich meiſt mit Privatdocenten hat begnügen müſſen und nur einige Koryphäen der Gelehrtenwelt, als Raumer, Braun, Schleiden, darunter auftauchten.

In die Reihe des Intereſſanten, das die Winterzeit uns brachte, gehört auch der vierzehntägige Aufenthalt der Frau Ida Pfeiffer. Sie war im Hauſe des bekannten Geologen Geheimen Bergraths und Profeſſors Weiß abgeſtiegen. Dort ſahen wir die unerſchrockene und muthige Weltreiſende faſt täglich. Das gaſtliche Haus geſtattete allen nähern Freunden, dieſe überaus intereſſante Perſönlichkeit näher kennen zu lernen; denn allabendlich konnte man dort einkehren und in heimlich bequemen Räumen am wohlbeſetzten Theetiſch, im auserleſenen Kreiſe berühmter Männer, von den fabelhaften Entbehrungen und den unerhörten Strapazen, denen dieſe anſcheinend zarte und ſchwächliche Frau Widerſtand geleiſtet hatte, hören und, von ihr geleitet, in guter Geſellſchaft in das Innere von Sumatra, Borneo, Java dringen und gefahrlos die wilden Stämme der Battaker, Dayaker und Alforen beſuchen. Einzig iſt ſie in ihrer Mimik — daher die Möglichkeit einer Verſtändigung auch ohne Worte, durch Geberden zu reden; wir haben ein ähnliches Talent dafür noch nie geſehen. Profeſſor Weiß meinte, in ihrem Geſicht und in ihren Händen ſteckten die Hülfstruppen, durch welche ſie ſich ihre Bahn

durch die Welt brache. Wie viel Anerkennung diese Frau hier fand, bewiese der warme Verkehr, der ihr hier durch die Besuche der bedeutendsten Männer der Wissenschaft wurde. Unter ihnen heben wir ganz besonders Professor Karl Ritter und Alexander von Humboldt hervor. Ja es ist uns gestattet, jene zwei anmuthigen Billets, die sie von Alexander von Humboldt empfing, im Wortlaut wiederzugeben. Frau Pfeiffer hatte ihm ihr neuestes Werk übersandt, die „Zweite Weltreise"; Alexander von Humboldt erwiderte darauf: „Wie soll ich Ihnen, hochverehrte Frau, lebendig genug den Ausdruck meines innigen Dankes, ich konnte sagen meine Bewunderung darbringen! Bewunderung verdient nicht blos die Ausdauer, Kühnheit, der Reichthum des Gesammelten (es stellt gleichzeitig Zustände zu einer bestimmten Epoche auf dem ganzen Erdkreise dar), nein, vor allem die edle Einfachheit der Darstellung, die freien, commenschlichen Gefühle, das schöne Unbewußtsein eigenen Verdienstes! Sie waren in meinem majestätischen Hochlande von Quito; Sie haben, was so selten ist, den Kotopaxi speien sehen! Dieser neue Ausdruck soll mir Gelegenheit geben, meinen vierten Band des »Kosmos« mit dem Namen Ida Pfeiffer zu schmücken. Sollten Sie heute (Freitag) Morgen ausgehen, so erfreuen Sie mich, edle Frau, mit Ihrem Besuche zwischen 1 – 3 Uhr, auf jeden Fall komme ich morgen (Sonnabend) zwischen 1 – 2 Uhr zu Ihnen. Verehrungsvoll Ihr Alexander von Humboldt. Den 22. Februar 1846."

Im andern Billet meldet er ihr: „Nicht blos die Königin, sondern auch der König wünschen Sie, meine hochverehrte Freundin, zu sehen und Ihnen die Achtung auszudrücken, die Ihrem Muthe und der edeln Einfachheit Ihrer Gesinnung wie der strengen Wahrhaftigkeit Ihrer Darstellungen so allgemein gezollt wird. Die Majestäten wünschen Sie nächsten Donnerstag den 26. Februar um 1 Uhr im Schlosse zu empfangen. Möge Ihnen der Tag nicht unangenehm sein! Ueberreichen Sie der Königin ein Exemplar Ihrer letzten schönen Weltreise! Ihr anhänglichster Alexander von Humboldt. Nachts den 24. Februar 1846."

Auch genoß Frau Ida Pfeiffer die Auszeichnung, von Professor Karl Ritter in die Geographische Gesellschaft eingeladen und zum Ehrenmitglied ernannt zu werden. Auch die Gesellschaft der naturforschenden Freunde überreichte ihr ein Diplom und ernannte sie zu ihrem Ehrenmitglied. Der König verlieh ihr den sogenannten „Humboldtorden", d. h. die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Im Mai gedenkt die kühne Reisende, die außer Raum und Zeit zu leben scheint und über Kräfte zu ruhen weiß, nach der Insel Madagaskar zu gehen, deren Inneres, gleich Borneo, noch fremd ist und die eine Vegetation tropischer Producte darbietet, die nur ihr allein eigenthümlich sind; so der Indische Feigenbaum, der Drachenbaum, das Indische Blumenrohr und andere. Auch ist der Schwarze Papagai (Le grand Vasa) nur dort heimisch. Als seltener, ja einziger Gast jener fernen Insel haben wir ihn im Hause Alexander's von Humboldt gesehen; er ist ihm laut Testament vom Großherzog von Weimar vermacht worden, da er sich einst über dieses wunderbar schöne und seltene Exemplar bei einem Besuche in Weimar geäußert hatte. Man behauptet, daß diese Papagaien über hundert Jahre leben.

Schließen wir unsere heutigen, nur fragmentarischen Mittheilungen mit einer Betrachtung, die uns den Uebergang zu einer Schilderung bahnen soll, für die uns vielleicht mancher Ihrer Leser Dank weiß.

So vielfach Berlin auch als zweideutige Schöne mit abgelebtem Teint und verbrauchtem Gesicht charakterisirt werden ist, so hat es doch trotz alledem sich ein mildthätiges Herz erhalten. Das zeigt es, indem es unermüdlich wie „Der gute Reiche", fast über seine Kräfte hinaus, den Armen und der leidenden Menschheit Wohlthaten spendet. Jedes besondere Unglück macht es zu dem seinen und ist, trotz aller zu befürchtenden Erschöpfung, immer von neuem ausgiebig. Dieser Heroismus thut Manchem vielleicht weh, aber er kann dem allgemeinen Wohlthätigkeitssinne sich nicht entziehen. Kurz, Berlin ist stark in seiner Schwäche.

Ich will diese „edle Schwäche" nicht tadeln, einmal nicht in den gegenwärtigen Zeiten, wo die fortdauernd sich steigernde Theuerung Jedem empfindlich wird, auf den ärmern Classen aber wahrhaft erdrückend lastet. Die Armuth ist der Fluch großer Städte; Alles drängt dahin, um sein Glück zu machen, und da es in den meisten Fällen nur durch Fleiß erworben wird, dieser aber nicht immer als Baum dient, so steigert sich das Proletariat in einer Weise, die wahrhaft erschreckend ist. Um dieser zeitweisen Noth in etwas zu begegnen, gehen von neuem Hauscollecten herum; die Frauenvereine beschaffen, soviel es sich thun läßt, Kleidungsstücke und die Armendirection beginnt mit dem December ihre getheilten Suppenvertheilun-

gen von täglich 4440 Portionen aus sechs Küchen. Alles nur ein Tropfen in das Meer der Noth! Im vorigen Jahre belief sich dieses ausgeschöpfte Quantum für fünf Monate auf 647,940 Portionen oder Quart nahrhafter Suppe.

Doch von all diesen momentanen Unterstützungen abgesehen, ist die Zahl der Armen- und Krankenhäuser, der Vereine und Kinderbewahranstalten schon sehr groß. Oft hört man aus erstarrtem Munde viele Vereinsmanie tadeln, die zuletzt damit enden müsse, einen Verein für die Vereine zu gründen.

Ihnen von allen zu sprechen, wäre ermüdend. Sämmtliche Anstalten der Art werden durch Beiträge der bemittelten Einwohner, durch königliche Munificenz oder städtische Kassen erhalten; am häufigsten werfen alle drei zu Einem Zweck.

Die bedeutendste, die jeden Fremden Aufmerksamkeit durch ihren kolossalen Umfang auf sich ziehen muß, die nach allen Richtungen der Gesundheitspflege als Musterinstitut bemerkenswerth und historisch interessant, ist die Charité.

Berlin war noch ein kleines, ungezogenes Königskind (Residenz), als 1710 die Pest sich ihm nahte und König Friedrich I. schonend seine Hand erhob, um schleunigst ein Krankenhaus weit außerhalb der städtischen Mauern der gefürchteten Feindin erbauen zu lassen, im Fall es ihr gefallen sollte, von Prenzlau aus, wo sie bereits ihre Verheerungen anrichtete, hierher zu übersiedeln. Glücklicherweise kam sie nicht in das werdende Spree-Athen und nachdem mehrfach über die Verwendung dieses Gebäudes debattirt worden, erwarb der damalige Armenwundarzt Gottfried Habermann sich das große Verdienst, den mittlerweile zur Krone gelangten Friedrich Wilhelm I. zu bestimmen, es zu einem allgemeinen Krankenhause für die Residenz und zu einer Uebungsschule für praktische Aerzte und Wundärzte einzurichten. Diesem Plane gemäß genießen bis heutigen Tags eine nicht geringe Anzahl junger, angehender Mediciner (die Schüler der Pepinière) bedeutende Unterstützungen, wofür sie nach absolvirter Studienzeit die Verpflichtung haben, sieben Jahre als Militärarzt zu fungiren.

Dem seiner Zeit sehr berühmten Leibarzt des Königs, Dr. Ellert, und dem Regimentsarzt Senff ward die erste Einrichtung übertragen und 1727 wurde die Anstalt für diesen Zweck erweitert und erhielt den Namen der „Charité".

Alles, was zu einer großartigen Wirthschaft gehört, ward darin angelegt: Schlachthaus, Waschhaus, Backerei, Böden zu Getreideverwahrung, Brauerei u. s. w. Im Jahre 1733 schenkte Friedrich Wilhelm I. dem Hause 100,000 Thaler und ertheilte demselben zu einem bestimmten Zweck ausschließlich den Verlag aller Kundschaften, Lehr- und Gehorsamsbriefe der Handwerker in allen seinen Staaten. Der Feldmarschall Graf Wartensleben schenkte 1736 ein beträchtliches Stück Ackerland und Wiese (der heutige Luisenstraße) dem Institut; der Erbherr von Groppendorf schenkte 80,000 Thaler, weiter man in Schlesien das Amt Pribern kaufte; General von Arnim und Bankier Nagelin schenkten 12,000 Thaler und zwei Häuser in Charlottenburg.

Wol Keiner der jetzt lebenden Generationen mag jener Zeit gedenken, wo die Wilhelmsstraße bis zum Säulendurchgang die äußerste Grenze bildete; wo nur ein kleiner Kahn und seine Marschallsbrücke zu den Hesperidengärten des mächtigen Sohns Israel's, Herrn Ephraim, und der schönen „Judenwiese" führte, auf welcher, wie heute bei Moabit, die damalige Jugend sich im Schlittschuhlaufen jene nothwendige Elasticität und Balance des werdenden Großstädters erwarb, und die drei alten, tiefgrauen Pensionshäuser wie schlafende Riesen vor der Stadtmauer lagen. Der Zahn der Zeit hat all diese Erinnerungen dem Meere der Vergessenheit übergeben und nur dem Auge des Forschers enthüllt sich die Vorzeit. Wiese und Gärten verschwanden und die Luisenstraße entstand, indem das der Charité geschenkte Territorium zu Baustellen verkauft wurde, wodurch die Fonds derselben sich steigerten und mit diesen ihr Umfang wuchs. Gegenwärtig scheint das Ganze eine kleine Stadt für sich zu bilden, die aus großartigen Gebäuden besteht. Der alten Charité, mit 45 Fenster Front, mächtigen Seitenflügeln und Hintergebäuden, schließt sich in ähnlicher Ausdehnung die neue Charité an; zwischen beiden liegt das Leichenhaus, welches letztere im Jahre 1841 neu erbaut ist und die „Morgue" Berlins enthält. Seitwärts durch Gärten und Höfe verbunden, liegen die Oekonomiegebäude, nächst dem der Luisenstraße zugewandten Beamtenhause ein mächtiges Sommerlazareth und wiederum weiter, nach dem Hamburger Bahnhofe zu, liegt das Pocken- oder Cholerahaus.

Mit einem Zuschuß von 68,000 Thalern muß sie 100,000 Verpflegungstage den städtischen Armenkranken gewähren. Leider sind deren so viel, daß es die Zahl übersteigt, und wiewol das Maximum der überhaupt Aufzunehmenden auf 1300 feststeht, sind in dringlichen Zeiten schon 1350

aufgenommen werden, da ihr Reichthum an Betten sich glücklicherweise bis auf 1470 beläuft. Zu jedem Bett sind 12 Ueberzüge und 12 vollständige Krankenanzüge vorhanden; denn ähnlich wie in den Gefangenhäusern erhält jeder dort hingebrachte Arme Wäsche und entsprechende Kleidung, bis ihm bei seiner Entlassung die seinige, durch Sauberkeit dem Besitzer fast unkenntlich gemacht, wieder zum Anlegen gegeben wird. Man denke sich eine Wäsche, welche, nach Multiplication der 12, 16,800 Bettlaken, Ueberzüge, Hemden, Jacken und doppelt soviel Strümpfe aufzuweisen hat, und man wird vor solcher Haushaltung Respect haben.

Die jetzt zum Eingang des Gebäudes führende Straße heißt die Charitéstraße. Die Hauptfronte der alten Charité ist vis-à-vis der Stadtmauer; vor ihr liegt ein mit Gartenanlagen verzierter Platz.

Treten wir durch das Portal ein, so meinen wir, zum mindesten in das Schloß eines reichen Gutsherrn zu treten, wo es Alles, nur kein Leidgeben kann, so anmuthig begrüßen uns die hohen Rhododendren, Cypreß-, Gummi- und andere frischbegrünte Bäume, die an den Wänden stehen und namentlich im Winter in dieser weiten, lichten Halle Schutz suchen. Rechts und links führen einige Stufen zu neuen Corridoren empor, die mit höchst sauberen Strohdecken belegt sind. So ist die Beklemmung, mit der wir in das Krankenhaus treten, überwunden. Wohin das Auge sieht, erfreut es sich jener nicht genug zu lobenden Sauberkeit. Unsere Leser können es also schon wagen, im nächsten Briefe mit uns eine Wanderung durch die Charité anzustellen.

(Ein neuer Brief demnächst.)

Anregungen.

Asien und Griechenland.

In der Anregung „Die Wiege der Menschheit" (Nr. 28 der „Unterhaltungen"), wird von Ottfried Müller gesagt, daß er „zuerst die folossale Aufgabe hatte, den Griechen eine von dem durch die gesammte Weltgeschichte sich hindurchziehenden Strom der Völkerentwickelung unabhängige, rein aus ihrem Nationalgeist entstandene Cultur vindiciren zu wollen". Am Schluß wird das Princip aufgestellt, „daß keine Nation blos aus sich eine Cultur schaffen könne". Wir erhalten gegen diese Behauptungen von einem Freunde unserer „Unterhaltungen" eine Entgegnung, aus welcher wir sehr gern folgende Stelle hervorheben:

„Ottfried Müller war nicht ein «blofser Gelehrter», wie ihn der Verfasser nennt, sondern ein Mann von tief in das Wesen der Schönheit griechischer Kunst eindringendem Sinn und daher erkannte er den eigenthümlichen Charakter hellenischer Cultur, und weiter wollte Müller nichts, als diese nationale Bildung den Griechen vindiciren, die ihnen nicht bestritten werden kann, wenn man ihre Werke mit ähnlichen und ägyptischen vergleicht. Freilich kann man von einem griechischen Stil nicht eher sprechen, bis solcher da war, bis die Griechen zum Bewußtsein ihrer Nationalität erwachten und Kalamis, Pythagoras, Myron und Phidias eine nationale Kunst hervorbildeten, die hieratischen Fesseln abstreiften und menschlichschöne Götter in die Tempel einführten. Selbst den vorzüglichsten Gebilden der Indier und Aegypter hängt noch eine Fetischverehrung und Zoolatrie an und nur die griechische Kunst ist anthropomorphistisch, wodurch sich ihre Religion und Kunst von denen anderer Völker unterscheidet. Daß Müller und Thiersch im Sturme des Streits selbst über ihre Meinungen hinaus verschlagen wurden, ist nur zu bedauern; jedoch hat Thiersch sich nie vergessen, vielmehr in dem Nachtrage zur ersten Abtheilung «Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen» (S. 83) seine Achtung vor Müller ausgesprochen. Es zweifelt ja Niemand daran, daß in Aegypten und Asien eine höhere theologische Richtung und Kunstbildung weit früher verbreitet war als in Griechenland, und was die Religion insbesondere betrifft, so haben Creuzer und Baur bereits erwiesen, daß nicht nur die meisten Götter Griechenlands und selbst diese der Asen im Norden Europas aus Asien abstammen; dessenungeachtet aber bleiben Sinn für Schönheit und die Begründung der Dialektik ein Eigenthum griechischer Cultur und man muß abwarten, ob es sich nachweisen läßt, daß die Aristotelische Philosophie aus der Weisheit des Menu, Ko, Zoroaster oder der ägyptischen Priester hervorgegangen ist. Wir treten sehr gern der Meinung bei, daß Sesostris erst von seinen Eroberungszügen eine höhere Geistesbildung aus Indien nach Aegypten heimführte. Dadurch kommen aber die Gegner Müller's ins Gedränge, welche alle Cultur, und selbst die asiatischer Völker, sich von Aegypten aus durch vertriebene Hyksos verbreiten lassen."

„Was den aufgestellten Grundsatz anbelangt, «daß keine Nation blos aus sich eine Cultur schaffen könne» und wir demnach die Geschichte des Menschengeistes rückläufig zu erforschen suchen, wo finden wir da einen Anfangspunkt der Cultur? Wir müssen zu einem Urmenschen unsere Zuflucht nehmen, den die Gottheit selbst in der Weisheit unterrichtete, die durch Tradition von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, aber auf diese Weise gewiß sehr modificirt wurde; — oder wir müssen annehmen, daß die Fähigkeit zur Cultur und Weisheit jedem Menschen angeboren, der Vernunft, das ursprüngliche Göttliche in ihm, und dadurch die Mensch

heit gehört ist, die Wahrheit wiederzufinden, wenn sie verloren ging. Die Geschichte der neuern Philosophie gibt recht deutlich zu erkennen, wie Eigenthümlichkeit des Denkens mit einem Inschauennehmen überlieferter Gedanken sehr wohl bestehen kann. Niemand vermag zu leugnen, daß Hume Kant angeregt hat, und ebenso wenig wird Jemand behaupten, daß Kant's Prüfung der Denkkräfte, deren Grenzen er aufmerksam, Hume'sche Skepsis sei. Der Fichte'sche Idealismus ist dieses Denkens Eigenthum, obwol es sich auf sein Ich durch Kant hingewiesen und eingeengt sah, indem er genöthigt war, aus seinem Ich eine Welt zu schaffen. Schelling macht selbst darauf aufmerksam, daß in Kant's »Kritik der Urtheilskraft« (§ 76) die Grundgedanken zur Naturphilosophie liegen und doch ist dessen angeborenes System einer Auflösung der Gegensätze von Materie und Geist eine Lehre für sich. Auf Kant weist Schopenhauer hin und doch wird durch seine Auffassung der Welt als Wille und Vorstellung der Wille in Allem, was ist, etwas Wirkliches, der nach Kant's »Kritik der Urtheilskraft« (§ 63) nur subjective bleibt. Die Lehre von der Immanenz der Idee ist durch Hegel eigenthümlich ausgebildet worden, ungeachtet seine Philosophie ihrem Ursprung aus Platon und Spinoza nicht völlig verleugnen kann und ebenfalls der § 76 der »Kritik der Urtheilskraft«, S. 391 (Ausgabe von K. Rosenkranz), auf den Grundsatz »Alles, was vernünftig ist, ist«, sehr deutlich hinweist. Die Geschichte der Cultur und die Geschichte überhaupt gleicht nicht einem Strome, dessen Wasser sich unorganisch blos fortbewegt, sondern, wie Moritz Carriere sehr treffend und geistreich sagt, einem Organismus, der ungeachtet der Beständigkeit des Stoffs sehr verschiedene Metamorphosen erfahrt, wovon jede ein eigenthümliches Gebilde ist, — nur mit einer Verwandlung, wie die des Samenkorns zur Blüte, kann die Cultur der Griechen verglichen werden, und wie Niemand es in den Sinn kommt zu behaupten, die Blüte sei nichts Anderes als das Samenkorn, so wenig kann man sagen, die Bildung der Griechen sei asiatische Cultur."

Wir entgegnen diesen genug sehr treffenden Bemerkungen nur, daß wir Ottfried Müller's Verdienste nicht an sich bestreiten wollten, sondern nur den Beweis zu unterstützen gedachten für die Thatsache, daß sich die bisherige Methode, die classische Alterthumswissenschaft zu behandeln, nicht mehr lange wird behaupten können. Das Material der Studien über das Alterthum ist über die engen Schranken der bisher auf unsern Katheder gelehrten „Philologie" hinausgewachsen.

Ernst Schulze.

Im April 1816 hatte der Verlagsbuchhändler Brockhaus in Leipzig für sein Taschenbuch „Urania" außer andern Preisen auch einen für die beste poetische Erzählung ausgeschrieben. Als das würdigste unter den eingesendeten Gedichten wurde von den Preisrichtern „Die bezauberte Rose" erkannt und der eröffnete Brief nannte den Namen „Ernst Schulze in Göttingen".

Der Umstand, daß die Meldung des gewonnenen Preises den Dichter auf dem Krankenbette traf, gab dieser Krönung eine tragische Beimischung, die für Dichter und Gedicht doppelt interessirte. Erhöht wurde diese Theilnahme dadurch, daß man bald von seiner Verbe zu Cäcilien und deren frühem Tod erfuhr. Von da ab galt der Tod des Dichters für Heroismus eines Herzens, das um das Geliebte den eigenen Tod sucht, für jene seltene Treue der Trauer, die das Leben rasch überwunden hat. Ernst Schulze wurde selbst ein schöner, ergreifender und erklärender Commentar seines Schicksals.

Hermann Marggraff hat in seinem Buche „Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1855) die dankenswerthe Mühe übernommen, das Leben des Dichters der „Bezauberten Rose" und der „Cäcilie" in seinem ganzen Zusammenhange zu schildern. Mit feinem Takt hat er dabei die Innenseite dieses Lebens hervorgehoben und uns durch Schulze's Selbstgeständnisse in seinem Tagebuche sowie durch seine Briefe in das Herz des Dichters eingeführt.

Wir überlassen die Lectüre dieser Biographie und die nähere Beurtheilung derselben unsern Lesern, bemerken aber doch, daß wir in ihr die Ueberzeugung gewonnen haben, daß es auf Erden keine Romantik gibt als die in unsern Träumen, und daß auch Schulze von seinem Schmerz um Cäcilien — dem andere Schmerzen vorausgingen und andere folgten — genesen sein würde, wäre ihm die bürgerliche Lage günstiger gewesen und sein Trübsinn nicht vorzugsweise durch einen seiner Auflösung entgegenarbeitenden Körper veranlaßt worden. Die ruhige Anatomie seines Leibes, die wir oft bei diesen Seelenzuständen anstellen, gestehen wir, hat uns erschreckt.

Der schwedische Anakreon.

Wer kennt nicht aus unsern Literaturgeschichten jene poetischen Genies des endenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts, die das Pfund ihres unleugbaren Talents oft im Schlamme vergruben, vor allem jenen Günther, der vor Fürsten, die ihn zur Andacht erwarteten, um ihm den ehrenvollsten Tribut für seine großen Talente darzubringen, sinnlos betrunken erschienen konnte und zuletzt im Elend starb?

Der schwedische Hofsecretär Karl Michael Bellman, geboren zu Stockholm am 21. Februar 1741, gestorben am 11. Februar 1795, besaß gleichfalls die Gabe, in Gesellschaft und beim Glase Wein so eigenthümliche Verse zu dichten, daß die gewissenhafteste Kritik in Verlegenheit sein würde, ob sie die Originalität mehr loben oder ihre Stoffe mehr tadeln soll. Seine Muse streifte durch Schenken und Matrosen

lernen und doch lernen wir sie in dem Buche: „Der schwedische Rauferen. Nachgelassene Papiere des K. M. Bellman's Poeten. Aus dem Schwedischen von A. von Winterfeld" (Berlin, A. Hofmann & Comp., 1856), in Erfindungen kennen, die den Stempel des echten Genius tragen.

Der Originalität Bellman's läßt aufrichtig bedauern, daß der Dichter nicht vermochte, seinem Genius sittlich zu klären und zu einer seiner schönen Begabung würdigern Wirksamkeit zu erheben. Man lese diese Dichtungen, wenn man vorurtheilsfrei ist: sie hat wirklich kein Pikantes, einmal in Gesellschaft von Menschen zu sein, welche die Poesie des Zerrissenheit sogar bis auf ihre Garderobe ausdehnen und von Liebe, Lust und Wein auch mit einer Bardolph's Nase singen, nicht wie unsere neuen Handlanger, die nur auf dem Sopha, mit der Feder hinterm Ohr und bei einer Tasse Thee neben dem aufgeschlagenen „Westöstlichen Diwan" Goethe's darüber nachsinnen, wie sie die „göttliche Freiheit", von allem Zwange — als Buch zu einem goldgeschnittenen, eleganten Toilettengeschenk verwandeln können.

Berichtigung.

In meinem, in Nr. 15 dieser „Unterhaltungen" enthaltenen Schilderungen „Aus einem Kriegerleben" befindet sich S. 203 die Darstellung eines Gefechtsmoments, welche einer Berichtigung bedarf, damit sie nicht in ihrer gegenwärtigen Fassung einer braven Truppe zu einer Kränkung gereiche, die ebenso unverdient wäre als sie unbeabsichtigt war.

Das Eintreten des von mir am angegebenen Orte erwähnten nassauischen Infanteriebataillons in das Gefecht fand, zuverlässigen Mittheilungen nach, in folgender Weise statt:

„Das gedachte Bataillon sollte aus seiner Reservestellung vorrücken, nicht um die mit dem Feinde engagirte Schützenlinie zu verstärken, sondern um die in meiner Schilderung mehrfach erwähnte Batterie zu decken, welche durch das Wiedervorbringen des Feindes über die arenrabener Straße bedroht war. Zu diesem Behufe sollte es sich hinter der Batterie aufstellen. Die drei ersten Compagnieen hatten ihren Vormarsch bereits vollendet und es war die vierte und letzte Compagnie des Bataillons, vor deren Ende die beiden erwähnten feindlichen Geschosse so dicht einschlugen, daß sie dieselbe mit Sand und Erde überschütteten. Die beiden Geschosse hatten keine andere Wirkung, als daß die Compagnie nunmehr im Laufschritt, jedoch ohne Glockung, den vor ihr liegenden Grund passirte und sich den hinter einem Knick bereits aufmarschirten Compagnieen des Bataillons anschloß."

Offenbar hat der Uebergang der Compagnie in das raschere Marschtempo, das unwillkürlich wol geöffnetere Glieder herbeiführte, als der ruhige Marsch sie zeigt, und das gleichzeitig erfolgende Aufmarschiren der Compagnie im Gefechtsfeuer so mir, der ich aus einiger Entfernung beobachtete, den Eindruck hervorgerufen, den ich durch die Meldung, „das Bataillon (genauer wäre gewesen: die Linie der betreffenden Abtheilung betreffend) sei auf einem Augenblick gestoben", wiedergeben sollte.

Nach der obenangegebenen authentischen Darstellung des Sachverhalts wäre dieselbe demnach, um jedem Mißverständniß vorzubeugen, zurückzunehmen.

Schließlich weise ich noch darauf hin, daß es mir bei dem deutlich ausgesprochenen Zwecke meiner Schilderungen, die Sache Schleswig-Holsteins, soviel an mir ist, wieder in dem Andenken des Publicums zu beleben, sicherlich fern liegen mußte, irgendeiner deutschen Truppe, welche für diese Sache dem Feinde die Stirn geboten und dem Tode kühn ins Auge geschaut hat, eine Herabsetzung oder Kränkung zufügen zu wollen.

Bernhard Endrulat.

Aus dem Buche des Lebens.

Von Agathon Harder.

Es ist ein Hauptzug des Geistreichen, daß er sich überall eine Welt schafft, überall das Verhältniß einer Welt hat; und lebt er einsam und abgeschlossen und erlebt nichts als scheinbar Geringfügiges und Kleinliches, auch dieses wird seine Welt; er muß daran den Weltgestaltungs- und Weltauffassungstrieb seines Genius auslassen.

Man denke bei jedem Orte, den man verläßt, ob man ihn wol noch ein mal wiedersehen wird, und man lebt neben dem Leben in der Außenwelt noch ein Leben in seinem Innern. So läßt sich das Leben bis ins Unendliche potenziren.

Jeder Mensch von Geist hat mitunter eine Epoche, wo er von irgendeiner Idee, einem Vorhaben so voll ist, daß auch er Andere damit langweilt.

Leute von seiner klaren Bildung (namentlich beschränkte Frauen) wissen, was sie wissen, nur so eben, wie sie es in der Schule gelernt haben. Aber alles Wissen, selbst das rein reale, gestaltet sich anders, wenn es vom Leben durchdrungen ist.

Man stelle sich nicht mit den (abwesenden) Meinen in ein zu sentimentales Verhältniß; es kann nicht fortbestehen und wird leicht zur Lüge. Ein gebrochenes Verhältniß sei es von Anfang an und bleibe es.

Für die Schillerstiftung gingen beim Herausgeber ferner ein: Durch J. Goschen von Deutschen und Fremden der deutschen Literatur in Manchester 421 Thaler (J. Goschen 15 Pfund Sterling, J. Kestner 10, Emil Rau 5, Theodor Mundt 5, R. H. Thode 5, G. Goschen 5, M. Schmid 5, H. Kissel 2, Hermann Semsche 2, Robert Lesser 2, L. C. Petersen 2, Gustav Klug 2, W. Rohmer 2, P. Wolf 2, Selig 1, C. Phillipps 1 Pfund Sterling.) — Von Pirgnitz 3 Thaler.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 34.** Wöchentlich ein Bogen. Durch [illegible] 2½ Ngr.

Die Marzipan-Lise.

Erzählung vom Verfasser des „Arthur von Normandie".

II.

„Ihr müßt wissen", sagte Steidler, daß mich meine Geschäfte mehr als ein mal des Jahres nach Bruck führen, einem hübschen Städtchen, das einige Meilen von meiner Heimat am Zusammenfluß der Mürz und der Mur gelegen ist. Ich pflege dort beim Kreuzwirth Herberge zu nehmen und habe mich, seit Jahren ein Stammgast des Hauses, unter seinem Dache immer so wohl besorgt und aufgehoben gefühlt wie nur am eigenen Herd. Eines Tags, es mögen nicht ganz drei Jahre sein, gegen Abend ankommend finde ich jedoch das Haus von oben bis unten erleuchtet, Gänge und Treppen von Menschen wimmelnd und vor dem Hause ein Gewirr ineinandergefahrener Wagen, daß ich nur mit Mühe an den Thorweg gelangen konnte. Kreuzwirth, sage ich absteigend, Euer Haus sieht heute nicht anders aus als die leibhaftige Arche Noäh, da werde ich denn wol rechtsum machen und im Brauhaus einsprechen müssen! Der aber krummbuckelt und entschuldigt sich, die Schützengilde feiere heute unter seinem Dach einen Ehrenschmaus, dem ein Tanz folgen sollte; die Stube, die ich gewöhnlich einnehme, diene als Bankettsaal, aber für mich hätte er immer Unterkunft; er würde mir, wenn ich es nicht übelnehmen wolle, eine hübsche Kammer im Hinterhause einräumen und an Aufmerksamkeit und schuldiger Rücksicht für meine Bequemlichkeit solle es nicht fehlen! Was war zu thun? Im Hause war ich einmal und im Handumdrehen sah ich mich eine Hintertreppe hinauf in die verheißene Kammer geschoben, die denn auch wirklich ganz heimlich und so abgelegen war, daß ich darin ungestört von dem Getümmel der Tanzenden und dem Geschwirre der Musik ganz ruhig und behaglich die Nacht zubrachte. Es war hellichter Tag, als ich erwache, mich in die Kleider werfe und das Fenster öffne, um ein Viertelstündchen frische Luft zu schöpfen, wie dies im Sommer und im Winter, bei Sonnenschein wie Schneegestöber mein Gebrauch ist. Das Fenster der Kammer ging in ein Gäßchen, das ich, so oft ich auch durch Bruck gekommen, niemals bemerkt, noch weniger betreten hatte. Nun gerade gegenüber lag ein alterthümliches, wettergeschwärztes Haus mit hohem Giebel und unter dem Spitzbogen der Hausthür, zu der einige Stufen hinaufführten, sah ich zwei Personen in eifrigem Gespräch begriffen, deren Vertraulichkeit bei der großen Verschiedenheit ihres Alters und ihrer bürgerlichen Stellung meine Aufmerksamkeit erregte. Die eine der beiden Personen nämlich, ein junger Mann in zierlicher blonder Stutzperücke in einem anständigen braunen Tuchkleide und gestammten Seidenstrümpfen, gehörte unzweifelhaft zu den Honoratioren der Stadt, während das Frauenzimmer, das den Abschiednehmenden bis zur Hausthür begleitet zu haben schien, in Tracht und Haltung nur wie eine gewöhnliche Bürgersfrau aussah. Sie war alt und überaus häßlich; die kleinen stechenden Augen und das spöttische Grinsen

des zahnleeren Mundes gaben dem gelben runzlichten Gesichte einen widerlich hämischen Ausdruck, den das weiße graue Haar, das unter der schwarzen Drahthügelhaube hervorging, nicht zu mildern vermochte. Die kleine hagere Gestalt war mit einem etwas abgenützten Kleid von schwarzem Kamelot und einem mit verschossenem Sammetband besetzten Halskrämerchen von demselben Stoffe angethan, aus dessen Aermelspitzen ihre dürren Hände mit den gichtgekrümmten Fingern wie Adlerklauen hervorsahen. Dazu trug sie blaumollene schlechte Strümpfe, grobe Schuhe, Zinnschnallen, ein grellgelbes Halstuch und eine feuerfarbene Schleife auf der Drahthaube; kurz und gut, nur der Besen fehlte, so war die Hexe fertig."

„Ach, du dreieiniger Gott", stöhnte Base Margit, indem sie sich bekreuzte; Genezi aber schlug die Hände vors Gesicht und rief: „Gott behüt' uns, mir ist, als sähe ich es vor mir stehen, das häßliche Weib!"

„Denkt Euch nun mein Erstaunen, werthe Jungfer", fuhr Herr Steidler fort, „als ich plötzlich den jungen hübschen Mann die dürren, krummen Knochenfinger der Alten erfassen und mit einer Andacht und Inbrunst küssen sah, als wäre sie eine kaiserliche Prinzessin und der Ausbund aller Schönheit! Alle Wetter, sage ich zu mir selbst, mit welcher Halfter sind die zwei Leute zusammengekoppelt? Und da eben der Kreuzwirth mit der dampfenden Weinkuppe, meinem Frühstück, in die Stube tritt, winke ich ihn zu mir heran und frage ihn, wer die Zwei wären? Ei, sagte der, ans Fenster tretend, das ist die Marzipan-Lise', und da ich neugierig wiederhole: Die Marzipan-Lise? berichtete er, die Alte wäre die Witwe eines reichen Lebküchlers, nach dessen Tode sie jedoch sein Geschäft aufgegeben, um ein minder süßes, aber bei weitem einträglicheres zu betreiben; sie leihe nämlich auf Pfänder, drücke ihren Schuldnern wucherische Zinsen ab, verkaufe ihnen Haus und Hof und wenn die armen Leute dann ihre Hartherzigkeit verfluchten, pflegte sie zu sagen, wenn sie nur ihr Geld habe, das Andere wäre ihr Marzipan, welcher Redensart sie denn auch ihren Spitznamen verdanke. Sie wäre nun an die Siebzig, besäße zwei Häuser zu Druck und drei Häuser zu Grätz, und auch sonst noch Grundstücke, Weingarten und scheffelweise Geld, aber nicht Kind noch Kegel und kein Mensch wisse, wem nach ihrem Tode all der Reichthum zufallen werde. Und da der junge Mann, sage ich darauf, wer ist er, und macht er der Alten den Hof und will er sie etwa heirathen? Worauf der Kreuzwirth lachte und meinte, die Alte wolle Der nicht, nur ihr Geld: denn er wäre armer Leute Kind und hätte sich durch Fleiß und Geschicklichkeit, vorzüglich aber durch die Gunst der Weiber emporgearbeitet, mit denen er als ein hübscher pfiffiger Bursche gar gut umzugehen wisse, sodaß er jetzt Registrant im Magistrat und sehr beliebt bei Rath und Bürgerschaft wäre; nur der Herr Lamprechter, der Kaufmann auf dem Markte, sei ihm nicht grün, weil er der Nani, seiner einzigen Tochter, nachgehe, die um seinetwillen schon drei Freier und darunter den Syndicus der Stadt abgewiesen habe. — Da ich aber meine Frage wiederhole, was denn doch wol der Herr Registrant mit der boshaften Alten wolle, sagte der Kreuzwirth: Nun, er ist ihr Miethsmann, und seit er in ihr Haus gezogen, bürstelt und pflegt er die Alte, besorgt ihre Geschäfte, redet ihr in aller Weise zu Gebet, und alles Das in der Hoffnung, sie werde ihm ein tüchtig Stück Geld hinterlassen, damit er nach ihrem Tode die Lamprechter Nani heirathen könne. Es solle auch, setzte der Kreuzwirth hinzu, schon Alles in Richtigkeit sein; ja der Registrant behaupte sogar, er selbst habe der Alten auf ihr Verlangen den Entwurf zu einem Testamente aufsetzen müssen, in dem sie ihn zu ihrem Universalerben erklärte; die Alte dagegen wolle es nicht Wort haben, sie lächle boshaft, wie sie pflege, wenn sie darüber zur Rede gestellt werde, und meine, es sei nicht Alles Gold was glänze; es gäbe wol noch Tauben auf dem Dache, aber darum stäken sie noch nicht am Spieße, und manche Henne auf ihrem Ei wisse nicht, was sie ausbrüte, und derlei Dinge mehr, sodaß im Grunde doch Niemand recht wisse, welchen Ausgang die Geschichte nehmen werde! — Während dieser und anderer Reden war im Gäßchen unten der Registrant seine Wege gegangen und der alte Drache in seine Höhle zurückgeschlüpft und ich" —

Hier hielt der Erzähler inne, denn einer seiner Zuhörer hatte in dem Bestreben, sich leise zu erheben und seinen Stuhl recht unbemerkt zurückzuschieben, mehr Geräusch verursacht, als dies vielleicht bei minderer Vorsicht der Fall gewesen wäre. Es war der Schreiber Herencz, der nicht wenig verwirrt schien, die allgemeine Aufmerksamkeit durch diese Störung so ausschließend auf sich gezogen zu haben. Erst auf den wiederholten Anruf Horváth's, was es gäbe, stammelte er die Entschuldigung hervor, auf dem Platze, den er bisher eingenommen, verletze das grelle Kerzenlicht seine leidenden Augen und er gedächte sich daher in die dunklern Räume der Stube zurückzuziehen. „Geh'

Er nur lieber gleich zu Bette; kranke Leute taugen nicht zu den Gelagen!" gab ihm Herwath rauh und hart zur Antwort, worauf aber Lorenz nach kurzem Besinnen mit unsicherer Stimme erwiderte, er wolle nichts von der anziehenden Erzählung des Herrn Steidler verlieren und daher, wenn es ihm vergönnt wäre, auf der Bank hinter dem Ofen Platz nehmen! — „Auch gut, krieche Er hinter den Ofen", brummte Herr Herwath; gleich darauf aber Lorenz's Erbleichen und Erröthen, ihre besorgten Blicke, die schlecht verhehlte Unruhe gewahrend, mit der sie den Bewegungen des Schreibers folgte, rief er, mit der derben Faust auf den Tisch hinschlagend, daß Flaschen und Gläser klirrten: „Herr — schwere Noth! Rühre dich, Mädel! Das Glas des Herrn Steidler ist leer! Schenk ein und präsentire ihm den Kuchenteller! Donnerwetter, paß auf!" Während Lorenz zusammenfuhr und so rauher Mahnung ungewohnt, zitternd die Aufträge des Vaters erfüllte, hatte dieser, seinen Unmuth unter einer scherzenden Miene verbergend, sich wieder zu seinem Gaste gewandt und ihn aufgefordert, nach dieser unliebsamen Unterbrechung den Faden seiner Erzählung wieder aufzunehmen.

„Liebwerthester Freund", begann Herr Steidler, „ich habe Euch wol vorausgesagt, daß an jenem Vorfall, von dem ich Euch durchaus berichten sollte, nicht eben viel Merkwürdiges wäre; Ihr habt mir aber nicht glauben wollen; erstaunt also nicht, wenn ich an den Anfang meiner Geschichte statt ihrer Fortsetzung, die Ihr erwartet und begehrt, gleich unmittelbar ihr Ende knüpfen muß. Nachdem ich nämlich auf die Art und Weise, wie ich eben berichtet, die Marzipan-Lise und ihren Miethsmann kennen gelernt hatte, ging ich meinen Geschäften nach und kehrte dann in meine Heimat zurück, ohne von jenen Beiden weiter zu hören oder ihrer auch nur von ferne zu gedenken. Nach etwa sechs Wochen hatte ich wieder eine Geschäftsreise nach Bruck anzutreten und diese Gelegenheit benützte ich, einen Freund auf einem von Bruck kaum eine halbe Stunde entfernten Hammerwerke zu besuchen; dort abgestiegen, wurde ich nicht mehr fortgelassen; ich mußte bei meinem Freunde übernachten und setzte erst ziemlich spät morgens meine Reise wieder fort. Ich wußte, daß an jenem Tage zu Bruck der Wochenmarkt abgehalten werde und gedachte von diesem Umstande zur Besorgung mancher nothwendiger Einkäufe Nutzen zu ziehen; ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich bei meiner Ankunft zu Bruck zwar den Marktplatz mit Waaren aller Art bedeckt, aber weder Käufer noch frische Verkäufer, nur einige Kinder und alte Weiber, die Waaren zu hüten, zur Stelle fand. Vor dem Kreuzwirthshaus angelangt sah ich weder Hausknecht noch Kellnerin herumspringen, noch schwirrte mir der Kreuzwirth sein gewohntes Sammermädlein entgegen, dagegen bemerkte ich an der Ecke des Hauses einen Knäuel von Menschen, den immer neuer Zulauf vermehrte. Das erregte meine Neugier; ich schritt auf das Gewimmel zu und hatte kaum einige Schritte gethan, als ich den Kreuzwirth erkannte, der mir zuwinkte und schrie: Hierher, nur hierher, kommt nur, Herr Steidler! — Kreuzwirth, sagte ich, als ich ihn endlich erreicht hatte, heißt Euch das Mäuslein, daß Ihr hier Maulaffen feil habt? Gibt's Feuer oder ist sonst ein Unglück geschehen?

Der aber, ganz erhitzt und vermehrt meiner Worte nicht achtend schnaubt mir entgegen: Wollt Ihr sie sehen? Ich führe Euch hin, wenn Ihr sie sehen wollt! — Von Hammer und Amboß, rufe ich, wer oder was ist denn zu sehen? — Was zu sehen ist? war die Antwort, nun die Marzipan-Lise, nach der Ihr letzthin fragtet! Kommt nur mit! Eben ist der Syndicus hinein und die Herren vom Rathe! — Und ohne mir weiter Auskunft zu geben, faßte er mich beim Arm, rief mit barscher Stimme der vordrängenden Menge ein: Platz da! Vorgelassen! zu, und zog mich, mit breiten Schultern und derben Fäusten mir Luft machend, in das Häuschen hinein, dessen ich früher gedachte, und das nun mit Menschen jeden Geschlechts und Alters so vollgepfropft war, daß nirgends auch nur ein Apfel hätte zur Erde fallen können. Endlich hatten wir das Haus erreicht, waren die Eingangsstufen hinaufgestolpert und hatten uns durch den dunkeln Hausflur an der steilen, finstern Treppe vorbei durch mehre Stuben des Erdgeschosses in ein kleines gewölbtes Gemach gedrängt, das, wie sich später ausgewies, die Schlafstube der Hausfrau war. Das Erste, was mir hier in die Augen fiel, war die über einem Haubenstock gespannte Drahthaube mit der feuerfarbenen Schleife; über der Lehne eines Stuhls hing das Kamelotkleid und das dazu gehörige Halbmäntelchen; die Besitzerin dieser Gewänder aber lag unfern von ihrer Bettspende, nur nothdürftig bedeckt, auf dem Boden; das dünne graue Haar hing aufgelöst um das runzlichte schwarzblaue Gesicht und den pergamentähnlichen Nacken, den scharf ins emporquellende Fleisch gedrückt das grellgelbe Halstuch umschlang, mit dem die Unglückliche nach kurzer vergeblicher Gegenwehr erdrosselt worden war; Natur bürgten

die starren, blutunterlaufenen, gewaltsam aus ihren Höhlen herausgetriebenen Augen, der halboffene Mund, der sich zu einem gräßlichen Hohngelächter zu verziehen schien, und die verkrümmten Hände, die offenbar in dem vergeblichen Bestreben erstarrt waren, den erdrosselnden Knoten des gelben Halstuchs zu lösen! Es war ein entsetzlicher Anblick! Als ich endlich im Stande war, meine Blicke von dem furchtbaren Schauspiel abzuwenden, auf das ich lange voll Schaudern und Entrüstung hingestarrt hatte, gewahrte ich in einer Ecke des Gemachs mehre mir bekannte ansehnliche Bürger der Stadt um einen stattlichen Herrn versammelt, der, an dem geöffneten Schreibtisch der Ermordeten sitzend, die darin enthaltenen Papiere durchmusterte und den mir der Kreuzwirth als den Syndicus der Stadt und einen der Ältesten der Lamprechter Zunft zu erkennen gab. Die Herren waren, der Leiche kaum mehr eingedenk, in ein leises, aber höchst lebhaftes Gespräch verwickelt, das, allmälig lauter werdend, durch einzelne Worte erkennen ließ, daß es sich um den Nachlaß der Ermordeten handelte. Dieser Umstand hatte mich zu der Frage veranlaßt, was denn mit dem Registranten, dem Miethsmann und muthmaßlichen Erben der Todten und dem glücklichen Nebenbuhler des Syndicus, geworden wäre, und der Kreuzwirth theilte mir eben halblaut mit, daß derselbe, mit der Versteigerung eines in der Laming in Bann verfallenen Anwesens beauftragt, schon seit sechs Tagen abwesend wäre, als sich ein immer zunehmendes Gewirre von Stimmen im Hausflur erhob, die ärgerlich abmahnend einen ungestüm Vorwärtsdringenden zurückzuweisen bemüht schienen. Gleichwol drang der laute Ruf: Ich muß hinein! Platz da! Ich muß sie sehen! immer näher, bis zuletzt der Schwall der Menge plötzlich sich theilte, und verstört, geisterbleich, große Schweißtropfen auf der Stirn, ein junger Mann ins Gemach stürzte, in dem ich augenblicklich den Registranten wiedererkannte, von dem wir soeben gesprochen. Bei dem Anblick der Ermordeten bebte er zurück, rang die Hände, und rief ein mal über das andere mal: O Jammer! O Entsetzen! O unglückseliger, grauenvoller Tag! — Mittlerweile war der Syndicus, der sich bei dem Eintritt des jungen Manns erhoben und ihn eine Weile von fern mit finsterm, fast feindlichem Blicke gemessen hatte, auf ihn zugeschritten und begann jetzt in langsam feierlichem Tone, in dem mir aber Hohn und Schadenfreude ganz deutlich durchzuklingen schienen: Ja! beklage Er das gräßliche Ende seiner mütterlichen Freundin! Beklage und bemeine Er sie, wie wir sie beklagen und bemeinen, wie bald ganz Brück dies edle Herz, diese vielverkannte Seele, diese Mutter der Armen, diese Zuflucht der Betrübten, beklagen und bemeinen wird! Denn hört und bezeugt es, schätzbarste Anwesende, diese oft geschmähte und verleumdete, diese mit Schimpf und Hohn verfolgte, mit Spottnamen verunehrte Frau hat feurige Kohlen auf euer Haupt gesammelt und ihr ganzes großes Vermögen ungetheilt und ausschließend hiesiger Stadt zur Gründung eines Bürgerspitals und Waisenhauses in dieser Form Rechtens letztwillig hinterlassen! — Ein Murmeln und Flüstern des Staunens zog brausend durch die Versammlung, während der junge Mann eine Weile stumm und gedankenlos den Sprechenden anstarrte; als aber hier und dort in der Menge ein: Gott segne sie! ein: Ruhe sie in Frieden! laut wurde, als die erst stumpfe und mehr neugierige als erschütterte Menge plötzlich vom Drang des Dankgefühls hingerissen wie ein Mann sich auf die Kniee warf und ein Gebet für ihre ermordete Wohlthäterin anstimmte, da flammte in seinem Auge die Glut des feindlichsten Hasses auf, die, als sein Blick sich abwendend wieder auf die Leiche fiel, in den Ausdruck wahnsinniger Wuth sich verwandelte; er knirschte mit den Zähnen, wühlte mit den Händen in seinem Haar, dann stieß er einen Schrei aus, der bald wie Schmerzgeheul, bald wie Gelächter der Verzweiflung erklang, taumelte, verdrehte die Augen und schlug im nächsten Augenblick leblos wie ein Stück Holz neben der Leiche hin!"

Herr Steidler, der in dem Bemühen, seinen Zuhörern die Eindrücke des vorlängst Erlebten recht anschaulich zu vergegenwärtigen, ungewöhnlich lebhaft geworden war, hielt hier inne, um sich zu sammeln und seine Erinnerungen für die Fortsetzung seiner Erzählung zu ordnen, als vom Ofen her, hinter dem schon lange schwere Athemzüge hörbar geworden, nun plötzlich ein dumpfes ängstliches Stöhnen wie das Rocheln eines Erstickenden erscholl. „Herr Jesus", jammerte Base Margit, „es spukt!" und verbarg das Gesicht in ihre Schürze; Horvath war vom Stuhle aufgesprungen, Gyenczi aber stürzte mit dem Angstgeschrei: „Um Gotteswillen, was ist geschehen?" auf den Ofen zu. Noch ehe sie aber das mächtige grüne Kachelgebäude erreicht hatte, schwankte schon Ferenez, wie Einer, dem die Kniee brechend versagen, krampfhaft an das Gesimse des Ofens geklammert und daran sich festhaltend, hinter demselben hervor.

Er war kreideweiß bis in die Lippen, ſeine Bruſt flog und arbeitete, nach Luft; fieberhaftes Zittern ſchütterte ſeine Glieder und ließ ſeine Zähne hörbar aneinanderklappern. — Ihm ſei ſchwindlig geworden, es verlege ihm den Athem, ächzte er, aber es werde wol vorübergehen, wenn er nur erſt zu Bette wäre! — „Waſſer, Waſſer!“ ſchrie Gretzi, „er ſtirbt! Hülfe!“ und damit ſtürzte ſie auf ihn zu und unterſtützte den Schwankenden. Aber kaum, daß ſie ihn berührt hatte, fühlte ſie auch ſchon die ſchwere Hand des Vaters auf ihrer Schulter, die ſie wie eine Flaumfeder fortdrehte, daß ſie taumelnd in einer Ecke des Gemachs niederſank. — „Schickt ſich das?“ rief Horvath, deſſen Grimm nur des zündenden Funkens geharrt hatte, um aufzuflammen wie eine Pulvertonne; „Iſt's hier zu Lande Brauch, daß ſittſame Mädchen ſich nach Belieben den jungen Burſchen an den Hals werfen? Gott's Donnerwetter! Ich will dich lehren, Dirne, was ſich ſchickt!“ — Und damit erhob er die Hand; aber er beſann ſich und winkte die Baſe Margit heran: „Helft dem Burſchen auf ſeine Stube“, ſagte er, „und macht fort! Ich bin des Gewinſels ſatt und will Ruhe haben!“ — Margit gehorchte und entfernte ſich mit dem halb ohnmächtigen Hermes, zu deſſen Wiederbelebung der eben ſtattgehabte Auftritt auch freilich nicht ſehr geeignet war. Kaum war die Thür hinter den Beiden zugefallen, als Horvath, der ihren Abgang mit unmuthig finſtern Blicken beobachtet hatte, ſich wieder zu Gretzi wandte, die blaß und regungslos daſaß und von deren Wimpern große Thränen auf die in ihrem Schooße gefalteten Hände niedertröpfelten. „Geh' auf dein Zimmer“, ſprach er in milderm Tone, „die Erzählung unſers Gaſtes hat dich aufgeregt, und wenn bei euch Weibsleuten das Mäulein einmal ins Laufen gekommen iſt, ſo will's nicht mehr ſtille ſtehen! Geh' und ein andermal ſei klüger; und damit gute Nacht!“ — Gretzi wiederholte tonlos und kaum vernehmlich die letzten Worte des Vaters, verneigte ſich ſchweigend vor dem Gaſte und verließ langſam das Gemach. Horvath's Blicke folgten ihr mit dem Ausdrucke ſchmerzlichen Bedauerns und bitterer Kränkung. Der leidenſchaftliche Theilnahme, die Gretzi für den Schreiber bei einem ſo unbedeutenden Anlaß, wie ſeine Unpäßlichkeit es war, an den Tag gelegt hatte, ließ über den Zuſtand ihres Herzens keinen Zweifel übrig, und in Horvath's Bruſt, der ſich in ſeiner blinden Zuverſicht getäuſcht, in ſeinem Stolze verletzt und in die bittere Nothwendigkeit verſetzt ſah, dem Herzen nach ihnen zu müſſen, das er am meiſten liebte, kämpften die widerſprechendſten Gefühle einen harten, peinlichen Kampf. Endlich ſeines Gaſtes gedenkend faßte er ſich und nahm wieder an ſeiner Seite Platz; aber ſei es, daß er es für unnütz hielt, ſich über die Bedeutung des Vorgangs täuſchen zu wollen, oder daß er ſich in dieſem Augenblicke unfähig fühlte, demſelben irgendeinen andern annehmbaren Sinn unterzuſchieben, er erwähnte des Vorgefallenen mit keiner Silbe und begnügte ſich, ſeinen Tiſchgenoſſen zu bitten, die angefangene Erzählung zu Ende zu bringen.

„Meine Geſchichte zu Ende bringen?“ ſagte Herr Steibler, der ein ſtummer, aber nicht theilnahmloſer Zeuge der Ereigniſſe des Abends geweſen und mit Vergnügen die Gelegenheit ergriff, ſeinen Hauswirth auf irgendeine Weiſe zu zerſtreuen, „theuerſter Freund, ſie iſt zu Ende; denn was noch zu berichten bleibt, iſt kaum der Rede werth und läuft auf unbeſtimmte Gerüchte und Vermuthungen hinaus. Nur Das iſt gewiß, daß die Marzipan-Lies mit unerhörtem Gepränge zur Erde beſtattet wurde, daß es mit ihrem Teſtamente ſeine volle Richtigkeit hatte, und daß ihrem erbſchleicheriſchen Miethsmann, dem Regiſtranten, wirklich nicht ein Heller aus ihrem Nachlaſſe zufiel, wodurch denn auch jede Möglichkeit ſeiner Verbindung mit der Kampfrechter Nani zu Waſſer wurde. Der junge Mann, der alle ſeine Anſchläge vereitelt ſah und wie gewöhnlich zum Schaden auch noch den Spott hatte, lief ſeit jenem Tage verſtört und halb wahnſinnig in der Stadt herum, bis er nach drei Wochen plötzlich verſchwand. Sein Hut und ſein Oberrock, die an den Ufern der Mur gefunden wurden, laſſen vermuthen, daß der arme Teufel in ſeiner Verzweiflung ſich ertränkt habe. Was den Mörder der Marzipan-Lies betrifft, ſo führten die ſorgfältigſten Nachforſchungen auf keine Spur. Ein ehemaliger Schuldner der Ermordeten, den ſie um Haus und Hof gebracht hatte und der ſich zur Zeit des Mordes in der Gegend von Deutſch herumtrieb, wurde auf Veranlaſſung des Regiſtranten als der That verdächtig eingezogen, mußte aber entlaſſen werden, da er ein Alibi ſtandhaltig nachzuweiſen vermochte. Dagegen ging ſpäter, und zwar kurze Zeit nach dem Verſchwinden des Regiſtranten das Gerücht, er ſelbſt wäre es geweſen, der in der ſichern Hoffnung, die Alte zu beerben, ihr hingehalten hätte, um früher zu Geld und Gut und in den Beſitz ſeiner Liebſten zu kommen. Man erzählte ſich nämlich, zwei Brauknechte hätten dem Syndicus angezeigt, daß ſie in

der Nacht des Mordes, von einem Besuch bei ihren Mädchen gegen Morgen nach der Stadt heimkehrend, dem, wie gesagt, damals in der Laming stationirten Registranten, hastig von der Stadt kommend, begegnet wären und ihn deutlich erkannt hätten, obgleich er bei ihrem Herannahen von der Straße weg in den Busch gesprungen wäre. Wenn nun auch der Hauswirth des Registranten in der Laming dagegen steif und fest behaupte, dieser Letztere habe sich daselbst in jener Nacht wie gewöhnlich zu Bette begeben und sei frühmorgens von ihm selbst geweckt worden, so schließe das doch nicht aus, daß der verruchte Mörder heimlich in stiller Nacht das Haus verlassen, die Unthat vollbracht habe und dann unbemerkt wieder zurückgekehrt sei, wofür auch der Umstand spreche, daß der Mörder die Gelegenheit im Hause der Marzipan-Lise sehr wohl gekannt haben müsse, da kein Einbruch stattgefunden habe und Thür und Fenster unverletzt gewesen wären. Mehre aber wußten mit dieser Angabe noch eine andere zu verbinden und berichteten, zu selbiger Zeit habe der Syndicus, den Nachlaß der Marzipan-Lise ordnend, unter ihrer Wäsche ein Päckchen mit der Ueberschrift: »Legat für meinen Miethsmann« gefunden. Dieses Päckchen habe ein Testamentchen, einen von dem Registranten für die Marzipan-Lise aufgesetzten Testamentsentwurf und ein Schreiben dieser Letztern enthalten, worin sie dem Registranten für die Mittheilung jenes Entwurfs danke, den sie auch nach ihrer Absicht und zu ihrem Zweck endlich benutzt habe; ihn zum Erben einzusetzen, wäre ihr nie eingefallen; sie hätte ihn damit nur hingehalten, damit sie ohne viele Kosten zu einem brauchbaren Testamentsformular käme; wol aber würde sie ihn für die guten Dienste, die er ihr geleistet, mit einem hübschen Capital bedacht haben, wenn nicht ihre Katze von dem Kuchen, den er ihr unlängst verehrt, genascht hätte und daran verreckt wäre; sie habe darüber ihre eigenen Gedanken und meine demnach vollkommen genug zu thun, wenn sie ihm das anliegende Testamentchen hinterlasse, um — sich das Maul zu waschen. Nach Lesung dieser Papiere habe der Syndicus, wie die Leute wissen wollten, sich in großer Verlegenheit befunden, indem dieselben, in Verbindung mit den Aussagen der Braunschecke, den Registranten allerdings schwer verdächtigten; endlich aber habe er beschlossen, zwei Fliegen mit Einem Schlage zu erlegen: nämlich einestheils das unliebsame Aufsehen zu vermeiden, das die Eröffnung des hochnothpeinlichen Verfahrens gegen ein Mitglied des Magistrats nach sich gezogen hätte, anderntheils aber durch den Anschein ritterlichen Großmuth gegen seinen Nebenbuhler sich des Besitzes der Lamprechter Nani um so bestimmter zu versichern. Er habe sich also zu dieser Letztern verfügt, ihr den Sachverhalt mitgetheilt und ihr ans Herz gelegt, wie der Mann ihrer Neigung, falls er sich nicht ganz rein wüßte, sehr wohl daran thäte, ungesäumt das Weite zu suchen; dabei aber auch nicht undeutlich merken lassen, auf welche Weise er die zarte Rücksicht, die er für ihre Person an den Tag lege, belohnt zu sehen hoffe. Auf diesem Wege, meinten die Leute, habe der Registrant Wind bekommen, sich aus dem Staube gemacht und der Syndicus die Hand seiner Liebsten gewonnen. — Das Letztere hat nun allerdings seine Richtigkeit; die Lamprechter Nani hat wirklich den Syndicus geheirathet; das Uebrige ist wol nur eitles Gerede, mit dem böse Mäuler unbarmherzig genug den armen Registranten noch im Grabe verfolgen. Das Ende der ganzen Geschichte aber ist denn doch, daß der Mörder der Marzipan-Lise bisjetzt nicht entdeckt worden ist und daß ihn daher Gott wird finden müssen, wie Ihr sagt, da ihn die Menschen nicht erreicht haben."

Diese Bemerkung, absichtlich von Herrn Steidler hingeworfen, um den in Gedanken verlorenen Horvath ins Gespräch zu ziehen, blieb ohne Erwiderung. Horvath hörte sie nicht; den Kopf in die Hand gestützt, starrte er vor sich hin und hatte die Worte seines Gastes unbeachtet an sich vorüberrauschen lassen. Ihn beschäftigte nur Eins: daß Antal Recht hatte, daß er selbst in thörichter Verblendung sein Kind ins Verderben hatte rennen lassen; daß er nun ein Ende machen müsse und daß es selbst dazu vielleicht zu spät sein könnte. Die tiefe Stille, die eingetreten war, nachdem Steidler seine Erzählung vollendet hatte, entriß ihn endlich seinem Hinbrüten; er fuhr auf und ohne weitere Vorbereitung, als daß er die zunehmende Kränklichkeit seines Schreibers beklagte, fragte er Herrn Steidler, ob er ihm einen Buchhalter empfehlen könne. Diese Frage wurde von dem umständlichen und in Geschäften sehr pünktlichen Gaste mit der Gegenfrage nach den Eigenschaften, die er fodere, und den Genüssen, die er gewähren wolle, und nach entsprechender Erörterung dieser Punkte mit dem Versprechen erwidert, ehe drei Wochen ins Land gingen, wolle er ihm einen ältlichen, aber noch rüstigen Mann zuweisen, der ihm gewiß genügen würde, worauf Herr Steidler, da er frühmorgens aufbrechen müsse, für

den freundlichen Empfang dankſagend ſich vom Tiſche erhob und von ſeinem Wirthe mit den beſten Wünſchen für eine „ruhigſchlafende" Nacht auf ſeine Stube geleitet wurde.

(Schluß in nächſter Nummer.)

Ueber Kunſturtheil.

Von einem Maler.

II.

Durch die Beleuchtung (Schatten- und Lichtgebung), den andern Theil der Compoſition, tritt ein ganz beſonderes und ſchon farbiges Leben in die Darſtellung. Die Wahl derſelben iſt höchſt wichtig; gleichwol muß ſie wie die der Farbe (Farbegebung) auf innerer Nothwendigkeit beruhen. Die trefflichſten Effecte können durch die Beleuchtung erzielt, die mannichfachſten Stimmungen im Beſchauer erweckt werden. Sie bedingt das „Maleriſche" an einem Bilde. Sie allein dient manchmal zum künſtleriſchen Vorwurf. Mit ihr wird in der Kunſt ſehr viel Spielerei und Effecthaſcherei (die als ernſte Beſtrebungen natürlich zu verwerfen) getrieben, zumal mit Zuziehung der Farbe, vermöge welcher auch die Effecte der Zuſammenwirkung verſchiedener Beleuchtungen (Mond- und Feuerbeleuchtung u. ſ. w.) erzielt werden.

Durch die Zuziehung der Beleuchtung wird ferner in der bildlichen Darſtellung das ſpeciell Natürliche hervorgerufen (welches eben das „beſondere Leben" verurſacht). Dieſer Reiz des Natürlichen hat Neben- und Abwege in der Kunſt veranlaßt, welche den Mißverſtand der Kunſt herbeiführten, als gälte es nur die Natur nachzuahmen. Die Natürlichkeit wurde vermittelſt der peinlichſten Ausführung in Nachbildung der Natur bis zur vollkommenſten Täuſchung fortgeführt. Dieſe Beſtrebungen warfen jedoch für die Malerei denſelben Nutzen ab, den die Virtuoſenkünſte der Muſik brachten, nämlich die Ausbildung der Technik.

Wir kommen nun zum letzten Theil der Compoſition eines in Farben ausgeführten Bildes, zur Farbe. „Es hatte von jeher etwas Gefährliches, von der Farbe zu handeln", ſagt Goethe („Zur Farbenlehre"). Wir haben gar kein Wort, welches direct und ausſchließlich ein farbiges Bild bezeichnete; dieſen Mangel der Sprache ſucht der Sprachgebrauch auszugleichen, indem er die Wörter „zeichnen" und „malen", „Zeichnung" und „Gemälde" (Gemaltes, Malerei) als unterſcheidende anwendet. Dieſelben haben urſprünglich dieſelbe Bedeutung, denn ſie ſtammen von Zeichen und Maal.

Die Hinzunahme der Farbe für eine bildliche Darſtellung muß mithin von vornherein als etwas Unweſentliches für den künſtleriſchen Zweck betrachtet worden ſein. Für den unbefangenen Beſchauer eines Bildes wird das Vorhandenſein oder Nichtvorhandenſein der Farbe den Standpunkt auch niemals verrücken; eine unharmoniſche Färbung kann höchſtens ſeine Betrachtung ſtören. Bild bleibt ſonſt ihm Bild und mit Recht. Eine harmoniſche, ſchöne Farbe hingegen vermag die Stimmung (durch den großen Reiz, den die Farben an und für ſich, wie in der Natur, auf uns ausüben) weſentlich zu erhöhen. Und dieſes iſt das eigentliche Bereich, die eigentliche Potenz der Farbe in ihrer ausgebildeten Anwendung: ſie ſoll den ſinnlichen Eindruck eines Bildes noch wahrer, den Gedanken noch klarer machen; den Reiz, die Schönheit einer maleriſchen Darſtellung erhöhen, die letzte Krone ihr verleihen.

Die Anwendung der Farbe in dieſem Sinne bietet für den Künſtler ein ſehr ſchwieriges Thema; er bedarf dazu der Verwendung und Ausbildung eines ganz neuen Sinnes (des Farbenſinns) und vielfachen Studiums der Farbenvariationen in Licht und Schatten, in Nähe und Ferne, um mit dieſem Material glücklich zu operiren, für ſeine Gebilde einen Zaubermantel daraus zu bereiten. Die Farben ſind für den Maler Das, was für den Muſikcomponiſten die Inſtrumente ſind.*)

Die Beurtheilung hat im Betreff der Färbung eines Bildes danach zu ſehen, ob ſie eine harmoniſche ſei, ob keine widrigen Farbentöne das gebildete Auge beleidigen und ob die Farbenperſpective (im Allgemeinen das Verſchwinden der Farbe nach der Ferne) richtig beobachtet ſei. Dann auch, ob die Farbe charakteriſtiſch, dem Gegenſtande angemeſſen ſei.

Ich glaube hiermit das am meiſten Wichtige von der Farbe für den vorliegenden Zweck geſagt

*) Dieſen Vergleich möchten wir nicht unterſchreiben. Die tiefen Noten entſprechen wahrlich dem Gemälde nicht. Wo gibt ſeine Noten, ohne ſie ſich ausgeführt zu denken. Die Zeichnung entſpricht den Inſtrumenten. Von der Malerei kann man ſagen, daß ſie der Vocalmuſik entſpricht. Dieſe bringt ein geiſtigeres Leben in die bei allem Ausdruck immer todten Inſtrumente. Es frage ſich freilich, ob das innerſte Weſen der Malerei nicht innerhalb der Zeichnung erſchöpft iſt und die Farbe nur für eine bedenkliche Zugabe zu halten iſt, wie uns bei einer Oper, und wäre es die ſchönſte von Mozart oder Gluck, ein Grauen überfallen kann, ob dieſe der und hantierende und ſich wie naturgemäß gebärdende Anwendung der menſchlichen Stimme innerhalb einer wirklichen theoretiſchen Gedankenberechtigung ſteht und nicht vielmehr eine Exportation iſt. D. Red.

zu haben und ziehe mich daher von diesem labyrinthischen Felde zurück, um schließlich noch den andern Theil der Form (oder des Inhalts) vorzuführen, die Technik. Unter Technik versteht man das Handwerksmäßige der Kunst. Sie begreift die Fähigkeit in sich, die Mittel, wodurch der künstlerische Zweck erreicht werden soll, zu beherrschen: die Handfertigkeit. Die Art, wie der Maler den Stift oder Pinsel führt und die Farben aufträgt oder hinstreicht, darin bekundet sich seine Technik. Dieselbe ist stets eine individuelle wie die Handschrift und erkennt man den Maler eines Bildes nicht schon aus Formen und Farben wieder, so doch gewiß an der nur in der Nähe erkennbaren Technik. Die Technik eines Bildes ist um so besser, je angemessener sie dem betreffenden Gegenstande und Inhalte ist; sie muß stets frei sein von aller Koketterie und Künstelei.

An den Gebilden der Natur sehen wir keine Technik — sie sind da, ohne daß wir ein „wodurch?" an ihnen absehen können. Die Technik des bildlichen Künstlers ist um so größer, je weniger wir sie gewahren.

Wol nirgends besser als an dieser Stelle kann ich ein Wort über das Unleidliche und Häßliche der Manier einschalten. Manier in der Kunst ist die bewußte und consequente Verletzung des Maßes der Schönheit. Diese Unart findet sich in allen einzelnen Theilen der Kunstform vor — wie widerstrebt sie der Lehrerin Natur, die nirgends die Schranke übertritt, um nirgends unschön zu erscheinen!

Die Technik wird vielfach unter- und überschätzt und bildet daher auch einen Streitpunkt, welcher den über Form und Gedanken nahe berührt. Die Ueberschätzung der Technik kommt wol nur daher, weil ihr Begriff vielfach ein vager ist: sie wird oft als das Mittel (die Sprache) der Kunst angesehen, wogegen sie doch nur das Mittel des Mittels, das Werkzeug des Werkzeugs ist und in demselben Verhältniß zur Form eines Kunstwerks steht wie die Zungenfertigkeit zu dem vermittels der Wortsprache ausgedrückten Gedanken.

Die Technik wird mithin häufig als mit dem ganzen Schaffen des Künstlers gleichbedeutend angenommen, aber der Effect eines Bildes im Großen und Ganzen hat nichts mit der Technik gemein. Derselbe beruht vielmehr, außer auf der Ausbildung des Auges, rein auf der Empfängniß, der Gründung und der mehr oder weniger hoch stehenden Anschauung des Malers und bekundet dessen Genie, wie die Technik mehr das Talent beurkundet.

Das Genie (als die Fähigkeit des unmittelbaren Erfindens) steht ohne Talent (als die Fähigkeit des leichten Ausführens) allerdings mißlich da. Hieraus erhellt die große Wichtigkeit der Technik, zumal für den Künstler. Da sie aber auch so sehr das Angenehme in der Erscheinung von Zeichnungen und Malereien bedingt, so ist sie auch bei der Beurtheilung zu berücksichtigen.

Wenn es bei alledem leider wahr ist, daß der schwachsinnigste Einfall, gut (formell und technisch) ausgeführt, häufig das Feld gegen treffliche, aber schwächer zur Anschauung gebrachte Vorwürfe behauptet, so beweist das doch noch keineswegs, daß dem so sein müsse, und es ist traurig, wenn ein Künstler jemals davon abweicht, die Anforderungen an ein Kunstwerk ebenmäßig an den Gedanken wie an die Form zu stellen. Mit der bloßen Idee ist freilich noch nichts gethan; es soll aber Einer auch nicht denken, mit dem bloßen Machen, ohne ideales Ringen, etwas zu machen, sich selbst nur auf die Dauer zu befriedigen und Kraft zu behalten zum Aushalten.

Wenn die Handfertigkeit (Technik) in der Kunst heutzutage vernachlässigt erscheint, wenn sie namentlich bei weitem nicht die Unterordnung in der ebenmäßigen Solidität der ältern Maler aufzuweisen vermag, sondern dagegen häufig nur entweder roh oder schülerhaft sich zeigt, so liegt das in der ganz andern und fehlerhaften Bildungsart der Künstler unserer Zeit. Ehedem war dieselbe sehr ähnlich derjenigen, welche jetzt im Gewerbe und Handwerk beobachtet wird; der angehende Künstler war erst Lehrling und Geselle, ehe er selbständig arbeitete und hatte bis dahin schon eine solide Ausbildung der Handfertigkeiten und des Auges gewonnen; er war dann im Besitz der Mittel, seine Gedanken gut künstlerisch auszusprechen und hierin beruht allerdings der gesunde, sichere Boden aller Kunst, auf dem aber nur Unkraut wuchert, wenn die Herrschaft der Gedanken ihn nicht gehörig bestellt.

Wer soll Meister sein?
Der was erkann.
Wer soll Geselle sein?
Der was kann.
Wer soll Lehrling sein?
Jedermann!

Nach diesem Gang durch das Getriebe eines Kunstwerks komme ich noch einmal auf die Betrachtung desselben als fertiges Ganzes zurück; ich wiederhole, daß zum Verständniß der Sprache der Kunst und um Genuß und Nutzen von ihr zu haben, eine Zergliederung ihrer Werke nicht unbedingt

nöthig sei, das Gute und Schöne eines Kunstwerks, falls sein Vorwurf sonst nur den Beschauer fesselt, wird stets seine Wirkung thun, ob deren Ursache nun erkannt wird oder nicht; aber Verständniß, Genuß und Nutzen sind weit größer und nachhaltiger, wenn wir uns ihrer und ihrer Ursachen bewußt werden, wie dieses dann auch stets das Verlangen jedes gern denkenden Menschen ist.

Es gibt aber sogar viele Künstler, welche nach der Ursache, warum ihnen etwas schön erscheint, gar nicht fragen; sie meinen, es sei das gar nicht zu erklären. Diese schließen das Denken von der Kunst aus und beschränken sich auf ein bloßes Fühlen; sie schließen mithin alle Beurtheilung aus, sie wissen nicht was sie thun, wie gering sie damit die Kunst hinstellen; sie sehen in ihr nur den Boden, auf dem da wachsen dürfe was es sei, wenn es nur ihrem Gefühl für das Schöne Nahrung biete. Dieser Gefühlsiefte ist nichts mehr zuwider als die Kritik, welche eben auch den Verstand mit zum Beschauen heranbringt, welcher Kritiker ihnen manchmal Striche durch die Rechnung macht.

Aber auch die Kunst ist kein neutrales Gebiet in der Entwickelung der Menschheit, auch sie will mitarbeiten an der Erziehung, darum das Heben und Drüben, das Stehenbleiben und Vorwärtsdrängen auch hier; dadurch das Leben und Bewegen in allen ihren Zweigen!

Betrachtet und denkt, welche weite Verzweigung, welche große Herrschaft schon allein die bildende Kunst im Menschenleben einnimmt; betrachtet und denkt, wie diese wohlthätige Herrschaft noch zu vergrößern und weit mehr für unsere Cultur auszubeuten geeignet ist!

Verschönert sie einerseits unser Leben in Bezug auf Behaglichkeit und Pracht; erhebt und erheitert sie unser Dasein; vermehrt sie die Erholungsquellen; bildet sie die Erfindungs- und Schöpfungsgabe der Menschen aus, wie könnte sie doch noch so viel mehr thun für die Erziehung der Jugend, die Erziehung des Volks, durch einen ausgedehnteren Anschauungsunterricht.

Die Wände unserer Schulen und Kirchen, welche Aecker, um die Kunst darauf säen und die Menschheit davon ernten zu lassen!

Der Gletscher in seiner Bewegung ein Abbild des menschlichen Lebens.

Je weniger die Ansicht Charpentier's, daß die Fortführung der Findlingsblöcke (vergl. Nr. 17 der „Unterhaltungen") den Gletschern zugeschrieben werden müsse, jetzt noch bezweifelt wird, — desto interessanter ist es, der Kraft nachzuspüren, die ihrerseits die Gletscher forttreibt.

Daß der hoch oben am Ursprunge des Gletschers gefallene Schnee durch unvollkommenes Schmelzen Wasser auffängt, sich dadurch in Firn verwandelt und erst später durch den Winterfrost zu Gletschereis wird, steht jetzt unbezweifelt fest. Daß dann die langsam fortrückende Eismasse endlich bis zu einem Punkte des Thals gelangt, wo die Sommerwärme so überwiegend wird, daß das Wegschmelzen dem fernern Fortrücken Schranken setzt, lehrt der Augenschein. Nur über die eigentliche Triebkraft und das Wie der Bewegung herrschte bis vor kurzem noch Meinungsverschiedenheit. Die Einwürfe Charpentier's gegen die de Saussure'sche Ansicht, daß der Gletscher als feste Masse auf seiner Unterlage fortgleite, sind erheblich genug, um diese Erklärung aufzugeben; aber noch erheblichere Bedenken hat wiederum der Professor Forbes in Edinburg der Charpentier'schen Ansicht, daß der Gletscher sein Fortrücken dem täglichen Wechsel von Frost und Auftauen des in die Gletscherspalten eingedrungenen Wassers verdanke, in seinen „Travels through the Alps of Savoy etc." entgegengestellt. Forbes gründet seine Widerlegung durchweg auf Thatsachen, die zum Theil von ihm selbst, zum Theil nach seiner Anleitung von einem in Chamouny ansässigen Führer auf dem Mer de glace beobachtet sind. Schon die erste derselben, daß das in die Haarspalten des Gletschers eingedrungene Wasser selbst nach fünf Tagen fortgesetzten Frostwetters nicht bis zu einer nennenswerthen Tiefe gefroren war, viel weniger in einer Nacht, würde allein genügen, Charpentier's Ansicht zu beseitigen. Weiter ergab sich, daß das Fortrücken der Eismasse im Juni während der 12 Stunden der Nacht nur 8 Zoll, während der 12 Stunden des Tags dagegen 9¹⁄₂ Zoll betrug u. s. w. Er stellt sodann seinerseits die Behauptung auf, die Bewegung des Gletschers sei wie das Fließen einer dickflüssigen, zähen Masse, getrieben von der eigenen Schwere und plastisch genug, um sich den Unebenheiten des Terrains anzuschmiegen. Die Thatsachen, daß jeder Gletscher sich in seiner Mitte rascher bewegt als an den durch Reibung mehr aufgehaltenen Seiten, und die bedeutende Abnahme in der Bewegung aller Gletscher während des Winters passen vollkommen zu dieser Theorie. Zu allem Ueberfluß machte Forbes in Edinburg den interessanten

Versuch, eine strengflüssige Mischung von Gyps und Leim in einem Alpenthal-Modell bei geringer Neigung hinabfließen zu lassen und fand, indem er abwechselnd verschieden gefärbte Portionen fließen ließ, genau die Bildung und Schichtung der Gletscher. Auch die norwegischen Gletscher, von denen er einige im Jahre 1851 aufsuchte, fand er in ihrem Verhalten seiner Theorie nicht widersprechend, obgleich sie sich sonst in einigen Punkten nicht unerheblich von den Gletschern der Alpen unterscheiden. So ermittelte er die Bewegung des Krondalgletschers nur zu 167 Fuß im Jahre und stellte die interessante Thatsache fest, daß der Gletscher am Jökuls Fiord (70° 20' nördl. Br.) bis ins Meer hinabreicht.

Schließlich wird es dem Leser willkommen sein, wenn ich die poetische Vergleichung des menschlichen Lebens mit der Geschichte eines Gletschers — welche Forbes selbst für zutreffender hält als „das von Poeten und Philosophen so oft gebrauchte Bild eines Flusses" — hier in freier Uebersetzung wiedergebe:

„Ursprünglich dem Himmel entsprossen, erhält er Form und Gestalt in dem verborgenen Schooße des Hochgebirgs, dem er seine Entstehung verdankt. Anfänglich sanft und gelehrig, erlangt er Charakter und Festigkeit, sobald das unvermeidliche Geschick ihn vorwärts drängt in seiner Laufbahn. Gestoßen und eingezwängt durch die Kreuzungen und Unebenheiten seines vorgeschriebenen Wegs, eingeschlossen durch unübersteigbare Schranken, die seinen kühnen Ausschreitungen Grenzen setzen, ergibt er sich seufzend in sein Geschick und schiebt sich ruhig weiter, gefurcht von den tiefen Narben manches harten Kampfes mit den entgegentretenden Hindernissen. Während dieser ganzen Zeit, obgleich zehrend an der eigenen Kraft, erneuert er sich durch eine unsichtbare Macht, — er verflüchtigt sich, — aber er vergeht sich nicht. Auf seiner Oberfläche trägt er die Güter, die er sich im Laufe seines Daseins zueignen gemacht hat, — oft gewichtige Lasten ohne Schönheit und Werth, mitunter köstliche Gaben, funkelnd von Erz und Edelgestein. Nachdem er sodann seine größte Bedeutung und Ausdehnung gewonnen und durch seine Schönheit und Macht Bewunderung erregt hat, gewinnt die Abzehrung die Oberhand, die Lebensquellen fangen an zu versiegen, er bückt sich zur Haltung der Abgelebtheit, er wirft die Lasten ab, eine nach der andern, die er eben noch stolz und hoch einhertrug . . . seine Auflösung ist unvermeidlich. Aber sowie er aufgelöst wird in seine Atome, nimmt er auf einmal eine lieblichere, freiere Form an — aus den Trümmern seines Körpers entspringt ein anderes Selbst, — ein edler, voller Strom springt leicht und lustig über die Hindernisse hinweg, welche vorher seinen Fortschritt aufgehalten hätten, um durch lachende Thäler einem freiern Dasein und der Vereinigung mit dem Unendlichen und Unbegrenzten im Ocean entgegenzueilen."

Nbr.

Ueber den Volksschwank in Deutschland.

Von jeher ist der Bearbeitung des Volksschwanks in Deutschland die wenigste Berücksichtigung gewidmet und seit Goethe ist die Bedeutung desselben auch von größern Capacitäten nicht mehr gewürdigt worden, mit den einzigen Ausnahmen von Sebastian Sailer und zum Theil Ludwig Tieck. Die neueste Zeit, so reich an Schwänken, Possen und Scherzspielen, besonders auf den wiener und berliner Theatern, ist indessen ein Product dieser Art von untergeordneter Bedeutung und mit wenig Geist überwacht worden.

Man hat von der Komödie gesagt, sie züchtige lachend die Gebrechen der Menschheit. Wenn sie heute lachen will oder Lachen erregen, so muß sie voll Erbitterung gegen sie anstürmen oder ihnen schmeicheln. Diesen löblichen und verdienenden Zweck zu verfolgen, ist vornehmlich eine Bedingung der Posse und des Volksschwanks; mit sehr wenigen Ausnahmen indessen ist von den neuern Possenschreibern dieser Zweck auch nur ins Auge gefaßt worden. Durchschnittlich sind es Producte, die dem Französischen entlehnt sind und mit mehr oder minder Geschick für die deutsche Empfänglichkeit zubereitet wurden; diese Vaudevilles, welche ganz und gar auf die augenblicklichen Interessen und Stimmungen von Paris gebaut sind und damit also national erscheinen, sind meist für uns in den feinern Nüancen unverständlich und, wo man etwa locale Interessen hineingezogen hat, so wenig passend, daß das Publicum sofort bemerkt, wie diese Arbeit nicht zu der andern in Harmonie steht.

Die Originalpossen, welche besonders in Wien sich einer großen Fruchtbarkeit erfreuen, leiden fast sämmtlich an zu schwachen Gerippen, die, mit dem Fleisch von witzigen Couplets, Wortspielen und Vergleichungen bekleidet, ephemere Erscheinungen bleiben, welche beim Anblick des Lichts fast immer schon bald gestorben sind. Die Zumuthung der Verfasser ist in den meisten Fällen so groß, daß

oft das nachsichtigste Publicum sich bedankt, zwei oder drei mal den dialogisirten Unsinn mit anzuhören und überdies ein Mangel an Volksbildung vorausgesetzt wird, den das deutsche Volk, besonders in Wien und Berlin, keineswegs unächtträgt. Dem gebildetern Publicum werden aber auch nicht die geringsten Pointen geboten, die fein satirisch oder geistreich-witzig wären und auch bei öfterm Besuch stets ihren Reiz ausüben könnten; was sie an Witz und Satire enthalten, geht selten über den plumpen Ausdruck der Wirthshausgespräche, die man fälschlich als Volksthümlichkeit bezeichnet, hinaus.

An eine Posse stellt man von vornherein keine Anforderungen, die man jedem andern Kunstproduct auf der Bühne zumuthet. Man verlangt Witz, Satire und eine Veranschaulichung des Volkscharakters oder der Volkseigenthümlichkeit. In Deutschland eine deutsche Posse oder einen deutschen Volksschwank zu schaffen, erscheint schon als halbes und unmöglich, da die Eigenthümlichkeiten, Ansichten, Interessen und Rücksichten in Nord- und Süddeutschland, in den verschiedenen Staaten und Städten überhaupt, wesentlich voneinander abweichen und verschieden sind. Deshalb kann und wird der deutsche Volksschwank nur im Wesentlichen local bleiben. Aber diese locale Darstellung mit ihren localen Anspielungen muß auch wirklich das Prototyp des dort sich geltend machenden Volkslebens sein, und dies vor allem. Der Witz selbst muß nicht fremd klingen; er muß natürlicher Ausdruck des Volkscharakters sein und ebenso die Satire, die sich nicht über erdichtete, fingirte oder specielleren Missbräuche, sondern über wirkliche, allgemeine Gebrechen verbreiten muß. Als ein wesentlicher Umstand gehört dazu noch ein leichter und fließender Dialog, Treue der copirten Charaktere und richtige Auffassung der Pointen, die jedem Zuschauer nachher klar vor Augen liegen müssen. In Bezug auf die verhältnißmäßig reiche Production erfüllen unsere Possen wenig oder nur einseitig ihren Zweck. Sie tragen den Stempel der Flüchtigkeit und Unwahrscheinlichkeit an sich, nur bestimmt, das Bedürfniß des Publicums zu stündlichen und augenblicklichen Gewinn zu geben. Es wäre aber edler und wünschenswerther, würden die Verfasser mehr Rücksicht auf den Zweck und die Bestimmung des Volksschwanks nehmen und in ihrem Zweige jene künstlerischen Palmen zu erstreben suchen, welche die deutsche Dichtung in alten Tagen errang.

Mehre der wiener Possen sind so trefflich angelegt und huldigen dem Volksthümlichen in der Detailausführung so reichlich, daß es nur bedürfte, diesen eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, um der Posse mehr Achtung in den gebildetern Kreisen zu verschaffen, als sie in Wirklichkeit besitzt. Wien ist an und für sich eine Stadt mit weithin ausgebildetem Volkscharakter und durch die Darstellung desselben auf der Bühne, mit seiner harmlosen Jovialität und Gemüthlichkeit, vielleicht populär und anziehend zu schildern. Die spätern wiener Possen leiden aber an Einseitigkeit und an Behandlung des fast gleichen Stoffs mit kleinen Variationen; sie treten zu oft aus diesem Wege noch hinaus, um blose Caricaturen und fremdländische Farcen zu werden. Sie haben deshalb auch nie etwas gebessert oder genützt, ein Zweck, den jede Komödie, und besonders der Volksschwank, zu erreichen die Aufgabe hat.

In Berlin ist im Grunde wenig oder fast gar kein öffentliches, also darstellbares Volksleben zu finden. Nichtsdestoweniger waren die ersten Possen von Kalisch vorzüglich angelegt und mit Feinheit darin manche Fäden dem Volkscharakter abgesponnen. Der große Erfolg dieser Stücke rief, wie gewöhnlich, eine Menge von Nachahmern hervor, die unter dem Titel „Posse" — dem modernern Namen für Volksschwank — eine Legion von Stücken fabricirten, welche nicht die geringsten Ansprüche auf Werth verdienten. Der Erfolg derselben war auch nur momentan und plötzlich wie abgeschnitten; denn der richtige Sinn des Volks, welcher Alles mit Gier verschlingt, was ein natürliches Product seines Waltens und Webens ist, wendet sich verächtlich von Erzeugnissen ab, die carikirte, fingirte oder gar keine Eigenthümlichkeiten des Volks darzustellen bemüht sind. Andererseits documentirt die so günstige Aufnahme einzelner Volksschwänke von gesundem Sinn die Sehnsucht und das Bedürfniß des Publicums; aber die Speculation und der herrschende Materialismus, welche so viele schöne Blüten mit fortgerissen und der schöngeistigen Literatur den ästhetischen Gehalt genommen haben, leiten auch im Allgemeinen die Verfasser von Possen, indem sie, wie auch in andern Zweigen, der literarischen Geldspeculation vor allem, dem Kunstgeschmack aber gar keine Huldigungen darbringen. Sie sind Fabrikanten, die mit der Menge ihrer Waare das Publicum zu betäuben suchen und ohne eigenen, bildenden, sich geltend machenden Geschmack ihre Werke wie gewisse Waaren der Mode und Jahreszeit gemäß anfertigen.

Der Volksschwank, die Posse, ist von seinem

ſo untergeordneten Werthe, wie ſie auf den erſten Anblick zu ſein ſcheint. Ihre Stellung und ihr Rang zur geſammten Literatur und zu den dramatiſchen Producten läßt ſich ſehr gut mit demjenigen vergleichen, welchen die Unteroffiziere in einer Armee einnehmen. Bekanntlich beruht auf deren Kenntniſſen, Geſchicklichkeit, Umſicht und Führung indirect das Wohl und die Bildung der ganzen Armee, weil ſie vor allem mit der Maſſe in ewiger Verbindung ſtehen und deren Ausbildung zu leiten haben. Eine Armee mit ſchlechten Unteroffizieren wird immer nur eine ſehr ſchlechte Armee ſein, trotz aller tapfern und gebildeten Offiziere. Sie bilden den eigentlichen Stamm, dem Alles entſpringt und von welchem ſich Alles abzweigt. Ebenſo iſt es mit dem Volksſchwank. Er iſt beſonders dazu berufen, auf die Maſſe zu wirken, ſie zu bilden, ja aufzuklären und zu erziehen. Die Nahrung, die er aus dem ihm nothwendigen Boden zieht, befruchtet nur dieſen Boden wieder und macht ihn fruchtbarer. Die dramatiſche, ja die ganze Nationalliteratur iſt lückenhaft, einſeitig und im Ganzen mangelhaft, wenn der Volksſchwank ſeinen Beruf und Zweck nicht erfüllt; wie viel große Geiſter auch durch andere Werke zu Ruhm und Ehren gekommen ſein mögen, er iſt die Wurzel, der erſt die Pflanze mit ihren Blüten und Früchten entſteigt; iſt dieſe krank, wird die Pflanze nie gedeihen.

Mit ungerechtfertigter Zurückſetzung vermeidet man die Repräſentation der höhern Stände in den Volksſchwänken. Dieſe Claſſe der Geſellſchaft gehört aber unſtreitig mit zu einem Bilde, welches einen Volkstypus haben ſoll, wenn man auch gewöhnlich von dem engern Begriffe Volk dieſen Stand getrennt ſieht. Die Sitten, das Leben, Weben und eigenthümliche Handeln zu ſchildern, iſt die Aufgabe des Volksſchwankdichters und dazu gehört auch die höhere Claſſe der Geſellſchaft, aus welcher ſtets nur einzelne Typen herausgeriſſen worden ſind, die ſich als Verſchwender, als Bonvivants oder als Stockariſtokraten bezeigen. Nichtsdeſtoweniger iſt die Schwierigkeit einer ſolchen Aufgabe nicht zu verkennen und die Poſſe — als beliebterer Ausdruck für Volksſchwank — müßte nicht in den ſchlechten, deſtructiven und Haricotruf gekommen ſein, den ſie beſitzt, aber nicht beſitzen ſollte. Es iſt ruhmlich, anerkennenswerth und auch erklärlich, daß die Poſſen ihre Waffe meiſt ſo wählen, um dem Ausſpruche Goethe's Rechnung zu tragen, „daß im Volke eigentlich doch die beſten Menſchen wohnen"; aber es iſt jedenfalls einſeitig und ungerecht, da auch in den höhern Ständen oftmals Charaktere und Gefühle vorherrſchen, die Jedermann zur Ehre gereichen.

Die modernen Volksſchwänke haben ſich mit ganz beſonderer Vorliebe der Couplets bemächtigt, in welchen ſich aller Witz und Humor, den ſie irgendwie haben, concentrirt. Dieſe Einrangirung von Couplets iſt aber weder Deutſch noch überhaupt zu entſchuldigen, wenn ſie ausſchließlich das Terrain der Poſſe bilden. Allerdings ſind in frühern und in den Blütezeiten des Volksſchwanks Singſpiele dabei mit zur Aufführung gekommen, aber die Zeit war damals ſangreich und der Geſang volksthümlicher als jetzt. Er gehörte damals zum Volkscharakter, jetzt aber doch wol nur höchſt bedingt. Andererſeits documentirt es eine Geiſtesarmuth und Dürftigkeit der ganzen Compoſition, durch dergleichen mehr auf die Sinne wirkende Productionen die Flachheit und die Pointenleerheit des Ganzen zu bemänteln, wie es in der Regel geſchieht, und die Couplets nur allein das Stück aufrechterhalten. Hin und wieder und als bloße Detailmalerei benutzt, iſt der Gebrauch derſelben wol ſtatthaft, niemals aber als Baſis, auf welcher ein luſtiges Kartenhaus gebaut wird, welches ohne dieſe Grundlage zuſammenbricht. Das Couplet iſt ein franzöſiſches Nationalelement; der Franzoſe ſingt und lacht und redet und ſingt wieder, überall und bei jeder Gelegenheit. Kein Menſch wird aber die Ueberzeugung haben, daß der deutſche Charakter darin dem franzöſiſchen gleich ſei — mithin Volksſchwänke in Deutſchland ſich nicht nach der Art der Vaudevilles in Paris herſtellen laſſen. Dem deutſchen Volksſchwank, der ſich in die moderne Poſſe verpuppt hat, gebührt vor allem erſt Repräſentation des Volkslebens; dann eine gemüthlich-humoriſtiſche, nicht zu flüchtig gehaltene Färbung, nur ſelten mit dem blendenden Metall von beißendem und ſarkaſtiſchem Witz beworfen, der dem deutſchen Volkscharakter wenig eigen iſt, und endlich eine ruhigere und mehr ſittliche Haltung, als die franzöſiſchen Vaudevilles, ihrem Genre gemäß, aufzutragen. In ſolcher Behandlung, reich mit Humor, Witz, Laune, Wahrheit und Satire ausgeſtattet, werden auch die Volksſchwänke wieder bildende, populäre und geachtete Producte ſein, die ſich ein Verdienſt erwerben um die ganze und allgemeine Bildung und Sittlichkeit des Volks.

Um deshalb iſt es auch Aufgabe der Kritik, nicht, wie bisher, eine nachſichtige Feder zu üben und um einzelner Pointen willen den „leicht-

gebauten Scherz" wol noch allen Lachlustigen zu empfehlen; auch hier, und hier ganz besonders, muß die Kritik, die doch so gern ihre Maßstäbe und Senkbleie braucht, die Anwendung derselben mit größter Strenge für wichtig erachten und einestheils dem jetzigen modernen Possenunfug zu steuern, anderntheils die Aufnahme gesunder und richtig behandelter Volkswitze zu heben suchen.*)

Eduard Schmidt.

*) Der Mangel an Volkspossen liegt an deutschen Zuständen, die bei uns das Lustspiel nicht aufkommen lassen. Die Empfindlichkeit und Empfindlichkeit der Stände ist zu groß. Die ganze Welt, in die sich mit Gewalt die wiener Posse eingedrängt, existirt nicht mehr, jeder Versuch, aus ihrem Banne herauszutreten, wird von den Handhabern der öffentlichen Ordnung ebenso wie von den Bevorrechteten der Gesellschaft mit Mißtrauen betrachtet. Seitdem unsere Bühne ein Hebel der Gesellschaftsleidens geworden ist, hat sie die Freiheiten verloren, die sie in ihrer frühern Nichtbeachtung weit reicher genoß. Die stete Anwesenheit der Zensur verscheuchte die scharfe Analyse der Anregungen des Weibes; Adel, Militär, Beamte, Geistliche besitzen eine Gewalt, die augenblicklich jeden Spott über ihre Eigenheiten unterdrückt. So bleibt nichts übrig als das ermüdende Situationslustspiel, das sich mit seinen wichtigen Ereignissen über Liebe und Heirathen allmälig erschöpft hat und wenig neue Variationen zuläßt. D. Red.

Anregungen.

Moriz Carriere über den christlichen Staat.

Seit einigen Jahren nimmt Moriz Carriere, der Schwiegersohn Liebig's, an der münchener Universität und in der süddeutschen Journalistik eine sehr beachtenswerthe Stellung ein. Protestant und vorzugsweise in den berliner philosophischen Anschauungen gebildet, führt er im ultramontanen Lager eine Mission durch, die mit großem Scharfsinn verbunden ist. Den magischen Einseitigkeiten, besonders der neuern, oft mit großen Kenntnissen und vielem Geist verbundenen katholischen Wissenschaft gegenüber macht er seine Zusammenhänge geltend, die in unserer Literaturgeschichte einmal festhalten und durch seine Verlagsartikel von Herder in Freiburg, Manz in Regensburg, Hurter in Schaffhausen in wirksame bedeutende Frage gestellt werden können. Er vertritt in München, den Reden eines Minghetti gegenüber, die Philosophie und Poesie der Protestanten Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Klopstock, Lessing, Solger, Hegel, der beiden Humboldt und aller der Namen, die König Ludwig aus seiner Walhalla nicht werden will verbannen wollen.

Gleichwol wird Moriz Carriere seine schwierige Aufgabe durch eine gewisse Hinneigung, in Fragen, wo Gemüth und Verstand in Collisionen kommen, ersterm den Vorrang einzuräumen. Der norddeutsche Scholastik hat ihn nie ganz befriedigen können. Die Romantik in der Poesie, die Philosophie eines Schelling und Baader mit ihren praktischen Anwendungen haben einen großen Einfluß auf seine Entwickelung gehabt und in religiösen Dingen wird man ihn immer geneigt finden, das Bedürfniß des Herzens als eine Offenbarung anzuerkennen, gegen welche keine noch so scharfe wissenschaftliche Beweisführung allein stichhaltig ist. Diese weiche, empfängliche, fast weibliche Stimmung seines Gemüths macht ihn vorzugsweise geschickt, auf seinem schwierigen Posten auszuharren und sich von den gegnerischen Waffen, deren Handhabung auch ihm geläufig ist, nicht sofort werfen zu lassen.

Aber auch auf norddeutschem Gebiete findet die Carriere'sche Denkweise Meinungen von großer Wichtigkeit zu bekämpfen. Wir wollen beispielsweise, um seine Methode zu charakterisiren, einen Begriff herausheben, den vom „christlichen Staate".

Der Mißbrauch einer Sache ist sehr geeignet, dieselbe auch gegen Verdienst in Mißcredit zu bringen. So ist es gekommen, daß wegen des Mißbrauchs, den die Reaction mit dem „christlichen Staate" getrieben hat, der Liberalismus überhaupt nichts mehr vom „christlichen Staat" wissen will. Die Stahl'sche, Gerlach'sche, Wagener'sche Auffassung des „christlichen Staats" hat denselben den Liberalen verleidet. Aber der Mißbrauch hebt den richtigen Gebrauch nicht auf und so kommt es nicht darauf an, das Wort vom „christlichen Staat" gänzlich zu verbannen, sondern nur darauf, der falschen, reactionären Deutung desselben die richtige, liberale entgegenzulegen. Wenigstens bedingt das Wort „christlicher Staat" keine Absurdität, wie etwa „christliche Mathematik, Physik, Chemie, Medicin" u. s. w. Denn das Christenthum ist ein praktisches Lebensprincip und kann daher sehr wohl den Staat durchdringen.

Der reactionären, lichtfeindlichen Auffassung des „christlichen Staats" finden wir die liberale, aufgeklärte mit treffenden Worten entgegengesetzt in Carriere's „Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk", wovon vor kurzem die zweite vermehrte Auflage (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1856) erschienen ist. In diesen, vom christlichen Standpunkte aus, welcher der der Liebe und der Achtung der Person ist, verfaßten Reden kommt auch eine über den „christlichen Staat" vor, die wir allerdings nicht genug empfehlen können. Carriere unterscheidet die Religion von der Theologie, das Christenthum von der Dogmatik und sagt: „Nicht Der ist der Religiöse, welcher alle Variationen der Evangelien und alle Paragraphen der Concilienbeschlüsse aufzuzählen weiß, sondern Derjenige, welcher Gott vor Augen und im Herzen hat, und die Doctrinen der Theologen haben die Welt nicht erlöst, sondern das Blut des Gottmenschen, wenn ihr anders darin nicht ein heidnisches oder

jüdisches Opfer sehen, sondern die das ganze Leben durchdringende und den Tod überwindende Macht der Liebe darin erkennen wollt. Christus selbst wollte die starre Satzung nicht; er vertraute den Samen seiner Gedanken, den Einfluß seiner Persönlichkeit den Gemüthern an und verhieß den Geist, der in alle Wahrheit leiten sollte, auch in die politische. Der Staat darum, welcher bestimmte Glaubenssätze aufstellt und an das Bekenntniß derselben das Vollbürgerrecht knüpft, ist ein confessioneller, ein dogmatischer; er überschreitet sein Gebiet; er greift mit directem oder indirectem Zwang in die Gewissensfreiheit ein; er ist ein Verleiter zur Heuchelei und Diener des Buchstabens; er ist nicht der christliche. Der christliche Staat ist vielmehr diejenige sittliche Ordnung und Begründung des Volkslebens, welche durch vereinte Kraft auf dem neuen Princip organisirt wird, das der Heiland in der Menschheit erweckte."

Von diesem Standpunkte aus entwirft nun Carriere ein Bild des Staats, wie er sein muß, um das Prädicat „christlich" mit Recht zu verdienen. Er polemisirt gegen die Bureaukratie, die den Staat als eine Maschine ansieht, die sie zu lenken hätte, sodaß die Bürger nur Mittel für seine Zwecke wären: „Es widerstreitet", sagt er mit Recht, „der menschlichen Natur, ein bloßes Mittel zu sein; nur wegen der Gemeinschaft ihrer Zwecke verbinden sich die einzelnen Glieder des Staats zu einem Ganzen; kein fremder Wille, sondern der eigene führt die Theile des Staats, die Bürger, zusammen; keinen fremden Zweck, ihren eigenen wollen sie erreichen. Der Staat erscheint also als ein Organismus, aber nicht als einer der Natur, wo das Ganze ohne die bewußte Theilnahme der Glieder durch sie sich verwirklicht, wo das Ganze die Glieder erst aus sich gebiert und demnach früher ist als sie, sondern als ein geistiger Organismus, in welchem jeder Theil sich im Ganzen und das Ganze in sich weiß, oder als eine naturgemäße Association selbstbewußter Persönlichkeiten, die durch dieselbe zur Freiheit erwachsen und in der Wechselwirkung ihrer Thätigkeit das Ganze fortgestalten."

Carriere ist demnach ein Socialist im christlichen Sinne. Die Staatseinrichtungen sollen nach ihm in der christlichen Welt dafür sorgen, wie Noth und Roheit allwärts aufgehoben und Brot und Bildung gewährt werden. „Weil jeder Mensch eine originale Individualität ist, bedarf er auch einer Sphäre der Außenwelt, in welcher sein Ich sich darstellt, in welcher der freie Wille eine eigenmächtige Wirksamkeit hat; dem Fürsichsein entspricht das Fürsichhaben. Darum soll der Privatbesitz nicht vernichtet, sondern Allen ermöglicht werden." Aber der Besitz ist, worauf Carriere ebenfalls hinweist, nicht Zweck, sondern Mittel des Lebens; diese Wahrheit soll durch Belehrung und Sitte der Menschheit zu Gemüth geführt werden, auf daß ihr Herz nicht an die Erde gefesselt sei, „noch sie dem Midas gleiche, dessen verschmachtender Hunger und gemünzte Lust das treffende Symbol für die Goldgier oder den Mammonismus ist." „Das Christenthum", sagt Carriere, „wollte den Menschen von der Selbstsucht befreien, damit nicht Einer den Andern in der Hetzjagd der Concurrenz zu übervortheilen oder zugrunde zu richten, auf den Ruin des Andern sein Haus zu bauen, aus dem Verluste des Andern seinen Gewinn zu ziehen trachte, sondern Jeder für sich und Alle zugleich thätig seien." Der christliche Staat soll nach Carriere auf der Association der einzelnen Kräfte gegründet sein und zu einer Organisation der Arbeit führen, welche Erzeugung und Verbrauch regelt und, statt Viele für Wenige auszubeuten, Jedem das Seine gibt und für die öffentlichen Ausgaben ihn nach seinem Einkommen beisteuern läßt.

Wir führten diese Erörterungen, die auch darauf hinauskommen müssen, daß im christlichen Staate der Jude Bürger weil Mensch ist, deshalb an, weil wir den besonnenen Mittelweg bezeichnen wollten, den Carriere in solchen schwierigen Gegensätzen zu gehen pflegt. Es ist kein Mittelweg, der der Gesinnung ausweicht, sondern er sucht ein Drittes über zwei schroff sich bekämpfenden Gegensätzen, ein Drittes, das keineswegs leere und parteilose Neutralität bedeutet!

Leugnen können wir freilich nicht, daß solche Verallgemeinerungen der Begriffe allmälig auf einem so schwierigen Posten, wie ihn Carriere behauptet, auch gefahrvoll werden können. Wird des Drängens und Verdächtigens zu viel, so könnte bei einer so weichen Natur wie die Carriere'sche der Fall eintreten, daß seine Verallgemeinerungen und Neutralisirungen zu luftige und unbestimmte werden. So gestehen wir, daß wir in neuerer Zeit bei seinen ästhetischen Erörterungen glauben, ihn viel zu lange verweilen gesehen zu haben bei gewissen allgemeinen Abstractionen, die, selbst wenn sie Schiller, Goethe, Shakspeare, Antik, Modern, Classisch, Romantisch u. s. w. heißen, dem Geiste und den Foderungen der Zeit gegenüber inhaltlose und leere Schatten werden können. Wir haben wenigstens auf diesem ästhetischen Gebiete, z. B. in seinem „Wesen und Formen der Poesie" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1853), ihm nur widerstrebend folgen mögen; denn das ewige Anknüpfen des Theoretisirens an eine gewisse übliche Primanerlectüre macht doch zuletzt den Eindruck des Verwässerns und einer der wahren Freude am Geistvollen und bunterlei und individuell Schönen ausweichenden Mädchen-Pensionats-Aesthetik.

Wir sprachen diesen Tadel in der ganzen, ungemilderten Schärfe unserer Ueberzeugung aus, weil wir Moriz Carriere hochschätzen und in ihm einen der wenigen Wächter des Wahren und Schönen verehren, die noch den Muth haben, parteiischen Einseitigkeiten unserer Tage nach bestem Gewissen entgegen zu treten.

Zur Erziehungskunde.

Es könnte fast für eine nicht eben schmeichelhafte Selbsterkenntniß unserer Zeit gelten, daß die Erzie-

hungsliteratur einen so namhaften Aufschwung und eine Umfänglichkeit annimmt, die, wenn Alles befolgt wird, was sie vorschreibt, und Alles gut und heilsam ist, der Zukunft den Stempel des Erreichten, Vollkommenen aufdrücken müßte.

Es ist aber weder so schlimm mit der Gegenwart, noch so vortrefflich mit der Zukunft bestellt. Unsere Erziehungsliteratur ist nur darum so endlos, weil die Schreiblust groß und ihr Gegenstand, die kleinen Kinder, so geduldig ist.

K. H. Schnell in seinem Buche „Die organische Erziehungspflege. Aus dem Gesichtspunkte der Gesundheit zugleich mit Beziehung auf Selbsterziehung" (Leipzig, Gustav Mayer, 1856), charakterisirt unsere Zeit (S. 8) dahin:

„Wie Erziehung und Bildung dermalen beschaffen sind, so stellt man, statt der Bildung des innern Menschen in seiner Ganzheit und Gesundheit zum Zweck und Ziel der Erziehung, einzelne Zwecke derselben als die höchsten Zielpunkte hin, hier übergewiegend die Religion, dort die Sittlichkeit, hier die Wissenschaft, dort die Kunst, hier die Gottähnlichkeit, dort die Menschlichkeit oder das Menschenthum; hier die Gottseligkeit, dort die Glückseligkeit, hier die Gemüths-, dort die Verstandesbildung u. s. w., und die Folge davon ist nothwendig Einseitigkeit und Disharmonie, Zwiespalt und Ungesundheit, ja Krankheit der ganzen innern Persönlichkeit; woher denn auch zum Theil das Misvergnügen, die Blasirtheit und Unzufriedenheit, die Kritiksucht und Verneinung, der Unfriede und die Maßlosigkeit der einzelnen Persönlichkeiten stammen und die einzelnen Organismen, von der Familie bis zum Staate hinauf, in Fäulniß und Auflösung gerathen. Wie der Baum so die Frucht."

Recht schön, recht wahr, aber das Thema ist endlos und die Dinge bleiben wie sie sind.

Der Verfasser bezeichnet die harmonische Gestaltung der dualistischen Natur des Menschen als Erziehungsaufgabe, indem er S. 101 sagt:

„Auch bei der erziehlichen Pflege des persönlichen Lebens ist uns die Gesundheit das höchste Ziel und die fortdauernde Verjüngung und Wiedergeburt der Hauptweg, um das große, schöne Ziel der vollen harmonischen Kraft und Ausbildung der Person zu erreichen."

Kurz — wir empfehlen auch diese Buch aufrichtig allen Denen, welchen daran liegt, Winke zu erhalten, wie man sich noch zwischen Geschäften, Sorgen, Aussichten, verfehlten Lebensplänen u. s. w. nach Möglichkeit durch sein eigenes, guterzogenes Innere wohlbefinden kann, geschehen aber doch, daß auch diese Schrift, wie so viele pädagogische, den Charakter des Wiederholens von längst Gesagtem trägt. Es gibt jetzt pädagogische Schriften, die ganz und gar nur aus Citaten und abgedruckten Stellen zusammengesetzt sind. Sie kommen aus dem ewigen „Wie Schmidt sagt", „Wie Schulze sagt", „Wie Müller sagt" nicht heraus.

Glauben und Wissen.

Je schärfer und ausgeprägter in unserer Zeit der Conflict zwischen Glauben und Wissen geworden, desto entschiedener ist auch anderseits das Bedürfniß hervorgetreten, beide miteinander zu versöhnen; denn es ist einmal dem menschlichen Geiste nicht möglich, zwischen entgegengesetzten Ansichten und Ueberzeugungen in der Schwebe zu bleiben, sondern er muß, um zur Ruhe zu gelangen, entweder die eine der andern opfern oder den Gegensatz in einer höhern Einheit ausgleichen.

An den wenigen aufrichtig gemeinten Versöhnungsversuchen zwischen Glauben und Wissen, die unsere Zeit aufzuweisen hat — die meisten sind so plötzlich —, gehört die uns vorliegende Schrift eines Pfarrers: „Die Religion in das Licht der Betrachtung gestellt. Von G. Decher, evangelischem Pfarrer und großherzoglich hessischem Dekan zu Pfungstadt bei Darmstadt" (Gießen, Ferber, 1856).

Der Verfasser legt seinen freisinnigen Geist durch eine scharfe Zurechtweisung der „Gläubigen" unserer Zeit, die er „glaubensübervoll" nennt, an den Tag.

„Diese", sagt er, „vermeinen, sich den Anfechtungen des Wissens dadurch entboben zu haben, daß sie vor gewissen Glaubensannahmen den Verstand stillstehen lassen und dieselben hiermit der Kritik entrücken, welches Stillstehen des Verstandes sie für Glauben nehmen." Diese Gegner des Rationalismus seien in einer Selbstverblendung befangen. „Wer Glaubensannahmen festhält, die mit der Vernunft, der Welterfahrung oder dem gemeinmenschlichen Bewußtsein unverträglich sind, der pflanzt unausweichlich zwei verschiedene, einander widersprechende Glauben in sich selbst hinein. Der Vernunft kann doch auch er sich nicht völlig entäußern, die Welterfahrung wird auch an ihm nicht völlig vorübergehen, und es gibt Thatsachen des gemeinen menschlichen Bewußtseins, die zu unauslöschlich und zu mächtig sind, als daß sie nicht wenigstens zu Zeiten und unter gewissen Umständen ihr Recht fodern sollten."

Als ein Beispiel, in welchen Widerspruch die Glaubensübervollen mit sich gerathen, führt der Verfasser an, man höre nur einmal einen Geistlichen, der immer von der Grundverderbtheit predigt: „Ja, Sie sind wirklich ein recht schlechter Mensch!" Wie wird das unvertilgbare Gefühl der Menschenwürde in ihm aufschlagen!

Der Verfasser will einen einheitlichen, widerspruchslosen, mit der Vernunft und Erfahrung übereinstimmenden Glauben, dessen Objecte „unumstößlich sind für jeden noch so kühnen, wenn nur redlichen und von der Humanität und hiermit von sich selbst nicht abgefallenen Zweifler". Er will Glaubensobjecte, „die der menschlichen Seele Alles geben, was sie bedarf: Licht, Ordnung und Friede in ihr selbst sowie Regel und Richtschnur für Alles, was sie außen schafft und gestaltet, für alles menschliche Thun und für die Ordnung aller menschlichen Verhältnisse". Laße sich

ein solcher Glaube nicht finden, dann möge die Religion „herabsteigen und den Vorwurf hinnehmen, daß sie eben einem niedern Standpunkte angehört, der nicht mehr eingehalten werden kann, sobald die Geister aus Dunkel oder Dämmerung zum Licht kommen".

Doch der Verfasser befürchtet nicht, daß dies erfolgen werde. Er nimmt die von ihm selbst gestellten Bedingungen an und geht ans Werk der Ermittelung und Feststellung eines sichhaltigen Glaubens. Zu diesem Behufe geht er nicht aus von der Gottesidee, weil diese nicht ein Erstes, unmittelbar Gewisses in uns sei, sondern von den uns eingeborenen sittlichen Ideen, von dem sittlichen Gesetze der Menschheit. Auf dieses erste Object des religiösen Glaubens sollen alsdann alle andern gegründet werden. Der Verfasser will also, ähnlich wie Kant, die Moral nicht auf den Glauben, sondern den Glauben auf die Moral gründen. „Es wird", sagt er, „bei weitem nicht so viel Streit in der Religion sein, wenn Das, worüber Alle einig sind — und über die sittlichen Ideen ist nie Streit gewesen, — Allen für die Hauptsache und für das Fundament des Ganzen gilt." Der Streit werde sich höchstens um Aeußerdinge handeln, also an Heftigkeit verlieren.

Dies Alles können wir zugeben, bemerken jedoch, daß die kühnen Zweifler unserer Zeit selbst den Consens der sittlichen Ideen in der Menschheit in Frage gestellt haben. Der Verfasser hätte noch mehr Fleiß und Scharfsinn anwenden sollen, die Uebereinstimmung in den angeborenen sittlichen Ideen da nachzuweisen, wo sie unbestritten stattfindet.

Die Juden in Rom.

In seinen „Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1856) gibt F. Gregorovius unter der Abtheilung: „Der Ghetto und die Juden in Rom", folgende Schilderung:

„Zusammengedrängt in einem dumpfen und traurigen Winkel Roms, welchen der Tiberfluß von dem Trastevere scheidet, wohnt hier seit alten Zeiten, gleichsam von der Menschheit ausgestoßen, das römische Judenvolk. Der Verfasser durchwanderte oftmals den Ghetto Roms und es dünkte ihm seine Bevölkerung, welche neben dem Theater des Marcellus und an der Halle der Octavia auf Trümmern römischer Kaisergeschichte, dem wilden Epheu gleich, sich angeklammert hält, unter Ruinen Roms eine hochmerkwürdige, ja die allein noch lebendige Ruine des Alterthums und werth, daß sie eine aufmerksame Betrachtung auf sich ziehe."

Gregorovius führt uns eine Jahrhundertreihe der ärgsten Bedrückungen und Erpressungen unter den römischen Kaisern und Päpsten vor, gemildert durch einige Beispiele von Duldung und Toleranz, — zu welchen ersteren gehört, daß die Juden auf lange Zeit den für die römischen Carnevalsbelustigungen gemißbraucht wurden und damals beim Wettrennen die Stelle einnahmen, die selbst eine spätere Vernunft unsern Pferden noch erlassen wird, und daß — um die traurigen Beweise christlicher Intoleranz nicht zu weit auszudehnen — Papst Paul IV. den männlichen Juden das Tragen von gelben Hüten, den weiblichen von gelben Schleiern aufgab. „Denn", sagt die Bulle, „es ist gar zu abgeschmackt und ungereimt, daß die Juden, welche eigene Schuld in ewige Knechtschaft gestürzt hat, unter dem Vorwande, daß christliche Barmherzigkeit sie aufgenommen, sich Freiheiten anmaßen, als mit Christen vermischt zu wohnen, kein Abzeichen zu tragen, christliche Diener zu haben, ja sogar Häuser zu kaufen;" nicht zu gedenken der ungeheuern Steuern, die ihnen auferlegt wurden, um die Existenz des Statthalters Christi so glänzend wie möglich zu machen und der von ihm vertretenen Kirche goldene Stützen zu bauen.

Die Zeit hat diese Leichensteine modernder Thatsachen überwuchert, ohne — ihre Inschrift ganz unleserlich gemacht zu haben.

Aus dem Buche des Lebens.

Von Agathon Keber.

Der Zustand geistiger Gesundheit ist ein immer währendes Bewußtsein. Dieses Bewußtsein ist das complicirteste, was es gibt; unzählige Fäden vereinigen sich in diesem Mittelpunkte. Jedes schlagend ausgesprochene Wort ist nach Inhalt und Form die feinste Berechnung von Zeit und Ort, von den Verhältnissen der Anwesenden, von allen Umständen näherer Beziehung, und der Herrscher über diese Berechnung ist — das Bewußtsein, mag auch die Berechnung selbst unbewußt geschehen. Dadurch wird jedes solches Wort zu einem Individuum von eigenst pulsirendem Leben (wie jedes gute Gedicht), von ihm allein gehörender Berechtigung. Dem Bewußtsein, als Geistigem, entspricht als Körperliches die ganze Haltung, und diese, besonders der Gesichtszüge, ist eben wieder das Werk des Bewußtseins. Betrachtet einen Menschen von gestörter geistiger Thätigkeit und seine fast thierisch auseinanderfallenden Gesichtszüge, wenn auch nur bei momentaner völligen Zerstreutheit und bloßen Unterbrechungen des Bewußtseins!

Wie Vieles von den Schätzen der Cultur des Alterthums ist für ewig und spurlos untergegangen! Wie viel einzelnes Herrliche in kleinen Schriften wird mit ihnen in Vergessenheit begraben! Und wie viele Errungenschaften im Geistesleben der einzelnen Menschen verflüchten! Nicht alle Blüten treiben Früchte ist ein grausames, aber nothwendiges Gesetz im Leben der Natur, der Individuen und der Menschheit.

Wie viel höher steht der Stolz, Dies und Das nicht zu wissen (d. h. nicht etwa nicht nöthig zu haben, es zu wissen), als der Stolz, Dies und Das zu wissen!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. Nr. 35. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Die Marzipan-Lise.

Erzählung vom Verfasser des „Rechter von Ravenna".

III.

Der Morgen dämmerte herauf und die ersten blassen Strahlen des Zwielichts, die in die Kammer des Schreibers Ferencz brachen, fanden ihn wach und halb angekleidet auf seinem zerwühlten Lager sitzend, dem diese Nacht Ruhe und Schlummer fern geblieben zu sein schienen. Der Lichtschirm und das schwarzseidene Tuch, das er Tags zuvor um die Backen geschlungen hatte, lagen inmitten der Stube auf den Boden hingeschleudert, der mit zerrissenen Papieren bedeckt war; Schrank und Lade standen weit offen; Kleidungsstücke, Wäsche und andere Habseligkeiten lagen theils da und dort auf Tischen und Stühlen, theils neben dem Felleisen aufgehäuft, das in einer Ecke des Gemachs halbgepackt dastand und nach dem die Blicke des Schreibers von Zeit zu Zeit unruhig düster hinüberglitten, als überlegte er, ob er das angefangene Werk nicht doch vollenden solle. Wenn die Umgebung des jungen Mannes durch diese und andere Züge einen seltsamen Ausdruck des Unfriedens und der Verworrenheit erhielt, so zeigten sich diese letztern ihm selbst und seiner ganzen Erscheinung noch viel deutlicher aufgeprägt. Seine zusammengeknickte Haltung, das tief auf die Brust herabgesenkte Haupt, die fahle Blässe der Wangen verrieth die äußerste Erschöpfung, während die schweren Seufzer, die von Zeit zu Zeit aus der beklommenen Brust sich losrangen und das unter den krampfhaft zusammengezogenen Brauen düster hervorblitzende Auge, das bald minutenlang auf das erlöschende Flämmchen der Nachtlampe gedankenlos hinstarrte, bald in ängstlich scheuer Hast von Gegenstand zu Gegenstand schweifte, von einer inneren Ruhelosigkeit, von einer Gottverlassenheit der Seele zeugten, wie nur Verzweiflung oder Schuld sie empfinden. — Jetzt fuhr er auf und horchte. — „Schritte — waren das nicht Schritte? Nein, es war nichts!" Er trocknete sich den Schweiß von der Stirn, strich die wirren Haare zurück, die sie bedeckten und schritt unruhig im Zimmer auf und nieder. — „Warum gab ich auch dem Drängen der alten Margit nach", murmelte er vor sich hin, „und was bestand ich später darauf, mich nicht zu entfernen? Der alte Schwätzer mußte freilich im Auge behalten werden, und wer konnte wissen, daß mich das dumme Fieber packen würde und daß ich wie ein Schulknabe" — Er vollendete nicht, denn jetzt schallten wirklich draußen rasche Schritte nah und näher, denen bald ein derbes Pochen an der verschlossenen Thür folgte. Ferencz stand einen Augenblick wie erstarrt, dann sich ermannend, sprang er in die Ecke der Stube, riß mit zitternden Händen seinen Mantel von der Wand, breitete ihn über das offene Felleisen hin und wankte dann zur Thür, den Riegel zurückzuschieben; nun öffnete sie sich und Horvath stand auf ihrer Schwelle dem bis in die Lippen erbleichenden Ferencz gegenüber, der vergebens seine tödtliche Unruhe unter Bücklingen und ehrerbietigen Morgengrüßen zu verbergen strebte.

Horvath hatte seinerseits die Nacht nicht besser zugebracht als sein Schreiber. Gekränkt in seinem Stolze, erbittert durch den Mangel an Vertrauen, den seine Tochter gegen ihn bewiesen und voll Zorns gegen den treulosen Diener, der seine Wohlthaten mit Undank vergolten hatte, war er zu Bette gegangen; aber in der Stille der Nacht, die ihn immer deutlicher der eigenen Mitschuld an der Verwirrung der jungen Leute sich bewußt werden ließ, verloschen allmälig die Flammen seines Zorns. Dagegen faßte er den festen Entschluß, geschehe was da wolle, am nächsten Morgen, sobald nur Herr Steidler abgereist sein würde, unverzüglich mit aller Entschiedenheit einem Verhältnisse ein Ende zu machen, das ihm ebenso schmachvoll als unnatürlich und ganz und gar unmöglich erschien. Gleichwol war sein Wesen so durch und durch Milde und Gutmüthigkeit und so sehr widerstrebte es seiner innersten Natur, Irgendjemand, außer im ersten Auflodern des Zorns, etwas vorsätzlich zu Leide zu thun, daß er nach Steidler's Abreise kaum minder schweren Herzens den Gang nach der Kammer des Schreibers antrat, als dieser ihn in derselben erscheinen sah! — „Ist Er wiederhergestellt?" sagte er langsam in die Stube tretend und die Thür hinter sich zuziehend. „Nun, das sehe ich gern; denn ich habe mit Ihm zu reden und es freut mich, daß Er Seine fünf Sinne beisammen hat!" Er setzte sich mit diesen Worten auf den Stuhl, den ihm Ferencz hingerückt hatte, und blickte wie verlegen im Zimmer herum. — „Ja, ich habe mit Ihm zu reden", wiederholte er mit barschem, ja rauhem Tone, aber es war etwas in diesem Tone, als thäte er sich Gewalt an, fester und entschlossener zu scheinen als er war. — „Ich will Ihm sagen, daß ich heute nach Vásárhely hinüberreite, um in den Weingärten nachzusehen, und morgen", setzte er nach einigem Zögern hinzu, „morgen reise ich nach Ofen!" Hier hielt er wieder inne, dann aber sich ein Herz fassend und das Unvermeidliche rasch herausstoßend, sagte er, indem er aufstand und dem Schreiber den Rücken kehrend an den Tisch trat: „Und dann will ich Ihm sagen, daß ich einen Andern zu meinem Buchhalter bestellt habe und daß Er mein Haus noch heute verlassen muß!" Ferencz zuckte bei diesen Worten zusammen wie Einer, dem ein Blitzstrahl hart vor den Füßen in die Erde schlägt. — „Hier ist Sein Dienstzeugniß", fuhr Horvath fort, ein Papier aus der Tasche ziehend und es abgewandt ihm hinreichend, „und hier ist Sein rückständiger Lohn und ein Reise- und Zehrpfennig dazu!", und damit warf er eine Rolle hin, die, im Falle berstend, den Tisch mit Goldstücken bedeckte. — Er schwieg, als ob er eine Antwort erwartete, als diese aber ausblieb, wandte er sich um und ein Blick auf den wie vernichtet dastehenden Schreiber genügte, ihn vollends zu entwaffnen. Er schritt auf Ferencz zu und ihn mit der Hand auf die Schulter schlagend sagte er: „Er ist ein braver, geschickter, fleißiger Mensch, ich entbehre Ihn ungern und habe Ihn auch in meinem Zeugniß als treu und fleißig bestens recommandirt; aber Er selbst wird einsehen, daß Er nicht bleiben kann. Morgen reise ich nach Ofen und darum muß Er noch heute, diese Stunde fort! Hört Er?" Ferencz lallte einige unverständliche Worte, während Horvath der Thür zuschritt, die Klinke in der Hand, aber noch einmal sich umwandte und sagte: „Daß Er sich aber nicht einbilde, Er könne sich in der Gegend herumtreiben und um mein Haus herumlungern! Das verbitte ich mir und werde Ihm auch das Handwerk zu legen wissen! Er muß fort, gleich und ganz fort! Und damit Gott befohlen!" Mit diesen Worten öffnete er die Thür und verließ, froh, das ihm peinliche Geschäft kurz und entschieden abgethan zu haben, raschen Schrittes das Gemach.

Solange noch der Schall von Horvath's Schritten auf Gang und Treppen zu hören war, verharrte Ferencz in der zerschmetterten Haltung, die ihm in seiner Gegenwart so gute Dienste geleistet hatte; dann aber schnellte er aus der gebückten Stellung empor; das kaum noch tiefgesenkte Auge funkelte sich wieder erhebend von Selbstbewußtsein, das farblos blasse Antlitz glühte von Freude und ein häßliches Lächeln hämischen Spotts zuckte um die noch schreckensbleichen Lippen. — „Nichts, gar nichts wissen sie", rief er, raschen, schwungkräftigen Schritts die Stube auf- und niedermessend, „nur dumme Selbstquälerei war es, die mich heute Nacht bald verrückt machte! Aber nun ist Alles gut, selbst daß er mir den Abschied gegeben! Zur Entscheidung mußte es doch einmal kommen und diesmal bin ich meiner Sache gewiß; die Cyncci habe ich fest!" Aus diesen und andern Gedanken weckten ihn die Hufschläge des Pferdes, das Horvath nach Vásárhely trug; die Zeit seiner Entfernung mußte benutzt, jetzt oder nie rasch und entschieden gehandelt werden. Hastig seinen Anzug vollendend überlegte er, welche Wege er einzuschlagen hätte, erwog die Hindernisse, die ihm entgegentreten könnten, die Mittel, die ihm zugebote stünden, sie zu beseitigen, und eben da er endlich seinen Entschluß

gefaßt hatte, sah er Czenczi's schlanke Gestalt den Hofraum entlang dem Garten zuschweben, wohin er ihr augenblicklich folgte.

Die Züge des jungen Mannes, die noch von Siegesfrohlocken und hämischer Zuversicht strahlten, als er die Stufen zur Gartenthür emporstieg, hatten den Ausdruck tiefen Schmerzes und mühsam errungener Fassung angenommen, als er dem jungen Mädchen sich nahte, das ihm mit der rührendsten Hingebung entgegeneilte und ihn mit zärtlicher Besorgniß nach dem Zustande der bösen Augen fragte, die ihr gestern soviel Kummer gemacht hätten. Seine Antwort war kurz, ernst, gemessen; mit gepreßter Stimme, aus deren Klang das Ohr der Liebe unterdrückte Thränen heraushörte, berichtete er ihr das harte Urtheil, das ihr Vater ihm gesprochen, und schloß mit zärtlichen Abschiedsworten und heißen Segenswünschen für die Zukunft der Geliebten, wenn auch die seine für immer vernichtet und ein früher Tod fortan das einzige Ziel sei, dem er noch hoffend entgegenschaue! Die Wirkung, die diese Worte auf Czenczi's thatkräftige und feurige Seele machen mußten, war eine wohlberechnete gewesen. Einen Moment von Schreck und Schmerz überwältigt, raffte sie sich bald empor, schloß ihn in ihre Arme und fragte ihn, ob er an ihr zweifle, ob sie ihm nicht Treue, unverbrüchliche Treue verheißen, ob er sie für wortbrüchig halten könne, und durch das schmerzliche Lächeln, mit dem Ferenc diese Frage erwiderte, nur noch mehr bewegt und erregt, überhäufte sie ihn mit Liebkosungen und Vorwürfen und schwor ihm zu, sich noch heute ihrem Vater zu Füßen zu werfen und vor aller Welt zu gestehen, daß sie ihn liebe, daß sie ihm, nur ihm angehöre und daß nicht Drohung, Gewalt noch jahrelange Trennung ihr Herz jemals dem seinen entfremden könnte! Diesem Ueberströmen der Leidenschaft setzte Ferenc das düstere Schweigen hoffnungslosen Schmerzes, die dumpfe Ruhe der Verzweiflung entgegen. Was ihre Bitten fruchten würden? fragte er sie endlich; ob sie meine, der stolze Horvath werde im Handumkehren sich entschließen, dem von der Straße aufgelesenen Schreiber die reiche Erbtochter in die Arme zu werfen? ob sie die besten Tage des Lebens, den Frühling ihrer Jugend vertrauern wolle, um ihm nach jahrelanger Trennung endlich über dem Grabe ihres Vaters die Hand zu reichen? Nein, hier gelte es, jede Selbsttäuschung sich fern zu halten; nur ein Mittel gebe es, die berechtigte Forderung ihrer Herzen roher Willkür gegenüber durchzusetzen und den Vater zum Glücke seines Kindes zu zwingen und dieses eine Mittel — er zögerte es auszusprechen, endlich sprach er es doch aus — dies eine Mittel sei — Flucht aus dem Vaterhause! — Czenczi, schon in der Wiege der Mutter beraubt, hatte sich während der häufigen und langwierigen Reisen des Vaters und bei dem geringen Ansehen, das die alte Margit dem feurigen, lebhaften Sinne des jungen Mädchens gegenüber zu behaupten vermochte, frühzeitig zu großer Entschiedenheit des Willens und seltener Selbständigkeit des Geistes entwickelt. Zwang und Willkür waren ihr verhaßt, aber so heilig berechtigt sie sich fühlte, ihr Glück auf eigenem Wege zu suchen und zu finden, ebenso innig überzeugt war sie auch, daß dies nicht auf Kosten Anderer, am wenigsten auf die ihres raschen und heftigen, aber sie so zärtlich liebenden Vaters geschehen dürfe. Es war ein harter Kampf, den Ferenc zu kämpfen hatte, bis das Pflichtgefühl des Kindes dem Drange der Leidenschaft erlag; endlich aber siegte er doch. Die Flucht wurde beschlossen und als der geeignetste Zeitpunkt sie anzutreten die erste Nacht festgesetzt, die auf Horvath's Abreise nach Ofen folgen würde, weil sie dann hoffen durften, wenigstens die ersten Tage unverfolgt zu bleiben. Schwieriger war die Lösung der weitern Frage, wo Ferenc bis zu jenem Zeitpunkt sich aufhalten solle. Sich in der Nähe zu verbergen erschien bei dem einmal erweckten Mißtrauen Horvath's gefährlich; die Wahl eines entferntern Verstecks aber stellte einestheils bei der Schwierigkeit, sich gegenseitig in Kenntniß etwa eintretender hindernder Wechselfälle zu erhalten, das Gelingen des Fluchtplans in Frage; andertheils hatte Czenczi sich mit solchem Widerstreben herbeigelassen, mit ihrer Vergangenheit so gewaltsam zu brechen, und zeigte sich von ihrem Unrecht so durchdrungen, in ihrem Gewissen so beunruhigt, daß Ferenc nur den fortdauernden Einfluß seiner Anwesenheit und die auf Czenczi's Seele gewälzte Verantwortlichkeit für die Sicherheit seiner Person als ein hinlängliches Gegengewicht erkannte, um die Zweifelnde, ängstlich hin und her Schwankende bei dem kaum gefaßten Entschlusse festzuhalten. Bei dieser Lage der Dinge mußte gewagt werden, um zu gewinnen, und so erklärte denn Ferenc, daß er sich von Czenczi nicht trennen könne, daß er bleiben und im Hause sich verborgen halten müsse, wenn ihr Vorhaben gelingen solle. Czenczi ließ sich von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugen und ein sicheres Versteck wurde nach kurzem Ueberlegen ausgefunden. Ein Stübchen, das Horvath im untersten Geschosse

seiner weitläufigen Keller, hatte herstellen lassen, um dort während der Weinlese in aller Bequemlichkeit die Einlieferung der Erträgnisse seiner Weingärten überwachen und nach derselben mit den Abnehmern seiner Weine, die Weinproben gleich vom Faße weg durchkostend, über die Preise der verschiedenen Sorten sich behaglich besprechen zu können, erschien zu diesem Zwecke um so geeigneter, als es in dieser Jahreszeit nie benutzt und erst nach der Heimkehr Horvath's vom ofener Markte für seine Bestimmung wieder in Stand gesetzt zu werden pflegte. Nachdem die Liebenden sich über die Wahl dieses Verstecks geeinigt und sich noch in wenigen hastigen Worten über die Art und Weise, in der Ferenez es beziehen sollte, verständigt hatten, trennten sie sich, um ihr Vorhaben noch vor Horvath's Heimkehr ins Werk zu setzen.

Ferenez eilte in seine Kammer zurück, packte schleunig seine Habseligkeiten zusammen, schloß sein Felleisen und begab sich gegen Mittag in das Gemach der Frau Margit, um ihr das Vorgefallene mitzutheilen und von ihr Abschied zu nehmen. Die gute Alte gerieth über die Nachricht von der Verabschiedung ihres Günstlings außer alle Fassung; Ferenez aber bat sie mit der Geberde des tiefsten Schmerzes, den Hausgenossen seine letzten Grüße darzubringen, denn ihm selbst gebräche es dazu an Muth; dann erbat er sich ihren Segen und nachdem er ihn empfangen und ihr empfohlen hatte, sein Felleisen in Obhut zu nehmen, bis er es abholen lassen würde, entwand er sich den Armen der schluchzenden und vor Schreck und Kummer halb gelähmten Alten, um, wie er sagte, einsam in die weite, weite Welt hinauszuwandern. Ehe Frau Margit sich recht besinnen und dem Fortstürzenden das Geleite geben konnte, war er die Treppe hinabgeeilt, hatte sich, an der Küche vorüberschlupfend, überzeugt, daß das Hausgesinde sich daselbst wie gewöhnlich um diese Stunde zum Mittagsmahle versammelt habe und war zum Thore hinausgesprungen. Er schlug den Weg nach der Stadt ein; um die Ecke des Hauses gekommen, bog er aber links ab, lief an der Gartenmauer hin, bis er an das angelehnte Hinterpförtchen gelangte und durch dasselbe sich wieder ins Haus stehlend und an der Hinterwand der Stallungen fortschleichend den Holzhof erreichte. Dort erwartete ihn Czenczi mit einem mit Speisewaaren gefüllten Korbe an der Kellerthür und geleitete ihn die Treppe hinab in das Kellerstübchen, das in einer Ecke des untersten Kellergeschosses aus starken, mit Backsteinen verkleideten Bohlenwänden erbaut war und in das die Fürsorge der Liebe schon früher Betten, Kerzen und was sonst zur Bequemlichkeit des freiwillig Gefangenen dienen konnte, hinuntergeschafft hatte. Hier verließ sie ihn mit dem Versprechen, Nachts, wenn Alles zur Ruhe wäre, Nachricht zu bringen, wie es im Hause stehe; Ferenez aber, nun des Gelingens seines Anschlags gewiß und voll der sichern Hoffnung, dem Hause, in dessen einsamstem Winkel er nun sich verbergen mußte, dereinst als Herr und Eigenthümer zu gebieten, erquickte sich an den im Korbe befindlichen Lebensmitteln und streckte sich dann auf das ihm zubereitete Lager, um die entbehrte Nachtruhe nachzuholen.

Horvath kehrte erst spät Nachmittags von Báfárhely zurück; die Niedergeschlagenheit Czenczi's und ihre verweinten Augen schien er nicht zu bemerken; die alte Margit, die in unkluger Geschwätzigkeit die Entfernung ihres Lieblings zur Sprache zu bringen versuchte, fertigte er kurz und barsch ab und ging dann, Geschäfte vorwendend, nach der Stadt, wahrscheinlich um Nachforschungen anzustellen, ob Ferenez sich nicht irgendwo in der Nähe verborgen halte. Die Ergebnisse seiner Wanderung schienen ihn befriedigt zu haben, denn wieder heimgekehrt, zeigte er sich milder und gesprächiger als früher; des Schreibers gedachte er mit keiner Silbe, dagegen erklärte er beim Nachtmahl, daß die Weinlese dieses Jahr so ergiebige Ausbeute verspreche, daß er um das nöthige Geschirr, die Lesung aufzunehmen, verlegen sei und genöthigt sein würde, selbst alte, schon halb ausgediente Fässer wieder in Gebrauch zu nehmen, und da er, um sie nach Möglichkeit wieder auszubessern, auf Morgen den Küfermeister mit seinen Gesellen bestellt habe, so könne er erst übermorgen die Reise nach Ofen antreten. Diese Nachricht war für Ferenez allerdings eine bittere Zuthat zu den Leckerbissen, die Czenczi in tiefer Nacht ihm zitternd in das Kellerstübchen hinunterschmuggelte, denn er sah dadurch nicht nur seine Gefangenschaft verlängert, sondern auch ihre Bequemlichkeit wie seine Sicherheit wesentlich beeinträchtigt. Zwar befanden sich die Fässer, die wiederhergestellt werden sollten, im obern Kellergeschosse, aber wie leicht konnte es Horvath oder einem der Küfer beifallen, auch in das untere hinabzusteigen? Er mußte nicht nur, da ihm sonst das ganze untere Kellergewölbe zugebote stand, sich fortan streng auf den engen Raum des Stübchens beschränken, sondern auch, wenigstens während der Arbeitszeit der Küfer, auf alle Beleuchtung verzichten, damit ihn nicht etwa der Lichtschimmer, der durch eine Ritze der Thür drin-

gen konnte, verrathe; ja es schien sogar nöthig, die Thür des Stübchens, damit kein Unberufener, absichtlich oder zufällig, sie öffne, zu verschließen, was nur von außen geschehen konnte, da an der innern Seite derselben Schloß oder Riegel anzubringen bei der Bestimmung des Stübchens niemals auch nur in Frage gekommen war. Wie lästig und unangenehm alles Dies auch sein mochte, es mußte gleichwol von Ferenz als ein Unvermeidliches ruhig ertragen werden, wenn nicht die Unruhe und Beklommenheit Czenzi's, die mit jedem Augenblicke zuzunehmen schien, sich zur vollkommenen Fassungslosigkeit steigern sollte. Dieser Gefahr zu begegnen, bemühte er sich auf alle Weise die Bedeutung ihrer Mittheilung zu verringern, durch Liebkosungen ihre Besorgniß zu überlauben und als sie endlich halbgetröstet Abschied nahm, hieß er sie scherzend ihr Vöglein in seinem Käfig wohl verschließen, aber auch ja auf die Schlüssel wohl Acht haben, daß er nicht etwa durch ihren Verlust in seiner freiwilligen Haft zu einem höchst unfreiwilligen Fasten gezwungen werde.

Tags darauf erschienen am frühen Morgen wirklich der Küfer und seine Gesellen im obern Kellergeschoß und weckten alsbald, den schadhaften Fässern neue Bänder und Reifen antreibend, mit dem Gepoch ihrer Schlägel den Widerhall seiner Gewölbe. Horvath ging ab und zu, überwachte den Fortgang der Arbeit, unterließ aber nicht, von Zeit zu Zeit in der Gegend herumzustreifen, um zu erkunden, ob Ferenz sich denn auch wirklich ganz und gar entfernt habe. Dem Kellerstübchen aber nahte den ganzen Tag hindurch weder er noch einer der Küfer, die, von allen Seiten in Anspruch genommen, nur auf Forderung ihrer Arbeit bedacht waren. Dagegen mußte Ferenz, als Czenzi ihrem Gefangenen gegen Mitternacht wieder Speise und Trank zutrug, von ihr in Erfahrung bringen, daß der Vater, sei es der Küfer wegen oder weil das plötzliche, spurlose Verschwinden des Schreibers ihn mehr beunruhigte als zufriedenstellte, seine Abreise wieder um einen Tag hinausgeschoben hätte. Ferenz nahm die Nachricht von dieser neuen Verzögerung bei weitem weniger gefaßt und gleichmüthig auf, als er sich am vorigen Tage der Nothwendigkeit des engern Verschlusses in seinen Käfig gefügt hatte. Während Czenzi durch die wechselnden Gemüthsbewegungen des vorigen Tages in solche Aufregung und in so fieberhafte Spannung gerathen war, daß eben diese Steigerung ihres gesammten Seelenlebens ihr jetzt wieder, trotz aller innern Erschöpfung, den Anschein von Kraft, ja selbst von Ruhe gab, war bei Ferenz das Gegentheil eingetreten; seine Seelenstärke war infolge der einsam dunkeln Haft erlahmt und haltlos in sich zusammengebrochen. Selbst die Aussicht, in naher Zukunft das Ziel langjährigen, unermüdeten Bestrebens zu erreichen und in Fülle des Reichthums die langentbehrten Mittel zur Fülle des Lebensgenusses zu besitzen, schien ihren Zauber für ihn verloren zu haben und unfähig geworden zu sein, die finstern Gestalten zurückzudrängen, die Nachts in der lautlosen Stille des dunkeln Kellerstübchens vor ihn emportauchen mochten. Er war es, der jetzt verwirrt, beängstigt und vor jedem Geräusch zusammenschreckend von Czenzi beruhigt und getröstet werden mußte; Gefahren würde er muthig bestanden haben, den Schrecken der Einsamkeit vermochte er nicht die Stirn zu bieten; und als Czenzi Abschied nahm und wieder die Thür des Stübchens hinter sich verschließen mußte, hielt er sie zurück und wieder zurück und gebahrte sich nicht anders, als sollte er für immer von Licht, Luft und Leben abgeschieden werden.

Endlich, am dritten Tage gegen Mittag, machte sich Horvath fertig, die längst beschlossene Reise nach Ofen anzutreten. Der Wagen war angespannt und Horvath, von Base Margit und seiner Tochter begleitet, trat aus dem Hause, vor dem sich das Gesinde, der Abfahrt ihres Herrn gewärtig, versammelt hatte. Horvath ertheilte seine letzten Aufträge; den Knechten befahl er, das Haus vor Zigeunern, Bettlern und anderm Gesindel in Acht zu nehmen und Thor und Thüren wohlverschlossen zu halten; die Mägde hieß er Feuer und Licht behüten, und nachdem er Frau Margit die Aufsicht über das Gesinde und die während seiner Abwesenheit zu vollendenden Arbeiten, vorzüglich jene der Küfer, ans Herz gelegt hatte, wandte er sich zu seiner Tochter. Diese, in tiefster Seele von Vorwürfen und Reue zerrissen und gefoltert von dem Bewußtsein, ihren alten, liebevollen Vater so grausam täuschen und für lange Zeit, vielleicht für immer unkindlich verlassen zu wollen, warf sich krampfhaft schluchzend in seine Arme, und so groß war ihre Erschütterung, daß es nur weniger rührend eindringlicher Worte ihres Vaters bedurft hätte, dem schwerbeladenen Gemüthe des verirrten Kindes sein Geheimniß abzulocken und die Anschläge Ferenz' für immer zu vereiteln. Aber der Unstern Horvath's hatte über ihn verhängt, daß er, wie früher durch thörichten Leichtsinn, jetzt durch unzeitige Strenge begünstigen sollte, was er am

liebsten vermieden hätte. Er zog das zitternde Mädchen auf die Seite und sagte ihr in rauhem, barschem Tone, das Geschehene und Geschehene wolle er vergessen und vergeben, aber auch ferner eitle Ausflüchte nicht mehr gelten lassen; er habe Herrn Karkas, dem reichen Spezereihändler in Junkirchen, ihre Hand zugesagt und vor Allerheiligen müsse sie Hochzeit gemacht haben. Mit diesem Worte wälzte sich wieder der Grabstein des Trotzes über die Tiefen ihrer in kindlichem Vertrauen sich öffnenden Seele; sie weinte, aber sie schwieg, und als Horvath, von den besten Wünschen der Hausgenossen begleitet, dahingerollt war, schwankte sie stumm und blaß in ihre Kammer zurück, um die wenigen Habseligkeiten, die sie auf ihrer Flucht mitzunehmen gedachte, in ein Bündel zusammenzuraffen. Nur mit Mühe gelang es ihr, ihren Vorsatz auszuführen; denn der Rückschlag der übermäßigen Aufregung, der verzehrenden Unruhe, in der sie die letzten Tage zugebracht hatte, machte allmälig in dumpfer Abspannung des Geistes, in gänzlicher Erschöpfung ihrer Kräfte immer fühlbarer seine Rechte auf sie geltend. Bleierne Schwere lagerte sich auf ihre Glieder; bald von Frost geschüttelt, bald in Fieberhitze glühend, vermochte sie nicht mehr die Wucht des heißen, von dumpfem Schmerz wie mit einem Eisenringe umfangenen Kopfes aufrechtzuhalten, und erschöpft und leidend wie sie war streckte sie sich auf ihr Lager, um in erquickender Ruhe neue Kräfte zu sammeln. Dort lag sie stumpf und still, die zuckenden Hände über der Brust gefaltet, und vor ihren halbgeschlossenen Augen zogen in langer, buntverworrener Reihe die Bilder ihres Lebens schattenhaft vorüber. Hier lächelten die Spiele der Kindheit sie an, dort saß sie, eine ämsige Schülerin, an Ferencz' Seite; auch Antal's Züge sah sie lauernd durchs Fenster hereingrinsen, wie damals, als Ferencz zum ersten mal die Liebeglühende umschlang; dann vernahm sie Herrn Stettler's Stimme, die von der Marzipan-Lise erzählte, und das Aufstöhnen Ferencz' und das Toben und Schelten des Vaters, und dann — dann ward es trüb' und dunkel vor ihren Augen, schwarz wie die Nacht, in der sie dem Vaterhause den Rücken kehren sollte, und finster wie die Zukunft, der sie entgegenging.

Viele Stunden mochte sie in fieberhaftem Halbschlummer dagelegen haben, als von der Stadt her der Glockenschlag Mitternacht verkündete und sie gebieterisch ins Leben, in die Wirklichkeit zurückrief. Sie raffte sich mit der Entschlossenheit, die alle Erschöpfung überwindet, von ihrem Lager auf, langte nach ihrem Bündel und mit der Blendlaterne versehen, die sie schon früher auf ihren nächtlichen Wanderungen begleitet hatte, verließ sie ihr Stübchen. Auf der Schwelle stand sie still und blickte zurück in die stillen, friedlichen Räume des Gemachs, in dem sie heiter und sorglos, unberührt von allen Stürmen des Lebens, vom Kinde zur Jungfrau aufgeblüht war, als ob sie jetzt erst, da sie es verlassen sollte, empfände, was sie verließ! Aber Ferencz wartete ihrer, sie durfte nicht säumen! Sie schritt leise über den Gang hin, den nur der blasse Schimmer des von dichten Wolken halbbedeckten Mondes erhellte. An die Thür gekommen, die in das Gemach des Vaters führte, stockten ihre Schritte. Es war ihr, als öffnete sie sich, als träte seine hohe, mannhafte Gestalt daraus hervor, sie zu fragen, was sie suche, wohin sie gehe? Aber es war nur der Wipfel des Lindenbaums draußen im Garten, der seinen zitternden Schatten auf die Thür hinwarf, und sie mußte fort, denn Ferencz wartete. Sie war die Treppe hinabgeeilt und nun im Hofe angelangt, wehte ihr die frische Herbstluft erquickend und kräftigend entgegen. Sorgfältig den Schimmer der Laterne verbergend, schlüpfte sie, an den Wänden sich hindrückend, dem fernen Holzhofe zu; endlich war der Keller erreicht und pochenden Herzens öffnete sie mit den mitgebrachten Schlüsseln die Thür. Im Begriff, die ersten Stufen hinabzusteigen, war es ihr, als ob ihr von unten, wo die Treppe zum untersten Geschoß sich hinabdrehte, ein Lichtschimmer entgegendränge. Was war das? Von Ferencz, der im Kellerstübchen eingeschlossen war, konnte das nicht kommen. Sollte ein Fremder in den Keller sich eingeschlichen haben? Hier war Vorsicht nöthig! — Ihre Kniee zitterten, aber Muth und Entschlossenheit verließen sie keinen Augenblick. Sie verlöschte das Licht der Laterne, damit sein Schimmer sie nicht verrathe, und drückte sich hinter einen Pfeiler, zu erwarten, was da kommen würde. Aber es kam nichts; Alles blieb still und stumm wie zuvor. Nach einer Weile streckte sie lauschend den Kopf hinter dem Pfeiler hervor; der Lichtschimmer war verschwunden und nur schwarze Finsterniß glotzte ihr entgegen. Sollte jene Lichterscheinung nur Selbsttäuschung gewesen sein oder war die veranlassende Ursache derselben im untern Kellergeschoß zu suchen? — Mit einem male erfaßte sie eine niegefühlte Beklommenheit; ihre Pulse hämmerten, ihre Zähne klapperten aneinander; aber Ferencz harrte ihrer

und wenn er etwa in Gefahr wäre — — Diese Rücksicht überwog alle Bedenken und hastig lief sie beinahe die Hälfte der Treppe hinunter, als plötzlich dort, wo die Treppe zum untersten Geschoß hinabbog, sich wieder ein dämmernder Lichtschimmer zeigte, der eine weibliche Gestalt in dunklen Gewändern zu umfließen schien, die mitten auf der Treppe mit weit ausgebreiteten Armen ihr drohend und abwehrend entgegenwinkte. Rasche Flucht war bei diesem Anblick die erste Bewegung des zitternden, bald ohnmächtigen Mädchens, und schneller, als sie hinabgestiegen, war sie die Stufen der Treppe wieder hinaufgeeilt. An der halboffenen Kellerthür stand sie still; sie schämte sich ihrer Flucht und zweifelhaft, ob sie nicht wieder umkehren sollte, wendete sie sich athemlos, die Hand auf das krampfhaft zuckende Herz drückend, nach rückwärts und sah kaum, betroffen und erstaunt, jenen Lichtschimmer abermals verschwunden, als er jetzt auch schon dicht vor ihren Augen wieder aus dem Boden aufdämmerte und in seinem grauen Schimmer ein Weib vor ihr emportauchte, das, die welken, runzligen Züge grinzend verzerrt, mit stechenden, zornglühenden Augen sie anstarrte und, während Czenczi's Blicke wie magisch angezogen an der feuerfarbenen Schleife ihrer Angelhaube und ihrem grellgelben Halstuche hafteten, aus dem schwarzen Halbmäntelchen dürre Hände mit gekrümmten, klauenähnlichen Fingern nach ihrem Halse streckte. — Da zuckte es wie ein Blitz durch Czenczi's Seele! „Die Marxpan-Lies!" schrie sie gellend auf, sprang zum Keller hinaus, warf die Thür hinter sich zu, wankte taumelnd noch einige Schritte in den Hofraum hinein und brach dann dumpfächzend bewußtlos zusammen.

Zwei Knechte des Hauses, die sich in der Schenke verspätet hatten und lange nach Mitternacht auf Schleichwegen ihr Lager suchten, fanden die erstarrt und wie leblos Hingestreckte, erkannten sie mit namenlosem Erstaunen und trugen sie nach dem Hause zurück, wo alsbald, von dem Lärmen und Jammern der Mägde geweckt, Frau Margit herbeieilte und den ganzen Schatz ihrer Heilmittel an der Bewußtlosen versuchte, ohne sie jedoch aus ihrer todesähnlichen Betäubung erwecken zu können. Selbst die Kunst des mittlerweile herbeigeholten Arztes zeigte sich lange erfolglos und erst gegen Morgen gelang es der sorgfältigsten Bemühung, in der Ohnmächtigen ein halbes Bewußtsein zurückzurufen, aber nur, um es sogleich wieder in den wilden Phantasieen eines wüthenden Fieberanfalls untergehen zu sehen. Dem Irrereden und dem ersten entsetzlichen Ausbruche unheimlicher Tobsucht folgte dann bald gänzliche Erschöpfung und dumpfes, gedankenloses Hinbrüten, aus dem die Kranke nur, wenn das Gehämmer und Gepoche der Küfer vom Keller, der ihr Obst erreichte, in grauenvollen Zuckungen und krampfhaft ängstlichem Stöhnen emporfuhr, sodaß Frau Margit alsbald den Küfern ihre Arbeit gänzlich einzustellen und den Keller zu schließen befahl. Als nun aber der Arzt gegen Abend achselzuckend erklärte, es unterliege seinem Zweifel mehr, daß Czenczi von einem in der Umgegend herrschenden, höchst bedenklichen und mörderischen Nervenfieber ergriffen sei, wurde unverzüglich Herrn Horvath ein reitender Bote nachgesandt, um ihn schleunigst an das Krankenlager seines einzigen Kindes zurückzurufen. Als Horvath am vierten Tage nach dem Ausbruche der Krankheit wieder in Veßprim eintraf, fand er die Kranke, eher schlimmer als besser, noch immer besinnungslos in dumpfer Betäubung daliegend, aus der sie aber regelmäßig gegen Mitternacht in peinlicher Unruhe erwachte, nach den Kellerschlüsseln verlangte, Miene machte, das Bett zu verlassen, und nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, bis sie dann, plötzlich mit einem lauten Angstschrei in sich zusammenbrechend, wieder in den trüben fieberhaften Halbschlummer zurücksank; dabei nahmen ihre Kräfte so sichtlich ab und ihr Aussehen veränderte sich so auffallend, daß der Arzt nicht umhinkonnte, den Zustand der Kranken als höchst bedenklich, ihre Rettung als sehr zweifelhaft zu bezeichnen.

So war die siebente Nacht seit dem Beginn der Krankheit herangekommen. Die Kranke hatte den Abend ruhiger als sonst zugebracht und lag in heftigem Schweiße. Hinter dem Wandschirme, der das Krankenbett umfing, kniete Herr Horvath, der die Erkrankung des geliebten Kindes in verzweifelndem Schmerze einzig und allein seiner lieblosen Härte zuschrieb, und betete brünstig um seine Erhaltung, während Frau Margit, erschöpft von den Anstrengungen sechs durchwachter Nächte, an Czenczi's Bette eingenickt war. Es mochte Mitternacht sein, als die Kranke mit einem tiefen Seufzer die Augen aufschlug und erstaunt und wie allmälig sich besinnend umherfah. Als sie mühsam ihre Gedanken gesammelt hatte, versuchte sie sich aufzurichten; ein Versuch, der bei ihrer Kraftlosigkeit gänzlich mißlang und keine andere Folge hatte, als daß Frau Margit, durch denselben geweckt, emporfuhr und sich besorgt über sie hinbeugte. Wie froh erstaunt war die gute Alte, als sie den sonst

trub' und gläsern vor sich hinstarrenden Blick des lieben Auges ruhig und klar dem ihrigen begegnen sah, als es ihr leise von Czenczi's entfärbten Lippen entgegentönte: „Base, liebe Base Margit!" In einen lauten Freudenruf ausbrechend, umarmte sie die geliebte Kranke; diese aber winkte ihr, zu schweigen. „Ihr müßt mir einen Dienst erweisen, Base", flüsterte sie in unruhiger Hast ihr zu, „einen wichtigen Dienst! Ihr müßt mir in den Keller hinabsteigen!" — „Ach lieber Gott, nun redet sie wieder irre!" seufzte Frau Margit. — „Nein, ich rede nicht irre", versetzte Czenczi, „ich weiß, was ich sage, und ich sage Euch, Ihr müßt vollbringen, woran mich gestern mein plötzliches Erkranken verhinderte! Kerenz ist im Kellerstübchen eingeschlossen; Ihr müßt ihn befreien!" — „Gestern? Du Unglückselige!" stammelte Frau Margit, bestürzt die Hände ringend. — In diesem Augenblicke wurde der Wandschirm zurückgeschoben und Horvath stürzte nicht minder entsetzt als Frau Margit aus seinem Versteck hervor. „Du barmherziger Gott, Kerenz im Kellerstübchen!" rief er und damit riß er die Kellerschlüssel von der Wand, schrie nach Licht und eilte mit einigen Knechten, die er schleunig geweckt hatte, dem Keller zu.

Es war ein gräßlicher Anblick, der sich ihnen darbot, als sie das Kellerstübchen betraten. Sein unglücklicher Bewohner hatte an zwei Stellen die Wände desselben zu durchbrechen versucht und auch die innere Seite der Thür trug sichtliche Spuren der gewaltsamen Anstrengung an sich, mit der an der Oeffnung derselben gearbeitet worden war. Erschöpfung schien den Verzweifelnden genöthigt zu haben, seine fruchtlosen Bemühungen aufzugeben, denn man fand den Leichnam des unglückseligen Kerenz, in seinem Blute schwimmend, auf dem Lager hingestreckt, das ihm von Czenczi zubereitet worden und auf dem er, sei es, um seinen brennenden Durst mit seinem eigenen Blute zu stillen oder um den Folterqualen langsamen Verschmachtens in diesem Hungerthurme durch raschen Tod zu entgehen, mit einem Taschenmesser sich die Adern geöffnet und in Verzweiflung und Entsetzen geendet hatte.

Czenczi war schon durch die überraschende Erscheinung des Vaters an ihrem Krankenlager und die unwillkürliche Einweihung desselben in ihr Geheimniß aufs tiefste erschüttert worden und hielt nur mit äußerster Anstrengung die Besinnung fest, zu der sie kaum wieder erwacht war. Als nun aber die unbedachte Geschwätzigkeit einer der Mägde ihr die Kunde von dem gräßlichen Ende des Geliebten hinterbrachte, stieß sie einen Schrei aus, gerieth in furchtbare Zuckungen und Krämpfe und bald steigerte sich die Wuth des Fiebers, in das sie zurückfiel, zu solcher Höhe, daß der Arzt jede Hoffnung aufgab und stündlich ihr Ende erwartete. Allein die Vorsehung hatte anders beschlossen. Horvath, hatte nun Kummer und Schrecken seine Gesundheit untergraben oder vergiftete sie sein hartnäckiges Verweilen am Krankenlager Czenczi's, der starke, rüstige Horvath war es, der, von der Krankheit dieser letztern ergriffen, in wenig Tagen ihr erlag, während das schwache Mädchen nach wochenlangem Siechthum siegreich aus dem Kampfe hervorging, in dem sie unfreiwillig um den Preis ihrer Jugend und ihrer Jugendblüte das nackte Leben gewonnen hatte. Sich selbst als Mörderin des Vaters wie des Geliebten anklagend, verlebte sie die Tage des Winters in stillem, dumpfem Trübsinn, dem sie nur zeitweise die Sorge um Base Margit entriß, die, von übermäßigen Anstrengungen und verzehrender Gemüthsbewegung erschöpft, nun ihrerseits zu kränkeln und sichtlich hinzuwelken begann. Mit dem herannahenden Frühjahr aber erwachte in Czenczi's Seele der Wunsch, den Angehörigen des geliebten Kerenz einen Theil des reichen Besitzes zuzuwenden, den sie einst mit ihm zu theilen geträumt hatte. In der Hoffnung, über den ihr unbekannten Aufenthaltsort derselben vielleicht einige Andeutungen in Kerenz' Papieren zu finden, beschloß sie das Felleisen zu öffnen, das der Hingeschiedene in Base Margit's Verwahrung zurückgelassen hatte. Ihre Erwartung wurde auch nicht getäuscht; in dem Felleisen fanden sich wirklich einige Papiere, die zwar auf den Namen Anton Lenhart lauteten, aber nichtsdestoweniger sich ganz entschieden auf Kerenz zu beziehen schienen; eins derselben war nämlich ein Schreiben von weiblicher Hand, womit Anton Lenhart in Beziehung auf eine frühere mündliche Verabredung aufgefodert wurde, nicht länger zu säumen, sich auf den Weg zu machen und die Straße über Grätz und Marburg nach Kroatien einzuschlagen, denn auf dieser werde er nicht verfolgt werden. Dieser Ermahnung waren einige Worte des Abschieds und die Erklärung beigefügt, nach dem Vorgefallenen könne eine weitere Verbindung zwischen der Schreiberin des Briefs und dessen Empfänger nicht mehr bestehen; sie bäte ihn dabey um Zurückstellung ihres Porträts, wie sie ihm hier das seine zurückstelle. Das dem Briefe beiliegende Porträt zeigte aber unverkennbar Kerenz' Züge, der also früher den Namen

Anton Lenhart geführt und sich in Steiermark aufgehalten haben mußte. Diese Umstände bewogen Czenczi, die aufgefundenen Papiere an Herrn Steidler, den Geschäftsfreund ihres Vaters, einzusenden und ihn um Auskunft über Anton Lenhart zu ersuchen, obwol sie nur schaudernd des Mannes gedachte, der einst das furchtbare Bild der Marzipan-Lise ihrer Seele eingeprägt hatte.

Sie erhielt lange Zeit keine Antwort und immer schwerer und finsterer ward der Trübsinn, der sich ihrer bemächtigte; immer nichtiger und eitler erschien ihr das Leben, das sie nur mehr in Gebeten und Kasteiungen oder an dem Krankenbett der ihrer nahen Auflösung entgegeneilenden Frau Margit hinbrachte. Endlich kam die langerwartete Antwort des Herrn Steidler; in ihr Stübchen zurückgezogen, öffnete sie das Schreiben und durchflog begierig seinen Inhalt; aber bald begann sie so heftig zu zittern, daß die Blätter des Briefs in ihren Händen hin- und herrauschten, und immer bleicher und verstörter wurden ihre Züge, je weiter sie las. Endlich hatte sie vollendet und nun warf sie unter einem Strome bitterer Thränen sich auf die Kniee, um in heißer Inbrunst zu dem gerechten Richter zu beten, der sie zum willenlosen Werkzeug seiner Rache gebraucht, der sie gezüchtigt und gerettet, der sie dunkle Wege, aber zum Lichte geführt hatte. Dann erhob sie sich, warf den empfangenen Brief und das Porträt Ferenczi's, das sie von Herrn Steidler zurückerhalten hatte, ins Feuer und sah zu, wie die Flamme knisternd und knatternd es verzehrte. Denselben Abend verschied Frau Margit still und schmerzlos in Czenczi's Armen. Der Tod hatte das letzte Band irdischer Neigung gelöst, das die Unglückliche noch ans Leben fesselte; sie sah darin einen Fingerzeig, sich allein und für immer Gott zuzuwenden. Am nächsten Morgen verschrieb sie ihre ganze reiche Habe dem Kloster der Cisterzienserinnen im Thal zu Bebzprim, in dem sie bald darauf den Schleier nahm, den Rest ihrer Tage in Gebet und Buße für das eigene Vergehen und für das Seelenheil des gerichteten Mörders hinzubringen, den die Menschen nicht erreicht, den aber Gott gefunden hatte.

Ein Tag in Bern.

... Juni 1855.

Ich habe, wie der Franzose sagt, ein faible für Bern. Die Geschichte der Stadt steht bei Romeo an innerm Werthe, wenn auch diminutiv aufgefaßt, gewiß kaum nach. Es liegt soviel Klugheit, soviel Tapferkeit, soviel Vaterlandsliebe, soviel staatsmännischer Geist in den Tagebüchern Berns, daß es kaum eine schönere Aufgabe gibt, als die Geschichte dieser Stadt zu schreiben.

Der conservative Geist des Schweizervolks hat dem Bären nicht erlaubt, die alte deutsche Reichsfarbe, Schwarz-roth-gold, aufzugeben. Mir gefällt sogar der große hölzerne Christoffel auf einem der Stadtthore Berns, denn er erinnert mich an den Eindruck, den ein ganz ähnlicher hölzerner Christoffel im Dom zu Köln auf mich gemacht hat, so oft ich als Knabe vor ihm stand. Und soll ich es gerade herausjagen, der Bär ist und bleibt, trotz Heine's „Atta Troll", mein Leibthierchen, und wenn es denn einmal ein Thier sein muß, das mein Wappen zieren soll, nun, so mag's der ehrliche, tapfere Muz sein, der ein wahrhaftiger, verwünschter Michel ist.

Mein erster Morgenbesuch galt dem Bärenpaar im Stadtgraben; ich konnte nicht anders, ich mußte ihm Guten Tag' sagen. Dann ging ich zum hölzernen Christoffel und von da erst in die Versammlung der schweizer Nationalräthe.

Der Eindruck, den diese Versammlung als ein Ganzes macht, ist wohlthuend in jeder Beziehung. Die Mitglieder sahen ohne Ausnahme wie einfach schlichte Bürger aus. Alle Reden waren zwanglose, prunklose matter-of-fact-Vorträge, im vollsten Gegensatze zu den Reden in Solothurn*), die sämmtlich in hohle Phrasen ausliefen. Manche Rede, die ich heute hörte, war überflüssig, weil schon vorher gesagt worden war, was der Redner noch einmal sagen zu müssen glaubte; aber in den einzelnen Reden der noch so verschieden begabten Redner war selten ein Wort zu viel gesagt, traf jedes ins Schwarze. Alle Redner sprachen von ihrem Platze aus, was vielleicht eine Hauptursache ist, daß keiner europäische Tribünenphrasen zum Besten gab. Man sah und hörte dem ganzen Wesen an, daß man hier Männern gegenüberstand, die von Vater und Urvater her die Gewohnheit ererbten, die Geschäfte des Landes zu handhaben. Einen ebenso wohlthätigen Eindruck machte es, daß keine Barrièren, gar keine Scheidewände zwischen den Nationalräthen und dem Publicum bestanden. Unmittelbar aus dem Raume, der für die Zuhörer freigelassen ist, tritt man in die Bänke, wo die Nationalräthe tagsatzen. Es ist das wol nur Folge

*) Bei Gelegenheit des Artillerieschießens.

des Raummangels in dem einstweiligen Saale des Volksrathes, aber man würde unrecht thun, die Scheidewand dereinst fester aufzurichten; denn gerade diese unmittelbare Berührung zwischen dem Volke und den Volksräthen bekundet ein Vertrauen, das zur unerläßlichen Bedingung republikanischer Verfassungen und demokratischer Zustände gehört.

Die Sitzung begann mit einem Gebet. Sie haben Recht, diese Conservateurs par excellence, diese schweizerischen Republikaner, die oft als die wildesten Wühler und Neuerer verschrieen werden, daß sie auch hierin die Sitte ihrer Urväter beibehalten. Das Gebet ist ein Hülferuf zu der höhern Macht, die über dem menschlichen Streben waltet. Jeder glaubt an irgendwas, und bei diesem Etwas, bei Gott, bei der Liebe zum Guten und zur Wahrheit, bei der Ehrfurcht vor dem Vaterlande, in dem die Gräber unserer Vorfahren ruhen, vor der Muttererde, in der unsere Jugend wurzelt, bei Allem, was Allen und jedem Einzelnen heilig ist, sich selbst in seinem eigenen Herzen versprechen, nur dem Rechte und der Pflicht zu huldigen, — das ist das Gebet, das höhere Weihe und höhere Kraft gibt. Wehe Denen, die diese Weihe nicht begreifen, denn ihnen wird die Kraft fehlen, wo sie ihrer am nothwendigsten bedürfen!

Nach dem Gebet wurden eine Menge Wahlen zu Commissionen vorgenommen, die sämmtlich erst nach drei, vier, fünf Scrutinien zu einem Ergebniß führten. Soviel ging hieraus wenigstens hervor, daß keine Partei, keine Coterie durch Vorwahlen die Wahlen im Nationalrath bedingte oder lenkte. Nach diesen Wahlen kam unmittelbar die Berathung des Budgets. In Frankreich wurde unter dem Heuchlerconstitutionalismus Ludwig Philipp's das Budget stets bis auf den letzten Augenblick verschoben, um dann die absichtlich soviel als möglich verwirrten Zahlen von den durch eine lange Session ermüdeten Deputirten so rasch als möglich durch die Kammern bestätigen zu lassen.

Gleich von Anfang gab das Budget dem Junker*) von Gonzenbach aus St.-Gallen Gelegenheit, gegen das bestehende Werbeverbot in der Schweiz eine ritterliche Lanze einzulegen. Seine Rede, die im schlichtesten, einfachsten Tone gesprochen wurde, war ein Meisterstückchen der Sophistik. Der Geschichte, der Moral, dem bestehenden Gesetz wurde in keckster Weise Hohn geboten, aber immer mit einer so frommen und gutmüthigen Ehrlichkeitsmiene, daß man zu Ende fast glauben mußte, der Junker glaube selbst an Alles, was er sagte. Er zeigte, wie die Schweizer zu allen Zeiten mehr Thatkraft besaßen, als sie zwischen ihren Bergen zu verwenden Gelegenheit gefunden; daß die jungen Burschen zu etwas Besserm gut seien als zum einfachen Hirtenleben. Deswegen sei es ein alter staatsmännischer Grundsatz gewesen, „ein Loch offen zu lassen", zu dem sie herauskönnten. Herr von Gonzenbach suchte zu beweisen, daß die Schweiz nur deswegen im Frieden geachtet und unangegriffen habe leben können, weil ihre Söhne in fremdem Dienste sich so tapfer geschlagen, daß Keiner sich an der Schweiz zu vergreifen den Muth gehabt habe. Dann sagte er ungefähr: „Und ist es denn nicht ehrenwerth, wenn die Schweiz Söhne aufzuweisen hat wie die drei Brüder (ich habe den Namen vergessen), von denen der Eine General, der Andere Markgraf und der Dritte Vicekönig von Portugal geworden ist? Regt das nicht die Söhne des Landes zum Streben nach dem Höchsten an und bedarf ein Volk, das in seinen innern Bedingungen ein solches Streben nicht befriedigen kann und will, nicht des Anstoßes von außen, wenn es nicht am Ende, ohne allen Anstoß zu höherm Streben, verflachen, verkommen und verkümmern soll?"

Das klang so wahr — und doch stellte es die Geschichte auf den Kopf; denn die Schweizer wurden erst Söldner, nachdem sie bereits sich als die tapfersten Krieger Europas in ihren Nationalschlachten bewährt hatten; das „Reislaufen" wurde erst Mode, als die Schweizertapferkeit und Schweizertüchtigkeit von ihrer Höhe herabzusteigen begann; und diese Mode wurde dann die Veranlassung, die beste Kraft dem Lande zu entziehen, das Volk zu verderben, die Junker zu bereichern, das Land mit Gesindel, geist- und leiblichen Krüppeln, aus fremdem Dienste heimkehrend, zu überfüllen.

Aber Herr von Gonzenbach fuhr fort und behauptete ebenso logisch und ebenso keck, daß die Schweizersöldlinge überall nur der guten Sache gedient hätten. „Ueberall, ohne Ausnahme!" setzte er hinzu; „selbst neuerdings in Neapel!" Das war sogar den starken Nerven der schweizer Nationalräthe zu arg und so machte sich ein Laut des Erstaunens von vielen Seiten Luft. Herr von Gonzenbach aber ließ sich nicht aus seinem Geleis bringen und suchte zu beweisen, daß die Schweizer in Neapel die — italienische Nationalität gerettet hätten, da ohne sie Engländer oder Oestreicher mit der Zeit die Ordnung wieder hätten herstellen

*) „Junker" ist in der Schweiz kein Spottwort.

müssen. Jedenfalls sei es für die Neapolitaner vorzuziehen, von Schweizern anstatt von Oestreichern in der Zucht gehalten zu werden. Somit sei, schloß der Redner, der fremde Dienst nicht nur ein Bedürfniß für die Schweiz, sondern auch ehrenhaft für die Schweizer. Immer aber sei ein Verbot sinnlos, wenn es nicht verhindert habe, daß trotz desselben 10,000 Schweizer seit der Aufhebung der Capitulationen in fremde Dienste getreten seien. — Aus all diesen Gründen trug Herr von Gonzenbach darauf an, das Werbeverbot aufzuheben und die Werbeangelegenheit durch ein Gesetz zu regulisen, wie die Auswanderung regulirt sei.

Ich freute mich zum voraus auf die Antwort, die dem Junker werden würde; — aber sie wurde ihm nicht. Die Rede war in ihrer Reinheit so schwach als möglich, aber die Repliquen waren lange nicht so fein, so spitz zugeschliffen und dann noch viel schwächer als der Vortrag des Herrn von Gonzenbach. Die bedeutendsten Namen traten gegen ihn auf, aber, wie gesagt, sie trafen nicht ins Schwarze, wie wir bei eidgenössischen Schützenfesten sagen müssen. Kurrer schien krank; seine Rede war in einzelnen Bemerkungen beißig, aber als Ganzes ohne Schwung, ohne höhere Auffassung. Hungerbühler, ein kleiner, runder, gesunder und „frohmüthig" aussehender Mann, sprach viel fernziger; er war so fett und — doch wurde er ein paar mal pathetisch. Das stand ihm gar nicht recht zu Gesicht und machte fast einen komischen Eindruck. Aber praktisch, sachlich, geschäftlich durchdacht und abgemacht war Alles, was er sagte. Wer weiß, ob nicht doch ein Adolphe Thiers in Hungerbühler steckte und herausgekommen wäre, wenn er anstatt unter dem kalten Schnee der Alpen an den heißen Ufern des Mittelmeers geboren worden wäre.

Der Antrag des Herrn von Gonzenbach kam natürlich heute nicht zu einer schließlichen Erledigung und wird auch sobald zu keiner kommen. Die Centralregierung hat später die Cantonalbehörden aufgefordert, das Gesetz gegen die Soldwerber zu handhaben, und so werden von Zeit zu Zeit ein paar „kleine Diebe" gehängt, während man die großen laufen läßt. Die Werbeverbote sind in der Schweiz nicht populär; sie sind es heute umsoweniger, als die Auswanderung nach Amerika stockt. Es war Mode geworden, verwilderte Proletarier, Bettler und Verbrecher von Gemeinde- und Cantonswegen mit Reisegeld nach Amerika zu schicken. Geben diese Lumpen in die Fremdenlegion, so ist das doppelter Gewinn für die Gemeinden; sie brauchen ihnen die Reisekosten nach Amerika nicht zu zahlen, während in der Regel ein Theil des Werbegeldes im Lande bleibt, ein Theil des Soldes nach der Schweiz wandert und ganz besonders die hohen Offiziere, die übrigbleiben, vereint mit gefülltem Säckel wieder heimkehren. Das Alles wirkt zusammen und so werden die Behörden nach wie vor ein Auge zudrücken, Wahrlich nicht zur Ehre und zum Heile des Landes, wol aber augenblicklich zum scheinbaren Vortheil desselben.

Es wurden noch ein paar andere fiskalische Fragen behandelt. Herr von Gonzenbach wünschte einen eidgenössischen „Gesandten" anstatt eines „Geschäftsträgers" in Paris und in Wien angestellt zu sehen, weil ein Geschäftsträger nur mit dem Minister, ein Gesandter aber persönlich mit dem Souverän verkehren könne, was bei der persönlichen Politik in Paris und Wien von Bedeutung sei. Herr Hungerbühler frug einfach: „Glauben Sie, daß wir besser gestellt sein würden, wenn wir unserm «Gesandten» 25,000 Franken mehr gäben als jetzt?" — Das war durchschlagend.

Fürwahr, kein Volk in Europa betreibt seine Geschäfte so einfach, so handgreiflich, so ohne allen Schwung und doch so nachhaltig und so tief berechnend, klug und rücksichtslos wie heute die Schweizer. Es ist, als ob sie Alle bei Talleyrand in die Schule gegangen wären und Jeder in seiner Art, der Eine grob, der Andere fein, der Eine stolz, der Andere demüthig sich die Lehren des Mephistopheles der Diplomatie zueigen gemacht hätte.

Im Ständerath, den ich später besuchte, ging es etwas gravitätischer zu. Die Herren Vertreter der Cantone saßen Alle auf gepolsterten Lehnsesseln an zwei grünen Tischen in Hufeisenform um den Präsidentenstuhl; sie sprachen, ohne sich von ihren Sitzen zu erheben; sie sind durch eine hohe hölzerne Barrière vom Publicum getrennt. Etwas von einer „Patrie" liegt doch in diesen kleinen Bevorzugungen, die sich die Herren Ständeräthe zuerkannt haben. Die Hauptredner waren heute Dubs von Zürich und Stämpfli von Bern, Ersterer als Berichterstatter der Commission über das Budget, Letzterer als Bundesrath das Budget vertheidigend. Beide gehören zu den ausgezeichnetsten Staatsmännern, welche die Schweiz gegenwärtig besitzt. Dubs ist eine humane, wohlwollende Natur; der Schelm sitzt deswegen nicht weniger in seinem lächelnden Auge und wol auch faustdick hinter den Ohren; aber, wie gesagt, die Grundlage ist bei ihm durch und durch wohlwol-

lend, menſchenfreundlich, gut. Anfangs nicht für die Wiſſenſchaft erzogen und ſomit Autodidakt, hat er ſich dennoch in Zürich nach und nach das größte Anſehen zu verſchaffen gewußt. Er iſt der beliebteſte und auch der gewandteſte Redner und Geſchäftsmann in den züricher Räthen und Gerichten wie auch im Ständerath. Er iſt ein wahres Muſter eines ſchweizer Diplomaten und Staatsmanns, denn er hat alle guten Seiten deſſelben und wenige von den ſchlechten. Seine Rede iſt einfach, raſch, entſcheidend und geht ins Mark der Sache hinein. Er wird eine der höchſten Rollen ſpielen, welche die Schweiz in der nächſten Zukunft einem Staatsmanne zu bieten hat; — das prophezeie ich *) Auch Stämpfli iſt ausgezeichnet und beſitzt die Schärfe, die Dubs oft abgeht oder nur abzugehen ſcheint; denn ich habe in Zürich von Dubs eine Broſchüre geleſen, die in ihrer Art unübertrefflich die Gegner der jetzigen Regierung zu Paaren trieb und ſo klar wie der helle Sonnenſchein ſelbſt alle Verhältniſſe der züricher Dinge im Sinne der jetzigen Regierung beleuchtete.

Die Verhandlung im Ständerath war weniger anziehend. Reine Zahlendebatten, von denen ich nichts nacherzählen werde.

Es fiel mir noch auf, daß im Ständerath das Franzöſiſche mehr hervortrat als im Nationalrath. Hier präſidirte Bleich Deutſch, dort Korneron Franzöſiſch; hier war ein deutſcher Ueberſetzer, der das Franzöſiſche ein wenig übers Knie brach, dort ein Franzoſe, der das Deutſche mit franzöſiſcher Zunge radbrechen mußte. Sonſt aber war das Weſen vollkommen daſſelbe und hier wie dort war der Eindruck kein großartiger; nichts, was an die Alpen und die Gletſcher, nichts, was an Murten und Sempach erinnerte; und doch ging ich fort mit dem Gefühl, daß hier ein Volk ſeine Geſchäfte in einer Weiſe betreibe, die allen Völkern Europas erlaube, mit Nutzen bei ihm in die Lehre gehen zu können.

Im „Pfiſter" ſpeiſte ich zu Mittag, wo mehre der Herren Räthe an der Tafel waren. Viel Lärm machte eine Geſellſchaft von Lachaux-de-Fonds, die vom Schießen heimkehrte. Ein Kaufmann von Lachaux-de-Fonds ließ in freudiger Weinbegeiſterung, ſein Geld mit Stolz auf den Tiſch werfend, Champagner auffahren, und da ich der Eingeladene ſeines Verwandten war, ſo mußte ich mittrinken. Nach einer Weile frug er mich, aus welchem Canton ich ſei, und als ich antwortete, daß ich ein Deutſcher, machte der freigebige Mann, der bisher in Freude gefrabelt hatte, ein Geſicht, in deſſen dunkeln Falten geſchrieben ſtand: „Das hätte ich wiſſen ſollen, dann hätteſt du Waſſer haben können!" Vielleicht aber ärgerte es ihn nur, daß er vor dem „Deutſchen" die Abenteuer der vorigen Nacht preisgegeben hatte.

Nach Tiſche gingen wir auf die „Platte", wo die verſammelten Räthe ihre „halbe Taſſe" Kaffee zuſchnehmen. Auch um dieſer Platte willen liebe ich Bern. So ein hängender Garten ein paar hundert Fuß über der Aar, mit einem Blick in die ſchöne Umgebung Berns und auf die fernen Alpen genügt, um einer Stadt einen Vorzug vor jeder andern zu geben. So oft ich in Bern war, habe ich ſchöne Stunden dort zugebracht. Heute wieder, und die ſchönſte dieſen Morgen, als ich hier oben unter den friſchen, duftigen Linden auf einer Bank ſaß und mich der herrlichen Luft, der warmen Sonne, des klaren Waſſers unten und der ſtolzen Gletſcher in weiter Ferne freute.

Während die Räthe in Bern verſammelt ſind, herrſcht hier auf der Platte zur Kaffeeſtunde nach Tiſche ſogar etwas von dem Getreibe der Boulevards oder des Palais Royal in Paris. Die National-, Stände- und Bundesräthe treten hier aufgeknöpft aneinander heran. Ich wurde oft bei den Geſprächen, die ich heute hier hörte, an ein Wort Trueb's erinnert, der einſt ausrief: „Die Politik kennt keine Gerechtigkeit!" Das iſt ein wenig, — ach, leider vielfach, der Grundton in der Stimmung der heutigen Staatsmänner der Schweiz. Wie weit ſie damit kommen werden, muß die Zukunft zeigen. Die Vergangenheit der Schweiz im Gegentheile liefert den Beweis, daß, ſo oft die Schweiz gerecht war, ſie auch klug handelte, und daß, ſobald die einzelnen Cantone ungerecht gegeneinander, gegen ihre Nachbarn wurden, ſobald ſie in ihren Kämpfen nicht mehr ihr Recht, ſondern Eroberungen und Unterthanen ſuchten, auch im Innern Verwirrung und Zerriſſenheit einkrat, die ſie mehr denn einmal an den Abgrund des Untergangs brachten. Die ſchönen Errungenſchaften der Neuzeit in der Schweiz, die eidgenöſſiſche Verfaſſung und die verbeſſerten Verfaſſungen und Geſetze der Cantone ſind Folge der Periode, in der Neuhaus und Seinesgleichen den Wahlſpruch hatten: „Gerechtigkeit auch gegen das Ausland iſt die erſte Bedingung jeder Politik." — Die Auffaſſung des Tags in der Schweiz iſt ein Nachklang der Ereigniſſe in Europa, die

*) Dieſe Stelle war geſchrieben, als Dubs Präſident des Cantons Zürich wurde.

für den Augenblick dem Wortbruch die Krone aufgesetzt haben. Die pariser Mode macht sich selbst bis in die Berge der Schweiz hinein geltend; die Tonangeber nörgeln, höhnen, spötteln und dünken sich oft ganz besonders weise, wenn sie mit einstimmen in den Ton, den die Noués des französischen Kaiserthums mit den Rittern des Junkerthums gemein haben. Das Alles ist aber in der Schweiz ohne Boden, ohne Halt; und wenn die Welt wieder in Bewegung kommt, wird auch der Schweizersinn und die Schweizertüchtigkeit sicher wieder finden, daß, was für die einzelnen Menschen Recht ist, auch den Nationen gegenüber als Recht gelten muß. Jakob Venedey.

Anregungen.

Die Irvingianer.

Man wird in neuerer Zeit oft gehört und gelesen haben von der Secte der Irvingianer. Herr Wagener, der Gründer der „Kreuzzeitung", dieses neuen preußischen King-makers, ohne dessen feudales Schwert und mächtigen Wappenschild wenn auch nicht die Monarchie, doch kein Ministerium in Preußen scheint bestehen zu können, ist Irvingianer.

Wer sind die Irvingianer? Was wollen sie? Woher stammen sie?

Kaum nennt einmal diejenigen Sektirer, welche mit ihrer Lehre geheim thun, „Gliedsten der Kreuzgemeine". Zu diesen Gliedsten konnte man lange Zeit auch die Irvingianer rechnen, die in Bezug auf ihre Lehre große Zurückhaltung beobachteten und denen deshalb auch Dr. Marriot den Vorwurf der Geheimthuerei und des Jesuitismus machte. Neuerdings aber sind die Irvingianer mehr ans Licht der Oeffentlichkeit getreten. Fremdpredigten, die Jedem zugänglich waren, wurden neben dem eigentlichen Gottesdienste eingerichtet. Endlich erschien auch ein Werk von Charles Böhm: „Schatten und Licht in der gegenwärtigen Kirche", mit einer Vorrede vom marburger Thiersch, dem Hauptvertreter des Irvingianismus in Deutschland. Er erklärt darin, daß in diesem Buche eine Dogmatik der Irvingianer in populärer Form enthalten sei und durch die Behauptung, daß die Lehre sowol die strengste wissenschaftliche Untersuchung als die Probe des Lebens bestehen könne, selbst zur Prüfung auffodert.

In Berlin, wo seit dem Sommer 1846 eine Irvingianische Gemeinde besteht, hat jüngst im Saale des Evangelischen Vereins der Pastor Schultze, Prediger an der Charitékirche, einen interessanten Vortrag über den Irvingianismus, seinen geschichtlichen Ursprung, seine Lehre, seinen Gultus, seine Verfassung und seine Stellung zur Kirche gehalten, dem wir Einiges entnehmen.

Die Irvingianische Bewegung ging von Gebetsversammlungen aus, die in den zwanziger Jahren in England und Schottland gehalten wurden. Die Nothstände der Zeit, die immer größere Ausbreitung der Principien der Französischen Revolution hatten in „ernsten Gemüthern" den Glauben erweckt, die Erscheinung des Antichrists stehe bevor und mit dem herein brechenden Ende der christlichen Weltordnung sei die Wiederkunft Christi nahe. Der lebendigste Verkündiger dieser Vermuthung wurde Eduard Irving, seit 1822 Prediger an der Schottischen Kapelle in London. Irving eiferte in seinen Predigten gegen das Verderben der Kirche, welche er als das Babylon der Offenbarung bezeichnete. Viele Leute strömten ihm, dessen äußere Erscheinung eine apostolische gewesen sein soll, zu. Gleichgesinnt trat an andern Orten Aehnliches hervor: man beschäftigte sich mit Untersuchung der noch unerfüllten biblischen Verheißungen und vereinigte sich zum Gebet um Bewahrung in der letzten Zeit und das baldige Kommen des Herrn.

Besonders um den — reichen — Bankier Heinrich Drummond sammelten sich etwa 22 Gleichgesinnte. Die Wundergaben und neuen Kräfte fingen an sich zu regen, einfache, schlichte Leute redeten, gleich den Aposteln, in Zungen. Diese Erscheinungen kamen immer öfter vor, auch in Irving's Kapelle, und verursachten sogar Störungen im Gottesdienste. Dieses Pfingstwunder-Reden, das sich in einer dem Hebräischen ähnlichen Sprache kundgegeben haben soll, erkannte Irving als ein „Werk des Herrn" und hieß es gewähren. Doch die Curatoren der Kirche schritten ein und Irving wurde abgesetzt. Nun mehrten sich die Zeichen: es geschahen Krankenheilungen; Irving's Anhänger predigten immer lauter, sogar auf den Straßen. In London waren bald sieben Gemeinden entstanden, einige auch in der Umgegend. Irving, der außer dem Amte eines Engels auch das eines Propheten und Apostels erhalten hatte, stand noch immer an der Spitze.

Nach seinem Tode traten zwölf Apostel für ihn ein. Auf der großen Rathsversammlung 1835 beschloß man, sie von der Kirche auszuscheiden und ihnen zu ihrem Werke den Segen der Kirche zu ertheilen, die sieben Engel legten die Hände auf sie und geboten ihnen, Alles zu verlassen, um sich der Verkündigung des Heils zu widmen. Vereint unter Gebet und Studium der Schrift lebten sie zwölf Monate auf dem Lande und faßten auf einen Befehl der Propheten ein Zeugniß für die Christenheit ab, worin sie erklärten, daß das alte „Mene mene tekel upharsin" schon für die Kirche geschrieben und diese zum Gericht reif sei. Nach der Absendung dieses ersten Zeugnisses, welches an die Erzbischöfe und Bischöfe in England gesandt wurde, theilten sie die christliche Welt in Reiterengel, zwei sollten in England bleiben, die übrigen gehn nach dem Continent von Europa und

nach Amerika gehen, zuerst nur als Privatpersonen, um die Gemüther zu prüfen und Anhänger zu gewinnen. Bevor sie aber abreisten, richteten sie ein gemeinsames Zeugniß an die Fürsten, worin sie behaupteten, der christlichen Welt, von deren Grabgeläute man schon die letzten Töne höre, allein Hülfe bringen zu können. Diese Schrift wurde dem Papste, dem Kaiser von Oesterreich, dem Könige von Frankreich und Andern übergeben. Nun gingen sie auch und wandten sich an die Völker.

1859 aber wurden sie vom Senior der Apostel nach London zurückgerufen, weil dort Uneinigkeit entstanden war. Die Ordnung wurde wiederhergestellt und die Apostel behaupteten sich an der Spitze, jedoch einer von ihnen trat mit der Erklärung zurück, daß ihnen noch die eigentliche recht prinzipmäßige Anerkennung zum Apostelamt fehle. Diese Angelegenheit wirkte natürlich aufregend in den Gemeinden, wurde aber beigelegt, man führte Amtskleider und eine Gottesdienstordnung ein und die Apostel reisten wieder nach ihren Provinzen. In Deutschland trat zuerst Prediger Thierich in Marburg zu ihnen über, dessen „Betrachtungen über Katholicismus und Protestantismus“ schon den Einfluß des Irvingianismus zeigen. Im Ganzen aber fanden sie wenig Anklang, am wenigsten bei den Katholiken. Gemeinden bildeten sich in Frankfurt am Main, Berlin, Neustettin, in der Provinz Preußen und an andern Orten.

Was nun das Bekenntniß der Irvingianer betrifft, so wollen sie weder katholisch noch protestantisch sein, sondern stellen nach ihrer Meinung die eine allgemeine heilige christliche Kirche dar, bei ihnen soll sich Alles mehr oder weniger im Normalzustande befinden: rechte Lehre, rechter Kultus, rechte Verfassung. Sie behaupten, ihre Propheten und Apostel befinden sich im Zustande der Inspiration, die Propheten verkündeten den Willen Gottes, und die Apostel deuteten ihre Aussprüche, so wäre ein Irrthum nicht möglich. Den bisherigen Kirchen fehle das Apostelamt und hiermit auch das rechte Licht. Nach ihrer Meinung wollte Christus durch seine Apostel das wahrmachen, was die Juden von dem Messias erwarteten, und ein christliches Reich herstellen; aber mit der Verwerfung Christi durch das israelitische Volk wurde der ursprüngliche Heilsplan gestört, nicht durch Herrlichkeit, sondern durch Niedrigkeit sollte nun der Weg zur Herstellung des Reiches Gottes gehen, der Versuch, die Heiden durch den Apostel Paulus zu gewinnen, gelang nicht, und der Herr war genöthigt, seine Ankunft zu vertagen. Die Apostel wurden immer matter, ihr Amt kam zu keiner vollen Geltung und erst jetzt, nach Jahrhunderten der Schmach und Verwirrung, ist mit der Berufung der zwölf Irvingianischen Apostel der Faden wieder aufgenommen. Elias, welcher des Herrn Wege bahnt und in Johannes dem Täufer unvollkommen erschienen war, da dieser nicht, wie Elias, gen Himmel fuhr, sondern enthauptet ward, ist nun, der Weissagung gemäß, zum zweiten mal, aber vollständig erschienen, denn die neuen Apostel werden nicht sterben, sondern dem Herrn durch die Luft entgegengerückt werden, wenn er kommt. Was zunächst bevorsteht, ist das Gericht über Babel, d. i. die Christenheit. Das Hervorbrechen des Antichrist und sein Sieg über Babel, die gegenwärtige christliche Kirche, ist das Gericht über dieselbe. Hieran schließt sich die erste Auferstehung. Die Verwandlung der lebenden Gläubigen und die Hochzeit des Lammes wird gefeiert, indem der Herr erscheint, das tausendjährige Reich gründet und in sichtbarer Herrlichkeit herrscht. Während dies Reich besteht, ist der Satan gebunden; nach tausend Jahren aber wird er los und bewirkt einen großen Abfall, der erst das letzte Gericht, das Weltgericht, herbeiführt.

Im Kultus der Irvingianer bildet das Opfer den Mittelpunkt, d. i. das Abendmahl. Die Kirche darf nach ihnen einer bildlichen Darstellung Dessen, was der Herr im Himmel thue. Er sei einmal eingegangen in das Allerheiligste und bringe nun im Himmel zur Ehre Gottes und zum Segen der Seinen sein Fleisch und Blut Gott dar: dies thue die Kirche mit ihm auf Erden. Die protestantische Kirche kenne dies Opfer gar nicht, in ihr sei der Altar umgestürzt; statt der Priester gebe es nur noch Prediger und der ganze Gottesdienst passe höchstens für Katechumenen, aber nicht für die Menge der Gläubigen. Mit jenem Hauptopfer stehen alle andern Opfer im Gebet u. s. w. in Zusammenhang, sie verhalten sich dazu wie der Vorhof der Stiftshütte zum Heiligthum. Die Communion schließt sich an die Feier des Opfers an.

Hinsichtlich der Verfassung betrachten sie die Apostolische Kirche als absolutes Vorbild. Wer hat gewollt, daß dies Alles, auch die Apostel und Propheten, bleiben sollte bis zur Wiederkunft Christi. Die Apostel durch Bischöfe ersetzen zu wollen, wie die katholische Kirche gethan, sei ebenso falsch als die Verordnungen des Protestantismus, der das Kirchenregiment in die Hände der weltlichen Macht oder an die Demokratie der Gemeindemitglieder überliefert hätte. Der Wegfall der Apostel hätte denn auch die Gaben der Kirche zerstört, die rechte Quelle des Heiligen Geistes verstopft, die Sacramente ihrer vollen Wirksamkeit beraubt und den Gottesdienst mehr oder weniger in Bazildienst verwandelt. Durch die neue Berufung von Aposteln werde Alles wiederhergestellt und viele stehen in dem Maße höher als die ersten wie die Vollendung der Kirche über dem Anfange.

Aus diesem Berichte ersieht man, daß der Irvingianismus mit noch manchen andern Sekten, die sich in früherer Zeit sowie in der Gegenwart gebildet haben, einerseits die Unzufriedenheit mit den bestehenden kirchlichen Zuständen gemein hat, andererseits aber auch den geistlichen Hochmuth, sich für auserkoren zur Läuterung der Kirche und zur Vollendung des Heilwerks anzusehen. Man kann überhaupt annehmen, daß dieses Beides, einerseits Unbefriedigung innerhalb der bestehenden Kirche und andererseits hierarchische Hoffahrt, die sich in dem

Wahne ein besonders auserwähltes Auftreten Gottes zu sein gefällt, — die Hauptmotive der Verbreitung sind. Dazu kommt noch das Bedürfnis nach einer Versinnlichung der religiösen Wahrheiten, welche dieselben der Phantasie anziehender macht und sie lehren das Heil und die Seligkeit mit Händen greifen läßt. Daher die Vorstellungen vom tausendjährigen Reich, von der Verwandlung der Leiber usw., der Entrückung in die Wolken u. s. w., überhaupt die ausgemalte Beschäftigung mit den sogenannten „letzten Dingen". Wo einmal ein solches Bedürfnis waltet, da kann natürlich das evangelische Wesen des Protestantismus nicht genügen.

Die „Gläubigen der Frömmigkeit", wie sie Kant nennt, betrachten sich gern als die Auserwählten Gottes, sie wollen etwas Apartes sein und Apartes haben und haben ihre Opposition gegen die Kirche. Dies ist die unlauterste Quelle der Sektiererei.

Etwas Anderes ist es, wenn, wie bei den freien Gemeinden, der Austritt aus der Kirche gerade aus dem Bedürfnis nach einer gesetzigen Auffassung des Christentums hervorgeht. Diese freilich verfolgt man, während das unklare, sinnliche und unsittliche Element des Irvingianismus an gewissen maßgebenden Orten mißbilligt bekämpft wird.

Carus über Kennen und Erkennen.

Kennen und Erkennen verhalten sich wie Erfahrung und Philosophie.

Von jeher hat alle tieferen Geister das bloße Kennen der Dinge, die bloße Empirie, unbefriedigt gelassen und sie haben nach dem Erkennen, d. h. nach einer philosophischen Weltanschauung, gestrebt.

Karl Gustav Carus, dieser vielseitige Forscher und in einer schönen Harmonie philosophischer und künstlerischer Anschauungen lebende Denker, zeigt im „Organon der Erkenntnis der Natur und des Geistes" (Leipzig, Brockhaus, 1858) den großen Unterschied zwischen Kennen und Erkennen und versucht selbst einen Schlüssel zur Erkenntnis der Natur und des Geistes zu geben. Wir sagen Schlüssel, denn so füglich konnte man hier das griechische Wort „Organon" verdeutschen.

Der Unterschied zwischen Kennen und Erkennen findet sich nach Carus auf den Platonischen Unterschied zurück zwischen der ewigen Idee und der werdenden, zeitlich wechselnden Erscheinung der Dinge. Jedes Ding gestattet diese zwiefache Betrachtung, einmal nach der Gegenständlichkeit seines Wesens und das andere mal nach seinen zeitlich wechselnden Zuständen. Solange wir das Ding blos als eins in einem Momente wahrnehmen, brauchen wir den Ausdruck wir kennen es, sobald wir dagegen durch die Kenntnis aller seiner möglichen zeitlichen Formen zur Erfassung seines außerhalb aller Zeit gelegenen Gesammtbegriffs gelangt sind, haben wir den ersten Schritt gethan, um auch zur Erkenntnis desselben zu gelangen."

Carus erläutert diesen wichtigen Unterschied durch einige Beispiele. „Sobald ich einen einzelnen Menschen momentan betrachte und betaste und mich von seiner Erscheinung, als dieser besondern, überzeuge, so darf ich sagen, ich kenne ihn, und so ungefähr lernt auch das Thier seinen Herrn kennen. Wenn ich dagegen lerne, wie dieser Mensch buntverfältige Zustände durchläuft, wie er als Kind, als Jüngling, als Mann erschienen ist und als Greis erscheinen wird, wie er entstand und wie er vergeht, so messe ich bereits sein Vergängliches an einem Ewigen in mir und bereite mich vor, alsbald diesen gesammten Menschen als ein Abstractum, als ein ideelles Ganze, das ich real gar nicht mehr in einer sinnlichen Erscheinung haben kann, anzuschauen; denke ich aber endlich gar, wie diese Individualität in der millionenfältigen Erscheinung aller Menschen ganz ins Unermeßene sich abändert und wie doch immer in all diesen Millionen irgendein allgemein Bleibendes vorhanden ist, so geht mir der noch allgemeinere Begriff des „Menschheitlichen" auf." Ebenso ist es mit allen andern Naturdingen, je mehr wir von der besondern Erscheinung zu einem Allgemeinen fortschreiten, desto mehr steigert sich die Erkenntnis der Wesenheit, d. i. der Idee.

Doch nicht Alle sind, wie Carus zeigt, gleich fähig zur Erfassung der Ideen der Dinge oder zur Erkenntnis.

Carus unterscheidet drei Klassen von Geistern: 1) Ideenmächtige, 2) Ideenfähige und 3) Ideenlose. „Die dritte Klasse darf indeß doch nur in Bausch und Bogen so genannt werden, denn wahrhaft ideenlos ist eigentlich nur das Thier und der Idiot. Man muß ja bedenken, daß schon, soweit überhaupt die Sprache reicht, die Idee nicht ganz fehlen kann."

Carus erläutert den Unterschied dieser drei Klassen an dem verschiedenen Verhalten derselben zu dem Begriff Mensch.

Der Ideenlose, wenn ihm das Wort Mensch genannt wird, fragt „Was für ein Mensch?" und kann dabei nicht loskommen von der Vorstellung irgendeines bestimmten Menschen. Der Ideenfähige denkt schon ein Allgemeines bei dem Wort und kommt dadurch der Idee näher, ja er erfaßt ihre Bedeutung schon mit derjenigen Lebendigkeit, welche ihn fähig macht, diese Idee mit andern zu vergleichen und für sich und seinen Begriff von der Welt lebensvolle Resultate daraus zu ziehen. Endlich der Ideenmächtige vermag nicht nur, eine Idee ihrer ganzen Tiefe nach zu erneuen und zu schauen, sondern er wird auch in sich dadurch berührt und zu selbstthätigem Erzeugen neuer Ideen angeregt.

Carus kommt, nachdem er im ersten Abschnitt seines „Organon", der von den Mitteln der Erkenntniß handelt, gezeigt, wie im höchsten Grade subjectiv schon das Erwerben der primitiven Sinnesvorstellung ist, gegenwärtig, infolge des zuletzt gemachten Unterschiedes, ebenso zu der Einsicht, „wie denn nicht minder subjectiv auch die Möglichkeit des Erkennens selbst bleibe und wie folglich jedes noch so consequente und umsichtige Organon der Erkenntnis zwar in dem Ideenfähigen und Ideen-

machtigen zur Entwickelung des erkennenden Geistes unerläßlich mitwirken werde, aber im Innersten bei alledem unerhellt bleiben mußte, die Erkenntniß im höhern Sinne zu fördern.“

Der alte Frage: „Was ist Wahrheit?“ die sich schon bei der Subjectivität der Sinneswahrnehmungen überall aufdrängt, wiederholt sich in den höhern Regionen der idealen Erkenntniß nochmals, und Hume ist deshalb einsichtsvoll genug, einer Philosophie an sich und schlechthin als absolute Wahrheit für alle Individuen, gleich einer allgemeinen Mathematik und Logik, für unmöglich zu halten. „Man darf denn auch nur einen Blick werfen auf die Geschichte der Philosophie, wie sie von Plato an bis zu Kant und Hegel sich in so verschiedenen Phasen, immer gemäß den Fähigkeiten und der Lebensperiode der Menschheit, entwickelt hat, um sich vollständig hiervon zu überzeugen.“

Bei dieser Einsicht wird es Hume natürlich für den, daß auch sein „Organon der Erkenntniß“, seine Auffassung des Wesens der Natur und des Geistes nur bei den ihm verwandten Geistern Anklang und Beifall finden wird. Doch können wir mit Zuversicht sagen, daß auch Die, welche im Ganzen eine andere Weltanschauung als die von Hume dargelegte durch ihr Nachdenken gewonnen haben, im Besondern und Einzelnen viel Treffliches, Wahres und Lehrreiches und überhaupt viel zu fruchtbaren Gedanken Anregendes in seinem Werke finden werden. Hume stellt sich in allen seinen Werken als ein geistreicher, humoristischer, ebenso scharfsinnig wie philosophisch gebildeter, immer edler, für alles Schöne, Gute und Wahre begeisterter Schriftsteller dar. Wie warm schildert er im „Organon“ das Glück der Erkenntniß und wie treffend vergleicht er das Erkennen mit dem Jagen! „Möge kein „Irrenfähiger“ sein „Organon“ ungelesen lassen!“ Es zeichnet sich diese Schrift auch dadurch vor früheren Hume'schen aus, daß sie eine gewisse, wie sollen wir es nennen, Vornehmheit gegen Verunstaltung, einer rohen Gemeinde der Ungebildeten anzugehören, übt. Sie ist duldsamer und milder, als wir manchem Unrecht weil in früheren Werken durch aus der Goethe'schen Lebensschule hervorgegangenen Geistes begegnet sind.

Ein Kochbuch nach Moleschott und Liebig.

Die Zeit ist im steten Fortschreiten begriffen. Das ist eine alltägliche Wahrnehmung, die der Beobachter allüberall, in den Hörsälen der Universitäten — Ausnahmen müssen gestattet bleiben — wie jetzt sogar am Kochherd des häuslichen Heerdes machen kann.

Die Chemie hat das Ihrige gethan, unsere Küchen zu chemischen Laboratorien und unsere Frauen zu Professoren mit vorgebundener Schürze umzuformen. Die Chemie hat einerseits, bis auf das — noch Louis Büchner — noch offene Capitel über den Denkprozeß, den Menschen selbst zur eigensten, materiellen Selbsterkenntniß so vollständig zerlegt und zerlegt, daß von der poetischen Menschenwürde, und wäre sie die eines Werther oder Napoleon, nichts übrigbleibt als Fett, Kalk, Käse und Knochenleim, Eiweiß und Kochsalz, wie es pro pfundweise Saline liefert, sondern sie hat auch andererseits gezeigt, daß sich von unserer eigenen, mehr oder weniger liebenswürdigen Persönlichkeit täglich so und so viel Pfund ausscheiden und daß wir, wenn wir diesem Ausscheiden nicht durch eine stetige Diät und Sorgen kräftig entgegenarbeiten, nach Einigen in achtzig, nach Andern schon in fünf Jahren so aus allervollkommenste aus der Welt geschieden wären, daß von uns nicht einmal zum Begrabenwerden etwas übrigbliebe.

Und so wurde es immer klarer und klarer, daß die Frauen beim Einkauf von Gemüse, Obst, Fleisch in dem Marktlokale der Köchin tagtäglich ein Stück unserer eigenen ehemännlichen Existenz nach Hause tragen und am Feuer verarbeiten lassen. Die Küche wurde wissenschaftlich. Das Kinderbuch wurde, wenn es Bouillon gegeben hatte, für untauglich erklärt zum Nähren, kurz — „wer kennt nicht, zumal bei den gestiegenen Fleischpreisen, die Leiden und Mühen unserer heutigen Hausfrauen!“

Da nun nach Karl Vogt sogar auch unser Denken mit Dem, was wir essen und trinken, in so innigem Zusammenhange steht, daß wir verhoffen dürfen, nach dem Speisezettel am Mittage mindestens die Nachmittagsgedanken unserer Lieferanten — vielleicht auch eine neue Philosophie — im voraus wissen zu können, so erscheint das „Praktische Frankfurter Kochbuch, enthaltend 763 auserlesene Kochrecepte, mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfniß bürgerlicher Küchen. Verfaßt und herausgegeben von Wilhelmine Rühling. Nebst einer wissenschaftlichen Belehrung über richtige Ernährung des Menschen und Zubereitung der Speisen nach den Grundsätzen von J. Liebig und Jakob Moleschott. Bevorwortet von Dr. Heinrich Walter“ (Frankfurt am Main, Küchler, 1856) zuerst wie die Erfüllung eines dringenden Bedürfnisses. Die Küche ist jetzt den chemischen Laboratorien von Liebig und Moleschott so nahegerückt, daß wir uns nicht mehr in den „chemischen Briefen“ oder bei der „Lehre über die Nahrungsmittel“ in schwierigen Fällen Rathes zu erholen brauchen, sondern für jede Indigestion und nachmahlzeitliche hypochondrische Anwandlung schon die frankfurter Köchin verantwortlich machen dürfen. In der That, soweit überhaupt der Körperpflege das Wort gesprochen werden muß, wünschen wir diesem Buche, seiner praktischen Bedeutung wegen, den besten Erfolg. Es gibt die Mittel an die Hand, die Pflicht der Selbsterhaltung ebenso bequem wie angenehm zu üben. Der geringe Preis von einem halben Gulden erlaubt jeder Frau, die Wünsche ihres Mittags immer schwerer und schwerer zu befriedigenden Männer auf die wissenschaftlichste Weise in Ausführung zu bringen. Die Erläuterungen Dr. Walter's, eines vielgesuchten, geachteten Arztes in Offenbach am Main, sind klar und von einer gefälligen Vertrautheit

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 36.** Wöchentlich ein Bogen Preis vierteljährlich 15 Sgr.

Erinnerungen eines Offiziers.

II

Die Leser erinnern sich aus Nr. 26 der „Unterhaltungen", daß wir uns in Schleswig-Holstein befinden und in der Nähe der Düppeler Schanzen.

Nachdem wir ungefähr tausend Schritt über Ulderup vorgedrungen waren, dem langsam weichenden Feinde folgend, und fast alle unsere Bataillone in eine große und dichte Tirailleurkette hatten aufgelöst werden müssen, gewahrte der General, leider zu spät, daß er einen großen Theil der dänischen Armee gegen sich hatte. Immer mehr feindliche Massen wurden uns sichtbar. Die Dänen schienen unsere Schwäche erkannt zu haben und unsere Unverhältnißmäßigkeit zu ihrem Vortheil benutzen zu wollen; denn ihr allmäliger Rückzug verwandelte sich in einen kräftigen Angriff. Unverkennbar ging ihre Absicht dahin, uns von der Rückzugslinie abzudrängen. In diesem kritischen Momente — es mochte gegen 4 Uhr des Nachmittags sein — erhielt ich den Befehl, zum Höchstcommandirenden, Generallieutnant von Prittwitz, der sein Hauptquartier in Seegard aufgeschlagen hatte — beiläufig gesagt vier Stunden vom Kampfplatze entfernt —, zu reiten, und zwar so schnell als möglich, um über den Stand der Dinge Meldung zu erstatten und die einzige Reserve, über welche General Wrangel noch zu verfügen hatte, bestehend aus einem Bataillon Badener, einem Bataillon Württemberger und einer hessen-darmstädtischen sechspfündigen Batterie, — vor uns Gefecht zu schicken. Diese Truppen standen über eine halbe Stunde vom Kampfplatze entfernt, an der nach Apenrade führenden Straße. Leider hatte ich nicht Zeit, meinen Diener, der sich aus weiser Vorsicht mit meinen andern Pferden etwas zurück in die Büsche gezogen hatte, aufzusuchen und so mußte denn das arme Thier, welches ich schon seit früh 5 Uhr geritten, den weiten Weg noch einmal machen.

Bei den Reserven angelangt, fand ich die gemüthlichen Süddeutschen in einer recht heitern Stimmung; kaum hatten sie den Befehl zum Vorgehen vernommen, so grüßen sie jubelnd zu den Waffen; die Batterie mußte zurückbleiben, denn Artillerie war genug vorn. Ich setzte meinen Ritt fort. Eine bange Ahnung ergriff mich, als ich so einsam dahinritte; immer schwächer tönte der Donner der Kanonen zu mir heran, das Geknatter des Gewehrfeuers war kaum noch vernehmbar. Soviel ich beurtheilen konnte, mußte, wenn nicht ein Wunder geschah, der Tag für uns unglücklich enden, und — es geschah kein Wunder und er endete wirklich unglücklich.

Aufgeregt und doch todtmüde kam ich in Seegard an. Den Weg hierher hatte ich in 1 Stunde 20 Minuten zurückgelegt; mein kleiner Rappe war aber auch ein gar braves Thier. General von Prittwitz nahm meine Meldung, wie sich voraussehen ließ, höchst ungnädig auf und sein Unwille war vollständig gerecht. Waren wir doch, gegen jeden Befehl, weit über unsere Aufgabe hinausgegangen; hatten wir uns doch, mit

Hintansetzung aller Vorsicht, in ein Gefecht eingelassen, ohne die Stärke des Feindes vorher erforscht zu haben; hatte doch dies unglückliche Gefecht vielen braven Soldaten das Leben gekostet und war viel mehr noch waren verwundet!

Nachdem der General sich etwas beruhigt hatte, hörte er meine spezielle Meldung gelassen an, frug sehr genau nach den Einzelheiten des Gefechts und schließlich auch nach meiner Meinung über den muthmaßlichen Ausgang desselben. Offen gestand ich, daß ich mehr fürchtete als hoffte. Hierauf diktirte er mir den Befehl, daß die Hannoveraner in Verein mit den Sachsen zum folgenden Morgen 3 Uhr die Dänen angreifen und um jeden Preis zurückwerfen mußten, falls dieselben heute viel Boden gewinnen sollten.

Der in der Nähe liegende königlich sächsische Generalmajor von Hering wurde sofort herbeigerufen, damit er seine Sachsen alarmiren lasse und in diejenige Stellung führe, welche ihm vom Hauptquartier bezeichnet wurde. Der Hochkommandirende machte mir meine Müdigkeit und die einer großen Aufregung unausbleiblich folgende Abspannung ansehen, denn er befahl seinem persönlichen Adjutanten, für mich und mein Pferd Sorge zu tragen, gewährte mir eine Stunde Rast und entließ mich. Mit herzlicher Kameradschaftlichkeit wurde ich von den Offizieren des Hauptquartiers aufgenommen und gar herrlich bewirthet. Ich aß und trank tüchtig und ein junger Ordonnanzoffizier von den Husaren, ein liebenswürdiger Mensch, der mich aus lauter Kameradschaft den vortrefflichen Rothwein nicht allein trinken lassen wollte, setzte sich zu mir, während ich von sieben bis acht Andern umstanden wurde. Alle fragen mich, fast immer zu gleicher Zeit — ich befand mich wirklich in einer kritischen Lage; denn kauen, trinken, denken und sprechen zu gleicher Zeit kann der Mensch nicht. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich zuvörderst meine thierischen Bedürfnisse befriedigte, und nachdem der Hunger gestillt und eine Cigarre angebrannt war, begann ich meine Gedanken zu ordnen und die Fragen, soweit sie mir in dem Chaos verständlich wurden, zu beantworten. Die Stunde der Rast war vorüber, noch ehe ich Allen Genüge geleistet; die ernste Pflicht rief; ich schüttelte Allen die Hand, stieg auf den gestärkten Rappen und hinaus, hinaus ging's — aber wohin sollte ich reiten? Waren wir von unserer Rückzugslinie, also von Apenrade abgedrängt, so ritt ich, wenn ich denselben Weg einschlug, den ich gekommen, leicht dem Feinde in die Hände; zudem wurde es dunkel und andere Wege kannte ich nicht, wie denn überhaupt das Orientiren in Schleswig außerordentlich schwierig ist. Man wird gestehen, daß meine Lage nicht gerade zu den behaglichsten gehörte. Zeit war nicht zu verlieren, ein Entschluß mußte schnell gefaßt werden. So vertraute ich denn dem Himmel und meinen fünf Sinnen und ritt getrost den mir bekannten Weg zurück. Alles war still; kein Schuß war zu hören. So hatte er denn ausgetobt, der Kampf, der manch edles Leben gekostet und ob des manch edel liebend Herz in der fernen Heimat noch brechen sollte. Mehre Wagen mit Verwundeten kamen mir entgegen. „Wie steht's?" war meine erste Frage. „Schlecht! Wir sind geschlagen, die Brigade geht zurück!" lautete die Antwort eines Gendarmen, welcher die Wagen begleitete. „Aber um Gotteswillen, wohin denn?" frug ich weiter. „Das wissen wir nicht! Wir fahren nach Flensburg!" brummte mißmuthig der bärtige Reiter, wandte sein Pferd und ritt zu den Wagen, welche langsam ihren Weg fortsetzten.

Das hatte nun eben nicht erbaulich geklungen und viel klüger war ich auch nicht geworden. Vorwärts, dachte ich, zaudern und schwanken hilft nichts.

Kaum war ich einige hundert Schritte weitergeritten, als sich ein Wagen näherte, auf welchem ein schwerverwundeter Offizier mit einem Arzte saß. Es war der Hauptmann von U. des zweiten hannoverschen Infanterieregiments, eine Kugel war ihm in den Unterleib gedrungen. Der Blick des Arztes und das brechende Auge des Verwundeten sagten mir Alles. Er reichte mir die Hand; sie war kalt und zitterte fieberhaft; sprechen konnte er nicht mehr. Ich werde diesen Augenblick nie vergessen; hatte mir doch dieser brave, liebe Kamerad noch vor wenig Stunden im Gefecht seine kräftige, warme Mannshand gereicht; hatte ich doch ihren biedern Druck mit vollem Herzen erwidert und jetzt — meine Hand war noch warm und die seine — kalt wie der Tod.

Je weiter ich kam, desto belebter wurde die Straße. Wagen mit Verwundeten, Bagagewagen, der Artilleriepark, dazwischen einzelne Trupps gefangener Dänen, Alles suchte die nach Flensburg führende Chaussee zu gewinnen, aber Niemand konnte mir über den Aufenthalt des Generals Wynecken und die Lage der Truppen bestimmte Nachricht geben. Noch sah ich keine zurückgehenden Truppen — ein gutes Zeichen —, denn jedenfalls mußte die Brigade Halt gemacht und Stellung

genommen haben und sich immer noch in einem schlagfertigen Zustande befinden. Und so war es auch, wie ich bald zu meiner unaussprechlichen Freude erfahren sollte. Unterdeß war es völlig dunkel geworden; es fing an zu regnen; dem Pferde die Zügel lassend, ritt ich auf der Straße vorwärts, noch mußte ich mich in dem Bereiche unserer Truppen befinden. So mochte wol eine Stunde vergangen sein, als ich fernen Hufschlag vernahm; er näherte sich — im Kriege muß man immer auf der Hut sein, zumal auf fremdem Terrain und bei Nacht; ich hielt deshalb an. Immer näher kamen die Reiter, es waren mehre, und zwar, trotz der Dunkelheit, im Trabe. Wir riefen uns nach Feldgebrauch an. Wer aber kann sich meine freudige Ueberraschung vorstellen, als ich in dem vordersten der beiden Reiter den Chef des Linienbataillons, Hauptmann G., erkannte, der, besorgt um mein Schicksal, in Begleitung einer Ordonnanz mich aufsuchen wollte. Da gab es denn viel zu erzählen; von ihm erfuhr ich die wirkliche Sachlage. Die Dänen hatten, wie ich recht vermuthet, bald die dreifache Schwäche erkannt und mit weit überlegenen Kräften angegriffen. Trotz der heldenmüthigen Bravour war es den Hannoveranern unmöglich gewesen, das erkämpfte Terrain zu behaupten; sie hatten Ulderup wieder räumen und unter dem heftigsten Gefechte einen wohlgeordneten Rückzug antreten müssen. Der Feind hatte nicht weit verfolgt, sondern, treu seinem klugen Kriegssystème, sich mit den erlangten Vortheilen begnügt. Unser Verlust war, soweit sich dies jetzt schon hatte ermitteln lassen, bedeutend. Elf Officiere und über 130 Mann waren theils todt, theils verwundet, theils gefangen.

Dieser Rückzug gereicht den überaus braven hannoverschen Truppen zur höchsten Ehre. Die Brigade war vollkommen schlagfertig, die Vorpostenteilung geordnet und somit Alles gethan, was im Bereiche der Möglichkeit lag. Der General Wrangel hatte sein Quartier in Schadelgaard genommen, wohin wir denn nun die müden Rosse lenkten. Gegen halb 10 Uhr langten wir daselbst an. Ich fand den General sehr niedergeschlagen; er hörte gelassen meine Meldung an, sagte mir einige recht freundliche Worte über mein Benehmen im Gefecht und entließ mich, um mir Ruhe zu gönnen. Ruhe — ein Generalstabsofficier hat nach einem Gefecht keine Ruhe — er muß schreiben.

Wenn zum Auffinden vortheilhafter militärischer Stellungen Talent, Scharfblick und Uebung gehören, so gehören zum Auffinden guter Quartiere nicht minder Talent und Scharfblick. Unser Quartiermeister hatte dies heute glänzend bewährt. Wir waren in der Familie des Herrn K. vortrefflich aufgenommen und wenn nicht für jeden Einzelnen auch ganz besonders gesorgt werden konnte, so lag dies nicht im Mangel an gutem Willen, sondern im Mangel an Zeit und Raum. Das nicht allzu große Wohnhaus war überfüllt mit Officieren aller Grade; auf dem Hofe bivouakirten zwei Compagnien Jäger als Stabswache und die geräumigen Ställe vermochten kaum die vielen Pferde zu fassen; nächstdem waren wir den armen Leuten als unwillkommene Gäste über den Hals gekommen, sodaß Vorbereitungen zu einem Empfange füglich nicht hatten getroffen werden können. Die Familie K. bestand aus dem Vater, der Mutter und drei erwachsenen, resp. drei erwachsenen Töchtern; was Wunder, daß wir bald bei der reichbesetzten Abendtafel, die sämmtliche Officiere in dem Salon mit der Familie vereinigte, die Gefahren, Mühen und Widerwärtigkeiten des Tags vergaßen. So recht heiter wollte indeß die Stimmung nicht werden, — waren wir doch geschlagen worden und wenn auch Jeder das Bewußtsein treuerfüllter Pflicht in der Brust trug, wir waren doch geschlagen und nur die Hoffnung belebte und erhob uns, am andern Morgen es den Dänen wieder heimgeben zu können.

Nach Tische wurde schleunigst zur Ruhe gegangen; die Ordonnanzen zum Angriff waren bald entworfen und an die Parteien befördert, der Gefechtsbericht ward, so gut es sich thun ließ, gefertigt, einige flüchtige Zeilen an die Lieben in der Heimat geschrieben und so wollte ich denn die wenigen Stunden zur Ruhe benutzen, als ein alter grauer Hauptmann vom 2. Regiment, der, leicht verwundet, hier auch ein Unterkommen gefunden hatte, mehre jüngere Officiere zu sich rief, sich vor einen Tisch setzte und den Vorschlag machte, bei einem Glase Wein zusammenzubleiben, da es sich ohnehin nicht der Mühe lohne, wegen zweier Stunden einzuschlafen. Mir gefiel der Vorschlag; ich gesellte mich zu den Kameraden. Die ganze anspruchslose Persönlichkeit des Veteranen mußte auf den ersten Blick für ihn einnehmen. Mehre Orden zeigten, daß er heute dem Tode nicht zum ersten mal ins Auge geschaut; das gutmüthige blaue Auge flößte Vertrauen ein, der weiche und doch sichere Ton seiner Stimme sprach zum Herzen.

„Ihr müßt uns aber auch etwas erzählen, Hauptmann!“ rief ein junger Leutnant von den Jägern. „Das will ich, Kinder, das will ich!“ antwortete Jener, und als nun die Gläser gefüllt und es sich ein Jeder so bequem als möglich gemacht hatte, räusperte sich der Alte und begann:

„Kinder, ich bin eine hinfällige Ruine, das Leben hat mich tüchtig geschüttelt und viel Böses haben diese grauen Haare erfahren; doch auch manch Gutes, wofür der Herr in seinem Himmel gepriesen sei.

„Fast noch ein Knabe focht ich in Spanien, als Jüngling bei Waterloo und als halber Greis habe ich heute seit langen Jahren wieder zum ersten mal die blauen Bohnen pfeifen gehört; so ganz hatte ich den Ton noch nicht vergessen. Der lumpige Streifschuß, mit dem mich heute die verdammten Dänen beehrt haben, ist nicht der Rede werth; ich kann nur den Arm nicht gebrauchen, aber morgen oder vielmehr heute, es ist ja fast 1 Uhr, gehe ich doch wieder mit. Bei Talavera ging mir's schlimmer. Also, in meinem langen Soldatenleben ist mir denn so Manches begegnet, das des Erzählens wol werth ist. Ueber viele Dinge habe ich mir denn meine eigene Philosophie gemacht und laße mich von dem Gerede der sogenannten starken Geister nicht irreführen. So glaube ich z. B. fest an Ahnungen und Vorzeichen.“

Der Hauptmann schwieg und schien Widerspruch zu erwarten, aber Alles blieb stumm; auf mich hatten diese Worte einen sonderbaren Eindruck gemacht, ein Fröstein überrieselte mich; denn auch ich meinte ein starker Geist zu sein und wollte nicht an Ahnungen, noch viel weniger aber an Vorzeichen glauben.

„Wenn ich nicht befürchten muß, euch zu langweilen“, fuhr der Erzähler nach einer kurzen Pause fort, „will ich zwei Fälle mittheilen, die ich selbst erlebt und die mich in jenem Glauben bestärkt haben. Kaum 15 Jahre alt, wurde ich Cadet und trug Gewehr und Tornister wie ein Alter; mein Hauptmann schenkte mir wahrhaftig nichts. Wir gingen nach Spanien. In der Compagnie gab es einen gewißen August S., einen prächtigen Burschen; brav, gewandt, ausdauernd und immer guter Dinge. Auf den beschwerlichsten Märschen, wenn, ihr kennt es ja, eine gewisse Stille unter der Mannschaft eingetreten ist, hatte S. immer noch einen Scherz in petto, der die ganze Compagnie aufheiterte und geistig erfrischte. S. wurde aber auch von Vorgesetzten und Kameraden doch in Ehren gehalten, wie er es verdiente. Ich ward mit ihm ganz besonders befreundet. Am Vorabend der Schlacht von Talavera — wir wußten, daß wir uns den folgenden Tag schlagen würden — saßen wir um das Wachtfeuer. An dem dunkeln spanischen Himmel glänzten Tausende herrlicher Sterne in südlicher Pracht. Niemand von uns sprach; selbst S., der stets heiter, war schweigsam; wir konnten nicht schlafen. Da unterbrach endlich S. die Stille, indem er sich an mich wendete. »Herr Cadet, ich möchte Ihnen etwas anvertrauen, aber Sie dürfen mich nicht auslachen! Ich fühle, daß ich den morgenden Abend nicht erleben werde; mir sagt dies eine innere Stimme. Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, habe auch nur eine alte Mutter, die mich nicht lange überleben wird. Mein Herr Cadet, ich fürchte mich nicht, aber der Mensch bleibt nun einmal Mensch, solange er Athem holt. Darum möchte ich Ihnen meine letzte Bitte ans Herz legen; wir waren ja immer gute Kameraden!« Betroffen und gerührt sah ich dem guten S. in das klare Auge, in welchem eine helle Thräne glänzte; schweigend reichte ich ihm die Hand. — »Sehen Sie, Herr Cadet, hier diesen Beutel mit Geld; ich habe ihn neulich einem verwundeten französischen Offizier abgenommen, der gefangen in meinen Armen starb; das Geld ist rechtmäßig mein; meine Mutter ist arm; schicken Sie ihr den Beutel mit den gelben Dingern drin, mir nützt er ja nichts mehr!« Rede nicht solch dummes Zeug, S., du wirst nicht sterben! erwiderte ich. »Ich werde bald sterben, Herr Cadet!« sprach wehmüthig-lächelnd S., drückte mir die Börse in die Hand und schritt einem andern Wachtfeuer zu.

„Der blutige Tag von Talavera brach an; bald kamen wir ins Feuer; früh 7 Uhr war S. todt. Ich wurde gegen Mittag schwer verwundet, konnte mich daher meines Auftrags nicht selbst entledigen, aber der Hauptmann hat es gar getreulich gethan.“

Wir waren von der Erzählung tief ergriffen und baten den Hauptmann, fortzufahren.

Nach einigem Zögern nickte er zusagend, füllte sein Glas, stützte den Kopf in die Hand und sprach: „Kinder, der zweite Fall liegt uns sehr nahe, erst gestern ist er mir begegnet!“ „Erst gestern?“ frugen wir erstaunt. „Ja, erst gestern, erst gestern!“ wiederholte der Veteran. „Ihr Alle habt unsern braven U. gekannt und geachtet — jetzt ist er wol schon hinüber und doch vielleicht mitten unter uns. Mir ist, als ob ich seine Nähe

fühlte. Hört! Ihr wißt, daß wir Alle gestern Abend noch keine Ahnung von dem uns heute bevorstehenden Gefechte hatten. U., der Lieutnant B. vom Regiment und ich lagen auf dem Stroh und schliefen. Plötzlich werde ich durch ein lautes Stöhnen aufgeweckt; ich richtete mich in die Höhe und sah U., wie auch er sich aufrichtete, mit der Hand nach der Seite griff und stöhnend rief: »Herr Gott, wie brennt der Schuß! Mit mir ist's aus! Mein armes Weib!« Was fällt Euch denn ein, U.? brummte ich; Ihr träumt wol? Stört uns doch nicht! »Ja, ich träumte sehr schwer und — bös; ich mag nicht mehr schlafen!« lautete die Antwort U.'s. Er stand auf und ging hinaus ins Freie. Lieutnant B. war auch aufgewacht und hatte, gleich mir, U.'s Worte gehört. Es dauerte lange, ehe wir wieder einschlafen konnten. Heute früh war U. ganz verändert; der sonst so feste Mann war weich, unentschlossen und unruhig. Er sprach wenig und das Wenige matt und, wie mir schien, halb im Traume.

„Wir marschirten ab; ich kümmerte mich jetzt nicht weiter um ihn, denn ich hatte genug mit meinen Leuten zu thun. Als nun gegen Mittag die ersten Schüsse bei der Avantgarde fielen und wir Halt machten, sah ich U. neben mir stehen und seinem Diener Uhr und Börse geben. »Behalte das!« sagte er, und zu mir sich wendend: »Seid so gut, wenn mir vorn etwas begegnen sollte, den Trauring meinem lieben, treuen Weibe zuzusenden! Hier ist er! — Doch nein, ich will ihn lieber behalten!« Mit diesen Worten steckte U. den bereits abgezogenen Ring wieder an den Finger.

„Kameraden, U. hat einen Schuß in die Seite erhalten — Was sagt ihr nun?"

Der Hauptmann wischte sich das Wasser aus der grauen Wimper und Mancher von uns schämte sich der hellen Thränen nicht, die er um einen edeln Kameraden weinte.

Es war 2 Uhr geworden; wir wollten uns zum Aufbruch rüsten, als von den Vorposten mehre gleichlautende Meldungen einliefen, daß der Feind freiwillig das Feld geräumt und sich bis in Position von Düppel zurückgezogen habe. Ein Bataillon wurde zur Recognoscirung abgesendet; der befohlene und nun unnöthige Angriff unterblieb und wir — suchten und fanden bald — Ruhe.

(Eine dritte Mittheilung demnächst.)

Der Böhmerwald.

I.

Wiederdurchwandert ist das Riesengebirge, mannig bekannt das nothreiche Erzgebirge, nur der Böhmerwald mit seiner prächtigen Waldnatur scheint in tiefer Verlassenheit zu liegen. Selten betreten von dem Fuße eines Botanikers oder Geognosten, birgt er manche Wunder der Natur und der Landschaft und in der Bevölkerung manche altdeutsche Sitte, der sich aus der Vorzeit in den Nachkommlingen der Urbewohner des Hercynischen Waldes ursprünglich bewahrte. Vieles davon wurde zwar durch den Böhmerwaldsohn Josef Rank an die größere Kulturwelt gebracht, nach wie vor sind jedoch die bezaubernditen Partieen dieser waldeinsamen Berge weltverlassen geblieben. Der einsam streifende Botaniker hat zwar in sein Herbarium die von dem Gebirgsvolke wunderthätig gepriesene Arnica aufgenommen, die dem Böhmerwalde Das ist, was die Stranga der Schweiz; er hat gewiß auch die lieblichblaue Gentiana acaulis gepflückt, aber vielleicht darüber die Glocke der Himmelswölbung vergessen, die in heitern Herbsttagen über den dichtbewaldeten Bergrücken, über den Wiesenthälern mit weit intensiverem Lichtblau getränkt ist als in dem farbenmattern Flachlande. Hier und da erspähte der Geognost an diesen muldenförmigen Thälern und den sattelartig geschweiften Bergrücken das „Darunter", ohne das „Darüber" dieser seltsamen Waldvegetation mit einem lebendigen Auge zu schauen.

Bevor ich den Leser nahezu an den Ursprung der Moldau in eine Gegend leite, in welcher der Urwald noch nicht vollends erstorben ist, sei noch Einiges im Allgemeinen zum Vergleiche des Böhmerwalds mit dem böhmischen Riesen- und Erzgebirge gesagt.

Als eine abgeschlossene Bergkette zieht sich das Riesengebirge in wellenförmig erhobenen, aber fest aneinandergereihten Bergkämmen fort, sodaß die in Nr. 5 der „Unterhaltungen" von einer Frauenhand anmuthig und charakteristisch geschilderten Touristen und Gebirgsleute über das Profil dieser Berge in einer halben Tagereise wegschreiten können. In der Koppe hat sich das Riesengebirge eine domartige, die Aussicht nach vielen Ländern beherrschende Kuppel gebaut, sie bleibt das Strebeziel für alle Pilger nach dem Gebirge. Dadurch wird das touristenreiche Riesengebirge auch so gesellig. Alles findet sich droben auf der Koppe, dem Sammelpunkte für die Karavanen aller Nationen

und Conferenzen, auf der Marktscheide zweier europäischer Großmächte.

Anders ist es im böhmischen Erzgebirge; terrassenförmig hebt sich eine Gruppe mäßiger Berge um die andere unweit des Egerflusses und des Netzes der böhmischen Bäder nur allmälig empor. Nur die Anläufe des Erzgebirgs werden von vegetationsreichen Thälern durchschnitten; wo das Gebirge schon höher hinaufstrebt, flacht es sich in Hochplateaux ab, die dem Auge keine erquickende Abwechslung geben, es im Gegentheil durch einförmige Fichtenwälder und traurig sich hinziehende Moorgründe ermüden. Die Staffage, welche diese Landschaft belebt, ist durch die Nothfrage ohnedies schon bekannt.

Weit anders als die Gebirgszüge des Nordens und Ostens sind die Grenzwächter des Böhmerlands beschaffen, welche den Westen und Südwest beschützen. Das Element des Böhmerwaldgebirgs ist — eben der Wald. Oft gebricht es da dem Auge an einem Maßstabe der Höhenmessung, weil die ausgedehnten Abhänge, von denen die Wiesenthäler eingerahmt sind, den dichtesten Wälderschmuck besitzen. Es ist das ein wahrhaft königlicher Wald von der herrischen Natur früherer Zeiten. Der Begriff der ansehnlichen Höhe dieser Berge und der Tiefe und Weite dieser Thäler, welche partienweise an die in den Tiroler, Salzburger und Steirischen Alpen mahnen, verschwindet unter dem Eindrucke der Fülle des Wälderschmucks.

Nach einem Sammelpunkte wie die Schneekoppe wird sich der Reisende des Böhmerwalds sehnen und besonders nach einer ähnlichen Fernsicht, wenn er sich Teleskopen mitbringt. Der Arber, Kubani, Dreisesselberg vermögen weder an Uebersicht des Gebirgszugs noch an Fernsicht für den Böhmerwald Das zu bieten, was die Koppe für das Riesen-, der Sonnenwirbel für das Erzgebirge.

Der Monodämonismus des Riesengebirgs waltet im Böhmerwalde auch nicht vor. Hier treibt kein proteusartiger Berggeist wie Rübezahl unter den Verhüllungen der tagelang brütenden Nebel seinen wechselvollen Spuk, thront nicht autokratisch mit seinem Gerichte über den guten und bösen Thaten der Bergbewohner. Im Böhmerwalde herrscht der Gegensatz der Vielgeisterei. Hier gibt es eine Unzahl kleiner, neckischer und neckender Spuk- und Polter-, Haus-, Wald- und Nebelgeister. Gleicher Art besitzt das durchschurfte Erzgebirge seine Kobaldsteine, auf denen die Kobolde in der Osterzeit zutage kommen und bewirken, daß am Ostersonntagsmorgen die Sonne tanzend über die Berge emporspringt.

Die bäpfenden Bergquellen, welche in den drei Gebirgen zu Thale fallen und sich als krystallene Bänder der Moldau, Elbe und Eger zuströmend in der Elbe vereinen, sind da wie dort von buntbesprengten Forellen belebt, welche die Eigenheit haben, stromaufwärts über die schäumenden Felsklippen der Cascaden sich emporzuschnellen und gegenüber den schwimmenden Baumästen eine Lust sind, was die Delphine gegenüber den Schiffen.

Fassen wir das Volk dieser Gebirge ins Auge, so ist es im Riesengebirge — der Webestuhl, im Erzgebirge — der Spitzenklöppel, im Böhmerwalde — die Holzart, der Holzschlitten, das Holzfloß und die Holzschnitzbank, woran die Existenz seiner Bewohner geknüpft ist. Die Noth macht indessen erfinderisch und darum sind es nicht allein diese Erwerbszweige, sondern aller Art fluctuirende Nebengewerbe, an die sie sich anklammern und, den Moment nützend, sich hastig an ihn hingeben müssen. Die Milch- und Viehwirthschaft — im Erz- und Riesengebirge bereits im Verfalle — hat noch im Böhmerwalde ihre Bedeutung. Das Pascherwesen, welches in der Gemeinde der Lokenhäusler eine jede Staatsmacht höhnende Gewalt war und dessen blutiger Trotz mit Opfern von Menschenleben oft besiegt werden mußte, ist indirect durch die Ermäßigung der Zollsätze, also durch einen Friedensact der Civilisation zu Paaren getrieben worden. Eine Unmasse junger Gesellen sendet der Böhmerwald wie das Erzgebirge als Musiker mit dem ersten Frühlingswehen nach Baiern und Preußen, Polen und Rußland. Während der Naturalismus den Kundschaften des Böhmerwalds mehr auf die niedere, dunkle Dorfschenke beschränkt und meist auf das Land Böhmen beschränkt, wissen die Erzgebirgssöhne durch ihre geschulten Großväter und Väter sich sogar im Dorfe daheim centrapunktische Kenntnisse zu erwerben und ziehen nach Deutschlands Bädern als wohlorganisirte Banden.

Zwei weitere Erwerbszweige hat der Böhmerwald mit dem Riesengebirge gemein, es ist einerseits die Glasbläserei und Glasschleiferei, andererseits die Holzschnitzerei. Das letztere Gewerbe erzeugt grobe Schnitz- und Drechslerwaaren für den gewöhnlichsten Hausbedarf und für die Wirthschaft des Landmanns: Siebreifeln, Butterfässer, Schaufeln, Kochgeräthe; man nennt diese Waare hierzulande mit dem Sammelnamen „Waldwaare". Eines Tags ist mir im Böhmerwalde ein Holzschnitzler begegnet, welcher sich über das gemeine Gewerbe seiner Zunftgenossen als Künstler erhob. Er schnitzelte aus freier Hand auf einem profanen

Spaziergänge Basreliefs, welche nichts weniger bedeuten sollten als eine Darstellung der Genesis. Ohne durch die Anschauung der Wandgemälde Kaulbach's in Berlin inspirirt worden zu sein, vergeistigte dieser naive Zylograph auf diesem Stocke seine Weltschöpfung in wahrhaft bewunderungswürdiger Art. Das gute und böse Princip war plastisch bald durch Gestalten der Bibel, bald durch die einer verworrenen Götterlehre personificirt. Leider krankte dieses schlichte Genie an einem Uebel, das mit demselben häufig gepaart ist, an einer gewissen Verfahrenheit, sodaß er nicht einmal seine Weltschöpfung vollendete. Als ich ihn auf einige noch unbenutzte Ausbuchtungen des Stocks hinwies, erwiderte er mir, auf sie mit dem Finger zurückdeutend, daß da noch die Sündflut hineinmüsse, daß er sich jedoch nunmehr einem andern Geschäfte gewidmet, nämlich aus den Gebirgshütten durch ein Arsenikalpulver das Ungeziefer der Schwaben und Russen zu vertreiben. Von diesem Geschäfte, das seiner vagirenden Lebensweise mehr zusagte, versprach er sich goldene Berge. Bei seinen Vernichtungsgedanken gegen alle Schwaben- und Russenheere konnte man diesen Mann kaum zu den Friedenspolitikern zählen.

II.

Um an die Geburtsstätte der Moldau zu gelangen, muß man in die Hochwaldgegend von Außergefild vordringen. Eine Stunde hinter der Stadt Winterberg, dem Vor- und Hauptorte des Böhmerwalds, verläßt der Reisende die urbargewordenen Strecken des gelichteten Waldes und das wechselvollere Terrain, um sie mit einem ewigen Aufwärts und mit undurchdringlicher Waldregion zu vertauschen. Wie wird die Brust erweitert, der Athem erfrischt, wenn man aus diesen Fluren eines unerheblichen Halbzustandes, wo die Axt dem Pfluge gewichen, hinandringt, um ungefälschte Waldluft zu schöpfen. Dem Auge wohlthuend ist das Hinüberstreifen über culturreiche Ebenen, denen der Stempel der mannichfaltigsten Benutzungsart und des vervollkommnenden Menschengeistes aufgedrückt ist. Dagegen wie trostlos sieht eine Gebirgsgegend aus, wenn sie der Waldflächen erst von heute beraubt, milderer Baumarten noch nicht theilhaftig, auf ihrer öden Fläche eine schwere, von Steingerölle wüst belastete Ackerung darstellt. Die auf dem durchrodeten Waldboden neu angebauten Felder sind in ungeordnete, aus den beseitigten Steinen zusammengeworfene Wälle eingerahmt, was beiträgt, an der Landschaft den Charakter der Sterilität zu vermehren.

Alsbald aufwärtsgekommen, umhüllt uns ein tiefschattiger Buchenwald, mit dem von der Luft gekräuselten hellgrünen Blätterwerk uns überwölbend. Diesen Wald habe ich zu manchen Zeiten durchstrichen und fand immer wieder neue Schönheit in ihm, bald Anregungen zur Heiterkeit, bald zur Wehmuth. Hier versammelt sich jeden Morgen und Abend die Drossel, die Amsel, die Waldlerche, der Specht zu Matinees und Abendconcerten, wenn auch noch in den Rachein des Waldwegs drückende Schneemassen lagern. Ist der Boden von der Schneedecke befreit, dann streuet auf ihm die Wildheit der wuchernden Farnkräuter mit der Anmuth der zartesten Moose. Auf diesen Strecken sind wir noch bei weitem nicht in der Urwaldsregion; doch finden wir hier schon eine Vorbereitung in der eigenthümlichen Bemoosung der Bäume. Dem Moose dieser Gegenden genügt nicht, sich an der Rinde des Stammes nach der rauhern Windseite anzusetzen, es greift an die Aeste, ja an die zartesten Zweige des Waldbaums, sodaß dieser phantastisch, beinahe wie ein durchaus bereifter altersgrauer Nordlandsrecke aussieht.

Nach etwa dreistündiger Fahrt von dem Saume dieses Buchenwalds gerechnet, den wir soeben beschrieben, erblickt man den auf einer rings von Fichtenwäldern umhegten Bergbaide gelegenen Ort Außergefild. Während des frühern Wegs kam man zuweilen auf eine überraschende Waldlichtung, die spielende Sonnenlichter zwischen dunkelnde Schatten warf, oder auf eine Waldwiese, die wie eine Oase in ihrer Abgeschlossenheit eine märchenhafte, gleichsam selbstzufriedene, den Menschenblicken entrückte Flora entwickelte. Nichts erinnerte aber an menschliches Dasein; nun wird es uns erst in der Doppelreihe dieser Hütten kund, aus welchen die 3000 Klafter über dem Meeresspiegel erhabene Ortschaft besteht. Man fühlt sich an diesem Punkte wahrhaft außer aller Gefahr. Auf einem moor- und haidenartigen Boden steht diese hölzerne Ansiedelung, die Dächer der Häuser sind mit mächtigen Schwerstücken belegt, damit sie kein Raub rauher und heftiger Windstöße werden. Das Kirchlein, das Pfarrgebäude, die Schule, die Zollstätte sind gleichfalls blos aus Holz aufgezimmert, aber zur Ehre Außergefilds sind die Holzwände mit gar nett aneinandergefügten Schindeln überkleidet, wie man solche am Lande blos auf den Dachungen findet. Die Holzschläger und Schnitzler haben ganz muntere Gesichter und neugierige Augen, ihre Weiber und Töchter haben schönere und hellen rollauf Blumen

an die Fenster ihrer Wohnungen. Bei den hohen Frostgraden, an welche dieses Völklein gewöhnt sein muß, sendet es seine Kinder nackt ins Freie hinaus; oft sah ich sie ganz nackt im Schnee stehen.

Der Pfarrer des Orts versicherte mich, daß bei den rauhen klimatischen Verhältnissen seiner Gott soviel näher gelegenen Curatie die Sterblichkeit der Erwachsenen eine äußerst geringe sei; dagegen wüte der Tod auf diesen Höhen an den Kindlein verheerend. Hätten diese Gebirgspflänzchen nur das sechste Jahr überstanden, so seien sie dann gegen den Tod in der Regel bis in ihr höchstes Alter gefeit. Ich fand daselbst auch rüstige Jugend, den Gegensatz zu der des Erz- und Riesengebirgs. In dem ersteren untergräbt der Bergbau Kraft und Anmuth der Jünglingsgestalt, vernichtet die Anschmiedung der Jungfrau an das Klöppelpolster allen Blütenschmelz und alle Frische. Die zarten Kinder des Riesengebirgs sind wahre Engelsgebilde; leider ist dies nur ein Hauch der Schönheit, der schon mit den Jahren der Entwickelung entschwindet, und in diesem Zeitpunkte tritt eine förmliche Welkheit ein. Ist es nicht der Webestuhl, welcher diese traurige Umwandelung hervorbringt? Sollen wir sie in andern, vielleicht klimatischen Verhältnissen oder in den Nahrungsmitteln suchen?

Der Gastwirth in Außergefild ist Vater von 25 Kindern in einer gesegneten Ehe; davon sind schon 20 und gleichfalls fast ausnahmslos im zartesten Kindesalter verschieden; er erfreute sich zwei mal an Zwillingsgeburten, die Namen all seiner Kinder vermag er ohne Kalender nicht mehr aus dem Stegreif zu nennen. Der gemüthliche Mann, dessen sanftes, frisches Auge ein edles Herz spiegelt, nährt sich von einer Art Glasmalerei. Auf gewöhnliche Glasscheiben malt er mit Mineralfarben durch Patronen Brustbilder, größtentheils aus der heiligen Geschichte; gleichwol ist es eine profane Malerei, obgleich für den Kunstsinn und Bedürfnisse der Landbewohner genügt, die ihnen in ihren Wohnungen die geehrtesten und beliebtesten Sälen einräumen.

Solcher Bilder werden mit zwei bis drei Hülfsarbeitern 4—500 des Tags angefertigt. Als ich eins dieser Bilder ergriff, fiel es mir aus der Hand und natürlich in unzählige Trümmer. Ich erschrak dabei, als wäre es ein Einsatzgemälde in die Bogenfenster irgendeines Doms gewesen; später, als ich meine Zeche bezahlte, fand ich mich zugleich sehr angenehm überrascht, daß ein kleines von mir hingelegtes Silberstück, nach den heitern Mienen des höckerigen Gehülfen zu schließen, noch mehr als diese Lücke ausfüllen mußte. Ich sah auch in diesem Atelier einer seltsamen Metamorphose zu, wie aus einer blondlockigen Thusnelda mit etwa vier Pinselstrichen ein wildaussehender Arminius wurde, die blonden Locken mit einer schwarzen Schmiere flugs überstrichen und ein Vollbart hingepinselt!

Seltsam genug wurde mit denselben Glasbildern vor Jahren ein gewinnreicher Export nach den italienischen Ländern getrieben. Mancher Verkleinerer dieser heimischen Kunst will zwar behaupten, daß es sich blos um die Schwärzung dieser Glastafeln über die Zollinie gehandelt und daß man die Malerei von ihnen weggewaschen hätte, wenn sie über die Schranken in salvis gebracht wären; man habe also an diesen Bildern nur den Glaswerth geschätzt. Sei dem wie ihm wolle, für den bedürftigen Außergefilder war dieser Absatz ins Weite gar schätzenswerth. Die hier so allgemeine Erzeugung der Zuntholzkapseln auf einer Drechselbank ist unter dem Einflusse der Concurrenz einer gleichmäßigen, fabrikartigen Erzeugung auch schon erlahmt und die Bevölkerung steht in dieser Beziehung rathlos da.

III.

Verlassen wir die Hütte, um nun ein Stück Urwaldsleben zu betrachten. Eine Viertelstunde südwärts von Außergefild hört ihr einen Gießbach aus dem Walde hinabrauschen. Es ist der Moldau, das ausgelassene Kind, und der finstere Wald, der sie dort einengt in eine Art Engpaß auf der Höhe, heißt der „Bierstopf", daran eine Glasfabrikencolonie, das „Franzenthal".

Eingeengt in ein Felsbett und darum mit einem desto wildern Gischte hinaufspringend, dann wieder von feindlichen Klippen zurückgeschnellt, nur stellenweise losgelassen in breitere Ufer toll die ungeduldige Moldau durch diese majestätischen Waldpartieen. Allein hier ist die Aeußerung des Sturzbachs nicht die einzige Kraft dieser wilden Romantik. Auch die Elbe wird kurz nach ihrem Ursprunge von Felsendecken eingesperrt, auch sie schäumt über Felsenklippen hinüber und doch eine weitaus andere Wirkung. Hier bei der Moldau ist es die Zusammenwirkung des Elements eines ungefesselten Sturzbachs mit der Urwaldsnatur. Ihre Häupter bald riesig emporstrebend, bald vom Winde genetzt umlagern Fichten von den riesigsten Dimensionen das Flußbett und überwölben es förmlich. Diese Stämme, die dir den Blick zu den Wolken wehren und der Moldau den Himmel verhängen und die mit ihren bemoosten, tatzenar-

dergeſchlungenen Armen wie über Tempeltrümmern drohende Druiden erſcheinen — auch dieſe ſind der Urwald noch nicht. Unterhalb der rieſigen Fichtenſtämme bewegt ſich eine jüngere Generation, welche ihre Kronen an die Bruſt der Männer anſchmiegt, und noch tiefer unter dieſen Laubdächern wieder ſchimmert ein Anflug der jüngern Knabenwelt, luſtig der Zukunft entgegenrauſchend. Dieſe Männer, Jünglinge und Kinder wurzeln erſt auf dem eigentlichen Urwald. Nicht oben, unten müßt ihr ihn ſuchen; der Urwald iſt hier ein Cadaver, eine Ruine, ein Friedhof der Ahnen, aus welchen die Waldgenerationen ſtufenweiſe verjüngt emporwachſen. Die Baumgreiſe fielen nach allen Richtungen hin über- und durcheinander, ſchlugen über die Moldau unheimliche Brücken, wenige nur modern über der Wahlſtatt ihrer Brüder im Stehen. Der Waldboden wird durch ſolchen Vermoderungs- und Verwürbungsproceß mit einer mehr als fußhohen Decke vermoderter, verwürbter Stoffe überzogen; welch eine Lebenskraft nimmt ſich von daher die junge Baumwelt! Aus dem Chaos dieſes Waldbodens ſehen die Wurzeln eingebohrter Stämme empor, die der Elementenkampf umgekehret hat. Viele dieſer umgekehrten Stämme riſſen eine weitmächtige Moosdecke mit ſich, die, an das Wurzelwerk ſich haltend, als ſenkrechte Wand aufgebäumt iſt; auch die abgeholzten Stöcke ſtrecken ihre Wurzeln wie Krallen von ſich und markiren ſich durch ihr Blinken aus dem hochaufgeſchoſſenen Schling- und Farrnkraut, ſodaß dieſe bleichen Baumtrümmer bei Mondſchein der Phantaſie das beängſtigendſte Spiel geben. Bald ſind es Serkrebſe, bald das Skelett eines Mammuth, bald Waldgeiſter, hockende Hexengeſtalten, Klageweiber mit ringenden Armen, bald Geſichter mit grauſig fletſchenden Zähnen und diaboliſchen Augen, was aus dem Waldesdunkel dich anglotzt oder aus dem Nebel emporwächſt.

Am Eingange zum Engpaß, wo ſich das Moldauufer nach der Bergſeite zu erbreitet, hat Graf Wurmbrand, den Abhang krönend, eine Gottage aufgeſtellt. Das von dem Architekten Profeſſor Gruber in dem nettеſten Stile errichtete Sommerſchloß iſt ohne einen Mauerziegel aus Holz, Glas und Eiſen erbaut. Seine anſehnliche Fronte weiſt drei Stockwerke, eine Art Glaspalaſt; denn es beſteht aus einer in den nettеſten Maßen und Formen durch ſchmale Holzrahmen und Holzſäulen zuſammengehaltenen Glaswand. Der Anblick wird durch das in den feinſten Arabesken dieſe Glaswand tragende Säulenwerk unendlich graziös.

Man ſagte mir, Graf Wurmbrand ſei mit der Idee umgegangen, dieſem die Waldwildniß beherrſchenden Feeenſchloß ein zweites gleiches dem Abhange gegenüber aufſteigen zu laſſen, gewiſſermaßen wie die Abſpiegelung des erſtern durch eine Fata Morgana, und dann dieſe beiden Schlöſſer durch eine luftige Brücke über den Abgrund zu verbinden. In der That, wenn auch nur gedacht, ſehr poetiſch gedacht!

Bevor wir ſcheiden vom Viertopf, ſei noch eine Frage geſtellt, oder vielmehr man geſtatte mir die Frage zu wiederholen, die mir dieſe Waldung und dieſer Gießbach erweckt hat.

Ihr Baumrieſen, was iſt euer Schickſal? Moldau, was iſt das deine und was rauſcheſt du mir zu?

Dieſe Waldesſtämme werden hier Palaſten, dort Hütten die Bindung verleihen, zu Wiegen, Brautbetten ſowie zu Särgen umgeſtaltet, werden zum Hammer und zur Axt des Waldes ſelbſt, alſo zu ihrer eigenen Strafe, werden als Maſtbäume Wimpel tragen und vielleicht die Fluten der Moldau wieder erkennen, die ſie umpülten. Doch über träumſt du nun gewiß nicht, du ein Lied der Freiheit rauſchende Fichte, daß es deinem Kernſtamme beſtimmt iſt, die Töne einer Beethoven'ſchen Sonate ausklingen zu laſſen? Bald wird dein Stamm unter der Säge dieſer Bretmühle knirſchen und ächzen, damit du dich als Reſonanzbret für die Pianofortetaſtaturen gebrauchen läßt. Wer denkt auch daran, wenn er einen Graad in Paris lieblich klingen hört, daß der freigeborene Baum des Böhmerwalds etwas dazu thut, der noch heute eigenwillig rauſcht, um die Leibeigenſchaft nichts ahnend, die ihm bevorſteht?

Und was murmelt ihr mir ſo ungeduldig und ungeberdig, ihr Wogen des Gießbachs? Was fuhrſt du, Moldau, für eine ſtürmiſche Sprache?

Habe ich umſonſt Mühlen und Fabriken bewegt, umſonſt geduldet, daß ſchon auf meinem jungen Nacken geflößt wird? Laſſe ich umſonſt die Burgen Rosenberg, Krumau, Frauenberg, Klingenſtein, Worlik in meinem Gewäſſer ſich abſpiegeln, ſind meine Wogen umſonſt mit den Thränen und mit dem Blute hiſtoriſcher Erinnerungen getränkt, hat Prunkwik in mir nicht ſein kühles Grab gefunden, verleihe ich Prag nicht Kraft und Schönheit? — Rechne ich umſonſt wie die niederſte Magd unter dem Frohndienſte für mein Land, den ſüdlichen Grenzwald fortſchleppend bis zur Hanſa hinauf? Warum durchſchneide ich mein Bohmen in der Mitte durch als ſeine Pulsader? Daß mein Name ſpurlos vergeht? Was will doch der von Oſten kommende Eindringling mit ſeinen luſtigen Krüm-

mungen, mit seiner thatlosen Geschwätzigkeit? Was will die böse Elbe, diese Schlange, die auf mich loszischt, um mich zu verschlingen? Gebührt nicht mir der stärkere Antheil an Allem, ist es nicht mein Hochwasser, auf dem die Dampfer ab- und zufahren? Spiegeln sich das liebliche Dresden, das ernste Magdeburg, das gewaltige Hamburg nicht in meinem Gewässer? Und doch — ich bin nichts, man weiß, man ahnt nichts von mir oben im Norden, weil diese tückige Schlange, diese Elbe, mich um Macht, Ruhm und Namen gebracht hat — aber dich erwartet auch ein sicheres Grab, dich verschlingt vereint auch ein noch gewaltigeres Wesen!

Das war es, was die Moldau mir so ungestüm zugerauscht, aber was frommt ihr diese so müßige Beschwerde gegen das historische Recht?

Victor Hansgirg.

Die Krankheit des Heimwehs.

Von allen Banden, die uns an diese Welt knüpfen, ist der Boden, wo wir geboren und erzogen wurden, das mächtigste. „Vaterland, Heimat, Familie" — wie viel Zauber liegt in diesen Worten, wie viel Wehmuth und aufregende Sehnsucht für das jugendliche Gemüth, das, losgerissen davon, in fremden Kreisen sich vereinsamt und verlassen wähnt! . . . Selbst im reifern Alter, zu

Wenn wie im Winter unsers Lebens stehen,
Wer möcht' ins Jugendland zurück nicht sehen,
Und gern der traulich schönen Zeit gedenken,
Wo unser Himmel lag in dunklen Schranken,
Wo uns das Leben zwischen Scherz und Ernst,
Ein Bächlein unter Rosen hingeflossen?

Gewiß thut dem Herzen diese Erinnerung wohl! Denn wenn wir auch selbst noch in spätern Jahren nicht ohne Rührung auf manches Ereigniß aus jenen Tagen kindlicher Lust und Unbefangenheit zurückblicken; so ist doch der Schmerz der Erinnerung längst überwunden, ist schlimmsten Falls zu sanfter Wehmuth abgeklärt und nimmermehr jenem peinlichen Gemüthszustande zu vergleichen, den wir Heimweh nennen.

O wie weh thut dieses Heimweh! Mit welcher Herzensangst blicken die Fernen zurück auf das stille, friedliche Leben, das sie verlassen, auf die Ihrigen, ihnen so anhänglich; wie martert und quält sie die Sehnsucht nach Allem, was sie geliebt und verloren! Wie öde die Welt um sie, wie leer, wie kalt, wie gehüllt in die düstersten Farben! Daheim nur, im traulichen Kreise der Ihrigen, auf dem väterlichen Boden, umgeben von Dem, was durch die süßen Sympathieen der Kindheit, dem Herzen so theuer, da nur ist Friede, Freude, Glück, dorthin zieht sie, darauf allein ist ihr Dichten und Trachten gerichtet. Bleischwer lastet die Qual der Trennung, nur für die geliebte Heimat und Das, was an dieselbe erinnert, hat ihr Gemüth Empfänglichkeit, — Nachts träumt ihnen davon . . . . Man sucht die Trauernden zu zerstreuen, durch Erheiterung und Arbeit ihren Trübsinn zu verscheuchen. Aber mitten im Gewirr des Lebens taucht plötzlich eins der wunderholden Gebilde empor, sie starren hinein und das Auge füllt sich mit Thränen. „O die Heimat, die süße Heimat!" seufzen sie, und vereinsamt, verlassen und verloren, wie sie sich nun einmal fühlen, drehen sie sich herum in dem Winkel dieser einzigen traurigen fixirten Idee und vermögen nicht zu entfliehen dem Kreise, in den sie wie bezaubert gebannt sind. Nur ein Gedanke, der ihres grenzenlosen Unglücks, erfüllt ihre Seele und dieser Gedanke nagt an ihrem Innern, lähmt alle Entschlüsse, zehrt das Gemüth auf und bringt, gleich den Qualen einer unglücklichen Liebe, Krankheit und Siechthum über sie.

Wie manches Herz ist wol schon gebrochen über die Erschütterungen der getäuschten Liebe, der Sehnsucht, des Kummers! „Von Trauern kommt der Tod und des Herzens Traurigkeit schwächt die Kräfte", warnt Sirach 38, 19. Und so ist's. Berechnete doch Dr. Eduard Hill, daß in England jährlich 5000 an der unglücklichen Liebe — „an gebrochenem Herzen", wie Engländerinnen sagen — sterben . . . . . Auch in diesen „Unterhaltungen", Bd. I, Nr. 7, wird unter der Ueberschrift „Schweizerheimweh" ein ergreifender Fall dieser Art mitgetheilt, den wir nachzulesen bitten. Bei den Schweizern tritt bekanntlich das heimische Gefühl vorzugsweise stark hervor. Sind's die vaterländischen Naturschönheiten, die der Schweizer in keinem andern Lande wiederfindet, oder ziehen die Nationaleigenthümlichkeiten dieses Volks den fernen Eingeborenen so mächtig nach der Heimat zurück? Unter den schweizerischen Soldaten, die den Königen von Frankreich dienten, erwachte das Heimweh am unwiderstehlichsten, wenn der Kuhreigen erschallte. Scharenweise entflohen die jungen Leute in der nächsten Nacht, weshalb es auch verboten ward, die so lebhafte Erinnerungen weckende heimische Musik ferner ertönen zu lassen.

Aber nicht blos diese Schweizersoldaten, auch die Truppen aller andern Länder sind dem Heimweh und seinen verderblichen Folgen unterworfen. Wie erklären sich anders die bekannten, so un-

günſtigen Sterblichkeitsverhältniſſe, die wir in den ſtehenden Heeren überhaupt antreffen und die ſo arg ſind, daß z. B. das ruſſiſche nach Schulz-Bodmer's „Militärpolitik" in jedem Friedensjahre mindeſtens 40,000 Mann begräbt. Dieſe ſo enorme Mortalität unter einer bei ihrer Aushebung vorzugsweiſe geſund und kräftig befundenen Mannſchaft hat ohne alle Frage ihren Grund im Heimweh; denn der Soldatenſtand im Frieden an und für ſich kann, das liegt ja auf der Hand, der Geſundheit nur zuträglich ſein.

Oder ſchlügen wir die Folgen ſelbſt der heftigſten unbefriedigten Sehnſucht zu hoch an? Schwerlich. Jean Paul nennt das Heimweh eine vergiftend herumziehende Bleikugel und bleiſchwer laſtet in der That die Qual der Sehnſucht auf dem armen Heimkranken. Vereinigt ſich in ihm doch Alles, was die Bruſt birgt, an peinlichen und niederſchlagenden Affekten: quälende Angſt, Sorge, Betrübniß, Traurigkeit, nagender Kummer! Kummer aber affizirt mächtig das Herz, ja ſo mächtig, daß er nicht metaphoriſch, ſondern phyſiſch bricht. Kein Wunder. Denn unter der erdrückenden Gemüthsſtimmung leidet über kurz oder lang das geſammte Nervenſyſtem, es wird die Thätigkeit jedes Organs gehemmt und verändert und das Blut nimmt jene Veränderung an, die ſelbſt zur Knotenbildung und ihrem traurigen Ausgange in den Lungen führt.

Wer, deſſen Beruf es iſt, auf Das zu horchen, was man mit einem glücklichen Ausdrucke „der Menſchheit ſanfte klagende Muſik" genannt, hätte dieſe Ausgänge einer tiefen unbefriedigten Sehnſucht nicht vielfach zu beklagen gehabt? . . . Da das Nervenſyſtem, als der Inbegriff aller Empfindung, das verletzbarſte iſt, ſo äußert ſich das Heimweh zuerſt in mannichfachen krankhaften Affektionen der Nerven. Es ſtellen ſich Druck und Krampf im Magen, Kopfſchmerz, Bruſtbeklemmung, Herzkrämpfe ein. Der Appetit verliert ſich, die Verdauung wird geſtört, der Athem erſchwert, er beſteht faſt nur aus Seufzern. Bald leidet nun auch das Blut, das überladen wird mit Kohlenſtoff. Denn gleichwie die angenehmen, erheiternden und erhebenden Empfindungen die Entfernung dieſes Stoffes aus dem Blute begünſtigen, ſo laſſen dahingegen die peinlichen und niederſchlagenden ihn ſich anſammeln. Bedenkliche Krankheiten der Magenhaut, der Lunge, der Leber, ſchleichende typiſch-nervöſe Fieber ſind die unausbleiblichen, ſicher dem Grabe zuführenden Folgen, die abzuwenden es nur ein Mittel gibt: frühzeitige Rückkehr in die Heimat! Leider aber werden die erſten Symptome dieſer ſo gefahrvollen Krankheit gewöhnlich zu gering geachtet. Der in die Fremde geſchickte Knabe ſoll ſeine Zeit aushalten, das Töchterchen in der Penſion zur Jungfrau erblühen, bevor Beide das älterliche Haus wieder betreten. Verfehlte Strenge, der die bitterſte Reue über das verhängnißvolle „zu ſpät" auch hier — und wie oft — auf dem Fuße folgt!

Dr. Kobbelen.

Martin Luther als Schutzzöllner.

Eine neue Turbine, eine neue Ziegelhütte, eine neue Credit- und Sparkaſſe ſind für das praktiſche Leben von viel größerm Werth als ganze Bände neuer Werke über Nationalökonomie. Die Wiſſenſchaft in Ehren, aber es thun uns Deutſchen Waſſerräder, Ziegelbrennereien und ſolide Creditinſtitute viel nöthiger als neue gelehrte Werke über Volkswirthſchaft, an denen wir reich genug ſind. Haben wir auf dieſem Gebiete einen guten Gedanken — und daran fehlt es den Deutſchen nicht —, ſo machen wir eine gelehrte Abhandlung daraus; haben wir eine ganze Reihe von guten Ideen, ſo bringen wir ſie in ein Syſtem und machen Bücher daraus. Aus demſelben Stoff macht England Spinnereien, Webereien und Dampfflotten.

Auch über den Schutzzöllner Dr. Martinus Luther ließe ſich gar viel ſagen. Das Wenige, worauf wir uns beſchränken, iſt eine kleine Abſchlagszahlung auf die Schuld, welche die gelehrten Nationalökonomen ihm auffallenderweiſe zu zahlen vergeſſen zu haben ſcheinen.

Luther war ein Erſchutzzöllner. Er hat für den Grundſatz des Schutzes der vaterländiſchen Arbeit gegen die Concurrenz des Auslandes ſeine Stimme ſo laut und kräftig ertönen laſſen, daß der Welt davon noch lange nachher die Ohren klangen. Und doch war die Nationalökonomie des großen Mannes ſchwächſte Seite.

Es iſt auffallend und zu beklagen, daß Luther's ſcharfer, klarer, nach Freiheit ringender Geiſt in der befangenen Anſchauungsweiſe ſeiner Zeit an den wirthſchaftlichen Volksverhältniſſen und dem Gewerbsleben nichts zu reformiren fand. Er theilte vollkommen die Grundſätze, von denen die deutſche Reichsgeſetzgebung ausging, welche die Arbeitslöhne dem Inlande zu erhalten ſtrebte, indem ſie die Ausfuhr von Wolle verbot, durch Reichstagsabſchied zu Augsburg 1500 den Handwerks-

leuten vorſchrieb, Röcke und Mäntel von inländiſchem Tuche zu tragen, eine verſchärfte Kleiderpolizeiordnung erließ (1548), „weil ein überſchwenklich Geld aus deutſcher Nation geführt werde".

In dieſem Sinne ſchrieb Luther, den an ihn gerichteten Bitten entſprechend, ſeine von Hans Luft 1524 zu Wittenberg gedruckte Abhandlung „Von Kaufshandlung und Wucher", um die „Finanzen" der Kaufleute, d. h. ihre Kniffe und Schliche, zu rügen und an den Tag zu bringen. In dem erſten Theile dieſer merkwürdigen Schrift beſpricht er den Waarenhandel. „Das kann man nicht leugnen", ſagt er, „daß Kaufen und Verkaufen ein nothwendig Ding iſt, das man nicht entbehren und wohl chriſtlich brauchen kann, ſonderlich in den Dingen, die zur Noth und Ehren dienen. Denn alſo haben auch die Patriarchen verkauft und gekauft: Vieh, Wolle, Getreide, Butter, Milch und andere Güter. Es ſind Gottes Gaben, die er aus der Erde gibt und unter die Menſchen theilet. Aber der ausländiſche Kaufshandel, der aus Kalikut und Indien Waare herbringt, als ſolches köſtliches Seidenzeug und Goldwerk und Gewürz, die nur zur Pracht und feinem Nutzen dienen und Land und Leuten das Geld ausſaugen, ſollte nicht zugelaſſen werden, wo wir ein regiment und furchten hetten."

Beſonders aufgebracht iſt er gegen Frankfurt am Main. „Gott hat uns Deutſche dahin geſchleudert", ruft er zornig aus, „daß wir unſer Gold und Silber müſſen in fremde Länder ſtoßen, alle Welt reich machen und ſelbſt Bettler bleiben. England ſollt wohl weniger Geldes haben, wenn Deutſchland ihm ſein Tuch ließe, und der König von Portugal ſollt auch weniger haben, wenn wir ihm ſeine Gewürze ließen. Rechne du, wie viel Geldes während einer Meſſe zu Frankfurt aus Deutſchen Land geführt ohne Noth und Urſache, ſo wirſt du dich wundern, wie es zugeht, daß noch Ein Heller im deutſchen Lande iſt!" „Frankfurt iſt das Gülden und gollt loch, dadurch aus deutſchem Land fleußt, was nur quillet und wechſt, gemünzt oder geſchlagen wird bei uns." Wäre das Loch zugeſtopft, ſo würde man heute die Klage nicht hören, wie allenthalben eitel Schuld und kein Geld iſt, alle Länder und Städte mit Zinſen beſchwert und ausgewuchert ſind. „Aber laß gehen, es wil doch alſo gehen. Wir Deutſchen müſſen Deutſchen bleiben, wir laſſen nicht ab, wir müſſen denn."

Daß ſolche Ausſprüche des großen Reformators über eine der wichtigſten Lebenserſcheinungen, über Handel und Wandel, nicht ohne nachhaltige Rückwirkung auf die öffentliche Anſchauung bleiben konnten, iſt begreiflich.

In einem 1750, alſo über zwei Jahrhunderte ſpäter unter dem Titel: „Oeſterreich über Alles, wenn es nur will", erſchienenen Werke kommt der Verfaſſer auf den eben angeführten frankfurter Meßbericht zurück und ſagt: „Sollte Dr. Luther wieder von den Todten auferſtehen und ſehen, wie es nun in Deutſchland, inſonderheit mit den franzöſiſchen Waaren hergehet, daß anſtatt eines Loches wohl zehend ſeien, daß Leipzig auch ein ſolches Loch werden, daß Hamburg allein wohl ſechs ſolcher Löcher vertreten könnte, daß wegen Braunſchweig mit aller Gewalt dergleichen geſucht wird und mit Magdeburg eben ſolches im Vorſchlag, ſo würde er uns Deutſche wohl gar für unſinnig erklären."

Nach der Luther'ſchen Auffaſſung ſoll der Kaufmann die Lehre des Chriſtenthums zur Richtſchnur ſeiner Speculationen und an der verkauften Waare nicht mehr Gewinn nehmen, als ein chriſtlich Gewiſſen bewilligt. Da er jedoch das Gewiſſen der Kaufleute für ſehr elaſtiſch anſieht, ſo meint er, es ſei das Beſte und Sicherſte, die weltliche Obrigkeit ſetze und verordnete vernünftige, rechtliche Leute, welche allerlei Waare überſchlügen mit ihren Koſten und ſetzten danach das Maß und Ziel, was ſie gelten ſollen, daß der Kaufmann ſeine ziemliche Nahrung davon haben könnte. „Aber wir Deutſchen haben mehr zu thun, zu trinken und zu tanzen, daß wir ſolche regiments und ordnung funden gewarten."

Er, der nicht leiden will, daß ſein Gegner, Georg von Sachſen, Herzog über fremde Briefe, Landgraf über heimliche Rede und Markgraf über ſeine Gedanken ſei, kann glauben, daß es wohlgethan und ausführbar, zur Verhinderung hoher Preiſe aller Art von Waaren ein zahlloſes Heer von Beamten aufzuſtellen, die doch erndten ſein wollen und alſo die Waaren gerade vertheuern würden. Es ſcheint auch, als ſteige ein Bedenken in ihm auf, denn er fügt hinzu, es bleibe nichts Anderes übrig, als daß man die Waare laſſe gelten, wie ſie der gemeine Markt gibt und nimmt.

Statt aber den öffentlichen Markt, die freie Concurrenz, das Angebot und die Nachfrage als den Regulator der Waarenpreiſe näher zu unterſuchen, läßt er ſeinem Zorne am Schluſſe der Abhandlung gegen die Handelsgeſellſchaften freien Lauf. Die Anwendung des Princips der Aſſociation zu Erwerbszwecken iſt in ſeinen Augen die

schwerste Sünde, deren sich ein Christenmensch schuldig machen kann. Von solchen Gesellschaften sagt er: „Es ist Alles grundlos und bodenlos, mit eitel Geiz und Unrecht, daß nichts daran zu finden ist, das mit gutem Gewissen zu handeln sei. Denn wer ist so grob, der nicht sieht, wie die Gesellschaften nichts Anderes sind denn eitel rechte Monopolie? Denn sie haben alle Waare unter ihren Händen und machen's damit wie sie wollen, und treiben ohne alle Scheu ihre Stücke, daß sie steigern oder niedrigen nach ihrem Gefallen, und drücken und verderben alle geringen Kaufleute, gleichwie der Hecht die kleinen Fische im Wasser, gerade als wenn sie Herren über Gottes Creaturen und frei von allen Gesetzen des Glaubens und der Liebe."

In ähnlicher Weise behandelt Luther die Frage vom Zinsfuß in der zweiten Abtheilung seiner erwähnten Schrift, auf die wir hier nicht weiter eingehen wollen.

Hätte Luther sich von den theologischen Vorurtheilen freimachen können, in denen er und seine Zeit bei Beurtheilung der materiellen Volksinteressen befangen waren, der Sieg der Reformation wäre glänzender gewesen als er war. Was die Reformation in Deutschland versäumte, das holte die Revolution in Frankreich nach, wo Sully und Colbert den Ideen mächtig vorgearbeitet hatten, welche, mehr und mehr geläutert, heute die Industrie- und Handelsstaaten regieren.

Gerade das Gegentheil von Dem, was Luther zum Frommen und Besten des Volks für nothwendig hält, ist eingetreten: die freie Concurrenz und die Association. Ihnen verdanken wir einen Wohlstand, einen Luxus, eine Fülle von Genüssen, von denen Luther und seine Zeitgenossen keinen Begriff hatten.

G. Schorer.

Anregungen.

Die Theateragenturen.

Von Wien aus ist in einer kleinen Schrift eine Anklage erhoben worden gegen jene „Seelenverkäufer", die man Theateragenten nennt. Wir müssen sie in vielen Punkten vollständig unterschreiben.

Ein Theateragent kann unter Umständen ein sehr nützliches Mitglied der Gesellschaft, ein dankenswerther Geschäftsmann sein; denn es ist nicht jeder Direction möglich, alle disponiblen Kräfte an der Unzahl großer und kleiner Bühnen, die wir besitzen, zu kennen; Gebot und Angebot wünschen vermittelt zu werden. Auch die dramatischen Autoren werden von ihren Einnahmen gern einige Procente opfern, wenn ihnen der Theateragent die Umständlichkeiten der Versendung ihrer Manuscripte erspart. Seit vielen Jahren schon haben in diesem Geschäfte sich die Firmen Staub & Kopp in Leipzig, Heinrich in Berlin, Holding und Pick in Wien und einige Andere mit Ehren behauptet.

Mißlicher schon wird die Thätigkeit des Theateragenten, wenn sich mit seinen Operationen eine Zeitschrift verbindet für die Vorkommnisse der Bühne. Er wird hier sehr bald in die Lage kommen, auf die ihm gegebenen Aufträge auch öffentlich den ganzen Werth zu legen, den die Aussicht auf Gewinn, unabhängig von dem wirklichen, steigert und erhöht. Er wird diesen oft künstlichen Werth anrühmen. Er wird was schlecht für leidlich, was leidlich für vorzüglich anpreisen. Er wird die Interessen, die sein Concurrent hat, verbergen, kurz, statt einer Aufklärung der öffentlichen Meinung haben wir einen Verwirrer.

Auch in diesen schwierigen Collisionsfällen kann man nicht umhin, den Takt und die Selbstüberwindung derjenigen Firmen zu rühmen, die unter den obenbenannten mit ihrer Agentur die Herausgabe einer Zeitschrift verbinden.

Bis ins Unerträgliche aber wachsen allmälig diese Theateragenturen und die ihren Interessen dienenden Zeitschriften an. Verdorbene Sänger und Schauspieler, Souffleure, correspondirende Literaten, sogenannte „gefürchtete Localkritiker", ja selbst Claqueure von Metier haben in allen Gegenden Deutschlands sogenannte Agenturen errichtet „für Vermittlung von Engagements" zu den billigsten Procenten und verbinden mit ihnen Manuscriptenhandel und eine journalistische Thätigkeit in irgendeinem dann von ihnen selbst herausgegebenen Blatte. Letzteres müssen sämmtliche deutsche Theatermitglieder, die gute Gagen beziehen und den Ruhm lieben, oft in mehren Exemplaren halten. Wehe ihnen, wenn sie es unterlassen! Sie werden regelmäßig in diesen, freilich oft kaum einige hundert Abonnenten zählenden Blättern übergangen oder verunglimpft. Die Zustände der theatralischen Anhängerschaft, die sich solchen Agenten noch vertrauensvoll naht, oder die Leiden des mit Widerwärtigkeiten und ewiger Engagementsverlegenheit kämpfenden mittlern Talents, das aus der Abhängigkeit von diesen, oft mit dem raffinirtesten Robert-Macairismus zuwerkegehenden „Vermittlern" nicht mehr herauskommt, muß man in jener wiener Broschüre nachlesen. Sie scheint aus der Feder eines solchen, vom Agentur-Unglück heimgesuchten Schauspielers geflossen zu sein.

Wie auch auf dem Gebiete der dramatischen Production die Autoren ein Opfer dieser „Seelenver-

käufer" sein können, zeigt die tägliche Erfahrung. Kaum hat irgendeine Schöpfung das Licht der Welt erblickt, so melden sich sogleich einige dieser Makler. Wählt der Autor den Einen zum Vertreter seiner Interessen, so hat er den Andern gegen sich. Nur Neulinge in der Theaterwelt können sich jetzt noch von dem Lobe und dem Tadel, den man demzufolge in den Zeitschriften solcher Agenten findet, bestechen lassen.

Zum wahren Fanatismus der interessirtesten Einseitigkeit hat es auf diesem Gebiete ein gewisser Michaelion in Berlin gebracht. Verdorbener Journalist, benutzte er schon früh eine Stellung zum Lesen bei einem Theater zu allerlei Engagementsreisen und Geschäftsvermittelungen für die Directionen derselben. Nach Berlin übergesiedelt, verband er sich anfangs mit dem Nachfolger des sehr respectablen Wolf'schen Agentur, A. Heinrich, konnte aber die Geschäftsgrundsätze seines Compagnons nicht zu den seinigen machen und trennte sich von ihm. Seitdem ist sein Jagen nach Gewinn ein völlig manieres, ja ein gefährliches, vor dem man warnen muß. Sollte man für möglich halten, daß dieser Agent die Stücke den Autoren, wie der Kornhändler dem Bauer die Ernte auf dem Halme abkauft und sie nun mit Hülfe seines Blattes in einer Weise vertreibt und ausbeutet, daß man sich an den Landungsplatz eines Hafenorts versetzt glaubt, wo man von der Zudringlichkeit der ihre Dienste anbietenden Subjecte fast zerrissen wird? „Hier mein Herr! Hier meine Adresse!" ruft der Agent und hält die Concurrenz lieber, daß sie rücklingsfallend in Gefahr kommen muß, zertreten zu werden.

Der Herausgeber dieser Blätter kann von solchen Unsinnereien aus eigener Erfahrung sprechen. Er schrieb ein Schauspiel „Villa Reale", das für die Abwechslung seines Gedankenganges sich des äußerlichen Hülfsmittels des Bühnenlaufbahn einer Schauspielerin bediente. Zu gleicher Zeit hat auch Otto Prechtler in „Gaëlle" das Leben einer Sängerin. Letzteres Drama hatte jener Michaelion für eine runde Summe eben an sich gekauft und erklärte nun mit seinem Eigenthum die gigantischste, durch Reisen, telegraphische Depeschen, journalistische Puffs aller Art unterstützte Exploitation einer an sich ganz verdienstvollen Arbeit. Solange man „Gaëlle" gab und ihm seine Auslagen wiedererstattete, verhielt sich Michaelion gegen die plötzliche Concurrenz eines ähnlichen Sujets ruhig. Als aber einige Bühnen sagten: „Wir können jene theatralische Carrière nur ein mal unserem Publicum vorführen und wollen uns für die in „Villa Reale" gegebene Schilderung entscheiden", — von diesem Augenblick an ist seine Agitation gegen letzteres Stück, das ihm seinen Verdienst abwarf und die Verpressenirung der Auslage für „Gaëlle" schmälert, die schamloseste. Sie erstreckt sich nicht nur auf seine eigene Zeitschrift, sondern wütet mit blinder Feindseligkeit nach allen Richtungen hin.

Wir führen drei Beispiel an, um erhärten zu helfen, wie wahr die Behauptung des weiter Vorausgehenden ist, daß in solchen „Theateragenturen", von welchen wir die obengenannte und einige kleinere, im Stillen wirkende ausnehmen, eine Hauptveranlassung unseres immer mehr umsichgreifenden Theaterruins erblickt.

Ernst Kossak.

Aus der Feder eines unserer geistvollsten und witzigsten Schriftsteller — ihnen wir nicht gerade, als hätten wir deren eine so große Auswahl! — liegt uns ein Büchlein vor: „Historietten" (Berlin, Stage, 1856).

Das Thema dieser Skizzen und Geschichten ist größtentheils Berlin. Die Straßen Berlins sind zwar von einer so unglücklichen Länge, daß selbst die deutsche Geduld darin ihr Ende erreicht; der berliner Sand hat durch Das, was schon Alles sich in ihm verlaufen hat, historische Berühmtheit erhalten; aber es ist keineswegs in Berlin Alles so kahl und öde, wie es manchem an ein größeres Durcheinander der Weltstädte Gewöhnten vorkommen mag. Nicht Alles ist hier numerirt wie die Droschkenkutscher und die Constabler; es herrscht noch eine gewisse Freiheit der Willkür und poetischen Ungebundenheit, wie aus älterer Zeit her der Herausgeber dieser „Unterhaltungen" in seinen Erinnerungen „Aus der Knabenzeit" zu schildern oder wenigstens anzudeuten versuchte und für deren neuere Manifestationen Ernst Kossak, obgleich kein geborener Berliner, ein wahrer Columbus geworden ist.

Es ist bewundernswürdig, wie sich dieser feine und bei allem Hang zur Satire gemüthvolle Beobachter in die kleinen Nöthen des berliner Lebens hineinfand. Da fällt kein einziges kleines Bündel der Sonnenstrahlenpartei in einen unterirdischen Keller, Ernst Kossak sieht die blassen Keimungen der dort hausenden Kartoffelexistenzen. Der feuerversicherte Salon und die Dachluke unfreiwilliger Sternseher, die jeden Wintermorgen auf ihrer Schlafstelle mit gefrorenem Barte, trotzdem daß sie Gesellen des im Parterre etablirten eleganten Ateliers sind, aufwachen, für Alles ist Ernst Kossak Historiograph geworden. Die Börse und die Kegelkühne, die idyllischen Freuden der Sommerlogis und die venetianischen Nächte, die Damenräthsel und die Geheimnisse aller Stände, selbst derjenigen, die nur einen Stand mit „Räthselreich" auf dem Neuen oder Gendarmen-Markt haben, alles Das hat Ernst Kossak beobachtet und in seiner leichten, graziösen Schreibweise, die an die beste Zeit Jules Janin's und Alphonse Karr's erinnert, bald in kleinen Skizzen, bald in größerer Ausführlichkeit dargestellt.

Diese „Historietten" sind allen unsern Lesern zu empfehlen. Sie sind ein wahrer Trost und Labsal bei allen eingetretenen Landpartieen, der beste Begleiter auf der Eisenbahn, ein Gesellschafter im Bade, selbst auf der Bank der hiesigen Promenade, wenn die Garnison nicht zu schlecht ist; auch der Gelehrte und unserer Epigonenzeit völlig Abgewandte, jener Gedankenmacher, der nur Goethe liest, der Plotinen, der mit dem ersten und einzigen Idyll von Luck's „Aufruhr

in den Gevennen" sein Interesse an der modernen Literatur abgeschlossen hat, kann diese witzigen und anmuthigen Skizzen lesen, denn wenigstens der Stil des Verfassers wird ihm verzeihen, daß Ernst Kossak allerdings nur ein „Literat" ist, er wird sogar erstaunen, zuweilen einen richtigen Philologen in ihm zu entdecken, der nicht nur seinen Horaz citiren kann, sondern sogar seinen Mitscherlich, und darunter mürrisch den göttinger Commentator beschreiben versteht, nicht den berliner Chemiker. Ernst Kossak's reicher, tiefer, durcharbeiteter Geist schwebt kritisirend und correspondirend über seinem täglichen Thema, den großen und kleinen Bagatellen Berlins, so — wie etwa Hegel mit Heinrich Beer mag Boston getrieben haben.

Lempeltey's „Klytemnästra".

Die Zeit der Tendenzen und der, wie ihre Gegner sagen, zu bestimmten Zwecken „eingetrichten" Poesie soll also vorüber sein?

Die jungen Talente, die wir in neuester Zeit haben nennen hören, wie Hermann Grimm, Paul Heyse, und Eduard Lempeltey, treten auf in den weiten Gewändern des nur dem Schönen ohne allen Rückhalt ergebenen Priesterthums.

Sie finden eine Zeitgenossenschaft, die von Ferne um die Freiheit, Hoffnung auf das Vaterland, Begründung dunkler Pflichten in der Menschenbrust, Werth des freien Meinungsbekenntnisses, sittlichem und politischem Muth des Volks, kurz von all den Mühen und Sorgen, die den Dichtern der sogenannten „jungdeutschen" Zeit die Brust in Aufruhr legten und die Saiten ihrer Harfe vom schrillen Tönen erklingen ließen, nichts mehr wissen will. Ein junges Dichtergeschlecht, das in den Kaffeehäusern sich nach der Zahl der Cigarren, die es consumirt, beurtheilt, spricht die Phrasen nach, die jene thörichten Wahrungen unserer Literatur von 1830 – 48 der landesüblichen Praxis und dem sogenannten „gesunden Menschenverstande" hat opfern wollen?

Ein solcher junger Poet, wie wir jetzt deren noch manche werden erstehen sehen, ist Lempeltey, der Verfasser einer ohne Zweifel bald über alle Bühnen gehenden Tragödie „Klytemnästra".

Er tritt auf wie ein junger Ringer, der von der Palästra, reichgesalbt und mit Sporn umkränzt, ohne einen langen Umweg zu machen, geradewegs auf dem Schauplatz der Olympischen Spiele erscheint. Ihm folgt sein „Ist es rechts oder links?" auf die Ferse. Ihm strollt sein Machthaber, seine Regierungshandlungen er taxirte. Ihn hat sein Votum über Religion, Vaterland, Freiheit in die Minorität gedrängt. Ein unbeschriebenes Blatt liegt sein junges Dichterleben da. Man begrüßt es daher wie eine Botschaft aus dem Hain der Musen selbst.

Wir möchten diese Wendung unserer Literatur eine akademische nennen.

Die Stimmung der Zeit und die Kritik haben sie in Allem aufgeräumt, was nicht etwa seit 1830 erst, sondern schon seit 1777 in unserer Literatur sich mit Gedanken und Idealen „plagte", daß als Musterzüchtigung kaum etwas Anderes übriggeblieben ist als die hohen Shakspeare's und die reine Formenschönheit in Goethe's „Tasso" und „Iphigenie". Die Schulen und Gymnasien mögen noch Einiges daneben gelten lassen, die Universität lehrt kaum eine andere Aesthetik als die aus den Alten und jenen Mustern hergeleitete. Akademisch nennen wir jene Begeisterung der jungen Poeten, nur allein in dieser Sphäre sich bewähren zu wollen.

Die Gefahr dieser Richtung könnte der sein, daß die jungen Dichter damit anfingen, womit Goethe aufhörte. Als wir eine kalte Formenschnüre von Paul Heyse „Meleager", die jedes Reizes eines irgendwie lebendigen Inhalts entbehrte, lasen, sahen wir viele Dichter in der That an der Stelle, wo Goethe die „Achilleïs" und die „Natürliche Tochter" schrieb. Im trockensten Chronikenstil, ohne Schwung und Wärme, ist Bodenstedt's „Demetrius" geschrieben. Hermann Grimm ist in dieser Aeußerlichkeit Romantiker, wie Paul Heyse in ihr Klassiker sein will. Die Freude an der Form gibt auch ihm den Ausdruck des Gewählten, Glatten, Correcten und ein sinniger Blick und eine geschickte Hand für die Arabeske fehlt Beiden nicht; aber dennoch hat man die unabweisliche Vorstellung von Treibhausblüten. Die alte Gefahr des Akademischen hat sich auch hier nicht verleugnen können.

Bei unserm neuen Dichter jedoch, Eduard Lempeltey, muß es um so freudiger überraschen, das Streben nach den alten akademischen Mustern mit Natürlichkeit und wirklicher Glut der Empfindung verbunden zu sehen. Er hat sich seines Themas, die Ermordung des aus Troja rückkehrenden Agamemnon durch Klytemnästra, sein Weib, mit einer Kraft und einem dramatischen Geschick entledigt, daß man an einen Sieger in jenen akademischen Gymnasialarbeiten stimmen wird, der den Bann einer ihm gestellten Preisaufgabe mit dem ganzen, kaum verhaltenen Drange nach eigener Gründung durchbrochen hat. Zunächst hat ihn ohne Zweifel das große Theaterspiel einer Rachel hingerissen. Dann gesellte sich der Glaube an die Macht der Antike hinzu, ein Glaube, den die Wirkung der „Antigone" unterstützte. Endlich lehrte ihn Goethe's „Iphigenie," wie die Bühne solchen herausbeschworenen alten Schatten Stand hält. Kurz — Reproductionen wird man in seinem Werke überall bemerken, der Uebergang vom lautenden Lonfall der Jamben zum Dithyramb, den sich Goethe im Liede der Parzen nur einmal bediente, kommt in seiner Arbeit sechs bis sieben mal vor; selbst moderne Romanzen und Balladen schleichen sich ein und verstehen allerdings, so ungehörig und so sucht sie sind, auf das einmal etablirte Gemüth des Lesers ihre Wirkung nicht, die Gleichnisse sind oft wörtlich Shakspeare entlehnt: „Ich habe mit dem Entlegnen zu Rathe gehen" u. dgl. Aber Mängel ist das Urbild des ganzen fünften Acts, — und dennoch ist all dies Akademische, Unselbständige, von der Tradition Ueberlieferte belebt

durch ein so angeborenes Feuer, eine so schwungvolle Leidenschaftlichkeit und einen so großen Reichthum seiner Einzelheiten, daß man von dem Dichter hoffen kann, er werde die Manier dieser jungen Schulregeln bald durchbrechen und mit dem Versuche, Eigenes eigen zu gestalten, sich Altern und neuern Vorgängern siegreich anzuschließen vermögen.

Es ist nicht guten Tons, aus gedruckten sogenannten Bühnenmanuscripten, die nur den Theatern zur Erleichterung des Einstudirens übersandt zu werden pflegen, Veranlassung zu öffentlichen Beurtheilungen zu nehmen. Wir würden sonst mannichfach Gelegenheit gefunden haben, dem Dichter auch auf seiner Wanderung durch die verhängnißvolle Löwenburg der Atriden wirklich zu folgen und sowol die von ihm beliebte Einführung des jugendlichen Orest wie die Motivirung der Ermordung Agamemnon's durch den Tod Iphigeniens (als wenn eine Griechin wie Klytemnästra nicht in diesem Tode einen Act der Religion voll demüthigster Ergebenheit und Entschuldigung ihres Gatten anzuerkennen gehabt hätte), wie manches Anderes anderergestalt zu erörtern. Es lag uns indessen nur daran, unter die frohen Willkommgrüße, die dem jungen Dichter gerufen wurden, auch die unserigen zu mischen.

Aus dem Buche des Lebens.

Von Agathon Heber.

Die Gewerbe, so ehrenwerth und aller Achtung und Anerkennung gewiß sie auch sein mögen, haben oft etwas Gehässiges. Die Gewerbetreibenden selbst mögen nicht von einer niedern Gesinnung befleckt werden, aber niedern Interessen zu dienen können sie nicht vermeiden, sie sind darauf angewiesen. Der Buchhändler, der Journale verlegen, der Leihbibliothekar, der Schmuz in seinem Laden haben, der Gastwirth, der leichtsinnige Verschwender und sehr Reicher am liebsten leben mag.

In einer großen Stadt, das treibt sich unter und kalt und fremd aneinander vorüber, jeden Augenblick etwas Neues und doch das ewige Einerlei dieses Kreisens und Umhertreibens — für den Beobachter, besonders den aus einer kleinen Stadt, wo selbst auf den Straßen eine Art Familienleben sich bewegt, zuerst etwas Wüstes und Wildes, dann aber, auf dem tiefern Spiegel seiner Seele betrachtet, das interessanteste, belehrendste und bestiedigendste Schauspiel! Jeder weiß, was er will, was er soll, wo er hingehört, die Individualberechtigung jedes Einzelnen bei dem scheinbaren Auseinanderfallen des Ganzen, das ist der nur ferner liegende Mittelpunkt, in dem alle Fäden zusammenlaufen, um den sich Alles dreht. Auch Das ist Größe.

Für eine ernstere Unterhaltung, für ein solideres geistigeres Gespräch haben sehr wenige in einer Menschen zusammen; denn die Persönlichkeit, die Individualität spielt dabei eine im Verhältniß zum Gegenstande, welcher der eigentliche Träger des Gespräches ist, nur unbedeutende Rolle. Die sich nicht anziehenden oder gar sich abstoßenden Individualitäten beeinträchtigen sich also dabei gar nicht. Dagegen Ausgelassenheit und Trivialität verlangen sich begegnende Individualitäten und sind daher weit wählerischer. Was ist eine Fuguette von Zweien ohne Sympathie?

Die meisten Menschen, wenn sie nach dem Rhein oder weiter, nach Süddeutschland u. dergl. gereist sind, kommen zurück und sagen: „Und das ist ja ein ganz anderes Leben!“ Das ist freilich nicht unwahr. Die Hauptsache aber ist die. Zu Hause sind sie in die Alltäglichkeit ihres Geschäftslebens vertieft, da sehen sie nicht, was sie sehen könnten, geschweige daß sie darauf ausgingen, etwas Anderes zu sehen als gewöhnlich.

„Da ich in den Umgebungen Wiens bin, so nenne ich Ihnen wenigstens Gefechte, Aspern und Wagram, Auf dem Marchfelde. Gehen Sie sich nicht an den Leichen, die hier aufgehäuft sind, — sie verwesen in zwanzig Jahren und man macht aus den Knochen und Gebeinen Stiefelwichse. Das ist Weltgeschichte!“ — Diese Worte eines Touristen sind von erschütternder Wahrheit.

Eine jede Beschäftigung ist um so erhabener, je mehr sie im Stande ist, zur Religion zu werden und je mehr unser Aufgehen in dieselbe, je mehr die Erfüllung unserer Pflicht durch dieselbe eben darin besteht, daß sie zur Religion wird. Ganz und gar vermag dies nur die Kunst, von dieser geht es abwärts durch die Wissenschaft und die ganze Brauchbarkeit bis zur Tagelöhnerarbeit.

Die Liebe behandelt auch ganz geringfügige Gegenstände und die vor Niemanden versteckt zu werden brauchten, als kleine, süße Geheimnisse. Ein winziges Billet, das auch nicht das geringste Geheimniß enthält, ist doch wie ein aus einer Zauberwelt zugeflogenes Blättchen, das entzaubert würde, sobald es ein Anderer berührte.

Es ist gräulich, die Hast anzusehen, mit der hingefallene Kinder (von Müttern — und Müttern!) aufgerissen werden, oft an Einem Arme! Wie schädlich (in medicinischer Hinsicht selbstverständlich) auch in pädagogischer Beziehung! Dann sollen die Kinder lernen, sich selbst zu helfen. Den Leuten sieht noch die Hast an, mit welcher sie das Fallen hätten verhindern sollen.

In einem aufgeklärten Zeitalter gibt es feinere und weiter verbreitete Laster, aber daneben auch bemühte und darum größere Tugenden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 37.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Eine pariser Heirath.

Mitgetheilt von Hieronymus Lorm.

Man ist gewohnt, in Paris eine größere Zerrüttung socialer Verhältnisse als in irgendeiner andern europäischen Stadt vorauszusetzen. Das Wahre ist jedoch nur, daß von Paris mehr als von andern Städten gesprochen wird, weil sich dort auch die individuellsten Lebensbeziehungen an die Oeffentlichkeit drängen. Da aber die normalen sittlichen Zustände das Pikante und Interessante nicht bieten, das sich am meisten für die Publicität eignet, so ist der nationale esprit geschäftig, es dort zu erfinden und hineinzulegen, wo es nicht vorhanden ist, nicht aus bösartiger Sucht zu verleumden, sondern blos in der frivolen Absicht zu unterhalten. Diese Leichtfertigkeit der Zunge birgt eine Harmlosigkeit in sich, welche am meisten jenen Vorfällen gegenüber sich erprobt, die an andern Orten die vollste Rache der Gesellschaft herausfodern würden. Man geht in Paris leichter und schonender darüber hinweg. Wo aber das sociale Laster nicht von der härtesten Strafe betroffen wird, da hat die Tugend nur ein um so größeres Verdienst. Und so gibt es in der That zahlreiche Verhältnisse in Paris, von denen Niemand spricht, die der Oeffentlichkeit kein Interesse bieten, die aber leuchtende Beispiele sind von edelster Aufopferung, liebender Treue und edelster Auffassung der Beziehungen von Menschen. Wie man nirgends so leicht eine ungestörte Einsamkeit finden kann als in Paris, wie man nirgends so leicht eine von Allen ungesehene Idylle erleben kann als in dem wimmelnden Babel, so wird man auch nirgends so häufige Muster erhabener Menschlichkeit finden als in der ob ihrer Lasterhaftigkeit verschrieenen Weltstadt.

Diese Bemerkung will ich voraussenden, bevor ich ein ihr scheinbar widersprechendes Erlebniß der Wahrheit getreu erzähle, damit man nicht glaube, daß ein Kennzeichen der allgemeinen Zustände in Paris dadurch aufgestellt werden solle. Aber allerdings bietet nur das zum Extrem getriebene Raffinement des geselligen Lebens, wie es dort ausgebildet ist, die Handhaben, daß sich Aehnliches ereignen könne.

Ich war mit einem an ein angesehenes Bankierhaus gerichteten Creditbrief ausgerüstet. Auf meinen zahlreichen Reisen stets dem Grundsatze huldigend, daß es nicht Empfehlungsbriefe, sondern zufällige, mit Glück ausgebeutete Begegnungen sein sollen, was uns zum Schicksal in einer großen Stadt werden mag, ein Grundsatz, welchen die Erfahrung durch rascheres Heimischwerden in dem Fremdartigen und Eigenthümlichen mir oft bestätigte, war ich froh, mit jenem Hause nicht durch freundschaftliche Recommandationen, sondern in einer rein geschäftlichen Sache bekannt zu werden. Ich begab mich eines Vormittags in das Contor und fragte nach dem Chef. Dieser war abwesend, aber man wies mich in affaires an den ersten Buchhalter. Ich fand einen hagern, alten Mann mit einem Gesicht wie eine schmutzige Rechentafel, auf welcher die Züge gleich zur Undeutlichkeit vermischten Zahlenreihen durcheinander-

liefen. Sein ganzes Weſen hatte nicht mehr Anziehendes als ſein abgeſchabter Contorrock und drückte die größtmögliche Befürchtung vor jeder überflüſſigen Verſchwendung eines Augenblicks aus. Da ich mit Geld noch hinlänglich verſehen war und den Creditbrief für den Moment nur dazu benutzen wollte, mit dem Chef bekannt zu werden, ſo erklärte ich, in den nächſten Tagen wiederkommen zu wollen.

Ich hatte jedoch wiederholt daſſelbe Schickſal, den Bankier nicht anzutreffen und ſah mich endlich gezwungen, in ſeiner Abweſenheit von dem Creditbrief Gebrauch zu machen, der von dem alten Buchhalter ſogleich nach ſeinem vollen Werthe gewürdigt wurde. Nachdem ich einen Theil der Summe in Empfang genommen und darüber quittirt hatte, ſprach ich mein Bedauern über die vergeblichen Verſuche aus, den Chef ſelbſt zu ſprechen und ließ meine Karte für ihn zurück. Der Alte beehrte mich hierauf herablaſſend mit einer Antwort, obgleich ſie ihm nichts einbrug und nicht zum Geſchäfte gehörte. Er entſchuldigte nämlich ſeinen Herrn mit dem Umſtande, daß derſelbe den größten Theil des Tags in Auteuil bei ſeiner geliebten Braut zubringe, und bei dieſem Ausdruck „bien-aimée" machte der Mann eine Miene geringſchätzigen Bedauerns, als ob er mir von der Manie eines erwachſenen Menſchen erzählt hätte, der es ſich etwa noch beikommen ließe mit einer Puppe zu ſpielen. Es war ein ſatiriſches Grinſen, auf dem er ſich ertappte, worauf er mit der Hand über das Geſicht fuhr, um den etwas zu deutlich gewordenen Ausdruck ſeiner Züge ſogleich wieder in verwiſchte Zahlenreihen zu verwandeln. Ich ſchied von ihm, indem ich dachte, daß ein Bankier, dem der große Wurf gelungen, der einen ſolchen Geſchäftsführer errungen, nach dem Willen der Vorſehung dazu prädeſtinirt ſein müſſe ein Millionär zu werden.

Einige Tage ſpäter, während mein Mund ſich bemühte, an einer ſchauerlichen pariſer Cigarre zu entdecken, was daran Tabak ſei, ſah ich von meinem troisième auf das bewegte Straßenleben herab. Es gehört zu den nicht geringen Merkwürdigkeiten von Paris, daß ein garçon, wenn er nicht unbezweifelbare und allgemein bekannt gewordene Beweiſe geliefert hat, daß er im Beſitz von mehr als 20,000 Livres Renten, ohne Gnade und Erbarmen für einen Schwindler gehalten würde, falls er nicht ſchwindlig hoch wohnte. Die erſte, die zweite Etage glaubt uns Niemand als eine uns rechtlich zukommende. Ueberhaupt iſt das Wohnen in Paris das ausführlichſte Capitel in der Leidensgeſchichte des Fremden, namentlich des Deutſchen. Es gibt kein zuhauſe in Paris, kein home, und das eben ſoi ist darauf angelegt, aus allen Ecken und Winkeln mit tauſend Fingern der Unbequemlichkeit auf die Straße hinaus zu deuten, auf der man in Paris eigentlich zuhauſe ſein ſoll, ſogar, ja beſonders im Winter. Es wird vom eleganteſten Theil der Bevölkerung in Paris im Winter mehr gefroren als im Proletarierviertel der nördlichſten deutſchen Stadt. Wie oft habe ich die harte und ſchlanke franzöſiſche Grazie verwünſcht, wenn ſie ſich bis auf die Geſtalt jener Zahnſtocher erſtreckte, die man in den Kamin legt unter dem lächerlichen Vorwand ihn damit zu heizen.

Jetzt war es aber zum Glück am Ende des Frühlings, jene glänzende Zeit, die der Entvölkerung des Sommers unmittelbar vorhergeht. Es wogte ſo lieblich, es brauſte ſo harmoniſch, ſelbſt ein Menſchengedränge iſt anmuthig in dieſer Stadt. Die Mittagsſonne lag ausgelaſſen lachend auf dem Pflaſter. Die einzelnen Erſcheinungen ſtimmten ein in dieſes Gelächter, von den Auslagen der Boutiquen bis zu den auf Damenhüte verpflanzten Blumen, die ſich in ihrem „Kichern" leiſe ſchüttelten.

Die Toiletten, die Equipagen, die Waſſerverkäufer, ſelbſt die Miethcabriolets — das Alles gehörte dazu, man hätte nichts miſſen mögen. Ich ſah aus meiner Vogelperſpective mit unendlichem Vergnügen auf das kleine Stückchen Boulevard, das von meiner Straße aus dem Blick zugänglich wurde. Ich vernahm aber plötzlich das Geräuſch des Fahrens in dieſer Straße ſelbſt und blickte ſenkrecht hinunter. Es hielt etwas vor meinem Hauſe, das ich ungern einen Wagen nenne, ein zu plumpes Wort für einen etwas vergrößerten Papillon, mit Rädern ſtatt mit Flügeln. Beſpannt aber war dies Feengebäude mit zwei Pferden an ungewöhnlich langer Gabel, eins hinter dem andern. Das vordere Pferd war kohlſchwarz und hatte milchweißes Geſchirr, das andere war milchweiß und hatte kohlſchwarzes Geſchirr.

Ein junger Mann ſprang leicht und gelenkig herab und übergab die Zügel einem Ding, das ich ob ſeiner Kleinheit nicht gut bemerkt hatte und das in dieſer Beziehung ein Monſtrum war, wie es gerade aus der Spiritusflaſche genommen. Dieſes Ding war der Groom. Der junge Mann verſchwand im Hausthor; ich hatte Zeit gehabt, ſeinen Anzug, ſoweit mir von oben ſichtbar werden konnte, zu bewundern, den Hut namentlich und die Lackſtiefeln, vor welchen man ſich hätte raſiren

können. Wenn er wieder heraustreten werde, hoffte ich, vielleicht ſogar der Weſte anſichtig werden zu können. In dieſer Erwartung blieb ich am Fenſter, als meine Klingel mich an die Thür rief. Ich öffnete, der junge Mann ſtand vor mir.

Er legitimirte ſich durch ſeine Karte als mein oft verfehlter Bankier. Während er meinem beſcheidenen Salönchen durch ſeine elegante Gegenwart Glanz verlieh und mit jener Ungezwungenheit plauderte, die das Wichtige in den Scherz und das Nichtige in den Ernſt kleidet und ein Geheimniß der franzöſiſchen Converſation ausmacht, mußte ich mich durch verſtohlene Blicke auf ſeine Karte wiederholt überzeugen, daß dieſer vollendete junge Lion in der That ein Bankier wäre, obgleich er auch nicht mit der leiſeſten Nüance jenes Element des Zeitgeizens verrieth, das vom Element des Geldmachens abhängig, jenen Schachergeiſt, der die Producte unſerer ſocialen Verhältniſſe, die man Bankiers nennt, auch dann noch wider ihren Willen umſchwebt, wenn ſie ihre äußere Erſcheinung zum vollendeten Gentleman herausgebildet haben. Er erhob ſich endlich, nachdem er mich eingeladen nach Auteuil zu kommen, ſobald es meine Zeit geſtatte. Zu dieſem Zweck wollte er mir den Namen und die Wohnung der Familie nennen, der ſeine Braut angehörte, und griff nach ſeinem Portefeuille. Seine Viſitenkarte hatte er natürlich einem andern dafür beſtimmten Täſchchen entnommen.

Das Portefeuille ſuchte er vergebens. „Das iſt doch peinlich", ſagte er, „ich erinnere mich ganz genau, es heute Morgens an der Kaſſe gefühlt und zu mir genommen zu haben und folglich müßte ich das Portefeuille haben, nun bin ich noch der Unannehmlichkeit ausgeſetzt, nach dem Comtor zurückzukehren, um mich mit Geld zu verſehen und zu ſpät zum Diner zu kommen; das größte Laſter, das ein angehender Ehemann ſeiner künftigen Ehehälfte verrathen kann. Wo mag ich es nur liegengelaſſen haben?" Auf meinem offenen Secretär lagen einige Rollen Napoleonsd'or, die ich in Bankbillets und Silber hatte umwechſeln laſſen wollen. Sie hatten ſich nach und nach bei mir angeſammelt durch den Umſtand, daß gegenwärtig in Paris keine Valuta ſo allgemein als das Gold curſirt und jede einen Goldbetrag erreichende Zahlung darin geleiſtet wird. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß ich ihm mein ganzes Haben zur Verfügung ſtellte, nur die Beſorgniß ausſprechend, ob es genügend ſein werde, um ihm die Rückkehr nach Hauſe zu erſparen; ich, ein armer deutſcher Künſtler, würde mich glücklich fühlen, glauben zu dürfen, verſicherte ich ſcherzweiſe, einem Bankier auch nur die Bedürfniſſe eines einzigen Tages beſtreiten zu können.

Er hörte anfangs gar nicht darauf, ſo ſehr beſchäftigte der Gedanke, wo das verwünſchte Portefeuille geblieben ſein konnte, ſeinen Geiſt. Endlich reichte er mir die Hand zum Abſchied, als ob ihm mein Anerbieten gänzlich entfallen wäre. „Ich muß nun eilen", ſagte er und warf einen Blick auf die Straße, wie, um ſich zu vergewiſſern, daß ſeine Pferde bei der Hand ſeien und ihm die größte Schnelligkeit ermöglichen werden. Ich ließ ihn ſo nicht fort, ich zog ihn zum Secretär und er ſteckte endlich, mit zarter Beſcheidenheit beſorgt, mich nicht von den bequemen Bankbillets zu entblößen, 400 Francs in Gold zu ſich, mit der Verſicherung, daß dies vollkommen genüge. Während ich ihn bis zur Ausgangsthür begleitete, erwähnte er eines Bildes von einem alten Meiſter, das ſich in meinem Beſitz befand, ich hatte ihm davon geſprochen und flüchtig angedeutet, wie gern ich es in Paris verkaufen möchte. Er machte mir die beſte Hoffnung, einige Perſonen ſeines Kreiſes dafür zu intereſſiren.

Nichts war natürlicher, als daß ich am nächſten Tage der Rückſtellung des Geldes entgegenſah, da die Sitte eine raſche Erledigung der kleinen Schuld erheiſcht hätte. Ich war nun begierig, ob ein Beſuch oder ein Billet daran geknüpft ſein werde und erwartete das Letztere. Mehre Tage verſtrichen, ohne daß das Eine oder das Andere ſich gezeigt hätte. Ich legte nicht das mindeſte Gewicht darauf; Zerſtreuung, Vergeßlichkeit, noch dazu durch die Liebe bewirkt, endlich die tauſend kleinen läſtigen Geſchäfte, mit welchen die Vorbereitungen zur nahen Hochzeit ihn überbürdeten, mußten ihm die Geringfügigkeit aus dem Sinne gebracht haben, die ihm ohne Zweifel beim erſten zufälligen Begegnen mit mir wieder einfallen werde.

Zehn Tage etwa verfloſſen, als ich einen Brief von ihm empfing, nichts weiter enthaltend als eine in herkömmlichen Ausdrücken abgefaßte Einladung, der Trauung in Auteuil beizuwohnen. Dieſer Aufforderung entſprach ich mit Vergnügen, indem ich mich mit dem unvermeidlichen und koſtbaren Bouquet ausrüſtete, welches nach franzöſiſcher Sitte jeder Theilnehmer einer ſolchen Feierlichkeit mitbringen muß.

Die Sache ging in gewohnter Weiſe vonſtatten. Die Braut war wunderſchön und ich begriff, daß man an ihrer Seite mehr als eine geringfügige geſellige Pflicht, daß man alle Schätze und

zugleich alle Gläubiger der Welt vergeſſen kann. Sie duftete gleichſam von einem Anflug undefinirbarer Trauer, die nicht merklich werden wollte. Dem glücklichen Bräutigam gelang es mehr, als nothwendig geweſen wäre, eine vornehme Gleichgültigkeit vor den Augen der Welt zu affectiren. Eine Convenienzheirath! war der Gedanke, der ſich Jedem aufdrängen mußte und was ihm Wahrſcheinlichkeit, der ganzen Sache aber etwas Romantiſches verlieh, war, daß es an einem Couſin nicht fehlte, den man ſich flüſternd als einen frühern Bewerber bezeichnete, der jedoch mit ſeinen Abſichten mehr Glück bei dem ſchönen Mädchen als in dem entſcheidenden Urtheil ihres Vaters gehabt hätte.

Das Feſt entfaltete den vollſten Glanz, alle Einzelheiten gaben Zeugniß von dem gediegenen Reichthum; die Mitgift der Braut, das wußte man beſtimmt, war eine der anſehnlichſten, welche in dieſer Schichte der Geſellſchaft vorkommen konnte. Ich kehrte ſpät des Abends nach Paris zurück, nicht ohne Neid an dieſen „coquin" von Bankier denkend, der zu ſeinen vielen irdiſchen Gütern außer der beträchtlichen Vermehrung der materiellſten derſelben noch eine ſo edle Pflanze erworben hatte.

Die Flitterwochen wurden zu meinem Erſtaunen in Paris gefeiert, obgleich es eben die Zeit war, wo alle Welt ſich auf Reiſen begab und trotzdem man noch während der Trauung von London, Schottland, Italien und weiß Gott von welchen nächſten Zielpunkten der Glücklichen geſprochen hatte. Der Bankier hatte mich nicht eingeladen, ihn zu beſuchen, man konnte ihn aber bald nach der Heirath überall erblicken, wo es Mode geweſen wäre mit ihr zu erſcheinen. Er begrüßte mich ſtets ebenſo freundlich als flüchtig. Mich intereſſirte das Verſchwinden der reizenden Frau, aber man wird mir es nicht verdenken, daß mich im Augenblicke ebenſo ſehr das ſpurloſe Verſchwinden meiner zum Theil ebenfalls reizenden 4000 Francs intereſſirte. Und da endlich alle Grenzen der Zeit überſchritten waren, innerhalb deren ſich eine Zurückſtellung ohne vorhergegangene Erinnerung erwarten ließ, ſo ſchrieb ich ein kurzes Billet, in welchem ich die Sache mit dem mir möglichſten Humor behandelte, das Schickſal beklagend, welches es dem Menſchen, die nicht Bankiers ſind, auferlegt, überhaupt von Dergleichen zu ſprechen.

Dies Billet fand keine Erwiderung, obgleich ich mich von der richtigen Abgabe hinlänglich überzeugt hatte. Die Sache kam dadurch auf einen Punkt, wo es mir ein mehr als materielles Intereſſe bot, ſie aufzuklären. Ich verfügte mich demgemäß in das Contor und fragte, ob der Chef anweſend wäre. Diesmal wurde bejahend geantwortet. Man wies mich in das mir ſchon bekannte kleine Nebenzimmer. Hier fand ich jedoch Niemand als den Buchhalter.

„Ich glaubte den Chef ſelbſt anweſend zu finden", ſagte ich, ein wenig verwundert.

Der alte Herr erhob ſich von ſeinem in die Höhe geſchraubten Contorbock, machte mir eine kleine freundliche Verbeugung und ſagte: „Das bin ich."

„Und Herr Anatole M.?" fragte ich ganz erſtaunt.

„Was wünſchen Sie von ihm?" entgegnete der vermeintliche Buchhalter mit einer Miene, die anzeigte, daß Zeit ein überaus koſtbarer Artikel ſei, den er keineswegs gratis zu verſchenken geneigt wäre und ohne meine Frage direct zu beantworten.

Ich erzählte ihm kurz meinen Fall.

„Haben Sie etwas Schriftliches, gerichtlich Gültiges?" fragte er; „nicht? Dann weiß ich Ihnen nichts zu ſagen."

„Aber die Ehre eines Hauſes", verſetzte ich, „die durch den Chef mitverletzt wird, wenn er nicht wie ein Gentleman handelt."

„Ein Haus iſt kein Gentleman", erwiderte der Alte ſchroff, „haben Sie 4000 Francs dem Hauſe B. & Comp. geliehen, deſſen Vorſtand Herr Anatole M. an jenem Tage allerdings geweſen iſt, dann präſentiren Sie Ihr Papier. Privatangelegenheiten des Herrn Anatole M. kümmern mich nicht, er hat ſich aus dem Geſchäft zurückgezogen."

Ich ging, mehr verwundert als empört über dieſen Vorgang. Konnte hier ein ganz ordinärer Gaunerſtreich zugrunde liegen? Daß Anatole der Chef des Hauſes B. & Comp. war oder geweſen war, daran konnte nicht der mindeſte Zweifel haften. Hätte mir auch ſeine Karte nicht beſtätigt, daß jener junge elegante Dandy, der mich beſuchte, nicht etwa ein Betrüger war, der ſich fälſchlich für den Bankier ausgab, ſo würde mich die Hochzeit, bei der er unter dieſem Namen und Titel figurirte, doch durch meine eigenen Augen von ſeiner Identität überzeugt haben. War er nicht Millionär? Hatte er nicht zum Ueberfluß ſoeben ein großes Vermögen erheirathet? Konnte es dem allen Formen der höhern Geſellſchaft nachkommenden und mit ſoviel Glanz und Verſchwendung auftretenden Manne auf die paar Francs ankommen, daß er ſich, um ſie zu erſparen, der Gefahr eines Affronts ausſetzen wollte? Er hat ſich aus

dem Geſchäft zurückgezogen, ſagte der alte Buchhalter, das will in Paris nichts Anderes ſagen als er lebt jetzt von ſeinen Renten.

Ich beſchloß der Sache auf den Grund zu kommen und ſollte ich ein Duell provociren müſſen. Soviel war zwar die kleine Summe nicht werth, aber wol die Erfahrung, die vielleicht dabei zu machen war für einen Beobachter der Menſchen und Sitten. Der Zufall begünſtigte mich anfangs nicht ſonderlich, Herr Anatole wollte mir an den Orten, wo ich ihn zu treffen erwarten konnte, nicht mehr begegnen. Eines Abends jedoch hörte ich im Salon der Marquiſe von ... ſeinen Namen ausſprechen, in einem Kreiſe von Herren unweit von mir. Da mir einer der Herren wohlbekannt war, ſo trat ich hinzu und vernahm nun aus Andeutungen, daß irgendein düſteres Räthſel über den Verhältniſſen des ehemaligen Bankiers ſchweben müßte. Man nannte auch einen Advocaten, der die Sache ſeiner Gläubiger führte. Ich begab mich zu dieſem Advocaten. Es würde zu weit führen und müßte überdies den Stoff zu einem ganzen Buche über Paris bilden, wenn ich dem geehrten Leſer mittheilen wollte, durch welche Verbindungen und Intriguen von Frauen, die ich für den Fall zu intereſſiren wußte, es mir endlich gelang den Schleier zu lüften. Hier mag die Thatſache genügen, zu welcher meine Feder nichts als die Namen und Initialen erfunden hat.

Das Haus B. & Comp. war vor wenigen Jahren nur eins der erſten Häuſer in einer franzöſiſchen Provinzialſtadt und hatte ſich noch nicht in Paris etablirt. Den Chef aber, den wir Guillaume S. nennen wollen und der kein Anderer war als der Buchhalter mit der Rechentafel in ſeinen Mienen, beſchäftigte der Gedanke lebhaft, ein zweites Haus unter derſelben Firma in Paris zu gründen. Er erkor ſich zum Compagnon einen jungen Mann aus jener Provinzialſtadt, eines Krämers Sohn, der mit dem mercantiliſchen Theil ſehr vertraut war und die Hälfte der nöthigen Fonds dazu hergab, nachdem er eben ein unerwartet großes Vermögen von ſeinem Vater geerbt hatte. Der Alte ging nach Paris, gründete das Etabliſſement und ließ jenen jungen Mann, Herrn Anatole M., als Chef zurück.

Anatole war ein ehrſamer Sohn der Provinz und noch dazu eines Epicier. Werktage und Arbeit, Sonntag und Vergnügen waren in ſeinem Leben bisher immer parallel gelaufen. Paris gab ihm plötzlich neue Augen, ein neues Herz, neue Sinne. Von dem Manne der Provinz blieb bald nichts mehr übrig, leider nicht einmal das Geld, das er in das Geſchäft geſteckt, bald auch nicht mehr das Geld, das ſein Compagnon dazu gegeben. Und doch hätte er ſo wenig zu thun gehabt, es galt keine gewagten, großen Speculationen zu unternehmen, es galt nur einen ſtillen, ſoliden Gang einzuhalten, um der pariſer Firma nach und nach daſſelbe Anſehen zu verſchaffen, das ſie in der Provinzialſtadt genoß. Aber in der letztern gab es kein Quartier Nôtre Dame de Lorette.

Es wurden überhaupt wenig Geſchäfte gemacht. Es fehlte an baarem Gelde in der Caſſe, ein Zuſtand, der einen echten Bankier zuweilen angenehm ſchmunzeln macht, bei Anatole aber bereits der Anfang des Endes war. Bisher hatte ſich Herr Guillaume in der Provinz über nichts zu beklagen gehabt als über ſeines Compagnons geſchäftliche Unthätigkeit. Dieſe machte jedoch bald einer Thätigkeit Platz, über die ſich der alte Herr viel ernſthafter zu beklagen hatte. Anatole wurde inſofern wieder Kaufmann, daß er Wechſel acceptirte. Sie gelangten bald auf den verſchlungenen Handelswegen nach der Provinz, girirt, escomptirt u. ſ. w. Herr Guillaume wußte dieſe Papiere nicht mit Geſchäften zuſammenzureimen, die nicht gemacht wurden. Er beſchloß ſogleich, in Paris das in dieſer Beziehung Mangelhafte ſeiner mercantiliſchen Kenntniſſe zu ergänzen.

Bald hatte er von Allem Wiſſenſchaft erlangt. Zu vorſichtig, um mit Herrn Anatole nicht in der Art contrahirt zu haben, daß er nöthigenfalls als Gläubiger ſeines Compagnons auftreten konnte, breitete er nun vor demſelben die bezüglichen Urkunden aus und wies mit dem Finger auf die Stellen, welche ihn, den Alten, berechtigten, ſeinen jungen Freund zu einer Entfernung von Paris zu veranlaſſen, zu einem Beſuch der Bagnos von Breſt oder Toulon, und bei dem Intereſſe, das der junge Mann ohne Zweifel an dem Gegenſtande nehmen werde, könnte ſich ein ſolcher Beſuch leicht auf eine Anzahl von Jahren ausdehnen.

Anatole, ein leichtſinniger Verbrecher, ſah jetzt erſt in die Tiefe des Abgrunds, dem er nahe gekommen war. Er ſtöhnte, ſchrie, weinte und rief Himmel und Erde zum Zeugen ſeiner Verſprechungen, wie er in Zukunft Alles erſetzen wolle und daß er nur jetzt Erbarmen verlange.

Herr Guillaume, der ihm zuhörte, als ob er eine entgegengeſetzte Meinung in der angenehmſten Weiſe von der Welt verdrängen würde, ſagte endlich:

„Sie haben mit Ihren Einwendungen gegen dieſe Tour nur inſofern Recht, als das Aufſehen,

welches Ihre Reise und die vorhergehenden öffentlichen Verhandlungen darüber machen würden, mir zu meinen abhandengekommenen paarmal Hunderttausend Francs nicht verhelfen würden. Wir wollen also, bevor wir zum Aeußersten schreiten, noch einen Versuch anderer Art machen. Indessen werden wir zu arbeiten anfangen, die Miethe für ein Comptoir soll nicht umsonst bezahlt werden. Sie sehen in mir Ihren alten treuen Buchhalter, ohne dessen Beiziehung Sie kein Geschäft abschließen und auf den Sie sich in allen Stücken verlassen können."

Einige Tage später sagte der Buchhalter zu seinem „Chef":

„Der Rentier Monsieur O. gibt seiner Tochter 300,000 Francs Mitgift, wenn er eine gleich entsprechende Partie für sie findet. Sie werden trachten, als Compagnon eines der ersten Handelshäuser, das sich nun ernstlich auch in Paris etabliren will, binnen acht Tagen der Bräutigam von Mademoiselle Josephine O. zu sein. Die Mitgift werden Sie am Tage des Empfangs Ihrem alten treuen Buchhalter übergeben, der 250,000 Francs Gehalt von Ihnen zu fodern hat. Die 50,000 Francs mehr strecke ich Ihnen jetzt zu dem Zwecke vor, daß Sie den Ihrer Stellung entsprechenden Glanz der Erscheinung aufrechterhalten, der Sie zum Ziele führen wird. Es wird Ihr eigenes Interesse sein damit auszukommen und Sie werden in dieser Absicht die Zeit bis zur Hochzeit möglichst abzukürzen suchen. Am Tage nach der Vermählung werden Sie beim Handelsgericht und in öffentlichen Blättern die Erklärung abgeben, daß Sie sich aus dem Geschäft zurückziehen und alle darauf noch haftender Verbindlichkeiten von mir, Ihrem Compagnon, übernommen werden. Wenn Sie sich es aber beikommen ließen, den Credit Ihrer Stellung bis dahin zu benutzen, um auf Rechnung des Hauses Schulden zu machen, so bedenken Sie wohl, daß die Urkunden gewisser Art in dem Augenblicke aus meinen Händen in die des Gerichts kommen, als eine unerwartete Forderung an das Haus, eine die ich noch nicht kenne, geltend gemacht wird."

Und so sich in allen Punkten verklausulirend und übersichstellend, gelangte Herr Guillaume zu seinem Ziel und dem diabolischen Verfahren wurde das schöne Mädchen, das einen Millionär zu heirathen glaubte, zum Opfer gebracht. Die mißlichen Verhältnisse Anatole's blieben nach dem Abschluß der Ehe nicht lange Geheimniß. Seine neuen Gläubiger hatten keine Forderungen an das Haus zu stellen, sie mußten sehen, wie sie mit ihm fertig wurden. Herr Guillaume blühte und gedieh und lieferte die bewußten Urkunden dem Schuldigen behufs der Vernichtung aus. Anatole stürzte sich in das abenteuerliche Leben eines pariser Schuldenmachers. Ich bedauerte am meisten seine Frau.

Durch Zufall wurde es Anatole bekannt, daß ich eine Ahnung von seinen Verhältnissen erhalten hatte. Er kam eines Tags zu mir und sagte offen: „Es circuliren Verleumdungen über mich; darf ich hoffen, daß Sie sich nicht zum Organ solcher machen werden, wenn ich es dahin bringe, daß eine kleine zwischen uns schwebende Rechnung geregelt wird?"

Und ohne mir Zeit zur Antwort zu lassen fuhr er fort:

„Ich schulde Ihnen 400 Francs, die ich Ihnen, so lächerlich es klingt, nicht sogleich bezahlen kann. Wollen Sie sich für bezahlt erachten, wenn ich Ihnen im Kreise meiner Bekannten einen Käufer für Ihr Bild finde?"

Ich trachtete den Menschen aus dem Gesichte zu bekommen und versicherte, daß ich mich nicht zum Träger unliebsamer Geschichten mache, jene kleine Summe aber schon längst für verloren gegeben hätte.

Nichtsdestoweniger fand sich nach einiger Zeit ein Käufer für das Bild ein. Anatole verlor ich aus dem Gesichte. Was seine Frau betrifft, so tröstete mich der Gedanke, daß es in Paris, wenn weder beim einen noch beim andern Theil Liebe im Spiel ist, doch nicht leicht eine ganz unglückliche Ehe gibt.

Berliner Briefe.

IX.

Vor noch nicht länger als zehn Jahren hatte man einen Militär an die Spitze der Charitéverwaltung gestellt in der irrigen Meinung, daß militärische Pünktlichkeit und Subordination gleichbedeutend mit wissenschaftlicher Bildung und Intelligenz sei. Man kam aber nur zu bald durch die traurigsten Resultate zu der Erkenntniß, daß ein auf Erkennen und Wissen gegründetes Institut nicht durch die bloße „Parole" zu regieren sei und änderte zum Heil des Ganzen seit sechs Jahren die Verwaltung.

Beide Directoren, Medicinalrath Horn und Rechnungsrath Hesse, haben mit der Behandlung der Kranken nichts zu schaffen; diese ist in den Händen von elf unserer geachtetsten und berühmtesten Aerzte, welche ihre Stationen haben, wobei ihnen

noch sieben Assistenzärzte und 21 Unterärzte zur Seite stehen. Diese Letztern sind die Eleven des Instituts selbst, welche hier ihre praktischen Uebungen, segnenden Andenkens an Habermaas, machen. Daß außer den Aerzten eine Menge Verwaltungsbeamte und Dienerschaft erforderlich ist, versteht sich von selbst. Die Anstalt hat 58 Officianten, 104 männliche und 130 weibliche Domestiken. Der Apotheke stehen zwei Apotheker und zwei Gehülfen vor, die kaum die Arbeit bestreiten können, obwol sie alle Medicamente mit 75 Procent Rabatt (durch königliche Vergunst) aus der Schloßapotheke fertig bereitet erhalten und nur die Mixturen dort bereitet werden.

Wir sind so zuversichtlich durch den durchweg saubern Anblick der hellen Corridore gemacht, die alle mit Glasthüren verschlossen sind, daß wir nun auch ganz furchtlos die Thür eines Krankensaals öffnen. Er ist hoch, hell und geräumig wie alle ihm folgende. Die durchweg eisernen Bettstellen stehen in zwei Reihen aufgestellt; neben jeder befindet sich ein Tischchen, worauf die Medicin steht und Alles, was der Patient bedarf. Jede Bettstelle hat zwei Roßhaarmatratzen, ein solches Kopfkissen und zwei wollene Decken, die je nach Witterungs- und Krankheitsverhältnissen benutzt werden.

Zwischen zwei großen Krankensälen liegt eine kleine Theeküche und ein Zimmer, in welchem das Wartepersonal wohnt, das beide Säle bedient. In jedem Saale ist ein schrankartiger Verschlag; es sind die Closets, die beständig durch fließendes Wasser gereinigt werden; das Wasser selbst wird durch vier in dem Gebäude vertheilte Dampfmaschinen in alle Etagen hingeführt; überall laufen Röhren durch das Gebäude, die, durch Krähne geschlossen, augenblicklich bereit sind, ihren Vorrath zu spenden. Die Wirthschaftsschränke für Wäsche, Trinkgefäße u. s. w. stellen mit den Closetschränken eine Art Symmetrie der Möblirung her und vervollständigen die Einrichtung. Durch Luftheizung sind alle Räume gleichmäßig erwärmt; jede Erkältung ist unmöglich und die herrlichen breiten Corridore bilden für die Reconvalescenten die angenehmsten Promenaden. Ueber jedem Bett hängt natürlich auch die Tafel mit dem Namen des Patienten.

Die Assistenzärzte besuchen die Säle täglich vier mal und die Unterärzte haben formlich ihre Wachtposten mit Ablösung so, daß für jeden Saal augenblicklich einer zur Hand ist.

Die ehedem naurig dampfenden Oellampen sind durch intensive Gasflammen verdrängt; durchweg leuchtet uns Tageshelle auf den Corridoren entgegen. Die Wärme einzelner Säle wird je nach dem Erforderniß durch das Thermometer bestimmt. Durch alle Etagen hat jeder Flügel seine besondere Badeanstalt; auch ein russisches Bad hat man in neuester Zeit angelegt. Für schwer Kranke werden fertige Bäder in Wannen, die auf Rollen stehen, in die Säle vor ihr Bett gebracht; dieselben sind von Kupfer und so spiegelblank, daß man sein eigenes Antlitz darin erblickt. Diese wundervolle Einrichtung, die uns durchweg begegnet, die Sauberkeit aller Effecten, die reine, gesunde Atmosphäre, läßt uns diesen Aufenthalt des Jammers, des Leids und der Qual doch wie ein Paradies für die leidende Menschheit erscheinen.

Unbegreiflicherweise ist dennoch, namentlich in den untern Classen, das Vorurtheil gegen diese Musteranstalt so groß, daß man im Erkrankungsfalle eines Dienstboten, den man für ein zu zahlendes Kostgeld dort unterbringen kann, mit diesem so viel Kämpfe zu bestehen hat, daß man oft aus Rücksicht auf zu große Gemüthsaufregung des Patienten davon absteht und ihn im eigenen Hause behält, wo es unmöglich ist, ihm alle die dort zugebote stehenden Hülfsleistungen zu gewähren.

Jedenfalls liegt es daran, daß die innere Einrichtung, selbst von geborenen Berlinern, zu wenig gekannt und der Unverstand der Menge zu groß ist, um sich die Vorzüge der Pflege eines so ausgestatteten Instituts klar zu machen.

Nachdem wir die Räumlichkeiten für die Patienten durchwandert, wo uns die Station der Augenkranken einen tief melancholischen Eindruck zurückgelassen hat, öffnet der Director eine Thür — uns däucht, wir lasen Dante's Ueberschrift des Höllenthors — Ja, hier geht auch nur ein, wer zu Schmerz und Qual verdammt ist: es ist der Operationssaal.

Wir wollen nicht die Bilder ausmalen, die hier täglich wechseln und so voll Jammer und Elend sind, daß man sie gern verhüllt; nicht die Schilderung wiederholen, die uns der Arzt von der hier zuletzt stattgefundenen Amputation beider Beine eines verunglückten Zimmergesellen gab — wir wollen fortteilen, ehe die Seufzer zu laut an unser Ohr schlagen; aber berichten müssen wir doch, daß hier, gerade hier sich Zuschauer zu so furchtbaren Momenten einfinden müssen. Zu diesem Zweck ist der innere Raum, wo die Operation stattfindet, von zwei Etagen umgeben; dort stehen

die Eleven des Instituts und auch wol andere junge Doctoren und machen ihre blutvollen Studien, indem sie der Operation zuschauen.

Kein Wunder, daß wir nach so schmerzvollen Eindrücken mit innerlichster Gemüthsbewegung in den Betsaal treten, der zu Ende des ersten Stockwerks links liegt, wo so Viele Gott für Wohlthaten der Genesung zu danken oder in Demuth und Reue ihr Haupt zu beugen haben vor dem selbstverschuldeten Elend. Eine kleine Kuppel, von Säulen getragen, erhebt sich inmitten desselben. Hier hat Schleiermacher zuerst gepredigt, der denkende Geist hat aber lange schon dem pietistischen weichen müssen. Gegenwärtig hat die Anstalt drei Prediger; einer derselben hat speciell für den Unterricht der Kinder und Irren zu sorgen.

Die Kinderstation und die der gefallenen Mädchen wird von sechs Diakonissinnen verpflegt.

Gegen funfzig Kinder, von Skrofeln und andern Gebrechen leichtsinniger Aeltern und durch Verwahrlosung noch tiefer ins Elend gestürzt, werden hier durch die ihnen gespendeten Wohlthaten einer körperlichen und geistigen Genesung entgegengeführt; möge sie ihnen von Dauer sein! Es war uns nach soviel ernsten Betrachtungen — denn wir glaubten schon alles Leid gesehen zu haben — eine Erquickung, in den Speisesaal der Assistenz- und Unterärzte zu treten, dessen große, sauber gedeckte Tafel uns an ein auch hier vorherrschend gesundes Leben und gesunden Magen erinnerte. Auch die Küche wirkte sehr wohlthätig und gewährte den Eindruck in eine kolossale Wirthschaft.

Riesiggroße kupferne unverzinnte Kessel, aber so blank, daß man nicht an Grünspan denken konnte, leuchteten Einem entgegen — hier werden des Morgens blos 300 Quart Kaffee gekocht. Auf die Portion der Gesunden kommt drei Viertel Loth Kaffee und ebenso viel Zucker, auf die der Kranken kommt nur ein halbes Loth Kaffee.

Der Mittagstisch zerfällt in drei verschiedene Regimes. Für die Kranken, für die Officianten und für die Domestiken. Kein Ochs unter 600 Pfund wird zugelassen; ebenso müssen Hammel und Kälber sich im Normalgewicht ausweisen, denn nur das beste Fleisch wird angenommen. Zur Aufbewahrung dienen die vortrefflichen Kellerräume; sie zerfallen in Fleisch-, Wein- und Bretkeller. Es versteht sich, daß das Brot auch im Hause bereitet wird und verschiedene Gattungen von Roggen- und Weizenbrot liefert.

Sehr zierlich präsentirt sich der Weinkeller. Man denke sich Tausende von Achtel-Quartflaschen, die versiegelt aufeinanderliegen und dem Weindurstigen wenig Hoffnung auf Befriedigung dieses Reizes gewähren! Ja man möchte fragen: „Gehört dieser Vorrath einem liliputaner Fürsten?" Nein, es sind die Krankenportionen, die in dieser abgeschlossenen Unverletzlichkeit durch die Augen auf den Magen des Patienten wirken sollen und ihm sagen, daß er wenigstens unverkürzt und unberührt sein Quantum bekommen hat.

An diese Kellerräume schließt sich das Laboratorium der Apotheke und die bedeutenden Vorräthe aller wohlthätigen Mineralwässer.

Das Alles haben wir in der sogenannten Alten Charité gesehen und müssen nun zu der Neuen übergehen, die vor zwanzig Jahren erbaut ward.

Natürlich gleicht dieselbe in allen ihren Einrichtungen ihrer Mutteranstalt, aber sie birgt erst das wahre, tiefe und tiefste Herzleid der Menschheit, birgt jene Nachtseite des Geistes, die Irrenstation und jene, durch Laster erzeugte schauerliche Krankenstätte, die wir Höllenpfuhl nennen und vor der wir fliehen, jedoch mit doppelt großer Anerkennung, daß auch hier die Atmosphäre rein war.

Bei der Irrenstation machte uns der Musik- und Billardsaal, der zur Erholung und Erheiterung der Gemüthskranken dient, einen tief wehmuthigen Eindruck. Ein junges Mädchen saß am Klavier, als wir eintraten; nichts verrieth uns in ihrem äußern Wesen, daß ihr Geist krank sei, daß — doch keine specielle Krankengeschichte, obwol uns neben der tragischen auch manche humoristische erzählt ward, von denen wir eine ganz kurze zum Besten geben. Es hatte ein junger Mann, mit dem sein Arzt sich seiner wundersamen Geschichten wegen gern unterhielt, eines Tags, da sie über das Abrichten von Hunden und andern Thieren sprachen, ihm ganz ernstlich versichert, das sei Alles gar nichts; er habe in London, wo er lange Zeit gelebt, eine gezähmte Auster besessen, die ihm wie ein Hund nachgelaufen und Alles, was er verlangt, apportirt habe. Natürlich hatte dieser junge Mann, der den Eleven so vielfach belustigenden Stoff darbot, unter ihnen den Namen des „Neuen Münchhausen" erhalten. Zweifel an seinen Geschichten hatte ihn stets in Wuth, das Eingehen auf dieselben in einen vollkommen spirituellen und harmlos heitern Gemüthszustand versetzt.

Schließlich müssen wir noch einen Blick auf das Sommerlazareth werfen. Dasselbe erstand, damit in den Räumen der Alten und Neuen Cha-

rité von Zeit zu Zeit gründliche Reinigungen vorgenommen werden können, zumal bei vorhergegangenen anhaltend contagiösen Krankheiten, nächst der Lüftung frisch gewetzt, und wie die neueste Zeit als das sicherste Desinfectionsmittel die Wärme anerkannt hat, sie durch solche Gluftströmungen purificirt werden können. Hier finden wir acht Prachtsäle von 54 Fuß Länge, 36 Fuß Tiefe und 16 Fuß Höhe; das ganze Gebäude hat eine Ausdehnung von 250 Fuß Länge und 51 Fuß Tiefe. Je 24 Kranke in einem Saal erfreuen sich daher eines Luftquantums, das alle gewöhnlichen Lazarethlocalitäten übersteigt. Da es speciell für den Sommeraufenthalt eingerichtet ist, so fehlt die intensive Heizung; doch wird es auch von Gasflammen erleuchtet.

In das Pocken- oder Cholerahaus — denn ist die eine Furie der Menschheit da, naht sich die andere nicht — wird mir Niemand auch nur mit Zagen folgen, es sei ihm aber gesagt, daß er vielleicht nirgends sicherer vor der gefürchteten Feindin ist als eben dort, wo alle nur erdenklichen Mittel zu ihrem Empfange in Bereitschaft gehalten werden und wo, wenn der Kranke nicht schon halb entseelt hingebracht wird, er sie gewöhnlich glücklich bekämpft. Ehe wir Abschied nehmen von dieser segensreichen Anstalt, müssen wir uns selbst desinficiren, und da wir wissen, daß wir dies durch Hitze erreichen, so gehen wir ins Waschhaus.

Einundzwanzig — nicht gerade weißgekleidete Mädchen noch Genien, sondern derbe Waschweiber stehen an kolossalen Wannen und machen mit ihren Händen und Zungen einen solchen Mordspectakel, daß Rhea diese Frauen den Kerybanten vorgezogen haben würde, um die Stimme Jupiter's durch ihren Lärm übertönen zu lassen. Auch sie genießen, wie jene Waffentänzer und Schwertschläger, wenig Ruhe, denn um 5 Uhr weckt die dämmernde Gud sie zur Arbeit, der sie bis 7 Uhr Abends obliegen. In jeder Woche müssen 15,000 Stück Wäsche durch ihre Finger gleiten und darunter keine Battisttücher, nein, haarsträubende Wäsche aller vordenannten Patienten! Eine Erleichterung findet nur dadurch statt, daß die Wäsche 12 — 18 Stunden in der Lauge und 6 Stunden im Dampfe liegt. Auch das Auswringen geschieht durch Maschinenkraft. Es ist ein eiserner Trog von 3½ Fuß Höhe mit hydraulischer Presse; die Wäsche wird eingelegt und in kaum drei Minuten ist sie so ausgepreßt, wie die Hand es nicht bewerkstelligen kann. Jede dieser Waschfrauen erhält bei reichlicher Verpflegung — denn es scheint nach dem Zungenspectakel und nach dem Consum, als habe die gütige Natur ihnen zu höherm Genuß zwei Lungen und zwei Mägen verliehen — 30 — 60 Thaler, je nach der Anciennetät dieses Waschcollegiums, unter welchem wir einen bereits seit 20 Jahren dienstthuenden Veteranen fanden.

Die amerikanische Waschmaschine, die man hier sofort einführte, hat trotz ihrer 600 schwimmenden Kugeln doch nicht als Rivalin vordenannter Frauen auftreten können, da sie, wie man weiß, mehr für feine als so compacte Wäsche brauchbar ist. Als wir unter Gottes freiem Himmel standen und einen Blick auf das Gebäude zurückwarfen, mußten wir uns und unsern Freunden, die uns geführt hatten, dankend eingestehen, daß wir in diesen Räumen dem Geiste der Intelligenz und des Humanitarismus des 19. Jahrhunderts begegnet waren.

Daß die Armen- und Krankenpflege einen der umfassendsten Zweige der städtischen Verwaltung ausmacht, mögen Sie allein daraus ermessen, daß 36 Armencommissionen existiren, daß Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten, nächst Bewahranstalten in fast doppelt reicher Zahl vorhanden sind, daß andererseits aber auch Berlin nach historischem, physischem und socialem Charakter schärfere Gegensätze und mehr Gebrechen darbietet als viele landräthliche Kreise eines ganzen Regierungsbezirks und daher auch, wie schon im Eingange bemerkt, immer wieder von neuem ungewöhnlicher Zuschußkräfte bedarf. Man erwäge nur, daß die Polizei Jahr aus Jahr ein es mit 15,000 Verbrechern und ebenso viel Prostituirten zu thun hat, und man wird sich nicht wundern, ferner zu hören, daß ein Viertheil der Bevölkerung außerdem aus Proletariern und Bettlern besteht, was in Summa eine Kopfzahl von ungefähr 150,000 Individuen gibt, die als die Gegenfüßler des Wohlstandes erscheinen, und daß vielleicht eine gleiche Anzahl verschämter Armen wahrhaft unterstützungsbedürftig sind. Daß wiederum durch zu viele Almosen und zu viele Frömmelei, die man dagegen, oft sehr zur Unzeit, anwendet, das Uebel nur verschlimmert wird, indem man dadurch der Heuchelei Thür und Thor öffnet, wodurch sie immer anmaßender ihr hydrarartiges Haupt emporstreckt, ist leider auch nicht in Abrede zu stellen, aber, trotz aller Erkenntniß Einzelner — schwer zu beseitigen. Ehe wir jedoch dieses Capitel der Armuth und Wohlthat schließen, wollen wir noch jenes Krankenhauses erwähnen, das sein Entstehen der speciellen Gnade des Königs verdankt und unter dem Protectorat der Königin steht.

Es ist das am 10. October 1847 eröffnete Diakonissenhaus Bethanien auf dem Mariannenplatze, unweit dem Köpnicker Felde. Es hat die Bestimmung, ein Mutterhaus für die Diakonissinnen im Sinne der Apostolischen Kirche für Krankenpflege und andere Dienste christlicher Barmherzigkeit zu sein und enthält eine Räumlichkeit und Ausstattung an Betten, Wäsche und Kleidungsstücken für 100 Kranke. Bevor wir noch Einiges über das Institut sagen, gestatte man uns, über die Diakonissenbildung der neuesten Zeit Einiges zu berichten. Herr Pastor Fliedner aus Kaiserswerth ist als der Erste anzuerkennen, der die uralte Idee der Wirksamkeit der Diakonissinnen ins Leben rief. Schon zur Zeit der Apostel treten ja diese sich selbst verleugnenden Frauen auf und große Kirchenlehrer, wie Chrysostomus u. A., umgaben sich gern mit diesen barmherzigen Schwestern, die den verlassenen Kranken Trost und Hülfe spendeten. Das Mittelalter verscheuchte sie anfangs mit seinen eisernen Tritten und geharnischten Raubrittern; erst bei den protestantischen Waldensern und böhmisch-mährischen Brüdern tauchen sie wieder auf und fungiren als „Soeur grise" (Barmherzige Schwester), auch „Beguinen" oder Seelenweiber, weil sie sich besonders der Seelsorge ihres Geschlechts annahmen. Luther hat, wie er selbst sagt, „Freude an diesen hülfebringenden Erscheinungen", konnte sie aber aus Mangel seiner Kirche nicht einverleiben, bis allmälig die Reformirte Kirche erstarkte und die nach Holland auswandernden Puritaner sich Diakonissinnen heranzogen und Zinzendorf sie in die Synode zu Marienborn einführte. Man sieht, daß dieselben nichts mit den der Römischen Kirche zugehörenden „Grauen Schwestern" u. s. w. gemein hätten, da sie ohne Klostergelübde nur dem natürlichen Berufe des Weibes lebten; jedoch sieht man ohne Zweck. Hier wie dort muß der Hingebung und Aufopferung, mit welcher diese Pflegerinnen walten, die größte Anerkennung zuertheilt werden. Wenn auch die Diakonissinnen seinem Klostergelübde und seiner Ehescheidung unterliegen, so haben sie trotz alledem sich doch einer fast gleichen strengen Hausordnung nach außen und innen hin zu unterwerfen.

Das Emporblühen der neuesten Anstalten dieser Art datirt vom Jahre 1836. Eine fromme, milde Frauenseele machte im Jahre 1833 zu Kaiserswerth eine Schenkung zu diesem Zweck und unter Leitung des Pastors Fliedner entstand die im Sinne und nach Anleitung der Evangelischen Kirche vielfach berühmte Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth. Zwei Jahre später errichteten die evangelischen Prediger Vernet und Valette zu Paris eine zweite derartige Anstalt; 1839 erstand eine eben solche in Strasburg. Die vierte bildete sich in der Schweiz; die fünfte ward in Dresden durch die Gräfin Hohenthal-Königsbrück errichtet. Diesen folgten in rascher Aufeinanderfolge und Ausbreitung eine zu Utrecht, Bethanien zu Berlin, zu Pittsburg in Nordamerika, zu Breslau, Königsberg in Preußen, zu Stettin, Stockholm, Ludwigslust, Karlsruhe, Basel, Stuttgart und in Baiern, zusammen 17 Bildungsanstalten, denen die 18. in Petersburg sich bald anschließen wird.

Alle verbenannten Anstalten erhielten Diakonissinnen, die in dem Mutterhause zu Kaiserswerth gebildet waren. In einigen dieser Anstalten werden Pflege- und Lehrschwestern ausgebildet, deren Zahl sich bereits auf 800 beläuft. Pastor Fliedner, der vor kurzem selbst hier war und in einem Vortrage im Evangelischen Verein sich über die Grundsätze dieser Anstalten, die alle biblischen Bestimmungen entnommen sind, aussprach, erwähnte auch, daß die von ihm im Orient eingerichteten Anstalten sich einer ganz besondern Blüte erfreuten. So hat das Diakonissenhaus zu Smyrna mehr als hundert Pensionärinnen, welche von Griechen, Katholiken und Protestanten dorthin geschickt und nach der evangelischen Hausordnung ausgebildet werden.

Wir sind nun voller Anerkennung eines so schweren, in sich heiligen Berufs, müssen aber doch bekennen, daß die extrem-pietistische Richtung, die namentlich auch die hiesige Anstalt beherrscht, trotz all ihrer Vortrefflichkeit uns mehrfach in ihrer Intoleranz schmerzlich verletzt hat. Jedes Menschenherz, das einmal nur von Kummer und Leid gebeugt ward, weiß, welche Wohlthat in banger Stunde das Gebet gewährt; weiß, daß der Kranke und Unglückliche eines höhern Trostwortes als Menschenwort bedarf — das Geschöpf blickt Hülfe suchend zum Schöpfer empor — diesen höchsten Gott aber sich als einen allzeit strafenden Jehovah, der nach dem Buchstabenglauben zu richten und zu verdammen kommt, zu denken und das den rechten, wahren Glauben zu nennen, das däucht uns aus dem Lebensmeer wahrhaft christlicher Liebe ein todtes Meer des Pfaffenthums und der Kirchlichkeit machen, in welchem jeder wirklich religiöse, Gott in seiner Größe anbetende Mensch ersticken muß.

Wir besuchten einst an einem Sonntagmorgen einen Kranken in Bethanien; man sagte uns, die Kirche würde gleich angehen und während derselben

dürften die Kranken nicht durch Besuch an ihren Betten zerstreut werden. Wir mußten uns ergeben und gingen in die im Hause selbst befindliche Kirche, um nach derselben unsere Patienten zu sehen. Eine dem innersten Gefühl nach „unchristlichere Predigt", voller Haß und Eifer gegen Andersdenkende, hatte ich nie — obwol so mancher Kanzelredner diese Saiten der Intoleranz jetzt scharf anschlägt — gehört. Wer die Cardinaltugenden des Christenthums: „Milde und Duldung", so ganz vergißt in seinem blinden Eifer, der ist für uns kein Apostel des Herrn.

Was die materielle Einrichtung des Hauses und die Verpflegung der Kranken anbelangt, so schließt sie sich der erstbeschriebenen Musteranstalt zunächst an. Der Eintritt in die untere Säulenhalle des Hauses imponirt uns und verdrängt fast den Gedanken, daß wir auf diesen breiten, mit Decken belegten Treppen und Corridoren, die mit wahrer Raumverschwendung angelegt sind, in die Zimmer armer kranker Leute gehen sollen.

Nach dem Tode des Fräulein von Ranzau ist seit Jahr und Tag die Gräfin Anna zu Stolberg-Wernigerode Oberin der Anstalt. Ihre vor ihr eingetretene Schwester, die als Novize die härtesten Prüfungsproben, als das Waschen der Todten, der Nachtwache bei Delirirenden u. s. w., mit bewundernswerther Geistes- und Körperkraft bestand, ward dort vom Liebespfeil verwundet und vermählte sich, noch ehe sie das Gelübde jener Hausordnung ganz auf sich genommen hatte. Die Oberin hat natürlich nichts mit der unmittelbaren Krankenpflege zu thun, sondern bildet nur die Spitze des Ganzen. Bethanien nimmt wie die Charité Kranke auf, die für ihre Verpflegung bezahlen. Es hat drei Classen: für Wohlhabende, für etwas Bemittelte und Arme, die es unentgeltlich aufnimmt. Für den sehr geringen jährlichen Beitrag von zwei Thalern erkauft man sich das Recht, einen erkrankten Dienstboten kostenfrei dort unterzubringen, was allerdings als eine große Wohlthat betrachtet zu werden verdient; nur ist die Scheu der Leute vor Bethanien fast noch größer als vor der Charité, was natürlich in materieller Beziehung ebenso unmotivirt und ungerechtfertigt ist als dort, da kein Armenhaus einem Domestiken bei ernstlicher Erkrankung eine solche Pflege angedeihen zu lassen im Stande ist.

(Ein „schöner Brief" demnächst.)

Dante in Sachsen.

Wir erhalten auf die in Nr. 39 unserer „Unterhaltungen" angeregte Frage folgende Mittheilungen:

I.

Die Vermuthung, daß Dante auf seinen Irrfahrten auch nach Sachsen gekommen sei und sich hier einige Zeit aufgehalten habe, stützt Elfried von Laura hauptsächlich auf die in einigen Chroniken und Historien enthaltene Nachricht, daß Dante der Verfasser der Grabschrift auf dem Denkmal des Markgrafen Diezmann in der Paulinerkirche zu Leipzig sein solle.

Es scheint also im Ganzen noch wenig bekannt zu sein, daß Lessing bereits vor 83 Jahren bewiesen hat, Dante sei nicht der Verfasser jenes Epitaphiums. Mit Vernichtung des Hauptstützpunktes jener Hypothese durch eine unserer größten literarischen Autoritäten dürften wol die übrigen Wahrscheinlichkeitsgründe des Verfassers (die auch in der Anmerkung des Herausgebers in Zweifel gezogen wurden) nur auf sehr problematischen Füßen stehen.

Lessing erwähnt jenes Epitaphium in seiner Abhandlung über „Erasmus Stella" und dessen nun erst ans Licht getretenen „Commentarii de populis et regnis principe orne inter Salam et Albim" (Denkwürdige Nachrichten über die Völkerschaften und Alterthümer des Länderstrichs zwischen Saale und Elbe). Die Abhandlung findet sich in Lessing's „Beiträgen zur Geschichte der Literatur, aus den Schätzen der Bibliothek zu Wolfenbüttel", zweiter Beitrag, 1773, Nr. XIV. (Lessing's sämmtliche Schriften, neueste Ausgabe von Maltzahn, IX, 382 fg.)

Lessing weist dem Stella, den er „einen mehr berüchtigten als berühmten Geschichtschreiber" nennt, verschiedene Fälschungen und Erdichtungen nach, denen „so viele andere Sammler und Schmierer dieses Schlags in seinen Fabeln von den ältesten Zeiten blindlings gefolgt sind" —, und fährt hierauf (a. a. O. S. 344—48) fort:

„Leider ist es nur zu gewiß, daß Stella nicht allein seine wahren Quellen so wunderseltsam gebraucht, daß es ihm nicht hat schwer werden können, aus Allem Alles zu machen, sondern daß er, ohne Bedenken und Scham, auch deren mehr als eine gänzlich erdichtet hat. Er lernte diese schöne Kunst ohne Zweifel in Italien. Wenigstens scheint mir des Annius eherne Tafel von Viterbo ganz das Vorbild zu seinem (in den »Commentarii«

als angeblich echt mitgetheilten) Epitaphio der Schwanhilde gewesen zu sein.

„Und wie, wenn er auch noch ein anderes Epitaphium erdichtet hätte, weswegen man ihn zwar bisher noch nicht im Verdachte gehabt? — Ich meine das Epitaphium des Markgrafen Tiezemann in der Paulinerkirche zu Leipzig. — Meine Gründe, solches zu glauben, sind diese:

1) „Das Monument ist schon an sich selbst verdächtig, wie Milke in dem Leben des Markgrafen gezeigt hat.

2) „Es ist nicht allein unwahrscheinlich, daß Dante, dem es zugeschrieben wird, sich zu damaliger Zeit in Deutschland aufgehalten, sondern es ist auch schlechterdings nicht wahr, wie aus des Manetius Lebensbeschreibung Dante's zu beweisen.

3) „Die Verse selbst sind Dante's unwürdig.

4) „Wenn Dante sie also nicht gemacht hat, wer hätte sie ihm, zu Ende des 15. Jahrhunderts, wahrscheinlicher unterschieben können als Stella? — Konnte Stella einem andern Italiener ein ganzes Werk unterschieben, warum nicht auch dem Dante einige Verse? — Beide, jenes Werk und diese Verse, betreffen noch dazu zwei Brüder (die Markgrafen Friedrich und Diezmann).

5) „Stella selbst beruft sich auf dieses Epitaphium, um eine Sache damit zu beweisen, von der es ausgemacht ist, daß er sie lediglich erfunden. Nämlich den alten Namen der Gegend um Leipzig und ihrer Bewohner. — Denn eins von beiden kann nur wahr sein. Entweder hat Dante die Verse wirklich gemacht und so ist der Name Libanotham und Libanotria allerdings älter als Stella. (Er findet sich im 5. Vers des Epitaphiums in Nr. 32 der „Unterhaltungen", S. 504, Spalte 1, Zeile 10 von unten, wo es Libanotria statt Libanotria heißen muß.) — Oder Stella hat den Namen erdichtet und so kann Dante die Verse nicht gemacht haben, in welchen dieser Name vorkommt.

6) „Stella beruft sich nicht allein auf das Epitaphium, sondern unter den Papieren Andreas Althammer's (der mit Stella in Briefwechsel stand und dessen Leben 1740 von M. Ballenstedt herausgegeben wurde) findet sich auch eine Abschrift davon, die Althammer von Stella selbst erhalten zu haben scheint und in welcher Verschiedenes mit einer Veränderung vorkommt, die nur der Verfasser selbst hernach hat machen können. Die Unterschrift heißt daselbst blos: Anno Domini M.CCVIII (1308.) Dantes Florentinus exul. — Doch ist noch die Jahrszahl 1496 beigefügt, vielleicht um anzuzeigen, wann Stella die Abschrift genommen haben wolle. Als nun die Kirche 1518 wieder erneuert ward, was war leichter, als daß Stella vorgab, das Epitaphium in ihrem ehemaligen Zustande abgeschrieben zu haben und daß er Glauben damit erhielt? — Ich werfe alles Dieses so hin und überlasse die Ausführung Einem, den die meißnische Geschichte näher angeht als mich." — — —

Soweit Lessing. Es scheint jedoch, daß Das, was Lessing „so hingeworfen hat", bisjetzt Niemand aufgenommen und weiter ausgeführt habe. Veranlassung hierzu wäre jetzt gegeben, wenn man etwa Lessing's Beweisführung als eine endgültige zu betrachten nicht geneigt wäre. Hier konnte nur der Zweck sein, bis zur Evidenz nachzuweisen, daß Dante nicht der Verfasser jenes Epitaphiums sei. Was weiter daraus folgert und ob Stella oder ein Anderer der Verfasser sei, kann hier nicht von Interesse sein.

Richard Pohl in Weimar.

II.

In der vor dreizehn Jahren erschienenen Schrift: „Das Münster der Augustiner Chorherren zu St.-Afra in Meißen. Eine Säculärschrift zum dreihundertjährigen Jubelfeste der königlich sächsischen Landesschule daselbst; aus archivalischen Quellen dargestellt von dem dritten Professor zu St.-Afra, Dr. Friedrich Maximilian Oertel" (Leipzig 1843), finden sich S. 12 folgende hierher einschlagende Erörterungen:

Unter dem Propste Konrad von Vipk in den Jahren 1307 und 1308 soll der berühmte Italiener Dante Alighieri Lehrer der (damaligen Kloster-) Schule zu St.-Afra gewesen sein. Daraus könnte man allerdings mit Recht auf die Blüte derselben in dieser Zeit schließen, wenn nur nicht der Aufenthalt dieses Mannes in Meißen, ja überhaupt in Deutschland aus triftigen Gründen geradezu verneint werden müßte.

Daß Dante Alighieri in den Jahren 1307 und 1308 als Verbannter in Sachsen, namentlich in Leipzig sich aufgehalten habe, berichtet zuerst Erasmus Stella (gest. 1521): „Commentarii de rebus ac populis orae inter Albim et Salam Germaniae fluminis ad a. 1307"; dann Petrus Albinus (gest. 1598): „Neue meißnische Chronica", S. 513, und M. J. Glafey (gest. 1760): „Kern der Geschichte des Hauses zu Sachsen", Cap. VII, §. 5. Eine noch speciellere Angabe in dieser Beziehung enthält die Einleitung zur „Historie des Churfürstenthums Sachsen" (Leipzig 1714, III, 132). Hier

wird erzählt, es habe Dantes Aligerius, welcher als ein Exul An. 1307 aus Florenz nach Leipzig gekommen, den Unterricht in der Klosterschule zu secundiren viel geholfen. Schon Lessing (vergl. „Sämmtliche Schriften", IX, 156) bezweifelt Dante's Aufenthalt in Sachsen. Man hat zwar dafür die Autorität des sächsischen Historikers in Wittenberg, Petrus Albinus, l. l., geltend gemacht, allein es sind so viel unumstößliche Beweise gegen jene Erzählung des Stella vorhanden, daß man ihr allen Glauben entziehen und den Aufenthalt Dante's in Sachsen nicht blos mit Lessing bezweifeln, sondern geradezu als eine Dichtung aus der Geschichte streichen muß.

Unleugbar zuverlässige Urkunden, deren Mittheilung ich dem gelehrten Herausgeber der „Briefe Dante's", dem Geheimen Justizrathe Dr. Witte in Halle verdanke, beweisen, daß Dante um diese Zeit Italien nicht verließ, noch verlassen konnte. Nach denselben lebte er am 6. October 1306 bei Franceschino Malaspina an der carrarischen Küste im Ländchen Lunigiana und im Jahre 1307 nahm er theil an den Versammlungen der aus Florenz vertriebenen Ghibellinen oder Weißen, welche der Cardinal Napoleone degli Orsini, Legat des Papstes Clemens V., zu Arezzo im Mai oder Juni hielt, und etwas später finden wir seine Unterschrift in einem Documente, welches von einer Verbindung der Weißen in der Kirche des San Gaudenzio in Mugello, nördlich von Florenz, handelt. Auch nachher durfte er sich von hier nicht allzu weit entfernen, da eben damals der Cardinal Orsini die Guelphen oder Schwarzen in Florenz zu bekämpfen und dadurch auch den Dichter in seine Heimat zurückzuführen beabsichtigte. Als aber auch diese Hoffnung scheiterte und der Cardinal, zu Anfang des Jahres 1308 vom Papste abgerufen, diese Gegenden verließ, fand Dante eine freundliche Aufnahme bei dem Marchese Moroello Malaspina in Lunigiana. Darauf ging er, wie Boccaccio erzählt, wieder nach Bologna, Padua von Verona, von da reiste er nach Paris und kehrte aus Frankreich erst dann nach Italien zurück, als er im Jahre 1310 gewisse Nachricht erhielt von dem Römerzuge des Königs Heinrich VII. von Deutschland.

Zu diesen urkundlichen Beweisen kommt noch, daß die Chronisten von Forlì bemerken, es sei Dante in den Jahren 1307 und 1308 bei Scarpetta degli Ordelaffi in Forlì Geheimschreiber gewesen. In Dante's Briefen aber und in den gleichzeitigen und spätern Schriften der zwei nächsten Jahrhunderte findet sich durchaus nichts, was man auf den fraglichen Aufenthalt Dante's in Sachsen oder nur in Deutschland beziehen könnte. Ueberhaupt läßt es sich kaum denken, daß Dante nach Deutschland gekommen sein sollte zu einer Zeit, wo Albrecht von Oestreich, ein Freund der Ghibellinen, hier herrschte, wenn auch der Markgraf von Meißen, Friedrich der Gebissene, mit den Hohenstaufen verwandt, ihnen gewogen war.

Wir gelangen sonach zu der begründeten Ueberzeugung, daß Dante in den Jahren 1307 und 1308 nicht in Sachsen, ja nicht einmal in Deutschland lebte, sondern in Italien, und daß die Klosterschule zu St.-Afra auf den Ruhm, ihn unter ihre Lehrer zu zählen, verzichten müsse. Alles, was von Dante's Leben und Wirken in Sachsen erzählt wird, hat wahrscheinlich nur in der Italomanie des Erasmus Stella seinen Ursprung.

Deutsche Schauspieler.

III. Feodor Löwe.

Wir haben einige Schauspielerfamilien, die schon seit mancher Generation der Bühne werthvolle Mitglieder geschenkt haben.

Zu ihnen gehört die Löwe'sche.

Ludwig Löwe, der dem im mittlern Alter befindlichen Theile unserer Leser noch in der ganzen Kraft vor Augen stehen wird, in der er einst am Burgtheater das jugendlich-heroische Fach vertrat, Ludwig Löwe, ein Meister der Rede, ein Feuerstrom zündender Begeisterung, Realist und doch voll Wahrheit, voll Studium und doch im Spiel wie improvisirend und dem Augenblick sein souveränes Recht gebend, ein Humorist selbst im Schmerz, mit grauen Locken noch länger Jüngling und Bezauberer der Frauen, als ihm nachgeborene Jugend selbst mit goldenen fünfundzwanzig Jahren absehen konnte — Ludwig Löwe hatte einen Bruder, Ferdinand. Die Erfolge desselben kamen denen Ludwig's nicht gleich. Er hatte im Ton etwas Süßes und Gesuchtes, seine Haltung war nicht ohne Koketterie. Man erzählt, daß er den Ferdinand in „Cabale und Liebe" als Kuraffiereroberst spielte und mehr dabei mit seinem blinkenden Harnisch und dem wallenden Federbusch seines Helms beschäftigt war als mit dem Inhalt seiner Rolle.

Eine Tochter dieses Ferdinand ist die einst in Berlin so gefeierte Sängerin Sophie Löwe, jetzige Fürstin Liechtenstein, und ein Sohn der Dichter

Feodor Löwe, der am ſtuttgarter Hoftheater als Darſteller und Regiſſeur wirkt.

Als der verdienſtvolle, durch ſeine trockenen Einfälle originelle Theaterdirector Schmidt in Hamburg dieſen jungen Novizen der Kunſt an ſeiner Bühne beſchäftigen wollte und ihm deſſen ſchmale und ſehr hohe Geſtalt für Liebhaber wenig geeignet ſchien, ſagte er ihm: „Sie müſſen Komiker werden!“ In der That ſpielte auch Feodor Löwe in Frankfurt am Main als Anfänger mit dem größten Erfolge vorzugsweiſe geckiſche Rollen. Seine lange Geſtalt entbehrte der Haltung, die Rede hatte etwas Stotterndes, raſch Herausgeſtoßenes, wie die des Percy Heißſporn; die Komik, in ihrer allerdings zweideutigſten Art, in der Form der Unfreiwilligkeit, ſchien in der That die Zukunft des jungen, ehrgeizigen, in poetiſchen Träumen und Hoffnungen lebenden Künſtlers zu ſein.

Wie mancher Schauſpieler iſt auf dieſe Art dem Vorurtheil und dem erſten Eindruck erlegen! Sein Leben glich einem Proceß, den man entſchied, ohne ganz die Akten geleſen zu haben. Man informirte ſich nach einigen Eindrücken, welche die Anklage vollkommen zu unterſtützen ſchienen; man ergänzte das Fehlende durch die vorweggenommene Wahrſcheinlichkeit; die Würfel waren gefallen und ein ganzes Leben blieb verſpielt.

Feodor Löwe wurde nie einen Komiker gegeben haben. Daß in ihm ein intelligenter Charakterkomiker, ein ſchwungvoller Held gewonnen und erhalten blieb, war die Folge eines glücklichen Blicks, der den damaligen Lenker der ſtuttgarter Bühne, Heinrich Moriz, Feodor Löwe in ſeinem Werth erkennen und an dieſe Bühne verpflanzen ließ.

Auch dort ſtand der ſofortigen Beſeitigung des jungen Darſtellers der erſte Eindruck entgegen. Die ſich überhaſtende Eile der Sprechweiſe zügelte ſich, aber das Organ blieb verſchleiert. Die Bewegungen der großen Geſtalt wurden harmoniſcher, aber nicht jede Parthenia reichte bis an die Schultern dieſes Ingomar. Noch jetzt hat jeder Fremde, der dem inzwiſchen gereiften Künſtler auf der Bühne begegnet, ſich an den erſten Eindruck der äußern Erſcheinung zu gewöhnen.

Sehr bald aber lernt man den Werth des Darſtellers erkennen und ſchätzen. Selbſt wenn man verwöhnt iſt durch die wie wellenförmig dahinſtrömende Rhythmik der Emil Devrient'ſchen Rede, vergißt man ſehr bald das Kurze, oft Tonloſe, kurz Abgeſtoßene im Vortrag Feodor Löwe's. Was uns ein Mangel an wohlthuendem Legato und an den uns anfangs höchſt nothwendig vorkommenden Fermaten ſcheint, wird ſehr bald Natur, Wahrheit, Abſichtloſigkeit. Die Rede geht unbefangen und wohlgemuth über Stellen hinweg, die vielleicht eine größere Ausbeute für das Ohr, ſelbſt eine Anregung für unſere Phantaſie ermöglicht hätten; indeſſen kann man dem Darſteller nicht zürnen; er ſpricht nichts Auswendiggelerntes, ſondern lebt in ſeinem Charakter und iſt dieſer ſelbſt. Nun erkennt man die Intelligenz des Darſtellers. Man ſieht den Dichter wiedergegeben von einem Dichter. Man iſt der gewöhnlichen Schauſpielerſphäre, der Inferiorität des Darſtellers unter ſeiner Aufgabe entrückt und befindet ſich einem Künſtler gegenüber, der ſeinen Charakter zu erſchöpfen, die Aufgabe, die er zu löſen hat, in der ganzen Wärme, in der ſie vom Dichter geſchaffen wurde, uns wiederum nahezubringen verſteht. Tritt dann auch zuweilen ein Moment phyſiſcher Erſchöpfung ein oder eine gewiſſe Blaſirtheit, die Dasjenige leicht zu nehmen ſich gemüßigt ſieht, was uns Bedürfniß geweſen wäre, ſtärker betont zu hören, ſo weiß ſich der Darſteller doch bald wieder aufzuraffen und überraſcht plötzlich durch Blitze, die dem Genius angehören.

In dieſer Art ſpielt Feodor Löwe z. B. Egmont. Es iſt nicht jener an der Stirn mit Heroenmajeſtät gezeichnete Egmont Emil Devrient's; nicht jener ſorgloſe Sinnenmenſch, dem Hendrichs eine faſt unbewußte, aber behaglich wohlthuende Poeſie zu verleihen weiß; nicht der Egmont Joſeph Wagner's, eines Darſtellers, der durch angeborenen Ton und Charakter auf alle ſeine tragiſchen Geſtalten, wie in Vorahnung ihres Endes, rührende Schatten der Melancholie wirft; Feodor Löwe's Egmont iſt ein niederländiſcher Cavalier, der mit geſundem Auge Welt und Menſchen beurtheilt, nicht handelt, weil ihm überhaupt die Hände gebunden ſind, nichts wagt, weil das Wagniß nicht etwa gefährlich, ſondern ſein Ergebniß nur verlorene Mühe ſein würde; ein Cavalier, der mit dem jungen Alba wirklich einen ihn außerordentlich intereſſirenden Roßkauf abſchließen könnte; eine reale Natur, die in ihrem Schickſal um ſo tragiſcher wirkt, als gerade ſie am wenigſten darauf vorbereitet iſt. Nun wird die Bitterkeit ſeines Schmerzes um ſo ergreifender, die Lebensluſt um ſo rührender, die Ergebung in das Unabweisliche um ſo trotziger und der Abſchied vom Leben um ſo erhebender. Gerade weil dieſe Auffaſſung der Rolle, die freilich durch die geiſtvolle Perſönlichkeit

bedingt und kaum nachzuahmen ist, die ersten Acte fallen läßt, fast blasirt, fast tändelnd und mit spielender Sorglosigkeit sie gibt, muß die letztliche Erhebung zur grausamsten Wirklichkeit des Ereignisses und zur offensten Aeußerung der solange zurückgehaltenen Meinung von mächtiger Wirkung sein. In der That kann man auf der Bühne selten Ergreifenderes sehen als diesen sich ermannenden Ernst, diese bitterste Entschiedenheit, mit der Leander Löwe im Kerker mit Ferdinand spricht und zuletzt die ihn zum Tode führenden Scherzen anredet.

Leander Löwe würde einer unserer besprochensten Schauspieler sein, wenn seine volle Würdigung nicht von einer gewissen Gewöhnung an seine Art abhinge. Diese muß ihm bei kurzen Gastspielen fehlen. Die dauernde Verpflanzung auf einen großen Wirkungskreis, der an sich etwas täglich neu Anscheinendes hätte, wäre ihm sehr nützlich. Seydelmann sagte uns gelegentlich: „Vergleicht man das Komödiespielen mit der Liebe, so liebt man in Stuttgart nicht wie ein Bräutigam, sondern wie ein guter Vater und Gatte."

Anregungen.

Die Leute von Seldwyla.

Unter diesem Titel hat Gottfried Keller (Braunschweig, Vieweg, 1856) einige Erzählungen herausgegeben, die schon durch den Namen des Verfassers mehr beanspruchen dürfen als nur die einfache Würdigung des fesselnden oder langweilenden Inhalts derselben.

Gottfried Keller ist ein Schweizer und gibt sich schon seit geraumer Zeit in unserer Literatur mit einer gewissen Sonderthümlichkeit. Er gehört zu den neueren Autoren, die von der fast ausschließlichen Wendung unserer Literatur zur Erzählung und zum provinziellen Colorit derselben den Vortheil gezogen haben, daß sie nur im Tone ihrer Heimat zu reden und ihre Jugendeindrücke auszubeuten brauchen, um sogleich am Parnaß eine zuvorkommende Begrüßung zu erleben. Auch er besitzt ein reichgefülltes Gedächtniß mit allerhand Schnurren und Schnacken und Schwänken, von seltsamen Abenteurern und Menschen und Erlebnissen aus seiner Gegend her. Er sieht sein heimathliches Wesen mit einer Klarheit vor sich wie ein Maler- und hat z. B. in den Kammodenschubladen eines sentimentalen Dienstmädchens mit einem solchen Scharfblick gestöbert, daß man seine innigste Freude haben muß an den Prachtstücken von gemalten Stillleben dieser Sphäre, wie sie kein Wilhelm Kalf, kein Melchior Hondekoeter naturtreuer geschildert haben. So wie aber der Autor seine Sphäre, d. h. die Umgebung, verläßt, wandelt ihn denn doch ein auffallendes Ungeschick an, daß man sagen möchte, er gibt Opernschalen in der Gestalt von Butterbüchsen und läßt Menschen vor uns wandeln, denen die ledernen Hosen am Halse zugeknöpft sind. So erzählt in der ersten Geschichte ein schweizerischer Oberst Dinge, die er in Indien erlebt haben will und die ebenso gut in einem Puppenspiel sich ereignet haben könnten. Der vernünftige Mann, der in Frankreich ein Regiment kommandirt, erzählt sie zwei schlafenden Personen, ja in der Manier des Verfassers hätte er sie ebenso gut seinem Stiefelknecht können erzählen lassen.

Die Geschichten von der Mutter Regula und den feindlichen Monteschi und Capuleti auf dem Dorfe sind ganz vortrefflich. Sie werden Denjenigen doppelt erfreuen, der die Phantasie und Localkenntniß besitzt, sich in all die kleinen schweizerischen Situationen zu versetzen, denen diese Vorgänge entnommen sind. Auch ist der malerische und poetische Blick des Autors in solchen Geschichten sehr bedeutsam. Er macht nicht viel Worte, z. B. von den plastischen und dramatischen Effekten, die in den von ihm einfach geschilderten Thatsachen liegen, er läßt den Leser ergänzen und auf Das selbst aufhorchen, was in seiner erzählenden ersten Violine sozusagen der Baß des Schicksals brummt.

Und doch zeigen wieder die beiden letzten Erzählungen des Buchs, wie man zurückhaltend und behutsam sein muß in solchen Zugeständnissen an den Autor. Nicht, daß auch einmal seine Erzählungen weniger anziehend sind, darauf kommt an sich wenig an. Mißlich nur ist an dem Verfasser, daß er in seiner Eigenart auffallend breitspurig und behaglich und an seinen (zuweilen recht schwachen) Witzen, wie in den „Kammmachern", so gar gefallsüchtig sein kann. Gewiß, Gottfried Keller beobachtet sehr scharf, er hat viele Dinge (und Menschen ohnehin) im Nachfühlen, ungekämmt und ungewaschen gesehen, er enthüllt viel Allgewusstes und Dochnochnichtgesagtes mit Schärfe — könnten wir sagen mit grausamer Schärfe? Dann wäre in ihm wenigstens ein Wille, eine Ueberzeugung vorhanden, ein Aufschwung und eine wallende Regung des Herzens. Phlegma jedoch und Apathie lassen bei ihm selbst die Satire nicht recht aufkommen. Und so schleudert der Autor in einer gewissen menschenfeindlichen Selbstzufriedenheit hin, die uns um die Wirkungen eines großen Talents bringen will.

Betty Paoli.

Von Sappho bis Luise Brachmann haben die Frauen die Gabe der lyrischen Poesie nur zur Enthüllung der Geheimnisse ihres Herzens benutzt. Der Aufschwung, den sich einige Dichterinnen auch zur beschreibenden und erzählenden Versekunst gaben, war kein nachhaltiger.

Betty Paoli, eine der sinnigern Dichterinnen un-

ferer Zeit, hat in ihrer Sammlung: „Lyrisches und Episches“ (Wien, Hechnaſt, 1855), zum Theil die frühere Bahn, auf der ſie mit großem Glück gewandelt, verlaſſen. Wir finden hier weniger Mittheilungen aus den ſeeliſchen Gründen und Abgründen der Dinge und Empfindungen, an denen „den Frauen doch am meiſten gelegen iſt“ —, die Liebe iſt nicht mehr mit jener Glut gefeiert, die uns die Poeſie Betty Paoli's ſonſt wie einen jener Rubine erſcheinen läßt, in deren Anſchauen man ſich, gefeſſelt von dem dunklen, glutvoll in ihnen blitzenden Feuer, träumeriſch und wie bezaubert verlieren kann. Ihr Weſen iſt lichter, ihre Anſchauungen ſind freiere geworden; auch hat ſie ſich in Objectivität verſucht; ſie gibt Romanzen und Balladen.

Die Prüfung muß bei einer ſolchen Wandelung allerdings ſtrenger werden. Man kann einer Frau vergeben, daß ſie in unklaren Bildern von ihren unklaren Empfindungen ſpricht, aber eine Landſchaft muß vor ihren Augen ungetrübt, ein Factum mit geſchloſſenen Conturen ſtehen. Wir ſind überraſcht, die grübelnde, oft in ihren Bildern, nach öſtreichiſcher Weiſe, überladene, allzu ſubjective Sängerin in dieſem Büchlein ſo licht, hell, durchſichtig zu finden, durchſichtig ſelbſt zuweilen bis — zum Waſſernebel. Manche Conception iſt zu leicht, manche der Erzählungen iſt nur für die Declamation zum Beſten irgendeiner jener wiener „Wohlthätigkeitsakademien“ berechnet — in der That, es rächt ſich, wenn man einſt eine ſanfte, wie nur unter goldglühenden Orangen, purpurnen Granaten und maureſken Crimperungen lebende andaluſiſche Träumerin in der Poeſie war und plötzlich ſich entſchließt, über das Burgtheater Recenſionen zu ſchreiben. Betty Paoli iſt eine Beurtheilerin der laufenden dramatiſchen Tageschronik in Wien geworden.

Dieſer anomale Stand hat ihr mehr kritiſchen Verſtand aufgedrängt, als dem Herzen und der Phantaſie einer lyriſchen Dichterin guthut. Man muß in dieſer Situation Fehler ſehen, ſelbſt wenn man ſie in jeder andern nicht ſähe; man wird wähleriſch, abgenutzt, aufgeklärt, kalt, nüchtern. Die vorliegenden Dichtungen tragen den Stempel einer ſolchen Metamorphoſe durch das Feuilleton.

Dennoch begegnet man auch hier vielen Schönheiten. Wir finden den Gedanken ſehr gefällig ausgeführt, wie beim Beſuch eines Burggemäuers der Anblick der über einem verfallenen Kamin noch geſchwärzten Mauer plötzlich das ſeit Jahrhunderten untergegangene Bild einer auch hier lebensvoll ausgebreitet geweſenen Häuslichkeit weckt (S. 67). Ihrer beſten Zeit angehörend iſt das an ein junges Mädchen gerichtete Wort der Dichterin, das in ihr ſich ſelber wiederſieht mit ſeinem einſtigen Glück und ſich auch ſelber wiederſehen muß mit ſeinen einſtigen Schmerzen (S. 31). Von erſchütternder Wahrheit iſt die Bitte der Liebenden und oft Getäuſchten an das Geſchick, es möchte die „ewige Angſt vor dem Verluſt“ für den Verluſt ſelbſt gelten laſſen (S. 113). Mit der Innigkeit eines Novalis ringt ſich die Dichterin aus allem Ueberſchwange der Freude und des Genuſſes „ein Wanderlied der Seele“, hinzugeben zur Vernichtung; dieſe Klage (S. 127) ringt ſich ihr mit der Wahrheit eines Gebets vom Herzen.

Aphorismen

von Leopold Feiſt.

Die Frauen lieben weniger die Männer, die mit dem Höchſten ringen, als die mit ihm ſpielen.

* *

„Der Umgang mit Frauen iſt das Element guter Sitten.“ Dieſer allerdings an ſich wahre, jedoch in ſeiner Ausſchließlichkeit und Einſeitigkeit ſchädliche Satz wird in der Regel derart betont und hervorgehoben, daß man die andere, die Schattenſeite, die nachtheiligen Wirkungen des Frauenumgangs ganz zu überſehen Gefahr läuft. Aber faſt nichts wirkt ſchwächender und entnervender auf den Charakter des Mannes, nichts vermag ihn ſchwankender und haltloſer zu machen als ein beſtändiger, inniger, zum Bedürfniß gewordener Umgang mit Frauen.

* *

Goethe ſagt: „An wem viel zu entwickeln iſt, der wird ſpäter über ſich und die Welt aufgeklärt.“ Nur meine nicht Jeder, der unklar iſt, es ſei Wunder was an ihm zu entwickeln! Nur in Schwächen hängen bedeutende Menſchen mit unbedeutenden zuſammen.

* *

Die wahre Natur des Menſchen lernt man eigentlich erſt nur in den außergewöhnlichen Momenten des Lebens kennen.

* *

Für wahrhaft edle Menſchen iſt ein unverdientes Glück mehr peinigend als erfreuend.

* *

Die Entwickelung und Bildung des Charakters iſt das Erſte, worauf eine vernünftige Erziehung zu ſehen hat. Genie, Talent, die geiſtigen Anlagen und intellectuellen Fähigkeiten entwickeln ſich ſchon von ſelbſt — auch bei geringerer Nahrung —; nicht ſo der Charakter, der mehr die Frucht der Erziehung, des Lebens und des eigenen Menſchen iſt. Darum kann man, wenn man bedeutenden Perſönlichkeiten in intellectueller Hinſicht ſich nicht zur Seite zu ſtellen vermag, in Hinſicht des Charakters ihnen nahe kommen und kann in dieſer Hinſicht auch der unbedeutendere Menſch das Genie erreichen.*)

*) Doch möge ſich der Unbedeutende deſſen nicht überheben! Der Mann von Geiſt und hoher Bildung hat bei den Beſchlußnahmen und Aeußerungen ſeines Willens, die die Kraft ſeines Charakters verrathen ſollen, ſo viel Poſten der Rückſichten, ja der Mäßigung und Anerkennung fremder Standpunkte zu verrechnen, daß ſeine Unentſchloſſenheit ihm oft edler ſteht als dem Inſtinctmenſchen deſſen ſchnell- und leichtgerathene That. D. Herr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 38.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Tycho de Brahe.

Von Friedrich Kubbe.

„Non habeo, sed cano!“
Tycho.

I.

Tycho de Brahe (Tyge Brahe), an dessen Namen zwar in Deutschland eine gewisse traditionell-mystische Popularität geknüpft ist, wird in seiner wissenschaftlichen Bedeutung gleichwol in beschränkterm Kreise richtiger gewürdigt, als jene imposante Persönlichkeit, ihr tragisches Geschick, die Originalität ihrer Weltanschauung, vor allem ihre mächtige Einwirkung auf die Mitlebenden wünschen lassen. Es ist überdies deutscher Art gemäß, daß man die Standbilder der Vergangenheit, auch fremdländische, von Zeit zu Zeit entstäubt, in pietätvoller Betrachtung sich selber daran zu erkräftigen.

Eines bedeutenden Mannes Stellung in der Wissenschaft zu würdigen, ist die Frage, wie weit ihm vorgearbeitet worden, unumgänglich.

Die kosmischen Kenntnisse der Europäer vor Kopernicus stammten wesentlich von Ptolemäus dem Alexandriner, der auf den Schultern der Griechen steht; und diese haben, wie Böckh nachweist, ihre astronomischen Elemente, die Theorie der Sphären, von den Babyloniern überkommen, wahrscheinlich durch Vermittelung der Phönicier. Hier in Hellas entfaltete nun die junge Astronomie zögernd ihre Schwingen. Es währte lange Zeit, bevor sie aus den anmuthigen Irrgärten dichterischer Phantasmata emporstieg in die klare Höhe mathematischer Gedanken. Aber auch das Streben und Tasten und Mühen ist voller Wunder; fast an jedes griechischen Dichters und Philosophen Namen knüpft sich ein kosmisches System, denn Jeder legte sich das Räthsel der unnahbaren Glanzgebilde da droben und des Menschen Verhältniß zu ihnen nach eigenem Bedürfniß und Wesen zurecht.

Das älteste, griechische Weltsystem ist aus der Ilias und Hesiod einigermaßen bekannt. So hoch der Himmel über der Erde, so tief ruht der Tartaros unter ihr. Dieser wird gehalten durch die Wurzeln, welche die Erde unter sich in die Tiefe treibt, während die krystallene Himmelskuppel auf Säulen sich fügt. Inmitten der Erdscheibe liegt natürlich Hellas. Delphi ist der Nabel des Weltalls, wie dem rechtgläubigen Muselman noch heute die heilige Kaaba zu Mekka. In den die Erde umrauschenden Okeanos tauchen Sterne, Mond und Sonne hinab und geben wieder aus ihm hervor. Die im Osten dem Strome nahe wohnenden Menschen hat die Sonne „verbrannt“. Ein ehrner Amboß, den etwa Hephästos aus seiner Werkstatt herabwürfe, würde neun Tage fallen, bevor er die Erde, und abermals neun, bevor er den Tartaros erreichte — immerhin ein gigantischer Gedanke, der bei einem Fallraume von 15 Fuß in der Secunde den Himmel in eine Ferne von 486 geographischen Meilen setzt; unter Berücksichtigung der Galilei'schen Falldbeschleunigung dagegen würden entweder jene neun Tage sich auf 15 Minuten reduciren oder aber die Entfernung eine 800,000 mal größere werden, als Hesiod ohne Zweifel auszudrücken beabsichtigte.

Thales, Anaximander, Leukippos, Xenophanes u. A. behaupteten theils: die Erde ruhe auf verdichteter Luft; Andere: ſie ſchwebe frei im Raume, ohne Unterlage; ſie ſei eine längliche Scheibe; eine kreisrunde Scheibe; ein Diskus (Tellerform); ein Tympanon (niedrige Trommel); ein Cylinder mit hervorragender ebener Oberfläche; ein ſolcher mit zwei ebenen Oberflächen; ein Würfel u. A. vergl. — Aus der Pythagoräiſchen Schule ging die Anſicht hervor, die Geſtalt der Erde ſei kugelförmig. Ob Pythagoras ſelbſt es gelehrt, iſt zweifelhaft; Parmenides hat den Gedanken um 500 v. Chr. zuerſt ausgeſprochen. Uebrigens ruhe die Erde. Ein Jünger dieſer ruhmreichen Sekte, Philolaus, Zeitgenoſſe Plato's, trat ſeinen Freunden mit einem eigenthümlichen Syſteme entgegen. Der Erde ſetzte er einen räthſelhaften Weltkörper, die Gegenerde, gegenüber und ließ dieſen in gleichem Tempo mit der Erde um das Centralfeuer rotiren, das in der Weltmitte, in der heiligen Burg der Götter, auf dem Altare der Heſtia flammte. Daſſelbe Centrum habe die Bahn des Mondes, der Sonne, aller Planeten und des Firmaments in verſchiedenen Umlaufszeiten. Infolge dieſer Anſchauung ſcheidet ſich alles Daſein in drei Räume. Der erſte reicht bis an den Mond, es iſt der Uranos, die Welt des Veränderlichen, die Region der Winde und des Wetters. An der Mondbahn beginnt die aſtronomiſche Welt der Geſtirne, der Kosmos mit der erhabenen Ordnung der ſieben Sphären, an deren jede ein Weltkörper geheftet iſt.

Dieſe Sphärenordnung iſt folgende:

1) Die Erde vollendet den Umlauf in einem Tage;
2) Der Mond in einem Monat;
3) Merkur, Venus und Sonne in einem Jahre;
4) Mars in zwei Jahren;
5) Jupiter in zwölf Jahren;
6) Saturn in dreißig Jahren;
7) Die Schar der Fixſterne in unbeſtimmter langer Zeit.

Jenſeit des Kosmos umſchließt der Olympos das Weltall, der außerweltliche, von Lichtglanz erfüllte Raum. Philolaus erkannte dabei bereits die ſchiefe Stellung des Aequators, folglich der Erdachſe, ohne indeß ein Maß dafür anzugeben. Doch vermögen wir nach dem dritten Kepler'ſchen Weltgeſetze den bezüglichen Radius der Erdbahn, d. i. ihren Abſtand vom Centralfeuer, auf 391,583 Meilen leicht zu berechnen.

Mit ſtrengem Ernſte ſchritt der hohe Ariſtoteles zur Erforſchung der Architektonik und Mechanik des Kosmos. Feind allen Phantaſiegebilden ſtellte er zuerſt wiſſenſchaftlich die Kugelform der Erde feſt. Seine Erfahrungsgründe dafür ſind dieſelben, welche gegenwärtig in jeder Schule docirt werden; theoretiſch aber begründete er die Anſicht aus der Schwerkraft. Dieſe wirke aus dem Mittelpunkte der Erde, welcher zugleich das Centrum der Welt ſei. Dem Geſetze der Schwere zufolge ziehe jedes Theilchen Erde der Mitte die Erdmaſſe an der Oberfläche an, wie ſich deutlich bei beliebig geworfenen Körpern zeige. Dieſe Wirkung ſei nach allen Richtungen dieſelbe und in gleichen Entfernungen eine gleiche — wie dies durch die Kugelgeſtalt bedingt iſt. Aber die Erde ruhe in der Weltmitte. Beide Begriffe, Centralſtellung und Ruhe, ſeien unzertrennlich, denn da alle Körper, und würden ſie ins Unbegrenzte hinausgeworfen, gezogen würden, ſo könne die Erde ſich nirgends als im Mittelpunkte befinden. Eine Achſendrehung weiſt er gleichfalls zurück und bemerkt, die Mathematiker ſtimmten ſeiner Anſicht bei. Den Umfang der Erde gab er zu 400,000 Stadien an und nannte das klein, während in der That dieſer Umfang nur 216,000 Stadien, 5400 geographiſche Meilen beträgt. Im Uebrigen weicht Ariſtoteles auch darin vom Philolaus ab, daß er den Mond in die Welt des Unveränderlichen und des Aethers ſetzt, wodurch er acht Sphären erhält. In der Welt des Veränderlichen aber war zunächſt über der Erde der Luftkreis, über dieſem der Feuerkreis. Und jenſeit der Sphärenwelt thronte die „ewige, unbewegliche, Alles bewegende Gottheit".

Dieſe Ariſtoteliſche Weltanſicht, von welcher im Anhange zu Schleiden's „Studien", Tafel II, eine anſchauliche Abbildung gegeben iſt, blieb bis Ptolemäus in ihren weſentlichen Elementen ſogar bis Kopernicus und Galilei gültig. Wol verſuchten Heraklid und Ekphantes den Wechſel von Tag und Nacht durch eine Achſendrehung der Erde von Weſt nach Oſt zu erklären, indem ſie, fußend auf dem Philolaiſchen Syſteme, Erde und Gegenerde zuſammenfügten und das Centralfeuer in die hohle Erdmitte ſetzten, infolge deſſen ſich die Rotation eo ipso in eine Achſendrehung verwandelte. Wol anticipirte ſogar Ariſtarchos von Samos vollkommen die Idee des Kopernicus, indem er behauptete, die Erde drehe ſich um ihre Achſe und zugleich in ſchiefem Kreiſe um die Sonne. Dieſer ganze Kreis aber verhalte ſich zur Entfernung der Fixſterne nur wie das Centrum zur Peripherie, weshalb auch die Bewegung der Erde an den Fixſternen nicht wahrzunehmen ſei.

Dieſes Syſtem zog dem Ariſtarch eine Anklage wegen Ketzerei zu: Anerkennung hat es nicht gefunden. Es iſt erwieſen, daß Kopernicus von demſelben keine Kenntniß beſeſſen, bevor er ſeine Idee längſt ausgeſprochen hatte.

Gleichwol mehrten ſich die Beobachtungen fortan in reicher Fülle, ſodaß bald die einfachſchöne Ariſtoteliſche Rotation zur Erklärung der complicirten Bewegungserſcheinungen nicht mehr zureichte. Der große Hipparchos und ſein Schüler Ptolemäus ſuchten eine genügendere Deutung. Letzterer modificirte die Theorie des Ariſtoteles. In ſeinem „Sehr großen Buch" (Almageſt) will er beweiſen, daß die Erde weder eine fortſchreitende Bewegung haben könne — denn da müßten andere Erſcheinungen als die durch centrale Stellung einzig zu erklärenden hervorgehen; die Erde müßte die loſen Körper hinter ſich zurücklaſſen, überhaupt müßten lächerliche Conſequenzen die Folge ſein; noch eine rotirende, denn dieſe würde an der Oberfläche eine ſo gewaltig raſche ſein, daß die jetzigen Erſcheinungen an derſelben nicht ſtattfinden könnten; die Körper würden eine ihr entgegengeſetzte Richtung haben u. ſ. w. Seinem Syſtem zufolge legte ein allumfaſſendes primum mobile Planeten, Mond, Sonne und Firmament in tägliche Bewegung um die ruhende Erde. Die Bahnen der Planeten ſind Epicykloiden, eine den Mathematikern wohlbekannte eigenthümlich verſchlungene oder ſich windende Curve. Mond und Sonne laufen überdieß in excentriſchen Kreiſen in bezüglich 27¹/₃ Tagen und 365¼ Tagen um die Erde.

Bald nach dem Tode des Ptolemäus erfuhr dies ohnehin verwickelte Syſtem infolge vorgeſchrittener Beobachtungen eine neue Modification im Betreff des Mercur und der Venus, indem die Bewegung dieſer beiden Weltkörper um die Sonne anerkannt wurde. Das iſt das „ägyptiſche Syſtem". Es hat in den Klöſtern des Mittelalters die dunkle Pauſe der Wiſſenſchaft, die ſelbſt durch das Leben des gelehrten, kunſtſinnigen Regiomontanus in Augsburg nicht bedeutſam unterbrochen ward, überdauert und, eine dürftige Entwickelungsphaſe, geherrſcht, bis endlich mit Kopernicus eine Reihe von Männern und Ideen geweckt wurde, an denen die Königin der Wiſſenſchaften ſich emporzuringen vermochte zu ihrer gegenwärtigen idealen Verklärung.

Es iſt bekannt, wie die geniale Hypotheſe des Kopernicus, abgeſehen von den Verfolgungen des Klerus, auch wiſſenſchaftlich vielfach angefochten worden. Der ſcharfſinnigſte ſeiner Gegner war ohne Zweifel der an Beobachtungstalent ihm überlegene däniſche Aſtronom Tycho de Brahe.

Die Anſicht, welche auch Mädler andeutet, als ſei mehr oder minder Mißgunſt der Grund Tycho's zu ſeiner Oppoſition gegen den thorner Aſtronomen geweſen, haben wir weder in Tycho's hochfreireligiöſem Gemüthe, das die Wahrheit ſuchte, noch in ſeinem Verhältniß zu Kopernicus, den er mit großer Pietät verehrte, begründet gefunden. Außer religiöſen Motiven waren es weſentlich folgende Bedenken, welche er der Kopernicaniſchen Hypotheſe entgegenſetzte:

Zunächſt machten ihn die Kometen, welche nicht rückläufig wurden, irre; dann aber meinte er:

1) „Die Erde iſt eine grobe, ſchwere und zur Bewegung ungeſchickte Maſſe; wie kann nun Kopernicus einen Stern daraus machen und ihn in den Lüften herumführen?"

Nachdem Newton die Meinung begründet, daß alle Planeten in der Gruppe eines Sonnenſyſtems aus weſentlich denſelben Stoffen gebildet ſeien; nachdem Humboldt uns Tycho's großer Compatriot, Oerſted, mit hoher Vernunft die Gültigkeit derſelben Naturgeſetze in allen Daſeinsſphären, auch unabhängig von qualitativen Unterſchieden der Stoffe, nachzuweiſen verſucht haben; mag jener Einwurf geringfügig erſcheinen: die damalige Aſtronomie hatte Weniges darauf zu erwidern.

2) „Wenn von der Höhe eines Thurms oder Maſtbaums ein Stein herabgeworfen wird, ſo konnte dieſer nicht, wenn ſich die Erde unterdeß bewegt hat, am Fuß deſſelben niederfallen, ſondern müßte um ſoviel Fuß weſtlich fallen, als die Erde indeß nach Oſten fortgerückt iſt."

Die von Galilei, Benzenberg u. A. angeſtellten Fallverſuche haben dieſen an ſich verſtändigen Einwurf beſeitigt und gerade die Rotation der Erde ſchlagend nachzuweiſen gedient.

3) „Die Erde muß im Kopernicaniſchen Syſtem, da die zwei Bewegungen der Rotation und des Umlaufs nach demſelben nicht in einer Ebene vor ſich gehen, noch eine dritte Bewegung haben, vermöge deren ihre Achſe beſtändig dieſelbe Richtung behält."

Daß nach dem Geſetze der Trägheit allein ſchon dieſe Richtungsgleichheit behauptet werde, ſolange kein neues Agens dieſelbe ſtört, konnte dem großen Mathematiker auf damaligem Standpunkte freilich nicht bekannt ſein.

Unbefriedigt durch die Kopernicaniſche Hypotheſe, gleichwol nicht in der Lage, die Reſultate ſeiner

seinen Beobachtungen der Bewegungserscheinungen am Himmel mit dem Ptolemäischen oder ägyptischen System in Einklang zu bringen, ward Tycho de Brahe der Schöpfer einer neuen Weltanschauung, zufolge welcher sämmtliche Planeten um die Sonne und mit dieser um die Erde rotiren.

Es darf dieses Tycho'sche System als die organische Entwickelung der Aristotelischen Weltansicht, vermittelt durch Ptolemäus und durch das ägyptische System, betrachtet werden. Ihnen Allen ist die Erde das ruhende Centrum, umkreist von den andern Weltkörpern. Aber Aristoteles läßt die Planeten in centrischen Sphären rotiren; Ptolemäus in Epicykeln; im ägyptischen System wird dem Merkur und der Venus eine Bewegung um die Sonne zuerkannt. Tycho läßt alle Planeten die Sonne umkreisen, nur die Erde nicht. „Auch die Erde bewegt sich um die Sonne!" hatte Kopernicus gerufen und mit diesem kleinen Worte die ganze Anschauung der vorhergehenden Jahrhunderte gestürzt.

Bis auf den heutigen Tag hat das Tycho'sche System in Dänemark einzelne stille Anhänger gefunden. Auch der apostolische Stuhl zu Rom verdammt noch jetzt das Kopernicanische System mit allen seinen Consequenzen und Berichtigungen, doch wird in römischer Feinheit und zuwartender Resignation gestattet, daß es als „die beste Berechnungsmethode" einstweilen vorgetragen werden dürfe. Und hat doch nur vor kurzem ein preußischer Doctor Namens Schöpfer sich bemüht, mit naiver Prätension und wunderbarer Unkenntniß selbst einfach prognostischer Thatsachen die jetzt abgestandene Bouillon dem cultivirtern Gaumen der wissenschaftlichen Gegenwart aufzutischen! Es hat dieser Schöpfer durch widerwärtige Ausfälle gegen die wissenschaftlichen Größen und durch die geheimste Ignoranz in der berüchtigten Broschüre: „Beweis, daß die Erde still stehe", viel Wesens erregt und manche spitzige Feder in Bewegung gesetzt, was eigentlich zuviel Ehre ist. Eine bizarre Laune der Natur scheint von Zeit zu Zeit wunderliche Wesen zu erwecken, welche mit Leidenschaftlichkeit in die rollende Achse der Wissenschaft greifen wollen; billig sollten dergleichen Leutchen ihre Mission ungestraft erfüllen dürfen. Pflegt doch auch des eifernden Hündchens geschont zu werden, das seine Meinung sagt — von seinem Jahrhundert!

Für die Wissenschaft hat also das Tycho'sche System fast nur noch geschichtlichen Werth. Es ist verschollen und verschollen in den fortrollenden Wogen und nur das kundige Auge erkennt in dem großen Strome hier und da Elemente, die ihm entstammen. Doch nicht in jenem Weltsystem liegt seines Urhebers Größe beschlossen. Die hohe Achtung, mit der die Astronomen den Namen Tycho's de Brahe aussprechen, ist denn doch in andern Dingen begründet. Versuchen wir eine Darstellung

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Erinnerungen eines Offiziers.

III.

Die schönen Tage von Aranjuez gingen nur zu schnell vorüber; Schabelgaard war für uns zum Aranjuez geworden — auch wir verließen es nicht heiter; bis zum 10. April war nichts Erhebliches vorgefallen. Bureauarbeiten und Recognoscirungen nahmen den größten Theil des Tags in Anspruch, während die Abende im Kreise der liebenswürdigen Familie K. und vieler Kameraden recht angenehm verlebt wurden.

Am 10. April ging der Befehl ein, daß am folgenden Tage die zweite Division eine größere Offensivbewegung gegen die Position von Düppel unternehmen und wo möglich bis in den Bereich der feindlichen Kanonen vorrücken solle. Hat der ganze Sundewitt gelangte auf diese Art, wenn der Feind den Vormarsch nicht streitig machte, in den Besitz der deutschen Truppen.

Es wurde gepackt, gesattelt und Abschied genommen, mit allem Zubehör von Händedrücken, Glückwünschen, Versicherungen von Freundschaft, unter welche sich mal hin und wieder ein sentimentales Thränchen einschlich. Am 11. April früh 6 Uhr wurde aufgebrochen, dem Feinde entgegen; nirgends aber fanden wir ihn; er hatte sich auf die Höhen von Düppel zurückgezogen und bereits den Bau starker Verschanzungen begonnen. Durch nichts wurde unser Vorgehen gestört und nur als einige unserer Abtheilungen sich allzu sehr dem Feinde näherten, wurden sie mit Kanonenschüssen begrüßt. Die Division bezog enge Cantonnirungen; die diesseitigen Vorposten standen den feindlichen bis auf 1000 Schritt nahe. Das Quartier des Divisionsstabes wurde nach Ulderup verlegt, demselben Ulderup, das uns vor wenig Tagen so theuer zu stehen gekommen. So war denn fast der ganze Sundewitt ohne Blutvergießen heute in unsere Gewalt gekommen. Ich erhielt eine sehr bescheidene Wohnung bei einer der Ortshonoratioren, einem Grützmüller, einem außerordentlich dummen Menschen; seine Frau war

ebenſo dumm und hatte ein Neſt ſchreiender Kinder. Die ganze Familie war durchaus dänisch geſinnt und verſtand oder vielmehr wollte kein Wort Deutſch verſtehen. Doch gab es im Hauſe auch eine intereſſante Perſönlichkeit, auf die ich ſpäter zurückkommen werde, einen gewiſſen Chriſtian Jörulf. Angeblich war dieſer Mann auch Grützmüller, wogegen ſich aber in mir beſcheidene Zweifel erhoben, nachdem ich ihn näher kennen gelernt hatte.

Uns Allen war es einleuchtend, daß wir uns nicht vollſtändig als die Herren des für die Operationen ſo wichtigen Sundewitt betrachten konnten, ſolange die Dänen noch die feſte Stellung auf den Höhen von Düppel innehatten. Im Beſitz dieſer Poſition, die durch Strandbatterieen und einen Brückenkopf vortrefflich geſicherte Inſel Alſen als Stützpunkt im Rücken, ſtand es ihnen frei, uns wann und wo ſie wollten in unſeren Cantonnements zu alarmiren, mit oder ohne Erfolg anzugreifen, und das Leben ſchwer zu machen und die Kräfte der deutſchen Truppen methodiſch aufzureiben. Wir waren daher feſt überzeugt, daß ein Angriff auf die Poſition des Feindes erfolgen müſſe, und zwar je früher je beſſer, damit ihm nicht Zeit gelaſſen werde, die begonnenen Verſchanzungen zu vollenden und zu armiren. Ein Verzug von wenigen Tagen hätte das Gelingen eines Angriffs vielleicht unmöglich gemacht.

Die Zeit bis zum 12. April Abends 7 Uhr verging ruhig. Möglich donnerten Kanonenſchüſſe von Düppel her; Hörner und Trommeln ertönten; Alles gerieth in Regſamkeit; ſchleunigſt wurde zu den Vorpoſten vorgeritten, von allen Seiten rückten die Truppen in ihre Alarmſtellungen heran. Die Dänen hatten verſucht, unſere Vorpoſten zurückzudrängen, und als ſie kräftigen Widerſtand gefunden, ſich ruhig zurückgezogen. Um halb 10 Uhr marſchirten die Truppen in ihre Cantonnirungen, um ſich einer kurzen Ruhe zu erfreuen. Als wir zurück nach Ulderup kamen, fanden wir den verhängnißvollen Befehl des Höchſtcommandirenden vor, der uns keineswegs überraſchte und welcher dem Sinne nach etwa folgendermaßen lautete:

„Morgen (als am 13. April) früh 4 Uhr wird von der erſten (Baiern, Kurheſſen, Altenburgern und Weimaranern) und der zweiten (Hannoveranern und Sachſen) Armeediviſion ein Angriff auf die feindliche Stellung unternommen. Die zweite Diviſion marſchirt links ab (Sachſen im erſten Treffen, Hannoveraner in Reſerve), geht auf der nördlichen, nach Sonderburg führenden Straße vor, benutzt ſoviel als möglich die Colonnenwege, drängt den Feind zurück und vereinigt ſich mit den Baiern, welche die ſüdliche Straße zu gleichem Zweck einſchlagen werden."

* * *

Die Nacht verging am Schreibtiſch; früh 3 Uhr wurde aufgeſtanden. Der Himmel war klar, hell funkelten die Sterne, der Seewind blies uns ſchneidend entgegen; lautloſe Stille herrſchte ringsum. Flüchtige Regenſchauer erinnerten an den Monat April. Wir hüllten uns in die Mäntel und zogen ſchweigend vorwärts; ein Jeder fühlte wohl, daß er einem ernſten, blutigen Tage entgegeneilte. Wir ſtießen bald auf ſächſiſche Truppen, die ſich concentrirten und die heute die Probe ablegen ſollten, ob ſie ihrer braven Vorgängern würdig ſeien; nur wenige ältere Offiziere hatten ſchon in den letzten Feldzügen gekämpft; ein großer Theil der Mannſchaft beſtand aus kaum exercirten Rekruten. Es that mir unbeſchreiblich weh, daß ich nicht mit den Sachſen die Gefahren des Tags theilen ſollte. Ich war dem General von Zeitzwitz zugetheilt, da General Wonſen heute ein beſonderes Commando nicht hatte. Ich bin deshalb auch nicht im Stande, die Einzelheiten des Gefechts bei Düppel zu ſchildern; dieſelben ſind aus den veröffentlichten amtlichen Berichten hinlänglich bekannt geworden.

Wir hatten das Dorf Kirch-Düppel, das noch im Bereich unſerer Vorpoſten lag, erreicht. Gegen 4 Uhr fielen die erſten Kanonenſchüſſe auf unſerem rechten Flügel; die Baiern waren zuerſt auf den Feind geſtoßen. Wir hörten das Hurrah der braven bairiſchen Jäger, dem ein heftiges Gewehrfeuer folgte — hierauf trat eine Pauſe ein. Der feindliche Poſten war überraſcht und gewichen worden. Alles ſetzte ſich nun in Bewegung, vorwärts nach den Höhen; Colonnen wurden nachher; der Stab folgte ihnen. Auch auf dem linken Flügel wurde ein heftiges Feuern laut; die Sachſen waren engagirt, und als wir die Höhen erreicht, welch erhabener, herrlicher Anblick bot ſich dem überraſchten Auge dar! Die Sonne ſtieg in ihrer hehren Pracht aus dem Meere auf, daß wie ein Spiegel vor uns lag; gerade gegenüber das freundliche Alſen mit dem Städtchen Sonderburg; dazu der Donner des ſchweren Geſchützes auf den Strandbatterieen und Kanonenbooten, das Ziſchen der Geſchoſſe, das Geknatter des Tirailleurfeuers, Alles machte einen unbeſchreiblich feierlichen Eindruck; man mußte dem Anblick dieſes großartigen Schauſpiels die drohende Gefahr vergeſſen, in

welcher man sich befand. Alle Offiziere des Stabs hatten sich um den Höchstkommandirenden geschart, der auf der Höhe in der Nähe einer Windmühle hielt. Wir waren einige zwanzig Reiter beisammen und gaben daher ein recht artiges Object ab, wurden auch nur zu bald mit so vielen Bomben beehrt, daß es doch rathsam schien, uns etwas zu verengeln. Unter diesen Reitern befand sich auch der junge ritterliche Prinz Albert von Sachsen; er war auf die Dauer des Feldzugs dem Stabe des Generals von Prittwitz beigegeben. Ruhig hielt er im heftigsten Geschützfeuer; ich hatte die Ehre, eine längere Zeit an seiner Seite zu sein und Gelegenheit, diesen Fürsten bewundern zu lernen. Wie die meisten seiner kämpfenden Landsleute stand auch er heute zum ersten male im Leben vor dem Feinde. Ohne Erlaubniß des Höchstkommandirenden einzuholen, ritt der Prinz hinunter zu den sächsischen Truppen, die ihn mit lautem Jubel begrüßten und mit erhöhtem Muthe ihre Schuldigkeit thaten.

Auf dem ganzen Schlachtfelde war der Kampf entbrannt. Die feindliche Artillerie, der deutschen nicht nur an Menge der Geschütze, sondern auch an Kaliber weit überlegen, hatte die sächsische bald außer Gefecht gesetzt, sodaß drei Kanonen derselben zurückgelassen werden mußten, von denen zwei den Dänen in die Hände fielen; die bairische Artillerie wurde — wenig. Gegen 7 Uhr begann der Feind sich zurückzuziehen und schon glaubten wir, das Gefecht sei beendigt, als von Sonderburg starke feindliche Massen über die Schiffbrücke rückten und von neuem der Kampf begann. Auf beiden Seiten wurde hier gefochten; unsere nächsten Reserven, Kurhessen und Altenburger, wurden herangezogen, doch kamen dieselben nicht ins Feuer, denn die tapfern Baiern und Sachsen behaupteten das Feld. Der Feind wich. Um 10 Uhr fielen die letzten Schüsse. Das Ziel war erreicht, die so furchtbare Position von Düppel im Besitz der Deutschen. Nachmittags gegen 2 Uhr versuchten die Dänen einen neuen, aber erfolglosen Angriff; was wir mit unserm Blute erkauft, blieb unser. Der Höchstcommandirende war mit dem Benehmen der Truppen zufrieden. Die Sachsen hatten ein herrliches Vorbild von Muth und Aufopferung in ihrem Führer, dem Generalmajor von Heintz, gehabt; Alle, die mit diesem vortrefflichen Manne die Gefahren des Tags getheilt, sind mit der höchsten Verehrung für ihn erfüllt; bei Diesen hat er auch gerechte Anerkennung gefunden.

So endete der Tag von Düppel. Schwere Verluste hatten wir zu beklagen, doch der Sieg war errungen. In der Kriegsgeschichte der Baiern und Sachsen wird der 13. April 1849 immer zu den glorreichen Tagen gezählt werden.

(Eine vierte Mittheilung demnächst.)

James Mitchell und Laura Bridgeman, die blinden Taubstummen.

Ein Beitrag zur Lehre von der stellvertretenden Thätigkeit der Sinne. Von Medicinalrath Dr. A. Clemens in Frankfurt am Main.

> Les sens ne sont jamais complétement indépendants les uns des autres, si leurs fonctions sont différentes, ils ont une base commune. Alcmæon de Crotone.

I.

Sowol in meinen speciellen Vorlesungen über Anthropologie als in mehren andern meiner Schriften habe ich die Behauptung aufgestellt und gegen die Anhänger der sogenannten ernsten naturwissenschaftlichen Schule vertheidigt, daß man sämmtliche Sinne des Menschen als Zweige eines Baums anzusehen habe, die sich als gemeinschaftliche Entwickelung eines Allen zugrunde liegenden Urprincips darstellen; daß mithin jeder einzelne Sinn seiner Natur nach kein differenter, sondern nur ein bestimmter Entwickelungsmoment eines allen Sinnen gemeinschaftlichen Wesens sei.*) Das sehen wir deutlich in der ganzen Thierwelt, wo durch zunehmende Organisation nicht nur der höhere Sinn sich aus dem tiefer stehenden entwickelt, sondern die ganze Sinnessphäre in ihrer gemeinsamen Entfaltung einem höhern Ganzen zustrebt, das sie erst im Menschen erreicht.

Wenn das Geheimniß der Sinnenwahrnehmung durchaus nicht im äußern Sinnorgan, nicht im leitenden Nerven, sondern in dem Mittelpunkte zu suchen ist, wo der Mensch sich aller äußern Eindrücke gleichmäßig bewußt wird, also im Gehirn, so verlieren manche räthselhafte Erscheinungen im menschlichen Organismus, zumal das so merkwürdige Vicariiren der Sinne füreinander, viel von ihrer Wunderbarkeit. Es ist wol keinem Zweifel mehr unterworfen, daß das Bewußtsein, als die geistige Kraft, die bestimmt ist, die äußere Natur im Innern zu erfassen, in allen Nerven der äußern Sinnorgane, zu allen möglichen Wahrnehmungen gleichgeschickt hervortreten kann.

Daher ist auch kein Mensch so verwahrlost,

*) So z. B. in meinen „Vorträgen gemischten Inhalts, gehalten im Museum zu Frankfurt am Main“; „Ueber die Sinne“; „Ueber das Vicariiren der Sinne füreinander“; „Ueber Ohr und Auge“; „Ueber Hand und Auge“.

daß er selbst beim Mangel mehrer Sinne den Charakter der Humanität völlig einbüßen sollte. Die Behandlung und Erziehung der Blinden, und besonders der Taubstummen, ist nicht allein der Triumph der Humanität, sondern zugleich das einzige große, wirklich ergiebige Experiment, das die Psychologie am Menschen anstellen kann. Ein Wesen aber, dem beim Mangel an Gehör und Sprache auch noch das Gesicht fehlt, ist ein neuer Gegenstand für den philosophischen Naturforscher. Suchen wir an zweien in dieser Hinsicht merkwürdigen Beispielen darzuthun, daß, wie eng auch der Kreis der Humanität bei diesen Armen gezogen sein mag, der menschliche Charakter nicht ganz erlischt und daß Derjenige, welcher der beiden edelsten Sinne und mit ihnen der Sprache beraubt ist, dennoch Mensch bleibt und entweder durch eigene Hülfe, wie bei dem Einen, oder durch Unterricht, wie bei dem Andern, sich durch Beihülfe der niedern Sinne ein Gebiet erobert, das zwar beschränkt, doch den Unglücklichen Raum zur Thätigkeit gibt, ja ihnen sogar zur Quelle des Genusses wird. Schon Amman, der Begründer einer bessern Unterrichtsmethode für Taubstumme, lehrte die Töne durch den Sinn des Gesichts auffassen und nachahmen. Deutschem Ernste und deutscher Beharrlichkeit ist es gelungen, diese vorzügliche Methode, die aber die meiste Mühe und eine unsägliche Geduld und Hingebung an die Sache erfodert, in den ersten Unterrichtsanstalten unsers Vaterlandes zur herrschenden zu machen, während bei den Franzosen und andern Nationen noch fast ausschließlich die Finger- und Gebärdensprache gelehrt und erst in der neuesten Zeit der Aufmerksamkeit der deutschen Unterrichtsmethode angewendet wird. Bei der Lautsprache bekommt der Taube ein Bild gezeigt z. B. der Erinnerung des Buchstabens A die Abbildung eines Affen. Der Lehrer spricht den Namen des Bildes mit scharf markirten Bewegungen der Lippen und der Zunge aus. Der Taube muß diese Bewegungen des Mundes wie der übrigen, beim Sprechen in Bewegung gesetzten Organe nachahmen, um dann durch Bewirkung ähnlicher, am Lehrer abgesehener Bewegungen einen artikulirten Laut hervorzubringen zu suchen. Oft muß hier der Lehrer mittels elfenbeinerner Stäbchen dem Schüler die Zunge zurechtlegen. Oft muß der Taubstumme die Finger an den Mund, die Lippen, die Luftröhre des Lehrers legen, um durch das Gefühl die Vibrationen derselben nachzuahmen. Damit aber der so entstummte Taube bei den mechanisch hervorgestoßenen Tönen auch denken lerne, ist eine neue, höchst verdienstliche, aber unermeßliche Arbeit übrig, die zwar nicht bei Allen in gleichem Maße gelingen kann, aber doch in der Ausführung möglich ist.

Nichts von alledem findet natürlich bei dem taubstummen Blinden statt. Hier müssen statt des Gesichts die tiefer stehenden Sinne, Geruch oder der allen übrigen Sinnen zugrunde liegende Gefühlsinn eintreten, um nur einigermaßen die Außenwelt in das Innere des von der Natur so stiefmütterlich Behandelten zu leiten. In dieser Hinsicht theile ich folgende Entwickelungsgeschichten eines männlichen und weiblichen Individuums mit.

James Mitchell war der Sohn eines protestantischen Geistlichen in der schottischen Grafschaft Nairn und am 11. November 1795 geboren. Bald nach seiner Geburt merkte die Mutter, ihr Kind müsse blind sein, da es nie, wie andere Kinder so gern zu thun pflegen, seine Augen dem Lichte oder glänzenden Gegenständen zuwendete. Später fand sie zu ihrer großen Bestürzung, dem Kinde müsse auch das Gehör fehlen. Kein Geräusch, war es auch noch so groß, vermochte das Kind aus dem Schlafe zu wecken. Leider ist in allen englischen Blättern, aus welchen ich diese Lebensumstände zusammenstelle, kein Wort über das Befinden der Mutter im Allgemeinen oder von besondern Zuständen der Schwangerschaft die Rede, zumal da seine ältere Schwester vollkommen gesund war. Bei unserm armen Mitchell war die Taubheit vollkommen. Die Blindheit zeigte sich in einem angeborenen Grauen Staare begründet und ließ dem Kinde einen schwachen Lichtschimmer, den Aeltern wenigstens die leise Hoffnung, in reifern Alter dem unglücklichen Kinde das Gesicht mittels einer Operation verschaffen zu können. Leider zeigte sich diese als eine trügerische. Eine im Jahre 1820 von dem berühmten Wardrop unternommene Operation, während welcher der Kopf des Kindes durch eine besondere Vorrichtung fixirt wurde, hatte ebenso wenig einen günstigen Erfolg als die im Jahre 1825 zu London unternommene Durchbohrung des Irommelfells an beiden Ohren. In dem Alter, wo James gehen lernte, schien er besonders durch helle, lebhafte Farben angezogen zu werden. Obgleich die ganze Geschichte seines Lebens beweist, daß er als Vernunftwesen seine Hülfe vom Gesicht empfangen konnte, so dankte er doch wenigstens diesem Sinne einige seiner ihm so sparsam zugewogenen Genüsse. Bald gewöhnte er sich, zwischen seinen Augen und dem Sonnen- oder Kerzenlichte Körper zu halten,

welche die Stärke des Lichts vermehren. Zerbrochene Gläser, Krystalle, durchscheinende Kiesel wurden zu diesem Zweck vor den Augen hin- und hergedreht. Oft zerbiß er sie, um ihnen die dafür passendste Gestalt zu geben. Um seine Lichtbegierde zu befriedigen, erfann er sich noch andere Hülfsmittel. So verschloß er in den Zimmern Thüren und Fenster und hing unverwandten Blicks an der kleinen Oeffnung, durch welche der Sonnenstrahl in das verdunkelte Gemach fiel. In den langen Winterabenden zog er sich oft von der übrigen Familie in den finstersten Winkel des Zimmers zurück, um desto ungestörter mit dem Lichte zu spielen. Alle seine Züge trugen dann das Gepräge des reinen Vergnügens. Die Lichtbegierde, die wir an allen Kindern bemerken, die aber bei gesunden nicht so sehr in die Augen fällt, zeigte sich also hier bei dem blinden gerade in ihrer größten Stärke. Den eigentlichen Grad dieser Lichteindrücke zu bestimmen, war unmöglich. Erwägt man aber die außerordentliche Feinheit, die Geruch und Gefühl bei ihm erlangten, so zeigte es sich deutlich, daß diese für den Gesichtssinn verlorenen und daß die Eindrücke durch das Auge höchst unbedeutend gewesen sein müssen. Auch ließ die Beschaffenheit des Staars nur grelles Licht und schreiende Farben zu.

Die Gegenwart eines Fremden erriech der arme Kleine durch den Geruch. Dieser leitete ihn zu dem Platze, wo der Neuangekommene saß. Dann betastete er diesen auf das sorgfältigste. In jener entlegenen Gegend wird der Pfarrhof fast nur von Männern besucht. Das Erste, was er that, bestand in der Untersuchung, ob der Gast Stiefeln anhabe. Hatte er sich davon überzeugt, so ging er in die Hausflur und suchte die Peitsche auf, die er mit vieler Sorgfalt prüfte. Dann begab er sich in den Stall und betastete aufmerksam das Pferd des Fremden. Sind die Besuchenden angefahren, so sucht Mitchell die Remise, betastet ebenso den Wagen und prüft die Federn. Blos durch das Gefühl geleitet, hat er nach und nach Zoll für Zoll sich einen Raum von 200 Fuß um das Pfarrhaus als wahres Besitzthum erobert. Hier streift er ohne Führer kühn und verwegen umher. Kein Tag verging, an dem er nicht behutsam weiter getastet und dann unerschrocken fortgeschritten wäre. Ueberhaupt unterscheidet sich in dieser Hinsicht der Blindgewordene wesentlich vom Blindgeborenen. Ersterer ist scheu und furchtsam, während der Letztere, für den die sichtbare Welt nie dagewesen, weder Furcht noch Zaghaftigkeit kennt. Wer stellt sich den Schrecken seines würdigen Vaters vor, als er ihn eines Tags über eine hölzerne Brücke, die über einen benachbarten tiefen und reißenden Fluß führte, auf Händen und Füßen kriechen sah! Ihn von so gefährlichen Entdeckungsreisen für immer abzuschrecken, ließ ihn der besorgte Vater zwei bis drei mal in den Fluß tauchen und erreichte seinen Zweck. Aus Sorge für ihn hatte man dem Bedienten den Auftrag gegeben, seine Besuche im Stalle bei den fremden Pferden zu verhindern. Mitchell aber, ein paar mal in seiner Liebhaberei gestört, verschlicht erst mit vielem Geschick das Gesinde in die Küche, um ungestört seine Pferde betasten zu können.

Seit seiner Kindheit hatte er die Gewohnheit, mit einem Schlüssel oder sonstigem harten Körper auf die Zähne zu schlagen, um so einen grellen Ton hervorzubringen. Der ihn von früher Jugend an sorgfältig beobachtende Dr. Gordon meint, daß er dadurch mehr die verschiedene Härte der Körper vergleichen und prüfen als einen Eindruck auf die Gehörnerven bezwecken wollte. Ich bin dieser Ansicht nicht. Ich habe Tauben gesehen, die mit großer Begierde die Taschenuhr zwischen den Zähnen hielten oder mit harten Körpern auf dieselben, besonders auf die Schneidezähne, schlugen, die bekanntlich treffliche Schalleiter sind, und glaube, daß durch diese zwar nicht der Schall, aber eine ihnen wohlthuende Erschütterung auf die Gehörnerven geleitet wird. Manche Aeußerungen entstummter Tauber deuten darauf hin, daß im Ohr ein feiner Ton wie im Auge ein feines Licht schlummere. Es ist hier allerdings bei unserm Mitchell eine Analogie mit der Liebe zum grellen Lichte, das vielleicht auf der Netzhaut seines Auges eine ähnliche, ihm wohlthuende Erschütterung verursacht. Die meisten Gegenstände führt er zur Zunge, als dem feinsten Gefühlsorgan, um sich von der Beschaffenheit ihrer Oberflächen zu unterrichten. Eine seiner Lieblingsbeschäftigungen besteht darin, runde Kiesel aus dem Bette eines Bachs zu sammeln, sie in einen Kreis zu legen und sich in den Mittelpunkt zu setzen. Entspringt dieses Verfahren aus dem allen Menschen angeborenen Hange, sich zum Mittelpunkte irgendeines Kreises zu machen und sollte dieses auch nur, wie bei unserm Mitchell, aus zusammengetragenen Kieseln bestehen?

Sein Verhältniß zur sichtbaren Welt ist so unbedeutend, daß sie ihm nur eine geringe Quelle des Vergnügens abgeben kann. Die vorzüglichsten Genüsse bieten ihm aber Geruch und Geschmack,

alſo die chemiſchen Sinne, dar, die Kant mit dem Namen der ſubjectiven Sinne bezeichnet, da ſie mehr dem ſubjectiven Genuſſe als der objectiven Erkenntniß dienen, — d. h. es iſt, wie man dies auch bei Kretinen bemerkt, oft mit einer unangenehmen Gier. Seine Herrſchaft als Menſch werden aber blos durch Gefühl und Geruch bedingt, niedere Sinne, beſtimmt, hier ſtatt der edlern Führer zur Humanität zu werden.

In ſeiner ganzen Familie herrſchte weder Schwäche noch ſind andere Bildungsfehler bemerkbar. Er ſelbſt iſt von guter Geſundheit. Seine übrigen Organe zeigen durchaus nichts Krankhaftes. Gedanken, Gefühle, Handlungen gehorchen bei ihm, merkwürdig genug, dem gewöhnlichen Gange der menſchlichen Natur. Sein Gedächtniß, ſeine Geſchwätzigkeit, ſein Thun und Laſſen ſprechen oft für eine folgerechte Reihe des Urtheils, dem ſo mancher Irrthümer überlegen, bei welchen alle Sinnesorgane zur Erkenntniß und Ergiebung einſtehen. Auch ſeine Phyſiognomie verräth Geiſt und Intelligenz; ein Umſtand, den ich bei vielen Taubſtummen beobachtete und der eine ſcharfe, beſtimmte Grenze zwiſchen ihnen und dem blödſinnigen Ausdrucke des Kretinismus bildet.

Einſt erhielt Mitchell eine tiefe Wunde am Fuße. Den kranken Fuß auf ein kleines Tabouret gelegt, ſah er ſo Tagelang während der Heilung am Kamin. Ein Jahr ſpäter ward ein junger Dorer, mit dem er zu ſpielen pflegte, aus gleicher Urſache gezwungen, auf dem Stuhle zu ſitzen. Ihn bei ſeinen Spielen vermiſſend, ſucht er ihn auf, betrachtet ihn aufmerkſam und findet endlich die Urſache ſeiner Unthätigkeit in dem verbundenen Fuße. Sogleich eilet er ſich zum Boden herauf, ſucht unter andern alten Möbeln jenes Tabouret hervor, trägt es herunter und ſtellt es unter den Fuß des Verwundeten. Ein andermal beſucht ein Geiſtlicher die Familie und geht mit ſeiner Schweſter in den Garten. Zurückgekehrt, findet Mitchell durch den Geruch, daß die Schuhe ſeiner Schweſter durchnäßt ſind. Er nähert ſich ihr, befühlt ſie und läßt nicht eher ab, als bis ſie barfüßen mit andern vertauſcht. Einſt hatte ſeine Mutter ein ihm beſonders liebgewordenes Pferd verkauft. Mehre Wochen nachher kehrt der Käufer zurück und reitet, um ihn zu prüfen, in der Nähe der Pfarrwohnung ab. Mitchell riecht das Pferd von weitem, geht gerade auf den Baum zu, wo es angebunden, führt es in den Stall, ſtreut es ab, ſchüttet ihm Hafer vor, ſchließt die Thür ab und — ſteckt den Schlüſſel zu ſich.

Von dem Nutzen des gewöhnlichen Hausgeräths hat er ſich durch das Gefühl unterrichtet. Sein Muth bedarf darum, ihre Kenntniſſe zu erweitern. Daher beſucht er die Werkſtätten der Zimmerleute, Schloſſer, Schreiner u. ſ. w. und prüft durch das Gerucht die Form der Werkzeuge wie die Art der Arbeiten. Oft hilft er den Jungen im Hühnerhofe, reinigt mit ihnen den Stall, beſſert die Löcher an den Mauern aus, ja einmal baute er ſogar ein Haus von Erde mit kleinen Oeffnungen, die Fenſter vorſtellend. Man wollte ihn Karte ſpielen lehren, doch ſcheint ihm dazu die nöthige Geduld gefehlt zu haben.

Auch das Gefühl des Eigenthums iſt ihm nicht fremd geblieben. Er weiß, was ſein iſt und behält es. Dagegen vermeidet er, Das zu berauben, was gewöhnlich Andern dient. Macht man ihm auf ſanfte Weiſe bemerklich, er habe gefehlt, ſo zeigt er Reue. Behandelt man ihn mit Härte, ſo wird er gereizt und zornig. Iſt er von den Seinigen getrennt, ſo verräth er Unruhe. In ſeiner Kindheit zeigte er Betrübniß, wurde irgend ein alter gewohnter Diener des Hauſes entlaſſen. Seitdem er aber mit dem Wechſeln des Geſindes vertrauter geworden, achtet er nicht mehr darauf. Er verlor ſeinen würdigen Vater. Alle mit dieſem traurigen Ereigniſſe verbundenen Begebenheiten erregten zwar ſeine Aufmerkſamkeit, Verwunderung und Neugierde, aber keine andere Gefühlsäußerung verkündete, daß er einen klaren Begriff von dem veränderten Zuſtande ſeines Vaters gehabt habe. Der beſchränkte Kreis ſeiner Ideen umfaßte ihn aber vielen ſo wichtigen Abſchnitt ſeines Lebens. Sonſt war es ihm eine Freude, todte Hühner auf die Füße zu ſtellen. Er lachte, ſtellen ſie um. Aber der erſte menſchliche Leichnam, den er berührte, war der ſeines Vaters. Vermuthlich war die Todeskälte und Starrheit in den Gliedern, die ihn kurz mit warmer Liebe berührt hatten, der hiervon ſo ſeinen Gefühl Urſache, daß er ſich von ihm mit allen Zeichen des Staunens und Schreckens entfernte. Am Abend des Tags, an dem ſein Vater zur Erde beſtattet worden, begab er ſich an das Grab und ſchlug mit beiden Händen auf daſſelbe. War dies ein Zeichen von Liebe oder wollte er nur die Todtengräber nachahmen, wie ſie den Sarg mit Erde bedeckten? Seine ihn in der Nähe beobachtende Schweſter vermochte es nicht zu entſcheiden. Mehre Tage hintereinander kehrte er zu dem Grabe zurück und weinte ſeit dieſer Zeit regelmäßig allen Begräbniſſen auf dem Kirchhofe bei. Den Schneider, der ihm das Maß zu einem

Trauerkleide nahm, führte er in das Zimmer, wo sein Vater gestorben, warf den Kopf nach hinten und führte ihn zum Grabe seines Vaters. Bald darauf wurde er unpäßlich und als man ihn in das Bett, in dem sein Vater gestorben, legen wollte, blieb er keinen Augenblick in demselben, wurde aber wieder ruhig, als man ihn in ein anderes brachte. Als er einige Zeit nach seines Vaters Tode seine Mutter wegen einer Unpäßlichkeit das Bett hüten sah, sah man ihn weinen. Drei Monate nachher, an einem Sonntag Abend, war ein Geistlicher zum Besuch da. Diesem zeigte er die Bibel, aus der sein Vater beim Hausgottesdienst vorzulesen pflegte, und hieß durch Zeichen die ganze Familie niederknieen.

Seine Schwester hat zwischen ihr und ihm eine Gefühlssprache erfunden. Ihre Zufriedenheit oder Mißbilligung gibt sie ihm durch verschiedene Arten des Anfassens und Betastens zu erkennen. Ihre vorzüglichste Methode besteht darin, ihm den Kopf bald schwächer, bald stärker zu drücken. Mitchell versteht dann ihre Absichten ganz deutlich. Ist sie sehr zufrieden mit ihm, so gibt sie ihm freundlich mehre kleine Schläge auf den Kopf, den Nacken oder die Hand. Einige Schläge weniger bezeichnen blos ihre Zustimmung. Ist sie unzufrieden mit ihm, so verweigert sie ihm diese Zeichen des Beifalls und stößt ihn sanft zurück. So ist diese Berührungssprache nicht allein ein Mittel zur Mittheilung, sondern auch eine Art moralischer Disciplin. Verreist die Mutter, so beschäftigt die Schwester seine Angst dadurch, daß sie seinen Kopf so oft sanft auf ein Kissen drückt, als die Mutter Nächte ausbleibt. Man bemerkte ihn auch, daß er auf ein neues Kleid zwei mal 24 Stunden zu warten habe, indem man ihm zwei mal den Kopf drückte und zwei mal die Augen schloß.

Mitchell theilt Andern seine Gedanken auf eine ganz eigenthümliche Weise mit. Als ihm der Dr. Worden einst das Auge drückte, so streckte er den Arm aus, gleichsam um zu verstehen zu geben, daß ihm dieser Druck die Operation an dem entfernten Orte, wo er je gewesen, ins Gedächtniß zurückrufe. Verlangt er zu essen, so zeigt er auf die Gegend der Speisekammer. Will er zum Schuhmacher gehen, so ahmt er das Geschäft desselben nach. Obgleich er die meisten seiner Ideen dem Gefühlssinne verdankt, so berührt er doch nie den Körper eines Andern. Ein dunkles Gefühl scheint ihm zu sagen, seine Umgebungen hätten ein besonderes Mittel, das nur ihm von der Natur verweigert sei, seine Zeichen zu erklären.

Von einem Wesen höherer Art scheint er keine Ahnung zu haben. Er zeigt daher keine Spur von religiösen Gefühlen, die zwar zu den allgemeinsten und charakteristischen Merkmalen unsers Geschlechts gehören, dem unglücklichen blinden Taubstummen aber nothwendig abgehen müssen, da ihm die sichtbare wie die moralische Weltordnung auf ewig verschlossen bleibt.

Der einzige wahre Ausdruck seiner Gefühle, Triebe und Begierden besteht in einem eigenthümlichen Brüllen. Stimme hat also dieser Unglückliche, dem durch die Taubheit die Ausbildung seiner Sprachorgane versagt ist. Könnte man ihm das Gehör verschaffen, so wäre er dadurch wie durch die Feinheit seines Gefühls, trotz seiner Blindheit, zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft auszubilden.

Gibt man seinen Wünschen keine Folge oder empfindet er körperliche Schmerzen, so vergießt er Thränen. Diese ewige Beglaubigung des Menschen ist ihm also nicht versagt. Eine Art von Schadenfreude, wenn er Andere in lächerliche oder verlegene Situationen gebracht hat, äußert sich bei ihm durch ein schreiendes Gelächter und zeigt, daß dieses im Egoismus wurzelnde Gebrechen leider in den Tiefen der menschlichen Natur begründet ist.

In seinen „Ansichten von Nordamerika" gibt M. Ampère („Revue des deux mondes", 15 Janvier 1853) eine kurze Geschichte jener merkwürdigen, zu Boston lebenden Blinden, Laura Bridgeman, die sich sogleich der des armen Mitchell anschließen kann und, obwol für den Psychologen zu kurz abgefaßt, doch der interessanten Thatsachen viele darbietet. Wir gedenken sie mitzutheilen.

(Die zweite Hälfte in nächster Nummer.)

Englische Ehen.

Das englische Oberhaus behandelte jüngst einen Gegenstand, der uns einen eigenthümlichen Einblick in die englischen Auffassungen von der Ehe und dem Familienleben gestattet. Es handelte sich um eine Bill zur Legalisirung aller Ehen, die ein Mann mit der Schwester seiner verstorbenen Frau geschlossen hat oder künftig schließen möge.

Das Verbot solcher Ehen ist gerade seit einem Heinrich VIII. Landesgesetz, der, wie kaum je ein christlicher Herrscher, über alle sittlichen Grundlagen der Ehe sich in so entsetzlicher Weise hinwegzusetzen verstanden hatte, wird aber regelmäßig im betreffenden Falle durch Trauungen im Auslande, wo die Gesetzgebung nicht entgegensteht, umgangen,

und zwar gerade durch Personen aus den höhern Ständen. Für die Bill wurden außerdem ebenso Gründe der Religion und Vernunft geltend gemacht wie gegen dieselbe das Verbot und die Reinheit des Familienlebens. Ein englischer Bischof verstieg sich dabei sogar zu der Aeußerung: Wenn man auch vergebens ein ausdrückliches Verbot in der Bibel suche, so solle man doch beachten, daß auch Ehen zwischen Vater und Tochter, Mutter und Sohn nicht ausdrücklich, sondern selbstverständlich untersagt seien! Dies ist übrigens nicht ganz richtig; es gab allerdings schon bei den Alten Bestimmungen, welche Ehen unter den nächsten Verwandten, Aeltern und Kindern etwa Geschwistern ausdrücklich für unerlaubt erklärten. Unserm Gefühle widerspricht aber schon diese unpassende Herbeiziehung zu dem Streitpunkte der Bill in widerwärtiger Weise und für die dadurch bewirkte Begriffsverwechslung fehlt uns jeder Sinn oder der solche Prüderie eines englischen Bischofs. Am auffallendsten mußte es uns erscheinen, auch den Lord Campbell, Oberrichter von England, unter den Gegnern der Bill zu finden, der freilich andere Gründe hatte, welche die drei Bischöfe, welche sie nur eine „flagrante Gottlosigkeit" verdammten. Ihr Lord bekämpfte sie als einen Angriff auf die Reinheit des Familienlebens; und dieser Umstand, in Verbindung mit dem physiologischen Verhältniß, daß bei solchen Schwagerverbindungen keine Blutsverwandtschaft erblicken läßt, wird uns eher einen Anhaltspunkt für die Verwerfung geben, wie eigenthümlich sich die Begriffe der Ehe und des Familienlebens in dem uns stammverwandten englischen Volke festgesetzt haben. Unsere deutsche Anschauung von dem rechtlichen und sittlichen Verhältniß der Ehe führt uns zu einem ganz andern Resultate. Gerade weil wir in der Ehe nicht die bloße Verbindung der Geschlechter, von der nicht blos die thierische Seite des Menschen umfaßt leben, sondern sie uns gleichzeitig auch die sittliche Natur derselben entschleiert, sträubt sich unser innerstes Sinnen keineswegs gegen eine Ehe mit der Schwester der verstorbenen Frau. Wie oft geschieht es nicht, daß den Kindern nach dem Tode der Mutter die Tante eine zweite Mutter wird! Um es ganz sein zu können, um sich allen Pflichten der Erziehung widmen zu können, die für Mutterliebe nur zu leicht vernachlässigt oder einseitig werden könnte, was vermögen wir da Schöneres und Sittlicheres zu erblicken, als daß sie es auch nominell und durch das Band der Ehe wird? Genug liegt da, wo dies gewissermaßen zu einem Herkommen geworden ist, daß der Mann für seine mutterlosen Kinder in der Schwester der verlorenen Gattin ihnen die zweite Mutter gewinnt, ein reiner Zug der Natur und der wahren unverfälschten Sittlichkeit zugrunde als dort, wo eine gute und herzlose Lordsherrn und eine fast unerklärliche Prüderie darin eine flagrante Gottlosigkeit und eine Gefährdung der Reinheit des Familienlebens erkennen will. Die Erfahrung lehrt auch, daß der Begriff der Ehe gerade da, wo er über seine natürlichen und sittlichen Grenzen hinaus zu einem rein formalen herabgezogen wird, auch das sittliche Wesen und die Heiligkeit der Ehe verlorengeht und zu einer widernatürlichen Unsittlichkeit herabgewürdigt wird, deren faule Form unter Gesetz verlegt und uns theilweise gerade unverständlich ist. Zum Glück wir uns hinzulegen, denn wir machen unser deutsches Familienleben doch nicht mit dem Mr. Englands vertauschen und unsere sittlichen Anschauungen auch nicht von seinen frommen Bischöfen holen. Dr. C.

Actienschwindel.

Nothwendig und in der That pflegt man den Lesern eine Verfeinerung oder Uebertreibung der thatsächlichen Verhältnisse des Lebens zum Vorwurf zu machen, oder, wenn nicht dieß, ihnen auch darin eine poetische Lizenz nachzusehen.

Die letzten Monate aber haben uns belehrt, daß die Phantasie der Dichter weit zurückbleibt hinter den phantastischen Ueberschwänglichkeiten Derer, die man sonst unter die prosaischen Seelen rechnet.

Unser Lafontaine' wenn seine Helden und Heldinnen, von der praktischen Noth des Lebens bedrängt, nicht wußten, wie sie zusammenkommen sollten, wußte dem mitleidigen Herz einen reichen Onkel Schatzgräber oder einen Vetter aus Indien zu entdecken und alle Verlegenheit hatte ein Ende, und wenn Freude und die Armuth zu Hause und Aelle' Aber noch nimmer in solch beschränkten Umfang' Hume hätte ein Romanschreiber, um seine Helden glücklich, d. h. reich zu machen, nichts Besseres zu thun, als sie an die Börse zu schicken oder Actien zu irgendeinem Gründungsunternehmen zeichnen zu lassen.

Aber mit leeren Taschen? Natürlich! was thut das? Da ist ja eben das Wunder unserer neuesten Zeit, leere Taschen mit einer Hosentaschenfüllung zu füllen. Oder glaubt ihr, daß die 400 Millionen Thaler, welche jüngst der neuen Bank einer kleinen deutschen Residenzstadt soll nur mit den Schreibfingern von ein paar tausend Juden erst leere

Händen geboten wurden, als sie den hundertsten Theil suchte, wirklich erhielten?

Ein vortreffliches Blatt, die „Minerva" in Jena, das mitten in einem Gebahren, das von der „Göttin der Weisheit" sehr wenig zu wissen scheint, seinem Namen Ehre macht, hat uns jüngst vorgerechnet, daß nur innerhalb des Bereichs der deutschen Börsen zunächst noch in diesem Jahre für verschiedene Unternehmungen Einzahlungen von ungefähr 300 Millionen Thalern zu leisten sind. Wenn sich Jemand die Mühe geben wollte, zusammenzustellen, was für diesen wirklichen Capitalbedarf überall (Kant verzeihe uns dies Wort!) gerechnet wurde, er würde eine Zahl erhalten, vor der er entweder gar nicht erschräke, weil er gar keinen Begriff davon hat, oder verwundert die Hände zusammenschlagen würde. Dagegen reicht unsere von den Wundern der Tausendundeinen Nacht, den Kräften der Wünschelruthe, den Schätzen der Wichtelmännchen und Gnomen geschwängerte Einbildungskraft nicht mehr aus; dagegen werden die Geldmacher, die Cagliostros aller Zeiten zu puren Stümpern. Der Credit ist heute der mächtige Hebel unserer Zeit; dieses einzige Zauberwort birgt und erschließt Schätze von unfaßbarer Größe und in seinem Banne deckt sich die Welt wie von einem dämonischen Schwindel ergriffen, der dem unbefangenen Beschauer fast ein unheimliches Grauen erwecken könnte. Dort ist es das Märchen, das seine magischen Kreise um uns zieht, uns vielleicht für Augenblicke des Vergessens eine Möglichkeit träumen oder wünschen läßt; hier ist es ein Stück lebendiger Wirklichkeit mit einer Unendlichkeit der Begierde, der Leidenschaft, der Spekulation, die sich zu einem wirren Chaos zusammenballt, indem wir kaum mehr zu unterscheiden vermögen, wo die besonnene Thätigkeit aufhört und der Schwindel, der Wahn, der Verlust jeder vernünftigen Tramontane beginnt.

Die Sache hat eine furchtbar ernste Seite, die auch dem „häuslichen Herde" immer näher rückt. Wunderbar hat schon die Gewißheit des Friedens alle materiellen Kräfte entfesselt und sie auf einmal in einer Bedeutung und von einem Umfang erkennen lassen, von denen man bis dahin kaum eine Ahnung hatte. Insoweit mußte man sich einer Bewegung freuen, die, so überraschend sie sein mochte, doch im Ganzen in der Richtung der Gegenwart liegt, also daß Anderes als ihre Erklärung und vernünftige Mäßigung übrigblieb. Aber — und das ist eine immerhin merkwürdige Erscheinung — zugleich mit dem neu erwachten Leben auf diesem Gebiete tauchten auch alle üppigen Auswüchse auf. An den kaum gepflanzten, geschweige im Boden angewurzelten und frisch wachsenden Baum setzten sich sofort unmittelbar auch die aufsaugenden Schmarotzer, der Schwamm des Schwindels, die Mistel der wuchernden Spekulation. So sehen wir den ausgesprochenen Zweck fast augenblicklich vergessen und mißachtet und was einem soliden Handel, der betriebsamen Industrie, dem stätigen Gewerbe Aufmunterung und Unterstützung zu versprechen schien, wendet sich schier verächtlich von diesen alltäglichen, ich möchte sagen hausbackenen Dingen, um eine steeple-chase, eine Hetzjagd nach „jähem Glück und schnellem Reichthum" zu beginnen. Es ist ein rasendes, wahnwitziges Spiel, das hier und da selbst schon die unteren Schichten der Gesellschaft ergriffen und sie halt- und maßlos in seinen Strudel reißt. Selbst dem unbefangenen Beobachter konnte es schwindlig werden bei diesem Treiben, und er sieht sich um, ob er in der Geschichte der Menschheit nicht etwas finde, das dem thörichten Geschlechte deutlicher und kräftiger rede als ein theoretisches Wort der Mahnung.

Vor nun gerade 140 Jahren stellte sich dem Regenten von Frankreich, dem selbst verschwenderischen Herzog von Orléans, ein Mann vor, der für die damalige Finanzverlegenheit das Heilmittel zu bringen vorgab. Die unglücklichen Kriege des „großen" Ludwig hatten das Land in eine heillose Finanzverwirrung gestürzt, die zu beseitigen der Regent allerdings noch einigen guten Willens als der Unfähigste erscheinen mußte. Man kann sich denken, wie begierig er deshalb nach einer Hand fassen mußte, die sich ihm in der Noth bot. Der Schotte John Law war es, der seinen Namen einer kurzen Zeit unglaublicher Finanzblüthe und der folgenden noch größern Verwirrung aufprägte. Lange galt Law als Abenteurer und Schwindler. Mit Unrecht. Er war dies ebenso wenig als sein System die Verdammung verdiente, von der es in seinen freilich nicht ganz ohne Law's Schuld eingetretenen Folgen getroffen wurde. Neuerdings ist man Beiden gerechter geworden. Der geistreiche Schotte, selbst vermögend, kannte die Gesetze des Geldumlaufs und Credits als Schüler Locke's und Newton's besser als fast alle Zeitgenossen, aber er warf seine ursprünglich auf gesunden Grundsätzen, auf einer richtigen Speculation beruhenden Pläne in eine wie eben noch niedergeschlagene, nun besinnungslose, von einem ungezügelten Taumel ergriffene Nation; eine unaussprechliche Corruption in den leitenden und vorzugsweise genießenden Krei-

ſen der Geſellſchaft ließ auch das Wohlthätige zum Gifte werden, und ſchließlich wurde Law ſelbſt über die Grenzen ſeines urſprünglichen Planes fortgeriſſen, worauf dann freilich Alles unaufhaltſam in den Abgrund hinabroulte. Mit der zuerſt von Law errichteten Zettelbank hätte allerdings der öffentliche Credit ſein kräftigſtes Förderungsmittel erhalten und ſo dem allgemeinen Verkehre ungemeine Vortheile bieten können; auch genoß das neue anfangs ſehr beſcheiden auftretende Inſtitut, weil es einem wirklich tief und überall gefühlten Bedürfniſſe entſprach, bald allgemeines Vertrauen und machte außerordentliche Fortſchritte. Auch der Gedanke der Miſſiſippi-Actiengeſellſchaft (zunächſt für das von La Salle entdeckte, nach dem König genannte Louiſiana), die Compagnie des Indes war ein glücklicher, und beide Unternehmungen ganz in der Ordnung, bei einer allmäligen ruhigen Entwickelung auch des wahrſcheinlichen Gelingens ſicher. So hätte in der That der eingeſchlagene Weg die Schuldenmaſſe des franzöſiſchen Staats mindern und den Wohlſtand der Nation überhaupt vermehren können; namentlich war auch Law ſelbſt, wie nicht mehr zu bezweifeln iſt, von der Richtigkeit ſeiner nationalökonomiſchen Grundſätze überzeugt. Uneigennützig genug hatte er nicht einmal an die Rettung ſeines Vermögens gedacht, als er den unausbleiblichen Sturz ſeines Gebäudes vorausſehen konnte; er ſtarb arm. Dieſen Sturz verſchuldete aber vor allem ein unerhörter Schwindel mit den Actien der Indiſchen Compagnie, der ſie von 500 Livres bis zu 18000 Livres ſteigen ließ, welchem Ueberwitze Law ſelbſt zu ſpät zu ſteuern verſuchte, ſowie er auch einer grenzenloſen Verſchwendung des Regenten, der ſich im Beſitze einer unerſchöpflichen Geldquelle glaubte, keinen Einhalt that. Als die reichgewordenen Capitaliſten den Rückzug begannen, ſollten ſolche und Gewaltsmaßregeln dies verhindern; endlich folgte die Herabſetzung der Actien und Banknoten, die in ungeheurer Anzahl ausgegeben waren und die ganze Wirthſchaft ſtürzte mit Schrecken in ſich ſelbſt zuſammen, freilich nicht ohne einige wohlthätige Spuren zu hinterlaſſen, mehr aber noch mit ſehr wesentlichem Einfluß auf die ſpätern weltgeſchichtlichen Ereigniſſe. Von jener Glückjagd um Law's Actien entwirft Lemontey in ſeiner „Geſchichte der Regentſchaft" ein lebhaftes Bild, das umſoeher hier einen Platz finden mag, als es in vielen Zügen nur zu ſehr an Vorgänge der neueſten Zeit erinnert, die wir ähnlich ſich vor unſern Augen haben abſpinnen ſehen.

„Es handelte ſich", erzählt Lemontey, „für die Liebhaber von Actien vor allem darum, ein vortheilhaftes Papier an der Quelle zu erwerben. Sogar europäiſche Souveräne machten dieſe Jagd mit, indem ſie Agenten in Paris hielten, die ſie dem Regenten empfahlen. Einer ſchickte ſogar ſeinen Sohn in dieſe ſchlimme Schule. Unſeweniger ſchämten ſich die Großen Frankreichs, dem Beiſpiele dieſer gekrönten Vorſpielern zu folgen. Ich habe ſelbſt deren eigenhändige Bittbriefe geleſen und die edelſten Namen des Landes darunter gefunden. Viele ſind von Frauenhand. In einigen iſt an die Stelle der Poeſie die Sprache der Gemeingetreten und die Gewinnſucht ergeht ſich in Madrigalen. Hatten ſich dieſe vornehmen Spieler ihr Theil erbettelt, ſo ſah der Reſt Leuten zu, welche die meiſte Kraft und Ausdauer beſaßen. Sowie nämlich eine neue Emiſſion begonnen hatte, hätte man unmöglich die Thüren des Compagniegebäudes wieder ſchließen können, ſo überfüllt war es von der gierigen Menge. Dicht gedrängt ſtand dieſe Spanlauteriſchaar handbreit Reihe, mit grimmigen Blicken gegeneinander, knurrend, aber ungebeugt unter ihren Beuteln und Portefeuilles. Tag und Nacht drängten ſie gegen das Bureau, eine ſelbſt Helenne, die nicht Schlaf, nicht Hunger und Durſt zu trennen vermochte. Nur mit dem verhängnißvollen Rufe, welcher die Ausgabe der letzten Actie verkündete, war Alles zerſtoben." (Dieſelben Scenen hat man in Paris bei der Zeichnung der verſchiedenen Anleihe, und auch Wien bei der für das Creditinſtitut.) „Nun nahm ein anderer Kampfplatz zu andern Glücksſpielen Gierige und Beſiegte auf. Inmitten eines belebten Stadtviertels zwiſchen der Rue St. Martin und St. Denis läuft in gleicher Richtung eine enge Gaſſe, 150 Fuß lang und 5 Fuß breit, Namens Rue Quincampoix. Obgleich erſt durch den Schwindel unter der Regentſchaft beſonders berüchtigt geworden, hatten in ihr doch ſchon die letzten Erpreſſungen Ludwig's XIV. Wucher und Agiotage heimiſch gemacht. Hier nun feierte das Law'ſche Syſtem ſeine Orgien. Man nannte die Rue Quincampoix nur ſchlechtweg »Die Straße«, wie vordem der unterjochten Welt Rom nur »Die Stadt« hieß. Die Vornehmen hatten ihren Eingang durch die Rue aux Ours, die niedern Claſſen durch die Straße Aubry le Boucher. Aber innerhalb der Barrière herrſchte ſofort die brüderlichſte Gleichheit. In dieſem geweihten Raume galt der Preis des kleinſten Papiers für das größte Gut und die Habſucht hatte die Plätze merkwürdig vervielfältigt. Alle Winkel in den Höfen waren zu

kleinen Comptoirs eingerichtet. Förmliche Irrgänge solcher Comptoirs führten bei dem Scheine der Lampen bis in die Keller hinab, während andere wie Raubvögel auf den Dächern postirt waren. In einem so umgeschaffenen Hause summte es wie in einem Bienenstock von Agioteuren. Die Häuserrenten stiegen von 6000 auf 100,000 Francs und schon diese Speculation ward eine reiche Quelle von Reichthum."

„Vor allem aber zeigte die Straße das bunteste Treiben und Durcheinanderschwärmen. Im wunderlichsten Gedränge vermischte sich hier Stand, Alter und Geschlecht. Jansenisten und Molinisten, vornehme Herren und Frauen, Beamte und Gauner, Kokotten und Maitressen riefen und sprachen sich hier an ohne zu hören. Gierde, Furcht, Hoffnung, Schrecken, Betrug setzten unaufhörlich diese unermüdliche Menge in Bewegung. Die eine Stunde schuf Reichthümer, welche die nächste wieder vernichtete. In dieser wahnsinnigen Hast konnte ein Abbé es wagen, Begräbnißscheine statt Actien zu liefern, und der Beifall ward in gleicher Weise dem schamlosen Betruge und dem boshaften Witze zutheil. In der Nähe wurden Menschen zu Möbeln. Durch solche Metamorphose wurde ein Soldat reich, dessen breite Schultern als Schreibtisch dienten; ein Buckliger, der, an die Mauer gestellt, ein Stehpult abgab, auf dem man über Millionen abschloß. Man erzählt, daß ein Schuster, dessen Werkstätte die Aussicht auf den Garten des Banquiers Tourton hatte, täglich 200 Livres verdiente, weil er einen Schemel an Damen vermiethete, die dies niegesehene unerhörte Schauspiel genießen wollten."

Die letztangedeutete Vermischung der Stände, wenn auch nur bei der gemeinschaftlichen schwindligten Jagd nach Gewinn, ist in culturgeschichtlicher Beziehung bedeutsam genug und blieb wol nicht ohne Einfluß auf die spätere Gestaltung der Dinge in Frankreich. Etwas Aehnliches wenigstens begegnet uns ohne Zweifel bei dem Börsen- und Creditspiele von heute, sucht man dafür auch infolge unserer bekannten Schönfärberei noch nach dem nationalen Aushängeschilde. Wir sehen auch unsere Adeligen die Mysterien des Börsenspiels — studiren, bei Unternehmungen aller Art, von denen die nach dem „Credit" getauften bürgerlich noch am wenigsten die Natur reiner Geldgeschäfte verleugnen, den höchsten Adel, Industrielle und Bankiers sich die Hand reichen. Man sage was man wolle: unsere Zeit ist eine bürgerliche und geht ihren bürgerlichen Gang. Nur möchten wir wünschen, die Ausgleichung der Stände machte sich auch auf andern Wegen, als dem wir hier einige Worte gewidmet und der des Bedenklichen für alle Betheiligten genug haben dürfte. Dr. E.

Anregungen.

Der Ursprung der berliner Charité.

Die Gründung des unter dem Namen Charité bekannten großen Krankenhauses in Berlin soll nach einer auf Veranlassung der in Nr. 33 unserer „Unterhaltungen" gegebenen Erzählung und gewordenen Mittheilung folgenden historischen Anlaß haben:

Friedrich Wilhelm I. ward in seinen letzten Regierungsjahren sehr leidend. Anfälle der Wassersucht kehrten von Zeit zu Zeit wieder und steigerten sich immer bedenklicher.

Als der König einst seinem Ende nahe zu sein glaubte und sein Leibchirurgus Hahnemann ihm wenig Trost gab, ergriff ihn auf seinem einsamen Krankenlager eine große Betrübniß über sein bevorstehendes Schicksal. Die Schmerzen steigerten sich und verzweifelnd über die nicht anschlagende Hülfe des Arztes richtete er an diesen die Anfrage, was er wol Gott für den Fall, daß er ihn genesen lasse, angeloben solle, er fühle sich getrungen, für diesen Fall ein Gelübde zu thun, das er unverbrüchlich zu halten gedächte.

Hahnemann sagte: „Majestät, Sie sind nun so elend krank, haben aber die beste Wartung und Pflege und liegen auf einem weichen Bett und es geht Ihnen nicht ab! Wie viel Tausende von Menschen werden aber des Jahrs in Berlin krank und müssen auf einem Strohlager elend umkommen! Stiften Sie ein großes Krankenhaus!"

Der König nahm den Gedanken auf und trug ihn Gott in einem inbrünstigen Gebete vor.

Sein Zustand besserte sich. Er erhob sich vom Lager. An das Krankenhaus dachte er nicht mehr. Man weiß, wie er das Geld und seine Soldaten liebte.

Er bekam einen erneuten Anfall. Dieser war von größerer Heftigkeit und sein Ende schien nahe zu sein.

Auf seinem Lager überkam es ihn auch neue, sein Wohl unmittelbar Gott zu empfehlen und durch inbrünstiges, lautes Gebet sich zum Wohl seiner Familie und Unterthanen noch eine Lebenszeit zu erflehen. Wiederum hatte er das Bedürfniß, mit dem Himmel einen frommen Vertrag, ein do ut facies abzuschließen.

Hahnemann kam in der Nähe und unterbrach flüsternd des Königs lauten Verse, wie man sich denken kann in der damals noch allgemeinen höflichen berliner Manier.

„Nun, mein, Majestät," sagte er, „das hilft Ihnen nun jetzt nicht mehr! Sie haben unserm Herrgott einmal angeführt, nun wird er sich von Ihnen nichts wieder vormachen lassen!"

„Habermann", sagte der König, „jetzt mein ich es ernst! Hilf! Er mir heran!"

Habermann faltete die Hände und folgte dem lauten Gelöbnis des Todkranken, der mit Inbrunst rief und heilig versprach, sein gegebenes Wort zu halten, falls ihn nur Gott noch einmal wieder vom Lager erheben ließe.

Die aus gichtischen Leiden entstehenden Wassersucht hat in ihren Krisen abspringende Zungen. Auch ist es erwiesen, daß affektive Zustände der Seele den Leib beherrschen. Der König fühlte sich nach dem Gebet gestärkt, fühlte Linderung und erhob sich aufs neue von seinem Lager.

Diesmal hielt er sein Versprechen. Er ließ der Charité bauen. Freilich kamen seinem Monumentalen Sinne bei diesem lustspielartigen Werke immer wieder Bedenken über Bedenken. Da tröstete ihn aber die Aussicht einer andern Ersparnis. Es hatte ihm sonst viel Geld gekostet, die „Aerztlichen" seiner Soldaten in Holland und Paris studieren zu lassen. Jetzt konnten sie die nötige Ausbildung auch in Berlin finden und „das Geld blieb im Lande".

Die Verjüngung des Lebens.

Unter den modernen Physiologen hat keiner so scharf und konsequent den Gegensatz zwischen Leben und Tod, zwischen lebendiger und toter Natur und Geistesthätigkeit, überhaupt zwischen Organismus und Mechanismus hervorgehoben und in einer Reihe von Werken ausgebildet als der berliner Professor der Physiologie **Schulz Schulzenstein**.

Die Verjüngung („der Blastesis") als den wesentlichen Charakter des Lebens auffassend, hat er bereits über die Verjüngung im Pflanzen- und Thierreich seine über die Verjüngung des menschlichen Lebens mehre Werke veröffentlicht. Zuletzt hat er das System der Verjüngung auch auf das geistige Leben des Menschen angewendet und demgemäß eine Psychologie nach den Principien der Verjüngung geschrieben, die nicht weniger als tausend Seiten zählt und den Titel führt: „Die Bildung des menschlichen Geistes durch Kultur der Verjüngung seines Lebens in Hinsicht auf Erziehung zur Humanität und Civilisation" (Berlin, Hirschwald, 1855).

Nach dem Verfasser liegt zwar in den praktischen Gefühlen und Bestrebungen unserer Zeit dunkel und unbewußt der organische Bildungstrieb, die heutige Aufklärung und aufklärende Wissenschaft stehe aber mit denselben in einem durchgängigen Widerspruch. Es sei also zunächst eine gründliche Kenntnis des Unterschiedes von Leben und Tod in der Natur zu erlangen, um von da zu der Einsicht zu kommen, daß es wie Leben und Tod in der Natur, so auch einen lebendigen und toten Geist und lebendige und tote Geisteswerke gibt, auf deren Nichtunterscheidung und Vermengung die irrigen Ansichten, die Haltung- und Prinzipienlosigkeit, die widersprechende Anarchie, auf deren naturgemäße Unterscheidung dagegen die Kunst des Organisierens menschlicher Werke sowie der Schöpfung von Lebenssphären in der menschlichen Bildung beruhe. Nach dem Vorbilde des Ganges in der lebendigen Natur hat Schulz Schulzenstein in seinem Werke eine Organisation und Kultur der menschlichen Geistesbildung erstrebt, indem er nachzuweisen hat, daß der Grundcharakter des organischen Lebens der Natur der Verjüngung, welcher die Organismen und Individualität zur Voraussetzung hat, sich auch im menschlichen Geiste wiederfinden und das Leben des Geistes regieren, daß der Verjüngung des Lebens der Bildungstrieb des menschlichen Geistes ist und zum Bildungstrieb in Unterricht und Erziehung, in der Verleihung des Menschenrechtes gemacht werden muß, „und daß man darin zwar nicht den Samen der Tugend, aber den Keim der Weisheit zu finden habe".

Sehr mehr sagt der Verfasser: „Auf dem Gebiete der Kultur des Geistes und der Seele wiederholen sich dieselben Forderungen wie auf dem Gebiete des Körpers, man verlangt auch Leben in allen menschlichen Dingen, die Erhaltung, Verbesserung, Kultur des Lebens und seiner Gesundheit, während das Kranke und Tote überall vernichtet wird. Wie man vom Arzte zunächst verlangt, daß er das menschliche Leben in Krankheiten vom Tode retten, in der Gesundheit durch Kultur verbessern soll, so verlangt man von dem Lehrer, daß er Leben und Lebendigkeit in der Seele des Schülers erwecken, daß er einen gesunden Geist bilden, das Lernen und Studieren zum Wachsthum leiten, daß er auch bestimmende alles Lebenstötende vermeiden und abwenden, daß er einen aufschließlichen Unterschied von Leben und Tod in der menschlichen Erziehung und Bildung machen soll." Aber eben weil lebendige Geistkultur das Bedürfnis der Zeit ist, darum müsse das Grundprinzip des Lebens, die Verjüngung, zum durchgreifenden Prinzip gemacht werden. Es genüge nicht, die Lebensansicht der Verjüngung in der ganzen Physiologie durchzuführen, „wenn in der Psychologie die alte Meinung und Gewohnheit bleibt und die Seelenerscheinungsweisen als mathematische Mechanismus oder gehirnstoffartigen Chemismus betrachtet bleiben". Der Verfasser will eine Revision der Grundanschauungen in der Wissenschaft vorgenommen, den Begriff des Lebens zum Schwerpunkt aller wissenschaftlichen Bewegung gemacht und die Wissenschaft erst darüber zum Bewußtsein gebracht wissen, was Leben und Gesundheit ist, worum es in der jetzigen totalen Weltverlassenheit noch fehle.

Die Arbeit, den Begriff des Lebens zu finden, zerfällt nach dem Verfasser

1) Die Durchführung des aufschließlichen Gegensatzes von Leben und Tod in der Natur.

2) Die Erkenntnis des eigenen Grundgesetzes des organischen Lebens, des Gesetzes der Verjüngung, welches überall den totalen Naturgesetzen entgegenarbeitet

3) Den Beweis, daß der Gesetze der Verjüngung des Lebens der Natur sich im menschlichen Geiste wiederholen.

4) Den Nachweis, daß das bisherige Gedankensystem nur der alten todten Weltanschauung entspricht.

Der Verfasser ist unerschöpflich und unermüdlich in der Ausführung der angegebenen Grundgedanken, in dem Drängen auf lebensvolle Entwickelung des Geistes in allen Gebieten und in der Polemik gegen alle den Unterschied zwischen Leben und Tod, zwischen Organismus und Mechanismus oder Chemismus verflüchtigenden Theorien.

Zu wünschen wäre nur gewesen, daß er sich kürzer gefaßt und versucht hätte, sein gewiß beherzigenswerthes Buch auch einem größern Kreise von Lesern zugänglich gemacht hätte, als es jetzt, bei dem theuren Porto und der schwer zu überwindenden Weitschweifigkeit des Werks, zu erwarten steht. Wir raten ihm, einen gedrängten Auszug aus demselben entweder selbst zu machen oder machen zu lassen. In unserer kurzathmigen, von geistiger Thätigkeit in Anspruch genommenen Zeit entschließt man sich nicht so leicht, tausend Seiten über einen Gegenstand durchzublättern, und angelesen zu bleiben kann doch wol nicht der Zweck der Bücher sein. Gerade solche dem Inhalt nach vortreffliche und lesenswerthe Bücher wie das von Schulz Schulgedanken sollten in einer handlichern, zugänglichern Form erscheinen. Solcher Bücher mögen immerhin durch ihren Umfang und ihre Kostspieligkeit abschrecken.

Rietschel's „Schiller und Goethe".

In einer vor kurzem erschienenen anderungsreichen, wenn auch nicht in allen Beziehungen für Jeden maßgebenden kleinern Schrift: „Zur Reform der modernen Kunst" (Halle, Schwetschke & Simon, 1856), findet sich über das für Weimar bestimmte Doppelstandbild, die in moderner Tracht von Rietschel ausgeführte Rauch'sche Idee einer Verbindung Schiller's und Goethe's, folgende Bemerkung:

„Mehr als irgendein anderes Denkmal wird die Goethe-Schiller Gruppe zu Weimar ein vermuthlich Zeugniß ablegen, wie weit unsere Zeit sich von der idealen Anschauung zum sinnlichen Realismus verirrt hat. Der Plan der Rauch'schen Idealstatuen hat es sich gefallen lassen müssen, zum Contrefei zweier weimarischer Höflinge verkümmert zu werden. Selbst der Meisel Rietschel's, auf dessen Meisterschaft man auch in diesem Falle mit Zuversicht rechnen darf, wird den Zwiespalt von idealer Conception und localbedingter Ausführung in dieser Gruppe nicht völlig auszugleichen im Stande sein."

Wir gestehen, daß auch wir uns nur langsam an das Doppelstandbild der großen Heroen gewöhnt haben, stehen aber jetzt jedesmal von dem Anschauen der als Thongebild fast vollendeten Arbeit Rietschel's mit größerer Bewunderung

Besonders ist Schiller gelungen. Seine fast ausschreitende Bewegung hat nichts Unnatürliches, es ist das nur lebhaftere Temperament — Hotspur, nicht Sanguinik, wenn man den festgestellten Thatsachen über Schiller's Charakter und Persönlichkeit folgt —, welchem diese Haltung entsprechend scheint. Goethe hält sich in feierer Begründung und doch steht nicht Schiller neben Lehrer, nicht Glanz neben Prometheus, fremdere Natur neben Natur, Berechtigung neben Berechtigung.

An Goethe könnte auf den ersten Anblick das Hofkleid stören. Die leichte Haustracht Schiller's ergänzt sie aber und nimmt ihr den Charakter des Höflichen und nur für das Parket Bestimmten. Es sind der Thatsachen so viele, die uns gerade diese Art des Auftretens beider Männer sogleich gerechtfertigt und verständlich machen, die Geschichte der Literatur liegt so offen da, daß Leben in Weimar und Jena ist von Mittheilungen und Aufsätzen jeder Art so charakterisirt ist, daß unsterbliche Werke Goethe's ist und, trotz seiner Beziehung zu einem kleinen Hofe und in seiner Ministerschaft, doch so unmittelbar gegenwärtig, daß wir durch diese modernen Trachten, bei ihm und bei Schiller, hindurch ihren innersten Kern doch gegenwärtig haben und nur wünschen wollen, in der künftigen Aufstellung des Standbildes möchte nichts verrückt werden. Wir glauben, daß es allerdings „weimarisch" und „local" wirken würde, wie der Verfasser fürchtet, wenn dies größte Denkmal unserer Nation unter Häuser und auf einen städtischen Platz gestellt würde. Nach unserm Gefühl dürfte es nur in den Anlagen des Parks von Weimar gesehen werden. Hier wird die ideale Umgebung den Realismus des Standbildes abmildern.

Aphorismen

von Leopold Friel.

Keine Tugend wird mehr geübt, keine ist zum Leben nothwendiger und keine wird weniger gelobt als die Selbstüberwindung.

* *

Empfänglichkeit und zeugende Phantasie sind an sich sehr schätzenswerth, ohne Klarheit des Denkens aber und ohne Kraft des Willens erzeugen sie unerträgliche Charakterlosigkeit.

* *

Personen verschiedener Anschauung und Meinung können miteinander und oft fruchtbar miteinander streiten, aber nicht Personen verschiedener Bildung und Geistesart.

* *

Die Charakterlosen theilen sich in zwei Arten — in die, deren Repräsentanten Charakterlosigkeit und Interesse — und das ist die gemeinste — und in die, deren Angehörige Charakterlosigkeit sind aus mächtigen Trieben und Affecten — das ist die größte Art.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 39.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Tycho de Brahe.

Von Friedrich Kapp.

II.

Kopernicus war 1543 gestorben, drei Jahre später wurde dem reichen Adelsherrn Otto Brahe, Besitzer von Knudstrup in Schonen, das damals der dänischen Gesammtmonarchie angehörte, der erste Sohn geboren. Es ist unser Tycho. In seinem zweiten Lebensjahre wurde das Kind den Aeltern geraubt, und zwar, wie sich bald ergab, durch den eigenen Oheim Jürgen Brahe, welcher zu diesem gewaltsamen Mittel schritt, da seine, des Kinderlosen, Bitte an den Bruder, die Erziehung des Knaben ihm anzuvertrauen, abschläglich beschieden worden. Die Aeltern beruhigten sich, nachdem sie von des Sohnes Aufenthalt in Kenntniß gesetzt waren; der Oheim und dessen Gemahlin liebten ihn wie ihr eigen Kind, ließen seine beträchtlichen Anlagen durch sorgfältigen Unterricht entwickeln und sandten ihn, als er 12 Jahre alt geworden, nach Kopenhagen, damit er sich dort der Weltweisheit und der Redekunst befleißige. Hier in Kopenhagen ward dem jungen Geiste die Richtung für das Leben gegeben, indem eine von den Astronomen vorhergesagte Sonnenfinsterniß am 21. August 1560 fast genau eintraf und in dem staunenden Knaben die mächtige Begierde erweckte, diese Wundergeheimnisse selber kennen zu lernen. Mit dem ihm eigenen nachhaltigen Ernste vertiefte er sich in diesen Gedanken. In solcher Stimmung traf ihn des Vaters Befehl, zum Zwecke juristischer Studien die Universität Leipzig zu beziehen. Der Sitte gemäß ward dem Junker ein Hofmeister beigegeben und das Geschick wollte, daß dieser, ohne Ahnung des höhern Meisters in seinem Zöglinge, ihm die astronomische Lectüre, die er mit Eifer begonnen, kurz und gut untersagte. Psychologische Bedächtigkeit des Erziehers hat ja manchem Talente die Jugend getrübt. Doch eine Eiche bemmen die Dornen nicht. Tycho wußte den Pedanten zu täuschen. In der Stille der Nacht saß er, die innere Glut zu löschen, in seinem Dachstübchen einsam über astronomischen Büchern. Den größern Theil des durch väterliche Güte reichen Taschengeldes verwendete er mitgebracht auf Globen, Instrumente und Bücher. In einem Monat kannte er alle am Horizont sichtbaren Sterne. Auch fand er schon hier, daß die von Ptolemäus berechneten „Epheremiden" des Mondes mannichfach fehlerhaft waren und daß die damals gebräuchlichen astronomischen Tafeln des Alfonso und Prutheninus mit den sonnischen Erscheinungen nicht überall übereinstimmten.

In solchen Studien erhorchte er und als er nach absolvirtem Triennium in die Heimat zurückkam, da fand er sich fremd unter den adeligen Verwandten und Genossen. Unbegriffen, verhöhnt sogar wegen seiner wissenschaftlichen Bestrebungen, ward es dem jungen Schonen unheimlich inmitten des Heimathlichen, er sehnte sich, die Schwingen auszubreiten, hinaus in die bereits von höherm Odem durchwehten deutschen Lande. Die nächsten Jahre finden wir ihn in Deutschland im Verkehr

mit hochgebildeten Männern, zumal in Augsburg, über dem noch der weichende Schatten des Regimentarus schwebte, wo er sich mit intensiver Hartnäckigkeit bald auf die Höhe der Wissenschaft erhob, nicht der Astronomie und Mathematik allein, sondern gleichmäßig der Alchemie, die er seine irdische Astronomie nannte, der Physik, der Medicin. Berühmte Künstler fertigten nach seiner Angabe eine sehr große Himmelskugel und kunstvolle Instrumente für seine Zwecke. Leider sollte Tycho's Aufenthalt in Deutschland diesmal durch ein verhängnißvolles Ereigniß getrübt werden. Die Sache ist ziemlich bekannt. Auf einem Verlobungsballe in Rostock gerieth er mit seinem Landsmanne Manderup Parsberg in Zwist. Nachhaltender Groll führte bei einem andern Zusammentreffen in dunkler Nacht ein improvisirtes Duell herbei, das unserm Tycho die Nase kostet. Er ließ sich eine neue Nase aus Gold und Silber zusammengießen und suchte die Entstellung durch eine zu diesem Zwecke immer bei sich geführte Salbe möglichst zu bedecken.

Dann lebte er eine Zeit zurückgezogen bei seinem Oheim Steen Bille, einem gelehrten Manne, der allein von den Verwandten befähigt war, in dem Jünglinge „etwas Großes" zu erkennen. Am 11. December 1572 ward er durch Bauersleute auf einen plötzlich erschienenen neuen Stern in der „Kassiopeia" aufmerksam und machte denselben zum Gegenstand unablässiger Beobachtungen. Müdler zählt eine Reihe solcher plötzlich aufleuchtender und bald wieder verschwundener Sterne auf — eine räthselvolle Erscheinung, zu deren Erklärung Alexander von Humboldt im „Kosmos" die Existenz dunkler Weltkörper annimmt. Der gelehrte Dr. Johann Pratensis, Peter Ore und andere hohe Freunde drängten Tycho, seine Aufzeichnungen bezüglich des Sterns zu veröffentlichen, wozu er sich indeß schwer entschließen mochte. War es doch ohnehin unerhört, einen dänischen Edelmann sich zu ernster Wissenschaft herablassen zu sehen: sollte er nun gar Bücherschreiber werden! Sobald er indeß mit dem denkwürdigen Schriftchen „De nova stella" wirklich hervorgetreten, streifte er in diesem Schritte auch alle Standesvorurtheile ab. Es fügte sich, daß er die schöne Christine, ein Bauermädchen in Knudstrop, lieb gewonnen und zur Gattin begehrte. Das brachte den ganzen Adel in Aufruhr, doch der junge Simson sprach: „Sie gefällt meinen Augen!" und folgte seinem Herzen und achtete es nicht, daß der dänische Adel die Mesalliance nie vergeben hat, wiewol König Friedrich II. von Dänemark, den jungen Astronomen gewogen, seine verföhnende Hand in die Wage legte. Tycho ging nach Deutschland, wo er sich niederzulassen beabsichtigte, verweilte kurze Zeit in astronomischen Beobachtungen mit dem gelehrten Landgrafen von Hessen-Kassel, Wilhelm IV. und fand dann Kassel für seine Studienzwecke so gelegen, daß er bereits Anstalten traf, sich dort häuslich einzurichten — als ihn der Ruf seines Königs in Dänemark fesselte. Friedrich II., ein Freund der Mathematik und angeregt durch den Landgrafen von Hessen, wünschte den außerordentlichen Mann im Lande zu halten. Er begabte ihn mit der Insel Hveen im Sunde drei Meilen nordöstlich von Kopenhagen, zu lebenslänglichem Besitze, einem jährlichen Einkommen von 3000 Thalern und einer Präbende im Betrage von 1000 Thalern jährlich, einem Lehn in Norwegen u. s. w.; versprach überdies alle Unkosten für Gebäude, Instrumente und Diener ersetzen zu wollen. Trotz dieser großartigen Freigebigkeit bekennt Tycho später, in den 21 Jahren seines Aufenthalts auf Hveen sein ganzes Vermögen, mehr denn eine Tonne Goldes, zugesetzt zu haben. Erwägt man, daß erst nach dem Dreißigjährigen Kriege, also nach Tycho's Tode, die maßlose Umgestaltung aller Werthverhältnisse eingetreten, so wird man geneigt sein, die wunderbaren Schöpfungen, die gleichsam durch Magie auf Hveen entstanden, begreiflich zu finden. Auf meerbeherrschender Höhe der kleinen Insel baute er ein prachtvoll weitleuchtendes Schloß, die ruhmreiche Uranienburg. Jenen Wunderbau mit seiner Fülle kunstreicher Instrumente und Einrichtungen in eingehender Schilderung darzustellen, ist hier nicht Raum. Doch vermögen wir einzelne Andeutungen zu geben. Des Schlosses Grundfläche bildete ein Quadrat; die Seiten waren streng nach den vier Regionen des Himmels gewendet, und zwar entsprach die Nordseite im Aufsteigen der südlichen, wie die Westseite der östlichen. Das Ganze war umgeben durch eine Mauer von 22 Fuß Höhe und 20 Fuß Breite am Grunde. In ihren Ecken befanden sich die Eingangspforten, von denen aus ein breiter gepflasterter Pfad durch den Garten, dessen Beete mancherlei geometrische Figuren darstellten und mit den seltensten exotischen Gewächsen besetzt waren — in den gleichfalls umgitterten Schloßhof führte. Jene Mauer war in ihrer Mitte durchbrochen von Halbrondellen, in deren jedem ein Lusthäuschen stand. An der Nord- und Südecke des Gemäuers befand sich ein zierlicher zweistöckiger Bau, die Burg in verjüngtem

Maßstabe darstellend; der nördliche bildete die Wohnung der Dienerschaft, in dem südlichen war eine Buchdruckerei, die östliche und westliche Seite wurden von je zwei englischen Doggen, einem Geschenk des Königs Jakob VI., bewacht. Das Schloß hatte fünf Thürme mit Zinnen. Auf dem mittlern und höchsten leuchtete ein vergoldeter Pegasus, der durch künstliche Mechanik mit einer Windrose im Cabinet Tycho's in Verbindung stand, sodaß an der Decke die Richtung des Windes jeden Augenblick sichtbar war. In das Innere des Schlosses gelangte man durch kostbare Thore, die in edlem dorischen und ionischen Stil gebaut waren. Die Pracht der weiten Wohnräume, ausgestattet mit mechanischen Kunstwerken, musikalischen Instrumenten und den Gemälden großer Männer, unter andern des Kopernicus; im Keller das chemische Laboratorium mit unzählbaren Geräthen; der künstliche Brunnen, durch welchen mittels verborgener Röhren alle Zimmer mit Wasser versorgt werden konnten; das Observatorium, genannt „die Sternenburg", der Papiermühle, die Stampf-, Schleif-, Polir-, Kornmühle — und die einheitliche Belebung dieses Ganzen ist nicht in dem kurzen Raum, der uns verbauet ist, zusammenzufassen.

Durch solches vielverschlungene Getriebe schritt der schaffende Meister prüfenden Auges und ordnete es mit seiner stillen Kraft. Gemeiniglich hatte er acht bis zehn Schüler bei sich, unter ihnen den berühmten Longomontanus, die er in Mathematik, Physik, Philosophie, Medicin und Astronomie, je nach des Einzelnen Neigung und Befähigung, unterrichtete. Die mit guter Fassungskraft und scharfem Auge Begabten mußten ihm in der Beobachtung des Himmels, welche bei günstiger Witterung allnächtlich angestellt wurde, zur Seite sein. Tycho hatte sogar in seinem Schlafgemach ein wundersames Rad, welches hinaus vor die Mauer ging und durch darin befindliche Löcher beliebig die Sterne am Horizont beobachten ließ, indem es vom Bett aus gelenkt wurde. Morgens wurden dann die Beobachtungen sorgfältig verglichen, protokollirt, gedruckt und nach Europa hinausgesendet, wo diese Notizen gleich Orakelsprüchen aufgenommen wurden. So war damals die kleine nordische Insel der Hexen, in welchem Urania ihre Lichtbüchse sammelte, um sie als erleuchtende Raketen garben verschwenderisch umherzusprühen. Und wiederum war die Uranienburg der Magnet, dessen geheimnisvolle Gewalt aus weitesten Fernen Gelehrte und Stoffe der Erde herbeizog; so den Herzog von Braunschweig, so Jakob VI. von Schottland, als er seine dänische Braut abholte, welcher sich sogar zu einem Lobgedicht auf den Weisen zu Hveen begeistert fand. Wer irgend für geistige Bestrebungen Interesse besaß — und es war die Zeit des Nachklingens der Reformation und der Gährung auf allen intellectuellen Gebieten —, und durch das Geschick in den Bereich der Grenzen Dänemarks geführt ward, der mußte auch Hveen besuchen. Aus Dänemark zurückkommen ohne bei Tycho de Brahe gewesen zu sein, galt nach eines gleichzeitigen Schriftstellers Berichte damals in Deutschland so viel wie in Rom gewesen zu sein ohne den Papst zu sehen. Und in Dänemark ging ein Sprichwort: „Er ist so klug wie Tyge Brahe" — bedeutsam als Zeugniß für den mächtigen Eindruck Tycho's selbst auf das Volk.

Auf der Säule des Ruhms stand der hohe Mann, doch unter den Füßen ward ihm bereits heiß der Boden weggeschaufelt. Der Adel grollte seinem unadeligen Treiben und hat seine Gemahlin nie für eine rechtmäßige Gattin geachtet. Seine durch die königliche Gunst glänzende Stellung war wol geeignet, Mißgunst zu erwecken. Auch mochte mancher höhere Beamte, ohne Verständniß für die Bedeutung der technischen Bestrebungen, die auf Hveen verwendeten Kosten unverhältnißmäßig erachten. Ueberdem besaß Tycho einen mächtigen persönlichen Feind in dem Minister Walckendorp. Es wird erzählt, daß einst Walckendorp den König nach Hveen begleitet habe und dort von einem der Hunde belästigt worden sei; er erwehrte sich seiner mit dem Stocke — vielleicht mehr als unumgänglich nothig. Tycho sah es mit Unwillen und nicht ohne mißfällige Aeußerung. Der stolze Minister blieb die Antwort nicht schuldig, es entspann sich unter den beiden Männern ein heftiger Streit. Dieser Walckendorp war es hauptsächlich, dem Tycho's spätere Vertreibung zuzuschreiben. Bailly und nach ihm Arago haben in wissenschaftlichem Unmuth ein herbes Urtheil über Walckendorp gefällt, ohne zu berücksichtigen, daß derselbe übrigens, nach zuverlässigen Berichten gleichzeitiger Schriftsteller, ein sehr würdiger Mann und seinem Vaterlande von mannichfach großem Segen gewesen. Es ist möglich, daß er gegen Tycho aus Ueberzeugung, im Geiste seiner Zeit, handelte, zumal bei jenem Streite doch das „dicitur" zu betonen ist.

Genug, Tycho mochte empfinden, wie sein Piedestal sich lockerte, denn, erschreckt durch eine unvorherberechnete Sonnenfinsterniß, welche von einem starken Nebel um Hveen begleitet war, prophe-

geize er dem Lande und insbesondere sich selbst die Nähe schweren Unheils. Denn eine gewisse Beziehung der überirdischen Constellationen auf das irdisch-menschliche Dasein, meinte er, sei nicht gänzlich in Abrede zu stellen; eine Ansicht, die seiner Weltanschauung wie auch dem zum Mystischen hinneigenden Charakter Tycho's wol entspricht. In diesem Sinne hat er verschiedentlich neugeborenen dänischen Prinzen das Prognostikon gestellt, und daß Rudolf II. sich niemals vermählt hat, ist in einer unheildrohenden Prophezeiung Tycho's begründet. Kurz, Tycho war Astrolog aus Ueberzeugung, wie überhaupt dieser tüchtige Geist über manche Meinungen jener Zeiten, welche wir gegenwärtig als Aberglauben zu bezeichnen gewohnt sind, sich nicht zu erheben vermocht hat. Seine Befürchtungen indeß, soweit sie ihn selbst betrafen, sollten sich nur zu bald erfüllen. Am 4. April 1584 starb Friedrich II. Sein Nachfolger, Christian IV., der spätere Generalissimus der protestantischen Armee im Dreißigjährigen Kriege, war ein elfjähriges Kind. Vier Reichsräthe übernahmen die Regierung, unter ihnen Walckendorp. Anfangs ließ man Tycho im Besitz aller seiner Güter und Einkünfte. Aber nicht lange. Bald wurde ihm Eins nach dem Andern entzogen: „es koste dem Lande zu viel", bis er sich auf den alleinigen Besitz von Hveen, das etwa 300 Thaler jährlich eintrug, reducirt sah. Da verließ er die Insel und zog mit einem Theil seiner Instrumente hinüber in seinen Hof zu Kopenhagen. Nun begannen die Feinde emsig zu weben. Zwei hochgelehrte Professoren der Mathematik wurden hinübergesendet, über das Wesen und Treiben auf Hveen zu berichten. Aber die guten Männer hatten derlei verwunderliche Maschinen und Geräthe nie gesehen, noch weniger begriffen sie deren Gebrauch. Ihr denkwürdiger Bericht lautete: Daß des Tycho de Brahe Instrumente nur unnütze Geräthschaften und alle seine Arbeit und Einrichtung nichts anders als eine schädliche und allzu kostbare Curiosität wären. Darauf hin untersagte man dem weltberühmten Manne jede Ausübung der Astronomie und Chemie, selbst auf eigene Kosten, selbst im eigenen Hause! Das geschah im Namen des Königs, der ein Kind war, sich überdies damals in Deutschland befand. Gleichzeitig war der Volkshaß wider ihn erregt, was in der Strenge, ja Härte, mit der Tycho seine Bauern auf Hveen zur Erfüllung der Frohnden und andern Leistungen anhielten, eine theilweise Begründung finden dürfte. Auf der Straße überfiel man ihn, sein alter Diener wurde mißhandelt. Da zog er fort, begleitet von seiner Familie und dem größten Theile seiner Schüler, die sich die Erlaubniß erbaten, im Unglück bei ihrem geliebten Lehrer ausharren zu dürfen. Von Rostock aus schrieb er an den König, in dessen Namen ihm nach drei Monaten eine so ungnädige Antwort zutheil ward, daß er, von dem Siege der Feinde überzeugt, an der Hoffnung zurückberufen zu werden verzweifelte.

Tycho befand sich jetzt in der That in äußerst bedrängter Lage. Im Alter von 52 Jahren, wo nicht mehr der Wechsel ergötzt, war er aus dem so reichen wie geistvoll verschlungenen Wirkungskreise hinausgewiesen, mit Weib und Kind in die ungewisse Zukunft, ohne Subsistenz und genöthigt, die Durchforschung des Himmels zu suspendiren, um fürerst auf Erden sich wieder eine bleibende Statt zu suchen. Ihm diese gewährt zu haben, ist Deutschlands hohe Ehre. Zunächst fand er willkommenen Empfang bei seinem Freunde, dem Grafen Heinrich Rantzow auf Schloß Wandsburg, dem heutigen Wandsbeck bei Hamburg. Und so wenig war die große Seele gebeugt, daß er seinen Schmerz in einem lateinischen Abschiedsgedichte an sein Vaterland poetisch zu verklären vermochte. Nicht lange blieb er dort; denn schon hatte sein Verehrer, der Reichskanzler Curtius von Senftenau, dem deutschen Kaiser Rudolf II. die Lage des verbannten dänischen Astronomen vorgestellt. Rudolf, bekannt als ein ebenso freigebiger Mäcen alchymistischer und astrologischer Künste, wie unvermögender Gubernator des Reichs, berief ihn in seine Residenz Prag. Ob Rudolf II. damit den Astronomen oder den Astrologen Tycho in seine Umgebung ziehen wollte, lassen wir dahingestellt; kurz, er nahm ihn so wohlwollend auf, daß Tycho, trunken im Wechsel des Glücks, voll Begeisterung vor dem Kaiser ausrief: „Ich will meinen Fleiß solchergestalt anwenden, daß der ganze Himmel für mich reden und allen Nachkommen kund werden soll, was dieser mächtige fromme Herr der Göttin der Künste für eine Zuflucht und Schutz gegeben habe!" Der Kaiser wies ihm ein Jahrgehalt von 3000 Dukaten und offenen Creditbrief für alle Auslagen an und stellte ihm die drei Schlösser Leta, Brandeis und Benatek zu Auswahl anheim. Tycho gab dem für astronomische Zwecke wohlgelegenen Benatek, das wegen seiner Schönheit allgemein „Venetiae Bohemorum" genannt wurde, den Vorzug und errichtete dort, nach Analogie der Uranienburg, eine Sternwarte, die er mit allem Nöthigen versah. Seine Instrumente ließ er aus

Dänemark kommen. Er schrieb an den jungen Kepler, daß er mit ihm arbeiten möge, und im Verein mit diesem und mit den tüchtigsten Männern des Jahrhunderts, welche sein Ruhm und sein Wunsch zu Benatek versammelte, entfaltete sich dort ein so umfassendes Zusammenspiel der Kräfte, wie ein gleiches vielleicht nur die allerneueste Zeit aufzuweisen hat. Das ungeheure Material der bisherigen Tycho'schen Beobachtungen wurde gesichtet und neue vollkommene Tafeln über die Bewegungen der Himmelskörper berechnet. Schon hatte Tycho die Theorie der Sonne und mit Longomontanus' Hülfe auch die des Mondes bearbeitet und die Bestimmungsstücke ihres Laufs genauer ermittelt, als sie bis dahin bekannt gewesen. Nun sollten die Planeten an die Reihe kommen — da entriß der Tod diesem ganzen Weisen die belebende Seele.

Tycho starb den 24. October 1601 am Stein, zu welchem der Keim seit langer Zeit vorgebildet gewesen, der aber zur Entwickelung kam bei einem Gastmahl des Grafen von Rosenberg, wo Tycho, während stark getrunken wurde, aus Höflichkeit die Tafel nicht verlassen mochte, trotz heftiger Forderung des Organismus. Eine andere Version ist, daß er bei einem Spaziergange mit dem Kaiser im Schloßgarten in seiner Pietät nicht sich von demselben zu entfernen gewagt habe. Kurz er erkrankte heftig und das Uebel nahm schnell eine höchst bedrohliche Wendung. „Ne videar frustra vixisse", rief er im Paroxysmus des Fiebers. Kepler'n, dessen ganze werdende Größe er bewundernd erkannte, ließ er zu sich kommen, vermachte ihm das durch die riesenhaftesten Anstrengungen gewonnene Material seiner Beobachtungen und bat ihn, bei den Theorieen, die er aufzustellen gedenke, auch seine Schlüsse neben denen des Kopernicus zu berücksichtigen. Es ist zur Genüge bekannt, daß Kepler bei seinen Untersuchungen der Marsbahn wesentlich auf diese Vorarbeiten sich gestützt habe, wie er denn überhaupt bekannte, von Tycho viel gelernt zu haben. „Ohne Tycho", sagt Opelt in dem klassischen Werke „Die Reformation der Sternkunde", wäre Kepler's großes Genie unfruchtbar geblieben. Er hat ihm die Richtung gegeben."

Die Bestattung der Leiche entsprach der damaligen Prachtsucht, dem Ruhme des Verstorbenen und des Kaisers Liebe zu ihm, welch Letzterer der hinterlassenen Familie sich großmüthig angenommen hat. Sein Nachfolger in der Direction der prager Sternwarte war Kepler.

Schließlich noch einige zusammenfassende Betrachtungen über Tycho's System selbst.

(Ein letzter Artikel in nächster Nummer.)

„Auf Geistlich."

Ein Lebensbild.

Die Bewohner von Ueberreich der Vogen sind in der Regel feine frischen, lebensfreudigen Gemüther. Der sprichwörtlich gewordene lustige tiroler Bub, der so munter von sich selber singt:

Kein Aberl im ganzen Leib,
Das sich nit rühret —

der tiroler Bub wächst nicht in dieser Gegend. Wunderbar und seltsam! Auf den grünen Wiesen und zwischen den schwarzen Tannen des nordtirolischen Unterinnthals sprudelt die volle Lebenslust über in hellen Jodlern und freudigen Gesängen. Und hier, zwischen vollsaftigen Reben, im Schatten von Feigen-, Nuß- und Kastanienbäumen, hier schleicht das Leben so still dahin, fast schwermüthig. Wunderbar und seltsam!

Es gibt aber, einem uralten Spruch zufolge, keine Regel ohne Ausnahme. Und die überreicher Burschen machten denn einmal bei einer Hochzeit, der ich anwohnte, so eine Ausnahme von der aschgrauen Regel. Der funkelnde Wein, dem sie zum Wohl und zu Ehren des Brautpaares wacker zusprachen, erfüllte ihren Sinn mit Wärme, Lust und Freudigkeit. Sie wirbelten beim Schall der Hörner und Trompeten, der Geigen und Klarinette ganz herzhaft darauf los und patschten mit den flachen Händen recht herausfordernd auf Knie und Sohlen.

Antonv, ein in der Gegend ansässiger Freund, den ich besuchte, hatte mich ins Wirthshaus geführt, auf den Tanzplatz; wir schauten mit großem Vergnügen dem fröhlichen Treiben zu. Da fiel mir ein hübscher aber mauerbleicher Bursche auf, der einsam und allein am Fenster lehnte und mit schwermüthigen Blicken hinausschaute in die Dämmerung. Ich machte gegen meinen Freund die Bemerkung: der am Fenster komme mir nicht anders vor in dieser jauchzenden Gesellschaft als wie eine trübselige Trauerweide in einem lustigen Rosengarten. „Kennst du ihn und sein Schicksal näher?"

„Nur von Sehen", sagte der Freund. „Er ist mir öfters schon begegnet in den schattigen Gängen der Weinberge; immer mit dem nämlichen schmerzhaften Ausdruck im Gesicht. Er mag wol eine tiefe Wunde herumtragen unter seinem

Mamma, für die ihm sein Doctor ein Recept schreibt."

Bei diesen Worten trat ein Student zu uns, der in diesem Dorf — es war sein Geburtsort — die Herbstferien verträumte. Antony war schon früher mit ihm bekannt. Er wurde daher ins Gespräch gezogen und bestätigte, daß der bleiche ahnungsvolle Bub am Fenster dort wirklich einen tiefen Hieb ins Herz erlitten hätte.

Wir entfernten uns vom Tanzsaal in ein kühles, ganz leeres Stübchen, um ungestörter des traulichen Gespräches zu pflegen.

Die Wirthin stellte Licht und Wein auf den Tisch und wünschte glückseligen Abend. Als sie wieder fort war, wendete sich Antony zum Studenten:

„Nun, mein Lieber, rufen Sie erst mit voller Inbrunst die Muse an, und erzählen Sie dann die Leidensgeschichte des armen Buben draußen im Tanzsaal. Es interessirt uns, von ihm ein Weniges zu vernehmen. Denn:

> Allen thut es weh im Herzen,
> Die den bleichen Knaben sehen,
> Denn die Leiden, denn die Schmerzen
> Kann Verstand geschrieben stehen."

„Der bedauernswerthe Bursch' ist mein Schulcamerad", hub der Student an, „und mag etwa ein Paar Jahr' älter sein als ich. Er zählt höchstens vierundzwanzig. Unsere Vaterhäuser stehen ungefähr eine Schußweite außerm Dorfl auf einer Anhöh', ganz nah' beisammen, es führt nur ein schmaler Weg dazwischen durch. Da draußen sind wir nebeneinander aufgewachsen. Aber einen Steinwurf weit entfernt ist noch ein drittes Haus, und darin ist, zugleich mit dem Romedi und mir, ein Mädl herangewachsen, Marie hat sie damals geheißen. Und von dieser muß ich so weitläufig erzählen als vom Romedi; Sie werden schon sehen, warum die Beiden, der Romedi und die Marie, hier und dort recht stille, sinnende Gemüther gewesen sind. Das Mädl gar. Ich hab' als Bub' sie niemals verstanden. Denn da bin ich der ärgste Wildfang gewesen so weitum, glaub' ich, als man von der höchsten Spitze des Schlern ins Land hinaussieht. Der Romedi hat mit den Schulbuben nie recht viel Gespanschaft gehalten. Er ist am liebsten allein gewesen, außer wenn er bei der Marie sich hat aufhalten können. Der ist er überall auf den Aerien gewesen, auf allen Wegen und Stegen.

»Schau, schau!« hat Marie's Mutter oft gesagt. »Der Romedi und die Marie! Gleich und gleich gesellt sich gern.«

Die Marie hab' ich aber auch nicht selten sinnend auf einem einsamen Platzl gefunden. So kam ich einmal in den ersten Frühlingstagen am Abhang des Bühls, worauf unsere Häuser gebaut sind, zu ihr, wie sie die frisch blühenden Mandelbäumchen betrachtete.

„Gelt, Marie", ruf' ich sie an, „dieses Blüh' ist schön? Mir ist's heut' wohl zu Sinn', als wär' ich im Paradies."

»Im Paradies?« entgegnet sie mit weichem Ton. »Ja, recht schön ist's schon, das junge Mandelblüh'; aber wie lang' währt diese Schönheit?«

Ein andermal ruf ich sie am gleichen Platzl beim Romedi sitzen. Sie schaute hinab durchs Thal gen Italien. Ihre Lippen waren stumm; aber ihre Augen sprachen sehr viel! Die Berge standen in dämmernder Bläue; in der Ferne sah man die Etsch, so im zuckenden Schimmer der letzten Sonnenstrahlen, durch die grüne Thalfläche abaus schleichen. Auf einmal sagte das Mädel:

»Oh, der Fluß! Wie er so still hinabrinnt, immer hinab. Ich möcht' darauf hinfahren in einem Schiffein . . .«

„Ja mein Herr Musensohn", unterbrach jetzt Antony den Sprechenden; „Sie scheinen den »Wilhelm Meister« andächtig gelesen zu haben. Da bringen Sie uns ja die Mignon in zweiter Auflage. Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n? Doch ich bitte um Vergebung; fahren Sie fort. Ich werde mit keiner Silbe mehr unterbrechen."

„Sie mögen immerhin einige Aehnlichkeit zu finden glauben", sprach der Student wieder. „Aber ich habe meiner Mignon kein Wörtlein in den Mund gelegt, das sie nicht wirklich gesprochen hat. Und meine Kleine hat ihre Sehnsuchtsseufzer viel anders geschlossen. Nicht: dahin, dahin, möcht' ich mit dir, o mein Geliebter zieh'n! Ganz anders! Auf die Aeußerung ihres Wunsches, in einem Schiffein den Fluß hinabzufahren, sagte Romedi:

»Ja, das wär' schön! Und ich sollt' auch mit dir fahren können, gelt Marie?«

»Oh nein«, erwiderte diese, »ich wollt' allein fahren, ganz allein.« — —

Später, derweil ich am innsbrucker Gymnasium studirte, wuchs das Pärchen heran zum Jüngling und zur Jungfrau. Aber ihre Gemüthsart nahm keine andere Färbung an im Verlauf der Jahre. Nur gewahrt' ich in den letztern Ferien nicht undeutlich, daß Romedi's ehemalige Neigung sich zu einer stillen, aber ernstlichen Liebe ausgebildet

hatte. Das Mädel aber hat von Liebe wol nie eine Anwandlung verspürt. Im letzten Herbst, faſt um dieſe Zeit, war grad' auch eine Hochzeit. Braut und Bräutigam waren verwandt zu Romedi und Marie; deshalb befanden ſich die zwei bei der Feſtlichkeit. Sonſt wär' das Mädel wol nicht bei der Luſtbarkeit geweſen. Ich hatte eben das Gymnaſium vollendet und wollte, vor meinem Abgang ins Prieſterſeminar zu Brixen, noch einmal mit luſtigen Geſellen die ſüßen Weltfreuden in Ehren verkoſten. Abends ſtand ich beim Romedi und der Marie im Tanzſaal, ſeelenvergnügt ins luſtige Gewoge hineingaffend. Der Romedi war ſtill, aber innere Freude lachte ihm von Augen und Wangen. Er ſchaute in einem fort auf die Marie. Dieſe machte aber ein ſo betrübtes Geſicht, daß ich meint', es wär' ihr unwohl. Als der Wirth zur Thür' herein rief: »Jetzt wird zum Ave Maria geläutet!« da verſtummte die Muſik, der Tanz ſtand ſtill. Marie ſchaute, den Engliſchen Gruß betend, zum nämlichen Fenſter hinaus, wo Sie ehdem den Romedi haben geſehen, meine Herren! Sie fuhr ein paarmal ſchnell nacheinander mit der Hand über die Stirn und dabei verwandte ſie kein Aug' von dem Friedhof, der grad' gegenüber liegt. Da ſie wieder ſich umkehrte, war aller Trübſinn von ihrem Geſicht hinweggewiſcht. Sie blickte mich lächelnd an und ſprach:

»Student! wie iſt dir denn ums Herz geweſen, als du den Entſchluß gefaßt haſt, ein Geiſtlicher zu werden? Sag's offenherzig!«

»Mir? frug ich aber die ſeltſame Frage ſtaunend. Mir iſt gar nicht ſo übel zu Muth' geweſen.«

»Ah, du ſagſt halt auch nicht Alles, was du empfunden haſt«, meinte ſie wieder, »und man kann wol nicht Alles herausſagen: es gibt keine rechten Worte dafür.«

— — Vierzehn Tag' ſpäter nahm die Marie Abſchied von ihren Verwandten, von ihren Freunden, Abſchied von der ganzen Welt. Als ſie mir die Hand bot zum Lebwohl, ſagte ſie:

»Gelt, Student, damals auf der Hochzeit hätteſt das nicht vermuthet? Und grad' dort iſt mein Entſchluß reif geworden. Ich hab' zwar nie einen andern Gedanken gehabt, als in der Zurückgezogenheit mein Heil zu ſuchen. Aber ein ſolches Vorhaben in Wirklichkeit zu ſetzen, macht halt doch Einem ſchwer. Als ich unterm Ave Marialäuten durchs Fenſter geſchaut hab' auf den dämmernden Friedhof, da hat ſich einen Augenblick lang noch alle Bangigkeit auf meine Seele gewälzt. Aber plötzlich iſt mir geweſen, als ob mir Jemand zurieſe, mit ſüßer Stimme: ›Thu's nur; geh'!‹ Und jetzt iſt alle Traurigkeit auf einmal dahin geweſen, wie weggeblaſen. Seit der Stund' ſchaut's recht licht aus in meinem Innern und fröhlich. Ich mein' gewiß, ich hab' das recht' Ziel getroffen.«

— — Aber der arme Romedi! Der ſchaut, ſeit die Marie dahin iſt ins Kloſter, immerfort ſo bleich aus, ſo leidend, wie Sie ihn zuvor geſehen, meine Herren! Und ſprechen mag er faſt gar nicht mehr. Im Traum ſoll er zuweilen laut werden. Neulich hab' er einmal aufgeredet:

»Das kannſt mir anthun? Das? All' mein Lieben iſt alſo keinen Heller werth? Du läßeſt's liegen? . . . . ſchauſt's gar nicht an. . . .«

So hat ſeine Mutter der meinigen erzählt. Sonſt ſuchen ſeine Leut' die wunderliche Geſchicht' ſo viel's angeht zu vertuſchen. Der arme Bub'! . . . Zur Stunde haben ſeine ſtillen Hoffnungen abgeblüht bis aufs allerletzte Blättlein. Denn das Mädel wird dieſer Tage eingekleidet als Nonne. Ihr Noviziat iſt um. Die Aeltern ſind in der vorigen Woch' zu der Feierlichkeit hinaus nach Innsbruck; ſie müßen in Bälde zurückkommen.“

So ungefähr erzählte der Student.

Unterm war jetzt ſeiner Gewohnheit, ein Glas preiszugeben, unten. Er ſchaute nur ſinnend in den rothen Wein und that dann einen vollen Zug aus dem Glas.

Nun kam ein Bauer, gefolgt von ſeinem Weib, zur Thür herein.

„Das ſind Marie's Aeltern“, äußerte uns der Student zu. Dann kehrte er ſich zu den Ankommenden: „Grüß Gott! Seid ihr jetzt zurück? Daheim haben ſie lang' ſchon ſehnſüchtig gewartet.“

„Ah, das wird wol nit ſein!“ entgegnete der Bauer. „Alte Leut' entbehrt man doch nit gar ſo ſchwer . . . . Aber der Weg iſt verdammt weit! Unſere Füß' ſind ſchon bleiſchwer worden.“

Unterdeſſen hatten ſie ihre Reiſeſäcke in einen Winkel gelegt und an einem Tiſchlein Platz genommen. Die Wirthin brachte Wein und Brot zur Labung und wollte ein weitläufiges Examen anheben: ob ſie ohne Unfall hin- und hergekommen? ob's drauß' recht feierlich zugegangen? Wie's dem Mädel gehe? . . . . . Aber ſie wurde gleich zu dringenden Geſchäften abgerufen.

Kaum war ſie draußen, da kam der Romedi herein und ſprach ganz ſchüchtern und leiſe:

„Ah, glücklich zurückkommen? Ich hab' euch vom Fenſter aus geſehen übern Weg heraufgeh'n.“

Die Bäuerin gab nun ihrem Alten einen bedeutenden Wink, worauf dieſer ſagte:

„Schau', Romedi, iſt gerad' recht! Wir haben dir etwas mitgebracht von der Reiſ'." Dabei blätterte er in ſeinem Gebetbuch und reichte daraus dem bleichen Buben ein Brieflein hin.

„Ein Brief?" frug dieſer mit gedehnter Stimme. Er blieb dann eine lange Weil' auf demſelben Fleck ſtehen, unverwandt das Papier anſtarrend. Endlich ſprach er zum Studenten:

„Du kennſt dich daß aus! Geh', lies mir'n vor!"

Sie gingen in einen Winkel der Stube, ſtellten eine brennende Kerze auf das Fenſterbret und der Student las — nur ſo laut, daß es der Romedi verſtehen konnte. Dann legte er den wieder gefalteten Brief neben den Bauersleuten auf die Tiſchecke und begab ſich wieder zu uns an ſeinen alten Platz.

Ueber Romedi's Geſichtszüge flog der leiſe Schein eines ſchmerzlichen Lächelns. Ja, eines recht ſchmerzlichen: denn es rollte ihm dabei Tropfen um Tropfen über die zuckenden Wangen.

„O, die edle, die gute Seele!" ſeufzte er. „Aber, aber! Es iſt eine weite Kluft zwiſchen dem Predigen und dem Befolgen der Predigt!"

Nach dieſen Worten ging er aus der Stube, aus dem Haus, aus dem Dorf. . . . .

Uns war ſein Kummer zu Herzen gegangen. Antony neigte ſich jetzt zu mir und — recitirte aus dem „Buch der Lieder":

. . . . Der Krieg weg aus dem Grab herwor?
Ach nein, ihr lieben Jungfranlein,
Der legt ſich erſt ins Grab hinein!

Er hat verloren ſeinen Schatz,
Drum iſt das Grab der beſte Platz,
Wo er am beſten liegen mag
Und ſchlafen bis zum jüngſten Tag!

Bald darauf nahmen auch die beiden Alten ihre Reiſeſtäbe aus der Ecke hervor, wünſchten uns eine ruhſame Nacht und begaben ſich auf den Heimweg.

Die Wirthin räumte wieder die klingenden Gläſer vom Tiſch weg; da ſagte ſie plötzlich:

„Jerum, da ſchau' her! Haben die zwei Leutlein einen Brief liegen laſſen. Das Alter iſt halt vergeßlich."

Es war derſelbe an Romedi. Der Student erbot ſich, da es ihm in Einem geh', denſelben an Ort und Stelle zu liefern. Sobald wir wieder allein waren, in unſerm dämmerig erleuchteten Stüblein, fragte Antony: aus welchem Ton denn die junge Kloſterfrau ſinge?

„Ah, haben Sie ſchon gemerkt?" frug der Student. „Ja, der Brief iſt ſo allgemein gehalten, daß ihn Jedermann leſen darf. Ich kann mir ganz gut erlauben, ihn mitzutheilen."

Er las ihn laut vor und ich ſchrieb ihn dann, nur die Interpunktionen und Schreibfehler verbeſſernd, mit flüchtigen Bleiſtiftzügen in mein Reiſetagebuch, wortwörtlich ſo wie er da folgt:

„Theurer Bruder in Chriſto!"

„Alldieweil jetzt meine lieben Aeltern bei mir heraus geweſen ſind auf Beſuch, drängt es mein Herz, dir ein paar Zeilen zu ſchreiben. Ich hab' vernommen, du ſeiſt allweil recht betrübten Gemüthes wegen meiner und wandelſt ganz verloren herum und bleich. Das iſt aber himmelweit gefehlt, du theurer Bruder in Chriſto! Du mußt all deine Kraft zuſammennehmen und mußt dir dieſe dunkeln Gedanken aus dem Sinn ſchlagen! Nimm dir das recht ernſtlich für und der' allemal in der Früh', daß dich Gott mit ſeiner allmächtigen Gnad' ſtärke zum harten Kampf. Du wirſt's erfahren, es geht gewiß. Mit der Gnad' von oben geht ja Alles. Und ich hab' gar gehört, du hätteſt einmal gered't vom Ins-Kloſter-gehen?! Schau, thu' das nicht, Romedi! Du haſt dir eh'dem doch dein Lebtag auf ſo etwas keinen Gedanken gemacht. Und ſobald ſich dein Sinn wieder aufgeheitert hätt', da würdeſt einen ſolchen wichtigen Schritt bitterlich beweinen und bereuen. Bei mir iſt's etwas ganz Anders. Mit mir iſt die Neigung zum Kloſterleben im Herz geboren und aufgewachſen. Du haſt doch immer deine ſtille Freud' gehabt an der Welt. Mein Sinn iſt niemals auf weltliche Lieb' und Freud' gerichtet geweſen. Das weißt ja ſelber. Ich hab' Vater und Mutter verlaſſen und alle Lieben. Du thäteſt ſo was nit; du verließeſt nit Alle, die deinem Herzen theuer ſind, um ins Kloſter zu gehen. Deswegen biſt du auch nit berufen dazu. Und es ſind ja nit Alle zum gleichen Stand auserwählt. Der Eine muß ſich zu Dem wenden, der Andere zu Dem; zu was ihn halt der Herr beſtimmt hat. Und das ſagt er Einem vernehmlich genug im Innern d'rin; man muß halt ſeine Stimm' nit überhören. Ich hoff' zuverſichtlich, daß ich jetzt auf dem Platz ſteh', wohin mich der Obere geeignet hat. Denn ich verſpür' keinen Wunſch und kein Verlangen mehr. Es iſt ſo ſtill in mir — ſo ſtill und ruhig!... Und das iſt doch ein deutlicher Fingerzeig vom Herrn! Aber du mußt bleiben in der Welt und darfſt nit ſo in der verzagten Weiſ' d'raus weglaufen! Du würdeſt dir dadurch eine ſchwere Sündenlaſt auf

Herz willigen. Rühr' den ganzen Tag deine Händ' recht wacker und denk' an nichts sonst als auf deine Arbeit! Schau, thu's mir zu Lieb' und vor allem wol dir selber zu Lieb'! Du mußt deine Ruh' wiederfinden und deinen Frieden. Ich will alle Stund' für dich beten, daß es dir mit Gottes gütiger Hülfe gelingt. Aber das Meiste dabei mußt halt selber thun. Du mußt beten und die Hand unverdrossen an Pflug legen und immer umschauen auf das Vergangene. Ich mein' es von Herzen gut mit dir und derowegen hab' ich die würdigste Mutter Oberin gebeten, dir diese Zeilen schreiben zu dürfen. Aber mein' es du selber nur auch recht gut mit dir und laß dir diese Zeilen recht tief ins Herz geschrieben sein! Und vergiß mich auf immer und ewig, deiner leiblichen und geistigen Wohlfahrt halber!

Innsbruck, den 20 September 18**.

Deine Schwester in Christo
Beata Cordula ****."

„Es ereignen sich mancherlei Fälle im Himmel und auf Erden, welche die Schulweisheit nicht zu deuten weiß!" rief Antony nach der Vorlesung des obigen Briefs. „Zu diesen mancherlei Fällen gehört auch unser simples Hutzerchen da vom Remedi und der Marie, nunmehr Beata Cordula. Die Nonne räth ausgezeichnete Remedia. Und die Zeit ist wol auch ein erprobter Doctor in solchen Krankheiten — —"

Antony und ich machten in der warmen, mondhellen Nacht noch einen Spaziergang „außer die Häuser". Da sahen wir den Liebeskranken an einem Hügel sitzen, das kummerschwere Haupt vornüber geneigt in die fügenden Hände. Wir bogen seitab auf einen andern Steig, um ihn nicht zu stören im Nachsinnen über den Brief Beata Cordula's, der frommen Himmelsbraut.

— — In den Herbstmonaten des folgenden Jahres besuchte ich wiederum, von der Traubenmetropole Meran aus, meinen bayerer Freund auf seinem Landgütchen in Ueberetsch. Wir nahmen blanke Stutzen über die Schultern und begaben uns hinaus in den Wald. Neben einem Bache hingehend, der in einem schmalen Felsbett von der Berglehne herniederrauschte, erblickten wir zufällig am Stamme eines Kastanienbaums eine hölzerne, mit frischen Oelfarben bemalte Tafel. Der Heilige Remedius mit seinem Bären schwebte in flaumigen, goldschimmernden Wolken über einer waldigen Gebirgslandschaft und darunter war folgende Inschrift zu lesen:

„In der Gegend hier ist Remedius N*** am Leben verunglückt. Gott schenk' ihm und allen christgläubigen Seelen die ewig' Ruh'!"

Der Name Remedius gemahnte uns sogleich an den bleichen Buben, den wir im vorigen Jahre auf der Hochzeit gesehen und bemitleidet. Ein alter Mann, der, unter einem Reisigbündel fruchend, dahermankte, bestätigte unsere trübe Vermuthung. „Er hat ein recht traurig End' genommen", sprach er. „Er ist sonst allweil ein kreuzbraver Bub' gewesen; es hätt' ihm die spitzigste Jung' kein Mäulein nachsagen können. Aber in der letztern Zeit ist er schwermüthig worden und ein paar Jahr' hat man keinen Lacher gesehen auf seinem Gesicht. Es muß ihm ein recht scharfer Dorn im Herz gesteckt sein. Die redenden Leut' haben wol so herumgerathen — aber mein Gott, man sieht ja Niemandem hinein! Letzthin hat man fast keine Silbe mehr aus ihm herausbohren können; und dreingeschaut hat er alle Tage noch finsterer wie ein Feld voll Unglück. Arbeiten hat er auch nimmer mögen und da ist er oft die längste Zeit müßig in der Gegend herumgerannt und hat keinen Menschen angered't, der ihm begegnet. Heuer im Frühsommer haben sie seine Leich' da unten im Bach aufgefunden."

Der schäumende Waldbach brauste neben uns durch die schaurige Felsklust, wie er gebraust hat, da Remedi in seinen kalten Wellen erstarrt ist; von einer hohen Linde rauschte ein gelbes Blatt tanzend zu Boden; eine Nachtigal sang leise — leise und wehmüthig im dichten Laub des nahen Gebüsches; der stille Friede des Abends sank rosenfarbig und golden auf die grünen Wipfel, die uns zu Häupten wunderbar flüsterten; Antony legte seine Hand, die liebe Freundeshand, auf meine Schulter und hatte auch diesmal — sein Citat. J. C. Waldfreund.

James Mitchell und Laura Bridgeman, die blinden Taubstummen.

Ein Beitrag zur Lehre von der bildertreibenden Thätigkeit der Sinne. Von Medicinalrath Dr. A. Hermann in Frankfurt am Main.

II.

Nicht wie James Mitchell blind zur Welt gekommen, wurde Laura Bridgeman, wodurch, ist nicht angegeben, kurze Zeit nach ihrer Geburt des Augenlichts beraubt. Durch Taubheit, Blindheit und Sprachlosigkeit ausgeschlossen von der menschlichen Gesellschaft, erhielt sie nur durch einen Unterricht, der ein Muster von Geduld, Hingebung und Aus-

eiterung genannt zu werden verdient, die Fähigkeiten, die ſie der Menſchheit zurückgaben, und unterſcheidet ſich weſentlich dadurch von unſerm Mitchell, dem auf ſeiner entlegenen ſchottiſchen Grafſchaft viele Hülfsmittel der Cultur entgingen, der aber gerade dadurch ſich auszeichnet, daß Wenige, was er von der Außenwelt in ſich aufnahm, ſich ſelbſt und der beharrlichen Uebung ſeiner niedern Sinne verdankt zu haben. Laura Bridgeman war ſo glücklich, in dem Dr. Howe und ſeiner Gattin einen Freund zu finden, der, ſich ſeines erhabenen Zwecks bewußt, vor keiner Schwierigkeit zurückbebt. Beide behandelten die Unglückliche wie ihr eigenes Kind. Ampère geſteht, der Abend, den er mit dieſem würdigen Ehepaare und ihrem, durch vereinte Mühe zum Menſchen erhobenen Kinde verlebt, wäre einer der denkwürdigſten ſeines Lebens geweſen. Man unterhielt ſich mit ihr, indem man ihr die Buchſtaben in die Hand ſchrieb. Durch das Gefühl lieſt ſie die Töne, wie ſie ſich ausdrückt. Nun denke man ſich, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, um erſt eine Verbindung zwiſchen den Zeichen und den Gegenſtänden, die man ihr nicht zeigen konnte, nur einigermaßen ins Werk zu ſetzen! Saunan's Methode, die Taubſtummen durch das Auge zu unterrichten, iſt gewiß im höchſten Grade ſinnreich, doch was iſt ſie gegen das Beſtreben, einer taubſtummen Blinden Kenntniſſe von äußern Objecten beizubringen! Die Stelle des Geſichts bei den gewöhnlichen Taubſtummen konnte bei der erblindeten Laura nur das Gefühl einnehmen. Durch das Gefühl lernte man ſie erſt erhaben gearbeitete Buchſtaben, die den Namen eines Gegenſtandes bezeichneten, voneinander unterſcheiden. Dann kam man mit vieler Mühe dahin, ſie die getrennten Buchſtaben wieder zuſammenfügen zu laſſen, und zu gleicher Zeit ließ man den erhaben gearbeiteten Gegenſtand ſelbſt von ihrer Hand nach allen Richtungen betaſten. Endlich begann ſie zu begreifen, d. h. das Verhältniß zwiſchen Gegenſtand und Buchſtaben zu erfaſſen. Alsdann lehrte man ſie, die durch ihr Gefühl erkannten Buchſtaben durch die Fingerſprache der Taubſtummen ſelbſt darzuſtellen und auch dies gelang. Ihre Geiſteskräfte hatten ſich indeſſen ſchon ſo entwickelt, daß ſie einen von ihr betaſteten Gegenſtand mittelſt der Fingerſprache buchſtabiren konnte. Etwas ſpäter begann ſie die Buchſtaben, die den Namen des Gegenſtandes zuſammenſetzten, mit den Fingern nachzuahmen. Einmal auf dieſem Punkte angelangt, gewöhnte man ſie durch das Gefühl, die ihr ſchon bekannten Zeichen wiederzuerkennen. Man ſpricht ihr in die Hand. Ihre Hand iſt ihr Ohr wie ihre Zunge. Ja mehr noch. Laura ſchreibt mit engliſchen Buchſtaben. Ampère beſitzt eine Handſchrift von ihr, wo ſich im Engliſchen die Worte befinden: „Ich empfinde immer Verlangen daran, Franzoſen zu ſehen!“ Sie fühlt ſich vollkommen glücklich und iſt immer guter Laune. Langeweile iſt ihr fremd. Ein inſtinctmäßiges Gefühl von Weiblichkeit macht ſie zuvorkommend gegen Frauen, zurückhaltend gegen Männer. Wer mag ihr doch das beigebracht haben, ihr Materialiſten? Aus welchem Stoff hat ſich denn dieſe Kraft entwickelt? Welcher Sinn hat den Blinden, Tauben, Stummen dieſe inſtinctive Moral in das Secretionsorgan des Gedankens, in das Hirn, geleitet? Die Ausbildung ihrer Geiſteskräfte bot natürlich viel Eigenthümliches dar. Es bedurfte zweier Jahre, ehe ſie die Adjective begriff, und einer noch längern Zeit, um den Begriff abſtracter Subſtantive, wie z. B. den von Härte, aufzufaſſen. (So berichtet auch Burdach von den blinden Taubſtummen, die er beobachtete, daß ihre Sätze anfänglich nur aus Haupt- und Zeitwörtern beſtanden und daß ſie die Eigenſchaftswörter erſt ſpäter anzuwenden gelernt hätten.) Das räumliche Verhältniß, durch die Präpoſition in ausgedrückt, aufzufaſſen, koſtete ihr viel Mühe. Aber was ſie am ſpäteſten begriff, war das Zeitwort ſein, ein Wort, das einen ſolchen Grad von Abſtraction ausdrückt, daß es ſich in keiner Sprache der Wilden findet. Auch in dies nicht die einzige Aehnlichkeit, die ihre Sprache mit jener hat. So ſagt ſie zwei Sonntage für zwei Wochen, wie die Dichter zwanzig Frühlinge für zwanzig Jahre. Hat man ſo Unrecht, die Poeſie für die Urſprache zu halten? Laura lernte das Schreiben leicht, wie auch Addition und Subtraction kleiner Zahlen. Nichts iſt rührender als der Bericht, wie ſie ihre Mutter wiedererkannte. Auch dies geſchah durchs Gefühl und durch das Gefühl erregter Ideenaſſociation. Die Mutter gab ihr Sachen in die Hände, die ihr in früheſter Kindheit bekannt waren. Lange Zeit verhielt ſie ſich gleichgültig dagegen, endlich dämmerte eine Erinnerung, eine Ahnung in ihrer Seele auf. Sie erblaßte, erröthete und warf ſich endlich laut weinend ihrer Mutter in die Arme. Die Ideenaſſociation, die bei uns nur durch Gehör oder Geſicht, ſeltener durch den Geruch oder Geſchmack ſtattfindet, erfolgte hier allein durch das Gefühl. Und doch gibt es noch der materiellen Aerzte, beſonders

in neuerer Zeit, so viele, die das Vorhandensein der Sinne leugnen, weil es sich durch kein Mikroskop auffinden läßt. Dr. Howe erzählte, wie er zur religiösen Erkenntniß gekommen. Es geschah, wie bei den Philosophen, durch den Schluß von Wirkung auf Ursache. „Es gibt Dinge", war ihre Meinung, „welche die Menschen nicht verstehen können und die dennoch da sind, z. B. der Regen." Nicht der Anblick der Natur, nicht das Rollen des Donners hat ihr das Dasein eines Gottes verkündet, denn für sie ist die Natur mit Nacht bedeckt und der Donner stumm. Es bedurfte des Eindrucks eines Regenstroms, um sie auf eine Grundursache hinzuleiten.

Es sei mir erlaubt, dem Vorhergehenden einige physiologisch-psychologische Schlußbemerkungen anzureihen.

Alle Elemente der Gedanken entspringen in der Seele zu einer Zeit, wo das Gedächtniß seine Verrichtungen noch nicht ausübt. Sie entstehen unter der übereinstimmenden, zusammenwirkenden Handlung aller unserer Sinne und schwer, ja vielleicht unmöglich dürfte es sein, zu bestimmen, welche Idee sich ursprünglich aus diesem oder jenem Sinne zuerst entwickelte. Die Kenntniß der äußern Gegenstände entspringt aus den Eindrücken, welche diese Gegenstände auf unsere Sinne insgesammt machen. Unser Seelenvermögen vereinigt alle diese verschiedenen Eindrücke zu einem organischen Ganzen. Könnte es dem analysirenden Verstande gelingen, alle diese verschiedenen Eindrücke voneinander zu sondern, zu gegliedern und einzeln darzustellen, wahrhaftig, es sollte mir unserer Erfahrungsseelenkunde besser bestellt sein! Der Mensch, der von seiner Geburt an im vollkommenen Besitz aller seiner Sinne ist, muß Einmal mit alle diese Eindrücke eingein gehabt haben und kann keinen mehr aus seiner Seele verbannen. Er kann sich zwar einer oder der andern Verbindung mit besonderer Vorliebe hingeben, diese dann besonders cultiviren, indem er die andern mehr beiseitelegt. Es werden sich aber zur Gesammtheit seiner Wahrnehmungen noch so viele andere kleine und subtile Elemente gesellen, daß sie seinem geheimsten Bewußtsein wie seiner angestrengtesten Beobachtung entschlüpfen. Die Analyse derselben erfordert eine sondernde Prüfung des Verstandes, die in ihren Resultaten nicht immer glücklich ist, und Voraussetzungen, die nicht anders als schwankend sein können, so oft ganz unbegreiflich erscheinen, wollte man sie bis in ihre letzten Verzweigungen verfolgen. Um dahin zu gelangen, construiren sich manche Philosophen vernünftige Wesen ohne alle andern Sinne als den des Gesichts. Andere erdichten sich Hypothesen über Ursprung und Verlauf der Begriffe, hervorgehend aus der Construction einer Bildsäule, die mit den verschiedenen Sinnen erst nach und nach ausgestattet wurde. Ungefähr wie der zu ihrer Zeit berühmte mimische Künstler Händel Schuh das Erwachen der Galathea zum Leben aus dem kalten Marmor durch successive Entwickelung der Sinne darstellte. Indessen können alle diese Vermuthungen im Ganzen nur die subjective Ansicht Derer beweisen, die sie eben so und nicht anders aufstellen, ohne daß für ihre Voraussetzungen in der Natur ein sicherer und hinreichender Grund aufzufinden wäre.

Aber da, wo eine der Pforten der Sinneswahrnehmung wirklich verschlossen ist, da sehen wir in der That, welche Veränderungen in der Gesammtheit der Mangel eines Theiles jener Elemente verursacht. Die Erziehung und Behandlung der Blinden und Taubstummen bietet zwar in dieser Hinsicht dem Psychologen ein weites und ergiebiges Feld zu Beobachtungen und Versuchen dar und dennoch ist selbst dieses Experiment nicht entscheidend. Meinung und Wissenschaft, Vorurtheile und Neigung schleichen sich beim Blinden durch das offenstehende Gehör ein. Ist ihnen erst der Mechanismus der Sprache geläufig geworden, so sprechen sie selbst über Gegenstände der sichtbaren Natur, von denen ihnen doch jeder Begriff abgehen muß. (Daher der bekannte Ausdruck „Er spricht wie der Blinde von der Farbe.") Die Grenzen der Gedanken bei einem Blinden bestimmen zu wollen, der gut hört und fließend spricht, ist ein Problem, das unserer Psychologie überlegen sein dürfte. Aber in der Regel lebhafte Phantasie ersetzt selbst den Blindgeborenen den Mangel des Augenlichts. Der innere Sinn, der nach jener wenigen Woche des Lernens erst dann erwachte, als ihn die Götter mit ewiger Nacht strafen, ersetzt ihnen das äußere Licht. Es ist derselbe innere Sinn, der bei fortverschlossenen äußern im Schlafwachen seine wunderbaren Wirkungen äußert. Saunderson, der blinde Mathematiker, unterschied durch dieses innere Licht im Traume nicht allein Tag von Nacht, sondern selbst heiteren von umwölktem Himmel. Gambelin, der blindgeborene plastische Künstler im Val d'Elsa, besaß sogar den Instinct der Farben, die er niemals gesehen, also auch nicht im Gedächtniß hatte behalten können. Glaucock, der blinde Dichter, bedient sich bestimmter

folgerechter Worter von Gegenſtänden, ohne von dieſen correſpondirende Ideen zu haben. Alſo nicht blos beim geſunden Menſchen gilt jener Ausſpruch Goethe's, daß, wo Begriffe fehlen, ein Wort zu rechter Zeit ſich einſtellt. Uns aber fehlt es an einem Maßſtabe, der da richtig beſtimmen könnte, inwieweit ſich das Mangelhafte ihrer Ideen über die Sphäre des Lichts und der Farben hinaus erſtreckt. Auf der andern Seite giebt dem Tauben der Gebrauch des Geſichtsſinns frei. Maißen, der genialе Taubſtumme, beſitzt eine Fülle von Kenntniſſen. Wollte er ſich über die Theorie des Schalls erklären, er würde ſeine Gedanken darüber nicht ſo gut auszudrücken wiſſen als der blinde Saunderſon, der trotz ſeiner Blindheit über Optik las. Denn der Unterricht, den uns das Gehör über die Verhältniſſe der äußern Gegenſtände mittheilt, iſt vergleichsweiſe nur ſchwach. Die große Wichtigkeit dieſes Sinns liegt mehr in ſeinem Verhältniß zur Sprache und in ſeiner Beziehung zur Seele. Deshalb habe ich auch ſowol in meinen „Vorträgen über Anthropologie“ als auch in frühern Schriften über die Sinne dem Gehör den Vorzug vor dem Geſicht gegeben. Und wiewol es nicht an mannichfachen Gründen gefehlt hat, die man mir entgegenſtellte, ſo fand ich doch keinen ſo gewichtig, daß ich in einer langen Reihe von Jahren meiner Ueberzeugung untreu geworden wäre. Das aber ſah ich bei dieſer Streitfrage nur zu deutlich, daß hier, wie bei ſo vielen andern, meiſt das individuelle Gefühl den Ausſchlag giebt und daß in dieſem alle Vorurtheile, als wahrhaft integrirende Theile unſers Selbſt, wurzeln, denen auch mit den ſchlagendſten Beweiſen nicht beizukommen iſt. Insbeſondere haben ſich gegen meine Meinung die Frauen erklärt und das finde ich von dieſer Seite ſehr begreiflich. Iſt doch die wahre Macht des Weibes in der Erſcheinung, alſo in der Geſichtsſphäre begründet:

Wahre Herrſcherin nur iſt des Weibes weibliche Schönheit;
Wie ſie ſich zeigt, ſo herrſcht ſie nur, weil ſie ſich zeigt.

Wenn aber das Weib die Erſcheinung liebt, ſo ſteht dem Manne der Begriff höher. Dennoch hat meine Meinung ſelbſt bei höchſt verſtändigen Männern lebhaften Widerſpruch gefunden. Da bin ich endlich auf den Erfahrungsſatz gekommen, daß, jenachdem Einem oder dem Andern der innere oder der äußere Menſch höher ſteht, bald das Ohr dem Auge, bald das Auge dem Ohr vorgezogen wird.

Wol kann das Auge der ſtärkſte Sinn genannt werden, denn nicht zu leugnen iſt es, daß durch ihn die leichteſte Ueberlieferung möglich iſt. Aber es gibt im Menſchen noch etwas, das feiner iſt als das Auge, und dies iſt der innere Sinn. Die höchſte, tiefſte und eindringlichſte Ueberlieferung gelangt zu ihm nur durch das lebendige Wort, alſo durch das Gehör. Das Wort aber, als Sohn des Gedankens, iſt das wahrhaft göttliche, das zündende, das zeugende, dem ſchon die Alten eine dämoniſche Kraft beilegten. Denn wahr iſt es, das Wort erſchließt das Reich der Geiſter. Seiner Macht weicht die ſtumme Gewalt der Anſchauung. Mehr als Das, ſo wir ſehen, äußert Das, was wir hören, einen nicht zu ermeſſenden Einfluß auf den innern Menſchen. Daher die unberechenbare Einwirkung des Dichters, die unbegrenzte Herrſchaft der Poeſie. Und wie das Wort durch das Ohr erweckend und belebend in unſere Seele dringt, ſo iſt es wiederum das Wort, wodurch unſere Seele auf den geiſtigen Einfluß zurückklingt. Schon darum iſt das Gehör der höhere Sinn, weil es zugleich Bundeslade der Sprache iſt. Das Gehör weckt aus dem körperlichen wie geiſtigen Schlafe und mit der Fähigkeit zu hören hält auch die Ausbildung der Sprache gleichen Schritt. Zwiſchen dem Ohr des Kindes und der menſchlichen Stimme herrſcht eine innige, geiſtige Harmonie. Nie erſchrickt das Kind vor der ruhigen, natürlichen Stimme des Menſchen. Es hört ſie mit ſichtbarem Wohlgefallen und läßt ſich durch das freundliche Zureden des Vaters begütigen, durch die Stimme der Mutter in den Schlaf lullen. An ihre Lippen heften ſich die Augen des Kindes und ſein Ohr fängt die erſten Töne ebenſo begierig ein wie ſein Auge das Licht. Doch entwickelt ſich das Gehör ſpäter als das Geſicht, bleibt aber dafür ſelbſt dann noch offen, wenn am Ziele der irdiſchen Laufbahn der Glanz des Auges, die Thätigkeit der übrigen Sinne ſchon erloſchen iſt. Daher der phyſiologiſch begründete, bei allen Völkern verbreitete Glaube, unmäßiges Jammern ſtöre die Ruhe des Dahingeſchiedenen, der auch ja nicht bei ſeinem Taufnamen gerufen werden dürfe, weil er ſonſt noch einmal ſterben müſſe. Ja ſelbſt bei Enthaupteten will man noch ein Hören wahrgenommen haben. Nach Verlauf von 1 Minute und 30 Secunden rief Wendt in Breslau dem enthaupteten Raubmörder Troer zwei mal mit lauter Stimme ſeinen Namen in das Ohr. Nach jedem Rufe öffnete der Kopf die Augen, drehte ſie ſanft nach der Seite, woher der Schall kam, und öffnete dabei einige mal den Mund, als

ob er sprechen wolle.*) Höchſt merkwürdig iſt auch der Umſtand, daß Taube im Sterben das Gehör wiedererlangten, der Erſcheinung analog, daß bei langjährigen Geiſteskranken kurz vor dem Tode die Vernunft zurückgekehrt ſei. Jemehr man dem Kinde vorſpricht, deſto ſchneller lernt es ſprechen. Der in ihm ſchlummernde Nachahmungstrieb lehrt es, die zum Sprechen nöthigen Muskeln in Bewegung zu ſetzen. Hat ſich einmal im Ohr die Fähigkeit entwickelt, Gehörseindrücke dem Gehirn mitzutheilen, ſo folgen auch die Bewegungsorgane des Kehlkopfs dieſer Reihe von innern Reizen, die Stimme wird zur Sprache. Und jetzt erſt ordnet ſich das Chaos der Eindrücke, die den kleinen Erdenkörper umgeben. Hat das Kind einmal für einen Gegenſtand einen Ton gefunden, ſo iſt ein der Gegenſtand für daſſelbe da. Erſt mit Entwickelung der durch das Ohr hervorgerufenen Sprache beginnt das Gedächtniß ſeine Herrſchaft und die Erinnerung an unſere Kindheit.

So bildet ſich erſt im Menſchen der Ueberſinn am vollkommenſten aus, indem er der Vater der organiſirten Sprache wird, und wie ſich aus dem Geſichtsſinn die Sphäre der Kunſt als Darſtellung für den Farbenſinn in der Malerei entwickelt, ſo erhebt ſich durch die Ausbildung des Gehörs die Sprache zur Poeſie, der Ton zur Muſik. Das Gehör iſt der Bewegungs- und Rhythmusſinn und aus ihm entſpringt Regel und Harmonie für unſer Seelen- wie Körperleben. Als Hauptorgan der Gedankenmittheilung, als erſte Stufe des Erkenntnißvermögens knüpft daher dieſer Sinn den Menſchen an den Menſchen, an die moraliſche Weltordnung. Nur durch ihn iſt eigentliche Erziehung möglich. Wer den Gehörſinn dem des Geſichts unterordnet, der halte doch den Taubſtummen neben den Blindgeborenen! Nie erhält er in dem Maße wie der Menſch, dem durch das Ohr der Weg zur Erkenntniß geöffnet iſt, die große moraliſche Ueberſicht von Dem, was wahr und gut, recht und billig iſt. Deshalb verdient in criminaliſtiſcher Hinſicht der Taubſtumme immer eine beſondere Rückſicht wegen Verſtandesunbehülflichkeit, Unwiſſenheit der Geſetze und einer beſondern Geneigtheit zu leidenſchaftlichen, geſetzwidrigen Handlungen.

Die allgemeine Beobachtung lehrt, daß beſonders die angeborene Blindheit auf Geiſt und Gemüth nicht ſo nachtheilig wirkt als die Taubheit. Viel zwar verliert Der, dem das Licht der Sonne entgeht, denn er ſchaut die Welt, die herrliche Offenbarung Gottes nicht. Dafür iſt ihm aber die Krone der Schöpfung, der Menſch, geblieben. In dem begeiſternden Wohllaut der menſchlichen Rede, in dem Lichte des Geiſtes ſucht der Blinde Erſatz für das ihm verſagte Augenlicht. Die Blindheit treibt zur Geſelligkeit. Den Verluſt des Geſichts erſetzt den Blinden ihre lebhafte Phantaſie. Sie ſind gute Geſellſchafter, lieben die Freuden der Tafel und neigen ſich einer regen Sinnlichkeit zu. Leſen lehrt ſie ihr feiner Taſtſinn und führt ſie ſelbſt in das Heiligthum der Töne ein. Der Rhythmus der Poeſie, die Harmonie der Muſik erſchließt ſich ihnen und mit dieſen die Quellen der ſeligſten Genüſſe, die alle dem armen Tauben verſagt ſind. Ausgeſchloſſen von der intellectuellen Welt, ſteht er da, einſamer und verlaſſener als der Blinde. Der Mangel des geiſtigſten Sinnes wirft lähmend auf Geiſt und Körper, verſtimmend auf den Charakter, der mißtrauiſch und verſchloſſen, eigennützig und geizig wird. Aber der Taube kann doch leſen! Ja, aber wie? Der todte Buchſtabe belebt ſich erſt durch Ton, Wort und Rede. Was man beſpricht, wird klarer als was man lieſt. Was man hört, zündet ſchneller, prägt ſich tiefer ein. Ja, die Sprache wirkt weit kräftiger und belebender auf den Redner zurück, als es die todte Schrift thun kann. Verweiſt ihr den Tauben auf die Reize der Natur? Die lichte, farbenreiche Gotteswelt wird ihm bald nur wie ein todtes Gemälde erſcheinen, dem auf die Dauer doch der ins Innere ſich ſtehlende Ton gebricht. Ton aber iſt die Offenbarung des Verborgenen, des Geheimen, des Heiligen in der Natur. Nur durch Töne verſtummt ſich die innere Kraft und Bedeutung der Naturdinge. In ſein Flötenſpiel hauchte der blinde Dulon die elegiſche Stimmung ſeiner Seele aus. Für das frühverlorene Augenlicht fand die blinde Paradis in der Welt der Töne Erſatz. Sehen wir dagegen auf den unglücklichen Beethoven in der Periode ſeiner Taubheit! Mit der Abnahme des edelſten Sinnes ward der Meiſter der Töne zum unglücklichſten Menſchen. Die Stille des Grabes umgab den Klangreichen, die Außenwelt ward ihm zum Schattenreiche; der früher ſo fröhliche, geſellige Künſtler zog ſich mürriſch und abſtoßend in ſich ſelbſt zurück. Und wie nun die Bande, die ihn an die Geſellſchaft knüpften, immer mehr riſſen, wie ſeine ſoziale Taubheit zwiſchen ihm und ihr eine, ach! unüberſteigliche Mauer aufführte, da ſchuf er ſich

*) Ob hier nicht der Gehör-, Geſichts- und Sprechapparat nur äußerlich in Bewegung geſetzt worden von der Erſchütterung durch jenes heftige Niesen? D. Red.

eine eigene Welt, phantaſtiſch und abgeſchloſſen wie er ſelbſt, ein Labyrinth voll zahlloſer Irrgänge, in dem er am Ende den rettenden Faden verlor.

Kein anderer Nerv kommt ſo unmittelbar mit den innerſten Tiefen des Gehirns in Berührung als der des Gehörs. Bei vielen Nervenerregungen haben Eindrücke auf den Geſichtsſinn bei weitem nicht die wohlthätige, beſänftigende Einwirkung, wie ſie die menſchliche Stimme oder die Muſik ausübt. „L'oreille est le chemin du coeur", ſagt ein bedeutender franzöſiſcher Schriftſteller ſo treffend als wahr. Georg III. konnte in den Anfällen ſeines Wahnſinns durch die Stimme der Königin beſänftigt werden. Die Wirkung der Muſik auf dafür empfängliche Gemüter und Gemüthskranke grenzt oft ans Wunderbare. Sie beſänftigt den Sturm der Leidenſchaften, dämpft den Zuſtand der erhöhten Reizbarkeit, gibt den Ideen oft eine richtigere Folge und beſchwört das größte Heilmittel, den beruhigenden Schlaf, herauf. So wichen Saul's hyperchondriſche Paroxysmen dem Harfenſpiele David's. So gelingt es bisweilen den Tönen der Aeolsharfe, bei dem Wahnſinne mit geſteigerter Empfindlichkeit den Sturm zu beſchwören und einem beruhigenden Heilverfahren den Weg zu bahnen.

Mit dem Gehör, als dem erſten und beſten aller Sinneswahrnehmungen, iſt die Reihe dieſer Perceptionen geſchloſſen. Ueber dem Gehörſinne hat die Natur keine Einflüſſe mehr, die ſie dem Menſchen darzubieten vermöchte. Wie er in das innerſte geiſtige Leben des Menſchen dringt, iſt auch die Organiſation des Ohres ganz nach innen gerichtet. Und wie es ohne Luft keinen Schall und kein Hören gibt, ſo iſt das Gehör der Luft ſinn und herrſcht deshalb in den höhern Claſſen des Thierreichs vor, wo ſich eine freiere Bewegung kundgibt. Die Vögel ſind deshalb Gehörthiere, weil ſie Luftthiere ſind. In ihnen erwacht das muſikaliſche Talent, indem ſie nicht nur ihren eigenthümlichen Geſang haben, ſondern auch fremde Melodieen leicht erlernen. So finden wir auch hier wieder den Vorrang dieſes Sinnes, indem mit ſeiner, in dieſer Thierclaſſe vollkommenern Entwickelung ſich auch ſeine Herrſchaft über die Stimme ausbildet.

Anregungen.

Die Heimatloſen.

Es gibt in der Schweiz Angehörende, die ſchon durch das Verſchulden der Aeltern (Verbrechen, Schulden, Haus- und Heimatloſigkeit) um einen zuſtändigen Heimathort gekommen. Sie wandern, betteln und taxirende Gewerbe treibend, von Ort zu Ort, überall gefürchtet und zurückgewieſen. Sie ſind die Zigeuner der Schweiz.

Solche Heimatloſe haben wir Deutſche weniger im bürgerlichen Verkehr — dafür wird die politiſche Ordnung zu ſtreng gehandhabt — als auf geiſtigem Gebiet. Wir könnten berühmte Schauſpieler und Schriftſteller nennen, die aus „penſionirten" Zuſtänden und Orts angehörigkeit Verlegenheiten nicht herauskommen.

Eine beſondere Form der Heimatloſigkeit hat in neuerer Zeit die Predigern der freien Gemeinden in Verlegenheit gebracht. Es ſcheint ihnen auferlegt worden zu ſein, das Zerfallenſein mit der üblichen Ordnung in einer Weiſe durchempfinden zu müſſen, daß ihnen kaum etwas Anderes übrigbleiben kann, als ihre Ueberzeugungen aufzugeben oder nach Amerika zu wandern.

Dr. Rudolf Nagel, Docent der Theologie, ſchildert in einer zu Neuſtadt 1853 erſchienenen Schrift folgendes Märtyrerthum.

Nagel war ſeit Oſtern 1846 Privatdocent an der Evangeliſchen Facultät zu Bonn. Da die Facultät zu wenig frequentirt war, um ihm einen befriedigenden Wirkungskreis und äußere Exiſtenz zu verſchaffen, wollte er Vorleſungen über die Bibel vor Studirenden aller Facultäten halten, dies wurde ihm jedoch verboten, weil ſolche Vorleſungen das Vorrecht der ordentlichen Profeſſoren wären. Er wollte ſich durch ein gelehrtes Buch weiterhelfen, da brach die Revolution aus. Nagel entſchloß ſich, an die berliner Univerſität überzuſiedeln und ſchickte eine Abhandlung ein — man fand ſie nicht rechtgläubig. Die neue Zeit, die inzwiſchen hereingebrochen, veranlaßte den Verfaſſer, öffentlich ſeine Anſichten auszuſprechen. Er polemiſirte gegen den „chriſtlichen Staat", verkündigte, die Zeit ſei eingetreten, von der Paulus ſpricht, einſt werde Chriſtus das Regiment niederlegen und es Gott ſelber überantworten, auf daß Gott ſelber ſei Alles in Allem (1. Korinther 15, 24—28) — da wurde auf der bonner Kanzel für ihn gebetet. Seine Laufbahn als Theolog war vorüber. Nun machte er ſein Oberlehrer-Examen und wirkte als Gymnaſiallehrer ſowie auch ſpäter an einer höhern Bürgerſchule. Im Sommer des Jahres 1851 hörte er von einem in einer Nachbarſtadt beſtehenden Diſſentersclub, er predige dort über das Geſpräch Jeſu mit der Samariterin von der Anbetung im Geiſte und in der Wahrheit und wendete dies auf unſere Zeit an. Von da an datiren Verfolgungen, die hier näher zu detailliren und der Raum mangelt. Es genügt, die Worte des Verfaſſers anzuführen, in denen er überſichtlich ſeine Leiden zuſammenfaßt.

„Wenn Jemand, der seinem Staat an Universität, an Gymnasium, an höherer Bürgerschule redlich gedient hat und ferner dienen möchte, nunmehr deshalb von allem Staatsdienst ausgeschlossen ist, weil es ihm durch bestimmte innere und äußere Conflicte zur einfachen Gewissenspflicht geworden, aus der protestantischen Kirche auszuscheiden; wenn man ihn aus der Hauptstadt, als er dort ein freigemeindliches Predigtamt suchte, gleich einem Verbrecher ausgewiesen, wenn man ihm in einer andern Stadt, als er dort ein solches Amt gefunden, dies auf Grund einiger Aeußerungen in einem alten Briefe genommen, trotzdem daß man gesucht, über sein Predigen nicht klagen zu können, wenn man ihm dort sogar verboten, sich durch Privatstunden in Sprachen und Rechnen kümmerlich zu nähren und ihn sodann zur Stadt hinaus — gehungert hat, wenn man in dem Allen aber auf sein wiederholtes Begehr, ihn vor Gericht zu stellen, nicht eingegangen, so bleibt einem also Bedrängten nach Geraten, der überdies, wie es seit Hiob's Zeiten den Menschen des Unglücks zu geben pflegt, nach verschiedenen Seiten durch seine Gebrechen verrufen geworden, nichts Anderes übrig, als seine Sache dem öffentlichen Urtheil anheimzugeben."

Wir führen den Vorfall nur an, um an unsere neulichen Bemerkungen über den „christlichen Staat" als denjenigen anzuknüpfen, der gerade dem Menschen sein Recht als Erdenbürger und dem Bekenner unserer Muttersprache sein Recht als Sohn des Vaterlands vor allem zuerst zu wahren hat.

Die münchener Preisaufgaben.

Diejenigen Herren, welche in München den der Literatur und Kunst so freundlichen Sinn des Königs Max ermuntert haben, für Lust- und Trauerspiele Preise auszusetzen, müssen wenig mit der Masse von dilettantischen Arbeiten bekannt sein, die bei uns von Redaction zu Redaction, von Bühne zu Bühne wandert, ohne daß sie erst nöthig hätte durch Preise ermuntert zu werden. Gegen 300 Stück laufen des Jahrs bei den Bühnen von Wien und Berlin ein, Stücke, die aus dem in Deutschland niemals stillstehenden, ja von Tag zu Tag höheren werdenden Vertrauen entstehen, daß die Poesie nicht, wie Uhland klagt, an „wenig stolze Namen" gebannt wäre.

Werden diese „stolzen Namen" concurriren? Wir glauben nicht. Die Künstler und Autoren, die ihrem Genius zu folgen lieben, finden sich bei solchen Weltausschreiben selten ein. Sie sind gewohnt, ihre Arbeiten nur die Prüfung durch das Publicum bestehen zu lassen und werden eine Gelegenheit, einmal ihren bewährten Ruf gegen einen zufällig bevorzugten Anfänger nicht halten zu können, vermeiden.

So entsteht denn jene Aufforderung zum Wettkampf nur aus der Voraussetzung, jungen Talenten und Anfängern müsse „Bahn gebrochen" werden. Diese Voraussetzung, die dem Buchhandel gegenüber passen mag, ist für die Bühne eine chimärische. Sehen wir uns um, so tauchen alle Jahre Stücke von neuen, wie genannten Verfassern auf, die durch die große Zahl unserer Bühnen ans Tageslicht gefördert werden. Man kann gewiß sein, daß der unbekannteste Name, der in Berlin, Wien, Dresden und an andern Orten ein ganzes Stück einreicht, von Directoren, Regisseuren und Schauspielern unterstützt wird. Die münchener Preisausschreibung ist eine Stubenidee, die den wirklichen Verhältnissen nicht entspricht.

Wir haben in Deutschland gewisse, immer wiederkehrende chimärische Begriffe von wahrer Literaturförderung. Wir glauben immer, es ließen sich die Talente künstlich ziehen! Daß ein ringender Geist, der in Noth und Sorgen lebt, Besseres und Reiferes produciren würde, wenn ihm plötzlich eine mächtige Hand geboten würde, die ihm über die Misere des Lebens und die nachtheiligen Folgen derselben für eine zu rasche und unüberlegte Production hinweghülfe, wird Niemand in Abrede stellen. Doch diese Methode der Förderung sollte nur Dem zugute kommen, der schon auf den Listen der Oeffentlichkeit kreuzt und dem ein rettendes Gland wohl thun würde. Das Gegebene anzunehmen, das schon Gewordene sich gefallen zu lassen, scheint nicht in der Absicht dieser Mäcene zu liegen. Immer glauben sie, Das, was sie gerade wünschen, erst schaffen zu können. Welche Thorheit, sich einzubilden, man brauchte nur weimarische Karl August Gesinnungen zu haben und die Schiller und Goethe würden sich durch eine Anstellung, eine Pension, ein Pretanerum, wo Fürst und Künstler zusammen Cigarren rauchen, von selbst finden!

Wir begreifen den so unsichtigen und praktischen Intendanten der münchener Bühne, Franz Dingelstedt, nicht, der sich die Zumuthung hat stellen lassen, eine Anzahl von leicht drei bis sechs fünfactigen Stücken, die man aus dem eingegangenen Wuste als preiswürdige hervorgezogen haben wird, seinem Publicum vorzuführen. Es wird ihm damit das Repertoire eines halben Jahres mit Experimenten in Beschlag genommen. Wer außer diesen Dilettanten noch sonst in Deutschland etwas für die Bühne geschrieben hat, darf während jener Zeit keine Ansprüche machen, die kritischen Schaustellungen zu unterbrechen. Es wird von 1857 auf 1858 in München einen seltsamen Winter geben. Das „Publicum", „der Beifall" soll entscheiden! Die ehrwürdigen Kunstrichter, die man sonst beim Pschorr und Backerbräu sah, umgeben von einer griechischen, gothischen und byzantinischen Welt, die sie sich von zwei geistvollen Fürsten in aller Ruhe sonst octroyiren ließen, jetzt sollen sie selbst ihr Votum abgeben, sollen entscheiden, ob — sans comparaison — Gärtner, Ohlmüller oder Klenze besser gebaut haben!

Dieser Prüfstein einer „Aufführung" ist der trügerischste von allen. Wir wollen von den Intriguen nicht sprechen, die eine Aufführung erfolgreicher machen können als die andere; wir erwähnen nur die Intriguen, die in der Natur der Sache selbst liegen. Da ist schon der große Theaterintriguant, der blaue

Himmel! Umwölkt es sich, so findet die Prüfungsvorstellung ein dürftiges Publikum, lacht die Sonne — wir setzen den so gut wie entschiedenen Fall, der eine der Preisbewerber wird in den Frühling oder Sommer gedrängt —, so lacht sie ins Freie und ein halbgefülltes Haus nimmt bekanntlich weniger Luft ein als ein gefülltes. Wie kann die Darstellung für den Werth eines Stücks entscheiden? Ist es nicht alle Tage zu sehen, daß ein Werk in Wien Glück macht und in Berlin „durchfällt"? Den „Fechter von Ravenna" hat man in Königsberg nur ein mal sehen mögen, in demselben östlichen Königsberg, wo man eine Roderich Benedix'sche „Mathilde" jedesmal erträgt! Was heißt gefallen? Ein Schauspieler, der lächerlich ist und eine ernste Rolle spielen will, macht jedes Stück lächerlich. Die Aufführung ist sehr oft, in so ernsten Fällen aber wie hier niemals ein Maßstab.

Nach unserer Meinung mußte die münchener Intendanz die Prüfung der Preisstücke durch ihre Aufführungen ablehnen. Sie kann nicht zustehen für eine bei Verwandlungen hängenbleibende Decoration und für ein verspätetes Auftreten eines Darstellers in einer entscheidenden Rolle, ebenso wenig wie für die richtige Wiedergabe der dramatisirten Idee selbst. Eine zufällig straubenbehaftete Rolle bringt dem einen Stücke vielleicht ein Dutzend von jenen edeln Strafmessern des Gefallens oder Nichtgefallens, den Hervorrufungen, bei einem sinnigen Stücke hat sich vielleicht einen Act hindurch, wie man zu sagen pflegt, „nicht eine Hand gerührt" und es hat doch größern Werth als das erstere. Wird jede Rolle ihren entsprechenden Repräsentanten haben? Wird in einer Stadt, wie sie den „Bacheri Skandal" aufführen konnte, ein unbefangenes Publikum vorausgesetzt werden dürfen? Wird bei der Neigung, eine specifisch baierische deutsche Literatur haben zu wollen, der norddeutsche Autor nicht sein, nicht gegen eine Localposition, schon am Tage vor der Vorstellung von den zinnernen Deckeln der Biergläser niedergekämpft zu werden?

Demnach ist Absicht und Ausführung bei den münchener Preisvertheilungen gleich unglücklich und weit besser hätte man dem Könige gerathen, es mit der Tonkunst so zu machen wie mit der Wissenschaft. Sein Maximilianeum Capitel hätte das Neuen und aus sich selbst hervorgegangene Schaffen der gegenwärtigen dramatischen Literatur anerkennen und Das, was vom Gelesensten der letzten Jahre seinem Geschmack dessen wie dig erschien, mit einem Preise schmücken und belohnen sollen. So hat man in Frankreich die schaffenden Talente zu ermuntern angefangen. Man belohnt Den, der schon längst dem Schönen dient, auch ohne durch einen ausgesetzten Preis erst ermuntert zu sein.

Die fünf Acte des Dramas.

Der erste Act muß die Phantasie beschäftigen; der zweite Act den Verstand; der dritte Act die Leidenschaft, der vierte Act das Herz; der fünfte alle diese Seelenthätigkeiten zu gleicher Zeit.

Berichtigung.

Jedem das Seine! Wir empfahlen vor einigen Wochen als eine Consequenz der Lehren Liebig's und Moleschott's von den Nahrungsmitteln — ein wissenschaftliches und zugleich praktisches Kochbuch. Der Herr Verleger berichtigt einen dabei eingeschlichenen Irrthum über den Preis. Das nützliche Werkchen kostet nicht, wie wir schrieben, einen halben Gulden, sondern 21 Neugroschen, eine Ausgabe, die für 160 Seiten engen Drucks nicht zu hoch ist.

Wahrnehmungen.

Wir fühlen nie jünger, als wenn wir es nicht mehr sind.

* *

Der wahre Reiz der Liebe besteht darin, sich gegen die Welt schützen und vertheidigen zu müssen.

* *

Oberflächliche Menschen können nicht hassen. Selbst zum Haß gehört eine gewisse Tiefe.

* *

Ehrgeiz und Ehrsucht unterscheiden sich dadurch, daß dieser der Ehrtrieb Dessen ist, der den Ruhm erst sucht, jener der Ehrtrieb Dessen, der für einen schon erworbenen Ruhm ein besorgter Erbe und Haushalter sein will. Jener treibt mehr auf als dieser.

* *

Junge Weltanschauung schreitet jambisch, reife trochäisch.

* *

Schön ist alles Das, was Das, was es sein will, auf eine nicht störende Weise ist.

Spruch

von Hermann Marggraff.

Wenn ein Leid dich schwer bedrängt,
Tritt entgegen ihm mit Waffen!
Wenn es dir den Raum beengt,
Suche selbst dir Raum zu schaffen!

Zeige dich zu jeder Zeit
Stärker als dein Herzensjammer!
Dien als Amboß nicht dem Leid,
Nein, sei deines Leides Hammer!

Wenn die Qual nicht heut' von dir
Ueberwunden und gebannt ist:
Wisse, daß du dann von ihr
Morgen dreifach überwunden bist!

Für die Schillerstiftung gingen beim Herausgeber ferner ein: Von B. Oppermann auf einer Sammlung zu Nürnberg 10 Thlr 6 Sgr Gold. — Von Leopold Keil in Bingen am Rhein als Ertrag einiger von ihm zum Besten der Schillerstiftung gehaltenen Vorlesungen 27 Thlr 15 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 40.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Briefe von der Ostsee.

(Aus der Kriegszeit.)

Von Hieronymus Lorm.

I.

(Die Ostsee. — Das Meer der Zeit. — Berlin auf dem Lande. — Die Berge und die Ostsee.)

Briefe von der Ostsee! Das heißt ein großes Wort gelassen aussprechen, wenn man weder ein englischer Flottencapitän oder auch nur Midshipman, noch ein Cooper oder Marryat ist; wenn man weder als politischer Zeitungsaugur den Flug der Seemöven zu deuten, noch die Eroberung eines blockirten Forts zu leiten hat; wenn man im Grunde nichts als eine Landratte ist, die keine andern Riffe jemals umschiffte als jene im Meer der deutschen Linie allerdings vorhandenen und zuweilen sogar gefährlichen Klippen.

Wie aber am Meere selbst der Wellenschlag das Genußreichste ist, man mag ihn nun vom Ufer aus betrachten oder im Bade fest und sicher stehend sich ihm leiblich überlassen, der angenehmen Bewegung ohne die Sorge hingegeben, daß sie uns ins Bodenlose reißen könnte, so erhebt auch der politische Wellenschlag, welcher in diesem Augenblicke die Ostsee durchfurcht, den friedlichen Genuß an der natürlichen Schönheit des Meers.

Da liegt sie vor uns die ungeheure, räthselhafte Fläche, von Jahrtausenden durchforscht und nicht erforscht, ewig gebärend und ewig vernichtend und zu all ihrem ursprünglichen und von Zeit und Geschichte nicht anzutastenden Reiz gesellt die Ostsee nun noch den Reiz des Gedankens, daß sie wenn nicht das Meer der Zeit, doch das Meer dieser Zeit vorstellt. Auf ihren Wellen liegt, nicht blos figürlich, das Schiff der Tagesgeschichte und die Schwingungen jener Wogen, die der Badende so behaglich empfindet, sind buchstäblich die Schwingungen der Weltgeschichte. Man badet im Element der Zeit, man schwimmt in den Wellen der Völkergeschichte, wenn man in diesem Augenblick sein Leben der Ostsee anvertraut.

Nicht dieser Zweck war es, der mich veranlaßte, mich in ihre belebenden Fluten zu stürzen, es war vielmehr die Stimmung des Verzweifelnden, der sich in das Wasser stürzt, um nichts weniger als Belebung darin zu suchen.

Ich befand mich in Berlin unter der Herrschaft der sogenannten „Sauren Gurkenzeit". Man muß sie als ein von Naturgenüssen verwöhnter Süddeutscher kennen lernen, um den ganzen Umfang ihrer Schrecken zu empfinden. Und dennoch ist diese Zeit der sauren Gurken, aus der man in der Analogie mit „Leidschneiden" das Wort „Seelenschneiden" ableiten könnte, in der Stadt selbst immer noch erträglicher als auf dem Lande, auf dem Lande bei Berlin. Denn es ist traurig, aber es ist wahr, man geht auch in Berlin „auf das Land".

Zehn Schritte vor den Thoren gibt es Sommerwohnungen. Es gibt deren zwar auch in größerer Entfernung und sie sind nicht minder sandig, schattenlos und beraubt jeglicher Ahnung eines Gebirgs wie Berlin selbst, aber wenigstens weit genug von der Residenz entfernt, um daß die Aehnlichkeit mit

ihr die Sehnſucht des von ihr getrennten Berliners angenehm beſchwichtigen kann.

In der nächſten Umgebung Berlins jedoch muß die Abweſenheit ſteinerner Mauern und gangbaren Pflaſters den Reiz des Landlebens allein ausmachen. Hier bilden die Häuſer des Dorfs zwei langweilige Parallellinien, beſtimmt, die große Friedrichsſtraße möglichſt getreu abzuſpiegeln. Zwiſchen dieſen Häuſern zieht ſich die Landſtraße hin, hier nicht anders als „Chauſſee" genannt, dem Potsdamer Sprachreinigungsverein ſehr zum Verdienſt, wenn nicht zur geheimen Freude, da er aus dieſem Umſtande einen ſonſt ſchwer herbeizuſchaffenden Grund für ſeine Grüfeng ſchöpfen mag. Beſagte Chauſſee wird faſt zu jeder Stunde von den Hundekarren der Milch- und Gemüſefrauen belebt, was den in ziemlicher Anzahl frei herumſchwärmenden Pudeln und Spitzen die Luſtigkeit des „Bummelns" zu thieriſchem Bewußtſein bringt. Nicht wie in unſern heimatlichen Dörfern treibt bei Abendglockenklang ein ſingender Hirtenjunge die euterſtrotzende Heerde heim. Denn ach! in der Nähe der Stadt der Intelligenz iſt auch das Vieh auf das Stubenleben des deutſchen Gelehrten, auf Stallfütterung angewieſen. Nur eine echtromantiſche Ironie des Zufalls führt zuweilen dem berliner Landbewohner eine leibhaftige Kuh vor Augen. Gewöhnlich abgemagert von Philoſophie und Nachdenken hebt ſie den Kopf begierig in die friſche Luft und nachdem ſie lange ſinnend und unbeweglich geſtanden, ſcheint ſie plötzlich die Identität von Sein und Nichtſein dennoch begriffen zu haben und trippelt, vergnüglich den Schweif bewegend, heim, den großen Gedanken gründlich wiederzukäuen.

Ich habe viel begreifen gelernt, z. B. was Bier in am Weißbier, Hegel's dialektiſchen Prozeß und ſelbſt den berliner Dialekt. Noch aber konnte ich nicht ergründen, warum die Berliner auf das Land gehen. In Berlin ſelbſt kann man den Sommer nöthigenfalls gänzlich vergeſſen, die Stadt iſt ſo durch und durch ſtädtiſch, daß ſie die eingeſchlummerte Erinnerung an Naturgenüſſe durch nichts zu wecken vermag. Selbſt die Linden haben kein ländliches Anſehen und ſcheinen ſich ihr Blätterzeug an langen Winterabenden geſtrickt zu haben. An den Orten jedoch, welche die Berliner „Land" nennen, iſt Alles vorhanden, was die Erinnerung daran und zugleich die Entbehrung deſſelben auffriſchen kann, denn es iſt eben nur als Caricatur vorhanden. Die feuchten Perlen des Thaues präſentiren ſich als immerwährende Feuchtigkeit, die Zephire als Zugwind und an die Erquickung des Schattens mahnen die düſtern Mauern eines Raums, welchem eine unendliche aber undankbare Mühe das Anſehen eines Gartens zu geben ſuchte. Unſichtbar, aber leicht an den Wirkungen zu erkennen, wandelt auf den reingefegten Pfaden dieſes Gartens das Fieber, und ſeine Schauer iſt man als ein der Romantik holder Berliner lange geneigt für die Schauer zu halten, die uns vor der Größe der Natur überkommen.

In verzweifelten Lagen iſt es ein großer Troſt zu wiſſen, daß, was nicht mehr auszuhalten iſt, auf irgendeine, wenn auch noch unbekannte Art, ein Ende nehmen muß. Mit dieſem Gedanken lief ich nach Berlin zurück und ſtarrte in die Spree hinab, mit denſelben Reflexionen wie Lady Milford in die Elbe. Nach aller Erfahrung beſitzt das Waſſer eine räthſelhafte Anziehungskraft, die Goethe in der Ballade „Der Fiſcher" verſinnlicht hat. Nun iſt aber die Spree viel zu aufgeklärt und in ihrem Lebenswandel von der nüchternen Stadt der Intelligenz geleitet und geregelt, viel zu ſehr über Alles hinaus, als daß ſie ſich des poetiſchen Unſinns ſchuldig machen konnte, eine Nixe zu beherbergen, umſomehr, als die Grüfeng der „Schankmamſells", ob nun bei Bier oder Waſſer, in Berlin polizeilich regulirt iſt. Laut gab mir die klare Spree eine klare Vorſtellung davon, wie vom Waſſer noch anderer Troſt zu holen iſt, als ſich hineinzuſtürzen, was im Grunde bei geordneter Stromaufſicht nur den zweifelhaften Troſt zuläße, einem Kahnführer zur Rettungsmedaille zu verhelfen. Verpflichtet, mich nicht allzu weit von Berlin zu entfernen, beſchloß ich die Gunſt der Eiſenbahn zu benutzen, welche die Oſtſee in die Nähe Berlins gebracht hatte. Auf der Reiſe nach Stettin löſte ſich zufällig auch jene Verpflichtung und nun widerſtand ich nicht der Verführung, der Stadt, die mein Naturgefühl ſo tief gekränkt hatte, noch auf weitere Entfernung zu entfliehen. Unverlockt durch die Vorſtellung, von Stettin aus Rügen, Swinemünde, Heringsdorf beſuchen zu können, flog ich auf der königlichen Oſtbahn nach Danzig. Es war 11 Uhr Nachts, als ich anlangte, die gelegenſte Zeit, einen Roman auf dem Papiere zu beginnen, einen Reiſebrief aber zu ſchließen.

II.

(Fortſetzung. — Erſter Anblick von Danzig. — Die Hundegaſſe. — Der Weg nach Zoppot. — Das Meer.)

Die Fenſter meines Schlafzimmers im Engliſchen Hauſe gingen nach dem Hof, von Danzig war demnach beim Erwachen nichts zu erblicken. Dennoch faßte ich eine Eigenthümlichkeit der Stadt

sogleich kennen lernen, als ich nach dem Frühstück den Kellner beauftragte, mir einen Wagen nach Zoppot zu bestellen. Zoppot, ein Seebad, anderthalb Meilen von Danzig entfernt, war eigentlich das Ziel meines Ausflugs. Mit dem Wort „europamüde" ist die Stimmung noch nicht hinreichend bezeichnet, mit welcher der berliner Landaufenthalt mein Gemüth überzogen hatte. Ich hatte die Landkrankheit, ein Zustand, der sich von der Seekrankheit dadurch zu seinem Nachtheile unterscheidet, daß bei dem gleichen Ekel vor dem Element, auf dem sich der Mensch eben bewegt, doch die Seele und nicht der Magen es ist, die alles jemals Genossenen und Erlebten sich entledigen möchte. Und wie der Seekranke nach festem Boden, sehnte ich Landmüder mich nach dem Meere, nach seiner grenzenlosen, vor mittelmäßigen Menschen geschützten Einsamkeit, nach dem Meere, wo keine Zeitungen erscheinen, keine Bücher gedruckt werden, wo auch in der günstigsten Saison nicht Theater gespielt wird und keine Visiten abzustatten sind. Einen Wagen nach Zoppot also begehrte ich, worauf der Kellner mich ebenso lakonisch als unverständlich fragte: „Jarruden"?

Da er sich des Deutschen ganz mächtig bewiesen hatte, wenn er es auch in einem breiten, an der Grenze üblichen Dialekt sprach, so starrte ich ihn so verwundert und fragend ins Gesicht, daß er das Wort mehrmals wiederholte, ohne daß es mir dadurch verständlicher geworden wäre. Eine nähere Forschung erst ergab, daß darunter die numerirten Miethwagen begriffen seien, ohne daß ich damals oder später hätte entdecken können, durch welche abenteuerlichen Schicksale unsere guten Droschken oder Fiacres in Danzig zu dieser rathselhaften und, wie ich erfuhr, schon seit Jahrhunderten eingebürgerten Bezeichnung gelangten, die keiner bekannten Sprache angehört. Omnibusse, die nach Zoppot gehen und die Eigenthümlichkeit haben, sich auf sechs Rädern fortzubewegen, heißen Claudius, allein diesem Namen läßt sich wenigstens sein Ursprung von dem des ersten Erbauers dieser Wagen nachweisen.

Ohne weitere philologische Kopfzerbrechung bestieg ich den Jarruden, der mir allerdings mit einer Kopfzerbrechung anderer Art drohte, denn er ist gleich den anders benannten Miethwagen in der ganzen Welt hart und holpernd, nur daß er diese schönen Eigenschaften auf dem danziger Pflaster noch zu einer hervorragendern Geltung bringt.

Fest entschlossen, mich auch den größten Merkwürdigkeiten dieser Erde solange zu entziehen, bis das Meer mein Gemüth von unangenehmen Eindrücken reingespült haben werde, sah ich nicht rechts noch links aus dem Wagen; dennoch konnte ich jetzt schon meine Augen vor der seltsamen Bauart der Häuser nicht verschließen. Hoch und schmal, mit höchstens drei Fenstern in der Front, sodaß man ihnen den gemüthlichen Zweck absieht, nur eine einzige Familie zu beherbergen, und sie mit weit in die Straßen reichenden Vorbauten versehen, kleinen Zugbrücken ähnlich. In dieser Art gleicht jedes Haus einer befestigten Burg und da die Vorbauten, die das englische Wort „my house is my castle" verwirklichen, sich bis in die Mitte des Wegs vordrängen, so wird ein Trottoir vollständig unmöglich gemacht. An dem Artushof, an dem Neptunsbrunnen fuhr ich vorüber, ungerührt von dem Ruhm, der von diesen Sehenswürdigkeiten durch Vermittelung des Lohndieners bis in meine Frühstückstasse gedrungen war. Mein Wagen rollte dumpf durch hohe Thore und über Brücken, unter welchen der Stadtgraben liegt. Mächtige Festungswerke blickten finster von der Seite her, kaum gemildert durch die grünen Anpflanzungen. Eine Schwenkung des Wagens — und ich befand mich — unter den Linden.

So wenig ich an Berlin erinnert sein wollte, so wenig erinnern diese Linden an ihre Geschwister zwischen dem Brandenburger Thor und dem Schloßplatz. Eine Lindenallee, wie sie hier beginnt und deren Länge annäherungsweise durch die Bemerkung bestimmt werden mag, daß es zum mindesten 1500 Bäume sind, welche sie bilden, Bäume, zu der schattigsten und üppigsten Pracht ihrer Art aufgeschossen, eine solche Lindenallee dürfte wol in ganz Deutschland nicht wieder zu finden sein. Sie ist eigentlich eine Doppelallee, denn sie besteht aus vier Reihen von Bäumen, von welchen zwei Reihen an jeder Seite der Fahrstraße den Fußpfad einschließen. Die Fahrstraße selbst ist kunstmäßig gebaut und auf das beste unterhalten; bestreut mit dem Schatten und dem Laube der herrlichen Linden, will sie den undankbaren Menschen, der so sehnsüchtig nach dem Meere späht wie ein Schiffbrüchiger nach Land, den Reiz der Erde noch einmal empfinden lassen. Sie endet erst, um zwei Reihen zierlicher Villen Platz zu machen.

Das ist Langfuhr, der Landaufenthalt der Danziger und, obgleich eine halbe Meile von der Stadt entfernt, als Vorstadt von Danzig bezeichnet. Mich konnte jedoch auch die idyllische Lieblichkeit dieses Orts für jetzt nicht aufhalten, ich eilte, als warte die See nur auf mich, um eine ihrer festbarsten

Muscheln an das Ufer zu weisen und ein Anderer fände die Perle, wenn ich noch länger säumte. Vorbei! Vorbei!

Links biegt eine Seitenstraße nach Oliva ein, einem ehemaligen Kloster, das die schönste Lage in Deutschland haben soll. Vorbei! Gerade fort! Schon senkt sich der Weg etwas abwärts, von rechts her weht ein eigenthümlicher Seegeruch, der sich durch eine feuchte Frische der Luft ankündigt. Und jetzt wird sie für einen Augenblick sichtbar, die ungeheure Fläche stahlblau, aus der Ferne unbewegt scheinend, wie ein gegossener Spiegel. Eine Krümmung des Wegs läßt sie wieder verschwinden, es geht schneller abwärts, wobei plötzlich aufsauchender Sandboden eine natürliche Sperrung der Räder verursacht. Nun zeigen sich die Häuser eines Dorfs, blonde Kinder laufen mit den Hühnern zugleich, durch den Wagen aufgescheucht, über den Weg, welchen ein stattlicheres Gebäude zwischen Gartenanlagen beschließt. Es ist der Gasthof von Zoppot.

Man verläßt hier den Wagen, aber die See ist nicht zu erblicken, nur der tief einsinkende Fuß überzeugt von der Wahrheit des biblischen Worts: „Sand am Meere." Ein anmuthiger Spaziergang führt zum Cursaal und an diesem vorbei, dessen heckenartige Einfriedigungen den Blick auf das Meer noch immer hemmen, bis man endlich unmittelbar auf den Strand der See hinaus. Und wer sie nach langen Jahren zum erstenmal wieder sieht, der kehrt sobald nicht wieder um. Ob Ost- oder Nordsee, ob Adria oder Atlantica — es ist immer der Ocean.

Unermeßliche Kunden rauscht er in die verstehende Seele und wie er in seiner Unermeßlichkeit die Verwirklichung der Ewigkeit ist, so schrumpft auch vor ihm die Zeit zu einer Einbildung zusammen. Er hat die Phönizier, er hat Homer persönlich gekannt, ihm leben noch die alten Völker und er macht sie auch uns wieder gegenwärtig. Ruhig oder stürmend ringt er uns die Ueberzeugung ab, daß, wer das Meer nicht kennt, auch die Weltgeschichte nicht versteht.

III.

(Am Ufer und auf dem Meere. — Heitere Vergnügen in dramatischer Darstellung. — Seemännchen und Seehexe. — Die englischen Badegäste. — Badeleben. — Theaterleben. — Theaterdamen.)

Einsame, wonnige, seltsame Tage waren es, die ich in Zoppot, theils im, theils am, theils auf dem Meere verlebte. Das Meer scheint dem Menschen mehr als jedes andere Wasser von Natur aus zum Bade angewiesen zu sein, was sich besonders in den Abendstunden empfinden läßt. Es hat den ganzen Tag die Sonnenstrahlen sorgsam in sich eingelogen und mit ihrer wohligen Wärme umschmeichelt es den Menschenleib, der sich ihm anvertraut.

Zwar hat die Ostsee nicht den mächtigen, regelmäßigen Wellenschlag, der die Nordseebäder auszeichnet, aber immerhin brausen die Wogen der Brandung, die sich am Strande brechen, hoch genug, um daß sich der Fuß fester in den unvergleichlich angenehmen, sammetweichen Sand bohrt.

Ihr wildestes Spiel aber treiben die Wellen mit dem Schwimmer; in ihrer Ungeduld, an den Strand zu kommen, steigen sie über seinen Kopf weg und es bedarf kräftiger Arme, um nicht wie ein Federball von einer zur andern zu fliegen. Sie überstürzen sich in ihrer Eile, als versprächen sie sich wie lang umhergetriebene Seefahrer unendliches Entzücken von der Landung und kaum daß sie den Strand eine Secunde lang berührten, so schleichen sie gedämpft und entmuthigt in das Meer zurück, nicht anders, als wäre jene Secunde für sie die Dauer eines Menschenlebens gewesen und hätte sie belehrt, wie trügerisch der vielversprechende holde Reiz der Erde ist.

Es liegt ein nicht zu entrathselnder Zauber in diesem Anblick; stundenlang läßt sich's, während man am Strande hingeht, dem Brechen der Wellen zuschauen, ihrem vom Ton des Rauschens nur eingehüllten, melodischen Gesang-Lauschen; das Gemüth wird vom Geist der Einsamkeit wie von einer mystischen Betriedigung erfüllt, die keine Sehnsucht nach verlorenem Glück oder abwesenden Menschen zuläßt und nur das geliebteste Wesen kann es sein, das wir in solchen Augenblicken an unsere Seite wünschen.

Zoppot ist ein Fischerdorf, doch nicht in dem Maße wie Hela auf der gleichnamigen Halbinsel, welche zur Rhede von Danzig gehört. Denn während Zoppot von der einen Seite vom Meer, wird es von der andern von der Cultur beleckt; es ist ein Badeort und besitzt neben dem Cursaal sogar ein kleines Theater, in welchem gegenwärtig zum Glück nicht gespielt wird, was aber nicht hindert, daß es ebenso wenig besucht wird wie jedes andere Theater im Sommer, auf welchem noch immer gespielt wird.

Ich beschloß, die Vergnügungen des zoppoter Badelebens dramatisch zur Darstellung zu bringen, betrat ganz allein die Bühne, verbeugte mich drei mal vor dem abwesenden Publicum, worauf denn das Stück unter dem Titel „Zoppoter gesellige

Vergnügungen" seinen Anfang nahm. Ich rückte mir einen alten morschen Lehnstuhl zurecht, der gleich manchem andern alten und morschen Künstler die Bühne durchaus nicht verlassen wollte, ließ mich in denselben nieder und schlief ein. Es war ein tiefer, langer Schlaf, ein Schlaf in fünf Acten und einem Vorspiel und ich mußte mir nach der Vorstellung in meiner Selbstrecension das Zeugniß geben, daß man zoppoter Vergnügen unmöglich naturgetreuer zur Aufführung bringen kann.

Das gereichte jedoch zu meiner Lust und nicht zu meinem Aerger; war ich doch gekommen, um gewissermaßen von den nichtigen Freuden der Erde Abschied zu nehmen. So sah ich mich denn nach den fernen Freuden der See um, nach Seeratten, Seemöven, Seelöwen, Seeschlangen, nach Seefischen und wenn sie überhaupt existiren auch nach Seemenschen. Die letztern beiden Producte des Meers, die Fische und die Menschen, stehen hier in unauflöslicher Verbindung und die Menschen, nämlich die Fischer, kann man in der That nicht umhin, Producte des Meeres zu nennen, wie nur immer englische Matrosen, die seitdem von den ihnen zugemessenen sechzig Jahren auf der Flotte gedient haben.

Die Flotte der Fischer besteht aus kleinen mit einem weißen Segel bespannten Booten, die, soweit nur das Auge vom Strande aus reichen kann, das Meer fortwährend anmuthig beleben. Von größern Fahrzeugen, Dampfern, Kriegsschiffen, die in der Rhede ankern, läßt sich natürlich von hier aus mit unbewaffnetem Auge kaum eine Mastspitze erkennen. Mit unglaublicher Geschicklichkeit lassen die Fischer ihre beigesetzten Ruderschalen an den Strand laufen, worauf die Weiber das Boot völlig auf den Sand ziehen und umstülpen, den Kiel nach oben. Die mitgebrachte Ladung kann man in ganz Zoppot riechen, bevor man sie genießt, sie besteht hauptsächlich aus Flundern, einem Seefisch, der mehr breit als lang ist und geräuchert einen Wohlgeschmack hohen gastronomischen Ranges entwickelt, obgleich er den Seegeruch niemals verliert.

In diesem Augenblicke sind Flundern in der That noch die am meisten zugängliche Speise selbst für bemitteltere Bewohner Danzigs und seiner Umgebung. Denn die englische Flotte, Kronstadt gegenüber, welche wöchentlich einmal ihre Dampfer zu Einnahme von Proviant hierher sendet, hat durch ihren großen Bedarf und die hohen Preise, die sie bezahlt, eine fast an Hungersnoth grenzende Theuerung zuwege gebracht, für welche der Preis von acht Silbergroschen für das Pfund Rindfleisch und einen Thaler für ein Hühnchen einen Maßstab abgeben mag. Diese Dampfer bringen der preußischen Post auch die Briefe von der Flotte zur Besorgung nach England und nehmen die über Hamburg und Berlin angekommenen Briefe in Empfang, und gewiß zeugt es für den Familiensinn der Inselländer und die Innigkeit ihrer Herzensbeziehungen, daß keins dieser Packete weniger als 3000 Briefe zu enthalten pflegt. Man braucht kein Poet zu sein, um bei diesem Verkehr an reizende Gestalten in verschiedenen Grafschaften Englands zu denken, wo holde Misses an den schönen Sommerabenden, die nicht Nacht werden wollen, verlangend nach den Sternen aussehen, die auch über weit entfernten Schiffsbewohnern glänzen und von denselben vielleicht ebenfalls zu nichts weniger als nautischen Zwecken beobachtet werden.

Auf meinen Wanderungen und Seestudien genügte mir der Strand und seine Nähe nicht lange. Zuweilen bestieg ich des Abends eine jener kleinen Fischerbarken, wenn das von der untergehenden Sonne beglänzte Meer so unschuldig wie ein mit Rosen bekränztes Mädchen lächelte. Bald füllte ein leiser Südostwind das kleine lateinische Segel und trieb mit alleiniger Kraft und nach eigener Laune das Boot, in welchem die Ruder wie gänzlich nutzloses Holz lagen. Ich bewunderte ein Vorgebirge, das sich schroff und steil über die Meeresfläche erhebt. Es trägt den romantischen Namen Adlershorst, allein die Romantik hält unter den Bewohnern der Seeufer nicht solange Stich als man glauben sollte und so erfuhr ich denn auch bald, daß die Höhe nicht dem königlichen Vogel, sondern dem dortigen Wirth seinen Namen verdankt, welcher kein anderer als Adler ist.

Adlershorst gehört zu dem hinter Zoppot gelegenen Dorfe Adlau und bietet wie das ebenfalls nahebelegene Rittergut Kolibken die reizendsten Aussichten über Schiffe auf der Rhede und über einen Theil von Danzig. Das Meer bleibt dabei stets der Hauptgegenstand, das ist es aber von all den Punkten an der Ostsee nirgends so sehr als auf der mit einem Leuchtthurm versehenen Halbinsel Hela. Ihr galt meine erste wirkliche Meerfahrt. Und dahin möge mich der freundliche Leser begleiten.

(Ein zweiter Brief in nächster Nummer.)

Drei Gräber.

Ich schlenderte durch das Städtchen Weißenfels an der Saale mit seinem hohen, es rundum beherrschenden Schlosse.

Sein Herzogthum verlobte vor einem Jahrhundert mit jenem Johann Adolf, den die scharfzüngige Schwester und Freundin des Großen Friedrich, die blauäugige Wilhelmine von Baireuth, so schnöde verschmähte. Ich sah ihn vor mir im Geiste, den Helden von Rosbach, der hier in nächster Nähe einen seiner ruhmlichsten Siege erfochten hatte. In diesem Städtchen rastete auch Napoleon zwei mal nach entscheidenden Tagen nach den Schlachten von Jena und von Leipzig.

Noch innerhalb des Bahnhofs zeigte ein Reisebegleiter auf ein kleines Weinbergshaus in der Nähe. Ein schwarzes N an seinem Giebel sollte uns darthun, daß hier Napoleon die ihm unheilvolle Nacht des 19. October verbracht hatte. Wenn das große N am Giebel des weißen Hauses nun auch nicht Napoleon bedeutet, sondern ganz einfach den Namen seines Besitzers, so lenkt doch dieser kleine Zufall die Blicke manches Reisenden aufregend nach der Stelle, wo der Eroberer in der That jene düstere Nacht am Biwouakfeuer verbrachte. Mit welchen Gefühlen mag er, um die gewaltsam nachdringenden Feinde aufzuhalten, den Brand an die hölzerne Brücke haben legen lassen, die nach dem Städtchen auf dem rechten Ufer hinüberführt! In dem Augenblicke, als das erste Roßk den Schleßberg herniedersprengte, loderte sie auf und der verfolgte Kaiser zog mit seiner schützenden Garde auf den jenseitigen Höhen von dannen.

Wenn sie einst alle erstehen werden, die Leiber der in dieser Gegend Gefallenen, vom Reuschberg an bis Leipzig, das wird ein Getummel sein unter diesen weißen Zelten! Es ist ein Grund und Boden der Entscheidung, eine Schicksalserde, dieser Eingang in den alten thüringer Kreis. Als ich vor Jahren einmal hier übernachtete, fragte mich der aufmerksame Kellner meines Gasthofs zu den drei Schwanen, stolz auf seine Stadt wie ein Römer, ob ich auch die Blutstropfen des großen Schwedenkönigs in Augenschein genommen? Hier im Schwurzimmer des alten Gerichtshauses sind sie beim Seziren des Leichnams aus dem theuern Herzen gespritzt; sorgfältig werden sie unter Glas und Rahmen gewahrt und gewiegenhaft — erneuert, wenn die Zeit sie zu verlöschen droht! Jetzt braust die Locomotive an dem Städtchen vorüber, der Zug der Fremden von Nord nach Süd, von Ost nach West kehrt nicht mehr darum ein und die Blutspuren Gustav Adolf's werden so wenig mehr besichtigt als seine Denkzeichen bei Lützen: der alte, ehrwürdige Stein, in dessen Nähe der Leichnam gefunden wurde, und die eiserne Säule, welche die Neuzeit ihm gewidmet hat. Langsam fährt noch dann und wann ein Omnibus über die gewerbte Ebene; jetzt wird auch dieser sich zur Ruhe begeben, seit die Eisenbahn vollendet ist, welche Weißenfels direct mit Leipzig verbindet. Die Stätten des 6. November und 2. Mai, wo Gustav Adolf und Scharnhorst ihre Todeswunden empfingen, bleiben dann unberührt gen Osten liegen und verstauben wie so manches Ehrwürdige im Staube und Dampfe unserer Zeit.

Mit diesen Bildern vor der Seele durchschlenderte ich die kleine, freundliche Stadt. Das stattliche Herzogsschloß auf der Höhe ist Kaserne geworden, ein reges militärisches Treiben auf den Straßen von Infanterie und schmucken hellblauen Husaren erinnerte mich, daß ich, wenn auch mitten im Frieden und glücklicher Neutralität, doch noch im kriegerischen Preußen war. Da am Ende einer Gasse sah ich plötzlich über einem Gitterthore die goldenen Worte: „Memento mori!" Die Stätte der Todten lag vor mir, laue in einer Schlucht sich erhebend, ein reich- und wildblühender Garten mit weißen Steinen und dunkeln Kreuzen. Keine Spur der soldatischen Gräberordnung neuerer Kirchhöfe, aber jeder Hügel beschattet, blühend bekränzt und bepflanzt.

Ich stieg die Eingangsstufen hinauf und mein erster Blick fiel auf einen saubern, neueingehegten Platz mit wenigstens zwölf regelmäßig nebeneinandergereihten frischen, grünen Hügeln.

Der erste derselben, das erste Grab auf dem Gottesacker zeigte auf einer kleinen bräunlichen Steinplatte den Namen Novalis.

Da ruhte er, Hardenberg-Novalis, der Sänger, der unser Dante hätte werden können, wenn die scharfe Sichel, die ein edles Geschlecht in seiner Blüte dahinmähte, nicht auch ihn erfaßt hätte, ehe er seine Reife vollbringen konnte! Hier auf dieser wol etwas willkürlich erneuerten Stätte — denn noch vor kurzem soll ein Leichenhaus über ihr gestanden haben —, hier liegen acht jugendblühende Söhne und Töchter und ein Enkelkind um den alten, würdigen Freiherrn Ulrich Erasmus von Hardenberg. Drei, die ihn überlebten, ruhen neben der Mutter auf dem Stammgute der Familie im Mansfeldischen. Als diese Mutter ihre frommen,

ernsten Augen schloß, hatte sie ihr ganzes Geschlecht überlebt bis auf einen Sohn. Kinder und Schwiegerkinder, Bräute und Enkel hatte sie in der Fülle und Blüte des Lebens unter den mannichfaltigsten und schmerzlichsten Sterbearten versinken sehen. Novalis, ihr ältester Sohn, war einer von denen, welche am frühesten schieden. In wenigen Wochen folgten ihm zwei Schwestern, die Eine von ihnen, auch eine Dichterin, ihr Leben leise und fast unmerklich zwischen den Blumen ihres Gartens und sanften Liedern verhauchend. Auch Novalis schlief ein bei den Tönen des Klaviers.

Wie mich der grüne Hügel rührte! Ein Fliederbusch duftete neben ihm und ein Vogelchen zwitscherte in seinen Zweigen. Die Nacht brach herein über dem Grabe ihres begeisterten Sängers. Ich fühlte Alles, was er uns war, Alles, was er uns werden sollte. Zufällig hatte ich vor kurzem einen Nachkommen des Hauses gesehen, vor dessen Gruft ich stand, einen Großneffen des Novalis, den Namen Friedrich tragend wie er. Die auffallende Aehnlichkeit dieses Kindes mit dem Bilde des Dichters frappirte und überzeugte mich, daß der schöne Stich, welcher dem dritten Theile der spätern Ausgaben seiner Werke beigefügt ist, getroffen sein muß. Das Kind hatte dieselbe seelenreiche Stirn, dieselben großen, glänzenden Augen, dieselbe Transparenz der Haut.

Wenige Schritte von dem Grabe Novalis' sah ich einen Wurfel von einfachem, röthlichem Stein mir entgegenschimmern. Eine Linde überschattete ihn mit niederhängenden Zweigen und unter einem goldenen Eichenkranze las ich den Namen Adolf Müllner.

Was der Tod nicht Alles duldet! Der Wind kann den Staub dieser Gräber untereinanderwerfen und wie wurden die Geister sich gestoßen haben! Zwar sie lebten dicht zusammen in der kleinen Stadt, in der stillen Straße, nahe dem verödeten Clarissinnenkloster und seiner Kirche; nur wenige Häuser trennten sie. Beide waren fast gleichen Alters und vollen Strebens, der junge, rechtskundige Advocat und der junge, naturkundige Assessor der Salinen. Aber welche Kluft der Geister! Alles, was Menschen trennen kann, lag zwischen diesen Beiden. Die ganze Wucht des Irrthums, aller Zauber der Liebe und der Natur in ihrer größten Bedeutung trieb sie auseinander. Und dennoch, von dem Leben des schönen, menschlichen Denkers und Dichters, wirkt noch eine Spur unter seinen nächsten Umgebungen? Hat Einer ihn verstanden, sein Grab geschmückt, sein Andenken geehrt? Wie viele seiner Mitbürger besitzen seine Werke? Er war ein Einzelwesen, Novalis. Wie die blaue Wunderblume seiner Träume, erblühte er inmitten eines Küchengartens, und Adolf Müllner war der Baum, der diesen Garten überschattete und dessen glänzend herbe Früchte eine zeitlang den Fremdling unter seine Zweige lockten, aber ehemals dem ehrlichen Bürger den Mund zusammenzogen, als wären es Quitten. Müllner war seinem Stande wie seiner Natur nach Advocat; er hätte es bleiben sollen und wahrscheinlich Großes geleistet. Was man so sagt, ein Kampf- und Streitbahn. Eine Ader seines Oheims Bürger hatte sich in seinen Organismus verirrt. Der Kirchhof, auf welchem er ruht, liegt an der Grenze eines schmalen, grünen Thals; man geht eine halbe Stunde längs eines plätschernden Baches unter Obst- und Wiesenbäumen und ist in Langendorf. Hier wurde Müllner geboren; sein Vater war Amtsrath des Klosters, das, wie alle seinesgleichen im Kurfürstenthume, unter dem noch immer nicht hinlänglich erkannten großen Moritz in ein Amthaus des Gemeinwohls verwandelt worden war. Jetzt ist es ein Waisenhaus. Im älterlichen Hause sah der Knabe niemals den Bruder seiner Mutter und blieb mit dessen Familie in naher Berührung. Marianne Bürger, die Tochter des unglücklichen Dichters, lebte in Zeiten der Verlassenheit in ihres Vetters Hause. Auch Müllner's Gattin trug eines Dichters Namen: sie hieß von Logau; aber auch durch sie konnte kein poetischer Hauch in sein Leben und in seines Lebens Leben dringen. Wie gesagt, er hätte das Streiten seine Aufgabe bleiben lassen und nicht das Schaffen dazu machen sollen; er war kein Schöpfer und von der Fehde ließ er doch nicht, denn er hatte einen eitlen Kopf, und so trug er sie hinüber auf ungehörige Gebiete. Wo er selbst in seinem kleinsten Kreise eine Thorheit gewahr wurde, eine Ueberschätzung, ein Vorurtheil, hieb und geißelte er ohne Erbarmen. Er war von seinen Mitbürgern gefürchtet; er fegte rein unter ihnen, schonte Keinen und schützte die kleine Stadt so gut er konnte vor Kleinstädtereien. Wo er ein Talent entdeckte, machte er sich es nutzbar. Sprachkundige mußten ihm übersetzen, was er nicht verstand, Naturkundige ihm sammeln, was er kritisch verwenden wollte. Seine Theaterpassion bestimmte ihn, eine Liebhaberbühne zu errichten, auf welcher er selbst die ersten Rollen spielte. Er hatte eine große Gabe, darstellende Talente aufzuspüren, und

eine unerſchöpfliche Geduld, dieſelben auszubilden. In dieſer Beziehung entwickelte er eine Thätigkeit, die eines größern Terrains würdig geweſen wäre, und ſo ſoll zumal die Aufführung ſeiner eigenen „Schuld“ nach der Ausſage von Kennern ein Muſter- und Meiſterſtück geweſen ſein — trotz des kleinen dicken Dichters, der den Helden gab. Nach Verlauf dieſer theatraliſchen Liebhaberei waren ökonomiſche Studien und ſerpentiſche Uebungen ſein tägliches Feld. Schon ein Knabe, übte er noch künſtliche Jäuſe ein und fuhr im Winter halbe Tage lang mit großer Gewandtheit auf der Eisbahn: die kleine, corpulente Figur im ſpaniſchen Mantel und grünen Schleier am Hute, nur ſo, als ſähe ich ſie noch. Auch das Schießen war eine ſeiner Paſſionen und Aergerniſſe. Eines Tags im hohen Sommer verbreitete ſich wie ein Blitz die Nachricht: „Müllner iſt todt!“ Bei einem großen, öffentlichen Bürgerſchießen, im Momente des Zielens, traf ihn der Schlag. Wenige Stunden darauf war er bewußtlos und wieder wenige Stunden darauf hinüber in ein Reich, über deſſen Grenze er vielleicht nur ein einziges mal mit vollem Ernſt geblickt hatte: im unſäglichen Schmerz beim Tode eines Lieblingskindes wenige Jahre vor dem ſeinen. „Doch unenträtſelt blieb die ew'ge Nacht, das ernſte Zeichen einer fernen Macht!“

Unwillkürlich ſah ich in Gedanken zwiſchen dieſen Wärter und den Hügel des liebeligſten Dichters ein kleines Grab, das darüber gehörte.

Wie oft hatte Luiſe Brachmann es in dieſen Mauern geſucht! Aber ihr Schickſal wollte, daß ſie nicht ſtarb, wo ſie geliebt und gelitten hatte, und doch, daß es die Fluten ihres heimiſchen Fluſſes waren, die ſie endlich in ſich beherbergen ſollten. Schmidt's von Lübeck Worte ſtehen mir ein:

Ein ewiges trauriges Rätſel bleiben. Sie ſtrauchelt hinab in's Waſſer,
Der Welt war's gleich, ſie hatte ſie nie gekannt. Sie ſchlief und wußte
nichts von ſeinem Haß.

Ja, das war ein herbes, unendes Herz, das ſich hier unten fühlte, ſie konnte und konnte nicht zum Frieden mit ſeinen Forderungen kommen. Stolz und Trotz waren nicht aus ihrem Buſen in die Mitverwandten, verlacht, verlaſſen, voll Scham über ſich ſelbſt, ſuchte ſie ſchon in früher Jugend aus dem Leben zu flüchten, und wie durch ein Wunder hielt ſie das Leben von neuem zurückgegeben, ſtürzte ſie ſich immer von neuem an ſeine Bruſt, um endlich arm, alt und einſam doch noch das Ziel ihrer Jugend auf dem Wege der Jugend zu finden. Wir kennen Goethe's Ausſpruch über dichtende Frauen. Aber ſein harter Spott hat etwas Wahres. Es iſt die Nichtbefriedigung eingeborener Triebe, welche die Perle in der kranken Muſchel reifen läßt. Sie haben es ſelten über die Sehnſucht hinaus zu einer That gebracht, von Sappho bis heute. Wo der weibliche Genius ſchöpferiſch wird, nicht blos fruchtbar, unter Millionen ein Einziger, iſt er nicht mehr weiblich. Niemand denkt bei George Sand an das Weib. Daß ſie es obendrein iſt, das macht ſie ſo groß. Aber meine Saalbürgerin, meine arme Luiſe, ſie war ganz und nur ein Weib, ganz Liebe, Güte, Hingebung. Ja, Hingebung im wörtlichſten Sinne. Nicht das Haupt auf dem Leibe behielt ſie, ſie gab es hin für den Begehrenden und noch und blieb blind zurück. Ihre Sucht zu lieben war die Sehnſucht, frei von den Hemmniſſen des Körpers, ganz ein liebender Geiſt, ſich hinzugeben an einen höhern Geiſt. Einmal, als junges Mädchen, ſteht ſie mit ihrem Vater auf dem offenen Gange ihres Hauſes am Markte — man zeigte es mir — im dritten Stock. „Vater“, ruft ſie, „ein Schritt macht mich glücklich!“ Und in demſelben Augenblicke ſchwingt ſie ſich über das Geländer und ſtürzt in den tiefen, ſteinigen Hof. Es iſt ein Wunder, aber ſie lebt; ſie hat ſich geheilt von einem langen Siechthum des Leibes und Herzens — freilich, um bald von neuem und immer tiefer und tiefer an dieſem Herzen zu erkranken. Tod iſt die Perſonne ihres Lebens! Sie war eine Jugendfreundin von Novalis, ſeiner Freundin und ſeiner Schweſtern tägliche Geſellſchaft. Die Nacht vor ſeinem Begräbniß ſoll ſie heimlich in ſeinem Schwerz bei dem Todten im Sarge zugebracht haben, das der mit dem Tode ſo vertraute Kamilie als freundliche Kühlkammer diente. Aber ihr Leben ragte auch noch lange hinein in das des jüngeren Dramatikers. Mit welcher Gelaſſenheit trug ſie ſeinen Spott! Ja wie ein Lamm war ſie unter der Hand ihres Scheerers. Die arme Luiſe! Ihre Lieder ſind warm von dem Blute ihres Herzens, keines war ihr eine Phraſe und wie ſind ſie heute doch alle ſo vergeſſen!

Als ich den Kirchhof verlaſſen hatte und durch jene kleine ſtille Straße zwiſchen ſpielenden weißgekleideten Kindern ging, vorbei an dem alten Kloſter und dem gegenüberliegenden ſtattlichen, einſt Hardenberg'ſchen Hauſe, wo Novalis ſtarb, vorbei an dem kleinen, beſcheidenen des Hofrathes Dr. Müllner,

da erinnerte ich mich noch lebhaft eines Abends — es mögen wol zwanzig Jahre her sein —, den ich in diesem Städtchen verbrachte, und zwar in dem Hause auch einer Schriftstellerin, aber einer noch lebenden. Fanny Tarnow hatte damals eben ihre „Zwei Jahre in Petersburg" erscheinen lassen und mancher fragende Blick schweifte nach dem „alten Diplomaten", dem Freunde Klinger's, umher zwischen der steifen Newa und der bescheidenen Saale hin und her.

Hat man nicht Recht mit seiner Liebe für solche stille deutsche Winkel? Waren es nicht wirkliche, eigenartige, selbstlebende Gestalten, die in dem engen Raume vor meiner Erinnerung auftauchten? Gestalten, an welchen einst die Guten und Besten ihres Landes und ihrer Zeit sich erfreuten und noch erfreuen?

Das sind so Schatten, wie sie auf dem Wege einer Stunde in einem deutschen Thale an mir vorüberschwebten! J. C.

Tycho de Brahe.

Von Friedrich Kapp.

III.

Tycho de Brahe war keine jener Genien, deren der folgende Geist ausschließlich die Richtung für ein bestimmtes Gebiet menschlicher Kenntnisse angeben, jener mathematischen, musikalischen, dramatischen Talente, die, den einsamwandernden Blumen gleich, allein ihrer Sonne leben und sich schließen, sobald sie schwindet. Er war ein ganz andergeartetes Universalgenie, der Neugier der Wissenschaften hat er sich zuzeigen gesucht, doch wurde er stets geworden sein, wohin er sich wenden mochte. Seine ingeniöse mathematische Begabung in der Form und Weise verwandelte die sogenannten Beweise zu bloßen Beschwerden; unter der großen Zahl lateinischer Gedichte, die er hinterlassen hat, sind einige voll hohen Schwunges, in allen aber zeigt sich eine bekannte Gewandtheit in rhythmischer Behandlung der lateinischen Sprache, die damals freilich der Gelehrten Muttersprache zu nennen war. Der wunderbare Mechanismus der Uranienburg sowie die Menge der nach seiner Angabe verfertigten Instrumente, deren Aufzählung eine Zeit bis sechs Stellen lange Tabelle füllet, deuten auf eine so selbständige Auffassung der Gesetze der Mechanik und Architektur, daß man mit Recht gezweifelt hat, ob seiner Begabung für diese Dinge oder für die Astronomie der Preis gebühre. Ueber die Tychonischen Instrumente, welche eine Genauigkeit von einer Viertel Bogenminute erreichten — ein Maß, das nach Mädler's Ausspruch keine Steigerung wünschenswerth erscheinen ließ, bevor das Teleskop gen Himmel gerichtet werden konnte —, herrscht unter den neuern Astronomen nur eine Stimme. Sie kennen nicht Worte genug des Lobes finden für die durch dieselben ermöglichten Beobachtungen. Es beginnt in dieser Beziehung geradezu eine neue Epoche in der Geschichte der Astronomie mit Tycho de Brahe. Erst seine Verbesserungen der Refractionstafeln haben für jetzige Berechner wahren Werth, während für die frühern Erscheinungen allein die Aufzeichnungen der Chinesen einen dürftigen Anhalt gewähren.

Unter seinen Instrumenten gebührt eine besondere Erwähnung dem großen Mauerquadranten, dem Sextanten und der kolossalen Himmelskugel, die das Tycho'sche System darstellte und an welcher 25 Jahre gearbeitet worden. Bei der Erstürmung Prags durch die Truppen Friedrich's von der Pfalz sind die meisten Instrumente vandalisch zerstört und verschleudert worden. Der Himmelsglobus fand sich später in Schlesien Kreise wieder und wurde nach Dänemark geschafft, wo indeß auch dieser bei dem großen Brande Kopenhagens 1702 zugrunde gegangen ist.

Tycho de Brahe war Beobachter und nur ein solcher. Nun galt allem, was er durch seine Beobachtungen gefunden hatte, Luna dicht an dem philosophischen Kopernicus schroff entgegen. Eine beklagenswerthe Thatsache! Luna gewann in eben dies so überaus schönen an Weitblick, Verstand, wie auch Kopernicus, daß sie der Kühnheit bräuchte, an der Zulänglichkeit der Sinne für die Erkenntnis der Wahrheit zu zweifeln und den Gedanken fassen, es könne wol die wahre Beschaffenheit der Objekte eine abweichende von derjenigen sein, welche dem Auge sich darstellt, es müsse demnach eine andere Kraft geben, das Wesen der Dinge zu erforschen: eine Kraft, die nur im ersten Sinne über Thätigkeit, auf das Zeugnis der Sinne sich stützend, bald sich aufschwingt zu selbständig idealem Gange: die schaffende Vernunft! Es ist gewiß eine nur zu beherzigende Sinne gültige Postulatenes Richard Wagner's in seiner Schrift „Ueber Wissen und Glauben", daß mit der Genese der sinnlichen Erfahrung auch die Genese des höhern Denkens gegeben sei. Welcher Sinn verrath uns denn, wenn Mond so traulich hernieder und Venus so hehr und schön in friedvollem Gleichmaß vorüberschweben, daß hinter diesen Kreisen eine wandernde Kraft sich birgt? Das

jenes kaum Schwerden ein ewig vergeblicher, zitternder Anschauversuch ist, hinaus in die goldene Ferne, aus den gewaltigen Augen der Scylla und Charybdis? Wer hat es denn gehört oder gesehen, daß wir selber, gebunden an den Triumphwagen der Sonne, die Aetherwogen durchfliegen, gestoßt, ohne Heimat, verloren wie die kleine Molecule in den Fluten des Oceans und ewig nie an den Ort wiederkehren, den wir einmal verlassen? — Unsere Sinne wie stumpf! Ist nicht jede Woche ein Kaleidoskop, das im kleinsten Zeitmoment das Antlitz wechselt? Und was sehen wir von dieser letzten Metamorphose? Ist nicht der Sternenhimmel ein Kaleidoskop, das heißt, mutten nicht, da in jeder Secunde unter Verhältnissen ein anderer wird, alle Personen im magischen Bilderwechsel sich gegeneinander verschieben? Und was gewahren wir? Kaum Aequivalente von Jahrtausenden! Der Riesenraum Denkt hat auch eben diesen Aequivalenten die fortschreitende Bewegung unseres ganzen Sonnensystems im Universum auf 3,5 (350) geographische Meilen berechnet.

Niemand hätte Tycho de Brahe zur Verwerfung der Kopernikanischen Lehre bewegen mögen, wenn er, sich erhebend über den Sinnenschein, für die Aufstellung seines Weltsystems seinen gewaltigen Geist einsetzte. Doch wenn die frommen Wünsche, während des Nebenlebens und Laufenwerdens eine solche Kluft bleibt, das kaum ein Volk zu finden.

Der berühmte Fixsternkatalog Tycho's de Brahe, enthaltend die Berechnung von 1000 Sternen in ihren Gestaltsveränderungen und Bewegungen, ist das Ergebniß langer Jahre und unermüdlicher Arbeit, welche mit denjenigen Entdeckungen des Neuen empfindlich wurde, die Tycho's Namen so eigen ist. Dieser Katalog wird für alle Zeiten von unschätzbarem Werthe sein, namentlich durch Argelander's Untersuchungen der 1000 Fixsterne auf 777 vermehrt worden sind. Tycho bemerkte, daß die Fixsterne ohne Parallaxe nicht unmittelbar mit der Sonne gemessen werden können, nach Kopernik's nunmehrigem Vergange der Venus, welche bekanntlich oft näher der Sonne scheint ist, als Mercurius.

Die Refraction der Lichtstrahlen, welche in der gegenwärtigen Astronomie eine so große Berechnung findet, ist von Tycho de Brahe, in Verbindung mit dem Astronomen des Landgrafen Wilhelm, Rothmann, zuerst in Betracht gezogen worden. Daß er in der Erklärung dieser Thatsache noch mehrfachem Irrthume unterlag, darf wenig befremden: nur Minerva entsprang gewaffnet dem Haupte Jupiter's. Er wähnte z. B., daß nicht die Atmosphäre diese Berechnung bedinge, sondern die in ihr schwebenden Stoffe, daß deshalb jenes Gesetz auch nur bis in eine Höhe von 45 Grad Geltung habe; auch war er der irrigen Meinung, daß die Strahlen der Fixsterne einer anderartigen Brechung unterworfen seien als die von der Sonne oder dem Monde ausgehenden. Den Fixsternen wies er ihren Ort nicht weit jenseits der Bahn des Saturn an, das nach damaliger Kenntniß äußerstes Planeten; denn weite, sternleere Aetherräume vermochte er mit seiner Idee eines allerfüllenden Schöpfers nicht wohl zu reimen. Auch diese Anschauungsweise war ein Motiv, ihm den Beitritt zu dem Systeme des Kopernikus zu erschweren. „Wären die Fixsterne", sagt er, „so unermeßlich fern, wie Kopernikus glaubt, wie ist es da überhaupt möglich, sie zu sehen? Sie müßten ja millionen mal größer als die Sonne sein!" Es ist hier wiederum wohl zu vergegenwärtigen, daß Tycho de Brahe die Wirkung des Fernrohrs auf die Fixsterne, welche fast durchgehend gleich Null ist, noch nicht kannte.

Mit unausgesetzten Anstrengungen verfolgte er die Bahn des Mondes und derjenigen der Kometen. Dem ersteren wies er das Ungenügende der bis dahin geltenden Theorie des Ptolemäus nach und berechnete die Mondvariationen, d. h. die Ungleichheiten in der Bewegung dieses Trabanten, welche damals 30 Minuten betrug, eine Entdeckung, welche Isaac Newton zu den folgenschwersten in der neuern Astronomie zählen zu dürfen glaubt. Im Betreff der Schweifsterne aber berichtigte er den Aristotelischen Irrthum, daß sie Meteore seien, entstanden in der irdischen Atmosphäre; indem der 1577 erschienene Komet ihm seine tägliche Parallaxe ergab, also jenseit des Mondes rotirte, an andern dagegen keine Spur einer jährlichen Parallaxe sichtbar war und ihre Bahn folglich im Unbegrenzten liegen mußte. Mit dieser Entdeckung zerschmetterte er zugleich die krystallne Himmelskugel, welche von Kopernikus nur in tiefere Fernen jenseit des Saturnsystems hinausgerückt worden war, denn nothwendig mußten die Kometenbahnen jene Kugel durchschneiden, deren Nichtvorhandensein mithin vorausgesetzt ist.

Einige Andeutungen — denn nur solche konnten hier gegeben werden — über die wissenschaftliche Thätigkeit Tycho's de Brahe mögen genügen, die Bedeutung dieses für alle Zeiten großen Mannes zu veranschaulichen.

Tycho de Brahe ist ein lebendiger Kontrast zum kampfbewegten Zeiten. In ihm finden sich die

beiden großen Gegensätze vereinigt, die das Jahrhundert entflammten. Sein Weltsystem sowie seine astrologischen Meinungen stehen der Kopernikanischen Idee gegenüber wie die katholische Reaktion den reformatorischen Bewegungen. Und auch der Erfolg ist für beide ein gleicher gewesen. Der Kampf war vergeblich. Andererseits mußte er durch seine astronomischen Beobachtungen den fortschrittlichen Forschritten mächtig in die Hand arbeiten und damit den conservativen Tendenzen selbst den Todesstoß bereiten helfen.

Kaum mittler Größe, doch voll antiker Majestät, von dunklen Augen, aufgelockerten Augen, im Weisen heiter, finster, unfreundlich so trat er, ein Herrscher, den Mitlebenden entgegen. Gewaltig ergriff er die Gemüther seiner Schüler sowie der ihn besuchenden Großen; mit vollen Händen streut er die Keime hinaus in seine Zeit, weckte, anderte, leuchtete vor und war in dieser Art unmittelbar persönlicher Einwirkung auf die Zeitgenossen vielleicht größer noch als durch seine wissenschaftlichen Entdeckungen.

Schon als Jüngling muß es ihn oft, in übergroßer Zurückgezogenheit den Verkehr der Mitstudierenden, der ihm seine Stunden hat, zu meiden. Eines Tages tritt er in den geräumigen Kreis seiner Gefährten. Da ruft einer der Junker ihm entgegen:

„Sieh', da kommt Tycho Brahe!“

„Wie so?“ fragt Tycho erstaunt.

„Denn du liegst allezeit immer, wie Diogenes in seinem Faß.“

„Ich will dich einem so geringen Manne nicht vergleichen; du bist Julius Cäsar gleich.“

„Und wie?“

„Gleich wie Julius Cäsar lieber der Vornehmste in einem Dorfe als der Andere in Rom sein wollte, so willst du lieber der Vornehmste unter den Großen als der Andere oder Letzte unter den Meinen sein.“

Als bald, also 13 Jahre nach Tycho's Verbannung, der reisende Hast nach Dänemark kam und hinüberschiffte nach Hveen, die Uranienburg zu besuchen, wo einst der Meister gewaltet, da war die Burg zerfallen, die Mauern verschwunden und der Name Tycho de Brahe verschollen. Nicht einmal den Platten wußte einer von ihm, weitweniger der Insulaner. Nur ein greiser Bauer erinnerte sich dunkel, in seiner Jugend die beiden Worte noch gehört zu haben. Doch hat der Meister den Namen eingeätzt und hält ihn lebendig im Munde des deutschen Volkes bis auf den gegenwärtigen Tag. Aber ein Jugendtag heißt den Namen zu Unsterblichkeit.

Blumentische und Blumenkränze.

Der schönste, obgleich auch der flüchtigste Schmuck, den wir in unsere Räume hineinverlegen können, ist die lebendige Blume, die aus dem Reiche des Lichts kommt, um in unsere beschatteten Gemächer Farbe, Leben und Wachsthum zu bringen. Es sind farbige Strahlen, die uns die Sonne lenket, die allbelebende. Aller Schmuck der Kunst kann die geheimnißvolle Schönheit der Blume nicht erreichen; ihr Reich schließt eine Welt in sich, eine Welt der zartesten Formenbildung, der glühendsten und farbischen Farbenmischung, von dem Lufte nicht zu reden, der die Phantasie des einsam Einsiedlerischen, des vom Schnee des Winters Umsponnenen an die Gefilde von Capri und Sorrent trägt. Oft hat eine einzige Orangenblüte die schönsten Strophen dem Dichter in die Feder diktirt, und nicht die Orangenblüte allein, es gibt unendlich Blumennamen, die ihrem Lieblinge Orakel der geheimnißvollsten Süßigkeit aussprechen. Wer hätte das nicht empfunden bei dem ersten Veilchen, das im Januar, freudig gepflanzen, auf der grauen Wange der Mutter seinem Liebhaber oder seiner schönen Liebmutter entgegenblickte. Bei der ersten Lotospflanze brennt auch sicherlich der erste Liebesbrief an die entfernte Liebe aus unserm Herzen empor, und nun gar das durch die Poesie gleichsam zu Tode gequälte Veilchen!

Oft sagt sich, wenn der Frühling und Sommer und den Schmuck ihrer schönen Wanderer auf Felder und Hügel hat, wie wir sie empfangen. Wahrlich, köstlich genug! Nicht allein, daß uns die Gemälde, die es nicht vermögen, die Gemüther unserer Studenzeit und unserer Studengenossen zu sein, gelingen, binden sie gleichsam Schreiben (Gedanken, wie gehen auch denen, die willig der auf Reisen, nicht den gebratenen Tag, nicht die gebratene Taube, wo sich ihre Schönheit zeigen, ihr Wachsthum bei entwickeln kann. Wie viel verkümmerte Zimmerpflanzen und Blumchen sieht man, die, mit einer Naturtreue, mit einem mehr Kunstsinn der Pflege, und denen sich das Wohlergehen und die Schönheit der Pflanze richtet, behandelt, pflegt und freilich schönen zur Erscheinung kommen würden. Auf einem engen Fensterbrettchen, von einer schwarzen Mauer von dem Licht halb gehindert, quält sich manches schöne Gewächs langsam zu Tode, während es Licht und das Freie Platz genug hätte, ihm ein gedeihliches Leben zu geben. In den Gemächern der Reichen ist es nicht besser bei. Last

sind die Blumenvasen an der Tagesordnung, deren Zierlichkeit nicht den Blumen, sondern nur der Arrangeure gilt. Hat ein züchtiger Gärtner, der zugleich Sinn für den Charakter der einzelnen Blumen, ihre Verträglichkeit oder Feindschaft gegeneinander, für Farbenzusammenstellungen hat, diese Blumenanhäufungen über sich, so mag etwas Erfreuliches allerdings entstehen; gewöhnlich aber sind diese, noch oft tief in eine dunkle Ecke gestellten Tische jammervolle Blumenleichenhäuser, in denen der Wurm, das Insekt, der Staub wühlen und wo mit Mühe gerade das Unschöne, das Verkrüppelte, das Gesperrte und Gezerrte hervorgesucht und festgehalten wird. Wie die Blumenvasen nur zur Zimmerdekoration herabgewürdigt werden, so die Bouquets nur zu Toilettegegenständen. Die Bouquets, die neuerdings die Mode aufgebracht, namentlich zum Ballanzuge der Damen gehörig, sind ein Hohn auf Alles, was Blume und Blatt heißt. Der Blume wird hierbei jede Freiheit, mithin jede Schönheit genommen. Zu einer Mosaik zusammengepreßt, bieten die lieblichsten Gebilde der Schöpferin Natur in Zerrbildungen, die der Blumenbesitzer viel weniger zusammenleiden kann, als es der Blumenverkäufer Kranzwinderin thut. Eine eben entfaltete Rose, zwei daran gehörige Blätter, wie schön ist ein solcher Schmuck an der weißen Brust oder der duftigen Kopfumwölkung der Umhüllung eines schönen Mädchens! Das ist ein Gedicht an und für sich und ruft Gedichte hervor, wer könnte aber ein so geschmackvolles Blumenarrangement begreifen, wie das der gesuchte Ballschöne schwingt? Ebenso wenig dem echten Blumenfreunde genügend sind die Bouquets, die pyramidenförmig zum Schmuck der Tafelaufsätze von den Blumenhändlern, gleichsam wie Fabrikarbeit, zahlweis geliefert werden. Findet man einen solchen Blumenkegel hie, so sieht sich, daß, um die zarten Pflänzchen und Blüten bis hinauf in ferne an die Spitze der Pyramide, die Stengel eine Verlängerung erhalten, demnach kein lebendes Wasserwesen das arme unterdrückte Blümchen oben zu erquicken vermag. Welch welken haben alle diese gewaltsam und hinaufgeschraubten Blumenkinder und schon in den nächsten Stunden fällt die Pracht kläglich zusammen.

Will man eine Blume betrachten in ihrer ganzen Schönheit, so lege man sie in eine flache Schale, womöglich in eine einfache, dunkelgefärbte, denn die vergoldeten Blumenbecher und Schalen sind alle miteinander eine der Farben, weil Gold und gemalte Blumen immer den Blick von der Farbenpracht der Blumen abziehen und diese beeinträchtigen. Liegt die Blume flach, so kann sie das Auge überschauen und ihre Eigenthümlichkeit auffassen. Eine besonders schöne Blume lege man allein in die dunkle, flache Schale; schön geordnete Bouquets ordne man in flache Schalen zusammen, immer so, daß keine Blume von der andern erdrückt oder gepreßt wird und stets ihre eigenthümliche Formen- und Farbenbildung unbehindert zeigen kann. Hat man eine Schale von dem Umfang einer großen flachen Schüssel bei der Hand, so läßt sie sich anmuthig mit den zierlich gelegten einzelnen Blumengruppen füllen, gehörig voneinander getrennt und hier und da den dunkeln Grund durchscheinen lassend. Man kann dann die Farben wählen, die am harmonischen zusammenpassen, und das Auge, von oben niederblickend, überschaut das schöne Gemälde mit einem Blick. Eine solche Schale, alle drei Tage neu gefüllt und geordnet, ist dann eine Zierde jedes Schreibtisches oder auf einen runden Tisch gelegt, nahe dem Fenster, bildet sie einen Schmuck des Zimmers, viel geeigneter als jede andere Blumenanhäufung, wobei die schönen Exemplare vergeht in geschmacklosem Arrangement und im Zusammenbinden ihren Werth verlieren. Einst hatte ich Zeit nur immer eine Blume auf meinem Schreibtische, aber diese auch war der Gegenstand meiner sorglichen Betrachtung. Wenn die Aprilsonne einmal, so ist ein blauender Frühling mein Gemüthe und meine Freude; er muß mir, in einem krystallenen schmalen Glase eingefangen, in seiner ganzen Schönheit Stand halten und ich werde nicht müde, das Glas hin und her zu drehen, um immer neue gerötete Keime Blumenmengen, gespitzte rothe Blumenlippen aus der Menge hervorzusuchen und dem Spiel der Lichter nachzugehen, wie sie um das schlanke Gefäß, um das Veilchen Knospen und um das gebräunte junge Blatt huschen. Ach, die Welt der Blumen ist so schön — und wir mit unserer Mode, mit unserm Ungeschmack und unserer Gedankenlosigkeit sind — so häßlich. A. v. St.

Deutsche Schauspieler.

IV. Karl Gutzkow.

Wie sich unsere neueste poetische Literatur da, wo sie in Gestaltungen und Lebensdarstellungen sich zu bewähren sucht, immer mehr in eine realistische und idealistische Richtung zu sondern angefangen hat, so macht sich auch auf dem Gebiete der Schau-

ſpielkunſt da, wo ſie überhaupt den Namen einer ſolchen verdient, eine ähnliche Trennung bemerkbar.

Es iſt vorzugsweiſe Lawrence, der für die realiſtiſche Richtung auf der Bühne die Grundlagen gegeben hat, während wir als den Hauptvertreter der idealiſtiſchen Emil Devrient betrachten müſſen. Da beide an einer und derſelben Bühne wirken, ſo kann man die Eigenheiten und Gebrechen beider Richtungen oft dicht beieinander ſehen. In einem idealen Drama wie „Iffland", „Don Carlos", „Egmont" und „Wallenſtein's Tod" und der realiſtiſche Theil des Abends zerſtückelten: in einem realiſtiſchen Stück, z. B. „Kabale", kommt der Verfall der idealen Spielweiſe gegen Meiningen zu kurz. Da, wo der Rollen ſolche entgegengeſetzte Natur entſprechend iſt, macht der Reiz des Wechſelkampfs außerordentlich. Da aber, wo die Aufgabe des Ganzen nur aus Einem Guß kommen ſoll, leidet doch weit das Gelernte.

Daß der realiſtiſchen Richtung vorläufig der Sieg davontragen wird, liegt im Charakter der Zeit und hat ſein Gutes. Sie wird die einſeitigen Gegenſätze der akademiſchen Schönheit wieder ausſöhnen. Sie wird jungen Blut in die matt rollenden Adern bringen. Daß ihr heute vorläufig Sieg nicht fehlen kann, liegt im Weſen unſerer Generation. Sie iſt eine ſinnliche und ſcharfe; ſie nimmt den Theil ſtark wahr, wo der Gegenſatz in der Licht- und Schattirung klafft. Man findet es ſchon ſehr lange ſehr lächerlich, die Welt zu nehmen wie ſie kein Kind, und gibt ſie halb auch auf der Bühne nur ſo wie ſie iſt. Die Abweichungs- und Nachempfindungsnatur der Jetztgeborenen ſpricht ſich in Lawrence's Talent und in ſeinen ſcharfen charakteriſtiſchen Gebilden bedeutend aus. Wie es im Weſen bedeutend iſt, iſt es oft verzweifelnd alt Intriguant und in thatſächlichen Charakteren. Es muß einen Zweifel einer Schule geben. Gebilden wie Wurm hat ſich Ihnen ganz in der Richtung der Talente nach ihm gebildet. Dieſer junge Künſtler bringt eine überraſchende Sauber, einen Muth und eine Energie der Selbſtcorrektur, die in weitlichen Charakteren bereits das Anerkennenswerthe leiſtet.

Dem Realismus auf dem Schauſpielgebiete haben noch einige Repräſentanten des Idealismus gegenüber. Wir nennen vor einiger Zeit ſchon Deſſoir und müſſen hier von Karl Devrient ſprechen.

Wenn Deſſoir im Stande geweſen iſt, ein ausſtellungsfähiges Gemälde mancher Art componirend Stück wie „Kampf" von Bradwogel zu einer ſo ausgeſprochenen Geltung zu bringen, ſo liegt der Grund in ſeiner angeborenen Wiedergabe der Intrigue. Wie für ſeinen Othello ihm Jene angeboren ſein, die ihm eigenthümlich iſt, ſo iſt ſein Kampf eine Rolle, in der er ſich ſelber gibt. Die Idealiſten bringen noch zum großen Theil jene Poeſie des Idealismus, die anderthalb wird, wenn ſie jungen Talente anlangen, von Lawrence's geiſtdurchdrungenen Gebilden gerade ſeinen Richard III. für das höchſte zu nehmen, was die neuere Schauſpielkunſt bieten kann. Jenen Idealismus beſitzt ohne Zweifel Ludwig Devrient in einem Grade, der überſchwänglich war. Seinen Gebilden hätte oft dennoch eine geringere Zahl verbindender gebunden und Ihr, der ſeine Frauen ſingen und das Rollen ſeiner Augen nachahmen und mit einer weiberiſchen Stimme mehr hantiren als ſprechen, ſind lange zu der Heilung des Zuſammenhalts der Scenen verlorenen Geiſtesfluthen herabgeſunken. Aber beim Idealismus iſt man in Gefahr. Er iſt nicht ſelten die Dürftigkeit der Poeſie. Er handelt über die Forderungen des ſchärfſten Verſtandes ein Lob, weil einem Mißbrauch und Leben gibt. Man kann aber beim Idealismus ſagen der großen Schauſpieler Charaktere erſchöpfen. Wo er in Ihnen nothwendig iſt, da darf er nicht im Stich laſſen, und da der Stoff des Richard III. ganz auf dem Idealismus begründet iſt, den Lawrence nicht in ſtarken Grade beſitzt, ſo iſt ſein Richard III. auch nicht der richtige, ſo genial übrigens ſeine vier letzten Akte auch anfühlen und hinreißen mögen.

Zum Idealismus gehört eine Fülle, ein begabter Klangfarbe des Organs, ein maleriſcher Geſichtsausdruck, ein ausdrucksvolles, ſeelengroßes Auge. Devrient's Kopf iſt der eines jener ſtarken italieniſchen Obrigkeitsmenſchen, die wir auf alten Bildern ſehen; er hat ſogar mit Lewis Aehnlichkeit. Man muß ihm die unmittelbare Verkörperung in allen großen Charakteren der hohen Tragödie zugeſtehen müſſen. Auch, Bildung, Würde und ſtudirende Angaben, einen Charakter zu ſchaffen, der die Rollen rundet. Seine Manier iſt ganz weit vom Weltmäßigen zum Alt gewiſſen eingeengt Manier; ſein Bedürfniß eilt, den Hemmniſſen gleichet, weil das gelernte Auge im Raum zwiſchen den Zeilen hätte entdecken ſollen; ſein Richard III. hat in ſeinem Leben jenes Satanismus, den wir uns von intriguanten häßlichen Perſonen unwillkürlich denken, ſein Haar, Mund iſt zwar ins Caricaturte an häßlichſten, aber auch ſein verſchönerter, eleganter Graf Bevarni, der von Blick iſt durch Blattgarben eines, die wie

auf der Bühne nicht leben können; sein Marinelli ist mehr als ein accentuirterer Olavigo-Carlos und gehört jener traditionellen alten deutschen Schule der Böswichter und Canaillen an, die uns selbst noch zu Zeiten Seydelmann's soviel Schrecken und Grauen einflößen konnten.

Wir bezeichneten in allen diesen für den Charakterspieler maßgebenden Partieen den von Brunnert vortrefflich wiedergegebenen Grundton. Die Localfarben werden sich diesen Grundton nicht rauben lassen. Es werden ihnen immer jene alten Schauspieler aus unserer classischen Zeit vor die Erinnerung treten, die diese Rollen in Deutschland zuerst brachten und die Bühne ganz so hatte gestalten sehen, wie Schiller den Wurm und den Präsidenten schrieb und Ekhof Beide spielte. Die bewunderungswürdige Leistung Lorrains im fünften Acte seines Franz Moor kann nicht ganz wieder gemacht, muß in den alten verkörpert werden. Spielende Ironie ist die Localfarbe nicht, mit der man Localfarbe solche Gestalten auf die Bretter gebracht sehen wollte.

Müssen wir von Brunnert aber seine Lämmchen und die Schulung seiner kunstbeflissenen Intentionen mit Hochachtung sprechen, so verpflichtet uns Wahrheitsliebe, auch seine Mängel nicht zu verschweigen.

Brunnert's Hauptfehler ist die, den auf seine Leistungen so sehr wie den Schauspieler ernsten

Es gibt nämlich einen gewissen Vorrath von conventionellen und theatralischen Hülfsmitteln, die vielen Localfarben ebenso zur Konvalität zu gehören scheinen wie die verschiedenen Sorten von Schminke in der Garderobe. Da gibt es gewisse Betonungen, ohne die man sich Lessing nicht richtig declamirt denken kann, gewisse Kopfhaltungen auf eine hohe Stufe stehen; gewisse Schreiben gestikuliren, aber bedeutungsvolle Spiele mit einem Schnupftuch und dem mehr oder minder gleichgültig auf der Schulter getragenen Schwerte; gewisse Partieen der Rollen, die mehr mit Natürlichkeit hervorgebracht gefordert werden, gewisse hervorragende Leistungsstellen, die, als sie neu, gewiß sehr schön waren, gewisse Mätzchen, die einmal zu sagen vergessen haben und den Localfarben noch ein mal wieder aufgetragen sehen, als nachzuholen, richtigen, weil auch sie ein mal applaudirt zu werden — kurz, wer kennt nicht diesen Apparat musikalischer Lieblingsbewegungen, pomadenartiger Hand- und Fingerstile und wie in Noten gesetzter Stimmmodulationen des „Mar, bleibe bei mir!“ bis zu „Und Euer wohlerich bin ich nicht gefehlt!“

Es läßt sich durchaus nicht verschweigen, daß Brunnert von diesem theatralischen Handwerkszeuge einen oft recht klappernden Gebrauch macht. Dem Künstler sollen alle diese Traditionen und Manieen gegenwärtig sein; er soll auch, wo ihnen recht etwas Gutes zugrunde liegt, davon Nutzen ziehen; aber er muß sie hinarbeiten in die individuelle Einheit seines Spiels; man muß die Wirkungen dieser Hülfsmittel haben, ohne ihre Anwendung zu sehen. Wir haben Rollen, die ganz überhaupt fast nur aus diesen Tours de force einer äußerlichen Mimik. Es war schon bei Seydelmann ein großer Fehler, daß er diese Rollen so gewogen war, als da sind die Raupach'schen Helden- und Charakterrollen, den Karl XII. in Narva und auf der Heimkehr, den Mann Gregor mit der Schnupftabaksdose und dem Kruzifix, lauter Motallen eines vorwiegend äußerlichen Theaterspiels. Wenn man eine Probeaufgabe für eine Musterrolle dieser Art aufsuchen wollte, so würde sie Raupach mit seinen Gregorrolle gewonnen haben. Und richtig hat sich auch Brunnert gewählt. Ich auf die Wiedergabe dieser Gregorrolle so viel angeht zu sein, daß er seine Physiognomie gewöhnlich mit einer Inquisit und sich seitdem von verschiedenen als einen Schauspieler betrachtet, der — die Rolle spielt. Man hat nun gleich den Fächer und Taschentuch in seiner Gewalt, sieht dann wieder eine gewisse Scheu des Eingehens vom Marlow-Meer, hat dann plötzlich den bigotten Puritaner, der auf seinem Regenschirm ein Gebetbuch geht, sieht plötzlich wieder den schlauen Diplomaten, dann auch den ehrgeizigen Strategenkünstler, und damit auch diese Leo nicht fehle, endlich den Vater, den ehrlichen, biederen Hausvater, bei dem Homer, Nahrung und ein stilles Sehnen nach Schlafrock und Pantoffeln allen Zusammenhang des Eingehens mit der Wirklichkeit stört. Und wohlgemerkt, ganz so wie Raupach gewollt, macht Brunnert diese Studien der Gregorrolle und der Charakter mit Fleiß und wir haben hier einen Künstler vor uns — einen Schauspieler.

Wer trägt daran die Schuld?

Vielerlei Komplicirtes in den Entwicklungsgängen mancher Schauspieler überhaupt. Ihre Localfarbe ist verschieden. Sie hängen zu sehr an der ersten Sphäre an und die Umgebung, mit und vor der sie spielen, zieht sie herab. Bei Brunnert vollends kommt zur Wahrung der alten Einheit durch Engagement bei kleinen Bühnen und Gast-

theaters noch eine eigenthümliche Exposition seiner ganzen Natur zum Extemporiren. Am liebsten spielt er, weil er Lust und Liebe für seinen Beruf hat (er verbindet die Theologie mit der Bühne), Alles und gibt auch in Allem Lust, was sich immer gleichbleibt — den Mann von Bildung. Noch nicht genug im Spiel — das freilich einem seinem Beruf ganz hingegebenen Manne bei einem Theater wie Stuttgart viel zu selten kommt —, er liest auch vor und erntet — um Stuttgart herum in den kleinen Städten — die allerentschiedenste Gaase-Bewunderung; alles Lob in sehr achter, sehr liebenswerther, aber es droht auf sein Wesen und Wirken jenes Extemporirte des Allesverschreds und Allesüberspringens, wovon die Folgen die angedeuteten Gefahr des Mannichfaltigen sind.

Diese Klage mögen Denen zu rechtfertigen Lust, Besser erklären, warum über bei aller Kraft der Hülfsmittel, bei einer wunderbaren Macht der Rede, bei Intelligenz und Fleiß, doch der bezeichnende Zauber fehlt, der die großen Erfolge verbürgt. Karl Brunner ist auch in seinen besten Jahren. Er concentrirte sich, wurde die manierirten Manieren, die Hüftbeiter ebenso wie die übrigen komischen Masken beseitigt und suche von gewissen Charakteren, in denen er meisterhaft ist, einfachen Sprechgebilden, wie z. B. seinem Oberförster, zur geraden Linie der Zeichnung zurückzukommen. Wir werden ihn dann auf der ganzen Höhe jener Stücke finden, zu welchen ihn seine reiche Begabung an jenem immer höheren werdenden Talentmoment berufen hat.

Zur geraden Linie gehört natürlich, daß ein als Sprecher gerühmter Mann seine Kraft am Klang des Worts übt, Andere nur kurz und knapp spricht, um seine Gedanken auszudrücken

Anregungen.

Deutsche Geschichtsforschung.

Nichts ist dem deutschen Volke wenigen bekannt, nichts von ihm weniger gepflegt und geliebt als seine eigene Geschichte.

Wenn die Lehre jener gewaltige und heilige Zeit einen Ich Licht brennen dürfen Nationalstolz, welcher die europäische Geschichte beherrschen, so hat nicht jene schlechte, ewig logische Verwandlung einer politischen Verwandtschaft, wie sie der englische ausgeübten — so gleicht der Triumphus von Waterloo, unsere Heiligen Verluste — weltlingener sein.

Nur aber wissen die Deutschen mit Stolz und Innigkeit, mit unbedingter Hingebung die Thaten für sich, die ihre großen Vorfahren mit Kaiser Hermann und der Völkerschlacht gegeben, in sich zu verarbeiten, einander beizumessen, als in einer Heldenschlacht gefallene Brüder. Stirne und Lorbeerblatt zu theilen. Man hatte eine gebildeten, zu seinem höheren Ziele führenden Schein, um sich ein gemeinsames Interesse abzugewinnen, als den Kindern, weltbürgerlichen Persönlichkeiten und Thaten anderer Nationen — denn unser Wesen, die Reflexion, ist von allem dem Fluch der deutschen Einheit verfallen, was der einen Hälfte der Nation bewundert, von der anderen gehaßt zu werden — so wollen wir unsere Geschichtsforscher auch erst wenigen Dank zu einem Handwerk zu erhalten und die dem Verständniß Aller zugänglich, dem Schulknaben geläufig zu machen.

Wir Kinder ist hier in seinen Lagen als eine Aufgabe deutscher Wissenschaft und Kunst hingestellt worden, welche zu erfüllen Viele sich bemühen.

Gerade von solch einem Standpunkt, dem Volk einer Idee gleichsam auf der Vergangenheit der Jahrhunderte mit dem Streben der Zukunft wirken zu wollen, ist Julius Vinckens Buch über die deutsche Geschichte (Berlin, Verlag Duncker, zum Preis von 3½ Thlr. und 1½ Thlr. zum Subscriptionspreis verlangt) die nicht eine leichte, populäre Darstellung für die großen Kreise des Mittelstands, den Schulmann zu Grundlinien Kraft und Gehalt, in denen Seine, nicht gewichtig als gewollt, im Kleinigen, Kleinen Jüngen, wenn der Stoff und der Umfang von Ihnen auch in Schwierigkeit zu den Planen eines Lehrers ist, so erscheint ihre Behandlung als eine Zeit Entwickelung der Ideen und Bilder. Sie mag sie in Vergleichung hier und dort an Licht der Erfahrung an Anschauungen, schönem Gedicht in der Lage stellen, aber auf Gesinnung der deutschen Wissenschaft, auf die Wahrheit gründet sich original aufgefaßt. Wenn der Verfasser auch sein Buch Strenge Darstellung geben wollte, so bewegt sich doch überall die Gesinnung und das Urtheil Klage, mit denen er seine Quellen durchsieht, dem Verfasser Stoff ist selbst mit Zahlen und nicht selten zum Mißbrauch in der deutschen Kaisergeschichte und Chronologie. Das Wahrhaftige seiner Werke ist die Schilderung seiner Form, die an Bestimmtheit und Klarheit seiner Ideen zu einer der besten auf diesem Gebiet macht.

Wir können nur wünschen, daß der Verfasser in ähnlicher Vollständigkeit und Treue sein Buch zu Ende führe, mag inzwischen Manches zum Theil berichtigt werden, selbst nicht, wie dies geschieht zu thun, der früheren Epochen der deutschen Geschichte

mit Gerechtigkeit Platz bewahren werden sollen, und gerade bei Shakespeare, wenn in unserer Politik endlich Besinnung, Ruhe und Klarheit einkehren sollte.

Durchaus auf den Standpunkt strenger Wissenschaftlichkeit und Forschung hat sich ein anderer, noch jugendlicher, aber gründlicher Gelehrter aus Königsberg, Theodor Lau, gestellt, der von den Grafen und Grafen von Glatz, denen seine ersten Arbeiten gewidmet waren, den Faden Spring zu den Legenden Hohenstaufen gemacht hat („Untergang der Hohenstaufen", Hamburg, Hoffmann & Campe, 1856), gerade wie sein Lehrer Droysen von Cäsar und Cicero zum Papst Gregor VII. überspringt.

Von beiden Büchern über römische Geschichte läßt sich Kürze und Eigenthümlichkeit der Darstellung nicht absprechen, Verständniß der politischen Verhältnisse und eine gründliche, solide Quellenangabe; doch warten sie schon, namentlich die letzten Kapitel des Cäsar, nicht von einer großen Klarheit in der Quellenforschung frei, ein Fehler, der in dem Buche über die Hohenstaufen noch auffälliger hervortritt.

Zunächst die gröbere Form betreffend, erhebt diese Kürze Bedenken, die es nicht immer ganz erfüllt, und zwar durch einen herausfordernden Ton, namentlich gegen Raumer, zu sehr die Form der Kritik an. Denn in Wahrheit kann es doch weder nur die Raumer'schen Anschauungen, die antiquirte Behandlung und Eintheilung der Hohenstaufen und ein absichtlich Verkennen der Größe Raumer'scher Art der Schilderung, selbst Belege von den Quellen, die in Raumer's Werke nicht vorhanden, waren es auch in einzelnen Punkten ist von Jenem entfernt und sogar Karl von Rotteck mit richtigerem Blicken gesehen.

Obwohl diese Schrift im Ganzen an einer großen Einseitigkeit leidet und mehr eine Materialiensammlung als eine historische Darstellung, scharfsinnige Schlußfolgerungen, combinirtes Lesen und eine Bekanntschaft mit den neueren Anschauungen ist, so bleibt doch anerkennenswerth, daß Verfasser sich scheint, diese mangelhaften, persönlichen Gehässigkeiten in geringerem Maße und mit größerer Ruhe vorzutragen, als der Kritik sonst nothwendig erscheint, welche die Institutionen nach neuen Gesichtspunkten prüft. Auch ein gelehrter Dilettantismus kann so manches, an sich bekannte Resultat mit einer besonderen Romantik umkleidenden Gesichtspunkten sich zu eigen, und der großen Universalgeschichte kann so abseiten Werthvolle gründlicher Forschung auf kleinem Gebiete zu verlegen.

Polnische Literatur.

Der Aufschwung seiner Geschichte, hatte auch Polen seine zur griechisch-römischen Zeiten entsprechende Literatur, von mächtiger in der Revolution von 1793 und, viele in der Revolution von 1830.

Gestern nahm die polnische Literatur eine entgegengesetzte Richtung, schloß sich nach der Unterdrückungsepoche hin und vermischte mit der französischen Literatur um einen Platz in der Literatur.

J. J. Kraszewski ist einer der Dichter, die durch die Umwälzungen der Zeit sich in einmal vorgefaßten Meinungen, Ueberzeugungen und Gesichtskreis nicht beirren lassen. Der Roman „Ulan und Jarosz. Deutsch herausgegeben von J. N. Fritz" (Berlin, Kern, 1856), spricht das Bekenntniß aus, die Pflicht der Gesellschaft aufzugeben, um die Nation zum Nachdenken über sich zu bringen. Ulan ist ein gebrochener Heldengreis. Er erhält durch eigenthümlich verkehrte Verhältnisse eine Zeit über die Sphäre des politischen Bauern reichender Erziehung und Bildung, indem er in Deutschland als Freund eines jungen Grafen die Universität besucht und Reisen macht. Bildung, Wissenschaft und auch seine Gesellschaften, seine Gesellschaft zu der Gesellschaft, seine Heimath, um die Liebenswürdigkeit zu lieben. Ulan hatte eingesehen eine Stelle als in einem polnischen Dorfe, wo er in der einfachsten Bildung einer an Romantik streifenden Weltanschauung seine Kenntnisse an die Bauern der Umgebung praktisch verwerthet. Jarosz gehört so wenig bedeutenden für die Gesellschaft in jede Gesichte ein, daß die Namen auf dem Titel vorkommen Namen.

Der Verfasser zeigt die Gestalten, nicht ihre Handlung. Doch ist sein Werk nicht ohne Anregung und Interesse. Nur bekennen wir, daß es nicht sein ist von besonderer „polnischer Wirklichkeit". Es ist ganz mit jener Mäßigkeit in Oberflächlichkeit geschrieben, die allem — wie mit der hingeworfenen Skizze, die vom Roman beigegeben ist, einverstanden — eine in mehr als hundert Bänden bestehende Gesammtausgabe der Werke Kraszewski's möglich machen.

Der Name des Uebersetzers Fritz, der auch in seinen „Unterhaltungen" gewandte belletristische Abhandlungen über polnische Literatur gegeben hat, verbürgt uns die sogenannte „Polnische Romanbibliothek" eine anständige Lektüre.

Bekenntnisse.

Es ist schmerzlich, wie die Menschen mit großen Namen oder Bildnissen es treiben, daß ihre Nation, großartig, vornehm mit entsprechender Umgebung zu einem Tempel aufzubauen, in dem sie sich einen Gultus der Verehrung zu errichten wissen, als erhöhte außer ihren Leidungen nicht Antrieb in der Welt. Auch die Gemeinde, die sie dazu brauchen, kennt sich regelmäßig.

* * *

Es ist viel besonnener, Den, den wir uns erwählt haben, zu verehren, zu lieben.

* * *

Es kann nicht gelingen werden, daß unsere Literatur mit Verführung der Vorsicht von ihrem Weg Manches verloren hat. Bücher vor der, die im Kampfe mit der Gewalt die bekämpfte Ordnung der Dinge bekämpften, erscheinen jetzt leer. Auch der bedeutendsten Dichtungen nach „Wahrheit" und „Natur" zu sehr die Phantasien ermüdet.

Verantwortlicher Redakteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 41.** Vierteljährlich ein Band. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Briefe von der Ostsee.

(Aus der Kruppost.)

Von Hieronymus Lorm.

IV.

Meer und Strom. — Der lange Brücke an der Weichsel. — Eine Lebensfrage für die Matrosen. — Muschelbänke. — Die Strom-Fähre.

Man vergißt über dem Meere leicht den Strom, an welchem Danzig gelegen ist und dem es zunächst seine Bedeutung als Handelsplatz verdankt: die Weichsel. Dieses die Geschichte der letzten Jahrhunderte gewaltig durchbrausende Wasser trägt bei Danzig gewiß alte, müde Schiffe, welche von Sturm und Wetter gerissen auf den Schiffswerften ihrer Auslieferung harren. Wenn man den Damm an der Weichsel, welcher die lange Brücke heißt und mit Holz gepflastert ist, hinuntergeht, kann man solche Fahrzeuge, die um die Welt herumgeschwommen, ganz in der Nähe betrachten und zuweilen Matrosen auf abgetakelten Masten oder in ganz unbegreiflicher Weise auf Stangen und Leinen sonstige Manöver exhibiren, ohne Seekrankheit, auch nur Schwindel befürchten zu dürfen. Begleitet sich unter diesen rauhen Burschen, obgleich sie nicht in englischen, sondern meistens in den Diensten der danziger Rhederei stehen, zuweilen ein Engländer, dann machen sie, unter den jetzigen Zeitumständen, die Spaziergänger zu einer wichtigen Person und scheint sich unter den letztern ein der englischen Sprache Kundiger gefunden hat, beginnt er eine von Gruppen belauschte, obgleich nicht verstandene Konversation mit dem befahrenen Briten, der sich in seiner Eigenschaft als Landsmann Napier's einer Nimbus im höhern Grade als ihn selbst überraschenden Verehrung erfreut, wie wenig er auch von den Angelegenheiten der Zeit oder vielleicht sogar von der Größe des Admirals unterrichtet ist.

Auf der langen Brücke herrscht auch sonst noch regen Leben, denn während auf der einen Seite dieses hölzernen Uferdammes der Fluß hinläuft, wird die andere von einer Reihe von Buden gebildet, die zum Theil Tabagien und Branntweinhöhlen sind, zum Theil Verkaufsgewölbe, in welchen alle die leichtbeweglichen Herrlichkeiten aufgelegt werden, welche, wie grelle Halstücher, bunte Sacktücher, Perlen, Knöpfe u. s. w., ein junges dem hellen Putze entzückt zugewendetes Seemannsherz vom Matrosen abwärts nur immer zu besitzen vermögen. Außerdem wird die lange Brücke von Jenen belebt, die nach dem Hafen Danzigs gelangen wollen, welcher in der Vorstadt Neufahrwasser seinen Anfang nimmt.

Das gegenüberliegende Dorf Weichselmünde, an dessen Ende eine berühmte Festung zu sehen, die jetzt zum Staatsgefängniß dient, bezeichnet durch seinen Namen die Wichtigkeit von Neufahrwasser, indem hier die Weichsel ihren Ausfluß in die Ostsee nimmt. Auf der Weichsel gelangt man denn auch dahin, indem man auf der langen Brücke eins der Dampfboote besteigt, die regelmäßig den Verkehr mit dem Hafen unterhalten.

auf dem Deck des Linienschiffs mag ich die zerlich casteiten Seeadetten der preußischen Kriegsschiffe „Arkona" und „Amazone", welche eben auf der Rhede ankerten.

Die lange Brücke ist nur ein Schatten, der das eigentliche Hafenleben voraussetzt, das sich in Neufahrwasser in Ungebundenheit entfaltet. Hier sind von Lappen, über welche man Rücke bekommt und die gebrannte Wasser verkaufen, die Sprache aller Völker und man braucht nur zu sagen, daß man an den Hamburger Berg commandirt wird, um mit einem einzigen Wort das Treiben von Neufahrwasser zu beschreiben.

Auf den Matrosenschiffen, drei Meilen genannt, welche, wie mich dünkt, die Einbuchtung der Weichselmündung schützen und eigentlich zur Sicherung der Schiffe beim Einlaufen im Sturme erbaut sind, sieht ich ein gebrochtes Ankerzeug tief weit in das Meer hinaus. Am Ende dieser mit ungeheuren Kosten erbauten Molen sahen sich die Matrosen der in der Rhede ankernden Schiffe schon genauer deutlich erkennen.

Als ich den gebrochten Ankerzeug unterschritt, um draußen den Strom und zur Rechten das Meer, kamen mir Leute entgegen, welche an Bord die Nachricht hinausgetragen, vielleicht weil der Sturm, eine Zuversicht zur Befestigung Beschäftigung, als wenn gerade Nachbar an unruhiger Wellenbewegung gleichfalls verlache. In diesem Falle lag sich das Meer auf dem Land langsamer und schwerer als auf dem Meere regieren. Im Deck lagen die oben erwähnten Seeadetten, die sich an ihren Hängematten vergnügten. Bald sollte ich auch empfinden, auf welche Probe der Matrose hier das Meer gestellt werden kann, wenn es in männlich-unruhiger Laune ein solches Boot schaukelt und man die Aufgabe hat, sich in demselben nur einige Stunden heimisch zu machen. Ich ließ mich nach Hela rudern.

Mit welchem Behagen liest man in solchen Momenten die Beschreibung einer Seestorm in einem Roman von Cooper oder Marryat! Wenn es mit einer Zertrümmerung des Schiffs und einer Errettung von Menschen abläuft, so lesen wir sie, Desgleichen einmal mit zu erleben. Nun hatte ich nichts weniger als einen Sturm zu befürchten, nur der Wind sprang ein wenig zu lebhaft auf, einige Seemeilen von ungewissem Charakter kamen mir zu nahe und überzeugten sich durch persönliche Berührung von der Bewegtheit eines Elements auf dem Meere.

Demnach vermuthete ich, und mit Grund, daß mir Obermacht unbegreiflich, empört durch die rücksichtslose Behandlung des geliebten Elements, der stets die meinem Sitz entgegengesetzte Seite des Boots in die Höhe warf, wo immer ich meinen Sitz wählte, demnach verwünschte ich meine seefahrerische Laune in eine Tiefe, wohin kein Seelot mehr reicht, damit sie nur niemals wieder zu mir gelangen könne.

Es verhält sich jedoch mit Meerfahrten wie mit dem Rauchen. Die Unfolgsamen, welche der Genuß einer ersten Cigarre erregt, sind bald überwunden und man lebt sich nach einer zweiten. Kaum war das Boot auf den Sand von Hela gebracht, als ich Herrlichkeit genossen zu haben glaubte und mich auf die Wiederholung freute.

Der ungeheure Rubikl von Meer und Himmel, die gleich zwei Lippen den Mund der Gastfreiheit bilden, und welchem eine erschütternde Naturstimme die so wärmer Seele bringt, das Gefühl unendlicher Verlassenheit und doch zugleich einer holden Vertrauens auf den menschlichen Geist, wenn sich seine überwältigende Herrlichkeit auch hier nur im rechtfertigen Vertrauen auf Kraftpaaren eines kleinen Segels äußert — das macht eine Meerfahrt zum erhebendsten Schauspiel.

Hela ist, wie bemerkt, eine Halbinsel, einige Seemeilen von Danzig entfernt. Auf der äußersten Spitze der Landzunge steht ein prächtiger Leuchtthurm mit beweglichen Lampen.

Was man die Stadt Hela nennt, ist ein ordentliches Fischerdorf, von Kiefernwäldern umgeben und aus elenden Fischerhütten zusammengesetzt. Jeder Person hat es in einer Untersuchung der Herzogsrichter von Hela vollkommen treu beschrieben. Klein, von Holz erbaut, mit einem Ziegeldache, das an einer Seite weit tiefer als an der andern herunterging, in der niedern Hälfte der Wand eine zweite, kleinere Thür zu einem im Hause selbst befindlichen Stalle für eine Kuh angebracht erlaubt, haben diese Fischerhütten alle ein ödiges schiefes und ungemüthliches Aussehen. Sehr kleine Fensterchen mit grell angestrichenen rothen Läden machen sie noch unheimlicher, und der viele Sand auf die durch das ganze Dorf aufgerichteten Gerüste zum Trocknen der Netzen, die einer Reihe Galgen so ähnlich sehen als kleine Jungen ihren erwachsenen Brüdern, tragen natürlich nicht dazu bei, das Fischerdorf oder die Stadt Hela zu einem reizenden Aufenthalt zu machen.

Von den Fischen Hela's muß ich noch besonders bemerken, daß sie das Auszeichnen von Sardellen auf vier Füßen haben. Die Milch dieses sonderbaren magern Geschöpfs bekommt Leber, daß Fischen

sich nur mit Fischabfällen ernähren werden, einen unleidlichen Geschmack. Außerdem gibt es hier große Schafe, Ungarn genannt, die im Walde weiden und selbst des Winters der Wohlthat eines Stalles nicht kennen lernen, da sie nur selten des Schutzes für kurze Zeit eingefangen werden. Zu diesen Thieren gesellen sich nun auch die Einwohner von Hela, fast durchaus Fischer mit Ausnahme des Burgermeisters und einen Theil mehr auf der Höhe der Civilisation stehend als die übrige Welt dieser Zeit.

Einen Beweis dafür liefert eben die Heroengeschichte. Es sind noch nicht zwanzig Jahre, daß ein altes Weib, im Verdacht stehend, das Wetter zu machen, die Milch der Kühe zu verderben — als ob hier das möglich wäre! — und anderer Dorfhexerei Kunststücke machend zu sein, ganz mittelalterlich getauft wurde und dabei ihr altes Leben verlor. Unter Vernichtung einiger romantischer Umstände hat Julie Burow, wie bemerkt, eine Novelle aus dieser Begebenheit entwickelt.

Ich verwünschte übrigens die Phantasie der Dichter, als ich die hiesigen Fischermädchen erblickte. An langen Seilen, die mit einem Tragriemen über Busen und Schultern befestigt werden, ziehen sie, vom Meeresufer langsam rückwärts schreitend, die langen, mit Tausenden von kleinen Fischen gefüllten Netze aus dem Wasser. „In schöne Fischermädchen, rufe den Kahn ans Land", hatte ich mir auf der Fahrt nach Hela gesungen. Die romantischen Fischermädchen sind aber abermals schmutzig und nur die Neuheit der Gegenstände und abermals der Blick aufs Meer konnten mich damit versöhnen, nach Hela gekommen zu sein.

V

(Geschichte Danzigs — Kloster Oliva — Gemäldesaal — Tanz der Bauernmädchen — Rückfahrt — Danzig — Ein Spaziergang durch Danzig.)

Als ich so rasch von Danzig nach Zoppot eilte, bat ich die Herrlichkeiten alle, die sich auf diesem Wege aufthun, unbeachtet zur Seite liegen. Allein eben während meines Aufenthalts in Zoppot suchte mich mein touristisches Gewissen und nur durch Einholung des Versäumten vermochte ich es zu beschwichtigen.

Ich muß gestehen, daß, nachdem die See meiner heimischen Stimmung mir ziemlich vom Gemüthe gespült hatte, nichts geeigneter sein konnte, mich mit der Erde wieder zu versöhnen als der Reiz, mit welchem sie in der unmittelbaren Umgebung von Danzig bekleidet ist.

Diese Landschaften können zwar mit manchen allgemeiner gepriesenen Gegenden Deutschlands nicht an Schönheit immer wetteifern, dafür aber stehen sie vielleicht an Eigenthümlichkeit ihres speziell nordischen Charakters und dadurch an nachhaltiger Tiefe der von ihnen erregten Eindrücke. Diese dringen um so mächtiger in die Seele, je weniger sie sie aufgedrängt werden, denn diese leichteren Töne und Farben, Hügel und Thäler, des Laubes, den sie eben kennen, sich nicht bewußt, lassen ihren Ruhm weder durch Bücher in der Welt verbreiten, noch durch Fahrer an Ort und Stelle in lästiger Art ausposaunen, sie begnügen sich vielmehr, für der Danziger Kaufherren und ihre Familie die schönste Scholle zu sein, welche der Sommer annehmen kann. Darum ist auch die Umgegend belebt mit geschmackvollen Landhäusern und Vergnügungsorten, während zugleich für die aus nomadisch auftretenden Völkern auf der Stufe überall patriarchalische Zelte aufgeschlagen sind, deren Oekonomie in der Bewirthung darauf hinausläuft, daß Danzig eine echte Patriarchatsstadt ist, im mittelalterlich deutschen Sinne des Wortes.

Am meisten genannt von der ganzen Umgebung ist das Kloster Oliva, so wenig es auch mehr Kloster ist, denn der hier seit sechs Jahrhunderten bestandene Cistercienserorden wurde 1831 aufgehoben. Die Abtei ist jetzt in eine katholische Pfarrkirche verwandelt. Sehenswürdigkeiten erwarten sich weit des Olivaer Friedens (zwischen Polen und Schweden), der seinen Namen von diesem Kloster hat, in welchem er geschlossen wurde.

Man braucht aber nicht nach in Trümmern liegenden Klostergebäuden historischen Erinnerungen nachzugraben, um sich hier des Lebens zu freuen. In dem Schloß, das ehemals der Abt gehörte und jetzt im Besitz des Königs ist, gefällt sich ein Museum, der, obwohl noch als werdend, ein Lokalmal prompthaltigster Wertschätzung genannt werden kann. Wie ich eine solche Fülle von solchen Kardinalköpfen von Gregorius, wie sie hier ihre schönen Häupter weisen, des Lockes vielen ihrer Schwestern braucht, hinwieder schöne Häupter zu schmücken, denn die Hirten und Hirten von Oliva bilden zugleich nur ein Komplex Bauernhof, deren Mädchen sich minder kostspielig als die georginen-lüsternen Städterinnen zum Tanz herausputzen.

Eine besondere Merkwürdigkeit dieses Gartens ist eine hohe Lindenallee, die sich am besten mit einem ausgezogenen Fernrohr vergleichen läßt. Sie scheint sich bis an das ziemlich weit davon entfernte Meer zu verlängern, was dadurch bewirkt

wird, daß der schon außer dem Garten liegende freie Platz, an welchen er stößt, in gleicher Breite ausgebauen ist. Man blickt wie durch eine hohle rechte Hand auf die Düne.

In der Manier von Versailles sind die Bäume gleichmäßig beschnitten und auch an mancher anmuthigen Kunstlei nach französischer Art fehlt es nicht, nur daß eine besondere Sauberkeit dabei vermißt. So sind z. B. zwei Statuen einander gegenüber in ziemlicher Entfernung angebracht, aber absurderweise derart miteinander verbunden, daß jeder Laut, welcher der Hand der einen Statue anvertraut wird, an der Hand der andern deutlich zu vernehmen ist. Welches Glück eine solche Vorrichtung Liebenden bietet, die hier spazierend vor allzuscharfen Beobachtern und Lauschern an seinem vertraulichen Wort sowmen, das stellt sich der Phantasie von selbst vor. Freilich läßt sich bei dem nüchternen und kühlen Temperament, das entsprechend der Temperatur in Danzig herrscht — dem nordischen Venedig, wie es die Danziger nennen —, nicht voraussetzen, daß die zarte Liebesworte vermittelnden Statuen viele Seufzer auf dem Gewissen hätten.

Poesie der Liebesnacht ist hier ebenso wenig heimisch, wie es scheint, als die Leidenschaft der Poesie. Wie die Düne nicht Öde und Alut hat, so stören und trüben auch hier nicht die Gefühle „himmelhoch jauchzend und zum Tode betrübt", sondern gehen ihren gleichmäßig gemessenen Gang ruhig weiter. Es gibt auch keinen einzigen bekannten Dichter oder Schriftsteller in Danzig, nicht einmal eine belletristische Zeitung, denn das „Danziger Dampfboot" ist zur Politik übergegangen und wenn sich nicht die Steinfragen an den Häusern zur Nachtzeit Märchen erzählen, so herrscht hier unumschränkt die Wirklichkeit, soweit sie sich ausdenken kann in Schiffsverzeichnissen, Waarenlisten und den Annalen zahlreicher polnischer Juden.

Vielleicht war ich seit Jahren der einzige Fremde an diesem den Einheimischen zur Gewohnheit herabgewürdigten Orte, als ich den Wagen bestieg, um den zweiten Gegenstand der Bewunderung in Oliva aufzusuchen: den Karlsberg. Von dem prachtvollen Thore der Düne ist das herrlichste Punkt zum Ueberblick des Meers. Sanft windet sich die langsam bepflanzten Hügelwege auf, bei jeder neuen Wendung taucht man dem Thal ein neues Angedenken ab und hat es dem Blick erst ans Meergrün und Wald, später auch die Hammerwerke von Freudenthal gewahrt, so front der bald erreichte Gipfel alle Wünsche, indem er zu den fernen Herrlichkeiten die See gesellt, die alte ewig junge Sirene, die von hier aus, die wohl nicht die Harmonie ihres Wellenschlags und die Melodie ihres Wogenrauschens bringt, durch das glänzende Farbenspiel, das sie mit der Sonne weibt, in ihre erquickende Umarmung locken will. Hier läßt sich gut ruhen und träumen und über dem Meer der Erde und ihres Tand vergessen, man möchte denn durchs Fernrohr blickend an den Wimpeln verschiedener Kriegsschiffe entdecken, daß selbst die See sich vor der Erde und ihrer Tand nicht sicherstellt hat. Es war ein edelmüthiger Fürst, Herzog Johann Karl zu Hohenzollern, später den geistlichen Stand ergreifend, Bischof von Ermeland und Abt in Oliva gewesen, welcher in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts die Anlagen des Karlsberg schuf, die sein Nachfolger und Neffe, Fürst Johann zu Hohenzollern, weiter ausführte.

Zwischen der Stadt und Oliva liegt, wie ich schon in einem früheren Briefe bemerkte, Langfuhr, der nächste und beliebteste Sommeraufenthalt der Danziger. Hier reiht sich Villa an Villa, verschiedenen, oft wunderlich vermischten, aber fast immer reizenden Baustils. Bald schlingen sich schmiegsame Pflanzen um griechische Säulen, bald ruhen ernstliche Gemäuer von ritterlichen Lüchern. Zuweilen ist ein solches Landhaus gleich einem mathematischen Punkt hinter Bäumen und Gebüsch ganz versteckt und lacht und hob aus seinen Blumengerüchen Kommenden entgegen, wenn wir es aufgefunden haben. Und lassen wir uns das Kinderspiel gefallen und verfolgen die niedlichen kleinen Häuser, so sind wir bald nach dem schönen Punkt von Langfuhr, nach dem Jäschkenthal gelangt, ein kleines Thal, das wie eine Miniaturausgabe ländlicher Naturschönheiten im Goldschein der Sonne liegt. Wald und Wiese sind seine Charakterzüge, die letztere soll manchmal im Jahre Schauplatz eines Volksfestes sein. Jetzt dehnt sie sich einsam wie eine räumende Scheune hin, auf welche der Wald, der sie begrenzt, als ernst ernannte Wächter niederschaut. Wald und Wiese aber sind von jenem dauerhaften, frischen und saftigen Grün, wie es an den Wiesen und Wäldern Alt-Englands gerühmt wird und welches hier einen gehörigen Kontrast mit der erbleichenden See zu haben scheint. Für Berge ist diese Miniaturausgabe ein zu kleines Terrain, doch lehnt sich Jäschkenthal an eine Hügelkette, die, ähnlich dem Karlsberg, auf wohlgepflegten Wegen zwischen Anlagen

und Pflanzungen zu ihren Höhen leitet und dort das Auge durch den unerwarteten Anblick von Neuhabrwasser, Oliva u. s. w. überrascht.

Nachdem ich Auge und Phantasie an den ländlichen und zugleich prächtigen Landhäusern erfreut hatte, die überall das Gepräge hoch aufgespeicherter Geldmittel tragen und weniger durch die Pracht des Materials, aus welchem sie erbaut sind, als der Bewunderung über den Reichthum ihrer Besitzer zu Stein geworden zu sein scheinen, nachdem ich dann eine der Höhen des Johannisberg erstiegen hatte, gab mir dieser erhobene Standpunkt meiner Ansicht auch einen höhern für meine geistige Betrachtung und alle diese gebauten Herrlichkeiten überschauend, wollten sie mir nichts weniger als erhaulich erscheinen.

Friedrich II. hatte Langfuhr, das erst vor hundert Jahren zu Danzig gehört und früher ein adeliges Gut war, gekauft, blos um der großen Handelsstadt das Vergnügen als Freistaat etwas unbequemer zu machen. Dieser Umstand ist ein kleines Sinnbildchen für die Wichtigkeit der auf dem schönen Johannisberg zu Füßen gebreiteten Stadt als Centralpunkt für unermeßlich viel Geld und Verkehr.

Nun hat diese ausschließliche Handelsbedeutung nicht vermocht, auf diese Lebensanschauung der Danziger noch bis in die gegenwärtige Generation einen eigenthümlichen Einfluß zu nehmen.

Dieses unwandelbares Prinzip einer jeden Handlung ist Geld verdienen. Allein je leichter sich hier mit einigem Glück in diesem stets lebendigen Treiben kaufmännischer Spekulationen bewerkstelligen läßt, um so schwerer fällt die Frage sich zu beantworten, wie das aufgesammelte Geld auch zum Lebensschmuck zu verwenden, zu genießen sei, damit in einer Stadt, die Kunst, Literatur und Wissenschaft, selbst soweit sie blos zur Verschönerung der Geselligkeit dienen, nur in sehr untergeordneten Nachklängen aus andern Gegenden in Empfang nimmt.

Nicht wie die ehemaligen Hansestädte ist Danzig zugleich der Mittelpunkt mächtig pulsirender Kräfte auf minder materiellen Gebieten. Bildung und Bildung haben im Allgemeinen schon im aufmerksamen kleinen Menschen den großen Handelsverkehr der Stadt im Auge, der durch jedes einzelne bedeutende Privatvermögen nur noch vermehrt wird. Alles Geld verdienen! Und benutzt der Mann seinen Reichthum auch nur zu ganz individuellen Zwecken — die Gesammtheit fühlt sich schon durch das Bewußtsein gehoben, daß dieser Reichthum existirt. Ein reicher Mann ist hier mehr als an jedem andern Ort zugleich ein verdienstvoller Mann und es würde nicht leicht Jemand darüber lächeln, wenn man ihm ein Denkmal setzen wollte, weil er so viele Tausende von Thalern munificent und segensreich verwendet hat und die hundertfache Zahl als Steuergroschen der Stadt zugebracht, wie ein römischer Triumphator. Aus dieser auf dem Geld beruhenden Lebensanschauung erwachsen in natürlicher Folge die zwei Dinge, auf welchen der Reichthum sich im geselligen Leben bewegt: der unbegründete Hochmuth und der schauerliche Langeweile. Nationalsinn bethätigen, wie der Engländer sagt, nur die Vögel.

Wie nun der Rauch aus den Schornsteinen der ländlichen Landhäuser zu uns nach der Höhe emporsteigt, meldet er uns Wärme, aber nur so behaglich Gesichtchen, die sich im Schooße solchen Reichthums zu Hause oder jener Zeit begeben haben.

Da ist ein junger Mensch, der bisher kaufmännisch spekulirte, einer in derselben Art erworbenen vollen Million und weil er nun nach andern hin mit Recht seine Gedanken mehr für nothwendig hält, mit seinem Namen aber seine Geschäfte verknüpfen muß, so tritt er nach Italien; er hat gehört, daß reiche Leute sich da zu thun pflegen. Mit seiner gewissen Schönfärbungen verschlossenen Seele nicht empfänglich genug für die Schönheiten des Landes, nicht kenntnißreich genug, um es zu verstehen, spannt das Leben einen ungeheuer breiten Rachen vor ihm auf, der ihn zu verschlingen droht, wenn er ihn nicht füllt und er weiß ihn mit Nichts zu füllen. Nach drei Jahren hat er sich auf Venedigerbrücken und noch immer ist Platz vorn Millionen zu dem schönen Italien erübrigen.

Da gelingt es einem Kaufmann, dem Besitzer eines jener ländlichen Landhäuser, durch Thätigkeit und Spekulationsgeist sein Vermögen zu einem Umfang von 600,000 Thalern zu bringen. Aber er ist Junggeselle und es scheint ihm sein Vermögen nicht groß genug, um Weib und Kinder zu ernähren. Er muß wenigstens eine Million haben. Nun ist es zwar in seinem Falle so wenig schwer eine Million zu erwerben, als wenn man schon eine halbe besitzt, allein es gibt doch besondere Umstände bisweilen langsamer, der reiche Kaufherr verliert zwar nicht, aber er gewinnt auch nicht. Es faßt ihn das immerwährende Prinzip: Geld verdienen, mit wahnsinniger Wuth; muß er doch Weib und Kind vor Nahrungssorgen schützen, wie er meint. Die Million will sich aber noch immer nicht runden und er erbittet sich eines Tages mit Hinterlassung von 600,000 Thalern und einem

Jerich, der seine guten Freunde anficht, ihm Weib und Kind vor dem Verhungern zu retten.

Und wagischer noch als diese beiden Fälle wollte mir der Selbstmord eines reichen Mannes dieser Gegend erscheinen, vielleicht weil mich der Anblick seiner Villa eben so überaus entzückt hatte. Daß er Hand an sich selbst legte, hatte abermals keinen andern Grund, als daß er, des Geldes satt, ohne innern Halt und äußere Freude, nicht wußte, was er mit seinem Leben beginnen sollte. Er hatte Alles, was die Erde Schönes und Herrliches beut, genossen. Da ist aber die eigene Seele, welche der äußern Glücksgüter bedürfen muß, wenn sie hungernden die Seele ausfüllen und sie nicht als modernde Leichname erscheinen sollen. Und hatte er nur Seele genug gehabt, das sein herrlicher Gartenbau ihm zum lebendigen Berg geworden wäre! Vom höchsten Punkt seines Parkes aus ist die See zu erblicken und wie sie unaufhörlich singt und schäumt, weckt sie auch in der Menschenbrust eine sehnsuchtsvolle Unruhe nach fernen unentdeckten Zielen. Wer nicht weiß, daß ein solches Ziel in ihm selbst liegt, der sucht es fern und weit in allen Genüssen dieser Erde und stürzt danach über die See und schlägt das ganze Leben auf, um es zu finden und zeigt meist ihm die ungestillte Sehnsucht in den Tod.

Die Sophienkirche.

Von Eduard von Wilmen.[1])

Die Sophienkirche in Konstantinopel bleibt ebenso als Werk der Baukunst wie durch ihre Geschichte wohl das merkwürdigste Gebäude der Welt.

Die Peterskirche in Rom überstrahlt sie an Pracht und innerem Kunstreichthum, aber die heilige Sophia zählt tausend Jahre Geschichte mehr; Erstere entstand im goldenen Zeitalter der italienischen Kunst und ihr Geschicke ihres Baus ist die Geschichte der bildenden Künste des 16. Jahrhunderts selbst.

Die heilige Sophia wurde im Gegentheil zu einer Zeit erbaut, wo die griechischen Musen mit ihrem Hauptling auf einig verschwunden waren. Der Bau der Peterskirche hat über hundert Jahre gedauert, die Sophienkirche stand nach fünf Jahren, elf Monaten und zehn Tagen das erstemal fertig da, 537 n. Chr., als ein Erdbeben nach zwanzig Jahren die Hälfte niederwarf, errichtete man sie in kürzerer Zeit zum zweiten mal und seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts hat sie den Stürmen der Zeit und Geschichte sowie dem Erdbeben bis auf den heutigen Tag getrotzt. An den Bau der Peterskirche knüpfen sich die größten Namen der Kunst der neuern Zeit, wie Bramante, Michel Angelo, Rafael. Die Namen der Erbauer des byzantinischen Wunderwerks muß man aus dem Dunkel ans Licht ziehen.

In Tralles, einer Stadt Lydiens (bekannt aus Cicero's Briefen), lebte ein Bürger, der das seltene Glück hatte, der Welt fünf ausgezeichnete Söhne zu hinterlassen. Einer derselben war ein großer Rechtskenner, zwei andere vortreffliche praktische Aerzte. Ein vierter war berühmt als Grammatiker und Rhetoriker und der fünfte endlich, Anthemius, ist der Erbauer der heiligen Sophia. Des Lehrer dieses Mannes, Proklus, war der Athener des ganzen Jahrhunderts, und dem Meister war der große Schüler werden die größten Kenntnisse in der Mechanik zugeschrieben, so daß schon sagte, daß Anthemius die Kraft des Dampfes gekannt und angewandt habe. Diesen Anthemius rief der Kaiser Justinian nach Konstantinopel, als der vom großen Konstantin erbaute Tempel der „ewigen Weisheit", zum zweiten mal abgebrannt war und vierzig Jahre nach dem letzten Unfall begann schon der Bau dieses Wunderwerkes nach Anthemius' Plane, oder wie die Sage will, den ein Engel dem Kaiser im Traume überreicht hatte. Zehntausend Arbeiter wurden zum Werke verwandt. Da die jährlichen Einkünfte des Reichs nicht langten, eine solche Menge zu erhalten, so entzogen neue Steuern und allen öffentlichen Lehrern wurden die Gehalte entzogen, das Blei zur Bedachung der Kuppel nahm man aus den Wasserleitungen und ersetzte diese durch Röhren aus Sandstein, wie man sie heute noch sieht. Der Arbeiter wurden jeden Abend in seiner Silbermünze bezahlt; der Kaiser selbst, in der Tracht eines Tagelohners, überwachte den Bau und ermuthigte durch Theilnahme an allen Arbeiten die saubere Menge. Außerdem wurden zum Bau verwandt alle Einkünfte Aegyptens, eine silberne Bildsäule des Kaisers Theodosius, 7000 Pfund schwer, acht prächtige Porphyrsäulen aus Aurelian's Sonnentempel, acht andere von grünem Jaspis aus dem Dianentempel zu

[1]) Wir stehen nicht für politische Ansichten, die der geehrte Verfasser in seinen „Wanderungen durch das türkische Europa" (zwei Bände, Berlin, Alexander Duncker, 1858) ausspricht, doch sind seine Darstellungen so anschaulich, seine geschichtlichen Rückblicke so anziehend und auf allseitige Quellenforschungen begründet, daß wir den Lesern unserer Zeitung gewiß zu Dank glauben, wenn die Mittheilung einiger Berichte aus einem noch sehr erfahrenen Theile Europa's unterbleiben, welche Verfasser
D. Red.

Cylinder; weißen Marmor mit rothfarbenen Adern schenkte Thessalien, grünen gab das alte Karien, den blauen schickte Lybien, den schwarz- und weißgestreiften Aegypten die libyschen Länder. Die Ziegeln zur Kuppel wurden in Rhodos von besonders leichtem Thon gebrannt; zwischen dieselben wurden Reliquien eingemauert und während dieser Arbeit stimmten die Priester Hymnen an für das Gedeihen des Tempelbaus. Da der Umfang der Kirche viel größer als der der abgebrannten werden sollte, so mußten mehre Besitzer der umliegenden Gegend ihre Häuser und Gründe dem großen Unternehmen aufopfern; ein Schuster verlangte und erlangte dafür große Vorrechte; eine Witwe, Anna, vom Kaiser selbst entschädigt, schenkte Haus und Grund der Kirche für das Versprechen, da einst begraben zu werden, wo sie gewohnt hatte. Die Fußplatte des Altars wurde mit Edelsteinen und Perlen ausgelegt, alle Kirchengefäße wurden aus reinem Gold verfertigt.

So haben nicht allein drei Weltheile ihre kostbarsten Schätze beigetragen, sondern auch die Tempel der größten heidnischen Religionen mußten zum Baue ihrer Säulen leihen und Zeus und Ceres, Luna und Pallas Athene kommen sich gegenseitig über gleiche Verwendung treffen.

Der große Baumeister war aber schon im Beginn des Werks gestorben; es fand sich ein zweiter würdiger Nachfolger, Isidor aus Milet, der in der genannten Zeit das Ganze gerade dem ersten Plane vollendete. Am 27. December 537 wurde der Tempel durch Justinian und den Patriarchen eingeweiht und der Kaiser rief am Altare der Weisheit: „Nun habe ich dich, Salomon, übertroffen!“ Die Zeit der Einweihung dauerten zwölf Tage und in dieser Zeit wurden dem Volk Korn und Wein ausgetheilt. Sechstausend Lampen erleuchteten des Nachts, an den großen Bögen, den innern Raum, deren Zwischenräume von den leuchtenden Marmorarten glänzte. Innerhalb der Kirche waren zwölf Ambonen mit Bronzen und Purpurstoffen verziert und im Vorhofe prangte ein Wasserbecken aus Porphyr zum allgemeinen Gebrauche. In diesem Tempel wurden die Kaiser gekrönt, Triumphe gefeiert, Synoden und Concilien gehalten, von denen die berühmtesten 553 noch zu Justinians Zeiten, und unter Konstantin V., ein drittes 869 unter Basilius zu nennen sind. Das letzte wurde im Jahre 1341 gegen den Mönch Barlaam gehalten, den die versammelten Väter als Ketzer verdammten. Und geschah es in der Zeit, wo die Türken die schönsten Theile am Fuße des Olymps in Bithynien erobert und das Gebiet der Janitscharen schon hatten. Als die Lateiner, d. h. die Venetianer und Franzosen, Konstantinopel erobert hatten, so erhielt die heilige Sophia Obdach, welche mit den Unmenschlichkeiten der sonstigen türkischen Eroberer wetteiferten. Alle Kostbarkeiten wurden geraubt und den Räubern vertheilt, sodaß Pferde wie Maulesel unter den Lasten zusammenstürzten. Das aber die Marmorplatten das Blut der gemordeten Priester Gottwar, genau genommen, nichts Neues; aber ein entartetes Weib besteigt den heiligen Stuhl des Patriarchen, und eine lächerliche Menge verspottet unsinnig die Ceremonien der orientalischen Kirche.

Von den Schicksalen dieser Kirche nach der Wiedereroberung durch die griechischen Kaiser ist uns weniger bekannt; die Schwäche und Armuth des byzantinischen Reichs machen es aber unwahrscheinlich, daß sie von neuem mit solcher Pracht ausgeschmückt wurde. Nachdem der letzte Konstantin mit einem Heere Jerusalem 30 Tage lang der Belagerung widerstanden, erschien er noch vor Sonnenaufgang in diesem Tempel und betete für sein Volk; es war das letzte christliche Gebet, das hier gesprochen, aber nicht erhört wurde. Als er die heilige Stätte verließ, ertönten die Glocken zum letzten mal und riefen die Männer zum Streite auf die Wälle, die jammernden Weiber und Kinder in diesen heiligen Zufluchtsort. Als aber der Sklave Giustiniani (dessen Namen an den des Erbauers erinnert) durchdrungen und der heldenmüthige Grieß im grausamen Getümmel verschwunden war, als der abgeschreckende Turm durch seine Janitscharenmacht den hellen Gläubigen überstieg, da hörte man im Innern des hehren Tempels nur Heulen der Weiber und Kinder und die Verzweiflung verschloß die Ohren. Aber bald öffnete sich der Hauptvorgang und der Sieger trat mit seinen lärmenden Mannen und Kindern Gott des Heerschaaren vor, das Kreuz ward abgebrochen, die Weihgeschenke den Janitscharen vertheilt und mit donnernder Stimme rief der Sultan aus: „Gott ist kein Gott außer Gott und Mohammed ist sein Prophet!“ Die heilige Sophia wurde Moschee, der Priester Janitscharen, Nonnen und Weiber unter dem heiligsten Altare zum Opfer gebracht wurden.

Neben dem beschädigten Thurme, dessen Glocken man zu türkischen Kanonen umgoß, erhob sich bald ein Minaret, zu dem spätere Sultane noch drei andere hinzufügten. Statt des Kreuzes glänzte nun auf der Mitte der Kuppel der Halbmond, und alle Wappen von Bronze, und das Mahomedische

des türkischen Reichs und Volks, in goldener Pracht und Kraft weiter in die See und nach Süden hinein als ehemals die goldene Lanzenspitze der Pallas in Athen. Im Innern werden die Metallwände mit weißem Kalk überzogen, der Hochaltar, in allen griechischen Kirchen nach Osten gerichtet, wurde hinweggerissen und ins Südwestliche, der Mihrab oder muselmanische Hochaltar, nach Südosten gelegt, d. h. nach Mekka gewandt, wohin der Diener beim Gebete sieht. In ebenso verrückter Ordnung steht auch die türkische Kanzel, Minber im Türkischen. Auf dieser und allen andern, die sich in eroberten Kirchen befanden, erscheint am Freitage der Priester nun mit dem Schwerte in der Hand und hält das Gebet für den Sultan; von beiden Seiten flattern zwei Fahnen als Siegeszeichen über das Alte und Neue Testament. In den vier Ecken des großen Langgewölbes bemerkt man als Erinnerung an die christliche Zeit vier Seraphim, wie schwebende Geigenuhr in der Luft, aber selbst neben denselben stehen in soleßaler Schrift die Namen der ersten Khalifen, Abubekr, Omar, Osman, Ali. In noch größern Lettern steht in der Kuppel der Vers des Koran geschrieben: „Gott ist das Licht des Himmels und der Erde.“ Die Türken, welche sich für die erste Nation der Welt, für das auserwählte Volk Gottes halten, betrachten das Gebäude als das größte und erhabenste der Welt. Zur Erhaltung desselben und deshalb eine Menge geistlicher und weltlicher Personen angestellt, der Grundzins aller Häuser in Smyrna hilft vorher sowie das Vermögen aller Griechen, Armenier und Juden jener Stadt, die ohne männliche Nachkommen sterben. Die Einkünfte dieser Kirche sind haben zu allen Zeiten auf eine halbe Million Gulden berechnet werden. Der Sultan besucht sie nur in der Nacht des 27. Tages des Ramadan (Fastenmonats). In dieser Nacht, der heiligsten des Islam, ist der Koran vom Himmel gefallen und sie heißt die Nacht der Vorherbestimmung. Nach abgehaltenem Gebete geht der Padischah, von bunten Fahnen und der ganzen Geistlichkeit begleitet, nach Serail zurück.

In der christlichen Zeit muß die Wirkung des Tempels größer gewesen sein als jetzt. Es liegt auf einer jener Erhebungen, die sich auf dem Festland erheben, das vom Hafen aber dem Goldenen Horn und der Propontis umspült wird und wo das eigentliche Konstantinopel liegt. Damals war diese Kirche als die größte Alles rund umher durch die Lage allein verdrängt; wer aber heute von Pera aus seinen suchenden Blick nach überwunden, sieht sie von vielen andern Moscheen überragt und gedrückt; gedrückt selbst durch viele Nebengebäude, Grabmäler und Gärten, und gewöhnlich hält man die weiter zurückgelegene Mohammedmoschee mit sechs blendenden Minarets für die Sophia.

Die allgemeinste Gestalt ist ein griechisches Kreuz, das in ein rechtwinkeliges Parallelogramm eingezeichnet ist. Die Längenrichtung geht, wie bei allen griechischen Kirchen, von Westen nach Osten und beträgt 270 Fuß, die Breite dagegen nur 240 Fuß. Die sphärische Kuppel, zum ersten mal in der Geschichte der Baukunst von Anthemius ausgeführt, wird von 24 kleinen Bogen getragen und diese lagen sich auf vier Arkaden, welche das griechische Kreuz bilden. Der Durchmesser der Kuppel beträgt 115 Fuß, ihre Wölbung, senkrecht gemessen, ist nur der sechste Theil des Diameters. Die Höhe vom Boden bis zum Halbmond beträgt 180 Fuß. Das Gewölbe, das einer vollkommenen Hohlkugel gleicht, wird durch die 24 Bogenfenster erleichtert, auf das es sich unmittelbar stützt.

Die Mauern haben ein altes, etwas verrauchtes Ansehen; auch der Verderbtheit des Körpers hat nicht das Prachtvolle des Inganges von St. Peter; aber von welcher Seite man auch komme, immer erblickt man den majestätischen Hauptdom, die vielen kleinen Kuppeln und Halbdome, die Minarets und Balustraden, und man stimmt jenem griechischen Schriftsteller bei, der da sagte: „Die Kuppel ist fertig vom Himmel herab auf das Gebäude gekommen.“

In dem griechischen Volke zu Konstantinopel hat sich sehr lebendig die Sage erhalten, daß bei der Eroberung der Stadt der Patriarch mit dem Kreuze und dem Kelche hinter einer Mauer in der Kirche verschwunden sei; und es lebt zugleich der Glaube, daß die Mauer stürzen und der Patriarch wieder hervortreten werde, sobald ein rechtgläubiger Fürst die Schwelle betrete. An dem Tage, wo der junge Großherr, den ich begleitete, die heilige Sophia besuchen wollte, hatte sich die griechische Bevölkerung in unübersehbaren Massen zusammengefunden, um mit ihm in das Heiligthum zu gehen und der wunderbaren Wiedererscheinung des Patriarchen beizuwohnen. Die Türken betrachten den Besuch eines Fürsten in dieser Moschee als eine besondere Gnade, wenn der Großherr einen Ferman gewähren muß, und den Padischah ist der Zutritt schlechterdings untersagt. Die Anhänger des Propheten scheinen zwar nicht un-

bedingt an das bevorſtehende Wunder zu glauben, aber ebenſo wenig vollkommen daran zu zweifeln, und hatten deshalb ſowie aus andern Gründen beſchloſſen, die Griechen nicht zuſammen mit dem hohen Gaſte in den Tempel treten zu laſſen. Und wenn das Gebäude zehn mal größer geweſen wäre, ſo hätte es doch die Menſchenmenge nicht gefaßt. Wir erblickten von Pera aus den ganzen Platz, der vom Ufer bis zur Kirche hinaufſteigt, gleichſam mit Menſchenköpfen gepflaſtert; es wurde uns ſchwer, zu Roſſe den Weg durch dieſelben hindurch zu nehmen, zumal da die Roſſe türkiſcher Abkunft in ihren Anſichten über die Kunſt zu reiten mehrfach von uns abwichen. Vor dem Eingange, noch ehe wir dahin gelangten, war ſchon ein gewaltvolles Getümmel entſtanden, und als wir anlangten, ſchien es, als müßten wir von den Pferden auf die Köpfe herabſteigen. Von dem Pflaſter der Straße aus führen etwa 12 Stufen durch eine Vorhalle bis zur Eingangsthür hinab, dieſe hatte man noch nicht erhalten. Der Großherr erreichte mit mir zugleich die letzte Stufe, wo die Bahuſchen (gelben Pantoffeln) an, in denen der Sultan allein türkiſche Tempel betreten darf, und begab ſich durch den emporgehobenen Vorhang hinein. Weniger glücklich war ich; einige Secunden Verſpätung, durch das Anziehen der Bahuſchen verurſacht, koſteten mir faſt das Leben. Um der lawinenartig nachſtrömenden Menge zu entgehen, ſchlüpfte ich hinter den Vorhang; ehe ich aber die Thür öffnen konnte, ſtürzte die ganze Maſſe willenlos auf den Vorhang, ſodaß ich mich zwiſchen demſelben und der Thür athemlos eingeklemmt fand. Glücklicherweiſe waren die Riegel, welche die Thür nach innen öffneten, nur leiſe zugemacht und bei einem zweiten nachdrängenden Stoße flog die Thür von ſelbſt auf, der Vorhang riß ab und wir ſtürzten im dunkelſten Gewölbe in den Tempel hinein. Es dauerte lange, ehe wir uns wieder Alle zuſammenfanden und uns im Innern ſammeln konnten. Der Anblick durch die geöffnete Thür auf die aufſteigenden Stufen war furchtbar, denn ein großer Theil unſers Gefolges war abgeſchnitten worden und mußte den Eingang geradezu im Sturm einnehmen; es dauerte länger als eine Viertelſtunde, ehe wir uns zuſammenfanden, und nun erſt betraten wir die Mitte des Domes.

Welch feierner, einziger Anblick von einfach majeſtätiſcher Wirkung! Mit ſtiller Ehrfurcht und doch erhoben und begeiſtert ſtehe ich jetzt hier und mein Auge verliert ſich in dem geheimniſchen Halbdunkel des unermeßlichen Hintergrundes. Ich fühle es, daß dieſe Stätte, über welcher die Kuppel wie die Halbkugel des Himmels ſich ſanft wölbt, dem höchſten Weſen geweiht war, daß ihr Bau einer Zeit angehört, wo die Heiden, voll der göttlichen Lehren, das Jenſeits dem Himmliſchen eröffnen. Wie ſtrebt die todte Maſſe der Pfeiler lebendig in die Höhe und ſtützt mit den Schultern eines Atlas den Hemmelsrand der Kuppel! Wie ſchweben die Bogen hinüber und herüber und wie reihen unter denſelben die Marmorſäulen ſich harmoniſch aneinander und übereinander und ſchmücken das Schiff von drei Seiten mit Arkaden und Galerien, die bis zur Kuppel emporſteigen. Dieſe Galerien gehörten in der chriſtlichen Zeit dem weiblichen Geſchlechte, dem heute der Zutritt zu dieſer Moſchee ganz verboten iſt. Die erſte Wirkung iſt ſo ergreifend durch die ungeheuern leeren Räume, durch die fahlen, gleichmäßigen Wände, durch die ununterbrochene Ebene des feſtländen Fußbodens, ſelbſt durch die Entfernung, der vom Mittelpunkte aus nach allen Richtungen hin gleichmäßig iſt, man glaubt, der menſchliche Geiſt habe mit Mühe verſucht, die Unendlichkeit des Ewigen darzuſtellen. Aber das chriſtliche Auge verlangt bei längerem Verweilen doch Gegenſtände, die unſerm Herzen theuer geworden, weil ſie unſerer Andacht nothwendig ſind. Wenn wir nun erfahren, daß hinter dieſen leichenartigen Kalküberzügen die feſtländen Moſaikbilder begraben liegen, daß nur hier und da das Zeichen des Kreuzes oder das Bild einer Mutter Gottes in marmornen Umriſſen ſchwach herausblickt, ſo ergreift — mich wenigſtens — der Gedanke, in dem unſeligen Grade der chriſtlichen Zeit und Jahrhunderte zu leben. Verfluchungen auf euch und die Gedanken, die hier durch neun Jahrhunderte hindurch ertönten; denn die Andacht der Moslems, die hier niederknieen, iſt ſtumm wie das Grab. Hier ſtehen wir nun in voller Bewunderung, aber ſelbſt unſere Gedanken verſtummen, denn aufmerkſam beobachten die Augen jeden unſerer Geſichtspunkte. Und 15 Jahrhunderte war es noch für die europäiſche Chriſtenheit, es war der Anfang des menſchlichen Geiſtes und für den Orient wurde es ein verderbender Herbſtſturm. Die gelehrten Griechen ſelbſt brachten dem undankbaren Italien ihre beſten Schätze: ihren Geiſt, ihre Kenntniſſe, die unſterblichen Werke des Hellenenthums; ſie ſelbſt wurden die Sonne, die von Hellas floh und die Italien im Lenze erleuchtete und erwärmte. Und dies Großartigſte allein war es werth, daß die Chriſten

den Geflüchteten ihre Heimat wieder erobert hatten. Das Gewicht von Florenz hatte den griechischen Glauben verdammt, aber das Volk Italiens nahm die Geistesschätze dieses Volks mit vollem Herzen auf, während es die Flüchtlinge selbst als Schismatiker mißtrauisch betrachtete. Man fürchtete das Kloster San-Nicola bei Catania zu entweihen, wenn man die griechischen Nonnen daselbst aufnähme, denn sie trugen langes Haar. Die Geistlichkeit Italiens sah in dem Falle Konstantinopels nur eine gerechte Strafe des Himmels für die Abtrünnigkeit vom römischen Dogma. Dies wagte man zu sagen in einem Jahrhundert, wo der Friede in der Abendländischen Kirche kaum hergestellt war; denn seit 1378 verfolgten sich die Päpste gegenseitig mit Bannflüchen und nach dem Falle von Pisa sahen ein Eugen IV. und Innocenz VIII. auf dem päpstlichen Stuhle, welche ihre Reisen mit den Beiträgen zum Türkenkriege bereicherten, und dasselbe Jahrhundert schloß würdig, wie es begonnen, mit einem Alexander VI. Die geflüchteten Griechen brachten neues Leben in den religiösen und politischen Verfall Italiens, welches sah ebenso viel Irrthümer als gutes Republiken gebar. So barg der Sturz des byzantinischen Reichs dem italienischen Volke zu einer neuen Größe; Europa zitterte hinfort nicht mehr vor dem Bannstrahl seiner Päpste, aber es bewunderte neben den Meisterwerken der alten Kunst die der neuen, die seine Leonardo und Rafael schufen. Man las und bewunderte den Vater aller Dichter, den Homer, und das große Deutschland schenkte der Welt die Gelegenheit, durch Erfindung der Buchdruckerkunst den klassischen Geist des Alterthums von Italien aus nach allen Richtungen hin zu verbreiten.

Der Eindruck, den die Sophienkirche in dem Gemüthe des Beschauers hervorruft, ist ein anderer als jener der Peters- und Paulskirche. Sie erscheint beim ersten Anblick geräumiger als jene beiden, während sie nach allen Richtungen hin kaum die Hälfte des stolzen römischen Baus erreicht. Das Ebenmaß zwischen allen Theilen bringt diese Wirkung hervor; denn in allen Künsten sind es weder die Massen noch die Räume, nicht die Stärke der Instrumente noch die Lebendigkeit der Farben, welche den tiefen Eindruck zurücklassen. Ein kleines Bild stellt oft die unendlichste Fernsicht dar, die ein anderes auf ellenhoher und -breiter Leinwand nicht erreicht hat. Mozart's Symphonie in G-moll wirkt mit sieben Blasinstrumenten weit eindringender als eine Schumann'sche mit Posaunen, Trompeten und Clarinetten. Lärm ist keine Wirkung. Darf ich mich eines musikalischen Vergleichs bedienen, so ist die Sophienkirche, mit St.-Peter zusammengestellt, ein vierstimmiger Choral, ohne alle Begleitung, neben einer Beethoven'schen Symphonie; sie ist ein Apostel in wahrer christlicher Demuth neben einem Kirchenfürsten in glänzendem Schmuck; sie ist gleich dem Stabat mater von Pergolese neben dem glänzend ausgestatteten, aber ganz weltlich aufgefaßten von Rossini. Die Paulskirche steht beiden in jeder Hinsicht nach; die Engherzigkeit des Börsengotts, dem die Engländer dienen, ist von keiner Seite her zu verbergen.

„Was denken Sie so in trüben Gedanken?" fragte mich plötzlich Nahat Pascha. „Bester Pascha, ich denke so Manches über den Gang der Dinge, über Das, was war, was kommen kann!" „Wissen Sie, was ich denke?" unterbrach er mich; „es ist Zeit aufzubrechen, denn ich bin ohne Schuhe und friere an den Füßen; auch habe ich Lust eine Pfeife zu rauchen." „So lassen Sie denn meine Gedanken mit der Weltgeschichte zusammen einstweilen in Tabacksrauch aufgehen, bald wird die ganze Welt in Kohlendampf nachfolgen."

Aus der himmlischen Seligkeit sind wir nun noch einmal herausgefallen, alle kennen wir auch noch einen Blick auf die Nebengebäude der Aja-Sophia werfen. Auf der Nordseite liegt an diesen Tempel ein weitläufiger, jedoch leerer Vorhof, viereckig, hier und da mit Bäumen bepflanzt. Von hier aus führen mehre Eingänge zu den Galerieen des Sophientempels. Man glaubt in dem Oktogon, das sich nicht an die Kirchenmauer lehnt, die einstige Sacristei zu erblicken. Jetzt, behaupten Manche, sei dieser Raum zum Heu für des Sultans Rosse bestimmt; man hatte in jeder Beziehung Recht, es uns nicht aufzudrängen. Die Südseite wird desgleichen von einem viereckigen Vorhofe eingeschlossen, den wir Kirchhof benennen würden. Eine Gesellschaft düsterer Cypressen verkündet diese Bestimmung. Aus dem Schatten derselben blicken eine Anzahl Kapellen hervor, auf deren Kuppeln sich regelmäßig ein vergoldeter Halbmond erhebt. Das sind die Grabmäler Türkischer mehrer Sultane und ihrer Verwandten. Die Großherren wurden sonst gewöhnlich bei einer Moschee begraben, die sie selbst gestiftet hatten. So ruhen der Eroberer Mohammed, Bajazet II., Selim I. und Soliman der Große neben den gleichnamigen, von ihnen erbauten Moscheen in ähnlichen Kapellen, wie hier Murad III., gestorben 1591, in einem Grabe ruht, das er sich selbst erbaut hatte. Um ihn her schla-

ſen ſeine ſechzehn Söhne, die Mohammed III., der älteſte derſelben, am Tage ſeiner Thronbeſteigung hinrichten ließ. Das Innere dieſer kleinen Mauſoleen iſt am Tage mit Lampen, des Nachts aber oft mit Fackeln erleuchtet; auch findet man einen Geiſtlichen dabei, der Gebete aus dem Koran für die ewige Ruhe der Todten ablieſt. Mit welcher Gleichgültigkeit erzählen die Türken einen ſo unerhörten Frevel ihrer Geſchichte! Sophokles erzählt in der Tragödie der Muth, die Aias an den Schafen auslaßt, mit mehr Theilnahme. Oft findet man hier einen Koran an einem Kettchen befeſtigt, zum Gebrauche Derer, die an dieſen Gräbern ihre Andacht verrichten wollen. Mehr als überall wimmelt es hier von Hungerigen, die in einer zur Sophia gehörigen Anſtalt geſpeiſt werden.

Das Wachſen der Pflanze ein chemiſcher Proceß.

Wie alles Leben in der Natur, alle Umwandelungen des Stoffs auf chemiſchen Vorgängen beruhen, ſo auch das Leben und Wachſen der Pflanzen. Die Gräſer, Blumen, Pflanzen und Bäume ſind nur wechſelnde Formen, in denen der ewige, unerſchaffbare Stoff uns in ſo lieblicher, duftiger Weiſe entgegentritt. Die Pflanze ergeht durch chemiſche Proceſſe und derſelbe Stoff, aus dem ſie beſtand, zeigt ſich uns als Erde oder in dem Körper des Thieres und des Menſchen.

„Was erſt Samen war", ſagt ſchon Giordano Bruno, der ſeine Wahrheiten in Rom auf dem Scheiterhaufen büßte, „wird Gras, hiernach Aehre, alsdann Brot, Nahrungsſaft, Blut, thieriſcher Samen, Embryo, ein Menſch, ein Leichnam; dann wieder Erde oder andere Maſſe und ſo fort" — und ſo ewig fort durch die chemiſchen Zerlegungen und Neubildungen, denen der Stoff fortwährend unterliegt nach unabänderlichen Geſetzen. Und in dieſen Geſetzen offenbart ſich die dem Menſchen unerfaßbare Allmacht, welche in und über der Natur waltet. Wie ein Wunder erſcheint es uns, wenn wir aus dem kleinen Samenkorn den mächtigen, zum Himmel emporſtrebenden Baum ſich entwickeln ſehen — es iſt ein Wunder, ſo lange wir es mit dem ſinnigen Auge der Poeſie anſchauen, aber das Wunder ſchwindet, ſobald wir an der Hand der Naturwiſſenſchaft an das Samenkorn herantreten und ſeine Entwickelung und ſein Wachſen beobachten. „Die moderne Naturwiſſenſchaft", ſagt Feuerbach, „kann keine Wolken, keinen Wunderglauben, ja ſelbſt keinen Himmel und keine Hölle, keine hohlen Speculationen aufkommen." Die moderne Naturwiſſenſchaft führt allerdings Alles auf Kraft und Stoff zurück, aber die Wolke bleibt und das Wunder bleibt und der Glaube bleibt, weil ſie nicht zu ſagen vermag, woher der Stoff und woher die Kraft, die unzertrennlich an den Stoff gebunden. Da ſteht die Wiſſenſchaft auf der letzten Stufe ihres Wiſſens — weiter kann ſie nicht, und wenn ſie die Stufen nicht wieder zurückſchreiten will, ſo muß ſie ſich dem Glauben anvertrauen, der mit unſichtbaren Schwingen den Blick weiter trägt.

In die Erde legen wir das Samenkorn. Es keimt, treibt die Wurzeln in die Erde, erhebt ſich über den Boden, treibt Blätter, Blüthen, trägt Früchte und wird wieder zerlegt zu Erde und Staub. Und das Keimen und Wachſen, das Blühen und Zeitigen — dies Alles beruht auf chemiſchen Proceſſen. Solange das Samenkorn keimt und ſich die erſten zarten Theile der jungen Pflanze in ihm entwickeln, lebt die Pflanze auf ihre eigenen Koſten durch die chemiſche Zerlegung ihrer eigenen Theile und Organe; ſobald aber die zarte Wurzel in die Erde dringt, ſobald die Pflanze aus der Erde emporragt und Luft und Sonnenſtrahlen athmet, beginnt ſie auf Koſten der Außenwelt zu leben und zu wachſen und endlich zu ſterben. Den erſten Vorgang nennen wir das Keimen, den andern das Wachſen.

Um den chemiſchen Vorgang des Keimens hervorzurufen, ſind drei Bedingungen unerläßlich nothwendig: Sauerſtoff, Waſſer und Wärme. Durch das Waſſer werden die in dem Samenkorn ſchlummernden chemiſchen Kräfte in Thätigkeit verſetzt. Indem das Waſſer zuerſt die Zellenwände des Samenkorns erfüllt, macht es ſie fähig, Flüſſigkeiten durchdringen laſſen zu können. Darauf dringt das Waſſer in die Zelle ſelbſt und macht deren Inhalt flüſſig, der uns als Zellſaft bekannt iſt. Nun beginnt die Wirkſamkeit des Sauerſtoffs der Luft. Derſelbe verbindet ſich mit einem Theil des in dem Samenkorn enthaltenen Kohlenſtoffs, nämlich dem Stärkemehl, dem Oel- oder dem Zellſtoffe, während die Wärme hinzutritt und die Temperatur während des Keimens ſich erhöht. Durch die Verbindung des Sauerſtoffs mit dem Stärkemehl entſteht der Stärkezucker — z. B. beim Malzen der Gerſte — und dieſer durchdringt dann, durch das Waſſer flüſſig gemacht, die Zellenwände und ernährt die feine Wurzel, welche, nun geſtärkt, die Samenhülle durchſprengt und

ſuhn in die Erde dringt, während das erſte kleine Blätterpaar aufwärts zum Licht, zu den Sonnenſtrahlen ſtrebt und ſeinen Kopf ſchüchtern aus der Erde erhebt.

Die Keimungsperiode der Pflanze iſt nun vorüber, ſie hat das Licht der Welt erblickt und unaufhaltſam wächſt ſie nun ihrem Ziele entgegen. Wiegt man die Pflanze am Schluſſe der Keimung, ſo wird man finden, daß dieſelbe nach Abzug des Waſſers um ein Bedeutendes leichter geworden iſt als das Samenkorn war. Die verlorenen Theile ſind von der jungen Pflanze während des Keimens verzehrt, um ſo tiefer ſenkt ſie aber nun ihre Wurzeln in die Erde, um ſo weiter dehnt ſie ihre Blätter und Zweige aus, um fortan aus Luft und Erde ihre Nahrung zu ziehen. Ohne einen gewiſſen Wärmegrad vermag kein Samenkorn zu keimen, weil die chemiſche Verbindung und Zerſetzung, welche die Keimung hervorruft, nur bei einer beſtimmten Wärme vorſichgeht. Schwer nur läßt ſich der erforderliche Wärmegrad beſtimmen, da er nach den verſchiedenen Samenkörnern verſchieden iſt. Unter 4 Grad Reaumur Wärme keimen indeß nur ſehr wenige Samenkörner.

Wir legen das Samenkorn in die Erde und mit Erde decken wir es zu. In dieſem ſtillen Bett findet es Sauerſtoff und Feuchtigkeit, in ihm liegt es warm, geborgen vor Leid, was das Leben der Pflanze ausmacht: geborgen vor dem Sonnenlicht. Für das Samenkorn taugt nicht, was für ſein ſpäteres Leben vorbehalten, denn der freie Zutritt der Sonnenſtrahlen würde den chemiſchen Vorgang des Keimens hindern und umgeſtalten. Erſt wenn der Keim ſeine Hülle durchbrochen, wenn die Pflanze in der Erde wurzelt und ihr Haupt aus der Erde emporhebt, erſt dann darf ſie die hellen, wärmenden Strahlen einfangen, erſt dann darf ſie zur Sonne aufblicken und zu ihr emporwachſen. Halten wir nicht ebenſo die Sonnenſtrahlen von den Augen des neugeborenen Kindes fern? Sie würden geblendet werden durch Das, was uns ſpäter mit Luſt und Wonne erfüllt; dort thut es die Erde, die Mutter der Pflanze — hier die mütterliche Sorgfalt des Menſchen. Mutter und Erde — Erde und Mutter — beide ſind gleich groß in der Liebe zu ihren Kindern.

Mit dem Wachsthum beginnt ein neuer Lebensabſchnitt für die Pflanze. Blätter auf Blätter treibt ſie, Zweige auf Zweige, bis ſie ſich zu herrlicher Blüte entfaltet oder zum Strauch, zum Baume, zum Rieſen der Pflanzenwelt heranwächſt.

Woher, fragen wir erſtaunt, woher nimmt die Pflanze den Stoff, aus dem ſie ſich zum Baume entwickelt? Jährlich treibt ſie neue Blätter, jährlich wird ihr Stamm dicker, gewinnen ihre Zweige an Ausdehnung. Aus der Erde, in der ſie wurzelt, ernähren die Meiſten; und doch iſt dem nicht ſo. Van Helmont pflanzte einen fünf Pfund wiegenden Weidenbaum in einen Kaſten, den er mit 100 Pfund Erde gefüllt hatte. Mit Bleiplatten war der Kaſten bedeckt und nur mit deſtillirtem Waſſer ward der Weidenbaum begoſſen, und doch wog er nach fünf Jahren 119 Pfund 3 Unzen und die Erde in dem Kaſten war nur um drei Unzen leichter geworden. Woraus ſind die 114 Pfund, welche der Baum in fünf Jahren ſchwerer geworden war, entſtanden? Aus der Erde nicht, ſondern aus der Luft. Sie iſt für die Pflanzen die unerſchöpflich freigebige, vorzüglichſte Ernährerin. Mag die Erde immerhin viel zur Ernährung der Pflanzen beitragen, mehr als ſie thut die Luft; ſie gibt der Pflanze, was für den Menſchenleib Speiſe und Trank iſt. Die Erde iſt nur ihre Wohnſtätte; in ihr finden ihre Wurzeln Raum und Haltung gegen Sturm und Wind, gegen Hitze und Froſt. Sehen wir Dasſelbe nicht jährlich, wenn kahle Felſen und Geſteine, an denen kaum ein Körnchen Erde zu haften vermag, ſich mit grünem Gras- und Mooksteppich ſchmücken? Auf Stein ſind ſie gebettet, aber die Luft gibt ihnen reichlich, was ſie bedürfen zum Wachſen, Blühen und Sterben.

Auch dem Menſchen und den Thieren dient die Luft, mehr als viele Menſchen ahnen, zum Ernährungsmittel; aber während die menſchliche Lunge den Sauerſtoff der Luft einſaugt und Kohlenſtoff ausathmet, hat die Natur den Kohlenſtoff zum Nahrungsmittel der Pflanzen beſtimmt und läßt ſie Sauerſtoff ausſcheiden. So hat die Natur ſelbſt die Wechſelwirkung ihrer Stoffe geordnet und Menſchen, Thieren und Pflanzen jedem das Seine beſtimmt, damit keins zu kurz komme und das Eine durch das Andere lebe.

Wenn das Sonnenlicht auf die grünen Blätter und Halme ſtrahlt, dann athmen dieſe durch Tauſende kleiner Poren oder Lungen den Kohlenſtoff der Luft ein und geben den Sauerſtoff, der ſich in ihnen bildet, der Luft zurück. Was der Chemiker nur mit großer Mühe vermag, die Luft in Kohlenſtoff und Sauerſtoff zu zerlegen und zu trennen, das vollziehen die kleinſten Pflanzen, die zarteſten Blätter im Sonnenſchein mit Leichtigkeit. Aber nur unter Einwirkung der Sonnenſtrahlen

athmen die Pflanzen den Kohlenstoff ein; in der Nacht oder auch in künstlicher Dunkelheit vermögen sie es nicht; und in Finsternis auferzogene Pflanzen sind bleich und farblos wie die Menschen, die uns aus den Gefängnissen entgegentreten: jenen fehlte der Kohlenstoff, diesen der Sauerstoff. Darum sehnen sich die Menschen so sehr nach Freiheit und blauem Himmel, darum wenden sie ihr Angesicht so freudig dem Sonnenlichte zu — darum kehren die Pflanzen und Blätter sich den Sonnenstrahlen zu — sie saugen Nahrung und Leben ein. Wenn die Luft keinen Kohlenstoff mehr enthielte, so müßte jedes Pflanzenwachsthum und -Leben aufhören und die Erde würde einer Sahara gleichen.

Man hat berechnet, daß ein gewöhnlicher Alleebaum ungefähr eine Million Blätter hat, auf jedem Blatte befinden sich aber über 400,000 Poren oder Pflanzenlungen, welche die Kohlensäure aus der Luft einsaugen; der einzige Baum zählt demnach über 400,000 Millionen Poren. Welche unendliche Thätigkeit entwickelt ein einziger Baum zu seiner Ernährung und mit welcher Schnelligkeit vollbringen die Pflanzenblätter den Prozeß, daß sie den Kohlenstoff der Luft ausscheiden und einsaugen! Eine dünne Luftschicht, welche über die Blätter eines grünenden Baums dahinweicht, wird meist augenblicklich ihres ganzen Gehalts an Kohlensäure beraubt.

Der Kohlenstoff tritt in den Saftumlauf der Pflanze ein, er unterliegt mehrfachen chemischen Processen und wandelt sich zu Stärke und Holzfaser um, während der Sauerstoff, der sich von der Kohlensäure, die aus Kohlenstoff und Sauerstoff besteht, entbindet, der Luft wiedergegeben wird. Deshalb wandelt es sich in dem kühlen Schatten des Waldes so leicht und frisch, weil der Sauerstoff, die Lebensluft des Menschen, ihm in reichlicher Fülle entgegenströmt und seine Lebensthätigkeiten beschleunigt.

Woher nimmt aber, wird Mancher fragen, der Baum im Frühling, wenn noch keine Blätter, die die Kohlensäure der Luft ihm zuführen, ihn schmücken, die Nahrungsstoffe, um die unzählbare Menge der Blätter hervorsprossen zu lassen, um seinen Stamm mit neuem Holze zu verdicken? Im Frühjahre, antwortet Liebig auf diese Frage, wo die Organe fehlen, welche die Natur bestimmt hat, die Nahrung aus der Atmosphäre aufzunehmen, wo diese Organe erst gebildet werden, sind es die Bestandtheile des Samens, welche zuerst und ausschließlich zur Bildung der Wurzeln verwendet werden: mit jeder Wurzel erhält die Pflanze einen Mund, eine Lunge, einen Magen. Von dem Augenblicke an, wo sich die ersten Wurzelfasern gebildet haben, führen sie aus der Atmosphäre, in der sie sich befinden, aus dem Boden nämlich, Nahrung zu. Von dem Humus stammt die Kohlensäure her. Ist die Pflanze völlig entwickelt, sind ihre Organe der Ernährung völlig ausgebildet, so bedarf sie der Kohlensäure des Bodens nicht mehr. In den heißen Sommermonaten, wo der Mangel an Feuchtigkeit die Zufuhr von Nahrungsmitteln aus dem Boden hemmt, schöpft die Pflanze den Kohlenstoff ausschließlich aus der Luft.

Wie aber die Pflanze die Kohlensäure der Luft in Kohlenstoff und Sauerstoff zersetzt und den ersteren als Nahrungsmittel einsaugt, so zersetzt sie auch das Wasser; sie bereitet sich den Wasserstoff und durch die Verbindung desselben mit der Kohlensäure erzeugt sie ihre Fette, flüchtigen Oele und das Wachs. Das Wasser empfängt die Pflanze vorzugsweise aus dem Boden, aber auch Blätter und grüne Rinde saugen die Feuchtigkeit der Luft ein und es ist bekannt, daß der Thau selbst die halbverwelkten Pflanzen zu neuem Leben wieder stärkt und erfrischt.

Aber auch Stickstoff bedarf die Pflanze zu ihrem Wachsthum und in so reichlicher Menge derselbe auch in der Luft enthalten ist — 78 Procent — so nimmt sie denselben doch nicht aus der Luft, sondern empfängt denselben mit Wasserstoff verbunden als Ammoniak aus der Erde. Der Ammoniak besteht nämlich aus einem Theil Stickstoff und drei Theilen Wasserstoff. Jeder Regen, jeder Schneefall führt der Erde Stickstoff, welcher sich im Wasser löst, zu und die Erde theilt ihn ihren Kindern, den Pflanzen mit. Der Ammoniak hat aber für das Wachsthum der Pflanzen eine große Bedeutung, denn eine Menge Stoffe in den Pflanzen bildet er bilden, wie Faserin, Albumin, Caseïn und Kleber, und gerade diese Stoffe bilden die nährende Substanz für das Thierreich. Und das Thierreich liefert durch seinen Dünger den Pflanzen wiederum eine reichliche Menge von Stickstoff und Ammoniak. Um den Pflanzen Stickstoff zuzuführen, düngen wir den Boden und vermischen ihn mit Gyps und Mergel. Von der Fülle des Ammoniak hängt der Segen der Ernten mit ab. Die beim Verbrennen der Pflanze zurückbleibenden Theile, die Asche, empfängt die Pflanze von der Erde, sie sind meist mineralische Bestandtheile.

Von dem Treiben der Blätter und Zweige lehnt sich die Pflanze nach der Blüte. Alle ihre Lebens-

thätigkeiten sind in erhöhter Regsamkeit und duftig und schüchtern entwindet sich die liebliche Blüte der Knospe. Da steht die Pflanze wie der Baum in der schönsten Lebenszeit, wie der Mensch, wenn sein Herz von der Liebe bewegt wird. Kurz nur ist die Blütenzeit, aber ein seliges Leben; sie trägt den Keim des eigenen Todes in sich, aber zugleich auch den Keim eines neuen Lebens und gewiß, es gibt kein schöneres Hinsterben als auf der Hülle eines neuen Lebens.

Die Blüten nehmen Sauerstoff aus der Luft auf, dieser verbindet sich mit Kohlenstoff und kehrt als Kohlensäure in die Luft zurück. Und die Blüten fallen ab und werden vom Winde verweht. Die Frucht entwickelt sich. Aber über dieser Entwickelung ruht ein geheimnisvoller Schleier, den die Wissenschaft noch nicht vollständig aufzuheben vermocht hat. Das Verhalten der grünen Früchte ist wie das der grünen Pflanzen: wenn sie reifen, hauchen sie wie die Blüten Sauerstoff ein und scheiden Kohlensäure aus. Mit der Reife der Frucht endigt das einzelne Pflanzenleben. Das fallende Herbstlaub deckt unzählige Grabhügel gestorbener Pflanzen.

Mag der Frühling den Baum zu neuem Leben wachrufen. Der Baum ist ja nicht ein einzelnes Pflanzenleben, er besteht aus so vielen Pflanzen als er Jahre und Triebe zählt, er trägt eine ganze Pflanzengeneration auf seinem einen Stamme, und die Blätter und Zweige, welche im Herbst zur Erde fallen, werden durch chemische Vorgänge wieder zu Erde und dienen kommenden Geschlechtern zur Nahrung und die Früchte, die der Wind abschüttelt, sie sind die Hülle eines neuen Lebens, der Samen, der in ihnen ruht, keimt, er wird Gras, hierauf Aehre, alsdann Brot, Nahrungssaft, Blut, thierischer Samen, Embryo, ein Mensch, ein Leichnam; gerade wie Giordano Bruno sagte, und so fort in Ewigkeit, denn — „der Staub ist ewig und es wechseln nur seine Formen". *Fr. Fendrich*

Anregungen.

Die Macht der Phantasie.

Wem anders als dem gewaltigen Zauber der Einbildungskraft können die Ergebnisse eines Buches zugute kommen, das unter dem Titel „Das geistige Doppelleben in einer Reihe merkwürdiger Erscheinungen" (Leipzig, A. H. Payne, 1866) erschienen ist?

Ein Ungenannter, der kein Arzt, aber von einer bedeutenden magnetischen Kraft sein will, hat eine gebildete, leidende Frau als Magnetiseur behandelt und gibt das Tagebuch der Unterhaltungen heraus, die er mit ihr während ihres Hellschlafs, der Reden, die sie selbst in ihrem Tiefschlafe hielt.

Man nimmt das Buch nicht ohne Vertrauen in die Hand, liest mit Theilnahme, gerät allmälig in Zweifel über die Richtigkeit der erzählten Voraussetzungen, findet sich wieder in der Redlichkeit der Absichten des Herausgebers zurecht, kann aber von dem Ganzen nicht scheiden, ohne nicht den vollkommensten Zweifel ausgesprochen zu haben, in dem sich die Zumuthung und das gesunde Urtheil binden.

Die Somnambüle antwortet über jenseitige Dinge. Sie sieht zwar nicht so viel Ueberraschendes und Detailirtes vom Geisterreiche wie die Somnambülen des Franzosen Cahagnet, indessen auch sie glaubt im Schlaf der Erde ganz entrückt zu sein und schildert uns wenigstens die Vorhöfe des Jenseits als grüne Wiesen, auf denen kultumfloßene Gestalten, manche in Reisegewändern, auf- und niederwandeln, einen wunderbaren Tempel besuchen und sich an einer fernen Musik ergötzen, die ihnen die höchsten Wonnen zu bereiten scheint, während die schlafwache Träumerin den Zauber derselben mit physischem Unbehagen empfindet. Jedesmal, wenn die himmlische Musik einsetzt, ruft sie dem Magnetiseur zu, ihr durch eine eigenthümliche Aenderung der ihr beigebrachten Striche zu Hülfe zu kommen.

Daß die Mittheilungen der kranken Frau vom Jenseits so ungewöhnlich dürftig sind und sich immer nur in demselben entzückten Anschauen der „grünen Wiese" halten, nimmt für die Wirklichkeit ihrer Versicherungen ein. Hätte sie oder der ungenannte Autor täuschen wollen, so würde man den Tempel wol ausführlicher geschildert bekommen haben, die nebelhaften Gestalten in Klassen getheilt, die jenseitige Existenz überhaupt der diesseitigen näher gerückt. So ist es nur immer dasselbe selige und sehnsüchtige Hineinschauen in die geöffnete Pforte des Paradieses. Nur die Kreuzesform eines Schmucks in jenem Tempel läßt auf die Absicht schließen, dem Christenthum im ewigen Grunde aller Dinge einen besondern Vorrang zu gönnen. Sonst sehen wir die Hellschläferin nur in einer lyrischen Stimmung, die mit besonnener Mäßigung dem Freunde, der sie magnetisirt, auf seine mit lobenswerther Discretion gestellten Fragen allgemeine Antworten gibt und sich am liebsten der monologen Betrachtung zuwendet. Sie betet zu dem Vater, der vor ihrem geistigen Auge steht, und unterhält sich mit ihm in Betrachtungen, welche die Buchhändleranzeige als an „Humboldt's Briefe an eine Freundin" erinnernd sehr treffend bezeichnet.

In der That ist der gütige Vater, den die Somnambüle auf der grünen Wiese sieht, auch Niemand

Interesse als Wilhelm von Humboldt, oder Schiller, oder Schleiermacher oder sonst ein gebildeter Popular-philosoph. Die grüne Decke und die „Stunden der Andacht", die „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern", der Tempel in der der Gedanke aus der „Zauberflöte" und die so ansprechende Sphärenmusik die Uebertragung Mozart's und Beethoven's auf jene Welt, von der wir so oft, auch ohne Seelenadel zu sein, zu sagen pflegen, sie würde uns durch die Symphonieen jener großen Meister geoffnet. Ihr großen, heiligen Gedanken der Liebe, ihr Schöpfungen der bildenden Künstlerhand, ihr Laviende von Accorden und Andeutungszeichen, die unser Gemüth an das Jenseits zu richten pflegt, ihr alle könnt keine schönere Verwirklichung eurer auf dem unabwendbaren Drange der Ahnung in unserer Brust beruhenden Kraft finden als ihr sie findet hier im verklärten Anschauen der Resultate, die ihr uns in Momentmomenten schon oft wie gewiß auf die Hand gegeben habt, durch diese „im Schlaf Erfundene" und „bei Gelde Entrückte"!

Mehr aber auch entnehme man aus diesem Buche nicht! Die Seherin ist eine Frau von Bildung und Belesenheit. Ihr Freund rückt Aragon an sie über ihre gemeinschaftliche Lektüre. Sie citirt ihr Schubert's „Symbolik des Traums", erinnert sie an Platon's „Phädon", läßt sie Auszüge geben aus Alles, was sie gemeinschaftlich aus der Schule des Herrn von Reichenbach gelernt haben. Seine frische Fassung ist auf dem ganzen Gebiete des Seelenmagnetismus auf dem sie praktisch sich bewegt, auch theoretisch heimisch. Sie entbehrt jener Naivetät einer Seelenmalerin, in die über ihre Bedeutung als Mittlerschaft zwischen Himmel und Erde noch nicht hinlänglich geworden ist. Was sie sagt im Schlafe, würde sie ebenso gut auch im Wachen haben sagen können.

Ist ist die Nacht der Phantasie, die allen diesen Bildern zugrunde liegt. Sie repräsentirt im eigentlichen Zustande, was im gewöhnlichen unaussprechen, aber mit gleicher Gewißheit in der Seele schon vorhanden war. Der Mob, „der Hermelin Gattin herrin", ist hier der Handstrich des Magnetiseurs, er entbindet die Hermelin, die in der träumenden Seele längst schlummerte. Er läßt sie entweder alles Das sagen, was man sonst verschweigt, oder läßt Das in Bildern vors Auge treten, was wir sonst nur in abstracten Gedanken gegenwärtig haben. Nicht eine einzige der Antworten die in diesem Buche geschrieben „reinsten Erscheinung" kann den Eindruck einer wirklichen Offenbarung irgendeiner Frage machen. Es sind Phantasmagorieen, die man sieht, wie wir sie Alle, auch ohne Seelenadel zu sein, jeden Abend sehen können, wenn wir uns zur Ruhe begeben, unsre Augen schließen und den bunten Gaukelbildern nachgehen wollen, die uns an der innern Seite der Lider nach Laune und Stimmung vorüberziehen. Wer hätte in solchen Augenblicken nicht auch schon grüne Wiesen und marmorne Tempel, reine Lichtwellen in weißen und Rosagewändern gesehen und Töne gehört, die auch uns von dem gemeinen Lärmen der Welt beruhigt zu einem milden und allliebenden „Vater" sagen?

Da einestheils der Magnetiseur nicht fromm ist, nicht mangeln, höchstens nur zuweilen Anlage macht, den Gedanken etwas schärfer auf den Trieb zu richten, da andertheils die Gattung eine kranke, fromme und dem Liebe um vieler Lebensleiden willen sehnsüchtig und Auge blickende Frau ist, so macht das Buch einen edeln, in den Hingebungen an den Freund diesen, an den Vater jenen rührenden Eindruck. Selbst der naiven Parenthesen, welche die „Schlafende" dem Nachschreibenden zuweilen einstreut, „Verstehst du mich auch?" „Hast du's schon geschrieben?" u. s. w., lassen nicht den Gedanken, den man oft sagt, das Buch zu zuschlagen, ganz los werden; man folgt der monotonen Klage, Hoffnung, Versicherung, bewundert Innigkeit mit jenem Mitleid, welches sich dem Schmerze, der uns in Gewalt faßt, nie verlagen wird. Einer Vertiefung der Mittheilungen aber erhält man nicht und in ethischer und lebenspraktischer Hinsicht möchte das Ganze sogar schädlich und besser ungedruckt geblieben sein. Denn den glaubensfrischen Gemüthern wird man die gewöhnliche Oberflächlichkeit der vorgetragenen Anschauungen bleiben und das mancherlei Höhere, welches dies Buch doch für Bildung und Lebenskunst enthält, wird nunmehr auf den Weg fallen.

Um ein Beispiel für die corpuskulare Nützlichkeit der Phantasie dieses Somnambülen zu geben:

Der Magnetiseur: Beschreibe mir doch einmal den Athem, wie er denn eigentlich nach dem Tode hingehen?

Die Magnetisirte: Wenn der Geist sich trennend aus dem Körper, so ist sein Aufsteigen mit einer dem sich emporschwingenden Rauchwolke zu vergleichen. Der feine Duft umwebt den Geist und trägt ihn empor zum Vater. Der Athem, was schön ist, umgeben, weniger sich der schöne Geist vom Körper los und wird von den andern Geistern mit den reinsten Tönen der Musik empfangen.

In der That, gerade so fühlen die Spanier in ihren geistlichen Dramen so theatralisch rot, wenn die Seele eines Märtyrers von dem aufgetrungenen Leben und Leiden des Körpers entfliegt und erst als Atömchen, dann als leichte Wolke, dann in Weihrauchduft gehüllt und zuletzt in reinem Sonnenlicht von himmlischen Heerscharen mit Harfen und Posaunen begrüßt wird.

Zur Privat-Fürsten-Geschichte.

Die Presse hat den Gedanken wieder angeregt für ein Privatvergnügen, das im vorigen Jahrhundert von den Leuten und Völkern sehr eifrig gepflegt wurde: „Geheime" und „Familien"-Nachrichten von hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften.

Dem schwerkranken Manne ist sein Spiel und viel leicht Unternehmen übel bekommen. Er sieht auf einige Monate seine Freiheit ein und hatte nicht einmal die Genugthuung, die Glorie des Märtyrers sich ins Gefängniß folgen zu sehen. Denn man kann einen Mann nicht ehren, der in seinen Mittheilungen zu

nicht nur ein offenbares Gelüft zur Krankhaftigkeit befriedigt, einem Mann, der sich der Gefahr gegenüber so frisch benommen hat wie Dr. Hehse gegen seinen Verleger, den bei allen Denunciationen unerschrockenen Buchhändler Gampe.

Mit der dem Dr. Hehse eigenen Gourmandise am Skandal — sehr zu unterscheiden von dem achtbaren Freimuth selbst gegen hohe und höchste Personen — würde auch seiner Zeit von ihm das Verhältniß ausgebeutet werden sein, das wir in dem Buche erzählt finden: „Zur Geschichte der europäischen Höfe. Der Heirath des Markgrafen Karl von Brandenburg mit der Markgräfin Katharina von Baldiano. Von J. A. Reigebaut" (Breslau, Kern. 1836.) Der fleißige und gewissenhafte Autor dieses Buches hat vorgezogen, sich mit der ihm eigenen Genauigkeit und Gründlichkeit seines pikanten Gegenstandes zu bemächtigen. Die Quellen, aus denen er schöpfte, und den Grund, weshalb er diesen Gegenstand aufnahm, bezeichnet er in seinem Vorworte:

„Die Verheirathung des Markgrafen Karl Philipp von Brandenburg, des Bruders des ersten Königs von Preußen, ist bisher noch nicht vollständig wahr dargestellt worden. Der Verfasser hatte Gelegenheit, zu Turin im königlichen Archiv die diesfallsigen Aktenstücke einzusehen, auch hatte der Graf Gabaleone von Salmour Wackerbarth daselbst, ein Nachkommne der damaligen Braut dieses Prinzen, die Gefälligkeit, sein aus dem Nachlaß derselben an ihn gediehenes Familienarchiv zu öffnen, sowie auch der ebenfalls zu deren Familie gehörige Graf Viale Baldiano that, wodurch die gleichgültigen urkundlichen Nachrichten benutzt werden konnten. Da diese Heirathsgeschichte die sehr nicht unwichtigen Augen über gemischte und ungleiche Ehen, über Nichtigkeitserklärungen der Ehen und der möglichste Verhinderung der Ehescheidungen, über kirchliche und bürgerliche Ehen beleuchtet, darüber die hier vorgetragenen Thatsachen vielleicht nicht zur Unzeit erscheinen, besonders da der Streit zwischen Staat und Kirche wieder aufs neue in den Vordergrund zu treten scheint."

Es ist also ein wissenschaftlicher Gesichtspunkt, den der fleißige Verfasser bei seinen interessanten Enthüllungen im Auge hatte.

Zu den Ursachen der Blindheit.

Wir erfahren kürzlich eine Veranlassung zum Blindwerden, die wir der Wichtigkeit der Sache wegen zur öffentlichen Kenntniß bringen.

Unter zehn Blinden, hörten wir neu, sollen mindestens neun ihr Unglück dem Umstand verdanken, daß sie in der Kirche statt im Hause getauft wurden.

Wohl dem Kinde, verschont und eine Autorität auf seinem Gebiete, das, während es von der Mutter und der Hebamme in die Kirche getragen wird oder im Augenblicke der Taufe in der hellen Kirche schläft! Oeffnet es die Augen und hat im Liegen den Blick gen Himmel gerichtet oder fällt das grelle Licht der Kirchenfenster am Taufstein in die offenen Augen, so haben viele Kinder in den meisten Fällen ein Augenübel fort und nicht selten die Erblindung zu gewärtigen.

Bedenkt man den rücksichtslosen Eifer, mit dem man auf dem Lande und in der Kleinwelt großer Städte die Kinder, kaum geboren, oft auf Stunden Wegs in die Kirchen trägt und dabei an die Zugen, an den Pastor, an das Aufsehen und den Umstand — von Seiten der Hebammen an die Trinkgelder — eher denkt als an den wie ein gleichgültiges Püppchen behandelten Täufling, so kann man nicht genug warnen vor Kirchentaufen überhaupt oder wenigstens vor der gleichgültigen und nicht verbauenden Mißachtung solcher Gefahren, wie sie durch die Taufe vor dem Altar für das theuerste Lebensgut, das Augenlicht, erwuchsen sind.

Wahrnehmungen.

Viel ist Der, der das Schweigen der Menschen und Dinge versteht, wie wenn sie redeten.

* *

Der Disharmonie der Welt liegt nur in unserer Anschauung.

* *

Ein ganzes Unglück verdirbt uns nicht so sehr und trägt uns zum Widerstand als ein nur halb eingetroffenes Glück.

* *

Manche Wucherer glauben, sie wären keine Betrüger, wenn sie sich innerhalb der von ihnen gleich anfangs mit entsetzlicher Niederträchtigkeit entworfenen Stipulationen dann mit außerordentlicher Strenge und Gewissenhaftigkeit bewegen.

* *

Man muß den Werth des Menschen positiv und negativ anschlagen. Es kann sich leicht um einen Charakter der Nimbus des Edeln legen und dennoch trägt sich. Ist er nur edel, weil er das Böse überhaupt nicht kennt, oder ist er edel, weil er es vermeidet? Gut sein ist nur dann ein Verdienst, wenn man es sich erwirbt, nicht, wenn es angeboren ist.

* *

Die Kunst des Lebens fängt da an, wo die Natürlichkeit derselben aufhört. Doch kann man nur demjenigen Lebenskünstler rühmen, der die spröden Stoffe der Charaktere und Situationen deshalb beherrscht, deshalb vermittelt, aneinander sich aufreiben, spielend von sich abgleiten läßt u. s. w., um zuletzt doch der Natur und dem Allgemeinen die Ehre zu geben. Lebenskunst kann ein Gift und kann ein Heilmittel sein, jenachdem sie der Egoismus anwendet oder die Anspruchslosigkeit eines Weisen.

* *

Bildung heißt, sich mit jedem Menschen auf den Ton setzen können, dessen Zusammenklang mit dem eigenen Wohllaut gibt.

Verantwortlicher Redakteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 42.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Eine Schriftstellerin des 17. Jahrhunderts.

Wenn Frankreich sich seiner Anna Dacier, Therese Geoffrin und Anderer bis auf Madame Staël herab mit Recht zu rühmen hat; wenn das stolze Albion seine Lady Montague, seine Miß Wollstonecraft, seine Lady Grosvenor u. A. unter seine Zierden zählt: so hat auch Deutschland eine Reihe von gelehrten Frauen aufzuweisen, die im Vergleich mit jenen Ausländerinnen zum wenigsten nicht verlieren.

Am meisten jedoch scheint uns eine Jungfrau des 17. Jahrhunderts aus der Menge hervorzuragen, nicht nur wegen des großen Umfangs ihrer Kenntnisse, sondern auch, weil sie, während ihr um ersterer willen von den vornehmsten und berühmtesten Menschen ihrer Zeit gehuldigt wurde, weder ihrem Geschlechte noch ihrem Volke im geringsten untreu wurde. Es thut uns wohl, in dem Reiche, das hier in die Kreise der Männer eintritt, das Weib in aller seiner Anmuth wiederzufinden. Wenn wir von vornherein bemerken, daß die ganze Bildung, durch welche es sich vor andern seines Geschlechts auszeichnet, das Gepräge seines Volks an sich trage und daß es im Geiste desselben zu denken und zu empfinden fortfahre, wer sollte es da nicht der allgemeinen Beachtung werth sein?

Wir reden von einer Jungfrau, die zu ihrer Zeit von blinden Eiferern häufig verschrieen und deren Werth selbst später nicht immer nach Verdienst anerkannt worden ist, sodaß wir sie, wenn wir einen kurzen Abriß ihres Lebens geben, gleichsam aus einem unwürdigen Dunkel, in welches sie verfallen, hervorziehen: ihr Name ist Anna Maria von Schurmann, geboren am 5. November 1607 zu Köln am Rhein. Ihr Vater hieß Friedrich von Schurmann und ihre Mutter Eva von Harf. Von ihren Aeltern ist uns wenig mehr bekannt, als daß sie aus edeln Familien abstammten und der reformirten Religion zugethan waren, in welcher auch ihre Tochter erzogen wurde. Aus den bedeutenden Summen jedoch, die sie auf die Bildung ihrer Kinder verwendeten, läßt sich schließen, daß sie wohlhabend gewesen sein müssen und ihrer Tochter Vermögen genug hinterlassen haben, um in jener Unabhängigkeit zu leben, die sie um keinen Preis aufgeben zu dürfen glaubte.

Maria Schurmann zeigte schon in ihrer zartesten Kindheit eine außerordentliche Geschicklichkeit in allerlei feinern Handarbeiten. In ihrem sechsten Jahre schnitt sie mit der Scheere, ohne irgendein Muster vor sich zu haben, Figuren aus Papier, die wegen der Richtigkeit ihrer Umrisse und wegen des guten Verhältnisses der einzelnen Theile zu einander überall gefielen; im achten Jahre beschäftigte sie sich mit dem Blumenzeichnen und zwei Jahre später brannte sie, nach dem Zeugniß, das sie in ihren Schriften von sich hinterlassen hat, nur drei Stunden, um das Stricken zu begreifen. Wahrscheinlich ist dies blos von der Theorie und den Grundzügen dieser Kunst zu verstehen, die sie später weiter übte und in der sie sich durch beharrlichen Fleiß ausbildete. Jedoch befriedigten

dieſe Arbeiten ſie nicht lange; ſie beſchäftigte ſich auch gar bald mit Musik, Malerei, Bildhauer- und Kupferätzkunſt und machte in allen die ausgezeichnetſten Fortſchritte. Wenn ihre Compoſitionen ſich auch nicht beſonders empfohlen haben und hohe Ideen keineswegs durch ſie hervorgerufen wurden, ſo iſt dennoch dieſe Vielſeitigkeit und der ausdauernde Fleiß aller Achtung werth. Ihre Handſchrift wurde allgemein als ſchon anerkannt und nicht nur im Deutſchen, ſondern auch ihre lateiniſchen, griechiſchen, hebräiſchen, ſyriſchen und arabiſchen Schriftzüge, weshalb man ſie in Kunſtſammlungen aufbewahrte und in mehren noch gegenwärtig als eine Seltenheit vorzeigt. Joli preiſt ſie in ſeiner „Reiſe nach Munſter“ und rühmt noch überdies Maria's Geſchicklichkeit im Miniaturmalen und mit Hülfe eines geſchliffenen Diamants Gemälde auf Glas hervorzubringen.

Nicht weniger fand zeigte ſich die Schärfe ihres Verſtandes. Schon in ihrem elften Jahre äußerte ſie ihren Brüdern, wenn dieſe im Lateiniſchen ſtockten, die Antworten zu, obgleich ſie damals noch eigentlich keinen Unterricht in dieſer Sprache genoſſen, ſondern nur ſo gelegentlich aufgefangen hatte oder ihrem eigenen Nachdenken verdankte. Ihrem Vater aber dienten dieſe Bemerkungen zum Beweis von der Tragweite ihrer Geiſtesfähigkeit und er beſchloß, da nach ſeiner Meinung Maria für die Wiſſenſchaften geboren zu ſein ſchien, ſie nicht länger von denſelben fernzuhalten. In der Jetztzeit würde man, eingedenk der Beſtimmung des Weibes, ſich ſelbſt nach ſolchen Aeußerungen innewohnender herrlicher Natur bedenken, die Regeln zu verlaſſen, welche man für weibliche Bildung feſtgeſetzt hat; damals jedoch waren die Begriffe in dieſer Beziehung noch ziemlich unbeſtimmt. Ueberdies rieth es ihm Vater auch wol die Liebe, der Neigung ſeiner Tochter kein Hinderniß entgegenzuſetzen; denn die Ausſicht, eine gelehrte Tochter zu haben, ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit. Die Fortſchritte, welche die Jungfrau von nun an machte, waren erſtaunend; ſie ſchloß mit dem Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen eine ſo vertraute Bekanntſchaft, daß ſie dieſe Sprachen nicht nur ſchrieb, ſondern auch mit der größten Fertigkeit ſprach und ſich in denſelben mit den berühmteſten Gelehrten unterhalten konnte. Mit erſtaunlicher Schnelle erlernte ſie auch das Syriſche, Chaldäiſche, Arabiſche und Aethiopiſche und verſäumte dabei die neuern Sprachen nicht. Auch im Deutſchen wußte ſie ſich für ihre Zeit richtig und gut auszudrücken, wenn ſie ſich auch in ihren gelehrten Briefen und Unterhaltungen derſelben ſelten bediente. In der franzöſiſchen Sprache aber, in der engliſchen und italieniſchen beſaß ſie eine ſolche Fertigkeit, daß ſie alle drei nicht nur mit der überraſchendſten Geläufigkeit erlernte, ſondern ſich auch ſchonte und gefälligſte in denſelben auch auszudrücken wußte. In gleicher Zeit verwendete ſie vielen Fleiß auf Geographie, Aſtronomie, Philoſophie u. ſ. w. Daß ſie eine Menge römiſcher und griechiſcher Claſſiker geleſen haben müſſe, bewieſen zur Genüge ihre Briefe, in denen jeden Augenblick Stellen aus denſelben citirt ſind.

Ihr Vater, der ſich in ihrer Jugend zu Utrecht niedergelaſſen hatte, begab ſich ſpäter mit ſeiner ganzen Familie nach Franeker, um dort ſeine beiden Söhne ſtudiren zu laſſen. Als er aber 1623 ſtarb, ſiedelte ſich ſeine Witwe wieder nach Utrecht hinüber, wohin die Tochter ſie begleitete. Hier legte Maria ihren Umgang mit den Wiſſenſchaften, in denen ſie ſich das Glück ihres Lebens zu finden gewohnt hatte, fort und nur erſt gegen das Ende ihres Lebens ſah ſie Franeker wieder, wie wir ſpäter erfahren werden.

Ihr erſtes literariſches Product erſchien 1635 und machte Aufſehen; es war ein lateiniſches Gedicht auf die Gründung der utrechter Akademie. Es iſt in ihren Schriften zu finden und zeichnet ſich durch gute Gedanken und leichtes, fließendes Versmaß aus. Drei Jahre ſpäter, alſo 1638 — und nicht 1636, wie Jöcher mittheilt —, gab der Dr. med. Beverwick in Dordrecht die Antworten heraus, welche von verſchiedenen Gelehrten über die Frage: „De terminis vitae“, bei ihm eingegangen waren. Unter dieſen befand ſich auch eine von der geiſtreichen Schurmann, in der ſie ſattſame Belege ihrer mannichfachen Gelehrſamkeit beibringt, ohne daß man aber mit ihrer Entſcheidung zufriedengeſtellt ſein möchte. Die Frage, welche mit der bekannten Prädeſtinationslehre der reformirten Kirche zuſammenhing, war nämlich: „Wie denn das Lebensende eines jeden einzelnen Menſchen nothwendig, d. i. von Gott von Ewigkeit her beſtimmt ſein und doch von menſchlicher Freiheit abhängig gedacht werden könne?“ — Die gelehrte Jungfrau ſchrieb darüber folgendes Gutachten: „Daß des Menſchen Lebensende von Gott von Ewigkeit her beſtimmt und alſo nothwendig ſei, ſei unleugbar und aus der Schrift ſowie aus der Geſchichte erweislich. Dadurch aber werde die menſchliche Freiheit keineswegs beſchränkt; ſie äußere ſich blos nach den Abſichten Gottes und Gott beſtimme den menſchlichen Willen durch eine uns unbegreifliche

Kraft. (Eine Behauptung, durch welche ja die Freiheit aufgehoben wird!) Die Kunst der Aerzte, welche das Lebenbende, wenn es herannahe, zu entfernen sich bemühe, sei übrigens weder immer noch sicherhaft, denn sie mache keineswegs sich an, die Rathschlüsse Gottes zu ändern, sondern sie lindere nur Schmerzen und ohne dies selbst dann noch, wenn sie den Tod als unvermeidlich voraussehe. Sie sei um so achtungswürdiger, da Jeder die Pflicht auf sich habe, sein Leben zu erhalten u. s. w. Man sieht, daß Pico Mirandola ihr Anhänger gewesen.

Nicht geringeres Aufsehen als zu Anfang des 16ten Jahrhunderts die Versuche der Pic Mirandola, die Rechte des Weibes auf Kosten derer des Mannes zu erweitern, machte die 1640 erschienene Abhandlung der Schurmann, in der sie zu beweisen suchte, daß es einer christlichen Frau erlaubt sei, den Wissenschaften obzuliegen. Das Werkchen ist nicht in dem fließenden Latein geschrieben, welches das obenerwähnte Gedicht ziert, sondern besteht aus einer Reihe von Syllogismen, ganz in der harten Form, die damals so sehr beliebt war. Die Schurmann stützt darin ihre Behauptung auf folgende Gründe: Daß das Weib nicht ohne Anlagen für Wissenschaft sei und ein unüberwindliches Sehnen und Streben nach derselben in sich trage; daß es einer fortdauernden und würdigen Beschäftigung bedürfe; daß man ihm, wenn es Gott erkennen und lieben solle, die Mittel nicht entziehen dürfe, die zu demselben führen; daß die Wissenschaften Herz und Geist bilden, und vor religiösen Irrthümern bewahren und, indem sie uns das reinste Vergnügen bringen, dem guten Rufe und der Schamhaftigkeit auf keine Weise nachtheilig sind. Die Einwürfe der Gegner, daß es dem weiblichen Geschlechte an Kraft und Neigung zu den Wissenschaften fehle, daß keine Bildungsanstalten vorhanden wären, durch die eine solche Neigung, wenn sie sich hier und dort zeige, befriedigt werden könnte, und daß zum Beruf des Weibes große Gelehrsamkeit durchaus nicht nöthig sei, beantwortet sie auf eine scharfsinnige Weise. Die Kraft des Weibes, sagt sie, sei nur relativ und in Vergleich mit jener, die ausgezeichnete Männer besitzen, eine schwache zu nennen, und um Vortheile von der Wissenschaft einzuernten, seien nicht gerade sehr glänzende Anlagen nothwendig; Neigung zu derselben könne dem Weibe nur dann abgesprochen werden, wenn die Männer es sich eifriger angelegen sein ließen, diese in ihm zu erregen, was aber bisher nicht geschehen sei, weshalb sie über Bemühungen scheitern sahen, öffentliche Bildungsanstalten konnten durch sorgfältigere häusliche Erziehung leicht ersetzt werden. Und was endlich den Beruf betreffe, so gebe es einen niedern und einen höhern. Zu seinem niedrigern Beruf als Mutter und Hausfrau könne das Weib vollkommen der Wissenschaft allerdings entbehren, sowie viele Männer, die sie gleichwol eifrig suchen, sie für ihren nächsten Wirkungskreis entbehren können; aber für seinen höhern, welcher kein anderer sei, als sich im wahren Christenthume zu stärken und sich zu vervollkommnen, könne ihm die Wissenschaft ohne Widerrede auf eine außerordentliche Weise nützen.

Vielleicht dürften die Rechte des Weibes nie eine verständigere Fürsprecherin gefunden haben und schwerlich sind seit jener Zeit gewichtigere Gründe vorgebracht worden. Wenn daher die berühmtesten Gelehrten mit Maria Schurmann in Briefwechsel traten und ihr Lob in fremde Länder verbreiteten, so war das ganz natürlich. Namentlich waren es drei Professoren, mit denen sie die meisten Briefe wechselte, mit Revet, Voetius und Friedrich Spanheim. Aber auch von dem berühmten Philosophen Gassendi, dem Pater Mersenne von Balzac, von Dechart, der für den gelehrtesten Mann in Frankreich galt, von Gouvert u. s. w. erhielt sie Zuschriften; selbst aus England blieben sie nicht aus. Unter ihren gedruckten Briefen befanden sich einige hebräische und griechische, die meisten aber sind in einem guten Französisch oder in einem fließenden Latein geschrieben, wenn auch die Gedanken selbst das Eigenthümliche des Geistes der romanischen Sprache oft zu wenig angenommen haben und ihren Ursprung aus einem deutschen Gemüthe zu deutlich verrathen. Doch muß man dies nicht zu hoch anschlagen, da selbst Gelehrte damaliger Zeit sich dieses Fehlers schuldig machten. Es verdient noch unsere Beachtung, daß sich in ihren Zuschriften überall ein inniges Verständniß mit der arabischen, hebräischen, talmudischen, griechischen und römischen Literatur kundgibt. Ihr Name wurde auch bald so berühmt, daß Personen vom höchsten Range sie besuchten, nach ihrer Bekanntschaft strebten und sie auf alle Weise auszeichneten. Der Cardinal Richelieu gab ihr die unzweideutigsten Beweise seiner Achtung; die Königin Christine besuchte sie, Maria von Gonzaga ebenfalls *), wie auch die Herzogin von

*) Vergl. „Voyage de la reine de Pologne par Lotharingie" (Paris 1646).

Longueville, als diese durch Utrecht nach Münster in ihrem Gemahl reiste. Mit der Prinzessin Elisabeth, der Tochter des unglücklichen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, war sie durch die innigsten Freundschaftsbande verbunden. Als Elisabeth noch in Holland war, pflegte Maria sie in ihren Krankheiten, wofür die Prinzessin noch in späteren Jahren dankbar war, indem sie sich der in Holland verbliebenen Labadisten, zu denen sich die Schurmann hielt, annahm und ihr in ihrem kleinen Gebiete ein Asyl eröffnete. Doch davon später.

So groß ihr Ruhm auch war und so eifrig man von allen Seiten um ihre Gunst buhlte, sie mit Auszeichnungen überhäufte und sie die zehnte Muse nannte, so blieb doch Maria ihr ganzes Leben frei von Eitelkeit und Anmaßung und jene Demuth, welche das Weib so liebenswürdig macht, wurde sorgfältig von ihr bewahrt. Sie suchte nicht zu glänzen, sie prunkte nicht mit den erworbenen Kenntnissen und die Huldigungen, die ihr freiwillig dargebracht wurden, hatte sie nicht gesucht. Als Schriftstellerin aufzutreten war nicht ihr Wille; in späteren Jahren that sie dies zwar aus innerm Drange, aber es geschah nicht, sich einen Namen zu machen, sondern Das, was sie als Wahrheit mit mancherlei Opfern erkannt hatte, zu vertheidigen gegen die Verleumdungen der Welt und zugleich die Gesichtspunkte aufzustellen, aus denen sie sich selbst von den Billigern beurtheilt zu sehen wünschte. Vielleicht würden aber dennoch alle ihre Arbeiten unbekannt geblieben sein, wenn nicht ihre Freunde Beredtsamkeit und Kunst mit Bitten sie bewährt hätten, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der Beifall, den sie fanden, und das Lob, welches ihnen ein Saumaise, Lochard u. A. ertheilten, bestimmte sie, ihnen mehr folgen zu lassen.

Aber diese geliebten Beschäftigungen entfremdeten sie keineswegs ihrem weiblichen Wirkungskreise. Solange ihre Mutter lebte, konnte sie allerdings den Wissenschaften ungestörter obliegen, weil diese sich die Sorgen für das Haushalten nicht gern entziehen ließ; aber nach deren Tode fand sie sich genöthigt, sich mehr um dasselbe zu bekümmern. Jedoch standen ihr zwei ältere Schwestern ihrer Mutter, die der Krieg aus Deutschland vertrieben, treulich bei. Als aber beide Base blind wurden, fielen alle Sorgen auf sie allein, die sie für so wichtig hielt, daß sie um ihretwillen sowie die Unglücklichen zu pflegen, Kranke zu besuchen, das gewohnte Almosen zu vertheilen und einigen Personen, die sie liebte, Unterricht zu geben, sich den Wissenschaften gern entzog und ihnen von nun ab nur wenige flüchtige Augenblicke widmen konnte. Diese merkwürdige Veränderung in der Lebensweise der Schurmann fällt ins Jahr 1650.

Ebenso wenig liebte sie Pracht und Aufwand. Als ihre beiden Base im 80. und 91. Lebensjahre ihr Gesicht verloren hatten, begab sie sich mit ihnen und ihrem Bruder aufs Land und lebte bis zum Tode der Greisen hier zwei Jahre in der größten Eingezogenheit. Als sie nach Utrecht zurückgekehrt, machten nur zwei Mägde ihre ganze Dienerschaft aus. An stille häusliche Beschäftigungen gewohnt und aus echtreligiösem Sinne alle Verschwendung haßend, begnügte sie sich mit dem Unentbehrlichen, und je älter sie wurde, desto mehr wuchs ihre Strenge gegen sich selbst. Weibliche Sittsamkeit war ihr theuer, daher wachte sie für ihren guten Ruf, mit welchem das Weib ja jederzeit sein ganzes äußeres Glück dahinschwinden sieht. Sie war hülfreich, theilnehmend und erbarmend. Die Armen zu Utrecht fanden in ihr eine gütige Mutter, denn nie verließen sie ungetröstet ihr Haus. Ihr Herz war in einem hohen Grade empfänglich für die Freundschaft; dies beweist ihr inniges Verhältniß zur Prinzessin Elisabeth und ihr Gram, mit dem sie das Verlust ihrer Base betrieb. Diese waren schon blind, als sie wegen eines ihnen entrissenen Prozesses persönlich in Köln erscheinen mußten. Maria verließ ihr Handwerk, ihre Studien und begleitete sie. Auch in ihrer unerschütterlichen Anhänglichkeit an Labadie ein neuer Beweis, und ihren Bruder — den andern hatte der Tod ihr schon früh entrissen — liebte sie so sehr, daß beide Geschwister einen großen Theil ihres Lebens beisammen zubrachten. Nur ist es merkwürdig, daß die Schurmann nie Liebe zu einem Manne empfand. Dies mochte die einzige Verirrung sein, deren man ihre Natur zeihen kann. Es stand in ihrer Macht, sich glücklich zu verheirathen. Der holländische Dichter Cats, dessen Gedichte Ruf erworben, liebte sie und pries sie in seinen Liedern schon in ihrem 14. Jahre; allein sie verzichtete auf dieses Glück. Es wäre wünschenswerth gewesen, daß sie sich selbst in ihren Schriften über diesen Punkt ausgesprochen; da dies nicht geschehen, so möchten folgende Bemerkungen vielleicht nicht überflüssig sein. Das Weib, als Ausdruck der empfindenden Kräfte, ist nichts an sich und will an sich nichts sein; es sucht einen leitenden Verband, an den es sich anschließe wie die Rebe an die Ulme; nur in dieser Vereinigung ist und macht es selig. Das

ganze Streben des Weibes ist daher nach außen gerichtet wie das des Mannes, von dem es sich blos durch beschränktern Umfang und tiefere Innigkeit unterscheidet. Diese Richtung nach außen hatte die weibliche Seele, von der hier die Rede ist, verloren. In sich selbst hatte sie eine unermeßliche Kraft wahrgenommen; Alles, was sie versucht, war ihr gelungen und ihr unermüdeter Fleiß hatte ihr einen Schatz der schönsten Kenntnisse und Fertigkeiten gesichert. Kein Wunder demnach, daß sie, anstatt sich auf ein Aeußeres zu beziehen, vielmehr Alles auf sich bezog und in dem muthigen Aufstreben Alles hatte, was sie von einem Andern abhängig machen konnte. War es anfänglich die in sich wahrgenommene Kraft, welche die natürliche Richtung ihres Herzens veränderte, so mußte die Rücksicht zu Dem, was sie verlassen, unmöglich werden, nachdem das Höhere, für das ihre Thätigkeit in Anspruch genommen werden war, Wissenschaft und Kunst, ihr in immer größerer Schönheit entgegenleuchteten und beide vereint sie zu dem Himmel emporwiesen. Sie unterwarf sich nun gern einem Andern, aber das war nicht das Irdische; es war das Ideal, nach dem ihr Sinn rang und an dem sie mit der innigsten Liebe hing. Es hat sich freilich manches Weiben, das auch mit aller Stärke der Empfindung der höhern, sichtbaren Welt zugethan war, dadurch für die Erde wieder gewinnen lassen, daß man die reine Platonische Flamme in ihm zu entzünden wußte, aber bei einer Natur, welche zur Schwärmerei so wenig aufgelegt war und überall nur durch klare Begriffe befriedigt werden konnte, mußte auch dieses Mittel seine Wirksamkeit verlieren. Je erhabener die Schurmann daher zur moralischen Liebe war, wie die Religion sie gebietet, umsoweniger konnte in ihr die sinnliche aufkommen. Und hier stehen wir unstreitig an dem wichtigsten Abschnitte ihres Lebens. Es hat nicht an Solchen gefehlt, die sie verketzert haben; von Andern ist ihr Mysticismus und Schwärmerei vorgeworfen worden; Beide haben ihr Unrecht gethan. Wir werden, indem wir von ihrer Religiosität und ihren letzten Schicksalen reden, am besten thun, wenn wir sie ganz so auffassen, wie sie sich selbst in ihrer „Eukleria" dargestellt hat.

Ihre Aeltern hatten es ihre erste Pflicht sein lassen, sie in die Lehren der reformirten Religion einzuweihen. Zu gleicher Zeit suchten sie ihr Gefühl für das Sittliche auf alle Weise zu schärfen, zu beleben und ihr jene Reinheit der Gesinnung zu bewahren, bei welcher sich das Gemüth am leichtesten mit dem Heiligen vermählt und sich der Leitung höherer Liebe überläßt. Eins der ersten Bücher, das ihr der Vater in die Hände gab, waren die Schriften des Seneca; der Inhalt machte einen tiefen Eindruck auf ihr kindliches Herz. Mit großer Sorgfalt befolgte sie den väterlichen Rath, Dichter mit Vorsicht zu lesen, weil diese, zu den Sinnen redend, nur zu oft das Herz verführen. Den ältern widmete sie daher nur dem Homer und Virgil einen unausgesetzten Fleiß; die neuern las sie nur mit großer Auswahl. Es entwickelte sich daher in ihr sehr zeitig ein reges Gefühl für das Anständige und ein schöner, frommer Sinn. Um diesen zu erhalten, bewiesen die Aeltern in der Wahl ihrer Jugendfreundinnen die größte Sorgfalt, sowie sie dieselbe durch ihr eigenes preiswürdiges Beispiel in allem Guten bestärkten. Hierzu kam, daß ihre Liebe zu den Wissenschaften sie immer mehr der Welt entfremdete, die ihr Vater vielleicht in zu grellen Farben geschildert. Die Blumen, die Insekten, welche sie mit Wasserfarben malte, erhoben ihre Begriffe von der Größe und Güte des höchsten Wesens, und während ihre Hand sich mit dem Pinsel beschäftigte, ging ihr Geist erhebenern Gedanken nach. Ihr Lieblingsbuch war das berühmte Werk des Thomas a Kempis „Von der Nachfolge Christi", von der sie jedoch bald noch würdigere Begriffe bekam, als sie in diesem Buche enthalten sind.

So eifrig sie aber auch die Wissenschaften trieb, so vergaß sie doch nie, daß sie wenig leisten, wenn sie nur den Verstand erhalten, und daß durch sie der ganze innere Mensch gehoben werden soll. Religion und Moral blieben demnach Dasjenige, auf welches sie den meisten Fleiß verwendete; alle andern waren ihr nur Mittel, ihren Kenntnissen in jenen mehr Umfang und Klarheit zu geben. Sie studirte daher die Lehren der christlichen Religion in den Quellen selbst und erlernte zu diesem Zweck nicht nur die Sprachen, in denen dieselben abgefaßt, sondern auch die, aus denen sie zum Theil erklärt werden müssen. Ihre theologischen Kenntnisse waren sehr groß und wurden selbst von den Gegnern ihrer Kirche anerkannt. Auch hatte sie sich eine Uebersicht der ganzen Polemik gemacht und sie bis in die kleinste ihrer Abtheilungen und Unterabtheilungen verfolgt. Nichts machte ihr mehr Freude als das allmälige Wachsen in Religionskenntnissen, und das Lob, welches sie in spätern Jahren als Gelehrte erntete, entfernte ihre Blicke nicht von dem Himmel, der die Quelle ihrer höchsten Seligkeit geworden.

Anfangs hielt sie fest an der Reformirten Kirche, aber je höher ihre Begriffe von dem Verhalten des echten Christen wurden, je lebhafter sie sich von der Nothwendigkeit, in dem Sinne und nach dem Beispiele Jesu zu leben, sich überzeugte, desto ärgerlicher wurde ihr die Lauheit der übrigen Reformirten gegen die Religion. Sie fing daher an, die öffentlichen Gottesverehrungen sparsamer zu besuchen und dafür häusliche Andachtsübungen in ihrem Hause häufiger zu halten. Das mußte nach den damaligen kirchlichen Begriffen Aufsehen erregen; bald wurde dann auch die Verleumdung geschäftig. Während ihres zeitweiligen Aufenthalts in Köln, dessen wir eben erwähnten, verbreitete sich in Utrecht das Gerücht, die Schurmann sei mit ihrem Bruder zum Katholicismus übergetreten. So begierig dies auch von Vielen geglaubt wurde, so mußte doch Jeder, der die Dame genauer kannte, Mißtrauen in dasselbe setzen, umsomehr, da sie nach ihrer eigenen Versicherung mit ihrem Bruder sich von den öffentlichen Gottesverehrungen der Katholischen gänzlich entfernt hielt. Diese Kränkung, welche ihr durch jenes Gerücht widerfahren, und vielleicht auch die Reise nach Köln hatten ihre Liebe zu Utrecht ziemlich gedämpft und sie erlosch gänzlich, als zwei der besten Prediger von den Einwohnern vertrieben wurden. Sie flüchtete sich aufs Land, wie wir wissen, und kehrte erst nach zwei Jahren nach Utrecht zurück.

Im Jahre 1651 unternahm ihr Bruder eine Reise nach Deutschland und der Schweiz, welche für die letzten Lebensjahre seiner Schwester so merkwürdig werden sollte. Labadie's Ruhm nämlich erfüllte damals die ganze Schweiz. Schurmann konnte dem Drange, ihn kennen zu lernen und seine Predigten zu hören, nicht länger widerstehen; er begab sich daher nach Genf, schloß mit Labadie die intimste Freundschaft, wohnte bei ihm und hielt sich seinetwegen zwei volle Jahre dort auf. Die Briefe, welche er an seine Schwester schrieb, waren von jetzt an nichts als Lobreden auf den neuen Freund. Voll von dem Werthe des Mannes, kehrte er zu seiner Schwester zurück, der er nun mündlich die Vorzüge desselben mit den lebhaftesten Farben schilderte, und es ist höchst wahrscheinlich, daß er sich mit seiner Schwester zu ihm nach Genf begeben haben würde, wenn ihn nicht schon ein halbes Jahr nach seiner Rückkehr der Tod ereilt und der letztern den theilnehmendsten Freund, den sie auf Erden besaß, in ihm entrissen hätte.

Wir unterbrechen hier auf Augenblicke die fernern Schicksale der Schurmann und wenden uns zu Labadie.

Labadie wurde 1610 zu Bourg in der ehemaligen französischen Provinz Guienne geboren und gehörte anfänglich den Jesuiten an. In seiner Jugend legte er sich vornehmlich auf Redekunst und Philosophie, allein körperliche Schwächen und Unzufriedenheit mit dem Geiste dieses Ordens hatten in ihm den Entschluß erregt, ihn zu verlassen, den er auch 1639 ausführte. Er meinte es wahrscheinlich schon als Jüngling gut mit der Religion, aber Hang zur Schwärmerei verleitete ihn öfters, Behauptungen zu wagen, die Derjenige, welcher gewohnt ist, seine Ueberzeugungen auf feste Begriffe zu bauen, nicht unterschreiben konnte und zu welchen die Schrift nur Belege lieferte, wenn man ihr Gewalt anthat. Seine Beredtsamkeit hingegen verschaffte ihm unter dem französischen Volke viele Anhänger und unter den Vornehmen viele Beschützer; aber sein unruhiger Kopf, der Starrsinn, in den sein hoher Muth zuweilen überging, die Ränke seiner Feinde, die im Hintern an seinem Verderben arbeiteten und sein Anleben durch lügenhafte Gerüchte zu schwächen suchten, machten, daß er in den ihm angewiesenen Wirkungskreisen nie lange aushielt. So z. B. war er bald Kanonicus, bald Aufseher eines Nonnenklosters, bald trat er als Karmelitermönch auf. Die katholische Religion befriedigte ihn nicht, weil sie seinem aufstrebenden Geiste Schranken setzte und er in ihr Mängel zu entdecken glaubte, denen abzuhelfen ihm wegen der Macht der Geistlichkeit unmöglich war. Schon früher hatte er sich mit den Jansenisten in Port-Royal vereinigen wollen; da dieser Wunsch ihm aber fehlgeschlagen, trat er 1650 öffentlich zu Montauban zur reformirten Lehre über.

Daß die Züge, welche Moreri allzu leichtgläubig von seiner Sittenlosigkeit erzählt, nichts als schamlose Verunglimpfungen seiner zahlreichen Feinde waren, erhellt schon daraus, daß sein Betragen mehre male, auf Anstehen der Letztern, öffentlich untersucht, ihm aber jedesmal die ehrenvollsten Zeugnisse ertheilt wurden. Ging doch der Haß gegen ihn so weit, daß man ihm, als er in Montauban eine außerordentliche Predigerstelle bekleidete, Gift beibrachte, das jedoch ohne die gehoffte Wirkung blieb. Dies Alles und die Pest vermochten ihn, sich 1657 aus dieser Stadt zu entfernen und sich nach Orange zu begeben, wo er zwei Jahre verweilte und sich dann nach Genf begab, wo er durch seine Predigten und Grundsätze, die er lehrte, großes Aufsehen erregte und

die Zahl seiner Zuhörer und Anhänger sich mit jedem Tage mehrte. Hier war es auch, wo der Bruder der Schurmann ihn kennen lernte.

Um fernere Unterbrechungen zu vermeiden, wird es wol am rathsamsten sein, die wichtigsten seiner Lehrsätze hier kurz zusammenzufassen. Er lehrte, daß die Heilige Schrift nicht unumgänglich nothwendig zur Seligkeit sei, da in dem Herzen der wahren Gläubigen der Heilige Geist noch ebenso gut forwirke als in den Zeiten, wo die christliche Religion sich auf der Erde auszubreiten anfing und daß dieser auch ohne die Schrift ihre Erkenntniß fortwährend vermehre. Ueberhaupt hielt er es wie die Schurmann, die sich über diesen Punkt weitläufig in der „Eucleria" verbreitet, für einen groben Irrthum, wenn man die Wirksamkeit des Heiligen Geistes nur auf die Apostel und ihre Schüler beschränke, der Tröster, den Jesus versprochen, sei vielmehr noch unausgesetzt in denen thätig, die sich desselben würdig machten. Die Feier des Sonntags sah er für eine sehr gleichgültige Sache an, da sie ein bloßer Gebrauch sei, der Neue Bund aber die Menschen in Rücksicht auf Gebräuche in völlige Freiheit setze und von ihnen verlange, daß sie Gott im Geiste verehren sollten. Ebenso wurde nach seiner Ueberzeugung das Abendmahl nur als ein Erinnerungsmittel an den Tod Jesu genossen. Was endlich den großen Haufen der Bekenner Christi betrifft, so glaubte er, daß er vom wahren Christenthum weit entfernt sei, weil sein Herz an der Welt hänge und Gott nur soviel gebe, als er, ohne der Befriedigung seiner Begierden etwas abgehen zu lassen, entbehren zu können glaube. Das wahre Christenthum verlange Opfer und Selbstverleugnung und sein Bemühen ging dahin, eine Gemeinde zu sammeln, die an Reinheit der Gesinnung, an Muth und Standhaftigkeit und an Kraft, sich um Gottes willen jeden irdischen Genuß zu versagen, den ersten Christen gleich sei. Das beschauliche Leben hielt er für die höchste Seligkeit auf Erden, weil es zu Gott führet und mit ihm vereinigt. Die Taufe wollte er bis in ein reiferes Alter verschoben wissen u. s. w. — Das viele Wahre, welches in seinen Lehren lag, macht uns nachsichtig gegen die Hitze, mit der er sie oft verfocht, sowie gegen manche Irrthümer, die er in seinen mündlichen Vorträgen und Schriften verbreitete. Unter diesen war wol der gefährlichste die Behauptung, daß Gott die Menschen um ihres Besten willen täuschen könne, die er gleichwol durch Misdeutung einiger Stellen aus der Bibel selbst beweisen wollte.

Als sich Labadie, dem erhaltenen Rufe folgend, mit seinen Gehülfen Yvon und de Pignon nach Holland begeben hatte, hielt er sich zehn Tage im Hause der Schurmann in Utrecht auf und machte mit mehren berühmten Theologen der utrechter Universität Bekanntschaft. Seine Predigten erwarben ihm in dieser Stadt vielen Beifall. Niemand jedoch bewunderte ihn so sehr als die Schurmann selbst, zu der wir nun wieder zurückkehren; sie bestätigte das günstige Urtheil, welches ihr durch ihren Bruder von seinem Freunde beigebracht worden war, vollkommen. Kurz, Labadie war der Religionslehrer nach ihrem Herzen, und da sie die Veredelung des Geistes und des Herzens durch Religion für das würdigste Geschäft des Menschen hielt und einsah, daß sie in den Jahren schon weit vorgerückt war und mit ihrer Lebenszeit zu geizen Ursache hatte, so entschloß sie sich, aus ihrer neuen Bekanntschaft ungesäumt auch den besten Nutzen zu ziehen. Sie begab sich demnach mit zwei andern adeligen Jungfrauen nach Middelburg, wo Labadie und Yvon bei der Wallonischen Gemeinde als Prediger angestellt wurden, und war zwei Monate hindurch eine seiner fleißigsten und eifrigsten Zuhörerinnen. Geschäfte riefen sie sodann nach Utrecht zurück; kaum waren diese aber beendet, als sie wieder nach Middelburg eilte und sich nun, solange Labadie in Seeland blieb, nicht wieder von ihm trennte. Groß waren die Stürme, mit denen er hier zu kämpfen hatte. Seine allzu heftigen Predigten bei Gelegenheit der Wallonischen Synode zu Amsterdam und seine Schrift gegen den Prediger Wollzogen, der gleichwol auch von Andern gegen seines Buchs: „Von der Auslegung der Heiligen Schrift", angegriffen werden war, verursachten, da er sich zum Widerruf nicht verstehen wollte, daß er von der Synode zu Veerden seines Amtes entsetzt wurde, welchen Beschluß auch gleich darauf die Dortrechter Synode bestätigte. Er verließ demnach Middelburg und begab sich nach dem benachbarten Zerwere, wo er öffentliche Vorträge hielt und immer eine große Zahl Zuhörer aus beiden Städten um sich versammelt fand. Um jedoch jeden Anlaß zu Unruhen zu vermeiden, verließ er nach vier Jahren auch Seeland und verlegte seinen Sitz nach Amsterdam, wohin ihm viele seiner Anhänger folgten. Unter diesen befand sich auch Maria Schurmann, denn die Nähe des Mannes war ihrem Herzen zum Bedürfniß geworden. Da alle um seine Wohnung liegenden Logis besetzt waren, blieb ihr nichts übrig, als einige Zimmer, die in dem Hause La-

dadie's ledig waren, für sich zu miethen. Lange sträubte sich ihr Zartgefühl dagegen; sie war gewohnt, die öffentliche Meinung zu ehren und sah voraus, daß die damals so geschäftige Verleumdung aus diesem Umstande bald Gift saugen würde, obgleich der Billige stets gestehen mußte, daß in dem Alter von einigen und sechzig Jahren, in dem die Schurmann sich befand, das weibliche Herz ganz andere als sinnliche Wünsche erfüllen. Es ist vielmehr ein schöner Beweis ihres Eifers für Religion, daß sie diesmal den Anstand nicht weiter berücksichtigte und dem Durste nach Erkenntniß folgte. Als später Labadie auch Amsterdam wieder verließ und sich nach Altona begab, begleitete die Schurmann ihn auch dahin und zog sich erst nach seinem Tode nach Wiewarden in Westfriesland zurück, wo sie am 5. Mai 1678 unverehelicht starb.*) H. Asmus.

Alte Tage ein Spiegel für neue.

Eins der am schnellsten verlaufenen geschichtlichen Trauerspiele ist ohne Zweifel der Fall Karl's des Kühnen von Burgund, des mächtigsten Fürsten seiner Zeit, dem die Schätze und Hülfsmittel des schönsten blühendsten Landes, eines „Landes der Verheißung", wie Comines es nennt, zugebote standen, bei seinem Zusammentreffen mit den Eidgenossen. Der Kampf des „schwarzen Löwen" (Burgund) mit dem „schwarzen Stier" (die Eidgenossen), in den Ludwig's XI. Arglist die Letztern zu verwickeln wußte, bildet ein großartiges Gemälde aus dem Mittelalter, dessen Glanzpunkte Grandson, Murten und Nancy sind.

Ueber die Schlacht von Grandson sagt der zeitgenössische Chronist, Kaplan Johannes Knebel von Basel: „Eine wunderbare Sache, wie dieser Karl mit seiner so starken Uebermacht vor dem kleinen Fußvolke also schmählich davonfloh! Ist jemals in tausend Jahren von einer solchen Schmach berichtet worden, daß ein kleines Bauernvolk eine solche Kriegsmacht aus dem Felde geschlagen hat! Er, der seit manchen Jahren Könige und Fürsten bezwungen, ist vor dem kleinen Volke davongelaufen und was noch mehr ist, hat all sein eigenes und der Seinen Hab und Gut, alles Feldgeräth im Stich gelassen und verloren. Ich glaube, er hat für seine Person nicht einen Gulden davongebracht und sich jetzt vielleicht in seiner großen Schande an irgendeinem entlegenen Orte versteckt. Wunderbar zu sagen und schwer zu verstehen!"

Leichter verstanden die Sieger die im Lager des Herzogs gemachte Beute von 500,000 Gulden Werth — die schönsten Kleinodien in Gold und Silber, Perlen und Steinen, kostbare Gewänder, über 400 Feldstücke, 2000 Wagen, auch des Herzogs goldenen Prunkstuhl, auf dem er zu Gericht thronte, sein Seidenzelt mit wunderbaren Gold- und Edelsteinzierathen; auch zwei große Wagen voll Stricke, an denen der Herzog die gefangenen Eidgenossen aufhängen zu lassen gedachte; eine Masse von silbernen und goldenen Becken, des Herzogs großes Reichssiegel, 73 Banner u. s. w. „Vor allem Andern, das er eingebüßt, soll Karl den Verlust der heiligen Reliquien, besonders eines Nagel und ein großes Stück vom Kreuze Christi beklagt haben. Bis Nozeroy floh der Herzog, wo er zwei Tage lang ohne Speise und Trank gerastet und sein Heer gesammelt habe. In seinem Zorn ließ er einige Edelleute enthaupten, die ihm vorgegeben haben sollen, die Schweizer und die vom Vereine hätten keine Waffen, sie seien rohe Bauern, fast nackt und leicht todt zu schlagen." Am 16. März ward in Basel eine feierliche Messe mit Te deum laudamus gesungen, wobei der Chronist fungirte; und am selben Tage kam ein Schreiben Kaiser Friedrich's an den Fürstbischof von Basel, das im Hinweis auf die „beschwerung gemeiner Christenheit von dem Turken" Frieden gebot. Geschrieben war dieses Schreiben — 8 Wochen früher, was unsern ehrlichen Chronisten zu dem folgenden scharfen Tadel gegen den Kaiser bewegt: „Wol hörte der Kaiser von dem Kriegszug dieses verfluchten Burgunders wider die Herren Eidgenossen und er hat geschwiegen, bis er jetzt vernommen, daß durch Gottes gerechtes Strafgericht der Burgunder übel abgefertigt worden ist. Jetzt befiehlt er, Frieden mit ihm zu halten (in dem Frieden zwischen dem Kaiser und Karl hatten Beide ihre Verbündeten preisgegeben) und läßt ihn ungehindert seine Wuth gegen uns ausüben und will uns Dessen berauben, was selbst der thierischen Natur erlaubt ist, der Selbstvertheidigung. Daß die Christenheit vom Türken bedrängt wird, hat

*) Die Quellen, woraus diese biographische Skizze geschöpft ist, sind Moreri's „Dictionnaire historique", Niceron's „Nachrichten", Thl. 21, „Mollers Cimbria litterata", Thl. 2, Jocher's „Gelehrten-Lexikon", und meine Schriften zur Schurmann selbst, besonders über von Friedrich Spanheim herausgegebenen „Opuscula" (Leyden 1650); über „Dissertatio de ingenii muliebris ad doctrinam et meliores litteras aptitudine" (Leyden 1641) und über „Eucleria". Murten und Jocher wiederholen fast wörtlich aus den Moreri, der die Schriften der Schurmann, besonders die abenteuerliche „Eucleria", aus benutzt hat.

er schon vor zwölf Jahren gewußt und hat doch nirgends in der Welt Frieden gestiftet, wol aber ihn gebrochen, wo er bestand." Der acht Wochen alte Brief des Kaisers bringt uns die cunctatorische Diplomatie des Heiligen römischen Reichs jener Zeit recht lebendig vor Augen. In modernen Zeitenläuften würde es nicht fehlen. Dieselbe Klage über das müßige Zusehen Deutschlands und zumal Derer, denen es zunächst obgelegen hätte, das Wohl des Reichs zu wahren bei dem Umsichgreifen Burgunds, spricht sich in einem Briefe des Predigers von Luterbach, Peter's von Andlau, aus. Auch an Tatarennachrichten fehlte es damals nicht. So vernahm Knebel, der päpstliche Legat in Deutschland, Bischof Alexander und des Herzogs Karl Herold hätten in Köln ausgesagt, der Herzog habe die Schweizer vollends geschlagen; diese hätten ihm auf den Knieen nahend die Schlüssel ihrer Städte und Burgen gebracht; also sei auch in Basel und Straßburg geschehen. Alle hätten sich unterworfen. Die Kölner beriethen sich schon über ihre Unterwerfung — da tritt der Bote von Straßburg mit der rechten Siegesbotschaft und der Kunde von der schmachvollen Niederlage des Herzogs zum Thore ein. Unser Chronist hatte es den Kölner „Tataren" arg ergehen lassen. „Da ging", setzte er, der katholische Kaplan, hinzu, „die arge Betrügerei und schamlose Lüge des Legaten und des Herolds zuschanden. Die von Köln wurden gutgethan haben, wenn sie die beiden Verräther an Stricke gehenkt oder in Stücke gehauen hätten!" Der patriotische Eifer des Kaplans trug es über die hierarchische Subordination davon. Der Kaiser kommt ein andermal noch schlimmer weg. Als Knebel von einem Bundniß desselben mit dem Herzog von Burgund zur Bewältigung der Schweizer und ihrer Bundesgenossen hört, ruft er entrüstet aus: „So hat er uns verkauft der schändliche Bube (proditus nebulo)!"

Eine Abschweifung über den Erzbischof Henneberg von Mainz ist auch von Interesse. „Der zum Erzbischof von Mainz erwählte Herr von Henneberg", heißt es bei Knebel, „erhielt das Pallium, für das er 20,000 Gulden zahlte. Das ist Simonie. Ich habe das Register der päpstlichen Kammer gesehen, wo nur 10,000 niedergelegt worden und zur Zeit der Auflösung des Baseler Concils stieg die Taxe schon auf 12,000 Gulden. Der Mainzer und andere Kurfürsten des Reichs wollten nicht die heilsamen Decrete des Baseler Concils annehmen und verderben sich und ihre Nachkommen und ganz Deutschland." (Die Schuld lag auch hier wieder an Friedrich's III. engherziger Schwäche und den Intriguen seines Geheimschreibers Aeneas Sylvius, des spätern Papstes Pius II.; Friedrich schwärzte den sogenannten „römischen" wenigstens erträglicheren Concordaten der Kurfürsten gegenüber seine „Wiener- [oder Aschaffenburger-] Concordate ein".) Als die Botschaft des Erzbischofs mit dem Pallium von Rom zurück kam, machten die Grafen von Aulp und Oberstein den Anschlag, sie gefangen zu nehmen, eine Schuld vorschützend, die auf dem Herrn von Mainz, wegen eines frühern Streits, lastete. Oswald von Thierstein gab dem Boten 60 Reiter zum Schutzgeleite nach Basel. Bei dieser Gelegenheit ruft unser Chronist aus: „Elsaß und Schwaben sind eine Räuberspelunke! Man kann selbst von der Türkei und jedem Welttheil unbehelligt herkommen, hier aber, bei uns, wird man aufgefangen und ausgeplündert."

Herzog Karl beschloß einen neuen Feldzug. (Bei dieser Gelegenheit kamen 43 Büchsen durch Metz, darunter eine so große, daß 60 Pferde sie zogen; doch sollte Straßburg eine noch größere haben.) Der Papst hielt zu ihm und schickte ihm zugleich mit den Venetianern Hülfsscharen über den St. Bernhard. Die Walliser jagten die Italiener mit großem Verlust über den Berg zurück, wie Walther, „Bischof von Sitten, Präfect und Graf zu Wallis" mit großer Freude („denn unser leid unser leid unser froed unser froed ist") den „strengen, großmächtigen, edeln, weisen Schultheißen und Räthen zu Bern und seinen besonders lieben guten Freunden und getreuen Bundsgenossen" in einem Schreiben kundthut. Solange der gute Spruch „Euer Leid unser Leid, Eure Freud' unsre Freud'" Leben und Kraft hatte, stand es gut mit der Eidgenossenschaft. Bei jener Hülfsschar befand sich auch ein großer Schatz in Geld, sowie Kleinodien. Da der Herzog seine Trinkgefäße mehr liebte, so hatte der aufmerksame Papst Sixtus IV. auch solche beizufügen nicht vergessen. Aber wie bemerkt, der ganze Schatz, der über 200,000 Gulden werth gewesen sein soll, fiel in die Hände der Walliser. Einen noch fabelhaftern Fang machten die Luzerner. Die Städte Niederburgunds brachten bei 800 Pfund Goldes für den Herzog zusammen. Darunter waren für Jinn und gaben die Fuhre für Nürnberger Waaren aus. So kamen sie auch nach Luzern, wo aber die Schwerfälligkeit der Wägen und das verdächtige Ausliehen der Fuhrleute auffiel und zur Untersuchung führte. Man fand das lauterste Gold, theils in Münzstücken, theils in Blättern. „Die

Luzerner schlugen die Hand darüber.“ Aus allen seinen Ländern verlangte Herzog Karl jeden sechsten Mann und von allem Vermögen den sechsten Denar. („Der Mensch ist wahnsinnig“ ruft unser Chronist.) Die Niederlande verweigerten den sechsten Mann, versprachen aber das Geld zu erheben. Bern hatte sich in Deutschland und bei den Städten des Schwäbischen Bundes vergeblich um Hülfe umgesehen. Frankfurt vertröstete mit Friedenswünschen und Bern antwortete: „Wir wissen von keinem Frieden nichts; wollen uns aber mit der Hülfe Gottes ritterlich erwehren, als Vorfechter gemeiner deutscher Nation gegen den burgundischen Herzog, der sie gern vertilgen möchte, wollen ihn mit seiner Macht in kurzem aus unsern erblichen Landen verjagen.“ Kaiser Friedrich hatte schon früher die Reichsstände gewahnt, den Schweizern Beistand zu leisten, „nicht ohne Grund und Ursache“, sagt Knebel, „dieweil der Herzog dem Kaiser versprochen, er wolle als Kuststeuer seiner Tochter dem Sohne des Kaisers das unterjochte Schweizerland überreichen.“ (Austria male fodit „Der Ehor ehrt Kaiser!“ daraus wird nichts.“ Die Straßburger und Basler antworteten dem angedrohten „strafenden kaiserlichen Zorne“ derb und nur zu wahr: „Ihr Bündniß mit den Schweizern habe keine andere Absicht, als ihre Freiheit unter dem römischen Reiche zu schützen. Die kaiserliche Majestät dagegen möchte sie gerade vom Reiche trennen und Burgund unterwerfen. Darum seien sie den Schweizern, ihren Bundsgenossen, vor dem Gehorsam gegen den Kaiser, Hülfe schuldig, dieweil ja durch sein Verbot nicht des Reichs Mehrung, wol aber Minderung erfolgen würde; darum der Kaiser füglicher ein Reichsminderer, denn ein Mehrer genannt werden könnte“ (potius minutus quam Augustus).

Bei Murten (22. Juni 1476) kam es zur zweiten Schlacht. Karl's ganzes Heer wurde gesprengt; der Kern desselben fiel. Es war am Sabbath der 10[000] Märtyrer. Karl hatte Abmahnungen genug erhalten; die des großen Ungarnkönigs Corvinus traf ihn erst nach diesem Schlage. Corvinus nennt die Schweizer ein „unbezähmtes, unüberwindliches Volk“. Am Abend vor der Schlacht hatte der Prinz von Tarent, empört, wie Knebel erzählt, über die Grausamkeit Karl's, der einen Ritter, welche dem Herzog den Rath gegeben, sein Lager abzubrechen und die Schweizer in Frieden heimziehen zu lassen, vor seinem Zelte hatte hinrichten lassen, mit 800 Reitern das Lager verlassen. Herzog Karl ward von Ritter Arnold von Rotberg in der Schlacht verwundet und entrann mit Mühe dem Tode. Die Beute von Murten war selbstverständlich nicht so reich wie die von Grandson, aber immer noch beträchtlich. So brachten die [illegible] Basler an Kleinodien, Geräthschaften, Kleidungsstücken (die kostbaren Waffenrüstungen der vielen gefallenen Ritter) über 20,000 Gulden zurück. Die Herzogin von Savoyen hatte noch kurz vorher 100,000 Gulden geschickt, welche der Herzog zur Ermuthigung seines Heers als eine allgemeine Soldbezahlung vertheilen ließ. Dies hatte aber auch die Eidgenossen gerade um so lüsterner nach der schönen Beute gemacht und „in Wahrheit ist ihnen auch nach dem Siegeswerke dann ein schöner Arbeitslohn zu Theil geworden“. Die Kriegsleute des Herzogs Sigismund von Oestreich schleppten eine schwere Last Gold und Silber mit nach heim. Karl hatte sich von Grandson her noch den Bart wachsen lassen, die Herzogin ihn bei Uebersendung jener Summe gebeten, sich desselben zu entledigen. „Das thue ich nimmermehr; ich habe mich zuvor an diesen Bauern gerächt!“ antwortete der stolze Fürst. Auf noch dringlicheres Bitten ließ er sich theilweise rasiren, sodaß ein Büschel Haare nach Art eines Zopfs stehen bleiben mußte. „Wie nun am folgenden Tage die Rache über ihn kam, floh er schmachvoll mit diesen Barthaaren von dem Schlachtfelde.“

Karl rüstete zu einer neuen dritten Heerfahrt. Von allen seinen Völkern verlangte er jetzt den dritten Mann, von allem Gute und Besitze den dritten Denar, nicht ohne ernste Gegenvorstellungen der niederländischen Stände, denen seine „ehrgeizigen Pläne viel zu weit gingen“. Mittlerweile eroberte Herzog Renatus von Lothringen sein Land zurück. Da zog Herzog Karl vor Nancy. Der Lothringer suchte Hülfe bei den Eidgenossen. Viele zogen ihm zu. Schon auf dem Wege durch das Elsaß vergaßen die Schweizer (diesmal freilich mehr Reisläufer) gelegentlicher Beute nicht; vorerst waren des „Reichs Kammerknechte“, die armen Juden, die Heimgesuchten. „Als die Schweizer (erzählt Knebel) nach Gnnsheim kamen, pflegten sie daselbst der Labung und Rast. Dann erhoben sie sich wider die Juden und raubten ihnen soviel sie konnten.“ Einer der Vornehmen unter ihnen hatte seinen Schatz in das dortige Schloß geflüchtet. Die Schweizer rückten vor dasselbe; der erschrockene Kastellan lieferte das vom Juden niedergelegte Geld und Gut den Raubgierigen aus. „Also verfuhren die Schweizer allerorten gegen die jüdischen Einwohner in Kolmar und Schlettstadt und sonst im

Elias, wo ein reicher Schatz von Geld, Silber, Kleinodien und verpfändeten Kleidungsstücken weggenommen wurde. Wo sie auch jüdische Bücher oder Schriften fanden, wurden diese zerrissen und verbrannt. Mit Jahresanfang (1477) fuhren zwei Wagen durch Basel, die mit der von den Juden im Elsaß erhobenen Beute schwer beladen waren. Es waren silberne und goldene Gefäße, auch andere Gegenstände aus Erz. In Bern sollten sie vertheilt werden."

Nur noch ein paar Züge aus dem letzten Akte des burgundischen Kriegs nach unserm Chronisten, der den Herzog bei Nancy (5 Januar 1477) „den Junker aus Burgund" nennt. Sein erster Bericht lautet: „Der Burgunder fand den Tod im Fliehen; wer ihn getödtet, ist unbekannt. Am zweiten Tage nach der Schlacht wurde er unter den Erschlagenen gefunden. Die Seinen haben ihn erkannt, nämlich sein Arzt, sein Kaplan, sein Kammerdiener, sein Beimeib (Andere: seine Wäscherin), sein Schneider und Barbier." Später heißt es: „Des Herzogs Pferd, Stock und Helm wurden vor unserm Herrn von Lothringen gebracht, welcher auf der Stelle unter den Todten des Herzogs Leichnam suchen ließ. Aufgefunden ward er nach St. Niklaus geführt und, da er noch vom Blut befleckt war, reingewaschen. Dann ließ Herzog Reinhard die gefangenen Herren herzutreten und den Erschlagenen ansehen. Sie erkannten ihren Herzog an vier Zeichen. Erstens hatte er mitten im Oberkiefer eine Zahnlücke, dann lange Nägel an den Fingern, drittens im Nacken eine alte Wundmarke, endlich auch lange Nägel an den Zehen. Nachdem nun der Herzog von Lothringen gewiß war, daß es der Leib des Herzogs von Burgund sei, ließ er ihn feierlich bestatten." Und noch später wird erzählt: „Unter den herbeigezogenen Personen, die ihm die nächsten Lebensgefährten gewesen, befand sich namentlich sein Schneider und die Leibärztin, die seiner mit jeder Dienstleistung gewartet hatte (offenbar die oben „Beimeib" Genannte). Beim Anblicke des entstellten Körpers, seiner Wundmale und Kennzeichen, gerieth besonders die treue Magd wie in Verzweiflung und rief, über ihn niederfallend, aus: „O mein Herr von Burgund! mein Herr von Burgund!" Die Leiche wurde darauf einbalsamirt und niedergelegt in der St. Georgenkirche vor dem Altare des heiligen Sebastian. So hat er einen seines Strebens würdigen Ruheort gefunden."

Der Chronist kann uns nicht ohne Betrachtungen über das Loos der Eroberer lassen. Sie sind ernst genug, um hier noch eine Stelle zu finden. „Herzog Karl hat in seinen guten Tagen wohl gern Geschichten gelesen, wie heidnische Regenten zu großen Reichen gelangt; aber er hat sich's nicht zu Gemüthe geführt, wie sie zuletzt untergegangen sind. Er hat die Geschichte Alexander's des Großen gelesen, wie er sich die Griechen und viele andere Völkerschaften unterworfen hat; aber er wollte nicht merken, in welcher Altersblüte er seinen Tod gefunden. Er hat auch vom trojanischen Kriege gelesen, wie tapfer um die schöne Helena gestritten worden; aber er mochte nicht achten, wie Alle ein früher blutiger Untergang ereilt hat. Es ist's ihm denn gelungen, Macht und Herrschaft zu erwerben, aber auch ein kurzes Regiment. Thoren, die Fürsten, die Tyrannei und Unmenschlichkeit der Gerechtigkeit und Menschenliebe vorziehen! Deren Aller Lohn und Loos für ihren verstockten Sinn war, ist und wird sein das sichere Verderben. Dieser tolle Burgunder hat sich geschrieben: Der Allermächtigste, Erlauchteste, Unbesiegbarste, Oesterreichste, Schreckenreichste, und alle diese Titel waren Lug und Trug, eingegeben vom unbändigen Stolze." (An bombastischer Titulatur ließen es auch die republikanischen Stadtregierungen nicht fehlen. So sahen wir oben den Bischof von Sitten den Rath von Bern „großmächtig" nennen und der berühmte Scheuchzer widmete noch 1713 seine Karte der Schweiz „den gnädigen Herren Obern und Landsvätern" und legte sie „mit unterthänigstem Respect vor dem Thron Ihrer Gnaden und Weisheit" ab.) So hatte auch der Satan gesprochen: „Ich will aufsteigen und gleich sein dem Allerhöchsten und ist geworfen worden in den Abgrund der Hellen. So ist jener umgekommen im Schlamm der Erde."

Wie die Liebe sich kaum an den Gedanken gewöhnen kann, das Geliebte durch den Tod verloren zu haben und gerade nur für sich eine Ausnahme von dem unabänderlichen Gesetze der Natur wünscht oder seltsam genug eine Zeitlang für möglich zu halten vermag, so finden wir oft in den Kreisen des Volks, wo die Sagen sich bilden, den Glauben an ein Fortleben des der Zeit oder dem Schicksal erlegenen Mächtigen. Man meint, das hoch stehende Gewaltige, das solange den Schrecken oder die Bewunderung der Mitlebenden hervorgerufen, könne oder dürfe nicht plötzlich überhaupt oder gerade in der oder der Weise fallen und verschwinden. So ließ die Sage auch den mächtigen Herzog Karl nicht bei Nancy wie der Gemeinsten Einen in den Tod gesunken sein. Knebel erzählt von einer dieser Sagen, der er oder seinen oder

geringen Glauben theilt. „Es kam ein Ritter vom Heiligen Grabe, der — so erzählte er als wahrhaft dem heiligen Vater und den Cardinälen — in zwei Tagfahrten von Jerusalem bis an das Meergestade mit Herzog Karl von Burgund, den man in Nancy erschlagen und begraben glaubt, geritten war. Was derselbe ihm geoffenbart hatte, theilte er allein nur dem Papste und den Cardinälen mit."

Aber der Burgunder Herzog war wirklich gefallen im wilden Schlachtgewirre — „und kame hiemit das etwan liebliche grune und weit zerhaue Gewachs zu gänzlichem Fall und Untergang", sagt Stettler — mit gespaltenem Haupte und zwei Lanzenstichen; ob unter deutscher oder französischer Hand, ist ungewiß. Zwei Tage war die Leiche in einem Graben gelegen, eingefroren, von Hunden und Füchsen angefressen. — Ein Liestaler, Heinrich Strübin, brachte von Nancy eine silbervergoldete Trinkschale Karl's mit dessen Brustbild heim, die jetzt folgenden Spruch trägt: „Heinrich Strübin von Liestal bracht die Schalen aus Nanse Schlacht. Hüb Hochmut, fürcht Gott, sind Wort acht. Im 1477 Jahr es geschah." Dr. L.

Die neuern Fortschritte der Naturwissenschaften.

I.

Die letzten zehn Jahre sind an der Wissenschaft der Natur wieder nicht ohne Gewinn vorübergegangen. Nicht allein in die Breite hat die Naturkenntniß gewonnen, indem in immer weitere Kreise des Volks die Theilnahme an dem Verständniß der Naturerscheinungen gedrungen ist, sondern auch in die Tiefe hat sie sich mit rüstigem Muthe und schönem Erfolge fortgearbeitet und eine glänzende Reihe neuer Entdeckungen und Beobachtungen können die fleißigen Forscher als die Beute ihrer Mühen während der letzten zehn Jahre aufzeigen. Und zwar sind dies nicht nur solche Resultate, deren Bedeutung sich nur auf wenige Jahre hinauserstreckt, sondern auch solche, welche für lange Zeit hinaus, um nicht zu sagen für immer von durchgreifender Wichtigkeit bleiben werden. Ich erinnere nur in der Astronomie an die Entdeckung und Berechnung des Neptun und der nun bereits bis auf 42 angewachsenen Zahl der kleinen Planeten oder Asteroiden, in den geographischen Wissenschaften an die Resultate, welche die Franklinfucher aus dem Eis- und Inselabyrinthe des westlichen Nordpolarmeers, die kühnen Reisenden Richardson, Dorwey, Barth und Vogel aus dem innern Afrika, Livingston, Galton, Anderson u. A. vom südlichen Afrika heimgebracht haben. Aehnliche Bereicherungen, wenn auch nicht von gleicher Bedeutung, haben die Geologen durch die Forschungen über die Gletscher und die Structur der Alpen, die beschreibenden Zweige der Naturwissenschaften durch unzählige neue Naturkörper, Pflanzen und Thiere, welche aus allen Ländern und Meeren zusammengetragen worden sind, erhalten.

Doch es kann meine Absicht nicht sein, hier alles Das aufzuzählen, was in den letzten zehn Jahren an neuen Beobachtungen und Entdeckungen dem Wissensschatze der Menschheit zugewachsen ist.

Sollen wir die Art und Weise bezeichnen, in der während dieses Zeitraums die Naturforschung betrieben worden ist, so tritt uns hier die minutiöseste Arbeitstheilung als das Auffallendste entgegen. Mit dem Wachsthum der verschiedenen Naturwissenschaften wurde es mehr und mehr zur Unmöglichkeit, daß ein einzelnes Menschenleben, ein einzelner Kopf den massenhaften Inhalt derselben hätte in sich aufnehmen können. Die Naturforscher waren daher genöthigt, ihre Bestrebungen zu theilen und sich auf einen immer kleinern Umfang der Naturerscheinungen zu beschränken. Was aber an Extensität in den Arbeiten der Beobachter verloren ging, das wurde an Intensität gewonnen und an zahlreichen Stätten wurde mit dem lebhaftesten Eifer und mit strenger Gewissenhaftigkeit und Umsicht eine unendliche Menge von Detailforschungen angestellt.

Es war aber nicht allein der große Umfang, den die einzelnen Doctrinen der Naturwissenschaften gewonnen hatten, wodurch die Beobachter zur Beschränkung ihrer Thätigkeit auf das Einzelne hingewiesen wurden, sondern noch ein anderer Umstand kam hinzu, der diese Veränderung in der Naturforschung hervorbringen half. Es ist dies die Naturphilosophie. Zwar hatte schon im vorigen Jahrhundert die Philosophie ihre Untersuchungen auf die Gegenstände der Naturwissenschaften ausgedehnt, da sie jedoch mehr von Philosophen von Fach ausgingen, nicht aber von eigentlichen Naturforschern, die mit den Resultaten unserer Wissenschaft genau vertraut waren, so hatten sie auf den Betrieb der Naturwissenschaften einen geringern, oder wenigstens nicht so augenfälligen Einfluß. Anders war es aber im ersten Drittel dieses Jahrhunderts, als die Oken-Schelling'sche Naturphilosophie hervortrat und sich nicht mehr

kamen begonnen, die Kenntniß von der Natur bei ihren Untersuchungen oder Staat, Geschichte und Moral zu verwenden, sondern selbst reformatorisch auf die Methode der Naturforschung einwirken und die Lücken, welche die Beobachtung [illegible], durch ihre Schlußfolgerungen ausfüllen wollten. Hier war aus der Mitte der Naturforscher selbst die Verkündigung der neuen Philosophie ausgegangen und Oken, durch seine naturwissenschaftlichen Arbeiten bekannt und geachtet, gab ihr durch das Gewicht seines Rufs einen solchen Nachdruck in den Augen der Naturforscher überhaupt, daß diese sich ihrem Einfluß nicht entziehen konnten und sie bald die Meister beherrschte. Man gewöhnte sich, im Sinne dieser Lehren die Natur zu betrachten und in den durch sie gewiesenen Richtungen seine Forschungen anzustellen. Bald aber zeigte die weitere Beobachtung, wie durch die Philosophie allein das Verständniß der Natur nicht gefördert werde, die Widersprüche zwischen den Resultaten der Philosophen und denen der nüchternen Beobachter traten greller hervor, es wurde mehr und mehr erkannt, wie das philosophische System die Thatsachen gewaltsam modeln mußte, um sie sich anzupassen, und je weiter die Erkenntniß dessen zunahm, desto rascher fiel auch der Einfluß dieser Naturphilosophie wieder und bald kam es so weit, daß alle philosophischen Betrachtungen in den Naturwissenschaften als nur auf Abwege führend angesehen und gänzlich verworfen wurden. An die Stelle der schwankenden Begriffe und Systeme der Philosophie wurde die nüchternste Beobachtung der Thatsachen zum Zielpunkt der Bestrebungen aufgestellt. Da begann man, mit unglaublichem Eifer nicht nur überhaupt Beobachtungen zu machen und Thatsachen zu sammeln, sondern auch die Methoden der Beobachtung auf das umsichtigste und scharfsinnigste zu vervollkommnen. Die bewundernswerthen Fortschritte, welche in der Construction des Fernrohrs, des Mikroskops, der Wage, der Instrumente zur Messung kleinster Zeittheilchen, zur Bestimmung der schwächsten elektrischen Strömungen in dieser Zeit gemacht wurden, wurden sofort in der Entdeckung oder schärfern Fassung neuer Naturerscheinungen und Gesetze verwerthet, und nicht nur dies, sondern auch das als feststehend geltende Alte mit strengster Kritik im Lichte des Neugefundenen und mit neuen verbesserten Hülfsmitteln geprüft und berichtigt, um möglichst tadellose, begründete, sichere Resultate zu gewinnen. Es läßt sich jetzt schon voraussehen, daß dereinst die zukünftigen Geschlechter unsere jetzige Zeit, d. h. etwa das zweite Viertel unseres Jahrhunderts, von gleicher Gegendigkeit und Bedeutsamkeit für die Naturwissenschaften und deren Einfluß auf die Menschen erklären werden, wie wir es jetzt von der Zeit der Entdeckung Amerikas und der andern großen oceanischen Entdeckungen aussagen.

Als die hervorstechendste Eigenthümlichkeit der Art und Weise, wie gegenwärtig den Naturgesetzen nachgespürt wird, ist die hohe Ausbildung des Experiments zu bezeichnen.

Während nämlich bei der Beobachtung der in der Natur vorkommenden Erscheinungen durch viele unwesentliche Nebenumstände die Auffindung der wirkenden Gesetze erschwert wird, haben wir es bis zu einem gewissen Grade in der Gewalt, im Experimente die Bedingungen so zu ordnen, daß sie eine einfache Antwort auf die an die Natur gestellte Frage geben. Während es z. B. nahezu unmöglich ist, aus der Beobachtung eines Gewitters die Gesetze der Elektricität abzuleiten, bot dies verhältnißmäßig nur sehr geringe Schwierigkeiten dar, wenn man die Elektricität sich mittels der Elektrisirmaschine in beliebiger Stärke und Häufigkeit erzeugte. Galilei hätte aus der Beobachtung der schwingenden Kronleuchter im Dom zu Pisa allein wol nimmermehr die Pendelgesetze abgeleitet, wenn er später nicht andere Pendel von einfacherer Construction und beliebiger Länge benutzt und experimentirend beobachtet hätte.

Das Experiment ist das Mittel geworden, wodurch der Naturforscher die Natur ohne weiteres befragen kann und je nach dem Geschick, womit er seine Frage stellt, auch bestimmte Antworten erhält.

In der Natur der Sache liegt es, daß nicht in allen Lehrfächern der Naturwissenschaften das Experiment in gleicher Ausdehnung anwendbar ist. Die Astronomie, die Geologie, die Botanik, Zoologie u. s. w. können sich dieses Hülfsmittels nur in sehr beschränktem Maße bedienen, desto ergiebigere Anwendung hat es dagegen in der Physik, der Chemie und Physiologie gefunden. Und wenn auch schon in diesen drei Zweigen seit Beginn der Wissenschaft experimentirt worden ist, so läßt sich dies doch nicht entfernt mit der Verbreitung vergleichen, welche das Experiment in den letzten Zeiten hier gefunden hat. Am entschiedensten ist dieser Fortschritt in der Physiologie gemacht worden und sie hat daher auch dem letzten Decennium die wesentlichste Umgestaltung und Förderung zu verdanken.

Gestatten Sie mir, bei der neuesten Geschichte dieser Wissenschaft, die gegenwärtig sowol durch

ihrer außerordentlich reichen Entwickelung als auch durch die erfahrene vollständige Umwälzung unsere Aufmerksamkeit verdient, noch einige Zeit zu verweilen.

Die Physiologie lehrt uns bekanntlich die Gesetze der organischen Welt kennen, die Gesetze, die in den Vorgängen des pflanzlichen und thierischen, vor allem aber in denen des menschlichen Lebens zur Erscheinung kommen; sie beschäftigt sich mit den Thätigkeiten der Organe im lebenden Organismus und lehrt, wie die Athmung, die Verdauung, die Ernährung und Blutbereitung, die Absonderung des Verbrauchten, das Sehen, Hören und die andern Sinnesfunctionen, die Bewegung und endlich die Fortpflanzung zustande kommen.

Vor der gegenwärtigen Epoche wurde die Physiologie von der Physik streng geschieden und wie diese die Gesetze der unorganischen, der todten Natur zum Gegenstande hatte, so hatte jene die der lebendigen. Die dieser Scheidung zum Grunde liegende Anschauung war die, daß die Gesetze der Physik nur für die leblosen Körper Geltung hätten, daß sie aber im Organismus entweder ganz aufgehoben wurden, oder höchstens nur von untergeordneter Bedeutung wären, indem hier die Erscheinungen von andern Gesetzen, von denen der Lebenskraft beherrscht wurden. Vermöge der Lebenskraft, sagt man, treibt das Blut vom Herzen der Schwere entgegen nach dem Gehirn und fließt wieder ab, durch sie strömt es bis in die Augäpfeln und ins Herz wieder hinauf, durch sie schwimmen die Blutkörperchen im Blute dahin und den Orten zu, wohin sie ein äußerer Reiz ruft, vermöge der Lebenskraft werden die Nahrungsstoffe in Blut und weiter in Fleisch, in Nerven, in Adern und Knochen umgewandelt, werden die Gewebe des Körpers trotz aller vorhandenen Bedingungen abgehalten, in Fäulniß überzugehen.

Lernte man nun zwar auch allmälig das Wirken der aus der unorganischen Natur bekannten physischen und chemischen Gesetze in den Erscheinungen des organischen Lebens verstehen, wurde somit nach und nach auch der Wirkungskreis der Lebenskraft immer mehr eingeschränkt, so gehört die ganz entgegengesetzte Ansicht doch vorzugsweise dem Beginn der zu betrachtenden Zeitperiode an. Die Schranke, welche die Lebenskraft zwischen den leblosen und lebenden Naturkörpern bildete, wurde niedergerissen, man erklärte, daß im Organismus nur die physikalischen und chemischen Gesetze, durch keine Lebenskraft gehemmt, sondern nur durch die vorhandenen eigenthümlichen Bedingungen nur modificirt Geltung hätten und machte sich nun an die Arbeit, überall, wo man sonst der Wirksamkeit der Lebenskraft anzunehmen geneigt war, nach den physikalischen oder chemischen Gesetzen zu forschen. Das ist vornehmlich das Bestreben der letzten zehn Jahre gewesen und der Erfolg war ein glänzender. Ein Gebiet nach dem andern wurde der Herrschaft der Lebenskraft entrissen, die Processe der Athmung, der Blutbewegung, der Ernährung, der Absonderung, der Sinnesfunctionen, der Nerventhätigkeit überhaupt wurden mehr oder weniger vollständig in physikalischen Gesetzen begründet nachgewiesen, die Lebenskraft verschwand aus den organischen Vorgängen und sie wurden ausschließlich als physikalische und chemische Processe erklärt. Zwar war die Physiologie noch keineswegs ganz in physikalische und chemische Vorgänge aufgelöst und ist es jetzt noch ebenso wenig, jedoch hielt man sich nach den bisherigen Erfolgen zu der Erwartung berechtigt, daß es auch mit den noch vorliegenden Aufgaben ebenso gelingen werde wie mit den bisher bearbeiteten.

Welcher unglaubliche Aufwand von Fleiß, von Scharfsinn und Mühe erforderlich war, um das bisher Geleistete zu lösen, begreift freilich nur Derjenige, der sich selbst mit in die Masse der in der Wissenschaft angehäuften Thatsachen und Beobachtungen hineinarbeitet und der es weiß, wie zahlreich die Forscher allerorts mit angestrengtestem Eifer damit beschäftigt sind, durch unendlich mannichfache und wiederholte Versuchsreihen ihrem Ziele näher zu kommen.

Das ist die Zeit, wo die philosophische Betrachtungsweise und Speculation ihren Einfluß auf die Naturwissenschaften verloren und dafür das einfache, sinnlich wahrnehmbare und mit gewissenhafter Nüchternheit beobachtete Factum als das allein dauernd Werthvolle erkannt wurde.

Diese Zeit ist noch nicht vorüber; noch immer wird mit gleichem Eifer, mit gleicher Hast geforscht, beobachtet, gemessen, gewogen, experimentirt; noch immer bringt jeder Tag neue Resultate, neue Thatsachen hervor und vermehrt die bereits angehäuften Schätze; aber eine neue Erscheinung ist dabei hervorgetreten, die Denjenigen, welcher mit der Geschichte der menschlichen Erkenntniß bekannt ist, zwar nicht befremden kann, die aber doch von bemerkenswerther Wichtigkeit ist und den Beginn einer neuen Zeit vorzubereiten scheint. Wir meinen den Kampf zwischen Materialismus und Sensualismus.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Der Schwindelgeiſt unſerer Tage.

Große Unruhung erregte kürzlich das Verfahren, durch welches die Mitglieder der Verwaltung gewiſſer Eiſenbahnen, die wir nicht nennen wollen, ihr perſönliches materielles Intereſſe wahrnahmen. Nachdem dieſe Herren mit 200 Millionen — wir wollen eine fremdländiſche Münze nehmen — Francs der erſten Actienemiſſionen ein höchſt einträgliches Börſenſpiel getrieben hatten, ſtreckten ſie die Hand aus, um weitere 17 Millionen Francs in die Taſche zu ſtecken. Sie ließen ſich das Recht des Bezugs einer jährlichen Jouiſſance von 10 Procent des Reingewinns auf die Dauer der Conceſſion von 99 Jahren durch Abtretung von 11,440 neuen Actien zum Parikurs abkaufen. Ein Herr von W. war der einzige Gegner dieſes Handels. Er ſchämte ſich in die Seele ſeiner Collegen und ſchied aus der Verwaltung.

Das Verfahren jener Herren ſteht nicht vereinzelt da. Es erregte ſo großes Aufſehen und ſo tiefe Verſtimmung, vielleicht weniger, weil es ſich um eine ſo bedeutende Summe für ſo unbedeutende Dienſte handelte, als weil es gewiſſermaßen ein Mißtrauensvotum gegen jene Bahnen in ſich ſchloß, das an den europäiſchen Börſen ſein Echo fand.

So groß iſt noch immer der gute Grund der öffentlichen Meinung, daß die Welt in ſolchen Fällen nach andern Motiven ſucht als nach denen der bloßen Habgier des gemeinen Eigennutzes.

Und doch war dieß der Beweggrund der Verwaltungsräthe und iſt leider der Beweggrund der meiſten Leute, welche ſich heutzutage an die Spitze großer Anſtalten drängen oder großartige Unternehmungen ins Leben rufen, um ſie in ſich, d. h. in ihren Geldbeutel, zu pfropfen.

„Ein Jahr lang mit vollen Backen in die Poſaune ſtoßen, nach allen Winden hin ſeinen eigenen Ruhm verbreiten, ſich mit einem Beamtenperſonal und einem Generalſtab von unbedingten Anhängern umgeben, die den Neid eines kleinen deutſchen Fürſten wachrufen könnten — das iſt das Arcanum, mit dem man ein Papier emporſchnellt. Hinunterfallen kommt aber der hinkende Bote!“

So beſchreibt ein öſterreichiſches Blatt das Schauſpiel, daß die öffentliche Aufmerkſamkeit in unſern Tagen bis in die Oerter hinein in Anſpruch nimmt. Wo läſe man nicht die Namen, die jetzt zu Credits mobiliers zuſammentreten, um — den Nationalwohlſtand zu heben!

Ein ſolches Treiben nimmt kein gutes Ende, wie uns kürzlich Heinrich Place vom pariſer Credit mobilier lehrte. Wie gewonnen, ſo zerronnen! Geſtern noch Millionär, heute ein Lump! Der Schaden, welchen dieſer intereſſante Schwindler ſeinen reichen Freunden bereitet hat, iſt glücklicherweiſe nicht ſo groß wie der Nutzen, den er durch ſein lehrreiches Beiſpiel zu rechter Stunde der Welt gibt!

Die Vereinigung der Capitalien iſt für das Erwerbsleben von ſo hoher Wichtigkeit, daß es Niemand einfallen wird, ſie zu tadeln, ſolange ſie das Mittel zur Verwirklichung gemeinnütziger Zwecke ſein ſoll. Doch als Mittel zur raſchen Ausbeute der Verhältniſſe des öffentlichen Vertrauens zu Gunſten der Unternehmer, ohne Rückſicht auf die Gemeinnützigkeit des Unternehmens, iſt ſie verwerflich!

Man kann gemeinnützige Zwecke verfolgen, ohne ſein Privatintereſſe darunter leiden zu laſſen, ja das letztere geht oft ſehr wohl mit dem öffentlichen Intereſſe Hand in Hand.

Wenn aber Leute von großem Talent, von einflußreicher ſocialer Stellung, von anſehnlichem Vermögen laut und offen erklären, es ſei lächerlich, ſich mit der leidigen Ehre und mit dem öffentlichen Danke abſpeiſen zu laſſen, lächerlich, auf die klingende Gegenleiſtung zu verzichten, wenn ſich Niemand mehr ſcheut, für Rath und That im öffentlichen bürgerlichen Leben bezahlt zu werden, dann iſt die Geſellſchaft übel berathen.

Der Grundſatz „Nichts umſonſt!“ hat große Verwandtſchaft mit dem „Alles für Geld!“

Athen ſtand auf dem Gipfel ſeiner Herrlichkeit, als die Wohlfahrt Aller Bürger das höchſte Ziel der Ehre und Beſtrebungen weiſer und tugendhafter Männer war. Vierzig Jahre lang gab Perikles der Welt ein lebendiges Beiſpiel ſolcher Tugend und Biederkeit. Da ſtrahlt unſterblich durch die Jahrtauſende. Als die Manes-makers nach ihm das Regiment bekamen, war es vorüber mit der atheniſchen Herrlichkeit. Das Privatintereſſe, die Unverſchämtheit der Spekulanten untergrub den Staat. Sie alichen auf ein Haar Denen, welche heute die Organe des öffentlichen Verkehrs nur an ſich gebracht zu haben ſcheinen, um ſie für ihre eigennützigen Zwecke auszubeuten. Das Geſchlecht der „Pleonekten“ (Vielmacher) hat den Untergang Griechenlands überlebt und macht ſich auch heute noch luſtig über Sokratiſche Uneigennützigkeit.

Der Neid findet in ſolchem Treiben Nahrung für den natürlichen Neid, mit dem er auf den ſchwelgenden Prunk blickt. Das Capital macht ſich in ſeinen Augen verhaßt. Trotz des ehrlichſten Geſichts, trotz des beſten Willens, trotz raſtloſer Arbeit von früh bis ſpät will es dem kleinen Gewerbsmanne, dem kleinen Bauersmann immer weniger gelingen, ſich den Credit zu verſchaffen, welcher ſeinem Betrieb fehlt.

Der Bauer, wenn die großen Herren an die Angel laufen, wirft barsch ganze Hand und packt selbst den kleinsten Gaunerlichen heraus. Jeder hofft mit einem paar hundert Thälerchen in kurzer Zeit Tausende machen zu können. 25—30 Procent versprochene Dividende sind verführerischer als fünf Procent schwere Zinsen vom kleinen Landmann oder Handwerker. Diese fallen in die Hände der Wucherer, welche zwar nach Einigen sehr ehrliche und nützliche Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft sein sollen, nach Andern aber, und unter diesen auch, wie wir schon neulich schilderten, nach dr. Martinus Luther „große Schelmen".

Männer im Spiegel der Frauen.

Wenn unseren Schönen und Artistinnen das Herz so oft gebrochen ist, daß es durch keinen Bildhauer, Musiker, Maler oder Dichter mehr geheilt werden kann, so pflegen sie die Arbeit zu registriren und ihre Memoiren in der Form von Romanen zu schreiben. Die Männer aber stellen sie in ihnen dann gewöhnlich als Leute in Daumier'scher Manier, d. h. als liebenswürdige Bösewichter hin. So Georges Sand in ihrem Leone Leoni, Ida Hahn Hahn in ihren Aventüre, Ulrichs und ähnlichen Matadoren von Licht und Baden Baden, die nach kurzem poetischen Nimbus sich zeigt als die eingefleischtesten Gaunien demaskiren.

Ein Glück, daß wir den aristokratischen Dichterinnen die demokratischen gegenüberstellen können.

Sie, denen durch das heimige Alltagsleben keine Campagne zur Verfügung stand, sie, die sogar durch Verzweiflung einer Jünglingsseele politischer Gesinnungen nicht zu einem mehrjährigen Aufenthalte in irgend einer Staatsanstalt gelangen konnten, glauben noch an männliche Tugend. In „Andreas Hofer. Roman von Fanny Tarlo" (drei Bände. Wien, Schöder, 1846.) finden wir noch ein Männerideal, das in Uneigennützigkeit alle Tugenden besitzt, so sogar Weib genug, sie im Leben zu verwirklichen und zu behaupten. Ein neuer Fürst Metternich, der überall hilft, überall fördert, dafür zwar verkannt, aber doch auch gelobt wird, ein Philotyp, dem es zuletzt auf Erden gut und glücklich geht, wenn er erwirbt ein treues Weib und ein schuldenfreies Heirathsgut!

In der That, es thut wohl, wenn sich das weibliche Gemüth in seiner Sehnsucht nach Idealität nicht verleugnet. Wem daran gelegen ist, daß der Glaube an uns Männer nicht ganz ausstirbt, der rathe in seinem Kreise dem obengenannten unterhaltenden Werke Interessenten zu verschaffen.

Ueber das Richten.

Wir würden so manche Ungerechtigkeit vermeiden, wenn wir uns lebhafter die Quelle vergegenwärtigen wollten, aus welcher bei Andern ihre Gesinnungen und Handlungen fließen.

Wir wenigstens müssen von uns eingestehen, daß wir da oft nur Mitleid empfunden haben, wo Andere schon bereit waren zu verachten.

Man übersehe nicht, daß der Kampf um das Leben für Jeden ganz eigenthümliche Bedingungen seines Seins und Empfindens stellt. Dieser Kampf ist bei den Meisten so schwierig, daß sich das natürliche Gesetz der Compensationen bei Jedem, je nach Temperament und äußern Umständen, anders macht. Die Seele erträgt keinen Druck, denn sie nicht das Bedürfniß hätte, aus sich selbst einen Gegendruck zu geben. Wird sie von zu gewaltiger Anstrengung nach einer und derselben Seite hin fortdauernd in Anspruch genommen, so will und muß sie sich helfen nach einer andern hin, um die verbrauchte Kraft irgendwie wieder zu ersetzen. Ist sie zu lange bedrängt von Nacht, so ist ihr die Hoffnung ein Bedürfniß, dem sie nicht widerstehen kann. Muß sie entbehren nach Einer Seite hin, so kann sie nicht anders, als leidenschaftlich auf der andern nach Besitz und Genuß trachten.

Die Compensationen in unserm Innern hat man längst z. B. dem Gelehrten eingeräumt, der nach einer langen und anstrengenden Beschäftigung seines Denkvermögens in den Armen der Lust oder in der Gedankenlosigkeit eines harmlosen Umgangs Erholung findet. Man nennt schon lange Denjenigen einen Lebenskünstler, der von großen Männern nicht in jedem Augenblicke verlangt, daß sie die Berechtigung ihres Ruhms beweisen. Der allzeit fertige Improvisator ist ja nur ein großer Dichter. Die Compensation wird dem Witzigen, dem liebenswürdigen Gesellschafter, man kann Das, was man in Weihrauchblicken ist, nicht immer sein.

Aber es gibt noch tiefergreifende Compensationen. Sie machen in ihrer oft furchtbar zwingenden Nothwendigkeit sich geltend in den äußersten Extremen, z. B. des Trunkes der „Desperation", wie man im Volke zu sagen pflegt, allgemein aber und nicht genug gewürdigt in mittlern Graden und in Charakterschattirungen, die verfolgen zu können es eines scharfblickenden Auges und ebenso oft auch eines liebevollen Herzens bedarf. Wer einem edeln Geist in Bitterkeiten des Urtheils überraschte, der prüfe, ob auf dem innersten Daseinsgrunde desselben nicht irgendein Schmerz liegt, der ihm diese Bitterkeiten aufdrängte wie die einzige Waffe der Selbsterhaltung. Wer in dem trüben Blicke, den er bei Andern beobachtete, wenn er von seinem Glücke spricht, sogleich Neid zu kennen wähnt, der prüfe sich doch, ob diese Trübheit nicht bei Ausbruch des Schmerzes einer Natur ist, die mit lechzendem Verlangen auch für sich des Glückes bedarf und das Gefühl nicht findet. So arbeiten in dieser compensationsbedürftigen Arbeit mit der Mühsal unsers Lebens, daß wir sogar von so mancher Thorheit, von so mancher Leidenschaft, die irgendein edles Menschenbild uns auf den ersten Blick zu entstellen scheint, wenn nicht mit Entschuldigung, doch mit Mitleid sprechen sollten.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 43.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Aus dem Haslithale.

„Ins berner Oberland!" hört man vom Mai bis October in jedem Gasthof, auf jeder Eisenbahn, auf allen Dampfbooten der Rheingegend; es ist das allgemeine Losungswort der glücklich gestellten Minderheit, welcher körperliche und finanzielle Kräfte die Wanderlust zu befriedigen gestatten, die jedes Frühjahr von neuem sich einstellt.

„Ins Oberland" reist der Nichtsieher der Gicht wie der Lord von Grosbritannien-Sonate; das eben angetraute Ehepaar aus Frankfurt, Köln oder Bremen, wie der botanische Professor auf Ferien; der sammelnde Geognost und der pfefferstädtige Krämer aus Pirna, Schweinfurt oder Nürnberg; „ins Oberland" wandert vor allem das zahllose Heer der Landschaftsmaler und sobald die Bäume sich herbstlich röthen, die Wolkenbildungen an Farbenpracht gewinnen, die Atmosphäre durchsichtig wird, begegnet man fast nur noch weißen Sonnenschirmen, unbequemen Feldstühlen, polirten Malkasten und Leuten dazu, denen die Toilettengesetze Interlakens noch niemals Respect eingeflößt haben. Die Gastwirthe schütteln bedenklich den Kopf, wenn sie den ersten Malkasten gewahr werden, denn die Maler sind ihnen so sichere Anzeichen, daß die Saison zu Ende geht, wie den verliebten Mädchen die erste Herbstzeitlose das Herz schwer macht, geht's doch nun bald wieder in die enge geheizte Stube und heißt's doch drinnen:

Sie lag zwischen Vater und Mutter,
Schaut kaum aus den Augliern heraus

Verspätete Touristen sehen dann unweilen mit Schrecken dem Reichenbach oder den Grindelwaldgletschern gegenüber die Fichtenbäume mit Farbenresten „gekennzeichnet", das feuchte Moos mit Malkarpen bekleppicht und in den abgelegensten Winkeln der Alpenwelt eine Niederlage von Atelierrequisiten hinterlassen, welche an die Wanderstiefeln der Frankfurterpedition in ihrer steinreichen Unzweideutigkeit erinnern. Aber freilich gibt es auch für Maler noch immer reiche Fundgruben in der Schweiz, so sicher auch von jedem Fleckchen Erde und Gestein des Oberlands schon ein Dutzend Oel- oder Aquarellporträts verfertigt sind. Der Landschafter soll doch noch geboren werden, der die Licht- und Luftseite, die mannichfachen Regen-, Nebel- und Wolkenstimmungen in solcher Wahrheit wiedergibt, wie die Schweizernatur sie bietet; Galame, wie sehr er sich auch hin und wieder dem herrschenden Geschmack für schöne Gegenden anbequemt, beweist schon für sich allein, wie unerschöpflich die Schweiz in ihren köstlichen Witterungslaunen eben für den Landschafter ist.

Doch findet auch der Genremaler Stoff in hinreichender Fülle, obschon die Männertracht ihren malerischen Schnitt fast allenthalben verloren und sich nur noch die Frauentracht unverballhornisirt erhalten hat. Wer C. Girardet's liebliche Bilder kennt, seinen Jahrmarkt z. B. oder die Versteigerung, wird die Schönheit des weiblichen Costumes mit dem weitausgeschnittenen Mieder, dem kleidsamen breiten Strohhut, den langherabhängenden oder franzartig um den Kopf aufgebun-

Reisen bewundert haben. Wohl allen nach als die gebirgsreiche Lande geht die Schönheit der Gebirgsformationen und Formen die Mannigfaltigkeit des Reizenden an. Man weiß, was es im Allgemeinen mit dem Rufe der ländlichen Schönheiten auf sich hat und wie unpoetisch überhaupt das Landvolk sich in der Nähe ausnimmt; wer viel von der großen Heerstraße seitab gewandert ist, kann davon mitsprechen, soviel Holdes und Zartes uns auch in Büchern darüber berichtet wird. Aber im Haslithale und in Brienz besonders findet man mit angenehmem Erstaunen einmal die Dichtung in Wirklichkeit übersetzt. Schöne Menschen, eigenthümliche Sitten, malerische Gegend und leibliche ursprüngliche Lebensverhältnisse, dazu ein selbstständiges, gebildetes, d. h. schulerzogenes, sich selbst regierendes Volk, wenig Steuern, keine Polizei, kein Spottel und Gebuhren-Kirchschaden, keine reglementirte Aufsicht, keine Prellerei und nirgends wirkliche Verarmung, man muß gestehen, daß nicht vielen Gegenden ein gleiches Zeugniß ausgestellt werden kann.

Auch gilt Lobspruch nicht von allen Theilen des Oberlandes. Die Lustigkeit des Lauchinenthals ist bekannt. Der Grindelwaldtheurin gewahrt bald an den zahlreichen Wegjägereien mit Blumensträußen und anderen verblümten Verstecken, daß dieselben Gelage und Einrichtungen nicht immer ausreichen, um den Bewohnern eines lustigen Thales zu einem gewissen Wohlstand zu verhelfen.

Was aber das Lauchinenthal und auch die thunersee Gegend so beeinträchtigt, die vielen Kretinen oder Tröddeln, das findet man im Haslithal und in Brienz nur selten, freilich noch immer zu häufig, als daß man im Stande wäre, diese unheimliche Erscheinung ganz zu vergessen.

Wir haben vorhin gesagt, es gebe keine Polizei, zur Beruhigung nervenschwacher Hagestolze oder unbeliebter Sittenwächter wollen wir unsern Irrthum berichtigen, denn in Wirklichkeit: es gibt einen Polizeidiener, in Brienz sowol wie in Meyringen, ja, bei dem Schwingfeste in Unterbach lief sich sogar einmal ein neugieriger Landjäger sehen und damit auch das reguläre Militär einigermaßen vertreten war, hatte sich ein benachbarter Tambour per Omnibus eingefunden und trommelte, auf dem Wagendache stehend, lustig in die Welt hinein.

Man sieht, daß die bewaffnete Macht keineswegs ganz unsichtbar ist. Aber trotzdem hat die Polizei in vielen Orten die Gewohnheit, Schlägereien und ähnliche Meinungsäußerungen zu verschlafen und sich nur da zu regen, wo's lustig hergeht und seine Pflicht zu betrachten gibt.

Unser Brienz legte der besagten Polizei mit seltener Beharrlichkeit während meines Aufenthalts daselbst durch. Es hatte sich eines schönen Abends zwischen den dortigen Schiffern und einigen Fuhrern ein Zwist erhoben, der von Worten zu Schlägen führte und zwar hart vor den Fenstern des Weißen Kreuzes ausgefochten wurde. Mein Zimmer lag zur ebenen Erde und die grünen Vorhänge meiner Fenster dröhnten von den Püffen und Knuffen, welche bald Schuldige bald Unschuldige trafen. Nicht viel besser ging es meinen Zimmernachbarn, einem alten Rentier aus Graz und einem münchener Legationsrath. „Herr Rath!" hörte ich den Grazer, bald aus dem ersten Schlaf erwacht, ausrufen, „Herr Rath! Was gibt's! Jesus Maria, sie machen Rebellion!" „Warum nicht gar!" klang es zurück, „sie werden doch nicht!" Beide horchten dann eine Weile; aber der Lärm nahm überhand und der Rath rief jetzt nach dem Kellner, der vom Fenster des ersten Stocks aus dem Gefecht zusah. Er kam herab. „Was gibt's?" rief der Grazer auf, „ist denn keine Polizei im Ort? Man ist ja seines Lebens nicht sicher?" Der Kellner suchte glaubhaft zu machen, daß der Friede gleich wiederhergestellt sein werde und daß es am besten sei, man lasse die Leute ihre Angelegenheiten selbst ausfechten. Hiervon wollten aber weder der Rath noch der Grazer etwas wissen. Es wurde also ein Bote nach dem Polizeidiener entsandt und als nach Verlauf einer halben Stunde weitern Wort- und Prügelwechsels der Sicherheitswächter sich einfand, schien er sich zuvor die Gewißheit verschafft zu haben, daß nur noch ein paar müßige Zuschauer auf dem Schlachtfelde plünderten. Gegen diese entledigte er sich seiner Meinung über das verwerfliche so späte Herumgaffen und zog sich dann wieder in sein Quartier zurück.

Am nächsten Morgen siedelten der Rath und der Grazer mit erster Gelegenheit nach Interlaken über. Am Abend gab es eine Wiederholung des nämlichen Spektakels; der Zwist war eben noch nicht ausgetragen und wollte seinen ungehinderten Verlauf haben. Einige Blutstropfen am Boden, schwarze Pflaster auf verschiedenen Gesichtern und hier und da eine etwas geschwollene Nase zeugten Tags darauf von der Hitze des Gefechts. Im Laufe des Tags trat aber ein als tapfer Schläger bekannter Fuhrmann ein, der schon öfter beim Friedensstiften beider Parteien Denkzeichen auf

Rechten und Gesetze hinwegsetzen hatte und kaum war der Streit beim obern weitere Folgen beendet und es kam zu keiner Bestrafung der Raufer.

Das ist nun nach gesetzlichen Begriffen Anarchie und wer an die allwache Verfehmung städtischer Polizei gewohnt ist, wird sich, selbst wenn ihm diese unangenehm ist, in ähnlichen Fällen schutzlos und unbehaglich fühlen. Er muß sich sagen, daß er sich selbst zu schützen hat, wo im Grunde der naturgemäßeste Schutz ist und er wird, wenn es auf männliche Selbständigkeit Werth legt, zu dem Schluß kommen, daß für die Erziehung eines Volks zu dieser Eigenschaft ein Selbstschutzbedürfniß und ein Nichteingreifen der Polizei im Ganzen kleinere Uebel mit sich bringt als das Gegentheil.

Wohlverstanden rede ich hier von der protestantischen Schweiz, wo die sittliche Bildung und das Rechtsbewußtsein der großen Masse einmal verbunden sind und eine Gewähr bieten gegen Ausartungen, wie sie an manchen andern Orten unter gleichen Verhältnissen nicht ausbleiben würden.

Der Oberländer an und für sich ist ein Kämpe, der sich seiner Kräfte stolz bewußt ist und dem es nicht darauf ankommt, wenn er einmal in die Lage gerieth, sich ihrer bedienen zu müssen. Die Schwing- oder Ringübungen nehmen in diesen Gegenden kein Ende und die öffentlichen Feste, welche diesen Uebungen gelten, wachsen den Ehrgeiz der einzelnen Gemeinden immer von neuem auf. So sieht man denn die kleinen Knaben sich in freien Stunden im Schwingen üben; wo nur zwei und mehr beisammen sind, kann man sicher sein, daß nicht viel Anderes getrieben wird. Das geht hinauf bis zu Männern von 40 Jahren und darüber.

Sonntags, wo sich am meisten Muße bietet und nach der herrschenden Sitte die Burschen nicht mehr als in der Woche sich zu den Mädchen halten dürfen, findet man allenthalben Schwingübungen im Gange.

Die rechten Kämpfer kommen aber nur an den Schwingfesten zusammen und dort, wo zwei Parteien der Gesammtnamen an indianen Schwingern gegeneinander messen, hat man ein neues Beispiel von dem eigenthümlichen Charakter dieser Volksübung.

In Unterdorf, zwischen Thun und Neuenegg, im Haslithale, war das letzte Schwingfest des Septembermonats. An einem kühlen Sonntage um zwei Uhr Nachmittags fand man auf einem mit Stricken umsäumten Raseu die Berner und die Haslischwinger, in zwei Haufen getheilt, einander gegenüber. Eine Menge Schaulustiger standen im Kreise um den abgegrenzten Raum. Ein Pulk war zu Ehren errichtet und der harte Wettstreit der Nachbarschaft wurde nicht gescheut. Die Schwinger entledigen sich, sobald sie an die Reihe kommen, aller Kleidungsstücke bis auf Hemd, Hose und Strümpfe; dann legen sie eine Art leinene Schwimmhose an, weit und kurz genug, daß die Gegner einander daran „fassen" können. Nun treten die zwei Schwinger in die Mitte des Kreises, schütteln einander die Hand und packen einander dann an den beidseitigen Ueberhosen. Gewöhnlich geschieht dies, um einer Ueberrumpelung vorzubeugen, von beiden Seiten halb kniend, in welcher Stellung sich die Gegner nun oft zwei, drei Minuten lang auf dem Rasen umher drängen, Kopf neben Kopf, jede Armmuskel angespannt, das ausgestreckte Bein fortwährend auf den Rasen gestemmt, das Strangen des Oberkörpers unter Aufgebot. Sobald die mindeste Muskelschlaffheit des Gegners dem Schwinger bemerkbar wird, geht er aus dieser abwartenden Stellung in die Offensive über; beide Männer stehen nun plötzlich auf den Füßen, unveränderter Haltung, zur Rechten, zur Linken wird ein Ruck, ein Zerren versucht, während sich die Beine anstrengen, das gegnerische Gegenstemmen zu brechen und ihn vom Platze zu rücken. Plötzlich geht der Angegriffene zur Attacke über; mit einer unerwarteten Seitenwendung bringt er den Gegner von den Füßen und hält ihn wagrecht an der Schwinghose über dem Boden; aber der so Schwebende hat sich bereits an Hals oder Arm des ihn Haltenden so fest geklammert, daß dieser nicht im Stande ist sich seiner zu entledigen. Er hält ihn nun unter dem Verfallsrufen seiner Partei in der Luft, bis der Gegner plötzlich ein Bein nahe genug an den Boden bekommt, um sowohl das Bein des Andern zu umschlingen, nun muß ihm der Letztere Luft lassen, sein anderes Bein gewinnt wieder festen Stand und Beide kämpfen, seit verschlungen, jeder nur noch auf einem Beine stehend, suchen einander zum Fall zu bringen. Nach langem Ringen und Wenden unterliegt der untere Gegner, aber im Fallen macht er eine rasche Seitenbewegung, durch welche er, kaum auf den Knien, weil zum Gebogenwerden nöthig ist, auf den Bauch fällt und nun, alle Viere von sich gestreckt, sucht er das Bemühen des Gegners, ihn umzudrehen, zu vereiteln. Seine Partei gewinnt neue Hoffnung und ruft ihm zu, sich brav zu halten, er wird von neuem in die Höhe gehoben und langsam schiebt ihn nun der andere Schwinger in halb knieender Stellung über

seine Schulter hat, daß er ihn rücklings auf den Rasen wirft.

Der Gang ist beendet. Beifallszurufe erschallen von allen Seiten. Die Anführer der Parteien kommen mit Wein und Gläsern und die Gegner trinken einander jetzt in bester Freundschaft zu. Dann lassen sie sich zur Erholung der angestrengten Beinmuskeln auf den Rasen nieder.

Nach wenigen Minuten aber beginnen sie den zweiten Gang und nach diesem pflegt noch ein dritter den Ausschlag zu geben.

Wer Sieger blieb, hat dann, falls er Neigung zur Fortsetzung des Wettkampfs spürt, es noch mit so vielen Gegnern aufzunehmen, als sich stellen, bis auch er geworfen ist und ein Anderer in seine Stelle tritt.

Erst nach und nach bringen die Parteien ihre schwersten Gewichte ins Treffen und der solcher Art zuletzt liegend auf dem Platze ausharrt, ist der Sieger des Tags und erhält den Preis, gewöhnlich irgendein Stück Vieh, ein Schaf, eine Kuh oder Aehnliches.

Das Schwingen selbst bietet natürlich, je nach Stärke oder Gewandtheit der Schwingenden, die größten Abwechslungen; häufig sind die streitenden Kräfte einander so gleich, daß der Kampf Minutenlang unentschieden bleibt. Hin und wieder auch ist der Ausgang unklar und nun macht jede Partei Anspruch auf den Sieg. Da geht es zuweilen heiß aufeinander, ein verrätherischer Griff auf der Schulter des Siegers wird im Triumph von der gegnerischen Partei als Beweis gezeigt, daß der Sieger zuerst mit dem Rücken die Erde berührte, also verloren hat; derbe Worte fallen, Knittel werden aus der Umzäunung gezogen und es hat den Anschein, als werde das Fest mit Raufhändel zu Ende gehen. Aber ein Compromiß, welches einige Besonnene vorschlagen, vermittelt endlich den Meinungszwiespalt und zuletzt geht die ganze Versammlung in bester Freundschaft ins Wirthshaus, wo gezecht, gesungen und gelungen wird, bis die Dunkelheit zum Aufbruch mahnt.

Und wer sind die Schwinger, die sich so auf offener Weide vor aller Leute Augen herumwerfen und herumwerfen lassen? Knechte und Taglöhner, wird man denken, zum Ergötzen der besseren Gesellschaft. Nun, Allen ist der Zutritt gestattet; Jene fehlen nicht, aber ebenso wenig fehlen reiche Bauern, wohlhabende Holzschnitzer und wer sonst nur irgend Kräfte von Belang aufzuweisen hat. Der Schulmeister von Brienz, ein blonder, bleicher Athlet mit gewaltiger Brust und finsterer Stirn, war keiner von den schlechtesten Schwingern; vier mal siegte er, zwei mal wurde er besiegt. Kein Wunder, wenn die Knaben vor solchem Meister Basel andern Respect haben als vor hüstelnden Ofenhockern. Körperkräfte und Lebendigkeit gelten in der freien Gebirgsnatur mehr als in unsern Städten, sie sind ein Capital, das seine Zinsen trägt, denn Führer, Jäger, Schiffer, Feldbauer, alle können dieses Stammcapitals nicht entbehren. Darum wird es gehegt und gepflegt und „ein rechter Schwinger" zu heißen ist ein Ehrentitel, dem nicht viel andere gleichkommen. Mit welchem Nachdruck wird der Name eines Bär z. B. genannt, des besten lebenden Schwingers im Oberland, und in welchem Ansehen steht der Holzschnitzer Jurstube — vom Rosenlauibad her den Reisenden wohlbekannt — seit er den Bär ohnlängst glücklich geworfen hat!

Die Schwinggerege, die Art des Anpackens, die Kleidung selbst, welche sogar die Schuhe als gefährlich ausschließt, Alles wirkt darauf hin, diese Uebungen körperlich ungefährlich zu machen. Etwa 40—50 Gänge wurden in Unterbach gemacht und nicht einer der Betheiligten trug nur die geringste Verletzung davon. Robert Waldmüller.

Norddeutsches Leben.

(Vergl. Nr. 23 und 24 der „Gartenlaube".)

IV. Das „Kloteschießen" in Ostfriesland *)

Es ist zu Anfang des Decembermonats. Ein paar kalte Nächte haben den regengetränkten Erdboden so hart gefroren, daß es einen klingenden Ton gibt, wenn man darüberschreitet.

Das ist in einem nördlichen Winkel Ostfrieslands die Zeit, wo die Dorfschaften ihre „Kloteschieter" (Kugelwerfer) gegeneinander ins Feld stellen und sich zum Wettkampf herausfodern.

Der Dorfkrug ist heute Abend voller als sonst. Absonderlich hat sich das „Jungvolk" zahlreich eingefunden. Die jungen Leute stehen in Gruppen zusammen und scheinen sich eifrig zu besprechen. In einem weiten Kreise sitzen die alten Väter um einen steinernen Herd, auf dem ein großes Torffeuer lodert. Die zinnernen, mit „Genieverr" (Ingwerbier) gefüllten Krüge, die in das Feuer gerückt sind und manchmal überschäumen, verbreiten einen würzigen Duft. Eben schlägt es 9 Uhr.

*) Es wird unsern Lesern von Interesse sein, zu sehen, wie sich ähnliche Uebungen, wie die im vorigen Artikel beschriebenen, auf norddeutschem Boden ausnehmen. D. Red.

„Sie kommen nicht! Was gilt der Wein?“ ſpricht einer der Burſchen, ein kurzer, ſtämmiger Geſell mit blatternarbigem Geſicht und häßlich-grünen Augen.

„Das wäre!“ meint ein Anderer, deſſen gerade Haltung und kurzgeſchorene Haare den beurlaubten Soldaten ankündigen; „bei acht Tagen iſt die Erde hart, morgen kann es Schnee geben oder Thauwetter und im nächſten Monat muß ich wieder zum Regiment!“

„Wir werden ſie noch bitten ſollen“, bemerkt der Blatternarbige, „daß ſie uns herausfodern; es wird ihnen nicht mehr im Gedächtniß ſein, daß ſie vorigen Winter den Kürzern zogen und diesmal den »Klot« aufhängen müſſen!“

In dieſem Augenblicke ſchallen draußen feſte Schritte, die Vorderthür wird geöffnet und wieder geſchloſſen; dann geht die Küchenthür auf und zwei Burſche treten ein, kräftige Geſtalten in Tuchjacken und mit beeiſten Bärten.

Es ſind die erwarteten Abgeſandten des benachbarten Dorfes.

Sie grüßen kurz, hängen die Schlittſchuhe an die meſſinggläuzenden Herdknopfe, ſetzen ſich dann an das Feuer, wo ihnen die Uebrigen bereitwillig Platz machen, und begehren einen Krug „Gerſtenbier, aber tüchtig heiß!“

„Kalt heute!“ beginnt einer der älteren Gäſte, während er den Ankömmlingen zunickt.

„Rechtſchaffen!“ erwidern die Angeredeten, die ganz nahe ans Feuer gerückt ſind und die Handflächen abwechſelnd der Glut zukehren und ſie an den Beinen reiben, die von den Flammen ſtark beſchienen werden.

Das Geſpräch ſtockt wieder. Die jüngern Gäſte ſehen erwartungsvoll nach den Fremden hinüber. Dieſe haben ſchweigend das gewärmte Bier getrunken; jetzt heben ſie auf, der Eine von ihnen zieht aus der Seitentaſche ſeiner Tuchjacke eine kleine bleidurchgoſſene Holzkugel (Klot), legt ſie ſchallend auf den Tiſch und ſpricht mit lauter Stimme: „Wir hängen den Klot auf!“

Unter den einheimiſchen Burſchen entſteht ein kurzes Gemurmel; dann tritt aus ihrer Mitte ein langer hagerer, ſchon etwas ältlich ausſehender Burſche an den Tiſch und erwidert: „Wir nehmen den Klot auf!“

„Wann ſoll die Zeit ſein?“ fragen die Fremden.

„Morgen, wenn es paßt!“

„Und der Preis?“

„Zehn Krug Branntwein!“

„Angenommen!“

Nach dieſem kurzen Zwiegeſpräch entfernen ſich die Fremden.

Die Einheimiſchen diskutiren lebhaft die Frage, wen ſie morgen ins Feld ſtellen wollen. Einige ſchlagen den Soldaten vor, die meiſten Stimmen fallen indeß auf den langen Hagern, der vorhin den Klot aufgenommen hat und den die Uebrigen „Jan Kloſchéter“ nennen. Jan hat der Debatte ruhig zugehört und nur bisweilen, mit ernſthaftem Geſicht den Klot in der Hand wiegend, den rechten Arm nach verſuchs bewegt, wie um die Kugel weit hinzuſchleudern. Seit Jahren gewohnt, die Wettkämpfe des Dorfs aufzuſuchen, verſtimmt es ihn ein wenig, daß bei der Wahl des „Kloſchéters“ der Soldat überhaupt nur in Frage gekommen iſt.

Gegen 10 Uhr trennt man ſich, nachdem noch verabredet worden, am folgenden Tage Nachmittags bei der Großen Windmühle zuſammenzukommen.

Es iſt ein heller, klarer Winternachmittag. Große Haufen „Jungvolk“ ziehen quer über die weißbereiften Wieſen, die grauen Ackerfelder, die feſtgefrorenen Waſſergräben dem benachbarten Dorfe zu. Am Eingang deſſelben harren ihrer die „Jenſeitigen“. Noch einige Verabredungen werden getroffen und die Kugeln miteinander verglichen; dann beginnt der Kampf. Es ſoll die ganze Strecke von einem Dorfe zum andern „abgeſchoſſen“ werden.

Jan Kloſchéter wirft die Jacke ab, legt die Finger am Munde, damit ihm die Kugel nicht ſeitlich entgleite beim Wurfe, dann tönt der Ruf „Hal wer!“ (Holz wieder!) durch die Luft und die Kugel fliegt weithin über die Felder. Jan hat den Wurf genau abgemeſſen, ſeine Kugel ſchlägt beim Niederfallen auf eine glatte Fläche, ſpringt in die Höhe und ſchießt in kurzen Sätzen noch eine tüchtige Strecke weiter. Seine Genoſſen erheben ein lautes Gejauchze. Jan ſchlüpft mit Behagen in die Tuchjacke, die einer der jüngſten Burſche ſorgſam bereithält.

Jetzt holt der „Jenſeitige“, ein unterſetzter, ſtämmiger Geſell mit buſchigen Augenbrauen und übermäßig langen Armen, gewaltig zum Wurfe aus. Die Kugel ſauſet durch die Luft und trifft beim Niederſinken ſehr glücklich die glattgefrorene Fläche eines überſchwemmten Wieſenſtreifens. Hurtig ſchießt ſie vorwärts und überholt Jan's Kugel um ein gutes Stück.

Die „Jenſeitigen“ rufen Beifall.

Jan ſchaut etwas bedenklich drein und wiegt die Kugel ſehr lange in der Hand, bevor er es

mag, den zweiten Wurf zu thun. Diesmal kommt er dem Gegner vor, aber er verbeißt es sich nicht, daß er das nur einem unglücklichen Wurfe desselben zu verdanken hat.

So rückt man dem Lorfe näher. Beide werfen mit wechselndem Glück und es bleibt fortwährend unentschieden, wer den Sieg davontragen werde. Das Ziel ist nahe und es wird ausgemacht, der nächste Wurf solle der letzte und entscheidende sein.

Der Ausgang ist völlig ungewiß und hält Alle in der größten Spannung.

Der „Jenseitige" wirft zuerst. Es ist ein kräftiger Wurf, aber die Kugel fliegt in einen Graben und ist gleich „todt", d. h. sie läuft nicht weiter. Das ist entscheidend. Jan richtet seinen Wurf so ein, daß die Kugel kurz vor dem Graben niederschlägt, über denselben wegspringt und einige Lupend Ellen weiterrollt.

Der Sieg ist errungen und Jan's Genossen säumen nicht, ihn laut zu verkünden.

Nun zieht die ganze Schar in den Lorfkrug und es beginnt ein unendliches Zechen, das erst um Mitternacht endet, natürlich mit einer Schlägerei.

Am andern Tage erklärt Jan, daß er zum letzten male als „Wettläufer" aufgetreten sei; „er werde alt und könne mit den Jungen nicht mehr laufen".

Ihm ist bange, daß er als Besiegter vom Schauplatz trete, wenn er nochmals den Kampf wagt.

Der Soldat wußt sich bei dieser Erklärung in die Brust und denkt schon an die Lorbern, welche der nächste Wettkampf ihm bringen soll.

V. Robbenjagd auf Heidecrey.

Der Octobermonat hatte die fremden Gäste bis auf wenige Nachzügler von der Insel vertrieben. Die prangenden Springbrunnen des Badelebens waren plötzlich niedergesunken, der Strand und die Säle des Conversationshauses verödet und eine bleierne Langeweile lagerte über der Insel.

Unmuthig wanderte ich auf und nieder in dem kleinen Viereck meines Zimmers, dessen weißgetünchte kahle Wände mich langweilig öde anschauten. Ich war eben daran, mit der ärztlichen Sagung von der heiligen Zahl der 21 oder 28 Bäder als eitel Aberglauben zurechtzulegen und schon bald entschließen, es bei 17 Bädern bewenden zu lassen und am nächsten Tage abzureisen. Plötzlich verdunkelte ein Gegenstand draußen vor dem Fenster das kleine Zimmer und gleich darauf vernahm ich unter den kolossalen Vorbauten hervor die rauhe Stimme meines Hauswirths, eines prächtigen Seemanns, der sein Lebenlang öfter Wasser als Land unter den Füßen gehabt.

„Mitfahren, Herr?" fragte er, indem er den großen Hut in den Nacken schob, um bequemer hereinlugen zu können; „Wind und Wetter sind wunderweil'".

„Wohin geht die Fahrt?" erwiderte ich.

„Nach den Klippen!" antwortete Gaßens, den Hut so weit zurückschiebend, daß er an den Hinterhaaren des Kopfes zu hängen schien; „die Robben liegen dort zu Lupenden; ein Gewehr ist hier in Bereitschaft!"

Eine Robbenjagd! Das war allerdings etwas Neues und so wanderte ich denn mit Jan Gaßens zum Strande, wo schon ein halb Lupend Badegäste harrten, die an der Jagd theilnehmen wollten. Die Schaluppe schaukelte auf und nieder, von den sichern Ankerketten gehalten, und die Segel blähten sich lustig im Winde. „Hoibo!" rief Gaßens; ein Nachen löste sich vom Schiffe und schon heran. Das Ufer war sehr flach und das Boot konnte nicht nahe genug herankommen. Da sprangen die Schiffsleute ins Wasser und ehe wir es uns versahen, hatten sie am Strande nieder und boten uns den Rücken zum Aufsteigen. Wir säumten nicht aufzuhocken, wurden so ans Boot getragen und dann an Bord befördert.

Nun wurden die Segel an den Wind gebracht und wir steuerten den Klippen zu, die in der Ferne weiß herüberschimmerten. Die Schiffer wollten die Seehunde dort liegen sehen. Als das Schiff weiter in See kam, glaubten auch wir, auf dem weißen Sande schwarze Klumpen zu bemerken, die sich auf und ab bewegten. Durch das Fernglas konnte man die Robben deutlich erkennen.

Wir kamen näher und näher; jetzt mußte das Schiff umlegen, damit wir im Bogen zur Klippe heranfahren möchten. Der Anker rasselte nieder und wir bestiegen das Boot, welches pfeilschnell zur Klippe schoß. Aber die Thiere hatten uns wohl bemerkt und stürzten mit großem Aplomb in die Flut.

„Hat nichts zu sagen!" brummte Gaßens, „nur verwärts auf die Klippen und tubig, Kinder!"

Dort tauchten über dem Meeresspiegel ein Lupend schwarzer Köpfe empor. Wie der Blitz warf sich unsere Schar auf den feuchten Sand nieder.

Zwei Schießjungen, die wir mitgenommen, begannen nun ein seltsames Spiel. Auf den

Ruder und Steuern rauschend, schwamm sie der Bewegungen der Seehunde noch, und zwar mit einer Geschicklichkeit, die sie der häufigen Uebung verdanken mochten.

Wir Andern, mit dem Bauche auf der Erde liegend, das Gewehr im Anschlage, lauerten fast eine Stunde lang den überaus scheuen Thieren auf. Endlich nahten sie sich langsam dem gewohnten Lagerplatze; die Schnauzen blickten aus dem Nebel und ein paar von den schwarzen Köpfen tauchten unter Wasser, um gleich darauf in einer Blutlache wieder emporzutauchen.

Wir versicherten uns der schwererrungenen Beute, deren Felle geschätzt sind, und kehrten mit der sinkenden Flut zur Insel zurück. W.

Die neuern Fortschritte der Naturwissenschaften.

II.

Nachdem längere Zeit die philosophische Betrachtung der Dinge in den Naturwissenschaften überhaupt und so auch in der Physiologie geschwiegen oder höchstens nur in der beschränktesten Form als Voraussetzung der Zweckmäßigkeit im Bau der Organe sich in einigen Köpfen erhalten hatte, nachdem die Anhäufung von vielen vereinzelten oder nur zu kleinen Gruppen sich vereinigenden Beobachtungen immer größer und größer geworden, machte sich endlich wieder das Bedürfniß bemerkbar, über die verwirrende Menge der gesammelten Schätze einen Ueberblick zu gewinnen und systematischen Zusammenhang in sie zu bringen. Die gesammelten Beobachtungen, die als Material zum Aufbau des Systems dienen sollten, waren mit soviel Umsicht, mit soviel skeptischer Genauigkeit gemacht worden, daß man sich für berechtigt hielt, die Naturwissenschaften schlechthin der exacten Wissenschaften in Gegensatz gegen den schwankenden Inhalt der historischen Wissenschaften zu nennen; und dieselbe Exactheit, die den Beobachtungen innewohnte, mußte, so meinte man, auf die darauf gebauten Schlußfolgerungen übergehen.

Solche Versuche einer speculativen Zusammenfassung der Thatsachen sind nun vorzugsweise von den Physiologen ausgegangen, und da sich ihre Wissenschaft mit dem Organismus des Menschen und dem in ihm sinnlich Wahrnehmbaren befaßt, so mußte begreiflicherweise auch ihr philosophisches System das Gepräge davon tragen und so entstand die materialistische oder sensualistische Philosophie unserer Tage.

Der Materialismus, der anfangs nicht als philosophisches System auftrat, sondern in inniger Verbindung mit der Physiologie in den beiden bekannten Werken, den „Physiologischen Briefen" von Karl Vogt und dem „Kreislauf des Lebens" von Moleschott, seine Ansichten als einfache Reflexionen über physiologische Thatsachen gab, hatte sich dadurch das Ansehen gegeben, als sei er ebenso das Resultat der exacten Forschungen, als dürfe er sich derselben Exactheit rühmen wie z. B. die Gesetze der Athmung, der Blutbewegung u. s. w. In den genannten, für weitere Kreise des Publicums, nicht allein für die Männer der Wissenschaft bestimmten Schriften waren physiologische Gesetze und philosophische Ansichten so innig miteinander gemengt, die Bewunderung, welche die klare Darlegung der ersteren erregte, ging sich so natürlich auch auf die andern über, daß der außerordentliche, fast begeisterte Anklang, den sie in den weitesten Kreisen fand, ganz begreiflich erscheint. Man hatte, wenn auch nicht die klare Ueberzeugung, doch den lebhaftesten Eindruck erhalten, als ob es der exacten Naturwissenschaft gelungen sei, die letztern, z. B. eben die materialistischen Anschauungen, als das nothwendige Ergebniß der erforschten Gesetze des Organismus zu gewinnen.

Vogt und Moleschott lehrten, daß es keine besondere Lebenskraft gebe, sondern daß alle organischen Vorgänge auf physikalische und chemische Gesetze sich zurückführen lassen, daß diese Gesetze überall mit absoluter Nothwendigkeit walten, daß die Sinnesfunctionen, die Nerventhätigkeit überhaupt, die Bewegungen in physikalischen Processen bestehen; daß elektrische Strömungen in den Nervenfasern des Gehirns ebenso sinnliche Wahrnehmungen wie Gedanken und Entschlüsse erregen oder, wie Vogt es ausdrückte, daß das Gehirn ebenso Gedanken absondere wie die Nieren den Urin oder wie die Leber die Galle. Wie die physikalischen Gesetze überall mit absoluter Nothwendigkeit wirken, so geschehe es auch bei diesen Absonderungen des Gehirns, somit müßten die Entschlüsse und die Handlungen des Menschen mit gleicher Nothwendigkeit aus den auf den Organismus einwirkenden Ursachen hervorgehen, wie die Phänomenen sich drehen müssen, wenn sie ins Auge fallen. Der Mensch, sagt Moleschott, ist die Summe von Aeltern und Ammen, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Kost und Kleidung. Ein freier Wille besteht nicht, der Wille ist vielmehr nur der nothwendige Ausdruck eines durch äußere Einwirkun-

gen bedingten Zustandes des Gehirns. Und wie daher jede That des Menschen eine nothwendige Naturerscheinung ist, so muß uns dies gegen jedes Verbrechen, jeden Fehltritt versöhnlich stimmen. Alles begreifen heißt Alles verzeihen. Dies Wort soll an die Spitze des Evangeliums der Neuzeit gestellt werden.

Doch es würde zu weit führen, wollte ich hier das ganze System des Materialismus weiter ausführen. Es kommt hier nur auf die geschichtliche Betrachtung an.

Die Gunst und Begeisterung, mit der diese Ansichten aufgenommen wurden, hatten sie, wie bemerkt, mehr dem Widerschein des Glanzes zu verdanken, den die exacte Genauigkeit der physiologischen Gesetze auf sie warf, als ihrer eigenen hinreißenden Ueberzeugungskraft; denn sie selbst stellten den Menschen als eine willenlose Maschine, als ein Conglomerat physikalischer und chemischer Apparate dar, das in hochmüthiger Selbsttäuschung einen freien Willen, ein sittliches Gesetz, eine unsterbliche Seele zu haben wähnte.

Eine genauere Betrachtung des Gedankenganges, der in den erwähnten Schriften zu den philosophischen Ansichten der Verfasser führen soll, zeigt freilich, wie sie die Grundbegriffe der naturwissenschaftlichen Forschung hier bedeutend gefaßt haben. Nehmen wir auch an, was bisher allerdings erst wahrscheinlich gemacht, noch lange aber nicht bewiesen ist, daß im Nervensystem elektrische Strömungen stattfinden und die Functionen begleiten, daß z. B. die Lichtstrahlen, die im Auge die Netzhaut treffen, elektrische Schwingungen im Sehnerven erregen und als solche von hier sich bis ins Gehirn fortpflanzen; daß im Gehirn erregte elektrische Strömungen in den Nervenbahnen bis zu den Muskeln fortschreiten und hier zur Bewegung führen, so sind diese elektrischen Strömungen zwar physischen und chemischen Gesetzen unterworfen, es finden alle physikalische und chemische Vorgänge im Gehirn statt; aber wie diese sich in Gedanken und Entschluß umsetzen sollen, ist weder von Vogt oder Moleschott bewiesen noch läßt es sich aus physikalischen und chemischen Gesetzen beweisen. Physikalische Vorgänge, die an die Materie gebunden sind, können auch nur materielle Wirkungen haben, niemals aber geistige. Verfolgt man in gleichmäßigem Fortschreiten die Kette der Ursachen und Wirkungen, so erscheint das Gebiet des materiellen Lebens von dem Geistesleben durch eine Kluft getrennt, über welche weder Physiologie noch Philosophie trotz aller Versuche, eine Brücke haben schlagen können; und wäre auch die Physiologie des Gehirns und die Kenntniß Dessen, wie sich geistige und körperliche Zustände im Gehirn einander begleiten, viel weiter aufgeklärt als es jetzt der Fall ist, so läßt sich wol ein Parallelismus zwischen beiden finden und aufführen, von einem solchen ist aber der Nachweis eines ursächlichen Zusammenhangs noch weit entfernt. Dieser Zusammenhang ist und bleibt, ebenso wie die Schöpfung, ein vollkommenes Räthsel und am wenigsten vermag die Physiologie in ihrer gegenwärtigen Entwickelungsstufe es zu lösen.

Moleschott sagt: „Wenn wir ein gutes Buch lesen, so ist das Nachdenken über eine treffende Bemerkung eine nothwendige Folge der Eindrücke, die das Auge erleidet.“ Die Eindrücke, die das Auge erleidet, sind aber genau dieselben, wenn Jemand das Buch liest, der die Sprache, in der es geschrieben, nicht versteht; wird er auch etwas von einer treffenden Bemerkung gewahr werden? Wenn mir auch Jemand den ganzen Koran vorlesen wollte, so bin ich doch sicher, daß ich nichts von der andächtigen Erhebung empfinden würde, die der Araber empfindet, obgleich ganz gleiche Töne mein wie sein Ohr treffen würden. Die Sinneseindrücke sind es also nicht allein, welche die Umwandlung der elektrischen Nervenströmungen zu Gedanken bewirken.

Ebenso verhält es sich mit der Leugnung des freien Willens. Mag immerhin der Willensentschluß von äußern Umständen bedingt sein, von ihnen allein ist er es nicht; und Moleschott vergißt, daß, wenn er auch einige hier wirkende Factoren erkannt hat, er noch nicht erwiesen hat, daß er sie alle kennt. Solange die physiologischen und psychologischen Forschungen nicht eine sicherer begründete Wahrheit ergeben haben, ist mir das klare Bewußtsein, daß ich einen freien Willen habe, eine ebenso gute Thatsache wie die Existenz der Gegenstände, die ich hier um mich sehe.

Nur soviel in der Kürze zur Darlegung des Sachverhalts.

Es konnte natürlich nicht fehlen, da Vogt, Moleschott und ihre Nachfolger auf der Basis der physiologischen Naturgesetze ihr System aufgebaut hatten, daß zunächst auch von den Physiologen eine Kritik ihrer Ansichten ausgehen mußte. Der Materialismus tritt nicht nur der positiven Religion, sondern auch den staatlichen, moralischen, rechtswissenschaftlichen und socialen Systemen, die auf der Freiheit des Willens beruhen, so schroff

entgegen, daß die Nothwendigkeit einer strengen Prüfung seiner Grundlagen sich Jedermann aufdringen mußte, der bisher eine eigene Ueberzeugung in den angegriffenen Sätzen erworben hatte; und da diese Grundlage die Physiologie des Menschen war, so waren auch vorzugsweise Männer dieser Wissenschaft dazu berufen. Und so geschah es denn auch, daß im September vorvorigen Jahres bei der Naturforscherversammlung in Göttingen einer der ausgezeichnetsten Physiologen unserer Zeit, Rudolf Wagner, den Kampf aufnahm, der seitdem mit immer gleicher Lebhaftigkeit und von immer zahlreicheren Theilnehmern fortgeführt wird. Mit seiner Schrift: „Köhlerglauben und Wissenschaft", eröffnete Vogt, der sich natürlich als Vertreter der Wissenschaft, seinen Gegner als den des Kohlerglaubens ansah, die Reihe der Vertheidiger des Materialismus; ihm folgten Czolbe und Büchner mit eigenen Schriften, viele Andere mit kleinern, in Zeitschriften zerstreuten Aufsätzen; auf der andern Seite kämpfen Wagner, Frauenstädt, Schaller u. A. Je mehr aber der Schein schwindet, den der Materialismus sich durch seine angebliche exacte physiologische Grundlage gegeben hat, desto mehr wird auch der Kampf auf das Gebiet gespielt, wohin er gehört, auf das der Philosophie.

Wie nun aber auch der weitere Verlauf und Ausgang dieses Kampfs sein möge, so ist doch das Interesse der Naturforscher viel zu sehr dabei betheiligt und das Bedürfniß philosophischer Betrachtungsweisen viel zu lebhaft in ihnen angeregt worden, als daß nicht auf lange Zeit hinaus die Nachwirkungen desselben sich offenbaren sollten. Fast mit Sicherheit läßt es sich voraussehen, daß, nachdem die erste Hitze des Kampfs verraucht sein wird, der Streit zu weitern naturwissenschaftlichen und philosophischen Forschungen führen wird, um ihn nicht, wie jetzt zum Theil, mit der ägenden Schärfe des Witzes oder den Keulenschlägen der „göttlichen Grobheit", sondern mit neuen Thatsachen und Gründen weiterzuführen.

Und wenn nach weitern zehn Jahren abermals Jemand sich veranlaßt sehen würde, einen Rückblick auf die Geschichte der Naturwissenschaften in dem jetzt beginnenden Decennium zu werfen, wie wir es auf das vergangene gethan haben, so werden sicher schon manche Früchte von dem Samen, der jetzt ausgeworfen wird, gereift sein und den ganzen Kreis menschlicher Erkenntniß erweitert haben.

Dr. Kl.

Ueber Aepfelwein-Curen.

In öffentlichen Blättern ist viel die Rede gewesen von den angeblich glänzenden Curen, welche der Gastwirth Pätsch in Berlin mittels des äußern und innern Gebrauchs von Aepfelwein vollbracht haben soll. Die Sache wurde sogar öffentlich vor Gericht verhandelt und selbst da schien es an einer großen Zahl die Wahrheit beglaubigender Zeugenaussagen nicht zu fehlen.

Was ist im Ernste davon zu halten? Ist es glaublich, daß ein Mittel, das wie der Aepfelwein mehr den Getränken als den eigentlichen Arzneimitteln angehört, in der That gegen Uebel von höchst verschiedenartiger Natur sich gleichmäßig heilsam erweisen könne, ja sogar daß durch dasselbe in einer Stadt wie Berlin, wo es doch wahrlich an tüchtigen Aerzten nicht fehlt, Leiden geheilt werden sein sollen, die bereits von den Aerzten als unheilbar aufgegeben gewesen wären?

Möge es uns verstattet sein, vom ärztlichen Standpunkte zur Würdigung dieser und ähnlicher Volksgerüchte ein Wort an die Leser dieser Blätter zu richten. Ehe wir jedoch auf die Sache selbst eingehen, wollen wir ausdrücklich bemerken, daß abgesehen von allem Andern in den Augen des Unbefangenen die innere Glaubwürdigkeit der fraglichen Geschichten gewiß nicht erhöht wird durch den unverkennbar eigenthümlichen religiösen Anstrich, den Herr Pätsch, die berliner Witterung kennend, sich dabei zu geben suchte.

Daß Aepfelwein unter Umständen heilsam zu wirken vermöge, welcher unbefangene Arzt möchte dies in Abrede stellen wollen, da es nicht leicht ein Mittel gibt, und wäre es das einfachste und natürlichste aller, das Wasser, das nicht, je nach den Verhältnissen, heilsam oder schädlich zu wirken vermöchte. Gutem Aepfelwein kommt nun eine gewisse blutverdünnende und auflösende Kraft zu, sowie er besonders ausgezeichnet ist durch die eigenthümliche Vermehrung der Harnabsonderung, die er bewirkt. In dieser Hinsicht steht er manchen natürlichen Mineralwassern ziemlich nahe und eignet sich zum Getränk ganz besonders für Leute, die viel sitzen und dabei doch gut leben, die sich überhaupt nicht die erforderliche körperliche Bewegung in freier Luft machen oder machen können und für Solche, welche Anlage zur Fettleibigkeit, zu allzu vielem Embonpoint haben. Denn der Aepfelwein nährt, während das Bier nährt und die Fettbildung befördert. Der Verfasser dieser Zeilen empfiehlt denselben daher schon seit vielen Jahren als diäte-

nichts Mittel mit dem besten Erfolge Gelehrten, Geschäftsleuten und Beamten, die vermöge ihres Berufs viel sitzen müssen, vorzugsweise ein Stubenleben führen, sowie überhaupt den Meisten, die an Blutfülle des Unterleibs und an sogenannten St. Hungen des Bluts im Unterleibe leiden.

Aber auch als harntreibendes Mittel leistet er mitunter Ausgezeichnetes, wodurch er bei vielen Wassersuchten, besonders solchen, welche aus Fehlern der Eingeweide des Unterleibs entspringen, ein sehr schätzbares Heilmittel wird. Der Verfasser hat einzelne Wassersuchtige behandelt, bei denen ihm fast alle harntreibenden Mittel der Apotheke beinahe ganz im Stiche gelassen haben. Er verordnete Aepfelwein und siehe da! die gewünschte Wirkung erfolgte, wenn auch, wie nach der Natur des Uebels zu erwarten gewesen, nur mit temporärer Besserung.

Das wären die in Wahrheit begründeten und durch Erfahrung bestätigten Heilkräfte des Aepfelweins. Weitere dürften denselben nicht zukommen. In den meisten fieberhaften Krankheiten wird er vermöge seiner erregenden Wirkung schädlich und bei einer nicht geringen Zahl von Störungen der Verdauung wird er gar nicht vertragen.

Wenn nun dessenungeachtet Manch die verschiedenartigsten Uebel damit geheilt haben will, so kommt es vor allem darauf an, daß wir uns auf den rechten Standpunkt stellen, von dem aus allein solche Dinge sachgemäß gewürdigt werden können.

Zunächst ist zu erwägen, daß eine Beobachtung und Prüfung der einzelnen Fälle durch sachverständige Beurtheiler gar nicht vorliegt. Es unterliegt aber nicht dem geringsten Zweifel, daß eine derartige Kritik der angeblichen Thatsachen gar manchen Fall ausscheiden hätte, in dem die behauptete Heilung sich als factisch unwahr herausstellen würde. Sehr viele, ja die meisten langwierigen (chronischen) Krankheiten des Menschen haben das Eigene, daß sie in ihrem Verlaufe oft längere Pausen machen, in denen der Leidende oft nur wenig, mitunter beinahe gar nicht von seinem Uebel sich belästigt fühlt. In seiner Unkenntniß des wahren Sachverhalts wähnt dieser sich dann oft geheilt, während sein Leiden ihm unbemerkt heimlich im Innern um so größere Fortschritte gemacht hat und unfehlbar früher oder später mit verstärkter Heftigkeit hervorbricht.

Bringen wir diese Fälle in Abrechnung, deren Zahl, wie bereits angedeutet, eben nicht sehr klein ausfallen dürfte, so sind wir doch weit entfernt, was die übrigen Fälle anbelangt, die behauptete Thatsache der Heilung im Allgemeinen für bloße Täuschung zu erklären. Aber etwas ganz Anderes ist es, die Heilung, wo dieselbe wirklich stattgefunden, der Einwirkung des Aepfelweins zuzuschreiben. Diese Auslegung der Thatsachen bestreiten wir mit Ausnahme jener Fälle, wo der Aepfelwein durch seine längstbekannten, oben näher angedeuteten Heilkräfte etwa wirklich von Nutzen gewesen, auf das entschiedenste.

Auf keinem Gebiete des menschlichen Wissens und Wirkens ist bekanntlich der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung schwieriger zu erforschen und zu begründen, als wo es sich um die Wirkung handelt, welche irgendein äußeres Mittel auf die Processe des lebenden menschlichen Körpers ausübt. Der in sich so unendlich complicirte Bau desselben, die stete Veränderlichkeit seiner innern Zustände, dessen Selbstthätigkeit und endlich die gänzliche Unmöglichkeit, die Einwirkung anderartiger Einflüsse gleichzeitig abzuhalten, erschweren das Urtheil in einem solchen Maße, daß man geradezu sagen darf und muß: Es gibt kein Gebiet menschlicher Forschung, auf dem reine Erfahrungen schwieriger zu gewinnen sind als auf dem des ärztlichen Wirkens.

Von diesen Schwierigkeiten hat nun der Laie und im Allgemeinen selbst der Gebildete auch nicht entfernt eine Ahnung. Nach seinen Begriffen ist nichts leichter als die ärztliche Erfahrung. Er hält eine längere Beschäftigung mit Kranken und eine mehrjährige Uebung von Heilversuchen schon für genügend, jene zu gewinnen. Vermöchte er einzusehen, wie selbst unter den Aerzten verhältnißmäßig nur die wenigsten vermöge ihrer persönlichen Begabung und der von ihnen erworbenen positiven Kenntnisse befähigt sind, wirkliche Erfahrungen am Krankenbette zu machen, so würde er freilich aus diesem tiefen Traum erwachen. Da er aber dies nicht vermag, ohne in die Tiefen der Physiologie und Pathologie vollständig eingeweiht zu sein, so schreibt er gewöhnlich Alles, was nach der Anwendung irgendeines bestimmten Heilverfahrens in oder an dem Körper erfolgt, diesem ohne weiteres zu und verfällt so jenem ganzen Heere von Selbsttäuschungen, welche der beschäftigte Arzt beinahe täglich an seinen Patienten zu beobachten Gelegenheit hat, in den ganz unmöglichen, oft wahrhaft lächerlichen Wirkungen, welche diese oder jene Arznei bewirkt haben soll. Homöopathie, Goldberger'sche Ketten, Revalescita arabica und die ganze kaum nicht zu übersehende Menge des populären medicinischen Humbugs sprechen zu laut für die Wahrheit des angedeuteten Verhältnisses, als daß

es nöthig wäre, länger hierüber zu verweilen. Es genüge daher, daß wir einfach das Resultat aussprechen, dessen unbedingte Gültigkeit jeder wirklich Sachverständige zu vertreten bereit sein wird: wirklich berufen oder competent für die Beurtheilung solcher Dinge ist nur der von der Natur gehörig begabte und mit dem erforderlichen Vorrathe positiven Wissens vollständig ausgerüstete Arzt, und selbst dieser nur, wenn die äußern Verhältnisse seines Patienten soweit als möglich ganz in seine Gewalt gegeben sind und ihm Zeit und Gelegenheit zu einer ungestörten Beobachtung seines Kranken dargeboten ist.

Kehren wir nun wieder zu den gerühmten Curen des Herrn Pätsch zurück, so wollen wir in Beziehung auf die angeblich von Aerzten erfolglos behandelten oder selbst als unheilbar aufgegebenen Fälle nur folgende bemerken. Alle chronischen (lang wierigen) Uebel erfordern zur ihre Heilung, wenn dieselbe überhaupt ausführbar ist, ungewöhnliche Bedachtlichkeit und Geduld, sowol von Seiten des Arztes als auch des Kranken und seiner Angehörigen. Wie selten diese Ausdauer von den Letztern im erforderlichen Maße geübt wird und welch unbesiegbare Hindernisse eines gedeihlichen Erfolgs oft in den äußern Verhältnissen des Kranken liegen, weiß jeder erfahrene Arzt. Aus diesem Verhältniß erklärt sich allein schon die Erfolglosigkeit des etwa in Anwendung gezogenen ärztlichen Verfahrens, ganz abgesehen davon, daß in Wahrheit nicht alle Aerzte wirkliche Vertreter der ärztlichen Kunst sind. Aber dies enthält, wird man uns entgegnen, keinen Aufschluß über die unzweifelhaft erstaunliche Genesung von schweren Leiden in einzelnen Fällen. Auch die Thatsächlichkeit solcher Fälle wollen wir keineswegs unbedingt in Abrede stellen, nur daß dem Kepelwein an deren Heilung ein wesentlicher Antheil gebühre, Dem widersprechen wir auf das bestimmteste.

Nicht allein viele schnell verlaufende (acute) Krankheiten vermögen, besonders wenn ihr natürlicher Verlauf nicht durch einwirkende Schädlichkeiten gestört wird, ganz von selbst, d. i. ohne ärztlichen Beistand zu genesen. Unzählige Kranke auf dem Lande genesen in dieser Weise von den hitzigen Ausschlagskrankheiten, wie Scharlach, Masern, Blattern u. s. w., von leichtern Entzündungskrankheiten, ja selbst von schweren Nervenfiebern ohne alle Arzneimittel oder doch wenigstens bei unzulänglichem Gebrauche derselben. Das Gleiche findet in größern Städten bei den ärmern Volksclasse statt. Aber auch selbst langwierige (tief in dem Körper begründete, auf sogenannten Mischungsfehlern des Bluts und der Säfte beruhende chronische) Leiden schlagen mitunter unter günstigen innern und äußern Verhältnissen diesen Weg der Naturheilung ein. Zu jenen günstigen innern Verhältnissen zählt hauptsächlich die gänzliche Umänderung, welche der kindliche Körper in den Jahren der Entwickelung erfährt. So gibt es, um nur Eins zu erwähnen, eine Art von Knochenbrand, von dem Laien gewöhnlich mit Knochenfraß (caries) verwechselt, an der skrofulöse Kinder häufig leiden, wo oft Jahre hindurch von den Röhrenknochen meist der untern Gliedmaßen bald größere, bald kleinere Stücke sich ablösen und durch offene Geschwüre hervortreten. Dieses Leiden heilt mit dem Eintritt der Entwickelungsjahre oft ganz von selbst oder ist doch mindestens häufig vor dem Eintritte dieses Zeitpunkts selbst bei der zweckmäßigsten Behandlung nicht zur Genesung zu bringen. Aehnlich verhält sich manche langjährige Augenentzündung und manches andere Leiden skrofulöser Art. Nur nicht selten ist es aber auch der Fall, daß ein solches tiefer in dem Körper begründetes Leiden nur die Form wechselt, äußerlich verschwindet und dafür in innern, edeln Organen seine Entwickelung beginnt. Der Unkundige hält dann irrigerweise das Uebel geheilt, während ihm unbemerkt der Kranke nur um so sicherer seinem unabwendbaren Untergange entgegenschreitet.

Derartiger Fälle mögen sich nun auch unter den Curen des Herrn Pätsch gar manche befinden. Jedenfalls darf man sicher überzeugt sein, daß in den bei weitem meisten Fällen, die gerühmt werden, der Kepelwein als solcher die unschuldigste Rolle von der Welt gespielt hat. Eine unbefangene und competente Kritik der einzelnen Fälle, wenn sie überhaupt möglich wäre, würde ohne Zweifel Alles in seinem natürlichen Lichte erscheinen lassen und die Nebel der Selbsttäuschung aufhellen, womit die Unwissenheit und der Irrthum der blinden, urtheilslosen Menge die Sache umhüllt. Uebrigens darf man dabei nicht übersehen, daß der täglichen Erfahrung gemäß eine gewisse Klasse des Publicums zu solchen Curen eines bloßen Empirikers schon von vorn herein ein weit größeres Vertrauen hegt als zu den Vorschlägen eines unterrichteten Arztes und im hohen Maße geneigt ist, ganz Unerhörtes, ja Unmögliches zu erwarten von Leuten, die sich bei ihr gerade dadurch empfehlen, daß sie eben nicht dem Stande der Aerzte angehören.

Gewiß ist es und die tägliche Erfahrung be-

fügt es im Uebermaße, daß gemeinhin über nichts in der Welt leichtfertiger und unberufener geurtheilt wird als über Krankheiten und ärztliche Dinge überhaupt. Ein Jeder glaubt nicht blos seinen eigenen Körper und was demselben fehlt zu kennen, sondern er glaubt auch, den innern ursächlichen Zusammenhang seiner Beschwerden und Leiden deuten und beurtheilen sowie über den Erfolg irgendeines in Anwendung gebrachten Heilverfahrens ein entgültiges Urtheil abgeben zu können. Vermöchte er einzusehen, wie schwer, ja wie unmöglich es selbst für den alle Verhältnisse durchschauenden Arzt ist, unter der großen Menge äußerer Einwirkungen, denen zu jeder Zeit der menschliche Körper ausgesetzt ist, irgendeine sich ergebende Veränderung seiner Zustände mit unzweifelhafter Gewißheit der Wirkung irgendeines bestimmten Heilverfahrens oder Arzneimittels zuzuschreiben, so würde er sich bescheiden, mit seinem Urtheile in solchen Dingen zurückhaltender und vorsichtiger zu sein. Selbst der Gebildete hat zu bedenken, daß, die verhältnißmäßig wenig zahlreichen Fälle ausgenommen, wo der Erfolg durch seine unmittelbare Evidenz für sich selbst spricht, zur das Verständniß und die Beurtheilung eines jeden besondern Falles ein positives Wissen und nächst diesem ein durch Uebung und Erfahrung geschärfter Blick erforderlich sind, Beides Errungenschaften, die ihrer ganzen Natur nach unmöglich einen Bestandtheil der allgemeinen Bildung ausmachen können.

Dr. August Weber.

Die indianischen Vogelnester.

Dieser berühmte Leckerbissen der Chinesen und Malayen, der jedoch auch von unsern Feinschmeckern sehr geschätzt und von Jahr zu Jahr in immer größern Mengen nach Europa ausgeführt wird, ist bekanntlich das instinctive Werk einer kleinen Schwalbe (Hirundo esculenta), die auf den Philippinen den Namen Salangane führt. Dieser kleine ostindische Vogel, kaum so groß als unser Zaunkönig, mit bald schwärzlichem, bald weißlichem Gefieder, schwarzem Schnabel und braunen Augen, wird vorzugsweise an den felsigen Küsten Hinterindiens, den Gestaden Siams, in Borneo und auf den Philippinischen Inseln gefunden, wo er in unterhöhlten, äußerst unzugänglichen Abhängen und Klippen alle drei Monate sein wunderbares Nest baut. Diese „Tunkin-Nester", wovon die besten an den Hof in Peking gehen, werden mit 160 Francs das Pfund bezahlt. Kein Wunder daher, wenn die Einwohner einem so werthvollen Erzeugnisse mit der größten Begierde nachstellen, wie gefahrvoll und mühsam halsbrechend diese Arbeit auch ist. Sie fahren nämlich entweder nur sehr schwache und schwankende Gerüste und Leitern aus eingeschnittenem Bambus längs der Abgründe zu den Höhlen oder die „Dyaks" lassen sich vom Kamme der Felsen an Seilen herab, um mittels Hacken die dunkeln Höhlungen der Felsen zu durchspähen, wobei es sich auch wol ereignet, daß, wenn die Nester, die zudem sehr fest am Felsen kleben, abgeschlagen und vermittels einer Schnur auf die Höhe gezogen sind, Derjenige, welcher dort das Seil hält, vom Gewinn zum Verbrechen gereizt das Seil fahren läßt und mit der Beute davonläuft, während sein unglücklicher Kamerad in das oft mehre hundert Fuß unter ihm tosende Meer hinabstürzt.

Es gibt zwei Arten eßbarer indianischer Vogelnester, schwarze und weiße. Letztere, halb durchsichtig und einem Netzwerke von Hausenblase gleichend, sind die kostbarsten. Die Eingeborenen geben diese feinern Nester für die der Männchen aus. Nach J. Crawfurd aber sind es diejenigen, welche aus tiefen und sehr dunkeln Höhlen genommen, und zwar sobald der Vogel seine Eier gelegt hat. Nester, aus welchen die Jungen bereits ausgeflogen, meint er, wären dunkler, weil älter und von den Jungen beschmutzt. Neuere Beobachter behaupten dagegen, die Nester würden von zwei verschiedenen Schwalbenarten gebaut; die Erbauer der weißen seien größer und besäßen einen schönern Federschmuck. Man muß sich wundern, daß der Ursprung dieser schwarzen und weißen Nester bei allen Reisen in jene Länder und trotz so vieler Nachrichten davon noch immer Gegenstand der Controverse zwischen den Naturforschern ist.

Indianische Vogelnester, heutzutage so ziemlich in allen naturhistorischen Sammlungen Europas zu sehen, waren vordem eine Seltenheit. Professor Blumenbach wenigstens that sich viel darauf zugute, als derselbe vor etlichen und dreißig Jahren ein solches Nestchen im naturgeschichtlichen Collegium die Revue passiren ließ. Dasselbe war geformt wie eine Muschel und etwas größer als ein halbes Gänsei, sah aus wie ein gelblicher Leim und fühlte sich runzelig an. Der Rand, womit es am Felsen gehangen, war deutlich zu sehen. „Die Aechtheit" mußte wol sehr gebrechlich sein, denn unser Professor bewachte sie mit Argusaugen.

Woraus die Substanz dieser Nester besteht und

woher die Salanganen den Stoff dazu nehmen, weiß man auch so recht noch nicht. Einige glauben, sie würden aus einer Meeralge, Andere auch auf dem dortigen Meere in Menge schwimmendem Fischroggen gebaut, wogegen Andere behaupten, die gallertartige Masse würde von dem Thiere selbst und zwar in den Höhlungen seines Kropfes gebildet. Döbereiner, der ein solches Nest vor vielen Jahren schon chemisch zerlegte, fand, daß die Substanz ein Mittelding zwischen Schleim und Gallerte sei. Spätere chemische Analysen weisen 50 Procent thierischer Substanz und 10 Procent Salze nach. Der Naturforscher Trécul, der die auf der Pariser Industrieausstellung befindlich gewesenen Exemplare untersucht und seine Ergebnisse der Pariser Akademie eingereicht hat, glaubt diese Widersprüche durch die Annahme zu lösen, daß die Schwalbennester im Innern des Landes aus Flechten gebaut und von dem Vogel mit seinem Schleim zusammengekittet werden, die Nester an der Küste dagegen nur aus diesem Schleim bestehen, worunter sich bisweilen ein wenig Flaum mischt. Beide Arten von Vogelnestern waren in Paris ausgestellt. Das eine war aus einer Alge und einer Flechte (Isnea plicata) gebildet und beide Stoffe mit einer schleimigen Masse zusammengeklebt. Nester der andern Art, welche allein als Nahrung dienen, bestehen nicht aus Pflanzenstoffen, sondern nur aus einer dem thierischen Schleime ähnlichen Substanz. Diese ist aber keine Gelatine, denn selbst bei starkem Kochen löst sich im Wasser nichts davon auf, während beim Verbrennen Ammoniakdämpfe sich entwickeln. Daraus zieht Trécul den Schluß, daß das Nest ganz aus dem Schleime bestehe, welcher nach Analogie der cochinchinesischen Fischer dem Vogel zur Zeit der Liebe aus dem Schnabel fließt, wie ja auch die Mauerschwalbe einen solchen Schleim zur Verkittung ihres Nestes benutzt.

Schon Mulder hat diese eigenthümliche organische Substanz nachgewiesen, die im Wasser fast unlöslich ist, in demselben aber gallertartig aufquillt. Die dadurch entstehende Gallerte ist unlöslich in Essigsäure, Salpetersäure, Salzsäure, verdünnter Schwefelsäure und verdünnten Alkalien; die Substanz ist aber in Alkohol löslich. Nach ihm gleicht sie nur entfernt den eiweißartigen Körpern, von denen sie sich namentlich durch ihren hohen Sauerstoffgehalt unterscheidet. Nach dem griechischen Νοσσος, Nest, ist dieser Stoff Nossin genannt. Die von Mulder ausgeführte quantitative Analyse ergab folgende Zahlen:

Nossin	90,00
Ein in Wasser lösliches, in Alkohol unlösliches thierisches Kochsalz	0,50
Ein weiches festes Fett . . .	0,00
Schwefelsaures Natron . . .	0,25
Chlornatrium mit Spuren von Chlormagnesium	3,00
Phosphorsaure Kalkerde und phosphorsaure Magnesia mit Spuren von kohlensaurer Kalkerde . .	6,25
	100,00

Man hält die indianischen Vogelnester allgemein für ein sehr kräftigendes Nahrungsmittel und verordnet sie auch wol ärztlich in Krankheiten, wo die Ernährung daniederliegt. Die Chinesen schätzen den luxuriösen Artikel hauptsächlich, weil sie ihm — aphrodisische Kräfte beimessen, und ziehen diese Nester den Austern, Pilzen und übrigen Gaumenreizen weit vor. Da die Nester aber entweder in Hühner- oder Hammelbrühe aufgelöst oder als Suppe, unter reichlichem Zusatz guten Fleisches, zubereitet werden, so möchte letzteres doch wol das Beste dabei thun und die vermeintliche aphrodisische Kraft der indianischen Vogelnester eine ebenso chimärische Annahme als die des auch so berühmten Stercus marmus sein, der längst seinen Ruf eingebüßt hat.

Dr. Kobbeln.

Sir John Falstaff.

Sir John Falstaff, an den man bei gastronomischen Erörterungen leicht erinnert werden kann, ist ein beklagenswerthes Opfer dichterischen Uebermuths. Er, den wir bei Shakspeare als einen haferstrohenen Taugenichts kennen lernen, war in Wirklichkeit einer der tapfersten englischen Ritter aus der Zeit Heinrich's V. und Heinrich's VI. Er focht rühmlich an der Seite seines Heldenkönigs bei Agincourt und nahm in dieser Schlacht den Herzog von Alençon gefangen; einer der Vordersten, erstieg er die Wälle bei der Erstürmung von Rouen und Caen; — sein Hauptruhm aber war die sogenannte Heringsschlacht, in welcher er mit einer kleinen Schar seiner Landsleute eine französische Uebermacht unter dem „jungen und schönen" Dunois schlug, — Heringsschlacht, von den großentheils mit Heringen gefüllten Bagagewagen, deren er sich bediente, um eine Art von Lagerstellung zu bauen.

Freilich ist sein Heldenruhm nicht ganz ohne

Flecken. Mit Wieland's Scherasmin scheint er gedacht zu haben:

Hat ein Armer nur Fleisch und Brot,
Ist ihm sein Mann' Mittag, das muß ich bei gehen.
Um Mitternacht auf einen Kirchhof gehen,
Das jagt ein wenig mir den Hut.
Steigt, in einem Grab, der zweifelt mit begraben,
Steht meine Phantasie
Nicht an, was hilft mir Arm und Degen, wenn er greift
Mir's unsichtbare Schlag' auf meinen Nacken trauet!

Denn in der Schlacht bei Patay erregte die Erscheinung der Jungfrau von Orleans, der „Pucelle", unserm braven Falstaff soviel Entsetzen, daß er mit all seinen Getreuen, ohne Widerstand zu versuchen, ein schmähliches Reißaus nahm. Zur Strafe dafür verlor er seine Hosenbandritterschaft. Shakspeare, der in einem Jahrhundert lebte, wo D. Martin Luther mit seinem Tintenfaß den Teufel und alle Gespenster auf einige Zeit aus der Welt verjagt hatte (sie kommen sie nach und nach wieder), fand natürlich des sonst so unerschrockenen Ritters abergläubische Furcht so lächerlich, daß er ihn dafür dem Spott der Nachwelt preisgab.*) Er vergaß nicht nur, wie sehr sich Sir John früher ausgezeichnet, sondern auch, wie gar bald derselbe durch neue Heldenstücke jene Scharte auswetzte, seines Königs und seiner Landsleute Vertrauen wiedergewann und später bei den Friedensunterhandlungen eine ehrenvolle Rolle spielte. Ja der wackere Mann gehört sogar zu den ersten Mäcenen der Wissenschaft und Literatur in England. Auf seinem Schlosse Caister, wohin er sich nach dem Frieden zurückzog (die Ruinen dieses Stammsitzes der Falstaff sind noch heute drei Meilen nordwärts von Yarmouth zu sehen), veranstaltete er während seiner letzten Lebensjahre eine Uebersetzung von Cicero's bekanntem Büchlein „De senectute", in welchem er sich, ein zweiter Cato, bespiegeln mochte. Dieselbe gehört zu den ersten Werken englischer Buchdruckerkunst. Bei seinem Tode bedachte unser Held Oxford und Cambridge reichlich, zwei Universitäten, die bis auf den heutigen Tag allerdings das Steifleinensystem beibehalten haben.

Doch wir fürchten, unsere Ehrenrettung wird dem guten Falstaff wenig nutzen. Die Dichtkunst ist nicht nur, wie Aristoteles sagt, lehrhafter als die Geschichte, sondern auch wahrhafter und deshalb glaubhafter als diese. Selbst die Leser der vorstehenden Notiz werden eine Woche später den historischen Falstaff vergessen haben und nur noch an Shakspeare's Falstaff denken, — an den liebenswürdigsten Bruder Liederlich, — an den vortrefflichsten Prinzenerzieher, — an den alten Verfundiger der Weisheit, „daß Rinderbraten und Sekt des Witzes und des Muthes beste Quelle sind!".*)

Gustav Liebert.

*) Shakspeare's Abneigung bekanntlich vor Persönlichkeit eines Puritaners, einer gewissen Strömung, auf den Namen Falstaff.

D. Red.

*) Schiller läßt den greisen Luther in Falstaff's Armen sterben. Falstaff ist Adam.

Anregungen.

Moleschott's Antrittsrede in Zürich.

Aus den Schriften Arthur Schopenhauer's wird man sich jener (leider in allzu cynischen Ausdrücken kundgegebenen) Vermuthungen erinnern, welche die Feindschaft bei ihm erfährt, wenn sie aus der Studirstube auf die Katheder der Universitäten gebracht wird.

Universitätsphilosophie ist allerdings mit der Zeit eine Wissenschaft geworden, die von den bestehenden Gesetzen und Systemen des Staats und der Kirche eine allzu trübe Färbung empfing.

Einer äußersten Ansicht jedoch, einem Extrem, das durch die Pflanzung eines lebhaften Temperaments und eine gewisse Willensfähigkeit, die dem Widerspruche trotzt, gehoben wurde, hat es immer gutgethan, wenn sie durch eine Katheder-Berufung in den unmittelbaren Verkehr mit gegebenen Zuständen versetzt wurde. Es gibt ein Maß der Gemeinsamkeit, das uns Alle auf die Bedingungen unserer Natur und des Lebens verweist. Ein solches Maß ist für den Dichter die Bühne, für den Gelehrten das Katheder.

D. F. Strauß, der Verfasser des „Leben Jesu", würde sich nicht nach so entgegengesetzten Richtungen hin mit einer gewissen trübsinnigen Verstimmung zersplittert haben, wenn nicht jene fanatische Bewegung der züricher Bevölkerung vom Jahre 1839 ihn gehindert hätte, das Katheder einer Universität zu besteigen. Die Berufung Moleschott's hat sich siegreicher durchgekämpft als die Strauß'sche und eine bedeutende Kraft ist dem regen Verkehr des wissenschaftlichen Lebens dadurch erhalten geblieben.

Wir haben unsere Ansichten über „Kraft und Stoff" schon mannichfach ausgesprochen und werden nicht in die Lage kommen, wenn wir die Antrittsrede Moleschott's (in Frankfurt am Main bei Meidinger Sohn & Comp. erschienen) mit Interesse begrüßen und empfehlen, mißverstanden zu werden. Seine Erörterung über „Licht und Leben" ist keine „Umkehr", kein

„Rückzug". Die Materialisten sind weder durch die Angriffe ihrer Gegner noch durch ein Kathedersyndikat Spiritualisten geworden. Aber zurückzuziehen fangen sie sich doch an in eine haltbarere Position, aus der sie nicht mehr so leicht vertrieben werden dürften. Moleschott's Rede ist hierfür ein sprechender Beleg.

Moleschott sagt: „Es ist ein grobes Mißverständniß, das aller Orten begangen wird, wenn man der sinnlichen Anschauung von der Kraft die Absicht unterlegt, durch den Hinweis auf jene weiterhafte Verschmelzung des Stoffs und der Kraft den Geist oder das Leben zu erklären. Die Verknüpfung des Geistes mit dem Menschenleibe ist keine Erklärung, sie ist eine Thatsache, nicht leichter und nicht tiefer als jede andere Naturerscheinung, die sich uns aufdrängen. Die Anziehungskraft, welche Masse auf Masse ausübt, nennt der Physiker Schwerkraft. Aber kein denkender Naturforscher, kein Denker lebt sich ein, daß er die Schwerkraft aus der Masse erklären kann. Er kennt sie nur als thatsächliche Eigenschaft, von der er zu erzählen weiß."

Moleschott gesteht also ein, daß der Geist sich nicht aus dem Stoff ableiten lasse, sondern gleichgültig mit dem Gehirn und unterworfen den Wandelungen desselben gegeben wäre, ohne daß wir diesen Zusammenhang, der sich als Thatsache aufdrängt, durch Ableitung des einen aus dem andern, sei es der Kraft aus dem Stoff oder des Stoffs aus der Kraft, erklären könnten.

Wenn er dann sagt: „Niemandes Absinnen hat sich dahin verstiegen, den Geist vom Stoff abzuleiten", so müssen wir doch bemerken, daß die Kraft- und Stoff-Lümmel a la Louis Büchner so weit gegangen waren, den Geist aus den chemischen Umsetzungen entstehen zu lassen, und daß eben darum der Materialismus solche Feindseligkeiten und Verfolgungen gegen sich erregt hat, wie er sie hat erleiden müssen. Wäre der Materialismus vom Anfang an und bei allen seinen Aposteln mit solcher Schonung unserer angeborenen Bewunderung eines geistigen Ich aufgetreten wie jetzt bei Moleschott, daß er sich nur darauf beschränkt hätte, die Einheit von Stoff und Kraft, von Organismus und Leben, von Seele und Gehirn thatsächlich nachzuweisen, ohne sich anheischig zu machen, das organische Leben und die Seele und den Geist aus bald zufälligen, bald nothwendigen Stoffcombinationen und Stoffmetamorphosen zu erklären, dann hätte gewiß nur ein solcher Supernaturalismus etwas gegen ihn einzuwenden gehabt, mit dem kein Vernünftiger wird rechten wollen.

„Wenn der Naturforscher", sagt Moleschott, „behauptet, daß es keinen Geist gibt ohne Hirn und kein lebendes Gehirn ohne Geist, daß zwischen den stofflichen Veränderungen jenes Hirns und den veränderten Aeußerungen der Denkkraft Uebereinstimmung waltet, so leugnet er damit den Geist so wenig wie seinerzeit Kopernicus die Sonne, als er die Erde um sie kreisen ließ. Allein willig erkennt er an, daß die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Gedanken und den jeweiligen Zuständen der Zellen und Fasern des Gehirns ihm ebenso dunkel sind wie der Zusammenhang des Lichts mit der Sonne."

Auf diese bescheidenere Position müssen sich die Materialisten stellen, wenn sie siegen wollen. Sie müssen zu dem allgemeinen Credo, zu dem Bekenntniß des Nichtwissens mit Moleschott zurückkehren, indem sie einsehen lernen, daß das Getriebe des Bewußtseins damit noch nicht erklärt ist, daß die Thatsache seiner Abhängigkeit vom Stoffwechsel feststeht, so wenig, als das Sehen und Hören damit schon erklärt ist, daß die Thatsache der Abhängigkeit dieser Sinnesfunctionen von den entsprechenden Organen, dem Auge und Ohr, sich nicht leugnen läßt.

Moleschott legt seiner Rede Rauh's Frage: „Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?" voran und beantwortet dann innerhalb der Rede diese Frage mit Ja. „Wir sind", sagt er, „ein Spiel von jedem Druck der Luft. Wer kennt im sonnigen Wald die heitere Stimmung von der feinen Luft, und doch, wie Wenige wissen, daß der durch Licht und Pflanzenwachsthum erregte Sauerstoff in der That ihr Athmen fördert und die das Hirn belebende Umwandelung des Bluts erleichtert!"

Dagegen ließe sich aber denn doch einwenden: Ob noch Niemand im sonnigen Walde traurig und bis zur Verzweiflung niedergeschlagen gewesen wäre oder sein könnte? Als ob nicht moralische Ursachen die von der lachenden Sonne bewirkte heitere Stimmung völlig paralysiren könnten und als ob sich noch Niemand bei schönem Wetter erschossen hätte? Indem der Materialismus den Menschen von jedem Druck der Luft abhängig macht, vergißt er, daß der Mensch kein lediglich physisches Wesen ist, bei dem die moralischen Motive die physischen Einflüsse bei weitem an Kraft überwiegen, wie jeder Selbstmord bei gesundestem Leibe beweist.

Wer sich über alle die den Materialismus betreffenden neueren Fragen unterrichten will, dem empfehlen wir Arnsenstädt's klar und faßlich geschriebene Schrift: „Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchners „Kraft und Stoff" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1856.)

Das Kind in seiner frühesten Erziehung.

Fröbel hat durch seine Kindergärten das Kind, sobald die kleinen Füße es tragen, dem älterlichen Hause und den Händen der Mutter entrückt. Das Princip, sind schon eine Gemeinsamkeit anzubahnen, die dem Kinde den Umgang mit seinen Genossen zur Quelle jener Nachgiebigkeit und Verträglichkeit macht, die die Theorie dem kleinen Egoisten nicht anerziehen kann, ist gewiß gut und nützlich. Nur über die Ausführung, die Fröbel seinem Ideen gab, haben wir immer verschiedene Meinung gehabt und haben sie noch.

Eine kleine Schrift von Dr. Sigismund: „Kind und Welt" (Braunschweig, Vieweg, 1856), geht weiter

noch zurück als Fröbel. Sie beginnt die Kindererziehung schon mit dem Tage, ja mit der Stunde der Geburt. Sie zeigt uns nämlich vom ärztlichen und menschlichen, vom physiologischen und psychologischen Standpunkte aus die Wichtigkeit, schon das allerfrüheste Lebensalter eines Kindes zu überwachen; sie zeigt die Verantwortlichkeit, die in die Hand der Mutter und Wärterin gelegt ist. Was die Erziehung schon beim ersten Lallen des Kindes sät, das wird sie später ernten. Schönheit, Geist, Gesundheit, Charakter, Alles kann sie dem kleinen Wesen früh schon anbilden, früh schon anerziehen, wenn sie nur achtsam ist und seine Entwickelung sorgsam überwacht. Schon am Tage der Geburt empfängt das Kind die ersten Eindrücke durch die Sinne. „Es nimmt selbst luftige und eigentliche Speise zu sich", sagt der Verfasser, „macht dabei die ersten Instinctbewegungen und empfängt die ersten Eindrücke von der Außenwelt durch Hautnerven, Augen- und Geschmacksnerven." „Das Ohr des Säuglings ist in den ersten Wochen noch wie verschlossen und oft haben mir junge Mütter ängstlich ihre Besorgniß geäußert, ihr Kind werde doch nicht etwa taub sein? Nicht ängstlich! Das Ohr ist offen und fertig wie die andern Sinnesorgane, aber die Seele ist noch ohne Sinn für die Tonwellen."

Der Verfasser, ein liebevoller, aufmerksamer Beobachter, theilt das erste Kindesalter in fünf Perioden: „Das dumme Vierteljahr. Es lehrt dem Kinde den Gebrauch seiner fünf Sinne und umspielt seine Lippen mit dem ersten Lächeln. Es hat aufdämmernde Ahnungen vom Dasein der Außenwelt, zeigt das erste Mitgefühl, — Alles Fähigkeiten, welche auch die höhern Thiere in ihrer frühesten Jugend, manche sogar in bedeutenderm Grade besitzen."

Vom Lächeln bis zum Sprechenlernen ist der zweite Abschnitt. Der Verfasser bemerkt dabei, daß Knaben sich langsamer entwickeln als Mädchen, weil die Natur sich höhere Ziele mit ihnen gesteckt; ebenso bleiben alle körperlich kräftigen Kinder geistig länger zurück als die schwächlichen und magern, und inwieweit Ernährung und Umgebung hierbei Einfluß übe, bleibe einer genauern Forschung noch zu ermitteln. Mit dem Abschluß des zweiten Vierteljahrs beginnt das Unterscheiden, also auch Vergleichen des früher Gesehenen und Gehörten mit den neuen Eindrücken; die Ahnung der Vorstellungen Entfernung, Raum, Bewegung und Zeit. Der Aeußerung des Wehegefühls gesellt sich die Aeußerung der Freude hinzu.

Die nächsten drei Monate führen bis zum Lautenlernen. Das Kind lernt währenddessen das Horchen. Man hört ein Geräusch, ohne sich klar zu machen, was es sei oder woher es rühre, aber mit Bewußtsein hören, ist Horchen. Das Kind forscht, woher der Schall kommt und will ihm folgen. Es wird heller, es jauchzt und jubelt. Es lallt und übt seine Zunge in der Hervorbringung von Tönen. Es will, daß man sich mit ihm beschäftige; es wird gesellig. Bei der unscheinbarsten Veranlassung geräth es in wahren Freudenrausch. „Hängt sein sanguinisches Temperament von dem beschleunigten Blutumlaufe ab, welches dem ersten Lebensalter eigen ist?" frägt der Verfasser.

Der Schluß des Jahres bringt das Kind zum Sprechen. Das Verstehenlernen einer Anzahl von Worten geht stets dem Sprechenlernen voraus. Auch seine Mimik bildet sich aus; es drückt seine Gedanken durch Geberden aus, es bewegt verneinend den Kopf. Jetzt zeigt es auch die ersten Spuren der Furcht. Das Ohr liefert dem Kinde die ersten Affecte dazu; es ist nicht der Blitz, den es scheut, es ist der Donner, vor dem es bangend sein Haupt verstecken läßt.

Der fünfte Abschnitt endlich reicht vom Sprechen des ersten Worts bis zum ersten Satze. Dieser Abschnitt enthält u. A. sehr nützliche pädagogische Winke in Bezug auf die so wichtige Ausbildung des Sprachorgans. Seine Sprache rein reden ist ein Vorzug, der dem ganzen Leben zugute kommt. Wir wissen nie, welches Loos einem Kinde im Schooße der Zeit aufbewahrt ist, und wie störend wirkt in manchen Lagen ein Dialekt, ein schlechtes Organ, eine falsche Betonung der Vocale! Diese Gewohnheiten werden nie abgelegt, kein Studium, kein Unterricht heilt davon; sie sind uns der Beweis, wie tief das erste Lebensjahr im ganzen Menschen wurzelt; denn hier wurden viele Gewohnheiten gewonnen. Dr. Gigismund sagt: „Wenn die Mütter den unwiderstehlichen Einfluß der Nachahmung und Gewohnheit immer im Auge hätten, würden sie nicht nur selbst immer so schön und rein moduliert als möglich zum Kinde reden, sondern auch Wärterinnen wählen, welche nicht durch polterige, unschöne Sprechweise dem Kinde eine kaum wieder zu vertilgende Eigenthümlichkeit einprägen. Man hält französische Bonnen, warum nicht gut Deutsch redende Wärterinnen?"

Die vielen geistvollen Bemerkungen, die der Verfasser seinem Werke eingestreut hat, überlassen wir dem Leser, dem Buche selbst zu entnehmen. Es ist eine Lectüre, die besonders jungen Aeltern, die im Besitz ihrer ersten Kinder noch die ungetrübte Freude an ihrem Glück haben, zu empfehlen ist.

Wahrnehmungen.

Was nennen wir doch Alles an uns — Wahrheitsliebe! Die innerlich sich zersetzenden faulen Stoffe der Motive, um derentwillen wir uns berufen glauben, oft so rücksichtslos zu sein, sieht die Welt nur nicht!

* * *

Es ist schwer mit Menschen zu leben, die in die Strömung ihrer zufälligen Heiterkeit Alles heiter, in die Strudel ihres zufälligen Unmuths Alles unmuthig hineinziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 44.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Aus dem Volke.

Meine Rubens- und Van Dyck-Gehalte!

Ich hätte wie ein Jahrmarktsromantiker, der seine Geschichten über den Köpfen der Zuhörer gemalt aufhängt und unten gedruckt verkauft — das größte Verbrechen für einen Spottpreis — die meinigen auf Glanzleinwand malen und dabei explicitren können: „Hier, meine Herrschaften, sehen Sie die treue Liebe eines zärtlichen Paares, die dadurch belohnt wurde, daß sie sich nicht bekamen! Sehen Sie hier eine Mutter, die bei einem Schiffbruch ihre zwei Kinder retten will und mit ihnen und dem Schiffe und der ganzen Schiffsmannschaft in den Fluten umkommt! Niemand war Zeuge der schrecklichen Begebenheit und man kann sie nur hier sehen im Bilde!" Ich hätte Mord und Türkenkrieg, Hundetreue und Seesturm, Kindesliebe und Galgen mit fürchterlichen Ueberschriften und grausigen Erklärungen aufhängen können — aber ich will diese Jahrmarktsrührung Andern nicht wegnehmen und durch Concurrenz den Verdienst nicht schmälern: meine kleinen Daguerreotypen biete ich zur freundlichen Beachtung.

1. Das Taufhäubchen.

Es gibt — soweit sich wenigstens das Obertestamentum erstreckt — Eine Zeit, in der wir Alle unter die Haube kommen. Jungfrauen und Matronen, Männer mit Schnurbärten, Generalfeldmarschälle, Diplomaten, das „Kind von Paris" — einmal kommen wir Alle unter die Haube — bei der Taufe nämlich. Das Taufhäubchen, das kleine putzige Ding mit zärtlichen Spitzen und hoffnungsblauen Bändern, wird in einer Zeit uns über den Kopf gezogen, in welcher wir Alle darunterpassen, sodaß die Hoffnung auf ein einiges Deutschland wenigstens Einen Moment ihrer Taufberechtigung hat.

Wir sind um diese Zeit noch kleine Epikuräer, die entsetzlich schreien, wenn ihrer Genußphilosophie nicht gehuldigt wird. Aber die Kinderklapper ist hinreichend, uns soviel Spektakel vorzumachen, als nöthig ist, uns zu unterhalten. Sie befriedigt glücklicherweise in höherm Grade als nachmals Paraden, Festaufzüge, moderne Opern und Volksfeste; wir sind schon vom Anfang unsers Lebens an zum Essen und Trinken disponirt und die Gourmands haben nur in richtiger Würdigung ihrer Uranlage diese weiter ausgebildet; ein Studium, das besser nähret als die sieben freien Künste und alle Wissenschaften zusammen.

Einen großen, nie zu vertilgenden Einfluß hat es gewiß, ob wir mit dem Taufhäubchen in Paris aus den Tuilerien in die Kirche Notre-Dame getragen werden oder in einer deutschen Reichsstadt aus dem fünften Stockwerk eines vierstöckigen Hauses. Ob wir als Menschen von Distinction in die Welt kommen mit der Aussicht, in den Schürzen einflußreicher Tanten höher hinaufgetragen zu werden, oder ob wir von den seligen Aeltern einst nichts ererben können als schuldenfrei uns selber; ob wir in Amerika weiß oder schwarz auf die Welt kommen oder ob wir bei einem deutschen Kleinhändler

gerade das unglückliche Dreizehnte sind — alles Los ist gewiß von großer Bedeutung.

Das Dreizehnte! Dieser reiche Segen befremdet gewiß Jeden, den er trifft, und macht ihn wider Willen zum Liebling der Götter. Das Dreizehnte bei einem Kleinkrämer! Bei der Nachricht eines solchen bleiben die Kunden weg, aus Besorgniß, Gevatter stehen zu müssen. Die 13 Gevattern, die der Mann bereits gebraucht, stehen überdies in seinem Contobuche schon unter der Rubrik „Schlechte Schuldner"; sie sind ihm mit dem Vierfachen Dessen, was sie einmal eingebunden, in Rückstand und die gevatterschaftlichen Beziehungen gestatten kein Promemoria. Ein Dreizehntes! Nun bleibt das Sprupfaß gefüllt, die Heringe kommen in Gefahr, sich gegenseitig selbst aufzuessen, den Nonnen droht trotz der schlechten Ernteaussichten in Smyrna ein unglückliches Herabkommen, zum Kaffee ist er sich sein eigener Kunde und in den Zucker sind ihm die Mäuse und die 12 Kinder gekommen, der Zimmet riecht vom langen Liegen wie gekochter Meerrettig, der russische Thee ist zum Westen in freundschaftliche Beziehungen getreten und duftet wie deutsches Heu — ein Dreizehntes kann einen kleinen Spezereikrämer der Vorstadt geradezu ruiniren!

Aber es ist doch nun einmal da! Der Wurm schreit aus der dunkeln Hinterstube unwiderleglich hervor! Was hilft es? Der gelegnete Vater steht von früh bis Abends an der Ladenthür, um sich der Kundschaft zu zeigen; er guckt die Straßen hinauf und hinunter; er empfiehlt seine Waaren den vorüberschleichenden Freunden als eben neu angekommen; die Heringe hat er gewendet und von der trüben schwedischen jetzt auf die holländische Seite gelegt; die Cigarren kann er ohne Gewissensbisse als abgelagert empfehlen und den Zimmet preist er sogar im gemahlenen Zustande als einen wohlriechenden Augentrost an!

Endlich hat er die drei Gevattern für das Dreizehnte gefunden! Eine eben „sich niedergelassene" Witwe aus dem nächsten Dorfe, die einen Kramladen errichtet hat und beim Bezug ihrer Waare von ihm abhängig ist; der Inhaber eines vornehmen Kindergartens, der den Dreizehnten benutzt zur Erweiterung seines Geschäfts zu verwenden hofft; ein neuetablirter Weißbäcker, der beim Beginn seines Geschäfts auch den kleinsten Kunden verwenden will! Der Vater tritt nun wieder vergnügt vor seinen Laden, die Kunden kommen allgemach wieder; von den 13 Schuldnern finden einige Anwandelungen weniger Gesinnungen und bezahlen. Die Nachricht, daß die Gevattern gefunden, gibt den Leuten die Sicherheit wieder, in seinen Laden zu treten. Der Vater ist thätig von früh bis Abends, die Höflichkeit und Liebenswürdigkeit selbst; die Sorge ist gehoben und nun lebt er mit neuer, doppelter Kraft auf.

Und siehe! Die Taufe rückt heran. Abends vorher, als das Geschäft geschlossen, beginnt eine gewisse geheimnißvolle Thätigkeit in des Kleinhändlers Wohnung. Er putzt die Wände mit Brot ab, die Leuchter mit Ziegelmehl, die Messer mit Hammerschlag; er ist mit in der Küche, beim Wäschschrank, überall; er gibt den Zwölfen Anweisung, sich morgen am Taufstage anständig zu benehmen; er macht sich durch einige Kopfnüsse kürzer und faßlicher verständlich; er kostet an der für die Taufe gepachteten vorjährigen, etwas hartgewordenen Wurst, dem Rauchfleische eigenen Debits, von welchem die grünen, schimmeligen Bestandtheile entfernt werden, an dem eigengebackenen Kuchen; er nimmt, um den Geschmack wegzubekommen, für die Sparsamkeit der Hausfrau fast zu viel von den Vorräthen; er läuft zur Wiege und betrachtet das Dreizehnte, ohne sich über seine Empfindung ganz klar werden zu können; endlich steht er in der Küche beim Dienstmädchen, dem er vordemonstrirt, wie man morgen den Kaffee kochen müsse, um die rechte Güte zu erzielen. Der Kaffee ist sein Hauptaugenmerk, denn, sagt er sich, die Gevattern werden begreifen, daß ich ihn von mir selbst beziehe, folglich muß er sich empfehlen. Er läuft von da zum Rahmtopf, um zu untersuchen, ob dieser den seinen Mokka auch kräftig unterstützen werde und nicht etwa in Gefahr gerathe, sauer zu werden.

Der Taufstag ist endlich da! Der Laden ist, da es Sonntag, von 9—11 Uhr geschlossen; vom Mittag an durch das Haus des Kleinhändlers von 2—4 Uhr wieder dieselbe feierliche Stimmung. Den Zwölfen wird unheimlich durch die Erwartungen; die Stube blitzt, der Kleinhändler wettert, die Frau deckt den Tisch, die Hebamme putzt an dem Dreizehnten, das Mädchen soll überall sein und ist nirgends und die Kinder sollen nirgends sein und sind überall; der Kindtaufvater hat nicht Zeit, Alle speciell abzuprügeln und prügelt deshalb nur im Vorbeigehen den Aeltesten generaliter und als warnendes Beispiel für die Andern.

Endlich kommt die Frau Gevatterin, kommen die Herren Gevattern! Freundliche Gesichter, herzliches Willkommensein, freudiges Ereigniß, zu welchem der am nächsten Betheiligte das rechte Gesicht nicht finden kann, leises Antreten zum

ſchlafenden Täuflings, Herausfinden des „ganzen Vaters", ein frommes „Gott behüt's", ein geheimnisvoller Händedruck der Hebamme, die mit einem Blick in Achtelſchwenkung nach der gedrückten Hand ſich bedankt. Nun — der Herr Paſtor! Der Küſter ordnet das Becken auf dem improviſierten Altar. Rede — Rührung — Glückwunſch — der Pfarrer eilt, denn auch ihm iſt heute das Dreizehnte ſchon das Dreizehnte ſeiner Täuflinge!

Jetzt der Kaffee! Der Kindtaufvater verzieht das Antlitz in eine Empfehlungsetikette. Lebhafte Unterhaltung über das Wetter, die theure Zeit, die Tauf-, Trau- und Sterbeliſten der Vorſtadt. Die Diskuſſion wird lebhaft. Das Geſchäft draußen iſt wieder eröffnet. Man hat, ſo oft die Klingel geht, Gelegenheit, die unterhaltende Seite eines Kramladens mitzugenießen. Man wird immer heiterer, immer angeregter — plötzlich aber ein ſtilles. Es iſt die Pauſe, die einer großen Begebenheit vorangeht. Man entdeckt, daß der Vater des Dreizehnten die Gäſte zu feſſeln gedenkt. Die heimnisvolle Zurüſtungen eines kalten Abendbrotes. Wurſt, Schinken, Rauchfleiſch, kunſtreiche Butterſchnitten — ja, was man nicht erlebt' heutzutage — und um 7 Uhr Abends ſchon — ein Punſch. Dieſer thaut Alles auf, die Zungen, die Gemüther, die eingetretenen Anekdoten, die man aus gevatterſchaftlicher Höflichkeit ſammtlich belacht; der Bäcker wird „einzig", d. h. witzig; der Kindergärtner, obgleich ein Halbwegs-Studirter, wird leutſelig; die Frau Gevatterin vom Dorfe läßt ſich noch nachträglich von ihrem ſeligen Manne trüben und die Ehegatten ſtimmen ihre Geſichter bald auf, bald ab, immer wie ſie von Dem gebeten werden, der ihre Theilnahme gerade eben für ſich in Anſpruch nimmt. Die Wirthe iſt weichmüthig geworden, ahnt etwas von Trennungen, doch weiß man nicht, durch welchen ihrer Mitpaten. Die Gläſer klingen aneinander. Der Täufling! Die Aeltern! Zuletzt — Was wir lieben!

Dadurch hat die Romantik der Taufen ihren Höhepunkt erreicht. Im Volke keine Taufe, die nicht Gelegenheit gäbe zu irgendeinem neugeſchloſſenen Ehebund. Diesmal die Wittwe mit dem Kinderlehrer.

II. Das Kränzchen.

Wir meinen nicht den Braut-, Jeden-, Verlier-, Eichenkranz — wir meinen jenen bunten Kranz blühender Geſelligkeit, in welchem Zinngießer und Lohgerber, Schwertfeger und Kattundrucker, Meſſerſchmied und Wollfärber mit Je länger je lieber-Frauen und Vergißmeinnichttöchtern veilchenblau zuſammengebunden ſind; jenen Kranz, in welchem lilienweiße Mädchen mit hoffnungsgrünen Männern ſich umwinden, in den der Fremde nur durch den Vorſtand oder ein Mitglied als ausländiſche Blume eingewunden werden darf.

Dieſes Kränzchen blüht alle 14 Tage Winters nur einmal. Es blüht mit verſtärkten Kleidern, perennirendem Vorſteher und auftallenden Mitgliedern. Der immergrüne Bürgerſohn tanzt epheuumwunden von einer Bürgerstochter die Polka; die Mama als entfaltete Gemſelie gedenkt dabei ihrer eigenen Knoſpenzeit und wie ſie bräutlich aufgebrochen und nun ſo wunderbar entfaltet iſt, daß ſie allein ausreicht, das Kränzchen zu einem Kranze zu machen; der ſtrohblumene Papa, der der Mama und Töchter wegen ſich in das Kränzchen hat einwinden laſſen müſſen, duftet — doch wir müſſen dem Kränzchen bis auf die Wurzel des Daſeins ſeiner Blumen gehen.

Das erſte Kränzchen, welches in den Beginn der Winterſaiſon fällt, iſt das farbigſte, blendendſte, duftigſte von allen! Da ſind noch alle Blumen friſch, das umwindende Band iſt noch farbig, Blüte und Blatt hängen noch feſt aneinander! Das erſte Kränzchen iſt die Sehnſucht, die mit dem erſten Herbſtregen niederfällt; der Traum, der in den Herbſtnebeln buntfarbig webte; das Hoffen, das der über die Stoppeln wehende Wind dem Herzen zuträgt! Das erſte Kränzchen iſt der Sammelpunkt aller neuen Kleider nach letzter Mode, aller geöffneten Schmuckkäſtchen, aller friſierenden Geſchicklichkeit, aller Geſchmacksentwickelung, aller Geiſtesentfaltung! Das erſte Kränzchen wirft alle ökonomiſchen Vorſätze um; es hat den Reiz der Neuheit, der dann freilich mit jedem male bleicher wird; es iſt der Mittelpunkt aller guten Laune, die ſpäter oft elegiſchen Stimmungen weicht. Das erſte Kränzchen iſt es wert, beſungen, beſchrieben und beſucht zu werden. Tauchen wir, und zwar um nicht ſchwarz zu malen, die Feder in Alizarin-Tinte.

Am Montag iſt „große Wäſche" geweſen, mit Tiennagstrockenplatz, Mittwochsmangel und Donnerstagsplätte. Die große Wäſche nimmt in den erſten Tagen der Woche das Herz der Frau dermaßen in Anſpruch, daß der Mann bis zum Freitag ohne Erwiderung liebt; die Frauen ſind während der Dauer der großen Wäſche nervenleidend, zu Ohnmachten geneigt und in jener Weltſchmerzſtimmung, die keine Berührung duldet. Einſetzendes ſchlechtes Wetter iſt das Ultra alles menſchlichen Leidens; die Frau weiß nicht, ob ſie das

letzte Hemd überlesen wird, das auf der Leine kaum trocken weil noch näher geworden ist, die „Mahame" und das Dienstmädchen werden sich Blicke tiefen Verständnisses zu; man zweifelt gemeinschaftlich an Verfassung und Weltordnung und findet die Unvollkommenheit alles Irdischen aus dem Wäschkorbe heraus. Wenn mit der Wäsche nur der Natur auf den Boden, hinter den Ofen, in die Kammer geflüchtet werden muß, da bricht das gefaltete Herz des Weibes in Stücke, der Ofen kühlt ab, der Boden ruht, die Kammer räumt — das ist die nie endenwollende urewige Wäsche mit den nie trocknenden Klagen, den nicht zu vermischenden ruhigen Erinnerungen!

In den über das Plätzbret gelegten Kleidern liegt für die Mädchen schon ein Hoffnungsvergnügen, ein Traum des Künftigen; jedes Fältchen wird zurechtgezupft, ehe es unter dem glühenden Stahle bleibende Form gewinnt. Die Pappkästchen mit dem Spitzen- und Bänderinhalt sind nur dieses Tag geleert, um Spitzen und Bänder zur einer Garnitur, einem Besatz, einer Schleife noch zurechtzuplätten. Der Papa sitzt zwischen Kleidern, Töchtern, Spitzen und Bändern auf das allerunglücklichste fest; ein Beindruck, eine Armverrenkung konnte ihn nicht passiren machen, er kann sich nicht bewegen, ohne daß ihm nicht die herzzerreißenden Hülfsrufe: „Mein Kleid! Mein Band! Meine Spitzen!" in Ohr dringen; jeder Schritt, den er thut, ist eine drohende Vernichtung, er sitzt verzweifelt im Lehnstuhle und dreht nicht den Kopf, da er nicht weiß, ob er nicht durch diese Bewegung hinter sich eine Spitzengarnitur zu grunde richtet. Er studirt aus Mangel an Lektüre das eintreffende Tageblatt mit einer Grundlichkeit, die dem Nachbar als Nachabonnenten und Nachleser die Galle ins Blut treibt, er ruft nach Bibel, Gesangbuch, Kalender, er will sich die Offenbarung Johannis erklären, er will die Lieder lesen über Geduld in Trübsal, er will die Wetterprophezeiungen auf den Rest des Jahres auswendiglernen — aber ringsum alle Hände bügeln und plätten und kupfen und fälteln! Das Dienstmädchen bewacht die glühenden Stähle und die Frau führt die Oberaufsicht über die plättenden Töchter — er gehört zwar zu den Herren der Schöpfung, aber — er darf heute nicht das „Unmöglichste" verlangen.

Endlich ist Alles, was man für das Kränzchen braucht, gewaschen, gestärkt, geplättet, gepreßt, zurechtgelegt; man erwartet den kommenden Tag mit der Ungeduld eines neuen noch ungetragenen Kleides, mit der Sehnsucht eines nach pariser Modell gefertigten Chemisetts, mit der liebenswürdigen Neugier, sich andern Tags selbst zu sehen und zu beurtheilen, wie man sich ausnimmt. Der Schlaf der Töchter ist leicht, leise, von neckenden Phantasien und Festräumen unterbrochen; die Mama knüpft Hoffnungen und Wünsche an dieses Kränzchen, die dem Traumgott Gelegenheit geben, Satiriker zu werden; der Papa schläft unruhig, ihm träumt, sein Bett sei ein Plätzbret und er schlafe auf Blonden und der Alp lege sich ihm auf die Brust in Gestalt eines um Gotteswillen um Abzug bittenden oberlausitzischen Spitzenmannes. Während die Töchter dem Tage freudig entgegenhüpfen, die Mutter hoffnungsvoll sich erhebt, sucht der Papa eine Thurpalte zu gewinnen, um vom Bett aus das Terrain zu recognosciren, wo die Hülfstruppen stehen und die leichten Spitzentirailleurs und die langen, rothen, grünen, blauen, gestreiften, carrirten, geblumten Bandlinientruppen. Der Gedanke, der Wunsch, das Ziel des Tages ist der Abend; eine Geistessammlung, eine Gedankenconcentration, eine Ideeneinheit, wie man sie beim letzten Gange zur Communion vergebens vom Himmel erflehte, senkt sich ungerufen, unerbeten, wie von selbst vom Himmel nieder; es gibt kein Ereigniß, keine Thatsächlichkeit, keine Welt- und Lebensfrage, die bedeutend genug wäre, in den Glanz des heutigen Abends auch nur den leisesten Schatten zu werfen. Der Mittagstisch wird als Nebensache behandelt, zum großen Leidwesen des Papas, der hinter seinem Lieblingsessen immer erst aufsteht, der in Klopsen eine Lebensaufgabe gelöst sieht und heute bei Rindfleisch und Kohlrabi eine Frage an das Schicksal frei hat. Er tanzt auf seinem Teller dem Abend zum voraus mit der Gabel eine Polka nach dem aufgewärmten Gemüse und mit dem Messer Walzer mit dem bis zur Ungetrennbarkeit ausgekochten Fleische. Mit seinem Interesse für die Tischconversation kommt er heute nicht auf, seine Reminiscenzen von 1799 finden keine Abnehmer; was er fragt, muß er sich selber beantworten — er schläft in seinem Ruhestuhle ein bis zum Kaffee. Die Ankleidestunde ist dann noch die trübste seines Lebens! Er kommt nicht in den neuen Frack, wie er es auch immer anfangen möge! Für sieben Töchter und eine Frau hat er die Stecknadeln im ganzen Quartier zusammenzusuchen, er hat hier Spitzen, dort Bänder, da Chemisetts zuzulangen, er hat hier einen Kommodenkasten zu öffnen, dort einen zu schließen, hier einen Pappdeckel zu heben,

dort einen aufzulesen, hier anzubetteln, dort ein zuschnüren; er verläuft sich unter seinen Töchtern und was Agnes bestellte, bringt er Babetten, er verwechselt das Dienstmädchen mit seiner Frau, seine Pallweste mit den Chemisetts seiner Tochter, er sieht die spitzengarnirten Handschuhe für Halskrausen an und Er, er ist natürlich der letzte, an den man denkt! Ja seine Frau und Töchter zanken darüber, daß er nicht schon längst mit Anziehen fertig sei und er nimmt diese Vorwürfe mit einem bis zur vollkommensten Passivität gesteigerten Erstaunen auf. Zur Rechtfertigung fehlen indeß Zeit, Geduld und Zuhörer. Rasch gibt man ihm noch hinten ein Bändchen, das ihm über den Kragen hinausstieb, nieder, erbarmt sich eines fehlenden Knopfes an seinen Handschuhen — und dann vor dem Hause zwei Droschken für eine — Omnibusfamilie!

Verbleichte Tapeten, aufgefrischter Fußboden, Kronleuchter mit bescheidenen Lichtern, eine Galerie mit sechs Mann Orchester, Kellner im Frack mit weißem Halstuch. Das sind die Bestandtheile des Kränzchenlocals. Die Damen garniren die Wände, die Herren parquettiren den Fußboden, die Musikanten stimmen, die Kellner bringen den vorläufigen Thee, die Gesellschaft ist erstaunt, sich wieder zu sehen und den inzwischen gestorbenen Mitgliedern hält man Nekrologe.

In den meisten Fällen sind die Mitglieder im Knopfloche bedauert, in jedem Falle der Vorsteher. Dieser ist der Nerven centrum des Ganzen; er empfängt Mitglieder und Gäste, er bestimmt die Tanzordnung, er führt die Polonaise und den Contretanz an, er macht „englische Gründungen" im Cotillon. Die Polonaise wird von Allen getanzt, vom ältesten Vater bis zur jüngsten Tochter, vom dunkeltuchenen Lodenrock bis zur blauseidenen Jungfrau; die nächsten Tänze überläßt man der Jugend und begnügt sich mit Thee, Punsch, Antheilnahme am Vergnügen der lieben Kinder. Es wird getanzt — nur getanzt, bis der Vorsteher dem Orchester einen in geheimen diplomatischen Mienen reisenden Wink gibt. Tusch! Fanfare! Allgemeine Verwirrung und improvisirte Einladung zum gemeinschaftlichen Mahl à Couvert 10 Silbergroschen ohne Wein. Der Vater mit der verspäteten Toilette ist glücklich, von sieben Töchtern drei durch junge Männer zur Tafel geführt zu sehen. Es knüpfen sich Hoffnungen daran, die Papa und Mama hoher stimmen. Bei Tafel Essen, Trinken, Unterhaltung, Toaste mit beifälliger Musik. Bei Tafel wird nur der Grund zur künftigen — Seligkeit einzelner Mitglieder gelegt. Die Jugend eilt zurück in den Tanzsaal, die Alten bleiben bei der Flasche. Der verjüngende — Wein, wer ihn beschreiben kann — löst Zungen und Herzen; alte Schmerzen werden wach, da ist der Wein der hineintropfende Balsam; alte Freuden klingen wieder, die blühen im Weine schöner auf; alte Gatten verlieben sich zur beiderseitigen Verwunderung noch einmal ineinander, da weiht man der Erinnerung den vollen Becher; Freunde finden sich, da duftet aus dem Glase die Freundschaft sogar thatkräftig; gestorbene Freunde treten mahnend an sich vor die Seele — auch die Todten sollen leben! Ihrem Gedächtniß einen überschäumenden Pokal! So findet sich hinreichende Gelegenheit, sich aus der Gegenwart hinwegzuträumen und zwischen Zukunft und Vergangenheit ins schwankende Schwankende zu gerathen. Die ganze Welt gibt nun Kränzchen und die baufälligsten Häuser tanzen mit. Die Kirchen, das Rathhaus, die Comptoire, die Ateliers tanzen Anglaise, der Nachtwächter bläst dazu, der Mond ist Kronleuchter, der Marktbrunnen — Punschterrine und die Uhr schlägt fünf!

Zum Glück ist Sonntag. Man hat Zeit, in ihn hineinzuschlafen und sich von Kopf- und Herzenswehe zu erholen bis zum Beginn der nächsten Woche, die hoffentlich der Arbeit gewidmet sein wird.

(Ein zweiter Artikel: Landpartieen, in nächster Nummer.)

Die Grenzen der ärztlichen Kunst.

(Ein Wort an die Laien zur Berichtigung einiger Ansichten über Krankheitsbehandlung und Heilung.)

Von Dr. Wartmann.

Man wird sich erinnern, daß sich der Leibarzt des verewigten Kaisers Nikolaus, der Staatsrath Dr. von Mandt, nach dem Tode seines kaiserlichen Herrn genöthigt sah, eine Schrift zu veröffentlichen, durch welche er seine Ansicht über die Krankheit des Kaisers, deren Verlauf und seine Behandlung derselben rechtfertigte. Diese Schrift gab deutlich zu erkennen, daß man ihn im Hofkreise sowol wie anderwärts für den Tod des Kaisers verantwortlich gemacht hatte. Man schreckte vor Verdächtigungen nicht zurück, welche den langjährigen bewährten Pfleger des Monarchen zwangen, Petersburg zu verlassen.

Viele Monate später berichteten die Zeitungen von den Vorgängen am Krankenbette des Fürsten Paskiewitsch, zu welchem die beiden deutschen Koryphäen der Diagnostik, die Professoren Schönlein

aus Berlin und Oppolzer aus Wien, berufen waren. Wir übergehen die Details der nicht unparteiischen Zeitungsberichte. Das Publikum hat aus ihnen ersehen, daß zwei berühmte Aerzte im Grunde Dasselbe meinen können und doch ein Motiv, — welches? haben wir nicht zu erörtern, den Einen bestimmen kann, etwas Anderes zu sagen. Der wiener Arzt erweckte Hoffnungen und die Zeitungen verherrlichten einige Tage lang seinen ohnehin glanzvollen Namen. Inzwischen vermochte doch nur ein Magnetiseur die großen Schmerzen des Kranken zu lindern, bis der Tod ihn davon befreite. Das Publikum war schnell fertig mit der Kritik, ihm erscheint als die bessere Diagnose immer diejenige, welche noch eine Hoffnung übrig läßt.

Wie nah die öffentliche Meinung gegen viel zu hervorragende ärztliche Notabilitäten ausdrückte, so verhält sie sich alle Tage und an allen Orten gegen die Aerzte überhaupt, nur daß wenige von ihnen so glücklich sind, ihr einen befestigten Ruf und eine hohe amtliche Stellung entgegensetzen zu können.

Der Arzt ist ein Gegenstand der öffentlichen Beurtheilung. Die Erfolge seiner Thätigkeit sind allen Augen offenbar und deutlich, wenn auch ihm selbst oft schwer zu deuten, je nachdem wird auch sein Wirken beurtheilt, gelobt und getadelt. Das Publikum macht und vernichtet seinen Ruf und dasselbe Publikum, welches heute die Celebritäten der Kunst und Wissenschaft genialisirt, eilt morgen mit gleichem Vertrauen zu irgendeinem plötzlich zum Wunderdoctor oder Naturarzt ekstasirten Schäfer, wenn nicht etwa noch ein gewandter Thaumaturg oder ein auf ein Fach reisender Heilkünstler ihm den Vorrang abzugewinnen weiß. Der Laie befindet sich in einem fortwährenden Irrthum, zu welchem freilich die Aerzte am meisten beigetragen haben, weil sie es gern geschehen lassen, daß man jede Heilung immer für ihr Kunstwerk ansehe. Es ist zu allen Zeiten der Mehrzahl der Menschen immer leichter gewesen, eine Täuschung zu ertragen, als sich von einer Wahrheit zu überzeugen, denn, wie ein neuerer Dichter sagt:

> ... ein Wahn, der uns beglückt,
> Ist einer Wahrheit werth, die uns zu Boden drückt.

Wir wollen es versuchen, dem Laien die hauptsächlichsten Gesichtspunkte zu bezeichnen, welche es ihm möglich machen können, über die ärztliche Kunst, ihre Heilmittel, eine selbständige und gerechte Ansicht zu gewinnen.

I.

„Curire mich", sagte einst der kranke Polander zu seinem Arzt und Freunde Protarchus, „dann weiß ich was heilen heißt."

„Ich will dich curiren", versetzte Protarchus, „ob ich dich heilen werde, weiß ich nicht. Was aber heilen ist, weißt du auch dann nicht, wenn du wieder gesund bist!"

„Gott wird helfen" oder „Gott sei Dank, die Natur hilft sich durch", so pflegt der fromme Glaube tröstend an dem Krankenbette auszurufen. Heben die Aerzte einen Kranken auf und er genest dennoch, so gestehen sie: die Natur habe wider alle menschliche Voraussicht wunderbar gewirkt, oder wenn sie gegen manche schwere Krankheit die gerühmtesten Heilmittel und Methoden erschöpften, ohne den Kranken zu retten, so beklagen sie verzweifelt den Mangel der Naturhülfe.

Es ist ferner eine nicht zu bestreitende Thatsache aller Zeiten gewesen, daß eine Menge auch an gefährlichen Krankheiten Erkrankter, selbst unter den ungünstigsten äußern Umständen, ohne Zuziehung ärztlicher Hülfe, ja noch verkehrter ärztlicher Hülfe genesen und daß trotz aller Triumphe, welche einzelne Theorieen, die Fortschritte der Wissenschaft und einige geniale Aerzte ihrer Zeit gefeiert haben, wir nicht weniger Krankheiten zählen, denen die ärztliche Kunst auch heute, wenn auch nicht rathlos, doch noch ebenso machtlos gegenüberstehen wie vor Zeiten. Jede Epidemie, welche durch die Länder schreitet, erschüttert den stolzen Thron der Wissenschaft, beugt den ärztlichen Muth und zieht, statt sie zu lüften, die Binde fester vor die Augen Derer, welche wir als die Erleuchteten verehren. Wir lesen wol und hören darüber viel Geistreiches, aber was wir sehen, das sind — die trüben Erfahrungen.

Also Kenntniß, Kauf des Arztes, die Heilmittel bedingen für sich allein keine Krankheitsheilung, vielmehr ist der Erfolg des ärztlichen Heilbestrebens von einem andern Einfluß abhängig und zwar von jenem, welchen die Laien gewöhnt sind „die Natur des Kranken" zu nennen, die Aerzte mit dem Worte „Naturhülfe" zu bezeichnen. Doch, das Wort erklärt nichts und wird mißverstanden; versuchen wir es, den Begriff des Worts klar zu machen.

Es ist keine sentimentale Phrase, wenn man sagt: Leben heiße mit dem Tode ringen. Inmitten der ganzen Natur, dem allgemeinen Organismus, dessen ewiges Wirken es ist, Alles in sich aufgehen zu lassen, Alles sich zu assimiliren, hat der besondere Organismus, der Mensch, die Bestimmung, sich gegen die ganze Natur individuell zu behaupten. Um dies zu können, setzt

er ſeine beſondere Natur der geſammten äußern Natur ankämpfend entgegen, indem er ihre Tendenz befolgt und innerhalb ſeiner eigenen Sphäre fortwährend ſelbſt aſſimilirt und organiſirt, was ihm darin entgegentritt, alles Unpaſſende von ſich ausſcheidend. Solange er dies thut und vermag, beſteht er als ein Individuelles; andernfalls fällt er in den allgemeinen Organismus zurück, in die Elemente auseinander, aus denen er ſich zuſammenſetzte.

So beginnt denn mit dem erſten Pulsſchlage eine fortlaufende Gefahr für das Leben, wenigſtens für die Geſundheit deſſelben. Dieſelben äußern Bedingungen, welche den menſchlichen Organismus lebendig erhalten, die Lebensreize, wie ſie in den Eigenſchaften der Luft, des Lichts, der Wärme und Kälte, der Nahrungsmittel u. ſ. w. gegeben ſind, vereinigen ſich, ihm feindlich entgegenzuwirken und zwingen ihn innerhalb der naturgeſetzmäßigen menſchlichen Lebensdauer, bald früher bald ſpäter, ſeine Zwecke mit Abnutzung ſeiner Kräfte zu erfüllen und hinfällig zu werden.

Wenn nun dennoch, ſelbſt unter übeln klimatiſchen Verhältniſſen des Landes, Einflüſſen des Bodens, auf dem er lebt, der Beſchäftigungen, denen er ſich hingibt und trotz einer Menge künſtlicher Reiz- und Genußmittel, welche er eigenwillig aufſucht, der Menſch im Stande iſt, im Durchſchnitt 60—80 Jahre lang dem Tode zu entgehen, ſo verdankt er das den ruheloſen Thätigkeiten wunderbarer Organe im Körper, welche geheimnißvoll, unabhängig von ſeinem Willen, dem ſich verzehrenden Leben immer neuen Lebensſtoff zuführen. Wo Thätigkeiten ſind, da muß eine Urſache derſelben ſein, denn die Organe ſind nur das Mittel, jene auszuüben. Man hat dieſe Urſache vielfach zu erklären verſucht. Gewiß iſt nur Eins, daß, wenn auch jene Thätigkeiten elektriſch-chemiſchen Geſetzen zu gehorchen ſcheinen, ihre Urſache ſich der phyſiologiſchen Forſchung ganz entzieht. Wir wiſſen nur, daß die Elemente der Materie, aus denen unſer Leib gebildet iſt, Kohlen-, Waſſer-, Stick- und Sauerſtoff, Phosphor, Eiſen und einige andere, unter dem Einfluß jener räthſelhaften Urſache die elementaren, chemiſchen Eigenſchaften verlieren und zu organiſchem, vitalem, auf keinem andern Wege außerhalb des thieriſchen Leibes künſtlich herzuſtellendem Stoff fortwährend zuſammentreten können, um den zu den Lebensäußerungen verbrauchten und an die Außenwelt wieder abgegebenen Stoff immer neu zu erſetzen.

So ſehen wir auch in der niedrigſten wie in der höchſten Pflanze, in ihrem Bau wie in ihrer Entwickelung, das Material zu Formen von einer Feinheit und Regelmäßigkeit und in einer Ordnung zuſammentreten, welche Alles übertreffen, was wir je in den kunſtvollſten Schöpfungen des Menſchengeiſtes und der Menſchenhände wahrnehmen. Wir erkennen einen Zweck und eine Idee in den Formen wie in ihrer geordneten geſetzlichen Entwickelung, aber unſere Sinne ſehen die Kraft nicht, welche das widerſtrebende Material bewältigt und es zwingt, ſich in die vorgeſchriebenen Formen und Ordnungen zu fügen. Nur unſere Vernunft begreift, daß die Idee einen Urheber haben müſſe und in dem lebendigen Leib eine Urſache beſtehen müſſe, welche die chemiſchen und phyſikaliſchen Kräfte der Materie beherrſcht und ſie zu dieſen wunderbaren, nur dem lebendigen Organismus eigenen Formen zuſammenfügt. *)

Das thieriſche und pflanzliche Leben iſt Stoffwechſel. Er kann durch einen ſtörenden (krankmachenden) Einfluß in irgendeiner Weiſe und nach einer gewiſſen Richtung hin verändert werden, aber er wird während des Lebens auch in einem kranken Körper niemals aufhören, die Exiſtenz deſſelben ſo lange zu unterſtützen, als noch ein Organ fähig iſt, jener unbekannten Urſache zu dienen, welche die chemiſchen und phyſikaliſchen Kräfte der Materie beherrſcht.

Jeder krankmachende Einfluß wirkt als ein mehr oder minder heftiger Reiz, welcher in dem betroffenen Punkte oder Theile die ihm entgegengeſetzte Wirkung, Gegenthätigkeit (Reaction) hervorruft. Nerv und Blutgefäß, dieſe beiden in alle Punkte des Organismus ſich verzweigenden erſten Factoren des thieriſchen Lebens, treten auf den gegebenen Anlaß an dem betroffenen Orte ſofort zu einer veränderten Wechſelwirkung zuſammen. Iſt der krankmachende Einfluß von geringer Bedeutung an ſich oder nicht dauernd und trifft er nur einen mit untergeordneter Function begabten Theil des Körpers, ſo wird ſich dieſe Gegenthätigkeit (Reaction) auf dieſen Theil begrenzen und ohne beſondere Theilnahme des übrigen Organismus wird in demſelben der natürliche Zuſtand wiederhergeſtellt werden; andernfalls wird die Empfindung des Reizes auf der Bahn des Nerven zu den Centralorganen: Gehirn, Rückenmark, Gangliennervenſyſtem, getragen werden. Von da aus beginnt nun eine allgemeine Reaction gegen den Feind — Reactionsfieber. Es iſt bei der innigen Verbindung der Organe untereinander begreiflich, daß das Leidendſein des einen meiſt das

*) Profeſſor von Liebig in ſeinem Vortrag über anorganiſche Natur und organiſches Leben.

anatomisch nächstliegende, durch Structur verwandte oder ein physiologisch verbundenes, wenn auch der Lage nach entferntes Organ in Mitleidenschaft zieht. Beispielsweise ist bekannt, daß ein Katarrh der Nasenschleimhaut die Augen afficirt; Nierenleiden ziehen die Harnblase in Mitleidenschaft; Lungenleiden verursachen Herzkrankheit; ein mit Speisen überfüllter Magen erregt Kopfweh; heftiges Kopfweh macht Uebelkeit und erregt Erbrechen, mit welchem es oft verschwindet.

Sind die Organe alle zusammen und jedes für sich in ursprünglichster Anlage normal gebaut und naturgesetzmäßig entwickelt, so werden sie auch nicht leicht zulassen, daß innerhalb des Organismus etwas ihm Fremdartiges producirt werde, sondern sie pflegen unter mehr oder weniger stürmischen Bewegungen, „Krisen", das Fremdartige von sich nach der Körperperipherie hin oder aus dem Körper zu stoßen. Es ereignet sich dabei wol, daß dies nicht blos durch die natürlichen Ausscheidungswege: Haut, Lungen, Darm, Nieren und Blase, geschieht, sondern daß die Krankheitsproducte an andern Stellen abgelagert und ausgeschieden werden unter wechselnden Formen: bald Geschwülsten, Abscessen, Blutungen, Hautausschlägen u. s. w. In dem Verlauf selbst acuter Krankheiten treten Stunden und Tage, in chronischen oft Wochen ein, in denen als Folge kritischer Ausscheidungen, mitunter auch ohne daß man solche wahrnimmt, die heftigsten Symptome nachlassen, Besserung eintritt, oder daß der Krankheitsprocess wenigstens keine merklichen Fortschritte macht. Diese Beobachtung ist auch bei solchen Kranken zu machen, welche keine Arzneimittel nehmen oder solche Mittel anwenden, welche nach ärztlicher Meinung eher das Gegentheil von Dem hätten bewirken können, was eingetreten ist. Die Cholera hat uns die wunderlichsten Dinge erleben lassen und wer kennt nicht die hundert abenteuerlichen Mittel, denen die Wechselfieberpatienten das Ausbleiben des Paroxysmus zuschreiben!

Mag nun die Erkrankung eine leichte oder schwere sein, immer wird der Organismus im Wesentlichen auf die angegebene Weise sein Bemühen äußern, den krankmachenden Einfluß abzuschwächen, abzuwehren oder die durch ihn hervorgerufenen tiefern Störungen in den naturgemäßen Verrichtungen auszugleichen. Diese Naturhülfe kann keine absolute, unbedingte sein; sie ist nur eine relative, durch die Beschaffenheit und Wichtigkeit der Organe, durch die Krankheitsproducte und den Weg ihrer Ausbildung sehr bedingte. Die herbeigerufene ärztliche Kunst wird wol Vieles verändern, mildern und Manches verhüten können, aber dies auch nur soweit und nach der Maßgabe, daß die Krankheitsursache eine möglichst erkennbare, auch eine dem Leben nicht geradezu entgegengesetzte und daß nicht alle Organe zugleich und nicht die edelsten Organe leidend sind.

Der Uebergang aus Krankheit in Genesung geschieht nie unmittelbar, plötzlich und nie auf einem, sondern immer auf verschlungenen Wegen. Der Arzt vermag nie mit Sicherheit den Verlauf auch einer bekannten Krankheit vorauszubestimmen; der geringste Anlaß kann oft langwierige Krankheitsprocesse im unerwarteten Gefolge haben. Die meisten Krankheiten halten trotz seiner angestrengtesten Bemühungen hartnäckig einen gewissen Zeitraum an; man erinnere sich nur, um einige hervorzuheben, des Scharlachs, der Masern, Pocken, die nach einem uns unbekannten Gesetz ihre Stadien vom Erscheinen bis zu Abhäutung, Abschilferung und Vertrocknung, selbständig und unbeirrt von der ärztlichen Behandlung durchlaufen; des Keuchhustens, des Typhus, der Entzündungen, wiewol man diese noch am meisten zu beherrschen vermag u. s. w.

Der Laie, welcher sich die gewagtesten Vorstellungen von dem Einfluß der Kunsthülfe auf den Krankheitsverlauf zu machen pflegt, möge nicht vergessen, daß die Verkettung von Ursache und Wirkung, wie im Makrokosmos so in seinem treuesten Abbild, dem menschlichen Organismus, in auf- und absteigender Richtung ins Unendliche fortgeht, bis wir an der Grenze des Gebiets der Erkenntniß anlangen, über welche hinaus der gesunde Menschenverstand nichts mehr zu erklären wagt. Die Wissenschaft ist ganz gewiß eine sichere, treue Führerin und ebenso wahr ist, daß da, wo sie der suchenden Hand des Arztes nicht einen Strohhalm zu reichen vermag, die Erfahrung und die Gabe der Combination ihn am Krankenbett noch mit einer glücklichen Idee inspiriren kann; aber die Kunst des Arztes vermag nicht mehr als: einen Kranken zu behandeln (zu curiren) in der Erwartung, daß die Natur ihn heilen werde.

II

Der große Vorrath an Arzneistoffen, welche, aus drei Naturreichen aller Zonen entnommen, in unsern Apotheken bewahrt werden, verhindert nicht, daß die Aerzte damit oft in die peinlichste Verlegenheit gerathen auch in solchen Fällen, wo das Wort: contra vim mortis nulla herba in hortis, nicht

hinpaßte. Faß jeder Arzt hat seine eigene materia medica, d. h. eine gewiße Auswahl der Arzneimittel, über deren beziehungsweise Anwendung und Heilkraft er seine besondere, von Andern abweichende Ansicht vertheidigt, denen er besonderes Vertrauen schenkt und die besten Heilerfolge verdanken zu müssen glaubt. Einige bekennen sogar, ein Lieblingsmittel zu besitzen. Der Theorie will man auf diesem Gebiete sehr wenig Berechtigung zuerkennen; Alle berufen sich auf die Erfahrung. Aber was heißt Erfahrung? Hat sie nicht neben- und nacheinander eine Menge Dinge empfohlen, welche eben die Erfahrung wieder verworfen hat? Wir dürfen nicht immer die Möglichkeit absichtlicher Täuschung vermuthen, jener verwerflichen Speculation auf die begreifliche Neigung der Leidenden, Alles zu versuchen und um so lieber, je kecker und lärmender ihnen auf dem öffentlichen Markte die trügerischen Waaren angeboten werden.

Wir müssen vielmehr zugeben, daß es auch dem bescheidenen, besonnenen und uneigennützigen Streben sehr schwer wird, sich nicht zu täuschen. Die an den Centralpunkten ärztlicher Forschung, in den großen Hospitälern und klinischen Anstalten gewonnenen und unter der wissenschaftlichen Devise: klinische Ergebnisse, uns neuerdings gebotenen Bereicherungen bestätigen in der privaten Praxis der Aerzte immer von neuem leider! eine alte Erfahrung, daß wir unsere besten Erfolge meist nur einer Menge glücklicher Umstände zu verdanken haben, welche wir mit unserm reichsten Wissen und redlichsten Willen nicht willkürlich herbeizuführen im Stande sind. Es ist vielmehr wahr und nöthig auszusprechen, daß wir:

1) Zwar viele Arzneistoffe besitzen, deren Wirkungen im menschlichen gesunden und kranken Körper uns ziemlich sicher bekannt sind, wir aber von keinem einzigen genau sagen können, warum er diese ihm eigene Wirkung erzeuge?

2) Daß wir nur einige wenige Arzneistoffe kennen, welche die ihnen zugeschriebenen Wirkungen unter gleichen Umständen meistens äußern; die Mehrzahl zeigt unter gleichen Umständen ganz unsichere Resultate. „Die Mittel schlagen alle nicht an", so klagen die an Heimkrankte (Nostalgie) Leidenden, die Pedagrischen, die Wechselfieberkranken, die mit Brustkrämpfen behafteten Frauen u. s. w.

Gebildete Laien kennen, wenn auch kaum die Eigenschaften, doch die Namen der sogenannten Elementar- oder Urstoffe: Sauer-, Wasser-, Kohlen-, Stickstoff, Eisen, Schwefel, Phosphor, Arsenik, Quecksilber, Silber und andere mehr. Stoffe, welche in einer unendlichen Reihe von Verbindungen unter sich und in unzähligen sich wandelnden Formen und Bildungen die sichtbare, wäg- und meßbare Körperwelt zusammensetzen; sie läßt sich chemisch in alle diese Elemente zerlegen.

Die Verbindungen verschiedener dieser Elemente finden wir nun in dem organischen wie im unorganischen Naturreich in gewissen Mischungsverhältnissen als Substanzen wieder, welche in der Form von Pflanzen- und Thierproducten, Metalloxyden, Salzen, Erden, Säuren die Eigenschaft besitzen, sobald sie mit dem menschlichen Körper in Berührung treten, von ihm eingenommen werden, seine Thätigkeiten oder einige derselben vorzüglich zu verändern, bisweilen zu dem Grade, daß sie sein Leben hemmen oder ganz zerstören.

Die chemische Elementaranalyse hat sich wol bemüht zu erklären, warum sie diese Eigenschaft und einen so großen Unterschied derselben äußern? Es ist unmöglich, z. B. die giftige Eigenschaft des Strychnins, die arzneiliche, fieberunterdrückende Kraft des Chinins oder die ernährende Eigenschaft der blutbildenden Stoffe dem Stickstoffoxyd und den Elementen des Wassers, aus denen sie gleich zusammengesetzt sind, zuzuschreiben. So vermuthet denn die physiologische Chemie der neuesten Zeit, daß wol die Richtung, in welcher die Atome dieser Stoffe gelagert sind, die Unterschiede jener Eigenschaften bedingen und bestimmen könne und in einer gewissen Richtung gelagert, hemmen, in einer andern befördern, in einer dritten, unterhalten für den Lebensprocess.*)

Doch, was sind giftige, was arzneiliche Eigenschaften? In gewissen Gaben und Fällen werden die heftigsten Gifte die vortrefflichsten Heilmittel und in gewissen Fällen und Mengen genommen wirken Mittel, welche man nicht zu den Giften zählt, gleich ihnen feindlich auf den Organismus.

Arsenik, oder vielmehr seine Verbindung mit Sauerstoff, die arsenige Säure, eins der tödtlichsten Gifte, wird in manchen Gegenden und von einigen Menschen so gut vertragen, daß sie sich, nach den Mittheilungen glaubwürdiger Aerzte und Naturforscher**), sogar durch blühendes Aussehen, gute Verdauung und eine besondere Kraft und Ausdauer der Athmungsorgane auszeichnen. Ein Stückchen Zwiebel dagegen kann in einigen Personen die heftigsten Krampfzufälle erzeugen; Citronensäure (in Form der Limonade) vermögen

*) Von Liebig. Vergl. „Unterhaltungen", Bd. II. S. 555.

**) Von Virey.

einige Menschen nicht zu nehmen, ohne jedesmal von Kolikschmerzen und Erbrechen befallen zu werden; wie oft ist ein mäßiges Stück fetten Kuchens die Veranlassung zur Entwickelung eines gastrischen Leidens geworden. Obst, zumal in der heißen Jahreszeit, erzeugt Durchfälle und oft tödtliche Krankheit.

Gewisse Krankheitsprocesse schwächen die Wirkung der entschiedenst wirkenden Arzneikörper ab. In der unter dem Namen delirium tremens (Säuferwahnsinn) bekannten Krankheit werden die größten Loben Opium zuweilen gegeben, ohne einen bemerkbaren Eindruck zu machen. Die stärksten Brechmittel versagen oft diese Wirkung, die heftigsten Purgirmittel verlieren zuweilen diese ihre Eigenschaft, ohne eine andere an ihrer Stelle zu äußern.

Solche Wahrnehmungen, zu denen wir noch hundert andere hinzuzufügen vermochten, sind von der physiologischen Chemie zur Zeit nicht befriedigend erklärt. Eins ist nur gewiß: daß die Arzneimittel nicht unbedingt, sondern nur relativ einwirken. Sie sind abhängig von dem Einfluß der lebendigen Kräfte des Organismus. Man kann eigentlich nicht sagen: die Mittel wirken, sondern vielmehr: die lebendigen Kräfte des Organismus wirken auf die Mittel ein. Von diesem Einfluß werden sie gelöst, in ihre Elemente zerlegt, welche im vitalen Chemismus andere Verbindungen eingehen, indem sie einen Theil der vorhandenen aufzulösen machen. Auf diesem Wege veranlassen sie veränderte Thätigkeiten in den Organen und Verrichtungen des Körpers. Die Erfahrung, d. h. die auf Physiologie sich stützende Chemie ist bemüht, sie jetzt mehr wie früher zu beobachten und zu prüfen.

Wir führen den Laien nicht tiefer in das dunkle Gebiet der Arzneiwirkungslehre. Das Wenige, was wir sagten, genügt wol, ihn vor allzu schnellem Vertrauen auf Lächerliches zu warnen, was ihm heute oder morgen als Panacee, als alleinseligmachende Medizin oder Methode aus den Zeitungsspalten in Ärzteunschuld entgegenglänzt, oder mit berauschender Beredtsamkeit und behängt mit wissenschaftlichem Flitterstaat auch von Aerzten angepriesen wird.

Ohnerachtet der überraschendsten Aufschlüsse, welche uns die gegenwärtige scrupulose naturwissenschaftliche Untersuchung der Krankheiten gibt, ist doch das eigentliche innerste Wesen eines Krankheitsprocesses, während des Lebens des Kranken, immer nur eine Hypothese, bald mehr bald weniger geistreich und glaubwürdig. Darf es in Erstaunen setzen, wenn gegen einen und denselben Krankheitsproceß von verschiedenen Aerzten die verschiedensten, bisweilen die entgegengesetzten Heilmittel ersonnen, empfohlen und gegeben werden? Ist es nach Allem, was wir vorausschicken, zulässig, den Nachlaß schlimmer Symptome, die Besserung im Verlauf einer Krankheit immer als die natürliche und nothwendige Wirkung des eben gegebenen Arzneimittels zu deuten? Die Deutung ist wol erlaubt und auch zuweilen angenehm. Aber wächst nicht aus derselben ein tief verwundender Stachel in das Fleisch der Aerzte, wenn eine Verschlimmerung, gar der Tod eintritt? In der Cholera hieß es oft: „Hätten wir nicht die letzte Medizin gegeben, nach dem zweiten Löffel verschied er!" Post hoc, ergo propter hoc!

Kein wahrheitsliebender Arzt wird, wenn er eine Krankheit in Heilung übergehen sieht, behaupten mögen, dieser Erfolg sei nur auf diesem einen Wege und nur mit diesem bestimmten Mittel zu erreichen gewesen und kein Laie oder Arzt hätte die Wahrheit unbestritten für sich, wenn er im Falle eines üblen Ausgangs behaupten wollte, der behandelnde Arzt müsse sich geirrt haben und ein anderer würde unfehlbar ein besseres Resultat gewonnen haben. Der Erfolg ist immer unberechenbar, also zufällig; der Erfolg beweist nichts weder für noch gegen das Wissen des Arztes. Auch die Pfuscher und andere ärztliche Dilettanten haben sehr glückliche zahlreiche Erfolge aufzuweisen. Das wird Keinem wunderbar erscheinen, der mit den Wegen vertraut ist, auf welchen die Naturhülfe in tausend Fällen unabhängig von der Art der Heilmethode und des Mittels ihre Heilprocesse vollendet. Gestattete es übrigens die Ehre und Würde des ärztlichen Standes, jenen Pfuschern, Naturärzten und Dilettanten gleich, jeden Genesungsfall durch Danksagungen öffentlich constatiren zu lassen — natürlich mit stillschweigender Uebergehung der ungeheilten Fälle —, so würde das Publicum bald einsehen, daß jeder Arzt ein Wunderdoctor ist.

Die in Schriften wie im Verkehr mit dem Publicum eingestandene täuschungsreiche Lehre von der Arzneiwirkung hat die Aerzte zu allen Zeiten in der Wissenschaft wie am Krankenbett auf die extremsten Standpunkte gedrängt. Unter diesen behaupten die Homöopathen einen, auf den ihnen die ernste, wahre Wissenschaft niemals, nur der Glaube und Aberglaube zu folgen vermag. Wenn sie das alte Evangelium der Hippokratiker und

Galeniker verächtlich von sich warfen, wir versagen es ihnen nicht; wir thaten zum Theil Tapferes und reinigen fortwährend den vom Unkraut überwucherten Boden der Heilkunde. Es ist uns aber nicht möglich, die Hinterlassenschaft ihres Meisters für eine Frucht geistlicher Offenbarung, nicht möglich, die Wunder seiner Apostel in Köthen, Leipzig und andern Orten für unzweideutige Zeichen zu halten, daß sie voll des heiligen Geistes der Wahrheit sind! Wir kennen Homöopathen, und die ihnen anhängenden Laien meinen, es seien eben die Bessern unter ihnen, welche, den Umständen Rechnung tragend, nöthig finden, die specifische Kraft ihrer höchst potenzirten Arzneimittel auch gut allopathisch zu unterstützen. Sie wenden die kalten und warmen Umschläge, Eisblasen, Klystiere, Blasenpflaster an, zuweilen sogar und zum größten Glück gestatten sie Blutegel, sie gebrauchen die Lungen-, Schwefel-, Eisen-, See-, und andere differente Bäder, den Wein, das Bier, Brausepulver, Limonade und ganz besonders die Mineralwässer, die von ihnen wie die Elektricität, der Magnet und der Esel mancher Personen vor Alters Brühe auf eine ganz eigenthümliche Art zum Heilmittel erhoben werden, warum alle ihre im Mörser vorschriftsmäßig verriebenen resp. in Weingeist gelösten Arzneistoffe auch in 100,000 Theilchen ebenso wirksam sein müssen. Die schönen Curen, auf welche man hinweist, blenden den Laien, öffneten aber den Aerzten die Augen, daß sie die Macht der Naturhülfe erkennen und begreifen, wie sehr man ihr und in welchen Fällen besonders vertrauen dürfe. Was die Homöopathen uns von den specifischen Kräften ihrer „vom irdischen Stoff befreiten" Mittel erzählen, das werden sie selbst nur solange für wahr halten, als sie Leute finden, welche es ihnen glauben wollen.

Ein berechtigtes ist der Standpunkt der Hydropathie, weil sie das Bedürfniß fühlt, den einzig richtigen Weg zur Wahrheit, soweit sie eben zu erreichen ist, den Weg der naturwissenschaftlichen Forschung zu betreten und die realen Ergebnisse der ernsten Wissenschaft nicht geringzuachten. Wie jede andere Methode hat auch sie nur einen bedingungsweisen Werth und enge Grenzen. Es wird ihr nicht gelingen, das Menschengeschlecht von den Folgen der leiblichen Schuld und Sünde immer und vollkommen reinzuwaschen. Sie wird bleiben was sie ist: ein Mittel wie alle andern, in welchem sich auch ein guter scharfsichtiger Arzt zu täuschen vermag.

Keine Heilmethode ist im Stande, Alle zu heilen, was sie verspricht. Sie muß eben mehr versprechen, um neben andern als die ausgezeichnetere zu erscheinen; anders würde sie keine Aufmerksamkeit erregen. Die Leidenden versuchen Alles; das ist begreiflich. Welcher Arzt möchte so rücksichtslos sein, einem Kranken die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes aufzudrucken! Wenn er es aber dennoch thäte, welcher hoffnungslos aufgegebene Kranke würde ihm dies so unverlässig glauben, daß nicht die leise Andeutung vom möglichen Gegenheil, welche ihm ein anderer Rathgeber macht, sofort sein Auge wieder zu verklären vermöchte? Es wird immer Heilmethoden, immer Geheimmittel geben — Täuschungen zwar, aber setzen wir hinzu, verzeihlich und trostreich für jene Unglücklichen, denen man die ganze Wahrheit nicht sagen kann und darf! Es ist wol wahr, daß die Aerzte Vieles sagen, was sie nicht recht wissen können, doch öfter noch dürfen sie Das nicht sagen, was sie wissen. Wir hören oft von Laien: die Aerzte wissen selbst nicht, was diesem Kranken fehlt. Mögen die Laien uns glauben, daß es Fälle gibt, in denen die Aerzte es verziehen, lieber unwissend zu scheinen, als die trostlose Wahrheit einem Kranken und seiner besorgten Umgebung mitzutheilen. Die Schwindsüchtigen, die Rückenmarkleidenden, die Krebskranken werden alle mit trügerischen Hoffnungen hingehalten und wohl ihnen, wenn sie Aerzte finden, die sie nur auf den Trost der auch in solchen Kranken noch thätigen Naturhülfe verweisen.

„Die Aerzte haben mich zuschanden curirt!" ruft hier Einer. „Mein Gott, wie ist es möglich, daß diese Krankheit bei Diesem einen solchen Ausgang nehmen konnte, da sie doch bei Jenem so glücklich curirt wurde!" fragt ein Anderer. Zwei Damen begegnen sich. „Mein Arzt schickt mich nach Kudowa; er meint, ich sei bleichsüchtig." „Wie ist es möglich", entgegnet die Andere, daß mich der meinige nach Kreuznach schicken kann, da ich doch auch die Bleichsucht habe?"

Kein Mensch ist dem andern vollkommen gleich. Abgesehen von den Unterschieden, welche Nationalität, Alter, Geschlecht und Lebensweise ihm aufdrücken, ist jeder noch durch eine Menge Eigenschaften ausgezeichnet, welche man meint, wenn man von seiner Constitution spricht. Nicht blos die Aerzte erkennen in der Constitution sehr vieler Menschen, die darum nicht gerade leidend zu sein brauchen, eine gewisse Krankheitsanlage heraus; auch die Laien sagen: der Mensch ist disponirt zu diesem Uebel, er hat eine schwäche, eine ner-

vole, eine schwindsüchtige, skrofulöse, eine zu Leberleiden neigende Konstitution. Mag diese nun eine primitiv (erblich) gegebene, oder später durch Lebensweise erworbene sein — diese besondere Krankheitsanlage ist es, welche an und für sich unbedeutenden krankmachenden Einflüssen einen Grund bietet, dauernde Krankheitsprocesse zu entwickeln. Die Laien meinen wol, daß der dem Krankheitsnamen entsprechende Krankheitsprocess auch immer in dem einen wie im andern Menschen verlaufen müsse. Das ist nun nicht der Fall, sondern die eigenthümliche Krankheitsanlage tritt meistens deutlicher hervor und mischt ihre Symptome mit jenen des zufällig erlittenen krankmachenden Einflusses oder die zufällige Erkrankung verliert ihren Charakter und entwickelt eine Konstitutions- oder eine wahre Organkrankheit. Es ist demnach begreiflich, daß ein Mittel oder der Rath, welcher diesem Kranken genützt hat, nicht auch jenem Kranken in gleichem Erkrankungsfalle nützen müsse, vielmehr schaden könne.

Eine vernünftige, naturgemäße Behandlung richtet sich überhaupt nicht gegen die Krankheit als ein Besonderes im Körper, sondern wird den ganzen Menschen erfassen, seine Individualität berücksichtigen müssen. Die Eigenschaften seines Geistes und Gemüthes sind hierbei nicht gering anzuschlagen; sie üben einen unverkennbaren Einfluß aus und verleihen dem ganzen Krankheitsbilde besondere Farben.

Das Vertrauen zum Arzte, das ist die Hauptsache, sagen die Laien. Gewiß, es ist unerläßlich, aber wir setzen hinzu, es ist gerecht und begründet, vor allem demjenigen Arzte zu vertrauen, der es nicht unternimmt, Alles curiren zu wollen, der nicht gegen jedes Symptom eine neue Arznei bereithält und die schnellere oder bessere Hülfe nicht von der Zahl der Medicamente und dem Inhalte seiner Recepte allein abhängig sein läßt.

Das Publicum liest und hört jetzt viel von den Physiologen und physiologischen Aerzten und weiß, daß sie keine andere Autorität anerkennen als die Beweise, welche aus dem anatomischen Präparat, dem physiologischen Experiment, aus der chemischen Analyse und aus dem Befunde unter dem Mikroskop heraustreten. Wie es einige Physiologen gibt, welche in ihrem Lebenserforschungseifer mit dem anatomischen Messer, Mikroskop und Reagenzien über die Grenzen der sichtbaren Welt hinausgerieben und für Das, was sie nicht mehr zu sehen und zu zerlegen vermochten, ihre persönlichen Ansichten für vollgiltige Beweise hinzustellen keinen Anstand nehmen, so haben wir auch physiologische Aerzte, welche aus ihren an sich trefflichen und hochwichtigen Beobachtungen eine Berechtigung deuteten, die vergangene Geschichte der Heilkunde ignoriren zu müssen und für die höchste und entscheidende Instanz in allen Fragen der ärztlichen Kunst angesehen zu werden. Gegen jene Physiologen hat die öffentliche Meinung, die Moral und die Wissenschaft, die ihre Grenzen kennt, Protest eingelegt. Diesen gegenüber wollen wir den Standpunkt derjenigen praktischen Aerzte vertheidigen, welche in der permanenten Revolution auf heilwissenschaftlichem Gebiete nach wie vor am Krankenbette ihr bestes Vertrauen auf die alle menschlichen Lehrsätze überdauernde Kraft Gottes in der Natur setzen. Wir wissen den Werth anatomischer Diagnosen hoch zu schätzen, erkennen die Virtuosität darin einzelnen begabten Aerzten zu und zögerten nicht, in schwierigen Fällen unsere Meinung ihnen unterzuordnen; aber, ändert eine sogenannte haarscharf, virtuos gestellte Diagnose, ein Lieblingsausdruck neuester Zeit, in der That etwas in dem Geschicke eines Kranken, in dem Verlauf einer Krankheit und gibt sie wahrhaft einen unbezweifelt sichern Anhaltspunkt für die Krankheitsbehandlung, ohne welchen der Kranke sonst nicht zu retten wäre? Wir schlagen eine Seite des Virchow'schen „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie" auf und heben folgenden, dem Verständniß des Laien angepaßten Satz heraus:

„Das Blut muß man sich denken, und unter dem Mikroskop erscheint es so, als eine flüssige in steter Entwickelung begriffene Substanz, die mit jungen Gewebselementen, Zellen, erfüllt ist, deren Mehrzahl sich unter normalen Verhältnissen fortwährend zu den, rothe Blutkerne (Hämatie) führenden wirklichen Blutzellen umbildet. Unter abnormen Verhältnissen aber wird diese Bildung gehindert und diese jungen Gewebselemente entwickeln sich als einfache (keine Blutkerne führende) Zellen, die unter dem Mikroskop als farblose Blutkörperchen oder Lymphkörperchen erscheinen. Das Blut erfährt eine Verminderung seines Volumens. So beschaffen ist es z. B. im Typhus."

Führt uns diese unleugbare Thatsache aber zu der Erkenntniß jener abnormen Verhältnisse, welche den Typhus machen? Gibt sie uns ein Mittel an, die abnormen Verhältnisse richtig zu bekämpfen, den Typhus zu verhüten, zu heilen?

Man ist darum noch nicht unwissenschaftlich oder veraltet, weil man, obwol die Thatsachen anerkennend, doch zögert, alle Folgerungen daraus

für nothwendig anzunehmen, wo meinen vielmehr mit Herodot: „Nulla commendatio, quae jam [illegible] quae nunc sunt in honore.“

Insofern man sich die ärztliche Wissenschaft nur in ihrer Beziehung zur Krankheitsbehandlung denkt, ist demnach alle Frucht unseres Wirkens von Glück und Zufall abhängig. Niemals wird sie uns das Geheimniß offenbaren, wie man alle Krankheiten heilen könne. Sie lehrt uns aber sicher, wie man viele verhüten, die Gefahren einiger verringern könne, wie man leben, sich nähren, wohnen, wie man erzogen werden, was man thun und meiden müsse, um seinen Körper kräftig zu erhalten und ein langes, freudiges, den Gesetzen Gottes und der Natur gemäßes Leben zu führen. Dies ist das Streben, der Segen der Wissenschaft, den auch der Staat begreift. Die öffentliche Gesundheitspflege ist eine Pflicht des Staats, denn das physische Elend erzeugt und befördert sittliches Elend und umgekehrt. Die Aerzte sind die nothwendigen peripherischen Organe des Staatskörpers und als solche mit den oft gebeugten Quellen leiblichen Siechthums in steter und unmittelbarster Berührung. Mögten die Centralorgane der Verwaltung sie in diesem Berufe sichern, daß sie nebeneinander in Harmonie zusammenwirken und die Anregung geben, daß sie an jedem Orte in reiflicher Vereinigung thätige und fördernde Pfleger der fortschreitenden Wissenschaft werden! Mögt man aber nicht vergessen, wenn sie, zumal in Tagen epidemischen Gefahren, im Samariterdienste nicht ermüden und sich, oft unbeachtet und mit kargem Lohn belohnt, als treue Diener des Volkswohls bewähren.

Die pariser Börse.

(Von Paul aus Paris.)

— — Es sind gerade 136 Jahre verflossen, seit dem Law mit seinem Bankunternehmen in Frankreich scheiterte. Wir gaben davon die Schilderung in Nr. 38 dieser „Unterhaltungen“.

Am 17. Juli 1720 drängte das Volk nach dem Vendomeplatze, wohin die Bank verlegt war; es verlangte Einlösung der Billets, 10—12 Personen werden im Gedränge erdrückt, drei der Todten trägt man nach dem Palais Royal; man will eindringen; Militär muß die Aufständischen auseinandertreiben und es gelingt endlich, die Haufen zu zerstreuen. Die Actienbank war bankrott, die Actien wurden annullirt und verbrannt; Law entfloh. Wol machte man Versuche, den Credit wiederherzustellen, aber das Vertrauen war erschüttert und mehr als das — die Grundpfeiler der Gesellschaft wankten in solcher Zeit und der Herzog von Saint Simon hat Recht, wenn er den Artikel über Law mit den Worten schließt: „Nichts tödtet und beunruhigte mehr die Minorität des Königs und der Regentschaft des Herzogs von Orleans als diese Bank.“

Größern und mehr zu fürchtenden Gefahren, als aus dem gescheiterten Law'schen Unternehmen erwachsen, geht jetzt Frankreich entgegen, wenn es nicht dem Schwindelgeiste, der wieder alle Classen der Gesellschaft ergriffen hat, den kürzesten Damm entgegensetzt. Ich habe, durchaus nicht in grellen Farben, ein Bild jener damaligen Zustände entworfen, um, daran anknüpfend, zu sagen, daß, was damals vereinzelt dastand, jetzt täglich in Paris geschieht, daß der Speculationsgeist mit seinen vergiftenden Wirkungen alles Andere in Paris verdrängt hat, daß Kirche, Staat und Familie, Kunst und Wissenschaft abhängig werden von der Börse, die eine solche Macht geworden ist, daß sie heute oder morgen Alles in Frage stellen kann. Wie damals speculirt auch Alles, vom Bedienten bis zum Edelmann, und um die alten Familien des Faubourg St.-Germain, alle solide Kaufleute, wenige gute Bürgerfamilien, die ganz Indifferenten und vor allem der Kaiser selbst halten sich fern von dem Einfluß der Börse.

Man muß sie in der Nähe haben, zuerst die wirkliche Börse, in der die soliden Geschäfte durch die maßlosesten Unternehmen verdrängt sind. Der Pariser nennt die architektonisch so schönen Säulen die Coulissen und das Innere der Börse das Parquet; und wer mit unbefangenem Blick da hineintritt, muß den Vergleich mit dem Theater sehr passend finden. Wie versteht man dort zu spielen mit Ehre und Vertrauen, wie sich zu verstellen und noch zu lächeln, wenn Alles verloren scheint! Wie unbefangen und sicher speculirt man auf das Unglück Anderer, die Eingeweihten gegen die Speculanten auf Glück!

Gegen diese Eingeweihten besonders hat Montalembert seine Rede im Corps législatif gehalten und dem Präsidenten der Versammlung, dem Grafen Morny, einige Bedenken vorgetragen, die dieser ohne viel Zögern auf sich zu beziehen alle Ursache hatte. Wie aufgeregt und erschreckt war Paris — allerdings nur zwei Tage — durch den Bankrott des Herrn Place, der die Philippika Montalembert's hervorrief! Und doch war das verlorene Capital nur neun Millionen Francs, doch

wurden durch den Verlust nur Leute berührt, die Millionen mit demselben Gleichmuth verlieren wie Andere ihr Portemonnaie und die lächelnd wie Graf Morny sagen konnten: „Ich habe nicht viel verloren, nur zwei Millionen!“ Derselbe Comte parvenu hatte vor dem Staatsstreich kein Vermögen — jetzt hat er — der Vertraute und Verwandte des Kaisers — durch glückliche Spekulationen Reichthümer gewonnen, ist Napoleonischer Graf, Präsident des Corps législatif und geht mit unbeschränktem Credit als Gesandter nach Petersburg und zur Krönung nach Moskau. Graf Morny ist nicht der einzige Eingeweihte in die Napoleonischen Geheimnisse, die durch Wissen im Vortheil gestanden haben gegen die Uebrigen; hat doch erst vor kurzem ein Vertrauter des Palais Royal ein neues Actienunternehmen mit ins Leben gerufen und, um Vertrauen zu erwecken, im Programm merken lassen, daß Jerome oder dessen Sohn sich lebhaft dafür interessirten. Von den Tuilerien aus hat man ihn desavouirt und dem Prinzen Jerome einen andern General als Adjutanten commandirt. Aber der Pariser ist vergnügungssüchtig und denkt über Alles so laut, als die Mouchards es erlauben.

Ziemlich frei von allem Napoleonischen Einfluß hat sich der Credit mobilier gemacht, der deshalb auch argwöhnisch beobachtet und mit Recht gefürchtet wird. Die Herren Pereire, die noch vor wenigen Jahren in Socialismus machten und die getreuesten Anhänger des Saint-Simonismus waren, bilden mit ihren ungeheuren Capitalien einen Staat im Staate und es wird ihnen leicht, auf den Geldmarkt wie auf die Finanzen des Staats nach Belieben zu influiren. Dabei sind sie noch im Anfang ihrer Thätigkeit, die jedenfalls eine außerordentliche ist und durch welche sie sich nicht leicht irgendein vortheilhaftes Geschäft entgehen lassen. Eine Concurrenz dagegen? Sie ist nicht denkbar.

Der populärste Name an der pariser Börse ist Mires und das Vertrauen auf seine Geschicklichkeit und sein Glück so groß wie das des Kaisers auf seinen Stern; für das wahnsinnigste Unternehmen, mit seinem Namen unterzeichnet, wurden in Paris an Einem Tage Millionen gezeichnet werden. Mires zeigt an, er wolle Marseille niederreißen und eine neue Stadt auf Actien bauen, und das Volk drängt sich, es wird angerebt um Actien, es erhält allein in der Angelegenheit soviel schriftliche Anmeldungen, daß aus dem abgerissenen Siegellack 125 Francs für die Armen gewonnen werden. Und kaum ist dieses Unternehmen zur Unterzeichnung ausgelegt, so werden 150 Millionen verlangt, um neue Häuser in den Champs-Elysées zu bauen; 200 Millionen, um vom Arc de Triomphe bis nach Neuilly die Häuserreihen fortzuführen; 1,200,000 Francs, um ein Hippodrom zu errichten, u. s. f. Kein Tag ohne neue Unternehmen; die Millionen sind in Bewegung und jede vierte Seite der Journale ist angefüllt mit den pomphaftesten Anerbieten.

Jedes Unternehmen, und wäre es unwahrscheinlicher als unwahrscheinlich, findet seine Unternehmer, seine Namen, die den ersten Gewinn mitnehmen und die neugeschaffenen Papiere zu beliebiger Speculation auf die Börse werfen; hier steigen und fallen sie, nicht nach ihrem Werth, denn die ersten Unternehmer sind längst zurückgetreten und haben keinen Theil mehr an den Papieren als ihren Namen darauf, den sie willig preisgeben; sie steigen und fallen nach Belieben der Haussiers und Baissiers, nach wahren oder lügenhaften Nachrichten, die verbreitet werden, nach der Stimmung der Börse, die längst aufgehört hat, ein richtiges Barometer zu sein.

Vor der eigentlichen Börse treiben sich Frauen und gewöhnliche Leute herum, die mit demselben Eifer und ebenso über ihre Kräfte speculiren wie die Capitalisten im Parquet. Nach der Schlußzeit bringen die eigentlichen Spekulanten nach dem Boulevard des Italiens und hier auf der Straße und in der Passage de l'Opera werden, natürlich ohne jede Ueberwachung, weit bedeutendere Geschäfte gemacht als an der großen Börse.

Ein entsittlichender Einfluß dieses Treibens konnte nicht ausbleiben; dieselben Folgen wie an einer öffentlichen Spielbank stellten sich heraus, nur um so furchtbarer, da hier mit wenigen Ausnahmen fast eine ganze Stadt und vielleicht die Hälfte über ihre Kräfte speculirt, dadurch aber den soliden Geschäften und den Hypotheken ihre Capitalien entzieht. Noch hat keine der größern Actienunternehmungen in Frankreich Verluste erlitten und — das ist eine nicht zu leugnende Wahrheit — keine Zeit brauchte solche Capitalien, weil keine Zeit Meere und Lande verband wie die unsrige; aber neben den vortheilhaften Unternehmungen haben sich, wie gesagt, die Schwindelgeschäfte in Masse eingefunden, deren nahebei betrügerische Absicht klar am Tage liegt und gegen die doch gesetzlich nichts zu machen war.

Ein Anstoß von irgendeiner Seite — ein Krieg, eine Revolution, und diese Unternehmungen sind umgeblasen wie Kartenhäuser; die Actien

werden verbrannt werden wie die Hexen und mit ihnen wird Vertrauen und Credit auf lange Zeit vernichtet sein.

Der Kaiser Napoleon hat das schon lange eingesehen; er hat durch sein Beispiel, durch den Einfluß seiner nächsten Umgebung, dann und wann durch öffentliche Kundgebungen seines Mißfallens über das Treiben der Börse — dem Schwindelgeiste entgegenwirken wollen. So hat er in neuerer Zeit Ponsard öffentlich belobt wegen seines Stücks „La bourse". Aber solche Krebsschäden sind nicht mehr zu heilen durch moralische Mittel, ebenso wie, nebenbei gesagt, „La bourse" unwirksam war, weil Ponsard nicht tief einschnitt in das faule Fleisch und zu viel zarte Rücksichten nahm; sein Stück blieb ebenso fruchtlos wie die Pamphlete gegen die Börse in den „Lettres nouvelles"; dort sagte der Bankier und hier die femme entretenue die „bonnes choses" und Alles blieb beim Alten.

Endlich ist der Kaiser mit ernsthaftern Maßregeln der Börse entgegengetreten. Er hat nicht allein, wie in Berlin, die nicht vollbezahlten Actien von der Börse verbannt, sondern er hat eine Reihe von Verordnungen erlassen, die hoffentlich dem Treiben einigen Einhalt thun. Dahin gehören die Unterdrückung der wandelnden Börse, die Verordnungen, daß neue Unternehmungen nur zu Actien à 500 Francs gemacht werden dürfen, daß Le comité de surveillance verantwortlich ist, daß Zinsen nie vom Capital bezahlt werden dürfen und daß endlich ein vom Staat angestellter Buchhalter die genaue Befolgung dieser Verordnungen zunächst überwacht.

Hoffen wir, daß diese Verordnungen mit Strenge aufrechterhalten werden und daß sie den gewünschten Erfolg haben; hoffen wir es, nicht blos für Frankreich, sondern auch für unser Vaterland, ehe Befürchtungen sich realisiren, die um so näher liegen, da die maßloseste und unverständigste Spekulationswuth in allen Schichten der Gesellschaft auch bei uns Mode zu werden scheint. *)

A. v. C.

*) Wir leben in allen sichern Erscheinungen nur die Anfänge der seit dem Jahre 1849 über die Völker gekommenen Geschäftsthätigkeit, die nicht einmal partiellen Widerstand, wie die Erfahrungen der herrschenden Systeme entgegensetzen, das Schutzsystem, der Grundsatz der Anleihung des Idealismus sogar durch Tauschgut bietet, die ihm zunächst verwandt sind und mit seiner Aufgabe weiteren Spielraum der Bewunderung vor den Sitz gewinnen, die sich wirklich vergegenwärtigt sind auf die Bewunderung gerade zu [illegible] zu [illegible] dazu machen wollen, das sie selbst hervorgerufen haben. D. Red.

Anregungen.

Meißner über Heine.

Dem Gemüth und der Bescheidenheit eines innigen Dichters macht es alle Ehre, wenn er auf das Grab eines ältern Mannes Kranz „Heinrich Heine. Erinnerungen von Alfred Meißner." Hamburg, Hoffmann & Campe, 1856.) Die Pietät eines Nachstrebenden für Vorausgegangene ist um so achtungswerther, je seltener sie ist.

Indessen ist es dem gefeierten Dichter des „Pitt" nicht gelungen, den Versuch der „sittlichen Rehabilitation", der nach dem fast einstimmigen Zeugniß der nächststehenden Freunde und Bekannten Heine's selbst noch an seinem Krankenbette zu scheitern war, durch seine Opfer zu gestatten, ja es nimmt gegen den Erzähler selbst ein, daß er für diese Blasirtheit kein Auge hatte.

Vielleicht mag ihn der Reiz der persönlichen Beziehung, Heinrich Heine liebte, wie Die, die ihn genau kannten, für gewiß erzählen, Niemanden außer Denen, die sich unmittelbar um seine Werken verdient gemacht und dafür Proben abgelegt hatten. Er ließ seinen Umgang lange und sorgenvolle Prüfungen bestehen, bis er sich ihm ganz hingab. Dann aber auch war seine Hingebung eine gänzlich unbedingte. Nur hatte er das Unangenehme, daß er mit allem Nächsten rangirte, was zu seinem Leiden gehörte. Eine Katze, ein nickender Porzellanchinese, ein jüdischer Trödler, bei dem Neugkeiten rapportirte, und ein geachteter junger Dichter aus der Heimat war ihm dann Alles einerlei. Es gab sich in der Fülle seiner Menschlichkeiten wohl in solchen Augenblicken „gut" und „kindlich" gewesen sein. Auch Alfred Meißner, der vier mal in Paris gewesen, will dies beobachtet und glaubt es durch sein Buch bewiesen zu haben.

Der sittliche Mensch fängt aber da noch lange nicht an, wo man nur Diejenigen scheut und liebt, die zu unserm Behagen beigetragen haben. Wegen sein Behagen die Welt und die Menschen ehren, lieben oder wenigstens zu ergründen suchen, ist eines edeln Mannes wahre Würde. Selbst unser enthusiastischer Erzähler kann nicht verschweigen, daß Heine in einer ewigen Arbeit begriffen war, zu sondern, wer ist die hold, wer ist die abhold; wem schaut du, an wem rächst du dich, was kann Jenem ein Stigma aufdrücken, an dem er für ewige Zeiten genug hat; worin ist Der lächerlich und so fern Heine soll „Memoiren" hinterlassen haben, d. h. eine Mappe voll Schimpf und Unflat für seine

„Gegner“ [Er rächte zu seinen Gegnern Jeden, der nicht seiner unmittelbaren Person einmal eine Huldigung erwiesen hatte]

[Man kann uns nicht anklagen, daß wir über einen Todten sagen, was wir über einen Lebenden verschwiegen hätten. Man lese unsere Vorrede zu „Börne's Leben“. Der sittliche Mensch — darüber kann kein Zweifel sein — kann uns bei Heine nicht etwa in jener Sphäre mangeln, die Meixner in der angeborenen Versuchung seiner Sinne findet; dem Zauber der Frauen nicht widerstehen zu können, ist mehr ein Unglück als ein Verbrechen. Der sittliche Mensch, der uns in Heine's Leben fehlte, ist der durch seinen Beruf, seine Verantwortung, seinen Ruhm, zu tief seine Schicksale gehobene. Der mangelnde sittliche Mensch ist seine träge Schlaffheit für alles Das, was über die Norm hinausging. Wir wollen von seiner Unfähigkeit nicht sprechen, in allem höheren Schaffen etwas Anderes zu geben als Fragmente; wir finden auch in diesen Fragmenten die Pointe immer nur auf eine Neuerlichkeit gelegt. Selbst einen Schmerzensschrei an Gott kann er nicht anders enden als mit einer pointirten Form:

Geschlittert hat mich, was ich sah'
Auch du erbarme dich mein und sende
Die Ruhe mir, o Gott, und ende
Die schreckliche Tragödie!

Daß unsere Jugend von 1830 bis vielleicht nicht mehr heute, solche Laienrichter an der Spitze wie Alfred Meixner, nicht fühlte, wie ein solches Schnörkel am Schluß einer Umdichtung der ganze Empfindung in Frage stellt, so daß sie, wie geschah, in diesem Schnörkel eins das eigentlich Poetische, Genialische, Charakteristische und Nachahmungswerthe finden wollte, war lange Zeit eine Calamität für die Bestimmungen unseres Geschmacks, die Richtungen des Schaffens überhaupt, die Unterscheidungen des echten Schmucks vom auch poetischen Flitter. Hätte sich diese Geschmacksrichtung — wenn sie noch existirt — nur zu Gemüth, wie wohlfeil erkauft z. B. die aus unseren Sagen, Minneliedern, Volksliedern entlehnten poetischen Verbrämungen und Verzierungen sind, das Urtheil des Meisters, was Heine geschrieben, wäre in neunzig Fällen auf zehn als boshafte Gedankenlosigkeit zu meiden. Einfälle des Witzes, aufstaffirt mit dem bei uns als poetisch einmal angenommenen Apparat, bald vom Tannenhäuser und der Lorelei, bald vom Röslein roth aus des „Knaben Wunderhorn“, bald vom indischen Veilchen, bald von der nordischen Eiche, bald aus dem „Ich“ mit trochäischem Pomp, „Donna Clara, Donna Clara“, bald von jüdischen, mit einer gewissen Aeußerlichkeit vorgetragenen Reminiscenzen — alles Das war und ist kein Dichten. Es ist nur ein Nähmühen auf poetischen Effect und den wahren Geschmack haben auch diese Sachen nie befördert. Selbst im „Buche der Lieder“ ist das Meiste gesucht, manierirt, sogar in Dem, was uns gefühlvoll anmuthet, forcirt und in seinem besseren Grunde Reproduction unserer Romantiker und Goethe's.

Alles Das wird künftige Literarhistorie schildern. Sich darüber jetzt schon oder noch ereifern zu wollen, kann, wie einmal das Deuten kritischer Motive zu sehr gepflegt, nur übel ausgelegt werden. Ihr würdet es auch kaum so besonders hervorgehoben haben, wenn es uns nicht bedauerlich erschienen wäre, daß ein Poet wie Alfred Meixner sich noch auf einem solchen (österreichischen) Studentenstandpunkte befinden konnte, wie er sich in diesem Buche findet. Man sieht wol, daß die unheimliche Stimmung, die sich Heine's moralisch zu erwehren suchte, ihm nicht ganz unverständlich ist, daß er aber denn doch so ganz nur den feinen Hauch der Poesie, das Evangelium des ewig Schönen um seinen bewunderten Leib kommen wehen fühlte, daß verwundert ein alle auch bei ihm nur auf Neuerlichkeiten und poetisirende Renommisticreien gerichteter Geschmacksfinger.

Wahrnehmungen.

Wir Männer täuschen uns, wenn wir glauben, weibliche Gefallsucht wäre immer nur auf unsere Eroberung gerichtet. Die meisten Frauen sind nur eitel, um ihre Mitschwestern zu überwinden und wollen nichts als die Schmerzlosigkeit ihres Spiegels.

* *

Rufe dich nur bei jedem Unternehmen auf dein Mißlingen: hat es Erfolg, so lohnt dieser sich doppelt. Das Gefühl erhebt dann auch zugleich dein Herz, aber es aufzublähen.

* *

Den unreifen Volksliedern erscheint der Tod auch deshalb nicht so schreckhaft, weil ihrem dumpfen, thatsachenlosen Leben damit Gleichmaß und kräftige Impulse gegeben werden. Ein Leichenbegängniß wird im Volk oft wie eine Kindtaufe gefeiert.

* *

Der größte Geist wird von dem Augenblick an im Umgange langweilig, wenn er glaubt, sich nur als absolutes Ich geben zu dürfen und mit diesem seine Thatsachen allgemeiner Natur mehr in Verbindung zu setzen weiß.

* *

Eine Warnung für Berühmte! Je mehr dich dein Genius den entfernt, dich Bewundernden zum Gott zu machen, desto vorsichtiger sei darauf bedacht, dich Denen, die in deiner Nähe leben, als Mensch zu zeigen!

Über die Schlußerklärung meines Aufsatzes Lebensmüde die Bemerkung einer im Jahre 1830 zur Verwendung kommenden Kunst zur Unterdrückung hochüberflüssiger deutscher Schriftsteller, die sich poetischer Formen bedienen haben, aber ihre Unterdrückungen sind einigen beim Herausgeber meines. Vom Verlegerrecht eine Broschüre zu Münchhausen als Beitrag einer bisher ungeschriebenen Sammlung unter deutschen Romanen. 12 Bde. 7½ Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 45.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Aus dem Volke.

III. Landpartieen.

Das Herz des Bürgers, Vaters und Gatten ist ihm so wunderbar selig bewegt! Die Poesie des Hoffens, die Morgenpoesie des Genusses, die ganze, große, herrliche Sonnabendspoesie des Kleinbürgers!

Das Säubern und Jagen auf den Straßen muthet ihn schon sonntäglig an; die Geschäftigkeit in den Häusern, die für den Sonntag sich schmücken; die heimkehrenden Arbeiter, deren untere Gesichtshälften in einer Barbierstube seitlich zugerichtet wurden und die nur die obere Hälfte unverändert noch nach Hause bringen; das bewegte Leben auf dem Markte, wo Grünes und Zartes für den Sonntagmittagstisch eingekauft wird, selbst der aufgehäufte Kehricht vor den Häusern, den man eben abträgt — Alles, Alles erinnert ihn daran, es werde ihm morgen ein ganz besonderes Fest — ein Extra-Sonn- und Sonntag aufgehen. Die Familie bezweckt eine Landpartie!

Daheim ist schon Alles in voller Vorarbeit. Der Aelteste ist im hupfenden Vorgefühl der morgenden Sonntagsfreude schon heute auf die Steine gefallen und trägt eine nasse Binde über dem einen Auge, das auf Frühling und Blütenbäume verzichten muß; die nächstfolgenden Zwei prügeln sich ihre geschwisterliche Liebe zum kleinen August und die Frage, wer ihn morgen ziehen wird, auseinander handgreiflich ab; Alles ist im Aufruhr. Aber die Zornesexplosionen der älterlichen Pädagogik sind nur kurz, der Vater singt dem kleinen August das Lied vom weißen Schaf vor, hilft die Andern zu Bette bringen und während die Frau Kleider und Wäsche für den Morgen zurechtlegt, mahnt auch er daran, mit sinkender Sonne die Ruhe zu suchen.

Der Schlaf der beiden Gatten ist unruhig. Sie erwachte mit einem Alp, der ihr in Gestalt einer schwarzen Katze quer über die Bettdecke lief. Er mit einem Kirschblütenzweige, an dem er vom höchsten Gipfel eines Baums, den er mit Gefahr, geplündert zu werden, erstiegen, herab ins Korn fiel. Beide erheben sich. Es ist erst 4 Uhr, die Sonne noch nicht auf ihrem Posten. Am Morgen sehen die kleinen Wölkchen nicht gefährlich aus, aber man kommt überein, den Familienschirm mitzunehmen. Die Kinder werden aus den Betten gerissen, der ihnen noch fehlende Schlaf wird durch frisches Wasser erlegt, der Mann kocht den Kaffee; die Frau übernimmt das Kinderankleidegeschäft. Um mit Allen zugleich fertig zu sein, fängt sie mit Allen zugleich an. Den Jungen steckt sie in das eine Hosenbein und läßt ihn in einem Zustand des spannendsten Harrens, dem Mädchen hilft sie den Rock über, ohne ihr mit dem Kopfe durchzuhelfen, dem kleinen August wäscht sie das Gesicht nur fragmentarisch und den Aeltesten prügelt sie voll Ungeduld complett. Der Vater läuft hinzu und verbessert die Auflagen ehelicher Liebe, ohne seinem Geschäfte des Kaffeekochens dadurch Eintrag zu thun. Er mahnt, er hilft dem Jungen in den andern Theil seiner Hosen; er gießt, er bringt das Mädchen aus dem Rocke zu Tage; er eilt der

parenlaufenden Milch nach, es packt schon an dem Plätzchen, daß die Kleinen und die Vorbereitungen zu gleicher Zeit enthalten wird. Endlich ist das Kaffeetrinken eingenommen.

Und nun Abschied! Die Wohnung wird mit der umständlichsten Genauigkeit durchsucht, die Thüren werden verschlossen und in Verbindung gesetzt, ob sie sorgfältigen Zumutungen gemeinsamen moralischen Widerstand leisten. Jetzt geht es durch die noch einsamen Straßen der Stadt.

Vor dem Thore trifft man mit den bestellten guten Freunden und Freundinnen zusammen. Man begrüßt sich, man lacht, man scherzt, man erzählt sich die Vorkommnisse in der Häuslichkeit, die tausend Aufenthalte, die man gehabt, die schlechten Träume, man übt mit bewundernder Kraft für ein schon eingetretenes wirkliches Malheur den Trostton und seine Pflicht. Endlich hat, da auch die alte Frau Seitenfederin, die mit ihrem „Staat immer nicht fertig werden" könne, nebst Gemahl und Kindern eingetroffen, hoffnungsvoll der Zug sich in Bewegung.

Unterwegs Konversation über Wetter, Geschäfte, Krankheitsempfindungen, Butterpreise, fragmentarische Naturbetrachtungen. Der Schneider, ein Humorist, knüpft Bekanntschaft an mit der in die Kinderwagen versenkten Zukunft der Menschheit, gibt dabei aber auch vorzugsweise auf die gewöhnliche Umgebung derselben Acht; er spricht sich, seine Freundschaft werde er der großen Mutter zuwenden und seine Anhänglichkeit dem kleinen Schinken — und gelobt wird schon auf der nächsten grünen Anhöhe, wo sich dem Naturgenusse ein weites Feld auftut, Wurst mit Rettich, Schinken mit Kapernbutter. Springt dann noch der Frau Schließmuskelin ein Frosch in den Sommerkorb, so hat man auch seine humoristischen Intermezzos und weiß sich über Alles heiter zu erheben.

Nach einer verhältnismäßig langen Rast bricht man endlich auf. Die Portionen werden voll Mitleid den Vögeln überlassen. Man entfaltet die Familienschirme als Schutzwehr gegen die zudringliche Wut der Sonne. Der Seitenfederer hat sich ringsum mit allerlei Kraut und Buschwerk besteckt als Abwehr gegen die Bienen und dem Schneider ist durch die Gutmütigkeit des Müllers so der Mund gewachsen, daß er überraschende und völlig fachliche Witze selbst macht, theils anderweitig schon verbrauchte wiederholt. So lenkt der Zug in ein romantisch gelegenes Tal ein, die Bauern schauen verwundert aus den Fenstern, die kleinen Jungen vom äußersten Rennsteig Blond stellen sich am Wege auf und halten schützend vor der blendenden Sonne den gebogenen Arm über die Augen, um den Zug deutlicher zu sehen. Dem Schneider hackt ein wüthender Gänserich die neue Nankinghose an; ein kindliches Mitglied gleitet in den Dorfteich. Aber Alles bleibt dennoch froh und wohlgemuth und im Gasthofe nimmt man von einer schattigen Laube des Gartens Besitz, verwandelt einen Holzschuppen zur Kinderwagenremise und ist bemüht, sich so bequem wie möglich einzurichten. Man nimmt darüber ab, was und wie gegessen werden soll. Der Schneider schlägt vor, Table d'hôte zu spielen und zwar derart, daß eine Person die Suppe ist, die zweite das Fleisch, die dritte das Gemüse, die vierte — das wolle er selber sein — den Braten, die fünfte das Compot. In das Dessert sollten sich die Uebrigen theilen und die Kinder. „Die Bezahlung", schloß er seine Rede, „bringen wir durch eine Collecte zusammen." Zuletzt bestellte er aber für sich allein nur eine halbe Portion Kaffe; „denn", sagte er, „ich esse erst Abends 5 Uhr, ich bin das von Paris her gewohnt."

Während jedoch die andern Mitglieder der Partie sich warme Milchsuppen und Eierspeisen mit ihren Vorräthen zu einem regulären Mittagsmahl zusammenlegen, fangen schon einzelne Wolken an, sich über den Horizont des landpartieschen Einverständnisses zu legen. Der Schneider ist verliebter Komplexion, der Seitenfederer eifersüchtiger, die Frauen neidischer. Sie wollen von einer Landpartie auch etwas Romantik genießen, da sie aber nur sich allein nur darauf Ansprüche zu haben glauben, gibt es schon allerlei Randglossen zum Benehmen der Andern; ein Abstecher des Schneiders in die Wagenremise zu den Kinderwagen, nach denen eben die Frau Seitenfederin auch gegangen, bleibt Gegenstand von Neckereien, die nicht ganz passiert Natur sind, doch glücklicherweise von der fortgelegten Wanderung unterbrochen werden. Der Zug nähert sich einer Mühle, um dort (— das Erholungsgeschäft in der den Deutschen in solchen Fällen sympathisch —) den Kaffee einzunehmen. Der Aufbruch geschieht mit viel Umständlichkeit, die Mittagssonne, der weite Weg — den man überhaupt für die ganze Partie viel kürzer sich gedacht hatte — das Alles lastet schon etwas schwer auf der Stimmung. Die Mühle liegt in einem Thale idyllisch schön; ein Garten, herrliche Lauben, der Mühlteich, die rechts und links aufsteigenden Berge — das macht den Aufenthalt zwar sehr angenehm, aber nachdem das die gewählte Laube

kühlen Schatten gibt, der Bach murmelt, es aus allen Zweigen und Gebräuchen zwitschert, der Kukuk seinen Namen ruft und die klappernde Mühle das anmuthige Gemälde vollendet, ist doch die Stimmung schon höchst bedenklich. Beim Kaffeetrinken erbeitet man sich nur noch einmal durch das Umkippen einer Bank, welche die ganze Gesellschaft zu Fall bringt. Der Chor der Landpartieen braucht ein drastisches Mittel wie der Lustspieldichter für einen Wechsel. Der Seifensieder liegt als eigene lose Wandel auf seinem Zuckerkuchen, der ihm das Haar pudert, der Vater des Knaben mit der weißen Binde steckt mit dem Kopfe in dem Trabt- und Aschbeingefäße seines Regenschirms; dieser äußerste Effect bringt Alles zum Lachen, zum letzten — denn ach — die Landpartieen beginnen alle mit dem talentvollsten Humor und pflegen elegisch zu endigen.

„Zwar noch Abendbrot — der Deutsche, sagten wir schon, ist gründlich —, zwar noch Bier in allerlei Zuständen, bitter, weichen, spiegelglatten und getrübten — aber ein Gewitter droht schon lange. Es regnet! Der Familienvater hat nur noch einen Stuhl, die Familie in die Welt hinauszulangen, die andern hängen schlaff und gebrochen herunter. Indem die Mannen umgehen wie um ein Todtentuch um Schemme sollen und ihn mit eigenen Händen aufgespannt erhalten und über Aermel zu Abzugsröhren umwandeln, wandelt man jetzt so hin. Auch der gelecten Körbe weniger, da es immer grauer, immer dunkler wird, zu Waldhornen für die Damen. Ach, man sieht sie werden, die Städten, wo man lachte, die Statte, wo der Seifensieder überflüssig wurde, die, wo der Kreis in den gelecten Korb sprang; aber die Kinder schreien jetzt, die Kleinen, die nicht fahren, wollen getragen sein, die Väter erbärmen sich denn auch und so kommt man ermüdet und abgemattet und durchnäßt bis auf die Haut in der Stadt an. Es hat schon Uhr geschlagen; der Nachtwächter macht die Runde, die Laternen brennen sudrianisch spärlich, der Regen plätschert auf den Straßen. Da steht der Kleinbürger mit ganzer Familie vor der verschlossenen Hausthür — drinnen hängt der vergessene Hausschlüssel im Trockenen und er mit ganzer Familie steht draußen im Feuchten. Die Frau sinkt auf den Mann, der Mann läuft auf die Frau, die Kinder weinen und der Nachtwächter drückt seine officielle Theilnahme gegen Empfang eines Groschens und der Oeffnung der Hausthür aus. Man eilt ohne geordneten häuslichen Rechtszustand ins Bett und zieht die Decke bis über die Ohren; der Furcht, naß zu werden, hat Alle nur eine Krankheit ergriffen. Man schläft, man schnarcht, verschläft den Morgen und — morgen bleibt das Andenken doch! Man stiftet diese Landpartie in die Kirchenbücher noch oft und wenn sie auch die Erwachsenen aus dem Gedächtniß tilgen sollten, den Kindern bleibt sie unvergeßlich.

IV. Das Originalgenie.

Sein Aeußeres ist schwer zu beschreiben.

Selbst der talentvollste Polizeimann kommt in Verlegenheit, wenn es über die Grenzen des persönlichen Weichbildes hinaus zu recurriren, es im Steckbrief mit einiger Aehnlichkeit zu copiren.

Das Originalgenie erfreut sich der ganzen mütterlichen Sorgfalt der Polizei, die es nie aus den Augen verliert, es sorgfältig bewacht, jede Bewegung beobachtet und es nicht selten einsteckt.

Durch seine Garderobe wird es schon überkenntlich. Es hat nur Einen Rock für alle Fälle, für Sonn- und Wochentage, für Kirche und Visitenkarten, für die Straße und für das Haus. Der Hut beleuchtet hält Sonnenschein und Regenwetter mit bewundernswerthem Gleichmuthe aus; er verschmäht auch Regenschirme, Mantelüberzüge, imprägnirende Taschentuchfluxionale, er ist heilig mit der Welt, auf dem Unsterblichkeitsstandpunkte; ihm kann nichts gegeben und nichts genommen werden, seine Nähen, sein Glanz, seine Farbe mehr. Dem nächst sind die Beinkleider in des Wortes weitester Bedeutung die Unaussprechlichen. Die Stiefeln unterscheiden sich von allen andern durch Mangel an Absätzen und Sohlen und Ueberfluß an Einnähungen, sie haben den Vorzug, daß nie eine Bürste oder Ruthe sie gekommen ist, daß sie nie im Lustre Habermann'scher Glanzwichse erschienen sind.

Wir können uns näherem Augenschein verhehlen, daß das Originalgenie mittler Statur ist. Seine Haare stehen in der gefälligen Ordnung eines Bienenstuhles, in das ein Wirbelwind fuhr; seine Stirn ist nicht ohne bedeutenden Ausdruck, die Augen sind glänzend, oft geistig blitzend, mein sinnend; die Nase ist immer von etwas wulstigen und rothgrauen Farbe, der Mund breit, die Hälfte des Gesichts mit Bart bewachsen.

Wo stammt das Originalgenie her? Es hat seine schlechte Erziehung genossen, aber durch die Anlage zu Allem ist es nichts geworden. Seinem edlen Ursprunge nach gelernter Bürstenbinder, oder Hornverschleißer, oder Weber oder — Verzeihung, lieber Leser! — der schwarzen Kunst angehörend, der Kunst Gutenberg's, fühlte es früh ein höheres

Sarg gelegt und ſich eiferſüchtig wachsam alle um ihren Liebling herumgeſtellt, daß nur mit ſchwerer Mühe der Zugang zu ihm zu gewinnen iſt. Während im Süden die Schneewälle und Eisgründe des nahelieber Tauern überklommen werden müſſen, gähnt im Norden einzig und allein das finſtere Thor des vier Stunden langen Felſenpaſſes der Klamm dem Wanderer entgegen, der von Lend, d. i. von Salzburg, kommend, das Schneeweibchen der Berge ſchauen will. Früher ließ hier nur ein Saumweg für Roß und Mann kärglichen Raum, nun aber hat ſich eine neue fahrbare Straße durch die ſchauerige Wildniß gebrochen, hoch genug, in drohend und grauſig ſie auch aufſteigt. Ihr Kennerwerk an Keckheit und Kraft, bringt ſie in immer ſteilere Windungen, in thurmhohe Wände ſich einbohrend, auf felſenfeſten Pfeilern und Bogen gelagert, die Felſen hindurch. Senkrecht faſt, nur kurzſtig belaubt, fallen dieſe ab; in furchtbarer Tiefe durchſchäumt zur Linken die gaſteiner Ache ihr ſchmales Bett. Mit Staunen ſchauen wir zurück auf das Mauerwerk der Wölbungen, mit Schwindel hinab in den tobenden Klauß. Kalte Luft weht in der Schlucht; es iſt ſtill und einſam; alles hier Belebte und Webende, in alles uns Begegnende ſcheint den Schauer des Orts zu theilen und mitzufühlen. Ein Kreuz zur Seite eines Muttergottesbildes bezeichnet den höchſten Punkt des Paſſes, die ſogenannte Klammhöhe. Von hier an lenkt ſich die Straße, führt auf das öſtliche Ufer der Ache über und in die engſte Stelle der Schlucht, wo kaum der Himmel ein Plätzchen findet, ſein Blau zwiſchen das dunkele Grün der Felswände zu drängen. Nun haben wir nur noch wenige Schritte zu thun und wir ſtehen am Ausgange der Klamm, wo hoch von den auf einem dunkelbewaldeten Felſenſtock liegenden Ruinen der alten Feſte Klammſtein bewacht wird. Wir ſind hindurch, die Gaſtein hat ſich zeigend und anmuthig uns erſchloſſen; wir betreten deren erſten „Boden".

Jeden der zwölf Stunden in der Länge meſſend und ſo das große Parallelthal der Salzach bildend, theilt ſich das gaſteiner Thal, ſchlechtweg die Gaſtein genannt, in drei terraſſenförmig übereinanderliegende Thalflächen oder „Böden", deren erſter, der Gaſteiner Boden, bis zum Wildbad reicht; der zweite, der Hofgaſteiner Boden, erſtreckt ſich bis zum Nadelitz; der dritte endlich, der Nadelitzer Boden, endet am Tauern, wo das Thal zugleich ſeine größte Meereshöhe in 3887 Fuß erreicht. Dieſen Thalabſtufungen folgt auch der Lauf der Ache, der den Uebertritt in jeden neuen Boden mit einem großartigen Waſſerfall bezeichnet. Als prächtiger Bäder- und Kurſtadt tritt ſie aus dem Nadelitz hervor, fällt bei dem Wildbad auf den zweiten Boden herab und wirft ſich bei Lend in furchtbarem Sprunge der Salzach in die ihr Tod bringenden Arme. Kein Thal hat wunderbar und in raſcher Aufeinanderfolge ein ſolches Panorama der erſchütterndſtarrigſten Landſchaften vor, wie die Gaſtein es thut.

Schon in die Ferne, in der wir wandern, mit ihrem Reichthum von Matten und Feldern, aus denen Dörfer und Häuſer auftauchen, mit der in Folge Ruhe der grünen, friſchen Wieſen durchwogenden Höhe, ſchon ſind die zur Linken und Rechten das Thal umſäumenden Höhen in ihren groteſken, mannichfaltigen Formen, anfangs noch über und über mit Wald bekleidet, dann aber allmälig immer mehr in die höhern Felſenregionen übergehend, ferner Pflanzenkreiſe mehr Raum gewährend; aber am ſchönſten und prächtigſten in der Hintergrund, da die Tauernkette bei jeder Wendung des Wegs ſich herrlicher und majeſtätiſcher enthüllet, neue Gletſcherfelder ihr blitzendes Haupt erheben und mit ihrem wunderbaren Reiche immer näherrücken.

Im Weſten gegen Rauris hin ragt der Doppelgipfel des Bernfogels empor, im tiefern Süden das Hornkl mächtig empor. Wir kommen durch Dorf Gaſtein, dann an ein paar Weilern vorüber; am weſtlichen Thalrande erblicken wir die pittoresken Gehöfte der Kaſpauerſchwaig, der Zinkenſpitze u. ſ. w., tiefer im Süden die Inſelwände und der Schichtmeiſterkogel, zwei Seitenthäler öffnen ſich zur Linken. Wir umgehen den vorſpringenden Fuß der ſerpentinreichen Ingridbergerwand, erblicken Hofgaſtein mit dem ſchönen gothiſchen Thurm ſeiner Kirche, und haben nun volle Umſchau nach der uns bisher noch theilweiſe verdeckten öſtlichen und ſüdlichen Begrenzung des Thals. Dieſelbe ſchließen der Bernkogel, das Reich, der langgeſtreckte, dreifach gegipfelte Graukarkogel zusammen, tiefer im Süden ragen ſich die Reichebben und der Hennerkogel, während der impoſante Thalſchluß vom Radhausberg gebildet wird.

Hofgaſtein, dem Fabrikland Perfer durch Heranleitung des Wildbadwaſſers ſeine Zukunft erſchuf, iſt reich und vielverſprechend aufgeblüht. Mit jedem Jahre ſchlagen hier mehr Fremde ihre Wohnung auf, die theils im Wildbad ſich beengt und unbequem fühlen, theils wegen dortiger Ueberfüllung hierher gedrängt werden. So freundlich uns aber auch die einfachen Gaſthäuſer und die

vielfach mit Blumengärtchen umzogenen Privatwohnungen anschauen mögen, wir halten uns doch nicht auf, sondern pilgern weiter, der Felsenburg bei gastheimer Kaskaden zu.

Gleich außerhalb Hofgastein theilet sich der Weg; der eine Zweig, der sogenannte „Alte Weg", ist nun unbenutzt; der andere, der „Kurhausweg", läuft anfangs am linken Ufer der Ache, an Dorf und Schloß Hundstein vorüber, eben dort und hebt sich dann beim Oesterreichischen Kaiserhause an dem waldigen Abhange des Schneeberges hinan. Wir steigen weiter und höher, das steile Ungethüm Kaiserhaus zur Seite des Wegs, das schon bei einer Viertelstunde gleich fernem Donner vernehmbare Brausen des Wasserfalls, hier die „Schlucht", dort die Villa des Erzherzogs Johann — Alles deutet uns die Nähe des Wildbades an; aber noch ist dieses selbst unserm Auge verborgen. Da treten wir aus einem Tannenwalde heraus, eine kleine Biegung nach links — das längst gehörte Getöse hat sich zum Toben des Cataracts gestaltet, ein feiner, kalter Staubregen sprüht uns ins Gesicht, wir schauen erschrocken über uns — wir stehen auf der Brücke über, unter, vor dem Fall der Ache.

Wir sind verwirrt, bestürzt, entzückt zugleich; wir wissen nicht, wo anfangen, wo enden in unserm Schauen. Aus dem 300 Fuß über uns gelegenen Bockkessel Gasteins kommt die Ache hervor, kurz vor der „Schreckbrücke", die von unten aus gesehen wie ein Faden den Wasserschwall zu tragen scheint, sammelt sie all ihre Kraft zum kühnen Sprunge, stürzt dann reich und gewaltig in der engen Felsenschlucht 750 Fuß tief zur großen Brücke herab, braust durch diese hindurch und kommt erst tief unten wieder zu der ihrer Macht bewußten Ruhe, welche sie auf ihrer Thalwanderung zur Schau trägt. Zu beiden Seiten des Falls, an seinem unteren Theile, sind, von dunklem Nadelholz umgeben, einfache Häuser an den Felsen angeklebt — das ist Gastein, so klein und anspruchslos und doch von so gewaltiger Macht, hier spenden die Quellen, die Tausenden schon neues Leben gaben und die selbst nach vier kurzen Sommermonden vom Winterleid umfangen werden.

Jede Stelle hat einen eigenthümlichen Reiz, überall gewahren wir ein anderes packendes Bild — aber die glänzende Zierde von allen bleibt der Wasserfall. Immer und immer wieder kehren wir zu ihm zurück, wo wir ihm nahen, allenthalben stellt er sich mit neuem Zauber dar; mögen wir unten weilen, dort, wo neben dem kleinen Häuschen mit dem hölzernen Altan ein wegen des hoch aufsteigenden Gewässers kaum benutzbarer Steg über den Bach geht, wo die wenige Fuß hoher noch so mächtige Kraft der Cascade plötzlich erwartet, zusammenbricht und in Millionen Atome zerstiebt, mögen wir auf den Felsen der Linken, die eine Seite der Hauptbrücke einwärtenden „Wandelbahn" hinaufschauen in die auf- und niedergährenden, mit tosender Hast zur Tiefe eilenden Fluten, mögen wir oben auf der Schreckbrücke, umwirbelt von dem in dunstigen Wolken aufsteigenden Staube, wähnen, die Blätter der Waldesbäume selbst zittern in banger Furcht ob des Zusammentreffens mit solch stürmischem Nachbar — wir getrauen uns nicht zu entscheiden, wo uns die Schönheit des Falls am herrlichsten erschienen.

Wenn wir so vor ihm stehen, da haben wir stets den vollen Totaleindruck, nichts entgeht uns, wir bemerken jede Wassersäule, jeden Tropfen fast, der zu Boden fällt. — sobald wir aber später die Felsen ergreifen, um davon zu schreiten, so schwirrt und flimmert es vor unsern Augen, wir sehen blos einzelne Wassermotive und können nicht mehr das ganze Bild so vollständig nach der Natur zurechtlegen. Die gasteiner Kaskade ist ein vollendetes Lied ohne Worte, seine Melodieen umstürmen und treiben und hinein in die Gefühle der Unendlichkeit, kennen, einmal gehört, nie mehr vergessen werden, aber eben die bestimmten, ihnen unterzulegenden Worte anzugeben vermögen wir nicht. Der Fall übt in Gastein etwas wie Allgegenwart aus; es ist unmöglich, sich ihm zu entziehen; wo wir weilen, er ist es immerfort, den wir hören. Wenn des Frühroths Schimmer unser Lager kaum vernehmen wir sein Morgenlied; durch Schlaf und Traum tönt sein melancholisch Rauschen, und wenn hier ein Auge sich zum ewigen Schlummer schließt, so braust er den Todtengesang hin über das stille Grab.

Doch es ist Zeit, uns weiter umzusehen.

Wenn man die große Brücke, an deren einem Ende, wie schon bemerkt, neben dem Trottoir die lange, auf beiden Seiten mit eisernen Stangengittern versehene Wandelbahn sich hinzieht, überschritten hat, steht man auf dem „Großen Platze", dem Brennpunkte des gasteiner Treibens und Lebens. Sein Vordertheil nimmt die Façade des eleganten großen Straubingerbads ein, das auf der alten Straubingerbutte emporgewachsen und seit 300 Jahren in der Familie Straubinger eigenthümlichen Wohlseins. Wagen halten dort, gesattelte, unge-

mein ächter Wirth mit einem Aufwand von Lob, welche der heitere Nachmittag einen zu einer Bergpartie veranlaßen möchte. Unter dem die Aronie des Hauses beschattenden Sonnenzelte sitzen einzelne Fremde, Andere stehen in Gruppen plaudernd umher; hier reitet eine junge, schöne Dame, von einem, unverkennbar in heller Livree reitenden Herrn geleitet, vorüber; dort wandelt, in Shawl und Tuch eingenommen, ein Engländerin; die Laute fremder Sprachen schlagen an unser Ohr; mitten in der Gebirgseinsamkeit tritt uns ein Stück Leben aus der großen Welt entgegen. Einige Läden, namentlich mit Stickereien prangend, sind am Wege angebracht, denken aber leicht einfach Lem, der sich an den Luxus der Bauart anderer Wirthshäuser erinnert. Lem Hause gegenüber liegt erhöht das auch zur Aufnahme von Gästen eingerichtete Schießhaus, neben ihm führen Treppen in die sogenannten Schießanlagen, auf der Schießbrücke und mit gut erhaltenen Wegen in den Wald hinein. Hinter in seiner Nähe quillt aus der Felswand eine der vielen Quellen des Wasser in ein steinernes Becken, wo schöne Blumen werden von ihm benetzt und erhalten frisches Leben. So erblühen weit auch der Heimat fremde Blumen wieder, wenn der Wanderer Freuden der Erinnerung auf sie lenkt.

Wasser ist das Lebenselement Tirols, seine hellen Quellen sind der unversiegbaren, Leben gebenden und spendenden Wohlthaten. Ein entsprechendes unterhalb der Alpe Reichenbach aus dem in natürlicher Fassung als ein mächtiger Strahl sich erhebenden Brunnen und werden theils in Röhren, theils in Rinnsteinen geleitet. Die Temperatur des unter von Thongebirge hervorkommenden Quellen wechselt zwischen 2° und 10° einer Fahrenheit, sodaß das kalte, frische, salzige, geruchlose Wasser 11—12 Stunden abstehen muß, ehe es zum Bade verwendet werden kann.

Hier der Magnet der Quellen unwiderstehlich aus allen Gegenden der Erde anzieht, daß kommen und die Fremden, die, durch eine schmale Thalschlucht, theilweise auch durch Treppen verbunden, sich am Berghange hinaufziehen, und allen schönen fremden Thal nicht angehörige Wohnen heraus, daß in der kleinsten Kammerchen hinein und so allgemeinlich mit Gästen angefüllt. Im August erreicht gewöhnlich die Saison ihren Höhepunkt, die Logis werden da oft mit Mühe aufgefunden. Bedienste müssen bei den Zimmern ihrer Herren campiren. Das Badeleben kann hier, wo die Natur der Menschen zwingt, einander nahezutreten, nicht anders als angenehm sein. Es ist eigenthümlich, so einen recht heiteren Sommertag in Gastein zu leben: wie fröhlich und heiter flattern da die Fahnen, auf allen vier Winden hergeworbenen Sommervögel hinauf, herab — und nach wenig Minuten fliegen sie alle davon, der Post seine Briefe und seine Kunde die Alpen hinauf, die Wallfahrt werden gerichtet, alle Farben, die mit das Thal so eng mit der Welt verbinden, reisen ab, die Faule, aber heute und morgen beginnt Excursionen beginnt. In dieser so ganz und gar ephemeren Bewegung Gastens merkte ich auch den Hauptgrund des auffallenden Umstandes finden, daß hier so gut wenig für den Comfort der Einzelne gethan ist und die Hauptspeisenkarte an jeder Table unter vielen übrigen einfachen Nahrungen nie fehlen darf. Denn unter dem Strauchgeräthe haben nur die Schinke, das Gulyasfleisch und die Pilsa des Ostens so haben einen etwas fremden Ton aufzuweisen.

Der Verkehr, dem das Wirthshaus vorzüglich mit Verbindungen versieht, ist oft und gern dort anwesend. Nemer, unser Kellermeister, ist der's nicht, wenn er am Stammtisch verschwunden sitzt, als Hirte aus seinem Plaggenhaus ein Wort aus seinem eigenen Lebenskreis zu sagen? Er gemüthlich, gesellig, unterhaltend, wie jetzt die Nähe von der Hohe herunterdringt, weiß er einst in seinen neuen Worte Glanz von der Lenzen zu den Wunderblumen, umgeben, um spricht von der Volkserhebung Wenigstens nur nun schaun da so matt und gedämpft, wie der Alm grünen durch das Thal hinaus, auf seiner Herrschaft schnell erfüllter Traum zurück! In dieser Halle, in der sie einst unter den Volks Versammlungen standen, liegt jetzt und verdorrt wie hier der Wald, wenn es Winter wird, und das Herz kommt, das sich gehoben schien im frohen Muth wie hier die Leben auf dem weiten Rücken von Tirol.

Nach diesen wollen wir besuchen. Es freundlich steht auf einem Hügel das kleine Kirchlein in mitten des „Kirchhofs von Gastein". Wie Nacht seine Pforte ist, denn nie Katzen hat sie ihr Leichenbegängniß gesehen. Wie manches alte mes che Mann, dessen Wunsch in ganz anderm Boden wurzeln, ist hier zusammengebrochen! Aber wie manche volle Blume auch, die seine Liebe und Kraft für ihre weißen Blätter holen wollte, die sich auf heißer von den Höhen ins weiten volkslandschaften Thore niedersteigen gedacht, sah sie hier gebrochen! Die Berge schauen ernst und stumm

auf das Lebewohl, als wollten ſie ſagen: „Bald, ihr Schläfer, legt ſich ein Leichentuch um euch, ſo dicht und warm, wie es wo anders die Gräber leiden haben; die Sterne haben es mit goldenem Flitter geſtickt und Morgen- und Abendroth zündet dann unſere ziegigen Häupter an, daß wir euch als Todtenkerzen flammen!“

Gaſtein iſt reich an ſchönen, nahen Spaziergängen und an Gelegenheiten zu Ausflügen weiterer, intereſſanterer Art. Auf einem ſolchen möchte ich noch den Leſer führen, den Kapellenweg hinan, bis dahin, wo die Ache ihre ernſten Fälle in das Thal herunterſendet. In großen Bogen windet ſich die Straße zur Schreckhöhe, zum zweiten Boden der Gaſtein hinan, lange ſchon erblicken wir die ſchöne Kapelle des hochheiligen Kirchleins „In unſerer lieben Frauen vom guten Rath“ auf ihrem Felſenvogel vor uns, und dem hinteren Thalſchlunde glänzen die ſilberhaaren Schneelager des Schareck und der Schlappereben herüber; etwas mehr vorwärts links zeigt der Gipfel des Rathhausberges empor; endlich öffnet ſich das Anlauftthal, und dem der Anlaufbach herausrauſcht; wir überſchreiten denſelben auf der Paſſauerbrücke und bald kündigt lautes Pochen und Hämmern die Werkſtätten von Bockſtein an. „In der Paſſau“ heißt hier der ganze Bezirk, deſſen Mittelpunkt das kleine Bockſtein iſt. Eng, freundlich und lieblich liegt das Thal am Fuße der Tauern, es iſt ein Alpenflieder, das unabſehbare Bergwände von der Welt abſcheiden. Im Norden begrenzt die quergeſtreckte Mauer des Mannlkarkogel den Blick, im Oſten haben wir das Anlauftthal, deſſen impoſanter Schlußſtein, der Anlogel, ſich 10,200 Fuß emporhebt; ſüdöſtlich zeigt ſich der goldreiche Rathhausberg, für deſſen Ausbeute die verſchiedenſten Werkſtätten in Bockſtein thätig ſind; im Süden endlich beugt das ſchneeleuchtende Schareck den Weg zum Kapfelt an. Letzterem folgen wir; zwiſchen dem Rathhaus- und Tauernberge ſteigt er empor, ſteil, mit ſpitzen Steinen bedeckt, oft von den von den Bergwänden herunterſtrömenden Bächen durchſchnitten und vielfach nur mit Mühe einen ſchmalen Raum am Felſen neben der wild einherbrauſenden Ache findend. Unter Oft vernimmt das ferne Toſen eines Waſſerfalls und bald ſtehen wir an ſeinem Rande, es iſt die zweite der gewaltigen Cascaden, welche die Ache auf ihrem Wege zur Salzach bildet, der Remſerfall. 1000 Fuß hoch ſtürzt der Fluß von Granitfelſen herab in einen, aus demſelben Geſtein aufgethürmten dunkeln, weiten Keſſel, über welchem der aufgewirbelte Waſſerſtaub wie eine große Glasglocke ſchwebt. In geringer Entfernung gewahren wir auf beiden Ufern zwei ausgedehnte, dichte, gelbgefärbte Schneemaſſen, vor Jahren abgeſtürzte Lawinen, die ſich über den Fluß geworfen haben, von dieſem durchbrochen worden ſind und nun ihn als eine undurchdringliche, feſte Brücke überwölben. Wir ſteigen immer höher; unſere Blicke ſchweifen nach rechts und links; da halten ſie gebannt und bezaubert vor einem Schauſpiel ſtill, deſſen Reiz und Lieblichkeit von keinem andern übertroffen wird. Geräuſchlos, glänzend, ſilberweiß fällt von einer 300 Fuß hohen dunkeln Bergwand ein Bach herab; er iſt wie hingehaucht über den Felſen, deſſen ſchwarze Linien durch den leichten, flatternden Waſſerſchleier hindurchblicken; mit einem ſiebenfarbigen funkelnden Gürtel umſchlingt die gegenüberſtehende Sonne die ſchöne Fürſtin der Alpengewäſſer, — den Schleierfall — nur wenige Schritte weiter, welcher Gegenſatz! Tobend, brauſend, zischend überſchäumt die Ache zwei rieſige Granitblöcke — es iſt der Bärenfall; mit donnerndem Liebesrufe eilt der Fluß der Schleierbraut entgegen, umfaßt mit feuriger Glut die Widerſtrebende und führt ſie hinunter zum grünenden, ſonnigen Thale.

Symbol des Lebens und der Liebe, daß du dich ſo ſchön hier uns zeigſt! In Jugendmuth und -Fülle tritt zur Geliebten der Jüngling; in glühender Rede ſpricht er aus, was ſein Wünſchen und Sehnen iſt, bangend vernimmt ſie's, ſie hat nur Ahnern und Liebgen; aber die Luſt der Hoffnung, die ſich über das feuchte Auge ſpannt, ſagt mehr, als alle Worte melden können. Mit raſchem, ſtürmiſchem Werben tritt er ihr entgegen; ſchüchtern, langſam zögernden Schrittes naht ſie; ſie will ſich vom Heimathhauſe nicht trennen und doch kann ſie der Liebe Gewalt nicht widerſtehen, die ſie in ihm ſieht. Noch einmal erbebt er die bebende Stimme: er iſt erhört; feſt und innig hält er ſie umſchlungen; in Veilchenblau und Sonnengold ſpricht der Himmel ſeinen Segen zu dem Bunde; ſie ſind vereint und gehen hinaus ins weite, fröhliche, traurige, lachende und klagende Leben. Klippen und Felſen ſtellen ſich ihnen entgegen, ſie überwinden ſie leicht in der Liebe Kraft und Macht; die Stürme der Jugend ſiegen dahinten; das Thal der reifern Jahre iſt erreicht; langſam, ſchön, ruhig durchwandern ſie es. Da nahen allmälig die Engen und Mühen des Alters, aber freudig treten ſie in daſſelbe ein, die Erinnerungen der Jugend geben für kurze Augenblicke noch ein mal Jugendkraft; noch eine Klippe kommt,

die des Sterbens; es iſt die letzte, der letzte Kampf harrt ihrer; er wird kühn und muthig überwunden; vereint, wie ſie durchs Leben hingezogen, ſinken ſie in des Todes allgewaltigen Strom. — Das iſt die Geſchichte des Lebens, das iſt die Geſchichte des Adenſtuhles und ſeiner Schleierbraut von ihrem Lebensmai an bis zur Todesſtunde der Letzt.

Die Gold- und Silberſtrömung nach dem Orient.

In verſchiedenen Handelsblättern beſchäftigen ſich die Goldgewinnung und Ausfuhr Californiens und Auſtraliens in den letztverfloſſenen Jahren. Die Ausbeute von 1855 iſt eine überraſchend befriedigende geweſen, da ſie die des Jahres 1854 noch etwas überſtieg.

Man hat berechnet, daß durch die ſeit 1848 bearbeiteten Goldfelder bis 1854 die Erzeugung derſelben ſich auf etwa 740 Millionen Thlr. geſteigert hat, bis Ende December 1855 belief ſich der Gewinn dieſes edeln Metalls auf 940 Millionen.

Die Silbergewinnung hat im Ganzen ihren frühern Betrag behauptet, iſt aber in ſeiner Weiſe der Steigerung der Goldproduction zu vergleichen. Hätte man vor einigen Jahrzehnden irgendeinem noch ſo großen Nationalökonomen oder Staatsmanne die Frage vorgelegt: Welchen Einfluß eine Erzeugvermehrung des Goldvorraths im Weltverkehr um etwa 1000 Millionen hervorrufen würde, ſo würde er über die krankhafte Phantaſie des Fragenden gelächelt und es als eine müßige Hypotheſe betrachtet haben, die zu gewagt ſei, ſich hineinzudenken. Hätte man ihn dennoch dazu vermocht, ſo würde er mit großer Beſtimmtheit motivirt haben, daß, wenn ein ſo abnormer Fall zu denken ſei, jedenfalls die großen Banken das Hauptreſervoir dafür bilden würden und eine Zeit des goldenen Zeitalters würde eintreten müſſen, da die progreſſive Anhäufung und Ueberſchwemmung dieſes teilen fügigen Stroms die Werthrelation des Golds zum Silber nicht nur wie in den frühern Jahren von 1 — 15½, ſondern bis auf 1 — 12 oder 1 — 10, wie es das Normalverhältniß des Alterthums war, und vielleicht noch tiefer hinabdrücken werde.

Aber das Sprichwort ſagt: „Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen.“ Zieht man auf ſtatiſtiſchem Wege den Baarbetrag der Banken von England und Frankreich aus, ſo ergibt ſich, daß England im Jahre 1848 einen Baarvorrath von 14,950,000 Pfund Sterl. hatte, daß dieſer ſich in den nächſten drei Jahren bis auf 17 Millionen ſteigerte und im Jahre 1852 ſeinen Culminationspunkt mit 20 Millionen erreichte, bis er abfallend im Jahre 1855 nur 10 Millionen nachwieß. Aehnlich im Fallen und Steigen ergibt ſich auch der Baarvorrath in der Bank von Frankreich, wo das Jahr 1848 eine Summe von 251,000,000 Francs nachweiſt, in den drei folgenden eine über 400 Millionen und 1852 auch den Höhepunkt mit 511,400,000 Francs angibt. Daraus geht hervor, daß in der Werthrelation der Edelmetalle eine mit der ungewöhnlichſten Mehrproduction des Goldes nicht im Verhältniß ſtehende Einwirkung ſich bisher geltend gemacht hat und es drängt ſich die unwillkürliche Frage auf: Wo ſind denn die enormen Summen Goldes oder die durch das Gold vertriebenen Silberſtrom geblieben? Und wie iſt es möglich, daß die Werthverringerung des Goldes drei Procent nicht überſtiegen hat?

Beide Erſcheinungen hängen genau zuſammen. Als die neuen Goldzuflüſſe begannen, hatten die Vereinigten Staaten von Amerika und Frankreich geſetzlich die doppelte, thatſächlich jedoch nur die Silberwährung. Nur einer geringen Werthrelation auf dem Weltmarkt bedurfte es, um den Preis des Silbers höher ſteigen zu machen, als es die Münzgeſetze feſtgeſtellt hatten, um das thatſächliche Verhältniß im Geldumlauf dieſer Länder zuwege zu bringen, daß nämlich, ſo weit als irgend möglich, Gold das übliche Zahlmittel wurde.

Wenn man nun die Ausmünzungen der letzten acht Jahre in Frankreich überblickt, ſo kann man nicht in Zweifel über die Urſache der bisherigen Nichterhaltung des Geldwerthes noch über die ſich verändernde Lage der Dinge ſein, ſobald das große Silbergeld in Frankreich vollſtändig durch Goldmünze wird verdrängt ſein. Die franzöſiſchen Ausmünzungen und das Verhältniß der beiden edlen Metalle im Baarvorrath der franzöſiſchen Bank im Jahre 1855 betrugen: Ausgemünztes Gold 830,000,000, ausgemünztes Silber 7,000,000 — Gold in der Bank von Frankreich 4,500,000 Silber in der Bank von Frankreich 3,500,000. Es iſt aber, verglichen mit dem Ende des Jahres 1851, eine Verminderung von etwa 400 Millionen Francs im Silberbeſtande eingetreten. Nun drängt aber die Wahrnehmung, daß die Geldmünzencirculation in England, Amerika und Frankreich eine anſehnliche Vermehrung erfahren hat, zu der Frage: wo iſt das Silber geblieben, welches in Amerika und Frankreich durch die Vermehrung der Goldmünzen überflüſſig geworden?

Die Lösung dieser Frage liegt in der bedeutenden Silberströmung, welche seit Jahr und Tag wieder nach dem östlichen Asien stattfindet und in den abnormen Baarsendungen, welche der orientalische Krieg erheischte. Beides sind eigenthümliche und sehr wichtige Erscheinungen, welche eine nähere Untersuchung mit Recht ein lebhaftes Interesse in Anspruch nehmen muß, wie denn auch englische, französische und amerikanische Handelsblätter sich damit beschäftigt haben. Wir entnehmen gleichen Quellen die nachstehenden Notizen, in gedrängter Kürze.

Es stellt sich bei den statistischen Vergleichen heraus, daß im Verlauf der letzten fünf Jahre mit der Ueberlandpost dem Werth nach über 175 Millionen Thaler Goldsorten, darunter etwa 140 Millionen Thaler Silber verschifft sind. Ein Theil des Geldes soll zunächst in Malta und Aegypten bestimmt gewesen sein, das Silber aber hat sich ausschließlich seinen Weg nach Indien und China genommen.

Die Handelsblätter fügen hinzu, daß wenn uns auch gar keine nähern Details über die Silberverschiffung nach dem Osten von Asien vorlägen, so könne man diese doch aus der in den letzten Jahren so überaus gestiegenen Ausfuhr Ostindiens und Chinas nach Europa und Nordamerika schließen, während der Absatz europäischer und amerikanischer Erzeugnisse dem Werthe nach ziemlich stabil geblieben sind und auch die Summe der von der Ostindischen Compagnie auf Kalkutta, Madras und Bombay gezogenen Wechsel nicht unbedeutend gestiegen ist, jedoch nicht in dem Maße, als die Ausfuhr dieser Länder angenommen hat, und dann noch besonders aus dem Wechselcurse zwischen Indien und England. Als Erklärungsgründe für den andauernden Abfluß des Silbers nach Indien führten englische Blätter die vielen Eisenbahnbauten an, welche die große Geldcentralisation erheischten und bei welchen englische Capitalisten sich so betheiligt, daß sie Baarsendungen zu leisten hätten, und daß andererseits durch die im Eingange begriffene französische Münzumgestaltung das in Europa überflüssig gewordene Silber nach Indien und China schon deshalb gleichsam von selbst überströme, weil es dort einen höhern Werth habe. Einige Schreiben von Kaufleuten, die der „Economist" vom 2 und 9 Februar d. J. mittheilt, geben uns die gewünschten Aufklärungen und lösen alle vorhandenen Räthsel.

„Die Hauptweltverschiffung nach dem Orient", heißt es in dem einen Brief, „erklärt sich aus der enormen Zunahme des Seidenexports aus China und der ebenso beständig im Steigen begriffenen Theeausfuhr nach England und Amerika. Wunderbarerweise hat aber mit der Zunahme der chinesischen Ausfuhr die dortige Waareneinfuhr beträchtlich abgenommen. Die Differenz kommt dem durchschnittlichen Betrage der Silberverschiffung nach dem Osten seit 1851 ziemlich gleich. Viel Silber geht nicht direct nach China, sondern nach Indien, allein dies erklärt sich durch die Handelsbeziehungen zwischen diesen beiden Ländern."

Früher ward Baumwolle, die jetzt aus Indien nach England geht, aus Indien nach China gesandt und diente mit zur Bezahlung des Thees, da die Remessen nach Indien für die Baumwolle in Wechsel auf England bewerkstelligt wurden, welche Wechsel für den Einkauf des Thees verkauft und in Bombay und Kalkutta an Diejenigen verkauft wurden, die nach England für britische Fabrikate zu remittiren hatten. Außerdem hatte China nach Indien für Opium Remessen in Silber zu machen. Jetzt geschieht auch hierfür die Bezahlung meistens durch Wechsel auf England, und Indien braucht dagegen aus England das Silber, welches es früher aus China erhielt. So geht ein großer Theil des Silbers durch die Ausgleichung der Handelsbilanz nach Indien. Daß bei Beurtheilung derartiger Verhältnisse nicht einzelne Jahre, sondern der Durchschnitt mehrerer Jahre zur Geltung kommt, versteht sich von selbst. Zu Ende des Jahres 1850 und 1851 meinten z. B. die Kaufleute, daß die Curse sich nicht so hoch halten würden, und verschoben deshalb ihre Zahlungen an die Chinesen, da diese den Europäern in ausgedehntem Maße Credit geben, während das Umgekehrte nicht stattfindet. In einem andern Brief eines Kaufmanns wird ganz besonders hervorgehoben, daß die Neigung zum Verbrauch europäischer Artikel in China bisher so wenig Fortschritte mache, daß nicht einmal die sehr hohe Prämie, welche durch Wechselcurse in den nördlichen chinesischen Häfen erhalten werde, die Handelsbilanz, die so enorm zu Ungunsten Europas ist, habe ändern können.

Der spanische Thaler, dessen effectiver Werth nach dem jetzigen Silberpreise ungefähr 5 Schillinge beträgt, hat in Shanghai längere Zeit einen Preis von 6 bis 9 behauptet. Die Calculation des Curses weist schon einen ausreichenden Gewinn ab, wenn auch an den Artikeln nichts gewonnen. Auf diese Weise erklären sich bei einer durchschnittlich jährlichen Seidenausfuhr aus Shanghai von

15 Millionen Dollars neben dem großen Theexport die starken Silberverschiffungen.

Fragt man nun weiter, was geschieht in China mit den enormen Summen des jährlich importirten Silbers? so wird der Hinweis auf die dort erforderliche Vermehrung des cirkulirenden Mediums keine ausreichende Erklärung geben, denn der Geldumlauf ist trotz dieser Silberzufuhr nicht entsprechend. Es stellt sich mithin heraus, daß die Neigung der chinesischen Völker, wie auch die einiger andern, dahin geht, die edlen Metalle als letzte Schätze anzusammeln, wodurch sich die Absorbirung des Silbers erklärt. Die Unruhen im chinesischen Reiche während der letzten Jahre sollen die verborgenen Anhäufungen von Silber noch gesteigert haben, da die meisten einigermaßen begüterten Chinesen ihre Schätze vergraben haben. Daß in solch enormen Summen in einzelnen Fällen diese Ansammlungen stattfinden, darüber gibt J. J. Lacé in seinem Werke: „China during the war since the peace", aus offiziellen Quellen einen Beleg. Als man nämlich das Vermögen des in Ungnade gefallenen Kanzlers confiscirte, wurden dasselbe in seinem Schatze vorgefunden 682 Pfund Gold und 17,040,000 Tael Silber (7 Tael machen 1 Mark 6 also 1 Tael = 2 Thaler preußisch Courant), und als später noch eine nachträgliche Nachforschung stattfand, wurden noch 1884 große Silberbarren von Sycceeder, aber zum Werthe von 600 Piaster und 46,000 Tael gebrochenes Silber vorgefunden, welche Summen sämmtlich confiscirt wurden und dem Staatsschatz, d. h. dem kaiserlichen Schatzmeister überliefert wurden. Derartige Manöver sind in China wie in ganz Asien nicht ungewöhnlich, man kennt einzelne Beamte, die es besonders verstehen, sich an Gold und Silber wie ein Blutegel an Vieh, satt saugen — dann tritt allemal der Moment ein, wo der Unglückliche in Ungnade fällt und der Sohn der Sonne den Gold- und Silberstrom dem armen Opfer abspricht, um ihn zu verschlucken.

Mit dem Ausfuhrverbot läßt sich erwarten, daß die besprochenen Silbersendungen nach der Türkei und dem Schwarzen Meer, welche 1854 und 1855 große Summen absorbirten, in etwas eingestellt werden, denn die bedeutenden Lieferungen für die Landarmeen und die Flotten waren es hauptsächlich, welche indirect so wesentlich dazu beigetragen haben, die Baarvorräthe der Banken von Frankreich und England zu vermindern und wovon manche Leute erst aus Australien angekommene Geldsendung sofort verwandt werden mußte. Nach China wird hingegen allem Anschein nach die Silbersendung fortdauern, da wir von den Chinesen, die Chinesen aber von uns keine Waaren, sondern nur unser Silber und Gold dagegen eintauschen.

Ob nun der sanguinischen Hoffnungen, welche Einige hinsichts des baldigen Zurückströmens der baaren Geldsummen nach dem Westen Europas hegen, sich realisiren werden, steht dahin, da die Neigung des Schätzesammelns und Vergrabens auch bei den Türken, den Griechen und in den Levanteländern verbreitete Sitte ist, wodurch bedeutende Summen dort festgehalten und dem allgemeinen Umlauf einstweilen entzogen werden dürften. M.

Berliner Briefe.

X.

Hat nicht auch König Lenz seine großen und kleinen Feste, läßt seine Blumenteppiche breiten, schickt seine Ausstellungen in leuchtenden Glühwürmchen zu Tausenden aus und läßt mit einem ganzen Chor unbetheiligter Musikanten, die vom Blatt singen, die ganze Stadt in seine grünen Salons, gibt Ball über Ball und — darüber sollte wenigstens in Sachen sein als über das Treibhausleben des harten Winters, dem Sie so bereitwillig Ihre Spalten öffneten?

Ärztlich werden auch Sie sich verdrossen haben über die Unsichtigkeit, mit welcher der Lenz diesmal erschienen. Er wetteiferte mit den Gentlemenreitern und den Ärztendamenunterhaltungen. Daß ein heftiges Fest der Winden war da, aber die grünen Banner wehten nur schüchtern und heimlich von den Bäumen, sie zögerten mit der Entfaltung all ihrer Pracht und Herrlichkeit, als müsse erst irgendetwas Wichtiges geschehen. Der Arzt sing wurde alle Schuld auf den rauhen Ostwind, dieser klagte den Westen an, endlich aber ward der Friede der Natur nicht mit einer Aderlaßbinde, wohl aber mit Donner und Blitz unterzeichnet. Eine Arztlingsgewitterpredigt machte allem Hader ein Ende, der Natur legte endlich wirklich ihr Blumenkleid an, gleichviel ob sie auch darunter ein wenig fröstelte. Die Berliner machten es ebenso, die Wallfahrten nach Potsdam, Jagd, Pauken begannen, der Verkehr der guten Stadt zog mächtig — da es Welt ist, lauf auch schon ein wenig Kabale, seine schöne Natur in Berlin ohne Strand — zum Hohngelächter und Unser die Zelte, die allem Andern nur fernen Zelten ähnlich sehen, und trauten ihre verschiedenen „kühlen Blonden", Braunen,

Dunkelbraunen, zu Schwarzen — denn sogar Jodtr hat noch Anhänger! Die Vornehmern bezogen ihre — Sommerställe, vor dem Potsdamer Thor und im Thiergarten. Ja sogar Champêtrische Ball- und Theatergenüsse und Italienische Nächte begannen. Freilich, der nordische Himmel ist nicht die Heimat der Musen und Grazien und läßt dabei weder Thalia noch Terpsichore sorglos die Nächte durchschwärmen, er betrachtet sie immer nur als Gäste und verlangt ihnen den Heimatsschein, nur ab und zu nach seinen Launen ihnen huldigend. Merkwürdig war dabei, daß in der Friedrich-Wilhelmstadt sogar eine Nachtigall tanzte. Eine Opernsängerin Namens Nachtigall!

Aber sammeln wir uns zu ernstern Dingen!

Da ist zuvörderst die Kunst! Die aus dem königlichen Institut für Glasmalerei unter Leitung des Herrn von Kalkenstein hervorgegangenen Kirchenfenster waren in einer Monstrebude auf dem Opernplatze zur Schau aufgestellt. Die zwei großen sind ein königliches Geschenk für die Marienkirche zu Stralsund. Sie haben 85 Fuß Höhe und 17 Fuß Breite. Man hat dabei nur die Theile, welche die Vollcompositionen enthalten, aufstellen können. Der Carton ist vom Professor Teichner, die Malerei von Martin. Das zweite Fenster stellt die Anbetung der heiligen drei Könige nach einer Radirung von Zwoll durch Teichner im Carton gezeichnet und gleichfalls von Martin gemalt dar. Außer diesen beiden Fenstern sind noch zwei kleinere für den Naumburger Dom, mit Darstellungen aus dem Leben der Apostel Paulus und Petrus.

So anerkennenswerth das Bestreben ist, die Glasmalerei zu pflegen, müssen wir doch bekennen, daß uns die in hiesigen Blättern zwar sehr gelobte Technik keineswegs befriedigt hat. Wir hatten nur die Empfindung von buntem Glase, das man möglichst gut zu einem Bilde zusammengesetzt hatte. Von eigentlich künstlerischer Verschmelzung der Farbentöne, von Abänderungen in Licht und Schatten war wenig zu finden. Nach dieser Seite der Kunst, die E. Mohn in Dresden zuerst wieder ins Leben rief, ist uns München weit voraus. Wer das Boisserée'sche Atelier in seiner Blütenzeit besucht, wer die Fenster des Kölner Doms kennt oder gar Joseph Servais's Auferstehung Christi in Venlo gesehen hat, der weiß zum mindesten, was in buntem Glase geleistet werden kann und wird sehr unbefriedigt vor vielen teinfallenden Kunstwerken stehen, die ihm nur die schwachen Anfänge und guten Willen zeigen.

Auf den Werth und den künstlerischen Stil der Glasmalerei überhaupt einzugehen ist hier nicht der Ort. Der Zauber, der zunächst durch diese beiden Bilder wach gerufen wird, beruht in den wunderbar schönen Lichttönen, die sie geben, die die hohen Hallen gothischer Dome und Kirchen wie mit überirdischem Glanz durchleuchten und einen die Sinne fesselnden Nimbus dem Eintretenden entgegenbreiten. Wer liebte nicht gern ein stilles Heiligthum in ganzer Fülle auf sein Gemüth wirken, wenn es ihn so magisch umfängt? Der prosaische wie der poetische Mensch ist dafür empfänglich und auf die Masse wirkt es doppelt bedeutsam, da es sich an die Sinne ohne Bewußtsein der Ursache wendet, ein Thema, über das schon Band III, S. 799 der „Unterhaltungen" gesprochen wurde.

Wir sind bei heiligen Eindrücken. Da fesselt uns ein von dem hiesigen Bildhauer Holtzer restaurirter großer mittelalterlicher Altar aus dem 15. Jahrhundert, welcher der St.-Nicolaikirche zu Stralsund gehört. Er ist der fanatischen Bilderstürmerei daselbst glücklich entgangen, doch drohte er dem Zahn der Zeit zu erliegen. So sandte ihn der Magistrat mit großen Kosten hierher zur Restauration. Die herrlichen Schnitzereien seiner edel architektonischen, reingothischen Formen sind mit bewundernswerthem Fleiß dem Verfall entrissen. Der erste Blick zeigt uns in seinem Innern die großartigste Holzskulptur. 40 Fuß hoch und 24 Fuß breit, enthält er, an vielleicht über 100 plastischen Figuren, die ganze Lebens- und Leidensgeschichte Christi. Von seiner Geburt an bis zu Golgatha wandern wir mit dem Heiland — er thront in mitten beider Schächer und der Urkünstler läßt hier die Seelen der drei Gekreuzigten von verschiedenen Gestalten in Empfang nehmen — außer der Taube und dem Engel ist der Teufel in Person da und packt die Seele des einen Schächers, die als Wickelkind dem Dahinsterbenden entflieht. Ein lebendiges Zeugniß von der Kunst des Mittelalters, die sich mit der Religion eng verschwistert hatte und in einem Herz und Sinn durchdringenden Andachtsgefühl lebte, noch leben konnte, durfte, mußte — doch jetzt?

Da sieht Meister Gornelius' Aquarellskizze: „Das Gericht" des Jüngsten Gerichts." Es ist die Modellskizze zu einem Altarbilde des neuen Doms, dessen weiterer Bau seit Jahren auf disponible Fonds wartet. Das Bild ist im Stil der Meisterwerke des 14. Jahrhunderts gehalten. Auf fünf Wolkenschichten geht es vom Himmel zur Erde hinab. In der Mitte des ungefähr vier Fuß hohen Ge-

wälder, hoch oben im sogenannten Urhimmel sind Engel mit den Leidenswerkzeugen, zu beiden Seiten die Aeltesten in weißen Gewändern, ihre Kronen niederlegend, nach Offenbarung Johannis 4, 4—10. Auf der zweiten Wolkenschicht steht Christus von Cherubim umgeben, ruhend auf den Symbolen der Evangelisten. Zu seiner Linken steht die Jungfrau Maria, rechts der überaus fulminant blickende Johannes der Täufer, umgeben von den Märtyrern und Bekennern mit Palmen in ihren Händen. Auf der dritten Wolkenschicht der Engel mit dem verschlossenen Buche (in quo totum continetur), umgeben von andern Engeln, welche den Befehl zum Posaunenrufe erwarten. Zu beiden Seiten dieser Gruppe die Apostel und die Heiligen des Alten Bundes. Unter diesen, auf der vierten Wolkenstufe, sind die Kirchenväter und Lehrer, die Anachoreten, die Bischöfe und Apostel, auch Gregorius und Ignatius. Links und rechts senken sich tiefere Stufen als Wolken zur Erde, darauf steht rechts der Erzengel Michael und der der Gerechtigkeit mit Schwert und Wage; links schwebt ein Engel mit duftender Weihrauchmuschel — die Gebete der Heiligen personifizierend, und ein gerettetes Jüngling wird emporgehoben. Die fünfte Schicht ist die Erde: dort knieen an einem Altar rechts die Königin von Preußen, links der König von Preußen, hinter demselben der Prinz von Preußen und seine Gemahlin sowie ihre beiden Kinder, auch Prinz Karl; dann kommen einige Kammerherren und Adjutanten in einer Art römischer Togaumhüllung; hinter der Königin einige Hofdamen und Kammerherren; außer diesem königlichen Gefolge verschiedene Engel und Embleme des Erdenlebens. . . . Cornelius ist ein so großer Meister, daß es sich von selbst versteht, daß einzelne Gestalten und Gruppen ganz wundervoll und schön conzipirt sind — es sind gewiß weit über hundert Gestalten — aber das Ganze . . . Brechen wir ab.

Es war ein Sonntag und eine Kaiserin lag in ihrem Salonwagen auf dem Bahnhofe und die Berliner mußten sich mit dem Glauben begnügen, wie einst die alten Deutschen, wenn der Wagen der Göttin Hertha, seinem Auge sichtbar, vorüberfuhrte; und sie thaten es und ein vielstimmiges lautes Vivat begrüßte die Unsichtbare und die sichtbaren Hoheiten und diese dampften unaufgehalten nach Potsdam.

Man sagt, daß eine unbeschreibliche Sehnsucht die Kaiserin von Rußland zu den Erinnerungsstätten ihrer Jugendtage zurückgezogen hätte. In diesem Sinne hätte die hohe Frau auch alle alten und ältesten Diener und Dienerinnen des Königshauses vor sich beschieden und sie mit speziellem Wohlwollen begrüßt und beschenkt. Zur Freude ihrer Umgebungen wirkte die heimatliche Atmosphäre so wohlthätig auf sie ein, daß nach wenig Tagen der Ruhe sich in der schattenhaften Gestalt ihrer Erscheinung ein kräftigerer Pulsschlag bemerkbar machte; man sah sie sogar ab und zu auf der Terrasse umhergehen. In den großen geselligen Kreis sich nicht mischend, weilte sie im Nebenzimmer, Einen oder den Andern der Übrigen besuchsweise empfangend. Hofrath Schneider hat sich des Vorzugs erfreut, durch seinen vortrefflichen Vortrag die Kaiserin durch Lectüre zu zerstreuen, die sie, wie die mündlichen Unterhaltungen, mit großer geistiger Frische, trotz ihrer Körperschwäche, aufgenommen hat. Ihr Sohn überraschte sie. Man fand, daß er angegriffen war. Er ist nicht so impulsiv, wie sein Vater war, vor dessen wetterleuchtendem Auge Alles zusammenzuckte. Alexander II. zeichnet sich durch große Anmuth und Milde im Ausdruck, durch Feinheit, ganz im Gegensatz zu seinem Vater, aus. Das Haar ist blond, die Gesichtsfarbe zart. Von der Liebe und Hingebung, mit welcher die Söhne an ihrer leidenden Mutter hängen, waren Alle erfüllt, die sahen, mit welchem Eifer sie zu irgendeiner kleinen Dienstleistung ihr zur Seite waren.

Ich komme in die laufende Chronik der Sommertage und kann Ihnen nicht verschweigen, daß das Pferderennen mehr Umfang und Aufschwung nimmt, als man von solchen artistischen Vergnügungen wünschen möchte. Denn der Deckmantel: „Pro patria est dum ludere videmur", d. h. Die Pferdezucht des Landes verdankt unsern Wetten ihren Aufschwung, ist ziemlich fadenscheinig geworden, seitdem man weiß, daß die Wettrennen ein Hazardspiel mehr geworden sind. . . Die Tribünen boten einen stattlichen Anblick. Neben der sehr glänzend ausgestatteten, für die Prinzen und Prinzessinnen bestimmten Loge gewahrte man Beau monde und Haute volée, die Diplomaten und den hohen Adel im bunten Gemisch. Die Damen in reizender Toilette trugen, auch ohne speziell durch den Kaiser der Romanen mit der Decoration „des seidenen Sonnenschirms", wie gegenwärtig die Marschälle Bazaine und Canrobert, begnadigt zu sein, diese buntfarbigen Reichsfahnen über zarter Haut und ließen die Fülle der Bandschleifen wie Siegeswimpel im Winde wehen. Die alten und jungen Centauren, d. h. die Cavaliere,

in übergroßer Menge vertreten, blicken in Summa heute weniger nach den Damen als nach ihren Pferden und Jockeys. Die Zwischenpausen wurden durch Musik ausgefüllt und neben der Eis- und Kaffeebude verbreitete auch ein Würstelpraterl seinen anlockenden Duft. So ging es acht Tage um und um — die Ehre und die hohen Preise lockten zu immer neuen Unternehmungen. Was kam es da auf ein paar zerbrochene Schlüsselbeine mehr oder weniger an? Im schlimmsten steeple-chase wurden auch nur die Jockeys krumgeritten. Sie erinnern sich doch unserer Jockeyclubs, als dessen Opfer einst ein gewisser Präsident von Hinckeldey fiel?

Es waren im Ganzen 28 Concurrenzritten, darunter zehn allerdings ins praktische Gebiet schlagend, für diese waren 10054 Thaler Prämien ausgesetzt. Den übrigen 28 Concurrenzritten blieben demnach noch über 27,000 Thaler Prämie, da 28,146 Thaler beisammen waren, eine Summe, wie sie keine zweite Bahn auf dem Continent auch nur annähernd zusammenbringt und inclusive der 110 edeln Renner, die hier erschienen, für die große Bedeutsamkeit der berliner Rennbahn spricht. Schon in den verflossenen Jahren ist auf der hiesigen Bahn eine Schnelligkeit im Lauf entwickelt worden, wie sie keine englische Bahn aufzuweisen vermag, und das Vorjahr in diesem Jahre nicht abgenommen, beweisen die darüber gehaltenen Listen. Die Kraftprobe dieser Vollblutpferde [illegible] ist nach der Strecke zwischen 57 Secunden und 1 Minute 9 Secunden für ein Achtel deutscher Meile; es wurden somit von den Pferden in einer Secunde 43 – 52 Fuß zurückgelegt. Mit der Rennkraft hat die Ausdauer concurrirt, denn manche Pferde erschienen wiederum am Posten, nachdem sie eben vorher den Sieg errungen oder doch mitgelaufen waren. Hinsichtlich der Qualität waren aber auch die besten Pferde des Continents hier erschienen und Pferde, die mit großem Erfolg auf andern deutschen Bahnen gelaufen waren, wurden hier überflügelt und gewannen nicht einmal den zweiten Preis.

Der alte, jahrelange Streit der Pferdezüchter, ob das Blut oder der Knochenbau das wesentliche Bedingniß eines ausgezeichneten Rennets ist, neigt sich schließlich zu dem sehr einfachen Resultat, daß Beides zusammenfallen muß, um Großartiges zu leisten. Die Natur bleibt überall ihren Gesetzen getreu; sie begnügt sich nie und nirgends mit dem nächstens Gegebenen; wo das Höchste erreicht wird, ist sie vollkommen, nach allen Seiten hin im Gleichgewicht ihrer Verhältnisse.

Der Fürst Sulkowski gewann die höchste Summe 5275 Thaler. Nächst ihm Graf Hahn, Gutzkow, Baron Maltzahn, Eichhoff u. A. sehr bedeutende Einsätze von 800 und 400 Friedrichsd'or sowie verschiedene Ehrenpreise.

Bei solchen enormen Summen fallen mir die Preise ein, die man bei unsern Vogelschießen, die zuweilen im lieben Vaterlande veranstaltet werden (z. B. jetzt in München), gewinnen kann.

(Von einer Dame beendet.)

Anregungen.

Die Gegensätze in der Wissenschaft vom Christenthum.

Karl Schwarz, Professor der Theologie in Halle, hat die theologischen Kämpfe und Richtungen der letzten zwanzig Jahre in einer Weise beschrieben und begriffen, daß sein bereits in zweiter Auflage erschienenes Buch „Zur Geschichte der neuesten Theologie" (Leipzig, A. H. Brockhaus, 1856) zu einem der schönsten wird, das wir seit lange gelesen. Wir können es jedem Gebildeten, der die Gegenwart und wie sie aus der nächsten Vergangenheit geworden, begreifen will, nicht genug zum Lesen empfehlen.

Theologie und Philosophie, beide in innigster Wechselbeziehung und Durchdringung, beherrschten seit Schleiermacher und Hegel nahezu die deutsche Literatur und das gesammte deutsche Geistesleben. Man muß also die Geschichte der Theologie und Philosophie von jener denkwürdigen Epoche nehmen, wenn man ein richtiges Urtheil auch über diese gewinnen will.

Schwarz datirt zwar die neueste Theologie vom Strauß an, aber es gibt in der Entwickelung auch die Vorbereitungen des Strauß'schen „Leben Jesu", das so erschütternd wirkte und den ganzen späteren Irrungsproceß in der Theologie veranlaßte. Schwarz ist ein Geschichtschreiber im wahren Sinne des Worts, indem er die historischen Erscheinungen nur theologischer Contemplation nicht bloß über, sondern in ihrer Nothwendigkeit begreift, sie theils auf ihre innern Quellen, auf die jedesmal von epochemachenden, genialen Individuen hervorgerufenen neuen Geistesströmungen, theils auf die äußern Gestaltungen zurückführt, denen auch die Theologie, obgleich sie über der Welt erhaben zu sein sich dünkt, unterworfen ist.

Die genialen Individuen, von denen neue Bahnen gebrochen wurden, waren Schleiermacher, Hegel,

Strauß, Baur (in Tübingen) u. A. Schließlich wird Schwarz nicht müde treffend wie vor den Mantel nach dem Winde hängende Theologie, die in einem Hexenkessel und Stadt ihre vornehmsten Repräsentanten gefunden und die Schwarz treffend die „Cäsarentheologie" nennt. Gut ist auch die vermittelnde Vermittlungstheologie eines Neander und anderer ihm ähnlicher Geister, denen das Herz den Theologen machen soll, geschildert und gewürdigt. Ein Beweis von der Unbefangenheit des Verfassers ist sein Urtheil über Tholuck in Halle, dem er als Kollege an einer und derselben Universität so nahe steht. Das Schwarz'sche Buch — und dies gereicht ihm gewiß zu großem Lobe — meidet und mindert an, als wäre es kaum von einem Theologen, sondern von einem außerhalb der theologischen Strömung stehenden Beobachter geschrieben. Besonders interessant wird aber dasselbe doch nur für diejenigen sein, die einiges oder mehreres an ihrem Bildungsgange von den Einflüssen der modernen Theologie und Philosophie mit registriren wollen, die den theologischen und philosophischen Wandlungen und Klärungen über sich und Erfahrungsweg mit durchgemacht haben. Von diesen wird Jeder einige ihn besonders Angehende finden. Mancher freilich wird dem Verfasser nicht Dank wissen für das Bewußtsein, daß er über die Richtung, der er angehört, empfing.

In der Schlußbetrachtung faßt Schwarz die verschiedenen Richtungen der neueren Theologie über nächst zusammen und tritt auf

„Welche Gegensätze! Arnoldi und Dr. Strauß und Pilmar, in die nahe ganze Zeit, nicht bloß Theologie und Kirche, nein, das gesammte Denken und Glauben gefallen ist! Auf der einen Seite Abwendung von der Religion überhaupt bis zum eigentlichen Atheismus, auf der anderen Hinwendung zum Katholicismus, auf der einen Seite alles Positive auflösende Kritik, auf der anderen alles Positive vergötternder Autoritätsglaube! Welche Gegensätze! Die gründlichen, mühsamen, ein ganzes Menschenleben und selbst volle Kraft fordernden kritischen Forschungen eines Baur und das leichte, feuilletonistisch-spitzfindige Spiel eines Strauß, hier die ernsthaften Untersuchungen über das Urchristenthum, hier die tendenziösen Darstellungen eines Neuchristenthums, einer Mischung von Pseudosemitismus und Katholicismus, von weltlichen und geistlichen Autoritäten!"

Schwarz ist der guten Hoffnung, daß die deutsche Theologie die reactionären Gelüste der Gegenwart überwinden und sich fortschreitend durchbilden werde. Wenigstens in Deutschland könne sich der Geist am wenigsten beruhigen bei einer traditionellen Theologie, denn der deutsche Nation sei nicht bloß eine religiöse und sittliche, sondern sie habe auch ein wissenschaftliches Gewissen, eine Achtsamkeit und Scheue vor Wahrheitsbiegungen, die sich bei dem Katholicismus nicht vertragen. Der Theologie der Zukunft will nach Schwarz ebenso eine speculative als historische und ethische sein. Als speculativ muß sie nach einer christlichen Weltanschauung streben, die sich ebenso von den atheistischen und pantheistischen Abirrungen fernhält, als mit Entschiedenheit sich der Willkür und Wunschtheologie und allen ihren modernen Verbrämungen entgegenstellt. Als historische wird sie sich in der Vergangenheit vertiefen und das Christenthum als ein geschichtlich gewordenes begreifen. Endlich als ethische wird sie das innerliche und nothwendige Band von Religion und Sittlichkeit überall hervorheben. Sie wird der verhängnißvollen, unendlich verderblichen Trennung des Religiösen und des Sittlichen zur Hindrit des Religiösen Sittlichen entgegen.

Wir leugnen nicht, daß die Theologie allerdings diese Aufgabe hat, ebenso speculativ als historisch und ethisch zu sein, denn ihr Gegenstand, das Christenthum, vereinigt alle drei Elemente, das Speculative, Historische und Ethische, in sich. Aber die Theologen werden dünkt uns bei der einseitigen Richtung, die sie meistens schon von der Universität her zum Theil infolge ihrer individuellen Talente mitbringen, immer sich entweder darin über jenem Element endlich zuneigen, entweder dem Speculativen, oder dem Historischen, oder dem ethischen. Will nun die Theologie zu Ehre der Speculation mit der Christlich-historischen Kritik und mit ethischer Gesinnung in sich verbinden können, ehe zu erwarten steht, daß die Theologie allen drei Anforderungen, die Schwarz an sie stellt, entsprechen wird.

Das Schwarz'sche Buch ist nichtsdestoweniger ebenso klar und gemeinverständlich als durch seinen Inhalt anregend und belehrend.

Ein Proceß um eine Schauspielrolle.

Daß auch der unschuldige Theil des menschlichen Theaters zuweilen dringt, es erklärt sich, daß man, bei Festlichkeit und viele versammelt sich um der Schauspielerin Marie Dentzer.

Es hätte vielleicht anders sein können. Wer berechnet alle Umstände, unter denen man ein Amt antritt? Menschen, die sich gegenseitig zu schon bestimmt scheinen, verfeinden sich durch einen unerklärlichen Wind, eine vergessene Gerichtsformalität. Oft nach Jahren erfährt man, daß man damals, an dem und dem Tage, in der und der verhängnißvollen Stunde das ganze Verhalten dessen, durch den jene einflußreiche Person in der Zerstreuung links statt rechts gehen zu lassen. Die Welt ist so voll Ursache, sie verwandelt sich Hindernissen, auf der wir zu jeder Stunde in der Zerstreuung treten können, auch dazu eben und zu entschuldigen, weil wir so blind waren, nicht zu sehen, daß Hindernissen ebenso an den Knoten hängen können wie an den Füßen.

Marie Dentzer besaß Energie und Entschlossenheit in der gefährlichen Kunst, um die ehemaligen Liebhabereien unter dem Deckmantel von „Jugendsünden" zu den ihren ebenso wie Dutzet Kunden in stummvollen „Mysterien" übergeben sollen und sie

nicht seinen zu Ruhm fähig. Marie Denker, die vor zwanzig Jahren mit der ganzen Gluthsseele ihres hohen Organs (ihre Stimme hatte die Merkwürdigkeit, daß sie zwei Tonlagen besaß) die Julia in Shakspeare's unsterblicher Liebestragödie spielte, verweigerte die Annahme einer Rolle, die ihr in den „Gebrüdern Foster" zugetheilt wurde. Sie behauptete, die Frau des Thomas Foster wäre eine charakterrolle und gebühre einem weiblichen Komiker. Die Intendanz replicirte, sie halte Madame Thomas Foster für eine Charakterrolle. Es kam zu einem Proceß, der zwei Jahre dauerte und durch die eingezogenen Gutachten von dreißig theaterverständigen Leuten zu einer Cause célèbre wurde. Inzwischen hat Marie Denker die Genugthuung gehabt, in der That zu gewinnen.

Wir schätzen Marie Denker als eine liebenswürdige und in ihren Darstellungen immer wahre und warme Künstlerin; sie hat in München wirklich mehr Freunde, als man sie sich am Theetisch erwerben kann. Aber ihr Verdienst würde ihr ungeschmälert geblieben sein, auch wenn sie die Frau des Thomas Foster, eine böse Gerbin und das Stichblatt der oft sehr rohen und schlechten Witze ihres Schwagers Stephan Foster gespielt hätte. Die Intendanz wünschte, daß gerade sie diese Rolle verwerfe, und in der That bedarf es die Rolle. Sie ist, wie manche Frau, besser als ihr Ruf.

Der münchener Richter haben nach diesem Rufe der Frau Thomas Foster gewurtheilt und sich dabei auf Herrn Dr. Karl Löpfer, den „Verfasser" der „Gebrüder Foster", berufen, der sich dahin entschieden hat, diese Frau sollte durchaus Gelächter erregen.

Dr. Karl Löpfer in Homburg besitzt seit Jahren die Manuscript, seine Uebersetzungen mit dem Titel einzuführen „Die Gebrüder Foster" oder „Karl XII. auf der Heimkehr", „nach einem englischen Plane von Dr. Karl Löpfer." Der englische Plan ist aber nichts Anderes als das Original des englischen Stückes selbst, das er wörtlich übersetzte und nur für die deutsche Darstellung hier und da etwas veränderte.

Zu seinen Veränderungen gehört gewöhnlich eine dick aufgetragene Handgreiflichkeit, ein Uebertreiben des Komischen, ein den deutschen schauspielerischen Usancen entgegenkommendes Hineinzwängen der Charaktere in eigenartig Rollenfach; so Schauspiele hat er schon ins Lustspiel hineingezwängt, indem er Menschen, die im französischen oder englischen Texte („Plane") weinen, in seiner Uebersetzung lachen läßt. Damit „Zurücksetzung" („La preference d'une mere"), ein (mehr gerichtet) Lustspiel wird, muß der Gute von Anfang der traurigsten Dinge von einer gewöhnlichsten Seite nehmen und ebenso Adam Mahlig in „Karl XII. auf der Heimkehr" unaufhörlich über Dinge lachen, bei denen dem Zuschauer die Augen übergehen. Mit derselben großartigen Naivität hat die Frau des Thomas Foster zu einer alten Sibylle, zu einem „Drachen", zu einer lächerlichen Widersacherin von ihm gemacht werden, nur um einer momentane Wirkung zu erzielen und à tout prix die gedankenlosen Lacher auf seiner Seite zu haben.

Aber wie die Faust aufs Auge passen diese Roheiten bei einer Frau wie die des Thomas Foster. Kann eine Frau sich auf der Bühne wie ein Drache geberden, d. h. im Stil der bösen „Frau Nachbarin" in „Das war ich" gespielt werden, wenn sie später bei dem Tankred ihres Mannes den Ausdruck seines Schmerzes nicht hören, ihre eigene Bereitwilligkeit, sein Gefängniß zu theilen, nicht lächerlich machen soll? Diese Frau ist kalt, sie scheint ein Herz von Eis zu haben, sie ist voll Zorn und Mißgunst gegen ihren liederlichen Schwager und ihren, den Aufstapfen desselben folgenden Gatten; aber sie hat eine Umwandelung durchzumachen, für welche ihre erste Anlage nicht zu tief gegriffen sein darf. Wenn die dargestellte Darstellerin später im Gefängniß ihre Reuethränen mit denen ihres Gatten mischt, wird der „süße Pöbel" im Parterre und auf der Galerie lachen; Dr. Löpfer, der „Verfasser", will eben dies Lachen, er gibt Wahrheit und Natur in Kauf, um ein einziges Lachen zu gewinnen, während das gute Gefühl sich abwendet und nach einem Hülfsmittel sucht, sich zu vergegenwärtigen, wie viel bei hier viel nothwendigern Thränen Vergießen zu vermeiden gewesen wäre.

Die münchener Intendanz fand dies Mittel darin, daß sie jene Rolle an Marie Denker gab. Sie setzte dabei voraus, die Künstlerin würde ihre Absicht verstehen. Ihre Absicht war keine andere, als der „Gebrüder Foster" aus einer rohen Spielwerke in eine edlere zu erheben, die plumpen Handgreiflichkeiten der Löpfer'schen Uebersetzung zu mildern, den zweiten Theil der Rolle mit dem ersten in eine Harmonie zu bringen. Die Weigerlust der Künstlerin und das münchener Gastgericht verdarben der Intendanz eine dramaturgische Verbesserung.

Beobachtungen

von Wilhelm Trapp.

Die Vortheile, welche ein guter Gewissen in allen Lagen des Lebens verleiht, lassen es unerklärlich erscheinen, warum der Böse nicht wenigstens aus Berechnung gut ist.

* *

Wer sich selbst zu beherrschen versteht, beherrscht in allen Verhältnissen Andere, da er, den sichersten Einfluß ausübend, immer noch beherrscht zu werden scheint.

* *

Es gibt keine größere Freude, als wer sich mit gerungthuender Bescheidenheit durch unerwartete Anerkennung die Schmerzen des am eigenen Verdienst zweifelnden wortlosen Dankes auf die Wange zu bringen

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 46.** Wöchentlich ein Bogen. Quartal vierteljährlich 20 Ngr.

Serail und Harem.

Von Generalarzt A. Th. von Helmuth

Ein Besuch im großherrlichen Serail führt uns von selbst auf die Lage und Geschichte von Byzanz und Konstantinopel.

Das Goldene Horn und die Propontis umgürten mit ihren blauen Fluten ein unregelmäßiges Dreieck, auf dem sich sieben Hügel erheben und auf und zwischen denselben ist das eigentliche Konstantinopel ausgebreitet. Das kaiserliche Serail nimmt den äußersten Punkt, das Vorgebirge ein, in welches jenes Dreieck sich endigt. Der Bosporus verliert sich unter seinen Brustmauern allmälig in der Propontis. Hier legte 657 v. Chr. der Megarenser Bygas die nach ihm genannte Stadt Byzantium an und der Umfang derselben scheint in der griechischen Zeit das heutige Serail nicht übertroffen zu haben. Die großen Städte des Alterthums kamen in ihrer Ausdehnung den heutigen nie gleich. Die Häuser waren kleiner, die Straßen enger und nur durch die Menge Sklaven und Proletarier mag die Zahl der Bevölkerung mit der heutigen gewetteifert haben. Das kaiserliche Rom von etwa 2½ Meilen Umfang kann in Petersburg vier bis fünf mal untergebracht werden. Zieht man die Linie des Corso von der Porta del Popolo bis über das Campo vaccino hinaus, so misst diese Ausdehnung höchstens zwei der größten Gebäude Petersburgs, der Admiralität und des Winterpalastes mit der Eremitage, und das heutige Rom bis zum genannten Punkte steige sich vollkommen auf dem Nachplatze vom Senate bis an die Hofhängerbrücke aufbauen. Syrakus war von etwas geringerem Umfange, den man heute noch vollkommen messen kann. Städte wie Athen, Agrigent, Palmyra, Baalbek, Byzanz haben den Umfang von Frankfurt am Main, Leipzig, Nürnberg schwerlich überschritten. Aber die Städte des Alterthums, besonders des hellenischen, hatten vor den unsrigen vielleicht ohne Ausnahme den Vorzug einer amphitheatralischen Lage. Von 40—50 Städten, deren Ruinen oder Umfang ich sah, wüßte ich nicht eine in vollkommener Ebene, wie Leipzig, zu nennen. Der Vorzug, den wir an Neapel, Genua und Palermo als bewundernswerth bewundern, scheint dort eine allgemeine Eigenschaft gewesen zu sein. Daher besaß Athen durchaus nicht allein eine Akropolis, sondern diese Hochburg scheint dort, wie bei uns im Mittelalter, der Anfang aller Städte gewesen zu sein. Wenn nach der Ueberschwemmung des Deukalion das Menschengeschlecht aus Steinen wiedergeschaffen wurde, so scheinen damit seine Akropolen, auf Berghöhen erbaut, gemeint zu sein, wie nach der Völkerwanderung das Leben des Mittelalters desgleichen in unsern Burgen begann.

Byzantium war um ein Jahrhundert jünger als Rom und Syrakus und die beiden griechischen Kolonien gelangten jedenfalls schneller zu einer blühenden Bedeutung als das königliche und republikanische Rom. Allein seit dem Jahre 212 v. Chr., wo die Römer im zweiten Punischen Kriege Syrakus erobert hatten, tritt diese Stadt bleibend zu-

rück, während die andern wol nicht die geringste Ahnung hatten, daß sie in späterer Zeit noch um den Ruhm der Weltherrschaft wetteifern würden. Byzanz, mit Rom verglichen gleichsam bürgerlicher Abkunft, blieb sogar durch das ganze Alterthum hindurch nur zweiten Rangs neben der stolzen Roma; es wurde im 5. Jahrhunderte, noch vor dem Gallischen Brande, einmal von dem Spartaner Pausanias, ein zweites mal von dem Athenienser Alkibiades erobert und sieben Jahrhunderte lang wird es nur als eine Kaufmannstochter über die Achsel angesehen. Jedoch schon unter Septimius Severus hatte sie ihre Blicke auf den Gegenkaiser Niger geworfen und mit dem ganzen Oriente zusammen demselben eine seltene Treue gezeigt. Als dieser Gegenkaiser gestürzt war, belagerte Septimius Severus das treue Byzanz drei Jahre lang und konnte es zuletzt nur durch Hunger zur Uebergabe zwingen. So hatte sie vor ihrer Bekehrung zum Christenthum und vor ihrer Erhebung zur kaiserlichen weltgebietenden Residenz das Schicksal gehabt, von einem Athenienser, einem Spartaner und einem Römer erobert zu werden. Was ihr an Jahren, Geburt, an Ruhm, Reichthum, an Kunst und Bildung abging, das ersetzte sie hinreichend durch ihre natürliche Schönheit, die schon oft den Sieg über Ahnen davongetragen hat. Aber der große Konstantin wußte seine hohe Braut noch ganz anders auszuschmücken; die größten Meisterwerke der Bildhauer aller Jahrhunderte und aller Provinzen bildeten hier einen Musentempel, der den heutigen Vatican noch übertreffen hat. Das alte Byzanz hatte von sieben Hügeln jenes Dreiecks nur einen eingenommen, Konstantin fügte der neuen Anlage vier andere hinzu, gedachte aber alle sieben zur Stadt ziehen zu lassen, damit es ein vergrößertes und verschönertes Rom werde, und in der That schon hundert Jahre später hatte die Stadt ihren heutigen Umfang und war wie das alte Rom in 14 Regionen eingetheilt. Auf des Kaisers Befehl verließen die verbannten Götter ihr Asyl, die Helden, Redner und Dichter ihre entfernten Hallen, Säle und Gräber und versammelten sich in den Badehallen, die für die kaiserlichen Garden bestimmt waren. Aber keine Leier Homer's oder Anakreon's, keine Rede eines Demosthenes erschallte mehr, es schien als ob der Genius der Künste die alte griechische Nemesis zurückgerufen hätte, denn unter Justinian wurde die ganze Region ein Raub der Flammen. Unter diesem Kaiser erreichte trotzdem die Stadt ihren größten Umfang und das Reich seinen höchsten Glanz, während Rom den höchsten Grad der Demüthigung und Erniedrigung gleichzeitig erlebte. Alle 14 Regionen wurden im Laufe der Zeit mit Prachtgebäuden angefüllt und rechnet man die Paläste alle zusammen, so erreicht ihre Zahl mehre Tausend. Der Hauptschmuck der kaiserlichen Burg war eine Bibliothek von mehr als einer halben Million Bänden, unter denen sich ein Homer mit goldener Schrift befand; die Rolle dieses Manuscripts betrug 120 Fuß Länge.

Das christliche Konstantinopel hatte, wie das heidnische Byzanz, das gleiche Schicksal, drei mal erobert zu werden und von aller Herrlichkeit, die Jahrhunderte mit kaiserlicher Macht im Bunde hier zusammengebracht hatten, bleiben heute so wenig Ueberbleibsel, daß man sich besser den Gram erspart, zu wissen, was Barbarei, Bosheit und Unwissenheit zerstört haben; denn die Zeit ist bei allen Zerstörungen menschlicher Werke immer am unschuldigsten, obgleich man sie ungerechterweise am häufigsten anklagt.

Die alte Kaiserburg nahm mit ihren unzähligen Anhängseln einen größern Raum ein als das ehemalige Byzanz und das heutige Serail. Sie war, wie der Kreml zu Moskau, eine bunte unregelmäßige Reihe von Schlössern und Palästen, die ohne bestimmten Raum nebeneinander- und aneinandergebaut waren und machte daher sowie der Kreml noch heute einen durch Mauern von der andern Stadt abgeschlossenen Stadttheil aus. In welchem Zustande Mohammed II. ihn verfand, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Man möchte aber glauben, daß er in einem heillosen Verfalle gewesen sei, weil dieser Eroberer es vorzog, in einem andern Stadttheile sich ein Serail zu erbauen. Allein die vorzügliche Lage der kaiserlichen Burg zog ihn schon 1467 von dort hinweg, wo der Grund zu dem heutigen durch die neuerbaute Pforte gelegt wurde. Denn die Pforte bedeutet bei den Morgenländern die Grenzscheide zwischen unbedingter Macht des Beherrschers und dem unbedingten Gehorsam des Unterthanen. Mit der Pforte des Palastes beginnt der Sitz der Herrschaft. Das königliche Ansehen ging dort von der Rechtsentscheidung aus und dies ließ schon der König der Meder Dejoces am Thore seines Palastes aussprechen; daher noch der heutige Ausdruck: die hohe oder erhabene osmanische Pforte oder der Inbegriff und Sitz sultanischer Machtvollkommenheit. Das große Serail, das an Umfang mit einer größern Stadt wetteifert, hat Thore, drei auf der Landseite, fünf, die nach dem

Meere führen, aufzuweisen hat, dieſes Serail gibt in der That einen Begriff von der Machtvollkommenheit des Sultans und von der Einförmigkeit der Geſchichte dieſes Volks. Wir traten von der Sophienkirche aus durch die erſte kaiſerliche Pforte, deren ſchwerfälliger, feſtungsartiger Stil das Auge nicht ſo ſehr beleidigt als der Gedanke empört, daß in den beiden Seitennischen die Köpfe unglücklicher Schlachtopfer an dem Pranger ausgeſtellt werden. Unſere türkiſchen Begleiter ſchienen beſchämt zu ſein und meinten, dieſe Gewohnheit ſei nun ſchon lange abgeſchafft.

Der Hof, in den wir mit Todesſchauern traten, iſt ein großer unregelmäßiger Platz, durch einige Bäume geziert und rechts und links mit verſchiedenen Gebäuden umgeben. Nennenswerth von denſelben iſt nur die Kirche der heiligen Irene, welche die Turken in ein Arſenal umgewandelt haben. Man lud den Großfürſten, den ich begleitete, ein, ſie zu beſehen und dies erinnerte in der That an neuere beſſere Zeiten, weil ſie früher nie den Chriſten gezeigt wurde. Allein es kann den Chriſten nur ſchmerzlich berühren, einen Friedenstempel, an den ſich die Namen Konſtantin's und Juſtinian's knüpfen, in ein türkiſches Waffenlager erniedrigt zu ſehen. Das Innere der Kirche iſt vollkommen gut erhalten; von den Galerien herab blicken lauter Gewehre und die Wände ſind mit den ſeltſamſten Waffen älterer Zeit bedeckt. Unter vielen Schwertern wird auch das des Propheten gezeigt. Verſchiedene Rüſtungen, die als Trophäen hier hängen, ſchienen mir aus dem 14. und 15. Jahrhundert zu ſtammen und auf europäiſchem Boden erbeutet worden zu ſein. Die andern Gebäude, wie die Münze, die Wohnung des Finanzminiſters, ließen wir liegen. Das Merkwürdigſte auf dieſem Hofe bleibt ein umgeſtürzter Mörſer, in welchem der Sage nach der Groß der Ulemas (Geiſtlichkeit) lebendig zerſtampft wird, ſobald man ihn eines Verbrechens überweiſen kann. Es ſoll dies eine liſtige Ausflucht der Sultane ſein, die nicht einmal das Recht hatten, an die heilige Perſon der Mufti Hand anzulegen. Unſere türkiſchen Begleiter erklärten es für eine Fabel, welche die Franken erſonnen hätten. Die höhern Geiſtlichen können zur Strafe nur verbannt oder eingeſperrt werden und dieſe Sitte ſcheint nur einmal unter dem grauſamen Murad IV. verletzt worden zu ſein. Das gräßliche Bild, in einem Mörſer zerſtampft zu werden, mag als Sage oder Drohung eben ſo wirkſam geweſen ſein als die wirkliche Thatſache.

Das nächſte Thor, das zum zweiten Hofe führte, wird durch zwei Pforten geſchloſſen; es iſt ſowol für die türkiſchen Machtträger als für die fränkiſchen Geſandten von gleich fürchterlicher Vordedeutung und ſelbſt der Reiſende geht nicht ohne Schauder hindurch, denn neben dem Thore auf dem zweiten Hofe wohnt der Henker. Alle Großwürdenträger, die in Ungnade gefallen, wurden oder werden hier zwiſchen beiden Thüren ergriffen und durch den herbeieilenden Scharfrichter augenblicklich geköpft, wenn ſie ihre Strafe nicht in der Verbannung büßen ſollen. Von allen Seiten lauern deshalb hier Wachen und Henkersknechte auf ihr Geſchäft und nur bei dem hohen Beſuche eines fremden Gaſtes waren ſie entfernt. Die Türken benutzten ſolche Gelegenheit überhaupt, um uns die neue Zeit in dem roſigſten Lichte zu ſchildern; ſeit der neuen Regierung, hieß es immer, iſt Das, iſt Jenes, iſt ſo Vieles abgeſchafft; allein unſer Auge und Ohr erfuhr doch immer wieder die alten Geſchichten.

An dieſem Thore mußten ſonſt und zwar noch zu Mahmud's II. Zeit die europäiſchen Geſandten vom Pferde ſteigen und unter dem Bogen des Thores eine halbe Stunde warten. Ludwig XIV., der geneigt war, den Krieg zu erklären, wenn ſeinen Botſchaftern ein anderer vorangefahren war, hatte nicht Macht, nicht Muth, ſeine Geſandten aus dem ſcheußlichen Kerker der Sieben Thürme zu befreien. Hier mußten ſie in voller Galauniform ſtehen, um die Erlaubniß des Eintritts bitten und warten neben den ſpottenden Wachen und dem Gemache des Henkers, deſſen Schwert ihnen wie das des Damokles ſolange über dem Haupte ſchwebte.*) Wenn man in andern Palaſten die Meiſterwerke der Kunſt zählt, ſo bleibt der Geſchichte hier nur das traurige Geſchäft, Tauſende von gefallenen Köpfen zu zählen. Und dieſes ſcheußliche Thor nennen die Turken die Pforte des Heils, Kabus Selam, denn in dem nächſten Hofe iſt das Audienzzimmer, zu welchem die Geſandten eingeführt wurden. Auch dieſer geräumige Hof iſt mit ſchönen Bäumen bepflanzt, während die Wachen hier durch weiße und ſchwarze Verſchnittene gehalten werden, die ſtets den Kammerherren die Großwürdenträger und Botſchafter bis zum Audienzzimmer führen. Dieſer Saal iſt derſelbe, wo der Divan oder Reichsrath unter den peinlichſten Ceremonieen abgehalten wird. Das Audienzzimmer, zu ebener Erde, iſt nicht groß; ſtatt der vier-

*) Wir berichteten ſchon von einem auf anderm politiſchen Standpunkte ſtehenden Verfaſſer Dasſelbe Seite 57 dieſes Bandes der „Unterhaltungen“.

ten Wand iſt ein Gitter, das auch das Fenſter erſetzt. Im Hintergrunde dieſes wenig erhellten Zimmers iſt ein Divan für den Großvezier, welcher ſitzend alle hier erſcheinenden Perſonen vor ſich ſtehen läßt. Sein Geſpräch wird aber von oben herab belauſcht; denn über ſeinem Kopfe iſt ein künſtlich verdecktes Fenſter, durch welches der Sultan heimlich Alles beobachten kann. Dieſe Sitte wird ſowol bei den alten perſiſchen Königen wie bei den byzantiniſchen Kaiſern erwähnt. In früherer Zeit iſt kein Europäer weiter gekommen; ſelbſt unſer Hammer-Purgſtall erzählt in ſeinem Werke über Konſtantinopel, daß er als Geſandtſchaftsſecretär dem kaiſerlichen Internuntius das Beglaubigungsſchreiben vortragend bis hierher und nicht weiter gelangt ſei.

Den europäiſchen Geſandten wurden ſonſt ſonderbare Schauſpiele auf dieſem Hofe gegeben, wo dem Audienzſaale gegenüber ſich die Küchen für die Janitſcharen befinden. Vor demſelben wurden dieſe Krieger in Gegenwart der Geſandten mit Pilau (Reis mit Hammelfleiſch) gefüttert und nach der Audienz wurde ihnen die Löhnung ausgezahlt. Die Säcke voll klingender Silbermünze wurden auf dem Hofe vor jeder Compagnie aufgeſtellt, ſodaß alſo der erſte Hof den Fremden eine erhabene Idee von der Gerechtigkeit, der zweite aber von der Macht, dem Reichthum und der Staatsweisheit des Sultans zurücklaſſen ſollte. Die Türken hielten es damals für ein großes Glück, wenn ein fremder Botſchafter „ſeine Stirn in dem Staub der Fuße ſultaniſcher Majeſtät reiben durfte". Seit der Vernichtung der Janitſcharen iſt alſo doch eine Veränderung in den Formen, leider aber nicht in dem Geiſte des Volkes eingetreten.

Wir gelangten nun von hier durch ein drittes Thor, (das der Glückſeligkeit) in ein ganzes Labyrinth von Gebäuden, Höfen, Gärten, Terraſſen, ſodaß man ſich weit mehr in einer planlos aufgebauten Stadt als in einem Palaſte zu befinden meint. Der türkiſche Name für dieſen unbetretenen Theil iſt Oda, Gemächer des Großherrn und ſeines Hofſtaats; daraus allein ſieht man, wie ſie den Fremden unzugänglich ſein mußten. Unſere beiden türkiſchen Führer waren hier ſelbſt ihrer Sache nicht ſicher und nahmen einen kaiſerlichen Kammerherrn zu Hilfe.

Das Nächſte, wohin wir zuerſt gelangten, war der Thronſaal, in welchem gewiß der Europäer ſich alle Herrlichkeiten der Welt zuſammen vereint denkt. Ueberraſchend aber war dieſer Saal durch ſeinen kleinen Umfang, ſeine Unregelmäßigkeit im Aufbau und durch das geringe Licht, das ihm durch ein Fenſter zufällt. Hier ſteht der Thron unter einem Baldachin, der von vier kleinen, aber koſtbaren Säulen geſtützt wird. Nur die beiden vorderſten Säulen erhalten von dem Fenſter ſoviel Licht, daß man die Menge geſchmackvoll eingelegter Edelſteine und Perlen bewundern kann; die beiden andern verlieren ſich geradezu im Dunkel ſowie der halbverfallene Thron ſelbſt. Die Ehrerbietung, womit alle uns begleitenden Türken vor dieſem Herrſcherſitze ſtanden, glich einer abgöttiſchen Andacht oder den letzten Gedanken eines armen Sünders. Und mit Recht; denn die zweite Thür, den Stufen gegenüber, iſt von grauſenerregender Bedeutung. Wehe Dem, für welchen ſie geöffnet wurde; denn ſie enthält eine Vorrichtung zu einem augenblicklichen, blitzſchnellen Tode. Sobald die Ungnade des Sultans von dem äußern Throne herab über einen Paſcha ausgeſprochen war, ſo blieben dem Unglücklichen nur noch zwei Schritte zu thun bis an jene Thür; ſobald mit dem dritten die Schwelle überſchritten war, ſo fühlte er ſeinen Hals ſchon in der ſeidenen Schnur, die bei Eröffnung der Thür ihn mit einem bewunderungswürdigen Mechanismus umſchlang und einen Augenblick ſpäter, wo ſie zugeſchlagen wurde, war das Lebenslicht ſchon ausgeblaſen. Mich ſelbſt überwältigte der Gedanke mit eiskaltem Grauen, daß Thron und Henkerſtätte ſo nahe beiſammen ſind. Es iſt übrigens das beſte Sinnbild der alten türkiſchen Geſchichte, die nur von Thronbeſteigung und Thronentſetzungen, vom blutigen Schwerte der Eroberung und Hinrichtung, von Gnade und Ungnade der Herrſcher erzählt und für dieſen kargen Inhalt beſſer in düſterer Ferne bleibt.

Die nächſten Zimmer ſind für den großherrlichen Hofſtaat beſtimmt und erhalten ihren Namen nach den Perſonen, die da Jahr aus Jahr ein aufgeſtellt ſind, wie Pagen, Kämmerer, ſchwarze und weiße Eunuchen, Teeträger, oder nach den Dienſten, die daſelbſt verrichtet werden. In allen dieſen Dingen iſt aber ſeit Mahmud's Reformen manche Veränderung eingetreten; das große Serail wird wenig, vielleicht gar nicht mehr bewohnt und was ich im Beglerbeg-Palaſte bemerken oder von unſern Reiſegefährten erfahren konnte, ſchien von der alten Ordnung abzuweichen und eine neue noch nicht beſtimmt vorherrſchende zu ſein. Unverändert aber iſt, wie in jedem türkiſchen Hauſe, die Eintheilung des Serail in einen männlichen Theil, Selamlik (Gaſt-, Empfangs- oder Begrüßungszimmer) und den weiblichen Theil, den

Harem. Beim Hofſtaate des Sultans muß man daher nur die Aemter begreifen, die ſich unmittelbar auf die Perſon des Großherrn beziehen; der ganze Theil des Serail, wo ſie ihre Dienſte verrichten, iſt ſtreng vom Harem getrennt und ſteht unter dem Kapu-Agaſſi, unſerm Oberſthofmeiſter entſprechend (die türkiſche Bedeutung iſt Hauptherr der Pforte, erſter Herr der Pforte). Sie bilden alle zuſammen eine Kammer und der wahre Name iſt im Deutſchen genau durch Kämmerer wiedergegeben, wobei weder Kammerdiener noch Kammerherr anzufügen iſt. Alle Dienſte, die der heiligen Perſon des Sultans gelten, ſind ehrenvoll und der Sprung von einem Barbier oder Nägelbeſchneider bis zum Miniſter durchaus nicht ſo groß, als es uns ſcheint. Wenn auch noch heute in England der Königin ein Glas Waſſer durch einen Herzog oder Lord dargereicht wird, ſo kann es nicht befremden, daß ein Kammerwärter, ein Barbier des Großherrn desgleichen in ſeinen Dienſten ein ſehr ehrenvolles Geſchäft ſieht. Und ſo ſtehen folgende Perſonen kraft ihres Amts in hohen Ehren: der Silihdar oder Waffenträger, der Steigbügelhalter, ehemals ſogar ein ſattelfeſtes Geſchäft, der Obermäſchemeiſter, der Oberbarbier, der Tiſchdecker, der Sorbetſchenk, der Nägelabſchneider, u. ſ. w. Wir gingen ohne allen Aufenthalt und Intereſſe durch viele Zimmer hindurch, die unſern verlaſſenen Tanzboden glichen.

Jetzt öffnet ſich eine Thür und ich bleibe wie verzaubert ſtehen. Thronzimmer, Kammern und Kammerlinge ſind verſchwunden, vergeſſen. Wir ſtehen auf einer Terraſſe, unter uns rauſchen die Fluten des Meeres und die Hügel und Paläſte Peras grüßen uns zuſammen mit den Cypreſſen Skutaris und der Bosper öffnet ſeinen Buſen bis tief hinab an den Beglerbeg-Palaſt. „Wo ſind wir eigentlich?“ fragte ich Riſaat-Paſcha. „Das iſt der Kioſk von Bagdad, den ich ebenſo zum erſtenmal betrete wie Sie!“

Ich habe nie den Wunſch gehabt, Sultan zu ſein, überhaupt nicht Regent und wenn Karl VI. ſagte, daß er ſich halber beſſer ſtehe denn als Flötenſpieler, ſo befinde ich mich am Klaviere glücklicher, oder wenigſtens ebenſo glücklich als ein Monarch bei ſeiner Krone. Ich beneide auch den Sultan nicht um ſeine Schätze, aber wenn er mir dieſen Kioſk zum Sommeraufenthalt ſchenkte, ich würde im Monat April, wenn die Thunfiſche zurück zum Schwarzen Meere ziehen, im Gegentheil bſtwärts gen Süden fahren. Ich würde nicht verlangen, den Rock des Propheten, noch die Heilige Fahne, ja ſelbſt nicht den Sultan zu ſehen, am wenigſten ſeine ſchönen Weiber, ſondern ich würde hier ſitzen und die reine Luft des Meeres und der Berge einathmen und mein Auge würde nicht ermüden zu ſchauen und wieder zu ſchauen. Ich würde vergeſſen, daß es in England ein Parlament gibt, ſowie die Kammern in Frankreich ſchon vergeſſen ſind, ich würde meinen langjährigen Schnupfen verlieren und jährlich einmal am Geburtstage des Sultans ein Gedicht machen, worin ich die ſchöne Natur beſinge, die ihn und mich umgebe.

Als ich in ſolche Gedanken verliert ſtand, kam Muſtapha-Bei und bedauerte ſehr, daß man uns die Heiligthümer, die hier aufbewahrt werden, den Heiligen Rock und die Fahne des Propheten nicht zeigen könne. Was mich betrifft, ſagte ich zu mir ſelbſt, ſo freut es mich ſehr, ſie nicht zu ſehen, da ich nicht einmal an den Propheten, geſchweige denn an ſeinen Rock glaube. Es freut mich ferner, daß die Türken überhaupt vom Propheten weiter nichts als ſeinen Rock ererbt haben, denn ſein Geiſt wäre ein weit gefährlicheres Erbſtück.

Dieſer Kioſk iſt von Murad IV. zum Andenken an die Eroberung von Bagdad erbaut. Er bleibt nach meiner Anſicht das koſtbarſte Werk des ganzen Serail durch die unvergleichliche Ausſicht, die er darbietet und die den Reſidenten in dieſem dunkeln Labyrinthe von Zimmern am meiſten überraſcht.

Die Schätze, die in den vorigen wie folgenden Zimmern nach dem gewöhnlichen Glauben ſein müßten, ſind entweder in den Beglerbeg-Palaſt übergegangen, oder gar nicht vorhanden geweſen. Wir haben wenigſtens nichts davon bemerkt. Es folgten von neuem eine Reihe leerer Säle, die zuletzt mit einem Zimmer „der Erfriſchung“ endigten. Dies iſt ein länglicher Saal, an deſſen Wänden eine Erhebung rings herumläuft; in der Mitte der Vertiefung erhebt ſich in Form eines Weidenbuſches eine Fontaine, die ſelbſt in den heißeſten Sommertagen zur Kühlung und zum Schlummer einladet. Der Großherr verbringt hier die erſte Zeit nach der Tafel. Statt der Fenſter ſind hier Gitter, durch welche die reine Seeluft eindringt und die einen etwas verſchleierten Blick auf das aſiatiſche Ufer zulaſſen. Hier reichte man uns Erfriſchungen, Eis, Sorbet, Kirſchen, Birnen und zuletzt die Pfeife. Gegen alle Gewohnheit waren die Türken in einem lebhaften Geſpräche fern von uns begriffen; man ſah ſie untereinander in einen Streit verwickelt, der aber eine glückliche Löſung fand. Riſaat-Paſcha kündigte uns an, daß wir

von hier aus den kaiſerlichen Harem beſehen würden. Dieſer Kiosk trennt alſo die beiden Hauptabtheilungen des Serails und von hier beginnt das Frauengemach, welches, Eunuchen und in neuerer Zeit einen deutſchen Arzt Dr. Spitzer ausgenommen, ebenſo wenig Jemand vor uns betreten hatte als den fernern Theil. Dieſer innerſte Theil des Serail heißt im Turkiſchen der Sitz der Glückſeligkeit und der erſte Gebieter deſſelben iſt der Kislar Aga, d. h. der Mädchenaufſeher, Haupt der ſchwarzen Eunuchen.

Durch alle Jahrtauſende der Geſchichte hat der Orient keine Ehe in unſerm Sinne, ſondern nur Vielweiberei gekannt, das weibliche Geſchlecht iſt daher dort gleichſam ein ſächliches, dem Manne gegenüber iſt ſtatt der Frau nur eine Sklavin, ein Mittel für den Zweck. Bei ſo verſchiedenen Elementen der Geſellſchaft mußten natürlich die Staatsgebäude auch anders ausfallen und unſere Begriffe von Haus und Familie, von Frau und Mutter müſſen wir zuerſt entfernen. Das Chriſtenthum hob das weibliche Geſchlecht um eine Stufe höher, als es im claſſiſchen Alterthume ſtand und die wahre Verehrung der Frauen begann mit dem Ritterthume der Germanen. Soweit hat ſich der Islam ſelbſt in ſeinen beſten Zeiten nie emporgeſchwungen und das Ritterthum fehlte ihm, weil ihm auch das weibliche Geſchlecht fehlte; der Islam weiß von keiner Mutter Gottes, er kennt nur eine Tochter des Propheten und die ganze heutige Türkei kennt nur Ein Weib, die nicht Sklavin iſt, das iſt die Sultanin-Validé, die Mutter des regierenden Sultans und dieſe iſt nicht das Ideal der häuslichen Tugenden, der guten Sitten, ſondern die Quelle niedriger Ränke im Serail wie im Harem; ſie iſt die Kupplerin ihres Sohnes.

Die Zahl der ſultaniſchen Weiber iſt auf ſieben feſtgeſetzt, die der gemeinen Türken auf vier, wenn ſie im Stande ſind, dieſelben zu ernähren. Die ſieben Weiber des Sultans ſind deſſenungeachtet Sklavinnen und nicht durch den Nikah (bürgerlichen Vertrag), wie bei den Gemeinen, gebunden; ſie leben unter dem entmannten Kislar-Aga und führen den Namen Kadinen, was durchaus nicht Sultanin bedeutet, ſondern ſchlechtweg Weiber. Diejenige aber, die dem Reiche zuerſt einen künftigen Sultan ſchenkt, heißt Chaſeki-Sultana, die begünſtigte Sultanin; ſie werden alle aus dem Kaukaſus geraubt.

Außer den ſieben Kadinen ſind aber noch eine unzählige Menge Odaliſken, die man fälſchlich in allen europäiſchen Sprachen durch Favoriten überſetzt hat. Odalik (auch Odaliske iſt falſch) iſt Stubenmädchen. Sie ſind die Sklavinnen der Kadinen und können als ſolche die Gunſt des Großherrn erlangen.

Die Gemächer der ſieben Kadinen wurden uns jetzt zum erſtenmal gezeigt, freilich nur — in Abweſenheit ihrer Bewohnerinnen!

Ein langer Gang thut ſich auf, die eine Seite hat ſieben Thüren und über jeder derſelben iſt ein Name geſchrieben, die gegenüberſtehende Mauer iſt mit ſchlechten colorirten Lithographieen geſchmückt, die größtentheils aus Napoleon's Geſchichte entlehnt waren!

Ein Zimmer mit zwei Fenſtern nimmt uns auf; was iſt ſein Inhalt?

Zwei Divans, eine Zither mit metallenen Saiten an der Wand, der Fußboden mit den koſtbarſten Teppichen belegt, mehre ſammetne Fußbänke, eine Seitenkammer mit einem reinlichen Bette, aber nur ein Fenſter, das, wie die zwei andern, die Ausſicht auf einen kloſter- oder feſtungsähnlichen Hof gibt; aber nicht einmal ein Tiſch iſt zu bemerken. Iſt das die geträumte Herrlichkeit eines Harems und noch dazu des Sultans? Alle ſechs andern ſind mit dem erſten faſt zu verwechſeln, das ſich nur durch die Zither unterſchied. Was kann die Unterhaltung der Bewohnerinnen ſein? Tanz, oder beſſer geſagt gymnaſtiſche Uebungen, die das Gegentheil von Anſtand bezwecken, aber dem Sultan ebenſo gefallen, als ſie uns anwidern würden; Klatſchereien, die in den höchſten wie in den niedrigſten Cirkeln mit gleichem Rechte ſich einbürgern; ſelbſt unſere weiblichen Handarbeiten ſollen ihnen fremd ſein. Eine Epoche macht in dem Einerlei ſolcher Gefangenſchaft der Beſuch des Großherrn und die öftern Ueberſiedelungen von einem Schloſſe zum andern; im Laufe der Woche haben die Weiber der gewöhnlichen Türken noch eine Spazierfahrt, einen Gang zum Bade, ja einen Beſuch bei einer Freundin als Vorrecht vor den Kadinen voraus und je geringer der Stand und das Vermögen des Türken iſt, umſoweniger kennen ſie die Beſchränkungen durch Eunuchen und Sklavinnen. Indeſſen ſind die einen wie die andern nur unglücklich nach unſern europäiſchen Begriffen und Langeweile kennen ſie ebenſo wenig als unſere Schoßhunde. Ein berühmter Reiſender erzählte mir, wie gering das geiſtige Vermögen dieſer Geſchöpfe überhaupt entwickelt ſei. In einem andern Theile Aſiens hatte er fünf Jahre lang eine Sklavin zur Dienerin gehabt. Geſchäfte riefen ihn ein Jahr auf Reiſen und das treue Mädchen wollte

in Kummer vergehen, ihren Herrn zu verlieren. Als er nach Jahr und Tag zurückkam, konnte sie sich ebenso wenig auf seine Person als auf die Dienste erinnern, die sie ihm fünf Jahre lang treu geleistet hatte, während doch Hunde ihren Herrn nach Jahren wiedererkennen.

Nach des Sultans Tode können die Frauen, die nur Mütter von Prinzessinnen-Sultaninnen sind, den Harem verlassen und gleichsam als Witwen frei leben, ja sich sogar noch verheirathen; aber die Mütter der Prinzen wandern in eine ewige Klosterschaft nach dem alten Serail, aus dem nur Diejenige wieder befreit werden kann, deren Sohn als Sultan den Thron besteigt. Als Sultanin-Valide bezieht sie den Serail von neuem mit eigenem Hofstaate und geht sowol im Schlosse als außerhalb desselben ohne Schleier und Gesichtsbedeckung, damit sie allgemein als Kaiserin-Mutter erkannt und geehrt werde. Allein ihr Geschäft entspricht von nun an nach unsern Begriffen einem so hohen Range nicht; sie entfernt von den Odaliken und Kadinen welche sie will und der Sultan selbst hängt in der Wahl seiner Sklavinnen von dem Geschmacke und der Willkür seiner Mutter ab. Der Sultanin-Valide werden eine halbe Million Piaster zum Unterhalt angewiesen; ist es eine Frau von Geist, so beherrscht sie mit ihrem Sohne auch das ganze Reich. Nur Ein Weib ist dann im Stande, ihren Einfluß zu hemmen; das ist die Sultanin-Chasseki. Die Eifersucht zweier Weiber hat mehr als einmal das Serail blutig befleckt. Die Geschichte erwähnt mehrer Christinnen, die ein hartes Geschick sehr oft aus den Armen eines Bräutigams oder aus dem Kreise einer hohen Familie in den Harem führte. Es scheint aber nicht, daß die Unglücklichen mit ihrer ganzen Lebensbestimmung auch ihre Religion geändert haben. Von der berühmten Roxelane, einer Russin, wage ich es mit Sicherheit zu behaupten, daß sie als Christin gestorben ist; denn die Inschrift auf ihrem Sarge heißt: „Großer Prophet! Nimm dich ihrer am Throne Gottes an!“ Die Zahl der Mädchen, welche die Tataren zu ihrer Zeit aus dem südlichen Rußland nach Konstantinopel verkauft haben, ist nicht zu berechnen und der gerechte Haß, den die dortige Bevölkerung ererbt hat, ist nicht so leicht zu vertilgen, obgleich mancher Roman in die Geschichte hineinspielt. Die Geliebte Ibrahim's, die zu dem Range einer Sultanin-Chasseki erhoben wurde, ist unter anderm durch die Tataren aus Rußland nach Konstantinopel verkauft worden. Als Sultanin wurde sie eines Tags in einer vergitterten Sänfte durch die Stadt getragen, wo sie in einer Blumen- und Früchtehalle ihren jungen Bruder als Aufwärter bemerkte, der mehre Jahre nach ihr geraubt worden war. Auf ihren Befehl wurde derselbe ins Schloß gebracht, wo er in Todesfurcht anlangte, aber seine früher geraubte Schwester als allmächtige Sultanin erkannte. Nun war auch sein Glück begründet; er wurde Aga, d. h. nach deutschen Begriffen, ein vornehmer Herr mit 80,000 Piaster jährlichen Einkünften, einem besondern Palaste und Ländereien. Aehnliche Glücksfälle haben sich oft wiederholt, sind jedoch nicht im Stande, den Jammer auszuwischen, der tausend Andere betroffen hat. Denn alle Weiber des Harem sind ohne Ausnahme geraubt und gekauft, die gemeinen aber freigeborenen Türkinnen entgehen dieser Erniedrigung, da der Sultan nach altherkömmlichem Gebrauche jede Verwandtschaft mit seinen Unterthanen vermeiden muß. Daher gleicht der Harem dem Register des Don Juan, in welchem Frauen und Jungfrauen aller Stände und Nationen auf gleiche Weise untergegangen sind. Ihre geheime Rolle hinter den Coulissen des türkischen Geschichtstheaters ist weit größer als die offene. Ihr Werkzeug ist immer die Intrigue, oder sie selbst werden als Werkzeuge derselben bewußt und unbewußt verwendet. Noch in unsern Tagen bediente sich Mahmud einer jungen unschuldigen Cirkassierin, um durch dieselbe den übermüthigen Mohammed-Ali vergiften zu lassen. Wer tiefer in die türkischen Annalen schaut, wird finden, daß der Harem die Quelle und Wiege der scheußlichsten Verbrechen ist, welche je unter der Sonne gegen Menschheit und Natur begangen worden sind und weder der Anstand unserer Gesellschaft und noch weniger das keusche Ohr unsers weiblichen Geschlechts erlauben mir den Schleier aufzudecken, der die größte Erniedrigung und Verworfenheit an den schönen Ufern der Propontis verbirgt.

Die Türken sehen in ihren Weibern und Sklavinnen ein Eigenthum, das fremden Blicken auf das sorgfältigste entzogen werden muß. Kein Anderer kann daher den streng verschlossenen Harem betreten, es wird jedem Andern sogar verschwiegen, wie groß die Zahl der Frauen im Harem ist und einem Fremden, der sich unterfängt, sich nach dem Befinden einer Gattin zu erkundigen, droht, da die Eifersucht ein Interesse voraussetzt, der Dolch. Da der Harem der gemeinen Türken fast immer durch Eunuchen bewacht ist, in früherer Zeit es sogar noch strenger war als jetzt, so ist

es allen Fremden unmöglich geweſen (Damen ausgenommen) hineinzudringen, und wo ein Reiſender mündlich oder ſchriftlich erzählt, daß es ihm gelungen ſei, ſo kann man ihn dreiſt einer Lüge beſchuldigen. Seit Mahmud's Zeiten iſt die Verſchleierung der Frauen geringer, auch erſcheinen ſie öfter auf den Gaſſen als ſonſt; allein ihre Verachtung gegen die Europäer grenzt an Beleidigung und jedem Vorübergehenden fliegen von Frauen Schimpfworter der niedrigſten Art nach. In der Nähe der Süßen Gewäſſer begegnete ich einſt einem ſtolzen mit weißen Ochſen beſpannten Wagen, der von mehren ſchwarzen Männern und Weibern bewacht wurde. Demſelben ging ein Mädchen von etwa 12 Jahren voraus und ſchrie, als ſie uns gewahrte: „Da kommen Menſchenfreſſer! Schließt die Gitter!“ Als Jemand von unſerer Geſellſchaft darauf antwortete: „'s iſt nicht ſo gefährlich!“ ſtreckte ſie höhniſch die Zunge aus. Sie ſind ſelten ſchön, gebildet nie und ſo habe ich nie den Wunſch gehabt, eine derſelben näher kennen zu lernen. Aber Eins iſt nicht zu verſchweigen; man ſieht das weibliche Geſchlecht der Türkei nicht zu ſo niedrigen Dienſten verdammt, wie ſie deren in Deutſchland beſonders verrichten müſſen. Jedoch iſt es uns leichter, den Standpunkt zu finden, von welchem aus ſie das weibliche Geſchlecht betrachten, während es allen Orientalen unmöglich iſt, in einer europäiſchen Geſellſchaft zu ſein, ohne mit der beſtgemeinten Liebenswürdigkeit und Höflichkeit unſere Frauen zu beleidigen.

Eine Schlachtfeld-Erinnerung.

Von Wilhelm Trapp

I.

Die Gewitterluft der ſchwülen Auguſtnacht hatte mir den Aufenthalt in dem dichtbeſetzten engen Poſtwagen unerträglich gemacht.

An der nächſten Station ſtieg ich aus, obgleich mit großen Schwierigkeiten, da ich dem geöffneten Schlage am entfernteſten ſaß und beim Bau der braunſchweigiſchen Poſtwagen auf eine Paſſage zwiſchen den Knieen der Mitreiſenden hindurch nicht Rückſicht genommen worden iſt.

Von einem ſchlaftrunkenen Hausknechte mit einer Hornlaterne, welcher vor dem Steintritte eines ziemlich gut ausſehenden Wirthshauſes ſtand, erfuhr ich, daß der Stationsort Lutter am Barenberge heiße.

Trotz meines heftigen Unwohlſeins weckte der Name doch in mir die geſchichtlichen Erinnerungen, die ſich daran knüpfen, und ich beſchloß deshalb, als der Hausknecht mich in ein kleines, aber ſauberes Zimmer mit einem ungeheuern Bette, einem uferloſen Meere von Kiſſen und Pfühlen, in dem ich beinahe verſank, führte, am andern Tage das Schlachtfeld Tilly's und Chriſtian's von Dänemark zu beſuchen.

Längſt hatte am andern Morgen die Sonne durch die runden Fenſterſcheiben meines Gemachs ihre Strahlen auf meinen grünen Bettumhang geworfen und unten im Hofe Hundegebell und Hühnergegacker die ausziehenden Erntearbeiter aus dem Hofthor begleitet, als ich erwachte, neugeſtärkt und heiter geſtimmt. Deswegen fand ich mich auch, als mein Aufwärter in Kniehoſe und Zipfelmütze wieder erſchien und nach und nach eine große irdene Kaffeekanne, eine mit Weinblättern zugedeckte Butterpyramide und ein langes Brotgebirge als mein Frühſtück auf dem Tiſchchen am Fenſter vor mir aufbaute, durch die mich daraus anſprechende ländliche Poeſie aufs angenehmſte berührt, und da mein gutmüthiger Scherasmin auf meine Frage: Welcher von den umliegenden Bergen der Barenberg ſei und wohinaus das Schlachtfeld von Anno 1626 liege, durchs Fenſter die Bergkuppen der Reihe nach mit prüfendem Ernſt ins Auge faßte, ſchließlich aber antwortete: „Dat wet wi hier ſelber nich!“ ſteckte ich, nachdem ich mich angekleidet und gefrühſtückt hatte, meinen Sperſchil zu mir, um mich an Ort und Stelle nach den genauen Angaben des alten Böhmen ſelbſt zu orientiren.

Da aber rief der gewandte Lutteraner mir auf der Treppe, ſeine Phraſe gleichſam erſt vollendend, nach: „Aber Grotfader is eppeſtahn und kann Sei wat dervon vertellen!“ In dem Wohnzimmer zu ebener Erde, in welches er mich darauf führte, fand ich den „Grotfader“, einen zuſammengeſchrumpften Greis in wollener Jacke und Pelzmütze, eine wahre Mumie von Menſchen, am Ofen in einem alten Lederſtuhle ſitzen, mit den dürren Fingern auf dem Griffe eines Dornenſtocks, auf welchen er ſich, etwas vorübergebeugt, ſtützte, nachläſſig trommelnd.

Auf meine Frage, ob er mir etwas über die Erinnerung an die Schlacht mittheilen könne, richtete der Alte ein lebhaftes graues Auge auf mich und hielt mir ſein Ohr her. Nachdem ich meine Frage ſtärker wiederholt hatte, hob er ſtolz, obgleich zitternd, ſeinen Stock und deutete damit auf eine Art Uhrgehäuſe oder ſchmalen Glasſchrank, welcher neben ihm an der Wand ſtand:

„Meines Urgroßvaters Hut und Degen, die er in der Schlacht trug!“

Meine freudige Verwunderung bei dem Anblick dieser hiſtoriſchen Reliquien, welche Johann, der Knecht, dann aus dem Schranke hervorlangte — es war ein alter, ganz vergilbter und verwitterter Filzhut mit faſt ſteinhart getrocknetem Lederfutter und dicker Schnur, ſowie ein Dragonerdegen mit eiſernem Korb aus jener Zeit —, machte auf den Alten einen belebenden Eindruck; denn während ich beide Stücke aufmerkſam betrachtete, verjüngte ſich ſein ganzes Weſen im Feuer der Erinnerung und er fuhr fort:

„Er diente unter den Dragonern des Generals Fuchs, der die Neilenbrücke im Sturm nahm, und vertheidigte nach dem Tode des Generals dort in der Niederung von Hohauſen das Schloß fünf Stunden lang.“

Während ich dem Alten auf meinem rothangeſtrichenen Schemel näherrückte und ihn bat, mir ausführlich die an Hut und Degen ſich knüpfenden Ereigniſſe mitzutheilen, trat ſeine Enkelin, das Urbild eines blühenden, beſcheidenen Bauernmädchens, die als Wirthin im Hauſe zurückgeblieben war, während alle Uebrigen, bis auf Johann, zum Kornmähen ausgezogen, ein, legte dem Großvater die Kiſſen im Stuhle zurecht und ſetzte ſich ſtrickend am Fenſter nieder. Aus dem Lächeln, welches die rothbäckige Blondine mit dem ſich entfernenden Knechte wechſelte, ſchloß ich mit Leichtigkeit, daß der Alte die Geſchichte, welche er begann, dem Burgvogt in „Preciosa“ gleich, ſchon tauſend mal erzählt haben mochte; da ſie mir jedoch neu war und auch für den Leſer als Epiſode jenes großen Kampfs nicht ohne Intereſſe ſein dürfte, ſo gebe ich ſie hier wieder und bemerke, daß der mittheilſame Greis Niemanden mehr mit einer Wiederholung derſelben unterhalten wird, indem er ſeit Niederſchreibung dieſer Erzählung ſelig verſtorben iſt.

Am Abend des 26. Auguſt 1626 lagen ſich — ich erzähle den Inhalt ſeiner Mittheilung, nicht nach ſeinen Worten — die Armeen des Königs Chriſtian IV. von Dänemark, welcher den Oberbefehl über die Truppen des evangeliſchen Deutſchland führte, und des liguiſtiſchen Feldherrn Tilly, des Generals des Kaiſers und der katholiſchen Fürſten, zu beiden Ufern der Neile, eines kleinen, ſich durch Wieſen und Aecker in der Niederung nach Seeſen zu hinſchlängelnden Fluſſes, einander gegenüber. Der Himmel war zum Theil mit ſchweren Wolken behangen und die Luft gewitterſchwül und ſo ſtill, daß die Vorpoſten beider Heere das Anrufen der Runden deutlich hören konnten. Der Urgroßvater ſtand auf Vorpoſten in ungefähr 20 Schritt Entfernung vor einer Schanze, welche König Chriſtian oder vielmehr General Fuchs, der Befehlshaber über die däniſche Nachhut, zur Deckung des linken Flügels der evangeliſchen Armee, auf einem kleinen, von Sümpfen ganz umgebenen Hügel in der Nacht aufwerfen ließ.

Der Urgroßvater war ein rüſtiger Burſche von 22 Jahren, groß und ſtark, ein echter Dragoner, der ſeinen Degen ebenſo gut führte wie ſein Schwiegervater, der Schmied dieſes Dorfs, den ſchweren Schmiedehammer. Er war, obgleich Erbe dieſes Gaſthofs, in dem ich wohnte, und einziger Sohn bemittelter Aeltern, halb aus kriegeriſchem Hang, halb aus Begeiſterung für die Lehre Luther's zur proteſtantiſchen Armee gegangen, hatte vor kurzem bei einem Angriff auf das von den Kaiſerlichen beſetzte Schloß Calemberg ſeine erſte Waffenprobe zur größten Zufriedenheit ſeiner Obern abgelegt, war aber, anſtatt, wie er geglaubt hatte, mit der proteſtantiſchen Armee nach Süden ſiegreich in die liguiſtiſchen Staaten vorzudringen, durch die Fügung des Geſchicks in die Nähe dieſes ſeines Geburts- und Wohnorts zurückgeführt, in welchem zugleich ſeine verlobte Braut, die Tochter des alten Schmieds — man konnte die Schmiede durch ein Fenſter am Ende der Straße unter den hohen Linden liegen ſehen —, ohne Nachricht über ſein Schickſal weilte. Es wechſelten in ihm mancherlei Gedanken, während er, um dem beginnenden Regenwetter auszuweichen, ſich tiefer in ſeinen Mantel hüllend, unter eine dichtbelaubte Erle am Ufer ritt. Mußte er nicht einen offenbaren Fingerzeig des Himmels darin erkennen, daß er ſo an ſeine heimatliche Schwelle zurückgeführt wurde, während ſein jugendlich ſtrebender Geiſt ſich ganz andere Ziele vorgeſteckt hatte? Ein heller Lichtſchein weckte ihn plötzlich aus ſeinem Sinnen.

Während eine dichte Regenwolke den öſtlichen Himmel und den Himmel über ihm bedeckte, flammte plötzlich am weſtlichen, gänzlich wolkenfreien Theile deſſelben über der liguiſtiſchen Armee ein glänzendes Meteor auf, die düſtere Nacht auf einen Augenblick erhellend. Durch die herabfallenden Regentropfen ſah Heinrich deutlich, wie das Feuerzeichen aus einem dichten Lichtball ſich zu einer Form verlängerte, die der Geſtalt eines Schwertes nicht unähnlich war, welches, wie von unſichtbarer Hand geſchwungen, drohende Bewe-

gungen gegen das protestantische Lager machte und dann urplötzlich erlosch. Der erlöschende Schimmer der Erscheinung ließ ihn aber auch bemerken, wie dicht vor ihm, neben dem Kopfe seines Pferdes, eine Gestalt sich aus dem Schilfe des Flusses erhob und den Arm nach den Zügeln seines Rosses ausstreckte. Heinrich riß sein Thier zurück, streckte sein Pistol nach der Richtung vor, wo die Gestalt vor ihm aufgetaucht war, die natürlich die Dunkelheit augenblicklich völlig wieder verschlang, und schrie: „Wer da?“... „Nun, nun! Schießt mich nur nicht gar zum Dank über den Haufen, daß ich diese gefahrvolle Reise zu Euerm Standorte um Eurer Braut willen unternommen habe!“ entgegnete die Gestalt, aus dem Dunkel hervor- und dicht an Heinrich herantretend, sodaß dieser Franz, den Lehrling seines Schwiegervaters, des Schmieds, zu erkennen im Stande war; „die Marie ist außer sich über Euch und ließ nicht eher mit Bitten nach, bis ich Euch aufzusuchen und zur Rückkehr zu bewegen versprochen hatte. Vom Wachtmeister Siebenarm, welcher heute mit dem Könige nach Wallmoden ritt und sein Pferd vor unserer Schmiede beschlagen ließ, erfuhr ich, daß Euer Zug heute den Vorpostendienst habe und schlich mich am Bache bis hierher. Ich bringe Euch auch eine Flasche Wein. Ihr seid doch wohlauf? Da, trinkt!“... „Unglücklicher, wie hast du dich in diese Gefahr, die dir aus den Büchsen der Vorposten tausendfachen Tod droht, wagen können?“ rief Heinrich, den handfesten Burschen unwillkürlich am Kragen fassend, da er sich von dem Gedanken eines tödtlichen Kampfes mit einem Feinde noch nicht hatte erholen können; „daß dich der Teufel zehntausend mal von hier weg und heim auf deinen bauernen Strohsack neben der Schmiedesse führte! Ich bin gezwungen, dich zu arretiren, sonst findest du auf dem Rückwege den Tod!“... „Was Tod! Das Laubwerk der Ufer verbirgt mich dicht genug vor den Blicken der schläfrigen Vorposten, die ich alle der Reihe nach hinterrücks hätte entwaffnen können, so matt hingen sie auf ihren Pferden!“ entgegnete der unerschrockene Schmiedelehrling; — „am jenseitigen Ufer schrob ich sogar einem schlafenden Liguisten, einem langen Italiener mit schwarzem Schnurrbart, das Eisen seiner Pike ab. Schöner Stahl, sehr einmal!“... „Tollkühner Wagehals! Ich werde dem Meister sagen, daß er dich für diesen Streich durchbläut und künftig des Nachts einschließt!“ entgegnete Heinrich, dennoch nach der Flasche greifend und einen tüchtigen Schluck nehmend... „Das heißt, wenn Ihr morgen mit dem Leben davonkommt; denn eine Schlacht wird's geben, darauf deuten alle Anzeichen hin! Himmel, könnte ich doch mitmachen! Sagt einmal, wird denn der König siegen?“... „Steht das freilich allein in Gottes Hand, so hoffe ich es doch sicher! Sage Marie, daß sie ohne Sorgen um mich sei! Gott werde unserer Sache zu baldigem Siege verhelfen und mich ihr, nachdem ich mein Gelübde gelöst, gesund wieder zuführen. Arme Marie!“ setzte Heinrich hinzu und ließ seine Blicke rückwärts über das nachtbedeckte Feld schweifen, wo zwischen Bäumen hindurch über dem Lager die Lichter des Dorfs einsam schimmerten... „Wißt Ihr was? Laßt mich auf eine halbe Stunde Euern Federhut aufsetzen und Euer Pferd besteigen, während Ihr den Weg ins Dorf eilig zurückmacht, um ein paar Augenblicke bei Eurer Marie zuzubringen! Topp, wollt Ihr?“... „Bist du verrückt? Die Runde würde —“

Der donnernde Ruf: „Wer da?“ unterbrach Heinrich's Gegenrede und kaum hatte der abenteuerliche Lehrling sich in klugem Instinct in das Schilf des Flusses geduckt und der Vorposten statt der Flasche die Pistole wieder zur Hand genommen, als die Runde herangeritten kam und der sie führende Unteroffizier Heinrich heftig darüber anließ, daß er sie nicht eher bemerkt und angerufen habe. „Was Regen, was Wind! Ein Fuchs'scher Dragoner hört mit Hasenohren und sieht wie die Katze im Dunkeln!“ Damit verschwand er nach der Rohdener Schanze zu, welche indeß beinahe vollendet war und mit mehren Geschützen befahren wurde.

Noch eine Stunde auf Posten! dachte unser Dragoner und richtete seinen Blick nachdenklich zum wolkigen Himmel empor, der eben jetzt aufhörte, Regenströme herabzugießen. Die Glocke des Dorfs schlug eben 12 Uhr. Als Franz sich wieder aus seinem Versteck erhob, sprang Heinrich in raschem Entschluß vom Pferde, hing dem Lehrling seinen Mantel um und setzte ihm seinen breitrandigen Filzhut auf. Franz, zitternd vor freudigem Eifer, hatte nicht sobald den schweren Degen umgeschnallt und sich in den Sattel geschwungen, als er Heinrich, den er noch um Verhaltungsmaßregeln bitten wollte, in raschem, ängstlichem Laufe bereits das Ufer entlang über die Ebene dahineilen sah.

Ohne sich einen Augenblick des Nachdenkens über seine Handlungsweise zu gestatten, kam Heinrich glücklich aus dem Bereiche der Vorposten

und erreichte einen Feldweg, welcher unter Weiden nach dem Dorfe gerade auf das Haus ſeiner Verlobten zuführte. Die daſſelbe umſchattenden Lindenbäume mußten, wenn ſie damals ſchon gepflanzt waren, noch ſehr klein ſein und hemmten den Blick in das Innere des Hauſes nicht. Auf Mariens Kammer ſchimmerte noch Licht; Heinrich ſchwang ſich im Nu auf den Flechtzaun und pochte, mit dem einen Fuß auf den Mauervorſprung tretend, leiſe ans Fenſter.

„Wer iſt da?“ fragte Mariens ängſtliche Stimme augenblicklich von innen; als Heinrich darauf leiſe ſeinen Namen rief, öffnete ſie das Schiebfenſter und — zuerſt vor freudigem Schreck ſprachlos — entgegnete ſie auf ſeine zärtlichen Fragen und Küſſe nichts, bis ſie endlich Faſſung gewann, nach ſeiner plötzlichen Erſcheinung und ſeinen Erlebniſſen zu fragen.

Wie groß nun auch ihre Freude über dies unverhoffte Wiederſehen war, ſo erfüllte ſie doch Heinrich's gewagter Schritt mit der größten Sorge und das kurze zärtliche Zuſammenſein war für ſie ein Gemiſch von Todesangſt und betäubendem Glück. Außerdem durchzogen Haufen von betrunkenen Soldaten das Dorf, Patrouillen trabten auf der Straße nach Wallmoden, welche das Gepäck des däniſchen Heeres am Abend vorher bereits eingeſchlagen hatte, um die Feſtung Wolfenbüttel zu erreichen, hin und her und Heinrich ſchwebte fortwährend in Gefahr, entdeckt zu werden. Dazu kam, daß der alte Schmied in ſeinem Schlafgemach nebenan öfter ſtark huſtete und, vielleicht bald ganz erwachend, die Abweſenheit ſeines Lehrburſchen bemerken konnte. . .

Nachdem nun Heinrich ſeine Geliebte über ſein Geſchick möglichſt beruhigt und ihr im Fall eines unglücklichen Ausgangs des Kampfes anempfohlen hatte, ſich unter Franzens Schutz mit dem Vater und ihren beſten Habſeligkeiten in das feſte Amthaus zu begeben, wohin auch ſeine betagten Eltern, die Eigenthümer dieſes Gaſthofs, ſich auf ſein früheres Anrathen in Kriegsfällen zu flüchten beſchloſſen hätten; nachdem bereits im Oſten ein grauer Streifen den Himmel matt überzogen hatte und Heinrich ſich bereit machte, nach einem zärtlichen Abſchiedskuſſe ſich von der Hecke herabzuſchwingen, um den Rückweg anzutreten, tönte plötzlich aus dem nahen Gaſthauſe — und zwar aus der großen Gaſtſtube da drüben, ſetzte der Alte verdeutlichend hinzu — ein wilder Lärm von Stimmen Betrunkener, unter denen die Stimme von Heinrich's Vater ſich vergeblich Geltung zu verſchaffen ſuchte, herüber. Das Geräuſch nahm zu, Geklirr von zerbrochenen Flaſchen und Krügen, zuletzt ertönte ſogar ein Hülferuf, und zwar von einer weiblichen Stimme, welche Heinrich für die ſeiner Mutter erkannte. Im Nu war er von dem Zaune herabgeſprungen und dem Hauſe zugeeilt, deſſen Thür weit offen ſtand. In dem Zimmer „hier linker Hand“, ſagte der Alte, „nicht dem Gaſtzimmer, ſondern dem, in welchem wir uns befinden,“ ſah Heinrich beim Schein der großen zinnernen Oellampe, welche ein zerlumpter däniſcher Infanteriſt aus der Gaſtſtube mit herübergetragen hatte, ſeinen Vater gebunden in der Gewalt mehrer Marodeurs, Kerle, die mehr das Ausſehen von Räubern als Soldaten trugen, während ſeine Mutter in dem Seſſel neben dem großen Schranke — „dem Seſſel, in welchem ich jetzt ſitze“ — ohnmächtig zuſammengeſunken war. Die Räuber, halb betrunken, wühlten im Schranke und hatten bereits auf dem Tiſche eine Menge koſtbarer Wäſche, Silbergeſchirr und baares Geld zuſammengehäuft — „Wäſche, lieber Herr, wurde unter den Soldaten jener Zeit mit Gold aufgewogen!“ —, als Heinrich dem größten und ſtärkſten der Böſewichter, einem ehemaligen wolfenbüttelſchen ſchweren Reiter, ſeiner zerlumpten Uniform nach, welcher mit ſeiner knochigen linken Fauſt das Halstuch des alten Mannes zuſammenpreßte, während die rechte die Piſtole hielt, mit deren Kolben er ihm eine Wunde über der Stirn beigebracht hatte, daß das greiſe Haar mit Blut getränkt war, vermittelſt einer kurzen Radhacke, die er auf der Hausflur hinter der Thür fand, einen Schlag auf den Kopf verſetzte, daß er todt zu Boden ſtürzte. Beſtürzt griffen die Vagabunden zu den Waffen, als ſie ſich ſo plötzlich angegriffen ſahen; Einer derſelben, Der, welcher den Schrank erbrochen hatte, warf Heinrich mit einem kurzen Beile nach dem Kopfe; der aber fing den Wurf mit vorgehaltenem Arme auf und verſetzte dem nächſten Räuber einen Hieb auf den Arm, daß ihm dieſer gelähmt am Leibe herabſank und der Kerl ein fürchterliches Schmerzgebrüll ausſtieß; da entſtürzte dem däniſchen Infanteriſten die Lampe und in der entſtehenden Dunkelheit entwiſchten die übrigen Spitzbuben aus der Thür. Mittlerweile war durch den zu Anfang entflohenen Zapferburſchen Lärm gemacht worden und während Heinrich in der bereits aufdämmernden Morgenhelle bemüht war, ſeine ohnmächtige Mutter ins Leben zurückzurufen, was ihm auch bald gelang, und die Wunde ſeines Vaters zu verbinden, näherte ſich

draußen vom Hause ein von dem Burschen geführter kleiner Trupp Reiter, in welchem Heinrich durch das Fenster die Uniform seines Dragonerregiments und bei näherer Betrachtung sogar zu seinem größten Schrecken den Grafen Solms, seinen eigenen Commandeur, erkannte, welcher mit einem kleinen Commando dem König Christian nach Wallmoden entgegenreiten wollte und durch den Lärm herbeigezogen worden war. Eine größere Bestürzung als die Heinrich's bei diesem Anblick läßt sich nicht denken, zumal er dem Grafen Solms persönlich bekannt und bei dem Angriff auf den Galgenberg eine Stunde lang sein nächster Begleiter gewesen war. Rasch entschlossen sprang er aus dem Seitenfenster in den Garten, war aber nicht im Stande, dies so rasch zu bewerkstelligen, daß die Reiter ihn nicht hätten bemerken und wegen seiner bestürzten Flucht für einen der Räuber halten sollen. Einer derselben löste seine Pistole über den Zaun hinter ihm her, als er am andern Ende des Gartens bereits über den Graben sprang; die Kugel pfiff ihm hart am Ohr vorbei und weckte in ihm das schreckliche Bewußtsein der doppelten Lebensgefahr, in welcher er schwebte, nur noch mehr. Denn die Reiter vertheilten sich auf den Zuruf des Grafen augenblicklich zur Verfolgung nach allen Seiten und Heinrich, die Tageshelle und das freie Feld vor sich sehend, verzweifelte an seinem Entkommen. Voll Todesangst und sich Gottes gnädigem Schutze anvertrauend, stürzte er sich in das vor ihm liegende Aehrenfeld, eins der wenigen Weizenstücke, welches um diese Zeit noch nicht abgeerntet war und sich mit der Weidenreihe parallel gegen die Thalwiesen hinderstreckte, die der Neilefluß durchströmte.

(Fortsetzung und Beschluß in nächster Nummer.)

Die Goldgräber.

Weltumsegelungen sind zwar in jetziger Zeit, bei der hohen Ausbildung der Schiffahrt, nichts Seltenes und Außergewöhnliches mehr, und so ist denn auch die Literatur der „Reisen um die Erde" in neuester Zeit schon ziemlich angewachsen. *)

Dennoch lassen sich bei Berührung recht verschiedenartiger Länder und Meere und von verschiedenen Standpunkten aus aufgefaßt immer noch neue Berichte geben. Anders beobachten und beschreiben Aerzte, Naturforscher, belletristische Touristen, anders der einfache, schlichte Seemann, den sein Beruf um die Erde und an verschiedene Küsten führt. Wir dürfen daher wol unsere Leser auf die Reisebeschreibung eines solchen Seemanns hinweisen, die sich durch Unbefangenheit und schmucklose Wahrheit, die auf den Reisen unmittelbar erhaltenen Eindrücke nach den Tagebüchern frisch wiedergebend, auszeichnet. Wir meinen die vor kurzem erschienenen „Vier Abschnitte aus einer Reise um die Erde. Von J. K. H. C. Magdeburg" (Berlin, Hirschwald, 1856), gewidmet dem Prinzen Adalbert von Preußen, als Großadmiral der preußischen Flotte.

Der Verfasser beschreibt im ersten Abschnitt Surinam oder Niederländisch-Guiana, im zweiten seine Reise nach Ostindien und Australien, im dritten seinen Besuch in den Colonieen Südaustraliens und im vierten die Rückreise. Jeder dieser Abschnitte bietet viel Interessantes dar, besonders aber der dritte, in welchem der Verfasser die Goldminen Australiens und die Art der dortigen Goldgewinnung ziemlich ausführlich beschreibt. Bei der Wichtigkeit, welche das australische Goldland erlangt hat, und dem Interesse, welches an sich schon an die Goldgewinnung sich knüpft, heben wir Einiges aus dem Bericht des Verfassers hervor, was geeignet ist, den unbestimmten Vorstellungen der Unkundigen über die Goldgewinnung Bestimmtheit zu geben und sie aus der fabelnden Phantasie auf den realen Boden zu versetzen.

In der Mitte der drei Hauptthäler von Ballarat, ebenso wie im Centralkessel, liegt der Felsboden meistens 100 — 150 Fuß tief und es erfodert viel Mühe und Unkosten, um den Schacht bis zum Golde hinunterzusenken. Natürlich haben jene tiefen Grabungen bedeutend gelohnt und lohnen auch noch. In andern Minendistricten findet man dagegen auf dem obersten Boden, dem Pfeifenklee, die beste Ausbeute, und Versuche bis auf den tiefliegenden Felsboden haben sich ganz und gar nicht ergiebig gezeigt. Dies ist der Fall in Bendigo, das auch so ungeheure Schätze geliefert hat. — Am Mount-Alexander liegt nun wieder der Felsboden fast nie tiefer als

*) Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit den ersten Band eines besondern und sehr geschmackvoll (Leipzig, Gustenoble, 1856) ausgestatteten Abdrucks jener interessanten Berichte, die Wilhelm Heine von Dresden in der „Allgemeinen Zeitung" über seinen Antheil an einer von der nordamerikanischen Regierung ausgerüsteten Expedition nach Japan gegeben hat. Ist das Ganze vollständig erschienen, so kommen wir noch einmal zurück auf diese lebendigen und allgemein gewürdigten Skizzen eines vielseitig gebildeten Talents.

D. Red.

25—40 Fuß. Auch hier war die Ausbeute sehr reich.

Die verschiedene geognostische Beschaffenheit des Landes übt nun einen Haupteinfluß auf die Gewinnung des Goldes oder goldhaltigen Erdstoffs, den sie Washing-Stoff nennen. Der Verfasser nennt vorzüglich drei Arten der Goldgrabung: 1) Surface-Diggings, einen goldhaltigen Stoff an der Oberfläche liefernd; 2) Shallow-Sinkings oder flache Schachte, worunter man in Australien nicht tiefer als 40 Fuß versteht, und endlich 3) Dip-Sinkings oder tiefe Schachte, bis zu 200 Fuß tief gehend. Indem in Ballarat alle drei Gewinnungsarten vorkommen, hatte der Verfasser Gelegenheit, sie nebeneinander, zuweilen sogar dicht beieinander zu sehen und er beschreibt sie folgendermaßen:

In den Surface-Diggings ist das Waschen des Bodens, den man mit der Hüfe und Schaufel, ohne weiteres Hineingraben, losmacht, die ganze Mühe. Hat man nun vollauf Wasser in der Nähe, so wird die Arbeit leicht und gewinnreich sein; ist aber das Wasser fern, so wird es, wie so häufig in Australien, nicht verlohnen, selbst einen reichen Washing-Stoff zu bearbeiten. Es ist der Mangel an Flüssen und Bächen überhaupt für die Digger in Australien sehr fühlbar. Wären dort die Gewässer Californiens, wie viel mehr Gold würde Australien zutage gefördert haben und noch fördern! Dieser Umstand übt auch einen großen Einfluß auf die Werkzeuge, deren man sich zum Waschen bedient. (Diese Werkzeuge beschreibt der Verfasser näher.)

Bei den beiden andern Arten des Goldgrabens, sowol bei der Shallow- als auch bei der Dip-Sinking, ist es immer die Hauptsache, guten Washing-Stoff zu erhalten oder (was zwar selten ist) klares Gold, wobei man den Sand und Thon aus dem Golde, nicht dieses aus dem Stoff zu waschen hat. Bei der Dip-Sinking ist es sehr selten, daß man einen Schacht trocken hinunterbringt. Man ist, sobald man auf Wasser stößt, genöthigt, mit Holz auszuzieren, d. h. zu schlabben, um sich vor dem Einfall zu schützen. Diese Arbeit erfodert schon eine größere Kunstfertigkeit als das Senken eines trockenen Schachtes. Ebenso ist das Treiben in diesen nassen Schachten sehr schwierig, da die ganze Mine mit Holz ausgezimmert werden muß. Oft handelt es sich hier um bedeutende Schätze und man hat sogar nicht die Kosten gescheut, Dampfmaschinen in Melbourne zu bauen und durch sie das überhandnehmende Wasser auszupumpen. Auch Pferdekraft wendet man an, indem man durch sie die schweren Eimer mit dem stets nassen Stoff heraufwinden läßt. Die Kraftvermehrung entsteht dabei durch ein großes horizontales Rad, um welches das Tau des Schachteimers läuft und welches durch ein Pferd gedreht wird.

Noch eine andere eigenthümliche Art des Goldgewinns ist das Sprengen aus dem Quarz. Dieser findet sich oft in ganzen Gebirgslagern und es kostet unendliche Mühe, Schachte und Minen zu treiben, wenn man die Goldadern verfolgt. Der herausgehauene Stoff wird hier noch kein Washing-Stoff sein, da das Gold in diesem Falle meistens durch den Quarz eingesprengt, wie gewachsen, sitzt. Man muß durch Mörser oder Maschinen ihn erst zermalmen und dann waschen. Gewöhnlich erhitzt man den Quarz erst und begießt ihn mit Wasser, um ihn leichter zum Brechen zu bringen. In Ballarat waren die Quarzbrüche weniger ergiebig, an einigen andern Diggings jedoch sind enorme Schätze, namentlich in letzterer Zeit, durch sie ans Tageslicht gekommen.

Das australische, und ganz besonders das Gold von Ballarat wird für das reinste der Erde gehalten. Während das californische grünlich scheint und das europäische wegen einer Beimischung von Silber oft weißlich, ist jenes eigelb und wird ohne den Eisenanflug, den es allerdings zuweilen hat, auf dem Goldmarkte am theuersten bezahlt. Es kommt nicht selten krystallisirt vor, jedoch meistens nicht größer wie eine Erbse. In den tiefen Schachten findet sich mehr das massive, schwere Gold, in Form von Geschieben, in der Shallow-Sinking ist es zackig und blätterig.

Ueber die Menschen, welche Gold graben, sagt der Verfasser: sie seien durch Jahre schon eine eigene Klasse, ja man könnte sagen ein Volk geworden und doch sind sie zusammengesetzt aus allen Nationalitäten und den verschiedensten Ständen. So sah der Verfasser Aerzte, welche über Tag an der Winde arbeiteten und dabei Abends Kranke besuchten und auch Arzneien bereiteten. Von der ganzen Welt sind Auswanderer hierher geströmt, alle Sprachen und die verschiedenartigsten Sitten und Gebräuche kommen an den Tag; aber die gemeinsame Arbeit, das Goldgewinnen, und der gemeinsame Vortheil, der aus Ordnung und Regelung aller Verhältnisse erwächst, vereinigt sie Alle und stärkt ihre Vereinigung. So werden nicht mehr, wie ehedem in Californien, die Streitigkeiten unter den Diggern mit dem Revolver ausgemacht. Die Gerichte werden im Gegentheil

häufig durch die Leute im Ausüben von Gerechtigkeit und im Bestrafen von Bösewichten unterstützt. In den Minen haben die sogenannten Commissioner als Schiedsrichter und Bürgermeister die Gerichtspflege unter sich. Sie wachen in ihrem District mit einer entsprechenden Mannschaft an Polizei für Ruhe und Ordnung und schlichten auch die Streitigkeiten der Digger untereinander. Obgleich nämlich über den Besitz und das Besitznehmen vom Grund zum Goldgraben die Gesetze sehr bestimmt sind, so entsteht hierüber gerade doch täglich Uneinigkeit, die, wenn der fragliche Grund sehr reich ist, gefährliche Folgen haben kann. Die Entscheidung liegt dann nicht nur dem Commissioner, sondern einigen durch diesen erwählten unparteiischen Diggern ob.

Ueber die Lebensweise der Digger sagt der Verfasser: „Der größte Theil derselben lebt in Zelten, die schon, bequem und stattlich eingerichtet sind. Man macht von starkem Zeuge ein liegendes Dach darüber, etwa einen Fuß abstehend von den obern Wänden, sodaß die Luft zwischen beiden circuliren kann. Von innen überzieht man die Zelte mit einem starken, groben Teppichzeuge. Die Feuerplätze, die zugleich Kochöfen sind, werden aus Erdstücken und Holz erbaut, meistens mit einem dicken Schornstein, welcher über das Zelt hinaussieht und oben noch, um den Zug zu vermehren, mit einem hohen Faß gekrönt ist. Man findet in den letzten Jahren viele freundliche Wohnungen in den Diggings, weil so viele der Leute sich dort entweder verheirathet haben oder mit ihrer Familie eingewandert sind.

„Jedermann ist in den Diggings bewaffnet. Das ist zu einem Gebrauch geworden. Bei den ausgedehnten Wäldern und Gebirgen, durch welche die Golddistricte gehen, und der Verschiedenartigkeit der Menschen, die stets kommen und ziehen, wird Landstreichern, die zu träge sind zum Arbeiten, immer noch Gelegenheit zum Rauben und Plündern genug geboten. Jedermann ist daher auf seiner Hut. An den Diggings sind wachsame Hunde ein genügender Schutz, wenn man nicht ganz abgesondert wohnt. Auf den Nebenwegen im Gebirge muß man bei Nacht vorsichtig sein. Die Straßenräuber sind meist zu Pferde und thun den armen Karrentreibern durch Pferdediebstahl bedeutenden Schaden.

„Die Lebensmittel sind in den Diggings viel theurer als in der Stadt, da der Transport viel kostet und der Kaufmann noch seinen Vortheil nimmt. Die kleinen Kaufläden sind meistens in Zelten. Häufig beschäftigen sich diese auch mit dem Einkauf des Goldes, das die Miner gewöhnlich am Sonnabend, wenn sie eine gewisse Quantität haben, zu Gelde machen. Die Kaufleute gewinnen daran, indem sie größere Quantitäten zur Bank senden. Auch an den Diggings gibt es Banken, welche einem Jeden, der sein Geld oder Gold dort deponirt, vollständige Sicherheit gewähren. Auf Verlangen versenden diese Banken das Gold nach jedem beliebigen Orte und ersparen den Leuten, es selbst bei sich zu tragen, was oft so gefährlich ist."

In dieser schlichten Weise erzählt der Verfasser, was er auf seinen verschiedenen Ausflügen gesehen und beobachtet. Sein trocken realistischer Ton erweckt Zuversicht zu der Treue und Wahrheit seiner Berichte, während schönrednerische, eitle Touristen nicht selten die Thatsachen entstellen, weil ihnen mehr darum zu thun ist, ihre Persönlichkeit, ihren Witz und ihre Geistreichigkeit zur Schau zu tragen, als die Dinge selbst in ihrer Objectivität reden zu lassen. Interessant sind auch des Verfassers Mittheilungen über die von ihm besuchten Zucker- und Kaffeeplantagen, die Plantagenneger, über das gesellschaftliche Leben in Surinam und über die Guanoinseln.

Anregungen.

Unterhaltungslectüre für Reisende.

Die Welt ist kleiner geworden. Erdtheile sind aneinandergerückt, ein Sommerausflug nach Amerika ist keine Unmöglichkeit mehr.

Diese durch Dampfwagen und Dampfschiffe herbeigeführte Weltkleinheit und nationale Nachbarlichkeit drückt uns die Passarte in die Hand — wenn wir eine bekommen —, treibt uns in den Waggon oder aufs Verdeck, wir können es nicht mehr über uns gewinnen, auf die Frage: „Waren Sie in München? Haben Sie den Rhein befahren? Bestiegen Sie schon den Rigi?" antworten zu müssen: „Ich bin nie aus dem Hause gekommen."

Um bequem und mit wirklichen Ergebnissen für Bildung oder Vergnügen zu reisen, genügt es nicht, eben nur das Thor zu kennen, durch das man ausfährt, oder den Gasthof, welcher uns empfohlen ist und den wir im geschmeichelten Porträt bereits in der Hausflur des verlassenen Hôtels vorfanden. Zwar

haben Murray in England, Reichard, Lewald, Körner, Bädeker in Deutschland dafür gesorgt, daß man von den schönen Gegenden, großen und kleinen Städten mehr erfährt als die Preise der Table-d'hôtes und der Zimmer in den Gasthöfen, indessen zeigten die „Neue Bibliothekern", die in Leipzig bei Weber, Lord und Brockhaus erschienen, daß es auch auf dem Gebiete der Unterwegs-Lectüre noch Fortschritte zu machen gab.

Seit einigen Monaten hat sich besonders „Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe" des umfassendsten und inhaltreichsten Aufschwunges zu rühmen.

Um den geringen Preis von 10 Silbergroschen das Bändchen führt uns z. B. „Die Thüringische Eisenbahn. Von Adolf Bock", in einer Ausdehnung von 23½ deutschen Meilen nach dem gleichsam von den Salzquellen selbst erbauten Halle, nach Naumburg, dem Badeort Kösen, Weimar, Erfurt, Gotha, der Wartburg in ansprechender Darstellung.

An die classischen Erinnerungen dieser Route reihen sich „Die Schillerhäuser. Von Josef Rank", an. Der kundige Dichter hat in diesem Büchlein einen zwar nicht touristischen, aber doch auf der Reise unterhaltenden Gedanken durchgeführt. Wir lernen Schiller's Geburtshaus zu Marbach kennen, am rechten Ufer des Neckar, klein, dürftig, wehmüthig stimmend bei dem Gedanken, daß darin die Wiege eines Genius stand, ohne Reliquien, ohne die durch Pietät bewahrten Tische, Stühle, Bänke, wie sie bei der Geburt des Dichters vorhanden waren, mit nichts als einem Schilleralbum versehen, in welchem die Verehrung für den Dichter nach angeführten Beispielen mitunter auf ziemlich humoristische Weise ausgedrückt ist. Schiller's Versteck zu Oggersheim, welches er unter dem Namen eines Dr. Schmidt mit seinem Freunde Streicher bewohnte und wo er an „Fiesco" und „Cabale und Liebe" schrieb; seine Zufluchtsstätte zu Baumbach, einem kleinen Dorfe bei Meiningen, unter den Ruinen des alten Schlosses Henneberg gelegen und mit hohen Bergen und düsteren Fichtenwäldern umschlossen; das Schillerhaus zu Gohlis bei Leipzig mit der über 1000 Bände enthaltenden Schillerbibliothek, wo das Lied „An die Freude" entstand; das Erinnerungshaus zu Loschwitz bei Dresden, auf den Bergen an der Elbe gelegen, mit der Schilderung einer hier 1855 gehaltenen Gedenkfeier. Dann folgen Nachrichten über die Schillerstätten zu Volkstädt und Rudolstadt mit den einsamen Alleen, die Schiller wanderte; der Brücke, wo er die Familie Lengefeld zu treffen pflegte, wenn sie nach Rudolstadt kam, mit dem Schillerzimmer, dem ersten, in welchem von einer „behäbigen" Einrichtung gesprochen wird, und dem Pulte, worauf der Dichter geschrieben; das Gartenhaus zu Jena, wo Schiller den „Wallenstein" schrieb, mit dem noch dort befindlichen verwitterten Steintisch, an welchem er mit Goethe gesessen, und endlich das Schillerhaus zu Weimar, wo er starb. Die Lectüre des pietätvollen Büchleins thut um so wohler, je mehr sich Kunden zu verbreiten an fangen, die uns die nächste menschliche Erscheinung Schiller's nicht gerade zu einer besonders wohlthuenden machen wollen.

Ein „Münchener Skizzenbuch", von Wolfgang Müller von Königswinter, zeigt uns, wie München unter König Ludwig die Pflanzschule bildender Kunst und unter König Max zum „Musenhof" geworden. Die Darstellung dieses Büchleins ist durch Frische der Anschauung und Umfang der Rundschau ganz besonders anziehend.

„Von Frankfurt am Main nach Basel. Eisenbahnfahrt und Wanderungen im süddeutschen Rheinland. Von Aurelio Buddeus", führt uns ein herrliches Stück Land im Fluge und doch mit Gründlichkeit vorüber. Da ragt der Taunus mit seiner italienisch violetten Färbung und mit der romantischen Umgebung von Nierenstein, Dürkheimer, Laubenheimer und Liebfrauenmilch, da liegt Darmstadt mit dem Glockenthurme, der jede Stunde einen geistlichen Vers spielt, da ruht der Odenwald mit dem 1620 Fuß hohen Melibocus, einen von den Sprachforschern noch immer nicht mit befriedigten Namen tragend, der fast slawisch klingt, da begrüßt und das ewig junge Heidelberg mit Stadt und Schloß, mit Wolfsbrunnen und Kaiserstuhl, mit Neckar und Brücke, mit Romantik und Idylle; da liegt Mannheim, die regelmäßigst gebaute Stadt Deutschlands, Karlsruhe mit seiner unter Eduard Devrient nach Mustergültigkeit ringenden Bühne, der Schwarzwald, der schon an die Alpen erinnert, mit seinen Sagen, seinen Dorfgeschichten, Baden Baden mit seinem großen Benazet, das reizend gelegene Achern mit dem künstlerisch vollendeten Standbilde Leopold's, Illenau, die berühmteste Irrenanstalt Deutschlands, und jene kleinen Dörfer, wo Deutsche und Deutsche im blutigen Kampfe lagen; jene Rastadt, wo die Standgerichte gehalten wurden; Freiburg, die Hauptst. des südlichen Schwarzwalds, mit dem wohlthuenden Eindruck des Behäbigen, Befriedigten, Sonntägigen und dem 385 Fuß hohen Münsterthurme, einem der herrlichsten Denkmäler altdeutscher Baukunst, das markgräfler Land mit dem Münsterthal, Badenweiler und der Thalweise — der Heimat Hebel's, seiner Gesänge und des herrlichsten Weins, und zuletzt Basel, das, vorzugsweise bei Abend erreicht, durch seine leuchtenden Hôtels, Läden u. s. w. und dem Wirrwarr von Carrossen, Reitern und Fußgängern den Eindruck einer Großstadt macht, den es freilich am Morgen verliert, es sei denn, daß man durch die Wirthshausrechnung in den Drei Königen des Morgenlandes in der Illusion erhalten wird. Diese Darstellung ist ganz ihrem schönen Gegenstande angemessen, voll Schwung und Energie der Auffassung.

„Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen" schildert Max Kunick, beginnend von der schweidnitzer Vorstadt, dem breslauer „Westend", seinen Promenaden, als den „schönsten Deutschlands", seinem Rathhaus, als einem der bedeutendsten Denkmäler gothischer Baukunst, bis Schlawenzig mit dem 800 Morgen Fläche enthaltenden Park, den Vielahütten, den königlichen

Grafengeschlechtes zu Sternitz, Königshöhne und Laurahütte, als den größten Oberschlesiens. In dem Gebirgsland bemerkenswerth dargestellt sind der sagenreiche Zobtenberg, das geschichtlich denkwürdige Schweidnitz mit dem aus Quadern aufgeführten Thurme der katholischen Kirche, dem höchsten Schlesiens, den Ruinen der Kynsburg, das malerisch gelegene Freiburg und vor allem der Fuchsstein, den man innerhalb der Stadt mit einem Nachen befährt, um zu dem Schauplatze bergmännischer Thätigkeit zu kommen. Salzbrunn, der bekannte Badeort, und das romantisch gelegene Schloß Fürstenstein, Niederschlesien mit Liegnitz und Lüben treten uns in gewandter Darstellung gleichfalls entgegen, der Katzbach, wo Blücher die Franzosen schlug, Bunzlau, der Geburtsort des Dichters Martin Opitz, Görlitz mit der Landskrone und den Erinnerungen an Jakob Böhme, Ottogau, der Geburtsort des Dichters Andreas Gryphius, des Begründers der deutschen Schaubühne. Max Kurnick kennt sein Terrain und weiß seiner anziehenden Darstellung manche interessante Anekdote aus dem schlesischen Provinzleben einzuverleiben.

Von Schlesien ist es nahe nach Rußland. „Briefe aus Südrußland während eines Aufenthalts in Podolien, Volhynien und der Ukraine. Von Marie Förster", wissen über das idyllisch gelegene Podolien mit seinen blauen Seen, seinen frischen Eichen- und Birkenwäldern, seinen weiten Dörfern und heitern Landsitzen, seinen reichen Getreidefeldern und Obstwaldungen, über Volhynien mit seinem ernsten, düstern Charakter, seinen schwarzen Tannenhügeln, seinen dunkeln Felsgründen und seinen von Sagen umkränzten Burg- und Klosterruinen, und über die Ukraine, ein Gemisch von Heiterkeit und Ernst, Idylle und Romantik, Lieblichem und Pittoreskem, so viel zu erzählen, daß man fast versucht sein möchte zu wünschen, diese entlegenen Gegenden sollten lebhafter in die großen Touristenwege hineingezogen werden. Wie lieblich weiß die zu früh verstorbene Verfasserin, in der auch unsere „Unterhaltungen" eine Mitarbeiterin verloren haben, jene Gegenden zu schildern! Der Boden fruchtbar, die Dörfer freundlich, die Tracht der Bewohner kleidsam, das Zusammenleben friedlich, dem Fremden entgegenkommend. Die Bevölkerung schlicht, einfach, sie hat durch zu viel Denken ihr Gemüth noch nicht beunruhigt. Die an den Straßen aufgestellten Kreuze sind ihnen noch heilig bis zum Fetischismus. Ostern ist ein Gemüthsfest. Alle liegen sich an der Brust, küssen sich. Alt und Jung, Vornehm und Gering, Arm und Reich, Herr und Diener, in dem Einen Sinn: Christ ist erstanden! Am bedeutendsten erscheint Kiew in der Ukraine mit dem Wladimirmonument, der Andreaskirche mit fünf Thürmen, dem Goldenen Thor und dem Kaiserlichen Garten, als dem Versammlungsorte der vornehmen Welt. Alle diese Eindrücke treten in der warmen, blühenden, innigen Sprache der Darstellerin aufs lebendigste uns entgegen.

Schließlich bringt die „Reise-Bibliothek" noch eine Curiosität, einen „Reise-Decval. Authentische Criminalgeschichten, erzählt von Willibald Alexis". Diese Criminalfälle, an sich sehr interessant, sind mit der Alexis'schen Gabe des Erzählens und überall seinen psychologischen Bemerkungen ausgestattet. Man braucht eben nicht beim hochnothpeinlichen Halsgerichte unmittelbar angestellt zu sein, um diesen Karl Grandissen durch einen Anstrich von Romantik oder den Proceß Pietro durch seine Verschlingungen und Verknüpfungen interessant zu finden. Dennoch möchte vielleicht Mancher vorziehen, für die Reise sich mit heitern Eindrücken zu versehen, nicht mit Schilderungen von unheimlichen Wirthshäusern und verdächtigen Reisebegleitern. Es ließ sich Dergleichen traulicher im Winter, daheim am warmen Ofen und bei sorgfältig verschlossenen Fensterladen.

Wer indeß Vieles bringt, wird Jedem Etwas bringen! Wir hören, daß schon wieder fünf neue Bändchen dieser empfehlenswerthen Unternehmung erschienen sind.

Beobachtungen

von Wilhelm Trapp.

Eine der traurigsten Wahrheiten ist die, daß Abhängigkeit für den Menschen ein Bedürfniß ist und daß er lieber Andern als sich selbst gehorcht. Macht er nicht in schwierigen Gemüthslagen oft sein Geschick von dem Ausspruche eines kindischen Orakels abhängig und werden nicht die entschiedensten Charaktere oft in ihren Handlungen erst durch die Zustimmung Anderer sicher, obschon sie ihr Urtheil im Einzelnen verachten?

* *

Für Schmeichelei ist Jeder zugänglich. Aergert dich der Speichellecker am Throne, dich, der du einem freundlichern Dienstboten, dem zuvorkommendern Geschäftsmanne vor dem unfreundlichen, aber ehrlichern den Vorzug gibst?

* *

Talent an Untergebenen, wenn auch mit tiefster Bescheidenheit gepaart, ertragen nur Wenige. Der Neid reizet sich in solchen Verhältnissen oft zu Ungerechtigkeit und Verfolgungssucht. So prahlerisch es klingen mag, so wahr ist es: Nur wirkliche Größe hat hier die Ueberwindung ehrlicher Anerkennung.

* *

Die größten Ungerechtigkeiten werden oft von den für Recht und Tugend schwärmenden Gemüthsmenschen begangen, die sich stets durch Gefühle und Launen regieren lassen, das Opfer jedes Schmeichlers und Betrügers werden und sich für Tugendheroen halten, wenn sie hartnäckig ihrem Eigensinn folgen.

* *

Aeußerste Klugheit und Dummheit finden sich oft gepaart. Die häufigen Kirchengänge und hohen Armenspenden schlauer Betrüger sind nicht allein berechnet, das öffentliche Auge zu täuschen, sie wähnen oft allen Ernstes, die ewige Vergeltung damit zu bestechen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 47.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Eine Schlachtfeld-Erinnerung.

Von Wilhelm Trapp.

II.

Es würde gewiß von dramatischer Wirkung sein, wenn die Erzählung des Urenkels im Großvaterstuhl berichtet hätte, daß Heinrich im Schlafe entdeckt und als heimlicher Verlasser seines Postens zum Tode verurtheilt worden wäre, wovon ihn nur gerettet hätte etwa das plötzliche Anbrechen der Schlacht oder eine wunderbare Waffenthat seines Stellvertreters. Doch zu diesem Höhepunkte der Spannung erhob sich des Alten Erzählung nicht. Heinrich blieb glücklich geborgen. Das Geschick seines Stellvertreters auf dem Vorposten war indeß mit gleichen Verlegenheiten und Gefahren verknüpft gewesen.

Kaum hatte der zum Dragoner verkleidete Schmiedelehrling die Zügel seines Rosses zur Hand genommen und fühlte die Wucht des schweren Degens in der Faust, als ihn, nach Heinrich's Entfernung, ein so kriegerischer und kampflustiger Geist überkam, daß er zuerst sich nicht enthalten konnte, seinen Blutdurst an den über ihn herabhängenden Zweigen der Erle und den Ufergesträuchen auszulassen. Der mangelnde Widerstand dieser unschuldigen Gegner, die sich geduldig köpfen ließen, machte ihm dies Kampfspiel bald langweilig und der heißblütige Jünger Vulcan's legte, da ihn sein Handwerk etwas mit Pferden umzugehen gelehrt hatte, bald mit großem Geschick über den Fluß an das feindliche Ufer, nach neuer Unterhaltung dürstend.

Daß Franz ein tollkühner Bursche war und in bewußtlosem, unruhigem Uebermuth die verwegensten Streiche beging, hätte Heinrich warnen sollen, ihm seinen Posten anzuvertrauen, allein die Neigungen der Liebe waren in diesem diesmal klüger gewesen als Vernunft und Ueberlegung. Die Wiese jenseit des Flüßchens in kurzem Trabe nach beiden Seiten hin auf funfzig Schritt messend, ohne auf etwas Lebendes zu treffen, ritt Franz in noch gespannterer und tollkühnerer Stimmung auf eine kleine, von Weiden besetzte Erhöhung zu, welche die Wiese westlich begrenzte; hier mußte ein feindlicher Vorposten aufgestellt sein! sagte er sich, und obwol die nächste Secunde aus dem feindlichen Rohr ihm den Tod bringen konnte, trabte er doch, ein gespanntes Pistol in der Hand, in unüberwindlicher Rauflust jenem Punkte entgegen. Ein Blitz und Krach, dem unmittelbar ein empfindlicher Schmerz in seinem Oberarm folgte, zeigte ihm, wie nicht anders zu erwarten war, über dem Kamme der Erhöhung den breitrandigen Hut und das schnurrbärtige Gesicht eines feindlichen Infanteristen, welcher sich im Nu sodann hinter seinem Versteck niederduckte. Wie die Natur oft augenblicklich jede ihr nicht geläufige Maske spottend abwirft, so vergaß auch Franz infolge des Schusses ganz und gar seine Rolle als Soldat und Vorposten und — vom Pferde sich herab und auf den fliehenden Infanteristen werfend, war er ganz wieder Schmiedelehrling und Raufbold. Bald hatte er diesen erreicht und anstatt sein Pistol zum Schuß zu gebrauchen, ver-

setzte er dem Feinde einen Schlag auf den Kopf, umklammerte ihn mit den Armen, wobei er leider die Beobachtung machte, daß ihm der linke Fuß den Dienst versagte, und warf ihn zu Boden. Trotz der Schwäche seines linken Arms machte es aber dem sich neu ermannenden Feinde möglich, als Beide am Boden lagen, rasch die Oberhand zu gewinnen und, seinem Angreifer auf die Brust kniend, ihm Seitenmesser zu geben, um ihm den Garaus zu machen. Eine verzweifelte Anstrengung aber schaffte Franz wieder Luft; aufs neue hatten sich beide Kämpfer die kleine Erhöhung hinunter bis in einen schlammigen Sumpf, wobei ein günstiger Zufall es so fügte, daß Franz oben zu liegen kam und sein Gegner, in Schlamm und Koth unter ihm versinkend, nach wenig Augenblicken erstickte. Selbst von Froschlaich, Schmutz und Blut triefend, erhob sich der erschöpfte Sieger, von den furchtbaren Strapatzen dieser wenigen Augenblicke dennoch nicht so verwirrt und betäubt, um nicht das Feuerrohr seines Gegners, welchen er aus seinem feuchten Grabe zuvor hervorzog und auf den Hügel schleppte, als gute Beute mit sich zu nehmen. Seinen Hut aufsuchend, sah er sich nach seinem Pferde um; aber — verschwunden war es. Voll Verlegenheit pfiff er und suchte unter Weiden und Gebüschen umher, aber Fix war nicht zu finden, bis Franz endlich, um wenigstens seinen Posten wieder einzunehmen und dem zurückkehrenden Heinrich Nachricht über das Vorgefallene zu geben, wieder auf die Erle zuschritt.

Siehe da, Fix graste auf dem alten Platze, in seinem Instinct der militärischen Pflichten besser eingedenk als sein ungewohnter Reiter! Aber er wollte ihn nunmehr durchaus nicht wieder in den Sattel lassen.

Da zu erwarten war, daß der gefallene Schuß die Aufmerksamkeit der übrigen Vorposten wie der Feldwache erregt hatte und eine Revision der Vorpostenkette vorgenommen werden würde, so mußte Franzen Alles daran liegen, in diesem Falle sattelfest zu sein und Heinrich's Rolle, wenn dieser nicht vorher zurückkehrte, so gut als möglich zu spielen; eine Aufgabe, an die er bei Uebernahme seiner Rolle nicht im entferntesten gedacht hatte. Aber alle seine Künste, das Pferdes habhaft zu werden, scheiterten an dem hartnäckigen Widerwillen des klugen Thieres, den Schmiedelehrling, den es nicht für einen Reiter erkennen mochte und der seinen eigentlichen Herrn solcher Gefahr aussetzte, wieder in den Sattel zu lassen. Wie sehr er auch, sobald er es endlich am Zügel ergriff, streichelte und liebkoste: wenn er den Fuß zum Steigbügel erhob, machte eine Kreisbewegung des Thieres seine Bemühungen zu Schanden. So verliefen mehre Minuten; der Tag begann zu dämmern und Franz, voll Wuth über seine vergeblichen Bemühungen und durch die Schmerzen in seinem verwundeten Arme außerdem gereizt, versetzte dem Pferde einen heftigen Fußtritt, dem er einen gleich unsanften Schlag mit der eroberten Büchse folgen ließ. Im Galopp rannte das erschreckte Thier das Ufer entlang über die Wiese dahin und der Schmiedelehrling setzte sich, in äußerer Resignation über Alles, was kommen würde, tiefer in den Mantel hüllend, unter der Erle nieder.

Von der andern Seite näherte sich indeß bereits . . . Doch berichten wir von Heinrich.

Heinrich war in der Furche des Weizenfeldes, möglichst tief niedergeduckt, mit der Hast der Verzweiflung hinabgeeilt und erreichte, da die verfolgenden Reiter nicht annehmen konnten, daß er aus dem Bereiche des Lagers auf die feindliche Stellung und die Kette der beiderseitigen Vorposten zulaufen würde, vielleicht auch zu einer ernstlichern Verfolgung weder Lust noch Muße hatten, glücklich den von Brombeer- und Dornengesträuchen begrenzten Feldweg wieder, auf welchem er gekommen war und der auf den Reitwiesen ausmündete. Hier angekommen, sah er sich genöthigt, von der Ueberhast seiner Flucht außer Athem gekommen, einen Augenblick Luft zu schöpfen, als ihn der Hufschlag eines Pferdes erschreckte. Scheu hinter der Dornenhecke hervorlugend, erkannte er seinen Fix. Hastig schwang er sich hinauf und langte gerade unter der Erle an, als um die Roddener Schanze — die Runde herumbog.

„Der Vorfall ist hier allirt, wie ich sehe!" sagte der dortige Corporal, den von Schweiß triefenden und ohne Hut zu Pferde sitzenden Heinrich ins Auge fassend; „wurdst angegriffen von dem ligurischen Schurken da?"

„Er kam über den Fluß und schoß mir den Hut vom Kopfe, bis ich ihn nach langem Handgemenge durch einen Pistolenschuß in den Arm und einen Hieb über den Kopf niederstreckte!" entgegnete Heinrich.

„Die Kugel hätte solche Unverschämtheit eines Vorpostens bei uns verdient!" fuhr der Unteroffizier fort, nahe an den ausgestreckt daliegenden Franz heranreitend; „Kerl sieht aus wie ein

Vagabund, nicht wie ein kaiserlicher Soldat! Kennte ich nicht die Tilly'schen Infanteriehüte, behauptete, der Kerl wäre ein Wallenstein'scher Marodeur!"

Damit spießte er mit seinem Degen den Hut, welcher in der That dem Tilly'schen Korporale gehört hatte und von Franz für den Heinrich's verwechselt worden war, und befahl Heinrich denselben aufzulesen, da sein eigener wol im Wasser liegen werde.

„Abgelöst! Marsch!"

Damit eilte die Runde sammt Heinrich von dannen, den vermeintlichen todten Liquisten liegen lassend.

Dieser richtete sich nach Entfernung der Reiter im Strahle der eben aufgehenden Augustsonne auf, nahm seine eroberte Büchse mit dem Pulverhorn und schritt, da sämmtliche Korporale nunmehr von beiden Seiten eingezogen waren, ungehindert die Wiese entlang gegen das Dorf zu. „Der Hut, welchen Sie sehen, lieber Herr, ist also kein Tilly-Korporalhut, sondern der Hut eines liquistischen Infanteristen!" schallte der Alte ein. „Wie Sie bemerken werden, ist das Loch von dem Degen des Unteroffiziers noch daran zu ersehen. Elsbeth, gib mir doch mein Morgenschälchen, dann ich später den Herrn nicht zu unterbrechen brauche!"

Das junge Mädchen eilte hinaus und kehrte mit einer Schale Milchsuppe zurück, in welche sie dem Alten kleine Schnitten Semmel brockte, nachdem der Großvater gegessen hatte und Tischtuch und Teller wieder weggeräumt worden war, Elsbeth auch ihre Tauben und Hühner, welche bis ins offene Fenster kamen und hier ihr schillerndes Gefieder im Sonnenschein wiegten, gefüttert hatte, fuhr der Alte fort, plattdeutsch zu Folgendem das Material zu liefern:

Bald nach Sonnenaufgang ordnete sich Tilly's Heer zur Schlacht, General Gerczdorf griff die Nettelbrücke mit vier Regimentern an, nahm dieselbe trotz des Kanonenfeuers aus der in der Nacht aufgeworfenen Schanze und stellte sich am jenseitigen Ufer auf. Da setzte sich General Fuchs an die Spitze der protestantischen Reiterei, unter welcher Heinrich stand, warf mit Hülfe der Artillerie aus der Rohdener Schanze die Liquisten in heftigem Feuergefechte über den Graben zurück, durchbrach die ganze Tilly'sche Schlachtlinie und würde den Tag zu Gunsten des Königs entschieden haben, wenn es ihm möglich gewesen wäre, die große liquistische Batterie zu nehmen. Diese war jedoch durch ein Verhau gedeckt, außerdem wurde er plötzlich in der Flanke von Wallenstein'schen Kürassieren, welche unter Oberst Taxon eine Umgehung durch den Wald von Hohausen ausgeführt hatten, angegriffen. Er vermochte diesen schweren Truppen nicht Stand zu halten und war binnen kurzer Zeit mit seinem Corps auseinandergesprengt. Die ganze Tilly'sche Schlachtordnung rückte vor und die Armee des Königs Christian war bald in vollständiger Flucht begriffen. Da General Fuchs und der Graf Solms im Kampfe gefallen waren, befand sich die dänische Cavalerie ohne Führer und der König sah sich genöthigt, um den Rückzug der Armee einigermaßen zu decken, die Vertheidigung durch die Nachhut selbst zu leiten, wobei er wie ein gewöhnlicher Reiter im Gedränge focht. Heinrich, der hier Gelegenheit fand, für seinen als Vorposten bewiesenen Leichtsinn seiner Fahne und seinem soldatischen Gewissen genugzuthun, hieb hier manchen verwegenen Liquisten nieder, den die Verfolgungswuth zu weit verführte.

Bald war das Dorf erreicht, die dänische Infanterie warf sich in das durch Mauern und Gräben geschützte Amthaus und that dadurch dem hastigen Vordringen der Sieger kurze Zeit Einhalt. Heinrich eilte zum Hause seiner Braut, um, falls die Familie bei ihrer Flucht ins Amthaus noch irgend etwas Werthvolles zurückgelassen haben sollte, dieses zu retten. Zu seinem Erstaunen fand er den alten Schmied mit seiner Tochter noch anwesend und zwar in der feuerfesten Schmiede in einer Art Verrammelung, welche aus den Ambossen, Eisenstangen und Balkenwerk gebildet worden war, ihre besten Habseligkeiten zerstreut umherliegend. Der tolle Liebling Franz, welcher den linken Arm in einer Binde trug, vertheidigte mit der eroberten Feuerbüchse und Pike die Thür. Alle vernünftigen Vorstellungen Heinrich's fruchteten nichts gegen den Starrsinn des alten Schmieds, sein Haus gegen die Papisten selbst vertheidigen zu wollen, das er für uneinnehmbar hielt, bis ein donnernder Ueberzeugungsgrund von außen, eine mehrpfündige Stückkugel, welche einen Theil des Schornsteins und Daches in die Esse hinabstürzte, ihn endlich zur Flucht bewegte. Heinrich führte Vater und Tochter voraus durch den Garten an der Mauer bis zum nordöstlichen Eingange des Amthofes, welcher inzwischen mit Ackergeräth, ungeheuern Bäumen und Steinen bereits verrammelt war, sodaß sie sich genöthigt sahen, auf einer Leiter in eine Luke des Nebengebäudes zu steigen. Während dies bewerkstelligt wurde, war Franz, welcher den Rückzug deckte, mit einem ver-

folgenden Reiter im Schmiedegarten bereits im Kampf getroffen, vertheidigte ſich aber mit ſeiner Piſe ſo geſchickt, daß er ſeinen Gegner nach kurzem Gefecht wörtlich an einen Apfelbaum ſpießte.

Im Innern des Amthofes und noch mehr im Innern des Hauſes, in deſſen Erdgeſchoß auch Heinrich ſeine Aeltern der Verabredung gemäß vorfand, war Alles dicht gedrängt voll Truppen, doch fand ſich unglücklicherweiſe kein Offizier vor, um die Vertheidigung dieſes Platzes, welcher die Verfolgung des Feindes allerdings aufzuhalten geeignet war, zu leiten. Den Keller des Amthauſes, wo Heinrich ſeine Braut und die Uebrigen zu verbergen ſich bereit, fand er von innen verriegelt. Als nach mehrmaligem Zuruf nicht geöffnet wurde, brauchte man Gewalt und die vereinten Anſtrengungen des ſtarken Fragoners und des ſtämmigen Lehrlings hoben die eichene, eiſenbeſchlagene Thür bald aus den Angeln. Inwendig fanden ſie den Amtmann und ſeine Familie verſteckt, welche, das Eindringen der Feinde fürchtend, nun nicht wenig erſtaunt waren, die Männer zu ihrem Schutze nahen zu ſehen.

Unterdeſſen hatte das Schießen auf den Feldſtücken draußen aufgehört und auch das Büchſenfeuer aus den Fenſtern des Amthauſes war verſtummt. Heinrich eilte mit Haſt die Treppe hinauf, ſich vom Stande der Dinge zu unterrichten, als ihm auf der dritten Hausflur ein Hauptmann von der Infanterie, ein Herr von Lindhols, dem er von früher her bekannt war, da er ihm einſt ein Pferd verkauft hatte, begegnete und ihm zurief: „Da haben wir einen zum Parlamentär geeigneten Mann und ich kann zur Vertheidigung des Platzes zurückbleiben!“

Oberſt Lutour, dem die Verfolgung der flüchtigen Armee aufgetragen war, während Tilly's übriges Heer raſtete, hatte das Schloß einſchließen und zur Uebergabe auffordern laſſen. Ein Trompeter hielt draußen auf einem kleinen Hügel und ehe Heinrich noch verſtand, gab man ihm eine weiße Fahne in die Hand, führte ihm ein Pferd vor und ohne daß er vom Hauptmann von Lindhols weitere Inſtructionen erhalten hatte, da dieſer im ſelben Augenblicke abgerufen worden war — öffnete ſich das Hausthor unter den Händen der es bewachenden Infanteriſten und er ritt dem Hügel zu, während ein ihn begleitender Trompeter ebenfalls zum Parlamentiren blies. Dort angekommen, ſchwenkte er ſeine Fahne und bemerkte alsbald, daß von einer, in nicht großer Entfernung haltenden Abtheilung Wallenſteinſcher Kuraſſiere eine kleine Zahl Offiziere ſich gegen ſeinen Haltort in Bewegung ſetzte. Eilig warf Heinrich einen Blick auf das Schloß zurück, es ſtarrte bis in die oberſten Dachluken und Thürme hinauf von Gewehrläufen, aus mehren Fenſtern des ſtark maſſiven Erdgeſchoſſes ragten die Mündungen von Feldſtücken; die Pulverfäſſer und Vorräthe lagen innerhalb der hohen Ringmauer; der Ort konnte mehre Tage lang und vielleicht ſolange gehalten werden, bis das Heer des Königs ſich wieder ſammelte. Ob das Schloß denn entſetzt und der König in einer zweiten Schlacht vielleicht Sieger wurde, war nicht abzuſehen, aber doch möglich, der Sache des Schmalkaldiſchen Bunds wurde jedenfalls am meiſten genützt, wenn das Schloß vertheidigt wurde.

Die Tillyſchen Parlamentäre hatten ſich mittlerweile über die zu den Füßen des kleinen Hügels liegende Wieſe genähert. Ihre Panzer und Helme blitzten im hellen Sonnenſcheine. Der erſte unter ihnen, ein Mann von hoher Geſtalt, ſchwarzen durchdringenden Augen und dichtem Bart von gleicher Farbe, auf einem hohen unruhigen Roſſe, grüßte Heinrich flüchtig und redete ihn haſtig an: „Augenblickliche Uebergabe ohne Bedingungen! Das Schloß iſt eingeſchloſſen und kann im Nu durch die Artillerie in Brand geſchoſſen werden! Nur das Mitleid mit ſo vielen Menſchenleben veranlaßt mich zu dieſer Verhandlung, die ſich nicht über zehn Minuten ausdehnen ſoll, ſonſten ich Euretwegen beide!“ Damit maß der feine Oberſt, denn dieſer war es in der That, Heinrich verächtlich mit den Blicken, da er eine Verhöhnung darin erkannte, mit einem gemeinen Dragoner verhandeln zu müſſen. Daß es an Offizieren im Amthauſe mangelte, konnte er natürlich nicht wiſſen und Heinrich war weit entfernt, es ihm zu verrathen. Muthig ſich in den Bügeln erhebend erwiderte Heinrich: „Das Schloß birgt, wie Sie ſehen, Herr Oberſt, dreißig Fahnen Fußvolk und zehn Kanonen, iſt vorzüglich befeſtigt und verproviantirt, weshalb es nur gegen völlig freien Abzug der Beſatzung übergeben wird! . . .“ Lutour lächelte verächtlich ohne etwas zu antworten, ließ aber ſein ſcharfes Auge unwillkürlich mit ernſtem Ausdruck die Thürme und Mauern des Schloſſes entlang laufen. Heinrich ſah in ſeinen Mienen raſch auf und fuhr fort, ſeinen Vortheil wie ein guter Feldherr verfolgend: „Wir ſind an Zahl ſo ſtark und zur Gegenwehr ſo im Stande, daß die Beſatzung drei mal im ſchärfſten Dienſte täglich zu wechſeln vermag, abgeſehen davon, daß ſie durch Ausfälle den Belagernden die größten Nachtheile

zufügen kann! . . .“ Der tapfere Oberſt drehte ſich die Spitzen ſeines Schnauzbarts und ſprach, bald ſeitwärts gewendet, einige unverſtändliche Worte mit ſeiner Begleitung, dann wandte er ſich wieder an Heinrich, ſein Pferd zum Abritt halb wendend: „Abzug der Hälfte mit Zurücklaſſung der Waffen iſt Euch zugeſtanden, ſobald die Uebergabe augenblicklich erfolgt.“

„Bedaure, den Vorſchlag abweiſen zu müſſen!“ erwiderte Heinrich, ſein Pferd gleichfalls wendend. Lutour galoppirte mit ſeinen Begleitern über die Wieſe zu ſeinem Regimente zurück und Heinrich hatte natürlich hierauf nichts Eiligeres zu thun, als zum Schloſſe zurückzukehren und dem Kapitän Diepholz Bericht über die ſtattgehabten Verhandlungen zu erſtatten, die Dieſer vollkommen billigte, da er indeß die Truppen zweckmäßig vertheilt und das Schloß überhaupt in guten Vertheidigungsſtand geſetzt hatte. „Komme was mag, wir erfüllen unſere Pflicht gegen den König und unſere Sache, für die wir unſer Leben einzuſetzen gelobt haben!“ rief der Kapitän, Heinrich die Hand ſchüttelnd und ihm weitere Befehle zur Vertheidigung ertheilend.

Kaum während Beide noch ſprachen, ſchlug eine Kugel der Kaiſerlichen bereits in das Hofthor ein. Lutour hatte auf demſelben kleinen Hügel, auf welchem die Parlamentäre zuſammengekommen waren, eine Batterie von vier Stücken auffahren laſſen, welche das Hofthor zu ſprengen verſuchte. Ungeachtet des heftigen Büchſenfeuers aus dem Amthauſe auf den ſehr bloßgeſtellten Ort und der raſchen Antworten aus den däniſchen Stücken gelang ihr dies vollſtändig, obgleich die ganze Bedienung der Stücke zuletzt getödtet und die Hälfte der Kanonen demolirt war. Mit Blitzesſchnelligkeit folgte darauf ein Angriff auf das Thor durch das Infanterieregiment Verdugo, daſſelbe, um deſſen Fahne in der vergangenen Nacht ein glänzender, von Tilly als ein Zeichen des Siegs gekreuzter Lichtſchein zu ſehen geweſen war. Unter dem Schutze der hohen Mauer näherten ſich die kühnen Figuren und drangen in den Hof, wo ſich ein furchtbares Handgemenge entſpann. Heinrich, welcher im Hofe commandirte, ſah ſich trotz verzweifelten Widerſtands bald faſt bis gegen das Portal des Amthauſes zurückgedrängt. Der Führer der Angreifer, ein Mann von gigantiſcher Geſtalt, welcher unerhörterweiſe ſich in eine ſchwere Reiterrüſtung mit geſchloſſenem Viſire gehüllt hatte, vielleicht um gegen Schuß und Hieb geſichert zu ſein, bildete einen ehernen Angriffskeil für ſeine alt wankenden Scharen. Mehr und mehr füllte ſich der Hof mit Feinden. Da ſtürzte aus dem obern Stock ein kurzes Balkenſtück auf den eiſenumhüllten Feind herab, ihn auf einen Augenblick betäubend. Wie nun manche Menſchen von der Natur dazu beſtimmt ſcheinen, bei Allem, was ſie thun, immer etwas Außergewöhnliches zu leiſten, was keinem Andern gerathen würde, ſo fügte es das Schickſal, daß Franz, der Knecht, welcher trotz ſeiner Armwunde nicht von Heinrich's Seite gewichen war, in dieſem Augenblicke den furchtbaren Feind mit dem Haken ſeiner Pike in die Augen ſeiner Halsberge faßte und mit einem Ruck auf die Hausflur riß, worauf Heinrich die ſchwere eiſenbeſchlagene Thür ins Schloß warf und von innen feſt mit Säcken, Hausgeräth u. ſ. w. verrammeln ließ. Der Hof war nun leider für den Augenblick im Beſitze der Feinde, aber auch nur für den Augenblick. Denn ſobald das Handgemenge das Feuer aus dem Amthauſe nicht mehr unmöglich machte, brach es mit verdoppelter Gewalt los, die Feinde ſtürzten ohne Gegenwehr zu Tauſenden und ſahen ſich, nachdem ſie Ausgangs, weſtlich belegene Scheuer in Brand geſteckt hatten, zum Abzuge genöthigt. Heinrich verfolgte ſie bis zu der Pforte hinein, zog ſich dann raſch zurück und ließ das Hofthor abermals verrammeln. Das Glück hatte ſich nun bereits durch Franzen's That auf die Seite der Belagerten geſtellt, denn als man den noch immer beſtürzten feindlichen Anführer ſeiner ſchweren Reiterrüſtung entkleidete (Dieſes geſchah im Keller, wohin alle Verwundeten geſchafft wurden, weil das Amthaus keinen Raum für ſie hat), erkannte Heinrich alsbald die blauen Augen des Oberſten Lutour ſelbſt. Mit Mühe nur konnte ſeine Beſchämung über ſein unvorſichtiges, nun ſo empfindlich beſtraftes Benehmen bekämpfend, litt der tapfere Waffenbruder es nicht, daß ihm ein Wundarzt ſeine Halswunde und die nicht unbedeutenden Quetſchungen am Kopfe verband, indem er auf die umherliegenden ſchweren Verwundeten wies. Heinrich hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Hauptmann von Diepholz über den geſchehenen glücklichen Fang zu benachrichtigen und dieſer ließ augenblicklich zum Parlamentiren blaſen, um den Kaiſerlichen die Losgabe Lutour's zur Bedingung für freien Abzug der Beſatzung zu ſtellen.

Daß Heinrich's Braut, wie die Familie des Amtmanns, überhaupt alle im Keller Verborgenen, ſich der Verwundeten ſehr annahmen, verſteht ſich wol von ſelbſt und nicht vergeſſen will ich, daß

Marie, die sonst ein schüchternes Mädchen war, als Oberst Lafour nach einem Trunk frischen Wassers verlangte, muthig mit dem Eimer in den Schloßhof hinaufstieg und am Brunnen schöpfte, obgleich vor ihren Augen die Kugeln in den Brunnenstahl einschlugen. Darauf hängte ihr Lafour aber auch, nachdem er getrunken hatte, eine ihrer goldene Kette um.

„Gisbert, geh' doch hinauf und hole das Kätzchen!“

Was nun noch übrigbleibt zu erzählen, ist nicht viel. Daß der Besatzung gegen Freigabe des gefangenen Obersten freier Abzug gestattet wurde, war nicht zu bezweifeln, zumal Lafour der Armee Wallenstein's angehörte und nur zur ligistischen Armee detachirt war. Abends gegen 6 Uhr stellte sich die ganze Besatzung im Schloßhofe auf, um vor dem General Gerstberg, welchem das Befangene ausgeliefert wurde, zum Abzuge zu defiliren. Im Begriff den Amthof zu verlassen, verlangte Lafour, den Soldaten zu sehen, welcher ihn mit der Pike niedergerissen hatte. Jörg, der Verbrecher, wurde ihm alsbald vorgeführt. Mit finsterem Blicke seine starke Gestalt überlaufend, bot er ihm Dienste in seinem Regimente an und Jörg, dem es als jungem thatlustigen Menschen zu vergeben war, wenn er zu der Sache der Sieger mehr Vertrauen faßte als zu der der Besiegten und dem es überhaupt nur um Krieg und Kampf, gleichviel für welche Sache, zu thun war, nahm das Anerbieten des Obersten, ehe seinem Vorher und Jemand ein Widerspruch möglich war, an. Seinem neuen Herrn Helm und Schwert nachtragend schwenkte er seine Mütze zum Abschiede und verschwand mit ihm durch das Hofthor. In späten, späten Jahren — Heinrich und Marie waren schon alte Leute — hielt eines Sommerabends ein Reiter mit Bedienten vor ihrem Wirthshause ab und grüßte sich ihnen als der ehemalige Schmiedelehrling Jörg vor. Er war unter dem Wallenstein'schen Kurassierregiment bis zum Rittmeister gestiegen und lebte zu Prag von seinem Adelsbrief.

Das Regiment zog unter des Hauptmanns von Liephold Anführung ab und schlug die Straße nach Wolfenbüttel ein, woselbst König Christian die Reste seiner geschlagenen Armee sammelte. Heinrich, dessen Verhältniß zu Marie dem Obersten Lafour natürlich ausführlich bekannt geworden war, wurde als einziger Kriegsgefangener vom Abzuge ausgeschlossen, aber zugleich ihm vom Feldmarschall Tilly die Freiheit und Sicherheit für sein Eigenthum geschenkt. Beides geschah durch Lafour's Vermittelung, der ihm sich erkenntlich bezeigen und ihn auf die kürzeste Weise von dem dem König Christian geleisteten Fahneneide entbinden wollte.

„Sehen Sie hier, lieber Herr, die schöne Kette, welche seit jenem Tage alle Bräute in der Familie an ihrem Hochzeitstage trugen!“

Den Händen der mit zurückbleibenden Gisbeth das Kätzchen entnehmend, bot der Alte die schwere goldene Kette, deren Glieder mit großer Geschicklichkeit ineinandergefügt waren und einen in sich selbst verschlungenen Schlangenleib bildeten, dessen Kopf das Heft vorstellte, empor, meinem bewundernden Blicke mit offenbarem Wohlgefallen folgend.

Gisbeth ist freilich die letzte Braut in gerader Abstammung, da ein männlicher Nachkomme Heinrich's nicht vorhanden ist, fügte er dann hinzu, das wirklich hübsche Mädchen, welches die Kette jetzt um den schlanken Hals legte, mit Wohlgefallen betrachtend.

„Sie ist also doch Braut?“ fragte ich neugierig, da Gisbeth bei den Worten des Alten die Augen niederschlug.

Ein geräuschvolles Aufliegen der Tauben in und vor dem Fenster und das Erscheinen eines sonnengebräunten aber schönen Männergesichts in dem offenen Fenster ließ mich die Antwort überhören, aber aus Gisbeth's freudiger Ueberraschung und der Zutraulichkeit, womit sie dem jungen Bauer die Hand gab, die dieser, mich schon betrachtend, nur kurz drückte, entnahm ich Antwort genug, selbst wenn mir Johann der Knecht nicht zugeflüstert hätte: „Das ist der Brautjam!“ Mit der Mütze in der Hand dann bereitwilligst vorgegangen mir der frühere Landmann, neben seiner Geliebten stehend, das Bild des braven Dragoners und seiner Marie aufs lebhafteste.

Beiden zu ihrer bevorstehenden Hochzeit Glück wünschend, vor dem alten Großvater für seine Erzählung dankend, verließ ich bald darauf den Gasthof, um auf dem Schlachtfelde selbst, das mehr mir Johann mein Gepäck nachtrug, die Post zu besteigen.

Unter des Knechts Führung die Oertlichkeit nochmals prüfend, fand ich die Mittheilungen des Alten den Angaben der Geschichtschreiber genau entsprechend und in diese lebhafte Erinnerung an den Dreißigjährigen Krieg versetzt, stellte ich mit stillen Gedanken über die Ebene dahin, in welcher die Macht des Protestantismus einst so unglücklich fiel, daß man nach dieser Niederlage kaum ein Wiederaufkommen erwartete.

Lebenserneuerung.

Aus den Improvisatoren Carlo Gozzi's.
Von Karl Stengel.

Das 18. Jahrhundert neigte zum Ende. Die seine gewaltigen Meinungen und Gedanken waren bereits emporgesprungen, heimumfunkelte Dynastien, gegen Kirchen und Throne, wie die Männer aus den Drachenzähnen des Kadmus; nur Eine Stadt in ganz Europa wiegte sich inmitten dieses Wirbelwindes der Ideen, ängstlicher Ahnungen, Weissagungen und Hoffnungen auf einem Meer von Vergnügen, in einem Strom der Liebe.

„Freude und Rausch!" — sagt einer über Venedig — „in der Welt findet diese Stadt nicht ihres Gleichen! Zauberein auf Zauberein umfluten Sie, du Insel der Kalypso, Stadt der Venus! Die Nächte hindurch spielt man und tanzt man in der, Serenaden durchklingen seine Straßen vom Aufgang zum Niedergang des Mondes!"

Liebe Stadt, ihr habt es schon erraten, es ist die weltberungene, abenteuervolle, liebesprächtige Stadt der Lagunischen Mädchen mit rothgoldenen Haaren, der schwarzen Masken, voll Marmorpaläste und Seufzerbrücken, ehernen Löwen und Schauspielhäuser — Venedig.

Aber unter all den Hunderttausenden, Einwohnern und Fremden, die hier wie trunken dem Genusse nachjagen, wo die Lehren der materialistischen Philosophenschule in Paris der einzige, endgültige Kanon des Lebens geworden sind, sehe da noch die Säulengänge des Markusplatzes und langen, hagere Gestalt mit gelblichem Kopfe, die Augenbrauen gerunzelt, langsam einhergehen?

Noch trägt der Mann die gemalige Allongeperücke von 1745, obgleich sie Andern schon längst bei dem Haarbeutel und den Schnupftüchern angekommen sind; seine übrige Tracht ist hinab zu den ovalen Schuhschnallen ist ebenso altmodisch; aber darüber scheidet mit seinem Schneider, dem ehrlichen Joseph Fornasa, der ihn mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit seit vierzig Jahren bekleidet.

Was will er, was sucht er mit seinem schielenden Blick?

Im 16. Jahrhundert wäre er vor einen Verschworenen gehalten worden — aber so, laßt ihn gehen, er ist auf den Fang des Zaubervogels bedacht, des Vogels mit den grünen Federn, es ist Signor Carlo Gozzi, der große Poet (Schiller übersetzte seine „Turandot"), der Dichter des Theaters von San-Samuel, geeignet als Venus in Ueberspannung der Natur, unbeugsamer als alle Helden Plutarch's zusammengenommen. Vor schönen Schauspielerinnen kniet er zu seinen Füßen liegen und geht ungerührt vorüber, seine Komödien bringen täglich Tausende von Dukaten ein, aber er hat noch seine Armuth, obgleich die Juden lange schon die Marmor- und Mosaikteppiche seines väterlichen Palastes mit Beschlag belegt, vor einen Sendo dafür genommen. Ihn kümmern die kleinen wie die großen Leiden typischer Gestalten so wenig, weniger als seine Könige, die sich in Hirsche, seine Prinzen, die sich in heiligthätige Mädchen verwandeln; seine Seele haben die Götter an einem Tage der Freude geschaffen — und inmitten so Vieler, die „aus Menschen Affen geworden", was kann er da Besseres thun, als über „die Todtsprünge" der Menschheit lachen? Einst, nun ist es beinahe 60 Jahre her, sagte er nach einem Biß nach, aber es war nicht der strangelige Vogel aus einem Romanenmärchen, sondern Jupiter's Adler, der Ruhm und sein Ideal. Solche Jagd treiben noch jeder Mensch, der sie wagend unternahm, auch der arme Carlo Gozzi, dem auf den fahlen Felsen Talmatiens seine Phantasie erdrückten und der Schmerz von seiner Seele gewischt wurde, sodaß ihm — einem Pessimisten zu sagen — am Ende nicht einsichtlich als das schmerzliche Lachen des Humors?

Im Jahre 1760 sagte auf seinem prächtigen Palaste Signor Girolamo Contini als Procuratore Talmatiens von Venedig über das Adriatische Meer nach Jara, der Hauptstadt der Provinz, in ihren Besitzungen reisete der Podesta. Unter den jungen Offizieren aus den adeligen Familien der Republik, die sich um ihn drängten, war einer der jüngsten Carlo Gozzi, ein lebhafter Bursche, gewandt, geschickt, den mädchenhaften Blick, voll Lebendigkeit und Geist. Es ging ihm schlecht. Der Jahrhunderten war seine Familie eine der glänzendsten und reichsten auf dem Festlande gewesen und jetzt war sie kaum so in Armuth. Allmälig hatten Verschwendung, Spiel und Gewinnsucht ihre Reichthümer aufgezehrt und Angelo Gozzi, Jacopo Antonio, seit 1743 mit einer Dame aus dem Geschlechte der Zapolo verheirathet, lebte mit seinen elf Kindern in seinem marmornen Palast und sah monatlich von Wucherern das Geld, das er zum Leben und noch mehr zum Spielen brauchte. Bei seiner „Ungeschicklichkeit der natürlichen Verrichtungen" wandte Carlo, das lebende Kind der Ode, verständigen Sinnes, sich an seinen Oheim, den Senator Almoro Gozzi Jacopo, der

ihm eine Offizierstelle im Gefolge des Provveditore verschaffte; denn er verstand nun einmal die Kunst nicht, mühelos, in Sammet, von dem Gelde Anderer zu leben. So kam er nach Zara, und seit er eine lange und gefährliche Krankheit überwunden, über er sich täglich im Schießen nach hölzernen Soldaten mit dem braven Leutnant Giovanni Alpergi, der sehr gottesfürchtig geworden, seitdem ihn die Gicht quälte. Auf der Spitze eines steilen Felsens saßen sie dort und studierten Arithmetik und Geschützkunde, zu ihren Füßen die Stadt Zara und das stürmische Meer.

Zuweilen, in der Nacht, wenn er langsam durch sein Zimmer geht und die Lektionen bedenkt, die er des Tags erlebten, gehen ihm wunderliche Gedanken durch den Kopf. Wie viel Menschen haben diese satanischen Künste geübt, wie viel Elend und Jammer über die Welt gebracht! Aber sei nicht ungerecht, Carlo Gozzi — unterbricht er sich selbst — hast du nicht auch eine Tochter der Mathematik in der Tasche, eine kleine, ganz kleine Taschenuhr, die dir anzeigt, wann du essen, schlafen und aufstehen mußt, um die Disciplin nicht zu verletzen? „Nun ich denke" — fährt er beruhigt fort —, „wie überall, sind auch hier die Wagschalen des Guten und Bösen sich gleich!"

In der Kindheit hatte ihm seine Amme alte Märchen, alte, längst vergessene Heldengeschichten von Venedig erzählt und gern wäre auch er als Märtyrer des Vaterlands, des Ruhms und seiner Ahnen monatlichen Lehnung gestorben, aber das war nicht sein Los. Sein Gemüth wurde nun wetterzerbräunt von Sonnenbrand und Sturm und sein Haardrangen und seine Manschetten, auf die er viel hielt, litt schwarz, denn täglich mußte er die Briefe des Provveditore aus Verlegt gegen die Pest einräuchern. Ja selbst die größte Heldenthat seines Lebens brachte ihm nur schnellverfliegende Lobsprüche seiner Kameraden und einen wundgezeichnenen Finger an der linken Hand ein. Der Paicha von Bosnien hatte dem Provveditore ein kostbar geschirrtes, feuriges Pferd geschenkt, so wild und gefährlich wie Bucephalus, daß Niemand es zu besteigen wagte. Eines Tags hatten die Stallknechte, aus Faulheit oder von andern Offizieren, die ihn nicht leiden mochten, bestochen, seinen Sattel und sein Riemenzeug darangelegt. Mit 18 Jahren sieht Jeder das Leben noch an sonnigere Seitenblicken als an die der Ehre und somit springt Carlo hinauf. Im Galopp jagt das Pferd davon, seinem Stalle zu — durch die enge, holperige Straße von Zara; es war schlecht gezäumt und „vielleicht wären wir Beide an der Hofthür angekommen, nur ich ohne Kopf" — meint sein Reiter, und rasch entschlossen beugt er sich weit vorn über und drückt seine Hände auf die Augen des wüthenden Thieres; im Augenblick rennt es gegen eine Mauer und bricht zusammen. So erwarb Gozzi den Ruhm des jugendlichen Alexander.

Ein Perserreich konnte er freilich nicht erobern, nicht den kleinsten Erdenfleck; denn andere Zeiten, andere Vögel! Diesem 18. Jahrhundert waren Ritterlichkeit und Heldenthum längst zum Trödel geworden, zu einem ganz nichtigen, werthlosen Trödel, der nur in dem flitterhaften Leben von Theaterkönigen, Theaterprinzessinnen, in Metastasio's Opern bei Lampenlicht einigen Werth ausübte; über chevaliers sans peur et sans reproche findet diese Zeit auf dem Parquetboden der Salons von Paris, auf den Bänken des Theaters, in den Kaffeehäusern, wo sie — bald im Scherz, bald im bitterſten Ernst — Minen neben Minen unter dieser Gesellschaft graben, die sie umringt, anbetet, mit Lorber und Rosen erstickt. Philosophie und Dichtkunst, das sind die einzigen Stufen geworden, die zum Tempel des Nachruhms führen; ist der größte Mann des Jahrhunderts, sein eigentlichstes und bestes Symbol, nicht vor Allen der Philosoph von Rheinsberg? Diese elektrischen Funken durchzucken jeden besseren Kopf, jede ehrgeizige Seele; es ist kein Wunder, daß sie auch Gozzi auf den Felsen von Dalmatien trafen, um so weniger, da in seiner Familie der „poetische Wahnsinn" eine erbliche Krankheit war und seine ersten Verse ihm ein Glas Limonade einbrachten.

Die Einwohner der Stadt Zara hatten nämlich dem neuen Provveditore zu Ehren eine Akademie veranstaltet, wie sie damals in allen italienischen Orten bei festlichen Gelegenheiten noch als ein Erbstück aus den Tagen der ersten Medicäer stattfanden, wo über verschiedene Fragen in Versen und Prosa zum Nutzen und Vergnügen der Gesellschaft von Allen debattirt ward, die einen Hauch der Musen in sich weben fühlten. In Zara war der geistreichste Mann ein alter Advocat des Fiscus, Signor Giovanni Pellegrini, dessen gewaltige blonde Perücke eine kühnere Phantasie leicht mit den Strahlen um den Kopf des Sonnengottes vergleichen hätte; dieser vertheilte die Einladungen und stellte die Aufgaben; in Versen galt es das Lob des Provveditore zu feiern, in Prosa zu entscheiden, ob es für einen Fürsten glorreicher sei, Frieden zu erhalten oder Länder zu erobern. Unter prächtigen

Bäumen, an einem heißen Tage ward ein Thron errichtet, mit rothem, goldbefranztem Sammet bedeckt, für den Provveditore; rings umher umschließen ihn Stufen für die Akademiker. Gewaltige Baumstämme, an denen noch die Rinde hing, hielten die Morlachen und die andere, uneingeweihte Menge zurück, unter ihr auch unsern Carlo Gozzi.

Größere Qualen beleidigter Eitelkeit hat nie ein angehender Poet erduldet, denn Jedermann in Zara wußte, daß er eifrig Verse schrieb und die Bibliothek des Secretärs der Generalität, Joachim Columbo, mehr als einmal durchgelesen; trotzdem hatte er keine Einladung erhalten und es half ihm nichts, daß er Sonett und Aufsatz fertig in der Tasche trug — denn er steht vor den Schranken und sieht mit neidischen Augen, wie die Diener den Akademikern Eis und Limonade umhertragen. Es ist ein heißer, italienischer Sommertag und die Sonne brennt an den kahlen Felswänden wie ein unendliches Feuer, und entschlossen, von Durst und Ehrbegierde gleich gequält, springt Gozzi über die Baumstämme, legt sich bescheiden auf die unterste Stufe und trinkt sein Glas Limonade. Was kümmern ihn die neugierigen, verächtlichen Blicke seiner Collegen und Nebenbuhler? Das Pierrant Pellegrini drehend seine Allongenperücke gegen ihn schüttelt? Aber da ist die Reihe an ihm, sein Sonett zu recitiren. Seine natürliche Anmuth unterstützt seine Verse, ein allgemeines Beifallsmurmur und das halbverstohlene Lächeln des Provveditore belohnen ihn — die gelehrten Akademiker von Zara ahnten nicht, daß der kecke Poet aus einer Stelle aus Voltaire's erster Epistel an Ludwig XIV. ins Italienische übertrug und mit hergelaufener Hand das Lob des großen Königs auf den Provveditore angewandt! Aergern war sein Ruhm gemacht; dieser Carlo Gozzi wird auf immer eine Stelle auf dem Helikon innehaben, eine ganz eigene, fern von den Poeten seines Vaterlands, die weder vor ihm noch nach ihm ein Zweiter eingenommen. Seine Lichtseite hat etwas von der Kühle und Frische jenes Glases Limonade, das sie ihm gereicht, sie wird die „Bocksprünge der Menschlichkeit" auf der rauhen Wirklichkeit, wo sie verlegen, in den klaren Aether des Ideals erheben.

Keine Stelle auf der Erde bot damals vielleicht schlagendere Gegensätze zwischen einer langsam durch die Jahrhunderte herangereiften Cultur und dem ursprünglichen Naturzustande der Menschen dar als eben jenes venetianische Dalmatien.

Vom Klippenstrande des Meeres bis zu den schwarzen Bergen von Montenegro zieht sich das Land wie ein schmaler Saum dahin; tief hinein schneidet die Flut der See; manche Oerter, wenige Städte wie Zara, Spalatro, Cattaro bedecken ihn. Auf ihren Thürmen flatterte das Banner von San Marco, aber die Slawen, welche sie bewohnen, athletische Gestalten mit kurzen, breitnackigen Gesichtern, auf ihre langläufigen Flinten gestützt, fragten wenig nach der Herrschaft und dem Gesetze Venedigs. Diese Leute in den grellen, schwarzen und violetten Sammetgewändern, mit ihren Perücken und gedrechselten Redensarten, ihren langen, weißen Manschetten und ihren ordnungliebenden Gebeten, was waren sie ihnen? Sie lebten und raubten wie zu den Zeiten des Spartenkönigs Pyrrhus und warfen den marmornen Diskus gerade wie die Helden des Homer. Die venetianischen Damen mochten ihre Stunden mit dem Schwinken ihrer Wangen hindringen, ihre Frauen gingen aufs Feld, schnitten die Aehren und trugen Korbe und Wasserkrüge auf ihren Köpfen. Einst hatte Achilles am Grabe des Patroklus trojanische Jünglinge geopfert, so dachten auch jetzt noch die Dalmatier, trotz ihrer Heiligenbilder und ihres Christenthums; ihnen war die Blutrache die heiligste Pflicht eines Mannes und die Pfarrer predigten mit den Greuelthaten ihrer Beichtkinder in solchen Kämpfen. Als Se. Excellenz Girolamo Quirini zum ersten mal in Zara Audienz hielt, erschien ein Wahrzeichen vor ihm, zog aus einem Leinwandbeutel einen Hirnschädel und warf ihn, Rache und Gerechtigkeit schreiend, vor die Füße des Provveditore. Es war der Schädel ihrer ermordeten Mutter und eine alte, vergessene Geschichte von 30 Jahren her, der Mörder längst bestraft; sie aber hatte vor jedem neuen Provveditore ihre Aechtung nach Gerechtigkeit wiederholt. Was konnte diesem rohen Geschlecht die venetianische, verderbene Cultur bringen? Nichts als neue Laster zu der angeborenen Wildheit, Schwelgerei in der häßlichsten Erscheinung, ein rasendes Wettrennen nach Genuß und sinnlichem Wohlbehagen. Darin verfolgte sie nur den Zweck des ganzen Jahrhunderts, die Tendenzen, welche 30 Jahre später Diderot, Helvetius und Holbach in feste Systeme zu bringen suchten: die menschlichen Triebe auf das höchste Maß des Wohlbefindens und des schmerzlosen, epikuräischen Glücks zu erheben.

Wahrlich, mitten hinein zwischen diese äußersten und schroffsten Gegensätze geworfen, war es nicht schwer, wem auch nur die Gunst der Musen nicht fehlte, ein Poet zu werden, ein Humorist, der die Lächerlichkeit dieser beständigen Conflicte

so gut wie ihren tollen Gruß erhalten — und, wie gesagt, dieser Carlo Grassi ist der Mann dazu; in seinem Kopfe, noch viel mehr in seinem Herzen stecken tausend Sommernächte, romantische Gewitter voll Ueberschwänglichkeit, Platonische Liebe, alle, uneigennützige Hingabe; früher waren es Ideale, jetzt ist es Irdisch geworden. Und jeden Tag, wenn er mit seinen Kameraden spricht, spielt oder, in weite Gewänder gehüllt, des Nachts unter wildem Geheul durch die Straßen von Spalato läuft, um die Gemahlinnen zu erschrecken, lernt er mehr und mehr die Nichtigkeit alles Irdischen erkennen.

Durch die Stadt Zara führt vom Marinethor bis zum Platz San Simeon eine einzige, breite Straße, in welche kleine, enge Gassen rechts und links einmünden. Einige Abende wollten einige von den jungen venetianischen Offizieren die eine derselben betreten, als am Eingang eine hohe Gestalt, den schwarzen Mantel über das Gesicht gezogen, sie mit gespannter Büchse anhielt, ohne ein Wort zu sprechen. In der ersten Betäubung wichen die jungen Cavaliere und am nächsten Morgen war unter dem ganzen Corps von nichts Anderem die Rede als von dieser Fünfe und der drohenden Büchse des Talmatiers. Lage, der Lagebube, fühlten sich Alle von ihrer Artigkeit beschämt und beschlossen, am nächsten Abend die Gasse zu stürmen. Aber eine weiße Nelke am Hute, die Waffen im Arm, versammelten sie sich im Peristyl dieses Hauses, unter Carlo mit den Andern. Während sie ihren Sturmplan berieten, öffnet ruhig auf einen der Rufe des Zimmers Simeon Gegenwach, ein vornehmer Illyrier, schon von Alters, entschlossenen Herzens. In inniger Freundschaft war er mit Grassi verbunden. Den jungen, ungeduldigen Venern schien die Sonne an diesem Tage später als gewöhnlich unterzugehen; sie fingen an Billard zu spielen und der Talmatier erwachte. Endlich kam es auf Grassi zu, der nachdenklich in einer Armesünderecke saß.

„Signor", sagte er leise, „ich bedauere, daß Sie heute Abend mit meinen Karten gehen wollen." Ich nehme den zweiten modischen Namen. Diese Nacht wird die Gasse noch durch drei andere Büchsen außer der meinigen verschlossen werden; sehen Sie sich darum vor, Sie sind mein Freund!"

„Ein herrlicher Beweis der Freundschaft, den Sie mir da geben!" rief Grassi. „Sie verlangen, ich soll meine Freunde auf dem Schlachtfelde verlassen? Was hindern Sie uns, vor wen stehen Sie dort?"

„Ein Mädchen, das ich liebe, wohnt in jenen Häusern. Noch einmal, ich werde dabei sterben, aber Andere auch!"

„Ein Mädchen — die Lenina vielleicht?"

Der Illyrier nickte. „Dann bedaure ich Sie doppelt, denn ich glaube nicht, daß Sie gerächt werden."

„O!" rief Simeon — „Sie kennen sie nicht!"

„Sei's, wie es sei, aber wir werden nicht weichen! Meine Braut wird die erste sein, die sich ihrer Tücke entgegenwirft — und damit Adieu!"

Betreten senkte der Illyrier den Kopf, preßte Grassi's Arm und ging.

Die Gasse blieb leer und der venetianischen Offiziere zweiundzwanzig, Lärmend, Guitarre spielend sechs Nächte nacheinander. So hatte auch diese Ritterlichkeit nicht Probe gehalten, so wenig wie Lenina's Liebe, der Graf bald, mit Perlen und edlen Steinen bedeckt, als Freundin des Provveditore die Eifersucht der Damen von Zara erregen sah.

Aber bete dich, Lenina, an dir wird der angedrohte Tort kein zweites Verbrechen entlegen! Die jungen, vornehmen Venetianer, die sich im Carnevalsleben bald nicht als billig langweilen, errichteten, sich und den Hof des Provveditore zu unterhalten, ein Theater. Das war das Element für Grassi's Witz. In den Aufregungen und Stürmen eines theatralischen Feldzuges lebte er auf, ein rechter Salamander im Feuer. In dem Familienpalaste zu Venedig hatte sein Vater mit den holländischen Lukaten seiner Mündlinge für seine Kinder eine kleine Bühne aufschlagen lassen, mit Maschinen und Verwandlungen, den herrlichsten Decorationen. Wie oft war da die immer bereite Schaulustigkeit und Neugierde des kleinen Carlo bewundert worden! Gewiß, auch in Zara wird ihm die Gunst und der Beifall des Publicums nicht fehlen, denn er hat sich eine ganz eigene Note geschaffen! Bekannt ist, daß bei den Lustspielen weiland die Italiener ihre Komödien meist improvisierten; die Poeten entwarfen in kurzen, kühnen Zügen eine Handlung und ihre Comödianten zwischen den bekannten Masken des Pantalon, Brighella, des Kaufschmieds und Bergamo, des faulen Schlemmers Taccagna vom Hofe des Prinz, des Arlechino und der Colombine — und überließen es dem Witze, der Verkleidungskunst, der Geschicklichkeit der Darsteller, diesen Canevas mit Scherzen und Thränen, heldenhaften Sprüngen und zärtlichen Küssen, mit Worten und Gebärden zu beleben und auszufüllen. Nicht anders waren

die venetianischen Nobili in Zara, nur Gozzi hatte zu vielen gegebenen Charakteren einen neuen hinzugefügt, Lucile, ein übermüthiges Kammermädchen; denn, wie gesagt, er ist weiß und schaut wie ein Mädchen und zu „weiblichen Naturburschen" gehauen. Lucile gleicht einer von jenen verkleideten Prinzessinnen, mit denen er später seine Bühne zierte, und hat eine Eigenschaft wie Jucundor von China, die ihr Kennt; in ihrem dalmatischen Dialekt sagt sie die kühnen und witzigsten Dinge, die neuesten Anekdoten, und verbindet mit der Schärfe des Aristophanes die Gluten aller neun Musen. Die Damen von Zara verlieben sich halb in diesen kleinen, 19jährigen Löwen, und wenn auch einige zum Schein sich über seine Scherze und lächerlichen Grabblungen ärgern, so können sie damit nur einem unerfahrenen Gozzi allein täuschen, der noch nicht „die unendlich schmeichelnde Lebhaftigkeit und die wundervoll elastische Kraft" eines Frauenherzens kannte und nicht wußte, daß dieser Zorn nur das erste Zeichen ihrer Gunst ist. Im Gegentheil, des Abends ging er sinnend auf den Wällen von Zara umher und bemühte sich umsonst, das große Räthsel zu lösen, warum die Frauen, die weder seinen Geist noch seine Kenntnisse und geistlichen Witz brauchten hatten, keinen Blick von seinem dalmatischen Unterröckchen wenden konnten.

In solchen Gedanken ging er am Dienstag der Fastnacht — und es sollte ein entscheidender Tag für ihn werden — auf die Wache; niemals hatte sich noch eine größere und heitere Gesellschaft im Theater zusammengefunden und Lucile — in diesem Stück spielte sie die Rolle des Pantalon par — erntete mit dem Witzen ihres Kopfes, mit den närrischen Schilderungen, die sie von dem Leben und den Aehlern ihres Mannes entwarf, das heiterste Gelächter des venetianischen Adels und der dalmatischen Bürgerschaft. Es naht eine Pausestunde; augenscheinlich schaut Lucile Gozzi, der die Scherze aufgeben, in die Coulisse nach Pantalon. Niemand ist zu sehen, noch fünf Minuten — Lucile ist am Rande ihres Witzes, am Rande der Verzweiflung. Aber siehe da! in der ersten Loge, rothe Nelke im schwarzen pulcinellschwarzen Haar — ist das nicht Lenina, die ersehnte Gestalt des braven Simeon? O arme, allerliebste und allerärmste Lenina! Denn nun erwacht der Löwen in Gozzi; seine Ehre als Schauspieler soll nun steht auf dem Spiele, dich hasst er schon lange, da du seinem platonischen Liebesverhältniß muß wie eine harte Klippe entgegenstehst, welche die Woge höhnend zurückwirft. Er nimmt die Pupor, welche Lucilen's Kind darstellt, auf seinen Arm, er schaukelt, er wiegt sie. „O, meine Lenina!" spricht er zu ihr, „du wirst schon werden, wunderschön, schwarzlockig, knabenhaft wie deine Mama, aber hüte dich! Wie würde ich den Tag deiner Geburt verwünschen, wenn du trotz meiner Lehren und Sorgen den Pfad der Schuld wandeltest! Lenina, die Treulose — Lenina, du herzbethörende Sirene, was würde dann dein Leben sein? Wie bald würde deine Schönheit verwelken und deine Seele in Sünde verdorben!" Weit und weiter reißt ihn die Begeisterung, die schnell kommende Arie, er entwirft die ganze Geschichte Lenina's vor der Versammlung. Aller Augen brennen in dies eine Antlitz hinein, bis der Prophet aufspringt, das Mädchen entblößt — und ein unendlicher Jubel des Beifalls die abgehende Lucile begleitet. Aber das war nicht Alles. Seltsame Launen der Frauen! Zwei Stunden nachher erschien auf dem Balle der Offiziere Lenina im einfachen Gewande, mit dem venetianischen Kapuzenmantel. Gozzi allein, der sie so tief verletzt, suchten ihre Blicke, ihr schmeichelndes Wort, nicht nur jenen Abend, sondern Wochen, Monate lang — er war doch, bei Schatten des Plato, der Ideale, „beobachtete in Ruhe den wunderlichen Magnetismus, den man Liebe nennt und zu dessen bestimmenden Elementen der Stolz gehört" — und am Ende blieb er Sieger.

Auch seine Stunde schlug indeß. Ihm gegenüber in der engen Straße von Zara wohnten drei Schwestern, von edler dalmatischer Herkunft, aber arm wie die Vögel, die um ihr Fenster flogen. Ein Bruder, der als Offizier in venetianischen Diensten stand, unterstützte sie, wenn die Arbeit ihrer Hand ihnen nicht genug einbrachte. Man bewunderte, dunkelte Augen als die mittelste von ihnen, Marina, heißen seine Mädchen, weder in Zara noch in Venedig; zierlich und schlank, sonnengebräunt, ihre schwarzen Haare fielen bis zur Erde herab, war sie dazu bestimmt, angebetet und vermählt zu werden. Wenn Gozzi an sein Fenster trat, öffnete sie errötend das ihrige und ihr schönes Auge schien ihm ein süßes Geheimniß sagen zu wollen. Aber seit dem Abenteuer mit Lenina hatte und verabscheute der junge Offizier Alles, was an den Stand des Irrthums streifte und verfolgte seine ätherischen Liebesfahrten. So grüßte er kalt und gemessen hinüber und ließ den Vorhang seines Fensters herab. Tag um Tag das selbe Spiel, bis ihm eines Morgens seine genue-

liche Wäscherin mit der Wäsche zugleich eine wunderschöne Rolle brachte.

„Was soll der Blumen?“

„Sie gehört dem Signore; ein allerliebstes Mädchen hat sie gepflückt, ihre Nachbarin.“

„Sag' der Signora, daß ich ihr für ihre Freundlichkeit die Hände küsse, daß aber ihre Blumen ich nicht für mich eignen.“ Dann schon trug das Gerippe der Ehe vor dem erschreckten Dichter auf und er beschloß, nie wieder an das verhängnisvolle Ufer zu treten.

Denselben Tag sandte ihm das Gedicht in die Wohnung seines Freundes Alberti, der glücklicherweise auf dem Lande lag. Das Haus gehörte der schon besuchten Frau eines Advocaten und kaum ist Goethe eingetreten, als auch die Wirthin Besuch empfängt, nun ihr rathet schon, von wem — von Mariana. Wie nun die alte, ewig neue Geschichte sich fortspann, versuchte, wißt ihr gerade so gut wie ich. Er begleitete sie bis an die Thür ihres Hauses, sie drückten sich ganz leise die Hand, sie sahen sich oft, unter den Bäumen des Walles, in den Alleen der Gärten, beim Mondschein, auf einsamen Heidepfaden, ihre Reden waren jenes tausend und tausend mal wiederholte, kindische, thörichte nichtige Geschwätz, Schwüre der Treue, ängstliche Entschuldigungen — natürlich, Beide liebten zum ersten male. Und in ihrer Glückseligkeit vergaß sie hartnäckig jede Unterredung, die Goethe suchte über Neapel oder Rom, denn zwischen den Umarmungen des Freundes und dem Interesse seltsamer Lenge gab es noch für eine unüberwindliche Kluft. Es geschah es, daß der Graf 30 Tage lang mit seiner Compagnie eine Expedition nach den Bergen der Abruzzen machen mußte. Sie trennten sich, unter Thränen, im bittersten Schmerz. Ihm erschien jeder Tag seiner Abwesenheit wie ein Jahrhundert.

Kaum zurückgekehrt eilt er hinüber. Auf der Schwelle seiner Wohnung trifft er seinen besten Kameraden. „Graf, bist mir ruhig an mir bleibe treu“, sagt ihm der. „Ich weiß, daß du das schönste Mädchen der Stadt liebst, aber deine Liebe ist nur verderblich gewesen. Der Intendant des Herzogs hat den günstigen Augenblick benutzt, sie hat sich vergessen.“

So schwelgen an der verglühenden Sonne des Lebens noch immer die Purpurwolken des Ideals. Zum Tode berauscht sah er hinter dem herabgelassenen Vorhang seines Kutters, mehr ihre Reisen noch ihre Briefe nahm er an. Nun aber „o Peter, wer du auch bist und du noch mehr, liebenswürdigste Leserin, gerne nicht über die Wahrheit, die du erfahren wirst, sondern lache über diese ganze Liebesgeschichte, die so lustig und himmlisch begann“, ruft er selbst in seinen „Venezianischen Memoiren“ aus. Bei der Frau des Notars, wo er sie zuerst getroffen, fand er sie auch zum letzten Male, ausgezeichnet, schön wie immer. Man sah sie allein und unbemerkt blickten sie sich eine Weile an. Endlich brach sie in die heftigsten, bittersten Vorwürfe aus.

„Und der Intendant?“ fragte er.

Sie erbleichte und rief hoch: „Schmähliche Verleumdung!“

„O, bemühe dich nicht mit Rechtfertigungen, ich bin nicht undankbar, nicht ungerecht, aber ich weiß Alles.“

Da strafte sie das Haupt und schwur: „Du hast Recht, ich bin unwürdig, deiner nicht werth! Zwei Gründe Recht! Meine abscheuliche Schwester! Sie hat mich gehetzt, betrogen. Abscheulich Recht! Schändliche Schwester! Verwünschtes Recht!“

Wer wollte schildern, wie viele Worte, so voll von Neuheiten, das Platonische, metaphysische Herz unserer Freundes ersonnen! Das Wunder, daß er mit dem nächsten Schiff nach Venedig segelte und herz „über die Verschlungenheiten der Menschlichkeit“ lachen wird? Denn sein Vater ist todt; auf seinen eignen Namen muß er die Reisen zur Verfolgung borgen, in seinem Marmorpalaste ist kein Gesicht, kaum noch eine Schwelle zu finden, sein Bruder Gaspar lebt in leidenschaftlicher unglücklicher Ehe mit der berühmten Tänzerin Louise Bergalli, in dieser ganzen tollen Wirthschaft bietet unserm Dichter nichts als der Humor und die Hoffnung, die Thorheit und den Zauber dieser Narrenwelt einst auf das Theater zu bringen, auf die Bretter, die ihm nun einmal Hölle, Fegefeuer und Himmel waren. Wie oft begegnet man auch bei ihm Göttern und Heroen, die plötzlich mit — zwei Gesichtern in Conflict kommen! Ueberdrüssig er doch die Welt der Masken und Gewänder auf den grauen Grund des Lebens. Goldoni ist selbst in der Tragödie der Tochter des Carneval.

Die Trauung geschiedener Ehegatten.

Nach einer Rede vom „deutschen Herd“.

In Preußen wird eine allgemeine Landesgesetze vorbereitet. Auf derselben sollen mehre wichtige Fragen im Gebiete der Finanzen und des Rechts zu fördern und würdigem Abschluß gebracht werden.

Die zur Berathung und Beschlußfassung zu

beigenden Gegenstände sollen durch eine zweifache Berathung hindurchgehen.

Zu ihnen gehört auch „die Verweigerung der Einsegnung der von geschiedenen Ehegatten beabsichtigten Ehen".

Bereits sind vom Evangelischen Oberkirchenrath im amtlichen Abdruck die fünf Denkschriften publicirt worden, die das Material der Berathung bilden und die mit der Aufforderung zu gutachtlicher Aeußerung an eine Anzahl einsichtsvoller und erfahrener Männer gesandt worden. Von diesen fünf Denkschriften (unter dem Titel: „Actenstücke aus der Verwaltung des Evangelischen Oberkirchenraths". Bd. III. Heft 1. Berlin, Hertz 1856) ist unstreitig die fünfte über die „Verweigerung der Einsegnung der von geschiedenen Ehegatten beabsichtigten Ehen" für das größere gebildete Publikum die interessanteste.

Wir entnehmen ihr Folgendes.

Als das Preußische Landrecht das Ehrecht auf eine durchaus weltliche Basis verlegt, nichtsdestoweniger aber für jede Ehescheidung die Mitwirkung der Kirche vorausgesetzt hatte, wurde dies in der Kirche im Allgemeinen nicht als ein Widerspruch empfunden und den Ehen geschiedener Personen ohne Rücksicht auf den Grund der Scheidung der kirchliche Segen gespendet, welche Erscheinung (nach den Worten der erwähnten fünften Denkschrift) „sich gerade erklärt, wie das Landrecht selbst, aus der naturrechtlichen Anschauung, welche damals alle Gebiete des Lebens beherrschte und im Staate wie in der Kirche noch lange Zeit nachgewirkt hat". Eine bedeutendere Reaction gegen diese Einflüsse trat erst 1825 ein, wo Friedrich Wilhelm III eine Revision des Ehrechts „in Rücksicht des religiösen und sittlichen Princips" eingeleitet sehen wollte. Noch deutlicher und schärfer regte sich der Widerspruch gegen das Princip des Landrechts mit dem Beginnen der dreißiger Jahre und zwar in der theologischen Presse, welche in ernsten Worten zur Umkehr mahnte, besonders in der Schrift von Gerlach: „Ueber die heutige Gestalt des Ehrechts" (1831). Außerdem war die Reaction noch auf einem dritten Gebiete, nämlich dem der Pastoralwirksamkeit hervorgetreten, indem einzelne Geistliche solchen Personen die Einsegnung zu verlagen begannen, von denen sie meinten, daß sie aus einem nicht gültigen Grunde geschieden worden wären. Bis zum Jahre 1845 waren bereits 25 solcher Weigerungsfälle zu amtlicher Erörterung gelangt, wovon sieben allein auf jenen Prediger von Gerlach zu Berlin kamen. Besonders hatte in diesen Fällen die Scheidung auf Grund der Einwilligung der Ehegatten, dann wegen gegenseitiger Abneigung und wegen unüberwindlicher Abneigung Anstoß erregt.

Die Denkschrift schildert nun weiter den Zustand und die vorgekommenen Conflicte bis herab auf die neueste Zeit. Daß in dieser die Reactionen so überhandgenommen und die Weigerungsfälle, schriftwidrig Geschiedene einzusegnen, so zahlreich geworden, erklärt sich zum Theil aus dem veränderten Standpunkt der Kirchenbehörde, aus dem die Bewegung Kraft zog, zum Theil aus der vom frankfurter Kirchentage gegebenen Anregung. Die Geistlichen, anstatt sich mit der ihnen von den Behörden gewährten Schonung und dem Schutz ihres Gewissens zu begnügen, unternahmen eigenmächtige Durchführung ihres evangelischen Standpunkts. Sie vereinigten sich dahin, nur zu trauen, wo die Ehe wegen der sogenannten schriftmäßigen Gründe, d. i. wegen Ehebruchs oder Desertion geschieden wäre und in beiden Fällen dem schuldigen Theil die Einsegnung stets zu verlagen; ja es ist sogar auch in einem solchen verbundenen Kreise ein Schiedsgericht, dem die Betheiligten sich zu unterwerfen gelobt haben, aufgerichtet worden.

Diesen Zustand nennt nun die Denkschrift mit Recht einen „sehr bedenklichen". „Er enthält Prätendenzen, deren Wiederholung für das Leben des Staats sehr gefährlich sein müßte und in gleicher Weise bedroht er die Ordnung der Kirche, indem er dem subjectiven Ermessen der Geistlichen den weitesten Spielraum gibt und die Unterordnung unter die verfassungsmäßige Autorität aufhebt. Ferner führt er nicht zu derjenigen Lösung einer niemals unbestrittenen gewesenen Frage, welche allein Sicherheit gewährt; denn nicht Alle, welche ihre Stimme erheben, schöpfen selbst aus der Tiefe der Erkenntniß des Evangeliums und des Lebens, sondern häufig entscheidet über die Unterwerfung des Einzelnen die Unterordnung unter diese oder jene Autorität, zuweilen auch nur jenes Standesgefühl, welches in einer großen Frage hinter den andern zurückbleiben verbietet." Der Oberkirchenrath hat es daher für seine Pflicht gehalten, mahnend einzuschreiten und hat (in der erwähnten Denkschrift) die Verfügung veröffentlicht, in der er dies gethan. Außerdem aber hat sich derselbe auch in der Sache selbst ausgesprochen, in einer ebenfalls mitgetheilten Circularverfügung, vom 11. Februar 1856. In dieser sehr beachtungswerthen Verfügung heißt es unter Anderm: „Es muß vom evangelischen Standpunkt aus sicher als

bedenklich erscheinen. Staat und Kirche in solcher Weise (das nämlich die Geistlichen sich nur, ohne die Folgen ihrer Schritte auf das bürgerliche Leben zu berücksichtigen, an die scheinmäßige Ehe wie halten) einander gegenüberstellen, vielmehr stehe es der Kirche gewiß wohl an, die Auswirkung, welche ihre Schritte auf das Staatsleben äußern möchten, sorgsam zu erwägen. Daß der Staat keineswegs die von der Kirche ausgesprochene Beschränkung der Scheidegründe auf Ehebruch und Letzteren sich sofort aneignen werde, ist nicht zu erwarten; es wird ihm also kein anderer Ausweg übrig bleiben als der, daß er für alle über Ehebruch und Letzteren hinausgehenden Fälle eine Form bürgerlichen Abschlusses der Ehe ausdenket und damit den formellen Gegensatz zwischen kirchlicher und bürgerlicher Ehe vollkommen ausbildet. Lieb von ihm zu fordern ist aber bedenklich genug, denn die Folge der Verneinung würde die sein, daß nun das Uebel im Gebiete des bürgerlichen Lebens um so sicherer fortdauern würde und auf die dereinstige Versöhnung des weltlichen Rechts mit den Forderungen christlicher Sitte unsicherer vertröstet werden müßte." Der Oberkirchenrath macht nicht Anspruch darauf, eine völlige Lösung der schwierigen Frage mit seinen Andeutungen gegeben zu haben, vielmehr will er nur Anknüpfungspunkte darbieten, deren Benutzung zur Herbeiführung eines friedlichen Zustandes dienen möchte. Es gilt den Geistlichen zu bedeuten, daß eine Krankheit, deren Entwickelung sich nach Jahrhunderten berechnet, nicht in der Bewegung weniger Tage geheilt werden kann. „Die heilige Schrift ist in Personen niemals ein verschlossenes Buch gewesen und nichtsdestoweniger haben viele Geistliche, die jetzt für ihre Ansicht unter Berufung auf die heilige Schrift die Eigenschaft eines göttlichen Gesetzes in Anspruch nehmen, bis vor kurzem alle geschiedene Personen ohne Bedenken eingesegnet. Viele Thatsachen führen wir nicht an, um damit eine Verurtheilung, der wir vielmehr ihr gutes Recht ungekränkt, weil aber deshalb, weil sie geeignet ist, an die Mäßigung zu mahnen, welche in Fragen von so großer Schwierigkeit und Wichtigkeit dringend erfordert werden muß." Und hier zeigt dann der Oberkirchenrath die Gelegenheit, zu fragen, ob denn auch die Kirche ihrerseits Alles gethan, was sie vermag und was sie vermochte gegen die Ursachen der Scheidungen und ob sie dort, wo die Sünde der Selbstsucht und der Fall von den göttlichen Geboten berichtet, so wie es sich gebührte aus Gottes Wort ermahnt, gestraft und gewehret habe? „Auf diese Frage wird die Kirche nur mit einem demüthigen Schuldbekenntnisse und einem Gelübde antworten können, dessen Erfüllung wesentlich dazu beitragen wird, das Gewicht des Verlangens nach Beschränkung der Ehescheidungsgründe zu verstärken."

Die Entscheidung der hier angeregten Frage soll, wie gesagt, von der Generalsynode ausgehen, für welche in der Denkschrift des Oberkirchenraths nur das Material vorliegt. Nach dem Standpunkte des Oberkirchenraths „versteht es sich von selbst, daß, wenn es auch zunächst auf die kirchliche Seite der Frage ankommt, doch der evangelische Standpunkt die Rücksicht auf den Staat und das bürgerliche Leben nicht nur nicht abweist, sondern fordert".

Wir sind der Meinung, daß eine befriedigende Lösung der in den Ehesachen obwaltenden Conflicte zwischen Staat und Kirche nur möglich ist bei Gestattung der Civilehe. „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist" — diesen Spruch möchten wir auch hier anwenden. Die Kirche erlange vom Staate die Freiheit, ihren Normen zu folgen und die Trauung Leuten zu verweigern, die sie schriftwidrig geschieden glaubt; andererseits nehme sich aber auch der Staat das Recht, seinen zum weltlichen Wohle der Bürger abzweckenden Normen zu folgen und habe auch die Ehescheidungen und Eheschließungen lediglich gemäß zu regeln, ohne Rücksicht darauf, ob die Geistlichen seine Ehescheidungs- und Eheschließungsgründe anerkennen oder nicht. Der vermittelnde Standpunkt des Oberkirchenraths, der von der Kirche Rücksicht auf die bürgerlichen Verhältnisse genommen und doch wiederum den Staat nicht durch Einführung der Civilehe von der Kirche getrennt wissen will, scheint uns nicht aus den Conflicten herauszuführen. Das Interim kann weder die orthodoxen Kirchenmänner noch die treuen Patrioten befriedigen.*)

*) Wir wissen von hoher Stimme, die wir vereinigt zusammen haben, entweder ob, die vorgeschlagene kirchliche Lösung eine von kirchlicher Bedeutung so allgemeine Ehe herbeiführt. Es mögen einzelne Fälle vorkommen, wo zwei Personen sich von der allgemeinen Meinung so sehr trennen müssen, daß ihnen die bürgerliche Gemeinschaft und Zusammenlebung und die Legitimation ihrer Kinder gültig, aber die allgemeine Meinung wird auf deutschem und protestantischem Boden immer die bleiben, daß eine Ehe ohne die Einsegnung der Kirche ein halber Zustand ist, der besonders dem weiblichen Theile der Ehe nicht genügt.

Von der katholischen Kirche, die absolute feste Scheidungen gelobt, kann hier keine Rede sein. Aber die evangelische

hatte in dem Grade schon lange auf sein Werk hin, seine „Kinder“ hüten zu wollen, daß man sich ihr natürlich verlangen darf. Er meinte sich den von den Künstlern gehegten Intentionen und Schule sag. Denn einer Behörde wie der heutigen Christlichkeit, die auf dem Boden einer gemeinen Gesetz hervorgegangen und geprüft ist, will es der Gelehrtheit kommt, daß sich der gesunden Kinder der deutschen Praxis seine selbstgewählte Lehrer schon gar gebeten und von einer gewissen Apartheit gegenüber behaupten kann, so erlebt man oft, daß da, wo die Gesetzgebung einmal überhaupt gefallen ist, auch für die entsprechende Verwirklichung die Gesetzlichkeit in tatsächliche Verfassungen entweder kommt, daß die Kirche beim Staate in diesem Fall am ganz einfach die Rolle zu übernehmen hat, die der Kaiser beim Gesetzgeber übernimmt, die Bewegung.

In der That, welch ein Verlust für die christliche Welt es wäre denn auch, wenn die Kirche von unabwendbar gewissen Bestimmungen religiöser Überzeugung ihren eigen Organ entbehrt, der sich nur in ganz einer klaren Konsequenz, sondern in ganz von dem gesetzlichen geregelt Gesetzlichen sein weiß, wenn der Gesetzgeber nur will und die Macht hat, sie Organe zu rühren und zu reinigen. Der Gesetzgeber einem Gesetzgang Gesetzlichkeit kann, wenn die Gesetzlichkeit sich auch vor sein Rechtsorgan beglaubt, entspricht für sie gesetzt Leben nicht. Das ist in gewissen Konsequenzen bei der Taufe, der Konfirmation, der Ehe, der Beichte, ist sonst als Mittelpunkt eines Kreises wichtiger Fragen, mit der Gesetzlichkeit, als den öffentlichen Vertretern religiöser Gesinnung zur Erwägung und Verfügung kommt, auf ein Gebiet gesetzlicher Gesetzlichkeit, einmal wieder auf einige Augenblicke in Bewegung kommen, mehr will und soll es ein evangelischer Kirche nicht wollen.

Darauf hier mit aufrichtigem Dank kräftiger Gesetzlichkeit, wenn auf gesetzlichem Verwaltung von der Gesetzlichkeit allgemeine Lösung Taten, was die Leitung der bürgerlichen Ordnung so gütig erlaubt hat! Wie wird der protestantischen Kirche durch „Gesetze“ verändert werden, daß sie einen Staat im Staate bilden könnte?

E. Hirt.

Anregungen.

Die neuen Verzeichnisse der Dresdener Kunstschätze.

Wer hätte nicht, und wenn es auch nur ein mal flüchtig durch die Alte Dresdener Galerie gegangen, ihren an großen gewissen Meisterwerken Sonnenschein und eine wirdigere Halle gewünscht, einen Führer, der selbst eine heitere, gefällige Schilderung der Kunst genießen wäre?

Dieser Wunsch ist nun zur glücklichen Erfüllung gewachsen. Von dem erhöhten Mittelsaal der Neuen Galerie fällt das gelbrote, ruhige Licht der Oberlichts nach allen Seiten in ein sonnenbeschienenes, freundliches Kunstmuseum, dessen Schätze heute nun die blühende Note, welche das Gebäude auf dem Bilder der Parmeggiane der Meister entgegenhält. Hat sie glänzen die Lichter auf Hondekoeter's Hühnern und noch einmal so überzeugend schlagen die Ohrmuscheln in Rembrandt's Gesicht.

Allein mit der gleichen Lust und Andacht an einem Kunstwerk ergeht uns auch ein tiefes Verlangen, seine Geschichte zu kennen, zu wissen, wie solche Schätze so verschiedener Zeitalter und Schulen auf diesen einen Punkt im Norden mit den immerhin doch nur bescheidenen Mitteln einer kleinen Stadt zusammengebracht wurden. Denn die Galerie verdankt ihre Entstehung nicht Zeiten der reichen Mäzenat, wo für eine Handschrift des Petrus und Pandekten verschwendet wurden, noch Lagen, wo französischer Kulturreich vergleichbar, in denen der Siegeszug Napoleons die fürstlichen Bildersäle ebenso rasch und restlos von ihren alten Plätzen riß, als er bis dahin unbelegte Museen zusammenstieß.

Ihre Geschichte erzählt uns bei der ersten Durchsicht Schule angehörende und als Professor an der Dresdener Akademie wirkende Maler Julius Hübner

als Einleitung zu seinem vortrefflichen, genauen und übersichtlichen Katalog der deutschen Bilder („Verzeichnis der Dresdener Gemäldegalerie, 1856“) — das war eine mühsame Arbeit, aus alten Gastbüchern, Rechnungen und Papieren alles Alt zu Tage fördern, was bezeichnenden Kunstwerke schließlich und noch hat der Verfasser in knapper, gefälliger Darstellung alle Mühseligkeit und Schwere der Forschung überwunden.

Sammlungen von edlen Steinen, gelehrten und älteren Büchern sind schon früh von den sächsischen Kurfürsten Linie von den meisten deutschen Fürsten angelegt worden; die systematische Bereicherung, in der Kurfürst der Weise mit Lucas Cranach, der Kurfürst Moritz Kranach am sächsischen Hofe mögte Sinn und Geschmack der Fürsten auf die Werke der Malerei mit Vorliebe hinlenken. Im 18. Jahrhundert, das in Allem eine universelle Richtung hat, hat es August II. und noch mehr August III. gethan, die auf allen Feldern mit merkwürdiger Hochherzigkeit und Fülle „curieuse Schätzerey“ — wie der Zeitausdruck sagt — zum Schmuck ihrer Paläste und Landhäuser sammelten. Dresden hat also damals noch nicht ganz nur die Welt Canaletto's — schöne Ansicht, prunkende Festzüge und Feste Charlemagnes —, es war nicht ganz ein einziger, glänzender und schnell vergnügter Aufenthalt, sondern mannigfaltige, mannigfaltige Verbindungen, Prächtiger Verarmung aller Künste der Kunst, schuf auch diese Zeit einen Tausendes und legte ein freimachendes Samenkorn. Damals schrieb einer der Kunsthändler, welche mit dem Ankauf von Gemälden beauftragt waren: „In Italien lacht das Geld jetzt mehr als in Deutschland“ — und so wunderten denn die Gebrüder mit dem Zinkgrafischen von Tizian aus Modena, die Verkündigung Mariens aus der Kirche des Schwarzen Mönche in Piacenza, viele Hunderten von andern

Pilgern über die Alpen. Immer waren solche Züge mit großen Beschwerden und Gefahren verknüpft, da der Pilger, der nicht Kaufmannschaft oder Vorräthe einer Gesellschaft waren, von dem einen und andern Raubadel nicht gastfreundlich empfangen wurden. Als Agapetus der Mutterin des Heiligen 1747 von Giovanni Pellino in Venedig kaufte, mußte er nicht nur einem Unterhändler 1148 Lire geben, sondern auch noch der Tochterschaft des Familie Pellino mit 22 Lire beschenken. Um einen Quatre Mens nach Dresden zu führen, bedurfte es eines ausführlichen Briefes des Papstes, worin kaum anderweitig dem Könige August III. mit den bedeutendsten Anerbietungen entgegen, wobei die Nonnen in Bologna hatten gern ihre Patrozinie Madonna hergeschlagen, wenn der Cardinalprotector ihren Kirchen es nicht gehindert.

Alle diese Erwerbungen sowie die späteren Schicksale und Unbilden, welche die Galerie durch Diebstahl, Wetter und Krieg erlitt, muß man in der musterhaften Schrift Hübners selbst nachlesen, der auch zuerst die Verdienste Heinecke's um den Katalog der Galerie in das gebührende Licht setzte. Seine Darstellung ist von einigen Seiten her der des Dilettanten genannt worden, aber gerade in dieser Eigenschaft eines nicht zunftmäßigen Schriftstellers liegt die Wärme der Mittheilung. Erstreckt sie sich durch Mittheilung zweier eigenen Gemälde auch weit für einen Katalog zu weit, so hat diese doch gefällig und werden der Stimmung, in welcher man den neuen Kunsttempel durchwandelt, keinen Abbruch thun. Ja wir können und sollen mitreden zu können, daß der geschickte Künstler die hervorragendsten Bilder der Galerie durch eine von ihm sorgfältigst und mit höchst vollendeten Nachbildungen der trefflichsten Schöpfungen berühmten ausgestattete Sammlung in ähnlichen dichterischen Organen noch ausführlich zu feiern gebraucht.

Noch schwieriger verschieden war die Aufgabe, die Hermann Hettner in dem neuen Katalog der Antiken: „Bildwerke der königlichen Antikensammlung zu Dresden“ (1856), zu lösen hatte.

Denn worauf und wie wenig um die Erklärung und Deutung griechischer und römischer Statuen gestritten worden, wie unendlich schwer oft bei halbverstümmelten Gestalten ihr Name zu finden ist, weiß Jeder. Unter den trefflichen Antiken, die vorzüglich auf drei Sammlungen beruhen: der Brandenburgischen, die August II. von Friedrich Wilhelm I. von Preußen erwarb, auf den beiden des Fürsten Chigi und des Cardinals Albani, welche von dem Papen Pius angekauft wurden, haben mehre der bedeutendsten, wie die Aphroditestatue v. d. Hadrian und der Apollo Sauroktonos, die Meinungen der Gelehrten seit lange getheilt, deren hat Hettner in scharfsinniger Weise ihre Namen gestritten.

Die Sauberkeit der Ausführung und der Stil charakterisirt diese wie alle Arbeiten Hettner's, es ist das bessere, gefällige Spiel eines leichtergebornen Geistes mit der überwundenen Schwierigkeit.

Bis hinab zu den Papyrusrollen der Aegypter, den kleinsten Gemmen in den Schatzkästen und den rohen Waffen und Geräthschaften unserer Vorfahren ist Alles genau von ihm angegeben worden, sodaß der Besitzer mit Leichtigkeit sich darüber Raths erholen kann. Verwundern muß, leider nicht besonders gelungene Holzschnitte der vorzüglichsten Bildwerke zu einem kleinen Katalog, den sehen, der auf Vollständigkeit und wissenschaftliche Begründung Anspruch machen kann.

Vaterlandsliebe.

Man glaubt den Polen und Ungarn nicht zu nahe zu treten und doch eine Lücke in ihren Charakterschilderungen sehr verschieden.

Vor langer gastirte in Wien eine aus Krakau gekommene polnische Schauspielertruppe. Sie spielte Goethe. Das Publikum, das sie sah, gehörte allen Nationen an, nur nicht der polnischen. Die zahlreichen Polen, die in Wien leben, hielten sich entfernt.

Auch magyarische Schauspieler haben Wien in Wien gespielt. Sie wurden von den Ungarn mit Enthusiasmus überschüttet.

Ist die Vaterlandsliebe der Polen erloschen? Nein! sie ist nicht mehr, weil ihr die Organisation fehlt wie beim Ungar, der auch vor vielen Jahren die Fremde zu den Waffen greifen sah? Oder liegt den Empfindungen der Polen eine Krankheit des Gemüthes zugrunde? Oder endlich braucht der Pole für die Begeisterung seiner Verehrung, und nicht für das Vaterland, einen äußern Reiz, der allerdings einen in einem Vorstadttheater spielenden Truppe gerecht haben mag!

Betrachtungen
von Wilhelm Crapp.

Die Behauptung jenes alten Philosophen, daß Derjenige, welcher nicht in jedem Augenblick seines Lebens rückhaltlos sagen könne: „Ich bin im Allgemeinen zufrieden“ überhaupt nicht die Fähigkeit besitze, glücklich zu werden, ist mindestens mehr, als jener Grund auf Beschränkung beruht.

* *

Wenn Schicksalsstürme, wie sie sagen, durch Convenienz zur Unsittlichkeit gezwungen werden und recht liebende Menschen aus Abscheu gegen Heuchelei und Betrug selbst zur Lüge greifen zu müssen behaupten, wer macht dann mit Gleichheit und Wahrheit den Anfang?

* *

Rechne auf Anerkennung von Jedermann, nur nicht von Dem, der dich als Knabe mit der Schulmappe sannte und einst bessere Gesinnen als du nach Hause brachte! Gefällig die Welt mit dem Rubme deiner Thaten. Dem gehörst du ganz in die letzte Ordnung Unverabredung C.!

Verantwortlicher Redakteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 48.** Wöchentlich ein Bogen und vierteljährlich 15 Ngr.

Das Kinderspital in Prag.

Handschreiben an den Herausgeber
Von Karl von Holtei.

Graz in Steiermark, Juli 1856.

— — Es lebt nicht viel an zehn Jahren, seitdem ich aus Hannover an Sie schrieb, Sie um ein Exemplar Ihres damals noch nicht im Buchhandel erschienenen „Uriel Acosta" zu bitten, damit ich dieses Stück mit Ihrer Erlaubniß und auf meine Weise öffentlich vortragen dürfe. Seitdem hat die Welt auf dem Kopfe gestanden; Uriel ist auch über die Bretter gegangen, welche ihm vor zehn Jahren verschlossen gewesen; Vieles, wonach man sich lange gesehnt, ist uns zu Theil geworden, man ist älter geworden; — ob klüger? Ich gewiß nicht.

Davon habe ich einen Beweis abgelegt, als ich im vergangenen Herbst, auf einem Ausfluge nach Prag, mich verleiten ließ, daselbst noch einige Male wieder vors Publicum zu treten und Shakspeare zu lesen. Daß es noch so gnädig abging, entschuldigt mich nicht. Aber je gütiger ich behandelt wurde, desto erkenntlicher muß ich sein; desto dankbarer, für unzählige Beweise nachsichtsvoller Theilnahme, herzlichen Wohlwollens, an welchen, zwei Monate hindurch, jeglicher Tag reich war.

Ein kleines Überschuß dieses Looses abzutragen, richte ich vorliegendes Schreiben an die Redaction der „Unterhaltungen am häuslichen Herd," vorhoffend, daß es auf seinem Wege auch in Prag die passendste Verbreitung finde.

Warum ich als Ueberschrift „Das Kinderspital" erwählte? Sie und vielleicht der Meinung, ein „Alt Männerspital" wäre für den Absender dieses Briefs bezeichnender, und ich kann dagegen nichts einwenden. Doch bleibe ich beim Kinderspital und denke das vor Abschluß meiner anspruchslosen Wanderer zu rechtfertigen.

Vor 33 — Jahren (lieber wollte ich sagen: Minuten, und habe doch heute noch keinen Tropfen getrunken, weder Steinlechen, noch Grünberger; aber Minuten und Jahre kommen auf Eins heraus, sind sie einmal verronnen!) vor 33 Jahren hatte ich Prag zum ersten male gesehen und in dieser Zwischenzeit jede Gelegenheit benutzt, der wunderliebe alte, für mich immer neue Stadt, sei's auch nur als Durchreisender auf Stunden, wieder zu besuchen. Was Wunder, wenn ich wiederholter Aufforderung eines von hier dahin verlegten Gönners nicht länger widerstand, meinen Schreibtisch verließ und mit den Herbstvögeln aufbrach! Freilich hatte ich nach fünfjährigem Studenhocken und Schriftstellern das Reisen fast verlernt, sodaß ich mir auf der Eisenbahn wie ein willenloses Frachtstück vorkam, nicht wie ein selbstständiger Mensch. Heute um 11 Uhr Vormittags verließ ich Steiermarks Hauptstadt und morgen um dieselbe Zeit, nur 24 Stunden später suchte ich zu Prag im Hôtel de Saxe meinen Paletot aus dem Koffer, denn es war Wenzel-Tag und alle Leute gingen geputzt durch die Straßen. Ein Viertelstündchen darauf befand sich der graue Vagabund auf der Polizei, im Zimmer des Man-

ned, dem „Ite Vagabundi“ gewidmet sind und der Sr. Heiligkeit seines Amts, gebührend zu schützen weiß; weshalb er sie gern füttert und pflegt, auf daß sie nicht nöthig haben, dumme Streiche zu machen. Nächst ihm waren es vor allem die Redacteuren der Zeitschrift „Bohemia“ und der unter dem Titel „Album“ weiterverbreiteten Romantikerblatt, die deren beider liebevoll verbündeter Mitarbeiter zu begrüßen Pflicht und Ehre hatte. Freund Klenschal saß mit seinen Kindern vor einem Teich Kolatschen und Muchseln, — (o Himmel, wie peinten die Kleinen den heiligen Wenzel!) — und Koker's einziger Sohn sah auch nicht aus, wie wenn er dem Heiligen des Verlags wegen zürnte.

Ich fühle mich nun schon heimisch in Prag. Wo man drei wohlgesinnte Freunde hat, ist man zu Hause. Das Uebrige findet sich. Und damit es sich bei mir bald finde und ich auch im Gasthofe wie zu Hause sei, übernahm ich die Verbindlichkeit, eine literarische Arbeit bis zu einem bestimmten Tage zu vollenden, wodurch ich Morgen für Morgen am Tintenfaße festgehalten war. Ein solches selbstauferlegtes Joch, mag es immerhin ein wenig drücken und zwängen, hat doch auch sein Gutes in fremder Stadt, man wird nicht so leicht abgespannt und müde durch zerstreuendes Nichtsthun, sondern vielmehr bei jedem Sonnenaufgang gleichsam gezwungen, sich wieder zu sammeln und in sich selbst zu gehen. Während ich aber einem neuen Buche sann und schuf, fand ich in einem andern, schon fertigen, den Verleger in Leipzig, und erhielt zu gleicher Zeit die Freiexemplare der neuen Auflage meiner vermischten Aufsätze; alles Dieses in Prag. Daneben war ich allwöchentlich einmal vors Publikum als Vorleser, war Abend für Abend in geselligen Kreisen, machte sogar verschiedene Ausflüge aufs Land in benachbarte Schlösser und feierte mich, trotz naheverestehender Vollendung des 50. Lebensjahres und wehmüthiger Umsäumung des einen, furchenreichen Gesichts, noch leidlich wacker. Wer aber auch sollte nicht noch einmal versuchen, sich aufzuraffen, das Scheinleben eines vereinsamten Junggesellen einzutauschen, sei es nur auf Wochen, gegen wirkliches Leben mit wirklichen Menschen, wenn diese ihm durch alle Abstufungen und irdische Stellungen so bald begegnen wie in Böhmens Hauptstadt? Der eigentliche Album-Vater Koker lief sich's angelegen sein, mich dem Kreise der bei ihm häufig versammelten Schriftsteller und Journalisten näher zu bringen, wo Scherz und Ernst, Ost und Süd in allen Rhythmen und durch alle Töne verhandelt wurden. Größere Abendfeste verfehlten nicht, den vom Scheintode für kurze Frist Auferstandenen in ihre Wirbel zu ziehen, auch wol schwindeln zu machen; was nicht ausbleiben kann, sobald die Gewohnheit mangelt. Trotz ermüdender wirkten dazwischen traulichere, stille Abende in altbefreundeten Familien, wo dem Gaste Alles bekannt ist, Aeltern wie Kinder, Freuden wie Leiden, Wünsche wie Abneigungen, wo jedes Wort Erinnerungen weckt. Solche Abende gleichen Spaziergängen durch ein Heimathsdörflein; die Wandelnden streichen wol auch an den Zaun des Kirchhofs; — aber es ist Frühling und Alles grünt und blüht, sogar auf dem Friedhofe. Auch im Hause eines Mannes, den ich vorvergangenen Sommer in Steiermark flüchtig vorübergehend kennen gelernt, wo er so ganz war, meine Bekanntschaft zu suchen, that sich nun unerwartet ein Asyl auf: noch eine friedliche Insel mehr im rauschenden Meere, welches man Gesellschaft nennt und in welchem es, für einen ungeschickten Schiffer meiner Gattung, ohne Gefahr an Untiefen, Klippen, Sandbänken und Stürmen nicht abgeht. Der berühmte Arzt und Operateur Dr. Pitha und dessen anmuthige Gemahlin erlaubten mir, wenn ich, vom Segeln durch wogende Wellen matt, mich nach den „Bächleins murmelndem Gleichmaß“ recht innig sehnte, an ihrem kleinen Theetisch, nicht wie ein Fremder, nein, wie ein längst bekannter Genosse einzufinden. Schöne, geistig bewegte Abendstunden, die manchmal tief in die Nacht reichten; bis ich mit Schrecken bedachte, daß der verehrte Mann jede Minute seinem ernsten Berufe, seiner Wissenschaft entzog und dann beschämt, doch nicht minder beglückt, endlich aufbrach.

Damit im prager Freudenkranz keine Blüte mir mangele, wollte sich's auch fügen, daß ich einem hohen Beamten mich nahen durfte, dem ich schon, als er noch in Graz lebte und wirkte, die aufrichtigste Verehrung gezollt und dem ich solche in redlich gemeinten Versen auszusprechen damals Gelegenheit gefunden, als bei seinem Abgange nach Prag die hiesigen Zunftbehörden mich mit dem Auftrage beehrten, ihnen Gedruckte Worte zu leihen. Ich fand ihn, wie ich mir ihn gedacht: freundlich, wahr, reich an Gemüth und Geist. Ich überreichte ihm das Bändchen meiner Gedichte (unter denen sich ja auch das ihm gewidmete befindet) überlandte, schrieb ich nachstehende Zeilen hinein:

Unter den meinem Gedichten.
Manget vor Strengem Kritiker.

Ist so manches Haus
Ihrer Schwestern bewacht.

Doch mit gleich gem Vertrauen
Wagen sie aufzuschauen
Wenn [illegible] ja will,
Droben im Sternenzelt

Also auch irdischem Walten
Naht der Gestirne Gebieterin,
Ordnend, hütet und sprechend:
Sonde diesmal für Recht!

Und diese entging weder dem Sänger noch seinen Liedern.

Ich erwähnte oben einiger Herren aus Land. Die erste war nach Michitz, zwei Meilen von Prag, in welchem Schlosse Graf Erwein Nostitz-Rieneck den Spätherbst mit seiner Familie zubrachte, wie denn der größte Theil des böhmischen Adels bis gegen Weihnachten auf seinen Gütern verweilt, wohin derselbe dann, nach kurzem Winteraufenthalte in der Stadt, sobald sich's thun läßt, zurückeilt. Eine schöne Sitte, so großer, intelligenter, wahrhaft vornehmer Grundbesitzer würdig!

Wenn man Erwein Nostitz genannt, so hat man für Diejenigen, die in Böhmen bekannt sind, eigentlich schon Alles gesagt. Denn Klänge dieses edeln Namens rauschen weite Wälder, lächeln üppige Felder, lachen gesegnete Auen, lächeln liebende Menschen und alle treue Lerner und alle Echo hoher Ordensstimmen wiederholen ihn anerkennend die ewigen Musen. Denn Graf Erwein pflegt, hegt, fördert, unterstützt Wissenschaft und Kunst. Seine Bibliothek, seine Gemäldesammlung sind nicht, wie bisweilen an andern Orten, äußerliche Zierden für Vorsaal und Prunksaal. Sie sind ein Theil seines Lebens: er lebt in ihnen, wie sie in ihm. Gehe nur in seinen Palast auf der „Kleinseite", Reisender! Suche nur die zuvorkommende Bewilligung nach, doch seinen umzuschauen! Steige nur die breite steinerne Treppe hinan! Wenn, umgeben von immergrünen Bäumen und Gesträuchen, dich die kolossalen Büsten Goethe's und Schiller's empfangen, wirst du gleich wissen, wes Geistes Kind der Herr des Hauses ist.

Ich erfreue es schon in Michitz, bei meinem ersten Tritt ins heitre, ländliche Schloß, laß es rings Turner aus dem Antlitz; heute es aus jeder Silbe heraus. „Wie der Herr, so die Diener!" ist gar ein weises Sprichwort.

Welch eine Familie! Welch ein Hausweisen! Welch ein Vorbild für Gastfreiheit im höchsten, reichsten Maßstabe! — Ich bin viel in der Welt herumgekommen, habe mich lange umhergetrieben, Wacherlei gesehen und beobachtet, an Höfen und Höfen. Größere Pracht, mehr Luxus, unnütze Ostentation, prunkendes Gepränge; — o ja! Aber die gebotene Würde aristokratischen Landlebens, vereint mit so behaglicher Freiheit, ungezwungener Freundlichkeit, herzlicher Güte, lebendigster Theilnahme für Alles, was groß und schön ist, habe ich nie und nirgends gefunden. So denke ich mir den Landaufenthalt der besten (in jedem Sinne besten), großen Familien in Alt-England, nur daß dort, fürchte ich, die Vorliebe für Kunst selten mit so feinem Kunstsinn gepaart sein möchte. Ich wurde in Michitz auch den liebenswürdigen Nachbarn: Grafen Czernin, Gräfin und Töchtern vorgestellt, die mich dann überdies später in ihrem Schlosse Wenzi empfingen, wo an bunter Tafel drei oder vier Priester (unter denen ein prächtiger, lebensfrischer Greis), mit muntern jugendlichen Attaches gemischt waren und dem ungezwungenen Gespräche seinen Schwung thaten durch ihre Gegenwart.

In Michitz fand der schon früher gefaßte Vorsatz, den letzten meiner öffentlichen Besuche dem Kinderspitale zu widmen, volle Zustimmung. Sämmtliche Anwesende gaben sich als begeisterte Verehrer dieser Wohlthätigkeitsanstalt zu erkennen und es wurde hier gewissermaßen das Siegel gedrückt auf Alles, was ich bisher überall in Prag über Preisches Leichner gehört. Dieser Arzt war mir schon durch eine unglückliche Freundin, welcher die Chirurgie in einem Tage Mutter und Tochter geraubt, als ein Mensch geschildert worden, der eigentlich vom Kopfe bis zum Fuße ganz Herz und Gemüth ist. Sie hatte ihn zum ersten mal erblickt, als die Aerzte eine Mutter und zwei blühende Töchter, ach Gottlos in Qualen wanden; nur die eine Tochter vermochte seine Bemühung dem Morgengrau zu entreißen, aber die Hingebung, die er bewiesen, die Leistungen, die er geboten, hatten mächtig und huldreich auf die Zurückbleibenden gewirkt und Dankbarkeit hatte ihm dort einen Hausaltar errichtet. Nun fand ich mich veranlaßt, nach dem Gesehenen wie nach dem Berichten des Leichner'schen Kinderspitals mich näher zu erkundigen. In ergaben sich merkwürdige Daten, die endlich, aufmerksam betrachtet und gewürdigt, nur einen neuen Beleg zu dem alten Ausspruche liefern, daß einem edeln, bedeutenden, ausdauernden Manne auch das scheinbar Unmögliche gelingt, wenn ein solcher nämlich (wie Leichner es that), sein ganzes Leben an einen großen Zweckes Erreichung setzt.

Es ist, streng genommen, nicht der Saal

dieſer Anſtalt, die Dr. Kretzmann im Jahre 1862 gründete und die, weil aller Anfang ſchwer iſt, anfänglich nur auf neun Betten gebracht werden konnte. Nachdem jener treue Arzt infolge heftiger Krankheit Prag verlaſſen, um für immer nach Leipzig zu überſiedeln, übernahm Löſchner, von innerſtem Mitleid ergriffen — denn er hatte oft genug das Elend geſehen, dem er nach Kräften Linderung zu bringen wünſchte — die ärztliche und ökonomiſche Leitung. Nicht etwa wie ein praktiſcher Arzt von großem Ruf und allgemeiner Geltung dergleichen Ehrenämter bisweilen übernimmt, um eine verlorene Stunde daran zu wagen, nein, um ſein anderes Erdenziel mehr zu verfolgen — (er betrachtet nicht, weil er durch nichts vom Hauptzweck ſeines Lebens und Strebens abgezogen werden will) — um Ehre, Glück, Freude, gerechten Stolz nur darin zu finden. Und wenn er daneben ſeine Praxis beibehielt — (eine Vereinigung, deren Gelingen, ſchon was äußerliche, mechaniſche Thätigkeit betrifft, ans Zauberhafte ſtreift), — ſo that er dies nur, um den Gelderwerb, deſſen ſein Renommée genug blieb, nicht zu ſchmälern. Er brauchte große Einnahmen, der geldgierige Gerichtshof, er brauchte ſie noch; er gönnt ſich kaum ein knappes Schlaf, damit er nur zu ſammenſcharre, o, er iſt die Habſucht ſelbſt, dieſer Dr. Löſchner.

Und nun leben wir von Jahr zu Jahr die Zahl der im Spitale ſelbſt verpflegten kranken Kinder ſowie jener außerhalb ärztlich behandelten ſteigen und ſteigen. Die amtlichen Berichte melden das nach. Wir ſehen Beiträge, kleinere wie größere, von kaiſerlicher Hulb, von reichen Gönnern, von allen Seiten zufließen. Das Scherflein der Witwe fehlt auch nicht. Arme geben aus ihrer Armuth. Hoch und Niedrig wendet ſich dem Manne zu, dem Jeder vertraut. Mit jedem Jahre wächſt der Umfang des gelegneten Unternehmens. Mit jedem Jahre erſtarkt ſich Löſchner's Muth. Und das iſt nöthig; denn alljährlich mehren ſich die Bedürfniſſe, — leider auch die Schwierigkeiten. Sogar üble Wille und Neid bleiben nicht aus. Doch Zuverſicht und Vertrauen behaupten das Feld. Auch die Kunſt freut ſich, mit heiteren Klängen ihr Opfer herumzubringen. Ihrer Namen leben wir unter Denen, die der armen Kinder liebreich gedachten. Henriette Sontag begegnet uns hier noch einmal, ehe ſie aus Europa ſcheidet, um in der Neuen Welt zu ſterben, neben andern Wohlthätern. Der größte an Großmuth, unerſchöpflichſte ſeiner Wohlthäter bleibt Löſchner ſelbſt. Jeder Jahresbericht ſchließt mit einem Defizit; jeder Berechnung iſt eine Zeile angehängt, welche einfach lautet: „Der von Dr. Löſchner getragene Abgang betrug —.“ Als ob ſich das von ſelbſt verſtünde! Er wundert ſich weiter nicht darüber, warum ſollten wir erſtaunen? Da ſcheint es uns denn auch ganz natürlich, wenn wir zuſammenrechnen, die aus ſeinen eigenen Mitteln geleiſteten Beiträge jetzt auf die Totalſumme von 34,455 Gulden angewachſen zu ſehen.

Im Jahre 1854 wurde ein Bauplatz angekauft, auf dieſem ein der Anſtalt eigen gehöriges Gebäude aufgeführt (bis dahin wohnte ſie zur Miethe) und welchen Eindruck das Innere dieſes ſtattlichen Gebäudes auf mich gemacht, das wollte ich Ihnen, verehrter Freund, und Ihren Leſern in Kürze zu erzählen verſuchen.

Am 23. November hatte ich mit Schiller („Demetrius“), Goethe („Egmont“), Shakſpeare („Cäſar“), meine declamatoriſchen Vorträge geſchloſſen und wollte, ſobald ein vom akademiſchen Leſeverein auf den 4. December angeſetztes Concert, in welchem ich auch meine Streiche zu machen gelobt, vorüber war, die Heimreiſe antreten. Doch Profeſſor Löſchner verſicherte, daß er mich nicht gehen laſſe, bevor ich nicht an ſeiner Seite einen Beſuch in jenem Hauſe auf dem Karlsplatze abgeſtattet, dem ich unter Schiller's, Goethe's, Shakſpeare's Regide eine kleine Einnahme zugewendet. Ich geſtehe, daß ich eine große Abneigung empfinde vor Lazarethen, Krankenhäuſern, Krankenſtuben. Nicht weil ich ohne Mitgefühl wäre, ſondern vielmehr weil ich deſſen zuviel beſitze und weil der Anblick ſchwerer Leiden, verbunden mit der Wirkung verdorbener Luft, mir immer ſchädlich iſt. Kann ich durch meine Gegenwart Nutzen bringen, ſo will ich gern all Dies überwinden, was ich leider, oft genug in meinem Leben, zu thun Gelegenheit fand. Aber ohne Zweck, ohne helfen zu können, trachte ich nicht danach. Hier war nicht auszuweichen. Löſchner ſchien es zu wünſchen; wer ſollte ſich dem Wunſche eines ſolchen Mannes nicht fügen? So holte er mich denn am 5. December Vormittags, in Begleitung ſeines treuen Freundes, des Apothekers Stadtrath Fürth, mit ſeiner Kutſche ab. Er bekannt ſich unwohl. Auf einer Nachtreiſe zu Kranken über Land war er genöthigt geweſen, den Fährleuten behülflich zu ſein beim Retten im eilig gefrierenden Strome und hatte ſich dabei die Hand verletzt. Auch fieberte er ſtark und ſchien ſehr abgeſpannt und ermattet. Ich weiß nicht, die wievielte Nacht ſeine

unermüdliche Bereitwilligkeit ihn gehört binnen einer Woche. Deshalb wies er meinen Vorschlag, die Fahrt aufzugeben und sich ins Bett zu legen, nicht minder verdrießlich zurück. Doch saß er stumm, sichtbar leidend, in der Ecke des Wagens.

Von dem Augenblicke, wo wir anhielten und die Thür sich öffnete, ging eine überraschende Veränderung mit dem Manne vor. Er sprang heraus, munter und frisch wie ein Hirsch, seine Augen strahlten, das ganze freundliche Gesicht leuchtete vor Entzücken, und „nun kommen Sie!" rief er in einem Tone, der wie das Thema zu einer Siegessymphonie erklang, von dessen Dominanten rein und kräftig angestimmt.

Das Haus, seit der vorletzten Anwesenheit des Kaisers mit dem Namen: „Franz-Joseph-Spital" benannt, ist folgendermaßen eingetheilt:

In ebener Erde befinden sich einerseits die Aufnahmskanzlei mit Vorzimmer und die Küche, andererseits ein Sectionssaal, der zugleich als Auditorium dient und außer einer geräumigen medicinischen Bibliothek eine bedeutende Sammlung anatomischer und pathologischer Präparate enthält. Dieser Saal steht mit einem chemischen Laboratorium in Verbindung. Auch rückwärts liegt noch die Waschanstalt.

Der erste Stock enthält eine Hauskapelle, in der allwöchentlich Gottesdienst abgehalten wird, und außer dieser sechs Zimmer mit 24 Krankenbetten, welche zugleich die klinische Abtheilung bilden. In diesem Stockwerke liegt auch das Directorialzimmer mit reichlich versorgter Nothapotheke und ein entsprechender Wäschevorrath.

Der zweite und dritte Stock werden ganz und gar von Krankenzimmern eingenommen.

Der ans Haus stoßende Garten ist mit Laub- und Nadelgehölz bepflanzt und wird durch einen Bauplatz begrenzt, auf welchem sich dereinst ein zweites Haus erheben soll, für etwa 30 Betten berechnet, um soviel als möglich die Krankheiten abgetrennen von den übrigen Krankheiten und eine noch größere Wachsamkeit zu gewinnen.

Die Leitung und Verwaltung besorgt Letzterer selbständig. Er besoldet aus Eigenem: Einen Assistenten, einen Secundararzt, zwei Aspirantinnen, zwölf Krankenwärterinnen, eine Köchin, zwei Küchenmägde, drei Wäscherinnen, einen Portier und verschiedene Hilfsarbeiter.

Die Leistungen des Institutes umfassen: 1) Die unentgeltliche ambulatorische Behandlung kranker armer Kinder außerhalb. 2) Die Aufnahme und Behandlung solcher innerhalb des Spitals. 3) Die Besorgung der Impfung. 4) Die Abhaltung klinischer Vorträge über Kinderkrankheiten. Die Zahl der unter 1) bezeichneten Kranken betrug im Laufe des Jahres 1855 nicht weniger als 6219; die der im Hause Aufgenommenen 1010; Geimpft wurden 685. Die klinischen Vorträge werden von vielen In- und Ausländern fleißig besucht.

Soviel von dem Wirken dieser Anstalt im Allgemeinen.

Jetzt noch zwei Worte über meine Empfindungen, als ich an des ehrlichen Menschen Seite die Räume des Jammers und der Qual durchwanderte. Ich darf's nicht leugnen: mitunter stellten sich furchtbare, herzzerreißende Leiden dem Anblicke dar. Ich ich Kinder .... doch warum sollten wir bei diesen verweilen? Warum soll ich die Phantasie Ihrer Leserinnen mit Schilderungen verletzen, die gar nicht nöthig sind, wo wir ja ebenfalls alltäglich an die tausend und aber tausend Leiden, denen das „Ebenbild der Gottheit" unterworfen ist, ringsum uns her gemahnt und erinnert werden? Wozu die Schattenrissen eines Besuchs heraufbeschwören? Wir wußten ja, als wir eintraten, daß wir nicht gekommen waren, sinnliche Genüsse zu suchen, daß wir uns nicht an einem Vergnügungsorte befanden und was wir zu erwarten hatten. Leiden und Gebrechen konnten uns dort nicht überraschen. Lassen Sie uns lieber beleuchten, was die Seele des Beschauers mit — nicht mit der angenehmen Beschäftigung wissenschaftlicher Wahrnehmungen; diese bleibt dem Laien untersagt und fehlt höchstens dem Begründer, dem durch seines Werkes Anblick Befriedigung zu, mein mit wehmüthigem Heiterkeit, mit schmerzhaftem Wohlbehagen (anders kann ich's nicht nennen), durchdringt und erfüllt. Zuvorderst muß ich erwähnen, daß die Bewunderung Dessen, was ich sah, der ganzen Einrichtung, auch nicht eine Spur von Ekel oder Grauen in mir aufkommen ließ. Es fehlte, wie gesagt, nicht an Kranken der schlimmsten Gattung; nicht an schuldlosen Kindern, die über Aeltern Unglück, Noth, Hohn oder Schuld als einzige Vermächtniß, die ein qualvolles Siechthum als einziges Erbtheil empfangen hatten. Auch die verhängnißvolle Aufschrift „Ch....." (Cholera) zeigte auf einigen über den Lagerstätten angehängten Tafeln immer noch Nachzügler der bereits erloschenen Epidemie. Doch wer könnte Entsetzen oder auch nur Besorgniß hegen, wo er in sauberen freundlichen Gemächern, deren Luft auch nicht ein Atom von üblen Gerüchen zu enthalten scheint, in reinliche Betten gebettet, auf be-

armen Betten liegend, oder an kleinen Tischen ſpielend von aufmerkſamen, mütterlich ängſtigen Wärterinnen umgeben und bewacht, Kinder vor ſich ſieht, die nichts entbehren, was menſchliche Hülfe, irdiſcher Beiſtand überhaupt gewähren mögen, die, mögen ſie Schmerzen leiden und das Bewußtſein ihrer Krankheit hegen, doch nicht minder das Gefühl in ſich tragen: wir ſind dem Mangel, dem Froſt, dem Hunger entrückt; wir ſind Gegenſtand zarter Sorgfalt! Ja, dies Gefühl waltet bei allen Leiden in ihnen vor, denn auch die kränkſten lächeln dankbar dem Retter zu, wenn er lieberich fragend vor ſie hintritt. Ich habe, ſolange ich in dieſem Hauſe verweilte, meine Thränen kaum zurückhalten vermocht; aber es waren Thränen der freudigſten Rührung, von denen das Herz mir anſchwoll. Magſt du dich erkundigen wonach du willſt, magſt du zur Sprache bringen, was dir nur irgend aus eigenen Erlebniſſen, wo Pflicht und Anhänglichkeit dich ins Krankenzimmer, ans Sterbebett führten, wieder einfällt; hier iſt für Alles geſorgt, jedes Bedürfniß, jeder Fall iſt vorgeſehen, bis zur letzten Stunde des ſchwindenden Lebens oder anderweitig bis zum Tage der Genesung.

Genesung! dieſes Wort regte einen dunkeln Zweifel an, der mitten in mein Entzücken über Reichner's genialer Schöpfung drang und auf Augenblicke Alles in graue Schleier zu hüllen drohte: „Was wird aus den Kindern, ſobald ſie wirklich genesen ſind?“

Natürlich kehren ſie zurück zu den Ihrigen. Zu den Ihrigen? — Es mag arme Familien geben, denen nur die Mittel fehlen, ihre kranken Kinder gut zu pflegen; nun, dieſe werden ihre vom Tode Auferſtandenen gern empfangen und die liebe, neugeſchenkte Laſt — (denn was ſind den Aermſten ihre unmündigen, noch nicht erwerbfähigen Kinder ſonſt?) — wie einen erſehnten Gaſt willkommen heißen. Aber welch ein Willkommen hatte des Kindes, dem die Aeltern keine Aeltern ſein wollen, keine Aeltern ſein können? In einer Höhle, wo Robert, verdroſſene, unmuthige Anſtrengung auf Unflath und Schmutz bauten, wo kein Sonnenſtrahl eindringt, als ob er ſich ſcheute, auf dieſe Zuſtände auch nur ſchmachvoll Licht zu werfen? Vorher wußte das Kind ſeinen Unterſchied, kannte nichts Beſſeres, wußte nur elelhaften, nothvollen Reiz auf, gleich dem Wiederhopf. Jetzt hat es Licht und freie Luft genoſſen; es hat die Wonnen der Reinlichkeit, des Bades kennen gelernt; milde Fürſorge hat ihm labend zur Seite geſtanden, warnend, belehrend. Kein rauhes Wort hat ſein Ohr, ſein Herz getroffen. Würdige Männer haben ſich überboten in Bemühungen für ſein Wohl; es wurde zum Mittelpunkt eifriger Berathungen. Und als die Krankheit beſiegt war; als mit der Geneſung die kindiſche Lebensluſt, der Hunger, die Gier nach Speiſe ſich meldeten, da war kein Leckerbiſſen zu theuer, keine Näſcherei zu koſtbar, keine Kraftbrühe kräftig genug, den leeren Magen zu ſättigen, den reizbaren Gaumen zu ermuntern, den kleinen abgemagerten Leib zu ſtärken. Solche Bilder bringt das wiederhergeſtellte Kind in ſeine ſogenannte Heimat! Muß die Erinnerung an Vergangenes im Vergleiche mit Gegenwart und Zukunft das unglückliche Weſen nicht noch unglücklicher machen?

Das war die ſkeptiſche Frage, womit der ewige Zweifler in meiner Bruſt den ſchönſten Gefühlen widerſprechen wollte, ehe ich das prager Kinderſpital verließ. Ich unterdrückte ſie nicht. Ich theilte ſie ehrlich und redlich dem redlichen Manne mit, der mich geleitet. Und er ſagte: „Ich glaube, Sie irren ſich; Sie treten der menſchlichen Natur zu nahe durch dieſe Furcht. Im Gegentheil, das Kind wird nie und nimmer vergeſſen, daß es Gegenſtand unſerer liebevollſten Sorgfalt, daß es barmherzig gepflegtes Kind mitleidiger, wenn auch fremder Menſchen war. Wie an einen ſanften Traum wird es an die Zeit ſeiner Leiden, an die Zeit unſerer Liebe denken. So wird dem rohen Proll, den ſeine Umgebungen in ihm nähren mochten gegen Leben und Welt, dem ungerechten Irrwahn, daß hienieden Jeder nur an ſich ſelbſt denke, nur für ſich ſelbſt ſorge, wird es ſpäterhin bei reiferm Urtheil die Erinnerung an dieſes Haus entgegenſtellen und vielleicht wird auch mein Bild ihm noch einmal erſcheinen und ihm munden: nicht wahr, es gibt doch Menſchen, die alle Menſchen wie ihre Brüder lieben?“ — So ſprach er und ich beugte mich in Ehrfurcht und Demuth.

Am 29. Mai v. J. empfing ich einen Brief von Herrn Friedrich Kluſchak, Redacteur der „Bohemia“ in Prag, der nachſtehende Zeilen enthält: „Eben da ich dies ſchreibe, kommt Stadtrath Fürſt mit einer traurigen Nachricht: Dr. Reichner iſt geſtern auf der Reiſe zu einer Kranken verunglückt. Er ſaß im geſchloſſenen Wagen, dieſer wurde umgeworfen und dann von den ſcheuegewordenen Pferden eine Strecke fortgeſchleift. Unſer armer Freund war mit dem Kopfe auf das

Wagenfenster gefallen, deſſen Splitter ihn ſchwer verletzten. Noch laſſen die Folgen ſich nicht überſehen u. ſ. w."

Als nun die öffentlichen Blätter wochenlang wechſelnde Kunde über das Befinden des leidenden brachten und von Zeit zu Zeit ängſtliche Beſorgniß erregten, da erwachte in meiner Seele das lebhafteſte Angedenken der letzten Stunden, die ich mit dem edeln Manne unter ſeinen Pfleglingen zugebracht. Es war mir ums Herz, als müßten die Seelen der Hinübergegangenen, denen er die letzten Erdenleiden verſüßte, das geiſtreiche Haupt umſchweben, ihm Linderung und Heilung von Oben zu bringen!

So iſt es geſchehen. Er lebt, er iſt hergeſtellt und ganz Prag freut ſich deſſen.

Bleibe Gott mit ihm und erhalte ihn lange, lange der Erde, die ſolcher Menſchen bedarf!

Deutſche Schauſpieler.

Marie Seebach.

Es iſt ein Glück für unſere Bühne, daß unter die Gebieten ihres Verfalls, die ſich täglich mehren, noch dann und wann irgendeine, den Geſchmack oder die Darſtellung bedeutende Schöpfung oder ein ſeltenes Talent tritt, das Lenen, die Beſſeres wollen, zum Muſter dienen kann und die guten Traditionen aufrechterhält.

In dem gründlichſten Sinne nach abwärts iſt die ſogenannte Volksbühne begriffen. Sie hat eine Menge von Sommertheatern und in Berlin, der Pflanz- und Sammelſchule des deutſchen Schauſpielweſens, eine Eröffnung von ſo vielen Concertenſtabühnen zur Folge gehabt, daß die dichte Sphäre der Kunſt entſprechende Richtung eine Ausdehnung gewinnt, die nachgerade die Aufgaben der dramatiſchen Kunſt überhaupt zu überfluten droht. Der Verbrauch an Stücken auf dieſen Bühnen iſt der maßloſeſte. Während ſie das alte Repertoire von ihrer bunt durcheinandergewürfelten Thängſten ausſchließen, müſſen Paris, Wien, Berlin, Hamburg die widerſinnigſten Zuſammenſtellungen von dramatiſchen Ideen liefern, nur um immer wieder Neues einem Publicum vorzuführen, das ſchon längſt in dieſen Theatern nur einer Art ſubtilern Proſtitution gereizt ſein will. Nicht nur die Darſtellungskunſt, ſondern auch die geſunde Vernunft proſtituirt ſich in dieſer Sphäre; denn muß man nicht Proſtitution auf geringem Gebiete nennen, wenn der Gebildete ſich mit dem unterſten Volke miſcht und nur ein „Lachenkönnen à tout prix" erzielt haben will? Zu allen Zeiten herrſchte auf der deutſchen Bühne in Stücken und Talenten die Luſt am Sparſe, nie aber in einer Ausdehnung wie jetzt, nie in einer ſo großen Zahl von ihr ausdrücklich gewidmeten Bühnen, nie in einer ſo förmlich organiſirten Kunſt, die zwiſchen den Bühnen alten Stils einzureißen droht, und jenem Nachwuchs, der den Abgang der alten Kräfte erſetzen ſollte. Schon jetzt empfindet man die Folgen der Sommer- und „Volksbühnen". Die Zahl der Talente, welche die außerordentlichen Kräfte an den erſten Bühnen würdig beiſetzen können, wird immer kleiner, denn die Hälfte des deutſchen Bühnenweſens wendet ſich ja eben in dem Schlamm jener Sommer- und Volksbühnen. Durchſieht man die Repertoires der engagementſuchenden Schauſpieler, ſo begegnet man faſt ausſchließlich Stücken, die an den anſtändigen Bühnen nicht geſpielt werden können; die jungen Mädchen müſſen bei Sommerbühnen anfangen und kommen aus der Sphäre, an welche „Schmiere bei Tage" nahe ſtreift, leicht wieder heraus. Wie hat eine von ihnen eine Thekla verſucht, wie ein Liebhaber einen Max. Man wird begreifen, wie Bühnen erſten Ranges unter ſolchen Umſtänden in die Lage kommen, Acquiſitionen zu machen, die vor der Zukunft der deutſchen Schauſpielkunſt ernſtliche Beſorgniſſe einflößen.

Eine neu auftauchende genialе Natur iſt dann für den Freund der dramatiſchen Kunſt eine doppelte Erhebung. So hat vor einigen Jahren Lewinſky gewirkt und wird noch lange wirken, wenn er ſeine Gaſtſpiele beſchränkt und durch die unausbleiblichen Folgen eines zu raſchen Abjagens von Rollen nicht den Nimbus ſeiner Gebilde gefährdet. Gegen das Gaſtiren iſt in neuerer Zeit viel geſchrieben worden und mit Recht. Wir wollen die Gründe für und Gegen nicht wiederholen, fügen aber zu letzterm noch den Umſtand, daß der Lernende leicht den Erfolg, den er auf fremden Bretern dem Reiz der Neuheit verdankt, mit dem Werthe ſeiner Leiſtung verwechſelt und ſich immer ſich an ein Würdigungsmaß gewöhnt, das nicht ganz ſeinem Verdienſte entſpricht.

Auch Marie Seebach, dieſe große, ſchöne, glänzende Hoffnung unſerer Bühne, ſcheint ſich in einem Mißverhältniß zwiſchen dem Reiz des erſten Eindrucks, den ſie hervorruft, und den Folgen zu befinden, die eine Künſtlerſchaft zu gewärtigen hat, wenn man ſich an ihre Art gewöhnt hat und es gilt, ſich auch im feſten Engagement und längere Zeit zu bewähren. Kommen und als neue Erſcheinung begrüßt werden, einige Tage und Wochen lang

ein Publicum beschäftigen und unter einem Regen von Blumen wieder entlassen werden, ist eine ganz natürliche Erscheinung bei einem so seltenen Genius, wie er diesem jungen Mädchen für die tragische Kunst verliehen wurde. Die Bedenken aber, die dann in solche Triumphe der Kenner mischt, werden von dem im Fluge Dahineilenden zu leicht genommen, während sie doch die Grundlage bilden müßten jener Selbsterkenntniß, mit welcher erst die vollere und dauernde Bewährung gewonnen würde.

Marie Seebach ist ein Schauspielerkind.

An der Bühne aufgewachsen, hat sie vielleicht in schon zu jungen Jahren einen Theil ihrer Mittel hingegeben, dafür aber Muth, Vertrauen und eine virtuose Sicherheit gewonnen, die sie befähigen würde, der großen Wirkungen der Schauspielkunst hervorzubringen, wenn es in ihrer Macht läge, noch ein mal gründlich da nachzuholen, wo jetzt das Bedenklichste von einer kaum begriffenen Ahnung, gleichsam wie ein trübes Gewässer von anmuthigstem Grün überzogen ist.

Wir sehen, um ihren Eindruck zu schildern, jetzt ein junges, zartgebautes Mädchen mit lebhaft flugen blauen Augen, altdeutsch rothlichblondem Haar, großer Lebendigkeit der Bewegungen, zartem, aber behendem Gliederbau auf die Scene treten, gefällig gekleidet, ohne an ihre Kleidung zu denken, bemüht, sich von ihren Umgebungen abzuheben, ohne sich vorzudrängen, eine gutgezogene, ernste Kunstjungerin, sagen wir nochmals ein Schauspielerkind, das ganz bei der Sache ist und gleichsam nur für einen Vater, einen alten Lehrer, der in den Coulissen prüfend steht, Komödie spielt. Man hat eine „erste Liebhaberin“ vor sich, die von keiner sogenannten „Theatermutter“ verhätschelt wurde, die, wenn sie ihre Scenen geprobt hat, in der Garderobe nicht wie eine Puppe angezogen wird von einer alten Schmeichlerin, die das Ohr ihres Kindes nur mit geschwätzigen Albernen füllt. So ernst war auch Jenny Lind ernst bei der Sache. So auch hatte die blonde Schwedin mitten im Rauschen der Ovationen, unter Blumen und Kränzen immer nur den einen Gedanken: Wenn jetzt mein alter Lehrer zugegen wäre oder mein Vater, der so streng mit mir war und mich nur liebte, wenn ich mehr als meine Schuldigkeit gethan hatte!

Dieser Ernst, der ganz der Sache sich hingibt, verwerthet sich der jungen Künstlerin sofort in dem Charakter, den sie darstellt.

Mit dem ersten Auftreten schon ist sie ganz das Wesen, das sie wiederzugeben hat. Man sieht sogleich die Knospe, die den Abend über erblühen, welken und sterben wird. Dieser Zauber der Wahrheit ist ein seltener Vorzug. Jedem Dichter muß es Beruhigung gewähren, wenn eine Darstellerin seiner Gebilde an ihre Aufgabe, noch ehe das Publicum über die Lebensfähigkeit derselben abgeurtheilt hat, glaubt. Kühle des Zweifels, die irgend etwas vor den Lampen aus Mißgunst oder Laune nur halb zu geben vermöchte, kennt Marie Seebach nicht; selbst eine gewisse Furcht und befangene Unsicherheit über ihre Aufgabe würde ihre Anstrengungen nur verdoppeln; sie besitzt die schönste Parteilichkeit für den Beruf, den sie wählte, sie ist ein heldenmüthiger Anwalt des Dichters, der mit ihr zusammen, wie der Franzose sagt, „arbeitet“. Schon darin liegt eine der vielen Ursachen, warum Marie Seebach auch selbst von ihren eigenen Collegen, wenn sie ihre Kunst lieben, geschätzt und gefördert wird.

In den ersten Scenen wird sie aber auch schon das Publicum gewonnen haben.

Nicht durch den sogleich fesselnden Reiz des schwachen Organs, nicht durch eine sofort bestechende ganze Erfüllung der Vorstellung, die wir mit der gerade gespielten Rolle verbinden, wol aber durch eine lichtvolle Einzelheit, durch eine innige Betonung an einer Stelle, die wir so oft schon nicht nach Wunsch gesprochen hörten, durch einen leise verklingenden Abgang. Man hat dann sofort den Eindruck des Bedeutenden und kann ihn den Abend über nicht wieder loswerden. Es stellen sich wol die Schattenseiten ein, die wir sogleich nennen werden, aber wir vergeben sie entweder der Künstlerin oder lassen sie ihre Leistung im Großen und Ganzen nicht entgelten oder werden von einer neuen Schönheit, von einem z. B. so noch nie im „Egmont“ vernommenen „Weißt du, wo meine Heimat ist?“ so durchrieselt, daß wir in den Beifall, den viele Momente hervorrufen, mitein stimmen und nichts lieber wünschen möchten, als daß sich die Kluft, die uns doch noch immer von der jungen Meisterin des Herzens und der Seele trennt, noch im Nu füllen, unsere Bewunderung ohne allen Rückhalt aussprechen könnte.

Man hat oft rauschenden Beifall gerufen und doch wogen die verschiedenartigsten Urtheile durch den Saal.

Daß man sich in der Nähe des Höchsten, was die Schauspielkunst leisten soll, befindet, wird allgemein zugestanden; man fühlt sich dem Alltäg-

lichen, was wir so haben und sehen, entrückt; man darf ohne Widerspruch die Namen der Rachel und Ristori nennen. Dennoch finden die Einen Uebertreibung, die Andern Geziertheit; dem Einen dauert diese Pause zu lang, Jenem ist des stummen Spiels zu viel; ja nach der Scene Gretchens, wo sie der Stimme ihres Gewissens hörbar Rede steht und am Verpult knieend die Qualen der Furcht und Reue zu versinnlichen sucht, fällt der Vorhang mit offenbarer Erkältung. Man beklagt dann das Uebermaß, man rügt die Neigung, aus Nichts Etwas zu machen, dünne Fäden, die der Dichter geboten, zur Anknüpfung eines so nicht vorausgesetzten, so noch nie gewagten Spiels zu machen. Bricht dann aber wieder einer ihrer genialen Blitze aus den Wolken, so ist man bei alledem doch gewonnen und scheidet wenn nicht ganz befriedigt durch die Sache, doch voll Bewunderung für die Person.

Es würde zu weit führen, wollten wir alles Das aufzählen, was die eigentlichen Quellen dieser dem Publicum vielleicht selbst nicht ganz klaren Verstimmung sind. Wir nennen nur das Mißverhältniß, in welchem bei diesem seltenen Talente die Rede zur Action steht.

Die Rede ist bei Marie Seebach das Zweite, die Action das Erste, statt daß es umgekehrt sein sollte. Sie entzieht dem Hörer den Vollgehalt des Abends. Sie baut ihr Spiel auf Worte, die man nur bruchstückweise gehört hat. Sie beschäftigt schon durch einen Genuß das Auge, während noch das Ohr sich anstrengt, dem Gedanken zu folgen. In diesem fortwährenden Zwiespalt zwischen Ohr und Auge liegt der geheime Grund der Unruhe und des Mißmuthes, mit dem ein so großes Talent allmälig erfüllen kann.

Das Organ der jungen Künstlerin ist wol etwas erschöpft, aber an sich nicht schwach. Sie scheint jahrelang an Theatern gespielt zu haben, die durch ihren kleinen Umfang eine Undeutlichkeit nicht so empfindlich merken ließen. Für große Bühnen reicht immerhin ihr Organ, aber nicht ihre Sprechweise aus.

Wer sollte es glauben, daß eine Künstlerin, die ganz Action ist, immer thätig auf der Bühne steht, immer aufmerkend, immer in Feuer und Leidenschaft — den reflectiven Sprechton hat!

Sie wird, wenn sie zu sagen hat:

Ich ruf' wol gute Nacht,
Wo ich den Morgen sehe!

diesen Abschied Juliens in der Balkonscene wie eine Betrachtung sprechen. Sie läßt den zweiten Vers um drei Noten herunterfallen und schlägt, um besonders süß zu sein, mit der letzten Silbe des Worts „sehe" gar in die Octave hinauf, als wenn der letzte, sichere Punkt des Schlusses dieser Phrase ein Fragezeichen wäre.

Diese Unnatur der Rede in den handlungslosen Momenten wird dem Hörer zuletzt eine Qual. Das regelmäßige Fallenlassen der Thesis (des zweiten Theils jedes Satzes), der Mangel an Opposition, der Mangel an Auseinandersetzung des Sinns, worauf es in dieser oder jener Situation ankommt, bringt die junge Künstlerin um den vollen Tribut der Huldigung. Eine gewisse dumpfe Verschleierung umgibt ihr Kommen und Gehen; es ist immer das Gefühl der Halbheit, das den Hörer peinigt, umsomehr peinigt, als man es sich nicht gesteht; denn die Rollen, welche die Künstlerin bei Gastreisen spielt, sind bekannt und von dem gebildeten Publicum an sich leicht ergänzt. Und dennoch liegt in diesem Mißverhältniß die Störung des Genusses.

Active und reflective Sprechweise unterscheiden sich so, daß jene die in Handlung gesetzte Rede, diese nur die Betrachtung über eine Handlung ist.

Auf der Bühne darf nur die erstere herrschen. Eine Rede mag noch so weisheitsvoll, noch so blühend, noch so der Betrachtung angehörend sein, der Darsteller muß sie sprechen, als wenn er sie eben improvisirte, als wenn er eben ihr Erfinder und Dichter wäre. Von dem Augenblick an, wo dem Darsteller ein Spruch zu kostbar erscheint, als daß er ihn selbst hätte machen können, hört die Wirkung seines Vortrags auf: er berichtet dann nur. Setzt sich dies Berichten fort, so entsteht die Litanei.

Man begreift kaum, wie es möglich ist, daß Marie Seebach als Julie die Balkonscene nicht selber eben erfindet, nicht eben selbst erlebt und zu Worten kommen läßt, sondern vorträgt wie etwas anderswoher Ueberkommenes und durch Reflexion oder Auswendiglernen Angeeignetes. Sie trägt der von ihr selbst gleichsam als „bekannt" angedeuteten Süßigkeit dieser Worte Rechnung, indem sie die Musik derselben nachmusicirt; einfach eine Folge der im regelmäßigen Klippklapp um drei Töne niedriger fallenden Thesis mit dem Schlußaufschlag ins Fragezeichen, letzteres eine der schlechtesten Sprechweisen, die nur an suddeutschen und geringen Bühnen gefunden wird. Dies thut dieselbe Darstellerin, die als Julie Momente hat, die das Höchste ihrer Kunst erreichen!

Eine Umänderung dieser Art kann unserer

Künſtlerin nur dann gelingen, wenn ſie ihre Aufgabe nicht ausſchließlich in der Situation und dem Charakter findet, ſondern vorzugsweiſe in der Mittheilung.

Alle Action iſt nichts gegen das Wort. Das Wort iſt die größte und lebendigſte aller Actionen. Wer auf der Bühne immer denkt: Was thu' ich da? Was mach' ich da? und die Worte nur als Uebergänge zu dieſen verſchiedenen draſtiſchen Momenten betrachtet, muß zuletzt den Eindruck der Unruhe, ja des Krampfhaften hervorbringen, muß in Rollen, die viel zu ſprechen und nur wenig durch Geberden auszudrücken haben, blaß, farblos, eine Abſtraction ohne Fleiſch und Blut erſcheinen. Eine Routine, die nur deutlich ſpricht und offen ſagt, was ſie will, kann dann über einen Genius den Sieg davontragen.

Wir haben Marie Seebach nur acht mal ſpielen ſehen, haben aber von ihrer poetiſchen Inſpiration und Leidenſchaft die lebhafteſten Eindrücke empfangen.

Ihr Gretchen im „Egmont" bietet ebenſo überraſchende Momente wie ihr Gretchen im „Fauſt", dem ſie Seiten abgewinnt, die eine fragmentariſche Rolle zu einer bisher ungekannten Einheit erheben. Sie iſt ſo bedeutend in ihrer Nachempfindung, daß man in Fällen, wo uns eine Ahnung kommt, ob ſie in Dieſem oder Jenem, was uns auffällt, wol an dieſe oder jene Ideenverbindung gedacht haben möge, immer annehmen darf, daß der fragliche Gedankenproceß wirklich in ihr ſtattgefunden hat.

Sie fühlt in „Romeo und Julia" die ganze Größe der Aufgabe nach, die der Dichter einem bis zum Wahnſinn verliebten Mädchen ſtellt, das z. B. ſchon in der Mitte des Stücks erfährt, der Jüngling, den ſie liebe, wäre todt; und wenn ſie auch ſonderbarerweiſe den Irrthum begeht, den Jammer über die Verbannung mit noch größerm, mindeſtens gefagt gleichem Schmerz zu moduliren als den über den vermeintlichen Tod, ſo verräth doch ihre ganze Haltung in der ſo überaus ſchwierigen Scene mit den Strikken die volle Befähigung, ſich in die Größe der ihr geſtellten Aufgabe hineinzudenken. Ihre ſpätere Weiſe den Aeltern und der Amme gegenüber iſt auch gerade darum ſo vortrefflich, weil ſie hier den vollen Ton der Natürlichkeit anſchlägt, denſelben Ton, der den wichtigen Vormomenten, beſonders der Balkonſcene, abgeht. Geiſtvoll iſt von ihr das Nehmen des Schlaftrunks ausgearbeitet, wenn auch wieder mit zu wenig Pietät für die Worte: „Dies, Romeo, trink' ich dir!"

In „Adrienne Lecouvreur" iſt ihr letzter Act ganz vollendet. Er läßt die, deshalb weil ihre Adrienne die Geſetze der Geſellſchaft vergißt, mißlungene Recitation der Phädra im vierten Act vergeſſen. Das Ausbrechen des Wahnſinns wird von der Künſtlerin ebenſo erſchütternd gemalt, wie ihr plötzliches Wiedererkennen des Marſchalls von einer ſo rührenden Wahrheit iſt, daß dieſen Tönen und Geberden kein Herz wird widerſtehen können.

Wir wünſchen Marie Seebach einen Wirkungskreis, wo ihr großes Genie kundige, ſtrenge, aber liebevolle Pflege findet. Sie iſt eine berufene Prieſterin der Kunſt und ſoll ſich auch durch den mannichfachen, oft ganz falſch motivirten Tadel, der ſie hier und da ſchon getroffen hat, nicht irremachen laſſen. Wollt ihr, indem ihr immer nur von „Uebertreibungen" ſprecht, ſie zurückdrängen zur Unbedeutendheit? Nimmermehr! Sie fliege ihrer Inſpiration in gleichem Schwunge wie bisher nach, nehme aber jene Verbindung mit der Erde wahr, die wir im Vorſtehenden wenn auch nur kurz, doch mit einer von Liebe zur Sache dictirten Entſchiedenheit angedeutet haben!

Schwediſche Volkerreſte.

In den Zeiten der Normannen ſind die flachen Küſten und Inſeln des Rigaiſchen Meerbuſens oft das Ziel ihrer Plünderungsfahrten geweſen und ſchon damals erhoben ſie an ſchwer zugänglichen Stellen kleine Niederlaſſungen, die ihnen bei ihren Einfällen und Kämpfen gegen die Eſthen zu Stützpunkten dienten.

Allmälig wuchs ihre Zahl, aus dem einzelnen Gehöft wurde ein Dorf auf den Inſeln Dagö und Runö; ihre älteſten hiſtoriſchen Documente reichen in die Zeit der deutſchen Ordensherrſchaft, in den Anfang des 14. Jahrhunderts, hinauf.

Trotz der mannichfaltigen Geſchicke, welche dieſe Gegenden bald in däniſche, ſchwediſche Hände und zuletzt in die feſthaltenden Fänge des ruſſiſchen Adlers trieben, haben ſich die Reſte dieſer ſchwediſchen Einwanderung erhalten. Meiſt ſind es freie Bauern, einige in Abhängigkeit von Edelleuten und Baronen; noch bewahren ſie ihre Sprache, ihre alten Holzkalender und ſeltſamen Buchſtaben und, was beſſer iſt, die Gaſtfreundſchaft und Sittenreinheit ihrer Vorfahren.

Der Inſpector der Schulen zu Hapſal im weſtlichen Eſtland, Profeſſor Ruſwurm, hat in langjähriger Mühe Alles geſammelt, was in ethnographiſcher Hinſicht über dieſen vereinzelten Volks-

ſtamm aus alten Büchern, Kirchenregiſtern, aus den Erzählungen der Greiſe ſich erfahren ließ und in einem großen Werke: „Gibofolke oder die Schweden an den Küſten Eſtlands und auf Runö" (Reval, Leipzig, F. Fleiſcher, 1855), veröffentlicht.

Da die Zahl jener Schweden — jetzt beträgt ſie nur noch 5917 Seelen — durch das Vordringen der Eſten mit jedem Jahre mehr zuſammenſchmilzt und ihr Name und ihr Daſein bald verſchollen ſein wird, iſt die Arbeit des Verfaſſers um ſo dankenswerther. Ein Heft vortrefflich bei Winckelmann in Berlin in Buntdruck ausgeführter Bilder erläutert die Sitten und Trachten dieſes verſprengten Volksbruchtheils.

Eine londoner Cour.

(Privatmittheilung.)

— — — Eine deutſche Cour iſt ſchon unterhaltend genug, wenn auch nur durch die Unbehülflichkeit, mit der nur zu oft die Damen in ihren Roben und die Herren in ihren Hofkleidern ſich benehmen; hier aber, im londoner St.-James-Palaſt, war das Defiliren ungleich ſchwerer und die Grazie viel ſeltener. Man mußte in einem engen Raume nicht nur der Königin, ſondern auch den andern fürſtlichen Perſonen ein Compliment machen und dabei ohne viel Aufenthalt, da der Andrang ungewöhnlich groß war. Neben der Königin ſtand der Prinz Albert, dann folgten die Princeß royal, der Herzog, die Herzogin und die Prinzeſſin von Cambridge, Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der Prinz-Regent von Baden und endlich ein penſionirter indiſcher Fürſt der Maharadſchah, Dulcep Singh, in originellſter, mit Brillanten beſäeter Tracht. Er fühlte ſich gewiß nicht an ſeinem Platze, dieſer regierende Herr außer Dienſten, er ſchien ſich furchtbar zu langweilen bei den ewigen Complimenten; ich mußte an ſeinen Collegen in Paris denken, ich glaube einen König von Nepaul, den ich im Foyer der Großen Oper mit Kaftan und ſpitzer Mütze und doch ſchon ganz pariſeriſch in ſeinen Lebensgewohnheiten antraf; er war ſchon alt, amüſirte ſich aber mit den jungen Leuten und fand es ganz in der Ordnung, daß mein Begleiter ihn frug: „Comment ça va, mon roi? . . ." Jener indiſche Fürſt aber war noch jung, mit ſchönen, glänzenden Augen und mit einem feinen und bedeutenden Geſicht; er ſchien zu etwas Beſſerm geboren, als in London unfreiwillig ſeine Penſion zu verzehren; er ſah aus, als gäbe er gern Rang und Penſion hin für eine große Thätigkeit.

Für mich hatte die Princeß royal, die künftige preußiſche Prinzeſſin, das meiſte Intereſſe und ich wünſchte, daß alle die Hoffnungen in Erfüllung gingen, zu denen der Ausdruck ihres lieblichen und geiſtreichen Geſichts berechtigt. In ihrem ganzen Weſen, namentlich aber in ihren ſchönen Augen ſpricht ſich eine natürliche Herzensgüte aus, während daneben, trotz ihrer großen Jugend, eine gewiſſe Bedeutendheit und ein Charakter nicht zu verkennen ſind. Bekannt iſt, wie ſie von ihren Aeltern ganz nach der Außenwelt hin erzogen iſt, während nichts verſäumt wurde, um ihren Geiſt und ihr Herz zu bilden. Ich denke, Preußen kann ſich Glück wünſchen zu dieſer künftigen Gemahlin eines Prinzen, der, ſelbſt zu großen Hoffnungen berechtigend, durch ſein Herz zu dieſer Wahl geleitet wurde.

Aber während dieſer Gedanken ziehen ſie ſchon Alle vorüber und mein Begleiter nennt mir die ſtolzen Namen der engliſchen Ariſtokratie, darunter Nachkommen von Shakſpeare'ſchen Helden, die ſich komiſch genug in rother Uniform, in Hofkleidern mit veraltetem Schnitt, dann und wann auch in Talaren und Allongenperücken, ausnehmen; vor überziehen die ſehr ehrenwerthen Mitglieder der Ober- und Unterhäuſer — Perſonen, deren Namen man täglich in den Zeitungen lieſt und die man feſthalten möchte, um ſich ihre Phyſiognomieen einzuprägen; dazwiſchen gehen die ſchönſten Frauen mit herrlichen Diademen, in den reichſten Toiletten — oft aber auch ſo geſchmacklos gekleidet, daß man ihnen eine pariſer Kammerfrau empfehlen möchte; hier feſſelte die Aufmerkſamkeit ein Neger, der Abgeordnete des Kaiſers Soulouque, und dort in Golddrocat ohne jede Falte, ſehr günſtig für die Abzeichnung der Formen, der Geſandte eines afrikaniſchen Königs; wie in einer Laterna magica zogen ſie vorüber, dieſe bunten, wechſelnden Geſtalten, die alle wenigſtens vier bis ſechs Stunden ihres Lags geopfert hatten, um einen Diener machen zu dürfen, um einige Gegengrüße, hier und da wol auch ein huldvolles Lächeln zu empfangen.

In dem Saale ſelbſt waren die Miniſter und die Geſandten aufgeſtellt; dort der alte Herr mit ſeinem echt engliſchen Ausdruck, der ſich mit einem kleinen, etwas jüdiſch ausſehenden Manne mit blitzenden Augen lange unterhielt, war Lord Palmerſton mit Herrn von Persigny, dem Geſandten und Freunde Napoleon's; der Ungar dort der

neue östreichische Gesandte, Jener, Graf Bernstorff, der preußische, dessen Zuvorkommenheit gegen die Fremden man rühmt und der mit seiner liebenswürdigen Gemahlin, einer geborenen von Könneritz aus Dresden, deutsche Kunst und Wissenschaft in London fördert und unterstützt.

Wer nennt alle die Namen, die sich hier in den engen Räumen versammelten, und wer namentlich — es müßte denn ein Fürst sein — hat starke Nerven genug, ein länger als zwei Stunden ewig wechselndes und doch monotones Spiel anzusehen?

Ich sah aber auf nach Luft und Sonnenschein und war froh, als ich, dem Gedränge entflohen, mich in behaglicher Ruhe schon auf der Chaise longue in meinem Hôtel ausruhen konnte, während die Cour noch über eine Stunde dauerte.

Anregungen.

Die Götter des Nordens.

Zeus — Semele — Sigurd — Baldur — Freya — es sind immer Steine des Anstoßes, wenn den Frauen in der Poesie zu viel Gleichsamkeit entgegentritt. Für Zeus und Semele hilft Preller. Die nordische Mythologie will den Frauen Claire von Glümer erschließen in ihrem Buche: „Mythologie der Deutschen" (Leipzig, O. Wigand, 1856).

Ueber den Aesen des Nordens, die von Süden, wie die Runen auf isländischen Steinen berichten, heraufgezogen kamen und Walhalla bauten, wo sie zu Herren des Himmels und der Erde geworden, ruhen die Nebel des Herbstes, wie um die Klippen Norwegens, auf den Gestaden schwedischer Seen. Es ist eben Alles noch Götterdämmerung, wie in der Seele der altdeutschen Stämme selbst, der erst der Tag tagen soll, der heitere, freudige Sonnentag. Um das Haupt Odin's wallen nicht goldglänzende Locken wie um die Stirn des olympischen Zeus, bei deren Schütteln die Erde bebt, sondern ein grauer Mantel verhüllt ihn den Sterblichen ewig und still und die Todten suchen vergebens in Nifthein den seligen Strom der Lethe, aus dem sie Vergessenheit trinken könnten. Rohe, wilde Völker verkörpern in ihren Göttern eben nur diese äußerliche Seite des Lebens, Krieg und Schlacht, die tägliche Arbeit und Noth des Daseins, den Wechsel der Jahreszeiten und das Walten noch ungebändigter Naturkräfte: aber diesen kalten Abstractionen der Erde, des Morgenfrosts, diesen Schnee- und Sturmriesen, Luft, dem Götterverräther, welcher die Abnahme des Sonnenlichtes darstellt, fehlt es durchaus an greifbarer Form; es sind Schemen, Nebelbilder, in denen die Phantasie beim Schimmer des Mondes bloß oder jene Gestalt zu erkennen glaubt; kein Dichter hat sie zur idealen Persönlichkeit erhoben, kein Bildner ihr Wesen in feste Formen gegossen. Wie in ihnen selbst kein Sonnenlicht ist, strömen sie auch keins aus.

Aber wer wollte ihnen einen gewissen Reiz des Seltsamen, Phantastischen absprechen? Ein Jeder sucht überdies gern den Glauben der Ahnen zu erfunden, den Spuren nachzuforschen, die von dem großen Götterkurz übriggeblieben, von den heiligen Eichen, welche das Beil des Bonifacius und das Schwert Karl's des Großen gefällt, denn ganz spurlos verrinnt nichts auf Erden. Wenn wir uns soviel mit assyrischen Alterthümern und ägyptischen Pyramiden beschäftigen, können wir auch den Göttern des Nordens einmal einen Blick schenken. Und diesem Streben kommt denn das Buch von Claire von Glümer freundlich und hülfreich entgegen. In kurzen Strichen und Zügen entwirft es die Gestalten und Geschichten von Walhalla und Nifthein; es sind weder plastische Bildwerke noch ausgeführte Malereien, nur Cartons, mit Bleistift gezeichnet. Geschickt hat die Verfasserin die Eintönigkeit, die solchen doch immerhin lexikalischen Werken innewohnt, durch Verse der „Edda", durch die Deutungen Uhland's zu unterbrechen gewußt, und wenn es ihr auch nicht gelungen, volle Klarheit in die abendumdämmerte Walhalla zu führen, lüftet sie doch in etwas diesen Schleier und läßt uns an der Freude und an dem Schmerz der Götter theilnehmen.

Mulier taceat in ecclesia.

Man möchte es vielleicht gern sehen, wenn Schriftstellerinnen, sind sie nun einmal da, sich nicht blos mit weltlicher Literatur befassen, nicht blos Romane und Novellen produciren, in denen „die Sünde in lockender Gestalt" auftritt, sondern sich auch einmal der Heiligen Schrift, der nur „allzu kläglich in unserer Zeit vernachlässigten", zuwenden, aus ihr die ursprüngliche Quelle selbst der „schönen Sündhaftigkeit" sowie die Heilswege zur Erlösung von ihr erforschen und dann zur Erbauung und Tröstung verirrter Seelen das Gelernte in ansprechender Form, sei es in Prosa oder Poesie, mittheilten.

Aber die Art, wie jüngst die Verfasserin von „Wissenschaft und Bibel, mit Beziehung auf Dr. Bunsen: «Hippolytus und seine Zeit», und auf die Recension dieses Werks in Dr. Hengstenberg's Kirchen-Zeitung", Ida Gräfin von der Gröben, geborene von Auerswald (Stuttgart, Sonnewald, 1856), ihre Schriftgelehrsamkeit an den Tag gelegt und sich in die theologischen Kämpfe der Gegenwart gemischt hat, diese nichts weniger als weibliche Polemik gegen zwei hervorragende Theologen will, soviel Wahres und Treffendes sie auch im Einzelnen enthält, uns nicht besonders behagen, und wir möchten um keinen Preis

die gebildeten Frauen unserer Zeit, deren Fähigkeit und Stellung es erlaubt, an den philosophischen und theologischen Kämpfen der Gegenwart theilzunehmen, ermuntern, das Beispiel der Gräfin Ida von der Gröben nachzuahmen und als gelehrte Amazone auf dem Kampfplatze zu erscheinen.

Mulier taceat in ecclesia! Was heißt das? Die Frau übe das praktische Christenthum, aber nicht die theoretische Theologie; denn — doch sehen wir, was Ida von der Gröben leistete!

Das Unweibliche des Unternehmens der Verfasserin von „Wissenschaft und Bibel" hat sich an ihrem forcirten Stile, an ihren schwerfälligen, von langen Parenthesen unterbrochenen Sätzen, bei denen man am Ende oft nicht weiß, was man gelesen hat, sattsam gerächt. Wollten wir auch zugeben, daß ein Weib in der Theologie mitrede, so müßte sie sich doch jedenfalls einer andern, mehr der biblischen Einfalt sich nähernden Sprache befleißigen, als die Verfasserin gethan. Man höre nur z. B. folgenden Satz, mit welchem die „für Ideen der Tagesphilosophie", in der sie auch Bunsen befangen sieht, bekämpft wird:

„In jedem Delirium circa objectum besteht aber der Drehpunkt darin, daß das Denken des Gegenstandes, in das der Denkende aufgeht, sich selbst Gegenstand ist, nicht aus sich herauskann, und es ist gleichgültig, in welcher «Form» das Denken sich denkt, ob in der Form eines «Seins» oder eines Nichtseins; denn die Form des Seins, welche man in Ermangelung des dem Denken nach dem Denkgesetz gegenständlichen Seins, von der Wirklichkeit entlehnend, als falsche Münze gangbar macht, ist nur eins von den dünnen Fäbchen, mit denen der Gliedermann des Systems selbständige und lebendige Bewegungen affectirt."

Uns hat schon die Hegel'sche Logik mit ihrem Sein, Nichtsein, Andersein und Fürsichsein und Außersichsein und Beisichsein mehr Kopfbrechens gemacht, als daß wir wünschen sollten, nun gar noch aus Frauenmund dieselben leeren Abstractionen zu vernehmen.

Wie mit Denken und Sein, macht sich die Verfasserin in ihrer Polemik gegen Bunsen auch mit Subject und Object, Realität und Idealität und sonstigen derartigen philosophischen Terminologieen viel zu schaffen, sodaß, wenn nicht ihr Name auf dem Titelblatt stünde, man einen Professor vom Katheder herab zu hören glauben könnte.

Was will aber die Verfasserin? Was ist ihrer langen Rede kurzer Sinn?

Unbefriedigt ebenso von dem Bunsen'schen „Pantheismus" wie von der Hengstenberg'schen vernunftfeindlichen Orthodoxie, allein das geoffenbarte Wort Gottes in der Bibel zu ihrer Richtschnur nehmend und durch eine Fülle von Citaten aus derselben (wobei es auch an griechischen Citaten nicht fehlt) ihre beiden Gegner „widerlegend", kommt sie endlich zu dem Schluß:

„Aus dem Traumzustande, in welchem die Wissenschaft von Gott und den letzten Gründen der Welt — die Theologie mit Einschluß der Philosophie — sich zur Zeit befindet, erklärt sich das allgemeine Mißverständniß über das Verhältniß zwischen Wissenschaft und Bibel. Obwol Niemand den Baum auf das Reis pfropft, sondern Jedermann das Reis auf den Baum, folglich nicht vom wilden Baum, sondern von seinem Propfreis das Gesetz aufgebt, stellt sich die heutige Wissenschaft dennoch scheidrichterlich und, im besten Fall, mit ihr aber für sie unterhandelnd, der Offenbarung des Gesetzes Gottes in seinem Wort gegenüber, um eine Einigung zu bewirken. Das wissenschaftliche Ziel unserer Zeit ist aber nicht die Einigung zwischen Wissenschaft und Bibel; die Wissenschaft gegenüberstellen der Bibel, um sich mit ihr zu einigen, ist nichts Anderes, als eine Pflanze von ihrer Wurzel reißen, um sie außerhalb der Kraft derselben wachsen und blühen zu lassen. Es ist keine Wissenschaft, im eigentlichen Sinne, ohne das biblische Fundament; das wissenschaftliche Ziel ist die Einheit der Wissenschaft mit der Bibel, es ist — die Wissenschaft der Bibel."

Wir wünschen der Verfasserin Glück dazu, daß sie in der Bibel Beruhigung gefunden. Einer Frau steht der Autoritätsglaube immer noch besser an als Skepsis und Unglaube. Aber daß es „keine Wissenschaft gebe ohne das biblische Fundament" — das ist ein Satz, der eben nur für den Gläubigen Wahrheit hat; ein wissenschaftlich bewiesener Satz ist es nicht und kann daher auch die Männer der Wissenschaft nicht bekehren oder umkehren.

Wenn man frägt, warum gerade dieselbe christliche Religion, die den Frauen eine so große Huldigung darbrachte, sie doch von der Kirche und Theologie ausschloß, so vergleiche man die tägliche Erfahrung, warum gerade dieser Sonntagsprediger beliebter ist als jener, dieser Beichtvater gesuchter als ein anderer. Das Weib kann sich seiner geschlechtlichen Disposition nie entäußern und wenn es dies thut, hört es auf, und — und zuletzt wol auch sich selbst zu gefallen.

Ein Briefwechsel zweier Denker.

Aus dem Nachlaß Fichte's und Schelling's haben deren Söhne, J. H. Fichte und K. Fr. A. Schelling, den philosophischen Briefwechsel der beiden berühmten Philosophen herausgegeben (Stuttgart, Cotta, 1856), im Ganzen 31 Briefe, deren erster, von Schelling an Fichte, in Tübingen, unterm 26. September 1794, der letzte, wieder von Schelling an Fichte, in Jena unterm 25. Januar 1802 geschrieben worden ist.

Welcher Wandel und Wechsel in diesen 31 Briefen!

Im ersten, mit welchem Schelling Fichte'n seine früheste philosophische Schrift „Ueber die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt" (1795) übersendet, Bescheidenheit und Ehrerbietung gegen Fichte, reinster und innigster Dank für die durch Fichte's bewunderte Schriften empfangene Belehrung und die Versicherung der unbedingtesten Hochachtung von Sei-

ten Schelling's. Dann im weitern Verlauf der Briefe allerlei vertrauliche gegenseitige Mittheilungen von Schelling aus Jena und von Fichte aus Berlin, ja sogar der Plan, ein gemeinschaftliches Journal zu gründen, um „in Wissenschaft und Kunst der Herrschaft der Seichtigkeit, der Plattheit und Gedankenlosigkeit sowie in der Kritik der Herrschaft der Stumpfheit" ein Ende zu machen.

Gegen das Ende hin aber zunehmende Differenzen, gegenseitige Anklagen, persönliche Gereiztheit und Bitterkeit, völliger Bruch!

Der 26 Briefe Schelling's an Fichte, unterm 24. Mai 1801, ist noch voll Enthusiasmus über seine Einstimmigkeit mit Fichte.

„Ich bin", schreibt Schelling, „von allem Zweifel nun befreit und sehe mich aufs neue in der Uebereinstimmung mit Dem, mit welchem harmonisch zu denken mir wichtiger ist, als die Zustimmung der ganzen übrigen Welt mir sein würde oder könnte. Fortan werde ich nie mehr in Verlegenheit sein zu sagen: «Das, was ich will, ist nur Dasselbe, was Fichte denkt, und ihr könnt meine Darstellung als bloße Variationen seines Themas betrachten!»" Schelling meint mit Fichte auf der einen und derselben Stufe der absoluten Erkenntniß zu stehen, die, einmal gewonnen, nicht mehr irren läßt. „Wir mögen uns über dieselbe verschieden ausdrücken, sie auf ganz verschiedene Art darzustellen streben, über sie selbst können wir nie mehr uneinig sein; und wenn wir es je gewesen sind, so will ich gern und willig die Schuld davon auf mich nehmen. Wenn diese Erkenntniß erst als einziges Thema und Princip des Philosophirens förmlich etablirt und festgesetzt ist, so wird dann die göttliche Philosophie ihrer ganzen Freiheit wiedergegeben sein und gleich dem Gegenstand, den sie darstellt, in unendlichen Formen und Gestalten immer nur das Eine Absolute wiederholen und an den Tag bringen. Was sie auch berühre, wird unmittelbar durch ihre Berührung das Heilige werden, und jene Erkenntniß wird Alles in das Göttliche selbst verwandeln."

In diesem Tone schwärmt Schelling weiter, es werde fortan nur Ein Gegenstand sein und nur Ein Geist, Ein Erkennen, Ein Wissen dieses Gegenstandes und auf der ersten Welt seiner Offenbarung werde sich durch Philosophie und Kunst eine zweite erheben, ebenso reich und mannichfaltig wie die erste und doch nur Darstellung dieses Einen in Gedanken und Werken.

Doch schon in dem darauffolgenden Briefe von Fichte an Schelling, unterm 31. Mai 1801, treten die Differenzen hervor. Fichte will nichts wissen von zwei Philosophieen, einer idealistischen und realistischen, welche (nach Schelling's Aeußerung), beide wahr, nebeneinander bestehen könnten. Im Betreff der Schelling'schen „Möglichkeit einer Ableitung der Intelligenz aus der Natur" erinnert er „an den greiflichen Zirkel in der Ableitung einer Natur aus der Intelligenz und hinwiederum der Intelligenz aus der Natur". Fichte glaubt aus mehren Aeußerungen Schelling's entnehmen zu müssen, daß dessen Mißverständniß über seinen Idealismus fortdauert.

Schelling dagegen wirft wiederum Fichte'n ein völliges Mißverständniß seiner Ideen vor. Schelling will den Kant'schen und Fichte'schen Idealismus nur als propädeutisch zu seinem absoluten Standpunkte hin betrachtet wissen. Das Fichte'sche Zurückweisen auf die Subjectivität, auf das Ich, gilt ihm nur „vorläufig, bis das wahre Princip gefunden ist," nämlich sein Absolutes. Er findet Fichte's Systems nicht falsch, aber betrachtet es nur als einen „nothwendigen und integralen Theil" des eigenen. „Ihr Gesichtspunkt", schreibt er an Fichte, „bringt es so mit sich, daß Ihnen Ihre Philosophie als die absolut wahre erscheinen muß, weil sie nur nicht falsch ist." Doch die absolut wahre umfasse Fichte's Idealismus nur als ein Glied. Schelling wird sogar bitter, indem er den Vorwurf, die Fichte'sche Wissenschaftslehre nicht durchdrungen zu haben, mit folgenden Worten zurückweist: „Diese Meinung habe ich von der Wissenschaftslehre nie gehabt und habe sie noch viel weniger jetzt, daß ich sie als das Buch betrachte, worauf man fernerhin im Philosophiren Jeder angewiesen wäre und angewiesen werden müßte, obgleich freilich das Urtheil in philosophischen Dingen um ein Beträchtliches erleichtert wäre, wenn es dazu blos eines ausgestellten Testimoniums des Verstehens oder Nichtverstehens derselben von Ihnen bedürfte." Weiterhin schreibt er: „In welche kleine Region des Bewußtseins Ihnen die Natur nach Ihrem Begriff davon fallen müßte, ist mir zur Genüge bekannt. Sie hat Ihnen durchaus keine speculative, sondern nur teleologische Bedeutung. Sollten Sie aber wirklich z. B. der Meinung sein, daß das Licht nur ist, damit die Vernunftwesen, indem sie miteinander sprechen, sich auch sehen, und die Luft, damit sie, indem sie einander hören, miteinander sprechen können?" Fichte schreibt hierauf (Berlin, 15. October 1801): „Die Wahrheiten, die Sie in Ihrem letzten Briefe vortragen, sind auch mir sehr wohl bekannt; alle Ihre Erklärungen über mich aber und meine Meinungen gründen sich auf Verkennung und Herabsetzung meines Standpunkts." Am Schluß dieses Briefs schreibt Fichte: „Es würde mir sehr erwünscht sein, die Correspondenz mit Ihnen fortzusetzen, doch nur unter der Bedingung, wenn Sie sich persönlicher Beleidigungen enthalten wollen. Sie werden nicht wollen, daß ich bei Erblickung Ihrer Hand und Ihres Siegels, die ehemals mir Freude machten, auf Bitterkeiten gefaßt sein und gegen Sie mich waffnen soll."

Schelling entschuldigt sich damit, nur Fichte's eigenen Ton ihm wiedergegeben zu haben.

Das Verhältniß zwischen beiden Denkern mußte sich trüben, denn Fichte hatte von durchreisenden Fremden gehört, daß Schelling seit Fichte's Abwesenheit von Jena auf ihn und den „Reflexionsstandpunkt", auf welchem er stehen geblieben, auf dem Katheder zu spotten pflege. Andererseits war Schellingen Fichte's Mittheilung gegen einen Dritten zu Gehör gekommen,

daß er Schelling's Vorgehen, sein System, welches er nie verstanden, weitergeführt zu haben, in seiner ganzen Blöße darstellen wolle.

Man ersieht aus Allem, daß sich Schelling über Fichte hinaus zum Alleinherrscher in der Philosophie emporschwingen wollte und wird hierbei an Schopenhauer's Bemerkung erinnert, „daß alle Dichterwerke, ohne sich zu hindern, nebeneinander bestehen, ja sogar die heterogensten unter ihnen von einem und demselben Geiste genossen und geschätzt werden können, während jedes philosophische System, kaum zur Welt gekommen, schon auf den Untergang aller seiner Brüder bedacht ist, gleich einem asiatischen Sultan bei seinem Regierungsantritt".

Das Uebrige thun dann noch zur Verhetzung der Gleiches Anstrebenden die Zwischenträger und die „guten Freunde".

Der Fürst „Mein Liebchen".

Unter diesem seltsamen Namen war in den Jahren 1763—73 in Polen und Litthauen Fürst Karl Radziwill bekannt, denn also pflegte er jeden seiner Freunde und Parteigenossen liebkosend anzureden. Er stand an der Spitze der alten Adeligen, Herrn, die ihr liberum veto und die ererbten Sitten und Gebräuche ihrer Vorfahren nicht gegen eine neue, gemäßigte Verfassung, gegen französisches Leben und Wesen umtauschen wollten.

Die unglücklichen, gefahrenen Zustände Polens in jenen Tagen, die endlich in nothwendiger Consequenz zu dem Einschreiten der fremden Mächte führten, schildert ein Buch mit dem Titel: „Der Fürst »Mein Liebchen« und seine Parteigänger. Historischer Roman von W. Bachmann" (Berlin, Decker, 1856). Ursprünglich slavischer Abkunft, hat es unter der Hand des deutschen Bearbeiters durch Milderung vieler Stellen Manches von seiner Eigenthümlichkeit verloren, es ist eben ein historischer Roman geworden wie andere mehr. Das Vorrecht dieser Erzählungen beschränkt sich seit Walter Scott und Willibald Alexis meist auf die abenteuervolle, aus Seltsamkeiten und phantastischen Zufällen wie aus Fäden von Gold und Seide zusammengewobene Liebe zweier junger, anziehender, vor allem bis auf die Farbe ihrer Augenbrauen und die Schnallen ihrer Schuhe genau geschilderter junger Menschen, und die Historie umschließt arabeskenartig und anekdotenhaft diese Begebenheit, wie man auf manchen Bildern die Madonnen von einem Blumenkranze umschlossen sieht. Daß diese beiden Seiten in unserm Buche idealer und inniger verbunden wären, läßt sich nicht behaupten. Wie bei Walter Scott, wird uns auch hier keine Falte in dem Gekünne der Hauptpersonen geschenkt.

Ein Panorama rollt sich vor uns auf mit beweglichen Figuren. Die eigentlichen historischen Begebnisse und Verhältnisse; die Versuche der Czartoryski, sich mit den Katholiken auf denselben Boden des Rechts zu stellen; die Absichten des Königs Stanislaus Poniatowski und seiner Oheime, ein Erbkönigthum mit einer englischen Verfassung einzuführen; der Widerstand der Conföderation von Bar, deren Seele eben der Fürst Radziwill war, bewegen sich alle hinter den Coulissen, die uns geschildert werden, und zertrümmern nur zuletzt, wie plötzliche Blitzschläge, die Pläne und die Geschicke der Helden. Selbst die bekannteren historischen Persönlichkeiten, wie die des Königs und des Fürsten, treten nur ein- und ein ander mal vorübergehend auf, wenig mehr als aufgeputzte Statisten.

Denn mögen die Schicksale der Brüder Krasinski auch durchaus historisch treu erzählt sein, so erhebt sie doch nichts aus dem Kreise gewöhnlicher irdischer Begebnisse und läßt an ihnen eine große und bedeutende Idee zur Erscheinung kommen. Der Eine, der Starost von Wielun, Louis, in Frankreich gebildet, von den Händen schöner Damen in die Höhe getragen, verliebt sich, nach Polen zurückgekehrt, in die liebenswürdige, musikalische Schwärmerin Sophie Kunicka, die Verlobte seines edeln, flotschen, kalten Bruders Michael. Die Schilderung dieser Leidenschaft, ihres Entstehens und Wachsens ist nicht ohne Seelenmalerei entworfen, die sich vorzüglich im Tagebuche des Starosten spiegelt, aber sie entbehrt der Originalität, es ist nur Andern Nachempfundenes.

Solche Irrungen mußten noch immer tragisch enden, umsomehr bei diesen Brüdern, da Michael als Anhänger der Radziwill gegen den König kämpft, in dessen Reihen der Starost steht; und während Jener als Märtyrer des liberum veto und einer thörichten, zügellosen Adelsherrschaft auf dem Schaffot stirbt, erschießt sich dieser aus Verzweiflung und Lebensüberdruß.

Das einzig wahrhaft Vortreffliche an vorliegendem Buche — denn auch der Form wohl es mit ihren bald episch, bald dramatisch gehaltenen Gesprächen an Abschluß und Harmonie — sind die Gemälde polnischer Landschaften und Sitten, der festen und verfehlten Adelswirthschaft, die es mit kräftigen Pinselstrichen und mit Farbenreichthum entwirft. Wie auf ein Zauberwort erheben sich die alten polnischen Edelhöfe vor unsern Augen mit ihren großen, kahlen Sälen — Decke und Wände vertäfelt, sei es von einem schmalen Talglicht oder von den hundert Wachskerzen, die im Schloß des Fürsten an venetianischen Kronleuchtern flammen, da sitzen die bemarbten Männer, die Klingen an der Seite, auf den hölzernen Bänken hinter Flaschen von Ungarnaufbruch, sie schwärmen, sie zechen; jetzt entschlüpft ihnen ein lateinischer Spruch, jetzt ein Fluch auf die französische Erziehung. Diese Nation, die sich so zerspalten und zerklüftet hatte, daß die vornehme Gesellschaft um den König in Warschau kaum noch die Rede des Landedelmanns verstand, der unbeweglich und fortschrittslos an den überlebten Gebräuchen der Vorfahren hängen geblieben war, konnte zuletzt nur ein Spielball der fremden Mächte werden. Wenn der General Kunicki, in unserm Roman das Muster eines solchen Edelmanns, ausruft: „Wollen

die Städter dem Adel noch Gründe vorschreiben? Ich möchte wissen, wer solchen Geschwätz auch nur anhören würde und welcher Edelmann sich an der Seite eines Städters niederlassen möchte" —, wer dürfte es da diesem Bürgerthum verdenken, daß es solche Herrschaft zu stürzen beschlossen? Mit solchen Ansichten und Gedanken hatte sich die polnische Aristokratie selber ihr wohlverdientes Finis Poloniae zugerufen.

Weibliche Hausgymnastik.

„Wenn es wahr ist, daß die Frauen die ersten Erzieher des Menschengeschlechts sind, insofern körperliches und geistiges Wohl und Wehe der Kinder zum größern Theil von der körperlichen Gesundheit und der geistigen Befähigung der Mutter abhängt, so verdient die neuerdings von verschiedenen Seiten erhobene Klage über den körperlichen Verfall des weiblichen Geschlechts unsere vollste Aufmerksamkeit."

Mit diesen Worten berührt der Verfasser eines beachtenswerthen Schriftchens: „Weibliche Hausgymnastik. Eine leicht verständliche, im Haus und Zimmer ausführbare Selbstanweisung zu gesundheitsgemäßer und heilkräftiger Körperübung. Als Beitrag zur Gesundheitslehre für das weibliche Geschlecht aller Altersstufen bearbeitet von M. Klotz, Director der königlich sächsischen Turnlehrer-Bildungsanstalt" (Leipzig, J. J. Weber, 1856), ein tief in unsern gesellschaftlichen Verhältnissen wurzelndes Uebel, welches seinerseits von unverkennbarem und unberechenbarem Einfluß auf die weitesten Kreise sein muß.

Je wichtiger die Stellung der Frauen als der Trägerinnen des Familienlebens und des häuslichen Glücks ist, desto klarer liegen die Uebel zutage, die einer einseitigen, die körperliche Erziehung vernachlässigenden Ausbildung des weiblichen Geschlechts entspringen. Unverkennbar hat zwar die neuere Erziehungs- und Gesundheitslehre begonnen, die Einheit des Menschen auf Grundlage der allseitigen Entwicklung und Ausbildung seiner Kräfte auch für das weibliche Geschlecht anzustreben; indessen ist der Weg nur erst betreten und sind der Vorurtheile, gehegt und gepflegt durch Schlaffheit und Mangel an Einsicht, allzu viele, als daß man ein rasches Vordringen in der neuen Richtung erwarten dürfte. Alles, was uns auf diesem Wege fördert, ist freudig zu begrüßen als eine Bürgschaft für eine dereinstige harmonischere Ausbildung und Erziehung des Menschengeschlechts, insbesondere als eine Gewähr für Erstehung eines weiblichen Geschlechts, welches, gesund an Leib und Seele, krankhafter Ueberspannung, der Schlaffheit und Rath- und Thatlosigkeit fernbleibt, welcher nur allzu oft das „schwache" Geschlecht unserer Tage anheimfällt.

Der Verfasser des obengenannten Schriftchens hat früher bereits durch seine „Weibliche Turnkunst" (vergl. „Unterhaltungen", Nr. 9 dieses Bandes) mit Erfolg die Herbeiziehung auch des weiblichen Geschlechts zu einer naturgemäßern Erziehung angestrebt; ein weiterer dankenswerther Impuls in dieser Richtung wird ohne Zweifel durch seine „Weibliche Hausgymnastik" gegeben.

Mit der Wärme der Ueberzeugung, für eine gute Sache einzustehen, legt der Verfasser nicht blos die Nothwendigkeit, das Wesen und die Entwickelung einer weiblichen Turnkunst dar, sondern er lehrt zugleich eine richtige, gesetzmäßige und dem weiblichen Geschlechte angemessene Ausübung derselben, wie sie selbst unter den engern Verhältnissen und mit den beschränktern Hülfsmitteln des Hauses oder Zimmers eine Quelle der Gesundheit und des Frohsinns werden kann.

Auch für Diejenigen, welche in der Gymnastik ein bewährtes Heilmittel körperlicher Leiden, z. B. ein Schutzmittel gegen und Heilmittel für Rückgratverkrümmungen, Unterleibs- und Brustkrankheiten, Bleichsucht, Nerven- und Willensschwäche u. s. w., suchen, finden sich in besondern Abschnitten die zweckentsprechenden Uebungen zusammengestellt und durch Wort und bildliche Darstellung erläutert. Immer hält sich dabei der Verfasser fern von Einseitigkeit, wie man dieselbe, in Verbindung mit Selbstüberschätzung, mit Recht der sogenannten schwedischen Gymnastik zum Vorwurf gemacht hat. Mädchen und Frauen, die mit Gewissenhaftigkeit und Ausdauer den Anweisungen des Verfassers nachkommen wollen, werden den Nutzen eines geregelten, die Kräfte und Eigenthümlichkeiten ihres Geschlechts durch Auswahl schöner und zierlicher Bewegungsformen sorgfältig beachtenden Turnens dadurch innewerden, daß ihnen mit Kraft und Gewandtheit des Körpers auch Anmuth und Schönheit als Preis zufallen. Pädagogik und Diätetik kommen in der gemeinschaftlichen Aufgabe für Verwirklichung des Ideals einer vollkräftigen Gesundheit zusammen, „indem sie", wie der Verfasser sagt, „nicht blos dazu beitragen sollen, das Menschengeschlecht von verjährten Vorurtheilen zu befreien, sondern zugleich auch die Mittel anwenden zu lehren, welche zur Verbesserung und Erhaltung der Gesundheit der Einzelnen wie der Gesammtheit dienen." Aufrichtiger Dank gebührt darum Denen, welche, wie der Verfasser, unverdrossen, wenn auch oft vergebens, ihre Mahn- und Warnrufe ertönen lassen; sie fassen ein Uebel bei der Wurzel an, dem später meist kein oder nur unvollkommener Einhalt geschehen kann.

Zur Veranschaulichung der Anweisungen und Uebungen, welche auf dem Systeme der Turnkunst des Oberstudienassessors A. Spieß zu Darmstadt basiren, sind 23 in den Text gedruckte Abbildungen beigegeben.

Verfehlter Beruf.

Viele Menschen glauben ihre Bestimmung verfehlt zu haben. Sie haben nämlich neben ihrer eigentlichen Beschäftigung noch eine Lieblingsneigung, für die sie sich eigentlich berufen glauben. Sie meinen, daß sie gerade in deren Ausübung Großes geleistet haben würden. W. L.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 49.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Schiller's Gattin.

Die Gattin eines Dichters zu sein, in das eigenthümliche Schaffen seines Genius einzublicken, die plötzliche Verstimmung oder Erhebung des Gemüths, in die ein phantasievoller Kopf leicht gestürzt wird, zu theilen und zu mildern wissen, ist eine Aufgabe, die nur wenige Frauen rein gelöst.

Freilich — in venetianischer Barke, wenn der Mondschein in die Meerflut hinablauscht, welches Weib möchte da nicht gern Stunde um Stunde mit Lord Byron in Worte der Liebe und des Glücks versenken? Aber daheim, auf einsamem Landsitz, auf den Moosbänken im Park, dem steinernen Balkon, in den Zimmern des Hauses Tag für Tag an diesen widerspruchsvollen, melancholischen, eigensüchtigen Mann gefesselt sein — es wären Viele, wie Lady Arabella, solchen Zwangs überdrüssig geworden!

Welch ein glückliches Loos fiel darum Friedrich Schiller zu! Bisher leuchteten Geist und Gemüth seiner Gattin, Charlotte von Lengefeld, nur aus wenigen, meist literarischen Briefen, aus den Berichten ihrer Schwester Karoline und anderer Zeitgenossen, wie vereinzelte Sonnenstrahlen der Nachwelt entgegen, jetzt, nachdem auch ihre Briefe an Knebel bekannt geworden sind, über welche wir ein ander mal berichten werden, tritt sie endlich in all ihrer Lieblichkeit und Anmuth mit der tiefen und warmen Innigkeit ihres Herzens vor uns hin. Der Briefwechsel, den sie vom 3. April 1788 bis zum Ausgang des Jahres 1789 mit Schiller selbst geführt — „Schiller und Lotte" (Stuttgart, Cotta, 1856) ist ein Denkmal ihres Wesens und ihrer Liebe.

In ihrer ersten Jugend hatte Charlotte einen Hang zur Eitelkeit, „der mich" schreibt sie, „wenn er mir geblieben wäre, recht unerträglich hätte machen können, da ist es nun doch besser, ich bin zu bescheiden als zu eitel". Sie wurde ein stilles, verschlossenes Mädchen, trotz der Lieblichkeit ihres schönen lockenumwogten Kopfs liegt ihr ein gewisser Ernst auf der Stirn, ein Zug ruhiger Entschiedenheit um den kleinen Mund.

Es war ein Zufall, daß Schiller wider seinen Willen von seinem Freunde Wolzogen am 6. December 1787 bei der Familie von Lengefeld eingeführt wurde. Charlotte war „den ganzen Tag in sich verschlossen gewesen, Regen und Wind machten ihr so unheimlich". Doch freute sie sich des Abends, sie sprach gegen ihre Gewohnheit viel und gestand sich in der Nacht, daß ihr diese Stunde so angenehm vergangen, wie „sie es sich am Morgen nicht hätte träumen lassen". So begann diese Freundschaft; in Weimar sandte er ihr ein Stammbuchblatt, um das sie ihn gebeten, damals „dachte sie seiner schon oft, ob sie ihn gleich nicht sehen konnte".

Den Sommer von 1788 verlebten sie zusammen in Rudolstadt, auf Spaziergängen in Volkstädt und Lauchstädt, in traulichen Lauben, am einsamen Flußufer. Täglich kamen und gingen ihre Briefe — rasch hingeschriebene Billets, denn meist wartete der Bote — kunstlos, die Charlottens voll reizender Naivetät. Des Abends las

Schiller in der Familie Gedichte, Abschnitte aus seiner niederländischen Geschichte, die Lieder des Homer vor. Lottchen ist schon ganz in ihm verloren; aus ihrer anfänglichen Bewunderung für seinen Genius ist ein wärmeres Gefühl entkeimt, er wird ihr unentbehrlich; aber in scheuer Furcht bangt sie, daß er sie nicht zu seinem Glücke nöthig habe, denn „immer trägt sie das Gefühl mit sich herum, daß man sie nicht lieben könne, nicht so zum wenigsten, wie sie liebe". So sonnig ihr Wesen auch ist, einen kleinen, schwarzen Schatten wirft die heimliche Eifersucht darüber, daß ihre Schwester Karoline mit ihrer großen, leidenschaftlichen Seele, ihrem gebildeten Geist den geliebten Freund leichter und beständiger fesseln könnte als sie, die in ihrer äußern Erscheinung immer die Frische, aber auch die Stille eines klaren Sees bewahrt, dessen Gewässer der Hauch des Morgens kaum bewegt. Darum „hätte sie vielleicht ihre Hand hingeben können und müssen, nicht durch Zwang, sondern durch ihrer Mutter Wünsche, aber nicht ihr Herz voll warmer, treuer Liebe für ihn"; denn das Schickliche, die allgemein gültige Sitte hat Gewalt über sie, nicht gern tritt sie aus so begrenztem Kreise heraus und während Karoline ganz Leben und Glut, erscheint sie dem Freunde oft kalt, hart, mit Absicht zurückhaltend. In ihrem Innern jedoch schlägt eine freie, hochgesinnte Seele, für alles Große ist sie offen, ihr gilt die That Arnold's von Winkelried nicht für eine feroeite, wie Schiller sie nennt, sondern für erhaben — sie bewundert den Cäsar und findet es doch recht gut, daß Brutus und Cassius ihn tödteten. Ihr ist „die Verachtung des Lebens ein großer Zug und größer als der bekannte Sittenspruch, daß es schwerer sei, Uebel zu ertragen als zu sterben".

Den Gedanken dieses trefflichen Mädchens ist gleichsam ein Stempel römischer Kraft und Würde aufgedrückt und diese Geisteshoheit und moralische Stärke verschmilzt harmonisch mit der Zartheit ihrer Empfindungen, die sie das Leben der Natur, das Regen in Busch und Baum mit durchleben läßt. Denn früh hat eine Reise nach der Schweiz, der Aufenthalt in den lieblichen Bergen Thüringens diese Empfänglichkeit für Naturschönheit in ihr geweckt. Wie werth ist ihr darum die Einsamkeit! Da wandelt das Bild des Freundes wie ein Schatten neben ihr und kein gleichgültiges Wort der Andern stört das stille Zwiegespräch, das sie mit ihm hält; den Wellen des Flusses kann sie Grüße an ihn auftragen, denn auch ihm rauschen sie vorüber. Seit sie einmal nach einem Streite mit der Mutter ausgeweint in die Laube kam, wo er sie erwartete, er sie tröstete und ihre Hand zärtlicher, als er je gethan, drückte, glaubt sie an eine feste, bleibende Freundschaft, daß sie so leicht nichts mehr trennen könne. Indeß — da sie doch nicht sagen durfte noch konnte, was sie fühlte — und Schiller selbst zu furchtsam war, ein Geständniß zu wagen, so wären die Liebenden am Ende doch zu keiner Vereinigung gekommen, wenn nicht die entschlossene Schwester Karoline am Morgen des 3. August 1788 Schiller in Lauchstädt bewogen, sich Lottchen zu erklären.

Die nun folgenden Briefe, von denen etwa 30 ihr gehören, athmen ihre ganze, stille, befriedigte Seligkeit aus; die literarischen Notizen, die Urtheile über Bücher, die sie gelesen, werden seltener — sie lieft jetzt so wenig, ihre Seele ist bei ihm. Und wie von reizender Landschaft allmälig mit der hinaufsteigenden Sonne der silbern leuchtende Morgennebel, der sie verhüllte, sich hebt und nun jene bläuliche Bergspitze, der gothische Kirchthurm hier und der dunkle Tannenwald dort klar dem Auge erscheinen, so sinken auch von dem Geheimniß ihres Wesens die Schleier; in jungfräulicher Zaghaftigkeit entdeckt sie ihm schüchtern und doch hingebend ihre lang gehegte Neigung, ihre Besorgnisse, ihre Entzückungen. In ihr ist Alles hinreißend, seine Worte und Gedanken fliegen dithyrambisch in entfesselter Leidenschaft zu ihr, zu Karolinen — es ist da ein dunkler Grund in seinem Herzen, den er selbst nicht durchforscht, er versucht wol, sich Beide getrennt zu denken und schreibt an Lottchen: „Was Karoline vor dir voraushat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten und mein Geschöpf mußt du sein" — zuletzt kommt er immer auf Beide zurück: „Du, Karoline, bist am Klavier und Lottchen arbeitet neben dir und aus dem Spiegel, der mir gegenüberhängt, sehe ich euch Beide — so verfliegt unser goldenes Leben." Eine reinere, ungetheiltere Empfindung brachte sie ihm dar; erst seit sie ihn gesehen, wußte sie, was Liebe war und Alles, was ihr sonst des Besitzens und der Bewunderung werth gewesen, wie schal und leer ist es ihr nun geworden! „Der Zauber deiner Liebe", sagt sie, „gibt mir nun Alles und nur durch sie wird mir die Welt erst schön." Mögen auch noch Tage und Wochen, ehe die eine mehr das Geheimniß wissen darf, Jahre hingehen, ehe sie sich einander ganz gehören, ruhig im Bewußtsein ihres eigenen Werthes und seiner Neigung gewiß, schaut Lottchen in die Zukunft und Jeden,

der dieſe Briefe auch nur flüchtig durchblättert, wird die Sonnenhelle entzücken und bezaubern, welche über ihr und ihren Worten leuchtet.

Der Verfaſſer des „Robinſon".

Von Karl Elze in Dessau.

I.

Quel est donc ce merveilleux livre? Est-ce Pline? Est-ce Aristote? Est-ce Buffon? — Non, c'est Robinson Crusoé! Rousseau.

Hermann Hettner hat uns in einer kleinen Schrift (vergl. „Unterhaltungen", Nr. II, S. 634 fg.) und in ſeiner engliſchen Literaturgeſchichte die Lebensſchickſale Defoe's, des Autors der Odyſſee der Kinderwelt, mit intereſſanter Ausführlichkeit erzählt. Wir glauben ſeine Darſtellung vervollſtändigen zu können.

„Es iſt", ſagt John Forſter, „dem todten Defoe ergangen wie es dem lebenden erging. Er ſteht entfernt von dem Kreiſe der Schöngeiſter, welche die literariſche Mode ihres Zeitalters beherrſchten. Was in dieſer Beziehung früher die Fashion war, das iſt ſie noch heutzutage, und die Niſche, in welcher ſein literariſches Standbild ſtehen ſollte, iſt leer, ob wir in Dr. Smollett's oder in Lord Mahon's Geſchichte danach ſuchen mögen. Wollte man ſein Leben den Forderungen der Gerechtigkeit entſprechend beſchreiben, ſo müßte es den Titel führen: »Leben und ſonderbar verwunderſamliche Abenteuer von Daniel Defoe, welcher über ſiebenzig Jahre einſam auf dem Eiland Großbritannien verbracht hat«."

Defoe, der urſprüngliche Verfaſſer des Campe'ſchen „Robinſon", erſcheint uns als das idealiſirte Abbild jener engliſchen Mittelklaſſe, welche erſt durch die Ereigniſſe, in welche er ſich zeitlebens ſo vielfältig verwickelt ſah und infolge der Betheiligung von Geiſtern wie der ſeinige an jenen Ereigniſſen ſo früh vor den übrigen Ländern Europas ins Daſein gerufen werden ſollte. Gewiſſenhaft im Handel und Wandel, in ſeinen Speculationen Kühnheit und Nüchternheit verbindend, von einer aus allen ſeinen Schriften hervorleuchtenden Liebe zu Geld und Beſitz aller Art beſeelt (ohne daß ihn doch dieſe Leidenſchaft je zu unehrenhaften Handlungen verleitet hätte), ſtets auf Reformen bedacht, und zwar immer in praktiſcher Weiſe; ein ſtarrer Nonconformiſt, aber ohne Ausſchließlichkeit und Intoleranz gegen Andersdenkende; dem Königthum ergeben, aber mit Liberalität und demokratiſchem Bewußtſein; in ſeinen Schriften der Heros und Lobredner des Geiſtes und Looſes der Mittelklaſſen; in ſeinen Novellen mit der minutiöſeſten Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher der Geſchäftsmann ſeine Rechnungsbücher führt, auch die kleinſte Einzelheit anerkennend; — ſauber, reſpectabel und anſtändig redlich in Allem, was er geſchrieben und wir dürfen auch wol hinzufügen in Dem, was er gelebt hat: ſo war dieſer außerordentliche Geiſt beſchaffen, den wir wol in noch eminenterem Grade vielleicht als die Addiſon und alle die herrſchenden Schöngeiſter des Zeitalters der Königin Anna als das Prototyp der Bildung und der Literatur der reſpectablen Claſſen in England bezeichnen dürfen. Und doch hat der größere Theil der Schriften eines ſolchen Geiſtes ſolange im Staube der Bibliotheken liegen müſſen! Noch im Jahre 1840 konnte W. Hazlitt in dem Vorwort zu ſeiner Sammlung der früher in öffentlichen und Privatbibliotheken zerſtreuten Werke Defoe's an Walter Wilſon (den Herausgeber der „Memoirs of the Life and Times of Daniel Defoe") ſchreiben: „Bis zum Erſcheinen Ihres Werkes war, obwol Defoe faſt ſchon ein Jahrhundert lang in der Gruft ſeiner Väter geſchlummert hatte, kein genügender Verſuch gemacht worden, ſeinem Werthe die gebührende Huldigung zu erweiſen; und in der That gibt es kaum einen engliſchen Schriftſteller von gleichem Verdienſt, von welchem man im Publicum bisjetzt ſo wenig gewußt hätte."

Der Verfaſſer des „Robinſon Cruſoe" hat im Ganzen 183 größere und kleinere Schriften geſchrieben, war dabei ein rühriger Kaufmann und Speculant, der „in Südſee-Bons machte", intimer Rathgeber von König Wilhelm III., eine zeitlang Vertrauter und Rathgeber eines Miniſters der Königin Anna, mehrmals Flüchtling, einmal (comme voyageur in diplomatiſchen Angelegenheiten und ſtarb endlich mitten unter gigantiſchen Plänen und Entwürfen, den Gram über einen entarteten Sohn im Herzen, welcher Gelder, die ihm der Vater anvertraut, unterſchlagen und ſeine Mutter und Schweſtern nahezu an den Bettelſtab gebracht hatte. Noch jetzt wirkt in ſeinem Vaterlande die Partei-Antipathie, welche ſein Leben und ſeine literariſche Carrière verbittert hatte, fort, und ſogar Leute von der religiöſen Meinungsſchicht, welcher der Autor angehörte (Nonconformiſten), tragen wol heutzutage noch Bedenken, den großen Schriftſteller in ſeiner ganzen und vollen Bedeutung anzuerkennen. In manchen Schriften über engliſche Literaturgeſchichte, die uns zu Geſicht gekommen ſind (A. Büchner, Scherr), iſt er ebenfalls ſehr ſpärlich weggekommen. Kaum daß ſein Name

nebſt ſeinem Geburts- und Todesjahre angegeben iſt. In England hat neuerdings der alte Walter Savage Landor durch den Ruf, den er zu Gunſten eines noch jetzt in dürftigen Umſtänden in einer der londoner Vorſtädte lebenden Defoe in der „Times“ erließ, die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt.

Es läßt ſich gar nicht leugnen, daß er der Vater nicht allein des modernen engliſchen Romans, ſondern der neuern engliſchen Proſa überhaupt iſt.

Geburt und Kindheit Daniel Defoe's fielen in eine ſchlimme Periode der engliſchen Geſchichte, in jene Zeit des friſch reſtaurirten Königthums, wo die entſchiedenern Proteſtanten, Diſſenters und Nonconformiſten ſich vor der loyalen Trunkenheit der Menge zurückziehen und ihrem Gott im Stillen dienen mußten. Er wurde im Jahre 1661 im Kirchſpiele von St. Giles's Cripplegate, in der City of London, geboren und er iſt auch zeitlebens, im beſten Sinne des Worts, ein echtes Kind der City of London geweſen. Sein Vater war ein wohlhabender Metzgermeiſter. Sein Familienname (abzuleiten von foe) deutet auf franzöſiſchen oder doch normanniſchen Urſprung und wie dann auch ſeine Biographie vielfältig vom Parteihaß entſtellt worden iſt, ſo haben erſt neuere Forſchungen den Zweifel des Publicums verbannen müſſen, ob er denn auch wirklich als eigentlicher Engländer und nicht vielmehr als Franzoſe geboren ſei. Allein ſicher iſt, daß ſchon jahrhundertelang vor der Geburt unſers Helden eine Familie mit Namen „Foe“ in Warwickſhire anſäßig geweſen war.*)

Der lebhafte, kräftige Knabe Daniel beſuchte früh, in Gemeinſchaft mit ſeinen Aeltern, die ſtarre Nonconformiſten waren, den Gottesdienſt des Rev. Dr. Annesley, den die Regierung wegen nonconformiſtiſcher Principien ſeiner Stelle entſetzt hatte. Es verbreitete ſich um jene Zeit unter den Nonconformiſten plötzlich das Gerücht, die Regierung wolle alle gedruckten Bibeln confiſciren laſſen. Da unternahm es der eilfjährige Knabe, die ganze Heilige Schrift abzuſchreiben und „arbeitete wie ein Pferd, bis er mit dem ganzen Pentateuch zu Ende gekommen war“. Ja es ſcheint nicht, als ob von da an ein Segen auf der Hand geruht — auf der fruchtbaren Hand des Autors, der ſoviel Treffliches geſchaffen? Der bibliſche Stil und bibliſche Ton klingt ſogar noch ſehr vernehmlich durch ſeinen „Robinſon Crufoe“ hindurch; ebenſo durch ſein berühmtes „Tagebuch aus dem Jahre der Peſt“, freilich nicht in der Weiſe puritaniſcher Verzerrung. Haben ſich doch auch die claſſiſchen Meiſter des Neuhochdeutſch zuerſt an der Bibel gebildet!

In einer berühmten londoner Schule der damaligen Zeit, in Newington-Green (im Oſtende der Stadt, wo ſich noch jetzt eine nonconformiſtiſche Kapelle befindet), erhielt der Knabe dann, unter der Leitung von Mr. Charles Morton, eine treffliche Bildung. Wieweit England in politiſchen den übrigen Ländern Europas damals ſchon voraus war, geht daraus hervor, daß der Lehrer in jener Schule es ſchon nöthig fand, ſeine Zöglinge in den Anfangsgründen der Politik zu unterrichten. Wenn er ſpäter Parteigegnern, die ihm den „Leinwandhändler“ (hosier) oder „ordinäre Diſſenterbildung“ vorwarfen, die Sprachen aufzählte, die er dort gelernt habe, ſo vergaß er nie, einer „fünften Sprache“ zu gedenken, welche Mr. Morton mit vorwiegender Sorgfalt gelehrt habe; er meinte das Engliſche. „Die Kenntniß anderer Sprachen“, ſagte er, „ging uns nicht ab, aber wir waren unſers Engliſchen Meiſter und unſere Schule zeichnete ſich in dieſer Beziehung mehr als irgend eine andere in jenen Tagen aus.“

Schon früh legte der junge Mann eine, wenn man Standpunkte und Denkungsart jenes Zeitalters ins Auge faßt, nicht hoch genug anzuſchlagende Toleranz gegen Andersdenkende an den Tag. So, als er, gegenüber den Lügen und Verdächtigungen von Titus Oates, die Papiſten in Schutz nahm. Aber er war auch nicht duldſam im Sinne eines modernen Spießbürgers. Seine Duldſamkeit ging Hand in Hand mit Entſchloſſenheit, Energie und glühender Ueberzeugung. Dies beweiſt ſeine Theilnahme an der Erhebung des Herzogs von Monmouth (unter Jakob II.). Es waren damals noch Zeiten, wo Herz und Hand, Wort und That, die Geſinnung und die Waffe weit näher beieinanderlagen, als dies heutzutage der Fall iſt, wo ſo häufig das Verſprechen, „Gut und Blut“ für eine Sache opfern zu wollen, genügt, um für einen recht warmen Parteigänger zu gelten. So ließ es denn auch der brave Daniel Foe*)

*) Es herrſcht noch jetzt in Abſicht auf die Schreibweiſe des Namens „Defoe“ einige Willkür. Während die Einen „Defoe“ in ſeinem Werke ſchreiben, geben Andere die ariſtokratiſcher klingende Schreibweiſe „De Foe“ vor. Letztere Schreibweiſe hat unſtreitig auch die beſſern Autoritäten (Forſter, W. Hazlitt) für ſich.

*) Er ſtand damals noch mit dem einfachen Namen in der Liſte der Gildeburger eingeſchrieben.

nicht bei dem bloßen Worte oder Gedanken, „Gut und Blut" für Monmouth's Sache opfern zu wollen, bewenden, sondern er ſetzte ſich auf ſein Pferd und ritt gewaffnet in das Lager des romantiſchen Prätendenten hinüber. Der unglückliche Ausgang des Aufſtandes ließ ihn bar an Geſſner's Torturen und Galgen vorbeiretten; er entkam auf den Continent und hatte, als er nach mehrjähriger Abweſenheit wieder engliſchen Boden betrat, Spanien, Deutſchland und Frankreich bereiſt und ſeinen Familiennamen „Foe" mit dem ſeine Herkunft maskirenden „De" bereichert.

Der Erlaß der Toleranz- und Indulgenzakte von Seiten König Jakob's II. gab dem damals 43jährigen Defoe Gelegenheit, in zwei Pamphleten die Kurzſichtigkeit ſeiner Partei zu bekämpfen. Die Titel derſelben und ſie ſelbſt ſind indeſſen nicht auf unſere Zeit gekommen. Er war nämlich (im Gegenſatz zu William Penn und einer großen Anzahl von Mitgliedern ſeiner eigenen Partei und Confeſſion) der Anſicht, daß der König, wie es auch wirklich der Fall war, mit den den Diſſentern und Nonconformiſten verliehenen Indulgenzen nur eine größere Freiheit für die Katholiken anbahnen wolle. Er warnte ſeine Parteigenoſſen vor einer religiöſen Freiheit, welche auf Koſten der bürgerlichen erkauft werden ſolle; denn die Suspenſion der gegen Diſſenters und Katholiken erlaſſenen Strafgeſetze war nur möglich infolge einer unbeſchränkten Ausdehnung der königlichen Prärogative. Bezüglich der ſeinen Meinungsgenoſſen ſo ſehr verhaßten Hochkirche that er den kernigen, echt engliſch gefärbten Ausſpruch, „es ſei ein großer Unterſchied zwiſchen dem Teufel, wenn er wohlauf, und dem Teufel, wenn er krank ſei". Die beiden Pamphlete fanden ſehr heftigen Widerſpruch von Seiten der eigenen Partei des Verfaſſers, deren Collectiv-Mittelmäßigkeit ſie verletzten. Wir hören, daß die „würdigen, geſetzten Männer" ſehr viel an der „unerfahrenen Jugend" des Verfaſſers auszuſetzen fanden.

Da Macaulay's „Geſchichte von England" in Deutſchland hinlänglich bekannt und verbreitet iſt, ſo haben wir wol nicht nöthig, hier nach dem Beiſpiele des engliſchen Biographen Defoe's uns in längern Erörterungen über die Gründe zu ergehen, welche die Landung Wilhelm's von Oranien in England und die Flucht Jakob's II. zur Folge hatten. Intereſſant iſt indeſſen, daß der Autor des „Robinſon Cruſoe" über das kindiſche Bemühen eines Theils der damaligen Tories, den Uſurpator durch die Wahl des Volks mit dem Heiligenſchein der Legitimität umgeben zu wollen, ebenſo herzlich lachte wie die heftigſten Jakobiten jener Tage. Les extrêmes se touchent.

Defoe war unter den Erſten, welche ſich bewaffnet dem neuen König anſchloſſen. In ihm hatte ſolch ein Unterthan wie er den wahren Herrſcher gefunden. Die Regierungszeit König Wilhelm's war die verhältnißmäßig glücklichſte ſeines Lebens. Indeſſen ſollte ihn bald nach dem Regierungsantritt des neuen Königs geſchäftliches Unglück treffen. Mochte ihn ſein allzu kühner Speculationseifer über die Grenzen ſeiner Mittel hinausgeführt haben (er trieb Commiſſionshandel nach Spanien und Portugal und wir hören, daß ihm damals ein Schiff an der Küſte von Biscaya geſcheitert ſei) oder mochte er, der die nothwendigen Eigenſchaften und Erforderniſſe des „Complete english Tradesman" ſo gut zu beſchreiben verſtand, in der kleinen, muderollen Praxis des Lebens die immer ſchwer zu vereinigenden Charaktere des Kaufmanns und Schongeiſtes doch nicht gleich ſo harmoniſch zu verſchmelzen wiſſen, als ihm dies, dem Geſammtreſultate ſeines Lebens nach zu urtheilen, ſpäter gelungen ſein mag; — kurz, er wurde bankrott; ein Schickſalsſchlag, der bei den damals in England in Abſicht auf den Bankrott geltenden Geſetzen nur für den Schurken einigermaßen erträglich war. Das für ſolche Fälle competente Gericht (die „Commissioners of Bankruptcy") pflegte damals Gläubiger und Schuldner zu ruiniren, welche in ſeine habgierigen Hände fielen. Dem armen Schuldner, gleichviel, ob er unſchuldigerweiſe, d. h. nur durch fremde Betrügerei oder durch ſeine Schuld ruinirt war, blieben, wenn er es nicht vorzog, ſich mit dem Reſte ſeiner Habe in die damals dem ſpitzbübiſchen Bankrotteur offen ſtehende Aſyle der „Mint" oder „Whitefriars" zu flüchten, nur zwei Alternativen: Entweder ſich innerhalb eines Zeitraums von 60 Tagen ſeinen Gläubigern auszuliefern und eines langſamen Todes im Kerker zu ſterben oder die Flucht und im Entdeckungsfalle der Galgen.

Defoe wählte, weil er ſeiner geſunden Kraft und ſeinem ehrlichen Willen vertraute, ſich einſt einmal mit ſeinen Gläubigern abfinden zu können, die Alternative der Flucht. Er hielt ſich mehre Jahre in Briſtol in Verborgenheit auf und wurde dort, weil er nur an Sonntagen vor die Thür zu gehen wagte, unter dem Namen des „Sonntags-Gentleman" bekannt. Die Geſchichte aller Zeiten lehrt, daß es das Privilegium höher organiſirter und von einem ernſten, idealen Willen geleiteter

Naturen sei, niemals blos anonym und in blos privatem Sinn zu leben. Sie verstehen es, ihrem Privatleben die Seite abzugewinnen, wo es unsterblich wird und dem Ganzen nutze kommt. So auch der Bankrott Defoe's. Seine Flucht und der verborgene Aufenthalt in Bristol gaben ihm Muße, sein treffliches „Essay upon projects" zu schreiben. Sein scharfer Verstand unterwarf in diesem „Essay" die Grausamkeit der Gesetze über den Bankrott einer Kritik, die um so wirksamer und vernichtender war, als er nachwies, daß diese Grausamkeit des Gesetzes den Gläubigen (dem sie doch Schutz gewähren sollte) ebenso sehr treffe wie den Schuldner. Aber während er der Gesetzgebung Milde gegen den „ehrlichen" Bankrotteur anempfahl, mahnte er zur Aufhebung jener Riote, welche den Schurken schützten. Neben andern gemeinnützigen Vorschlägen, die er außerdem noch „by way of essay" (wie sein gewöhnlicher Ausdruck ist) machte (Anlegung von Centralbanken, Sparkassen, Irrenhäusern, Assecuranzen u. s. w.), beantragte er auch die Errichtung einer großen englischen Akademie (nach dem Muster der von Richelieu im Jahre 1635 in Frankreich gegründeten) und die Stiftung von Akademieen zur Bildung unverheiratheter Damen. Man schreibt gewöhnlich den Beaux esprits der Regierungsperiode der Königin Anna das Verdienst zu, die neuere englische Prosa von dem Schmutze und der Verlumpenheit der Restaurationsperiode gereinigt und sie durch Nachahmung der französischen Durchsichtigkeit, des leichten Periodenbaus und der ernsten Natur des Französischen erst eigentlich geschaffen zu haben; allein zu einer Zeit, da Pope's Unsterblichkeit noch mit der Wickelschnur zu kämpfen hatte —, „als Addison und Steele noch Knaben in Charter-House waren, als Bolingbroke noch Griechisch in Christ-Church lasen und Swift für freie Station und 20 Pfund Sterl. pro Jahr die Kinder von Sir William Temple unterrichten mußte" — in jener literarisch so dürren und unerfindlichen Periode Wilhelm's III. (1689–1702) steht die Prosa jenes dankrotten Kaufmanns aus Newman's Court in der City als einsames und ewiges Muster da. Seine Sprache macht uns weit mehr den Eindruck eines „homely english" als die der Addison, Steele und Swift, und geht ihr auch hier und da die dem Auslande entlehnte Eleganz und Geistreichheit der obengenannten Autoren ab, so ist sie doch stets ebenso gediegen und (unserm Urtheil nach) immer klarer und concreter als die der Letztern. Er wußte besser als sie die Vorzüge seines Englisch zu schätzen.

The weighty bullion of sense sterling line,
Drawn to French wire, would through whole pages shine.

spricht er selbst mitten in sein Lob der Richelieu'schen Akademie hinein. Indessen geht der gute Defoe bei seinem Akademieprojekt doch noch ganz von französisch-formalistischen Gesichtspunkten aus. Zweck der Akademie soll sein, „Reinheit und Angemessenheit des Stils zu cultiviren und der englischen Sprache einen feinern Schliff (polish) zu geben". Folge und Resultat einer solchen Anstalt, meinte er dann, würden darin bestehen, den Ruhm der englischen Zunge unter den Gelehrten und literarisch Gebildeten der ganzen Welt scheinen zu machen.

Eigenthümlich englisch und offenbar nach dem Urbilde, wie meinen nach der Idee der englischen Constitution gemodelt ist dann der Grundriß der Verfassung dieser Akademie, welchen er entwirft. Nur Personen, welche in der gelehrten und literarischen Welt einen eminenten Rang einnehmen, aber keine, deren ausschließlicher Beruf die Literatur sei, will er aufgenommen wissen. Er wirft den „Scholars" und „Graduirten" seiner Zeit vor, daß ihr Englisch so sehr an Geziertheit und Steifheit leide und daß sie namentlich die Eigenheit hätten, Worte und Silben zu langen und ungewöhnlichen Wortungethümen zusammenzukoppeln. Zwölf Personen von der Notabilität, zwölf von der Gentry und nur zwölf Leute von eigentlich literarischem Beruf und Verdienst sollten diese englische Akademie bilden. In der That, ein echtes Abbild englischer Verfassungszustände: Oberhaus, Unterhaus und Repräsentation durch Literatur und Presse!

Swift suchte später den Plan einer englischen Akademie wieder anzuregen und er erlaubte sich, zu diesem Behuf dem Parteigegner (denn Defoe und der Dean befehdeten sich in Pamphlets) seine Idee zu stehlen. Später legte sie Johnson (aber auch wieder mit schlechtem Erfolg) von neuem an. Der englische Individualismus sträubt sich, ähnlich dem deutschen, vor dem Regelzwange der Akademieen, ihn mit Pedanterie und leerem Formalismus verwechselnd. Allein wir sollten uns hüten, solche Akademieprojekte zu unterschätzen. Hat doch die französische Sprache und Literatur ihre Weltverbreitung zum Theil dem Umstande zu danken, daß in ihr, in Absicht auf Aussprache und Schrift, so streng und feine Gesetze walten, daß sie der wahre Ausdruck eines geeinten und starken Staats ist. Die Welt wird immer geneigter sein, das

Aermige, Einberliche und Ganze dem Unfertigen, dem in Laune und Willkür Zerſplitterten vorzuziehen. Mag das Letztere auch noch ſo reich und mannichfaltig ſein, es wird doch in Literatur und Wiſſenſchaft immer ſo gehen wie auf dem Schlachtfelde und auf Induſtrieausſtellungen: die Palme wird den Preis davontragen, welche zu repräſentiren und zu ſcheinen verſteht, d. h. mit andern Worten, welche das Viele, was ſie beſitzt, auf Einen Punkt zuſammenzudrängen weiß. Es war dies ja auch das große Kunſtſtück der Napoleoniſchen Strategie.

(Die zweite Hälfte in nächſter Nummer.)

Naturbilder aus der Schweiz.

I. Die kleinen Seen.

Hat man die Flüſſe und Bäche die Adern eines Landes genannt, ſo möchte man die Seen ſeine Augen nennen. Und dies iſt wol auch ſchon von den Dichtern geſchehen und von den heutigen Bewohnern Paläſtinas wird erzählt, daß ſie ihren See von Tiberias ſo benennen. Wie das Auge der Spiegel der Seele, der lebensvolle Mittelpunkt des Antlitzes, ſo iſt der See das lebendige Auge der Landſchaft, der Spiegel ihres Charakters.

Nahe liegt es uns, den Vergleich noch weiterzuſpinnen.

Dort zwiſchen ſchroffe Felswände und düſtere Wälder eingeſenkt die dunkelbeſchattete Fläche des tiefen Waldſees, hier das dunkle, träumeriſche Auge; dort der klare ruhige Spiegel des größern Sees im Flachlande mit der heitern, lachenden Umgebung, mit dem friſchen Grün ſeiner Ufer, den Weingärten und dem Blütenreichthum ſeiner Abhänge, hier das lachende blaue Auge eines blühenden Kindergeſichts, eines reizenden Mädchens, um das noch ein ganzer Himmel von Luſt und Seligkeit ſchwebt. Und ſelbſt das kalte ausgebrannte Auge des matten Alters in dem Haupte, das der Schnee des Lebens deckt, findet ſein Bild in jenen kleinen Gletſcherſeen, deren Ufer Eis und, deren Wellen Gletſchertrümmer ſchaukeln.

Wer ein paar Tage in der Schweiz — dieſe faſſen wir hier zunächſt ins Auge — wandert und zwar von dem verhältnißmäßig ebenen Lande am Fuße der Gebirge durch die Voralpen zu deren höhern Rücken, oder wol gar hohe Gebirgspäſſe überſteigt, dem tritt eine ganze Reihe der mannichfaltigſten Seebilder entgegen. Ueber das Waſſer, das wir uns ſo gern immer beweglich denken, in dem See zur behaglichen Ruhe gekommen, ſchon an ſich einen eigenthümlichen Eindruck auf uns, ſo wird dieſer noch geſteigert durch das wechſelnde Bild, das uns Beſchaffenheit und Umgebung des einzelnen Sees, wie dann der verſchiedenen Seen gewähren. Ich will es verſuchen, dem Leſer aus der Erinnerung meiner Wanderungen den Eindruck jenes mannichfaltigen Reizes wiederzugeben, indem er mit mir in einige dieſer Augen einer Landſchaft blicken ſoll.

Es gibt ſo manchen kleinen, heimlichen See im Lande der Eidgenoſſen, der faſt unbekannt iſt. So mühelos ſein Zugang, ſo nahe er an den Straßen des lebhafteſten Verkehrs und des dortigen Touriſmus liegen mag, nur ſelten verirrt ſich der Fuß eines genauern, forgſamern Forſchers zu ihm, der zufällig eine Kunde von ihm erhalten; denn auch Murray und Bädeker haben keine Notiz von ihm genommen. Er gleicht ſo jenen ſtillen und beſcheidenen Naturen, die man nicht im Gedränge der Menſchen findet, die mit ihrer verſchloſſenen Welt von Gedanken und Gefühlen die einſamen Wege ſuchen und die doch Den, der es der Mühe werth hält, ihre Tiefe zu erſchließen, ſo manchen reinen unverdorbenen Schatz der Menſchenſeele entdecken laſſen. Es geht hier bei wie ſo oft: die äußere Größe reizt das Auge und die ſtolze Sonnenblume überbietet das beſcheidene Veilchen, zu dem ſich ſein Freund erſt bücken muß.

Wenige Stunden von Zürich zwiſchen Limmat und Reuß zieht ſich ein mäßig hoher, fruchtbarer Bergzug unter verſchiedenen Namen hin. Die Eiſenbahn führt uns in kurzer Zeit bis Dietikon, wo wir den Wagen verlaſſen und das Gelände durch Felder und Weinberge hinanſteigen. Bis hoch an den Berg begleiten uns die Spuren der fleißigen Menſchenhand. Nach wenig mühevoller Wanderung und manchem Rückblick auf das weite Thal der Limmat und die Höhen nahe und fern, die zuweilen das fernere Hochgebirge mit ſeinen weißen Schneegipfeln und ſtolzern Häuptern durch ihre grün umſäumten Einbuchtungen leuchten laſſen, nimmt uns die milde Kühlung erſt zum Theil friſch ergrünter Laubhölzer und Gebüſche auf.

Es iſt gegen Ende Aprils. Die belebenden Strahlen der Frühlingsſonne haben ſchon die erſten Blüten aus dem wiedererwachten Boden gelockt: zahllos ſteht Schlüſſelblume an Schlüſſelblume; das Lungenkraut zeigt ſeine rothen und blauen Blüten, die man wegen dieſer verſchiedenen Farben derſelben Pflanze die „ungleichen Schweſterchen“ nennt; dazwiſchen haben einzelne Orchideen ſchon an feuchter Schattenſtelle ihre pyramidalen

Stengel mit den seltsam geformten Blüten erheben über rings das liebliche Blau der Gentiana Auge und Hand. Wir glauben endlich die Höhe des Bergs erreicht zu haben; wir treten aus dem Gehölze, da liegt tief unten in enger Thalschlucht ein ruhiger glatter Wasserspiegel. Man kann nicht sagen, daß er eigentliche Ufer hat; sein Bord sind die fast senkrecht in ihn abstürzenden Wände des Bergs, der meist zum schluchtenartigen Kessel geworden scheint, um die dunkelgrüne Woge des See's in seine Arme zu nehmen. Nur wenige Stunden des Tags trifft der sonnige Strahl die feuchte Fläche; sonst ruht sie in schweigendem Schatten, selbst lautlos, unbewegt. Und wenn wir am Abhange allmälig hinabsteigen, finden wir erst, wo der See sich zugespitzt hat, eine kleine grüne Matte angelegt, aber keinen Bach, keinen Zufluß, der uns die stets gleiche Masse dieser tiefen Gewässer erklärte. Weit aber fällt aus ihm am nordwestlichen Gube ein Bächlein, das über Bergplatten hinab das weitere Thal sucht. Dies ist der kleine fischreiche Egel- oder Nageliee, etwa 600 Schritte lang, der noch die Besonderheit hat, daß er nie zufriert. Es ist eine gar heimliche, reizende Stelle, dieser See zwischen den hohen umbuschten Wänden; er schaut mit dunkelm Auge heraus zu uns; kein Laut unterbricht die Stille, die um und über ihn verbreitet ist; nicht der scheue Fuß eines Wildes raschelt durch die Gebräuche, nicht der Ton eines Vogels erinnert uns, daß wir nicht allein sind. In diesem Lande gehört zu der Schlag einer Nachtigal, das Schwirren einer Lerche zu den Seltenheiten und hier könnte man wol stundenlang träumen, ohne gestört zu werden. Aber doch ist es ein friedlicher, recht heiterer Traum, der uns hier im engen, stillen Raume umfängt; der strenge Gliederbau des Bergs, die einsame Schlucht, in die sich die dunkelschimmernde und doch so klare Flut geschmeidig schmiegt, sie sind gemildert von der lebendig grünen Umgebung der Vegetation, von dem frischen Blumenschmucke des Bodens. Und wenn wir dann wieder von der schattigen Tiefe emporsteigen auf das kleine Plateau des Gebirgsrückens, so genügen einige hundert Schritte, um uns der wilden Schlucht zu entziehen und das freundliche Landgemälde fruchtbaren bewohnten Landes, Städtchen und Dörfer, wellige Höhenzüge und anmuthige Thäler in ruhigem Sonnenlichte vor unserm entzückten Auge ausbreiten. Im Nordwesten leuchten die noch schneebedeckten Häupter des Schwarzwalds, Belchen und Feldberg herüber — der lange Winter hat sie des schneeigen Mantels noch nicht entkleidet; im Süden aber schließt die Kette der Hochgebirge die Aussicht; der Blick trägt fast bis an den Fuß der Berge Unterwaldens, die in der nachmittägigen Beleuchtung wie eine ungeheure Schneemauer aus dem Thale aufzusteigen scheinen, während westlich die silberglänzenden Riesen des Berner Oberlands, Jungfrau, Mönch und Eiger herüberglänzen und selbst das fernere Finsteraarhorn seinen dunkeln Schatten gemildert hat.

Folge mir der Leser zu einer andern Scenerie. Es ist Hochsommer. Der Weg, den wir zurücklegen, wurde zu jeder andern Zeit des Jahres für uns wenigstens ungangbar sein. Vom alten Kloster Disentis dem Mittelrhein entgegen steigen wir zur Paßhöhe am Uemo. Zwischen wenig bekannten, theilweise ungenannten Gipfeln dehnt sich ein meist ödes, unwirthliches Hochplateau aus. Wir sind in dem Gebirgszuge, der vom Lukmanier zum St.-Gotthard streicht. Hier hat die Natur selbst seine strenge Wasserscheide abgegrenzt. Der Regen, der abschmelzende Schnee und Gletscher schicken ihre Gewässer dem Rhein und dem Tessin zu. Eine Menge kleiner Seen liegen zwischen den rauhen Trümmern gewaltiger Zerstörungen, die einst in dieser Region gehaust. Um einige hat sich ein grüner Alpenrasenteppich herangezogen; andere liegen mit kahlen, baumlosen Ufern zwischen den grauen Felswänden, die sich in ihren stillen kalten Fluten spiegeln. Darüber ins schauen schneebedeckte Berghäupter, breite Kämme herab in die schweigende Einsamkeit einer großartigen, aber in ihrer finstern Zerrissenheit, in ihrer wilden Oede das Gemüth erkältenden, fast erdrückenden Umgebungen. Diese Endlosigkeit gewaltiger Bergmassen, mit grauen von der Verwitterung der Jahrtausende zernagten Flanken, diese erstarrten Gletscher, der weiße Schneemantel, die dürftige Vegetation zwischen dem Trümmergerölle, der Mangel menschlicher, wohnlicher Spuren, sie fallen wie ein Alp auf die Seele des einsamen Wanderers; sie staunt über diese wilde Erhabenheit, aber sie fühlt sich auch beengt, erkrankt mitten in einer Natur, die ohne heitern Gegensatz die ganze Macht ihrer finstern Seite walten läßt. Da ist der kleine dunkle Bergsee auch „ein Auge des Gebirgs", aber ein kaltes, tief eingrabenes, glänzendes, das nur zum zweiten male uns entgegenlacht, was uns schon mit finsterer Majestät umfangen. Ein Reiz ist dies auch; und auf einem schwarzen Steinblocke sitzend mögen wir uns auch in diese Welt ungewohnter Eindrücke versenken und den einzigen

Natürlich der schaffenden und erhaltenden und wie verschiedenen Natur nachsinnen; aber wir fühlen die Brust doch erst weiter gehoben und das Blut lebendiger in den Adern kreisen, wenn wir den rauhen Bergpfad hinter uns haben und die Sonne wieder über ein lachendes, lebendbelebtes Alpengelände herabblickt. Da vor uns schon wieder ein klarer blaugrüner See entgegen, aber größer und freundlicher. Auch 6000 Fuß über dem Meere gelegen, haben sich die Ufer des Natersees mit frischem Weidegrün umgeben, üppige Büsche spiegeln in der Flur; gewaltige Fichten und Tannen mögen sich mit ihren oft tiefgefärbten Kronen in der Luft. Da findet das Auge einen wohlthuenden Ruhepunkt zwischen den grauen Hörnern der Bergriesen, den Gattern des Mons Fungie und Piotone, welche die lachende Vierwald nur reicher und grüner erscheinen lassen. Wie eine trauende Schale liegt der See in grüner Umarmung. Wir wandern am Ufer entlang. Der heiße Sonnenstrahl kühlt sich in der frischen Luft; die Welt der Gletscher scheint ihre erfrischende Kühle herüberzusenden. Stille Alphütten winken zu sehr bescheidener Labe. Und auch dem Grün strecken die Riesen der Bergwelt ihre bunten Häupter und locken die Hand zum Pflücken. Hier sind die grauen Berge nur die Rahmen der freundlichen Schönheit einer abgeschlossenen malerischen Alpennatur, die Seele erquickt sich an dem Wechsel des Erhabenen und Lieblichen und das Auge schweift befriedigt von dem nebelumgrauten Berge zu der stillen Größe der fernen Berge, die am Rande des Himmels sich heben und abschließen. Wir stehen an der Grenze Weltlandes. Noch umfängt uns der Zauber des Hochgebirgs; da treten wir hinaus auf der engen Thalstadt, in welche der grüne Alpensee seine Fluten gedrängt hat und unter andern Augen öffnet sich Oberitalien, das Thal des Inns, das uns mit seinen Kindern und Liedern an Inntal mahnt. Und zur Seite stürzt das stille Gewässer des Sees, zum rauschenden Bache gewachsen, schäumend und brausend über den rauhen Absatz der Felsriffe des Gebirgs über glattgewaschene Felsen in Tonnergetöse hinab in die Tiefe, um endlich mit der großen Schwesterwelle des Inns sich zu mischen.

Aber wir haben den mannichfaltigen Charakter der Seen noch lange nicht erschöpft. Wie viele liegen unbekannt und ungenannt auf den kleinen Hochebenen, in den Schluchten des Hochgebirgs! Manche vielleicht hat noch kein Auge erblickt oder nur zufällig der kühne Jäger entdeckt, um sie dann lange nicht mehr zu sehen. Der ewige Schnee der Höhen, die Gletscher sind ihre Grenzen und Ränder im hohen Sommer. Zwischen Eis und Schnee eingegraben, werden sie unter frühen Winterfällen leicht wieder zu Eis, das ihre Becken bis auf den Grund in einen Schacht kalten Krystalls macht. Der Ufer belebt und sucht kein Thier; kein Strauch, keine Blume kann es schmücken. Wieder andere dieser kleinen einsamen Bergseen sind wenig mehr als moorige Wasser und das Dürftige ihres Anblicks, das Unheimliche ihrer Umgebung hat die Sprache des Volks wiedergegeben oder mit einer grauen Sage verbunden und so einen „Moorsee", einen „todten See" oder einen „Hexensee" erhalten. Wenn der Winter nicht alles Leben zur Ruhe gebracht, sind ein paar Enten oder Wasserhühner die ungestörten Bewohner des trüben Elements. Wie der Kreisner den See von Pelves „Blood powers", den dunklen, weißen See nennt, so könnte man manche dieser einsamen Wasserbecken des Gebirgs dunkle, schwarze Seen nennen. Mehr leben gnügt sich schon an die Seen auf jener Hochfläche, die auf dem Rücken hoher Gebirgspässe oder im Mittelland der Alpen liegen. In der sich in ihrer Nähe das Hochgras angebaut, der erfrischende Zufluchtsort nach schwerer, öder Wanderung. Der Senne hat sich seine einfache Hütte und das schützende Dach für sein Vieh an den grünen Ufern errichtet; und noch ganz andere Wanderer ziehen auf ihrem weiten Zuge in wärmere Länder an der grünen Woge, die Segler der Luft, die oft tagelang auf den günstigen Wind warten, der sie über das hohe Alpenjoch dem schönern Süden zuführe. Einen solchen Alpensee habe ich vor Kurzem auf dem Natersee der Vierwald. Ich kannte ihn aber noch mittheilen zu einer ganz andern Art von Seen, deren Natur unmittelbar der Gletscher ist, die Mutter die Sonne, die dem harten Eis die saftige Wage abgelockt hat. Ihre Ufer sind Eis, ihre schwimmenden Inseln sind Eis. Inseln machen sie sich auch dem tiefern bewohnten Thale bemerklich, wenn das mahlende Element ihres Bettes sich einen Ausgang gegraben und hinabstürzt in die untere Region. Aber der heiße Sonnenstrahl füllt sie wieder, um sie nach einiger Zeit vielleicht abermals in der Tiefe erscheinen zu lassen.

Und nun welcher Sprung von dem „Gletscher see" hinab zu dem See im Kranz der Wälder oder gar zu dem weiten offenen Becken am Fuße der Alpen, den Mittelpunkten der reichen Vegetation, des lebendbewegten Verkehrs und der

thätigsten Industrie der schaffenden Menschenhand!

Wie viel fehlt noch, um unser Bild zu ergänzen, zu vervollständigen!

(Ein zweiter Artikel: Die großen Seen, demnächst.)

Berliner Briefe.

XI.

— — Wenn ich, meine Rückschau fortsetzend, damit beginne, daß Flora und Pomona bei uns ihren 34. Geburtstag am 22. Juni feierten, so schütteln Sie ungläubig den Kopf und meinen: „Diese Damen hatten mindestens den Vorzug, außer Raum und Zeit zu leben.“

Aber ich muß dabei bleiben, daß die himmlischen Jungfrauen bei uns erst seit 34 Jahren die Huldigungen ihrer Verehrer annehmen, denn solange ist es her, daß man ihnen hier einen Altar gebaut und die Akademie alljährlich zu ihrem Tempel umgestaltet hat.

Diesmal hat man aber die königliche Reitbahn in der Breiten Straße dazu erwählt. Ich fühlte mich im Reiche der Göttin verletzt, aber der Localwechsel schlug doch zu ihren Gunsten aus, denn der erste Blick zeigte uns einen Zaubergarten, wie wir ihn noch nie zuvor erblickt — mehr als ein Armida ward hier gehäkelt.

Die ordnenden Geister dieser Blumenwelt waren Herr Kunstgärtner Rennenkamp und Inspector Hennig.

Ein Monstre-Blumenkorb von Umrath aus Leipzig mit künstlichen Blumen stand, einem ausgepumpten Portier nicht unähnlich, am Eingange. Obwol ein Prachtstück für sich, das auf der pariser Ausstellung unter seines Gleichen den Preis gewonnen, erschien er hier nur wie ein fremder Eindringling; man wandte sich von ihm zu den lebens- und duftathmenden Kindern Flora's.

Ein zierlicher Palmenhain überschattete mit seinem hohen Laubdach eine Fülle herrlicher Blattpflanzen, den Zauber des Südens und seine üppige Vegetation vor uns ausbreitend. Die Wunderwelt der Aeroiden und Orchideen, die den leichtbeschwingten Schmetterlingen in Form und Farbenglanz so ähnlich, lockte uns weiter zu den Blumenterrassen. Wer zählt die Blumenvölker, nennt die Namen, die gastlich dort beisammen waren?

Neben den Blumen waren natürlich auch Früchte und Gemüse überreich vertreten; und selbst die ursprüngliche Poesie der letztern schien an diesen Prachtexemplaren keinen Antheil zu haben. Monstre-Erdbeeren, Pfirsiche, Weintrauben, Melonen, Blumenkohl, Gurken, Artischocken und Bohnen — welche Tantalusqualen für einen Gourmand, der nur den würzigen Duft einschlürfen konnte!

Neben Gentleman's Naturfreuden mußte auch der Künstler sein specielles Vergnügen sich zu bereiten. Ein Wasserfall bei Treptow entwickelte durch künstlerische Ausschmückung einen wahrhaft italienischen Zauber. Zu Pferde, zu Wagen, zu Fuß, per Dreirad und Omnibus strömte die schaulustige Menge hinaus. Da lag sie, nicht auf dem stolzen Adriameere die buntbewimpelte und umkränzte Freudenflotte, sondern auf der Spree, die freilich im Hochgefühl des Stolzes Wellen zu schlagen versuchte. Die derben Ruderleute, durch weiße Hemdärmel und rothe Bänder in Gondolieri verwandelt, sangen zwar keine venetianischen Fischerlieder, vervollständigten jedoch die Staffage des Bildes. Hundert und aber hundert buntfarbige Ballons, mit denen die Gondeln geschmückt, erglühten bei eintretender Dunkelheit und leuchteten wie Feuerblumen von dem Wasserspiegel zauberhaft herüber, dazu erscholl Musik und Gesang, es war ein echtes Sommerfest, leider aber das einzig gelungene, denn alle Wiederholungen mißglückten in traurigster Weise durch Sturm und Regen.

Unter den vielen entzückend interessanten Persönlichkeiten, die hier durchgeflogen, hebe ich den Grafen d'Orsay, de Lautare hervor, den bekannten Maler der Wüste und Nilquellsucher.

Sie wissen, daß die Lage der Nilquellen von jeher ein Streitpunkt unter den Geographen gewesen und daß Bruce's Behauptung, die Quellen des Nil in der Provinz Gojam in Abessinien im November 1770 gefunden zu haben, längst widerlegt worden ist. D'Anville und andere Geographen der neuern Zeit meinten, daß der Nil entschieden in den abyssinischen Gebirgen und zwar aus drei Sumpfquellen entspringe; auch dies ist nur eine bestrittene Vermuthung geblieben. Kurz, der Vater der Ströme hat seinen Ursprung der gelehrten Welt noch nicht verrathen und läßt immer wieder von neuem die räthselhafte Sphinx behagen, die man launig zu seinem Attribute gemacht hat; denn die weiße und blaue Quelle des Mondgebirgs genügt seiner Vaterschaft nicht. In unserer erforschungsreichen Zeit wird natürlich auch diese Frage von neuem vor das Forum der Wissenschaft gezogen und zwar ist es interessant zu erfahren, daß es ganz speciell auf Anregung des Said-Pascha, Vicekönigs von Aegypten geschieht. Said-Pascha und sein Bruder, Halim-

Reiche, welche ihrer größten Ausdehnung europäischen Heeren verdanken, haben stets; sowie vor Jahren Mohammed Ali, eine Expedition zur Eroberung des Nilquellen angeordnet. Jene Expeditionen im Jahre 1839 und 1840—41 mißglückten, weil sie mit ihren großen Anstrengungen nur bis zu 7½ Grad nördl. Br. gelangen konnten. Im Herbst 1846 suchte der katholische Missionär Knoblecher aus München ebenso vergeblich nach den Ursprungsquellen, desgleichen sein Gefährte P. Pinno 1850, obgleich er bis fast zum Aequator gelangte, aber auch nur eine Spur der vermeintlichen Binnenseen zu gewahren, noch vermuthen ließ, daß dieselbe tiefer innerhalb vom Aequator zu suchen sei. Nachdem Said-Pascha's erneute Aufforderung das Interesse, das Jahrtausende der Monarchen mächtigen Reiche sowie der gebildeten Welt überhaupt unausbleiblich beschäftigt hat, von neuem mach rief, meldete sich Chef d'Escadre de Tastes als Oberhaupt der auf des Paschas Kosten auszuführenden Expedition. Nach Annahme seiner Person vermittelte er einen Verkehr von noch zehn wissenschaftlich gebildeten Männern, sowohl Franzosen, Engländern als Deutschen. Nachdem die Vorbereitungen fast gänzlich vollendet und Said-Pascha sich von seinem Vorhaben Said die Staatsherrschaft Nubiens und der oberen Nilländer hauptsächlich darum erbeten hat, um in die entfernten Theile des ägyptischen Staats die Gesetze zu tragen und die Steuerpflichten durch seine Macht und Autorität zu sichern, so ist es fast nicht mehr zu bezweifeln, daß dieselbe zu glücklichen Resultaten führen dürfte, da so begünstigende Umstände selten zusammengetroffen sind.

Wir begrüßen dem gelungenen Ende der Expedition bei einer unserer größten Autoritäten.

Es scheint, als hätte es kaum die Chronik der vierziger Jahre überschritten. Seine jahrelange Anhänglichkeit als Marineoffizier in den verschiedensten Theilen des Orients hat ihm praktische Erfahrung eingebracht und ihn mit den heutigen Sprachen sowie mit dem Volkscharakter vertraut gemacht. Sein Plan ist, mit einem Corps von 200 auserwählten Leuten bis zum 6. Grad nördl. Br. den Nil aufwärts zu gehen, dann aber so weit zu Lande so weit als möglich die Forschung auszudehnen. Der ehemalige europäische Erzieher des Prinzlings Said-Pascha, Herr Koenig, der als Journalreisender an der Seite seines Zöglings reisen ist, hat den Plan zur Expedition aufgenommen und trägt Sorge, daß der Chef des Pascha nicht erlahme.

Schon im August gedachte Chef d'Escadre Europa zu verlassen und im September, wo er mit allen Vorbereitungen in Aegypten zum Abschluß gekommen zu sein hofft, soll es sein großes Unternehmen beginnen. Nebenbei versprach der lebensfrische Mann eine fast allerlei Kostbarkeiten wissenschaftlicher Sammlungen aus dem Thier-, Stein- und Kunstreich — was uns bis jetzt zu viel bekannte. Endlich ist nicht zu vergessen, daß ihm in den erwählten Begleitern ausgezeichnete Kräfte zugetheilt sind, Maler, Zeichner, Photographen und Techniker aller Art sind wohl bedacht, einander die Hände zu reichen, um Ungewöhnliches zu leisten. Viele Probleme kann also möglicherweise im 19. Jahrhundert zur Lösung kommen.

Ein gewiß, daß man hier am Geburtstage Leibnitzens anregte, schrieb und treiben bekannt sein zu sehen.

Ob damit jenen, von Leibnitz unserem deutschen Vaterlande angeregten wichtigen Plan der Aufstellung einer allgemeinen Charakterschrift, einer philosophischen Universalsprache (Pasigraphie)

Wir tritt uns der Begriff der Unsterblichkeit des Werkes näher als in den Werken und Gedanken großer Menschen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert unvergessen ihren belebenden Einfluß ausüben. So war der Jahrestag des großen Leibnitz in Wahrheit ein Festtag für die Lebenden und erfüllte mit heiliger Verehrung die ganze Versammlung, der seinem Angedenken huldigte.

Professor Trendelenburg hielt die Rede und einen Vortrag über Leibnitzens System[illegible] [illegible] [illegible] [

geben läßt. Wir müßten zuerst ein vollständiges Syſtem von Begriffen haben, in welchem jedem Begriffe ſein Werth (wie bei den Zahlen und Noten) genau durch ſeine Stelle gebührt wäre. Daß Engländer, Franzoſen und Deutſche nachmals ebenſo vergeblich der Realiſation dieſer großen weltvereinigenden Idee der Ausdrucksweiſe aller Völker nachgeforſcht, iſt bekannt. Vor zwei Jahren war hier ein Franzoſe mit neuen derartigen Combinationen auf und meinte ſchon das Problem auf muſikaliſchem Wege gelöſt zu haben, doch waren es nur dürftige Verſuche, dieſen großen Gedanken zu verwirklichen.

Der Vortrag Trendelenburg's gab uns viele intereſſante Details, aus welchen hervorging, wie Leibniz ſein ganzes Leben hindurch an dieſer Idee, wie an der einer ſpeciellen Religionsvereinigung, einer erhabenen philoſophiſchen Anſchauung und Erkenntniß Gottes, der wir leider jetzt ferner als je ſtehen, da ſich eine Partei fort und fort bemüht, das Banner der Intoleranz und des Obſcurantismus aufzuheben, gearbeitet hat, beide Entwürfe aber zu ſeinem Abſchluß hatte bringen können und ſie nur als ein Vermächtniß der Wiſſenſchaft ihren Jüngern in kommenden Jahrhunderten hinterlaſſen mußte. Eingehend in dieſes geiſtige Leben, gab Profeſſor Trendelenburg mehrfach intereſſante Daten der Forſchung auf dieſem Felde aus der neueſten Zeit ſowie die noch unbekannt gebliebenen „Vorſchläge" zu einer mathematiſchen Sprachlehre im leibnitziſchen Geiſte nach Kantſchen Principien. Zu einer Löſung des großen Problems kam es natürlich nicht — aber der Vortrag erfüllte Jeden von neuem mit der wärmſten Bewunderung für einen Mann von ſo eminenten Geiſtesgaben und mit Stolz, einen ſolchen Mann den Unſrigen nennen zu dürfen, da er, als die Akademie hier gegründet wurde, ihr erſter Präſident war.

Ehe ich mich den intereſſanten Perſönlichkeiten zuwende, die ſich in neueſter Zeit hier bewegt haben und noch bewegen, muß ich noch eines jungen Mannes, Dr. Julius Oppert, erwähnen, der ein Mitglied der franzöſiſchen Expedition iſt, die nach Babylon ging und mehre Jahre daſelbſt die intereſſanteſten Localitäten altaſſyriſcher Kunſt und Cultur aufſucht. Leider ging eine ganze Schiffsladung dieſer Schätze und noch dazu durch Mancune — unter! Ob gehört der warme Eifer und das ſpecielle Intereſſe, das nach dem Tode des Miniſter Fortoul jetzt der Kaiſer Napoleon ſelbſt an dieſen Forſchungen nimmt, dazu, um in dieſen mühſeligen Forſchungen nicht zu erkalten. Man hofft auch, in Bezug auf die bibliſchen Berichte neue Entdeckungen zu machen. Die meiſten der gefundenen Schriftſtücke finden ſich auf Ziegelſteinen; die Schrift iſt im weichen Zuſtande mit dem Griffel hineingeſchrieben, dann iſt der Stein gebrannt worden und hat ſich ſo trefflich erhalten. Dr. Oppert's Aufenthalt hat ſpeciell wiſſenſchaftliche Zwecke, die er im Auftrage der franzöſiſchen Regierung hier verfolgt. Er hat ſich mit unſern Alterthumsforſchern des Rechts ſowol wie der Kunſt und jeder Gelehrſamkeit in Verbindung geſetzt. Natürlich bildet in dieſer der Verkehr mit A. von Humboldt immer die Spitze. Die geiſtige Klarheit und ungeſchwächte Kraft, mit der der edle Greis noch ſeiner 86 Jahre auf Alles eingeht, das von tiefem Intereſſe iſt, erregt immer von neuem die Bewunderung der ihn Beſuchenden.

— — Daß die Winterſonne in Wahrheit Kunſtblüten gereift, davon legen faſt alle Ateliers unſerer bedeutenden Bildhauer Zeugniß ab und ich weiß in Wahrheit nicht, in welches ich Sie zuerſt führen ſoll, denn überall findet der Kunſtfreund eine belehrende Schauſtellung ſchöner Werke.

Der Pietät gemäß führe ich Sie zuerſt zu unſerm Altmeiſter Rauch.

Seine Meiſtergruppe iſt im Gypsguß vollendet und erwartet nur den Marmorblock aus Carrara, um in noch edlerem Material zu erſcheinen.

Bekanntlich empfing Rauch die Aufgabe vom König, Moſes in dem Momente des Gebets darzuſtellen, wie es nach dem II. Buch Moſis 17, Vers 10 und 11 heißt: „Und Joſua that, wie ihm Moſis ſagte, daß er wider Amalek ſtritte. Moſis aber und Aron und Hur gingen auf die Spitze des Hügels und wenn Moſis ſeine Hände emporhielt, ſiegte Amalek." Die Gruppe, für die Friedenskirche zu Potsdam beſtimmt, ſollte die Macht des Gebets perſonificiren.

Wie groß und ſchön unſer Meiſter dieſen Vorwurf aufgefaßt, wie einfach, erhaben und klar, davon legt die innerſte Befriedigung des Beſchauers Zeugniß ab. Moſes, in der Blüte der Manneskraft, mit begeiſtert emporblickendem Angeſicht, ſteht auf dem Hügel. Die mächtigen Arme hoch emporhaltend, ſieht er gleichſam den Sieg ſeines Volks vom Himmel herab. Ihm zur Rechten iſt ſein Neffe Hur, ein junger Krieger mit dem Schwert umgürtet, er blickt mit Spannung und Sehnſucht hinab ins Thal zu den Kämpfenden, es wäre ihm da unten wohler als hier oben, die mühſame Stütze für den Arm des Moſis zu ſein. Den alten

Kern schaut halb fragend, halb abwehrend den zum begeisterten Bruder an, dessen linken Arm er mit der ganzen Ausdruck der Verlegenheit, ihre Verwirrung und Angst, ihre Verwunderung. Alles verrät gewaltig den erhabenen Moment und ruft ihn vor unsern Augen ins Leben.

Und ob der Mann, der begeistert spricht,
Den Herrn Verheißung neuem Heil gebiert,
Den Geist mit seinem Wunderlicht erleuchtet
Und seinen Schmerz zusammen hält verwirrt:
Ob ob der Mann, gläubig im Herzen,
Der, wie er seine Arme hoch erhebt,
Schon Flügel wachsen zu verspüren,
Durch die Gluten der Sieg vom Himmel gießt:
Gleichwohl weint in der Menschen Herz
Über die Prüfung ihre Ratlosigkeit.
Daß er vom Leben weiter hat verwaist,
Daß er ein armes Weinen und Klagen
Ohne Trost in seinem Herzen weiß:
Trotz seiner Weisheit gramgebeugt schweigt.

Unser zweite Gruppe führt uns in Raabe's Atelier ein, wie es sich an der von Königsberg in Preußen bekannten Statue Kant's befindet — ein großer Mann verhilft hier dem andern zu seinem Unsterblichkeit — die größere hat jener die seine errungen. Der Meister Rietschel, schwankend, ob für das Treppenhaus im herrlichen Schloß des Prinzen von Preußen schlanke Gestalt, ernsten Kopf und Weltweisheit oder der Neigung einer leicht wandelnden schönen andgeschaffen zu werden. Die Überlegung wandelnden Frauen, Knaben und Sing auch — die Aufgabe ist so Begriff sich den Vorbeiflug auch Hauptes zu sehen, wenn sie den Arm erheben — ist es die englische Schwester von der Linken. Auch eine auf einem Kissen ruhende, wundervoll gearbeitete Bücher des Kantes Metaphysik dient vollendet zu

Ich das Neue Museum noch nicht noch sich seiner Vollendung naht, sahen wir in seine Räume, wo zwei, acht Zoll hohe Figuren auf dem Tisch aufgestellt waren und von denen die linke der zwei Gestalten von dem Bildhauer Bläser schon im September 1855 an Ihrenmodell fertig war, um zum Zuschuß zu gelangen. Die schönen Kunstwerke werden leider durch ihren zu hohen Standpunkt dem Gesichtskreis zu sehr entrückt, daher es gut ist, wenigstens einige erläuternde Worte dem aufmerksamen Beschauer zuvorher zu geben. Der Hauptgedanke, auf dem sie entsprungen war der „wie ein roher Koloß" sie verbinden soll, ist der, das unter dem Schutz des Friedens die Kunst in Preußen emporblüht. Die vier Gestalten sind diesem Aufgabe analog: die Borussia, der Friede, die Kunst und das Glück. Glück und Kunst kommen auf der beiden Ecken des Kranzpiedes, die Borussia etwas hinterwärts inmitten beiden. Der Friede ist entgegengesetzt auf der andern Seite. Die Borussia ist von Bläser im römischen Charakter und faltigem Untergewand, sie hält den Vorderfuß mit der rechten Hand empor, indem die linke den Speer hält, Krone und Reichsapfel schmücken ihr Haupt, der Adler ruht ihr zur Seite, emporschaut des preußischen Wappens. „Der mich rufet." Der Friede ist von Lader; er hat die Palme erhoben und schaut Ruhe. Das Glück, von Schievelbein, steht im faltigen Gewande mit dem Füllhorn vor uns. Die Kunst, von Müller, trägt einen Blätterzweig und lugt sich auf die Hände der Luna von Ephesus als Symbol der Ernährung. Die gewonnen Kunstwerken hören nur die geistigen Nahrung. Das Buch Kant für das Christliche ist von Kiß. Die goldene Inschrift am Kranzfries besagt: „Nemo a patre Deorum omnium magnificentissimo Ring. MDCCCLIX."

Um die Zahl schwebte Borussia, Sieg vom Glück begleitet, zu ihren Füßen Hebe empor, während man noch mit der Mauerung der Grundwände, in welchen auf einen Zeitpfeiler die Bücher der beiden andern Figuren eingelassen werden, beschäftigt ist, dauern sie in nächster Zeit glücklich ihre Plätze einnehmen können. Erst wenn die ganze Aufstellung vollendet, erhalten bleiben den sinnbildlichen Anblick, um, wie man sagt, spätesten noch vergoldet zu werden, muß unserer Ansicht nach schwerlich einen Schönheit förderlich sein können.

Die Aufstellung der Säulen des großen Portals vor dem Museum ist bis an einem Ende vollendet. Es bleibt aber immer bedauerlich, daß hier ein Museum hinter dem andern steht und eins dem andern zum Nachtheil gereicht.

In dem Bläser'schen Atelier sahen wir ein Modell, hoch und imposant schön. Die allegorische Darstellung eines Jahreswechsels in Gestalt eines bekränzten Greises mit einem Jüngling, das Gestalt der Zukunft schwebend, kühn und jugendlich, das Haupt voll wallender Locken mit Sehen gekrönt — das Gesicht der Vergangenheit eine Sterbende — das Jahr ist erblühen, sein Haupt ist von Blumenflechten umschlungen. Die ganze Gestalt schwebt über dem Erdball, der von Thierkreis umgeben ist, mit der Spitze des rechten Fußes mit er in den vollen Mond auf das Zeichen des Wassermanns. Hogiard

Schale mit der Schlange hält er in seiner Rechten, während das Füllhorn ihm zu seinen Füßen ruht. Die schöne allegorische Gruppe soll in Marmor ausgeführt werden. Pilotti's Atelier bietet noch manches Interessante dar, so die Gastfreundschaft, eine hohe weibliche Gestalt, eine Schale in der rechten Hand begrüßend emporhaltend, während die linke zum „häuslichen Herde" einladet. Die Ausführung wird in Marmor sein und ist von Herrn Joseph Lamort, dem Besitzer der „Kölnischen Zeitung", bestellt. Auch die Originalbüste des amerikanischen Malers Lange, während seines hiesigen Aufenthalts von Pilotti modellirt, ist vortrefflich. Pilotti hat augenscheinlich viel poetische Auffassung. Sein Jahreswechsel, eine Gastfreundschaft, sein Christus als Kinderfreund sind Leistungen in Lapidarschrift.

Und nun zur Gründung — „bei der Hyp'" — nach der freien Devise: „Berlin hat seine Kinderhaare nicht!" Die Wasserleitung vom Pichelsberg, Kanalisirung nach Berieselungsfeldern, Schwemmsiele und Hammelställe durch Engländer eingerichtet, ist endlich ins Leben getreten! Das große Wasserreservoir befindet sich am Stralauer Thor und weil der Raum weich ist es, hält es zu schieben. Vor einigen Tagen riefelten die berühmten Sagenreichen berliner Kinderhaare, aus ihrer Jugendzeit schon weil als Lieferung der gesunden Gesundheit bekannt, wie kleine Bergwasser in voller wie goldener Klarheit! Diese Erscheinung war so neu, daß man an vielen Büdelein Manch manche saucere Gesichter sehen sah, die dem Wunder nachsinnten, ja, ein Gastwirth ging so weit auszurufen: „Ob schon jetzt nur noch die Heerden, um zu angeln!"

(Der zweite Theil folgt.)

Anregungen.

Die Aufgabe der Naturwissenschaften für die Zukunft.

Der Mensch braucht auch den Mitmensch, den er Menschen nennt suchen, nur um zu sehen ob Schlimmes? Niemand kennt die Gesundheit und sagt daß Gott für sie Ehrenden Lohne sei, der sich nur aus dem rechten Menschen verschiedenen Mißbrauch schützen vermöchte.

Da ist es auch mit den Naturwissenschaften zu erwarten.

Sie lehren und die Naturkräfte, die Naturschätze und Naturgesetze nicht blos theoretisch erkennen, sondern auch praktisch zu den menschlichen Zwecken und Nutzen benutzen. Sind für uns aber erwarten wirklich wollen, daß sie leidenschaftlichen, materialistisch gesinnten Menschen weisen Zeit nicht Hülfsmittel bieten und verschaffen wollen zu den Zwecken?

Weil die Naturwissenschaften das materielle Wohlergehen der Völker steigern, — darf man sie darum anklagen, daß sie die Völker lehren, den Rauch allein zu ihrem Gott zu machen?

Gewiß nicht, und wir können daher einem neuen Vorschlage der Naturwissenschaften, W. Siemens, Professor der Chemie an der königlich polytechnischen Schule zu Dresden, nur beistimmen, wenn derselbe in seiner angeführt gehaltenen Rede „Die Naturwissenschaften in ihren Beziehungen zu den materiellen und geistigen Interessen der Menschheit" (Dresden, Schönfeld 1874), ausspricht, daß die Naturwissenschaften, richtig angewendet, nicht nur die Menschheit nicht, wie man ihnen vorgeworfen, herabziehen, sondern sogar die sittliche Veredelung und religiöse Erhebung unserm Volke fördern.

Der Verfasser geht von dem Satze aus, daß nur materielle Wohlergehen die Grundlage ist, auf welcher die sittliche Veredelung wie die geistige Erhebung des Menschen ruht. Der Hungrige, sagt er, beherrscht nur ein Gefühl, das Gefühl des Hungers; Kälte in seinen Gliedern oder nackt ihn, kann empfindlich peinigen. Ihm wächst die Sorge für die Befriedigung des halb unbefriedigten Bedürfnisses, so ist es nicht zu Grunde. Ich weiß über das Thier zu erheben, wenn es ist war, es lebt zum Theil in ähnlichen Verhältnissen, bekommen seine Handlungen Art wenn die Bedürfnisse des Körpers eine wenig drückende Befriedigung erfahren haben. Ist der Mensch gesinnet, seine niederen Eigenschaften, welche ihn mit über das Thier erheben, zu entfalten, ist höhere Triebe zu verwerfen, so seines geistigen und geistigen Fähigkeiten zu arbeiten. „Das materielle Wohl erhebt die Völker zu Ehren, betrachten als wichtige Aufgaben für ihre erste Aufgabe, weil es nicht Selbstzweck, sondern Mittel zu einem höheren Zweck ist."

Von diesem Gesichtspunkte aus will der Verfasser vornehmlich Bildung und Industrie als die wichtigen Ziele, auf denen das Gebäude der sittlichen Bildung ruht, mit Hülfe der Naturwissenschaften gefördert wissen.

Seiner Aufgabe scheint auch Ihn kann, mit gegebenen Mitteln möglichst viel zu leisten, und diese Aufgabe können sie nur erfüllen mit Hülfe der Naturwissenschaften, welche denen Fortschritte und Industrie zu danken haben. „Wenn die Technik und die Industrie gesetzlich wissenschaftlich gebildet sind, so werden sie nicht blos die Mittel zu machen suchen, sie werden auch zur Erfüllung der Aufgaben

in ihre Sphäre hinabsteigt zu können zu Grunde [illegible]" Physik, Chemie und Mineralogie sind die [illegible] naturwissenschaftlichen Disziplinen, welche allein den Ackerbau und die Industrie bisher wesentlich und direkt unterstützt haben. Der Landwirth hat es vorzüglich mit der Chemie zu thun, der Mineralogie dient hauptsächlich nur dem Bergbau, Physik und Chemie aber betrachten die übrigen Zweige der Industrie. Die wichtigste Aufgabe der Naturwissenschaften in der Zukunft fällt, nach dem Verfasser, der Chemie und Physiologie zu und besteht in einer umfassenden Erörterung aller der menschlichen Ernährung betreffenden Verhältnisse. Dahin gehört der Ernährungsprozeß selbst, die Produktion der Nahrungs- und Pflanzennahrung und die Erhaltung der Pflanze, d. h. die Produktion von thierischer Nahrung und Mineraldünger. „Es kann und wird aber Jahrtausende dauern, bevor diese Resultate recht praktisch zu machen, die Produktion der Industrie zu steigern, durch Benutzung mechanischer Hülfsmittel die Handarbeit mehr Grenzen zu vermindern. Aber auch so ist es aber auch, daß in allen Fällen die Naturwissenschaften dem Staat und Volke keine andere Aufgabe hat als die, menschliche Nahrung zu produziren."

Der Verfasser widerlegt gründlich Diejenigen, welche den Satz vertreten können, der Zucker ist auch ein Nahrungsmittel, und wenn durch Rüben und Anbau des Landwirth sich eine bessere Gelegenheit zu Absatz seiner Produkte, so sei dies eine Verbesserung der Nationalwohlstand und es könne daher Niemand zu sehr empfohlen werden. „Der Gesammtheit ist allerdings, so gut wie der Industrie, der Absatz möglichst Vortheil von seinem Gewerbe zu ziehen suchen, aber es muß ihm nur durch vermehrte Produktion erlangen, nicht durch Produktion von Gütern, deren Gebrauch mit Nachtheilen als bei der Benutzung ist."

Ludwig widerlegt auch die Ansicht, daß Deutschland die ausschließliche Pflicht und Aufgabe habe, die naturwissenschaftlichen Theorien zu praktischen Resultaten zu führen und somit zum Segen und Heil der ganzen Menschheit hier, wo die Naturwissenschaften an der Wiege von Physik und Chemie stehen, aber mit seinem Vorbehalt über die Aufgabe der Naturwissenschaft insbesondere eine so günstige Stellung in der Mitte der Schulen und Lehre gewonnen zu haben.

Die Frauen und die Mystik.

Das Thema haben Verfasserinnen, von denen wir besonders Novellen in diesem Jahrhundert, gelesen, die Romanwelt, das Buch der Gegenwart nicht übersehen hat. Es drängt zu manchen bedenklichen Gedanken, bei mit der deutschen Frauenwelt in einem bedenklichen Konnex steht, aber niemals sind sie in so entschiedener Opposition und Widersetzlichkeit gegen die Wissenschaft in Form gegossen als in dem vorliegenden Buche, in Frauen, gegen die Lehre von der — Orthographie wollen wir gar nicht sprechen, aber von der Harmonie und Musik.

Was will der Bischof Katharina II. von den Leiden, die Ohnmachten der Königin Anna von Frankreich, wenn sie eine Heilige ist, gegen die allgemeine Verehrung einer Tanzgesellschaft sagen, schaute der Jacobus und die Geschichte Gruppe durch eine andersartige Pforte in das Heiligthum sahen? Die Frauen haben nichts so sehr als Selbstvertrauen. Die folgliche und konsequente Heiligsprechung. Wird sie lehren, daß Mut die Schönen und Harmonischen in ruhig bewegten, lieblichen Reihen in sich tragen, sondern da es nicht blos Hülle enthalten soll, Ich sehen. Eine Frau die schon Heilige, Lebensmüdigkeit Ruhe der Seele, in Erinnerungen schwelgen, auf das Wort der Herr

Wenn Du, geliebte Seele,
Dich in die Einsamkeit ganz —

geschaffene, das gestaltet nicht so zu sagen. Eine durch Tugenden, die im ganzen Land eine Lücke schmerzlich lassen." Oder zu sagen, das Schönste

Nachtigall will Liebe singen
Muß sie viele Lieder singen —

nicht ist als eine ganz geschickte Umschreibung — Lockerung des Allgemeinen durch das Besondere.

In dem Kapitel, Licht, geschriebenen Buche „Die Lehre von der Harmonie und Musik der musikalischen Tonleiter. Von Dr. Ernst Kliegsaal" (Barmen, Langewiesche, 1864), heißt man alle Mühe und Schwierigkeiten über diese Dinge gründlich auseinanderzusetzen. Die Grundlage der in Betracht gezogen, die Gesetze der Tonleiter und Musik einer theoretischen Prüfung, wenn der Verfasser verhilft sich zur auf schwierige Entwicklung. Manchmal auch freilich kann schwierig Verhältniß durch die schlechte Wahrheit seiner Darstellung, und in der Kürze der Sprache, die auch ihm im Text im Thema u. s. w. ist sie entschieden haben sollten, bewirkt es dann auch seine Kenntniß der Lösungen — schwere Schwierigkeiten mit der Aufgabe, die Lösung, nicht immer Herr der Sprache und des Stoffes.

Das neue Nobel im Recht.

Mehrere einige Bemerkungen an den Stein des Lyrik und des Epikers an Otto Ludwig's Gedichten um die Frauen eigentlich Herzlichkeit, einzelne Frauengestalten aus Shakespeare bei Tol, die Lieder der Braut und der Jungfrau werden aufgenommen, ist hier am Verbote des Planens, an dem tollen Schlagwort Selbstmord nur neue Gründe zu entdecken, wenn auch nicht in Ludwig's Gedichten, mit Ausnahme Weniger, sind — in Lieder, welche der Persönlichkeit und schwierigen Eigenschaften an einen Dichter nicht menschliches Gefühl verbinden. Das Ganzheit.

Wie ein neues, unbekanntes Land ist Gedichten eine und dem Schauen neues Meer, auf dem

[illegible] Gattin Strauß mit ihren beiden Kindern aufgesucht und bat sie, ihre [illegible] Tochter vom Theater in glänzender Weise [illegible] überreden. Der Kind, über den der Gedanke [illegible], war Clementine bei Gesang, [illegible] die [illegible] Leidenschaft, die der Straußen am Ufer des Plauenschen Grundes, [illegible] reich war an [illegible], auch Theater [illegible]. Trotz langweiliger [illegible] Mühseligkeit, vielfache Entbehrungen, denen [illegible] verfallen, mangelnde [illegible] Kunstgenuß suchen die Begierde des Publikums zum [illegible] Genießen an. Der gute Kind, ungewöhnlich [illegible] und [illegible] Gluth, war im Begriffe [illegible].

Die Schilderungen eines [illegible] „Aus dem Tagebuche" von Karl Meyer (Braun, Braunschweig, 1856), führen uns in die [illegible], welche Leichen ein, durch Wald und Wiesenthäler, an der Hauptstraße [illegible], die meisten aus [illegible] unter zwei Lastenträgern [illegible], in die Höhen der Indianer, die [illegible] Zelte der Mexicaner, durch die Straßen von San Francisco, dem Rubicon der Civilisation. Wie [illegible] gewaltige Pyramiden, die Grabhügel der Könige als Wunder der Welt angestaunt, aber wie klein und nichtig [illegible] gegen die Schöpfungen, welche die Menschen auf seinem Boden in noch nicht [illegible] Jahren vollbracht! Die Ruinen von San Francisco, [illegible] 1787 von Portugiesen erbaut wurden, Missionen [illegible] am Ufer eine [illegible], wenige Meilen [illegible] und auch 1847 [illegible] [illegible] [illegible], unbeschreiblich [illegible] Leben der Hauptstadt [illegible] und bei [illegible] [illegible] [illegible]

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 50.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährig 20 Ngr.

Die Ahnenprobe.

Erzählung von Amelie Bölte.

I.

[illegible]

Mein Urlaub, erzählte Walter Browning, ein englischer Offizier, der lange in Deutschland gelebt hatte, ging zu Ende. Ich hatte meine Zeit gut benutzt und an die Hälfte meiner Ehe die Verwirklichung manches Wunsches geknüpft, der im Buche meines Gedächtnisses lest lange verzeichnet gestanden. Man sagt, daß Alter jeder von den Erinnerungen der Jugend, so habe ich denn als weiser Hausvater die Schätze eingesammelt, die weder Rost noch Motten fressen, und für den Winter meines Lebens sorgfältig eingelegt. Das klingt wie Scherz und mag in meinem Alter dafür gelten; doch liegt oft tiefer Ernst im kindlichen Spiele.

Meine junge Gattin besuchte zum ersten male den Continent. Seit zwei Jahren in die Gesellschaft getreten, welche die Hauptstadt Englands bietet, konnte sie von der Welt noch wie wenig. Aus der Schulstube in das bunte Gewirr des Lebens geworfen, waren die Erfahrungen im Anfang fast überwältigend für sie. Ich führte Mabella darum nicht in große Städte, sondern in einsame Gegenden. Wir besuchten die Normandie und freuten uns an ihren Schlössern und Kathedralen, durchstreiften von da ab das mittlere Frankreich und überlangen endlich den Jura, um die Schweiz mit ihrer reichen, mächtigen Natur ihren ganzen Zauber vor uns entfalten zu lassen.

Welche Tage verlebten wir hier, Tage des Glücks, die so ungetrübt nie wiederkehren können! Ich hatte noch einen Ausflug nach München im Sinne und wollte von dort den Rhein herunterfahren und mich einige Tage in Bonn aufhalten. Mabella sollte den Ort kennen lernen, wo ich einen Theil meiner Jugend verlebt und manche Anknüpfungspunkte zurückgelassen hatte, die mir werth waren. Da kam ein Brief aus der Heimat, der mich mahnte, daß ich nun noch über Tage gebraucht hatte, wo ich noch auf Wochen zählte. So hatte ich denn die Rechnung ohne den Wirth gemacht und erfuhr die Wahrheit meines Sprichwortes: daß die Zeit und die Flut vor den Wünschen der Menschen nicht stillstehen.

Wir waren sieben in Interlaken angekommen und in der Pension Anglaise abgestiegen, als uns diese unwillkommene Botschaft traf. Niedergeschlagen reichte ich Mabella das Schreiben hin. Sie gab es mir heiter zurück und sagte: „Wir schon, daß wir schnell in unser eigenes Haus kommen!“

In das eigene Haus! Jawohl war diese Hoffnung schön, und ich freute mich nun gleichfalls und lächelte mit ihr über die Kürze der Zeit, die wir hier noch zubringen durften. „So ich muß denn wenigstens genießen was wir können“, sagte ich und zog sie mit hinaus in die großartige Natur. Der Morgen war köstlich, die Luft so rein, am Himmel kaum ein Wölkchen. Wir gingen bis an den Brienzersee. Als wir auf manchem Umweg zurückkehrten, war es Mittag geworden und die Gesellschaft hatte sich bereits zu

Leiche gleicht. Im Hofe stand ein großer, noch bespannter Reisewagen, eine in jetziger Zeit schon seltenere Erscheinung. Es mußten Gäste von Bedeutung angekommen sein, das bewies das unruhige Hin- und Herrennen der Dienerschaft. Kaum hatten wir unsere Plätze an der allgemeinen Tafel eingenommen, so trat eine Dame im Reisekostüme herein, mit einem Kinde an der Hand, denen ein Herr folgte, dessen Züge mir seltsam bekannt vorkamen. Doch wußte ich nicht gleich, wo ich mit ihm zusammengetroffen. Da ward auch er meiner ansichtig und mit einem leisen Ausruf der Verwunderung auf den Lippen trat er auf mich zu und redete mich an. Die Stimme brachte augenblicklich seinen Namen auf meine Lippen. „Graf Leo von Malchow", sagte ich, ihn meiner Frau vorstellend. „Wir waren auf der Universität befreundet und ich bin herzlich froh, daß der Zufall uns hier zusammengeführt! Können wir unsere Plätze nicht nebeneinander nehmen?"

Seine Gattin hatte sich leider schon mit ihrem Kinde gesetzt und er wollte, rücksichtsvoll, sie nicht veranlassen zu wechseln, daher sagte er mir für den Augenblick Lebewohl, mit der Bitte, daß ich ihn nach Tische erwarten möge; ich möchte ihm von seinem meinem Gemahlinn sie.

Mein Freund hatte sich sehr verändert, seit ich ihn nicht gesehen. Jahre [illegible] schon eine Umwandlung bei jedem Menschen; indessen [illegible] mit uns mag die Zeit doch günstig verfahren, das durfte ich ohne Schmeichelei sagen. Er war nicht glänzlich, das sah man auf den ersten Blick. Ein heiteres Temperament hatte er wohl nie; doch diesen Zug tiefster Schwermuth, der Nächte, als wenn die Sonne durch Wolken bricht, das war ihm früher nicht eigen, das hatten ihm die Zeit gebracht und traurige Erfahrungen. Damals galt er für hübsch; jetzt konnte man ihn kaum mehr so nennen. Die regelmäßigen Züge waren freilich noch da; aber die frische Gesichtsfarbe war einem fahlen Weiß gewichen und der Mangel an Haar mehr den hellen Augenbrauen und den langen einem Backenbärtchen. Es fehlte männliche Kraft. Sein weichliches Haar, das er damals liebte, war schlicht gewellt und überschattete nur spärlich seine Stirn. Sein ganzes Wesen hatte etwas Verlassenes, es deutete einen Menschen an, der ohne Hoffnung auf eine Freude lebt. Deutlich, da geht es mir besser, dachte ich und warf einen heiteren Blick auf mein junges Weib, mit dem ich noch fröhliche Jahre zu verleben erwartete.

Mein Freund sah sich an der Tafel oft nach mir um. Er schien seiner Gattin zu zeigen, wo ich saß. Als auch diese voll ihr Gesicht mir zuwandte, sah ich erst, wie alt und wenig hübsch sie war. Dabei glich sie ihm auffallend. Hätte ich nicht gewußt, wer sie sei, so würde ich sie für seine ältere Schwester gehalten haben.

Ihr Kind schien ein Gegenstand großer Sorge für beide zu sein. Es war ein Knabe von vielleicht sechs Jahren, groß gewachsen für sein Alter, mit einem etwas unfreundlichen Gesicht, sonst nicht übel aussehend. Er schien von Allem, was aufgetragen ward, zu verlangen und die Aeltern waren fortwährend bemüht, ihn zu beschwichtigen, die Mutter mit sanften Worten und Liebkosungen, der Vater mitunter mit einer strengen Mahnung. Beide kamen zu keiner Erholung und hatten nicht Zeit, sich um Das zu kümmern, was um sie her vorging. „So erziehen wir unsere Kinder nicht", flüsterte ich Arabella zu und erhielt dafür einen so zürnenden Blick, daß ich fast laut gelacht hätte. Aber ich bezwang mich und legte mein Glas an die Lippen, um mein Lächeln zu verbergen.

Mein Freund kam nach dem Essen, wie er es versprochen, zu uns; aber nur auf einen Augenblick und eigentlich nur, um zu entschuldigen, daß er mir seine Frau noch nicht vorgestellt; sie sei jetzt eine so ängstliche Mutter, um sich von dem Kinde zu trennen, daß man nicht gern ohne Aufsicht sein. Sobald sie die erste Nacht überstanden, die sie hier in der Nähe suche, würde sie das Versäumte nachholen. Ich bat ihn, sich nicht zu beunruhigen, der Knabe wäre uns nicht lästig, da ich nur wenige Tage hier verweile, so möchten wir unser Zusammensein nicht hinausschieben und durch Nachholung es [illegible] später geben. Hastig und halb verlegen ging er darauf ein. Als aber die anberaumte Stunde schlug, so erschien er allein und entschuldigte seine Gattin damit, daß sie von der Reise ermüdet sei. Da mir wenig an ihrer Gesellschaft lag als an der seinigen, so verschmerzte ich ihr Ausbleiben leicht und schwelgte mit meinem Freunde in Erinnerungen an unsere Jünglingsjahre. Er wurde nach und nach ganz aufgeweckt und scherzte und lachte, bis er, plötzlich ernst werdend, viel ausführlicher mit dem Bemerken, so munter wäre er lange nicht gewesen. Da meine kleine Frau gegenwärtig war, so wollte ich seine Frage an ihn richten, die er in ihrer Gegenwart nicht gern beantwortet hätte. Ich konnte ihn als sehr verschlossen und wußte, wie schwer er die Geheimnisse seines Herzens mit einem warmen

Worte durchbrach. Eins hatte ich durch sein ganzes Vertrauen heißen und so hoffte ich denn, in einer einsamen Stunde die Rückkehr seines Vertrauens zu gewinnen und zu erfahren, was ihn drücke. Ich hatte ihn von Herzen lieb, und wer mochte wissen, ob ihm nicht zu helfen sei. Das Wort eines Freundes wirkt oft Wunder und mit dem Auge wahrer Theilnahme entdeckt man bisweilen die Heilbarkeit von Wunden, an denen der Andere sich verbluten wollte.

Als wir nach Hause zurückkehrten, war es schon spät und wir eilten auf unser Zimmer. An der Treppe fand des Grafen Diener und bat ihn, eilig zu seiner Gemalin zu kommen. Ich fragte besorgt, ob ihr nicht wohl sei. Der Mensch blickte verlegen auf seinen Herrn und stotterte mit der Antwort. „Mein Sohn wird nach mir verlangen", sagte Graf Waldrom als Erwiderung und eilte uns eine gute Nacht zu wünschen. Ich mochte bedenklich mein Haupt über solch seltsame Kinderzucht

Arabella war am folgenden Morgen schon beschäftigt mit Packen. Sie hatte keine Jungfer mitgenommen, weil die Gegenwart einer fremden Person in dem Heiligthum der Ehe eine Störung ist und wir es uns sein auszudenken, ganz allein beisammen zu sein. Dafür musste sie nun der kleinen Geschäfte selbst vornehmen, weil sie hierlich versorgt sind, aber doch manche Schwierigkeiten verursachte, wie jede ungewohnte Arbeit. Wir berathschlagten darum das Frühstück auf unser Zimmer und überlegten nun sehr ernsthaft, was unten im Koffer liegen sollte und was oben, welche Stücke auf der Reise herausgenommen werden und welche nicht und wie viel Wäsche sie gebrauchte und wie viel ich. Bei einer so wichtigen Berathung entfielen einem jungen Ehepaare die Stunden wie im Fluge und wir waren nicht wenig erstaunt, als es mit einem male 12 Uhr schlug und man uns mit einem zweiten Frühstück bat. Arabella machte sich schnell bereit, um in das gemeinschaftliche Gemach hinunter zu folgen, als ich, einen Blick durch das Fenster werfend, den großen Reisewagen des Grafen Waldrom vorfahren sah, den er sogleich mit Gattin und Sohn bestieg. Er wollte nicht absteigen, unmöglich; schon das Diener und Jungfer zurückbleiben, deutete das genugsam an. Ich wunderte mich aber doch, daß er mir kein Wort sagte, wohin er sich wende, daß er mich nicht aufforderte, ihn zu begleiten, daß er nicht gewünscht, den Tag in meiner Gesellschaft zuzubringen. Mein Freund hatte sich seltsam verändert, ich verstand ihn nicht mehr.

Der Himmel hatte sich umwölkt, ein Gewitter zog herauf, wir konnten das Haus heute nicht mehr verlassen. Ich ordnete alle meine Angelegenheiten; denn der morgende Tag sollte einen Ausflug in die Umgegend gewidmet sein und übermorgen in aller Frühe wollten wir aufbrechen. Wir waren alle so gut wie reisefertig zu nennen, hatten unsern Koffer geschlossen und unsere Pferde heute gefüttert, und wanderten nun, sowie der Himmel heller ward, gemeinschaftlich im Garten umher, bis die Dämmerung hereinbrach. Gerade als wir auf die Schwelle des Hauses traten, fuhr der Wagen des Grafen wieder vor. Er war nicht mehr geschlossen wie vorhin, wo man den Knaben förmlich zu verbergen schien. Ich blieb stehen, um meinen Freund zu begrüßen. Als der Diener den Schlag öffnete, stieg der Graf zuerst aus, dann seine Gemahlin, deren Augen gerötet waren, als ob sie geweint hätte, der Sohn aber folgte nicht. „Wird du mit uns Thee trinken?" fragte ich. Er bewegte verneinend sein Haupt, drückte herzlich meine Hand und sagte leise: „Ich kann meine Frau heute nicht allein lassen, denn sie ist sehr traurig." Ich, vielleicht ein wenig empfindlich, bemerkte darauf, daß wir morgen den ganzen Tag abwesend sein würden und übermorgen in aller Frühe Jasenlaken verlassen; somit würden wir uns alle nicht mehr sehen. Der Graf blieb stehen kam nach, blickte eine Minute lang forschend mir ins Gesicht, wobei ein Ausdruck von Wehmuth über seine Züge flog, und sagte dann: „Sie dürfen mir nicht scheiden, lieber Browning! Du sollst mich nicht verkennen; bemitleiden sollst du mich! Wenn du dich entschließen kannst, morgen Abend mit mir zurückzukehren, ohne deine junge Frau, so will ich auch die meinige auf ihr Zimmer verweisen und mit dir reden, wie einst und wie es sich unter Freunden ziemt!"

Ich sagte zu und wir trennten uns mit einander befriedigt.

Ich muß gestehen, daß ich während des ganzen folgenden Tages ziemlich ärgerlich war; denn meine Gedanken eilten der Zeit voraus und führten mich zu meinem Freunde, dessen Lage ich durch tausend Vermuthungen zu enträthseln suchte. Ein reicher junger Mann, dem das Leben auf allen Wegen offen stand, was hinderte ihn zu genießen, was machte ihn so gedrückt? Arabella neckte mich, daß ich verliebt wäre und mehr an meinen Freund als an meine Frau dächte und ich mußte zugeben, daß sie nicht Unrecht hatte. Es war das schönste Wetter von der Welt, die Aussicht auf die Berge

lichkeit; doch beschränkte ich von dem Spaziergange, diesmal zum Theater, meine Aufsicht, so sehr ich mir sonst und heute auch, als das Dach unserer Wohnung mir durch das Laubwerk sichtbar ward.

Graf Waldheim saß in seinem Zimmer am Fenster. Als er mich kommen sah, öffnete er es und rief mir zu. Ich sah daran, daß auch er den Augenblick unserer ungestörten Zusammenkunft ersehnte, und beschloß, durch eine offene Mittheilung allen meinen Verhältnissen auch sein Vertrauen darzubringen. Ich fühlte, daß es ihm wohlthun mußte, sich ohne Rückhalt aussprechen und sein Herz vor mir ausschütten. Ich lauschte an ihm hinüber und sah ihm sagen, daß ich ihn erwarte. Seine Antwort lautete, er hätte in einem Zimmer für uns Beide beden lassen und wollte dort sogleich bei mir sein. Ich nahm Abschied von Rosella, als gälte es eine Reise nach dem Nordpol, sagte die zärtlichste Worte über diese meine erste ehrliche Trennung, bat sie wieder und wieder, nicht zu verzagen und eilte dann fort.

Mein Freund hatte meiner bereits. Er bot mir herzlich die Hand. „Wir sind, als wären wir wieder jung geworden", sagte er, „als lebten wir noch in dem herrlichen Venn zusammen! Ich habe den Kutscher gemacht wie damals und du beim Pedellen probirt!" Wir lachten und mit frohem Lachen begann das Fest. Fest plauderten wir von Einem und Jenem und Graf Waldheim wurde mit jeder Minute heiterer. Als der Nachtisch aufgetragen war, verabschiedeten wir die Bedienung, tranken Champagner zusammen und rückten näher zusammen zu traulichem Austausch. Auf seinen Wunsch theilte ich ihm alle meine inneren Angelegenheiten mit und bald kannte, was auch von ihm hören zu wollen, wie ich sein Leben gefunden. Er schöpfte tief Athem und wandte sich: „Wenn du nur Geduld hast mich anzuhören", sagte er, „denn muß ich vieles haben, seit wir uns nicht sahen, liegt vor so Vieles mir, daß du es am Ende kaum verstehen wirst."

„Ich habe Zeit", erwiderte ich, „ich bin nicht so schwer von Begriffen und meine Freundschaft für dich wird mir schon das nöthige Verständniß geben. Wir wollen uns eine Cigarre an und beginnen da, wo wir uns vor zehn Jahren trennten. Alles, was du begangen hast, Böses und Gutes, ist von Interesse für mich, denken sie überzeugt!"

Waldheim war es einverstanden und begann sogleich seine Mittheilung.

„Du weißt, wie ungern ich von dem heimischen Herde in den Rheinlanden scheide, daß für uns Nordländer einen besondern Zauber hat; aber meine Studien waren beendigt und der Wunsch meiner Mutter rief mich in die Heimat zurück. Mein Stammschloß, die Oberburg, ist in einem abgelegenen Thale des Thüringer Waldes gelegen.

„Düster blickte es aus dem sich färbenden Laubholz hervor, als ich an einem kühlen Septemberabend die Pforten meines Gebiets überschritt. Ich ließ den Wagen halten, stieg aus, um auf einem Umwege das Haus zu erreichen. Der Mond zog eben herauf und warf seine Strahlen durch das Laub. Ein ängstliches Gefühl zog meine Brust zusammen. Von Natur zur Schwermuth geneigt, war es bekannt ist, gegen düstere Ahnungen durch mein Gemüth, die ich vergeblich zu bannen versuchte. Unwillkürlich zögerte mein Schritt, als möchte ich den Augenblick noch hinausschieben, wo ich in den Schoß meiner Familie zurückkehren sollte.

„Durch einen Seitenflügel gelangte ich in das Schloß und stieg die Wendeltreppe hinauf, die in den Thurm führt. Dort war ich in das weite Wohngemach, das im Mittelgebäude liegt. Niemand hatte mich bis dahin bemerkt. Mein Wagen fuhr soeben erst durch das Thor, wie ich aus dem weit tönenden Klange des Posthorns abnahm.

„Meine Mutter stand am Fenster und schaute in den Abend hinaus. Wahrscheinlich gedachte sie meiner. Sie hatte ja nur mich in der Welt und mich für all ihre Hoffnungen und Wünsche für ihre Zukunft, das war in mir verkörpert. Ich blieb einige Minuten still neben ihr stehen und sah sie an, bevor ich mich bemerkbar machte. Sie war nicht wenig überrascht, mich so plötzlich neben sich zu sehen. ‚Wie, Otto! du hier?' rief sie mich an, als ob ein Geist vor ihr aus der Erde gestiegen.

‚Ich bin dem Wagen vorausgeeilt, liebe Mama', erwiderte ich, ihre Hand ergreifend und sie an meine Lippen ziehend; ‚ich wollte mich so um einige Minuten früher zu begrüßen.'

‚Die Jahren sind vorbei, mein lieber Otto, wo du solchen Einfällen nachgeben durftest', erwiderte sie mit leisem Vorwurf, ‚der Stammherr meines Hauses sollte durch die Hauptthore einziehen und von der sämmtlichen Dienerschaft feierlich empfangen werden. Du darfst nicht vergessen, welche Stellung du hier jetzt einzunehmen hast. Ich mag dir zu Anfange wol eine Last sein, so schwere Pflichten zu üben; doch wirst du mich

daran gewöhnen. Aber sage doch! du wirst von der Reise ermüdet sein.«

„Meine Mutter schellte, befahl Erfrischungen zu bringen und sagte dann zu mir: »Ich habe dich mit großer Sehnsucht erwartet!« begann sie. »Es wäre mir lieb gewesen, wenn du mir Tag und Stunde deiner Ankunft genannt, damit die Dorfbewohner dir unter dem festlichen Läuten der Glocken entgegengezogen wären. Nun müssen wir das auf irgendeine Art einholen, um dir in den Augen der Leute jenen Nimbus zu geben, deren es zu meiner Stellung bedarf, damit sie uns nicht für gewöhnliche Menschen ansehen. In dieser traurigen Zeit bedarf es doppelter Rücksicht, um diese Scheidewand grell zu zeichnen.«

„Ich antwortete meiner Mutter nicht gleich auf diese Bemerkung, weil mich ihre Worte unangenehm berührten. Entweder hatte ich mich entwöhnt, sie in diesem Tone reden zu hören, oder auch sie war jetzt schärfer mit ihren Ansichten hervor und da war nicht klar war, wie ich ihr begegnen sollte, so sagte ich ausweichend: »Du hast doch meinen letzten Brief aus Frankfurt bekommen? Ich verdanke ihr, daß nur dein dringender Wunsch, mich jetzt hier zu sehen, mich vermochte, die beabsichtigte Reise nach England aufzugeben!«

»Deine jetzige Stellung, als Haupt deiner Familie, machte deine Abwesenheit unmöglich. Wir haben unser Schicksal nicht zu bestimmen, mein Sohn, das vergiß nicht! Das Beste, das du ergreifst, wird dir durch eine höhere Macht zerstört; du mußt es nun hinnehmen, so gut oder so schlecht es gehen will. Der Stammhalter einer alten Familie ist kein freier Mann mehr. Ihm liegen Pflichten ob, denen er sich, angesichts der Welt und Nachwelt, mit Würde entledigen muß.«

»Ich wünschte, es wären mir noch einige Jahre geblieben, bevor mich diese Last getroffen,« sagte ich traurig, denn wirklich ebenteuerte es mich fast bei diesen Mahnungen meiner Mutter und ich wünschte mich schon wieder weit, weit fort.

»Das Wünschen hat der Mensch umsonst,« erwiderte sie strenge. »Ich erwachte in meinen Jugend auch Wünsche und erfüllt nicht davon. In unserm Stande dürfen wir uns nur durch die Pflicht leiten lassen und müssen ihr jede Neigung opfern. Das war mein Los und das wird auch das deinige sein.«

„Indem wurde das Abendessen angekündigt. Ich bot meiner Mutter den Arm und führte sie durch die weit geöffneten Flügelthüren in den Speisesaal. Hier nahm sie am oberen Ende des Tisches Platz und während ich mich neben sie setzte, bald ich bemerkte ein junges Mädchen, das ich noch nicht gesehen, an der unteren Seite. Ich blickte verwundert hinüber, meine Mutter bemerkte es und sagte: »Marie, mein Sohn wird erlauben, daß ich dich ihm vorstelle. Es ist die Tochter meines guten Lehrers,« wandte sie sich dann gegen mich, »und nur als Vermächtniß hinterließen. Ich bitte dich zu gestatten, daß sie hier bei uns bleibe.«

»Liebe Mama! du bist ja Herrin hier,« rief ich leicht verlegen.

»Setze dich deinem Rechte, mein Sohn!« sagte meine Mutter, »das ist mein Wunsch, wie du weißt. Ich wollte das Vorrecht nie beeinträchtigen; aber auch das meinige zu wahren wissen. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gottes, was Gottes ist. So halte ich es mit meiner Familie und so mit meinen Untergebenen. Dabei befinden sich Alle am besten.«

„Ich antwortete hierauf nichts, warf nur einen verstohlenen Blick zu meinem Vis-à-vis hinüber und bemerkte, daß eine tiefe Glut ihren Wangen färbte. Das Gespräch mußte sie peinlich berührt haben. Bald darauf gab meine Mutter das Zeichen zum Aufbruch und ich führte sie in das Wohngemach zurück, wo ich sie, unter dem Vorwande großer Ermüdung, eine gute Nacht wünschte. Meinem Wunsche gemäß war mir das Zimmer geblieben, das ich als Knabe bewohnt hatte. Hier, unter den Erinnerungen meiner Jugend, athmete ich erst auf. Ich warf mich auf das harte altmodische Sopha und ließ mein Auge von einem Gegenstande zum andern gleiten; wie anders mußte hier jetzt Alles auf mich als damals, wo meine Welt war!

„Du wirst mich entschuldigen,“ fuhr der Graf fort, „daß eine langwierige Krankheit meinen Vater gezwungen hatte, der gräflichen Berge halber, die Hauptstadt zum Aufenthalte zu wählen und daß ich ihn nur selten und nur auf Tage dort besuchen durfte. Ich fühle nun erst, wie sehr mich diese lange Entfernung den Meinigen entfremdet und gewöhnte mir Recht, daß ich mich jemals ganz wieder in sie finden werde. Das beunruhigte mich. Ich sprang auf, riß es das Fenster und schaute in die mondhelle Nacht hinaus. In den alten Gängen des Gartens ging der Wind, die nahe Mühle klapperte und der Wasserbach rauschte melodisch dazu. Wie lange hatte ich das nicht gehört! Im Hause war Alles still. Nur Fledermäuse mehr huschten durch die Luft, unter in dem tie-

nen Thurmzimmer, wo es ganz hell war. Es gab also doch Jemand, der, gleich mir, wachte. Eben trat der Mond hinter den Wolken hervor und leuchtete freundlich auf die alten, schwarzen Mauern meines Stammschlosses. Mir wurde innerlich so feierlich zu Muthe, als ob der Himmel dadurch zu mir gesprochen. »Wir haben uns unser Schicksal nicht zu wählen«, tönte eine Stimme in mir, »so will ich das mir Gesetzte tragen wie ein Mann.«

„Ich stand am nächsten Morgen spät auf, frühstückte gemächlich und ging dann zu meiner Mutter hinüber, die ich im Wohngemach in einem weißen Morgenkleid mit einer Tapisserie beschäftigt fand. Neben ihr saß das junge Mädchen und las ihr vor. »Verschaffe mir noch einen Augenblick, lieber Leto, bis Marie das Capitel beendigt«, rief sie mir entgegen und deutete dabei auf einen Stuhl neben sich. Ich horchte. »Segnet die Euch beleidigen und verfolgen, seid fröhlich mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden, liebet und duldet euch untereinander.« Bei dem letzten Worte schloß das junge Mädchen das Buch und legte es an seine gewohnte Stelle.

»Verabsäume doch bei dem Herrn Grafen«, sagte meine Mutter. »Sobald ich allein bin, lasse ich dich rufen.« Marie verneigte sich und ging.

„Als sie fort war, warf meine Mutter die Bemerkung auf, wie schwierig die Stellung eines solchen jungen Mädchens sei, das einer Erziehung nach zu uns gehöre und doch so tief unter uns stünde. Sie trage den Plan, sie mit einem Pfarrer oder Pächter passend zu verheirathen und ihr die Ausstattung zu geben.

„Ich fragte, ob von Seiten des Vaters keine Angehörigen sich ihrer annehmen würden. Die Mutter Mariens, die Lubiana, war nämlich Erzieherin meiner Mutter, eine Schweizerin von Geburt und heirathete, schon nicht mehr jung, einen pensionirten Major, der bald darauf starb. Meine Mutter war sehr unzufrieden mit dieser Heirath, weil sie sehr an der Lubiana hing und sie lieber bei sich behalten hätte. Endlich versah sie ihr aber dennoch die Thorheit und ward Pathe ihres Kindes, eben dieser Marie, die mir dem Namen nach länger bekannt war. Ich meinte, daß das Mädchen sich hier in so ernster Umgebung nicht glücklich fühlen könne.

„Meine Mutter sah mich auf diese Aeußerung mit großen Augen. »Du bist kaum 24 Stunden hier und willst das schon beurtheilen?« sagte sie. »Welche Ansprüche darf denn ein solches Mädchen machen? Sie ist ganz arm und müßte ihr Brod mühsam verdienen, wenn ich ihr nicht ein Obdach geboten. Unter meinem Schutze zu stehen, das, dachte ich, wäre eine Ehre für sie.«

„Ich gestand das gern zu und entschuldigte meine Bemerkung mit der Schwierigkeit ihrer Stellung, deren sie selbst Erwähnung gethan. »Der König hätte ihr gewiß eine Pension gegeben, wenn sie darum gebeten!« warf ich so hin.

»Der König?« fragte meine Mutter verwundert. »Warum denn der König? Die Waldtroms können das ebenso gut. Das verwaiste Kind meiner Erzieherin wird nie Mangel leiden, solange ich lebe oder ein Glied meiner Familie lebt.« »Gewiß nicht,« versetzte ich, »nur daß die Summe, welche die Gnade des Königs verleiht, nie drückt. Man nimmt das als ein Recht hin.«

»Ich glaube nicht, daß Marie einen solchen Unterschied macht. Aber, wie dem auch sei, so hätte sie damit immer noch den Schutz nicht, dessen ein Mädchen in ihrem Alter bedarf.«

»Freilich! Sie ist zu hübsch, um allein zu stehen,« sagte ich. »Hübsch?« wiederholte meine Mutter und warf mir einen fragenden Blick zu. »Daran habe ich noch wenig gedacht. Aber du magst Recht haben. Wenn ich mir es überlege, so glaube ich wol, daß man sie hübsch nennen kann; obgleich solche schwarze Schönheiten nicht nach meinem Geschmack sind. Die Waldtroms waren von jeher hübsch und ich schwöre es bei Karls meines Hauses.« Ich hatte meine Mutter in dem Augenblick gut benennen können um diese Vorliebe, die auch Das verschönerte, was mir selbst häßlich schien.

»Du hast dich noch verschworen, seit ich dich gesehen«, fuhr sie fort, »und ein bischen Jagen und Reiten wird deine Farbe noch verbessern. Ein Landedelmann ist zum Glück auf solche gesunde Vergnügungen angewiesen. Es sind die Prärogative des Grundbesitzes. Lassen wir dem Bürgerlichen das Hocken unter Büchern, damit auch ihm etwas bleibe.«

„Das ist hart“, sagte ich meinem Freunde hier ins Wort. „Deine Mutter hält viel auf ihren Stand!“

Graf Waldtrom lächelte. „Ich muß dir alle diese kleinen Züge mittheilen“, sagte er, „damit du meine Lage verstehen kannst und daß ich handeln mußte, wie ich handelte. Ich erwiderte ihr weiter nichts auf diese Bemerkung, stand auf und verabschiedete mich, um einen Spaziergang zu machen.“

„Der Ort, wo wir geboren sind, wo wir unsere Kinderspiele spielten, behält immer seinen Reiz für uns. Jeder Stein war mir hier bekannt und lieb. Dann betrachtete ich alle Gegenstände mit dem Bewußtsein, daß ich sie bei der Rückkehr so und daß verlassen den Eindruck einer neuen Welt. Ich war mir, als gehörte nun Alles mir zu, der Wald, das Feld, die Flur und hätte Ansprüche an mich zu machen; als wäre die liebere Welt nicht blos für mich da, sondern auch ich für sie. Fort hinter dem Dorfe schaute die alte Kirche hervor, ein Zeitgenosse des Schlosses; — in ihren Gewölben ruhen meine Väter und alle seine Verwandten und auch ich will einst meine letzte Ruhestatt dort finden. Im Gemüth darauf verschwand das Gewicht meiner Vergangenheit, ich kam mir vor, als wäre ich nur das kleine Glied einer großen Kette, der ferne Ring, der Vorwelt und Nachwelt zusammenschlingt. Wir haben uns unser Schicksal nicht gewählt, weshalb ich mir dabei und niederes das Auge zu dem ferner Vater empor, der Alles vorsichtiger sieht.'

„Nach langer Wanderung kehrte ich in das Schloß zurück, ging auf mein Zimmer und ruhte aus. Da wurde mir der Verlust gemeldet. Es war ein alter Mann und weinen Hunden, der auch schon über die Jahre gehalten. Eine kleine, schwarze Sammetklappe bedeckte seinen kahlen Scheitel, die er jetzt ehrfurchtsvoll vor mir lüftete. Ich ging ihm mit Herzlichkeit voran auf das Gesicht. Der alte Mann sah mich lange prüfend an. ‚Ja, ja! Auf Knaben weinen Leute,' sagte er. ‚Wenn doch Ihr lieber Vater Sie noch so sehen könnte! Das Schicksal hat es so gut mit Ihnen gemeint, indem es Sie, so jung noch, in eine so glänzende Lage versetzt.'

„Ich sah ihn befremdet an. In dem Hause hatte ich meine Verhältnisse nicht gesehen.

‚Es ist ein großes Glück für die Leute hier, daß Sie menschlicher sind', fuhr er fort. ‚Es ist in der Welt so Manches anders geworden, wenn der gnädige Herr Vater Sie nicht gesehen kann und daß Sie hernach so seinen Absichten zuwiderhandeln. Sie werden daher den Vormitter spielen müssen, mein junger Herr.' ‚Ich werde meiner Mutter nie entgegenreden', sagte ich bestimmt, ‚solange sie lebt, und ihr Wunsch hat Gesetze — das habe ich meinem sterbenden Vater in die Hand gelobt.'

‚Hm! Wenn dem so ist, so können Sie sich nicht viel ändern', versetzte der alte Mann bedenklich und stand auf, um Abschied zu nehmen.

‚Als er sich entfernt hatte, trat ich gedankenvoll an das Fenster. Gegenüber, auf dem Söller des Thurms, wo ich gestern das Licht erblickte, stand Marie. Sie war schwarz gekleidet, ihr reiches, dunkles Haar trug sie einfach, aber den Scheitel verschleierte. Ihr Gesicht aber ist Brust gesenkt, und sie stand vorgebückt und schaute in die Ferne. Ich konnte das Auge nicht abwenden von der interessanten Erscheinung, solange sie dort verweilte. Was mochte sie denken, träumen, hoffen? so fragte ich mich.

„Unser Zusammensein war wenig Unterhaltung. Meine Mutter legte über Umgebung einen Zwang auf, der wenig Wort kommen. Marie sprach gar nicht. Ich sah es an ihr Kummer und bemerkte, daß sie ängstig und verlegen machte. Ein blicke zugleich zu meiner Mutter auf, als ob sie bedürfte, ihre möchte es gewahr werden.

„Wir nahmen den Kaffee, das schönen Wetters halber, im Garten ein. Meine Mutter wählte im Schatten einer großen Linde einen Platz. Marie sagte Ich setzen von ihr und ich wandern, eine Figur zeichnend, auf und ab.

„Inmitten dieses kleinen Paradieses stand eine alte Linde, von einem Geländer umgeben nach einer Tradition vom Heiligen Grabe. Unter Baum war meiner Familie besonders werth, ein altes Wahrzeichen knüpfte an ihn das Herkommen unseres Namens. Seit Jahren schon hatte er dürre Zweige gezeigt. Jetzt fand ich ihn von einer neuen Krone umgeben. Der alte Gärtner war an ihm an den Stamm beschäftigt, ich ging zu ihm hin und fragte ihn um die Bedeutung. ‚Ihr werden den Baum wieder jung machen!' antwortete er mir. ‚Es mag Blut an seine Wurzel, das ist das einzige Mittel, ihn zu retten.' Wenn die alten Sitte nicht mehr bestehen wollen und der Stamm verdorrt, dann lassen wir ihn Blut trinken, das macht ihn wieder frisch und er treibt neue Zweige an. Er kann es dann noch eine Weile aushalten. Aber freilich, Blut ist in der Welt auch einmal ein Gute haben und das hat auch sein Recht! Es ist nicht schön mit den alten Bäumen, wenn aber der ganze Wald voll davon, so thut das freilich nicht Noth auf.'

„Ich sah den alten Gärtner ernsthaft und nachdenklich. Ich schaute auf die Linde noch einmal an. Ihre Krone war herrlich frisch; dort spielten noch die hellen Sonnenstrahlen um das grüne Laub, dort rauschten noch spielend die Winde, aber unten an der Wurzel, — da trocken die Lot. ‚Das ist ein eigener Saft', sagte Mechthild. Ich

habe gehört, daß man Menſchen mit dem frischen Blut eines Lammes ein neues Leben ſchaffe; aber einem Baume? Das ging mir wunderlich durch den Sinn. Das Gebrech, in welchem der Baum ſolange gewuchert, wollte ihn nicht mehr tragen; künſtlich ſchaffte man ihm ein neues Leben. War man dazu berechtigt? Durfte man der Natur abgewinnen, was ſie nicht gutwillig hergab? War das nicht gleich, wenn man einer Leiche wieder das Wandeln lehrte? — Je länger ich auf den Baum blickte, deſto weniger wollte er mir ſo erneuert gefallen. Selbſt verdorrt wäre er mir noch ehrwürdig geweſen; ich hätte mit ihm gemauert, daß ihm keine Blätter mehr grünten, daß er abgeſtorben; die künſtliche Jugend aber machte ihn mir fremd.

„Wie die Gedanken des Menſchen oft wunderbare Sprünge machen, ſo auch gingen die meinigen von dem Baume zu mir ſelbſt über. Dort ſtand das alte Schloß mit ſeinen düſtern Mauern, die ebenfalls von jenem Ahnherrn errichtet und die, gleich dieſem Baume, nur mühſam zu erhalten waren. Auch ſie mußten einſt zuſammenbrechen und dann? — Ich konnte dieß Dann nicht ausdenken. Der Menſch knüpft an ſein Beſitzthum gern den Gedanken ſeiner Unzerſtörbarkeit und doch — wie vergänglich iſt Alles! Wo Alles dem Wechſel unterworfen iſt, warum ſollte da dieſer Baum, dieß Schloß, ja ich ſelbſt, oder vielmehr mein Name, nicht verſchwinden?

„Ich ſtieg unter ſolchen Betrachtungen die Wendeltreppe hinauf, die in den Thurm führt, und trat in den langen Rittersaal, wo meine Vorfahren abgebildet hingen. Das Gemach war weit und hoch. Die Bilder ſahen traurig und verblichen aus und ſchienen mich zu fragen: Was ſuchſt du noch bei uns? Ich ging der Reihe nach an ihnen vorbei, las ihre Namen, betrachtete ihre Geſichter und ſtellte mir vor, wie ich mich unter ihnen ausnehmen würde! Mir ſchien, nicht gut. Meine einfache Kleidung mußte hier abſtechen. Die alten Bilder waren dem Auge nicht wohlgefällig und demnach hatten ſie Werth für mich. Soweit meine Erinnerung reichte, war ich mit dieſen Geſichtern vertraut und hatte den Geſchichten gelauſcht, die ſich an dieſe Perſönlichkeiten knüpften. Lange macht man ſich nie wieder los. Was ſich auf dieſe Art mit uns verwebt hat, das bleibt uns für immer!

„Es war recht kühl in dieſem Gemach, ſelbſt an einem Herbſttage, der Gewitterluft brachte. Mich fröſtelte und ich ging langſam die Reihe zurück, um den Ausgang zu gewinnen. Da legte ſich eine Hand ſchwer auf meine Schulter und meine Mutter ſtand neben mir.

„Ich hörte deinen Schritt“, ſagte ſie, „und folgte dir hierher. Es freut mich, dich bei deinen Vorfahren zu finden. Ein Sohn unſers Hauſes kann nicht zu viel mit ſolcher Vergangenheit verkehren, denn es wird ihn kräftigen, den Pfad zu wandeln, der allein eines Mannes würdig iſt. Laß mich hieran ſogleich eine Mahnung knüpfen, die mir ſchwer auf dem Herzen liegt, mein Sohn! Das iſt deine Verheirathung! Du biſt der letzte unſers Stammes. Darin liegt eine große Verpflichtung. Zögere darum nicht, dir eine Gefährtin zu wählen! Deine alte Mutter verläßt das Haus, ſobald eine neue Herrin einzieht!“

„Ich ſtand an dem Wendepunkte meines Lebens.“

(Der Vortrag in nächſter Nummer.)

Der Verfaſſer des „Robinſon.“

Von Karl Lyly in Leeden.

II.

Die Regierungsperiode des ihm geiſtes- und geſinnungsverwandten Herrſchers war die glücklichſte in Defoe's Leben. Nachdem er ſich mit ſeinen Gläubigern vereinbart hatte und nach London zurückgekehrt war, legte er anſehnliche Ziegelbrennereien (nach dem Muſter der holländiſchen) an. Auch erfüllte die Regierung ſeinen lebhaften „Wunſch, ſeinem Könige dienen zu können“, dadurch, daß ſie ſich ſeines Rathes bediente, um Gelder für den Krieg mit Frankreich zu beſchaffen und ihm auf vier Jahre das Amt eines Rechnungsführers für die Commiſſare der Glaubiger übertrug. Seine Ziegelbrennereien befanden ſich in dem Greenſand gegenüberliegenen Tilbury-Fort an der Themſe. Einer ſeiner Biographen gefällt ſich hier in der nicht unwahrſcheinlichen Vorſtellung, „daß er von jenem Aufenthaltsorte an der Themſe aus manchen mit jenen rohen, verwegenen Männern verkehrt habe, welche damals die Ufer der Themſe zum Schauplatz romantiſcher Abenteuer und Gefahren machten“ — mit den Kohs und Dampiers, den Paladinen jener „Bruderſchaft des Oceans“, welche in jenen Tagen den ſpaniſchen Goldflotten eine ſo gefährliche Fehde war.

Im Jahre 1701 erſchien eine ſeiner Meiſterwerke: „The true-born Englishman“, eine politiſche Satire auf das Vorurtheil der Engländer gegen die Fremden; ein Vorurtheil, welches bekanntlich noch heutzutage nicht ganz ausgerottet

ist. Die ungünstige Stimmung der politischen Parteien gegen die fremden Truppen und die holländische Umgebung von König Wilhelm benutzend, machten die Dichterlinge und Kaffeehaus-Pamphletaire des Tage Capital aus Injuren gegen die „Fremdlinge". Das Parlament drängte damals den König, seine holländischen Garden zu entlassen, was denselben in die unbeschreiblichste Aufregung versetzte. In diesem Momente erinnerte Defoe in seiner unsterblichen Satire seine guten, vollblutholzen Landsleute an ihre eigene zweifelhafte Geburt. Seine Verse appellirten an das Volk im Ganzen — nicht an Whigs oder Tories. Und dieses Volk verband den Autor und sang seine Verse von Straße zu Straße. Er sagte seinen ehrenfesten Landsleuten, daß sie nicht allein seine rein ursprüngliche, sondern die gemischteste Race auf dem Erdboden seien; eine Eigenthümlichkeit indessen, welche gerade die Superiorität der Engländer über andere Nationen begründet habe. Er erinnerte unter Anderm an die „französischen Reche", „Schottischen Hausirer" und „Italienischen Mauleseln", welche die Lande Karl's II. zu Lord oder zu Mätzen von Lords gemacht habe.

Das Gedicht hatte den ungeheuersten Erfolg. Außer den zwölf Ausgaben, welche vermittels unerlaubten Nachdrucks davon veranstaltet wurden, erlebte es nicht weniger als neun rechtmäßige und es wurden an 80,000 Exemplare davon in den Straßen verkauft. Das Gedicht erwarb ihm das volle Vertrauen des sonst gegen Kunst und literarisches Verdienst ziemlich unempfindlichen Königs. Es verschaffte ihm Zutritt in sein Cabinet. Ebenso unsterblich wie die Ideen dieses Gedichtes sind die in zweien seiner Verse Pamphlets ausgesprochenen Gedanken geworden. Es waren dies „The legion letters" und „The history of the kentish petition". In Gunsten von vier whiggistischen Lords, die von den Tories angeklagt worden, wurden in diesen Pamphlets die Schranken der Machtvollkommenheit des Parlaments untersucht. Er sprach in diesem Pamphlet es aus, daß aber den Volksrepräsentanten das Volk — der Mandator — und die ewigen Gesetze der Vernunft Bänden. Ein Vermummter übergab dem Sprecher des Unterhauses, Sir Robert Harley, bei seinem Eintritt die Schrift. Der Mann in der Maske soll Defoe gewesen sein.

Die Thronbesteigung der Königin Anna war für Defoe der Beginn einer Periode voller Bitterkeit und mannichfacher Leiden. Anna neigte zu der erbeberen hochkirchlichen Richtung hin und einzelne Geistliche der Hochkirche fingen allmälig an, das Kreuz gegen die Dissenters zu predigen. Sich duckten sich schon vor dem nahenden Sturme. Da erschien eine Schrift, betitelt: „The shortest way with the dissenters" (Der kürzeste Weg mit den Dissentern), in welcher, ganz in dem fanatischen Stile jener hochkirchlichen Prediger, alle möglichen Gewaltthätigkeiten gegen die „Häretiker" vorgeschlagen wurden. Defoe — er und kein Anderer war nämlich Verfasser des Pamphlets — hatte den Ton der erbeberen Partei so wohl zu treffen gewußt, daß allgemeiner Jubel in dem Lager der Regierung und allgemeine Furcht in dem der Dissenters sich verbreitete. Allein bald wurde der wahre Verfasser entdeckt; er wurde vor Gericht gestellt, zu viermaligem Prangerstehen und unbestimmter Kerkerhaft verurtheilt. Das Volk bewarf ihn, während er in Fleetstreet am Pranger stand, mit Blumen und bekränzte das fatale Instrument mit Guirlanden. In seinem Kerker (er saß etwa ein Jahr in Newgate) erlebte er die erste englische Revue, worin er unter anderm für Freihandel und Preßfreiheit kämpfte. Durch die Verwendung seines Patrons, Robert Harley, befreit, widmete er sich dann wieder der Politik, bis die gesicherte Thronfolge des Hauses Hannover und die Thronbesteigung Georg's I. ihm die Muße verlieh, von der politischen Schriftstellerei zu der novellistischen überzugehen und von nun an nicht mehr für den Tag, sondern für die Unsterblichkeit zu arbeiten. Er sah durch jenes Ereigniß die politischen Principien, für welche er 31 Jahre lang gekämpft hatte, gesichert. Zwei Tory-Lords mußten in den Tower und in das Exil wandern und die Hoffnungen der Jakobiten schienen auf immer vernichtet. Mit einem „Appell an die Ehre und Gerechtigkeitsliebe der Mitlebenden und sogar an seine tödten Feinde unter denselben"[*] schließ er seine politische Laufbahn. „Ich denke", heißt es in dieser Schrift, „ich bin lange genug Fabula vulgi gewesen, habe lange genug das Gewicht allgemeiner Verleumdung getragen und bin es der Wahrheit, meiner Familie und mir selber schuldig, eine wahre Darstellung meines politischen Thuns zu geben, wonach unparteiische Leute mich werden beurtheilen können, wenn ich einmal nicht mehr unter den Lebenden weile." Ueber der Abfassung dieser Schrift wurde der Verfasser vom Schlage getroffen.

[*] An appeal to honour and justice. Though it be of his worst enemies. By D. Defoe, etc.

Enthält dieſes Pamphlet ſeine politiſche Ehrenrettung, ſo haben wir in ſeiner berühmten „Inſel-Novelle“ eine Allegorie auf die Schickſale ſeines Lebens zu erkennen. Aber wie es Defoe, dem politiſchen Charakter und Schriftſteller, erging, ſo iſt es, wie es uns ſcheint, auch ſeiner Novelle ergangen. Zunächſt die Bemerkung, daß das größere Publicum in Deutſchland (für welches wir hier ſchreiben), obwol vor etwa 10 oder 15 Jahren noch jedes Kind und jeder Mann aus dem Volke die Robinſon-Fabel in ihren Umriſſen kannte, trotz der von 1835—46 in „Deutſchland erſchienenen mannichfachen vollſtändigen und unvollſtändigen Ueberſetzungen der echten Novelle Defoe's“ (und trotz der „200 und mehren Holzſchnitte“, welche dieſe neuern Ueberſetzungen illuſtrirten), wahrſcheinlich mit dem guten, alten „Robinſon Crusoe“ Defoe's verhältnißmäßig ziemlich unbekannt iſt. Wer ſchließen dieß, abgeſehen von Deutſchland, wo wir ſeit Jahren ſchon wiſſen, aus dem Umſtande, daß in den in den letztern Jahren in Deutſchland erſchienenen Büchern über engliſche Literaturgeſchichte Defoe allenthalben mit ſo ſpärlichen, flüchtigen Bemerkungen verlegt nehmen muß. Es kommt dies einestheils daher, daß die Novelle in neuerer Zeit weit mehr mündliche Ueberlieferung als populäre, und namentlich Kinderlectüre, geworden iſt, anderntheils daher, daß vielfache Urſache, welcher dieſe Geſchichte ein ſo großes Theil ihrer Popularität auf dem Continente verdankt, zugleich auch den urſprünglichen, ungeſtalteten Charakter der Erzählung vermiſchen mußte. Dieſe Urſache aber lag in dem Umſtande, daß die Aufklärung und die philanthropiſche Pädagogik des vorigen Jahrhunderts, repräſentirt durch J. J. Rouſſeau und J. H. Campe, ſich veranlaßt fanden, der alten Novelle aber vielmehr die Fabel der Novelle zur Bilderfibel ihrer Unterrichtsmethode zu machen. Ihre Weltanſchauung und ihre Manier aber, gewohnt, die Geſchichte zu ihren Zwecken und nach willkürlich ſubjectiven Geſichtspunkten umzumodeln, waren es zugleich, welche Robinſon den Aeltern in „Robinſon den Jüngern“ verwandelten; eine Perſönlichkeit, die, mit allem Reſpect vor dem ehrwürdigen Greiſenhaupten ſei es geſagt, und gerade dann, wenn wir ſie mit ihrem Urſprunge vergleichen, zu unverſtandene Mittelmäßigkeit der Mittelmäßigkeit an ſich mag, als daß wir es Platen verdenken könnten, ſie in der „Verhängnißvollen Gabel“ in etwas humoriſtiſcher Geſellſchaft aufgeführt zu haben.

(Fortſetzung und Beſchluß in nächſter Nummer.)

Ueber Liedercompoſitionen und Lieder von C. F. Kaufmann.

(Aus einem Briefe an den Herausgeber.)

..... Was Sie mir von der ***ſchen Muſik ſchreiben, iſt mir von hohem Intereſſe geweſen. Manche Ihrer Aeußerungen war mir aus dem Herzen geſprochen, gegen andere hätte ich Einwendungen zu machen. Ich glaube, wir wären bald einig, wenn wir nur einmal einen Winter zuſammenlebten, zuſammen Oper und Concerte beſuchen und gleich nachher auf friſcher That unſere Eindrücke und Gedanken austauſchen könnten.

Concerte! ſagen Sie und lachen. Sie können es mir immer noch nicht vergeſſen, wie ich aus dem einzigen Concert, das wir zuſammen gehört, nach dem letzten Ton der Haydn'ſchen Symphonie, die den Anfang machte, fortlief. Und es wurde doch noch eine Arie von N. geſungen und Lieder von B., und ein Violinconcert von C. geſpielt, und was ſonſt noch Alles. Meine Entſchuldigung, als wir wieder zuſammentrafen, mit meinen ſchwachen Organen, die an einer Symphonie übergenug zu verdauen haben, behandelten Sie als Ziererei. Die verſäumten Stücke wußten Sie mir mit ſo viel Beredtſamkeit zu preiſen, daß ich wirklich anfing, über mein vorzeitiges Weglaufen ärgerlich zu werden. Beſonders leid war mir's um die Lieder, denn Ihrer Beſchreibung nach waren es wirkliche Lieder geweſen.

Nun aber hören Sie nur, wie mir's weiter ging. Wie ich von jener Reiſe wieder daheim war und der Winter kam, dachte ich das Verſäumte einzuholen. Im erſten Concert alſo, das nach der Symphonie etliche Lieder brachte, blieb ich ſitzen. Sie waren nicht von dem Componiſten, deſſen Lieder Sie mir gelobt hatten, doch glaubte ich, dem jetzigen Lied überhaupt eine Genugthuung ſchuldig zu ſein. Es hat mich nachher genug gereut. Freilich kam noch allerlei vor in dieſer zweiten Abtheilung, was einen ſchwachen Magen verderben konnte. Ein Concert für Fagott, worin dieſes wie der Elefant auf dem Seile tanzte; eine Arie, oder was es war, aus ***; eine Klavierſonate, für welche „Viel Lärmen um Nichts“ der beſte Titel geweſen wäre; deren war mein Zuhören wenig beneidenswerth, doch dachte ich: Die Lieder werden dich erlöſen, du willſt du hinterdrein nach dem widrigen Gebäck wie an eine ſüße Traube, eine duftende Pfirſiche. Und was war's? Kurz zu reden, Sie hätten Mitleid mit mir gehabt, wenn Sie mich an jenem Abend durch

die *- und **-straße hätten noch Hause schleichen sehen.

Wie kommt es denn aber nur, daß in einem Concert ein wirklich wohlthuendes Lied zu hören jetzt fast ebenso große Seltenheit ist, als im Gasthofe ein reines Glas Wein zu bekommen? Einmal freilich vom Concert. Das Lied gehört ins Zimmer, für einen vertraulichen Kreis. In dem Concertsaal ist seine Toilette zu einfach. Das echte Lied macht keinen Effect. Aber der Sänger will Effect machen. So greift er mit Vorliebe gerade nach jenen Liedern, die seine wahren Lieder sind. Aber auch mit den Tonsetzern geht es dem Liede jetzt eigen. Wir kennen ja unsere Zeit, wie ihr der überschüssige Geist alle Stoffe hinausschlägt, die Ideenfülle alle Säcke zerreißt. Jede Form ist ihr zu eng, in jedem Rocke fühlt sie sich gezwickt. Componist? Bah! Ein Handwerker von einem Componisten, der sich nicht seine Texte selbst zu machen wüßte! Hyer ist der Schuster zugleich Oerder und arbeitet mit doppeltem Verdienst, ob auch zu doppelter Befriedigung der Kunden, ist eine andere Frage. Und nicht blos Textdichter, Dichter überhaupt und noch Maler obendrein. Die Sonate ist eine Landschaft, die Symphonie ein Roman; man sehe nur die Programme auf dem Concerttitel! Ein Lied! Die liebe Einfalt vom Lande. Wer pflückt noch Vergißmeinnicht, pflanzt Nelken? Camelien, Fuchsien ist guter Ton. Was kann denn Menschenbezwingendes in einem musikalischen Liede sein? Eine Stimmung, die sich zahm und einfach ausdrückt, so eine Sehnsucht, wie sie gar nicht mehr an der Zeit ist, ein Liebesglück, das gar nichts Besonderes hat, dafür kann sich kein Mensch mehr interessiren. Eine Arie, wo man in Einem Tage ein ganzes Land durchreist, kann auch in die Töne eines Liedes ein ganzes Leben mit Schicksal und Gemüth, Weltschmerz und Weltverherrlichung hineinbringen. Der geniale Componist behandelt das Lied als ein Drama in nuce, alle Wonnen, Schrecken, Zerrissenheiten, Aufschreie und Knalleffecte des erschütterndsten Trauerspiels stopft er wie eine Pulverfüllung in seine enge Form; so fährt es denn auch bei der Abbrennung richtig in tausend Fetzen auseinander. Ich weiß nicht, ob Sie aus meinem Durcheinander klug werden, werther Freund, darum will ich es auch hiermit gut sein lassen!

Nur noch die Gegenseite lassen Sie mich mit wenigen Strichen ausmalen! Ich kann die Praxis sowenig wie die Bücher leiden, die nur poltern und tadeln, ohne das Bessere zu zeigen. Welchen unserer Liedercomponisten soll ich nun aber als Muster vieles Besseren preisen? Den gebildeten, fast empfindenden Mendelssohn? Den kennen Sie selbst hinlänglich und auch die Uebrigen kennen Sie besser als ich; darum lassen Sie mich von Einem sprechen, den ich recht gut kenne, Sie aber wahrscheinlich gar nicht.

Wenn ich ein philosophischer Kaiser wäre und Selbstbekenntnisse schriebe, so würde ich den Göttern unter andern Zuthaten, die sie mir erwiesen, auch dafür danken, daß sie, da sie mich selbst weder poetisch noch musikalisch haben ausstatten wollen, mir doch Dichter und Musiker zu Jugendfreunden gegeben haben. Er ist nun todt, leider! der herrliche Mensch, dem allein ich es danke, daß mir das Ohr, wenn auch noch so unvollkommen, für die Welt der Töne sich erschließen hat. Er war kein Musiker von Profession, aber eine durch und durch musikalische Natur. Er hatte die Gesetze des Tonsatzes theoretisch studirt, wie er sie praktisch auszuüben vermochte; aber seiner bürgerlichen Stellung nach war G. A. Kauffmann Professor der Mathematik. Die Musik war seine stille Liebe; es wäre ihm peinlich gewesen, auf sie seine häusliche Existenz zu gründen. Aber sein innerstes Leben machte sie aus. Die Werke der großen Meister kannte er nicht blos, er lebte in denselben. Eine Mozart'sche Opern-Nummer für Nummer auswendig auf dem Klavier vorzutragen, war ihm Kleinigkeit. Wie viel verdanke ich solchen Stunden! Wie wußte er da den Hörer in die rechte Empfindung hineinzureißen, wie dem tappenden Verständniß durch Gedankenblitze verleuchten!

Doch in diesem Aufnehmen und Wiedergeben fremder Werke ging Kauffmann's musikalisches Talent nicht auf. Er hatte den Beruf, selbst auch hervorzubringen. Und als ein Kernmensch, der einzig dem Drange seiner Natur folgte, ohne von Absicht und Eitelkeit über die Grenzen seiner Bestimmung auch nur um eines Haares Breite hinausgetrieben zu werden, hatte er auch sogleich sein Gebiet gefunden. Es war das Lied. Einen jugendlichen Anlauf abgerechnet, fiel es ihm nicht ein, sich zur Oper, zum Oratorium, zur Symphonie emporschwingen zu wollen. Er wußte wohl, daß ihm hierzu die Uebung, mit Stimmen- und Instrumentenmassen praktisch zu schalten, die Stellung an einer Bühne oder einer Kapelle, fehlte. Dagegen fand, was zum Liede erfoderlich ist, völlig in seiner Gewalt. Selbst Sänger und lebenslang beliebter Leiter singender Kreise, kannte er die Natur, den Charakter, den Umfang und die Aus-

drucksfähigkeit der verschiedenen Stimmlagen aus dem Grunde und als gründlicher Contrapunktiker, dabei geübter Klavierspieler, wußte er der Begleitung zugleich Bedeutung und Anmuth zu geben.

Nun kamen aber seine Eigenschaften als Mensch seinem musikalischen Talent und dem Fache, das er sich für dieses ausersehen, aufs trefflichste zu statten. Er war eine kernhafte, frische, naive Natur. Alles Matte, Weiche, wie anderseits alles Gemachte und Gespreizte war ihm von Hause aus fremd. Dabei war er eine einfache, innige, in sich gerundete Persönlichkeit. Und gerade so sind seine Lieder. In knapper Schale ein voller Kern. Naturlaute, in streng künstlerische Form gefaßt. Ihr Eindruck nicht Zerstreuung und Zerrissenheit, sondern Sammlung und Befriedigung.

Die Unterlagen für dieses sein musikalisches Schaffen lieferte ihm in reichster Auswahl seine Belesenheit. Wie in den großen Tonmeistern, so liebt Kaufmann anderseits in unsern großen Dichtern, in Goethe vor allem, dessen Werke er wie Wenige inne hatte und zu würdigen verstand. Dabei entging aber nicht leicht etwas Neues von Bedeutung seiner Aufmerksamkeit, er war immer auf dem Laufenden. So durchlas er denn wie eine Biene den deutschen Liedergarten, ließ sich da und dort auf eine Blume nieder und wußte es aus der unscheinbarsten Herzig zu ziehen. Goethe und Geibel, Uhland und Heine, Mörike und Vogl u. s. w. haben ihm Stoffe zu schönen Compositionen gegeben. Mörike's Gedichtsammlung hat er, im freundschaftlichen Wettstreite mit dem trefflichen L. Hetsch, fast ganz durchcomponirt.

Dabei war der Kreis, den Kaufmann innerhalb des Liedes beschrieb, ein sehr weiter. Von den nächtlichen Schauern der „Traurigen Krönung", von Mörike, bis zu der hüpfenden Munterkeit seiner „Soldatenbraut"; von der zarten Empfindung in Goethe's Lied „An den Mond" oder „Mignon" bis zu dem derben Humor in Mörike's „Lammwirth"; von der mystischen Feierlichkeit und orientalischen Pracht in Goethe's „In tausend Formen magst du dich verstecken" bis zu der genialen Frechheit des J. N. Vogl'schen „Spitzbubenpaars", für Alles wußte er den Ton zu treffen, den Rhythmus zu finden, die Melodie zu führen und reichern oder leichtern Arabeskenschmuck darum zu schlingen.

Und wie echt, wie ursprünglich pflegten diese Sachen in ihm zu entstehen! Auf der Reise, im einsamen Hause überrascht ihn der Anblick einer zarten Mädchengestalt mit braunen Locken; es ist nur ein Augenblick, aber am Abend in der Herberge summt er das Lied aus dem „Divan": „Locken, haltet mich gefangen!" vor sich hin und eine seiner feurigsten, prächtigsten Compositionen ist entstanden.

Einzelne von diesen Liedern hat Kaufmann während seines Lebens herausgegeben; sie sind in Stuttgart, Berlin, Mainz erschienen, aber unbeachtet vorübergegangen. Die Sänger, wie sie gewöhnlich sind, wußten nichts damit zu machen und Privatkreise erfuhren nichts davon. Jetzt, nach seinem Tode, beabsichtigen seine Söhne, eine Auswahl aus des Vaters reichem Liedernachlaß zu veröffentlichen. Ich empfehle diese Lieder, wenn sie erscheinen werden, Ihrer Aufmerksamkeit. Mögen sie dem Virtuosen nur wenig Gelegenheit geben, Bravour zu zeigen (obwol auch nach dieser Seite hin ein Stockhausen z. B. ihnen viel abgewinnen wissen müßte), so eignen sie sich desto mehr für den „häuslichen Herd" als gesunde, kräftige, frische Kost. Alle Stimmen sind darin bedacht. Manches hat der Verstorbene für seinen eigenen kernhaften Baß gesetzt, Einzelnes auch für Tenor; ganz besonders schöne Gaben wird die Sammlung den weiblichen Stimmen des Sopran- und Mezzo-Sopran bringen.

Doch es ist hohe Zeit, daß ich endlich schließe. Entschuldigen Sie mein Geplauder und behalten Sie in freundlichem Andenken Ihren ergebenen

J. D. Strauss.

Die Kritik und die Lüge.

Unsere Leser gehören zum größten Theil jener Mehrzahl der Gebildeten an, die an den Kämpfen der literarischen Parteien wenig Gefallen finden. Sie werden nicht unempfindlich sein für die Gründe, die irgendeiner Schöpfung einen größern oder geringern Werth zuerkennen lassen; sie mögen aber nicht folgen auf jene Arenen, wo Händel ausgekämpft werden, deren Motive ihnen meist zu weit hergeholt erscheinen.

Was Kritik ist und Kritik sein will, lernt der Deutsche meist aus nächster Nähe missachten. Welche Stadt hat nicht ihre Zeitung, vom Journal in Folio an bis zum Wochenblättchen! Welcher noch so kleine Leserkreis muß sich da nicht an gewisse Unbegreiflichkeiten in den Urtheilen der Männer von der Feder früh schon gewöhnen! Die Tonangeber stehen Allen so nahe, man übersieht ihre Entwickelung, ihre gesellschaftliche Stellung und erkennt nur zu bald die Maßstäbe, nach denen sie

urtheilen. / Das deutsche Literatenthum steht leider nur in seltenen Ausnahmen auf einer gewissen Höhe. / Selbst bis in die einflußreichsten und größten Zeitungen hinein ziehen sich die Kundgebungen von Persönlichkeiten, die wir oft bewundern, oft verehren, oft aber auch in ihrem Ursprunge als fahrende Abenteurer kennen gelernt haben, als verzweifelte Wegelagerer, bei denen sich Dünkel mit Unwissenheit paart.

Das große Publicum hat eine Ahnung, daß es auf dem Gebiete der Kritik, die sich die höhere nennen möchte, nicht viel besser aussieht. In großen Städten ist die „Feuilletonkritik" ausgebildet. Hier sieht man auf den ersten Blick, daß alle Erscheinungen in Kunst und Literatur meist nur dazu dienen müssen, einem „Referenten" Relief zu geben, ihn allein als Machthaber und Führer der öffentlichen Meinung hinzustellen. Wo mehre Zeitungen miteinander wetteifern, suchen sich diese Referenten in Pikanterieen zu überbieten. Um einen einzigen blendenden Einfall opfern sie jedes mal den Gegenstand, um den es sich handelt. Um einen Witz, eine Allegorie durchzuführen, zwängen sie die Merkmale des zu beurtheilenden Gegenstandes in ein Prokrustesbett. / Das Publicum kennt diese Künste und hat es z. B. in Wien, wo sogar Frauenzimmer die Feuilletonkritik besorgen, schon lange aufgegeben, dem gedruckten Buchstaben ein besonderes Vertrauen zu schenken.

Bis in das innerste literarische Leben und selbst auf das Gebiet der Wissenschaft hinaus läßt sich verfolgen, wie zweideutig meist die Beweggründe zu Lob und Tadel sind. Der Rival beurtheilt den Rivalen, der Neider den vom Glück Begünstigten, der Angegriffene von heute rächt sich an seinem Gegner, wenn dieser morgen selbst Verbrecher ist. Manche Verfolgungen werden systematisch, sie kennen kein Maß und Ziel; andere verlieren sich bei jeder Gelegenheit in Persönlichkeiten; der Matador imponirt und weckt Nachahmer; diese schmeicheln ihm so lange, bis sie selbst erstarkt sind und wieder ihn stürzen. Es ist ein Chaos, von dem der gebildete Theil des Publicums sich lieber schon, entfernt bleiben zu dürfen.

§ Da auch wir in diesen „Unterhaltungen" dann und wann ein Urtheil und, wir gestehen es, mit dem Schein der Aufregung gaben, so wird uns nicht einfallen, der Production gegenüber die Rechte der Kritik herabzusetzen. Doch zu allen Zeiten dürfen wir von uns eingestehen, daß wir jede dichterische oder wissenschaftliche Leistung in möglichster Unbefangenheit auf uns wirken ließen. Diese Unbefangenheit ist in der That oft schwer zu erringen, wenn Leistungen vorliegen, die wir durch eine organisirte Beflissenheit überall angepriesen sehen, oder wenn zufällige äußere Umstände einer Schöpfung Bedeutung gegeben haben, die wir nicht begründet finden können, oder wenn uns Arbeiten vorliegen, die Merkmale an sich tragen von Richtungen, denen wir selbst uns entfremdet fühlen. Dennoch suchen wir Beherrschung zu gewinnen und gewinnen sie jedesmal durch ein Mittel, das bei den Kritikern von Fach wenig in Gebrauch ist. Wir lassen die Arbeit in unmittelbarer Vielartheit auf uns wirken, nennen sie von jedem Frühern, das aus derselben Feder ihr vorausging oder nachfolgen konnte. / Wir vermeiden die Schubfächer, die Kategorieen, das einmal Abgethane, wohinein der kritische Matador die an seinen Anatomietisch gelangenden Werke nach einigen Schnitten rechts oder links zu werfen pflegt.

Ähnlich wird dies Bewußtsein der Gerechtigkeit erkauft durch den Verlust eines Vortheils. Wenn man mit jedem neuen Werke eines Autors immer mit ihm von vorn wieder anfängt, hört man scheinbar auf, eine Richtung zu vertreten. Wenigstens entzieht man sich den immer erfrischlichen Rückhalt eines Systems. Auch wir konnten auf dem ästhetischen Gebiete z. B. unausgesetzt von alten Zopfhaudegen sprechen, die über Goethe und Tieck nicht hinauskommen, von Gothaischen Aesthetikern, die in jedes poetische Motiv eine politische oder moralische Nutzanwendung bringen, wir konnten unausgesetzt Richtungen verfolgen, die der Detailmalerei, diejenige, die wir selbst die des Lovely, eine andere, die wir die akademische genannt haben — wir ziehen dann und wann die Andeutung vor und sträuben uns gegen summarisches Verfahren. Es ist ungerecht, immer und immer nur auf bekannte Kennzeichen und die Bestätigung des Alten durch jedes Neue aufmerksam zu machen.

Tendenziöse Verfolgung kann nur zu Ungerechtigkeit und zuletzt zur Lüge führen. Wer immer nur das Eine beweisen haben will, wird nie das Andere sehen. Sieht er es dennoch, so entstellt er es, leugnet es. / Einem solchen gehässigen Verfolger ist es ein Leichtes, aus einer Fülle von Daten, die er zu verachten hätte, um ein endgültiges Urtheil zu fällen, nur die herauszugreifen, die für seine Voraussetzungen passen. Aus einem umfangreichen Werke werden zwei Sätze genommen, jeder wird mit einem Gewebe von spöttischen Randglossen umgeben und der Gegenstand ist

abgethan. Nichts darf zu hoher wachsen als die Souveränetät des kritischen Nivellirers, dem die Personen nur für die Sachen, die Details nur zur Ausschmückung seiner einmal feststehenden Hauptsätze dienen und der in dem Strudel des Tadels oder dem kurzen Rausche selbst der Bewunderung immer nur sich allein auf der Höhe erhalten will.

Wir könnten von dieser Methode viel erzählen; wir wollten nur vom Lügen sprechen. Um einige Beispiele zu geben, wie man sich hilft, wenn man über einen Autor immer Dasselbe wiederholen will, muß der Herausgeber leider sein eigenes Beispiel citiren. Es ist z. B. der Mehrzahl unserer Leser gewiß bekannt, daß in dem Drama „Uriel Acosta" eins jener Leiden der geistigen Martyrschaften geschildert wird, das in dem Kampfe der Ueberzeugung mit den Rücksichten des Gemüthes liegt. Es ist dies die eigentliche Aufgabe des genannten Dramas; es will nichts Anderes als eben die Schwierigkeiten vergegenwärtigen, unter denen sich die Freiheit der Gesinnung behauptet. Menschlichkeit bei göttlichem Drange, Weichheit bei starrem Trotze, Gebundenheit bei aller Freiheit — darin liegt eine ewige Wahrheit, der die Poesie Rechnung tragen durfte, ohne den Verdacht der Unmännlichkeit und Feigheit auf sich zu laden. Aber daß diese Schwankungen im Charakter Uriel's nicht aus leerer Haltlosigkeit entstehen, das zu beweisen war die Aufgabe, und es mußte ihm daher ein jenem Drange zum freien Selbstbekenntniß Gleichberechtigtes gegenübergestellt werden. Der Autor fand dies in dem Familiensinn der Juden, in jener Rücksichtsnahme des Gemüthsmenschen, der im Grunde nicht einmal selbst besitzen will, sondern nur an den Schmerz Derer denkt, die in ihm etwas besitzen wollen. Uriel liebt seine Familie, wie ein Jude sie liebt; ja er liebt Judith nicht einmal um seiner selbst willen; er ist ganz einer jener entsagenden Gedankenmenschen, die wie Johannes und Christus in die Wüste gehen und allen Freuden des Lebens, ja der höchsten, der Verwirklichung ihrer holdesten Lebensträume, freiwillig entsagen können; er ist eine jener stoischen oder nazarenischen Naturen. Nun bleibt er in Amsterdam und unterwirft sich dem Joche, um nicht sich, sondern Judith glücklich zu machen. Daß er dies kann, daß er dies muß, ist das Jüdische, d. h. durch die Sitte Gebundene, dann aber auch Allgemeinmenschliche an ihm. Von Aristoteles bis Hegel und Vischer liegt das Tragische in dem Kampfe zweier gleichberechtigten Principien und solange jenes Drama auf der Bühne existirt, ist bei einiger Empfänglichkeit überhaupt für die Stellung des Gedankens zum Leben das Sujet desselben auch so und nicht anders vom Publicum empfunden worden.

Dies Alles hindert nicht, daß im diesjährigen „Morgenblatt", Nr. 31, ein Schüler der gothaner Aesthetiker nur die eine, die äußere Seite in Uriel's Begegnissen sieht, daß er ein untragischer Held genannt wird, der nur „seine Ueberzeugungen verleugnet und sich in der Synagoge schimpflich mit Füßen treten läßt, um alsbald den Widerruf zurückzunehmen und sich schließlich die Kugel durch das Hirn zu jagen".

Das Warum er diese Widersprüche auf sich ladet? wird in seiner ganzen Gegenschwere ignorirt, ja nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß Das, was der Autor als eine jahrtausendjährige Erfahrung, als eine jener Thatsachen, wie die besten Gedanken der Menschen eben von der Natur, die ihnen die Götter gaben, geirrt und abgelenkt werden können, an einem historisch gegebenen Beispiele lösen und entwickeln wollte, wol gar ihm nur ein zufälliges, ihm nur unter der Hand von seiner eigenen Schwäche exemplificirtes Begegniß ist! Sein Wollen ist ein charakterloses Nichtanderskönnen!

Die Lüge eines solchen Verfahrens wird nur von Denen übertroffen, von Denen solche Kritiker sie gelernt haben.

Was ist dann das ferner jetzt für eine neue Thorheit geworden, jede Empfindung, die sich gegenständlich macht, sich prüft, sich läutert, sich zur schönern Glorie der Gerechtigkeit zu verklären wünscht, mit dem Stigma: Kotzebue brandmarken zu wollen! Schon Goethe, der an den „Xenien" half, würde Ursache genug gehabt haben, dann nach dem „Kotzebue" bei sich selbst zu suchen. Gerade von Goethe haben wir die Mäßigung der Leidenschaft und die edle Rücksichtnahme auf die Menschenschwäche als eine Blüte der Humanität zum Schmuck im Dichtergarten überkommen. | Wer sich einmal zum Romantiker der geselligen Zustände und der durch Bildung zurückgehaltenen Herzensvorgänge gemacht hat, kann nicht vermeiden, Uebergänge und Nüancirungen der Empfindungen zu malen, wie sie sich allerdings in der Heldentragödie, wo jede Leidenschaft sogleich zur Keule greift, nicht finden. | Erlebt nur erst etwas, ihr Abstractionsmenschen, laßt euch das Gewirr der menschlichen Ansprüche, wo Jeder für sein Ich eine Berechtigung zu haben glaubt, um die Nase streifen, die bisherige Weisheit derselben wird euch nicht weit über das Sopha hinausführen, auf welchem nur

die zur Recenſion eingeſandten Bücher um euch verliegen! Erlebt Situationen wie die in einem andern Drama der 3 Herausgeber: „Werner", geſchilderten und ihr werdet Anſtand nehmen, zu urtheilen, wie derſelbe Schüler am angeführten Orte ſeinem Meiſter nachſpricht: „Werner handelt bald wie ein Lump, bald wie ein Narr!"

Robeit des Empfindens zu bekämpfen, war zu allen Zeiten eine Aufgabe der Lichtkunſt. Möge ſie ſich in ihrem Ziel nicht irre machen laſſen! Möge ſie nicht zu bang erſchrecken, wenn ihren Gebilden der Vorwurf der Kränklichkeit gemacht wird! Möge ſie nicht verzweifeln, wenn man ihr unter dem glänzenden Namen geſunder Empfindungen eine rothwangige Nüchternheit und pausbackige Alltäglichkeit gegenüberſtellt! Der Seele wird uns in ihren pathologiſchen Zuſtänden immer ebenſo intereſſiren wie in ihren geſunden, und wo wäre ein Lichter von Bedeutung, dem es möglich geblieben wäre, ſich immer und immer nur innerhalb ihrer normalen Vorausſetzungen zu bewegen! Wie oft wird ihn eine dämoniſche Verirrung trügen, wie oft wird er in einem Lämmerlicht Helleres zu finden glauben als in der grellen Beleuchtung tagesüblicher Logik!

Wir kennen das Regiſter von Unwahrheiten, zu denen die blinde Parteilichkeit und das gedankenloſe Wiederholen von polemiſchen Gemeinplätzen führt, noch weiter ausdehnen, wenn wir ausführlich auf die eigentliche Veranlaſſung eingingen, die jenen Artikel im „Morgenblatt" hervorrief. Es widerſteht uns, von uns ſelbſt zu reden, und wiederholen wir nur, daß es ſeinen guten Grund hat, wenn der größte Theil der gebildeten Welt den Motiven zu gedrucktem Lob und Tadel nur in ſeltenen Fällen ſein ganzes Vertrauen ſchenkt.

Anregungen.

Zur Vaterlandskunde.

Neben ſo vielen Reiſehandbüchern, illuſtrirten und nicht illuſtrirten Wegweiſern, die dem Gebrauch oder einer flüchtigen Lectüre im Eiſenbahnwagen dienen, ſucht der Schritt von Profeſſor Kugler in Breslau „Das deutſche Land" (Breslau, Hirt, 1856) — der Bodengeſtalt und das Volksleben des Vaterlands auf in wiſſenſchaftlicher, doch allgemein verſtändlicher und anziehender Darſtellung zu ſchildern.

Von den Gletſchern und Matten der Alpen, ihren Wäldern und Seen, ziehen wir durch die Stufenländer Süddeutſchlands, den Rhein und die Weſer hinunter an freundlichen Städten, altberühmten Eichen der Cultur, vorüber bis zu den weiten, von grauen Wolken und Nebeln überlagerten Marſchen am deutſchen Meere und dem ſandigen Strand der Oſtſee. Der Verfaſſer ſelbſt iſt viel gereiſt und die eigene Anſchauung gibt ſeinen Beſchreibungen eine lebendigere, friſchere Farbe. Damit verbindet er vielfache Kenntniſſe, die Entſtehung und Zuſammenſetzung der Gebirgsmaſſen, die klimatiſchen Einflüſſe auf die Entwickelung des Pflanzen- und Thierreichs auch dem Laien in dieſen Wiſſenſchaften klar und verſtändlich vorzutragen.

Schlachtenpoeſie.

Wenn es wahr iſt, daß „kein realer Gegenſtand unpoetiſch iſt, inſofern ihn der Dichter gehörig zu gebrauchen weiß" (Goethe), ſo können auch Schlachten und Belagerungen nicht poetiſch ſein, wie manche Aeſthetiker behaupten wollen, wofern der Dichter ſie nur im rechten poetiſchen Lichte erblickt.

Dagegen läßt ſich freilich nicht, daß die Erfindung des Schießpulvers, überhaupt ſeitdem nicht mehr, wie im grauen Alterthum, Helden gegen Helden perſönlich kämpfen, ſondern Maſſen gegen Maſſen zu Felde gehen, die Schlachten an poetiſchem Reiz verloren haben. Aber auch abgeſehen von dieſem Umſtande iſt es nicht das Schlachtgetümmel als ſolches, nicht das Waffengeklirr und Waffengeraſſel und Roſſegewieher und Todesgröchel allein, was die Poeſie der Schlachten ausmacht, ſondern der Muth und Heroismus der Kämpfenden, ihre Aufopferung für ein höheres, ideales Intereſſe ſowie ihre im Tumult bethätigte Beſonnenheit.

Deshalb können wir auch derjenigen Art von Schlachtenpoeſie, die ſich, wie z. B. die Scherenberg'ſche, im Anſchauen des äußern Schlachtgetümmels gefällt, keinen ſonderlichen Geſchmack abgewinnen. In der „Ilias" beſchäftigen die Schlachtgemälde nicht das Hauptintereſſe, denn der eigentliche Gegenſtand der „Ilias" iſt der Zorn des Achilleus in ſeinem Urſprunge, Fortgang und Ende. Die Schlachtgemälde gruppiren ſich hier um ein einheitliches Intereſſe, eine einheitliche Begebenheit, und ſo muß es immer ſein, wenn der Dichter Schlachten und Belagerungen beſingt. Scherenberg leidet zu ſehr in der Auffaſſung ſeiner Aufgabe und iſt in ſeiner Wirkung auch kaum über die Gazettenleſer hinausgekommen.

Der Kampf um Sebaſtopol, den Rudolf Gottſchall beſungen hat („Sebaſtopol", Berlin, Ferdinand d. Grunert, 1856), eignete ſich freilich nicht, wie die Belagerung von Troja, zu einem einheitlichen Epos, und ſo beſteht auch ſeine Dichtung nur aus einer Anzahl einzelner Dichtungen, einzelner Gemälde,

welche die Hauptbegebenheiten, die Hauptmomente die-ſes „neuen Ilium“ umfaſſen. Aber Gottſchall hat es verſtanden, das Poetiſche in dieſen einzelnen Momenten herauszufinden, indem er die geiſtigen, ideellen Potenzen durch den materiellen Kampf durchleuchten läßt.

„Wo iſt der Geiſt nur, der den Stoff geſtaltet!“

Die Gottſchall'ſchen Dichtungen ſind nicht alle von gleichem Werth. Manche dieſen leicht und ungezwungen, in manchen wieder iſt Anſtrengung und Aufdringlichkeit nicht zu verkennen, das Pathetiſche wechſelt mit dem einfach Erzählenden.

In dem Satz «Vermoot dunnerts» Gedicht hat Gottſchall die Frage, ob es für uns, die wir den Ereigniſſen noch ſo nahe ſtehen, nicht zu früh wäre, ſchon über ſie zu richten und zu dichten, angeregt. Gewiß thut der Dichter recht, wenn er, von Zeitereigniſſen ergriffen, dieſe benutzt, während noch in ihm ſelbſt und im Publicum Begeiſterung und Intereſſe rege ſind. Goethe ſagte:

Begeiſterung iſt keine Ewigkeitsware,
Die ſich einpökeln läßt auf einige Jahre.

Doch ein Deutſcher ſich begeiſtert, den Ruhm der Fremden zu ſingen, mag auch hier und da Anſtoß erregen. Die Franzoſen bewundern, hat uns immer etwas, was wie ein Wegſchenken des linken Rheinufers herauskommt. Indeſſen war die Tapferkeit, die von ihnen in der Krim bewieſen wurde, ſo überwältigend und zur Bewunderung hinreißend, daß wir mit dem Dichter nicht rechten wollen. Iſt er doch auch gegen die Ruſſen nicht ungerecht und ſingt in ſeiner ſchönen, immer ſchwungvollen Weiſe:

Doch fällt aus dem dunklen Grund der Zeit
Kein Schatten auf der todten Krieger Bild.
Die hier beſtanden in beſtimmt'ſem Streit
Des Doppeladlers Horſt am Schwarzen Meere!
Denn ewig leben in des Ruhmes Hallen,
Die hier gekämpft, gelitten und gefallen;
Romantas Vertheidigern geſellt,
Bewundert noch von einer ſpätern Welt!

Lebensblicke.

von C. H.

Wir hoffen uns zu neuen Täuſchungen und wir täuſchen uns zu neuen Hoffnungen.

* * *

Irrthum und Wahrheit reichen ſich im Leben ſtets die Hand, nur der Tod trennt beide für immer.

* * *

Ein Herz, das ſich in ſeinen eigenen, wunderbaren Tiefen verirrt, kann ſich auch dort nur wiederfinden.

* * *

Welche reiche Frühlingszeit blüht nicht und verwelkt in ſo mancher ſchweigenden Bruſt!

* * *

Das Herz kann ſich wol hienieden heimiſch finden, der Geiſt nie.

* * *

Wie grauſam iſt das Leben! Der Menſch wird von ſo Vielem bedingt, abgelenkt und hin- und hergeworfen und doch treffen die Folgen ſeiner Handlungen mit eigener Conſequenz nur ihn ſelbſt.

* * *

Was wir im Alter thun ſollen, ſind, die verworrenen, durcheinanderlaufenden Fäden des Lebens zu vereinfachen, das einmal Abgeriſſene fallen zu laſſen und mit Dem, was uns noch ganz und feſt geblieben, das Gewebe des Lebens zu Ende zu führen und dem Ziel auf irgendeine etwa noch zu erwartende Stunde.

* * *

Jeder große Gedanke zieht eine feine Falte über unſere Stirn, die bleibt, wenn uns der Gedanke längſt entſchwunden.

An die Frauen.

Haſt du leidend, o Freund, gelegen
Fern vom lieben, heimiſchen Hauſe,
Still in der Klauſe,
Wo gleichmüthige Fremde dich pflegen?
Ach, wie ſehnt aus der Großſtadt Gebrauſe
Heim ſich das Herz, wo des Mütterleins Segen
Lieblich wie Maiduft weilet im Hauſe!

Wo ſie mit milden, balſamiſchen Worten
Oder mit ſtummen Blicken dich fragte,
Was dir behagte;
Wo ſie trüber Gedanken Horden,
Die dich im Traumes Gefängniß marterten,
Durch ihr traulich Geplauder verjagte,
Daß wir beim Lager ſie lieb geworden!

Ach, wie wäre das irrende Leben,
Reich an Schmerzen und ſchweren Plagen,
Nur zu ertragen,
Wenn ihr, denen das himmliſche Werben,
Liebend die Leiden uns wegzufragen,
Gott als die herrlichſte Zierde gegeben, —
Wenn ihr uns fehlten in kranken Tagen!

Ihr macht jeglich Gebrechen erträglich,
Nehmet auf euch die Hälfte der Schmerzen;
Heitere Kerzen
Zündet ihr an im Dunkel, wo kläglich
Wimmern nach Hoffnung bangende Herzen,
Tröſtung ſpendet ihr nächtlich und täglich,
Daß wir die bitterſten Leiden verſchmerzen.

Himmliſche Kerze, was wären die ſtarken
Männerherzen in Leidenstagen,
Hätt' ihr nicht tragen,
Herz' im Lieben und Dulden wie ſparen?
Braucht nicht im Kloſter der Welt zu entſagen:
Alle ſeid ihr barmherzige Schweſtern,
Freundliche Engel in ſchmerzlichen Tagen!

Berthold Sigismund.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 51.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Die Ahnenprobe.

Erzählung von Amely Bölte.

II.

„Meine Mutter", fuhr Graf Malström fort, „sprach die Mahnung an meine Verheirathung sehr weich. Diesen Ton der Stimme war ich so wenig an ihr gewöhnt, daß er mich tief ergriff. Ich zog ihre Hand an meine Lippen und sagte: »Wer auch in diese Mauern einst einziehen mag, meine Mutter soll sie um Niemand verlassen.«

„Sie legte ihre Hand auf mein Haupt und ließ sie dort einige Minuten ruhen. Ein wirklicher Friede kam damit über mich. »Das waren die Worte eines guten Kindes«, sagte sie sanft, mit fast zitternder Stimme, »und einer Mutter Segen baunet den Kindern Häuser. Deine Frau wird auch mein Kind sein und ich werde ihr nie in den Weg treten, solange sie dich glücklich macht. Möge es dir gelingen, eine gute Wahl zu treffen!« Dann ging sie zu den Bedingungen einer Wahl über und sagte: »Es gibt leider nur noch wenige Familien im deutschen Reiche, die eine Ahnenzahl aufzuweisen haben, welche einem Malström genügt, und die Statuten unsers Hauses sind in dem Punkte streng! In dem ganzen weiten Raume hier — sie zeigte auf die Gemälde — befindet sich Keiner, der nicht vom reinsten Blute entsprossen. Wollte ein Sohn unsers Hauses einer Neigung nachgeben, die seiner unwürdig war, so zwang ihn die Nothwendigkeit, zu verzichten. Dadurch ist unsere Familiengeschichte eine sehr ernste geworden, denn die Pflicht gegen die Ehre eines alten Geschlechts bestimmte unsern Lebensgang und eine Wahl blieb uns kaum. Nur ein Einziger von ihnen wagte es, sich dagegen aufzulehnen; er verließ das Haus seiner Väter und sprach von Nimmerwiedersehe. Aber — die Reue folgte bald. Wer nicht dazu erzogen ist, sein Brot zu verdienen, der lernt es als Mann nicht mehr. Ueberall stieß er an, überall fand er Kränkung, Demüthigung, sein Stolz konnte das Eine nicht ertragen, das Andere nicht dulden. Muthlos, arm und krank ersehnte ihn endlich eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der Heimat. Nach langer Pilgerfahrt erreichte er erschöpft die Grenzen unsers Gebiets. »An einem Meilenzeiger setzte er sich nieder und wartete, bis Jemand vorüberkäme, den er absenden konnte, um hier um Aufnahme zu bitten. Aber die Antwort ließ warten. Die Nacht brach herein, ihn hungerte, ihn fror, er mochte nicht gehen und auch nicht bleiben; mühsam schleppte er sich bis an das Kreuz, das neben dem Meilenzeiger steht und — erhängte sich! Doch du kennst ja die traurige Geschichte. Sie ward ein warnendes Exempel für jeden Malström. Als kleines Kind schon schauerte es mich vor der schwarzen Fläche an jener Wand, wo das eine Bild fehlte. Die Leute erzählen, um Mitternacht wandle sein Geist hier und nähme auf eine Stunde jene Stelle ein. Ich selbst habe nie etwas davon gesehen; doch glaube ich es gern, daß ein Malström auch im Grabe nicht Ruhe findet, wenn er auf Erden seine Pflicht versäumte.« Sie seufzte tief auf. »Nun

Gott befohlen! mein Sohn. Wir ſprechen nächſtens weiter über dieſen Punkt.«

„Ich ſtieg langſam die Wendeltreppe herab. In dieſem Augenblick lag das Leben ſo wenig freundlich vor mir, daß ich wünſchte, meine Laufbahn ſchon jetzt beſchließen zu können. Da tönte Geſang an mein Ohr, eine volle, ſchöne Frauenſtimme ſang das Ave Maria von Schubert. Ich folgte dem Schall und gewahrte durch die Spalte einer Thür Marie vor einem Klavier ſitzend. Dies alſo war ihr Zimmer! Hier lebte, nächtigte, dachte ſie! Ein Zugwind vergrößerte die Oeffnung ein wenig. Wie heimlich und geſchmackvoll ſah es hier aus! Bilder zierten die Wände, Blumen ſchmückten die Fenſter, Alles ſah hier heiter und lachend aus, wie die Jugend und das Glück. Ich verweilte wie gebannt auf der Stelle, bis ein nahender Schritt mich fortrief.

„Auf meinem Zimmer war es mir unbehaglich, ich hatte zu keiner Arbeit Luſt und fühlte eine entſetzliche Langeweile. Die Dämmerung brach allmälig herein und ich wußte nicht wohin mit meiner Zeit, bis der Tag ſein Ende erreicht. Ich entſchloß mich endlich zu einem Spaziergang. Mit raſchen Schritten durchmeſſe ich den Wald und hieß die kühle Abendluft meine Stirn fächeln. Wohin ich ging, war mir gleichviel. Niemand kam mir in den Weg, nah und fern herrſchte die tiefſte Ruhe. Nur ein aufgeſcheuchtes Wild durchkreuzte mitunter meinen Pfad. Da brach der Mond durch die Wolken. Ich ſah um mich. Wo war ich? Vor dem Kreuze, an dem mein Ahnherr ſich erhängt.

„Ich kann nicht leugnen, daß mich ein Etwas wie Geiſterfurcht überkam. Mit raſchen Schritten als ich hierher gelangt fand ich meinen Weg wieder. Er führte an dem Hauſe des Jägers vorbei. Der Hund bläffte, als ich mich nahte, und ſein Herr trat unter die Thür, zu ſehen wer des Wegs käme. Ich grüßte und redete ihn an. Es war mir erſtaunlich wohl in der Nähe eines Menſchen. »Ich kann den Herrn Grafen nicht hinein entlaſſen; denn mein Kind iſt krank«, ſagte der Mann, »das Fräulein vom Schloß iſt eben gekommen, nach ihm zu ſehen.«

„Ich warf raſch einen Blick in die erleuchtete Stube. Ja, da ſtand ſie über der Wiege des Kindes gebeugt. Sie ſprach mit der Mutter, gab ihr wahrſcheinlich Verhaltungsregeln und ging dann hinaus. Bevor ich mich entfernen konnte, ſtand ſie ſchon vor mir. Ich zog meinen Hut, ſie verneigte ſich gemeſſen. »Morgen ganz früh bin ich wieder hier«, ſagte ſie zu dem Jäger; »ſollte es dann noch nicht beſſer gehen, ſo muß ein Arzt gerufen werden.« Sie ging. Ich folgte ihr. Immer vernahm ich ihren Schritt auf dem raſchelnden Laube, kam ihr aber nicht näher. So jung, ſo muthig und ſo gut! ſagte ich mir.

„Als ich das Schloß erreichte, hörte ich von dem Diener, das Abendeſſen wäre ſchon aufgetragen. Raſch flog ich hinauf in das Wohnzimmer und bat meine Mutter, nie auf mich zu warten. Sie ſah mich groß und ruhig an. »Ich danke dir, mein Sohn«, ſagte ſie, »ich werde aber von dieſer Erlaubniß keinen Gebrauch machen. Du biſt hier der Herr und ich muß deinen Dienern zeigen, welchen Reſpect man dir ſchuldig iſt.«

»Dadurch werde ich aber unendlich genirt, theure Mama; denn ich möchte dich nie warten laſſen.«

»Ob du das willſt oder nicht willſt, hängt von dir ab, mein Sohn. Ich werde dich nie einen Vorwurf hören laſſen; denn ich bin dein Gaſt. Ebenſo aber werde ich meine Pflicht gewiſſenhaft erfüllen.«

„Im Speiſezimmer fanden wir Marie. Ihre Wangen waren geröthet von dem raſchen Gange. Meine Mutter bemerkte es, ſagte aber kein Wort.

„Am nächſten Morgen war ich ungewöhnlich früh auf. Mein erſter Blick fiel auf das Erkerzimmer mir gegenüber. Die Vorhänge waren dort noch herabgelaſſen. Vielleicht war die Bewohnerin deſſenungeachtet ſchon auf dem Wege zum Jägerhauſe. Die Neugierde trieb mich, das in Erfahrung zu bringen und richtig! kaum 50 Schritte von den Ringmauern unſers Gartens entfernt kam Marie mir entgegen. Ich blieb ſtehen und zog meinen Hut. Sie verneigte ſich und wollte weitereilen. Da redete ich ſie an. »Sie kommen aus dem Jägerhauſe«, ſagte ich. »Geht es beſſer mit dem Kinde oder muß der Arzt geholt werden?«

»Es geht beſſer«, erwiderte ſie. »Es iſt nur ſo ſchlimm, daß dieſe Leute keinen Begriff davon haben, was ihrem Körper ſchadet oder nicht. Ihre Unwiſſenheit bringt ihnen oft den Tod. Das iſt zu grauſam!«

„Sie ſagte dies »zu grauſam« mit einer Betonung, die ſich nicht wiedergeben läßt. Ihre ganze Seele lag darin. Es iſt zu grauſam! Ihr ganzes Glaubensbekenntniß ſprach ſich in dieſen wenigen Worten aus! Ich bin, wie du weißt, kein Vertheidiger ſolcher Menſchenrechte, die uns alle auf Eine Stufe der Bildung bringen. Die große Menge darf nichts kennen als den Ochſen-

sam und die Unterordnung unter die Begabtern. Will Jeder sein eigenes Schicksal in die Hand nehmen und seine Persönlichkeit zur Geltung bringen, so ist es mit dem Adel vorbei."

„Das Unglück wäre so groß nicht", sagte ich lachend.

Graf Malström stockte, fuhr aber fort: „Doch legt sich Niemand ohne dringende Veranlassung das Messer an die Kehle. Ich wußte nun, daß Marie sich in unserm Kreise nicht wohl fühlen konnte, weil sie die Vorrechte, die wir ihr gegenüber geltend machten, nicht anerkannte. Die wenigen Worte, die sie gesprochen, waren für mich eine ganze Geschichte. Ich beobachtete sie bei Tische noch schärfer. Ihr Schweigen, ihr sich Unterordnen war nicht Demuth, es war Stolz. Was sie von uns empfing, bezahlte sie uns in dieser Münze.

„Meine Mutter fragte mich, was mich diesen Morgen so früh hinausgetrieben. Ich antwortete ausweichend, dabei begegnete mein Blick dem des Mädchens, der mir sagte, sie wisse, daß ich sie nicht verrathen würde. Es herrschte nun eine Art Einverständniß unter uns, wir theilten ein kleines Geheimniß miteinander und das brachte uns unmerklich einander näher. Sprach der Mund auch oft keine Worte aus, so redete doch das Auge und der Blick des Andern sagte, daß er verstanden.

„Wenige Tage darauf ließ meine Mutter mich zu einer ungewohnten Stunde zu sich entbieten. Ich fand sie in ihrem Zimmer und allein. »Ich möchte einmal ernstlich über deine Zukunft mit dir reden«, sagte sie feierlich, als ich neben ihr Platz genommen. »Seit lange schon sehe ich mich nun unter den Töchtern des Landes um, dir eine passende Partie vorschlagen zu können. Die Auswahl ist nicht groß. Das reine Blut wird immer seltener. Selbst unsere fürstlichen Familien haben ja größtentheils schon unter ihrem Stande geheirathet. Man sollte es kaum glauben, wie gering die Zahl Solcher, die noch 16 Ahnen aufweisen können. Aber um so ehrenvoller für uns, zu diesen wenigen Auserwählten zu gehören! Unser Cousin, der Freiherr Wangenau, sprach mir heute über diesen Punkt. Da ist sein Brief, lies ihn! Auch er hat Schwierigkeiten der Art kennen gelernt und war am besten im Stande, mir die genaueste Auskunft zu geben. Ich schlage seine Schwester vor. Sie ist freilich über die erste Jugend hinaus; indessen, was kann man machen? In jeder andern Beziehung paßt die Partie um so besser.«

„Ich las den Brief, der ein Verzeichniß aller ebenbürtigen Familien enthielt und das Alter der Töchter angab.

„Meine Mutter schlug vor, daß ich zum Frühling eine Reise mache und sie sämmtlich kennen lerne. Gegen den Cousin Wangenau wollten wir uns indessen zu nichts binden, uns aber auch zugleich diese Thür offen halten. Ich konnte dagegen nichts einwenden. Ich hatte meine Cousine nur als Kind gesehen. Einstweilen störte der Gedanke an zu nahe Verwandtschaft.

„Der Winter verstrich mir sehr einförmig. Die Nachbarschaft bot wenig Umgang und die Personen, mit denen man allenfalls verkehren konnte, wurden durch die Förmlichkeiten meiner Mutter abgeschreckt. Ich ging auf die Jagd, ritt aus, las und zeichnete, das Letztere meistens am Abend, während Marie meiner Mutter vorlas. Unsere Unterhaltung blieb dabei immer einsilbig; wir kamen nie zu einem freien Austausch der Gedanken, wir sprachen immer nur das Nothwendige; dennoch war dies Zusammensein nicht ohne Reiz, sodaß ich bei jedem erwachenden Morgen schon den Abend herbeisehnte.

„Ende März trat ich meine Rundreise durch Deutschland an. Da ich mit allen Familien, die ich kennen zu lernen wünschte, entfernt verwandt war, so war mir der Zutritt ein leichter. Doch muß ich gestehen, daß ich der Angelegenheit nicht ganz die Aufmerksamkeit widmete, die sie verdiente. Ich wurde zu schnell abgeschreckt und trug gar kein Verlangen, den Kern kennen zu lernen, wo mir die Schale mißfiel. Es war auch wirklich nur ein einziges Mädchen, das mir an Jahren paßte, aufzufinden, und diese Eine war so einfältig, hochmüthig und roh, daß ich mich ihrer als meiner Frau geschämt hätte. So blieb mir denn, da es in den Pflichten gegen meinen Stand einmal liegen sollte zu heirathen, wie die Familienstatuten sogar mein gegenwärtiges Alter dazu bestimmten, am Ende auch keine eigentliche Wahl und ich kehrte weit früher nach der Ehrenburg zurück, als man mich dort erwartete. Meine Mutter war sichtlich überrascht mich zu sehen und, wie ich glaube, nicht angenehm überrascht. Auf ihrem Gesicht lag die Frage, was mich schon zurückgeführt und ich weiß nicht wie es kam, daß ich verlegen den Blick senkte vor dieser stummen Sprache. Marie war bei meiner Ankunft nicht im Zimmer. So oft sich die Thür öffnete, flog mein Auge unruhig dahin. Meine Mutter bemerkte es; denn ihrem Auge entging nichts. Ich stellte mich da

ber an das Fenſter und ſah hinaus in den Hof, bis das Abendeſſen angekündigt wurde. Da trat ſie endlich herein. Sie grüßte mich, ſchien aber faſt, doch ſtieg eine hohe Glut in ihre Wangen. Sie aß faſt gar nicht und auch mir ſchmeckte kein Biſſen. Doch ſchien es mir, daß ich lange nicht ſo froh geweſen noch mich ſo wohl befunden.

„Ganz im Vorbeigehen ſagte mir meine Mutter wenige Tage darauf: «Ich habe auch an den Cousin Wangenau geſchrieben, daß ſeine Reiſe ohne Erfolg geweſen und die Sache mit ſeiner Schweſter daher als abgemacht betrachtet werden darf. Es bleibt ja ſonſt nichts mehr übrig.»

„Ich ſchwieg, nicht aus Widerſpruch, ſondern aus gleichgültiger Ergebung und weil Marie eben in den Garten hinabging und ich ihr gern folgen wollte.

„Nicht wenig aber erſchrak ich, als einige Tage darauf ein Wagen vorfuhr, aus welchem der Cousin Wangenau ſtieg. Er kam, mir ſchon das Jawort ſeiner Schweſter zu bringen und den Tag unſerer Hochzeit feſtzuſetzen! Ich erbleichte. «Reden Sie mit meiner Mutter darüber!» erwiderte ich, eingedenk meiner Majoratspflichten und flüchtete aus dem Zimmer. Eine unſägliche Angſt ergriff mich. Ich konnte leichtſinnig über meine Hand beſtimmen laſſen und konnte nun nicht mehr zurück. Und wozu auch? Mußte ich aus einem dieſer alten Geſchlechter wählen, ſo war mir es ganz gleichgültig, welche von ihnen an die Reihe kam; alſo blieb die Couſine Wangenau ſo gut wie jede Andere. Nur daß geheirathet ſein mußte, war mein Elend. Daß ich eine Frau mein nennen ſollte, für die ich gar nichts empfand!

„Ich lief lange in Feld und Wald, um mein Blut zu kühlen und mich zu faſſen. Mehre Stunden mochten vergangen ſein, als ich das Schloß wieder erreichte. In dem kleinen Blumengarten kam mir Marie entgegen. «Man ſucht Sie überall, Herr Graf!» ſagte ſie. «Ihre Frau Mutter iſt in großer Sorge um Sie.»

„Ich blieb ſtehen und ſah ſie einen Augenblick fragend an. Sollte ich ihr klagen, welch ein Schickſal man mir bereitete; ſollte ich ihre Theilnahme in Anſpruch nehmen? Sie hätte mich verſtanden, das wußte ich. Sie hätte gefühlt, welch ein Opfer meine Stellung von mir foderte! Schon wollte ich reden; da bezwang ich mich wieder. Voltaire's Weisheit fiel mir ein. Iſt man zweifelhaft, ob man etwas thun oder laſſen ſolle, ſo wähle man das Letztere.

„Das that denn auch ich. Ich ſtürzte in das Haus, die Treppe hinauf in das Wohngemach. Mein Vetter ging hier mit verſchränkten Armen auf und ab. Meine Mutter ſah ſehr aufgeregt aus, als ob ihr Etwas große Angſt mache. «Was iſt denn aus Ihnen geworden?» fragte mich Wangenau, vor mir ſtehen bleibend und mich mit halbem Lächeln betrachtend. «Sie haben eine eigenthümliche Art, in Ihrem Schloſſe den Wirth zu ſpielen.»

„Ich erwiderte, daß ich nicht ſo anmaßend ſein könne, mir ſeinen Beſuch zuzuſchreiben und ihn darum mit meiner Mutter allein gelaſſen hätte. Meine Mutter warf mir hierauf einen freundlichen Blick zu.

„Mein Vetter murmelte: «Se non è vero è ben trovato. Ich habe ſchon noch das Vergnügen, Sie bei mir zu ſehen und Ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten.» Er lachte dabei und ſagte: «Sono rancune!» Er bot mir die Hand. Ich nahm ſie faſt zögernd. Mir war, als ob ich damit ſchon das fürchterliche Ja geſprochen. Den ganzen Abend blieb ich ſtill und zerſtreut und antwortete nur halb, als meine Mutter mir vorſchlug, meinen Vetter am nächſten Morgen zu begleiten. Ich hoffte, es würde ſich ſchon noch ein Vorwand finden, um dieſer Reiſe zu entgehen. Unter ſolchen Gedanken ſtand ich früh auf und ſetzte mich an das Fenſter, von wo ich Marie gewahrte, die auf dem Söller nach ihren Blumen ſah. Ich nahm meine Lorgnette und ſah ihr zu, bis mich der Diener abrief, um unten mit meinem Vetter das Frühſtück einzunehmen. Zu meinem Erſtaunen fand ich auch meine Mutter gegenwärtig und zwar im Reiſecoſtüme. «Ich werde Euch begleiten», ſagte ſie, «um meine Schwiegertochter kennen zu lernen.» Ich erbleichte, nicht nur vor ihrer Abſicht, ſondern auch vor der Benennung; aber entgegenzuſetzen wagte ich ihr nichts. Was konnte ich auch ſagen? Blieb, unſerm «Familienhaupt» gegenüber, denn ein Ausweg?

„Wir reiſten ab und kamen in Hohenfels an. Mein Vetter mußte erwartet haben, daß wir ihn begleiten würden; denn Alles war zu unſerm Empfange bereit. Seine Gattin empfing meine Mutter mit großer Ehrerbietung und ſtellte ihr ihre Kinder auf eine Weiſe vor, die ihr augenſcheinlich wohlthuend war. Sie wurde hier als Haupt der Familie angeſehen und das entſprach ihrer Neigung. Wir ſetzten uns bald darauf zu Tiſch und der Reſt des Tages verging unter mancherlei Geſprächen über gegenſeitige Bekannte,

ohne daß des Zweckes unserer Reise gedacht wurde. Hermine, Freiin von Wangenau, zeigte sich nicht und ich fragte auch nicht, was sie abhielt zu erscheinen. Schon schmeichelte ich mir, unser Besuch würde auf diese Weise enden, da rief mich mein Vetter in sein Zimmer und — ich stand vor der nicht mehr Erwarteten. »Ich setze voraus, daß die Angelegenheit, die Ihr miteinander abzumachen habt, am besten unter vier Augen erledigt sei«, sagte er, nachdem er mich vorgestellt. »Hermine war im Stifte und ist erst soeben angekommen.« Damit entfernte er sich und wir blieben allein.

„Mir fehlte alle Fassung. Als die Aeltere, wußte sie in dieser peinlichen Lage leichter den rechten Ton zu finden und so war sie es denn auch, die mich zuerst anredete.

»Vetter Lebo«, begann sie, »wir wissen Beide, welche Ursache uns hier zusammenführt und welche Pflicht uns zwingt, uns hier die Hand zu reichen! Möge dieser Schritt uns Beiden den Segen bringen, den wir vom Himmel dafür erflehen!«

„Sie hielt mir dabei ihre Rechte entgegen. Ich erfaßte sie; aber, ohne sie dabei anzusehen. Ich wagte nicht, ihr in das Auge zu blicken, mir war's, als müsse sie dann auf meinem Gesicht lesen, welchen Kampf ich bestand.

„Es wäre jetzt an mir gewesen, etwas zu erwidern, während ich aber noch die geeignete Antwort suchte, trat meine Mutter herein und breitete segnend ihre Hände über uns aus, die ganze Familie folgte, Glückwünsche kamen von allen Seiten und der Sturm dieser Begrüßungen nahm kein Ende, bis ich mit meiner Mutter den Wagen bestieg. »Auf Wiedersehen den 1. August!« rief mir der Vetter Wangenau noch nach und meine Mutter erläuterte, der Tag sei von ihnen für unsere Hochzeit anberaumt. Mein Schicksal war also unwiderruflich entschieden.

„Meine Mutter fragte mich nicht, wie mir meine Braut gefalle, nicht ob ich glücklich und zufrieden sei; ich sagte daher auch nichts und wir legten unsere Reise sehr einsilbig zurück. Es war schon spät, als wir auf der Ebersburg anlangten. Mein erster Blick fiel auf das Thurmzimmer, wo Marie wohnte. Sie hatte noch Licht. Meine Mutter ließ sie zu sich entbieten, um den Thee zu machen. Sie kam. Es schien mir, als sähe sie traurig aus, als leuchtete ihr schönes braunes Auge nicht wie sonst vom innern Frieden.

»Marie!« redete meine Mutter sie an, »Graf Lebo hat sich heute mit Freiin Hermine von Wangenau verlobt. Wünschen Sie ihm Glück zu dieser sehr passenden Verbindung!«

„Mein Blick ruhte auf Marie, während meine Mutter diese Worte sprach. Ohne das Auge aufzuschlagen, verneigte sie sich gegen mich und diese stumme Begrüßung war Alles, was sie auf die Aufforderung meiner Mutter erwiderte. Mein Herz klopfte fast hörbar, alle meine Pulse schlugen, ein nie gekanntes Entzücken bemächtigte sich meiner. Ich hielt es nicht länger im Zimmer aus, wünschte meiner Mutter eine gute Nacht und eilte hinaus. Was ich wollte, war mir selbst nicht klar, mir unbewußt lenkten sich meine Schritte nach dem Thurme, wo Marie wohnte. In einer Nische versteckt, lauschte ich hier ihres Tritten. Sie kam. Weit her war sie mir schon hörbar, so wohlbekannt war mir ihr leises Auftreten. Ich kannte mich in dem Augenblicke selbst nicht mehr, ich trat vor, schlang plötzlich beide Arme um sie und flüsterte: »Sei mein, Marie; denn wir lieben uns!« Ein Ach! entfuhr ihrer Lippe und der Leuchter ihrer Hand. Wir waren im Finstern. Ich hielt sie fest umfangen, sie duldete es, sie ruhte an meiner Brust. Die ganze Glut einer Leidenschaft, die ich mir bis heute selbst nicht eingestanden hatte, entbrannte jetzt zu hellen Flammen. Der Moment war der glücklichste meines Lebens. Solche Minuten des Geständnisses erlebt man nur einmal.“

Mein Freund machte eine Pause, als übermältige ihn die Erinnerung daran noch jetzt.

Dann fuhr er nach einem tiefen Athemzuge fort: „Marie liebte mich, liebte mich mit aller Wärme ihres schönen, reinen Gemüths und ich durfte sie nicht mein nennen! Immer näher rückte die Zeit, wo ich unwiderruflich gebunden sein sollte und immer weniger war ich geneigt, mein Wort zu lösen.

„Marie stellte mir die Unmöglichkeit vor, mich von dieser Verbindung loszumachen, sie bat mich, dem Unvermeidlichen mich zu fügen, Verzicht zu leisten auf sie, wie sie auf mich. Ich wollte jede Schranke durchbrechen, um sie zu gewinnen. Wenn ich das gelobte, mir es gelobte, nicht ihr, dann seufzte sie nur. Es wurde ihr schwer genug, mir zuzureden, Das zu thun, was ihr selbst den Tod gab. Ich hatte nicht den Muth, meiner Mutter meine Neigung zu gestehen und sie um Gnade für mich zu bitten. Ich wußte vorher, daß es vergeblich sei, sie zu erweichen. Wie ich auch sann, mir fiel kein Ausweg ein als die Flucht. Auf fremdem Boden wollte ich mir unter fremdem Namen eine Existenz schaffen. Marie schüttelte dazu

ihr Haupt. »Es geht nicht«, ſagte ſie. »Man bricht nicht ſo leicht mit ſeiner Vergangenheit. Sorge und Entbehrung ſind ſchlimme Feinde des Glücks. Und um den ungewiſſen Preis darf ich aus dem Hauſe, das mir gaſtlich eine Freiſtätte bot, nicht wie ein Dieb entfliehen, darf ich nicht den Fluch einer Frau auf mich laden, die mir, nach ihrer Weiſe, eine zweite Mutter war. Um ein Glück zu verdienen, darf man mit der Pflicht nicht brechen; das war meiner Mutter Wahlſpruch, den ſie mir vererbte.«

„Herſilie kam einige male mit ihrem Bruder auf einige Stunden zum Beſuche; aber ohne mir dadurch näherzutreten. Meine Mutter empfing ſie ſelbſt und wich nicht von ihrer Seite, wie ich vermuthe, mit Abſicht. Ihrem hellen Blicke konnte meine Neigung zu Marie nicht entgangen ſein und wahrſcheinlich nur aus Klugheit entfernte ſie ſie nicht, wohlwiſſend, wie ſehr jeder Widerſtand eine Leidenſchaft ſteigert. Daß ich den Muth haben würde, ihr offen entgegenzutreten, traute ſie mir nicht zu und wie Recht hatte ſie darin! So oft ich mir es auch vornahm ihr zu ſagen, die Heirath könne nicht ſtattfinden, ſo kam das Wort doch nie über meine Lippen, ſobald meine Mutter mir gegenüberſtand'

„Der Hochzeitstag rückte indeſſen immer näher, ohne daß je die Rede unter uns davon war. Meine Mutter ſagte mir beiläufig: »Sollten du wünſchen, mit Herſilien nach Paris zu gehen, ſo werde ich dich mit Marie begleiten, wenn es dir genehm iſt!« Ich erwiderte nichts; aber der Gedanke, eine ſolche Reiſe in ſolcher Geſellſchaft zu machen, fiel wie ein Funke in meine Seele. Mir hatte gebangt, daß man uns trennen, daß man ſie von mir entfernen würde. Solange ich ſie ſehen, ſolange ich ihr ausſprechen durfte, wie ich ſie liebe, ſolange war ich immer noch glücklich genug.

„So kam der 1. Auguſt heran. Bleich und verſtört reichte ich Herſilien meine Hand und ſprach das fürchterliche Ja' aus. Damit war Alles geſchehen. Mit einer Thräne im Auge dankte mir meine Mutter dafür und nannte mich ihren braven Sohn. Sie war wirklich tief bewegt und verlor zum erſten male gänzlich ihre Selbſtbeherrſchung, mit der ſie ſonſt gewaltſam jede Empfindung zurückdrängte. Ich ſah, daß ſie auch Marie an ihr Herz drückte, ſie auf die Stirn küßte und ſagte: »Auch du biſt mein Kind; denn du haſt wahrhaft kindlich an mir gehandelt und nie werde ich es dir vergeſſen.«

„Ich ſah Marie von da an nie mehr allein. Sie vermied jedes Zuſammenſein unter vier Augen und nur meine Blicke durften ihr noch ſagen, was ich litt.

„Wir machten die Reiſe zuſammen und verweilten mehre Monate in Paris, wo das wechſelvolle Leben wohlthätig auf mich wirkte. Nothwendige Geſchäfte riefen mich endlich in die Heimat zurück. »Ich werde dich noch nicht zurückbegleiten«, ſagte meine Mutter; »denn mich hält noch eine Pflicht hier zurück. Marie wünſcht ihre Talente auszubilden, um darin ein Capital zu beſitzen, das ihre Zukunft ſichere und ſie unabhängig mache.«

„Ich war wie vom Donner gerührt. Zum erſten mal durchbrach ich alle Schranken, ſtürzte aus dem Zimmer und ſtürmte bei Marie Einlaß. Sie weigerte ihn mir aus dem Grunde, daß ſie über ein Gemach, welches ſie mit meiner Mutter theile, nicht gebieten könne. Ich drang in ſie, ich ſtürmte, ich beſchwor. Endlich gab ſie nach. Eine ſchreckliche Scene folgte. Ich drohte mit Tod und Verderben, wenn ſie mich mit Herſilien allein laſſe. Sie wurde roth und bleich. »Haben wir uns ſoweit in das Unabänderliche gefügt, ſo müſſen wir nun auch noch den letzten Schritt weiter gehen«, ſagte ſie ernſt. »Kehren Sie auf die Oberſtübung zurück und ich verſpreche Ihnen, einſt einmal zu folgen, ſobald ich meinen Zweck hier erreicht.« Ich hielt dieſen Zweck für eine Ausflucht, begriff nicht, wenn ſie ſich ausbilden wollte, wie ſie nöthig finden könne, von ihren Talenten Gebrauch zu machen außer zu ihrem Vergnügen. »Ich will die Erziehung Ihrer Kinder übernehmen«, ſagte ſie feſt und reichte mir die Hand zum Abſchiede. Ihre Haltung, ihr ganzer Ausdruck war dabei ſo edel, ſo ſchön, es lag ein ſo wunderbarer Reiz in ihrem ganzen Weſen, daß ich mich unwillkürlich davor beugte und zu ihr aufſah wie zu einem höhern Weſen. Hatte ich ſie ſonſt geliebt, ſo betete ich ſie jetzt an. Aber das Reſultat war, daß ich reiſte.

„Zum erſten male blieb ich nun mit Herſilien allein und fand ſie auf mich angewieſen. Ihr ruhiges, rückſichtsvolles Benehmen gewann ihr meine Achtung, endlich auch mein Vertrauen, aber mehr konnte ich ihr nicht geben. Sie that, was in ihren Kräften war, mich mit meinem Geſchick zu verſöhnen und mir das Leben zu erheitern, ſorgte um mich wie eine Mutter um ihren Sohn, wie eine Schweſter für den Bruder und wurde mir endlich wirklich lieb und unentbehrlich; aber freilich — koſtete das Jahre' Marie ſchrieb mir

zuweilen; denn sie hatte mir das beim Abschiede versprechen müssen. Sie wies in jedem Briefe auf ihre Rückkehr hin und sprach die Hoffnung aus, mich dann über jeden Kampf hinaus zu finden, aber diese Rückkehr währte lange. Zwei Jahre gingen darüber hin; dann kam sie mit meiner Mutter zur Taufe meines ältesten Sohnes.

„Mit welchen Empfindungen sah ich sie jetzt wieder! Hertilie empfing sie mit großer Zuvorkommenheit. Ein Blick von mir sagte ihr meinen Dank dafür. Sie bewohnte ihr Zimmer im Thurme und wieder sah ich dort hinüber bei meinem Erwachen und wartete, ob sie auf den Söller hinaustrete; und wieder wartete ich bei Nacht, ob sie ihr Licht verlösche. Meine Mutter hielt den Enkel über die Taufe. »Gottlob! Ein kräftiges Kind!« sagte sie. »Ein echter Malström!«

„Wirklich gedieh der Kleine zusehends und versprach, sich kräftig zu entwickeln.

„Aber — das war Schein!

„Nach einem Jahre schon zeigten sich Spuren mangelhafter geistiger Thätigkeit und was wir auch anwandten, wir konnten hier nicht helfen. Der Arzt äußerte etwas von zu naher Verwandtschaft!

„Meine Mutter warf ihm einen strengen Blick zu und rief ihn allein zu sich auf ihr Zimmer. Seitdem ließ er solche Aeußerungen nicht wieder fallen; doch ich vergaß nicht, was ich einmal gehört. Noch zwei Kinder wurden mir geboren und alle glichen diesem armen! Daß mein Geschlecht in solchen Nachkommen fortblühen sollte, stimmte mich ernst und traurig, eine tiefe Melancholie ergriff mich, die zu Zeiten in Trübsinn ausartete. Die Aerzte sorgten um meinen Verstand, sie schickten mich in die Bäder, sie verordneten Reisen. Was half mir das neben dem quälenden Gedanken, mein Glück geopfert zu haben, um solchen armen Wesen ihr Dasein zu schulden! Wie oft dachte ich jetzt an die alte Eiche, der man eine neue Jugend verschaffte und die mir damit eine Warnung hätte sein sollen. »Blut ist ein eigener Saft!«

„Marie hatte uns verlassen. Sie sah, daß ich noch nicht ruhig genug war, um ihre Gegenwart unbefangen zu ertragen. Sie reiste unter einem Vorwande ab und schrieb mir bald darauf, daß sie meinem Beispiel folgen und ein Leben der Pflicht geweihet führen würde. Sie hat ein Krankenhaus für Kinder begründen helfen und als Vorsteherin desselben einen Beruf gefunden, der ihr zusagte.

„Als mein ältester Knabe sein fünftes Jahr zurückgelegt, gaben wir die Hoffnung nicht auf, ihn gesunden zu sehen. Hertilie besonders klammerte sich mit einer Art Verzweiflung an die Idee, daß der Körper dem Geiste vorausgeeilt sei und das Versäumte plötzlich eingebracht sein würde. Unablässig war sie um das Kind, den Stammhalter der Malström, bemüht. Meine Mutter sah ihr schweigend zu. Sie sagte uns nie, was sie über ihre Enkel dächte. Wenn sie uns traurig und gebeugt fand, so nahm sie die Bibel zur Hand und las ein Capitel aus dem Alten Testament. Oft sagte sie auch zu mir: »Wir haben Alle unsere Pflicht gethan, das muß uns Frieden geben!« Mir aber gab es keinen Frieden. Ich schämte mich, der Vater — blödsinniger Kinder zu sein. Ich schloß mich von aller Welt ab und verlor mich in Grübeleien. Ich war sehr unglücklich und — ich bin es noch! Der Knabe, der uns hierher begleitet, ist mein ältester Sohn, ist mein Erbe, ist der künftige Stammhalter der Malström! Wir haben ihn dort oben auf dem Abendberge gelassen, in der Heilanstalt der Kreuzen. Nun weißt du Alles!"

Malström stand bei diesen Worten auf, stellte sich an das Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Ich trat zu ihm hin, ergriff seine Hand und drückte sie herzlich. „Deine Mutter hat wol Recht! Wir wählen unser Schicksal nicht! Dort oben in den Sternen steht es verzeichnet!" sagte ich. Er seufzte. „Gute Nacht!" rief er wehmuthig.

„Nicht wahr, du bist nicht mehr empfindlich?"

„Armer Freund!" erwiderte ich und begleitete ihn an die Thür. Als er hinausgegangen war, machte ich mir bittere Vorwürfe, daß ich ihn gehen lassen, ohne ihm ein tröstliches Wort zu sagen. Aber — welchen Trost konnte ich ihm bieten? Verhältnisse wie die seinigen zu durchbrechen, dazu war er nicht der Mann. Er selbst war zu befangen in den Vorurtheilen seines Standes.

Ich vermochte die Nacht kein Auge zu schließen. Das alte Schloß mit seinem Ahnensaal und seinen bedauernswerthen Besitzern kam mir nicht aus dem Sinn. Wie ich die Sache auch wenden mochte, immer wieder mußte ich ausrufen: „Armer Freund!" und fand keine Lösung seiner Lebensaufgabe. Arabella konnte sich am nächsten Morgen nicht beruhigen über mein trauriges Gesicht. Mein Frühstück schmeckte mir nicht; unruhig ging ich im Zimmer umher und überließ ihr die letzten Vorbereitungen zu unserer Abfahrt.

Sowie Alles im Hause wach war, ging ich hinunter, meinen Freund aufzusuchen. Er stand

ſchon reiſefertig vor der Thür, ſein Wagen war gepackt. In wenigen Minuten ſollten unſere Wege ſich trennen und wir vielleicht auf lange voneinander geſchieden ſein. Ich bat ihn, an mich zu ſchreiben. Er verſprach es. Ich hatte Recht gehabt: es war ihm eine Wohlthat geweſen, ſich auszuſprechen.

„Verliere die Hoffnung nicht!“ bat ich ihn. „Bei Gott iſt nichts unmöglich!“

Er ſchüttelte ſein Haupt. „Laſſen wir das!“ ſagte er. „Der alte Name will bezahlt ſein!“

Seine Frau war ſchon eingeſtiegen, er folgte ihr. Noch einmal wandte er ſich grüßend gegen mich zurück, dann bog der Wagen um die Ecke und er war meinen Augen entſchwunden; aber meinen Gedanken blieb er lange gegenwärtig und meine beſten Wünſche, mein innigſtes Bedauern folgten ihm, als ich in mein Vaterland zurückkehrte, denn Gemüthsſchickſale dieſer Art ſind' Denn bei uns kann man Herzog ſein, die Tochter ſeines Pächters heirathen — und der Vater iſt es, der dem Sohne den Rang beſtimmt!

Der Verfaſſer des „Robinſon“.

Von Karl Elze in Dresden.

III.

Zunächſt war es bekanntlich Rouſſeau, der den Robinſon im dritten Buche des „Emile“ verherrlichte. Nach einem gemeinſamen „Objecte“ ſich umſehend, durch welches er Einheit in die ſonſt zuſammenhangloſen Unterrichtsgegenſtände bringen konnte, faßt ihm der „Robinſonade“ als wahres Lied mit in die Hand. Sie ſollte gleichſam der Zuckerguß ſein, in welchen die bittere Weisheitspille eingewickelt. Er ging bei ſeinem Unterrichtsſyſteme von dem niemals ungeſtraft in der Pädagogik überſehenen Grundſatze aus: „Je hais les livres. Ils n'apprennent qu'à parler de ce qu'on ne sait pas.“ Er fand, von ſeinem pädagogiſchen Geſichtspunkte ausgehend, einen größern Weisheitsvorrath in dieſem Buche als in Minos, Buffon und Anſtoteles. Er nannte es geradezu ein „wunderbares Buch“. Hier glaubte er wenigſtens die ideale Inſel gefunden zu haben, die er ja auch ſonſt in ſeiner berühmten Erziehungsſchrift gleichſam als den Archimediſchen Punkt ſeines Syſtems, als das Ziel ſeiner Träume ſich erſehnt. Sein Zögling ſoll dem ſturmverſchlagenen Abenteurer Alles nachahmen, ſogar die Anfertigung eines ſo unförmlichen Regenſchirms, wie „Robinſon“ ihn getragen. Wenn aber Rouſſeau, indem er ſeinem Eleven das Buch zur Lectüre empfahl, die Abſicht hatte, denſelben ſeine eigene Unzufriedenheit civiliſirten Geſellſchaftslebens aus demſelben herauslleſen zu laſſen, ſo hat auch er offenbar die Intentionen Defoe's mißverſtanden. Defoe hat es freilich oft genug im Leben empfinden müſſen, daß zu den Leiden, welche die Lebenslaufbahn eines Politikers und Schriftſtellers, der nicht ſtets bereit iſt, die Selbſtändigkeit ſeiner Anſicht einer praktiſchen Nebenrückſicht zu opfern, zu umdrängen pflegen, das des öftern Alleinſtehens, der Schmerz, ſich vereinſamt zu fühlen, in beſonders hohem Grade gehöre; allein wir verſehen uns zu einer ſo praktiſchen und geſunden Natur, wie die ſeinige war, auch ebenſo ſehr, daß er dieſe Vereinſamung ſtets als Leiden und nicht als gehoffte Luſt, wie etwa ein Rouſſeau oder ein moderner Weltſchmerzler, empfunden haben werde. „Titanen“, ſagt Thackeray in ſeinen „English humourists“, „leben einſam.“ Ganz wohl! Aber man muß wol nicht größer und nicht feinfühliger ſein als Swift, um eine ſolche Vereinſamung nicht als ein Unglück zu empfinden. Nun leben aber in der Dichtung Defoe's die Stellen oft genug wieder, welche verrathen, daß er mit ſeiner Robinſonade ſeine Verherrlichung des Abenteurerlebens und der Abgeſchiedenheit von der Geſellſchaft und Civiliſation habe ſchreiben wollen. Von jener Grillenpaſſion und Naturſentimentalität, welche das 18. Säculum auf dem Continent ergriff, wußte der alte, gediegene Engländer mit ſeinem vernünftigen, praktiſchen Blicke noch nichts. Dagegen predigt uns ſeine Erzählung in ziemlich unverſtändbarer Weiſe die Moral, daß es beſſer ſei, zu Hauſe zu bleiben, als aufs Ungewiſſe hin in die Ferne zu abenteuern; beſſer Einem Geſchäfte ordentlich vorzuſtehen, als ſich aus einer Speculation haſtig in die andere zu ſtürzen. Dabei iſt es aber im höchſten Grade auffallend und charakteriſtiſch, daß, obgleich die Speculation, welche den „Robinſon“ wieder von ſeiner brauſiſchen Pflanzung fortreibt und am Ende an das wüſte Eiland geworfen werden läßt, eine ſklavenhändleriſche iſt, der Held ebenſo wenig wie der Verfaſſer darin etwas Arges zu erblicken ſcheint.

Kühner als Rouſſeau getrieb der Pädagog J. H. Campe auf den uns jetzt faſt frevleriſch erſcheinenden Einfall, daß jener „Robinſon“, welchen Rouſſeau im „Emile“ ſo hoch prieſen, eigentlich von ihm (Campe) erſt geſchaffen werden müſſe. Sein Urtheil über die Dichtung Defoe's muß

Jedem, der das Buch des Engländers einmal im Original gelesen, als eine wahre Rarität erscheinen. Wie schwindet vor dem Auge des modernen Kritikers, der sich mit objectivem Sinn in den Geist vergangener Zeitalter zu versetzen weiß, der Vorwurf „weitschweifigen und überflüssigen Gewäsches“ und „bis zum Ekel gezerrter, schwerfälliger Schreibweise“, welchen Campe gegen die Dichtung Defoe's erhebt! Wie ewig neu und jung erscheint uns noch jetzt das alte Buch des Engländers und wie wunderlich und „veraltet“ das Campe'sche Urtheil! Dasjenige Publicum, dessen Liebling noch heutzutage der „Robinson“ ist (Kinder, Handwerker, überhaupt Leute aus dem Volke), liebt es, wenn sein Erzähler echt episch und mit großväterischer Umständlichkeit auf den Mittelgliedern der Erzählung verweilt. Was ferner die „gezierte, schwerfällige Schreibart“ anlangt, so ist es wahr, daß gerade im „Robinson“ die Sätze und Perioden mitunter allzu sehr ausgesponnen erscheinen. Allein man bedenke, wie wenig zu der Zeit des Verfassers die englische Prosa noch entwickelt war und wie so ganz modern denn uns dabei doch wieder hier und da die Sprache des alten Buchs anmuthet, das gar oft an den Stil des Thackeray und anderer modernen [illegible] erinnert, die auch so ziemlich alle (ob sie vielleicht immer gewissenhaft einzugestehen) bei dem alten Defoe in die Schule gegangen sind. Addison, Pope und ihre Schule mußten erst von den Franzosen lernen, um ihrem Stil den nöthigen Schliff zu geben. Defoe that dies eben nicht und doch schrieb er schon ein nationales, schönes, gediegenes Englisch. Wahrlich, es wäre an der Zeit, dem Verfasser des „Robinson Crusoe“ endlich einmal mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als deutsche Verfasser englischer Literaturgeschichten und englische Historiker (z. B. Macaulay) seither gethan haben.

Was in dem „Robinson Crusoe“ von jeher und mit vollem Recht bewundert worden ist, das sind die so überaus einfachen und schlichten Mittel, durch welche in der Dichtung so große Effecte erzielt werden. Wir erinnern z. B. an die freudige Ueberraschung, welche der Leser zugleich mit dem Helden empfindet, als der Letztere plötzlich hinter seiner Höhle europäisches Korn sich entgegengrünen sieht wie einen wunderbaren Gruß der fernen Heimat — wie eine sichtbare Verheißung der ewigen Liebe, daß sie den Armen nicht verlassen wolle. Dafür dürfen wir dann wol dem Campe'schen „Robinson“ — dem „Jüngern“ — seine Cocosnüsse schenken.*) Der Robinson Defoe's kommt nämlich nicht so ganz hülflos an den Strand seiner Insel wie der Campe's, dessen absolute Hülflosigkeit dem kindlichen Verstande „das absolute Glück des gesellschaftlichen Lebens“ veranschaulichen soll. Als ob dieser Zweck (wenn überhaupt ein kindlicher Verstand dahin gebracht werden kann, so altklug-prosaisch zu denken!) durch die Beschreibung der unsäglichen Mühe, welche der arme Schiffbrüchige sich kosten läßt, die ihm unentbehrlichen Werkzeuge und die vielen andern guten Dinge sich von seinem Schiffe herbeizuschaffen, nicht in weit natürlicherer Weise und in noch höherm Grade erreicht würde! Wie manche Unwahrscheinlichkeit (ist nicht auch das berühmte Steinerne Beil eine solche?) wird uns in der Campe'schen Verunstaltung der Geschichte aufgebürdet! Gleichwie bei der natürlichen Erklärungsmethode der Heiligen Schrift die Wunder oft noch weit wunderbarer werden, als sie in der schlichten Darstellung des Schriftwerks werden.

Wie natürlich und wie so ganz englisch „plain“ erscheint uns dagegen das Wunderbare und Abenteuerliche in der meisterhaften Darstellung Defoe's. Und doch ist es darum nicht minder ergreifend und überraschend. Mit geheimnißvollem Schauder verweilen wir bei der Spur des Menschenfußes im Sande und theilen (noch jetzt, wo wir keine Kinder mehr sind) die Gefühle der Furcht und des Abscheus, welche dem Helden die leeren Feuerstätten der Kannibalenmahle erwecken; aber bald schwillt auch unser Herz wieder voll heiligen Eifers und voll Kampfeslust, wie über den Berichten der Kämpfe in der „Ilias“, wenn wir jene Gefühle des Helden in einen den Menschen, den Christen und den weißen Europäer adelnden Vertilgungsgrimm gegen jene „Kannibalen“ übergehen und wir ihn, bewaffnet bis an die Zähne, gegen die Unholde ausziehen sehen. Ein geheimnißvoller Schauer, wie vor dem sichtbarlichen Eingreifen einer höhern Hand, ergreift uns dann wieder, wenn wir auf einmal die menschlichen Laute: „Armer Robinson Crusoe, wo bist du so lange gewesen? O armer Robinson Crusoe!“ den Verwunderten und Erschreckten aus seinen Morgenträumen wecken hören, und wie humoristisch erscheint uns sogleich wieder der Vorfall, wenn wir entdecken, daß es nur der geliebte, geschwätzige Papagai war, der zu ihm gesprochen. Welches

*) In dem echten „Robinson“ kommen bekanntlich auch die der Phantasie jugendlicher Leser so überaus Lumas nicht vor, sondern nur prosaischere gemalte (Ziegen).

Leben gewinnen durch die Sorgfalt, mit welcher der Verfaſſer bei allen Einzelheiten verweilt, auch die anſcheinend unbedeutendſten Zwiſchenfälle! Defoe iſt in dieſer Beziehung ſo gewiſſenhaft als Schriftſteller, wie er es unſtreitig als Kaufmann über den einzelnen Poſten ſeiner Rechnungsbücher ſein mochte.

Dabei iſt er zugleich ſo naiv wie ein alter Chineſer. Es weht durch ſeinen „Robinſon“ wie durch ſeine übrigen Erzählungen die ſcharfe, vernunftklare Luft einer Periode, welche vor der Philoſophie eines Francis Bacon und den Entdeckungen Iſaak Newton's ſich beugen gelernt hatte — einer Periode, welche Alchymie und Aſtrologie anfing zu verlachen und die, wie wir aus Macaulay wiſſen, das naturwiſſenſchaftliche Experiment ſogar am Hofe Karl's II. ſalonfähig werden ſah. Eine frühere Periode hatte (wie Shakſpeare's „Zauberinſel im Sturm“, die „Utopia“ von Th. Morus und Campanella's „Sonnenſtaat“ zeigen) die abenteuerlichſten geographiſchen und ſonſtigen Träumereien an die Neue Welt geknüpft; eine ſpätere ließ die Leute Thränen ſentimentaler Rührung bei dem Namen der „Geſellſchafts- und Freundſchaftsinſeln“ vergießen; aber Defoe ſtand mitten inne in einer Weltanſchauung, welche von dieſen Illuſionen nichts mehr oder noch nichts wußte. Sein „Robinſon Crufoe“ iſt mit Recht als die „Urbibel“ der neuern Welt und als Vor- und Urbild der geſammten neuern engliſchen Novelliſtik zu betrachten. „Swift ſcherzte darüber mit ihm; Richardſon bildete ſeine Manier immittelſt Détaildarſtellung ganz und gar ſeinem Meiſter nach; Fielding, Smollett, Sterne und Goldſmith — Godwin, Scott, Bulwer und Dickens ſind ihm alle mehr oder weniger zum Danke verpflichtet“ (John Forſter). Der Geſchichtſchreiber Robertſon erwiderte auf die Frage, wen er wol als Muſter im guten hiſtoriſchen Stil empfehlen würde: „Leſen Sie Defoe!“ Das Jahr 1719, das 58 des Autors, ſah die berühmte Inſelnovelle erſcheinen. Aber auch bei dieſem Werke, das einen ſo beträchtlichen Gewinn, und zwar noch bei Lebzeiten des Verfaſſers, realiſirte, ſollte der Buchhandel ſich ſeinem altangeſtammten Charakter getreu zeigen — ſeinem Charakter, das Berühmte erſt dann anzuerkennen, wenn es berühmt geworden. Defoe hatte Noth gehabt, für ſein Werk einen Verleger zu finden. Und doch konnte Dr. Johnſon, von dieſer Dichtung redend, ſpäter mit Recht fragen: „Hat es wol jemals ein Ding, das ein bloßer Menſch geſchrieben hätte, gegeben, nach welchem eine größere Nachfrage der Leſewelt ſtattgefunden hätte?“ — In dem Kataloge der Britiſchen Muſeums-Bibliothek begegnet man dem Titel einer arabiſchen Ueberſetzung der Novelle. Der Reiſende Burckhardt hörte eine ſolche Ueberſetzung von den Kindern der Wüſte in ſtillen Abendſtunden verleſen. Daß das Buch urſprünglich eine Allegorie auf das Leben ſeines Verfaſſers ſein ſollte, geht aus zwei Stellen am Schluß und in der Vorrede der ſpäter von dem Autor verfaßten „Crusoe's serious reflections“ mit ziemlicher Evidenz hervor. Dort, in der Vorrede zu der Schrift, heißt es unter Anderm: „Die Geſchichte, obwol allegoriſch, iſt zugleich auch hiſtoriſch. Sie enthält die ſchöne Darſtellung eines Lebens voll von Unglücksfällen ohne Gleichen und von einer Mannichfaltigkeit, wie man ſie ſelten in der Welt finden wird. Ferner iſt auch noch ein Menſch am Leben und wohlbekannt, deſſen Thun und Treiben Gegenſtand dieſer Bände iſt und auf welchen die ganze Geſchichte oder doch ein großer Theil derſelben in directeſter Weiſe anſpielt.“ Daß aber dieſer „wohlbekannte Menſch“ kein anderer als unſer Autor ſelbſt iſt, geht aus dem Verfolg hervor, wo er ſich ſelbſt als das Urbild ſeines „18 Jahre lang ſturmverſchlagenen Reiſenden“ demaskirt. Die Geſchichte von einem gewiſſen Alexander Selkirk, der noch bei Lebzeiten des Verfaſſers plötzlich in Briſtol gelandet ſei und durch ſeinen Anzug von Ziegenfellen die Verwunderung der Bevölkerung der guten Stadt erregt habe, beruht auf einem Mythus, welcher ſich in der betrunkenen Phantaſie eines Schenkwirths, deſſen Haus der „Sonntags-Gentleman“ (vergl. vorige Nr.) während ſeines Aufenthalts in dortiger Stadt öfters beſuchte, aus einer leicht erklärlichen Verwechſelung zwiſchen dem Autor und dem Helden ſeiner Erzählung gebildet haben ſoll.

Nächſt dem „Robinſon“ u. ſ. w. iſt bekanntlich das „Journal of the plague-year“ *) (ſeine „Geſchichte der großen Peſt in London“) wegen ſeiner trefflichen, lebenstreuen Darſtellung der alten City of London und ihrer furchtbaren Heimſuchung durch jene verheerende Krankheit noch jetzt dasjenige ſeiner Erzählungen, welches ſich der größten Popularität erfreut. Ein gemeinſamer claſſiſcher Familienzug geht durch alle ſeine novelliſtiſchen Productionen hindurch. Allenthalben begegnen wir bei ihm der ſorgfältigen Umſtändlichkeit des „Ac-

*) Das betreffende Jahr war bekanntlich das Jahr 1665.

count-book" und des „Lodger", überall dufter und dieselbe starke und ungeschminkte Realität entgegen; allenthalben der niederländische Pinselstrich. Zu ästhetischem Werthe schien dem Kritiker Charles Lamb die Geschichte der drei Taschendiebe, betitelt: „Life and adventures of colonel Jack" (die er 1722 herausgab), sogar noch den Vorzug vor dem „Robinson Crusoe" zu verdienen. In rascher Aufeinanderfolge sah dann seit dem Erfolg des „Robinson Crusoe" fast jedes Jahr bis 1729 eine neue Erzählung von ihm entstehen, bis Krankheit und Tod am Ende die Feder seiner Hand entsinken machten. Sein Tod erfolgte am 24. April 1731 im Portsh (Kirchspiel) von St.-Giles Cripplegate, inmitten des Territoriums jener alten City of London, deren Geist im besten Sinn und durch eine Individualität, wie die seinige war, idealisirt und geläutert, in seinen Schriften fortlebt.

Ein Blick auf das Verzeichniß der Schriften, welche Defoe verfaßt, ist in der That geeignet, im ersten Moment Staunen zu erregen. Gleichwol müssen wir bedenken, daß bei den zu seiner Zeit noch so wenig entwickelten Zuständen der Presse gar Manches von ihm als selbständige Schrift erscheinen mußte, was in unsern Tagen ein bloßer Journalartikel gewesen sein würde. Zu bemerken ist noch, daß eine Schrift von ihm, welche das von den Liberalen Englands am Schlusse des 17. Jahrhunderts in der Türkenfrage eingehaltene Verfahren beleuchtet, leider verloren gegangen ist. Die Majorität der englischen Liberalen und Protestanten sympathisirte nämlich, just als die Türken an den Thoren von Deutschland stürmten, aus Eifer für die Sache der magyarischen Protestanten mit den Erfolgen der Ungläubigen. Hiergegen fand sich Defoe, wie er denn überhaupt zeitlebens geneigt war, dem Urtheil der Majoritäten zu mistrauen (wie ein fataler Querstrich geht ja dieser originale Skepticismus durch alle seine Schicksale), — hiergegen, sagen wir, fand sich Defoe veranlaßt, laut und beredt zu protestiren. Wie er in unsern Tagen denken würde? — Wer möchte es zu bestimmen wagen?

Zugleich war Defoe auch der Erste, welcher den Grundsatz der englischen Nationalökonomie, „daß Almosengeben keine Mildthätigkeit sei, in einer Schrift, betitelt: „Giving alms no charity", klar und — für den Nationalökonomen wenigstens — überzeugend zu bestimmen wagte. In seinem „Essay upon projects" finden wir unter Anderm auch die interessante Idee von Akademieen für — Damen entwickelt. Diese Akademieen sollten ein Surrogat für die Nonnenklöster — eine Art von weltlichen Klöstern sein. Keine unserer Damen, welche die Schrift zur Hand nehmen und dem heiligen Eifer begegnen würde, mit welchem der Verfasser in derselben das gleiche Anrecht der Weiber auf Wissenschaft und Bildung vertheidigt, würde sich enthalten können, den alten Kämpen der Civilisation und der Gesittung in seinen Schriften liebzugewinnen. Eine andere Idee, welche England erst am Schlusse der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts hat realisiren sehen *), ist von ihm zuerst angeregt worden: die einer großbritannischen Landesuniversität. Auch die Einführung eines wohlorganisirten Polizeiwesens gehörte zu seinen Lieblingsideen.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte,

sagt Schiller von einem Manne, welcher die Mit- und Nachwelt mehr von sich hat reden machen als Defoe. Allein von ihm kann man, wie von so vielen andern öffentlichen Charakteren der englischen Geschichte, Dasselbe sagen, was Schiller von seinem Wallenstein prädicirt. Sehen wir uns gewissenhaft nach den Ursachen um, welche noch heutzutage in England das Bild Defoe's hinter dem des Dean Swift und des Staatssecretärs Addison oder anderer farbenreicher Persönlichkeiten von Ehedem so sehr in Schatten treten läßt, so müssen wir sagen, es war der Umstand, daß Defoe weder Whig noch Tory par excellence war; ein Mangel, welcher nach Macaulay (in den frühern Bänden seines Geschichtswerks) unwiderruflich des Anspruchs, echter Engländer zu sein, verlustig macht.

Allein das Ausland sollte, dächten wir, anders urtheilen. Darum diese Charakteristik! Aber auch England, wenigstens seine Mittelklasse, hätte, dächten wir, Ursache genug, seinen Defoe zu lieben. Er war ja, wie John Forster treffend von ihm bemerkt, der erste große Typus der Mittelklasse „in" der englischen Literatur. Diesen Charakter verräth auch das der Ausgabe seiner „Gesammelten Werke", von W. Hazlitt, voranstehende Porträt. Da sehen wir ihn in jener vollen, wohlhäbigen, bis tief über die Achsel herabfallenden Perücke, deren etwas renommistische Länge seinen Feinden bei Lebzeiten so großes Aergerniß gab; hoher weißer Binde mit hervorstehender Schleife; die Stirn hoch und edel, den unternehmenden und zugleich fein berechnenden und auf das Praktische gerichteten Geist verrathend; das Auge kühn und

*) In der London-University

ſchaftlichkeit, aber zugleich ein etwas unangenehmes Ueberwiegen der Verſtandesthätigkeit entdeckend; die Nase sehr hart gebogen; der faſt krampfhaft zuſammengekniffene Mund endlich auf ein Leben voll ſchmerzlicher Kämpfe und Entbehrungen und zugleich auf ein tiefes Element ſubjectiver Selbſtbeſpiegelung hindeutend.

Ischia.

Aus dem Briefe einer Dame.

Im Juli 1850.

— Ich überſehe von einem landſchaftlichen Terraſſe; vor mir ein wahres Gewirr von Orangen, Feigen, Wein, Oel und hochſtämmigen Canna (Rohr), welche mit ihren breiten und ſehr langen Blättern wie Kataracte Bäche ſich in die Gipfel der Bäume förmlich verflechten hat und in dieſer üppigſten Umarmung einen Begriff eines üppigen Urwaldes hervorzaubert. Dieſes reizende Chaos läuft unmittelbar bis ans Ufer des Meeres, welches, wie eine Kornblume ſo blau, ſich vor mir ausbreitet. Ueberall ſpringen ſchäumende Silberwellchen auf und ſpielen den kleinern Fiſcherbooten tüchtig mit. In einiger Entfernung zieht ein ungeheures Dampfſchiff ſeine Furchen und wie köſtliche Schwäne mit geblähten ſchneeigen Segeln ziehen Barken und größere Schiffe meinen Blicken vorüber. Seitwärts, und zwar dicht neben mir, liegt eins der maleriſchſten Bauernhäuschen, das man ſich denken kann, von einer Veranda beſchattet und von Myrten, ungeheuern Weinbäumen und Weinguirlanden, die ihm das feſtlichſte Ausſehen verleihen, ganz mit Blüten überſchütteten Granatbäumen und blühendem Oleander umgeben. Dieſe idylliſche Hütte hebt ſich in aufſteigender Linie mit dem hohen Ufer und wird von einer großartigen Ruine beherrſcht, die zum Theil noch bewohnt iſt, und von Orangengärten umgeben, deren mit dunkeln Goldfrüchten reichbeladene Bäume unter dieſer köſtlichen Laſt faſt brechen. Im ſelben Maße beugen ſich die herrlichen Feigenbäume unter ihrer dunkelblauen Frucht und die Aprikoſen und Pfirſichen geben den andern nichts nach. Dieſe alte Ruine, deren leider Ischia ſehr viele hat, iſt wie die andere vor 30 Jahren bei einem Erdbeben entſtanden, welches faſt die ganze Inſel zerſtörte und bei welchem in einer Nacht ein ziemlich hoher Berg, der Monte nuovo, den wir von hier aus liegen ſehen, ſich aus der Ebene emporhob. Ein Hirtenknabe, der Tags vorher dort noch ſeine Ziegen gehütet hatte und nach der ſchrecklichen Katastrophe hinging, um ſeine zurückgelaſſenen Thiere wieder zu holen, fand die Stätte nicht mehr. Der ſteinige Berg hatte ihn hinauf und da entdeckte er auf demſelben ein Kleidungsſtück von ſich und am Fuße deſſelben ſein erloſchenes Feuer, ſeinen Hirtenſtab und ſeinen Hut. Da erſt merkte er, wo er ſei und was deſſelbe vorgegangen. Viele alte Leute leben noch, die dabei waren. Etwas weiter rechts von dieſer Ruine ſieht man den Dom. Er ſteht eine ungeheure, jetzt ungewöhnlich große Rauchſäule auf, die von der ſchiefen Sonne vom zartſten Rosenroth bis zum tiefſten Purpur gefärbt wird. Von dieſer gigantiſchen Rieſenblume löſen ſich von Zeit zu Zeit leichte Rosenblättchen ab und ſtreuen leichte Purpurveilchen unter den klaren Mondhimmel, der mit ſeinem Vergißmeinnichtblau den mächtigen Vulkan umarmt. Links auf einem ſchroffen Felſen, der weit ins Meer vorſpringt, liegt ein alter, ganz verfallener, aber höchſt merkwürdiger Saracenenthurm und weit, weit am äußerſten Horizont ſieht man wie hingehaucht die Küſte von Italien verſchwimmen.

Unſere Straßenterraſſe hinter dem Hauſe iſt nun wieder ganz anderer Art. Steil und wild hebt ſich der mächtige Epomeo in die reinen Lüfte, wildes, zerriſſenes Geklüft, ſchroff abſtürzende Felſen, ſchwarzes Lavagerölle, tiefe, unabſehbare Abgründe bilden ſeinen zackigen Gipfel, mächtige Wolkenmaſſen lagern in ſeinen Schlünden und werden weit von ihm übertragt oder hängen ſich an ſeine Spitzen und Zinken, von wo ſie wie luftige Schleier herabfallen. Alles hier iſt Zerſtörung und Grauen und doch ſo unendlich ſchön. Man ſieht eine gewaltige Schweizerlandſchaft vor ſich; Alles iſt Erſtarrung; kein Strauch, kein Grasbälmchen wagt ſich aus der todten Aſche ans Licht. Aber lange hält es die ewig ſchaffende Natur in dieſem geſegneten Lande ſo nicht aus. So wie in der Schweiz Tannen und Fichten ſind, die wieder Leben verrathen, ſo ſind es hier die köſtlichen Pinien und Cypreſſen. Ihnen ſchließen ſich etwas tiefer echte Kaſtanien- und Wallnußbäume an, förmliche Waldungen bildend, bis ſie noch tiefer von Myrten, Citronen u. ſ. w. verdrängt werden und das lieblichſte, von Villen durchflochtene Thal bilden, das man ſehen kann. Wollte ich die Verſchiedenheit der unzähligen Spaziergänge, die es hier gibt und von denen einer intereſſanter als der andere iſt, ſchildern, das alte Gemäuer mit ſeinen ungeheuern Aloen, die oft einen vollkommenen Baum von Blüten in die Höhe treiben, die wie mächtige Kronleuchter

aus der Luft herunterhängen, oder die riesenhaften Säulen der indischen Feige (Cactus), die jetzt mit goldgelben Blüten ganz überschüttet sind und mit ihren grünen fleischigen Blättern an den schroffen Felswänden hinabklettern, beschreiben, ich würde nicht enden können!

Und nun neigt sich die Sonne zum Untergang und färbt die fernen Berge erst gelb, dann immer tiefer und tiefer, bis ins dunkelste Violett. Das Meer zeigt eine gewisse Unruhe, es murmelt herüber bis zu mir herauf; die Sonne sinkt purpurn ins Wellengrab; an den Madonnenbildchen sieht man ein Lichtchen nach dem andern sich entzünden und selbst das einzige Lämpchen auf der kleinen Kapelle auf dem Epomeo, welche auf einer seiner unzugänglichsten Klippen liegt, um hier dem einsamen Wanderer zu zeigen, daß der Schutz der Madonna ihn ungesehn verläßt, leuchtet schon schwach zu mir herüber. Von fern hört man das Ave Maria läuten, aus der nahen Kirche tönt Orgel und Gesang und in den benachbarten Höfen heben alte und junge Stimmen laut den Abendsegen. Aber auch diese Töne verhallen nach und nach, stiller und stiller wird es um mich her, tiefer und tiefer werden die Schatten, hier und dort blitzt ein Sternlein nach dem andern auf, die kurze Dämmerung ist einer völligen Nacht gewichen, der schwarze Krystall des Nachthimmels bedeckt sich mit unzähligen funkelnden Sternen und in den Tiefen der Orangengärten unter mir leuchten und blitzen Milliarden von Glühwürmchen auf, die mit ihrem theils grünen, theils rothen Lichte, welches viel größer ist als bei den unsrigen, die Sträuche und Bäume wie mit Edelsteinen überfäen und besonders die Cactusstaude wie einen Wald von kleinen Weihnachtsbäumchen erscheinen lassen. Ueberall in der Luft, die von Orangenblütenduft durchströmt ist, wogen diese reizenden Funken hin und her und man wird nicht müde, dieses allerliebste Spielzeug der Schöpfung zu bewundern; und doch verbleicht es immer mehr und mehr vor den siegenden Strahlen des Mondes, der sich eben über den Gipfel des Epomeo hebt und die ganze Landschaft mit Silber übergießt. Und nun geht's hinab ans Ufer und wir schaukeln uns in einer Barke, schlürfen die köstliche frische Nachtluft und laben uns an der hehren Größe des unendlichen, jetzt so ruhigen Meeres, welches in seiner so sanften Stille nicht ahnen läßt, zu was für Schrecknissen der Wuth es sich vor nur noch ein paar Tagen zu steigern vermochte, woselbst es hier an unserm Strande das Marktschiff von Neapel verschlang. Jetzt ist es so anmuthig und lieblich, wir mögt's so schön kennen, wir liegt es von den Strahlen des Mondes! Und wenn man nun weiter und weiter fährt, bald an einer tiefen Grotte vorüber, wo es unheimlich braust und donnert und schäumende Wogen brüllend aufspritzen, bald an einer steilen Klippe, die sich aus den Fluten erhebt und die Wirkung des Mondes durch ihren tiefen Schatten vernichtet, wir springen da Tausende von Funken auf, welche immer größer und größer werden, sich zu förmlichen Feuerfingern gestalten, in Tausenden von glühenden Ringen sich prächtig und wie ein Netz den beschatteten Theil des Meeres überziehen. Jeder Ruderschlag macht unzählige dieser Wasserfunken aufspringen und dieses Leuchten des Meeres macht erst wieder dem sich tief zur Tageshelle steigernden Mondlichte. Und nun erhebt sich plötzlich das Lied von Ischia auf einem hellen Kahn mitten im Meer und die großen Kriegsfregatten des Königs sowie die Stadt selbst steigen wie ein Feenmärchen, ganz mit farbigen Lampen wie mit leuchtenden Blumen behängt (denn es ist eben ein Madonnenfest), aus der Flut empor und unterbrechen die träumerische Stille dieser Horas durch schallende Musik und knallende Feuerwerke. Aber so anziehend und anregend dieses auch ist, so bin ich doch froh, wenn wir wieder zurückgekehrt sind und den schönen Epomeo so träumerisch vor uns liegen sehen. Da ist mir's immer, als müßten sich die Wogen theilen und Nixen und Meergötter ihren Reigen beginnen. Ueberhaupt begreift man hier erst recht, wie die Mythologie entstehen konnte. Alles ist hier belebt; aus jedem Baum, aus jedem Quell scheint eine Dryas oder Najade hervorzulugen und man glaubt sich wirklich oft in die älteste Zeit versetzt, sieht man die Mädchen, an den Brunnen Wasser schöpfend, mit ihren antiken Gefäßen auf dem Kopfe wie wandelnde Karyatiden einherschreiten und mehr denn eine Rebekka bietet dem Wanderer ihren Krug mit den freundlichen Worten: Valete bene!

Die Roßhaarspitzen.

Von C. von T.

Um die Mitte des verflossenen Jahrzehnds, als im Sächsischen Erzgebirge die Spitzenklöppelei sehr daniederlag, kam ein Spitzenhändler aus dem Dorfe Reichdorf, das hoch am Kamme des Erzgebirgs in der böhmischen Herrschaft Preßnitz liegt, nach Wien und bot einer dortigen Handlung seine Waaren an.

Man wies die zarten Artikel, an welchen so viele Seelen halbverhungernder Arbeiterinnen hingen, mit sehr verächtlicher Miene zurück und zeigte dem Manne eine ganz neue Art Spitzen, welche sich zwar weniger durch Zartheit mit den feinen messen konnten, wol aber an Neuheit, Zweckmäßigkeit, Dauer und Glanz sie weit übertrafen. Sie waren aus weißem oder schwarzem Roßhaar gefertigt. „Solche Spitzen müßt Ihr liefern", sagte der wiener Handelsherr zu dem Reichsdorfer, „dann will ich Euch abkaufen soviel Ihr bringt!"

Der Mann ließ sich dies nicht zweimal gesagt sein. Nach Reichsdorf zurückgekehrt, machte er den Versuch, auch Spitzen, wie er sie in Wien gesehen, aus Roßhaaren klöppeln zu lassen. Der Versuch gelang; sein neues Fabrikat fand in der Kaiserstadt Beifall und Absatz und bald konnte er eine ziemliche Anzahl Klöpplerinnen lediglich mit der Anfertigung von Roßhaarspitzen beschäftigen. Außer dem wiener Handelshaus wendete sich auch ein bedeutendes schweizer Geschäft an ihn, und während im ganzen Gebirge die Klöppelei den Arbeitern kaum das Salz zu den Kartoffeln einbrachte, gewannen in Reichsdorf und der Umgegend Hunderte ihren guten Unterhalt durch den neuen Erwerbszweig, der bis dahin nur in der Schweiz und auch da erst seit wenig Jahren getrieben wurde.

Beinahe ein Jahrfünft blieb derselbe auf Reichsdorf und die nächste Nachbarschaft beschränkt. Das Hinderniß der weitern Ausbreitung war die Unvollständigkeit der Fabrikation, welche sie zu sehr von der Fremde abhängig machte. Die reichsdorfer Roßhaarspitze war nämlich dieses Halbfabrikat, eine glatte Waare, die erst an ihrem Absatzorte die „Application", d. i. durch Aufnahme von Verzierungen aus Strohagréments ihre Vollendung erhielt. In diesem unvollkommenen Zustande konnte sie sich nicht zu einem allgemeinen Industriezweige des Gebirgs aufschwingen. Weit umher, und namentlich im ganzen Sächsischen Erzgebirge, blieb die Roßhaarklöppelei daher unbeachtet und man mußte sich mit dem kärglichen Erwerb der Zwirnklöppelei fortbehelfen.

Da verfiel gegen das Jahr 1851 ein junger unternehmender und intelligenter Fabrikant zu Bärenstein bei Annaberg auf den glücklichen Gedanken, diesen interessanten Erwerbszweig von seiner dunkeln Abhängigkeit zu emancipiren, indem er die Waare vollständig herstellte, wie sie auf den Markt kam, ihn nach Sachsen zu verpflanzen und zu verallgemeinern. Den Gedanken krönte der beste Erfolg. Aus ganz kleinen und schwierigen Anfängen erhob sich ein schwunghaftes Geschäft, das Hunderte von Händen beschäftigte und den Arbeitern doppelten und dreifachen Erwerb gegen die Zwirnklöppelei gewährte. Durch Erfindung neuer Muster, durch Neuen und Aufsuchen neuer Absatzwege hob er den neuen Erwerbszweig immer mehr; einen ganz vorzüglichen Aufschwung gewann dieser durch die Verzierung des Aufnähens der Muster mit dem Einnähen oder Broderen durch Stickerei, Chenille u. dergl. Dieses Broderen, auch Blondiren genannt, tauchte zuerst 1852 in Paris auf und der bärensteiner Fabrikant brachte es von da mit heim und führte es bei sich ein. Von da an gewann die Roßhaarfabrikation rasch eine solche Ausdehnung und Verbreitung, daß sie in diesem Augenblick ungefähr 10,000 Arbeiter, meist Frauen und Kinder, allein im Sächsischen Erzgebirge, auf einem Gebiete von sieben Quadratmeilen mit etwa 40,000 Seelen, beschäftigt. Dieses Gebiet erstreckt sich von Oberwiesenthal, Kunnersdorf, Scheibenberg und Thum über Weitersbein und Marienberg bis Olbernhau. Wie die eigentliche Wiege der erzgebirgischen Roßhaarspitzenfabrikation, so ist Bärenstein mit Stahlberg noch heute der Sitz der meisten und geschicktesten Arbeiter, und es ist bemerkenswerth, daß gerade in diesen Orten der Typhus, der in den letzten Jahren in dieser Gegend so arg gewüthet, die wenigsten Opfer verschlungen hat. Die Leute konnten sich mittels der neuen Industrie besser nähren als die Bewohner anderer Orte, wo dieselbe noch nicht oder nur schwach betrieben ward. Ueberhaupt aber war dieselbe eine unermeßliche Wohlthat für den ganzen District, da sie gerade zu einer Zeit aufblühte, wo die hiesigen Hauptgewerbe, die Posamentirerei und Spitzenklöppelei, völlig daniederlagen. Ohne die Roßhaarspitzenfabrikation wäre das Elend in dieser schweren Zeit hier noch unendlich größer gewesen.

Das geschilderte außerordentlich schnelle Aufblühen des jugendlichen Industriezweigs ist neben dem Erfindungs- und Unternehmungsgeiste des gedachten bärensteiner Fabrikanten vornehmlich der Geschicklichkeit und Emsigkeit der erzgebirgischen Frauen beizumessen, welche in kurzer Frist der ungewohnten und schwierigen Arbeit mit dem strengen Material so vollständig Meister wurden, daß sie ihre Roßhaarspitzen zur Schönheit der Spitzen von Valenciennes erhoben. Es ist in der That staunenswerth, bis zu welcher Vollendung man diesen schönen Luxusartikel gebracht; die Fülle und

der Reichthum der Muster überrascht. Alles, was je im Klöppelwesen geliefert werden

Thal verdiente daher vielen vaterländischen Beifall einen Platz in der großen Weltausstellung zu Paris. In der That hat es seine Vertretung dort gefunden, aber leider in einer seiner selbst gar nicht würdigen Weise. Während alle andern Erwerbserzeugnisse in den besten Räumlichkeiten und in der geschmackvollsten, dem Auge schmeichelhaftesten Weise zur Schau gestellt waren, sah man von der sächsischen Kostbarerzgebirgsfabrikation nur einige sehr bescheidene Artikel auf die ungefälligste Weise ausgelegt. Da lagen auf einem ganz ordinären holzernen Tisch einige Stück Spitzen von zwei Fabrikanten aus Markneukirchen und Buchholz, während an der Wand eine Anzahl auf Pappe befestigter Muster hing. Drei Damenhüte aus der markneukirchner Fabrik standen auf gewöhnlichen Haubenstöcken frei da. Augenzeugen, die im October 1855 den Industriepalast besuchten, haben sämmtliche so armselig aufgebauete und arrangirte Gegenstände von Staub und Schmutz ganz entstellt, sodaß sie von dem Zustande dieses Industriezweigs in Sachsen ein sehr klägliches Bild boten. Wir wissen nicht, warum der eigentliche Begründer derselben für Sachsen nicht selbst seine Vertretung in der großen Ausstellung übernommen. Vielleicht waren ihm die Kosten einer würdigen Ausstellung zu hoch und mochte er lieber gar nicht ausstellen als in ärmlicher Weise.

So rasch diese Fabrikation aufgeblüht ist und eine so große Vollendung sie erlangt hat, so trägt sie doch den Keim der Wandelbarkeit in sich und alle Symptome deuten darauf hin, daß ihre gegenwärtige Production schon dem Verfall nahe ist. Gleichwol verspricht sie fortwährend ein Haupterwerbszweig des Obergebirgs zu bleiben, weil sie immer neuer Verwendbarkeit und Umgestaltung fähig ist. Schon jetzt geht man mit einer solchen um, die geeignet erscheint, die dermalige Production, wenn sie verfallen sollte, zu ersetzen und die ganze Fabrikation noch mehr zu erweitern.

Zu wünschen ist nur, es würde bei Zeiten der Demoralisation Einhalt gethan, welche sich des schönen Industriezweigs bereits zu bemächtigen begonnen. Es ist dies der Musterdiebstahl, welcher den rechtmäßigen Eigenthümer eines neuen Musters um die Früchte seines Strebens bringt, gewissenlose Concurrenten aufbringt, die, wie sie schlau genug sind, sich fremdes Eigenthum anzueignen und auszubeuten, auch überhaupt keine industrielle Ehre haben, schlechte Waare auf den Markt schaffen und dadurch die ganze Fabrikation herabbringen. Der strebsame und ehrenhafte Fabrikant legt seine Ehre darein, seine Fabrikate immer zu vervollkommnen, er sieht auf gute Arbeiter, die er besser bezahlen muß als schlechte, er muß auf den Preis halten und kann und mag nicht schleudern; dadurch bleibt der Schwindel vom Markte und das Geschäft bleibt solid. Aber sobald die Freibeuterei mit ihm in Concurrenz tritt, hat die Solidität ein Ende, die Schleuderei und der Schwindel werden Meister des Marktes, die Arbeit wird herabgedrückt und das ganze Geschäft ruinirt. Daher unendlich viel Elend im Erzgebirge. Möchte diesem Krebsschaden überhaupt recht bald durch einen kräftigen Musterschutz ein Ende gemacht werden!

Ganz besonders müssen wir diesen Wunsch im Interesse der Kostbarerzgebirgsfabrikation aussprechen. Einen so bedeutenden Erwerbszweig dem Erzgebirge zu erhalten, ist eine Sache von der höchsten Wichtigkeit. Diese Erhaltung beruht aber durchaus auf der Solidität der Fabrikation und auf beständiger Vervollkommnung nach allen Richtungen. Und um solche Solidität zu sichern und solche beständige Vervollkommnung möglich zu machen, muß der freibeuterischen Concurrenz Thor und Thür verschlossen werden. Dafür ist das einzig wirksame und zugleich das einfachste Mittel der Musterschutz. Nächstdem erscheint die Einführung, resp. Verbesserung des Zeichenunterrichts in den Volksschulen von hoher Ersprießlichkeit für diesen Erwerbszweig, der auch außer dem Erzgebirge noch Hunderte von Menschen in Sachsen beschäftigt, wie namentlich die Bearbeiter des rohen Glanzstrohs in Dresden, Geising und Altenberg. In unserer Zeit verlangt die wechselnde Mode jeden Tag neue und schönere Muster, deren Erfindung in diesem Fache nicht Zeichnern übertragen werden kann, die nicht zugleich Klöppler und Producer sind. Lernen unsere Spitzenarbeiter noch zeichnen, so werden ihre Erzeugnisse eine Vollendung erreichen, die ihnen eine dauernde Blüte sichert und sie werden jedem Wechsel der Mode zuvorzukommen wissen, statt davon in Verlegenheit gesetzt und jeden Augenblick einmal gelähmt zu werden.

Anregungen.

Friedrich Halm.

Während Tragödie und französische Komödie drama in Weg einschlugen, von Schiller zu Hebbel gingen, blieben die Schauspiele deutscher Bühnen meist noch immer Aufführungen entlehnter und bearbeitet in der Bibliothek eines Hofschauspielers oder als Manuskript in dem Pulte eines Buchhändlers lagen.

Wenn Einer, so hat das Geschick ungerecht Friedrich Halm getragen, der mit seiner „Griseldis“ und dem „Sohn der Wildniß“ eine Zeit lang die deutsche Bühne beherrscht und nur wollen nicht sagen verführerisch verschleiert, doch bestimmend auf die Schauspielkunst eingewirkt hat. Manche seiner übrigen sechs Dramen haben über den Raum des nächsten Burgtheaters Verbreitung, noch weniger Anerkennung gefunden, sodaß der Dichter sich bei dem „Fechter von Ravenna“ zu einem vielversprechenden prosaischen Aufsatze gezwungen sah. Zum ersten mal erscheinen jetzt sämmtliche Schriften des Dichters — „Friedrich Halm's Werke“ (Wien, Gerold Sohn, 1856). Zwei Theile, Gedichte und einige Dramen, liegen uns vor.

Friedrich Halm ist überwiegend keine originelle dichterische, schaffende Kraft, weil stets der Zeichner seiner Empfindung die Kraft seiner Phantasie nach. Seine Ideale, die Ziele, die er sich schon in der Jugend gesetzt, sind Calderon'sche Glätte und harmonische Beruhigung, die spukhafte Romantik Grillparzer's — „Der ist's, Der ist der Rechte — wie Der so möcht ich sein“ sagt er in einem jener Huldigungsgedichte an Grillparzer, die außerhalb Oesterreichs kaum verstanden werden. In den Zwiespalten der Ehre, der Liebe und des Hasses, anbringungegeben dem blinden Walten eines äußerlich an sie herantretenden Geschicks bewegen sich die Gestalten in seinen Trauerspielen „Imelda Lambertazzi“ und „Ein mildes Urtheil“. Das erste ist „Romeo und Julia“, das zweite „der Arzt seiner Ehre“ in Aquarell, Alles gedämpft, gemildert, sowie es dem Logenpublicum des Burgtheaters zusagte. Kein Sturm der Leidenschaft braust in diesen zierlichen, spruchreichen, nach Esprit haschenden Versen, es ist leichtes, leises Wellenschlagen, seine untergehenden Helden und Heldinnen sterben nicht trotzig wie römische Gladiatoren, sondern sanft gebrochen, ein wehmüthiges Mitleid erweckend.

Das eigenthümlich Blendende seines Colorits und die dramatische Gewalt seiner Leidenschaft konnte Halm seinem Meister Calderon nicht ablauschen, er suchte ihm nur in Reinheit des Tons und in der Ausmalung des Nebensächlichen gleichzukommen. Diese Zartheit des Gefühls, ein sinniges Versenken in Stimmungen des Herzens charakterisiren seine Dichtungen. Solche Vorzüge und Schwächen weisen Halm auf das Gebiet des Lyrikers hin, auf die Zeichnung weiblicher, huldender Charaktere, hier ist sein Ruhm und seine Originalität. Gedichte, Sonette, Lyrika, Duett — Alles wunderweiche, empfindungsreiche Gestalten, die einer hoch und reingebornen Seele zum Gebilden entlangen lassen und der Dichterin Gelegenheit zur virtuosen Deklamation bieten — eine Kunst feierte mit ihnen ihre größten Triumphe — alle haben einen vornehmen lyrischen Ton und sind musikalische Gebilde, Nachklänge von Grillparzer'schen Gesängen.

Halm's „Gedichte“ scheinen auf buntbedrucktem Papier geschrieben zu sein; nicht eben durch Tiefe und Eigenthümlichkeit, sondern durch den Reichthum ihrer Gewänder sind sie auszuzeichnen. Es ist eine Lust von einem Herzenten zu thun, nicht im schlechten Sinne — sondern wie Goethe und Marlitt es italienischen Dichterhöhen gesungen haben und bei allerdem gar besseren Literatur ihre Zeit gehören.

Die Himmelsbraut.

O lieblich Kind, mit süßen Scherzen
Bist du dem Armen sich entschlüpfen,
Zur hellen Königin der Frauen
Der ganze Knabe sich gestalten.
Da früh, wo mit schlankem Stengel
Aufstrebt zum reinen Himmelslicht,
So leicht, so selig wie ein Engel —
Wie bist du schön und weißt es nicht!

Doch daß kein sterblich Sehnen wage
Mit irdisch Glut nach dir zu streben'
Geweiht von seinem ersten Tage
Ist einem Höheren dein Leben
Es glühen deine Pfirsichwangen
Nur für des Frühverlobten Kuß,
Nur er wird liebend dich umfangen —
Des Todes ernster Genius.

Noch einmal siehst du Rosen blühen,
Vielleicht noch zwei mal; überhauchen
Wird deine Wange tief'res Glühen
Und tief'res Himmelsblau die Augen.
Doch wenn am grünen Buchenhügel
Erglimmt des Herbstes Purpurschein,
Dann schwebt auf rasch geschwung'nem Flügel
Dein Bräutigam entzückt herein.

Er schlingt die kühlen Marmorarme
Um dich und zum Vermählungsgruße
Berührt er deines Mundes warme
Jungfräulichkeit mit sanftem Kusse
Du folgest mit gelass'nem Herzen
Dem Fremdling, der dich auserkor;
Wir aber seh'n dir nach mit Schmerzen
Und hüllen uns in Trauerflor.

Berthold Sigismund.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Erster Band. **Nr. 52.** Wöchentlich ein Bogen. Quartal vierteljährig 24 Ngr.

Aus der akademischen Zeit.

O du schöner Frühling meines Lebens, wie oft tritt du mir in deiner längst verblühten Herrlichkeit wieder entgegen! Wie drängt sich Bild an Bild, Erinnerung an Erinnerung! Sonnenhell beschienen liegst du vor meinen Augen! Doch auch Einiges in trüber Beleuchtung und selbst jetzt noch beklemmend und peinlich!

Ich will einige der trübern Erfahrungen aufzeichnen.

Mein erstes Studienjahr war verflossen, ich war eingeweiht in die vom Jüngling solang ersehnten Freuden und Genüsse eines Lebensabschnitts, der allerdings oft auch mehr Täuschungen und Blendwerke bietet als wahre Genüsse. Doch war damals noch nicht jene Blasirtheit eingetreten, die den studirenden Jüngling im modernen Frack und hohem Cylinderhut, mit verachtender Miene auf alles Burschikose blickend uns zeigt; damals war das Burschenleben noch frisch, frei, fröhlich; man fühlte, wie die Freiheit und Ungebundenheit des Geistes und Körpers beiden Flügel der Kraft und Begeisterung verlieh.

Ich war solch ein kräftiger, glücklicher Bursch, mir ging in finanzieller Beziehung nichts ab, meine Aeltern hatte ich am Ort und genoß mit offenem Sinn und warmem Herzen alle bessern Freuden meines neuen Standes, — hatte der Freunde viel und dünkte mich unendlich reich an Glück und Erfahrung.

Mit vielen Gefühlen schied ich aus meiner Vaterstadt, um in J. meine Studien als Mediciner fortzusetzen. Wie leicht scheidet die Jugend, wie bald ist der Abschied vergessen! Ein neues Leben, neue Menschen, neue Beziehungen zu ihnen; man denkt, so müsse es immer bleiben; denn die genießende Jugend kennt nur die Gegenwart, hält sie fest.

Ich hatte mich bald in J. eingerichtet; hier war echtes Studentenleben, hier galt der Bursche Alles, es war eben nur eine Universitätsstadt und auf Bällen und in Gesellschaften waren Studirende die gesuchtesten Cavaliere.

Bald vertauschte ich den allgemeinen Beinamen aller Neulinge, des Fuchses, mit einem andern und wurde von meinen Freunden „Der Lord" genannt, vermuthlich aus Neckerei wegen meiner Vorliebe zu schönen Hunden und Pferden, von denen ich immer ein seltenes Exemplar besaß. In J. sollte sich jedoch mein Leben ernster gestalten und zwar in mannichfacher Weise. Mein „Stubenbursche", der Theolog G . . . , machte mich auf einem fröhlichen akademischen Ball mit der Familie eines Gutsbesitzers in der Nähe J.s bekannt; er selbst war mit der ältesten Tochter verlobt und bald wurde auch ich mit ihnen befreundet und fand mich auf das angenehmste und herzlichste von dieser Familie angesprochen. Bei einem Besuche auf dem reizenden Gute Wiese mit meinem Freunde lernte ich dort das würdigste, herrlichste Aeltern-paar kennen, das mich mit der liebenswürdigsten

Zuvorkommenheit aufnahm, wobei ich in diesem Familienkreis mich bald so heimisch fühlte, als wäre es nun schon der meine geworden.

Ich hörte ihm auch bald näher angehören. Eva, die jüngste Tochter, eine liebenswürdige, charakterfeste Maidlein, hatte mich bezaubert. Ich — Lieber — und erhielt von Eva und ihrem Vater die mich beglückende Erlaubniß, für meine Braut werben zu dürfen mit der festen Ueberzeugung und der sicherlichen Hoffnung, sie, schuld ich den Tantenmut erringen, ganz die meine zu nennen. Ich war sehr glücklich in dieser süßen Braut Zeit war in Nähe nach Wien und in Opernhäuschen, in der Kirche und dem Hofball erblickt; ich glaubte, das Glück könne kein größeres schenken, als ich auf mannigfache und gemüthliche Art und meinem Paradies verweilen wurde und — in Gefängniß erwachte.

Ich habe ein Jahr auf der Festung M. sitzen müssen. Und doch war auch diese Zeit nicht die mindest wichtige meines Lebens! Sie war reich an Lehren und innern Erfahrungen. Um von jenen eine zu verstehen, wenn' ich gleich bei der Untersuchungshaft die Bekanntschaft mit einem Mitgefangenen.

Es war ein junger, schöner Mann von etwa 25 Jahren, von großer, kräftiger Gestalt und edelm Antlitz; schönes schwarzes Haar zierte die Stirn, unter der ein paar dunkle, düstere Augen schwermuthsvoll hervorleuchteten; doch war die rechte Schläfe von einer großen, blutrothen Narbe arg zerrissen. Ich besaß damals noch einen offenen, mittheilsamen Charakter und bald wußte Waller — so hieß mein Leidensgefährte — die Ursache meiner Haft, doch seine Lippen blieben festgeschlossen über das ihm zur Last gelegte Vergehen und seine Vergangenheit; er schien viel gereist und hochgebildet und die interessantesten Gespräche machten uns die Tage zu flüchtigen Stunden. Meiner lieben, armen Eva mögen sie wol länger geworden sein im Gram um mein Geschick. Da uns jeder Briefwechsel untersagt war, so mußten wir, unwillig genug, unserer Sehnsucht und Liebe Stillschweigen und Entsagung auferlegen. Meine Theilnahme für meinen Gefährten und sein Geschick wuchs beständig und ließ mich zuweilen mein eigenes vergessen, wenn ich sah und hörte, welche schrecklichen Nächte er durchlebte. Den Tag über war er ruhig, wenn auch tief erregt, doch des Nachts mochten entsetzliche Bilder und Träume seine Seele foltern und den Namen „Anna" rief er oft mit herzerschütterndem Ton. Fragen wollte ich ihn nicht, umsoweniger, da der Unglückliche bald als schwerkrankes Gefangener auf der Festung [illegible] abgeführt wurde. Ich schied mit ernsten von ihm, dem bei solcher Prüfung und Jugend einiger Kerker bestimmt war; wußt ein Vergehen mußte er dort sühnen.

Ich erfüllte dem Retter, der mich oftes besuchte, was ich in der Nacht von ihm gehört, und fragte, ob er mir nicht Näheres über Waller's Vergangenheit mittheilen könne. Von ihm, der ihn kannte, erfuhr ich Folgendes:

Waller war der Sohn eines hohen Beamten in Z., hatte Jura studirt und war ein verständiger, tüchtiger Mann, doch von stürmischem und heftigem Charakter, leidenschaftlich in Allem, was er unternahm, in Liebe und Haß. Er hatte ein junges, schönes, frisches Mädchen kennen gelernt, die Tochter eines benachbarten Oberförsters, und ihre Liebe gewonnen; doch schien der Vater das Verhältniß nicht gern zu sehen, da des jungen Mannes Charakter ihn vor der Zukunft seiner Tochter besorgt machte. Es erlangte Waller nur das Wort des Mädchens, von dem Vater aber keine sichere Einwilligung. Nach und nach schien es Waller, als wäre er in dem Hause seiner Geliebten immer weniger gern gesehen, als begünstige der alte Oberförster einen andern jungen Mann, den Antheil und Zuneigung an Anna zu fesseln schien; dies entflammte Waller zur furchtbarsten Eifersucht, trotz aller Versicherungen Anna's von ihrer Treue. Eines Mittags ritt er nach dem Forsthause hinaus und traf bei der Familie eine kleine Gesellschaft; sie wollten eben zu Tische gehen; Waller schien nicht erwartet worden zu sein. Schon die Anwesenheit des vermeintlichen Nebenbuhlers erregte seinen Zorn und wie ward er gesteigert, als der Vater seiner Anna kurz nacheinander die Gesundheit seiner Tochter und des von ihm begünstigten jungen Mannes trank! Waller warf Anna einen vernichtenden Blick zu und stürzte hinaus in bitterster Verzweiflung, da er sich von seiner Geliebten verrathen glaubte, in den Garten, der an einem massiven Gartenhause endete, wo der alte Oberförster außer einigen geladenen Gewehren eine hübsche Sammlung alter Waffen aufbewahrte. Anna ahnte bald, warum Waller das Haus verlassen, und da ihr Herz ihm treu geblieben und das Ganze nur ein unglücklicher Zufall war, ging sie ihm nach und trat mit Worten der zärtlichsten Liebe über die Schwelle des Gartenhauses. Doch vom Anblick der vermeintlich Treulosen zur leidenschaftlichsten Wuth entflammt, riß Waller ein geladenes Gewehr von der Wand, legte an und

ſchon mag der Lebenden Recht. „Walter, ſprich nicht, ich bin verſöhnt!“ auf die Geliebte. Erſt als er ſie, die Hand an die Bruſt gedrückt, erbleichen und ſterben ſah, kam er zu ſich und ſah mit wahnſinnigem Entſetzen, was er gethan. Doch ſeine Worte der Liebe, nicht ſeine heißen Küſſe vermochten das entflohene Leben zurückzurufen. Der Schuß hatte die Geliebte in den Armen getroffen; Walter ſah, daß der Vater die Entfernung ſo nahe und in voller Vorſprechung, im grimmigen Schmerz über ſeine That legte er den erſten gefundenen Kauf an die Schläfe, verwundete ſich aber nicht tödtlich und um nicht gefangen zu werden, ſtürzte er ſo blutend aus der Thür an dem entſetzten Vater vorüber, flüchtete mit der Geſchwindigkeit der Verzweiflung über die Gartenmauer, lief durchs Feld und ſchwamm durch einen kleinen Fluß; noch am jenſeitigen Ufer angekommen, ſanken ihm ſeine Verfolger, da er einmahlig gekommen war, und brachten den Schwerverletzten in Sicherheit auf die Straße. Der Jüngling hatte unerhört ſolche furchtbare Schuld auf ſich geladen, Alles war Zufall geweſen und nur ſeine Augen hatten das für ihn Beleidigende geſehen; denn längſt hatten die Bitten der Tochter den Vater gerührt und Walter's Glück ſtand nichts mehr im Wege.

Ich habe den Beklagenswerthen nicht wiedergeſehen. Möge er Frieden gefunden haben in der tiefſten Reue!

Doch ich vergeſſe, von mir ſelbſt zu berichten.

Ich las, weil ich in einem unglücklichen Duell ſecundirt hatte.

Unter meinen Bekannten, die ich nicht zu intimen Freunden zählte, war ein junger, hübſcher Menſch, Namens Horſt, den wir Alle ſeines offenen, gemüthlichen Weſens wegen lieb hatten; auch gewährte er uns durch ſein meiſterhaftes Spiel auf dem Pianoforte manchen Genuß. Er riß durch ſeine Phantaſieen ſeine Zuhörer gewaltſam hin, doch war in der letztern Zeit oft etwas Dämoniſches und Wildes in ſeinem Spiel, wie denn Horſt überhaupt anfing, unſere Geſellſchaft zu meiden, melancholiſch und trübſinnig wurde, bei der geringſten Kleinigkeit auffuhr und oft um den thörichtſten Scherz ſeine beſten Freunde zum Zweikampf forderte. Man ſah, er war offenbar des Lebens überdrüſſig. Niemand aber kannte die Urſache.

Was wir vermochten thaten wir, den Armen zu tröſten, ohne ſeine tiefe Herzenswunde mit leichtſinnigem Finger zu berühren, da er ja auch keinen von uns zum Vertrauten ſeines Schmerzes gemacht. Doch es wollte uns nicht gelingen und bemerkt haben wir, daß er ſichtlich auf Händel ausging, um nicht als Selbſtmörder der Qual ſeines Lebens zu entgehen. Wir machen ihm Alle Abſchied und mit einander, als wollte uns ein geheimes Band, geheilig ſeine Geſellſchaft. Wer das Schickſal will nicht herausfordern hier und dort und dann nur zu bald erwachſen, freudig entgegen.

So war auf einem Ball. Unſer Horſt war auch zugegen; auch ich. Horſt, den wir mit Gewalt hingezogen, und Norſtröm, ein junger ſchwediſcher Seeoffizier mit einem ſonſt ehrlichen Geſicht, waren anweſend und bildeten einen Kreis um ſich. Wir waren Alle heiter; Horſt tanzte, auch ich, und ſah eine ausgelaſſenere Fröhlichkeit hin. Als das Feſt ſeinem Ende nahte und ich zu einem Kranken abgerufen wurde, den ich als Arzt übernommen, hörte ich noch, wie Horſt ſich die Gefälligkeit erbat, eine junge Dame nach ihrer Mutter nach Hauſe begleiten zu dürfen, und ſie erhielt. Schon freute ich mich, daß er wenigſtens auf Stunden ſeines Grams vergeſſen und war des Todes erſchrocken, als in aller Frühe Norſtröm verſtört in mein Zimmer trat und mich bat, gegen Horſt ſein Secundant zu ſein, der ihn heute Nacht gefordert. Im erſten Augenblick glaubte ich zu träumen oder Norſtröm ſpräche unter der Gewalt eines übernachtigen Rauſches, da ich Alle heiter und einig verlaſſen. Bald jedoch klärte er mir Alles auf und nur zu wohl ſah ich, daß Horſt, der ſchon lange einen Zweikampf geſucht, ihn endlich nach ſeinem Wunſche gefunden hatte.

Norſtröm hatte den Abend viel mit dem jungen Mädchen, dem Horſt ſeine Begleitung angeboten, getanzt und am Schluß des Balles die Damen, ohne erſt zu fragen, nach Hauſe begleiten wollen. Das Mädchen, unerfahren und leichtſinnig, hatte das Verſprechen, das ſie Horſt gegeben, gänzlich vergeſſen, als er plötzlich, wüthend und aufgeregt von Wein und innerm Grimm, an ſie und Norſtröm herannaht, beleidigende Worte ausſtößt und den Gegner auf Piſtolen fordert.

Ich war gezwungen, die traurige Pflicht zu übernehmen, nachdem ich alle meine Freundſchaft und Ueberredungskunſt angewendet, um den Armen von dem gefahrlichen Kampfe abzubringen; ſelbſt Norſtröm wollte Verſöhnung, doch blieb Alles umſonſt. Uns war es klar, Horſt hatte den Streit mit Abſicht geſucht; ſchon waren ſeine Papiere geordnet, Briefe in die Heimat geſchrieben, ſo

ruhig und still heimer als an jenem Mord hatten wir so lange nicht gelebt. Es war ein schöner Spätsommertag und wir schon unser mittägliches Verhalten eine Erholung der freilich erwachsenen Kinder in diesem stillen Gebirge. Und was hatten diese mehrmonatige Gefahr! Die Wolken wurden unterbrochen, die wenigen Schüsse gewählt, die Schüsse knallten und Horst lief, den Hut nachgehen, in meine Arme. Der Tod war augenblicklich erfolgt. Verblüfft und Horst's Gesichtsausdruck erfüllten nach einem stummen Händedruck in erschütterndem Schweigen, dem einzigen Opfer zu entgehen. Wie blind der Stadtbote verblieben im Arm, entfernt suchte ich ein Leben einzuflößen, das bereits entflohen war, und als ich Schritte und Stimmen nahen hörte, lang ich mich zu Gebrauch und ich Kameraden, die das Knallen der Schüsse herbeigezogen, hatte zu suche nach der nahen Stadt bringen. Nun suchte auch ich mich zu bergen und zwar mich den Tag und die ganze Nacht planlos theils in der Umgegend, theils in der Stadt in den verschiedenen Straßenwirthschaften herum, ohne zu essen und zu trinken, in einem Zustande der Bewußtheit, als wäre ich der Mörder des Unglücklichen gewesen.

Ermattet legte ich mich des andern Morgens in ein Wirthshaus, um meine gesunkenen Kräfte durch Speise und Trank zu stärken, als nach mir gefragt wurde, und nur zu bald sah ich mich entdeckt und gefänglich eingezogen. Ich wurde ins Inquisitorial geführt und bald vor Gericht gestellt, wo man mir Fragen über den Hergang der Sache und den Namen und Aufenthalt des Thäters stellte. Ich war nicht gesonnen, etwas zu gestehen ohne die Einwilligung des Andern, obgleich ich ebenso wenig wie meine Richter den Aufenthalt Kortrom's wußte. Ich duellte, stehend vor meinen Inquisitoren, drei Stunden lang erfundene Angaben über allerlei Fragen, bis ich auf einmal dem Verhör durch eine plötzliche Ohnmacht ein Ende machte; ich sank aus geistiger und körperlicher Ermattung zusammen. Als ich zu mir kam, war ich Gefangener in einem geräumigen, verschlossenen und vergitterten Zimmer. Nun sagte man mir, daß mein Leugnen nichts mehr helfe, da der Thäter bereits verhaftet sei, und so gestand ich Alles der Wahrheit gemäß, als man mich an Horst's Leiche führte. Tief erschütterte mich der Anblick des Freundes, der so still und friedlich wie nie im Leben vor mir lag, gleich einem Marmorbilde so weiß, da der Unglückliche sich fast ganz verblutet hatte. Er hatte erreicht, was er gewollt, und ruht jetzt vor einem höhern, unbestechlichen Richter.

Kortrom wurde zu lebenslang, ich zu fünf Jahren Festungsstrafe verurtheilt, doch kürzte der Gnadenweg unsere Haft verhältnißmäßig ab.

Und der Grund, warum Horst den Tod gesucht hatte? Er liebte ein junges Mädchen, mit dem er sich verlobt hatte, als er die Universität Halle mit J. vertauschte. Nach wenigen Monaten kam die Nachricht, daß — sein eigener Vater ihre Hand und Herz seiner Braut gesucht hatte."

Gellert's „Betrübter Wittwer".

Wer hätte nicht das allen gemeinschaftlichen Überlieferungen Gellert's „Fabeln und Erzählungen" gelesen? Wir Aeltern, die wir der Zeit näher stehen, in welcher Gellert einst die Augen des ganzen deutschen Publicums auf sich zog und sein Lob von allen Lippen erschallte, wissen in unserer Jugend sehr begierig darauf, und daß auch die heutige junge Generation noch immer viel Gefallen daran findet, zeigen die von Zeit zu Zeit erschienenen neuen Auflagen der Gellert'schen Schriften, deren letzte, von der Weidmann'schen und Hahn'schen Verlagsbuchhandlung veranstaltet, 1853 die Presse verlassen. Ist es die ungekünstelte, naive Form der Darstellung, die Treuherzigkeit und Natürlichkeit im Ausdruck der Gedanken und Empfindungen oder die Mannichfaltigkeit im Stoff dieser Gellert'schen Fabeln, die sich auf alle Stände, Stimmungen und Situationen des Lebens beziehen, was diese Lectüre so anziehend für die Jugend macht? Daß übrigens nicht Alles Gellert's eigene Erfindung, Manches vielmehr theils Aesopischen, theils andern Fabeln nachgebildet und von Gellert nur in ein neues Gewand gekleidet ist, ist bekannt. Weniger bekannt aber dürfte sein, daß bei weitem nicht Alles, was der launige Fabeldichter seinen Lesern vorführt, nichts als nur Fabel, Gedachtes und Erdichtetes, sondern auf Wirklichkeit gegründete Thatsache. So unter andern auch dem ersten Buche seiner Fabeln und Erzählungen die Erzählung „Der betrübte Wittwer", deren satirischer Schluß keineswegs, wie man wol hin und wieder vermuthet, eine dem alten Hagestolzen von seiner bekannten Scheu vor dem andern Geschlecht eingegebene Erdichtung, sondern, wie die nachfolgende verbürgte Geschichte lehrt, ein wirkliches, auf Wahrheit gegründetes Factum ist. Der Leser höre:

Ein Bewohner der Pyrenäen lebte mit seiner Frau, einer Person von sehr jähzornigem Tempe-

kommt, welche seit dem Eintritt des rückgängigen Mondes wiederholt an Anfällen von Schlafsucht gelitten hatte, in der nächsten Nacht. Die Vorläufer der gedachten Krankheit zeigten sich in einer lauwarmen, feuchten Stimmung. Schon vor Tages Helle Dämmerung, wurde dann das Weib regelmäßig aufgeschreckt, ängstlich, wütend und verübte an ihrem armen Manne die rohesten Gewaltthätigkeiten. Nach solchen heftigen Auftritten verfiel sie gewöhnlich in einen lethargischen Schlaf, aus welchem sie nicht zu erwecken war und der nicht selten mehrere Tage bis drei Wochen dauerte. Der arme, geplagte Ehemann, der häufige Nahe hatte, legte solchen ehelichen Leidensscenen eine fast übermenschliche Geduld entgegen. „Sie ist krank", sagte er voll Mitleid, „ich kann es ihr nicht anrechnen, ich muß sie pflegen!" Und so verging ein Jahr ein Jahr auf die gräßlichen Schreckensnächte. Stets war Pfeife mit weicher Begleitung und bereit, Alles der Unheilbringerin zum Trotz, war seiner Pflicht, den er in heiliger Stunde verband, treu. Die Aegrine pflegte es hauptsächlich auf sein Gesicht abzusehen.

Einstmals nun dauerte der Schlaf der Lanthippe länger als gewöhnlich, — ein herbeigerufener Sachverständiger erklärte sie für todt. Der Mann vergoß einige Thränen und dankte in inbrünstigem Gebete Gott, daß er das Weib zu sich genommen. Arm wie Hiob, besaß er jedoch nicht die Mittel, einen Sarg anfertigen zu lassen. In dieser Noth wandte er sich an seine Nachbarn. Zwei derselben legten die Todte, mit ihren Kleidern statt eines Leichentuchs angethan, auf eine Tragbahre und schritten dann mit ihrer Last dem Gottesacker zu. Auf einem dahinführenden, von Dornenhecken eingefaßten engen Pfade blieben sie an einem dieser Dornenzweige hängen, welcher das Gesicht der vermeintlich Todten zerriß, worauf diese mit einem scharfen Schrei erwachte. Die erschreckten Träger ließen die Bahre fallen und liefen, so rasch ihre Beine sie tragen wollten, davon. Der Mann, welcher gleichfalls sein Heil in der Flucht gesucht hatte, kehrte jedoch nach kurzer Ueberlegung zurück und half der ins Leben Zurückgekehrten in ihre Wohnung zurück. Das ganze Dorf war von Schreck erfüllt und mehre Monate vergingen, ohne daß selbst die unerschrockensten der Bergbewohner es wagten, der „wiedererstandenen Todten" ins Gesicht zu sehen.

Diese Wiedererstehung war aber keineswegs eine Wiedergeburt mit innerer Sinnesänderung. Im Gegentheil ward das Weib vom Tage ihrer Wiedererweckung an dergestalt wild und ungebärdig, daß der arme Teufel von Ehemann seinem Leben so endlichen gezwungen war, aus Furcht, von seiner „Frau" ermordet zu werden. Nachdem er mehre Wochen eine Zufluchtsstätte in der Gegend umhergesucht war, verbreitete sich das Gerücht, die Frau sei eine „Hexe", denn sie könne ganz nach Belieben todten und wieder aufleben, was den Gedanken eines verwandelbaren Teufels veranlaßte, den Mann aufgeweckt und sich in Begleitung befohlen in die Hütte zu begeben. Beim Oeffnen der Thür fanden sie die Schlafende stark und fest auf dem Boden liegen. Endlich war sie wirklich todt. Im Dorfe aber fand sich Niemand, sie zum Leichtuch zu tragen. Die Schaudernden bei der Erinnerung an ihre frühere Auferstehung. Da erbot sich der arme Mann, zwei Soldaten auf dem Wege zu ihrer Wohnung in dem Dorfe übernachteten und diese übernahmen auf die Bitte des Pfarrers die Bestattung.

Ganz wie vorgenommen war, so folgte auch jetzt der Witwer der Leiche mit gesenktem Kopfe und thränenfeuchtem Auge. Der brave Mann weinte, weil er nun wirklich Witwer zu sein glaubte. Und in der That, sein langsamer Gang, seine Seufzer, der Ausdruck von Niedergeschlagenheit in seinem Antlitz zeigten deutlich von wahrhaftem Kummer und aufrichtiger Betrübniß. Als indessen die Soldaten auf den erwähnten engen Pfad kamen, gewann er seine völlige Fassung wieder, blieb plötzlich stehen und rief ihnen ganz unbefangen zu: „Kameraden, nehmt euch vor den Dornen in Acht!"

Schließlich noch ein Wort über Schlafsucht, das wir den Lesern der vorstehenden Erzählung umsomehr schuldig zu sein glauben, als ein so ungewöhnlicher, weit über die Naturregel fortdauernder Schlaf wie der in obiger Geschichte immerhin einige Zweifel an der Wahrheit derselben aufkeimen lassen könnte. Es ist dieser Fall von Schlafsucht jedoch keineswegs der erste und äußerordentlichste. Die Annalen der Arzneiwissenschaft führen der Beispiele mehre und zum Theil so wunderbare an, daß man in der That an ihrer Wahrheit zweifeln könnte, wenn sie nicht von durchaus glaubwürdigen Männern verbürgt worden wären. Am meisten kommt diese chronische Schlafsucht, der in der Regel tiefe Störungen im Nervenleben zugrunde liegen, beim weiblichen Geschlechte vor. Einige schliefen wochen-, Andere monate-, ja jahrelang. Eine Bauersfrau in Frankreich schlief regelmäßig die ganze Woche hindurch

und erwachte am Sonntag Morgens. Dann kleidete sie sich an, nahm etwas Speise zu sich, ging in die Kirche, kehrte nach Hause zurück, legte sich wieder und schlief wiederum bis zum folgenden Sonntag früh. — Ein von Natur sehr gesunder Mensch, welcher den Tag nur ein mal, aber dann auch wie ein Jahrer aß, pflegte einzuschlafen, sobald er den letzten Bissen verschlungen und die letzte Flasche geleert hatte. Am folgenden Tage wachte er genau um dieselbe Stunde auf und aß dann wie am Tage zuvor. — Im Jahrgang 1854 des „Journal de médecine, chirurgie et pharmacie" wird unter anderen Fällen die Geschichte eines Intervenants mitgetheilt, welches damals in Paris unter dem Namen des „Schläfers von Chaillot" bekannt war. Der Schlaf raubte Menschen nämlich regelmäßig die Hälfte des Jahres hindurch. Man konnte ihn in die Ohren schreien, ihn schütteln u. s. w., er schlief immer fort, selbst die Einimpfung zu kalter Wasser vermochte ihn nicht zu wecken. — Ganz hinsichtlich der Dauer des Schlafs ähnlichen Fall erzählt van Swieten, Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia. Der Schläfer, von dem er redet, wollte nach dem Erwachen nicht glauben, daß die Nacht so lang gewesen sei. Er hatte indeß Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, indem er sich erinnerte, daß er zur Zeit der Einsaat eingeschlafen sei. Bei seinem Erwachen aber hatte die Ernte bereits begonnen. — Viel Sensation machte zu ihrer Zeit die Geschichte einer vornehmen Engländerin, welche drei Jahre hintereinander schlief, ohne andere Nahrung zu sich zu nehmen als etwas Fleischbrühe, welche ihr während des Schlafs mittels eines Röhrchens durch die Nasenöffnung eingeflößt wurde, da ihre Kinnbacken während dieser ganzen Zeit krampfhaft fest geschlossen waren. Wenige Minuten nach ihrem Erwachen starb diese Schlafsüchtige. — Endlich sei, um die Möglichkeit dieses mehrjährigen Schlafs außer allem Zweifel zu stellen, noch erwähnt, daß ein Beispiel von gar vierjähriger Schlafsucht auch in Hufeland's „Journal der praktischen Heilkunde" (Bd. IX, St. 3, S. 127), dieser wissenschaftlichen Zeitschrift von hohem Rufe, mitgetheilt wird. Solchen unleugbaren Thatsachen gegenüber möchte man glauben, daß auch die Fabel von dem frevelnden Epimenides, der als Knabe in eine Höhle gegangen, darin eingeschlafen und erst nach — 57 Jahren wieder aufgewacht sein soll, eine nur stark übertriebene geschichtliche Thatsache sei. Mag doch immerhin der Apostel Paulus eben diese Geschichte im Sinne gehabt haben, als er die Kreter „Lügner, böse Thiere und — faule Bäuche" nannte.

Die Schlafsucht hat, oberflächlich betrachtet, viel Aehnlichkeit mit dem Winterschlafe der Thiere, insofern bei diesem wie bei jener die Reizbarkeit sehr vermindert, ja wol gänzlich aufgehoben ist. Man hat Hamster im Zustande des Winterschlafs gekitzelt und ihre Gehirne mit Petroleum gequält, ohne daß sie irgendwie Schmerz zu erkennen gegeben hätten. Ist in der Schlafsucht das Empfindungsvermögen nun auch nicht bis zu diesem Grade erloschen, so hat doch auch manche Schlafsüchtige selbst durch das lauteste Geschrei, Stoßen, Schläge, Stiche, Schnitte, Verbrennungen nicht aus ihrem tiefen Schlafe zu erwecken. Ein Unterschied aber findet trotzdem, auch abgesehen von den innern Ursachen beider Zustände, selbst schon in den äußern Erscheinungen statt. Im Winterschlafe nämlich wird der Umlauf des Blutes unterbrochen, die Thiere athmen viel langsamer, kälter und seltener und man bemerkt eine beträchtliche Abnahme ihrer gewöhnlichen Körperwärme. So schlägt z. B. das Herz eines Hamsters, das im wachenden Zustande 125 Schläge in der Minute macht, im Winterschlafe nur 15 mal. Bei den Schlafsüchtigen dahingegen dauern die Grundverrichtungen des organischen Lebens: Herzschlag, Blutlauf und Athemholen, ungestört fort, ja der Puls ist oft sehr groß, voll und wellenförmig und die Respiration tiefer und schnarchender als im natürlichen Schlafe.

Ein geringerer Grad der Schlafsucht ist jene beständige, unwiderstehliche Schläfrigkeit, die sich durch ein fortgesetztes Gähnen zu erkennen gibt. Ein so unglücklich disponirtes Exemplar der menschlichen Gattung gähnt in zehn Minuten mehr als Andere im ganzen Jahre; ja es ist heraufsagen sein Hauptgeschäft während des ganzen, langsam für ihn dahinschleichenden Tags. Gähnend steht es auf, gähnend geht es zu Bett, nur wenn es ißt, gähnt es nicht. — Es besteht dieses Gähnen bekanntlich in einem langsamen, tiefen Einathmen mittels des Mundes, der durch eine krampfhafte, d. h. unwillkürliche Herabziehung des Unterkiefers aufgesperrt ist, wobei das Gaumensegel hinauf und die Zunge an ihrer Wurzel und Spitze herabgezogen wird und die einströmende Luft an den Seitenwänden der Mundhöhle eine Art Rauschen hervorbringt, worauf ein langsames, starkes Ausathmen bei sich schließendem Munde folgt.

Merkwürdig ist die ansteckende Natur des Gähnens, da das Gähnen doch, als eine Mos-

Gruben der Schwungbewegungen, gerade mit dem Pulsschlage verfolgt und nur dann beobachtet ist, wenn das mäßig umlaufende Blut in seinem Aufgange zum Herzen gehemmt wird. Es kann also nur ein physischer Genuß sein, der hier obwaltet. Die Langweiligkeit des Gähnenden, seine apathische Abgespanntheit und Gleichgültigkeit gegen alles, gleichwie die starke Lauge des Tertiales einen erheiternden Gegensatz gut sind machen.

Dr. Lobethon.

Ist es so schwer, auf dem Krankenbette zu sterben?

Von Dr. Wittmann in Breslau.

Verzeihe nicht, lieber Leser, daß ich, in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd", an die letzten Augenblicke erinnere, daß mit Ernst erwägen will, ob Sterben des Menschen wahre. Du wirst vielleicht erkennen, daß die Worte des Dichters Gottes ist, den wir nur gut bestellen dürfen, um, unter Blumen und Früchten, heiter den Tod zu erwarten. Aus den Freuden und Reizen dieses Erdenlebens greift nur Den die Frage des Todes an, der das heilige Geschenk Gottes vernunft- und naturwidrig behandelt. Ich versuche es, dir zu zeigen, daß das Sterben nicht die schwerste Aufgabe des Lebens ist, daß die Natur, auch wenn du sie oft verletzt hättest, dennoch liebreich dafür sorgt, dich auf dem Krankenbette den Abschied vom Leben weniger schmerzlich empfinden zu lassen, als du wol jetzt glauben magst und als es den Anschein hat.

Wir sind gewohnt, alle die Vorstellungen, welche uns in der Kraft der Gesundheit, in der Mitte eines thätigen Lebens erfüllen, mit gleicher Lebendigkeit und Stärke auf das Krankenlager zu übertragen und zu glauben, wir könnten sie in derselben Fülle und Klarheit ungeschwächt bis in die letzten Augenblicke bewahren. Wir meinen, ganz so, wie wir eben jetzt denken und empfinden, könnten wir auch an der Grenze unsers Lebens denken und empfinden. Wir wünschen die Sonne noch einmal über alle Güter dieser Erde leuchten sehen und uns zu einem bewußten Kampfe gegen das unerbittliche Naturgesetz aufrichten, um in die ewige Nacht hinabgerissen zu werden. Es ist ein Ausruf, den man häufig hört: der Himmel bewahre mich, an einer Krankheit zu sterben; es muß schrecklich sein, einen Theil nach dem andern kalt werden, das Herz immer langsamer schlagen und endlich — still stehen zu fühlen! Andere stellen sich die Angst der Seele und des Herzens im Tode angstlich in der Weise vor, wie wir uns die Vernichtung eines Geschöpfes malen. Versuchen wir einmal, uns die Sache näher zu betrachten.

Aus den tausendfachen Beobachtungen der Aerzte, an den Krankenlagen der Reichen und Vornehmen, der Armen und Aermsten, der gebildeten und gebildeten armen Menschen aller Stände und Klassen sind wir wol berechtigt unsere Schlüsse zu ziehen. Von unserer Betrachtung aber wollen wir ausschließen den augenblicklichen, plötzlichen Tod, wie durch Stich- und Schlagfluß, den unnatürlichen Tod durch Gift oder Mordwaffen, welche Gehirn, Rückenmark oder das Herz treffen, den Tod nach lebensgefährlichen Operationen, endlich den Tod im Kindbette und durch Blut. Indem es nöthig ist, von einigen Weisen des plötzlichen Todes auszugehen*), halte ich nicht, mich des Materialismus verdächtig zu machen, wenn ich mich hier auf den Standpunkt der Medicinischen Naturanschauung stelle. Moses sagt im 7. Verse des 2. Capitels seiner Schöpfungsgeschichte: „Also bildete Gott den Menschen aus dem Staub der Erde und hauchte ihm in sein Angesicht den Odem des Lebens und so wurde der Mensch zum lebenden Wesen." Diesen Hauch Gottes fühlen wir, dieser Odem des Lebens weht uns an in der vom Licht bewegten Luft, in welcher der große Organismus, die Erde, lebendig kreist, in

*) Wenn man in Betrachten der gebildeten Kreise über [illegible] Gegenstände schweigt, weil man [illegible] Verletzung gebildeten Sinnes, bei [illegible] Behandlung naturwissenschaftlicher Fragen [illegible] Verhältnisse glauben soll. Man sagt so, [illegible] Naturlehre [illegible] Bildung arbeitet, [illegible] Materialismus [illegible] zu wirken. Das hat [illegible] Bestrebungen [illegible], welche [illegible] Zeit [illegible] Ordnung auf alle Fächer [illegible] Wissens [illegible] Wort [illegible] zu erkennen. Es genügt [illegible] auf die Möglichkeit [illegible], daß der Mensch und [illegible] Leben auch heute, um die Bildungsfragen [illegible] Wissens, [illegible] Leben, den Mangels [illegible] Bildung [illegible] Wissens [illegible] Bildung zu werden, wenn man an dem Leben und [illegible] Menschen [illegible] Wissen [illegible] Wie soll man die Erscheinung erklären, daß Tausende, welche [illegible] Wissenschaft [illegible] Gebrauch [illegible] Menschenleben [illegible], die Möglichkeit [illegible] Ohnmacht [illegible] Wissen [illegible] Wissen [illegible], [illegible] Gottlichkeit [illegible] Leben [illegible], als es [illegible] einem Tausend [illegible] Bücher [illegible] Wissen [illegible] Wissen [illegible] Wissen

welchem der Mensch wurzelt, mit tausend Fasern und Fäden seines Nervensystems, welches die vermittelnde Bestimmung hat, von dem göttlichen Athem erfüllt, belebt und belebt zu werden. Ein wesentlich feineres Gewebe der Nervenenden verbreitet sich aber die gesammte Körperoberfläche und vermittelt eine unmittelbarere Berührung mit der Außenwelt. Diese Nervenfäden verbinden sich an einzelnen Stellen in der Richtung nach dem Centralorganen Gehirn und Rückenmark zu besonderen Nervenbündeln, zu sonderlichen Systemen, um Kunde zu den Sinnesorganen: „Der Aether und die festen Theilchen eines Körpers (sucht und) schwingen und es entsteht ein Lichtstrahl im Auge — wir sehen. Schwingungen einer benachbarten Luft erregen den Schall — wir hören. Stoffe im flüssigen Zustande bewegen sich die feinsten Ausdünstungen der Geruchsnerven entlang und — wir riechen. Wir schmecken die Bewegung gelöster Stoffe. Druck, Rauhigkeit, Härte, Wärme, Kälte, Zustände des bewegten Stoffes bewegen zarte Tast- oder Gefühlsnerven — wir fühlen." (Jakob Moleschott: „Kreislauf des Lebens", S. 486.)

Im Gehirn concentriren sich diese Eindrücke zum Bewusstsein und werden erhoben zu Vorstellungen des Geistes. Das Lebensbewusstsein ist die Summe aller Eindrücke, welche die Außenwelt auf den Menschen ausübt. „Die unerlässliche Bedingung zur Entwickelung eines Bewusstseins in der Seele ist das Einwirken einer Außenwelt auf den Organismus. Erst dadurch, daß ein Aeußeres den Organismus afficirt, dadurch, daß in ihm irgendwie eine Umstimmung, eine Anregung stattfindet, entsteht zunächst die Empfindung davon, daß ein Aeußeres vorhanden sei und daß nicht nur ein gewisser Gegensatz bestehe zwischen Aeußerem und Innerem, sondern daß auch überhaupt noch andere ebenfalls irgendein Leben dieses Aeußern bedingende Ideen existiren müssen." So sagt unter Anderm in seinem vorzüglichen Buche: „Psyche, zur Entwickelungsgeschichte der Seele", Karl Gustav Carus, dieser geistreiche, tief und ernst auch von der sittlichen Idee des Lebens durchdrungene Naturforscher. Der officiellen Frömmigkeit freilich schlägt auch vor diesem Buche ein Kreuz. Das Gehirn ist der Träger des Bewusstseins, das leibliche Mittel des Geistes, sein Bewusstsein in jedem Moment auszudrücken. Wie jeder andere Theil des menschlichen Körpers, unterliegt das Gehirn den Gesetzen der thierischen Ernährung und Entwickelung; es kann sich natürlich oder gesund, oder abweichend davon, also weniger gesund, in Bau und Form entwickeln, demnach als ein vortreffliches, als ein unzureichendes oder unbrauchbares leibliches Mittel des Geistes sich darstellen. Wir lesen in Liebig's „Chemischen Briefen", S. 495: „daß die Nahrung dem Instinktzweig und der Natur entgegen nicht geändert werden kann, ohne die Gesundheit, die körperlichen und geistigen Thätigkeiten des Menschen zu gefährden," und an einer andern Stelle, S. 499: „Genug ist es, daß bei Menschen, von denen der eine sich mit Obst, Reis und Brot, der andere mit Brot und Käse oder Stockfisch, der dritte mit Kartoffeln sich ernährt haben, eine ihnen entgegenstehende Schwierigkeit unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten betrachten; je nach gewissen, den verschiedenen Nahrungsmitteln eigenthümlichen Bestandtheilen ist ihre Wirkung auf Gehirn und Nervensystem verschieden." Auch wenn Liebig nicht in den Freiherrnstand und zum Pfründenen des Capitels vom Maximiliansorden in Baiern erhoben wäre, auch wenn er in den bekannten „Münchener Vorträgen" nicht jene energischen Worte gegen die extreme materialistische Richtung einiger Naturforscher gesprochen hätte, so wäre er dennoch für uns eine Autorität von derselben entscheidenden Bedeutung, welche für Andere die Autoritäten unter den Theologen, Philosophen und Staatsmännern haben. Er hat die obigen Aussprüche bis jetzt noch nicht desavouirt; wir müssen also glauben, daß sie die Resultate unausgesetzter Beobachtungen, mühseliger lebenslanger Forschungen sind auf allen Naturgebieten, deren zwingender Beweiskraft zu widerstehen ihm ebenso unmöglich wurde wie andern ebenbürtigen Männern vor ihm oder neben ihm. Man darf, um ihre Wahrheit ganz zu begreifen, nur nicht vergessen hinzuzufügen, daß da, wo man sich täglich vom kräftigsten Fleisch und Brot nähren kann, ein gewisser Wohlstand vorausgesetzt werden muß, der auch die Erziehung und Bildung des Geistes möglich macht, während da, wo man gezwungen wird, nur von dem billigsten Nahrungsmittel, der Kartoffel, ausschließlich zu leben, für die geistige Erziehung nichts gethan und gehofft werden kann. Das Gehirn wird ernährt und der Geist wird erzogen.

Wenn also im gesunden Körper schon die Wahl der Nahrungsmittel einen so bestimmenden Einfluß auf die Organe des Geistes ausübt, von je nachdem die Fähigkeiten sich entwickeln, so bedarf es nur des Hinweises auf die Allen erkennbare Thatsache, daß Krankheiten, schon die Anlage hierzu, die geistige Entwickelung in der mannichfachsten

der ändern *). Nur unter der Bedingung, daß das Material, aus welchem das Nervensystem im Körper gebildet ist, daß die Nervenmasse in ihren Centralpunkten wie in ihren letzten Ausstrahlungen über die Körperperipherie, in Mischung und Anordnung der feinsten Atome die naturgemäße Beschaffenheit bewahrt, gesund erhalten wird, solange es möglich, seiner Bestimmung zu dienen, d. h. die ihm zuströmenden Lebensreize richtig zu empfinden, fortzupflanzen, ein angemessenes Selbstbewußtsein zu erwirken. Diese Bedingung wird aber nicht mehr erfüllt, sobald eine Krankheit der Natur- und Mischkraft entwickelt. In solchem Falle werden alle Organe nacheinander unfähig, ihre Thätigkeiten naturgemäß zu erfüllen und die endliche Folge davon ist die Verwandlung aller lebendigen Gewebestoffheile, aus denen der Körper seinen Bestand erlangt, in Leichen. Der Leser kennt den Tod also anatomisch.

b) als eine Folge unaufhaltsamer Entwickelung der Krankheiten nach Krankheiten, welche mit andauernd ertigem Fieber verlaufen, nach dem sogenannten Nervenfieber, Typhus, immer; nach vielen Entzündungen innerer Organe zuweilen;

2) als eine Folge verschiedener Krankheitsproducte, welche in die Körperhöhlen oder in die Substanz wichtiger Organe abgelegt werden wie: wässerige, eiterige Flüssigkeit, Blut, Faserstoffmasse oder festere, de Orden ähnliche Stoffe. Viele Dinge wirken tödlich entweder rein mechanisch durch das Gewicht der Masse, durch Verbildung der Organe oder, sind sie in geringer Menge vorhanden, doch durchdringt nach chemischen Gesetzen erfolgende weitere Zersetzung (Fäulniß).

*) Selbst die geistige Production gibt nicht selten ein pathognomisches (die Krankheit sprechendes) Zeugniß ab. Wenn nicht Aerzte und Kenner der Heinrich Heine'schen Poesie die langen schweren Leiden seines Körpers verantwortlich gemacht für die Verzerrungen seiner Muse, wer kann dem hohen Genie seiner Krankheit, durch alle Gebiete des Schönen und Häßlichen, der Jugend und der Sünde Tod gefolgt wurde? So auch Poesie's Tochterader aus dem Boden eines kranken Gehirns und es gab in der Literatur wenige Verehrer seiner Gesänge, welche aus ihrer tiefen dunklen Melancholie den leidenden Dichter erkannten und die Schatten deuten sahen, in denen seine Seele trostlos unterging. Aus Robert Schumann's Leistungen haben manche Kunstkritiker, freilich in fanatischem Eifer, der Krankheit prognostizirt, die leider wirklich noch zu Ausbruch kam. Die Phantasie ist das Spiel mächtiger Illusionen und fruchtbar machen die Illusionen auch eine leichter empfindlichen Nervensystem. Gewiß Krankheitserregungen sind der Entwickelung des Geistes auch eine große Förderung der Jugend.

Die Entwickelung der Seele wird verhindert auf die grausamste organische Structur des Nervs. Am ehesten und empfindlichsten wird die Nervenmasse davon berührt, der Boden, in welchem unser leibliches und geistiges Bewußtsein wurzelt, eigenthümlich verändert, bald erweicht, bald verdichtet, bald mit fremden Bestandtheilen erfüllt. Wir beobachten davon, daß die Kranken die Vorgänge im eigenen Körper sowie die Eindrücke der Außenwelt nicht mehr richtig wahrnehmen. Die höheren Sinnesorgane, besonders Gehör und Gesicht, bewahren eine abnormität, übermäßig erhöhte oder verminderte Empfänglichkeit äußerer Reize bis zur völligen Unempfindlichkeit hervor. Für besonders belege dafür seien hier solche Verstellungen von Lungen, die wirklich sind, oder Wahrnehmungen, die das thatsächliche Befinden entbehren, endlich die Zeichen des gestörten Bewußtseins, welche sich in Irrereden oder in befremdenden Geberden und Handlungen äußern, wenn nämlich die Kranken noch vermögen, dem vom Arzte ausgehenden Reiz zu gehorchen. Andernfalls liegt der Kranke, ohne Theilnahme für Das, was um ihn her vorgeht, wie im Traume oder Schlaf, aus welchem ihn ein lauter Ruf nur weckt, um eine mechanische Bewegung der Augen, des Kopfes zu veranlassen. Einige verharren in stürmischen Delirien bis zum Ende, Andere vollenden ihr Leben, indem ihre Seele lieblichen Traumbildern nachzufliegen scheint. Solche Zustände pflegen einige Stunden, oft aber auch viele Tage vor dem Tode einzutreten. Im letztern Falle beobachtet man wol nicht selten den Wechsel dieser trüben Scenen mit lichteren Stunden, die Rückkehr des Bewußtseins. Der Kranke redet vernünftig, auch wol von dem Tode; doch, so schmerzlich ein solches Wort in die Seele Derjenigen einschneidet, an den es gerichtet wird, die Seele eines solchen Kranken wird nicht mehr schmerzlich bewegt. Es ist in diesem Zustande nicht möglich, daß wir alle unsere Beziehungen zum Leben so bewußt zu erfassen vermöchten, um es noch schmerzlich zu überlegen, daß der Tod die geliebtesten Bande zerreißt. Wir können nicht in so natürlicher Lage uns derselben mit gleicher Schwere bewußt werden, mit welcher dieser Anblick auf dem Gefühl der Umstehenden lastet.

3) Sehen wir das Leben in einigen Fällen auch weniger stürmisch, langsam enden in einem allmäligen Erlöschen der Functionen nacheinander, in der Art, daß die von der Centralstelle des Lebens entfernteren oder zu ihr in entfernterer Beziehung stehenden Organe zunächst ihre Dienste

vorliegen. Es ist dies ein Zustand, den man gewöhnlich mit „Erlöschung der Lebenskraft“ bezeichnen hört, obwol diese Benennung nur dem Tod im Greisenalter angemessen ist. Auf diese Weise werden Diejenigen, in denen sich der Krankheitsherd in gewissen Partien des Gehirns und Rückenmarks etablirt hat, welche abermonatige Perioden eines Siechs zu beklagen haben oder Nervenleiden von Jahr zu Jahr schwerer (zumal typhöser) Krankheit.

Solche Fälle werden vorzüglich unsern Lesern vorschweben, wenn sie uns entgegnen: „Wir haben es doch gehört und gelesen, ja auch mit eigenen Augen es gesehen, daß Menschen mit vollkommenem Bewußtsein noch wenige Minuten vor ihrem letzten Athemzuge mit den Ihrigen gesprochen haben und heiter und lächelnd verschieden sind!“ Wol auch wir haben Aehnliches beobachtet, aber nur die Ueberzeugung gewinnen können, daß der Begriff eines vollkommenen Bewußtseins missverstanden oder vergessen wird, wenn man es in Sterbenden voraussetzt.

Man hat vorzüglich an den im Leben bedeutenden Menschen die Stärke des Geistes bewundert, mit welcher sie starben und wir hören und wünschen es gern, daß auch die Todesstunde unsern berühmten und geliebten Menschen nichts von der Größe und Hoheit nehme, mit welcher wir sie im Leben ausgezeichnet sahen. Vorausgesetzt nun, daß Alles wahr ist und ohne eine verzeihliche Selbsttäuschung Alles wirklich so beobachtet wurde, wie es erzählt wird, so müssen wir nach einer unbefangenen Beobachtung auch diese Thatsache bejahen, daß die milde, alles nivellirende Hand der Natur auch unbedeutenden, den namenlosen Menschen das Glück einer ruhigen Sterbestunde, einen leichten Abschied vom Leben bereitet. Wenn jene großen Geister uns nicht die Thaten eines großen Lebens zur Bewunderung hinterließen — daß sie ruhig und gefaßt auf dem Krankenlager starben, das theilen sie auch mit dem sterbenden Proletarier, mit manchem Wüstling, ja, mit manchem Verbrecher. Man hat das berühmte letzte Wort Goethe's: „Licht! mehr Licht!“ dahin erklärt, daß sich der Inhalt und das Streben seines ganzen Lebens in diesem einen Ausruf zum letzten mal habe offenbaren wollen. Die Aerzte aber kannten die Bewunderer dieses letzten Worts noch oft an andere Sterbelager führen, wo die Sterbenden nach Licht und Luft und Sonnenschein verlangen. Der geniale Chopin hauchte seine Seele aus unter den letzten Klängen eines frommen Liedes an die heilige Jungfrau, welches auf seine Bitte die schöne Gräfin Potocka zum Klavier sang. Ich sah einen alten Edelmann sterben, dessen ihn überliefernde Kunst es bestätigen kann, daß er mit rosigem Wein, mit Lebenslust bezahlt, noch eine brennende Cigarre verlangte, mehre Züge versuchte und das Rauchen nur endlich, indem er zurücksinkend verschied. Es ist nichts noch hinzuzufügen, daß dieser bis zu seinem Tode ein eifriger Protestant und jener, wie die meisten Polen, ein praktischer Katholik gewesen ist.

Es gibt eben Todesursachen, nach denen von irgendeinem Punkte des Nervensystems aus eine Lähmung des Organismus von den untern zu den höhern Organen fortschreitet. Es werden die äußern Eindrücke wol auch noch empfunden, aber unterbrochen, matt oder unbestimmt, sie nicht selten die bisher bestandenen Schmerzheiten oder beängstigenden Krankheitsgefühle erlöschen. Indem also der Körper sich lockert und seine Verbindungen mit dem allgemeinen Organismus, ganz unmerklich die Kraft der Erde von ihm abstößt, fühlt sich die Seele einen Augenblick lang in den gelockerten Banden ihrer Hülle freier. Unschwacher, mimischer Reflex davon gleitet flüchtig durch das Angesicht, löst die Spannung der Muskeln um Mund und Nase und gibt dem Antlitz einen letzten freundlichen Ausdruck und man sagt: ein letztes Lächeln verklärte seine Züge. Nun reicht die Lähmung auch das Gehirn; sie kommt oft überraschend, mitten im Wort, welches unser Junge erklingt, oder der Sterbende meint müde zu sein, sinkt zurück und in Nacht und Tod.

Wenn wir den Tod Einzelner so darstellen hören, als haben sie mit bewußten Sinnen wie mit freiwilliger Entschlossenheit, erfreulich dem lieben Gott ihre Seele und den Rest der Erde zurückgegeben, so will es uns scheinen, als sei es mehr der Hochmuth unseres eigenen Geistes, den wir in solcher Darstellung anbeten. Wir denken vielleicht nicht gering vom Geist und lassen uns den Glauben nicht nehmen, daß er der Wein ist, der lebendig macht. An dem Sterbebette aber scheint es uns allein gerecht zu sein, wir die unendliche Güte der freundlichen Mutter Natur bewundernd zu erkennen, wenn sie so sanft die irdische Hülle von der Seele abstreift.

Das mächtigste Mittel, die Seele vor im Bilde des Todes mit Ruhe zu erfüllen, hat der barmherzige Gott selbst der menschlichen Natur tief eingepflanzt; es ist der ausdauernde alter Trieb, der Trieb zum Leben, die Hoffnung auf Genesung. Unterstützt von der wohlthätigen Un-

sonstwo über das Wesen der Krankheitsursache und die Bedeutung der Zufälle für den Ausgang der Krankheit macht darin Irrtümer in allen Menschen und Kranken ohne Ausnahme, auch in Leuten, welche ihrem Tod so ernsthaften Scherz, mit möglicher Gewalt bis zum letzten Augenblick Widerstand und auf die tägliche Erkundigung der Aerzte, welche es sich zur Aufgabe machen, auch psychologische Beobachtungen in ihre Praxis aufzunehmen. Denn man muß oft und lange, oft auch Jahre mit leidenden Menschen verkehren, um aber den nachhaltigen, man darf sagen oft verzweifelnden Einfluß zu üben, den ein unvorsichtig entschlüpftes Wort ausübt, aus welchem der Kranke erfährt, daß er ein gefürchtetes Uebel unheilbar habe. Es gründet die Stärke nur wenig im Vertrauen auf die Thatsache, daß die Aerzte häufig irren. Man macht aus den Versuch mit einem beliebigen Schwerkranken, dessen Erkrankung ärztlich aufgegeben ist und der selbst an seine Rettung nicht mehr glauben will; man rufe ihm, wiederum er noch der Bewußtsein ist, diesen oder jenen Arzt zu, der eine Hülfe noch zu kennen meint und es verstehe, sein Vertrauen zu beleben — er wird diese Hand erfassen, an welcher er mit Hoffnung getröstet stirbt. So tief und fest wurzelt dieser Trieb in uns, daß viele Aerzte es vermeiden, von dem Tode sprechen zu hören, daß nicht Wenige sich scheuen ein Testament zu machen, in der Besorgniß, eher sterben zu können, daß selbst sterbende Aerzte gleich allen Andern gern geneigt sind, sich über ihre Lage täuschen zu lassen und sich dem Trosse hingeben, daß die Natur der Weisheit ihrer behandelnden Kollegen entgegen die Sache noch zum Besten wenden möchte.

Charakteristisch zeichnen sich die Brustkranken (Lungenleidende) durch Lebenslust und Hoffnung aus. Schon während der allmaligen Entwickelung ihres Leidens durch Hörensagen, Beispiele und Lesen ärztlicher Schriften beunruhigt, nehmen sie gern den Rath eines Arztes an, welcher ihrer Brust nicht zu viel Beachtung zuzuwenden scheint, sie beruhigen ihn sogar über die Zeichen, welche er besorglich finden möchte. Es gibt keinen besseren Arzt für sie als den, welcher beweist, daß die Lungenschwindsucht heilbar ist oder die Klugheit und das Mitleid besitzt, die Ursache ihres Brustleidens im Unterleibe zu suchen. Auch das letzte Stadium der Krankheit erschüttert nicht ihr Vertrauen zur ärztlichen Hülfe, sie verlangen sie gern, fühlen sich auch immer bald durch sie erleichtert, beschäftigen sich gern mit Curplänen, mit Reisegedanken und sterben mit der ausgesprochenen Hoffnung, daß wol der nächste Tag ein besserer sein werde. Ein Fall dieser Art ist mir noch lebhaft im Gedächtniß.

Es war vor mehren Jahren in der Stadt Wag, in der gleichnamigen Grafschaft, daß ich zu einem jungen Manne gerufen wurde, der eben auf dem nahegelegenen Gute seiner Aeltern eingetroffen war, um in seine Heimat, Königsberg, zurückzureisen. Er empfing mich, sich entschuldigend, daß er mich nur eines Nasenbluten wegen bemühen und wissen wolle, ob er damit weiter reisen könne. Ich mußte das widerrathen. Im weiteren Gespräch erzählte er mir, daß er von den Aerzten seiner Heimat für schwindsüchtig gehalten worden sei und, wie das so gehe, Niemand für sein Leben habe etwas geben wollen. „Ich bin nun ruhig" schloß er, „denn entweder, Meierg hat ein Wunder an mir verrichtet oder ich war nicht schwindsüchtig." Am späten Abend wurde ich noch einmal verlangt. Das Nasenbluten war in bedeutender Weise eingetreten. Ich fand den jungen Mann sehr bleich und matt, doch wollte er sich durchaus nicht zu Bett legen. „Die Leute im Hause haben Sie wider meinen ausdrücklichen Wunsch incommodirt. Ich kenne das Nasenbluten und bin gar nicht beunruhigt — fühle mich sogar leichter", sagte er im bestimmten Tone. „Wollen Sie mir einen rathen — ich werde es thun, aber morgen früh reise ich weiter." Dem anwesenden Kutscher befahl er, ihn früh zu wecken und die Pferde pünktlich zu schirren. Ich hatte nicht nöthig, eindringlichere Vorstellungen zu machen, da ich sah, daß er die physische Unmöglichkeit bald begreifen mußte, ertheilte meine Verordnungen dem Wirth und Kutscher und ging. In derselben Nacht zum dritten mal gerufen, fand ich ihn im Verscheiden.

Der verstorbene Geheime Rath Dr. Remer, ein hochgeehrter und mir befreundeter Arzt hierselbst, schrieb mir eines Tags: „Frau von * ist todt — ist gestorben in Leiden als eine lebensfreudige, schöne Frau. Zwei Tage vor dem Tode verlangte sie ein neugefertigtes seidenes Kleid zu sehen, an welchem sie viel zu tadeln fand. Sie bestand darauf, daß sie mit dem Schneider selbst sprechen wolle und hatte die Aeltern bestimmt, ihn kommen zu lassen. Es war nun ein ebenso trauriger als boshafter Zufall, daß ich gleichzeitig mit dem Schneider an demselben Morgen in die Hausthür trat, an welchem ihr meine und seine Kunst seinen Dienst mehr zu leisten vermochte."

Seines psychologischen Interesse wegen reihe ich noch den nachstehenden Fall an.

Ich behandelte ein armes Fräulein, welches von guter Familie und voll schönen Geistes, an einem unheilbaren Leiden des Nasenmarks litte. Ihre lebhafte Phantasie half ihr das traurige Los sein vielfach ausschmücken. Sie fand gern Theilnahme, man nahm gern an ihrem Bette Platz und bewunderte ihren Seelenmuth. Sie hörte gern von sich reden und liebte es, in der Unterhaltung mit Andern ihre Krankheitsgeschichte mit Farben zu malen, welche nicht verfehlten, den beabsichtigten Effect des Wunderbaren hervorzubringen.

Eines Abends wurde ich sehr dringend gerufen. In dem Vorzimmer erwartete mich in großer Aufregung die Familie, um mir unter Thränen mitzutheilen, daß die Patientin erklärt habe, sie fühle ihr Ende nahe, daß sie den Priester zu sprechen wünsche, den Ihrigen die letzten Wünsche ans Herz gelegt, besonders auch darüber genaue Bestimmungen getroffen habe, wie man sie im Sarge ankleiden solle, endlich habe sie verlangt, einige ihrer liebsten Bekannten an ihrem Bette zu sehen. Nun sei sie in Delirien verfallen, rede mit geschlossenen Augen wie mit Geistern in der Luft. Man hatte ihr das Haar ordnen, ihr einige Blumen in dasselbe flechten müssen. Kurz ich fand sie in einem Zustand, der dem Wahnsinn glich. Bei näherer Untersuchung ihres Befindens konnte ich keine so bedeutende materielle Verschlimmerung auffinden, welche diese Phantasieen zu erklären und die Befürchtung eines so nahen Endes zu rechtfertigen vermochte. Ich beruhigte demnach am Bette der Kranken die Umgebung auf das bestimmteste und erklärte, daß sie zu ihrer vollen Besinnung bald wieder zurückkehren werde — eine Gefahr sei nicht vorhanden. Der andere Tag bewies es. Sie lebte seitdem noch ein volles Jahr — hatte aber von jenem Augenblick an ihr freundliches Wesen gegen mich verloren und konnte eine gereizte Stimmung gegen mich nie mehr ganz unterdrücken. Endlich traten wirklich bedrohliche Veränderungen ein und eines Tages fühlte ich die Pflicht, die Familie auf ihren nahen Tod vorzubereiten. Die Kranke indessen schien die Bestrebniß der Ihrigen nicht zu begreifen; nichts verrieth an ihr, daß sie den Ernst ihrer Situation fühle — sie hatte sich der Hoffnung auf eine Badereise im nächsten Frühjahr ganz hingegeben. Die Nacht, in welcher ich den Eintritt der Katastrophe fürchtete, ging vorüber. Als ich am frühesten Morgen wiederkehrte, fand ich sie auf einem Stuhle am offenen Fenster. Sie hatte aller Gegenreden ungeachtet mit großer Beschwerde es durchgesetzt, auf diesen Stuhl gehoben zu werden. Als sie mich sah, sagte sie, oft unterbrochen durch ein schon sehr behindertes Athemholen, indem sie mit Anstrengung die einzelnen Worte betonte: „Einmal irrt sich der Doctor; ich bin noch nicht — gestorben." Hierauf lagte sie über starken Ekel, verlangte ins Bett zurück und versank in Bewußtlosigkeit. Einige Stunden darauf erfolgte der Tod.

Inwieweit die Kunst etwas dazu beitragen kann, durch Verminderung der Leiden den Tod zu erleichtern, das ist eine Frage, welche die Laien häufig thun und welche die Wissenschaft in der Lehre von der Euthanasie beantwortet. Es gibt gewisse Fälle, wo es gerechtfertigt ist, dem Walten der Natur vorzugreifen und dem Sterbenden die Wohlthat eines betäubenden oder wenigstens eines gnädigen Traums und Schlafs verschwimmenden Zustandes künstlich zu bereiten. Wir besitzen nur ein Mittel, welches dieses Gebot verspricht, nur eins, aber von diesem sagt Sydenham, der große Arzt aller Zeiten, daß er ohne dasselbe nicht Arzt sein möchte. Ich nenne es nicht, weil es nur der Wissenschaft der Aerzte allein angehören darf und es genug ist, daß diese es kennen.

Mehr als dieses aber will die Euthanasie und das ist meine persönliche Ansicht, die man mir gestatten mag, hier auszusprechen, daß der Arzt seinen Kranken führe, wie die Natur ihn führt: immer an der Hand der Hoffnung, in der Hoffnung auf das Leben, oder wie das Geschick alle Menschen, in ihrem Glück, führt die wohlthätige Binde vor den Augen. Es kommt häufig vor, daß die Unterhaltung am Theetisch dieses Thema mißhandelt. „Ich ziehe es vor, es zu wissen, wenn ich sterben muß", sagt Einer und der Andere. Wie wenig kennen die Menschen sich selbst! Wahrheit und Wissen macht nicht glücklich; die Erkenntniß trieb den Menschen aus dem Paradies. Sein Leben ist eine lange ununterbrochene Kette von kleinen und großen Täuschungen; von denen die letzte nicht die schlimmste und gewiß die verzeihlichste Täuschung ist, wenn man einem dem Tode Anheimfallenden sagt: verzage nicht — es ist noch nicht gewiß, daß du jetzt sterben mußt' Ohnehin, was man auch dagegen sagen mag, stimmt ja Jeder, auch der Verzweifelnde unter Zweifeln, dem gottgegebenen Triebe gemäß den Hoffnungsfaden bis zum Entfliehen des Bewußtseins fort. Der Arzt hat kein Recht und keine Pflicht, diesen Faden gewaltsam abzureißen. Er muß im Gegentheil fest und ernst dem Kranken gegenüber seine Hoff-

nung, dem Sterbenden zu erleichtern geben. Man ist daher noch der aufdringende Pflege der Umgebung unerträglich, indem sie mit lieberollen Bemühungen den Kranken beschäftigt — so hat er doch rechte und helfe Mittel gefunden, die Bitterkeit des Todes zu mildern und seinen Beruf in der sogenannten Welt erfüllt, als ein echter Menschenfreund, als rechter Arzt auch der Seele, so gut wie der gewöhnliche Priester!

Man wird deshalb solchen Arzt unmöglich in die Reihe derer stellen dürfen, welche getrieben von roher Habsucht lärmend als Entdecker gegen Mond oder Wunderthäter oder den Markt schreien. Es ist doch sicher ein großer Unterschied zwischen Einem, der die Wahrheit verlangt, weil es schmerzlich ist, sie zu wissen, und Einem, der sich und Andere überredet, die Wahrheit zu sagen, auch wenn die Nächte keine gewiß dagegenzeige wäre.

Die Gesellschaft muß lernen, daß man die Menschen schon früh daran gewöhnen, so zu leben, wie sie im Tode wünschen werden, gelebt zu haben. Mit allen Schmerzen ist die Erde ein Garten Gottes, darin uns Alles auffordert, freudig, aber auch mäßig und weise zu leben, um lange freudig zu leben. Daß wir, statt ihm darin neue Tempel aufzurichten, Tempel im Geist und in der Wahrheit, uns gezwungen sehen, Zucht- und Gefängnißhäuser, Irren- und Verwahranstalten, Kranken- und Siechhäuser in immer steigender Anzahl und Ausdehnung zu erbauen, daß ist ein trauriges Bedürfniß unserer Schuld und nicht der Erde, denn sie ist Gottes. Ein jeder Punkt darauf ist heilig und werth darauf zu beten, zu arbeiten, sich zu freuen. Es ist die Schuld unserer Sünden gegen die Ordnung Gottes in der Natur, deren Gesetze wir tausendfach überschreiten zu können glauben, in der göttlichen Meinung, wir hätten den Geist, um die Natur verächtlich zu finden. Im wahren, d. h. durch Vernunft und Innigkeit begegnen Ueberzeugung, liegen die Bedingungen auch zu einem heiligen hohen Alter, zu welchem uns ein leichter Abschied vom Leben gewiß ist. Denn der Mensch im hohen Alter stirbt nicht — er schläft ein.

Ich habe darzustellen gesucht, inwiefern es sich in einer „Unterhaltung am häuslichen Herd" eignet, wie der Natur in dem endlichen Ausgange der Krankheiten selbst, durch die materiellen Veränderungen, welche weit lange vorher auch die Organe der Seele ergreifen, daher sorge, daß uns vor dem Tode durch Krankheit nicht mit Angst erfüllt werden dürfen. Ich füge noch hinzu: Noch hat kein Mensch, der sich zum täglichen Schlaf niederlegte, sich den Augenblick ersinnen können, in welchem er sein Bewußtsein verlor und einschlief. Ebenso wenig können und werden wir den Tod fühlen; wir werden auf dieselbe Weise sterben, wie wir täglich eingeschlafen sind. Sei darum getrost, lieber Leser — in einem Augenblicke, welchen du nicht ahnen, auf eine Weise, welche du nicht fühlen wirst, sieht deine Seele ihrem Ziele zu, welches das Geheimniß Gottes ist!

Der in Nr. 49 erschienene Aufsatz: **Naturbilder aus der Schweiz**. II. Die großen Seen, wird in einem Theile erscheinen.

Anregungen.

Goethe und Gervinus über Beranger.

Goethe sagt bei Eckermann: „Wenn der Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben; und sowie er dieses thut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Ueberblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Vorurtheil und des blinden Hasses über die Ohren ziehen."

Wie dieser Satz Wahres und Falsches zu gleicher Zeit enthält, beweist Goethe selbst durch seine Verehrung von Beranger. Er nannte Beranger einen „durchaus glücklich begabte Natur, fest in sich selbst begründet, wie aus sich selbst entwickelt und durchaus mit sich selbst in Harmonie." Er fährt fort, Beranger hätte zwar in verschiedenen bedenklichen Epochen nach den Stimmungen, Wünschen und Bedürfnissen des Volks hingedichtet, allein dies hätte ihn nur in sich selbst befestigt, da sein eigenes Inneres mit dem des Volks in Harmonie gestanden, nie hätte es ihn verleitet, etwas Anderes auszusprechen, als was bereits in seinem eigenen Herzen lebte. Ueberdies lobte Goethe Beranger's politische Lieder darum, weil in ihnen nichts aus der Luft gegriffen, nichts von bloß imaginären Interessen, sondern ihre Gegenstände immer bedeutend sind. Die Bewunderung Napoleon's und das Zurückdenken an seine großen Waffenthaten, dann der Haß gegen die Herrschaft der Pfaffen und gegen die mit den Jesuiten wieder einzudringen drohende Finsterniß — „das sind denn doch Dinge, denen man wohl seine vollständige Zustimmung nicht versagen kann." Nicht dem Stoff ist es ihm dann auch der

Lerne, der moderne Behandlung, die innere Bedeutung, der Sieg, der Geist, der Humor und Verfolger, politische und Heiligkeit, Komödie und Musik, der Volksmundgesänger bei Erfindung über das Thema der Gewöhnlichen, und Wurde zum Beispiel Beranger's wurde. Die große Wirkung Beranger's lasst es nicht nur aus der persönlichen Individualität, sondern auch, wichtig auch heraus ab, das Land Frankreich ist. „Die besonderen Interessen einer großen Nationalität concentriren sich in der Hauptstadt und haben hier die eigentliche Leben und ihren Mittelpunkt. Doch ist es in den meisten neuen politischen Epoche Frankreich die Kraft Dasein einer englischen Partei zu besitzen, vielmehr sind die Lenker, wenn es entgegenwirkt, gezwungen von der allgemeinen nationalen Interesse, das der Lichter hat immer als große Volksthümer vorgegangen wird." (Vergl. Hermann's „Vorgeschichte", II.)

Einen Goethe'schen Gedicht Gelegenheit wie das wurde, so einen Dichter abzuschreiben und Gesetzmäßigkeit zu Lehre.

Hermann kommt zu einem richtigen, ganz zu Gelasius's besonderen Werke verfassten „Geschichte der 19 Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen" (Leipzig, Engelmann. 1853), der Gelegenheit hat in der Restaurationsperiode von 1815—30 als in Paris entwickelnden Bauchconvulsion und der geistigen Stimmung in Bevölkerung und Partei, auch auf Beranger's politische Lieder zu sprechen und gibt eine richtige Charakteristik des Beranger'schen Muse.

Aus dem niederen Volke hervorgegangen, hatte der junge Beranger den Geschmack und die Kunst der Lieder von seinem Meister, einem Volksredner, gelernt. Mittel- und Formsprache aber, war es war, hatte es ihn lange hier und allem hochfliegenden poetischen Schwung zu halten und hätte unser Interesse und unseren Trost schwache der Dichtung gar; erstaunt, wenn ihn nicht Italien Romantik entgegnet hätte. Dieser leitete ihn durch seine Gymnasium, über der Rückkehr im Kreise nie den Geschmack zu verlieren, auf den Weg des Geist der französischen Epoche zu machsinnigen, nie nicht nur bei Schule und Lehrstuhl, sondern auch bei Lesern und Akademie gerade schreiben zu können. So trug Beranger schon in das Volk, als er politische Lieder schuf, „als es noch in dem Lieder der epigrammatischen Komplex und drastischen und witzigen, frivolen Lieder Stoff, in denen sie seinem nachbarlichen Geiste schwand, nur bei Kapitel der Erbschaft war." In den großen Schicksalen Frankreichs bis 1812 empfand aber der Dichter, daß er soll seinen abgetrauerten Schlagen, „in denen er seine Lieder, um sie auf die Gasse zu bringen, oft in der Gasse gesucht hatte", binnen der großen Zeit zusammen. Seinen Uebergang machte er dadurch, daß er zuerst das alte Volk- und Liederlied noch zum Rahmen für Kantate politischen Inhalts machte, und schon hier vielfachen Anstoß verschaffen ihm bei der öffentlichen Unbefriedigung der Stimmung des Volks. Uebrigens haben, das die Dynastie unerschüttert gegen die Grundlage von 1789, die Nation ebenso unerschüttert gegen die Restauration ist, ergibt es in Gegensatz Kämpfen die Liebe des Volks, schon damals gegenüber und früher Begeisterung auf die Armee von Gallipolitan, „war dieser Zeit über das Verhältniss der Nation, der Armee und über, das Interesse der Welt den Fremden gegenüber, wurde immer mehr die Seele treuer Gesinnt, der Volk war mehr und Volk bis in seine Tiefen aufregen, in seiner Verbindung gegen die Könige der Bourbonen der Gesinnung und den Thron der Nation verwandelten."

Sehr richtig bemerkt Hermann, daß es nur glückliche Zufälle, ist es zu politischen, ist es im rechten Kreise, Interesse, wenn die politischer Moment in das Lustige Leben entgegenfällt und Macht erhebt. „Der Politik und Witz das Lieder muss sich nachwendig der Dienst der politischen Partei weichen, nur so nicht gewinnt sie die erhaltenden Richtung geht." So ist es auch bei Beranger zu beklagen, daß er, der bei Lustigkeiten Gebrauch, der Freiheit und Nahrung nur benutzt, der Volk durch bewegte wurde und ob der Volksmann und Leidenschaft bringen lernte, daß „das Volk seine Muse" wird. Gar daß seine Muse das Volk zu einer gefunden und nicht blos vorübergehenden bürgerlichen Einheit hätte entgegenbilden sollen.

Hierin weicht alle Gesinnung von dem Goethe'schen Urtheil ab, das im Gegensatz an Beranger rühmt, nicht durch das Volk verleitet worden zu sein, etwas Anderes aufzuopfern, als was bereits in seinem eigenen Herzen war, und das Volk durch Erhebung über das Niveau des Gewöhnlichen an eine edlere und höhere Tendenz gewöhnt zu haben.

Gerechter fällt Beranger auch in Gegensatz zu dem weltbürgerlichen Herr Börne, da das Auftreten des Dichters das einst ganz und gar nur französischen Bürgers und Vaterlandsfreundes war. Er findet es freilich bedauerlich, daß Beranger's politische Lieder die Jugend durch ertogbaren Volks „von Gesetzes reichsfreiheit" in ihre unbestimmten Widersprüchen befähigten und dem politischen Hass eine furchtbare Nahrung gaben.

Schließlich können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß für uns eine gewisse Genugthuung darin liegt, wenn unsere strengen Urtheiles durch den Kindruf des Auslandes bestätigt wenn das Lieder auf deutschem Boden andere ansehen müssen, als es ihnen nach heimatlichen Maßstäben erscheinen kann würde. Den Prädikat der Volksthümlichkeit, das Goethe'sche Wort „Die politische Lieder Pfui, ein garstig Lied!" fast ein Kanon und Norm gilt war es, der früher Beranger preisen musste.

Ein Rechtsbilderbuch.

Es ist in manchen politischen Kreisen üblich, sich durch Kalbbilderbücher zu unterhalten. Einmalige Kalbbilder, wie sie z. B. unsere großen Dichter, Schiller und

Werke, dichterisch, erscheinen nicht bloß eine angenehme, ästhetische Unterhaltung fordern sondern auch den Scharfsinn und über das Gewöhnliche erheben.

Mehr zur Belehrung als zur Bildung dienen die von Dr. Krankfeld aus Berlin unter dem Titel „Bildungsbuch“ herausgegebenen „Lebensfragen und Weltansichten zur Kraft und Ehre für das weibliche Jugendalter von 16—20 Jahren. Ein neues verbessertes Exemplar“ (zweite Auflage; Frankfurt am Main, Brönner, 1854).

Schon unter Kind zeigt, daß es oft für uns am Schwierigsten handelt. Die Lehrer sagen, man müsse ausgebrannten Lichtscheren Gift in Kaffeetassen gebracht, wenn sie einen besonders Gegenstand, z. B. den Körper des Menschen, die Naturgeschichte, die Dichtung, die Weltung u. s. w., besucht. Unter der Rubrik „Naturgeschichte“ klagen wir gelegentlich die Frage auf: „Wie viel Gehirn gehört in einen Kopf?“ In der zweiten Hälfte des Buches, wo die numerischen Antworten auf die in der ersten Hälfte gestellten Fragen stehen, finden wir folgende Antwort: „Keine — die meisten Menschen wissen.“

Wir glauben, daß man vorzugsweise für die Jugend, um ein schnelles Combinationsvermögen zu üben, dies Buch empfehlen kann.

Der Aberglaube im Staate.

Viele Verfassungen, Machthaber, Regenten haben den Aberglauben für ihre Zwecke benutzt, viele Staatsverfassungen und Regierungsformen sind auf den Grund des Aberglaubens erbaut worden und haben sich vermittels desselben Jahrhunderte hindurch erhalten.

Priester und Kasten, Mohammed und Napoleon haben den Aberglauben zu Hülfe, um den Gehorsam oder Gunstbezeugungen bei der rohen, unwissenden Menge Eingang zu verschaffen. Die meisten großen Gesetzgeber des Alterthums umgaben sich mit dem Nimbus göttlichen Ursprungs, um Vertrauen und Folgsamkeit zu gewinnen. In der neuern Zeit sahen wir selbst noch einen Daniel O'Connell und dessen Freunde bei dem Werk der Befreiung Irlands den Aberglauben zu Hülfe rufen.

Noch mehr Beispiele von der Benutzung des Aberglaubens als politischen Mittel findet man in dem Artikel „Aberglaube“ in dem vortrefflichen „Staats-Lexikon von Rotteck und Welcker“, von dem jetzt die dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage (Leipzig, A. L. Brockhaus, 1856) erschienen ist.

Dort findet man zugleich ein richtiges Urtheil über den Werth und Nutzen des Aberglaubens als politisches Mittel.

Sehr wahr heißt es: „Wo Bedrohung eines der einzigen Regierungen, welche selbst bestanden im Aberglauben sind, demnach bei der Wenge derselben mit einem und neuem Gewissen verfahren, und mit Aufnahme der noch ganz rohen oder einzelnen, über diesen grübelnden Völker, bei welchen, wie bei Kindern, einige Züchtung in eine nachtheilige Richtung und nur der bestimmte Wirkung, sie zum Guten zu leiten und auf sittlichem Wege bei Gehorsam und Gottesfurcht aufzuerziehen, vielleicht mag angewendet werden, erscheint eine Regierung, die mit Hülfe des Aberglaubens ihre Zwecke zu erreichen sucht, jederzeit eine solche, welche ihre sittlichen Interessen neben dem Aberglauben aufgeopfert oder zu befördern sucht, verächtlich und tyrannisch. Aber auf Lug und Trug, auf Lähmung und Tödtung gebaute Gewalt ist keine Regierung, sondern Mißbrauch derselben.“

Ferner bemerkt man „Staats-Lexikon“ auch, daß der Aberglaube ein „zweischneidiges Mittel ist, welches gar leicht aus der Hand verschwindet, wo es als Schutzmittel dienen sollte, denn eine vom Aberglauben beherrschte Menge gehorcht selbst dem Priester nicht länger, als sie den wirklichen Aberglauben zu verwerfen oder bekämpfen scheint, und es kann eine kühne Menge leicht die Priester verachten oder hassen lernen, welche durch mißbrauchten geistigen Schein für ihr eigenes Interesse zu benutzen versuchen.

Das „Staats-Lexikon“, auf dem Rechtsboden stehend und einem Liberalismus huldigend, der conservativ, d. h. das Staatswohl erhaltend und befördernd genannt werden will, ist erstaunt, daß politische Bildung in den meisten Ländern so verbreitet ist. Es sagt von Unwissenheit und Dummheit, wenn in deutschen Artikel „Aberglauben“, der es als Pflicht der Regierungen hinstellt, die Gesittung und Bildung des Volks aufblühen zu machen, doch untersucht und davon abgerathen wird, gegen den im Volke herrschenden Aberglauben mit Zwangsmaßregeln vorzugehen, die Lehrer oder Verbreiter des Aberglaubens durch Verbot und Strafen zum Schweigen zu bringen, Bücher von abergläubischem Inhalt durch Gesetze oder Polizeigewalt zu unterdrücken, die Anhänger des Aberglaubens zu stürzen oder minder zu machen. Ein solches Beginnen, sagt das „Staats-Lexikon“, wäre nicht nur rechtswidrig und schon darum verwerflich, sondern auch vom Standpunkte der Polizei verfehlt. Auch biete gar es durchaus kein sicheres deutliches Merkmal des Aberglaubens und Zwangsanwendung ohne materielle Gefahr, so widersprechend. Der Begriff des Aberglaubens wird von entgegengesetzten Parteien auf Gegenstände angewendet. Manche, die selbst abergläubisch sind, wirft Andern Aberglauben vor, und manche wenigen Grundsätze einer Religion sehen selbst den einfachen und frommen Gläubigen für Aberglauben. Denn im Felde des Uebernatürlichen, Uebersinnlichen, Geheimnißvollen gibt es einmal kein Gewisses, sondern nur subjectives Meinungen. Zwangsanwendung müsse daher nur Belehrung, Beruhigung, Aufklärung sein.

Der Staat hat die Freiheit des Glaubens und Gewissens heilig zu halten und darf kann nicht verletzen, wenn nicht aus Irrthum und Aberglaube, aber was als solcher erscheint, hat das. Damit ist jedoch unvereinbar das Verbot und die Verfolgung jener abergläubischen Lehre oder Uebung, die nicht als

bloßer Glaube, sondern als Äußerung zu rechter innerer Tat aber selbst als solche That erscheint. Verfolger des Aberglaubens, die zu Kampfesrecht und Königsrecht aufrufen, Verräter und Heuchler, Schwarzkünstler und Wunderdoktoren (was können hier noch pneumatische Maschinen und Lichtbäder nennen, welche die Heilgallabiahen des Volks ausbeuten, werden vom Staate mit scharfem Auge bedacht. Auf dem nach Aufhebung jener zum Zwange berufenen Hilfe noch übrigbleibenden Raume darf dem Aberglauben nicht mehr durch Zwang gewehrt, sondern geistige Mittel, Belehrung und Unterricht, müssen gegen ihn angewendet werden.

Bruchstückwerk ist auch Meiches Vorwort zu dem „Politischen A. B. C.“ und das „Politische A. B. C.“ selbst, wenn das entsprechendwerthe „Stand der Frage“ begonnen, das auch in seinem weiten Umfange dem Leser die Lösung und die Auflösung seiner Fragen gestatten mag.

Die Verbindung Neugeborener.

Der Fragen haben wir die Bemerkung gemacht, daß sie das Volk, obwohl nicht von der Neugeborenen; B bei der Taufe aufgeworfen wären, die Ursache dieser Mundart würde. Diese Verfassung unserer Ansicht finden wir auch in den Mitteilungen, die in dem vertrauenvollen zu Zwickau in der Weltzeitung erscheinenden „Organ der Taubstummen und Blinden-Anstalten in Deutschland, redigirt von Dr. Matthiae“, über diesen Gegenstand gegeben werden.

Die verständigsten Aerzte dringen darauf, die Neugeborenen von dem Eintritt allzu blendenden Lichts zu bewahren. „Die meisten Leute“ — sagt Klein in seinem „Lehrbuch zum Unterricht der Blinden“ — „die das Licht gebären sollen, und es auch wissen, öffnen aus schlechter Gewohnheit der ersten Zeit ihres Daseins gewaltsam. Wenn z. B. die Augen des Kindes gleich nach der Geburt dem ungewohnten hellen Tageslichte zu den Fenstern, wo sie dem Sonnenschein ausgesetzt werden, so muß dieser Reiz schwerlich auf das dazu nicht vorbereitete Auge des Kindes sehr nachtheilig wirken und kann gesunde Augen für alle Zukunft verderben.“ Was von jenem Akt der Erblindung bei der frühzeitigen Taufe in der Kirche bereits, so kann ich bei einer Lehrerin in der dritten Schulklasse in Sachsen 1844, die von 172 Kindern 11 namentlich erblindet sehen, daß sie 8 neugeborene Kinder nach der Taufe Augenentzündungen bekamen.

Soll daraus die Taufe in den Kirchen abgeschafft oder doch beschränkt werden? Gegenteil allerdings! Wir sind für die Beibehaltung. „Eine alte Gewohnheit ist das Licht der Kirche.“

Zur Verwahrung.

Sollte es unserm Freunde zuweilen begegnen, daß in seinen „Unterhaltungen“ eine Mitteilung ihm, die er schon und irgendwoher Blättern über Vorgänge oder Zustände kennen gelernt haben, so wollen Sie nur annehmen, daß hier ein an anderem, nur aus Originalien schöpfenden Eigenthum verübter Raub Entschuldigung hat.

So theilt man uns eine in Nürnberg bei der Weiß erschienene „Hannoversche Verfassung“ mit, in welcher uns die in unsern „Unterhaltungen“ (Nr. 46 und 47) befindlich gewesene „Schlachter Verfassung“ ohne Quellenangabe buchstäblich nachgedruckt haben.

Lebensblicke

von C. H.

Selbst wenn auch nur die Phantasie die Wirklichkeit mit ihrem Reichthume umkleidet, erhält das Leben noch immer einen höhern Glanz.

* *

Der Mensch lebt nicht am wenigsten allein, das Leben muß in Gemeinschaft mit Andern sein.

* *

Man hält aus, vom Strom des Unglücks sich die Brust gepeitschen zu lassen und erträgt oft nicht den sanften Frühlingshauch des sonnenwarmen Glücks.

* *

Die Ordnung eines Jahres ist ein Gewinter im Winter, das man nicht fühlet.

* *

Das Leben so mancher Menschen ist ein schlechter Witz, der gut gewesen wäre, wenn man ihn nicht zu witzig verunziert hätte.

* *

Wer wollte auf Ihrem hören? Türken wir uns doch nicht einmal immer ganz einem Werken überlassen!

* *

Alles Wollen ist ein Zug des Lebens über den Tod

Die Übersicht mit kurzen Notizen der ersten Band der Gegenwärtigen Unterhaltungen. Englisch und Roman ungefähr von Lyrik bis Ende Dichtungen vorhanden worden. In Italien und Spanien Jahr Buch von den vielen übrigen verschiedenen Dichtungen, die wir schreiben, wandte sich von Deutsche und die Lesen sprachen sprachen, so konnte passen. Was gehen die Dichtung, die kommen in Übersetzung kommen wollen, in einem Fragen Vergleichung und schon alle Dichtung der deutschen Lesen vollkommen Dichtungen und über alle Dichtung der deutschen Lesen vollkommen Dichtungen und von den wir die deutschen Dichtungen kommen Lesen Dichtungen und Lesen und Dichtungen kommen Lesen Dichtungen und Lesen und Dichtungen kommen Lesen Dichtungen und Lesen und

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Neue Folge. Zweiter Band.

Unterhaltungen

am

häuslichen Herd.

Herausgegeben

von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

Inhaltsverzeichniß.

An unsere Leser 1—2

I. In gebundener Rede.

In der Gondel 96
Blüte und Frucht. Von Heinrich Leuthold 128
Dämmerung. Von Karl Frenzel 128
„Kraft und Stoff" 176
Dramatischer „Kunstler" 176
Die Neu-Antike auf unserer Bühne 176
Tägliche Erfahrungen. Von Feodor Löwe 208
Zur Beherzigung. Von L. Jacobi 304
Reimsprüche von Feodor Löwe 384
Frühling. Von Heinrich Leuthold 464
Deutsche Literatur. Einzeilen zu eigener Ergänzung. Von Adolf Schulte in Elberfeld 493—494
Schlaflosigkeit 496
Sprüche von Amara George 496
Die Dilettanten 608
Noli me tangere! Von Ludwig Bauer 656
Eine wunderliche Freundin. Von M. L. Reh 680
Schlichte Weisen. Von Heinrich Leuthold 704
Umgangsregel 704
Waldfrieden. Von Heinrich Leuthold 720

II. Erzählungen.

Der Weiberfeind. Novelle von Hiero Picher 17—40
Ideal und Leben. Erinnerungen eines Schauspielers. Von Karl Clauss 49—56
Ingeborg. Eine Erzählung von A. v. L. 66—71
Ein jüdischer Tell. Von Manuel Klapp 81—85
Erzählung eines alten Perrückenträgers. Von v. St. 97—102
Ein Geschichtchen aus den Bergen. Von Ernst Fritze 113—119
Der Brandritter. Eine Erzählung. Von F. C. 129—132
Renate. Eine Erzählung. Von L. v. H. 145—167
Ritter Bayard und die schöne Witwe. Nach einer alten Chronik. Von A. Ei 225—230
Das wilde Mädchen. Ein altrussisches Märchen. Von A. von Sternberg 273—279
Orten, der unsichtbare Gott. Eine französische Sage. Von M. L. 321—326
Der Notar und der Leutnant. Aus dem Leben. Von Maximilian Axelson 385—407
Vanuta. Von Julius Epstein 417—435
Die Brüder. Von L. H. 433—439
Die beiden Bräute. Eine schwedische Erzählung 449—454
Ein psychologisches Problem. Aus dem Leben. Von L. Habicht 497—502
Die Jungfrau von Hamburg. Von A. von L. 513—520
Der Roman einer Nacht. Eine Reisenovelle in Briefform 545—551
Der Jugendfreund. Novelle von Karl Clauss 561—585
Die stille Insel. Eine Erzählung. Von A. v. L. 609—633
Der Wilderer. Von Feodor Löwe 657—681
Aus der Hölle. Ein polnisches Märchen. Von J. L. 705—710
Neilah. Eine jüdische Dorfgeschichte. Von Alexander Weill 721—740
Der Pfarrer in Lhorning. Novelle von Hiero Picher 769—772
Frauenträume. Episode aus dem Leben des Generals Moreau. Von Ernst Fritze 801—808
Auch ein Virtuose. Eine Jugenderinnerung. Von W. Weingärtner 817—820

III. Lebensbilder und Skizzen.

Ständig. Ein Lebensbild. Von Karl Frenzel 3—10
Die Bauern vor Gericht. Skizze von E. Peuno 167—224
Neffen. Nach Umgang und Gesprächen mit ihm. Von Staatsrath A. Ed. von Grimm 178—184
Aus dem Volke. V. Höhere Genüsse. VI. Im Himmelreich. VII. Eine öffentliche Speiseanstalt. VIII. Ein Achtel in der Lotterie. IX. Der Herr Vetter kommt. X. Verschämte Arme 193—236
Ein Abend bei C. F. W. Wolff. Von Fr. Friedrich 210—212
Ein eigenes Haus. Humoreske 262—265
Clymene Julvia Morata. Ein Frauenleben. Von D. S. 305—311

Seite

Hanau 1813. Ein Geschichtsbild von Rudolf Genée 369—375
Der Bauernhof. Eine Schilderung aus dem Schwarzwalde. Von Erwin Ehni 337—357
Das Schicksal eines deutschen Patrizierhauses in unserer Zeit 408—412
Anna Amalia Mozart. Ein Blatt aus dem Leben und vom Leben. Von Medicinalrath Dr. A. Clemens in Frankfurt am Main 365—368
Auf dem Zelten. Von Rudolf Genée 468—476
Aus dem Leben der Familie Dubois in Paris. Von Staatsrath A. D. von Grimm 529—536
Der Schnee. Aus dem Norden. Von C. Dahlmann 532—534
Ein Besuch bei Alexander von Humboldt 683—685
Die Pariser Akademie. Goethe's „Natürliche Tochter". Ein Zeugniß. Von C. Lemcke 689—698
Ein musikalisches Kleeblatt. Historische Skizze von W. Crone 733—739

IV. Stimmungen und Richtungen der Zeit.

Gelbe Blätter. Eine Herbstbetrachtung von Hieronymus Lorm 65—66
Gottes Rede 112
Die Wiedervereinigung der Lenkele 127—128
Die Männer von Obedom 175—176
Schneeflocken. Weihnachtsgedanken. Von Karl Frenzel 177—178
Zum Neuen Jahr 209—210
Nach einer englischen Unterhausfitzung. Von K. E. 396—398
„Gläubige Jünglinge" 480
„Dahin! Dahin!" 495—496
Der Komet und die Erde 512
Briefwechsel zweier Apostaten 520—527
Zur Denkmalsucht 544
Die Pagenhüte der Damen 558—559
Aus dem gegenwärtigen Paris 559—560
Die Geistermanifestationen aus dem Jenseits 607—608
Das deutsche Nationalbewußtsein 637—638
Die bevorstehende Versammlung evangelischer Christen Deutschlands und anderer Länder in Berlin 685—686
Ehescheidungsgründe 686
Neue Wunder 686—687
Oeffentliches Gerichtsverfahren 781—782

V. Völkerzustände, Reisen, Sitten- und Ortsschilderungen.

Der Thüringer Wald. Von Berthold Sigismund 13—42, 104—127, 337—392
Eine asiatische Alpenreise 27—31
Berliner Briefe 56—627
Naturbilder aus der Schweiz. II. Die grauen Gren. Von Dr. Lunckenbein 89—92
Die berliner Saison. Privatbrief 108—110
Aus dem Aichelgebirge. Von F. C. 132—135
Die Begräbnißfeierlichkeiten bei den Römern. Von Heinrich Asmus 135—137
Japan und die Japanesen 141—143
Ein Tag in Genua. Von M. C. 151—155
Land und Leute im nordöstlichen Böhmen 189—191
Schlesische Bilder. Von Rudolf Genée 201—206
Zur antiken Schönheit. Von Heinrich Asmus 215—217
Carnevals Beginn. Ein pariser Brief. Von Richard Fester 250—252
Reiseskizze aus Oesterreich 252—254
Nach Pest. Von M. Gumbinner 297—300
Ostpreußische Schlangensage. Von J. Venedey 314—328
Goethe's Vaterstadt vor seiner Geburt. Ein Culturbild. Von A. v. C. 321—324
Schwäbische Sitten. Von Hieronymus Lorm 340—343
Reiseskizzen aus Amerika. Briefe 112—479, 585—718, 824—825
Wiener Bilder. Von Friedrich von Gaudy 555—623
Pariser Studien. Von Richard Fester 641—645
Am Scharnhorstgrabe. Von L. C. 672—676
Trauer, Mantel und Trauerkleid im Alterthum. Von Heinrich Asmus 681—683
Aus der Sachsenschweiz. Briefe einer Dame 733—736
Theaterkasse und Theaterluft. Von Bernhard Hieronymus 748—751
Schattenrisse aus den deutschen Alpen. Von Friedrich von Gaudy 777—799
Schloß Marienburg. Aus dem Tagebuch einer Dame 789—792
Das Fest in Weimar. Von H. F. 825—829

VI. Geschichte.

Ein Zweikampf auf der Place-Royale. Historische Anekdote 44—46
Aus der Schweiz. Von C. von Olfers 107—108
Gervinus' Geschichte des 19. Jahrhunderts 239—240
Gemeljan Pugatschew. Russische Bilder aus den Jahren 1773—75. Von Karl Frenzel 241—284
Bunsen über „Gott in der Geschichte" 287—288
Ein getrautes Geschichtswerk 398—400
Memento mori! 495
Zur Geschichte der Luftschiffahrt. Von Karl Müller 534—571
Der weibliche Name Ida 668—669
Der Lauf der Dinge 735—767
Die weitgereisten Frauen 772—777
Zur neueren Geschichte des Judenthums 814—815

VII. Der Mensch, sein Wesen und Befinden.

Betrachtungen über die instinctartigen Handlungen der Menschen und der Thiere. Von Medicinalrath Dr. A. Clemens in Frankfurt am Main 153—174
Der Ursprung des Menschen und seine Bestimmung 223—224
Die Kretinen in Oesterreich 294—297
Was ist Nervosität und Nervenschwäche? Von Dr. Waermann in Breslau 361—396
Heilung und Pflege geistesschwacher Kinder 413—416
Zur Gesundheitspflege 430—432
Zur Diätetik der Seele und des Leibes 639—640
Ueber Chloroformirung. Von Dr. E. Zeis 645—651
Ueber die neuerdings als die geeignetste Art der Bestattung empfohlene Leichenverbrennung. Von Dr. Nöbbelen 681—691

Seite
Weltenschwache Lieder 704
Ueber das Traumleben und Traumdeuten. Von Dr. Rödbertus 792—814

VIII. Die Erziehung.

Unterricht und Erziehung 15—46
Die Erziehung im Lichte der Vergangenheit 111
Aus den Erfahrungen einer Erzieherin. Von M. B. 127—189, 549—555
Schule und Leben 302—303
Die Zuchtsprache 318—319
Eine Gefahr unserer Volksschulreform 413—415
Die sittliche Norm und die sittliche Erziehung 479—480
Die Erziehung zur Naturfremdheit 511—512
Zur deutschen Schulfrage 605—606
Briefe über die Erziehung der weiblichen Jugend. Von A. Pomerinus 721—722

IX. Philosophie.

Der Gottgedanke des Menschen 42—44
„Das Experiment ist gelungen!“ 110—111
Ein Gegner Moleschott's 143
Die Systeme und das Gemüth 150
Eine schönere Welt 317—318
Die Affecte und Leidenschaften 336
Die Entstehung des Gottgedankens. Von Fr. Friedrich 347—349
Ein neuer Beweis für die Unsterblichkeit 462—463
Unsere Zukunft 542—543
Leib und Seele 599—601
Die Freiheit der Gewissen 623—624
Jesus nach jüdischer Auffassung 703—704
Buchner's „Natur und Geist“ 799—800
Der Kampf um die Seele 831—832
Das Fernegefühl 832

X. Lebensbezüge und Lebensbedingungen.

Der Mangel an Liebe 15
Mittelstand und Plutokratie. Von O. Schorger 138—140
Der „Salon“ und die höhere Geselligkeit 254—255
Ein Frauenurtheil über Riehl's „Die Familie“ 303—304
Concurrenz und Fortschritt 415
Das geistige Eigenthum 663
Ein Blick in die Nachtseite des gewerblichen Lebens 728
Recht und Unrecht 671—672
Unsere Geselligkeit. Eine Frage am häuslichen Herd. Von A. v. C. 711—713
Das Stroh- und Holzpapier 713—715
Das Assecuranzwesen 780—784

XI. Allgemeine Naturbetrachtung.

Die Naturforscher in Wien 71—123
Aus der Natur 409—416

XII. Die Nachtseiten der Natur.

Die Fata Morgana der Wüste. Von Dr. Rodbertus 10—14
Der Alp oder das Alpdrücken. Von Dr. Rödbertus 332—334

XIII. Das All und die Himmelserscheinungen.

Ueber Meteoriten. Von C. Andree 343—347
Die Sterne im Salon. Von Max Maria von Weber 529—550

XIV. Pflanzen- und Thierwelt.

Die Ameise. Von Fr. Friedrich 256—267
Das Manna der Israeliten. Von Dr. Rödbertus 371—372
Ueber das Vorkommen der Lachse (Salmoniden) in Holland. Von Dr. C. Jos. 598—602
Die Schwalbe. Von Fr. Friedrich 750—762

XV. Sprache und Geschichte der Literatur.

Die französische Literatur 31—32
Autoren-Honorare in Polen 60—62
Die deutsche Nationalerziehung 61
Zur Kritik unserer Goethe-Ausgaben. Von Daniel Sanders 92—94
Schiller's Gattin im Alter 94—95
John Milton. 113—114
Voltaire und Rousseau in ihrer socialen Bedeutung 206—207
Englische Dichter 207—208
Goethe 255—256
Deutsche Lieder und — griechische Namen und Mythologie. Von D. S. 286—287
Blasphemie sonst und jetzt 301—302
G. H. Lewes über Goethe's Leben und Schriften 349—350
Byron und Goethe. Von Theophil Pösling 491—493
Rahel Varnhagen 575—576
Byron und Goethe. Von W. C. 593—594
Bücherwesen und Bibliotheken im Alterthum. Von Heinrich Asmus 651—653
Luis de Camoens. Von Karl Frenzel 785—811
Milton ein Nachahmer Shakspeare's. Von W. Crapp 820—824

XVI. Kritisch-ästhetische Miscellen.

Nach der Reise 46—48
Ein sicilianischer Dichter 63
Zur „Dorfpoesie“ 64
Für die Schillerstiftung 96
Alte und junge Poeten 159—160
Zum Weihnachtstisch 176
„Wenn ich ein Vöglein wär“ 191
Goethe's Faust 191—192
Winterlectüre 192
Noch einmal Bilder und Bilderbücher 224
Eine Aufforderung an Levin Schücking 240
Die „realistischen“ Erzähler 270—272
Paul Heyse's „Braut von Cypern“ 288
Die Werkstatt des Kritikers. Von Hieronymus Lorm 289—290
Realismus und Idealismus 319—320
Sänger, auch Sängerinnen 350—384
Friedrich Halm 552
Zwei Gegenstücke zu „Eulis sieht Deins“ 432
Frauenromane 447—448
Die Sage 494—495
Das Gemüth 527—528

	Seite
Robert Waldmüller	369
Zur Unterhaltung	391—392
Neue Gerichte	392
Leopold Schefer	624
A. Schlosser	624
Die Volkspresse	655
Die Poesie des Bösen	669—671
Carl Gutzkow	688
Neujahrsbücher und Kalender	751—752
Emil Kuh	752
Georg Ernestillow	767—768
Polnische Literatur	784
Hermann Kurzberger	800

VIII. Schöne Kunst.

Kaulbach's Illustrationen zu Shakespeare	61—80
Entstehung des Altertums. Von Heinrich Leutemann	128—130
Julius Hübner's Bilder. Dritter	225—236
Das Gemälde. Von L. Pietsch	305—308
Aus der Malerwelt	343—344
Briefe aus Manchester	687—831

VIIII. Bühne und Musik.

Deutsche Schauspieler. VI. Anton Ascher. VII. Emil Devrient in Berlin. VIII. Friedrich Haase	77, 267, 635
Die alte Bühne. Von Berthold Schwarzburg	290—322
Die Bühne der Gegenwart	146—147
Dramatisirungen der Nibelungen	163—164
Bestbuhen in Rußland. Von Staatsrath A. Cz. von Grimm	308—311
David Garrick. Von C. Frenzel	529—532
Shakspeare-Experimente	655—656
„Der Knabe Des Weil singt an nur tändelnd zu werden"	672

VII. Zur Kunst des Lebens.

Lebensregeln von L. Gerhard	16—18, 268—269
Wahrnehmungen	80—816
Frühlingsahnung	208
Gedicht von W. Weinhardt	640

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 1.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

An unsere Leser.

So Viele bezeichnen jetzt in Wort und Schrift unsere Zeit als die „Aera der Cäsaren".

Wie im ersten Jahrhundert der römischen Kaiserherrschaft, wäre die Menschheit zurückgekommen und ermüdet von politischen Kämpfen und Gedanken und opfere ihre Freiheit und Selbstbestimmung, um nur noch der Verbreitung der „Cultur" und — einem epikuräischen Genusse zu leben.

Allerdings, wie damals sind soviele Hoffnungen gescheitert, Träume verweht; siegreich über alle Ideen haben Dampf und Kanonen das Feld behauptet. Warum hat unter so manchen Analogieen unserer Tage mit jenen noch Niemand diese Sucht nach Schaugepränge und Festlichkeiten erwähnt, die jetzt die Welt ergriffen hat? Ist nicht die ruhmreiche, siebenhundertjährige Geschichte Roms zuletzt in die zwei kleinen Worte aufgegangen: „Panem et Circenses"? Ist das Drängen der Völker nach Friedensfesten, Weltausstellungen, kriegerischen Paraden, Tauffeierlichkeiten und Kaiserkrönungen in Ost und West nicht derselbe Ausdruck der — Gedankenlosigkeit?

Rußland und Frankreich, die kaiserlichen Länder par excellence, führen den Reigen, auch schon darum, weil ihre Vergangenheit die reichste an solchen prächtigen Schaustellungen ist. Jeder kennt die Feste der Conföderirten, das Fest des Höchsten Wesens, das einst die Republikaner auf demselben Boden, denselben Plätzen feierten, wo nun der Kaiser seinen Legionen Adler und Fahnen austheilt; der Triumphzug Katharina's II. von Petersburg zu den Gestaden des Schwarzen Meeres ist wie ein goldenes arabisches Märchen. Auch um sie wogte damals in Smolensk und Kiew eine glänzende, geistreiche, aristokratische Gesellschaft, zusammengewebt vom Ufer der Seine und von den Felsen des Kaukasus, gerade wie jetzt um Alexander II. tscherkessische Fürsten in Ringelpanzern, englische Lords und ungarische Fürsten, vornehme Damen aus Paris und italienische Sängerinnen sich drängen.

Aber während sie, die Semiramis des Nordens, zum Kriege ging und von Konstantinopels Eroberung träumte, hat Alexander II. Frieden geschlossen und wir fragen: Wird seine Regierung die „Cultur nach Osten" tragen?

Eisenbahnbauten, Dampfschiffahrten, Manufacturen werden mehr oder weniger ausschließlich die Gedanken des russischen Selbstherrschers beschäftigen. Der Kampf um Sewastopol hat ein glänzendes Zeugniß von der Mannhaftigkeit und dem Heldenmuthe der Zeit, auch der westländischen Nationen gegeben, die man so oft entnervt gescholten, und damit zugleich die Richtigkeit von Eroberungsgedanken in unserer Zeit bewiesen. Also wohlan! Werde Alexander II. ein macedonischer!... Als Diderot von seiner petersburger Reise nach Paris zurückkehrte und seine Freunde ihn fragten, wie er Rußland gefunden, sagte er in seiner emphatischen Weise jenes tausendfach wiederholte Stichwort: „Rußland ist ein Koloß auf thönernen Füßen!" Wird die eindringende Cultur des Westens die Leibeigenschaft der Bauern aufheben? Die fast chinesisch abgezirkelten Rangclassen vernichten? Zwischen Land und Stadt, dem Bauer im Kaftan und dem Bürger im pariser Rock eine innigere, harmonischere Verbindung herstellen? Wird sich eine wahre Gesellschaft bilden? Wird Alexander dem Riesen Marmorblöcke zu Stützen geben?

Solche Fragen beschäftigen die Gemüther der Zeitgenossen, denen die Kaiserkrönung noch in dem Glanze und dem Schimmer erscheint, wie den Venetianern die ehemalige Vermählung ihrer Stadt mit dem Adriatischen Meere: prunkvoll, glorreich, inhaltschwer. Möge sie aber den Nachkommen mehr sein! Mehr als ein verblaßtes Blatt zu der „Geschichte der Cäsaren"! Eine thatsachenreiche Antwort auf den Ruf des — gelangweilten Europa: „Panem et Circenses!"

Mit diesem Wunsche sprechen wir auch das Programm und die unveränderte Richtung unserer Blätter aus. Auch sie wollen der Zeit dienen und doch sich der Zeit entgegenstemmen. Auch sie wollen nichts vom Kreise ihrer Erörterungen ausschließen, was zum Schmuck, zur Poesie, zum Luxus und Vergnügen dieser Tage gehört, aber sie wollen die ernsten Strebungen der Gemüther nicht geopfert wissen; sie wollen ein Geschlecht und eine Zeit, die im Zusammenhang bleiben mit den großen Gedanken, die uns das 18. Jahrhundert vererbt hat.

Die bunte Erscheinungswelt des Tags wird uns noch immer beschäftigen, der Reiz der Unterhaltung wird unser besonderes und nächstes Augenmerk sein, aber die Spitze, die wir Allem, was wir bringen, zu geben trachten, ist und bleibt der Zusammenhang mit den Aufgaben der Bildung und der Aufklärung. Gerade am häuslichen Herde sammelt sich jetzt vor allem die Besinnung der zerstreuten Genußsucht. Am häuslichen Herde sprechen wir aus, was wir im Salon verschweigen. Am häuslichen Herde blicken wir zurück und vorwärts in die Zeit, während im großen Gewühl des Lebens uns nur noch der Augenblick zu beschäftigen scheint.

Die Flammen, die an dieser Weihestätte des häuslichen Herdes erleuchtend und wärmend lodern sollen, rein und mit dem Duft eines nur dem Geiste des Guten und Schönen dargebrachten Opfers zu erhalten, soll nach wie vor unser Ziel und Augenmerk bleiben.

Gläubig.

Ein Lebensbild.

Alle habt ihr schon von Phädra, der Tochter des Minos und ihrer schuldigen Liebe zu ihrem Stiefsohn Hippolyt gehört! Vielleicht habt ihr sie einmal von der Rachel im weißen, wallenden Gewande, im purpurnen Mantel, den Goldreif um die Stirn, gespielt! Ihr kennt sie aus den Versen Schiller's!

Diese Phädra ist das Werk Racine's, eine schwungvolle, leidenschaftliche Tragödie und es ist mit ihrer Geschichte ein eigen Ding.

Der zweite Abend nach ihrer ersten Aufführung im Theater des Hôtel Bourgogne am 1. Januar 1677 war der unruhigste, den Jean Racine, der berühmte Poet, das Orakel des Hofes und der Liebling der Damen, einsam in seinem halbdunkeln Zimmer zubrachte. Der Sturm, der gegenüber die Fenstern des Hôtel des Ursins aneinanderschlagen ließ, die Unruhe und Ungeduld seines eigenen Herzens — alles Das trieb ihn an das Fenster, das er trotz der Januarkälte hastig aufriß. Er starrte in die finstere Straße hinaus, bald ging er zurück an den Tisch, zu dem aufgeschlagenen Folianten des Sophokles, worin er umsonst zu lesen versuchte. Geheimnißvoll war es um ihn her, gespenstisch, als wenn Geister wandelten und rauschten, die Gestalten seiner Tragödien: Junia, Berenice, Atalide. Aber heute winken und necken sie umsonst, sie erfreuen ihn nicht — denn auf dem zweiten Theater von Paris, auf der Bühne Guénégaud spielen sie, einen Tag nach seiner „Phädra" — —

Doch acht Schläge — dumpf, eintönig vom Thurme Notre-Dame — hastige Schritte auf den Stufen — die Thür wird aufgerissen — hoch auf vom Windzuge flackert das niedergebrannte Licht.

„Da bin ich", ruft ein Eintretender und wirft den schwarzen Mantel beiseite, den Federhut. In prächtiger silbergestickter Kleidung ist es Henri, Graf von Clermont-Tonnerre. Und ohne den Dichter zu schonen, begann er: „Sie hat gefallen, die Versammlung entzückt, hingerissen — die «Phädra» des Pradon! Aber trösten Sie sich, Freund, Sie bleiben die Ehre des französischen Parnaß!"

O ihr großen, vornehmen Seigneurs, was empfindet ihr von dem Schmerze eines Dichters, der sich den Lorber, um den er in Müh und Drang mit dem Blute seines Herzens ward, schmählich und hinterrücks geraubt, entrissen sieht! Diese „Phädra"! Es war Racine's Lieblingstochter, reicher hatte er nie eine Gestalt mit Versen von Gold und Purpur ausgestattet; was er Großes gedacht, Tiefes gefühlt, hier legte er es nieder. Niemals, sagten ihm die Freunde, der strenge Boileau sogar, ist die Liebe leuchtender, leidenschaftlicher, wahrer und ergreifender gemalt worden, niemals werden um eine schuldlos vom Geschick Getroffene soviel Thränen fließen als um die schuldige Phädra. Und nun — gestern, vorgestern ist das Theater bei diesem Stück fast leer, lautlose Stille beim Aufgehen, beim Sinken des Vorhangs! Der Herzog von Nevers, ein Feind Racine's, hat die Plätze im voraus gekauft, für die ersten sieben Vorstellungen! Pradon hatte denselben Stoff gewählt, läßt auf einer zweiten Bühne auch eine „Phädra" aufführen, plündert die alten und neuen Poeten zu abscheulichen Versen, er wird der Mann des Tags, der Ruhm von Paris!

Graf Clermont-Tonnerre bestätigte Alles. Das Theater Guénégaud war voll, gedrängt voll bis auf den letzten Platz. Vorn in den Logen des ersten Rangs saßen die Herzogin von Bouillon, Madame Desboulières und die andern Freundinnen Pradon's, alle in Perlen und Diamanten, ihre Elfenbeinfächer nannte der Graf die Fackeln der Furien; auf den Bänken der Bühne der Herzog von Nevers, sein Bruder im Gefolge von Marais, Vicomtes — — „Was wollen Sie, Freund?" sagte der Graf. „Die Furien schlugen mit ihren Fächern nach jeder Tirade begeistert in die Hände, der Herzog schrie nach jedem Act sein «Unübertrefflich! Wie Sophokles!» in das Parterre zu seinen Lakaien. Was Pradon's Verse noch von den Nerven meines Gehörs übriggelassen, zerriß das Beifallsgeschrei. So ging's zu Ende. Aber Muth, Freund! Die Zukunft ist die Ihre! Diese Cabale, die jetzt Pradon auf ihren Schild hebt, wird mit all ihren Sonetten und Calembourgs vergehen, Ihre «Phädra» bleibt! Solche Thaten thun sich nur einmal und dann für die Ewigkeit."

Als ob der Dichter nicht vom Ruhm lebte, leben müßte! Was ist ihm die Nachwelt? O dies Theater! Wie hat es schon den Dichtern das Mark aus den Gebeinen gesogen und das Herz verdorrt! Und sie können nicht von ihm lassen! Einen Ruhm von zehn Jahren gegen einen unglücklichen Augenblick opfern?!

Und auch Racine — raste! Wuth und Zorn ließen seine Augen funkeln. Er warf sich aus einem Stuhl in den andern. Er zerknitterte seine Feder, sein Papier und als seine Freunde kamen,

Gönner, Schauspieler, Offiziere, da stürmte er mit ihnen in das hellerleuchtete Café Procope, gegenüber dem Hôtel de Bourgogne, dort saß und lärmte unter Becherklang eine lustige, wilde Gesellschaft, Poeten, Schauspieler, vornehme Herren. Neben dem gutmüthigen, lächelnden Lafontaine im Lehnstuhl, der wenig sprach und stillselig die auf- und niedersteigenden Perlen des Weins zu zählen schien, rief Boileau mit dem finstern, zornigen Gesicht den Vers [illegible] Juvenal: „Facit indignatio versum — der Un[illegible], die Empörung in mir dichtet Verse!"

„[illegible]" schrie Floridor, der Schauspieler. „Schreib eine Satire!"

„Gegen den Herzog von Nevers", fuhren Andere fort.

Er schätzt sie hoch, die Musen ihn nur wenig
Und Mißgewerke lacht, wenn sie ihn misst.
Denn die Aenide ist ihm Naturgift
Und Pradon nennt er des Theaters König!

So schwärmten, so tobten sie in rauschender Leidenschaftlichkeit. Nach manchen Stunden mußwirre, wüste Gedanken im Haupte, kehrte Racine in sein Gemach zurück.

Es war still, einsam wie vorher, der Diener hatte ihm eine neue Kerze angezündet, auf dem Sophokles lag ein kleiner, enggefalteter Brief. Mechanisch riß er ihn auf, er kam von seiner Tante, der Schwester Agnes aus dem Kloster vom Port-Royal, diesem berühmten Kloster, in dessen Schule er selbst gebildet war. Er warf den Brief weg, er mochte ihn nicht lesen! Er sagte nur: „Diese ewigen Litaneien!" warf sich auf sein Bett, entschlummerte langsam, gefoltert von den quälendsten Gedanken — des Neids, der Rache, der Verzweiflung.

Die Januarsonne blieb aus. Racine hätte sie auch erst gegen neun Uhr begrüßt. Ach, wie zerschmettert fühlte er sich, als er sich auf Alles besann! Es war Alles wahr; Pradon hatte gesiegt, seine „Phädra" war der Racine's vorgezogen! Auch der Brief lag noch da..... Er erbrach ihn bitter lächelnd und las:

„Als ich erfuhr, o mein geliebtester Sohn, daß du zu uns kommen wolltest aus dem Geräusch der Welt in die Stille der Betrachtung und den Frieden Gottes, wie klopfte mein Herz in Freude, daß die Gnade Gottes dich gerührt. Nun liege ich weinend vor dem Altar, weinend über dich, für dich! Kennst du doch die Zärtlichkeit, die ich für dich empfinde, daß ich nur einen Wunsch habe, dich ganz Gott hingegeben zu sehen. Was aber höre ich! Mit welchen Personen verkehrst du! Mit ihnen, denen die Kirche ihre Segnungen selbst auf dem Todbette nicht spendet, sie müßten denn ihr vergangenes Leben wie Magdalena bereuend die Brust sich zerschlagen und rufen: «Mea culpa». Habe doch Mitleid mit deiner Seele und erkenne den Abgrund, in den du dich leichtsinnig gestürzt; erkenne, daß vor Gottes Auge das Irdische nichts ist als zerfließender Morgennebel! Ich wollte, es wäre eine Lüge, die man mir gesagt — aber wie kann ich zweifeln? Deine Leier, die einst zu Gottes Ehren erklang, wem klingt sie jetzt? Hast du noch nicht einen Umgang gebrochen, der dich vor Gott und den Menschen entehrt, dann darfst du unsere Schwelle nicht überschreiten! Ach! statt in das verführerische Sirenenantlitz der Welt zu schauen, richte deine Blicke des Morgens und des Abends zu jenem wunderthätigen Bilde der heiligen Katharina, das dir deine Mutter einst sterbend gab und wie dein eigen Herz zu hüten befahl! Sonnenschein [illegible] Frieden wird es in deine verfinsterte Seele lä[illegible] — o meine Thränen verlöschen meine Worte, [illegible]en sie es also thun mit deiner Sünde!"

[illegible]acine stützte den Kopf auf die Hand. Er [illegible]weifelte und doch mußte er sich sagen: „Welch eine Welt der Stille und des Glückes blickt in das Chaos meiner Leidenschaften und Gedanken hinein, wie Palmenfächeln fährt es über ihr Stürmen dahin!" Eine ganze unendliche Reihe von Bildern, von halberloschenen Bildern der Jugend stieg ihm aus diesen Zügen auf, die Federstriche wurden zu langen, unzerreißbaren Fesseln, die sich um ihn schlangen und ihn mit fortzogen zu den heiligen Bäumen im Klostergarten von Port-Royal. Hatte er sie nicht auch besungen, diesen Park, die Wiesen, den See — als er noch selber in der Klosterschule die Lehren des heiligen Augustin und die Verse des Euripides auswendiglernte? Wie lange war das her! Länger als 15 Jahre! Und diese Jahre waren ihm verflossen im tollsten Carneval des Lebens, auf dem Theater, vor und hinter den Coulissen, bei guten Freunden und Freundinnen! Was waren da alle Bücher des Origines und anderer Kirchenväter gegen einen Witz von Molière, gegen Lafontaine's Lachen und einen Blick von der schönen Damenwelt gewesen? Wie nichtig schien ihm heute diese ganze, langgesuchte Herrlichkeit, nichtiger als rinnende Wassertropfen, blässer als die Abendsdämmerung! In diesem Kampf des Lebens, in dieser Liebes- und Ruhmesjagd, was hatte er denn erworben!

Er wollte den Brief noch einmal lesen, da kamen die Boten, die alles Gestrige bestätigten.

Wieder knirschte er die Zähne, wieder ballte er die Faust, wieder sann er auf Rache. Seine Leidenschaft drohte ihn zu ersticken und um sich zu fassen, einigermaßen zu sammeln, ging er zur berühmtesten Schauspielerin der Zeit, zur Champmeslé.

Marie Champmeslé hatte am frühen Morgen noch kein Puderstäubchen im Haar. In freien, losen Locken flatterte es um ihre Wangen und fiel auf ihre Schultern, die aus dem weißen, mit Spitzen besetzten Kleide sich hervordrängten. So mit ihren schmachtenden Augen, mit dem reizigen Lächeln um ihren kleinen Mund war sie schön, trotz ihrer — 35 Jahre. Doch lag ein Schatten auf ihrer Stirn, ein Schatten des Unmuths, denn nicht der Dichter allein, auch sie litt unter der Undankbarkeit und dem Widerwillen, welche die Parisier der Racine'schen Tragödie bewiesen. War es doch doppelt ihre Rolle, diese Phädra! Ihre Bitten hatten Racine bewogen, diese oft begonnene und wieder aufgegebene Tragödie zu vollenden! Wie sie als Iphigenia alle Herzen hingerissen, jeden Blick in Thränen getaucht, so hoffte sie auch als Phädra Kränze zu gewinnen und hochgefeiert zu werden! Und wie war ihre Hoffnung in Erfüllung gegangen!

Da saß sie weit zurückgelehnt in dem hohen Sessel und lernte noch einmal: Ils s'aimeront toujours! Sie ließ den lieblichen Kopf in die Hand sinken, das Papier entglitt ihr, glitt auf den Teppich des Fußbodens, sie merkte es kaum, die langen Wimpern fielen über ihr Auge, sie flüsterte noch einmal leise: „Ils s'aimeront toujours!"

Was sie träumte? Unzweifelhaft dachte sie an ihren Freund, ihren Dichter Racine. Es war gerade sieben Jahre her, daß sie, eine unbekannte, wenig genannte Künstlerin aus Rouen, mehr durch den Zufall des Glücks und der Schönheit ihrer Gestalt, als ihr Talent, am ersten Theater Frankreichs im Hôtel Bourgogne eine Stellung bekam. Wenn sie den Grazien ihre unvergleichliche Anmuth und der Muse des Gesanges die Melodie ihrer Stimme verdankte, so war ihre Kunst und ihr Ruhm Racine's Werk. Mit ihm hatte sie ihre Rollen eingeübt, Ton und Haltung von ihm gelernt, jedes Jahr brachte ihr als das beste Weihnachtsgeschenk eine neue Heroine des Alterthums zu ihren Königinnen und Heldinnen, so war sie nacheinander Hermione, Berenice, Atalide, Monime, Iphigenia gewesen, es ließen sich die zusammenempor gegeblühten, ineinanderverschlungenen Lorbeerzweige des Dichters und der Künstlerin nicht mehr trennen, sie gehörten zueinander, inniger als Bruder und Schwester, zärtlicher als Mann und Weib!. Daß sie sich auf den Höhen des Helikon liebten, wie andere Staubgeborene, erklärt und entschuldigt doch freundlich aus der Schwäche des Irdischen, das — wenn auch noch so leicht beschwingt — sich nie von der Erde trennen kann, noch mag, noch darf! Denn was wären die zärtlichsten Gefühle, sprächen sie nicht im Klang des Worts, im Drucke der Hand? Welche Tage! Hätten sie ewig gewährt! Es klangen da zwei so melodische Accorde ineinander wie selten, zwei edle, sensitive Herzen; das des Poeten zur Schwärmerei, zur schwermüthigen Beschaulichkeit geneigt, der Musik vergleichbar, die aus der Ferne gedämpft über stille Wasserfluten in der Dämmerung tönt, ein Gemüth, das sich über die Tragik des Lebens unter Thränen beruhigen und langsam zerbrechen wird! Mariens Herz glich der Schaumperle, die auf der Woge sonnenbeschienen blitzt, ein leichtmüthiges, frisches, köstliches Herz! Sie hatte ihm jede Sorge und den finstern Glauben von Port-Royal von der Stirn weggetändelt, weggelächelt!

Und dennoch, ach! so treu wie Racine ihr, war sie ihm — nicht geblieben! Nicht Jedem war sie von Marmor gewesen, sie war — eine Schauspielerin, ein zu warmes Blut rollte in ihren Adern. Racine glaubte es nur nicht.

Marie Champmeslé senkt den Blick, es zieht heute ein anderer, plötzlich ein ganz anderer Schatten an ihr vorüber, gerade das Gegentheil von dem sanften, sinnenden Racine, ein lebensfroher, rasch thätiger, zugreifender Mann; er wird ihr nicht so schöne Verse dichten, nicht so zärtlich an dem Winke ihre Augen hängen, aber sie braucht Leidenschaft, Aufregung, Genuß, um in ihnen ihre — 35 Jahre zu vergessen. Ja, sie selber ist die Phädra, sie merkt es wohl, die den Theseus verräth in wilder verbrecherischer Glut, denn ihr Hippolyt ist — nicht mehr Racine!

Der Arme! Er eilt in ihr Gemach zu ihren Füßen — —

„Wie ein Schiffbrüchiger komme ich zu dir, Marie — zu dem rettenden Eiland, auf das mich die Woge des Sturmes wirft!"

Noch lagen die wüsten Gedanken einer schlaflosen Nacht auf seinem zuckenden Antlitz. Sie strich mit der feinen, weißen Hand eine rebellische Locke zurück, die ihr immer auf die Stirn fiel — was war sie schön! Racine's Auge blitzte, als das Lächeln der Geliebten wie ein Sonnenstrahl über ihn hinflog, blitzte auf durch all die Nebel und den Dunst, den Verstimmung darübergehaucht.

„Nein, ich will nicht verzweifeln, Marie, solange ich Sie noch habe, meine einzige Freundin; Dank, tausend Dank Ihnen, daß Sie noch gerettet haben, was zu retten war und nicht verzagten.“

„Es bleibt Ihr größtes, bewundernswürdigstes Gedicht. Dennoch! Dennoch!“

„Wie gern glaube ich Ihnen! Ach! Es ist etwas um das Leben, wenn wir noch eine Seele haben, die uns versteht! Dann sind wir noch nicht ganz arm und verlassen, der Klang unsers Wesens hallt in ihr wider und mit diesen Accorden geht durch die todte, erstarrte Welt wieder ein Hauch des Lebens, ein melodischer Strom. Gestern, als Praden über mich siegte, ich hätte ihn und mich zerschmettern, tödten können.“

„Vergessen Sie, Racine! Warten Sie, ich will dazu helfen! Solange haben Sie mir kein liebes Wort gesagt, kaum ein Blick ging von Ihnen zu mir hinüber. Wie sollte ich auf die Musen und die Ruhmesgöttin eifersüchtig sein!“

„Nicht doch, Marie! Himmel und Erde! Wie gering und farblos ist jeder Kranz gegen die Rosen Ihrer Wangen — alles Gute und Schöne — wie nichtig und vergänglich gegen Ihre Liebe!“

Die Champmeslé — spielte mit den Franzen und Quasten am Lehnstuhl, spielte mit ihren Locken, ihren Spitzen. „So lagen Sie vor mir auf den Knieen, als Sie mich zum ersten mal sahen, wissen Sie noch?“ sagte sie. „Sie spielten Hermione — es war der 10. October, und wider Willen fast zogen mich die Freunde ins Theater, ich meinte, Sie —“

„Ich wäre eine Schauspielerin aus der Provinz und das war ich auch — übertrieben, schlecht.“

„Sie waren bewundernswerth.“

„Und Sie ein Schmeichler.“

„So mußten wir uns finden!“

„Und so uns lieben! Ich saß bei Ihnen in Ihrem Zimmer, Sie lasen mir «Berenice» vor — und alle Verse, die der römische Kaiser an die Fürstin richtet, was waren sie Besseres als Liebeserklärungen des großen Jean Racine gegen die kleine, arme Marie Champmeslé? Und Sie merkten es und ich — und zuletzt noch eine Dritte. Da die heilige Katharina! Wissen Sie wohl, Sie schenkten mir einst das schöne Bild, weil es mir glich! Bei diesem Bilde sagten Sie mir, Sie liebten mich, würden mich immer lieben!“

„Ich gab Ihnen dies Bild“, sagte Racine, „Sie besitzen es noch?“

„Verliert man solche Pfänder?“

In diesem Augenblick ertönte ein Geräusch. Die Schauspielerin erschrak. Noch einmal, als wenn ein Schlüssel ging. Sie erblaßte. Kaum noch hatte sich Racine gewandt, so trat aus einer verborgenen Tapetenthür, deren Zweck er von früherer Zeit sehr gut kannte — sie führte auf einen Garten hinaus —, ein Besuch, der Racine heute hier nicht erwartet hatte. Der zum Tod gebeugte, gefolterte, verzweifelnde Dichter hatte gestern auf dem Cafe Procope von einem Besuch bei Boileau gesprochen, den er in aller Frühe machen wollte — Graf Clermont-Tonnerre hatte ihn bei der Champmeslé nicht erwartet, der Freund nicht den Freund —!

O Gott, wie schlug dieser Anblick in seine Seele! Es war ein Blitz, der eine ganze Welt zertrümmerte. Verrätherei von ihr — von ihm —! Man hatte es schon lange gesagt, schon lange davon geflüstert. Er hatte es nicht glauben wollen! Und nun —

Er war aufgesprungen. Clermont lachte. Sie hielt ihn fest. Er riß sich los und stürmte aus dem Zimmer. Sie folgte ihm nach, während der Graf rief: „Sei kein Narr!“ Er drückte die Thür zu, daß sie nicht folgen konnte. Sie wollte mit Gewalt. Er stemmte den Fuß an. Darüber fiel im Vorgemach ein Bild von der Wand. Er blickte hin. Es war die heilige Katharina. Er ergriff es und stürzte damit vondannen.

Und wohin?

Es ist doch ein leichtes, zerbrechliches Boot, auf dem wir über das Meer des Lebens schiffen! Von Hoffnungen und Illusionen gezimmert, gab es je leichtere Planken? Die Wellen kommen und gehen, sie zertrümmern eine nach der andern, bis das buntbewimpelte Fahrzeug zu dem schmalen Bret geworden ist, auf dem ein Verzweifelnder mit dem Sturm nicht um Ruhm und Glück, sondern um das Leben ringt. Wer wollte die Tiefen des Schmerzes schildern, die Racine's Herz durchmaß? Qualen der Eifersucht, betrogener Liebe, Qualen verletzten Ehrgeizes! Diesem Theater, dieser Frau hatte er Alles geopfert: seine Erinnerungen, seine Lehrer und Freunde, den Frieden seines Gemüths, nichts war ihm zu kostbar und zu heilig gewesen, was er nicht ihnen geweiht hätte. Gewiß, glückliche Stunden waren ihm geworden, Stunden überwältigender Trunkenheit, wo das Glück nicht karg, in Tropfen, sondern wie Danae's goldener Regen auf ihn strömte, wo er der Liebling des Königs und des Volks, das Schooskind des Ruhms gewesen! Herzöge und Prinzen hatten ihn umarmt, der große Condé, der Schlachten-

ſieger, hatte über ſeine Tragödien geweint; was konnte ein Menſch mehr von dem neidiſchen Geſchick verlangen? Allein tief im letzten Grunde ſeines Herzens lag von jeher eine dunkle Schwermuth verborgen, welche der frühe Tod ſeiner Aeltern, eine einſam verlebte Jugend und die chriſtlichſtrenge Erziehung in Port-Royal noch geſteigert. Der Rauſch und der Lärm des Daſeins mochte ihre heimlich mahnende Stimme übertönt haben; jetzt, wo er wich und verſtummte, klang ſie um ſo ſtärker aus dem Innern herauf.

Es ging damals ein finſterer Glaube durch die Welt. Die Freigeiſter ſpotteten über ihn, die Leichtlebenden ſuchten ihn im Genuß zu vergeſſen, aber immer war er da und, wenn auch nur auf dem Todbett, zog er eine ernſte Falte über jede Stirn. Das war die Lehre von der Gnadenwahl, die Lehre, daß nach Gottes Rathſchluß die Einen zur Seligkeit, die Andern zur Verdammniß von Ewigkeit vorherbeſtimmt ſeien. Racine hatte ſie oft gehört, ganz Port-Royal war voll davon und mit geheimem Schauer gedachte er oft der Worte, worin der fromme, beredte Antoine Arnauld das Elend der Verworfenen geſchildert. Da war es nicht zu verwundern, daß in ſeiner jetzigen Stimmung dieſe Schauer ihn mächtiger und gewaltiger als je ergriffen. Die Saiten ſeiner Harfe, die einſt zu des Herrn Ehren gerauſcht, waren zerriſſen, zerſprungen; er hatte mit ſo Vielem gebrochen, was Gut und Schön auf Erden heißt. Getäuſcht in ſeinem Talent, getäuſcht in der Liebe, erwieſen ſich ihm Ruhm, Freundſchaft und Liebe, um die er das Jenſeits gelaſſen, als Nichtigkeiten, um ſo gefährlichere, verſtrickendere Nichtigkeiten, je mehr Glanz und Schmelz auf ihnen lag. So ſind dieſe irrdiſchen Dinge' Solange wir noch in Lebenskraft und Muth nach ihnen greifen, ſchimmern ſie; wenn aber unſere Augen matt und unſer Herz ſtumpf geworden, haben ſie ſich in graue, farbloſe Schemen verwandelt — was iſt da die Wahrheit, was iſt unſere Schuld?

Racine war auf ſeinem Zimmer viel eingeſchloſſen. Er las den Brief der frommen Schweſter von Port-Royal mit ganz eigenen Empfindungen. Er ſah auf das Bild der heiligen Katharina mit einer eigenen Wehmuth. Wir wollen ſie nicht preiſen, dieſe Schwäche des Gemüths, aber ſie hatte doch einen ſtarken Grund, die Selbſterkenntniß. Es kam ihm ſo ſchmerzlich vor, daß er, der der Sonne zufloß in ſeinen Schöpfungen, doch ſo an die Erde gebunden ſein konnte wie damals, als er von Pradon beſiegt wurde und nur von Rache und Verzweiflung beſeelt war. Dieſe Ruhmeslaufbahn! Dieſe Wettkämpfe um den Lorber! Dieſe Aufwiegelung der dunkelſten Dämonen unſerer Bruſt! Dieſe Bühne mit ihren Leidenſchaften! Mit ihrem Buhlen um die Gunſt der Menge! Mit ihrem vergänglichen Tand und Flittergold!

Racine's Freunde ſahen ihn ſeitdem nicht mehr, er ließ ſie nicht zu ſich. Im Boulogner Wäldchen hatte ihn der Eine und der Andere trübſinnig umherirrend, den Blick am Boden, des Abends bei Sonnenuntergang gefunden; er redete mit Niemand. War ſein Schmerz noch nicht „geiſtlich", ſo imponirte ihm doch die Ruhe der Heiligen, ſchien ihm beneidenswerth jene Zufriedenheit mit ſich, die aus den mahnenden Zeilen ſeiner Tante gewebt hatte. Wenn es eine Stelle gegeben, ſo einſam, daß nie das Licht und der Klang irrdiſchen Treibens dorthin gedrungen wäre, ſo unberührt wie die höchſten Bergzipfel, dort hätte er weilen mögen, weit hinweg von Paris, hinter undurchdringlichen Mauern, um in der Stille Vergeſſenheit und Frieden zu ſuchen — mit Gott und ſich ſelbſt! Oft lag er im Gebet vor — ſich ſelbſt, ſeinem beſſern Theile, und bald darauf auch wirklich vor dem Bilde ſeiner Heiligen, dem Pfande der Mutter, das vor vielen Jahren ein Prieſter aus Italien der Familie geſchenkt. In ſeinen Träumen war es ihm, dem Dichter, dann, als ſpräche dieſe Katharina wie eine Lebendige ihm Worte des Troſtes und des Segens zu, als nenne ſie ihm den Ort, der ihn von allem Irrdiſchen losleſen und auf beſchwerlichen, ſteilen Stufen endlich zum Himmel führen würde. Es war das Kloſter Port-Royal! Da lag es im Frieden des Mondes, jungfräulich wie eine nie betretene Inſel! Die Glocken läuten zur Abendmeſſe, leiſe und heimlich, durch die ſchweigende Landſchaft; eine Stätte der Beſchaulichkeit, eine Stätte des Gebets! Bricht der Sonnenſchein auch nicht voll und goldig durch die ſchmalen, trüben Fenſter ſeiner Zellen, eine andere Sonne leuchtet hinein: ſeine irrdiſchen Reize blühen am Fuß ſeiner Mauern, andere, himmliſche, ſtreuen Engel über dich, auf dich hin! Stätte der Ruhe, Stätte des Gebets! Wurde doch ſo manches Herz, wenn nicht heil, doch ſtill in dir! Nimm du den Dichter auf, den Dichter der Liebe, und laß die irrdiſche ſich zur göttlichen verklären!

So träumte, ſo grübelte er! Und weil er wohl fühlte, daß ein Mann von Geiſt ſich zu ſolchen Stimmungen, um ſie dauernd zu behalten, zwingen mußte, eine Pforte hinter ſich, nicht zu öffnen, für immer ſchließen, ſo dachte er an La Trappe.

Aus dem Gewühl der Welt schnell und spurlos verschwinden wollte er in jenem fürchterlichen Orte, wo ihn die Ordensregel zu ewigem Schweigen verdammte. Es war wieder ein Uebermaß, wieder ein excentrisches Beginnen!

Noch einmal sollte ihn der Zusammenhang mit seinem alten Leben erfassen.

Nach einem Spaziergange hatte er Alles überlegt, bedacht; dies sollte der letzte Abend sein, den er in Paris verlebte. Mit welchen Gefühlen trat er darum in sein Gemach! Er wird es nie wiedersehen, in diesem traulichen Halbdunkel der Dämmerung nie mehr am Fenster sitzen und den Blick über die Giebeldächer schweifen lassen und mit ihm die Gedanken — zu ihr! Zu ihr? Wie? Regt es sich da nicht hinter dem Vorhang? Wird er zurückgeschlagen? Da ist sie! Marie Champmeslé!

Welch ein Wiedersehen! Er starrte sie an, als ob er eine Erscheinung sähe; er wich zurück. Aber wie konnte er ihr entgehen? „Was hab' ich um Sie gelitten, Racine!" sagte sie schmeichelnd. „Sie vermeiden mich, all Ihre Freunde. Ist diese Welt für Sie nicht mehr die alte? «Wo ist Racine?» fragen sie im Theater, am Hofe, fragt selbst der König. Da hielt es mich nicht länger, da bin ich bei Ihnen! Nun schelten Sie mich!" Vielleicht hatte sie nie reizender und lieblicher ausgesehen, ihre Stimme hatte nie melodischer geklungen.

Racine wagte kaum, sie zu betrachten, so sehr fürchtete er noch die Gewalt ihres Blicks.

„Zürnen Sie nicht mehr!" bat sie. „Weg mit den Runzeln von Ihrer Stirn! Während Sie im Bois de Boulogne Klagelieder an Mond und Sterne gerichtet, hab' ich für Sie gehandelt und Anhänger geworben."

Racine lächelte nur. „Woran mahnen Sie mich, Marie?" sagte er endlich. „Das ist vorbei!"

Ein Strahl des aufgehenden Mondes zitterte auf seinem bleichen, schmerzzerwühlten Antlitz, daß ein heimlicher Schrecken über sie hinrieselte. Sie waren Beide allein im Zimmer, es regte sich nichts, nur der Vorhang am Fenster wehte leise.

„Sie sind krank, Racine!" flüsterte Marie Champmeslé — „krank im Herzen, krank an Gedanken; Sie bedürfen des Scherzes, Luft und Zerstreuung. Kommen Sie mit mir, in das Theater, ins Leben! Soll die «Phädra» Ihre letzte Tragödie sein?"

„Ja!"

„Und Ihre Zukunft?"

„Jenseit der Thürme!" entgegnete er und wies hinaus, wo die Spitzen von Notre-Dame sich in die Abendwolken verloren, „jenseits ist meine Welt! Es war ein harter Kampf mit allen Engeln der Finsterniß, nun ist's gut! Leben Sie wohl, Marie, leben Sie glücklich! Zieh' Jeder seine Straße — ich geh' ins Kloster!"

„Ins — Kloster?"

Sie hätte gelacht, wenn nur seine großen, starren Augen nicht unheimlich glühend in die ihrigen gesehen. Doch fuhr sie nach einer Weile muthiger fort:

„Nein, so lasse ich Sie nicht, ich entführe Sie! Morgen ist wieder Ihre «Phädra», an die man sich gewöhnt, die man schon zu fassen anfängt! Es gilt Ihren Triumph wie den meinen! Vorwärts, Racine! Schatten der Trübsal hängen über jedem Dasein, darf ich sie von dem Ihrigen verscheuchen?"

Sie legte ihm liebkosend ihre weiße Hand auf die Stirn, das schönste, mildeste Lächeln spielte um ihre rosigen Lippen. Trotz ihrer Treulosigkeit war sie ein Geschöpf voll Reiz und Magie.

Aber es war vorbei mit Racine! Er sah nur ihre Treulosigkeit, er fürchtete die Rückkehr in die Strudel eines sinnlichen Lebens. Sie schieden wie zwei Pole; sie stießen sich ab, verstanden sich nicht mehr.

Racine besuchte seitdem zu seiner Vorbereitung täglich die Kirche.

Da begegnete ihm eines Tags eine junge Dame im schwarzen Sammetkleide, schwarzen Mantel, tiefverschleiert. Herren vom Hofe in glänzenden Kleidern mit stolzen Federbuten folgten ihr und drängten sich um sie. Der alte Diener, der sie begleitete, blickte ängstlich, wie hülfesuchend, in diesem Gedränge umher, die Dame selber aber schien es kaum zu bemerken; nun aber — sie war noch wenige Schritte von Racine entfernt, auf den obersten Stufen der Treppe — mochte einer der Herren, verwegener als die Andern, eine Anrede an sie gewagt haben, denn sie erschrak und bebte ein wenig und Racine eilte hastig die Stufen hinauf, um ihr seinen Schutz anzubieten — da hatte sie den Schleier mit rascher Bewegung aufgeschlagen, daß er ihr Gesicht bis über die Augen hin freiließ. Dies Antlitz — es war die heilige Katharina!

Wenn je auf einem, so lag auf ihm sichtbarlich der Stempel der Heiligung, einer kindlichen, hingebungsreichen, ergreifenden Frömmigkeit; ernst und still brannten diese großen, schwarzen Augen aus den blassen, von leiser Röthe angehauchten Wangen hervor, nicht funkelnd, wie das Licht einer Liebes-

fackel in Amor's Hand, sondern wie krystallhelle Spiegel, die das Sonnenlicht, das Licht des Jenseits, gedämpft zurückstrahlen; Augen, vor denen jeder irdische Gedanke sich errötheud neigte, in den Staub hinab neigte, dem er entsprang. So traten die Cavaliere wie von Einem Gefühl ergriffen beiseite und nahmen huldigend die Federhüte vom Haupte. Schweigend, den Blick gesenkt, längst war schon der Schleier wieder darüber gefallen, ging sie an ihnen, an Racine vorüber, die Kirchentreppe hinab.

Das war die lebendige Katharina, das Ebenbild seiner Heiligen! Wie ergriff ihn dieser Anblick! Er gedachte, wie er als Knabe oft von der Mutter gehört, daß ein Mädchen, einst aus Siena aus dem Vaterhause gehend, weit über das Feld, ihren Erscheinungen und dem Ruf des Geistes folgend, einem mächtigen Grafen des Gebirgs begegnet sei, einem verbrecherischen, gewaltthätigen Manne, der auf seinem Wappenschilde die Worte trug: „Gottes und der Menschen Feind.“ Keine Ermahnung der Priester, nicht die Drohung ewiger Strafen noch ihr Bannfluch hatten seinen Frevelmuth gebändigt; da auf engem Waldpfad, diesem Mädchen gegenüber, sei er vor ihrem flammenden Antlitz geblendet niedergesunken, wie von dem Blitz des Gerichts getroffen, sein Schwert und seinen Schild habe er zerbrochen und in öder Einsiedlerhütte der Andacht und dem Gebet gelebt. Solch ein Blick war jetzt auf ihn gefallen und dies Mädchen mit bezwingender Gewalt in sein Leben eingetreten. War's die Aehnlichkeit mit dem Bilde, war's das Seltsame ihrer ersten Begegnung, das sich in seiner aufgeregten Phantasie noch zauberhafter und wunderbarer gestaltete, die ihm diese stille, sanfte, beschränkte Katharina von Romanet — wie er später erfuhr — in Himmelsglanz und Rosenduft malte? Genug, sie wurde die Herrin seiner Gedanken, eine milde, ausgleichende, beruhigende Herrin. Ein Geistlicher führte ihn beim Vater ein, einem Finanzpräsidenten, der nichts vom Theater kannte, es mied; einem frommen, heiligen Manne von jenem Pietismus, den wir aus der Spener'schen Schule kennen. Da sah er — seine Katharina. Stickend saß sie am Fenster und horchte auf die Reden des Vaters; zuweilen, wenn Racine in seiner beredten, hinreißenden Weise die Freuden der Einsamkeit pries, von seiner Jugend erzählte, ließ sie die Arbeit niedersinken und richtete ihre schwarzen Augen sinnend auf ihn. Daß dieser weichgestimmte, betrübte Mann mit der hohen, blassen Stirn ein großer Poet wäre, Tragödien geschrieben und schon ein reiches Leben genossen, sie wußte es nicht, sie ahnte es nicht. Weder der Vater noch Racine hatten jemals von dieser Vergangenheit gesprochen; dem Einen lag sie zu fern, der Andere wollte sie vergessen, bis auf die Erinnerung daran vergessen. So war ihr dieser Mann nur ein Heilsuchender, ein Unglücklicher, dem ihr Wort und ihr Blick Tröstung gewährte.

Und wie gern tröstete sie, wie lange hatte sie sich nach einem ihr verwandten Herzen gesehnt! Das war ihr verschwiegenster Wunsch gewesen! Denn es war einsam auch um sie; früh raubte ihr der Tod die Mutter; unter der Obhut einer Verwandten verfloß ihr die Jugend, die stillste, freudenloseste Jugend. In Gott leben, wie der Vater und die andern Hausgenossen, das war ihr Bestreben und ihr Vergnügen gewesen. Ihr Blick reichte nicht weit hinein in die Welt und suchte nicht mit den ziehenden Wolken andere Länder, andere Menschen. Wenn ihre Seele Schwingen hatte, waren es nur Schwingen der Andacht und Inbrunst, die sie gen Himmel, aber nicht in das Treiben und Wogen menschlicher Bestrebungen und Irrungen trugen. Nie jagte eine leidenschaftlichere Wallung, ein heftigeres Verlangen die Wellen ihres Blutes eiliger durch ihr Herz. Ihr gefiel die Beschränktheit ihres Seins und ihres Wesens, sie fühlte sich heimisch und sicher darin. Wie klein, aber wie goldig war diese Welt! Liebte Racine sie? In so vielen Tagen des Beisammenseins wurden sie sich Beide allmälig unentbehrlich. Ihn fesselte der Zauber, mit dem sie das Geschick nun einmal in seinen Augen umgeben, fesselte die Sinnigkeit und Klarheit ihres Wesens, die Keuschheit ihrer Erscheinung. Sie foderte nicht wie Marie Champmesle ein Aufgeben all seiner Gedanken, ein immer neues leidenschaftliches Werben, den Rausch der Liebestrunkenheit in jeder Stunde von ihm. Wie so gar nicht hätte dies ihrer besonnenen Ruhe entsprochen! Ihr genügte seine freundliche Rede, der Gruß, den er kommend und scheidend an sie richtete, die Veilchen, die er ihr brachte. Wenn er plötzlich nicht mehr in der Dämmerung bei dem Vater erschienen, mit ihr durch den eben im ersten Frühlingshauch und Frühlingslicht aufblühenden Garten Hand in Hand gegangen wäre, hätte sie gemeint, ein Sonnenstrahl sei erloschen, der bisher schimmernd auf ihrem Leben geruht. So wuchsen sie ineinander, leidenschaftslos in bescheidener Neigung. Die Freunde in Port-Royal schlossen sich täglich inniger an

den reuigen, geißgeknickten Dichter; mit der Eifersucht der Gläubigen hielten sie ihn von jeder Berührung mit der Welt des Theaters fern, verhinderten sie jede Annäherung, die Marie, der Graf von Tonnerre und die andern Genossen und Bewunderer Racine's versuchten. Sie brauchten nur den Kreis zu schließen, den das Schicksal selbst um ihn gezogen, brauchten diese gebrochene Seele nur fester mit den Psalmen des Glaubens in Frieden zu wiegen — er war eine niederbrennende Kerze.

Es war am 17. Juni 1677, daß Jean Racine in St.-Sulpice vor dem Hochaltare mit Mademoiselle Katharina von Romanet durch die Weihe der Kirche verbunden wurde. Nie gab es eine stillere, christlichere Ehe, ihr Haus war eine Stätte des Friedens. Nur zwei mal noch griff Racine in die Saiten seiner verstummten Leier, es geschah auf Bitten der „frommen" Marquise von Maintenon, welche den jungen Mädchen, die sie in St.-Cyr erziehen ließ, das Vergnügen und den Nutzen eines theatralischen Schauspiels gewähren wollte. Diese beide Gedichte sind „Esther" und „Athalie", nicht mehr Dithyramben entfesselter Leidenschaft, sehnsüchtige Liebeselegieen, sondern Psalmen von den Wassern von Babylon, von der Höhe des Salomonischen Tempels, Rosen von Jericho, Rosen von Saron; „Esther" — das Kind der Demuth, der Hoffnung und Inbrunst, „Athalie" — der Schlachtgesang der Gläubigen gegen die Nichtigkeit der Welt. Wie diese stolze Königin vor der Macht Jehovah's zusammenbrach, so war auch seine Freude an der Herrlichkeit des Lebens, seine Liebe zu Marien vor dem Rufe Gottes dahingeweht. Noch lange nach seinem Tode haben seine Freunde versichert, er hätte nie das Aufgeben seines Ruhms, das Verlassen seiner Laufbahn bereut. Wie gern glaubt man ihnen! Dem starken Herzen steht die Welt offen, dem gebrochenen der Himmel allein.

Wir wollten in dieser Erinnerung kein Beispiel aufstellen, wir wollten nur eine Thatsache aus der Geschichte des Geistes erklären.

Carl Frenzel.

Die Fata Morgana der Wüste.

Von Dr Nöbbelen.

Ueber die merkwürdigen Sinnestäuschungen (Hallucinationen), an denen Reisende in den Wüsten zu leiden pflegen, von den Arabern Ragl genannt, berichtet Graf Escayrac de Lauture in der „Revue de l'Orient" (November 1855). „Als ich", erzählt er, „auf dem Dromedar nach Belad und dem Sudan reiste und drei Nächte und zwei Tage nicht schlafen konnte, litt ich an allen Hallucinationen des Ragl. Mochte ich mit meinem Führer sprechen oder singen, im Sattel sitzen oder zu Fuß gehen und mein Gesicht mit kaltem Wasser bespritzen, immer stellten sich die seltsamsten Erscheinungen ein. Der Himmel bildete vor meinen Augen einen von allen Seiten geschlossenen Raum, thürmte sich auf wie eine Mauer, die Gestirne glichen Tausenden von Lampen, meine Augen schlossen sich, mein Kopf sank hinab und plötzlich fühlte ich, daß ich das Gleichgewicht verlor.

„Als ich mich jüngst nach Suez zu Herrn von Lesseps begab, reiste ich von Kairo mit einem Postdromedar. Selbst auf dieser kurzen Reise von 30 Stunden ward ich vom Ragl befallen, was jedoch wol daher kam, daß ich, eben erst von einer schweren Krankheit wiederhergestellt, ohne Lebensmittel mitzunehmen, abgereist war und auch unterwegs keine erhalten konnte. Zudem hatte ich seit zwei Jahren kein Dromedar bestiegen und Kairo so spät Abends verlassen, daß ich zwei Nächte unterwegs bleiben mußte.

„Die Täuschungen traten in allen Sinnen, selbst im Tastsinn auf, doch sind die Gesichtstäuschungen die häufigsten. Steine werden zu Felsen und Gebäuden, Fußtapfen der Thiere und Fahrgeleise nehmen das Aussehen bebauter Felder oder Wiesen an. Entfernte Schatten werden, besonders bei Mondschein, für Brunnen, Abgründe oder Schluchten gehalten, kleine Schatten scheinen belebte Menschen zu sein. Man sieht lange Reihen von Kameelen, Wagen, zahlreiche Heerden, Bataillone Soldaten, deren Uniformen sich unterscheiden lassen, vorüberziehen.

„Ein Congestivzustand der Gefäße der Augen scheint diesen Hallucinationen in der Wüste zugrunde zu liegen. Je nachdem das Auge mehr oder weniger geöffnet ist, haben die Gegenstände ein verschiedenes Aussehen. Sie scheinen nicht weiter als 50 Centimeters bis 1 Meter entfernt zu sein und rühren sich nicht. Ich bin durch Mauern gegangen, die immer wieder vor mir erschienen; ich streckte einen Arm gegen sie aus, konnte sie aber begreiflicherweise nie erreichen.

„Eine sehr häufige Täuschung ist das Emporrichten ebener Flächen. Gitter erheben sich zur Seite des Wegs, der Horizont wird zu einem Wall oder sehr umfangreichen Bottich, bisweilen glaubt man sich inmitten eines ungeheuern Kraters oder engen Alpenkessels zu befinden. Felsen, Häuser und alle verticalen Gegenstände scheinen

viel höher zu ſein, als ſie in der Wirklichkeit ſind, ohne an Breite zuzunehmen. Beleuchtete oder leuchtende Gegenſtände geben keinen Anlaß zu Täuſchungen. Wenn man ſich daher auch über die Natur der Geſtirne täuſcht, ſo erkennt man doch ſtets ihre Geſtalt, Lage und Größe. Der Nagl ſtellt ſich zuweilen Morgens, zuweilen Abends oder auch mitten am Tage ein. In letzterm Falle iſt die Geſichtstäuſchung durch den unerträglichen Glanz eines blendenden Lichts erzeugt und mit Luftſpiegelung verbunden. Die Form und der Umfang der Bilder ſind unbeſtimmt, ſie flimmern und ſchwanken.

„Gehörtäuſchungen kommen ſeltener vor, gewöhnlich nur im nüchternen Zuſtande und unter dem Einfluſſe des Samum, der die Ohren ermüdet und durch den aufgewirbelten Sand reizt. Auch wol bei Perſonen, die ſchon öfter an Ohrenſauſen litten, oder bei Fieberkranken, die Chinin gebrauchen, ſtellen ſich dieſe Gehörtäuſchungen ein. Töne, welche man wirklich vernimmt, werden durch die Phantaſie verändert, wie z. B. das Rauſchen des Landes. Der Stoß einer Erdſcholle, das Heulen des Sturms werden zu melodiſchen Geſängen oder auch wol zu einem Schrei der Verzweiflung, zum Rollen des Donners, zu Flintenſchüſſen u. ſ. w.“

Graf Escayrac hörte in einer Nacht das Geklapper einer Mühle und konnte nur mit Mühe die Quelle dieſes Geräuſches entdecken; endlich ſah er, daß die Troddel ſeines Gürtels an dem Sattelknopfe hin- und herflog, an welchem er, dem Gebrauch der Wüſte gemäß, ſeinen Säbel befeſtigt hatte.

Daß auch der Geruchs- und Geſchmackſinn Täuſchungen unterliegen, iſt leicht zu erachten. Die natürlichen Einwirkungen der Gegenſtände und die augenblicklich vorherrſchenden Vorſtellungen beſtimmen die Eigenthümlichkeit der Täuſchung auch hier.

Bei Menſchen gleicher Race und gleicher Bildung kommen auch immer dieſelben Bilder des Nagl vor. Sieht der Eine Berge, ſo ſieht ſie der Andere auch; erblickt der Eine ein Haus, ſo bemerkt es auch der Andere, wiewol die Berge und Häuſer des Einen weſentlich von denen des Andern verſchieden ſind. Einer unſerer berühmteſten Archäologen traf mit einem geſchickten Landſchaftsmaler in der Wüſte von Suez; Beide wurden vom Nagl befallen; ſie theilten ſich ihre Eindrücke gegenſeitig mit und erkannten zu ihrem Erſtaunen deren Identität.

Eine ſtarke Präoccupation übt auch zuverläſſig ihren Einfluß aus. Ein ausgezeichneter Arzt in Kairo wurde des Nachts zu den Pyramiden berufen, um einem ſchwer verwundeten Reiſenden beizuſtehen. Er ritt ab, aber der Schlaf lagerte auf ſeinen Augenlidern; die Ungeduld, zur rechten Zeit den Unglücklichen zu erreichen, machte ihm den Weg unſäglich lang. In der ſteten Erwartung, die Pyramiden zu erblicken, ſah er ſie plötzlich ſich aus der Dunkelheit erheben und glaubte ſich ihnen zu nähern, als ſie in Nichts zerfloſſen. Er ſah ſie zum zweiten mal und wiederum verſchwanden ſie. Dieſe Sinnestäuſchungen erneuerten ſich innerhalb zweier Stunden mehr als zwanzig mal.

Brehm („Reiſeſkizze aus Nord-Oſt-Afrika“) hält die Luftſpiegelungen (Fata Morgana) in den meiſten Fällen ebenfalls nur für Sinnestäuſchungen bei ſolchen Perſonen, die längere Zeit kein Waſſer getrunken und dem Verhungern nahe ſind. Sie ſehen dann die prächtigſten Bilder: vom Waſſer umfloſſene Landhäuſer, Palmenwälder an Seegeſtaden, Flüſſe mit bewimpelten und beflaggten Schiffen, ſtets alſo nur ſolche Gegenſtände, die mit Waſſer im Zuſammenhange ſtehen. Die Phantaſie ſchafft dann noch Häuſer, Bäume, Menſchen. Brehm ſelbſt litt an dieſem Zuſtande auf einem Ritt durch die Wüſte, nachdem ihm länger als 24 Stunden Trinkwaſſer gefehlt und die Reiſenden ſeit 18 Stunden nichts gegeſſen hatten, alſo vom Hunger und Durſt entſetzlich gequält waren. Sie ritten dem Nil zu und glaubten endlich ein Dorf mit vielen Palmen vor ſich zu haben, welche Erſcheinung ſich jedoch als nichtig erwies und noch unzählige mal wiederholte. Bald ſahen auch ſeine Begleiter die mannichfaltigſten Bilder, die nur Erzeugniſſe der Phantaſie waren und genau den Wünſchen zu Gunſten des leeren Magens und der lechzenden Zunge entſprachen. Iſt man aber vollkommen geſund und gegen Mangel geſchützt, dann verſchwinden alle Bilder der Spiegelung und nur das wirklich Vorhandene bleibt zurück.

Der berühmte Reiſende Richardſon, der ſich in der Wüſte verirrt hatte, berichtet: „Ich war von Müdigkeit erſchöpft, meine Sinne glichen denen eines Trunkenen; bald glaubte ich Stimmen zu hören, die mich riefen, bald ſah ich Reiter, bald einen Menſchen auf einem Dromedar, der mich ſuchte, und was am ſonderbarſten war, alle dieſe Eindrücke waren vollkommen nahe, ſie gehörten dieſer Welt an, keiner übernatürlichen. Ich

sah jeden Augenblick Menschen, die mich suchten, ich hörte sie fortwährend «Jakob! Jakob!» rufen und war umsomehr ein Spielball dieser Täuschungen, als es heller Tag war; jedes Gesträuch, jeder Sandhaufen wurde ein Kameel, ein Mensch, ein belebtes Wesen."

In der traurigen Lage Richardson's darf man sich über seine Hallucinationen nicht wundern, da er stets seine Karavane wiederzufinden hoffte. Escayrac begegnete vor vier Jahren in der Wüste von Dschurur einem dort verirrten Neger. Seit sechs Stunden hatte der Unglückliche nichts genossen; vom Nagl befallen, sah er nur falsche Wasserquellen, an welchen er sich erfrischen zu können glaubte. Er schritt vorsichtig auf dem Wüstensande, weil er sich auf durchnäßtem Boden wähnte. Bisweilen sah und roch er den Nil; er lief dann oder schleppte sich, bis ihn seine Kräfte verließen. Er rief den Grafen an und fieberte heftig. Die Haut war brennend heiß, die Zunge dick gelblich belegt, die Schleimhaut des Mundes, Schlundes und der Nase in hohem Grade alienirt, sodaß die Luft, welche uns brennend erscheint, ihm kühl schien. Dieses Gefühl von Kühle verwechselte er mit der Empfindung eines Trunkes Wasser. Die Sinne verlieren an Schärfe in dem Grade, als die Phantasie gewinnt; das Auge z. B. sieht, obwol offen, nichts oder fast nichts und kann mit großer Anstrengung kaum den nächsten Gegenstand unterscheiden. In einer Nacht reiste Graf Escayrac, von einem einzigen Führer begleitet, auf einem vielbesuchten und deutlich sichtbaren Wege; der Führer befand sich hinter ihm, als er vom Nagl befallen ward. „Sie sind nicht mehr auf dem rechten Wege!" rief plötzlich der Führer; „wenden Sie sich links!" Er wandte sich links und ritt über den Weg, ohne ihn zu sehen. Von neuem angerufen, drehte er sich rechts und mußte sich bald entschließen, den Führer, der ebenfalls vom Nagl befallen worden, auf allen Vieren hinkriechen zu lassen, um den Weg zu unterscheiden.

Mitten im Nagl sagte Escayrac Verse aus dem Koran oder Psalmen her, ohne irgendeinen Fehler; er versuchte mathematische Aufgaben zu lösen und es gelang. Auf seiner letzten Reise machte er sich mitten in diesem Zustande die genauesten Notizen über seine Reiseeindrücke, wobei zu bemerken, daß er beim Schreiben nach dem Blatte tasten mußte; er erkannte dasselbe nur hin und wieder und es erschien ihm wie ein großes, mit schönen Zeichnungen geschmücktes Album. Am nächsten Morgen überlas er die Notizen und fand, daß sie mit der größten Klarheit abgefaßt waren.

Man kann sich im Nagl auf dem besten Wege und mitten im Wachen, Scherzen und Singen verirren. Man ist seiner nicht mächtig und ein Führer, der z. B. eine Abtheilung Soldaten in diesem Zustande irreleitete, würde dies ohne seinen Willen thun und somit als unzurechnungsfähig anzusehen sein, was in gerichtlicher Beziehung sehr wichtig. Ob Jemand wirklich am Nagl leidet, läßt sich daraus erkennen, daß er die Arme ausstreckt, als ob er irgendein Hinderniß beseitigen wolle, die Augen weit öffnet, auf dem Sattel schwankt, am Zügel ohne Grund zerrt oder zu Fuß wie ein Trunkener geht und sich hin- und herdreht, um dem eingebildeten Gegenstande auszuweichen.

Die Gestirne werden von den Arabern stets zur Richtschnur bei ihren Wüstenreisen genommen; sie täuschen auch im Nagl nicht und wenn die ganze Karavane die Sterne, welche vom Führer bezeichnet sind, einmal kennt, so verfehlt sie nicht mehr den Weg. Die Araber, welche wenig schlafen und durch die Mühsale der Wüste abgehärtet sind, leiden seltener, aber doch auch zuweilen am Nagl; ihre elende Kost ist schuld daran, denn der Beduine ißt zuweilen mehre Tage hindurch nichts.

Der Nagl entsteht in der Regel zwischen Mitternacht und 6—7 Uhr Morgens und verschwindet während des Tags. Der am Tage auftretende ist furchtbar, weil er sich nur infolge der höchsten Erschöpfung einstellt. Gewöhnlich bildet er einzelne Anfälle, die mindestens einige Minuten dauern und plötzlich erscheinen, ohne daß man sich ihrer zu erwehren vermag. Er hört ebenso jäh auf, als er entstanden, fast immer ohne nachweisbare Ursache. Anfangs können Zerstreuungen, Waschungen mit kaltem Wasser den Anfall beseitigen. Manchmal gelingt dies auch, wenn man die Sterne fixirt oder Kaffee trinkt. Hat aber die Erschöpfung und Erregung der Nerven bis zu einem gewissen Grade sich gesteigert, so ist Schlaf das alleinige Mittel. Oft aber wird dieser durch die Aufregung verhindert und dann muß man zu Bädern seine Zuflucht nehmen. Bei sehr geistesschwachen Personen kann der Nagl zur Geistesstörung führen. Er kommt auch mitten im Schlaf vor und beide sind dann schwer voneinander zu unterscheiden, besonders in dem Augenblick, wo sie ineinander übergehen.

Der Nagl hat die größte Aehnlichkeit mit der Trunkenheit nach alkoholischen Getränken, mit dem

Rauſch durch Opium, Haſchiſch (ein dem Opium ähnliches berauſchender Hanfſamenextract), Safran, Ambra, Belladonna, Aether, mit Delirien Fieberkranker und den Sinnestäuſchungen der Gemüthskranken. Die Sinne betrügen nicht, ſie ſtellen als äußerliche Erſcheinung, als Wirklichkeit (Object) dar, was nur in der Einbildung (ſubjectiv) exiſtirt, und ſo ſind denn dieſe Hallucinationen oder innern Sinnestäuſchungen wohl zu unterſcheiden von der Illuſion, die mehr im äußern Sinnengebiete vorſichgeht und nur ein Anderserſcheinen wirklich vorhandener Gegenſtände iſt. Aber es gibt ein Seitenſtück zu dieſer Fata Morgana der Wüſte in der moraliſchen Welt — die geiſtige Fata Morgana, die uns, je nachdem wir mehr oder weniger ſanguiniſch geſtimmt ſind, die zukünftigen Ereigniſſe und Umſtände am Himmel unſers Geiſtes ebenſo trügeriſch vorſpiegelt, als jene Fata Morgana der Steppen und Wüſten ihre Traum-Zauberbilder an das Himmelsfirmament des phyſikaliſchen Horizonts wirft.

Der Thüringer Wald.

Von Berthold Sigismund.

I. Die Wandlungen des Waldes.

Im öſtlichen Theile des Thüringer Waldes, auf den dieſe Skizzen ſich beſchränken, iſt die Fichte die herrſchende Baumart; ſie bedeckt die breiten Bergrücken und ſchroffen Thalgehänge des hauptſächlich aus Thonſchiefer beſtehenden Gebirgs faſt ausſchließlich. Im unterſten Theile des Schwarzathals, welches als ein Prachtſtück des ſogenannten romantiſchen Thüringens mit faſt gänzlicher Vernachläſſigung des obern Laufs der Schwarza viel beſucht und weit bekannt iſt, unterbrechen einzelne mit Niederwald von Eichen und Birken bewachſene und von ältern weißſtämmigen Buchen beſchattete Thalwände den dunkeln Nadelwald und verleihen den durch Felſenzinnen unterbrochenen Forſten ein parkähnliches Anſehen. Weiter thalaufwärts dagegen wird die Fichte immer ausſchließlicher herrſchend und nur ſelten wird man durch einen lichtgrünen Buchenbeſtand freudig überraſcht. Fichten, unaufhörliche Fichten umſchließen den engen oder weiten Horizont von allen Seiten.

Wenn das Entzücken des Wanderers, der nicht Forſtmann von Fach iſt, über das tiefe oder lichtere Grün der alten und jungen Kronen und den ſüßen Walduft der Fichtenforſten verraucht iſt, ſucht das Auge, ſowie es auf dem einförmigen Ocean die Geſtalten der einzelnen Wellen ſtudirt, durch die Beobachtung der verſchiedenen Altersklaſſen der Fichtenbeſtände ſich zu beſchäftigen und findet wirklich am Beſchauen jenes Baums, der hier als kleiner Strauch zwiſchen Gras und Blumen ſproßt, dort als Stangenholz in Geſtalt von Chriſtbäumen ſeine regelmäßige Krone treibt, an einer andern Stelle als undurchdringliches Dickicht den Boden mit tiefer Nacht übergießt und wieder zwiſchen den hohen Kronen hindurch Goldblitze auf den Moosteppich gelangen läßt, für längere Zeit eine anmuthige Augenweide.

Aber endlich ermüdet, wie beim Beſchauen der Meereswellen, das Auge an den gleichalterigen Beſtänden, wo jeder Baum ſeinem Nachbar gleicht, wo das Einzelweſen, wie die Mannsgeſtalt in den modernen Schlachthaufen, der ſtarren Regel gehorchend, alle Individualität einbüßt und nur eine Einheit unter den vielen tauſend gleichen Einheiten darſtellt. Der Wanderer, der Sinn für maleriſche Schönheit hat, wendet ſich dann von den nur den Forſtleuten ſchön erſcheinenden, gleichalterigen Beſtänden hinweg auf die Stellen, wo an Felſenklippen Bäume aller Arten und Alter in bunter Schönheit erwachſen und neben dem Gattungstypus individuelle Charakterzüge tragen, und fragt am Schluſſe nicht ohne Mismuth: warum ſchuf die Natur in dieſen ſchönen Bergen ſolche einförmige Wälder, ſie, die ſonſt auf jede Gegend aus ihrem reichen Füllhorn alles Mannichfaltige herabgießt, welches da gedeihen kann?

Dieſe Monotonie des Waldes iſt lediglich von der Einmiſchung des Menſchen bewirkt. Der Thüringer Wald war in alter Zeit, wo man nach Bedürfniß an einzelnen Orten einige Stämme heraushieb und dem Walde ſelbſt ſeine Verjüngung überließ, jedenfalls ein faſt ſo bunter ſchöner Hain wie der Urwald der Vereinigten Staaten. Buchen und Eichen, Fichten und Tannen, Bergahorn, Eſche und Linde wuchſen in ſchöner Mannichfaltigkeit darin empor. Als man anfing, ganze Strecken in regelmäßigen Schlägen kahl abzutreiben, überließ man die Verjüngung den einzelnen alten Samenbäumen, die man als Stammhalter ſtehen ließ. Da entſpann ſich aber ein erbitterter Racenkampf, der an das ſelbſtſüchtige Treiben mancher in einem und demſelben Lande wetteifernden Menſchenſtämme erinnert. Wie der Europäer überall, wo er ſich in fremden Erdtheilen anſiedelt, in kurzer Zeit die Ureinwohner verdrängt und zum Ausſterben bringt, ſo drängte ſich auf dem gemeinſamen Waldboden der Nadelwald vor und unterdrückte durch ſeine verdunkelnden Kronen die langſamer aufwachſen-

den Laubbäume. Die Buche und der Bergahorn wurden seltener und konnten sich nur an wenigen Stellen behaupten. Die Forstleute sahen ohne Mitleiden mit den Unterdrückten, vielmehr wie viele Machthaber mit den Siegern sympathisirend, dem Vorherrschendwerden des Nadelwaldes zu, von dem ein mittelmäßiger Bestand ebenso viel Geld einbringt als ein guter Buchenbestand.

Aber auch in der Race der Ueberwinder entbrannte bald der Kampf. Die langsam wachsende, in ihrem schwermüthigen Ernste den nordamerikanischen Jagdvölkern ähnliche Eibe erlag zuerst. Vor einem Menschenalter noch war sie am Ausgange des schwarzburger Thals häufig genug, um bei Festlichkeiten ihre dunkeln Zweige zu Gewinden zu bieten; jetzt stehen die wenigen überlebenden Eiben in trauriger Verkümmerung da, wie die letzten Sprossen eines Stammes der Rothhäute.

Die Kiefer, welche nur in den Vorbergen ganze Waldflächen bildet, ist wol, wie heutzutage, auf den höhern Bergen auch in der Urzeit nicht reichlich verhanden gewesen. Ihre langen Nadeln, an denen sich im Winter der Duft in schweren Massen ansetzt und ihre brüchigen Aeste machen sie unfähig, den Unbilden des strengern Winters auf den Höhen zu widerstehen.

So blieben bald nur zwei Kämpen auf dem Plane, die Fichte und die Tanne. Die Fichte wächst rascher empor als die Tanne und gedeiht auch auf kahlen Blößen, während die junge Tanne, wie die Buche, nur im Schatten älterer Bäume gedeiht. Dadurch kam es, daß die Fichte bald die Oberhand gewann.

Auch bei dieser Unterdrückung des Schwächern leistete der Mensch hülfreiche Hand. Als statt der durch die Natur besorgten Saat zu künstlicher Bepflanzung geschritten wurde, weil man dadurch dem überall in Anspruch genommenen Boden größere Erträge abzugewinnen weiß, wählte man zur Anpflanzung mit Vorliebe die Fichte, welche rascher wächst, besseres Brennholz gibt und außerdem Harz und Gerberlohe liefert.

So wurde das rücksichtslose Streben nach dem Nützlichen auch hier der Feind des Schönen. Nur selten finden sich noch, wie bei Schwarzburg, größere Tannenbestände. Die im Thale und auf einzelnen Bergen versprengten Tannen aber zeigen, welchen mächtigen, schönen Baum die Tanne im Mannesalter bildet; die über 300 Jahre alten Greise des Wurzelbergs, welche die Namen verdienter Forstleute tragen, die wie sie das höchste Greisenalter erreichten, beweisen, mit welchem majestätischen Stolze diese alten Häuptlinge ihrem dem Untergange nahen Geschlechte vorstehen.*) Wie eine kolossale Säule strebt der weißrindige Stamm der Edeltanne, wie sie mit Recht heißt, empor; ihre kräftigen Aeste mit fittigartigen Zweigen streckt sie stolz ins Weite und strebt mit ihrer, durch sanfte Abrundung von den pyramidalen Gipfeln der Fichten verschiedenen Krone, welche die Zapfen nicht wie die Fichtenkrone hangen läßt, sondern wie Kerzen aufrecht trägt, mächtig zur Himmelsbläue empor. Zum Glück nehmen sich einige Forstleute des edeln Unterdrückten an und erziehen auf schattigen Beeten Pflänzlinge, welche hoffentlich das stattliche Geschlecht der Nachwelt überliefern werden. Außerdem werden sich die Freunde der landschaftlichen Schönheit freuen, daß bei den Forstleuten, die gewiß alle dem gemischten Forste den Preis der Schönheit zuerkennen, auch die Ansicht von seiner praktischen Vorzüglichkeit platzzugreifen scheint. Daß derselbe Boden leichter Bäume verschiedener Art ernährt als gleichartige, welche die ihnen tauglichen mineralischen Bodenbestandtheile ausschließlich verzehren, ist sicher. Außerdem sollen die in gemischten Beständen erzogenen kräftigern Stämme durch Stürme und durch Schneedruck sowie durch waldverderbende Insekten weniger leiden. Ist nicht die kräftigere Natur der im gemischten Walde erwachsenen Bäume ein Seitenstück zu der staatlichen Tüchtigkeit der aus verschiedenen Volksstämmen gebildeten Nationen, bei denen die Eigenthümlichkeiten, welche die durch Abstammung verschiedenen Menschen zu behaupten suchen, sich gegenseitig beschränken und die Gesammtheit zur tüchtigen Entwickelung bringen?

Später lebende Geschlechter werden, wenn die Ansicht von der Vorzüglichkeit gemischter Bestände durchdringen sollte, den uns selten gewährten Genuß, in Wäldern zu wandeln, wo neben der knorrigen Eiche die pfeilgerade Fichte emporstrebt, in Fülle haben und unter den verwebten Kronen von Tannen und Buchen die Forstleute segnen, welche erkannten, daß die Kraft nur mit der Mannichfaltigkeit und Schönheit gedeihen kann.

*) Die 140 Fuß hohe Tanne, welche den Namen Cotta's trägt, hat fünf Fuß über dem Boden 304 Zoll Umfang; die nach dem eisenacher Grenzen König genannte hat 150 Fuß Höhe und 252 Zoll Umfang. Mehrfacher Riesen stehen dort noch über hundert, und manche trieben neben dem abgestorbenen einen neuen Gipfel.

(Der zweiter Artikel: Die Holzhauer im Walde, in nächster Nummer.)

Anregungen.

Der Mangel an Liebe.

Ist es nicht zu früh, schon jetzt über unsere Zeit zu richten? Sind wir, ihre Söhne, nicht selbst noch zu sehr in ihr und ihren Gebrechen befangen, um ein gerechtes, unparteiisches Urtheil über sie zu fällen? Gibt es Einen in der Zeit Lebenden, der nicht irgendeiner der sich entgegenstehenden und bekämpfenden Parteien angehörte und von seinem Parteistandpunkte aus das Streben der Andern verdammen müßte?

Diese Bedenken haben einen Anonymus nicht abgehalten, unserer Zeit in einer kleinen Schrift: „Unsere Zeit", (Leipzig, Hermann Schulze, 1856), einen Spiegel vorzuhalten.

Der Verfasser geht von dem richtigen Grundsatz aus, daß Kopf und Herz oder Verstand und Gemüth gleich wirksam sein müssen, wenn die Menschheit den richtigen Weg einschlagen soll. „Wann geräth der Gelehrte, der Künstler, wie so leicht geschieht, in eine unnatürliche, einseitige Stellung? Sobald Jener nur seinen Verstand, Dieser nur sein Gefühl in Thätigkeit setzt. Wahrhaft große Gelehrte wie Künstler aber, ein Rubens, ein Goethe, Humboldt, Schinkel, stehen über dieser Einseitigkeit, denn sie gewähren beiden Richtungen ihrer Geistesthätigkeit gleiches Recht."

Von diesem Gesichtspunkt der Gleichberechtigung und der zu erstrebenden gleichmäßigen Ausbildung des Verstandes und Gemüthes aus beleuchtet der Verfasser die Gegenwart in den verschiedenen Gebieten des Lebens, in Kirche und Schule, in Handel und Wandel und vermißt überall das Gemüth, die Liebe; diesen Mangel schreibt er der einseitigen Wirksamkeit des Verstandes zu. „Unsere Jetztzeit", sagt er, „seit fast einem halben Jahrhundert, was zeigt sie uns? Fortschritte des Verstandes überall. Dampfkraft, Eisenschienen, schwimmende Zerstörer ganzer Städte sind das Ergebniß der Forschungen auf dem Gebiete des Verstandes. Riesenschritte im Bereich des Handels und Verkehrs und der Kriegskunst. Schritte, welche die genannten Erscheinungen vor der Reformation weit hinter sich lassen, gaben dem Verstande einen mächtigen Antrieb, einen Sprung, wie in der Weltgeschichte schwerlich ein gleicher zu finden ist. Und diese gewaltige Hebung des Verstandes zeigt sich in allen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft; wo aber bleibt das Gemüth, wo die Liebe?"

Der Verfasser erblickt überall nur Selbstsucht, kalte Berechnung in den Verfassungen und Verwaltungen der Staaten, in den Palästen der Reichen so gut wie in den Büchern des Kaufmanns, in der Werkstatt des Handwerkers und in der Hütte des Tagelöhners. „Die Gesetze und Verordnungen unserer Tage seien verständiger, bestimmter, klarer, aber auch kälter, liebloser geworden. „Das frühere Gemüthliche in dem Verhältniß zwischen Geschäftsleuten und Beamten untereinander, zwischen Vorgesetzten und Untergebenen konnte wahrlich Besseres wirken wie die kalte, formelle Berücksichtigung, welche heutzutage an dessen Stelle tritt. «Ein Mann, ein Wort!» dieser Satz verliert immer mehr an Wahrheit; Kauf-, Pacht- und Miethverträge verclausuliren sich immer ängstlicher und die Vorsicht vor Täuschungen wird im Handel und Wandel mit jedem Tage dringender nöthig."

Wir geben nun dem Verfasser gern zu, daß unsere Zeit neben den Fortschritten, die sie in Erkenntniß der Natur, von den Atomen und Infusorien an bis zum Planeten- und Kometensystem, aufzuweisen hat, das Gemüth und die Liebe wenig berücksichtigt. Selbstsucht und kalte Verstandesberechnung sind allerdings stark an der Tagesordnung. Aber wenn wir dies auch im Verkehr der Einzelnen beklagen müssen, im Großen und Ganzen ist unsere Zeit doch gegen die mittelalterliche und antike eine bei weitem humanere geworden und hat in Gesetzen und Institutionen mehr christliche Liebe aufzuweisen als das gläubige Mittelalter, als die Scheiterhaufen für Ketzer loderten und Folterqualen die Verbrecher peinigten; sie ist humaner als das humanistische Alterthum, in welchem die Sklaverei bestand und sogar von einem Aristoteles gerechtfertigt wurde. Wenn es sich um die Beurtheilung einer Zeit handelt, so muß man dieselbe vom historischen und nicht vom individuell moralischen Gesichtspunkt aus auffassen. Die einzelnen Menschen können sehr selbstsüchtig sein — und zu welcher Zeit waren sie es nicht? — und doch kann die Zeit im Großen und Ganzen besser sein als frühere Tage. Auch hat man bei Beurtheilung von Zeitgebrechen die Verhältnisse zu berücksichtigen. Gewisse Tugenden, die unter kleinen Verhältnissen und im beschränkten Kreise sich entwickeln, wie die Gastfreundlichkeit und die damit verbundene Gemüthlichkeit, verschwinden in größern Verhältnissen. Schon das Leben in großen Städten und Staaten ist ein anderes als in kleinen. Die Klagen des Verfassers gleichen daher fast denen eines Dorfbewohners, der aus seinem gemüthlichen Kreise plötzlich in die Residenz des Reichs versetzt wird und dort Alles so kalt, so fremd, herzlos und ungemüthlich findet. Nicht anders ist es mit dem Sprichwort: „Ein Mann, ein Wort!" Der bloße Handschlag mußte allerdings zu einer Zeit viel gelten, wo das Schreiben unter allen Ständen noch eine Seltenheit war; doch folgt daraus nicht, daß man die mit Wort und Handschlag bekräftigten Verhältnisse besser gehalten habe als jetzt die unterschriebenen und besiegelten. Processe wegen Treulosigkeit und Wortbruch hat es zu allen Zeiten gegeben.

Unterricht und Erziehung.

In der Reihe der Weber'schen „Illustrirten Katechismen", die in populärer Weise nützliche Kennt

nisse verbreiten, ist auch ein „Katechismus des Unterrichts und der Erziehung. Von Dr. C. F. Lauckhard", erschienen (Leipzig, J. J. Weber, 1856), — ein Büchlein, das wir wegen der vielen goldenen Lehren und Regeln, die es für Erzieher in Schule und Haus zusammenstellt, nicht genugsam empfehlen können.

Von dem anerkannten Grundsatz ausgehend, daß Schule und Haus vereint für die Jugendbildung wirken müssen, hat der Verfasser den Versuch gemacht, auf dem Wege der Belehrung Aeltern und Lehrer zusammenzubringen. „Schule und Aelternhaus", sagt er im Vorwort, „stehen sich fern und sind sich fremd. Sie werden aber bekannter miteinander werden, wenn beide Theile erst wissen, was für ihren gemeinschaftlichen Zweck Arbeit und Aufgabe ist."

Schön beantwortet der Verfasser die Frage: „Wie soll der Lehrer seine Schulkinder betrachten?" folgendermaßen: „Als zarte Pflänzchen von hohem Werthe, die seiner Pflege und Wartung anvertraut worden, die, seiner Liebe bedürftig, voll Hoffnung und Vertrauen zu ihm emporschauen. So schauen die kleinen Feldblumen auf den Wiesen, im Wald und zwischen dem Korn verlangend zum Himmel auf, bald nach Regen, bald nach Sonnenschein, die ihnen Wachsthum und Gedeihen geben. Darum vergiß nicht, auch seine Stunde, was du deinen Kindern fortwährend schuldig bist!" Der rechte Lehrer ist nach dem Verfasser seiner Schule, was die Sonne der Erde ist, von ihm kommt Wärme und Licht, Leben, Wachsthum und Gedeihen. Und diesem Gesichtspunkt entsprechend sind denn auch die Speciallehren und Vorschriften, die der Verfasser für den Unterricht gibt. Die beste Lehrart nennt er mit Recht die „anschauliche", worunter er jedoch auch die inwendige Anschauung mit begreift. Er warnt davor, die Anschaulichkeit mit ermüdender Vollständigkeit zu verwechseln. „Wer anschaulich unterrichtet, der stellt die Sachen so hin, daß man sie mit Augen zu sehen und mit Händen zu greifen meint." „Wer dagegen vollständig lehrt, der ängstet sich und die Kinder und bringt das Kleinste und Unwichtigste vor, daß er ja nichts auslasse, wodurch das ganze Gemälde wiederum zerstört, verwischt und weggenommen wird." Der Verfasser erläutert dies durch ein illustrirtes Beispiel. Für den wichtigsten und schwierigsten Theil des Unterrichts hält er mit Recht den Religionsunterricht, in dem er fünf Stufen unterscheidet. Von dem Unterricht in der Literatur verlangt er, daß derselbe sich eher die Bildung des Geschmacks- und Schönheitssinnes sowie das Interesse für das wahrhaft Große und Edle zum Ziel setze als eine bloße Bekanntschaft mit den Namen der Dichter, ihren Geburts- und Sterbetagen und der Aufzählung Dessen, was sie geschrieben haben. „Wenn junge Leute die großen deutschen Dichter des vorigen Jahrhunderts kennen lernen und wenn man von Jedem etwas, aber gründlich, mit ihnen gelesen hat, so werden sie mehr Frucht davon haben, als wenn man ihnen die ganze Literaturgeschichte aller und neuer Zeit in kurzem Abriß vorgelegt hätte." Interessant und beachtenswerth sind auch des Verfassers Bemerkungen über das „Strafen" in den Schulen und namentlich über den Gebrauch des „Stocks". Er räth den Lehrern, sich statt des hölzernen Stocks einen „eisernen Willen" anzuschaffen. Ist aber die körperliche Züchtigung in gewissen Fällen nothwendig geworden, soll sie „auch fühlbar angewendet werden", doch nur bei Schülern zwischen 9—14 Jahren, weil vorher das Alter zu zart ist und nachher Züchtigungen leicht böses Blut machen.

Gesund und maßvoll, auf psychologischer Kenntniß des kindlichen Wesens beruhend sind außer den Unterrichts- auch die Erziehungsgrundsätze des Verfassers. Er lehrt, wie die Erziehung im Gebiete der Empfindung, des Willens, des Verstandes, der Phantasie und der Vernunft zu verfahren habe, um ihren Zweck zu erreichen. Was die Methode der häuslichen Erziehung betrifft, so fodert der Verfasser von den Erziehern 1) Aufmerksamkeit, 2) Ruhe und Besonnenheit, 3) Einsicht, 4) Energie und Beharrlichkeit, 5) Heiterkeit. In den Eintheilungen des geistvollen Verfassers haben wir überhaupt die Fünfzahl vorherrschend gefunden. So nimmt er z. B., abweichend von der herkömmlichen Psychologie, fünf Temperamente an und nennt das fünfte Temperament das geniale, weil es aus einer glücklichen Mischung der vier übrigen bestehe. Gegen diese Fünftheilungen ließe sich Manches einreden. Aber dies berührt nicht den Kern der pädagogischen Principien des Verfassers, sondern nur seine, bei allem Witz und Scharfsinn doch zuweilen etwas gesuchte Art zu systematisiren.

Aus dem ganzen Büchlein, das in geringem Volumen einen großen Reichthum von Ideen umfaßt, wird man ersehen, daß die Erziehung eine wirkliche Kunst ist, zu der, um Großes in ihr zu leisten, ebenso wie zu allem Andern angeborenes Talent gehört. Wo dieses fehlt, werden auch die besten Erziehungslehren nicht viel helfen; wem es aber gegeben ist, auf den werden des Verfassers Ideen befruchtend wirken.

Lebensblicke

von L. H.

Unserer Zeit thut Vieles noth, aber vor allem das Sich-Wissen und Sich-Finden in einem großen Ganzen.

* *

Das Herz muß erst reich sein, eh' es glücklich werden kann.

* *

Besitz ist nichts — den Besitz beherrschen Alles.

* *

Begeisterung ist die dunkle Locke, Weisheit das silbergraue Haar. Wie schön kleidet jene das jugendlich blühende, diese das gedankenvoll sinnende Haupt!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 2.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Der Weiberfeind.

Novelle von Theodor Mügge.

I.

In meiner Jugend besuchte ich oft einen Prediger, der mit mir verwandt war. Sowol er wie seine Frau waren alt, liebten aber dennoch Kinder, wie es gewöhnlich bei Edelleuten der Fall ist, die selbst keine haben. Hier fehlte mir also nichts von Allem, was man in seiner Jugend am liebsten wünscht, am wenigsten das Liebste: eine mehr als gewöhnliche Freiheit. Diese benutzte ich hauptsächlich, um Besuche auf einem naheliegenden Herrenhof zu machen, zu dessen Besitzer mich sowol Ergebenheit wie Neugierde zog.

Von mittlerm Alter, groß von Wuchs, von dunkelm Antlitz, lag doch etwas in demselben, das den jungen muntern Knaben durchaus nicht abstieß; obwol auch seine vielen, schönen Gemälde, Bilderbücher und Blumen kräftig mitwirkende Beweggründe meiner häufigen Besuche auf Mörkedal waren.

Dieser Hof lag tief unten in einem engen Thal, sodaß man ihn nicht eher sehen konnte, als bis man beinahe gerade vor ihm stand. Eine Au, beinahe versteckt durch große dunkelblätterige Erlen — lag dicht unter den Fenstern und der in altem Stil prächtige Garten, der in Ueberfluß mit herrlichen Fruchtbäumen versehen war, ward außerdem von stolzen Tannenalleen umgeben und durchschnitten. Ein Treibhaus — damals gewiß das einzige in Jütland — befand sich mitten im Garten; ich erkannte dort in Wirklichkeit viele der tür-

ländischen Gewächse wieder, deren prächtige Abbildungen so oft meinen Blick bezaubert hatten: den großblätterigen Pisang, welchen man beinahe glaubt wachsen sehen zu können; den duftenden spanischen Jasmin; die Orange, gleichzeitig mit Blüten und Früchten prunkend; den Cactus, welcher die Schönheit der Lilie mit der des Veilchens vereint; ich athmete den Wohlgeruch der Reseda und der Hyacinthe sowie den Duft vieler anderer Gewächse, welche eine wärmere Sonne jenseit der Alpen gereifen läßt. Der Hof selbst barg innerhalb seiner dicken dunkelrothen Mauern eine Sammlung schöner Seltenheiten: einen Globus, der mir den Mond wie eine Landkarte darstellte; eine Elektrisirmaschine mit einer Batterie, die im Kleinen die Wirkungen des Blitzes zeigte; eine Luftpumpe, eine Harfe und vieles Andere.

Doch von allen Seltenheiten war keine so merkwürdig wie ihr Besitzer. Außerordentlich reich — als Besitzer zweier Güter — lebte er dennoch sparsam und still; er gab keine Gesellschaften und besuchte auch keine, er probte selten den Wein seines gutversehenen Kellers. Er war Edelmann, aber suchte niemals und bekam auch keine andere Auszeichnung als das kleine „von" vor seinem Namen. Er kleidete sich einfach, ja wol gar unter seinem Stand; ich sah ihn stets in einem langen, grünen Rock mit großen Aufschlägen, in gelben Lederhosen und steifen Stiefeln; ein langer, schwarzer Zopf — wie ihn ehemals die Soldaten trugen — hing auf dem breiten Rücken hinab und ein kleiner, spitz zulaufender Hut bedeckte nur den Schei-

tel des schwarzlockigen Hauptes. Seine Wohnung, seine Equipage u. s. w. war ein wunderbares Gemisch von Altem und Neuem; neben einem Ebenholzschrank mit unendlichem Schnitzwerk, Engel, Arabesken, Blumen und Dergleichen darstellend, hing ein — damals — moderner venetianischer Spiegel und auf einem englischen Schweifsfuchs lag eine verschlissene Plüsch-Reitdecke; kurz, die einzelnen Kostbarkeiten stachen nur umsomehr gegen die übrigen, altertümlichen und oft geschmacklosen Sachen ab.

Herr Arthur (auf beiden Gütern hieß er nur der „Herr") war übrigens nichts weniger als geizig; er schmückte nicht allein seine vielen Kirchen sowol innen wie außen, sondern er baute auch Schulen und Hospitäler und teilte diesen allen bedeutende Legate; er erbaute oder setzte ferner beinahe alle Bauernhöfe der Güter in Stand und half durch Vorschuß, durch Aufschub der Abgaben, oder indem er Denjenigen Alles erließ, welchen geholfen werden sollte. Ungeachtet wurde er nicht nach Verdienst geliebt, vielleicht weil er oft mürrisch und erbittert und nicht ganz frei von Groll war.

Aber was unternahm denn der reiche Mann eigentlich zu seinem Vergnügen? so möchte man fragen, denn wohlzuthun ist schön und edel; aber erheiternd kann es doch nicht sein, besonders wenn man für seinen Edelmuth nur Undankbarkeit als Lohn erntet; wie brachte Herr Arthur seine Zeit zu? spielte er? — ja, auf der Harfe — ging er auf die Jagd? nein — scherzte er denn mit den schönen Bauernmädchen? keineswegs; er war im Gegentheil ein Weiberfeind.

„Sie scherzen: wer könnte wol Frauenzimmer hassen?"

Keiner, meine schöne Leserin! Keiner, der das Liebenswürdigste beider Geschlechter kennt; aber leider kannte Arthur es nicht, er — verkannte es. Und hierin bestand gerade seine größte und beklagenswertheste Sonderbarkeit; er war in solchem Grade Weiberfeind, daß er kein einziges weibliches Wesen in seinem Dienste duldete.

„Aber wer bereitete denn seine Speisen?" Ein Mann.

„Wer molk seine Kühe?" Männer.

„Wer wusch, segte, scheuerte, wer kärte die Fenster?"

Männer, nur Männer. Keine Bäuerin wagte es, seine Pforte zu überschreiten und nur mit gezwungener und kalter Höflichkeit empfing er die seltenen Besuche seiner weiblichen Verwandten, die seine Blumen sahen und seine Weintrauben kosten wollten. Das einzige Frauenzimmer, dem er sowol Achtung wie ein gewisses Wohlwollen bewies, war die Frau des Predigers, meine bereits erwähnte Gevatterin. Mit ihr hörte ich ihn zuweilen sogar auf eine recht freundschaftliche Weise scherzen, sonst waren seine Unterredungen mit dem schönen Geschlecht ebenso kurz wie trocken und bestanden von seiner Seite nur in lakonischen Antworten.

Einst fragte ich meine Tante, weshalb gar keine Mädchen auf Merkedal wären?

„Mein kleiner Augapfel!" gab sie ausweichend, mit gutmüthigem Scherz zur Antwort, „hast du niemals gehört, daß die Mädchen mehr zerschlagen und entzweibrechen als Männer? und du hast ja gesehen, daß Herr Arthur so viele kostbare Spiegel und Theetassen hat."

Umsoweniger mit dieser Antwort zufrieden, da ich kurz zuvor eine Tasse zerbrochen hatte, wandte ich mich, um bessern Bescheid zu bekommen, an ihren Mann.

„Hm!" sagte er, „es ist nicht gut, wenn du es jetzt schon weißt, wenn du groß bist, will ich es dir vielleicht erzählen."

Er hielt wirklich Wort; nach seinem Tode, der einige Jahre später erfolgte, fand man ein versiegeltes Päckchen für mich, mit der Ermahnung, es nicht vor meinem Verlobungstag zu öffnen. Hier folgt der Inhalt desselben in wortgetreuer Abschrift.

Mein lieber, junger Freund!

Wenn du diese Blätter empfängst, dann bin ich wol, der Ordnung der Natur und der Barmherzigkeit Gottes nach, bei meinen Vätern, und du wirst, wie ich hoffe, dasjenige Alter erreicht haben, in welchem du nicht ferner meiner Ermahnungen bedarfst. Aber deshalb wirst du doch gewiß nicht meinen Rath und meine Erfahrungen verachten; eine dieser könnte dir vielleicht, wenn du verlobt bist, nützlich sein, da Gefühl und Einbildungskraft der Vernunft so leicht den Zügel entreißen und dies umsomehr, da du in deiner Kindheit den Mann kanntest und liebtest, dessen Geschichte ich nun erzählen will.

Du wirst aus derselben wenigstens lernen: „daß der Schein oft trügt" und zuweilen in solchem Grad, daß man kaum seinen eigenen Augen trauen darf. Gott gebe, daß du durch tugendhafte Liebe glücklicher werden mögest als er, dessen Augen ein falsches Mistrauen verblendete und dem sie nicht eher geöffnet wurden, als bis es zu spät war und der Tod sie für beständig schloß.

Nachdem ich mein Attestat genommen hatte, wurde ich dem alten Herrn Arthur recommandirt und war so glücklich, seine Gewogenheit zu gewinnen und das Versprechen zu bekommen, daß ich die erste Pfarre, welche vacant werde, erhalten solle. Er veranlaßte mich, solange bei ihm zu wohnen, bis Solches einträfe und bis dahin seinen einzigen Sohn in lebenden Sprachen zu unterrichten.

Der junge Herr Arthur war ein schöner Mensch, wohlerzogen und leutselig, fromm und treuherzig. Er war munter, ohne wild zu sein; scherzhaft, ohne der Satire zu verfallen. Ungeachtet er einige Jahre jünger war als ich, wurden wir doch, der Aehnlichkeit wegen in unsern Grundsätzen und in unserer Denkweise, bald Freunde. Wir waren Beide gottesfürchtig und tugendhaft; er aber war feurig und heftig in seinen Gemüthsbewegungen — ich dagegen gesetzt und ernst, weshalb er mich auch beinahe wie einen ältern Halbbruder ansah.

Der alte Herr war während eines Theils des Jahrs mit einem periodischen Brustkrampf behaftet, der sich regelmäßig im Herbst mit beständig zunehmender Heftigkeit einfand, weshalb er auch jeden Laubfall als den letzten betrachtete, welchen er erleben würde. Deshalb wünschte er seinen Sohn vor seinem Tode verheirathet zu sehen, ungeachtet dieser wenig über 20 Jahre alt war.

Einige Meilen von Mörkedal entfernt wohnte, wie du dich wol erinnern wirst, Oberst H . . . . . mit seiner einzigen Tochter, Fräulein Mathilde, in recht guten Umständen; dieses Mädchen hatte Herr Arthur zur Frau für seinen Sohn ausersehen und das Fräulein selbst sowie auch ihr Herr Vater waren Beide der gedachten Heirath geneigt, vor welcher dagegen der junge Herr große Abneigung zeigte. Dennoch glaubten die Alten, daß dies sich wol finden würde und bestimmten einen Tag zur Verlobung, die auf Mörkedal stattfinden sollte. Aber als Alle versammelt waren, erklärte mein junger Freund geradeheraus, daß er noch keine Verbindung eingehen wolle.

Der Vater sowol wie der Oberst und das Fräulein Tochter wurden bei dieser Erklärung sehr niedergeschlagen; aber hierbei war fürs erste nichts zu thun und man trennte sich mißvergnügt voneinander. Als die Fremden fort waren, kam der Alte zu seinem Sohn auf mein Zimmer, wo letzterer sich — so zu sagen — verrückt hatte. Der Alte war sehr aufgebracht und verlangte vom Sohne bestimmte Gründe für seine Weigerung.

„Ich will mich nicht begnügen", rief er, „mit dem einzigen: ich mag sie nicht leiden; sage mir weshalb nicht? weshalb nicht?"

„Papa, sie ist so häßlich!" antwortete der Sohn.

„Häßlich? Kindergewäsch! worin besteht die Häßlichkeit?"

„Ja, Papa!" sagte er, „häßlich ist sie; sie hat aschgraues Haar, ein aschgraues Gesicht, schwarze Augen wie ausgebrannte Kohlen auf einem Aschenhaufen, bellrothe Lippen und graue Zähne; wenn ich sie sehe, so denke ich immer an die alte graue Katze, die schmeichelnd und schlenkernd sich an mich schmiegt; aber ehe man es ahnt, die Krallen ausstreckt."

„Hör'! hör'!" rief der Alte, „welche Ausdrücke!" Ich sage dir: das Fräulein ist eine schöne und angenehme Dame. Als sie heute hier in vollem Putz stand — —"

„Gleich sie wahrhaftig", unterbrach ihn der Junge, „einem Blumentopf auf unserm Porzellan-Kachelofen, unten breit wie ein Scheunenthor und schmal in der Mitte — so schmal, daß ich sie mit einer Reitpeitsche wie einen Kohlstrunk mitten durch würde haben schlagen können."

So böse der Alte auch war, konnte er doch nicht umhin zu lächeln und als er selbst dies merkte, ging er schnell hinaus und schlug die Thür zu. Der Sohn lief ihm nach, da er ein seelengutes Herz hatte und es nicht ertragen konnte, seinen Vater erzürnt zu sehen. Es glückte ihm auch bald, diesen zu besänftigen; denn als ich bald nachher in die Wohnstube trat, sah ich, daß er mit Zärtlichkeit die Hand des Alten küßte. Von nun an wurde über die erwähnte Verbindung nicht mehr gesprochen.

Nicht lange nachher ereignete es sich, daß der junge Herr Arthur zu einem Gastmahl eingeladen ward — ich glaube nach Silkeborg —, wo man auch, da es in der frohen Weihnachtszeit war, den Tanz nicht vernachlässigte. Bei der Rückkehr bemerkte ich eine vollkommene Veränderung an ihm; er war still und gedankenvoll, sprach nicht mit mir und fragte ich ihn, so bekam ich verkehrte und unverständliche Antworten — kurz gesagt, er war verliebt. Dies offenbarte er mir endlich auf meine freundschaftlichen und zuweilen bekümmerten Fragen nach seinem Befinden.

Auf Silkeborg hatte er ein junges Mädchen kennengelernt, das sein Herz ganz eingenommen hatte — ein schlimmer Umstand! Sie war eine Predigertochter, also bürgerlichen Standes und zugleich arm. Ich stellte ihm vor, daß er unter

ſolchen Umſtänden ſchwerlich die Einwilligung ſeines Herrn Vaters erwarten könne und bat ihn deshalb, ſich das Mädchen aus dem Sinn zu ſchlagen.

Ich predigte tauben Ohren; mit aufbrauſender Heftigkeit fragte er: „Kennen Sie Elisabeth Lund?“

Ich antwortete: „Ja, ſie iſt ein ſchönes und angenehmes Frauenzimmer.“

„Schön!“ rief er, „angenehm! ſchön! Herr Andersen! ſie iſt ein Engel!“

„Sie kann es werden“, antwortete ich.

„Man ſoll nicht witzig ſein“, ſagte er heftig, „wenn man von Fräulein Lund ſpricht; ſie iſt zu rein, zu heilig — Herr Andersen! Sie ſollen nicht einmal lächeln, wenn die Rede von ihr iſt!“ und dabei ſprang er mit einem Eifer fort, als ob ſeine Wohlfahrt auf dem Spiele ſtünde; ich ſah ihn den ganzen Tag nicht wieder.

Am nächſten Morgen war er jedoch ſoweit zu ſich ſelbſt gekommen, daß ich vernünftig mit ihm reden konnte — denn es zeigte ſich bei ihm ſo recht wie ein Fieber mit Paroxismen und darauf eintretender Mattigkeit —; ich fragte ihn nun genau aus: ob das Mädchen es ſich habe merken laſſen, daß ſie ihn leiden möge? oder ob er ſelbſt mit ihr von ſeiner Neigung geſprochen habe?

Mit tiefen Seufzern verneinte er beide Fragen; er hatte kein einziges Wort ſprechen können, weil er ſie nur anſah; ſie hatte freilich etwas geſagt, aber er hatte nicht genau darauf Acht gegeben, was es war, weil er genug damit zu thun hatte, ihre Lippen anzuſchauen.

Da ich nun merkte, daß ſeine Neigung ſo heftiger Natur war, daß es mir nicht möglich ſein würde, ſie mit Glück zu bekämpfen, ſo gab ich ihm den Rath: Alles dem Alten rein heraus zu bekennen und die Hoffnung auf deſſen väterliche Liebe zu ſetzen — aber das wagte er nicht; er war furchtſam, unentſchloſſen und wußte weder aus noch ein; was er thun konnte, wollte er nicht; was er wollte, durfte er nicht. So ging ich denn zum Alten und berichtete im Namen des Sohnes.

Anfänglich ward er ſehr erzürnt; er meinte, Nachgiebigkeit genug gezeigt zu haben, indem er die vortheilhafte Heirath mit dem Fräulein von H..... abgebrochen; ſollte er nun ferner zugeben, daß ſein Sohn ſich mit einer armen Predigertochter verbinde? Als ich ihm aber die Stärke und Heftigkeit der Liebe des jungen Mannes vorſtellte, als ich es ihm zu Gemüth führte, daß er nur dieſes einzige Kind habe, das vielleicht ſterben würde, wenn er das Mädchen nicht bekäme und daß dieſe wohlerzogen und unbeſcholten ſei; daß ſein Sohn ja mehr als reich genug, um ein armes Mädchen glücklich zu machen; und endlich, daß ſie, gerade weil ſie aus Armuth und geringem Stand zu Ehren und zum Reichthum emporgehoben, ihrem zukünftigen Gemahl umſomehr ergeben ſein würde; da antwortete er gerührt: „Wahrlich, Herr Andersen! Da ſagen Sie etwas — laſſen Sie meinen Sohn zu mir kommen!“

Mit guten Verhoffnungen ſandte ich den verliebten Jüngling zum Vater. Nachdem ſie eine kurze Zeit zuſammengeweſen waren, kam mein junger Freund in mein Zimmer geſprungen, umſchlang meinen Hals und küßte mich, dann lief er wieder hinaus, ohne ein einziges Wort geſprochen zu haben — was ja auch überflüſſig war — und bevor ich meine Pfeife geſtopft und angezündet hatte, hörte ich ihn vom Hofe galoppiren.

Ich kann mir die Mühe ſparen, ſeine Bewerbung zu erzählen, zumal er es ſelbſt in einem Brief gethan hat, den ich einige Tage darauf erhielt. Ich will ihn vollſtändig mittheilen, da derſelbe die ſein ſanguiniſches Temperament zeigen wird und ein Beiſpiel ſeiner ſonderbaren Schreibweiſe abgibt.

Mein lieber Herr Andersen!

Ich bin im Paradieſe! Sie iſt mein! Der ſchönſte aller Engel Gottes iſt mein! Und ſie liebt mich; das lieblichſte, klügſte, witzigſte, frömmſte Mädchen auf Erden hat mir ſein unſichtbares Herz geſchenkt! Ich bin halb wahnſinnig vor Freude; ich träume während des Tags und ich wache während der Nacht; aber wäre es nicht auch eine Schande, mit einem Herzen ſo voll Glückſeligkeit zu ſchlafen? Bin ich bei ihr, ſo können meine Augen ſich nicht ſchließen, um ſie zu ſehen und bin ich fern von ihr, ſo peinigen mich Unruhe und Sehnſucht; und ſowie meine Augen zufallen, träume ich von ihr, mir träumt, daß ſie mich umarmt, oder daß ſie ſticht, daß ſie krank iſt oder todt; dann fahre ich geängſtigt empor und der Schlaf iſt fort. Ich werde wirklich jeden Abend eine Doſis Opium nehmen, ſonſt wache ich mich todt. Ich bin in ebenſo großer Gefahr zu verhungern; bei Tiſch vergeſſe ich ſowol zu eſſen wie zu trinken. Wenn ſie mich lächelnd anſieht, ſo verliere ich Löffel und Meſſer; ich werde ja geſättigt von den himmliſchen Strahlen ihres Auges. Küßt ſie mich, ſo ſauge ich die ſüßeſte Lebensnahrung von ihren balſamiſchen Lippen ein —

Sie müſſen mir wirklich den Lars ſchicken, damit er mir die Spetten in den Mund ſteckt.

Aber ich wollte Ihnen ja meine Verlobung erzählen — ja — ich weiß ſelbſt kaum, wie es zuging. Während dreier Tage ging ich wie auf Kohlen, während dreier Nächte ſchlief ich wie auf Stecknadeln. In ihrer Abweſenheit war ich muthig wie ein Kriegsheld und beſchloß hundert mal, nun ſoll's geſchehen! aber ſowie ich nur außerhalb der Thür ihre Engelſtimme hörte — ſo war auch mein Muth verſchwunden. Mehre male ſuchte ich mir mit Gewalt Muth zuzuſprechen und näherte mich mit niedergeſchlagenen Augen — denn ich wußte wol, daß, wenn ſie die ihrigen trafen, ich ſogleich meine Faſſung verlor; ſowie ich nur die Spitze ihres kleinen Fußes erblickte, verlor ich den Muth zur Bewerbung und wünſchte mich tauſend Meilen fort.

Nach jedem ſolchen fruchtloſen Verſuch ärgerte ich mich bitter über meine Feigheit und faßte neue kühne Entſchlüſſe, die jedoch wegen der Ungewißheit, in welcher ich ſchwebte, niemals zur Reife gediehen, da ich nämlich nicht wußte, ob ich auf Gegenliebe hoffen durfte oder nicht. Bald ſchien es mir unmöglich, daß ein ſo himmliſches Weſen irgendeinen Sterblichen lieben könne, und bald däuchte mir, daß ſie nothwendigerweiſe von einer ſo reinen und heftigen Neigung, wie ſie mein ganzes Herz erfüllte, bewegt werden müſſe; Hoffnung und Furcht fuhren in ſo ſchnellem Wechſel durch meine Seele wie Wolken und Sonnenſchein an einem ſtürmiſchen Tage über den Himmel.

Zuletzt war ich der Verzweiflung nahe und da — o da ſchlug die erſte Stunde meiner Glückſeligkeit. Ich ſaß in einem Luſthauſe und weinte; mein Herz klopfte, als ob es mir die Bruſt zerſprengen wollte; auf einmal ſtand ſie vor mir. Durch Thränen ſah ich, daß ſie bleich war und zitterte wie ich ſelbſt — dies gab mir Muth; jetzt oder nie! Was ich that, was ich ſagte, was ſie antwortete? ich weiß es nicht; ich weiß auch nicht, ob ein einziges Wort geſprochen wurde; ich erinnere mich nur, daß ſie in meinen Armen lag, ihren Arm hielt ſie um meinen Hals geſchlungen, ihre Wange ruhte an meinem klopfenden Herzen und — und nun iſt der Brief geſchloſſen; ich höre ihre Tritte. Adieu! adieu!

Ihr glückſeliger Arthur.

Ich mußte mehre male, während ich dies rhapſodiſche Schreiben las, lächeln, freute mich aber doch ſo recht von Herzen über das Glück dieſer wackern Perſonen. Als ich es kaum durchgeleſen hatte, wurde ich zu dem alten Herrn gerufen, der einen plötzlichen Anfall ſeiner Krankheit bekommen hatte. Ich fand ihn im Lehnſtuhl ſitzen — denn er konnte das Liegen nicht ertragen —; er hielt einen ähnlichen Brief von ſeinem Sohn in der Hand und väterliche Freudenthränen ſtanden in ſeinen Augen, ungeachtet ſein Körper unter heftigen Schmerzen litt.

„Sie haben auch einen Brief von meinem Sohn bekommen, Herr Anderſen!" ſagte er, „ja, Gott gebe, daß es zu ſeinem wahren Wohl gereichen möge! Aber nun muß ich doch zu ihm ſchicken; mein Segen ſoll ihm zutheil werden, bevor der Herr mich abruft — mein lieber Anderſen! ich glaube, daß meine Stunde gekommen iſt — diesmal werde ich ſchwerlich davonkommen."

Bevor ich meine tiefe und aufrichtige Trauer äußern konnte, trat der Pfarrer mit dem heiligen Sacrament herein und ich ging, um den jungen Herrn holen zu laſſen. Es dauerte nicht lange, bis er kam; und da konnte ich ſehen, daß die Liebe zur Verlobten doch nicht die Liebe für den Vater aus ſeinem frommen Herzen verdrängt hatte. Er wollte durchaus Tag und Nacht bei ihm ſein und nur auf des Kranken wiederholte Befehle war er zu vermögen, zuweilen einige Stunden Schlaf zu genießen, deſſen er ſo ſehr bedurfte.

Mit dem Alten wurde es beſtändig ſchlechter und ſchlechter und um es kurz zu erzählen: nach achttägigen Leiden entſchlief er ſelig und ſtill. Obgleich dieſer Todesfall nicht ganz unerwartet war, ſo verurſachte er doch bei Allen innige Trauer; denn der Entſchlafene war ein herzensguter und frommer Mann und wurde von allen ſeinen Untergebenen geliebt. Aber der Schmerz Keines war mit dem des Sohnes zu vergleichen; kaum konnte er ſchriftlich ſeiner Geliebten den traurigen Verluſt melden.

Doch — die Sorge hat keine abſolute Macht über junge Gemüther; die Natur läßt ſich ihr Recht nicht wegdisputiren; der Sonnenſchein der Hoffnung vertreibt bald die Wolken des Kummers von der runzelfreien Stirn; die Freude iſt ſtärker in der jungen, lebensluſtigen Seele als die Sorge. Sogleich nach der Beerdigung begann mein theurer Arthur ſich ſo heftig nach ſeiner liebenswürdigen Braut zu ſehnen, daß nichts im Stande war, ihn länger zurückzuhalten. Da aber traf ein Brief ein, in welchem ſie ihm meldete: daß ſie ohne Verzug zu ihrer Schweſter nach der Hauptſtadt reiſen müſſe. Der Mann derſelben war plötzlich geſtor-

den und ſie bedurfte nun ſehr des Troſtes in ihrem Schmerze und der Hülfe in ihrem Hausweſen und zwar umſomehr, da es ihren kleinen vaterloſen Kindern an der Aufſicht fehlte, welche zu üben die eigene ſchwere Sorge ſie verhinderte. Mit dem Briefe folgte, als Pfand unverbrüchlicher Treue, ein Verlobungsring anſtatt mündlichen Abſchieds, den die Mutter, welche ſie begleitete, nicht erſtatten zu können glaubte.

Dieſer Brief war eine Hiobspoſt für meinen armen Freund, den der Kummer über den Tod des Vaters, das Nachtwachen, die Anſtrengung und Ermattung ſowol der Seele wie des Körpers auf ein gefährliches Krankenlager warf, von dem er erſt nach Verlauf von zehn Wochen ſich zu erheben im Stande war.

Während all der Zeit mußte ich den Briefwechſel zwiſchen ihm und der Geliebten führen, deren Aufenthalt in Kopenhagen ſich über Erwarten hinzog. Es war für mich eine ſehr ſchwierige Aufgabe, alle dieſe Liebesbriefe zu ſchreiben. Anfänglich ging es freilich gut, ſolange er noch ſelbſt im Stande war, mir zu dictiren; als er aber zu ſchwach wurde, mußte ich ſie auch verfaſſen, ihm vorleſen und wenn ſie darauf verbeſſert und mit verſchiedenen zärtlichen Epitheten ausgeſchmückt waren, mit ſorgfältiger Nachahmung ſeiner eigenen Hand ins Reine ſchreiben, damit ſie nicht merken ſolle, wie leidend er ſei. Endlich nahm die Krankheit in ſolchem Grade zu, daß er während mehrer Wochen ganz ohne Bewußtſein war; dennoch mußte ich mit dem Briefwechſel fortfahren, da ich aber einige Uebung im verliebten Briefſtil bekommen hatte, ſo ließ ſie ſich richtig hinters Licht führen.

Ich war wirklich in einer bedenklichen und ängſtlichen Lage und zuletzt über dieſe Schreiberei ganz confus; ſie koſtete mir viel mehr Kopfzerbrechen als irgendein lateiniſcher Aufſatz während meiner Schulzeit; zugleich ſchwebte ich auch in Sorgen und Angſt ſowol um meinen jungen Freund wie auch um ſeine arme Braut.

Endlich überſtand er die gefährlichſte Kriſis der Krankheit und befreite mich dadurch ſowol von meiner Furcht wie auch von meiner beſchwerlichen Contorverrichtung. Er hatte kaum das Bett verlaſſen, als er auch ſchon nach Kopenhagen wollte; da er jedoch nur ſehr langſam die verlorenen Kräfte wiedergewann und da die Uebernahme des Gutes Arbeiten mit ſich führte, die ſeiner langwierigen Krankheit wegen ſich vermehrt und aufgehäuft hatten und die nicht verſchoben werden durften, ſo vergingen wieder einige Wochen, bevor er die gewünſchte Reiſe antreten konnte. Am Tage vorher erhielt er durch die Poſt folgenden ominöſen Brief:

„Zärtlicher Damon! fliege auf den Taubenſchwingen der Liebe zu deiner Phyllis! dort wirſt du deine Freude verdoppelt und die Umſtände ſo gut wie möglich finden. Lukas I, 38.“

„Die graue Katze.“

Dieſer lakoniſche Zettel erweckte bei Arthur weder Eiferſucht noch Verwunderung; ja er empfand nicht einmal Neugierde, den Autor kennenzulernen, ſo feſt war er im Glauben an die Tugend ſeiner Geliebten. Ich dagegen konnte eine gewiſſe Ahnung nicht ganz dämpfen, deren Bedeutung ich leider nur allzu bald erfahren ſollte.

Mein Freund reiſte ſo wohlgemuth und leicht ab wie ein Zugvogel gen Süden. In der erſten Woche erhielt ich keine Nachricht von ihm, in der zweiten ebenfalls nicht. Nun begann ich ein wenig unruhig zu werden und als ich in der dritten ebenfalls keinen Brief bekam, beſchloß ich, ihm nachzureiſen. Es konnte unmöglich Alles in Ordnung ſein; der Verwalter und ich hatten jeden Poſttag geſchrieben und zwar in einigen wichtigen Angelegenheiten, die das Gut betrafen. Freilich konnte er, ſeinem heftigen Gemüth gemäß, uns Andere der Geliebten wegen, aber doch nur auf kurze Zeit, vergeſſen und ein ſolange anhaltender, unverantwortlicher Freudenrauſch war nicht denkbar.

Ich reiſte über Land und fuhr Nacht und Tag. Am dritten langte ich in der Stadt an und eilte nun ſogleich nach dem Gaſthof, in welchem er, auf Anrathen ſeines, in Kopenhagen wohlbekannten Dieners, zu logiren vor ſeiner Abreiſe beſtimmt hatte.

Es war hohe Zeit, daß ich kam. Er ſaß halb angekleidet in einem Lehnſtuhl und trommelte mit den Fingern auf die Stuhllehnen.

„Herr, du mein Gott!“ rief ich erſchreckt, „wie ſieht er aus?“

Ich fürchtete, daß er wahnſinnig geworden ſei und er war wirklich nicht weit davon entfernt. Ohne eine Miene ſeines bleichen, verzweifelnden Antlitzes zu verziehen, warf er einen flüchtigen Blick auf mich und dann — als ob ich ihm eine ganz fremde Perſon wäre — heftete er wieder ſeine Augen ſtarr auf das Fenſter.

„Guter, lieber Herr Arthur!“ ſagte ich und ergriff ſeine Hand — kalt und ſchlaff blieb ſie in der meinigen liegen.

Ich brach in Thränen aus und ſetzte mich ſtumm

an ſeine Seite. Ich gedachte der Freunde Hiob's: „Und als ſie ſeine klägliche Geſtalt ſahen, erhoben ſie ihre Stimme und weinten und ſaßen bei ihm drei Tage und drei Nächte; aber Keiner ſprach ein Wort, denn ſein Schmerz war ſehr groß.“

Ich weiß nicht, wie lange ich auf ſolche Weiſe in ſtummer Betrübniß ſaß, bis endlich ſein innerer Kummer ſich Luft zu machen begann; er ſeufzte tief und Zähren auf Zähren rannen ſeine Wangen hinunter. Da verſuchte ich Worte des Troſtes zu ſprechen; ich bat ihn, mir ſeinen Kummer anzuvertrauen und das ängſtliche Schweigen zu brechen. Es war aber noch zu früh; die Wunde war noch zu friſch und empfindlich, um berührt zu werden.

„Mein herzensbeſter Freund“, ſagte ich, „verzweifle nicht, wenn dir die Welt ihre Schattenſeite zeigt!“

„Die Welt iſt eine Räuberhöhle!“ unterbrach er mich heftig und erhob ſich im Stuhl; er ſiel aber ohnmächtig zurück und das Haupt ſank auf ſeine Bruſt nieder.

Ich hörte Tritte auf der Treppe; ich ging hinaus und Lars begegnete mir — er ſah ebenſo bleich und verwirrt aus wie ſein Herr.

„Um des Himmels willen“, flüſterte ich, „was hängt es hier zuſammen!“

„Kläglich, Herr Anderſen!“ antwortete er. „Sie müſſen ſehen, den Herrn von hier fortzubringen! Kopenhagen iſt kein guter Ort für ihn.“

Dieſe Worte brachten mich auf den Gedanken, daß der arme junge Mann zum Spiel oder zu andern Ausſchweifungen verführt worden ſei, wozu ohnedies ſein feuriges Temperament ihn ſehr leicht hätte verleiten können. Ich ging wieder ins Zimmer hinein.

„Liebſter Freund“, ſagte ich, „verzage nicht! Gott iſt gnädig, um zu verzeihen; ſolange Sie noch den Glauben an ſeine Barmherzigkeit haben, iſt nicht Alles verloren; werfen Sie ſich mit einem reuevollen Herzen in ſeine Vaterarme!“

Er ſah mich ſtumm und ſtarr an, als ob er meine Rede nicht verſtünde — wozu er freilich auch nicht im Stande war.

„Keiner fällt ſo tief, daß er nicht wieder erhoben werden könne, wenn er nur nicht verzweifelt!“

Obgleich ich bald meinen Irrthum erfuhr, ſo hatte dieſer doch die nützliche Wirkung, daß er ſeinen fixen Ideen eine andere Richtung gab. Eine neue Wunde ſcheint ja den Schmerz einer ältern zu vermindern, indem ſie denſelben vertheilt. Er ſchüttelte den Kopf mit einem bittern Lächeln.

„Sie irren, mein Freund! Mir fehlt nichts weiter, als daß ich von einem giftigen Wurm gebiſſen bin! Aber — aber Anderſen, wenn Engel fallen, dann müſſen Menſchen verzweifeln!“

Mit dieſen Worten ſprang er auf und ging, die Hände ringend und indem er die Augen wild umherſchweifen ließ, im Zimmer auf und nieder. Nun merkte ich, daß es Liebesgram ſei, der ihn drückte.

„Herr Gott!“ rief ich, bereits leichtern Herzens, „iſt Fräulein Lund —“

„Verflucht ſei ihr Name!“ ſchrie er, „nennen Sie ihn niemals wieder! Ihr Bild ſitzt wie ein Schlangenzahn in meinem Herzen, aber nimmer ſoll ihr Name meine Zunge beflecken! Anderſen, führen Sie mich fort von dieſem Abgrund des Verderbens!“

„Mit dem beſten Willen, mein Herzensfreund!“ antwortete ich und ging zu Lars hinaus, um einen Wagen beſtellen zu laſſen.

Der Wagen kam, aber Lars blieb fort und ich habe bis zu dieſem Tag nie wieder etwas von ihm gehört noch ihn geſehen. Wir mußten ohne ihn reiſen, da Arthur durchaus nicht warten wollte, und innerhalb einer Stunde befanden wir uns auf dem Rückweg nach Jütland.

Auf dieſer ſolche traurigen Reiſe war mein unglücklicher Freund beſtändig in ſich verſchloſſen und er ſprach nur, wenn ich ihn aus ſeinen finſtern Grübeleien weckte. Wol verſuchte ich es, auf alle mögliche Weiſe ihn zu zerſtreuen, indem ich ihn auf die vielen ſchönen Gegenden aufmerkſam machte, die ſich überall darboten und die Natur in ihrer vielfältig abwechſelnden Schönheit zeigten; aber dies Alles war nutzlos; er warf einen gleichgültigen Blick auf Das, was ich ihm zeigte, und wandte ihn dann ebenſo ſchnell und theilnahmlos zurück, um ihn bald auf die Wolken, bald auf ſeine Füße zu heften. Ein tiefer Seufzer, eine ſchnell unterdrückte Thräne war das Einzige, das ſeine innere Bewegung verrieth.

Nur einmal verſuchte ich, das Geſpräch auf ſeine ungetreue Geliebte zu richten, um ſowol die Geſchichte ihrer Untreue zu erfahren, wie auch, um ſein beklemmtes Herz durch Mittheilung ſeines Unglücks zu erleichtern; aber da fuhr er erbittert empor: „Im Fall Sie noch einmal von ihr ſprechen, ſpringe ich aus dem Wagen und Sie werden mich nie wiederſehen!“

Natürlich erwähnte ich ſpäter dieſer Angele-

genheit nicht. Dagegen ſprach ich von ſeinem ſeligen Vater, von dem Zuſtand des Gutes, den nothwendigen Verbeſſerungen auf demſelben, vom Hof und Garten. Dieſen Gegenſtänden lieh er zuweilen ſein Ohr, gab auch zuweilen eine kurze, vernünftige Antwort. Dennoch ſah ich keine recht kenntliche Veränderung ſeines Seelenzuſtandes, als bis wir uns Mörkedal näherten. Sobald er die Heimat erblickte, brach er in heftige Thränen aus, die ich durchaus nicht zu hemmen ſuchte; ich betrachtete dieſen Thränenſtrom als einen erleichternden Ausfluß des Kummers, ebenſo wie der Aderlaß — analogiſch betrachtet — den Fieberkranken von einem Theile der Materia peccans befreit.

Ohne mit irgendeinem Menſchen auf dem Gute ſprechen zu wollen, eilte er nach des Vaters Schlafzimmer, das er während der erſten drei Wochen nicht verließ. Hier war ich allein und beinahe beſtändig bei ihm, getreu die Pflichten eines Freundes und eines Dieners erfüllend, und verwaltete als Vermittler alle Geſchäfte des Hofs und Guts. Eins der erſten und ſonderbarſten war das, alle weiblichen Dienſtboten, von der Haushälterin bis zum Hühnermädchen hinab, zu entlaſſen.

Er war in dieſer Beziehung unerſchütterlich. „Keine dieſes falſchen Geſchlechts", ſagte er, „ſoll von nun an unter Einem Dache mit mir wohnen! Ich will nur Männer in meinem Dienſte haben!"

Sobald dies in Richtigkeit gebracht war, ſchien wieder ein Stein von ſeinem Herzen gehoben zu ſein und allmälig nahm ſein Kummer einen ſanftern, einen weniger menſchenſcheuen Charakter an. Er bequemte ſich dazu, in meiner Geſellſchaft kleine Spaziertouren im Garten und im Walde zu machen, ungeachtet dieſe ſeinen Kummer — wenn auch mit ſtets abnehmender Stärke — zu erneuern ſchienen, der ſich nie ganz würde heben laſſen.

Um dieſe Zeit ſtarb der am nächſten wohnende Pfarrer und mein Freund ernannte mich ſogleich zu deſſen Nachfolger. Ich mußte ihn nun verlaſſen und that es mit aufrichtigen Zähren der Dankbarkeit und Theilnahme. Er drückte mich an ſein tiefverwundetes Herz und weinte wie ein Kind, das vom Vater getrennt werden ſoll. Ich verſprach, ihn ſo oft wie möglich zu beſuchen, und beinahe täglich erfüllte ich mein Gelöbniß.

Der Winter verſchwand. Es war bereits beinahe ein Jahr ſeit Herrn Arthur's unglücklicher Verlobung verfloſſen, als er mir eines Tags beim Fortgehen ein Papier mit dieſen Worten überreichte: „Mein aufrichtiger Freund! Sie ſollten bereits lange in meine Unglücksgeſchichte eingeweiht ſein, aber erſt jetzt habe ich Stärke gewonnen, ſie zu erzählen; daraus, daß ich ſie zu Papier bringen konnte, werden Sie einen beruhigenden Schluß hinſichtlich meiner jetzigen Gemüthsſtimmung ziehen können." — Hier folgt eine Abſchrift.

(Fortſetzung und Beſchluß in nächſter Nummer.)

Der Thüringer Wald.

Von Berthold Sigismund.

II. Die Holzhauer im Walde.

Wenn der Schnee geſchmolzen und die Erde froſtfrei iſt, was in den höhern Forſten gewöhnlich erſt im Mai ſtattfindet, beginnt das Pflanzen. Dieſe wenig anſtrengende Arbeit iſt die luſtigſte des ganzen Jahrs; der Frühlingshauch und der Vogelgeſang im Walde erfüllt die armen Leute, die, den langen Winter hindurch in ihren Hütten eingeſchneit, nicht ſelten mit bitterer Noth zu kämpfen hatten, mit neuem Lebensmuthe und die Anweſenheit der Frauen und Mädchen, die nur an dieſer Waldarbeit theilnehmen, regt zu heitern Scherzen und Liedern an. Knaben ziehen die Leine, welche die Orte bezeichnet, an welchen Männer die Pflanzlöcher hacken. Mädchen und Frauen bringen in den faſt in jedem Thale verſchieden geformten Tragkörben die Setzlinge von Saatbeeten. Wenn nicht die Noth des Winters zu drückend war, erſchallt dabei faſt ununterbrochener Geſang, der lieblich in den Bergen widerhallt. Vielleicht wird keine Pflanze der Welt von fröhlichern Leuten dem Boden anvertraut als die Fichte, die ſpäter, da die mehr beliebte Tanne weniger leicht zu bekommen iſt, wieder als Chriſtbaum, als Hochzeit- und Maibaum theilnimmt an den Feſten, an welchem das Herz der „Waldleute" die höchſten Freuden empfindet. Männer brechen die Pflanzenballen auseinander und vertheilen die jungen Fichten, die in Büſcheln geſteckt werden, in die Pflanzenlöcher; die Frauen aber beſorgen, „weil ſie es beſſer machen", das eigentliche Pflanzen, ſie breiten die zarten Wurzeln aus und bedecken ſie mit Erde. Die Kindergärtnerinnen alſo, die für die Pflege der höchſten Weſen der Erde mit Zartſinn und feinem Gefühl ausgeſtattet ſind, müſſen auch im großen Forſtgarten als Pflegmütter dereinſtiger Rieſen dienen. Wenn der Menſch den Samen zu einer Pflanze ſteckt, die einen flüchtigen Sommer hindurch ſein Blumenbeet ſchmü-

den ſoll, denkt er unwillkürlich an Das, was ſich in dieſem Sommer ereignen konnte; um wie viel mehr fühlt man ſich hier, wo Bäume, die Ausſicht auf ein mehr als hundertjähriges Leben haben, gepflanzt werden, zum Vorahnen angeregt! Dabei wird man ſich der Beſchränktheit des menſchlichen Geiſtes nicht ohne Beſchämung bewußt. Mit welchem Stolze conſtruirt der Menſch die fertige Geſchichte nach den dialektiſchen Geſetzen des geſchichtlichen Proceſſes und zeigt, daß dieſer Volksſtamm auf dieſem Boden und in der gegebenen Nachbarſchaft ſich ſo und ſo entwickeln mußte. Und wie unfähig bleibt er doch immer, den Entwickelungsgang auch nur der kleinſten ſtaatlichen Gemeinſamkeit vorauszubeſtimmen? Wer hätte, als jene alten Bäume gepflanzt wurden, prophezeit, daß auch im Thüringer Walde Holzmangel eintreten könnte und daß deshalb viele Familien nach Braſilien auswandern würden? Hat der Forſtmann, unter deſſen Leitung vor einem Menſchenalter jener junge Beſtand gepflanzt wurde, geahnt, daß die Hirſche und Rehe des Forſtes durch die roſtigen Gewehre der Dörfler ausgerottet werden würden und daß ſein Nachfolger oder er ſelbſt mit dem Zollſtabe ſtatt mit der Flinte das Revier begehen müßte? Da durch die Ahnung die Zukunft ſowenig eröffnet wird, beſcheidet man ſich mit dem Wunſche, daß in allen Zeiten der Wald, der Lebensnerv dieſer Gegenden, von dem das Gebirge mit Recht den Namen trägt, als heiliges Fideicommiß der Nachwelt unverkümmert erhalten werde. In Thüringen iſt jeder Wald ein Bannwald, durch deſſen Ausrottung die drohende Lawine des Pauperismus ſich unheilbringend herabwälzt in die Thäler. Vielleicht vermöchten volkswirthſchaftliche Belehrungen in Schule und Haus, welche die Bedeutung des Waldes für das Wohlſein der „Waldleute" klar und ſchlicht nachweiſen, mehr als der nicht immer mögliche „Forſtſchutz", um das ungeſchmälerte Beſtehen der Forſten zu ſichern.

Die lichtgrünen Fichten jener Schonung beſchatten ſchon ihren Wurzelraum und wachſen „dem Schluſſe" entgegen. Dadurch verdrängen ſie den Fingerhut, das Weidenröschen und all die bunten Kräuter, die auf dem Waldſchlage ſich angeſiedelt hatten. Wieder ein Bild der Concurrenz auf Leben und Tod im Wald, dem Sinnbild des Friedens! Das Gras zwiſchen den Fichtentreiben wird von Frauen vorſichtig abgerupft und gemäht; denn der Wald erſetzt den Waldleuten zum guten Theil auch die Wieſe und das hier gewonnene Heu nährt im Winter das Melkvieh, welches mit lieblichem Glockengeläute in ältern Pflanzungen weidet. Außerdem gewährt der Wald durch die grünen Nadeln der untern Aeſte alter Stämme und junger Dickichte den Haustieren warme Wände und weiche Streu und zuletzt den magern Feldern die nothdürftige Düngung. So geht Waldbau und Feldbau hier traulich Hand in Hand.

Dicht ältern Fichten ſtehen ſo eng beiſammen und verweben ihre Aeſte ſo dicht, daß kein Sonnenſtrahl zum Boden dringt und der Menſch ſich nur mit größter Mühe durchwindet. Solche Dickichte bildeten vordem die Schlupfwinkel des Rothwildes; jetzt verweilt kaum noch ein lebendes Weſen in denſelben. Aber dennoch, obgleich der Menſch „mit ſeiner Qual nicht hinkommt", obgleich nicht mehr angeſchoſſene Hirſche und Rehe darin verenden, gewährt das Dickicht kein Bild des ungetrübten Friedens, vielmehr ein Schauſpiel des herzloſeſten aller Kämpfe, des Bruderkampfes. Alle Bäume ſtreben aus der Stämme quetſchender Enge hinauf zum Himmelslichte. Wehe den Schwächern! Sie werden beſchattet, von den „Frechern" überwachſen, unterdrückt und getödtet. Selbſt unter den Aeſten eines und deſſelben Baums herrſcht erbarmungsloſer Wettkampf. Die untern, ältern Aeſte werden von den obern jüngern regelmäßig zu Tode beſchattet, gerade wie es den meiſten Künſtlern und Schriftſtellern früherer Generationen durch den Nachwuchs ergangen iſt. Die alten beſchatteten Aeſte laſſen ihre Nadeln fallen; bald verſagt ihnen der Stamm den Lebensſaft, ſie ſtarren als nackte brüchige Stecken hinaus und brechen bei dem geringſten Anſtoß knackend ab. Auf dem Boden liegend verweſen ſie, um ihre Ueberwinder zu nähren, denn ſelten befaſſen ſich die Leſeholzſammler des Gebirgs mit ſo geringer Ausbeute, da es ihnen ohne Entgelt erlaubt iſt, dürre unterdrückte Stämmchen des Dickichts abzubauen und in Bürden nach Hauſe zu tragen.

Mehr und mehr wird das Stangenholz, das ſich von ſeinen untern Aeſten „gereinigt" hat, zugänglich; ſchon hat die Sonne auf dem feuchten Boden freudiggrünes Moos hervorgelockt, auf das ſie mit hellen Blicken gelegentlich herabläßelt. Nun wird zum Durchforſten des etwa 40jährigen Beſtandes geſchritten. Alle weniger kräftigen Stämme werden zum Beſten der lebensfriſchern herausgehauen und der Wald bietet in ſeinen ſtattlichen Säulengängen ein Bild der Kunſt- und Literaturgeſchichte, welche, alles Schwächliche aus dem „Beſtande" einer Epoche herushauend, nur das vertragend Schöne und — Häßliche fortleben läßt.

Sowie der Waldschlag durch die Erdbeeren und Himbeeren, die er zwischen den schönblühenden Unkräutern duftig reifen läßt, den Waldleuten das ihnen versagte Obst als Berggarten ersetzt: so bildet der Hochwald, zwischen dessen lichtgestellten Stämmen auf dürftigem Boden Mehlbeeren, auf gutem Boden die schwarzblauen Heidelbeeren wachsen, die andere Hälfte des Obstgartens. Im Juli ziehen Hunderte von Kindern mit Töpfen, Kannen und Schachteln in den Wald und man sieht in allen Dörfern zur Reifezeit nicht rothe, sondern blaue Lippen, denn der Saft der Beeren, durch welche der Winzer die Farbe seines Rothweins schönt, bläut den schönsten Lippenpurpur schlimmer als der herbe Winterfrost. Die Mehlbeeren (Preißelbeeren) bilden in einigen Theilen des Thüringer Waldes einen ansehnlichen Handelsartikel. Wie mancher Norddeutsche genießt als Bratenzukost dieses Erzeugniß des thüringer Waldgartens, wie mancher arme Kranke, der von der Frau Pfarrerin eine Untertasse voll eingemachter Mehlbeeren erhält, labt seine brennenden Lippen an den rothen Früchten; wie mancher Auswanderer erquickt seinen Magen nach der leidigen Seekrankheit, die aller Präservative spottet, an dieser letzten thüringer Speise, die er hienieden genießt! Im Herbst eröffnet der Wald ein anderes Gartenbeet, das der Schwämme (Pilze). Der Steckschwamm, die Morchel, der Brätling, der Herrenpilz, der Eierschwamm und wie sie alle heißen, liefern eine Zukost, die an Nahrhaftigkeit fast dem Fleisch nahe kommt, welches die Waldbewohner fast nur an Sonntagen genießen können.

Wir gelangen zu einer Bergwand, welche dieses Jahr abgetrieben wird. Der Schlag wird so geführt, daß die Westwinde den jüngern Beständen hinter der durch den Abtriebshieb entstehenden Blöße nicht gefährlich werden können. Schon liegen viele mächtige Stämme in wilder Unordnung danieder. Das untere Stammende wird, wenn nicht der ganze Stamm fortgeschafft wird, in Bloche zerägt, welche, bergab gerollt oder gefahren, in der Sägemühle zu Bretern zerlegt werden. Die dünnern Stämme und die größern Aeste werden zu Brennholz verkleinert und aufgeklaftert.

Die Holzhauer sind in manchem Dorfe des höhern Walds die zahlreichste Classe der Einwohner. Es sind schlichte, wetterfeste, etwas schwerfällige Leute, die, obgleich sie bei aller schweren Arbeit armselig genug leben, nicht selten ein hohes Alter erreichen. Ich kenne ein paar Greise, die schon über 50 Jahre im Walde arbeiten und in treuer Kameradschaft zusammenhalten. Am Montag Morgen ziehen sie in den Wald, ihren Proviant für die halbe Woche mit sich tragend; stets in Kameradschaften von zwei bis sechs Mann („zwei- bis sechsspännig"). Ihr Mittagsmahl wird im Walde gekocht. Fleisch kommt fast nie in den Topf; Kartoffeln bilden, bis sie ausgehen, was leider meist schon im Frühling der Fall ist, die Lieblingsspeise, besonders in Form der „Zämpe"; im Sommer gibt es Tag für Tag Mehlbrei oder mit Brennesseln, Schafgarbe oder Steckschwamm gewürzte Suppe. Brot ist Leckerbissen, Branntwein und Bier seltener Luxus. Die Nacht verbringt die Genossenschaft in ihrer zeltförmigen, aus Pfählen gebauten und mit Fichtenrinden („Guttern") bedeckten Hütte, welche manchmal durch geweihähnliche Aeste zu einer Art von Forsthaus herausgeputzt ist. Ein Holzklotz dient als Kopfkissen, grünes Reisig als Bettdecke, ein Feuerchen als Fußwärmer. Mittwoch und Sonnabends ziehen die Holzhauer ins Dorf. Am Sonntag sitzen sie, behaglich aus langen Pfeifen rauchend, vor ihren Thüren oder gehen einmal zu Biere. Im Juli sind die Holzfäller (deren Zahl sich ungemein vermehrt hat, während der Ertrag des in seinem Areal geschmälerten und früher hier und da zu stark angegriffenen Waldes sich verminderte) schon mit dem Bloch- und Scheitholz fertig. Dann geht es ans Durchforsten und an die mühseligste, aber lohnendste Arbeit, das Stockmachen. Der unterste, beim Absägen des Baums im Boden gebliebene Theil, den man vor einem Menschenalter in den Gebirgsforsten ungenutzt verwesen ließ, wird jetzt mit Art und Keil zerspaltrn und besonders zu Kohlen verwendet. Im Winter fahren die Holzhauer das Scheitholz zum Abflößen an. Etwa der vierte Theil der Klafter wird auf den Schlitten geladen, der Rest der Scheite wird an Ketten als Hemmschuh angehängt. Der eine Kamerad sitzt auf dem Schlitten als Lenker, der andere regelt das Einhemmen des nachgeschleiften Holzbündels. So fahren sie zwischen den von Schnee beladenen Bäumen die an steilen Bergwänden nicht ungefährliche Schneebahn herab bis zum nächsten Floßteiche. Außerdem verfertigen sie bei ungünstigem Winterwetter Schachteln und Schindeln oder „quetschen" Porzellan, d. h. sie bilden in Gypsformen Rippfiguren oder Pfeifenköpfe aus der teigigen Porzellanmasse für die Fabriken. Ihre Steckenpferde sind Tabackspfeifen und Singvögel, besonders Finken und Kreuzschnäbel.

Wenn der Schnee schmilzt, bietet sich den Holz-

bauern und vielen andern Waldleuten für kurze Zeit eine Beschäftigung im Flößen. Am obern Ursprunge der Thäler sind die Bergwasser (die um Kazhütte „Seifen“ oder „Tiegel“ heißen) zu großen Floßteichen aufgestaut, welche in Thüringen die Bergseen darstellen und sich, wenn sie auch der Felsenufer entbehren, in ihrer Umgebung von Hochwald, der seinen Schatten in das grüne klare Wasser schüttet, so prächtig ausnehmen, daß nicht selten die an größere Scenerie gewöhnte Möve sich daran ansiedelt. Der nach dem Thalabhange gerichtete Uferdamm ist durch eine hohe „Brust“ von Baumstämmen umpanzert und mit einer Thür versehen, durch welche das Wasser entleert werden kann. Ein Teich enthält gewöhnlich soviel Wasser, daß er auf sechs Stunden den Waldbach in einen rauschenden Bergstrom verwandelt. Den Floßbach entlang bis zu seiner Mündung in den Fluß sind mehre hundert, mit langen Hakenstangen bewaffnete Flößer als Posten aufgestellt. Sowie das Schleußenthor geöffnet wird, stürzt das trübe Wasser in gewaltigen Bogen hervor und strömt über das abschüssige, klippige Bett tosend und schäumend thalwärts, die Scheite wie leichte Fischlein mit sich fortreißend. In schwindelerregendem Gewühle poltern die Scheite, in jeder Secunde mit Reisegefährten zusammenstoßend, bergabwärts, machen an Klippen wilde Saltimortales und springen nicht selten, wie Lachse, wieder auf das Wehr hinauf. Auf Kiesbänken und an Felsblöcken sich stemmend häufen sie sich rasch zu einem Damme auf, hinter dem das Wasser sich wirbelnd aufstaut. Die Flößer der nächst untern Station, durch die Abnahme des Wassers benachrichtigt, eilen bergan zur Hülfe. Durch Stoßen und Schieben der vereinigten Mannschaften, deren Commandorufe im Brausen des Wassers und Poltern der Scheite verhallen, glückt es endlich, die stockende Lawine in Bewegung zu setzen und „hurtig mit Donnergepolter entrollt“ — der stockende Holzfloß, bis er endlich auf dem sanftern Gefälle des Flusses thalabwärts schwimmt und am Floßrechen aufgehalten wird.

(Ein dritter Artikel: Die Köhler und die andern Arbeiter im Walde, in nächster Nummer.)

Eine asiatische Alpenreise.

Die Leser unserer „Unterhaltungen“ erinnern sich unzweifelhaft der mehrfachen Erwähnung des seltenen Kleeblatts der drei Gebrüder Schlagintweit. Angeregt von Alexander von Humboldt und unter seiner mächtigen Fürsprache erhielten die drei Brüder von der Ostindischen Compagnie die Bewilligung, die Riesenkette des Himalaja während drei bis vier Jahre auf englische Kosten wissenschaftlich zu untersuchen.

Unter specieller Fürsorge des Oberstleutnants W. H. Sykes, Vicepräsidenten der Compagnie und Förderer alles Wissens, ward den jungen Gelehrten, die sich durch ihr Werk über die Alpen eine Stellung in der wissenschaftlichen Welt erworben hatten, indem sie fortgesetzt, was einst Sauſſure begonnen, bei ihrer Ankunft in London im Sommer 1854 ein freundlicher Empfang zutheil. Nachdem sie mit den reichhaltigsten Instrumenten ausgestattet, verließen sie England am 20. September und gelangten im Frühling 1855 in den Vorgebirgen des Himalaja an.

Von dort aus sandten sie an den König von Preußen, an Alexander von Humboldt und H. Sykes ausführliche Berichte, denen wir, auf glückliche Veranlassung der gestatteten Einsicht, das generell Interessante entnehmen und so die jungen Reisenden nach Indien begleiten.

Das Dampfboot Indus führte sie von Southampton nach Alexandrien, wohin sie in 14 Tagen gelangten. Zunächst hatten sie über die Temperatur der Oberfläche des Meeres in einer Tiefe von 15 Faden ihre Beobachtungen angestellt. In der Straße von Gibraltar fanden sie die wunderbarsten Einflüsse der Strömungen auf die Temperatur in den verschiedenen Meeresschichten. Bei den täglichen Beobachtungen der specifischen Schwere des Seewassers stellte es sich heraus, daß dieselbe im Mittelländischen Meere von Westen nach Osten hin zunähme. Am 6. October trafen sie in Kairo ein. Nach 14tägigem Aufenthalt daselbst fuhren sie in einem zweirädrigen Karren mit sechs Sitzen in 18 Stunden die 16 Poststationen nach Suez. Ueber die Eigenthümlichkeit des Wüstensandes kommen sie nach mehrfachen Untersuchungen dahin überein, daß derselbe aus den leicht zerstörbaren tertiären Bildungen zu stammen scheint, welche am Saume der Wüste in großen Massen entstehen. Im Süden der zwölften Station fanden sie Meeresstrand-Linien, ungefähr 200 Fuß über dem Meere, mit den verschiedenartigsten Meeresmuscheln, ähnlich denen, die sie in Suez aus dem Rothen Meere erhalten hatten.

Mit dem Dampfschiff Oriental fuhren sie am 8. October von Suez und gelangten am 14. in Aden und am 26. in Bombay an. Nach einigen Wochen Rast trennten sich die Brüder und gingen auf verschiedenen Wegen über die Kette der Ghats

nach Madras und von da nach Kalkutta, wo sie Anfang März zusammentrafen. Jeder hatte seine besondern Interessen verfolgt und alle Schilderungen ihrer Erlebnisse und ihrer Ausbeute trugen das Gepräge der Befriedigung. Von Kalkutta beabsichtigten sie nach Nepaul zu gehen und hatten bei der Regierung um die Erlaubniß nachgesucht, über Kathmandu weiter in das Innere der wenig gekannten Berge einzudringen; jedoch in Patna erhielten sie von Major Ramsay die Nachricht, daß Jorng Bahadur, der erste Minister und eigentliche Herrscher — ein zweiter Richelieu — von Nepaul sich mit orientalischem Mistrauen ihrem Plane widersetze; er könne ihnen daher nur rathen, ihren Plan aufzugeben und nach dem westlich gelegenen englischen Theile des Himalaja zu gehen. Zu ihrem Fortkommen dienten ihnen theils die Dawkgharries, theils die Palankins; sie gingen über Benares, Allahabad und Futtigore und gelangten Ende April nach Nainy Tal, einer Station in den Vorbergen des Himalaja. Sehr überraschend und reizvoll schildern sie den Eintritt aus den Ebenen in den Himalaja. Temperatur, Vegetation, Gefälle der Flüsse, Alles hat sich zu einem großartig prachtvollen Contrast verwandelt. Während sie am Fuße des Gebirgs in Kaladungi im leichten indischen Anzuge sich behaglich gefühlt, hatten sie Abends in Nainy Tal (6300 englische Fuß über dem Meere) Gelegenheit, an einem warmen Kaminfeuer physikalische Betrachtungen über den Einfluß der Höhe auf die Abnahme der Temperatur anzustellen. Sie stellen dem Himalaja vergleichsweise überall die Alpen entgegen und meinen, daß der eigenthümliche Reiz der Vorberge des Himalaja in der ungleich reichern und üppigern Vegetation läge. Herrlich belaubte Eichen, baumartige Rhododendren, mit großen rothen Blüten bedeckt, und andere Bäume gedeihen überall auf den höchsten Vorketten des Gebirgs. Die Hitze war eigenthümlicher Luftströmungen halber nicht so groß, als man sie hatte fürchten lassen; doch fanden sie alle die ihnen empfohlenen Mittel gegen die Gefahren des indischen Klimas durchaus richtig. Auf der Bedachung ihres Palankins hatten sie ihre Barometer aufgestellt, während andere Instrumente von sichern Leuten getragen wurden. Nicht genug können sie die Vorzüglichkeit der erstern und den ihnen daraus entwachsenen Nutzen schildern.

Nainy Tal, woselbst sie auf vier Wochen Quartier nahmen, schildern sie als einen Ort, der auf Hügeln, in malerischer Lage von einem See umgeben, liegt. Von hier begannen ihre magnetischen Beobachtungen und geologischen Excursionen nach den verschiedenen Theilen der äußersten Bergzüge des Himalaja. Sie bestiegen, mit Zelten versehen, den Tschinur, ungefähr 8700 Fuß, und Surya Kanta, 8200 Fuß hoch. Beide Gipfel gewährten ihnen eine weite Aussicht über den Kumaon-Himalaja, von Api in Nepaul bis über Gangotri. Drei Tage blieben sie im Schutz ihres Zeltes auf den Höhen der Berge und hatten Gelegenheit, die genauesten meteorologischen wie physikalischen Beobachtungen zu sammeln und sich über die Orographie dieses Theils des Himalaja zu unterrichten. Durch genaue Zeichnungen aller Gipfel der Schneelinie und durch Messungen derselben vermittels ihrer trefflichen Theodoliten haben sie alle Verticalwinkel jeder dominirenden Spitze festgehalten. Von Nainy Tal, wo sie zahlreiche geologische Formationen in derselben, jeder Erklärung spottenden Lage wie in den Alpen fanden, trotzdem angenommen war, daß dieselben keine Fossilien enthielten, schlugen sie wiederum zwei verschiedene Wege ein, um, der Eine direct am östlichen Fuße der großen Nanda-Dewi-Gruppe, die andern Beiden, nachdem sie die Pinduri- und Kuphini-Gletscher untersucht, in Milum zusammenzutreffen.

In Nainy Tal hatten ihnen die Eingeborenen gesagt, daß vor 25 Jahren ein Commissionär von Kumaon, ein Mr. Trall, direct über die Gletscher aus dem Pindurithale in das Gorithal gelangt sei; daß Derselbe aber schneeblind geworden und erst wieder genesen sei, nachdem er dem Tempel der Nanda-Dewi in Almora ein ansehnliches Opfer gebracht. Daß die Priesterkaste dort wie hier ihre Sporteln in den verschiedensten Formen von Absolution und Wunder einzutreiben sucht, erhellt ganz einfach aus diesem Zuge. Die Wahrheit der Sache war, daß Mr. Trall kurz nach seiner Rückkehr einen Streit zwischen den Brahminen dieses Tempels und dem Fiscus über den Besitz einiger Grundstücke zu entscheiden hatte und daß er zu Gunsten der Brahminen das Urtheil fällte.

Nachdem sie erfahren, welchen Weg Trall genommen, fanden sich auch Leute, die unter dem Versprechen guter Bezahlung und eines reichen Opfers für die Nanda-Dewi bereit waren, den gefahrvollen Weg mit ihnen zu unternehmen. Ein alter Mann, der Einzige von den hundert Leuten, welche Trall begleitet hatten, wurde als Hauptführer mitgenommen. Da sich Alle vor dem Erblinden fürchteten, so gab Dr. A. Schlagintweit Jedem ein Stück grüne Gaze, deren er einen gro-

ßen Vorrath mitgenommen hatte. Am 28. Mai verließ er Kathi mit 30 der kräftigſten Leute aus dem Danpurdiſtricte. Den nächſten Tag kamen ſie nach Pinduri, einer ſchönen, grünen Alp am Fuße des von prachtvollen hohen Felswänden und firnbedeckten Gipfeln umgebenen Pindur-Gletſchers. Dort wurden für die Nanda-Dewi vier Ziegen als Opfergabe gekauft, Reis und ſüßes Backwerk war ſchon in Kathi zu gleichem Zweck mitgenommen. Die abergläubiſche Furcht vor der Nanda-Dewi war das Einzige, was ſie für das Gelingen ihres Plans beſorgt machte.

Am 30. gingen ſie über den Pinduri-Gletſcher aufwärts und übernachteten auf einem Bergabhange, über der Grenze alles Holz- und Strauchwuchſes. Ein großartiger Ueberblick über den Pinduri-Gletſcher und des maleriſchen Pindurithales lohnte ihre Mühe; dicker Höhenrauch herrſcht während der heißen Jahreszeit immer im Himalaja und hüllt die Ferne in Nebel; es ſind die mit Staub beladenen Dünſte der erhitzten Gangesebene, die durch den Südwind in das Gebirge getrieben werden. Trotzdem es im Thal in der Nacht gewittert, blieben ſie oben conſtant aus dem Bereich dieſer Wolken.

Als ſie Abends die Karten der Gletſcher und Berge entwarfen, erzählten die Leute bei jedem neuen Berge, nach deſſen Namen ſie forſchten, ſeine Beziehungen zur großen Legende der Nanda-Dewi. Die Nanda-Dewi bildet den Mittelpunkt des Gebirgs und die Benennungen vieler Gipfel knüpfen ſich an Thaten der großen Göttin (Dewi = Göttin). Die Bhutias in Milum verehren keine Gottheit als dieſe. Die Legende der Nanda-Dewi und ihre Beziehungen zur Gebirgsbenennung iſt eine der anziehendſten und reichhaltigſten der Art, wie man ſie in dem Rieſengebirge, Harz und den Alpen findet. Rührend iſt die Treuherzigkeit und der feſte Glaube, mit welchem dieſe Legende von den Einwohnern dem Fremden erzählt wird.

Die Nacht war unangenehm, denn nur mit Lebensgefahr wäre es möglich geweſen, ſchweres Gepäck mitzunehmen. Sie lagen daher unter freiem Himmel; vier Leute erkrankten und mußten, als ſie frühmorgens um 2 Uhr aufbrachen, zurückbleiben. Endlich, gegen 8 Uhr Morgens, erreichten ſie über ſteile eiſige Schnee- und Eisflächen, wo ſie Hunderte von Stufen mit der Axt einhauen mußten, etwas erſchöpft den Gipfel des Paſſes. Plötzlich wurden drei ihrer Leute von epileptiſchen Krämpfen befallen, verdrehten die Augen, ſchlugen mit Händen und Füßen um ſich und ſchienen ganz von Sinnen. Die andern Leute riefen: „Nanda-Dewi aga! Nanda-Dewi aga! (Die Göttin iſt in ſie gefahren!)

Die Beſorgniß, daß dieſer Wahnſinn umſichgreifen könne, ließ ſie ſofort mit zwei Brahminen ernſtliche Worte wechſeln, in welchen ſie ihnen begreiflich machten, daß das ein reiner Unſinn ſei, da ſie der Nanda-Dewi Alles gegeben, was ſie irgend gefodert hätte, und daß dieſe Verzerrungen der Leute nur Folge ihrer dummen Redensarten während des Wegs ſeien, da ſie an jeder ſchwierigen Paſſage die Göttin angerufen und ſelbſt Verrenkungen und Salems ohne Ende gemacht hätten. Sie befahlen ihnen bei Androhung ſtrenger Strafe, in Almora die Leute zu beruhigen, was ſie durch lange Gebete, mehr aber noch durch das Auflegen von Schnee auf den Kopf bewerkſtelligten.

Nachdem ſie ihre Beobachtungen angeſtellt, zogen ſie weiter; nach großer Mühe und Ermattung erreichten ſie den zweiten Paß, wo ſie endlich die felſigen Abhänge des Nanda-Dewi-Gipfels und der Milum- und Darmaberge erblickten. Dort wurde geopfert; man theilte die Ziegen in vier Theile und ſchleuderte ſie nach den verſchiedenen Himmelsgegenden, während das Backwerk und der Reis auf Steinen zierlich aufgetiſcht ward. Man hatte ihnen das Verſprechen abgenommen, nicht hinzuſehen, und ſie hinter einen Felſen geſtellt.

Sie blieben anderthalb Stunden auf dem zweiten Paſſe und machten ihre Beobachtungen; dann ſtiegen ſie über ſteile Schneewände zum Loan-Gletſcher hinab und kamen um 5 Uhr zur Kurikaly, wo ſie unter dem Schutz eines Felſendachs vortrefflich ſchliefen und am nächſten Tage in Milum eintrafen. Die Meſſungen des Paſſes ergaben ungefähr 17,950 engliſche Fuß.

Die weitern Beſteigungen gingen in ähnlicher Weiſe mühevoll vor ſich, bis ſie alle Gipfel erreicht und gemeſſen. Das Bergſteigen rief hier bei ihren Dienern Zuſtände wie die der Seekrankheit hervor, ſie ſelbſt waren nur von leichtem Kopfweh befallen. Unterdeſſen hatte ihr Gehülfe Daniel, ein junger Oſtindier von guter Schulbildung, ſehr gute correſpondirende barometriſche und meteorologiſche Beobachtungen in Milum angeſtellt. Ihr photographiſcher Apparat brachte unter den Bhutias einen wunderbaren Eindruck hervor. Zwei Typen dieſer Menſchenrace ſind dem König von Preußen eingeſchickt.

Am 16. Juni verließen ſie Milum, um den großen Milumgletſcher zu unterſuchen, welcher ganz

nahe bei der Stadt ſelbſt endet. Es war der größte, den ſie gieben und 2½ deutſche Meilen lang und 1000 Meter breit, alſo keinem Alpengletſcher vergleichbar. Die Höhe des Punktes betrug ungefähr 15,500 pariſer Fuß. Sie waren über der Grenze der höchſten Sträucher und benutzten den heitern Abend, um mit dem Fernrohr den ſehr zerklüfteten Gletſcher zu unterſuchen und wo möglich einen Weg durch das Labyrinth der Spalten nach den höhern Theilen des Gebirgs aufzufinden. Ihr kleines ſchwarzes Bhutizelt hatten ſie auf der Südſeite des Gipfels aufgeſchlagen, aber ihre 16 Bhutias erklärten es für unmöglich, weiter vorzudringen; ſie fürchteten den Schnee und das Eis und mehr noch die Gletſcherſpalten, während ſie feſt und ſicher auf Felſen gehen. Am 19. verließen ſie vor Tagesanbruch ihr winterliches Lager und mit feſten Seilen Alle verbunden — welcher Verband den Bhutias viel Muth einflößte —, wanderten ſie über die zerſpaltenen Gletſcher aufwärts.

Nach einigen Stunden kamen ſie an die ſchwierigſte Stelle, einem 1000 Fuß hohen ſteilen Abſturz des Firnmeers; Einer von ihnen ging, am Seil gehalten, voran, um den Weg zu bahnen und die Feſtigkeit des friſchen Winterſchnees zu beiden Seiten der Firnſpalten zu prüfen. Ihre zwölf Leute folgten mit ſtiller Reſignation ihren Schritten; oft glaubten ſie ihrem Ziel, dem Firnmeer des Milumgletſchers, nahe zu ſein, aber mit jedem Schritt dehnte ſich die Ferne. So wanderten ſie drei Stunden unter unſaglichen Beſchwerden. Der Einfluß der Höhe und der Ermüdung machte ſich auch hier durch das Athmen der verſeinerten Luft geltend; dazu kam die Wirkung der ſenkrechten indiſchen Sonne, die, wie ſie meinten, auf den Schneefeldern der Dewi anders als in den Alpen empfunden wird. Um ſich dagegen zu ſchützen, hatten ſie ihre dicken indiſchen Hute aus leichtem Baummark aufgeſetzt. Endlich um 1 Uhr erreichten ſie den oberſten Theil des Firnmeers am Fuße des Felſenkammes, wo ſie auf dem Schnee ruhten und das Barometer aufſtellten; ſie befanden ſich unter dem halben Druck der Atmoſphäre und waren ungefähr 19,100 engliſche Fuß hoch. Nachdem ſie noch 600 Fuß höher, auf einen nördlich gelegenen Felſenkamm, geſtiegen, hatten ſie den Einblick in die tibetaniſchen Berge und ſchildern ihn als einen ſehr reizvollen; Girthi hatten ſie zu ihren Füßen liegen und während von Süden her, wie gewöhnlich des Nachmittags, ſchwere Wolken heraufzogen, war in Tibet klarer blauer Himmel. Als ſie um 4 Uhr von dieſer Höhe aufbrachen, hatten ſie bei der Rückkehr, wo die Sonne den Schnee erweicht, Lawinengefahr zu befürchten und eilten ſo ſchnell als möglich hinab. Um 9 Uhr trafen ſie endlich in Nata Tal ein, wo die zurückgebliebenen erkrankten Leute ſchon ängſtlich ihrer Rückkehr harrten. Am andern Morgen war ihr kleines Zelt verſchneit, jedoch erlöſte ſie die Sonne; der Mangel an Brennholz und Waſſer, da das rauhe Schneewaſſer ihnen allmälig ganz ungenießbar wurde, nöthigte ſie zur Rückkehr; ſpät Abends erreichten ſie bei Fackelſchein ihre Zelte, die nebſt einigen ihrer Diener auf einem kleinen Raſenplatze am linken Fuß des Milumgletſchers zurückgeblieben waren.

Die Bhutias zeigten ſich über das Gelingen ihres Unternehmens ſehr erfreut; ſie waren der Ueberzeugung, daß ſie einen ganz ſpeciellen Glücksſtern mit ſich führen müßten, und abergläubig, wie ſie ſind, belagerten ſie ſie förmlich, um ſie bei ihren Speculationen im tibetaniſchen Getreide- und Borarhandel zu Rathe zu ziehen. Da das Gelingen ihrer fernern tibetaniſchen Reiſe ganz davon abhängt, wie ſie ſich mit den Leuten ſtellen, ſo gebot es die Klugheit, ſich bei dieſen beliebt zu machen und ſich mit ihnen auf den beſten Fuß zu ſetzen, allen ihren Angelegenheiten Gehör zu ſchenken und ihnen zu rathen.

In geologiſcher Beziehung haben ſie ſehr intereſſante Ausbeute gemacht, indem ſie gefunden, daß auf die kryſtalliniſchen Schiefer der Centralzone des Himalaja die verſteinerungsreichen ſedimentären Schichten der ſiluriſchen Formation folgen. Von der maleriſchen Schönheit des Himalaja ſind ſie im höchſten Grade befriedigt; in der centralen Zone mit den Gletſchern, meinen ſie, ſei die Gebirgsgeſtaltung vollſtändig wie in den Alpen, aber alle Verhältniſſe wie die ganze Vegetation noch reicher und großartiger. Nur mit den ſchönſten Theilen der berner und ſavoriſchen Alpen ließen ſie ſich annähernd vergleichen. Das Milumthal, das, wie die meiſten Hochthäler, über der Grenze der Baumvegetation liegt, ſoll an das Engadinthal in Graubündten von dem Maloja- paß bis zur Finſtermünz erinnern, nur daß das Milumthal doppelt ſo groß als das Engadinthal iſt. Sie haben eine Reihe Zeichnungen und Aquarellſkizzen gefertigt, die auch dem König von Preußen zugeſandt worden ſind; außerdem haben ſie geologiſche, botaniſche und zoologiſche Sammlungen gemacht.

Am 12. Juni hatten ſie einen höchſt merkwür-

digen Hagelſturm erlebt. Die Schlopen waren von ungewöhnlicher Größe, ſie hatten 12 Zoll in der Peripherie. Die meinen, die ſie unterſuchten, hatten einen concentriſchen Bau, ähnlich einigen Arten des Achats. In der Mitte war ein weißer Kern, um den ſich die Dünſte der Atmoſphäre verdichtet zu haben ſchienen; auch herrſchten heftige Wirbelwinde aus drei verſchiedenen Richtungen vor, ſodaß ſie meinten, die Körner wären eine zeitlang in der Luft feſtgehalten worden, ehe ſie herab zur Erde gefallen.

Von zehn wohlbewaffneten Bhutias begleitet gingen ſie nach Tibet; jedoch hatten ſie ſelbſt ſich als Bhutiás verkleidet. Sie trugen Beinkleider und einen langen weißen Rock, eine ſpitze Kappe aus Zeug, das, von weißer Schafwolle gefertigt, nach indiſchem Schnitt iſt. Ihre Lebensmittel und ihr Gepäck ward auf 15 ſchwarzen langhaarigen Chubus transportirt. Sie wollten zum Manſaraner und Heiligen See von Tibet und von dort weſtlich über den Manapaß nach Badrinath gehen. Der Krieg zwiſchen den Nepauleſen und Tibetanern erſchwerte jedoch ihr Vordringen bedeutend; ſchließlich, meinen ſie, wurde von den Leuten auf das lebhafteſte politiſirt und ſpionirt. Von ihrem Bruder Hermann, der ſich in Sikhim im öſtlichen Himalaja, 800 engliſche Meilen von ihnen entfernt, befand, hatten ſie lange nichts gehört. Ihre Geſundheit war vortrefflich, während die ihrer Leute vielfach alterirt war. Im October gedachten ſie in Simla zu ſein.

Mr Herwood, der von der engliſchen Regierung ausgeſandt war, die Bergwerke von Kumaon zu unterſuchen, gab den Bericht, daß das Eiſen von guter Qualität und in großen Maſſen da ſei, jedoch die Kupferminen durchaus nicht ergiebig wären. Ueber die Beſchäftigung der Bhutias äußern ſie, daß von Männern und Kindern die Wolle zu den Stoffen, die ſie tragen, geſponnen werde, daß ſonſt aber der handeltreibende Verkehr vorherrſcht, daß Viele unter ihnen wohlhabende Leute ſind; ſie bringen Getreide, Zucker auf Schafen nach Tibet und führen Salz, Borax, Salpeter in ähnlicher Weiſe herüber. Ihre Dörfer ſollen weit mehr europäiſchen als indiſchen Dörfern ähnlich ſehen. Der Race nach ſtehen die Bhutias in der Mitte zwiſchen den Bewohnern Hindoſtans und Tibets; von den Bewohnern der Ebene unterſcheiden ſie ſich durch Größe und kräftigern Körperbau, rundere Formen und ſtarke Musculatur; es fehlt ihnen aber die mongoliſche Phyſiognomie, ſodaß man ſie augenblicklich von den Tibetanern unterſcheiden kann. **M.**

Anregungen.

Die franzöſiſche Literatur.

Literatur und Leben gingen immer Hand in Hand, damals ſo gut, als Horaz ſeine Oden an den Cäſar Auguſtus richtete, wie in jenen Tagen, als der arme, melancholiſche Rouſſeau in der Ermitage der Frau von Epinay die Natur verherrlichte und die Civiliſation verwünſchte. Und keine Literatur iſt bis zu ihren letzten Ausläufen mehr von den Beſtrebungen und Kämpfen der Zeit ergriffen und beherrſcht worden als die franzöſiſche, keine iſt ein beſſerer Spiegel ihrer Nation von dem erſten Liede der Troubadours bis hinab zu Ponſard's „Börſe" und Lamartine's Geſchichtſchreibung geweſen. Oeffnet ſchon ihre alten Novellen und Fabliaux, ihr werdet das mittelalterliche Leben der Städte, das Treiben der Mönche, der Ritter und Bürger mit einer Wahrheit, Derbe und Anſchaulichkeit geſchildert finden, als ſähet ihr es in einer Camera obscura, immer mit jenem Hauch von Scherz und Geiſt, der das Erbtheil der Franzoſen iſt.

Wie ſich das moderne Leben und Treiben in dieſer franzöſiſchen Literatur widerſpiegelt und ſie faſt zu ſeinem bloßen Reflex gemacht hat, ſchildert in anſchaulicher Weiſe das Buch von Eduard Schmidt-Weißenfels: „Frankreichs moderne Literatur" (zwei Bände; Berlin, Heymann, 1856). Wenn es auch nicht in allen Theilen auf eigener Forſchung und Anſchauung beruht, ſich zuweilen mehr als nöthig in dithyrambiſchen Ergüſſen gefällt und darüber die Hauptpunkte vergißt, ſo gibt es doch eine gute Ueberſicht der neuern Dichter und Schriftſteller Frankreichs und regt in ſeiner lebendigen Darſtellung zum Selbſtſtudium ihrer Werke an.

Vor allem wird dies vorzufehlenswerthe Werk der Epoche der Reſtauration gerecht. Die Rückkehr der Bourbonen zerſtörte freilich den Glanz 20jährigen Ruhms, die Größe Armee, die Errungenſchaften der Revolution, aber ſie rief auch die politiſche Diſcuſſion und die Dichtkunſt wieder ins Leben. Daß dieſe ihm fehlen müſſen, ſcheint das Schickſal des kaiſerlichen Frankreich zu ſein. Mit den Lilien blühte die wunderbare blaue Blume auf, die Jeder von uns aus Tieck und Novalis kennt, die myſtiſche Roſe an den Bogenfenſtern gothiſcher Dome, die Blume der Romantik. Chateaubriand, Lamartine, Victor Hugo waren ihre Vorkämpfer. Das Mittelalter kam zu Ehren, die Ritter ohne Furcht und Tadel, die Edeldamen auf den Söllern der Burgen, um die Ruinen

der Schlösser, durch die gewölbten Schiffe der Kirchen schwebte und webte ein goldschimmernder Duft, über silbernen Helmen nickten schwarze Federn; weiße Schleier, von goldener Stirnbinde festgehalten, flatterten von den Köpfen braunlockiger Mädchen; eine phantastische Welt baute sich auf, voll Glanz und Farbe, mit tiefsinnigen, wunderlichen Gedanken, so wunderlich und seltsam wie die steinernen Blumen und Thiere am Thurm Notre-Dame, gläubig, königlich in ihren „Méditations" und „Harmonies", sinnlich und schimmernd in ihren „Orientales" — eine Welt der Dämmerung, der Vergangenheit, welche dann die Julirevolution verschlang. Die Realität der Straße, „La sainte canaille et la grande populace", wie es in einem Gedicht Barbier's aus jener Zeit heißt, setzte sich nun auf die Sessel der Ritter und den Thron des heiligen Ludwig. Der Socialismus wurde das Stichwort der Zeit und der Glaube, welcher sein Stigma auf jene Stirn drückte. Dieser Glaube hatte seine Philosophen, seine Propheten und Geschichtschreiber, er fand auch seine Dichter. In Romanen wie auf dem Theater erschienen fortan nur unglückliche, schmerzzerrissene Frauen in qualvoller Ehe, mit dämonischer Leidenschaft; hingebungsreiche, großherzige Arbeiter in Dachstuben; die Tugend in Kattunkleidern und das Laster mit Diamanten, in Seide, duftend und strahlend. Eine Poesie der Häßlichkeit, der ungelösten Gegensätze, eine Welt der Schatten und der Utopien — und doch fesselt, ergreift sie; denn die Ahnungen der Zukunft durchzucken sie mit magischem Licht, sie gleicht einer wilden, trunkenen Phantasie auf einem Klavier gespielt, dessen Saiten eine um die andere zerspringen; sie trägt die Leiden der Zeit in ihrem Herzen.

Jetzt aber?

Honneur et argent — Ehre und Geld! Oder vielmehr — durch Geld Ehre!

Wie die indischen Fakirs sich vor dem Götterwagen auf die Erde werfen, unbekümmert, ob seine Räder sie zermalmen, so liegt die französische Literatur jetzt anbetend vor dem Goldenen Kalbe und bekränzt es, wie eine rasende Bacchantin, mit ihren Blumen; ihre Gesänge sind Hohe Lieder des Lasters; wie man reich wird, der Inhalt ihrer Romane. Wieder hat sich das Wort des Tacitus erfüllt, daß Sittenlosigkeit und Corruption Zeitgeist genannt wird. Börsenspeculanten, Wucherer, Menschen, die wie Seiltänzer beständig zwischen den Schätzen des Krösus und dem Schuldgefängnisse hin- und herschwanken, erfüllen alle Bühnen, und Ausrufe, wie: „Warum habe ich gekauft!" „Warum habe ich nicht verkauft?" ersetzen jetzt den Chor der Eumeniden. So hat diese Geldgier nicht allein das gesellschaftliche Leben und die Moral des Volks, sondern auch die Kunst in Frankreich zu verderben begonnen. Edler Gedanken bar, ohne Halt und Maß, ist sie auf Baisse und Hausse herabgesunken; statt der Delias und Julianas, die doch noch von großen Leidenschaften und tragischen Erregungen beseelt und getragen waren, schildert sie die Orgien, das Lieben, Leiden und Sterben der Kameliendamen. Zu Zeiten des Kaisers Domitian besang Martial die Gladiatorenspiele, Schwelgereien und Schauspiele, die er der entsittlichten römischen Welt, sie zu belustigen und zu betäuben, gab; so sind die Musen auch jetzt zu dem Sklavendienst bestimmt, dem herrschenden Materialismus einen Zauberspiegel vorzuhalten, in dem er seine Laster und Sünden in der Glorie der Schönheit erblicke. Der dünne Schleier des Anstandes und der Sitte, in welchen diese Gestalten sich hüllen, wenn wäre er nicht durchsichtig, wen könnte die Moral noch betrügen, die ein fünfter Akt predigt, nach vier vorangegangenen, die das Schöne und Bezaubernde der Sünde in den verführerischsten Formen und brennendsten Farben geschildert? Diese ganze Literatur, mag sie nun den Krebsschaden Frankreichs mit schwachen Nadelstichen, wie Balzac und Ponsard, angreifen, mag sie ihn als goldenes Lebenselixir preisen, wie Véron und Dumas Sohn, zeigt die Versunkenheit der pariser Zustände in erschreckendster Weise; es ist der alte Schwindel aus Law's Tagen, wo auch um eine Südseeactie Ehre und Liebe verhandelt ward, als wären sie der nichtigste, werthloseste Trödel, und das Erwachen aus diesem Rausche wird gleich vernichtend und fürchterlich sein.

Wir enthalten uns, die Ursachen anzugeben, wie gerade mit Ludwig Napoleon diese Epoche sich entwickeln und befestigen konnte.

Lebensblicke

von **L. H.**

Wahrheiten denken, ist leicht; aber sie auch in die Welt zu schleudern, dazu gehört ein starker Geist.

* *

Die Poesie kann sich mit dem Alltagsleben befreunden, verschwistern nie.

* *

An unser Gutwollen hängen sich Ketten, unser Bösewollen peitschen die Leidenschaften rasch dahin.

* *

Ein alter Kopf und ein junges Herz macht einen tüchtigen Menschen.

* *

Wer Menschen entbehrt, den erquicke die Menschheit!

* *

Nur das Schauern und Träumen am Rande des Schmerzes ist eigentlicher Schmerz; sind wir mitten in seinen Wellen und Untiefen, so fühlen wir nichts und auch ihn nicht mehr.

* *

Verschlossen muß man sein, nicht schweigen.

* *

Ob unser Fuß in den Boden der Geschichte seine Spuren grub oder unser Grin nur in einem liebenden treuen Herzen geheimnißvolle Runen zurückließ, eine Art Unsterblichkeit hat sich Jeder erlebt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 3.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Der Weiberfeind.

Novelle von Steen Blicher.

II.

„Seit dem Tode meines geliebten Vaters", schrieb mir Arthur, „habe ich keinen beſſern, keinen andern Freund gehabt als Sie, guter, lieber Anderſen! Sie haben mit unermüdlicher Geduld meine ſchwermüthigen und ſicherlich oft beſchwerlichen Launen ertragen; ja! Sie ſind Derjenige, der mich vor Verzweiflung rettete und der meinen tiefen Kummer linderte — ſollten Sie nicht die Urſachen deſſelben erfahren? Aber ach! wenn ich aufs neue dieſe qualvollen Wunden aufreiße; — doch — vielleicht ſelbſt dieſe ſchmerzliche Berührung kann einige heilende Wirkung üben: — Wohlan, ich will's verſuchen!

Beflügelt von meiner heftigen, meiner innigen Liebe, eilte ich dem Ziel meiner Wünſche entgegen. Die ſüßeſte Hoffnung erfüllte mein nichts argwöhnendes Herz — ach, mir ahnte nicht, daß ich dem Abgrund entgegeneilte, der alle meine Lebensfreuden verſchlingen ſollte.

In Roeskilde wurde ich, ſehr gegen meinen Willen, einige Stunden aufgehalten, der Urſache dieſer Verzögerung erinnere ich mich jetzt nicht mehr. Als ich, hierüber ſehr ungeduldig, endlich den Wagen beſteigen wollte, begegnete mir im Vorzimmer Fräulein H....., die ſich während einiger Zeit in Kopenhagen aufgehalten hatte. Mit einem zweideutigen, höchſt widerlichen Lächeln, wünſchte ſie mir eine glückliche und vergnügte Reiſe. Gleichgültig grüßte ich wieder und ſprang ihr vorbei, ebenſo ſchnell, wie dieſe warnungsvolle Bewegung aus meiner Erinnerung entſchwand. Erſt lange nach dem Erwachen aus meinem kurzen Freudentraum rief ich jenes widerliche Lächeln und jene Betonung der Worte «glücklich» und «vergnügt» in mein Gedächtniß zurück.

Bald erreichte ich das Thor der Stadt, die innerhalb ihrer Wälle die Auserkorene meiner Seele barg. Mit peinlicher Ungeduld mußte ich das Ende der Unterſuchungen der Controleure abwarten; aber noch während derſelben zog mich Lars, der arme, treue Mann, beiſeite und bat mich ſtammelnd und zitternd, doch nicht ſogleich meine Geliebte aufzuſuchen.

Dies Anſinnen, ſeine verwirrte Rede und ſeine ungewöhnliche Verlegenheit jagten mir eine tödtliche Angſt ein: «Iſt ſie krank? iſt ſie geſtorben?» rief ich, erhielt jedoch keine Antwort, denn Lars ſaß bereits auf dem Wagen — ſicherlich, um mich ebenfalls hinaufzubekommen und um mich auf dieſe Weiſe der Neugierde der Umſtehenden zu entziehen. Ich ſprach zu ihm hinauf und wiederholte meine ängſtlichen Fragen; aber vor dem ſtarken und unaufhörlichen Rollen der Wagen und bei dem Lärm konnte ich ſeine Antwort nicht verſtehen.

Hätte es länger gedauert, ich hätte vom Wagen ſpringen und ihn mit herunterreißen können; aber gleich innerhalb des Thors hielten wir vor einem Hôtel, das er kannte und empfohlen hatte.

«Iſt ſie hier?» rief ich, indem ich voranging und in die Thür ſprang.

«Nein!» antwortete er, «hier werden wir logiren.»

«Aber so bringe mich zu ihr!» rief ich erbittert und ergriff seinen Arm.

Er bat mich in Gottes Namen, mich nicht zu übereilen, sondern solange warten zu wollen, bis er mir erzählt haben würde, was ich ebenso gut früher wie später wissen müsse. Ich stand wie auf Kohlen; er mußte mich beinahe mit Gewalt in das mir angewiesene Zimmer führen.

Lange marterte er mich hier mit Ausflüchten und Umschweifen, bis meine Drohungen ihm das zermalmende Geständniß abzwangen: er habe von einem glaubwürdigen Freunde in Roeskilde erfahren, daß — — meine Verlobte, meine Angebetete, die Geliebte eines leichtsinnigen Offiziers sei.

Hätte dieses Donnerwort nicht alle meine Glieder gelähmt, so würde ich ihn vielleicht auf der Stelle getödtet haben.

«Komm, du Bote der Hölle!» rief ich, sobald ich im Stande war, meine Zunge zu rühren — «du sollst mich zu ihr bringen! Einer von euch soll sterben!»

Ich packte ihn an die Brust und schleppte ihn nach der Thür hin.

«Gnädiger Herr!» stammelte er, ebenso stark zitternd wie ich selbst — «sie ist fortgezogen — lassen Sie mich erst hören, wo sie wohnt — innerhalb einer Viertelstunde sollen Sie sie sehen, wenn Sie nur solange warten wollen, bis ich wiederkomme.»

Mit diesen Worten riß er sich los und war aus dem Zimmer, bevor ich ihn halten konnte. Ich stand wie festgenagelt und starrte auf die verschlossene Thür. Wenn irgendein Zustand auf Erden dem in der Hölle gleicht, so war es der meine: ich weiß nicht, wie lange er dauerte; für die Verdammten muß jeder noch so kleine Zeittheil ohne Maß sein.

Noch glaube ich, daß diese Augenblicke der Culminationspunkt meiner Seelenleiden waren — noch qualvoller selbst als der, welcher meine Furcht zur Gewißheit machte. Mein Antlitz muß entsetzlich den innern Kampf zwischen verschiedenen Gemüthsleiden ausgedrückt haben; denn ein Mädchen, das mit einem Brief hereinkam, verlor ihn vor Schreck und eilte schreiend wieder hinaus. In demselben Augenblick kam Lars; aber ehe er sich meinem Willen fügen wollte, nahm er mir einen Eid ab: daß ich nur sehen und hören, aber weder reden noch etwas unternehmen und ohne Aufenthalt mit ihm zurückkehren wolle.

«Sie mögen mich tödten», sagte der treue Diener und stellte sich vor die Thür, «aber Sie sollen mir bei Ihrer Seligkeit geloben, ruhig zu bleiben!»

Ich war genöthigt zu schwören. In diesem Augenblick bemerkte er den Brief, welchen das Mädchen verloren und ich nicht beachtet hatte. Er nahm ihn auf.

«Der ist gewiß von dem Fräulein», sagte er, «es ist ihre Hand; wollen Sie ihn nicht erst lesen?»

Ich riß ihn auf — der Brief war von ihr, aber ich konnte ihn nicht lesen, so zitterte ich, so tanzten die Buchstaben vor meinen Augen. Er mußte ihn mir vorlesen: sie meldete kurz: daß sie ihrer Schwester nach Holstein folgen müsse, wo deren Schwiegervater sie und die Kinder zu sich nehmen wolle; sie hätte mir mit der Post Dasselbe nach Mörkedal gemeldet; aber falls der Brief zu spät gekommen wäre, um meine Abreise zu verhindern, so habe sie sich veranlaßt gefunden, einen andern hier abzugeben, in welchem sie mich bäte, auf meinem Gute ihre Heimkehr abzuwarten, die hoffentlich nicht lange ausgesetzt werden solle.

«Aber so ist sie ja nicht hier?» rief ich.

«Kommen und sehen Sie selbst, gnädiger Herr!» antwortete er, «aber vergessen Sie nicht, was Sie mir versprochen haben!»

Wir gingen weit — ich glaube bis zur entgegengesetzten Seite der Stadt. Meine Füße brannten unter mir; bald kam es mir vor, als ob ich stillstände und als ob das Volksgewühl mir mit Sturmesschnelligkeit vorbeiwoge; bald war es mir, als ob ich segelte und die schaukelnde Bewegung eines Schiffs fühlte. Endlich führte er mich in ein Haus hinein, wir stiegen einige Treppen hinauf — ich befand mich mit ihm allein — er verriegelte die Thür und erinnerte mich wiederum an mein eidliches Versprechen.

«Setzen Sie sich nun hier ans Fenster!» sagte er, «und richten Sie die Augen auf das Zimmer in der ersten Etage gegenüber! Sie werden sie bald sehen, aber kommen Sie dem Fenster nicht zu nahe!»

Ich sah sie bereits; sie kam und setzte sich auf einen Stuhl. Gleich darauf näherte sich ihr ein junger Offizier, umarmte und küßte sie, nahm Hut und Stock und entfernte sich. Meine Brust war ein Otternest.

«Sehen Sie, gnädiger Herr!» rief er hinter mir, «nun erhebt sie sich und kehrt uns die Seite zu!»

Himmel und Erde! sie war in — — Mutterhoffnung — ich fiel in Ohnmacht. Aus dieser

glücklichen Bewußtlosigkeit erwachte ich erst durch das Rollen des Wagens unter mir: mein Diener hatte eine Miethkutsche genommen, in welcher wir in unser Logis zurückkehrten. Ich wollte zu ihr hin. Mein Anblick sollte sie zermalmen — ich wollte den Offizier fodern — aber der treue Diener verhinderte jeden Ausbruch meiner Raserei.

»Schreiben Sie ihr«, sagte er, »daß Sie jetzt ihre Untreue kennen.“

Ich ergriff diesen Rath, konnte ihn aber nicht befolgen; die Feder tanzte auf dem Papier — ich konnte keinen Buchstaben ziehen — er mußte anstatt meiner schreiben. Mehre Bogen zerriß ich; wenn er mir vorlas, was er geschrieben hatte, so war das Alles nicht bitter genug.

»Mir däucht«, sagte er zuletzt, »daß sie Ihres Zornes nicht werth ist; wäre es nicht hinreichend, wenn Sie ganz mit ihr brächen?«

Dies fand meinen Beifall; so konnte sowol der gekränkte Stolz wie auch die getäuschte Zärtlichkeit sich am besten gerächt sehen. Um die Rache vollkommen zu machen, gab ich gar keinen Grund unserer Trennung an, sondern meldete ihr nur: daß ich es am besten fände, unsere Verlobung aufzuheben und deshalb schicke ich ihr den Trauring zurück; jede Correspondenz und jeden möglichen Versuch einer künftigen Annäherung verbäte ich mir als durchaus unnütz.

»Wenn sie«, sagte ich ihm beim Fortgeben, »dir nicht ihren Ring ausliefert, sollst du ihn verlangen und sagen, daß dein Herr ihn dir geschenkt habe.«

Als er fort war, fuhr eine eisige Kälte durch meine Brust. Unabgewandten Blicks starrte ich auf den Finger, der jenes einst so theure Liebespfand getragen. Ebenso wie der Eindruck desselben gradweis verschwand, so — schwur ich im Geheimen — soll die Erinnerung an sie in meinem Herzen ausgelöscht werden. Ach, mein Freund, mein Freund! Der Eid ist noch nicht erfüllt!

»Was sagte sie?« fragte ich den zurückkehrenden Diener.

»Sie lächelte und äußerte, es sei gut«, sagte er.

»Gut!« wiederholte ich und dies war das letzte Wort, das ich sprach, bis Sie kamen und bis ich wieder meine Lippen und mein Herz öffnete.

Von jenem Zeitraum habe ich übrigens keine weitere Rückerinnerung, als daß ich aß, trank, zu Bette ging und aufstand, wenn mein Diener mich daran erinnerte. Ich war so gänzlich in jene gedankenlose, nahe an Wahnsinn grenzende Gleichgültigkeit versunken, daß selbst nicht Ihr Anblick, mein theurer Freund, mich zu wecken vermochte.

So verwelkte die Frühlingsblume meiner schönsten Hoffnungen! so zerriß ein wollüstiges treuloses Weib meinen stärksten Lebensfaden — aber Freundschaft und Religion, die besondern Freunde der Unglücklichen, haben wieder andere geknüpft — Gott mag wissen, wie lange diese halten werden.“

Einige Tage später, nachdem ich diese Schilderung seiner unglücklichen Liebe gelesen, empfing ich wiederum einen Brief folgenden Inhalts:

Mein sehr geliebter Freund!

Ich muß Sie auf einige Zeit verlassen, es ist ungewiß auf wie lange, ungewiß wohin. Die Flur grünt, die Knospen der Bäume schwellen, die Veilchen blühen bereits: ihr süßer Duft hat schmerzliche Erinnerungen in meiner Seele geweckt — ach! wie soll ich ihnen entfliehen? Ich muß fort — hier kann ich den schönen Frühling nicht erwarten.

Als er im vorigen Jahre Feld und Wald schmückte, als die Blumen ihre Kelche öffneten, als die Buche ihr Haupt bekränzte, als der Vogel sein Weibchen lockte — da lockte mich der Gesang der Sirene — ich kann es nicht ertragen, hier die wiederauflebende, ewig junge Natur zu schauen. Leben Sie wohl, mein treuer Freund! Leben Sie wohl, bis wir uns wiedersehen und — wenn Gott will — dann mit einem ruhigern Herzen.

Ich wollte Abschied von ihm nehmen, aber er war bereits fort. Keiner wußte das Ziel seiner Reise; Kutscher und Diener hatten nur zwei Stunden vorher seinen Befehl erhalten, anzuspannen und einzupacken. Dieser plötzliche Entschluß beunruhigte mich nicht; ich hoffte im Gegentheil recht erfreuliche Folgen einer solchen Zerstreuung, die auch nicht ausblieben.

Einen Monat später las ich in den öffentlichen Zeitungen, daß Fräulein Elisabeth Lund in Kopenhagen gestorben sei. Es war nur mitgetheilt: daß eine Auszehrung ihren langdauernden Leiden ein Ende gemacht habe, ohne näher die Beschaffenheit oder die Ursache derselben anzudeuten.

Auch von diesem Todesfall erwartete ich eine vortheilhafte Wirkung auf die Gemüthsstimmung meines Freundes; nun da ihr verführerischer und zerbrechlicher Körper im Schooß der Erde verborgen war, nun mußte, so dachte ich, eine vollkommene Verzeihung seinerseits leichter stattfinden und der giftige Stachel des Hasses aus seinem Herzen ge-

zogen werden und dadurch bessern und mildern Gefühlen Raum geben.

Neun Wochen nach der Abreise Arthur's hatte ich die Freude, ihm zu seiner glücklichen Heimkehr Glück zu wünschen. Er hatte während dieser Zeit das nördliche Deutschland durchreist, aber sich an keinem Orte lange aufgehalten. Ich bemerkte es wohl, daß er sich vergebens bemüht hatte, dem beschwerlichen Begleiter, der Sorge, zu entfliehen, von welcher Horatius so schön sagt: daß sie sich hinter den Reiter setzt, wenn das Roß auch noch so schnell ist. Doch war es mir lieb, daß er eine Sammlung neuer Bücher mitgebracht hatte, unter welchen ich übrigens später eins mit dem Titel sah: „Leiden des jungen Werther." Dieses Buch war von einer sehr verliebten und schwärmerischen Tendenz, weshalb ich ihn oft, jedoch vergebens zu überreden suchte, es wegzulegen. Er hatte auch eine Harfe bekommen, welches angenehme Instrument er bald mit vieler Kunst spielen lernte.

Er hatte den Tod des Fräuleins Lund noch nicht erfahren und ich war sehr verlegen, ihm dies Ereigniß auf die schonendste Weise mitzutheilen, damit die alte Wunde dadurch nicht wiederaufgerissen werde. Nach passender Vorbereitung gab ich ihm die Zeitung zu lesen und ließ ihn darauf allein. Als ich zurückkam, sah ich, daß er geweint hatte.

„Friede mit den Todten!" sagte er still und mit niedergeschlagenen Augen und reichte mir die Hand.

„In ihrem Namen", antwortete ich, „die jetzt vor dem barmherzigen Richter steht, nehme ich Ihre Hand als ein Versöhnungszeichen — Gott, vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!"

„Amen!" seufzte er.

Ich erinnere mich noch so deutlich, als ob es gestern geschehen wäre, daß der Mond gerade in demselben Augenblick aus einer dunkeln Wolke hervorbrach und ein plötzliches Licht auf die Wand des Zimmers warf, wo die Harfe stand; es sah wirklich aus, als ob etwas Weißes derselben vorbeischritte, die Saiten zitterten mit leisem Klang. Ich bin nicht abergläubisch, weiß auch sehr wohl, daß Dergleichen eine ganz natürliche Ursache haben kann; dennoch erschien mir dies Phänomen ein Schimmer aus der Geisterwelt zu sein und mein Freund hatte gewiß eine ähnliche Empfindung; er fiel mir um den Hals und weinte — er mischte seine Zähren mit den meinigen.

Der Diener brachte Licht. Ich ließ mir die mitgebrachten Bücher und Gemälde zeigen, welcher Zeitvertreib uns Beide munter hielt und mich bis zum späten Abend fesselte. Ich ging heim, ohne meinen wichtigsten Auftrag verrichtet zu haben, der darin bestand, ihn zu bitten, meiner Hochzeit beizuwohnen, die bis zu seiner Rückkehr ausgesetzt worden war. Am nächsten Tage holte ich mein Versäumniß ein; er versprach Zeuge meiner ehelichen Verbindung zu sein. Es verdroß mich am Hochzeitstage, ihm dies Versprechen abgenöthigt zu haben; denn seine innere Bewegung entging meiner Aufmerksamkeit nicht.

„Nehmen Sie den Glückwunsch eines wohlmeinenden Freundes entgegen!" sagte er nach der Trauung zu mir.

„Ihre Geliebte hat Ihnen in fünf Jahren ihre Treue bewahrt. Möge die Frau Ihnen ebenso treu und ebenso lieb in fünf mal zehn Jahren sein!"

Ungeachtet seines Hasses gegen Frauenzimmer hegte Herr Arthur wirklich Achtung für meine Frau und ich kann in Wahrheit sagen, daß sie das einzige weibliche Wesen war, das er mit Vergnügen auf seinem Hofe sah. Vielleicht trug seine Freundschaft für mich viel dazu bei, obwol sie wahrlich ihrer Frömmigkeit und Verständigkeit wegen von einem Jeden geachtet und geliebt zu werden verdiente.

Der Winter verfloß, ohne eine andere Veränderung auf das Gemüth meines Freundes ausgeübt zu haben als die, daß er sich zuweilen ein wenig auffahrend und schwierig gegen die Dienstboten zeigte. Ueberhaupt, bemerkte ich, daß je älter er ward, seine Schwermuth umsomehr ab- und seine Heftigkeit zunahm; doch kann ich nicht sagen, daß er sich gegen Irgendjemanden unverständig oder ungerecht benahm. Sein barsches Wesen bestand nur in einem finstern Blick und in einigen mürrischen Worten.

Meine Frau und ich begannen einige mäle die Ehe zum Gegenstand unserer Unterredung zu machen; aber das war verlorene Mühe: seine Satiren darüber waren so scharf und schmeckten so stark nach innerer Bitterkeit, daß wir später beschlossen, dieses Capitel nicht wieder zu erwähnen. Du magst es auch erfahren, daß die Versuche des Obersten H . . . . ., die abgebrochene Verbindung wiederum anzuknüpfen, nicht glücklicher waren.

Im nächsten Frühjahr machte er seinen zweiten Ausflug und diesmal nach Paris, wo er sich einen Monat aufhielt und von wo er, außer

Büchern und Muſikalien, eine Auswahl ausländiſcher Blumen und Pflanzen mitbrachte. Indem er die Orangerie baute — welche du von deiner Kindheit her kennſt — und die er mit den ſchönſten Producten Südeuropas ausſtattete, fand er während des Sommers eine angenehme Unterhaltung.

Ich will dich nicht mit einer langen Beſchreibung des ſehr einförmigen Lebens unſers Arthur ermüden. Das eine Jahr glich dem andern, mit dem kleinen Unterſchied, daß ſeine Reiſen, ſowol hinſichtlich der Zeit wie des Raums, allmälig kürzer wurden; zuletzt wurden ſie auf kleine Ausfahrten zwiſchen Mörkedal und Egeberg, ſeinem zweiten, ſpäter gekauften Gut, eingeſchränkt.

Seine Harfe, ſeine Bücher, ſeine Blumen bildeten ſein Vergnügen; die Verbeſſerung der Güter ſeine Arbeit, du kennſt etwas von beiden, wovon doch nichts ihm die vollkommene Gemüthsruhe verſchaffte, die des Lebens größte Glückſeligkeit iſt. Als Beweis davon will ich dir einen ſeiner Briefe mittheilen, der 20 Jahre nach jener unglücklichen Liebesgeſchichte geſchrieben ward.

„Wenn keine wichtigen Geſchäfte Sie verhindern, ſo bitte ich Sie zu kommen und mich heute Abend zu beſuchen! Das Wetter iſt trüb. Der Herbſtnebel liegt wie ein Leichentuch auf den lebloſen Feldern, die Natur trauert in Grau. Der Weſtwind heult um das Dach und peitſcht die entlaubten Zweige der Bäume. Sie haben ihr ſchönes Sommerkleid verloren, die gelben Blätter wirbeln auf der dunkeln, blumenloſen Erde umher. Aber der kommende Frühling wird ſie wieder mit göttlichem Reiz ſchmücken und die ſchlummernde Blume wecken.

Mein Frühling iſt vorbei, er kehrt nie wieder. Bald werde ich, wie jenes welkende Laub, vom Strom der Zeit fortgeführt werden. Ich werde fallen wie ein erſtorbener Baum — ich — der Letzte meines Geſchlechts. Ach! ich habe kein Kind, das mein hinſterbendes Gedächtniß wiederbeleben könnte. Mein Freund, o mein Freund! Zu welchem Zweck bin ich hier? Ich weiß es, ich habe mein Ziel verfehlt; ich habe mich auf meinem Wege verirrt, aber es iſt zu ſpät zurückzukehren.

Für wen habe ich hier auf Erden gewirkt? was habe ich ausgerichtet? Nichts, weniger als nichts! Die Bäume, welche ich pflanzte, werden fremde Hände umhauen; fremde Füße werden meine Blumen niedertreten ſowie das Gras auf meinem bald vergeſſenen Grabe! Komm, mein Theurer! komm und zerſtreue, wenn du es kannſt, die finſtern Wolken, die ſich um mich ſammeln und mein armes Herz zuſammenpreſſen.“

Solcher Briefe habe ich mehre, unter welchen ſich einige von einem viel ſpätern Datum befinden; aber das Angeführte zeigt bereits hinreichend die melancholiſche Gemüthsſtimmung und die beſtändige Unzufriedenheit des armen Arthur. Ach! die letztere hörte nicht eher auf, als bis der Herr ihn zum ewigen Frieden abrief. Es ſind nun bereits zehn Jahre verfloſſen, ſeitdem ich ſeinen Staub dem Staube übergab.

Mein lieber, junger Freund! Ich bin ein alter Mann, der bereits lange den Freuden der Welt entſagt und ſein Herz gegen ihre Sorgen geſtählt hat; aber dieſe eine, die Sorge über meines Freundes kläglichen Tod, wird mich nicht verlaſſen, bevor ich die Erde verlaſſe.

Arthur ſtand in ſeinem 60. Jahre. Vierzig Jahre waren verfloſſen, ſeitdem ſein Herz ſich der Liebe öffnete — und ſchnell und gewaltſam von der ſtärkſten und gefährlichſten aller Leidenſchaften wieder geſchloſſen ward. Es war an einem Sonntag und der Gottesdienſt gerade beendet, als ſein Diener, bleich wie eine Leiche, nach dem Hof galoppirt kam: ſein Herr war heftig erkrankt und verlangte beſtändig, mit mir zu ſprechen.

Ich beeilte mich, nach Mörkedal zu kommen.

Als ich hereintrat, ſaß mein Freund in einem Lehnſtuhl und ſtarrte mich flehend an, als ob er das Leben von meiner Hand erbitten wollte; aber die ſtärkere Hand des Todes hatte ihn bereits mit Rieſenkraft gepackt; ich ſah, daß ſie ihre Beute nicht mehr loslaſſen werde. Er zeigte auf den Tiſch — ach, dort lag ſein Todesurtheil! Höre es, mein junger Freund und laß das entſetzliche Schickſal des grauſam betrogenen Mannes dir eine Warnung ſein. Ich will dir dieſe Unglücksbriefe in derſelben Ordnung abſchreiben, wie ich ſie, zitternd vor Erſtaunen und innerlichem Seelenſchmerz las. Die letzten waren in dem, welcher nachſtehend folgt, eingeſchloſſen.

Gnädiger Herr!

Auf meinem Todtenbett und nun, da ich mich mit meinem Gott ausgeſöhnt habe, will ich mich auch mit den Menſchen verſöhnen und mein Herz von einem Geheimniß befreien, das es viele Jahre belaſtet hat. Nicht daß ich ſelbſt Erfinderin der Betrügerei geweſen, die ich Ihnen nun offenbaren werde, aber leider war ich ſowol Ihnen wie mehren Andern gegenüber Mitwiſſerin und ſicherlich habe ich ſie zu lange verheimlicht; nun werde ich Ihnen die lautere Wahrheit erzählen.

In meinem 17. Jahr trat ich als Kammermädchen in die Dienste bei dem jetzt seligen Fräulein H..... Es war gerade zu der Zeit, als die Vermählung mit ihr und dem gnädigen Herrn im Werke war. Sie hegte eine große Neigung für Sie und glaubte, daß Sie ebenso gegen sie gesonnen wären. Da geschah es, daß Sie sich ganz unerwartet mit Fräulein Lund verliebten. Dies nahm mein Fräulein sich sehr zu Herzen und gelobte, sich bei Gelegenheit rächen zu wollen, und eine solche trat bald ein.

Das Fräulein reiste zu einem Besuch nach Kopenhagen und ich begleitete sie. Kurz darauf hörten wir, daß Fräulein Lund auch dahin gekommen wäre, um ihre Schwester aufzusuchen, die kürzlich Witwe geworden und gleich darauf erfuhren wir den Tod Ihres hochseligen Herrn Vaters, sowie auch, daß Sie selbst mit erster Gelegenheit und in eigener Person Ihre Geliebte abholen wollten. Letzteres wurde uns durch Ihren damaligen Bedienten Lars gemeldet, der bereits lange bestochen war, um uns alle Ihre Geheimnisse zu verrathen. Indessen fielen Sie in eine Krankheit, welche Ihre Reise einige Monate verhinderte. Kurz bevor Sie diese antraten, begegnete meinem Fräulein und mir ein Frauenzimmer auf der Straße, das wir Beide, der vollkommensten Aehnlichkeit wegen, für Fräulein Lund hielten. Sie ging mit einem jungen Offizier Arm in Arm an uns vorbei und trat in ein nahestehendes Haus hinein. Ihre kopenhagener Aussprache und ganz fremder Dialekt überzeugten uns vollkommen von unserm Irrthum; aber diese sonderbare Aehnlichkeit gab die erste Veranlassung zu einer Betrügerei, die leider nur zu gut glückte.

Als wir zurückgekehrt waren, sagte das Fräulein zu mir: «Cäcilie! wir wollen dem jungen Herrn Arthur einen Streich spielen; wenigstens wollen wir ihm einen kleinen Schreck einjagen! Erkundige dich und laß mich wissen, wer jenes Frauenzimmer wol sein mag!»

Ich brachte bald die Nachricht, daß sie die Frau eines Offiziers sei und in der ersten Etage jenes Hauses wohne, in das wir sie und ihren Mann hatten hineingehen sehen. Auf Befehl des Fräuleins miethete ich, auf der andern Seite der Straße, ein Zimmer in der zweiten Etage, aus dem man in die Gemächer des Offiziers hinuntersehen konnte — ich gab vor, daß das Zimmer für einen Verwandten bestimmt sei, den ich ehestens aus Jütland erwartete.

Gegen die Zeit hin, als Sie kommen sollten, was wir aus dem Schreiben Ihres Dieners wußten, reisten wir Ihnen bis Roeskilde entgegen, um mit Lars das Nöthige zu verabreden. Hierzu fand er auch Zeit und Gelegenheit, indem er Ihnen einige Stunden Aufenthalt verursachte.

Wie er Sie darauf in das von mir gemiethete Zimmer führte und Ihnen gegenüber die bereits erwähnte Offiziersfrau zeigte; wie Sie, durch die große Aehnlichkeit derselben mit Ihrer Geliebten, getäuscht wurden, daran erinnern Sie sich vielleicht selbst allzu gut. Den Aufkündigungsbrief, welchen Sie in ihrer Hitze Ihrer Braut schrieben, brachte Lars zuerst meinem Fräulein.

Als sie diesen las, stieß sie einen Schrei aus und sagte: «Das übertrifft meine Erwartung! Seine eigene Blindheit verdammt ihn — wir wollen sehen, wie weit dieselbe gehen kann!»

Lars brachte nun den Brief sowie auch den Verlobungsring zu Ihrer Geliebten, deren Wohnung wir wußten, aber die Antwort an Sie sowie auch ein später geschriebener Brief kamen nicht in Ihre Hände, weil er sie meinem Fräulein überlieferte. Diese Briefe las sie später viele male und sie verfehlten niemals, sie in eine gute Stimmung zu versetzen; als aber Fräulein Lund nach einem Jahre starb, da war mein Fräulein mit sich selbst uneinig, ob sie Ihnen die Briefe senden oder dieselben eine zeitlang noch behalten solle. Sie beschloß das Letztere, weil sie es nicht übers Herz bringen konnte, sich sobald von den Briefen zu trennen und «weil» sagte sie, «je länger ich damit warte, ihn zu wecken» — damit waren Sie gemeint, gnädiger Herr! denn da Sie nicht mehr um sie freiten, nannte das Fräulein Sie nie anders als ihn — «um so größer sein Entsetzen werden wird!»

Einige Jahre später begann mein Fräulein zu kränkeln und schlief auch selig ein. Auf ihrem Todtenbette übergab sie mir diese Briefe und befahl mir streng, daß ich sie sogleich Ihnen sicher zustellen solle; aber des Fräuleins Tod und die Beerdigung waren schuld daran, daß ich es vergaß; später blieben sie in meiner Commode liegen, aber jetzt sende ich sie Ihnen in Beischluß.

Was mir am meisten leid that, war, daß Fräulein Lund sich diese Angelegenheit so zu Herzen nahm, daß sie erkrankte und später in Schwermuth starb. Als Sie von Kopenhagen abgereist waren, kam Lars und erhielt ein bedeutendes Geschenk von meinem Fräulein — aber wo er später geblieben ist, weiß ich nicht.

Ich habe nun aufrichtig meinen Fehler bekannt,

an den mein Gewissen mich oft erinnert hat; aber ich bitte sowol Gott wie auch Sie demüthigst um Verzeihung! Indem ich hoffe, diese zu erhalten, will ich Ihnen und der Welt Lebewohl sagen.

Ihre allerunterthänigste Dienerin
Cäcilie Hansen.

Der Unglücksbrief entfiel meiner zitternden Hand. Ich wollte reden, konnte aber keine Worte finden. Thränen waren die stummen Zeugen meines tiefen Schmerzes. Arthur bedeutete mir durch Zeichen, daß ich die andern Briefe lesen solle. Sie waren wirklich von seiner liebenswürdigen, seiner treuen und tugendhaften Elisabeth, sie waren kurz nacheinander geschrieben und so innig und rührend, daß nur das rachsüchtige Herz des Fräuleins H..... nicht durch sie gerührt wurde.

Der erste lautete folgendermaßen:

„Ach Arthur, Arthur! Du hast ein Schwert durch mein Herz gestoßen — ich Unglückliche! was habe ich verbrochen, daß du so grausam mich zermalmen willst? Sind das deine Gelübde ewiger Liebe? Bist du derselbe Arthur, der mich so oft mit Freudenthränen an seine Brust drückte? Rissest du mich deshalb aus den Armen meiner Aeltern, um mich später verstoßen und in den Staub treten zu können! Ach mein Gott, ist das nicht Alles ein Traum? Es ist doch unmöglich, daß du, den ich von ganzer Seele liebe, mir untreu, ja des betrogenen Mädchens spotten kannst — o komm', komm' doch und sage mir, daß es nur ein Blendwerk gewesen! Meine Füße vermögen nicht, mich zu tragen, sonst würde ich zu dir fliegen — aber komme nun, du, mein innig Geliebter und entreiße mich dieser Todesangst!

Deine treue Elisabeth."

Der zweite, wahrscheinlich am folgenden Tage geschriebene Brief, war folgenden Inhalts:

„Du kommst nicht — du antwortest mir nicht — so soll ich denn verzweifeln, Arthur! Der Tod sitzt mir im Herzen — er rinnt wie Feuer durch alle meine Adern — um Gottes Barmherzigkeit willen, komm' doch, bevor ich sterbe! laß mich doch dein Antlitz sehen, das mir das Antlitz eines Engels war, wenn auch keine Spur deiner frühern Liebe mehr vorhanden! Ich beschwöre dich bei der ewigen Seligkeit zu kommen! Du bist, du mußt betrogen sein, es ist unmöglich, daß du zu einem so Grausamen verwandelt sein könntest — komm', du Verblendeter, sonst müssen wir das Opfer eines Irrthums oder der schwärzesten Bosheit werden. Was du auch gehört haben oder denken magst — ich bin unschuldig; das schwöre ich dir bei dem Gott, vor dessen Richterstuhl ich vielleicht bald treten werde. O Arthur! mein Einziger! laß mich doch wenigstens die Hand küssen, die mich mordete — laß mich dir verzeihen — und sterben.

Deine unglückselige Elisabeth."

Als ich meine thränenvollen Augen von diesen jammererweckenden Briefen erhob, griff er nach ihnen und legte sie auf seine Brust.

„Diese sollen mir ins Grab folgen!" sagte er, „sie sind das Einzige, das ich von ihr behalten habe, sie sollen an einem Herzen ruhen, das ihr selbst in seinem blinden Haß treu war! — Nein!" rief er darauf schmerzlich, zog sie wieder hervor und preßte sie in meine Hände, „ich bin nicht einmal dieses Trostes würdig — ich, der Mörder der Unschuldigen!"

„Mein theurer Freund!" nahm ich das Wort; aber meine Stimme versagte mir; ich suchte ängstlich, aber vergebens, nach Trost für den armen Mann, der um die Glückseligkeit seines ganzen Lebens so grausam betrogen war. Er sah die Unruhe meiner Seele und legte seine Hand auf meinen Mund.

„Sage mir nichts!" sprach er, „sondern bleibe und schließe meine Augen! o mein Gott, mein Gott! war das dein unerforschlicher Wille? Es kommt mir vor", fuhr er nach einer Pause fort, „als ob ich aus einem langen und tiefen Schlaf erwacht wäre, als ob ich während dieser 40 Jahre geträumt hätte. Mein Leben liegt hinter mir wie die öde Wüste, ich stehe nun am Ufer des unermeßlichen Meers der Ewigkeit — o du barmherziger Gott, verkürze, verkürze meine Qualen!"

Krampfhaft faltete er seine Hände und streckte sie flehend gen Himmel. Da wurde meine Zunge gelöst, ich betete laut und innig; ein Tropfen von dem Balsam des Trostes fiel in sein brechendes Herz.

Ich weiß nicht, wie lange wir so zusammenblieben; denn den Kindern der Sorge scheint die Zeit stillzustehen, später sank der Unglückliche in einen kurzen Schlummer. Als er erwachte, lächelte er wie verklärt.

„Ich habe sie gesehen", flüsterte er, „sie vergab mir, sie winkte mich zu ihrem Himmel hinauf — sie stand unter Engeln und streckte ihre Arme gegen mich aus. Elisabeth!" rief er mit der klaren Stimme eines Jünglings, „Engel, jetzt komme ich!"

Er erhob sich und — sank entseelt zurück.

So trennte die Bosheit eines Menschen zwei

der edelsten Herzen, bis der Gott der Liebe sie wiedervereinte. Er hat jetzt ihre Sorge in Freude verwandelt — sein heiliger Name sei gelobt!

Hier endet Arthur's Geschichte.

Ich bin kürzlich auf Mörkedal gewesen — wie war es verändert! Das Gras wuchs üppig im Burghof und Nesseln und Bilsenkraut sproßten längs der Wände. Zerschlagene Scheiben waren mit Papier beklebt und hinuntergewebte Dachsteine durch Halm und Haidekraut ersetzt. Das Treibhaus war zu einem Feuerungsschuppen geworden und der größte Theil des Gartens zu Weiden ausgelegt. Die Tannen und Fruchtbäume waren verschwunden und nur ein Winkel war mit Kohl bepflanzt. Ich beeilte mich, aus dem traurigen Thal zu kommen. Die waldlosen Hügel verbargen es bald meinen Augen.

Wo verbirgt sich die Unruhe und das Drangsal des menschlichen Herzens? Nur da, wo der Wurm zum Menschen sagt: „Du bist mein Bruder!"

Der Thüringer Wald.

Von Berthold Sigismund.

III. Die Köhler und die andern Arbeiter im Walde.

Am Fuße eines Waldschlages, wo zwischen den Fichtenstumpfen die Erdbeere neben dem purpurnen Fingerhute glüht, kündigt ein nicht unangenehmer brenzlicher Duft die Thätigkeit einer zweiten Arbeiterclasse an, die im Walde ihr Wesen treibt. An eine überständige Buche gelehnt, steht ihre Hütte, welche die Baracke der Holzhauer an Schönheit und Comfort weit übertrifft. Diese bessere Architektur rührt daher, daß ihre Bewohner, die Köhler, vom Mai bis September beständig darin wohnen; nur am Sonntage geht von der zwei- bis dreispännigen Kameradschaft Einer oder der Andere ins Dorf, um Lebensmittel zu holen und sich bei einem Trunk Bier gütlich zu thun. Die Köhlerhütte ist eine Art Blockhaus aus gespaltenen Baumstämmen („Schrotwänden") und mit Fichtenrinden bedeckt, die gegen den Wind mit Holzscheiten belastet sind. Im Innern laufen mit grünem Reisig gepolsterte Bänke längs der drei Wände und stellen die Betten dar. An der Hinterwand trägt ein Bret das Kochgeschirr, während die Werkzeuge: Schaufeln, Aexte, Rechen, Wannen, Karren und Wasserfässer in malerischer Unordnung um die Hütte lehnen und stehen. Mitten in der Hütte ist der Feuerplatz. Die Kost der Köhler gleicht derjenigen der Holzhauer; ihre Hauptleckerbissen sind die „Beber", eine Art Kost, die aus mit Butter bestrichenen und auf Kohlen gerösteten Brotstücken besteht. Sie sind aber, wie alle Leckerbissen, selten und nur zu häufig wiederholt sich im Stillen folgendes Gespräch zwischen Vater und Sohn: „Vater!" — „Ho, wos dann?" — „Wemmer Botter hett'n, thät'n mer Beber machn!" „Ho, dommer Jong, hast'n Brut?" Das Brot geht ihnen, wie den Holzhauern, häufig aus und Kartoffeln und Mehlbrei bilden die immer wiederkehrende Speise. Die Köhler leben viel einsamer als die Holzhauer. Sie kommen seltener ins Dorf und die Kameraden einer Hütte arbeiten, räumlich getrennt, an verschiedenen Meilern. Daraus erklärt sich wol, daß sie, wie man sagt, schweigsamer und weniger aufgeweckt sind als die gesellig arbeitenden Holzmacher. Doch sind sie harmlos und gefällig und der Freude, der sich im Walde verirrt, braucht den schwarzen, vom Feuer röthlich angestrahlten wilden Gestalten nicht auszuweichen wie jener Commis voyageur, der sich kürzlich des Nachts im Walde verlaufen hatte und lieber alle seine Zucker- und Kaffeeproben aufaß, ehe er sich den vermeintlichen Räubern näherte. Von den drei Kameraden einer Köhlerhütte baut der erfahrenste einen frischen Meiler; der zweite überwacht den im Brande befindlichen und sorgt, da blauer Rauch ein zu schnelles Brennen und geringen Kohlenertrag anzeigt, dafür, daß der Meiler graulichen Dampf schmauche; der dritte Kamerad nimmt einen ausgebrannten Meiler auseinander und schafft die Kohlen an den Abfuhrplatz. Im Winter suchen die Köhler durch dieselben Beschäftigungen wie die Holzmacher einen Verdienst zu erwerben. Bei dem so gleichartigen Leben dieser Leute schien es mir auffallend, daß die Köhler benachbarter Forste sich durch gewisse Abzeichen so streng unterscheiden wie die Clans der Hochschotten durch die Streifen ihrer Tartans. Die neuhäuser Köhler z. B. tragen ihren Proviant in Schachteln, die meininger in Quersäcken, die Kapbütter aber in ranzenförmigen Leinwandbeuteln („Waldsäcken"). Solche Eigenthümlichkeiten lassen sich wol, da die Lebensverhältnisse der Köhler dieser Gegenden ganz gleich sind, nur aus alten Stammesüberlieferungen erklären. In der Nähe des Rennsteig haben sich ja, wie Dialekte und Trachten beweisen, Franken und Thüringer zusammen angesiedelt und sind vielfach verschmolzen.

Die dritte Classe der Waldarbeiter trifft man selten in Person, dagegen durchwandert man keinen ältern Fichtenwald, ohne Spuren ihrer Thä-

tigkeit zu sehen. An dem untern Stammende der meisten ältern Fichten bemerkt man nämlich ellenlange rindenlose Stellen, aus denen Harztropfen hervorquellen. Diese „Lagen" oder „Lachten" werden im Frühling von den „Harzscharrern" mit einem Messer, welches dem Oberschnabel eines Adlers gleicht, gerissen. Das hervordringende, an der Luft zäh werdende Harz wird im Sommer in eine tütenförmige, drei Fuß hohe, aus Fichtenrinde gefertigte Butte, die „Meste", zusammengescharrt. Ist die Meste voll, so wird sie in das nächste „Stück", ein ebenfalls aus Fichtenrinde gemachtes tonnenförmiges Gefäß von drei Fuß Durchmesser und Höhe, entleert, welches gegen neun Centner Harz faßt und bis zur Beendigung des Scharrens im Walde stehenbleibt. Aus jedem Stücke voll Harz werden in der Pechhütte durch Auskochen gegen vier Centner Pech gewonnen. Das unreine, von der Lage auf die Erde tropfende Harz wird von besondern Leuten zu Wagenschmiere und Kienruß verarbeitet. Während die Köhler in der Waldarchitektur das Höchste leisten, stehen die Harzscharrer darin wieder tief unter den Holzhauern. Der Harzscharrer, der, die ganze Woche im Walde hausend, kein Haus baut, sondern obdachlos unter einem beliebigen Baume schläft und nur zuweilen in einer Köhlerhütte gastirt, ist der Nomade und Zigeuner des Waldes.

Zur Zeit der Weinlese, wenn in mildern Gegenden die Aepfelbäume und Reben ihre Früchte entleert werden, erntet man auf der Höhe des Thüringer Waldes die eigentlichen Früchte des Waldes, die Tannen- und Fichtenzapfen („Kusteln"). Da nicht alljährlich in allen Forsten „Samenjahre" eintreten und da die geflügelten ölreichen Samen der Nadelbäume nicht längere Zeit aufzubewahren sind, so werden in samenreichen Jahren die Zapfen scheffelweise gesammelt, ihre beim Trocknen herausfallenden Samen gedörrt und durch Samenhändler oft in die entferntesten Gegenden Deutschlands versandt. Das Geschäft des Zapfenpflückens verrichten die „Kusteisteiger", die man wegen der Gefährlichkeit ihres Geschäfts die Gemsenjäger Thüringens nennen könnte. An astreichen Bäumen klettern sie flink empor; um in die Kronen der weit hinauf astlosen, glatten Stämme zu gelangen, wird ein mit eingehauenen Kimmen versehener Fichtenstamm („Krakel") als Leiter angelehnt. Um das wiederholte Ab- und Aufsteigen zu ersparen, klimmt der Kusteisteiger von der Krone des einen Baums zu der des nächsten über. Ist aber der benachbarte Stamm zum Ueberklettern zu entfernt, so schwingt der Kletterer den Gipfel, auf dem er sitzt, so lange, bis das riesige Pendel den Gipfel der Nachbarkrone berührt, und erfaßt im Nu einen Ast des andern Stammes, um, wenn er diesen abgeerntet hat, sich auf einen neuen Fruchtbaum zu schwingen. So wird durch die Schwere des eigenen Körpers und die Elasticität des Wipfels die Springkraft des Eichkätzchens ersetzt. Die Zapfen der Tanne, die an den dünnen, unzugänglichen Astspitzen der Krone aufrecht wie Kerzen stehen, werden mit einem Säbel abgehauen. Wie schnell die kecken Kusteisteiger sich fassen können und wie sie die edle Zeit zu sparen suchen, beweist folgende wahre Geschichte. Es stürzt Einer beim Ueberschwingen von einer hohen Fichte, fällt aber glücklich so sanft von Ast zu Ast, daß er unversehrt am Boden ankommt. Kaum erhebt er das Haupt von der Erde, so spricht er gelassen zu seinem erschrockenen Sohne: „He, weil ich einmal unten bin, wollen wir doch gleich frühstücken!"

In ältern Buchenbeständen, die der Wanderer nach den einförmigen Fichtenscharen freudig begrüßt, begegnet er, wenn ihm das Glück wohlwill, einer Art letztem Mohikaner, dem Schwammmanne. Er sucht nicht die als freie Beute Allen zukommenden eßbaren Pilze, sondern den Schwamm, der vorzugsweise so heißt, den Feuerschwamm. Der den Zunder liefernde Pilz (Polyporus fomentarius) wächst an alten Buchenstämmen, oft hoch oben. Nur die jüngern Exemplare sind tauglich, die alten, pferdehufähnlichen sind zu sehr verholzt, um weichen Zunder zu liefern. Mit seinem an einer Stange befestigten Meisel schabt der Schwammsucher die tauglichen Pilze ab, die er mit Kennerblicken herausfindet, und trägt sie in seinem linnenen Waldsacke nach Hause, wo er sie zuerst durch Gährung im Keller und dann durch Klopfen und Riffeln weich und mürbe macht und zuletzt mit Salpeter tränkt. Die Schwammfabrikation, die ihren Hauptsitz in Neustadt am Rennsteig hat, gleicht aber heutzutage einem Stück Feuerschwamm, das fast bis zur letzten Faser verglommen ist. *) Alle Welt hat neumodische Streichfeuerzeuge, selbst der Postillon zündet seine Pfeife mit einem Lucifer an und nur der Maurer, der durch das Kippen mit Stahl und Stein ein prächtiges Mittel hat, seinen Spitzhammer eine Viertel-

*) Im Jahre 1843 lebten in Neustadt 180 Personen vom Schwammfabriciren und lieferten gegen 700 Centner; im Jahre 1868 waren dort nur noch 30 Schwammarbeiter.

ſtunde ruhen zu laſſen, hält noch am Alten feſt. Und doch riecht der Germane lieber, wie man ihn in den londoner Läden als das einzige thüringer Product kennt, ſo würzig, daß ein Knabe, als er ſeinen Vater die Pfeife anzünden ſah, ausrief: „Vater, wenn ich Fürſt wäre, rauchte ich den ganzen Tag Schwamm!“ Aber was hülfe es, wenn Alle dieſe Vorliebe theilten? Die alten Buchen, deren Stammhöhlen den Holztauben einen Niſtplatz gewährten und dem Zunderſchwamm als Boden dienten, werden immer ſeltener und der Schwammann könnte die rauchende Nation nicht mit ausreichendem Zündſtoff verſehen, wenn auch entfernte Waldungen, wie die der Karpaten, Beiträge an Rohmaterial lieferten wie bisher. Aber rauchen ſoll ſie nichtsdeſtoweniger; der Meerſchaum ſogut wie der Ulmer ſollen der Lunte nicht entbehren. Dafür ſorgt wieder der Thüringer Wald durch ſeine Zündhölzer.

(Ein vierter Artikel: Der Vogelfang im Walde, demnächſt.)

Der Gottgedanke des Menſchen.

Wie hat der Gottgedanke im Menſchen entſtehen können? Wie namentlich die höchſte Geſtalt deſſelben: die Vorſtellung von einem oberſten Geiſte?

Wir wiſſen Alle, daß wir von dem Daſein Gottes eine unmittelbare Erfahrung niemals erlangen können; durch keinen ſeiner Sinne nimmt der Iſraelit ſeinen Jehovah, der Mohammedaner ſeinen Allah, der Chriſt ſeinen himmliſchen Vater wahr; eine Kunde aus der überſinnlichen Welt wird keinem Menſchen zutheil. Und dennoch ſprechen wir mit aller Zuverſicht von dem Daſein eines Geiſtes, der alle Welten hervorgebracht hat und beherrſcht. Wie ſind wir zu dieſem Begriff gekommen? Wie erlangen denſelben fort und fort neue Geſchlechter?

Man könnte ſagen: Einzelne haben den Gottgedanken in ſich entwickelt und ihn auf die übrige Menſchheit verpflanzt. Es iſt aber eben die Frage, wie es möglich ſei, daß irgendein Menſch zu Gott komme. Und zudem wäre es doch wunderbar, daß unſer Geſchlecht jahrtauſendelang die religiöſen Ideen feſthalten und ſtets aufs neue ausbilden könnte, wenn ihm dieſelben blos ein mal von außen her dargeboten werden wären und nicht beſtändig im Menſchen ſelbſt entſtünden und wüchſen.

Weiter iſt behauptet worden, die Idee Gottes ſei dem Menſchen angeboren. Allein keine Erfahrungsthatſache ſpricht für dieſe Annahme. Das neugeborene Kind, das Kind in ſeiner erſten Lebenszeit hat noch keine Kunde von ſeinem Schöpfer. Erinnern wir uns doch ſelbſt recht wohl, wie unſere gegenwärtigen religiöſen Ueberzeugungen nach und nach in uns entſtanden ſind und ſich fortgebildet haben. Es iſt, ſpricht ein Dritter, die unſichere und mühſelige Lebenslage des Menſchen und ſein hieraus hervorgehendes Abhängigkeitsgefühl das Motiv zum Glauben an Gott. Aber warum muß der Menſch durch die Noth gerade zu Gott geführt werden, von dem er noch nichts weiß und von dem er auch durch die Noth nichts erfährt? — Ehe die Drangſale des Daſeins uns in den Himmel weiſen können, müſſen wir den Weg dahin wiſſen. So iſt es, ſpricht man endlich, die Ueberzeugung, daß nichts geſchieht und entſteht ohne einen Urheber, welche den Menſchen zur Gottheit leitet. Denn wir ſehen von Jugend auf unzählige mal, daß ein jedes Ding von Jemanden bereitet wird, und wir ſind deshalb gezwungen, uns auch für die Welt einen Werkmeiſter zu denken. Ganz richtig; aber woher kommt der Begriff eines geiſtigen Schöpfers der Natur?

Wir denken uns Gott als ein Weſen geiſtiger Art. Dies würden wir ſchlechterdings nicht vermögen, wenn nicht in uns ſelbſt ein geiſtiges Princip wäre und uns zum Bewußtſein käme. Denn ſonſt fehlte uns alle und jede Grundlage und ſomit die Möglichkeit, ein immaterielles Sein überhaupt zu denken und ein ſolches insbeſondere auch außer uns zu ſetzen. In dem pfychiſchen, des Selbſtbewußtſeins fähigen Grundweſen des Menſchen ſelbſt liegt der Anfangspunkt und der Typus unſers Gottgedankens. Doch iſt derſelbe dem Menſchen nicht deshalb zugänglich, weil er ihm im Keime ſchon angeboren wäre, ſondern weil ihm überhaupt eine des Selbſtbewußtſeins fähige Seele eingeboren iſt. Und erſt dann, wenn das Kind ſein Inneres (Gedanken, Gefühle, Wollungen) wahrgenommen hat, kann es zum religiöſen Glauben geiſtiger Art gelangen.

Hieraus geht hervor, daß die eigentlich religiöſe Entwickelung ſpäter beginnen muß als andere Geiſtesbethätigungen. Der junge Menſch hat anfangs nur ſinnliche Empfindungen und Wahrnehmungen. So entſtehen in ſeiner Seele Abbildungen der ihn umgebenden Welt. Sein Bewußtſein iſt in dieſem Stadium nur objectiver Art: es bewegt ſich um materielle Dinge, von denen ihm ſein Leib das nächſte iſt. Auch die

Menſchen (Aeltern, Geſchwiſter u. ſ. w.), welche das Kind umgeben, erſcheinen ihm zuerſt als bloße Geſtalten, als Figuren ohne geiſtigen Gehalt. So entwickelt ſich im Kinde infolge der Einwirkungen, die es von der Außenwelt empfängt, von früh an eine unbeſtimmte Summe von Empfindungen, Anſchauungen und Vorſtellungen. Dadurch bekommt ſein Seelenſein einen beſtimmten Inhalt und eine beſtimmte Form. Und was einmal im Menſchen durch vielfache elementariſche Vorgänge entſtanden und feſtbegründet iſt, das beharrt auch in ihm, ſelbſt wenn es zeitweilig durch das Aufhören der äußern Anregungen ihm unbewußt geworden. Erſt nach ſolchen Vorgängen kann der Menſch von ſeinem geiſtigen Sein durch innere Wahrnehmung Kunde erlangen. Denn ſeine Seelengebilde geben ſich in Erinnerungen wieder zu erkennen; es tritt ein innerliches Leben, ein ſteter Wechſel zwiſchen Bewußtſein und Unbewußtſein, ein fortwährendes Auf- und Untertauchen der Seelengebilde und mit ihm geiſtige Bewegung ein. Dieſes unſer innerſtes Sein und Leben kündigt ſich uns alſo unmittelbar an, anfangs in dunkeln Stimmungen, dann in beſtimmten Einzelwahrheiten, endlich in der allgemeinen Selbſtverſtellung; d. h. wir finden und empfinden in uns ein Ich, eine Seele. Daß dieſelbe in einem Leibe wohnt, mit ihm in der innigſten Verbindung und Wechſelwirkung ſteht, auch davon gewinnt das Kind allmälig leiſe Ahnungen und endlich eine hellere Vorſtellung, welche ſich fort und fort beſtimmter ausprägt. So ſtellt nun der junge Menſch ſich ſelbſt vor als einen Inbegriff immateriellen (innerlichen) und materiellen (äußerlichen) Seins, dergeſtalt, daß ſich durch den Leib die Seele auf mancherlei Weiſe äußert. Dieſe wirkliche (reale) Verbindung zwiſchen der innern und äußern Weſenheit des Menſchen iſt alſo durch die bezeichneten Vorgänge auch zu einer Verbindung im Vorſtellen des Kindes geworden: die Begriffe von ſeiner Seele und ſeinem Leibe haben ſich aneinandergeknüpft und es weiß nun, daß ſeinen Aeußerungen durch die Stimme, ſeinen freundlichen oder finſtern Geſichtszügen, ſeinen mannichfaltigen Bewegungen u. ſ. w. innere Regungen vorausgehen, daß alſo das genannte Aeußere auf ein Inneres zurückweiſt. Nunmehr wird der junge Menſch auch nothwendig durch ſolche ſinnliche Erſcheinungen, welche der ſeinigen gleich oder ähnlich ſind, an ein ſolches geiſtiges Sein erinnert, wie das ſeinige iſt. Er faßt zunächſt auch die ihn umgebenden Menſchen ebenſo wie ſich ſelbſt als beſeelt auf, als von Gedanken und Wollungen, von Freude und Leid, Geneigtheit und Zorn erfüllt und beſtimmt. Soweit wird den äußern Erſcheinungen ein inneres Sein, ein geiſtiges Weſen untergelegt, welches nicht wahrgenommen werden kann, aber doch jenſeit des Wahrnehmbaren gedacht werden muß, weil es ſich in dieſem abſpiegelt, offenbart. Wie nunmehr das Kind auch eine Puppe und andere lebloſe Dinge als begeiſtigt auffaßen, mit ihnen umgehen kann, als ſeien ſie gut oder böſe, klug oder dumm, froh oder traurig, leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß auch ſolche Dinge Einwirkungen auf das Kind ausüben, welche den Lebensäußerungen ſeiner ſelbſt und anderer Menſchen ähnlich ſind; genaue Unterſcheidungen aber vollzieht ein ſpielendes Kind noch nicht.

Jetzt, wo alſo die ſoeben dem Grundweſen nach bezeichnete äſthetiſche Auffaſſung (Begeiſtigung ſinnlicher Erſcheinungen) im jungen Menſchen eingeleitet iſt, kann in ihm auch ein geiſtiger Gottgedanke entſtehen. Der Blick des Kindes richtet ſich in die weite Schöpfung: ſie zeigt ſich in tauſendfältigen Geſtaltungen und Gliederungen, zeigt lachende Gefilde, ſtrahlende Farben, finſtere Wälder, grauenvolle Einöden, den lichten Tag, die dunkle Nacht (Phyſiognomie), bietet mannichfaltige Bewegungen dar (Geſtirne, Winde, Wellen des Waſſers), läßt mancherlei Stimmen hören (Rauſchen des Waldes, Brauſen des Meeres, Rollen des Donners). So kann es nicht fehlen, daß in einem weiter entwickelten Menſchen durch das Anſchauen der Natur von dem Sinnlichen aus das mit ihm verbundene Geiſtige geweckt wird, welches nun als belebendes Princip hinter die Erſcheinungswelt geſetzt wird. Es kommt nur noch darauf an, dieſem belebenden Princip einen Namen zu geben: wir haben dafür das Wort Gott.

Aus dieſen Bemerkungen iſt zugleich erklärlich, wie leicht der Glaube an viele Götter (Polytheismus) entſtehen konnte. Dem menſchlichen Blick zeigten ſich zunächſt viele Einzelwelten (Himmel, Meer, Erde, Feuer), und da dieſelben voneinander geſondert vorgeſtellt wurden, ſo konnten über ihnen auch einzelne beſondere Gottheiten gedacht werden. Erſt bei höherer Geiſtesbildung erkannte der Menſch die Harmonie und Einheit des Weltalls und die Nothwendigkeit eines einzigen Schöpfers und Herrn deſſelben.

Nach dieſen Betrachtungen können wir uns nicht wundern, daß ſolche Menſchen und Völker,

welche eine höhere Geiſtesentwickelung nicht erlangt haben und welchen deshalb die unmittelbare Kunde eines geiſtigen Seins fehlt, die uns von dem aufgehellten Selbſtbewußtſein gebracht wird, nur körperliche Götter verehren. Woher ſollte der Menſch den Begriff des Immateriellen ſchöpfen, wenn nicht aus ſich ſelbſt? Und wenn uns die Geſchichte der Völker lehrt, daß oft an die Stelle reiner religiöſer Ideen allmälig ein roher Götzendienſt getreten iſt, ſo erklärt ſich dieſe Thatſache durch das Sinken und den geiſtigen Verfall mancher Nationen, denen im irdiſchen Treiben mit dem ideellen Leben überhaupt auch das religiöſe zugrunde ging.

Ganz andere Urſachen walten, wenn hochgebildete Geiſter die Exiſtenz der Gottheit geradezu leugnen. Man nehme hieraus keinen Einwurf gegen die obigen Auseinanderſetzungen. Denn dieſelben ſollten nur die Entſtehung des Gottgedankens nachweiſen, die Möglichkeit und das Vorhandenſein deſſelben erklären. Nun fehlt aber den Atheiſten nicht der Gottgedanke: ſie beſitzen ihn ſo gut wie wir und verneinen nur, daß ihm etwas Wirkliches entſpreche und halten ihn für eine reine, abſtracte Idee.

Nunmehr leuchtet ein, wie auch die Schickſale und Erlebniſſe, Freude und Leid den Menſchen zu Gott führen können: nämlich auf dem oben bezeichneten Wege, durch die dargelegte Weltauffaſſung hindurch, nicht aber aus ſich ſelbſt heraus. Das praktiſche Leben drängt uns aus dem Diesſeits hinaus; wohin? ſagt uns die Geiſtesbewegung, welche wir aufgezeigt haben.

Wenn alſo das menſchliche Selbſtbewußtſein maßgebend für den menſchlichen Gottgedanken iſt, ſo erklärt ſich, warum derſelbe in Verſchiedenen ſo verſchieden iſt. Ein geiſtig beſchränkter, ſittlich ungebildeter, äſthetiſch roher Menſch kann keine erhabene Gottesidee bilden, weil ihm der Inhalt, der Stoff zu einer ſolchen fehlt, er von einer edeln geiſtigen Weſenheit keine wirkliche Kunde und Erfahrung hat. Nur ein reiner und hochgebildeter Menſch iſt eines großen Gottgedankens fähig.

J. D.

Ein Zweikampf auf der Place-Royale.

Hiſtoriſche Anekdote.

Es war im Sommer 1643. Der Hof Anna's von Oeſtreich, der Regentin von Frankreich, ſtrahlte noch in ſeinem erſten Glanze; Cavaliere und Damen, freigeworden von dem Schatten, welchen der rothe Mantel des Cardinals von Richelieu über ſie hingeworfen, ihre Intriguen und Freuden, wiegten und tummelten ſich in einem Rauſche beſtändig wechſelnder Feſte.

Das Reich der Damen begann; wie hätte es da an Liebesabenteuern, an Liſten und Kämpfen fehlen können? Weit allen Andern an Rang und Schönheit voraus ſtritten Anna Genoveva, Herzogin von Longueville, eine geborene Prinzeſſin von Conde, und Maria von Montbazon um die Herrſchaft in dieſer glänzenden Welt. Sie haßten ſich, denn die Natur hatte ſie ſchon zu gegenſeitiger Feindſchaft beſtimmt. Beſaß Marie von Montbazon die Fülle und Majeſtät der Statue einer römiſchen Kaiſerin, war ſie, wie einer ihrer Zeitgenoſſen übertreibend bemerkt, „gleich einem Koloß", ſo glich Genoveva von Longueville mit ihren ſanften blauen Augen, der reichen Pracht ihres blonden Haars, der Anmuth und Leichtigkeit ihrer Geſtalt einer griechiſchen Grazie. Um ſie Beide drängte ſich ein Gefolge geiſtreicher, liebenswürdiger Frauen, von Edelleuten, ehrgeizigen und ränkevollen Menſchen; ſtanden ſie auch nicht an der Spitze, ſo waren ſie doch die leuchtendſten Sterne zweier Parteien, die in gegenſeitiger Eiferſucht um die Gunſt der Regentin warben.

Bei einem Feſte, das die Herzogin von Montbazon gab, geſchah es eines Tags, daß auf dem Parquetboden ihres Salons zwei Briefe gefunden wurden, an ſich wenig bedeutende, ſentimentale Liebesbriefe, in jenem Gemiſch voll Zärtlichkeiten, Uebertreibungen und Schwärmereien, das damals in der Literatur und im Sinn der Menſchen für wahres, warmes Gefühl gehalten wurde. Da hieß es in dem einen: „Tiefer und ſchmerzlicher würd' ich den Wechſel Ihres Betragens empfinden, wenn ich die Fortdauer Ihrer Neigung weniger zu verdienen glaubte. Solange ich ſie für wahr und leidenſchaftlich gehalten, hat Ihnen — ich geſtehe es — die meinige gewährt, was Sie hoffen durften. Hoffen Sie jetzt nichts mehr von mir als die Achtung, die ich Ihrer Verſchwiegenheit ſchuldig bin" — und er ſchloß mit den Worten: „Ich bitte Sie, nicht mehr zu mir zu kommen, weil ich nicht mehr die Macht habe, es Ihnen zu gebieten."

Der andere Brief war wärmer, inniger; er gewährte, was der erſte verbot; er zeigte die Stunden an, wo die Schreiberin einſam, ihren Gedanken hingegeben, allein und traurig ſei. Denn dieſe feinen Buchſtaben, das war kein Zweifel, kamen von der Hand einer Dame.

Als die Wirthin des Hauſes dieſe Briefe ihren neugierigen Gäſten vorgeleſen, lachte ſie ein wenig

ſpöttiſch, wie ſie zu thun pflegte, und ſagte zu Heinrich von Guiſe, ihrem Nachbar: „Wer die Briefe verloren hat, weiß ich — Graf Moritz Coligny; nun rathet, wer ſie geſchrieben!“ Wahrlich, das war nach ſo deutlichem Fingerzeig nicht ſchwer, denn dieſer junge, tapfere, ſchwärmeriſche Coligny galt für den beſten Freund des Prinzen von Condé und für den treueſten Ritter ſeiner Schweſter, der Herzogin Genovera von Longueville. Kein Pfeil fliegt ſchneller als der der Bosheit; im Augenblick hatte er den Saal durchflogen und jedes Ohr geſtreift. So war es um das Ideal des Hauſes Condé, um dieſe ſchöne, gewinnende Genovera geſchehen, die gleich der Heiligen, deren Namen ſie trug, eine Glorie der Keuſchheit und Tugend um ihre Stirn gehabt. Ihrem Gemahl, ihrem Erben und deſſen Beſchützer, kam dieſe ganze Angelegenheit ungelegen; er war alt, gebrechlich; er ließ die Dinge gehen und kommen wie ſie mochten; überdies hatte er einſt Frau von Montbazon geliebt und um ihren Hals trug ſie noch eine koſtbare Kette von ihm. Wie hätte er ſie angreifen können? In den Memoiren der Zeit finde ich auch nicht, daß Genovera ſelbſt mit Entſchiedenheit und Leidenſchaft ihre Sache geführt und ihre Unſchuld vertheidigt hätte; damals war ſie nicht nur ſo ſchön, ſondern auch noch ſo mild und ſanft, leidenſchaftslos wie ein Engel. Ihre Mutter, die ſtolze Prinzeſſin von Condé, iſt es geweſen, die, um die Ehre ihres Hauſes zu retten, die Komödie zur Tragödie gemacht. Denn in ihren Anfängen glich dieſe Geſchichte völlig einem ſpaniſchen Intriguenſpiel à la Calderon. Jene verhängnißvollen Briefe hatte Madame de Fouquerolles dem liebenswürdigen, närriſchen Marquis von Maulevrier geſchrieben. Kaum hatte er bemerkt, daß er ſie verloren, als er zu Larochefoucauld geeilt war, einem Freunde Mariens, und ihm Alles vertraut hatte. Auf ſein Drängen erhielt Larochefoucauld die Originale von der Herzogin; er zeigte ſie der Prinzeſſin von Condé, den Damen Genovera's und als ſich ſo deren Unſchuld herausgeſtellt, verbrannte er ſie in Gegenwart der Königin. Das war der erſte Act, nun kam der zweite.

Offenbar hatte die Dame von Montbazon eine ſchmähliche Beleidigung gegen die Condés verbreitet, ſie mußte Abbitte leiſten. Die Königin Anna hatte „die verfolgte Unſchuld“ unter ihren Schutz genommen und es ſpielte ſich nun in ihrem Gemach eine Scene voll Humor ab. Sie ſaß in ihrem großen rothen Sammetſeſſel und die Prinzeſſin von Condé vor ihr konnte ſich in heftigſter Erregung kaum auf dem Tabouret halten und machte aus dem Vergehen der Herzogin ein Majeſtätsverbrechen. Ihnen gegenüber ſtand die ſchöne Herzogin von Chevreuſe, welche die Sache ihrer Stiefmutter, der Frau von Montbazon, führte, mit dem Cardinal Mazarin, um die Formel der Abbitte aufzuſetzen. Ueber jedes Wort ward eine Viertelſtunde hinüber- und herübergeſprochen; der Cardinal ging geſchäftig von einer Seite zur andern, wohlwollend, ausgleichend, als gälte es, den Frieden zwiſchen der Krone Frankreich und dem Hauſe Habsburg herzuſtellen. Endlich ward beſchloſſen, daß die Schuldige am nächſten Tage zur Frau Prinzeſſin von Condé gehen und ſagen ſollte: Das Gerücht, das ſich über jene Briefe verbreitet, ſei falſch, von böswilligen Menſchen erfunden; ſie hätte ihm niemals Glauben geſchenkt, da ſie zu gut die Tugend der Herzogin von Longueville, die Achtung, die ſie ihr ſchuldig ſei, kenne. So geſchah es denn auch. Am 8. Auguſt las Marie von Montbazon von einem Blatte, das an ihrem koſtbaren Elfenbeinfächer befeſtigt war, die Anrede ab; ſie that's ſo hochmüthig und vornehm, mit einem Geſicht, das deutlich ſagte: Wie iſt mir dies Alles ſo lächerlich!

Damit konnte der Streit wol beſchwichtigt, aber nicht erſtickt werden. Wenn ſich die beiden Feindinnen auf den Spaziergängen trafen, pflegte die eine ſie zu verlaſſen, um der andern ihren Haß und ihre Verachtung zu beweiſen; und nun kehrte im Spätherbſt des Jahres der junge, ſiegreiche Prinz Condé mit ſeinen Freunden und Genoſſen, welche die Spanier in der gewaltigen Schlacht bei Rocroi überwunden, nach Paris zurück. Unter ſo vielen heißblütigen Köpfen, die da aufeinanderſtießen, mußte das Wortgefecht endlich zum Austrag mit dem Degen kommen. Graf Moritz von Coligny war gerade um dieſelbe Zeit von langer und ſchwerer Krankheit geneſen; er allein konnte der Paladin der Frau von Longueville ſein. Seine Freunde, der Prinz, der ihn ſehr liebte und um ſeine Neigung zu Genovera wußte, trieben ihn zu dieſer Rolle; nur Blut würde ſolche Beſchimpfungen wegwiſchen. Von allen Anhängern der Herzogin von Montbazon war Heinrich von Guiſe der vornehmſte und verwegenſte, ihm hatte ſie zuerſt jenes verleumderiſche Wort geſagt; kein Zweifel, daß er an ſeiner Verbreitung die Mitſchuld trug. Er galt für einen wackern, guten Fechter, der noch nie einen hingeworfenen Handſchuh hatte liegen laſſen. Denn trotz der ſtrengen

Geiege Richelieu's und der Art des Henkers, die ihren Spruch vollzog, hatte die Duellwuth unter dem franzöſiſchen Adel nicht aufgehört; hinter den Kirchen, auf der Wieſe vor einſamen Thoren, auf den Plätzen ſchlugen ſie ſich des Morgens, am hellen Mittag; in wenigen Jahren hatten mehr als 900 Edelleute in ſolchen Kämpfen ihr Leben eingebüßt. Am 12. December frühmorgens ging Godefroi d'Eſtrades zum Herzog von Guiſe, ihn im Namen Coligny's zu fordern. Denſelben Tag noch, auf der Place-Royale, um 3 Uhr ſollte der Zweikampf ſtattfinden. „Und wenn der Herzog die Schmähungen leugnet, die Sie ihm vorwerfen?" fragte d'Eſtrades beim Abſchied Coligny. „Nur vorwärts", entgegnete ihm Der, „darum handelt es ſich nicht mehr! Ich hab's gelobt und muß mich mit ihm auf der Place-Royale ſchlagen!"

Dieſer Königsplatz war damals das Viertel der vornehmen Welt, breit, rechteckig. Auf den Seiten umſchloſſen ihn 37 Häuſer, welche mächtige Pfeiler ſtützten, die ſo einen um den ganzen Platz laufenden Säulengang bildeten. In der Mitte dehnte ſich ein weiter, grüner Raſenteppich aus, mit der Reiterſtatue Ludwig's XIII. geſchmückt. An ihrem Fuß trafen ſich zur beſtimmten Stunde die Gegner. Die Sage will Genovefa von Longueville in einem der Hôtels am Fenſter hinter einem Vorhang verborgen bemerkt haben, wie ſie dem Kampfe ihres Ritters zugeſehen. Guiſe zog zuerſt den Degen: „So werden wir alſo den alten Streit unſerer Häuſer entſcheiden und die Welt wird ſehen, wie verſchieden das Blut der Guiſe von dem der Coligny iſt." Graf Moritz warf Federhut und Mantel von ſich, er ſagte kein Wort. Mit weit ausgeholtem Stoß verſuchte er ſeinen Gegner niederzuſtrecken, aber da ihn ſeine Krankheit entkräftet, glitt ſein Fuß aus, er ſank auf die Knie. Im Augenblick ſtand der Guiſe vor ihm, er ſetzte ſeinen Fuß auf Coligny's Degen. Der biß die Lippen zuſammen und erwartete den Todesſtreich; doch der Herzog rief ihm nur höhniſch zu: „Ich will Sie nicht tödten, ſondern nur behandeln, wie Sie es verdienen. Wie durften Sie es wagen, einen Prinzen wie mich zu fordern, der Ihnen keinen Grund dazu gab?" Und er ſchlug ihn mit der flachen Klinge. Empört ſprang Coligny in die Höhe, machte ſeinen Degen los — bei dieſem zweiten Gange ward Guiſe leicht an der Schulter, der Graf an der Hand verwundet. Es war aus mit ihm; der Herzog entriß ihm ſeinen Degen und verwundete ihn gefährlich am Arm. Coligny ſtürzte nieder. So endete das letzte, berühmte Duell auf der Place-Royale. Das Parlament begann eine Unterſuchung gegen die Schuldigen, allein das Anſehen Condé's, in deſſen Haus zu St.-Maur der todtwunde Coligny geflüchtet, verhinderte ernſtliche Verfolgungen. Einige Tage glaubten die Aerzte, ihn retten zu können und das Volk von Paris ſang in den Straßen:

Trock'ne deine ſchönen Augen,
Herzogin von Longueville!
Trock'ne ſie, dem bittern Leide
Coligny noch nicht verfiel!
Wenn ums Leben er gebeten,
Schilt und tad'le nicht ſein Thun,
Denn um ewig dich zu lieben,
Will er leben ewig nun.

Bald ergriff indeß der Brand Coligny's Arm; er ſtarb am Ende des Jahres. Wie unglücklich hatte er die Ehre Genovefa's und den Ruhm ſeines Hauſes vertheidigt!

Ein Schriftſteller der Zeit hat dieſe tragiſche Geſchichte zu einer Novelle ausgeſchmückt, zu der unglücklichen Liebe Ageſilan's, das iſt der Graf, zu Jömenien, der Herzogin. Hier iſt Alles klar, licht und farbig, was in der Wirklichkeit doch ſo mancher Schleier bedeckte und verbarg; hier liebt Jömenie zärtlich und hingebend Ageſilan; es gibt nichts Rührenderes als den Abſchied dieſer beiden Liebenden, die der Tod unerbittlich trennt. Sonſt aber verſichern die Zeitgenoſſen einſtimmig, daß Genovefa von Longueville damals weder Coligny noch einen andern Mann geliebt, daß ſie eben nur, wie es Sitte war, ſeine Bewerbung geduldet; edeln, ritterlichen Seelen war ja immer ein ſolches Verhältniß zu einer Frau werth und heilig genug, um das Leben dafür einzuſetzen. **A. F.**

Anregungen.

Nach der Reiſe.

Jetzt, wo die Meiſten von nah und fern heimgekehrt ſind und die Saiten ihres Gemüths noch von den Eindrücken, die ihnen geworden, in verklingender Muſik nachtönen, ſind das Alpenglühen in Interlaken, der Sonnenaufgang über Gaſtein und wie die Nordſee um die rothbraune Klippe von Helgoland rauſcht, die einzigen und beſten Geſprächsſtoffe geworden.

Iſt doch nichts angenehmer, als von den kleinen und großen Abenteuern zu plaudern, die wir beſtanden. Kamen wir auch nicht wie Odyſſeus in das Land der glän-

ben Thälern und zur Tafel des gastlichen Königs
kommt, so speisen wir doch wenigstens einmal an
r Table d'hôte besser, wenn auch theurer, als der
Griechenheld, und kam des grausamen, einäugi-
Mieten Polyphem heiter und nur Scharen von
mthbeamten und Päße fordernden Dienern der Obrig-
en, welche mit dem Cyklopen blos die Abneigung
den Widerwillen gegen Fremde theilen.

Solche Erlebnisse — denn was einst tragisch und
rnsam war, entlockt uns jetzt nur noch ein komi-
s Lachen — erzählt uns Ernst Kossak „Aus
m Wanderbuche eines literarischen Handwerksburs-
" (Berlin, Stapp, 1856) in seiner frischen, hu-
ristischen Darstellung. Erlebnisse, die er, von Bozen
h Venedig fahrend, bestand. Der Humor liebt es,
dem goldenen Schleier zu gaukeln, den der Phan-
ie über die Dinge wirft, und den Gegensatz zwi-
en ihrer Wirklichkeit und ihrem Spiegelbilde zu
gen. Riva ist ein reizendes Städtchen am Garda-
, nämlich von fern, von der Höhe des nahthauen
es gesehen; unser Reisender fand es inmitten
ner Mauern beinahe so schimm und unrein wie
nte in der dritten Hälfte der Hölle, und statt des
ampfes zwischen Romeo und Isabit, woran ihn
manische Gedanken in Veronas Nähe mahnten,
ebrauste ihn und seine Gefährten nur die rasende
chlacht — zwischen Hunden und Schweinen; leider
tte Keiner von ihnen einen Pinsel des Rubens,
eß er in Verona, zu dem Trog wallfahrend, der
ch Julia's Ueberreste bewahrt haben soll, von sei-
n Begleitern treulos verlassen, der lieber Herrn
chwerdtfeger's Grab — Mephistopheliſchen Angeden-
ns — in Verona besucht hätten, nur Venedigs Ka-
len von den unsagbaren Gegenständen betrobt,
elche die Mädchen hohnlächelnd aus den Fenstern
r Marmorpaläste auf die Vorüberfahrenden hinab-
arfen, am Strand von lustigen Deutsch-Italienern
etragen ward und endlich auf dem Dampfschiffe, das
n nach Triest führte, um Mitternacht mit geheimem
chauer drei Engländer wie ebenso viele Blend-
erpuppen unruhig, in wilderen Bewegungen des
Verdeck auf und ab wandeln sah — das gehört zu
en „kleinen Leiden" Dessen, „der eine Reise thut".
Kossak weiß diese kleinen launigen Geschichten und
Aquarellbilder mit einem fein und zierlich geschnitzten
Arabeskenrahmen von Scherzen, ernsten und sinnigen
Betrachtungen zu umgeben; es liegt Fröhlichkeit und
Sonnenschein auf ihnen. Durch allerlei Gesellspiele
nd manche sogenannte „Witzblätter" hat der Witz
nur zu viel von seinem Duft verloren und stromt allein
och das Parfüm des Marktes und der Straße aus.
lm so erfreulicher und anziehender spricht darum die
Anmuth und das gefällige Spiel des Scherzes und
n, der dies Wanderbuch erfüllt und belebt.

In der That, die Zeit der Rhein- und Neckar-
eisen, der schlesischen Gebirgspartieen, der hessischen
Kulturstudien und der böhmischen Säuerbrennzungen
ist vorüber! Wir sind wieder angekommen an den
langen deutschen Winterabenden mit ihren Clubs,
ihren Gastmahlen, ihren Kränzchen, ihren Abonnementskonzerten, ihren beweglichen Theaterrepertoirs und den dünnen Familienthees, mit welchen man die Treue seiner Hausfreunde auf die Probe stellt. Wie eine schöne Sage geht der zurückgelegte Sommer an unserm Geiste vorüber mit den erschauten Bergen, Thälern, Strömen, den gefallenden Denkmälern der Vorzeit und den sich erhebenden Monumenten der Gegenwart. Es war eine schöne Zeit, als wir, den Wanderstab in der Hand, in der Morgenfrische aus dem Gasthause hinauszogen in die Landschaft und das Herz so wonnig bethaut war, daß es sich öffnen mußte wie die Blumen und alle Schönheit der Natur athmete und wie die Seele, ahnend eine höhere Sonne, deren Ausstrahlungen Welten sind, sich dieser Sonne im hohen Lustgefühle ihres Seins zuwendete! Da waren all die Leiden und Schmerzen der Erde vergessen und für unsere seligsten Genüsse der Natur, Kunst und Geschichte bedurften wir nichts, als daß unser Paß in Richtigkeit war. Da pfeift die Locomotive und im Anblick des inzwischen renovirten wohlbekannten Stadtwappens erwachen wir vom schönsten Traum. Aber all die Bälle, Redouten, Schlittenpartieen und Concerte mit numerirten und unnumerirten Stühlen, die wir jetzt wiederfinden, sind nur die buntangestrichenen Gondeln, die uns durch die Winterströmung hindurchtragen an das jenseitige blühende Ufer des Frühlings. Und da sind denn die langen deutschen, wohlerwärmten Spectakelabende recht geeignet, vorläufig Reisepläne zu entwerfen und sich festzustellen, was man künftiges Jahr sehen oder nicht sehen will.

Wer zu dieser Orientirung außer Büchern wie jenes Kossak'sche auch die bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienene, schon früher empfohlene „Reise-Bibliothek" benutzt, findet z. B. in dem Bande „Von Minden nach Köln. Schilderungen und Geschichten von Levin Schücking" (1856), als Reisekunde, um nur einmal von dem vielen Interessanten, das dieser kundige Schriftsteller immer mitzutheilen bereit hat, anzuführen, den Birkenbaum in Westfalen zwischen Werl und Unna, den einzigen Propheten, der in seinem Vaterlande noch etwas gilt. Am 22 Januar 1834 sah man von hier aus einen wandernden Heereszug mit einem vorausgetragenen flammenden Hause, ein Phänomen, das durch Angenzeugen constatirt wurde und für welches sich selbst der große Forscher Alexander von Humboldt so interessirte, daß er den Professor Heis zu Münster veranlaßte, am Orte Nachforschungen anzustellen. Um wenigstens — nach Forscherart — Eine Erklärung für diese Erscheinung zu haben, verwandelte man den Heereszug in Nebel und das flammende Haus zuletzt doch nur in Lichtreflexe.

„Der Rhein von Mainz bis Köln. Von Nikolaus Becker", erklärt uns z. B. auch die Sage vom Mäuseturm in profaischer Weise dahin: „»Maus« hieß im Altdeutschen Wasse und somit »Mauseturm« soviel als heutzutage Zeughaus. Die Sage zerfällt also in eine falsche Wandelung des »Mus« in

„Mauß.“ Die Mäuse sind somit von dem seit lange auf ihnen ruhenden Verdacht des Mords und als ob sie Speck von einem Geistlichen nicht zu unterscheiden gewußt hätten, gerettet, und wer ihnen heutzutage noch nachstellt, kann sich vor seinem Gewissen nicht mehr damit rechtfertigen, daß er eine Blutschuld am ganzen Geschlecht zu sühnen hätte.

„Das hessische Land und Volk. Für Reisende von Eisenach nach Kassel und Frankfurt am Main. Von Emil Müller“, schildert Kassel nicht eben als anziehend und besuchenswerth. Die Abgeschlossenheit der Stände, die hier ihre vollste Ausbildung gefunden, macht Fremden den Aufenthalt unerquicklich, auch soll die Polizei ebenfalls nicht dazu beitragen, freiere Bewegung und größere Lebendigkeit in das Ganze zu bringen, zumal da sie hier noch von vormärzlicher Vigilanz auf alle alimmenden Havarien bis herab zur deutsch-patriotischen Pfälzer zu sehr in Anspruch genommen wird. Der Eindruck von Kassel soll ein vorzugsweise polizeilich-militärischer sein, doch ist es möglich, daß der Verfasser zu den einmal unheilbaren kurhessischen Unzufriedenen gehört.

„Das schlesische Gebirge“ stellt Rudolf Gottschall, dessen vielumfassender Fleiß und Eifer sich auch auf diesem Gebiete bewährt, als empfehlenswerthestes Reiseziel hin: denn in der Bibliothek zu Warmbrunn, dem berühmten Bade, zeigt man die Porträts zweier Männer, von denen der Eine 163, der Andere 172 Jahre alt geworden. Die beste Empfehlung in der That für eins der schönsten Bäder der Erde!

„Die böhmischen Bäder. Von Siegfried Kapper“, bieten sich in Auswahl dar: Franzensbad, Eger, Marienbad, Karlsbad und Teplitz. Die gesundesten Menschen und die erheiterndste Geselligkeit treffen wir in Marienbad: krankhaftes Wohlsein, wohlbefindliches Siechthum, krankhaftes Herabgekommensein, ein Zuviel des Guten, das man im Bade vermindern will. Duldende Gatten reizbarer und nervöser Frauen können sich in Franzensbad den Trost holen, daß sie das Ultra von Reizbarkeit und Schwäche — wie sie oft wähnen — noch lange nicht besitzen und daß die Frauennatur in all den Zuständen, denen böhmische Bäder abhelfen sollen, sich selbst noch immer übertreffen kann.

Schließlich empfehlen wir noch einige Reiseerinnerungen aus der Lorck'schen Reise-Bibliothek.

Sie gelten dem Rhein. Der Rhein ist mit der Feder in der Hand so oft bereist und befahren worden, daß wir bei den immer neu auftauchenden Schilderungen genöthigt sind, entweder an die Unerschöpflichkeit seiner Schönheiten oder an die besondere Befähigung des deutschen Gemüths zu glauben, das Verborgenste und Verhüllteste, gleich den Reichenbach'schen odischsensitiven Naturen, herauszufühlen, zu glauben an das deutsche Herz, das wie eine Wünschelruthe, auch von dem Verstocktesten und Geheimnißvollsten berührt und angezogen, es zutage fördert. Ein Beweis dafür ist der 22. Band der bei Lorck in Leipzig erscheinenden Eisenbahnbücher: „Von Köln bis Worms. Von Gustav Kühne“ (1856).

Dies Büchlein hat vor vielen andern Reiseschilderungen den Vorzug der Belebtheit. Es ist keine bloße Contourenzeichnung, keine nackte Beschreibung thatsächlicher Berge, Flüsse und Städte: die Schilderung ist durch Charaktere, Meinungen und Situationen belebt, obgleich auch ihr die Sagen, Romanzen, Volkslieder und historischen Notizen nicht fehlen, die mit dem Rhein und seiner Umgebung verwachsen sind und für den Genuß desselben nicht entbehrt werden können. Freilich hatte, als der deutsche Patriotismus sich des Becker'schen Rheinlieds bemächtigte und selbst hinterm bairischen Bier, der braunschweiger Mumme und der berliner Weißen hervor die Preismelodie des „Sie sollen ihn nicht haben“ in der Voraussetzung erklang, der alte Vater Rhein würde mitsingen, Herr Mumm (S. 64) seine Rede über „Den freien deutschen Rhein“ noch nicht gehalten, in welcher er uns nachweist, daß erst die Franzosen den Rhein „frei“ gemacht haben: Bemerkungen, die als gewöhnlicher Niederschlag gelten können, wenn einmal das deutsche Selbstgefühl in Gefahr gerathen sollte, auf irgend etwas „Deutsches“ auch allzu stolz werden zu wollen.

Dr. Kühne ist als geistvoller und immer auf die Tiefe gehender Schriftsteller so bekannt, daß wir nicht nöthig haben, noch auf die vielfachen Vorzüge seiner auch hier bewährten anschauungsreichen Darstellungsweise näher einzugehen.

Lebensblicke

von L. H.

Große Gedanken furchen die Stirn nicht so rasch als kleine Alltagssorgen.

* * *

Meine kleinen Schwächen seien dir nur die Folie meines bessern Selbst!

* * *

Es gibt ein Herzklopfen der Seele — Liebe und Andacht.

* * *

Unvorbereitet tritt nichts ins Leben, aber oft liegen die Ursachen so tief, daß wir ihnen vergeblich nachspüren.

* * *

Die Philosophen leben von Gedanken, nicht immer in Gedanken.

* * *

Der Dichter hat nur die Kunst voraus, schön zu sagen, was wir Alle fühlen.

* * *

Unbefriedigte Sehnsucht bleibt doch der Resonanzboden unsers ganzen bessern Innern.

* * *

Eine glückliche Jugend ist ein Geschenk, das wir empfangen, ein glückliches Alter eins, das wir uns selbst machen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. Nr. 4. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Ideal und Leben.

Erinnerungen eines Schauspielers.

Jeder, der sich einer Kunst weiht, wirft sich in einen tiefen, reißenden Strom; Zufall, Glück halten oft über dem Wasser, nicht einmal dem Genius gelingt es immer, eine grüne Insel zu erreichen und Tausende werden, wahnbefangen, von den drängenden Wellen des Lebens verschlungen, ehe sie die Hälfte des Wegs zurücklegten. Gilt das Gesagte von jeder Kunst, so ist es doch besonders die Kunst des Schauspielers, wo der gemeine, hausbackene Menschenverstand Recht hat, wenn er sie als eine „brotlose" bezeichnet. Selten wohnen Thalia und der Reichthum unter Einem Dach, nirgends tritt das Elend in herzzerreißenderer Gestalt auf als unter den geflickten Flittern, unter den geschminkten Wangen der Schauspielerfamilien. Trotz glänzender Ausnahmen, trotz hohler Declamationen von Schauspieleremancipation, Gleichberechtigung und Gleichstellung, ist der Schauspielerstand ein rechtloser, dem Vorurtheil preisgegebener, liegt es im Wesen seiner Kunst, in seinem Verhältniß zum Staat und seiner eigenen Verschuldung, daß er sich heute sättigen kann und morgen bettelnd an der Landstraße steht. Doch ich will den Ocean allgemein moralisch-socialer Betrachtungen verlassen und mein Gedankenschifflein wieder bescheiden in die stille Binnensee der Erinnerung lenken, vor das Spiegelbild eines armen, zerschellten Menschenherzens.

Ich reiste nach H., ein leipziger Agent hatte mich für das dortige Stadttheater engagirt. Es war ein trüber, melancholischer Herbsttag, die weißen Dampfwolken der Maschine hoben sich gespensterhaft von dem eintönig grauen Himmel ab und wälzten sich wie eine Geisterprocession an dem Wagenzug vorüber, über das fahle, die Augen ermüdende Flachland, durch welches die Bahn führte, bis sie in der Ferne zerrannen. Die welken, gelben Blätter fielen von den Bäumen, an welchen wir vorüberflogen. Zuweilen huschte schweigsam ein Flug Vögel über die harten Stoppeln, um die letzten Körner aufzupicken. Zuweilen grüßte der Spiegel eines Teichs, aus dem düstern Schooße brauner Haideflächen herrerschimmernd, wie ein stilles Menschenauge herüber.

Dieselbe traurige Stimmung, welche draußen auf der Landschaft lag, ruhte auch mit bleierner Schwere über der Gesellschaft, mit welcher mich der Zufall in einem Coupé vereinigt hatte. Ein wohlgenährter Herr, behäbig in einen stattlichen Pelz eingewickelt, lag schnarchend in einer Ecke des Wagens und fuhr nur zuweilen verdrießlich brummend auf, wenn das Kind einer ihm gegenübersitzenden, ärmlich gekleideten, blassen Frau unruhig wurde und die Freuden des elterlichen Ehestands beweinte. Zwei von der Messe heimkehrende Männer schwelgten in der Rückerinnerung an das leipziger Wirthshausleben und klagten nachher über die schlechten Zeiten und rauchten schlechte Cigarren dazu. Doch was kümmerten mich diese Leute und ihre Cigarren, was kümmerten mich die grauen Herbstwolken und die schlechten Zeiten? In meinem Innern war

es Frühling, blühender, duftender Frühling und der Himmel der Zukunft hing voller Geigen, die von Kritikern, Schauspieldirectoren und einem verehrungswürdigen Publicum zu Ehr und Preis meines Ruhms gespielt wurden. Ich war ein junger Schauspieler, der noch kaum die ersten Schuhe auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, zerrissen hatte; war es also ein Wunder, daß es eine Jubelouvertüre, ein Triumphmarsch war, den mir meine 22jährige Phantasie jetzt aufspielte? Mit welchem Leichtsinn, mit welchen süßnärrischen Träumen und eitlen Hoffnungen geht man da der Zukunft entgegen — aber eine Saite nach der andern springt, eine Geige nach der andern schweigt und das Concert des Lebens löst sich in grelle, schneidende Dissonanzen auf. Die Zukunft liegt als Vergangenheit verbraucht, welk, voller Täuschung hinter uns und die herbe Wirklichkeit läßt uns von all den grenzenlosen Wünschen, für die wir einstens noch grenzenlose Hoffnungen hatten, nur einen Wunsch, dessen Erfüllung uns auch, früher oder später, zutheil wird.

In H. angekommen, wurde schnell das Reisecostüme abgestreift und Toilette gemacht, um sich der Direction so vortheilhaft als möglich zu präsentiren. Die Wohnung des Directors, in einem Gasthofe, war bald gefunden; an einer Thür war in großen, schwarzen Buchstaben „Theaterbureau" zu lesen, auf mein bescheidenes Pochen rief eine Stimme: „Herein!"

Respectsvoll, als ob Apollo mit sämmtlichen Musen hier tagte, trat ich ein und sah mich in einem engen, düstern, mit Rollenstößen und Büchern ringsumstellten Zimmer, mehren Männern gegenüber, deren Augen, neugierig prüfend, sich auf mich richteten. Mir zunächst stand, ehrerbietig mit der Mütze in der Hand, ein dürres Männchen mit verwittertem, unrasirtem Gesicht, in welchem ich den Souffleur zu erkennen glaubte. Die ganze Person hatte etwas Abgegriffenes, Schmutziges, wie eine alte, zerlernte Rolle. Er trug einen abgeschabten Winterpaletot, Sommerbeinkleider und bunte Hausschuhe an den Füßen und ein gewisser Branntweingeruch, den seine Nähe verbreitete, ließ sich nicht wegleugnen. Der Theatersecretär, blond und zierlich, mit einer blauen Brille auf der pfiffig aufgestülpten Nase und der Feder hinterm Ohr, saß nebst einem zugeknöpften, finstern Herrn, dem Regisseur, welcher ein Glas Bier vor sich stehen hatte und den Rauch einer Cigarre in heftigen Zügen von sich stieß, an einem großen, mit Papieren bedeckten Tisch. Der Director, eine vierschrötige Figur, dessen rothaufgedunsenes Gesicht mit großen, stieren Augen und glänzend schwarz gefärbtem Schnurrbart mir, unter dem falschen Haupthaar hervor, wie ein Komet entgegenloderte, kam auf mich zu und fragte mit dem unübertrefflichsten Frücton sehr höflich nach meinem Begehr. Der Director hatte wahrscheinlich einen Abonnenten vor sich zu sehen geglaubt, denn er nahm plötzlich, als er hörte, wer ich war und was mich herführte, wie verdrießlich über eine Täuschung, einen barschen, hochfahrenden Ton an und sagte, daß ich mich einen Augenblick gedulden möge. Darauf wendete er sich zu einem jungen Mann, mit dem er bei meinem Eintreten gesprochen hatte.

Dieser junge Mann mußte der Held und Liebhaber sein, ich las es in der eleganten Haltung der prächtigen Gestalt, die ganz dazu geschaffen war, Gefühle und Leidenschaften auszudrücken. Die hohe, von dunkelm, lockigen Haar umrahmte Stirn, das lebendige, braune Auge, aus welchem jetzt ein melancholisch brütender Trübsinn blickte, zeigte den geborenen Hamlet.

„Wie ich Ihnen sagte", fuhr der Director fort, „Ehor müssen Sie mit singen, da hilft Ihnen kein Gott los, alle meine Mitglieder müssen sich dazu verpflichten, die Operisten müssen auch im Schauspiel mit statisiren."

Alfred, so hieß der junge Mann, stand unschlüssig und mit sich kämpfend da, endlich sagte er: „Gut, ich werde die Chorprobe besuchen und, obgleich ich früher nie gesungen, als Chorist in der Oper mitwirken. Hätten Sie freilich in Ihrem Brief, in welchem Sie mir ein Engagement anboten, bemerkt, daß Sie das von Ihrem ersten Liebhaber verlangten, so würde ich nicht zu Ihnen gekommen sein. So habe ich die weite Reise hierher gemacht, meine Kasse ist erschöpft, ich muß bleiben."

Der Director wußte das, er lächelte und erwiderte achselzuckend: „Die Oper ist bei mir Hauptsache und wenn ein Terrient zu mir käme, so müßte er mit Chor singen, sonst könnte ich ihn nicht gebrauchen. Es wird Ihnen schon bei mir gefallen." Bei den letzten Worten bot er Alfred vertraulich eine Prise aus seiner Dose.

Alfred dankte, nahm schweigend seinen Hut und empfahl sich ziemlich mißvergnügt. Der Director wendete sich nun zu mir und fertigte mich, indem er mir mit feierlicher Miene seine sogenannten Theatergesetze einhändigte, auf ähnliche Weise ab.

Die Vorstellungen nahmen ihren Anfang, den größten Theil des Tags brachte ich in den Proben zu; die Rollen, die höchstens zwei Tage vor der

Aufführung ausgetheilt wurden, mußten über Nacht studirt werden. Die Gesellschaft war aus allen Himmelsgegenden zusammengetrommelt; um nur entfernt ein Ensemble herzustellen, mußte jedes Stück, jede Scene unzählige mal probirt werden. Man ging dabei wie bei der Abrichtung der Staarenkunststücke. Der Musikdirector spielte und sang die Chöre so oft und so lang vor, bis die Melodieen einigermaßen in den Köpfen saßen. Wie diese Opernvorstellungen ausfielen, kann man sich denken, dennoch wurden sie, bei der Musikmanie unserer Tage, zahlreicher besucht als das Schauspiel.

Ich hatte wenig Umgang und lebte still und eingezogen. Theils wurde ich ziemlich trüb gestimmt durch das schnelle Verbleichen meiner auf die Bretter mitgebrachten Illusionen, theils schied die knappe Gage diese Eingezogenheit vor. Nach den ersten 14 Tagen hatte uns nämlich der Director erklärt: er müsse der schlechten Geschäfte halber seinen Gagenetat herabsetzen und somit wurden jedem Mitglied seiner Gesellschaft ein paar Thaler der contractlichen Gage abgezogen, außerdem mußten die Meisten noch Procente an Agenten zahlen und eins oder das andere jener unzähligen Winkelblätter halten, die am besten das moderne Theaterleben charakterisiren; man kann also denken, was von der Gage übrigblieb. Die Damen unserer Gesellschaft beschäftigten sich mit dem gewöhnlichen Theaterklatsch und der Jagd auf Liebhaber und die Männer hatten nur Eine Sorge: wo für einen schlechten Witz eine Cigarre, wo für das wenigste Geld das meiste Getränk sich auftreiben lasse. Nebenbei wurde natürlich ewig intriguirt, ewig räsonnirt, denn wie im Staat der Ehrgeiz, so ist in der Bretterwelt die Rollensucht das allgemeine Triebrad. Nur mit Alfred kam ich, auch außerhalb des Theaters, öfters zusammen. Wir hatten uns bald kennen und achten gelernt. Alfred, heiter, witzig, gebildet, war ein ebenso belebender als liebenswürdiger Gesellschafter. Entfernt von dem Erbfehler des Komödianten, der kein ander Thema der Unterhaltung kennt als sein liebes, großes, verfluchtes Ich, hatte Alfred etwas Anziehendes, Einnehmendes im Gespräch. Die Gedanken flossen rasch und leicht, der Ausdruck war stets glücklich und geistreich, dabei zwanglos, da er Das, was er dachte und that, frei aussprach, als brauche sein erborgter Schimmer es zu beschönigen. Obgleich schon mehre Jahre, unter den verschiedenartigsten Verhältnissen, bei der Bühne, war ihm, zu ernstem Streben anspornend, die erste reine Begeisterung für seine Kunst geblieben. Wir gingen zuweilen spazieren, oder saßen an freien Abenden zusammen und sprachen des „Breitern und Breitesten" von den verschiedensten Dingen der Welt, oder wenn Einem ein Verdruß im Haupte spukte, so suchten wir einander auf und indem man erzählte und sich darüber aussprach, ging nicht selten der Verdruß verloren.

Die Saison neigte sich dem Ende zu, als „Hamlet" auf das Nevertoire kam. Große, bunte Anschlagzettel verkündeten an allen Straßenecken das Gastspiel einer berühmten Schauspielerin, die als Gretchen auftreten würde. Nur unter solcher Flagge wagte man dem Publicum eine Tragödie zu bieten. Man hält sich in der Provinz gern von classischen Stücken entfernt, indem man die schwachen Kräfte der Provinzialbühnen verschont; größtentheils hat man Recht, aber in der Regel verbirgt sich doch nur die Geschmacklosigkeit, der Stumpf, jeder tragischen Erregung feindliche Sinn des Philisters hinter solchem Vorwand.

Das rohe dummstolze Antlitz des Directors wurde noch röther, als es ohnedies schon war und legte sich in freudig grinsende Falten, als er am Abend der Vorstellung durch ein Loch im Vorhang das gedrängt volle Haus überblickte. Eine auserlesene Gesellschaft, alle Notabilitäten der Universitätsstadt hatten sich mit Weib und Kind eingefunden, um doch wenigstens sagen zu können, sie hätten die berühmte Künstlerin gesehen. Besonders zahlreich war die studirende Jugend vertreten, die noch immer gern den „Hamlet" ihres weltlichen Bibel nennt, noch immer gern ihr eigenes Bild darin sucht und hineinträgt, die ebenso wie Hamlet „von Allem, was sie verabscheut, gleichfalls befangen und durch Das, was sie wünscht, sich auch beseligt fühlt."

Auch der gebildetere Theil der Schauspieler betrachtete die heutige Aufführung als ein Fest, als eine grüne Oase in der dürren Steppe dramatischen Elends, die sie seit Monaten durchwateten, wo in der Regel das Lustspiel zum Trauerspiel, das Schauspiel zum Lustspiel umschlug.

Trotz der Schwierigkeiten der Tragödie, der Unzulänglichkeit der Darstellungsmittel, trotzdem daß einige Decorationen hängen blieben und die Herr, welche von einem jungen, hoffnungsvollen Bäckergesellen, der direct aus der Backstube auf den Theaterkarren gestiegen war, dargestellt wurde, der, zu hitzig dareinschlagend, auf der Bühne umherfuhr, sodaß er stolperte und im Fallen ein Versatzstück umriß, was natürlich das Publicum sehr belustigte, trotzdem gingen doch einige Scenen, da Alles fleißig probirt und einstudirt war, ganz leidlich.

Gretchen freilich, diese stillglühende, sußduftende Blüte am Stamm deutscher Dichtung, ging, ohne einen tiefern Eindruck hervorzurufen, spurlos vorüber, man applaudirte, aber der Applaus galt gewiß nur der Hofschauspielerin, die den Kleinstädtern imponirte. Es war nicht jenes Gretchen, wie es der Dichter zeichnet, deren innige Naivetät, deren herzige Güte und Einfalt Faustens mehr gefällt als „alle Weisheit dieser Welt". Es war eine kalte innerlich leblose Figur, die süßlich lächelnd, mit kokettem Augenaufschlag, mit jener sentimentalen Monotonie, welche überall das Erbtheil der Mittelmäßigkeit ist, eine schon hundert mal gespielte Rolle declamirte. Ein ihr würdig zur Seite stehender Routinier, der Intriguant der Gesellschaft, „verarbeitete" nach der an unsern Theatern gebräuchlichen Schablone den Mephisto. Es war das gespreizte, vornehmthuende Wesen, das stolze höhnische in den Nackenwerfen des Kopfes, das Kratzen der Wade mit dem einen Fuß, während er im Keller das Lied vorträgt, das seltsam unheimliche Pusten und Blasen Sendelmann's, was bei demselben, wie aus seiner Menschenbrust kommend, dämonisch, grauenhaft wirkte, aber hier blieben alle diese Züge ohne Begeisterung, zusammenhangslos, leere Formen, und wurden zu einer Caricatur, welche die Galerie belustigte. Wenn Heinrich Heine im Goethe'schen Mephisto nur einen gewöhnlichen Höllenlump sieht, so hat er vielleicht einen solchen sich verrückt geberdenden Gesellen vor Augen gehabt. Alfred sah heute einen langgehegten Wunsch erfüllt, die Studie mancher Winternacht gekrönt, er gab den Faust. Mir war der Valentin zutheil geworden, ich hatte also Muße, dem Gang der Aufführung hinter einer Coulisse stehend zu folgen und ich fühlte mich überrascht, gefesselt von dem Spiel des Freundes. Er sprach nichts Auswendiggelerntes, er war Faust, jener ruhelose Geist, der in seiner brennenden Wißbegierde an den Pforten, die zum Quell des Lebens und aller Wirkenskraft führen, mit erhabenem Groll rüttelt; der, da ihm die Geister des Diesseits, der Natur ihre Antwort versagen, auch das „Jenseits aufgibt, den Drang des Wissens abstreift und der Lust des Lebens nachjagt. Sein Vortrag, aus einem innigen Verständniß hervorgehend, zeigte Reife, Ruhe und Sicherheit in der Modulation, überall herrschte eine weise Vertheilung der Kraft und des Effects, nirgends jenes mit selbstvernichtender Hitze in die Situation Stürzen, wie es dem rohen Talent eigen ist. Besonders wahr, tiefempfunden gab er, mit dem Schmelz seines schönen Organs, jene lyrischen Scenen, wo der Dichter in die Tiefen menschlichen Wesens taucht und das Verborgenste unserer Natur schmeichelnd heraufzaubert. Das durchschauert uns so süß, das heimelt uns so an wie ein altes, aus den Tagen der Kindheit herüberklingendes Wiegenlied und es ist als sähen wir im neben, klar dahinrauschenden Strom der Rede das Bild unsers eigenen Lebens vorüberziehen.

In dem Hause eines Kunstfreundes, eines alten, gemüthlichen Junggesellen aus der guten, alten Zeit, der nebenbei Dombert war, versammelte sich nach dem Theater ein kleiner Kreis Gelehrter, Schöngeister, Studenten, Schauspieler, fashionabler Roués der Stadt, zu einem zu Ehren der gastirenden Künstlerin veranstalteten Souper. Oft tauchte in der dumpfen Langeweile manches Theaterabends späterer Zeiten das alte, liebe Bild des Dombern vor mir auf. Behaglichkeit zu fühlen und diese Behaglichkeit seiner Umgebung mitzutheilen, war die Aufgabe seines Lebens und er zeigte sich in ihrer Lösung als wahrhaft großer Künstler. Niemand wußte so gut wie er als Wirth die Honneurs zu machen, Niemand wußte besser wie er ein Mittagsmahl anzuordnen, wo man nicht blos die köstlichste Küche, sondern auch die beste Unterhaltung genoß. Die kleine corpulente, gichtische Figur tänzelte von Einem zum Andern und wußte auch dem Unbedeutendsten etwas Schmeichelhaftes zu sagen, dem Dümmsten etwas Geistreiches zu entlocken und ihn in das vortheilhafteste Licht zu bringen. Dabei suchte er in der Haltung die Würde seines Titels zu behaupten. Nur in der Hitze des Gespräches, in der Begeisterung, in die ihn ein Paar schöne Augen oder eine gute Tafel versetzten, vergaß er sich zuweilen und dann blinzelten aus dem pausbäckigen Gesicht die kleinen grauen Augen pfiffig und lieb, um die feinen Lippen schlängelte sich ein noch feineres Lächeln, die etwas sinnliche Unterlippe, die aus einer untadelhaft weißen Cravatte hervorquoll, und das runde Bäuchlein, über welches eine große Berloque herabhing, wiegten sich behaglich und vergnügt und alle seine Erinnerungen an Bäder und Höfe und Berühmtheiten, mit denen er während seines lustigen Lebens zusammengekommen war, entsprudelten dann, mit einem Feuerwerk witziger Anekdoten, seinem Gedächtniß.

Unbemerkt schlichen die Stunden der Nacht dahin, der Geist des Wirths und des Weins hob und belebte die Gemüther der Gäste. Die Stirnen röthelten sich, die Augen glänzten kühner und freier

und wie die Perlen des Champagners fielen Scherze und Witze aus Aller Mund. Nur Alfred nahm heute nicht an der allgemeinen Unterhaltung und Fröhlichkeit theil; er saß, zum Leidwesen der Damen, deren Liebling er war, in einem Nebenzimmer an der Seite des Professors G., eines bekannten Schriftstellers und geachteten Kunstrichters, hing aufmerksam an seinen Lippen und nahm jedes Wort von ihm wie ein Orakel auf. Endlich ging die Gesellschaft auseinander. Der Zufall führte mich auf dem Nachhauseweg mit Alfred zusammen. An seiner Wohnung angelangt, lud er mich ein, mit auf sein Zimmer zu kommen, um noch eine Stunde miteinander bei einer Cigarre zu verplaudern. Aufgeregt vom Wein und der Unterhaltung nahm ich seine Einladung an.

Es war ein kleines, freundliches Zimmer, welches er bewohnte. Studereien, kleine Kostbarkeiten, die auf eine gewisse Wohlhabenheit Alfred's schließen ließen, Bücher lagen mit Theaterutensilien in liebenswürdig malerischem Durcheinander umher. Cigarren wurden angezündet und während vor uns auf dem Tisch die blaue Flamme der Kaffeemaschine flackerte, das Wasser gemüthlich brodelte und murmelte, erzählte er mir mit leuchtenden Augen: daß er heute für viele Entbehrungen, Täuschungen und lange Studien belohnt worden wäre. Professor G. habe sich über seine Darstellung des Faust so anerkennend ausgesprochen, habe ihm soviel Ermunterndes gesagt, daß er sorgenfrei und muthig in die Zukunft schaue; derselbe habe versprochen, ihm Empfehlungen nach Berlin mitzugeben, er würde durch seine Vermittelung dort zu einem Gastspiel, vielleicht zu einem Engagement gelangen. Es könnte ihm nicht fehlen — überredete er sich — wenn der Professor sich seiner annähme; hatte dieser doch Verbindungen durch ganz Deutschland, war er doch in der Kunstwelt durch seine ästhetischen Schriften eine anerkannte Autorität. Mit kindlicher Rührung sprach er dann von seiner Mutter, wie sie Tag und Nacht geweint habe, als er eine nahe Aussicht auf eine sichere, bürgerliche Stellung aufgegeben, um sich der Kunst zu widmen, wie sie aber dennoch nicht aufgehört, ihn zärtlich zu lieben und gebungert und gedarbt habe, um ihn im Anfang seiner neuen Laufbahn unterstützen zu können. Vielleicht könne er nun bald die gute, alte Frau zu sich nehmen, ihre Liebe und Treue vergelten und ihr ein sorgenfreies Alter bereiten. Berauscht von seinem Enthusiasmus für die Kunst, berauscht von dem Vorgenuß des Ruhmes, den er bereits errungen zu haben glaubte, überließ er sich den thörichten Träumen. Ich ging auf seine Hoffnungen ein, obgleich ich erkannte, daß Alfred die ihm eröffneten Aussichten nicht etwa Professor G.'s Wohlwollen und liebenswürdigster, mit welcher sich derselbe gern mit jungen Leuten unterhielt und sie unterstützte, sondern nur der Fülle seines eigenen Verdienstes zuschrieb. Es war spät in der Nacht, als wir uns trennten. Noch lange sah Alfred einsam in seinem Stübchen, in freudiger Erwartung vor dem Verhang seiner Zukunft und seine Zurkft rückte an dem reichgefüllten Becher seines Entzückens.

Mangel an Selbstvertrauen ist selten der Gefährte des Genius. Was könnte auch den Genius für Hunger und Kummer, für die schweren Opfer und heiße Arbeit, die allein Das hervorbringen können, was man für die Geburt einer augenblicklichen Eingebung zu halten pflegt, entschädigen als das Bewußtsein innerer Kraft, als die Hoffnung, daß nach allen Wiederwärtigkeiten einst der Tag des Lohns, des Siegs kommen werde! Die Hoffnung, die auf Schlachtfeldern hinter dem Sattel des Helden sitzt, die Wiederlieben auf das Grab und Gnade über das Schaffen schreibt, lehnt auch mit der ewig lächelnden Anmuth einer Gottheit an der Seite des Künstlers; süße Worte flüsternd, küßt sie sein müdes Haupt, trocknet den Schweiß der Arbeit, macht ihm die harte Dornstatt und verwandelt sein Strohlager zum schwellenden Polster, ihn im Traum auf die Höhe der Bewunderung und des Ruhms tragend — doch oft ist es nur ein neckischer Kobold, der das thöricht gläubige Menschenkind am blumenumwundenen Narrenseil in Nacht und Verzweiflung führt.

Jahre waren seit jenem Winter verflossen. Ich befand mich in einer norddeutschen Residenz. Ein schöner, milder Frühlingstag hatte mich aus dem Zimmer gelockt, auf die Straßen und Promenaden der Stadt. Die Nachmittagssonne lag voll und warm an den Häusern, die alten Steinhaufen schauten frisch und heiter aus, die Schilder waren in so bunten Farben gemalt, die Buchstaben waren so goldig, die Ziegel so roth, die Jalousieen so grün und die verrosteten Schlösser und Kloyfer an den Thüren glänzten und schmunzelten vor Vergnügen. Schwalben flatterten um Fenster und Dächer. Hofräthinnen und ihre Töchter lächelten von hohen Balkonen. Neugierige Mädchengesichter blickten hinter duftendem Geranium und blühendem Goldlack, aus den Fenstern, auf die geputzten Spaziergänger. Schmetterlinge gaukelten durch die

Straßen von einem Haufen Knaben ſchreiend und jubelnd verfolgt und in dem friſchen Grün der Promenaden, in den mit weißen und rothen Blütenperlen überſchneiten Büſchen ſtimmten die Vögel nach Herzensluſt in den Frühlingsjubel ein.

Als ich ſo einſam und ſtill durch das Reich des Frühlings ſchritt, dachte ich daran, wie ſo manchem Schauſpieler unter dem ſchmelzenden Schnee hervor, aus der aufbrechenden Knospe das graue Bild der Sorge entgegenſtarrt, gedachte ich jener Zeiten, wo auch ich mich als Schauſpieler im lieben deutſchen Vaterland herumgetrieben hatte, wo ich gewöhnlich, wenn der Frühling einzog, den Wanderſtab ergriff und manchem alten, guten Kameraden auf Nimmerwiederſehen Lebewohl ſagte, wo ich mich, zu meinem Glück, aus den weichen Banden ſogenannter Verhältniſſe reißen mußte, von ſchwellenden Lippen und lieben, ſüßen Augen, deren Schwüre und Thränen ach! ſchon die nächſte Stunde verwehte. Was iſt aus all den tollen Freunden und den guten weichherzigen Mädchen geworden — ſie ſind geſtorben und verdorben, untergegangen im Elend des Zigeunerlebens und nur wenige haben ſich eine geſicherte Stellung erkämpft.

Ich war unter ſolchen Gedanken in einem ziemlich abgelegenen Theil der Parkanlagen, die ſich rings um die Stadt ziehen, angelangt und erblickte plötzlich vor mir auf einer Bank unter einer Linde einen ſchwarz gekleideten Mann. Sein Hut, tief ins Geſicht gedrückt, war brüchig und hatte abgegriffene Krempen und ſein Rock, bis an den Hals zugeknöpft, war, wenn auch rein, grau und fadenſcheinig. Ein Paar weiße, länglich feine Hände hielten gefaltet die Kniee der langen dürren Beine umſchlungen, während das Haupt auf die Bruſt geſenkt und der Blick trübſelig auf dem Boden ruhte. Ich mußte ſchon irgendwo mit dieſem Manne zuſammengekommen ſein, in den Linien ſeines Geſichts ſtieß ich auf ſo bekannte Züge. Ich durchſuchte die Reliquienkammer meiner Erinnerung und blieb unwillkührlich vor ihm ſtehen. Er richtete erſchrocken ſein Haupt empor — es war Alfred.

„Kennen Sie mich noch, Karl?“ fragte er leiſe und ein ſchmerzliches Lächeln lief über das blaſſe, abgehärmte Antlitz, als er meine Beſtürzung über dieſes Wiederſehen wahrnahm, die ich nicht augenblicklich verbergen konnte. Im Glanze jugendlicher Schönheit, voller Hoffnung und Verheißung, hatte ich einſt dieſen Mann geſehen, der jetzt als Bettler vor mir ſtand; Hunger, Kummer und Elend las ich in dem Auge, welches einſt kühn und vertrauend in das Leben hineinſah.

Ich drückte ihm die Hand, ſetzte mich zu ihm und wir plauderten bald wieder, ohne Zurückhaltung, wie ehemals. Er erzählte mir: wie er ſeit unſerer Trennung in den verſchiedenartigſten Verhältniſſen gelebt habe, wie er bald in einer Dorfſchenke Komödie geſpielt, bald in einer der 32 Reſidenzen Deutſchlands Hofſchauſpieler titulirt worden ſei. Zu Anfang dieſes Frühjahrs war er abermals mit Empfehlungen und großen Verſprechungen in der Taſche, mit Hoffnungen und glänzenden Ausſichten im Herzen hierher gekommen, er hatte geglaubt, endlich in einen ſichern Hafen einzulaufen. Ach! ſeine Anſprüche waren ja ſo beſcheiden. Aber er täuſchte ſich, wie ſchon oft. Man hatte ihn mit leeren Ausflüchten hingehalten und unterdeſſen hatte er, um nur leben zu können, ſeine Uhr und ein Kleidungsſtück nach dem andern verkauft. Ein anderes Engagement fand ſich augenblicklich nicht und hätte ſich auch ein ſolches gefunden, ſo feſſelten ihn doch Schulden hier am Ort, er beſaß weder Geld noch Kleider zur Reiſe. „Was wird aus dir noch werden, Alfred?“ ſchloß er düſterlächelnd ſeine Erzählung, „ich bin einer von Denen, die am Wege ſterben. Immer wenn ich als Uriel Acoſta dieſe Worte zu ſprechen hatte, durchſchauerte mich plötzlich eiſiger Schreck und es war mir, als hätten ſie wirklich mir, als hörte ich den Spruch meines Schickſals.“

Ich ſuchte ihn aufzuheitern und fragte ihn im Laufe des Geſprächs: warum er nicht geſucht, ſich irgendwo eine Arbeit zu verſchaffen, von der er ſeinen Unterhalt hätte beſtreiten können; in einer ſo großen Stadt gäbe es mannichfache Gelegenheit und ein ſo unterrichteter Mann wie er würde immer Brot finden.

„Ja, es gibt mannichfache Gelegenheiten“, ſagte er, „ich bin viel danach gelaufen und hätte mich ſeiner Arbeit geſchämt, aber ich fand keine. Mit trauriſchen Augen betrachtete man einen Fremden, der ſich mit einer ſeinem Berufe fremden Arbeit ſein Brot verdienen wollte; hörte man vollends, daß ich Schauſpieler war, ſo zuckte man die Achſeln und ſetzte den Vagabunden voraus.“

Ich ſuchte ihn zu tröſten und verſprach ihm Hülfe, konnte aber nicht umhin, ihm die Moral ſeiner Lage vorzuhalten: einer Kunſt, die ihn nicht zu lieben ſcheine, wie einer falſchen Geliebten den Rücken zu kehren und jetzt, wo es vielleicht noch Zeit ſei, einen andern ſichern, wenn auch minder glänzenden Beruf zu erwählen. Aber er wollte

davon nichts wußte. Er zog ein Blatt einer alten Theaterzeitung aus seiner Tasche, er hatte es zufällig unter seinen Papieren gefunden und wie dem Wüstenwanderer die Fata morgana, hatte es ihm Trost und Muth eingehaucht. Es war ein abgedruckter Brief Seydelmann's, worin derselbe — er befand sich damals bei einer reisenden Gesellschaft in Oestreich — einem Freunde seine traurige Lage schildert. Der Gedanke nun, daß fast alle großen Künstler mit Sorgen kämpfen mußten, daß die Noth die Schule des Genius sei, tröstete Alfred und führte ihn, wie ein Irrlicht, trügerisch tiefer in das Elend.

Wir blieben den Abend über beisammen und er versprach mir, mich am andern Tag zu besuchen, aber er kam nicht. Ich wagte mich umsonst, was ihn wol abhalten könnte. Hielt ihn ein falscher Stolz zurück oder hatte die wohlfeile Moral, die ich ausgekramt, ihn gekränkt? Solche Gemeinplätze fallen in das Herz der Unglücklichen wie Salz in eine offene Wunde; war Alfred doch nicht allein durch eigene Schuld in diesen traurigen Zustand gekommen. Ich wußte aus eigener Erfahrung, wie schwer es hält, auf der Leiter der gesellschaftlichen Rangordnung wieder in die Höhe zu klimmen, wenn man ein paar Sprossen hat abwärtssteigen müssen. Der Gedanke, daß Alfred vielleicht abgereist sei, ohne daß ich ihn noch einmal gesehen, schmerzte mich und oft tauchte das blasse, leidende Antlitz des Freundes vor mir auf. Da erhielt ich plötzlich, nach Wochen, einen Brief Alfred's. Der Brief trug ein früheres Datum und war, Gott weiß durch wessen Verschulden, tagelang liegen geblieben, ehe er in meine Hände gekommen war. Alfred schrieb mir in kurzen verzweifelten Worten: daß er nach unserm Zusammentreffen erkrankt und in ein Spital gebracht worden sei. Er beschwor mich, ihn noch einmal zu besuchen und hoffte, daß ich einem sterbenden Freunde diese Bitte nicht abschlagen würde.

Nach einem Gange durch ärmere und schmutzige Gassen und Höfe gelangte ich zur letzten Zufluchtsstätte des Armen und Heimatlosen, zum Spital. Ich erfuhr, daß Alfred seit einigen Wochen sich hier befand, an einem schleichenden, bösartig-nervösen Fieber daniederlag und daß es keine Hoffnung für seine Genesung gebe. Die ewige Aufregung, die quälenden Nahrungssorgen, der drückende Mangel, mit dem er in der Zeit gekämpft hatte, die Kränkungen und Demüthigungen, die seine Armuth seinem Stolze zufügte, die Studien und Pläne, mit denen er sich beschäftigte, die seine Nerven fieberhaft aufregten und seinem Ehrgeiz nur Nahrung brachten — Alles hatte dazu beigetragen, seine Gesundheit zu untergraben. In der Begleitung einer Wärterin, die mich zu ihm bringen sollte, schritt ich durch die langen, düstern Corridore, in denen eine dumpfe, melancholische Stille brütete, die nur zuweilen durch einen Seufzer, einen Schrei, der aus einem der Säle drang, unterbrochen wurde.

In einer durch einen dünnen Verschlag von den übrigen Kranken getrennten Abtheilung fand ich Alfred. Er erkannte mich nicht mehr. Sein Auge funkelte in einem glänzenden, aber unnatürlichen Feuer, die Züge waren scharf und abgemagert, die Knochen traten durch die weiße und durchsichtige Haut hervor und Seele und Körper schienen sich in ihm um die Herrschaft zu streiten. Sinn und Bewußtsein war schon seit Tagen von ihm gewichen, nur wirre und verwirrte Bilder, wilde, wüste Fieberphantasien umschwirrten seine Seele. Bald war er der arme Poet, der einen Reim auf Mensch sucht, bald Egmont, dem es schwer wird, sich von der „freundlichen Gewohnheit des Lebens" zu nennen; bald sah er sich im Kreise froher Genossen, bald im stillen Stübchen seiner alten Mutter. Dabei zuckte er zuweilen plötzlich zusammen und während ein hohes aber rasch verschwindendes Erröthen, wie ein Schatten, über seine verblichene hohle Wange fuhr, öffneten sich die Finger der abgemagerten Hand und schlossen sich plötzlich wieder mit festem und fast schmerzlichem Griffe.

Als ich mit meiner Begleiterin an sein Lager trat und seinen Namen nannte, fuhr er auf, er glaubte seine Mutter vor sich zu sehen, die gekommen sei, ihn in die Heimat zu holen.

„Mutter, ehe ich dich begleiten kann", sagte er mit abgebrochenen, eintönigen Worten, „muß ich erst heute noch einmal den Hamlet spielen. Es war immer meine Lieblingsrolle. Ich war ja selber jener Hamlet — ein Hamlet der Kunst — ich liebte die Kunst, in meinem Innern schuf ich große, herrliche Gestalten, aber ich hatte nicht die gestaltende Kraft, sie hinaus an das Licht zu stellen. Mein Ich, mein eitles Thun lag im hellsten Lichte der Selbsterkenntniß vor mir, ohne daß dies eine Aenderung in mir bewirkte. Es wird das letzte mal sein, daß ich die Bretter betrete, dann gebe ich mit dir, dann arbeite ich Tag und Nacht für dich, dann sitzen wir wieder die langen Winterabende nebeneinander und lieben uns wieder wie einst." Und aus den Tagen seiner glücklichen Jugend führte ihn seine kranke Phantasie auf die

Bühne und mit gedämpfter Stimme, mit einer gräßlichen Wahrheit, recitirte er jenen berühmten Monolog „Sein oder Nichtsein“ bis zu Ende. Dann spielte er, mit brennendem Blick, sprechender Mimik, ausdrucksvoller Sprache, aber Alles krampfig übertrieben, verzerrt, die Scene auf dem Gottesacker, wo Hamlet zu Laertes ins Grab springt. Jetzt wollte er wieder aus dem Grab steigen. Er richtete sich im Bett auf, aber seine Kräfte verließen ihn, er fiel matt zurück und nun meinte er plötzlich, er sollte lebendig begraben werden. In herzzerreißenden Klagelauten der Todesangst rief er seine Mutter um Hülfe, rief er meinen Namen, indem er meine Hand mit seinen abgemagerten Fingern krampfhaft umklammerte. Seine Aufregung hatte den höchsten Gipfel erreicht. Er verstummte. Der Kopf fiel auf die eine Seite und kalte, grünliche Todesschauer breiteten sich über sein Antlitz.

Nach einigen Minuten versuchte er sein Haupt noch einmal aufzurichten, das brechende Auge noch einmal aufzuschlagen, schmerzlich lächelnd, mit tonloser Stimme sagte er matt: „Es will Niemand klatschen!“

Das arme, närrische Herz des Künstlers war gebrochen; still, kalt und todt lag er da, als ich ihm die müden Augen zudrückte. Karl Clauss

Berliner Briefe.

XII.

Lassen Sie sich heute einmal gelegentlich zu Preußens Ruhmeshalle führen, in die Räume des Zeughauses, die für ein geringes Eintrittsgeld zum Besten der invaliden Krieger geöffnet sind. Kaum der achte Theil der Einwohnerschaft hat es im Innern gesehen; gedankenlos strömte sie an diesem Prachtbau, ihren Geschäften nachgehend, massenhaft vorüber, jetzt bleibt sie, der Aufforderung eingedenk, einen Augenblick stehen und sieht es prüfend wenigstens von außen an.

Ja, es ist schön, dieses Gebäude, das Preußens „ultima ratio“ umschließt. Das Quadrat, so vielbedeutend an sich und für den Mathematiker, wenn auch sonst nicht architektonisch reizvoll, tritt uns in demselben doch tiefsinnig als Schwerpunkt des preußischen Staats entgegen.

Kurfürst Friedrich III., der sich selbst die Königskrone aufsetzte, ließ 1695 den Grundriß von Nering, nicht von Schlüter, wie es oft irrthümlich heißt, entwerfen; aber nicht ihm, sondern de Bodt war es vorbehalten, diese Waffenhalle zu vollenden, da Nering schon nach wenig Monaten starb. Daß große Geister selten gleiche Wege gehen, zeigte sich auch hier. De Bodt änderte den ursprünglichen Plan Nering's, der die hintere Fronte abrunden und mit einer Attika schmücken wollte, auf deren Wandflächen in Relief, nach Schlüter'schen Entwürfen, die Thaten des preußischen Jupiter tonans — des Großen Kurfürsten — abgebildet werden sollten.

De Bodt verwarf diese Idee eines Halbgeschosses und die herrlichen Entwürfe Schlüter's blieben unausgeführt. Sie wissen, daß dem edeln Meister überhaupt manches Leid hier widerfuhr und er mehrfach zurückgedrängt ward; dennoch weht sein Geist uns auch aus diesem mächtigen Bau entgegen, da de Bodt seinem Rath hinsichtlich des Stils, soviel es seine Eifersucht gestattete, nachkam.

1706 ward das Zeughaus in seiner gegenwärtigen imponirenden Größe vollendet. Es bildet ein Quadrat, jede Seite von 280 Fuß Länge und 60 Fuß Höhe; die Hauptfronte ist mit vier dorischen Säulen geschmückt und über ihrem Portal sieht man das Brustbild Friedrich's I. Zu beiden Seiten des Eingangs stehen je zwei allegorische Gestalten von Hulot, die Arithmetik und Geometrie, die Mechanik und Pyrotechnik darstellend. In der Form von steinernen, umgestürzten Kanonenläufen, welche durch Ketten miteinander verbunden sind, ist eine kriegerische Schranke herumgezogen.

Das sehr mäßig erhobene Zinkdach wird durch die steinerne Galerie, die ringsherum läuft, sowie durch die Fülle der verzierenden Trophäen und die großen Gruppen von Mars und Bellona, die es krönen, fast ganz verdeckt. Wenn auch nicht als unmittelbarer Architekt, so begegnet uns Schlüter hier als Bildhauer in unvergänglicher Größe. Gleich im Giebelfelde in der Hauptfronte steht triumphirend Minerva, von gefesselten Sklaven und Waffentrophäen umgeben. Die untern bogenförmigen Fenster tragen in reicher Federbuschverzierung eherne Helme und fünden, im Verein der übrigen Ornamente, den Charakter des Gebäudes vorweg an.

Da das Hauptportal stets verschlossen, so müssen wir schon den Eingang von der hintern Fronte gegenüber dem alten Gießhause nehmen. Wir treten in den nicht bedeutenden Hof und unsere Blicke fesseln die vielberühmten Schlüter'schen Larven, welche als Schlußsteine der 21 Fenster, die dort hinausgehen, angebracht sind. Es sind 21 sterbende Helden, die in schmerzlichster Wahrheit Jedem ans Herz greifen.

Obwol diese Kopie mit für das Höchste, das Schlüter je in der Sculptur geleistet hat, gelten, so erscheint es mir doch wie ein Gedankenirrthum, in einer Waffenhalle, die nur die Zeichen des Sieges tragen sollte, sterbende Krieger anzubringen. Der Anblick hat etwas Niederdrückendes, in zwanzigfacher Weise zum Todtentanze aufgefodert zu werden. Hier hätte ich Helden gewünscht, die zur Schlacht ausziehen oder lorbeerbekränzt aus ihr heimkehren.

Wir treten in das Innere des Gebäudes. Es hat zwei Stockwerke, die jedes einen Saal bilden, denn man geht innerhalb des Vierecks unbehindert die Flügellängen hindurch. Keine Zwischenwände, nur kolossale Säulen stützen in verschiedenen Abtheilungen die Decke des obern Saals, der uns gleich beim Eintritt mit seinen blinkenden Wänden als ein ehemer Tempel begrüßt. In dreifachen Etagen übereinander sind auf Holzgerüsten die blanken Gewehre so kunstvoll aneinandergereiht, daß man fast vergessen könnte, daß aus jedem der Tod herausblitzen kann und das Ganze fast einem Stahlwamms gleicht. Ueber 100,000 Gewehre bilden das Depot der Armee; nebenbei sind in den malerischsten Gruppirungen Schwerter, Spieße, Lanzen, Pistolen und erbeutete Fahnen zu Siegesaltären aufgebaut, um vor ihnen dem Gott der Schlachten zu huldigen. Des Großen Kurfürsten wie Friedrich's II. Ruhm weht uns aus den schwedischen, polnischen und französischen Fahnen und Standarten noch heute entgegen. Da die Sammlung aber aus alten Zeiten, theils aus vereinzelten Sendungen und Geschenken, theils aus den Rüstkammern alter Schlösser herstammt, finden sich neben den Waffen der Gegenwart für den Kriegsgebrauch auch eine große Anzahl solcher Waffen, die frühern Jahrhunderten angehören und sich bald durch ihre Form, bald durch die Kostbarkeit ihres Materials und ihrer Arbeit bemerkbar machen.

Von der geborstnen Streitkolbe an durch die verschiedensten Phasen des Entwickelungsganges der Waffen sehen wir sie bis zum Zündnadelgewehr zusammengestellt. Das Allerheiligste bildet die im Mittelpunkt gelegene Haupthalle, wo wir unter wehenden Fahnen und Siegestrophäen dem ehernen Standbilde des Marschalls „Vorwärts" gegenüberstehen, einer Copie des Rauch'schen Meisterwerks. Hier steht er kühn und lebensvoll, der alte Held, und von seiner Lippe scheint heute noch ein „Vorwärts!" zu ertönen.

Wie zu einem besondern Tempel winken uns vier riesige Säulen; sie sind mit Flintenläufen so dicht umkleidet, daß sie wie cannelirte Stahlpfeiler erscheinen, zumal goldene Lorbeerzweige sie so umschlingen, daß man die Zusammensetzungen der Läufe nicht gewahrt. In einer andern Abtheilung stehen einige Rüstungen des Mittelalters; sie sind aber zu unbedeutend, um lange das Auge des Beschauers auf sich zu ziehen. Viel fesselnder ist der Raum, wo eine Sammlung artilleristischer und fortificatorischer Modelle zusammengestellt ist.

Auch eine angegriffene, halbzerstörte Festung mit ihren rauhen Glacis, abgebrannten Dörfern fodert zu strategischem Scharfsinn auf; hier ist die Klippe, an der so manche Feldmarschallsträume 18jähriger Cadetten scheitern, die vor diesen Modellen geprüft werden. Sauber und kunstvoll ausgeführte Belagerungsarbeiten werden uns plastisch in einer Menge kleiner Figuren, die mit Faschinenbau beschäftigt sind, vorgeführt und gewähren dem Kunstverständigen so gut wie dem Laien ein besonderes Interesse. Beide letztgenannte Modelle waren für den Sultan Mahmud zum Geschenk bestimmt; da er aber noch vor ihrer Absendung starb, fanden sie hier ihren Platz. Wer an solchen Miniaturausgaben Gefallen findet, wird sich auch an den 18 Modellen französischer Festungen wie an dem der Stadt Paris, welche man 1814 mitnahm und die in einem Gebäude am Schlesischen Thor aufbewahrt werden, erfreuen.

Den Modellfestungen gegenüber steht im Zeughause auch die Statue Friedrich Wilhelm's III.

Eine chronologische Eintheilung hat man leider gar nicht beobachtet, sondern pêle-mêle die Jahrhunderte durcheinandergerüttelt, wie die Waffen und Trophäen sich künstlerisch geordnet am besten ausnahmen. Nur die Kriegsepoche von 1813—15 hat etwas Abgeschlosseneres; die erbeuteten französischen Fahnen, Standarten, Pauken, Schwerter und Lanzen scheinen mir ohne Vermischung anderer Waffen zu sein. Mehrfach leuchtete von den Fahnen in großen goldenen Buchstaben auf rothem Grunde die Inschrift: „Napoleon premier Consul", uns entgegen; die Alliirten sind 1815 in Frankreich auch nicht blöde gewesen im Ausräumen der Arsenale. Die Schlüssel verschiedener Festungen aus alten Zeiten liegen stumm und schweigsam im Schutz dieses Waffentempels; auch eine Fahne und die Schlüssel von Adrianopel, die der Kaiser Nikolaus seinem Schwiegervater geschenkt.

Das untere Geschoß birgt vielfach schweres Geschütz. Hier stehen die aus dem Dreißigjährigen Kriege herstammenden berühmten ledernen Ka-

nonen, türkiſches, von den Ruſſen zu Varna erobertes und hierher geſchenktes Geſchütz. Außerdem ſind vaterländiſche und andere Kanonen, Mörſer, Haubitzen, Wagen, Maſchinen und Eiſenmunitionen darin aufbewahrt.

Allein „Die Waffen ruh'n, des Krieges Sturme ſchweigen" — folgen Sie mir von den einförmig ſilberblitzenden Bayonneten zu der bunten, farbigen — Gemäldeausſtellung. Sind wir doch im alexandriniſchen Zeitalter, im Jahrhundert des Zuſammenfaſſens, der Sammlungen, der Erfindungen, warum ſollten wir nicht ſeine Zeichen belauſchen? Die Kunſt iſt längſt zu Grabe gegangen, ſagen die alten Aeſthetiker, der Nachwuchs von Hegel, und vergeſſen nur, daß der Meiſter ſelbſt mit ſeiner großen und kleinen Logik lange ſchon ein „ſtiller Mann" auf dem Kirchhof geworden, während die Farbe ihren Glanz noch nicht verloren, ihren blendenden, magiſchen Reiz, der die Augen der Meiſten feſſelt und feſſeln wird. Die großen Maler des 16. und 17. Jahrhunderts waren auch Kinder ihrer Zeit und um ſie recht zu verſtehen, müſſen wir uns künſtlich darin verſenken. Unſere Maler wurzeln mit uns in gleichen Anſchauungen, Stimmungen; ſie zu betrachten, iſt gewiß ein geringerer Genuß, aber auch eine geringere Mühe.

Die Reihe der Figurenbilder eröffnet das Werk eines homo novus Rudolf Henneberg's „Eine wilde Jagd" (nach Bürger's Ballade „Der wilde Jäger"). Eine unabſehbare Reihe von Reitergeſtalten, jede charakteriſtiſch, kühn in der Haltung, keck im Ausdruck. Rechts ein Rebenfeld, in dem der gehetzte Hirſch ein Aſyl geſucht hat. Einige Bauersleute haben ſich flehend vor den Pferden niedergeworfen, aber mitleidslos ſpornen die Jäger ihre Roſſe, um über die Bittenden hinweg in das Korn zu ſprengen. Die Bürger'ſche Ballade hat nur den Anlaß, nicht den Stoff zu dem Bilde geliefert; die beiden Genien zur Seite des Rheingrafen fehlen. Die Bezeichnung einer „wilden" Jagd iſt nur inſofern gerechtfertigt, als das Dämoniſche einer bis zum Uebermaß geſteigerten Jagdluſt verſinnlicht wird. Eins hat der Maler überſehen: daß der Geiſt des Künſtlers der Magus ſein ſoll, der auch die wildeſten Dämonen zu bannen und zu ordnen verſteht. Henneberg iſt ein Zauberlehrling, dem ſein Werk über den Kopf wächſt. Seine einzelnen Figuren, ſo trefflich ſie an ſich ſind, haben ſich der künſtleriſchen Idee des Ganzen nicht immer fügen wollen; das Auge ſucht vergebens nach einem einigenden Mittelpunkte des Bildes.

Comte liefert ein Bild: Karl IX., Katharina von Medici, die Herzöge von Anjou und Nevers berathen mit Andern in geheimer Sitzung die Bartholomäusnacht. Der Titel erinnert faſt an den gemalten Kanonenſchuß. Was wollen Sie? Hat uns nicht ein anderer Maler den Columbus dargeſtellt, wie er, geſtützt auf Plinius und Ariſtoteles, einer Junta ſeinen Plan entwickelt —, wobei natürlich Plinius und Ariſtoteles unſichtbar bleiben? Doch dies Bild iſt vortrefflich; dem Beſchauer gegenüber ſitzt ein Jüngling in reicher Kleidung, die Uebrigen ſcheinen ſeinen Worten zu lauſchen. Sein Geſicht iſt das eines Caligula, eine für den Augenblick unüberwindliche, ſtumpfſinnige Apathie, hinter welcher jedoch jeden Augenblick die wildeſten Leidenſchaften jäh hervorzubrechen drohen; die ſchlaffe Haltung, die fahle Geſichtsfarbe charakteriſiren ihn, es iſt Karl IX. Ihm zur Seite eine Dame mit dem unverkennbaren Zug religiöſen Fanatismus; ſie ſpricht lebhaft mit ihm und will ihn zu einem Entſchluß beſtimmen; einer der anweſenden Großen unterſtützt ſie. Keiner in dem ganzen Kreiſe, aus deſſen Zügen ein Herz ſpräche. Es kann nur ein unheilvoller Plan ſein, zu deſſen Ausführung man den König drängt. Der Cardinalspurpur eines der Anweſenden, des Cardinals von Lothringen, verräth, daß Intereſſen des Katholicismus im Spiele ſind. Dieſe Menſchen bedenken nichts Friedliches, Heiliges — nur ein Werk des Haſſes, eine Bartholomäusnacht. Schade, daß der Maler den Eindruck des Bildes ſelbſt wieder geſchwächt hat. Unwiderſtehlich zieht er unſere Aufmerkſamkeit von den Figuren ab auf die Gobelin-Tapete, welche die Hinterwand des Zimmers bedeckt und einen Ritt zur Falkenjagd darſtellt. Jeden Faden des Gewebes können wir unterſcheiden und möchten gern die anweſenden Perſonen bitten, aufzuſtehen, damit wir freier die Tapete betrachten könnten.

Von Hübner haben wir „Karl V. im Kloſter zu San-Yuſte" und „Friedrich's des Großen letzte Tage zu Sansſouci", jedes ein Memento mori im großen Stil, von trefflicher Färbung. Den Preis der hiſtoriſchen Bilder verdient unbeſtritten Schrader's bereits vielbeſprochener „Milton".

Nun aber hinaus ins weite Land! Zu den Landſchaften, mit denen wie regelmäßig ſo auch diesmal unſere Ausſtellung ihre größten Triumphe feiert! Raſch vorüber bei all den zahlreichen Schnee- und Mondſcheinlandſchaften, ſie verdecken uns nur die Natur, anſtatt ſie zu zeigen! Einen einſam lauſchigen Platz will ich mir ſuchen, wo

ſie Albert Everdingen gemalt hat, ohne Pracht und Schmuck, lieblich und rührend wie eine Erinnerung aus der Kindheit! Aber hier iſt nur ein Alpenglühen und dort ein Gletſcher, hier ein herzoglicher Hofgarten und dort eine italieniſche Küſte. Doch ſieh'! Einer iſt da, deſſen Geiſt dem Everdingen's verwandt iſt, Gude! Hier ſein „Vorfrühling aus dem ſüdlichen Norwegen", dort noch beſſer ſein „Nordiſcher Kiefernwald"; das iſt der diametrale Gegenſatz zu Dem, was man gewöhnlich „eine ſchöne Gegend" nennt. In die Höhe ſtrebende Fichten, alle ſchlank und gerade, an der Spitze mit einigen Aeſten verſehen, dazwiſchen ein ſandiger Pfad; Bauernfrauen gehen darüber. Durch die Stämme hindurch ſieht ein ſchwermüthiger, nordiſcher Herbſthimmel. Ein wenig eintönig, aber iſt nicht auch das Herz in ſeinen empfindungsreichſten Momenten aller Abwechſelung abgeneigt? Hat in ſolchen Stimmungen nicht gerade die Kiefer, dieſes Symbol der „Treue und Beſtändigkeit", etwas, was mehr zu ihm ſpricht als alle üppige Vegetation, die nur das Auge erquickt?

Beſitzt Gude einen Hauch von Everdingen's Tiefſinn, ſo iſt Leu ein Geiſtesverwandter der Akademiker, der Caracci und Domenichino. Ihm genügt die Natur in ihrem Alltagskleide nicht. Die prächtigſten, üppigſtgeformten Bäume mit reichſtem Laub, der tiefſte Glanz des blauen Himmels, die ſeltſamſten, phantaſtiſchſten Formen des Gewölks ſind die Elemente, aus denen ſeine „deutſchen Waldlandſchaften" ſich zuſammenſetzen. Wie Gude das Gemüth, regt Leu die Phantaſie an; ſind die Bilder des Erſtern dem naivſinnigen Volksliede zu vergleichen, ſo entſprechen die Leu's der ſchwungvollen Ode. In ſeinen Landſchaften, ſo kräftig und warm es in und aus ihnen weht, wird es uns nicht heimiſch, aber wir mögen ſie gern mit idealen Geſtalten bevölkern.

Einen kalten, ariſtokratiſchen Eindruck macht dagegen das Kloſter Laach Caſas vom Grafen Kalckreuth. Im Vordergrund erhebt ſich der Felſen, an dem das Kloſter gelegen, hoch in die Luft. Scharf zeichnen ſich ſeine Umriſſe von der Atmoſphäre ab; andere ſchneebedeckte Felſen erfüllen den Hintergrund. Kein freundlicher Baum mildert den Contraſt zwiſchen den gewaltigen Gebirgsmaſſen und dem Blau des Himmels. Dazu die ungemeine Beſtimmtheit in den Umriſſen jeder einzelnen Partie, als käme es jeder Höhe darauf an, ſich deutlich zu unterſcheiden von Dem, was die Ebene belebt, als wolle jeder Berg nicht ſeiner Schönheit, ſondern ſeiner Höhe wegen bewundert werden. So iſt die Natur nicht. Nicht wie ſich in der Geſellſchaft der berühmte Maler vom Pfuſcher abſondert, ſondert ſich Berg und Thal, Wald und Feld. Die Umriſſe ſind undeutlicher, gehen mehr, ſich verſchmelzend, ineinander über; dieſe natürliche Unbeſtimmtheit bei aller künſtlichen Beſtimmtheit wiederzugeben, iſt eine Aufgabe des Malers, deren Löſung Kalckreuth verſäumt.

Mehr Phantaſieen über die Natur als Nachbildungen der Natur liefert Schirmer. Haben wir Gude und Leu verſchiedenen Dichtungsarten verglichen, ſo erſcheinen Schirmer's Werke uns wie Lieder ohne Worte. Sorrent und Iſchia, beide von verſchiedenen Punkten aufgefaßt, ſind die häufig wiederkehrenden Gegenſtände ſeiner Staffelei. Aber immer ſehen wir mehr von dem Lichte, in welchem der Maler dieſe Orte ſieht, als von den Orten ſelbſt. Ein grünlicher, zart abgeſtufter Schimmer erfüllt den größern Theil des Bildes und ſcheint der eigentliche Gegenſtand deſſelben: die mit wenigen Strichen hingeworfenen, wunderlich geformten Felspartieen, die Häuſer und Bäume ſind nur Staffage. Luft und Meer, iſt das nicht genug, den Geiſt eines Künſtlers zu beſchäftigen?

Der rechte Maler unſers reiſeluſtigen berliner Publicums iſt Pape mit ſeinen Schweizerſeen, Schweizergletſchern. Mit Bädeker's Reiſehandbuch muß man vor Pape's Bilder treten. Große Naturtreue, leichte Behandlung der Farbe ſind ihre großen Vorzüge; die Seen ſcheinen wie hingehaucht, die Berge ſind wie in einen zarten Duft gehüllt. Aber völliger Mangel an Idealität! Die Naturtreue iſt ſo groß, daß ein Freund, der im Juli in der Nähe des Reichenbach faſt von einem Stier beſchädigt worden wäre, mir warnend vor dem Gemälde des Reichenbach die Worte Bädeker's zurief: „Man hüte ſich vor dem Muni!" (Stier.)

Ich will damit nicht die im rothen Sonnenlicht ſtehende Kuh von Eduard Hildebrandt gemeint haben. Daß man vom Standpunkt eines maleriſchen Purismus Hildebrandt zu verwerfen geneigt iſt, begreife ich und möchte in jenes Verdammungsurtheil einſtimmen, wenn ich Hildebrandt's Nachahmer betrachte, vor deren Alpenglühen und blendendrothen Sonnenauf- und -Untergängen ſeine Rettung mehr iſt. Hat doch Einer von ihnen eine Mitternachtſonne gemalt. Und glauben Sie nicht, daß es ein Druckfehler ſei! Jenſeit der Polarkreiſe dauert der Lichttag länger als 24 Stunden und die Sonne iſt daher in jenen Gegenden auch im Norden zu ſehen. Freilich ſieht ſie im Norden genau ſo aus wie im Süden und

der Maler hätte der Deutlichkeit wegen eine Windfahne anbringen sollen, die nach Mitternacht zeigt. Die Scene ist nach Lappland verlegt und da an einem andern Orte die Erscheinung nicht leicht beobachtet werden kann, so hat das Bild immerhin einen ethnographischen Werth.

Aber Hildebrandt's Nachahmer sind sein einziger Fehler — er ist immerhin ein großer Maler. Es liegt in ihm etwas von dem Bestreben, das auch die Münchener Schule theilt, die Grenzen der Malerei zu überspringen. Wie diese das Walten des Geistes, die Offenbarungen Gottes, die Macht der Idee uns unmittelbar zur Anschauung zu bringen versucht, anstatt diese Gedanken nur zu verkörpern, so ringt Hildebrandt gewaltig danach, das reine Licht anstatt der erleuchteten Natur darzustellen. Der erste Schöpfungstag wäre die kühnste Aufgabe für ihn, das „Es werde Licht!" Denn das Licht ist ihm nicht ein Strahl, der von der Sonne ausgeht, kein Stoff, ihm ist es eine Bewegung der ganzen Materie, ein Durchzittern der Luft und der Erde, des Wassers und der Wolken.

So wird sein Bild erst recht verständlich, welches er „Am Weiher" genannt hat. Unermeßlich weite Ebene, rechts Wasser, links Land, von welchem zwei Erdzungen in das Wasser hineinreichen, wenige verkrüppelte Bäume, Störche am Wasser, ein trüber, bezogener Himmel. Rufen wir bei Leu und Kalckreuth zuerst aus: „Wie schön gemalt!" hier durchschauert es uns ahnungsreich, als thäten wir einen tiefen Blick in die Natur selbst. Trüber, bezogener Himmel, aber es will Licht werden. Sagt es uns die silbergraue Farbe der Wolken in der Mitte, dieser matte Schimmer des Wassers oder der zum Himmel erhobene Kopf jenes Storches? Es ist kein Zweifel, es will Licht werden; die ganze Natur hat Sehnsucht nach dem Licht.

„Unter den Weiden" heißt das zweite Bild. Hier ist es Licht geworden, blendendes, strahlendes. Ein kleiner Teich, dahinter hohe Bäume. Zwischen ihnen weidende Kühe mit ihrem Hirten. Bäume und Sträucher glitzern, denn es ist ein starkes Gewitter gewesen, welches nach dem Hintergrunde, mehr nach links, hinwegzieht. Der Himmel zeigt jenes Hellblau, welches ihm nur nach dem Wetter eigen ist; der Teich hat sich noch nicht völlig abgeklärt. Nur unklar spiegeln seine trüben Fluten das Bild von Erde und Himmel wider. Sonnenstrahlen blitzen durch das Gehölz, über die tropfenschweren Blätter dahin, andere werden vom dichten Gewölk im Hintergrunde aufgefangen und zurückgestrahlt. Und all diese Bilder noch einmal vom Wasser widergespiegelt, das gibt einen Glanz und ein Leuchten, welches wie in der Natur so im Bilde nur bei einer gehobenen Stimmung recht gewürdigt werden kann.

Von den Porträts kein Wort! Sie wissen, daß ein geschickter Pinsel selbst den „gelben Teint" in ein sanftes Roth verwandeln und einem Wirklichen Geheimrath die Würde und den Ernst eines Procuratoren des heiligen Marcus verleihen kann — und die Roben endlich, die Roben — welche Dame zöge ein schwarzes Sammetkleid oder ein Atlasgewand aus Gerson's Laden nicht einem blos gemalten vor? Die Kunst ist schön, aber hören Sie es nicht von allen Seiten rufen: „Die Natur noch mehr!" Die Wirklichkeit, die Realität for ever!

(Ein dreizehnter Brief demnächst.)

Autoren-Honorare in Polen.

„In Polen ist nichts zu holen."

Honorarvergütigungen an Autoren in Polen sind erst eine Erscheinung der neuern Zeit. Vor dem Jahre 1830 betrachtete man es als eine unerhörte Sache, daß der Buchhändler Nathan Glücksberg in Warschau 500, sage fünfhundert blanke Dukaten für das Manuscript von Julian Niemcewicz's „Johann von Tenczyn" „Jana Tęczyna" bezahlte, während der heute in der Verbannung lebende gefeierte Joachim Lelewel dem Verleger Joseph Zawadzki in Wilna seine Arbeiten gratis überlassen mußte, wenn er sie gedruckt sehen wollte. Die Mitarbeiter an gelehrten Zeitschriften theilten mit dem obengenannten Geschichtsforscher in Bezug auf den Lohn für ihre Leistungen gleiches Loos, denn auch sie mühten sich allein um der Ehre willen und genossen höchstens die Vergünstigung eines Freiexemplars. Von einem besondern Abdruck, selbst der werthvollsten Arbeiten, war nur in sehr seltenen Fällen die Rede; F. Bentkowski, der Redacteur der „Warschauer Erinnerungsblätter", ging darauf gar nicht ein, und J. K. Ordynec, der Herausgeber des „Tageblatt", bewilligte ihm nur den Lelewel'schen Beiträgen. Es wäre Unrecht, wollte man Letzterm deshalb einen Vorwurf machen; sein Blatt hatte, wenngleich es aufs sorgfältigste redigirt wurde, zuletzt doch nicht mehr als 18 (!) Abonnenten und mußte daher eingehen. Es war damals eine traurige Zeit in Bezug auf die Theilnahme des Publicums an den geistigen Erzeugnissen seines Landes und Volks; dem Weiter-

ſehenden jedoch machten ſich ſchon Zeichen einer beſſern Zukunft bemerkbar und Ordynier hatte wol Recht, wenn er, auf Lelewel's kleine Schriftzüge zeigend, ausrief: „So etwas wird heute verſchenkt, aber ſicher iſt die Zeit nicht mehr allzu fern, wo man es mit Gold aufwiegt!"

Allmälig bequemten ſich die Verleger dazu, dem Schriftſteller mehr zu bieten als den Druck ſeines Werks; allein das Honorar, welches ſie bewilligten, war ſo gering, daß es eben nur die Koſten für Papier und Abſchreiben deckte. Dieſes kläglichе Verhältniß hat erſt ſeit ungefähr fünf Jahren eine Aenderung erfahren und wir halten es für intereſſant genug, auf Urſache und Folge etwas genauer einzugehen.

Noch ehe die polniſche Tagespreſſe diejenige Ausdehnung und Bedeutung erlangt hatte, die man ihr gegenwärtig nicht abſprechen kann, bewilligte ein poſener Verleger dem Dichter der „Lieder über unſer Land" („Piesni o naszej ziemi", Vinzenz Pol, für die Zeile von acht Silben 25 Silbergroſchen (1 Gulden 27½ Kreuzer), alſo beiläufig einen Silbergroſchen für den Buchſtaben! Bei andern Verlegern, vorzugsweiſe den warſchauern und wilnaern, war die Norm für einen Band Erzählungen 70—100 Thaler. Da taucht das vom Grafen H. Rzewuſki gegründete Journal („Dziennik Warszawski") auf und ruft gleich bei ſeinem Erſcheinen eine bis dahin für unmöglich gehaltene Bewegung und Regſamkeit in der Literatur hervor. Das Blatt zählt im erſten Monat ſchon weit über 2000 Abonnenten und die übrigen Organe, welche ſich bis dahin einem gemüthlichen Sichgehenlaſſen hingeben konnten, erwachen aus ihrer Lethargie und fangen an, um ihre fernere Exiſtenz ernſtlich beſorgt zu werden. Die „Warſchauer Zeitung" („Gazeta Warszawska") beſonders rüttelt ſich auf und tritt mit dem neuen, unbequemen Nebenbuhler in die Schranken; doch dieſer hat ſich für den Fall bereits vorgeſehen und wirft dem Publicum in dem Feuilleton eine Lockſpeiſe hin, die bei andern Blättern, ſelbſt das in polniſcher Sprache geſchriebene „Petersburger Wochenblatt" nicht ausgenommen, längſt ſchon zur Gewohnheit geworden war, für Warſchau und das Land jedoch etwas vollſtändig Neues, noch nicht Dageweſenes iſt. In ihm findet der bisjetzt nur an höchſt unſchuldige Artikel politiſchen Inhalts oder an das Miſchmaſch des kleinen „Courier" gewöhnte Leſer auch einmal in Rzewuſki's „November" einen Roman, der ihn mit ebenſo viel Erſtaunen erfüllt, wie er ihn auf die vaterländiſche Schöpfung ſtolz macht, und außerdem noch eine Reihe kritiſcher und literariſcher Aufſätze ſo anregenden Inhalts, daß er ſich mehr und mehr verſucht fühlt, der franzöſiſchen Literatur, ſeinem bisherigen Schooßhunde, untreu zu werden.

Wie ſich von ſelbſt verſteht, blieben die übrigen Blätter nicht müßige Zuſchauer, als ſie bemerkten, mit welchen Rieſenſchritten das jüngſte unter ihnen vorwärtsging, und es kam mit der jetzt nöthig gewordenen Concurrenz ein friſches Element in und ſozuſagen ein neuer Geiſt über dieſelben. Die „Warſchauer Zeitung" war wiederum die erſte, welche ihre Zeit und Stellung begriff; nach allen Seiten hin warf ſie ihr Netz aus, um tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen, und war ſo glücklich, ſich in Kraſzewski, Korzeniowski, Chodźko und Kaczkowski Kräfte ſichern zu können, welche das Blatt ſchnell zu einem höchſt begehrten machten und ihm die Abonnenten maſſenhaft zuführten. Leſznowski, der Redacteur en Chef, der wohl einſah, man müſſe die Gelegenheit wahrnehmen und den Augenblick nützen, ließ es ſich, wie man ſagt, etwas koſten, geizte durchaus nicht mit dem Honorar, wo es nöthig war, und kam zugleich auf den vortheilbringenden, ſpäter auch von Andern nachgeahmten Gedanken, die im Feuilleton bereits abgedruckten größern Novellen, Erzählungen u. ſ. w. den Verlegern gegen eine mäßige Summe als Eigenthum zu überlaſſen.

Die verſchiedenen Feuilletons brachten in reicher Auswahl eine ſolche Menge intereſſanter Sachen, daß die Leſeluſt dadurch nothwendig mächtig angeregt werden mußte und man nicht nur täglich mit wahrer Haſt nach den Zeitungen griff, ſondern auch die Nachfrage nach neuen Erzählungen in den Buchhandlungen eine ſehr bedeutende wurde. Die Verleger — Kaufleute wie überall — wußten das Geſchäft wahrzunehmen und vernachläſſigten in dem Grade die Werke wiſſenſchaftlichen Inhalts, wie ſie gierig nach belletriſtiſchen haſchten. Die Erzeugniſſe der ſchönen Literatur waren Mode geworden und ſtiegen als begehrter Artikel deshalb auch im Preiſe; die Autoren waren nicht die Letzten, welche dieſen günſtigen Umſchwung der Dinge erfuhren, und ſie zogen von Rechtswegen daraus den größtmöglichen Vortheil. So empfängt beiſpielsweiſe Kraſzewski für eine Erzählung von 6—8 Bogen Druck, die er früher gern für 50 Rubel Silber hingab, heute 200, und die Redaction der „Warſchauer Zeitung" zahlt dem Staatsrath von Korzeniowski für drei

Zeilen (etwa 100 Buchstaben) seiner neuesten, „Die Verwandten" betitelten Erzählung 5 Silbergroschen (17½ Kreuzer).

Die Schriftsteller, welche ihre Werke auf eigene Kosten drucken ließen, machten ein noch weit vortheilhafteres Geschäft. Dr. Tripplin brachten seine „Reisen" an 6000 Rubel ein und Pol die beiden Ausgaben des „Mohort" die gleiche Summe. Für seine „Kleinern Gedichte", deren Druck der Letztere selbst übernahm, zahlte der warschauer Buchhändler Orgelbrand nach Abzug aller Kosten über 1300 Thaler und der Herausgeber hatte noch außerdem den Vortheil aller nicht in Russisch-Polen verkauften Exemplare, deren Anzahl eine nichts weniger als geringe war. Was wollen dagegen die 1500 Rubel heißen, welche derselbe Verleger dem Professor W. A. Maciejowski für drei dicke Bände einer „Literaturgeschichte Polens" vergütet? Sie decken wahrscheinlich nicht einmal die Kosten, die darauf verwendet werden mußten, um das Material zu dem bedeutenden Werke zusammenzutragen, und der gelehrte und geehrte Verfasser hat also, wie es in der frühern „guten alten" Zeit Sitte war, für die Ehre gearbeitet.

Früher hatte man nur Worte des Bedauerns, des Mitleids, wol auch zuweilen der Geringschätzung für die Literaten im Allgemeinen und stellte sich unter ihnen gewöhnlich Menschen vor, die, auf ein abgelegenes Dachstübchen im Hinterhause oder Hofe angewiesen, mit Mangel und Entbehrung auf Lebenszeit Brüderschaft gemacht haben. Das Bild will bei uns in Deutschland heute schon nicht überall mehr passen, in Polen aber vollends gar nicht. Dort hat das Handwerk — man verzeihe mir des Sprichworts wegen den trivialen Ausdruck — in Wirklichkeit einen goldenen Boden und wenn die „Zünftigen" ihn nach Möglichkeit ausbeuten, so kann man sie deshalb nicht eben tadeln. Der Verleger zahlt das hohe Honorar gewiß nicht zu seinem Vergnügen, sondern er legt es als ein Capital an, das ihm gute Zinsen tragen soll. Das trifft denn auch mit seltenen Ausnahmen immer ein, da der Pole, wenn er auch nicht soviel liest wie der Deutsche, jedenfalls mehr Bücher kauft wie Dieser. *F.*

Anregungen.

Kaulbach's Zeichnungen zu Shakspeare.

I.

Homer, die Bibel, das Nibelungenlied sind ausgebeutet. Ein Genius wie Kaulbach mußte kommen, um zu zeigen, welche Fundgrube für den Griffel des Zeichners noch in Shakspeare liegt. Vollendet sind von seinen Illustrationen außer den bereits vor längerer Zeit durch den Stich veröffentlichten drei Blättern zum „Macbeth" ein Theil derjenigen, welche Scenen aus dem „König Johann" und dem „Sturm" darstellen.

Die Scenen aus „Macbeth" sind bekannt und vielfach besprochen worden. Im Allgemeinen hat sich das Urtheil dahin festgestellt, daß, so glänzend die Ausführung, so sprechend die Composition, der Shakspeare, wie er sich dem Auge Kaulbach's darstellt, nicht der Shakspeare sei, der durch die köstliche Auffassung uns überliefert ist. Die Affecte des Ehrgeizes, der Gewissensangst, des Trotzes haben auf diesen Bildern einen so durchaus abstracten Ausdruck angenommen, daß wir nicht recht an seine Möglichkeit in den Zügen eines menschlichen Gesichts glauben können. Macbeth und Lady Macbeth sind blutlose Wesen geworden und fast zu allegorischen Figuren des titanenhaften Trotzes und verzehrender Gewissensangst vergeistigt. Kaulbach hat außer Acht gelassen, daß die Leidenschaften, in welche die Dichtung die handelnden Personen verwickelt, nur durch das Wort einen genügenden Ausdruck finden können und daß die Malerei, ohne ihre Grenzen zu überschreiten, hier das Wort nicht verdrängen, sondern nur unterstützen soll. Trotz dieses Mangels offenbarte sich in diesen Bildern des Künstlers Meisterhand in großartigster Weise; der Ausdruck war ein so treffender, die Conception eine so einheitliche und bis in das kleinste Detail bedeutungsreiche, daß die Fortsetzung des Werks aufs sehnlichste erwartet wurde.

Von den uns vorliegenden Zeichnungen befriedigt eine diese Erwartung in glänzender Weise. Sie stellt die Scene aus dem „Sturm" dar, in der Stephano, Trinculo und Caliban durch das in den Lüften aufgeführte Concert „des Herrn Niemand" überrascht werden. Kaulbach bestätigt hier, was schon die Friese des Neuen Museums zu Berlin gezeigt haben, daß die Welt des phantastischen, in ewig wechselnden, heitern Formen spielenden Humors sein eigentliches, goldglänzendes Reich ist, das Reich der Feenkönigin Mab, und daß hier sein Genius sich dem Shakspeare's durchaus ebenbürtig anreiht. Sie lieben Beide die Tänze und das Wallen der Geister, die ziehenden, flatternden Träume. So wandeln auf dem Regenbogen der Iris in der „Blüte Griechenlands" die strahlenden olympischen Götter als leichte Luftgestalten hin, während die Männer der Weltgeschichte, nicht en robe de chambre, sondern durch das Prisma des Scherzes gesehen, Purzelbäume schießen, wie bei dem Dichter Ariel und Droll singen und zaubern

und mit den hochmüthigen, sich weise dünkenden Menschen spielen.

Wir wollen in nächster Nummer eine genauere Schilderung geben.

Ein sicilischer Dichter.

Noch weiden auf den braunen Bergen von Enna und Segesta die hochgehörnten, röthlichen Rinder und die Abhänge des Aetna hinauf ziehen sich noch dieselben Orangenhaine, die uralten Kastanienbäume, die einst das Herz Theokrit's zum bukolischen Gesange begeistert.

An diesen Triften und Heerden, selbst an den Hirten in ihren Ziegenfellen sind die Zeiten und die Götter vorübergegangen, wie Meerwellen vorüberrauschen, und haben sie nicht geändert, nur die Namen der Dinge sind verwandelt; statt zur Ceres und zur Proserpina, rufen sie jetzt die heilige Agathe und Rosalia an und der punische Hafen Panormus heißt nun Palermo, das glückselige.

Wie die Freuden und Leiden dieser einsamen, auf sich und den Verkehr mit der Natur beschränkten Menschen, so sind auch ihre Lieder dieselben geblieben wie in den Tagen der Hellenen; Liebeslieder, Fischergesänge, Idyllen und jene mimischen Possenspiele, welche in Sicilien zuerst gefeiert und von der Insel nach Athen hinübergetragen worden sind. Aus dieser beständig flutenden Quelle der Dichtung schöpften, seit Kaiser Friedrich II. und sein „wohlgeborener" Sohn Manfred hier zuerst die italienische Sprache an den Zwang des Reims gewöhnt, alle Poeten der Insel, Keiner reiner und tiefer als Giovanni Meli, dem das Geschick schon in seinem Namen eine Bürgschaft dichterischen Ruhms gegeben hat; denn im Griechischen heißt Meli „Lied" und im sicilischen Dialekt „Honig". Wenn Einer, so hat er solchem melodischen Namen keine Schande gemacht.

Am 4. März 1740 geboren, verfloß ihm seine Jugend und die beste Zeit seines Lebens unter jenem Karl III. von Neapel, der durch Weisheit und Hochsinnigkeit den erstarrten Sinn seines Volks zur rüstigen That zu wecken verstand. Es bedurfte nur solcher Anregung und der Freundschaft des Prinzen Antonio Lucchesi Palli von Campofranco, um in der empfänglichen Seele Meli's die Blume einer ebenso zarten als naiven Dichtkunst aufblühen zu lassen. Denn dies Sicilien war wirklich noch jenes vielbesungene Arkadien, jene Schäferwelt, die auf den Theatern von Paris und in fürstlichen Gärten in Reifröcken, mit gepudertem Haar und Schönpflästerchen auf den Wangen prunkte; was dort eine häßliche Caricatur, war hier eine liebliche, fesselnde Wahrheit, ein volles, saftiges Leben gegen die kindische Maskerade einer Stunde. Wie Theokrit und Virgil, hat auch Meli es wiederzugeben, die Berge von Heräa, die Blumen und Orangen, rothblühende Oleandergebüsche und die goldleuchtende Meerflut am Strande von Syrakus in seinen Versen widerzuspiegeln gewußt. Was ihm an classischer Formenschöne und Gebundenheit abgeht, ersetzt er durch die Heiterkeit seiner Anschauung, durch die frische, liebliche Naivetät seines sicilischen Dialekts. Er hat viel geschrieben: Oden, Idyllen, Fabeln und Canzonen, selbst epische Gedichte, die ihm am wenigsten gelangen; original ist er in seinen Oden, mit denen er schon bei seinen Lebzeiten, wie sein Biograph versichert, die Bewunderung des Vaterlands, Italiens, Frankreichs, Englands und Deutschlands gewann. Meli starb am 20. December 1815 zu Palermo; die lateinische Inschrift auf seinem Grabsteine in der Kirche des heiligen Franciscus nennt ihn den Ruhm und die Freude der sicilischen Musen, den zweiten Theokrit und Anakreon.

Aus seinen Gedichten hat Ferdinand Gregorovius die schönsten und bedeutsamsten gesammelt und in einer vortrefflichen deutschen Uebersetzung, die der Grazie und Harmonie des Originals beinahe gleichkommt, als „Lieder des Giovanni Meli von Palermo" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1856) erscheinen lassen.

Schon Herder hatte in seinen „Stimmen der Völker" ein reizendes Lied Meli's: „La labbru" (Die Lippe), bekannt gemacht; wir geben hier „La vuci" (Die Stimme, der Geliebten), um die Feinheit und Anmuth des Poeten wie seines Uebersetzers zu zeigen:

Die Stimme.

In den Lüften liegt ein Stimmchen,
Also lieblich, also linde,
Daß das Herz es still empfinde;
Leise, leise schwebt es auf.

Auf der Amorinen Flügeln,
In dem Gleichgewichte schaukelnd,
Steigt es, fällt es, zierlich gaukelnd,
Wieder steht es still im Lauf.

Gleich als hätte es den Schlüssel
Aller Herzen und Gefühle,
Oeffnet, schließt es sie im Spiele
Mit der Anmuth Zauberbann.

Bis hinab zur Seele schlüpft es,
Hebt empor sie schmeichelnd leise,
In so lieblicher Weise,
Die man nicht beschreiben kann.

Wenn es wehmuthsvoll und klagend
Körper leiht dem tiefen Grame,
Gibt selbst Amor's wundersame
Harfe nicht so bangen Schall.

Wenn es lustig dann entflattert,
Wenn es ruht und wenn es trillert,
Scheint die Luft, als ob sie schillert,
Glanz und Jubel überall.

Wenn es abbricht eine Weise,
Von den Grazien verführet,
Wird's dem Hörer, als verlieret
Es den Odem auch dazu.

Wenn es schwach und immer schwächer
Schwindet, flieht im leisen Falle,
Reißt es um die Herzen alle;
Sag' es, Amor, sag' es, du!

Zur „Dorfpoesie".

Ihr habt von Dorfgeschichten gehört, die eine aus dem Schwarzwald, eine andere aus dem Spessart? Gegenüber den Eingebungen des „Gyrik" verfolgen bei uns eine Anzahl Schriftsteller und Dichter unermüdlich die „Pfade der Natur".

Die Rückkehr in den Frieden des Waldes, des Kornfeldes, in den unbefangenen, unbewußten Naturzustand haben schon vor beinahe hundert Jahren in den Salons von Paris Rousseau und Bernardin de Saint-Pierre. Letzterer in dem Buche, das auf jedem Tisch liegt oder doch gelegen, „Paul et Virginie", schön und begeistert gepredigt. Was damals als Lehre, Meinung und Wunsch auftrat, hat man seit Hebel, Jeremias Gotthelf und Auerbach wieder in Scene gesetzt und uns in die kleinen Bauerstuben, zu dem Ringeltanz auf der Wiese, durch die engen, schmalen Stege geführt, die voll blauer und rother Blumen das Saatfeld durchschneiden, wo die Aehren euch zunicken, über euch zusammenwallen! Man hat damit andere Requisiten, Decorationen und Versatzstücke für die dichtende Romantik geschaffen, der Kern der Poesie ist in jeder Form derselbe.

In Wirklichkeit sind auch die Leute des Feldes durchaus nicht jene vertieften, idealistischen Gestalten, die man in ihnen zu finden beliebt, sondern derbe, sinnliche, nur auf das Nächste gerichtete Naturen, im Erwerben und Zusammenlegen viel materieller gesinnt als das Volk der Städte. Es sind eben die alten, lediglich auch im Geiste des Dichters nur wahren Helden und Heldinnen geblieben, die statt in Atlas roben und schwarzen Leibröcken im rothen Mieder und Staubhemden erscheinen; aus Turnieren und Zweikämpfen wurden Schenkstubengezänk und Dorfscenen, wie sie die Holländer im 17. Jahrhundert zu malen pflegten. Selten tritt uns in diesen Geschichten die Nothwendigkeit, daß diese Personen nur in solchen Verhältnissen leben und sich bewegen, in ihnen allein diesem Geschick erliegen könnten, mit zwingender Gewalt entgegen; die alten, ewigen Conflicte der Liebe und Ehre, des Hasses und der Freundschaft, oft weit entlegene, unter ganz andern Bedingungen entstandene, werden nur einer Mode wegen auf diese Welt übertragen.

In diesem Strauße, oft nur nachgemachter Blumen finden sich aber doch zuweilen echte frische Waldrosen, so in den „Novellen von August Becker" (Pesth, Heckenast, 1856).

„Culturhistorische Erzählungen" nennt sie der Verfasser, aus dem Elsaß und der Pfalz. Einfache, schlichte Bilder — fast an die sentimentale Landschaftspoesie Hölty's mahnend — schildern sie die Verwickelungen und Kämpfe der Liebe, das Treiben und Weben, die Arbeit und die Leiden des Dorfs. Zuweilen, in unglücklichen bewegten Zeiten, schlägt die Flut der Ereignisse zerstörend in solchen Frieden und solches Stilleben hinein. Das geschah den Dörfern der Pfalz im Dreißigjährigen Kriege, keinem bitterer und verderblicher als dem Dörfchen Weiher.

In der „Pestjungfrau" erzählt August Becker uns dieses Dörfchens Untergang. Ereignisse und Menschen nehmen eine romantische Färbung an. Freund und Feind kämpfen, plündern im Dorfe, eine Zigeunerbande legt Feuer an und endlich kommt die Pestjungfrau über den Rhein geflogen und weht mit ihrem rothen Tuch in die Fenster Derer hinein, die sie zum Sterben bestimmt.

Unser Volksleben aus frühern Tagen in dieser Weise, mit der Treuherzigkeit und dem gemüthvollen Sinne eines alten Chronisten zur Anschauung zu bringen, erscheint uns als ein schönes Ziel, dem die Dorfgeschichte eher nachzustreben hätte als Stimmungen und Situationen der Gegenwart, die uns doch immer jedesmal halb und halb unwahr erscheinen, so oft wir mit wirklichen Bauern in Berührung kommen.

Die deutsche Rechtschreibung.

Die Sprache der Heimath — oder heißt es: Heimat? — in allen Fällen richtig zu schreiben, wer giebt — oder heißt es: gibt? — und dazu immer gleich Anleitung, wo einmal das Gedächtniß — oder heißt es: Gedächtnis? — und hülflos — oder heißt es: hilflos? — verläßt?

Hier sind nur in wenigen Zeilen schon eine Anzahl Fragen angeregt, die freilich weder das Herz erregen noch die Fackel der Zwietracht zwischen Völker oder Familien werfen, die aber doch leicht zu brennenden Fragen werden können, wenn einmal eilig ein Brief zu schreiben ist, dessen Empfänger wir als strengen Richter kennen.

Als treuen und verständigen Rathgeber in solchen Fällen empfehlen wir eine kleine Broschüre — nicht Brochüre — „Katechismus der deutschen Orthographie", von Daniel Sanders (Leipzig, J. J. Weber, 1856).

Treu nennen wir diesen Rathgeber, weil nicht leicht ein Wort von zweifelhafter Schreibart darin übergangen ist und weil ein ausführliches Register das Auffinden erleichtert; verständig, weil Sanders nicht wie viel neu auftretende Propheten einer neu zu schaffenden Orthographie, vom Abschaffen von Buchstaben und Erfindung neuer träumt, noch die Schreibweise herstellen will, die vor Jahrhunderten üblich war, sondern den allgemeinen Gebrauch zur Richtschnur nimmt. Gewiß ist ihm das Zeugniß zu geben, daß er einen von ihm angeführten Ausspruch Jakob Grimm's: „Ueber die Wörter und ihre Schreibung entscheidet zuletzt nur der allgemeine Sprachgebrauch und Volkswille", gewissenhafter befolgt hat als der berühmte Urheber dieses treffenden Worts selbst.

Für die Schillerstiftung gingen beim Herausgeber ferner ein: Von H. Landesmann (Hieronymus Lorm) in Wien 12 Thaler — Von Rudolf Kunze in Dresden 10 Thaler.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. Nr. 5. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Gelbe Blätter.

Eine Herbstbetrachtung von Hieronymus Lorm.

So kurz war das Lustspiel des Frühlings, so vielfach gestört von Kriegs- und Wolkenwettern das Schauspiel des Sommers und schon wieder beginnt die Natur ihre jährliche Tragödie abzuspielen; die Blätter fallen und leises Schellengeklingel und abgebrochene Liedertöne verrathen, daß die Possen des Winters im Anzuge sind. Noch verweilt die Betrachtung gern bei der Tragödie, denn süß ist es, durch die Wehmuth, die der Herbst in das Gemüth senkt, sich des Zusammenhangs mit der Natur und ihren Wandlungen mehr als sonst bewußt zu werden, gerade in dem Augenblicke, bevor die raffinirten Künste und Genüsse städtischen Winterlebens uns ganz aus jenem Zusammenhang zu bringen scheinen. Bald erhalten wir unsere vornehmsten Eindrücke und Einflüsse nicht mehr von Erde und Himmel in ihrem reinphysikalischen Sinne, sondern von Dach und Parquet. Ist nur der Wein in das Faß gelangt, dann kommt auch unsere Seele, die bisher gleich ihm Kraft und Glut in freier Luft empfing, in begrenzte Gefängnisse. Die gleiche Liebe zu sonnebeglänzten Bergen und das gleiche Leiden im winterlichen Kerker macht Seele und Wein zu guten Kameraden und sie theilen sich gegenseitig ihre feurigsten Erinnerungen mit. Gegenseitig! denn nicht nur der Wein fließt in die Seele über, auch die Seele in den Wein und wer dem schweigenden Tiefsinn Worte zu geben vermöchte, mit dem der gute, echte Trinker lange in den Römer schaut, der würde oft wunderbare Geschichten an das Licht bringen. Die Melancholie, welche mit den zur Erde wehenden gelben Blättern uns umspielt, ist kein Memento mori im Sinne des Todes, der uns erst bevorsteht, sie ist vielmehr eine Trauer um viel in uns selbst Gestorbenes, um zertretene Lebenskeime eines andern Glücks, als wir gefunden haben. Denn Wenige gibt es, die sich nicht sagen müßten, daß ohne den zerstörenden Wurm der Verhältnisse ihre eigene Natur einen reichen Herbst von Früchten getragen hätte, von Früchten des Geistes, welche die Welt genießen könnte. Gelbe Blätter sind vergilbte Hoffnungen.

Gelbe Blätter streut uns auch der Herbst des Lebens vor die Füße. Aus alten Briefsammlungen, aus alten Stammbüchern fallen die gelb gewordenen Blätter heraus. Von wie viel verwelktem Glück sie aber auch erzählen, sie lassen einen viel minder melancholischen Eindruck zurück als die dürren Blätter des Waldes. Denn alles Süße, was auf jenen Papierblättern geschrieben steht und was mit ihnen vergilbte, war wenigstens einst auch mit ihnen frisch und neu und stand blühend im lebendigen Leben da. Die dürren Blätter des Herbstes jedoch verkünden in ihrer unenträthselbaren Hieroglyphenschrift Genüsse, die wir nur ahnten und niemals besaßen, Freuden, welche nicht zur Wirklichkeit gelangen mochten, die ganze Poesie in uns, die sich nicht zu lebendigem Dasein gestalten lassen wollte, die starb, bevor sie geboren war. Wer im Frühling bei den knospenden Bäumen

von wonniger Unruhe bewegt war, als müßte ihm nun ein niegekanntes, ein unaussprechliches Glück erblühen und er wüßte nur nicht, wie er Organe genug finden werde, es zu fassen, dem sagen die gelben Blätter, daß es nicht blühen konnte, daß es nicht von dieser Erde ist, sondern ein Unvergängliches im Gemüthe, das in keiner vergänglichen irdischen Form erscheinen will. Zugleich aber schläfern sie mit der wehmüthigen Melodie ihres Rauschens die Qual der Sehnsucht ein, die der Frühling so lebhaft entfachte. Zeugnisse des allgemeinen Vergehens, gebieten sie uns von den Träumen unvergänglichen Glücks abzulassen und wir kehren getröstet und resignirend zum gewohnten Leben heim mit seinen unabänderlichen Gesetzen.

Eine allgemeine Heimkehr bedeutet denn auch der Herbst, wenn man seine Wirkungen in einer großen Stadt beobachtet. Wer nur immer das Recht hatte — und in diesem Falle ist wie häufig nur die Macht das Recht — wer also die Mittel hatte, einige Zeit, wie der tiefsinnige Sprachgebrauch lautet, sich selbst zu leben, der war davongezogen, um mit den engen Mauern auch den engen Formen zu entfliehen und in freier Natur mancher herrschenden Unnatur zu entgehen. Kurz wie das Leben der wirklichen, ist auch das Dasein dieser figürlichen Schmetterlinge, nur daß diese beim ersten frostigen Hauch, mit welchem weniger die Jahreszeit als das Bewußtsein der wiederkehrenden Pflichten auf sie eindringt, sich abermals verpuppen. Aus den edeln Schwärmern werden wieder sehr nüchterne Bankiers, die schönen Seelen schneiden wieder Alltagsgesichter, der freie Mensch geht wieder auf im Professor, Beamten, Kaufmann, im bürgerlichen Beruf. Die Würden, welche zu schwer waren, um damit die Gletscher zu besteigen und ein zu großer Ballast, um damit das Meer zu befahren, sie geben wieder das nöthige Gewicht, um auf dem gewohnten Boden sich zu behaupten. Empfindungen und Vorsätze, Gedanken und Pläne aus der schönen Sommerzeit welken schnell und welche Dauer sie auch im Entstehen versprachen, der Herbst macht auch aus ihnen gelbe Blätter.

Und gelbe Blätter sind es auch nun, was die Stadt in diesem Augenblicke noch bieten kann, die dürren Reste einer frühern Saison. Die neue hat noch nicht zu blühen begonnen, die Kunst stimmt erst ihre Instrumente, die Literatur schneidet erst Federn, Sonnenschein und Kerzenschein ringen noch miteinander um die Herrschaft. Der ganze Herbst ist nichts als ein rührendes Aufflammern des Sommers an die schöne Erde, die er nicht verlassen möchte, an die Menschen, die sich so früh in die winterlichen Zimmer zurückziehen. Sein blauer Himmel, seine letzte Anstrengung, Wärme zu geben, sollen uns Glauben machen, daß er noch nicht scheiden wird. Ein verlängertes Abendroth bemüht sich, uns darüber zu täuschen, wie früh es schon Nacht wird. Aber wenn der Mensch sich wieder in seinen Beruf verpuppt hat, dann sehnt er sich auch, aus der Naturpoesie, die sich nur einsam genießen läßt, nach der künstlichen Poesie zurück, die in der Geselligkeit aufblüht. Ungerührt von den Bemühungen der Herbstsonne, ihm noch hinreichend Licht und Wärme zu geben, kann er es nicht erwarten, das Holz im Ofen und die Lampe auf dem Tisch anzubrennen. Die Wintermoden rücken heran, die Vögel fangen an zu singen und die Theekessel fangen an zu summen, das rohe Obst verwandelt sich in gebildetes Compot, der letzte Möbelwagen humpelt vom Lande herein und der erste Concertgeber zeigt sich in der Ferne, nichts fehlt zum Winter als er selbst.

Bis zu seinem entschiedenen Eintreffen fallen nur gelbe Blätter vom Baume der Kunst, der Literatur, des geselligen Lebens, „unerquicklich wie der Nebelwind, der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt".

Ingeborg.

Eine Erzählung von A. v. L.

I.

Es war gegen den Ausgang des Juni 1849 und die siebente Nacht, daß ich bei Rinkenis, einem Dorfe im sogenannten schleswigschen Paradiese, eine Feldwacht zum Schutz der Sandacker-Batterie gegen die Dänen bezog.

Eben schlug es 11 Uhr, leise wehte der Wind, Mondschein lag über der ganzen Gegend, als ein Unteroffizier mich geheimnißvoll beiseite nahm und mir meldete, Fräulein Ingeborg sei da und wolle mich sprechen.

Ich war im ersten Augenblicke erzürnt über ein Mädchen, das so rücksichtslos mit ihrem Rufe spielte, aber von jeher hatte sie sich in Seltsamkeiten und Abenteuern gefallen und als ich ihr gegenüberstand, sah ich wohl, daß diesmal etwas Besonderes geschehen sein mußte. Sie nahm meinen Arm und zog mich zu der Buche am Wege. „Ich habe schreckliche Nachrichten von Hause, hören Sie!" Sie nahm einen Brief ihrer Schwester, er enthielt nur wenige Worte: „Der Vater ist heute früh verhaftet und nach Neudöburg geschafft worden; man sagt, er habe in Verbindung mit den Dänen ge-

ſtanden. Ich bin mit meinem Mann ihm nachgereiſt, um bei ihm zu ſein, denn ich fürchte Alles!“ „O es iſt wahr, Alles wahr!“ rief ſie leidenſchaftlich. „Wie oft habe ich ihn gewarnt, er hörte nicht auf mich!“

Als ich ſie tröſten wollte, unterbrach ſie mich ſchnell: „Sie wiſſen noch nicht Alles, mein Schickſal erfüllt ſich, ich ſtehe jetzt allein und gerade jetzt tritt die Entſcheidung über mein Leben mir nahe. Moritz war hier, er hat neue Briefe von ſeinen Aeltern, er ſoll nach Frankfurt, eine Jüdin heirathen, er will nicht. Im Fall er auf den Plan ſeiner Aeltern nicht eingeht, wollen ihn dieſe fort von hier nach Paris ſchicken, dort ſoll er leben, bis ſie ihn zurückrufen — und er wird gehen, aber ich werde ihn begleiten!“

„Ingeborg“, bat ich, „bedenken Sie, was Sie thun!“

„Ueberlegen, bedenken — das iſt vorüber“, ſagte ſie ſchnell, „ich komme, um Abſchied zu nehmen; ich gehe heute Nacht nach Flensburg zurück, nehme mit, was mir gehört und dann fliehen wir bis jenſeit des Rhein, um uns dort auf immer anzugehören! Wenden Sie mir nichts ein, ich beſchwöre Sie.“

„Denken Sie an Ihren Vater, an Ihre Schweſter, an Ihren Ruf!“

„Mein Vater hat mich nie geliebt, meine Schweſter denkt nur an ſich und mein Glück gilt mir höher als mein Ruf. Das iſt Alles abgethan und der Entſchluß ſteht ſo feſt bei mir, als hätte ich ſchon gehandelt. Nur Eins thut mir weh.“

Sie ſchwieg einen Augenblick, als erwarte ſie meine Frage, dann ſprach ſie weiter: „Es thut mir weh, vielleicht von Ihnen verkannt zu werden; Sie ſind mir lieber als alle Die, die durch Verwandtſchaft mit mir verbunden. Alles wäre vielleicht anders geworden, wenn ich Sie eher gekannt hätte. Beten Sie für mich, daß ich glücklich werde! Und nun wollen wir ſcheiden!“

Sie warf den ſeidenen Capuchon zurück, daß die entfeſſelten braunen Locken herniederfielen, dann umfaßte ſie mich, als wollte ſie mich ewig halten, ein einziges Lebewohl und ohne ein Wort weiter zu ſprechen verſchwand ſie ſo eilig, wie ſie gekommen war.

Ich ſah ihr lange nach, Wolken flogen über den Mond — nun verhallte auch das Geräuſch der davoneilenden Schritte und ich hörte nichts mehr als das Rauſchen des Fjord, das Kniſtern des Wachtfeuers.

Vor drei Monaten hatte ich Fräulein Ingeborg kennen gelernt, als der Zufall und mein Quartierbillet mich zu Flensburg in das Haus ihres Vaters, eines reichen Kaufmanns am Südermarkte, führte. Er war Wittwer, eine lange, hagere Geſtalt, von einem unangenehmen Ausdruck von Härte und Schlauheit, eine jener Naturen, die immer bis oben zugeknöpft ſind und nur aufthauen, um grob und leidenſchaftlich zu werden. Mich empfing er ſehr kalt; es hieß, er gehöre heimlich zu der däniſchen Partei, deſto herzlicher war die Aufnahme von Seiten ſeiner Töchter, Marie und Ingeborg, von denen Marie verlobt war. Schon beim Mittagsmahl erkannte ich leicht, daß die Schweſtern ſich ſelbſtändig in der Oppoſition gegen die Launen des Vaters entwickelt hatten, daß die Aeltere eine für ihr Alter merkwürdige Beſtimmtheit bewies, während Ingeborg durch leidenſchaftliche Worte oft die ſchon an ſich kurze und gedrückte Unterhaltung noch mehr ins Stocken brachte. Ein vermittelndes Princip bildete der Verlobte, ein erfahrener und viel gereiſter Mann, während ein anderer Gaſt, Moritz Philipps, der Sohn eines angeſehenen jüdiſchen Bankiers aus Hamburg, der ſich hier aufhielt, um die Geldgeſchäfte des an ſein Haus gewieſenen Truppentheils zu vermitteln, ungeſchickt und auffallend beſtändig für Ingeborg Partei nahm.

Auf dem Spaziergange, den wir Nachmittags zum Fjord machten — der Vater und der hamburger Bankier blieben in der Stadt — legte Ingeborg unbefangen ihren Arm in den meinigen, da wurden wir bekannt, befreundet miteinander. Der milde Einfluß, den nur eine Mutter übt, hatte bei ihrer Erziehung gefehlt und der Vater ſich begnügt, ihr in einer Penſion eine wiſſenſchaftliche Bildung geben zu laſſen. Sechszehnjährig war ſie in das älterliche Haus zurückgekehrt, Niemand bekümmerte ſich um ſie, der Vater ging ſeinen Geſchäften nach, die Schweſter lebte ihrem Verlobten — ſo blieb Ingeborg auf ſich allein angewieſen, mit einem Herzen, das nach Neigung und Verſtändniß verlangte. Ich wußte, ehe wir nach Hauſe zurückkehrten, daß Ingeborg liebe, nicht wie ein 16jähriges Mädchen ſchüchtern und oft kindiſch, ſondern heiß und innig, vielleicht aber ohne beſtimmten Gegenſtand, nur ein Ideal ihrer Träume. Zu Hauſe zeigte ſie mir ihr Zimmer, es war geſchmackvoll und ſelbſt mit einiger Koketterie ausgeſchmückt, aber auch hier glaubte ich eine gewiſſe Empfindſamkeit zu bemerken, die zugleich eine ſtarke Beimiſchung von Laune und ſchnellem Wechſel enthielt. So ſtanden viele Blumen im Zimmer,

aber nirgends bemerkte ich eine verunstaltende Pflanze, die Cultur und Sorgfalt hätte vermuthen lassen. Sie zeigte mir auch ihre liebsten Freunde, ihre Bücher, in denen sie oft bis Mitternacht zu lesen vorgab, Heine, Sallet, Geibel, Goethe's „Clavigo" und „Werther's Leiden", eine Auswahl, die Moriz Philipps getroffen hatte. Er kam denn auch bald, unser Zusammensein zu stören und aus der Art wie er unangemeldet ins Zimmer trat, aus der Sicherheit mit der er Platz nahm, sah man, daß er ein oft und gern gesehener Gast sei. Daß er das Ideal Ingeborg's sein könne, fiel mir nicht ein, auch ein weniger verständiges Mädchen mußte das Unechte und Gesuchte, den Mangel an innerer Bildung an ihm erkennen. Allein was kümmerte mich denn ihr Wesen, ihre Stimmungen? Liebte ich sie? Nein, aber es zog mich zu ihr.

Es gibt Bekanntschaften, die über Nacht reifen, weil die Betheiligten in der Zeit der Trennung im Gedanken miteinander fortleben, sodaß sich unmerklich zwischen ihnen ein innigeres Verständniß bildet, als ein längeres Zusammensein bewirkt hätte. So begrüßte mich Ingeborg am nächsten Morgen im Garten wie einen alten Bekannten. „Es geht mir merkwürdig mit Ihnen", redete sie mich an. „Ich kenne Sie sowenig und doch hat Ihr Wesen schon mein Vertrauen erweckt. Ich wünschte, Sie blieben länger hier, ich würde Sie um Rath fragen bei Allem, was mir begegnet, Sie müßten freilich viel Nachsicht mit mir haben, denn ich bin ein verwöhntes, heftiges Mädchen, dessen Herz oft mit dem Verstande durchgeht." Ich nannte ihr den Vater, die Schwester als ihre natürlichen Vertrauten und als sie mir erwiderte, wie fremd sie Beiden sei, faßte ich mir ein Herz und nannte Moriz Philipps. Sie erröthete flüchtig, sah mich scharf an und sagte bestimmt: „Der ist leidenschaftlicher als ich."

„Und Sie glauben, ich sei ohne Leidenschaft?" fragte ich.

„Das nicht, aber ich könnte Alles viel ruhiger mit Ihnen besprechen als mit Philipps, schon weil —" sie stockte und ich half ihr über das Geständniß hinweg: „weil Sie mich nicht lieben". Sie lächelte und ich wußte wenigstens, daß ich nicht ihr Ideal war. „Ich soll also Ihr Vertrauen besitzen", fuhr ich fort, „wird aber Philipps damit zufrieden sein? Bedingt nicht die Liebe auch das vollste Vertrauen?" Sie warf ihren Kopf stolz zurück und sah mich mit einem Ausdruck von Hochmuth an, der ihr allerliebst stand: „Wer sagt Ihnen, daß ich ihn liebe?"

„Sie sagten es nicht, aber Sie ließen es errathen und ich muß gestehen, daß ich nur schwer daran glauben wollte."

„Weil er ein Jude ist", ergänzte sie schnell. „Das ist es auch, was in mir kämpft — so stark sind Vorurtheile. Allein ich liebe ihn und die Liebe überwindet Alles. Dabei habe ich in mir und um mich herum so viele Hindernisse zu besiegen, ehe ich mein Ziel erreiche, daß ich mich selber für feige halten würde, wenn ich nicht gerade darauf losginge."

Ihre Erregung ließ mich einen Augenblick verstummen. „Sehen Sie sich vor allem dies Ziel an", sagte ich dann. „Nichts ist trauriger als ein erbitterter Kampf um einen Preis, den wir nur solange hochschätzen, als er uns unerreichbar scheint. Sie sind Beide leidenschaftlich", fuhr ich fort, da sie schwieg, „und Ihr klarer Blick ist getrübt. Sie haben vielleicht einen Widerstand übersehen, der Ihren Stolz tief verletzen würde. Sie denken, die Welt wird Sie bewundern, weil Sie für Ihr Ideal Alles eingesetzt, die Vorurtheile verachtet und den Kampf mit Ihrem Vater gewagt haben. Sie vergessen, daß auch Philipps Aeltern hat, die Sie vielleicht auch nicht mit offenen Armen empfangen, daß die Ehen in den jüdischen Familien mehr noch als bei uns unter der Autorität der Aeltern stehen. Was würden Sie sagen, wenn man Sie dort zurückwiese?"

Sie starrte mich betroffen und ungläubig an. Da kam die Schwester und unterbrach unser Gespräch, den ganzen Tag traf ich Ingeborg nicht mehr allein.

Als ich am andern Morgen früh um 4 Uhr mich zum Abmarsch fertig machte, war sie schon wach; meinen Helm fand ich mit einem Blumenkranz geschmückt und sie an meiner Thür mit einem Blumenkranze, den sie mir zum Andenken gab. „Lassen Sie etwas von sich hören", bat sie, indem sie mir ihre feine, weiße Hand reichte. „Ich mag nicht glauben, daß ich Sie nicht wiedersehen soll. Wenn Sie da oben etwas gebrauchen, schreiben Sie mir darum; wenn, was Gott verhüte, Sie verwundet würden, komme ich Sie zu pflegen." Ich dankte ihr, so ruhig ich vermochte, für so viel Güte und bat sie, sich meiner zu erinnern. „Das werde ich gewiß und wenn ich weiß, wo Sie sind, sollen Sie auch von mir erfahren, ich schreibe Ihnen, selbst wenn Sie nicht antworten." „Und Philipps?" frug ich. „Dem habe ich unsere Unterhaltung erzählt und er meinte —" „Nun?" „Daß Sie in mich verliebt wären." „Sie haben es nicht ge-

glaubt?" „Wie sollt' ich! Wenn man liebt, ist man nicht so kalt wie Sie und nun Addio!"

Zehn Minuten nachher waren wir auf dem Marsche nach Torsbiel. Das Getümmel des Kriegs, neue Bekanntschaften verdrängten Ingeborg's Bild, zuweilen schien es mir, als sei sie eine phantastisches, kokettes Mädchen, die vielleicht schon mit der nächsten Einquartierung dasselbe Spiel wie mit mir getrieben hatte. Deshalb war ich nicht wenig erstaunt, als ich einige Tage nach der Kanonade vom 17. Mai einen Brief von Ingeborg erhielt, mit bittern Vorwürfen, daß ich ihr nicht geschrieben, voll inständiger Bitten, ihr mitzutheilen, wie es mir ginge. Auf meine Antwort schrieb sie mir in leidenschaftlichen Ausdrücken, ihr Vater hätte das Verhältniß zu Philipps entdeckt, ihm das Haus und ihr jeden Umgang mit ihm verboten. Ich rieth ihr, nichts ohne Wissen ihrer ältern Schwester zu unternehmen und brachte noch einmal Alles vor, was ich gegen die Heirath einzuwenden hatte. So entstand ein lebhafter Briefwechsel; in der Mitte des Monats Juni theilte sie mir mit, daß ihr Vater sie aus Flensburg nach Rinkenis zu einem Freunde gebracht habe und zwei Tage nachher bekam ich durch einen merkwürdigen Zufall den Befehl, dort das Commando zu übernehmen und wurde bei dem Hofbesitzer einquartiert, bei dem sie wohnte. Welch ein freudiges, entzückendes Wiedersehen! Sobald wir allein waren, erzählte sie mir von Philipps. Nach meiner Abreise hatte er ihr eine bestimmte Erklärung gemacht — aber was ich vorausgesehen, war eingetroffen: der alte Philipps hatte sich entschieden gegen eine Verbindung mit Ingeborg ausgesprochen und ihm geschrieben, er hätte bereits über ihn bestimmt und ihm mit seinem Fluche gedroht, wenn er eine Verbindung mit Ingeborg einginge. Als ihr Vater diese Antwort des alten Philipps zugleich mit der Kunde von dem entstandenen Verhältniß erhielt, hatte er vor Wuth geschäumt und die Tochter hierher geschickt, um die Liebenden zu trennen. Wie immer vermehrte aber gerade dieser Widerstand und diese Trennung die Leidenschaft Beider und die Briefe, die sie einander schrieben, fachten die Glut zu stets neuen Flammen an.

Nun war's geschehen, nun war sie dahin — in ihr Schicksal gestürzt.

Als ich in mein Quartier zurückkam, war Ingeborg abgereist. Ich setzte mich hin, ihrer Schwester zu schreiben und zerriß den Brief, ehe er vollendet war. Acht Tage nachher kam Marie, sie glaubte die Schwester noch in Rinkenis, ich sprach als Vermuthung aus, was für mich Gewißheit war.

Der Friede wurde geschlossen, an Geist und Leib gebrochen verließ Ingeborg's Vater das Gefängniß, der Gram über seine Tochter hatte ihn vor der Zeit gealtert, ihr zu vergeben konnte er sich nicht entschließen. Philipps' Aeltern hatten sich von Moritz losgesagt, nachdem sie ihm eine Erbschaft ausgezahlt, die sie ihm nicht vorenthalten durften. Von den Geflohenen sprach Niemand.

II.

Vier Jahre waren vergangen, in denen ich so gut wie nichts von Ingeborg gehört, fast hatte ich sie vergessen, als eine Reise nach Paris mit den Erinnerungen an jene Zeit auch ihr Bild in mir wieder lebendig machte. Freilich war die Hoffnung, sie wieder zu finden, gering, unbestimmt und das veränderte, kaiserliche Paris nahm meine Zeit so in Anspruch, daß Wochen vergingen, ehe ich Schritte that, mit Gewißheit über ihr Hiersein zu verschaffen. Da, als ich eines Tags bei Tortoni saß, glaubte ich sie in einem vorüberfahrenden Wagen zu erkennen und bald darauf hatte ich erfahren, daß sie unweit von mir in der Rue ferme des Mathurins wohne. Ich traf sie allein und wurde mit einer Herzlichkeit empfangen, als sei nichts verändert seit unserer Trennung. Sie sah heiter und glücklich aus, ein wenig gelangweilt, wie es eine Frau so leicht in dem ewigen Gewühle von Paris wird. Sie bewohnte eine erste, prächtig eingerichtete Etage. Ueber die Vergangenheit ging sie schnell hinweg.

„Moritz wird gleich zurückkehren, Sie müssen ihn erwarten, er wird sich sehr freuen, Sie zu sehen", sagte sie mir und ließ sich dann von mir erzählen, wie es mir gegangen, was ich getrieben, wie lange ich in Paris bleiben wolle. Philipps kam denn auch bald und lud mich zu Tische ein, bat mich, da ich schon versagt war, bald wieder zu kommen und zu entschuldigen, wenn ich ihn nicht immer fände, da seine Geschäfte ihn oft von Hause abriefen.

Von da an besuchte ich sie fast täglich, gewöhnlich um 2 Uhr und blieb bei ihr oder ging mit ihr aus bis zur Tischzeit: zu dieser kam Philipps immer nach Hause, meist aufgeregt, nicht selten verstimmt. Zuweilen freilich trat er freudig, aufgeräumt ins Haus, küßte Ingeborg auf die Stirn und sagte ihr nichts als: „Gut"; an solchen Tagen drangen sie in mich, zu bleiben und Heiterkeit und Frohsinn war dann die köstlichste

Würze eines sehr guten Diner, oder sie nahmen auch meine Einladungen an und aßen mit mir bei einem jener berühmten Restaurants des Palais-Royal. Aber diese Tage wurden immer seltener, immer kehrte er mit verdrießlichem Gesichte heim und Ingeborg wurde von Tag zu Tag blässer, trüber gestimmt. Da ließ sie sich wol verleugnen, wenn ich kam, oder ich fand sie mit verweintem Gesicht. Das ganze Haus war geheimnißvoll geworden; die Diener öffneten vorsichtig die Eingangsthür, wenn ich klingelte, als befürchteten sie Eindringlinge und schienen erleichtert, mein bekanntes Gesicht zu sehen. Einmal traf ich im Entree einige Männer, die ungeduldig warteten und behaupteten, den Herrn nie zu Hause zu treffen. Ich wußte nicht, was ich von dem Allen glauben sollte, ich dachte, er wäre vielleicht in Geldverlegenheiten, aber dann sah ich wieder, wie das alte kostspielige Leben fortgeführt wurde und er selbst neue, unnöthige Ausgaben zu den alten machte. Bei meinem Bankier erkundigte ich mich obenhin nach Philipps' Verhältnissen und erfuhr, daß er gute Geschäfte an der Börse gemacht hätte, daß man das Vermögen eines Mannes allerdings nicht schätzen könne, der dort gewagt spielte und dem das Leben mit an petite femme sehr viel Geld koste.

Ich wagte nicht zu fragen, ob Ingeborg im Rufe stände, nichts zu sein als „sa petite femme". Wußte ich doch ohnehin auf ein mal zu viel, wußte, daß auch ihn die Leidenschaft des Pariser ergriffen hatte, ohne Arbeit reich zu werden, daß auch ihn der Fluch traf, den der Kaiser durch seine Anleihen auf Subscription gesäet. Alles war mir jetzt erklärt, die forschenden Blicke Ingeborg's, wenn der Mann um 6 Uhr von der wandernden Börse zurückkehrte, seine Aufregung, ihre verweinten Augen. Und Ingeborg? Wie stand sie zu ihm? Ich fing an zu zweifeln, ob sie verheirathet wären, ich befürchtete hier eins jener Verhältnisse, wie es in Paris so viele gibt, und doch hielt ich sie nicht für leichtsinnig genug dazu, es war nicht möglich!

Gerade für denselben Abend hatten wir uns ein Rendezvous in einer Loge der Großen Oper gegeben, dort sah ich sie mit Philipps zum ersten mal wieder, nachdem ich mir wenigen Worten so viel über sie erfahren. Ich weiß nicht, warum mir heute gerade ihr Anzug auffiel, warum sein Wesen gegen sie mir erst heute mißfiel; hatte mich das pariser Leben schon so verwöhnt, daß ich bis jetzt nichts Anstößiges in ihrem öffentlichen Auftreten bemerkt, oder sah ich nur Gespenster, waren die Operngläser, die sich auf unsere Loge richteten, nur eine Huldigung, ihrer Schönheit dargebracht?

Im ersten Zwischenact kam ein fremder Herr in die Loge und es schien mir, als erwiese er Ingeborg nicht die gehörige Achtung; er erzählte von einem großen Bankrotte, der nicht ohne Einfluß auf die Börse bleiben würde; ich sah Philipps wie zufällig an, auch keine Miene verieth, daß ihn die Nachricht berühre. Scheinbar theilnehmend sah er noch den zweiten Act der Oper an, flüsterte dann Ingeborg ein paar Worte zu und verließ mit ihr das Haus.

Selber heimgekehrt, fand ich einen Brief von Ingeborg vor, in welchem sie mich bat, zu ihr zu kommen sobald ich könnte; natürlich war ich mit Tagesanbruch bei ihr. Keine Minute hatte ich Schlaf gefunden, sowenig wie Ingeborg, das sah ich an ihren bleichen Wangen, an ihren gerötheten Augen. Sie hatte mich noch gestern erwartet, um meinen Rath zu hören, sie entdeckte mir ihre ganze peinliche Lage. Philipps hatte weit über seine Kräfte speculirt, er konnte seinen Verpflichtungen nicht nachkommen, der Bankrott hatte seinen Ruin vollendet, Gläubiger drängten von allen Seiten. Ich tröstete sie und ging zu Philipps hinüber, von ihm zu erfahren, was zu thun, zu retten sei; er war rathlos, im halben Wahnsinn und drohte mit Selbstmord. „Wir wollen uns schon durchhelfen", sagte Ingeborg, die mit gefolgt und reichte ihm die Hand, „jetzt in dem Elende muß sich unsere Liebe bewähren." Die dringendste Gefahr für Philipps entstand aus Wechseln, die in den nächsten Tagen abgelaufen waren und die ihn in das Schuldgefängniß brachten, wenn sie nicht eingelöst wurden; Ingeborg brachte alle ihre Juwelen, alle Andenken, die sie aus dem älterlichen Hause mitgenommen und bat mich, sie verkaufen zu lassen, um wenigstens die erste drohende Gefahr abzuwenden. Aber das war Alles zu wenig und ich mußte Philipps zuletzt rathen, sich seinem Vater zu entdecken und diesen nochmals um Vergebung zu bitten. Da er den Muth dazu nicht besaß, reiste ich selbst mit dem nächsten Zuge nach Frankfurt am Main ab, wohin seine Aeltern übergesiedelt waren. Mit klopfendem Herzen betrat ich das Haus des reichen Mannes; ich fand ihn wie seine Frau bereit, mich anzuhören.

„Ich komme von Ihrem Sohn", begann ich. „Wir haben keinen Sohn mehr", war die schneidende Antwort des Alten. Das schreckte mich nicht ab, ich schilderte in den wärmsten Ausdrücken die Verzweiflung des Sohnes, seine Reue, sie hörten

mich an, als spräche ich von einem Fremden und nur die Mutter unterbrach mich mit dem Ausruf: die Reue scheine erst mit der Gefahr gekommen zu sein. Ich versuchte endlich ihnen begreiflich zu machen, welchen Einfluß die Verhaftung Philipps' auf den Ruf ihres Hauses haben würde; das schien zu helfen, sie zogen sich zurück, um sich zu berathen. Eine peinliche Viertelstunde verging, die Angst, in der meine Schützlinge in Paris lebten, konnte nicht größer als die meinige sein. Endlich öffneten sich die Thüren, wie ein Verbrecher sein Urtheil, hörte ich ihren Spruch. „Meine Frau hat sich entschieden selbst hinzureisen, sie will sehen, was zu thun ist", sagte der Bankier. Den andern Morgen früh 5 Uhr reiste ich mit der Mutter nach Paris; wir sprachen nur von gleichgültigen Dingen miteinander, nicht ein einziges mal ward Ingeborg's Namen erwähnt.

Sowie Madame Philipps in Paris in einem Hôtel eingekehrt, eilte ich nach der Rue ferme des Mathurins zu den Harrenden; sie waren noch auf und erwarteten mit Spannung und Sorge meinen Bericht. Philipps kleidete sich gleich an, um zu seiner Mutter zu gehen. Noch sehe ich ihn eintreten, mit dem Hute auf dem Kopfe, die Hoffnung hatte ihn wieder aufgerichtet, im Geiste fand er sich schon gerettet und wieder reich. „Nun brauchst du nicht zu arbeiten, meine liebe Ingeborg", rief er, indem er ihr einen Kuß auf die Lippen drückte; „les beaux jours ne sont pas passés!" Ingeborg sah ihn verwundert an, sie begriff diesen schnellen Uebergang von Verzweiflung zur ausgelassenen Freude nicht; die Ahnung eines drohenden Unglücks schien sie zu ergreifen; sie hielt ihn fest umschlungen und frug: „Wann kommst du wieder?" „Sobald ich meine Mutter überredet habe", war die Antwort und damit ging er. „Für ihn bist du nicht in die Schranken getreten", dachte ich bei mir und sagte Ingeborg für diesen Abend Lebewohl.

In der Frühe weckte mich mein Diener mit der Nachricht, Ingeborg sei im Salon; da stand sie zitternd, bleich, voll Angst, Philipps war in der Nacht ausgeblieben. Das zeigte freilich nicht von Zärtlichkeit und Neigung, da er wissen mußte, in welcher Todesangst Ingeborg der Entscheidung harrte, aber man findet in solchen Momenten so viel Entschuldigungsgründe, daß ich ihr rieth, mit mir nach ihrem Hause zu gehen, ich würde dann nach dem Hôtel eilen und forschen, wie die Sachen stünden. Ingeborg's erste Frage, als wir in ihre Wohnung kamen, war, ob Philipps zurückgekehrt sei; er war noch nicht angekommen, aber dafür ein Billet von ihm. Mit fieberhafter Erregung brach sie den Brief auf, las und stürzte mit einem lauten Schrei zusammen. „Meine Aeltern", schrieb er, „wollen nur unter der Bedingung eine Versöhnung mit mir schließen, wenn ich mich von dir trenne; du kannst dir denken, mit wie blutendem Herzen ich mich ihren Befehlen füge, aber es gibt nur diesen einzigen Ausweg. Soll der Fluch des Vaters ewig mich drücken? Für dich wird gesorgt werden und wenn meine Verhältnisse es gestatten, kehre ich zu dir zurück. Ich gehe ohne Abschied, er würde zu viel Schmerz für dich und mich, zu viel Thränen haben. Dein Moritz."

In der ersten Aufwallung wollte ich zu Moritz hinüber, ihm seine Pflichten vorhalten und ihn zurückbringen. Nein — war sie seine Gattin, hatte sie ein Recht an ihm? Die ersten Ausbrüche ihrer Verzweiflung, nachdem sie aus ihrer Ohnmacht erweckt war, bestätigten meine Befürchtung; kein gesetzliches Band fesselte sie aneinander! Ich fand keine Worte des Vorwurfs, nur tiefinneres Beklagen eines Verhältnisses, das leidenschaftliche Liebe hervorgerufen und unverantwortlicher Leichtsinn vollendet hatte.

Eine Stunde saßen wir uns gegenüber, ich sie tröstend und mit den Hoffnungen aufrichtend, die man in solchen Augenblicken erfindet, ohne an ihre Erfüllung zu glauben.

Was habe ich noch hinzuzusetzen? Daß Philipps in diesen Tagen ein reiches Mädchen in Frankfurt geheirathet hat, war, für mich wenigstens, kein überraschendes Ereigniß; in seiner Welt nimmt es ihm Niemand übel, daß er ein Verhältniß löste, das wider die Sitte stritt. Die Verzweiflung Ingeborg's hat die Zeit mit ihrem wohlthätigen Einflusse besänftigt und gestillt, die Reue ist in ein Herz eingezogen, in dem Haß und Liebe für den Treulosen noch immer kämpfen, im Angedenken an die Vergangenheit lebt sie bei ihrer Schwester, die sie nachsichtig aufgenommen hat.

Die Naturforscher in Wien.

I.

Zum zweiten mal öffnete Wien seine gastlichen Thore den Männern der Wissenschaft und hieß sie in der Kaiserstadt willkommen.

Wol manchem der gelehrten Herren stand ein Fragezeichen auf der Stirn, als er das Weichbild Wiens überschritt; hatte doch kaum vor Jahresfrist hier der päpstliche Nuntius seinen feierlichen Einzug gehalten, um die geistige Entwickelung Oest-

reichs in bestimmte Grenzen zu verweisen. Und bei alledem, wie wurden die Jünger der Natur dennoch empfangen! Mit einer auch von den Behörden amtlich gewährten Gastlichkeit, mit einer Munificenz und Herzlichkeit, daß auch dem Kältesten das Herz aufgehen mußte; ein harmonisches Band schlang sich um Alle, die dort aus so verschiedenen Himmelsstrichen zusammengeströmt waren; ganz Wien huldigte in wärmster Weise der Wissenschaft. Minerva regte frei und unbehindert ihre Glieder. Welch eine Genugthuung für den sinnigen Beobachter, den Ausspruch: „Die Wurzel der Erkenntniß Gottes ruht im Gedanken", hier von neuem so glänzend, so strahlend bewahrheitet zu sehen! Die Wissenschaft ist auch eine Leuchte Gottes auf Erden; kein Volk, kein Staat kann dies intensive Licht des menschlichen Geistes, das er durch Jahrtausende sich errungen hat, entbehren; sie allein ist das Triebrad der Welt geworden, ihre weit ausreichenden Leistungen haben einen solchen Umschwung im Leben der Menschheit und der Staaten hervorgerufen, ihr materielles Wohl so vollständig von sich abhängig gemacht, daß derselben sich zu entziehen, ja sie nur zu vernachlässigen ein Todesurtheil der eigenen Wohlfahrt wäre.

In diesem Sinne begrüßte auch der erste Geschäftsführer der Naturforscherversammlung, Professor Hyrtl, die Gäste, indem er das Bild des Fortschritts der Wissenschaft innerhalb der kurzen vergangenen Zeit der letzten 24 Jahre, seitdem die Versammlung in Wien zum letzten male getagt hatte, aufrollte.

Einen mächtigen Eindruck brachte der Redoutensaal, der von tausend und aber tausend Wachskerzen und sieben Riesenkronleuchtern flimmerte, mit seinen vielleicht mehr als 4000 Gästen hervor. Ueber der Tribüne, vom frischen Grün des Lorbers überrankt, das Bild des jugendlichen Kaisers, die Galerieen von einem Damenflor dicht besetzt, die Minister und andern Staatswürdenträger — Alle der Wissenschaft huldigend. Mit Begeisterung wies der Redner die Entfaltung der Kenntnisse in allen Zweigen und namentlich in der Heilkunde nach. Mit den Fortschritten der Naturwissenschaften gehe die Entwickelung der Monarchie Hand in Hand. Physik und Chemie sind es vorzugsweise, denen wir die höchsten Errungenschaften verdanken, sagte der Redner. Die Bändigung der dämonischen Kraft des Dampfs, die Riesenwerke der Technik, welche die Industrie hunderthändig nach allen Richtungen fördert, die physikalisch-chemische Entdeckung, die uns gelehrt hat, mit Sonnenstrahlen statt des Griffels zu zeichnen und mit dem Blitz zu correspondiren — dies Alles gehört der Neuzeit. Jedes stromauf getriebene Schiff, jeder qualmende Schlot der Locomotiven, jedes schwingende Rad sind beredte Zeugen für die große, zeitgemäße Bedeutung der der technischen Anwendung zugekehrten Wissenschaft, auf deren ungehinderter Entwickelung der wachsende Wohlstand der bürgerlichen Gesellschaft, der materielle Flor des Landes ruht. Allein unausgesprochen lag nicht nur der materielle, sondern auch der geistige Fortschritt der Menschheit in dieser Darlegung, denn all diese Errungenschaften halten gleichsam ein gefeites Schild dem Aberglauben entgegen, mögen auch hierarchische Bestrebungen hier und mittelalterliche Reactionsgelüste dort zeitweise diese Aegis mit dem Bannstrahl belegen.

Als darauf durch ein Schreiben des Ministers von Bach die Versammlung von der Regierung und vom Bürgermeister von Seiler seitens der Stadt Wien begrüßt worden, theilte Professor Schrötter, zweiter Geschäftsführer, den Anwesenden mit, welche Vorbereitungen getroffen wären, den Gästen den Aufenthalt in Wien so angenehm als möglich zu machen. Mit hoher Munificenz habe der Kaiser alle Auslagesummen der Versammlung bewilligt, sodaß die bereits eingegangenen 8000 Gulden Einlagsgelder der Gäste zu rein wissenschaftlichen Zwecken, welche die Versammlung selbst berathen möge, zu verwenden seien. Mit allgemeinem Beifall, laut dankend erhob sich die ganze Versammlung.

Drei wissenschaftliche Vorträge beendeten diese erste Zusammenkunft. Professor Sartorius aus Göttingen gab eine geologische Geschichte des Aetna. Dr. Scherzer sprach über die weiße und schwarze Bevölkerung Nordamerikas und Professor Nöggerath aus Bonn über das ungarische Trachytgebirge. Saphir, dessen Witzfunken immer noch in der Kaiserstadt sprühen, brachte in seinem „Humoristen" verschiedentliche Berichte über diese ersten Proben deutscher Gelehrsamkeit, wo es unter Anderm hieß: „Gut, daß der Aetna bei dem Vortrage des geehrten Redners nicht zugegen war, er würde sofort seine Evolutionen begonnen haben."

Um 1 Uhr constituirten sich im Polytechnischen Institut die Sectionen der verschiedenen Fachwissenschaften, bei denen die Anmeldungen der weitern Vorträge gemacht wurden.

Nachdem so der Wissenschaft Rechnung getragen, gedachte man auch der materiellen Naturforschung durch Ernährung und Assimilation. Zu Hunderten strömten sie in den Sperl. Der wiener Witz hatte vorweg behauptet, die gelehrten Herren seien nur zur Kaiserstadt gekommen, „um sich den Mund zu leeren und den Magen zu füllen". Aber der Sperlwirth war kein Politicus; er gab den Herren Naturforschern und den Naturforscherinnen (denn hier erschienen dieselben nicht nur als hörende und schweigende, sondern auch raisonnirende, nicht blos sitz-, sondern auch stimmfähige Mitglieder der Versammlung) wenig Stoff zu erfreulichen Forschungen, sodaß der größte Theil höchst unbefriedigt die Mittagssitzung verließ. Das Local selbst, unter Oberaufsicht des Comité ausgeschmückt, ließ freilich nichts zu wünschen übrig. Blumen und Gewinde rankten an allen Thürpfosten empor und hießen den Eintretenden im Namen der Flora Austria's willkommen; der Speise- und Festsaal prangte in den Wappenfarben aller Länder; des Kaisers Bild, reich umkränzt, stand inmitten des Raums, zu beiden Seiten von den Wappenfahnen Baierns und Preußens umschlossen. Der Sohn des berühmten Strauß, der lange schon sich eigene Anerkennung erworben, dirigirte mit höchster Präcision und vielem Geschmack seine aus 40 Mann bestehende Kapelle, während als hors-d'oeuvre und etwas ganz Neues und Pikantes eine Zigeunerbande in den Zwischenpausen auf Zimbeln und Violinen ihre freie Musik ertönen ließ, die mit allgemeinster Anerkennung aufgenommen wurde. Man beeilte sich, diesen gezähmten braunen Kindern des Waldes alle Anerkennung durch Pantomimen auszudrücken. Man bewunderte die seltene Fertigkeit des Zimbelschlägers, der alle Stücke ohne Noten vortrug; — wieviel jedoch Urmelodie, wieviel bereits cultivirte sich hineinwebte, wurde gegen Ende der Tafel den Forschern immer schwieriger zu unterscheiden. Auch der Streit der Völkerstamm-Gelehrten, ob der Name „Zigeuner" von dem deutschen Worte „Zieh-Gauner" oder dem seit ihrer im 15. Jahrhundert erfolgten Einwanderung in Ungarn indischen Namen „Zigani", d. h. dem Stamme der Tschinganen in Beludschistan in Persien, abstamme, wurde meines Wissens nicht erledigt.

Jeder sammelte nach dem Diner — befriedigt oder unbefriedigt — Localkenntnisse ein, machte sich persönlich mit den Celebritäten Wiens und den 800 Ausländern, wenn auch theilweise nur durch das Verzeichniß, bekannt. Nächst der Medicin schien die Geologie am reichsten vertreten; in der Medicin hatten die Gelehrten und Aerzte Wiens entschieden den Vorrang; denn Männern wie Oppolzer und namentlich Rokitansky, der einen neuen Standpunkt in die Pathologie gebracht und obwol jünger, doch Schönlein einst zu seinen Schülern zählte, diesen Männern gebührte vor Allen die höchste Anerkennung. Was Dieffenbach einst für die Chirurgie durch wohlthätige Vereinfachung einer Fülle sonst nur todtbringender Operationen, das hat Rokitansky in der Medicin angebahnt.

In der Geologie leuchteten die Namen Tyndal aus London, Frankland aus Manchester, Hooker, bekannt durch den Briefwechsel mit Alexander von Humboldt aus dem Himalajagebirge, Beust aus Freiberg, Bernhard Cotta, Göppert, von Carnal, Röggerath aus Bonn und Studer aus Bern hervor. Gravert aus Greifswald war das Haupt discreter und analytischer Größen; die Physiker Böttger (Erfinder der Schießbaumwolle), Eisenlohr, Rörrenberg, Pücker, die Chemiker Fresenius, Löwig, Orfila aus Paris zogen die Aufmerksamkeit auf sich. Unter den Botanikern fesselten Alexander Braun aus Berlin und Magnin-Tandon aus Paris. Hyrtl aus Wien, Brandt aus Petersburg, Donders aus Utrecht bildeten die Spitze der Anatomen, da Johannes Müller leider nicht erschienen war. Unter den Chirurgen nannte man Scanzoni aus Würzburg und Andere mit Auszeichnung. Doch „wer nennt die Völker, zählt die Namen", die als die Tüchtigsten ihres Fachs sich hier zu gemeinsamem Wirken verbunden?

Inzwischen war der Moment gekommen, um der Einladung des Professors Rörrenberg aus Tübingen Folge zu leisten, der im Physikalischen Institut neue, höchst interessante Polarisationsinstrumente aufgestellt hatte und daselbst optische Phänomene im polarisirten Licht von wunderbarer Schönheit zeigte.

Am Nachmittag machte die Mehrzahl einen Ausflug nach Schönbrunn. Auf der Gloggnitzer Bahn erreicht man im Fluge Hietzing, das schönste Dorf des Kaiserreichs, denn Villa reiht sich an Villa, der große Lustgarten des kaiserlichen Schlosses lehnt sich an dasselbe. Garten und Schloß sind im altfranzösischen Geschmack, die Hauptalleen unter der strengen Zucht der Schere gehalten. Es war classischer Boden, den man betrat — Kaiser Matthias hatte hier gejagt, Maria Theresia, die das Schloß 1775 vollenden ließ, hier in stillen Stunden mit Kaunitz für die Größe und Macht

Oeſtreichs ihre weitreichenden Pläne beſprochen; hier hatte 1809 Napoleon den Vertrag von Schönbrunn unterzeichnet und in demſelben Zimmer, das der Vater bewohnt hatte, ſtarb 24 Jahre ſpäter 1832 der Sohn, der Herzog von Reichſtadt. Welche Erinnerungen umſchloſſen dieſe Räume! — Der Platz vor dem Schloſſe imponirt durch ſeine Größe. Eine mächtige Waſſerkunſt, Neptun von Nymphen und Meergöttern umgeben, bildet den Hintergrund, indeß 32 Marmorſtatuen und Blumenboſquets das Parterre ſchmücken. Darüber erhebt ſich auf einem Hügel die Gloriette, eine Säulenhalle, die das lieblichſte Panorama über Wien darbietet. Bei dem „Schönen Brunnen", von dem das Schloß den Namen trägt, da ſeine Quelle einſt nach der Jagd den Kaiſer erquickt hatte, vorbei, gelangte man zur Menagerie, die in ſeltener Fülle und Schönheit die Bewohner fernſter Zonen vereint. Löwe, Nashorn, Tiger, Eisbär, vier Giraffen, Strauße und eine Fülle ſeltener Vögel bewegen ſich theils in weiten Käfigen, theils in Gehäuſen. Allen Thieren iſt außer den Käfigen ein großer freier Raum gegeben, ein Stück Gartenland, das, von einem Eiſengitter umſchloſſen, ihnen alle Freiheit der Bewegung gewährt und dem Beſchauer ſehr zu ſtatten kommt. Nächſt der Menagerie erregten die großartigen Palmen und Gewächshäuſer und vorzugsweiſe die Sammlung der Alpenpflanzen des Gartendirectors Schott die Theilnahme der Botaniker.

Der nächſte Morgen rief die Gelehrten zu den verſchiedenen Sectionen zuſammen, zu vielfach höchſt intereſſanten Vorträgen.

So feſſelte der Vortrag des Profeſſors Heer aus Zürich, den er über die Inſektenfauna von Radoboz hielt. Die ſchwefelführenden Kalkmergel dieſes Orts haben nach ſeinen Unterſuchungen bereits 303 verſchiedene Arten von Inſekten geliefert, die ſich auf 114 Genera vertheilen. Er gab die Eintheilung derſelben und ſchloß mit der Bemerkung, daß die ganze Fauna daſelbſt eine merkwürdige Miſchung von Formen gebe, welche räumlich ſehr weit auseinanderliegen. Neben Typen, wie ſie jetzt bei uns oder in den Mittelmeerländern leben, erſcheinen ſolche, die jetzt nur Indien und noch mehr Amerika angehören.

Einen geologiſch höchſt intereſſanten Vortrag gab Profeſſor von Hingenau über Nagyág in Siebenbürgen. Die telluriſchen Erze des Hajtoberges und des Cſetraſer Gebirgszugs wurden beſonders hervorgehoben, weil ſie reich an Gold ſind. Die Goldproduction des nagyáger Bergwerks iſt in den hundert Jahren von 1748 – 1847 auf 111,458 Mark goldiſch Silber berechnet und findet bis in die neueſte Zeit noch in einer Ausdehnung ſtatt, welche zwiſchen 600 und 1200 Mark goldiſch Silber jährlich beträgt. Der Vortrag gab die intereſſanteſten Daten und ſchloß: „daß bei Golbina, ganz nahe vor dem mächtigen Kalkzuge, in neueſter Zeit ein Kohlenlager entdeckt worden wäre, deſſen Aufſchluß erſt in Angriff genommen werden ſoll." Aus Allem ging hervor, daß, da Vieles noch nicht geologiſch feſtgeſtellt iſt, Siebenbürgen noch eine überreiche und intereſſante Fundgrube künftiger Forſchungen bleibt.

Dr. Hörnes legte den eben vollendeten Band der foſſilen Mollusken des Tertiärbeckens von Wien vor. Die Hörer folgten um ſo aufmerkſamer allen Erläuterungen des gelehrten Forſchers, da es ſich um den Grund und Boden handelte, auf dem ſie ſtanden.

In der phyſiologiſchen, zoologiſchen und botaniſchen Section des Tags, die Profeſſor Alexander Braun aus Berlin eröffnete, machte das von C. von Ettingshauſen und Pokorny gemeinſchaftlich verfaßte Werk: „Physiotypia plantarum austriacarum", ein Prachtwerk des Naturſelbſtdrucks, der k. k. Staatsdruckerei entſtammend, allgemeines Aufſehen und erwarb ſich die lebhafteſte Bewunderung und einſtimmigſte Anerkennung, daß dieſe Methode der Pflanzenabbildung zur Förderung der Wiſſenſchaft von unberechenbarem Werthe ſei und daß man nur ungeſtörten Fortgang und baldige Vollendung dieſem bedeutungsvollen Werke wünſchen könne. Den Hauptwerth fanden die gelehrten Mitglieder in der Darſtellung der Nervatur der Blätter.

Der Anatom Staatsrath von Brandt aus Petersburg hielt einen Vortrag über den Zobel, deſſen ſyſtematiſche Stellung; ferner über die 28 Arten Fledermäuſe Rußlands hinſichtlich der geographiſchen Verbreitung. Vespertilio turcomanicus iſt die einzige nichteuropäiſche neue Art.

Eine geſchichtliche Abhandlung über den Biber erregte gleichzeitig philologiſches Intereſſe. Die Kraniologie des Bibers gibt überraſchende Verſchiedenheiten zwiſchen amerikaniſchen und europäiſchen Racen. Was die Araber über die Naturgeſchichte dieſes intereſſanten Thieres berichten, wurde gleichzeitig mitgetheilt.

In der mediciniſchen Section hatte der Vortrag des Dr. Polizer aus Wien „Ueber Blutarmuth und Bleichſucht als vorwiegenden phyſiſchen Charakter unſers Zeitalters" beſonders ge-

feſſelt. Derſelbe ſchloß mit dem Antrage: „Es mögen einige der hier verſammelten Aerzte ſich die Aufgabe ſtellen, in ihren verſchiedenen Ländern je 1000 Menſchen von dem Geſichtspunkte aus ſich zum Gegenſtande der Beobachtung zu machen, wie viele derſelben von dem beſagten phyſiſchen Charakter dieſes Krankheitſymptoms frei ſind oder daran und in welcher Weiſe participirend leiden, und ſodann die Reſultate ihrer Beobachtungen der nächſten Verſammlung mittheilen, um eine Topographie der Geſunden anbahnen zu können."

Eine mit ungemeiner Klarheit vorgetragene Abhandlung des Profeſſors Ludwig aus Darmſtadt „Ueber das Weſen der Speichelſecretion" erregte allgemeinen feurigen Applaus und ließ ſämmtlich als Vollblut-Intereſſenten erſcheinen, ſowie das nach Schluß aller Sitzungen eingenommene Mittagsmahl eine für den Augenblick durchaus erquickliche Topographie der geſunden Verdauungsorgane an den Tag legte.

Der Beſuch des noch nicht ganz vollendeten Arſenals war für den Nachmittag beſtimmt. Zunächſt der Bruck-Raaber Eiſenbahn, in der Nähe des Belvedere, erhebt ſich gegenwärtig das großartigſte Waffenmuſeum Europas. Es iſt ein Complex von Gebäuden und umſchließt ein längliches Viereck von etwa 2240 Fuß Länge und 1280 Fuß Breite. Vier Thürme und ein ſtattliches Portal, mit koloſſalen Statuen geziert, geben ihm das Anſehen eines befeſtigten Schloſſes. Es iſt der erſte große Rohbau von monumentalem Charakter, der in dieſer Weiſe in Wien ausgeführt worden iſt und der nicht ohne Einfluß auf ſpätere Bauten ſein wird. Seit dem Jahre 1849 ward dieſer Rieſenbau in Angriff genommen; neun Dampfmaſchinen, zuſammen mit 122 Pferdekraft, und 2000 Menſchen ſind ſeitdem beſchäftigt, ihn zu vollenden. Die Waffenhalle wird alle Trophäen und hiſtoriſchen Waffen enthalten, welche früher im Zeughauſe waren. Außerdem befinden ſich in den vier Thürmen die Kaſernen für je 800 Mann; in den Nebenräumen iſt die Gewehrfabrik, die Kanonengießerei, die Schmiede, Bohr- und Holzwerkſtätte. In der Mitte der zweiten Front befindet ſich die Kirche Unſerer lieben Frau vom Siege. Dahin hat man die Marienſtatue gebracht, die ſich über dem Thore des Zeughauſes in der Renngaſſe befand und in dem Kugelregen des 6. October 1848 wunderbarerweiſe unbeſchädigt blieb. Die Architekten van der Nüll, Siccardsburg, Rösner und Hauſen haben die Pläne zu dieſem Gebäude entworfen.

Erfüllt von der Großartigkeit des Eindrucks kehrte man heim und hatte nur Zeit, ſich den ſchwarzen Leibrock und die weiße Halsbinde anzulegen, um der vom Kaiſer freigegebenen Feſtvorſtellung im Kärntner-Theater beizuwohnen.

Der Eintritt war überaus impoſant, denn der innere Raum ſtrahlte im hellſten Lichterglanz. In allen fünf Galerieen ſah man die Beau monde der Naturforſcherinnen, denn dieſe hatten hier wiederum den Vortritt — natürlich waren der ſchönen und nicht ſchönen Wienerinnen auch viele darunter. Das Fürſtenpaar ſaß in der Kaiſerloge, alle Staatswürdenträger und hohe Militärs mit Stern und Ordensband, die Damen ſämmtlich in Ballcoſtüme, denn jeder hier Anweſende war kaiſerlicher Gaſt und wurde demgemäß mit Erfriſchungen aller Art bewirthet.

Man gab von Allem Etwas. Als Familienſcene eine etwas zweideutige Kleinigkeit von Bauernfeld: „Zu Hauſe." Durch das vortreffliche Spiel der dabei betheiligten Künſtler, der Herren Beckmann und Laroche ſowie der Frau Haizinger, hatte es ſeine ſehr pikanten Momente, konnte ſich aber doch zu keiner beſondern Geltung vor der Mehrzahl der Verſammelten erheben. Nicht mit Unrecht tadelte ein bemooſtes Haupt der Wiſſenſchaft, mit dem ich die Loge theilte, die Wahl eines ſo leichtfertigen Stücks für ſo ernſte Jünger. Ich fand die Wahl charakteriſtiſch. Der Wiener, alt oder jung, hat bedeutend leichteres Blut als der Norddeutſche. Er hat nicht immer jenes anatomiſche Meſſer in der Hand, womit er Alles ſecirt, nicht jene zerſetzende Kritik, wie ſie dem Berliner ſo eigenthümlich iſt, im Munde; der Wiener freut ſich harmloſer und nennt's „gemüthlich", was es auch in der That iſt.

Auf „Zu Hauſe" folgte der erſte Act des „Don Juan", der thatſächlich beweiſt, daß man ſich am beſten außer dem Hauſe amüſirt. Die Stimmen der Sänger und Sängerinnen erklangen groß und gewaltig und doch hatte ich dieſelben Stimmen vor kaum Jahresfriſt im berliner Opernhauſe völlig verſchwinden hören; woher nun dieſe Kraft?

Einmal iſt das Theater bedeutend kleiner, die Räume viel geſchloſſener und der Akuſtik mehr Rechnung getragen, was ſehr anerkennenswerth iſt, da es die Stimmen der Künſtler nicht ſo gewaltſam ruinirt, wie es in Berlin der Fall iſt. Die Herren Beck und Ander, die Damen Tietjens und Czillag führten die Hauptpartieen ganz vortrefflich aus. Das Orcheſter und die Ausführung

der Chöre war durchaus gut. Das eingelegte Ballet ließ jedoch keinen Vergleich mit dem berliner zu und der Enthusiasmus, den Marie Taglioni's Kunstleistungen hatten hier hervorrufen müssen, ist mir sehr klar geworden. Im vollsten Rausch des Entzückens waren ein paar Wienerinnen, die vor mir saßen und mich auf Alles aufmerksam machten und von denen mir schließlich die Eine zurief: „Nein, über Wien geht gar nix, man lebt zu angenehm hier!" was ich durchaus nicht in Abrede zu stellen wagte.

Die Menge stob nach rauschendem Applaus auseinander in ihre Hôtels oder sonstige Restaurationen, wo die Mathematiker in specie stets zu neuen Forschungen über Differentialrechnung durch die nach dieser Seite hin schlagende Virtuosität der Kellner angeregt wurden. In Zahlungssachen hörte hier jede Gemüthlichkeit auf und eine schlimmere Gaunerei, als unter diesen Leuten herrscht, ist kaum denkbar. Von hundert anzuführenden Beispielen nur eins. Die Brötchen werden mit einem Kreuzer berechnet; der Kellner, nachdem er die genossenen Speisen schon mit vieler Geschwindigkeit um ein Drittheil höher zusammenaddirt als der Consument laut Speisekarte, fragt: „Zwei Brötchen?" Antwort: „Nein, nur ein Brötchen!" — „Macht vier!" —. Der verblüffte Arithmetiker zahlt, dem wunderbaren Räthsel, daß Eins Vier macht, langsam nachsinnend.

Am 19. September fand die zweite allgemeine Versammlung im Redoutensaal mit gleichem, vielleicht mit erhöhtem Glanze, aber unter mehr als tropischer Hitze statt. Die Damen wieder auf den Galerieen in gespannter Aufmerksamkeit, einige sogar mit Papier und Bleistift bewaffnet. Nicht Blut, aber unzählbare Schweißtropfen sind hier der Wissenschaft geflossen — ich vermochte es nicht zu ertragen und entschlüpfte im Moment, als man mit Acclamation Bonn für den nächsten Versammlungsort der Gesellschaft festgestellt hatte.

Die Sectionssitzungen boten heute ein ebenso reiches als interessantes Programm dar.

Professor Tyndal aus London sprach in der Section für Physik über die Spalten im Gletschereise. Er glaubt, daß die Geologen von den Physikern ihre Principien zu holen hätten, um zu richtigen Resultaten zu gelangen. Er begründete seinen Vortrag auf eigene strenge Beobachtung. Bei seinem längern Aufenthalt in der Schweiz mit Professor Rurleigh bestieg er, veranlaßt durch die Arbeiten von Professor Forbes (welche die Gebrüder Schlagintweit den ihrigen über die Alpen zugrunde gelegt hatten), einige Gletscher. Am Grindelwaldgletscher beobachteten sie, wie die bald zerklüftete, bald zusammenhängende Structur einfach mechanisch durch Fall des Bodens und die Schwerkraft, die bald Spannung, bald Druck in der Masse erzeugt, zu erklären sei. In den Gletschern finden sich Spalten, die durch reines gefrorenes Wasser erfüllt werden. Hieran knüpfte er seine Erklärungen über die Schieferspaltrichtungen, welche gar nicht mit den Schichtungslinien übereinstimmen, und wies die analoge Bildung dieses Gesteins mit denen der Gletscher nach.

Nägeli aus Zürich sprach in der Section für Botanik und Pflanzenphysiologie über Formen, Veränderungen und Entwickelungen des Stärkemehls in den Pflanzen. Der vielfach Neues enthaltende Vortrag währte jedoch 2½ Stunde, mithin zu lange, um alles Beachtenswerthe mit gleicher Frische aufnehmen zu können.

Professor Beer machte Mittheilungen über Fruchtformen, Samen und Keimung der Orchideen, dieser wunderbaren, phantastischen Gebilde der Tropenländer. Er legte seine noch unvollendete Arbeit zu näherer Beleuchtung und Erwägung vor, die er durch Zeichnungen wie in Spiritus bewahrte Präparate erläuterte.

Unter den angekündigten Vorträgen notirte ich einen des Professors Kolenati über eine fast 2000jährige lebende Eibe in Mähren, mit dem Wunsche, diesen Stammbaum versunkener Geschlechter selbst zu besuchen.

Aus der zoologischen Sitzung kehrte einer meiner Freunde ganz aufgeregt zurück. Dr. Fitzinger aus Wien hatte die Abbildung eines vollkommen nackten Pferdes unbekannten Ursprungs vorgezeigt, das sich dermalen ganz à propos in Wien befindet. Dieses Wunderthier ist eine vierjährige Stute, die das Gepräge des orientalischen, besonders des arabischen Typus an sich trägt, von äußerster Feinheit der Haut, dunkel mausgrauer Farbe. Die gänzliche Haarlosigkeit sowie die auffallend kleinen, fast vollkommen runden Bastarien zeichnen dieses Thier vor allen bisher bekannten Racen aus. Da es das dritte dieser Art ist, das Dr. Fitzinger bisher zu sehen Gelegenheit hatte, so spricht er die Ansicht aus, daß es, wie das friesische und Zwergpferd, eine besondere Gruppe, vielleicht Art bilde, deren Heimat wol im Innern von Arabien zu suchen sei, woher es durch die Zigeuner nach Europa kam; seinem Wunsche, dieses merkwürdige Thier für eine kaiserliche Anstalt zu gewinnen, stimmten alle Anwesenden bei.

Ein Ornitholog war über die Mittheilung des Pastors Brehm, der über älterliche Pflege bei fremden Jungen gesprochen, ganz tiefsinnig geworden, da er schließlich berichtet hatte, wie er selbst ein Rothkehlchen besitze, das von einem Kanarienweibchen, ohne daß dieses Eier oder Junge gehabt hätte, ausgebrütet und vollständig erzogen worden sei; Phänomene, die meinem jungen Freunde noch nicht gelungen waren.

In der medicinischen Facultät sprach Dr. Roser über die Anwendung des Tracheotom bei Croup. Er vermochte von zehn croupösen Kindern sechs zu retten und vindicirt der Tracheotomie bei Croup als lebensrettende Operation einen hohen Werth. Die Wichtigkeit dieses Gegenstandes veranlaßte Dr. Baum, eine Aufforderung zu noch speciellern Besprechungen an die Anwesenden zu richten.

Gleich interessant und bedeutungsvoll war der Vortrag des Dr. Mauthner über die Entwickelungsanomalieen am Kinderschädel und daß, um dieselben zu verhüten, das fleißige Einreiben des Kopfes mit gewöhnlichem Oele, das Warmhalten des haarlosen Kopfes, das Kaltwaschen des Halses und der Genuß erfrischender Getränke die sichersten Mittel wären.

An diesem Tage rächte sich die unweise Politik des Speisewirths. Statt der erwarteten tausend Mittagsgäste hatten sich nur einige hundert eingefunden; das mochte empfindlich für ihn sein, den Gästen gereichte es jedoch zum Vortheil. Einmal waren die Räume nicht so überfüllt und man aß für seine zwei Gulden wenigstens nicht so mangelhaft als das erste mal. Die Stimmung war eine überaus heitere; man brachte den Naturforscherinnen mehrfache Toaste, wie dem Nestor der gelehrten Welt, Alexander von Humboldt, ein begeistertes Lebehoch.

Von der Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit der Vorsteher und Festordner, die mit ihren Damen erschienen waren, kann ich nicht genug Rühmliches berichten. Als die Tafel aufgehoben, wurden Tische und Stühle zusammengerückt und der Tanz begann. Die alten Herren und die middle-aged-Ladies bewegten sich rhythmisch. Ja, die Menschen bleiben in Wien länger jung! Viel zu früh für die angeregte Stimmung entfernte sich die Musik und gegen 7 Uhr hatte sich die Gesellschaft zerstreut.

Als ich Abends mit meinem Reisegefährten heimkehrte — es mochte 8 Uhr sein —, fand Dieser ein Billet, das ihn in etwas mysteriöser Weise einlud. In demselben war Bezug auf die vorausgegangene Reisebekanntschaft genommen, die ein Wiedersehen wünschenswerth mache. In der That hatten wir deren so viele und so liebenswürdige gemacht, daß wir meinten, es könne möglicherweise eine derselben sein. Das Schreiben einsteckend, machte sich mein Freund auf den Weg, jedoch zu etwas Vorsicht hinsichtlich seiner Börse von mir aufgefodert. Das bezeichnete Haus auf der Jägerzeil ward durch Nacht und Nebel von ihm entdeckt. Nach einmaligem Klingeln öffnet sich die Pforte; er erkundigt sich, ob eine fremde Dame hier wohne; es wird bejaht. Man führt ihn zu einer Glasthür, die sich alsbald auf sein Anpochen öffnet. Eine hübsche, etwas wohlbeleibte, aber ganz fremde Dame tritt ihm entgegen. Er zieht seinen Brief aus der Tasche und fragt kalt: „Haben Sie diesen Brief geschrieben?" Sie bejaht erröthend — „Sie wünschen?" fragt er lakonisch, worauf die Dame erwidert, der Herr möge gütigst entschuldigen, es walte hier ein Irrthum vor —. „Allerdings für Ihren Plan!" fügt mein Freund hinzu und entfernt sich ebenso schnell, als er gekommen war.

Er kehrte heim und unter vielen schlechten und guten Witzen wurde dieses Abenteuer einem kleinen Kreise von Freunden zum Besten gegeben, wo es sich dann ergab, daß dergleichen Briefe an verschiedene Mitglieder mit sehr exacter Adresse, durch Hülfe des Fremdenblatts gemacht, abgeschickt worden waren. Ob bei Allen so vergeblich wie bei meinem Freunde, wage ich nicht zu behaupten. Je länger ich in der Kaiserstadt weilte, desto öfter hatte ich später Gelegenheit, mich von solcher und ähnlicher Industrie unterhalten zu lassen.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Deutsche Schauspieler.

VI. Anton Ascher.

Ein Schauspieler, den ganz Frankreich kennen würde, wenn er in Paris lebte und auch nur im Palais-Royal oder in den Variétés spielte. In Deutschland wird man nur etwa zwischen Elbe und Oder wissen, daß in ihm der Charakter des Friedrich-Wilhelmstädter Theaters in Berlin verkörpert ist.

Helden und Heldinnen gingen dem Auge des Lesers vorüber, die Gestalten des classischen Parnaß in tragischer Würde und hergebrachter Größe, sodaß er über das Flattern der purpurnen Königsmäntel und dem Blinken von Macbeth's goldenem Helm am Ende diese arme Erde und die kleine

Gesellschaft vergessen hat, die sich auf sie im Hauskleide, auf dem Sopha der Müdigkeit umherwälzt.

Aber vergeßt diese nicht ganz! Ist sie doch auch ein Thautropfen, der im Frühlingssonnenschein blitzt und funkelt! Fehlen ihr die Ideale, die großen Tyrannen und Despotenen, so läßt sie dafür so viel groteske Figuren aufspringen wie Schwärmer bei einem Feuerwerke. Denn ein Feuerwerk ist auch das wahrste Symbol dieser Tage: glänzen auf Minuten, der entzückten Menge einen Ruf der Bewunderung abgewinnen und dann in Dunkelheit versinken, verrauchen wie Leuchtkugeln. Meist jede Schöpfung der Kunst ist nun zur „Blüte eines Tags" geworden, eine Libelle, die fandenlang über dem Spiegel des Sees flattert und spielt. Wie einst zur Kaiserzeit die Römer, das Volk der Welt, sich von nichts Anderm als zügellosen Pantomimenspielen und Tänzen angezogen und gefesselt fühlten, kennen auch die Berliner jetzt nichts Besseres als Possen, Ballette, Soloscherze, Kristyanianden aller Art.

Anton Ascher vom Friedrich-Wilhelmstädter Theater zu Berlin ist der Schauspieler dieser Blütezeit par excellence, ein Künstler dell' arte wie die Acteurs auf den italienischen Bühnen des vorigen Jahrhunderts, ein Improvisator, nicht von langweiligen, schwerfälligen Stanzen, künstlich verschlungenen Terzinen und Sonetten über Karthagos Untergang und die Qualen unglücklicher Liebe, sondern ein Improvisator des Scherzes, des Witzes und toller Anschauungen. Eine lange, hagere Gestalt, nachlässigen Ganges, in ewig treibender Unruhe und Beweglichkeit, Bonhomie in jedem Zuge, nur zuweilen ein sarkastisches Lächeln auf schmalen Lippen — so scheint ihn die Muse gleichsam zu all den gutmüthigen, liebenswürdigen, gewinnenden Gesellschaftsmenschen bestimmt zu haben, die, leichtlebend, selten wissen, was sie wollen und sich nie mit Gedanken abgeben. Es ist die Poesie der Cigarre, der knallenden Champagnerkorke, der witzigen Einfälle, die auf dem Sopha sich streckt, die Füße auf die Polsterstühle legt, bei schönen Frauen eine oder die andere sentimentale Phrase, eine Erinnerung an „Heloise und Abelard" geschickt vorzubringen weiß und immer mit einem Lächeln belohnt wird — es ist die Poesie des Kaufmanns an Sonntagabenden und am Sonntagmorgen, die hier in ihrer angenehmsten Gestalt die Bretter betritt. Wollt ihr solchen „liebenswürdigen Mann" kennen, lieben und sagen sehen, für „Geschichte einer Ellbogenfrau"; Ascher wird euch mit unwiderlegbarer Wahrheit beweisen, daß Männer wie er des Morgens im Omnibus ein junges Mädchen auf Augenblicke vergnügen und am Abend ihr verlobt sein können; können — nein, müssen! Aus ihrem leichtsinnigen Lebenshimmer stürzt sie nichts, keine Verlegenheit, denn sie rufen: „Durch" und eilen vermögen in jede Gefahr, keine Liebesleiden, denn sie trösten sich wie „Romeo" mit Versen „auf ihrem Bureau", selbst nicht Schulden — sie trinken in Götterruhe als Barone von Habenichts oder Pleite-Geiersburg im Schuldgefängniß auf Kosten ihrer Schwiegermütter Bordeaux und Champagner. Diese Gestalten besitzen keine Tiefe, keinen Glanz, sie sind eben nur Seifenblasen, immer aus demselben Topfe; auf den Spaziergängen der großen Städter flanniren ihre Urbilder zu Hunderten, sie wissen Alles und kennen Jeden, ihr Gesicht ist in Wahrheit so alltäglich, daß Jeder sie auch schon einmal gesehen zu haben glaubt. Dieser wesenlosen Verschwommenheit weiß Ascher eine bestimmte Form zu geben, diesem unbewußten Erdenloß von schlechten Witzen, alten Anekdoten und Galanterien aus irgendeinem Buche: „In 14 Tagen Bräutigam zu werden", von Halbbinden à la Mantenffel und Paletot's à la Manteuffel einen Hauch einzuflößen, daß er selbst in guter Gesellschaft für einen interessanten Gast und nicht für eine Vogelscheuche gilt. Viele Wissenschaften und Künste hat Ascher, obgleich ein belesener und gebildeter Mann, nicht studirt, weder Aesthetik noch Anthropologie, aber eine besitzt er im vollsten Maße: die Kunst zu gefallen. Der Humor seines Wesens, seine heitre, sprühende Sprache, die Niemanden das Maul gähnt, die rasche Lebendigkeit seines Spiels gewinnt uns. Das ist nicht als schillernde Aeußerlichkeit, sagen die ernsten und verständigen Leute, als ob diese Tage so innerlich deutlich wären! Ja, es ist Schaum, dieses Lachen um weniger als um die Gischt, die dem Wettrennreiter auf die Nase fliegt, dieser Jubel um eine akustische Hautbewegung des Schauspielers — aber man nippt gern den Schaum vom Champagnerglase.

Scheidet freilich unter dieser äußern, blendenden Hülle sich wärmere Gefühle, edlere Gedanken ahnen und in der leichten Seidenmaske des Humors nicht verbergen bleiben, sondern durchschimmern sollen, gleich großen, strahlenden Augen — scheitert die Kraft Ascher's; sie ist eben nur der Effect, nicht der Seelenmaler fähig; sie bewegt sich immer im grellen Licht, im hellen Schein und hat keine Mittelfarben. Darum be-

kommt sein Spiel eine gewisse Manier; wie Salvator Rosa dieselben Banditen überall anzubringen weiß, besitzt Richter einige Freikugeln, ein gewisses Händeklatschen a tempo — ein verzweiflungsvolles Ach! die nie ihr Ziel, den Beifall des Publicums, verfehlen. Durchaus Realist faßt er die Erscheinungen des modernen Lebens, die ihm zugänglich sind, mit scharfem und treuem Blicke auf und kommt hierin den Schauspielern auf dem Theater des Palais-Royal gleich. Ist ihm auch künstlerische Weihe, so doch nicht ein edles Streben abzusprechen, die Seite der Kunst, die er ergriffen, seiner und gediegener auszubilden. Seinem Bemühen allein verdankt es das Friedrich-Wilhelmstädter Theater, daß es noch nicht zum Thespiskarren hinabgesunken und sich einen, wenn auch schwachen Zusammenhang mit der gebildeten dramatischen Production erhalten hat. A. F.

Anregungen.

Kaulbach's Zeichnungen zu Shakspeare.

II.

Wie herrlich ist die in voriger Nummer erwähnte Illustration des großen Künstlers zum „Sturm"!

Eine seltsame Vegetation im Vordergrunde, Pilze und Farnkräuter von so abenteuerlicher Gestalt, als lauerte hinter jedem ein Kobold — kein Zweifel, wir sind auf der Zauberinsel. Nicht weniger phantastisch und seltsam ist die Thierwelt, die aus diesem Gestrüpp hervor halb gierig neidisch, halb entsetzt auf den knieenden Caliban sieht, Krebse, Molche, Salamander. Caliban selbst, in unsicherer Stellung vor Stephano, rechtfertigt die Zweifel, welche Ariel hegte, ob er hier einen Bewohner der Insel oder einen Fisch, „keinen von den frischen", vor sich habe. Eine Fischhaut von Schuppen bedeckt seinen Rücken, sein Gesicht drückt unbegrenzte Verehrung vor dem „trunkenen Gott" aus, dessen Hand er eben an seine Lippe, unbeweglich Huldigung flehet, noch mehr Ehrfurcht aber vor dem Himmelsrund, dem herrlichsten Gott, dessen unvergleichliche Wirkung er schon empfunden hat. Und bewundern alle Künste und Raffinesse des Trinkers gegen diese Gabe! Wer will es ihm verdenken, wenn er seinen neuen Herrn, der solche Zaubermittel bei sich führt, für mächtiger hält als den alten! Stephano, der neue Kronprätendent der Insel, von großer, muskulöser Gestalt — sein Antlitz besitzt genau so viel Würde und Majestät, als nöthig ist, um seinen beiden Unterthanen zu imponiren —, das Zeichen seiner Macht, die Gitterflasche, in der Hand, wiegt sich in dem seligen Glauben, seine Herrschaft sicher gegründet zu haben. Er hat seinem Leute eine Verfassung gegeben, eine echt — neapolitanische, auf welchem Boden er kommt. Den Einen seiner Unterthanen hat er zu seinem Günstling ernannt, den Anderen zum Scherzen und zu Prügeln verdammt; und braucht es mehr! Er schwingt seine Flasche und hat längst jenen Gedanken an die nicht allzu ferne Zukunft verloren, in welcher sein flüchtiger Staatsschatz gerechnen sein wird. Da hört er plötzlich die Musik in der Luft und wie er selbst, beginnt auch sein Staat bedenklich „zu wanken". Mechanisch entblößt er seinen Kopf und huldigt, trotz der beruhigenden Versicherungen seines Günstlings, dem unsichtbaren Mächten. An Stephano's rechter Seite steht der furchtsam bebende Trinculo. Soviel er vermag, sucht er sich hinter die breite Figur seines Herrschers zu verbergen, sobald — und dies ist gethan — nur seine Narrenkappe und sein damit trefflich harmonirendes Gesicht sichtbar bleibt. Ihm ist es gewiß, daß jetzt auch den beiden Neapolitanern, die den Sturm entkommen, die letzte Stunde geschlagen habe, und er mag kaum, sich schon nach den Seinen umsehen, denen er deren zuerst als Zielscheibe ihrer Späße diente, da ihm selbst aller Spaß längst vergangen ist. In herrlichem Contrast zu diesen drei Figuren steht das in den Lüften musicirende Chor, keine Genien noch Engel, sondern Elementargeister, überirdisch und derb, unmuthig und freundlich. In der Mitte schwebt Ariel als Concertmeister, unbekleidet, eine jener schlanken Jünglingsfiguren, an denen die „Hammerschlacht", die „Blüte Griechenlands" so reich sind, in denen Kaulbach Meisterschaft erreicht und von Niemand übertroffen wird. Die übrigen, ihn umgebenden Gebilde sind Kindergestalten voll Leben und Lustigkeit und jede ihrer spottenden Bewegungen, jeder ihrer Blicke, den sie rückwärts durch das Laub der Bäume auf das Kleeblatt unter ihnen werfen, ist ein Commentar zu dem Liede, welches sie singen und singen:

Nicht sie uns soll ergötzen,
Nicht sie uns noch verletzen!

Das Bild ist componirt in jener poetischen Trunkenheit, welcher auch die Dichtung ihr Entstehen verdankt.

Nicht denselben schönen Contrast macht eine zweite, derselben Komödie angehörende Zeichnung, die Liebesscene zwischen Ferdinando und Miranda, von Prospero belauscht. Hier fehlt, wodurch sich Kaulbach sonst auszeichnet, die bezeichnende Deutlichkeit der Composition. Wir suchen in Anordnung und Bewegung der Figuren, in der umgebenden Natur vergebens nach einem Aufschlusse über den Inhalt der Situation. Das Motiv der Scene ist das Motiv, welches Miranda den Ferdinando schenkt, als sie ihn unter der Last, die er zu tragen hat, seufzen sieht. Auf dem Bilde trägt Ferdinando vor der Hütte des Prospero eine Stufe herab; statt der vorgeschriebenen Scheite trägt er einen Baumzweig mit noch grünen

den Trieben. Wie leicht ist diese Last! Weder seine aufrechte Haltung noch sein Gesicht verrathen und die geringste Anstrengung; ebenso wenig prägen die Blicke, welche er auf die etwas erhöht stehende Miranda richtet, eine Spur inniger Gefühle, ein Brennen der Liebe für sie, sie sind ruhig, beinahe apathisch. Denselben Eindruck macht Miranda, welche mit gleichgültig fragendem Auge ihre Hände auf den Stamm legt, den Fernando trägt. Eher könnte man erwarten, daß sie botanischen Unterricht empfinge, als daß sie in jene leidenschaftlich bewegte Rede ausbrechen würde, die wir im Gedicht lesen. In Prospero, der lauschend in der Thür seiner Hütte steht, ist wenig mehr als ein glücklicher Schwiegervater zu sehen. Die tiefern Züge desselben kommen nicht zur Anschauung; der Gelehrte, den sein Eifer für die Wissenschaft die Welt vergessen ließ und seines Reichs beraubte, der mächtige Zauberer, der seinen tief angelegten Plan sich allmälig der Erfüllung nahen sieht. Der Hauptgrund, daß diese Zeichnung eine verfehlte geworden, läßt sich allein aus der Wahl des Stoffs herleiten. Illustrationen zu dramatischen Werken müssen die Momente des größten dramatischen Interesses fixiren und den Leser, den das Interesse für die Handlung eilig fortzieht, zu verweilender Betrachtung zwingen. Hier ist indessen eine Scene von rein lyrischer Färbung gewählt, von fast musikalischer Wirkung, die den Geist durch das Ohr so gewaltig fesselt, daß wir der Unterstützung durch das Auge lieber entbehren.

Glücklicher gewählt sind dagegen die Scenen aus dem „König Johann". Es sind der „Streit der Könige von Frankreich und England vor Angers", „Hubert von Burgh versucht die Blendung des Prinzen Arthur" und „König Johann's Tod". Der mittlere Carton ist vor allen anziehend und bedeutend. Das Interesse dieser vorzüglichen Composition drängt sich in der Figur des Hubert zusammen; an ihm soll die rührende Gewalt des Worts, die unwiderstehliche Macht der Bitte uns sichtbar werden. Da steht er, eine rauhe, eherne Kriegergestalt! Kein besseres Werkzeug hat der König zur Ausführung seines grausamen Vorsatzes wählen können. Sein zur Seite gewandtes Gesicht gibt noch Kunde von seinem Entschluß, den königlichen Willen treu zu erfüllen; sein Herz konnte von dem Flehen des Prinzen noch nicht erweicht werden. Aber seine Hand, welche die grausame Waffe hält, erschlafft, der Arm versagt den Dienst. Es gibt eine Art der Bitte, gegen welche ein Widerstand unmöglich ist, die — mag auch die Seele noch so verhärtet sein, ihr gleich zu gehorchen — unwiderstehlich auf Gehirn und Muskeln wirkt. Daß die knabenhafte Gestalt des Prinzen einen fast unheimlichen Eindruck macht, ist eine Feinheit des Malers. Er wollte zeigen, daß die menschliche Stimme einen größern Zauber ausübt als die Gestalt, selbst die rührendste, unschuldigste. Er erinnerte sich wohl, wie der Mörder der Söhne Eduard's ihre Opfer im Schlafe treffen, um durch ihre Bitten nicht von ihrem Vorsatze abwendig gemacht zu werden. Dieser Gedanke kommt vollständig zur Erscheinung. Die Umgebung, das Kerkerzimmer, das Feuer, die Martergeräthe, die mit abgewandtem Gesicht im Hintergrund stehenden Knechte, Alles deutet den Inhalt der Situation auf das sprechendste an und das Antlitz von Kaulbach's Hubert bildet die nothwendige Ergänzung zu den Worten von Shakspeare's Arthur.

Diese Illustrationen werden trotz mancher Abweichungen, die jeder Einzelnen Auffassung hier und da sich gestatten wird, den Ruhm des Deutschen und des Meisters vereinigt durch Europa tragen.

Schließlich erwähnen wir das erste Heft eines Commentars zu diesen Zeichnungen von Moriz Carriere in München. In breiter Darstellung erläutert hier ein Aesthetiker die Absichten des Künstlers und verbindet damit eine Anleitung zum Studium Shakspeare's überhaupt, die viel treffende Winke enthält.

Wahrnehmungen.

Man hat Goethe vorgeworfen, daß er sich in seinen alten Tagen nur mit Mittelmäßigkeiten umgab. Aber man kann in der That seinem bedeutenden Menschen verdenken, wenn er in der Bewerbung um die Zustimmung der ihm Gleichstehenden mit der Zeit müde wird und sich die Huldigungen Derer genügen läßt, die ihm Das, was er sich in Ehren erworben hat, gern und vollständig gewähren.

* * *

Es ist ein Weihnachtsgedanke, zu entdecken, daß unser besseres Leben im Herzen eines Freundes gleichsam gebucht wurde und in ihm Dinge, Hoffnungen und Aeußerungen verzeichnet blieben, auf die wir uns selbst, im Drang des Alltagslebens, kaum noch weiter erinnert haben.

* * *

Nennt nicht jeden Schriftsteller, der die Gewohnheit hat, viel zu unterstreichen und gefärbt drucken zu lassen, pedantisch oder weitschweifig! Diese immerhin üble Sitte ist vielleicht nur die Folge vielfach erlittenen Mißverstandes.

* * *

Wenn die Hülfe eines Unglücks nicht auch in der Beschämung besteht, daß wir es von den Andern gewußt wissen, so können wir es uns auch zur Hülfe bezweifelnd erleichtern, daß wir die Wirkung, die es auf uns macht, Niemanden merken lassen.

* * *

Discretion lernt man nur im engen Zusammenleben mit Menschen. Wie leicht wird der einsame Eigenbrödler, der sich aus Gemüthlichkeit entpflanzt, mißverstanden!

* * *

Wir lieben im Alter wie in der Jugend, nur daß in dieser unsere Liebe sich von selbst versteht, in jenem sie gesucht und entdeckt sein will.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 6.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Ein jüdischer Tell.

Von Michael Klapp.

Man hatte dem guten Tie Kay verwehrt, ins bürgerliche Schützencorps einzutreten; man hatte ihm damit alle Träume seiner Jugend grausam zerschlagen und dies Alles weil — er ein Jude war.

Nicht das allein; man hatte durch diese Beschränktheit des Sinnes seine Flinte, die beste im Lande, gekränkt, verletzen und das sollte er duldend hinnehmen? Nein, Tie war nicht der Mann des Stillschweigens. Wenn ihm was in der Welt passirte, wo er sich rein wußte, sagte er stets: „Gott, das war nicht recht von dir!" und er sollte sich von diesen Stadtvrannen, von diesen Közigen des Leidens und des Pfriemens einen Fuß stellen lassen? Nein und drei mal nein!

Tie bewies, daß er ganz unserer Meinung war, daß wir seine Gedanken, die ihn jetzt in seinem Zimmer herumtrieben, verriethen, denn er stampfte wild mit seinem Fuße, ballte die Faust und that, als wollte er sein kleines Häuschen von der Diele aus mit Sack und Pack in die Höhe schnellen.

Zwölf Jahre hatte er dem k. k. östreichischen Staate seine Dienste geweiht, sich 1813 in den Commißrock und in die Kasernen stecken lassen, sich mit Franzosen herumgeschlagen und Kosaken in seinem Hause wirthschaften lassen, damals konnten sie ihn und seine Flinte brauchen, damals sagten sie nicht: „Jud', schieß nicht!" sondern ließen ihn die Rechte der Gesammtheit genießen. Heute aber wollen sie ihn nicht unter sich wissen, heute ist er ihnen nichts als Jude.

„Jude! Als ob sie Pulver und Blei nur für euch Christen erfunden hätten, als ob die Flinte nicht auch losgeht, wenn ich, ein Jud', daran drücke, als ob der Hahn sich nicht auch von mir drücken ließe! Und mich wollen sie nicht ins Corps, weil ich von Abraham und nicht von Esau herstamme. Verdammt —!"

Das Andere blieb im Barte.

Als der alte Kay, sein Vater, vor Jahren starb, sagte er zuletzt noch, bevor sie ihm die „Leder legten" zu seinem einzigen Sohn Tie: „Tie leben, bleib' ein Jud, laß aber das Schießen nit!" Und Tie that in Beidem den Willen seines Vaters. Neben seinem Glauben liebte er nur noch seine Flinte. Ein guter Schuß war in der Familie erblich. Noch Tie's Vater hätte schon öfters Förster auf einer der größten Staatsdomänen Böhmens werden können, wenn er willens gewesen wäre, sein Judenthum in Taufwasser unterzutauchen.

Auch Tie war ein trefflicher Schütze. Er scheute keinen Rivalen im czechischen Lande. Aber wo soll die Freude am Leben herkommen, wenn man den Athem beengt und das Blut in seinen Pulsen hemmt? Wie sollte Tie Vergnügen an seiner Kunst haben, wenn man ihm den Wald, seine natürliche Residenz, entzog, wenn er nicht Waidmann sein durfte? An einem entfernten Winkel der Stadt, in der Nähe eines kleinen Gehölzes, hatte er sich hingesiedelt, um mindestens die Kinder der Luft mit seiner Flinte erlegen zu können. Allein,

auch von dort trieben sie ihn weg und stießen ihn in die dumpfe Enge des Ghetto zurück.

So brachte ihm seine Flinte nur Kummer und Verdruß, Aerger und Unwillen, wie Einem gewöhnlich das Liebste auf Erden die größten Sorgen macht. Und doch ließ Tie das Schießen nicht. Er hatte um sein Häuschen am Ufer des Flusses einen kleinen Hof, in dem zwei ganz artige Kastanienbäume ihre dichten Kronen ausbreiteten. Unter dem Schatten dieses Miniaturwäldchens spazierte er Nachmittags regelmäßig mit seiner braunen zweiläufigen Flinte am Arme, zum Aerger aller Jener, die mehr Haß als Menschenliebe besaßen. Da war das kleine Pförtchen immer offen, daß man den stillen Schützen sah, wie er stolz und selbstbewußt in seinem eigenen Gehöfte hauste. Wild hatte der improvisirte Wald, oder besser Tie's Gehölzchen, freilich keins, aber seine Stube war mit allerlei Waidwerk und Jagdgeräthe behangen, daß sie das Aussehen einer alten Försterresidenz mit Recht in Anspruch nehmen konnte. Hier und da am Tage knallte die wackere Flinte, aber es fiel kein Hase und kein Hirsch dem verrätherisch lauernden Geschoß zum Opfer, sondern zu den Füßen des Schützen lag dann immer ein armer Sperling, der vielleicht im Heimfluge zu seinen Kleinen begriffen war. Jeden dieser Schüsse begleitete Tie mit dem Ausrufe: „Puff", der den Lonhall des Schusses bei weitem noch übertraf. Dann schreckte irgendein Menschenkind aus seinem Mittagsschläfchen auf und schlug um sich, als wäre es in der Schlacht, von der es soeben geträumt; dann aber rieb sich dasselbe Menschenkind die Augen und — dachte an Tie Katz, den Räuber seiner Mittagsruhe.

So hatte sich Tie die Zurücksetzung der christlichen Welt leichter zu machen gewußt. Er war Herr in seinem Gebiete und konnte mit seiner Flinte herrschen.

Da kam die Zeit der Errichtung der Bürgercorps, jenes bunten Spielwerkzeugs der vormärzlichen Zeiten. Es war dies eine Concession an die gelangweilte Bürgerclasse, der man ein Spielwerk in die Hand drückte. Auch in unserer kleinen Böhmenstadt ging man gerade an die Organisation des Bürgermilitärs. Da gab es Grenadiere, allerlei Länge und Breite, mit kurzen und langen Beinen, mit Bäuchen oder ohne, Musketiere, denen man genau ansah, wie sie sich der seligen Kinderzeit erinnerten, wo sie in Papiermützen und Holzsäbeln die Wälle der Stadt umschwärmten und etwas mehr Naivetät und Tapferkeit und etwas weniger Prätensien zur Schau trugen als heute, wo sie wieder zu großen, uniformirten Kindern wurden.

Auch ein Scharfschützencorps ward errichtet. Wem die grüne Jacke mit rothen Aufschlägen und der Federhut besser anstand als der dunkle Waffenrock mit gelben Aufschlägen und die drückende, ungeheure Bärenmütze, der wurde Scharfschütze, wenn der Stutzen, den er beim Büchsenmeister kaufte, auch der erste war, den er je überhaupt gerieben und er denselben gewöhnlich aus Zufall mit der Laufseite zur Brust und der Kolbenseite zur Luft gewendet ansetzte.

Wenn Tie diese bürgerlichen Scharfschützen sah, die Zeit ihres Lebens so viel Pulver gerochen, als er Feldherrnstellen bekleidet, drehte sich ihm das Herz im Leibe. Davon hatte er geträumt, seit er in seiner Jugend aus „dem Reich" zurückkam und von dort die Eindrücke der Bürgermiliz mit herübergebracht. Und wenn er sie jetzt ausrücken sah, diese „Kerle", wie er sagte, die nicht wissen, wozu ein Stutzen auf der Welt und welch' edles Geschöpf ein solcher sei, und er wußte, obwol der beste Schütze der Stadt, daß blanke Zuschen haben, da hätte er sich am ganzen Corps „vergreifen" können. Wenn sich Tie erst in die schöne Uniform hineinträumte und den Federbusch auf seinem Haupte wallen zu sehen glaubte, da ward erst recht sein Ehrgeiz geweckt und er sprach zu sich: „Tie, du warst nicht umsonst Jägercorporal im dritten Bataillon, Compagnie Nr. 4, Zug Nr. 3, du mußt ein Scharfschütz werden und sollst du sie Alle zusammenschießen, daß sie wissen, daß ein Jüdenkind auch ein Scharfschütz sein kann und trifft wie Er."

Andern Tags gleich war Tie im Einschreibebureau. „Was wollen Sie?" redete ihn der anwesende Oberst des Corps mürrisch an. Mürrisch gegen Juden sein, ist überhaupt die Sache des Herrn Swatopluk Biela gewesen und das, weil er selber einer gewesen und seiner „Bierder-Suite" zu Gefallen das Band zerrissen, das zwischen ihm und seinen Vorfahren die Natur gezogen.

„Bürger Scharfschütz werden!" antwortete kurz Tie Katz, strich sich seinen Schnurrbart und das umhängene Kreuz am gelben Bande, die einzigen Reste seiner Kriegerzeit, zurecht.

„So?" spottete Herr Oberst Swatopluk Biela, „weiß Er, wir werden gleich zu exerciren anfangen. Weiß Er, was ‹Marsch› heißt im Commando? Marsch! oder —" und dabei ersetzte er das Fehlende der Rede durch gewisse Handbewegungen, die einen unsoliden Abgang bezeichnen.

Tie zitterte, aber seinen Grimm verbergend sagte er nochmals: „Ich bin noch nicht eingeteilt, Herr Viertler, mich kümmern die Reglements also auch nicht. Ich will nichts als Scharfschütz werden in Ihrem Corps. Ich kann schießen so viel wie Einer im Corps, die Herren Offiziere nicht ausgenommen, und mehr braucht's nicht."

Die Sprache des Widerspruchs erregt sein „Viertler"; er ist der Tyrann der vier Pfähle des „Viertels", in dem er unumschränkt regiert und ist er obendrein Oberst des Scharfschützencorps, dann fordert er, von einem Juden besonders, Kniebeugung oder Fußfall. So hatte Tie's dünnige Antwort das Bischen Galle in Aufruhr genommen, über das der Herr Swatopluk Biala noch zu verfügen hatte und des Herrn Obristen Wangen wurden so gelb wie die Goldmünze in seinen Ohren.

„Jud, was unterfängt Er sich? Soll das Scharfschützencorps zu einer Mauscheischule werden? Wir nehmen nur Menschen auf und Ihr seid —" dabei machte der Herr Oberst Swatopluk Biala Anstalten zu einem Gestus seines Mundes, unterließ es aber, weil — er sich etwa irgendeiner menschlichen Regung erfreute? Nein, weil — der Fußboden der Kanzlei frisch gewaschen war.

„Weh, was nehmen Sie gar Kinder oder Menschen von zwei Jahren zu den Scharfschützen auf? Der Herr Oberst sind doch erst zwei Jahre ein Mensch und was für Einer, unbeschrieen!" So lautete die scharf ironische Antwort Tie's.

„Anton, Johann, Franz, Wenzel!" schrie Biala nach allen Seiten.

Tie aber war, da er bereits das Seinige gethan zu haben glaubte, bei der Thür und spöttisch ausrufend: „Brauchen sich nicht zu bemühen, Herr Viertler, ich laß mich in ein Scharfschützencorps nicht einschreiben mehr, wo der Oberst selbst ein zweijährig Widdelkind noch —" war er verschwunden. Von dieser Zeit an waren Tie Katz und der „Viertler" Swatopluk Biala die schneidendsten, grimmigsten Todfeinde. In Tie hatte sich der Aerger über die Beschämung, die ihm und seiner Kunst zuteil wurde, immermehr hineingefressen. Er sann auf Rache. „Dieser junge Mensch Swatopluk Biala kömmt mir noch einmal unter die Händ', dann mache ich Klein-Fleisch aus ihm!" So sprach es in seiner Seele.

Kurze Zeit darauf veranstaltete das Scharfschützencorps ein Frühschießen. Ein buntes Gewühl von Zuschauern füllte die „Schützeninsel", auf der die mit bunten Fahnen eingerahmte weiße Zielscheibe mit rothem Mittelpunkte, der den böhmischen Löwen im Schilde trug, aufgestellt war. Auf einem weißen Zettel war der erste Preis, der dem Meisterschuß zukam und in einem vergoldeten Messingpokal bestand, verzeichnet. Zugleich enthielt dieser die Namen der Schützen, die sich gemeldet. Unter ihnen war natürlich der Oberst des Corps, Herr „Viertler" Swatopluk Biala, der als der erste Schütze im Corps galt. Das Scheibenschießen begann.

Man kennt die Neugierde und Spannung, mit der bei solchen öffentlichen Preisschießen jedes Auge auf den Punkt gerichtet ist, nach dem alle Concurrenten ihre Kugeln hinsehnen. So war es auch da.

Die ersten neun Schützen überboten und alle der Schilderung ihrer Leistungsfähigkeiten. Sie bewiesen alle, daß ihre Kugeln für weitere Distanzen geschaffen waren, schossen über die Scheibe hinaus, neben ihr hin, der eine nach rechts, der andere nach links, aber allen muß man es nachsagen, sie räusperten sich gewaltig vor dem Schusse, als tränken sie schon aus dem „goldenen" Pokale, sie legten mit Sicherheit und Gewandtheit die Büchse an, ja einige bewiesen sogar Grazie darin, sie trockneten ein beträchtliches Quantum Schweiß von ihren Stirnen, da trat der Zehnte im Bunde hervor in die Schranken. Es war Oberst Swatopluk Biala. Es war ein großer Moment. Der Oberst schien denselben zu begreifen, er schien zu wissen, daß in seiner Hand Ruhm oder Niederlage für das gesammte Scharfschützencorps ruhe, daß er allein neun glänzende Fiascos wieder gut zu machen habe, wenigstens that er so, als ob er dies begriffe. Aber wie große Männer gewöhnlich von ihrer Aufgabe erdrückt werden, so geschah es auch leider unserm Swatopluk Biala. Er, der Oberst, der Stolz der Seinen, die Hoffnung aller Corpsglieder, hat es seinen Vorgängern in Allem nachgemacht. Doch — Herr Swatopluk Biala ist ein gewaltiger Schütze, aber — er läßt sich nicht gern zusehen! Ihr sollter ihn zu Hause schießen sehen! wie der höllische Teufel springt die Kugel wohin er will, aber freilich nimmt er's bei der Abmessung der Schritte nicht so genau!

Was sich auf den Zügen der Umstehenden malte, war sehr heterogener Art. Trauer, Schadenfreude, Murren u. s. w., je nachdem man dem Geist des Corps freundlich oder feindselig gegenüberstand.

Die Kugel des „Viertlers" hatte sich eben tropig in einen Fleck Erde zunächst der Scheibe ein-

gegraben, bert — da knallte ein Schuß aus der Mitte der Zuhörer und — die Scheibe war durchbohrt. Allgemeines Hurrah; aber der Blick aller Anwesenden ruhte auf dem Punkt, aus dem der Meisterschuß gekommen. Kaltblütig, ohne mindesten Antheil über die ihm zugedachte Huldigung, steht in einem Winkel der Mitteltribünen die lange, hagere Gestalt unsers Tie Kay. Ernst und mit Würde schlägt er die Flinte um den Arm, aus der der Meisterschuß gekommen. [redacted] sein Auge strahlt in jenem silberhellen Glanze, der Siegern so eigen ist und ein leises Lächeln um die vollen, bartbewachsenen Lippen scheint die Stümper in ihren Uniformen zu richten. Aber sein Blick schießt umher und sucht Jemanden. Dort trifft er, wie ein Blitzschlag, das Auge Swatopluk's und — geht.

Aber im selben Augenblick ist er von Polizisten umgeben, des Stutzens beraubt und verhaftet.

„Es ist ein Jude!" tönt es von der einen Seite.

„Wie darf er so keck sein, sich in unser Schießen zu mischen", von der andern.

„Er ist ein Hexenmeister, anders nicht!" ruft der Neid dort. Der „Viertler" ist überall thätig, aufzuhetzen. Ist er ja zumeist beschämt, beleidigt, seine Würde und Ehrgeiz gefährdet, war es ja, wie er sich denken konnte, nur auf seine Demüthigung abgesehen. Jetzt ist alles „Hurrah" verhallt. Die Lippen, die es vor noch wenigen Momenten dem Verdienste zugerufen, möchten sich selbst fluchen — ist ja der Ueberflügler aller Preisconcurrenten ein Jude!

Tie wurde abgeführt, willig ergab er sich der Verhaftung. Wußte er ja, daß die Strafe, die seiner harre, weil er willkürlich als Unberufener, als Jude, in das Spiel eingegriffen, in keinem Verhältniß stehe zu der moralischen Genugthuung, die er sich selbst heute vom Scharfschützencorps und vorzüglich von seinem Obersten geholt.

Wir lassen uns, wie es sich von einem gewissenhaften Erzähler eigentlich fodern ließe, nicht mit Tie drei Tage einsperren, um seine Leiden zu verlegen. In den Polizeiwachstuben unserer Stadt ist nicht gut bleiben.

Nach Verlauf dreier Tage war Tie wieder auf seinem kleinen Forste. Aber es war nicht mehr der Alte. Bleich waren seine Wangen und gebeugt sein Haupt; aller Muth, alle Kühnheit war hin und man hörte ihn oft weinen bis tief in die Nacht hinein.

Denn man hatte ihn von der alten Begleiterin seiner Lebenstage getrennt, man hatte ihm seine Freude, seinen Stolz genommen. Ja, die Flinte war ihm für immer zur Strafe für jenen Frevel, mit dem er sich erlaubt, als Jude ein wackerer und besserer Schütz zu sein als zehn Christenkinder, darunter sogar ein „Viertler", entzogen worden und nie sollte er sie wiedersehen. Ja, noch mehr: Er, der mit Pulver und Blei aufgezogen worden, sollte auf Befehl des „Viertlers" nie mehr bei harter Strafe von einer Waffe Gebrauch machen, noch je eine solche bei sich finden lassen! Das war zu viel. Sieben Tage mauerte Tie um seine geliebte Flinte, dann aber raffte er sich auf und schien freier und unbeklommener. Es war wieder die Zeit der Rache. Wieder hämmerte ein Plan im Hirne Tie's und wieder war der „Viertler" Swatopluk Biala, der „Meichumek", der Gegenstand der Rache.

Acht Tage lang sah man Tie nirgends, nicht einmal auf seinem Lieblingsplätzchen zwischen den großen Kastanienbäumen. Drinnen saß er in seiner Jagdstube und — doch hören wir.

Kurz darauf ging eines Morgens um 9 Uhr der „Viertler" Herr Oberst Swatopluk Biala aus seinem Hause, das in der Gegenüberfronte vom Hause Tie's stand, an dem er, um in sein „Amt" zu gelangen, vorbeigehen mußte, in die Kanzlei. Er dachte gewiß nicht mehr seines hart getroffenen Gegners da drüben. Heute aber fiel sein Auge unwillkürlich hinüber an das Fenster Tie's. Krampfhaft schaudert er zurück, da sein Blick noch aus der Ferne auf dem Fenster weilt. Wie gebannt am Boden bleibt er stehen, [redacted] sich und schleppt die Beine schleichend [redacted] Immer zieht er den Blick ab und immer wieder schaut er auf Tie's Fenster, aus dem eine Gestalt mit einer Flinte in der Hand wie verhext hervorguckt. Herr Swatopluk Biala zittert wie Espenlaub; er schwebt zwischen Täuschung und Sicherheit; zum erstenmal im Leben möchte er sich etwas Phantasie zutrauen, um Das nicht wahr zu machen, was er wirklich sieht. Immer näher kommt er an Tie's Haus, bei dem er um die Ecke biegen soll. Wie wenn die Welt um ihn wirbelte, ist es Herrn Swatopluk; geheime Erdgeister scheinen um ihn magische Kreise zu ziehen, so dreht er sich bebend nach vor- und rückwärts, auf die Gestalt am Fenster Tie's hinglotzend. Der gute Herr Swatopluk hat wahrscheinlich Muth genug, aber man darf ihm nicht zusehen! Ganz wie mit seinem Schützengenie.

Doch, da ist er schon hundert Schritte entfernt vom Fenster Tie's. Er will laufen und kann

nicht. Noch einmal blickt er auf die dunkle Gestalt hin. Sieh! da legt sie schon an, die braune Flinte, die sie in Händen hat, schauderhaft gleißt der blanke Lauf Herrn Swatopluk an, als zeigte er den Fleck in der Brust, in dem die Kugel sitzen soll. Noch ein Augenblick, die Gestalt legt den Kolben hart ans Gesicht. Herr Swatopluk Biala will laufen und kann nicht; sein Haar steht ihm zu Berge und „Jesus Maria! Mörder! Mörder!" ruft er zusammenbrechend. Von allen Seiten strömen Menschen hinzu, man frägt sich wo, wie, wann Mörder? Keiner sieht etwas, bis endlich der gereinigte Swatopluk auf die dunkle Gestalt an Tic's Fenster hinweist. Indeß der Herr Oberst und „Viertler" nach Hause getragen wird, seiner Sinne beraubt, bringt die herbeigeeilte Untersuchungscommission in die Wohnung unsers Helden. Die dunkle Gestalt steht noch am Fenster. Es ist Tic Kay. In seiner Hand ruht noch die Flinte. „Zweifellos, ein Mordversuch", murmelt ein Commissär mit heimlichem Grauen und nimmt Tic, der lautlos und unbefangen dasteht, die Flinte weg. Aber unter seiner Hand wird das furchtbare Mordgeschoß von so unsaglicher Weichheit, als wollte es zerfließen. Der Commissär fragt; er theilt seinen Zweifel dem anwesenden Obercommissär mit, der Tic soeben eigenhändig eiserne Bracelets und Strumpfbänder anlegen will. Auch dieser kennt das Holz nicht, aus dem das Mordgeschoß, verderbenschwanger, gearbeitet wurde, ach, die Flinte ist aus — Leder! Und die Bracelets und Strumpfbänder bleiben unangelegt und ein schallendes Lachen der ganzen Menge ertönt in Tic's Wohnung. „Gut gemacht, Alter! Deine Rache war nicht so gräulich, wie dieser Zögling von einem Scharfschützencorps-Commandanten glaubte!" rief der Obercommissär, in das lautschallende Getöse mit einstimmend. Tic's Rachewerk war vollendet. Er hatte seinem Hang, den bösen „Viertler" derb abzutrumpfen, Genüge gethan und die Flinte war gerächt. Aus braunem Leder hatte er kunstvoll, täuschend eine Flinte gearbeitet, die er von innen mit Stroh ausstopfte und die aus der Ferne auch das geübteste Auge hätte täuschen können. Mit dieser hatte er auf den Herrn Swatopluk Biala gewartet und ihn mit ihrer Hülfe eine wahre Höllenpein der Angst und Todesfurcht ausstehen lassen.

Der gute Herr Swatopluk Biala erholte sich erst zwei Tage darauf von seiner Ohnmacht und dem darauffolgenden Delirium, in dem er sogar das feierliche Gelübde abgelegt haben soll, von jetzt an ins bürgerliche Scharfschützencorps auch Nichtmenschen, d. h. nach seinem Commentar: Juden, aufnehmen zu wollen.

Ueber die „lederne Flinte" lachte noch lange in der Stadt Alles, bis auf Herrn Swatopluk Biala. Er nahm freiwillig seine Entlassung als Commandant des Scharfschützencorps und siedelte in ein anderes Stadtviertel über, um nicht in neue Todesqualen zu verfallen. Denn er wußte, ein zweiter Gepler, unserm Helden noch immer nicht. Tic bekam seine theure Flinte wieder, mit der er von neuem wenigstens wieder die Kinder der Luft beunruhigen durfte. In das „Scharfschützencorps" der Stadt soll seit Herrn Swatopluk's Austritt ein neuer Geist eingezogen sein und einige der Herren Gevatter Schneider und Handschuhmacher sollen wirklich etwas schießen gelernt haben.

Die Naturforscher in Wien.

II.

Der Samstag, wie es in Oestreich heißt, war trübe und mit Stunden nach dem Vortrag des Professors Voigt aus Krakau „Ueber die Richtung der Haare an der Oberfläche des menschlichen Körpers, ihrer divergirenden Wirbel" u. s. w. die eigenen vor lauter Bewunderung zu Berge. Ich bedurfte der Erholung; ich wagte es nicht, mich leichtsinnig wieder in ein neues Element des Wissens zu stürzen, bevor ich das Eingenommene verarbeitet. „Die Götter geben den Sterblichen nur immer auf einen Tag ihr abgemessenes Theil von Vernunft", sagt mein Seelenarzt Homer; diesem wollte ich folgen. Aber wer besuchs- und forschungshalber in Wien ist, der kann sich keinen Hours of idleness hingeben. Er kann nur Das für sich thun, daß er die Thätigkeit seiner Denk-, Fühl- und Sehorgane wechselt, und, wie man vergleichsweise die Muskeln, die durch das Bergaufgehen angestrengt, im Bergabgehen beruhigt, so stürzte ich mich für einige Stunden aus der Wissenschaft in die Kunst und wanderte — nein, ich fuhr in einem Comfortable, einem leiblichen Bruder der berliner Droschken, nur schnellfüßiger als seine beidseitigen berliner Schwestern, in das Liechtenstein'sche Palais.

Was muß diese Familie für Reichthümer gehabt haben und noch haben, um solche Schätze, wie wir sie hier auseinandergereiht finden, sich zu erobern und sie so zu bewahren! Das ganze Innere des Schlosses ist in großen Dimensionen

ausgeführt. Die Namen der berühmtesten italienischen und niederländischen Meister aller Jahrhunderte sind hier in reichster und seltenster Fülle vertreten. Vor allen fesselten mich die Gemälde des 15.—16. Jahrhunderts, aus dem Zeitalter Rafael's, das in der Verbindung geistreicher Ideen und der Ausbildung schöner Formen doch immer der Antike am nächsten steht. Ein Mosaikbild von Johann Liechtenstein ist mit 4000 Dukaten bezahlt, ein Meisterstück in seiner Weise. Bilder der neuern Meister wie Abel, Füger, Friedrich und Andere, kommen, so vortrefflich sie sind, neben all den alten, gekrönten Meistern kaum in Betracht.

„Wohnt der Fürst öfter hier?" fragte ich den sehr beflissenen Galerieaufseher; denn ich fühlte, daß es eine Wonne sein müsse, mit diesen Unsterblichen gemüthlich zu verkehren; fühlte ich mich doch in den wenigen Minuten geistig wachsen und im Innersten angeregt — „Nein, niemals!" erwiderte der Diener trocken; „er hat ja noch fünf andere Palais!"

Ich glaube, wir kamen beim Hinabgehen der Treppe einige communistische Ideen von Theilung und Genuß und Dergleichen mehr, aber glücklicherweise ward ich bald davon abgezogen; mein Weg führte mich noch rechtzeitig nicht nur an einer Kirche vorüber, sondern hinein: in die Augustiner-, eigentlich Hofpfarrkirche, wo Einem noch jetzt die Stelle gezeigt wird, wo der junge Kaiser seiner Gemahlin unter dem Baldachin angetraut ward. Ja, Leben und Tod gehen hier wie überall Hand in Hand und haben ihre Gedenksteine. Gleich beim Eintritt fällt der Blick auf das wundervolle Grabmal der Erzherzogin Marie Christine (gest. 1798), der Tochter Maria Thereſia's, das, von Canova hier in künstlerischer Vollendung ausgeführt, vielleicht eins seiner Meisterwerke ist. Sechs Gestalten, unter denen die symbolische der Tugend, die Urne mit der Asche der Verstorbenen tragend, von zwei kleinen Mädchen, die Fackeln halten, geführt wird, die sie in die offene, dunkle Halle der halbgrauen Marmorpyramide geleiten, sind sehr schön; am vollendetsten aber ist die Gestalt des Genius, den das Mitleid führt. Die Bahn des Herkömmlichen bei Grabmonumenten hatte der Künstler hier verlassen und sich in origineller Anschauung in das Gebiet der Allegorie begeben. Interessant ist, daß der ursprüngliche Entwurf dieses Monuments nicht der Erzherzogin, sondern einem Monumente Tizian's geweiht war, das die Republik Venedig in Absicht hatte, von Canova ausführen zu lassen. Der Plan zerfiel sich an den Kriegsstürmen und als der Erzherzog Albert später Canova befragte, griff er zu jenem, ihm liebgewordenen Entwurfe, wandelte aber die Gestalten des Genius der Kunst, der die Urne mit der Asche Tizian's trägt, und die der Malerei, Plastik und Baukunst in die der Tugend und des Mitleids um. Der trauernde Genius auf dem Wappenschilde ist die mangelhafteste Gestalt und in der Proportion einiger Körpertheile verfehlt. Das Brustbild im Hautrelief ist in der Spitze der Pyramide, über der offenen Grabespforte. Bei dem Monument für Tizian sollte auf dem Architrav des Eingangs in die Todtengruft das einzige Wort „Tiziano" stehen. Es ist bekannt, daß der Herzog von Sachsen-Teschen dem Künstler für dieses so einfach, klar und schön gedachte und ausgeführte Kunstwerk 20,000 Dukaten zahlte. Canova selbst stellte es 1805 hier auf.

Wir gehen weiter. Der Sacristan führt uns in eine verschliessene Seitenkapelle. Da ruht Kaiser Leopold II. lebensgroß in Marmor von Zauner, nach dem Canova'schen nur ein sehr mittelmäßiges Kunstwerk. Uns fesselt es nicht, denn hier ruht auch der alte Haudegen Maria Thereſia's, der Feldmarschall Daun. Der hat dem Wien sein viel Kopfschmerzen, wenn auch nicht durch seinen, vom Papst gegen den Ketzerkönig geweihten Hut und Degen, so doch durch seine Kriegstalente gemacht! Maria Thereſia ließ es dem „Patriae liberatori" aus Dankbarkeit setzen. Sehr schlecht vergoldete Reliefs stellen das Schlachtfeld von Kollin vor, wo die feindlichen Armeen muthvoll einander entgegenrücken; darunter liest man: „Bataille de Kreczor près de Collin, gagnée sur le roi de Prusse." Referent, ein Preuße, kann nichts dagegen haben. Es ist so. Daun ist für seine Maria Thereſia Das gewesen, was einst Blücher für uns war. Nachschossen, Vogt und Ling, durch diese drei Cardinaltugenden des Menschen hatte er sich Maria Thereſia's Gunst zuerst erworben, durch seine Vermählung mit der Gräfin Fux, der Mignon Maria Thereſia's, stieg er noch höher, ward zum Feldzeugmeister und 1757 schon zum Feldmarschall befördert. Friedrich gegenüber benahm er sich in hoher Weisheit wie ein zweiter Fabius Cunctator. Beide erkannten sich für gefährliche Gegner, Beide fürchteten, aber achteten sich, denn Beide waren groß. Vor solch einem Monument kommen Einem, wie am Gestade des brausenden Meeres, eine Fülle von Gedanken und Betrachtungen, die Weltgeschichte rauscht mit wunderbarem Flügelschlag an Einem vorüber. Auch

des großen Boerhaave bedeutendster Schüler, Maria Theresia's berühmter Leibarzt, van Swieten, ruht hier.

Wir treten schnellen Schritts aus der Kapelle, da hemmt der Sacristan die Eile; er weist uns in einer verschlossenen Seitenthür zwei Guckslöcher — ein Reisender sieht durch jedes, das ihm gewiesen oder nicht gewiesen wird. Man blickt in die Loretokapelle. Da stehen auf einer Altarerhöhung einige vierzig silberne Urnen oder geschlossene Pokale, man weiß es nicht recht — der Sacristan sagt leise: „Es sind die Herzen der kaiserlichen Familie." Mein Gott, wie still, wie gehemmt in ihren Leidenschaften ruhen sie hier im engen Raum und haben doch alle einst so laut geschlagen, vor allen das ehrgeizige, kühne Herz Maria Theresia's — das — doch nicht zu viel Betrachtungen, die Zeit drängt vorwärts und nur der Lebende hat Recht —. Ein Herz fehlt hier, es ist das von Joseph II. Ist das Zufall oder Absicht? Ist dasselbe durch Testamentsbestimmung oder durch Bannspruch nicht aufgenommen worden? Ich konnte das aller Natur-, Kunst- und Geschichtsforschung ungeachtet dort nicht ergründen, hoffentlich ergründe ich es am Studirtisch daheim.

An dieser Kirche war der weiseste Narr seiner Zeit Prediger. Ulrich Megerle, der alte Schwabe, aller Welt unter dem Namen Abraham a Sancta Clara bekannt. Ja noch heute könnte er sein „Huy und Pfuy der Welt!" sprechen oder vielleicht eine neue Auflage seiner Abhandlung über das „Neu ausgehackte Narrennest, respective Werkstatt mancherlei Narren und Närrinnen", mit Vortheil schreiben, wenn er — auch nur die verehrliche Naturforscher- und Naturforscherinnen-Gesellschaft en detail beobachtete.

Diese Kirche ernüchterte mich alles Communismus; Maria Theresia's Grabmal, 42 eingesorgte Herzen und „Gack, gack, gack ein Ei, sagt, was Kirchenfahrt und Klostertaxe sei!" hatten mich wieder auf ganz andere, Welt- und Menschen ergreifende Analysen gebracht. Und ehe ich es mir versah, stand ich wieder vor dem Polytechnicum, wo der Extract alles Wissens concentrirt und verausgabt wurde. Kam ich auch für den Vortrag des Professors Hoffmann: „Ueber den Haushalt der Bienen", aus welchem ich sicher viel für den eigenen, hinsichtlich der Sparsamkeit meiner Frau, hätte lernen können, zu spät, so blieb mir doch noch die Wahl als Hospitirender: „Ueber einige krystallinische Bestandtheile der Leber", von Professor Scherer, „Ueber Gehirnbewegungen", von K. Reclam, „Ueber das Schema der Herzbewegungen", von Professor Brangi, oder der Dr. Fritsch's „Phrenologische Bemerkungen über die Azteken" anzuhören. Die Letztern hatte ich zur Genüge mit Johannes Müller in Berlin durchforscht, jetzt befühlte ich eiligst meine Leber und mein eigenes Herz. Die Sache mit der schematischen Bewegung derselben war richtig, aber die krystallinischen Bestandtheile der Leber? Fraglich? Unerquicklich jedenfalls. So trat ich, da ich mich der medicinischen Sectionen nicht entziehen konnte, eben ein, als der Primärarzt, Dr. Karl Haller, „Ueber das gesetzmäßige Auftreten bestimmter Krankheitsformen und ihren Zusammenhang mit den meteorologischen Verhältnissen nach zehnjährigen Beobachtungen im k. k. Allgemeinen Krankenhause" sprach. Fürwahr, ein durchaus generell interessantes Thema, bei welchem man nicht, wie häufig bei speciell erläuterten organischen Uebeln, gezwungen ist, gleich die Probe an sich selbst zu machen und sich durch Husten, Befühlen oder Drücken der benannten Organe zu überzeugen, daß sie im Normalzustande sind und nicht in der Kategorie der benannten Störungen für diesmal mitzuspielen haben. Dr. Haller legte die aus den statistischen Beobachtungen hervorgegangenen tabellarischen und graphischen Karten vor. Die Wichtigkeit dieser Ergebnisse für die Menschenmassen, die unter gemeinsamen Erkrankungsverhältnissen leben, ist leicht einzusehen. Er machte schließlich den Antrag, daß in andern Spitälern gleiche statistische und graphische Zusammenstellungen gemacht werden möchten, und theilte meteorologische Karten von Director Kreil mit, welche auf Grundlage vierjähriger Beobachtungen gemacht wurden, die aber nicht für ausreichend anerkannt wurden, da erst zehnjährige Resultate einen höhern Anhaltspunkt bieten. Dr. Necke bemerkt, daß er sich seit sieben Jahren mit demselben Thema beschäftigt und beobachtet hätte, daß „die Cholera genau denselben Weg durch Europa genommen habe, den einst die Pest beschritten. Der Gegenstand fesselte und die Frage der Erörterung des Einflusses der atmosphärischen Verhältnisse bei Epidemien und vorherrschenden Krankheitsformen einer bestimmten Zeit ließen Dr. Beneke den Vorschlag thun: „drei größere medicinisch-statistische Bureaux, in Wien, Berlin und ein noch unbestimmtes drittes" zu errichten und diese durch kleine Beiträge zu erhalten, bis die Behörden, von der Wichtigkeit, die Mortalitätsverhältnisse zu erforschen, überzeugt, ihnen pecuniär hilfend beitreten würden.

Dr. Haller machte hierauf Mittheilung über ein vom internationalen statistischen Congreß an alle Regierungen Europas geschicktes Circular, betreffend die Erzielung einer größern Genauigkeit und Gleichförmigkeit in der Angabe der Todesursachen, was, wie er hoffte, den erwünschten Erfolg der Unterstützung herbeiführen würde.

Als die Sitzung beendet, war es hohe Zeit, sich das Billet zur Semmeringfahrt zu sichern. Denn es war mehrfach von den Herren Geschäftsführern erwähnt, wie nur für 1000 Personen zureichende Beförderungsmittel zur Verfügung gestellt wären und daß es ihnen, da die eingeschriebene Versammlung mehr als anderthalbtausend betrüge, sehr leid thäte, nicht allen Wünschen und Ansprüchen genügen zu können. Da die Ehre des Tags den Fremden gehöre, so müsse diesen auch der Vorrang bleiben, und der Vorstand zähle auf die stets bewährte rücksichtsvolle Artigkeit der Wiener, daß diese, ohne verletzt zu sein, zurücktreten und das Vergnügen den Gästen überlassen würden.

In welchem Maße nun diese wahrhaft liebenswürdige Artigkeit und mehr als gütige Rücksicht ausgeübt wurde, davon muß ich zur Ehre der Herren Vorsteher in dankbarster Anerkennung folgende kleine Geschichte erzählen.

Ich und mein Freund hatten unsere Karten, aber letzterer hatte seine naturforschertreue Hälfte, seine Frau, mit. Natürlich war gar nicht daran zu denken, ohne diese Dritte in unserm Bunde die Fahrt zu machen; alle Poesie und Freudigkeit wäre für uns dahin gewesen. Was nun zu thun? Noch eine Attake auf den die Karten vertheilenden Vorstand zu machen. Mein Freund tritt von neuem in das Polytechnicum ein — ich gehe nach San-Carlo Borromeo, der in der Reparatur begriffenen nahen Kirche, derselben, welche Karl VI. im italienischen Stil innerhalb Jahresfrist aus Dankbarkeit, daß die Pest Wien 1735 verschont hatte, bauen ließ. Unterdessen durchforscht mein Freund eine Menge Zimmer, um den Helfer in der Noth zu fassen. Aber der bestürmte Mann ist flüchtigen Fußes geworden und nirgends zu finden. Endlich, nach dem fast einstündigen Fliehen und Suchen, findet er den Lenker seines Schicksals glücklich auf. „Was wünschen Sie?" fragt der vor Erschöpfung Halbtodte. „Wenn es möglich ist, noch ein Billet zur Semmeringfahrt!" „Wie? Sie haben noch keine Karte?" „Ja, ich habe eine, aber meine Frau —" „Verstehe", erwidert der Clairvoyant — „aber es thut mir unendlich leid, ich kann Ihnen keinen Platz mehr geben, es ist Alles verausgabt worden!" Mit Resignation wendet sich der Bittende der Thür zu, da ruft der freundliche, ihm unbekannte Mann: „Ich will Sie doch noch hinüberführen, vielleicht hat Herr H. noch eine Karte!" Sie treten Beide aus dem Zimmer, sie gehen Treppen auf und Treppen ab, durch lange Corridore; endlich bleibt sein Führer in der dunkelsten Ecke eines derselben stehen und zieht aus seiner Brusttasche eine Karte: „Nehmen Sie hier die meine", sagt er freundlich, „denn ein anderer würden Sie durchaus nicht mehr bekommen! Ich konnte sie Ihnen aber nur hier ganz ungesehen geben; der Andrang zum Geschäftszimmer ist so groß, daß ich es dort nicht wagen durfte!" Gerührt, beschämt deprecirt nun mein Freund, aber er zwingt ihn auf das liebenswürdigste, die Karte anzunehmen; — endlich nimmt er sie und dankt dem edeln, uneigennützigen Geber mit dem Druck beider Hände, bittet um seinen Namen, reicht ihm seine Karte und beschließen ist der Freundschaftsbund im dunklen Corridor. Noch vor Freude und Rührung über so viel aufopfernde Güte, kehrte mein Freund, den ich im Irrgarten des polytechnischen Gebäudes fast verloren wähnte, und des Harrens müde geworden, da ich längst mit Carlo Borromeo wie mit der Besichtigung des sehr einfachen Grabmals von Heinrich Collin, des fast ganz vergessenen und doch ausgezeichneten jungen Dichters, fertig war, endlich zurück. Daß wir zu Ehren dieses braven Mannes Mittags unsere Flasche Sekt tranken, wobei wir ihn hoch leben ließen, versteht sich von selbst — Wohlthun trägt Zinsen!

Abends war Zauberfest im Sperl angesagt, d. h. Réunion der Gesellschaft; vorher aber wurde im Kärntnertheater „Cortez" gegeben. Bei dieser Aufführung ist es mir noch klarer geworden, daß der Standpunkt der Kunst ein anderer in Wien als in Berlin ist. Auch hier waltet mehr Gemüthlichkeit als Kunstlogik vor. Der norddeutsche Kritiker vermißt im Ganzen jene Präcision, die sich wie ein rother Faden durch Alles, was in den Bereich der Ausführung fällt, so gewissenhaft hindurchzieht, wie z. B. die historische Treue der Costüme, Scenerie und Dergleichen mehr, was doch, oft auch bei mangelhafter Besetzung einzelner Partieen, das Ganze noch zum Kunstwerk stempelt. Das Orchester ist vortrefflich; überhaupt hört man stets gute Musik. Unter den Sängern und Sängerinnen sind einzelne auch ganz brav und anerkennenswerth, nur Herrn Auerbach müssen wir ausnehmen, der an jenem Abend die Titelrolle

gab und in der That Alles zu wünschen übrig ließ.

Kaum war Amazili glücklich über den Meerbusen von Mexico geschwommen und in Sicherheit, so verließen wir das Theater und eilten in die Soirée zum Sperl. Die sah aber ganz anders aus, als wir sie uns gedacht hatten! Soirée heißt bei uns: „Ein elegantes Beisammensein von Herren und Damen ohne Tabaksrauch!“ Hier saßen wol schon seit ein paar Stunden Hunderte eng zusammengereiht an langen Tafeln und hatten je nachdem Backhähnerl, Kaiserschmarren, Gesottenes naturforscherirt und erlabten sich jetzt an dem Dessert der Cigarre —. Daß nun der Dampf von 6—800 Stimmsengeln nicht gerade ein vortheilhaftes Medium für die Atmosphäre noch für die Eleganz unserer Begleiterinnen sein konnte, sondern ganz im Gegentheil dem Ganzen etwas Spießbürgerliches gab, war nicht in Abrede zu stellen, und unsere norddeutschen Frauen waren höchlich darüber erstaunt, wie die sonst so eleganten Wienerinnen sich mit diesen Wolkenschichten vertrügen! Der Saal aber die Säle glichen denn auch wirklich in Färbung und Geruch einer Räucherkammer. Man möchte immer ein Schwert zur Hand haben, um sich durch diese Wolkenberge einen Tunnel zu brechen; der Athem wird wie von „bösen Wettern“ dem Eintretenden versetzt und von Behagen kann in solchem pestilenzialischen Aufenthalt keine Rede sein. Kommt man früh und räuchert man selbst sich allmälig ein, so geht es; man verträgt es dann; aus frischer Luft aber in diesen Erstickungsheerd gerathend, ist mehr als furchtbar. So kam es, daß wir nur eine kurze Runde, nur hier und da einzelne der freundlichen Vergnügungsordner begrüßten und uns schleunigst zurückzogen, um unsere Naturforscherinnen, die allsogleich das ohnmächtige Blatt mit ihren zarten Geruchsnerven bis zum mal au coeur erforscht hatten, nicht in Ohnmacht sinken zu sehen. Berlin hat auch seine Vergnügungen mit Tabaksrauch, aber sie sind meistentheils doch nur von untergeordnetem Genre. In allen größern Locales, wie bei Kroll, darf im Saal nicht geraucht werden, dazu sind besondere Zimmer eingerichtet, und das ist, wo Hunderte aus- und eingehen, denn auch die einzige Art, ein Local in anständigem Zustande zu erhalten, damit nicht jener widerliche Geruch in Permanenz trit.

„Kommen's nur morgen mit zu spät zur Semmeringfahrt!“ war das letzte Wort, das uns Freund M., ein wiener Arzt, auf den Weg nachrief. Die Semmeringfahrt beschäftigte alle Welt. Es wurden alle Barometer befragt. Schließen wir heute mit sonnigen und blauen Hoffnungen!

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Naturbilder aus der Schweiz.

II. Die grünen Seen.

(Vergl. „Unterhaltungen“, N. F., Bd. I, Nr. 40.)

Noch sehr wenig erklärt ist die Farbe der Seen. Jener Berliner, der uns einmal beim ersten Anblick des Zürichersees allen Ernstes fragte: ob das Wasser gefärbt sei, hatte freilich eine eigenthümliche Vorstellung; aber leider ist unsere Bekanntschaft mit den Ursachen der allgemeinen Farbe sowie dann der zahlreichen Nuancen, des hellern und tiefern Tons, des Farbenwechsels, der Farbenerhöhung der Alpenseen auch nicht so gar weit her.

Meistens ist es eine schöne krystallgrüne Farbe, die wir an ihrem Gewässer beobachten und in vielen Fällen können wir den Grund der verschiedenen Aenderungen auch in äußern Verhältnissen leicht auffinden; so wenn die Schneeschmelze trübe wilde Wasser heranstreibt, weiße grünliche Gletscherströme die Grundfarbe verwischen. Oder wir sehen wol auch vom Rande der Becken her das Hellgrün des Wassers der seichtern Ufer allmälig mit zunehmender Tiefe in immer dunkleres Grün und dann gegen die Mitte in ein tiefes dunkles Blau übergehen; während wieder andere Seen bei jeder Tiefe ihre grüne Farbe beibehalten. Auch läßt die kalte Jahreszeit die krystallene Flut klarer erscheinen als jede andere. Aber die Bedingungen der Farbe hat uns doch noch Niemand zweifellos deutlich machen können.

Nach Meyer („Physik der Schweiz“) läßt auch das Wasser der Schweizerseen das Licht in eine bedeutende Tiefe eindringen und um so tiefer, je intensiver dasselbe und je größer die eigene Klarheit des Wassers und die Glätte seiner Oberfläche ist. „In dieser großen Durchsichtigkeit und der beträchtlichen Tiefe unserer Seen“, sagt der Genannte, „sind wahrscheinlich die allgemeinen Bedingungen der Färbung zu suchen, wobei man nothwendig annehmen muß, daß das Licht in eine größere Tiefe dringe als das Auge des Menschen.“

Für sich allein erscheint das Wasser völlig farblos, seine grünliche Farbe kann daher auch in größern Massen nicht ihm selbst zukommen. Ist der See so tief, daß die Lichtstrahlen seinen Grund entweder gar nicht, oder nur in geringer Menge

treffen, ſodaß die von ihm reflectirten Strahlen vom Waſſer abſorbirt werden, bevor ſie an die Oberfläche gelangen, dann iſt die Oberfläche des Sees, wenn ſie weder vom Wind noch von einer Strömung bewegt wird, gleich einem Spiegel, der das wolkenloſe Blau des Himmels reflectirt und die tiefſten Stellen zeigen eine blaugrüne Färbung. Wenn aber die Lichtſtrahlen den Grund des Sees in Menge treffen und ſich mit dem Reflex des Waſſers derjenige des Seegrunds vereinigt, ſo wird der See, je nach der größern oder geringern Tiefe ſeines Waſſers, bläulichgrün oder grün erſcheinen und die Farbe wird in Meergrün übergehen, wenn der Grund eine helle Farbe hat und noch ſo tief iſt, daß man ihn kaum erkennt und doch nicht ſo tief, daß er nicht durchſcheinen könnte. Die grüne Farbe würde dem zufolge heller mit abnehmender und dunkler mit zunehmender Tiefe des Waſſers. Dunkelblaugrün ſind die meiſten tiefen Seen, deren Waſſer entweder nicht aus Gletſchern entſpringt oder ſich bereits abgeklärt hat, während im Sommer die Seen mit Zuflüſſen aus Gletſcherbächen blaugrün bis bläulich erſcheinen. Von hohen, bewaldeten Gebirgen umgebene Seen zeigen eine dunklere Färbung als Seen im offenen Lande. Der Schatten der Berge ſcheint dem Waſſer eine dunkle Folie zu verleihen, die das Blau des Himmels ſtärker reflectirt. Bei den oft beträchtlich tiefen Seen der höhern Alpen kommt dazu noch der Reflex des unverändert bleibenden Lichts der bewaldeten Berge. Blau erſcheinen die Seen, wenn man von einem hohen Standpunkt auf ſie hinabſieht; überhaupt ſpielt, aus größerer Entfernung geſehen, die Farbe der Seen mehr ins Blaue und bildet ſo den reizendſten Contraſt mit der grünen Umgebung. Wolkiger Himmel gibt der Oberfläche der Seen in der Nähe einen ins Graue ſpielenden Farbenton, hell blaugrün an Stellen von geringer Tiefe und hellem Grund, dunkel graugrün über großen Tiefen oder an den mit Seepflanzen bewachſenen Senkungen des Grunds, ſodaß von dieſen Färbungen gewiſſermaßen eine Karte der Erhöhungen und Vertiefungen eines Sees gegeben wird. Auch die Winde haben Einfluß auf die Färbung der Seen, lebhaft grün bei Stürmen, erſcheinen ſie bei ſchwächerm Winde grauweiß oder mehr ſilberglänzend. Aber alles hier Angeführte iſt durchaus nicht ſtreng auf das ſo mannichfach wechſelnde Farbenſpiel auf den Seen zu allen Fällen anzuwenden; was das eine mal zu erklären ſcheint, läßt ein andermal im Stich; eine Menge Nebenumſtände wirken offenbar mit und das Wieviel ihres Einfluſſes vermögen wir uns nicht immer zurechtzulegen. Mit einem Worte: alles die Farbe der Seen Betreffende iſt ſehr problematiſch. Aber der Wechſel dieſer Erſcheinungen iſt deshalb nicht weniger reizend und anziehend.

Berühmt wegen ſeines herrlichen Blaus iſt der Gardaſee. In der That kann auch kaum etwas ſich jener wundervollen Farbe vergleichen, wie ſie namentlich an gewiſſen Tagen aus tiefem Grunde ſchimmert. Viele wollen bemerkt haben, daß bei trübem Himmel das Blau intenſiver ſei als bei klarem. Etwas Aehnliches, nur mit einer andern Farbe, beobachtete ich einmal am Zürcherſee an einem Abend, der überhaupt am Himmel und auf der Erde die ſeltenſten Wolken- und Lichterſcheinungen zuſammengebracht hatte. Der Himmel war vorherrſchend trübe, in düſterm Grau; die Färbung der Bergketten um den See war eine höchſt eigenthümliche: licht ſtahlblau, faſt geiſterhaft ſchimmernd; vereinzelte Streifen des Widerſcheins einer dunkelflammenden Abendröthe konnten das Dunkel des ſüdöſtlichen Himmels nur greller erſcheinen laſſen, und mitten in dieſer ſeltſam, faſt ſchaurig gefärbten Umgebung ruhte der See wie eine einzige große Schale des ſchönſten Malachits; nie habe ich ihn reiner, ausgeſprochener, faſt überraſchend grün geſehen. Andere Färbungen bringt der verſchiedene Zuſtand der Luft, die Beſchaffenheit der Temperatur, der Stand der Sonne und, wie ſchon angedeutet, auch die verſchiedene Stellung des Beobachters hervor; manchmal ſcheint das lebensvolle Bild jeden Augenblick zu wechſeln. Oft erglühen einzelne Theile der Waſſerfläche größerer Seen noch Abends vor dem Scheiden der Sonne in roſiger Röthe wie die Gipfel des beſchneiten Hochgebirgs; ein andermal ſchimmert uns ein kleiner Alpenſee, in dem von der Sonne geröthete Felſen- und Schneehäupter ſich ſpiegeln, im Purpurtone entgegen und man könnte glauben, mitten in der wilden, einſamen Umgebung ein großes Becken mit Blut zu erblicken. Färbungen anderer Art rühren von wirklich färbenden Beimiſchungen her, wie etwa von dem gelben Staube der Fichtenwälder oder von einer unendlichen Zahl kleinſter mikroſkopiſcher Thiere. Man nennt dieſe intereſſante Erſcheinung, gleichen Urſprungs mit dem rothen Schnee der höhern Alpen, „das Bluten der See".

Eins der entzückendſten Schauſpiele iſt wol der See in einer Mondſcheinbeleuchtung. Da liegt die große klare Waſſerfläche im ſanften Sil-

derglanze; das Gestirn der Nacht und tausend und aber tausend blitzende Sterne spiegeln sich in der scheinbar unbeweglichen, ruhigen Woge. Kräuselt aber nur ein leichter Wind die Fläche, so wird uns schon kein einheitliches Mondbild mehr erscheinen, sondern ein blitzender Streifen flüssigen Goldes in der Richtung unsers Auges, der nichts Anderes ist als eine Unzahl einzelner Mondbilder auf den bewegten kleinen Wellen, die sich aber eben deshalb decken und so dem Blicke nur wie ein schimmernder Strom sich darstellen. Durchschneidet ein Schiff die wie ein flüssiges Gold erzitternde Stelle, so führt es noch lange einen leuchtenden Streifen hinter sich her, als zöge der Kiel ein breites Band des glänzenden Metalls nach sich.

Auf den Seen der Schweiz läßt sich, abgesehen von ihren zufälligen Anschwellungen, eine bisweilen mit einer gewissen Regelmäßigkeit eintretende Bewegung, eine mehr oder weniger starke Hebung und Senkung des Wasserspiegels innerhalb einer kurzen Zeit beobachten; am auffallendsten auf dem Genfersee, wo die Erhebung mehre Fuß beträgt. Man schreibt diese Erscheinung dem gleichzeitig auf verschiedene Theile des Seespiegels ungleich einwirkenden Drucke der Luft zu. Der Genfersee zeigt auch eigenthümliche Strömungen, die von unterirdischen Zuflüssen herrühren und dann auch die außerordentliche Durchsichtigkeit seines Wassers erklären sollen. (Nach Andern aber würden diese Strömungen wie die Bewegungen in der Luft auf der Verschiedenheit der Temperatur und der Nothwendigkeit des wiederherzustellenden Gleichgewichts beruhen.) Der Einfluß der verschiedenen Winde auf die Seen der Schweiz ist nicht selten ein sehr bedeutender. Was die Land- und Seewinde der wärmern Länder, sind hier die periodischen Thalwinde, die oft eine sehr beträchtliche Stärke erreichen. Die Configuration der Thäler erzeugt hierbei große Mannichfaltigkeit in diesen Störungen des atmosphärischen Gleichgewichts. Der Joran, ein vom Jura herabsteigender Wind, wird nicht selten zum heftigen Querwinde, der die Spiegel des Neuenburger- und Bielersees in mächtigen Wellen aufregt. Die sogenannten „weißen Winde" auf dem Genfersee, horizontale und regelmäßige Luftströme gegen Ende des Sommers, thürmen den See zu gewaltigen Wogen auf, während man die Blätter der Bäume an den Ufern sich kaum bewegen sieht. Mit furchtbarer Gewalt stürzt sich oft der Sirocco Italiens als Föhn der Alpen in die Thäler nieder; schwere Gewitter begleiten ihn zuweilen und vor der Heftigkeit seiner Stöße oder im Kampfe mit andern Winden schäumen die aufgeregten Wellen des Vierwaldstättersees auf oder droht selbst dem Schiffer des Züricher- und Wallenseer schwere Gefahr. Fast mehr noch gefürchtet sind die plötzlichen Ueberfälle von den Bergen herabstürzender Winde auf dem Wallenseer.

Kohl hat die Alpenseen sehr bezeichnend die „Kehrichtmagazine" der Alpen, ihre Reinigungsanstalten genannt; freilich sind es in diesem Sinne Kloaken vom lieblichsten Anblick. Der Vergleich ist ein richtiger und diese Stellung der Seen in dem Netze der Flüsse und Bäche eine sehr wichtige. Letztere führen fortwährend eine Menge Geschiebe und Steine von den Bergen herab, durch welche unaufhaltsam ihr Bett erhöht und so der Grund zu Ueberschwemmungen gelegt werden würde, falls sie jene mit fortgerissenen Massen nicht in den Seen ablagern und selber in diesen ihre eigene Heftigkeit mäßigen könnten. Der schäumend und verheerend dem See zueilende Bergstrom verläßt denselben beim Austritt sanfter und ruhiger und selbst länger dauernde Anschwellungen, welche auch den See mit in ihr Bereich ziehen, treten unterhalb desselben nicht so verheerend auf, als es bei zufällig und rasch anschwellenden Flüssen der Fall ist, ehe sich diese in einem See ausbreiten und gewissermaßen zur Ruhe kommen konnten. So wirken die Seen allerdings als Regulatoren auf die Flüsse zurück; sie können ungeheure Massen Wassers aufnehmen, ehe sie selbst beträchtlich steigen. Der Wasserstand der Seen, d. h. die Höhe des Seespiegels je nach der Beschaffenheit des Abflusses und der einfließenden Wassermenge, sein zeitweises Steigen oder Sinken berührt Verhältnisse, welche für die Anwohner von höchster Bedeutung sind, hier aber von uns nicht näher erörtert werden sollen. Nur soviel möge bemerkt werden, daß auch dieser Theil der Geschichte der Seen, sowie die interessante Frage, ob sie alle ihre empfangenen Gewässer in einer gewissen Zeit und in welcher, weiter schieben, erneuern, noch einer eingehendern Behandlung harrt und manche belehrungsreiche Aufschlüsse erwarten läßt. Ein Gleiches ist der Fall mit der Gestaltung des Grundes, seiner Vertiefungen und Erhöhungen als ergänzenden Bildes unserer festen Erdrinde, mit der Temperatur der Gewässer in den verschiedenen Regionen der Tiefe, so einflußreich auf die Thier- und Pflanzenwelt, welche die krystallenen Räume des nassen Elements beleben, auf die Wanderungen der Fische, von der wir noch so dürftige Kunde haben. Wie einfach erscheint uns da ein solches

Becken, das die klare Flut zum See ausgefüllt hat, beim ersten Anblick, und doch wie viele der wissenswerthesten Beziehungen für alle unsere Interessen bietet es bei tieferm Eingehen! So ist die anscheinende Einfachheit der äußern Erscheinung gleichsam nur der Schleier, hinter dem das forschende Auge den unendlichen Reichthum mannichfachsten Lebens, der Schönheit und Zweckmäßigkeit entdeckt.

Von den kleinen einsamen Hochalpenseen mit ihrem ernsten und wilden Charakter mit oden steinigen Ufern, in welche selbst wieder nur nackte graue Felsenwände, seltsam gestaltete Gebirgshörner oder weite Flächen glänzenden Schnees schauen; von den grünen Waldseen im Schatten dichter Fichtenwälder, schroffer Felsen, hier und da von einer heimlich stillen Alpenwiese begrenzt, bis hinab zu den großen Seen am äußern Rande des Alpensystems, am Ausgange seiner Thäler, in denen sie wie mächtige breite Ströme sich hinstrecken — welch reizender Wechsel in Form und Umgebung! Dort eine großartige, aber fast überwältigende, niederdrückende Natur, in ihren wunderbaren, riesigen Gestaltungen mit stummer Gewalt die Seele an sich ziehend, ohne sie in ihrer kalten starren Majestät zu erwärmen, zu befriedigen; hier die regste Fülle wechselnden Lebens längs sorgfältig bebauter Ufer, die Mittelpunkte der mannichfaltigsten Cultur, Markt- und Handelsplätze, die Stätten einer wachsenden Industrie, eines stets vorwärtsstrebenden Gewerbfleißes; hier die immer belebten Straßen eines großen Waarenverkehrs, wie der ab- und zufluthenden Reisenden aller Länder und Nationen; und dies Alles umgeben von der vollen Anmuth einer schönen, üppigen Cultur, in dem Kranze von Weingärten, schwellender Kastanien, blühender Fruchtbäume, unter der milden Herrschaft eines gemäßigten Klimas, das in Verbindung mit der fleißigen Menschenhand die lachenden Ufer der Seen wie einen einzigen reizenden Garten erscheinen läßt. Und selbst in diesem gemeinsamen Gemälde der größern Seen am Fuße der Alpen entdeckt das Auge bei jedem einzelnen wieder eine andere neue Scenerie, eine andere bestimmte Physiognomie; selbst an den Ufern des einzelnen Sees nach ihrer Lage, ihrer Richtung, ihrem Baue einen verschiedenen Charakter, für den Geist eine Quelle beständiger Aufmerksamkeit und verdienten Nachdenkens, für die angeregte und befriedigte Seele eine Fülle unendlicher Genüsse! Dr. Lauchenstein.

Zur Kritik unserer Goethe-Ausgaben.

In dem Aufsatz unter der Ueberschrift: „Hör-, Schreib- und Druckfehler" (Ausgabe in 40 Bänden, XXXII, 235 fg.), worin Goethe sich als einen von jeher an das Dictiren Gewöhnten bezeichnet, klagt er über die fehlervollen deutschen Druckwerke. Man stoße von Zeit zu Zeit an und wisse sich kaum zu helfen, wenn man nicht eine divinatorische Gegenwart des Geistes lebendig erhalte, sich den Verfasser als einen verständigen Mann gegenüber denke, der nichts Ungereimtes sagen wolle noch dürfe u. s. w.

An diese Klage mahnen leider nur allzu häufig die verschiedenen, jedoch in dem Mangel an Correctheit und Kritik übereinstimmenden Ausgaben unsers größten deutschen Dichters selbst, wie das Nachfolgende zeigen wird.

In den „Wahlverwandtschaften," gleich im zweiten Capitel (XV, 16 nach der 40bändigen Ausgabe vom Jahre 1840, nach welcher wir überhaupt hier citiren) heißt es in allen Ausgaben:

„Betrachten wir es genauer", fuhr er fort, „so handeln wir Beide thöricht und verantwortlich, gegen der ersten Naturen, die unser Herz so nahe angehen, im Kammer und im Druck zu laufen, nur um uns feiner Gefahr auszusetzen."

Jeder achtsame Leser stößt hier gewiß bei dem gesperrten Wort an, aber wenn er verschiedene Ausgaben nachzusehen Gelegenheit hat und in denselben übereinstimmend Dasselbe findet, so scheut er sich vielleicht doch, einen bloßen Druckfehler anzunehmen und sucht eine Erklärung eher in einem ungewöhnlichen Gebrauch des anstößigen Worts (verantwortlich, etwa so, daß wir eine Verantwortung auf uns laden). Wenigstens muß ich gestehen, daß es mir so gegangen, bis ich die erste Ausgabe der „Wahlverwandtschaften" (Tübingen 1809) zu Gesicht bekam, wo es in der fraglichen Stelle buchstäblich heißt:

„so handeln wir beyde thörigt und unverantwortlich".

In Gedichten, zumal in gereimten, treten Fehler zuweilen schon durch die äußere Form bemerklicher hervor und der Reim erleichtert dabei die Ahnung der ursprünglichen Lesart, eine Bemerkung, die ich namentlich bei deutschen und fremden Gedichtern zu machen vielfach Gelegenheit gehabt. So können z. B. in dem sonst durchgängig, wenn freilich auch ziemlich freigereimten Lied:

Prinz Eugen, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wiederum kriegen
Stadt und Festung Belgerad,

die beiden ersten Zeilen schwerlich auch nur als frei reimend oder assonirend gelten sollen. Sollten sie also nicht vielleicht ursprünglich gelautet haben:

Prinz Eugen, der edle Ritter,
Wollt dem Kaiser bringen wieder
Stadt und Festung Belgerad.

Doch das mag auf sich beruhen. Es soll uns nur den Uebergang zu ähnlichen Vermuthungen über Goethe'sche Gedichte liefern, wobei wir mit einigen unbedeutendern Veränderungen beginnen.

In Mephistopheles' bekanntem Liede (XI, 91):

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh'(n).
Den liebt' er gar nicht wenig,
Als wie seinen eignen Sohn.

scheint der eingeklammerte Buchstabe, vielleicht von dem Dichter selbst, aus grammatischen Rücksichten gewählt und der vollständige Reim der sprachlichen Correctheit geopfert zu sein.

Daß (XI, 146) in Faust's Versen:

Und ich, der Gottverhaßte
Hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug;

sämmtliche beiden ersten Zeilen als eine gereimt sind, ist, glaub' ich, schon sonst bemerkt, wie Aehnliches mehr. Daran schließt sich als ganz ähnlich in „Lili's Park" (II, 79) die Stelle:

Alle Bäume, alle Büsche
Schienen Lebendig zu werden;
Es hüpften sich ganze Heerden
In ihren Büschen; sogar im Wasser die Fische
Patschten ungeheilig mit den Köpfen heraus
Und sie streut dann das Futter aus u. s. w.

wo durch das Zusammenrücken der beiden ersten Zeilen zu Einer, „Fische" seinen Reim eingebüßt hat. Wenn es wenige Verse weiter heißt:

Schlichen sich, drängten sich, rissen sich,
Jagten sich, fingten sich, beißen sich
[Einmal zu Tod]
Und das All' um ein Endchen Brot.
Tod, mordet, aus den schönen Händen schmaust,
Wie hier es in Wunderlis gehaust,

so sollen die von uns in [ ] beigefügten Worte nur die vorhandene Lücke andeuten, die vielleicht auf die angedeutete Weise zu ergänzen ist.

Wenn (XII, 69) Mephistopheles dem zu den Müttern gehenden Faust zuruft:

Versuch' denn! Ich könnt' auch sagen. Steige!
Es ist einerlei. Entfliehe dem Gestaltenlosen,
In der Gestalte lustgenießen zu Räume;
Ergötze dich am längst nicht mehr Vorhandenen u. s. w.

so ist dem Reim zufolge und auch ganz dem Sinn gemäß statt Räume „Reiche" zu lesen (vergl. über die Reime von g und ch bei Goethe s. B. XI, 157):

Ich zeige.
Du Schweigeverein u. s. w.

In der Stelle (XII, 131):

Kreisen wir um diesen Helden
[Und umgaukeln ihn mit Scherzen]
Liebe wird in seinem Herzen
Sich gewiß für Einen melden;

ist offenbar eine Lücke: die wir durch eine in Klammern versuchte Ergänzung angedeutet.

Unter den Sprüchen steht einer (III, 30):

Worauf Alles ankommt, das ist sehr simpel:
Gutes, verträgt, ehr's dem Gesindel spürt!
Dahin aber verirrt sich kein Wimpel,
Einwärtsmann weiß, woher und wer führt.

Wenn unsere Ausgaben in der zweiten Zeile Gesinde haben, so ist dadurch Rhythmus und Reim gestört.

Hier seien gleich noch zwei Fehler in zwei aufeinanderfolgenden Sprüchen (III, 106) erwähnt:

Alles will reden,
Jeder will wandeln,
Ich allein soll nicht sprechen
Noch handeln.

Ein Bauer hinkt an dem stärksten Stock,
Wir sprechen, wie mir's besser machen,

wo statt der gesperrten Wörter „wandeln" und „bauen" steht, wie eine ähnliche Verwechslung von b und f sich auch XI, 22 findet: Es wölbt (statt: wölkt) sich über mir, Der Mond verbirgt sein Licht u. s. w. und namentlich auch öfters die Weise zur Weise geworden ist, s. B. VI, 303, wo die Parze Klotho dem Merkur die Spindel übergibt:

Du wirst es dann der Schwester übergeben,
Sie weiß (lies: weif') es auf zum wiedersprechen Leben.

Zum Beschluß noch eine Bemerkung zu dem Gedicht „Zwiespalt", aus dem „Westöstlichen Divan", der freilich zum Beweis dafür dienen kann, daß der Dichter zuweilen selbst aus Rücksichten den Reim gestört hat. Es hieß es in dem Gedicht (IV, 93) ursprünglich gewiß:

Du beschämst, wie Morgenröthe
Jeden Gipfel edler Seele,
Und noch einmal fühlet Goethe
Frühlingshauch und Sommerwehe.

Wenn aber mit Vernichtung des Reims, statt Goethe, der Name Hatem gesetzt wurde, so geschah es, um das ursprüngliche Gelegenheitsgedicht dem „Divan" einzuverleiben. In dem Gedicht „Zwiespalt" aber sind offenbar vier Zeilen ganz zu streichen. Es lauten nämlich (IV, 10):

Wenn laut an hohen Feste
Turbo bläst,
Im Felde rechter Hand
Mavors trommelt.
Da wird dorthin das Ohr
Lieblich gezogen,
Doch um des Liedes Zier
Durch Lärm betrogen.

Nun folgen noch acht Zeilen, die ich aber, der größern Anschaulichkeit wegen, in zwei Hälften gegenüberstelle:

Nun stets's immer voll
Im Kriegesdonner.
Ich werde taub, toll,
Ist das ein Wunder?

Jetzt macht der Pförtners
Schall der Posaunen,
Ich irre, rase schon
Ist das zu dauern?

Offenbar sagen die vier Zeilen links gerade Dasselbe wie die rechts; jene sind wahrscheinlich der erste Entwurf des Dichters, in welchem ihm aber die (englische) Form Thunder (statt Donner, vergl. IV, 31, bewhelmen, Englisch wheim u. a.m.) störend war und wofür er daher den Ersatz schrieb, Der Abschreiber aber fügte diesen hinzu, ohne jenen zu tilgen.

Dan. Sanders.

Anregungen.

Schiller's Gattin im Alter.

Schon einmal (vergl. „Unterhaltungen", N. F. Bd. I, Nr. 49) haben wir in diesen Blättern eine der edelsten deutschen Frauen zu schildern versucht, Charlotte von Lengefeld — nicht die Frau, sondern das aufblühende, liebende Mädchen.

Der Briefwechsel, den Heinrich Düntzer herausgegeben: „Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1856), zeigt uns die Gattin, die ihr Ideenreich verloren, die Frau, die wenig Hoffnungen, nur noch Erinnerungen hat. Der vertraute Freund, an den diese Briefe gerichtet sind, ist der bekannte Urfreund Goethe's, Ludwig von Knebel. Dieser lernte Charlotte von Lengefeld schon als Mädchen in Rudolstadt kennen und wurde durch ihren lebhaften, feinen Sinn angezogen. In einem Briefe vom 29. September 1787 schrieb er an seine Schwester: „Die Lengefeld'schen in Rudolstadt sind gar gute Leute; ich habe nicht bald eine bessere Familie gesehen. Vor einigen Jahren durchreisten sie die Schweiz, Mutter, beide Töchter und der nicht ganz angenehme Herr Schwager. Dies hat ihnen viel gute Bekanntschaft geschafft und ihr Leben gewissermaßen erhöht, daß sie an Mehrern Antheil zu nehmen vermögen. Lotte aber Fräulein von Lengefeld hat bei ihrer beinahe kindischen Unschuld wirklich einen erhöhten Geist für alle und auch sehr ernste Wissenschaften." So bildete und erhielt sich das Verhältniß zwischen Charlotte von Schiller und Knebel, dessen Antheil nach dem Tode Schiller's an dem Schicksale Charlottens sich in edelster, herzlichster Weise bewährte. Besonders seit dieser Zeit entspinnt sich ein freundlicher Briefwechsel zwischen Beiden, der an Lebhaftigkeit zunahm, als Knebel's Schwester, Henriette, Ende August 1810 Weimar verließ. Da ward die Botin, welche wöchentlich zwei mal zwischen Jena und Weimar ging, nur höchst selten ohne ein freundliches Zeichen entlassen; ja auch bei zeitweiliger Entfernung von Weimar hörte Frau von Schiller nicht auf, sich mit dem Freunde zu unterhalten. Gegenseitige Besuche belebten die freundlich-herzliche Verbindung. Knebel's Briefe an Frau von Schiller liegen uns nicht vor. Dagegen läßt uns der Herausgeber in der Einleitung aus den von Knebel an seine Schwester gerichteten Briefen, die er mittheilt, einen Blick in dieses vertraute Verhältniß während der Jahre 1810—12 thun. Frau von Schiller war durch den Verlust ihres Gatten tief erschüttert und daraus läßt es sich erklären, wenn Knebel unter Anderm an seine Schwester schreibt, daß die Schiller'n „eine grundgute Frau, doch nicht immer in sich glücklich ist; sie braucht dazu fremder Hülfe. Sie braucht sanfte, vernünftige Unterstützung — und so wendet sie sich zum Theil jetzt an mich, der ich ihr doch bei weitem das nicht sein kann." Und ein anderes mal: „Sie findet Alles trüb und düster wie eine Nebelwelt vor sich liegen, worüber ich sie denn schon gewaltig gezaust habe, weil ich es nicht leiden kann, da kein Mensch mehr Ursach' hat, heiter und zufrieden zu sein als sie. Ihre Kinder, ihr Vermögen, Alles ist in gutem Stand, wie sie sich's nur wünschen kann. Aber so ist's: das Glück können weit weniger Menschen noch ertragen als das Unglück." Wie unglücklich sich die Wittwe nach dem Verlust eines solchen Gemahls fühlen mußte, brauchen wir wohl Knebel nicht bedeuten.

Aus den vorliegenden Briefen Charlottens leuchtet der „erhöhte Geist", den ihr Knebel schon am Anfang seiner Bekanntschaft beilegte, in sprechenden Zügen und vielen Stellen hervor. „Wie ganz", sagt Düntzer mit Recht, „ist die edle Frau durchdrungen von dem Bewußtsein ihrer so schweren als theuren Mutterpflicht! Wie innig lebt sie in den Erinnerungen an den früh entschwundenen Gatten, wie flicht sie sich, mag auch ein trüber Schleier ihre Seele bedecken, als freisinnige deutsche Frau, auf der Höhe schön menschlicher Bildung, im innersten Grunde allen Reinen, Guten und Schönen'..... Ueberall prägt sich Frau von Schiller als eine durchaus edle und würdige Erscheinung, die ihr reines Wesen auch in ihren unmuthigen, zuweilen höchst ungerechten Aeußerungen nicht verläugnet." Düntzer hat seinen Kommentar gemessen, auch derartige Bemerkungen weiß unser

kürzt mitzutheilen. „In der Ueberzeugung, jeder verständige Leser werde den augenblicklichen Ausfluß einer unmuthigen Stimmung oder auch entschiedenen Abneigung gegen einzelne Personen — wie z. B. gegen den höchst verdienten Kanzler von Müller — nicht als durchaus maßgebend betrachten". — Die edle Frau erlebte noch die Freude, ihre beiden Söhne verheirathet zu sehen; ihre beiden Töchter vermählten sich erst nach ihrem Tode. Sie war glücklich in dem Glück ihrer Kinder. Leider verschlimmerten sich ihre Augen immer bedenklicher, sodaß sie sich mit völliger Blindheit bedroht sah. Sie unterwarf sich zu Bonn einer Augenoperation, die unter kundgewandter Hand glücklich gelang und ihr den vollen Wiedergewinn des Gesichts versprach, aber ein Nervenschlag riß unerwartet den Faden eines so schönen, edeln Lebens ab. Sie starb zu Bonn am 9. Juli 1826, 21 Jahre nach ihrem Gatten, drei Jahre nach dem Tode ihrer Mutter.

Wir führen nun zum Schluß noch einige Aeußerungen der edeln Frau aus den hier vorliegenden Briefen an, die sie charakterisiren. Unterm 21. Januar 1815 schreibt sie aus Weimar: „Es freut mich, daß Sie in meinem Briefe etwas fanden, was Sie beschäftigen konnte. Ihnen läßt es sich so gut sagen, was man empfindet, weil Sie andere Meinungen aufnehmen und anhören mögen; denn die meisten Seelen sind zu sehr befangen in den eigenen Lebensvorstellungen und indem man sich mittheilt, geht der Genuß des Verstandenwerdens verloren. Der poetischen Ansichten und Naturen gibt es leider gar zu wenig! Und der Anblick der Weltbegebenheiten schreckt und beängstigt so viele Gemüther! Ich für meinen Theil will nur zufrieden sein, an den Dingen eine sehr Gestalt werden zu sehen, damit ich Sicherheit und Ruhe weiß für meine Freunde und Kinder. Das, was ein geistiger guter Wille und Streben nach dem Bessern in die Welt zu legen vermag, wird wol auch jetzt noch nicht erreicht, wo doch so viele Thaten für das Bessere zum Ausdruck gelangt sind. Die Menschen vergessen immer, daß sie selbst das Hinderniß sind, damit das Ganze nicht erscheine; denn sie bringen alle ihre Leidenschaften und Begierden in Anregung und wer sich selbst nicht überwinden kann, kann auch die Welt nicht gestalten." Wie wahr!

Unterm 24. September 1819 schreibt sie aus Kirchhausen: „In der großen und schönen Natur sind wir meine Freunde gewiß am nächsten, wenn ich es auch nicht in jedem Moment sagen kann. So habe ich Goethe's Geburtstag gewiß mit herzlichern Wünschen begangen als meine Landleute, und die großen, schweren Wolken über den Alpen brachten mir ein großes Bild von der Kraft einer menschlichen Natur ins Gemüth, und von dem Gefühl belebt, daß alle großen Kräfte verschwistert sind, dachte ich, daß ein solcher Geist mit den Berggipfeln zu vergleichen sei, welche die Sonne beleuchtet, und er, hoch über die andern Geschlechter der Menschen erhaben, im Strahl der Poesie und des Wirkens einzig dastehe und zum Segen und zur Freude Aller, welche die Natur lieben, ebenso schön erscheine als ein Alpengebirge. Die neuen Poeten der Jüngern, die Sie wohl kennen und zu würdigen verstehen, geehrter Freund, erscheinen mir wie Mücken, die den Sonnenstrahl auffangen und indem ihre Flügel beglänzt erscheinen, in ihnen der Wahn erwacht, als glänzten sie durch sich selbst. Mögen sie noch soviel singen, sie werden es doch nicht aussprechen, was ein einziger Blick in die Alpen sich zu deuten weiß." Frau von Schiller haßte alles Platte und Gemeine; darum war sie auch auf Kotzebue schlecht zu sprechen. Nach der Aufführung eines Kotzebue'schen Stücks bei einem Feste schreibt sie (unterm 22. Februar 1815), Kotzebue habe sie schon längst aufgegeben und traue ihm alles Schlechte zu, daß aber die vornehme Gesellschaft Weimars an solchen Plattheiten Gefallen finden könne, sei sehr traurig. „Und es hat mich gelehrt", fährt sie fort, „daß ich mich lieber von einer solchen Welt entfernen möchte, wo man, wenn man nicht selbst den guten Geschmack erkennt, doch soviel Ehrfurcht für das Schöne in sich bewahren sollte, dem Schlechten nicht Raum zu geben. Wenn der Nimbus, der Weimar stets als so gebildet umgibt, verschwindet, wenn wir und der übrigen Welt gleichstellen, so denken Kotzebue's Gönner gar am Ende, daß wir ihnen anheimgefallen sind und behandeln uns wie ein erobertes Land." Frau von Schiller liebte philosophischen Umgang. In einem Briefe vom 28. December 1816 freut sie sich auf die Bekanntschaft des Philosophen Fries. „Ich lebe gar nicht gern ohne philosophische Freunde und jetzt haben wir leider gar keine Spur einer Schule um uns her!" Ich möchte viele Ausrufungszeichen noch machen, um mein Bedauern darüber auszudrücken." In einem spätern Briefe (vom 18. November 1820) vergleicht sie die antiken mit den modernen Philosophen: „Ich habe mehre Reflexionen über Alte und Neue Welt gemacht, über die Nachtheile der Bildung, und was die griechischen Philosophen vor den unsrigen auszeichnet und wie sich die wahre Philosophie im Nichtachten der Lebensansichten und Festhalten von dem Kleinlichen des Lebens ausspricht. Die jetzigen Philosophen, Philologen, Theologen u. s. w. kommen am Ende ihrer Speculation auf den Epikurismus. Wo Gekröse und Schmerlingsrogen mit brauner Soße und Hasenpfeffer reimt, betäuben sich die des jetzigen Jahrhunderts, um einen angenehmen Abend zu haben, mit Champagner. Ich hatte Manches über Schimmach Wolf gehört (über sein materielles Leben), den ich als verständigen, sehr gelehrten Sprachforscher hochhalte. Aber darüber dachte ich weiter noch und möchte, daß ein scharfsinniger Kopf das Ehemals und Jetzt der gelehrten Welt zusammenstellte."

Diese wenigen Proben genügen, einen Blick in das edle Gemüth und den dem Höhern zugewendeten Geist der Dichtergattin thun zu lassen. Mögen ihre Briefe recht viele Leser und besonders Leserinnen finden!

Für die Schillerstiftung.

Seit der kurzen Zeit ihres Bestehens hat die dem bedrängten, von Sorgen verkümmerten schriftstellerischen Genius gewidmete deutsche Schillerstiftung bis in die weitesten Kreise hinaus das Interesse der Nation in Anspruch genommen; von Norden und Süden, aus den russischen Steppen sind ihr Beiträge, Zeichen der Genugthuerung und Theilnahme, zugegangen, überall hat der Zweck der Stiftung, welche den unsterblichen Dichter zu ihrem Patron und Schutzheiligen gemacht, die gleiche Aufnahme, denselben Anklang gefunden.

Ist sie doch ein neutraler Boden, eine geweihte Stätte, auf der die so vielfach getrennten deutschen Stämme in gleicher Liebe, zu gleichem Streben einander die Hand reichen können und sollen; denn alle sind am Wachsen und Blühen unserer Literatur betheiligt.

In diesem Sinne hat Dr. Karl Weller eine Sammlung lyrischer Gedichte: „Dichterstimmen der Gegenwart", veranstaltet, die bei H. Hübner in Leipzig erscheinen ist. Ihr Ertrag ist den deutschen Dichtern bestimmt, denen nur zu oft, wie der Herausgeber sagt, „die Sorgen der Noth des Hauptes Krone ist".

So können hier einmal Lieder, die so leicht und oft so spurlos dahinrauschen „wie Herbstlaub im Wind", ein dauerndes, bleibendes Capital erwerben helfen. Von den Spitzen des deutschen Parnaß bis zu seinem Fuße hat seit 1850 kein so bescheidenes Veilchen geblüht, das hier nicht eine neue, hoffentlich langdauernde Heimat gefunden; der Prospectus führt mehr als 200 Dichternamen vor, unter ihnen die gefeiertsten, klangvollsten und viele, die man zum ersten male hören wird. Mangel an Vielseitigkeit, Wechsel der Töne und der Stimmungen wird man also dem Buche gewiß nicht vorzuwerfen haben, das dem Leser wie der Stiftung ein Schatzkästlein werden möge! Doch der Lebensweisheit hat es der Herausgeber vorzugsweise durch die Wahl der Themata, welche die Dichter besingen, geweiht.

Um den Preis von wenig über einen Thaler kann man durch jede Buchhandlung ein nationales Unternehmen fördern.

In der Einöde.

Die Sonne barg sich hinterm Forste
In ihres Purpurmantels Pracht;
Nun duckt in seinem Felsenhorste
Der Falk sich vor der drohenden Nacht;
Die Meise schläft vom Beutezuge
In ihrem Nest, dem zellenvollen;
Die Raubern sich im Laube rollen,
Erschöpft vom heißen Räuberzuge.
Fern ist den blinzernden Gesichten
Des Feuerrohres Mordgeschoß;
Es schläft der Wildeste der Wilden,
Der Mensch, des Falken Blutgenoß;
Es ruh'n die Knaben, die im Neste
Des Baches stumme Brut berücken;
Der Jäger ruht, den hoch entzücken
Des todestrunden Rehes Blick.
Schläft endlich in dem stillen Raume
Der blut'gen Triebe rohe Gier?
Wiegt sich im süßen Kindheitstraume
Im Grundfrieden das Revier?
Nein! Leise machen sich zum Rauben
Die Fledermäuse auf und Eulen,
Die Füchse mordverkündend heulen,
Der Marder klettert nach den Tauben.
Von der Arena blut'gen Spuren
Der trübe Blick zu euch sich lenkt,
Die ihr, die einz'gen Creaturen
An Rauben nicht und Morden denkt:
Die an der Mutterbrust der Erde
Ihr friedlich eure Nahrung sauget,
Des Himmels Athem in euch hauchet,
Daß er in euch belebet werde.
Und doch, o Pflanzen, mit dem Strahle
Der sanften Schönheit hold geschmückt,
Auch eurer Stirn sind Kainsmale
Der gier'gen Selbstsucht aufgedrückt!
Und dehnten endlos sich die Zonen
Für jedes Kind aus Flora's Reichen,
Es würden nicht die Frohen schweigen,
Wo Stärkere bei Schwächern wohnen.
Ihr Königskerzen, golden blühend
Auf waldentblößtem Felsenhang!
Du Fingerhut, im Purpur glühend,
Schon drohet euch der Untergang!
Die arglos ihr vor dem Versengen
Beschützt die winzigkleinen Tannen,
Die werden bald euch überspannen,
Mit neid'schem Schatten euch verdrängen!
Die Blume muß dem Baume weichen,
Das größte Recht ist bei der Macht;
Es kämpfen selbst die schwestergleichen
Um jede Scholle Tag und Nacht.
Dort ringt um einen Fuß breit Felsen
Die Kiefer grimmig mit der Kiefer,
Und jede bohrt die Wurzel tiefer,
Den Gegner in die Schlucht zu wälzen.
Nicht Eins will sich genügen lassen,
Ein Jedes schiebt und drängt und zwängt,
Bis es gewaltig durch die Massen
Sich seines Lebens Gasse sprengt;
Wie in des Marktes habsücht'gem Jagen
Die Menschen neidisch sich bekriegen;
Wer kampflos ruht, muß unterliegen,
Wer leben will, der muß sich schlagen.
Das Räthsel, tief und mitternächtig,
Drängt sich mir auf zu solcher Zeit,
Wie diese Welt, so schön, so prächtig
Erblüht aus schnöder Selbstsucht Streit;
Wie aus dem Wirrwarr sich gestalten
Der Tempelbau des großen Ganzen,
Und aus den gräßlich'n Dissonanzen
Sich Sphärenharmonie entfalten.

Berthold Sigismund.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. Nr. 7. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Erzählung eines alten Portechaisenträgers.

— — Ich weiß mich der Zeiten zu entsinnen, wo der Magistrat nur zwei Portechaisen hielt und wir Träger mußten eine städtische Abgabe von fünf Thalern für das Halbjahr bezahlen, von denen die Hälfte das Armenhaus und die andere Hälfte das Bauwesen der Stadt an sich nahm.

Bereits zehn Jahre später war die Zahl der Portechaisen schon um das Vierfache gestiegen und so ging es rasch vorwärts, bis wir denn eine eigene Zunft wurden und unsere eigenen Privilegien hatten, dafür aber auch große Steuer zahlen mußten.

Ich hatte mein Gewerbe nebenbei, ich war Vogelhändler und wenn ich im Sommer im Gebirge herumgezogen und meine Vögel gefangen und verkauft hatte, kam ich zu Herbst und Winter in die Stadt und trug Portechaisen.

Ich hatte Nr. 5 — ein gar sauberer Kasten, innen goldgelb ausgeschlagen mit einem Stück gewirkter Tapete im Rücksitze, auf der der König Salomo in seiner Weisheit abgebildet war. Den ganzen König hatte ich nicht bekommen können, er hätte auch keinen Platz gehabt, so hatte er denn unten seine Beine und oben ein Stück von seiner Krone abgeben müssen. Doch war und blieb er der König Salomo. Außen war mein Kasten veilchenblau mit Silber in Quadratfeldern, mit einem gewölbten Dachel, der mit Absicht so hoch gethürmt war, daß eine Dame mit hoher Frisur sitzen konnte ohne anzustoßen. Mein Vetter war mein Partner, wir paßten gut zusammen. Alles war in der Ordnung. Es hätte Jemand ein sehr bitteres und verstocktes Herz haben müssen, wenn er hätte an der Portechaise Nr. 5 etwas tadeln wollen. Aber das kam auch Niemand in den Sinn.

Nur will ich bekennen, daß es mir niemals ganz gleich gewesen ist, wen ich trug. Meine Kameraden lachten mich darüber aus. Ob in ihrem Kasten eine Vogelscheuche oder ein Engel saß, was kümmerte sie das, wenn nur die Taxe eingehalten und nicht auf eine lästige Weise von dem ohnedies schon kargen Lohn noch etwas heruntergehandelt wurde. Das war uns Allen ein Gräuel. Wie gesagt, ich war neugierig. Ich hatte bemerkt, daß manches hübsche Dämchen, ehe sie in den Käfig kroch, einen Blick auf mich richtete. Dieser Blick that mir wohl und ich verfehlte nie, ihn mit einem besonders ehrerbietigen Gruß zu erwidern. Kam ein zweiter solcher Blick, so faßte ich mir Muth, trat an die Dame heran und fragte mit bescheidenem Ton, ob ich so glücklich sein könnte, für sie irgendeine Bestellung auszurichten. Gewöhnlich hörte ich dann ein plumpes „Nein!“ manchmal aber bekam ich doch ein Briefchen zu besorgen, wurde in die Wohnung gerufen, wurde zum Vertrauten gemacht, mit in ein Complot gezogen, wo ich dann die dritte Person mit dem Kammermädchen bildete. Soll man da nicht neugierig werden? Aber nie kann selbst ein Feind mir nachsagen, daß ich unbescheiden oder zudringlich geworden. Ich wußte wohl, ich war der Portechaisenträger.

Einst, es war ein kalter Novemberabend, Regen und Schnee kamen zusammen vom grauen Himmel, da kam in unser Portechaisenhaus eilig ein triefendes, athemloses Kammermädchen hineingestürzt und verlangte für ihre Gebieterin eine Sänfte. Es war keine da. In alle Weltgegenden hinaus waren die Portechaisen fort. Das Haus war leer. Das Mädchen jammerte, die Gesellschaftsstunde war bereits vorüber. Ich hatte ein lahmes Bein und saß im Winkel, eine Pfeife schmauchend. Eine trübe Unschlittkerze erleuchtete das alterthümliche Gewölbe und warf den Schatten einer alten Portechaise, der einzigen, die übriggeblieben war, an die Wand; sie war invalid wie ich. Ich glaube, ein halbes Menschenalter hindurch war sie nicht mehr gebraucht worden und nun stand sie da mit erblindeten Fenstern und mit im Zwielicht schimmernder Vergoldung. Wir nannten den alten Kasten „die Großmutter"; dabei hatte die Großmutter ein verteufelt schweres Gewicht, es mußte in der Zeit, wo man sie gebaut, kräftigere Schultern gegeben haben, als die waren, die das junge Geschlecht aufzunehmen hatte. Mit kurzen Worten, das Mädchen bestand darauf, ich sollte mich vor die Großmutter spannen, sie wollte den Hausknecht nebenan herbeirufen und so würde denn die Sache gehen. Denn warten könne ihr Fräulein ganz unmöglich. Ich weiß nicht, welche gutmüthige Laune über mich kam: trotz meines lahmen Beins und des Gewichts der Großmutter machte ich mich mit dem ungeschickten Bengel, der mir Beistand leistete, auf den Weg.

Dabei malte ich mir unterwegs mit recht glühenden Farben die Schönheit und die Anmuth des jungen Hühnchens aus, das wir zu seinen abendlichen Lustbarkeiten tragen sollten. Bis in das Kleinste bestimmte ich ihren Putz. Damals waren die rosenrothen Busenschleifen Mode geworden, eine solche mußte sie nothwendig haben. Puder wurde zwar noch getragen, aber die jungen Mädchen fingen schon an, ihr Haar in natürlichen freien Locken auf die Schulter fallen zu lassen; die, die mich rufen ließ, sicher auch.

Wir langten an und hatten Mühe, die Großmutter durch die enge Thür in die Hausflur zu bringen. Oben auf der Treppe warf uns eine keifende Weiberstimme allerlei hübsche Sächelchen, wie „die Schlafmützen!" „Warteralassen!" „Faules Gesindel!" an den Kopf. Dabei rauschte ein wahrer Kleiderberg die Stiege herab und in Sammet und Seide eingehüllt steigt ein halbes Jahrhundert zu uns herab. Die Jahre, die über das halbe Jahrhundert waren, hatte die Dame durch Schminke zum Schweigen gebracht; aber das halbe Jahrhundert ließ sich nicht den Mund stopfen, das sprach tapfer. Ei, denke ich bei mir selbst, ist das das Käthchen! Das Kammermädchen, das hinter mich hinhuschte, lispelte: „Die Mutter geht diesmal zum Ball, die Tochter bleibt zu Hause." „Mir recht!" brumme ich, es hätte nur nicht mein armes lahmes Bein sein sollen.

Kaum sind wir auf der Straße, eine Großmutter in der andern, als auch gleich der Teufel losgeht. Wir halten nicht gleichen Schritt, der Kasten kommt ins Wanken und ist er einmal so weit, dann geht's auch weiter. Ich stolpere, mein Kamerad stolpert, wir stolpern abwechselnd und bringen dadurch einen kleinen Seesturm zustande, sodaß am Ende gar auch die Seekrankheit bei der Dame sich einstellte. Sie wird theerseits unruhig, öffnet das Fenster, sieht hinaus und bringt das Gehäuse dadurch in einen teuflischen Humor. Es tanzt wie besessen und die alten Wände drohen auseinanderzufallen.

Plötzlich thut sie drinnen einen Sprung, schreit hell auf und wir — lassen den Kasten fallen. Was war es gewesen? Eine Maus hatte in dem alten Gehäuse genistet und kam in ihrer Flucht der alten Dame zwischen die Füße. Ich will nichts weiter sagen, als daß ich mir die Dame zeitlebens zu meinem Feinde machte. Sie hatte sich meinen Namen sagen lassen und drohte mir mit einer Klage. Nun sie ist darüber hingefahren in das Land der himmlischen Portechaisen und hat ihre Klage nicht angebracht. Ich aber merkte mir die Frau.

Sie war vornehm und reich — aber gut? Das ist eine andere Sache, gut war sie nicht. Der Verlauf meiner Geschichte wird darüber Zeugniß geben.

Es war ein Sommer vergangen, ich hatte im Gebirge meine Dompfaffen und Zeisige abgesetzt und kehrte mit dem Herbstwinter in die Mauern der alten Stadt zurück. Du mußt wissen, man hat seine Freude an dem alten Geräthe, das man, der Himmel weiß wie oft, zwischen seinen Fingern gefühlt, so ergötzte ich mich denn auch, als ich Nr. 5 wiedersah. An demselben Tage hatte ich noch eine Freude, ich erblickte auch Fräulein Konstanze, das Kammermädchen der jungen Dame, die damals nicht auf den Ball kam. Das Mädchen lockte mich in eine Ecke und sagte mir mit trauriger Miene, daß es ihr und ihrer Gebieterin nicht gut ginge. Warum? „Ei, das Fräulein

liebt einen armen Candidaten und unſere Mutter" — Conſtanze hatte die Gewohnheit, mit ihrer jedesmaligen Herrſchaft immer eine und dieſelbe Mutter zu haben — „gibt den Handel nicht zu." „Alsdann" — hub ich an, aber ſie hielt mir den Mund zu, indem ſie rief: „Schweigen Sie, Erhard, hier iſt gar kein alsdann als das, das wir bereits gefunden haben, nämlich, alsdann nehmen wir den Mann doch. Ich komme auch nur zu Ihnen, daß Sie dieſes Billetchen in die kleine Stallgaſſe Nr. 17 vier Treppen hoch hinexpediren, verſteht ſich, ſodaß Niemand im Hauſe Sie zu ſehen bekommt, noch weniger zu hören. Der Candidat iſt krank, ich darf nicht hin, weil man mich bereits dort kennt. Haben Sie verſtanden?" Ich nickte mit dem Kopf und ſie ließ einen halben Thaler mir in die Hand gleiten, indem ſie mit wichtiger Miene dazu flüſterte: „Pränumerando!"

Sie hüpfte fort und ich — hatte den gefährlichen Brief und mit dieſem das Samenkorn zu irgendeinem raſch emporſchießenden Giftbaum. Doch hatte ich nicht Zeit nachzudenken; ein Herr in verzweifelt engen Stiefeln trippelte heran und ſchrie nach einer Portechaiſe. „Nr. 5!" riefen meine Kameraden und ich machte, daß ich an meinen Platz kam, wo ich den Vetter ſchon warten fand. Wir nahmen den kleinen gichtbrüchigen Herrn auf, der mit einem dumpfen Gewinſel in den Kaſten fiel. Kaum war er drinnen, als er ſofort zu befehlen begann, daß man ſchnell gehen ſolle. Alle Augenblicke ſteckte er den Kopf bald rechts, bald links durch das Fenſter und grüßte die Leute. Es war ein großer Schmaus bei dem Geſandten und dahin eilte der kleine Herr. Eine Kutſche fuhr vor uns und hemmte die Paſſage, über dieſe Verzögerung, ſo nahe am Ziel, wurde der kleine Herr ganz raſend. Er rief laut, daß man ihm Platz machen ſollte. Ueber dieſem Lärm ſah die Dame ihrerſeits aus der Kutſche und alsbald wandelte ſich der Zorn des Mannes in Entzücken. „Paul!" rief er zu dem Diener, der neben der Portechaiſe hertrollte, „das iſt die Präſidentin, meine Schwiegermutter! Geh', eile, mache den Wagen auf und bringe ein Compliment von mir. Sage ihr, daß ich gleich bei der Hand ſein werde und wie es mich freut, daß wir zuſammen eintreffen." „Sehr wohl, Herr Kammerherr", antwortete der Diener. Paul lief fort und aus der Kutſche ſtieg — meine wohlbekannte Madame. Sie war wieder in großem Putz und nahm den Arm des Kammerherrn gütigſt an, um die mit einem rothen Teppich belegte Treppe am Geſandtenhauſe emporzuſteigen. Dabei faßte ſie ihr Bündel Röcke tapfer unterm Arm. Ich aber wußte nun, daß die Mama bereits über die Tochter beſtimmt hatte.

Doch ging ich mit meinem Briefe hin. Ich fand einen ehrlichen guten hübſchen Menſchen, wenn auch Liebeskummer und Nachtarbeiten aus den hellbraunen Augen ſahen. Schnell, wie man die Hand umdreht, ward ich des guten Manns Vertrauter. Ein ordentlicher Poſtengang wurde eingerichtet und ich bei dem Inſtitut angeſtellt mit Ausſicht auf lebenslängliche Penſion als Oberpoſtmeiſter der Stallgaſſe. Wir hatten ein fliegendes Bureau. Bald war es in Nr. 17, bald auf der Promenade in der Dämmerſtunde, bald in irgendeiner beliebigen Hausflur, bald und das war am häufigſten, in dem Portechaiſengewölbe. Ich ſah nun auch die junge Dame und hatte die Ehre, ihr von ihrer Kammerzofe vorgeſtellt zu werden, in einer doppelten Eigenſchaft, als Vogelhändler, als Diplomat und als Portechaiſenträger. Wir bildeten ein abſcheulich pfiffiges Corps zuſammen. Daß ich die junge Dame liebgewann und ihren Candidaten dazu, verſteht ſich von ſelbſt. Dergleichen muß bei einem gefühlvollen Herzen vorausgeſetzt werden. Aber wie ihnen helfen? Das war ein ander Ding. Ich ſah ganz deutlich in die Ferne und ich brauchte dazu kein optiſch geſchliffenes Glas — daß die Sache ſchief gehen würde. Und ſie ging ſchief. Schief, wie nur eine Portechaiſe gehen kann, die von zwei Hinkenden getragen wird. Der Candidat hatte gelernt zu hungern, aber er hatte nicht gelernt, ſich in Geduld zu faſſen. Er konnte ſeinen Magen, aber nicht ſein Herz beſchwichtigen. Das fliegende Poſtbureau genügte ihm nicht mehr. Tägliche Zuſammenkünfte. Täglich ſtundenlange Plaudereien! Das konnte nicht geheim bleiben, ſo thätig ich und das Kammermädchen den Mantel chriſtlicher Liebe über das Paar auszubreiten bemüht war. Eines Abends, als wir eben Beide beſagten Mantel, ich an einem Zipfel, die Camériere am andern, hielten, huſchte etwas im Dunkeln an uns vorbei und ſiehe da, der Mantel mußte ein Loch haben, eine ſchadhafte Stelle, von der wir nichts wußten, kurz das dunkle Weſen, das ein Spion der Mama war, hatte Alles entdeckt, hatte Alles geſehen. Unſer Spiel war aus! Die junge Dame erſchien nicht mehr, ja ſie mußte ſogar die Stadt verlaſſen, kein ſterblich Auge erblickte ſie mehr. Der Candidat verreiſte gleichfalls.

So gingen drei Jahre hin. Ich hatte den

ganzen Handel beinahe vergessen. Auch in meine Hütte war ein junges Weib eingezogen und ich hatte nun zu sorgen und zu schaffen. Da vergißt man über sich selbst den Nebenmenschen, das liegt in der Natur der Sache. Freilich so ganz vergessen, was man so vergessen nennt, konnte ich das kleine Dämchen nicht, dazu hatte ich sie zu liebgewonnen, allein ihr Bild erblaßte, es mußte wieder aufgefrischt werden. Nun es wurde aufgefrischt. Es war am dritten Sonntage Trinitatis, wir waren eben in den schönsten Sommertagen und die Nächte ließen sich wie Flockseide anfühlen, so weich und lieblich, da läuft eine erhitzte Creatur auf unser Standquartier zu und verlangt ungestüm eine Portechaise. Ich kannte das fliegende Ding anfangs gar nicht, aber als sie dicht vor mir stand und mich groß ansah, da war es das bekannte Kammermädchen. „Ei, du meine Güte!" rief ich, „Sie hier! Und wo ist das Fräulein?" „An der Straßenecke wartet sie, in dem zweiten Hause links und sie wartet, daß Ihr kommt, sie abzuholen. Wir halten heute Abend Hochzeit." „Wie? ohne Mann?" sage ich verblüfft und schließe die Thür, damit der scharfe Zugwind der erhitzten Figur nicht schade. „Wir haben einen Mann!" sagte sie rasch; „aber jetzt ist nicht Zeit davon zu sprechen; macht nur schnell, daß Ihr hinkommt. Der Pfarrer wartet." Ich also rasch mit meinem Kasten hingewackelt. Einen Pfarrer darf man nicht warten lassen und eine Braut auch nicht, das sind zwei ungeduldige Leute.

Als ich ankomme, finde ich sie schon im lieblichsten Putze auf der Treppe. Eine Menge farbiger Florschleier flatterte um das Köpfchen, das mit seinem Kragen von weißen Orangenblüten wie ein Engelsgesichtchen zu mir niedersah. „Nun alter Freund", rief sie, „wie geht es Ihnen? Und Ihrem Sommergeschäft?" „Ach, meine Gnädige!" entgegnete ich, „ich habe derweil auch einen Vogel eingefangen, der mir mehr zu schaffen macht als früher ein Hundert es thaten, ich habe eine Frau genommen." „So?" sagte sie, „nun laß mich nur schnell in die Portechaise, denn ich habe Eile!" Und nun kam sie, wie ein Schneeball, so klar, weiß und luftig die Treppe herab und es flogen Blumen und Schleier um meinen Arm und es duftete wie ein ganzer Garten, als ich sie hineinhob und die Thür hinter ihr schloß. Sie sah so glücklich aus, man könnte sagen: sie lachte Blumen! Denn ein Menschenantlitz, wenn es so aus tiefster Seele heiter ist, hat den Glanz der frischesten Blumen auf den Wangen, auf den Lippen, in den weißen Perlenzähnchen. So will es mich bedünken. Nun, dachte ich bei mir, die heirathet gewiß nicht den Kammerherrn! Dann sähe sie nicht so aus.

Und so war es auch. Vom Kammerherrn keine Spur! Mein Dämchen hatte sich nach langen Kämpfen von ihrer Mutter getrennt; der Candidat hatte eine kleine Erbschaft gemacht und so konnte denn die Hochzeit vor sich gehen. Du lieber Gott! Hinter dem Rücken der Mutter und wie ich später hörte, mit ihrem Fluche belastet! Wie wir am Hause der Mutter vorbeikamen, zog sie die Vorhänge zu, obgleich es dunkel war und die Straße ganz menschenleer. Sie wollte nicht den Schein der erleuchteten Fenster sehen. So kamen wir denn über die Brücke und in die Neustadt. Nicht lange, so war auch das Haus da, wo eine Freundin wohnte, die die Hochzeit ausrichtete.

Ach! Wieder waren zwei Jahre dahingezogen. Da wurde ich in einer Nacht gerufen und zwar zu einer kranken Frau, die wir hineintragen sollten in ein Krankenhaus. Wer war die Kranke? Gütiger Himmel! Das arme kleine Weibchen war's. Das Elend war im Hause, man konnte nicht daheim für sie gehörig sorgen und die Frau wurde ins Krankenhaus geschafft. So schnell war es hergegangen. Ich fragte nach dem Manne; er war auf einer Reise begriffen und wurde schon seit Wochen vergeblich zurückerwartet. Zwei schwächliche Kinder blieben bei einer alten Wartefrau in der leeren Wohnung zurück. Ich sah das Alles. Heimlich, daß es meine Hausehre nicht sähe, schloß ich in einem Briefe eine kleine Summe ein und ließ sie der Frau auf ihrem Siechbette zukommen. Sie hat nicht erfahren, wer der Absender gewesen. Die Hülfe des alten Portechaisenträgers war nur gering.

Seitdem ließ mein Auge nicht ab, über das Haus der Armen zu wachen. Die Glücklichen bedürfen des Beobachtens nicht, aber wo das Unglück wohnt, da sollte dicht dabei auch ein Händler mit Brillengläsern und Fernröhren wohnen, denn es thut noth, auf die verschämte Klage auf Tritt und Schritt, in der Nähe und in der Ferne zu vigiliren. Oft verliert sich ihr Weg zwischen die Gebüsche am Fluß, oder es treibt sie nahe an das Brückengeländer — da muß man hinterdrein sein, denn ein Unglück ist nahe.

Die Frau war wieder in ihrem Hause, der Mann war heimgekehrt, aber die Sachen waren und blieben schlimm. Da faßte ich mir ein Herz und trat eines Tags vor das Weibchen, das kaum mehr wiederzuerkennen war, so rasch hatte die Sorge

ihr Werk vollbracht. Ich sprach von unserer alten Bekanntschaft und wie ich gleichsam ihre zweite Amme und Wartefrau sei; denn habe die erste sie auf dem Arme getragen, sie vor jedem Fall gehütet, so könne ich Dasselbe auch von mir sagen und was die Nahrung betrifft, die ihr die erste gegeben, so käme ich jetzunder, um sie auch mit Trost und Hoffnung zu speisen. Dieser Vergleich gefiel der Frau und sie nickte mir mit ihrem blassen Köpfchen Beifall zu. Nun rückte ich mit meinem Vorschlag heraus: nämlich sie sollte an die Mutter schreiben und ich wollte den Brief hintragen und in dem Briefe sollte etwas von Betrübniß, Reue und zu hoffender Versöhnung stehen. Anfangs wollte sie nicht daran; denn sie behauptete, die Mutter hätte ihr bitter Unrecht gethan und sie hätte einen Schwur gethan, nie bei ihr um etwas zu bitten. Auf meine Vorstellungen, wie unweise ein solcher Schwur sei, nahm sie endlich guten Rath an und der Brief kam zustande. Ich trug ihn hin. Die Präsidentin sah mich mit großen Augen an, als ich in ihr Cabinet trat; sie wußte lange nicht, wovon die Rede war und als sie es wußte, zerriß sie den Brief, und hieß mich gehen. Das war schlimm; aber der Baum fällt nicht auf einen Streich. Ohne von diesem Empfang meiner Kleinen etwas zu sagen, beschwatzte ich sie, mir einen zweiten Brief zu schreiben; aber dieser hatte das nämliche Schicksal wie der erste und nebenbei bedeutete man mir, daß man die Polizei zu Hülfe rufen wolle, wenn ich mich nochmals blicken ließe. Da war freilich mein Latein zu Ende. Ich kann sagen, daß es mich tief betrübte und daß ich alter Thor mehr als eine schlaflose Nacht dieser Trauergeschichte wegen zubrachte. Die Sache mir aus dem Sinn zu schlagen, versuchte ich zwar, aber es ging nicht. Immer stand mir der Jammer in dem Hause der jungen Frau vor Augen, immer sagte ich mir, sie kann es nicht lange mehr machen, es stößt ihr das Herz ab und das junge Ding fährt mit Schande und Elend in die Grube. Was thust du, daß das nicht geschehe? Wie fängst du's an, daß du dies hintertreibst? Ja ich konnte wol sagen, wer gibt mir Antwort?

Da mußte der Finger Gottes kommen und mir meine Bahn vorzeichnen.

Der Winter war da und die Assembléen und Bälle waren frisch im Gange. Wir Portechaisenträger hatten vollauf zu thun. Ich trug ohne nur zu fragen wen ich trug. Eines Abends jedoch sah ich mich etwas schärfer nach der Dame um, ich erkannte die unerbittliche, rachsüchtige, böse Mutter. Sie sah alt und abgefallen aus, dabei aber wie immer in dem schönsten Putze. Es wurde der Befehl gegeben: zum Hause des Gesandten. Eine Weile mußten wir warten, denn die gnädige Frau hatte ihren Fächer oben liegen lassen. Das Kammermädchen suchte, der Diener suchte, dabei verging einige Zeit. Diese mahnte mich, einen kühnen Entschluß in meiner Seele rasch zur Reife zu bringen. Es war, als bearbeitete Gott mein Herz, als faßte er es an mit starken Händen und brachte es auf die Stelle, wo es sein sollte. Mein Partner war mein Neffe, der mir in Allem gehorsamte; ich trat auf ihn zu, flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr und er nickte mir zu.

Nicht nach dem Gesandtenhause — nach der Wohnung der Tochter lenkte unser Schritt.

Das war eine kecke, in dem Leben eines Portechaisenträgers wol seltene That!

Mit Eitelkeit und Stolz im Herzen, mit dem falschen Lockenhaar und den falschen Zähnen, mit den Ringen an den Fingern und den goldenen Ketten um den Hals, mit dem Rad von Flor und Seide und mit den Schuhen von Atlas — so trug ich die Frau und unvorbereitet setzte ich sie ab, statt dicht, wie es Sitte, über die Treppe hinweg an den Eingang in die Salons, vor dem Siechbette der Tochter. In das Haus des Glanzes gedachte sie zu treten und sie kam in die Hütte des Elends und in dieser Hütte fand sie ihr eigen Kind. Die Mutter stand ihrem Kinde gegenüber! Und ich — und ich? — stand unbeachtet an der Thür und mußte mich anhalten, denn meine Thränen flossen, meine Knier wankten. So etwas erschaut ein Menschenauge selten: die Engel im Himmel mögen oft Dergleichen erschauen, denn sie sind's ja, die weit öfterer in die Hütten schauen als in die Paläste.

Was soll ich noch hinzusetzen? Die Versöhnung kam zustande. Wie wunderbar es ist, so war es doch wahr und wirklich. Das starre Mutterherz erweichte der Anblick der jammernden Tochter. Und die Tochter, die ungehorsame Tochter, sie bekannte sich schuldig vor der grämenden Mutter. Weiter wollte diese nichts. Die Kinder waren auch dabei, das Werk vollständig zu machen. Es ging Alles gut. Nur auf mich war man doch böse und hieß mich einen zerstreuten alten, unbrauchbaren Menschen, der nicht wüßte, wo hinaus noch wo hinein, der nicht hörte, wenn man ihm das Haus bezeichnete. Jetzt sei es ein wunderbarer Zufall, daß die gnädige Frau Präsidentin wirklich nicht böse sei, gerade hierher und nicht zum Ge-

fanden getragen worden zu ſein. Ich ließ ſie bei ihrem Glauben. Der jungen Frau aber entdeckte ich mich, die mir mit Thränen dankte.

Ach! Sie hat nicht lange ihr Glück genoſſen, denn ſie mußte fort; ihre Tage waren am Ende. Aber ſie ſtarb verſöhnt mit ihrer Mutter und für Mann und Kinder war geſorgt.

Ich hatte aber doch lange zu thun, bis ich meinen Credit als Portefeuilleträger wiederherſtellte und ganz Das wurde, was wir ja allein ſein ſollen — Maſchine. v. St.

Die Naturforſcher in Wien.

III.

Früher als zur Semmeringfahrt nöthig war, erwachte ich mit der dämmernden Eos.

Ich beobachtete ihre Morgentoilette. Es ſchien, als wolle ſie ſich als Wienerin den Gäſten auch liebenswürdig und zuvorkommend erweiſen. Das Gewand des Himmels von Ultramarin durchwob ſie mit Roſenwölkchen, die ein kleiner, friſcher, pausbäckiger Oſtwind immer weiter blies, bis alle Bedenklichkeiten verjagt waren und ein heller, lichter blauer Bogen wie ein feſtliches Zelt vom alten Stephan bis zum Schneeberg ausgeſpannt war, über welchem die Sonne ſchien.

Auf dem Südbahnhofe, der drei Viertelſtunden von der Stadt entfernt liegt, war ein entſetzliches Durcheinander. Alles kam faſt „ungefrühſtückt" dahin, um ja nicht zu ſpät zu kommen — 1500 Menſchen oder noch mehr — das will am Buffet etwas ſagen! Die Leute hatten nicht Hände und Vorrath genug, Alle zu bedienen. Endlich, halb ſieben Uhr, bewegten ſich die Menſchenknäuel maſſenhaft vorwärts und gelangten zur Treppe, als der erſten Station — man muß nämlich hinauf, um zu den Waggons zu gelangen. Ich habe manchen Calvarienberg beſtiegen, aber ſo ſauer iſt mir keiner geworden als dieſer; er erſchien mir ſchließlich als die reguläre Himmelsleiter — denn ſchlimmer und langſamer kann man kaum auf dieſer emporklimmen. Stiege für Stiege inmitten von vielleicht 1500 Menſchen (darunter auch unſer Freund, der edle Opferer ſeiner Karte — man hatte, wie er uns erzählte, ſo viel reclamirt, daß die Betriebsdirection der Südbahn endlich noch 600 zu den erſten 1000 Karten zugelegt hatte) mußte man ſich faſt mit Lebensgefahr, da das heftige Herandrängen der „Gebildeten" bei ſolchen Maſſen auch nie ausbleibt, erobern; dazwiſchen tönte dann von oben herab, wo die Karten abgenommen wurden, ein donnerndes „Halt! Zurück!" den Andringenden entgegen, ſodaß man, einer Proceſſion nach Kevelar nicht unähnlich, wieder zwei Stufen zurücktreten mußte. War aber erſt die innerſte Halle erreicht, wo die Wagen ſtanden, ſo hatten auch Alle Raum und das Drängen und Stoßen hörte auf.

Eine Locomotive iſt nur im Stande, ſechs Wagen bergauf zu ziehen; der Train aber war ſo groß, daß drei Abtheilungen deſſelben gemacht werden mußten, die in Zwiſchenräumen von einer zur andern Viertelſtunde abfuhren.

Da die Bahn hoch liegt und es ein völlig nebelloſer Tag war, bot ſich uns der reizendſte Blick über die alte Kaiſerſtadt, die wie im Thale am Fuße des Kahlengebirgs ſich in maleriſcher Schöne hinzieht. Die „Geſellſchaft" war im beſten Humor, 24 Perſonen in einem Coupé, mit denen man je nach der Gruppirung näher bekannt wurde. Ein dem Bergfach angehörender junger Mann, wie ſeine an der Mütze befeſtigten Embleme von Hammer und Stößel bezeugten, mit Frau und einer ſehr hübſchen Schwägerin aus Prag, ein junger, charmanter wiener Arzt: „Vergnügungs-Comité-Mitglied", wie ſeine rothweiße Bandſchleife am Rock andeutete, ein k. k. Hofrath mit ſeiner Frau und wir waren die zunächſt aufeinander Angewieſenen.

Abwechſelnd fliegt man durch die anmuthigſten und volkreichſten gewerblichen Ortſchaften nach Baden hin, wo in romantiſcher Verkettung die Ruinen Rauhenſtein, die Weilburg und das Helenenthal uns feſſeln, bis die vöslauer Weinberge ihre grünen Rebenarme um uns ſchlingen. Bei Thereſienfeld, einer Art Steiniger Arabiens, das Maria Thereſia ſich ſchon 1763 zu cultiviren bemühte, geht es zwiſchen Maisfeldern, die in Dürftigkeit ſchon den dürren Boden verrathen, und Kieferwaldungen eine Strecke hin, ohne daß uns Congreve'ſche Raketen, die hier in Raketenhörſel gemacht werden, beängſtigen. Bei „der Spinnerin am Kreuz", dem Denkmal der Ländertheilung von 1379 zwiſchen Herzog Leopold und Albrecht, vorbei, zeigt ſich in der Ferne, auf grünbewaldeter Anhöhe thronend, das Schloß Sebenſtein, dem Fürſten Liechtenſtein zugehörend. Gleich hinter Neuſtadt aber begrüßt der Schneeberg mit ſeiner weißen Kuppe und dürftig grünem Kleide den Reiſenden, während links das Leithagebirge auftaucht. In gewöhnlicher Schnelle fährt der Zug bis Gloggnitz, wo das vielfenſterige Schloß, die ehemalige Alte Abtei und die Burg Warten-

ſtein auf der Höhe prangen. Morgenluft und Sprechen ſind bekanntlich für die Magennerven ſehr anregende Factoren und ſo drohte denn eine Art Hungersnoth bei uns auszubrechen. Als daher der Zug anhielt, ſtürzten die Herren, nach Lebensmitteln forſchend, aus dem Wagen. Triumphirend brachten Einige Semmeln und Wiener Würſtel. Unſere hübſche Pragerin warf eine Semmel, da ſie, wie ſie naiv ſagte, keinen Hunger mehr hätte, zum Fenſter hinaus, ohne zu fragen, ob nicht vielleicht noch Andere hungerten. Darüber entſtand lautes Murren. Die jungen Leute wollten dieſen Frevel rächen; ihr Schwager und der junge Doctor erklärten, ſie ſolle zur Strafe dafür im nächſten dunkeln Tunnel einen Kuß von Jemanden bekommen, den ſie nicht kenne. Anfänglich nahm ſie es für Scherz, als aber Tunnel auf Tunnel die gewünſchte Gelegenheit dazu bot und ihr Schwager ſie neckend beängſtigte, wurde ſie immer beſorgter und preßte, ſowie ſich ein Tunnel nahte, das Taſchentuch feſt vor den Mund. Natürlich ergriff man Partei für den Einen oder den Andern und ſcherzend und lachend wurden die ſchroffen Abgründe, die ſteilen Felswände, die immer näher rückten, betrachtet.

Schon von Gloggnitz an beginnt die Steigerung ſo gewaltig zuzunehmen, daß wir den vor uns abgegangenen Zug wie mühſam ſtöhnend in den Hin- und Herwindungen der Bahn den Berg emporklimmen ſahen. Ja, es iſt, wie Ludwig Frankl in ſeiner „Semmeringfahrt“ ſagt:

Wer ſpricht vom Rhodiſchen Koloß verwundert?
Das Wunderwerk, beſiegt iſt's hundertfach!
Und ſchweigend ſchafft das lebende Jahrhundert
Wovon ruhmredig ſtets die Vorwelt ſprach.

Immer höher geht es hinauf über das wilde, dunkle, von der Schwarzau durchſtrömte, feſt überbrückte Höllenthal, durch unzählige Tunnel hindurch und noch iſt die Spitze nicht erreicht. Zum 6566 Fuß hohen Schneeberg hat ſich die Neralpe mit ihren ſteilen, ſchroffen Felswänden geſellt; immer pittoresker, immer wild romantiſcher wird die Gegend; wir nahen uns dem Throne des Alpenfürſten. Schloß und Ruine Klamm, auch dem Fürſten Liechtenſtein gehörend, blickt vom hohen, ſteilen Fels zu uns herüber; einſt war ſie der Schlüſſel der Steiermark. Die Sage geht, der Bergfürſt habe hier dem Urahn der Liechtenſteiner für einen ihm geleiſteten Dienſt die Gold- und Silberadern der Berge gewieſen, durch welche die Familie ſo reich geworden iſt. Wieder anmuthige Städte, reizende Thäler, ſchroffe Gründe, titanenhaft überjocht — ſo erreicht man endlich, ſtahlbefohlt, in vier Stunden den Gipfelpunkt des Semmering und iſt durch Dampfeskraft 3140 Fuß über dem Meere.

Neue Ueberraſchungen! Die weite Empfangshalle war mit Laubgewinden und Fahnen geſchmückt, die, im Morgenwinde luſtig flatternd, ihr „Willkommen!“ in Rieſenſchrift Allen entgegenriefen. An einem Felſenvorſprung begrüßte die Auſtria, umgeben von Wiſſenſchaft, Kunſt und Induſtrie, im allegoriſchen Bilde die Gäſte, auch umſtaubt und umrankt von Eichenzweigen. Es war ein bewältigend ſchöner und großer Moment, dazu eine zauberhaft klare Beleuchtung der ganzen Alpenkette, des herbſtlich gefärbten Laubes, das dem Frühling in gelben, grünen und rothen Tinten nicht unähnlich ſah.

In der Halle ſtanden lange Tafeln; die Stadt Wien gab hier auf der Höhe ihren Gäſten ein Dejeuner. Wiener Würſtel ſpielten die Hauptrolle, an welche ſich anderer vielſeitiger kalter Aufſchnitt reihte. Es entwickelte ſich ein rieſenhafter Appetit und ein koloſſaler Durſt. Rothe und weiße Weinquellen rieſelten in unerſchöpflicher Fülle. Die Stimmung wurde immer wärmer, immer zärtlicher; Jedem ging das Herz auf, Jeder ſprach dankerfüllt: „Es iſt ein wunderſchönes Feſt!“ Man ſah ſogar Thränen der Freude und der Rührung, man hörte laute Dankestoaſte, man wechſelte ſeine Viſitenkarten zum Andenken aus, die Gläſer klangen, Bekannte und Unbekannte ſtießen herzlich an, — ich mit dem jungen Doctor auf den ſchuldiggebliebenen Kuß, worauf er, an der Seite ſeiner kleinen Pragerin ſtehend, launig erwiderte: „Was nicht iſt, kann noch werden!“ Die Muſik und ſteiriſche Sänger und Sängerinnen, die man auch auf die Höhe citirt, hatten aber Mühe, mit ihren Inſtrumenten und Stimmen durchzudringen, denn die rothen und weißen Quellen hatten zu viel Feuer in zu viele Adern ergoſſen und leider entſtand ein zu übermäßiges Toben der Menge, ſodaß wir und einige Freunde, die Halle verlaſſend, es vorzogen, höher hinauf in die Berge zu gehen.

Da grüßten uns die Kinder der Alpenflora, die Genzianen, Parnaſien, Cyclamen! Die galanten Botaniker pflückten von dieſen Schätzen, die galanten Geologen ſammelten vom Urgeſtein des Semmering kleine Talkſchieferſtücke, um ſie als Erinnerungs-Immortellen den Damen zu geben.

Zwei Stunden waren ſo in herrlicher Anſchauung der Alpenwelt verflogen! Von unten herauf ertönte zu uns die öſterreichiſche National-

hymne, während, vom Sonnenglanz überstrahlt, die Rackaly mit ihren Silberfurchen, der Schneeberg mit seinem Silberhaupt herüberleuchteten. Dazwischen lagen tiefe, dunkle Gründe und Schlünde, kletterten Baum und Strauch zu uns empor, weben Hunderte von Blüten den Teppich zu unsern Füßen! Links vom Wege steht ein Denkmal auf der Höhe, Kaiser Karl VI., dem Erbauer der alten Semmeringstraße, zu Ehren, mit den Worten: „Aditus ad maris Adriatici littora" („Der Zugang zu des Adriatischen Meeres Ufern").

Man blies zum Abmarsch; die Rückfahrt ging schneller, sie ward in drei Stunden zurückgelegt. Die Locomotive geht herab nicht fördernd, sondern im Gegentheil hemmend dem Wagenzuge voran, damit derselbe sich nicht überstürze. Wer ängstlich ist, hat oft Veranlassung, bei dieser Fahrt zu zittern. Das Auge mißt, aus dem Fenster blickend, nur den jähen Abgrund; die Straße, worauf der Zug hinfliegt, die Ueberbrückung sieht es nicht... In den Tunnels.... Die Pragerin war sehr erröthet, sehr verstimmt; sie hatte die gerechte Strafe empfangen; in einer theuern Zeit wie die, in der wir leben, das frische Brot zum Fenster hinauszuwerfen!...

Die Gesellschaft sollte sich um 7 Uhr wieder im Sperl vereinen, aber die Meisten waren doch zu erschöpft. Unter diesen zählten wir und zogen daher vor, bei Streitberger am Abend zu Mittag zu speisen, gemüthlich nur zu Dreien das Erlebte zu besprechen und poetisch uns den Worten des trefflichen Frankl anzuschließen:

Heil dem Gedanken, wo wir ihm begegnen,
Ob in des Forschers, in des Künstlers Blick;
Wir wollen ihn in nied'rer Werkstatt segnen
Und in dem vollerwalteten Geschick!

Prosaisch aber hat dieses Wunderwerk doch eine Schattenseite! Die Strecke von Gloggnitz bis zur Semmeringspitze kostet allein 40 Millionen Gulden! Und die Unterhaltungskosten dieser Strecke sind so groß, daß laut Ausspruchs der Eingeweihten es unmöglich ist, daß sie sich, trotz des eminenten Verkehrs dieser Bahn, rentiren kann. Erzherzog Johann wollte seiner lieben Steiermark dieses Wunderkind der Neuzeit einverleiben; auf seinen Antrieb ist das Riesenwerk durchgeführt; man spricht aber bereits davon, daß man, die Berge umgehend, im Thal eine zweite Bahn anlegen wolle. Wie bei dem Ei des Columbus, fragt man jetzt bei der neuerdings einfach befolgten Theorie, Fahrstraßen und Eisenbahnen längs den Flüssen anzulegen: „Warum hat man das nicht schon immer gethan?" Die Natur weist dem Menschen immer die einfach richtigen Wege, aber er sieht und versteht sie nicht sogleich, weder an der Spree noch an der Donau.

Daß man auf Reisen in Stunden hinnehmen muß, wovon man Jahre zu zehren hat, das wurde hier auf das umfassendste und oft bedauerlichste empfunden. Die Tage eilten auf schnellen Schwingen dahin. Wieviel hatte man noch zu hören, zu sehen! Die Sitzungen nahten sich ihrem Ende. Welche Fülle von Materialien! Welche Anregungen waren nicht gegeben! Wenn auch viele und gerade bedeutendere Persönlichkeiten sich gegen derartige Versammlungen aussprechen, meinend, aus Erfahrung zu wissen, daß doch „nicht viel dabei herauskomme", so mag das einerseits sein Wahres haben, — andererseits liegt aber in dem persönlichen Bekanntwerden, namentlich der jüngern Generation, mit Autoritäten der Wissenschaft und auch derselben untereinander ein großer Reiz; der unmittelbare Ideenaustausch wirkt und kann seine elektrische Wirkung nie verfehlen. In diesem Sinne rief auch der greise Nestor Castelli ihnen zu:

Mehr wißt ihr jetzt von euch in einer Wochen,
Als euch die ganze früh're Zeit erzählt!
Ach ja, um sich zu würdigen, zu verstehen
Muß man sich lesen nicht, man muß sich sehen!

Was hilft es! Wir müssen noch einen vierten Artikel bringen und bitten um freundliche Geduld!

(Ein vierter und letzter Artikel in nächster Nummer.)

Der Thüringer Wald.

Von Berthold Sigismund.

(Vergl. Nr. 1—3 der „Unterhaltungen".)

IV. Der Vogelsang im Walde.

Wir haben beobachtet, wie der Thüringer im Walde arbeitet; sehen wir nun, wie er sich darin belustigt! Im Walde spazierenzugehen, um die Sinne am Waldesgrün und Harzdufte zu laben, fällt einem im Walde Geborenen nicht ein; sein Sonntagspaziergang führt ihn vielmehr an sein Korn- und Kartoffeläckerchen, das von der Frau behackt, besäet und geerntet wird, immer ohne die Hülfe von Zugthieren, meist auch ohne Beihülfe der Männer, die, wie die alten Germanen, ihre Geschäfte im Walde haben und den Feldbau den Weibern überlassen müssen.

Kein Gebirgsvolk kann ganz ohne Jagd leben, denn der Trieb, seine Kraft und List mit den wilden Bewohnern des Waldes zu messen, ist zu mächtig im Naturmenschen. Die Jagd war im Thürin-

ger Walde seit undenklichen Zeiten in den Händen der Förster. In dem Jahre 1848, dessen Andenken sich hier hauptsächlich durch die darin geübte Jagdfreiheit erhalten wird, bekam der Wildstand den Todesstoß. Die in manchen Forsten vor jener Zeit sehr häufigen Hirsche sind fast ganz vertilgt und haben durch die Wunden der Fichtenstämme, die sie geschält und dadurch schwer gekränkt haben, kein gutes Andenken hinterlassen. Auch die Rehe sind selten genug geworden. Der Auerhahn findet sich nur noch in einigen großen zusammenhängenden Forsten. So ist es denn mit der Jagd auf Hochwild vielleicht auf immer vorbei.

Als Jagdbeute dienen den Waldleuten seit der ältesten Zeit die Vögel; manche Vögel müssen für die Tische, auf die selten Fleisch aufgetragen wird, Wildpret liefern, während andere als Stubengefährten neben der Zither die Hausmusik bilden.

Die Liebhaberei, Singvögel zu halten, ist in Thüringen allgemein und wie jede von vielen Bewohnern derselben Gegend getheilte Liebhaberei zur raffinirten Feinheit ausgebildet. Lieblingsvögel sind Kreuzschnäbel (Kreinze) und Finken; weniger häufig werden Stieglitze, Hänflinge, Rothkehlchen, Drosseln und Lerchen gehalten. Mancher Holzhauer, der kaum sein kärgliches Brot verdient, füttert in den engen Bauern, die das Fenster seiner einstöckigen Hütte umhängen, vier bis sechs Kreuzschnäbel. Ihren Ruf verdanken diese Vögel mehr ihrem seltsamen Schnabel und ihrem possirlichen Klettern und Nagen, als ihrer Stimme, die ein Laie kaum für Gesang gelten läßt. Der Waldmann aber unterscheidet sie nach ihrem Gesang als Kipper, Witzer, Tripper und Sapper und schätzt sie außerdem als lebendige Rheumatismusableiter, weil die in den übermäßig geheizten Stuben oft erkrankenden Vögel angeblich die Krankheiten der Menschen an sich ziehen. Der Aberglaube ist überall aberwitzig sinnreich: die jungen Kreinze, deren Unterschnabel rechts übergreift, heilen die Krankheiten des männlichen Geschlechts; die Vögel mit nach links verdrehtem Schnabel die der Frauen.

Noch feiner sind die Unterscheidungen des Finkengesanges, und so eifrig ein Theaterliebhaber die Nüancen der ersten Tenore, der Primadonnen, Contraltistinnen und des Buffo belauscht und mit Worten zu bezeichnen strebt, so aufmerksam „benaturen" die Waldleute die verschiedenen Strophen der Finken, die im Schlage wirklich auffallende Verschiedenheiten zeigen. Die Finken des innern Forstes haben nicht selten einen besondern Schlag; mancher Fink schlägt nur eine, mancher sechs verschiedene Strophen. Einige Vögel haben tiefere, andere hellere Stimmen; gute Schläger bringen die Strophe mit schöner Cadenz zum Schlusse, andere brechen stümpernd in der Mitte ab. Ein guter „Bräutigamschläger", der sein: „zizizizirrrrr brautgam gie" schön vorträgt oder ein virtuoser Reitzugschläger, der seine Weise mit „reizia" schließt, werden von den Waldleuten mit dem gleichen Entzücken bewundert wie Jenny Lind von den Großstädtern und auch entsprechend honorirt. Es kommt vor, daß ein armer Proletarier für einen guten Doppelschläger den Arbeitslohn für mehre Wochen aufwendet und den Vogel für ein Goldstück nicht feil gibt.

Die genannten Lieblingssänger werden, wie viele andere außerdem, auf Leimruthen gefangen, zu welchen sie durch Lockvögel gerufen werden. Auf die originellste Art werden zuweilen Nußhäher berückt, von denen einer die andern fangen muß. Ein solcher Vogel wird, auf dem Rücken liegend, am Boden angebunden und durch eine Schnur von dem versteckten Vogelfänger zum Schreien gebracht. Sobald der Häher seine kreischende Stimme hören läßt, kommen seine neugierigen Gefährten herbei und stiegen auf den lebendigen Sprenkel los. Er packt einen und ringt sich mit ihm ab, sodaß es dem herbeieilenden Menschen nicht selten gelingt, den im Kampfe begriffenen freien Vogel zu erfassen.

Ein sehr beliebter Vogelfang ist die Tränke. An einer Quelle im Walde, welche nahe an ihrem Ursprunge durch flache, hölzerne Kästen rinnt, in ihrem fernern Laufe aber mit Reisern und Steinen verdeckt wird, ist ein Schlagnetz verborgen, welches, wenn an der Ruckleine gezogen wird, durch einen elastischen Baumast losgeschnellt sich über die Quelle legt. Der Tränkensteller lauscht in seiner Reisighütte, die Ruckleine in der Hand. Auch der Naturfreund, der das Tödten der lieblichen Geschöpfe verabscheut, baut sich wol eine Tränke als Observatorium, um die kleinen Gäste bei ihren Trinkgelagen zu belauschen. Es ist eine wahre Lust, so niedliche Geschöpfe wie die Rothkehlchen ankommen zu sehen und zu beobachten, wie sie auf den Zweigen die Gefahren des Orts und ihren Durst abwägen und endlich nach langem Recognosciren zur Ueberzeugung kommen, daß ein vorsichtiger Trunk nicht schaden könne, doch aber (vielleicht fällt ihnen die Warnung der erfahrenen Aeltern ein) aufs neue Bedenken tragen, um zuletzt trotz alledem herabzuflattern zu der murmelnden Quelle, die mit ihrem Silberfädchen gleichsam magisch herabzieht. Kein schöner Mund trinkt hier-

licher als die kleinen durstigen Zecher, die ihr Schnäbelchen appetitlich eintauchen, dann, nachdem sie mit schiefgehaltenem Kopfe die schwarzen Aeuglein ringsherumgewendet haben, neue und tiefere Züge thun. Keine Nymphe kann graziöser baden als diese Vögel, die nach der Stillung des Durstes in das kleine Becken hüpfen, darin halb behaglich halb bange plätschern und zuletzt ihr Gefieder schüttelnd herausſteigen. Dabei preisen ſie durch Gezwitscher die Labung des Trinkens und Badens, es nahen Brüder und Genoſſen, die anfangs altklug zaudern, aber bald dem verlockenden Genuſſe zueilen. Da kommen denn im bunten Wechsel die gefiederten Kinder des Waldes; die ſchöne Ringeltaube ſtellt ſich mit rauſchendem Flügelſchlage ein, gegen die Abenddämmerung hin erſcheint die Droſſel, deren Flötenton eben noch durch den Wald hallte; zuweilen fußt der plumpe Nußhäher an, der gewaltig kreiſcht, wenn das Netz ihn überdeckt; ſelten ſetzt ſich ein Raubvogel, von denen Manche glauben, ſie hätten das Waſſertrinken ganz verrevet, an der Quelle nieder. Oefter ſpringt ein Eichkätzchen von den Bäumen herab, um mit poſſirlichen Geberden zur Tränke zu hüpfen und unter ſchmatzenden Lauten ſich zu laben. Mit vollem Rechte iſt neuerdings das Stellen der Tränken, auf denen mit einer faſt der Barbarei der lombardiſchen Vogelfänger gleichkommenden Mordluſt Hunderte von Singvögeln getödtet wurden, auf den Herbſt beſchränkt oder ganz verboten. Die Singvögel bilden nicht nur die Waldkapelle, ſondern ſtellen auch das thätigſte Schutzperſonal der Forſten dar, indem ſie die als Raupen und Käfer ſich einſchleichenden Waldverderber vertilgen.

Nicht weniger ſchädlich iſt das Stellen der Meiſenhütten, was beſonders an nebligen Herbſtmorgen Hunderten von dem niedlichen Geſchlechte das Leben koſtet. Der Vogelſteller, der in einer kleinen Reißigbütte ſitzt, ſtreckt den hölzernen Kloben, deſſen beweglicher Arm durch eine Schnur ſcherenartig ſich ſchließen läßt, hinaus und ahmt auf der aus einem Gänſebeine gefertigten Pfeife die Lockrufe der Meiſen ſchmetternd nach. Bald zwitſchert, piept und plärrt es auf allen Seiten; neugierige Meiſen drängen ſich zu, um den gewaltigen Ruſer von Angeſicht zu ſehen. Der Kloben dünkt der vorwitzigſten Meiſe der beſte Beobachtungsort, raſch ſetzt ſie ſich darauf. Im Nu iſt ihr Füßchen eingeklemmt, ſie wird trotz alles zornigen Kreiſchens in die Hütte gezogen und durch einen Druck auf die Bruſt augenblicklich getödtet. Ihre Kameraden ſind durch das geheimnißvolle Verſchwinden des Wagehalſes nicht gewitzigt. Kaum tönt der Lockruf aufs neue, ſo ſetzt ſich wieder eine auf den Kloben und nicht ſelten verliert an einem Morgen ein Schock dieſer nützlichen und anmuthig-poſſirlichen Vögel das Leben. Das gebratene Vögelchen iſt ſo klein, daß es ganz zu Munde geführt und ſammt den Knochen verzehrt wird.

Die ergiebigſten Fänge liefert der Vogelherd. Hier iſt es beſonders auf Ringamſeln, Miſteldroſſeln (Schnärren) und Krammetsvögel abgeſehen. Die Letztern ziehen im Herbſt in großen Scharen nach Thüringen und friſten ihr Leben, wenn der Schnee die Felder bedeckt, mit Beeren. Der „Herd" iſt ein ziemlich großer, mit Wachholderbüſchen und Ebereſchenbeeren bedeckter Raſenplatz, auf dem mehre angefeſſelte Lockvögel, „die Läufer", herumhüpfen. Das Doppelnetz liegt zu beiden Seiten des Herdes und wird durch denſelben Mechanismus bewegt wie das kleinere Tränkengarn. Rings um den Herd hängen die Bauer der Lockvögel. Am lauteſten und anmuthigſten locken die Pfeifſchnärren. Dieſe Lockvögel werden, ſobald ſie ihre Frühlingslieder begonnen haben, eingedunkelt, im Sommer künſtlich gemauſert und erſt im Herbſt aufgehellt, damit ſie nun ihre durch die Kerkernacht unterbrochenen Lieder erſchallen laſſen. Durch Mehlwürmer und Ameiſeneier wird ihnen „Geiſt gemacht". Die durch die Locktöne auf den leder beſetzten grünen Tiſch aufmerkſam gemachten Vögel kommen herbei und ſetzen ſich zuerſt auf die dürren Bäume („Krakel"), welche den Herd umgeben („treten an"), um nach kürzerer oder längerer Bedenklichkeit „einzufallen". Der Vogelſteller lauſcht in ſeiner mit Reißig bedeckten, heizbaren Hütte, in die er vor Tagesanbruch einzieht. Der Fang beginnt im Auguſt oder September und gewährt bei Weſtwind und beim erſten Schnee den reichlichſten Ertrag. Oft muß der Vogelſteller heimkehren, ohne „einen Schwanz geſehen zu haben"; nicht ſelten verſchmähen die den Herd umflatternden Vögel die Lockſpeiſe; der größte Verdruß iſt es, wenn man „fehlruckt" oder eine Anzahl im Herde ſchmauſender Vögel, nachdem man vergeblich erwartet hat, ſie würden die andern auf den Krakeln angetretenen zum gleichzeitigen Einfallen bewegen, forteilen ſieht. Zuweilen ſieht man, wie die zur Hyperbel geneigten Thüringer ſagen, nur „Himmel und Vögel" und fängt vierzig und mehr Krammetsvögel auf einen Ruck. Sie werden in das engere ſackartige Ende des Netzes getrieben, durch einen Druck auf die Bruſt raſch getödtet und mit Federn, die man durch die Naſenlöcher

derſelben ſchiebt, nach ihrer Größe zu zweien oder vieren zuſammengeklubbt. Da die Herſtellung des Herdes und beſonders das Durchfüttern der Lockvogel etwas koſtſpielig iſt, ſo iſt der Vogelherd faſt nur den Reichern zugänglich; die Aermern ſtellen Tränken, Meiſenhütten, Leimruthen, Schlingen oder Sprenkel. Natürlich ahmt die Jugend die Liebhaberei der Alten eifrig nach und ſobald der Knabe das Meſſer brauchen lernt, ſchnitzt er ſich einen Meiſenkaſten oder Sprenkel.

Bekanntlich theilen die Bewohner des Fichtelgebirgs und des Harzes, vielleicht noch anderer deutſcher Gebirge, dieſelbe Liebhaberei und eine Anzahl Vogelbauer gehört ſo gut zum Charakter ihrer Häuſer wie ein großer, ſelbſt im Sommer flammenſpeiender Ofen. Es wäre für die vergleichende Volkskunde eine nicht unintereſſante Aufgabe, die Vogelliebhaberei der Bewohner verſchiedener Gebirge zu vergleichen, um die durch die Natur der Gegend und dem Stammescharakter bedingten Nüancen herauszufinden. Während man zur Aufzeichnung der Sagen, Volkslieder und Volksſitten, die in der Gegenwart wie Morgennebel ſchwinden, keine Zeit verlieren darf, braucht man ſich in Bezug auf die Vogelliebhaberei nicht zu beeilen, denn dieſelbe wird in den Kindern der Gebirge ſich kaum umwandeln, ſicher nie ausſterben. Sollte auch durch die Forſtpolizei das Tödten der Vögel auf ein Minimum gebracht oder ganz unterdrückt werden, Singvögel wird man immer fangen und als Stubengenoſſen halten; denn die Stimmen derſelben ſind und bleiben die einzigen Zeichen, durch welche die Natur zu den naiven Söhnen des Gebirgs ſpricht. Landſchaftliche Schönheit zu fühlen iſt der Naturmenſch nicht geſchaffen, Wieſe und Wald betrachtet er blos vom Standpunkte der Nützlichkeit; die wenigen um ihn blühenden wilden Blumen berückſichtigt er nur, wenn ſie als heilkräftig gelten und die Pflege von Gartenblumen, die übrigens leider nur an wenigen Orten gewöhnlich iſt, dient mehr dazu, ihn von der wilden einheimiſchen blütenarmen Natur abzuziehen, als ihn zu ihr zu führen. Die Sänger des Waldes dagegen deuten ihm als verſtändliche, anmuthige Dolmetſcher das innere geheime Leben ſeiner Heimat, ſie ſind für ihn die Dichter, die ſeine Frühlingsluſt weiden und einen Hauch von Poeſie in die armen, den langen Winter hindurch eingeſchneiten Hütten bringen.

(Ein ſinniger und lyrer Kreuzel in nächſter Nummer.)

Aus der Schweiz.

Unter der Ueberſchrift: „Alte Tage ein Spiegel für neue", ward in Nr. 42 dieſer „Unterhaltungen" (N. F. Bd. I) der Fall Karl's des Kühnen von Burgund, des mächtigſten Fürſten ſeiner Zeit, nach dem zeitgenöſſiſchen Chroniſten, Kaplan Johannes Knebel von Baſel, beſprochen. Es ſind die Schlachten von Granſon, Murten und Nancy, welche die drei Acte des ebenſo lehrreichen als erſchütternden geſchichtlichen Trauerſpiels bilden. Vornehmlich der Sieg bei Murten war es, der, wie er über das Schickſal der Eidgenoſſenſchaft entſchieden hatte, dieſe auch mit hohem und gerechtem Selbſtgefühl erfüllte.

Johann Konrad Füſſis, Pfarrer zu Uetikon am Züricherſee, ein 300 Jahre jüngerer College des eingangsgenannten zeitgenöſſiſchen Chroniſten, erzählt im dritten Bande ſeiner 1766 zu Zürich erſchienenen „Genauen und vollſtändigen Staats- und Erdbeſchreibung der ganzen helvetiſchen Eidgenoſſenſchaft" die Belagerung und den Entſatz Murtens folgendermaßen:

„Der Herzog von Burgund, von dem Grafen Romont gereizt, belagerte ſie (die Stadt Murten) Anno 1476 in eigener Perſon mit einem Heere von 60,000 Mann. Die Heranrückung des eidgenöſſiſchen Entſatzes zwang den Herzog, auf die Einnahme der Stadt Alles zu ſetzen. Faſt Tag und Nacht ließ er ſeine Völker Sturm laufen. Man bemühte ſich, den tapfern Commandanten, Adrian von Bubenberg von Bern, der die Stadt mit 2000 Mann vertheidigte, bald durch große Verheißungen, bald durch Drohungen, aufgerichtete Galgen, mit Stricken beladene Wagen, zur Uebergabe zu bewegen; allein vergeblich. Der tapfere Bubenberg und ſeine Beſatzung hatten das Schickſal der Beſatzung zu Granſon, die der Herzog nach der Uebergabe erhängen ließ, in erneuertem Angedenken. Die Belagerer wurden bei jedem Sturm mit großem Verluſt zurückgetrieben.

„Der eidgenöſſiſche Entſatz rückte auf den 22. des Brachmonats 30,000 Mann ſtark heran. Dieſer merkwürdige Tag entſchied ſowol das Schickſal der Eidgenoſſenſchaft als der Stadt Murten. Die Vorhut führte Johannes von Hallweil von Bern, den Schlachthaufen Johannes Waldmann von Zürich, die Nachhut aber Kaſpar von Hertenſtein von Luzern an. Unter dieſen drei Anführern fochten die Eidgenoſſen, von ihren Bundesgenoſſen des Untern Bundes unterſtützt, mit demjenigen glücklichen Erfolge, welcher faſt immer auf

die Seite Derjenigen gelenkt wird, die für Freiheit und Vaterland streiten. Die Hauptschlacht geschah zwischen Greng und Meyri. Der Graf von Romont, welcher auf der andern Seite der Stadt zwischen Leuenberg und Alkavilla stand, flüchtete sich, ohne einen Schwertstreich zu thun, sobald er die Flucht des Herzogs sah. Der von Bubenberg trug durch einen glücklichen Ausfall auf die zur Bewachung des Lagers hinterlassenen Völker einen namhaften Theil bei. Der flüchtige Feind hatte an diesem Tage einen Verlust von mehr als 20,000 Mann, welche sowol auf dem Schlachtfelde als in dem See bei der Flucht ihr Leben einbüßten; dieser letztere war mit etlichen tausend verunglückten Leichnamen bedeckt. Ueber 1500 Edelleute sind nur allein an dem Tage zu Murten erschlagen worden. Die Sieger verscharrten die Gebeine der Erschlagenen in breite, lange Gräben zunächst am Schlachtfelde; nachher wurden sie in ein besonders erbautes Beinhaus verwahrt, welches man unweit der Stadt auf einer Höhe an der Landstraße nach Wistisburg erbaut hat. Man kann die Ueberbleibsel in demselben noch dermalen (obgleich sehr vermindert) sehen. Die durchreisenden burgundischen Pilger hatten vor Zeiten die Gewohnheit, ein Denkmal ihrer allhier erblaßten Landsleute mit nach Hause zu tragen."

Soweit der Pfarrer zu Uetikon.

Daß übrigens nicht blos „durchreisende burgundische Pilger", sondern auch heimische Schweizer an den „Ueberbleibseln der Landsleute" Jener Geschmack fanden, um gelegentlich noch an ihnen wenn nicht ihr Müthchen zu kühlen, doch ihren Freiheitssinn zu stählen, davon habe ich seit kurzem einen Beweis in Händen, interessant genug, um erwähnt zu werden.

Unter mehren der Schweizergeschichte angehörenden Reliquien, die mir unlängst aus Bern zukamen, befindet sich nämlich auch ein sogenannter Jägerruf (Jägerhörnchen), verfertigt aus dem Schenkelknochen eines in der Murtenschlacht gefallenen Burgunders, mit der Inschrift:

Ich bin das Bein eines Mannes von Burgund,
Der einst vor Murten gefallen;
Ein schweizer Scharfschütz erfocht den Fund
Und läßt wie Horn mich erschallen.
Burgunder, das hätt'st du doch nimmer gedacht,
Daß jetzt man aus Pferdsknecht Freiheitshorn macht!

Welch kecker, an Uebermuth streifender Humor!

Vielleicht, daß dieses Bein einem Edeln angehörte, der mit dem Virgil'schen Verse auf den Lippen: „Möge aus unsern Gebeinen ein Rächer erstehen!" seine Seele aushauchte. Und statt des heraufbeschworenen Rächers kommt nach Jahrhunderten ein Urenkel vielleicht des tapfern „Bauern", der einst in heißem Kampf den Ritter fällte, und ergreift sinnend dessen Gebein. Ob er ahnt, welch letzter Wunsch Jenen beseelte? Gleichviel! Er weiß, daß die Seinen im Recht waren, als sie für die höchsten Güter ihr eigenes Leben einsetzten, und daß die Rache einem Andern gehört! Er aber nimmt den Knochen eines Schenkels, aus dem vielleicht ein noch jetzt blühendes Geschlecht trotziger Machthaber hervorging, und drechselt aus ihm eine — Lockpfeife; denn das ist, bei Licht besehen, dieses originelle Freiheitshorn, das dazu diente, den Liebesruf der Geis nachzuahmen, um dadurch den Gemsbock ins — Verderben zu locken. Und nun zweifle man noch, daß die Ironie des Zufalls allem menschlichen Witz überlegen!

Indessen ist das fragliche Instrument, von seiner Bestimmung abgesehen, ersichtlich auch von seinem frühern Besitzer, „dem schweizer Scharfschützen", in Ehren gehalten worden. Davon zeugt nächst der von Künstlerhand beschafften Inschrift in das Bein seine zierliche Garnirung mit Silber u. s. w.

Das von Häfs erwähnte, auf der Wahlstatt erbaute Beinhaus wurde von den Franzosen 1798 zerstört. Es trug ursprünglich eine lateinische Inschrift, später die deutsche von Haller:

Steh' still, Helvetier, hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Künich fiel und Frankreichs Thron erbebte!
Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte!
Lernt, Brüder, eure Kunst: sie ist in eurer Treu'!
Ach, würde sie noch jetzt bei jedem Heer neu!

An seiner Stelle erhebt sich nun ein etwa 70 Fuß hoher Obelisk, die Schweizer erinnernd an den glorreichen Tag von Murten.

C. von Gisden.

Die berliner Saison.

Privatbrief.

— — Das letzte Blatt weht der Novemberwind von den Bäumen der Linden — Le roi est mort, vive le roi! Oder vielmehr nicht nur ein König, sondern eine stolze, absolute Kaiserin: die Saison.

Die Damen, die bei mildem Mittagssonnenschein noch zum letzten mal durch die Straßen promeniren, in ihren dunkeln und hellen Mänteln, Hüten mit Federn, sind die voranwandelnden Pfauen vor dieser Juno; den großen Vorzug hat

sie vor der wirklichen voraus, keinem Gemahl gehorchen zu müssen, keinem donnernden Jupiter.

Im Winter beginnt mit den Festen, den Bällen bis hinab zu den kleinen Theegesellschaften das Reich der Frauen — und in Berlin werden sie nicht allein am Kamin, um den singenden Kessel über der blauleuchtenden Spiritusflamme walten und schaffen und aus ihrer Liebenswürdigkeit und Anmuth goldene Netze weben, zu fesseln und zu fangen, sondern sie besteigen die antiken Rednerbühnen oder moderne Katheder und lesen uns, da die Beredtsamkeit ein verlorenes und verbotenes Ding „unter den Cäsaren" ist, hellenische Tragödien vor, Verse von Aeschylus und Euripides. Elise Schmidt wird wie im vorigen Winter auch diesmal im Concertsaal des Schauspielhauses Vorlesungen halten und mit dem „Gefesselten Prometheus" beginnen.

Prometheus unter den Händen einer Frau! Seit dem Auftreten der Rachel und Ristori scheint sich die Meinung gebildet zu haben, daß nur Frauen die Tragik und das Pathos der antiken Dichter wiederzugeben und darzustellen wüßten, als ob sie Nachkommen der Priesterinnen von Delphi wären und etwas von ihrem dämonischen Wahnsinn geerbt hätten. Elise Schmidt hat das Antlitz dazu, weniger den Ton, der mehr dem melancholischen Rauschen der Meerwellen gegen die Klippen gleicht — eine Stimme für den klagenden Gesang der Okeaniden.

Bei dieser Neigung für Medeen, für Phädra und Iphigenia, fragen Sie vielleicht, warum Klytämnestra sobald verschwunden? Weil sie nicht starb! Hätte der Dolch Melpomenens in der Hand des jungen, talentvollen Poeten sie umgebracht, würde sie noch auf den Bretern leben; so aber verletzte es, eine Frau nach dem Morde ihres Gemahls — in ihr Schlafgemach schreiten zu sehen.

Indeß die Saison wird andere Blüten, Blumen und Früchte aus ihrem Füllhorn schütten, der ägyptischen Kleopatra gleich, die den Boden ihres Festsaals einst ellenhoch mit Rosenblättern und Veilchen vom Ufer des Nils bedeckte. Was wird nicht im Laufe der Saison noch Alles unsere Fuhr vorstellen! Heroinen und Bürgermädchen, „freudvoll und leidvoll" in allerlei Gestalt. Was sie aber auch spielt, sie ist und bleibt das geborene Käthchen von Heilbronn. Wo Liebe geredet und Liebesschmerz empfunden werden soll, da, ihr Poeten, ruft ihr Lächeln, den Aufschlag ihrer Augen, ihre natürlichen Thränen herbei!

Eins ist romantische Liebe mit Magnetismus, Balkonscenen à la Julia und Wiederfinden im Grabgewölbe oder im Grabe selber, wie Hamlet Ophelien wiedersieht — ein Anderes die moderne Passion! Eine Sumpfpflanze von dämonischer Farbenpracht, sinnbetäubendem Duft — aber sie steht einmal im Wappenschild unserer Zeit, so fest, daß weder Klagen noch Verwünschungen sie herausreißen werden. Das Königsstädtische Theater, am Ostende unserer Stadt, unter der geschickten, thätigen Leitung Franz Wallner's, hat diese Seite des modernen Lebens zu seiner Domäne gemacht; hier haben „Die pariser Sitten", „Die neue Magdalena" ihr Medina gefunden, um — wer weiß, ob sie acht Jahre verbannt bleiben wie der arabische Prophet! — mit der grünen heiligen Fahne voran die Kaaba zu erobern, das Hoftheater mit dem geflügelten Pegasus. Und siehe da! Wie in der ersten Schlacht der Gläubigen der Schleier Ayescha's, der Lieblingsfrau Mohammed's, ihnen zur Standarte dient, werden die neuen Streiter den Schleier von Agnes Wallner an ihren Fahnenstock binden. In ihr kennt eine echte Flamme der Leidenschaft, die ergreifende Macht der Verzweiflung; ihr Schmerz hat wirklich Erschütterndes, sie weint wahrhaftige, rührende Thränen. Nicht blos die bauschigen Seidenkleider, die schwarzen Sammetgewänder Magdalenens, auch ihre Seele hat sie. Kein Zweifel, die Lorbeerkränze der Ristori — obwol die Ristori'sche Medea in dem ziegelrothen Hexenkleide nichts ist als unsere allbekannte Freundin Deborah auf griechischem Kothurn — werden sie nicht schlafen lassen und sie anspornen, ihr Talent in neuen Farben und Schattirungen jenes Regenbogens zu zeigen, den man ein „mannichfaltiges Repertoire" nennt.

Wie viel großer Ehrgeiz wird verbraucht in dieser kleinen Welt, wie viel Flammen brennen da täglich zu Ende! Aber der Krieg ist gut wie das Feuer, hat schon ein alter griechischer Philosoph gesagt; er ist der Schöpfer aller Dinge. Wie der Streit in Thalia's Hallen tobt, wissen Sie selbst; welch ein Homer könnte diese Feldschlachten genügend und erschöpfend besingen! Auch wir haben einen trojanischen Hektor, den melancholischen, grübelnden Dessoir, den Mann des Gedankens, den ersten Schöpfer des „Narziß", — und einen hellenischen Ajax mit dem siebenhäutigen Schilde, Döring, wobei die sieben Häute des Schildes gleichsam sinnbildlich die Proteusnatur des Künstlers bedeuten, der unter unsern Augen vom Commerzienrath zum Tartüffe, zum lustigen Narren Tartaglia oder Arlecchino und endlich Sir John

Falstaff wird, um „zwischen zwölf und eins in Arthur's Schooß zu fahren".

Diese ganze Schar von Helden und Amazonen, die dem Triumphwagen der Saison vorangehen zum Capitol die Via sacra hinauf, finden Sie auf dem Bilde, mit dem der geniale Gallotist Herbert König die eine Nummer unsers neuen Wochenblatts „Berlin", das der praktisch thätige und in dieser Richtung so erfindungsreiche Buchhändler Hofmann herausgibt, kunstvoll und lustig geschmückt hat. Dies „Berlin" will dem wirklichen einen Spiegel vorhalten, einen glattgeschliffenen Stahlspiegel, worin es seine Schwächen und seine guten Seiten, sein atheniſches Theil und sein Theil von Sodom und Gomorrha wiederfinden soll.

Pauken und Trompeten — die Saison beginnt! Steckt neue Wimpel, bunte Seidenflaggen an die Masten eurer Schiffe und muthig hinein in den Ocean! Schon schlechtere Fahrzeuge haben ihn durchsegelt! Der Sommer ist todt und die Sonne trübe; so wechselnd spielen die Geschicke mit euch, mit allem Irdischen! — Le roi est mort, vive le roi!

Anregungen.

„Das Experiment ist gelungen!"

Ein Wort, das man täglich in unsern chemischen Küchen hören kann — auch wol in denen der Kraft- und Stoff-Titanen, und doch ist es alt, älter als 200 Jahre.

Am Ostermorgen des Jahres 1626 hat es der weiland Lordkanzler Englands, Franz Baco, mit zitternder Hand geschrieben; ihm selbst kostete das physikalische Experiment, das er machte, das Leben, aber er behält noch so viel Kraft, niederzuschreiben: „Es ist gelungen."

In der an hervorragenden Persönlichkeiten und genialen Köpfen so reichen Zeit der Elisabeth ragt Franz Baco von Verulam in seiner Sphäre ebenso bedeutsam hervor als Shakspeare in jener der Kunst. Noch ein Jüngling, hatte er im stolzen Selbstvertrauen, im Bewußtsein der Fülle und Kraft seiner Gedanken seinen ersten philosophischen Entwurf „Die größte Geburt der Zeit" genannt. Später durch eigenen Ehrgeiz, von seinen Verwandten, den Burleighs, in die politische Laufbahn gedrängt und von Stufe zu Stufe bis zum Lordkanzler aufsteigend, verdiente er in diesen Geschäften weder den Lorber des Ruhms noch die Bürgerkrone. Die Gunst der Königin Elisabeth war ihm theurer als die Grundsätze der Freiheit und Billigkeit, die er einst mit beredtem Munde im Parlament vertheidigt, theurer als alte Freundschaft und Anhänglichkeit. Ihm war es nicht genug, die Grafen Essex und Southampton bei ihrem tollen Aufstandsversuch in Londons Straßen zu verlassen, denselben Essex, der ihn in die Höhe gehoben, sondern er entblödete sich nicht, gegen ihn die Anklageacte zu schreiben. So leicht und elastisch wie sein Geist sich von einem Gegenstand zum andern bewegte, so schwankte auch seine Gesinnung ohne jeglichen Halt. Die Wissenschaft dem Leben nutzbar zu machen, ist der eingestandene Zweck seiner Lehre; so suchen auch alle seine Handlungen folgerichtig den Gewinn, die Behaglichkeit des Daseins. Das höchste Richteramt von England, das er bekleidete, ist in seinen Augen nur eine Goldquelle, deren Schätze ihm die Pracht und den Genuß verschaffen, die er als allein wünschenswerthe Güter der Erde schätzt und liebt. Seine Bestechlichkeit erregt endlich den Unwillen des Volks; vom Parlament angeklagt, seiner Schuld überwiesen, wird er schmählich aus dem Oberhause gestoßen und führt bis zum Tode ein stilles, nur der Wissenschaft geweihtes Leben in den einsamen Wäldern von Gorhambury.

„Nicht meinen Thaten, meinen Worten sollt ihr glauben!"

Doch ist der Bruch zwischen beiden nicht so groß, als es scheinen will.

Scharfsinnig hat Kuno Fischer in dem vortrefflichen, lebendig geschriebenen Buche: „Franz Baco von Verulam" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1856), den Zusammenhang zwischen der Lehre und jenem anstößigen öffentlichen Leben des Philosophen gezeigt.

„Baco's Charakter", sagt er, „war so praktisch, so nüchtern, so geschmacklos als die Wissenschaft, die er begehrte und seinem Zeitalter vorschrieb." Ein Mann, welcher „der Philosophie das Fliegen abgewöhnen" wollte, mußte selbst fester und inniger an die irdischen Dinge gefesselt sein als ein Plato oder Spinoza. Nicht wie Jenen ist ihm die Erkenntniß der letzten Ursachen das Ende und Ziel der Philosophie, sondern die Erfindung; die Ideen sind ihm nur Idole, Thatsachen und Experimente Alles. Die Wissenschaft soll sich nicht in Stille und Selbstgenügsamkeit aus dem Leben zurückziehen, sondern die Cultur, die Herrschaft des Menschen verbreiten; diesen allgemeinen, großen Zwecken soll sie dienen, sich nicht darauf beschränken, dieses oder jenes Gemüth Ruhe und Verachtung des Irdischen zu lehren.

In verständlicher, anregender Weise setzt Fischer Baco's Wissenschaftslehre, ihr stets praktisches Bestreben auseinander. Baco knüpft an die alten griechischen Materialisten an; ihm wie Demokrit und den Philosophen unserer Tage erscheint die Schöpfung ohne Endzweck und der Idealismus als Nebel. Aristoteles, urtheilt er, hat die Wirklichkeit in Katego-

riem aufgelöst, Plato sie in Phantasiebilder umgedichtet. Mit Recht ruft Fischer aus: „Urtheilt man heute über Schelling und Hegel nicht blos ähnlich, sondern wörtlich ebenso?“ Einem Zeitalter, das jene Fesseln des Gedankens als lästig abgestreift hat und nur im Stoff nach einer neuen bewegenden Kraft sucht, kommt eine Philosophie zu, die „Erfindung und Cultur“ als Devisen an ihrer Stirn trägt, die weder das Herz mit Empfindungen noch den Geist mit Ideen beschäftigen will, die sich allein an die Sinne richtet, an Auge und Ohr, um ihre Experimente zu erkennen. Darum entbehren Baco und seine Nachfolger das Verständniß der Poesie, er sieht in ihr eine ausgeschmückte Geschichte oder eine Weisheitslehre, die sich in sinnliche Formen kleidet; die Lyrik findet in seiner Poetik keinen Platz. Wenn alle Erregungen und Leidenschaften nur Nervenzuckungen sind, ist es freilich besser, einen Menschen zu sezirren, um ihren Ursprung zu erkennen, statt bewundernd auf sie hinzuweisen, als auf die Funken eines göttlichen Feuers in uns.

Und von diesem trockenen Experimentisten behauptet neuerdings ein englischer Narr, der darüber ein Buch geschrieben hat, er wäre der eigentliche Verfasser der auf eines gewissen Shakspeare Namen laufenden Theaterstücke gewesen!

Die Erziehung im Lichte der Bergpredigt.

Wie selten ist eine christliche Kindererziehung, eine wahrhaft christliche, die nicht im Händefalten und Psalmensingen ihr Ideal sucht und findet! Sie ist ein schweres Ding und legt den Aeltern Opfer auf, die sie nur zu leisten fähig sind, wenn sie zuvor selbst ganz vom Geist des echten Christenthums durchdrungen wurden.

Trefflich sagt dies Josephine Stadlin in dem Büchlein: „Die Erziehung im Lichte der Bergpredigt“ (Aarau, Sauerländer, 1856), auseinander. Der im rechten Sinne seligmachende Geist der Bergpredigt und der „Nachfolge Jesu“ von Thomas a Kempis weht in diesen Blättern. Nicht blos der Inhalt, sondern auch der Stil ist ein ungeschminkt frommer, evangelisch ins Herz redender. Die Verfasserin nennt in der Einleitung die Bergpredigt Christi mit Recht „ein unerhörtes Wort ihrer Zeit. Das, was allgemein begehrt und gesucht wurde, was durch Herkommen geheiligt erschien und jedenfalls durch Gewohnheit eingewurzelt war, dem trat es entgegen; es wollte Werthschätzungen und Bemühungen geltend machen, die Allem, was man wirklich schätzte und that, geradezu entgegenstanden.“ In diesen Werthschätzungen und Bemühungen, wie sie in den „ächt Seligpreisungen“ ausgesprochen sind, findet die Verfasserin einen vollständigen Grundriß menschlicher Erziehung. Sie legt zuvörderst diese Seligpreisungen aus und gibt dann die pädagogische Nutzanwendung. Das „Selig sind die Leidtragenden“ faßt sie als eine Seligsprechung Derer auf, die ihr Leid ertragen, und knüpft eine treffliche Anweisung für die Erziehung daran. Sie lehrt, wie die Erziehung schon zum Tragen des Leids und zu seinem seligen Troste führen kann und soll:

„Zu so durchgreifenden Dispositionen, zu Gewohnheit und Kraft, den Schmerz zu ertragen, führt das vorwiegende Beispiel und die vorherrschende Uebung. Der Vater ist weniger um die Kinder, aber in den Momenten, wo sie ihn sehen, athmet er leicht, als ob kein Leid ihn drücke; mit der Mutter, mit ihnen ist er herzlich, aus seinen Worten oder aus seinen Mienen wissen die Kinder nicht, daß die Zeiten trüb sind, die Geschäfte schlecht gehen, auch nicht, daß er sich da und dort etwas versagen, Lieblingsneigungen beschränken muß; daß seine Arbeiten länger dauern, schwieriger werden und — undankbarer; auch merken sie nicht, wie viele Angriffe, Kränkungen, wieviel Verdruß er zu tragen hat; ihnen, den Kindern, erscheint nur der gute Vater, heiter und ernst, je nachdem die Kinder es bedürfen; — kann er so nicht erscheinen, so sehen ihn die Kinder nicht. Dieser Vater wäre für die Kinder ein Vorbild des Tragens. Von der Mutter vernähmen sie noch, wie streng der Vater arbeite, wie er Dies und Jenes zu leiden habe — und wenn dann etwa das Bubli sagt: «Nein, Mutter, der Vater hat nicht Kopfweh, er schreibt ja auf dem Comtor oder er arbeitet in der Werkstatt» u. s. w., so antwortet die Mutter: «Meinst du denn, der gute Vater lasse es merken, wenn ihm etwas weh thut? Nein, er trägt's!»“ — Aehnlich zeigt die Verfasserin, wie auch die Mutter ihrerseits mit gutem Beispiel vorangehen soll, wie sie die Kinder üben soll, Unwohlsein und Mühseligkeiten, eigene und fremde Launen in Ruhe zu erdulden und zu ertragen. So sagt sie:

„Das Kind hatte ein liebes Vögeli. Durch oder ohne seine Schuld ist es gestorben. Nun heftiges Weinen und immer: «O mein Vögeli, mein Vögeli!» Das ist natürlich und soll nicht unterdrückt werden. Aber nur auch kein anderes Vögeli angeschafft! Nur kein Eichhörnli oder Gampiroß! Kein Ersatz! Nur also auch nicht: «Jo, schwig nur, de muesst denn scho wieder eis ha, oder öppis so!» Warum nicht lieber: «Schau, der liebe Gott gibt uns, was nöthig ist — und oft nimmt er wieder etwas, damit wir stark werden!» Um des seligen Trostes willen, laßt auch das Kind schon einen Verlust tragen und auch sein Trost sei das Gefühl, daß es immer besser zu tragen vermöge, d. h. stärker werde, statt mit irgendeinem Ersatz ihn schnell ausgleichen zu wollen.“

Dergleichen treffliche Anwendungen auf die Erziehung in anschaulichen Beispielen und herzlichem Volkston macht die Verfasserin von allen „acht Seligkeiten“ der Bergpredigt und hat so nicht nur ein echt christliches, sondern auch wahrhaft populäres, praktisch brauchbares Erziehungsbuch geschrieben.

Göttin Mode.

Der Liebe hat man Schmetterlingsflügel gegeben, um den Glanz und die Kürze ihres Daseins zu bezeichnen — welche Flügel trägt dann die launenvollste, glänzendste, flüchtigste Göttin dieser Tage, die Mode?

Sind es mächtige, schwarze Adlerfittige? Denn sie beherrscht die Welt gerade so gewaltsam oder noch despotischer als die goldenen Adler auf den Fahnenstangen der römischen Legionen.

Sind es bunte, in tausend Farben spielende, blitzende, flammende Engelsflügel, wie die alten Maler sie dem Gabriel gaben, der zur Madonna herabkommt?

Die blauen und rothen, die gestreiften und weißen Roben, die neulich in Berlin die Ausstattung einer Prinzessin schmückten, ermuntern uns, für die Göttin Mode Pfauenfedern zu beantragen.

Die Mode ist ein Geschöpf der Phantasie, der reizbarsten, schwärmerischsten Phantasie. Ich wage nicht zu sagen, ein liebenswürdiges, aber ein ewig junges. Jeden Morgen setzt sie den berühmten Kranz Ogier's des Dänen auf, den ihm die Fee Morgane gegeben; den Kranz, der mit ewiger Jugend ewige Vergessenheit schenkt.

Und wer vergäße leichter als die Mode ihre Liebe und ihren Haß? Sie, die unter dem Ersten Napoleon mit Frau von Staël für die antike Tracht, wie eine zweite Corinna auf Roms Ruinen, schwärmte, für frei flatternde, nur mit Schleifen und Perlen durchflochtene Haare, für lose umfließende, sich anschmiegende Gewande, wie die römischen Frauen sie einst von Byssus, von gold- und purpurdurchwirkter Leinwand trugen — sie hat unter dem Dritten Napoleon die Crinoline erfunden, die bauschigen, ungeschlachten Nachkömmlinge des Riesengeschlechts der Reifröcke zur Zeit des Vierzehnten Ludwig.

Während der gläubigen Jahrhunderte des Mittelalters verabscheute die Mode und mit ihr die Ritterdamen und Burgfräulein Europas jede Sitte des Morgenlandes — bis auf das Tragen der Rosen von Jericho. Damals ging die Göttin Mode im enganschließenden, knappen Kleide, die bis auf die Hand herabfallenden Aermel mit Schwanenflaum besetzt, in großen, gekrümmten Schnabelschuhen; vom Haupte wehte ihr ein silbergestickter, wallender Schleier nach; sie wusch sich ihr Gesicht nur mit dem klaren, frischen Wasser der Quelle von Vaucluse, womit Laura de Sades ihre großen, sternigen Augen benetzt, die unsterblichen Augen, die Petrarca besungen — jetzt badet sie in Kuhmilch und färbt sich die Augenbrauen wie die Odalisken des Orients.

Ja, es lebe die Mode! Die Schönen folgen ihr und die Häßlichen erfinden sie.

Wer färbte seine Wangen zuerst roth? War's nicht ein Weib, das in bacchantisch durchjubelten Nächten die echten Rosen der Jugend verloren? Glänzte nicht Nero's Geliebte, Poppäa Sabina, in dieser Kunst? Wer erfand die Reifröcke? O, schöne Leserin, die du Crinolinröcke trägst, vergib — es war Athenaïs von Montespan, die mit ihrer Breite und Weite eine Schuld verstecken wollte. Und Königin Elisabeth von England setzte da erst eine rothe Perücke auf, als ihr eigenes, Tizianisch glänzendes Haar seinen Glanz verloren; gerade wie Julius Cäsar mit seinem Lorbeerkranz nur seine Glatze verbarg.

Du aber, liebenswürdige Leserin, der die Locken noch reich und voll über Nacken und Schultern flattern, deren Wangen ein rosiger Hauch färbt; du mit den schönen, lichten Augen, mit schlanker Dianengestalt — warum behängst du dich mit „Unterröcken", schnürst dich in Stahl und Fischbein, wie die Damen von China ihre Füße in Schuhe en miniature pressen, und bewalst dich mit „jenen Wundern" der Chemie, die, aufgelöst, keineswegs wie Veilchen und Eau de mille fleurs duften!

Die Mode ist die größte Gleichmacherin der Welt; sie verwischt die Unterschiede des Standes, der Sitte; Ehre und Zucht verschwinden vor ihr; denn nicht mehr unterscheidet die Stola und die Binde um das Haupt die ehrbare Matrone von der leicht lebenden Liberta in der kurzen, dunkelfarbigen Tunica. Die Schönheit, die bisher für ein Geschenk der Götter galt, wird unter ihren Händen, ihrem Pinsel etwas Handgreifliches, Reales, ein Gemisch von chemischen Fabrikaten und seidenen Stoffen; eine neue Fabrikation, die man auch, ohne die Perle zu besitzen, die Kleopatra zerstampfte, kaufen kann. Jetzt brauchte die Herrin des Himmels, die großäugige Juno, nicht mehr zur Venus zu eilen, um von ihr den Gürtel der Anmuth und des Reizes zu erbitten — armer Venusgürtel, du gehörst ins Reich der Fabel! Die Realität vieler unsagbarer Dinge hat dich verdrängt, ganz verdrängt!

Wollt ihr noch mit der Mode streiten? Ist doch die Natur wieder um ein gutes Theil „entgöttert und entgeistigt". Halt — da fallen mir die Schmetterlingsflügel noch einmal ein! Wischt eine harte Hand unbesonnen den Schmelz von ihnen, wie so grau, aschgrau sind sie dann — und ihr, arme Frauen mit blanc und rouge, wenn die Ballkerzen herabgebrannt, die Blumen an eurer Brust verwelkt sind — wie dann?

Und zu alle Dem spielt jetzt sogar die Literatur auf! Sie läßt sich von den Modisten ins Schlepptau — oder, im Bilde zu bleiben — ins Schneidermaß nehmen. Wir erschrecken oft vor dem Gedanken, unsere Leserinnen möchten auch plötzlich von uns verlangen, daß wir ihnen Modekupfer und Stickmuster als Beilagen zu unsern „Unterhaltungen" geben!

Wahrnehmungen.

Alle Anerkennung geht doch nur so weit, als sie dazu dient, dem Anerkennenden selbst irgendein Relief zu geben.

* * *

Geschenkter Trost, kommt er aus der Mitempfindung, thut in Leiden wohl. Kommt er, wenn auch noch so begründet, nur aus der logischern Einsicht und dem Verstande, verletzt er.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 8.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Ein Geschichtchen aus den Bergen.

Von Ernst Fritze.

In einem Thale des Harzes unweit Wernigerode liegt ein Häuschen hart am Abhange eines Bergs, dessen kahle Kuppe gegen die übrigen stark und üppig bewaldeten Höhen seltsam absticht. Kleines, regelmäßig zerstreutes Gesträuch verräth eine neue Anpflanzung und deutet darauf hin, daß die mächtigen Bäume der Urwelt geschlagen und dadurch die traurige Kahlheit entstanden sei. Ein Waldbach rieselt am Häuschen vorüber und wird nahe bei demselben zum Betriebe eines Mühlenwerks gehemmt. Das Wasser ist klar wie Glas, sodaß man auf dem Grunde die Steine zählen kann.

Hundert Schritte davon, mehr der Stadt zu, beginnt eine regelmäßig gebaute Gruppe von Häusern, die stolz und stattlich gegen das im Bergschatten versteckte Häuschen hervorleuchten. Im Häuschen wohnte eine Frau mit drei Kindern, von denen das älteste ein wunderhübsches Mägdlein war — im ersten Hause der Dorfstraße eine Familie, deren Oberhaupt, im Bergwerke beschäftigt, etwas mehr als ein gewöhnlicher Bergmann war. Sein ältestes Kind, ein Knabe mit prächtigen Augen und mit braunen gelockten Haaren, schlank wie die Tannen seiner Berge, trug stolz gleich ihnen den Kopf hoch auf, als wollte er zum Himmel hinan. Sein Vater hielt ihn hoch und werth und wollte was Rechtes aus ihm machen. Vom ersten Tage seines Lebens an hatte er gespart, um seinen Erstgeborenen dereinst studiren zu lassen und als er hundert Thaler zusammen hatte, da konnte es nach seiner Meinung gar nicht mehr fehlen, daß sein Hermann einst als Advocat in Wernigerode eine glänzende Rolle spielen würde.

Hermann schien sich sehr wenig um seines Vaters hochfliegende Pläne zu bekümmern. Sein liebstes Geschäft war am Bache zu spielen, mit den Nachbarskindern auf den Bergen umherzustreifen, Heidelbeeren und Himbeeren zu suchen und zu speisen und nur ins Vaterhaus zurückzukehren, wenn Hunger oder Müdigkeit ihn dazu trieb. Solange er klein war, fand der Vater nichts dagegen einzuwenden, als er acht Jahre zählte, begann er von „Schulegehen" und „Lernen" zu reden, ließ es jedoch beim Reden bewenden, weil Hermann keine Lust bezeigte etwas zu lernen, was nicht draußen am Bache oder unter Gottes freiem Himmel, hoch oben auf dem Felsengestein oder in den Klüften zu lernen war. Lernten doch die andern Kinder im Dorfe auch nichts mehr als Buchstabiren und das konnte er schon.

Erst als die kleine Luise, der Witwe hübsches Töchterchen, in die Schule geschickt wurde, bequemte sich Hermann auch dorthin zu gehen, weil er sich zu schämen begann, daß Luisele, wie er sie nannte, klüger sein sollte als er, der drei Jahre älter war.

Zwischen Hermann und Luisele herrschte eine geschwisterliche Vertraulichkeit. Instinctmäßig zog es den Knaben hinaus, wenn er des Mädchens helles Stimmchen hörte und Luisele hatte auch keine Ruhe im kleinem Stübchen, sobald sie Hermann am Bache erblickte. Ging die Kleine in

den Wald, um Beeren zu pflücken, so war er dabei; letztere sie hinauf zum Heuschober an den Feiertagen, um Reisig zu sammeln, so trug er ihr die Körbe hinauf und hinab.

Aber man glaube nur nicht, daß in diesem Zusammenleben ein romantischer Zauber oder eine phantastische Anziehungskraft gelegen, es war die Spielerei der Jugend und nur das Schicksal flocht die Fäden ihres Seins zu romantischen Abenteuern zusammen. Es waren Beide eben Kinder, wie man sie zu Hunderten findet, gefällig von der Natur mit schönen Gesichtern begabt.

Zum Advocaten, das mußte sich der flüchtige Beobachter eingestehen, hatte Hermann nicht die geringste Anlage, eher zum Musikanten, mindestens entwickelte er ein großes Musikgedächtniß, denn mit heiserer Stimme sang er alle Tänze, Märsche und Heimathslieder in die Berge hinein, auch wenn er sie nur einmal gehört hatte.

Es lag Talent in der charakteristischen Auffassung dieser Musikstücke und veranlaßte manchen Nachbar zu der Aeußerung: daß er Musikant werden müsse. Sein Vater raufte sich und wegwerfend die Stirn zu dergleichen Urtheilen, obwol auch die Vorgesetzte sehr geneigt war, Musik als Geschäft aufgreifen zu wollen. Vom Träumen von hohen Bergen, die sein Eldorado bedingen sollte, während er tief unten im Schatze wühlte.

Täglich mißfiel ihm Hermann's Umgang mit den Kindern der Wirthe mehr; es schicke sich nicht für einen angehenden Advocaten, pflegte er oft zu sagen, mit Bettelkindern Holz zu tragen und er drohte, der Geschichte mit einem Schlage dadurch ein Ende zu machen, daß er seinen Sohn in die Stadtschule thäte.

Hermann ging von diesem Tage an wöchentlich zur Stadt in die Schule, wurde sein Kostgeld pünktlich und auf seine Kleidung ängstlich aufmerksam gemacht. Im Grunde war er all diesen Plänen abgeneigt, fügte sich aber doch aus Respect in den väterlichen Willen und lernte nach Möglichkeit, was ihm zur Pflicht gemacht wurde.

Dafür suchte er sich beim Schulrath zu halten, wenn er unbeachtet den einen blauen Rock überwerfen und unerkannt zur Bude eilen konnte. Nach und nach unterließ er dies von selbst. Unter Geschäftigkeit verbrachte die Jugendgefährten und erst nach vollen sechs Jahren begegnen wir ihm als eingetragenem Studenten des Lords wieder. Es war Schützenfest im Thale. Das Centralcomité für die Jugend und Nachtage für die Männer. Den Frauen fällt der Abend mit seinen Tanzvergnügen zu.

Da treffen wir den Bergmann Fleck Hermann wieder. Aus dem Knaben war ein Jüngling geworden. Aber mit der Schule und mit dem Advocaten ist es richtig nichts! Hermann hatte seinem Vater rundheraus erklärt: er passe weder zum Studenten noch zum Advocaten, er wolle Bergmann werden, wie seine Vorältern seit Jahrhunderten.

Vater Fleck hatte wacker gemurrt und gebrummt bei dieser Erklärung, sich aber nach einigen Nachdenken gefriedengegeben und auch unter diesen Umständen das Schulgeld für nicht weggeworfen erachtet, weil der Sohn sich mit den erworbenen Schulkenntnissen besser aufwärts arbeiten könnte. Am Schützenfeste erblickten Hermann zum ersten Male im Bergknappenanzuge und er sah darin aus wie ein verkleideter vornehmer Herr!

Seine Augen waren schöner als je, sie leuchteten und brannten wie Flammen, seine Locken wallten über die hochgewölbte weiße Stirn hinweg und dazu tanzte er — armes Lottchen!

Das junge Mädchen, eben erst der Schule entwachsen, stand in einem Winkel gedrückt und schaute in den fröhlichen Tumult hinein. Sie freute sich sorglos über die Schönheit Hermann's und meinte: nur er tanze. Sie fühlte mal eine brennende Begierde auch zu tanzen, aber wer sollte kommen und sie in diesen Kreis führen!

Es schien wie die Stammbäuerinnen konnte sie sich nicht stellen und wenn sie auch mit angeborener weiblicher Geschicklichkeit ihren halb bäuerischen Anzug so nett und geschmackvoll wie nur möglich gemacht hatte, so war und blieb sie doch immer das Kostmädchen im Wirthe und Rößchen, welches mit ihrem wunderlieblichen Gesichte nicht zur Geltung kommen konnte.

Hermann bemerkte sie lange nicht. Im Rausche des Vergnügens und in der Uebergangung, daß er die bevorzugteste Figur im Tanzsaale abgebe, flog er wie ein Schmetterling von einer hübschen Tänzerin zur andern, bis er plötzlich nicht vor Lottchen stehen und seine Augen auf das allerliebste Gesicht heften. Sie nickte ihm ein Willkommen. Er besann sich kaum auf das Gesicht — dann aber wußte er, daß es Marie's Lottchen war und was hielt ihn nicht ab, das arme hübsche Kind auch einmal in die Reihen zu führen.

„O Gerte doch", sagte er lachend in einem gewohnten Dialekte, „hat' ich mich doch erst nicht mal erkannt — komm, tanz einen Galopp mit

mir! Hab' ich ihn doch von dir gelernt, draußen am Bache — weißt noch?" Sie lachte und sagte: „Ja." Wie sie tanzten? Mit der Grazie der Jugend, mit der ungekünstelten Fröhlichkeit und Hingebung an ein Vergnügen, das elektrisch die Blut in Wallung brachte. Sie, die ganz noch nicht vollständig entwickelte Gestalt mit den feinen Gliedern und den zierlichen Füßen, welche der kurze Rock sichtbar werden ließ, an ihn geschmiegt, der leis, fest und frisch mit der Zuversicht eines Siegers anfaßt. Sie tanzten damals wie ein paar Kinder, die sich selbst zum Tanze spielen in ungebundener Lust.

Als der Tanz aus war, bittt Hermann das Mädchen leis. „Du, wir tanzen noch eins zusammen —!" Und dann noch eins und noch eins! Die Stadtfräulein blickten nachgerade mit Neid auf das Dorffind, welches den besten Tänzer erobert und gewählt. Hermann dachte sich nichts dabei — auch Luise nicht. Plötzlich erschien der Bergmann Koch im Eingange des Tanzsaales. Jedenfalls war er von guten Freunden benachrichtigt und aufgehetzt, denn sein Gesicht trug die Anzeichen eines heraufziehenden Ungewitters. Er stand still, bis Hermann mit seiner Tänzerin vorüberkam, um den Tanz neu zu beginnen. Da packte er ihn während am Arme, schüttelte ihn heraus, stieß mit der anderen Hand das Mädchen zurück und schrie:

„Seit wann ist's dem Gebrauch, daß du mit Bubikopfen tanzst? — willst du gleich zu Deinen gehen, wohin du gehörst! Der Teufel soll dazwischenfahren!"

Luise war im Nu verschwunden — Hermann stand sprachlos vor Schrecken und eine unsagbar bittere Empfindung wallte in ihm auf, als er sah, wie das nichtswürdige Benehmen seines Vaters über Luise kam. Er warf aber den Kopf auf, sodaß sein lockiges Haar wild zerzaust und sagte laut: „Es ist mir gleich, mit wem ich tanze, aber beleidigen lasse ich mir dabei nicht!" Er schritt hinaus und stellte sich wartend zu einigen Bekannten; diesen Abend tanzte er nicht mehr. Der Kellner hatte aber anderes Befehle, als der Bergmann Koch befohlen hatte.

Hermann sprach nicht darüber, allein er suchte Luise am nächsten Abende heimlich auf, um sie zu trösten, ihm wegen der harten Worte seines Vaters nicht zu grollen.

Luise hatte auch über die Geschichte nachgedacht und war zu dem Resultate gelangt, daß sie unmöglich ferner Tanzstunde nehmen könne, wenn auch die Einnahmen bei weitem geringer war als das des Bergmanns. „Daß mein Vater so früh hat sterben müssen", sprach sie zu Hermann, „ist ein Unglück. Er war Aufseher in der Papiermühle und verstand seine Sache. Wäre er am Leben, so wären wir so anständig versorgt wie ihr. Aber Hochmuth kommt vor dem Falle — dein Vater mag sich rächen, daß er sein Unglück hat, heut geht einer Gespartes auch traut und ihr müßt am Tagelohn arbeiten wie wir."

Hermann stand verwundert vor dem Mädchen, das sich so gelassig und verständig ausdrückte und in seinem gerechten Zorne so schön aussah. Ein Wort gab das andere und die Unterredung währte lange.

Als sie schieden, drückten sie sich verstohlen die Hände. Was konnte auch Hermann dafür, daß sein Vater ein harter Mann war?

Von da an suchten und fanden sich die jungen Leute. Es kam aber doch nicht zu einem eigentlichen Einverständnisse. Hermann mußte angestrengt arbeiten im Steinschachte des Bergwerks und Luise ging, auf das Anrathen einiger Frauen von Stande, die ihr wohlwollten, zu einer Schneiderin in die Lehre. Die Anhänglichkeit, die durch Gewohnheit schon wärmer zu werden begonnen hatte, verflog während dieser Zeit bis zu einer schwachen Erinnerung.

Der hübsche Bergknappe hatte gar oft in treuem Gedächtniß verweilt und sie empfand schon mal ein süßes Behagen bei dem Gedanken an seine Freundlichkeit, allein bestimmte Gefühle und Hoffnungen wachten nicht in dem jungen Herzen auf. Ebenso machte es sich mit Hermann verhalten. Der Beschäftigung des Bergmanns ist ernst und strebt sie. Die Gedanken seines Vaters verbieten eine frühe Heirath und seine geht er früher auf die Wanderung als mit dem Ablauf des 25. Jahres, wo ihm die Heirath gestattet ist.

Dazu kam noch, daß Hermann mit Fritz und Emil Bergmann war, daß er sich selbst in den Mußestunden seine Ruhe gönnte, sondern sie zu Forschungen und Belehrungen verwendete. Er war auf dem besten Wege, in den Studien noch einem hohen Ziele Ehre zu machen, und vielleicht seine Sinne auf Momente gefesselt, aber sein Vater rief ihn prosaisch in das Geschäft, dem er einmal angehören sollte.

Luise kam zurück ins Dorf. Ihr Vaterhaus in Hellerhaus hatte unter der schonenden Hand einer geschickten Wirthschafterin Wunden geheilt

und aus dem kleinen Bäumchen eine blühend schöne Rose hervorgezaubert. Was sie trug, war noch immer vom billigsten Stoffe, aber wie sie es zu tragen wußte, das machte sie einer Gräfin gleich. Die Stubenluft hatte ihr Gesicht gebleicht, aber den Wangen nicht ganz die Rosenglut nehmen können. Wer sie sah, blieb stehen und freute sich ihrer Schönheit. Sie ging vor Bergmann Hieß' Hause vorüber, als dieser eben heraustrat. Der alternde Mann schaute ihr mit Verwunderung nach, aber sein zweiter Gedanke traf seinen Sohn.

„Wenn Hermann das Mädchen sieht, so ist er verloren", murmelte er und beschloß, dem vorzubeugen. Kaum hatte Hermann am Abende die Schwelle überschritten, so bedeutete ihn der Alte, daß er es sich nicht einfallen lassen solle, mit Nickert's Luise, die wieder da sei, ein Wort zu wechseln, geschweige eine Liebschaft anzufangen, denn er würde nimmermehr seine Einwilligung zu einer Heirath mit ihr geben.

Der junge Bergmann lachte hell auf bei seines Vaters grimmiger Ermahnung. „Vater, was fällt dir denn im Kopfe? Wer denkt an Heirathen — und dann, was hab' ich mit Luisen zu schaffen? Plage dich doch nicht mit Grillen!"

„Du hast gut reden — ich kenne das!" brummte der Vater. „Sie ist ein bildhübsches Mädchen geworden und ich sag' dir's im voraus, meine Einwilligung erhältst du im Leben nicht —! Richt' dich danach!"

Der Sohn ließ die Sache auf sich beruhen, aber er dachte bei Gelegenheit: „Sehen möchte ich sie schon einmal!"

Sonntags sah er sie denn endlich. Er kam vom Berge den Straßenweg hinab und sie wollte eben hinauf. Mitten im Wege blieben sie voreinander stehen, er voll Bewunderung über ihre Veränderung, sie beschämt über seine Blicke und tief erröthend. Sie boten sich die Hand. Aber als hätten sie „glüh' Eisen" berührt, so schnell zogen sie die Finger wieder zurück.

„Bist wieder da, Luisle", sprach Hermann mit herzlicher Freundlichkeit.

„Ja, aber nicht auf lange", antwortete sie und wagte es in seine Augen zu sehen. Blitzschnell schlug sie den Blick wieder nieder. „Es soll mich eine Stelle zur Kammerjungfer haben."

„Es —?" fragte Hermann getheilt, plötzlich entgegnete berührt von dem Gedanken an eine neue Trennung. „Ich soll mich freuen, wenn's dir gut geht — wann willst du fort —?"

„In vierzehn Tagen."

„Und wohin?"

„Vorerst nach Berlin, dann aber wohnen wir in Potsdam — die Gräfin gehört zum Hof —." Hermann sah sich das Mädchen groß an. Wie hübsch gingen ihr die Worte vom Munde — wo in aller Welt hatte sie das gelernt? Freilich ihre Mutter hatte auch solch' Weisen. Luise nickte und machte Anstalt aufzubrechen zu gehen. „Ich will hinüber nach Darlingerode", sagte sie. Der junge Bergknappe bittet schnell bat, auch nach Darlingerode zu gehen, aber zum Glück fiel ihm sein Vater ein und er blieb nach einem bergmännischen „Glückauf, Luisle" stehen und blickte dem Mädchen nur nach.

„Die braucht nicht auf Fischer's Hermann zu warten", dachte er, als sie um die Bergwindung gebogen und im Gebüsch verschwunden war. „Es werden sich in Potsdam schon andere Leute finden, welche sie heirathen wollen. Ja, ich möcht' sie auch schon zur Frau!"

Der erste Gedanke an diese Möglichkeit war nur ein Aufflug von kurze. Dann aber fiel die unglückselige Vorneigung seines Vaters wieder bedrückend und gab dem flüchtigen Einfalle gleichsam ein Fundament.

„Du hast doch mit Luisen gesprochen —" sagte der Alte ihn an, als er ins Haus trat. „Ich hab' euch Beide am Vergnügen stehen sehen."

„Nun was hat's für Noth", unterbrach ihn der Sohn mürrisch. „Wir begegneten uns und ich bot ihr guten Tag. Sie geht in 14 Tagen nach Potsdam."

„Das ist ihr Glück, sonst wärst' ich ihr flux machen, wohin sie und wohin du gehörst!" Der Sohn entgegnete gereizt. „Sie und ich sind von einem Stoffe. Die paar Thaler, die du mehr hast, wiegen nicht schwer."

Solche Reflexion wiederholten sich von nun an täglich um so heftiger, da durch eine Krankheit der Mutter Luisens Engagement als Kammerjungfer sich zerschlug.

Es ist eine alte Erfahrung, daß Widerstand die Liebe heller entfacht.

Was in der Einförmigkeit des Dorflebens, unter seinen Mühseligen und seinen Sorgen vielleicht entschlummert wäre, das entflammte sich bei den steten Verfolgungen des mißlaunigen Vaters erst recht zur Glut. Vorher ohne romantische Empfindungen und Schwärmerei, in ein ruhiges Nebeneinanderleben übergehend, begann sich nun das Gefühl der jungen Herzen im Kampfe gegen den Einfluß

feindlicher Elemente zu einer gewissen Größe, der die Heimlichkeit eine gefährliche Wärme gab.

Als Luisens Mutter wieder gesund war und die Gräfin sich bereitzuhalten, das Mädchen auch jetzt noch in ihrem Dienst zu nehmen, fühlte sie sich nicht mehr die Kraft, sich von dem Orte zu trennen, wo ihres Lebens Seligkeit blühte. Hermann's Liebe mußte dem väterlichen Verbote, er brachte jede freie Minute bei Luisen zu. Suchte man ihn jetzt, so fand man ihn sicher, wie in den Tagen der Kindheit da, wo Luise war.

Was sollte aber daraus werden? Fünf Jahre der Sehnsucht lagen noch vor den Liebenden und der tägliche Streit im väterlichen Hause machte die Aussicht auf diese fünf Jahre zum Fegefeuer.

Im Hause der Braut herrschte Frieden. Das junge Mädchen begann ihre erlernte Kunst zu üben und sie hatte Arbeit und Verdienst vollauf.

Sanft, duldsam und hingebend, wie die Bergbewohnerinnen häufig sind, fand sie in ihrer Liebe die Kraft, die verächtliche Behandlung des Vaters soweit als den hin und wieder laut werdenden Tadel der Nachbarn zu ertragen. Sollte sie den Mann, welcher bei ihr Freude und Frieden suchte, mit seiner Neigung zurückweisen? Was galt ihr das Urteil der Welt gegen die Seligkeit ihres Umgangs mit dem Geliebten! Was kümmerte sie ein Zeitraum von fünf Jahren!

Doch der Vater sich bei seiner Weigerung beharren werde, glaubte weder sie noch Hermann. Sie vermieden Beide, sich den Blicken des Alten zu zeigen, um der öffentlichen Feindseligkeit auszuweichen und ergötzten damit wenigstens einige Ruhe. Allein um so heftiger brach der wilde Zorn wieder heraus, wenn dem Alten davon Gerüchte zu Ohren kamen, daß die Verbindung der jungen Leute inniger und herzlicher und fester als je war.

„Es ist mein letztes Wort an dich", schrie er eines Morgens früh in das Schlafkämmerchen des Sohnes hinein, wo sich dieser eben bereit machte zum Dienst. „Es ist mein letztes Wort! lässest du von dem Mädchen nicht, so sage ich mich los von dir und lasse öffentlich im Wochenblatte abdrucken, daß du ein ungerathener Sohn bist, für dessen Thaten ich nicht haften könne."

Hermann, aus dem tiefen Schlafe der Jugend und von süßen Träumen hoch erweckt, verlachte den grimmigen Zornesausbruch des Vaters.

„Was hat dich denn so früh schon für ein böser Geist geweckt", sagte er gähnend. „Wenn Du den Morgengruß ab, so gnade und Gott vor dem Abendsegen!"

„Knecht!" schrie der Bergmann.

„Von Luisen lasse ich bis zum Tode nicht!" sagte Hermann.

„Und das ist dein letztes Wort?"

„Mein allerletztes, Vater! Was hilft alles Schelten und Zanken, ich habe mein Mädchen lieb, ich habe Geduld und guten Willen, Gott wird uns schon beistehen, daß wir in Frieden und Freuden ein Ehepaar werden."

„Der Teufel mag euch beistehen —" schrie der Alte wütend über die männliche Entschlossenheit seines Sohnes.

„Nun das, wenn's nicht anders geht", meinte Hermann leichtfertig, indem er sein Käppel überwarf und sein Mundstück ergriff. „Der Teufel hat vielleicht so manchen Berg versetzt und Hanghaus mit den Felsklippen gepaart, warum sollt' er nicht auch einem bedrängten Liebespaare helfen können?" Er lachte und ging. Aber so eilig er es eigentlich hatte, denn es war ein tüchtig Stück Weg bis zum Bachenberge, wo sein Schacht lag, zu seinem Liebchen schlüpfte er doch erst hinein und erzählte ihr eilig die eben vorgefallene Scene.

Während sein Vater in seiner gereizten Stimmung sein Interesse entwarf, kam Hermann beim Schachte an. Er schritt wohlgemuth an den vielen Karren vielen Felsstücken vorüber, welche dem Bergmanne einen Schauer von Schwindel erregen, dem Bergmanne aber nicht das geringste Unbehagen erwecken. Schmale Stege durchkreuzen die grausig tiefen Tagesöffnungen und ein Hebewerk fördert die Erzeugnisse von unten herauf ans Tageslicht.

Ein kleiner Mann stand nachdenklich bei der Winde und drehte mit den kurzen Armen seinen Körper. Er war krank gewesen und erst seit zwei Tagen wieder bei der Arbeit. Hermann wußte das. Es erweckte sein Mitleid, daß der arme Mensch sich so sehr mühen mußte. Er sah nach der Uhr — noch eine Viertelstunde hatte er Zeit.

Hinab war er bei der Winde.

„Geh' heim', armer Junge," sagte er freundlich. „Ich will für dich schaffen — ruh' ausruh'."

Rasch lagte er sich auf. Er schaffte besser als der Krankgewesene. „Wenn man Kraft in den Knochen hat, so arbeitet es sich schon", murmte der Kranke. Hermann gab es zu. Aber was war das? War es nicht gegangen und fühlte sich die Kehrseite des Schachtes zu schwer — war auch die ungewohnte Tragung sein Blut schneller und gewaltsamer durch die Adern? Er brauchte nur ihn — es gehen — es war ihm, als wenn

des Hohngrinsens des Teufels in sein Ohr, als packe ihn eine eiserne Faust und drehe ihn wirbelnd in den Lüften rund um. Gellend schrie er auf — und war verschwunden! Ein dumpfer Fall zeigte dem gitternden Arbeiter, der sich mühsam an den schwachen Geländern festhielt, daß der junge blühende Mann hinabgestürzt war. Sein Jammergeschrei rief Alles herbei, was in der Nähe war.

Man suchte nach Hermann, aber man erwartete nur einen Toten zu finden. Verwundet mit gebrochenen Gliedern und mit entsetzlichem Kopfe wurde er aus der entsetzlichen Tiefe herausgeschafft. Jetzt war er nicht, doch gestehte man, daß er jemals wieder erblühen und geheilt werden könne. Die Beine waren gebrochen, der Kopf mit klaffenden Wunden bedeckt.

Mitleidsvoll durchflog die Kunde dieses Unglücks die Thäler und lockte von allen Seiten Hülfe herbei. Nur zu dem Häuschen, wo Luischen fleißig die Nähnadel handhabte, trug die Botschaft erst, als der unglückliche junge Bergmann schon im väterlichen Hause angelangt war und unter den Händen geschickter Aerzte sich befand.

Was das arme Mädchen auch empfinden mochte, kein Schrei des Schreckens verriet den unsäglichen Schmerz ihres Herzens, keine lauten Worte, keine stürzenden Thränen ließen erkennen, was sie fühlte.

Nun lag sie dahin über den Steg des reißenden Baches und über den Kiesweg, der zwischen den Häusern lag, schweigend, aber still und sanft wie das Bild der geistlichen Barmherzigkeit, nur sie auf die Schwelle, die ihr von dem harten Herzen eines Vaters verboten war. Mit einer Stimme voll der herzinnigsten Liebe und des tiefsten Mitgefühls rief sie: „O, du Gott — mein lieber, lieber Hermann!“ Der Vater Hermann's richtete sich bei dem Klange ihrer Stimme jäh auf und seinen tiefgebeugten Nacken zu voller Höhe mit zornflammenden Augen zu dem Mädchen hin. Aber seine Augen verweigerten ihm doch den Dienst, als er seinem Hasse Worte zu geben versuchte.

Und als sie den Arm von dem Verbande aufschnitt und sagte: „Ja sind Mädchen Luischen! Komm schnell, mein Kind, der arme Mensch hat schon mit heißer Sehnsucht nach dir gerufen.“ Da wich der Vater zurück von dem Lager, um ihr Platz zu machen. Er mochte in seiner furchtbaren Stunde nicht, daß sie widerspreche.

Luischen nahm ohne Scheuen und Furcht Platz von dem eingeräumten Platze. Ihre weiche Hand legte sich beschwichtigend auf die blutbedeckte Stirn des jungen Mannes — es schlug sogleich die Augen auf und richtete sie auf sein Mädchen. Trotz der wühlenden Qualen in seinem Mark und Gebein strahlten sie voll Innigkeit, als er sie erblickte. „Luischen“, flüsterte er, „siehst du, der Teufel hat geholfen, aber unsere Seelen soll er doch nicht haben, nein, nein, mein Luischen, bete zu Gott dem Allmächtigen! Unsere Seelen gehören Gott und nicht dem Teufel — bete, mein Mädchen!“

Alle Umstehenden glaubten, Hermann rede irre. Nur sein Vater und seine Gelichte wußten die Worte zu deuten und ein Strahl von Neue durchbrach das dichte Gewölk des Hasses, das die Brust des Bergmanns Fleck umpanzert hielt, als er seinen Sohn so reden hörte.

Es verging die Nacht, ein Tag nach dem andern, sie wich nicht von seinem Lager, bis er genas. Langsam ganz und nach vielen schmerzhaften Wochen, aber dann um so sicherer. Sein Geist wurde frei, sowie die Kopfwunden vernarbten und wenn die Beine auch eine gewisse Schwäche und Lahmheit innerlich behielten, so zeigte sich dies doch nur in einem langsameren Gange.

Während dieser Schmerzenstage im Bergmann Fleck'schen Hause war Luischen nicht allein eine getreue, sondern zugleich eine berechtigterweise Personen gewordene und unentbehrliche in die Pläne verflochten worden, die für den Fall einer nur theilweise erhofften Genesung gesucht waren. Daß der volle Sonnenglanz des Glücks noch einmal über ihn hereinbrechen und der verstümmelte Sohn ganz genesen und geheilt ihm geschenkt werden würde, hatte der Bergmann Fleck nicht gehofft und in der Resignation des Kummers war er ganz auf die Vorschläge eingegangen, die Hermann, durch Luischen Beihülfe und Arbeit, in den Stand setzen konnten, anständig und ehrlich sein Leben zu fristen. Natürlich schließen diese Pläne eine Verheirathung in sich, die keine Hindernisse mehr fand, wenn Hermann vom Bergwerken schied. Sowie der junge Mann sich aber erholte und seine Kräfte wieder annahmen, befahl der Vater: er solle im Gewerke bleiben und wenn auch anfangs mehr mit den Händen der Gliedstumpe beschäftigt, doch schnell als möglich in das Bergwerk wieder einfahren.

Damit war die Aussicht auf Verheirathung den Liebenden wieder in die Ferne gerückt, indem erwogen sie es mit Geduld.

„Daß gut sein“, sprach Hermann zu dem Tage, wo er mit seinem Vater sein Bergwerk wieder zu befahren ging, um sie, freilich nicht in ungewisse Beschäftigung des Einkommens zu beginnen. „Daß gut sein, wir haben nun auf Gottes Hülfe,

…n Teufel hat's nicht gut genug gemacht, mag Gott nachhelfen!" Das Mädchen herzte den Geliebten.

„Es ist ein großer Gewinn, daß dein Vater sich schnen gelernt", meinte sie.

Da kam ein Tag, ein wilder nebliger Tag mit stoßenden Regenwolken und hereinbrechenden Herbststürmen, wo Hermann nicht so leicht und froh von seinem Liebchen verstand nach vollendetem Tagewerke wie sonst. Ein breites Tuch verhüllte ihm das rechte Auge und die Stirn.

Als Luischen erschrocken die Binde löste, zeigte sich nichts Erschreckendes, nur eine leichte Beule an der Stirnhöhlung war sichtbar und der Arzt hatte Wasserlappchen darauf verordnet. Ein Stück vom Eisenbeinstiel war aufwärts gedrungen und hatte die Augenhöhlung hart getroffen.

Der Leichtsinn der Jugend glaubte es nur mit einem blau, grün und gelb umlaufenen Auge zu thun zu haben, aber der Wurf des Schicksals war heimtückisch sicher und verzichtend gewesen.

Das Augenlicht des getroffenen Auges verlöschte nach und nach bis auf einen nebligen Schimmer, Hermann konnte noch genug mit dem andern Auge sehen, um tüchtig zu Arbeit fortzufahren. Er fürchtete selbst nichts, als ein trauriger Trost im grünen Auge zeigte, daß auch hierin von dem schrecklichen Unfall nicht unergriffen geblieben war.

Erst als es Abend um ihn wurde, als der Stern seiner schönen Augen nur noch matt leuchtete und zuletzt bis zum Schimmer verging, erst da erkannte er sein Schicksal und sagte mit traurigem Ernst zu seiner Geliebten: „Luischen, jetzt werd' ich Musikant und wir können uns nun heirathen, wenn du den blinden Mann noch nicht verschmähst. Der Teufel mag's mal nachgeholt haben in dem Sonnenwirth, den er auf mich gehetzt, was ihm bald recht mal nicht hat gelingen wollen." „Das gut sein, Hermann", erwiderte das Mädchen. „Wir singen unsern Eheland mit Gott an und der wird uns helfen, weiß und treu!"

Still war die Trauung und still ist ihr Leben. Der Vater hat seine Freude an der Verbindung, aber er hört sie auch nicht mehr mit seinen Violinen.

Es giebt tobsüchtige Leuten kommen, wo die niedergeworfenen Gegnern mit entsetzlicher Schwere auf der Brust knieend sitzen, wo sie ihr Knie gegen das entsetzt zuckende Weiber hält und es hart drückt?

Das wissen wir, daß keine Macht der Erde das junge Weib zu den Langsamen zu locken vermag, wo ihr armer sich blinder Mann lustige Melodien zum Tanze aufspielt. So ist Hermann dem Musikant geworden, wozu ihn die Natur bestimmt. Unter der schützenden Begleitung seines treuen Sohnes, eines wackern und verständigen Knaben von sieben Jahren, durchzieht er mit einer Musikbande die Thäler und spielt bei festlichen Gelagen.

„Wenn ich erst Geige und Flöte spielen kann", sagte der Knabe mit leuchtenden Augen zu mir, „so bleibt der Vater zu Hause und ich bringe ihm Geld heim!" — Glückauf, du guter Knabe!

Die Naturforscher in Wien.

IV.

Es waren in der medicinischen Sektion große Verhandlungen gepflogen worden. Um mich zu erholen, hörte ich Simroi „Ueber die Betrachtung der landschaftlichen Darstellung als geographisches Element". Der Redner ging von dem Grundsatze aus, daß in allen drei Reichen der Natur die äußere Form immer mehr oder weniger der Ausdruck der mannichfachen Einwirkungen der verschiedenen Kräfte sei und wie in den geographischen, abgegrenzten Gebilden, in den landschaftlichen Bildern dies Gesetz noch deutlicher hervortrete. Mit großen, charakteristischen Zügen schilderte er eine Alpenlandschaft und zeigt, wie in den Formen der Gebirge, in der Vegetation, in den mannichfachen Beleuchtungen ganze Reihen geologischer Thatsachen, klimatischer Verhältnisse und geographischer Momente sich kundgeben und wie diese, vom Künstler richtig aufgefaßt und verstanden, zu einem belehrenden und lebendigen Bilde zusammengefaßt werden können. Er legte seine Originalbilder der schweizerischen Alpen vor, welche im nächsten Jahre in seinem bei Perthes in Gotha erscheinenden physikalischen Atlas veröffentlicht, in Farbendruck ausgeführt, erscheinen werden.

Eine Besprechung Dr. Kerner's aus Hall „Ueber das Verhältniß der Flora früherer Perioden zur Flora der Gegenwart" zog mich sehr an. Er behandelte den Einfluß, den die Vegetation früherer Perioden auf die gegenwärtige Vegetation ausgeübt. Die Flora und Fauna der Tertiärzeit, als der für die Geschichte der Flora der böhmischen Zeit wichtigsten Periode, widmete er einer näheren Betrachtung. Die noch lebenden Arten der Tertiärflora besitzen

darauf hin, daß sie von der höheren wenig oder gar nicht verschieden war. Aus einigen Pflanzen wird klar, daß sich solche, die sich heute in der Alpenregion verbreitet finden, damals weiter nach abwärts erstreckten. In Folge der Reihe kalter Jahre in der Diluvialperiode wurden diese unteren Grenzen der Alpenvegetation immer höher hinaufgerückt und nur an solchen Orten, welche auch jetzt noch an tiefer gelegenen Stellen den Alpenpflanzen alle Bedingungen ihres Fortkommens bieten, wie in Schluchten, an feuchten Felswänden, haben sich Oasen der Alpenvegetation erhalten, die, oft weit getrennt von dem Hauptverbreitungsbezirke der dort vorkommenden Pflanzen, in den nördlichen Alpen nicht selten sind. Er nennt den in den östlichen Nordalpen liegenden Schneeberg, wo in einer engen Thalschlucht die nördlichste Alpenflora gedeiht.

Schließlich erörtern wir noch einen kleinen Theil der Bildungsgeschichte der Terrainformen. Dr. Reichel meint, sie entstünden auf gleichfache Art: durch Abwaschung von Gestände oder durch Anschwemmung von Schotter und Sand. Man hatte bisher angenommen, daß bei derartigen Bildungen eine unregelmäßige, keinem Gesetz der Schichtung unterliegende Masse entstehe, sowie daß auch die Vegetation in keiner Beziehung zur Ausbildung stehe. Aber die Natur ist nie und nirgends gesetzlos! Der Boden ist ein durchaus bestimmter und gesetzmäßiger und gerade die Vegetation übt den wesentlichsten Einfluß auf die Bildung der Formen aus. Die junge Insel ist anfänglich eine durch Hochwasser oder Eisgang gebildete Schotterbank; sie besteht in der Donau aus Kalk und Sandsteinen. Tritt das Wasser zurück, so siedelt eine gebrauchte Vegetation von Weiden darauf; diese vergrößern sich und werden buschig, der Busch aber fängt den bei Hochwasser herbeigeschwemmten Sand auf, es entstehen Sandhügelchen um das Gebüsch, welche sich miteinander vereinigen, endgleichen und endlich eine 6—9 Fuß hohe Sandlage über den Schotter bilden. Auf diese Art sind die Inseln im mittleren Laufe dieses Stromes entstanden.

Der Morgen hatte noch nicht gegraut, als ich eine Hand auf meinem Schlafe fühlte. Es war der junge, unternehmende Freund. Er kam vorzubereiten, um mir die Merkwürdigkeiten Wiens zu zeigen, darunter erste und letzte; denn war über mich „den Stab zu brechen", wenn ein Mensch sie nicht sieht? Mit dabei hielt der Wissensdurst gegenüber von uns mit einem durch Jahrhunderte unerschütterten Schlosse ist der letzte Stamm im Gewölbe des Hauses 1660 befestigt; so geht die Sage. Wandernde Schlossergesellen haben soviel Nägel in den alten Stamm geschlagen, daß er von ihren Köpfen ganz gepanzert ist. Der alte ehrwürdige Stephan ist kein nach Einer Idee entstandenes Ganzes. Er ist mit seinen Thürmen ein Conglomerat von Formen altdeutscher Kunst und Art — aber doch herrlich, imponirend groß und schön! Er geht von den rohesten bis zu den vollendetsten und zierlichsten gothischen Ornamenten über. Jetzt wird er restaurirt. An den vollendeten Gliedern prägt sich der Geist der reinen Gothik. Dem gegenwärtigen, den Alten leitenden Architekten Ernst verdankt man, daß er Alles fernhält, was ihn zur architektonischen Caricatur machen könnte. Die Reparatur und Ausbauarbeiten werden auf zwei Millionen Thaler zu stehen kommen; die Stadt, Privatsammlungen, Concerte und kaiserliche wie fürstliche Munificenz sollen die Summe zusammenbringen. Ein Inneres ist bisher bis zur Melancholie, die aber doch jenen tiefen Zauber durch seine harmonischen Verhältnisse. Nicht und Mannor, und schwarz gemarmorte Grabdenkmäler steigen die gewaltigen Bogen empor, theilen sich wie Palmen zum Himmel ringenden Pfeiler. „Sie haben hier nur gewiß historisch Interessantes", sagte mein Führer; „kommen Sie weiter!" Wieder standen wir vor der Hochaltarkirche. „Die kenne ich!" „So haben Sie den Ring Gustav Adolf's gesehen, den Ferdinand II. nach der Schlacht von Lützen an das Marienbild hing, damit es dem Vorbringen des Protestantismus wehre?" „Nein!" „So sehen Sie ihn!" Auch die Entstehung der Kirche ist ein historisches Moment. Friedrich der Schöne, im Kerker auf der Trausnitz schmachtend, gelobte, wenn der Himmel ihn befreie, eine Kirche zu bauen. Als er 1325 heimkehrte, war es sein erstes Werk. Hier steuerte auch Enderß nach dem Siege über die Türken das Tedeum an, ging siegreich heim und schrieb dem Papst als christlicher Julius Cäsar: „Ich kam, sah, Gott siegte!" Die 5000 Italiener, die er in den Zelten der Türken fand, sandte er aber doch seiner Gemahlin und schrieb: „Du wirst jetzt nicht zu mir wie die römischen Weiber zu ihren Männern sagen, wenn sie aus seinen Händen und dem Kriege kommen: «Ihr seid keine Männer, denn ihr kommt ohne Beute zurück!»"

Die einfache Kanzel trägt die Statuen der Kirchenväter und Heiligenbilder, das Werk aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammt vom Meister Leonhard

Reiche seine Kaiser gab. Wir liegen hinab — der Boden gehört einer ursprünglich römischen Begräbnißstätte an; — hier häuft der Tod seine Grinnerungen aufeinander; auch der Herzog von Reichstadt, des großen Kaisers armer Sohn, ruht hier. „Aeternae memoriae", beginnt die Aufschrift.

Weiter ging es in das Aberthum und das in seiner Art ganz unvergleichliche Jesuitenmuseum mit seinen anatomischen Wachspräparaten, dann in die Gravirwerkstatt. Von der Genauigkeit, mit welcher hier der Zeitgeist in seinen mannichfachen Entwickelungen waltet, ist schon in Nr. 27 des vorigen Bandes der „Unterhaltungen" und überall die Rede gewesen und, aufrichtig gestanden, über diesen Inhalt wird ein wenig viel hantwerkelappert. Indessen, kann hat der Naturselbstdruck sich zur höchsten Vollkommenheit durchgearbeitet, so erregt allerdings die ganz neuerlich von dem Schweizer Scheffler erfundene Eliotypie oder Reliefdruckkunst die größte Bewunderung. Der mit Wasser angefeuchtete Gyps hatte Abdrücke von Originalplatten geraubt; zu einem Reliefdruckversuch machte Herr Scheffler die Probe und feuchtete den Gyps bald mit Alkohol, bald mit Wasser an und überzog damit die Originalplatte; sowie der Abdruck genommen, verlegen im Trocknen die Alkoholdünste und es wird dadurch eine nach den Gebäudestrichen genau die Farben einhaltende Vertiefung ein. Soeben wurde jede Platte, auf welcher eine Schrift, ein Bild oder dergleichen vorhanden, das man in verkleinertem Maßstabe haben wollte, neu gestochen oder gezeichnet werden, jetzt ergeben Hunderte von Proben, daß diese Reduction auf bisherigem mühsamem Wege hergestellt werden kann, da, um auch die weitere Vervielfältigung zu bewirken, auch die Galvanoplastik hinzugezogen ist. Nicht dem Reductionsdruck wenden die Leistungen der Photozinkie und Photographie für naturwissenschaftliche Zwecke brauchbarer wird. Der Naturselbstdruck gibt den Gegenstand in gleicher Größe des Originals, das Lenbachsche photographische Abdruck in beliebiger Vergrößerung. Wir sahen die ganze Klassengruppe der Insekten, die im Haushalt der Natur eine so wichtige Rolle spielen und durch ungeheuere Massenhaftigkeit in der Vielgestaltung sich für den Zweck besonders eignen. Mehrere verschiedene Bögel hatten Federn, Schwingen in ihren natürlichen Farben, die Federn organischen Formen und Gebilde in vergrößertem Maßstabe wiedergegeben, auf das Papier gezaubert. Welche Vortheile hier der Wissenschaft zu Hülfe kommen, ist leicht einzusehen. Eine Naturgeschichte für Blinde auf galvanoplastischem Wege ist auch aus vielen Gründen, aber auch vielgerühmten Anlaß sogleich hervorgegangen. So sind galvanisch erzeugte Kupferplatten, wo das Thier sich in plastischer Form ausgeprägt darauf befindet, um durch das Tastungsgefühl in die Seele des Blinden einzudringen und die Vorstellung davon zu erwecken.

Obwol unendlich viele, höchst interessante Details noch zu berichten wären, beschränke ich mich nur noch schließlich darauf, in Zahlen das immense Institut in seiner Thätigkeit zu charakterisiren, dessen Seele, wie bekannt, Herr Regierungsrath Alois Auer ist. Außer diesem sind sieben höhere Beamte und ein technisches Personal von 300 Individuen. 51,016 Quadratfuß beträgt sein Flächenraum und hat es außerdem noch 41 Magazine. 1062 Klaftern sogenannter Dampfröhren heizen das Local und 1300 Sprechröhren tragen den Ton und das Wort in die Runde, aus einem Ende und aus einer Etage in die andere. 46 Druckmaschinen, 45 Handpressen, 40 lithographische, 24 Kupferdruckpressen, 11 Stanzpressen, 8 Satzmaschinen und 10 verschiedene Satzsäle, 14 photographische und 600 galvanische Apparate werden unausgesetzt beschäftigt. Der Vorrath an Letztern beträgt 3000 Centner und 15,450 Matrizen. Im Jahre 1850 wurden 300,000 und 1855 300,000 Bogen Papier verbraucht. Die wissenschaftliche und technische Höhe aber, auf der das Institut steht, ist durch sein Aufmerken und Streben gehoben ohne Zweifel Herrn Regierungsrath Auer. 30 fremde Sprachen, mit denen das Buchdruckerei in 200 verschiedenen Sprachen gedruckt ist und alle Sprachen der bekannten Erde, 500 an der Zahl, gedruckt werden können, gehören denn freilich zu dem seinen Belgiens von Elfenbeinschnitzerei, der nicht ganz von dem Kunstwerk dieses Anhalt zu entfernen sein dürfte.

Obwohl Sitz der Wissenschafts- und Kulminationspunkt aller Gastfreundschaft, der Hof pere, im Spiel standen.

Wie man aber so oft im Leben bei den höchsten Höhepunkten von der Kost- und Unterhaltung verliert, so ging's auch hier. Es schwindelhaft es für die Gäste Wien sein mußte, eine so allgemeine Theilnahme zu erregen und ein allgemeines Hingezogensein zu diesem Feste zu veranlassen, so verging mehr dieser Umstand auf die Localität, die ebenfalls mit dem besten Kaiserlichen Gastlichkeiten dieser Art nicht zu vergleichen ist und nicht halb der Vortheile besitzen durch die Logen und Erhöhungen von Sitzplätzen gewährt

Gegen 9 Uhr rollten die Wagen zum Corso, wir gelangten aber erst gegen 10 Uhr in die zu Gärten umgestalteten unteren Säle, von denen man auf einer mit Blumen reichgeschmückten Treppe zum Tempel der Hebe, zu den zwei Tanzsälen, emporstieg.

Mit bittern Vorwürfen, doch freundlich, wurden wir empfangen. Unsere Damen und die Tochter des russischen Staatsrathes von B. waren vom Comité beauftragt gewesen, den Ball in den verschiedenen Sälen zu eröffnen. Man hatte bis halb 10 Uhr gewartet, auf Beide aber vergeblich. Endlich hatte man unsern Damen diese Ehre des Tags gönnen müssen.

Mittlerweile 3000 Menschen bewegten sich bereits in den Räumen, als wir eintraten. Es war eine so überwältigende Hitze, nicht als pressire man die Linie, sondern als stände man auf verhitzten Brettern, man verbrannte nicht, man grillirte. Das raubte den „gemüthlichen Zauber", den ich mir davon versprochen — indeß nur schärfer meine Augen benutzend, versuchte ich auch musterhaft die Einzelnheiten aufzunehmen.

Unter den Damen sah man schöne und glänzende Toiletten neben sehr schlechten, ja mitunter mehr als schlechten. So machte eine Engländerin den Eindruck, als wäre sie in ihrem besten Nachtjäckchen erschienen; ihre ganze Erscheinung bildete eine mathematische Linie, denn sie entbehrte augenscheinlich nicht nur jedes Grüntins, sondern auch jedes simplen, aber comporten Cottillons — und doch kann sie gewiß nicht im Complot mit den drei jungen Diplomaten-Attachés, der deutschen, neapolitanischen und belgischen Gesandtschaft, die das Wort paart, daß Jedem die vorschriftsmäßige Kleidung des schweren Ernsts und der weisen Haltung anbefiehlt, im Gefühl ihrer Vornehmheit vollständig ignorirten und in grauen Beinkleidern und schwarzer Halsbinde erschienen.

Diese Erscheinungen machten Aufsehen. Einer der Ballcommissare, Herr v. M., ersuchte sie, den Ball zu verlassen. Sie beriefen sich auf ihre diplomatische Carrière, worauf ihnen Hr. M. erwiderte, „er könne unmöglich glauben, daß sie den corps diplomatique angehörten, da sie nicht zu wissen schienen, in welcher Toilette man auf einem Ball paré erscheinen müsse." Da sie darauf sehr ungehörige Bemerkungen machten, sah sich Hr. M. genöthigt, sie hinaus zu bitten, den Ball augenblicklich zu verlassen. Hr. M. war ihnen darauf behilflich, als er den neapolitanischen Attaché, dem Arm unter Arm mit dem [illegible] ausführte, worauf die andern jungen Diplomaten sich ebenfalls zurückzogen. Wir erfuhren später, daß Herr Sevenar dem Grafen Paul eine Beschwerdeschrift darüber eingereicht, worin er wunderbarerweise prätendirte, es sollte seinem beleidigten Attaché Abbitte gethan werden, während es nach Lage der Sache umgekehrt hätte sein müssen. Der belgische Gesandte O'Sullivan hatte zu Gunsten seines Sohnes Aehnliches verlangt; nur Fürst Petralia, der Neapolitaner, scheint die Sache vom richtigen Standpunkt angesehen zu haben. Er hat sich nicht für die Ehre seines Secretärs verwandt. Daß das kaiserliche Cabinet diese Ballgeschichte ignorirte, versteht sich von selbst. Oesterreich und Großbritannien werden mithin über diese ganzen Beinkleider nicht aus den Fugen kommen.

Bei den Damen verfuhr man natürlich nicht mit dieser Strenge. Hier wurden sie nur in Acht, die Geschmack und Ungeschmack zeigen, verurtheilt und die Nachsicht wurde dadurch, daß es eben nur Neulinge waren, auch zur Pflicht. Jedoch läßt sich nicht leugnen, daß man ein ganzes Musterregister von Jahrgängen beobachten konnte; alte gute Zeiten fanden neben ganz modernen, an dernier goût gekleideten und coiffirten Damen. Die Kritik und der Humor hatten ein überaus weites Feld und ich leugne nicht, daß ich dasselbe in aller „Gemüthlichkeit" auch benutzte. Von Officieren hatten sich nur drei oder vier darher verlaufen. Der schwarze Frack hatte das volle und ganze Uebergewicht.

Beim Tanzen entwickelte sich, wie auf jedem Ball, die Intimität. „Jedes Ueberchen hat sein Manierchen", sagte der feine Sachse. Ich sah weder bewußten Grazie noch das Gegentheil derselben als vorherrschenden Typus. Für Erscheinungen aller Art war auch reichliche Gelegenheit: besonders wurde den maßenhaften Schweißchen gehuldigt. Dem Decorum nach ist vielleicht hier ein ganzes Gleichen entgegnen worden. In den unteren Räumen konnte man à la carte comparse Dinge bekommen.

Nur bis 12 Uhr war ich im Stande, dieses „Vergnügen" auszuhalten, da ich in Wahrheit zu keinem Ende gelangen konnte und endlich, obwol ich mich nicht zu den Schwächlingen zähle, doch so etwas wie Ohnmacht über mich kommen fühlte. Die Begegnung der Minister, die uns vorgestern waren, die vielen interessanten heimischen und auswärtigen Persönlichkeiten, Alles hat immer wieder die grünsten Hoffnungen [illegible] aber schmählich, Alles gehen und kommen zu

haben, drückte ich meinem Freunde, der von der Strapaze etwas verstimmt war, die Hand und ließ die heitern und gemüthlichen Wiener im fröhlichen Tanze, der bis zum frühen Morgen währte, beisammen und suchte mein stilles Schlafgemach.

In einer feierlichen und herzlichen Abschiedsrede bankte Professor Hentl der Gesellschaft in der letzten allgemeinen Versammlung Lebewohl gesagt. „Zieht heim, ihr hochbegabten Meister, und einst," so schloß er, „wenn auch nicht mehr Kaiser und Reich, wie einst zur Väter Zeit, so doch ein ehrend Symbol der Einheit: die Größe deutscher Wissenschaft, die uns ewig an euch knüpfet! Zieht heim mit unsern besten Wünschen! Das Tagwerk ist vollbracht! Das Werkzeug ruht, der Feierabend läutet ein zu Rast und Ruh'! Gedenkt der Werkstatt eurer Arbeit und freut euch mit uns des herrlich schönen Baus, der Jahr um Jahr, wie Stein auf Stein ihr fügt, sich höher, kühner wölbt, bis er vereint in strahlender Vollendung, ein Denkmal eurer Namen, der spätesten Nachwelt glänzt! Lebt wohl, Geliebte, und möge Gottes Segen mit euch ziehen!"

Mit feuchten Augen drückte man sich die Hand, denn es waren wahrhaft schöne Tage gewesen und die Gastfreundschaft und Zuvorkommenheit hatte Jeden im höchsten Maße genossen.

Im Volksgarten feierte man noch ein Abschiedsfest. Die Beau monde bewegte sich in diesen sehr eleganten und hübschen Räumen überaus zahlreich. Dort prangt auch eins der größten Meisterwerke der Neuzeit, Canova's Marmorgruppe des Theseus. Ein im griechischen Stil erbauter Tempel birgt diesen Schatz. Eine wundervolle, milde Luft machte den 23. September zum Sommerabend. Hier, in freier Bahn, bewegten sich die Massen in ungeordneter Weise; zum Musikchor führten brillant den rhythmischen Reigen, fantastische Irrsalgestalten entführten den Naturforschern — kein Wunder, wenn ihre Brust immer höher und höher von Freude und Lust schwoll.

Der Tag der Abreise erschien. Als wir gestern vom alten Enphon noch Lebewohl gewinken, war unser Wunsch, daß Wien im nächsten Jahre, diese Gastfreundschaft Wien's ausübend, sich versammeln möge; denn nicht als Fremde, nein, als Freunde hat es alle Gäste empfangen — und als wir Thurnhofer unserm Bild entschwand, riefen wir einhellig: „Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien!"

M.

Der Thüringer Wald.

Von Berthold Sigismund.

V. Die Industrie des Thüringer Waldes.

Die Lastwagen, welche in den von der Eisenbahn entfernten Thälern, von breitspurig gebauten Blaufuhrwerken gelenkt, flußabwärts oder „auf den Wald" bergan gehen, stellen die beiden Enden dar, deren Auf- und Abfuhren die Nationalökonomie des Thüringer Waldes ausmacht. Die ersteren, „in das Land" (wie man die Ebene schlechthin nennt) fahrenden sind entweder mit Baumstämmen oder Brettern beladet oder sie führen haushoch aufgebaute Massen von Kisten, Schachteln und Schwefelhölzern, oder sind bepackt mit weißen Kisten, deren Aufschrift: „Vorsicht!" den Inhalt von Glas oder Porzellan verräth, oder es flattern auf ihnen lange Eisenstangen, über denen gußeiserne Oefen und Grabdenkmale schaukeln. Die bergenfahrenden Wagen führen bisweilen als Rückfracht Eisenerze, meist aber Getreide und andere Erzeugnisse des ackerbautreibenden Flachlandes. Obst und Gemüse wird in Körben aus den wilderen Thälern der unteren Schwarza und Rinne oder aus Franken geholt.

Nur durch solchen Tauschverkehr können die Bewohner des höheren Waldes leben. Die meist an steilen Berglehnen aufsteigenden, selten dem Pfluge zugänglichen, flachgründigen und steinigen Saat- und Kartoffelfelder, auf denen Weizen nicht gebaut werden kann, sind bei weitem nicht hinlänglich, die stark bevölkerten, zahlreichen Dörfer zu ernähren; das in den eigenen Fluren gewonnene Getreide reicht kaum für einige Monate; selbst die Hauptfrucht, die Kartoffel, geht meist schon im Winter zu Ende.

Während man noch im vorigen Jahrhundert, um Arbeiter anzulocken, Waldhöhen zum Feldbau abtrieb, trägt man jetzt mit Recht Bedenken, den Kranz des Waldes, dessen Ertrag schon nicht mehr ausreicht, zu schmälern.

Das eigentliche Capital der Bergbewohner ist und bleibt der Wald; die Fichte ist der Brotfruchtbaum des Thüringer Waldes. Die Forste liefern durch das unentgeltlich zu sammelnde reichliche Brennholz Brennstoff für den strengen, langen Winter; sie gewähren zum großen Theil das Futter des Milchviehs, dessen die Felder und Triften in Thälern und Bergen nicht zu entbehrende Speisen. Getreide aber produciren sie durch die Arbeitslöhne, welche durch die Verarbeitung ihrer rohen Erzeugnisse gewonnen werden.

Diese Arbeitslöhne sind natürlich um so bedeutender, je mehr das Holz durch Menschenhände zum Kunstproduct verwandelt wird. Man kann den Lastwagen, welche das Holz in verschiedener Gestalt oder die durch seine Verbrennung gefertigten Glas-, Porzellan- und Eisenwaaren thalabwärts tragen, mit ziemlicher Gewißheit ansehen, wieviel Getreide in der auf diese Producte verwandten Menschenarbeit enthalten ist.

Am leichtesten gelingt diese Abschätzung bei den Wagen, die rohes oder verarbeitetes Holz fahren. Den Nullpunkt der Scala nimmt das Holz ein, welches in Form von Baustämmen und Werkholz ausgeführt wird, denn ihm gewinnen die Holzhauer und Fuhrleute nur geringen Arbeitslohn ab. Etwas mehr verdienen die Waldarbeiter am Brennholze, bei dem man etwa 22 Procent des Kaufpreises auf Arbeiterlohn und Transportverdienst rechnen kann. Bei einer Fuhre Bretter wird beträchtlich mehr Getreide für Arbeitslohn eingetauscht werden können als bei einer gleichen Masse Brennholz; der Sägemüller gewinnt den Baumstämmen etwa 37 Procent Arbeits- und Fuhrlohn ab. Die „Kisten- und Großschachtelmacher" erschwingen an ihrem Rohmaterial schon gegen 70 Procent, die „Kleinschachtelmacher" gar an 80 Procent Arbeitslohn. Vielleicht ebenso hoch bringt es der Verfertiger von Schwefelhölzern. Noch weit mehr Getreide gewinnt durch seine vielfache, künstliche Arbeit der Spielwaarenschnitzer einer gleichen Masse Holz ab; die sonneberger Schnitzer und Drechsler verwerthen das Holz sogar bis zu 1300 Procent des Einkaufspreises.

Aus dem hohen Werthe, den die menschliche Arbeit dem Rohstoff zu ertheilen vermag, darf man aber nicht auf hohe Tagelöhne der einzelnen Arbeiter schließen. Diese sind im Gegentheil so gering, daß man kaum begreift, wie ein einziger Mensch, geschweige denn eine ganze Familie davon leben kann, wenn auch das Mitarbeiten der Kinder die Production bedeutend erhöht. Fleisch kommt in den meisten Häusern nur Sonntags auf den Tisch; zu einem Sparpfennig kommt es auch bei der peinlichsten Oekonomie selten.

Besonders bei den Schwefelholz- und Schachtelmachern werden die Fabrikate in erstaunlich großer Anzahl geliefert. Die Zündhölzer werden theils gebrochen, theils gehobelt. Mit dem Hobel, der auf jeden Stoß zwei walzenförmige Holzstäbchen von der Dicke einer Federspuhle liefert, verfertigt ein Arbeiter an einem Tage etwa 10,000 Stäbchen; diese werden dann wie Hölzerling in je fünf Stücke geschnitten, von welchen jedes einzeln ein Zündholz darstellt. Das Hunderttausend solcher Hölzchen ohne Zündmasse kostet etwa einen halben Gulden. Aus 100 Kubikfuß guten Holzes werden über vier Millionen Zündhölzchen gefertigt. Auf einem der hochbepackten Wagen werden viele Millionen Hölzchen nach den Orten verfahren, an welchen sie mit Zündmasse versehen werden; im meininger Antheil des Thüringer Waldes werden jährlich über 10,000 Centner Zündhölzchen verfertigt.

In der engen Stube des Kleinschachtelmachers treffen wir den Hausherrn und sobald die Schule aus ist auch die Kinder in regster Thätigkeit. Der Vater hobelt die Scheite zu dünnen, spanähnlichen Tafeln und Brettchen. Diese letztern zerhaut ein Knabe mit einem Messer, auf welches er mit dem Schlägel klopft, in viereckige Stücke, und obgleich er jedesmal die Länge des abzutrennenden Stücks an einem Maßstabe mißt, geht das Herrücken und das Hauen des Messers so blitzschnell, daß man kaum mit den Augen folgen kann. Ein anderer Knabe schlägt aus diesen viereckigen Brettchen mittels eines Durchschlags die kreisrunden oder elliptischen Deckel und Boden der Schachteln. Ein vierter Arbeiter biegt die durch Kochluft schmiegsam gewordenen Seite um einen Stock und bildet mit kunstreicher Gewandtheit dadurch erst die Wand des Körpers, dann des Deckels der Schachtel. Je fünf Schachtelwände werden in eine Klobbe gekommt und, wenn sie getrocknet sind, geleimt. Zuletzt wird in dieselben der Deckel und Boden eingefügt. Der Absatz von Schachteln ist ungemein groß und der Thüringer Wald allein liefert jährlich viele Millionen derselben. Leider wird der Rohstoff, da zu diesem Fabrikat nur ausgetrocknetes, gespaltenes Holz taugt, von Jahr zu Jahr theurer; nicht selten müssen schon die Arbeiter aus Mangel an Holz feiern. Wer weiß, ob nicht schon irgendwo ein spekulativer Kopf grübelt, in welche Hülle statt der hölzernen künftig die schwarze Schminke emballirter Stiefeln, der Augen, Geruch und Gedächtniß stärkende Schneeberger Schnupftabak, die lebenverlängernden Pillen und die süßen Pfäffchen der Confektdöschen verpackt werden könnten.

Während im Bau- und Werkholze der Baum in seiner ganzen Massenhaftigkeit, in den Holzwaaren aber in leichterer, durch Menschenhand gegliederter Form für Straßenfuhren bewegt, wird das Holz von andern Theilen der Industrie in der allerfeinsten Gestalt, als gewebtes, in

Sinnen als ſolcher unfühlbarer Wärmeſtoff entführet. Was dem Eiſenſtein metalliſche Natur, Geſchmeidigkeit und Geſtalt, was dem Glaſe Kryſtallhelle und Form, dem Porzellan Undurchdringlichkeit und Schmelz verleiht, iſt es nicht der Baum des Waldes, der als Baum untergehen und durch den bei ſeiner Verflüchtigung freiwerdenden Wärmeſtoff jene Metamorphoſen bewirken muß, durch welche aus dem erdigen Eiſenerze ein zierlicher Eiſenkieſel, aus Sand und Aſche eine blendende Karaffe, aus bröckliger Thonerde das nützliche Geſchirr und die niedliche Nippsfigur entſtand?

Daß der Thüringer Wald in der Eiſenproduction mit andern Gebirgen nicht Schritt halten kann, rührt keineswegs vom Mangel an Erzen her, ſondern vom Mangel des Brennmaterials. Würden in Thüringen ſolche Schätze, wie ſie in andern Ländern der verweltliche Wald aufgeſpeichert hat, nämlich gute Steinkohlenlager, aufgefunden, ſo würde bald die Eiſeninduſtrie mit der Weſtfalens wetteifern. Die neuerdings in Neuhaus gegrabenen Steinkohlen, welche ſich theilweiſe zum Betrieb der Eiſenwerke eignen, ſind wegen mangelnder Straßen- und Eiſenbahnverbindungen noch wenig benutzt.

Indeſſen iſt nur das theuere Holz, welches hier faſt ausſchließlich zur Gewinnung des Eiſens gebraucht werden muß, die Eiſenproduction des Thüringer Waldes nicht unerſchwinglich. In manchen Thälern, z. B. dem der Schwarza und Erlbach, kommt der Wanderer an Einem Nachmittage an mehren Eiſenwerken vorüber. Das dumpfe Stampfen des Hammers und des Balgs eine blaue Feuerſäule kündigen den Eiſenhammer von fern an. Wie ſeltſam das Getöſe des Eiſenhammers, das von fern durch das grauſame Thal klingt, auf einen unkundigen Fremden wirken könne, zeigte mir einſt ein reiſender Hypochonder, der glaubte, er habe ſein Ende nahe geglaubt, da er das dumpfe Klopfen für krampfhaften Herzſchlag in ſeiner Bruſt gehalten habe. Haufen von Eiſenerzen und Kohlen umlagern das hohe, mit einem gewölbten Sandſtein bedeckte Feuerhaus, in dem die Hammerſchmiede, nur mit dem Hemde bekleidet, den rothen Eiſenklumpen den Streichen des gewaltigen Hammers darbieten. Sind auch die Hammerſchmiede keineswegs ſolche Athleten, wie ſie im „Gang nach dem Eiſenhammer“ erſcheinen, ſo hat doch ihre Erſcheinung in der eigenthümlichen Umgebung etwas Romantiſches, und der Sorgloſeſte, den ſeine Romanen in ein Hammerwerk legen, um ihn da einen Rauſch ausſchlafen zu laſſen, braucht kein Heißling geweſen zu ſein, wenn er beim Erwachen in der Nähe des Ofens und der ſchwarzen Geſtalten Reinlauter that, als es der Markt zu Jena von ihm gewohnt war.

Sehr zahlreich ſind auf dem öſtlichen Theile des Thüringer Waldes die Porzellanfabriken, welche unter allen induſtriellen Anſtalten dieſes Landſtrichs bei dem geringſten Holzbedarf die meiſten Arbeiter ernähren. Die Hauptfundgrube der Porzellanerde iſt der Sandberg bei Steinheide, von wo Karlin und feuerfeſte Sandſteine nach allen Richtungen geliefert werden. Für die Porzellanfabrikation wird jener Sandſtein in den Waſſermühlen gepulvert und die weiße Thonerde, welche die Quarzkörner verkittet, durch Schlämmen abgeſondert. In neuerer Zeit wird die Herſtellung von Nippsfiguren beſonders eifrig betrieben und außer Deutſchland wird Nordamerika mit dieſem Modeſchmuck der Kaminſimſe und Kaminſäule reichlich verſorgt. Eine Sammlung derſelben würde eine hübſche Illuſtration des modernen Durchſchnittsgeſchmacks geben, die, fürchte ich, der Gegenwart nicht immer ein vortheilhaftes Zeugniß ausſtellen würde. Vermuthlich wird ſich dereinſt der Sammler fragen, warum ſeine Vorfahren ſtatt durch dieſe ſteifen, ſüßlichen Rococopüppchen nicht lieber durch gut modellirte Thiergeſtalten und andere lehrreiche Spielzeuge für Kinder und für die Erwachſenen nicht durch treue kleine Nachbildungen edler plaſtiſcher Werke einen echten Zimmerſchmuck hergeſtellt haben mögen. Auch von den Nationaltänzen der Deutſchen geben die Magazine der Porzellanfabriken nicht die beſten Proben. Die Heiden des Onkel Tom wurden nicht nur in Amerika, ſondern auch in Deutſchland reißend verkauft; noch nie kamen mir dagegen Figuren vor, welche die Geſtalten deutſcher Dichtungen verkörpert hätten; ſtatt Hermann's und Dorothea's ſieht man Schäferinnen und Schäfer aus Ludwig's XV. Zeitalter. Während alle Tiſche voll Bellona's, Napoleons und Victorien ſtehen, iſt die deutſche Nation durch Müller und Schulze, wie ehemals durch Gilde und Belide, vertreten. Wie prächtig wäre für Kinder eine Suite deutſcher Helden von Karl dem Großen bis auf die Hohenſtaufen!

Ein Blick auf die Vorräthe von bemalten Porzellanfiguren, von denen oft Dutzende für wenig Groſchen gilt, lehrt außer einem nicht unintereſſanten Blicke in die Geſchichte des Geſchmacks auch recht unterhaltende Gegenſätze von der Flüchtigkeit des Ruhms. Dort lang vollſtändige

ein Pfeifenkopf mit Rouge's Bildniß als Lebensbäter; vor wenig Jahren dampften aus solchen Stummeln Millionen von den verschiedensten Aromen; jetzt sieht man das Bildniß höchstens noch an der geschonten Sonntagspfeife eines Holzmachers. Pius IX., der Reichsverweser, Gagern und Heder theilen das gleiche Loos. Jetzt prangt häufig Ludwig Napoleon, der auf solchen Gemälden einem Kunstreiter mehr gleicht als einem Kaiser, auf den Rauchwerkzeugen, die für unser Volk so bezeichnend sind wie Tschibuk für die Orientalen und die Brule-gueule für die Franzosen. Wer weiß, ob nicht nach Jahrhunderten die bemalten Pfeifenköpfe und selbst Scherben davon als charakteristische Zeichen der Zeit gesammelt, katalogisirt und gelehrt behandelt werden?

Unter allen Fabriken ziehen die Glashütten den Blick des Fremden am mächtigsten an, weil sie ein herrliches Kunstproduct in wenig Minuten fix und fertig aus der unförmlichen glühenden Masse herstellen. Denke sich der Leser, der noch keine Glashütte gesehen hat, einen großen, rauchgeschwärzten Holzschuppen mit Bretterwänden und einem Schindeldache, in dessen Mitte ein mächtiger Ofen steht. Sechs bis zwölf Oeffnungen lassen in die gewaltige Glut hineinblicken. Vor diesen kleinen, glutrothen Fenstern, hinter denen ebenso viele Näpfe („Häfen") mit geschmolzener Glasmasse behaglich sind, stehen die leichtgekleideten, von Schweiß triefenden „Bläser". Sie tauchen lange eiserne Glasrohre („Pfeifen") in die geschmolzene, teigartige Masse und blasen darauf, so wie die Kinder Seifenblasen machen, Blasen, welche sie durch Rollen, Kneipen und Schwenken zu Trinkgeschirren, Arzneiflaschen, Krügen und tausenderlei Geräthen und außerdem zu Kugelscheiben gestalten.

Die Herstellung des Tafelglases, welches auf besonderen Hütten gefertigt wird, ist vielleicht die interessanteste von allen Arbeiten der Bläser. Aus einem faustgroßen Glasklumpen wird zuerst eine rundliche, birnförmige Blase gebildet; diese nimmt nacheinander, und dabei immer größer werdend, die Form einer Birne, einer Eichel, dann, durch fortwährendes Emporheben der Pfeife, die Gestalt eines Tornados, hierauf, durch Schwenken, die Gestalt einer mehr als hoch hohen Flasche an. Diese wird mit Luft angefüllt und, während die Mundöffnung der Pfeife angehalten wird, erhitzt. Ein Knall verkündigt, daß ihr Boden geborsten ist. Die unregelmäßige Mündung wird mit der Schere erweitert und die nunmehr fertige Flasche stellt nun eine große Glasglocke dar, unter welcher ein zweijähriges Kind bequem stehen könnte. Die Glasglocke wird von der Stelle, wo sie an der Pfeife haftet, durch ein glühendes Eisen abgesprengt. Alle jene Metamorphosen erleidet der Glasklumpen durch die Kunst des Bläsers und seines Gehülfen binnen sechs bis acht Minuten, in welcher Zeit er neun mal frisch erwärmt werden muß. Später wird der kuppelförmige, engere Theil der Glocke abgesprengt und ein riesiger Lampencylinder steht vor dem erstaunten Zuschauer. Der Cylinder wird durch ein heißes Eisen der Länge nach an einer Seite aufgeschlitzt, darauf im Streckofen, nach neuer Erwärmung, so auseinandergezogen und gebnet, wie man die Papierhülle einer Gelrolle aufschlitzt und ausbreitet, und schließlich auf einer feuerfesten Thonplatte mittels eines benetzten Werkholzes glatt gebügelt.

Der neueste, vor einigen Jahren in Lauscha erfundene Glasartikel, mit dessen Fabrikation sich vier Glashütten sich beschäftigen, ist ganz geeignet, die Kinderwelt in Enthusiasmus zu versetzen; erfreut sich doch auch der Erwachsene an den prächtigen bunten „Glasmärbeln oder Murmeln", jenen kirschen- bis apfelgroßen Spielkugeln, welche in einer Hülle von eisklarem und buntfarbigem Glase prächtig flimmernde Glimmerschüppchen oder gewundene Emailstreifchen enthalten. Da schon der schlichte Steinmärbel als Spielzeug über die halbe Erde ging, wie leicht mußte es diesen prächtigen Kugeln werden, die Herzen der Kinder zu erobern! Ihre Verfertigung ist ziemlich einfach. Die bunten Flitterchen aus Glimmer und buntem Glase werden in die zähe Glasmasse eingebettet und dann wird aus einem derartigen heißen Glasstabe mittels einer Zange, deren einer Arm messerartig ist, während der andere die Hälfte einer Flintenlaufform darstellt, ein Stück in der eisernen Kugelform rund gerollt und endlich von dem Stabe abgetrennt. Der an der Trennungsstelle entstandene Hügel wird zuletzt durch Abschleifen entfernt.

Die mehre Ruthen langen Glasröhren, welche so entstehen, daß zwei Bläser, deren Pfeifen an derselben Glasklumpen haften, sich rückwärts voneinander entfernen, dienen theils zu Röhren für Thermometer und Barometer, deren tausende auf dem Thüringer Walde gemacht werden, theils als Material für die „Perlenmacher". In Neuhaus und Igelshieb am Rennsteig trifft man solche Lauschenfabriken, die an einer, durch den Glasofen angefachten Lampe und Glasröhren die zierlichsten Gegenstände bilden, Hand für Hand. Schneller

als es sich beschreiben läßt, gestalten sie ein niedliches Theeservice für Puppen, oder ein niedliches Täubchen oder einen Cartesianischen Teufel. Mit bewunderungswerther Behendigkeit spinnen sie das Glas zu dünnen seidenartigen Fäden, von denen ein Büschel dem bunten gläsernen Paradiesvogel seinen Prachtschweif gibt. Diese Künstler haben ihren Namen von ihrem Hauptfabrikate, den Perlen, von welchen sie alle erdenkliche Arten verfertigen. Ihre Musterkarte gibt der Phantasie den weitesten Spielraum. Diese Phantasiefischchen werden im Ballschmucke des Salons glänzen; jene bescheidenen honiggelben und perlmutterfarbigen Kügelchen werden ein schlichtes Bürgerkind schmücken. Diese großen scharlachrothen Perlen prangen vielleicht noch in diesem Jahre im Ohrläppchen oder dem Nasenflügel einer Negerin. Jene weißen Schmelzstückchen gehen nach Amerika; dort tauscht die Squaw damit die prächtigen hirschledernen Mocassins und bringt sie dann zum Verkaufe an die Niagarafälle. Mit diesen Glasperlchen putzt vielleicht ein Bedouin sein Lieblingskameel.

Man sieht, daß der Thüringer aus dem Sande und Thone seines Gebirgs Gegenstände zu verfertigen weiß, die, überall beliebt, bis an die entferntesten Enden der Erde versandt werden. Nur Frieden, ohne den die Künste des Luxus nicht gedeihen, und Holz bedürfen die erfindungsreichen Leute, um alle Producte, die ihnen ihre rauhe Heimat nicht gewährt, durch die Arbeit ihrer Hände einzutauschen. Gelänge es, auch nicht zu großer Entfernung gute brauchbare Kohlen auf bequemen Eisenbahnen herbeizuschaffen, so würde die Industrie in Thüringen einen Aufschwung nehmen, von dem die Verfasser in ihren kühnsten Träumen sich keine entsprechende Vorstellung machen konnten. Unterdessen liegt den Thüringern die schwierige Aufgabe zur Lösung vor, mit dem Holzertrag eines kleinern Areals, als es vor zehn Jahren war, nicht nur für die Heizung der jährlich sich mehrenden Wohnungen, sondern auch zum Betriebe der an Zahl und Production jährlich wachsenden Fabriken auszureichen. Möge es ihnen glücklich gelingen und der Ertrag der Obstfruchtbäume des Waldes immer genügen, um die biedern, fröhlichen, arbeits- und sanglustigen Waldleute zu versorgen!

Anregungen.

Die Wiederherstellung des Teufels.

Wer wüßte nicht, daß der französische Nationalconvent mit den Göttern gerade ebenso Ball gespielt hat wie mit den Königen der Adligen und seiner eigenen Mitglieder!

Das war ein großes Fest mit buntgemalten Decorationen und Marmorsäulen und Pappe am 8. Juni 1794, das Fest des Être suprême! Robespierre, der Unbestechliche, im himmelblauen Rock und weißseidener, übergestickter Weste — einen mächtigen Blumenstrauß in der Hand, als Oberpriester — und la guillotine en vacances!

Solch einen Triumphzug glaubt man auch jetzt bei Nacht über die heiligen Berge nach den ehrwürdigen Marken des Vaterlands emporsteigen zu sehen zu dem heiligen Berg, dem Sitz der gekrönten, nun wieder erhöhten Gnaden des Teufels, zum Venusberg, der drei mal heiligen Kuppe, um sie dort wilde Horn zu den Wölkern zagt — Brut Hackelberg und Hörnlin vorn, die schlau, schnöckische Hexenvolk, die dort Hexen bei Nacht gebraut und dann im Hexenmehnkum gekocht — zu der auf den waldbekränzten Felsenhalden die Hexen von nah und fern gezogen kommen, jung und alt, mit Besen im Haar, mit großen Taschen. Allen zu Ehren Lucifer's, des verherrlichtgelästerten Teufels!

Da kommen sie in langen, schwarzen Schaaren — Hexen, denen die magern Ziegen weiße, weiche Geschlechter und schwarze Talare, die Priester von Memphis und Sais, welche den wiedererstandenen Gott proclamirt. „Io triumphe!“ rufen sie, wie die römischen Cohorten, wenn der siegreiche Imperator zum Capitol hinaufzieht. Feierlich — die Andern an breiter Schritte Länge hinter sich lassend — geht der Pontifex maximus, der dem Teufel die Hörner drückt gekrönt, über die ihn er wieder in das gelobte Land der Menschen wandelt; von frühester Jugend war er bekannt mit Lucifer und der mittelalterlichen Hexe, und den Begraben der Heiligen, den Gottlosenbalken der Deutschen. Im spätern Leben kam er viel mit den Juden zusammen, unter deren Hand das berühmte Teufelsgeld und die heilige Silberlinge des Judas sich zu grauslichen, vergilbten Rollen vermehrten und auch Papier Realität gewinnen muß: da konnte es nicht länger geheimlich sein, daß auch die Ihre des obersten Hörn Gehalt annehmen und eine Verlebendigung sein müsse, gerade wie der in Gott verklärte Heiland des ewig Guten und Wahren.

Wir haben also wieder den Teufel! Und so wollen wir Gehalt!

Es erklären von Kurhessen her nicht mehr als schwarze Bauer, wie unserm abhandengekommenen Freund Bonifacius, nicht als ein gewisser hessischer Gelehrter, der im December 1596 zu Lübingen den armen Studenten beizubringen, der ihn „um 200 Gulden zu pumpen wollte“ — aber als Bekenntniß der Unterwelt auf den Thron von Eberbach, wo Bergel der

geschildert, wobei als grünzer Engel des Lichts noch in Bockgestalt eher mit dem Pferdefuß — nein, auch er ist „von des Gedankens Blässe angekränkelt" — nichts als eine neue Species der Affen, ein Drachenexemplar zu Kreuzberg's Menagerie; er ist „der Affe Gottes" — wie Vilmar sagt. Bisjetzt waren die Affen nur in der indischen Mythologie zu Ehren gekommen, wo ihr König Hanuman den Helden Rama im Kampfe gegen die Riesen unterstützt; jetzt wird auch bei uns dem Simia Dei (Linn.) ein Tempel gebaut, da er natürlich in einer „Krankenanstalt für invalide Affen", wie die Brahmanen sie errichtet, nicht zu brauchen ist.

Warum hat Schleiermacher und seine Schule dem „armen" Teufel auch noch die Persönlichkeit genommen, da der Volkswitz ihn schon lange um seinen Verstand und sein Geld gebracht? Das Dasein ist das letzte Gut, das man Jedem lassen sollte, wenn er auch schon tausend mal totgeläutet worden. Wie Jehovah nur aus dem feurigen Dornbusch zu Moses sprach, aus seinen Werken — so spricht der „Affe Gottes" bisjetzt glücklicherweise nur noch in possirlicher Art, wie der Pavian der Bilderbibel, aus den Thoren und den Mauern seiner neuen Bastillen in Hessen, Sachsen und Berlin. Glaubt — ihr wißt es Alle und laßt es lebendig vor euch stehen, dies Gedächtniß, wie vor dem erstarrten Belsazar die feurigen Buchstaben an der Palastwand zu Babylon —, einst sprach er schrecklicher, in furchtbarer Majestät, König Lucifer, aus den Scheiterhaufen unglücklicher Frauen — und wie wir eine Botschaft der Liebe besitzen, das Evangelium des Johannes, so hat auch er seine Bibel, die Vorschriften des spanischen Inquisitionstribunals und den deutschen Hexenhammer. Andererseits — es gibt so manchen armen Studenten Leipzigs, der in unserer Zeit, wo die Seelen so gar wohlfeil geworden durch „Kraft und Stoff", die seinige gern gegen einige Actien des Crédit mobilier vertauschen würde, mit Bücher denkend, daß ein Dutzend Aktien und eine Flasche Chablis trotz des „Affen Gottes" ihm eine neue, unsterbliche erschaffen möchten — und Liebesmahle, wie Mephisto sie braten läßt, um Hexen zu bethören, sind nun gar erst in das Land Thule weit hinaus verbannt und werden bei den gebildeten Nationen Europas durch wohlfeile chemische Fabrikate ersetzt, sobald „der Affe Gottes" in unserm Jahrhundert nur schlechte Geschäfte machen wird.

Wahrnehmungen.

Eine der schmerzlichsten Erfahrungen, die der Menschenfreund täglich machen kann, ist die regellose Verschwendung der Talente an den Mißbrauch der Rede.

* *

Der stete Gedanke nützt, wenn er auch noch so klug sein, der Widerstand gegen die Eindrücke der Gefühle doch nur so lange, bis sie da — stärker, als Stärke zu leiden.

Menschen von Gemüth müssen darauf bedacht sein, sich gegen die Gefahr der Mittheilsamkeit ihrer Gesinnungen zu wahren. Im Kampf mit dem Leben räche sich z. B. nichts empfindlicher, als von einem Gegner anzunehmen, daß er versöhnbar wäre.

* *

Wie die Verhältnisse und die Herzen jetzt einmal gestaltet sind, können wir an Freundschaft und Liebe fürs Leben kaum viel mehr gewinnen als einige Männer, die unserer Leiche folgen, ein paar Frauenhände, die unser Grab mit Blumen schmücken.

Blüte und Frucht.

Die Blüte sprießt zur Lenkeszeit
Hervor an Busch und Baum,
Von lichten Flocken überschneit
Schimmt hin der Waldessaum.

Doch Tausende, die heut' beim Tag'
Sieht zwischen grünem Laub,
Wirft morgen eis'ger Windeshauch
Hinunter in den Staub.

Die heute noch am schwanken Ast
Duftet um der Lüfte Gruß,
Zerreißt, wenn sie der Sturm erfaßt,
Gerstört des Mondes Fuß.

Und drunoch hing sie farbenreich
Am gold'nen Lebensbaum
Und träumte, ihren Schwestern gleich,
Der Zukunft frohen Traum.

Und wie im grünen Wellenraum
Die Blüte trinkt und sinkt,
So auch der Mensch am Lebensbaum
Den reinen Aether trinkt.

Doch wie er voller Jugendkraft
Strebt nach dem reinern Licht,
Stockt plötzlich seine Hand erschlafft,
Und matt Auge bricht.

Und prangt die Blüte noch so schön,
Nicht jede wird zur Frucht;
Es nagt der Wurm, es dorrt der Höhn,
Es knickt des Sturmes Wucht.

Heinrich Leuthold.

Dämmerung.

„Ruhe! Ruhe!" heimlich leise
Raunt der Blumen Mägdlein mehr;
Wie der Mutter Schlummerweise
Lullt der Wellen Rauschgeplätscher.

„Stille! Stille!" haucht die Nacht,
Deckt ihr weites, weites Zelt;
Und der Mond in seinem Schacht
Schläft, der Kühle ihr gesellt.

In der Dämmerung Zauberklingen
Ruht ich wunderlich — ein Kind,
„Ruhe Ruhe!" hör' ich singen
Auch im Herzen traulich, lind.

Karl Stamm.

Verantwortlicher Redakteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. Nr. 9. Wöchentlich ein Bogen. Halbjährlich 2½ Thlr.

Der Brandstifter.

Eine Erzählung.

Weißt du das schmucke Häuschen mit dem rothen Ziegeldach und den weißgetünchten Wänden an der Straße, die von Klausenburg nach Pesth führt? Dieser Gärtchen mit den zierlichen Blumenbeeten, dahinter die Scheune mit neuem Dach und glatter Front, die Einfassung mit den blanken Fensterscheiben, und auf dem Hofraum das hochaufgeschichtete Holzlager, der Brunnen mit dem riesigen Schwengel, wie das Alles so nett und sauber ist. Kein Nachbar hat es's.

„Janoschi!" ruft eine Frauenstimme von der Hausflurthüre.

Und aus dem Stalle tritt ein Mann in vorgerückten Jahren, einer edlen Magyarengestalt.

Das ist der Eigenthümer des Häuschens, ein wackerer Mann, obgleich nur Fuhrmann und auch nicht weniger. Doch damit verdient Er's.

Janoschi war als junger Bursche von 16 Jahren Kutscher bei einem der reichsten Magnaten der Stadt. Niemand trug damals einen schöneren Schnurrbart, knapperen Lichtschein und blankere Sporen. Niemand verstand es besser als er, den Mädchen die Köpfe zu verdrehen, aber Niemand war auch wilder, jähzorniger.

Einst saß er in der Schenke, während die Zigeuner spielten und die Magyaren Tschärdasch tanzten. Er mochte nicht tanzen, sondern trank, die Augen starr auf einen Punkt gerichtet, Krug um Krug. Plötzlich sprang er auf, zahlte seine Zeche und ging. Sein Herr hatte ihn einen Schurken geheißen, weil gerade die Rappen, die unter seiner Obhut standen, sich so unbändig geberdet, daß die Kutsche sehr gefährdet wäre, wenn nicht Janoschi, die Gefahr erkennend, so gewaltig gebrüllt und geflucht hätte, daß die Thiere, am ganzen Leibe zitternd, wie eingewurzelt feststanden und er sie nur durch mütterliche Zurücksprüche wieder in Bewegung bringen konnte.

Den entehrenden Namen wollte er nicht auf sich sitzen lassen; er mußte sich rächen. Denn, daß die Rappen wild und muthig waren, gereichte ihm und ihnen nur zur Ehre. Ueberdies hatten sie seinen Schaden angerichtet, sondern ihm gehorcht aufs Wort.

Abends, als der Graf über den Hofraum nach dem Garten ging, trat Janoschi vor ihn und sagte: „Euer Gnaden, entlassen Sie mich, ich will Ihnen nicht mehr dienen, denn Sie haben mich beleidigt, so tief, daß ich's nie vergessen kann. Die Rappen mag ein Andrer besorgen und zahm machen, daß sie sich nicht mehr so stolz und herrlich tragen. Ich will's nicht; denn ein gebändigt Pferd ist nur ein halbes Pferd. Will mir die Peitsche, so lieb' ich sie und Euer Gnaden nicht. Drum geh' ich."

Der Graf war nicht wenig überrascht. Er stand schon eben auf der Stange, die in den Garten führte, Janoschi vor ihm, entschlossen, damit den nicht der Weg überraschen und zu Fall bringen sollte.

Wo aber der Graf zu schweigen gebot, war er dem edlen und reich in seinem Herrn

„Ich will nicht schweigen, wenn Sie haben mich beleidigt, das duld' ich nicht. Auch ich bin ein Magyar wie Sie und habe Ehrgefühl wie Sie."

Der Graf, erzürnt über die kecken Worte, faßte ihn mit kräftigem Arme am Nacken und warf ihn die Gartentreppe hinab.

Winselnd erhob sich Janoſch vom Boden. Sein rechtes Bein war gebrochen. Wochenlang wurde er auf des Grafen Rechnung verpflegt, aber das Bein blieb steif im Kniegelenk. Janoſch war trostlos.

Während seiner Krankheit besuchte ihn Niemand als ein Mädchen, dem er nie große Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Denn Kellari war nicht schön, aber sie liebte Janoſch, wie ihn kein anderes Mädchen liebte. Wenn er ihre Hand erfaßte beim Tanz, zog es sie wie mit Zaubermacht an seine Brust. Wenn er sie ansah, schlug sie die Augen nicht nieder, sondern starrte ihm in die seinigen, bis er sie küßte, ob aus Mitleid oder Liebe, das wußte sie nicht; sie dachte auch nicht darüber nach, sie war beseligt. Er aber liebte sie nur zum Scherz, ihre Hingabe schmeichelte ihm.

Er liebte überhaupt kein Mädchen, denn er war zu eitel auf seine Schönheit und wollte Husar werden. Des Grafen Verweis hatte diesen Entschluß in ihm zur Reife gebracht, darum hatte er den Dienst gekündigt.

Jetzt konnte er freilich nicht mehr daran denken. Er war ein Krüppel. Das wurmte ihn so tief, daß er sich oft ein Leids anthun wollte. Und er hätte es auch gethan, wenn Kellari nicht bei ihm gewesen.

Als sie einst Tags an seinem Lager saß, fielen zwei Thränen auf seine Hand, die sie in der ihrigen hielt. Das durchzuckte den Kranken. Er neigte sich zu ihr und sagte: „Weine nicht um mich. Ich kann jetzt kein Husar werden, aber wenn du mich liebst, dein Mann." Kellari stürzte ihm an die Brust und küßte sein bleiches Gesicht. Dann kniete sie nieder und betete leise.

Beim Scheiden reichte ihr Janoſch die Hand und sagte: „Sobald ich diese heilen Hand verlassen kann, gehen wir zum Pfarrer."

Nach sechs Wochen wohnte das glückliche Paar in einer kleinen Hütte, die ebenfalls an der Straße des schnaufen Hündchens stand, von dem wir sprachen. Kellari hatte acht Jahre gedient und ein schönes Stück Geld erspart, Janoſch die Hütte gerüstet. Da stand ein kleiner mit Stroh gedeckter Stall, drin standen zwei Pferde von der bekannten, ebenso tauerhaften als feurigen siebenbürgischen Race. Janoſch, zur Hälfte ungarisch, hatte sie aus Kellari's Mitgift gekauft und war Fuhrmann geworden.

Es verging selten ein Tag, daß er nicht fuhr, weit oder nah, das war ihm gleich, wenn nur gut gezahlt wurde. Dann fuhr er aber auch nach ungarischer Sitte, so schnell laufen wie ein Pferd.

Janoſch war mit seinem Schicksal zufrieden und murmelte oft, wenn er so dahinfuhr und an sein trautes Weib dachte, in den Bart: „Es ist doch gut, daß ich kein Husar geworden bin. Aber ich wäre doch einer geworden, wenn der Graf. Donner und Blitz! wenn der Graf mich nicht —"

Etwas fehlte ihm aber doch, obgleich die Habe sich zusehends mehrte, durch seine Unermüdlichkeit und seines Weibes Fleiß. Denn Kellari spann und webte ohne Unterlaß und verdiente fast ebenso viel als er.

Nach einem Jahre kaufte Janoſch noch zwei Pferde und nach abermals einem Jahre zu den vieren noch vier. Er hielt Knechte und schickte nicht selten zwei oder drei Wagen nach entgegengesetzten Richtungen aus und blieb selbst daheim auf Kellari's Zureden, wenn der Nord stürmte oder unendliche Regenwolken niederrauschten.

Aber noch immer fehlte ihm etwas und auch ihr. Sie war nie so recht von Herzen froh.

Eines Tags stand er im Begriff, nach Pesth zu fahren. Die Pferde waren eingeschirrt. Janoſch saß im Sattel, das Leitseil in der einen, die Peitsche in der andern Hand. Da trat Kellari an den Wagen und rief ihn zu sich herab.

„Ebbota! was ist's denn? Soll ich herabsteigen und sag so gut."

Sie winkte mit den Augen und er kam.

„Ich weiß nicht", sagte sie, „warum mir so bange ist, bleibe und laß die Knechte fahren."

„Das wäre! Und die Pferde auf der weiten Reise und in Pesth? Nein, nein, Herz, bete und sei ruhig."

Er fuhr. Nach vier Monaten war er zurück. Er war auch in Wien gewesen. Kellari hörte ihn erzählen von den Wundertingen der Hauptstadt, bis sie endlich zu weinen anfing. „Und mich fragst du nicht, wie mir's gewesen? O Janoſch, ahnst du denn nicht, was uns bevorsteht?"

Von nun an sah Janoſch nicht mehr satt. Er ließ die Knechte fahren und blieb bei seinem Weibe, bis er einen Morgens ein schönes, gesundes Knäblein in den Armen hielt. Nun fehlte ihm nichts mehr.

Da erst fuhr er wieder selbst nach Pesth und Wien, ein mal, zwei mal und dann jedes Jahr

zwei und drei mal. Von der Hütte bis zur Scheune dehnten sich die Stallungen und 16—20 Pferde standen darin.

Der Knabe wuchs heran. Janosch dachte bei seinen Fahrten nur an ihn, wie er lernen und dann ein Herr werden, wie er ihn in Pesth besuchen werde. Und Ferri lernte brav. Janosch brachte ihn selbst nach Pesth. Als der Sohn Doctor der Medicin geworden, holte ihn der Vater wieder ab und erzählte ihm auf der Heimfahrt, daß an der Stelle der alten Hütte ein stattliches Häuschen stehe und wie er Stallung und Hofraum sauber hergerichtet habe und wie die Mutter seiner harre. Ferri freute sich mit dem Freudigen und auf die Freudige. Sein Herz klopfte höher, als ihm der Vater das Häuschen zeigte.

Aber was war das? Die Mutter nicht da! Am Tische vier Soldaten! An den Wänden Rüstzeug! Im Stalle kein Raum für die Pferde des Eigenthümers, für die müden Pferde! Gott im Himmel! Was ist das?

„Kollari, wo bist du denn?"

Auf den Ruf stürzte die Gemahlin aus der Scheune herbei. Sohn und Gatte lagen an ihrer Brust.

„Aber was geht hier vor?" fragte Janosch, „Hat sich die Hölle aufgethan, um mein Haus zu vernichten?"

Kollari erzählte, es sei Einquartierung da. „Die gehört ins Nebenzimmer und die Pferde in den kleinen Stall, wo sie bisher immer gestanden."

„Das Nebenzimmer sei zu klein und der Stall für kaiserliche Pferde zu eng", antwortete Kollari.

„Für zwei Mann und zwei Pferde nicht zu klein und nicht zu eng und mehr gehören mir nicht."

„Das ist auch das Geringste", fuhr Kollari fort, „aber sie sind wild und räuberisch. Gestern haben sie den Keller erbrochen, Wein gesoffen und Schmalz, heute die Kammer und den Heuboden geplündert."

Janosch schäumte vor Zorn und schwieg. Ferri trat ins Zimmer. Aber es ward ihm unheimlich bei den rohen Menschen, wie ihre Pfeife am Tisch auch immer knurrten und Karten spielten.

Er lief zur Mutter auf die Hausflur und dann ins Nebenzimmer. Er war verödet, kahl wie eine. Janosch war verschwunden. Nach einer Stunde kehrte er zurück. Er hatte Klage geführt und war nicht gehört worden, es war noch in der „alten, guten Zeit", seine Wuth war grimmiger. „Für wen hast du alle dein Hab gebaut?" fragte er sich selbst, „für Menschen, deren Sprache du nicht verstehst, die sich in deine Wohnung drängen, als wäre sie nicht dein Eigenthum? Bist du nicht besser, mehr zu haben wie drüben die Zigeuner, die in Höhlen wohnen? Nicht besser, nichts zu haben? Wohl ist will nichts haben als mich, mein Weib und mein Kind. Das Uebrige möge der leibhaftige Teufel holen und die da drinnen mit!"

Mit solchen Gedanken trat er ins Zimmer und an den Tisch, wo die Krieger saßen. Er wies sie ins Nebenzimmer. Sie widersetzten sich. Er wollte Gewalt brauchen. Da trat Ferri ein und zog ihn heraus.

Er ging zu Bett. Aber er konnte nicht schlafen. Immer trat der Gedanke vor seine Seele: sieber nichts haben, als das Sauererworbene beraubt werden, nicht im Krieg oder von Feinden, sondern mitten im Frieden von den Dienern des Gesetzes.

Die Nacht verstrich. Am Morgen trat er an Ferri's Bett und sagte: „Geh' mit, du kannst besser als ich mit den großen Herren reden. Sie sollen mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, oder bei Gott, ich brenne das Haus nieder." Ferri kannte seinen Vater, sie gingen. Aber nirgends wollte man sie recht anhören. Sie sollen sich erst nach Demselben umsehen, sonst könne die Klage üble Folgen für sie haben und so fort.*)

Janosch taumelte nach Hause. Abends, als Ferri schlief, zog er Kollari mit sich hinaus auf die Hausflur und sagte: „Morgen begiebt Ferri seine Wohnung in der Stadt; für ihn ist gesorgt: er ist Doctor und ein guter Sohn, er wird für dich sorgen. Dies Haus wird übermorgen nicht mehr stehen. Ein Raub der Flammen soll es werden mit Allem, was drin und dran ist. Du weißt warum."

„Janosch, um Gottes Willen, was hast du vor?"

„Kein Wort mehr darüber. Geh mit deiner Hand; wir sind einig."

Ferri bezog seine Wohnung in der Stadt, die Mutter blieb bei ihm. Janosch trat Abends nochmals vor die Insassen an den Tisch und forderte das Gebührliche heraus. Sie schlugen nach ihm, sie warfen ihn zur Thür hinaus.

„Jetzt ist es Zeit", sagte er.

Nach wenig Minuten stand Scheune, Stall und Haus in hellen Flammen. Prasselnd stürzte das Gebälk zusammen und begrub den mißhandelten Ge-

*) Auf der Comit. weg. hat heute Jahrgehalt [illegible] Jahr [illegible]

weit fleißiger Hände und das stille Glück weiter Herzen auf immer.

Janosch glaubte recht gethan zu haben und sprach sich frei über die Gründe aus, die ihn zu seiner That bestimmt. Er wurde auf zwei Jahre ins Zuchthaus geschickt.

Kellari blieb bei ihrem Sohn, bis Janosch aus dem Zuchthaus entlassen wurde.

Da schrieb Herr an einen hochgestellten Freund in Wien: „Mein Vater ist ein Opfer des Neides geworden. Er konnte den Widerspruch nicht fassen, der in dem Verfahren des Staats liegt, welcher als Hüter des Eigenthums seine Diener nicht unter strengsten Strafen anhält, fremdes Eigenthum heilig zu halten — in der Heiligkeit, die er für das Seinige fordert. Mein Vater hatte Recht: unter solchen Umständen ist es besser, nichts zu haben."

Das Häuschen aber ließ der Doctor wieder aufbauen, wie's gewesen, mit Stall und Scheune, wie du's jetzt noch siehst. Man zeigt dir's, wenn du nach dem Tömlig-Janosch fragst. Der wohnte noch lange Jahre mit Kellari darin, fuhr aber nicht mehr, sondern arbeitete als Taglöhner und ließ nicht zu, daß Kellari ein Erspartes beiseite legte. Er wollte kein Eigenthum haben und wohnte nur dem Doctor zu Liebe in dem Häuschen. Und wenn ihn dieser besuchte, sagte er oft: „Herr, mir ist's, als hätte ich nur geträumt, böse geträumt. Aber ich hatte doch Recht; sonst würde mein Gewissen nicht schweigen. Ebbats, ich hatte doch Recht!"

J. C.

Aus dem Fichtelgebirge.

Ein stilles, wunderbares Fleckchen Erde. So mitten im Herzen Deutschlands und doch von den Schlagadern des Weltverkehrs so wenig noch berührt. Eine stillträumerische Bevölkerung, den Fortschritten in Industrie und Ackerbau, allen praktischen Neuerungen noch fast verschlossen und doch aufgeklärt in den meisten Beziehungen zu den liberalen Ideen, welche die jüngste Vergangenheit bewegten. Es sind seltsame Widersprüche, auf welche man hier stößt — und betritt man die stille Stadt Wunsiedel, die so nett und freundlich und entgegenkommend und in der es doch so einsam und geräuschlos ist wie in den Waldungen der nahen Berge, so begreift man es, wie in diesem Thalkessel und innerhalb dieser Gebirgsmauern zwei Menschen geboren werden konnten, die für Viele anregend geblieben sind bis heute lang: Jean Paul und Karl Sand. Still und tief und vereinsamt waren sie Beide und von einer Schwärmerei beseelt für die höchsten Ideen der Menschheit, wenn sie sich in dem Genius des Dichters zu erhabenen Werken verklärte, der Mit- und Nachwelt strahlend voranleuchten, und den Jüngling nur zu einer That voll Frevel und Irrthum vermögen konnte: so war es doch dasselbe Vaterländische Feuer, von dem Beide ihren Antheil empfingen; so war doch etwas Verwandtes in ihnen, so daß wir in dieser Stadt genannt werden, in der uns unser Führer durch das Fichtelgebirge mit einem vielsagenden Lächeln die Geburtshäuser Jean Paul's und Karl Sand's zeigt, als sage er damit: da wurden sie geboren, die Sonderlinge! So und nicht anders werden sie noch heute aufgefaßt von ihren Landsleuten. Das ist immer so; erst viel spätere Generationen erkennen den Propheten, der in ihrer Heimat lebt.

Es ist ein düsteres Haus mit einer langen Front kleiner Fenster hinter hohen Bäumen versteckt, von einem Wallgraben begrenzt, mit der Aussicht nach den düsterwaldigen Bergen des Fichtelgebirgs, das Haus, in dem der baierische Justizbeamte Sand wohnte und sein Sohn Karl Ludwig am 5. October 1795 geboren ward. Ein stiller ernster Knabe wuchs er heran und blieb so auf dem Gymnasium zu Regensburg und den verschiedenen Universitäten, die er besuchte — Tübingen, Erlangen, Jena. Auch seine Gegner nicht, auch alle Jene, denen die hohen Ideen von Vaterland und Freiheit ewig fremd sind, für die er sich oft begeisterte, denn fanatisirte, können ihm ein anderes Zeugniß geben als das eines strengsittlichen Lebens voll Fleiß und edler Bestrebungen. Jene Ideen ließen ihn nach Thaten dürsten — und da er keine Befriedigung fand für den kühnen Trieb, sie zu vollführen und sich zu opfern auf dem Schlachtfeld, wie er zur Zeit der Hundert Tage hoffte, wo er zu jenem zu spät kam, weil diese zu schnell vorüberrauschten, so drängte es ihn, die eine subjective That zu thun, mit der er meinte der guten Sache einen Dienst zu leisten. Wochen-, wenn nicht monatelang überlegte er wohl, was er thun wollte: stieß ebenso ruhig den verrätherischen Kotzebue den deutschentarteten Dolch ins Herz mit den Worten: „Hier, du Verräther des Vaterlands!" Stieß dann denselben Dolch in die eigene Brust, ging hinaus auf die Straße, rief: „Hoch lebe mein deutsches Vaterland!" kniete nieder und betete: „Ich danke dir, Gott, für den Sieg!" Seine Wunden wurden geheilt, um ihn bis zum 20. Mai zur Vollendung des Lebensschicksals aufzusparen.

Er nannte und kannte seine Mitschuldigen, aber bis zum letzten Augenblick verharrte er bei der Erklärung: Er bäte Gott täglich um Erkenntniß und Erleuchtung; wenn er durch göttliche Eingebung erkenne, daß seine That unrecht sei, so werde er sie bereuen, bisher sei dies jedoch noch nicht geschehen. So starb er still und freudig durch die Hand des Henkers, auf einer Wiese zu Mannheim. Dort zeigt man auch das Haus, in dem der Mord geschah — hier das Haus des schwärmerischen Mörders. Man wird es noch lange zeigen und nicht mit verächtlichem Achseln, sondern voll mitleidiger Rührung und mit dem Schauer, den jede Verirrung eines edeln Charakters, die eben nur einem solchen möglich war, uns einflößt, betrachten wir die Stelle, wo das unschuldige Kind geboren ward und der harmlose Knabe spielte, der als 25jähriger Jüngling so tragisch endete — ein Opfer der Conflikte, die seine Zeit bewegten.

Mitten in der Stadt Wunsiedel steht das Geburtshaus Jean Paul's. Es ist mit dem Schulgebäude vereinigt und war es wol immer, denn zur Zeit seiner Geburt war sein Vater Lehrer an dieser Schule. Der erste Frühlingstag des Jahres 1763 war der Geburtstag des Dichters, symbolisch genug für einen Genius, der wie ein erster Frühlingstag für Deutschland erschien und einen ganzen ewigen Frühling in seinen Werken schuf. Nur seine Kindheit verlebte er hier, sein Vater ward Landprediger in Joditz und dann in Schwarzenbach an der Saale, wo Jean Paul seine Jugend verträumte. Vor dem Schulgebäude, dessen Fronte gegen Süden sieht, steht seine Büste auf hohem Piedestal und schaut lächelnd herab auf die Stelle, wo er seine ersten Spiele spielte und Niemand in dem wunderlichen Knaben die künftige Größe ahnte. Auf dieser Höhe unmittelbar bei der Stadt mag er damals oft geweilt und die ersten poetischen Eindrücke empfangen haben. Denn dazu ist sie wohl geeignet. Ein steiler, fahler Weg führt geradeaus hinan, aber oben nimmt uns ein malerisches Laubwäldchen mit Promenaden und Bänken freundlich in seinen Schatten. Der Kastellenthurm hebt sich hoch daraus hervor und beherrscht die ganze Gegend. Wenig eines Genusses ermangelt ihm, die Uebersicht der einen, längst zerstörten Katharinenburg.

Eine Stunde von Wunsiedel entfernt erhebt sich die Kösseine 3050 Fuß über dem Meer. Durch herrliche Laubwaldungen führt der Weg den Berg hinauf. Herrlich auf dem Gipfel angelangt, überrascht uns in der menschenleeren Einöde das Rauschen einer Brunnquelle: krystallhelles, eiskaltes Quellwasser in Stein gefaßt, grüßt lustig die ermatteten Wanderer, eine Bank daneben ladet zur Ruhe ein und kein Führer geleitet die Fremden hier herauf ohne einen Becher zu sich zu stecken, damit sie die köstliche Gabe der Natur auch genießen. Eine schmale Stiege führt zur höchsten Kuppe des Bergs, die eine herrliche Aussicht gewährt. So recht mitten darin steht man hier im romantischen Fichtelgebirge, das über 6 Meilen lang und 4½ Meilen breit sich erstreckt. Da ragt die höchste Spitze desselben, der Schneeberg, 3062 Fuß hoch und der Ochsenkopf nur um 300 Fuß niedriger, an deren Abhängen der Main, die Eger, Nab und Saale entspringen. Auf dem Schneeberg steht ein uralter, schon 1539 erbauter Wartthurm, der einladend zu sich hinaufwinkt, auf dem Ochsenkopf meinen wir einen Riesen Hügel zu sehen: es ist das Schneeloch, das den Schnee oft den ganzen Sommer hindurch bewahrt. Weiterhin erwahren wir die Gebirge Böhmens, das Erzgebirgische Reich und das berühmte Franzensbad winken uns traulich zu und unzählige andere böhmische und bairische Dörfchen breiten sich vor uns aus. In unserer nächsten Nähe immer der grüne Tannenwald und die abenteuerlichen Formen des Gebirgs, das hauptsächlich aus Granit und Kalkstein besteht. Von der Kösseine geleitet uns der Führer, denn ohne einen solchen ist es unmöglich, sich hier zurechtzufinden, ein wenig bergein, dann wieder bergauf zu den Haberſteinen — von da nach dem Burgstein; von beiden Felsenkuppen aus hat man das herrliche Panorama des Gebirgs vor sich, bald nach dieser, bald nach jener Seite deutlicher hervortretend. Auf beiden sind Ruheplätze angebracht, auf dem steilen Gipfel des Burgstein eine Warte, die eine von seinem andern Gegenstand gehemmte Fernsicht gewährt. So erreichen wir die Luchsburg oder Luisenburg von oben und steigen durch all ihre unzähligen Anlagen, bei denen Kunst und Natur miteinander gewetteifert, ein abenteuerliches, romantisches Ganze herzustellen, ins Thal hinab, in welchem Alexandersbad liegt. Es sind geräumige, eigenthümlich gebaute und übereinandergebaute Felsenmassen, die jenen Gesammtnamen führen, ursprünglich Luchsburg, der aber damals, als die Königin Luise von Preußen in Alexandersbad wohnte und ihr zu Ehren der Berg, auf dem sie so gern weilte, zugänglicher gemacht und durch neue Anlagen verschönert ward, da in Luisenburg

verwandelte. Man erstaunt wie über die Großartigkeit dieser Felsennatur so über die Mannichfaltigkeit der darin angebrachten Partieen. Auch die längste Beschreibung könnte davon nur ein armseliges Bild liefern. Ueber 600 Stufen sind in den Felsen gehauen, um zu den verschiedenen Punkten zu führen und so dicht viele Ruheplätze, Schluchten, Felsen der wunderlichsten Bildung, Basteien, Treppen, Rotunden u. s. w. aneinandergedrängt sind, man braucht doch mehre Stunden, wenn man sie alle besuchen will. Die Felsenstücke sind in wunderlichen Gruppen von der Hand der Natur in den Wald hineingeworfen, oder umgekehrt, dieser hat sich um jene angeschmiegt und diese seltsamen Gebilde hat die Hand des Menschen benutzt, die Wirklichkeit einem poetischen Zauberreich gleichzumachen. Da ist das Felsenmeer — in der That, es scheinen übereinanderstürzende Meereswellen zu sein, diese großen runden, mit Moos übergegossenen Steine, die wir hier auf meinem Wege einander drängend gehäuft erblicken. Da ist „Der Welt Ende" und „Bis hierher und nicht weiter", wo die nahe aneinandergerückten, auseinandergethürmten Felsen lange keinen Durchgang zu gestatten scheinen, bis eine kühne Hand hereinschreiben konnte: „Ich suchte und ging weiter!" und Stufen in einen Felsenspalt hieb, die man allerdings nur kriechend und mühsam sich durchwindend passiren kann. Damen, in den besonders durch die „Fliegenden Blätter" lächerlich gewordenen kolossalen runden Strohhüten und den noch abscheulichern Crinolines müssen freilich auf solche Passagen verzichten. Da sind die Eingänge in die Unterwelt mit der eigenthümlich schimmernden Moosart, die ich hier zum ersten mal erblickte; wenn man hineinschaut, schimmert und leuchtet dies Moos wie Smaragden in Gold gefaßt und wenn man es herausholt, ist am Tageslicht aller Glanz verschwunden und statt des sternhaften Gefunkels ruht nur graubrauner Zaserstaub in unserer Hand. Zauberei ist dabei im Spiele — Zauberei der geheimnißvollen Naturkräfte, von denen noch viele ihrer Lösung harren. Unzählige dieser Plätze sind den Andenken der Personen geweiht, die sie besuchten, der Königin Luise und ihren Angehörigen, dem König und der Königin von Baiern u. s. w.

Einer der interessantesten ist der Jean-Paul's-Platz. Der gesprächige Führer erzählte uns, wie Jean Paul hier gedichtet und erging sich des Weitläufigen darüber, wie sein Esel niedergekauert und der Diener vorauf mit dem Korb voll Champagnerflaschen — er überhörte meine Bemerkung, daß Jean Paul ja schon als Knabe hier vorgekommen und blieb bei seinem Bericht. Gleichwol versicherte uns auch in Baireuth ein Biograph Jean Paul's, daß er später nie wieder ins Fichtelgebirge und nach Wunsiedel gekommen. Die Frage wäre doch der Erörterung werth, denn in Jean Paul's Werken („Herbstblumen") findet sich ein Gedicht von ihm: „Meine ersten Verse", der uns darauf schließen läßt, Jean Paul sei, wenn nicht früher, doch 1805, zur Zeit der Anwesenheit des preußischen Königspaars, in Wunsiedel oder Alexandersbad gewesen, da er zu deren Empfang einen Festgruß dichtete — wol die einzigen Verse, die er je geschrieben.

Hier wiederhole ich Jean Paul's Worte: „Im Juni 1805 besuchte der König von Preußen mit seiner Gemahlin Wunsiedel (Jean Paul setzt statt des u ein o) am Fuße des Fichtelgebirgs. Es war eine schöne Zeit für ihn und uns. Eine Reise durch ein erfreutes, liebendes Volk und durch Prunk-Landschaften voll reigender Fluren und voll sodenerhebender Höhen und zu einem malerischen Ziele wie das Fichtelgebirge bleibt auch Fürsten unvergeßlich; nicht jede Fürstenkraft führt durch Volksglück hindurch wieder zur Volksbegeisterung. An und auf dem Thron der großen Gebirgsnatur und im Kreise der Liebe genoß und gab der König jenen geistigen Frieden, welcher ohne Krieg erworben wird. Früh wie abend — gegen das zum längsten Tage zog er aus dem schönen Thale von den Thorngebirgen fort und ließ das kurze Glück, wie der Mensch seine Jugend, hinter sich liegen. Vorher der König, die Königin Luise, ihre vierte Schwester, die Prinzessin von Solms und die Großfürstin Konstantin zum ersten mal die Luisenburg, diesen erhabenen Vortempel des Sonnentempels der Gebirgsleute — eine solche ist die einzige für die Völkerfreiheit erforderliche Kette — betraten, waren von Kunst und Liebe schöne Ueberraschungen vorbereitet.

„Eine davon war nun diese, daß, nachdem die fürstlichen Personen schon von einer Felsengrotte durch Mädchen mit gesprochenen Gedichten empfangen worden und für sie nun nichts weiter in der erhabenen fortbrausenden Wildniß zu erwarten war als größere Wildniß und nachdem sie von den Granitthürmen gleichsam in einen Felsenkessel eingeschlossen waren, der wie mancher andere Kessel keine Oeffnung weiter zeigte als die in einen Grabeshügel und nach unten geführte Ochsengasse, so stiegen auf der Linie Schwanen herauf, welche begleitet von verborgenen Instrumenten

einen Wechselgesang der Dryaden und Najaden singen."

Allem Anschein nach ist Jean Paul persönlich dabei gewesen — diese Frage stieß mir erst auf, nachdem ich Wunsiedel schon verlassen — an Ort und Stelle müßte sich doch eine Thatsache ermitteln lassen, die kaum ein halbes Jahrhundert alt ist, und zu entscheiden sein, ob Diejenigen Recht haben, die, wie Meister Liest gethan, Jean Paul's Entwickelung mit aus dem Fichtelgebirge herausconstruiren und Diejenigen, die einem Platz auf der Luisenburg nicht nur ihm zu Ehren, sondern zur Erinnerung so nannten, oder Diejenigen, welche behaupten, er sei auch von Baireuth aus niemals wieder in seine Heimat gekommen, sondern habe sich nur ewig still und vergeblich nach ihren Bergen gesehnt, die er von fern ragen sah aus dem Hause der Frau Rollwenzel in dem stillen Dichterstübchen, wo ihm so wohl war.

Eine halbe Stunde von der Luisenburg und eine ganze von Wunsiedel entfernt liegt Alexandersbad in einem tiefen Thalkessel von den Höhenzügen des Fichtelgebirgs eingeschlossen. Der hiesige Sauerbrunnen ward zuerst im Jahre 1734 durch einen Bauer aus Sichersreuth entdeckt, der durch ihn von der Wassersucht genas. 1741 faßte man ihn das erste mal in einer hiezu ausgehöhlten Tanne. Dann ließ ihn Markgraf Alexander von Baireuth würdiger fassen und gab dem neuen Bade seinen Namen. Aus dem ehemaligen markgräflichen Schlosse ist das Curhaus entstanden. Die Bäder sind bequem und geschmackvoll eingerichtet, neuerdings ist auch eine Kaltwasserheilanstalt hinzugekommen und die ganze Lebensweise hier ist angenehm und äußerst wohlfeil. Aber das Bad ist jetzt wenig besucht — es ist aus der Mode gekommen. Franzensbad, Kissingen und das neuere Elster haben ihm selbst für die Nachbarschaft den Rang abgelaufen. Jetzt hat es die langweilige Physiognomie der Herabgekommenheit, die noch von bessern Zeiten träumt und sich nicht zu der Energie aufzuraffen vermag, sie selbstthandelnd wiederzuerobern. Das Bad ist jetzt im Besitz des Königs von Baiern, aber auch von dieser Seite her geschieht nichts, es von seiner Gesunkenheit zu retten.

L. G.

Die Begräbnißfeierlichkeiten bei den Römern.

Von Heinrich Kenne.

Die Feierlichkeiten und Gebräuche bei Leichenbegängnissen wurden im Alterthum nach und nach mit einem solchen Pomp, Ceremoniel und einem Gepränge betrieben, wie sie selten in der Jetztzeit vorkommen; die alten Römer überschritten darin alles Maß und Ziel. Nach dem letzten Kuß, den man dem Verstorbenen gegeben, drückte man ihm die Augen zu und stellte vor die Hausthür eine Cypresse, damit jeder Vorübergehende erfahre, daß in diesem Hause einer der Bewohner dem Scharfrichter verfallen sei. Darauf ward der Entschlafene beim Namen gerufen und überhaupt lautes Geschrei und Wehklagen angestimmt, um sich zu vergewissern, daß er nicht scheintodt sei. Blieb jeder Versuch erfolglos, so wurde der Tod, wie das Gesetz befahl, angemeldet und wie bei der Geburt im Tempel der Juno Lucina eine Abgabe entrichtet. Es erschienen die Diener des Leichenbestatters, die den mit heißem Wasser gewaschenen Leichnam von dem Brete abnahmen, ihn salbten und, wenn möglich, die letzten Spuren des Kampfes zu verwischen suchten. Nun legte man dem Verstorbenen das seinem Stande gekommende Kleid an; hatte er sich im Leben durch Dienste, die er dem Staate geleistet, einen Ehrenkranz erworben, auch diesen. Uebrigens war das Bekränzen der Todten in Rom nicht so gebräuchlich wie in Griechenland; doch wurden wol vor der Bahre der Blumen und Laub gestreut. Hatte der Polliktor sein Geschäft beendet, so ward der Leichnam auf ein Paradebett gelegt und neben ihn eine Rauchpfanne gestellt. In dieser Lage blieb er sieben Tage; am achten, um die vierte Stunde, durchritt ein Herold die Straßen und lud mit lauter Stimme das Volk zum Leichenbegängniß und den damit verbundenen Spielen ein. „Ein Quirit ist gestorben!" rief er. „Wer sich dem Leichenbegängniß anschließen will, der säume nicht! Die Zeit ist da, der Todte wird sogleich aus dem Hause getragen!" Nun strömten Schaulustige und Neugierige in Massen herbei und stellten sich vor dem Hause auf, um Zeuge des Gepränges zu sein. Zur anberaumten Stunde setzte sich der Leichenzug in Bewegung. Voran schritten die Tubicinen, deren Zahl durch die Zwölf Tafeln auf zehn beschränkt war, aber auch geräuschvolle Musik; ihnen folgten die Klagweiber, welche die naenias, ein Klagelied trällerte, auf den Verstorbenen sangen.

Seltſamerweiſe ſchloſſen ſich an dieſe „praeficae“ Mimen und Tänzer an, welche nicht nur ernſte Betrachtungen und Stellen tragiſcher Dichter auf den gegenwärtigen Fall anwandten, ſondern im ſcheußlichſten Contraſt zu dem übrigen Trauergepränge als wahrliche Poſſenreißer auftraten, während einer von ihnen — vermuthlich der Archimimus — die Perſönlichkeiten des Verſtorbenen nachahmte. Mitunter, jedoch ſelten, hatten die Leichenbegängniſſe auch wol einen ernſten Charakter, wobei aber doch Alles auf tragiſchen Effect und Aufregung berechnet war. Nach dieſen Poſſenreißern folgten die Imagines, über welche ſo abenteuerliche Meinungen in Bezug auf die Art und Weiſe herrſchten, in der ſie vorgetragen wurden. Es waren Menſchen, welche in Größe und der übrigen Figur den verſtorbenen Perſonen glichen, welche dieſe Wachsmasken vor das Geſicht nahmen und in der Jedem zukommenden Tracht nebſt allen gebührenden Inſignien dem Actus vorangingen. „So zog alſo“ — ſagt M. Rein — „die ganze Reihe der Ahnen, durch lebende, in geeigneter Weiſe coſtümirte Menſchen repräſentirt, der Leiche voran und es beſchränkte ſich dies nicht allein auf die der Aſcendenz nach unmittelbaren Vorfahren, ſondern die Seitenverwandten ſendeten ebenfalls ihre Imagines zu dem Zuge.“ Daß aber dieſe Imagines immer auf Wagen gefahren, möchte zu bezweifeln ſein; wenigſtens fehlen die Beweiſe für dieſe Behauptung. Auch die Tabulae wurden nur bei ruhmvollen Siegern vorangetragen; ebenfalls die Räucherpfannen. Nun erſt folgte der Funus ſelbſt, etwas aufgerichtet liegend auf einer Lectica, bei Vornehmen von Elfenbein oder doch mit elfenbeinernen Füßen. Die Särge waren von Holz, auch aus koſtbarerem Metall; die Sarkophage aus Marmor und aus Stein. Der Leichnam lag auf purpurnen, mit Gold durchwirkten Decken. Hatte der Verſtorbene Verwandte, ſo trugen dieſe den Lectus oder, wenn dies nicht der Fall, die durch das Teſtament freigelaſſenen Sklaven; ſelbſt Ritter, Senatoren, Magiſtratsperſonen, ohne daß wir jedoch dies letztere als eine allgemeine Sitte hinſtellen wollen. Die niedern Stände aber bedienten ſich eigener Träger; ganz Arme und Sklaven trugen in einem bedeckten Sarge zum Ruheplatz getragen, ohne alles Gepränge. Dem Lectus folgten die Erben und Verwandten in ſchwarzen Gewändern *), freigelaſſene Sklaven mit dem Hute auf dem Kopfe und andere Freunde und Bekannte, ſelbſt Leute aus dem Volke, die jedoch am Thore ſchon wieder umkehrten. Auf dem Forum wurde die Leiche niedergeſetzt. Ein Verwandter beſtieg die Rednerbühne und hielt dem Entſchlafenen eine Lobrede, worin er gar zu häufig mit zu lebhaften Farben die Verdienſte des Verſtorbenen ſchilderte, die Schattenſeiten deſſelben aber faſt immer abſichtlich umging. Selbſt Frauen von beſonderer Auszeichnung wurde dieſe Ehre zutheil. Nach Beendigung dieſer Feierlichkeit ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung nach dem Orte der Beſtattung. Hier angekommen, war man begierig zu erfahren, ob der Leichnam beerdigt oder verbrannt werden ſollte. Das Begraben war die ältere Sitte; erſt Sulla ließ ſich verbrennen. Eine Beſtattung zur Erde fand aber auch bei der Verbrennung ſtatt; nur verrat dann die Stelle des Grabhügels die Todtenkammer, in welcher der Aſchenkrug aufbewahrt wurde. Das Verbrennen geſchah neben dem Grabmale oder an einem andern Orte, nur war der Scheiterhaufen nach Maßgabe der Vermögensumſtände und des Standes des Verſtorbenen nicht nur verſchieden decorirt, ſondern auch von verſchiedener Höhe, auf den der Leichnam gelegt und odores über ihm ausgeſchüttet, auch wol Kränze, abgeſchnittene Haarlocken und andere Gegenſtände hinaufgeworfen wurden. Der letzte Kuß gab ſodann das Signal. Abermalige laute Klagelieder wurden angeſtimmt, während ein Mitglied der Familie oder mehre derſelben mit abgewendetem Geſicht mittels einer Fackel den Holzſtoß anzündete, was eine leichte Arbeit war, da derſelbe aus Pech und anderm leicht brennbaren Material beſtand. Während des Verbrennens führten auch wol Gladiatoren Kämpfe auf. War der Scheiterhaufen niedergebrannt, ſo wurde die noch glühende Aſche gelöſcht; dies geſchah zu Plinius' Zeit ſogar mit Wein; auch Virgil erwähnt dies ebenfalls. Alsdann ſammelte man die Gebeine, beſprengte ſie nochmals mit Wein und Milch, trocknete ſie auf leinenen Tüchern, miſchte unter die Aſche allerlei wohlriechende Flüſſigkeiten, ſelbſt Narden, und ſammelte die Aſche in ſteinerne oder metallene Urnen, die ausnahmsweiſe auch wol aus Porphyr, ſelbſt aus Silber und Gold oder aus Glas, in Blei eingeſetzt, waren. Das

*) Als unter den Römern wenn bei den Frauen an die Stelle der ſchwarzen Gewänder weiße. Unter den Zeichen der Trauer waren das Zerreißen der Kleider, ſowol bei den Frauen wie bei den Männern, das Klagen des Schmutzes; die Männer ließen Bart- und Haupthaare wachſen und entfernten ſich bei Beſuch der Gaſtmähler, Bäder, Theater c. vergl. (Vergl. Gellius, III, 2.)

Grabmal selbst war übrigens auch mit wohlriechenden Dingen besprengt und das sogenannte Thränenfläschchen — mit Salben und wohlriechendem Räucherwerk gefüllt — in dasselbe gesetzt. Am Schluß der Bestattung rief die Versammlung dem Todten noch das letzte Lebewohl nach, reinigte sich durch Besprengung mit geweihtem Wasser und ging dann auseinander, um am neunten Tage nach der Beisetzung sich zu einem Opfer- und Todtenmahle am Grabe zu vereinigen. Auch der Todte erhielt eins, aus einfachen Speisen bestehend, wobei jedoch die Bohnen nicht fehlen durften, das man ihm auf das Grab setzte, welches man mit Kränzen, mitunter goldenen, geschmückt und mit Milch, Honig, Oel und wohlriechenden Essenzen besprengte. Selbst Lampen und andere Gefäße stellte man auf dasselbe.“

Die nun folgenden Gastmähler im Sterbehause waren dagegen sehr schwelgerisch; der dabei stattfindende Luxus überstieg alle Grenzen, wie Horaz andeutet, und war ganz entsprechend dem Charakter des genußsüchtigen Römers. Allein noch lange nach der Bestattung gedachte man des Verstorbenen mit großer Pietät und gab dies bei verschiedenen Gelegenheiten auf vielfache Weise zu erkennen, wobei namentlich der Geburtstag des Todten zu rechnen ist. Ueberdies ward alljährlich im Februar noch ein allgemeines Todtenfest gehalten, das sowol in seiner Anordnung wie in seiner Ausführung einem Luxus die Ehre streitig machte, aber auf das Prädicat „Todtenmahl“ gewiß keinen Anspruch machen konnte.

Aus den Erfahrungen eines Erziehers.

I. Ich habe nur das Eine Kind.

Einzige Kinder — „Angstkinder“!

Man nennt im Sprichwort die einzigen Kinder oft Angstkinder und will hierdurch die vermehrte, ängstliche Sorge bezeichnen, welche solche Aeltern, die nur ein einziges Kind besitzen, sich meist selbst über das äußere Leben, das körperliche Wohl dieses Kindes machen. Vom Standpunkte der Erziehung aus, welche nicht einseitig nur das äußere Wohl im Auge hat, möchte man in den meisten Fällen ausrufen: „Arme, bemitleidenswerthe Kinder!“ Denn sie sind bei Eltern, die sich gar zu gern abschließen, noch mehr wie bei Aeltern gewöhnlich arm an den edlen Freuden der Kindheit, an Mitgenuß und Mitfreude von Gespielen und immer sieht nur auf sich angewiesen, vielleicht auf eine Wärterin oder Bonne, die doch selbst im günstigsten Falle dem Kinde das Kind nicht ersetzt. Wer hat aber nicht Mitleiden mit dem Vereinsamten, dem Geselligkeit so Bedürfniß ist wie dem Kindes- und Greisenalter? In der That, man kann das Wohlthätige des Umgangs der Kinder mit gleichartigen, gutgearteten Kindern nicht hoch genug anschlagen und es haben dies auch die am höchsten stehenden Familien oft schon ganz richtig erkannt und besonders dem erbgebornen Prinzen einen passenden Gespielen zur Erleichterung der Erziehung gesucht, wie der Fürst Daraczynski mit dem jetzigen Kaiser von Rußland gemeinschaftlich erzogen wurde. Der Mangel eines solchen Gespielen ist daher auch eine der Schattenseiten der Rousseau'schen Mustererziehung des Emile, denn Rousseau hätte bei aller seiner Natürlichkeit doch seinem Emile nie Das sein können, was ein Kind von ungefähr gleichem Alter ihm gewesen wäre. Der Erwachsene steht dem Kinde nämlich als Gespiele und Genosse seines Strebens immer noch viel zu fern, so tief er sich auch bückt — und er kann sich eben nicht immer so tief bücken. In dieser Hinsicht ist es auch verzeihlich, wenn Aeltern, wie dies in größern Städten oft nicht anders sein kann, ihr Kind mit andern Kindern von weit niederer Herkunft umgehen oder es auch nicht selten allein auf die Gasse gehen lassen, denn die Nachtheile des vielleicht wenig abgeschliffenen Umgangs sind immer noch weniger gefährlich und mehr äußerlich als die, welche das Kleinspielen und das Alleinlernen mitschführen. Die einzigen Kinder, die man entweder absichtlich isolirt hat oder zu denen man keine passenden Gespielen hat finden können, sind daher gewöhnlich die eigensinnigsten und anspruchsvollsten Wesen, die schon von der ersten Kindheit an sich und Andern das Leben verbittern. Die Angst, in welcher Aeltern solcher Kinder um Leben und Gesundheit ihrer Lieblinge schweben, ist darum noch das geringere Uebel; — die tiefern, fortwuchernden und sich mehrenden Uebelstände liegen vielmehr in der innern Bildung, die bei der in solchen Fällen kaum ausbleibenden Verwöhnung und Verbildung, wie sie zunächst durch die äußere Auffassung in oft widersinniger Geschmacklosigkeit zur Schau getragen wird, endlich immer greller an den Tag treten. Denn es sind meist diese einzigen Kinder, welche so wenig Duft zum Lernen und zu ernster Beschäftigung zeigen und so den Aeltern nur oft rechte Angst und Sorge um die Zukunft bereiten. In der Gemeinsamkeit des Lebens und Strebens liegt auch der Hauptvorzug der Schulen und die

genügt wie die körperliche Bildung des Kindes wird in ihrer Gesammtheit weder durch Privatstunden noch durch Hauslehrer so gefördert wie durch eine gute Schule. Denn selbst das mit Recht gefürchtete Nivelliren, das sich nur in überfüllten Classen in seinen hemmenden Einflüssen zeigt, wird jetzt bei einigermaßen geschicktem Handhaben des Unterrichts größtentheils vermieden oder sehr unschädlich gemacht. Die Folgen eines zu fürchtenden üblen Umgangs aber werden theils durch den im Hause gelegten guten Grund beseitigt, theils durch gewissenhafte Aufsicht bedeutend gemindert; vielmehr kann und soll das Kind durch diese erste Einführung ins Leben lernen, mit den verschiedenen Charakteren umzugehen, sie zu tragen, wie man es selbst in seinen Schwächen trägt, und durch gegenseitige Anregung zu geben und zu empfangen. Leider sind die in kleineren Privatkreisen gebildeten Gemeinschaften, welche sonst den Schulen vorzuziehen wären, meist durch lockere Handhabung der Disciplin und des Unterrichts sowie durch die nicht selten gar zu weit voneinander abstehenden Altersunterschiede der Kinder gegen geordnete und wohlbeaufsichtigte Anstalten immer noch in bedeutendem Nachtheil, welche der andgewählte Umgang keineswegs überwiegt. Auffallend bestätigt wird die Nothwendigkeit eines öffentlichen gemeinsamen Zusammenseins der einzigen Kinder noch durch die bekannte Erfahrung, daß die folgenden Kinder in einer Familie sich alle leichter erziehen lassen, wenn nur das erste in der Erziehung einigermaßen gut gerathen ist. Ein Kind hilft unter guter Beaufsichtigung das andere mit erziehen, ebenso wie jeder Erwachsene auf Diejenigen, mit Denen er häufig umgeht, einen erziehenden Einfluß äußert und diese wieder auf ihn, und zwar meist unabsichtlich, ja oft wol wider Willen. Das ist gleichsam die Reibung der Geister, die sich durch den Umgang ihrer Elektricität entladen. Niemand wird daher leugnen können, daß dieses Bedürfniß nach Umgang mit Seinesgleichen ein echtmenschliches und natürliches ist, und wenn dieses in einer Familie nicht gegeben ist und sich deshalb mehre Familien zu einer Gemeinschaft für die Bildung ihrer Kinder vereinigen, wie dies der Ursprung aller Schulen und Erziehungsanstalten, von der Vorschule an bis zum Gymnasium, gewesen ist, so kann man diese Vereinigung mehrer natürlichen Lebenskreise doch keine unnatürliche Veranstaltung, kein Herausdrängen aus dem heimatlichen Boden nennen. Freilich kann jede Bildungsanstalt eigentlich nur ein Supplement des Hauses sein, dessen das Haus aber unter den von der fortschreitenden Civilisation gegebenen Verhältnissen nun einmal nicht entbehren kann und das man ihm auch selbst einige Jahre früher, als die gewöhnliche Schulzeit ist, gönnen muß, solange die Aeltern nicht ernstlicher als bisher und die ernstlich Strebenden weniger einseitig der wissenschaftlich begründeten Erziehungskunde einige Zeit und einigen Fleiß widmen wollen. M. H.

(Ein zweiter Artikel: Irrg und Eigensinn, demnächst.)

Mittelstand und Plutokratie.

Von H. Schirges.

Eine der merkwürdigsten und zugleich bedenklichsten Erscheinungen unserer Tage ist der rasche Verfall des Mittelstandes und die wachsende Herrschaft des Geldes.

Wir sind auf dem Wege, auch in Deutschland bald nur noch zwei große Classen der bürgerlichen Gesellschaft zu kennen: eine zahlreiche Classe, welche gar nichts oder bedeutend weniger hat, als sie zur Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse braucht, und eine minder zahlreiche, die bedeutend mehr besitzt, als selbst zum Ueberfluß dient. Eine dritte Classe von Menschen, welche ungefähr braucht was sie erwirbt, und erwirbt was sie nöthig hat, um anständig und bescheiden zu leben, ist nur noch schwach vertreten. Dieser Mittelstand war Jahrhunderte hindurch der eigentliche Träger und Vertreter der natürlichen, normalen Verhältnisse, auf denen das System der bürgerlichen Gesellschaft beruht. Seit einem halben Jahrhundert hört er nach und nach auf, das zu sein. Die dadurch entstandene Lücke ist nicht ausgefüllt worden. Die Trümmer liegen umher, sie mehren sich. Eine Hand, welche sie zum festen Neuen verwenden könnte, ist nicht da. Sie müßte mächtiger sein, als [illegible] schenhände sind.

Die Anhänger der liberalen Schule — und wer gehörte nicht zu ihr! — versichern freilich, die Sache sei gar nicht so schlimm; die bürgerliche Gesellschaft befinde sich in einer heilsamen Uebergangsperiode, welche zur Freiheit und Wohlfahrt Aller führen werde. Wer das nicht glaubt, wird gern für einen verblendeten Reactionär gehalten.

„Zurück" — sagte kürzlich ein weitverbreitetes Organ dieser Schule —, „zurück zur Gedankenheit können wir nimmermehr; so laßt uns denn nach Kräften Alles unterstützen und fördern, was dahin zielt, die Uebelstände der noch unvollendeten Freiheit durch die Vollendung der Freiheit zu beseitigen!"

Man braucht die mittelalterlichen Zuſtände nicht zurückzuwünſchen, wird ihnen aber doch Gerechtigkeit widerfahren laſſen dürfen. Das Weſen der Gebundenheit lag in der Begrenzung nicht blos des Gewerbſtandes, ſondern aller bürgerlichen Stände. Eingedenk ſeiner Unvollkommenheit und Schwäche, ſchloß der Menſch mit ſeines Gleichen einen Vertrag, der um die verſchiedenen Gruppen der bürgerlichen Geſellſchaft beſtimmte, feſte Kreiſe zog, über welche der Einzelne nicht hinausdurfte. Dieſer Ordnung mußte ſich Jeder von oben bis nach unten fügen. Innerhalb dieſer einzelnen Kreiſe war das Leben geſchützt, organiſch ausgebildet, voller Anregung, Ehrgeiz und Thätigkeit. Im Ganzen war es mannichfaltig, reich und beſtändig, weil Jeder innerhalb ſeiner Gruppe aufwärtsſtrebte, ſie zu umfaſſen, auszufüllen ſuchte. Darüber hinaus führten freilich keine Wege, lagen keine Ziele. Der Schuſter hatte kein Gelüſt, Biſchof zu werden, der Krämer dachte nimmer daran, hinter dem Ladentiſch hervorzutreten, um Miniſter zu ſein und das Land zu regieren.

Aber der Monopolismus hatte ſeine Schäden. Als nach Jahrhunderten den Menſchen darüber die Augen aufgingen, thaten ſie ihn ab. Das Kind ward mit dem Bade verſchüttet und ein anderes in die Welt geſetzt, das bald mächtig emporwuchs, zur Herrſchaft gelangte und herrſcht, bis auch ſeine Stunde ſchlägt. Denn die Welt ſteht nicht ſtill. Die Erde wird immer kleiner, aber die Geiſter wachſen, ihre Anſprüche an das Leben, ihre Bedürfniſſe werden immer größer.

Mit der Wurzel ſollte die Gebundenheit ausgeriſſen werden. An ihre Stelle trat die Ungebundenheit. Eine Fahne ward aufgerichtet mit der Inſchrift: „Thue, was du willſt, denn du biſt ein Menſch und der Menſch iſt frei!“ Auf Grund dieſes Wahlſpruchs wurde der neue ſociale Pact geſchloſſen, dem eine weltgeſchichtliche Revolution die Bluttaufe gab und dem nun neun Zehntel aller civiliſirten Menſchen mit Leib und Seele zugethan ſind. Seitdem iſt der Schuhflicker auf dem Wege, Biſchof zu werden, mehr als Ein Kaufmann und Apotheker brachten es ſchon zum Miniſter und kürzlich dankte der Miniſter eines der vielen deutſchen Staaten ab, um ſich hinter den Ladentiſch zu ſtellen und ruhmvolle Geſchäfte zu machen.

Um den Mittelſtand iſt es nun geſchehen.

Die liberale Schule ſtellt nicht in Abrede, daß auch heutzutage noch Manches unvollkommen und namentlich im Gewerbsleben noch viel zu beſſern ſei. Sie ſieht aber die heutigen Gebrechen der Geſellſchaft blos als eine Folge des unvollkommenen Zuſtandes der Freiheit an und verſpricht ſich von der vollkommenen Freiheit eine völlige Heilung aller Uebelſtände. Darum fährt ſie fort, im guten Glauben der Unfehlbarkeit ihrer Erkenntniß zu zertrümmern, was noch von der Gebundenheit übriggeblieben, mehrt den Schutthaufen und macht ſich, einem klugen Arzte ähnlich, hart beim Anblick der Zuckungen, unter denen rechts und links gekämpft wird.

Das Leben iſt ein Kampf und die Freiheit ſein höchſter Preis. Wie, wenn dieſer Kampf ein Vernichtungskrieg wäre!

Auch früher mußte gekämpft werden. Aber es gab andere Waffen; man kannte ſie, kannte ſeinen Gegner, konnte ihm ins Geſicht ſehen. Jeder Stand hatte ſeine Sorgen, aber hatte auch ſeine Ehre. Mit dem Unterſchied der Stände hat die Standesehre aufgehört.

In Madrid kamen jüngſt die Bäckermeiſter zuſammen, um ſich über einen Aufſchlag der Brotpreiſe zu verſtändigen. Die Polizei ließ ſie dafür ins Gefängniß werfen.

In unſern großen Städten haben ſich ſeit kurzem die Capitaliſten zuſammengethan, um große Actienbrodbäckereien, Actienbierbrauereien u. dergl. zu errichten. Sie ſtellen Einen Bäckermeiſter, Einen Braumeiſter mit großem Gehalt an; um die 150 Meiſter, welche ihre Thüren ſchließen müſſen, bekümmert ſich Niemand. Sie ſind frei, ſie können ſich aſſociren und den Kampf mit den Actiengeſellſchaften beginnen. Es iſt ein Kampf auf Leben und Tod. Das Publicum gewinnt dabei — ſolange es die Verwaltung und die Actionäre für gut halten.

In frühern Zeiten wohnte der Arbeiter in dem Hauſe ſeines Meiſters, aß an ſeinem Tiſche, ſchlief unter ſeinem Dache, ſaß am häuslichen Herd der Familie, zu der er gezählt wurde, mußte ſich der Hausordnung fügen. Das war oft läſtig für beide Theile. Die freien Menſchen gingen auseinander, der Eine hierhin, der Andere dorthin. Nun ſucht der Staat für die obdachloſe Schar Kaſernen, um dieſe zu Arbeiterwohnungen einzurichten. Die Wohnungsfrage fängt an, dem Staat ernſtliche Sorge zu erregen; eine Sorge, welche ihm die Familie des Mittelſtandes früher abnahm.

Die Geldmeiſter kennen das nicht. Ihre vielen Geſellen und Lehrlinge ſind leicht untergebracht, zu Hunderten, zu Tauſenden, zu Hunderttauſenden liegen ſie in einer kleinen Schlafkammer und arbeiten

Tag und Nacht ohne Lärm, ohne Aergerniß für die Frau Meisterin. Sie essen nicht, sie trinken nicht, sie gehen nicht zur Herberge, nicht zur Kirche. Nur von Zeit zu Zeit wandern sie geräuschlos aus und ein, wenn der Maler kommt mit dem Gastzettel, nehmen eine andere Schublade zur Schlafstelle bei einem andern Meister, bei dem sie auch arbeiten und bessen.

Soweit erstreckt sich die Macht der Plutokratie, daß der Gentleman sich in ihren Sold drängt. Die Zahl der Gespenst wiegt in den Augen des Enkels uralter erster Geschlechter schwerer als die Zahl der Ahnen. Geld ist die Losung.

„Um Vergebung", sagte der goldbetreßte Bediente eines hamburger Millionärs, in dessen Hause auch einmal Geschäfte führten, „um Vergebung, Sie sind doch kein Maler?"

Die Frage konnte mit gutem Gewissen verneint werden.

„Aber warum?"

„Weil ich Sie sonst nicht anmelden dürfte", erwiderte der Bediente.

Kunst und Wissenschaft stehen sich schlecht bei dem Handel. Wie die Arbeiter in die Schublade, so kommen die Bücher in den Schrank, die Gemälde an die Wände. Der Geldadel sieht verächtlich auf sie herab, vertreibt sich die Langeweile mit dem einen und prunkt mit dem hohen Kaufpreis des andern.

Mit dem Untergange des Mittelstandes, mit dem Verfall der Aristokratie und der Herrschaft der Plutokratie verschwindet die lebendige, warme Hingabe an die Kunst, die Liebe zur Wissenschaft. Glücklich der Ort, an welchem sich an ihre Stelle nicht die Frage der Geschmacklosigkeit drängt, zum animalischen Kigel hohler Gemüther der göttliche Funke dienen muß, das Gemeine zu entzünden.

Welch ein Beispiel für den Besitzlosen! Muß es nicht seinen geheimen Neid nähren und mehr als seinen Neid?

Après nous le deluge! das ist ihre Losung. Es gibt eine ganz ähnliche, die Andere im Munde führen und im Hintergrunde murmeln: „Nous après le deluge!" Zwei unheimliche Stimmen, die eine so sinnlos wie der andere, beide dem Staat und der bürgerlichen Gesellschaft gleich gefährlich.

Dem Mittelstande waren sie fremd, solche Gedanken. Er war ein Bollwerk gegen sie.

Hier und da erhebt sich eine warnende Stimme. Als neulich einem verdienstvollen Bankdirektor am Rhein nachgerechnet wurde, daß er über 80,000 Thaler reinen Gehalt jährlich beziehe, meinte eine berliner Zeitung, der Staat könne nicht ruhig zusehen, wenn die Macht des Geldes in den Händen des Einzelnen so unmäßig zunähme, daß dadurch ein Einfluß auf ganze Gegenden, ganze Verhältnisse entgeht werde, ohne daß gegen Mißbrauch dieses Einflusses eine Sicherheit geboten sei. Aber der Staat hat sich dieser neuen Macht gegenüber längst die Hände gebunden. Gehört doch das Princip, welches sie hervorgerufen, so sehr zum Wesen seiner Verfassung, daß er sich selbst aufgeben würde, wenn er ihm unterwerfen wollte.

Der Staat mag nur sehen, daß er sich tüchtige Beamte erzieht und erhält. Unser heutiger Beamtenstand ist, Gott sei Dank, ehrlich. Wird der künftige es immer sein? Wenn die Plutokratie in ihrer Herrschaft unaufhaltsam fortschreiten macht und am Ende sagen darf: Der Staat bin ich! wenn die Theuerung anhält, ohne daß das Mißverhältniß der Besitzung und Gegenleistung, welches zwischen dem Staat und seinen Dienern eingetreten, schwindet, denn am Ende die Ehrlichkeit! Welch ein Krebsschaden im Staate und in der bürgerlichen Gesellschaft ein bestechlicher Beamtenstand ist — wir wissen es glücklicherweise noch nicht!

So wachsen denn die großen Verlegenheiten, in welche wir gerathen sind, seitdem die mißverstandene Rechtsidee des großen Philosophen an die Stelle der alten Rechtsidee getreten ist. Wir sind vom Regen in die Traufe gekommen.

Zurück können wir freilich nicht mehr. Die Brücke ist hinter uns abgebrochen und das ist recht! Unaufhaltsam müssen wir weiter, „die Uebelstände der noch unvollendeten Freiheit durch die Vollendung der Freiheit bewältigen". Das Wesen jedes Systems drängt zur Vollendung. Wenn es vollendet ist, dann überstürzt es sich. Darum wird die Blüte der Ungebundenheit im Reiche des Liberalismus gedeihen und sich vollkommen entfalten, bis eine neue Knospe sie ablöst.

Darum wäre es thöricht, den Liberalen einen Schlummer nachsagen zu wollen. Man lästert die Geschichte, lästert man den Liberalismus. „Le peche contre les idées libérales est je mourir" hat Napoleon gesagt.

Anregungen.

Japan und die Japanesen.

Immer hat es geheimnißvolle Länder gegeben, welche die Phantaſie mit allem Glanz und allen Reichthümern ausgeſtattet, zu denen Abenteuerluſt, Sehnſucht und Habgier die Menſchen gezogen.

Im Alterthum war Indien, im Mittelalter Cipangu und das Reich des Erzprieſters Johannes ein ſolches Land — jetzt, nachdem die engliſchen Kanonen die Pforten von China geſprengt, iſt es Japan, an deſſen Schleier die ewig begehrende Hand der Europäer zu rücken beginnt. Seit der Vertreibung der Jeſuiten und der großen Chriſtenverfolgung zu Anfang des 17. Jahrhunderts auf den Japaniſchen Inſeln ſind uns nur wenig Aufſchlüſſe, meiſt durch Holländer, über ſie und ihre Bewohner zugekommen.

Um ſo belehrender und intereſſanter, an Thatſachen und Aufſchlüſſen reich iſt die „Reiſe um die Erde nach Japan am Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855 unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Von Wilhelm Heine“ (Leipzig, Coſtenoble, 1856). Dieſes aus zwei Bänden beſtehende, mit mehren, vom Verfaſſer nach der Natur aufgenommenen Anſichten in Tondruck, ausgeführt in Holzſchnitt von Eduard Kretzſchmer, vorzüglich illuſtrirte Werk entwirft ein friſches, objectives, anſchauliches Bild von den Dingen, den Gegenden, den Menſchen; iſt der Verfaſſer doch ein Maler.*)

Wie lebendig ſchildert er uns das Städtchen Simoda!

„Obgleich nur ein unbedeutender Platz im Vergleich mit Jeddo, Oſacca, Miako, Nangaſaki u. a., bietet Simoda doch viel Merkwürdiges und Neues dar. Alle Straßen ſind rechtwinkelig angelegt, jedes Ende derſelben mit einem Gitter verſehen, das des Nachts verſchloſſen wird, daher von einer nächtlichen Straßencommunication hier nicht die Rede ſein kann. In der Mitte der Straße läuft ein ſechs Fuß breiter und einen halben Fuß erhöhter, gut gepflaſterter Weg für Fußgänger; die daranſtoßenden Häuſer, meiſt nur ein Stockwerk hoch, haben durchgängig eine Art von Veranda nach der Straße hin; bei Kaufleuten ſtößt hieran das Verkaufslocal, die ganze Fronte des Hauſes einnehmend. Bei blos bürgerlichen Wohnungen begegnet eine Art Vorſaal, etwas wenig höher als der Boden der Straße gelegen, und daneben ein um etwa zwei Fuß erhöhtes Gemach, in welchem etwa vorkommende Beſuche oder unbedeutende Geſchäfte abgefertigt werden. Der Vorſaal hat nur einen Eſtrich, das andere Gemach iſt jedoch ſowie jedes japaniſche Zimmer mit mehr oder weniger hübſchen Matten belegt, je nach den Vermögensumſtänden des Bewohners. Das beſte oder Staatszimmer, in welchem auch die neueſten Matten liegen, befindet ſich durchgängig auf der Rückſeite des Hauſes und hat gewöhnlich die Ausſicht in einen Hof oder bei wohlhabenden Leuten auch auf einen niedlichen Garten, in welchem wol auch manchmal ein kleiner Fiſchbehälter mit Goldfiſchen befindlich iſt. Die Küche befindet ſich gewöhnlich in einem beſondern Seitengebäude oder bei kleinern Häuſern doch wenigſtens in der entlegenſten Ecke.

„Kaufleute und Bauern haben beſondere Vorrathshäuſer, welche, im Gegenſatz zu den hölzernen, ungemalten Wohnhäuſern, entweder mit einem weißen, feuerfeſten Mörtel überzogen oder theilweiſe aus Steinen erbaut ſind, auch Ziegeldächer haben, während die Wohnhäuſer meiſt nur mit Stroh gedeckt ſind. Thüren und Fenſter nach unſern Begriffen, und wie man ſie ſelbſt in China hat, exiſtiren hier nicht und ebenſo ſind auch die Scheidewände von ganz anderer Conſtruction. Alle dieſe ſind aus Schiebern gemacht, desgleichen Thüren und Fenſter, die, oben und unten in einem Falze laufend, nach Belieben rechts oder links geſchoben werden können, ſodaß man, alle Scheidewände zur Seite rückend, mehre Gemächer in eins vereinigen, ja ſogar die ganze äußere Seite des Hauſes beliebig öffnen oder ſchließen kann. Für die Außenſeiten der Wände ſind dieſe Schieber von dünnem Holzwerk gefertigt, hier und da mit Papier bezogen, das hier die Stelle des bei uns üblichen Glaſes vertritt; in der Nacht oder bei kalter Witterung wird noch eine zweite Schicht ſolcher Schieber, aus ſtärkern Planken beſtehend, darüber angebracht. Des Abends werden alle Zimmer mit großen Laternen beleuchtet, die aus leichten Holzrahmen, mit geöltem Papier überzogen, beſtehen, worin ein Docht, mit Fett gefüllter Napf mit einem Papierdocht aufgehängt iſt.“

Dieſe leichte Structur der Häuſer ſetzt ſie ſehr leicht der Feuersgefahr aus und in der That verging auch während des Aufenthalts der Reiſenden in der Bai von Jeddo wenig Nacht, ohne daß der Himmel von Feuersbrünſten geröthet war. Die Japaner ſuchen dieſem Uebel durch große Wachſamkeit und Löſchanſtalten zuvorzukommen. Selbſt in dem kleinen Dorfe befindet ſich ein Wachthaus mit Feuer-

*) Wir berichtigen bei dieſer Gelegenheit die in mehren Zeitſchriften gemachte Bemerkung, daß der Verfaſſer dieſes Buches ein ſächſiſcher Flüchtling wäre. Wilhelm Heine bekleidete am dresdener Hoftheater die Stelle eines Decorationsmalers, als nach den Maitagen die Auflöſung deſſelben auch ihm Veranlaſſung gab, nicht länger in Dresden zu verweilen. Er reiſte nach Paris und wurde von dem berühmten Decorationsmaler Daguerre veranlaßt, eine Einladung in Neuyork anzunehmen. Jenes Gerücht ſcheint von einer Verwechſelung mit einem Ingenieur Karl Heine herzurühren, der zu den leidenſchaftlichſten Verfechtern gehörte und ſich jetzt gleichfalls in Amerika befindet. D. Herr.

ernern, Leitern, Feuerhaken und hölzernen Feuerspritzen, die allerdings noch sehr mangelhaft und ungenügend sind.

In den Häusern wie auf den Straßen herrscht eine große Reinlichkeit; ebenso pflegen die Bewohner alltäglich zu baden. Reichere haben das Bad im Hause, Aermere besuchen öffentliche Badeanstalten, Alle aber baden warm, heiß sogar, wodurch ihre Haut spröde und rauh wird. Als der Verfasser einen Japaner das erste mal baden sah, erschrak er. Der Japaner saß in einer großen hölzernen, mit Wasser gefüllten Bütte, ganz in Dampf gehüllt, roth wie ein gesottener Krebs, und unter der Bütte brannte ein kleines Feuer, das ein Anderer munter schürte. Das ganze Verfahren sah eher dem Märtyrthum eines Heiligen als einem Reinigungsproceß ähnlich. Der Badende oder besser der Kochende schien sich jedoch ganz behaglich dabei zu fühlen, obgleich das Wasser so heiß war, daß Heine seine Hand nicht eine Secunde darin halten konnte.

In den öffentlichen Badeanstalten pflegt man etwas ökonomischer mit dem heißen Wasser umzugehen. Jeder Badegast erhält nur ein kleineres Gefäß voll davon, kauert auf dem mit Steinen gepflasterten Fußboden nieder, wäscht sich und schüttet dann den übrigen Inhalt des Gefäßes über sich, der durch eine in der Mitte des Fußbodens befindliche Rinne nach außen abgeleitet wird. Zum Beschluß nimmt noch Jeder in einer mächtigen, mit heißem Wasser gefüllten Bütte, die zum gemeinsamen Gebrauch dient, eine letzte Abbrühung vor. Dasselbe Badegemach dient für Alle, sodaß man Alt und Jung, Männer und Weiber, Mädchen und Kinder in wunderlichster Mischung nebeneinander kauern sieht. Selbst die Gegenwart von Fremden störte ihre Gemüthsruhe nur wenig, höchstens rief sie ein derbes Scherzwort der Japaner hervor, wie der Verfasser vermuthete, wenn vor einer solchen fremden Erscheinung eine oder die andere der weiblichen Badegäste jählings in die allgemeine Wasserbütte sprang. (Diese Badescene ist durch ein gelungenes Bild illustrirt.)

Am Fuße von Hügeln und noch zwischen den letzten Häusern der Stadt fand der Verfasser acht ziemlich große Tempel, die neben den für den Gottesdienst bestimmten Gebäuden noch andere zum Gebrauch der Priester sowie für Reisende von Auszeichnung, die man hier meist in Tempeln einquartiert, enthielten. In einem derselben schlug der Verfasser sein Atelier auf und der daranstoßende Garten diente Mr. Brown zum Aufnehmen von Daguerreotypen. Die Priester widmeten diesem Verfahren besondere Aufmerksamkeit und die zahlreichen Besucher waren höchlichst verwundert über die Schnelligkeit und Treue, mit welcher der braune hölzerne Kasten die verschiedenen Abbildungen hervorbrachte.

Der für den Gottesdienst bestimmte eigentliche Tempel enthält eine geräumige Halle, deren Hauptaltar in seiner ganzen Ausrüstung sehr den Altären der Chinesen und denen in Indo-China gleicht; besonders sind Vasen mit Lotosblumen sowie Rauchbecken und Candelaber vorherrschend. Zur Linken des Altars steht ein niedriges Tischchen, darauf zwei bronzene Glocken von schönem, vollem Ton, die kleinere eine Quinte höher als die größere gestimmt, und zu jeder dieser Glocken ist ein besonderer Schlägel. Links neben diesem Tischchen steht ein Lesepult, worauf drei Bücher, die Gebete enthalten. Zur rechten Seite befindet sich eine etwa anderthalb Fuß im Durchmesser haltende hohle hölzerne Kugel mit einem Einschnitt, einer riesenhaften Schlittenschelle gleichend, welche gewöhnlich schön roth lackirt und mit goldenen Verzierungen geschmückt ist. Der Priester, der den Gottesdienst hält, kniet bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang vor diesem Tische nieder, schlägt zuerst an die größere Glocke und während diese noch fortklingt, beginnt er im näselnden Tone Gebete abzulesen, wozu er auf der hölzernen Kugel den Takt angibt und gelegentlich auch einmal die kleinere Metallglocke dazwischentönen läßt. Die Andächtigen knieen vor dem Altare und reiben fortwährend eine Art von Rosenkranz zwischen ihren gefalteten Händen. Bevor sie den Tempel verlassen, werfen sie entweder ein kleines Geldstück in den Opferkasten oder bringen dem Priester selbst eine Gabe in Gestalt von Reis, Fischen oder andern Lebensmitteln dar. Von den abergläubischen Ceremonien und Wahrsagerstückchen der Chinesen war dabei nichts zu bemerken, sondern der Gottesdienst schien lediglich aus Gebeten zu bestehen.

Anziehend schildert der Verfasser die Frauen Japans, ihre Lebensweise, ihre Kleidung. Sie schnüren sich übermäßig wie unsere Damen, sie pressen ihre Füße zusammen wie die Mädchen in China, vor allem üben sie „das Malen auf Menschenfleisch", wie der pariser Kunstausdruck sagt. Wie ein Decorationsmaler die gröbste Leinwand, so streichen sie ihr Gesicht mit einem weißlichen Pulver, ähnlich dem bekannten Perlpulver, an. Die Lippen bemalen sie mit einer karminartigen Farbe, ähnlich unserm Tafelroth, zuweilen auch dunkelblau. Mädchen bleiben gewöhnlich bei diesen Kunstleistungen stehen, nur die aus den vornehmsten Ständen fügen noch etwas rothe Schminke auf den Wangen hinzu. Verheirathete Frauen jedoch treiben die Kunst viel weiter; nicht nur rupfen sie sich die Augenbrauen gänzlich aus, sondern färben sich auch die Zähne schwarz. Hierzu bedienen sie sich eines besondern Pulvers, das in vielen Kaufläden feilgeboten wird, grauweiß aussieht und in Papierpäckchen von ungefähr einem Quentchen getheilt ist. Wie entsetzlich zerstörend und beißend dies Farbenmittel ist, erfuhr der Verfasser an einem seiner Schiffsjungen, der es probirte und acht Tage lang den Mund „verschwollen wie einen Pfannkuchen" hatte und beinahe alle Zähne verlor, so sehr war das Zahnfleisch angegriffen.

Wie relativ sind die Geschmacksbegriffe, so meint schon die Sitten und die Moden der Völker!

Das vortreffliche Buch führt uns auf die an

ſchaulichſte, lebendigſte Weiſe in dies langverborgene Inſelland, das jetzt — durch die Entſchloſſenheit der Amerikaner einmal dem Weltverkehr und der modernen Civiliſation geöffnet — ſich nicht mehr abſchließen und eine nur ihm gehörende Stelle auf dem Erdball einnehmen kann. Iſt es doch auch ein Ziel und vielleicht das ſchönſte dieſes nivellirenden 19. Jahrhunderts, alle Schlagbäume zu fällen, im Weſten wie im Oſten, und Menſchen und Völker einander näherzubringen.

Ein Gegner Moleſchott's.

Geiſt oder Stoff! „Ein ewiger Streit!“ Hier Welf, hier Waiblingen! Nach ſo vielen Schlachten immer neue, Kämpfer auf Kämpfer ſtürzen in die Arena.

Moleſchott's Antrittsrede in Zürich, die wir auch in dieſen Blättern (N. F., Bd. 1, Nr. 43) erwähnt haben, hat eine ausführliche Gegenſchrift hervorgerufen: „Geiſt und Materialismus. Zur Verwahrung gegen die Antrittsrede des Herrn Profeſſor Moleſchott. Von Friedrich Wilhelm Littmann“ (Dresden, Höckner, 1856).

Der Verfaſſer findet die Erklärung Moleſchott's in der Antrittsrede ungenügend, daß die Materialiſten, wenn ſie bei Betrachtung des Lebens und des Geiſtes von den Stoffen ausgingen, darum nicht weniger den Menſchen für ein denkendes Weſen hielten. „Das“, ſagt er, „wird wol Niemand bezweifeln, daß die Materialiſten ein Bewußtſein zu haben und zu denken glauben; man wird ihnen auch nicht nachſagen, daß ſie in Zuverſicht des Glaubens an ihr Denken Andern nachſtänden. Wenn aber das Gehirn Das iſt, was denkt, ſo iſt es nicht Geiſt.“ Man würde, meint der Verfaſſer, es nur gern hören, daß, wie Moleſchott in der Antrittsrede ſagt, der Geiſt nicht von dem Stoff abgeleitet werden ſolle, und man könnte vielleicht auch die Frage beiſeite laſſen, ob dieſe Anſicht in der Rede als Anſicht der Materialiſten zu geben war und ob ſie mit der Lehre von den ewigen Stoffen, deren Kräfte den Grund des Lebens der Natur bilden ſollen, vereinbar ſei. „Aber daneben liegt die Folgerung aus der Naturreinheit von Kraft und Stoff, daß auch die ſtoffliche Welt und ihre Bildung nicht von dem Geiſte abzuleiten ſei. Dadurch verlieren wir den Schöpfer der Welt, den göttlichen Geiſt.“ Es gibt für den Verfaſſer keine ſtrengere Forderung an den Verſtand, als daß er aus der Natur Gott als den ſchöpferiſchen Geiſt erkenne. Stoff und Geiſt aber ſeien nicht gleichzeitig neben- und miteinander.

„Die Welt iſt nicht körperliche Maſſe mit Geiſt und am wenigſten iſt der Geiſt aus den Wirkungen der ſtofflichen Kräfte hervorgegangen, noch beſteht er aus ihnen, ſondern der Geiſt, der Geiſt der Natur wie der Geiſt des Menſchen, hat ſich mit einem Körper umſponnen, in dem er lebt und der ihm Werkzeug iſt. In dem Menſchen iſt der in Bewußtſein lebende Geiſt und die den Körper belebende, bauende und lebendig erhaltende Seele nur Ein Weſen.“

Daß in dem Menſchen das Gehirn dem Geiſte unentbehrliches Werkzeug iſt, das gebe nicht einmal den Schluß, daß er nicht außer der jetzigen Einkörperung ein unabhängiges körperliches Daſein haben könne. Aber auf den Menſchen und menſchliches Gehirn ſei das wirkliche Daſein des Geiſtes gewiß nicht beſchränkt.

Man ſieht, der Verfaſſer ſteht in der Frage von dem Verhältniß des Geiſtes zur Materie auf der Seite Derjenigen, welche die Materie aus dem Geiſte ableiten. Aber die Materialiſten, deren Grundbogma die Ewigkeit des Stoffs iſt, können ſich ebenſo wenig vorſtellen, daß der Stoff geſchaffen, wie der Verfaſſer, daß er ungeſchaffen ſei. Moleſchott müßte alſo erſt ſeine Anſicht von der Ewigkeit des Stoffs aufgeben, um an einen Schöpfer glauben zu lernen.

John Milton.

Auf der berliner Kunſtausſtellung feſſelte diesmal ein Bild von Schrader das Auge und den Sinn der Beſchauenden.

Es iſt Abend; eine Landſchaft vom Hauch der Dämmerung ſchimmernd überflogen, mit dunkelglühenden Wolken im Hintergrund. Auf hohem Lehnſeſſel, an blumenumrankter Gartenmauer, ſitzt ein Blinder, eine puritaniſche Geſtalt, in dem dunkeln Gewande der Männer Van Dyck's, mit den langen, weißen Spitzenmanſchetten, die Hand mehr ſinnend als begeiſtert erhoben, wie einer von den Verſtoßenen, der auf einſamem Fels in Schottlands Thälern wenigen verfolgten Presbyterianern das himmliſche Jeruſalem ſchildert. Vor ihm zwei Mädchen; das eine, braunhaarig, im weißen Gewande, ſtehend, eine Schreibtafel in der Hand, das andere ſitzend — John Milton, der ſeinen Töchtern das „Verlorene Paradies“ dictirt.

Die Phantaſie des Malers hat ſich ein liebliches, farbiges Idyll geſchaffen, wo in der Wirklichkeit nichts als viel Gram, Elend und Zwieſpalt war. Denn keineswegs lebte John Milton, der große Poet, in Frieden mit ſeinen Töchtern; dieſe hatten, wie die Kinder König Lear's, den blinden Vater einſam, in Noth und Dürftigkeit zurückgelaſſen und waren den Freuden gefolgt, die damals London nach der Reſtauration der Stuarts in unerſchöpflicher Fülle Denen, die genießen und vergeſſen wollten, darbot. Welches Loos mußte in jenen Tagen ariſtokratiſcher Verfolgungen und Bacchanalien, inmitten eines zügelloſen, verwilderten Geſchlechts, dem Sänger zufallen, der den Streit des Lichts und der Finſternis beſang! Wie ſein Lied, hat ſein Leben eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem des Dante. Auch ihm war das Leben und Treiben der Welt nicht fern und fremd, auch er iſt wandernd durch die Höllen und die Nichtigkeiten des Seins ein Poet geworden, nicht in der Stille, in behaglicher Ruhe.

Von begüterten Aeltern abstammend, in sorglos freudiger, ungehemmter Jugend aufgewachsen, verband John Milton mit der Neigung zur Dichtkunst die stärkere Liebe zu classischen Studien, er wußte die lateinischen Dichter so gut auswendig wie die Kirchenväter; es war dies der Zug der Zeit. Diesen Menschen, von den Independenten, die das Reich Gottes und den Communismus in England aufzurichten beschlossen, bis hinauf zu den schuldigen Stuarts, zieht sich der Heiligenschein des Christenthums unauslöschlich um die Stirn. In den ersten, frischen Lehrjahren dichtete Milton leichte Lieder, Maskenscherze — wie sie seit Ben Johnson's Vorgang am Hofe und auf den Edelsitzen der Lords beliebt waren. Er dachte daran, ein Epos von König Arthur's Tafelrunde und Merlin's Zauberkünsten zu schreiben. Noch ist uns der Anfang in lateinischen Versen aufbewahrt, gerade wie der erste Gesang von Dante's „Hölle". Seine Wanderjahre führten ihn durch Frankreich, Italien; er schrieb gleich fertig Lateinisch wie Italienisch. Indeß war in England der Bürgerkrieg zwischen Karl I. und seinem Parlamente ausgebrochen; Milton wollte kein unthätiger, gleichgültiger Zuschauer bleiben. Auch in ihm brannte eine Leidenschaft; er liebte die Freiheit. Daß er damals in einer einsamen Straße Londons Knaben unterrichtete, hielt ihn nicht ab, sich an allen großen Fragen jener Zeit — noch sind es auch die der unsrigen — zu betheiligen, für seine Partei, die republikanische, aufzutreten; er mit der Feder, Oliver Cromwell, der Cäsar im Bauernkleid, mit dem Schwert von Marston-Moor. Die Freiheit des Glaubens, der Presse, der Ehescheidung hat er in beredten Worten vertheidigt, mit jenem Aufwand von Gelehrsamkeit und scholastischer Wissenschaft, die damals einer Streitschrift das nöthige Gewicht und Ansehen geben mußten. So wurde er bekannt, vielgesucht und endlich Staatssecretär im republikanischen England. Als solcher hat er die Schuld des Ersten Karl ohne Schonung enthüllt und den Gedanken der Volkssouveränetät dem erstaunten Europa zum ersten mal vorgehalten — einen Medusenkopf. Allein dies England ist ein aristokratisches Land, es braucht eine Spize —; mit Begeisterung wurden die Stuarts zurückgerufen, mit Begeisterung auf ihren alten Königsstuhl gesetzt. Durch Fürsprache alter Freunde entging Milton den Verfolgern und aus dem großen Pamphletisten ward in Einsamkeit und Armuth ein größerer Poet. Zu Florenz hatte er im Theater ein Drama von Andrini spielen sehen: „Adamo caduto." Es behandelte die Geschichte des Sündenfalls. Die Erinnerung daran ergriff ihn jetzt mit unwiderstehlicher Gewalt; ihm, dem Erblindenden, „kehrte kein Morgen- und kein Abendroth zurück", aber „das Himmelslicht geistiger Kraft und Erkenntniß" sollte seine Seele erleuchten und erwärmen.

Wenn Einer, so war er befähigt, ein verlorenes Paradies zu singen; waren doch die Luftschlösser seiner Jugend von Liebe und Ruhm zusammengestürzt, die Thaten seines Mannesalters mit Schmach und Spott gebrandmarkt. Nach langer, qualvoller Ehe, von seinen Töchtern verlassen, an Hoffnungen ärmer als der Aermste, ein blinder Greis, glich er nicht jenem Lear, dem der Sturm durch die weißen Locken fährt? Dem blinden Simson, der zu Gaza seufzend unter an der Schwelle des Saals sitzt, drin die Philister in goldenen Bechern dem Glauben und dem Jehovah Hohn zutrinken, dem er sich geweiht hatte?

Dies schmerzvolle, thatenreiche Leben schildert uns Max Ring in seinem trefflichen historischen Roman: „John Milton und seine Zeit" (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp., 1856).

Es ist nicht eigentlich eine verwickelte, phantastische Erzählung voll Spannung, sondern mehr eine im Novellenton gehaltene Biographie und darum für den gebildeten Leser um so werthvoller. An diesem Lebensfaden reihen sich die einzelnen Begebenheiten wie ebenso viele Perlen eines Rosenkranzes oder hier Blätter eines Lorbeerkranzes auf, der dem Dichter dargebracht wird. Geschickt sind die Hauptpersonen des großen Dramas jener Zeit um Milton gruppirt; sie treten uns lebendig nahe — auf der einen Seite kommen uns lustig und lärmend umherwandernde Musikanten und Schauspieler entgegen, die Söhne des lustigen Altengland, während aus jener Schlucht im Haywoodforst die düstern, eintönigen Gesänge der Puritaner erschallen. Diese Gegensätze sind noch immer, wo sie in leidenschaftlichen Seelen aufflammten, mit dem Schwerte zum Austrag gebracht worden. Max Ring hat sie und die Zeit sorgsam studirt und ein reiches, farbenkräftiges Bild derselben entworfen. Erregt es die Phantasie weniger, als die Meisten von einem Roman verlangen, so fesselt es desto mehr unser Nachdenken durch die darin besprochenen Fragen — durch Fragen von geistiger und persönlicher Freiheit, die überall ein Echo finden werden.

Die weiblichen Charaktere, besonders Alice und Lucy, sind ebenso vortrefflich geschildert wie die innern Gemüths- und Geisteszustände des Dichters, seine Entschiedenheit, seine Ueberzeugungstreue. Nur Digby, das böse Princip, hat etwas Schattenhaftes und könnte mit etwas größerer Glaubhaftigkeit hervortreten. Einen besondern Reiz hat die Schilderung der italienischen Lebensmomente des Dichters.

Wahrnehmung.

Willst du den abendlichen Frieden deines Lebens sichern, ruf' dir die Fahrzeuge vom hohen Meere heim und wirf Netze nur noch am nächsten Ufer aus!

Für die Schillerstiftung. Die sorben bekannt gemacht hat, daß ihr in Dresden allein gesammeltes Capital nahezu an 4000 Thaler beträgt) gingen beim Herausgeber ferner ein: Von Dr. J. Rosenthal in Wien Einhundert Gulden C.-M.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 10.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Renata.

Eine Erzählung.

Es war im Jahre 1637, als Rubens in dem Kloster der Mineriten zu Lüttich ein neues Altarbild fertig gemalt hatte.

Am Abend des 15. April verloren sich allmälig die Bewunderer des Meisters. Nur Renata, die junge Gräfin von Neneſſe, stand noch immer vor dem Altar und blickte unverwandt auf das Gemälde. Plötzlich trat ein junger Mann von feinem Anstand und männlichschönem Gesicht ein und ging rasch an den Chorstühlen vorbei zum Altar.

Sein mit einer Feder geschmücktes Sammetbarett hielt er in der einen Hand, in der andern einen von Silber eingefaßten Rosenkranz von Korallen. Als er Renata erblickte, blieb er in stummer Bewunderung und Verwirrung stehen.

Die Gräfin hatte den jungen Mann schon bemerkt und ein leises Zittern überflog sie, sie griff rasch nach dem Arm der heiligen Rosa, um sich zu halten. So gerieth das Heiligenbild in Bewegung und schüttelte aus dem blühenden Kranz von Rosen, der sein silbernes Haupt schmückte, die duftenden Blätter in das schwarze Haar Renata's.

Dem jungen Mann schien Renata in diesem Augenblick schöner zu sein als alle Schönheiten Lüttichs, schöner als seine Braut.

Renata's Schönheit war eigenthümlicher Art; feine Rosen schmückten die durchsichtige Blässe ihrer Wangen. Die feinen fast kindlichen Züge ihres Gesichts, ihre schwermüthigen Augen hätten an die Rahel der Bibel erinnert, wäre nicht ihre hohe, von schwarzen Locken beschattete Stirn die einer Königin gewesen.

Indeß hatte sich der junge Mann ihr genähert, er verneigte sich vor ihr und gab ihr den Rosenkranz, den sie verloren und den er soeben auf den Stufen der Kirche gefunden. Nach einigen Dankesworten fragte sie:

„Seht Ihr heute das Bild zum ersten mal, Herr La Ruelle?“

„Zum ersten mal“, sagte Albert La Ruelle, der Sohn des Bürgermeisters von Lüttich, „und schon beginnt es zu dämmern, ich muß heute darauf verzichten, alle seine Schönheiten zu bewundern.“

„Aber das Ganze“, entgegnete sie, „auch Das wird Euch in diesem Halbdunkel entzücken, blickt nur hinauf.“

Albert, welcher mehr auf Renata als auf das Bild geschaut, sah bei dieser Aufforderung in die Höhe und seine Seele ward tief ergriffen von dem Zauber des Schönen. Er sprach sich gegen Renata voll Begeisterung über das herrliche Meisterwerk aus und wollte den unvergleichlichen Maler nicht neben Tizian und Veroneſe, er wollte ihn noch höher gestellt wissen.

„Welch ein Glück“, sagte Renata, „daß es unser Vaterland ist, das diesen großen Künstler geboren! Wüßte man nicht, daß Rubens immer glücklich war, fast möchte man glauben, er habe selbst die scharfen Spitzen der Dornenkrone empfunden, so wahr malt er den ungeheuern Schmerz in den göttlichen Zügen des Heilands!“

„Glaubt, auch Rubens entbehrte der Dornen nicht. Ein echtes Künstlerherz leidet stets unter dem Druck des Lebens", erwiderte Albert.

„Wenn auch, ihn schmerzten sie nur gelind", sagte Renata. „Nein, nicht den geliebten Meister drückt diese furchtbare Dornenkrone da oben. Eine solche Krone trägt mein schönes Lütticherland. Ferdinand von Baiern geißelt es durch Johann von Werth mit den schrecklichen Dornen des Raubens und des Mordens."

Albert blickte sie erstaunt an. „Wirklich", sagte er, „diese Gesinnungen hätte ich kaum bei der Tochter des Herrn von Warfusée gesucht. Der Graf von Reneffe gilt bei den Bürgern Lüttichs als Freund und eifriger Anhänger Ferdinand's von Baiern."

„Es geziemt mir nicht, mit dem Vater zu hadern, wenn er der Unterthanenpflicht die Vaterlandsliebe opfert", erwiderte Renata. „Auch ich ehre seine bischöfliche Gnaden, aber, daß er uns Lüttichern eine Freiheit nach der andern nimmt, zerreißt mein Herz. Warum tastet der Bischof die Rechte an, welche seit Jahrhunderten den Bürgern heilig und theuer sind? Säet er nicht Zwietracht unter die Kinder des Landes? Fast täglich sehen die Straßen Lüttichs blutige Kämpfe! O La Ruelle, wie lange werden uns noch ausländische Unterdrücker knechten!"

„Die Stadt Lüttich läßt sich nicht knechten", entgegnete Albert hastig. „Wir lassen uns unsere Freiheiten und Privilegien nicht nehmen, sicherer als in den Archiven unserer Stadt liegen sie in den Herzen unserer Bürger verwahrt. Der spanische Philipp hat seiner Herrschaft den Todesstoß gegeben, als er die Freiheit der Niederländer mit Füßen trat. Ferdinand von Baiern mag sich daran spiegeln. Sorgt nicht, edles Fräulein, noch lebt mein Vater Sebastian La Ruelle, der Vertheidiger der Freiheit und der Liebling des Volks."

„Trauet nicht zu sehr auf das Glück", sagte sie ängstlich umherblickend. „Wie leicht ist es um ein Leben geschehen!"

„Ihr seht zu weit, Fräulein; in diesem Augenblick sieht es zwar drohend aus in Lüttich, aber an den Häuptern der Stadt sich zu vergreifen, wagt der Bischof nicht. Dazu ist er zu klug, die Lütticher würden solchen Frevel blutig rächen. Mein Vater hat die treuesten erprobtesten Diener um sich und immer wachsame Freunde. Selbst Euer Vater ist sein Freund, wenngleich er für spanisch gesinnt und für einen Anhänger Ferdinand's gilt."

Darauf erwiderte sie nur: „Denkt an Egmond, wohin führte ihn sein Vertrauen?"

Während dieses Gespräches war die Kirche leergeworden; nur in einem der Beichtstühle, entfernt von dem Altare, wo Renata und Albert standen, kniete noch immer ein junges Mädchen. Es hatte den Kopf dicht in einen schwarzen Schleier gehüllt, den sie nur vorschob, wenn sie sich vorneigte, um die Beiden zu sehen, zu beobachten.

Die letzten Worte Renata's berührten Albert unangenehm. Sein leichter Sinn wollte nicht gern unnöthig mit trüben Bildern gequält werden und er erwiderte ihr, indem er mit einer leichten Handbewegung seine blonden Locken aus der Stirn strich: „Warum uns vor der Zeit aufrütteln aus dem heitern Traume des Lebens? Ich liebe es, leicht durch die Welt zu gehen. Wäre ich nicht so geschaffen, wahrlich, Fräulein, ihr könntet mir Angst machen, seht Ihr doch aus wie eine Seherin und Prophetin! Und doch wieder wie ein Engel der Liebe!"

Er faßte sie bei der Hand: „Prophezeit mir Schönes, was meinem Herzen süß ist. Werde ich Glück in der Liebe haben?"

Rasch riß Renata ihre Hand zurück, ihre Wangen wurden noch blässer und durch ihr edles Gesicht zuckte es schmerzlich.

„Nicht von meinen bleichen Lippen verlangt das Glück der Liebe zu hören", erwiderte sie in tiefer Bewegung.

Albert erschrak, als er sie in solcher Aufregung sah. Noch einmal ergriff er ihre widerstrebende Hand, drückte sie an seine Lippen und wollte sie eben fragen, ob sie ihm zürne, als Renata plötzlich sich umwandte und nach einem Mönche starrte, der an den Chorstühlen furchtsam vorbeischlich. Schnell flüsterte sie Albert zu: „Das ist Grandmont, der Verräther; hier sind wir nicht sicher. Morgen, Freund, in der Frühe der zehnten Stunde kommt in den Weinberg meiner Amme. Ihr kennt das Häuschen; dort werde ich Euch erwarten. Kommt, ich habe Euch Wichtiges zu sagen." Sie wandte sich von dem jungen Manne und ging durch das Schiff der Kirche mit eilenden Schritten. Als sie die Pforte öffnete, stand ein alter Diener vor ihr, der sie erwartete. „Sind sie schon angekommen, Gobert?" fragte sie hastig und leise.

„Ja, Fräulein", antwortete der Diener, „und der Herr Graf ist sehr erfreut darüber, denn Niemand hat sie gesehen." Damit half er ihr in die Sänfte hinein.

Albert stand noch immer wie gefesselt auf der

Stelle, wo Renata ihn verließ. Erstaunt blickte er ihr nach, bis der letzte Schimmer ihrer seidenen Gewänder verschwand. Dann suchten seine Augen den Mönch, aber auch dieser war nicht mehr zu sehen. Es war still und einsam in dem öden Raum, der Beichtstuhl, in dem das junge Mädchen gekniet, stand offen und leer. Er war allein, erstaunt fragte er sich, ob er geträumt hätte, als er gehört, Renata, die Gräfin von Reneſſe, die sittsamste Jungfrau in Lüttich, riefe ihn in den Weinberg ihrer Amme. Und doch hatte er ihre Worte deutlich vernommen. Wer war dieser Grandmont, den sie zu fürchten schien? Er kannte Niemand, der diesen Namen trug. Von solchen Gedanken gequält, verließ Albert die Kirche.

Eine Stunde nach diesen Auftritten war in dem Hause des reichen Rathsherrn Deker Alles voll Bestürzung. Die Tochter des Hauses, Maria, die Verlobte Albert's La Ruelle, war von dem Kloster der Minoriten gekommen und in Ohnmacht gefallen, als sie ihr Zimmer betrat. Der Vater und die Dienerinnen bemühten sich ängstlich um die Kranke. Man konnte nicht begreifen, was dem blühenden Mädchen zugestoßen, das bleich wie eine gebrochene Lilie in dem Lehnstuhl lag.

In dieser Verwirrung und Sorge erschien Albert. Alle athmeten leichter, denn man kannte den Einfluß des Verlobten auf Maria. „Das ist der beste Arzt", meinte der Vater und ließ die Liebenden allein.

Maria war ein blühendes Mädchen, liebenswürdig und gut. Ihr Vater, ihre Dienerinnen, ihre Freundinnen, Alle liebten, aber auch Alle verzogen sie.

Sie hatte nie einen tiefen Schmerz empfunden, ihre Wünsche wurden stets erfüllt, alle Freuden schienen ihr in die Wiege gebunden. Was der Reichthum gewährte, durfte sie genießen. Sie kleidete sich in Sammet und Seide, ihr Fuß trat auf persische Teppiche und wenn es ihr eingefallen wäre, einen Goldladen zu plündern und sich damit zu schmücken, ihr Vater hätte die Juwelen mit Vergnügen bezahlt. War sie doch die einzige Erbin des reichen Kaufherrn Deker, der die größten Schiffe nach Ostindien sandte, ein rechtes Schoosskind des Glücks, da zu dem Allen der schönste junge Mann Lüttichs, Albert La Ruelle, ihr Verlobter war.

Albert blickte erstaunt auf sie. Er hatte sie noch wenig weinen sehen, und in ihrem Schmerz erschien sie ihm wie ein anderes Wesen. Er liebte sie innig und zärtlich und ihr Zustand erschütterte ihn tief. Liebevoll strich er ihr die blonden Locken aus der Stirn und drang mit den süßesten Worten in sie, ihm zu sagen, was ihr begegnet sei. Maria würde auch weniger zärtlichen Bitten nicht widerstanden haben. Dies junge Herz hatte noch nicht gelernt, einen Schmerz in sich zu verschließen; es verlangte nach Mittheilung und Trost.

Sie gestand Albert unter Schluchzen und Thränen, daß sie im Kloster der Minoriten Zeuge von seinem vertraulichen Gespräche mit Renata gewesen. Sie habe zwar kein Wort vernommen, aber es sei ihr nicht entgangen, wie Albert die Hand Renata's an seine Lippen gedrückt hätte.

In einer Flut von zärtlichen Vorwürfen, leidenschaftlichen Ergießungen, sagte sie, es sei ihr kein Geheimniß, daß Renata Albert liebe, allein sie habe fest auf seine Treue gebaut. Doch heute sei dies Vertrauen furchtbar erschüttert worden.

„Ja", fuhr sie fort, „diese Renata wird mein Glück zerstören! Nicht umsonst war mir immer so bange in ihrer Nähe. Ihr blasses Gesicht erscheint mir gespenstisch und ich fürchte mich, wenn sie ihre großen melancholischen Augen mit so selbsamem Ausdruck auf mich heftet, daß ich nicht weiß, will sie mich küssen oder einen Dolch in mein Herz stoßen. Und doch soll sie schön und gut sein und ihr Männer findet sie bewundernswerth. Auch du, Albert, wirst ihr nicht mehr lange widerstehen können; sie wird dich mir entreißen. Ich sterbe, wenn es geschieht."

Ein neuer Strom von Thränen entfloß ihren Augen und sie sank aufs neue in die Kissen zurück, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

„Nie wird das geschehen, Maria!" rief Albert; „immer wirst du von mir geliebt werden, wäre es auch wahr, was du sagtest. Höre mich daher, liebes, gutes Kind, und du wirst mich nicht mehr der Untreue zeihen und deine Vorwürfe zurücknehmen."

Albert war in großer Bestürzung, denn er fühlte sich nicht rein; als Maria ihm sagte, daß Renata ihn liebe, schlug sein Herz heftig. Aber sein leichter Sinn half ihm bald über diese Verlegenheiten weg. Er legte seine Hand auf ihren weißen Nacken und erzählte ihr sein Gespräch mit Renata; nur verschwieg er, daß sie ihn auf morgen in den Weinberg ihrer Amme gerufen habe. Er war so beredt, daß Maria ihm Alles glaubte und schon wieder zu lächeln begann. Sie war froh, dieses Schmerzes ledig zu werden, sie glaubte so gern, was sie so sehr wünschte.

„Und auch darin täuschest du dich", sagte Albert, „daß du glaubst, Renata liebe mich."

„Ach", erwiderte Maria, „das Auge der Liebe sieht scharf! Ich könnte dir Vieles sagen, was mir keinen Zweifel läßt, daß Renata nur deshalb so bleich ist, weil sie die Liebe zu dir verzehrt. Erinnerst du dich, daß du ihr einmal eine Oleanderblüte in die Haare gesteckt hast?"

„Ich erinnere mich nicht", sagte Albert, aber er wußte es wohl.

„Es war auf der Hochzeit meiner Freundin Gertrude van Halen", erzählte Maria. „Alles strahlte am Abende des Festes in Purpur und Seide. Wir Mädchen gingen alle in bunten, hellen Farben und trugen Blumen in den Haaren. Nur Renata im schwarzen silbergestickten Sammetkleid trug ihr Haar ungeschmückt, einfach gescheitelt. In den Nischen des Saals standen prächtige Blumen und Gesträuche. Renata war mit dir in einer solchen Nische neben einem blühenden Oleanderstrauche, indessen ich hinter einem Pfeiler euch belauschte. Ach, Albert, schon damals fürchtete ich, wenn ich dich mit ihr im Gespräch sah! Ich hörte dich sie fragen, warum sie wie eine Nonne gekleidet sei? «Weil das Kloster mein Loos ist», erwiderte sie. «Nein, nein», sagtest du, «das darf nicht geschehen, Fräulein, Ihr dürft der Liebe und der Welt nicht entfliehen. «Erlaubt, daß ich Euch mit der Blume der Liebe Euer schönes schwarzes Haar bekränzen darf.» Mit diesen Worten pflücktest du eine Blüte von dem Oleanderstrauche und steckest sie ihr in das Haar."

„Und darum muß sie mich lieben?" lachte Albert.

„Höre nur weiter", sagte Maria. „Den andern Tag besuchte ich sie. Sie las gerade in den Liebesgedichten des italienischen Dichters Guarini. In diesem Buche lag die Oleanderblüte von dir. Ich gestehe dir, Albert, daß der Zorn, die Eifersucht mich ergriff. Ich nahm das Buch, that, als wollte ich darin blättern und warf die Blume auf den Boden, indem ich noch mit dem Fuße darauf trat, als geschehe es von ungefähr. Als dies Renata sah, funkelte ihr Auge, sie stieß mich zurück, hob die zertretene Blume auf und sagte mit einem furchtbaren Ernste zu mir: «Wenn das mit Absicht geschah, Maria, werden dir solche Blumen noch viel Unglück bringen.» Erschrocken über diese Worte, welche wie eine Verwünschung klangen und über ihren Zorn fiel ich ihr um den Hals und bat sie weinend um Verzeihung, nur meine Unachtsamkeit sei schuld, daß ich ihr die Blumen zertreten, die ihr so werthvoll seien. Sie schien mir zu glauben und wir mühten uns Beide, die Trümmer der Blüten zu sammeln und wieder in das Buch zu legen."

Albert entgegnete leicht: „Wie ungewiß ist es, daß diese Oleanderblüte dieselbe war, die ich ihr gab. Gestehe nur, Maria, die Eifersucht macht dir aus jedem Schatten eine Wirklichkeit. Aber nun bist du geheilt von ihr auf immer?"

Maria versprach Alles. Sie war glücklich, daß Albert, den sie sich schon verloren hielt, sie noch immer zärtlich liebe und schalt sich selbst eine Thörin. Ihr Liebesglück verschönte ihr liebliches Gesicht wie mit himmlischer Wonne.

Als Albert seine Braut verlassen hatte und sich allein in seinem Gemach befand, stürmten die verschiedenartigsten Gefühle durch seine Brust. Aus den Vorwürfen und den Erzählungen seiner Braut wurde es ihm plötzlich klar, daß die Gräfin von Renesse ihn liebe und gedachte er manch' anderer Vorfälle noch, so konnte man ihn nicht eitel schelten, wenn er sich diesem Glauben hingab. Er staunte, daß er es nicht früher bemerkt hatte. „Allein", fragte er sich dann wieder selbst, „wozu soll es führen? Ganz Lüttich weiß, daß ich verlobt bin; Maria ist reich, gut und schön. Und doch zieht es mich zu dieser Renata wie mit geheimer Gewalt, zwingend, gewaltig. Nein, ich muß sie fliehen, sie nie wiedersehen — es wäre der Tod Maria's."

So dachte der junge Mann. Er war edel und verständig; er wußte, daß Derjenige, der einmal den Weg der Leidenschaft betritt, ihn selten ohne bittere Reue wieder verläßt. Welch wichtiges Geständniß hätte sie ihm auch in dem einsamen Garten thun sollen, wenn nicht das ihrer Liebe? Mit dem festen Entschluße, ihrer Aufforderung nicht zu genügen, schlief der junge Mann ein.

Der Morgen des 16. April war leuchtend und schön. Die Sonne breitete ihre goldenen Strahlen über die prachtvollen Paläste, Kirchen und Klöster der Stadt Lüttich und schien die Weinberge und Obstgärten freundlich aufzufodern, ihre Blüten zu entfalten.

Albert sprang hastig von dem Lager, als er die Sonne so glänzend sein Gemach erhellen sah und kleidete sich an. Kaum war er fertig, so trat Kaspar, einer der Leibwächter seines Vaters, in das Zimmer.

„Guten Morgen, Kaspar", rief ihm Albert entgegen; „warum bist du heute so aufgeputzt? Du trägst ja dein Staatskleid, wozu?"

„Ist Euch denn nicht bekannt, Junker", erwiderte der Garde, „daß heute Euer Vater bei dem Grafen von Warfusée zu Gaste geladen ist und ich ihn begleiten darf? Da werden wir gut schmausen. Der Graf ist nicht geizig, wenn er ein Fest gibt."

Wie ein Blitz durchfuhr den jungen La Ruelle diese Nachricht. Wie, wenn diese Einladung mit den sonderbaren Worten und Warnungen Renata's in Verbindung stände? Albert hatte oft getadelt, daß sein Vater dem Grafen zu viel traue.

Der Graf von Warfusée war Oberfinanzverwalter des Königs von Spanien in den Niederlanden. Nachdem er die Schätze des Königs verschwendet, die Domänen des Staats zugrunde gerichtet und sogar die Kleinode der Krone verpfändet hatte, sah er sich genöthigt, Brüssel zu verlassen, wo er im Bildniß gehenkt wurde. Er flüchtete sich nach Lüttich, wo ihn der Bürgermeister La Ruelle gütig aufnahm, denn er hielt ihn für das Opfer einer Hofcabale.

„Rasch, Kaspar!" rief Albert, „eile hinauf, sieh', ob mein Vater zu sprechen ist; ich habe ihm Wichtiges mitzutheilen."

Schnell folgte der Diener dem Befehle Albert's; schon nach einigen Minuten kam er mit der Botschaft zurück, daß sein Vater eben im Begriffe sei, mit dem Abbé von Mouffon, dem französischen Residenten, auf das Stadthaus zu gehen.

Stürmisch eilte Albert aus dem Zimmer, flog die Treppe hinauf, durch die langen Corridore nach dem Gemache seines Vaters. Er traf ihn nicht mehr, er sah ihn schon mit dem Abbé von Mouffon über die Straße gehen.

Er wollte ihm nacheilen, doch plötzlich kehrte dem jungen Manne die Besonnenheit zurück.

Was wollte er seinem Vater sagen? seine Furcht gründete sich nur auf die hingeworfenen Worte eines Mädchens. Sein Vater würde ihm nicht glauben, ihn auslachen und doch zu dem Gastmahle gehen. Wußte nicht Jedermann, daß in den Zeiten der Revolution und Empörung bedeutende Männer in Gefahr sind? Auch Renata konnte ihre Warnung in diesem Sinne gemeint haben. In dem Kampfe, ob er zu Renata in den Weinberg oder seinen Vater aufsuchen solle, hielt es ihn nicht länger in dem Hause, er nahm sein Barett. Da erschien auch sein Freund, der junge Baron Saizan, und lud ihn zu einem Armbrustschießen ein.

„Ich kann nicht", erwiderte Albert, „ich muß meinen Vater aufsuchen, dem ich Wichtiges mitzutheilen habe."

„Was da", sagte Saizan, „das kannst du morgen thun. Du würdest ihn ohnedies heute stören. Er ist mit meinem Vater, dem Abbé von Mouffon und andern Herren bei dem Grafen Warfusée zur Tafel geladen. Ich traf ihn eben auf der Straße und er fragte mich, ob mein Vater die Einladung angenommen habe und hingehe. Ich bejahte es und hörte ihn noch zu dem Abbé sagen, daß er Depeschen zu besorgen habe und vielleicht erst später zu dem Mahle kommen werde."

Wie ein Stein fiel es Albert vom Herzen, als er von Saizan hörte, auch der Abbé von Mouffon sei zu Warfusée's Fest geladen. Der Abbé war französischer Resident, und in Gegenwart des Gesandten einer Macht, die in den freundschaftlichsten Beziehungen zu der Bürgerschaft Lüttichs stand, glaubte er seinen Vater vollkommen sicher.

Wollte man seinen Vater gefangennehmen, so würde man gewiß im ersten Augenblicke einen solchen Zeugen ferngehalten haben.

Beruhigter, stand Albert noch immer nachdenkend, als ihn der junge Saizan beim Arme nahm und auf die Straße zog. Die beiden jungen Männer gingen Arm in Arm. Als sie gegen die Domkirche St.-Lambert kamen, sahen sie viel Volk zusammenlaufen. Sie bemerkten einen Trupp Leute, welche durch die Straßen zogen und mit Jubel von den Bürgern empfangen wurden. Es waren Männer mit ernsten, trotzigen Gesichtern. Energie und Entschlossenheit schien diese hohen, kräftigen Gestalten zu beseelen. Die meisten hatten militärischen Anstand und imponirten durch die ernste Haltung, mit welcher sie daherzogen. Alle waren bewaffnet mit Dolchen oder Degen, Pistolen und Hakenbüchsen. Grobe graue Mäntel hatten sie über die Schultern geworfen und Hüte mit Federn und breiten Krämpen auf ihren Köpfen.

Verwundert blieb Albert stehen. „Was sind das für Leute?" fragte er.

„Das sind politische Verbannte", entgegnete Saizan, „umherziehende Freischoren. Sie haben von den Unruhen im Lütticherlande gehört und wollen jetzt die Bürgerschaft unterstützen gegen Ferdinand von Baiern und den Kirchenschänder Johann von Werth. Du siehst, wie freudig sie empfangen werden; die Bürger nehmen sie mit Jubel in ihre Häuser auf."

Als der Haufen vorübergezogen war, eilten die jungen Männer zum Armbrustschießen.

Zwischen den Lüttichern und ihrem Bischofe Ferdinand von Baiern und Kurfürsten von Köln, war der Streit auf das Höchste gestiegen. Der

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 19187/079

Bischof schickte Johann von Werth mit seinen Scharen in das Land und Mord und Raub befleckten ihren Zug. Wuthend darüber, waren die Lütticher ausgezogen und hatten Johann von Werth in einem mörderischen Kampfe besiegt.

Vergebens wandte sich der Klerus mit Bitten an den Bischof, vergebens sprach er das Wort der Versöhnung und der Vermittelung; der Bischof wich nicht von seinen despotischen Absichten. Der Bürgermeister, Sebastian La Ruelle, hoch verehrt von der Bürgerschaft, trat diesen Eingriffen in die Rechte und Freiheiten der Stadt fest und würdevoll entgegen. Sein ernster, milder Charakter hielt die Wuth der Bürger in den Schranken und seine Weisheit vernichtete die Pläne des Bischofs. Sein Sturz konnte daher allein dem Fürsten die Hoffnung geben, seine jahrelangen Bestrebungen, als unbeschränkter Souverän zu herrschen, einmal zu verwirklichen.

Der Graf von Warfusée, ein Mann von niedriger Denkungsart, der alle Macht und alles Ansehen verloren hatte, vertrieb, um dieselben wiederzuerlangen, den Bürgermeister, der ihm so hülfreich in Lüttich ein Asyl gewährte. Er unterhielt einen Briefwechsel mit Ferdinand von Baiern, machte ihn glauben, La Ruelle habe die Absicht, die Stadt Lüttich an Frankreich zu verkaufen und erbat sich spanische Soldaten von dem Fort Naiwagen, um La Ruelle festzunehmen. Dies wurde ihm bewilligt, spanische Soldaten zogen am 15. April spät Abends in das Hôtel des Grafen und hielten sich dort verborgen. Von Gobert, dem Kammerdiener des Grafen, erfuhr Renata Alles, und sie, ein edles Herz, von schwärmerischer Liebe zu Albert verzehrt, wollte um jeden Preis den Vater des Geliebten retten. Da brachte sie der Zufall mit Albert in dem Minoritenkloster zusammen. Sie warnte ihn, aber er verstand sie nicht. Sie wollte ihm eben das Versprechen abfodern, Alles zu thun, um seinen Vater zu vermögen, daß er morgen nicht der Einladung des Grafen folgen solle, als sie Grandmont gewahrte, der, ein entlaufener Mönch, ein Hauptwerkzeug der Verschwörung war. Schnell entschlossen bestellte sie Albert auf den nächsten Morgen nach dem Weinberg ihrer Amme.

Dieser Weinberg lag auf einer der reizenden Höhen Lüttichs. Der Weg dahin führte an zahlreichen Obstgärten und den Ufern der Maas vorüber. Renata betrat eben eine kleine Brücke, welche zu diesem Weg führte. Sie ging abwechselnd bald schnell, bald langsam. Als sie das Pförtchen erreichte, welches in den Weinberg führte, zitterte sie heftig. Sie sollte ja jetzt den Jüngling wiedersehen, den sie so innig liebte und der einer Andern gehörte. Aber sie dachte an das Entsetzliche, was bevorstand, wenn sie säumte. Rasch eilte sie auf das kleine Häuschen zu, ihre Augen suchten Albert — er war nicht da! Sie klopfte an die Thür, Alles blieb still, auch ihre Amme schien ausgegangen. Erschreckt, todtmüde sank sie auf eine steinerne Bank. So saß sie lange dort, er kam nicht. Die Glocken der Kirchen schlugen die zwölfte Stunde.

In Verzweiflung erhob sich die edle Jungfrau, denn auch ihre Amme, die Einzige, der sie eine Nachricht an Albert anvertrauen durfte, war nicht da. Rathlos eilte sie zu der Pforte des Weinbergs. Als sie diese öffnete, sprang ihr ein Gärtnerjunge entgegen; er trug ein Körbchen mit Kirschen.

„Wo willst du damit hin?" fragte sie ihn.

„Ich will zum Fräulein Maria, der Tochter des Rathsherrn Defer", entgegnete er, „sie hat die Früchte bestellt."

Da erfaßte ein plötzlicher Gedanke Renaten: „Komm, Knabe", sagte sie schnell, „ich will dir noch schöne Blumen für das Fräulein geben."

Sie eilte hastig wieder zurück zu dem Häuschen ihrer Amme; der Knabe folgte ihr. Dort stand in einem großen Topfe ein Oleanderstrauch in schönster Blüte; Mutter Anne hatte ihn den ganzen Winter sorgsam gepflegt und ihn heute, an dem warmen Morgen, in die Sonne gestellt.

Renata pflückte einige der schönsten Blüten, band sie zu einem Strauß und wickelte einen Streifen Papier, worauf sie rasch einige Worte geschrieben, um die Blumen, doch so, daß es bemerkbar war.

Dies Bouquet gab sie dem Knaben und sagte zu ihm: „Gib diesen Strauß dem Fräulein und sage, die Gräfin von Neuesse schicke ihr diese Blumen, die Ruhe ihres Lebens hänge an ihnen."

Damit reichte sie ihm ein Geldstück und entzückt über das große Geschenk, eilte der Knabe im Fluge mit den Blumen davon.

Fast ebenso schnell ging Renata aus dem Weinberge nach dem Palast ihres Vaters. „Vielleicht", sagte sie, indem sie ihre schönen Augen zum Himmel richtete, „kann ich dort nützen, vielleicht das Schlimmste abwenden."

Indeß richtete der Knabe seinen Auftrag bei Marien aus, kaum aber hatte diese gehört, daß Gräfin Renata die Blumenspenderin wäre, kaum die Oleanderblüten erkannt, als sie todtenblaß ward, das Körbchen auf den Boden fallen ließ und den Strauß weit von sich warf.

Denn nie hatte sie die Worte Renata's vergessen, die sie ausgesprochen, als sie ihr jene Oleanderblüte zertrat. Seitdem konnte sie keine solche Blume ohne heimlichen Schrecken sehen und jetzt erhielt sie mit höhnenden Worten dieselben Blumen in dem Augenblick, wo sie in Zweifel war, ob sie Albert noch liebte. Diese Blumen — was konnten sie ihr sagen, als daß jetzt ihre Ruhe auf ewig dahin und Albert Renaten liebte!

(Fortsetzung und Schluß in nächster Nummer.)

Ein Tag in Genua.

Drei Stunden waren verflossen, seitdem der Eisenbahnzug, der mich nach Genua führen sollte, Alessandria verlassen hatte. Der funkelnde Sternenhimmel und das Dämmerlicht des Mondes gestatteten in aller Muße, noch einmal die reizenden landschaftlichen Eindrücke, welche die Fahrt von Alessandria nach Genua zu einer höchst belohnenden machen, an unserm Antlitz vorüberziehen zu lassen. Noch einmal schweifte das Auge über diese weiten, blühenden Gelände, welche sich von den braunen Apenninen bis zu dem Schienenwege heranziehen und mit ihren Reis- und Maisfeldern, mit ihren weinumlaubten Dorfschaften und den eine prächtige Staffage abgebenden rehfarbenen Rinderscharen eine Fülle der entzückendsten Ansichten boten; schienen doch die langen Tunnels, durch welche der Zug oft 10—12 Minuten lang fahren mußte, nur dazu angelegt, das Auge stets von neuem mit der entzückenden Landschaft zu überraschen.

Wieder hielt der Zug; aus dem Dunkel tauchte eine große Häusermasse hervor: Paläste, erleuchtete Straßen waren sichtbar. Das mußte Genua sein, aber der Conducteur rief nur: „San Pier d'Arena!" als er die Thür öffnete und auf die Frage, wie lange wir noch bis Genua zu fahren hätten, antwortete: „Cinque minuti!" Solange aber währte es kaum, es sei denn, daß selbst eine viel längere Zeit zu kurz gewesen wäre, um das Auge über das Meer schweifen zu lassen, welches sich zur Rechten des Zugs bis in die Unendlichkeit zu dehnen schien und in dem Dämmerlichte mit dem hervorragenden Leuchtthurm einen gespensterhaften Eindruck machte. Es war mir darum nicht willkommen, daß der Conducteur schon so bald mit dem Rufe: „Genova!" das Ziel der Reise verkündete, das in Italien stets mit tausend Plackereien verknüpft ist und die ganze Geduld des Reisenden beansprucht. So auch hier. Der Aussteigende, welcher geduldig harrt, bis die Damen vor ihm den Wagen verlassen haben, vernahm bereits einen immer näher und näher heranbrausenden Lärm. Ist eine Revolte in Genua? Was wollen diese Rufer und Schreier? „He, Signor, qui! La dogana! Croce di Malta! Albergo d'Italia! Hôtel Feder! Hôtel de la Ville!" ruft es von einer Seite, und von der andern: „Signor, un facchino, un facchino!" und während du kaum weißt, wohin du zuerst hören sollst, ergreift bereits ein Lastträger deine Reisetasche und trägt sie sicher Gott weiß wohin, wenn du nicht mit einem derben „Corpo di bacco, lasciate!" dazwischenfährst. Nur mühsam gelangt man zur Dogana, wo man unendlich vertrauensvoll auf die Bitte, den Koffer zu öffnen, sich mit der Antwort begnügte „Ho perduto le chiavi!" („Ich habe die Schlüssel verloren!") und mich gehen ließ.

Endlich gedachte ich ins Freie zu gelangen; eitler Wahn! Die Dienstfertigen in Genua kannten meinen Schritt und die Schar der Schreier mehrte sich um neue Cohorten mit dem neuen Zuruf: „He, Signor, una cittadina, una carrozza!" Ich konnte besser schreien als sie Alle und rief unaufhörlich: „Hôtel Feder!" „Ecco qui!" entgegnete Einer aus der Menge; das war mein Mann! Er führte mich an einen Omnibus, setzte eine hohe Leiter an den vordern Theil des Wagens und schob mich wie eine Waare vor sich hinauf. Hoch oben, mit Kisten und Kasten thronend, neben mir den Hund des Hausdieners vom Hôtel Feder, der Dante hieß — so hielt ich meinen Einzug in Genova la superba!

Der Anblick, den die Stadt Abends auf der Fahrt vom Bahnhofe gewährt, rechtfertigt den stolzen Namen der Stadt wenig. Die Straßen, die ich passirte, waren, soviel mir mein Sitz auf des Olympos Höhen und Dante's Liebkosungen zu beobachten gestatteten, eng und unansehnlich und schon um 9½ Uhr ziemlich lautlos. Zu meiner Rechten zog sich eine Colonnade hin, zur Linken ragten dunkle, hohe Häuserreihen empor. Je näher wir indessen dem Innern der Stadt kamen, desto lebendiger wurden die Straßen, und als der Wagen am Hôtel hielt, glaubte ich mich bereits wieder gegen neue Andringlinge schützen zu müssen. Diesmal hatte ich mich geirrt; das Getobe und Geschrei galt nicht den Ankommenden; es war, wie ich noch erfahren sollte, der Conversationston in Genua, die Unterhaltung der Genuesen auf dem Börsenplatze.

Hôtel Feder ist ein alter Palast; man sieht es

an dem prachtvollen Flur mit seinen Wänden und den breiten Stufen von Marmor, an der Fontaine, die im Hintergrunde aus breiten Muschelbecken in die Höhe rauscht. War ich in einem Palaste, so war das Zimmer, welches man mir im — fünften Stock anwies, in frühern Jahrhunderten der Aufenthalt einer Kammerfrau oder sonst eines Dieners, vielleicht auch der Ahnen meines Freundes und Omnibusnachbars Dante gewesen. Von dieser Höhe in die Tiefe des Refectoriums hinabzusteigen, kostete einen heroischen Entschluß — aber der Hunger ist großer Thaten ebenso fähig wie die Begeisterung. Und so war ich denn im Speisesaal des Hôtels. Jahrhunderte sprachen von den hohen Wänden, dem Bild- und Schnitzwerk am Fries, wie von ägyptischen Pyramiden zu der kleinen, auserlesenen Schar, welche sich mit Messer und Gabel gegen die aufmarschirenden Speisen bewaffnet hatte. Ein dreiarmiger silberner Leuchter bildete für den kolossalen Raum eine nur spärliche Beleuchtung und hüllte den Saal in ein Rembrandt'sches Helldunkel, in dem die um den Tisch versammelten fünf oder sechs eifrig Essenden wol für die Mitglieder einer Verschwörung gelten konnten. So etwas Dergleichen sollte denn auch vorsichgehen. Zwei Herren aus Sachsen, welche auf dem ganzen Wege gegen das Reisen in Gemeinschaft geeifert hatten, wandten sich zuerst an mich, um die Vereinigung von Deutschen unter einem Führer (wohlverstanden Fremdenführer) zu bezwecken. Für die Bildung dieser Fremdenlegion sprach sich denn auch nächst Sachsen Preußen aus, und Mecklenburg, vertreten durch einen seiner behäbigsten, aber auch liebenswürdigsten Bürger, ging wie in allen Fragen auch hier mit Preußen, und der Congreß beschloß, sich der Führung eines Genuesen anzuvertrauen. Frankreich, vertreten durch den gewichtigen Namen eines Fürsten Pozzo di Borgo, wollte Einspruch thun und uns den Führer streitig machen; wir aber erinnerten an das kaiserliche Wort, daß es nicht mehr für Frankreich an der Zeit sei, Eroberungen zu machen, wiesen unsere ältern Ansprüche nach und zogen als Sieger hinauf in unsern fünften Himmel.

Hatte mich dort unten der Saal mit seinen grauen Wänden und den stolzen Patriziern und Cardinälen, die ernst und finster aus den reichgeschnitzten Rahmen herausschauten, in das Mittelalter versetzt, so führte mich mein Bild im Spiegel, auf den zufällig ein Lichtstrahl fiel, in das vorrömische Alterthum zurück. Denn wie ich mich so erblickte, ein Papier über ein Licht haltend und mit andächtiger Miene die aufsteigenden Dämpfe betrachtend, konnte ich mich für einen opfernden ligurischen Priester halten. Wie beneidete ich bald solch einen ehrwürdigen Pontifex, dessen Opferdämpfe die Götter versöhnten, während die sich aus meinem Papier emporkräuselnden, die freilich nur aus Insektenpulver drangen, den höchsten Zorn der Götter hervorriefen und Legionen schwarzer, unsagbarer Geschöpfe herbeilockten. Wen hätten sie in Genua schlafen lassen?

So ging der Mond unter, „der Morgen kommt feurig aus der See" und Mecklenburg und Sachsen mahnten Preußen an die geschlossene Allianz und so war es kaum 8 Uhr Morgens, als wir bereits unter dem Oberbefehl unsers guten Genuesen die Wanderung antraten. Verschwunden waren alle düstern Bilder der vergangenen Nacht, die helle Morgensonne beleuchtete „diese majestätische Stadt". Diese weißen Häusermassen, welche sich, terrassenförmig übereinanderstehend, um den halbrunden, von Fahrzeugen erfüllten Golf ziehen und sich in den blauen Wogen spiegeln; diese prachtvollen Paläste, welche mit ihren buntbemalten Wänden den Geschmack längstgeschwundener Zeiten bewahrt haben; die Thürme und Kuppeln, welche an den Orient erinnern, bilden einen Gesammteindruck, der vor dem Namen „Genova la superba" schon mit Ehren bestehen kann.

Auf dem Börsenplatze standen schwarzgebräunte Gestalten mit feurigen Augen, deren dunkle Farbe von ihren hellrothen Mützen scharf abstach. Die Meisten trugen ein weißes Hemd und ein bis zum Knie reichendes leinenes Beinkleid, Viele aber nur dies und ein Amulet an einer Schnur um den Hals — das war ihre ganze Bekleidung. Malerisch ist die Tracht der Frauen. In allen Ständen und Altersclassen erscheinen sie mit einem langen weißen Schleier, welcher vom Kopfe dreieckig auf die Schultern herabfällt und, über die Arme gelegt, gleichzeitig als Mantille dient; bei keiner Dame fehlt der Fächer. Fast durchgängig sind es schöne Gesichter, deren blendendweiße Hautfarbe wunderbar von den dunkeln Haaren und Augen und den rothen Lippen sich abhebt. Eine sprudelnde, rauschende Lebendigkeit durchwogt die engen Straßen, da der Genuese mehr in ihnen als im Hause lebt. Alle Geschäfte und Handwerke werden auf den Straßen betrieben; die Händler bieten schreiend ihre Waare, die Obstfrauen ihre Früchte aus. Von Fuhrwerken sieht man nur die Staatscarrossen der Nobili, von einer Schar von Dienern umgeben, während die Lastern

von Maulthieren getragen werden, deren Treiber nicht wenig zur Erhöhung des wüsten Concerts beitragen, als ob die Wilde Jagd durch diese Straßen brause, während dem Auge des Nordländers in den Gruppen der Lazzaroni, der vielen, verschiedenartig gekleideten geistlichen Brüderschaften oder der fremdartigen Trachten malerische, überraschende Eindrücke geboten werden. Das eigentlich italienische Lebenselement in seiner ganzen Eigenthümlichkeit entwickelt sich zwar erst im Süden Italiens, aber schon in Genua tritt man diesem echtnationalen Treiben entgegen, welches in der Lombardei doch immerhin durch deutsche Eindrücke beeinträchtigt erscheint.

Unter solchen Betrachtungen zogen wir durch die engen Straßen nach dem Cafe Concordia in der Contrada novissima. Eine kleine Treppe führt in ein vollständig orientalisch eingerichtetes Etablissement hinein. Der Vorhof dient zum Aufenthalt der Gäste im Sommer; dort stehen blühende Granaten- und weiße Oleanderanpflanzungen, welche eine lustig aufsteigende Fontaine umkränzen. Die innere Einrichtung entfaltet einen blendenden Luxus. Seidene Tapeten, lange Spiegelwände, ein marmorgetäfelter Fußboden, schwebende Polster in den Formen des Renaissancestils und weiche, an den Panelen der Salons herumlaufende Divans huldigen dem Geschmack des Orients wie des Occidents. Da wir am Abend hierher zurückzukehren gedachten, brachen wir nach kurzer Rast auf, um uns in das wogende Meer des genuesischen Lebens zu stürzen, dessen Brausen selbst in die friedliche Stille des Concordiavorhofs drang; denn darin liegt der ganze Reiz dieser herrlichen Stadt. In Venedig, in Mailand, in Florenz und Rom muß der Fremde die Kunstschätze und Sammlungen sehen, in Genua kann er es unterlassen. Die Genuesen verbielten sich von jeher zur Kunst wie reiche Handelsleute, welche sie als eine zum Comfort gehörige Spielerei betrachten und sich neben ihren kostbaren Möbeln und Raritäten auch Bilder und Sculpturen halten. Genua hat deshalb keine eigene Malerschule; man findet in seinen Palästen und Kirchen ein buntes Mosaik der hervorragendsten Maler und Bildhauer aller Schulen, deren Hauptschöpfungen man überall besser kennenlernt als hier. Darum lebe die Straße, das Meer!

So gelangen wir auf die Hauptpromenade der Genuesen, die Acqua sola, einen hochgelegenen Lustbain, von welchem sich ein reizender Ueberblick auf den nordöstlichen Theil der Stadt mit ihren unzähligen bemalten Palästen bietet, und treten in die Kirche Santa-Maria di Carignano. Rasch vorbei an den Sculpturen von Puget durch den schmucklosen innern Raum und hinauf auf die Kuppel, den höchsten Standort in Genua! Breite Marmorstufen führen von außen um die Kuppel herum bis zur höchsten Galerie. Welch ein entzückendes Panorama belohnt für die leichte Mühe dieser Thurmbesteigung! Dem Blick zunächst liegt die weite Häuserterrasse, unterbrochen von dem dunkeln Laub der Gärten und begrenzt von dem Wall der Schiffe im Hafen, hinter welchem sich die blaue See in unabsehbare Ferne dehnt. Wie weiße Wasserblumen zauberisch aus Fluß und Teich blicken, tauchen die Segel aus der weiten Ferne empor, und dort unten, wo sich der azurfarbige Horizont mit dem Ocean zu vermählen scheint, zeigt man uns einen dunkeln, schwarzen Punkt — Corsica! Unten im Dom ertönte in dem Augenblick Orgelklang und eine Glocke tief unter mir rief zur Messe. Mir war's, als dehnte sich das All vor meinen Augen und fesselte mich mit unsichtbarer Gewalt an seinen gigantischen Anblick, da störte mich mein Alliirter aus Mecklenburg aus meinen Träumereien, denn der Führer hatte der Gesellschaft die Geschichte dieser Kirche erzählt, die nach langem Streite der Sauli mit den Fieschi von den Erstern gestiftet wurde, durch den Ausruf: „Sehen Sie, wenn sich die Spitzbuben, wollt' ich sagen die Genuesen, zanken, haben die ehrlichen Leute den Vortheil!" Einstimmend in das Gelächter der Uebrigen, wollte ich mich der Aussicht wieder zuwenden, allein „Avanti! Avanti!" mahnte der Führer und fort ging es wieder in die Stadt. Vor der Kirche hängt die Brücke Carignano, welche zwei Höhenpunkte der Stadt verbindet und 90 Fuß hoch ist, über Straßenzüge und Häuserreihen wie von Geisterhand geschlagen.

Unser nächstes Ziel war die Kathedrale San-Lorenzo. Das im 12. und 13. Jahrhundert aufgeführte Gebäude macht schon von außen mit den davor ruhenden Löwen und der Umgebung eines breiten Platzes einen eigenthümlichen Eindruck. Im Innern erinnern die weiß und schwarz getäfelten Marmorwände und Säulen, die vielfach angebrachten dunkelrothen Vorhänge an den Orient und seine Moscheen. Die Jahrhunderte haben einen reichen Schatz historischer Denkmäler und Erinnerungen in ihr aufgespeichert, allein was sind sie uns? Dort sitzt, unbeachtet von seiner Wärterin, ein kleiner Knabe und wirft die grünen Hüllen

der Mandeln, die er gekostet, auf das Grab der hier ruhenden Fiesch. Niemand verargt es ihm als eine Donna, die neben ihm kniet und die Schalen eilig von dem Grabstein entfernt. Sie war schön wie der Tag; der Führer kannte sie und der seltsamste Zufall wollte, daß er sie mir als Contessa Imperiali bezeichnete. Wem hätte bei dem Namen nicht das Herz gebebt und das Auge gefunkelt?

Die Kathedrale möchte die einzige Kirche Genuas sein, in welcher sich ein gewisser erhabener kirchlicher Baustil ausspricht; alle übrigen sind unendlich überladen und durch die Schnörkeleien und Vergoldungen, welche jedes freie Winkelchen bedecken, fast kokett in ihrer Ausschmückung. Das ist nun einmal der Sinn und der Geschmack der reichen Handelsstadt! So soll in der Kirche Sant Ambrosio die in einem reichen Goldrahmen von erhabener Arbeit prangende Orgel 60 Millionen Francs kosten. Noch reicher ausgestattet ist die von Gold und Marmor überladene Kirche L'Annunciata, im 17. Jahrhundert erbaut und 1841 restaurirt. Schmetternder Hörnerklang empfing mich beim Ausgang aus dieser Kirche; er kam von einem muntern Omnibusconducteur, welcher auf dem Tritt des Wagens zum Anlocken der Fahrlustigen seine Fanfaren ertönen ließ. Wir folgten diesem Oberonshorn und fuhren durch die belebten Straßen zu einem Besuch des Carlo-Felice-Theaters, d. h. seiner innern Räume, da die Stagione der Oper bereits geschlossen war. Wie in allen italienischen Theatern, ist der Zwischenraum in ein Parterre und fünf bis sechs übereinanderliegende Reihen geschlossener Logen (sodaß die in einer Loge Sitzenden ihre Nachbarn nicht sehen können) getheilt und zeichnet sich eben nur durch den Umfang des Raums aus. Noch unbedeutender als der Zwischenraum ist der durch einen Corridor mit dem Theater verbundene Redoutensaal, dessen Wände mit Statuen ganz eigenthümlicher Art geschmückt sind. Diese Figuren haben nämlich Köpfe, Hände und Füße aus Gyps, während der Körper mit weißem Linnen, aber so geschickt behängt ist, daß man eine Marmorfigur zu sehen wähnt, wenn man nicht näher herantritt.

Auf dem Heimwege hatten wir noch Muße genug, das wüste Treiben vor und in der Börse zu sehen, welche sich hier nicht an bestimmte Stunden fesselt, sondern während des ganzen Tags abgehalten wird. Freilich gehören starke Nerven dazu, um sich in diesem wilden Geschrei und Tumult lange zu bewegen. Am Nachmittag zieht Genua ein Festkleid an. Kein Mensch denkt an etwas Anderes als zu — flanieren „in des Wortes verwegenster Bedeutung". Zu Roß und zu Fuß zieht die Beau-monde hinaus auf die umliegenden Promenaden und der kleine Mann auf die Straße. Wo es ihm gefällt, faßt er Posto; Händler, Hausirer, wandernde Virtuosen und Gaukler schlagen überall ihre Zelte auf, um sie gleich wieder abzubrechen; man sieht überall Menschenknäuel und ahnt romantische Abenteuer, große Begebenheiten. Es ist nur ein Drehorgelspieler, der sein schrankähnliches Instrument auf den Boden gesetzt hat, mit einem Arm dreht und mit dem andern gesticulirt; die Umstehenden singen den Refrain und lachen wie die Götter, wenn das eintönige Lied beendet. Wir indessen machten eine Fahrt auf das Meer. Auch hier muß man sich mit der Ungebundenheit des genueñischen Lebens befreunden, denn scharenweise erlaben sich die Genuesen an der Kühle des Seebads. Wie bei uns wol die Fische und Frösche in den Flüssen plätschern, so hört man hier fast unaufhörlich ähnliches Geräusch und erblickt, wenn man seinem Ursprunge nachforscht, ein lachendes braunes Gesicht, das, aus dem Wasser emportauchend, dir seinen Gruß sendet. Schöner noch als von den Höhepunkten erscheint die sich auftürmende Stadt vom Meere aus. Hier fühlte ich die Wahrheit des brennenden Pinsels meines Freundes Hildebrandt, als die Sonne in das Meer tauchte und vor dem Abschied die weißen Häuser am Hafen mit feurigem Roth überzog.

Es war Nacht geworden, als wir landeten — da erdröhnte ein Kanonenschuß vom nahen Wall und auf dem Leuchtthurm flackerte das Feuer auf. In Genua waren die Köpfe noch immer erhitzt; ich suchte das abendliche Treiben im Café Concordia auf, wo die elegante Männerwelt den Vorhof ganz gefüllt, während in den Sälen, wie es schien, ein auserlesener Damenkreis Platz genommen hatte. Man unterhielt sich sehr laut, aber das Geräusch und der Lärm, welchen das Rufen der Kellner, das Klappern der Teller und Eisschalen machte, war noch nicht stark genug, um die entsetzliche Concertmusik zu übertönen, welche in der Nähe des Bassins erscholl. Mich ließ es hier nicht lange; ich eilte auf die Acqua sola. Hier schienen die Liebenden aus ganz Genua zu lustwandeln und wer mochte es den vielen Paaren, die hier Liebeswort und -Blick austauschten, verargen, daß sie diesen Ort gewählt mit seinen dunkeln Laubgängen, die von dem Mandelduft der

reichblühenden Oleandergebüsche erfüllt waren? Ja, es iſt eine zauberiſch ſchöne Stelle! Wie wonnig lagen Stadt und Meer in ſilbernem Mondesſchimmer vor uns ausgebreitet!

„Felice notte!“ flüſterte es hinter mir; den Wunſch konnte ich ja auch auf mich beziehen, wenn er auch mir nicht galt. Ein Stück von der Erfüllung wurde mir wirklich zutheil. Die bunten Eindrücke des Tags verwebten ſich zu ſüßen Phantaſiegebilden, die mich gegen alle Plagegeiſter der Nacht ſchützten und in das Reich der Träume führten. Sein Beherrſcher zauberte die alten Herren von den Wänden des Speiſeſaals in ihren rothen Cardinalsmänteln und den goldverbrämten Ritterkleidern hinauf an meine Lagerſtätte, wo ſie mich durch alle Straßen und Plätze, die ich heut' durcheilt hatte, zurückgeleiteten in weite Ferne: zu Genuas vergangener Pracht und Größe. Felice notte! M. G.

Betrachtungen über die inſtinctartigen Handlungen der Menſchen und der Thiere.

Von Medicinal-rath Dr. A. Clemens in Frankfurt am Main.

> Les actions des bêtes sont peut être un des plus profonds abimes sur quoi notre raison ne puisse exercer et je suis surpris que si peu de gens s'en aperçoivent.
>
> *Bayle.*

Bekanntlich belegen wir mit dem Namen Inſtinct jene räthſelhafte Form des Begehrungsvermögens, welche ſich in körperlichen Trieben äußert, um gewiſſe Naturzwecke, ohne ſie zu erkennen, durch eigene Thätigkeit zu befördern. Bei den Thieren in lebendiger Thätigkeit und unumſchränkter Freiheit herrſchend, wirkt dieſer Trieb im Menſchen nur dunkel und gleichſam verſchleiert, zieht ſich mit der zunehmenden Ausbildung ſeines Verſtandes und Willens immer mehr in den Hintergrund, tritt aber zuweilen in krankhaften Zuſtänden freier bei ihm hervor und hat als eine der merkwürdigſten und räthſelhafteſten Naturerſcheinungen die Aufmerkſamkeit des philoſophiſchen Naturforſchers von jeher auf ſich gezogen.

Wenn wir die Thiere aus einem angeborenen, innern, unwillkürlichen Triebe, ohne alle Anweiſung und von freien Stücken Handlungen begehen ſehen, deren Zweckmäßigkeit uns in Erſtaunen ſetzt, die für ihr Wohl berechnet und für ihre Erhaltung nothwendig ſind, ſo nennen wir dies Vermögen Inſtinct. Dieſe Handlungen vermögen wir aus den bekannten Kräften des thieriſchen Körpers nicht zu erklären. Wir ſehen uns daher genöthigt, unſere Zuflucht zu einem allgemeinen Naturtriebe zu nehmen, dem die Thiere mit blinder Ergebenheit zu gehorchen, zu folgen gezwungen ſind. In ſeiner neueſten Erklärungsart (Harrison, „Theory of the nervous system“) weht der materielle Geiſt der jetzigen Naturforſchung. Dieſer tiefſinnige, im All herrſchende, in jedem Geſchöpf ſich verkündende Naturgeiſt wird in einer von außen her bewegten Reihe von Urſachen und Wirkungen, welche in ein beſtimmtes Reſultat übergehen, blos mechaniſch aufgefaßt.

Wenn man aber Wunder nennen darf, wo man die Wirkſamkeit übernatürlicher, unſern Sinnen entgehender Urſachen eingeſtehen muß, ſo hat Schubert Recht, den Inſtinct ein Wunder, etwas Göttliches zu nennen. Gewiß herrſcht eine geheimnißvolle Sympathie und Uebereinſtimmung oder ein nothwendiges Geſetz der Wechſelwirkung zwiſchen den allgemeinen Gesetzen der Natur und den Inſtinchandlungen der Thiere. Aber wie jene auf dieſe einwirken, welche Art von Verbindung zwiſchen beiden herrſcht, das iſt ein bisjetzt noch unaufgelöſtes Räthſel, das auch in der oben angegebenen mechaniſchen Erklärungsart keine Löſung finden dürfte. Annehmen können wir, daß dieſe Uebereinſtimmung zwiſchen den Geſetzen des Alls und denen des Einzelweſens irgendeinen uns noch verborgenen Zweck habe und ein gewiſſes, uns unerklärliches Reſultat zu erreichen ſtrebe; aber keineswegs darf man aus dieſen Inſtinchandlungen der Thiere auf höhere Seelenkräfte derſelben ſchließen, welche nun den beſchränkten Kreis ihres Erkenntnißvermögens überſchreiten und der thieriſchen Sphäre überhaupt nichts mehr nützen würden. Denn zahlreiche, vorurtheilsfreie Beobachtungen beweiſen offenbar, dieſe für die thieriſche Oekonomie ſo wichtigen Handlungen werden von den Thieren ohne alle Ueberlegung, gleichſam maſchinenmäßig und nur nach urſprünglichen Geſetzen der Nothwendigkeit vollzogen. Unſere Ameiſe, die mit Erde baut, wählt die Zeit dazu, wenn dieſe nicht zu trocken iſt, arbeitet daher am liebſten des Nachts und bei gelindem Regen. Der Vogel, der ſo unermüdet und mit ſo vieler Kunſt ſein Neſt baut, der andere, welcher, bis er ſeine Reiſe vollendet, Tag und Nacht munter bleibt, ſie beide gehorchen nur einem blinden Drange, gewiſſe Bewegungen zu vollziehen, gewiſſe beſtimmte Handlungen auszuüben, die mit der Gelegenheit vielleicht in Uebereinſtimmung ſtehen. Der Verſtand aber, der dieſe Thätigkeiten erſt her-

verrust, dann leitet, liegt ganz außer der Sphäre des Thierlebens.

Um die Wahrheit dieses Satzes zu beweisen, genügt es, einen Blick auf die Lebensweise der Thiere zu werfen. Das Hühnchen im Ei bedient sich des Dörnchens auf seinem kleinen, weichen Schnabel, um, ist die Zeit seiner Reife gekommen, die Schale von innen aufzuritzen und aufzudrücken. Die soeben ausgekrochene Schildkröte geht stundenweit, auch wenn man sie auf alle Weise in ihrem Gange zu unterbrechen sucht, in gerader Richtung dem Meere zu. Die von der Henne ausgebrütete junge Ente wirft sich, von diesem innern blinden Triebe geleitet, ins Wasser, während ihre Pflegemutter scheu und ängstlich am Rande desselben umhertrippelt. Junge Zugvögel, abgesondert und einsam erzogen, empfinden im Spätjahre doch den Drang zum Fortziehen, werden trotz aller guten Pflege im Käfig unruhig, ja stoßen sich nicht selten an seinen Wänden die Köpfe ein. Der Hamster schleppt seine Beute zur Höhle und zerdrückt dabei auch todten Vögeln zuerst die Flügel. Der Geruch der Stapelia (Aaspflanze) lockt die große Fleischfliege heran, ihre Larven auf die schönen Blumenblätter zu legen, die dann aus Mangel an Nahrung verschmachten müssen. Die Fliege verwechselt am Abend das Kerzenlicht mit dem der Sonne und kommt darin um. Im Zoologischen Garten des Regents-Park zu London kriechen die Meerschnecken genau alle sechs Stunden aus dem Meerwasser, in dem sie aufbewahrt werden, auf den Sand hinauf und nach sechs Stunden wieder hinein; denn in ihrem natürlichen Aufenthalte auf dem Meeresstrande werden sie von jeder Flut überspült, von jeder Ebbe auf dem Trockenen zurückgelassen. Die junge Spinne spannt schon ihr Netz aus, ehe sie noch das Dasein und die Natur der Fliegen kennt. In seiner Sandgrube lauert der Ameisenbär auf seine Beute, bevor er weiß, daß es Ameisen gibt. Zahnlos, wie er ist, verschluckt er, die Verdauung im muskulösen Magen zu befördern, kleine Steinchen, gleich unserm Hausgeflügel. Denn auch das junge Hühnchen pickt schon eifrig die Sandkörner auf, die ebenfalls im muskulösen Vogelmagen das Geschäft der Zähne und der Kaumuskeln übernehmen sollen.

Zu den Instinkthandlungen der Thiere gehören besonders die **Wanderungen der Vögel**. Alle Naturforscher stimmen jetzt darin überein, daß die Vögel, welche den Winter unter andern Himmelsstrichen zubringen, weder durch den Mangel an Nahrung noch durch die Kälte zu diesen Wanderungen genöthigt werden. Denn diese ist noch gar nicht vorhanden, wenn die Meisten von ihnen ihre Reise beginnen. Sonnini sah in Aegypten die Ankunft der Zugvögel schon mit dem August beginnen und volle drei Monate dauern. Der Ibis, der unter die Wandervögel gehört, die nicht in Aegypten nisten, stellt sich daselbst ein, wenn der Nil zu schwellen anfängt. Mit dem Wachsen desselben vermehrt sich auch die Anzahl dieser Vögel und verliert sich in demselben Maße wieder, wie das Wasser fällt. Hören die Ueberschwemmungen auf, so ist auch kein Ibis mehr zu sehen. Die Zeit ihres Abzugs fällt in die letzten Tage des Juni und dies ist auch die Zeit, welche Bruce für ihre Ankunft in Aethiopien festsetzt.

Woher wissen nun alle diese Zugvögel den Zeitpunkt ihres Abzugs? Wer zeigt ihnen das Ziel ihrer Reise und den Weg, den sie bis dahin zu machen haben? Von alledem wissen wir nichts. Jenner, der berühmte Entdecker der Kuhpocken, der die Wandervögel zum Ziel seiner ernstesten Studien machte, gesteht am Ende selbst, diese mit so vieler Sicherheit unternommenen Reisen seien das Resultat „eines noch ungekannten Princips". Das nur dürfte als eine ausgemachte Wahrheit gelten, daß ihrer Abreise durchaus nicht, wie beim Menschen, eine durch Verstand erzeugte Absicht zugrunde liegt, den Winter in südlichen Klimaten zu verleben, um sich der rauhen Jahreszeit zu entziehen.

Beinahe alle Vögel machen ihre Wanderungen bei Tage. Andere aber auch des Nachts. Vom Storch sagt schon Plinius, man wisse nicht, woher er komme, noch wohin er gehe, weil Abreise und Ankunft zur Nachtzeit geschieht. Auch Das ist merkwürdig, daß das Männchen immer zuerst ankommt, dann wieder fortfliegt und das Weibchen mitbringt. Der Glaube des Christen wie des Muselman hält das Haus für gesegnet, auf dem sie nisten. Merkwürdig und ausschließlich für Aegypten, geht aus den alten Mumiengräbern hervor, daß der Storch in Aegypten als Hausthier gezogen und gehütet wird und dort also nicht zu den Wandervögeln gehört. Die Nachtigal, die Grasmücke und beinahe alle Singvögel ziehen nur des Nachts. Alle bleiben, solange die Reise dauert, ununterbrochen munter. Man kann kaum begreifen, wie sie den Schlaf solange entbehren können. Aber was noch auffallender ist, diese Schlaflosigkeit ergreift nicht allein die freien, sondern selbst die gefangenen Zugvögel. Bei Tage suchen sie ihre Nahrung und des Nachts sind sie

munter. Sie ſingen die ganze Nacht in ihrem Käfig, das Gemach mag erhellt ſein oder nicht. Doch ſind ſie beim Mondſcheine unruhiger als in dunkeln Nächten, wie denn auch die freien Zugvögel zu ihren Wanderungen vorzüglich die mondhellen Nächte wählen. Einer meiner Bekannten, der mehre Grasmücken im Zimmer beobachtet hat, ſagte mir, ſie ſeien während der Wanderzeit und bei mondhellen Nächten ſo unruhig, daß es unmöglich wäre, ſie im Zimmer zu behalten. In der Gefangenſchaft ſterben viele Zugvögel bald. Beſonders iſt dies bei uns mit dem Kukuk der Fall. Vergebens bemühte ſich ein ſorgfältiger Beobachter, einige Vögel dieſer Art den Winter über zu erhalten. Umſonſt ſtellte er ſie an einen warmen Ort und gab ihnen reichliche Nahrung. Alle ſtarben trotz der ſorgfältigſten Pflege. Keinen erhielt er über die Monate December und Januar. Schon im Anfange der Wanderzeit verfielen ſie in einen Zuſtand von Niedergeſchlagenheit und Schwäche, der täglich zunehmend mit dem Tode endigte. Beruht nun, nach jenen Beobachtungen, der Grund, warum der Kukuk ſeine Eier in fremde Neſter legt, auf dem Umſtand, daß derſelbe, in der Mitte Aprils ankommend und Anfang Juli wegziehend, nicht ſelbſt im Stande ſei, ſeine Jungen großzuziehen, die über zwei Monate zu ihrer Entwickelung bedürfen, bis ſie ſelbſt ihr Futter ſuchen können, ſo zeigt es ſich bei dem in Gefangenſchaft und ſorgſamer Pflege lebenden Kukuk umſomehr als blinder Trieb, da hier alle Bedingungen zur richtigen Dauer einer etwaigen Brütezeit nicht fehlten.

Eine andere, dem Wandern der Zugvögel analoge Inſtinkthandlung finde ich in dem ſogenannten **Winterſchlafe der Thiere**. Ebenſo wenig wie das Fortziehen der Vögel durch die Kälte beſtimmt wird, erzeugt der Froſt allein dieſen Schlaf oder richtiger dieſe Betäubung, dieſen Zuſtand des latenten Lebens bei Säugethieren, Amphibien, Inſekten und Mollusken, da manche Schnecken einen Sommerſchlaf und auch ſüdliche Klimate ihre Schläfer aufzuweiſen haben, welche wie die Jerboa in Arabien und das Tanri in Madagaskar gerade zur Zeit der größten Hitze einſchlafen. Ebenſo verbergen ſich in Südamerika das Krokodil und andere Amphibien zur Zeit der größten Hitze in Letten und liegen ebenſo ſcheintodt wie im nördlichen Afrika, wo die Kälte ſie in den Winterſchlaf verſenkt. Die dem Winterſchlaf unterworfenen Thiere ſchlafen auch bei uns ſelbſt im geheizten Zimmer und bei reichlicher Nahrung ein. So zeigt ſich auch hier ein Geſetz der unbedingten Nothwendigkeit, das im Allgemeinen mit dem Jahreswechſel in Bezug ſteht und ſich oft ſchon im Herbſte bei noch warmer Witterung durch täglich ſich mehrende Trägheit und Schläfrigkeit äußert.

Wie das Wandern, die Häutung, das Mauſern iſt auch der Winterſchlaf auf den Typus des Wechſels im allgemeinen Naturleben begründet. Naht ſich die Zeit dieſes Schlafs, ſo verkriechen ſich die ihm unterworfenen Thiere in ſichere verborgene Orte. Vom October bis zum April liegt die Waldſchnecke mit geſchloſſenem Gehäuſe ruhig ein bis vier Fuß unter der Erde. Wenn der erſte Schnee fällt, begibt ſich der Bär in ſeine Höhle, verſchließt den Eingang mit trockenem Geſtrüpp, auf das der Schnee fällt und liegt eingeſchneit warm und ruhig, bis ihn eine mildere Luft aus dem Schlafe weckt. Die Fledermaus verbirgt ſich in die Schornſteine alter Schlöſſer oder in dunkle Höhlen. Der Igel wickelt ſich in Blätter ein und verſcharrt ſich unter Geſtrüppe von Farrnkräutern. Hamſter und Murmelthiere graben ſich unter die Erde. Die Springmaus von Canada umgibt ſich mit einer Kugel von Thon. Alle rollen ſich kugelförmig zuſammen, werden unbeweglich, unempfindlich, eſſen nicht, trinken nicht, athmen kaum oder gar nicht. Selbſt der Umlauf des Blutes geht ſo langſam vonſtatten, daß er bei den meiſten ſtill zu ſtehen ſcheint. Doch iſt die Erſtarrung nicht bei allen im gleichen Grade vorhanden. Manche Winterſchläfer können ohne Nachtheil 10—15 Minuten unter Waſſer getaucht werden, während im Wachen eine Untertauchung von drei Minuten ſie ſchon tödten würde.

Der Dachs und der Bär ſind nur einer leichten Betäubung unterworfen, die Haſelmaus aber läßt ſich in dieſem Zuſtande aufſchneiden, ohne nur ein Zeichen von Schmerz zu geben. Auch der Umſtand iſt räthſelhaft, daß die dem Winterſchlafe unterworfenen Thiere von andern ihnen der Gattung nach ſehr verwandten, die keines ſolchen Schlafes bedürfen, kaum, wenigſtens durch keine in die Sinne fallenden Eigenſchaften unterſchieden ſind. Neben dem Murmelthier, der großen und kleinen Haſelmaus, dem Siebenſchläfer, die ſchlafend überwintern, finden wir die Ratte, die Maus, das Eichhörnchen und noch an zwanzig Arten derſelben Gattung, die es nicht thun.

Der Wanderung der Zugvögel, dem Winterſchlafe der Thiere iſt das inſtinctartige Vor- oder Ferngefühl ſo mancher andern nahe verwandt. Der Raubtödter ſpürt Heuſchrecken und andere

Insekten an benachbarte Dornen auf, um im Winter die kleinern Vögel herbeizulocken, die dann seine Beute werden. Der Hamster sieht sich auf den Winter mit Frucht vor. Die Schnecke, der Regenwurm, die Ameise graben sich um so tiefer in die Erde, je strenger die Kälte des kommenden Winters sein wird. Die Vorrathskammern des Biber sagen, ihrem Inhalte nach, die Strenge und Dauer des nahenden Winters richtiger voraus, als es je menschliche Meteorologen zu thun im Stande sind. Zu den untrüglichsten Wetterpropheten gehören die Spinnen. Nach Quatremère Disjonval's merkwürdigen Beobachtungen sagen sie die anhaltenden Temperaturveränderungen 10 – 14 Tage auf das bestimmteste vorher. Noch ist der Himmel wolkenleer und heiter, die Luft rein und erquickend und doch prophezeit die Spinne früher und richtiger das nahende Gewitter als das beste Elektrometer. Springen die Gemsen bei heiterm Himmel lustig mit allen vier Läufen gerade in die Höhe, so ist in kurzer Zeit Regen zu erwarten. Ein Zeichen, das den Gemsenjäger noch nie betrogen hat. Pferde wußten oft mit einem erstaunenswürdigen Ahnungsvermögen drohenden Gefahren auszuweichen. Fische verkünden vulkanische Ausbrüche. Hunde verkünden nicht allein Erderschütterungen und Gefahren, die dem Hause, sondern wittern auch verderbliche Anschläge, die dem Herrn drohen. So erzählt Benvenuto Cellini von seinem treuen, wachsamen, nie von seiner Seite weichenden Hunde, er habe schon einige Stunden vorher seine Verhaftung geahnt, von einer ungewöhnlichen Unruhe befallen, habe er unter seinem Bett geheult und gewinselt, nach allen Dingen gebissen und endlich die ins Zimmer tretenden Sbirren wüthend angefallen. Einem Kaufmann von Messina verkündeten seine beiden Katzen das Erdbeben des Jahres 1793. Ihre Unruhe litt sie nicht im Zimmer noch im Hause. Aengstlich liefen sie zu ihrem Herrn und zur Thür, bis dieser, aufmerksam geworden, ihnen folgte. So gelangten sie ins Freie, wo sie ängstlich ein Loch in die Erde zu scharren begannen. Bald erfolgte eine starke Erderschütterung und unter den vielen eingestürzten Häusern befand sich auch das ihres durch sie geretteten Herrn. Die Beziehung der Katzen zur Witterung findet sich schon im nordischen und deutschen Glauben. Wahrscheinlich bemerkten schon die alten Deutschen die elektrischen Eigenschaften derselben und bezogen sie auf die Ungewitter überhaupt, wenn sie die Katze Donneraas, Wetteraas nannten. (Vergl. Grimm's „Deutsche Mythologie".) Es war nach Tacitus Sitte der alten Deutschen, gleich den Griechen, Römern, Türken, Stimme und Flug der Vögel zu befragen, weil das ihnen inwohnende noch heutzutage von Landleuten und Jägern wohlbemerkte und beobachtete Witterungsvermögen sie auf die prophetische Natur dieser Geschöpfe hinleiten mußte. Ja nach Kanne („Mythologie der Griechen") hat die Wahrnehmung von dem richtigen Instincte der Thiere zuerst den Thiercultus herbeigeführt. Der Schwan war nach Cicero dem Apollo heilig, weil er, von ihm mit der Gabe der Divination beschenkt, vorahnend, welches Heil im Tode sei, mit Lust und Gesang sterbe.

Auch die Kunsttriebe der Thiere, von denen Producte, wie das Netz der Spinne, die Nester der Vögel täglich vor unsern Augen liegen, ist den Instinctshandlungen nahe verwandt. Obgleich sich durch sie das Thier von der Außenwelt scheidet und sich gegen ihre oft feindliche Einwirkung schützt, würde man doch zu weit gehen, wollte man ihm dieser Arbeiten wegen höhere Seelenkräfte zuschreiben. Hier ist Instinct, was im Menschen Freiheit wird. Alle Kunstproducte der Thiere tragen die Form der Nothwendigkeit. So wunderbar die Kunsttriebe sich auch äußern mögen, so erscheinen sie doch nur als Wirkungen einer Thätigkeit, der das Bewußtsein ihres Zweckes durchaus gebricht. Von dem Instincte unterscheiden sie sich nur durch die beharrliche Fortdauer und Richtung der Thätigkeit auf ein bestimmtes Product. Aber hier wie dort ist bewußtlose Zweckmäßigkeit unterscheidender Charakter. Bewunderung ergreift uns, sehen wir die künstlich gebauten Wohnungen so mancher Wespen. Vor allem aber ziehen die Häuser und der ganze wunderbare Haushalt der Bienen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Plato soll in ihrem Staate ein Vorbild seines eigenen idealen gefunden haben. Aristoteles und Virgil rühmen ihre Klugheit und behaupten, es walte etwas Göttliches in ihnen. Aber wie vor Jahrhunderten der Hering schwamm, die Schwalbe flog, der Hamster sammelte, der Biber, die Wespe, die Biene baute, so jetzt, so nach Jahrhunderten. Instincte wie Kunsttriebe zeigen sich nur als blinde vom Verstande unabhängige Triebe der Nothwendigkeit. Sie bleiben immer dieselben, sind keiner Verbesserung fähig und geben dem Thiere nur ein kümmerliches Ersatzmittel für die ihm fehlenden Seelenkräfte.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Die Systeme und das Gemüth.

Während in den positiven, empirischen Wissenschaften Irrthümer, sobald sie einmal als solche erkannt sind, nicht wieder hervorzutreten wagen und als abgethan betrachtet werden dürfen, treten in philosophischen Systemen gewisse Irrthümer immer wieder von neuem auf und zeigen, trotz aller noch so scharfsinnigen Angriffe auf sie, wie zählebig sie sind.

Was ist nicht schon Alles in alter, neuer und neuester Zeit gegen die alles Uebersinnliche, Ideelle leugnende Weltauffassung gesagt worden und doch macht sie noch keine Miene, zu sterben, behauptet vielmehr, daß ihre Gegner, die Idealisten, todt und abgethan seien, ihr hingegen ewiges Leben bevorstehe!

Dieser Glaube offenbart sich wieder deutlich in der Selbstvertheidigung Czolbe's in seiner Schrift: „Entstehung des Selbstbewußtseins. Eine Antwort an Herrn Professor Lotze" (Leipzig, Costenoble, 1856). Czolbe's neue Darstellung des Sensualismus haben wir schon in den „Unterhaltungen" (N. F., Bd. I, Nr. 4) beleuchtet. Seitdem sind noch mehre andere Gegner der Czolbe'schen Lehre aufgetreten und namentlich hat Professor Lotze die Czolbe'schen Irrthümer scharfsinnig aufgedeckt. Aber vergebens! Herr Czolbe beharrt bei seiner Lehre, sucht sie mit allen möglichen Gründen zu vertheidigen und ihr sogar eine idealistische Färbung zu geben.

Gewisse Gegensätze in den Weltanschauungen scheinen immer wiederkehren zu sollen und der Kampf zwischen Materialisten und Idealisten sich zu verewigen. Sollte vielleicht in der philosophischen Erkenntniß und im Streit der Systeme das Gemüth eine größere Rolle spielen, als man ihm gemeiniglich zuertheilt? Irrthümer des Verstandes lassen sich durch entgegengesetzte Gründe widerlegen und beseitigen, das Gemüth hingegen ist für Verstandesgründe unempfänglich, läßt sich von der ihm einmal liebgewordenen Weltansicht nicht so leicht abbringen.

Czolbe sagt selbst in dieser Beziehung treffliche, beherzigenswerthe Worte: „Da das Princip, alles Uebersinnliche aus dem Denken auszuschließen, zum großen Theil in der Beschaffenheit des Gemüths wurzelt, da dieser Theil, wie die Theologen es vom religiösen Glauben sagen, nicht demonstrirt oder bewiesen werden kann, sondern erlebt werden muß, so begreife ich es freilich, daß Lotze durch meine Darstellung des Sensualismus nicht im mindesten berührt ist, ich selbst aber, trotz seiner ebenso humanen als belehrenden Einwürfe, in meiner Ueberzeugung nur bestärkt worden bin. Wem das Uebersinnliche nichtiges Hirngespinnst, für den müssen natürlich einfache mechanische Gründe — da sie ihm die einzig möglichen sind — ungemein schwerer wiegen, viel mehr Ueberzeugungskraft und Vollständigkeit besitzen als für den speculativen Philosophen. Es ist deshalb eine Verständigung mit diesem, mag er noch so kenntnißreich und scharfsinnig sein, vielleicht absolut unmöglich. Die durch verschiedene Lebenserfahrungen bedingte Verschiedenheit des Gemüths, sowol in ästhetischer als moralischer Beziehung, bildet die unermeßliche Kluft zwischen materialistischer und speculativer Philosophie."

Czolbe wirft der dualistischen Weltanschauung seiner Gegner ebenso Subjectivität vor, wie man diese der seinigen vorgeworfen hat. Nur sei er sich seiner Subjectivität klar bewußt, während die Gegner und Tadler die ihrige nicht kennen. „Das Intelligo, ut credam existirt nur scheinbar, ist ein psychologischer Irrthum, in Wahrheit findet stets das Credo, ut intelligam statt. Auch die ausgezeichnetsten Gelehrten werden von gewissen unbewiesenen Maximen geleitet. Ein vollständig objectives Denken oder eine solche wissenschaftliche Untersuchung existirt, meines Erachtens, gar nicht, ist durchaus unmöglich. Sind doch selbst bloße Wahrnehmungen, namentlich mikroskopische und astronomische, von der Persönlichkeit des Beobachters einigermaßen abhängig."

Es ist dies eine Ansicht, die, wenn sie allgemein wäre, nothwendig die gegenseitige Toleranz sehr befördern müßte. Die Resignation auf objective Erkenntniß bringt es mit sich, daß Keiner mehr so egoistisch sein kann, sein System für das allein endgültige erklären und es Andern aufdrängen zu wollen. Die für das praktische Leben und die Staatszwecke nothwendige rechtliche und sittliche Handlungsweise ist zwar durch rechtliche und sittliche Grundsätze bedingt und daher nothwendig, daß die Menschen in rechtlichen und moralischen Grundsätzen übereinstimmen, „eine Uebereinstimmung in der diese Grundsätze stützenden Weltauffassung aber dürfte, wenn nur überhaupt irgendeine solche Stütze da ist, sei es Theologie, speculative Philosophie oder Materialismus, praktisch ziemlich unwichtig sein". In der That kann Rechtlichkeit und Moralität bei sehr verschiedenen Systemen bestehen. Der Theolog kann unredlich und unsittlich, dagegen der Spinozist und der atheistische Materialist redlich und sittlich handeln.

Alte und junge Poeten.

Der Winter ist da. Flur und Aue liegt im Schlummer; das Menschenherz, das sonst an Halm und Blüte hing, der Lerche nach zu blauen Höhen schwebte oder sich in die Ueberwelle des Bachs versenkte, steht mitten in der schlummernden Natur wachend allein; nur was es von einen Schmerzen vom Sommer herüberbrachte, was gleichsam als Scherbengewächs am gefrorenen Fenster zur Erinnerung blüht, was es im Frühling von Liebe in ein

Menschenherz säete, das ihm jetzt aufgeht — nur Das ist noch sein, daran hängt es, das grünt fort unter der Decke des Winters, im trüben Ausdruck der Natur'

Wem sollte nicht in solcher Zeit, in welcher der Mensch sich am eigenen Herzen wärmen muß, ein innerlich neues aufgehen? Wem wüchsen nicht Gedanken zu, die noch des Ausdrucks bedürfen? Wer hätte nicht stille, verschwiegene Empfindungen, die ein Herz suchen, das sie ohne Declaration und Commentar versteht? Im Dichter finden wir den verschwiegenen Freund, den Herzenskundigen, der ohne Sprache uns begreift und der mit den Saiten seines Herzens so wunderbar zugleich die unserigen berührt.

Auf unserm Büchertische liegen eine Menge Sammlungen von Gedichten. Sie sind oft sehr mittelmäßig: sie sind gekommen und werden gehen, aber mancher Klang darin ist doch zum Herzen sprechend, manches Gefühl wirklich empfunden. Darum hatte Karl Weller doch Recht, in seinen „Dichterstimmen der Gegenwart" einzusammeln, was von vereinzelt Gutem sich in der massenhaften lyrischen Production der letzten sechs Jahre vorfand.

Da liegen „Gedichte von Karl Siebel" (Leipzig, O. Wigand, 1856). Wahrheit der Empfindung, Einfachheit des Ausdrucks sind lobenswerthe Merkmale des Buchs.

Begrabe deine Todten
Tief in dein Herz hinein,
So werden sie dein Leben,
Lebend'ge Todte sein!
So werden sie im Herzen
Stets wieder auferstehn
Und als ein guter Engel
Mit dir durchs Leben gehn.
Begrab' dein eigen Leben
In Andrer Herz hinein,
So wirst du, und wärst du ein Todter,
Ein ewig Lebender sein!

Sinnig gesagt und empfunden. So finden sich bei Karl Siebel häufig Wendungen, die deshalb so erfreulich berühren, weil sie ohne schnörkelhafte Künstelei sich gleichsam von selbst geben. Daß es dem Dichter mit der Kunst Ernst ist, spricht sich in seinen, nur zuweilen zu leicht hingeworfenen Versen entschieden aus.

Das dem Dichter Uhland gewidmete „Ehrenbuch. Von Friedrich Hornfeck" (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp., 1856) ist gleichfalls eine erfreuliche Erscheinung unserer lyrisch überreichen Zeit. Wir finden in ihm jene Anklänge von Kraft wieder, die unserer Zeit so verlorengegangen zu sein scheint, und jene glückliche, leichte Lebensphilosophie, die über so manche Scrupel und ungelöste Fragen sich erhebt, rühren diese auch von tragischen Ausblicken für unsere Hoffnungen und verlorengegangenen Bestrebungen her. Dieser kräftig heitere Ton hat etwas Anregendes, Bestechendes; wir lassen uns von ihm betrügen, folgen dem Dichter in die heitern Regionen der Vergessenheit und gelangen erst zuletzt bei der Aesthetik an, die freilich Manches schärfer nehmen sollte.

Die meisten dieser heitern Hornfeck'schen Gedichte, charakteristisch in Musik gesetzt, würden jedenfalls eine willkommene Gabe für gemüthliche Kreise sein, wo man sich noch immer mit

Es kann ja nicht immer so bleiben,

oder

Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude,

für seine glücklichen Stimmungen behelfen muß.

Wenn ich sie mit Kunst gewoben,
Sollt ihr meine Lieder loben;
Ja, noch mehr, ihr sollt sie lieben,
Weil die Liebe sie geschrieben!

Aber würdet ihr sie singen,
Wenn die Becher schäumend klingen
Saget ihr mit andern Worten,
Daß die Kunst Natur geworden!

Diese harmlose, leider unrein gereimte Empfehlung seiner selbst machen wir von Herzen zu der unserigen.

Einen höhern Schwung nimmt der Pegasus Hugo Oelbermann's in seinen bei Hoffmann & Campe erschienenen „Gedichten". Der Most dieses jungen Dichters ist noch im Gähren begriffen; doch glauben wir, wenn Bescheidenheit in die Mischung tritt, daß das Ganze sich zum Guten klären wird. Nachahmung und Gemachtes findet sich noch überall, aber zwischendurch doch auch manche schöne Empfindung, manche bedeutsame Strophe, oft sogar schon ein ganz fertiges und abgerundet vortreffliches Gedicht. Seid nur immer wahr, ihr jungen Dichter, und steigt in die Tiefen der Menschenbrust und nehmt das Leben mit jener erschütterten, dem Geheimnißvollen sich unterwerfenden Andacht, mit der der Jüngling von Sais vor das verschleierte Bild des Tempels trat!

Wahrnehmungen.

Liebe schweift ins Endlose. Haß kommt immer auf dieselbe Stelle zurück.

* * *

Die höchste Musengunst, die dem schaffenden Genius zutheil werden kann, ist die, daß seine eigene, ihm persönlich behagliche Weise zugleich dem Allgemeinen von objectiver Bedeutung ist.

* * *

Nur Der macht sein Lebensglück, der zu huldigen versteht.

* * *

Nicht zum Entbehren erziehe deine Kinder, sondern zum mäßigen Gebrauch Dessen, was sie besitzen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 11.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Renata.

Eine Erzählung.

II.

In dem Hôtel des Grafen Warfüſée waren die geladenen Gäſte verſammelt. Der Graf hatte den prächtigen Saal in dem Erdgeſchoſſe auf das herrlichſte ſchmücken laſſen. Die ſchönſten Blumen, aus den Glashäuſern herbeigeſchafft, zierten die Niſchen und entzückten durch Farbenpracht und Duft. Schöne Frauen und hohe kriegeriſche Geſtalten, die eine kunſtreiche Hand in die ſchweren ſeidenen Tapeten gewirkt, ſtrahlten von den Wänden. Die Tafel war mit dem feinſten holländiſchen Linnen, mit Gefäßen von Gold und Silber, mit den beſten Speiſen und den edelſten Weinen gedeckt und beſetzt. Alles zeigte Reichthum und Verſchwendung; Niemand konnte glauben, daß der Gaſtgeber in Schulden ſtecke.

Der Graf hatte ſeine Gäſte freundlich und herzlich empfangen, Allen die Hände gedrückt. Es waren der Bürgermeiſter, Sebaſtian La Ruelle, die Kanonici Ryes und Kerkheim, der Advocat Marchand, der Cantor von St.-Johann, der Abbé von Mouſſon, der Baron von Saizan und ſeine Gattin nebſt andern vornehmen Bürgern.

Warfüſée ſaß an der Seite der Thür neben dem Advocaten Marchand; ihnen gegenüber der Abbé von Mouſſon und La Ruelle. Neben dem Abbé ſaß Renata. Wie gewöhnlich trug ſie ein ſilbergeſticktes ſchwarzes Sammetkleid, ein Schleier von den feinſten brüſſeler Spitzen fiel von ihren Haaren nieder und verhüllte halb ihr leidendes Geſicht, auf dem ein tiefer Schmerz, eine wilde Angſt lag. Ihre furchtſam ſcheuen Blicke fielen bald auf ihren Vater, bald auf La Ruelle, deſſen männliches Geſicht das Gepräge ſeiner edeln Seele trug und deſſen würdevolles Benehmen den Repräſentanten der freien Bürger Lüttichs bezeichnete.

„So war alle Warnung vergebens!“ ſeufzte Renata; „das Opfer ſitzt ruhig an dem Tiſche des falſchen Freundes und feiert ſein eigenes Todtenmahl!“

Die Gäſte waren heiter. Die Freundlichkeit des Wirths, die prächtigen Speiſen, die trefflichen Weine, Alles ſtimmte ſie dazu. Gegen Ende des erſten Ganges ließ ſich der Graf einen ſilbernen Becher bringen. Auf dem Becher prangte in kunſtvoller Arbeit das Wappen des Bisthums Lüttich, eine goldene Säule auf ſilbernem Fuß im rothen Felde. Der Graf füllte den Becher mit Wein und rief: „Auf die Geſundheit des Königs von Frankreich!“ Alle Gäſte erhoben ſich und tranken. Plötzlich wurde die Thür des Saales aufgeriſſen und ein hochgewachſener Mann in ſchwarzſammetner Kleidung, ein bloßes Schwert in der Hand, trat ein. Es war Grandmont, der entlaufene Mönch, der mit dem Grafen die Verſchwörung ſtiftete. Ihm folgten 20 Soldaten mit Büchſen und Degen. Die Tafel ward ſogleich umſtellt und von außen ſah man zu gleicher Zeit eine Menge Soldaten, die ihre Büchſen durch die Fenſtergitter auf die Gäſte richteten. Entſetzt fuhren dieſe von ihren Seſſeln auf.

„Was ſoll dies, meine Herren?“ rief La Ruelle.

„Nicht von der Stelle!“ entgegnete Warfüſée, „und ihr, Soldaten, ſchießt nicht!“

„Meine Herren“, fuhr der Graf fort, „Sie haben ſoeben die Geſundheit des Königs von Frankreich getrunken, nun müſſen wir auch rufen: »Es lebe der Kaiſer und Se. Hoheit der Prinz von Lüttich.«“

Niemand antwortete.

„Packt dieſen Schurken!“ rief der Graf, indem er auf Kaspar zeigte, der hinter ſeinem Herrn ſtand; „ergreift auch den Bürgermeiſter!“

„Mich, Graf?“ rief La Ruelle.

„Ja, dich und den Abbé von Mouſſon und Herrn von Saizan!“

„Wo iſt Mouſſon?“ ſchrie Grandmont.

„Hier bin ich!“ ſagte der Abbé.

Dies geſchah Alles ſo plötzlich, daß die Gäſte an keine Gegenwehr denken konnten. Soldaten fielen über den Bürgermeiſter her und wollten ihn aus dem Saale reißen, da ſtürzte Renata hervor, umklammerte die Kniee ihres Vaters und rief: „Um Gotteswillen, Vater, laßt dem Bürgermeiſter kein Leid geſchehen! Ich bitte, ich beſchwöre Euch, vergreift Euch nicht an dem edelſten Bürger Lüttichs!“

„Was ſprichſt du, einfältiges Mädchen!“ rief der Graf; „weißt du nicht, daß der Bürgermeiſter ein Verräther an ſeinem Fürſten iſt?“

„Ein Verräther ſieht aus wie dieſer Schurke“, rief Renata, indem ſie auf Grandmont wies; „ſeht Ihr etwas Aehnliches in den Zügen La Ruelle's? Ermordet mich, nur ſchont den Bürgermeiſter! O mein Vater, Ihr ruft ſonſt den Fluch eines Volks auf das Haupt Eurer Kinder! Höret mich, entfernt die Soldaten! Laßt mich nicht die Tochter eines Mörders ſein!“

„Fort!“ rief der Graf voll Wuth. „Soldaten, führt den Bürgermeiſter hinaus!“

Die Soldaten riſſen La Ruelle aus dem Saale. Renata ſprang auf, wollte ihm nachſtürzen, aber der Graf faßte ſie zornig am Arm und ſchleuderte ſie zurück, daß ſie halb bewußtlos zu den Füßen des Abbé von Mouſſon niederfiel, der ſie vom Boden hob und in einen Lehnſtuhl ſetzte. Darauf ſagte Warfüſée zu den Gäſten: „Meine Herren, dies Alles geſchieht auf Befehl Sr. kaiſerlichen Majeſtät und Sr. Hoheit des Biſchofs Ferdinand; nur zu lange haben ſie den Ungebührlichkeiten, die in dieſer Stadt im Namen des Elenden, den ich habe feſtnehmen laſſen, vorgingen, nachgeſehen. Die Stadt muß zum Gehorſam zurückkehren und ich werde Alles dazu anwenden, ſollte es auch das Leben meines Sohnes koſten, der in franzöſiſcher Gefangenſchaft iſt, ich würde mich glücklich ſchätzen, dadurch Sr. Majeſtät dem Könige von Spanien und Sr. Hoheit dem Prinzen Ferdinand meine treue Ergebenheit zu bezeigen!“ Mit dieſen Worten verließ er den Saal mit dem Advocaten Marchand, dem Kanonicus Lintermann und Grandmont, indem er die Gäſte unter Bewachung von 20 Soldaten zurückließ.

„Verräther!“ ſchrie er zu dem in den Hof geführten Bürgermeiſter, „heute noch werde ich dein Herz in meinen Händen haben!“

„Womit habe ich Euch beleidigt, Herr Graf?“ antwortete La Ruelle; „habt Ihr mich zu Gaſte geladen, um mich zu morden?“

„Stricke her, Stricke her!“ rief Warfüſée, „bindet ihn! Sieh' hier,“ ſprach er, indem er mehre Briefe ihm zeigte, „hier iſt der Befehl Sr. kaiſerlichen Majeſtät und Sr. Hoheit des Prinzen-Cardinal; flehe Gottes Barmherzigkeit an, denn du mußt ſterben!“

Darauf trat er zu Gobert. „Hole einen Mönch!“ ſprach er leiſe zu ihm.

Es fanden ſich keine Stricke; ein Soldat gab ſeine Kniebänder her. „Herr Graf“, rief La Ruelle noch einmal, indem dieſer ihm die Hände band, „was habe ich Euch gethan?“ „Ruhig, mein Herr Bürgermeiſter“, erwiderte Jener mit höhniſchem Lachen, „Ihr ſollt mir heute behülflich ſein, das Volk mit dem Prinzen von Lüttich auszuſöhnen!“ Und ohne weiter auf ihn zu hören, ließ er ihn in ein Gemach neben der Pforte bringen.

Darauf ging Warfüſée in dem Hofe auf und ab und unterhielt ſich mit dem Advocaten Marchand, dem er einige Briefſchaften zeigte. Als er Gobert mit zwei Dominicanern kommen ſah, öffnete er die Thür und ließ ſie hinein.

„Kommt, Pater, der Bürgermeiſter La Ruelle iſt drinnen, hört ſeine Beichte, er ſoll auf Befehl Sr. Majeſtät ſterben!“

„Dem Bürgermeiſter die Beichte abnehmen?“ erwiderte einer der Mönche und ward todtenbleich, „dazu haben wir weder Gewalt noch Auftrag von unſerm Obern erhalten.“

„Nun, ſo mag er ohne Beichte dahinfahren!“ ſchrie der Graf.

„Gnade, gnädiger Herr, Gnade für den Bürgermeiſter!“ flehte der Mönch.

„Thut ihn ab!“ ſchrie Warfüſée wieder. Grandmont ging an die Thür des Zimmers, in welchem La Ruelle ſich befand, rief einen der Soldaten heraus und gab ihm ſeine Befehle. „Ihr müßt ſterben, Herr Bürgermeiſter!“ ſagte dieſer, wieder hereintretend.

„Mein Gott!“ rief La Ruelle, „iſt dies der Lohn für die Dienſte, die ich dem Grafen erwieſen? Freunde!“ fuhr er zu ſeinen Wachen fort, „ihr könnt mich retten! Werdet ihr einen Mann morden, der euch nie beleidigte?“

„Wir ſind Soldaten und ſtehen im Dienſte Sr. Majeſtät“, erwiderte die Wache; „wir müſſen unſern Obern gehorchen!“

„Macht ein Ende!“ rief Warfüſée im Hofe, und ſchickte drei andere Soldaten hinein. „Geht dreiſt hinein“, ſprach er, und tödtet dieſen Verräther!“

Die Soldaten ſtürzten in das Gemach und verſetzten dem Bürgermeiſter vier Hiebe mit dem Seitengewehr auf den Kopf und die Schultern.

„Barmherzigkeit!“ rief La Ruelle jammernd; aber einer von ihnen zog ſeinen Stoßdegen und ſtach ihn nieder.

Indeſſen wurden die andern Gäſte in dem Saal ſcharf bewacht; der Abbé von Mouſſon proteſtirte heftig gegen die an ſeiner Perſon verübte Verletzung des Völkerrechts, als er plötzlich La Ruelle's Angſtgeſchrei hörte. „Ha, der Bube!“ rief er, „er läßt den Bürgermeiſter ermorden!“

Da zeigte ſich auch der Graf am Eingange des Saales und rief: „Ja, der Bürgermeiſter iſt todt; er iſt geſtorben nach ordentlicher Beichte und Bereuung ſeiner Sünden! Er hat ſich in Gottes Hand begeben und die Verzeihung des Kaiſers und Sr. Hoheit erfleht.“

Der Abbé von Mouſſon wollte auf ihn losſtürzen, ward aber zurückgehalten.

„Du alſo haſt ihn morden laſſen? Ja, du biſt zu feig, auf andere Art ihm das Leben zu nehmen.“

„Vergiß nicht, daß das deinige in meiner Hand iſt!“ erwiderte Warfüſée.

Renata kniete vor dem Lehnſtuhl; das Geſicht in ſeine Kiſſen begraben, hielt ſie beide Hände feſt an die Stirn gedrückt, als wollte ſie dem Schmerz und dem Wahnſinn wehren, den edeln Geiſt darin zu zerſtören. Plötzlich richtete ſie ſich in die Höhe, ihre großen, ſchwarzen Augen funkelten, ſie ging auf ihren Vater zu, aber wie gefeſſelt von Abſcheu blieb ſie ſtehen und rief: „Unglücklicher, fliehe! Schon ſehe ich dich blutend unter den Dolchen der Rächer, ſchon ſehe ich dich zertreten von Denjenigen, die du ſo entſetzlich beleidigt haſt. Fliehe, deine That ruft alle Geiſter der Hölle zur Rache!“

Die Nemeſis und die Seherin in einer Perſon ſchien Renata, als ſie mit erhobener Hand ihrem Vater dieſe Worte zurief. Entſetzt von dieſem Anblick und erſchreckt von ihren Worten verließ Warfüſée den Saal.

Während dieſer tragiſchen Auftritte war Albert mit dem jungen Saizan bei dem Armbruſtſchießen. Allein er fand kein Vergnügen daran; er verließ ſeine Freunde und eilte zu ſeiner Braut.

In welcher Beſtürzung und Zerrüttung traf er ſie! Mit kurzen heftigen Worten erzählte ſie ihm von den Blumen, der Botſchaft Renata's, wie ſie aufs neue gepeinigt worden ſei von Argwohn und Zweifel. Geſpannt horchte ihr Albert zu; eben wollte er ſie fragen, wo der Strauß ſei, als der Rathsherr Deker in das Zimmer ſtürzte mit todtenbleichem Geſicht.

„Um Gotteswillen!“ rief er, „Junker, Ihr ſeid hier? Die ganze Stadt iſt in Aufruhr! Es geht das Gerücht, der Graf von Warfüſée halte in ſeinem Hôtel den Bürgermeiſter gefangen!“

„Ha, der Schurke! Maria, den Strauß, den Strauß!“ rief Albert. Entſetzt reichte ihm Maria die Blumen. Sein Auge entdeckte ſogleich das Papier; mit zitternder Hand riß er es heraus und las:

„Eilt, Maria! Sagt Euerm Bräutigam, ſein Vater ſei in Gefahr bei dem Grafen Warfüſée! Spaniſche Soldaten von dem Fort Rainwagen ſind in dem Hôtel verborgen. Im Namen der heiligen Jungfrau beſchwöre ich Euch, keine Zeit zu verlieren!“

Das Blatt fiel aus den Händen Albert's; außer ſich ſtürzte er aus dem Zimmer; er ſah nicht die hinſinkende Maria; er eilte die Treppe hinab, durchflog die Straßen. Schon von fern hörte er den Tumult, das Geräuſch von Waffen. Das Gerücht, man halte den Bürgermeiſter gefangen, hatte ſchon ganz Lüttich durcheilt und in allen Straßen war Zuſammenlauf. Als Albert gegen die St.-Johanniskirche kam, neben der das Haus des Grafen ſtand, wurde er von Tauſenden mit dem Geſchrei empfangen: „Führt uns an, laßt uns den Verräther tödten!“ Albert riß dem Nächſten den Degen aus der Hand und ſtürmte gegen das Hôtel, umringt von dem wüthenden Volke. Aber der junge Baron Saizan hielt ihn zurück. Er ſagte ihm, daß bereits einige der angeſehenſten Bürger in das Hôtel eingelaſſen wären, man ſolle warten, bis dieſelben zurückkämen und Nachricht brächten, was vorgefallen. Nur ungern verſtand ſich Albert dazu. Von Minute zu Minute wuchs die Volksmaſſe umher; mit Mühe wurde ſie von Saizan zurückgehalten. Plötzlich wurden die ſchweren, mit Eiſen beſchlagenen Thüren des Palaſtes

weit aufgeriſſen und die Bürger traten heraus; ebenſo ſchnell ſchloſſen ſich die Thürflügel hinter ihnen wieder. „Was iſt drinnen geſchehen?“ ſcholl es von allen Seiten.

Raſch ſprang einer der aus dem Hôtel gekommenen Bürger auf einen Eckſtein und rief: „Bürger Lüttichs, der Bürgermeiſter La Ruelle iſt ermordet! Zu den Waffen!“

Ein ſchreckliches Geſchrei, Drohungen, Flüche und Verwünſchungen erhoben ſich bei dieſem Wort. Die Einen ſtürzten auf das Haus, die Andern durch die Stadt, „Zu den Waffen!“ rufend.

Albert eilte mit einem großen Haufen nach der Schiffervorſtadt, ſetzte über den Arm der Maas, um über die benachbarten Gartenmauern in das Haus zu dringen. Die Bewegung, der Tumult war auf das Höchſte geſtiegen.

Als Warfüſée in ſeinem Palaſte das Geräuſch der Waffen, das Wuthgeſchrei der Volksmaſſe hörte, verlor er Muth und Beſinnung. In Todesangſt ſuchte er Mittel zur Rettung. Da erblickte er La Ruelle's Garden, Kaspar, unter der Galerie. „Steig' auf das Gitter!“ rief er ihm zu, „und ſage dem Volke, daß La Ruelle als Verräther zum Tode gebracht worden iſt!“

Kaspar ſtieg hinauf, aber er ſagte kein Wort.

„So ſprich!“ ſchrie der Graf.

„Ei, Herr Graf“, ſagte Jener, „ſie würden mich nicht hören können; geht da weg, die Büchſen richten ſich hierher!“

Indeß ward immer heftiger an die Thür gepocht. „Marchand heraus!“ ſchrieen mehre Nachbarn des Advocaten, die erfahren hatten, daß er in Warfüſée's Hauſe war. Marchand, der die Stimmen erkannte, ging auf die Thür zu. „Wie, auch Ihr, Marchand, wollt mich verlaſſen?“ ſchrie der Graf.

Indeſſen hatten die in dem Saale gefangenen Bürger den Lärm des Aufruhrs gehört und faßten wieder Muth.

„Freunde“, ſprach Baron Saizan zu den erſchrockenen Soldaten, „ſchützt uns vor dem Grafen Warfüſée und ich verſpreche euch Pardon, wenn die Bürger ſiegen!“ Und ſchon war es geſchehen. Albert mit ſeinem Gefolge war über die Mauern in den Garten gedrungen und zugleich ward von der andern Seite endlich die Thür zertrümmert. Das Volk wälzte ſich in den Hof, Flintenſchüſſe fielen hier und da; der Abbé von Mouſſon trat an ein Fenſter und rief den Bürgern zu: „Rettet uns! Sebaſtian La Ruelle iſt ermordet und uns droht ein gleiches Schickſal!“ Die Bürger drangen in den Saal, Albert an ihrer Spitze. Seine Augen ſuchten den getödteten Vater, da fällt ſein Blick auf Renata, auf welche eben ein Bürger losſtürzen will. Er entreißt ſie ihm, und legt ſie dem Abbé von Mouſſon in die Arme. Vergebens ſucht Herr von Saizan zu Worte zu kommen, um die Soldaten zu retten; die Bürger ſchießen und ſtechen Alles nieder. Endlich gelang es dem Abbé von Mouſſon, mit Hülfe der Beſonnenſten Renata und die übrigen Gäſte glücklich durch den Garten über den Arm der Maas auf das Rathshaus zu retten. Der Baron von Saizan blieb in dem Hôtel und führte Albert und die Volksmaſſe zu der Leiche des Bürgermeiſters.

Ein allgemeiner Schrei des Entſetzens erhob ſich bei dieſem Anblick. Albert ſtürzte ſich jammernd auf den Vater; er küßte die verſtümmelten Glieder und benetzte das edle Geſicht mit ſeinen Thränen. Doch ſchnell ermannte er ſich und rief: „Wo iſt der Mörder?“

„Der Mörder, der Mörder!“ ſchrie der wüthende Haufe ihm nach und ſtürzte von Zimmer zu Zimmer, Albert voran; ſie ſuchten Warfüſée.

Einige ſpaniſche Soldaten hatten ſich in einem Gemache verſchanzt und unterhielten gegen die Bürger ein lebhaftes Feuer ſchon ſeit geraumer Zeit. Warfüſée, leicht an der Stirn verwundet, lag in ihrer Mitte auf einem Ruhebette. Da fährt das Volk eine Kanone auf dem St.-Johannesplatz auf und ſein lautes Jubelgeſchrei raubt den Spaniern alle Hoffnung auf Rettung. Aufgefordert, den Grafen auszuliefern, im Glauben, ſich ſelbſt durch ſein Opfer zu retten, reißen ſie ihn vom Bette und geben ihn in die Hände eines der zu ihnen geſandten Bürger. „Da habt ihr ihn!“

Als der mit ſeinem Gefangenen an die Hausthür kam, erhielt der Graf mit einem kurzen Degen einen Stich in die Seite, von dem er in die Knie ſank; wieder aufgeriſſen, warf der Hieb einer Art ihn von neuem nieder; das wüthende Volk trat ihn mit Füßen, riß ihm die Kleider vom Leibe, ſchleppte ihn durch die Straßen und hing ihn endlich an einem auf dem Markte errichteten Galgen auf. Zwei Tage darauf ward ſein Körper verbrannt und die Aſche in die Maas geworfen.

So endete der 16. April 1637, der ſo blutig geſchrieben ſteht in den Annalen Lüttichs.

Mehre Tage lang verübte die Wuth der aufgeregten Volksmaſſen ſchreckliche Thaten der Vergeltung. Grandmont theilte das Loos des Grafen und von den 60 Soldaten, die Warfüſée zu ſich entboten, entrannen nur zwei dem Tode. Der Schöppe Theodor von Fleuron und der Advocat

Marchand, als Mitschuldige Warfüsée's angeklagt, wurden mit empörender Grausamkeit ermordet. Man muthmaßte aus den bei dem Grafen vorgefundenen Schriften, daß der Prior der Karmeliter-Barfüßer von der gegen das Leben La Ruelle's angesponnenen Verschwörung Kenntniß gehabt habe. So ward das Kloster gestürmt, geplündert, Kirche und Gräber entweiht. Gleiche Gewaltthätigkeiten erneuerten sich bei den Jesuiten; ihr Rector ward erdolcht, die Mönche getödtet oder verwundet und die Wenigen, die dem Tode entgingen, verließen flüchtend Lüttich. Das war die furchtbare Leichenfeier für den Tribun von Lüttich, den Liebling des Volks.

Mehre Tage blieb der Leichnam La Ruelle's ausgestellt; zahlreich strömte die Menge heran, noch einmal das männlich edle Antlitz des Bürgermeisters zu sehen. In großer Pracht geschah die Beisetzung. Den Zug eröffneten die 32 Zünfte mit ihren Dechanten. Jeder Zunft voran ging eine Jungfrau in tiefer Trauer, einen Cypressenzweig in den Haaren, im schwarzen Schleier. In einer Hand trug sie ein Körbchen mit Blumen, in der andern das Banner der Zunft, dessen strahlende Seide und goldgestickte Zeichen mit schwarzem Flor verhüllt waren. Diesen Bannerträgerinnen folgten die verschiedenen Corporationen der Stadt, die Rathsherren, die Priester in ihren Mänteln von schwarzem Sammet und silbernen Sternen, drauf folgte der Sarg, von den edelsten Jünglingen Lüttichs getragen, hinter ihm ging der tiefgebeugte Albert mit seinem Freunde Saizan. Das Volk von Lüttich beschloß den Zug; tiefer Schmerz lag auf allen Gesichtern. Der Zug bewegte sich nach der St.-Martinskirche; dort wurde das Grab für La Ruelle gegraben. Als der Sarg eingesenkt wurde, trat einer der Dechanten vor das Grab und rief mit lauter Stimme: „Im Namen Gottes, der heiligen Jungfrau und St.-Lambert's, des Patrons der edeln Stadt Lüttich und hier auf dem Grabe dieses Märtyrers schwören wir Aufrechterhaltung unserer Privilegien und unserer Freiheiten!" „Wir schwören!" wiederholte die Menge, streckte die Hände empor, und Alle fielen auf die Knie. Die Bannerträgerinnen warfen ihre Blumen in das Grab und deckten ihre Fahnen darauf.

Am Abend desselben Tags ging ein junger Mann, das Gesicht tief in seinen Mantel gehüllt, nach dem Stadthause hin. Rasch trat er die Marmorstufen hinauf zu dem prächtigen Gebäude, dessen Vorderseite die ganze Straße des Marktplatzes einnahm. Bei dem Portal, das mit reichen Zierrathen im Geschmack der damaligen Zeit prangte und mit herrlichen Statuen geschmückt war, blieb er stehen und klopfte leise an die Pforte. Man schien ihn schon zu erwarten. Schnell wurden die schweren eisernen Riegel zurückgeschoben und ein alter Diener öffnete die Thür und ließ ihn ein.

„Du hast wol schon lange gewartet, guter Martin?" fragte Albert.

„Ja", erwiderte Martin, „ich stehe schon eine geraume Zeit hier und halte mein Ohr an das Schloß! Ich hätte Euch nicht geöffnet, bevor ich Eure Stimme hörte, Junker, wie es verabredet war; aber ich kenne ja Euern Tritt; Ihr geht nur etwas schneller als Euer Vater, dem ich so oft diese Thür öffnete und jetzt nicht mehr öffnen werde. O Junker, verzeiht, ich muß immer von ihm reden, wenn es Euch auch das Herz zerreißt!"

Mit diesen Worten stellte der alte Martin die Lampe auf den Boden und schob die schweren Riegel wieder in die mächtigen Klammern.

„War Saizan hier und hat er dem Fräulein gesagt, daß ich komme, um mit ihr zu sprechen?" fragte Albert.

„Kaum eine Stunde ist es, daß er von hier fortging", erwiderte Martin; „er hat die Wachen von der Hauptthür entfernt, daß Ihr ungehindert eintreten könnt. Das Fräulein erwartet Euch. Ach, sie ist ein Engel! Ich konnte sie anfangs nicht leiden; ich dachte immer, sie ist doch die Tochter des Schändlichen, der meinen geliebten Herrn gemordet, wenngleich mir Baron Saizan sagte, sie habe auf den Knieen für sein Leben gebeten. Aber sie spricht so sanft und gut und gleicht ganz der Heiligen Jungfrau mit ihren sieben Schwertern im Herzen, daß ich sie nicht hassen kann."

„Nimm die Lampe und führe mich zu ihr!" unterbrach ihn Albert.

Martin nahm schnell die Lampe von dem Boden und wankte voran; Albert folgte ihm durch die Corridore, die Säle. Wenn sie an eine Stelle kamen, wo Albert den gemordeten Vater oft gesehen, wo er ihn im Geiste sitzen sah im Rathe der Bürger, die begierig seinen Reden lauschten, seufzte er tief und schritt schneller weiter. Beide schlichen wie Gespenster durch diese öden Räume, bis sie zur Kapelle kamen, in deren Seitenwand Martin eine Thür öffnete, die in eine kleine Zelle führte, deren Wände von dunkeln Tapeten keine andere Verzierung hatten als ein silbernes Crucifix, das oberhalb eines Bettgestells hing. Hierher

hatte der Abbé von Mouſſon Renata geflüchtet. Als vor dem Raſen der Volkswuth ſelbſt der Unſchuldige nicht ſicher war, befand ſich die Tochter des Grafen Warfüſée in höchſter Gefahr. Man hielt ſie daher in dem Rathshauſe verborgen. Nur Wenige wußten von ihrer Anweſenheit und dieſe waren Freunde von Saizan und Albert. Saizan und Mouſſon ließen während der zwei blutigen Tage das Stadthaus ſcharf bewachen und die Unglückliche, nach welcher der Haß überall forſchte, entging glücklich allen Gewaltthätigkeiten. Jetzt, da die Ruhe wiederhergeſtellt war, da man aufgehört hatte, Blut zu vergießen in dem von Parteien zerriſſenen Lüttich, beſchloß man, Renata aus der Stadt zu bringen. Der junge Baron Saizan nebſt einigen bewaffneten Bürgern hatten es über ſich genommen, ſie nach Münſter zu ihren Verwandten zu führen. Die heutige Nacht war dazu beſtimmt und der Wagen, welcher ſie aufnehmen ſollte, wartete am Thor.

Die Zelle, in welche man Renata gebracht hatte, diente gewöhnlich dem Mönche zum Schlafgemach, der bei beſondern Gelegenheiten in der Kapelle die Meſſe zu leſen hatte. Ueber das harte Lager hatte der junge Saizan ſeinen karmoiſinrothen Sammetmantel gebreitet und in der Verwirrung der ſchrecklichen Tage war noch kein anderes Kiſſen gefunden. Renata ſaß auf dem Mantel, als Albert eintrat; eine Lampe brannte auf dem Tiſche von Eichenholz. Sie ſtand auf und ging ihm entgegen.

„Ich komme, Fräulein", ſagte er, „auf Euer Verlangen; wollte Gott, ich könnte von Euch hören, daß Euer Herz nicht von denſelben Schmerzen zerriſſen wird wie das meinige!"

„Ja", ſagte Renata, „ich ließ Euch rufen, um Euch zu bitten, mich nicht zu haſſen! Sagt mir, daß Ihr in mir nicht die Tochter eines Vaters ſeht, der den Eurigen gemordet! O, ich kann Euern Haß nicht ertragen!"

„Nie", ſagte Albert, indem er vor ihr niederkniete und ihre Hände an ſeine Lippen drückte, „nie werde ich dich haſſen, Engel des Lichts! Sollſt du es büßen, daß du ſolch' einen Vater hatteſt? Der meinige ſieht verklärt auf uns nieder und zürnet nicht, daß ich deine Hand an meine Lippen drücke, die Hand, die mir den Weg zeigen wollte, den geliebten Vater zu retten, dem ich zu meinem ewigen Jammer nicht gefolgt bin! Ja, Renata, ich erliege faſt unter der Laſt von Vorwürfen, die ich mir mache! Ich hätte das entſetzliche Geſchick von dem geliebten Haupte wenden können und ich, rathlos wie ein Knabe, ich ließ ihn morden!"

Und er erzählte ihr Alles; die Eiferſucht Maria's, ihre Bitten, ihre Thränen, ſeine eigene Empfindung, ſeine Kämpfe. Er klagte ſich an, ihrem Weſen, ihrer Tugend mißtraut zu haben. Als er geendet, verbarg er das Geſicht in die Falten ihres Kleides, benetzte ihre Hand mit Thränen. „Jetzt ſtehen ich und Maria wie Verbrecher vor Euch, Renata! Befangen von Mißtrauen, hörten wir nicht auf die edle Stimme, welche uns Blinde vor dem Abgrund warnte! Maria iſt tief erſchüttert. Aus dem verwöhnten Kinde iſt plötzlich eine ernſte Jungfrau geworden. Sie bittet Euch, ihr zu verzeihen. Sie beklagt mit mir Euer ſchreckliches Geſchick, den Fluch eines Volkes an Euern Namen geknüpft zu ſehen. Ich werde Jahre brauchen, um mich von meinem Schmerze zu heilen; ich ſage mir täglich: «du hätteſt den Vater retten können!» Ich habe es nicht gethan."

„Nicht Ihr tragt die Schuld", erwiderte Renata, indem ſie ihre Hand wie ſegnend auf das blonde Haar Albert's legte, „Ihr ſeid nur einem unerbittlichen Geſchick unterlegen! Unterwerfen wir uns der göttlichen Macht, deren Abſicht wir nicht erkennen können, wenn ſie in die Schale ihres Zorns den Guten wie den Schlechten wirft. Ich bitte Euch jetzt nicht, meinem Vater zu verzeihen; ſpäter wird Euer edles Herz um meinetwillen ihm nicht mehr fluchen!"

Albert kniete noch immer vor Renata. Der ſchwache Schimmer der Lampe fiel auf die beiden jugendlichen Geſtalten und zeigte die Veränderung, welche Elend und Jammer in wenigen Tagen auf ihre Züge geprägt hatten. Die Heiterkeit Albert's war verſchwunden und der Ernſt des gereiften Mannes ruhte auf ſeiner Stirn. Renata war voll Ergebung wie eine Märtyrerin, die ſtürmiſche Liebe zu Albert, welche ihr junges Leben zu einem ſteten Kampf gemacht, war der göttlichen gewichen.

Da erhob Albert ſein Haupt und ſagte: „Und Ihr, Renata, was ſoll Eure Zukunft ſein?" „Der Schleier!" erwiderte ſie. „War er doch ſchon meiner Jugend Wunſch. Ich habe alle meine irdiſchen Wünſche auf dem Altar der Entſagung niedergelegt. Meine Welt iſt todt. Lebt wohl!"

„Nein, nein!" rief Albert, ſprang auf und riß Renata in ſeine Arme. „Ich liebe dich, Renata, ich liebe dich mit jener innigen, zärtlichen Liebe, welche immer dauert! Ich liebe dich mehr als Maria! In dieſem Augenblick der Trennung und des Kummers ſei es dir geſtanden! Ich flieh dich, weil ich meiner Treue gegen Maria mißtraute!"

Stürmisch küßte er ihre Stirn, ihren Mund und ließ sie dann aus seinen Armen gleiten.

„Welche Seligkeit durchströmt mein Herz!“ flüsterte Renata. „Dein Geständniß läßt mich einen Himmel fühlen. Ich bin geliebt!“ Dann aber faßte sie sich muthig und still: „Genug der Seligkeit für eine Strafbare, die eine Leidenschaft nährte für einen Mann, der schon einer Andern gehört! Grüße Maria und sprich manchmal zu ihr von der Nonne in Münster. Fahr' wohl!“ Damit wandte sie sich und verhüllte das Gesicht. Albert rief ihr noch ein schmerzliches Lebewohl zu und stürzte aus der Zelle.

Nach wenigen Minuten fuhr ein Wagen vor die Hinterthür des Stadthauses. Eine in einen Mantel und Schleier gehüllte Dame trat, von einem Manne unterstützt, aus der Thür und wurde eilig in den Wagen gehoben. Rasch fuhr er davon; bewaffnete Reiter umringten und begleiteten ihn.

Es war Renata und Baron Saizan berichtete Albert nach einigen Tagen, daß er sie glücklich nach Münster gebracht hätte.

Nach einem düstern Trauerjahre heirathete Albert Maria. Die Zeit heilte die Vorwürfe, welche sich Beide machten und machen durften.

Eine alte Urkunde sagt, daß Renata als Aebtissin in einem Kloster zu Münster im Rufe hoher Tugend gestorben.

E. v. H.

Die Bauern vor Gericht.

Skizze von O. Brunn.

I.

Die alte gemüthliche Patrimonialgerichtsbarkeit ist nun fast überall in Deutschland aufgehoben; auch das Königreich Sachsen hat sich neuerdings zu diesem Aufgeben patriarchalischer Justiz veranlaßt gesehen.

Ganz gut; interessen thut einem alten Patrimonialgerichtsdirector nicht nur der Geldbeutel, sondern noch viel mehr das Herz im Leibe weh beim Scheiden von langjähriger Wirksamkeit.

Die Zeit will keine Vaterschaft über Gerichtsunterthanen mehr dulden — es war aber wirklich manche gute Seite an dem directen, innigen Verkehr zwischen Gericht und Unterthanen. Was weiß ein königliches Landgericht, in der Stadt gelegen, von den Hühnern und Gänsen der Bauern? Und doch spielen derlei häusliche Specialitäten mehr als die Staffage bei den Bildern aus dem Leben der Landleute. Das Näpfchen Butter, das Hühnerei, bedungen zum jährlichen „Naturalauszuge“, ist dem altväterischen Bauer oft mehr werth als jedes gute, verwandtschaftliche Einvernehmen zwischen Vater und Sohn, zwischen Kind und Mutter. Kein Mensch in der Welt processirt so viel wegen Groschen und einiger Pfennige als der auf sein gutes Recht sich steifende Landmann. Kein Mensch bringt so viel Anklagen wegen Beleidigung vor die besetzte Gerichtsbank wie der Bauer. In der That, der ritterliche Corpsgeist unserer Tage könnte die feinsten Nüancen des Punktes der Ehre in den Dorfschenken studiren! Man hält es auch dort unter „angesessenen“, d. i. nobeln Leuten für unerhört und unschicklich, sich zu prügeln. Freilich rechnet man Duelle ebenfalls nur unter die höhern Prügeleien. Man sucht auf dem Lande streng gesetzliche Hülfe; man klagt vor Gericht, verlangt Aushängung des den Beleidiger verdammenden Bescheids am Schwarzen Brett in der Schenke, Kostenabstattung, auch Schmerzensgeld — und das ländliche Duell ist abgethan.

Diese Art hat Manches für sich. Man liebt auf dem Lande keine zwitterhaften Anschauungen von Gesetz und Recht. Ein Bauer würde schon deshalb nicht zur ritterlichen Pistole greifen, weil das „Gesetz derlei privatrechtliche Waffenübungen verbietet“. Strafe muß sein! das ist ein Sprichwort des Bauern. Und wäre es sein eigenes Weib, das ihn bestohlen — er geht auf das Gericht, läßt die Gattin ruhig die gebührende Strafe absitzen und dann ist Alles wieder im Gleis.

Ja, selbst bei sittlichen Verirrungen zeigt sich der Bauer oft von schroffster Seite seiner Rechtsanschauungen. Dem Erzähler Dieses kam folgender Fall vor. Ein Landgeistlicher brachte Anzeige ein wider eine verheirathete Bauernfrau, welche in unerlaubtem Umgange mit einem Dritten lebte. Die Frau, vor Gericht gefodert, entschuldigte sich damit, daß ihr Ehemann Solches erlaubt, daß also, wie sie zu sagen beliebte, weder der Pfarrer noch das Gericht etwas hineinzureden habe. Alle aufklärenden Entgegnungen halfen nichts. Die Frau verharrte bei dem Gesichtspunkte, hier ein einfaches, contractliches Abkommen vor sich zu haben. Es wurde nöthig, den so seltsamer Nachgiebigkeit beschuldigten Gatten zu befragen. Derselbe stellte die Sache keineswegs in Abrede, schien keine Ahnung davon zu haben, daß er hier eine höchst unwürdige Rolle spiele, und nahm seine Frau in Schutz, welche ganz Recht habe, andern Leuten und der Obrigkeit jede Einmischung in derlei privatrechtliche „Abkommen“ zu versagen.

Wenn der Bauer vor Gericht tritt, iſt ſeine Erſcheinung beſonders gravitätiſch. In der Mitte der Gerichtsſtube ſteht der Tiſch, an dem der Director des Gerichts ſitzt. Links am Tiſche iſt der Eingang und eine Bank für die Recht ſuchenden oder erhaltenden Landleute. Rechts die Gerichtsbank für die Gerichtsbeiſitzer, d. i. den Ortsrichter und ſeine beiden Schöppen. Vom Tiſche des Gerichtsverwalters entfernt, ihm gerade gegenüber, am Fenſter, ſteht ein zweiter, mit Acten belegter Tiſch, woran der Actuar, anderswo „Aſſeſſor“ genannt, placirt iſt und die Criminalſachen behandelt, während der Director die verwickelten Civilſtreitigkeiten freiwilliger und unfreiwilliger Gerichtsbarkeit vornimmt. Der Gerichtsdiener hat aus einem Vorſaal die betreffenden Leute hereinzurufen. Der Bauer tritt ein, ſagt aber nicht etwa Guten Tag! ſondern wandelt ernſten Schritts in die Ecke des Zimmers; hier ſtellt er ſeinen Stock an die Wand, die Mütze langſam darauf balancirend; ein Bündel wird behutſam daneben auf den Boden gelegt und nun erſt ſchreitet der Ankömmling auf den mittlern Tiſch zu und macht dem Gerichtsdirector ſeine Reverenz. Dabei beginnt er ſeine Rede gewöhnlich ſo: „Herr Gerichtsdirector, ich komme »eben« gegen meinen Vetter, Oheim, Nachbar!“ u. dergl. Das Wort „eben“ enthält den Anſpruch, daß das Gericht des Ankommenden wegen daſitze und auf ihn gewartet habe.

„Nun ja, lieber Mann“, antwortet der Richter, „Ihr ſcheint mir aber von Euerm Vetter zu viel zu verlangen! Derſelbe behauptet, Gegenanſprüche zu haben, welche die Hälfte Eurer Foderung ausmachen. Vergleicht Euch Beide! Proceſſe führen koſtet Geld!“

„Ja“, fällt der beklagte Mann ein, „ich habe Rieſchken's Vater drei Fuhren Streu in den Stall gebracht. Soll ich die umſonſt thun? Ich habe ihm ſeit einem halben Jahre monatlich vier Gänge in die Stadt gethan, habe ihm oft Holz geſpalten und derlei mehr. Sie haben ganz Recht, Herr Gerichtsdirector, die Hälfte von Rieſchke's Foderung kommt heraus und die andere Hälfte will ich von Weihnachten an bezahlen! Jetzt haben wir Michaelis!“

„Nun, Rieſchke?“

„Herr Gerichtsdirector, wenn die Reihe an mir iſt zu reden, ſo muß ich ſagen, daß mich das gar nichts angeht, was Käſtner meinem Vater für Gefallen erwieſen! Er muß bezahlen und auf der Stelle!“

„Aber, lieber Mann, das iſt unbillig! Käſtner hat die Leiſtungen, welche er Euerm Vater gewährt, doch eben zu Gunſten Eures eigenen Vaters, alſo ſo gut wie Euch ſelbſt gethan!“

„Oho! Sind ſie denn erwieſen?“

„Ich kann's beſchwören!“ fällt der Beklagte ein.

„Guter Käſtner, Ihr könnt höchſtens den Eid dem Kläger antragen, aber nicht ſelbſt Euch zum Schwur erbieten! So will es das Geſetz!“

„Ich trage Rieſchken den Eid an!“

Letzterer nimmt jetzt eine ſehr pfiffige Miene an. „Herr Gerichtsdirector, wenn ich nun nicht geklagt hätte, da könnte wol Käſtner mich verklagen?“

„Nun, zunächſt Euern Vater, da Ihr und Euer Vater nicht Eine Wirthſchaft habt!“

„Und in dem Proceſſe könnte ich ſelbſt alſo nicht zum Schwur kommen, ſondern mein Vater müßte ſchwören?“

„Euer Vater.“

„Nun gut“, lächelte Rieſchke, „da leugne ich hier Alles!“

„Bedenkt, Rieſchke, daß Euer Vetter ein ganz armer Mann iſt! Bedenkt, daß Ihr ſogar auf dieſe Weiſe Euerm alten Vater noch Proceßkoſten verurſacht! Gleicht die Sache aus, compenſirt, ſo iſt es Chriſtenpflicht!“

„Ach, was geht mich das an! Recht muß Recht ſein! Mag Käſtner meinen Vater verklagen, das iſt Sache für ſich! Mag der ſchwören oder nicht, das iſt mir einerlei!“

Alles Zureden half nichts. Vetter Käſtner mußte verurtheilt, ſpäter auch ausgepfändet werden. Zwar klagte Käſtner ſodann gegen Rieſchke's Vater, allein ehe er hier etwas erhielt, ſtarb der alte Schuldner. Als Rieſchke für ſeinen Erblaſſer endlich zahlen mußte, war der ganz arme Vetter mit ſeiner Wirthſchaft zugrunde gegangen. Es half ihm nichts mehr.

Während der eben beſchriebenen Scene protokollirte der Actuar einen kleinen Criminalfall. „Guter Freund“, ſagte er zu einem andern Angeſchuldigten, „daß Ihr das Korn geſtohlen habt, unterliegt den Zeugenausſagen zufolge gar keinem Zweifel! Euer Leugnen hilft nichts! Geſteht die Sache zu, verlängert nicht Eure Unterſuchungshaft! Euer Leugnen iſt Euer eigener Schade!“

„Ja, daß ich die zehn Garben vom Felde weggenommen und auf einen Wagen geladen, der am Felde ſtand, iſt wahr, aber — ich bin es doch nicht geweſen!“

„Schwatzt keinen Unſinn, Knoth! Ihr werdet mich böſe machen!“

„Gott bewahre mich, Herr Actuar! Ei Gott bewahre mich! Aber — ich habe es doch nicht genommen! Sehen Sie — nun, Sie kennen ja die Stelle, wo es war! Ein alter Kirschbaum steht am Rain. Waren Sie nicht bei der Verainung vorm Jahre?“ Der schlaue Fuchs suchte und suchte während dieser Rede in seinem Kopfe eine Ausflucht. Auf ein barsches „Gehört nicht hierher! Knoth, ich kenne Euch! Macht ein Ende oder“ — platzte Dieser heraus: „Ich will es nur sagen! Ja — Herr Actuar, waren Sie am Sonntage in der Kirche? Sie sind gewiß ein recht frommer Mann! Nun sehen Sie, ich auch! Und da predigte doch neulich der Herr Pfarrer so fürchterlich gegen uns verstockte Sünder, aber er meinte Alle, die in der Kirche waren, nicht blos uns Bauern!“ Der Actuar winkte jetzt dem Gerichtsdiener. Knoth verstand das und fuhr schnell fort: „Und sehen Sie, da sagte uns der Herr Pfarrer Seidel doch, der Teufel sei wirklich vorhanden und gehe leibhaftig unter den Menschen umher! Ich glaubte das nicht. An der Mittwoch aber, wie ich eben gestohlen habe oder vielmehr haben soll, stand ich unter dem alten Kirschbaume. Da kam ein Mann mit einem Wagen gefahren. Das ist der Wagen, wo ich das Korn darauf gethan habe — und der Mann sagte: »Knoth, lege mir doch einmal zehn Garben Korn vom Felde da auf den Wagen!«“

„Wer war der Mann?“

„Ja, sehen Sie, das ist es eben — man glaubt es nicht! Aber Sie hätten ihn nur sehen sollen! Wahrhaftig, der war schrecklich anzusehen! Das war ganz gewiß der — Teufel selber!“ Knoth zitterte hierbei oder that vielmehr so. „Also habe nicht ich —“

„Gerichtsdiener, führen Sie einmal diesen unverschämten Lügner auf drei Wochen bei; dann, den 24. des Monats, bringen Sie mir ihn wieder bandenfrei früh 9 Uhr an Gerichtsstelle!“ Knoth fällt dem Actuar zu Füßen: „Ach, ich will Alles gestehen, Alles! Es war Müller, der Bier-Müller, welcher im Wagen saß und mich das Korn aufladen hieß“ —

„Gerichtsdiener —“

„Mein Wagen war es, mein Wagen — ich saß darauf, ich, Herr Actuar! Ich hatte so große Noth zu Hause, kein Brot“ — „Gut, Knoth, Ihr werdet nun Euer Urtel erhalten!“

Ja, so geht es! Ein alter Gerichtsverwalter weiß am besten, wie verderblich die jetzt auf den Kanzeln prunkende Teufelsanbetung für das Landvolk ist! Man ruft allerdings einen wirklichen Teufel herbei durch diesen Glauben: die bequeme Entschuldigung für allerlei Missethaten!

Der Verkehr eines Richters mit den Landleuten hat übrigens natürlicherweise auch seine annehmlichen Seiten. Wo ist jetzt noch Naivetät der Lebensanschauung und Einfachheit der Sitten zu finden? Auf dem stillen Dorfe? Die „Ortsrichter“, anderswo Dorfschulzen genannt, sind allerdings eine prächtige Gattung von Menschen. Man wählt sie aus den Angesehensten einer Ortschaft. Der eine Dorfrichter des Gebiets, auf dem sich der Erzähler bewegte, war ein Mann von 75 Jahren, mit weißem Haar, doch noch kräftigem blühenden Antlitz und mit ein paar Arbeitshänden, um die ihn jeder Lastträger in der Stadt hätte beneiden können. Der Mann war wohlhabend, sein Gut war mindestens 10,000 Thaler werth, aber doch konnte man bei öftern in seiner Behausung abzuhaltenden Gerichtssitzungen nur die höchste Einfachheit bemerken. Da standen noch die alten hölzernen Schemel und Bänke der Urgroßväter. Keine Spur des halb städtischen Anstrichs, den die „guten Stuben“ der Dorfschenkwirthinnen in der Nähe größerer Städte darbieten. Im Gegentheil, Alles sah etwas räucherig aus. Und das kam daher, weil der alte Richter Hattesek Ich noch nicht an die neue Sitte zu gewöhnen vermochte, des Abends eine Oellampe zu brennen. Nach gethaner Arbeit ein Familienschwatzen abzuthun und dann ein Gesangbuchlied oder eine Stelle aus der großgedruckten Bibel zu lesen, dazu war der althergekommliche Kienspan gut genug! Er hing am Tage als kleiner Wagebalken mitten in der Stube an einem Seile von der Decke herunter, war etwa drei Ellen lang und wurde sodann an einer Seite angezündet, die große Stube zu erleuchten. Rings dabei verrichteten die Frauen ganz vortrefflich ihre häusliche Arbeit. Der Kronleuchter war billig und gut. Oft erschien man nach abgehaltenem Gerichtstage des Abends bei ihm, Berathung zu pflegen. Die Frau, welche zehn lebendige Kinder geboren und später in die weite Welt hinausgesendet und verheirathet hatte, setzte einen Krug Bier, Butter, Brot und Kuh- oder Ziegenkäse auf den Tisch, gab aber ebenfalls zuweilen ein kluges Wort zur Unterhaltung. Schreiber Dieses nahm gewöhnlich zwei Gerichtsschöppen noch mit zum Richter, damit die Bauern nicht glauben sollten, es sollten geheime Polizeibesprechungen vorgenommen werden. Diese taugen in der Welt nichts. Die Polizeigewalt baut sich jetzt große Paläste, sollte aber überall

mit eisernen Schranken eingepfercht werden. Wo sie anfängt, auf die Nachbarin Justiz hinüberzuschielen, da ist es aus mit der Gerechtigkeit im Lande! Polizeimänner sind von Haus aus (aber nichts für ungut!) Tyrannen, vermuthen in jedem Menschen das Böse und untergraben den Credit des Guten.

Also davon war zwischen dem alten Dorfrichter Halteseſt und seinem Gerichtsdirector nicht die Rede. Man sprach von den Gemeindestreitigkeiten des Dorfs, von wenigen verstockten Sündern und deren Bekehrung, namentlich bereitete man den nächsten Gerichtstag in der Weise vor, daß dem Richter Halteseſt aufgegeben wurde, alle Personen zusammenholen zu lassen, die zu Erbauseinandersetzungen, Dismembrationen u. s. w. nöthig waren, damit nicht pünktlich Erscheinende unter der launischen Abwesenheit Mitgeladener zu leiden hätten; ingleichen unterrichtete man den alten Halteseſt, so weit pflichtthunlich, von dem Stande schwebender Untersuchungen, damit er unterdeß den auf Handgelöbniß entlassenen Inculpaten in Güte zum künftigen Geständniß vorbereiten, auch Mittel zu einem Indicienbeweise der Schuld oder Unschuld herbeischaffen konnte. Reich an materiellen und psychologischen Erfahrungen ist der alte Bauer, arm steht ihm ein Richter der Neuzeit gegenüber, dem das häusliche Leben der Gerichtsuntergebenen, d. i. der Quell der Tugend und des Lasters, fremd bleibt. So kam der nächste Gerichtstag gut vorbereitet heran. Da ging Alles wie am Schnürchen, da war kein theures Haupt zu vermissen, d. h. kein solches, welches durch Nichterscheinen viele Kosten verursacht haben würde. „Halteseſt, das ist ja aber eine Unmündige."

„Herr Gerichtsdirector, hier steht der Vormund, ich habe ihn Ihrer frühern Weisung gemäß mit herbeiziehen lassen."

„Halteseſt, ich sehe ja nur drei Erben? Wo ist denn Karl Gottlieb Schütze, der älteste Sohn?"

„Ach, der ist in die Welt hinaus; der ist verschollen; da ist der Vatersbruder von ihm, machen Sie den zum Abwesenheitsvormund, ich bürge für seine Rechtlichkeit."

„Halteseſt, Ihr kennt den Streit, den wir nun verhandeln wollen. Habt Ihr denn keine Vereinigung zwischen Klägern und Beklagtem herbeiführen können?"

„O ja, Noth hat's aber gemacht! Das muß ich sagen, kein Klotz hat mir in meiner Jugend soviel Mühe beim Spalten gemacht wie Kotte, der Beklagte! Endlich sah er sein Unrecht ein. Er will drei Viertheil der Schuld zahlen. Ein Viertheil gedenkt Kläger ihm zu erlassen."

„Einverstanden, Ihr Leute?" „Ja!" „Gut, weiter!" „Apropos, Herr Actuar, haben Sie jetzt Schulzen vor?" „Ja. Er ist heute aber vernünftig, er räumt Alles ruhig ein." Der alte Halteseſt schmunzelte auf der Ecke der Gerichtsbank und der Gerichtsdirector nickte seinem Dorfrichter zu. „Das ist brav, Schulze; wer Unrecht thut, muß wenigstens beichten, damit er Absolution empfangen kann." „Herr Gerichtsdirector", sagte Halteseſt leise, „das ist ein Mordkerl, der hat Haare auf den Zähnen, ich habe ihm viel vom lieben Gott erzählen müssen und von dem Gefängnisse, ehe er mir zu beichten versprach." „Glaub's, alter Freund — heute Abend von einem noch Schlimmern!"

Die Rechtsstreitigkeiten der Landleute immer zu gedeihlichem Ende zu führen, das war nicht allemal eine leichte Sache, lieber Leser. Indessen hat in Civilrechtsstreitigkeiten das gute alte deutsche Proceßrecht dafür gesorgt, daß immer ein gesetzliches Ende herauskommt, wenn nur die — Formalien des Streites in Ordnung sind. Der Richter hat in der Sache nichts weiter zu thun, als die Anträge der Parteien abzuwarten. Daraus stammt die Erfahrung: Der Pfiffige behält Recht und der Dumme verliert. Der Richter darf keinem armen Schlucker auf die Beine helfen.

Oft konnte man freilich, wie wir schon gesehen haben, etwas Ersprießliches in den Güte- und Rechtsterminen thun. Man kannte seine Leute, ahnte alle Schliche und Pfiffe, da ließ sich etwas vorbeugen; jetzt, wo Alles hinter den großen grünen Tischen der königlichen Gerichte abgehandelt wird und wo man die Parteien nicht kennt, da wird die Form über die Materie noch mehr siegen, als das bei uns gemüthlichen Leuten auf dem Lande der Fall war. Jetzt müßte man neue Gegenmittel anwenden; als da wäre ein mündliches Verfahren im Civilproceß und dergleichen — doch still, ein alter pensionirter, wollte ich sagen ohne Pfennig beseitigter Gerichtsdirector raisonnirt nicht mehr.

Also mit den Civilsachen ging es immer noch. Aber mit den Criminalsachen hatte es manchmal seinen Haken! Man suchte zwar, wie wir gesehen haben, durch den alten treuen Halteseſt die Leutchen gebührend vor dem Gerichtstage zu bearbeiten, aber das half nicht jedesmal. Schon die kleinen Polizeisachen machten oft Noth. Ein großer Spitzbube gesteht freundlich zuweilen kleine Nebenunthaten ein, aber ein kleiner Missethäter, ein respectabler Mann, sucht gern jedes Unthätchen zu verwischen.

Wir wollen für diese Erfahrung einige Beispiele erzählen, zunächst vom Häusler Clauß, nicht

von dem Vier-Claus, sondern von seinem Vetter, dem „Vetter Claus".

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Betrachtungen über die instinctartigen Handlungen der Menschen und der Thiere.

Von Medicinalrath Dr Clemens in Frankfurt am Main.

II.

In den untersten Classen der Thiere kann man das Thier den unbedingten Sklaven seiner Instincte nennen. Bei den Würmern, Mollusken und Pflanzenthieren hat sich die ganz homogene Masse des Körpers noch nicht vollständig vom Allleben der Natur losgerissen und wird noch von demselben gleichmäßig durchdrungen und beherrscht. Der Instinct vermindert sich in dem Maße, als die Thiere selbst einen gewissen Grad geistiger Ausbildung erhalten. So bei den Hausthieren, auf welche die Cultur, ich möchte sagen die sensible Nervenatmosphäre der Menschen — die ich mir nicht abstreiten lasse — gleichsam veredelnd einwirkt, wie denn der Hund, erschreckt von dem zornigen Blick seines Herrn, wiewol von Hunger geplagt, seine Beute fahren läßt. Der Mensch vollends entfernt sich von jenem festen, sichern, aber einförmigen Gang des Lebens, den der Instinct vorschreibt, je mehr sich Verstand und Willenskraft und Selbständigkeit bei ihm entwickeln. Indessen würde man unrecht thun, wollte man den Instinct als ausschließendes Attribut der Thierpsyche ansehen. Auch in der menschlichen Natur läßt sich seine Stimme, wiewol nur in leisern Tönen, vernehmen. Jean Paul hat Recht, wenn er sagt: „Alles Ich fängt mit dem Instinct an." Es wurzelt dieser mächtige Trieb wol zunächst im Gemein- oder Selbstgefühl. Jedes Wesen sucht das ihm verliehene Leben zu verlängern, den Schmerz zu fliehen und ihn, ist er vorhanden, wenigstens erträglicher zu machen. Er ist der Ausdruck des Selbsterhaltungstriebes, der Wächter der Gesundheit in der gesammten lebenden Natur. Cabanis hat den treffenden Ausdruck dafür gefunden; er nennt ihn den ersten der Aerzte. Solange das Leben des Individuums nirgends von Gefahren bedroht ist, solange es nach den Gesetzen der Harmonie mit der Außenwelt wie in dem Organismus selbst besteht, solange schlummert auch der Instinct und wird sich wenig oder gar nicht offenbaren. Treten aber Fälle ein, wo diese individuelle Zweckmäßigkeit des Organismus bedroht wird, so werden wir auch dem Instinct in bestimmtern Formen nachspüren. Erderschütterungen, Gewitter, bedeutende Veränderungen in der Atmosphäre verkünden sich in krankhaften Organismen wie in verletzten Gliedern. Unwillkürlich werden wir dann durch ihn von den heilsamen oder schädlichen Beziehungen der Außenwelt zu unserer Individualität unterrichtet, vor deren Nachtheilen gewarnt und, ist bereits eine Störung eingetreten, zu ihrer Beseitigung angetrieben. Daher darf man ihn bei der Ausübung der Arzneikunst nicht aus den Augen verlieren. Nicht selten dient er als Führer und Leiter und gibt dem erkrankten Menschen häufig das unwillkürlich heilende Mittel an.

Auf der untersten Stufe der Bildung, im Naturzustande des von allen Seiten bedrohten Wilden, erscheint der Instinct als erster Ausdruck des Selbsterhaltungstriebs und mit ihm die erste Spur einer Gewerbthätigkeit. Zur Abwehrung von Gefahren, zur Linderung der Noth des Lebens, zur Befriedigung der ersten und nothwendigsten Bedürfnisse verfährt der Mensch instinctartig. Auf dieser untersten Stufe steht der Mensch der Erde wie den übrigen Naturwesen noch näher und hat darum an jener Naturgabe noch einen größern, ihm zugemessenen Antheil. Jeder Einzelne unter den Wilden repräsentirt in seinen Leistungen die Gewerbthätigkeit seines ganzen Stamms, um sich vor den drohenden Gefahren der entfesselten Naturkräfte erst zu schützen, dann das so gesicherte Leben ferner unverletzt zu erhalten. Nur auf die Befriedigung der nächsten Bedürfnisse angewiesen, bleibt er von Geister- und Gemüthskrankheiten verschont, den traurigen Mitgaben einer höhern Cultur. Bald sieht er indessen, daß seine Kräfte allein nicht ausreichen. Der Trieb zur Geselligkeit erwacht in ihm, umsomehr, als er diese unter allen Thieren, die ihn zunächst umgeben, bemerkt.

In welchen von der Natur verwahrlosten Ländern man auch Menschen entdeckte, immer fand man sie in Gesellschaft. Armer Rousseau, der du behaupten konntest, das Bedürfniß der Gesellschaft habe den Menschen verdorben!

Viele Heilmittel erlernte der Mensch in jenem rohen Naturzustande von den Thieren, bei denen die Stimme der Instincte in Krankheiten sich um so lauter vernehmen läßt. Nach Aristoteles und Plinius lernte man die Heilkraft des Diptam vom Hirsch, das Schröpfen von der Bärin, von der Ziege das Oeffnen der Geschwüre, vom Ibis die Erfindung des Klystiers, von dem Meerpferde das Aderlassen. Selbst in den neuesten Zeiten

ließen ſich die Ingenieure der Vereinigten Staaten vom Inſtinct der Biſonochſen in Anlegung von Verbindungsſtraßen leiten, z. B. bei der Straße von Cumberland nach Kentucky. Dieſe Thiere entdecken aufs genaueſte in den Gebirgen die ſicherſten Uebergänge, und die Wege, die ſie in den Wildniſſen angebahnt, ſind feſt und eben wie in einem bevölkerten, cultivirten Lande.

Wir ſehen die Thiere in Krankheiten inſtinctmäßig gewiſſe Kräuter aufſuchen, die ſie im geſunden Zuſtande verſchmähen. So ſuchte einſt Melampus bei einer Krankheit den Helleborus und ward geheilt. Es iſt eine allgemeinbekannte Erfahrung, daß Kranke oft von einem unwiderſtehlichen Drange zum Genuß irgendeiner Speiſe befallen und durch denſelben bisweilen von den ſchwierigſten und langwierigſten Uebeln befreit werden. So verlangen in hitzigen Krankheiten die Kranken palliative Erleichterungsmittel mehr diätetiſcher als arzneilicher Natur. Im Faulfieber finden wir einen ausgeſprochenen Hang zu ſauern Getränken. Mancher Kranke auf dem Lande, von aller ärztlichen Hülfe entfernt, ward oft durch den reichlichen Genuß von Sauerkrautbrühe, wie ſie aus der Küche kam, vom Nervenfieber geheilt. Faſt in allen hitzigen Fiebern empfinden die Kranken ein großes Verlangen nach kaltem Waſſer. Selbſt ſolche, die früher nicht daran gewöhnt waren oder gar Abneigung dagegen äußerten, ſehnen ſich danach. Der im hitzigen Fieber daniederliegende Benvenuto Cellini rettete ſich gegen den Rath ſeiner Aerzte, die ihm nur heißes Getränk geſtattet hatten, dadurch, daß er hinter ihren Rücken eine Kufe kalten Waſſers austrank, ruhiger wurde, in Schweiß und Schlaf gerieth und geheilt erwachte. Aehnliche Heilungen durch kaltes Waſſer berichtet Profeſſor Dr. Vogel von ſeiner Mutter und ſeinem Vater. Nervenfieberkranke entſprangen mitten im Winter ihren Wärtern, wälzten ſich im Schnee und genaßen. Auffallend iſt die Begier der Cholerakranken nach kaltem Getränk, Eis und Eiswaſſer, während ſie die heißen Getränke nur mit Widerwillen nehmen. Wie oft und wohlthätig in langwierigen kalten Fiebern, die allen Arzneien trotzen, ſich der Inſtinct bewährt, iſt allgemein bekannt. Es erwacht ein unbezwingliches Gelüſt nach irgendeiner Speiſe, an der ſich die Kranken das Fieber, wie man zu ſagen pflegt, abeſſen. Die Römer tranken bei den in ihrem Lande endemiſchen Krankheiten mit wahrer Wolluſt friſches Waſſer. Keine Mittel ſind allgemeiner und werden ſelbſt bei den uncultivirteſten Völkern inſtinctartig gegen gichtiſche und rheumatiſche Beſchwerden gebraucht als die ſchweißtreibenden. Säure in den erſten Wegen bringt oft einen unwiderſtehlichen Trieb nach ſäuretilgenden Mitteln, Gyps, Kalk, Eierſchalen, Magneſia hervor. Bei allen Formen der Waſſeranhäufungen, beſonders aber bei der Bauchwaſſerſucht iſt bekanntlich die geſunkene Verdauung eine höchſt unangenehme Complication. Bittere Mittel werden hier nicht gut vertragen, geiſtige regen mehr als wünſchenswerth auf. Hier gibt es Fälle, wo der Kranke, durch eine Art Inſtinct geleitet, oft etwas ganz Beſonderes zum Genuſſe wünſcht, wodurch die Thätigkeit der Verdauungsorgane von neuem geweckt und eine wohlthätige Stimmung erreicht wird. Sardellen, Heringsſalat, Auſtern, Caviar, Eis, Früchte aller Art, theils erfriſchende, theils reizende werden oft mit beſonderer Begierde verlangt. Man gehorche dieſem Rufe der eigenen Naturthätigkeit und man wird ſtets Nutzen davon ſehen.

Im heißen Sommer und in heißen Klimaten verliert ſich die Luſt an Fleiſchſpeiſen, wie ſie dagegen in kalten Wintern und nördlichen Gegenden inſtinctartig anregt. In Péron's „Mémoire sur la dyssenterie des pays chauds" wird das im Orient gewöhnliche Betelkauen als ein inſtinctmäßiges Verfahren betrachtet, die Eingeweide zu ſtärken, weil die darin enthaltene Arekanuß die ſtärkſte adſtringirende Kraft gegen den ſchwächenden Einfluß des tropiſchen Klimas auf die Verdauungswerkzeuge beſitzt. Eine höchſt merkwürdige Erſcheinung iſt in den Tropenländern, daß dort die Menſchen eine wunderbare, faſt unwiderſtehliche Begierde haben, Erde zu verſchlingen, und zwar nicht etwa Kalkerde, um Säure im Magen zu neutraliſiren, ſondern fetten, ſtarkriechenden Letten. Wie oft ſind nicht Kranke von den allergefährlichſten Leiden ohne alle mediciniſche Hülfe geneſen, indem ſie blos ihren Inſtincten folgten und ſich aller der Speiſen und Getränke enthielten, die ſie aus einem innern Triebe verabſcheuten und dagegen nur ſolche zu ſich nahmen, nach denen ſie ein unbezwingliches Verlangen trugen. Eine meiner Kranken, die an entzündlicher Geſchwulſt der Leber litt und gegen alle Arzneien eine entſchiedene Abneigung bewies, äußerte auf einmal eine unbezwingliche Begierde nach rohem Sauerkraut. Auf meine Erlaubniß aß ſie eine ſtarke Schüſſel davon und trank unmittelbar viel kaltes Waſſer darauf. Es entſtand eine heilſame Kriſe und die Kranke beſſerte ſich von dieſer Zeit

an. Eine Dame lag an einer Trommelſucht höchſt gefährlich krank. Alle Mittel waren vergeblich angewendet und die Kranke von den Aerzten aufgegeben worden. In dieſem troſtloſen Zuſtande äußerte ſie endlich ein ungemeſſenes Verlangen, Tabak zu rauchen. Man gehorchte dieſer Stimme der Natur und die Kranke ward gerettet.

Nicht allein auf den Kranken ſelbſt, auch auf ſeine nächſte Umgebung hat der Arzt ein aufmerkſames Auge zu richten. Viele Fehler in Pflege und Wartung der Kranken würden vermieden werden, wollte man mehr auf deſſen Sympathie und Antipathie achten. Bei acuten Kranken ſind hyſteriſche Frauen, die alle Viertelſtunden den Kranken nach ſeinem Befinden fragen und von zärtlicher Sorgfalt gleichſam überfließen, die allerſchlimmſten Wärterinnen. Ihr Inſtinct ſehnt ſich nach indifferentern Perſonen, die ihnen pünktlich die Arzneien reichen, die Kiſſen zurechtlegen und ſie dann ruhig laſſen. Noch wichtiger iſt die lebende Umgebung bei Nervenkrankheiten, welche in einer geſteigerten Senſibilität ihren Grund haben, namentlich beim weiblichen Geſchlecht. Hier ſpricht ſich der innere Inſtinct in Sympathie und Antipathie ſo unverkennbar aus, daß der Arzt nach manchen derartigen Convenienzbeſuchen auf Beſſerung oder Verſchlimmerung bei ſeinen Kranken oft mit mathematiſcher Gewißheit rechnen kann. Was bleibt ihm Anderes übrig, als die Einen zuzulaſſen, die Andern ſoviel als möglich zu beſchränken. Auf ältere Perſonen wirkt der Beſuch von jüngern wohlthätig. Großältern ſehnen ſich inſtinctartig nach den Beſuchen ihrer Enkel, die ſie nicht ſelten denen ihrer eigenen Kinder vorziehen, wie denn trotz der Verſchiedenheit zwiſchen Kind und Greis gar manche Analogieen zwiſchen ihnen beſtehen. Wird doch der Greis zum Kinde und hätte der Dichter Unrecht, wenn er ſagt:

> Das Alter macht nicht kindiſch, wie man ſpricht,
> Es findet uns nur noch als wahre Kinder.

Gleich dieſen inſtinctartigen Gefühlen und Trieben ſehen wir in manchen Krankheiten deutliche inſtinctartige körperliche Bewegungen entſtehen, beſtimmt, irgendeine Verrichtung des Organismus zu unterſtützen, irgendein Leiden des Körpers zu lindern. Die Dehnung und der Druck, den die Zuſammenziehung und Ausdehnung der Muskelfaſern auf entzündete ſeröſe Membranen ausübt, muß nothwendig den Schmerz verſtärken. Hieraus erhellt, warum ſich die Kranken inſtinctmäßig hüten, ſolche Muskeln in Thätigkeit zu ſetzen, die in der Nähe kranker Organe liegen. So wird bei ſchmerzhaften Formen der Bauchfellentzündung beobachtet, daß das Athmen ohne Mitwirkung des Zwerchfells vollzogen wird, um die entzündete Membran nicht zu preſſen. Umgekehrt zieht der an Kolik Leidende ſich krümmend den Unterleib zuſammen und drückt die flachen Hände gegen die Bauchwandungen. Bei ſtarkem nervöſen Kopfſchmerz fahren wir mit der flachen Hand beſänftigend über die Stirn, drücken mit den Händen gegen die Schläfe oder gegen Stirn und Hinterhaupt. Sind wir im Begriff, eine bedeutende Anſtrengung zu machen, ſo heben wir die Rippen, indem wir, tief Athem holend, die Bruſt ausdehnen. Horcht der Menſch auf entfernte, undeutliche Töne, ſo öffnet er inſtinctmäßig den Mund und erweitert dadurch, und zwar zunächſt durch Herabziehen der Weichtheile, den äußern Gehörgang, wodurch den Tönen ein freier Zutritt zum Trommelfell geſtattet wird. — Hinderniſſe im Kreislaufe des Blutes durch die Lungen werden durch tiefes Einathmen, durch Seufzen und Gähnen unwillkürlich und inſtinctartig beſeitigt. Fremde Körper in den Luftwegen werden ebenſo unwillkürlich durch ſchnelles Huſten ausgeſtoßen. — In einer verdorbenen Atmoſphäre halten wir ſogleich den Athem an. Bei der Bruſtbräune, beim Aſthma ſucht der Kranke eine erhöhte Lage für die Bruſt, erweitert inſtinctartig ſeinen Bruſtkaſten, indem er die Hände feſt an einen fremden Körper ſtemmt, Bruſt und Haupt nach hinten wirft und auf dieſe Weiſe tiefer athmet. Oder er drückt, ſeine Qual zu lindern, ſich feſt mit der Bruſt an einen harten Körper an.

Es iſt zu verwundern, daß ein ſo aufmerkſamer Beobachter wie Gall den Sitz der Inſtincte in das Gehirn verlegte. Wir haben oben geſehen, daß er in ſeiner ausgedehnteſten Macht bei dem kleinſten, unvollkommenſten und vergänglichſten Thiere herrſcht. Bei den Inſekten trifft man der Länge ihres Körpers nach nur liegende Nervenknoten an, die nach beiden Seiten Fäden entſenden. Dennoch zeigen ſie, wie hirnloſe Thiere überhaupt, den größten Inſtinct. Serres ſetzt ihn ins fünfte Nervenpaar; eine Meinung, welcher wie der Gall's dieſelben Einwürfe entgegenſtehen. Sein Sitz iſt vielmehr im ſympathiſchen Nerven, im Ganglienſyſtem. Daher tritt der Inſtinct ſo mächtig im Somnambulismus hervor, wo das Ganglienſyſtem für das Gehirn vicariirt. Dieſelbe Akademie der Wiſſenſchaften, die 1784 den Magnetismus wie Mesmer mit dem Anathem belegte, mußte am 12. Februar 1826 ihren frühern Aus-

ſpruch widerrufen und eingeſtehen, daß im magnetiſchen Schlafe ein Vorausſehen auf beſtimmte Zeitpunkte, beſonders auf Geſundheitsverhältniſſe, anzuerkennen ſei. Daher ſpricht ſeine Stimme oft ſchon vernehmlich im Traume des gewöhnlichen Schlafs und im Wachen in ſo manchen Zuſtänden des geiſtigen Lebens, die man wache Träume nennt, weil hier die Phantaſie wie im Traume geſchäftig bildet.

Auch in dem Menſchen ſchlummert eine prophetiſche Stimme. Es liegt unendlich viel Wahres in dem Ausſpruche: „Was man in der Jugend wunſcht, hat man im Alter die Fülle.“ Alle unſere Ahnungen, Neigungen und Wünſche entſpringen zunächſt in uns und zwar aus den Organen, welche die Natur vorzugsweiſe und mit liebender Hand in uns ausgebildet hat. Wir ahnen, was uns gemäß iſt; wir errathen, was wir einſt werden können. Ein eigenthümlicher, großen Geiſtern eingeborener Inſtinct iſt es, der ſie bei großen Unternehmungen richtig leitet — ein gewiſſer magnetiſcher Zuſammenhang der innern Organiſation des Menſchen mit der Natur der Erde. Dieſes Gefühl iſt es, das ſo großen Muth und Vertrauen verleiht. Dieſer Inſtinct gibt auch dem Innern des Dichters die Welt durch Anticipation, ehe er ſie noch kennt. Es iſt jene prophetiſche Gabe, die ihn zum Vates der Alten ſtempelte. Unbekannt mit der großen Welt und dem Abgrunde der Leidenſchaften, beinahe ein Kind noch an Verſtand, ſchuf Mozart ſchon ſeine Meiſterwerke. Goethe wußte ſchon als Kind, was in ihm ſchlummerte, als er ſeiner Mutter, die ihn wegen ſeiner geraden Haltung lobte, die Antwort gab: „Wenn ich groß bin, werde ich mich durch ganz andere Dinge auszeichnen!“ Auch den bildenden Künſtler beſeelt eine Art von höherm geiſtigen Inſtinct, die ſeinem Innern entſprungenen Ideen auf eine gefällige und bedeutende Weiſe in ſchönen, der Natur nachgebildeten Formen auszudrücken. Alle ausgezeichneten Naturen, beſtimmt, eine Rolle in der Geſchichte der Menſchheit zu ſpielen, tragen das Gefühl ihres zukünftigen Waltens ſchon früh als eine dunkle Ahnung in ſich. Je klarer ſie es in ſich zur Anſchauung erheben, deſto unwiderſtehlicher bahnen ſie ſich einen Weg durch alle Hinderniſſe dieſes Erdenlebens. Was in dem Thiere nur nach ewigen, unabänderlichen Geſetzen des Weltalls wirkt, arbeitet ſich in dem Menſchen aus dem Abgrunde jener dunkeln Inſtincte zu bewußten Vorſtellungen empor. Doch begleitet dieſer bewußtloſe, aber an Gefühlen ſo reiche Hintergrund unſer bewußtes Seelenleben. Daher die unwillkürliche Ehrfurcht, welche die größten Männer aller Zeiten für jene inſtinctartige, ahnungsvolle Stimme in der eigenen Bruſt empfanden. Der nur iſt ein wahrer Prieſter der Natur, der im Allgemeinen das Beſondere, im Beſondern das Allgemeine aufzufinden weiß, ſodaß ſich das anſcheinend Entfernteſte ſeinem Geiſte als ein harmoniſches Ganzes darſtellt.

Aus den Erfahrungen eines Erziehers.

II. Trotz und Eigenſinn.

Nächſt der Neigung zur Unwahrheit und Trägheit machen wol Trotz und Eigenſinn in der Erziehung am meiſten zu ſchaffen. Schon in der erſten Kindheit, ja vom erſten Lebensjahre des Kindes an beginnt der Kampf mit ihnen, und es haben ſich wol ſchon manche Aeltern und Erzieher, nach Erſchöpfung aller Mittel, verzweifelnd gefragt: „Was iſt zu thun?“

Der Theolog zwar wie der Despot im Hauſe ſind bald mit der Entſcheidung bei der Hand: Der Eigenwille muß gebrochen werden! Das paßt zum Syſtem und ſchmeichelt der Macht, verräth aber wenig Kenntniß der menſchlichen Natur, wie denn überhaupt das theologiſche Syſtem ſeine Hauptſchwäche in dem mangelhaften Studium der Pſychologie endlich einmal erkennen ſollte.

Andere freuen ſich über den kleinen Trotzkopf und beeilen ſich, jeden ſeiner eigenſinnigen Wünſche zu befriedigen; eine Schwachheit, welche nicht etwa nur den Frauen, ſondern heutzutage ſogar allzu vielen weichherzigen Männercharakteren zum Vorwurf gemacht werden muß.

Der rationelle und beſonnene Erzieher aber, der nach den in der menſchlichen Seele liegenden Gründen forſcht und die hochgerühmte Mäßigung der Alten in ihrem unſchätzbaren Werthe erkennt, tritt weder mit dem theologiſchen Vorurtheil der erblichen Verderbniß des Menſchen und mit der daraus entſpringenden Starrheit an das Kind heran, noch mit der leichtſinnigen Gleichgültigkeit, wie ſie in reichen und vornehmen Häuſern noch oft genug zutage tritt. Pädagog und Pſycholog werden bei geſunder Lebensanſchauung darin vollkommen übereinſtimmen, daß nur das rechte Maß auch hier vor Verirrungen und Uebertreibungen ſchützt.

Denn doppelt gilt das Maßhalten in der Erziehung als eine erſte und beſte Lebensregel. Hier hat voreiliger Eifer ſchon halb ſein Ziel verloren

und die Erziehung eine Aehnlichkeit mit dem diplomatischen Verfahren, für welches Talleyrand als erste Regel gab: „Point de zèle!“ Bei Ruhe und Besonnenheit wird man gewiß nicht schwer erkennen, was am Kinde unverzeihlicher Eigensinn ist und was ein ganz verzeihliches Zeichen von Charakterstärke. Hiernach darf die Erziehung sich nicht starr zeigen wie jener allgemeine Satz von dem Brechen des Willens, aber auch nicht nachgiebig bis zur Schwäche, sondern sie muß elastisch sein, sonst erschafft sie erst Starrköpfe. Gebiete und verbiete nicht zu Vieles, sondern überwache soviel als möglich die nachtheiligen Ueberschreitungen! Das Kind kann und soll einen Willen haben und der Erzieher hat diesen nur zu lenken und zu beugen.

Die richtigere Erkenntniß des menschlichen Geistes wird daher vielmehr den Willen stählen und ihm Kraft zu geben suchen; denn wer diese nicht für das Gute hat, hat sie auch nicht gegen das Böse. Dies schließt aber nicht aus, daß dem Eigenwillen des Kindes auch dann und wann ernst und fest entgegengetreten werde; doch wird gewiß Der immer mehr erreichen und besser erziehen, der, wenn es irgend unbeschadet der Autorität des Gebotenen geschehen kann, die Gedanken des Kindes sofort auf einen andern Gegenstand lenkt und eine günstigere Stimmung zur Erweckung der Einsicht abwartet. Eigensinniges und trotziges Schreien und Toben lasse man im Winkel oder in einem besondern Zimmer austoben, ohne daß dies Zimmer gerade ein dunkles sein müsse, denn auch Furcht darf man nicht ohne Noth erregen. Hält man eine Strafe für nöthig, so ertheile man sie erst nach zurückgekehrter Besonnenheit des Kindes, und dafür bleiben die körperlichen und die Freiheitsstrafen noch die zweckmäßigsten. Wie wohlthätig wäre Karl XII. die Ruthe gewesen, als er bei der Weigerung seiner Großmutter, die Thür zu öffnen, solange mit dem Kopfe gegen diese rannte, bis er bewußtlos hinstürzte! Größern Kindern mag man immerhin die Folgen des Eigensinns und der Starrsinnigkeit in der Geschichte Karl's XII. und des Coriolan, der durchaus Consul werden wollte, vorhalten!

Die Erziehungskunde kann nur warnen. Verlange nicht zu viel vom Kinde, nichts seiner Natur Widerstrebendes! Verdamme nicht jeden Eigensinn, suche die Gedanken des Kindes lieber abzulenken und warte ab! Krankhaften, oft wiederkehrenden Eigensinn suche zunächst in Erforschung von körperlichen Uebeln zu bekämpfen! Reize das empfindliche Kind nicht unnöthig durch deine Despotie! Die Erwachsenen verlangen nur gar zu oft von Kindern Demüthigungen, welche man ihnen ersparen könnte.

(Ein dritter und letzter Artikel: Wahrheitsliebe und Lügenhaftigkeit, in nächster Nummer.)

Anregungen.

Die Männer von Ehedem.

Immer mehr stirbt sie aus „die alte Generation“. Ein gemeinsames Band umschließt immer mehr die Geister; Unterschiede, Sonderthümlichkeiten sterben aus.

Drei große Epochen liegen seit dem Beginn dieses Jahrhunderts hinter uns: die Epoche der Kunst, wo das ganze Leben der Nation sich um den Olymp von Weimar drängte; der kriegerischen Begeisterung, die selbst dem Knaben das Schwert in die Hand drückte; die Epoche der mit Hegel, Humboldt, Niebuhr wiederauferstandenen gelehrten Wissenschaften. Wir leben von den Brosamen, die von diesen Göttertischen gefallen. Mögen wir noch soviel neue Blumen für unsere Stirn zum Kranz winden, wir bleiben diesen „alten Herren“ — Epigonen.

Kennt ihr die weißen Köpfe und weißen Halsbinden, die noch das Wehen von Goethe's Schlafrock vernommen haben? Sie hüpfen über die Straßen, durch die Foyers der Theater, mit leichtem, heimlichem Schritt. Es sind meist feine, geistvolle, aristokratische Köpfe. Sie haben es zu einer gewissen Höhe im Staatsdienst gebracht, sie führen den Hofrathstitel und im Knopfloch, wie ehemals ein Veilchen, jetzt ein rothes oder blaues Ordensband. Großgeworden in den Tendenzen jener vorübergerauschten Epochen, mit Bettina am Busen des Olympiers, kennen sie jeden seiner Verse, ist Faust ihr drittes und Hegel ihr viertes Wort. Im innersten Heiligthum ihres Schrankes verbergen sie als kostbarste Reliquien einen Brief Rahel's, der sie zum Thee einlädt, die Feder, womit der große Philosoph die Kategorieen niedergeschrieben, in deren diamantenes Netz er das Universum wie ein Kartenhaus hineingebaut. Was sind ihnen unsere Kämpfe und Constitutionen! Versuche! Sie lächeln darüber so still, als säßen sie auf dem Throne des absoluten Geistes. Ihr Wesen trägt noch die Spuren der alten Galanterie aus unserm Rococo-Zeitalter, aus dem Dachstübchen der Jägerstraße in Berlin, wo Graf Zichy, Prinz Ferdinand und Genz zu Rahel's Füßen gesessen. In ihnen lebt das Streben nach geistvoller, witziger Unterhaltung, die Sehnsucht nach Salons, Soireen — Dinge, welche die große, revolutionäre Sündflut hinweggespült. Darum kommt

zuweilen die Wehmuth über sie, daß sie in dieser „entgötterten Welt“ nichts wären als Schemen mit breiten Uhrketten, Manschetten und einigen Reliquien. Dann rücken sie still zusammen, ihrer Zwei, ihrer Drei — und flüstern in Berlin: „Goethe, Hegel, Charlotte von Hagn!“ in Wien: „Schreyvogel, Wimbauer, Sophie Müller!“ in München: „Montgelas, Hirnheis, Nanette Schechner!“ in Stuttgart: „Autenrieth, Schwab, Seybelmann!“ in Frankfurt am Main: „Kirchner, Perin, die Lindner!“ in Hamburg: „Baron Voght, Sieveking und die Doctorin Reinhold!“

Nicht daß sie das Leben hassen und das Genießen, die „alten Herren“, o — sie wissen so gut wie ihr, und noch besser, wie Austern munden und wie Champagner schäumt, auch sie empfinden noch die Glut eines schönen Auges! Aber ihr Alle, ihr von heute, ihr seid rauh, barbarisch, ihr habt nur die Schale — sie aber haben den Kern, sind classische Priester der Schönheit und Goethe'scher Anekdoten und stehen am Strande der Zeit,

„Das Land der Griechen mit der Seele suchend“.

Zum Weihnachttisch.

Die langersehnten Tage sind gekommen, wo das Christkindlein seine Wanderungen durch Palast und Hütte antritt und die Tannenbäume mit vergoldeten Aepfeln und Nüssen behängt.

Auch andere Herrlichkeiten legt's auf den weißgedeckten Tisch, buntgekleidete Puppen, hölzerne Städte und die ganze dahingerauschte Kriegsgeschichte en miniature, Sinope und Sewastopols von Pappe, Russen und Franzosen von grün- und rothbemaltem Zinn.

Allein trotz Degen und Trommeln bleiben dem heranwachsenden Knaben Bücher das liebste Geschenk; er sucht am begierigsten und freudigsten Nahrung für seine Phantasie, anregende Bilder, die er wo möglich noch bunter und reicher sich gestalten kann.

Welch eine Welt von Abenteuern thut ihm da „Der Scalpjäger. Von Th. Gade“ (Leipzig, Spamer, 1856), auf! Im fernen Westen Amerikas, von Mexico hinauf zu dem Felsgebirge, ziehen durch die Prärieen noch unbezwungene Indianerstämme, in beständigen Kämpfen mit den spanischen und amerikanischen Ansiedlern. Dort wird die Stirnhaut jedes rothen Mannes noch mit Silbermünzen bezahlt und die Büchse, die nie fehlende, macht den Mann. Eine Reihe von Gefechten, Pfadfindungen, Todesgefahren, die seit Cooper jeden jugendlichen Kopf und Sinn beschäftigt, zieht wie ein bewegliches Cyclorama unterhaltend und belehrend vorüber.

„Die Wunder der Wasserwelt. Von H. Stahl“ (in gleichem Verlage), sind meist belehrenden Inhalts und zeichnen sich durch ihre klaren, lichtvollen Schilderungen aus, die allerliebste kleine geschmackvolle und naturgetreue Holzschnitte auch dem sinnlichen Auge des Lesers vorführen.

O von Horn, der dem Ruhme der Kinderschriftsteller Hoffmann und Nieritz nachzukommen sucht, will in fünf neuen Bändchen seiner „Erzählungen“ (Wiesbaden, Kreidel & Niedner, 1856) unterhalten und belehren. Bald gibt er Geschichten aus den indischen Meeren, dem Leben und Kämpfen der Holländer und Malayen auf den Sundainseln, bald erzählt er die Gefahren und wunderbaren Rettungen der Gemsjäger auf den Alpenkuppen oder gefällt sich darin, die Frömmigkeit und Christlichkeit Dorotheens von Hohenzollern, die 1625 als Herzogin von Brieg und Liegnitz starb, in sehr pietistisch süßlicher Weise zu schildern, diesem vielschreibenden und, da er den Dorfgeschichtton anschlug, ungeprüft mit der Mode hingehenden Schriftsteller fehlt Frische und Natürlichkeit der Anschauung.

Und die Kleinsten der Kleinen sollten leer ausgehen? Die lächelnden, lieblichen Engelsgesichter mit röthlich goldenen Locken und der unschuldsvollen weißen Stirn, die Mädchen, die wie herabgefallene Himmelsblumen leuchten, die fünf- bis zehnjährigen, die sollten umsonst das Christkindlein an unserm Tische erwarten?

Für sie liegt da „Gitchen in der Kinderstube“ (Stuttgart, Schmidt & Spring, 1856), mit den bunten Bildern, aschgrauen Mäusespringen und goldenen Bäumen.

Aber, ihr Herren Buchhändler, all eure Industrie und Speculation auf den Weihnachtsmann und die Bescherungsseligkeit der Aeltern können wir nicht anzeigen! Ihr schickt uns Stöße von Büchern zu! Wie können wir sie alle rühmen! Die Aeltern gehen in die Buchläden, sorgt, daß eure bunten Bücher da an rechter Stelle liegen, recht in die Augen fallen, von einem freundlichen Commis empfohlen werden, und mit euerm „Gaudo“ zur Ostermesse werdet ihr zufrieden sein!

„Kraft und Stoff.“

Eine Kraft ward dem Stoff von unbestreitbarer Wirkung:
Schwellend aus Rand und Band treibt er den Meßkatalog.

Dramatischer „Künstler“.

Künstler nenn' ich allein den empfindenden, denkenden Geist, der
Aus der Rolle heraus Selbst sich zu geben versteht.

Die Neu-Antike auf unserer Bühne.

„O ihr Götter des Hains!“ „Des Haines ewige Götter!“
„Ewige Götter des Hains!“ „Götter!“ „O Götter!“ .... Ach Gott!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 12.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Schneeflocken.

Weihnachtgedanken.

Jeder Jahreszeit hat die Natur ein Staatskleid gegeben, woran du sie gleich erkennst wie den König an seinem Hermelinmantel, den Ritter an Helm und Schwert.

Um das lockige Haar des jungen Frühlings wehen leichte, sanfte Westwinde und besäen mit Blüten, wie mit kleinen Silberstücken, die Straßen, die er wandelt — und die lichtglänzenden Glocken der Maiblumen läuten ihm Willkommen entgegen und Freude und Jauchzen in alle Herzen hinein. Der Sommer hat den goldenen Kranz seiner Aehren und sitzt auf dem Throne seiner dunkeln Gewitterwolken in Majestät wie ein alter König von Persien und Medien. Mit gelben und rothen Blättern spielt der Herbst; bunt ist er angezogen wie Triboulet, des Königs Franz I. lustiger Rath; viel Schwänke und Narrenstreiche hat er im Kopf, um den statt der Narrenkappe mit klingenden Schellen Weinblätter hängen, draus die blauen und röthlichen Trauben hervorgucken — und ernste Lehren und Weisheitssprüche im Herzen. Der Winter endlich geht daher gleichwie Odin, der Gott des Nordens, still und schweigsam, im Sturmschritt und um ihn flattert, wie um den Asenkönig der Regenmantel, der lange, unabsehbare Zug grauweißer Schneewolken.

Wie sie dahinjagen, sich zusammenballen zu Riesenstatuen von grauem, verwittertem Granitgestein, nun zerreißen und ihre Flocken wie erstarrte Thränen über die Landschaft streuen und an die Zweige der Bäume, die blattlosen, schmuckberaubten, wie ebenso viele Perlen und Demanten hängen! Schmerzensthränen sind es nicht, diese Flocken, Freude bringen sie dem kahlen Strauche, umhängen ihn zierlich mit ihrem silbergestickten Schleier; keine Braut trägt ihn besser, reichere Spitzen hat keine Königin! Freude bringen sie der Jugend, die jubelnd den ersten Schnee auf den Dächern mit Händeklatschen und Freudenrufen begrüßt. Vorsorglich breitet die Natur diese Decke aus, um kein neugieriges Auge in ihre Werkstatt dringen zu lassen, wo die schaffenden Kräfte, ihre Sklavinnen, an dem großen, buntfarbigen Teppich weben und wirken, mit dem sie im Lenz euch überraschen will. Darum nennt diese weiße Flockenhülle nicht ein Leichentuch! Ein Vorhang ist es vor der allerschönsten Decoration, die ihr noch je gesehen und sehen werdet.

Ihr steht am Fenster im wohlverwahrten, warmen Gemach und schaut behaglich und doch träumerisch in das Schneetreiben.

Gleichen die Flocken nicht genau euern eigenen Zielen und Gedanken? Gerade so verworren durcheinander, übereinander jagt das Geschick sie hin, der Drang der Verhältnisse. Sie glänzen, wenn sie aus eurer Seele emporfliegen, auch so weiß und unbefleckt, und ihr hofft, sie als silberne Sterne an dem Himmel eures Lebens aufzuhängen, bis der Sturm kommt und sie auf die Straße wirft, in den Staub hinein, gerade wie die armen Schneeflocken, die zu gräulichen, häßlichen Wasser-

lachen zuſammenrinnen. Andere ſind glücklicher, ſie fallen auf die Giebel und die ſpitzen Thürme der Kirchen und der Froſt nagelt ſie feſt. Das ſind die großen Ziele, nach denen ihr lange ſchaut, trachtet, ringt und rennt, Ruhm und Liebe, Macht und Reichthum, bis auch ſie zerſchmelzen an der Sonne der Wahrheit und als Nichtigkeiten zerrinnen.

Wenn ihr jetzt aber über die Gaſſen eilt und trotz des vorgehaltenen Mantels die Flocken euch eiſig kalt ins Geſicht ſchlagen, mahnen ſie euch an die Traulichkeit des Hauſes, daß dort der ſchönſte Frieden und das beſte Glück zu finden ſei, nicht im Getümmel ſich drängenden Ehrgeizes, im Tumult ſich bekämpfender, gegenſeitig vernichtender Beſtrebungen. Die Flocken haben mehr Einfluß auf den Charakter nordiſcher Völker, als ihr ihnen vielleicht zugeſtehen wollt. Sie zwingen uns bald willig, bald unwillig zum Sitzen, zum Sinnen und Träumen im engen Gemach, vor dem Kamin; ſie ſchließen uns ab von der Außenwelt und weiſen uns auf uns ſelbſt zurück, auf das eigene Herz, als der reichſten Quelle des Glücks. In jeder Flocke wohnt ein leiſer Ton, der Friede! ruft und Freude! Und wenn ſie im heftigſten Schneegeſtöber dem Uneingeweihten nur ein wildes Sturmconcert aufführen, merkt der Sinnige wol, daß ſie blos ſcheinbar böſe thun und ein wenig über die tollen Menſchenkinder ärgerlich ſind, die auf ihr gütiges Wort nicht gehört und nun wie mit Ruthenſtreichen in ihr Haus getrieben werden. Bleibt darum beizeiten daheim, für das Feſt der Freude und der Familie, für die heilige Weihnacht! Der Stern, der einſt über dem Stall in Bethlehem geſtanden, erſcheint uns nicht mehr mit ſeinem magiſchen Lichte, wir können nur am Tannenbaum viel hundert Kerzen ihm zu Ehren anzünden und den Engelsgeſang, das „Frieden auf Erden!“ — mit unſern Menſchenlippen nachſprechen.

Am Weihnachtabend holen wir die alten Erinnerungen aus dem Reliquienkaſten des Herzens hervor und koſen mit ihnen und lachen, während die Kinder, die nur eine Zukunft vor ſich ſehen und noch keinen Schatten hinter ſich, mit ihren Geſchenken jubelnd umhertanzen und nicht anders in der ſüßen Freude des Augenblicks glauben, als daß ſie ihr Leben lang auf ſtattlichem Roß unter Janitſcharenmuſik durch die erſtaunte Welt reiten werden wie Kaiſer Carolus der Große.

Ihnen erſcheinen die Schneeflocken als die ſilbernen Nägel zu dem großen Sarge, drin ihre Sorgen und die Schmerzen der Erwartung auf immer beſtattet ſind.

Darum ſeid mir gegrüßt, ihr Flocken, ihr Botinnen der Weihnachtzeit, Friedensſpenderinnen, Kranzwinderinnen zu Heil und Segen!

Karl Frenzel

Roſſini.

Nach Umgang und Geſprächen mit ihm.
Von Staatsrath A. L. von Grimm.

Im Jahre 1846 führte mich eine Reiſe durch Bologna und unvorhergeſehene Umſtände hielten mich gegen meinen Wunſch dort auf.

Ich benutzte dieſe Gelegenheit, mich bei Roſſini einführen zu laſſen, dem ich in früherer Zeit bisweilen in Paris in der Geſellſchaft begegnet war, ohne mich deshalb zu ſeinen Bekannten zählen zu können.

Die Baronin A. begleitete mich Abends zu dem berühmten Maeſtro, der mit ſeinen Falkenaugen mich gleich wiedererkannte.

„Ich bin hier doppelt gut aufgenommen“, ſagte ich, „nicht allein durch die Freundlichkeit, womit Sie ſich meiner erinnern, ſondern die ruſſiſch-warme Stube, die ſiedende Theemaſchine, der ſchöne geöffnete Erard verſetzen mich in meine ferne Heimat zurück. Seit ich Petersburg verlaſſen, habe ich gefroren, trotz meines Bärenpelzes, und ſtündlich an den Kaiſer Paul gedacht, der zu ſagen pflegte: »In Petersburg ſieht man die Kälte, in andern Ländern fühlt man ſie.«“

„Alte Bekannte muß man nie kalt aufnehmen“, erwiderte er lächelnd, „und ich wünſche, daß Sie heute ſich behaglich bei mir fühlen!“

Ich brachte das Geſpräch ſo bald als möglich auf Muſik, von der ich ſeit Jahr und Tag auf Reiſen im Orient wenig vernommen hatte. Es freute ihn, zu hören, daß der Fürſt Woronzow eine italieniſche Oper mit nach Tiflis genommen, daß ich den „Barbier“ am Schwarzen Meere in Odeſſa recht gut gehört, aber mit beſonderm Vergnügen erfuhr er, daß ſogar der Sultan Mahmud II. einzelnen Stücken Roſſini'ſcher Opern ſein Ohr geliehen. „Deutſche und italieniſche Muſik ſcheint beſtimmt zu ſein“, ſagte ich, „die Barbaren für Bildung und Geſittung allmälig zu gewinnen, und Mozart, Weber und Sie, großer Meiſter, beherrſchen die Ober- und Unterwelt bis über die Oceane hinüber, ſowie einſt drei Söhne des Saturn ſich in die Weltherrſchaft theilten!“

„Sehr gütig, daß Sie mich mit den genannten

Sternen auf eine Linie ſetzen! Ich fühle mich den Beiden in der That etwas verwandt; den Erſten ſehe ich mit Ehrfurcht an, wie einen Vater; den Zweiten wie einen Bruder oder Vetter."

„Zwei Monate nach Mozart's Tode geboren", erwiderte ich, „ſcheinen Sie der italieniſche Erbe jenes unvergleichlichen Geiſtes zu ſein, während Beethoven es in Deutſchland geworden. Jeder aber die Erbſchaft auf ſeine eigene Weiſe verwandt und ausgebeutet hat."

Seine Augen funkelten heller wie zuvor und um ſeinen Mund lief ein bedeutungsvolles Lächeln.

„Das war ein großes Genie, dieſer Beethoven!" ſprach er endlich. „Wenn ich in Deutſchland meinen Wohnſitz für immer aufgeſchlagen hätte, ſo würde ich desgleichen wol mehr in ſo deutſcher Weiſe componirt haben wie dieſer Symphonie-Schöpfer, aber in Italien mußte ich bei meinen erſten Verſuchen dem Zeit- und Nationalgeſchmack huldigen; und obgleich ich die deutſchen ältern Meiſter viel ſtudirte, Bach und Händel ſowie Haydn nicht ausgenommen, ſo konnte ich für meine Zwecke wenig von ihrer Tiefe und Fülle benutzen. Aber ich verehre dieſe Meiſter als die höchſten Vorbilder unſerer Kunſt."

Meine Hauptfrage war ſomit ſchon beantwortet; ich wollte ein offenes Geſtändniß Roſſini's über unſere deutſchen Kunſtfürſten hören und er war mit ſeinem Bekenntniß mir zuvorgekommen. Wie oft hatten unſere Kritiker in früherer Zeit an ſeinen neueſten und älteſten Schöpfungen nicht ein gutes Haar gelaſſen, hatten ihm alle Einſicht in die Grammatik, Rhetorik und Logik der Muſik vollkommen abgeſprochen und doch waren ſeine Werke in ganz Europa von dem glücklichſten Erfolge gekrönt, während manche deutſche Schöpfung bei allen gerühmten Vorzügen ſelbſt im Vaterlande nach einiger Zeit verſchwand oder im günſtigſten Falle die Grenzen Deutſchlands nie überſchritt. Mit gleichem Rechte konnte Roſſini den Stab über manchen deutſchen Meiſter brechen wie wir über ihn; und nun ſah ich, daß er von den großen Geiſtern mit der aufrichtigſten Bewunderung ſprach, ſelbſt die Talente zweiter Ordnung anerkannte, den ſogenannten Kleinmeiſtern freilich ganz fremd geblieben war. Ich hatte vorausgeſetzt, daß ihm der Sinn für ein Quartett von Haydn, eine Symphonie oder Sonate von Beethoven, ein Lied ohne Worte von Mendelsſohn vollkommen verſchloſſen ſei, aber er kannte, er bewunderte Alle, obgleich nicht jedes der genannten Werke nach allen Weltrichtungen ſo hingedrungen war wie ſein „Barbier", wie der „Freiſchütz", der „Don Juan", die „Zauberflöte".

Als ich die „Zauberflöte" nannte und meine ungemeſſene Bewunderung für die Ouverture nicht zurückhalten konnte, unterbrach er mich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit: „Spielen wir dieſelbe vierhändig, ſie liegt aufgeſchlagen hier auf dem Pulte des Czard!"

„Zu viel Ehre! Ich nehme ſie an, aber mit der Bedingung, daß Sie mir nicht zu ſtreng auf die Finger ſehen! Zwar ſoll kein Ton fehlen, aber mancher wird mit einem andern Finger genommen werden, als es die Grammatik vorſchreibt. In Deutſchland wird in vielen Kreiſen Klavier mehr für das Auge als für das Ohr geſpielt. Der Zuſchauer geräth in Nervenzucken, wenn der vierte ſtatt des dritten Fingers geſetzt wird."

„Ich werde nur Ohr ſein und die Augen ſchließen."

Und ſo ſpielten wir. So wie Gott der Herr aus einem Erdenkloße den Menſchen machte, indem er ihm den lebendigen Odem in die Naſe blies, ſo machte Mozart aus einem einzigen Tone dies wunderbare Werk, das wie ein Baum mit tauſend Aeſten und Verzweigungen, mit Blättern, Blüten und Früchten auf einem einfachen Stamme daſteht.

Das waren ſo wie immer nun auch jetzt meine Gedanken über das erhabene Wunderwerk, aber der Meiſter hatte ohne die Finger von Dreyſchock und Thalberg, ſelbſt ohne den Schnurrbart von Schulhoff, im Vortrage ein ſo beſeeltes Steigen und Fallen, ein ſcharfes Accentuiren in den Rhythmus des Tongebäudes gebracht, daß mir manche Theile faſt neu erſchienen. Ich ſtand hurtig auf, ließ ihn ſitzen und bat, allein fortzufahren und der Phantaſie freien Lauf zu laſſen. Er winkte der Tochter der Baronin; Fräulein Sidonie kam näher; ich hätte ſie für eine Tochter der Malibran halten können, ſo ſchlank war ihre Geſtalt, ſo glühend ihre ſchwarzen Augen, ſo leichtgeröthet ihre Wangen, ſo treuherzig ſchalkhaft der jungfräuliche Mund. „Hören Sie nun meine Schülerin, aber mit Nachſicht!"

„Großer Meiſter, ich habe in dieſer halben Stunde viel von Ihnen gelernt und hoffe, daß der Geſang Ihrer Schülerin für mich belehrend ſein wird."

Fräulein Sidonie ſang hierauf mit Begleitung ihres Lehrers eine Arie mit friſcher, wohlgebildeter Stimme, aber auch mit ſüdlicher Lebhaftigkeit, obgleich ſie unter dem 60. Grade nördl. Br. geboren

war. „Wie glücklich", rief ich dem holden Wesen entgegen, „an einen solchen Lehrer gekommen zu sein! Mir wurde vor sechs Jahren von allerhöchstem Orte herab der Auftrag zutheil, für eine kaiserliche Prinzessin einen Gesanglehrer zu wählen. Ich wandte mich an meine unvergeßliche Freundin, die Gräfin Rossi, und diese entwarf mir ein trübes Bild von Leuten dieses Berufs. «Stimmenverderber, soviel Sie wollen!» rief sie mir zu, «aber Stimmenbildner kenne ich in ganz Europa nur zwei, die können wir schwerlich nach Petersburg bescheiden!»"

Kaum hatte ich den Namen der Gräfin ausgesprochen, als Rossini's ganzes Wesen sich veränderte. „Ja, als die Malibran den Tancred, die Sontag die Amenaide in Paris sangen, da hörte ich meine eigenen Werke mir zudanke singen!" Er setzte sich hierauf in sichtbarer Bewegung an den Flügel und begann nach kurzen Präludien selbst zu singen. Da überkam mich ein neues Licht. Sein Vortrag mit wenig Stimme glich einer Federzeichnung ohne Farben, wie wir sie heute noch von Rafael und Michel Angelo bewundern und nicht selten dem Oelgemälde eines andern Meisters vorziehen. Das war gesungen und gesprochen, gezeichnet und gemalt! „Meister", rief ich ihm zu, „Ihr seid der größte Sänger, Ihr beherrscht Eure Singmuskeln wie eine Nachtigal! Ihr verlangt nicht zu viel, nicht zu wenig! Eure schönsten Melodieen sind in der warmen Brust geboren, durch die Kehle großgezogen und dann aufs Papier gebracht und von da stimmgerecht in die Oper! Ihr seid Sänger, Gesanglehrer, Gesangscomponist! Ich fange an zu glauben, daß auch Mozart die eigene Kehle so beherrschte und seine schönsten Arien sich erst vorsang, ehe er sie niederschrieb."

„Nun bitte ich noch", fuhr ich fort, „um ein Autograph Ihrer Hand! Am liebsten wäre mir ein Blatt aus einer Partitur, die ich gar zu gern in ihrem ersten Entwurfe lese."

„Nicht möglich", fiel er ein, „ich besitze nicht ein Blatt meiner geschriebenen Werke. Aber da Sie selbst Sänger zu sein scheinen, so schreibe ich Ihnen morgen ein kleines Lied und bringe es selbst in Ihr Album." Jetzt stand er auf und spazierte in leichter Unterhaltung mit mir im Saale auf und ab. Welch stattlicher Mann! Im reifsten Alter, leichten und doch männlichen Ganges, mit dem Anstand eines Marchese. Seine Unterhaltung war fesselnd und bei der ruhigsten Miene entschlüpfte ihm eine Ironie, ein Sarcasmus über den andern. „Ich weiß nicht", fuhr ich fort, „wem ich Sie in der heutigen italienischen Literatur gleichstellen soll!"

„Und warum wollen Sie das?"

„In Deutschland gingen die schönen Künste immer mit der Literatur Hand in Hand und man findet in beiden Kreisen zwei verwandte Genien: Händel und Klopstock, Lessing und Bach, Wieland und Gluck, Mozart und Goethe, Schiller und Beethoven, Spohr und Tieck, in ganz neuester Zeit Heine und Börne und Mendelssohn und Meyerbeer."

„Nun bin ich in der That begierig", fiel er ein, „mit wem Sie mich zusammenbringen werden!"

Die Wahl war doch schwer und ich konnte nicht umhin, zu bemerken: „Keiner Ihrer Landsleute hat sich in der Literatur so zum Weltbeherrscher aufgeschwungen wie Sie, selbst der herrliche Alexander-Manzoni nicht! Ich muß daher Ihren Geistesbruder unter den großen Malern des 16. Jahrhunderts suchen und auch da finde ich Keinen, den ich mit Ihnen so zu vergleichen wüßte wie den Verfasser des «Faust» mit dem des «Don Juan»."

„Zu Weltbeherrschern sind nur die Cäsaren bestimmt", entgegnete er.

„Nicht immer!" fiel ich ein. „Gewiß hat einst Ludwig XIV. seine Zeit beherrscht wie den Anfang unsers Jahrhunderts der große Napoleon mit dem Bayonnet! Aber seit Waterloo herrscht wenigstens das Bayonnet nicht mehr, sondern der Fidelbogen Paganini's, die Zauberkehle einer Rossi, einer Malibran, die Cavatine aus dem „Barbier" und „Freischütz": das sind heute die Feldmarschallstäbe, welche die Weltbeherrscher zur Eroberung ausschicken! Als im Jahre 1829 die Malibran den Tancred, die Sontag die Amenaide sang, sind da die dreitausend Zuhörer nicht von einer Stille beherrscht worden, die Napoleon mit seinem Blick nicht bei einem Regimente hervorbrachte? Und brachen sie nicht am Ende in einen bachanalischen Jubel und Beifall aus, daß man das Himmelsgewölbe erschüttert glaubte? Ein Jahr darauf ist die Sontag nach Rußland allein mit einer Kammerjungfer gezogen und hat dort mehr Herzen erobert, als die Große Armee Napoleon's Bayonnete zählte! Von Odessa kamen die Menschen im Monat August an die Newa, um sie zu hören, und als sie ging, begleiteten sie Millionen Blicke und Wünsche. Napoleon — nun, Sie wissen ja selbst —"

Gegen 10 Uhr begleiteten mich die Baronin

und die ſchöne Sidonie ins Hotel zurück und richtig — am andern Morgen kam der liebenswürdige Maeſtro zu mir und brachte ein kleines Lied, von ſeiner Hand geſchrieben. Ich weiß nicht, welche Oper er einſt in Paris in drei Tagen dichtete, ſodaß ich mich hier nicht zu wundern brauchte, wie ſchnell er die Lieder aus dem Aermel ſchüttelte. Wir blieben den ganzen Tag zuſammen, beſuchten alle Merkwürdigkeiten Bolognas, immer in dem lebhafteſten Geſpräch über Muſik und Malerei. Endlich waren wir vor Rafael's heiliger Cäcilie und ſtanden lange ſprachlos in tiefſter Betrachtung. „Ich begreife jetzt, warum Bologna die Hohe Schule des Geſangs für die ganze Welt geworden; Rafael hat euch ein Muſter aufgeſtellt, wie man ſingen ſoll. Vor 13 Jahren ſtand ich mit der Malibran vor dieſem Bilde wie jetzt mit Ihnen; ſie ſprach kein Wort, aber als ich nach kurzer Zeit ſie das Gebet «Casta diva» in «Norma» ſingen hörte, da glaubte ich die heilige Cäcilie zu ſehen und zu hören. So hatte auch die Sontag die Augen zum Himmel gerichtet, wenn ſie „Leiſe, leiſe!" im „Freiſchütz" ſang; ihre Lippen bewegten ſich nicht, denn das Herz, von Andacht und Glut erfüllt, goß die Töne wie Sonnenſtrahlen gen Himmel, der herabſtieg und auf ihren blauen Augen ruhte. Ich ſuchte übrigens vergeblich unter den Bologneſern des 17. Jahrhunderts einen Meiſter, den ich mit Ihnen vergleichen könnte; Guido iſt mir zu kalt, Domenichino nicht originell genug; Guercino würde Ihnen näher ſtehen, aber — halt! Eben klingt mir die wunderbare Melodie der Desdemona im Ohr, die ſie zur Harfe ſingt, und da fällt mir ein Bild Correggio's ein, die Mutter Gottes, als Zigeunerin gekleidet, unter einer Palme ſitzend wie die Desdemona unter einer Trauerweide. Mehr brauch' ich Ihnen nicht zu ſagen, was ich meine! Correggio hatte ebenſo wenig auf einer deutſchen oder italieniſchen Akademie ſtudirt wie Sie; er war keineswegs Doctor der Malerei wie Spohr und Mendelsſohn Doctoren der Muſik, aber er war ein Meiſter in der Malerei wie Sie in der muſikaliſchen Compoſition."

Wir ſpeiſten hierauf zuſammen bei der Baronin, wo meine Aufmerkſamkeit ſich zwiſchen Roſſini's geiſtvoller Unterhaltung und den ſchönen Augen Sidoniens theilte. Nach Tiſche mußte ich an meine Abreiſe denken; die ganze Geſellſchaft begleitete mich zur Poſt und nun fuhr ich die Nacht hindurch allein nach dem ſchönen Florenz. Roſſini ſtand mir nun recht lebhaft vor Augen; ich glaubte ſein ganzes Weſen durchſchaut und erkannt zu haben. Er macht im Salon auf Jeden wol den gleichen Eindruck als auf mich; ein vollendeter Weltmann, der die Geiſtes- und Herzensbedürfniſſe jeder Geſellſchaft belauſcht und ergründet hat und ſich in ſeinen Opern über eine beſtimmte Grenze nie entfernt, innerhalb derſelben immer den richtigen Ton trifft und das wahre Maß einhält. Auf dieſem Gebiete iſt er Selbſtherrſcher und muß als ſolcher überall anerkannt werden. Statt ſich von hier zu entfernen, zieht er vielmehr alle ſeine Charaktere in dieſen Kreis hinein, welcher Zeit, welcher Nation, welchem Bekenntniß ſie auch angehören mögen; er leiht dem Moſes wie der Semiramis, dem Mohammed wie dem Othello eine beſtimmte Tracht, ohne welche in der höhern Geſellſchaft, in der vornehmen Welt Niemand ſo leicht aufgenommen wird; der Unterſchied liegt nur in dem geringern oder größern Reichthume der Ausſtattung; es gilt ihm gleich, ob das Kleid, das ſeine Helden tragen, bezahlt oder nur geborgt iſt. Wenn die muſikaliſchen Ausſtattungen auch nicht immer aus den koſtbarſten Stoffen gewebt ſind, immer haben ſie einen anſtändigen Schnitt, gefallen mit dem erſten Eindruck, ja ſie beſtechen den Zuhörer und verhindern durch ihre Lieblichkeit jedes fernere Bekritteln. Er kann ſeinen Gegenſtand vollkommen verfehlen, aber er wird nie langweilig, nie eintönig, nie abgeſchmackt und gelehrt werden. Er iſt der äußerſte Gegenſatz alles muſikaliſchen Philiſterthums, das ſich in der neuern Zeit mehr und mehr einbürgert.

Roſſini wurde in ſeiner glänzenden Periode glücklicherweiſe durch Sänger und Sängerinnen unterſtützt, die ſeit einiger Zeit allmälig verſchwinden. Jedes Meiſterwerk verlangt eine meiſterhafte Aufführung, die Symphonie wie die Oper, das Quartett wie die beſcheidene Sonate. Roſſini's Opern aber in anderer als der italieniſchen Sprache ſind immer eine unbeholfene, verfehlte Copie. Wer den Tancred nicht von der Paſta oder Malibran, die Amenaide nicht von der Roſſi oder Perſiani, den Barbier nicht von Lablache oder Tamburini in ihren beſten Jahren geſehen und gehört hat, der enthalte ſich jedes Urtheils über den Werth der Roſſini'ſchen Opern.

Zehn Jahre ſind ſeit jener Unterhaltung mit Roſſini verfloſſen. Die Welt iſt zwar von Italien wie von Deutſchland aus mit manchem neuen Meiſterwerke, aber auch mit manchem Wechſelbalge beſchenkt worden und das letzte Geſchlecht ſcheint das erſte nach und nach zu verdrängen. Die letzten Trümmer jener großen Sängerwelt ſind ſpur-

los verſchwunden. In London wie in Petersburg hörte ich bisweilen noch einmal ſingen; Jenny Lind verſetzte mich als Alice in die alte große Sängerzeit zurück, die Roſſi ſang mir noch einmal die Arie des Pagen aus „Figaro's Hochzeit", Tamburini aus derſelben Oper das unvergleichliche „Non più andrai" und ſeit der Zeit habe ich mich in muſikaliſchen Genüſſen, vielleicht zu früh abſchließend, einzig auf die Meiſterwerke unſerer deutſchen Inſtrumentalmuſik beſchränkt.

Vorigen Sommer traf ich mit Roſſini auf das unerwarteſte wieder zuſammen, einmal nur flüchtig in Kiſſingen, das andere mal in Baden Baden. Ich eilte ihn aufzuſuchen und fand in dem mir angezeigten Zimmer einen alten verkümmerten Mann ſitzen, den ich fragte, ob hier Roſſini wohne. „Sie erkennen den alten kranken Meiſter nicht", ſprach er verdrießlich, „ich erkenne aber Sie recht gut." Mit Mühe ſtand er auf, um mich zu umarmen. „Alſo finden wir uns doch wieder und zwar, wie ich es einſt glaubte, in Deutſchland!" Es koſtete mir Mühe, in dieſem ganz andern Bilde denſelben Mann wiederzufinden, der zehn Jahre früher mit ſeltener männlicher Kraft ſich im Salon bewegt hatte, deſſen Augen mit Zauber blitzten, deſſen Lippen nur Geiſt und Witz ausſprachen. „Ich bin hierher gekommen in der Hoffnung geſund zu werden; kennen Sie die hieſigen Quellen?" „Fünf mal habe ich ſie getrunken und immer mit dem glänzendſten Erfolge", war meine Antwort. „Ich nahm es für ein gutes Zeichen, Sie und einen andern Mann hier zu finden," ſprach er, „den ich ſeit 40 Jahren mit meinem ganzen Herzen verehre. Er war der Erſte, der mir volle Anerkennung zollte und ſein hoher Sinn für die Kunſt, ſein mächtiger Einfluß, ſein aufrichtiges Urtheil waren bei meinem erſten Auftritte eine Lebensfrage für mich. Begleiten Sie mich zu dem ehrwürdigen Neſtor der europäiſchen Diplomatie." Der Verfaſſer des „Barbier" ließ ſich nun ſchnell raſiren und begab ſich mit mir auf den Weg, freilich langſam und wankend. „Eins mißfällt mir hier", ſprach er, „es wird zu viel Muſik gemacht."

„Und das mißfällt Ihnen?"

„Ja!" antwortete er. „Gute Muſik überwältigt meine Nerven und macht mich weinen, ſchlechte Muſik ſtürzt mich in Verzweiflung und bringt mich der fallenden Sucht nahe."

„So will ich dafür ſorgen, daß heute während der Promenade nur gute leichte Muſik gemacht wird."

„Sorgen Sie desgleichen dafür", unterbrach er, „daß ſich nicht zu viel Fremde zu meiner Bekanntſchaft zudrängen. Alles regt mich auf, Alles erſchöpft mich. Ich habe zwei große Feinde in dieſem Leben, zuerſt die Eiſenbahnen; ich habe nur einmal verſucht, zehn Minuten weit zu fahren und es war mir zumuthe, als ob mir die Nerven alle einzeln aus dem Leibe geriſſen würden. Ein anderer Feind ſind für mich fremde Geſichter, die mich wie ein wildes Thier begaffen; ich möchte deshalb ganz unerkannt bleiben."

„Das iſt nicht möglich, Sie werden hier viel Verehrer finden und denen können Sie ſich nicht ganz entziehen. Ihre Muſik bleibt immer neu und reizend."

„Was? Macht man hier noch Muſik vom alten Roſſini? Ich bin ja ſeit zehn Jahren ganz aus der Mode gekommen" „Je suis devenu tout-à-fait rococo".

„Für manche Leute wol, nicht aber für mich und viele Andere."

„Seit zehn Jahren iſt auch in der Muſik, in der Oper beſonders, manche Veränderung erfolgt, man ſingt nicht mehr, man ſchreit, ja man brüllt, und in den Orcheſtern betäuben die Blasinſtrumente meine eigenen ſonſt geſunden Ohren."

Als ich Nachmittags mit ihm ſpazierte, ſpielte das Orcheſter mehre Roſſini'ſche Sachen und Roſſini erkannte nicht eins ſeiner Kinder. Sagte doch auch Leſſing einſt, als die „Emilia Galotti" ſchlecht aufgeführt wurde: „Ich will meine Emilie nie mehr an dem Galgen ſehen." Rafael würde manche ſeiner Madonnen auch in den Copieen nicht wiedererkennen.

Indeſſen drängten ſich die bedeutendſten Namen zu dem alten kränklichen Manne und ſo unerwartete aufrichtige Verehrung ließ ſein mattes Auge nicht trocken werden. „Ihr Beifall ſelbſt macht meinem Herzen bang", hätte er mit Goethe ſagen können; er zog ſich bald zurück und ſchlug jede wohlgemeinte Einladung zu Tiſche und zum Abend aus. Ich reiſte am andern Morgen ab und verließ ihn mit der Hoffnung, ihn in Baden-Baden verjüngt wiederzufinden.

Sechs Wochen ſpäter traf er faſt an demſelben Tage mit mir in Baden-Baden ein und zwar um etwas kräftiger und jünger. In Kiſſingen ſchien er mir der Großvater, jetzt der Vater des Mannes zu ſein, den ich vor zehn Jahren in Bologna geſehen hatte.

„Hier wird ebenſo viel ſchlechte Muſik gemacht als in Kiſſingen, aber diesmal müſſen Sie Ihr Ohr einer Dame leihen, die wir Beide die Ehre haben zu kennen."

„Ich errathe, wen Sie meinen und bin bereit, der geistreichen Frau meine Karte selbst zu bringen."

„Was lieben Sie denn am meisten von Klaviercompositionen?"

„Eine Fuge von Bach oder eine Sonate von Beethoven würde ich allem Andern vorziehen."

„Was die erste betrifft", antwortete ich, „so kenne ich Niemanden augenblicklich, der Bach'sche Fugen besser spielte als die schöne Dame; jeder einzelne Ton macht sich geltend nach seinem Werthe, sie spielt nicht allein mit den Händen, sondern mit Einsicht, ja mit dem Herzen."

„So habe ich sie immer gekannt", fiel er ein; „wir sehen uns also morgen am Tische der seltenen Frau; nur muß sie meiner Kränklichkeit erlauben, daß ich trotz der vielen Notabilitäten im Parterre erscheine."

Ich glaubte am andern Tage während des Tisches ein paar mal die alten Falkenaugen wieder blitzen zu sehen, das ironische Lächeln des Mundes, als wollte derselbe Geist den hinfälligen Körper wiederbeleben, aber Alles nur vorübergehend. Kaum war die Tafel aufgehoben, als eine Bach'sche Fuge uns in ein anderes Zimmer rief. Der alte Meister nahm Platz in einem Lehnstuhl, er hörte mit Andacht zu, sein Auge glänzte eine zeitlang und sein geschlossener ruhiger Mund drückte Beifall, ja Bewunderung aus. Als aber bald das meisterhafte Trio aus „Wilhelm Tell" nachfolgte, da schienen die Blitze seiner Augen von Wolken umdüstert, eine sichtbare Unruhe ergriff sein ganzes Wesen, von seinem Innern aus lief ein Sturm über die aufgeregten Nerven und er weinte gleich einem Kinde.

Wir gingen hierauf spazieren und ich fragte ihn: „Was meinen Sie denn über die Musik der letzten zehn Jahre, die man Zukunftsmusik zu nennen pflegt?"

„Erzählen Sie mir lieber etwas davon, Sie wohnen ja jetzt in Dresden, dem Herzen Deutschlands."

„Mir ist diese Musik", antwortete ich, „etwas zu zukünftig und daher nicht gegenwärtig genug, um darüber zu sprechen, sie bleibt mir immer fern wie die Wolken, die ich auch nicht ergreifen kann, aber sie lastet auf mir wie ein gestaltloses drückendes Gewölk von düsterm wüstem Ansehen, das sich zuletzt in ein Hagelwetter entladet und die Fensterscheiben meiner Ohren einschlägt. Ich mache Ihnen diese vertrauliche Mittheilung meiner beschränkten Ansicht in der Voraussetzung, daß Sie mich nie verrathen werden; ich bin ein schlichter Verehrer der Musik, aber das sei fern von mir, unsern strengen Höllenrichtern gegenüber auch eine Meinung aufstellen zu wollen. Sie würden mich todtschlagen, ausstopfen und auf dem höchsten Thurme als warnendes Beispiel aufstellen. Die zukünftige Musik zählt viel gegenwärtige fanatische Verehrer und Bekehrer und ein Jünger derselben, ein liebenswürdiger junger Mann mit blonden Haaren, blaßgrauen Augen und bleichen Lippen, von musikalisch apostolischem Anstande, jedoch ohne Bart, sagte mir einst: »Mein Herr, jetzt ist noch Nacht, daher blinken noch soviel Sterne erster Größe, aber bald graut der Morgen, bald steigt die Sonne der Zukunftsmusik wie ein Feuerstrudel über den Horizont empor und der Wagenlenker jenes Musikfeuerklumpens wird die Welt erleuchten, aufklären und erwärmen.« »Sehr verbunden für solche Aufklärung«, sagte ich dem prophetischen Jüngling; Ihnen habe ich aber seine eigenen Worte angeführt, damit Sie sehen, wie weit mein Urtheil hinter jenem Sonnenwagen zurücksteht."

„Hm", fiel Rossini ein; „war der Apostel nicht vielleicht aus einem Irrenhause entsprungen?"

„Das weiß ich nicht; er mochte auf meinem Antlitz noch einen leisen Zweifel bemerken und verließ mich."

„Sie sind nun selbst Zeuge gewesen, daß ich keine Musik mehr, weder gute noch schlechte vertragen kann; ich gehe daher in keine Oper, in kein Concert; aber ich besuche die Gemäldegalerieen und gedenke zu nächstem Frühjahre in dem schönen Dresden einzutreffen, wenn es ohne Eisenbahn erreicht werden kann."

„Sie finden dort zwischen Zukunft und Vergangenheit viel Unvergängliches und ich hoffe, wir treten mit derselben Andacht, wie einst in Bologna, vor ein noch größeres Meisterwerk der Malerei, ja vor Rafael's idealste Schöpfung, die Sixtinische Madonna."

Es ist unmöglich, die Unterhaltungen alle zu wiederholen, die ich drei Wochen lang täglich mit Rossini führte; kein neuerer, kein älterer Meister der Musik blieb unberührt und er erkannte alle nach ihrem Verdienste an und schien stillschweigend viele Deutsche wieder wachrufen zu wollen, die wir selbst über der Zukunft zu sehr vergessen haben. Auch von seinen Nachfolgern Bellini und Donizetti sprach er mit der offensten Anerkennung. Nur wenn die Rede auf die noch spätern Componisten kam, da konnte er seinen Zorn über „den höllischen Lärm" nicht bemeistern. Als aber eines Tage

Jemand aus der Gesellschaft über sein „Stabat mater" sprach, da war er entrüstet. „Der Verfasser des »Barbier«", sprach er, „war gutmüthig genug, auf fremde Bitten sich auch in der Kirchenmusik zu versuchen, aber nicht so eitel zu glauben, daß dieser Versuch ihm auch gelungen sei."

„Sie sind zu streng, ja ungerecht gegen sich selbst", antwortete ein Anderer. „Ihre Musik des »Stabat mater« ist um nichts geringer als die der andern heutigen Kirchencomponisten; sie hat aber den Vorzug, daß Melodie und Reiz ebenso vorherrschen wie in allen Ihren Schöpfungen."

Er hörte unbefangen dem langen Lobe zu, das einzelnen Arien gespendet wurde; dann unterbrach er plötzlich: „Alles sehr schön, ich ziehe aber den »Barbier« vor."

Wenig Männer haben mir einen so erhebenden Eindruck zurückgelassen; die Bescheidenheit habe ich in der Künstlerwelt nie in einem so reinen Lichte gesehen und nie hörte ich einen Dichter oder Componisten mit solcher Erkenntniß und Strenge über sich selbst und Anerkennung über Andere urtheilen als ihn. Nur in ganz andern Sphären könnte ich zwei Männer nennen, die auf ihrem Gebiete die Welt in noch höherm Grade beherrschten, aber Jedem, der sich ihnen näherte, ein Bild der reinsten Humanität und Bescheidenheit in das Buch der Erinnerung einschrieben.

Die Bauern vor Gericht.

Skizze von E. Brune.

II.

Der Häusler Clauß, zum Unterschiede von dem zweiten Clauß im Orte, vom Bier-Clauß, stets Vetter Clauß genannt, war Krämer im Dorfe.

Als solcher hatte er zwar das Recht, Branntwein kannenweise zu verkaufen, nicht aber glasweise auszuschenken.

Und obwol Clauß schon in alter Zeit einmal wegen Uebertretung dieser Vorschrift zu 10 Thalern Strafe verurtheilt worden war, so hatten die wie Krähen lauernden beiden Schenkwirthe des Orts doch bereits mehrmals wieder den Obacht führenden Gendarmen darauf hingewiesen, daß Vetter Clauß abermals Kunze, Bräunig und Schmidt auf Branntwein „gesetzt", das heißt glasweise diesen Gästen das edle Getränk verabreicht und also den Herren Schenkwirthen in das Handwerk gepfuscht habe. Der Gendarm hatte trotz ihm in der Oberschenke gewordener geistiger Aufmunterung noch nicht hinter das Ding kommen können. Zwar traf er bei Clauß einmal zwei Leute, welche soeben die Neige des edeln Kornsaftes aus zwei Gläschen schlürften, nichtsdestoweniger gaben sie jedoch dem Vetter Clauß das Zeugniß, dieser habe ihnen keinen Schnaps verkauft, sondern vielmehr geschenkt. Der Gendarm war über das dabei gebrauchte wunderbare Wortspiel „geschänkt" und „geschenkt" verblüfft von-dannen gegangen. Hinterher ging ihm jedoch die stille Ahnung auf, daß man ihn gefoppt habe. Gekränkte Dienstehre war nun um so wachsamer und überraschte endlich nach perennirendem Spüren den guten Vetter Clauß, als er von den Gästen Geld für ein paar Schnäpschen in Empfang nahm. Das war nun freilich schlimm! Clauß war wie gesagt schon einmal bestraft worden wegen Uebertretung des Verbots, die neue gerichtliche Anzeige des Gendarmen konnte leicht die gesetzliche Strafe des Rückfalls, das heißt Verlust des ganzen Kramhandels zur Folge haben. Clauß hatte Ausflüchte, allein die Sache stand für den ärmsten Vetter doch wackelig! Ein Zeuge hatte nämlich ganz bestimmt versichert, daß er bei Clauß glasweise Schnaps getrunken und diesen bezahlt habe. Durch den andern Zeugen sollte sich heute auf dem Gerichtstage die ganze Sache entscheiden.

Es war sehr kalt. Aus Mitleid ließ man Vetter Clauß während der Zeugenabhörung nicht in den kalten Vorsaal treten, sondern gestattete ihm, sich entfernt vom abhörenden Richter in einem Winkel der Gerichtsstube auf der Bank niederzulassen. Doch sollte er ruhig dort sitzen bleiben. Zeuge Vater erschien, verneinte alle gravirlichen Zeugenfragen, auch, ob er etwas von dem Angeschuldigten für das Zeugniß erhalten habe und gab im Uebrigen an: „Ich habe allerdings bei der fraglichen Gelegenheit zwei Glas Branntwein bei Clauß getrunken."

„Gegen Zahlung?"

„Nein!"

„Nun, der Gendarm hat Euch ja zahlen sehen!"

„Für den Branntwein habe ich nichts gezahlt, sondern für einen Hering, den ich beim Fortgehen mitnahm; machte sechs Pfennige."

„Zeuge Wenzel hat schon berichtet, daß sowol er als Ihr Euern Schnaps bezahlt habt! Zeuge bedenke, daß er seine Aussage beschwören muß."

„Wenzel war betrunken, weiß nicht mehr, daß er auch einen Hering mitgenommen!"

Vetter Clauß schmunzelte in seiner Ecke.

„Gerichtsdiener, rufen Sie Zeugen Wenzel zur Confrontation mit Vater herein! — Wenzel, man sagt, Ihr wäret betrunken gewesen?"

„Da lügt Glauß!“ Bei diesem Worte des Zeugen bemerkte man, wie Glauß ein Stück auf der Bank nach dem Orte der Abhörung zurutschte. Seine Ohren hatten sich gespitzt, wie wenn er ein Indianer oder ein Pferd gewesen wäre, so aufmerksam wurde er. „Wenzel“, fuhr der Actuar fort, „nicht blos Glauß, sondern auch Zeuge Vater berichten Eure Trunkenheit.“

„Da lügt Vater!“

„Ihr lügt!“ schrie Vater, „Ihr wollt den armen Glauß in das Elend bringen, weil er mit Eurer Frau charmirt! Hm? wißt Ihr nicht, daß Ihr einen Hering mitnahmt? He?“

„Wenzel, hierauf kommt freilich viel an! Thut Glauß kein Unrecht! Habt Ihr einen Hering mitgenommen?“

„Ja, Herr Actuar!“

Glauß sprang entzückt im Hintergrunde von der Bank in die Höhe und rückte wieder ein Stück näher dem ihm verhängnißvollsten Punkte der Gerichtsstube zu. „Ei, ei, Wenzel, das habt Ihr früher nicht gesagt! Fast scheint es“ —

„Einen Hering kann man schon mitnehmen, aber —“

„Nun was aber?“

„Bezahlt habe ich ihn nicht; ich habe zwei Glas Schnaps bezahlt, macht sechs Pfennige!“

Glauß schleuderte sich bis in die Nähe der Verhandlung und ballte seine Faust. Zeuge Vater aber rief, zu Wenzel gewendet: „Wenn man betrunken ist, weiß man nicht, was man thut.“

„Schenkte Euch denn Glauß den Hering? Das ist doch sehr unwahrscheinlich.“

„Ja, als ich ihm den Schnaps bezahlt hatte, gab mir Glauß einen Hering in die Hand und sagte: ‚Wenzel, nimm deiner Jungfrau einen Hering mit nach Hause!‘“ In diesem Augenblicke wallte dem unglücklichen Glauß das Blut über. Er stürzte hervor wie eine Hyäne, packte Wenzel beim Halstuch und schrie: „Elender Kerl! das hat man von seiner Liebe! das hat man von seiner Liebe!“

„Ja, das ist wahr“, höhnte Wenzel, „deine Liebe zu meiner Frau ist groß, deshalb gabst du mir auch —“

„He, Gerichtsdiener“, sagte der Actuar, „den Vetter Glauß einen Tag in den Arrest, wegen ungebührlichen Benehmens in der Gerichtsstube!“ Glauß wurde sprachlos abgeführt.

„Herr Gendarm“, rief der Richter weiter, „Sie waren gegenwärtig bei der Scene der Bezahlung?“

„Ja!“

„Hatte Wenzel, als er bezahlte, bereits einen Hering in der Hand?“

„Ja!“

„Glauß gab Wenzeln diesen Hering nicht hinterher, nach der Bezahlung?“

„Nein!“

„Gerichtsdiener, führen Sie Wenzel in strenge Untersuchungshaft. Es liegt der schwere Verdacht wider Euch vor, Wenzel, daß Ihr falsche Aussage gethan habt!“

„Soll ich ihn“, — fragte der Gerichtsdiener.

„Ja, stecken Sie ihn mit Glauß zusammen! Zeuge Vater, Ihr seid jetzt zu vereiden.“

Als der Actuar diese Vereidung vorgenommen, Vater auch abgetreten war, sagte der Gerichtsdirector plötzlich:

„Bravo, mein guter Herr Actuar, bravo! Gut gemacht! Der Sache auf den Grund gekommen! Hier, ich habe unterdeß während Ihrer Schlußverhandlung den Bescheid abgefaßt. Halterfest, gehen Sie einmal dem Gerichtsdiener nach, er solle Glauß vorführen.“

Halterfest ging, kam sofort mit dem Gerichtsdiener und Glauß zurück und der Gerichtsdirector ließ Letztern hart an: „Wie könnt Ihr Euch unterstehen, in der Gerichtsstube einen Menschen anzupacken?“

„Wenzel ist ein Schuft, Herr Gerichtsdirector. Dasmal hat er bei Gott Unrecht!“

„Dasmal? Nun gut, Glauß, vorderhand habt Ihr mit Wenzel in einem Locale bis morgen Mittag 12 Uhr Euch ruhig zu verhalten!“

„Um Gottes Willen nicht, mein gütigster Herr, da bringe ich Wenzeln vor Wuth um, da er ein Schelm ist, ein Mensch der —“

„Ruhig!“ donnerte der Gerichtsdirector. „Im Uebrigen habt Ihr Euer Urtel zu vernehmen, Glauß.“

Der Angeschuldigte spitzte diesmal wirklich die Ohren.

„Weil durch die Aussage des Gendarmen Schulze dargethan, daß der Krämer Glauß am 4. August dieses Jahres dem Gärtner Wenzel und dem Häusler Vater Jedem zwei Glas Schnaps verschenkt hat —“

„S ist nicht wahr, so wahr es ein anderes mal wahr ist, gütigster Herr Gerichtsdirector, 's ist eine verdammte —“

„Ruhig!“ donnerte der Gerichtsdirector; „und weil zwar ferner Zeuge Wenzel eidlich erhärten wollen, daß er die beiden Glas Schnaps, welche er getrunken, mit sechs Pfennigen bezahlt habe —“

der Bube! der —“ „solches glasweise Ausschänken des Schnapses aber darin die entschuldigende Erklärung findet, daß, laut Aussage des Zeugen Vater, sowol Vater als Wenzel einen Hering, nicht den Schnaps bezahlt haben, auch die nach Schlußbefragung des Gendarmen Schulze verdächtige Aussage Wenzel's hier nicht in das Gegengewicht fällt, so ist der Angeschuldigte Glauß von der wider ihn erhobenen Anschuldigung, den Branntwein glasweise gegen Bezahlung verschänkt zu haben, freizusprechen und es sind die Kosten der Untersuchung von dem mindestens leichtsinnig ausgesagt habenden Wenzel, selbst für den Fall, daß er von dem Vergehen falscher Zeugenaussage freigesprochen werden sollte, einzubringen. Von Rechts wegen.“

Glauß sprang hoch in die Luft.

„Hat Glauß noch etwas gegen sein Zusammensitzen mit Wenzel bis morgen Mittag einzuwenden?“

Glauß entgegnete hastig und sich überpolternd: „Sie — Sie machen — mi—mir eine Freude damit, Herr Gerichtsdirector! mit Wenzel? ja eine große Freude! mit dem — na, ich will aber einmal lachen, der Spitzbu —“

„Ruhig!“ donnerte der Gerichtsdirector. „Gerichtsdiener, sorgen Sie mir, daß keine Ungehörigkeiten vorkommen!“

Glauß sprang wie ein Reh in sein Gefängniß.

Er blieb Krämer im Orte und hat seitdem nie wieder Branntwein glasweise verschänkt. Im gegenwärtigen Falle war er durch den eifersüchtigen Wenzel in der That beinahe unschuldig in das Unglück gekommen. Er hatte seinem Freunde Vater und dem Manne von Wenzel's Frau wirklich aus Wohlwollen ein paar Gläser Branntwein geschenkt, nicht „geschänkt“ gehabt. Andere male freilich war es anders gewesen! Nun — das war nicht erwiesen und jetzt hatte die Angst den Vetter Glauß gedeßert.

Nicht immer hatte Themis lächelnde Mienen. Auch das Land, nicht blos die Stadt bietet dem Richter Bilder der Trauer, Bilder des Schreckens. Nur einmal kam es Gott sei Dank vor während langjähriger Ausübung der Gerechtigkeit von Seiten des Erzählers in Heinrichsdorf, daß ein Mord und noch dazu ein Raubmord begangen worden war.

Ungern erinnert man sich der mühe- und gefahrvollen Untersuchung, welche diese That nachsichzog. Durch Verkettung unglückseliger Umstände geschah es, daß man von einem wegen der That Verfolgten dabei fast selbst um das Leben gebracht worden wäre. Vielleicht bietet sich eine andere Gelegenheit, dieser Scene näher zu gedenken: am vorstehenden Orte soll der Landmann vor Gericht stehen und es waren keine Landleute, die jene Schreckensthat verübten. Wol aber haben wir von einem durchaus räudigen Schafe unserer Gemeinde zu berichten, welches sich zu dem Verbrechen einer Brandstiftung hatte hinreißen lassen und dafür jetzt in einer Landesstrafanstalt die wohlverdiente Strafe erduldet. Der Fall führt manche Einzelheiten des bäuerlichen Gerichtslebens vor und mag daher im Nachstehenden seine Stelle finden.

Ein reitender Bote des Herrenhofes traf früh 4 Uhr in der Behausung des Gerichtsdirectors ein, welche in der dem Dorfe nächstliegenden größern Stadt aufzusuchen gewesen war. Der Bote meldete, daß das Gut des Bauern Müller, des Hofe-Müller, in Glut und Flammen stehe.

„Angelegt?“

„Man weiß es nicht.“

„Verwahrlost?“

„Das ist bei der Ordnung, die Müller hält, nicht möglich.“

„Durch Zufall, z. B. durch Selbstentzündung von Heu, Mist und dergleichen entstanden?“

„Das ist auch nicht möglich.“

„Reiten Sie zu dem Lohnkutscher Schnellmann auf der Wilsdruser Gasse, binnen einer halben Stunde muß ich den Wagen haben.“

Das Gesetz verlangt äußerste Schnelligkeit in solchen Fällen zur Aufnahme des Thatbestandes; der Richter soll womöglich noch während des Brandes sich an Ort und Stelle einfinden. Der Wagen kam, nach anderthalber Stunde war man in Heinrichsdorf. Es war Spätherbst, noch kein Tag graute im Morgen, ein scharfer Wind heulte in dem naheliegenden Walde; am entgegengesetzten Ende des Dorfs lohten die Flammen gen Himmel. Das Feuer hatte weiter umsichgegriffen. Müller's Gutsgehöfte war völlig niedergebrannt, des Nachbars Binder Wohnhaus ebenfalls, von Binder's Scheune standen nur noch die Umfassungsmauern und vom Auszugsgebäude war der Dachstuhl weggebrannt. Jetzt wüthete das Feuer beim zweiten Nachbar, bei Lösche. Mit Gekrach stürzte soeben das Gebälk des Wohngebäudes zusammen und abertausend Funken sprühten empor zum Morgensternenhimmel. Weiter vermochte glücklicherweise das Feuer nicht umsichzugreifen, da benachbarte Gebäude nicht in der Nähe lagen, der angerichtete Schaden belief sich aber sehr hoch und die Verunglückten hatten nur niedrig versichert gehabt. Der Beamte hat bei solcher Gelegenheit ein doppel-

tes Geschäft. Zuvörderst muß er diejenigen Erörterungen anstellen, welche den Schaden selbst betreffen, also auf der Brandstelle ein genaues schriftliches Bild der Zerstörung mit Angabe alles Verschonten entwerfen, damit die Landesimmobiliarversicherung hiernach ihre Maßregeln ergreifen kann. Hinterher, bezüglich zugleich, sind die polizeilichen Erörterungen über die Ursache des Brandes vorzunehmen. Haltefest war auf dem Platze; er gab, wo das Auge nicht sofort sich orientiren konnte, die beste Auskunft. „Was läuft dort bei dem niedergebrannten Stalle Müller's für eine Menge von Menschen zusammen?"

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Gerichtsdirector, das ist eine traurige Geschichte. Sie können es von hier nicht sehen. Als der Brand herauskam, stand bei Müller gerade der Gemeindebulle, ein Prachtstier, der, wie Sie wissen, von den Begüterten ortheum eingestallt und gefüttert werden muß."

Man war an Ort und Stelle gelangt.

„Sehen Sie, dort liegt der arme Gemeindebulle! Sehen Sie ihn? Der alte Gemeindevorstand steht davor."

„Was Teufel thut das Volk aber hier?"

„I nun,' das ist natürlich. Also der Prachtbulle ist gleich erstickt in seinem Ställchen. Nachher ist er gebraten. Riechen Sie es nicht? Und der Gemeindevorstand schneidet jetzt derbe Stücken aus der Lende, welche oben liegt."

„Zu welchem Zwecke?"

„Nun zum Essen, Herr Gerichtsdirector, zum Essen! Die Gemeinde muß doch einigen Nutzen noch aus dem todten Vieh ziehen, da es als lebendiges den Kühen der Gemeinde nichts mehr helfen kann."

„Das ist etwas Anderes, guten Appetit!"

„Das Fell wird abgeschnitten, darunter ist das Fleisch dieses Capitalstiers schon gerötet; soll ich für Sie einige Pfund abschneiden lassen?"

„Danke, danke. Ich sehe, viele Menschen lungert's danach. Armer Gemeindebulle! Nicht einmal im Tode hast du Ruhe — und wie bist du bei Lebzeiten geplagt worden! Ist sonst noch Vieh verbrannt?"

„Ein Kanarienvogel", sagte Haltefest. „Die Weiber sind närrisch. Der Gemeindevorstand rauft sich über den Gemeindebullen die Haare aus, aber seine Frau heult um den elenden Vogel. Die abgebrannte Müllerin hatte ihr ihn nämlich zum Geschenk gemacht, er war noch nicht abgeholt worden."

„Gut; jetzt, Haltefest, suche mir eine Stelle, wo ich die Calamitosen abhören kann."

Beim Bauer Kreutz, der in der Nähe wohnte, wurde heute Gerichtstag aufgeschlagen. Man trat aus der Octoberkälte in die Unterstube des Genannten und fand hier eine Bruthitze vor, wie das auf dem Lande gewöhnlich ist. Zwei Gerichtsschöppen und der Richter wurden zugezogen und es erfolgten nun die Abhörungen des Feuerlöschcommissars, der Abgebrannten oder Calamitosen, sowie anderer Personen. Vormittag 11 Uhr waren die Erörterungen für die Verwaltungsbehörden und über den objectiven Thatbestand des Brandes vollendet. Nun kam das Zweite, die Erörterung des Brandes. „Das Feuer muß angelegt sein!" hieß es von allen Seiten. Ein Zeuge bekundete, daß das nach außen zu bis fast auf den Erdboden reichende Dach der Scheune zuerst gebrannt habe. Fuhrleute, die auf der Chaussee früh vorüberfuhren, hatten das gesehen und einen nächstliegenden Häusler geweckt, der die Thatsache bezeugte.

„Ein Mensch", fuhr Zeuge Schaller fort, „kam von der Feuerstelle her, als ich Feuer rufend darauf zulief und stürzte bei mir, meinen Gruß nicht achtend, vorbei."

„Kanntet Ihr den Mann?"

„O ja, es war der Tischlergeselle Reinhold aus dem Orte."

„Wißt Ihr das genau?"

„Ja, ich kann es beschwören."

„Gerichtsdiener, suchen Sie Reinhold auf und halten Sie ihn fest!"

Der Herr Pfarrer des Orts meldete sich.

„Ich habe mein Scherflein zur Entdeckung der furchtbaren Unthat beizutragen, Herr Gerichtsdirector. Ich kenne den Thäter."

Allgemeines Gemurmel in der Bauernstube.

„Wollen Sie die Güte haben, Platz zu nehmen, Herr Pastor. Ich werde Ihre Aussagen zu Protokoll bringen. Sie sahen den Thäter von Ihrer Wohnung aus, als er das Feuer anlegte?"

„Nein!"

„Sie sahen ihn gleich nach Aufgang des Feuers?"

„Nein!"

„Es hat Ihnen der Thäter aus Gewissensangst den Frevel eingestanden?"

„Nein, das nicht, aber — aber ich habe sichere Indicien dafür, daß der Tischlergeselle Reinhold der Thäter sei."

„Indicien, welche?"

„Die Hauptsache ist, daß ein höchst glaubwürdiger Mann, der Häusler Schaller, ihn hat vom Brande herlaufen sehen, unmittelbar nach der Zeit des Aufgangs. Reinhold ist ein Schlemmer. Ich war bereits im Nachbarort. Reinhold hat bis Nachts zwei Uhr dort gezecht. Halb drei Uhr muß er, wenn er zwei Uhr in Grünstein fortgegangen, wieder hier im Orte eingetroffen sein. Halb drei Uhr ist das Feuer nach Aussage der Leute aufgegangen. Fünf Minuten nach halb drei Uhr hat Zeuge Schaller, ein sehr respectabler Kirchengänger und frommer Mensch, den Angeschuldigten vom Brande herkommen sehen. Die Schuld ist erwiesen!“

Ein mächtiger Lärm erhob sich vor dem Hause, in dem die Abhörungen gehalten wurden. Der Pfarrer hatte bereits verschiedenen Leuten im Dorfe die Geschichte erzählt. Eine wahrhaft grenzenlose Wuth bemächtigte sich der Bauern, welche mit dem Geistlichen nunmehr bereits in Niemand Anderm als dem Tischlergesellen den Thäter erblickten und der Gerichtsdiener hatte Mühe und Noth, den Angeklagten durch die sich versammelnde Menge nach der Gerichtsstelle zu führen. Reinhold trat hastig auf den Tisch zu....

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Aus den Erfahrungen eines Erziehers.

III. Wahrheitsliebe und Lügenhaftigkeit.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der pädagogischen Fragen, daß nicht immer eine runde, vollständig befriedigende Antwort darauf gegeben werden kann und daß man sich begnügen muß, der Lösung nicht weniger Erziehungsaufgaben nur annähernd beizukommen. Der Grund hiervon liegt objectiv in der unendlichen Mannichfaltigkeit der menschlichen Naturen sowie in der Verschiedenheit der jedesmaligen mit einwirkenden Verhältnisse, — subjectiv in der immer noch mangelhaften Kenntniß des menschlichen Geistes, wie sie sich selbst bei dem erfahrensten und denkendsten Erzieher vorfindet.

Es gibt in der Erziehung keine Universalmittel, sondern je nach Temperament und Verhältnissen schlägt bei dem Einen dieses, bei dem Andern jenes Heilmittel an. Gibt dies nun der immerhin nur praktischen Wissenschaft der Erziehungskunde manches Schwankende und Unfertige, so dürfen wir uns dadurch doch keineswegs zu der Meinung verleiten lassen, als stünde in derselben nichts oder gar zu wenig fest. Vielmehr gibt es in der Erziehung noch bestimmte Gesetze und Erkenntnisse genug, um uns im Allgemeinen auf dem rechten Wege zu erhalten.

Zu diesen feststehenden, unzweifelhaften Gesetzen der Kindererziehung gehört auch das Gebot der Wahrheitsliebe, sowie mit Recht zu den gröbsten Fehlern des Kindes die Lügenhaftigkeit gerechnet wird. Und doch schießen auch hier selbst die gebildetern und gerade die strengern Familienväter weit über das Ziel hinaus. Sie meinen nämlich, um der Wahrheitsliebe keinen Abbruch zu thun, dürfe man weder gestatten, daß die Kinder sich im Scherz mit unwahren Aussagen necken, noch selbst in dieser Weise mit ihnen scherzen; und ebenso wenig dürfe man ihnen deshalb Märchen und Fabeln in die Hände geben oder ihnen solche erzählen. Hier übersieht man aber ganz den der menschlichen Natur eingeborenen Trieb der Phantasie, welche uns Erwachsenen die herrlichsten Genüsse schafft und selbst das Kindesleben schon erheben und verschönern soll. Der Erwachsene muß freilich wohl wissen, wo die Grenze des Scherzes und des Ernstes ist, und natürlich da, wo das Kind im Ernste fragt oder es sich um ernste Dinge handelt, das Kind auch nicht scherzhaft hintergehen, sondern entweder rund heraus die Wahrheit sagen oder wo Kinder diese noch nicht fassen können, einfach auf die Zukunft verweisen, wo sie dieselbe verstehen werden.

Nur halte man auch im scherzhaften Verkehr, wie immer, Maß! Durch die allzu häufige Wiederkehr solcher unrichtigen Aussagen verliert das Kind endlich die Kraft des Glaubens und Zutrauens; denn auch zu diesem gehört eine gewisse geistige Kraft, die man selbst durch Uebung erwerben und stärken kann. In Märchen aber und Dichtungen fällt es dem Kinde gar nicht ein, das Vorgeführte für Wahrheit zu halten, und es wird dadurch weder getäuscht noch zur Unwahrheit verleitet. Nur überstrenge, einseitige Verstandesmenschen können dem heitern Kindesalter dieses echtkindliche Spiel der Phantasie, wie es unsere schönen deutschen Märchen bieten, mißgönnen und es ihm vorenthalten wollen. Das Richtige, über welches solche wohlmeinende Catonen aber hinaustreffen, liegt vielmehr darin, das Kind nicht zu viel Märchen und Fabeln lesen zu lassen oder zu erzählen, sondern diese Unterhaltung nur als Besondern Genuß hinzustellen. Hält man nur selbst in seinem Reden und Handeln, namentlich in seinen Versprechungen, sich streng an Wahrheit und

Treue, so bildet man das Kind am sichersten zur Wahrheitsliebe heran und man hat kaum nöthig, die Neigung zum Lügen oder die Lügenhaftigkeit als einen der größten Fehler zu bezeichnen, den man im Wiederholungsfalle sehr empfindlich bestrafen müßte. Man schildere, wenn man das noch für nöthig findet, dem Kinde das Angenehme und Edle eines offenen, aufrichtigen Wesens, woran man den biedern Mann erkennt, und halte ihm die Feigheit vor, die in dem Fliehen und Verstecken des Lügens erscheint, sowie endlich die doppelte Strafbarkeit des Lügners, der ein begangenes Unrecht durch ein neues vermehrt. Offenes Geständniß muß daher entweder gar nicht oder gelind bestraft werden, denn der Geradheit des Charakters kann man eher ein anderes Opfer bringen.

Dieser freundlichen Mitgabe unserer guten Mutter Natur, der Neigung zu Spielen der Phantasie, folgen die Kinder auch, indem sie sich gar zu gern verkleiden, und darum sind Kindermaskeraden immer noch weit natürlicher und empfehlenswerther als Kinderbälle. Die heranwachsende Jugend mag aber immerhin oft daran erinnert werden, daß die alten Perser zu ihren obersten Erziehungsgesetzen rechneten: Gut schießen, gut reiten, nicht borgen und nicht lügen! Und im Mittelalter noch war die alte germanische Treue so sehr Nationalsitte, daß bekannte Lügner nicht mit zum Turnier gelassen wurden. M. G.

Anregungen.

Land und Leute im nordöstlichen Böhmen.

Obgleich der Mensch nicht wie die Pflanze in der Erde wurzelt, erhält er doch von dem Boden, auf dem er lebt und den er bearbeitet, ein gewisses Gepräge, eine provinzielle Eigenthümlichkeit, die ihn und fast wie ein Gewächs des Bodens erscheinen läßt. Ein anderes Gepräge haben die Bewohner der Ebenen, ein anderes die der Gebirge; anders gestaltet sich der Mensch im Süden, anders im Norden. Land und Leute stehen in einem gewissen Wechselverhältniß, in einem gegenseitigen Einfluß aufeinander, sodaß sich eins ohne das andere nicht richtig beurtheilen und würdigen läßt. Studien daher, welche einzelne Landstriche, und besonders solche, in welchen die Noth endemisch geworden wie in den schlesischen und böhmischen Weberbezirken, zu ihrem Gegenstande haben, sind doppelt anerkennenswerth. Zu ihnen gehört die lehrreiche und gemeinfaßlich geschriebene Schrift von Theophil Pisling: „Nationalökonomische Briefe aus dem nordöstlichen Böhmen" (Prag, Bellmann, 1836).

Wenn man bei Tetschen den Schienenweg, der nach Norden führt, verläßt und sich ostwärts wendet, wird man bald die Eigenthümlichkeiten gewahr, welche diese Gegend wesentlich von den südlicheren und mehr gegen das Herz des Kronlandes gelegenen Gegenden unterscheiden. Das frische Grün der Felder verschwindet immer mehr und mit ihm auch das frische Roth der Wangen. In den Physiognomien der Leute spiegelt sich schon die ganze Bildung des Landes ab. Der Boden wird felsiger und steiniger, die Charaktere der Bewohner fester und beharrlicher, das Land immer hagerer, die Leute nicht minder. Je höher man steigt, desto geringer wird der Ertrag des Bodens, desto tiefer sinkt die Summe der Lebensgenüsse, aber desto urwüchsigere Sitten, desto biedere Leute trifft man an, während den Schienenwagen näher das moderne Element umschgreift.

Sein Hauptaugenmerk richtet der Verfasser auf das Gebiet der „Haus- und Handarbeit" zwischen Tetschen und Reichenberg und schickt der nähern Darstellung derselben einige allgemeine Begriffsbestimmungen voraus, um zu zeigen, daß die gewöhnlichen Eintheilungen oder Gliederungen der bürgerlichen Gesellschaft auf das böhmische Industrieland keine Anwendung finden. Einen eigentlichen Bauernstand gibt es hier nicht und ebenso wenig den vierten Stand, das Proletariat im gewöhnlichen Sinne des Worts, sondern die Bewohner theilen sich in Arbeitende oder Arbeitnehmende und Arbeitgebende.

Das Verhältniß zwischen Adel und Bürgerstand hat sich in der Neuzeit in Vergleich zum Mittelalter in manchen Gegenden fast ganz umgewandelt. Während damals die industriellen Bewegungen vom Bürgerthum ausgingen und sich Zunft- und Städteverbindungen zum Schutz des Handels und der Industrie gegen das Ritterthum bildeten, ist es jetzt, vornehmlich in Böhmen, gerade der Adel, der durch die Macht der Capitalien oder seines Ansehens einen Hauptfactor abgibt, wo es gilt, Institute zur Hebung der Industrie und des Credits ins Leben zu rufen, neue Communicationswege zu eröffnen; im nordöstlichen Böhmen gehen von den Gliedern der Aristokratie Fabrikerrichtungen, Schulen zur Förderung des Ackerbaus und der Industrie aus. Dagegen ist das Bürgerthum in immer größerm Verfall begriffen.

„Das sociale Philisterthum, das an althergebrachten Förmlichkeiten geistlos festhaltende, allen Neuerungen, gleichviel ob schädlichen oder ersprießlichen, feindselig gesinnte Philisterthum nimmt zu und das rührige, thatkräftige Bürgerthum, der ehemalige Stolz der deutschen Groß- und Handelsstädte, stirbt immer mehr aus. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, ist die schein-

heilige Phrase der Stadtbewohner, mit der das Schlaraffenthum bemäntelt wird."

In diesen Gegenden herrscht unter den Bürgern der Städte derselbe Nothstand wie unter den Industriearbeitern auf dem Lande, in den Dörfern. Sie nagen Alle an dem großen Hungerruche, das über Dörfer, Städte und Märkte ausgebreitet ist. Die Gemeinden sind arm und verkommen. Es fehlt an Associationsgeist; Jeder lebt nur für sich und so geht der industrielle Fortschritt von den besitzlosen Arbeitern aus, welche das Land, eine dichte Bevölkerung bildend, bewohnen und sich um die großen Unternehmer scharen, die größtentheils außerhalb des Bürgerthums stehen, als Arbeitgeber ihre Etablissements außerhalb der Städte haben.

Den größten und dichtesten Theil der Bevölkerung des nordöstlichen Böhmens bilden die Arbeitnehmenden, die „Industriearbeiter". Diese sind an einem gewissen allgemeinen Typus, an blonden Haaren, blauen Augen, ihrer hagern, aber starken Gestalt erkennbar und diese Arbeitertypushognomie erbt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort. Die Bilder der Leinweber, die schon Jahrhunderte alt sind, gleichen noch auf ein Haar den Gestalten, denen wir heute begegnen, weil sich auch die Beschäftigung von Geschlecht zu Geschlecht forterbt. Dies Forterben der Industrie hat auch ein inniges Festhalten an der heimatlichen Scholle, eine gewisse Zähigkeit und ein Beharren zur Folge, die, während sie den Bauernstand kräftigen, für eine Industriegegend nachtheilig wirken, weil sie eine gewisse Scheu vor Neuerungen einflößen. Daher der langsame Uebergang der Hausindustrie in die Fabrikwesen, das Ringen der Hand- mit der Maschinenarbeit. Der Industriearbeiter, der vom Fabrikanten völlig abhängt, ist weit besser gestellt als der Handarbeiter, nur unter diesen „Häuslern" ist die eigentliche Noth zu Hause.

Treten wir, sagt der Verfasser, in die Wohnung einer Weberfamilie ein (bei Schönlinde). Es ist Vormittag und wir treffen die Leute in voller Arbeit. Ein großer Ofen, der beiläufig den vierten Theil des Stubenraums einnimmt, entsendet eine so beklemmende Hitze, daß die Fensterscheiben des niedrigen Zimmers überlaufen. Draußen ist es 20 Grad Reaumur. Was wird in dem großen Ofen gekocht? Vorläufig Wasser. Ein Mädchen von etwa 12 Jahren, das älteste Kind des Webers, schabt die Kartoffeln für das Mahl. Das Mahl selbst besteht aus Kaffee. Nur denke ja Niemand dabei an den edeln Mokka. Von Indien wissen die Weber, deren geographische Kenntniß nur bis zum Wohnort des Fabrikherrn und Arbeitgebers reicht, sehr wenig. Der Kaffee stammt aus einer der nahegelegenen Cichorienfabriken. Auch die Kartoffeln sind nur Surrogat, sie vertreten die Stelle des Brots. Um 12 Uhr wird das bescheidene Mahl eingenommen. Es ist der zweite Cichorientrank des Tags, denn auch zum Frühstück dient Cichorie und zur Nacht wiederholt sich die einförmige Tafel. So geht dies fort Jahr aus Jahr ein. Der Brotverbrauch ist nur sehr klein. Die Familie besteht aus dem Weber, der Frau, einem zwölfjährigen Mädchen, zwei Kindern in der Wiege und der alten Mutter. Der Weber hatte eben — es war 11 Uhr — die dritte Elle fertig gebracht und ließ sich durch den Besuch des Verfassers wenig von der Arbeit abhalten, die er bereits um 4 Uhr Morgens begonnen und täglich bis in die Nacht fortsetzt. Solch ein ununterbrochener Fleiß macht es ihm möglich, in 8—10 Tagen ein Stück, das ist 40 Ellen, zu vollenden, wofür er drei Gulden erhält, woraus sich ein Tagelohn von 20 Kreuzern ergibt. Das Mütterchen und die Enkelin spulen und erhalten für die Spule, deren sie zusammen fünf in einem Tage fertig machen, einen höchstens zwei Kreuzer. Die Frau des Webers arbeitet fast nur für das Haus und wartet die Kinder. Rechnen wir nun die Einkünfte der Familie zusammen, so verdient, wenn wir die Sonn- und Feiertage in Anschlag bringen, der Weber jährlich 90—100 Gulden, die Mutter und das Kind 45—50 Gulden, die ganze Familie 135—150 Gulden.

In diesem angeführten Falle hat aber, nach dem Verfasser, das Elend noch nicht seine höchste Stufe erreicht; es gibt Weberhütten, wo 12—20 Personen auf dem Boden ohne Betten und Stroh schlafen, wo Frost und Regen durchdringen. Es gibt Familien, wo für die Nahrung nur 10—12 Kreuzer täglich übrigbleiben, und besonders gehören hierher jene Leinweber, bei welchen die Lohnarbeit noch nicht eingeführt ist, die also selbständig arbeiten, d. h. für eigene Rechnung arbeiten, aber, da sie auch für den Absatz sorgen müssen, ein noch kummervolleres Leben führen als die Lohnweber, welche doch immer auf ein bestimmtes, wenn auch nicht hinreichendes Einkommen zählen können.

Solche Zustände bedürfen einer gründlichern Abhülfe als durch Armenbüchsen. Die Urtheile in den Salons der Hauptstadt über die Noth im Gebirge machen auf den Kenner beinahe einen komischen Eindruck. „Man stellt ja beständig Sammlungen an!" hört man hier ausrufen, oder: „Warum bauen die Leute sich da oben nicht an?" fragen. Allerdings, entgegnet der Verfasser, füllt sich alljährlich die Armenbüchse der Gebirgsbewohner mit neuen Gaben. Ist aber darum der Noth, wie meinen dem Wesen der Noth, auch nur im geringsten abgeholfen, wenn sich eine ganze Gegend satt am Bettelbrote ißt? Ein Nothstand, wie z. B. in dem Weberbezirk von Kreibitz und Schönlinde, ist nicht gleichbedeutend mit der momentanen Armuth, die durch Brand- oder Wasserschaden entsteht. Allerdings stehen auf den Gebirgshöhen Strecken kahl, die bebaut, weite Flächen, die fruchtbar gemacht werden könnten; allein zu einer Verbesserung des Bodens ist zunächst Zeit und Geld erforderlich. Wann aber sollte der Weber oder Glasschleifer das Feld bestellen, wenn sein Magen ebenso viel Fasttage als seine Hand Ruhetage im Jahre hat? — Die Noth im Gebirge vom Standpunkt der Armuth zu beurtheilen, ist ein Fehler, der die meisten Versuche

zur Abhülfe für die Dauer erfolglos macht: Armuth ist individueller Mangel, Noth dagegen der Zustand einer ganzen Gegend, einer ganzen Bevölkerung, der noch fortdauert, wenn auch Einzelnen geholfen wird, selbst wenn Einzelne sich bereichern.

Sind die Schilderungen dieses Elends für jeden Menschenfreund betrübend, so gereicht dagegen das Schlußwort des Verfassers zum Trost, daß man nach einer kurzen Spanne Zeit von diesen Zuständen des nordböhmischen Industrielandes wird sagen können: „So waren sie!“ Denn mit Riesenschritten schreiten die Verbesserungen vorwärts, die das Land einem dauernden Wohlstande entgegenführen werden. Ein neuer wirthschaftlicher Aufschwung bereite sich vor, wir stünden auch hier, soweit es die Versicherungen des Verfassers verbürgen, an der Schwelle einer „neuen Zeit“.

„Wenn ich ein Vöglein wär'.“

Seit die alten griechischen Poeten dem Schwan Gesang gegeben und der vollste und zierlichste aller zu Athen die Vögel zu Ehren und auf die Bühne gebracht, sind die beflügelten Wanderer der Luft die Lieblinge der Dichter geblieben.

Wer kennt nicht die Kraniche des Ibykus? Denn Flügel hat sich noch Jeder gewünscht, sie auch mal im Schlafe besessen und erwachend mit stillem Neid auf die Schwalbe gesehen an seinem Fenster, „die fußlose“, die im Flug sich badet, trinkt und ihre Jungen füttert. So ist zwischen Menschen und Vögeln eine Art geistiger Wahlverwandtschaft entstanden, sie sind gleichsam lautgewordene, emporgeflatterte Gedanken von ihm: gern vergleicht er sein Lied mit dem der Lerche und als Symbol des Ruhms setzt er den Adler auf seine Fahnen.

„Das Leben der Vögel. Von J. Michelet“ (Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt, 1856), versucht in phantasievoller, oft zu prächtiger Darstellung, die in ihrem Schimmern und Bügen jenem dunstrahlenden Kate gleicht, das indische Pfauen schlagen, das Treiben und Walten der Luftbewohner uns näherzubringen.

Pfeilgeschwind — aber das Bild und Wort ist zu arm für diesen Flug — jagen wir mit dem Fregattenvogel über alle Meere; er ist nichts als Flügel, weiter, in die Höhe, auf die eisigste Kuppe — rastlos, unstet, das ist sein Leben!

Friedlich, melancholisch steht dagegen der Reiher am Ufer der Sümpfe, an den Teichen von Südcarolina; er starrt in die trüben, schlammigen Gewässer, die ihm nicht mehr die reiche Nahrung gewähren wie einst seinen Ahnen; es ist ein herabgekommenes Geschlecht, die Parias unter den Vögeln.

Aber es gibt auch Brahmanen unter ihnen, Heilige wie die in Indiens Wäldern, die der Vogelgottheit sich gleichdünken, das ist der Papagai der Arawaken in der Wildniß des Orinoco, der Liebling eines untergegangenen Indianerstamms, der, für Alle überdauernd, seinen Ruf singt auf dem Wipfel des Riesenbaums und die Wehklage der getödteten Helden kündet.

Jetzt sind wir auf Ceylon — vergeßt nur nicht, wir haben Flügel — eine leuchtende Tropennacht um uns; horch, welch ein Ton! Ein dumpfer Klagelaut, der unsagliche Pein und Qual ausdrückt; lange, bis zum Herzbrechen schwillt er an und stirbt dann wieder hinweg. Das ist der Devil bird, der Vogel des Teufels, und „wer ihn sieht, muß sterben“!

Die Sonne geht auf; wie blitzt es in den rubinfarbenen Augen der Geier, die scharenweise auf Kairo hinabstürzen und die städtische Straßenreinigung betreiben. Eifriger und unermüdlicher ist kein „Lumpensammler von Paris“ bei seinem Geschäft. Denn in Asien, Afrika und Amerika liefern die Vögel bis hinab zum Kolibri zu Gunsten des Menschen den Insekten noch mörderische Schlachten, wofür ihnen die Priester der Isis in dankbareren Zeiten Altäre gebaut und dem „heiligen Ibis“ steinerne Denkmäler errichtet.

In kleinerem Maße thun sie selbst in unsern Wäldern noch denselben Dienst, aber was ihnen die Natur in diesen gemäßigten Zonen an Nützlichkeit genommen, hat sie ihnen nicht durch die Schönheit des Gefieders, sondern gütiger durch die Gabe des Gesangs ersetzt. Sie hat unserer Lerche, unserer Nachtigal eine musikalische Seele gegeben. Ja, diese Nachtigal ist eine geborene Künstlerin — „sie kann nur singen und sterben“ — und in ihren Wettkämpfen untereinander wie in den sagengefeierten unserer Minnedichter auf der Wartburg muß der Bezwungene, will er sich nicht dem Tode aussetzen, eilend davonflüchten, ein Verbannter auf Lebenszeit.

Noch mit manchem Vogel läßt uns der Verfasser fliegen, leben — sein Buch ist federleicht, einschmeichelnd, beinahe wie eine der Turteltauben, die auf den Säulen des Marcusplatzes zu Venedig nisten und auf seinen Steinen umherwandeln, friedlich, unbesorgt, von Allen geliebt und beschützt, und wie gesagt, nur ein wenig zu federleicht im Stil, zu poetisch in der Auffassung. Die neueste elegante Naturbeschreibungsmode hat unser Büchlein etwas angekränkelt.

Goethe's Faust.

Um den Faust der Sage wie um den des Dichters liegt noch immer ein Schleier — gerade wie um die Göttin von Sais. Vielleicht zupft hier und da eine freie Männerhand daran, aber die einer Frau? Wol kaum; und so hat denn Albert Stahr in „Goethe's Faust; Briefwechsel mit einer Dame“ (Gotha, Schrader, 1856), für sie diese That gewagt. Denn es ist immer ein gewagtes Ding, der Wahrheit ins Auge sehen zu wollen.

Die Frauen mit ihrem empfänglichen, das einmal erkannte Gute tief aufnehmenden und treu festhaltenden Gemüth zum tiefern Verständniß dieses größten Erzeugnisses des deutschen Dichtergeistes zu führen, ist des Verfassers Zweck. Und er hat ihn in der That er-

reicht, sodaß in dem Leser die Bilder des Faust und Goethe's in ein freundlich großes Menschenbild zusammenfließen.

Es ist das Verdienst des Verfassers, daß er nicht ein trockener Erklärer wird, der darauf ausgeht, uns den Blick auf jede Spinnewebe des großen Faustbaus photographisch zu eröffnen und solche gleichsam unter die Loupe zu bringen, sondern die Verhältnisse des Baus mit erhöhtem Pulsschlag mißt und vergleichend ihre Schönheit in uns mit verwandtern, deutlichern Tönen erklingen läßt. Das Grün'sche Werk führt uns neben dem schönen, verlockenden Klang der Rhythmen im „Faust", bei dem Wahren der treffenden Schilderungen und Gedanken vorüber und lehrt uns, das Ebenmaß, den Reichthum, die Größe der Idee im Ganzen erkennen. Wie Waldhornruf uns von hohem, freiem Gebirg herab ins Thal erklingt und unsere Seele freudig und gehoben erheben läßt, so weckt der ethische Geist dieses Buchs das Menschenherz zu höherm Schwunge.

Gut ist es dem Verfasser gelungen, darzulegen, wie im „Faust" sich das strebende und irrende Einzelwesen durch Schmerzen, Irrthümer und Leiden über dem Wehe von Mitmenschen hinweg sehnend sucht emporzuringen zu reinem Menschenthum, wie dies gerade beim höhergearteten Individuum die Wege sind, auf welchen der Adel der Menschennatur ihm als Eigenthum angeheftet und die Geistesruhe errungen wird, in der die Freude sich mäßigt und das Leid des Irdischen sich mildert.

Winterlectüre.

Mit Novemberstürmen und Decemberschnee geht Jedem der Sinn und Begriff eines kleinen, lieben Wortes auf, traulich heißt es.

Die im Kamin prasselnden, knisternden Holzscheite singen ihr Wiegenlied und das bescheidene, goldgelbe Lampenlicht blickt uns an wie ein milder, letzter Sonnenstrahl.

Statt der Blumenelfen hüpfen und tanzen nun wildere Geister rein daher, Elementargeister des Feuers und des Wassers, Kobolde, welche als Schatten die Flamme spielend an die Wand wirft. Nun gibt's klopfende Tische, Psychographen, die Liebesbriefe schreiben und das Geheimniß, das fürchterliche, des Alters der Damen enthüllen, vor allen kleine Historien, Gespenstergeschichten von rothen Gemächern, Männern ohne Kopf und weißen Frauen — husch! Rauschen da nicht die weißen herabgelassenen Vorhänge, seltsam, schauerlich? Wie's Einem über das Herz laust —! Die lächelnde Blondine dort in der Ecke ist auch erglüht, über und über! Ist's Furcht? Der Widerschein des hell auflodernden Kaminfeuers oder der stille Druck eines in Sehnsucht bangenden Herzens? Wir verrathen nichts.....

Für solche Stimmung empfehlen wir einen Freund des Winters, des Sitzens am stillen Theetisch, wenn Einem mit Zukunftsgedanken durch den leicht wallenden Dampf auch Erinnerungen vorüberlaufen, graue und bunte, Hieronymus Lorm, seines wahren Namens Landesmann.

„Am Kamin" (zwei Bände; Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsbandlung, 1856) sind kleine, kurze Erzählungen. Sie handeln nicht von Schlachten und Siegen, weder von Ophelien noch Desdemonen, meist von Menschen, wie man ihnen oft begegnet, z. B. am Grünen Tisch zu Baden-Baden. Solche Malerinnen wie seine „Malvina" hat Mancher zu Dresden in der Galerie gesehen. Der Verfasser, der das Unglück hat, taub zu sein, beobachtet mit desto schärferer Kraft des Auges, und auch nicht des äußern, sondern des innern. Er besitzt einen grübelnden Tastsinn, der in die geheimsten Falten des Herzens zu dringen weiß. Abgeschlossen von dem rauschenden Gewühl der Wirklichkeit, idealisirt er, ohne darum dem Unwirklichen zu verfallen. Seine Erzählungen sind Aquarellbilder in feingeschnittenem Rahmen. Dieser Rahmen, die humoristische, liebenswürdige, oft neckische Darstellung, macht den Werth und den Reiz des Buchs. Es lauschen die echten Kobolde der Kaminflammen aus ihnen heraus. — Und steigt dann auch einmal eine wunderliche Gestalt auf, an deren Dasein ihr im Sonnenschein nicht recht glauben würdet, schaut nur lange in die glühenden Kohlen, da erkennt ihr sie vielleicht oder wenigstens ähnliche Gesellen!

Der Humor liebt es, phantastische Gestalten zu schaffen und mit ihnen zu spielen, weil er an ihnen sich in seinen schönsten Farben zeigen kann wie die Sonne am Prisma. Hieronymus Lorm ist ein Humorist. Selbst wenn er ein weinendes Gesicht macht, kann er ein leises Lächeln nicht verbergen. Das offenbart sich vor allem in seinen Betrachtungen, die den Erzählungsstoff oft an Ausdehnung und Gewicht übertreffen. Sie zeigen eine scharfe Beobachtungsgabe des Lebens, einen reichen, feinen Geist und ein mildes, vielleicht manchmal zu mildes Auge für die Schwächen und Hinfälligkeiten der Andern.

Ist der Stil im Ganzen klar und durchsichtig, so entfaltet er sich oft zu schönen, leuchtenden Redeblumen, die in jeder Anthologie verdienen würden gesammelt zu werden.

Wahrnehmungen.

Bitter ist es, heute Das zu müssen, was man gestern auch wollen konnte.

* * *

Die Phantasie erfindet, das Herz entdeckt.

Für die Schillerstiftung (auch bei Zusendungen nicht zu verwechseln mit dem Leipziger „Schillerverein") gingen dem Herausgeber ferner zu: Von Jean Naumann in Offenbach am Main als zweiter Beitrag dortiger Literaturfreunde 41 Thlr. 15 Neugroschen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 13.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Aus dem Volke.

(Vergl. „Unterhaltungen", N. F., Bd. 1, S. 689–710.)

V. Höhere Genüsse.

Noch immer, du großes vielköpfiges Meerwunder, „Volk" genannt, verweilen wir in deiner, nur Dem nicht traulichen Nähe, dem der Druck einer mit Glacehandschuhen bewehrten Hand die einzige Form des gemüthlichen socialen Umgangs geworden ist!

Entsetze dich nicht, zarte Leserin! Wir müssen dich heute in die Werkstatt eines Fußbekleidungskünstlers führen und zwar nicht in die eines jener höhern akademischen Schuhmacher, die sich wegen ihrer Kunstfertigkeit, einen deinen Hühneraugen rechnungtragenden Leisten zu schneiden, wie Canovas und Rietschels der Fußplastik geberden, sondern zu einem Schuhmacher, der Bürger, Meister, Gesell und Lehrling in Einer Person ist. Im Charakter des Letztern hatte unser Meister Pech sogar die Aufwartung bei seiner schuheinfassenden Frau übernommen und in frühern Jahren selbst das einzige Töchterchen für die Zeit der Marktgänge und großen Wäsche zu warten und zu überwachen gehabt.

Denke dir nun, freundliche Leserin, daß dieser Mann sich inmitten der Woche gegen alle häusliche Ordnung und Familienvererbung einmal rasirt hat! Ein Fall von ungewöhnlicher, außerordentlicher Bedeutung! Niemand wird die Ursache errathen, Niemand, der nicht im Tageblatte unter der Rubrik Vergnügungen gelesen hat. „Heute Harfenconcert und frische Wurst bei — Kitzmayer." Wer kennt Kitzmayer! Es ist eine im Kleinbürgerthum renommirte Stammtabagie mit einem einzigen Zeitungsblatte, mehren überliebten langen Pfeifen und einem Billard, dessen grünes Tuch hier und da schon Erbsen oder Linsen hindurchlassen könnte.

Es ist ein Donnerstag und die Wanduhr zeigt erst auf fünf. Aber Meister Pech schließt mit einem Seitenblick auf die Fußbekleidung eines Dandy vierter Classe sein Tagesgeschäft. Er rasirt sich, wie schon gemeldet, vor einem kleinen Spiegel im schwarzen Holzrahmen mit fragmentarischem Quecksilber. Er rasirt sich auf die frische Wurst zu und Rosalie, die einzige Blüte seiner ehelichen Liebe, entfaltet sich im geplätteten Kattunkleide für das Harfenconcert und die sich daranschließenden Hoffnungen eines Begegnens mit dem Eckjüngling, der freilich bis 9 Uhr das philanthropische Geschäft unter sich hat, die danach verlangende Menschheit mit Zucker, Syrup, Heringen und Brennöl zu bedienen.

Das Harfenconcert gehört zu jenen Ereignissen, die man nicht in der großen Gala des „Kränzchens" feiert, aber ebenso wenig doch auch im Werkeltagskleide besucht. Man sucht nach der rechten Mitte, nach dem Maßhalten zwischen Sonntag und Woche, das man in der Regel durch eine feine Mischung von Sonntagsumschlagetuch und Wochenmarktüberrock zu erreichen strebt. Der Vater sucht sein Vergnügen in der Wurst, die Tochter im Concert, die Mutter in Beidem. O die

Mutter! Die Mutter verſteht es, die ſüßen Erinnerungen, die „Schweizers Heimweh", „Alpenhues Jodler" und andere herzerhebende ſehnſüchtige „Liebend gedenk ich dein" — Klänge in ihr wecken, mit der friſchen Wurſt ſo harmoniſch zu verbinden, daß ſie zu ihrer Vergangenheit ſogar ein Seidel Bier trinkt und zu ihrer Gegenwart tiefergriffen ein zweites daraufſetzt!

Der Saal, in welchem das Harfenconcert ſtattfindet, hat nichts gemein mit denen der numerirten Stühle à 1 Thlr. 10 Sgr. Er ſteht zur Akuſtik außer aller Beziehung, vielmehr wirbelt das Sanitätsſicherheitsventil, in Geſtalt eines Rädchens im Winkel eines Fenſters angebracht, luſtig in die wehmüthigen Alpenjodler hinein. Statt glänzender Lichter und Flambeaux brennen nur die erhöhten Oelpreiſe berückſichtigende Sparlampen; das improviſirte Podium der Künſtler beſteht in zwei blutsverwandtſchaftlichen Fenſtertritten, zum Notenpulte iſt ein kleiner Nähtiſch, deſſen defecter Zuſtand bei jeder Berührung muſikaliſche Anlagen verräth, erhoben worden und ein im umgekehrten Wachsthum ſich übereilendes Talglicht ſtrengt ſich an, die Künſtler in die rechte Beleuchtung zu bringen.

Bei einem Sparlichte geſehen, gehören die drei Harfeniſtinnen zum ſchönen Geſchlecht. Der ſie begleitende Ritter ſpielt die Violine und gibt die Männerrollen in zärtlichen oder komiſchen Duetts. Die Kopfbedeckung des Geſammtperſonals gehört den tiroler Alpen an, die Kehlen aber ſind heimatliche; bei jeder Oper könnten ſie als permanente Hinderniſſe des Enſemble auf das vollſtändigſte reuſſiren.

Der Saal füllt ſich mehr und mehr. Geſtrenge Hausherren mit langen Pfeifen und gefühlvollem Lächeln, tugendbelobte Hausfrauen in Kattun mit lauſchendem Kunſtſinn und Strickſtrumpfverlorner tiroler Alpenahnung, wohlehrſame Töchter mit geſenkten Blicken, die den zu erwartenden Verehrer am Fußboden ſuchen; junge Männer, die auf halbem Wege zum Dandy ſitzengeblieben ſind, aber doch noch unternehmend genug ſind, ein Herz, das in Puy oder Stroh arbeitet, mit zärtlichen Gefühlen zu erfüllen; nachgeahmte Engländer, die am Tage für deutſche Kellner und Friſeurjünglinge paſſiren — Alles kommt und drängt ſich und immer nebliger wird der Cigarrendampf, immer gehobener die Stimmung, immer größer die Rechnung...

Das Concert entwickelt ſich erſt recht. Kuhmagdtöne von der Alm herniedet durchſäuſeln die Luft und laſſen ſich hier und da auf ein Herz herab; Lieder der Liebe, der Sehnſucht, des Scheidens, gefühlvolle vorgeſchichtliche Unterlagen für die Empfindungen reſpectiver Melker und Melkerinnen reißen alle Gemüther mit ſich fort. Die Liebe in den hohen Tönen, die Sehnſucht tief unten im Souterrain des männlichen Baſſes, der Schmerz der Trennung im Ausdrucke allgemeiner Heiterkeit — wen ſollte das nicht rühren? Den Schuſter gewiß, ihn, dem ohnehin noch die friſche Wurſt mit ihrem pikanten Leber- und Pfeffergeruch eine glückliche Gemüthsſtimmung verleiht; auch er fühlt ſich durch dieſe Contraſte doppelt erregt. Der Teller geht herum zu freiwilligen Beiträgen. O warum denn nicht? Er iſt ja ſo gehoben, ſo nahe an der Grenzlinie des Montblanc, wo es direct in den Himmel geht. Er legt auf den Teller einen gefühlvollen Silbergroſchen.

Wie auf Kameele, übt die Muſik auch auf die Menſchheit einen unwiderſtehlichen Eindruck. Dem pſychologiſchen Forſcher würde es nicht unintereſſant ſein, zu gewahren, wie das erglänzende Geſicht des Schuſters allmälig einen immer lyriſchern, zuletzt ſogar elegiſchen Ausdruck gewinnt. Erſte Portion Wurſt — er wird ganz Empfindung; noch eine halbe — er wird ganz Gemüth! Um neun Uhr ſchon iſt er eine einzige große Rührung. Da tritt der Ladenjüngling von der Ecke ein. Er nimmt einen zwiſchen den Herzen des Vaters und der Tochter leerſtehenden Stuhl in Beſchlag und ſucht ſich der gegenüberſitzenden, lächelnden, immer nur lächelnden Mutter ſo angenehm wie möglich zu machen. Auch er wird träumen, auch er wird friſche Wurſt eſſen. Auch er wird bei jedem Trunke des einheimiſchen vaterländiſchen bairiſchen Actienbiers mit Wohlgefallen ſich überzeugen, daß — die Seidelgläſer geeicht ſind. So währt es bis zehn Uhr, man begleitet ſich nach Hauſe und ein ſchöner Abend iſt wieder hinabgerollt die lange Zeitenleiter, die uns dem Ewigen näherführt und dem Unausſprechlichen. Wer erſchöpft die Tiefen, die im Gemüth von Hunderten von Menſchen ſich erſchließen an einem Tage, wo ihr blaſirten Wohlhabenden und Reichen nur ſo gleichgültig im Tageblatt leſet: „Friſche Wurſt und Harfenconcert!"

VI. Im Himmelreich.

— — Ja, es iſt Jahrmarkt.

Die Menge wogt und drängt durcheinander; Spitzbuben treibt ihre unwiderſtehliche Neigung zu ſeidenen Taſchentüchern und Portemonnaies in das dichteſte Gewühl und die Leierkaſtenmänner machen aus ihren Gebrechen oder denen ihrer Frauen ein einträgliches Gewerbe.

Mit Erstaunen bemerkt der Beobachter, wie ungeheurer Mittel und Mittelchen zur Bequemmachung der Menschenexistenz die Civilisation bedarf und wie viel sie producirt: Lava zur Schärfung für Rasir-, Tranchir- und andere große Messer des Aufschneidens; Stahlfedern in allen Façons, von der feinsten Satire eines Rabelais bis zum gröbsten Mahnbriefe eines Schneiders; Brillen für Publicisten, um die Angelegenheiten des Orients und Occidents mit gleicher Schärfe zu beobachten; Flanelljacken zur Erwärmung des deutschen Patriotismus; Filzschuhe zum Gebrauche beim Besuche norddeutscher „italienischer Nächte"; steuerfreie Hunde aus Gyps geformt; Pfefferkuchenfrauen von sehr sanfter Gemüthsart; türkische Shawls zur Verjüngung ehelicher Liebe; Schränke für Kleider, welche nicht beim Pfandverleiher stehen; bunt gemalte Versicherungen ewiger Liebe und Treue à Stück 1 Sgr. und tausend andere nützliche und schöne Dinge.

Mitten im Gewühl bemerkt man dann oft Käufer und Käuferinnen von einer ganz besondern Aemsigkeit. Wir könnten jenen vornehmen Damen folgen, die sogar den Töpfermarkt und die in der Nähe befindliche, auf der Erde ausgebreitete Niederlage von eisernen Kochgeschirren, Bratpfannen und Casserollen zu besuchen nicht unter ihrer Würde halten; die Bedürfnisse an Hülfsmitteln zum Kochen und zum Genießen haben ihre unabweislichen Rechte und die Köchinnen ruiniren viel. Wir folgen aber nur jenem Mädchen am Arme eines jungen Mannes. Beider Antlitz erglänzt im Lustre erster Liebe und freudiger Hoffnungen. Sie hat dem Staate als Küchenmädchen gedient und wendet nun ihre Ersparnisse zu Hausrath und zur Vervollständigung ihrer Liebe an. Er aber ist an der deutschen Literatur betheiligt, d. h. er dreht die Presse, unter welcher die neuesten literarischen Erzeugnisse vervielfältigt werden. Er hat Romane, Dramen, Kanzelreden, Trinklieder, Mathematiken und Grammatiken, Philosophieen und die Geheimnisse der Essigfabrikation in verliebtem Umschlage gedruckt, ohne auf diese Vielseitigkeit stolz zu sein. Seine abendlichen Freistunden aber verbrachte er damit, sich zu verlieben und dann noch die erste Hälfte seiner Nächte damit, sich auseinanderzusetzen, wie glücklich er wäre und wie er, um es ganz zu sein, ins Himmelreich kommen könne, d. h. sich zu verheirathen.

Aber ach! Zu einer Heirath gehören mehr als zwei in stillem Abenddunkel an einer Straßenecke geflüsterte, tiefbedeutsame „Ja, willst du?" „Ja, ich will!" Es gehört zu ihr noch eine gewisse dunkle Vorstellung vom künftigen „Auskommen". Merkwürdig, diese Vorstellung schmückt sich die Liebe in den rosigsten Farben zur Selbstberuhigung aus. Aber ein Logis, Hausrath, kirchlicher Segen, ein Traukleid und ein Nachmittagskaffee mit Kuchen für theilnehmende Gemüther! Zu dem Allen gehört Geld; ohne Geld kein Hausrath, kein Segen, kein Traukleid und keine theilnehmenden Gemüther!

Nun aber gut! Auf das Alles war man seit Jahren gefaßt, auf das ist ja gespart worden. Der Bräutigam trank weniger Kaffee, genoß den Zucker in Decimalbrüchen, setzte sich Mittags auf geringere Diät und trank Abends nur den Urstoff vom Bier ohne Malz- und Hopfenzuthat. Das Mädchen kniff an Hühnern, Gänsen, Butter und Eiern immer ein Endchen ab, verkaufte die Knochen ihrer Herrschaft zu möglichst hohen Preisen, sammelte die Stümpfchen Wachslichter, unter welche sich zu Zeiten ein jugendlich unangebranntes verirrte, ließ sich die wöchentliche Butter an baarem Gelde verabreichen und behalf sich mit der ihrer Herrschaft; kurz auf diese Weise ist es gelungen, ein Capital zusammenzubringen, das hinreicht, in der Vorstadt ein Logis zu miethen, in einem Hause, das für die ewige Liebe zu baufällig wäre, vorläufig aber für diese irdische vollkommen noch zusammenhält. O schon haben sie bei diesem Jahrmarkt und bei jenem ein Stück Hausrath zusammengebracht, das vorläufig hier und da bei Bekannten zu möglichst schonender Benutzung untergebracht ist: ein ehrwürdiges Kanapee, auf welches man sich, aus Achtung für sein Alter, ohnehin nicht zu oft setzen darf, eine kindliche Kommode, die in ihrer Unschuld von Spitzbuben keine Ahnung hat und aus Achtung für die Menschenwürde sich gegen das Verschließen sperrt; ein halb Dutzend Stühle mit verhärtetem Polster und weichen Beinen, die unter jedem Druck zusammenzubrechen [illegible].

Auf dem letzten Jahrmarkt, der dem Aufgebot vorangeht, ergänzt man dann noch Kammer und Küche. Das sind feierliche halbe Stunden, die man sich Frühmorgens und Mittags zu diesem Zweck erübrigt. Die Gemüther Beider sind hochpoetisch gestimmt. Der Ton, den ein Kochtopf gibt, an welchem die künftige Hausfrau, der etwaigen Sprünge wegen, prüfend klopft, klingt melodisch durch Beider Herzen; der Borstbesen fegt symbolisch aus den Winkeln ihrer Herzen die spinnenden Leidenschaften jeglicher Art; durch das Blechsieb läuft sich läuternd ihr Leben dahin; an dem Gurkenhobel reiben sich die rauhen Ecken ihrer

Charaktere ab. O du glückliche Zeit des Hoffens, Strebens, Plänemachens! Wie süß ist es, mit einem so gekauften Quirl die ganze Zukunft sich umgerührt zu denken, daß es einen schönen ewig stehenden Schaum gibt! Und diese Nudelbretter, diese Schöpflellen — wie ist das Alles so symbolisch bedeutsam für Liebe und Eheglück und kräftige Sonntagssuppen mit Schwimmklößen! Mit jedem Messer zerlegt man sich die Zukunft in kleine dünne Scheibchen und schiebt dazwischen Wünsche, Hoffnungen und Aussichten ein und sättigt sich! Kein Austernkeller weist solche Delicatessen auf . .

Um zum Aufgebot zu gelangen, haben aber die Liebenden noch, wie Pamina und Tamino in der „Zauberflöte", mancherlei Proben durchzumachen. Da sind die Todtenscheine der Aeltern beizubringen, die eigenen Tauf-, Confirmations-, Heimats- und viele andere Scheine. Endlich ist auch diese „Schreiberei" beseitigt und nun haben Beide am nächsten Sonntage das Vergnügen, dem allgemeinen Kirchengebete angeschlossen und mit einem Dutzend noch anderer Paare Gott in alphabetischer Ordnung empfohlen zu werden. Die Verlobten sitzen im Schiff der Kirche. Mit solcher Aufmerksamkeit haben sie nicht dem Gedankengange der Predigt gefolgt als jetzt der Liste der Aufgebotenen. Beiden schlägt das Herz stärker, als sie endlich ihren Namen hören, ihren eigenen Namen; sie die wirkliche Margaretha Luise Friederike Auguste — hätte sie alle die Namen angegeben, die ihr der Bequemlichkeit halber ihre Herrschaften gaben, sie würde es in diesem Schmuck so weit gebracht haben wie eine spanische Infantin —, er Johann Heinrich Wilhelm Ludwig — auch bei ihm hatten die Pathen am wohlfeilsten Pathengeschenk, am Namen, nicht gespart. Wenn diese Namen von da oben herab ertönen, läuft die Braut roth an, schlägt die Augen nieder auf das Gesangbuch und liest in der Verwirrung einen Abendsegen bei Krankheit und Sterben, was sie erst bemerkt, als sie damit zu Ende ist.

Wir sind mit unserer Schilderung des Wegs zum Himmelreich zu Ende. Doch könnten wir noch einige der letzten Schritte kurz vor der Schwelle auf den ersehnten Boden in den Wolken erwähnen. Erst der Abzug von der Herrschaft mit rinnenden Thränen und einigen Differenzen über bereits empfangene Lohnvorschüsse. Einzug in die gemiethete Wohnung. Säubern und Schmücken derselben. Annäherung des entscheidenden Sonntags. Zwei Freundinnen, die selbst noch nicht verheirathet sind und die Ehe für ein Glück halten, beschäftigen sich damit, die Braut zu schmücken. Als man ihr die Myrte in die Haare flicht, erzittert sie unter der Bedeutung dieser Blüten, der letzten ihres bis zum 36. Jahre ausgedehnt gewesenen Frühlings vor dem langen, heißen Ehestandssommer. Vier Hände sind beschäftigt, sie zu schmücken; sie selbst hat nichts dabei zu thun, als passiv dazusitzen und die Nadeln herzugeben und zuweilen ihre Freundinnen zu bitten, daß sie die, welche sie ihnen reichte, nicht in den Mund nehmen und in Gedanken verschlucken möchten!

Unterdeß hat sich daheim auch der Bekenner der Schwarzen Kunst mit eigener Mühe in den neuen Bräutigamsanzug zu nationalisiren, die Beinkleider klimatisch gewohnt zu werden und sich der Staatsform des neuen Fracks unterzuordnen gesucht. Die neuen Stiefel haben den knappen Festtagszuschnitt, in welchen sich die langjährigen, treuen Begleiter durchs Leben, die Hühneraugen, nicht finden können; die deutschen Rechte Schleswig-Holsteins verficht er gegen dänische Handschuhe, die wiederum mit Abbruch aller diplomatischen Beziehungen drohen, sobald er ihnen Gewalt anthun will.

Auf dem Curszettel der Kirche stehen die Copulationen zu verschiedenen Preisen mit und ohne Stühle, mit Leder- oder Sammetpolster, freier Rede oder Agende. Da es das erste mal ist, daß der Drucker heirathet, und höchst unbestimmt, ob und wann es wieder geschieht, tritt er mit einigem Aufwand in die Ehe. Er will auf Sammetstühlen sitzen, auf ein Sammetkissen knieen und zum Uebergang vom Garçon zum Ehemann einen Teppich unterbreitet haben. Diese die Kirchengebühren erhöhende Rücksicht glaubt er seiner Officin schuldig zu sein. An diesem Tage feiern die Pressen und die Collegen schauen aus dem Schiff und von der Emporkirche der kirchlichen Handlung theilnehmend zu. Er nimmt sich möglichst zusammen, um sich bewußt zu bleiben, keine Verstöße zu begehen und mit Anstand den Segen der Kirche zu empfangen.

Am Nachmittag in der neuen Wohnung ist dann Gesellschaft mit Kaffee und Kuchen und noch Mancherlei. Die junge Frau gerirt sich in ihrer häuslichen Würde, aber Irgendjemand ist ihr zur Seite, eine Mutter, eine Tante, eine Schwester, eine Schwägerin oder Freundin. Die Freunde hat der Kuchen noch theilnehmender gemacht, die Freundinnen leiden an nachträglicher Rührung, die mit einem geheimen Sehnen vermischt ist. Durch die Gesellschaft weht ein linder West, bis der Wind Abends, bei allerlei Geschmiertem und Belegtem

und einem auf nächſten Bergen gezeitigten Weine, nach Süden umſchlägt und im Aufthauen der Gemüther Alles mit ſich fortreißt. Die Späße bekommen nun jenen Anhauch, der die weiblichen Wangen in glühendem Roth malt, die Gläſer klingen aneinander. Der Zukunft, der Vergangenheit, der Liebe, dem Glück, der Erinnerung! Ach! Rührung und Jauchzen, Thränen und Lachen! Die innigſten Umarmungen gelten zuletzt auch als Stütze — für das ins Schwanken gebrachte Gleichgewicht der allgemeinen Heiterkeit.

(Ein ſechstes Bild. Eine öffentliche Sprechanſtalt, in nächſter Nummer.)

Die Bauern vor Gericht.

Skizze von E. Brune.

III.

Das Antlitz des beſchuldigten Brandſtifters Reinhold war bleich. Seine Augen rollten unſtet im Kreiſe. „Ich ſoll doch nicht etwa das Feuer angelegt haben?“ ſagte er trotzig und wie ſich ſelbſt verrathend.

„Wie heißt Ihr?“

„Karl Emil Reinhold.“

„Wie alt?“

„Fünfundzwanzig Jahre.“

„Aeltern?“

„Sind todt.“

„Geſchwiſter?“

„Eine Schweſter.“

„Ihr trinkt und ſpielt, wie ich höre!“

Mit einem Wehelaute, der in die Seele drang, rief Reinhold, auf die Kniee ſinkend, aus: „Herr Richter, ich mag ſein, wie ich will, aber, beim allmächtigen Gott! Sie werden mich doch nicht für ſchuldig halten, das Feuer angelegt zu haben?“

„Man hat Euch unmittelbar nach Aufgang des Feuers vom Brande herkommen ſehen.“

„Nein, das iſt eine Lüge!“

„Zeuge Schaller, iſt das der Mann, den Ihr fünf Minuten nach Aufgang des Brandes von der Brandſtelle her- und bei Euch vorbeilaufen ſahet?“

„Ja! Ich ſagte: ‚Guten Morgen, Reinhold!‘ Er hörte und ſah aber nicht, er eilte vorbei!“

„In welcher Richtung?“

„Nach dem Herrnhofe zu.“

„Seid Ihr das geweſen, Reinhold?“

„Beim allmächtigen Gott nicht! Als das Feuer aufging, war ich zu Hauſe, im Bett.“

„Der Herr Paſtor hat Euch kein gutes Zeugniß gegeben! Soll ich Euch Glauben ſchenken?“

Reinhold ſchwieg verlegen.

„Gerichtsdiener, führen Sie den Tiſchlergeſellen Reinhold in die Oberſtube! Bewachen Sie ihn!“

Der Ortspfarrer rief, noch während Reinhold im Fortgehen war: „Herr Gerichtsdirector, Sie ſehen ſelbſt, er iſt es!“ Reinhold, vom Angeredeten ſcharf beobachtet, zuckte ſchmerzlich zuſammen. Der Gerichtsdirector ſagte zu dem Geiſtlichen, als der Angeklagte die Stube verlaſſen: „Herr Paſtor, ich muß mich über Sie höchlichſt wundern! Gott ſei Dank, daß Sie nicht Richter in der Sache ſind!“

„Er, da muß ich doch ſehr bitten! Wo die Sache ſo klar am Tage liegt —“

„Vielleicht im Himmel, auf Erden noch nicht!“

„Zeuge Schaller, ein höchſt glaubwürdiger Menſch —“

„Wird ſich finden! Vorderhand habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!“

Der Paſtor verſtand den Wink und ging.

„Haltefeſt, nehmen Sie Zeugen Schaller feſt! Geben Sie mit ihm in das Nachbarhaus! Sorgen Sie, daß er mit Niemand zuſammenkommt!“ Ein toſender Lärm erhob ſich draußen. Man hörte Stimmen: „Das Gericht läßt den Brandſtifter laufen!“ „Schlechtes Gericht!“ „Beſchwerde führen!“ Der Gerichtsdirector rief zwei Gendarmen herbei. „Ich muß jetzt mit den beiden Schöppen und dem Ortsrichter des benachbarten, unter mein Gericht gehörigen Dorfs eine Localexpedition vornehmen. Bewachen Sie die Menge! Schicken Sie mir den Richter-Hauſt auf die Brandſtelle nach!“ Der Beamte trat aus dem Hauſe, ging ruhig, freundlich grüßend, allein unter die Menge hinein. Man griff nach den Mützen, murrte aber; zwei Bauern, ein alter und ein junger, traten auf den Beamten zu und fragten höflich: „Herr Gerichtsdirector, nicht wahr, Sie laſſen Reinhold nicht auf Handgelöbniß los?“

„Wenn ſich nicht mehr findet als Das, was ich bisjetzt weiß, bin ich geſetzlich verpflichtet, ihn freizugeben. Die Unterſuchung nimmt aber weitern Verlauf. Der einzige Zeuge, welcher jetzt gegen ihn ſpricht, Schaller, iſt mir als ein bereits früher wegen falſchen Zeugniſſes beſtrafter Menſch bekannt.“ Der alte Bauer ſchüttelte bedenklich mit dem Kopfe.

Man gelangte auf die Brandſtelle; Richter Hauſt traf ein. „Wem iſt das Häuschen dort, welches auf dem Wege von der Brandſtelle nach dem Herrnhauſe liegt und den ganzen Plan überſieht?“

„Einer alten Witwe, Herr! Der verwitweten Menzel."

„Lebt noch Jemand im Hause?"

„Nein!"

„Führt die Menzelin herbei!"

Das Volk drängte sich neugierig nach der Brandstelle hin. „Da kommt die Mutter Menzelin!" hieß es. „Was wird die wissen sollen?"

„Mutter Menzelin", fragte der Gerichtsdirector, „ist Euch bekannt, daß man im Dorfe Verdacht auf Jemand hat hinsichtlich der Brandstiftung?"

„Nein, gnädiger Herr, nein! Ich lebe so still vor mich hin! Die Müllerin hat einige Sachen bei mir eingestellt. Gesehen habe ich das Feuer, aber gehört, daß man einen Anstifter habe, das habe ich nicht!"

„Wann sahet Ihr das Feuer zuerst? Besinnt Euch ganz genau!"

„Es hatte noch nicht lange halb drei Uhr geschlagen, da hörte ich Jemand «Feuer! Feuer!» rufen — «Feuer! Feuer!» Ich sah da auch gleich die Flamme. Ach Gott, es sah schrecklich aus!"

„Wie kommt es, daß Ihr die Zeit so genau wißt?"

„Sehen Sie, mein bester Herr, ich hatte nämlich den Abend zuvor, also gestern Abend, mein Leibessen gegessen, das ist gebackenes Obst. Und da hatte ich Bier dazu getrunken, und da hatte ich die ganze Nacht Leibschmerzen. Da hörte ich jede Stunde und auch halb drei schlagen! Und da dauerte es nachher nicht lange, da rief Eins «Feuer!» Ich weiß nicht, wer."

„Singt Ihr nicht ans Fenster?"

„Ja, aber ich habe nicht genau Obacht gegeben, wer es war, der rufte, guter Herr!"

„Also sahet Ihr doch Jemand?"

„Einen Menschen, der vom Feuer herlief."

„Wohin?"

„Nach dem Herrnhofe zu."

„Ihr irrt, Frau Menzelin!" sagte der Inquirent, die Wichtigkeit seiner Frage durch Gleichgültigkeit verbergend — „Ihr irrt! Der Mann lief nicht vom Feuer her, sondern nach dem Feuer zu!"

„Nein, ganz gewiß, er kam vom Feuer her! Ich dachte, es wäre ein Knecht von Müllers; denn das sah ich, daß Müllers brannten!"

„Nun, und am Ende ist es ein solcher Knecht gewesen?"

„Nein, das sah ich an der Kleidung!"

„Ich denke, Ihr habt den Mann nicht genau angesehen?"

„I freilich! Viel habe ich nicht gesehen, aber soviel doch!"

„Frau Menzelin, Ihr werdet Eure Aussage beschwören müssen, gebt der Wahrheit die Ehre! Daß Ihr mir nicht Eine Silbe Unrichtiges sagt!"

„Guter Herr, was ich sage, kann ich beschwören!"

„Folgt mir jetzt!"

Die Expedition ging in das Local zurück, von wo man ausgegangen war. „Kann ich abtreten?" fragte Richter Faust.

„Nein, wartet auf Verlesung des Protokolls!"

Während der Gerichtsdirector das Protokoll über die eben stattgehabten Verhandlungen niederschrieb, hörte man die Leute in der Stube flüstern: „Was will er nur mit der alten Mutter Menzelin?" Ein paar Leute ließen sich melden. Der Beamte vermochte sie jetzt nicht vorzulassen. Sie gingen murrend ab. Ein Bote von Haltefest kam, Zeuge Schaller lasse bitten, ihn nach Hause gehen zu lassen, seine Frau sei krank. Der Herr Richter Haltefest läßt aber bitten, Schaller'n nicht gehen zu lassen, da dessen Frau gesund sei, und —

„Schon gut. Schaller bleibt in Haft! Schöppe Walther, holen Sie mir einmal die Frau des Häuslers Schaller herbei!"

Das Protokoll war fertig und wurde in Gegenwart des Richters Faust und des einen Schöppen sowie der Menzelin verlesen; Letztere hatte nichts daran auszusetzen. Die verehlichte Schaller kam. Frau Menzelin mußte einstweilen abtreten und verfügte sich in die Küche. Der Inquirent fragte die Schallerin: „Wann kam Euer Mann vergangene Nacht nach Hause?"

„Wie meinen Sie das, Herr Gerichtsdirector? Er ging früh nach dem Feuer, als ihn ein fremder Fuhrmann heraustochte; vorher —"

„Ist er auch schon fortgewesen?"

„Nein!"

„Ihr sollt Eure Aussage beschwören. Faust", befahl der Richter, die Schallerin fixirend, „fragen Sie einmal, ob von der Menge Jemand gestern Nacht mit in Grünstein war und bringen Sie den Betreffenden herein!"

„Ach, ach Gott, gnädigster Herr Gerichtsdirecter, ich will ja nicht lügen! Also Sie wissen es schon? Nun ja, ich muß gestehen! Mein Mann war in Grünstein, in der Schenke —"

„Faust, meine Anordnung erledigt sich! Und da kam er erst nach halb drei Uhr früh nach Hause?"

„Ja! Aber, geehrtester Herr, ich schämte mich, einzugestehen, daß mein Mann so ein Trinker und Spieler ist! Er thut frömmer, als er ist. Aber

da hat er auch so schlechte Gesellschaft! Er trifft da oben den liederlichen Schenkens-Karl und Reinhold und —"

„Hauk, der Gerichtsdiener mag Reinhold herunterbringen!"

„Reinhold, war Schaller gestern Abend und diese Nacht mit Euch in der Schenke?"

„Nein!"

„Nein? — Aber bekannt Euch!"

„Nein, gewiß nicht!"

Der Inquirent war frappirt. Dieses unerwartete Nein kreuzte seine Sachanschauung. Der Bote Halteseſt's kam wieder. „Der Herr Richter Halteseſt bittet zur Bewachung Schaller's um den Gerichtsdiener!"

Die Schallerin schluchzte, als sie das hörte. Der Bote fuhr fort: „Herr Halteseſt hat Berichte abzustatten!"

„Gerichtsdiener, begleiten Sie den Boten!"

Halteseſt kam. „Herr Gerichtsdirector! Doch —"

„Zweiter Gerichtsdiener, führen Sie die Schallerin hinaus, bewachen Sie dieselbe! Und Gendarm Helmbold, thun Sie das Gleiche mit Reinhold!"

„Herr Gerichtsdirector, Schaller ist diese Nacht nicht zu Hause gewesen! Ich weiß es. Er ist in Grünstein gewesen."

„Ich dachte es, ich vermuthete es — aber —"

„Ja, er ist dort gewesen!"

„Reinhold leugnet es."

„Schaller ist nicht in der Schenke gewesen, sondern bei seinem Freunde Hempel nebenan. Er hat es mir eingeräumt, weil er fürchtete, daß seine nächtliche Abwesenheit vom Hause ohnedies herauskommen werde."

„Schöppe, die Menzelin und Reinhold sollen hereinkommen!"

„Mutter Menzelin, kennt Ihr diesen Mann?"

„Ei jawohl! Das ist der liederliche Bursche, der Tischler Reinhold! Den kennt das ganze Dorf!"

Reinhold schlug die Augen nieder.

„Ist Reinhold der Mann, welcher »Feuer!« rief?"

„I bewahre! Der war viel kleiner und schmächtiger und hatte nicht eine Jacke, sondern einen Rock an! Rockschöße sah ich fliegen."

„Reinhold trete ab! Halteseſt, holen Sie mir Schaller herbei! Mutter Menzelin, kennt Ihr den Häusler Schaller?"

„I warum denn das nicht? Das ist ein lieber, frommer Mann! Er singt immer neben mir in der Kirche so andächtig. Nein, ist Ihnen das ein prächtiger Mann! Er läßt mir armen Frau zuweilen auch etwas zukommen. Wissen Sie, seine Mutter und meine Mutter, Gott habe Beide lange selig! waren schon in der Schule auf eine merkwürdige —"

„Frau Menzelin", fragte der Gerichtsdirector in ganz gleichgültigem Tone weiter, „ist es etwa der brave Schaller gewesen, welcher so zeitig die Leute beim Feuer weckte?"

„Nein, Jesus hätte*), da haben Sie Recht, Herr Gerichtsdirector, da Sie das einmal sind, wie ich höre! Es freut mich recht, einmal unsern Herrn Gerichtsdirector zu sehen! Ja, Sie —"

„Also, Frau Menzelin, Sie vermuthen, daß Schaller es war, der »Feuer!« rief?" sagte der Inquirent, dem ein scharfer Beobachter Spannung in den Gesichtszügen angesehen haben würde.

„Gott, freilich! Jetzt weiß ich's ganz genau!"

„Ich denke, Ihr habt nur die Kleidung von dem Manne gesehen?"

In dem Augenblick trat Halteseſt, der Gerichtsdiener und Schaller in die Stube — Witwe Menzel, Schaller'n erblickend, rief: „Guten Abend, Schaller! Ja, ja, da ist kein Zweifel! Freilich wart Ihr es —! Eure ganze Gestalt, Größe war es! Und das ist der Rock! — Nichtwahr, Schaller, Ihr wart gleich beim Aufgang des Feuers bei der Brandstelle gewesen und —"

Schaller fuhr sichtlich zusammen, seine Kniee zitterten — er glaubte, unmittelbar bei der Brandstelle gesehen worden zu sein — der Mund versuchte zu sprechen — kein Wort quoll von den Lippen. Der Inquirent erhob sich; packte Schaller bei der Brust, schüttelte den Elenden und rief: „Schurke, du bist entdeckt, gestehe!" Schaller wankte, der Gerichtsdiener hielt den schlotternden Menschen.

„Du warst bei Hempel in Grünstein?"

„Ja!"

„Du sahst dort zwei Uhr Reinhold aus der Schenke kommen?"

„Ja!"

„Du hast gelauert bei Hempel, bis Reinhold aus der Schenke trat, um ihn zu deinem Opfer machen zu können!"

„Nein, beim Himmel nicht! Nein! Ich will auf das Leichentuch knieen! Nein! Aber —"

„Du wolltest Müller's Gehöfte anzünden und verbargst dich bei Hempel, mit dem du oft schon bis in die Nacht gezecht?"

*) Eine humoristische Andeutung des Erzählers.

„Ja!"

„Als du zur That schrittst, trat Reinhold auf den Weg; du zögertest, ließest ihn voran; dir kam der Gedanke, Reinhold für dich zu benutzen; du zögertest also, zogst ihm nach und begingst dein Verbrechen?"

„Ja, ja!" schluchzte Schaller.

„Du liefst vom Brande her bei der Menzelin Haus vorbei, «Feuer!» rufend?"

„Ja!"

„Du wälztest zunächst beim Herrn Pfarrer den Verdacht auf Reinhold?"

Schaller war sprachlos, nickte aber.

„Gerichtsdiener, schließen Sie Schaller mit dem Bein an die Wand in dem Gefängniß, da er die Leichtigkeit unserer Mauern kennen wird! Fort! Reinhold trete ein!"

Schaller wurde abgeführt und in dem Augenblick trat ein Bote des Herrn Pastors ein, die Bauern aber machten großen Spectakel vor dem Hause, wo sie sich trotz der Kälte aufhielten, mit Branntwein und Bier sich wärmend. Ein Steinwurf zerschmetterte das Fenster. Reinhold wurde hereingeführt. Der Bote rief: „Herr Gerichtsdirector, der Herr Pastor lassen Ihnen sagen, wenn Sie den da (auf Reinhold zeigend) losließen, könne er die Leute nicht mehr beschwichtigen!" Eine Anzahl Bauern drängte sich fluchend und roh geberdend zur Stube herein. Der Gerichtsdirector rief mit gewaltiger Stimme: „Reinhold, Ihr seid frei! Die Untersuchung wider Euch ist sogar völlig geschlossen!"

„Halt, das geben wir nicht zu!" brüllte einer der Rohesten unter den Eindringlingen. Halteſest sah den Gerichtsdirector an, dieser nickte und nun erhob der alte Richter Halteſest, die unbefugten Gäste zur Thür hinausdrängend, seine Löwenstimme: „Wer von euch einfältigen Hunden will arretirt sein? He? Wollt ihr unserm Herrn Gerichtsdirector lehren, was Recht sei, was Unrecht? He?" Halteſest stand jetzt in der Thür und schrie hinaus: „Betrunkenes Gesindel, packt euch nach Hause! Wer ist der Thäter? Wer? Reinhold? Ihr Einfaltspinsel! Der Goldsohn ist's! Schaller ist's!"

Murren erhob sich. „Schaller hat seine Schandthat soeben gestanden, eingestanden hat er sie, hört ihr's?"

Allgemeines Geflüster des Staunens. Neugierig drängte sich nun Alles herzu und unterrichtete sich näher. „Siehst du", meinte der dicke Wirth der Oberschenke zu dem Stein-Fritzen, „ich sagte es gleich, unser Gerichtsdirector hat 'was ganz Anderes auf dem Rohre! Der wird es schon wissen! Wißt Ihr noch, wie er den Dieb herausquirinirte" — „inquirirte", fiel ein Kundiger ein — „der mit den guten Achtzehnhundertzwölfer gestohlen hatte?"

„Ja!"

„Nein, es ist ein ganzer Mann! Der Gerichtsdirector soll leben, hoch!"

Das Hoch wurde wiederholt und verbreitete sich weiter und weiter, kam auch bis unter das Fenster des Herrn Pastors. Dieser war ärgerlich über die Geschichte. Seine Frau besaß nämlich einen sogenannten Psychographen, diese neueste Erfindung der Tischklopferei. Das Ding antwortet auf Fragen bei Berührung durch die Hand; ein Zeiger weist auf die entscheidenden Fragen hin. Als nun der fromme Schaller die Unthat Reinhold's berichtet hatte, fragten der Herr Pastor und seine Ehefrau sofort den Psychographen. Richtig, erst kam ein Tischler heraus, dann der Ort und, was das Wunderbarste war, zuletzt sogar der Name! Und das sollte täuschen? Freilich, Schaller hatte nun die Geschichte eingestanden. Der Herr Pastor wollte seinen Psychographen eigentlich in den Ofen stecken, das gab aber die Frau Gemahlin nicht zu. Wird sich eine echtgläubige Dame durch ein „lappiges" Gericht belehren lassen! Das Gericht lügt, der Geist des Psychographen spricht richtig!

Während der geistliche Herr sich dem vergeblichen Zerstörungsversuche des Lieblingsinstruments seiner Frau Gemahlin hingab, ereignete sich in der Gerichtsstube eine sehr ernste Scene. Reinhold war selig vor Entzücken, als er die freisprechenden Worte des Richters vernommen. Und nun drängten sich Leute an ihn, die den Liederlichen sonst kaum angesehen hatten; Alles drückte ihm Beifall aus. Dem jungen Mann stürzte ein Thränenstrom aus den Augen. Er schüttelte dem Gerichtsdirector die Hand und sagte: „Herr Gerichtsdirector!" Weiter sagte er nichts. Aber es lag viel in den Worten. Er drückte Halteſest die Hand und sagte: „Ihr sollt sehen!" Weiter sagte er wieder nichts. Reinhold ist seitdem der ordentlichste Mensch im Dorfe geworden. Schaller gestand später noch die Motive zu seiner That ein. Um Arbeit bei Neubauten zu erhalten, hatte er Müller's Gehöfte in Brand gesteckt. Auf Reinhold hatte er aber, durch die günstige Gelegenheit der Begegnung desselben verführt, den Verdacht zu leiten versucht. Schaller's Strafe, die er jetzt erleidet, ist eine harte, aber verdiente.

(Ein vierter und letzter Artikel in nächster Nummer.)

Schleſiſche Bilder.

Von Rudolf Gottſchall.

Der triefende Novembernebel ſpannte ſein Netz über die Schweidnitzer Vorſtadt, die noch im Schlummer ruhte und hier und da erglänzte eine matte Frühlampe aus den hohen Fenſtern des breslauer Faubourg St.-Germain, als wir uns dem Oberſchleſiſchen Bahnhof nahten. Es iſt noch der alte, wohlbekannte Bahnhof, an welchen ſich ſo viele Erinnerungen der Studentenzeit knüpfen; aber etwas ſchläfrig ſieht er heute drein, als träumte er ſeinem nahen Ende entgegen! Denn nicht weit von ihm erhebt ſich ſein rieſiger Erbe, das größte Gebäude Breslaus, welches durch ſeine hundertfrontige Ausdehnung ſelbſt den ſtolzen Palaſt der Sträflinge, das Inquiſitoriat in Schatten ſtellen, wird — der neue Oberſchleſiſch-Poſener Bahnhof! Freilich, der lockende Erbe wird kaum vor einem Jahre die Erbſchaft antreten — gönnen wir daher unſerm oberſchleſiſchen Veteranen den lebendigen Verkehr, den ihm auf ſeine alten Tage noch die Poſener Bahn zuführt! Hat er doch ſoviel geſehen und erlebt, nicht blos Studentencomitate und luſtige Gelage, nicht blos die beſcheidenen Vergnügungen ſeiner nachmittägigen Stammgäſte, das ſchlaftrunkene Gedränge der Hamburg-Trieſter Schnellzügler — nein, auch die Weltgeſchichte hat er einmal beherbergt und zwar in einem jener kritiſchen Momente, wo der Weltgeiſt ſelbſt nicht weiß, ob er à la baisse oder à la hausse ſpeculiren ſoll! Und als der große Kaiſer Nikolaus, vor dem letzten Kriege, den Perron dieſes Bahnhofs betrat — da mögen wol die größten und entſcheidendſten Gedanken hier gedacht worden ſein, von denen die Chronik des Bahnhofs Kunde gibt! Denn was die andern alltäglichen Menſchen hier denken, das geht nicht weit über Fahrbillet und Gepäckſchein hinaus! Freilich, der Oberſchleſiſche Bahnhof und die Oberſchleſiſche Bahn ſelbſt waren ein ſehr glücklicher Gedanke — das wiſſen die Actionäre und Directoren, und die oberſchleſiſchen Actien Lit. A. und B. gehören zu den liebſten Kindern des weltbeherrſchenden Gottes Papyrus und ſchlagen noch heutzutage die jungen, ſchüchternen, deutſchen Crédit mobiliers aus dem Felde! Seltſame Allianz von Eiſen und Papier! Du biſt auch ein Kind des dampfbeflügelten Jahrhunderts!

Noch ſchwirrte mir durch den Kopf, wie dieſe Oberſchleſiſche Eiſenbahn eines ſchönen Morgens als eine Staatsbahn erwachte und was ſich Breslau von dieſer Metamorphoſe erzählte — doch ich will keine breslauer Myſterien ſchreiben und verſtehe mich überhaupt nicht auf Finanzpläne und Rechnungsbelege und commerzielle Operationen und Regierungsreviſionen! Die Thatſache ſteht indeſſen feſt: heute fahren wir auf einer Staatsbahn!

Die Jagdgeſellſchaft iſt ſchon verſammelt; die Bedienten ſtehen mit den Flinten aufmarſchirt: der Schnellzug ſauſt heran, wir ſteigen in ein Coupé, aus dem uns einige überwachte Frauengeſichter entgegengähnen. Nichts iſt für nervöſe Schönheiten gefährlicher als der Morgen nach einer Nachttour! Und welche Schönheit wäre heutzutage nicht nervös? Draußen kommt der ſchläfrige Novembertag angedämmert; es wird immer heller, der Nebel iſt ſo unartig zu fallen und eine etwas fahle Novembersſonne beleuchtet ſchonungslos die ſcharfen Züge und matten Blicke einer in einen dicken Reiſeapparat vergrabenen Brünette! Dieſe übernächtige Verfallenheit und Bläſſe hat nicht einmal etwas Intereſſantes; ſie träumt nicht von einer ausgenoſſenen Freude; man lieſt darin nichts von Ballmelodieen und Cotillonkreuzen, nur die troſtloſe Langeweile einer unbequem verträumten Nacht! Wie viel kommt doch in der Welt auf die Beleuchtung an! Dieſe Brünette iſt vielleicht eine gefeierte Ballſchönheit, wenn ſie in luftigem Coſtüme bei günſtigem Lampenlicht über das Parquet ſchwebt, es bedarf vielleicht nur geringer Toilettenkünſte, um die verſcheuchten Grazien wieder herbeizubeſchwören, vielleicht nur des gräfenberger Univerſalmittels, das ſchon den Nymphen des Ovid zugleich als kosmetiſches ἓν καὶ πᾶν und als Toilettenſpiegel diente — doch ſo gemahnt ſie nur an die Vergänglichkeit der modernen Schönheit, die nicht erſt mit dem Alter ſtirbt, ſondern ſchon in der Jugend, öfters freilich um wieder aufzublühen; aber dieſe Ebbe und Flut der Schönheit kannte die antike Venus nicht! Sie hatte niemals ihren beau jour, weil ſie ihn immer hatte!

Doch die Reiſegefährtin, die der Sonne nicht Trotz zu bieten wagt, iſt eingeſchlummert oder thut wenigſtens, als ob ſie ſchlafe! Wir brauſen indeß bei Ohlau und ſeinen vaterländiſchen Tabackpflanzungen, bei der alten Herzogſtadt Brieg, bei dem neuen Regierungsſitz Oppeln vorüber; ringsum ebenes, bebautes Land, das weiterhin öder und ſandiger wird. Kiefernwaldungen, aber auch junge Fichten- und Tannenpflanzungen zeigen ſich zu beiden Seiten der Bahn. Bald winken uns die Thürme von Koſel. Die Jagdgeſellſchaft verläßt den Bahnzug, beſteigt die Wagen und fährt luſtig

über Land! Lang im Zickzack geht der Weg hinan, der uns zur kleinen, naßkalten Feſtung führt! Brücke über Brücke, breite, todte Waſſerflächen, dann die mächtige, lebendige Oder —, es weht hier eine feuchte Fieberluft! Die ganze Umgebung von Koſel kann unter Waſſer geſetzt werden — das ſieht man dieſer Landſchaft an, ſie ſcheint ſich vor den Schauern des Waſſerfiebers zu fürchten! Doch wir fahren in die kleine, ſaubere Feſtung ein, über welcher der Geiſt militäriſcher Ordnung waltet. Hier begegnen uns klirrende Baugefangene, dort der Offizier du jour mit der Schärpe, dort ein junger Leutnant mit ſeiner Frau, der bei den Zeughäuſern und hinter den Baſtionen einen flitterwöchentlichen Spaziergang macht! Ich dachte und träumte ſo Mancherlei, als ich das Glacis der Feſtung im Winde rauſchen hörte, über die ſchwarzweißen Zugbrücken fuhr und die vorſpringenden Winkel der Baſtionen, dieſer wie aus einem Guſſe hingezauberten Ziegelbauten, ins Auge faßte, ich dachte weder an Friedrich den Großen, den Begründer Koſels, noch an Vauban, weder an Preußens Macht noch an die Geheimniſſe der Feſtungsbaukunſt — ich dachte an meine Knabenzeit, die ich meiſtens in der Friedensidylle der preußiſchen Feſtungen verlebt und die mir mit allen Erinnerungen hell vor die Seele tritt, ſo oft ich durch eins dieſer dumpfdröhnenden Feſtungsthore fahre! Da ſehe ich wieder die Artillerieſchuppen, zwiſchen denen ich mich ſo ritterlich getummelt und ſtets aus homeriſchen Kämpfen mit den Trojanern der benachbarten Gaſſe mit blutigem Kopfe nach Hauſe kam; da ſehe ich wieder die Pyramiden von Kugeln, die ich meinem Vater, der eine zeitlang Zeugcapitän war, zählen half, eine meiner liebſten Vergnügungen und meine erſte arithmetiſche Uebung; ich ſehe mich wieder mit dem Burſchen und der weidenden Ziege, die ebenfalls zum Zeugweſen gehörte und ſich ihr Vorrecht zunutze machte, auf den Wällen herumſpringen; kurz, ich verſetze mich ganz in jene Zeit zurück, in der ich nur Diejenigen, die Uniformen trugen, für anſtändige Menſchen hielt, eine Weltanſchauung, die nicht ganz ſo albern war, wie ſie mir jetzt in allzu aufgeklärten Momenten vorkommen mag! Mindeſtens hatte ich damals einen officiellen Inſtinct, der mir, fürchte ich, ſeitdem abhandengekommen iſt! Hinter Koſel bildet die Gegend leichte, fruchtbare Hügelwellen; die Dörfer haben nicht ganz den polniſchen Anſtrich des rechten Oberufers; es finden ſich einzelne freundliche Steinbauten. Am Fuße eines ſteil ſich abſenkenden Hügels, in anmuthiger Landſchaft erhebt ſich das alte Schloß von N., das Ziel unſerer Fahrt, bei dem gleichnamigen, polniſchen Dorfe, deſſen Kirche mit langem Dache und hohem Thurme ſich in ſcharfen Contouren abzeichnet. Das Schloß, einſtens der mächtigſte Herrenſitz der ganzen Gegend, wird von dem jetzigen Beſitzer nicht bewohnt und ſelten beſucht! Die Seitenfronte mit den gänzlich unſymmetriſchen Fenſtern macht einen wehmüthigen Eindruck, dieſe altersgraue hohe Steinmaſſe ſcheint ſich in der Gegenwart nicht mehr orientiren zu können und begrüßt ſie mit einem Don Quixoteartigen Lächeln. Vor dem Hofe erſtreckt ſich ein impoſanter, außerordentlich langer, mit einem Thürmchen verſehener Vorbau, der jetzt wirthſchaftlichen Zwecken dient. Durch ein ſchmales Thor rollen die Wagen in den gewaltigen Hof, der an einigen Stellen in einen Garten übergehen zu wollen ſcheint, es auch zu Raſen und einigen Bäumen bringt, dann aber wieder ſeines beſcheidenern Berufs eingedenk bleibt. Da liegt das alte, düſtere Schloß vor uns, eine Terraſſe mit ängſtlich ſchmalen Stufen und ohne alle florentiniſchen Ornamente führt zum Haupteingang empor; wir betreten eine gepflaſterte Hausflur, in welcher ein vierſpänniger Wagen mit Bequemlichkeit umwenden kann! Schon glaubt die Geſellſchaft auf irgendeiner Streu ſich ein Nachtlager improviſiren zu müſſen — wie ſind wir überraſcht durch die eleganteſten Zimmer, mit den ſeltenſten und geſchmackvollſten Meubeln und Kunſtſchätzen und allem Comfort ausgeſtattet, die ſich im erſten und zweiten Stock uns öffnen! Seltſamer Contraſt — in dieſem alten Adlershorſt all der kleine bunte Feentand der modernſten Nipptiſche! Freilich der rieſige Jagdſaal prangt noch im Geſchmack des Säculums mit alten bemalten Tapeten, auf denen ein ſchilfbekränzter Flußgott den Strom aus ſeiner Urne gießt und allerlei Idyllen aus Wald und Flur ſchon den alten Herren bei ihrem kreiſenden Humpen zuwinkten! Auch die Meubeln ſind zum Theil im Rococogeſchmack und die alten Thurmzimmer mit den verſteckten Wendeltreppen und Fallthüren und dem geheimnißvollen Burgverließ, zu dem es tief unten herabgeht, ſehen recht ſtattlich aus ihren Argusaugen auf die umgebende freundliche Landſchaft. Dieſe Landſchaft hat nichts Romantiſches; vergebens ſucht das Auge irgendein anmuthiges Gebüſch, um darauf zu ruhen; aber dieſe Morgen Landes ſind fruchtbar, als wären ſie mit Nilſchlamm gedüngt und die höchſte landſchaftliche Taxe erreicht bei weitem nicht ihren wahren Ertragswerth. Jeder fußbreit Landes iſt hier nutzbar gemacht; nirgends

ist der träumerischen Phantasie ein einsamer Spaziergang in verschwiegenem Verstecke gesichert! Und mitten in dieser breiten Culturprosa erhebt sich das alte cyklopische Schloß, dessen Steinmauern manches Märchen aus vergangenen Tagen erzählen und in dessen Räumen es nicht immer so einsam und friedlich hergegangen ist wie jetzt!

Eine Jagd in solchen buschlosen Feldern, auf diesem Boden erster Classe, kann natürlich weder Hirschen und Rehen noch wilden Schweinen gelten, sondern nur den aufgeklärten Bewohnern der Stoppeln und der jungen Rapsfelder, die sich von der Bodencultur nicht verdrängen lassen — den Hasen. In der That erging es diesen geborenen Flüchtlingen schlecht genug; sie wurden bei der Treibjagd und im Kessel mörderisch zusammengeschossen. Dann begann im großen Saal der Festschmaus! Die Reden zeichneten sich vor allen Kammerreden und selbst vor denen des Cicero und Demosthenes durch ihre schlagende Kürze aus, die springenden Champagnerpfropfen bildeten die Interpunction und die klirrenden Gläser machten den Schluß. Ich hatte bei den vielen Gängen Zeit, darüber nachzudenken, wie harmlos die Zweckessen im Jahre des Heils 1856 geworden! Ich dachte der vormärzlichen Zweckessen, wo schon bei der Suppe das letzte Lächeln der Humanität verschwand, wo schon beim Rindfleisch die vollkommenste Parteiwuth sich eingefunden und man beim Braten wie Heinrich Percy Dutzende von Gegnern verschlang! Welche rhetorischen Gladiatorstellungen, welche düstern Brauen, welche blitzenden Schlagworte und Kriegserklärungen! Von Gang zu Gang, von Act zu Act steigerte sich die Erbitterung, die Begeisterung, die Rührung — und die Peripetie fand bisweilen unter dem Tische statt! Wie friedlich klang dagegen das Hoch auf den Hasenkönig und alle die gegenseitigen liebevollen Verherrlichungen!

Die Jagdgenossen hatten sich unten zum Spiel gesellt; das Diner war bis auf seine letzten Reste verschwunden. Die Lampen brannten düster, die Kerzen flackerten unstet — ich saß allein im großen einsamen Jagdsaal und starrte träumerisch auf die blassen Tapetenfiguren; durch die Fenster brach das Mondlicht herein; es herrschte eine eigenthümlich verwirrte Beleuchtung; ich schloß und öffnete die Augen und dachte an alle die Scenen, welche dies alte Schloß schon einmal gesehen. Im ganzen Stockwerk war Niemand; die Dienerschaft feierte in der Küche das Nachfest, es war eine seltsame Oede und Stille! Da war es mir, als höre ich einen schleifenden Schritt aus dem Thurmzimmer herüber durch die hallenden Räume kommen. Ich lauschte gespannt — da erschien plötzlich im Saal eine herculische Gestalt, mit kräftig wilden Zügen, eine Lampe in der Hand. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß ich den alten Grafen vor mir sah, der hier vor 60 Jahren residirte und von dem die Sage soviel Wunderbares erzählte! „Noch Niemand hier!" rief er mit einer Donnerstimme. Er schien mich nicht zu bemerken; seine Augen hatten etwas Gläsernes und waren für den Anblick von „Epigonen" nicht organisirt. Er klatschte mit einer riesigen Peitsche, die ich jetzt erst bei ihm bemerkte, draußen im Flur. Und bald erschienen die tiefgebückten Gestalten von Dienern, auf deren Rücken die herrschaftliche Peitsche bald scherzend präludirte. „Sind dies die Vorbereitungen zum heutigen Fest?" donnerte der Schloßherr. „Wo ist Valentin?"

„Er ist mit einer Fuhre hinüber nach Ez. — Ach, Euer Gnaden, es ist ein großes Unglück geschehen."

„Was, ist der Pluto toll geworden, hat mein Rappe das Bein gebrochen?"

„Nein, Euer Gnaden, die Valeska ist ausgebrochen!"

„Unmöglich, durch alle die Palissaden von Ez. Alle Knechte sollen aufsitzen, sie wieder einzufangen! Am heutigen Tage, die schönste meiner Schönen! Das verdirbt mir das ganze Fest! Mir ist so lahm zumuthe wie einem Pferde, das sein Hufeisen verloren!"

Während der gräfliche Athlet, der mit einem August dem Starken wetteifern zu können schien, sein wetterbraunes Gesicht in wehmüthige Falten legte, hüpften durch die Thür im buntesten Maskencostüme lustige Mädchen und Frauen herein, mit feinen schnippischen oder derben, rothen Gesichtern und unsichtbare Musik begann einen rauschenden Marsch zu spielen. Plötzlich rauschten die Tischchendeckdich aus der Erde und in reizenden Gruppen versammelten sich um schäumende Becher diese märchenhaften Odalisken! Ich glaubte im alten Stambul zu sein oder gar in Bagdad und nicht im christlichen Oberschlesien und rieb mir verwundert die Augen! Neben sich eine Scheherasade die zweitregierende, da die erste souveräne Königin ausgebrochen, ließ der Sultan den Becher kreisen und ein lustiger Rundgesang tönte in den alten Hallen wider! Dann begann der Gewaltige „aufzuthauen" und erzählte das Eine und das Andere von seinen Kraftstücklein! Jeder, der am Schlosse

und seinem langen Verdau vorüberging, mußte den weiten Weg mit unbedecktem Haupte machen, das war eine Servitut, die der Schloßherr selbst in müßigen Stunden, deren er nicht wenig hatte, mit polizeilicher Strenge überwachte! Er beschäftigte sich selbst mit der Executive und schlug Jedem, der trotzig wie Tell vorüberging, eigenhändig die Mütze oder den Hut vom Kopfe! Traf dies irgendeinen angesehenen Fremden, so wurde er zum Ersatz dafür nachher im Schloß bewirthet — und hatte er vorher den Hut verloren, so verlor er jetzt in der Regel noch den Kopf dazu! Dann aber erzählte der Schloßherr von seinem heutigen lustigen Ritt! Zwei Pferde besaß er, wild wie die Windsbraut; das eine folgte dem andern und wär's in die Hölle gegangen! Heute hatte er einen Schornsteinfeger aufgreifen lassen und auf dies zweite getreue Pferd, einen Rappen, gesetzt! Er selbst hatte das erste bestiegen und war im Sturm vondannen geritten; ihm nach natürlich folgte der schwarze Reiter auf dem schwarzen Roß, angstschwitzend und hülferufend! So ging's durch Dörfer und Städte und der wilde Graf rief, die Geißel schwingend und seinem Rosse die Sporen in die Weichen drückend, ein Don-Juan — Faust: „Ihr Leute, ihr Leute, seht, der Teufel ist hinter mir und will mich holen!" — und nachleuchte, mehr Tod als Teufel, der unglückliche Kaminfeger, bis ihn irgendein Arm- oder Beinbruch von seiner Angst erlöste! Mit diesen Geschichtlein tractirte der Burgherr seine Nachbarin, als die Thür des Saals sich aufthat und die Knechte ein bleiches geknebeltes Mädchen mit aufgelösten Haaren hereinführten. Eine hohe schlanke Gestalt, edles griechisches Profil, dunkle Augen, in denen ein feuriger Zorn blitzte — es war Valeska! Drohend erhob sie die Hand gegen den Schloßherrn; ein Fluch schien auf ihren Lippen zu schweben. Der fuhr auf bald erschrocken, doch dann überkündte er den Schreck durch verdoppelten Grimm — „Hinab mit ihr ins Burgverließ!" und an den Haaren schleifte er sie den Knechten voraus! Da begann ein wilder Lärm im Saal, die Tische verschwanden, ein lustiger Reigen ertönte, Alles drehte sich im Kreis; ein heftiger Windstoß schüttelte die alten Fenster und Thüren — und ich sah wieder im Saal die Lampen düster brennen und der freundliche Jäger stand vor mir und frug mich, ob ich nicht unten mit dem gnädigen Herrn Whist spielen wollte? — Und bald hatte ich mir den ganzen Spuk von der Seele gerobbert!

Am nächsten Tage trieb mich eine Pflicht der Pietät, in der nicht entfernten Umgegend von Bauerwitz die Mutter und Witwe meines verstorbenen Freundes des Dichters Max Waldau (Georg Hauenschild) zu besuchen! Es war ein heller Novembermorgen, als ich hügelauf hügelab durch anmuthige Landschaftsbilder nach Tscheidt fuhr. Mit klopfendem Herzen nahte ich mich dem freundlichen Wohnhause, wo ich vor vier Jahren mehre Wochen in dichterischer Gemeinsamkeit mit dem dahingeschiedenen Freunde verlebt! Mir fielen so manche Scenen unsers Zusammenlebens ein, auch die lustige Jagd, wo wir beiden Poeten zusammen einen Hasen schossen! Dieser Hase blieb unglücklicherweise unsere einzige Jagdbeute; mein Antheil an seinem Tode war mehr als zweifelhaft; doch der generöse Wirth wollte mir einmal diese Jagdlorbern octroviren und obwol mir mein Gewissen kaum den halben Hasen zusprechen konnte, so mußte ich doch für den Nimrod gelten, der den ganzen erlegt. Wie kam mir das Alles jetzt so leer und einsam vor! Ich trat zur Mutter, zu den Schwestern, zur Witwe — und konnte natürlich nur die wehmüthigsten Erinnerungen wecken! Der kleine Sohn, der sich damals noch mit den ersten Säuglingsstudien beschäftigte, kam herein, schmal aufgeschossen wie der Vater, mit einem zarten, feinen Gesichtchen und einem weichen Stimmchen! Gerührt sah ich den Kleinen an — ein nachgeborenes Töchterchen, Cordula, war ebenfalls vor kurzem gestorben. Schon Hauenschild's Vater, ein großer Verehrer Jean Paul's, war mit dem meinen befreundet gewesen; sie lagen zusammen in Breslau in Garnison — wir sind Beide gleichsam aus der 6. Artilleriebrigade hervorgegangen. Meine Freundschaft mit dem Sohne war lange Zeit eine briefliche geblieben, bis ich einmal seiner Einladung nach Tscheidt folgeleistete; später war er lange Zeit mein munterster Hochzeitgast in Olbersdorf; auch habe ich ihn öfters in Breslau gesehen. Hauenschild war eine vorwiegend sanguinische Natur mit immer reichem Humor begabt, der bald sarkastisch scharf, bald in den harmlosesten weichsten Klängen sich aussprach. Dies lag schon im unvergeßlichen Blicke seines Auges, das bald einen so scharf forschenden, bald einen so träumerisch hingebenden, stets seelenvoll belebten Ausdruck hatte. Er war rasch im Erfassen, seine Phantasie erging sich stets in den lebendigsten Bildern, was er geistig fertig hatte, das stand ihm gleichsam schon auf dem Papier, und so ist leider ein großer Theil seines Nachlasses mit ihm zu Grabe gegangen. Jahrelang hat er an dem „Jongleur" gearbeitet

und als er die reife Frucht dieses vielbändigen Romans pflücken wollte, raffte ihn der Tod hinweg. Nur wenige Capitel stehen auf dem Papier, der Rest ist Schweigen! Die außerordentliche Lebhaftigkeit seines Temperaments ließ ihn oft zu weit gehen in bewundernder Anerkennung dieses oder jenes Werks, sodaß er sich genöthigt sah, bei ruhiger Ueberlegung gegen seine eigene Begeisterung zu reagiren. Dadurch kamen mancherlei Schwankungen in sein Urtheil. Stets aber war seine Anerkennung warm und voll, im Gegensatze zu der neumodischen Krittelei, die vor allen Dingen glaubt sich selbst genugthun zu müssen und sich nur an ihrer eigenen Einsicht erfreut. Seine Hingabe für die Werke der Freunde ging bis zur Aufopferung. Er liebte das Originelle, Gehaltvolle, selbst Bizarre. Leopold Schefer begeisterte ihn; seinen letzten Dichterwerken suchte er alle Ecken und Kanten abzuschleifen und ihnen eine geschmackvolle Folie zu geben. Die bloße Glätte der Form dagegen stellte er nicht hoch und einige gefeierte Dichter der Neuzeit gehörten zu seinen Antipathieen. Alles Süßliche und Weichliche war ihm verhaßt. Hauenschild hatte die vielseitigste Bildung und besonders ausgedehnte historische und literarhistorische Kenntnisse, doch auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften war er vollkommen zu Hause und hatte für alle Künste das lebhafteste Interesse. Schon in seinem ersten Werke: „Nach der Natur", hatte sich diese seltene Bildung zugleich mit so vielen und reichen Lebenserfahrungen ausgesprochen, daß man allgemein in Deutschland den Verfasser für einen ältern Mann hielt. Hauenschild war damals noch so jung, daß er fürchtete, einen Theil seiner Autorität zu verlieren, wenn sein literarisches Novizenthum in seiner ganzen Jugendlichkeit zutage käme. Er machte sich daher wie ein 14jähriges Mädchen um drei Jahre älter und diese officielle Unrichtigkeit ist auch in die letzte Auflage des Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" übergegangen. Sein Aussehen war, trotz der blassen Gesichtsfarbe und etwas gebeugten Haltung, stets sehr jugendlich. Seine eigenthümliche Lebensweise trug nicht wenig dazu bei, ihm oft ein krankhaftes Aussehen zu geben. Er arbeitete in der Regel, wie Schiller, die Nächte hindurch, ein freilich ungestörter Dienst der Musen, der aber durch Ueberreizung verderblich auf die Nerven wirkt. Aus diätetischen Rücksichten machte er niemals einen Spaziergang und saß wochenlang im Zimmer, wenn ihn nicht das schöne Wetter ins Freie lockte. Hierzu kam, daß er von Hause aus an einem organischen Herzfehler litt, der in verzehrender Weise die unruhige Thätigkeit seines Geistes befeuerte und vielleicht jene oft aussetzende, oft allzu stürmische Productionsmanier seiner letzten Lebensjahre erklären mag. Ein Stoff, ein Plan verdrängte den andern. Da sollten biblische Gedichte, wie die „Rahab", zunächst „Die Tochter Jephtha's" vollendet werden, dann venetianische Erzählungen, eine kleine poetische Erzählung „Paquita", ein größeres Gedicht: „Die Hexe", ein Roman: „Blasirte Welt", eine zweibändige schlesische Geschichte — und mitten unter diesen kleinen literarischen Insekten der dickleibige Leviathan, „Der Jongleur"! Von allen diesen Stoffen und Plänen, zwischen denen sich seine Productionskraft in ängstlicher Rastlosigkeit umherwarf und sich dabei an ihrer eigenen Fülle berauschte, hat nun nichts das Licht der Welt erblickt! Und nicht an einer Hypertrophie des Herzens ist der Dichter gestorben, sondern er, der oberschlesische Sittenmaler, ist jener verhängnißvollen oberschlesischen Krankheit erlegen, welche vor Zeiten soviel von sich sprechen machte — dem Typhus, in dessen heftigsten Phantasieen er sich als verwundeten Kriegsgefangenen in den Spitälern der tauriſchen Festungen erblickte!

Von wehmüthigen Erinnerungen bewegt, verließ ich das freundliche Tscheidt mit seinen jungen Anlagen, deren blühende Entfaltung zu erleben dem Dichter nicht vergönnt war. Jedenfalls bleibt Max Waldau mit seiner aufopfernden Freundlichkeit und vollen warmen Anerkennung eine der edelsten Erscheinungen unserer neuen Literatur; seine Romane tragen ganz das Gepräge eines Jean Paul'schen Geistes und seine Dichtungen „Cordula" und „Rahab" räumen ihm unter den Epikern der Gegenwart einen hohen Rang ein.

Ich kehrte in das verzauberte Schloß zurück, aus den Reminiscenzen der jungen modernen Literatur in die der wüsten alten Romantik! Dort im zweiten Stockwerke, das gegenwärtig nicht eingerichtet ist, sondern zum Theil zur Aufbewahrung wirthschaftlicher Vorräthe dient, entdeckte ich über dem Jagdsaal das Theater von R.! Welche dramatischen Vorstellungen mögen auf diesem Burgtheater gegeben worden sein! Wie oft mag die edle Pfalzgräfin Genovefa mit der Hirschkuh über diese Bretter gewandelt sein! Welche grotesken Possen mag der alte Schloßherr sich hier haben vorspielen lassen! Vielleicht führte er selbst mit der Peitsche die Regie oder setzte mit seinen verpalissadirten Schönen irgendein Ballet in Scene! Welcher abenteuerlichen Welt mögen diese Lampen geleuchtet haben? Vielleicht hat der herculische Re-

giſſeur ſchon vor Zeiten hier die neue Erfahrung gemacht, daß ein in den Abgrund rollender Theſpiskarren ſich ſchwerer hemmen läßt als ein mit vier Pferden beſpannter Wirthſchaftswagen, welchem die göttliche Kraft des oberſchleſiſchen Herakles bloß in die Speichen des Rades griff und ihn ſo zum Stehen brachte! Welche Intriguen mögen zwiſchen den Damen vom Schloß und den Damen vom Vorwerk in Bezug auf die Beſetzung der erſten Liebhaberrollen geſpielt haben!

In der That, die Chronik dieſes Theaters mag die intereſſanteſten Enthüllungen bieten, von denen Eduard Devrient in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt" keine Andeutungen gibt! Die glühende Phantaſie eines Eugène Sue könnte hier eine Welt von Myſterien aus dem Grabe heraufbeſchwören; denn nicht bloß im Getümmel der vulkaniſchen Welthauptſtadt, nein, auch hier, auf dieſem ſcheinbar nüchternen oberſchleſiſchen Boden gedeihen die romanhaften Geheimniſſe! Max Waldau hat die Phyſiognomie des Landes und ſeiner Bewohner treu „nach der Natur" gezeichnet, aber er hat lange nicht alle die reichhaltigen Schätze gehoben, welche hier noch in den Ueberlieferungen der Geſchlechter ſchlummern und noch zum großen Theil im Munde des Volks leben. Oder iſt die Oreſtie jenes fürſtlichen Hauſes nicht tragiſch genug, die vor noch nicht 10 Jahren alle Gemüther erſchütterte? Hat ſie nicht ſogar einen franzöſiſchen Romanſchriftſteller aus Paris herbeigezogen, um hier Land und Leute und den innern Zuſammenhang der unglaublichen That aus den Quellen zu ſtudiren? Die Unterhaltung der Geſellſchaft drehte ſich um die Wiederaufnahme der Unterſuchung vor den gleiwitzer Geſchworenen, indem durch unbeweisbare Verdachtsgründe neue Perſonen in die große Criminaltragödie verwickelt ſcheinen. Das Verhältniß zwiſchen dem fanatiſch wilden jungen Fürſten und ſeiner Mutter gibt das troſtloſe Bild eines ganz zerrütteten Familienlebens. Heftige Scenen, in denen der Sohn bereits das Meſſer gegen die Mutter zückte; Scenen, hervorgerufen durch die Ausſchweifungen und maßloſen finanziellen Anforderungen des Sohnes, waren das Vorſpiel der ſchrecklichen That. Die Mutter, Abends an das offene Fenſter tretend, ſinkt hin, von einer Kugel durchbohrt, und bezeichnet noch ſterbend ihren Sohn als den Mörder. Von den Furien des Muttermords getrieben, irrt dieſer ein Jahr lang umher. Er ſuchte offenbar den Tod, denn im Jahre 1848 las man in den Zeitungen, daß der junge Fürſt Sulkowsky unter den Aufſtändiſchen von Wien auf den Barrikaden gefallen. Das von ihm gedungene Werkzeug, der Tiſchlermeiſter Obſt, iſt inzwiſchen von den Geſchworenen ſchuldig befunden und hingerichtet worden; aber in die geheimnißvollen Fäden dieſes großartigen Vitaval-Proceſſes ſind noch Andere verſtrickt und jetzt ſteht ein Schachtmeiſter vor den Geſchworenen, welcher ebenfalls der Theilnahme oder Begünſtigung jenes Verbrechens angeklagt iſt. Die Fama begnügt ſich auch damit nicht, ſondern munkelt von mancherlei Enthüllungen, durch welche Perſönlichkeiten compromittirt ſein ſollen, welche über jeden Verdacht erhaben ſchienen.

Erzaubelt der Gute und fällt der Gerechte,
Da jubiliren die hölliſchen Mächte!

Doch auch den irdiſchen Menſchen macht es eine große Freude, vielleicht ſchon um des Contraſtes willen, wenn ein ehrliches Geſicht unverhofft demaskirt wird und darunter eine Cartouche-Phyſiognomie zum Vorſchein kommt.

Die Jagdfreuden ſind erſchöpft; wir rüſten uns zur Heimkehr und laſſen hinter uns das altersgraue Schloß mit ſeinen eleganten Gemächern und orientaliſchen Geheimniſſen. Mit naßkalten Mienen, in düſtere Abendnebel gehüllt, empfängt uns die Stadt der organiſch „gegliederten Geſellſchaft", die Stadt der Provinzialreſſource und des Zwingers, des Wintercirkels und der Humanität, und wir kehren zur dampfenden Thermaſchine zurück, um uns in jene Debatten über die Vorzüge der dämoniſchen Rachel vor der claſſiſchen Riſtori und wer von Beiden größer ſei, zu verlieren, die uns noch von der Schule her aus unſern vergilbenden Abhandlungen über Hannibal und Scipio, Friedrich den Großen und Napoleon, Schiller und Goethe geläufig ſind.

Anregungen.

Voltaire und Rouſſeau in ihrer ſocialen Bedeutung.

Man pflegt zu ſagen, das Urtheil der Nachwelt über bedeutende Männer ſei gerechter als das der Mitwelt. Aber wie oft iſt ſelbſt dieſes Urtheil von falſchen Auffaſſungen und Anſichten getrübt, „von der Parteien Gunſt und Haß entſtellt"!

In Bezug auf Voltaire und Rouſſeau hat ſich unter uns ein jüngerer Geiſtesheros, Dr. Jürgen Bona

Meyer, in seiner Schrift: „Voltaire und Rousseau in ihrer socialen Bedeutung dargestellt" (Berlin, G. Reimer, 1856), das Verdienst erworben, die über jene beiden Männer noch herrschenden Vorurtheile zu zerstreuen und sie uns in ihrem wahren Lichte zu zeigen. Durch seinen kritischen Geist wie durch sein fleißiges Studium der Werke Voltaire's und Rousseau's zu einer gründlichen Revision der Urtheile über Beide befähigt, läßt der Verfasser von ihnen den Schein, den die Parteien um sie verbreitet haben und noch verbreiten. Voltaire, der frivole Spötter, erscheint in seiner Darstellung als warmer Vertheidiger unschuldig verletzten Menschenrechts; Voltaire, der vermeintliche Atheist, erscheint als eifriger Vertheidiger der Vorsehung gegen die Atheisten seiner Zeit. Beide, Voltaire und Rousseau, werden und in ihrem steten Umherschwanken zwischen Zweifel und Glauben vorgeführt. Der freisinnige Rousseau schilt, gleich Pastor Götze, gegen Kunst und Wissenschaft; er, der natürliche Erzieher, verirrt sich trotz seiner herrlichen Theorien in die größte Unnatur der Praxis. Rousseau, der revolutionäre Demokrat, überläßt die Demokratie den Göttern, tyrannisirt die Menschen und weiß für die Ausführung seiner demokratischen Ansichten keinen Rath. Dies Alles tritt uns aus der Darstellung des Verfassers lebhaft entgegen und überall zeigt er uns die Beziehungen beider Männer zu unserer Zeit. Er bereitet uns manche Enttäuschung, gibt uns aber dafür den Gewinn der Wahrheit. Er führt die Schätzung der beiden Schriftsteller auf ihr richtiges Maß zurück.

Wenn Rousseau die Frau dazu verdammte, „dem Manne allein zu gefallen und selbst Ungerechtigkeiten ohne Klage zu ertragen", so bemerkt hiergegen der Verfasser mit Recht, daß sie weit hinter den Forderungen unserer Zeit zurückstehe, „in der die Frauen nicht mehr gefallen wollen, die mit rothen Kochherdfingern am Strickstrumpf sitzen oder allein mit zarter Anmuth dem Manne die Zeit vertreiben und weiter nichts thun" —, und würdigt die gegenwärtigen Bestrebungen, ein regeres geistiges Leben in der Frauenwelt durch eine reiche Literatur und durch die überall auftauchenden Vorlesungen für dieselben zu verbreiten, als ein richtiges Bedürfniß. Aber er geht offenbar zu weit, wenn er den Frauen gleiche intellectuelle Befähigung wie den Männern zuschreibt, indem er sagt: „Der Erkenntnißorgane, die Denkbefähigung an sich sind geschlechtslos; den vorhandenen Unterschied machen die Verhältnisse und Aufgabe der Civilisation ist es, denselben annähernd auszugleichen." Uns will scheinen, daß das weibliche Geschlecht infolge seines von dem männlichen verschiedenen Lebensberufs auch eine dem entsprechende verschiedene Geistesbegabung von der Natur empfange, und obgleich einzelne Frauen in Politik, Kunst und Wissenschaft Großes geleistet haben, doch das weibliche Geschlecht im Ganzen für diese Gebiete nicht geschaffen sei.

Eine zweite gewagte Behauptung schien uns die Parallele, die der Verfasser zwischen Stahl und Rousseau gezogen. Er findet in Stahl's Behauptungen nicht viel Anderes, als was auch Rousseau meint. „Auch Rousseau hing am Alten und scheute voreilige Veränderung mehr als schlimme Herrschaft. Hängt ferner Stahl vom Willen Gottes an und läßt ihn sich im Menschenwillen offenbaren, so geht Rousseau den umgekehrten Weg, er fängt mit dem Menschenwillen an und sagt darauf, daß er denselben für Gottes Stimme halte. In der Sache kommt Beides auf Eins hinaus." Was wird Stahl, der Theokrat, der die historischen Objectivitäten als göttliche Ordnung dem menschlichen Willen dualistisch entgegensetzt, zu dieser Gleichstellung mit dem die Volkssouveränetät proclamirenden Rousseau sagen! — Man muß sich durch ähnlich klingende Worte nicht über die grundverschiedenen Intentionen beider Männer täuschen.

Englische Dichter.

Die englische Literatur ist ein uns liebgewordener Schatz, aus dessen Tiefe wir immer wieder neue Perlen und Edelsteine schöpfen, und mag man über das zähe, maschinenverräucherte England grollen soviel man will, es sprudelt dennoch aus ihm ein Quell von Poesie, der uns anklingt wie tief verwandtes Leben und freundlich emporschäumt wie aus heimischen Küsten.

Welche politische Schicksale auch Deutsche und Engländer auseinanderreißen sollten, in ihrer Literatur liegt ein Band, das stets ein lebendiges Gedanken und Leben austauschendes Verhältniß wiederherstellen wird. Es ist dies auch eine Schickung, der sich ganze Nationen ebenso wenig wie einzelne Individuen entziehen können.

Unsere Classiker haben im deutschen Vaterland Shakspeare eine neue Heimat gegründet und seitdem ist die elektrische Strömung ununterbrochen fortgegangen und hat Lied und Gedanken hinüber- und herübergebracht und die gegenseitige Lust zum Studium der fremden Sprache geweckt.

England lernt Deutsch, um unsere Dichter im Original zu lesen, und in Deutschland wandert das Englische von Schule zu Schule, bürgert sich ein und rivalisirt in seinem befruchtenden, belebenden Einfluß mit den alten Sprachen.

Ein Lied, ein Gedicht im Original gelesen, wie wiegt und schaukelt das auf klarer Welle den Strom der Poesie hinab!

So müssen wir ein Werk freudig begrüßen, das sorgsam bestrebt ist, den reichen Schatz der englischen Poesie dem größern Publicum zugänglich zu machen und damit die Lust und Liebe für das Studium dieser so lohnenden Sprache zu wecken. Es ist die jüngst unter dem Titel „English poets" erschienene Sammlung englischer Dichtungen, übersetzt von D. L. H.....r, in der zugleich das Original beigedruckt ist. Freundlich begegnen sich hier die beiden

Schwesterſprachen, denen ſchon der Laie die Verwandtſchaft anmerkt, die dem tiefer Eingeweihten nicht nur in der äußern Form, ſondern auch in Geiſt und Inhalt vors Auge tritt.

Es ſind reiche Perlen aus einem reichen, langen Zeitraum, von Chaucer bis Tennyſon, und neben der geſchmackvollen, geſchickten Auswahl macht ſich das Fließende und Glatte in der Ueberſetzung geltend, die ſich wie im Original lieſt und von der beſondern Liebe und Sorgfalt des Ueberſetzers für ſeine Aufgabe ein ſchönes Zeugniß gibt.

Dieſe Ueberſetzungen ſind keine Fabrikarbeiten. Hier iſt nichts Zerſtampftes und Zerhacktes, das jeden Augenblick auseinanderbröckeln will: ſie ſind dem Original nachgerichtet, deſſen Tiefe und Schmelz ſie wiedergeben.

Wir heben aus der reichen, großen Sammlung nur ein kleines Gedichtchen als Probe hervor, eine Ueberſetzung der herrlichen Strophen von William [illegible].

Zeit.

„O Zeit, die du verübſt des Kummers Wunden
Mit weicher Hand und lindereſt allen Schmerz,
In ſtille Trauer wiegſt das müde Herz
Und leis hinwegſtiehlſt die verzagten Stunden!
Du biſt mein letztes Hoffen und ich meine,
Daß, wenn die bitt're Thräne du geſtillt,
Die um mein Liebſtes mir umſonſt entquillt,
Ich end' noch lächelnd blick' im Abendſcheine
Auf all' die Leiden, die vorübergingen, —
Wie in der Sonne, die durch Regen dringt,
Noch ſpät am Tag ein einſam Vöglein ſingt,
Vergeſſend, ob auch naß ſind ſeine Schwingen.
Doch wie belohnen muß ein Herz nicht ſein,
Das Heilung hofft von dir, von dir allein!“

Betrachtungen.

Als Goethe in Italien den vielen Bildern begegnete, die der Leidensgeſchichte der Märtyrer gewidmet ſind, ſchrieb er das noch jetzt beherzigenswerthe Wort: „Der Glaube hat die ſchönen Künſte gehoben, der Aberglaube hat ſie zugrunde gerichtet.“

* *

Ohne eine ſtarke Willenskraft iſt kein tüchtig ſchaffender Dichter und Denker möglich. Wer ſich auf dieſem Gebiete bewähren will, ſorge dafür, daß ſich auch nach jeder andern Richtung hin die Wurzeln und Aeſte ſeines Weſens ſtrecken dürfen.

* *

Bei Perſonen, die ſich durch ihren praktiſchen Blick, ihre Umſicht und Geiſtesgegenwart auszeichnen, muß man ſich freilich gewöhnen, auch ihr anmaßendes Selbſtvertrauen mit in Kauf zu nehmen.

* *

Starke Geiſter ſuchen die Aufgabe ihres Lebens da, wo ſie Widerſtand finden. Leider gehört es aber zur Strategik der böſen Dämonen, die unſere Lebensſchickſale lenken, daß ſie uns da Schwierigkeiten und Aufenthalte bereiten, wo gar nicht unſer wahrer Lebensberuf liegt. So müht ſich der Titane, der Berge verſetzen könnte, ab, mit kleinen Kieſelſteinen Vögel im Fluge zu treffen.

Tägliche Erfahrungen.

Von Fedor Löwe.

Schlaffe Zügel hielt der Sonnengott
In der pfeil- und ſaitenkund'gen Hand;
Nicht ermunternd mehr ſein Viergeſpann,
Das zum Meer mit müden Hufen zog.
An dem Oelbaum lag ich hingeſtreckt;
Seine breiten Zweige bogen ſich,
Schattenſpendend, unter ſeiner Laſt.
Leiſes Säuſeln in des Baumes Laub, —
Einſt als Preis umkränzend duft'ges Haar
Froher Sieger beim olymp'ſchen Spiel, —
Lockte vor die Seele Bilder mir:
Einige Geſtalten jener Zeit,
Als die Welt bezwungen lag in Rom.
Jenes Mannes dacht' ich, der ums Haupt,
Kahlgeword'ne Schläfe zu verhüll'n,
Stets die friſche Lorbeerkrone ſchlang,
Eh' er ſich dem größten Volk gezeigt.
Schreiten ſah ich ihn zum Capitol,
Hohen Ganges, wie ein Cäſar geht,
Unter deſſen Fuß die Erde bebt.
Wie die Schar der Sterne leuchtend kreiſt
Um das höherſtrahlende Geſtirn,
So umwogte ihn die Ritterſchaft
Der geprieſ'nen Siebenhügelſtadt.
Der Cohorte endeloſ'ne Zahl,
Eh'rne Speere tragend, ſchritt ihm nach.
Von der Schulter auf den Marmorfließ
Fiel die Toga, purpurn, faltenreich,
Anzuſchauen faſt wie ſtrömend Blut —
Da fährt ins Gewand mit raſchem Griff
Brutus; in emporgework'ner Fauſt
Funkelt der verſteckte Mörderdolch,
In des Cäſar's unbeſchützte Bruſt
Tief ſich bohrend mit gewalt'gem Stoß ....
Weh', da ſchmerzt auch plötzlich mir die Hand!
Ei, verdammte Mücke, die mich ſtach!
Die ſich juſt den Augenblick erſah,
Als in Cäſar's Rippen Brutus ſtach ...
Schlimme Plage dieſes ſchönen Lands,
Schlafverſcheucherin bei ſtiller Nacht,
Gieriger Vampyr nach Menſchenblut,
Wie verbirbſt du mir die Einſamkeit!
Der Gedanken ſchnöde Mörderin,
Sei verflucht und all' die Andern mit!
Wie für jenen öftern Warnerruf,
Vor des Märzen Idus, Cäſar war,
War ich für dein Summen taub — ich Thor,
Der indeß vom Schönen ich geträumt!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 14.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Zum Neuen Jahr.

Das Fest war vorüber — und wie lange, da saßen wir Alle traulich zusammen und harrten auf die letzten Schläge der Uhr, Jeder im Kreis der Seinen, in der Gesellschaft der Freunde an der Tafel, die in diesen Augenblicken ihm herrlicher erschien als König Arthur's Tafelrunde.

Jeder?

Als ob des Glückes, der Freundschaft und der Liebe so viel und der Schmerzen so wenig auf Erden wären!

Mancher saß still für sich, einsam in dem dunkelsten Winkel des Zimmers und lauschte den langsam verhallenden Grüßen der Thurmglocke, ihm gegenüber. Ihm klangen sie wie das Lebewohl Sterbender, der letzte Hauch, der von blassen Lippen flieht — der Abschied seiner Hoffnungen, seiner Ideale. Denn der Staub eines jeden Jahres bedeckt aufgewirbelt in dem Herzen eines Jeden von uns eine reichere Welt von Schönheit und Reiz, als der Aschenregen des Vesuv sie in Pompeji begrub.

Zwölf!

Sie schmetterten Tusch, dem neuen Jahr entgegen, ins neue Jahr hinein. Hätten diese metallenen Klänge doch Blumen werden können, silberne, goldene Blüten mit smaragdgrünen Kelchblättern für dich und mich, für Alle!

Aber Eins verkündeten sie, daß wieder ein großes Feld sich aufthut für den Strebenden und Muthigen. Der Baum setzt neue Blätter an, neue Entwürfe der Geist, neue Wünsche das Herz. In diesem Wechsel wird Alles wieder jung und frisch und je mehr Jahresringe uns umschließen, desto sicherer halten und bergen sie den innersten, besten Kern unsers Wesens. Ertragene Schmerzen, erfüllte Träume, Irrungen und Freuden bilden die Maschen eines Panzerhemdes, das uns vor kommenden Täuschungen beschützen soll. „Ungeschlagen geht Keiner durchs Leben", sagt der griechische Weise und das Glück selbst hat einen Schatten hinter sich, wie alles Licht.

Zwölf!

Heil und Segen Allen, vom Thürmer hoch oben den Sternen zunächst bis zum Kind in der Wiege, dem noch das Mutterauge der einzige, leuchtendste Stern ist!

Denen aber, die mit uns wirken und streben, rufen wir zu, muthig bei dem Banner zu bleiben, das wir mit ihnen erheben, die Standarte des Guten und Schönen. Der Dampf der Realität braust aus allen Essen, er fegt die alten Gedanken vor sich hin wie der Wind die Wolken und begräbt sie in dem Wirbel seines Rauchs. Aber trotzdem, haltet aus bei den Idealen! Diese ewigen Güter sollen uns nicht verlorengehen wie Schönheit und Humanität!

Als der arabische Prophet vor seinen Feinden fliehend mit seinem Genossen einsam in der Höhle saß und dieser zitternd sagte: „Ihrer sind vierzig und wir nur zwei", rief er aus. „Nein — drei, denn mit uns ist Allah!" So ist auch mit uns ein Geisterzug. Die Schlote der Locomotiven

die Adler der Cäsaren sind nicht die einzigen Standarten des Weltgeistes. Zerlegt den Regenbogen, definirt ihn nach optischen Gesetzen; was Jahrtausende bewog, ihn zur Brücke für Himmel und Erde zu machen, bleibt darum unwiderlegt, er ist das Zeichen des Bundes zwischen der irdischen und der Geisterwelt.

Ein Abend bei O. L. B. Wolff.

Von Fr. Friedrich.

Es war im Sommer 1850, als ich in Jena studirte. Es war mein letztes Semester und dieses gehört für einen „Studio" in der Regel nicht zu den angenehmsten, denn das Haupt des bemoosten Burschen wird von mancherlei Sorgen erfüllt. Die Zeit rückt immer näher heran, wo er dem lustigen Studentenleben für immer Valet sagen muß, das Examen steht vor der Thür und die Schulden — o, sie bringen außer unverschämt mahnenden Philistern manche schlaflose Nacht. Und dennoch blicke ich auf dieses letzte Semester am liebsten zurück, dennoch fallen in dasselbe die heitersten Tage meines ganzen Studentenlebens. Die zwischen Bergen versteckte, lieblich zutrauliche Lage Jenas, das freie gemüthliche Leben der Studenten, das nur noch von Denen für burschikos roh gehalten wird, welche es seit zwanzig oder dreißig Jahren nicht gesehen haben oder an eine Universität dieselben Anforderungen stellen wie an ein Mädchenerziehungsinstitut unter den Herrnhutern, der liebevolle Verkehr der meisten Professoren mit den Studenten — dies Alles trat mit dem steifen pedellengefürchteten Leben in Göttingen, wo eine einzige auf der Straße geraucht Cigarre einen Thaler und eine Anzahl Silbergroschen kostete und die schöne Nasenmühle, in der Bürger, Voß und Stolberg ihre poetischen Wettkämpfe veranstalteten, in denen Stolberg den Preis gewann und eine Braut verlor, von den Studenten nur noch der großen Butterbrote wegen besucht wurde und mit dem frommen durch Braunkohlen und Wingolfiten verpesteten Halle, wo die Professoren wie Heilige hinter dem Katheder standen, in einen grellen Contrast. Ich fühlte mich in Jena wie im Himmel, ich schweifte auf den Bergen umher und erhielt durch die liebevolle Aufnahme der Professoren O. L. B. Wolff, Karl Hase und Schwarz ebenso heitere Stunden als nachhaltige Anregung.

Manche Stunde und manchen Abend brachte ich bei dem verstorbenen Wolff zu, dem ersten Improvisator Deutschlands. Sein Umgang war ebenso erheiternd und belehrend als seine Gefälligkeit, mit der er seine reiche Bibliothek erschloß, unbegrenzt war.

Wie ich mit ihm verabredet, holte ich ihn eines Tags ab, um mit ihm zuerst das Museum im alten Schlosse zu besuchen, das manchen herrlichen Abguß griechischer und römischer Statuen enthält und sodann zur „Rose" zu gehen, wo ein Improvisator sich hören lassen wollte. Der Name dieses extemporirenden Dichters ist mir wieder entfallen, er hat sich auch nie zu einer Berühmtheit emporgeschwungen, mir schwebt nur noch seine hagere Gestalt und sein vor Schrecken erbleichendes Gesicht vor Augen, als Wolff mehrfachen Bitten nachgebend ex corona auftrat, sich mit ihm in eine Wettimprovisation einließ und ihn bald durch seine in Worten und Reimen gewaltige Zunge glänzend aus dem Felde schlug.

Es war noch früh am Abend, ich begleitete Wolff heim und bei einer Flasche Wein und der ihm unvermeidlichen Cigarre stand seine Zunge, die einmal in Aufregung gerathen war, wenig still.

„Zum ersten male", erzählte er mir, „bin ich in Hamburg öffentlich als Improvisator aufgetreten; ich hatte es bis dahin nur im Kreise von Freunden und Bekannten gethan und eben diese drängten mich dazu. Ich sah dem festgesetzten Tage ruhig entgegen, denn ich vertraute auf das gute Stück Ruhe und Besonnenheit, welches ich von jeher besessen habe, aber meine Mutter sah den Tag mit desto größerer Besorgniß und Angst herannahen. Ich war ihr Liebling und sie vermochte es nicht, meinem ersten öffentlichen Auftreten beizuwohnen, fürchtend, ich möchte steckenbleiben und durchfallen und das hätte sie nicht zu ertragen vermocht, denn sie hatte ein zartes und stolzes Herz. Es lief Alles gut ab, ja besser, als ich selbst erwartet hatte und ungetheilter Beifall ward mir gespendet — es war etwas Neues, Verse und Reime aus dem Aermel zu schütteln. Nachher gestand mir meine Mutter, daß sie eine unendliche Angst für mich ausgestanden und bereits meinen Reisekoffer gepackt habe, damit ich, wenn ich durchfiele, noch an demselben Abend Hamburg und Altona verlassen könnte. Einen Diener hatte sie abgeschickt, der mußte ihr sofort die Nachricht über den Erfolg meines Auftretens bringen.

„Meine Mutter lebt noch jetzt in Altona", fügte er hinzu, „sie ist alt und schwach geworden, aber dennoch erscheinen wenige deutsche belletristische Bücher, welche die alte Frau nicht liest, sie hat

eine für Frauen ungewöhnlich hohe Bildung, ſie ſchreibt die ſchönſten und richtigſten Briefe, nur Eins vermag ſie nicht zu lernen, den Unterſchied zwiſchen »mir« und »mich« und regelmäßig verwechſelt ſie Beides.“ *)

„Als ich zum erſten male“, fuhr er fort, „zu Goethe kam, empfing mich die Excellenz ſteif und kalt. Ich hatte bereits mehre Reiſen als Improviſator gemacht, hatte überall Beifall gefunden und Goethe foderte mich deshalb auf, vor ihm zu improviſiren. Ich erſuchte ihn, mir ein Thema zu bezeichnen. »Woher kommen Sie jetzt?« fragte er. »Von Hamburg«, erwiderte ich. »Nun gut«, ſprach er, »ſo ſchildern Sie mir das Leben und Treiben in Hamburg und den Eindruck, welchen Beides auf Sie gemacht hat.«

„Nicht ohne Zagen fing ich an, aber bald kam ich in vollen Fluß, denn der Stoff war mir ſehr bekannt und geläufig. Ich ſchilderte ihm Hamburgs Hafen mit den Schiffen und Matroſen und ſeinem bunten Leben, ich ſchilderte ihm das luſtige Leben und Treiben in der Stadt, die Schönheit des Jungfernſtieg und den klaren Waſſerſpiegel der Alſter. Immer beredter, immer lebhafter ward meine Rede und ich ſprach ſehr lange.

„Schweigend, die Arme über der Bruſt gekreuzt, mit dem Rücken an einen Tiſch gelehnt, die Augen auf mich gerichtet, hörte mir Goethe zu. Als ich geendet hatte, trat er auf mich zu, ergriff meine Hand, ſchüttelte ſie und indem er mir bewegt ins Auge blickte, rief er: »Nein, nein! Ich kann auch wol Verſe machen, aber nicht wie Sie! Das geht ja in Einem fort wie eine Waſſermühle!«

„Seit dieſer Zeit wurde ich mit Goethe näher bekannt und fand jederzeit bei ihm freien Zutritt. Durch ſeinen Einfluß erhielt ich auch eine Stelle am Gymnaſium in Weimar.

„Einige Zeit nachher, als ich meine Stelle als Lehrer angetreten hatte, beſuchte ich Goethe und mit lautem Lachen kam er mir entgegen, als ich in ſein Zimmer trat. »Sie ſind ein Blitzkerl!« rief er lachend; »ich weiß wol, daß Sie ein fertiger Improviſator ſind, aber daß Sie auch ein ganz ausgezeichneter Grieche und Lateiner ſind und alle alten Claſſiker im Kopfe haben und wie ein A-B-C herſagen können, habe ich nicht vermuthet! Ihre Collegen ſind durch Ihre Gelehrſamkeit auf das höchſte in Staunen geſetzt.«

»Ich auch«, erwiderte ich lachend, »denn ich weiß ſelbſt nichts davon!«

»Aber, zum Kukuk«, rief er, »was haben Sie denn begonnen? Man kann Einem doch die Gelehrſamkeit nicht an der Naſe anſehen und Ihre Collegen ſind von Ihrer Gelehrſamkeit in Wahrheit begeiſtert!«

»Ich kann es mir denken«, erwiderte ich, »was mich in den Verdacht der Gelehrſamkeit gebracht hat! Vor wenig Tagen ging ich mit meinen Collegen in der Zwiſchenzeit der Stunden ſpazieren. Einer derſelben, der in der Stunde zuvor die „Antigone“ des Sophokles geleſen hatte, beklagte ſich, daß derſelbe mit den Längen und Kürzen, namentlich in manchen Chören, ſo liederlich und allen Regeln zuwiderlaufend umgegangen ſei und dadurch der Nachwelt ein Stück unendlich ſaurer Arbeit hinterlaſſen habe. Er könne es nicht begreifen, wie ein Dichter wie Sophokles habe ſolche Schnitzer machen und Längen ſtatt Kürzen und Kürzen ſtatt Längen ſchreiben können, was eigentlich kein Gebildeter thun dürfe. Deshalb, fügte er in ſeinem Unmuthe hinzu, ſei ihm oft der ganze Sophokles zuwider.

»Ich ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß Sophokles ſich in ſeinen Tragödien wenig um Längen und Kürzen bekümmert, ſondern nur nach dem Rhythmus, nach der Muſik der Poeſie, vielleicht auch nach wirklicher Muſik gedichtet habe, und ſagte ihm einen Chor aus der „Antigone“, der mir zufällig noch von meiner Schulzeit her im Gedächtniß war, in ſolchem Rhythmus her. Dies iſt das Geheimniß meiner ganzen griechiſchen Gelehrſamkeit!«

„Goethe lachte laut auf. »Behalten Sie um Gotteswillen Ihr Geheimniß für ſich!« rief er. »Denn wenn jene Herren erfahren, daß es nur ein Spiel des Zufalls war, daß Sie ſich gerade jener Stelle erinnerten; wenn ſie einſehen, daß ſie ſich in der Anſicht über Ihre Gelehrſamkeit getäuſcht haben, ſo verfallen ſie ſicher in das andere Extrem und halten Sie für den dümmſten Kerl auf der ganzen Welt!«

„Später, ich war bereits Profeſſor hier in Jena“, fuhr Wolff in ſeiner Erzählung fort, „reiſte ich einſt nach Weimar, um Goethe zu beſuchen. Als ich in ſein Zimmer trat, ging er in demſelben mit ſchnellen Schritten auf und ab; ſeine Stirn war in finſtere Falten gezogen und ſeinem ganzen Weſen ſah ich eine heftige Aufer-

*) In der niederſächſiſchen Sprache, welche noch vor nicht langen Jahren in Hamburg und Altona ausſchließlich und auch von den Gebildeten geſprochen wurde, iſt der Dativ und Accuſativ gleichlautend, er heißt „mi“.

gung an. Ich blieb betroffen neben der Thür stehen und begrüßte ihn; aber ohne von meinem Gruß und von mir selbst Notiz zu nehmen, setzte er, die Hände auf den Rücken gelegt, seine Wanderung durch das Zimmer fort, und fast jedesmal, wenn er einen Gang durch das Zimmer vollendet hatte, trank er hastig ein Glas Wein; es stand nämlich an jeder Seite des Zimmers im Fenster eine Flasche Wein.

«So weit ist es also mit mir gekommen! So weit ist es gekommen!» sprach er unmuthig, indem er das geleerte Glas heftig ins Fenster setzte und seine Wanderung wieder antrat.

«Bin ich denn nichts mehr? Gelte ich gar nichts mehr? Sind alle meine Werke, die ich gedichtet und geschrieben habe, vergessen und vernichtet?» rief er nach kurzer Pause.

«Aber, Ew. Excellenz, ich begreife nicht —» erwiderte ich erstaunt.

„Goethe blickte mich groß an, blieb vor mir stehen, ergriff meine Hand und sprach: «Also Sie sind der Einzige, der kommt. Alle meine Freunde und Verehrer, sie Alle haben mich vergessen, ich gelte ihnen nichts mehr! Keiner kommt, Keiner bringt mir einen Kranz! Also Sie sind der Einzige, der mir zu meinem Geburtstage zu gratuliren kommt!»

«Aber, Ew. Excellenz,» entgegnete ich, «es ist heute erst der 27. August!»

«Was?» rief Goethe erstaunt, «heute erst der 27.? Da hätte ich mich also umsonst betrunken?»

«So ist es!» erwiderte ich lächelnd und Goethe selbst konnte sich des Lachens nicht enthalten und seine Aufregung ging in eine sehr heitere Stimmung über."

Auch von Heinrich Heine und Max Waldau, mit denen Wolff persönlich befreundet war, erzählte er mir viel an diesem Abend und sprach sich mit der liebenswürdigsten Offenheit über sein eigenes Leben und seine eigenen Schwächen aus. Zu letztern gehörte die Angewohnheit, manche Arbeit von Tag zu Tag hinauszuschieben, bis oft die Zeit, in der sie vollbracht sein mußte, vorüber war. So habe er einst, wie er erzählte, durch unendliche Mühe, zahllose Briefe und die Verwendung mehrer Freunde sich von dem braunschweigischen Ministerium die Erlaubniß ausgewirkt, sich ein werthvolles Manuscript aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel gegen Erlegung einer angemessenen Caution auf einige Zeit zur Benutzung nach Jena senden lassen zu dürfen.

„Ich wünschte eine Abschrift mehrer Stellen aus jener Handschrift", erzählte er, „die ich nicht durch einen Schreiber anfertigen lassen konnte, sondern selbst machen mußte. Von Woche zu Woche, von Tag zu Tag nahm ich mir vor, diese Arbeit zu beginnen, aber stets unterblieb es. Jedesmal, wenn ich auf einige Tage verreiste, übergab ich die werthvolle Handschrift einem Freunde zur Aufbewahrung und hatte viel Mühe und Wege darum, aber zum Beginn der Arbeit kam ich dennoch nicht. Ueber zwei Jahre hatte ich das Manuscript im Hause und in Händen, da erhielt ich von dem braunschweigischen Ministerium ein Schreiben, dasselbe unverzüglich zurückzusenden, und ich mußte es thun, ohne eine Abschrift genommen zu haben — es war eben eine Variation des alten Liedes: «Morgen, morgen, nur nicht heute!» u. s. w."

Die Redeweise Wolff's war, abgesehen von einer etwas langen und verwickelten Satzbildung und einer gewissen Eintönigkeit im Vortrage, sehr fließend, ansprechend und gewählt in den Ausdrücken. Er arbeitete damals an einer Theorie der Redekunst und bat mich, sechs oder acht Studenten der verschiedenen Facultäten auszuwählen, um in seinem Hause, unter seiner Leitung und auf Grundlage jener Theorie freie und extemporirte Redeübungen anzustellen. Jena zählte damals 400 Studirende und unter diesen 400 fand ich nicht vier, welche Neigung dazu hatten — gewiß charakteristisch für unsere Zeit, in der das alleinige Fachstudium alles Andere beiseite schiebt und in seiner Berechtigung verkürzt!

Aus dem Volke.

VII. Eine öffentliche Speiseanstalt.

Das Haus, in welchem die Wohlthätigkeit Mittagsmahlzeiten à Portion 12 Pfennige verkauft, liegt in einer Vorstadt. Meist ist dieses Haus eine ruinirte Oeffentlichkeit, das historische Ueberbleibsel einer officiellen Vergangenheit, Eigenthum der Stadt, dem milden Zwecke gratis oder doch gegen einen Minimalsatz von Miethe überlassen.

Von Vormittag 11 Uhr an ist die Anstalt für alle leeren Mägen und leeren Töpfe geöffnet. Diese letztern wandern in corpore und unter allerlei Formen der Anstalt zu, von der braunen Menage herab bis zum fragmentarischen Wasserkrug, dem der Zahn der Zeit Henkel und Rand abbiß und nur noch den unentbehrlichen Boden ließ.

Die Leute, welche von der öffentlichen Speise-

anſtalt Gebrauch machen, haben zumeiſt ihr Eigenthümliches, Beſonderes, Charakteriſtiſches; die Cultur, die Alle und Alles unter gleiche Farbe und gleichen Firniß bringt und den freiherrlich Adam'ſchen Familienzug Allen aufdrückt, iſt ſpurlos an ihnen vorübergegangen; ſie ſind noch Originale, Charaktere, Perſönlichkeiten, wenn die übrige Bevölkerung zu den Maſſenvölkern der Cultur gehört.

An der Kaſſe, wo die Speiſemarken verabreicht werden, befördert man ſich gegenſeitig den Appetit durch Drängen, Drücken, Quetſchen, Stoßen, Treten und ſonſtige wohlthätige Bewegungen. Das Gefühl des Hungers wird ein ſecundäres gegen die Primärempfindung, unter dem Abſatze eines Andern zu ſtehen, der mit ſeinem Magen ſehr eilig hat; Krüge, die in der Einen Idee des Speiſeholens verbunden waren, entzweien ſich in dem Ringen nach ihrer Verwirklichung und gehen kurz vor erreichtem Ziele zugrunde. Eine weiße Schüſſel ſchwebt als Friedenstaube über den Häuptern Aller, bis ein Rieſe mit dem ſeinigen ſie an der niedrigen Decke zerdrückt; der geſchonteſte Kattun gibt hier ſeinen Geiſt auf und verliert ſich ein weiblicher Hut von letzter pariſer Mode in dieſes Chaos, ſo kommt er in Gefahr, in die widerſtrebende Form eines einheimiſchen Suppentopfs zerdrückt zu werden.

Am Fenſter, wo die Speiſen in die perſönlich anweſenden Töpfe und Krüge gefüllt werden, iſt der Zudrang noch gefährlicher. Das ganze anweſende Geſchirr, ohne Beachtung des Rang- und Standesunterſchiedes, will zugleich hinein: der Krug klettert über den Topf, die Schüſſel über beide und ein zweihenkliger Buttertopf hängt über allen in bedenklicher Schwebe. Leider geht den Töpfen die menſchliche Eigenthümlichkeit des Schmiegens und Biegens ab und ſo geſchieht es, daß manches Geſchirr, um nur durchzudringen, Rand und Boden daran gibt und daß ein Krug ſeine übrige Exiſtenz den Verhältniſſen opfernd ſich dem ſpeiſereichenden Koch nur noch als übriggebliebener Henkel präſentirt.

Der Andrang in den Speiſeſaal iſt nicht minder groß; Mancher erreicht das Innere nur mit halber Jacke und die Mütze des Andern hat ſich vom Beſondern zum Allgemeinen erhoben, kopfbedeckend über ſämmtliche Häupter.

Der Speiſeſaal iſt die Anſpruchloſigkeit ſelbſt, die Wände ſind in die Farbe langjähriger Unſchuld gekleidet; der Spiegel iſt von der Größe, daß einem fleißigen Beſucher der Anſtalt die wiedererlangten vollern Backen über den Rahmen hinauslangen; die Fenſter ſind mit weißen Vorhängen ſchamhaft verhangen, Stühle und Tafeln haben eine außerhalb aller Zeitalter exiſtirende Form; die Schüſſeln ſind von Steingut und mit ihrem Inhalte auf den geſunden Appetit normaler Mägen berechnet, Meſſer und Gabeln leben in gemiſchter Ehe, die Löffel ſind von Blech, nur das auf den Tafeln ſtehende Waſſer iſt von unverfälſchter Güte. Das Brot zu den Speiſen bringt ſich Jeder ſelber mit oder entnimmt es einem „fliegenden" Bäcker, der ſich in weißer und ſchwarzer Auswahl in dem Hauſe aufgethan hat.

Das „gemiſchte" Publicum geberdet ſich bei Tiſche ſelbſt ſehr verſchieden: der Eine ſchneidet ſich das ſämmtlich mitgebrachte Brot zu einer mußigen Berghöhe in der Schüſſel auf, ſucht dann durch Drainage auch den letzten Biſſen auf ſchwindelnder Höhe zu befruchten und ißt ſich dann in wenig Minuten bis auf den Grund ſeiner Schüſſel hinunter. Ein Anderer gabelt geſchickt ſämmtliche Kartoffelſtückchen aus der Brühe und ſpringt mit der Gabel ſolange darin herum, bis auch das letzte erreicht iſt; die Saftigkeit des Mittageſſens fühlt er erſt dann ganz, wenn er ohne Alteration der Kaumuskeln die Mahlzeit beenden kann. Ein Dritter macht es umgekehrt: er ißt zuvor alle Brühe ab, ſodaß das Gemüſe auf trockenen Grund und Boden geräth und nun würgt er unbarmherzig Eins nach dem Andern hinunter.

Wir haben geſagt, daß die Portionen auf den geſunden Appetit eines normalen Magens berechnet ſind, dennoch gibt es Leute, die deren zwei eſſen und ſich durch eine Doppelration von Erbſen durchaus nicht behindert fühlen.

Gemeinhin ſind die Stühle doppelt beſetzt: d. h. der ſitzende Vordermann hat ſchon einen ſtehenden Hintermann, der darauf wartet, daß jener ſeine Mahlzeit citissime verzehrt und ſich erhebt; ja, bei vorkommenden im Stadtviertel beliebten Speiſen kommen auch drei und vier auf einen Stuhl. Da gibt es denn zu combiniren, nach welcher Seite hin der Sitzende ſich erheben könnte, um von der andern ſich ſogleich einzuſchieben und wenn der Eine inzwiſchen das Eſſen in ſich aufnimmt, wofür der Andere die Marke aus einer labyrinthiſchen Weſtentaſche hervorſucht, ſo iſt das ein Intermezzo, das, außer ſeinem Humor, nichts weiter auf ſich hat.

Die öffentliche Speiſeanſtalt hat ihr Wochenrepertoir und man muß ihr zugeſtehen, daß es ſelten wegen „eingetretener Hinderniſſe" geändert wird. Da gibt es keine plötzlich eingetretene Heiſerkeit der Erbſen, kein plötzliches Unwohlſein weißer

Bohnen. Dafür aber gibt es Zug- und Kassenstücke: Erbsen mit Bratwurst, Sauerkraut mit Schweinefleisch und besonders Klöße.

Klöße sind halsbrechende Mahlzeiten, sind die Non plus ultra der öffentlichen Speiseanstalt. Ganze Familien wandern aus, ganze Häuser werden leer, wenn es Klöße gibt. Dies Wort berauscht, elektrisirt, weckt die schlummernden Genien des Lebens, macht allein den Beweis noch möglich: Alles was ist ist gut. Ueber Klößen findet sich die Menschheit wieder, in der großen Empfindung der Verschwisterung; der Haß verraucht, die Feindschaft verdampft, die Gemüther werden empfindend, die Herzen öffnen sich und die Liebe näht am Mantel der christlichen Bruderliebe, womit sie die unchristlichen Schwächen des Mitmenschen bedeckt. Klöße sind die Realität des Idealen, holdester Wahnsinn poetischer Begeisterung, das Ahnen und Empfinden einer bessern, edlern Menschennatur, die sich durch solche Genüsse von den andern sechs Thierclassen vortheilhaft unterscheidet. Klöße halten die ideale Seite des Menschen fest, bis er in der Kloßbrühe die reale Seite wiederfindet.

Zwischen einem Déjeuner bei Véry in Paris und einer deutschen Wohlthätigkeitsmittagsmahlzeit ist besonders ein nationaler Unterschied: der französische Esprit zerfließt auf der Zunge, verflüchtigt sich im Gaumen, treten wir heraus auf die Straße, dann müssen wir uns erst besinnen, daß wir gegessen haben, denn das Déjeuner war ein halber Traum. Wie viel klarer, gründlicher, wirklicher ist das deutsche Sauerkraut! Wie gegenständlich und selbstbeweisend sind die gequollenen Erbsen! Wie nachhaltig ist selbst der gesuchteste, einheimische Kloß! Und mit welcher deutschen Gutmüthigkeit tritt die Bratwurst auf, bald mit Linsen, bald mit Sauerkraut, bald mit der Elite weißer Bohnen; immer human, immer populär, immer mit nationaler Offenheit, sodaß sie oft vor Aufrichtigkeit inmitten geplatzt ist und ein gefülltes, edles, maßhaltendes Innere zeigt! Jedes Stück Fleisch, das hier auf die Tafel kommt, ist überhaupt Ehren- oder wirkliches Mitglied eines Mäßigkeitsvereins.

Unter den Gästen, welche die Anstalt besuchen, ist Zindelmeyer der tägliche. Er steht schon vor 11 Uhr vor der verschlossenen Thür, er drängt sich zuerst hinein, er erobert den ersten Stuhl, er schneidet sich den höchsten Brotberg in seiner Schüssel auf und ist der Erste, der sich bis auf den Grund hindurchgegessen hat. Und doch weiß die ganze Vorstadt: Zindelmeyer hat Geld! Er besaß früher einen Kramladen, besorgte Agenturgeschäfte, lieh auf Pfänder, heuchelte sich in das Testament eines frommen alten Fräuleins hinein und erhielt mehrmals, wenn auch mäßige Gewinne in der Lotterie.

Die Vorstadt ärgert sich darüber, daß Zindelmeyer nicht vernünftiger ist, nicht von seinem Gelde sich bessere Tage schafft, nicht seinem Alter weicher bettet. Diese Indignation der Vorstadt reibt sich an Zindelmeyer, wo und wie sie kann: im Gedränge erhält er die meisten Stöße, die dunkelsten blauen Flecke, man quetscht ihn am ärgsten zusammen, er kommt unter die meisten Absätze zu stehen und der Volkshumor zieht ihm das mitgebrachte Brot aus den ausgeweiteten Taschen des alten Flauschrocks. Zindelmeyer erträgt diese Hindernisse auf der Laufbahn zu einem Mittagessen à Portion 12 Pfennige mit stoischer Ruhe, er belächelt die Rathschläge, die man ihm gibt, um sich sein Alter behaglich zu machen, er überwindet den Schmerz der unfreiwilligen Trennung von seinem Brote.

Da übernimmt das Schicksal seine Besserung!

Auf der wöchentlichen Speisekarte steht: Erbsen mit Blutwurst. Erbsen haben zuweilen Eigenthümlichkeiten, sie können innerlichst verstockt, verhärtet sein und mit der weichen Gemüthsart anderer Linsenfrüchte nichts gemeinhaben. Das Feuer lodert, im Kessel brauset und wallet es, der Koch rührt und kommt selbst in Gefahr, am Feuer zu schmelzen. Umsonst, die Erbsen geben nicht nach. Sie sind von einer Consequenz, die das Feuer erglühter, das Wasser erhitzter macht und den Koch zur Verzweiflung bringt. Draußen die harrende Menge, und im Innern die widerstrebenden Erbsen! Jene wird ungeduldig und diese sind nicht zu erweichen. Seit lange hat es 11 Uhr geschlagen, die Menge fängt an zu murren: der Magen ist äußerst präcis, so müssen es die Gemüse auch sein. Man muß im Innern nachgeben und die immer unruhiger werdenden Gäste einlassen. Die Kauwerkzeuge werden kräftig in Bewegung gesetzt und woran Feuer- und Wasserskraft scheiterte, das zermalmt der Mensch zwischen Ober- und Unterkiefer. Die Menge ist leichthin befriedigt; nöthigenfalls ersparen die Erbsen das Vesperbrot.

Zindelmeyer hat auch seinen Berg gewohntermaßen aufgeschichtet und abgetragen. Da aber die Kauwerkzeuge nicht mehr in der gebührenden Ordnung sind, ist er freilich in dem Falle, die Erbsen verschlucken zu müssen ganz wie sie eben sind. Er thut es, ebenfalls in der Hoffnung, mit ihnen über das Vesperbrot hinwegzugelangen;

aber die Erbsen liegen ihm auch am Abend, nur im gequollenen Zustande, noch im Magen; ja, er nährt sich noch andern Tages Mittags von ihnen.

Seitdem bleibt Findelmeyer aus. Die Aerzte haben ihm, da er heftig erkrankte, gerathen, Mittags zu 3 Silbergroschen, die aber für 5 angerechnet werden, in einer Restauration für die gebildetere Gesellschaft zu diniren.

Es ist charakteristisch, daß das Volk so lecker ist, wie nur die Gourmands bei Véry und Vefour. Gibt es irgendetwas von Gepökeltem oder Geräuchertem, Wurst oder Gebackenem, so ist der Zudrang ebenso groß, wie er bei nahrhaftern und innerlich gediegenen Speisen nachläßt. Es ist wie beim Theater: ästhetischer Speck fängt die Mäuse. Vom Gediegenen meint man, es wäre besser zum Lesen.

Wir wären übrigens sehr dafür, daß das Princip der Suppe in den Suppenanstalten doch das vorwaltende wäre.

(Ein ernstes Bild: Ein Achtel in der Lotterie, in nächster Nummer.)

Zur antiken Toilette.

Nur in Nebendingen war die Kleidung der Römer und Römerinnen dem Wechsel der Mode unterworfen, im Wesentlichen blieb sie bis zum Untergange der Republik dieselbe. Zuerst nennen wir die Toga, denn sie ist wol als das älteste und damals einzige Kleidungsstück anzusehen, wenn auch schon um diese Zeit der Tunica erwähnt wird. Daß die Toga von den Etruskern nach Rom verpflanzt worden, leidet keinen Zweifel, denn eben von diesen wurde sie auch als einziges Kleid am bloßen Leibe getragen. Doch gehörte sie bei den Römern nur für das öffentliche Leben, im Hause legte man sie ab; jedoch war sie nur Dem erlaubt, der das Bürgerrecht erworben; der Verbannte, der Fremdling, durfte sie nicht tragen. Als aber immer mehr die Bedeutung des römischen Namens schwand, kam auch die Toga außer Gebrauch. Ueber die Form der Toga ist viel gestritten und doch wird sie uns von römischen wie von griechischen Schriftstellern in so klaren Umrissen dargestellt. Horaz bezeichnet zwar eine sechsellige Toga schon als eine sehr weite, allein könnte wol mit drei Ellen Breite ein so reicher Faltenwurf erreicht werden, wie die Römer ihn schon zu Augustus' Zeiten liebten? Daß sie rund gewesen und nicht viereckig, ist gewiß, nur muß sie einen größern Kreisabschnitt gehabt haben. Das Umwerfen der ältern Toga geschah so: Der eine Zipfel wurde über die linke Schulter nach vorn geworfen, daß die runde Seite nach außen fiel; das Gewand selbst aber ward hinter dem Körper weg über die rechte Schulter gezogen, sodaß der Arm darin wie in einer Binde ruhte, während der ganze übrige Theil der Toga über den vordern Theil des Körpers sich hinwegziehend wieder über die linke Schulter fiel. Der zweite Zipfel hing über den Rücken herab und der linke Arm wurde von dem darüberfallenden Gewande bedeckt. Viel schwieriger war eine zweite Art des Umwurfs, der mit einer überaus weiten Toga geschah. Dies Gewand wurde zwar auch in der eben angedeuteten Weise über die linke Schulter geschlagen, nur daß der mit dem Zipfel vorn überhängende Theil viel weiter hinabreichte, bis auf die Füße, mitunter bis auf den Boden und der linke Arm schon durch diesen Wurf völlig bedeckt wurde. Dann zog man die Toga hinter dem Rücken weg nach vorn und faßte sie etwa in der Mitte ihrer Weite faltig zusammen, sodaß der obere Theil als Sinus herabfiel, der den untern Leib und die Schenkel deckte. Der übrige Theil wurde sodann über die linke Schulter und den Arm geschlagen, der nun doppelt bedeckt war. An den Zipfeln waren häufig Quasten oder Knöpfchen, die entweder zur Verzierung dienten oder bestimmt waren, durch ihre Schwere das Gewand niederzuhalten. Endlich wurde ein Theil des vorn Herabhängenden unter dem schrägen Faltenbausche hervorgezogen, sodaß es wie ein kleiner Sinus über dem Bausch hing. Die Farbe der Toga war weiß; nur Knaben trugen mit Purpurstreifen verbrämte. Später war eine Toga purpurea Auszeichnung der Kaiser. Cäsar trug vielleicht die erste. Unter der Toga trugen die Römer die Tunica; anfänglich ohne Aermel, dann mit kurzen, die Hälfte des Oberarms bedeckenden Aermeln, später bis an die Hände reichende, die jedoch selten vorkommen. Wer gegen die Kälte empfindlich war, zog auch wol mehre Tunicas übereinander. Vorn in der Mitte der Tunica, vom Halse bis zum untern Saume, trug man einen herablaufenden eingewebten Purpurstreifen. Unter der Brust wurde die Tunica gegürtet. Man könnte fragen zu welchem Zwecke, da schon die Toga den untern Theil der Tunica ganz verbarg; allein wir müssen bedenken, daß die Toga das römische Staatskleid, die Tunica das Hauskleid war. Das Ablegen der Tunica geschah bei Trauer, das der Toga bei den Saturnalien.

Bei ſchlechtem Wetter und auf Reiſen, wo man die Toga nicht trug, bedurfte man eines andern Kleidungsſtückes, um ſich gegen Regen und Staub zu ſchützen und dies Kleid war die Pänula, eine Art Mantel, ohne Aermel, der nicht nur von allen Claſſen, ſondern ſelbſt von Frauen getragen wurde und vermuthlich nur einen Halsausſchnitt hatte, durch den man den Kopf ſteckte. Zu dieſem Kleidungsſtücke nahm man dichtes, ſtarkes Zeug für die rauhere Jahreszeit, verfertigte es jedoch ſpäter auch aus Wolle. Der Gebrauch der Pänula iſt ſehr alt; ſchon Plautus gedenkt ihrer als etwas Gewöhnlichen. Verwandt dieſer Pänula war die Lacerna, ebenfalls ein Mantel, aber ein offener, den man ſpäter ſogar an Stelle der Toga trug: die Vornehmen trieben damit einen bedeutenden Luxus; namentlich in Geſellſchaften und im Theater wußten ſie recht lebhafte Farben anzuwenden. Uebrigens hatten die alten Römer noch eigene ſogenannte Tafelkleider, Syntheſis genannt. Welche Form dieſe gehabt, wird ſich ſchwerlich mit Gewißheit ſagen laſſen; daß ſie farbig und nur ein Ueberwurf waren, iſt aber gewiß. Eitle und beſorgte Männer wechſelten ſie auch wol bei Tiſche. Oeffentlich jedoch wurde die Syntheſis nur bei den Saturnalien getragen, dann aber von den höhern Ständen auch allgemein.

Die ſonſt noch üblichen Kleidungsſtücke der Römer ſind kaum noch mit einiger Sicherheit zu beſtimmen. Die Läna wie auch die Abolla ſcheinen ein warmes Gewand geweſen zu ſein, das gar noch über die Lacerna (Palla) geworfen wurde. Kopfbedeckungen ſcheinen ihnen gänzlich entbehrlich geweſen zu ſein. Sie zogen die Toga über den Kopf und nur beim Stelldichein benutzten ſie eine Art Capuchon, den Cucullus, welcher zu der Lacerna gehörte; auf der Reiſe einen Hut. Selbſt Beinkleider waren ihnen bis zu den Zeiten der Kaiſer unbekannt; nur die im Kriege gegen die „Barbaren" begriffenen Römer nahmen die Tracht der nordiſchen Völker, die Hoſen, an. In Rom ſelbſt aber waren die Bracca noch von Honorius verboten. Statt dieſer Beinkleider hatten die Römer Fascias, Binden oder Streifen Zeug, welche um die Beine gewickelt wurden und die Stelle der Hoſen und Strümpfe vertraten. Je nachdem ſie den Ober- oder Unterſchenkel bekleideten, hießen ſie Feminalia oder Tibialia. Die Fußbekleidung war überaus mannichfaltig, jedoch laſſen ſich zwei Hauptarten unterſcheiden. Die Soleä wurden von Männern und Frauen vornehmlich im Hauſe, aber auch auf der Straße getragen; ſie waren mit Riemen befeſtigt. Der Calceus, ein wirklicher Schuh, bedeckte den ganzen Fuß. Es gab drei Arten: rothe, weiße und ſchwarze oder dunkelfarbige; buntfarbiger bedienten ſich nur ausnahmsweiſe die Frauen. Die untern Volksſchichten kleideten ſich im Allgemeinen auf dieſelbe Weiſe, nur daß ſelbſtverſtändlich in Farbe und Feinheit der Stoffe eine Verſchiedenheit ſtattfand.

In den älteſten Zeiten trugen die Römer Bärte, erſt ſeit 454 der Stadt ſcheint das Raſiren Sitte geworden zu ſein. Das Scheren des Bartes geſchah über den Kamm, oder er wurde glatt von der Haut weggeſchoren, mit feinen Zangen ausgerauft oder mit Salben vertilgt. Die Haupthaare aber trug man kurz geſchnitten, nur bei Trauer ließ man den Bart wachſen. Jeder Römer trug an dem vierten Finger der linken Hand einen Siegelring, anfangs aus Eiſen, dann aus Gold; ſpäter waren die Hände mit Ringen überſäet. Weichlinge bedienten ſich auch wol für den Sommer leichterer Ringe als für den Winter, welche Abgeſchmacktheit Juvenal bezeichnet: Difficile est satiram non scribere.

Bei den Kleidungsſtücken der Römerinnen iſt es ſchwierig, wenn nicht gar unmöglich, eine genaue Beſchreibung derſelben zu geben, wenigſtens ſcheiterten bisher alle derartigen Verſuche. Wir begnügen uns daher das Allgemeine ins Auge zu faſſen. Soviel iſt wol gewiß, daß ſich die Nationaltracht der Römerinnen bis in die ſpäte Zeit erhalten hat. Zahlreiche Kunſtdenkmäler liefern dafür den Beweis. Der völlige Anzug einer römiſchen Dame beſtand aus drei Stücken, aus der Tunica interior, der Stola und der Palla. Erſtere war ein einfaches Hemd, das, wenigſtens in der älteſten Zeit, keine Aermel hatte, bis ans Knie reichte und nicht umgürtet wurde. Denn nicht nur kannten die Alten die geſundheitstödtenden Schnürleiber nicht, ſondern hätten auch Ekel empfunden vor einer Wespentaille. Um den vollen Buſen zu heben, legten ſie wol ein Buſenband von Leder an, aber daſſelbe gehörte doch nicht zur eigentlichen Kleidung. Ueber die Tunica ward die Stola geworfen, welche, eigentlich auch eine Tunica, aber bis auf die Füße herabreichte und mit Aermeln verſehen war, die wenigſtens den halben Oberarm bedeckten. Der nach außen fallende Schlitz wurde durch Agraffen zuſammengehalten und oben am Halſe war die Stola vornehmer Frauen mit Goldſtreifen beſetzt. Die Palla wurde nur außer dem Hauſe getragen und war mit der Toga der Männer identiſch. Und wie

die Römer im Wurf der Toga geübt waren, verſtanden es die Römerinnen nicht weniger, die Palla auf die zierlichſte und vortheilhafteſte Weiſe zu gebrauchen. Zu dieſen Kleidungsſtücken kommt noch eine Art Schleier, der Fächer und der Sonnenſchirm.

Das Fußwerk der Frauen war dem der Männer ähnlich, nur daß es meiſtens helle Farben hatte und auch zierlicher gearbeitet und reicher geſchmückt war. Auf den Haarſchmuck aber legten die Römerinnen einen ungemein hohen Werth, auf Schmuckſachen nicht weniger. Gewöhnlich waren dieſe aus Gold verfertigt, mit Edelſteinen und Perlen verziert; namentlich waren die letztern ſehr werthvoll. Die Armbänder hatten mehrentheils die Form von Schlangen, die an der Stelle der Augen Rubinen hatten. In den Ohren trugen die Frauen Perlen oder eigens dazu beſtimmte Ohrgehänge. Ringe und andere Toilettengegenſtände waren in Menge vorhanden; die Kämme waren aus Elfenbein und Buxbaum; Schminkbüchſen, Salben, Oele und überhaupt der ganze Apparat der Kosmetik war reichlich vertreten. Die Stoffe der Kleider waren Wolle, Seide, Leinwand, Baumwolle. Wolle war jedoch der vorherrſchendſte und zur Toga konnten gar keine andern gebraucht werden. Seidene Stoffe wurden erſt viel ſpäter gebräuchlich, denn ein Pfund Seide koſtete ein Pfund Gold; wenn daher die berüchtigten Coa etwas florartig gewebt waren und von Sittenrichtern häufig gerügt wurden, ſo liegt darin doch eine zu entſchuldigende Oekonomie. Obgleich man die Leinwand wenig zu Kleidern benutzte, denn linnene Gewänder der Männer kommen erſt in ſpäter Zeit vor, ſo brauchte man ſie doch im Hausweſen vielfältig, theils als Ueberzüge, theils als Tücher zum Abtrocknen u. ſ. w. Urſprünglich wurden dieſe Stoffe in weißer Farbe getragen, wenigſtens war dieſe bei der Toga die einzig erlaubte. Uebrigens trugen die Römerinnen gern bunte Gewänder: hyacinthenfarbig, eiſenfarbig, meerfarbig, grünlich u. ſ. w. Wenn auch vom eigentlichen Druck keine Rede ſein kann, ſo hatten die Kleider doch etwas Kattunähnliches und entſtanden durch Weben oder Stücken; namentlich aber verdienen noch die Purpurgewänder eine kurze Erwähnung.

Bei der Purpurfarbe iſt wohl zu unterſcheiden der Saft der eigentlichen Purpurſchnecke von dem der Trompetenſchnecke. Plinius trennt beide Conchylien ſorgfältig. Beide Farben wurden von dem Erfindungsgeiſte der Färber ſo mannichfach vermiſcht, daß es bald 13 Purpurfarben gab. Im engern Sinne unterſchied man den reinen Purpur von dem verdünnten; erſterer zerfiel in den tyriſchen und amethyſtiniſchen, wovon jener der theuerſte war; denn das Pfund Wolle koſtete 1000 Denare und erhielt ſeinen herrlichen, dunkelfarbigen Glanz nur durch doppeltes Eintauchen. Der violette Amethyſtpurpur bildete an Werth die zweite Gattung, wovon das Pfund Wolle 100 Denare koſtete. Die verſchiedenen Miſchungen und Verdünnungen des Purpurs hat Plinius ausführlich mitgetheilt. Uebrigens war der Geruch der Purpurgewänder höchſt unangenehm. Nicht allein Wolle, auch Seide war Hauptſtoff für den Purpur; ſie wurden aber nicht als Gewebe, ſondern rob gefärbt. Die berühmteſten Purpurfärber waren in Aegypten und Phönizien. Die Verzierung mit tyriſchem Purpur kam nur den Magiſtraten zu, galt aber bei andern Männern für unbürgerlich. Trug Jemand einmal die echten Purpurſorten, ſo machte man ihm — wie dem Cälius geſchehen — daraus einen Vorwurf.

Mit dem immer mehr überhandnehmenden Luxus aber fiel dieſer Unterſchied und die Römer trugen ſogar oft Kleider von dem ſchönſten Purpur. Von den Frauen jedoch ſcheint nie ein Unterſchied in den Purpurarten gemacht worden zu ſein. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Stoffe zu dieſen Kleidern von den Sklavinnen unter Aufſicht ihrer Herrin geſponnen und gewebt wurden; ganz fertig gewebt jedoch wurde ein ſolches Kleid nie, der obere Theil mußte erſt immer zuſammengeheftet werden. Die Vornehmen und Großen hatten in ihren Häuſern eigene Zimmer, wo Spule und Schiff rauſchten. Ueber die Arbeit ſelbſt gibt Seneca hinreichend Aufſchluß. Waren die Kleider unrein, ſo wurden ſie dem Fullo übergeben, dem es oblag, die Wäſche zu beſorgen. Dieſer Fullo ſpielte bei den römiſchen Damen eine bedeutende Rolle. Da die Römer den Gebrauch der Seife nicht kannten, ſo wählten ſie Nitrum oder, wie hinreichend bekannt ſein möchte — Urin. In dem damit vermiſchten Waſſer wurden die Kleider mit den Füßen geſtampft. Das war ſchon im höchſten Alterthum das gewöhnlichſte und am häufigſten angewandte Reinigungsmittel. Nach der Wäſche und dem Trocknen kamen die Kleider unter eine große, zweiſchraubige Preſſe, um ihnen die letzte Appretur zu geben. H. Roman.

Die Bauern vor Gericht.

Skizze von O. Brunn.

IV.

Vor den Gerichtstagen hatte der Gerichtsdiener, Nuntius juratus betitelt, natürlich immer viel herumzulaufen, um die nöthigen Bestellungen auszuführen. Allermann war hierzu ein brauchbarer Herr. Er machte kurzen Proceß, ließ sich bei Einhändigung des Bestellzettels von den Landleuten die ihm zukommenden Gebühren auszahlen, nahm nebenbei unter Heulen und Zähnklappen der Betroffenen eine angeordnete Auspfändung vor und jagte von Einem zum Andern wie das Fegefeuer. Bei Personen, deren Erscheinen besonders wichtig war, gab man durch Allermann dem alten Haltefest den nöthigen Wink, begab sich, wie früher erwähnt, wol auch selbst zu nähern Besprechungen und Vorbereitungen bei Gelegenheit in die Behausung des treuen Ortsrichters. Trotzdem aber, daß der Nuntius des Gerichts Allen, welche zum Gerichtstag bestellt waren, es wacker einprägte, zu welchem Stundenschlag sie erscheinen sollten, kehrten sich schließlich die Landleute zuweilen nicht an die ihnen angewiesenen Zeiten. Je nach Art der ländlichen Arbeiten bestimmten sie sich selbst ihr Erscheinen, kamen dann wol zu spät und mußten unverrichteter Sache wieder nach Hause gehen, kamen auch zu früh und mußten einen halben Tag warten, ehe sie vor Gericht gelassen werden konnten. Auf diese Weise versammelten sich mehrfach Freund und Feind im Vorsaal des Gerichtszimmers. Nicht selten kam es dann vor, daß aus einem Civilproceß hier ein Injurienproceß fertig wurde. Ein alter, wohlhabender Bauer wollte seinem Sohne ein Mühlengrundstück kaufen. Er wandte sich zu dem Zweck an einen Agenten der nächsten Stadt, mit dem Auftrage, ihm ein solches Grundstück im Werthe von 8—10,000 Thalern zu verschaffen, und versprach dem Agenten für seine Bemühungen Ein Procent vom Kaufpreise. Ein von dem Agenten vorgeschlagener Kauf zerschlug sich; trotzdem klagte der Agent jetzt auf sein Prorenaticum, da er seinerseits alle Verpflichtungen seines mit dem Alten abgeschlossenen Contracts erfüllt habe und der Kauf nur aus Laune des alten Bauern nicht zustande gekommen sei. Heute war Güte- und Rechtstermin; vor 11 Uhr gab es keine Zeit zu Abhaltung des Termins und man hatte das die Leute auch wissen lassen; allein schon seit 9 Uhr saßen dieselben im Vorsaal. In der Gerichtsstube sollte um diese Zeit eine Beeidung vorgenommen werden; Alles war still; der Gerichtsdirector ermahnte vor Ablegung des Eides den Schwörenden, daß er der Strafen des Himmels und der Erde eingedenk sein sollte, die auf einen Meineid stünden — da erhob sich plötzlich im Vorsaal ein wahrer Höllenspectakel. Vater Sturm brüllte: „Und Ihr wollt noch Euer Posenecicum?" Er meinte damit das Prorenaticum. „Sitzt mein Sohn in der Mühle? Zu Hause sitzt er!"

„Alter Betrüger, halte Er Ruhe!" erwiderte der Agent. „Der —"

„Was? Betrüger? Betrüger? Heinze, Ihr habt es gehört, Ihr habt es gehört! Und Glasewald's Auguste, du hast es auch gehört! Den Vater Sturm nennt Niemand einen Betrüger! Ihr Halunke, Ihr!"

Der abgesendete Gerichtsdiener bot jetzt Ruhe und die Beeidung konnte vorgenommen werden. Kurz darauf ging der Lärm im Vorzimmer wieder los. „Allermann, sagen Sie dem Vater Sturm, er solle sich vorderhand immer herein in die Gerichtsstube setzen!"

„Vater Sturm läßt bitten, ihn im Vorsaal warten zu lassen. Er sitzt dort am Fenster und schaut auf sein harrendes Fuhrwerk hinunter. Er hat sich selbst von Erlenthal herübergefahren und befürchtet Unruhe der Pferde."

„So mag der Agent hereinkommen!"

Der Agent kam und wurde auf die Wartebank verwiesen; man nahm zunächst die Recognition eines Kaufcontracts vor. Siehe da, die Thür öffnete sich! Vater Sturm kam ängstlich herein und man merkte seinen spähenden Blicken an, daß er nur zu gewahren suchte, ob nicht doch etwa eine stille Verschwörung des Gerichts mit dem Agenten gegen ihn im Werke sei. Er ließ vor Sorge darüber seine Pferde im Stich und setzte sich an das andere Ende der Bank, auf deren einem Ende Agent Langfinger saß. Man hatte nichts dawider. Es geschah, daß Leute zu Erbschaftsregulirungen hereinkamen und Vater Sturm nöthigten, zuzurücken. Mit Mißvergnügen sah er sich dem Agenten ein paar Ellen nähergebracht. Sturm und Langfinger mochten innerlich immer ihren Zank fortsetzen, aber äußerlich schienen sie jetzt den Verhandlungen zuzuhören, welche die Recognition des Kaufcontracts mitsichbrachte. „Ja", meinte der alte Bauer Lange, „ich will nun Auszügler werden, mein Herr Gerichtsdirector!"

„Seid Ihr denn mit dem Sohne einig über die Auszugspräſtanda?“

„O ja, es ſteht Alles im Kauf! Mein Sohn iſt gut; er wird halten, was er verſpricht. Ich habe mit der Mutter, ich will ſagen meiner Frau, das Stübchen im obern Stock; im Uebrigen bin ich mit den Dingen zufrieden, die wir an Milch, Eiern, Holz, Butter, Brot u. dergl. jährlich erhalten ſollen. Pflege und Wartung iſt auch ausgemacht. Wir ſetzen uns nun zur Ruhe.“

„Herr Gerichtsdirector“, ſagte ein junger, ſchmucker Burſche, vortretend, „wenn es Ihnen die Sache nicht ſchwer macht, da möcht' ich eine kleine Aenderung! Heute iſt meines »Alten« Geburtstag. Ich will ihm erkenntlich ſein auf ſeine alten Tage für“ — der Burſche wiſchte ſich die Thränen aus den Augen und ſetzte leiſe hinzu: „für ſeine langjährige Liebe.“ Er wandte ſich hierauf zu dem Vater und ſagte lebhaft: „Alter, ich kann es Euch nicht danken, was Ihr an mir gethan habt, thut mir aber den Gefallen, macht Euch heute noch etwas zum Auszuge aus! 's iſt mir zu wenig, was da drin ſteht! Das hat der Herr Schreiber ſo von andern Käufen abgeſchrieben, bei uns muß es 'was Beſonderes geben!“

„Mein Junge, du guter Kerl, ich wüßte dir wirklich nichts! Mein Bier iſt mir auch bewilligt und —“

„Na, beſinnen Sie ſich, Alterchen“, ſagte der Gerichtsdirector, „wir haben nicht viel Zeit hier!“

„O, da könnte ich wol gleich vorkommen?“ ſagte eilfertig die leiſe herangeſchlichene Semmelfrau vom Orte.

Allermann hielt ihr den Beſtellzettel unter die Naſe und ſagte: „Habe ich Euch nicht um halb zwölf Uhr beſtellt?“

„I nun ja, aber ich dachte, es wäre jetzt gerade eine Lücke.“

„Eure Terminſtunde“, brummte der Gerichtsdiener, „ſteht von halb zwölf bis halb ein Uhr; vor zwölf Uhr wird Euer Gegner nicht kommen, alſo ſetzt Euch!“

„Ach ſo! Entſchuldigen Sie! Ich dachte nur —“

„Herr Gerichtsdirector“, ſagte jetzt der alte Lange in treuherzigem Tone, „ich habe mit meinem Mütterchen Rückſprache genommen, ſie will —“

„Wir wollen ſo frei ſein“, fiel die Frau ein, „uns von unſerm guten Sohne noch die Kammer auszubitten. Karl, ich hab's immer gern nett! Siehſt du, ich hätte es nicht verlangt! Gott bewahre mich! Aber es wäre gar ſo ſchön, wenn wir unſere Betten aus der Stube ſtellen und in der Kammer ſchlafen könnten! Sie glauben nicht, Herr Gerichtsdirector, wie es ſtäubt, wenn Federbetten in der Stube ſind! Freilich — da fällt mir gleich noch etwas ein! Kalt kann der Vater im Winter nicht ſchlafen und da möcht' ich meinen Sohn noch bitten —“

„Still, Mutter, kein Wort mehr!“ ſagte raſch der alte Auszügler; der Sohn aber erwiderte, die Gedanken der Mutter errathend: „Zwei Klaftern Holz bewillige ich für jeden Winter außer dem bereits feſtgeſetzten Holze noch meinen Aeltern und ſpäter dem überlebenden Theile. Mutter, da könnt Ihr die Kammerthür offen laſſen!“ Die Mutter fiel ihrem braven Sohne um den Hals.

Nicht oft findet man derartige Verwandtenliebe auf den Dörfern. Der Gerichtsdirector protokollirte dieſen Nachtrag unter den Kauf und ließ dann letztern und die darunter befindlichen Namensunterſchriften von Käufer und Verkäufer recognoſciren. Die hier eingetretene Stille der Protokollaufnahme wendete die Aufmerkſamkeit der Anweſenden dem verhörenden Actuar zu, welcher gerade einen alten zerriſſenen Strumpf einer Angeſchuldigten mit den Worten vorhielt: „Nun, Ihr werdet mir doch nicht weismachen wollen, daß der Strumpf allein in Euern Strickbeutel gewandert iſt?“

„Er iſt mein, er iſt mein! Ich kann's beſchwören! Die Fleiſcherin lügt, wenn ſie behauptet, ich habe ihr den alten, nichtswürdigen Strumpf geſtohlen!“

„Glauben Sie es nicht, Herr Actuar!“ brauſte die verehelichte Fleiſcher auf; „ich kann es beweiſen, daß der Strumpf mein iſt; ich habe ihn ſelbſt geſtrickt! Alle meine Strümpfe haben ein ſolches Ränd̈chen! Sehen Sie“ — und gravitätiſch ſtellte ſie einen Fuß auf den leerſtehenden Stuhl, ſchob ihre Kleider etwas in die Höhe und zeigte mit triumphirender Miene dem abhörenden Richter das beweiſende „Ränd̈chen“ ihres Strumpfs. Die alten Gerichtsſchöppen, welche hinter dem Actuar ſaßen, lachten dazu, daß ihnen der Bauch wackelte. Vater Sturm ſchien von alledem nichts zu hören. Er war aufgeſtanden, vergaß, wo er war, und fing an, mit auf den Rücken gelegten Händen gewaltig hin- und herzuſchreiten. Er ſchüttelte mehrmals mit dem Kopfe, blieb endlich vor dem Agenten Langfinger ſtehen und erhob ſeine Stimme: „Langfinger, ich will die Injuriumsklage“ — er meinte Injurienklage — „fallen laſſen, wenn Ihr Euer Poſſeſſorium fallen laßt!“

„Was iſt denn das, Vater Sturm?“ fuhr der

Gerichtsdirector auf. „Wollen Sie sich gleich ruhig verhalten oder scheren Sie sich hinaus!“

Allermann nöthigte den Aufrührer zum Sitzen, aber neu hereingekommene Personen hatten die Bank, ohne daß Sturm bisher darauf geachtet, so weit besetzt, daß nur unmittelbar neben dem Agenten Langfinger noch ein Plätzchen übrig war. Diese nahe Berührung mit dem Erzfeind war unmöglich. Vater Sturm sträubte sich durch stumme Vorstellungen und wunderbare Handbewegungen, allein der Gerichtsdiener ducte den alten Ruhestörer kräftig auf die Bank nieder. So saßen die Kämpfer denn in unheilbarer Nähe beisammen. Verschiedene Acte der freiwilligen und unfreiwilligen Gerichtsbarkeit verliefen an den Tischen des Gerichtsdirectors und seines Helfers, des inquirirenden Actuars; die elfte Stunde nahte heran, aber die positive und negative Elektricität, welche in Sturm und Langfinger durch die fatale Nähe der Sitzplätze immer intensiver geworden war, konnte die gerichtliche Erlaubniß ihrer Offenbarung nicht abwarten; sie entlud sich vor der Zeit und zwar so plötzlich, daß ein allgemeines Erstaunen die Gerichtsstube durchdrang. Der Gerichtsdirector bemühte sich soeben, einem jungen, hoffnungsvollen Militär vergessene Vaterpflichten in das schwache Gedächtniß zurückzurufen, und der Actuar hatte einen Spitzbuben mühsam gerade bis zu dem Punkte des Gestehenwollens geleitet, als ein stürmischer, d. h. von Vater Sturm ausgehender Faustschlag auf Langfinger's Rücken dumpf durch die Gerichtsstube dahindröhnte, Blitz und Donner zugleich darstellend. Dieser Vorbereitung sollte, wie man Sturm's Mundöffnung abnehmen konnte, auf dem Fuße eine fließende Rede des Aufgebrachten folgen, allein auf den Wink des Gerichtsdirectors wurde Vater Sturm schleunigst aus der Gerichtsstube beseitigt. Der im Verhör befindliche Dieb hatte jetzt freilich seine lobenswerthe Neigung zu Geständnissen verloren und nöthigte den Protokollanten, neue Lügen niederzuschreiben; allein das war nicht zu ändern. Glücklicherweise war durch segensreiche Vorarbeiten des alten Haltefest eine schwierige Dismembrationsverhandlung vor dem Gerichtsdirector von Beginn an ersprießlich, sodaß man hoffen durfte, bald zu Abhaltung des Termins zwischen Sturm und Langfinger zu kommen. Nur Ein hypothekarischer Gläubiger wollte durchaus nicht in Dismembration der Parcelle, welche von dem Anderthalbhufengute Christoph's verkauft werden sollte, willigen. Alle Vorstellungen, daß noch genug Gutsareal vorhanden sei, seiner Hypothek Sicherheit zu gewähren, fruchteten nichts. Er fragte immer: „Herr Gerichtsdirector, muß ich denn einwilligen?“

„Nein! Aber Sie können es, ohne gefährdet zu sein.“

„Nun, wenn ich nicht muß, [illegible]will ich auch nicht! In Geldsachen muß man nur wollen, wo man muß! 's ist so eine Sache! Mehr ist besser als weniger, wenn es auch gerade nichts nützt!“

„Sie bringen durch Ihre ungerechte Halsstarrigkeit die Leute nur in Verlegenheit!“

„Ach was da, Verlegenheit! Besser — Die sind verlegen als ich!“

„Nun, da kann ich mir auch nicht helfen, mein geehrtester Herr Gerichtsdirector!“ fiel der dismembrirende Christoph ein. „Wenn Sierig so ein schlechter Mensch ist, mir meine Geschäfte zu vernichten, so muß ich zur Anzeige bringen, daß Derselbe ein Wuchergeschäft mit mir abgeschlossen hat, als ich ihm die Hypothek mit meinem Gute bestellte. Ein Wuchergeschäft, ja, Sie können es glauben!“

„Wie so?“

„Ich gab ihm Hypothek über 4000 Thaler und habe nur —“

„Ich will in die Dismembration willigen!“ gab plötzlich Herr Sierig zu vernehmen. „Mit dem Wucher, das ist aber Unsinn!“

„Na, ich will es geben lassen! Ich gönne Herrn Sierig auch sein Profitchen, aber in die Dismembration mußte er mir willigen! Warten Sie nur, Sie alter Schlaukopf! Sie denken wol, wir Bauern haben Stroh auch in den Köpfen, weil wir es im Stalle liegen haben?“

„Ihr laßt also die Einwendung des Wuchers ausdrücklich fallen, Christoph?“

„Ja, es mag sein!“

„Christoph“, versetzte vornehm Sierig, „das Gegentheil wäre auch leeres Stroh gedroschen!“

„Soll das ein Witz sein? Ich glaub's, daß aus Euern Taschen nie viel zu dreschen ist“, lachte Christoph, „weil Ihr jeden Pfennig sofort zu 20 Procent anlegt!“

Der Gerichtsdirector machte diesem ländlichen Wortwechsel ein Ende durch Schluß der Verhandlung. „Gerichtsdiener, Vater Sturm soll hereinkommen!“

Dieser kam wie ein alter Sünder. Er fühlte, Unrecht gethan zu haben, fürchtete Gefängnißstrafe für seine Unthat und war weich gestimmt.

„Nun, wie steht es, Sturm? Was wollt Ihr Herrn Langfinger gewähren? Wenn das Geschäft

nur durch Eure Laune nicht zustande gekommen, der Agent seinen Contract aber erfüllt, so müßt Ihr zahlen! Was wollt Ihr im Guten geben?"

Der Angeredete ahnte, die schöne Zeit gänzlicher Zahlungsverweigerung war vorüber, Etwas mußte geboten werden und entgegnete also mit einem tiefen Seufzer: „Viel nicht, Herr Gerichtsdirector!"

„Der Kaufpreis", sagte Letzterer, „war 8000 Thaler. Ein Procent davon macht 80 Thaler. Herr Langfinger, das von Ihnen proponirte Geschäft ist nicht realisirt worden; ich schlage vor, daß Sie sich mit 30 Thalern zufrieden erklären!"

„Dreißig Thaler!" jammerte Sturm, holte tief Athem, räusperte sich wiederholt und sprach: „Wenn Herr Langfinger ausdrücklich sich seines Rechts entsagt, gegen mich wegen der Berührung zu klagen, die ich ihm vorhin mit der Hand gegeben, da" — Sprecher seufzte noch einmal — „will ich die 30 Thaler bezahlen!"

Der Agent erhob jetzt seine Stimme. „Es kann mir gar nicht einfallen, auf die Proposition des Gerichts einzugehen! Prügel erhalten und sich dazu noch 50 Thaler von der Forderung abnehmen lassen, das ist zu viel! Aus dem Faustschlag des alten Wüthrichs mache ich mir an sich nicht viel; das kommt so im Geschäftsleben Unsereinem manchmal vor; aber — 50 Thaler einzubüßen? Nein! Ich will — hm — ich will mich mit 60 Thalern zufriedengestellt ansehen, wenn Sturm die ge- und außergerichtlichen Proceßkosten übernimmt, auch die nicht restitutionsfähigen mit eingerechnet."

„Was? 60 Thaler?" brauste Sturm auf; „für nichts und wider nichts?"

In diesem Augenblick trat ein Sachwalter zur Thür herein, der einen der nächstfolgenden Termine abzuwarten hatte. Vater Sturm sah gleich, daß das ein „Advocat" sein müßte, und während Langfinger unter erhabenen Gesticulationen betheuerte, daß er Weib und Kind nicht ernähren könne, wenn er mit weniger als 60 Thalern zufrieden sein wolle, schlich Vater Sturm bescheidentlich in die Nähe des Sachwalters und fragte leise: „Herr Advocat, was kostet es denn, wenn man Einen in den Rücken haut?"

„Mit der Radehaue?"

„O Gott bewahre, Gott bewahre! Der Himmel soll mich behüten! Mit der Hand, mein guter Herr!"

„Sechs Wochen Gefängniß oder —"

„Wie? Was? Also doch Gefängniß?"

„Oder an Geld — Seid Ihr wohlhabend, Alter?"

„Ei versteht sich, das wollt' ich meinen!"

„Da kostet Euch der Tag zehn Neugroschen mehr als andern Leuten! Also habt Ihr im Ganzen — wartet einmal — im Ganzen 48 Thaler zu bezahlen."

„Und wenn man Einem sagt, er sei ein Betrüger?"

„Einem Spitzbuben? Kostet nichts."

„Einem ehrlichen, rechtschaffenen Manne?"

„Kostet die Hälfte von der vorhin berechneten Summe."

„Ich danke Ihnen! Blieben mir also nur 14 Thaler mehr zu bezahlen, als er mir geben muß", murmelte Sturm vor sich hin.

„Hört Ihr denn gar nicht, Sturm?" rief der Gerichtsdirector. „Ich frage zum dritten mal: Wollt Ihr 50 Thaler geben? Damit will Langfinger zufrieden sein."

„Ich gebe keinen Groschen!"

„Wie? Was?" fiel der Agent ein; „30 Thaler müßt Ihr geben, das habt Ihr schon versprochen! Und jetzt wollt —"

„Wollen wir gar nichts geben! Auf die dreißig seid Ihr nicht eingegangen. Hä, hä! Langfingerchen, ich bezahle gar nichts!"

„Herr Gerichtsdirector, ich verklage Herrn Gutsbesitzer Sturm hiermit" — der Ankläger bemühte sich, eine niederschmetternde Miene anzunehmen — „wegen eines Faustschlags und trage auf seine Bestrafung an!"

Sturm brachte dagegen auffällig ruhig seine Klage wegen des ihm zugeworfenen Betrügers an und Beide compromittirten mit Genehmigung des Gerichts dahin, daß die Civilsache bis Austrag der Injurienprocesse sistirt bleiben solle. Das war sehr pfiffig von Sturm. Der Hitzbold wußte aus Erfahrung, daß derlei Denunciationssachen auf den Gerichten zu dem Zweck sehr langsam behandelt werden, damit sich die Leute unterdeß wieder aussöhnen. Er erlangte also eine sehr lange Gestundung. Und außerdem wußte er, daß Langfinger etwas anrüchig war und leicht in die Verlegenheit kommen konnte, einmal stillschweigend die Gegend verlassen zu müssen. Vater Sturm verrechnete sich hier nicht; ehe die Injurienprocesse bis zur Hälfte ihres Laufs gediehen waren, meldete das Gerücht, Herr Langfinger sei spurlos verschwunden. Und so war es auch.

Der Gerichtstag, an dem das Erzählte vorfiel, endigte noch sehr tragisch. Der Schneider des

Dorfe war trotz aller Bemühungen Halteseſt's nicht darüber zu beruhigen geweſen, daß ein Zimmergeſelle im Ort ſeinem Freunde gegen Baarzahlung ein Paar Hoſen, wie man zu gut Deutſch auf dem Lande ſagt, geflickt hatte. Geſelle Walther hatte beim Militär geſtanden und ein wenig Schneidern gelernt. Sein Freund Jakob ging deshalb nicht zu dem „theuern" Dorfſchneider, ſondern gab dem Duzbruder Walther einen Groſchen, wofür das genannte unausſprechliche Kleidungsſtück von mehren luſtigen Stellen befreit wurde. „Das heißt mir in mein Handwerk pfuſchen!" ſagte Schneider Schnittchen, und er hatte nach den guten deutſchen Geſetzen ganz Recht, welche den Leuten hier und da verbieten, ſich auf die ehrlichſte Weiſe von der Welt einen Lohn zu verdienen, auf daß, die da dumm ſind und ſich ſelbſt nicht forthelfen können, keinen Schaden erleiden. Man fühlte das ſogar als Gerichtsdirector ſchmerzlich, als man dem fidelen Geſellen Walther die Schwere und Strafe ſeines Polizeivergehens vorhalten mußte. Walther war ein luſtiger Kauz und hatte gar keine Luſt, Strafe zu zahlen. „Schnittchen", ſagte er, „nehmt Eure Anklage alſo ferthämlich zurück, ich beſſere Euch umſonſt Euer Meublement aus!"

„Daß ich ein Narr wäre und hier die Koſten bezahlte! Meine Möbeln ſind gut."

„Nun, wie Ihr denkt!"

Walther wandte ſich nach dem Richtertiſch zu und ſagte: „Geehrtes Gericht, ich trage auf Localbeſichtigung in der Sache an!"

„Was ſoll das heißen?" erwiderte man. „Die Sache iſt eingeräumt von Euch, mein Freund, und übrigens wäre bezüglich der Beinkleider keine Localbeſichtigung, ſondern eine gerichtliche Beſichtigung der richtige Ausdruck."

„Ja, ja, gut, das mein' ich!"

„Ihr werdet verurtheilt! Beſichtigung iſt nicht nöthig vonnöthen."

„Geehrtes Gericht, ich habe an Jakob's Hoſen keine Schneider-, ſondern Schuhmacherarbeit gefertigt!"

Allgemeines Erſtaunen in der Gerichtsſtube. Der alte Halteſeſt lachte, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen. „Ein Mordkerl, das! Ein Mordkerl!" murmelte er ein mal über das andere mal. Der Gerichtsdirector ſagte lächelnd: „Lieber Walther, das iſt Unſinn, was Ihr da ſchwatzt, damit kommt Ihr nicht durch!"

„Ich trage auf gerichtliche Beſichtigung der Hoſen Jakob's an! Herr, Jakob, dazu hab' ich dich mitgenommen! Sehen Sie, meine Herren, ich habe namentlich hier und hier" — er deutete auf die betreffenden Stellen — „Flecke aufgeſetzt! Dieſe Flecke ſind von Leder und dieſes Leder habe ich mit Schuſterzwirn angenäht, dabei auch einer Schuſterahle mich bedient."

„Das iſt richtig!" ſagte der Schöppe Füßler, ſeiner Profeſſion nach Dorfſchuhmacher. „Das iſt richtig!"

„Iſt das alſo Schneiderarbeit, Herr Füßler?"

„Nein! Das iſt wahr, ein Schneider hat andern Zwirn, verſteht auch durchaus nicht, in Leder zu arbeiten!" entgegnete Füßler mit Würde.

„Das iſt alſo Schuhmacherarbeit, Herr Füßler? Bemerken Sie, zur Verarbeitung der Naht habe ich auch Schuſterpech verwendet?"

„Ja, das iſt richtig, das iſt richtig! Herr Gerichtsdirector, ich muß mein Gutachten dahin abgeben, daß Herr Walther die Jakob'ſchen Hoſen nicht mittels Schneiderarbeit, ſondern durch praktiſche Anwendung der Kunſtgriffe eines bewanderten Schuhmachers wiederhergeſtellt hat!"

„Das gebe ich nicht zu! Nein, nein, das gebe ich nicht zu!" ereiferte ſich Schneider Schnittchen. „Ob man Zeug nimmt, oder Leder oder Gold, ein Paar Hoſen auszubeſſern, das iſt gleich, das iſt gleich! Schuhe bleiben Schuhe, Schuhe ſag' ich, und Hoſen bleiben Hoſen, ſag' ich: Das iſt Verdrehung aller Sprachkenntniſſe!"

„Weil der Zimmergeſelle Walther eingeräumt, gegen Lohn die Beinkleider des Tagelöhners Jakob ausgebeſſert zu haben", fiel, allen Streit ſchlichtend, hier der Gerichtsdirector ein; — „weil ferner Hoſen, trotz ihnen applicirter Schuhmacherarbeit, immer Hoſen bleiben, die Ausbeſſerung von Beinkleidern alſo, gleichviel, auf welche Weiſe dieſelbe bewerkſtelligt worden, immerhin als Schneiderarbeit anzuſehen iſt, ſo erſcheint der objective Thatbeſtand einer von Walther ausgeübten Pfuſcherei hinlänglich dargethan." Bei Anhörung dieſer Worte verſtärkte ſich Schneider Schnittchen's Antlitz. „Es iſt jedoch", fuhr der Beſcheid fort, „der Angeklagte, inmaßen die von ihm laut Urtheils des Sachverſtändigen Füßler angewendeten Mittel der Ausbeſſerung entſchieden darauf hindeuten, daß Derſelbe bei Anfertigung ſeiner Arbeit in der erklärlichen Meinung geſtanden, Schuhmacher-, nicht Schneiderarbeit auszuführen, ſich alſo in einem entſchuldbaren Irrthume befunden, vom ſubjectiven Standpunkte aus von dem ihm beigemeſſenen Vergehen gehalten Sachen nach freizuſprechen und haben, bei der Zweifelhaftigkeit der Rechtsfrage,

Denunciant und Denunciat die Kosten der Untersuchung und des Bescheids ein Jeder zur Hälfte zu tragen. Von Rechtswegen."

„Wie viel macht das?" sagte Schneider Schnittchen. „Dagegen appellire ich! Ja, ich appellire, sage ich!"

„So?" meinte Walther, „das ist mir recht lieb! Da brauche ich bis Ausgang der Sache meine Kostenhälfte nicht zu bezahlen! Ich danke Ihnen, lieber Schnittchen!"

Und so endete der Gerichtstag mit der tragischen Appellation des Schneiders Schnittchen, die nun jetzt von den Nachfolgern der Patrimonialgerichtsbarkeit mag entschieden werden!

Anregungen.

Der Ursprung des Menschen und seine Bestimmung.

Die Ansicht, daß der Mensch unmittelbar, fertig und vollkommen aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, läßt sich bei dem gegenwärtigen Stande der Naturwissenschaft nicht mehr halten. Die naturwissenschaftliche Schöpfungsgeschichte lehrt uns den Menschen als ein Erzeugniß kennen, das ebenso wie das jetzige Thier- und Pflanzenreich erst nach langen Zeiträumen der Erdentwicklung und nach manchen Metamorphosen, welche die organischen Wesen durchgemacht, entstehen konnte. „Man hat" — sagt Dr. Baumgärtner, Professor der Medicin zu Freiburg, in seinem sehr beachtenswerthen, für das größere gebildete Publicum bestimmten Werke: „Der Mensch. Lebensprocesse, Schöpfung und Bestimmung" (Freiburg, Herder, 1856) — „man hat berechnet, daß von der Zeit an, als die Erde noch eine glühende Kugel war, bis zur Abkühlung der Erdrinde auf den Grad, daß Pflanzen und Thiere auf der Erde existiren konnten, ungefähr 360 Millionen Jahre abgelaufen sind. Viele Millionen Jahre müssen wir ferner annehmen, daß der Zeitraum betragen haben müsse, welcher zwischen dem Anfange der Zusammenklumpung der in dem betreffenden Weltraum liegenden und wahrscheinlich um die Sonne kreisenden Materie (vielleicht unter Bildung eines Kerns) und der innigen Verschmelzung der ganzen Bildungsmasse zu einer glühenden Kugel zwischeninne liegt. Endlich sind noch viele tausend und vielleicht Millionen Jahre hinzuzurechnen, welche die Dauer sämmtlicher Schöpfungsperioden, von der ersten Bildung von Urkrimen in der ersten Epoche bis zur Entstehung des Menschen, beträgt. Dieses, kaum von unserm Vorstellungsvermögen zu erfassenden Zeitraums bedurfte es, um die Materie zur Erschaffung des Menschen und einer für ihn tauglichen Wohnstätte zuzubereiten."

Dr. Baumgärtner, der unter den Physiologen der Gegenwart eine geachtete Stellung einnimmt, kommt in seiner Ansicht vom Ursprung des Menschen mit den Kraft- und Stoffbekennern zwar darin überein, daß er den Menschen durch allmälige Metamorphosen aus dem Thierreich hervorgehen läßt. Denn er betrachtet es als ausgemachte Thatsache, daß von der Entstehung von Urkrimen in der ersten Schöpfungsperiode bis zur Entstehung des Menschen der Natur immer mit Zugrundelegung des Geschaffenen von dem Niedern zum Höhern fortschritt. Aber welche ganz andern Folgerungen zieht er aus dieser Theorie als die Kraft- und Stoffbekenner, die den Menschen als einen metamorphosirten, höhergekleideten Affen betrachten und ihm eine selbständige Seele, Freiheit und Unsterblichkeit absprechen, das Menschengeschlecht überhaupt wie die ganze Natur als ein geschlossenes Atomenspiel betrachten! Das Gesetz der emporstrebenden Metamorphosen betrachtet der Verfasser als ein ebenso allgemeines wie das der Schwere und wirft daher die Frage auf: Ob die Natur mit der Bildung des Menschen ihr endliches Ziel erreicht habe und sie nicht über denselben hinaus zu vollendetern Wesen fortschreiten werde? Mit der Hervorbringung des Menschen sei die ganze große Bewegung nicht geschlossen, sondern aus dem Menschengeschlechte werde noch ein höheres Geschlecht hervorgehen, sowie es selbst als ein höheres aus dem Thierreich hervorgegangen sei. Ja nicht blos dem Menschengeschlecht im Ganzen, sondern auch dem einzelnen Menschen verheißt der Verfasser von seinem naturwissenschaftlichen Standpunkt aus eine höhere Zukunft. Die Natur, sagt er, müsse vermögend sein, während die reizbaren Substanzen des Körpers in Ammoniak, Kohlensäure, Wasser und einige andere anorganische Körper zerfallen, irgendetwas, was das Resultat der durch sämmtliche Schöpfungsperioden fortgesetzten Vervollkommnung der Organisation ist, zu erhalten und zu weitern Zwecken zu verwenden. Also wäre es nicht mehr blos das Menschengeschlecht, welches eine höhere Bestimmung hat als sein jetziges Dasein, indem es bei seinem endlichen Untergange Keime für andere Geschöpfe zurücklässt, sondern es wäre zugleich der einzelne Mensch, welcher für weitere Zwecke geschaffen ist. „Mit dieser Annahme öffnet aber die Physiologie mit einem male eine Aussicht in die Zukunft, welche die Befriedigung des in die Menschenbrust gelegten Sehnens nach etwas Höherm erwarten läßt." Grade die Lehre von dem die Keime treffenden Generationswechsel und den emporstrebenden Metamorphosen sei es, durch welche die Physiologie einen Beweis zu liefern vermöge, daß uns eine über das Grab hinausreichende Bestimmung gegeben ist. Der Mensch werde dadurch von der ihm in allen seinen Hoffnungen entgegentretenden Lehre befreit, daß seine endliche Bestimmung keine andere sei, als

sich in Ammoniak, Kohlensäure und Wasser aufzulösen und Pflanzen und Thieren von neuem zur Nahrung zu dienen.

Doch hütet sich der Verfasser, das Jenseits, den höhern Zustand nach dem Tode und nach dem Untergange des Menschengeschlechts näher auszumalen. Aber daß der jetzige Zustand nicht der letzte und höchste sei, dies sucht er scharfsinnig darzuthun und widerlegt dadurch den Materialismus, der nur einen ewigen Kreislauf vom Unorganischen ins Organische und von diesem wieder zurück ins Unorganische kennt.

Des Verfassers Werk ist bemerkenswerth als ein Zeichen, wie man von materialistischen Ausgangspunkten doch zu spiritualistischen Consequenzen gelangen kann. Gerade weil die Materie eine Reihe von immer höhern Zuständen und Formen durchläuft und jede niedere Form Keime für eine höhere zurücklässt, schließt er, daß die ganze Schöpfung einen Sinn und Zweck habe, wie sehr derselbe uns auch bei dem schwachen Lichte unserer Erkenntniß noch verborgen sein mag.

Noch einmal Bilder und Bilderbücher.

Wir hatten nichts mehr von der Weihnachtsbescherung der Buchhändlerwelt berichten wollen und doch müssen wir es, wenn wir auch zu spät kommen; denn zu sehr hat sich unser Tisch, wie das „Tischchen deck dich" im Märchen, mit bunten Büchern, als dem allerschönsten persischen Teppich, bedeckt.

Bild an Bild gereiht, gäbe es eine herrliche Tapete, wie sie im Mittelalter von den Edeldamen verfertigt und an die Wände des Rittersaals aufgehängt wurden.

Im Vordergrund prangen zu Fuß und zu Roß die alten Helden und Ritter. Man sehe von Fr. Körner's „Vaterländische Bilder aus Preußen" (Leipzig, Cramer, 1856). Es schildert uns Land und Leute anschaulich und lebenswahr: die Thaten, welche die Frau Historia schon oft beschrieben und besungen hat.

Fünf prachtvolle Idealbilder preußischer Landschaften rück' ich mehr in den Hintergrund meiner Tapete als mondumdämmerte Feengärten aus einem alten, halbvergessenen Ritterroman, wie dem Lancelot vom See oder dem Amadis. Sie finden sich in dem Werke von Dr. Karl Müller: „Das Buch der Pflanzenwelt" (Leipzig, Cramer, 1857). Nun schlüpft über die Lippen meiner schönen Leserin gewiß ein Lächeln, daß ich auf einem botanischen Buche ihr einen Feengarten machen will. Das Buch ist freilich mehr belehrend als unterhaltend, aber sind die Pflanzen, von den großen tropischen Staudengewächsen bis zu den Dijonrosen, nicht immer schön und der sinnigen Betrachtung werth? Und die Bilder endlich, deren Zauberpracht läßt man sich nicht abstreiten!

Als Bordüre der Tapete hänge ich — und hier sind Alle meiner Meinung, Klein und Groß — die Illustrationen zum gestiefelten Kater auf. „Das Märchen vom gestiefelten Kater" erzählt Otto Speckter (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1857) der Jugend in treuherzigem, sinnigem Ton, ohne Affectation und gezwungene Ironie, welche das Tieck'sche Drama für meinen „Märchensinn" zu trocken und schwer machen. Wir, die wir großgeworden sind „an der Brust der gute[n] „n Ironie" bewundern den Fries Kaulbach's um seine Wandgem[älde]. Kleinen und die Jungen werden in ebenso großer Bewunderung den gestiefelten Kater und seine Heldenthaten anstaunen — und Hand aufs Herz, wißt ihr einen Helden, der so uneigennützig war wie Murner, der Kater? Er hat nicht einmal auf ein Denkmal nach seinem Tode spekulirt.

Zwei Bücher, die sich der Jugend, auch unabhängig von der Weihnachtszeit, empfehlen lassen, sind „Peter, der Walfischfänger von Kingston" (Dresden, Kunze, 1856) und „Marcus Seefest" (ebendaselbst). Nach dem Muster des unsterblichen „Robinson" wird der Jugend allerlei Schauerlich-Süße der fernen Länder und Völker in ansprechender Erzählung mitgetheilt. M. B. Linden hat die Bearbeitung des ursprünglich englischen Textes nach den Bedürfnissen der deutschen Jugend eingerichtet.

Bemerkungen.

Im Bühnenverkehr ist das eigentlich schädlichste, das Gute hindernde und unbequeme Element das Heer der Mitläufer, Vermittler, Zwischenträger. Zu diesen Unberufenen dürfen sich oft auch Intendanten und Dramaturgen rechnen.

* *

Daß die Gleichheit unsers Wesens mit dem Wesen Anderer, die uns mit ihnen inniger verbinden sollte, so oft von ihnen uns trennt! Vater und Söhne gerathen in Widerspruch — infolge derselben Art, die sie besitzen! Käme die rechte Erkenntniß, wie oft würde man finden, daß da, wo der Huß loderend zerstörte, alle Keime des Segens der Liebe und des Friedens lagen!

* *

Peinlich ist der Umgang mit solchen Kranken, die ihr Siechthum nicht eingestehen wollen, für die Verderblichkeit jedoch, mit der sie ihr Zustand erfüllt, fortwährend plausible Gründe haben.

* *

Die deutsche Sprache hat für alle möglichen Mißlichkeiten und Schicklichkeiten der Handlungsweise und des Charakters mehr Ausdrücke als oft nöthig; wenn sie aber eine systematische Methode, solche Lebensmaximen zu verfolgen, bezeichnen will, greift sie doch meist nach fremdländischen Ausdrücken, z. B. Tyrann, Spionage, Denunciant, Intrigant, Egoismus, Kokketterie, Prüderie, Bigotterie, Taktlosigkeit, Raffinement, Blasirtheit, Gourmand u. s. w.

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 15.** Wöchentlich ein Bogen. Hier vierteljährlich 20 Ngr.

Ritter Bayard und die schöne Witwe.

Nach einer alten Chronik.

Madame de Randan, aus dem berühmten Hause de la Mirande, hatte ihren Gemahl im zwanzigsten Jahre verloren. Kein Mann wurde je so beklagt und noch nie vergossen Augen von 20 Jahren so viele Thränen. Am Hofe des ritterlichen Franz I. sprach man von nichts Anderm als von der Trauer der jungen Witwe. Sie hatte dem Schatten ihres Mannes, des vollkommensten Mannes von Frankreich, ein Gelübde gethan, allem Putz zu entsagen und verhüllte sich wie eine Nonne, obgleich sie schöner war als die schönsten Herzoginnen und Großfrauen.

Obgleich der Ritter Bayard erst 30 Jahre zählte, so hatte er sich doch schon den Namen des Ritters ohne Furcht und Tadel, sans peur et sans reproche, verdient. Von mittler Größe, hagern Antlitzes, war er in allen Dingen und anständigen Leibesübungen geschickt. Er war sanft, offenherzig und ohne Eigennutz in einer Zeit, wo Plündern erlaubt und bei allen Schlachten und Eroberungen gewöhnlich war. Er bewarb sich nie um die Gunst des Königs, der seine Verdienste kannte, aber nicht belohnte. Doch selbst ohne Patente hatte er mehr Ansehen als die ersten Feldherren seiner Zeit.

Ein ähnliches Loos war dem tapfern La Palice gefallen, und die beiden Ritter, die in der Armee eine so glänzende Rolle spielten, wurden am Hofe kaum bemerkt. Auch ließen sie den Admiral Bonnivet und viele Andere in ruhigem Besitz der Gunst, zufrieden mit ihrem Ruhm. Bonnivet kam doch zuweilen und suchte ihren Umgang; er pflegte sie mit Neuigkeiten und Anekdoten vom Hofe zu unterhalten. Einmal kam das Gespräch auf die schöne Witwe. „Was denken Sie von Madame de Randan?“ fragte Bonnivet die Ritter.

„Bei meinem Kopf, ich sah nie eine solche Frau!“ antwortete Bayard.

„Das ist aber doch ein wenig zu viel geweint und geklagt um einen Verstorbenen!“ versetzte La Palice.

„Ich gebe der Traurigkeit der schönen Dame nur noch eine kurze Frist“, meinte Bonnivet lächelnd.

„Admiral, ich glaube nicht, daß das eine so leichte Eroberung ist!“ antwortete La Palice. „Nicht alle Schlachten sind Siege und manche Belagerung ist in eine Blockade verwandelt worden.“

„Und die kann lange dauern“, sagte Bayard.

„Ich kenne die Sache besser!“ versetzte der Admiral und verließ unsere Ritter.

„Es müßte ein großes Glück sein, das Herz dieser verehrungswürdigen Dame zu rühren“, sagte La Palice nach langem Schweigen.

„Fürwahr, eine große Ehre!“ antwortete Bayard.

„Ritter, Bonnivet hat mir mit seinem Lächeln einen Stich ins Herz gegeben. Ich weiß nicht —“

„Mir erging es auch nicht besser, Capitän!“

Sie schwiegen von neuem, erstaunt und bestürzt, sich als Nebenbuhler zu sehen. Endlich

faßte sich La Palice. „Wir wollen schwören", sagte er, „daß Derjenige, der am wenigsten begünstigt wird, dem Andern den Platz lassen soll, und kommt ein Dritter dazwischen, so soll der unglückliche Liebhaber des glücklichen Beistand sein! Laßt uns bei Ritterehre versprechen, einander treulichen Bericht von Dem abzustatten, was uns die schöne Witwe sagen wird, mit der größten Verschwiegenheit, die wir edler Frauen Gunst schuldig sind!"

„Ich schwöre!" sagte Bayard.

Sie umarmten sich und gingen voneinander, der Eine zur Rechten, der Andere zur Linken. So verschieden diese Wege waren, so führten sie doch zu demselben Ziel: zur Wohnung der Witwe. Bayard hatte schon den Fuß über die Schwelle gesetzt, als er den Capitän La Palice kommen sah. „Geht zuerst, Capitän", sagte er, „Ihr seid älter als ich! Guten Abend und gut Glück! Ich will morgen wiederkommen!" Damit schied er und La Palice ließ sich melden.

Madame de Randan saß bei ihrer Arbeit, in einem grauen Kleide, ihre Haare unter einer großen Mütze versteckt, die das Gesicht beschattete. Neben ihr saß ein Mädchen, das schöne Stellen aus der Geschichte Gottfried's von Bouillon las, die sie immer mit ihren Seufzern unterbrach. So sah diese neue Helena aus, um welche die zwei tapfersten Ritter Frankreichs kämpfen wollten.

„Sie sehen", begann Palice, „einen ehrlichen Ritter, der sich fortan ganz Ihrem Dienste weiht, Madame!"

„Was sagen Sie da?"

„Wahrheit, Madame! Kennen Sie den Capitän La Palice? Seine Hand, sein Herz, Alles liegt zu Ihren Füßen!"

Bei dieser Erklärung schwieg sie und weinte. Auch der Capitän ward bis zu Thränen gerührt; er schlug sich wider die Stirn und sagte: „Ich bin trauriger als damals, wo ich vom Felde von Ravenna die Leiche des Herrn von Nemours nach Mailand führte. Da war ein Grab hinter mir, jetzt trage ich den Tod im Herzen!"

Die schöne Witwe hatte unterdessen das Gemälde ihres Mannes aufdecken lassen und zeigte ihm statt aller Antwort die Ueberschrift: „Ich liebe ihn noch." Er verstand sie im Augenblick und sagte: „Ich will Gott bitten, daß er Sie den Verstorbenen vergessen und für die Lebenden Mitleid haben läßt."

Der Ritter Bayard erwartete La Palice mit großer Ungeduld. Wie aber schlug sein Herz, als Dieser, heimkehrend, ihm sagte: „Das war ein Jammer! Sie hat gemeint, sie hat mir das Bild des Verstorbenen gezeigt, und so habe ich mich ohne viel Hoffnung zurückziehen müssen!"

Am nächsten Tage eilte Bayard zur edeln Dame. Sein Besuch fiel anders aus. Er war jünger und hatte einen größern Ruf. Die schöne Witwe weinte zwar auch, zeigte das Bild, hörte ihn aber an, und wie er um die Erlaubniß bat, wiederkommen zu dürfen, sagte sie nicht Nein.

Diese Unterhaltung erfuhr der Capitän Wort für Wort. „Ritter, du wirst vorgezogen werden!" sagte er. „Mir hat sie nicht die Hälfte soviel gesagt!" Er ging zwar noch einmal zu der schönen Witwe, aber wieder Thränen, wieder das Bild! Bayard aber gewann von Tag zu Tag mehr Platz in ihrem Herzen. Schon warf die schöne Witwe verstohlene Blicke in ihren Spiegel. Noch dachte sie nicht an Putz, aber sie weinte auch fast nicht mehr. Sie dehnte die Besuche Bayard's durch Fragen aus, die lange Antworten erfoderten, um so längere, da der Ritter sich nicht der Kürze befleißigte.

„Erzählen Sie mir", sagte sie eines Tags, „wie Sie in Mailand von Ludovico Sforza gefangen wurden!"

„Ich war an der Spitze eines Trupps Franzosen; wir stießen auf Italiener, die uns lebhaft angriffen. Beide Theile waren so erhitzt, daß der eine nicht merkte daß er wich, und der andere nicht wußte daß er vorrückte. Als wir an die Thore von Mailand kamen, rief mir einer meiner Gefährten zu: «Zurück!» Ich aber wollte siegen, hörte nicht darauf und rannte in vollem Lauf in die Stadt hinein, als wenn ich sie allein einnehmen wollte. Soldaten, Volk, Weiber, Alles fiel über mich her. Ein tapferer Mann bedeckte mich mit seinen Leuten und nahm mich gefangen. Ludovico, der Herzog, hatte dieses Gefecht aus dem Fenster gesehen und ließ mich zu sich rufen. «Wer hat Sie hierher geführt?» fragte er. «Die Begierde, zu siegen, Monseigneur!» «Glaubten Sie, Mailand allein zu erobern?» «Nein, aber ich glaubte, daß meine Kameraden folgen!» «Auch dann hätten Sie Ihren Endzweck nicht erreicht!» «Sie waren klüger als ich. Jetzt sind Sie frei, ich bin gefangen.» «Wie stark ist die französische Armee?» «Wir zählen nie unsere Armee, aber das kann ich Ihnen versichern, daß sie aus entgesuchten Leuten besteht, gegen die sich die Übrigen nicht halten werden!» «Der Erfolg wird Ihnen eine andere Meinung von meinen

Truppen geben. Bald wird eine Schlacht über mein Recht und ihre Tapferkeit entscheiden.« »Wollte Gott, das geschehe morgen und ich wäre frei!« »Sie sind es! Ich bewundere Ihre Standhaftigkeit. Fodern Sie von mir was Sie wollen!« Ich bat den Herzog um mein Pferd, um meine Waffen und nahm Abschied. So endigte sich mein Abenteuer; denn damals war es leicht, mir meine Freiheit wiederzugeben, aber jetzt, da ich sie bei Ihnen verloren habe, ist es unmöglich!"

Bayard blieb seinem Schwur getreu und der Capitän wurde von dieser langen Unterhaltung benachrichtigt. Da glaubte er, viel bei ihr zu gewinnen, wenn auch er seine Schlachten von Ravenna und Marignan erzählte; aber es war verlorene Mühe. Was sie gern von Bayard hörte, hatte keinen Reiz mehr für sie im Munde des Capitäns. Er merkte es bald. „Ich muß mich zurückziehen", sagte er zu Bayard. „Ihnen, Herr Ritter, ist die Ehre der Eroberung zugedacht! Kommt der Dritte, so bin ich Ihr Beistand."

Nach und nach gewöhnte sich die schöne Witwe an Bayard. Was im Anfang Zeitvertreib war, wurde zuletzt Bedürfniß. Sie hatte die graue Tracht abgelegt und begann sich zu schmücken. Sie wollte wieder am Hof erscheinen. Der Gedanke schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß sie den Vorzug vor allen Frauen haben würde; auch war der Ritter der einzige Mann, der ihre Rückkehr in die Welt verzeihlich machen konnte. Man nannte sie schon nicht anders als die Dame des Bayard.

Damals hatte Karl V. mit Franz I. einen Waffenstillstand geschlossen. Die Abgesandten wurden mit der größten Pracht in Paris empfangen. Franz I. gab Feste, die gewiß nicht die Gedanken verminderten, welche die Spanier von seiner Prachtliebe hatten. Unter Andern zeigte sich die schöne Witwe in einem Ballet und trug den Preis der Schönheit und Anmuth davon. Einer der spanischen Herren verliebte sich in sie. Don Alonzo erfuhr, daß dieses Herz, das unzugänglich schien, doch eine schwache Seite habe, durch welche der Ritter Bayard eingedrungen war. Der große Ruf des Nebenbuhlers schreckte ihn nicht, es reizte eher seine Ruhmbegierde, einen Ritter, der so furchtbar war, zu bekämpfen und zu besiegen. Bayard, von einem Spanier überwunden, das war ein Triumph für die ganze Nation, und so foderte er den Ritter zum Zweikampf heraus. Dieser nahm ihn an; der Capitän La Palice sollte das Feld bewachen. Ueberall verbreitete sich bald die Nachricht von diesem Duell. Die Spanier wünschten den Sieg ihres Streiters, für Bayard thaten die Franzosen Gelübde, und so wurde der Streit zweier Privatleute zum Streit zweier Völker.

Die schöne Witwe war untröstlich, daß sie die unschuldige Ursache dieses Zweikampfs geworden. Sie hielt es für das größte Unglück, in den Augen Don Alonzo's schön gewesen zu sein. Für den Ritter waren dies die glücklichsten Augenblicke; unter Thränen und tausend Seufzern hörte er von der schönen Witwe ein Geständniß, welches zu verlangen er nie gewagt hätte. Er trocknete ihre Thränen und sie band ihm als Pfand ihrer Liebe eine Schleife ihres Gewandes um den Arm und schenkte ihm ihr Bild. Auf den Knieen nahm er es und empfahl sich ihrem Schutze.

Der Capitän La Palice kam ihm entgegen. „Man hat mir die Wache des Feldes anvertraut", sagte er, „aber Ihr wißt unsern Vertrag. Im Nothfall bin ich Euer Beistand oder, wenn Ihr wollt .... Aber das geschieht nicht!" Darauf führte er den Ritter auf einem schönen Pferde mit weißem Zeuge zum Kampfplatz. Der Spanier aber wollte zu Fuß fechten. Bayard nahm es an. Die Schranken waren in der Eile nur von zusammengelegten Steinen errichtet. An das eine Ende stellte sich der Ritter, von vielen tapfern Kriegern begleitet; Don Alonzo war in Gesellschaft der Seinigen. Bei dem Eintritt in den Kampfplatz verrichteten Beide ihr Gebet. Der Spanier kniete nieder, Bayard warf sich zu Boden und küßte die Erde. Beim Aufstehen machte er das Zeichen des Kreuzes und ging dann gerade auf seinen Feind los. Zuerst griffen sie sich mit dem Degen an; allein Beide waren zu geschickt und vermieden die Streiche. Der Ritter, den der Verzug und die Dauer des Streits ermüdete, nahm den Zeitpunkt wahr, wo ihm Don Alonzo einen Stoß versetzen wollte, und hob seinen Degen in die Höhe. Er hielt aber den Arm in der Luft, ehe zu stoßen; auch glückte es ihm und er traf den Gegner in die Brust. Don Alonzo, der tödtlich verwundet war, warf seinen Degen weg und faßte den Ritter um den Leib. Lange Zeit rangen sie miteinander, bis endlich Beide zur Erde fielen. Der Ritter, der behender war, stieß ihm den Dolch ins Gesicht und rief: „Ergebt Euch oder Ihr seid des Todes!" Don Alonzo verschied. Bayard hätte gewünscht, ihn lebendig zu überwinden. Nun aber war sein Erstes, daß er auf die Knie fiel und Gott dankte; dann küßte er drei mal die Erde und schleppte den Körper seines Feindes zu seinem Beistande hin.

„Habe ich genug gethan?“ fragte er.

„Nur zu viel für die Ehre Spaniens!“ antworteten die Spanier.

„Nehmen Sie die Leiche Ihres Landsmanns, und wahrlich, ich wollte, meiner Ehre unbeschadet, es wäre nicht so ausgefallen!“

Man führte ihn im Triumph, unter dem Schall der Trompeten, zum König. Wer vermöchte die Freude der Frau von Nandan zu schildern! Alles an ihr war Entzücken. Sie eilte hinzu und in dem Rausch der Freude vergaß sie sich. Es schien, als wolle sie an dem klopfenden Busen des Ritters ruhen. Von diesem Augenblick an verband die Liebe Beide mit ihren Ketten. Jeden Tag, der auf diese erste Trunkenheit folgte, vergrößerte sich ihr Glück. Madame de Nandan, die von ungestümen Liebhabern umgeben war, fürchtete nun die Wirkungen ihrer Schönheit. Sie besaß ein Schloß zu Laferte. Dies sollte der Ort sein, wo sie ihre Reize vor den Augen der Höflinge verbergen wollte. Der Ritter war ihr so theuer geworden, daß sie bei dem Gedanken eines neuen Zweikampfes, dem er ausgesetzt sein konnte, zitterte. Sie hatte ihm nichts von ihrer Abreise gesagt, die ihm vielleicht nicht angenehm war; doch dachte sie bei sich selbst: Er wird mir nacheilen. Sie reiste auch nicht eher, bis das für den Ritter bestimmte Gemach mit aller Pracht ausgestattet war; eine Sorgfalt, die ihn später entzückte. Sie hatte ihre Sänfte kommen lassen, die mit blauem Atlas und Silber von neuem ausgeschlagen war; das Geschirr ihrer Maulthiere war ebenso. Zwei Zelter waren für ihr Mädchen und den Pagen bestimmt und ein Wagen für das Gepäck.

Unsere Damen werden über solche Zwanglosigkeit erstaunen, aber damals sah sie Niemanden auf und ritterliche Huldigung warf keinen Makel auf Frauenehre.

Eines Tags sagte Bayard zu Madame de Nandan: „Kommen Sie, mein Engel! Empfangen Sie in Gegenwart des Ebenbildes unsers Gottes“ — er deutete auf ein Crucifix — „meine Hand, und verlangen Sie noch mehr Schwüre ....“

„Das Wort Bayard's gilt mehr“, antwortete sie, „als der feierlichste Schwur! Geben Sie mir Ihr Wort!“

Er fiel auf seine Kniee: „Bei Ihnen, bei diesem Degen schwöre ich, Ihr Gemahl zu sein!“

„Ich bin's zufrieden!“ antwortete sie; „lassen Sie uns Freunde sein, ohne Umstände, ohne Lärm! Ich habe versprochen, nie den Namen des Herrn von Nandan zu vertauschen; mein Versprechen muß mir heilig sein!“

Der Ritter ergriff eine Feder und schrieb seinen Schwur und einen Heirathscontract.

Den Tag vor ihrer Abreise mußte es die schöne Wittwe ihrem Ritter sagen. „Lieber Herr, süßer Freund!“ schrieb sie ihm. „Ich reise auf mein Schloß zu Ferte. Ich muß es. Am Hofe gibt es soviel böse Zungen. Um Alles in der Welt wollte ich nicht, daß Sie um Ihrer Dame willen zu einem Zweikampfe wieder genöthigt wären. Guter Gott, es kostet mir viel, mich von Ihnen zu trennen!“

Bayard antwortete nicht. Er rief seinen Knappen. „Bourdin“, sagte er, „mach' meinen Mantelsack fertig und reite nach Laferté!“ Er selbst setzte sich sogleich auf sein Pferd und kam zu der schönen Wittwe, wie sie eben in ihre Sänfte steigen wollte.

„Also, meine schöne Freundin, Sie reisen, Ihr Freund mag wollen oder nicht?“

„Ist es nicht nothwendig, daß wir uns trennen?“

„Nein, ich gehe mit Ihnen, überall folge ich Ihnen nach!“

Was half ihr Sträuben? Er nahm sie in seine Arme und trug sie in die Sänfte. Schon machten die Glocken der Maulthiere die Nachbarschaft rege. Voran ritt ein kleiner Page, nebenher die Zofe auf einem weißen Zelter. Darauf kam der Wagen und dann die prächtige Sänfte, die langsam vorrückte; nebenher ritt Bayard. So kamen sie in Laferté an.

Beide waren glücklich. Die Tage, die in der Stadt immer so lang sind, verflossen ihnen hier unter ländlichen Vergnügungen. Bayard erzählte ihr alle seine Feldzüge, eine Unterhaltung, an der die Damen damaliger Zeit viel Geschmack fanden. Zuweilen las er ihr die „Metamorphosen“ von Ovid und einige Capitel aus dem „Amadis“ vor; denn die schöne Wittwe war eine liebenswürdige Unwissende und dem Ritter um so theurer. Doch war das Lesen nicht der angenehmste ihrer Zeitvertreibe. Sie hatten eine Tochter von ungefähr drei Jahren und man mußte den Ritter sehen, wie er, gleich Hektor, seinen Helm abnahm, bevor er die Kleine auf die Arme nahm, die sich vor dem schwarzen Federbusch fürchtete, und mit ihr spielte. So vergingen ihnen glückliche Tage, bis La Palice erschien, den Ritter zu neuem Kriege abzuholen.

„Sie nehmen ihn mir, um ihn nach Brescia

zu führen", sagte sie; „der Wille des Königs geschehe!" Von ihren Händen wurden die Waffen geordnet und Bourdin, der seinen Herrn begleiten sollte, erhielt Salben für alle Verwundungen und Vorschriften zu geheimnißvollen Verbänden. So reiste Bayard ab.

Brescia wurde mit einer Wuth geplündert, die ohne Beispiel ist. Zu Anfang des Gefechts bekam Bayard eine Wunde und man trug ihn in ein Haus, das Leute von Stande bewohnten. Er tröstete sie und stellte eine Schildwache vor die Thür, die er für ihren Antheil an der Beute durch ein bedeutendes Geschenk entschädigte. Seine Kampfbegierde, nicht seine Genesung, die noch nicht beendet war, trieb ihn zur Armee. Die Frau vom Hause warf sich zu seinen Füßen. „Nach den Rechten des Kriegs", sagte sie, „waren Sie Herr unserer Güter, unsers Lebens und Sie retteten uns. Wir hoffen von Ihrer Großmuth, daß Sie ein Geschenk, das mehr unsern Umständen als unserer Dankbarkeit angemessen ist, nicht verschmähen werden." Bei diesen Worten übergab sie ihm eine goldene, mit Dukaten gefüllte Dose. Bayard fragte lächelnd, wieviel darin wäre?

„Zweitausendfünfhundert", antwortete sie; „aber wenn Sie nicht zufrieden sind, so wollen wir alle unsere Kräfte anstrengen, um mehr aufzutreiben."

„Nein, Madame, ich verlange kein Geld! Die Sorgfalt, die Sie für mich gehabt haben, überhebt alle Dienste, die ich Ihnen leisten kann! Ich bitte um Ihre Freundschaft und nehmen Sie die meine an!"

Dies seltene Betragen erweckte mehr Erstaunen als Freude bei der Dame. Sie warf sich von neuem zu seinen Füßen und versicherte, nicht eher aufstehen zu wollen, bis er dieses Zeichen ihres Dankes annehmen werde.

„Da Sie es wollen", versetzte der Ritter, „so schlage ich es Ihnen nicht ab. Aber könnte ich nicht die Ehre haben, Ihre Töchter zu sehen?"

Als sie kamen, dankte er ihnen für die Sorgfalt, mit der sie ihn während seiner Krankheit gepflegt. „Gern wollte ich Ihnen meine Erkenntlichkeit bezeigen, aber Leute meines Standes haben selten etwas, was sie verschenken könnten. Ihre gute Mutter hat mir da ein Geschenk von 2500 Dukaten gemacht. Empfangen Sie Jede tausend zu Ihrer Ausstattung und fünfhundert gebe ich den Geistlichen dieser Stadt und bitte sie, dieselben unter die Armen, welche durch die Plünderung gelitten haben, zu vertheilen!"

Indeß hatte das Gerücht das Verhältniß Bayard's zur Frau von Randan weiten verbreitet und König Franz I., auf der Jagd bis zu ihrem Schloß gekommen, beschloß, sie zu sehen. Die schöne Witwe erwartete ihn vor ihrem Schlosse. Franz nahm seinen Hut ab, als er sie erblickte, und sagte zu seinen Begleitern: „Sehen Sie da die edle Dame!" Als er vom Pferde stieg, zog er den Handschuh aus, küßte ihr die Hand und führte sie ins Schloß. Seine Begleiter entfernten sich und der König, leicht entzündlich, wagte ein freies Wort. „Sie müssen mich sehr verachten, Sire!" rief sie da. „Haben Sie vergessen, daß ich die Witwe des Herrn von Randan bin, der Ihnen so viele Dienste geleistet hat?"

Der König, den diese unerwartete Frage verdroß, vergaß auf einen Augenblick die Ehrfurcht, die er der Dame schuldig war, und sagte: „Aber Sie, Madame, denken Sie noch an den Herrn von Randan?"

Dies trieb der schönen Witwe das Blut ins Gesicht. „Ach, Sire, was hat man Ihnen gesagt?"

Franz, der seine Unvorsichtigkeit schon bereute, sagte, auf den Knieen und mit sanfter Stimme: „Man hat nie etwas Anderes gesagt, als daß Sie ebenso verehrungswürdig als schön sind."

„Das ist es nicht, Sire! Ganz andern Erzählungen habe ich die Ehre Ihres Besuchs zu verdanken! Aber ich bin schuldlos." Sie öffnete ein Kästchen und holte den Heirathscontract, von des Ritters Hand geschrieben, hervor.

Der König las. „Madame, bei Ritterehre", sagte er dann, „ich lasse Ihnen Gerechtigkeit widerfahren, man hat mich betrogen! Aber wehe Dem, der es wieder wagt, Sie anzugreifen! Und glauben Sie es, Bayard wird immer einen Beistand an mir haben, wenn die Ehre der schönen Witwe zu vertheidigen ist. Aber, meine schöne Dame, wollen Sie nicht öffentlich den Namen Bayard's führen?"

„Ja, Sire, nun will ich es thun! Alle Gründe, die mich davon abhielten, sind gehoben. In Zukunft will ich mich keinem Verdacht aussetzen und erwarte nur die Zurückkunft des Ritters."

„Madame, ich will ihn kommen lassen! Ich wünsche die tugendhafte Gemahlin Bayard's am Hofe zu sehen."

Seine Begleiter waren zurückgekommen, der ritterliche König schwang sich auf sein Pferd und sagte in Gegenwart der schönen Witwe zu seinen Günstlingen: „Meine Herren, ich habe mich mit der Gemahlin Bayard's unterhalten! Honny soit qui mal y pense!"

Bayard war zur Armee zurückgekommen, die Bonnivet commandirte, den viele Fehler genöthigt hatten, die Blockade von Mailand wieder aufzuheben. Er hatte sich darauf in Brescia verschanzt, aber es wurde erobert und ihm dadurch die Verbindung mit Piemont abgeschnitten. Da sich die Schweizer nicht mit ihm vereinigen wollten, so mußte er darauf denken, den Rest seiner Armee nach Frankreich zu führen. Mit welchen Schwierigkeiten dieser Entschluß auch verknüpft war, so wäre er doch vielleicht geglückt, wenn nicht die Wachsamkeit und das Glück des Connetable von Bourbon Alles vereitelt hätten. Er ließ seine leichten Truppen die Gendarmerie der Franzosen angreifen, gerade als ihre Infanterie über eine Brücke, die man geschlagen hatte, defiliren wollte. Bonnivet, der den Rückhalt befehligte, hielt sich einige Zeit, allein eine Verwundung nöthigte ihn, jenseit der Brücke Sicherheit zu suchen und die Führung der Armee Bayard zu übergeben.

„Wollte Gott", sagte der Ritter, „Sie hätten mit diesen Ehrenposten unter günstigern Umständen anvertraut! Aber es gehe wie es wolle, solange ich lebe, soll dem Feinde nichts in die Hände fallen, was ich nicht ehrlich vertheidigt hätte!"

Die Reiterei opferte sich für die übrige Armee und öffnete ihr durch Hingabe, Muth und Kühnheit einen Weg. Das Fußvolk wie viele Reiter wurden gerettet, dem Ritter aber kostete es das Leben. Er wurde durch einen Musketenschuß — die man in diesem Gefecht zum ersten mal anwandte — tödtlich verwundet. Nachdem man ihn vom Pferde gehoben und, mit dem Gesicht gegen die Feinde, unter einen Baum gesetzt hatte, beichtete er demuthsvoll seinem Knappen Bourdin und erwartete, die Augen auf das Kreuz seines Degengefäßes gerichtet, den Tod.

Auch Frau von Randan vergaß er nicht. Er dictirte Bourdin einen Brief, in welchem sich seine zärtliche und ritterliche Seele spiegelt.

„Führen Sie fortan", schrieb er, „meinen Namen und ehren Sie so das Andenken eines guten Ritters, der Sie solange liebte als er lebte, immer ohne Furcht und Vorwurf vom Ruhm, vom König und von seiner Dame war."

Der Connetable, der die Flüchtlinge verfolgte, kam bei ihm vorüber und wurde von seinem Schicksal gerühret.

„Ich bin nicht zu beklagen, Connetable", sagte der Tapfere, „ich sterbe in meiner Pflicht. Aber mit Ihnen muß ich Mitleid haben. Sie sind gegen Ihr Vaterland, den König, Ihre Freunde, Ihren Eid, Ihre Ehre und Ihren Vortheil gewaffnet."

In diesem Augenblick kam ein Page des Königs und brachte den Brief, in welchem ihn Franz I. einlud, an den Hof zu kommen, um sich daselbst mit der schönen Witwe zu verbinden; dann möge er wieder zur Armee zurückkehren. Als Hochzeitsgeschenk ertheilte er ihm das Gouvernement von Bourgogne.

Mit todesmatter Hand schrieb der Ritter: „Ach, Sire, wie sehr dank' ich Ihnen und wie sehr verdienen Sie die Liebe, die ich für Sie hege! Gern würde ich sterben, wenn ich nur nicht Frau von Randan dem Schmerz überlassen müßte." Darunter schrieb er noch: „Ich heirathe Madame de Randan und sterbe."

„Bringe diesen Brief der schönen Witwe", sagte er zu Bourdin; „der Name des Königs und der meine sind zwei gültige Zeugen unserer Ehe!"

Man hatte ein Zelt für ihn aufgeschlagen und während seines Todeskampfs kam Herr d'Allegre, Prevôt von Paris. Diesen bat er, ihn dem Könige, allen Prinzen von Frankreich, seinen Gefährten und allen Edelleuten des Königreichs, die er sähe, zu empfehlen. Von Zeit zu Zeit wandte er sich zu Bourdin und nannte den Namen der Madame de Randan. „Sag' ihr, daß sie Dessen gedenke, der sie so sehr geliebt hat und noch liebt."

So starb er und das Gerücht von seinem Tode versetzte das ganze französische Lager in Trauer. Offiziere und Soldaten versammelten sich und beklagten ihn. Die Soldaten riefen mit Thränen: „Wir haben unsern Vater verloren!" Die Offiziere sagten: „Er war unser Freund!" Die Soldaten wollten ihn noch einmal sehen. Sie drängten ihre Offiziere mit sich fort und ließen sich zu Kriegsgefangenen machen, um nur diesen Trost zu haben. Seine Leiche nahmen die Spanier und erwiesen ihr alle kriegerischen Ehrenbezeigungen. Die Franzosen aber verlangten sie zurück, damit er nach Grenoble, seinem Geburtsorte, gebracht werden könne, und bereitwillig lieferten die Spanier sie aus. Der Herzog von Savoyen erwies dem todten Krieger die Ehre eines Fürsten; sein ganzer Adel begleitete ihn bis an die Grenze. Hier empfingen ihn die Einwohner der Dauphine und führten ihn unter Seufzern und Thränen in die Hauptstadt. Man weihte ihm ein Grabmal ohne Zierrath, ohne Inschrift, das ganz seiner Bescheidenheit angemessen ist, mit den Worten: „Hier liegt Bayard."

A. C.

Aus dem Volke.

VIII. Ein Achtel in der Lotterie.

Der Mann im kleinen Laden mit der ſchallenden Klingel und dem altdeutſchen Thürſchloß handelt mit Fadennudeln, Stärke und dem Glück dergeſtalt, daß er die Fadennudeln als Aſſocié für die Sonntagsfleiſchſuppe abſetzt, Stärke zum Gebrauch für jene weißen, ſteifen Galerieen, die um den Hals in zwei Spitzen auslaufen, verabreicht und das Glück abläßt in numerirten und geſtempelten Anweiſungen an das Wohlwollen des Großen Looſes oder deſſen jüngerer Geſchwiſter, der Fünfzig- und Dreißigtauſend oder der minorennen Zwanzigtauſend oder auch weiter herab bis zum Wiedergewinn des eigenen Geldes, wo man denn in Zweifel kommt, ob das überhaupt ein Gewinn iſt und nicht vielmehr ein Zeichen der Verachtung vom Glück, mit welchem es unſere Antheilnahme an ſich zurückweiſt.

Wer neben einer ſolchen Anweiſung noch Fadennudeln entnimmt, dem fädelt der Mann immer einige Nudeln mehr in das Papier und zu der Stärke, die man mit dem Looſe zugleich erkauft, ſchüttet er ganz freiwillig noch etwas Plan und ſo haben ſeine Looſabnehmer ſchon vor der Ziehung gewonnen und können den Hauptgewinn der fünften Claſſe dann um ſo ruhiger abwarten.

Frau Kielholz hatte ſchon ſeit vielen Jahren bemerkt, daß wenn ſie am Sylveſterabend die Bilanz der Einnahme und Ausgabe zog, nichts übrigblieb als ſie, ihr Mann und die Sorge für den nächſten Tag.

Am Webſtuhl war wenig mehr zu weben als der Lebensfaden der beiden Ehegatten, der ſich hineinwebte und täglich kürzer ſpann.

Die Frau gedachte deshalb, die ſchlechten Zeiten, unter welchen auch der Webſtuhl ächzte, durch das Große Loos zu verbeſſern und ließ ſich, nebſt etwas Plan zu ihrer Stärke, auch ein Loos geben, für deſſen Wachsthum und daß es zum großen werde, ſie den Himmel anflehte, und nebenbei noch die Verſicherung, daß ihr Mann, der ein Feind aller Looſe iſt, erſt davon erfahre, wenn mittels telegraphiſcher Depeſche die Nachricht da ſei, daß ſie, ohne Schreibfehler und ſonſtigen Irrthum, unwiderleglich gewonnen hätte.

Frau Kielholz war beſcheiden in ihren Anſprüchen und nahm nur eine Achtelanweiſung und theilte dieſe wieder mit zwei guten Freundinnen.

Das Kaufgeld brachte ſie an den Markttagen und durch einige Beſchränkung des häuslichen Finanzweſens zuſammen, ſodaß allmonatlich ein Ueberſchuß für die Beſitzer zum Glück verblieb.

Wenn die Freundinnen unbelauſcht waren, ſetzten ſie ſich auseinander, wie ſie den Gewinn anwenden würden: die Eine hat ſich ſchon den Stoff beſehen zu einem Oberrock mit weiten Aermeln, die Andere hat bereits eine Spitzenhaube mit breiten Bändern ins Auge gefaßt, während ſich Frau Kielholz ſelbſt einen neuen Ueberzug für das alte Sopha gewinnen will. Im Geſpräche ſteigern ſich wol die Anſprüche: die im Oberrock ſetzt ſich auch die Haube der Andern auf und zu dem Kanapee kommen noch ſechs überzogene Stühle hinzu.

Jeder Ziehungstag iſt ein Ereigniß im Leben der drei Frauen, einer Kindtaufe oder einem Begräbniß an die Seite zu ſtellen, jeder ſolche Tag erhöht claſſenweiſe die Gewinne und die Hoffnungen und Anſprüche der Spielenden.

Als man ſich bis zur fünften Claſſe durchgehofft, gedenkt man nur noch des Großen Looſes, der Oberrock iſt in ein Moirékleid umgeſchlagen, die Haube in einen Atlashut, und das alte Kanapee iſt ſogar ganz aus der Haushaltung verſchwunden. Sie überzogen ſich dann freilich oft ſelbſt den heitern Hoffnungshimmel mit trüben Zweifelswolken und Jede bedachte, wie wenig Glück ſie im Leben überhaupt gehabt, und ließen reſignirt die trüben Wolken ſich abregnen auf die junge Saat ihrer Wünſche und Entwürfe; dieſe aber wuchſen nach jedem ſolchen Regen nur höher auf und als gar die Eine geträumt, wie der Poſtillon das Große Loos vor ihrem Fenſter in einer ſchönen Melodie abgeblaſen, da ließ ſich die Hoffnung kaum mehr halten, der Frau Kielholz verbrannte am Mittag vor pränumerirter Freude die Suppe, die Andere fuhr am Nachmittag erwartungsvoll durch die Fenſterſcheibe, denn wirklich war ein Poſtillon in der Straße zu ſehen.

Solange die fünfte und letzte Claſſe gezogen wurde, lag für den Looshändler der Sonntagsrock bereit und die große blumige Weſte und ein buntes Halstuch, in deſſen Zipfel Fortuna eingewebt war, wie ſie auf der Weltkugel mit einem Beine ſteht, um, daſern ein Gewinn in ſeine Collecte fiel, als reinlicher Glücksbote bei dem Betreffenden erſcheinen zu können. Heute trat er mit feierlichem Geſicht beim Weber ein, deſſen Frau in der Küche an der Ehemie einer Mittagsſuppe laborirte.

„Ihre Frau —“ begann er und räuſperte ſich und huſtete einige Gedankenſtriche, die einen Nachſatz zu haben beſtimmt ſind.

Der Weber, der den Nachbar kannte, fuhr

zwischen Vorder- und Nachsatz dergestalt ein, daß die beiden Sätze nicht zusammenkommen konnten, indem er rief: „Der Teufel hole den Mäkler und die Frau! Die Lotterieen sind in der Hölle erfunden, um auf Erden Narren, Spitzbuben und schlechte Weiber zu machen, die das Salz aus der Suppe verspielen!"

Damit sprang er in die Küche und legte der Frau dar, welche Närrin und Spitzbübin an ihrem Manne sie sei, der ohnehin Mühe habe, das Bischen Haushalt zusammenzuweben!

Während der Mann donnerte, rechnete die Frau; — die letzte Ziehung war noch nicht ganz bezahlt — der Loshändler aber stellte sich ans kleine Küchenfenster, das nach der Stube führte und fuhr aufklärend in das Donnerwetter hinein, indem er sagte: „Ihre Frau hat ja gewonnen! Zweihundert Thaler auf ihren Antheil!"

Den Weber traf das Glück vor den Kopf, sodaß er wie dumm dasteht; die einmal im Weinen begriffene Frau dreht nur die Thränen um und zeigt ihre freudige Seite; der Loshändler trägt seinen Antheil Rührung auf einen Sacktuchzipfel über, indem er sich die übrigen drei für fernere schöne Scenen reservirt; der Weber aber sagt endlich: „Sei ruhig, Nicke! Gewinnen kannst du, das ist in der Ordnung; aber — merke dir's — niemals spielen!"

IX. Der Herr Vetter kommt.

Die Nachricht, daß der Herr Vetter kommt, zeigte der Briefträger an. Ein Brief ist in einer Volksfamilie etwas Seltenes und Ungewöhnliches, deshalb weiß man nicht, wie man ihn erbrechen soll ohne der Schrift zu schaden und wer ihn lesen soll und wie und wo und der Hausherr hat zwar das Vorrecht an den Brief und entsiegelt ihn wirklich vor aller Augen, aber erst, als er auf die Buchstaben kommt, bemerkt er, daß er sie ohne Brille nicht lesen kann, und er legt deshalb den Brief ohne allen Präjudiz auf den Tisch und läuft nach der versteckten Brille und die Frau sucht ihm hinterdrein und durchläuft mit ihm alle Winkel der Stube und Kammer und durchwühlt alle Fächer und Kasten und immer vergebens und der Hausherr will den Brief durchaus selber lesen und ohne Brille existirt weder für ihn der Herr Vetter noch der Brief, ohne Brille hat der Joseph im Briefe nicht geheirathet und die Susanne keinen Jungen bekommen, ohne Brille gibt es für ihn keine blutsverwandten Interessen und der Herr Vetter beharrt am Schlusse seines Briefs vergeblich in treuester Freundschaft und nun haben um den Brief sich während des älterlichen Suchens schon sechs Kinder und eine Katze versammelt und letztere war eigentlich nicht blutsverwandt mit der Familie und hatte kein weiteres Interesse an dem Brief, als daß sie roch, er war von einem Fleischer geschrieben, sie war der Familie zugelaufen, ohne seine Wäsche mit gestickter Grafenkrone, ohne Diamantkreuz, Muttermaal und sonstiges, eine Zukunft entwickelndes Kennzeichen und während der Aelteste mit Geläufigkeit schon die Ankunft des Herrn Vetters liest, buchstabirt sich der Jüngste den Jungen der Susanne zusammen und der Hausherr zieht endlich aus der Seitentasche seines Hausrocks die Brille und sich damit einen Verweis der Hausfrau zu, die schon seit einer halben Stunde mit dem Inhalt des Briefs bekannt sein könnte und die Naseweisheit der Jungen erhält einige tüchtige Püffe. . . .

So wird bei dem Schwager eines Vetters, der in einer kleinen Stadt Fleischer ist — er selbst ist Schuster —, ein Brief empfangen. . . .

Es stand nach Lesen des Briefs fest, übermorgen käme der Herr Vetter, um einmal einen freundschaftlichen Besuch zu machen; der Joseph hatte geheirathet, die einzige Tochter eines Bäckers, und befand sich wohl; Susanne hatte ihrem Mann das Vierte geboren und war gesund; die Frau Muhme litt noch immer an der Gicht, sonst wäre sie mitgekommen. Wenn der Gotthold, der Aelteste, der nächste Ostern die Schule verläßt, Fleischer werden will, kann er an dem Herrn Vetter einen Lehrherrn finden, ohne Lehrgeld und Bett; doch darüber mündlich. Am Ende des Briefs wußte man im Uebrigen nichts weiter zu schreiben, als viele Grüße von der Frau Muhme, dem Joseph und der Susanne, der Schreiber aber verblieb bis in den Tod der treue Vetter, Ephraim Schub, Fleischermeister.

Nun war's heraus. Daß so etwas ganz erfaßt und authentisch erlesen wird, dazu gehört nicht nur eine Brille, sondern auch Würde und Kenntniß des Lesens. Ja, nun war die Thatsache da und der Vetter stand leibhaftig vor Aller Augen. Er hatte eine Figur, die eine leere Stube mäßig möblirte, auf der Beinkleidertasche hing eine lange Uhrkette, der Nacken stand mit rothem Wulst über den Rockkragen hinaus. Von unten her wuchs er aus großen Wasserstiefeln heraus. Und nun galt's einen Entschluß. Der Herr Vetter kommt? Sieh, sieh! Und jetzt wird die Frau Base lebhaft. Sie sagt den Mann, die Kinder, die Katze und

den Staub aus der Stube und fängt gleich an, zu Ehren des Herrn Vetters zu ſcheuern. Niemand durfte herein. In der troſtloſen Lage der Kinder Iſraels in der Wüſte ſteht die Familie in der Küche und ſchaut durch die geöffnete Stubenthür ſehnſüchtig nach dem Gelobten Lande, über welches mit heftigem Gepolter der Scheuerwiſch fährt. Die Kinder rumoren und verlangen in das Zimmer zurück; der Vater, mit der Scheuerei einverſtanden, ſchlägt mit dem Moſesſtab dergeſtalt auf die Rücken, daß die Augen Waſſer geben; dann ſetzt er ſich auf den Waſſerzuber und fährt mit ſeiner Strafpredigt, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, hinten hinein. In einem Zuſtande, der ihn befähigt hätte, mit ſeiner Perſon ſelbſt die Küche zu ſcheuern, kommt er wieder zum Vorſchein und will, um ſich gegen gichtiſche und rheumatiſche Zufälle ſicherzuſtellen, die Beinkleider wechſeln. Er verlangt eine Etappenſtraße nach dem Kleiderſchrank in die Kammer, der ihm aber, des zu feuchten Bodens wegen, noch nicht geſtattet wird. Die eigene Feuchtigkeit veranlaßt ihn zu einem Ultimatum, in welchem er ſeinen Zuſtand zu beleuchten verſucht und vorſtellig macht, wie daraus koſtſpielige Krankheiten entſtehen könnten, danach kommt als Ultimatiſſimum nur die Antwort zurück: die Stube ſei erſt zur Hälfte fertig! Unterdeß, daß der Mann ſich in den Abwartestand zurückzieht, iſt der Aelteſte am Topfbret aufgeklettert, das aus der Wand freundſchaftlich entgegen- und mit ihm zu Boden fährt, begleitet von der Elite des Küchengeſchirrs. Die Frau vergißt das Scheuern der Stube, der Mann ſeine feuchten Verhältniſſe; fünf Kinder werden überrannt, um zu dem ſechſten zu gelangen, das unter Töpfen und Tiegeln unangreifbar daliegt. Indem der Vater am Kopfe, die Mutter an den Beinen anfaßt, um den Jungen unter den Scherben hervorzuziehen, die ihm nachgefolgt ſind — was geſchieht! Es klingelt. Man öffnet. Der Herr Vetter!

„Aber in dem Briefe ſtand ja, daß der Herr Vetter erſt übermorgen kommt?“

„Heute iſt ja übermorgen“, gegenbemerkt der Herr Vetter und beruft ſich auf ſeinen Brief, deſſen überſehenes Datum nachträglich genau betrachtet wird.

Der Herr Vetter wird nach dieſen Ausbrüchen des Staunens willkommengeheißen, ſoweit die ſündflutigen Zuſtände der Haushaltung erlauben. Der Töpfezerbrecher iſt gerettet; denn gerade ihn will ja der Vetter mitnehmen und wer konnte ihn nun gleich als zuweilen prügelnswerth einführen? Die Uebrigen fünf ſtellen ſich in einer Hane auf und ſo paſſirt der Herr Vetter nach der Stube, deren bereits geſcheuerte Hälfte ihm trotz ſeiner landſtraßenmäßigen Stiefel zur Verfügung geſtellt wird.

Alles bereits im Briefe Erwähnte wird nun mündlich noch einmal auseinandergezogen und auseinandergeſetzt, wegen der Gicht condolirt und wegen des blutsverwandten Vierten gratulirt und in der erſten Freude des Sehens läßt man Alles liegen, wie es liegt, bis die Fragen ſich verlaufen, die Antworten befriedigt haben und man darauf kommt, der Herr Vetter werde viel Hunger und Durſt haben, und ſiehe da! Der Herr Vetter haben ja ſelbſt eine ganz große Wurſt mitgebracht! Es iſt ein Geſchenk, das mit freudiger Ueberraſchung angenommen wird.

Allmälig iſt der Herr Vetter eingebürgert. Gegen Abend wird, zum Beſten eines Bettes für ihn, bei ſämmtlichen Familienbetten eine Collekte veranſtaltet und dieſe mit friſcher Wäſche überzogen, wenn deren noch in der Kommode iſt. Die übrige Familie muß ſich behelfen, wie es eben geht. Das Eine büßt bei der allgemeinen Drangſal des freundſchaftlichen Beſuchs das Deckbett, das Andere das Unterbett, das Dritte das Kopfkiſſen ein. Schliefe der Herr Vetter nebenan in der Stube, auf dem Kanaper — wo ihm ſein Lager zurechtgemacht worden iſt — nicht gar zu feſt, er könnte hören, daß die Frau aus dem Bett ſteigt und ſich das kindliche Unterbett länger und breiter zu zupfen ſucht; der Mann guckt mit den nackten Füßen unter dem improviſirten Deckbett hervor. Bereits hat der Nachtwächter die Mitternacht angeblaſen und noch immer herrſchen in der Kammer bedenkliche communiſtiſche Bewegungen, bis endlich die Natur ſämmtliche Theilnehmer mit dem Schlafe überwindet.

Den folgenden Tag wird natürlich nicht gearbeitet. Die Schuſterwerkſtatt bedienen nur Geſelle und Lehrling. Um dem Herrn Vetter einen Begriff von Dem beizubringen, was eine Reſidenzſtadt zu bedeuten hat, läuft ſich der Vater mit ſämmtlichem Familienanhang, der theilweis von der Schule bleibt, nach den Vorzügen derſelben an der Seite des Herrn Vetters müde. Man beſucht, was gratis zu beſuchen geſtattet iſt: das Gemälde-Muſeum, wenn der Herr Vetter an einem entréefreien Tag kommt, die Kirchen und Wachtparade; man erläutert die hiſtoriſchen Monumente der Stadt, ſteht an einigen Springbrunnen ſtill und probirt die Güte des Waſſers, wandelt unter den Ahorn- oder Roßkaſtanienbäumen öffentlicher Gär-

ten mit dem Hochgefühl, daß man solchen kostbaren Schatten nur in der Residenz findet und erklärt einen vorbeieilenden betreßten Mohren als Ausländer. Der Kunst- und Naturgenuß wird in einer, zwar außerhalb der Stadt, aber derselben noch immer nahgelegenen Restauration Nachmittags beendet. Von all den Erzeugnissen, welche den Residenzcharakter anschtragen, fühlt sich der Herr Vetter beengt, eingeschüchtert, gedrückt; fühlt, wie weit die Provinz der Residenz an Luxus, Kunst, Industrie und Bildung nachsteht. Daheim ist nichts von alledem, was sich hier in so reicher Menge, so kolossaler Größe, so unendlicher Feinheit vorfindet. Auch die Restauration imponirt dem Herrn Vetter: diese Kronleuchter, diese Parquetböden, diese hohen Wölbungen, diese Säulen, diese Spiegel in Goldrahmen — wie armselig nimmt sich dagegen der heimische Gasthof aus mit seinem Tanzsaal, in welchem Anno 1816 neue Bretter gelegt wurden, was am Musikantenchore durch eine Inschrift verewigt wurde. Wie dann der Kellner das Bier bringt, auf Rechnung des Herrn Vetters — wie er dann der Bildung der Residenz eine stramme Börse entgegenhalten kann, wie im Deckelglase Residenz und Provinz nur Menschen werden und die weiteste Kehle ein natürlicher Vorzug wird — da findet er sich wieder, ganz was er ist: Mensch, Fleischermeister, Hauptmann der Schützengilde, Viertelsmeister und als Einer, der einen Thaler nicht anzusehen braucht. Er trinkt vor, mit musterhafter Ausdauer das Glas studirend, bis er den Boden gefunden hat; die Residenz trinkt nach, aber mit dem Dilettantismus von Sonntagsspaziergängern, wo acht Menschen um zwei Seidel Bier versammelt die schöne Natur genießen. Der Herr Vetter bestellt „noch eins!" und wieder „noch eins!" und hat die Genugthuung, daß ihn bereits der Kellner mit anbetender Bewunderung betrachtet. Jede etwaige Heiserkeit wird hinuntergespült und mit jedem neuen Glase gewinnt seine Stimme an Umfang. Der Residenzwetter fängt an, seiner Frau besorgte Blicke zuzuwerfen: unter einem zweiten Tische blicken bekannte Stiefel hervor, die in seiner Werkstatt das Licht der Welt erblickten und nicht weit, da sieht er wieder ein Paar Kinderstiefel, die ihn zum Verfasser haben und die ihm leise zuliöpeln, die großen für den Vater würden doch bald nachkommen? Die Kunden sind eben dabei, die Wunder der Natur zu erklären, die im Doppelbiere so anschaulich sind, das ermuthigt ihn; auch er läßt „vorfahren". Der Tisch wird immer lebendiger. Am meisten gestört werden die Nachbarn durch den Herrn Vetter, der nicht zu den schweigsamen Trinkern gehört und schwört, die kunstvollen Wasserleitungen der Stadt müßten durch die Biertonnen der Restaurateure geführt worden sein; bei ihm zu Hause sei das Bier besser. Die misbilligenden Blicke der andern Tische geben in hörbare Bemerkungen über; der mit dem Besuch Beehrte gestattet sich soviel freundliche Winke, als der verwandtschaftliche Respect zuläßt; die Frau mahnt ängstlich zum Aufbruch und stellt ihre sechs Kinder nach Anciennetät zum Abmarsch auf; der Herr Vetter aber will die nebenan gehörten Bemerkungen nicht so ohne weiteres hinnehmen; er ist zwar kein Residenzler, aber Staatsbürger und Steuercontribuent so gut wie Andere; er wird lauter, an den andern Tischen wird man noch lauter, in dem Herüber und Hinüber ist noch einiger parlamentarischer Takt: man läßt Jeden aussprechen. Der Herr Vetter räsonnirt solo und man antwortet ihm im Chor; das dauert indeß nicht lange, da fällt auch diese Ordnung zusammen; der Herr Vetter, der einen „Hieb" oder „Stich" hat, oder sonst auf eine Weise von König Gambrinus' Erfindung verwundet ist, zerstampft als Nachdruck für irgendwelche Redensart das Bierglas, das klingt wie Schwerterklirren, die übrigen Gäste wollen den Herrn Vetter hinaushaben und da er nicht freiwillig geht, schließt man mit Hülfe herzuspringender Gendarmen eine allgemeine Allianz und — wirft ihn hinaus.

Dazu glitzern die Sterne am Himmel, schmettern die Trompeten des Musikchors, leuchtet eine Brillantflamme, die der Wirth seinen Gästen regelmäßig mit eintretender Dunkelheit als Compliment verklärter Freundschaft, Liebe und Dankbarkeit schenkt, Hunde bellen, Wagen rasseln, Kinder schreien, der Weg ist dunkel, die Gräben sind tief — die Familie ist außer sich. Den Herrn Vetter muß man führen, daheim angekommen entschlummert er. Am folgenden Morgen ist er ernüchtert, lächelt, schämt sich etwas und reist mit dem Aeltesten ab.

Acht Tage darauf wird der Meister noch auf die Polizei citirt. Er hatte den Aufenthalt eines Fremden anzuzeigen vergessen, der Besuch kostete ihm einen verlorenen Arbeitstag, seinen Antheil an dem Abendvergnügen, einige Kunden, die seinen Umgang auffallend fanden und zuletzt noch eine Strafe von baaren zwei Thalern!

Der Fleischermeister ist glücklicherweise so stolz, eine Stadt zu verachten, wo man ihn aus einem öffentlichen Local hinauswerfen konnte. Würde er sich aber wieder einmal anmelden, der Auf-

Der Herr Vetter kommt! würde ſeitdem doch mit einem nur kleinlauten Jubel von den beglückten Verwandten [illegible].

X. Verſchämte Arme.

Beſſer als irgendein gothaiſcher Geſchlechtskalender weiß eine „verſchämte Arme" all die hohen und höchſten Geburts- und Namenstage auswendig, in ihrem Gedächtniß kann kein Druckfehler paſſiren; ſie kennt, wie ein Adreßbuch, alle Vereine mit philanthropiſchen Ideen und Zwecken; ſie weiß Namen, Stand, Charakter und Familie aller Herzen, die für die Menſchheit ſchlagen; ſie ſondirt mit größter Devotion alle zugereiſten ruſſiſchen, engliſchen oder franzöſiſchen Gemüther von Diſtinction, ob ſie die Fähigkeit beſitzen, ihren Nächſten zu lieben und die Regung eines theilnehmenden Herzens mit einem Gulden oder einem Thaler zu bethätigen; ſie „beharrt" und erſtirbt bei jedem Feſttage des königlichen Hauſes mit ſubmiſſeſter Unterwürfigkeit, erſtirbt bei jedem Geburtstage eines Prinzen oder einer Prinzeſſin mit tiefſter Ehrfurcht, leidet, den Vereinen gegenüber, an allen denkbaren Gebrechen, welche die Therapie nicht heilen kann, und iſt von der hohen Milde jedes edeln Herzens überzeugt, daß eben von der Newa oder Seine oder Themſe oder Donau oder Spree herzugereiſt kommt.

Der Wirth des Hauſes, in dem die „verſchämte" edle Frau wohnt, iſt Victualienhändler, bei welchem ſie ihre Bedürfniſſe entnimmt und dieſe ſowie den Miethzins ihm ſchuldig bleibt. Verbrauchter Rum ſpielt dabei keine geringe Rolle und macht immer die größere Hälfte des Credits aus im Contobuche des Victualienhändlers. Denn in ſtillen unbelauſchten Abendſtunden erheitert ſich das Herz doch gern im Freundeskreiſe durch eine kleine Bowle Punſch. Kommen dann die Vorſteher wohlthätiger Vereine, ſich beim Wirth nach der Würdigkeit und der Bedürftigkeit der Gewiſſen „da oben" zu erkundigen, ſo iſt das natürlich die kreuzbraveſte Frau, die je die Zehn Gebote auswendiggelernt, ein wahrer Schatz der Armuth und eine Perle, die je von einem Logis für jährlich 24 Thaler eingerahmt war. Daß ſoviel Tugend in Geſtalt einer Wittwe mit zwei (auswärtigen) Kindern im Hinterhauſe wohnt, rührt die Herren. Sie, die aus eigenen tapezirten Zimmern kommen, mit Kronleuchtern, Teppichen, Chaiſeslongues und ſonſtigen Annehmlichkeiten der Civiliſation, ſie nehmen hier nun Gelegenheit, den Naturſtandpunkt zu bewundern, auf welchem die verſchämte Armuth wohnt. Sie ſteigen hinauf. Was finden ſie? Natürliche Kartoffelſchalen liegen auf dem Tiſche, ein Näpfchen mit Salz präſentirt ſich als einzige Zuthat; ein zerſprungener Kochtopf ſteht penſionsfähig in der Ofenröhre und ein kleinerer, der noch im Wachsthum begriffen iſt, ſteht als Adjunctus neben ihm. Drei Polſterſtühle ſuchen ſich in dieſer Welt der Gebrechlichkeit dadurch zu ſtützen, daß ſie ſich aneinanderlehnen, der Tiſch ſteht auf dem Standpunkte der Reſignation, das Kanapee iſt durch ein langes Daſein innerlichſt verhärtet und vom Spiegel hängt nur noch der Rahmen als ſchöne Erinnerung an der Wand. All die Möbeln haben außerordentlichen Reſpect vor dem hohen Beſuch: die Stühle haben ſich geſäubert, der Tiſch hat ſich mit einem Lappen übers Geſicht gefahren, das Kanapee hat einen neuen Ueberzug angelegt und der Spiegel putzt ſich wenigſtens am Rahmen ab, da für das Glas durchaus nichts mehr zu thun iſt. So ſtehen die Möbeln mit der unſchuldigſten Miene von der Welt da und daß aus dem einen Polſterſtuhl ein Strohwiſch, aus dem andern ein Neſt von Haaren dem Beginn der Herren neugierig zuſchaut, hat etwas Rührendes. Die Kinder dieſer guten, unverſchuldet herabgekommenen Frau, befinden ſich in einer Bewahr- oder Pflegeanſtalt.

Läuft denn die von den Herren des „*** Vereins" erbetene Unterſtützung ein, ſo nimmt zwar der Wirth für Schulden und Empfehlung daran theil, es bleibt aber doch von den vielerlei Gaben genug, daß man Kuchen kaufen und bei einer guten Freundin, die ein vor Ueberfällen geſichertes Quartier hat, einen Kaffee-Pickenick mitmachen, auch die Rumflaſche aufs neue füllen laſſen kann. Der emeritirte Kochtopf erhält noch Bratpfanne und Plätzeneiſen zur Geſellſchaft, die ſich aus Furcht vor den hohen Beſuchen im Ofen verkrochen hatten. Das Wohlthun der edlen Geber ſteigt, für ſie um Segen flehend, in kräftigen Braten- und Buttergerüchen gen Himmel. Die verſchämte „Arme" weiß aufs genauſte, wann Marken zu Holz und Kohlen ausgetheilt werden und geht nie leer aus; ſie iſt bei jeder öffentlichen unentgeltlichen Armenſpeiſung durch einen Bevollmächtigten betheiligt und würzt ſich die ihr zugetheilten Speiſen erſt nachträglich noch zu Hauſe. . . O unverſchämt-verſchämte Armuth! Das iſt ein trübes, trauriges Capitel! Dieſe Armuth läuft nicht ins Haus, du erkennſt ſie nicht auf den erſten Blick, ſie will aufgeſucht ſein! Aber ſie weiß ſich finden zu laſſen! Die bewahrte Haltung der wahren Armuth bricht ſchmerzhaft oft daheim zuſam-

men, die wirklich verschämte Armuth geht leer aus bei Unterstützungen aus milden Kassen, bei königlichen Festen, bei öffentlichen Speisungen; sie erröthet, wenn sie gefunden wird, sie leugnet ihren Hunger, sie gesteht nicht zu, daß sie friert; aber sie dankt dir, wenn du ihr Arbeit gibst, wenn du sie im Berufe förderst, wenn du sie im Ringen nach Existenz unterstützest! So ist die Zeit! Mit Unverschämtheit kommt man weiter als mit Verschämtheit — selbst im Betteln!

Die Ameise.

I.

„Gehe hin zur Ameise, siehe ihre Weise an und lerne! Ob sie wol keinen Fürsten, noch Hauptmann, noch Herrn hat, bereitet sie doch ihr Brot im Sommer und sammelt ihre Speise in der Ernte" — so spricht schon der König Salomo in seinen Sprüchen und obwol jene Worte Jahrtausende alt sind, sie gelten heute noch wie einst. Auch heute noch kann der Mensch von der Ameise lernen und über ihre Weise und ihren Instinct staunen, in welchem sich die Weisheit der Natur so wunderbar offenbart.

Die Ameise ist bei uns das Symbol des Fleißes, der Geschäftigkeit, der Arbeitsamkeit geworden. Aber nicht diese Eigenschaft stellt sie einzig unter allen Thieren dar — denn die Biene und andere Thiere wetteifern mit ihr darin und sind wie sie des Preises würdig —, sondern durch ihre ganze Lebensweise, durch die Theilung ihrer Arbeit, durch ihre Bauten, ihre Kämpfe und Schlachten, durch ihre Raubzüge und ihren unvergleichlichen Muth, durch ihr gesellschaftliches Leben wie durch ihre reinrepublikanische Staatsverfassung zeichnet sie sich vor allen andern Thieren aus. Sie allein pflegt und ernährt andere Thiere, um wieder von diesen zu leben, sie allein hält sich Sklaven, welche ihre Arbeit verrichten müssen, ganz wie der Mensch, nur geht sie menschlicher als er mit ihren Sklaven um. Wir finden manche Anklänge aus dem Menschenleben in dem Leben der Ameisen wieder, aber vergebens würden wir unter ihnen einen Onkel Tom suchen.

Das Leben der Ameise ist aber von Tausenden zu wenig erkannt, als daß es von ihnen nach Verdienst gewürdigt werden könnte. Hunderte staunen, wenn sie von den wunderbaren Bauten und dem streng geordneten Leben der Termiten Afrikas und Amerikas lesen und sehnen sich, mit eigenen Augen das fast Unglaubliche zu schauen — und in der Nähe in dem kleinen Ameisenhügel zu ihren Füßen lebt ein noch viel wunderbareres kleines Volk, das sie bisher kaum bemerkt haben. Sie bewundern den schönen, regelmäßigen Zellenbau der Biene, sie halten es für das größte Kunstwerk thierischer Fähigkeit, und dennoch ist der unscheinbare Bau der Ameise für den sinnigen Beobachter viel wunderbarer und kunstvoller. Die Biene ist durch die strengen Regeln ihres Instincts an eine Form und Größe der Zellen gebunden; über diese Regeln, über diese Formen kann sie nicht hinaus; sie hat nicht zu wählen und selbst zu bestimmen, sie ist die strengste Maschine ihres Instincts. Anders die Ameise. Ihr Bau erscheint nicht so kunstvoll als die Bienenzelle und doch ist er ein weit größeres und höher zu stellendes Kunstwerk; bei ihm finden wir Wahl des Stoffs, Berechnung und Erwägung der hinzutretenden und dargebotenen Umstände; bei ihm sehen wir, daß seine Form und seine Größe nach den verschiedenen Bedürfnissen und Umständen verschieden sind. Bei der Biene bewundern wir die Geschicklichkeit des Instincts, in der Ameise tritt uns ein prüfender, wählender und bestimmender Baumeister entgegen. Die Biene bereitet das Wachs zu, baut daraus die Zellen, eine wie die andere, und füllt sie mit Honig; das ist ihr Tagewerk, darin besteht ihre Kunst. Anders ist es mit der Ameise; ihr einfacher, aus Erde aufgeführter Bau erscheint nicht so zart; aber in der Art und Weise, wie sie baut, wie sie hier einen Grashalm als Ständer und Stütze, dort ein Stück Holz als Balken oder ein kleines Blatt als Decke ihres Gewölbes benutzt, wie sie sich stets den gegebenen Verhältnissen anzubequemen weiß, wie sie selbst ihren Bau wieder einreißt, wenn derselbe ihren Wünschen und Bedürfnissen nicht entspricht, und von neuem anders und besser aufbaut, darin zeigt sich das Uebergewicht der Ameise über die Biene und Hunderte größerer Thiere.

Mag immerhin bei der Ameise sehr Vieles auf Rechnung des angeborenen Instincts kommen, so müssen wir doch mit Entschiedenheit Manches einer selbständigen Geistes- oder Seelenthätigkeit zuschreiben, und in dieser Beziehung steht die Ameise am höchsten unter allen Insekten da.

Die Staatsverfassung oder das Gesellschaftsleben der Ameise ist ein reines und echtrepublikanisches, wie wir es nie in solcher Reinheit unter den Menschen realisirt finden werden. Plato's Ideal der Republik würde sich längst auf der ganzen Erde verwirklicht haben, wenn die Menschen wie die Ameise ihren Egoismus beiseite

ſetzen und ſich der Sorge für die Gattung, für das Allgemeinwohl hingeben könnten. Die Ameiſe ſorgt zuletzt für ſich ſelbſt, ihr eigenes Ich geht, um philoſophiſch zu reden, in der Idee der Gattung auf; ſie iſt echte Republikanerin und opfert freudig ihr Leben für das Wohl des Ganzen. Wenn wir eine Geſchichte der Ameiſen beſäßen, ſo würden wir mehr als einen Leonidas und Horatius Cocles und Mutius Scävola darin aufgezeichnet finden; denn die Thaten, welche im Engpaß von Thermopylä geſchahen, wiederholen ſich in jedem Ameiſenhügel, ohne daß die Ausſicht auf Ruhm und Unſterblichkeit es erfordert; — das Wohl der Gattung, der Republik verlangt es; das iſt genug für eine Ameiſe, um freudig zu ſterben.

Haben auch einige Ameiſenarten eine Königin, welche ſie verehren, pflegen und ſchützen, ſo iſt es doch keine wirkliche Königin, keine Herrſcherin, ſondern eine Gefangene, eine Sklavin, die nur deshalb gepflegt und geſchützt wird, weil ſie die Eier legt und die Gattung erhält.

So verſchiedene Arten von Ameiſen es auch gibt, ſo beſteht doch jeder Staat derſelben aus drei Geſchlechtern: aus Männchen, Weibchen und Geſchlechtsloſen oder Arbeitern. Die Männchen und Weibchen ſind mit langen und zarten Flügeln verſehen; ihr Leben iſt nur ein kurzes, aber es iſt ein Rauſch von Freude und Liebesluſt. Sie kümmern ſich nicht um den Bau der Wohnung, um das Einſammeln und Herbeiſchaffen der Nahrung, ſie arbeiten nicht. Von früheſter Jugend, von ihrem Eileben an werden ſie von den ungeflügelten, geſchlechtsloſen Arbeitern gepflegt und genährt. Im Monat Auguſt verlaſſen oft ungeheure Schwärme geflügelter Männchen und Weibchen an einem ſonnigen Tage den Bau. Auf einem Baume verſammeln ſie ſich oder an Grashalmen und Blumen klettern ſie hinauf und erheben ſich ſchwärmend und ſpielend in die Luft. Das iſt eine luſtige Braut- und Hochzeitsfahrt! Pfeilſchnell umſchwirren die Männchen die Weibchen in ſüßer Minne. Vom Winde getragen, im Sonnenſchein, im Liebesrauſch ſchwärmen ſie dahin; ihr Leben iſt ſchön, aber kurz; paarweiſe fallen ſie bald darauf zur Erde zurück. Die Männchen ſterben faſt unmittelbar darauf und werden ſammt Weibchen zu Tauſenden den Vögeln und andern Thieren zur Beute. Die Weibchen, welche am Leben bleiben, verlieren, ſobald ſie von ihrer Hochzeitsfahrt zurückgekehrt, die Flügel; ihre Flitterſtunden ſind vorüber; ſie haben ſich jetzt nur dem ernſten und freudeleeren Geſchäft des Eierlegens zu widmen.

Arbeiter laufen nämlich umher und fangen eine Anzahl Weibchen ein, welche ſie in den Bau und das für ſie hergerichtete königliche Gemach führen, das ſie nie wieder verlaſſen. Diejenigen Weibchen, welche nicht eingefangen oder den Vögeln zur Beute werden, graben ſich ein Loch in die Erde und legen hier ſofort Eier, aus denen nur Arbeiter entſtehen, die dann den Bau vergrößern, das Weibchen pflegen und ſchützen und gemeinſchaftlich mit ihm in den Winterſchlaf fallen, bis des Frühlings warme Sonnenſtrahlen ſie zu neuem Leben wachrufen und das Weibchen nun, gleichwie die eingefangenen Weibchen, ihr Geſchäft des Eierlegens beginnt und dadurch die neue Colonie vergrößert.

Nicht alle Weibchen haben aber einen gleich ſchönen, wenn auch kurzen Maien- und Liebestraum, denn bei einigen Arten halten die Arbeiter mehre Weibchen und Männchen bei dem Ausfluge gewaltſam im Bau zurück, reißen ihnen die Flügel aus und führen ſie in die innern Gänge und Gemächer des Baus. Hier werden ſie gefangengehalten und ſtets von mehren Arbeitern ſtreng bewacht. Es gebricht ihnen nicht an Nahrung und Pflege, ſie werden aufmerkſam bedient; aber die Freiheit erlangen ſie nicht wieder; ſie leben in einer Republik und ihr ganzes Leben iſt ein Opfer, das ſie dem Wohle und der Erhaltung der ganzen Gattung darbringen müſſen.

Iſt der Winterſchlaf, in den die Ameiſen fallen und den ſie, oft zu Tauſenden dicht aneinandergereiht, um ſich zu wärmen, in ihrem Baue zubringen, deſſen Aus- und Eingänge mit größter Sorgfalt verſtopft und vermauert ſind, beendet, rufen die warmen Sonnenſtrahlen ſie zu neuem Leben hervor, bietet die Natur ihnen draußen Nahrung dar, dann herrſcht ein reges, geſchäftiges Treiben in dem ganzen Staate. Ein Theil der Arbeiter reinigt die Gänge und Gemächer, ein anderer vergrößert den Bau, legt neue Gemächer und Gänge an, reißt ein, was durch Regen, Schnee und Sturm während des Winters ſchadhaft geworden, und baut es wieder auf; ein Theil geht aus, um Nahrung zu ſuchen und ſie herbeizuſchaffen, ein Theil bewacht die Gänge und den Bau vor Feinden; ſie ſind die ſtehende Miliz, obſchon jeder Arbeiter zur Landwehr und zum Landſturm gehört, wenn der Feind naht, und ein Theil hat die Weibchen zu pflegen und für die Fortſchaffung und Pflege der Eier zu ſorgen.

Treffend ſchildert Virgil in ſeiner „Aeneis“ (Buch IV, V. 402—07) das Treiben der Ameiſen,

wenn sie auf Beute ausgehen und dieselbe heimführen. Es möge hier Schiller's Uebersetzung jener Stelle folgen:

So, wenn geschäftiger Ameisen Schaaren,
Dem kargen Winter Nahrung aufzuspüren,
Den Maigenberg zu plündern sich gespannt
Und mit dem Raube dann in ihre Löcher sich'n.
Der schwarze Troupp durchzieht die Schollen,
Bemüht, die Beute fortzuwälzen,
Auf schmalem Weg durch Gras und Kraut;
Stemmt fort, die schweren Körner zu bewegen,
Sich mit den Schultern kräftiglich entgegen;
Dem Diebe ist die Aufsicht anvertraut,
Der spornt das Heer und straft der Trägen;
Lebendig ist's auf allen Wegen.

Staunenswerth ist es, welche große Lasten die Ameisen fortzuschaffen vermögen; ist eine zu schwach dazu, so läuft sie fort und holt andere Ameisen zur Hülfe und vereint bringen sie dann die Beute in Sicherheit. Oft sind die Oeffnungen ihres Baus zu klein, um solche große Körper hindurchzubringen; dann reißen sie dieselben nieder und erweitern sie. Ich habe gesehen, daß mehre Ameisen einen todten Maikäfer, und ein ander mal, daß sie einen todten, mindestens fünf bis sechs Zoll langen Regenwurm zu ihrem Bau zerrten. Trat ihnen ein Hinderniß, ein Grashalm oder dergleichen, in den Weg, welches sie nicht umgehen konnten, so entfernten sie dieses zuerst; ich habe aber nie gesehen, daß sie eine einmal aufgefundene Beute im Stich gelassen haben. Reichte die Zahl der zur Hülfe herbeigeholten Ameisen nicht aus, so lief eine fort, um neue Hülfstruppen zu requiriren, und merkwürdig ist die Art und Weise, wie sie sich verständlich machten. Sie berührten die Ameisen, deren Hülfe sie beanspruchten, nur flüchtig mit den Fühlhörnern und sofort folgten ihnen diese. Haben sie einen Nahrungsgegenstand entdeckt, den sie nicht fortschaffen können, z. B. eine Pflaume oder Birne, so tragen sie entweder kleine Stückchen davon in den Bau oder fressen sich voll und speien ihren Vorrath im Bau wieder aus, wo derselbe von den andern Ameisen, den Larven u. s. w. verzehrt wird.

Eine außerordentlich große Sorgfalt und Aufmerksamkeit lassen die Arbeiter den Eiern und Larven angedeihen. Die Weibchen sind fortwährend von mehren Arbeitern umgeben, welche die Eier, sobald sie gelegt sind, aufnehmen, im Munde befruchten und in besondere Gemächer forttragen. Entfernt man die Arbeiter von den Eiern, ehe sie dieselben befruchtet haben, so vertrocknen dieselben. Nach ungefähr 14 Tagen schlüpft die Made aus dem Ei; sie hat weder Füße noch Fühlhörner und ist ganz auf die Pflege der Arbeiter angewiesen und diese sorgen mit größter Aufmerksamkeit für sie; denn obschon ein großer Ameisenstaat 7—8000 Larven und Puppen hat, so wird doch keine derselben vernachlässigt. Je nachdem sie heranwachsen und das Wetter günstig ist, werden sie aus einem Zimmer in das andere getragen. Scheint die Sonne warm auf das Nest, so geben die außerhalb desselben befindlichen Arbeiter ein Zeichen und schnell werden nun alle Maden und Puppen auf die sonnige Oberfläche getragen, wo sie eine zeitlang, eine Viertel- bis halbe Stunde liegenbleiben. Dann werden sie zuerst in das oberste Stockwerk getragen, welches noch von der Sonne erwärmt ist; später, wenn die Sonne schwindet oder gegen Abend werden sie in die innern Räume des Hauses gebracht.

Während die Maden und Puppen gesonnt werden, gönnen sich auch die Arbeiter meist eine kurze Zeit Ruhe; sie sonnen sich und schlafen dabei; häufig aber füttern sie dieselben auch während dieser Zeit. Die Ameise sperrt nämlich ihre Kiefer auseinander und die Larve holt sich ihre Nahrung zwischen denselben hervor. Sind die Larven hungerig, so richten sie sich in die Höhe und suchen mit dem Munde umher, auf welches Zeichen schnell die Arbeiter herbeieilen und sie füttern. Häufig reinigen die Arbeiter auch die Maden, indem sie mit Zunge und Kiefer über dieselben hinfahren.

Haben sich die Maden verpuppt, so werden sie in besondere Gemächer getragen, und fortwährend sind einige Arbeiter bei ihnen, um die Zeit nicht zu versäumen, wo die Puppen auskriechen; denn selbst hierbei müssen die Arbeiter behülflich sein und das Beste thun. Um jede Puppe, wenn sie zur Verwandlung reif ist, was die Arbeiter durch Betasten mit den Fühlhörnern wahrnehmen, versammeln sich drei bis vier derselben und nagen nun mehre kleine Löcher in die Hülle der Puppe, in welche sie ihre Unterkiefer stoßen und so allmälig die Hülle durchbeißen. Ist die Hülle zum großen Theil entfernt, so wird die Puppe aus derselben herausgezogen und einer der Arbeiter nimmt sich ihrer als Amme an und füttert sie sogleich, während die andern die Puppenhülle in ein entferntes Gemach tragen, wo für den Augenblick sämmtliche Puppenhüllen niedergelegt werden, bis sie später in ruhigerer Zeit ganz aus dem Bau entfernt werden; denn jetzt ist eine saure, arbeitsvolle Zeit für die Arbeiter und an Erholung oder

Schlaf kann keiner derſelben denken. Die meiſten Puppen verlaſſen nämlich faſt zu gleicher Zeit ihre Hüllen, da gibt es Arbeit in dem Staate.

Die jungen Ameiſen werden ſorgfältig gefüttert und in der erſten Zeit in den Gängen und Gemächern umhergeführt, bis ſie herangewachſen ſind und ſämmtliche Puppen ſich verwandelt haben, wo dann Männchen und Weibchen zuſammen die luſtige Brautfahrt antreten. Todte Ameiſen werden von den Arbeitern meiſt außerhalb des Baus, oft aber auch in ein entferntes beſonderes Gemach — in die Todtenkammer getragen.

Mit welcher Liebe und Aufopferung die Arbeiter für die Maden und Puppen ſorgen, kann man am deutlichſten wahrnehmen, wenn man einen Bau zerſtört. Sofort ſtürzen die Arbeiter auf die Maden und Puppen und ſuchen dieſe zu retten, indem ſie dieſelben mit den Kiefern ergreifen und fortragen. Ebenſo machen ſie es auch mit den jungen Ameiſen, mit den Männchen und Weibchen, wenn dieſe noch nicht im Stande ſind, ſich ſelbſt zu retten. Erſt wenn ſie ihre Schützlinge gerettet haben, denken ſie an die Sicherung ihres eigenen Lebens.

Wunderbar und faſt einzig in ſeiner Art iſt der Muth und die Unerſchrockenheit, womit die Ameiſen ihren Bau, ihre Schützlinge und ſich ſelbſt vertheidigen. Der Elefant zittert, wenn er dem Löwen gegenüberſteht; das Pferd ſcheut den Wolf, die Maus flieht die Katze und faſt jedes Thier flieht erſchrocken vor einem vielfach überlegenen Feinde; nur die Ameiſe thut es nicht, ſie kennt keine Furcht; ſie greift ebenſo unerſchrocken den Menſchen wie den Löwen an; ſie ſtemmt die Hinterbeine feſt an, richtet den Kopf nach vorn und in die Höhe, faßt ihren Feind mit den Kiefern und ſpritzt aus den zwiſchen den Hinterbeinen verborgenen Hinterleib einen ſcharfen, ätzenden Saft in die Wunde. Dieſer Muth, dieſe Unerſchrockenheit iſt wieder eine Folge ihrer republikaniſchen Verfaſſung, wo das Individuum nicht ſich ſelbſt, ſondern dem Ganzen angehört und in der Sorge für das Geſammtwohl aufgeht.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Gervinus' Geſchichte des 19. Jahrhunderts.

Unſer geehrter Freund und Mitarbeiter, Herr Dr. Karl Frenzel, ſchreibt uns:

„Wie Geſchichte geſchrieben werden ſoll, iſt ein alter Streit. Die Einen halten ſich an der reinen Erzählung des Factums, Andere lieben es, aus «kleinen Urſachen große Wirkungen» herzuleiten, und die Dritten endlich bauen die ganze Vergangenheit in die luftige Welt ihrer Gedanken und Syſteme hinein.

„Den Meiſten aber im Volke war die Geſchichte nie mehr als ein ägyptiſches Todtengericht. Mit dem Maßſtab des Guten, Nützlichen und Gerechten pflegen ſie die Thaten und Menſchen der Vergangenheit zu meſſen und ſie als abgethan unter die Wohlthäter der Menſchheit zu ſtellen, zu Titus, Marc Aurel, zu Guſtav und Joſeph II. oder unter die Böſewichter und Tyrannen, «zu einem Nero und Domitian ihre Namen zu werfen».

„Wenn es jedoch ſchon Jedem ſchwerfällt, in die Betrachtung längſt geſtorbener Helden nicht ſeinen Haß und ſeine Neigung für ſie zu miſchen, um wie viel ſchwieriger, ja unmöglich wird dieſe parteiloſe Gerechtigkeit dem Geſchichtſchreiber ſeiner eigenen Zeit! Nicht einmal dem großen Römer, der das berühmte «Sine ira et studio» zuerſt geſchrieben, Cornelius Tacitus, kann man unparteiiſch und gelaſſen nennen; er ſitzt im Gegentheil ganz auf den Zinnen der alten Senatorenpartei, welche das Schwert und das Gift der erſten Cäſaren vernichtet; ebenſo wenig den Hiſtoriker unſerer Tage, Gervinus, in ſeiner «Geſchichte des 19. Jahrhunderts ſeit den Wiener Verträgen», bisjetzt zwei Bände (Leipzig, Engelmann, 1856). Mögen die Stoffe, die ſie behandeln, mag ihre Darſtellung und Begabung auch noch ſo ſehr voneinander verſchieden ſein, beide gehen von derſelben bittern Weltanſchauung aus, daß ihre Zeit eine verlorene Epoche, eine Epoche der großen Verbrechen, ſittlicher Entwürdigung, der Kraftloſigkeit und Feigheit ſei. Darum heben ſie die Hand ſtrafend und beſchwörend zu der ewigen Gerechtigkeit empor, darum verweilen ſie gern und lange bei tragiſchen Geſchicken, der Römer bei dem Selbſtmorde Otho's, dem Untergange der Meſſalina; der Deutſche bei Napoleon's Fall, der einzigen Stelle, wo er betrübt wird.

„Das Schreckgeſpenſt der römiſchen, ariſtokratiſchen Freiheit ſinnt Tacitus in dem Kaiſer Tiberius, den unmöglichgewordenen Gedanken der Doktrin ſieht Gervinus in Metternich und Genz. Er meint Beide von Haß und dem Banne der Nachwelt.

„In dem großen und rühmlichen Kampfe des Liberalismus gegen die bevorrechtigten Stände, gegen den Widerwillen der Fürſten und die lange Unthätigkeit und Theilnahmloſigkeit der Maſſen, welcher dieſe Geſchichte erfüllt, ſteht Gervinus unter ſeinen Vorkämpfern; er verkennt die Fehler und Schwächen ſeiner Partei nicht, aber er wirft, wie Macaulay über die Whigs, auch über ſie den Mantel der Liebe,

während die Gegner in ihrer ganzen Nichtigkeit von den Kothurnen und Stelzen, mit denen sie, scheinbar riesengroß, über das Welttheater gingen, schmählich herabgestürzt erscheinen. Ihm, dem vielerfahrenen, in gelehrten Studien kaltgewordenen Manne, fehlt die Ironie und Wärme der Leidenschaft, seine Liebe und sein Haß haben etwas Verständiges und Kühles; die eine ist mehr besonnene Freundschaft, der andere streift an Verachtung.

„Die Geschichte von 1815—22, die uns die beiden ersten Bände schildern, ist arm an wahrhaft großen Ereignissen, ein dünngesponnener Faden von spurlos vorübergegangenen Revolutionen und Reactionen, die den romanischen Ländern weder die politische Freiheit gegeben, noch den germanischen die geistige Freiheit und Einheit der Nation geraubt haben, welche ihre große Literaturepoche begründet. Uns noch zu nahe gerückt, zu innig mit unserm jetzigen Leben verwebt, stehen diese Thaten ohne den vergoldenden und aufklärenden Glanz da, den die Vergangenheit wie die Ferne um Alles breitet; es ist noch kein Zug des Mythos in ihnen. Die Menschen, die darin auftreten, sind Pygmäen, und wie sie selbst seine große Oede und kein Verhängniß bringen, geht auch nichts Erhabenes von ihnen aus; der moralische Maßstab, den Gervinus an Friedrich Wilhelm III., an Alexander I. legt, ist vielleicht der einzige, mit dem sie gemessen werden können. Doch ganz ohne Einfluß auf die Zukunft und weiter fortwirkende Verstrickungen ist keine Zeit und so sind diese und die folgenden Jahre bis 1830 hin die Tage des Keimens gewesen, welche die Samenkörner der Freiheit hart zur ernähren, dort zur geringeren Blüte getrieben; diese Epoche ist nichts als die Naturgeschichte des Liberalismus. Sie beschäftigt die Einbildungskraft nicht mit plastischen Gestalten, sie kann auch kein Herz begeistern noch in der kühlen Darstellung von Gervinus zu Haß und Zorn empören, sie belehrt und wendet sich allein an unsern Verstand, sie ist durchaus didaktisch wie seine Literaturgeschichte. Dazu paßt sein schwerer, vielfach gewundener Stil, der mehr kritischer Besprechung als dem erzählenden Tone der Historie entspricht. Fleiß, Gründlichkeit und Scharfsinn zeichnen dies Buch wie jede Schrift des berühmten Verfassers aus; aber wenn es ihm, wie Keinem, gegeben ist, in das Wesen eines Dichtwerks, seine Beziehungen und Verzweigungen mit seelenvollem Auge einzudringen, so haben ihm die Götter die andere Gabe versagt: aus den geringen, wirr durcheinandergewobenen Materialien dieser Zeit, die selbst noch zu keiner festen Gestaltung gekommen, ein Kunstwerk herzustellen."

Wir geben dies Urtheil wieder, wie es gefällt ist. Dennoch müssen wir unsererseits bekennen, daß wir nicht im Stande sind, uns ganz auf den dem Verfahrenden zugrundeliegenden Standpunkt der Ranke'schen Schule zu versetzen. Wer jene Zeit der Reaction nicht erlebt hat, wer nicht unter dem Druck der Censur, der Karlsbader und Frankfurter Beschlüsse seine ersten Geschäftige versuchte, der kann diesen Haß der Gervinus'schen Darstellung gegen die Unterdrückung des schönen, stolzen, freisinnigen und vaterländischen Geistes, der nach dem Sturze Napoleon's die Völker beseelte, nicht verstehen. Unser geehrter Freund ist ein Sohn der nachmärzlichen Zeit. So kann er dies Gefühl der aufathmenden Seele nicht nachempfinden, die sich in dem Gervinus'schen Buche jetzt erleichtert zurückwendet auf alles Das, was von den damaligen Zeitgenossen „schaudernd erlebt" wurde, zugleich aber auch schon wieder besorglich in die Zukunft blickt, fürchtend, daß Aehnliches zurückkehren möchte.

Unbeschadet des gegen eine gewisse moralisirende und praktische Nüchternheit in den Gervinus'schen Auffassungen mit Recht ausgesprochenen Urtheils müssen wir unsererseits doch gestehen, gerade in diesem neuen Bande uns außerordentlich erquickt gefühlt zu haben von der freisinnigen und unerschrockenen Weise, mit welcher Gervinus über jene Zeit der Verfolgungen und engherzigsten politischen Maßnahmen sich ausläßt. Wir preisen den Geschichtschreiber glücklich, der in der unabhängigen Lage ist, seine Ueberzeugungen so offen und frei aussprechen zu können.

Eine Aufforderung an Levin Schücking.

Wir hatten kürzlich Veranlassung, noch einmal jene bereits rühmend von uns erwähnten kleinen Büchlein von „Brockhaus' Reise-Bibliothek" durchzulesen, in denen Levin Schücking die beiden durch Westfalen geführten Eisenbahnlinien mit geographischen, statistischen und historischen Erläuterungen begleitet.

Die Fülle von Thatsachen, aus denen der geistvolle Verfasser bei dieser Gelegenheit die anregendsten und belehrendsten Mittheilungen schöpfte, ist so groß, daß wir ihn auffordern möchten, in ähnlicher Weise ein umfassendes Werk über ganz Deutschland zu schreiben.

Bekker's Oberflächlichkeit und Oberklächlichkeit hat ein Thema verdorben, das Levin Schücking wieder zu Ehren bringen könnte. Muß man nicht erstaunt sein über den Reichthum interessanter Thatsachen, die sich an unsere kleinen Höfe, Städte und Residenzen knüpfen? Die Geschichte des Vaterlandes, meist so unerquicklich in ihren großen Ereignissen, verschwindet gegen die Fülle kleiner Details, die sich an Sagen der großen monumentalen Begebenheiten als kleine, aber oft eine ganze Welt und altes Das, worauf wir so gern als Nation stolz sein möchten, widerspiegelnde Basreliefs hinziehen. Wenn Irgend-jemand, wäre Schücking befähigt, in einem umfassenden Werke die verborgne historische und ethnographische Ausbeute so zum Ehrenschmuck einer neuen Darstellung des Vaterlandes in allen seinen Gauen zu machen. Und die Rückwirkung dieses Unternehmens auf die große Geschichtschreibung selbst wäre nicht gering. Hat doch Augustin Thierry auf diese Art, durch Würdigung der kleinen Localitäten, es möglich gemacht, der Begründer einer neuen Epoche in der Geschichtschreibung Frankreichs zu werden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 16.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Emeljan Pugatschew.

Russische Bilder aus den Jahren 1773—75.
Von Karl Kempf.

I.

(Orsk am Ural. — Pugatschew. — Der Chef zu Orsk.)

Südöstlich von der Wolga zu den Granitfelsen des Ural, wo Asien und Europa sich scheiden, dehnen sich endlos traurige, einförmige Steppen aus, uralter Meeresboden, von dem jetzt die Fluten zurückgetreten sind. Tage und Wochen geht der Reisende durch dies unermeßliche Sandmeer, das salzhaltende Vertiefungen durchfurchen, Kibitken der Kalmücken in meilenweiter Entfernung voneinander, Berge von Flugsand, die der Wind in einem Augenblicke erhebt und wieder zerstört, auf unübersehbaren Feldern bläulicher, starkduftender Wermuth, dessen fahle Blätter in Harmonie stehen mit dem öden Anblick der Gegend, das sieht sein Auge. Im Frühling schimmern zuweilen auf einigen hochliegenden Schollen buntfarbige Tulpen, aber kurzblühend, vergänglich, wie der Frühling selbst, der bald tropischer Hitze weicht. Durch solche trockene, baumlose Einöden strömt tief und reißend mit trüber Welle der Jaik, den Katharina II. Ural genannt, dahin. Anfangs, wenn er von den Bergen stürzt, zwischen Steingeröll und Fichtenwäldern, sind seine Ufer einsam, unbewohnt, voll von Mooren und Sümpfen, erst an seinem südlichen Lauf ziehen Kirgisen und Kalmücken wandernd einher. Ungenannt und thatenlos ist hier Geschlecht auf Geschlecht in friedlicher Verschollenheit untergegangen; ihre größten Heldenthaten waren Plünderungen der Karavanen, die von Hochasien nach Astrachan und Kasan gehen, Kämpfe mit Tigern und wilden Ebern, die im hohen Schilf, an der Mündung des Jaik in das Kaspische Meer, leben.

Da ist es geschehen, daß am Ausgange des 16. Jahrhunderts deutsche Kosaken, die auf leichten Barken jenes Meer befuhren und seine Ufer plünderten, den Jaik hinaufsegelten. Von ihren Gefangenen hatten sie gehört, daß neun Meilen vom Meere eine große und prächtige Stadt läge, Sarayschik, von Tataren der Goldenen Horde bewohnt, zu der Kaufleute und Waaren aus den fernsten Osten und Westen der Welt, von Peking und Genua, kämen. Nun aber war es aus mit der Macht und Herrlichkeit von Sarayschik; wie die Falken bei der Jagd auf zitternde Wasservögel herabstürzen, so warfen sich die Kosaken auf die Tataren, die in behaglicher Ruhe seit lange keinen Bogen gespannt. Sie starben alle, ihre Stadt ging in Flammen auf.

Seitdem hallten die Ufer des Steppenstroms von Kriegsgesängen und Waffenrauschen, von den Klagen der friedlichen Nomaden wider, denen die hochmüthigen Kosaken ihre Pferde raubten und ihre Töchter entführten. Denn sie gefielen sich in dieser Abgeschiedenheit; die Wälder, die damals noch die Ufer bedeckten und aus der Steppe eine unzugängliche Wildniß schufen, wären ihre Asyle, in die sie verschwanden, wie die Raubvögel in ihre Nester auf den Zacken des Gebirgs, wenn sie am

Strande des Meeres und um Astrachan gehändert. Hier saßen sie in leicht aufgebauten Hütten und Zelten die langen Winternächte hindurch mit dem Bauen von Barken und dem Schmieden von Waffen beschäftigt, im Sommer ließen sie nur ihre Weiber und Kinder in diesen wandernden Zeltstädten zurück, sie selbst trieb Lust zu Wanderungen, Abenteuern, Plünderungssucht vorwärts, nach Persiens Küsten, zum Kaukasus, oft in ihr Verderben. Endlich, nach unglücklichen Kriegsfahrten gegen Khiwa, an Männern arm geworden und den Angriffen der Nomaden nicht mehr gewachsen, beschlossen sie, sich dem großen Zar in Moskau zu unterwerfen. Damals herrschte in der Stadt mit den goldenen Kuppeln Michael Romanow. Als die Gesandten der Kosacken vor ihm erschienen und in demüthiger Rede ihn um Schutz anflehten, hieß er sie freundlich vom Boden aufstehen und gab ihnen seine Hand zum Kuß. In einem großen Freiheitsbriefe bestätigte er ihre Ordnungen, ihre Verfassung und belehnte sie mit der freien Schiffahrt und dem freien Fischfang auf dem Jaikstrom. Denn der kluge Zar erkannte die Wichtigkeit jener Landschaften, die ihm einen leichten Zugang zum Kaspischen Meere und eine Straße, wenn auch noch eine mühevolle und gefahrenreiche Straße zu den reichen Provinzen des persischen Reichs öffneten. Die Vasallen des mächtigen Fürsten von Rußland wagten die Tataren nicht mehr anzugreifen, die Kosacken selbst traten wieder stolz und trotzig auf. Sie brachen ihre hölzernen Häuser von dem ebenen Anger, auf dem sie bisher gestanden, Ueberfällen und Angriffen ausgesetzt, ab und siedelten sich in waldiger, felsenumschlossener Gegend an, wo der Tschagan seine Wellen in die des Jaik stürzt und unter Anemonen und Tulpen in der Wildniß Fruchtbäume, Erlen und Weiden emporblühen. Doch ganz ohne Verlust der Freiheit gibt man sich nicht in die Hand eines Mächtigen; die Kosacken hören auf eine eigene Geschichte zu haben, sie verschwinden in den Kriegermassen des großen Reichs, dessen Vasallen sie sind. Mit ihnen waren sie vor Kiew, kämpften unter ihren Fahnen bei Pultawa gegen die Schweden. Ihr Leben verfloß fortan in friedlichen Beschäftigungen, so arm und abenteuerlos wie das ihrer Nachbarn; der Fischfang der Störe im Winter und Sommer war die einzige Quelle ihres Reichthums geworden, die einzige Gelegenheit, bei der sie noch Muth und Geschicklichkeit beweisen konnten. Ihre Verfassung war wie die der donischen Kosacken demokratisch, über alle wichtige Angelegenheiten entscheidet die Volksversammlung.

Vor der Hauptkirche von Jaik dehnt sich ein freier Platz aus, geräumig, viereckig, von hölzernen Schranken umfaßt. Es ist am Morgen zwischen 10 und 11 Uhr und die Glocke fängt langsam, eintönig zu läuten an. Aus den Häusern, von den Gassen eilen die Kosacken zusammen, ordnungslos, im lauten, heftigen Gespräche; plötzlich wird Alles still, aus dem steinernen Herrenhause neben der Kirche auf die pelzbedeckten Stufen tritt der Hetman. Er trägt einen Ehrenstab mit goldenem Knopfe und die beiden Jesaule, die das Heroldsamt verwalten, treten zu ihm heran. Sie begrüßen das Volk und legen ihre Mützen zu den Füßen des Hetman. Ihnen eröffnet er seine Absichten, den Befehl, den er aus Petersburg empfangen. Getreu, wie sie es vernommen, theilen sie es dem Volke mit: „Ist es euch genehm, brave Hetmänner und großes Heer des Jaik?“ Gefiel ihr das Vorgetragene, ruft die Versammlung: „Wir sind zufrieden, ihr Hochgeborenen!“ Sonst murren sie und erinnern an die Freiheiten ihrer Vorfahren. Immer aber muß der Wille des Volks vollzogen werden.

Daß eine solche Verfassung nicht mit der strengen Centralregierung bestehen konnte, die Peter der Große zuerst kraftvoll und barbarisch ausübte, ist an sich klar. Er war es, der den Kosacken die freie Wahl ihrer Hetmänner und ihrer 20 Aeltesten nahm und zu diesen Würden ernannte, wer ihm gefiel. Alle waffenfähigen Leute, damals zählte man ihrer 3196, wurden in die Listen der kaiserlichen Kriegskanzlei eingetragen und erhielten, wie die andern Soldaten des Zar, einen geringen Sold; Diejenigen einen höhern, welche beständig in den kleinen Castellen gegen die Baschkiren und Kirgisen Dienste thun wollten. Seitdem folgte Empörung auf Empörung, die Kosacken schrieen über Unterdrückung, die Beamten über Rebellion. Als nun die seltsamste aller Revolutionen Katharina II., eine arme Prinzessin von Anhalt-Zerbst, auf den russischen Thron erhoben und das Gerücht ihrer Milde und Gerechtigkeit durch die Provinzen ihres weiten Reiches ging, beschlossen die Kosacken, ihre Klagen durch Abgeordnete vor ihren Thron zu bringen. Welch eine schlechte, trostlose Antwort brachten ihnen die aus Petersburg zurück! Denn der Kriegsminister, Zachar Tschernyschew, hatte sie erst wochenlang jeden Tag vergeblich in seinem Vorzimmer warten lassen, endlich sie vor sich gerufen, sie Rebellen gescholten und durchpeitschen lassen. „Sind wir denn Sklaven?“ riefen die Kosacken. „Niemals haben wir

sonst den Schlag der Peitsche gefühlt und nun ist dieser livländische Herr, General Traubenberg, zu uns gekommen, um aus uns Husaren zu machen; auf offenem Markte hat er uns die Bärte durch seine Grenadiere abscheren lassen — Himmel und Hölle! sind wir Sklaven?" Und im Aufruhr vertrieben sie den 13. Januar 1771 die Grenadiere aus Jaizk und erschlugen den edeln Ritter von Traubenberg. Die ganze Landschaft gerieth in Gährung, denn alle diese friedlichen Nomadenstämme hatten über die Härte und Willkür der Russen zu klagen. Seit ihren Siegen über die Türken schien der Geist des Hochmuths und der Verblendung über die russischen Offiziere gekommen zu sein, sie betrachteten, wie einst die römischen Proconsuln, die Völker, welche sie beherrschen sollten, als ihre Sklaven, ihre Besitzthümer als die Spolia opima ihrer Tapferkeit. Dieser Boden war vulkanisch und das unterirdische Feuer, das ihn durchwühlte, drohte jeden Augenblick hervorzubrechen. Wie erschrak darum Graf Zachar Tscherneschew, als er den Aufstand und Sieg der Kosaken vernahm. Das russische Heer stand in Polen und den Donaufürstenthümern, in schweren, nicht immer glücklichen Kämpfen mit den Türken und den Conföderirten. Das Reich war an Männern und Geld erschöpft, schon schlug man Münzen aus Leder. Um die Aufrührer nicht zu erbittern, hörte man die Abgeordneten, die sie nach Petersburg sandten, gnädig an und versprach mit vielen guten Worten die Abstellung der Mißbräuche. Indeß erreichte General Freimann mit einer Compagnie Grenadiere aus Moskau die Festung von Orenburg. Dort saß er still, bis der Sonnenbrand des Juni die Gebirgsbäche ausgetrocknet hatte, dann erhob er sich; in hitzigen Gefechten, mit seinen Kartätschen, brach er den Widerstand, den ihm die Rebellen entgegensetzten, so kam er siegend nach Jaizk. Wehe Denen, die ihr schnelles Roß nicht zu den Seen in der Einöde oder in die Wildniß der Berge trug, denn die Untersuchungscommission in Orenburg verfuhr ohne Gnade, sie steckte die gefangenen Aufrührer unter die Soldaten, schickte sie nach Sibirien, knutete sie zu Tode, bis es ganz still im Lande ward, wie allmälig ein großes Feuer zu kleinen Kohlen erlischt.

Damals irrte durch jene Steppen, arbeitete auch zuweilen auf einsamen Bauernhöfen ein Mann, schwarzbraun im Gesicht, mit langem Bart, eine blaue Kalmückenmütze auf dunkelrothem Haar; heute mähte er Heu, morgen flickte er Schuhe und ging umher, Fische einzukaufen, er war in allen Dingen gewandt, scharfsinnigen Geistes, rasch mit der Hand und mit der Zunge. Wenn er in einer Schenke saß oder in Jaizk in dem Garten seines Freundes Denis Pjanow mit andern Kosaken umherging, sagte er ihnen oft, sie wären Thoren, hier unter russischer Herrschaft elend zu leben, elend zu sterben; mit ihm sollten sie ziehen, der Türkei zu, da würde man sie mit offenen Armen aufnehmen und statt mit Kieseln, würden ihre Kinder mit Rubeln spielen. Nicht Alle, aber Viele glaubten ihm, denn er hatte im letzten preußischen Feldzuge unter Apraxin gedient und 1770 mit den Russen vor Bender gelegen; dieser Emeljan Pugatschew erschien ihnen als der erste Mann der Welt; war seine Hacke nicht einmal, als er den Garten umwühlte, auf vier Riesengräber gestoßen? Es war gewiß, auf seinem Wege würden sich viele Gräber finden. Sonst hatte er eben nichts Merkwürdiges erlebt und er zählte schon 46 Jahre, denn daß er oft in Gefängnissen gesessen, Pferde genommen und auf den Landstraßen viel umhergewandert, mochte er selbst nicht dafür halten. In der Simowei'schen Stanitza am Don hatte sein Vater, Iwan Michailow, gelebt und war dort gestorben, hatte er selbst ein Weib, Sophia Nedjuschina, geheirathet und die Tage verbracht wie die Andern. Als er 1770 krankheitshalber von Bender nach seiner Heimat zurückgeschickt wurde, ritt er auf einem schwarzgrauen Pferde in die Stanitza ein. „Wo hast du das Pferd her?" fragte der Hetman. „In Taganrog kaufte ich es." „Bringe ein schriftliches Zeugniß, ich glaube dir nicht", natürlich, denn Pugatschew war als Pferdedieb bekannt. Da klopfte er den Hals seines Thiers und verschwand in der Steppe, er ward ein geschworener Feind Derer, die auf Ordnung halten. Umherzustreifen, Niemanden unterworfen zu sein, hielt er für das höchste Glück. Von der polnischen Grenze, wo er in Wetka bei den Altgläubigen, die nur mit drei Fingern segnen und dem Patriarchen in Moskau nicht gehorchen, einige Zeit gelebt und ihre Lehren angenommen, war er zum Ural gezogen; auch dort fand er sie, zu ihnen hielt er sich, ihre Priester waren seine Vertrauten. Als er nun fortfuhr, die Russen zu schmähen, die Kosaken zum Aufruhr zu reizen, ward er dem Oberstleutnant Simonow, dem Commandanten von Jaizk, verrathen und mit Denis Pjanow im Dorfe Malkowka gefangen und nach Kasan gebracht. Von Petersburg kam am 29. Juni 1773 das Ur-

theil an, Pugatschew solle in die sibirischen Bergwerke nach Nelim geschickt werden. Es war gerade drei Tage zu spät; denn als er mit seinen beiden Wächtern durch die Hauptstraße Kasans ging, hatte er den einen zurückgestoßen und war in einen bereitstehenden Wagen gesprungen und geflüchtet. Der Hanf blühte auf den Feldern — und wahrhaftig, Emeljan Pugatschew, du fühlst dich berufen, den Faden deines Lebens allein zu spinnen, sollte es auch nur eine Schnur für den Galgen in Moskau werden. In der Muße seiner Gefangenschaft war er auf ganz absonderliche Gedanken und Erinnerungen gekommen; es ist noch nicht lange her, daß er vor Bender einmal in einen Kreis von Offizieren trat und sie alle ausriefen: „Wahrlich, er sieht aus wie der selige Zar Peter III.!“ Auf dem Hofe seines alten Freundes Scheludjakow hemmte er seine Flucht; mit ihm und wenigen Genossen überlegte Pugatschew, was nun zu thun. Nach der Türkei flüchten, schien zu gewagt, auch würde man wenig Anhänger gewinnen, die Kosacken liebten den Jaik, seine Fische und die Weiden an seinem Ufer, sie würden sich nicht von ihm trennen wollen. „Bleiben wir denn“, rief Emeljan, „und Krieg mit den Russen! Folgt mir, ich bin Zar Peter III.!“ Lesen und Schreiben konnte er nicht, aber er sprach lebendig, hinreißend, er hatte etwas Eroberndes in seiner Haltung und seinem Auge. Die Männer, die um Scheludjakow's Herd saßen, es waren ihrer sieben, sprangen auf und versprachen das Leben für ihn zu wagen; nicht mehr schwuren anfangs dem arabischen Propheten. Schon aber waren ihm die Verfolger auf den Fersen, flüchtig auf schwarzem Pferde ritt er von Gehöft zu Gehöft, mit zerrissenen Schuhen, im Rocke von Kameelhaaren, die gespannte Büchse in der Hand, trat er in einer Septembernacht bei dem Bauer Kaschewnikow ins Haus. Der Morgen dämmerte, als sie Beide durch den Garten gingen und Pugatschew ihm eröffnete, er sei Zar Peter III.; in jener schrecklichen Nacht, als Alexis Orlow in Ropscha erschienen, um ihn zu ermorden, habe ihm der wachthaltende Offizier die Pforte geöffnet, ein Gardesoldat sei an seiner Stelle erwürgt worden, er selbst nach Kiew geflohen. Manche Abenteuer, viele Gefahren habe er bestanden, nun sei er zu den treuesten seiner Unterthanen gekommen, mit den Kosacken wolle er Moskau einnehmen, siegen oder sterben. „Glaub mir“, sagte er endlich, „es muß anders bei euch werden; wohin mein Auge gesehen, hat es nichts als Ungerechtigkeit bei den Richtern, Hochmuth bei den Adeligen erblickt; aber der Rabe freischt zu ihrer Vernichtung.“ Kaschewnikow stand wie betäubt vor ihm, Pugatschew zeigte ihm an seinem Ohre einen weißen Fleck, der die Form eines Adlers hatte, des Vogels vom kaiserlichen Rußland. Wie hätte er da noch zweifeln dürfen? Er warf sich vor ihm nieder; er küßte sein Kleid, seine Schuhe. Drei Tage blieb der Kaiser bei ihm, dann eilte er mit seinem besten Genossen Tschika weiter, wenn die Blätter von den Bäumen fielen, käme er wieder, versicherte er beim Abschiede. Die Sage, daß Zar Peter lebe, war nie ganz aus der Seele des Volks entschwunden; daß nacheinander drei Betrüger diesen Namen und ihre Kühnheit mit schmählichem Tode gebüßt, hatte ihr nur größeres Gewicht gegeben und sie tauchte jetzt mit erneuter Kraft auf, wo an den aufständischen Kaiser sich die Hoffnung der Befreiung aus drückender Knechtschaft knüpfte. Da half es dem Oberstleutnant Simonow wenig, daß er den armen Kaschewnikow in seine Kanzlei fodern und auf die Folter spannen ließ, denn die ersten Blätter fingen an roth zu werden, und der Mann mit dem Adler war da, nicht mit sieben Freunden, mit denen er geflohen, sondern mit 300 vor den Thoren von Jaizk.

In die Wüste um den See Samara hatten sich die Verwegensten der Kosacken zurückgezogen, die sich den Russen nicht unterwerfen wollten; sie lebten von den Fischen im Teiche, von den Sumpfvögeln, die ihre Kugeln erreichten, wenn sie über die Moräste und Binsengesträuche dahinflogen. Zuweilen brachten ihnen ihre Verwandten, gute Freunde aus den nächsten Dörfern, Brot und Fleisch. Sie hatte Pugatschew zu den Waffen gerufen; sie waren ihm Alle gefolgt und aus diesem Schneeball wuchs, von Berg zu Berg rollend, die Lawine, die Rußland bedrohte. Hauptmann Krilow mit 500 Mann, Kosacken, Fußvolk und Kanonen, ritt den Rebellen entgegen; am Ufer des Tschagan traf er auf sie. Von Pugatschew's Heer kam ein Bote mit einem Schreiben an die Kosacken und da Krilow es nicht verlesen lassen wollte, gingen die meisten über den Fluß, alle auf den Kaiser zu. Sie sahen den Adler an seinem Ohr, sie begrüßten ihn als Zar und unter Jubelgeschrei, Spiel und Trinken verbrachten sie den Tag in den Melonengärten und Gehölzen, drei Werste von der Festung. Elf von den Kosacken, die ihm nicht huldigten, ließ Pugatschew hängen — „er dreht seinen Strick“, wie Kaiserin Katharina II. an Voltaire schreibt; und da er ohne Geschütz die Festungswerke von

Jaik nicht zu ſtürmen wagte, eilte er in die Steppe. Schnell wie die Sonne den Kyrtiſchner wegſchmilzt, fuhren die kleinen Gabelle, die an dieſer Grenzlinie gegen die Nomaden errichtet ſind, vor ſeiner ſtürmenden Hand, die Beſatzungen gingen zu ihm über, ſchon hatte er Kanonen, Pulver und Blei. Auch an Muth fehlte es ihm nicht; bei einem Sturme flogen die Kugeln um ſeinen Kopf. „Nimm dich in Acht, Väterchen!“ warnte ein alter Koſak. „Glaubſt du, die Kugeln werden für Zaren gegoſſen?“ erwiderte er und drang in die Burg. Er wußte ſich auch ſchon etwas um ſeine Stellung und kaiſerliche Majeſtät, als er in den Flecken Samara auf weißem, reichgeſchirrtem Roſſe einzog. Die Glocken läuteten, in den Gaſſen ſtanden die Menſchen mit entblößten Häuptern. Vor dem Gemeindehauſe ſtieg er ab; er küßte das Kreuz, das ihm der Pope entgegenhielt; alles Volk fiel auf die Knie. Er koſtete von dem Brote und dem Salze, das auf einem Tiſche lag, ſetzte ſich dann und ſagte: „Steht auf, meine Kinder!“ Sie küßten ihm Alle die Hand. Von den Koſaken der Stadt waren nur 20 anweſend, die andern mit dem Hetman Daniel Donſko in Orenburg. „Wahrlich“, fuhr er darum den Vater deſſelben an, der ihn zum Mittagsmahl einlud, „ſchlimm ſteht es mit deiner Gaſtfreundſchaft! Welcher Hetman verläßt ſeinen Poſten?“ Beinahe hätte er ihn hängen laſſen. Den Datſchken, die aus Orenburg geſandt waren, ihn gefangenzunehmen, ritt er an dem niedrigen Ufer der Sakmara entgegen; ſie empfingen ihn mit Freudengeſchrei. „Unſer Zar fliegt wie ein Aar in den Lüften!“ ſagten ſeine Genoſſen, und ſo pfeilſchnell zog er über die Schiffbrücke des Fluſſes gerade auf Orenburg zu. Am 5. October 1773 ſchlug er ſein Zelt auf einem Hügel der Koſakenwieſen vor der Stadt auf; ringsumher in Hütten aus Zweigen und Reiſig, die ſie der größern Wärme wegen mit Heu bedeckten, lagen ſeine Soldaten. Seine 30 Kanonen, die in zwei Batterien in der Vorhalle einer kleinen Feldkirche und im Landhauſe des Statthalters ſtanden, beſchoſſen unaufhörlich die Mauern; des Nachts verbrannten die Aufrührer die Heubündel auf den Wieſen und löſchten in jeder Stunde, wenn die Uhr auf der Hauptkirche ſchlug, wie antwortend, eine Kanone. Der Commandant der Stadt, Generalmajor Reinsdorp, war ohne kriegeriſche Fähigkeit; die Verzweiflung und das Gefühl der Soldatenehre trieb ihn zur Vertheidigung. Angegriffen wagten er und die andern Offiziere umſoweniger, je geringer ihr Vertrauen zu den Koſaken der Beſatzung war. Scharmützel gab es täglich, aber der Engel des Satans, ſo hatte Reinsdorp in einer Proclamation den Zar genannt, wich nicht, und wenn er durch die Reihen ſeiner Soldaten ritt und ſie alle „Sturm!“ ſchreien, lachte er und ſagte: „Wartet nur, Kinder, ſie werden Alle wie die Ratten verhungern!“ Auch Reinsdorp, der vergebens nach Weſten blickt — keine Staubwolke wirbelt auf der Heerſtraße nach Moskau empor — iſt auf die letzte Stunde gefaßt. Denn der Engel des Todes ſcheint dieſem Manne vorauszuziehen; mit Schrecken und Blindheit ſchlägt er Alle, die ihm nahen; wieder iſt das ſeltſame, ſchreckliche Phänomen erſchienen: Sklaven, welche die Ketten zerreißen.

Zwei Leidenſchaften, mächtige Bewegerinnen des Menſchengeſchlechts von jeher, waren es, auf denen ſich das unglaubliche Glück dieſes Mannes erhob: der Fanatismus und die Liebe zur Freiheit. Mußten dieſe Altgläubigen, die ſeit Peter dem Großen gleichſam als die Hefe der ruſſiſchen Nation galten, die, überall verjagt, mit beyrathen Samaren belaſtet, verſpottet und verachtet, endlich in dieſen Wildniſſen eine Zuflucht gefunden hatten, nicht dem Manne folgen, der wie ſie keine Kirche betrat, wie ſie mit drei Fingern ſegnete? Er war ihr Idol, der Führer der Heiligen, die ſich emporgerafft, mit ihm die Altäre der [illegible] fanatiſcher Begeiſterung entflammt — ſie ſangen auf dem Scheiterhaufen ihre Lieder wie die drei Männer im feurigen Ofen —, glaubten ſie nach dem Buchſtaben des Evangeliums zu leben; ſie ſchwuren nicht, ihre Prieſter ſagten nicht drei mal Halleluja! nacheinander und tranken keinen Branntwein, ehe ſie taufen. Nach ihrer Meinung durfte ſich der Gläubige aus Liebe zu Gott tödten, warum ſollten ſie ihr Leben nicht ebenſo freudig im Kampfe für ihn wagen? Oft erſchien Emeljan Pugatſchew in biſchöflicher Tracht, das Kreuz in der Hand, in ihrer Mitte; dann redete er heilige Worte wie Einer, der, aus dem Treiben der Welt und ihrer Nichtigkeit zurückgekommen, nur die Beſchaulichkeit noch für ein wünſchenswerthes Gut hält; nicht ſeinetwegen habe er ſie in den Streit geführt — redete er da —, ſondern um die Ungerechtigkeit und Bosheit zu vernichten, ſeinen Sohn Paul Petrowitſch auf den Thron zu erheben; er ſelbſt werde verſchwinden, wie er gekommen, der Wetterwolke gleich; ſeine Stätte ſei ihm im Kloſter von Kiew bereitet, wo er, den Händen der Orlow entronnen, manches Jahr im Verborgenen gelebt.

Anders war er mit Andern. Wenn die Baschkirenstämme oder Arbeiter aus den Kupferminen des Ural in sein Lager einzogen, ritt er ihnen im kaiserlichen Schmuck, den Federhut auf dem Kopfe, entgegen; er grüßte ihre Aeltesten, warf einige Geldmünzen umher, am liebsten saß er mit ihnen zusammen und leerte die Branntweinflaschen. Diese Menschen — sie hatten Alle den Schlag russischer Peitschen gefühlt — sahen in ihm den Gott des Siegs, den wunderbaren Heiland, der ihr Joch zerbrechen würde. Da waren nogaische Tataren, die Katharina's Befehl von den Steppen der Krim wie der Sturm eines gewaltigen Orkans nach der Wolga geweht; Kirgisen, deren greise Herrführer unbärtige russische Offiziere mit der Knute ins Gesicht geschlagen; Baschkiren von Stawropol, die einen General getödtet; vornehme, verbannte Polen; unzählige Leibeigene, auf deren Rücken die Bojaren traten, wenn sie zu Pferde stiegen: sie Alle da auf einen Punkt zusammengeblasen wie von der Posaune des letzten Gerichts, eine ganze Sündflut von Haß und Rache!

Zwar verstanden sie die Worte nicht, die Pugatschew, in goldenen Buchstaben gestickt, auf seiner Fahne führte: „Redivivus et ultor" („Der Auferstandene und der Rächer"); aber an seinen Thaten erkannten sie den Rächer. Gewiß, Emeljan Pugatschew, du wehst dir kein hochzeitlich Kleid, kein du prunkend als großer Sieger und Befreier in den Tempel des Nachruhms einziehen könntest; eine breite Blutspur zieht allein dir nach bis zum Bolotaplatz in Moskau und weiter durch die Jahrhunderte! Aber was kümmert dich die Nachwelt, der du täglich zu Berda auf geflicktem Sessel im pelzverbrämten Mantel vor dem Gemeindehause zu Gericht sitzest, die Hand auf ein schwarzsammetnes Kissen gelegt? An deiner linken Seite steht ein Kosak mit der Knute, an deiner rechten ein zweiter mit einem silbernen Beil; es kommen die Streitenden und küssen deine Hände. Ganze Stämme ziehen vor deinem Sessel vorüber, als ob du ein Enkel der Weltenstürmer wärst, ein neuer Khan der Goldenen Horde. Und wie sie die Menschenköpfe zu Pyramiden aufbauen ließen, so hast du die Wege, die nach Berda führen, die Schluchten am Ufer der Sakmara mit Leichen bedeckt! Und doch war es ein lustiges Leben damals in Berda, lustig und wild für die freiheitstrunkenen Sklaven. Täglich predigten die Priester der Altgläubigen und die Zauberer der Baschkiren brachten Pferdeopfer; Alle aber beschlossen den Gottesdienst mit einem Gebet für den Zar Peter und seine Gemahlin Katharina. Täglich übte Pjeleborodow, der früher als Corporal bei der Infanterie gedient, die Leute im Schießen, und der Feldmarschall Tschika — wenn er guter Laune war, nannte er sich Graf Tschernyschew — musterte die neuen Ankömmlinge; die Einen mit Spießen, Andere mit Beilen und Bayonnetten, an Knittel gebunden, marschirten sie auf; 500 bildeten ein Regiment und hatten einen Hauptmann. Feldmarschall Tschika trug immer einen abgetragenen Offiziershut mit einer Adlerfeder verwegen auf das Ohr gedrückt, in der Hand seinen Kantschu; streng sah er auf Gehorsam und den Wachtdienst; wer seinen Posten verließ, erlitt den Tod. Die Baschkiren auf ihren schnellen Pferden schafften Futter und Holz herbei, die Andern plünderten die Güter der Krone, die Häuser der Adligen; nie nahmen sie etwas aus einem Bauernhofe. Denn nur die Kosaken vom Jaik bekamen Sold, die Andern lebten vom Raube. Wenn es Abend wurde, zündeten sie große Wachtfeuer an und tanzten mit den Frauen und Töchtern der Bojaren, die sie eben erschossen, ihren wilden Reigen darum. Die Gegend schallte von ihren Liedern und Flüchen wider, aus der Ferne tönte der Donner der Kanonen von Orenburg; mit Flintenschüssen antworteten sie dem willkommenen Klange und ließen Schwärmer und Raketen in die Luft steigen.

Er, der Redivivus et ultor, hatte zu solcher Stunde seine Staatsgeschäfte beendigt und wärmte sich mit den Großen seines Reichs, oft im bloßen Hemde, in dem weiten, rauchigen Saale des Gemeindehauses zu Berda, im Scherz hieß er es den Kreml von Moskau. Da sitzen sie Alle um den Tisch, scharfe, beredsame Gesichter, aber mit frechendem Zuge, der ihnen den Galgen als das Ende ihres Strebens bezeichnet. Ihr flackerndes, rothleuchtendes Licht wirft die Flamme des Kamins über sie, in den Perskijew gedankenvoll Scheit um Scheit legt. Das war der feinste Kopf unter ihnen: er hatte die große Welt gesehen und die stolze Frau in Petersburg. Damals hatte er ihr gelobt, das Herr vom Jaik, das ihn zu ihr gesandt, zur Ruhe zu bringen, viel Geld und die Erlaubniß erhalten, ihre Hand zu küssen. Nun sitzt er an Pugatschew's Tisch und träumt von den Reichthümern, die er nicht besitzen wird. Neben ihm steht Chlopuscha, der Mann mit dem eisernen Nase; denn da ihm die Russen wegen Straßenraubes die Nasenlöcher bis auf die Knorpel aufgeschlitzt, trägt er eine Art Visir über sein Gesicht geschlagen. Aus Orenburg flüchtend, ist er zum

Kaiſer gekommen und hat ihm die Proclamationen Peintzory's gegeben. Verächtlich ſchob ſie Pugatſchew beiſeite: „Ich weiß ſchon, guter Freund, was darin ſteht!“ — und er ſchenkte ihm einen halben Rubel und die Kleider eines Kirgiſen, den er eben hatte hängen laſſen. Seitdem iſt Chlopuſcha ein großer Mann geworden, der Cyklop des modernen Jupiter; in den Kupferminen hat er die Leibeigenen aufgewiegelt und aus dem Erz, das die Kaiſerin zu Kopeken ſchlagen ließ, gießt er Kugeln und Kanonen. Und ſie haben auch einen Sänger bei ſich wie die alten Helden bei ihrem Mahl, Dimitrii Liſſow mit den ſchwarzlockigen Haaren. Verlaß dich nicht zu ſehr auf deine Stimme, wackerer Dimitrii, auf deine heißen Lieder, deinen immer bereiten Witz, denn der Mann mit dem Adler grollt die im Geheimen! Einſt in der Morgenfrühe ritten ihr Beide berauſcht von Berda den Hohlweg nach Kargala hin und im heftigen Wortwechſel ſtießeſt du mit der Lanze nach dem voranreitenden Kaiſer; ſie glitt an dem Panzer ab, den er beſtändig unter ſeinem Pelze trägt; beim Becher habt ihr euch wieder verſöhnt. Trau' ihm dennoch nicht, es iſt eine Tyrannennatur in ihm!

Ja, er trägt einen Panzer, unſer Zar, und ſeine Genoſſen fangen an, ihn übig und verdächtig zu werden. Thaten ſie nicht, als ob ſie die Herren wären? Hatten ſie ihm nicht das Liebſte entriſſen? In den erſten Tagen des Aufſtandes hatte er einen jungen Jäburich begnadigt und allmälig Gefallen an ihm gefunden. Die Koſaken vom Jaik beneideten den Verwöhnten um dieſe Gunſt und erſchoſſen ihn bei dem Sturm auf die Feſte Tatiſchewa. „Wo iſt mein Liebling?“ fragte Pugatſchew nach der Eroberung der Burg. „Den Jaik hinuntergeſchwommen zu ſeinem Mütterchen!“ antworteten die Mörder. Der Zar erbleichte, aber er ſagte kein Wort und ließ die drohend geballte Fauſt wieder ſinken. Olga Charlowa, die junge Frau des Majors Charlow, der im Kampfe gefallen, war ſeine Geliebte geworden; ſie hatte milde, braune Augen, ein gewinnendes Weſen. Er ſah ſie gern um ſich; in den Stunden ſeines Mißmuths und Trübſinns — er hatte deren oft — durfte ſie allein ſein Zelt betreten, ihr bewilligte er jegliche Bitte. Spöttiſch ſagten die Koſaken: „Bald wird er die Spindel zu ihren Füßen brechen.“ Anfangs beachtete er es nicht, bis ihre Schmähungen Drohungen wurden, bis er ſelbſt ihrer ſatt war. Eines Morgens erſchoſſen ſie die Koſaken, ſie und ihren blondlockigen ſechsjährigen Bruder; ſie ſtarben, ſich umſchlungen haltend; die Leichen warfen die Henker ins Gebüſch. So war der Purpurmantel, den er ſo leicht um ſeine Schulter genommen, jenes Hemd des Neſſus geworden, das ihn zerriß. Für dich iſt keine Ruhe mehr auf dieſer Erde, Emeljan Pugatſchew, ſeitdem du dein ſchwarzgraues Pferd mit leichtem Schlag in die Steppe gelenkt! Wer hätte dir damals prophezeien wollen, du unglücklicher Sohn der Natur, daß du mit dieſem leichten Schlage dein eigenes Leben wie einen Federball geradewegs auf den Platz der Bolota nach Moskau geſchleudert? Vorwärts! Hörſt du deine Genoſſen nach Blut und Raub ſchreien? Ueber die Schneefläche dahin, eine wilde Jagd! Alle Burgen in Flammen, alle Städte zerſtört, die Adligen an die Zweige der Bäume gehängt — biſt du doch der Rächer der Unterdrückten, eine Gottesgeiſel ganz eigener Art. Laß deinem Renner die Zügel ſchießen nach der Stadt mit den goldenen Kuppeln, von deren Glanz und Pracht ſchon deine Mutter erzählte! Da haſt Freunde dort, viele — an die hunderttauſend Sklaven, die trunken des Nachts durch die Gaſſen lärmen und deinen Namen rufen; denn die Kaiſerin iſt verhaßt und hat nur 600 Soldaten im Kreml. Allein ſo gern auch der Adel und die Geiſtlichkeit das Joch der fremden Fürſtin abgeſchüttelt, mit dieſen Menſchen, die jede Form vernichteten, war kein Bündniß zu ſchließen, und Pugatſchew ſelbſt entbehrte bei all ſeiner kriegeriſchen Unerſchrockenheit und dem tiefen Blick in die ſocialen Mißverhältniſſe Rußlands doch jeder politiſchen Anſchauung, ſeine That einer politiſchen Plans. In ſeinem Weſen wie in ſeinen Handlungen lag etwas Unklares, Augenblickliches; die Leidenſchaft riß ihn hin, die gegenwärtige Noth beſtimmte ſeine Entſchlüſſe. In Gefahren war er unternehmend, verwegen, im Glück würfelte er thatenlos Nacht und Tag mit ſeinen Freunden. Dies Spiel — es war das Symbol ihres Daſeins: Alles oder nichts, der Kreml oder die Bolota, tollkühn auf einen Wurf geſetzt, und nun laßt die Würfel rollen!

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Die Ameiſe.

II.

Einen ebenſo unerſchrockenen Muth zeigen die Ameiſen aber auch im Kampf mit andern Ameiſen. Es gibt große Ameiſenſchlachten und es gibt nicht Intereſſanteres als einer ſolchen Schlacht bei-

zuwohnen. Die Geſchichte der Menſchen hat keine Schlacht aufzuweiſen, in der von beiden Seiten mit einer ſolchen Erbitterung, mit einem ſolchen Muthe und einer ſolchen Todesverachtung gekämpft wird als in einer Ameiſenſchlacht. Sieg oder Tod iſt da das einzige Loſungswort. Jeder Arbeiter, denn nur ſolche kämpfen in den Schlachten, iſt ein Held, er ſtirbt, aber er ergibt ſich nicht, wie die bei Waterloo ſterbende Alte Garde.

Ich ſelbſt habe vom Zufall begünſtigt einer ſolchen Ameiſenſchlacht beigewohnt, ſie fand unter ſchwarzen und rothen Ameiſen ſtatt und um ſo leichter und beſſer konnte ich ſie beobachten. Die Baue beider waren nicht weiter als ungefähr 20 Schritte voneinander entfernt. Das Schlachtfeld war ein zur Seite von beiden liegender ebener und ziemlich breiter Weg. Was den Kampf hervorgerufen, iſt mir unbekannt; als ich darauf aufmerkſam wurde, befand ſich bereits von beiden eine geringe Anzahl im Handgemenge. Mann gegen Mann ſtanden ſie ſich einander gegenüber, die Köpfe drohend emporgehoben, die Kiefern weit geöffnet und wild um ſich fahrend. Hatten ſie ſich einander mit den Freßzangen ergriffen, ſo ließen ſie nicht eher los, als bis einer der Gegner todt war. Fühlhörner, welche ſie ſtets am meiſten vor den Gegnern zu ſchützen ſuchten, Beine und Leiber lagen auf dem Schlachtfelde umher. Adjutanten eilten nach beiden Seiten, um neue Truppen herbeizuholen. Die Rothen erſchienen etwas früher in großer Anzahl und hatten bald die ſchwarzen überwannt, die mit verzweifelter Wuthe kämpften, da ſtürzte aber auch das Hauptheer, der Kern der Schwarzen, auf das Schlachtfeld und nun entſpann ſich der heftigſte Kampf. Ich hörte das Ziſchen der mit Wuth geſchwungenen Kiefern, wüthend ſtürzten ſie aufeinander und oft bildeten ſich förmliche Knäuel, alle feſt ineinander verbiſſen, bis ſich der Knäuel löſte und eine Anzahl Todter auf der Stelle blieb. Ich ſah Paare, welche ſich gegenſeitig getödtet hatten, aber ſich noch im Tode mit den Kiefern feſthielten. Manche hatten mehre Beine verloren, manche beide Fühlhörner, aber unerſchrocken kämpften ſie fort. Die Todten und Schwerverwundeten wurden, meiſt von Sklaven, von dem Schlachtfelde getragen. Die Schwerverwundeten wurden von den Sklaven geleckt, mit den Fühlhörnern geſtreichelt, die Wunden beleckt, es wurde ihnen Futter zur Stärkung gereicht und manche von ihnen ſchleppten ſich, ſobald ſie ſich etwas erholt hatten, aufs neue zum Kampfplatz, um zu kämpfen und auf dem Felde der Ehre zu ſterben.

Schon hatte der Kampf mehre Stunden gewährt. Da ſtürzte plötzlich eine dichtgedrängte Anzahl Rother aus einem Hinterhalt von hinten auf die Schwarzen, eine augenblickliche Verwirrung ſchien dadurch zu entſtehen, aber die Schwarzen kämpften unerſchrocken fort. Sie waren indeß an Zahl zu gering; gegen Mittag war die Schlacht beendet, der Stamm der Schwarzen war vernichtet, aber auch der der Rothen war ſtark gelichtet. Als die Rothen ihre Verwundeten fortgeſchafft, trugen die Sieger die Leichname ihrer Feinde in ihren Bau, um ſie in Ruhe zu verzehren.

Tapferer iſt nicht vor Troja und um Karthago, heldenmüthiger nicht um Sewaſtopol gekämpft, ich hatte nicht bemerkt, daß eine einzige Ameiſe geflohen war — Sieg oder Tod! war das Loſungswort.

Es gibt nur ein Mittel, um die Erbitterung beider Parteien abzukühlen und Frieden herbeizuführen — nicht Friedenscongreſſe, nicht Deputationen der Friedensmänner, nicht Verſprechungen und Vorſpiegelungen der Diplomaten, nicht das Nachgeben von einer Seite — ſondern ein tüchtiger und plötzlicher Regen, er treibt die Kämpfenden auseinander, kühlt der Kampfbegier und macht Frieden.

Merkwürdigerweiſe iſt die Urſache eines ſolchen Kampfes auf Leben und Tod ein Raubzug von irgendeiner Seite. In manchem Staate ſind nämlich zu wenig Arbeiter, um die ihnen allein aufgebürdeten Arbeiten, die Pflege und Verſorgung der Weibchen, der Eier, der Maden, Puppen und Jungen, die Erweiterung des Baus, die Aufſuchung und Herbeiſchaffung der Nahrungsmittel u. ſ. w. vollbringen zu können. Die Arbeiter fühlen das und ſie verſtärken ſich dadurch, daß ſie Arbeiter anderer Ameiſen rauben, welche ihnen dann als Sklaven dienen müſſen. Die Arbeiter kennen alle Ameiſenneſter und Bauten ihres Staates, ſie kennen die Größe und Stärke derſelben, nun wählt ſich eine hinreichende Zahl Arbeiter einen fremden Ameiſenbau aus und an einem heißen Tage, meiſt des Nachmittags, wenn die meiſten Arbeiter derſelben ausgegangen ſind, um Beute zu ſuchen, fallen ſie plötzlich über den fremden Bau her, dringen durch die Eingänge ein, brechen ſich auch wol gewaltſam Bahn und erſcheinen nach drei bis vier Minuten wieder, ein jeder mit einer Arbeiterlarve oder Puppe zwiſchen den Kiefern, mit denen ſie eiligſt entfliehen. Nie rauben ſie die Larven oder Puppen von Männchen und Weibchen, denn dieſe nützen ihnen nichts und nie verwechſeln ſie die Larven. Nicht immer kommen ſie

aber mit ihrem Raube glücklich heim, denn sie werden verfolgt, es entspinnen sich Einzelkämpfe und wie bereits erwähnet, ist solcher Raubzug häufig die Ursache zu jenen blutigen, vernichtenden Ameisenschlachten.

Zur Ehre der Ameisen sei aber bemerkt, daß sie die geraubten Larven und Puppen, ihre Sklaven, sehr menschlich, oder wie sie selbst vielleicht sagen werden, sehr thierisch behandeln, sie pflegen sie und sorgen für dieselben wie für ihre eigenen und auch die später sich entwickelnden Ameisen, die Sklaven, leben nicht in einem gedrückten Verhältnisse, wie wir dies bei den Menschen gewöhnt sind, sie theilen dieselben Arbeiten, Mühen und Freuden mit den eingeborenen Arbeitern, sie sind Glieder des Staates und sehen sich auch als solche an, denn sie entfernen später nie. Nur an den Schlachten und Kämpfen, an der Vertheidigung des Staates nehmen sie keinen Antheil. Weshalb nicht? Ob die eingeborenen Arbeiter die Ehre und den Ruhm des Kampfes sich allein vorbehalten wollen, ob sie ihren Sklaven nicht soviel Patriotismus zutrauen und Verrath befürchten, oder ob es Zartgefühl ist, damit die Sklaven nicht vielleicht gegen ihre eigenen Brüder kämpfen — wer weiß es? Wir kennen das Leben der Ameisen wol, aber in ihr Herz haben wir noch keinen Blick gethan.

Die raubenden Ameisen werden Amazonen genannt. Solche Raubzüge wiederholen sie in einem Sommer oft drei bis vier mal und die schwächsten Staaten haben immer am meisten zu leiden. Die Raubzüge geschehen plötzlich und schnell, wie wenn ein wildes Bergvolk ein friedliches Dorf im Lande überfällt. Ehe sich die Einwohner von dem Schrecken und der Verwirrung erholen, ehe sie sich sammeln können, sind die Räuber mit ihrer Beute schon entschwunden. Daß Ameisen Staaten ihrer eigenen Art räuberisch überfallen, kommt sehr selten vor und wird von Einigen ganz bestritten.

Wie die Ameisen die einzigen Thiere sind, welche sich zur Verrichtung ihrer Arbeit Sklaven halten, so stehen sie auch darin einzig in ihrer Art da, daß sie andere Thiere nähren und pflegen, um von ihnen zum Theil erhalten zu werden. Wie der Mensch haben die Ameisen ihre Hausthiere, welche in ihrem Bau leben und ihnen Nahrung geben. Jean Paul nennt die Blattläuse „die Milchkühe der Ameisen", weil diese die Absonderungen der Blattläuse lieben und verzehren und es ist bekannt, daß die Ameise die Blattlaus mit ihren Fühlhörnern schmeichelt und kitzelt, um sie zur Aussonderung jenes süßen Honigsaftes zu bewegen, daß sie die Blattlaus in ihren Bau entführt, dort pflegt und ernähret, um sich in Ruhe des süßen Genusses erfreuen zu können.

Es lebt eine große Anzahl Insekten in dem Bau der Ameisen und vermit dort ganz die Stelle der Hausthiere, sie werden von den Ameisen gepflegt, gefüttert und geschützt, dafür geben sie ihnen meist einen süßen Saft, wie die Kühe uns die Milch geben. Die meisten dieser Insekten findet man eben nur in dem Bau der Ameisen, selten außerhalb desselben und viele bringen ihr ganzes Leben darin zu. Die Ameisen sind indeß noch keineswegs so gründlich und aufmerksam beobachtet, daß uns bereits ihre sämmtlichen Mitbewohner bekannt wären. Die Beobachtung ist aber um so schwieriger, als viele derselben sehr klein sind und die Ameisen dieselben sorgfältig im Innern ihres Baus verbergen. Es ist aber erzogen gelungen, allein nahe an 300 Käferarten, die zahlreichen Thiere anderer Ordnungen nicht mitgerechnet, als Mitbewohner der Ameisenbaue zu entdecken.

Unter ihnen findet man sehr häufig die Larve des schönen Goldkäfers (*Cetonia aurata*). Der Käfer, der sich auf Blumen, namentlich Rosen, umhertreibt und aus ihren Kelchen den Honig saugt, verläßt die duftende, farbige Blumenwelt, um sich in einen Ameisenhaufen zu begeben und dort seine Eier zu legen. Die Sorge für die Eier und die sich daraus entwickelnden Larven überläßt er den Ameisen und diese übernehmen sie gern, denn sie pflegen dieselben mit derselben Gewissenhaftigkeit wie ihre eigenen. In den von den Ameisen zusammengetragenen Vegetabilien finden die Käferlarven eine passende und hinreichende Nahrung, die Ameisen bringen ihnen auch dieselbe und dafür geben sie ihnen einen süßen Saft, den sie theils ausschwitzen, theils bei Berührung verrücksichtigen. Haben nun die Ameisen die Käferlarven gefüttert, so melken sie ihre Kühe, d. h. sie streicheln und kitzeln sie mit ihren Fühlhörnern und lecken den süßen Nektar mit Wohlbehagen ab. Haben sich die Larven verpuppt, so werden sie von den dankbaren Ameisen noch mit derselben Sorgfalt gepflegt, gesonnt und geschützt, bis der junge Käfer die Puppenhülle durchbricht und aus dem Bau eilt, um zu den Blumen zu fliegen.

Von dem Goldkäfer lebt nur die Larve unter den Ameisen, während andere Käfer, z. B. der Keulenkäfer (Claviger), ihre ganze Lebenszeit unter den Ameisen zubringen. Die Ameisen sorgen

für ſeine Eier und Larven, füttern dieſe und füttern auch ihn ſelbſt, da er den Bau nicht verläßt und auch nicht verlaſſen darf, um ſich ſelbſt Nahrung zu ſuchen. So oft ſich Ameiſen und Keulenkäfer in einem Gange des Baus begegnen, betaſten und ſtreicheln ſie ſich gegenſeitig mit den Fühlhörnern, die Käfer werden darauf von den Ameiſen auf dem Rücken, wo ſie eine ſüße Flüſſigkeit ausſchwitzen, beleckt und dieſes wird alle acht bis zehn Minuten von andern Ameiſen wiederholt. Haben die Ameiſen irgendein angenehmes und für den Käfer paſſendes Mahl gehalten, ſo ſuchen ſie ihn auf und füttern ihn aus ihrem Munde. Eine ſolche Fütterung währt ungefähr acht bis zwölf Secunden, nach derſelben leckt die Ameiſe als Lohn für ſich dem Käfer den Rücken ab und geht darauf ihrer Beſtimmung nach.

Dieſe Keulenkäfer ſind blind, ſie kennen aber auch die Augen um ſo eher entbehren, da die Ameiſen mit oft rührender Sorgfalt für ſie ſorgen. Hat ſich einer dieſer Käfer aus dem Bau verirrt, ſo wird er von den umherſtreifenden Ameiſen bald wieder aufgefunden und in den Bau zurückgetragen, indem ſie ihn mit den Freßzangen am Rücken ergreifen. Auf dieſelbe Weiſe bringen ſie ihre Schutzbefohlenen und deren Larven in Sicherheit, wenn der Bau von einem Feind bedroht wird und nicht eher denken ſie an ihre eigene Rettung, als bis ſie ihre Mitbewohner geborgen haben. Aber auch der Käfer iſt dankbar dafür, er erfreut die Ameiſen nicht blos mit ſeinem ſüßen Nektartrank, ſondern er verrichtet auch häufig zugleich das Amt des Reinigers bei denſelben. Er reinigt die ſtillſitzenden Ameiſen von allen Seiten, ſteigt ſelbſt auf ihren Rücken, um keine Stelle zu überſehen und die Ameiſe läßt ſich dies mit ſichtbarem Behagen gefallen. Eine ſolche Reinigung währt oft fünf bis zehn Minuten.

Aehnliche kleine Liebesdienſte finden faſt zwiſchen allen Mitbewohnern der Ameiſencolonien ſtatt; ſie alle ſtehen gegenſeitig in dem engſten und ungeſtörteſten Freundſchaftsverhältniſſe, welches das gegenſeitige Bedürfniß noch feſter verknüpft hat.

(Ein dritter Artikel in nächſter Nummer.)

Carnevals Anfang.

Ein pariſer Brief.

Wer Frankreich und namentlich Paris in ſeinem Geiſte und Weſen kennt, der weiß, daß der Carneval unter den lebendigen, heißblütigen, poetiſchen, lebensfriſchen und kecken Franzoſen einen ganz anderen Sinn, eine viel höhere Bedeutung hat als in dem deutſchen Norden. Es iſt die Zeit der heiteren Feſtfreude, welche ſo manches liebende Herz erlöſt, der launigen Intrigue, welche die Reize des geſellſchaftlichen Lebens würzt und erhöht, des bunten, drolligen Mummenſchanzes, in welchem die üppige Jugendkraft, auf Stunden wenigſtens, nach Herzensluſt ſich austobt. Wie gar manche eigenthümliche Erſcheinungen des romantiſchen Mittelalters, welche der allzu bedenkliche Skeptiker faſt nur für Phantaſiegebilde der Maler und Dichter hält, wie gar manche Schilderungen der modernen franzöſiſchen Kunſt und Literatur werden uns erſt klar, wenn wir dieſe ſinnreiche Romantik, dieſe heitere Farbenglut der Wirklichkeit und vor allem dieſe großen und allgemeinen Volksfeſte — denn als ein ſolches muß der Carneval in Frankreich überhaupt betrachtet werden, mit eigenem kritiſchen Auge betrachten!

Der 15. December ſchon iſt der Freitag, an welchem Gott Momus und Komus ſeinen Einzug in Paris hält und ſeine triumphirende Runde macht durch die verſchiedenſten Feſträume, unter denen natürlich das Théâtre impérial de l'opéra den erſten Rang einnimmt. Verſchiedene große und kleine bunte Affichen, theils an den Straßenecken, Mauern und allbekannten und vielbenutzten runden Tempelchen der Boulevards, theils an den Schaufenſtern der Tabackshändler, Coiffeure und Maskenverleiher ſowie in einer Menge glänzender Cafés verkünden dieſe feierliche Eröffnung des Carnevals und laden das Publicum ein, ſich mit Billets „à prix réduit" zu verſorgen. Der Kaſſenpreis beträgt nämlich 10, der „Prix réduit" 7½ Francs. Jeder Cavalier erhält für dieſen Preis von zwei Thalern außerdem noch ein „Entrée de faveur pour une dame", von welchem natürlich die Wenigſten einen Gebrauch machen, da man in der That nicht erſt Damen mitbringen darf, um welche zu finden.

Um 9 Uhr ſtrahlt bereits die Rue Le pelletier ſowie das Opernhaus ſelbſt in tauſend Gasflammen, denn wie könnte Gott Momus einziehen in den Muſentempel ohne das nöthige Aufſehen und Gepränge! Um 11, 12 Uhr drängen ſich die Scharen ſeiner Freunde und Verehrer herum und lange Züge von Wagen bedecken die Boulevards. Lichtglanz und Blumenduft empfangen den Eintretenden; große Trumeaux ſpiegeln die bunte Schar der Ankömmlinge ab; weiche Teppiche ziehen ſich die breiten Stiegen hinan in die ſtrahlenden Foyers. Wenn auch das Foyer der Großen Oper keineswegs zu den Prachtſälen von

Paris gehört, so gewährt es doch, besonders bei einer so festlichen Veranlassung, mit seinen Tausenden von Flammen, die von freudallenen Lüstres herabstrahlen, mit seinen Spiegeln und Büsten, mit seinen Vasen und Blumen, mit seinen kostbaren Divans und Teppichen einen äußerst behaglichen Aufenthalt, in welchem sich auch der üppigste Epikureer wohlfühlen muß.

Aus zwei Logen führen Treppen in den eigentlichen Opernsaal hinab, die ebenfalls mit rothem Plüsch und Tuch drapirt und belegt sind. Im Fond des Saals erhebt sich das riesige Orchester von mindestens 300 Personen, welches unter der Direction von Strauß, dem Pariser, das Reich der Töne und des Tanzes vor uns aufthut.

In dem Saale selbst, natürlich aus der Bühne, dem Orchester und dem untern Zuschauerraum gebildet, war die eigentliche tanzlustige Maskenwelt versammelt, welche oftmals die ganze heitere Komik und geniale Ausgelassenheit des französischen Geistes und Sinnes nach außen kehrte. Das reichste Contingent in dieser Beziehung stellte das Quartier Latin mit seinen frischen und frauen Musensöhnen, die sich in den drolligsten und auffallendsten Costümen in tollem Jubel mit ihren Schönen herumtummelten. Dort zog ein Trupp bemalter und befederter Neuseeländer umher, mit bunten Farben im Gesicht und goldenen Ringen an den Nasen und Ohren; da jubelten ritterliche Herolde mit weiblichen Pagen im golden-heraldischen Schmuck des Mittelalters; links gruppirte sich die wühlende Menge um einen grauen Bären, der seine plumpen Sprünge machte; rechts trieb ihr neckend Mummenspiel die Schar der weißen Pierrots; bald schlüpften bezahlte Republikaner (1789 fg.), gepanzerte Recken der Nibelungen, alte Napoleonische Soldaten; bald Boucher'sche Schäfer, minnesingende Troubadours, schmucke Schottländer und bretagner Bauern an uns vorüber. Die tanzende Damenwelt bestand vorherrschend aus dem Freistaate der Grisetten. Hier war der kurze, weite Pantalon von rosa oder himmelblauem Atlas sowie die kurze Balletrobe mit Spitzen und Schlitzen, Maschen und Garnituren von allerlei buntscheckigem Band und Blumenflor en vogue, sowie jene zarte Momusgestalt in kurzer Robe und phrygischer Mütze von Gold- und Silberstoff, welche einen Harlekin als Scepter führte. Bei den meisten dieser Damen, welche die nagende Sorge des Daseins in den schäumenden Becher der Liebe und Lust versenken, war die weißgelockte Perücke Mode, welche sich zu den blühenden und glühenden Gesichern, von den feinen schwarzen Lärvchen durchschnitten, aus denen die Augen keck und lustern herausblitzten, immerhin ganz allerliebst ausnahm.

Wenn dieses bunte, heitere, scherzreiche Volksgewühl an und für sich schon viel des Interessanten darbot und die Lebensgeister in frischem Aufschwunge erhob, so fand doch dieser ganze Jubel und Trouble des Carnevals seinen Gipfelpunkt in der Quadrille, welche der Haupttanz der Franzosen ist, und vorzugsweise in der Quadrille demoniaque und diabolique, welche stellenweise in einen wahren Höllenspektakel ausartet, indem sich mit der wildrauschenden Musik auch noch das wilde Brüllen oder Bellen der Tänzer zu einem betäubenden Chorus steigert. Die Quadrille ist so recht der Tanz, in welchem sich die französische Gewandtheit, Freiheit, Ausgelassenheit und oftmals auch die lieblichste Grazie in ihrem ganzen Schmucke entfalten kann und vor allem Das einen Platz findet, was der Franzose überhaupt unter grimace verdeckt, d. h. allerlei komische Geberden, Stellungen, Bewegungen, die oftmals an Charakteristik und Gewandtheit an das Unglaubliche grenzen und jede Nachahmung ausschließen. Zegte diese ganze bunte, wilde Mummenschar am Schluß einer Quadrille den ganzen Saal hinunter und wieder hinauf in tollem Jubel gleichsam bacchantischer Tanzlust, so gab das ein Bild, zu dem der Genius eines Callot gehörte, um es wiederzugeben, an dessen Mephistopheliſche Gestalten wir oftmals auf das lebhafteste erinnert wurden. Hier also, in dem Opernsaale selbst, herrschten Momus und Komus in optima forma. Hier konnte man lernen, was überhaupt ein Carneval heißt! So bunt und toll es zuweilen über Eck ging, so ausgelassen und liebreizend die bunte und glänzende Schar der Verehrerinnen dieser Freudengötter war, so herrschte doch durchweg der den Franzosen angeborene Takt für Sitte und Anstand vor, der, fern von jeder Ziererei, nie die Achtung vergißt, welche er der Oeffentlichkeit schuldig ist.

Doch verlassen wir nun den eigentlichen Opernsaal mit seinem prunkenden Mummenschanz, mit seinem lauten Jubel und Siege der Terpsichore und schreiten wir wieder hinauf in den glänzenden Saal des Foyer.

Herrschte unten das freie, wilde Reich des Grisettenthums, so regierte oben die Aristokratie der Lionnen und Loretten, die zu stolz waren, in diese bunte, tobende, tanzende Maskenwelt herabzusteigen. Das Foyer ist bis 4 Uhr dieser Maskenwelt

verschlossen und nur der Frack, unter der feinern Männerwelt fast alleinherrschend, und der Domino haben Zutritt. Von Tanz ist hier nicht die Rede. Die äußere Bewegung besteht blos in einer Promenade, die bei der Fülle nur Schritt für Schritt vorrückgeht. Da diese weibliche Aristokratie großentheils in hohem Glanze, wenn auch tief verhüllt, erscheint und riesige Jupons und Crinolines die einherstolzirenden Gestalten verhüllen, so kann es bei diesem Wühlen und Wogen nicht fehlen, daß diese fußbreiten Spitzenvolants und diese weiten Sammet- und Seidenschleppen oftmals in gefährliche Situationen gerathen und darob bald hier, bald da ein Ah! und Oh! erschallt.

Von einem eigentlichen Maskenscherz ist hier nicht die Rede, und zwar umsoweniger, als fast alle Herren ohne Larve erscheinen. Das Mummenspiel der Damen besteht fast nur darin, die Herren zu attakiren und sich als alte Bekannte vorzustellen, worüber denn gar mancher Neuling, der Paris nicht kennt, in großes Erstaunen geräth und die scherzenden und lachenden Damen bei allen Göttern verschwört, er kenne all die schönen Masken nicht, die, je verblüffter Einer ist, um so unerbittlicher auf ihn einstürmen mit der Schmeichelrede falschem Wohllaut. Der Scherz ist also hier, in diesen höhern Regionen, ein sehr harmloser und fast zarter. Während sich unten die materielle Tanzlust ihrem wilden Laufe überläßt, ist es hier eben mehr auf die Toilette, auf ein Conzert, auf ein tête-à-tête sowie auf die kleinen, unschuldigen Scherze abgesehen, welche das Wort unter Larve und Schleier gestattet. Auch hier werden nicht allein die Grenzen des Anstandes und der Decenz auf das sorglichste gewahrt, sondern auch der Scherz artet nie in Zudringlichkeit aus. Gegen 3 Uhr leeren sich die Logenreihen und die Foyers und bevölkern sich die Cabinete der Restaurants. In dem Opernhause selbst wird so gut wie gar nichts genossen. Auch sind daselbst nur zwei kleine Buffets arrangirt, kaum unsern Conditoreien vergleichbar. Vater Bacchus feiert hier nie seine Feste und Mutter Venus muß sich auch nur mit dem Liebesfeuer im Herzen begnügen.

Im Saale tobte noch die wilde Tanzlust, als wir die Oper verließen. Ein dichter, lauer Nebel lagerte in den finstern, öden Straßen. Nur einer der Nibelungen-Recken mit seiner rosa atlasnen Zephyrs, welche am Arme des gepanzerten Helden, dessen riesige rothe Feder wie ein Banner in der Luft flatterte, schmeichelnd dahinhüpfte, waren die Einzigen, welche auf dem Boulevard Montmartre pilgerten, bis auch sie in dem Nebel der Nacht verschwanden.

Der tiefe, melancholische Glockenton von St.-Roch verkündete die vierte Stunde, als wir unsere Rue St.-Honoré erreichten, auf welcher bereits die großen zweirädrigen Gemüsewagen im langsamen Trott den Märkten bei St.-Eustache zufuhren.

Richard Fischer.

Reisebriefe aus Oestreich.

I. Salzburg im Winter.

— Salzburg ist bekanntlich ein Punkt, den Jeder gern einmal in seinem Leben gesehen hat. Die Schönheit der Gegend ist so bekannt, daß sie das Lob des Einzelnen entbehren kann; und in der That, beschreiben läßt sich der Zauber nicht, den eine solche Zusammenstellung von Berg, Thal und Fluß bietet, wie es hier vereint ist. Ich könnte die Gegend nur mit dem Vierwaldstätter-see vergleichen. Doch liegt jener in einem Bette und hier wachsen die Berge fast unmittelbar aus einer Ebene empor und bieten dem Auge in ihrer bedeutenden Höhe fast jede Formation, die schön und wohlgefällig ist. Dort ist das Salzkammergut, dort liegen die Steirischen und da die Tiroler Alpen!

Ich bin aber auch täglich hinausgefahren unter diese weißbedeckten Höhen, die mich so groß und kalt anstarrten, und habe mir Ruhe in ihrem Anschauen geholt. Eine solche Winterlandschaft hat ihre große Schönheit und ihren eigenthümlichen Reiz. Sie ist ernst wie der Norden und fodert auf zum muthigen Tragen — wie schon der Kampf mit dem Klima es bedingt. Man wird in ihrem Anschauen gestählt, die Schläge des Herzens mildern sich, wir lernen dulden — tragen!

Ein Ort, der nur für den Sommer auf durchziehende Fremde berechnet ist, bietet im Winter keine Unterhaltung. Die Stadt ist in der That wie ausgestorben. Am Fuße der Festung erbaut, an dessen hohen Felsen sie sich eng anschließt, besteht sie aus lauter krummen und zum Theil so engen Straßen, daß kein Wagen an dem andern vorbeifahren kann. Die Häuser sind hoch und machen die Wohnungen um so düsterer. Die innere Einrichtung ist unbequem. Sie sind zu weit und groß angelegt, um dem Bedarf einer Familie zu entsprechen. Auf den Straßen ist es still, Spaziergänger gibt es nicht; man sollte meinen,

die Stadt wäre ausgestorben. Bei dem ersten Conditor Tomaselli am Residenzplatze sieht man einige Offiziere, aber auch nur immer einzelne, und doch zählt Salzburg 18,000 Einwohner.

An Kirchen ist es sehr reich; es besitzt drei Klöster für Männer und ebenso viele für Frauen.

Am 20. December starb hier die Aebtissin des Benedictinerstifts Nonnberg, Frau Alberte Rinhauser, 44 Jahre alt. „Sie war eine Bauerntochter aus der Gegend und eine gar strenge Frau", sagten die Umstehenden. Andere schrieben ihre Strenge der Nothwendigkeit zu, die ihr Untergebenen ein wenig im Zügel zu halten, da sie manchmal zu geneigt wären, Blicke auf die Außenwelt zu werfen. Das Kloster Nonnberg wurde schon 580 vom heiligen Rupert gegründet und ist ein sehr altes Gebäude. Ich stand auf dem Grabstein der Aebtissin, als man sie eben eingesenkt hatte, und dachte über ihr Leben nach. Dort in der Mitte der Kirche stand noch der schwarzbehangene Katafalk, rothe Lichter brannten ringsum; hinter einem mit Gitterfenstern versehenen Chor sangen die Nonnen ihre Vesper. Bunte Marienbilder, bekränzte Crucifixe, der Kirchhof draußen in seinen wunderlichen Verzierungen.... Ich wandelte zwischen den Gräbern hin. Man sah von hier auf Salzburg herab. Wie ein Garten Gottes breitete sich die Erde vor dem Blicke aus; Berg über Berg thürmte sich auf und unten hin in der Ebene floß die Salzach wie ein glänzender Silberstrom. Das düstere Gebäude hinter mir gehörte allen Zeitaltern an; es war zu einer unordentlichen Steinmasse geworden, auf der mein Blick mit Befremden weilte. Die kleinen Fenster hatte man stark vergittert, nur in dem einen Flügel waren sie licht geblieben und zeigten sogar weiße Vorhänge. Ich fragte eine Vorübergehende, ob ich die Nonnen sehen dürfe. Höflich führte sie mich zu den Beschließerinnen, zwei hübschen, frischen Mädchen, die mein Gesuch aber abschlugen. Nur mit einer Erlaubniß vom Erzbischof könnte ich eindringen.

Meine neue Bekannte führte mich dann hinunter in die Cajetanerkirche, um mir die Heiligen Stufen zu zeigen. Dies war eine vielleicht aus 40 Stufen bestehende Treppe von rothem politem Stein, der, wie sie sagte, aus Jerusalem komme. Die Gläubigen rutschen ein mal wöchentlich auf den Knieen hinauf und kommen auf einer nebenan gebauten Treppe wieder herab. Sie thun aber noch mehr. Das Kapuzinerkloster liegt auf einem Berge, so steil, daß man ihn bei jetzigem Wetter nicht erklettern kann, sondern der Boden mosaicart wird, gelangen sie auch dort hinauf auf den Knieen. Man sieht hier allüberall was es heißt, den Menschen nur auf den Himmel anweisen und ihm die Erde zu einem Jammerthal voll Sünde machen. Und in der That, soviel in Lumpen gekleidete Arme sah ich noch nicht als hier. Ich kann mir vorstellen, daß sie Alle auf die Zukunft hoffen und die Gegenwart mit Resignation hinnehmen, statt die Hand zur Arbeit zu erheben und vor ihrer Thür zu kehren. Freilich bedarf es auch dazu der Anleitung.

Mozart ist in Salzburg geboren; seine Statue ist die einzige, die den Ort ziert. Doch scheint die Musik durch ihn nicht eingebürgert zu sein. Wenigstens war der Sang und Klang, mit dem man heute wieder eine Leiche, drei wehende Fahnen voraus, vorüberzog, keine günstige Probe davon. Ein Concert fiel indessen schon besser aus. Eine Gesellschaft, wie die des sogenannten Künstlervereins in Dresden, gibt dann und wann einen musikalischen Abend, den ich als Mitglied besuchte. Es waren viele Offiziere da, der Platz so besetzt, daß die Herren stehen mußten. Frau Denemo-Ney, vom Theater, sang mehre Lieder; sie glich wenig ihrer berühmten Schwester. Dagegen trat ein Herr Künzel, auch vom Theater, mit einer so wunderbar schönen Tenorstimme auf, daß ich mich wunderte, wie dieser Schatz sich hier vergraben konnte, umsomehr, da er von einem für die Bühne vortheilhaften Aeußern begleitet ist.

Sehr aufgefallen ist es mir, daß Salzburg nicht eine einzige Leihbibliothek aufzuweisen hat. Man verwies mich auf meine Frage an einen Mann, der in einem kleinen Laden hauste, wo er unordentlich eine Masse alter Bücher um sich aufgehäuft, von denen ich, was ich für mich lesenswerth fand, käuflich erstehen sollte! Zum Glück half Herr Professor Aberle, indem er mich aus seiner Bibliothek versorgte und außerdem im Museum aufnehmen ließ, einer Gesellschaft, die Journale hält und auch alljährlich Bücher ankauft. Als ich die Liste durchsah, fand ich auch meinen Namen. Im Lesezimmer fiel mein Auge zuerst auf die „Unterhaltungen am häuslichen Herd", die ich begierig ergriff, als müßten sie mir Kunde bringen aus weiter Ferne. Aber ach! Es waren veraltete Nummern! Man bezieht hier nicht durch die Post, sondern auf dem Wege des Buchhandels, der nach Salzburg über China zu gehen scheint. Ich fand das „Morgenblatt", „Die Natur", von Ule, und „Das Ausland". Statt der „Blätter für litera-

rische Unterhaltung" fand ich das „Literaturblatt", von Menzel, das in katholischen Ländern stark gelesen wird. An Zeitungen findet man, außer den östreichischen Blättern, nur die augsburger „Allgemeine". Bei schlechtem Wetter bring' ich gern eine Stunde hier zu.

Mitunter besuche ich auch die Gemäldeausstellung, die seit 1843 permanent ist und manche hübsche Bilder von münchener Künstlern enthält. Der Maler Fischbach lebt für immer hier und zwar vor den Thoren der Stadt in einem hübschen Landhause, wo er im Winter, der schlechten Wege halber, wie ein Gefangener sitzt. Außer ihm ist nur noch Hans Huber hier, der sehr schöne kleine Aquarellbilder zu Albumblättern fertigt. Morgen besuche ich mit ihm die Kunstausstellung des Herrn Wedekind, der früher Consul in Neapel war und von Stahr in seinem „Italien" so weitläufig besprochen ist.

Mir gegenüber im Hôtel wohnt der Graf Habn, der Bruder der Gräfin Ida. Er hat sich ein Landhaus unweit Fischbach erbaut, zum Witwensitz für seine Gemahlin, die hier gleichfalls zur katholischen Kirche übergetreten ist.

Anregungen.

Der „Salon" und die höhere Geselligkeit.

Es gibt noch Gesellschaften, Mittagstische und Abendfeste, aber es gibt keine „Salons" mehr.

Der „Salon"! Welche Gedanken, Erinnerungen verknüpfen sich mit diesem Worte, welche Gestalten beschwört es herauf! Gepuderte, mit Schönpflästerchen zierlich bedeckte, feine, geistvolle Frauenköpfe, Mademoiselle Hippolyte Clairon, Frau von Epinay, die muntere, witzige Minette Helvetius, die schöne Gräfin Egmont, Rahel, die etwas von dem Duft der Rosen von Saron besitzt, Madame Récamier! Und die Männer! Säße es einem großen Mann Frankreichs, dessen Briefe einer oder der andern dieser Musen nicht einmal zu Papilloten gedient haben?

Die Franzosen sind das Volk der Geselligkeit. Schon unter dem Cardinal Richelieu hatte sich im Hôtel Rambouillet um Mademoiselle Julie, die Tochter des Hauses, ein Kreis von Damen, Seigneurs und Literaten gebildet, die an bestimmten Tagen zusammenkamen und in geistreicher Unterhaltung, in schön gedrechselten Reverenzen über die Fragen des Tages, über Dichtwerke und Philosopheme Ansichten und Meinungen austauschten und am Ende auch die „Chronique scandaleuse" nicht vergaßen. Sie schliffen zuerst die rohen Edelsteine der französischen Sprache zu geschätzten, werthvollen Rubinen und Smaragden. Später, als nicht nur über Tragödien, die Briefe Pascal's und über Descartes' berühmtes „Cogito ergo sum" die Gedanken in der Luft schwirrten, sondern auch die Throne und die Altäre in die Discussion gezogen wurden, der Spott und der Haß an dem Meßgewand des Priesters zupfte und der Purpurmantel der Könige bedenklich vor dem Winde zu flattern begann, der von England herüberwehte, stieg die Begierde des gegenseitigen Ideenaustausches, die innere, prickelnde Unruhe der Geister, welche sie zueinander trieb, und es wurde, schon der Mode wegen, für jede reichere Dame eine Nothwendigkeit, einen Salon zu haben, einen Raum, wo man plaudert. Wohl Der, welche die besten, die witzigsten Plauderer anziehen wird!

Es gehört so wenig zu einem Salon! Ein warmes Zimmer im Winter, ein kühles im Sommer, bequeme Sessel, hier und da ein Sopha; des Abends ein leichtes Souper, einmal in der Woche ein reiches Mittagsmahl, aber nicht eins von denen des Lucullus und der Kleopatra. Die Dame des Hauses aber muß Geist und die Gaben der Grazien besitzen, um Viele zu fesseln und Niemand zu verletzen; denn man weiß, wie leicht Schriftsteller, Künstler und Schauspieler zu erzürnen sind, welch feines Gefühl sie für verletzte Eigenliebe haben. Den Gürtel der Venus kann sie eher entbehren; für ihren Salon ist es nicht gut, wenn ihre Augen einen großen Brand entzünden, dem Liebes-Lust und Leid und Eifersucht folgen würden. Die Besucher kommen und gehen, ungehindert, unbelästigt; nur Madame Geoffrin sieht es gern, wenn man lange bei ihr verweilt und sich von ihr, wie von einer mütterlichen Freundin, gute Rathschläge ertheilen und Gardinenpredigten halten läßt. Nun fangen die Geister des Scherzes und des Witzes ihre Flügel zu regen an. Die Einen gehen auf und ab; sie plaudern vom Theater, von Voltaire's Trauerspielen, von den Liebschaften der Arnauld, Wenn Helvetius, der philosophische Generalpächter, zugegen ist, zieht er Einen von der Gesellschaft in eine einsame Fensternische, um sich mit ihm über das Wesen des menschlichen Geistes zu unterhalten und Materialien für sein Buch „De l'esprit" zu sammeln. Wendet Madame Geoffrin, die eine gute Patriotin ist, auf einige Minuten ihren Gästen den Rücken, läßt d'Alembert rasch den großen Friedrich von Preußen wegen des Siegs von Roßbach leben. Der bevorzugte Held des Salons sitzt bei der Wirthin am Kamin, bei Frau von Epinay der Baron Grimm, der für deutsche Fürsten und die Kaiserin von Rußland gegen schönes Geld täglich pariser Bulletins schreibt und von Haus zu Haus kantet; bei Madame Récamier Alexander L., der den Namen und die Liebenswürdigkeit des Macedoniers geerbt. Jetzt vereinigen sich plötzlich alle Gruppen der Versammlung um einen Matador; er bringt eine Neuigkeit vom Hofe, aus dem Theater, von der Straße

oder erörtert ein wichtiges, anziehendes Problem, wie Buffon in solchen Salons zuerst die Einleitung in seine Naturgeschichte besprochen, Turgot die Pläne auseinandergesetzt, die er später als Minister auszuführen begann. Im Salon der Madame Necker werden trotz der muthwilligen, phantastischen Tochter des Hauses, Germaine, die unter dem Namen Staël die Muse des neuen Frankreichs werden soll, meist nur staatswirthschaftliche Fragen besprochen, hier läßt man das Finanzministerium niemals aus den Augen. Dagegen gibt der Abbé Morellet diner den Freunden der Musik ein Frühstück; dort entbrennt der Streit über deutsche und italienische Musik, über Rousseau und Piccini und Gluck. Bei dem weltkundigen Baron Holbach endlich — „nie hat ein Edelmann", sagen die Zeitgenossen in schöner Uebereinstimmung von ihm — „würdiger und edler ein großes Vermögen angewandt" — trinkt man den besten Burgunderwein und hat als köstlichste Zugabe die tiefsten philosophischen Anregungen wie Früchte auf Dessertteller. Da fodern sich zwei muthige Kämpfer zu Wortgefechten heraus: Diderot und der olivenfarbige Abbé Galiani, einer der witzigsten Köpfe und die schärfste Zunge in ganz Paris. Die Andern sitzen schweigend als Schiedsrichter umher; heute hat Diderot das Wort für den Atheismus, am Donnerstag darauf der Abbé für den Schöpfer der Welt.

Diese Salons — es sind nicht nur gleichsam eingerichtete, behagliche Wunderhüchen, es sind brennende Vulkane — Vulkane unter Florhüllen und Puderstaub, unter Blumen und Perlen, unter Lächeln und Scherz. Wie treibt sich Gedanke an Gedanken! Im Kreise anregender Menschen wird ein hingeworfenes Wort, von Mund zu Mund, von Diesem tiefer, von Jenem blitzender aufgefaßt, weitergegeben, zu einer magischen Lichtsäule, welche einen unerwarteten Glanz über Dinge und Probleme wirft, die bisher im tiefsten Schatten lagen. Von Frankreich haben sich diese Réunions über den Kanal nach England verpflanzt. In der Eremitage der Kaiserin Katharina hat Diderot ihre kurzblühende, russische Colonie gestiftet und es hat einen Augenblick gegeben, wo die Salons von Paris sich für das römische Forum halten und von einem bezwungenen Erdkreis sprechen konnten. Dann — nun ihr wißt es ja, dann erschien die Revolution, welche diese modernen Cyklopen mit Frauengesichtern und weißen Händen mit heraufbeschworen, deren Blitze sie selbst mit geschmiedet, um all diese lieblichen Köpfe abzuschlagen und vor der Wahrheit der That die Poeten und Philosophen verstummen zu lassen. Seitdem hat sich noch manchmal ein Salon geöffnet — Nachblüten des Sommers. Die schärfere Parteistellung jedes Einzelnen, der die Meinung des Andern nicht dulden will, die Geringschätzung, mit der man jetzt die idealen Interessen behandelt, der Club und die Cigarre haben sie verdorben, vernichtet. Das sind auch kleine, untergegangene Welten; ihre Harmonie paßt nicht zu den Dissonanzen unserer Tage. Den Deutschen fehlte von jeher entgegenkommende Geselligkeit; sie spinnen sich ein in ihr Haus, ihre Familie; es sind geborene Einsiedler. Unsere Frauen schüren am liebsten die Flammen des häuslichen Herdes: sie sind Priesterinnen des Herzens, nicht Fackelträgerinnen des Geistes. Und doch — wie sehr fehlen uns jetzt diese Kreise, wo die Guten sich zusammenthun und einen Damm gegen die immer weiterrückende Flut der Mittelmäßigkeit und des Zopfunwesens in der Kunst bilden könnten; wo wieder edle Sitte und schöne Menschlichkeit erhöht, die schärfsten Streitfragen durch die Gegenwart und Anmuth der Frauen gemildert, im gegenseitigen Gespräch die Meinungen geklärt und das Schöne und Wahre als die Ziele jeglichen Strebens aufgestellt würden!

Goethe.

In einer „entgötterten" Welt, in realistischer Zerstörung — was bleibt den Menschen einzig Göttliches noch übrig — als der Cultus der Heroen?

Die Schlachtendenker aber feiert Niemand mehr, die Sonne von Austerlitz ist ein kleiner Stern geworden, nichts als eine Erinnerung. Den schreibenden Unfug müssen die „Männer der Vorsehung" die liebsten und verehrtesten sein, die auch geschrieben — mit der Feder von Jupiter's Vogel. Einer von diesen „representativen men" ist Goethe.

Zwei neue Erscheinungen liegen uns über ihn vor: Erstens sein Leben, von Robert Prutz, das 27. Bändchen der „Unterhaltenden Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1856);

Zweitens das in dritter Auflage erschienene nachgelassene Werk von Johannes Falk: „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1856).

In der Schilderung von Robert Prutz, so kurz sie ist, sind doch die Grundzüge der Entwickelung und des Wirkens Goethe's enthalten. Prutz führt uns den Dichter, nach einer allgemeinen Charakteristik, näher in den vier Lebensaltern als Knabe, Jüngling, Mann und Greis vor, weil, wie er bemerkt, in und an Goethe Alles im höchsten Grade so naturgemäß ist, daß sich auch sein Dasein, nach den natürlichen Epochen des allgemein-menschlichen Lebens, nach Kindheit, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter abwindet. Denjenigen, welche Goethe's Leben schon aus „Dichtung und Wahrheit" und den sonstigen ausführlichern Biographien, die erschienen sind, kennen, wird zwar das Prutz'sche Büchlein nichts wesentlich Neues oder bisher Unbekanntes bringen, aber auch ihnen muß es als ein Auszug, als ein Résumé, das ihnen die Gestalt des Dichters wieder in die Erinnerung bringt, willkommen sein. Besonders ist das Prutz'sche Lebensbild für den Unterricht in der Literaturgeschichte zu empfehlen.

Daß Goethe nicht blos ein großer Poet, sondern auch groß als Mensch war, ist zwar den tiefer in

sein Leben Eingeweihten schon bekannt, aber den zum Theil noch herrschenden Ansichten über Goethe's Egoismus gegenüber hat Prutz von neuem mit Wärme Goethe's sittliche Größe hervorgehoben. Nur an einer Stelle urtheilt Prutz streng, indem er sagt, daß „der Name Sesenheim einen Flecken bilde auf Goethe's Dichterkrone", und es als eine Art Raubes für die verlassene Pfarrerstochter zu betrachten, daß Goethe'n „niemals die Hand eines edeln, reinen Weibes zutheil geworden, daß er nie das Glück des häuslichen Herdes gekannt". So, sagt Prutz, seien die Thränen der sesenheimer Friederike geweint worden, wobei denn freilich doch noch erst zu ermitteln wäre, ob Goethe jenes angebetete „Glück des häuslichen Herdes" irgendwie zu seiner Philosophie des „Behagens" vermißt hätte.

Uebergangen aber noch, als es auf der kurzen Prutz'schen Darstellung möglich war, seien uns Goethe's menschliche, sittliche Größe aus dem Faust'schen Werke entgegen, das überhaupt zu denjenigen gehört, welche uns Goethe's menschliche Seite in den bedeutungsvollsten Zügen erkennen lehren. Der Abschnitt über „Goethe und den Herzog von Weimar" ist eine der schönsten Blüten aus der innern Geschichte des Dichters. Man ersieht daraus, daß der Dichter über unmenschliche Zumuthungen, wie sie damals von den Franzosen dem Herzog von Weimar gemacht wurden, innerlich so empört und ergrimmt werden konnte, daß ihm, nachdem er sich in den heftigsten Worten der Entrüstung darüber Luft gemacht hatte, „die Thränen stromweis von beiden Backen herunterrollten". Die Beschwerden der französischen Regierung waren damals, nach der unglücklichen Schlacht bei Jena 1806, gegen das Verhalten des Herzogs zu seinen Freunden und Waffenkameraden gerichtet. Da rief Goethe, als er sie gehört hatte, aus: „Was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradewegs das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben?..... Warum muthet man dem Herzog zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den neuen Herren zu Gefallen, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreichen? Steht denn euer Kaiserthum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksals in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfordert..... Ich will euch Brot singen! Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist! Die Schande der Deutschen will ich besingen und die Kinder sollen mein Scheußlich auswendiglernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf den Thron heraufs und euch von dem euern herunterringen! Ja, spottet nur des Gesanges, ihr werdet doch zuletzt an ihm zu schanden werden! Komm an, Franzos'! Hier oder nirgends ist der Ort, mit dir anzubinden! Wenn du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst oder es mit Füßen tritst, was Eins ist, so wirst du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen! Ihr seht, ich zittere an Händen und Füßen! Ich bin lange nicht so bewegt gewesen!"

Leider war dieser edle Erguß des Unwillens nur da erst eingetreten, als das fremde Feuer — an den Nägeln brannte!

Wahrnehmungen.

C. M. Arndt will in seinem Schub'schen „Musenalmanach" den Dämon des Sokrates sorgsam als einen „Engel der Schule" gelesen sehen. Der Dämon des Sokrates ist das gegenständliche, von allen Nützlichkeiten unabhängige „bessere Selbst" des Menschen.

* * *

Nichts läßt sich leichter copiren als scheinbare Gelehrsamkeit.

* * *

Eine Dichtung ist nur dann vollendet, wenn sie den Charakter einer augenblicklichen Improvisation trägt.

* * *

Nur denjenigen Gesetzen gehorcht man gern, welche die Sitte und das Bedürfniß geschrieben haben. Aber gerade sie überleben sich am frühesten.

* * *

Wer deinen Rath begehrt, sucht nur für Entschlüsse, die längst von ihm gefaßt sind, Jemanden, der dafür die Verantwortlichkeit übernimmt.

* * *

Glück und Unglück sind sich darin gleich, daß auf ihrer Höhe nichts so sehr verachtet wird als das Bereuen.

* * *

Den Denker wird selbst die natürliche Erklärung des Wunderbaren nie zum oberflächlichen Freigeist machen; denn darin, daß die erweislichen Zufälligkeiten doch gerade so und nicht anders zusammentrafen, liegt immer noch ein Anlaß, über die Folgerichtigkeit dieser Vorgänge sich in Demuth zu ergeben.

* * *

Für eine Selbstbeherrschung, die nur aus dem Verstande kommt, läßt sich nicht gutsagen. Ein unvorhergesehener leisester Windhauch kann plötzlich die vorgedrückte Maske fallen machen.

* * *

Der Handlungsweise manches scheinbaren Egoisten mag ein verzehrendes Grauen zugrunde liegen, wie tief Undankbarkeit verwunden kann.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 17.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Emeljan Pugatschew.

Russische Bilder aus den Jahren 1773—75.
Von Kurt Fernyk.

II.

(Katharina Alexiewna. — Die Verbannung von Kasan.)

„Nein, nicht zu glauben ist den Berichten, die uns täglich von dem Schauplatze des Aufruhrs zugehen! Wohin dieser Mensch sich wendet, folgt ihm das Volk, als ob es bezaubert wäre." — schreibt der englische Gesandte aus Petersburg. Stürmische Tage stehen bevor; die Wolken, die sie verkünden, werfen schon ihren Schatten auf die Stirn unserer Semiramis, Katharina II. Wandelt sie doch auf glühenden Kohlen. Da sind die Altrussen, die ihr nie vergeben werden, daß sie eine Deutsche ist und Französisch spricht; soviel Perlen und Diamanten sie auch den Heiligenbildern schenken, so oft sie auch zu Fuß im härenen Kleide zu ihnen wallfahren mag, fast täglich muß sie in das mürrische, finstere Gesicht des Großfürsten Paul Petrowitsch, in diese großen, stieren Augen hineinsehen, die den Vater von ihr zu fordern scheinen. So erzählt die Sage, daß auch Semiramis den Ninyas fürchtete. Aengstlich flüstert man sich ins Ohr, daß der Adel von Moskau dem Rebellenhäuptling Geld zusende, daß Nachts im innern Schloßhofe die Wagen bereitständen, bei einem Aufruhr die Kaiserin nach Reval zu führen. Allein vor Pugatschew wird sie nicht weichen, das ist nicht ihr Loos, sondern mit scharfem Blick — und sie sieht durch die Hülle geistesklaren Auges in das Wesen der Menschen hinein — hat sie schon den Mann erkannt, der ihn vernichten wird. Bei einem Hoffeste war es, daß sie mit jener herzgewinnenden Anmuth, die ihr so wohlstand, den General Alexander Bibikow zum Feldherrn gegen die Rebellen ernannte. „Sei's!" sagte der nach langer Weigerung, denn er glaubte, bei ihr in Ungnade zu stehen — „fürs Vaterland!" Er hatte schon einmal in Kasan einen Aufstand der Arbeiter gedämpft und war ein Mann für solche Dinge. Der Schreckensruf seines Namens und kaiserliche Manifeste gingen ihm voran. Denen, die sich unterwerfen würden, ward Verzeihung versprochen, auf Pugatschew's Haupt 10,000 Rubel gesetzt. Aus der Simowei'schen Staniza ließ man seine Frau und seine drei Kinder nach Kasan bringen, um in dem Proceß gegen den Betrüger Zeugniß abzulegen. Sein Haus hatten die donischen Kosacken unter feierlichen Ceremonien verbrannt; die Stätte, auf der er gewohnt, sollte ein Ort des Fluchs für alle Zeit sein.

Aber er selbst stand noch im scharlachrothen Rock bei seinen Kanonen und seine Kugeln waren noch Freikugeln, welche Bastionen und Castelle zerschmetterten. Oestlich von Orenburg bis zur sibirischen Grenze gehorchte ihm das ganze Land; seine Hauptleute durchzogen diese Gegenden nach allen Richtungen; sie hoben Mannschaften aus, sie trieben Gelder ein, nichts widerstand ihnen. Der Adel flüchtete vor ihnen und vor seinen eigenen Leibeigenen in die großen Städte wie Ufa

und Kasan; weithin schlugen die Wogen dieser neuen Sündflut. Welch Geschick konnte in dieser allgemeinen Noth dem des Ritters von Reinsdorp gleichkommen? Wie ein Verzweifelter schrieb er an Bibikow, nun sei es aus. Sein Mitbürger, der gelehrte Akademiker Ritschkow, läßt zwar Pferdehäute rösten und, zu Pulver gestoßen, dem wenigen Mehle beimischen, das noch in der Stadt ist; aber das Brot schmeckt bitter wie Galle — echtes Schmerzensbrot, und die Pferde, die nur noch Reißig als Futter bekommen, können ihre Reiter kaum noch tragen und versinken kraftlos in den Schnee, als die Besatzung am 13. Januar 1774 einen mißlingenden Ausfall macht. Mit ähnlichen Leiden kämpften in der Burg von Jaizk der brave Krilow und Simonow mit 1000 Veteranen gegen die Rebellen in der Stadt, die sich plötzlich am 31. December gegen sie erhoben, das Castell mit Schanzen umringt und aus 17 Batterieen beschossen hatten. Zuweilen erschien Pugatschew in der Stadt; alle Glocken läuteten zu seinem Empfange und durch die Straßen langsam dahinreitend, warf er wie immer Kupfermünzen unter das Volk. In der Abenddämmerung begann der Sturm. „Vorwärts, ihr braven Hetmänner!" schrieen die Kosacken, sich gegenseitig ermuthigend — und dann über den Festungsgraben gegen den Wall. Der Kaiser stand im Graben, eine Lanze in der Hand, und ermunterte sie mit Worten und Blicken. Gewaltig war der Angriff; selbst die Mädchen der Kosacken, in Mannskleidern mit Flinten und Pistolen, fochten in der ersten Reihe der Stürmenden. Neun Stunden währte das Gefecht; die Kartätschen der Belagerten rissen breite Furchen in den dichtgedrängten Scharen der Rebellen und sie flohen; vergebens stach Putgatschew einen und den Andern von ihnen nieder. Unter den Mädchen, die im Kampf gewesen, hatte Pugatschew eine hohe, schlanke Gestalt bemerkt, mit blitzendem Auge, braunem, lockigem Haar. Sie hieß Ustinga Kusnezowa; er bewunderte ihre Schönheit, er wollte sie besitzen, aber so leicht war sie nicht willig, ihre Gunst zu verschenken. Von ihren Aeltern foderte er ihre Hand. „Herr", sagten diese erschreckt, „lebt unser Mütterchen, die Kaiserin, nicht mehr? Was soll dir unsere Tochter, ist sie doch kein Fürstenkind!" Trotzdem ließ er sich mit ihr trauen und im Kirchengebete ward Ustinga's, der Kaiserin aller Reussen, erwähnt. Kosackenmädchen gab er ihr zu Hofdamen und Ehrenfräulein und beschenkte sie mit dem Titel Gräfinnen — und schönen Besitzungen in partibus infidelium; durch all seine Schrecklichkeit zieht sich eine Ader wilden Humors. Einen Tag in der Woche kam der Kaiser von Berda zu seiner Gemahlin hinübergeritten; dann ward die Komödie sehr ernsthaft für die Belagerten. Unter dem Glockenthurm der Burg, der mit sechs Stockwerken über der Mauer ragte, ließ er eine Mine graben, um ihn in die Luft zu sprengen; seine Steine, versicherte er den Kosacken, würden wie die Blize des Himmels seine Gegner erschlagen. Allein die Belagerten, durch einen Knaben aus der Stadt von Pugatschew's Verhaben in Kenntniß gesetzt, hatten ihren Pulvervorrath aus dem bedrohten Thurm fortgeschafft und als die Mine in der Mitternacht des 11. Februar sprang, brach nur das untere Stockwerk in Trümmer, die obern senkten sich wenig. Wie das die Belagernden sahen, wollten sie nicht vorwärts und lärmten die ganze Nacht; sie schmähten den Kaiser, der sie betrogen, und lästerten Gott, der sie verlassen. Denn freilich war ihnen die Rache der Zarin, mit der sie Reinsdorp in seinen Proclamationen so oft bedroht, in Gestalt Alexander Bibikow's auf den Fersen, und — sie hinkte nicht.

Am 25. December 1773 war Bibikow in Kasan angekommen, ein Bataillon Grenadiere und eine Schwadron Husaren folgten ihm. „Was wollen diese Wenigen gegen die Pest des Aufstandes?" schreibt er seiner Frau. „Denkst du noch an die große Feuersbrunst in Petersburg? Es brannte hier und dort, wie konnten an allen Orten zugleich bereite Retter sein? So ist es hier." Doch belebte seine Gegenwart Alles; er versammelte den Adel um sich; sie selbst müßten etwas thun, sagte er den Edelleuten; es wäre nicht nur die Sache der Regierung, sondern ihre eigene, und zeigte ihnen den Brief der Kaiserin, worin sie sich selbst eine kasanische Edeldame nennt und als solche zum Gemeinwohl beitragen will. So ward die Bildung von Husarenregimentern beschlossen. Allmälig langten auch die Truppen an: Veteranen, die gegen die Türken gefochten und noch Siegeszweige an ihren Hüten trugen, die petersburger Carabiniers, das Regiment von Wladimir. „Ich sehe", schreibt der General, „man ist mit meinen Anordnungen bei Hofe zufrieden und mit Gottes Hülfe endet Alles gut. Doch wahrhaftig, ihr könntet die Gans auch einmal fragen, ob ihr die Füße nicht frieren!" Denn es war bitterkalt in diesem Jahre 1774 und die weiten, großen Ebenen, durch welche die Truppen marschirten, waren so tief mit Schnee bedeckt, daß

immer erſt Wege gebahnt werden mußten. Indeß beſetzten Bibikow's Hauptleute, noch ehe er Kaſan verließ, Samara und Sainsk; an die viertauſend aufrühreriſche Bauern kamen täglich zu ihnen und baten um Gnade.

Unterdeſſen ſchien der Mann mit dem Adler nur mit Feſten und Sturmlaufen in Jaizk beſchäftigt und als Perſilijew ihm rieth, über die einzeln heranziehenden Truppentheile herzufallen und ſie durch ſeine Maſſen zu erdrücken, erwiderte er lachend: „Wozu der Mühe? O Freund, ſie werden uns von ſelbſt in die Hände fallen!“ Ganz ohne Beſorgniß war er nicht; ſtehen nicht dreißig der ſchnellſten Pferde im Marſtall zu Berda im beſten Futter? Zu Wettrennen will ſie der Kaiſer gebrauchen, ſagen die Knechte, freilich zu einem Wettlauf nach dem Kuban, ins Land der Türken! „Was denkſt du, Zar?“ riefen ihm die Baſchkiren zu, die ſeine Abſicht durchſchauten. „Du haſt uns wider die Ruſſen empört und willſt uns verlaſſen?“ So bleibt ihm nichts übrig, als die Schlacht zu wagen. Am 22. Januar iſt Golizin über die Kama gegangen, am 10. Februar hat er ſich mit Manſurow vereinigt. Den Tag darauf brach Pugatſchew mit 500 Reitern und 1000 Wagen nach Berda auf. Dort zog er die beſten ſeiner Krieger zuſammen, die Koſacken vom Jaik, die Arbeiter ſeines Cyklopen Chlopuſcha; nur 4000 blieben vor Orenburg. In der Nacht des Aufbruchs ſang und zechte er mit den alten Freunden und küßte den heitern Dimitrii Liſſow, der ihm Sieg und langes Leben wünſchte; eine Stunde nachher ließ er ihn erdroſſeln; nichts lernte ſich je ſo leicht als Tyrannenhandwerk. Sonſt hatte ihn der alte, kriegeriſche Muth wieder ergriffen, der ſeinem erſten Auftreten ſoviel Glanz und Erfolge geſchafft. In einem Tage ſtellte er die zerſtörten Feſtungswerke von Tatiſchewa wieder her; große, aufeinandergethürmte Schneemaſſen, mit 36 Kanonen beſetzt, dienten anſtatt der Wälle. Als Golizin am 22. März vor der Burg erſchien, hielt er ſie für verlaſſen, bis ein Kundſchafter ihn von der Anweſenheit der verſteckten Feinde unterrichtete. Ein heftiges Geſchützfeuer begann; Jäger, die mit Schlittſchuhen über Schnee und Eis dahinglitten, beſetzten die nächſten Anhöhen und erſchoſſen die Artilleriſten des Kaiſers. Der ſtand unter dem Thorbogen des Caſtells, ſieben Kanonen vor ihm; zuweilen richtete er ſie ſelbſt. Nach dreiſtündigem Feuern ließ General Freimann den Sturmmarſch ſchlagen und erſtieg den Eiswall. Verzweiflungsvolles Ringen hüben und drüben; allein dem wohlgelenkten Bayonnetangriff erprobter Veteranen konnten zuſammengeraffte, ſchlecht bewaffnete Haufen nicht widerſtehen; ſie flohen; mehr als 1300 Leichen lagen am Thor, auf den Wällen. Weiter als zwei Meilen jagte die Reiterei den Flüchtigen nach; nun war es keine Schlacht mehr, nur noch ein Gemetzel. Bald darauf trat Thauwetter ein; die Flüſſe gingen auf und die Leichen, welche die Sieger hineinwarfen, ſchwammen zum Meere hinab. An den Ufern ſtanden die Frauen und Mädchen der Koſacken, ſuchten — Die den Gatten, Jene den Geliebten. Zu Oſernaja ſaß ſtundenlang an der Klippe des Jaik ein altes Weib; mit ihrer Krücke zog ſie die vorüberſchwimmenden Leichen an ſich heran und ſchaute in ihr entſtelltes Geſicht. Sie konnte es nicht erkennen. „Du biſt nicht mein Kindchen, nicht mein Stephan!“ rief ſie jammernd; „welche Welle netzt jetzt deine ſchwarzen Locken?“

Mit fünf Koſacken war der beſiegte Zar in Berda eingeritten; die weißen Federn hingen zerzauſt und halb verbrannt von ſeinem Hute; ſein rother Sammetrock war beſtaubt, zerriſſen. Alles rüſtete zum Aufbruch; die Einen trieben ihr Vieh eilig vor ſich her, dort belud man die Wagen, die Muthigſten ſuchten nach den beſten Waffen. Der Branntwein floß in den Gaſſen, denn Pugatſchew hatte befohlen, die Fäſſer entzweizuſchlagen, damit ſich nicht ſeine Anhänger berauſchten und Alles auseinanderginge. Als die Baſchkiren Solches ſahen, riefen ſie: „Das Weltende iſt da!“ Nichts Beſſeres als dies Waſſer tranken im Himmel ihre Götter, nun floß es nutzlos dahin, wie ihre eigene Freude nach kurzem Jubel zerronnen war. Unter der Linde, die eben ihre erſten Blätter treibt, ſtehen ſeine treueſten Genoſſen im wilden, eifrigen Geſpräch; nur Chlopuſcha fehlt, der im Galopp nach Kargala geeilt, ſein Weib und Kind, die dort ſind, zu retten. Da naht der Kaiſer ſelbſt; er ſpricht von ſeinem Stern, ſeinen Hoffnungen, beredt wie immer; aber ſie hatten kein Ohr mehr für ihn, nur Zweitauſend folgten dem Hufſchlag ſeines Roſſes. Vom Walle von Orenburg hat Ritter Reinsdorp Reiter dahinjagen ſehen, Rauchwolken, die immer ſtärker über der weiten Schneefläche ſich erheben — und ganze Haufen Baſchkiren und Bauern eilen auf die Stadt zu, ohne Waffen, mit flehend erhobenen Händen: „Laßt alle Glocken läuten — wir ſind befreit!“ „Die Stadt hallt wider von dem Ruhme Ihrer Fürſtlichkeit“ — ſchreibt der Ritter an Golizin —, „Ihr glorreicher Sieg hat uns Allen das Leben wieder-

geſchenkt; jetzt beten wir in den Tempeln, daß es Ihnen gelingen möge, den Rebellenhäuptling zu fangen!'"

Fliehe, Emeljan Pugatſchew, hier iſt deines Bleibens nicht mehr! Trägſt du doch all das Deinige mit dir, deinen erlogenen Namen und den Adler an deinem Ohr! Noch war er hoffnungsvoll! Nach geendigtem Pferdeopfer hat ihm ein Zauberer der Baſchkiren neue Siege verheißen; ſolange es Sklaven auf dieſem Boden gibt, wird der Gedanke von der Gleichheit aller Menſchen und die Wuth der Rache ſie gegen die Edelleute und die Beſitzenden erheben. Aber ſeine Freunde ſanken, wie die Aehren auf dem Felde, um ihn; Dimitrii Liſſow wird nie mehr ein Koſackenlied ſingen, Chlopuſcha iſt gefangen, Padurow, der Schreiber; und gerade an demſelben Tage riſſen die Koſacken in Tabinſk die prächtige Adlerfeder von dem Hute des Feldmarſchalls Tſchika und überlieferten ihn dem Oberſten Michelſon, der während des Kampfs gegen den Kaiſer die Provinz Ufa von den Rebellen gereinigt. Endlich entſetzte in der Oſterwoche Manſurow auch die hartbedrängte Feſte in Jaizk. So hat Alexander Bibikow triumphirt! Trotz Noth, Bedrängniß und eigenen Unmuths iſt er in Bugulma angekommen, bereit, als Triumphator in Orenburg einzuziehen. Aber das Glück war ihm neidiſch geworden; ein hitziges Fieber ergriff ihn und am 9. April 1774, Morgens 11 Uhr, ſtarb er, erſt 44 Jahre alt. Die Sage weiß ihm ein tragiſcheres Geſchick zu geben; ſie läßt ihn an dem Gifte ſterben, das ein Pole aus ſeinem Gefolge ihm gemiſcht. Mit den Erfolgen, die er errungen, hatte er der Kaiſerin zugleich melden laſſen, nicht Pugatſchew ſei groß noch ſein falſcher Name mächtig, groß ſei nur der allgemeine Unwille. Alſo endete Bibikow, inmitten ſeiner Erfolge, bar der Olivenkränze des Friedens, die er gehofft. Was half ihm nun der Geſang Derſchawin's, blaue Ordensbänder und Senatorenwürde? Gerade in der Stunde brachte ſie der Bote nach Bugulma, als die Kerzen um ſeine Todtenbahre angezündet wurden; denn ſo war die Welt von jeher: ſie beſchenkt den Todten mit Ehren, welche ſie dem Lebendigen verſprach.

Sein Ende war die Rettung Pugatſchew's, da der ſterbende Feldherr nicht dem beſten, ſondern nur dem älteſten ſeiner Hauptleute den Stab hatte geben können; und Dieſer, Fürſt Schtſcherbatow, handelte ohne Energie und wußte die Eiferſucht der Offiziere aufeinander nicht niederzuhalten. So gelang es dem Zar in den Hüttenwerken des Ural, die Ueberreſte ſeiner alten Scharen, die ihm Perfiljew zuführte, und neue Haufen, die ihm jeder Tag brachte, zu ſammeln, zu ordnen; denn bis in dieſe Einöden ſind die Manifeſte aus Berda-Moskau gedrungen, die auf ewige Zeiten Frohnden, Sklaverei und ruſſiſche Knuten abſchaffen. Welch wunderbares Evangelium! Und gewiß, es war kein gemeiner Kopf, aus dem ſolch ein originaler, völkerbewegender Gedanke noch in ſeiner ganzen Wildheit, in dem Schwefellichte verbrannter Schlöſſer ſprang! Heute von Michelſon, der es allein gewagt, ihn auf der Höhe des Ural zu verfolgen, geſchlagen, erbeut er ſich morgen wieder; wie Pompejus prahlte, braucht er in Wahrheit nur auf den Boden zu ſtampfen und Heere von Tauſenden ſpringen empor wie aus den Drachenzähnen des Kadmus. Auf den Spitzen des Gebirgs, durch die Birkenwälder — über unabſehbare Steppen, auf denen das Gras des Frühlings emporſprießt, durch die Moräſte ausgetretener, vom Winterſchnee geſchwellter Flüſſe geht die Monate Mai und Juni hindurch dieſe wilde, erfolgloſe Jagd; es iſt wie der Wettlauf des Hektor und des Achilles um Trojas Mauern. Endlich aber ſind Michelſon's Vorräthe erſchöpft; kaum drei Ladungen hat er für ſeine Kanonen; dazu iſt im letzten Gefecht ein Theil des Gepäcks verlorengegangen und er muß im Anfang Juli nach Ufa zurück, ſein Heer neu zu rüſten. Dieſe Tage der Raſt wollte der Zar zu einem kühnen Streich benutzen und die Goldwäſche in Jekaterinburg plündern, eilte aber, als er von ſeinen Spionen vernahm, daß die Feſtung ſtark beſetzt wäre, zum Ufer der Kama.

Wie erſchrak bei dieſem zweiten Nahen der Rebellen der Generalſtatthalter Kaſans, der Ordensritter von Brandt! Er war noch mager wie ein Schatten von ihrem erſten Auftreten. Seine Boten eilten zum Fürſten Schtſcherbatow, zum Oberſten Skripizin, der in der Burg von Oſſa auf dem Wege nach Kaſan ſtand. Allein Skripizin und ſeine Soldaten waren keine Römer; nach kurzem Sturmlaufen warfen ſie ſich mit Heiligenbildern, Salz und Brot vor Pugatſchew nieder und baten um Gnade. Großmüthig hob der Zar den Oberſten mit eigener Hand vom Boden auf und belobte ihn wegen ſeiner Unterwerfung; freundlich begrüßte er den jungen Mineew, der ihm während des Gefechts durch ſeine Kühnheit aufgefallen war. Von nun an blieben die ruſſiſchen Offiziere bei ihm; er ließ ihnen ihre goldenen Treſſen, Orden und Degen. Sie aber

konnten die Schmach nicht ertragen, einem gemeinen Koſacken zu dienen, und entwarfen heimlich einen Brief an den Obergeneral, worin ſie ihren Mangel an Muth entſchuldigten, ihm die Pläne und Stärke der Rebellen angaben und verſprachen, durch eine kühne That ſich die Verzeihung der Kaiſerin wieder zu verdienen. Auf ſeiner Bruſt trug Skripizin dieſes Schreiben, Mineew aber, der jetzt der Führer und Liebling Pugatſchew's geworden war, verrieth ihn, und da er nicht als Römer in Oſſa hatte ſterben wollen, ſtarb er aufgehängt am Baume der Landſtraße. Weg über ihn ſchlug die Woge der Empörung auf Kaſan. Bei luſtigem Gelag hatte Mineew dem neuen Gebieter zugerufen: „O Zar Peter, was vergeudeſt du vor hölzernen Feſten Zeit und Kraft? Dein wartet der Dom zu Kaſan, die Schätze des Erzbiſchofs und die heilige Krone, die ſich Iwan der Schreckliche dort aufgeſetzt!“ Und alle Gäſte waren aufgeſprungen, hatten die Gläſer klingen laſſen und die Säbel geſchwungen: „Auf nach Kaſan!“ Sitzt dort in der alten Tatarenſtadt nicht jene geheime Commiſſion, die über Emeljan Pugatſchew, den Koſacken vom Don, Materialien ſammelt, um ihm den Proceß zu machen? Sitzen dort nicht ſeine Kinder, ſein erſtes Weib und ſein Bruder, welche in der letzten Scene der Tragödie mitſpielen ſollen? Da war es denn entſchieden. Am Abend des 11. Juli — in purpurrothen Wolken ging die Sonne unter — ritt er auf weißem Pferde, auf dunkelrother, goldgeſtickter Schabracke um die Mauer; die Einwohner ſtanden angſtvoll darauf und ſahen hinüber nach ihm, nach ſeinem Heere von 20,000 Mann, das in langen Zügen herannahte, mit Reihen von Geſchütz und blinkenden Speeren; zu ſchmähen wagte ihn Niemand.

Von den ſteilen Hügeln am linken Ufer der Kaſanka, wo zuerſt die Prinzen des bolgariſchen Reichs die Stadt aufgebaut, hatte ſie Ali-Khan tiefer hinab in die Niederung am Bulak verlegt. Mit gnädigem Auge hat Gott auf Kaſan geblickt, daß ſie im Frühling, wenn die Wellen der Wolga, bis zu deren Ufer ihre Häuſer reichen, und der Kaſanka emporſteigen, aus der Ferne, von den Fluten umwogt, wie eine Zauberburg auf glückſeliger Inſel zu liegen ſcheint. In der Nähe ſchwindet dieſer Glanz, denn die Häuſer ſind meiſt von Holz, mit Holz die Straßen gedeckt, nur das Rathhaus und die Kirchen zierlich und ſchön; im lebhaften Handel kommen und gehen die Menſchen; Viele ſind reich und haben Landhäuſer vor den Thoren. Jetzt war Alles in Angſt und Verwirrung; unermüdlich hatte man Schanzen angelegt, Erdwälle aufgeworfen, um dem Angriff der Rebellen zu begegnen. Sechstauſend Bürgern theilte der Ritter von Brandt Waffen aus und der Erzbiſchof ſegnete ſie zum Kampf ein. „Ich bin zu euch gekommen“, hatte ihnen Paul Potemkin, der als Vorſitzender der Geheimen Commiſſion einen Tag vor Pugatſchew's Ankunft eingetroffen war, geſagt, „mit euch zu ſterben!“ Während der Nacht ließ der hochwürdige Benjamin im innerſten Gemach ſeines Hauſes einen Sack mit Goldſtücken füllen und befahl ſeinem treueſten Diener, ſie am andern Morgen dem Kaiſer zu überreichen, wenn er in die Stadt eindränge. So brach ihnen der Morgen des 12. Juli 1774 an. Den Scharnſchen Berg, auf der Oſtſeite der Stadt, von dem man in die Straßen der Stadt hinabſieht, hatte Pugatſchew noch in der Dämmerung von den Baſchkiren beſetzen laſſen, ſeine übrigen Truppen rückten vom Dorfe Zarizyn, die Kanonen zwiſchen Wagen voll Heu und Stroh in ihrer Fronte, vor. An den Thoren befanden ſich einige Schuppen; hier errichteten ſie ihre Batterieen und eröffneten das Feuer. Die Sonne war aufgegangen. Am Fuße des Scharnſchen Bergs dehnt ſich am Bulak die Tuchmachervorſtadt aus, ſo genannt von der Tuchmanufactur des holſteiniſchen Raths Drewelow, deren 1700 Arbeiter heute nicht weben und walken, ſondern bei der Gorlow'ſchen Schenke dichtgedrängt um eine Kanone ſtehen. Wie Hagelſchlag ſauſen die Pfeile der Baſchkiren von der Höhe auf ſie nieder; dann ſind ſie ſelbſt im wilden Lauf in die Gaſſe hinuntergejagt und oben auf dem Hügel ſtellt der Kaiſer die Geſchütze auf, die Bauern keuchend hinaufſchleppen. Immer hinein mit den Kugeln, ihr Artilleriſten, in das dichteſte Gewühl, ob Freund, ob Feind von ihnen fällt, immer hinein! Bald brannte die Vorſtadt. Auf der Weſtſeite der Stadt hemmen Schluchten und Hohlwege den Zugang; die Söhne des Adels, die aus der Provinz nach dem kaſaniſchen Gymnaſium geſchickt werden, haben ſie beſetzt; es ſind die edelſten Sprößlinge der Civiliſation — und auf ſie jagen die „unglücklichſten Söhne der Natur“ los; Hüttenleute aus den Bergwerken, wie ein Rudel grauhaariger Wölfe! Sie haben keine Waffen als die Fauſt, das Beil — Schlagt zu! Dieſe Knaben werden einſt groß werden, Tyrannen wie ihre Väter und jeden Schlag mit Strömen Blutes rächen! Sie oder ihr! Es gibt keine Verſöhnung zwiſchen euch, ſchlagt zu! In einem

Augenblick sind sie Sieger und sprengen mit der Kanone, die sie dem Feinde abgenommen, das Thor. Da war es vorbei — mit Kasans Herrlichkeit!

(Ein dritter und letzter Artikel in nächster Nummer.)

Ein eigenes Haus.

Humoreske.

Ich saß am Schreibtisch und sann über eine Lustspielverwickelung. Mein Onkel, nein sein Onkel, will die Heirath nicht zugeben; die Tante, d. h. ihre Tante, eine geborene von, sympathisirt darin mit dem Onkel, das ist neu, ein bürgerlicher Onkel des Geliebten und eine adelige Tante der Geliebten auf gleicher Gedankenbahn ist sogar pikant und muß sich verwickeln lassen. Wie wär's, wenn die jungen Leute den Entschluß faßten, den Onkel in die Tante verliebt zu machen? Das ist schwierig, spannt aber das Publicum und gibt einen guten Schluß des ersten Acts. Im zweiten; — ja da kommt eben die Verwickelung — der Onkel geht nicht darauf ein, denkt nicht daran, sich für die Tante zu interessiren, neue Spannung für die Zuhörer; Camillo der Geliebte und Adele die Geliebte hatten eine große Scene, deren Resultat folgendes sein müßte — — da klopft es an meine Thür, ich rufe: „Herein!" und herein stürmt Robert, der „originelle Kerl", wie wir ihn nannten.

„Mensch, Freund, Dichter, borge mir einen Regenschirm, thust du's nicht, stehst du meinem Glück im Weg!"

„Aber es regnet ja gar nicht", erwiderte ich.

„Wird den Augenblick gießen und ich muß einen Regenschirm haben, einen Regenschirm, ein Königreich für einen Regenschirm!"

„Was hast du denn so Dringendes vor?" frug ich theilnehmend.

„Gib mir nur erst den Schirm, dann sollst du's hören."

Ganz meine Verwickelung vergessend und gespannt nur dieser Entwickelung harrend, holte ich einen zurückgestellten alten Regenschirm und bat jetzt um die Aufklärung dieses so seltsamen Drängens. Mit verklärten Augen riß Robert mir ihn aus den Händen, sah forschend zum Himmel, dann prüfend auf die Pflastersteine und als er sich überzeugt, daß noch kein einziger Regentropfen zur Erde gefallen, rief er vergnügt: „Träger unsers Zeitgeists, ahnst du wirklich nicht, was ich mit diesem seidenen Dach beginne?"

„Träger meines Regenschirms", erwiderte ich, „ich ahne nichts!"

„Ja so seid ihr Poeten! Euer Leben erfodert wirklich Sonnenschein, denn wenn es regnet, seid ihr geradezu ruinirt; wir hingegen, die in Schiller's „Theilung der Erde" kein Aviso auf den Himmel bekamen, verstehen selbst dem Regen Sonnenschein zu entlocken! Pikante Phrase: dem Regen Sonnenschein entlocken; du kannst gelegentlich diesen Originaleinfall dirchpfeiffern, ich verzichte feierlichst auf mein geistiges Eigenthum."

„Unverständliches ist nie pikant", entgegnete ich, „erkläre dich also etwas deutlicher dem Besitzer dieses «seidenen Dachs»!"

Und Robert tief lachend: „Weil man mit einem Dichter doch nur prosaisch reden kann, so laß dir also kurz und einfach sagen, wie ich mit einem Regenschirm dem Regen Sonnenschein entlocke. Sobald die ersten Tropfen fallen, eile ich in die belebtesten Straßen, am liebsten auf den Graben, Kohlmarkt; Alles läuft, drängt, eilt, jetzt fällt der Regen dichter, man sucht unter dem ersten besten Hausthor Schutz und das ist der Höhepunkt der dramatischen Situation — da stehen sie, die Regenschirmlosen und betrachten wehmüthig jeden vorübergehenden Regenschirm und ich betrachte die Betrachtenden, natürlich nur vom weiblichen Geschlecht und lispele zu Der, die mir am besten gefällt: „Liebes Fräulein, darf ich Ihnen meinen Regenschirm anbieten?" und diese Galanterie ist so willkommen und weil das vorauszusehen, füge ich schnell hinzu: «Schade nur, daß mein Schirm und ich unzertrennlich sind, der Regenschirm ohne die Begleitung wäre Ihnen gewiß lieber —» diese unendliche Bescheidenheit siegt vollends, bald ist sie an meiner Seite und so mache ich oft im Regen die allerinteressantesten Bekanntschaften und habe vollen, vollen Sonnenschein!"

Diese Art den Regen auszubeuten überraschte mich wirklich; Robert freute sich, den Titel eines „originellen Kerls" abermals verdient zu haben und verließ mich mit den Worten: „Bald ist dein Regenschirm glücklicher als du!"

Ich war jetzt wieder allein und konnte verwickeln, die große Scene zwischen Camillo und Adele vornehmen, aber die Gedanken sind des Menschen unfolgsamste Kinder und spielen ruhig weiter, wenn sie der Geist auch noch so streng zusammenruft. Verstimmt über diese Wahrnehmung, trat ich ans offene Fenster, da fielen die ersten großen Regentropfen und mahnten an Robert's

Ausspruch: „Bald ist dein Regenschirm glücklicher als du!“ und warum soll er glücklicher sein als du, rief die innere Stimme, könntest du dir solch ein Glück nicht auch bereiten? Da durchzuckt mich plötzlich eine süße Ahnung, aus dem Winkel bei der Kommode lacht's mich kornblau an, ich kenne dieses Lachen, es hat mich vor kurzem 7 Gulden 30 Kreuzer gekostet und ist mein zweiter, mein neuer Regenschirm!

„Komm du hervor, du Bringer neuer Freuden, mein theueres Kleinod, jetzt mein höchster Schatz, ein Ziel will ich dir setzen —“ ja was denn für ein Ziel? Das wird sich finden, ich nahm Hut und Schirm und eilte auf die Straße, um auch einmal im Regen Sonnenschein zu suchen! Ich wollte Robert am Graben oder Kohlmarkt nicht begegnen und wählte die Kärntnerstraße; sonst eine der belebtesten Gassen Wiens, war sie jetzt, wo der Regen ziemlich stark herunterfiel, fast menschenleer, aber auch nicht eine Hausthür zu finden, aus der nicht eine Menge Köpfe ungeduldig und neugierig herausgeschaut hätten; der glückliche Besitzer eines Regenschirms war für sie Alle eine beneidenswerthe Persönlichkeit; manch blaues Augenpaar blickte sehnsüchtig nach meinem „Kornblauen“ und mochte leise flüstern: „Ach wenn du wärst mein eigen!“ Ich aber ging vorüber und „fragte nicht nach ihrem Schmerz“ — doch an einer Hausthür ging ich nicht vorüber, denn hatte Robert Recht und gibt es solchen Sonnenschein im Regen, so konnte ich ihn aus schönern Augen mir nicht wünschen, als ich hier sah und diese Augen gehörten einem Mädchen, dessen ganze Erscheinung auf den ersten Blick schon fesselt; Du frägst warum? Bewunderung bleibt stumm! Mir fehlte wirklich der Muth sie anzusprechen, aber ihre Ungeduld war so sichtbar, das Unbehagen, unter einer Hausthür verweilen zu müssen, so unverkennbar, daß mir und meinem Regenschirm gar nichts Anderes übrigblieb, als die Schüchternheit zu überwinden und unsere Begleitung anzutragen.

„Ich wohne weit, mein Herr“, erwiderte sie mit einem Ton, der ermuthigender klang als aus diesen Worten herauszuhören war und mich an Lieder mahnte, deren musikalische Begleitung uns lieber wie die Singstimme.

„Ich werde dann um so länger das Vergnügen Ihrer Gesellschaft genießen“, antwortete ich und hielt unabweisbar das schirmende Dach ihr entgegen; bald schützt es uns Beide und aus der Hausthür, die sie soeben verlassen, murmelte eine Männerstimme: „Da kann man halt mit vollem Recht sagen, das ist a wäff'rige Bekanntschaft.“ Ich überhörte dieses Wortspiel, das doch nur der Neid gesprochen und empfand mit innerster Befriedigung, wie zweckmäßig oft das scheinbar Unzweckmäßigste, denn das Taschenformat meines modernen Regenschirms zwang die Erwählte, sich traulich nah an mich zu schmiegen, je geschützter sie also rechts sein wollte, desto zugänglicher mußte mir ihre Linke werden und sie wollte rechts geschützt sein. So kamen wir durch die Kärntnerstraße.

„Darf ich fragen, mein Fräulein, wohin wir unsere Schritte lenken?“

„Nur bis zum nächsten Fiaker, denn Ihre gütige Begleitung bis zu meiner Wohnung am Josephstädter Glacis in Anspruch zu nehmen, wär' eine Grausamkeit, die unverantwortlich!“

„Und wenn ich Sie bitten würde, so grausam zu sein?“

„So würde ich schon um dieser Redensart willen mich nicht erbitten lassen!“

„Wenn ich nun also nicht bitte, sondern nur wünsche, aber so recht von Herzen wünsche?“ — Sie sah mich überrascht an, doch nicht mit Augen, die dem Sprechenden zürnen, sondern mit Augen, die ihm verzeihen, wenn sie sprechende Augen finden; da muß gerade ein leerer Fiaker kommen, sie scheint wirklich zu schwanken, doch nein, sie wendet sich lächelnd zu mir und sagt mit dem bezaubernden Liedreiz: „Ich nehme Ihre Begleitung an, mein Herr, waren Ihre Worte nur Worte, so betrachten Sie den weiten Weg zum Josephstädter Glacis als Strafe, die Sie sich selbst dictirt haben.“

„Wenn Strafen schon beglücken, mein Fräulein, wie mögen da erst Belohnungen entzücken?“

„Gegenwärtig haben Sie die Strafe auszuhalten“, erwiderte sie lächelnd und lächelnd nahm ich die Strafe hin. Ein interessantes Mädchen, welch wohlthuender Takt, welch behagliche Sicherheit in ihrer Conversation und dabei doch liebenswürdig ungenirt, ein echtes wiener Kind! Sie sprach so vertraulich und dann wieder so zurückhaltend und in Beidem lag gleicher Reiz. Sie erzählte, daß sie jetzt auch italienischen Unterricht nehme und in dieser Sprache viel mehr Musik fände als in der italienischen Musik Sprache; daß sie ihre Zeit am liebsten zwischen Gesang, Musik und Poesie theile, in der Poesie aber ungetheilt nur für einen Dichter schwärme, dieser Einzige sei Emanuel Geibel, ihn nannte sie einen der echten Sänger

vom Frauenherzen und wußte seine sämmtlichen Gedichte so gründlich auswendig, daß der Verfasser der „Juniuslieder" noch lange nicht so beneidenswerth erschien als bedauerungswürdig der Schreiber dieser Zeilen, der die „echten Sänger vom Frauenherzen" so wenig auswendigkannte! Sie hörte mein Schweigen und begann mit melodischer Stimme zu geifeln:

O gönnet ihm den Frühlingstraum,
In dem's voll ros'ger Blüten steht,
Ihr wißt nicht, welch ein Paradies
Mit diesem Traum verlorengeht —

Ich kannte dieses Gedicht; die Tochter meines Hausherrn sang's allabendlich zum Thee, wir nannten es scherzhaft das Theelied und so oft die Sängerin zum Klavier trat, flehte ich stets vor der ersten Strophe des Liedes seine zweite: „O rühret, rühret nicht daran —" jetzt aber, wie so ganz anders klang mir dieses Gedicht, so voller Musik selbst ohne Musik; es waren Worte ohne Lieder und doch das schönste Lied, das ich in Worten je gehört!

Als sie vernahm, was ich empfunden, freute sie sich sichtbar darüber, behauptete aber ganz naiv, es würde mir noch besser gefallen, hörte ich's von ihrem neuen Klavier begleitet und nun erzählte sie, wie ihr herzensguter Papa sie an ihrem letzten Geburtstage mit einem prachtvollen Bösendorfer Flügel überrascht, die Mama mit den schönsten Noten beschenkt habe und mit welcher Liebe sprach sie von diesen Aeltern, wie besorgt von ihrem Papa, der keine Stunde in der Nacht Ruhe habe; wie bekümmert um ihre Mama, die ganz allein das ganze große Haus dirigire! Ich empfand bereits die lebhafteste Theilnahme für diese Aeltern, besonders für die Mama, die „so ganz allein das ganze große Haus dirigire" und meine Phantasie ging noch weiter als das gute Herz und demonstrirte mir, wie ich, gerade ich dazu berufen, dieser Mama als Schwiegersohn solch große Bürde abzunehmen, ich sah mich im Geiste bereits in der ersten Etage dieses Hauses mit meiner Frau zum Fenster herausseben und hörte sie lächelnd fragen: ob man zu Ostern den Hofrath im zweiten Stock nicht um 200 Gulden steigern könne? Eben im Begriff, diese hofräthliche Steigerung ernstlich zu erwägen, höre ich jetzt wirklich lachen und meine Regenschirmeroberung schalkhaft ausrufen: „Nicht wahr, ich wohne weit, recht weit, mein Herr?" Diese Frage unterbrach alle Hausherrngedanken, — wenn ich nicht ganz irre zum Vortheile des Hofraths — und erinnerte, um wie viel näher das Josephstädter Glacis als die Aussicht auf ein zum Fenster Herausseben mit meiner Frau; aber diese Lieblingsidee: mit dieser Frau, zu diesem Fenster herauszusehen war einmal gefaßt und wenn ein Dichter Alles aufgibt, eine Lieblingsidee gibt er gewiß nicht auf! Und war meine Wahl nicht beneidenswerth? Das Mädchen schien aus gutem Hause und ihre Erziehung nicht nur von vermögenden, sondern auch von intelligenten Aeltern geleitet; der Vater war gewiß ein bedeutender Mann, unbedeutende Menschen schlafen ruhig, er aber „hatte keine Stunde in der Nacht Ruhe" und die Mutter — doch was sind Vater und Mutter gegen diese Tochter! Alles was sie sprach, war so sinnig und der Sinn ihrer Worte immer ansprechend; je mehr ich ihr zuhörte, desto mehr fühlte ich mich zu ihr gezogen, ja mein Interesse für das reizende Mädchen nahm mich so in Anspruch, daß ich gar nicht bemerkte, wie es schon längst zu regnen aufgehört und wir zur Belustigung der andern Spaziergänger noch immer unter dem „Kornblauen" wandelten; aber sie hatte es auch nicht bemerkt; ein gutes Zeichen für mich; die Eroberung war unausbleiblich, sobald sie in ein Wiedersehen willigte. Doch wo sich wiedersehen? Ein Umstand erschwerte mir die Bitte, denn so offenherzig auch ihre übrigen Mittheilungen waren, so wich sie doch sorgsam jeder Antwort aus, berührten meine Fragen auch nur im entferntesten ihre Familienverhältnisse, darüber wurde sie zerstreut, ja fast verstimmt.

Wir waren jetzt an den ersten Häusern der Josephstadt angelangt; eine gewisse Unruhe, die sie vor mir zu verbergen sich gar keine Mühe gab, sagte deutlich genug, daß sie meine Begleitung weiter nicht als bis hierher wünsche, mir blieb also nichts Anderes übrig als die directe Frage: ob sie mir erlauben würde, ihrem Herrn Papa und ihrer Frau Mama meine Aufwartung zu machen?

Glückverheißend war ihr tiefes Erröthen, sie sah mich so seelenvoll an mit diesen seelenvollen Augen und ob ihr Kopfschütteln auch verneinte, ich fühlte doch: es gab für uns ein Wiedersehen! Und das sagte ich ihr auch und sie antwortete, daß der Papa sehr streng und vorläufig an meine Aufwartung gar nicht zu denken sei; „vorläufig", daran klammerte ich mich und bestürmte sie jetzt um ein Rendezvous. Endlich, endlich ließ sie sich erbitten und versprach — aber nur unter der ausdrücklichen Bedingung: ihr weder nachzufolgen, noch mich nach ihr zu erkundigen — kommenden Sonntag um halb zwölf Uhr bei den Piaristen

die Meſſe zu hören. Daß ich die Bedingung einging, läßt ſich denken, was wäre ich jetzt nicht Alles eingegangen! Und ſie lächelte zufrieden und war zufrieden, das ſagten Blick und Händedruck und doch wiederholte ſie ſcheidend noch dringender die Bedingung, die ſie ihrer Sonntagszuſage vorausgeſchickt. Hätte ſie nur dieſes Gebot nicht wiederholt! Gewiß, ich wäre glückberauſcht von dannen gegangen und hätte Sonntage gehabt bis zum Sonntag: ſo aber ſtörte gerade dieſes Abſchiedswort meine Freude, beſchäftigte unwillkürlich nur die Neugierde und die Neugierde machte mich wortbrüchig. Zurückblickend, ſehe ich ſie eben ins Haus treten: ſchnellen Fußes eile ich ihr nach und meine reizende Unbekannte verſchwindet durch eine kleine Thür im Hof. Ein altes Weib, mit geſpaltenem Holz in der Schürze, kam über den Hof gegangen und mußte meiner Regenſchirmeroberung begegnet ſein; die Verſuchung war zu groß. „Sagen Sie mir, liebe Frau, wer war das Fräulein?"

„Welches Fräulein?"

„Dem Sie ſoeben begegneten?"

„Die, die hier hereinging?"

„Ganz recht!"

„Das war die Salet, unſere Hausmeiſterstochter (Hausmannstochter)!"

„Ihre Hausmeiſterstochter? —" ſtotterte ich in ſchrecklichſter Enttäuſchung.

„Jawol, der g'nädige Herr haben's ihr gewiß nicht angeſeh'n; 's iſt a ſaub'res Madel die Roſalie, ſo was Vornehmes, ſo was Apartes."

Ich hatte genug und ging. Meine Gedanken, auf dem Rückweg begehre der Leſer nicht zu wiſſen, genug, wenn er hört, daß es für meine Wünſche keine „Viariſten", kein „Wiederſehen" mehr gab! Im „Burgthor" rief Jemand meinen Namen, ich ſah auf und Robert frug lachend: „Du haſt wol auch einmal dem Regen Sonnenſchein entlockt und eine pikante Bekanntſchaft gemacht?"

„Sehr pikant!"

„Siehſt du, das haſt du mir zu verdanken!"

Seitdem muß ich jedesmal erſchreckt auffahren, wenn irgendwo von einem — „eigenen Haus" die Rede iſt!

Die Ameiſe.

III.

Einen nähern Blick müſſen wir jetzt auf den kunſtvollen Bau der Ameiſen werfen. Mag er dem unkundigen Auge, das den kleinen Hügel im Graſe, in dem ein ſo geregeltes, thätiges Leben herrſcht, kaum beachtet, auch weniger kunſtvoll erſcheinen, er iſt es aber im vollen Maße, ſobald man alle die einzelnen Verhältniſſe und Hinderniſſe betrachtet, mit denen die Ameiſen oft zu kämpfen haben und welche ſie faſt immer, ohne ſich Mühe und Arbeit verdrießen zu laſſen, überwinden.

Wir ſtaunen über die ſtolzen Bauwerke der Menſchen. Die Pyramiden Aegyptens haben es jahrtauſendelang verkündet, wie viele Tauſend Hände jahrelang unabläſſig thätig waren, um nutzloſe Steinmaſſen aufzuhäufen, die nur der Laune oder dem Namen eines einzigen Menſchen ſchmeicheln; ungeheure Tempelruinen bezeugen, wie man eine hohe Gottesidee durch große Bauten zu ehren und zu ſymboliſiren ſich bemühte; die Peterskirche zu Rom, die Paulskirche zu London, der Dom zu Köln — ſie alle erſcheinen uns wie von Rieſenhänden erbaut, die fähig waren, Berge übereinanderzuthürmen und dennoch ſind alle jene Bauten mit all ihrer Pracht gering gegen einen einzigen Ameiſenbau. Wir bewundern die Baumeiſter, die jene prachtvollen Bauwerke ſchufen, ihr Name lebt für Jahrtauſende und wie wenig Menſchen beachten die kleine Ameiſe, die ein noch viel größerer und kühnerer Baumeiſter iſt. Weder die Peterskirche, noch die Paulskirche in London, noch der Dom zu Köln haben ſolche kühne, gewaltige Gewölbe und Bogen aufzuweiſen, wie ſie ſich in jedem Ameiſenhaufen finden und wie ſie Hunderte von Menſchen ſchon durch einen einzigen Fußtritt vernichtet haben. Wir ſtaunen über den menſchlichen Geiſt, der ſolche Werke ſchuf; den Kunſttrieb und Inſtinct der Ameiſe, wie es genannt wird, beachten aber nur Wenige, weil ſie nicht ahnen, daß in dieſem Inſtinct dieſelbe Kraft ſich in leiſern und ſtärkern Schwingungen regt und offenbart, welche den Menſchengeiſt unſterblich gemacht hat.

Die Wohnungen der Ameiſen ſind nach den verſchiedenen Arten verſchieden gebaut; bald unter der Erde, bald über derſelben, bald zwiſchen Geſtein oder Gräſern, bald in hohlen Bäumen und andern Gegenſtänden.

Einige Ameiſenarten, wie die braunrothe, bauen kegelförmige Haufen aus Blättern, Holzſtückchen, Tannennadeln, Samenkörnern u. ſ. w., in denen ſich zahlreiche ſchön und kühn gewölbte Säle und Zimmer, Straßen, Bogen und Hallen befinden. Um das Kunſt- und Mühevolle eines Baus zu begreifen und zu würdigen, muß man ihn eben vom erſten Entſtehen, vom erſten Grund-

ſteine an betrachten, die Zeit wird Einem nicht lang, denn es gibt keine thätigern und fleißigern Bauleute als die Ameiſen. Während die einen bauen, ſuchen und tragen ihnen die andern Baumaterial zu. Das Gebäude wächſt unter unſern Augen, denn kaum gönnen ſich die fleißigen kleinen Thiere Mittags im warmen Sonnenſchein eine halbe Stunde Ruhe und Schlaf. Den ganzen Tag über ſind ſie fleißig und ſelbſt die Nacht nehmen ſie zu ihren Arbeiten zu Hülfe, wenn der Mond ihnen leuchtet, wie dies ſchon Ariſtoteles an ihnen bemerkt hat.

Der erſte Grundſtein zu ſolchem kegelförmigen Bau wird dadurch gelegt, daß eine Anzahl Ameiſen ein Loch in die Erde gräbt, welches gleichſam den Keller bildet. Hierauf werden in demſelben aus ſorgfältig mit Speichel bereitetem Material Gänge gebaut, Gewölbe gemauert und Stockwerk über Stockwerk errichtet. Hier wird aus Erde ein kühnes weites Gewölbe gemauert, dort bildet ein Blatt, ein Stückchen Holz die Decke, oder eine Tannennadel die Stütze. Hier iſt etwas zu unpraktiſch, zu klein oder zu groß angelegt und wird deshalb rückſichtslos wieder niedergeriſſen und von neuem aufgebaut. Jede kleine Wurzel, jeder Grashalm, jedes Blatt wird je nach den Umſtänden ſo zweckmäßig als möglich benutzt. In der Mitte des Baus bleibt der größte Raum, von ihm aus führen alle Gänge nach außen. Dieſer Raum iſt der Verſammlungsort, der Markt, hier werden Eier, Larven und Nahrungsſtoffe aufgeſpeichert. Die Ausgänge aus dem Bau ſind ſoviel als möglich durch Blätter, Holzſtückchen verdeckt und geſchützt. Am Abende werden dieſelben, ſobald ſich die Ameiſen in den Bau zurückgezogen haben, wie die Thore einer Feſtung feſt verſchloſſen; nur einige Ameiſen bleiben als Wachen außerhalb des Baus. Am Morgen werden die Ausgänge wieder geöffnet, bleiben aber an regneriſchen Tagen geſchloſſen. Währt der Regen aber zu lange, ſodaß Futtermangel eintritt, ſo bedecken ſie die Eingänge mit Blättern und kriechen unter denſelben hervor.

Dieſe kegelförmigen Haufen, welche ſich meiſt in Wäldern finden, werden indeß nicht an jeder beliebigen Stelle angelegt, ſondern ſie wählen dazu einen geſchützten, vor Waſſer geſicherten Ort, der ihnen zugleich hinreichende Nahrung darbietet.

Andere Ameiſenarten, wie die braune, grauſchwarze und die Raſenameiſe errichten ihren Bau allein durch Mauern. Sie beginnen damit, daß ſie zuerſt ein Loch oder eine Furche in die Erde graben, dann machen ſie eine Furche daneben und laſſen eine mehre Linien dicke Mauer dazwiſchen ſtehen. Auf dieſer Mauer nun errichten ſie ein Gewölbe und bauen daſſelbe über die Furchen hinweg. Hieran und hierauf wird nun Gewölbe an Gewölbe, Mauer an Mauer gereiht, oft kaum eine halbe Linie dick und einen halben Zoll hoch und die Mauern ſind feſt und dauerhaft gearbeitet und die Wände geglättet. Hat eine Ameiſe vielleicht ſchlecht gebaut, ſo kommt eine andere, reißt es ein und baut es beſſer. Das Material zum Bau tragen die Ameiſen oft weit her, mit Waſſer bereiten ſie es zu einem Mörtel, die Kiefern dienen ihnen als Meißel, die Füße als Kelle und Hammer und die Fühlhörner als Senkblei und Winkelmaß. Das äußere Stockwerk bedeckt ſtets alle untern, die größern Gemächer haben mehre Eingänge, die kleinern oft nur einen. Weite und hohe Gewölbe werden durch Pfeiler geſtützt, zu dünne Wände und Decken werden durch Grashalme, wenn ſie zur Hand ſind, verſtärkt. Oben haben die Baue in der Regel nur einige kleine Oeffnungen, unten aber zahlreiche, meiſt bedeckte Gänge. Die Mauern ſind ſo außerordentlich feſt und maſſiv gebaut, daß ſelbſt ein anhaltender Regen ſie nicht auflöſt und ihnen nicht ſchadet, er fließt auf der äußern Decke ab und die Oeffnungen werden verſtopft, damit er nicht durch dieſelben in das Innere des Baus dringt.

Manche Ameiſenarten legen von ihren Bauten aus ſtrahlenförmig nach allen Richtungen hin gerade, geebnete Straßen an, die oft mehre hundert Fuß lang ſind. Nur wenn unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg treten, haben dieſe Straßen Krümmungen, durch Nebenſtraßen ſtehen ſie miteinander in Verbindung. Auf dieſen geebneten Straßen, die oft bedeckt ſind, oft Brücken bilden, führen die Ameiſen die Beute und das Baumaterial zum Bau. Das Ganze gleicht einer großen volk- und gewerbereichen Stadt, nach der von allen Seiten her Chauſſeen und Eiſenbahnen führen. Und welches Leben herrſcht auf dieſen Straßen! Dort zieht ein Trupp Ameiſen aus, um Nahrung zu ſuchen, dort kehrt ein anderer Trupp heim mit Beute beladen, dort ſchleppen mehre mit großer Mühe einen Wurm, einen Käfer fort, eine andere kommt ſchnell gelaufen, ſie hat eine herrliche Beute, ein Eldorado, ein Californien entdeckt, aber ſie allein vermag die Schätze nicht zu bergen, ſie kommt, um Hülfe zu holen; dort iſt eine feindliche verwegene Ameiſe, ein Räuber auf der Landſtraße, aber ſchnell fallen mehre über ihn her, es entſpinnt ſich ein harter Kampf — der Feind iſt

beſiegt und im Triumph wird ſein Leichnam zur Feſtung geſchleppt, wie einſt der ſiegreiche Achilles den Körper des Hektor um Trojas Mauern ſchleifte. Dies Alles geſchieht unter unſern Augen, überall herrſcht reges Treiben, Jeder geht ſeinem eigenen Geſchäfte nach, Keiner kümmert ſich um den Andern, es iſt ein kleines Leben und doch ſo groß in ſeiner Kleinheit.

Treten wir in den Bau der Ameiſen ein — nämlich wenn es möglich wäre —, ſo wird uns die Wärme überraſchen, welche in demſelben herrſcht und welche in den meiſten Fällen 4, 5, 6 und mehr Grad R. höher iſt als die äußere Temperatur der Luft. Die Eigenwärme einer jeden Ameiſe iſt noch etwas höher als die Wärme im Bau. Iſt das Leben beſonders lebhaft, z. B. zur Zeit, wo die Jungen die Puppenhüllen verlaſſen, ſo ſteigert ſich die Wärme noch um mehre Grade. Die Ameiſen ſind hitzige, heißblütige Leute, eine jede trägt einen kleinen Ofen in ſich ſelbſt. Ein großer Theil der im Bau befindlichen Wärme wird indeß durch die Zerſetzung der animaliſchen und vegetabiliſchen Ueberreſte, aus denen der Bau beſteht, hervorgebracht, denn ſelbſt ein von Ameiſen verlaſſener Bau hat einen höhern Wärmegrad als die Luft. Auch die ſtarkriechende und ſcharfe Ameiſenſäure, welche den ganzen Bau erfüllt und aus Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff beſteht, trägt zur Erhaltung der Wärme mit bei.

Werfen wir nun noch zum Schluß einen kurzen Blick auf das geiſtige Leben der Ameiſe, ſo müſſen wir ſtaunen über die Feinheit ihres Inſtincts, über die Höhe ihrer geiſtigen Kraft. Hier iſt nicht Alles nothwendiger Naturtrieb, hier finden wir Verſtand, Gedächtniß und Unterſcheidungsvermögen, hier ſehen wir die erſten Anfänge einer Sprache, die im Munde des Menſchen zur höchſten Ausbildung gelangt iſt. Oder iſt das keine Sprache, wenn ſich die Ameiſe durch das Berühren mit den Fühlhörnern verſtändlich macht? Hunderte von Beiſpielen beweiſen es. Eine Ameiſe hatte auf einem Tiſche im Zimmer ein Gefäß mit Syrup bemerkt. Nachdem ſie davon gekoſtet, eilt ſie fort, verläßt den Tiſch, läuft an der Wand in die Höhe und verſchwindet dort in einem kleinen Loche. Bald darauf kehrt ſie zurück und eine ganze Reihe Ameiſen folgt ihr. Sie läuft als Führerin voran und zwar den geraden Weg zum Tiſch, an demſelben hinauf und zu dem Gefäß mit Syrup. Wie vermochte ſie dies den andern Ameiſen, welche ihr gefolgt waren, mitzutheilen, wenn ſie keine Sprache beſäß; wie konnte ſie fort denſelben Weg wiederfinden, wenn ihr nicht das Gedächtniß denſelben zeigte und läßt ſich hier der Verſtand leugnen, da ſie die übrigen Ameiſen herbeirief, weil ſie allein nicht im Stande war, den reichen Schatz zu bewingen?

Ameiſen, welche in einen Kaſten einmal den Weg durch das Schlüſſelloch gefunden, wiſſen denſelben ſtets wiederzufinden. Sind ſie mit andern Ameiſen im Kampf, ſo ſuchen ſie dieſelben aus einem Hinterhalte zu überfallen. Dieſe wenigen Beiſpiele zuſammengenommen mit ihrem ganzen Leben und ihren Werken werden hinreichend darthun, daß die Ameiſen nicht allein die klügſten Thiere unter den Inſekten ſind, ſondern daß ſie auch eine größere geiſtige Kraft beſitzen, als Tauſende von Menſchen ſich in ihrer Weisheit träumen laſſen und daß ſie werth ſind, von Allen genauer beobachtet zu werden. Ja, wenn wir das ganze Leben der Ameiſen vor unſerm Geiſte vorüberziehen laſſen, dann iſt es faſt, als ob ſie aus der Reihe der Thiere herausträten und zu kleinen Menſchen würden, die klug und fleißig, friedlich und einträchtig zu unſern Füßen lebten.

„Wenn ſie einen freien Willen hätten", ſagt der Pfarrer Chriſt, der ſich vielfach und lange mit der kleinen Ameiſe beſchäftigt hat, von ihnen, „ſo würden ſie ſämmtlich einen Stand der Unſchuld vorſtellen. Entfernt ſind ſie ein Bild, wie glücklich das Leben der Menſchen wäre, wenn ein jedes Mitglied Dasjenige aus allen Kräften beitrüge, was zum gemeinen Beſten gereichen könnte und abgeneigt wäre, Etwas zu thun, das andern Mitgliedern nachtheilig ſein kann" — darum „gehe hin zur Ameiſe, ſehe ihre Weiſe an und lerne!" ſpricht der König Salomo. *Fr. Friedrich.*

Deutſche Schauſpieler.

VII. Emil Devrient in Berlin.

Früher war das ganze Schauſpielerleben eine beſtändige Wanderung. Seit lange hat es dieſen unſteten Charakter verloren. Die Scheunen und weißgetünchten Gaſtſtuben, durch die vor neunzig Jahren noch Hamlet's Geiſt geſchritten, haben ſich in Tempel mit ioniſchen oder korinthiſchen Säulen „Apollini et Musis" verwandelt. Doch die großen Künſtler ſind noch voll von jenem Zigeunertreiben, in ihrer Seele lebt noch etwas von jenem geheimen Zuge, der unſteten Raſtloſigkeit. So hat Seydelmann geſagt: „Ich möchte eine Geſellſchaft bilden und mit ihr durch Deutſchland reiſen."

Denn solch Wanderleben bringt täglich neue Kränze, neue Ruhmesposaunen, honneur et argent. Dawison, Marie Seebach, Emil Devrient sind diesem Zuge fast verfallen. Doch ist es von Ersterm unwahr, wenn ein französischer Kritiker sagt, sein dresdener Engagement wäre „illusorisch". Er ist, hören wir, in Dresden der Bestbezahlten Einer.

Als offene, hingerissene Bewunderung noch nicht als Schmeichelei gebrandmarkt wurde und die Ode des Pindar noch furchtlos die olympischen Wagenkämpfer feiern durfte, mochte es eine dankbare Aufgabe gewesen sein, einer 23jährigen Künstlerlaufbahn wie der Emil Devrient's den wohlverdienten Ehrenkranz zu flechten. Jetzt in unsern kritischen Zeiten, wo jedes Auge, als hätte es die Krankheit des Bösen Blicks, nach Mängeln sucht und wenn es sie nicht findet, dem Gegenstande selbst seiner Verehrung sie andichtet, ist der Tadel so leicht und so wohlfeil und das Lob so schwer und dornig geworden.

Und doch, wie vor einer italienischen Landschaft des Claude Lorrain, vor seinen Bäumen, die auf den Inseln der Seligen allein zu grünen und zu rauschen bestimmt sind, vor diesen glanzdurchhauchten Wolken, welche darüberfliegen, ruhen, schimmern, Jedem der Blick und das Herz aufgeht und im Duft idealer Schönheit schwelgt, so erfüllt uns auch manche Leistung Devrient's mit diesem innersten Wohlbehagen, das stets aus einem maßvollen, in sich beruhigten Kunstwerk uns anweht. Denn fortzureißen, zu entflammen, vielen Hunderten einen Laut der Bewunderung oder einen Ton des Schreckens abzugewinnen, wie Dawison und die Rachel, das vermag allerdings Devrient's Spiel nicht, seine Leidenschaft wird nicht zur Medusa. Es liegt diese Beschränkung und Geschlossenheit, die niemals aus ihrem Goldrahmen tritt, weniger in dem Rollenkreise, als in der eigenthümlichen Begabung des Künstlers. Gewiß wird er in jüngern Jahren als Rubens das Schwert lebhafter gezückt, als Egmont liebesgewisser in Klärchen's Kammer den Mantel vonsichgeworfen haben als jetzt, aber der Grundzug seines Wesens ist dies Streben nach Verklärung seiner Gestalten, nach Ausgleichung des allzu Harten, Scharfen und Eckigen, er zeichnet in sanft geschwungenen, nicht streng gebrochenen Linien.

Nach dieser Seite hin war sein Konrad Bolz in Freytag's „Journalisten" eine meisterhafte Leistung. Wie der Schluß der „Valentine" nur ein durch die Willkür des Dichters herbeigeführter, nicht aus zwingender Nothwendigkeit und der Leidenschaft Saalfeld's und Valentinens entsprungen ist, so gibt auch die endliche Verlobung Adelheid's und Konrad's den Zuschauern wol einen Ruhepunkt, aber den Denkenden keine Beruhigung. Die Frage, ob diese beiden so verschiedenen Charaktere je zu einer tiefern Ausgleichung kommen, je inniger als durch Freundschaft, durch eine neckende, launenvolle Freundschaft, sich miteinander verbinden könnten, hat im Stücke selbst keine Lösung gefunden; sie fand sie durch Devrient's Darstellung. Er legte in das stürmische, unstete Treiben und Drängen des jungen Journalisten, in dies Kobold'spiel, das er mit seinen Freunden, seinem Blatte, mit Jedem treibt, voll Eigensinn und innerlichen Hochmuths, zugleich einen edeln Kern der Hingabe, der Treuherzigkeit und Milde. Die Liebe zu Adelheid, die kindische, romantische, von ihm selbst belächelte und doch unter dem geheimen Zucken seines Herzens wie eine wilde Rose im Gewitter aufgeblühte Liebe zu dem schönen verständigen Burgfräulein war der Mittelpunkt seines Spiels, die Sonne, von der all seine Thaten und tollen Streiche nur wie ebenso viele goldene oder buntfarbige Radien ausgingen. Durch diese feine, geistvolle Anschauung, dadurch, daß er die Liebesscene des dritten Acts mit jener Weiche und Süße sprach, in Tönen, die nur ihm gegeben sind, sicherte er gleichsam im voraus den Frieden der zukünftigen Ehe und wußte unmerklich die Hörer zu der Ueberzeugung zu führen, daß Konrad Bolz trotz seines Fastnachtskleids doch die ehrlichste, braveste Seele von der Welt.

Und wie gut stand ihm dies Kleid, mit welcher Grazie vertheilte er seine Bouquets von Scherz und Witz! Denn selbst den keckſten adelte noch sein Ton und seine Haltung.

Die bunte, aus tausend Lappen gefertigte Narrenkappe von „Richard's Wanderleben" verwandelte sich unter seinen Händen zu einem frischen Kranz, der seine Stirn zierte, er machte sich gleichsam zum Typus des lustigen, unbekümmerten Künstlerdaseins, das in keiner Lage des Lebens seiner Großherzigkeit und Ritterlichkeit vergißt, von keiner Wolke den heitern Himmel seiner Sorglosigkeit trüben läßt. Den Gestalten Emil Devrient's ist — selbst im Champagnerschäumen des Humors — eine gewisse, an Wehmuth streifende Sinnigkeit eigenthümlich, ein Ausruhen in Gedanken, Stimmungen, Erinnerungen, sie tönen und klingen wie die angeschlagenen Tasten des Klaviers und haben wie diese Accorde, so verschieden sie auch sonst sein mögen, einen unverkennbaren Familien-

ging. Ueber das beſchränkte Maß „erſter Liebhaber“ wachſen ſeine Helden zu Charakteren hinaus mit beſtimmter Phyſiognomie, aber dieſe Züge ſind mehr mit leiſen Strichen des Bleiſtifts angedeutet, als mit eindringlichen Schatten- und Lichtreflexen hervorgehoben. Während Dawiſon ſich oft wagend und kühn von hergebrachten Anſchauungen entfernt und den Gefühlen der Dichter voll ſelbſtbewußten Trotzes ſeine Anſichten und an ſich immer originellen Meinungen unterſchiebt, an ein Wort, an den letzten Saum ihres Mantels ſich klammernd, von hier aus ein durchaus eigenthümliches, überraſchendes Licht über die ganze Figur hinbligen läßt, wie plötzlich ein Nordlicht mit ſeltſamem Glanz am nachtdunkeln Himmel aufloht, ſchmiegen ſich dagegen Devrient's Auffaſſungen mehr getreu an den Vorwurf des Dichters und ſuchen nur mit liebender Sorgfalt hier einen Bruch auszufüllen, dort eine Schwäche oder einen Fleck kunſtvoll zu verbergen. Es iſt eine nachempfindende Seele in ihnen und in ihrer äußern Erſcheinung ſind es tadelloſe Zeichnungen, Studien nach Guido Reni, in dem duftigen roſenfarbenen Colorit des Claude Lorrain.

Wie bekannt, iſt Guido Reni der Maler des Schmerzes, des dornengekrönten Chriſtus, der Mater dolorosa und gerade ſolche innerlich gebrochene Naturen finden auch in Devrient ihren beſten Vertreter.

Der Zwieſpalt zwiſchen Ideal und Wirklichkeit, zwiſchen „Herz und Welt“ — das iſt ſein eigentliches Feld; ein Ecce homo, wo das Göttliche untergegangen iſt in menſchlicher Qual und Noth und nur wie matter, erlöſchender Sonnenſchein, noch einmal über die blutige Stirn hinleuchtet.

Darum, wenn ich allein auf die Tiefe der Erfaſſung und die ergreifende Wahrheit der Darſtellung ſehe und nicht die Schwierigkeit der Aufgabe berückſichtige, möchte ich ſeinen Werner in des Herausgebers Drama „Herz und Welt“ neben, vielleicht über Holz ſtellen. Hier wie faſt nirgends ſonſt ſtand ihm ſeine Natur und ſeine Begabung hülfreich zur Seite; er brauchte nur ſich, ſein eigenes ſchwermüthiges, krankes und ſtolzes Weſen herauszuſpielen, dem der Poet ſchon im Voraus die Herzen und das Mitleid Aller gewonnen. Wie vortrefflich malte Heinrich's ſchwankendes, unſicheres Auftreten, ſein irrer, jetzt zur Erde, jetzt fragend umherſchweifender Blick die Stimmung ſeines Innern, ſein zerriſſenes Gemüth! Welch eine Scala des Schmerzes durchlief ſein Herz in der großen Erzählung des zweiten Acts — als ob alle ſeine Entzückungen, ſeine Schuld, ſeine Leidenſchaften lebendig geworden wären und in ihren Kreiſen an ihm vorüberglitten und wie Furien mit ihren Fackeln in ſein bleiches, angſtentſtelltes Geſicht leuchteten! Wenn ſich dann Dieter gebrochene, gebrochene Mann wiedergefunden und mit dem Stolz und dem Adel des Selbſtbewußtſeins dem Präſidenten gegenübertrat und in ſchöner Wallung unwürdige Feſſeln zerriß und eine neue Bahn des Lebens beſchritt, ſo war das „der Flügelſchlag einer freien Seele“, der erhebend in Jedes Bruſt widerklang.

Es war eine gerechte Belohnung des Künſtlers, daß ihm der Wunſch des Königs die verſchloſſene Pforte des Hoftheaters wenigſtens einmal öffnete und ihn in einer wahrhaft „idealen“ Rolle als Egmont von dem Publicum Abſchied nehmen ließ. Devrient war von den Federn ſeines Hutes bis zu ſeinem ſilbernen Sporen ein Edelmann, der Held von Gravelingen und der Liebling des Volks. Diesem Manne hatte das Leben ſtets gelächelt, auf ſeinen Sorgen lag noch Sonnenſchein, ihm fiel ſelbſt der Tod nicht ſchwer. So wie Devrient verſtand wol ſelten Einer den Sammetmantel zu tragen. Immer mehr geht das Verſtändniß und der Sinn für das Pathos Schiller'ſcher und die plaſtiſche Hoheit Goethe'ſcher Helden unter den Schauſpielern verloren. Da muß wol die Erſcheinung Emil Devrient's, die ſtets in edelſter Schönheit und im reinſten Maß ſich bewegt, eine wohlthuende Wärme und ein ſtilles, inniges Entzücken jedem Gemüthe geben, das in der Barbarei und Rohheit der Tagesbühne ſich noch die Empfänglichkeit für ideale Formen und die Harmonie der Sprache bewahrt hat. Nichts iſt vollkommen und ich weiß ſo gut wie Andere, daß Devrient nicht frei von aller Manier iſt, daß er gern in Purpur und Gold malt, oft mehr wie nöthig, daß er durch haſtige, ſich überſtürzende Bewegungen eine gewiſſe Elaſticität erkünſteln will, die er nicht mehr beſitzt, daß ſeine Behandlung der Sprache, weil er ſich ihrer Vollendung zu gut bewußt iſt, zuweilen im Virtuoſenhaften, in ſchillernden Leuchtkugeln ſich gefällt — aber immer werden ſeine Gebilde den Stempel der Kunſt tragen und des Namens Taſſo, Egmont, Poſa würdig ſein. Wir, die wir täglich mehr die Sündflut der Mittelmäßigkeit und Geſchmackloſigkeit anſchwellen ſehen, welche die Kunſt zu begraben droht, ſollten nie mit verwegener Hand an den Statuen der Heroen rütteln, ſondern ſie hoch emporheben und allem Volke zur Verehrung zeigen!

G. F.

Anregungen.

Die „realiſtiſchen" Erzähler.

Es iſt eine ſeltſame Erſcheinung, daß die neuere deutſche Literatur vorzugsweiſe einen Ueberhang zur Erzählung erhalten hat.

Was iſt jetzt die Erzählung? Iſt ſie noch der glorreiche, bunte, abenteuervolle Roman wie „Triſtan und Iſolde"? Setzt dieſer noch immer ſeinen Hauptwerth in Schilderungen der Leidenſchaften, im Kampfe der Tugend wie Clariſſe Harlowe und Werther? Schwelgt er noch in Abendröthen und Mondſcheindämmerungen, in unſagbaren Gefühlen wie Titan und Hesperus?

Er iſt mehr — er iſt weniger.

Mehr; denn faſt iſt er das allerneuſte, breite Schlachtfeld geworden, wo alle Gedanken und Anſchauungen der Zeit zuſammenſtoßen, bekämpft, ausgetauſcht werden; in ſeinen Geſtalten drängen ſich ganze Generationen, ganze Volksclaſſen und zugleich Geſchmacksrichtungen zuſammen. Weniger; denn er hat damit ſeine Geſchloſſenheit verloren, er iſt „ſchlußlos" geworden. Ueber ſein Ende hinaus reichen die Fäden, die er geſponnen, weit hinaus in die Zukunft der Zeiten: die Fragen, die er angeregt, bleiben, wie das Räthſel der Sphinx, ungelöſt im Geiſte des Leſers, weil ſie ſelbſt im Gedicht nur eine ſcheinbare Löſung fanden.

Man hat daher geſagt: Laſſen wir die Ideale, die großen Beſtrebungen der Zeit, retten wir uns in die Wirklichkeit, die ſich mit unſern leiblichen Augen ſehen, mit unſern Händen greifen läßt! Gegen wir den ätheriſchen Geſtalten der Ueberromantik unſere Bauernmädchen, den träumeriſchen Handwerkern der George Sand unſere Gemüths entgegen! Es waren, weil allmälig ſich herausbildend, keine urſprünglichen Poeten, die ſo dachten, aber ſie beſaßen ein ſcharfes Auge für dieſe Realität und flüchteten ſich in ihre kleinſten Kreiſe, weil ſie dieſelben am leichteſten überſehen und in eine gewiſſe maleriſche Perſpective ſetzen konnten. Sie geſteten ſich in der Schilderung der Alltäglichkeit. Die kritiſchen Vertheidiger dieſer Richtung leugnen die Nothwendigkeit einer phantaſtiſchen Welt für ein wahres, kunſtgemäßes Gedicht; nur „bei ſeiner Arbeit" ſoll der Roman das Volk aufſuchen, nicht bei ſeinen Ahnungen, Wünſchen, Gefühlen. Als ob nicht gerade in dieſer Innerlichkeit der beſte, arbeitende Theil ſeines Weſens läge, als ob ſie, in ſeine Thaten hineingearbeitet, nicht dieſen erſt Werth und Geltung verliehe!

Die Dichtung allein hätte freilich dieſen Umſchwung nicht hervorgerufen und die Welt von Goethe, Byron, George Sand unter die Räder ihres Wagens geworfen, wenn ihr nicht die Mode und die Geſellſchaft ſelbſt zu Hülfe gekommen wären. Die haben zuerſt aus angeborener Luſt nach Neuem, aus Blaſirtheit, um ihren abgeſtumpften Nerven einmal ſtärkere Gerüche als die von Veilchen und Roſen zu bieten, das Genre der Dorfgeſchichten, die engliſchen Novellen von Bux und ſeiner Nachahmer als die einzige, noch übrige Zukucht der Poeſie gerühmt und aus den Vereinen des Pückler-Clubs einen neuen Muſenberg gebildet. Jedem ſeine Ehre! Dieſe Darſtellungen des Lebens ſind oft feine, zierliche holländiſche Schilderein, mit getreuem, oft ſeelenvollem Blick der Wirklichkeit abgelauſcht — aber ſie haben auch nur dieſe Treugebildswahrheit und die Schönheit der genrebildlichen Ausführung für ſich; — Kunſt im höhern Sinne des Worts, wie ſie ſich in der Erfaſſung und poetiſchen Begeiſtigung eines umfaſſenden Plans offenbart, innerliche Verklärung ihrer Geſtalten und ein kühnes Formen und Bilden mit des Dichters in „ſchönem Wahnſinn trunkenem Auge" iſt wenig in ihnen.

Der bedeutendſte Roman dieſer Richtung, den uns das vergangene Jahr brachte, war: „Zwiſchen Himmel und Erde. Von Otto Ludwig" (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp., 1856).

Was ſchwankte hier nicht „zwiſchen Himmel und Erde?" Nicht blos das einſame Schiff des Schieferdeckers um den St. Georgenkirchthurm, ſondern jedes darin geſchilderte Leben. In dieſem geſuchten Titel ſchon lebt die Metaphyſik, die uns auf jeder Seite begegnet und durch ſpitzfindige, zuweilen tiefe Dialektik uns über die Kleinheit der Handlung und die Armuth der ſchaffenden Phantaſie zu täuſchen ſucht. So friſch und wahr auch die Nebenumſtände, das Haus und die Kirche, worin die Geſchichte ſpielt, die Arbeit des Schieferdeckers daguerreotypirt erſcheinen, ſo ſehr die eigentliche Muſe dieſer ganzen Richtung, die Erinnerung, ihr günſtig war, die Erfindung ſelbſt krankt an Unmöglichkeiten. Der alte Nettenmair möchte ſich nicht ſchlecht in ſpaniſcher Alcadentracht mit dem Stab des Richters von Zalamea in Calderon's Schauſpiel ausnehmen oder in der Welt des Don Gutierre als Arzt ſeiner Ehre; aber in ſeinem blauen Rock auf dem Kirchthurme iſt er eine chineſiſche Pagode. Hier zeigt es ſich, zu welchen Diſſonanzen das Uebertragen reminiscirter Conflicte der Ehre und der Liebe in Lebensverhältniſſe führt, in denen ſie wol vorübergehend empfunden, aber ſchon durch die Noth und die Pflichten jedes Tags verdrängt und betäubt werden. An Lelia ſollen wir nicht glauben, wie können wir an Apollonius glauben?

Wie in ſeinen Dramen, iſt Otto Ludwig auch in ſeinen Erzählungen ein geſchickter Anatom der Seele; das iſt ſein Ruhm, aber auch ſeine Grenze. Sein ſymmetriſcher Bau macht keinen harmoniſchen Eindruck. Er arbeitet mühevoll, gebunden an die realiſtiſche Theorie, eingefangen und begrenzt von dem Boden der Wirklichkeit, immer ſuchend und taſtend, ob das da ſo geſchehen iſt oder ſo geſchehen ſein könnte. Seine „Makkabäer" ſind infolge ſolcher Aengſt-

tichkeit faſt durchgängig gleichſam in ein- und zweiſilbigen Worten geſchrieben; das iſt nicht der Strom, in dem man einen ſo bedeutſamen Geiſt zu ſehen wünſchen muß.

Friſcher, nicht von beſtändiger Seelenmalerei angekränkelt und reicher an thatſächlichem Inhalt ſind die „Dorfgeſchichten aus dem Ried. Von Melchior Meyr“ (Berlin, Springer, 1856). Dem Dichter ſind Land und Leute wie Keinem bekannt, denn lange hat auch er in dieſem Gau, der zwiſchen Baiern und Würtemberg liegt, gelebt. Seine drei Novellen zeichnen ſich durch die Klarheit ihrer Darſtellung, durch die ſcharfe Charakteriſirung ihrer Geſtalten aus. Wahrhaft Schöpferiſches und nach irgendeiner Seite hin Originales bringen und geben ſie allerdings nicht. Solange wir uns nicht in der Theorie von dem Realismus befreit haben, wird Alles, was in dieſer Richtung geſchaffen wird, nach kurzem feſſelnden Reiz zu bald verklingen.

Mit geringerer künſtleriſcher Abſicht dagegen recotzirt Eduard Ziehen Land und Leute der Niederelbe. „Norddeutſches Leben“ (zwei Bände, Frankfurt am Main, Literariſche Anſtalt, 1856) giebt kleine Geſchichten, die der Natur abgelauſcht und nachgezeichnet ſind und dabei unter dem Einfluſſe des Gemüths ſtehen. Das Leben der in der norddeutſchen Gutswirthſchaft vielfach vertretenen Pfarrer und Förſter iſt hier mit jenen verſchönernden Farben gemalt, die das Ferne, nach langer Trennung Unerreichte von ſelbſt annimmt. Der Verfaſſer hat vielleicht Manches von ſeiner Knabenzeit vergeſſen und dann in das eigene Herz gegriffen, als er die Stoffe und Farben für ſeine Bilder wählte. Da mußte er denn wol mancher Situation Gewalt anthun, die ſich nicht fügen wollte, mußte Charaktere mitten durchbrechen, die einem befriedigenden Ausgange widerſtrebten. Ein Pfarrer jedoch, der am „Stillen Freitag“ Koſacken zur Einquartierung bekommt, ans Klavier genöthigt und endlich im Vierhändigſpielen vom Koſackenoffizier unterſtützt wird, der von den Noten ſoviel verſteht wie präſumtive der Pfarrer von Kriegstaktik — iſt eine kleine Skizze mit liebenswürdiger Laune gezeichnet und von Wirkung auf die Lachluſt.

Gleich im Stoff, nur bedeutſamer in der Ausführung iſt Edmund Höfer, der in ſeiner neueſten Sammlung: „Bewegtes Leben“ (Stuttgart, Krabbe, 1856), wieder die vielen kleinen Geſchichten vermehrt hat, die wir ſchon von ihm beſitzen. Ihm iſt Pommerland zugefallen bei der großen Theilung unſerer Literatur in allerlei Provinzialismen. Land- und Strandleben weiß er in lebhafter Art wiederzugeben, meiſt mit einem gewiſſen Anflug, der etwas Derbes hat. Nur geht in neuerer Zeit, ſcheint es, ſein Stoff etwas zu Ende. Daher eine gewiſſe Uebertreibung im Vortrag, ein allzu ſtarker Drucker in manchen Ein- und Durchführungen. „Nun aber jetzt! Jetzt einmal heran! Habt ihr das nicht gehört, habt ihr gar nichts gehört!“ u. ſ. w. Eine zeitlang galt Dergleichen als friſch, geſund, naturwüchſig, urſprünglich, bald aber iſt es Manier und ſieht ſich an wie Schattenſpiel an der Wand.

Wenn der Zwieſpalt, der hiſtoriſch dorfgeſchichtlichen Darſtellungen eigen iſt, ſich bei Otto Ludwig am ſchlagendſten in der Erfindung der Conflicte offenbarte, in die er ſeine Helden verwickelt, ruht er in den Romanen und Novellen Joſef Rank's in dem Mißverhältniß zwiſchen Darſtellung und Inhalt. Rank iſt ein fleißiger Schriftſteller: im vergangenen Jahre erſchien von ihm „Sein Ideal“, „Von Haus zu Haus, kleine Dorfgeſchichten“ (Leipzig, Weigt & Günther, 1856) und „Adrianna“, (Volksroman, Leipzig, Mendelsſohn, 1857), in zwei Bänden.

Viel Material, aber wenig Eigenthümliches, wenn man die Manier nicht ſo nennen will. Die Manier iſt hier, das Kleinſte und Alltäglichſte zu idealen Höhen hinaufzuſchrauben und die vorübergehendſten Verhältniſſe des Lebens mit dem Auge zu betrachten, wie wenn Scipio Karthago verbrennt oder Julia den todten Romeo an ihrem Sarge ſieht. Freilich empfindet der Fuhrmann im Kittel Schmerz und Freude ſo gut wie Hamlet oder Desdemona, aber es iſt nicht wahr, daß er ſie ſo äußert wie Jene. Die Liebe eines Bauernmädchens mag reiner, mag natürlicher ſein als die Leidenſchaft, die in den Verſen der Sappho und in den Briefen von Julie Lespinaſſe lodert, aber warum iſt ſie ſchöner? Am wenigſten iſt ſie es, wenn ſie ſich mit ſolchen Blumen ſchmücken will, wie Julie ihre Liebe zu Romeo ſchmückt!

„Adrianna“ iſt die Bekehrungsgeſchichte — eines Frachtfuhrmanns, der aus einem Todfeind der Eiſenbahnen zu ihrem Freunde und Anhänger wird! Es iſt eine Allegorie von den Ruinen der Schlöſſer, aus denen die Bauern der Nachbarſchaft Steine zum Bau ihrer neuen Häuſer brechen. Die Conflicte, die bei Melchior Meyr Herzensirrungen, Kämpfe zwiſchen Höhnen und Bürern, in Otto Ludwig's Novelle ein ſchneidende, allgemeinmenſchliche und tragiſche ſind, haben hier einen ſocialen Hintergrund gewonnen und die Färbung von Principienſtreiten angenommen; darum iſt ihre Löſung eine zweifelhafte, nur für den einen Fuhrmann Weringer eine gültige und bruchloſe. Denn nicht jedes „Alte“ geht ſegenwünſchend dem „Neuen“ in ihm unter und auf, nicht Jedem löſt ſich der Kampf ſeines Lebens ſo rein und leicht. Poeſie, wie wir ſie verſtehen, Durchdringung und Durcharbeitung des Gegebenen zur Idealität, findet ſich in dieſem Roman wenig, wol aber Abconterfeiung des Dorfs, ſeiner Spiele und Feſte, ſeiner Leiden und Stürme, ja ſogar ſeiner Pferdekrankheiten. Es iſt wie in der alten dresdener Galerie, wo 50 Bilder Wouwerman's nebeneinanderhingen. Und dennoch, welche Abwechſelungen, welche überraſchender Farbenwechſel bei alledem bei dieſem Maler! Wie weiß er ſeine Themata — Reiterſchlachten oder Auftritte zur Jagd — beſtändig durch einzelne kleine Züge neu und friſch zu geſtalten! Wie grau, wie eintönig aber und ewig einerlei iſt Alles in euern Dorfnovellen!

Am anziehendsten sind die kleinen Bilder, die Josef Rank in seinem „Von Haus zu Haus“ entwirft: hier hat ihm in der Landschaftsmalerei Stifter zum Vorbild gedient. Schade, daß dem buntfarbigen Schmetterling dabei sein besser Schmelz von den Flügeln gewischt worden ist! Die Erwartung wird in diesem Buche nicht getäuscht; man findet, was man gehofft: Genrebilder. Die letzte Erzählung „Klärchen“, leider mit dem plötzlichen Hineinspielen einer sentimentalen Romantik an dem Zwerfell, von dem wir eben sprachen. Die Ostades sollten sich seine Naturen dünken; eine Bemerkung, die indessen nicht dem bescheidenen und immer anspruchslosen Wirken und Dichten Josef Rank's gelten soll.

Nach Jeremias Gotthelf's Tode bleibt nächst Rank der Sinnigste und Bedeutsamste auf diesem Gebiete immer Berthold Auerbach. Nach Versuchen, in diese oder jene Sphäre, die eine größere Gestaltungskraft und selbsterfindende Phantasie erfordert, abzuschweifen, kehrt er am glücklichsten immer wieder auf das Gebiet zurück, wo er auf festen, heimatlichen Boden tritt und ihm Wirkungen von seltenem Reiz gelingen.

Indessen hat uns „Barfüßele“ (Stuttgart, Cotta, 1856) nur in seinem letzten Drittel befriedigt. Sogar gefahrvoll erscheint uns die Wette zu sein, der sich der Dichter in dieser Erzählung bis Seite 166 ergeben hat. Es ist der idealisirte Realismus, der, wenn er sich bei seinen Verschönerungen und Verlockungen die Miene gibt, doch nur die Natur und nichts als die Natur zu wollen, der verwerflichste von allen ist. Ein Mädchen, das auf dem Dorfe nur barfuß geht und die Gänse hütet, wird immerhin verständiger sein können, als ihre platte, gewöhnliche, ja schmutzige Situation zunächst mitbringt; aber so hoch hinaus potenzirt, wie es hier geschehen ist, wird die Erscheinung unwahr und theatralisch. In einer unendlichen Monotonie ziehen sich geradlinig fort von diesem Mädchen Charakterzüge, die fast sämmtlich den Stempel der Abstraction tragen. Statt daß wir von ihrem nächsten Sorgen, z. B. um die Gänse, unterrichtet würden, entwickelt sie an ihrem Leben eine Reihe von zufälligen Aperçus, die nicht auf ihrem eigenen Anger erblüht sein konnten, sondern nur den Beobachtungen aus dem Leben der Bildung entnommen sind. Ihre Urtheile über Orden, ihr Selbstwegwerfen, ihre Betrachtungen über den Wind, ihre Räthsel, ihre Lieder sind künstlich auf sie übertragene Collectaneen des Dichters, der mit seinem eigenen Selbst aus dieser Theaterfigur überall herausschaut.

Die Wirkung ist verfehlt aus einem doppelten Grunde. Ein mal ist diese Ueberreife, sich vordrängende Apartheit und dreinredende Besserweisheit der Gänsehirtin unerquicklich an sich und läßt uns kein weises, nur naseweises Mädchen kennen lernen. Dann aber auch befindet sich der Dichter in dem Grade in Bewußtheit über diese Verschrobenheit, daß er sie bis zum Schönthuerein ausmalt. Nie ist der Autor so weit über die Grenze der Anmuth bis zum Lovelo oder dem Albumstil hinausgegangen wie in diesem bunten Aufputz einer Unmöglichkeit. Er legt seiner Heldin Stimmungen, Traumzustände, Naturschauer unter, die nur dem süßlichen, alles Inhaltlose liebenden Geschmack der Zeit an dieser Stelle glaubhaft sein können. Schon die Titelüberschriften seiner Capitel: „Es klopft an“, „Er ist gekommen“, „Thu' dich auf“ „Die fremde Seele“ u. s. w., beweisen des Autors Absichtlichkeit, ein objectives Bewußtsein über den verfehlten Zweck und die zu seiner Erreichung gebrauchten Mittel.

Von Seite 166 jedoch an kehrt dem Dichter sein besserer Genius zurück. Nehmen wir die prächtige „Silberstrah“-Episode, ohnehin Nachahmung einer Gottfried Keller'schen Situation, aus, so wächst von da ab seine alte Kraft und reißt uns, da es zugleich zu Lust und Freude geht, in mächtiger und gesunder Umarmung fort. Worin liegt hier plötzlich der unwiderstehliche Zauber? Darin, daß die Situation wirklich ein untergeordnetes Magdthum seiner Heldin nothwendig mitbringt. Stört auch da und dort wieder jenes altklug und vorwitzige „Hör' du, das mußt du nicht thun!“ u. s. w. — so verschwinden diese gesuchten Bewußtheiten doch gegen die nun sich nothwendig ergebende Wahrheit der anderweitigen Umstände und trefflichgezeichneten Personen.

Als wir jedoch die Erzählung zu Ende hatten, war es uns bei alledem, wie wir bei dieser ganzen Literatur des Realismus immer empfinden. Die Drehorgel schweigt und die Figuren, die durch den innern Mechanismus des Kastens oben auf seinem Deckel tanzen, stehen plötzlich in schreckhafter Wirklichkeit mit derselben lachenden Miene, dem aufgehobenen Beine, eben ansetzend zum Tanz, eben den Mund öffnend zum Sprechen, stumm und starr vor uns. Es ist uns nur etwas vorgespielt und vorgejodelt worden. Es fehlt der Nachklang der Wahrheit! Die angeregte Phantasie ist übersättigt; sie kann, da sie zu viel, zu Objectives, zu daguerreotypisch Aufgenommenes empfing, nichts weiter ausspinnen und ins Endlose hinaus sich das Leben und künftige Sein dieser Gestalten mit wahrhaftem Glauben selbst ausmalen. Die tiefe Unwahrheit dieser Literatur, die mit diesem unleugbaren Kennzeichen doch gerade wieder eine so lebhafte Provocation an das Geglaubtwerden verbindet, macht sie eben deshalb auch zu einer Förderung der Reaction. Nur zum Gedankenlosen kann es führen, wenn man die Rohheit, die Unbildung, die religiöse Verdumpfung, die Sittenlosigkeit der Bauernwelt nicht mit derselben energischen Hand anfaßt, die ihr doch habe, wenn ihr — auf andern Gebieten aufräumt!

Diese Betrachtung auf Malerei, auf Musik, auf Plastik auszudehnen (wo der Realismus es auch noch dahin bringen wird, daß wir uns seine Schöpfungen eher in Dragée als in Marmor ausgeführt denken müssen), liegt nahe. Doch brechen wir sie für heute ab, um sie gelegentlich wieder aufzunehmen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 18.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 22½ Sgr.

Das wilde Mädchen.

Ein russisches Märchen. Von A. von Sternberg.

Wie das Mädchen in eine Erziehungsanstalt gethan wurde und was sich dort begeben.

„Anna Petrowna, wir müssen unsere Tochter erziehen lassen und wir thun am besten, wir geben sie in eine Kronsanstalt, damit sie gebildet werde!"

„So ist auch meine Meinung, Iwan Kolugisch!"

„Wo ist unsere Tochter, Anna Petrowna?"

„Gott weiß es, wo sie ist."

„Wie, Gott weiß es? Weißt du es denn nicht?"

„Soll eine arme kranke Frau Alles wissen? Seit sechs Tagen irrt unsere Tochter im Walde umher und man weiß nicht, wo sie ist."

„Alsdann muß man sie aufsuchen und einfangen. Ich werde Leute schicken, die dieses besorgen."

Und er rief seine Diener; die mußten das ganze Gehege umstellen wie bei einem Wildjagen, und endlich, nach vielem Suchen, fand man Anna Iwannowna, wie sie unter einer Schlehdornhecke saß und Holzbirnen aß. Sie war so wild, daß sie nach Denen biß, die sie anfassen wollten. Aber man fing sie dennoch und an Händen und Füßen gebunden, wurde sie in die Hauptstadt gebracht, wo die Erziehungsanstalt für junge Fräulein sich befand. Der Vater hatte ihr einen Sack Geld mitgegeben und die Mutter einen gelben Rock und sechs ganz neue Hemden.

Die Oberin der Erziehungsanstalt stand gerade auf der Treppe ihres Hauses, als Annuschka anlangte.

„Was bringt ihr mir da?" sagte sie. „Ist's ein Kalb oder ein junges Fohlen?" Denn das Mädchen hatte sich im Heu versteckt und wenn sie den Kopf hob, so fielen ihre langen Haare über das Antlitz, sodaß man nicht unterscheiden konnte, welcher Art das Geschöpf war, das im Wagen sich befand.

„Frau", entgegnete einer der Leute, „wir bringen euch unser Landfräulein, mit Namen Anna Iwannowna Kolugisch. Sie ist gerade in ihr sechszehntes Jahr getreten, untadelhaft an Gliedern und ein bißchen wild."

„Das wird sich geben", sagte die Oberin, „bringt sie nur her!" Die Oberin nahm den Geldsack und Annuschka in Empfang und die Leute kehrten mit dem leeren Wagen heim.

Jetzt ging man daran, das Mädchen zu bilden. Zuerst wurde sie sechs Tage lang in eine dunkle Kammer gethan, wo sie nicht geradestehen konnte und wo sie nur sehr wenig Nahrung erhielt.

Als sie aus der dunkeln Kammer entlassen wurde, sagte sie: „Nun will ich erst wild sein! Gebt Acht, was ich jetzt für Streiche machen werde!"

Und sie kehrte im ganzen Hause das Oberste zum Untersten. Was rechts stehen sollte, stellte sie links, und was auf den Beinen stehen sollte, stellte sie auf den Kopf.

„Unſer Kind will die Ruthe haben", rief die Oberin, „man gebe ſie ihr!"

Und es kamen zwei ſtarke Männer herein, die banden das Mädchen an Händen und Füßen und gaben ihr 50 Ruthenſchläge. Als das Mädchen dieſe empfangen hatte, ſprach ſie: „Nun will ich erſt recht wild ſein! Ihr ſollt ſehen, welche Streiche ich jetzt ausführe!"

Und ſie nahm ein Neſt voll junger Katzen, legte dieſe der Oberin heimlich in die Haube und als dieſe am Morgen die Haube aufſetzte, liefen ihr die jungen Katzen übers Geſicht und zerkratzten die arme Frau ganz jämmerlich. Das war aber nicht genug; als ſich die Frau ins Bett legen wollte, hatte das Mädchen die eine Hälfte des Bettuchs mit ſpitzen Dornen beſtreut, die andere Hälfte mit Salz. Die Oberin legte ſich zuerſt auf die Dornen und als ſie ſich raſch umwenden wollte, geriet ſie mit ihrem zerſtochenen Körper aufs Salz und ſchrie nun ſo arg, daß das ganze Haus zuſammenlief und man die Feuerglocke läutete.

„Man gebe unſerm Kinde 150 Ruthenſchläge und ſchicke es 14 Tage lang krumm!" rief die Oberin.

Als Anna Annuſchka die Strafe überſtanden hatte, rief ſie: „Nun will ich erſt recht wild ſein und ihr ſollt ſehen, was ich jetzt für Streiche ausführe!" Und ſie legte Feuer an und ſetzte die ganze Krons-Erziehungsanſtalt in Brand. Mit genauer Noth retteten die Oberin und die Fräulein ihr Leben, indem ſie barfuß über Feld liefen. Nach dieſem letzten Streiche ließ ſich das Mädchen nicht weiter ſehen. Sie nahm ihre ſechs Hemden und ihren gelben Rock und wanderte aus. „Auf dieſe Weiſe zwingt man mich nicht!" ſagte ſie.

Was weiter mit dem Mädchen geſchah und wie ſie einer alten Bettlerin den verlorenen Schuh ſuchen half.

Das Mädchen befand ſich jetzt auf offener Landſtraße. Sie ſetzte ſich unter einen Baum und da ſie an nichts zu denken hatte und auch für nichts zu ſorgen, ſo ſchlummerte ſie ein. Unterdeſſen wurde es Nacht und der Mond und die Sterne ſchienen.

„Was meinſt du?" ſagte der Mond zu einem Stern, „was aus unſerer Anna Iwannowna Kolugiſch wird?"

„Nichts Gutes, ſicherlich!" antwortete der Stern. „Da ſitzt ſie nun und weiß nicht wohin! Zu ihren Aeltern darf ſie nicht zurück, denn es iſt im ganzen Lande ſchon bekannt, daß ſie die Krons-erziehungsanſtalt angezündet hat und daß durch ihre Schuld die Oberin 60 Tage und 60 Nächte krank daniederliegen muß."

Der Mond erwiderte hierauf: „Das iſt fatal!"

Annuſchka hörte dies Geſpräch, lachte laut auf und rief: „Kümmert euch nur nicht um mich! Ich werde ſchon mein Unterkommen finden, Lumpengeſindel, ihr!"

Der Mond und die Sterne, die ſich ſo ſchimpfen hörten, ſchwiegen ergrimmt ſtill und das Mädchen legte ſich auf die andere Seite und ſchlief ruhig weiter.

Da kam des Wegs daher eine alte Frau; die verlor einen ihrer Schuhe, der in dem tiefen Sande des Wegs ſtecken geblieben. Da ſie halb blind war, konnte ſie den Schuh nicht wiederfinden, ſolange ſie auch danach herumtaſtete. Endlich wurde von ihrem vielen Seufzen und Klagen das Mädchen wach. Sie richtete ſich auf und erblickte die Alte, wie ſie im weichen Sande ſuchte und wühlte. Sie rief: „Die Alte ſucht ihren Schuh; ſie ſieht nicht und kann alſo lange ſuchen. Ich will gehen und ihr helfen. Alten Leuten muß man Hülfe leiſten!" Und ſie ging hin, fand den Schuh und legte ihn der Alten an den Fuß.

„Wie heißt du?" fragte die Alte.

„Ich heiße ſo wie das Meſſer heißt, das keine Klinge hat und keinen Griff!"

„Das heißt man gar nicht", rief die Alte, „denn das iſt nichts!"

„So bin ich auch nichts", ſagte das Mädchen, „und jetzt gebt Eure Wege! Es iſt genug geplaudert!"

„Ha! Haſt du ſo große Geſchäfte?"

„Ich gehöre zu einer großen Diebsbande und muß dem lieben Herrgott heute noch einen ganzen Tag ſtehlen", erwiderte das Mädchen. „Sagt, wie fange ich es nur recht klug an, daß er nichts merkt? Denn ich will den ganzen Tag mit Sonne, Mond und Sternen in den Sack ſtecken; da ſoll auch kein Flecken übrigbleiben! Gelt, das iſt ein Stück Arbeit?"

„Ich will dir etwas ſagen!" hub die Alte an. „Ich ſehe ſchon, du biſt ein armes Dirnlein, das da ausgeht zu ſuchen, wo es etwas findet. Nun paß auf! Kommſt du einmal in Noth, ſo rufe die Worte «Am-li-pa!» Da werde ich bei dir ſein und werde dir helfen! Nun, wie heißen die Worte?"

„Am-li-pa!" wiederholte das Mädchen.

„Gut", ſagte die Alte, „wir ſehen uns wieder!" und humpelte davon.

Als sie fort war, rief das Mädchen lachend einmal ums andere: „Ku-li-pa!“ Da stand die Alte wieder da, bob zornig die Krücke auf und rief: „Du liederliche Hummel, was rufst du mich? Hab' ich dir nicht gesagt, nur wenn du in großer Noth bist, sollst du das Wort aussprechen?“ Damit ging sie zornig fort.

Als Annuschka wieder allein war, dachte sie darüber nach, was sie jetzt beginnen und wohin sie sich wenden sollte. Ein Weg führte rechts, ein Weg führte links und einer geradeaus. Sie wählte den letzteren. Als sie eine Strecke gegangen war, sah sie einen Mann quer über den Weg liegen; der war todt, Räuber hatten ihn erschlagen. „Ei, du einfältiger Todter“, rief sie, „bald wär' ich über dich gefallen!“ Und damit gab sie dem Leichnam einen Stoß mit dem Fuße. Da rief eine Stimme: „Die Todten beleidigt man nicht!“

„Ich kümmere mich soviel um die Todten!“ rief das Mädchen und schlug ein Schnippchen in die Luft.

„Das werden dir die Todten gedenken!“ rief abermals die Stimme.

Jetzt kam das Mädchen an einem Hause vorbei, das stand einsam am Wege und die Fenster waren verhangen und drinnen saßen Spieler und spielten. Als das Mädchen vorüberging, war eben ein großer Lärm drinnen und es wurde gotteslästerlich geflucht. „Ach, wie diese Vögel gut zwitschern können!“ sagte das Mädchen.

Da kam ein Mann des Wegs daher, der that sehr eilig: es war der Teufel. Er führte die ganze Tasche voll falscher Würfel bei sich, die er unter die Spieler vertheilen wollte. Da das Mädchen ihm im Wege stand, rief er: „Fort, aus dem Wege, du Balg!“

„Oho!“ rief Annuschka. „Wer seid Ihr, daß Ihr mich so anlassen dürft?“

„Ich bin der Teufel!“

Da schlug sie abermals ein Schnippchen und rief: „Ich kümmere mich nicht soviel um den Teufel!“

„Das soll dir in der Hölle bezahlt werden!“ rief der Teufel und ging wüthend ins Haus hinein.

Wieder eine Strecke Wegs weiter stand ein Heiligenbild. In dem Augenblick, als das Mädchen vorübergehen wollte, rief eine Stimme: „Verrichte deine Andacht vor diesem Bilde!“

„Was ist das?“ rief das Mädchen. „Wer spricht hier?“

„Ich bin die heilige Anna!“ sagte das Bild.

Und zum dritten male schlug das Mädchen ein Schnippchen und rief: „Sei wer du willst, ich kümmere mich nicht soviel um dich!“

„Das sollen dir die Heiligen entgelten!“ sagte das Bild.

Im Graben am Wege saßen ein Frosch und eine Eidechse beisammen; die letztere sagte: „Unsere Anna Iwannowna Kolugrich ist doch zu frech und wild! Nicht genug, daß sie der Krone Erzherzogsanstalt in Brand gesteckt hat, sie verspottet auch Tod, Teufel und die Heiligen. Das kann kein gutes Ende nehmen!“

„Sicherlich nicht!“ quakte der Frosch. „Aber wenn die Weiber einmal wild sind, so sind sie es oben mal mehr als wir Männer! Ich war in meiner Jugend auch ein sehr wilder Bursche und es war mir kein Sumpf zu tief — aber was zu viel ist, ist zu viel!“

„Freilich, lieber Vetter!“ sagte die Eidechse, und damit schlüpften beide mehr ins Gras, denn Annuschka kam dicht an den Graben, drehte mit der Faust hinein und rief: „Wollt ihr wol still sein, grüner Unrath, ihr! Ich bin wie ich bin und ihr werdet mich nicht bessern! Habt ihr's gehört?“

Der Frosch und die Eidechse ließen kein Wort mehr hören.

So hatten die ewigen Gestirne des Himmels und die Thiere auf der Erde die Annuschka gewarnt, aber sie hatte nicht hören wollen.

Wie es dem Mädchen bei den Todten erging.

Es war Mitternacht, als das Mädchen dem Gottesacker vorbeikam, dessen Gitter gerade offenstand, denn der Todtengräber hatte gerade etwas darin zu schaffen gehabt. Da der Mond so hell schien, dachte das Mädchen: Du willst doch hineingehen und die Kreuze und Sterne betrachten! Als sie die Kreuze und Steine sich genugsam angesehen, wollte sie wieder zurück; aber da kamen die Todten aus den Gräbern, hielten sie zurück und riefen: „Halt! Du bleibst hier! Wir haben noch ein Hühnchen miteinander zu pflücken!“

Und Annuschka mußte bei den Todten bleiben. Sie mußte ihnen allerlei Dienste verrichten und das war schrecklich genug, denn die Todten sahen fürchterlich aus. Einige waren nur Knochen, Andere hatten noch etwas Fleisch an den Beinen, Einige aber — und die waren die scheußlichsten — sahen noch aus gläsernen starren Augen heraus und waren, als wenn sie lebten, lebten aber nicht.

Die Einen riefen: „Mach' mir mein Bett zurecht, es liegt sich so hart darin!" Die Andern: „Wecke mich morgen zu guter Stunde, denn ich will in der Stadt meine Geschäfte besorgen!" Einige sogar sagten: „Komm zu mir, lege dich zu mir ins Bett, wir wollen miteinander kosen!" Ach du lieber Gott, wie klang das im Munde eines Todten!

„Ich will nur thun, was sie begehren", sagte das Mädchen still für sich, „vielleicht lassen sie mich dann gehen." Und sie schüttelte dem Einen das harte Leichenkissen etwas locker, dem Andern sagte sie um 6 Uhr, er müsse aufstehen, aber er stand nicht auf, und zu dem Dritten ging sie, setzte sich zu ihm und erzählte ihm Märchen die ganze Nacht hindurch. Als es Tag war, hatte sie Ruhe, aber sie war wie gebannt, sie konnte nicht fort. In der Nacht ging die Arbeit wieder los. Bald wollte der Eine Dieses, der Andere Jenes, und sie winkten und riefen sie überall hin.

„Das wird mir fast zu arg!" rief sie.

Da kamen ihre sieben Vettern, die sämmtlich todt waren, zu ihr und der Eine sagte: „Rücke mir mein Maul zurecht, es sitzt mir ganz schief!"

„Kein Wunder", rief das Mädchen, „die Würmer haben es zerfressen!"

„Die Würmer? Wie käme ich zu Würmern?"

„Narr, weil du schon seit Monden todt bist und im Grabe liegst!"

Da tobten alle sieben Gerippe und schlugen auf das Mädchen los und schrieen: „Wie darfst du uns das sagen? Wir sollen todt sein und wir sind gerade in unsern blühendsten und schönsten Jahren? Wir können alle Tage freien und die schönsten Mädchen sind unser!"

Die Todten aber, wenn sie mit ihren fleischlosen Fäusten schlagen, so ist das viel schrecklicher, als wenn ein Lebendiger einen Lebendigen mißhandelt. Das mußte jetzt Annuschka erfahren.

Es kam ein alter Herr zu ihr und sagte: „Siehst du, was ich für eine schöne Uhr in der Tasche habe?" und damit zog er eine häßliche Kröte zwischen den Rippen hervor.

„Seht", rief das Mädchen, „das ist ja eine Kröte!"

„Eine Kröte? Wie käme ich zu einer Kröte, du Unart!"

„O Alterchen, weil Ihr todt seid und schon ein Jahr im Grabe liegt!"

Da wurde das Gespenst überaus boshaft und indem es mit den Armen und Fäusten auf das arme Kind loshämmerte, rief es: „Ich todt? Warte nur — ich todt? Es ist Keiner so voll frischen Lebens wie ich! Komm, gib mir gleich einen Kuß!"

Um Alles in der Welt wollen hätte das Mädchen das nicht gethan; sie lief fort und verkroch sich unter einen großen Stein, sodaß die Todten, die wieder Alle hinter ihr drein waren, sie nicht finden konnten.

So vergingen sieben Tage und sieben Nächte, da riß dem Mädchen die Geduld und sie seufzte: „Ach, wenn ich doch die Alte hier hätte! Aber ich habe die Worte vergessen, die ich mir merken sollte. Wer mir nur die Worte sagte!" Da flog zufällig eine Drossel vorbei und ihr Gesang klang: „Va-va-liep — Va-va-liep!" — „Nicht so!" rief Annuschka, „aber ähnlich: «An-li-pa!» So heißt es!"

Und in diesem Augenblick stand die Alte bei ihr.

„Nun, was gibt's!" fragte diese.

Als das Mädchen ihre Noth geklagt, sagte die Alte: „Du kannst noch jahrelang hier aushalten; die Todten werden dich nicht fortlassen, wenn du ihnen nicht ihren Willen thust."

„Was soll's denn?" rief das Mädchen; „ich mache ihnen ja ihr Lager zurecht, ich singe ihnen Märchen vor, ja ich habe sogar Einem von ihnen, der kein Hemde hatte, eins von meinen neuen Hemden gegeben."

„Das ist's nicht", entgegnete das Mütterchen, du verstehst es dabei in einem Stücke!"

„Und das ist?"

„Du sagst ihnen, daß sie Todte sind. Die Todten wollen aber nichts davon wissen, daß sie todt sind. Man muß ihnen gerade so schmeicheln wie den Lebendigen."

„Ich will's mir merken!" Und die Alte ging.

Nachts um die zwölfte Stunde kamen sie Alle wieder aus ihren Gräbern. Den sieben Vettern sagte das Mädchen, sie wären junge, rüstige Bursche und sie sollten nur aufs Freien gehen, es könnte ihnen gar nicht fehlen; ihre Lippen wären frisch wie die Kirschen und ihre Wangen wie der Vollmond so voll. Da lachten die Todten und sagten: „Man sieht, du hast einen guten Geschmack. Hier hast du ein Stück Geld und geh' deine Wege, wir haben deiner nicht mehr nöthig!" Und Annuschka empfing von Jedem ein altes Geldstück, in ein Stück vermoderter Lumpen eingewickelt.

Dem alten Herrn sagte sie: „Wer wie Ihr eine so schöne Uhr hat, der kann lachen! Ueber-

haupt, Ihr ſeid ſo friſch und rüſtig, Ihr könnt noch hundert Jahre leben!"

„Das iſt wol möglich!" ſagte der alte Herr und lachte, daß der nackte Schädel ihm auf den Schultern wackelte. Dabei gab er dem Mädchen ebenfalls ein Stück Geld und hieß ſie gehen. Ebenſo machten es die andern Todten und Annuſchka konnte nunmehr den Kirchhof verlaſſen. Sie lief, was ſie laufen konnte, und erſt als ſie ſich überzeugt hatte, daß Niemand ihr folgte, ſetzte ſie ſich am Wege nieder und ruhte aus.

„Aber wild bin ich immer noch und werde es bleiben!" rief ſie.

Wie es dem Mädchen bei den Teufeln erging.

Zwei Tage und zwei Nächte war Annuſchka gelaufen, da war ſie ſehr müde und ihre Füße ſchmerzten ihr; da ſah ſie einen Wagen gar ſchnell auf ſich zufahren; darin ſaß ein Mann, der hatte den Hut tief ins Geſicht gedrückt und zwei andere Männer ſaßen auf dem Bock und kutſchirten ihn. „Ach, liebe Herren", rief ſie den Kutſchern zu, „könnt ihr mich nicht hinten aufſitzen laſſen?"

„Recht gern!" Und das Mädchen ſchwang ſich hinten auf. „Wohin fahrt ihr?" fragte ſie, und die Antwort lautete: „Wir bringen den Zar Iwan Waſiljewitſch den Schrecklichen in die Hölle!" Wie gern wäre ſie jetzt wieder herabgeſprungen vom Wagen, aber der ging ſo ſchnell, daß ſie es nicht konnte! So fuhr ſie denn mit Iwan Waſiljewitſch dem Schrecklichen in die Hölle.

Die Hölle bildete ein großes, weites Thor, überall mit feurigen Backſteinen ausgeſchlagen, und es wehte ſo heiß daraus hervor, daß man zu erſticken fürchten mußte. Dennoch ging es holter und polter hinein, daß die Wagenräder ächzten. Dann wurde das Thor zugeſchloſſen.

Nun ſaß ſie in der Hölle.

Die Teufel ließen ſie nicht heraus, denn ſie ſagten: „Wir haben mit dir noch ein Hühnchen zu pflücken! Du biſt das wilde Mädchen und du biſt uns ſchon gut empfohlen worden!"

Wegen der großen Hitze legte ſie ihren gelben Rock weg und alle ihre Hemden, bis auf eins, das ſie anbehielt. Und nun ſagte ſie: „Was ſoll ich thun?"

„Das wollen wir dir ſagen. Du ſollſt ſieben Eier hartkochen für des Teufels Großmutter zum Frühſtück!"

„Nichts mehr?" rief das Mädchen lachend. „Das ſoll mir ein Leichtes ſein!" Und zu ſich ſelbſt ſagte ſie: „Die alte Frau will ihr Frühſtück gut bereitet haben; da hat ſie Recht, daß ſie es einer gewiſſenhaften Perſon anvertraut und nicht einem ſolchen Flegel, der immerdar in Flammen ſteht. Paßt auf, ich verſtehe Eier zu kochen, denn das iſt das Einzige, was ich in meiner Aeltern Hauſe ſchon gelernt habe!" Und damit ſetzte ſie ſich hin an den Keſſel und fing an, die Eier zu kochen.

Aber die ſieben Eier wurden nicht hart.

Sie mochte kochen, ſoviel ſie wollte, und das Feuer ſchüren, die Eier wurden nicht hart.

„Wo bleiben meine Eier?" ſchrie die alte Frau.

Annuſchka fühlte es kalt und heiß den Rücken überlaufen; ſie wußte, es war mit der Alten nicht ſo zu ſpaßen, wie ſie früher mit der Oberin geſpaßt hatte. Der Teufel kam ſelbſt in die Küche und fragte grimmig: „Warum bringſt du nicht die Eier für meine Großmutter?"

„Gnädigſter Herr, weil ſie nicht hart werden wollen!"

„Dafür ſollſt du ſieben Tage ſelbſt am harten Feuer ſitzen!" Und man brachte das arme Mädchen in einen Ofen, wo ſie unbeſchreibliche Pein litt und zuletzt ſo braun anlief wie die braune Brotrinde. Als man ſie wieder herausließ, ſagte man ihr: „Nun koche die Eier!" Aber die Eier wurden nicht hart und wurden nicht hart.

Und die Teufel kamen alle und riefen: „Seht das wilde Mädchen, nun wird ſie ſchon zahm werden!" Und nochmals ſieben Tage mußte ſie ans harte Feuer. Da rief ſie in ihrer Noth ein mal ums andere: „Am-li-pa!" Und die Alte war da. Als ihr das Mädchen ihren Jammer erzählte, ſagte Jene: „Kind, du kannſt noch ſieben mal ſieben Jahre in der Hölle ſitzen und Eier kochen und du wirſt ſie nicht hart bekommen, wenn du es nicht machſt ſo wie ich dir's ſagen werde! In den Kohlen, über denen dein Keſſel ſteht, ſitzt ein kleiner Teufel, kaum ſo groß wie eine Erbſe; er iſt hellgrün von Farbe und ſitzt zuſammengekauert, weil ihn immerdar friert. Sieben Millionen Jahre iſt er bereits in der Hölle und er kann ſich nicht erwärmen. Wo er ſich hinverliert, da hat das ſtärkſte Feuer keine Macht, nur daß man ihn nicht immer zu finden weiß; denn, wie geſagt, er iſt ſo winzig klein und verkriecht ſich immer in den Kohlen, weil er da am eheſten ſich zu erwärmen hofft. Nimm ihn heraus und du wirſt ſehen, die Eier werden alſobald hart! Und dann nimm dich auch in Acht, die Zahl drei auszuſprechen! Man hört ſie nicht gern in der Hölle und du könnteſt dir damit wieder Unan-

nehmlichkeiten machen. Nun lebe wohl!“ Damit verschwand die Alte und Annuschka eilte sogleich, also zu thun, wie ihr angerathen. Sie suchte ängstig in den Kohlen unter dem Kessel und endlich entdeckte sie den Teufel, der mitten in der entsetzlichsten Glut vor Frost klapperte und, die Beine hoch hinaufgezogen, zusammengekauert dasaß. Mit einer Zange faßte sie ihn und warf ihn aus dem Fenster der Hölle ins Meer. Da fiel er hinein und von diesem Augenblick gefror das ganze Meer und heißt von da an das Eismeer. Und das Eis thaut nie auf, solange die kleine grüne Erbse auf dem Grunde desselben liegt.

Jetzt wurden die Eier hart und die Großmutter verzehrte sie mit vielem Appetit und schenkte dem Mädchen einen harten Thaler. Sie hieß sie zugleich gehen, denn nun war ihr Dienst nicht mehr nöthig; die Eier wurden hart, auch wenn ein Anderer sie kochte. Annuschka wollte aber nicht ohne ihren gelben Rock und ihre Hemden aus der Hölle gehen. „Ich weiß, daß ich noch drei Hemden übrighatte, als ich herkam!“ rief sie. Aber kaum hatte sie das Wort „drei“ ausgesprochen, so entstand ein solcher Lärm um sie her und alle Teufel hoben ihre Fäuste gegen sie auf, daß sie geschwind machte, daß sie aus dem Thor entschlüpfte, sonst hätte man sie in tausend kleine Stücke zerrissen. So verlor sie denn ihren Rock und ihre Hemden, aber sie war aus der Hölle erlöst.

Sie setzte sich auf einen Stein am Wege und rief: „Aber wild bin ich und wild werde ich bleiben! So zwingt man mich nicht!“ Dabei fiel sie um, denn ihre Schmerzen und Wunden ließen sie nicht länger aufrechtsitzen.

Wie das Mädchen zu den Heiligen kam und was sich dort mit ihr ereignete.

Dem heiligen Patriarchen und apostelgleichen Kirchenfürsten Nicon macht der Märchenerzähler seine Reverenz!

Er macht seine Reverenz dem heiligen Athanasius, dem Märtyrer!

Den heiligen Nikolaus Borosius bittet er — jetzt, da er von den Heiligen sprechen will, ihm die würdigen Ausdrücke und Reden in den Mund zu legen!

Auch das wunderthätige Bild zu Kasan bittet er um seine Fürsprache!

Als das Mädchen so zerschlagen und ohnmächtig am Wege lag, ging in menschlicher Gestalt eins jener gedenedeiten Weiber vorüber, die mit dem Lächeln ihres rosigen Mundes die Verdammten aus der Hölle ziehen können. Sie sah die tiefe Schmach und Verirrung des wilden Mädchens, hob sie auf, schloß sie in ihre Arme und schwebte mit ihr zum Himmel hinan.

Ach, wie erschrak das Mädchen, da sie sich ihrer Schuld bewußt war, als sie die saphirnen Gewölbe des Himmelshauses vor sich sah und die diamantenen Säulen ihr in die Augen blitzten! „Wie wird's mir hier ergehen!“ seufzte sie ein mal übers andere. „Wie wird's mir hier ergehen! Ich habe nichts, um meine Blöße zu decken; wie kann ich's wagen, vor das Antlitz der Ewigreinen zu treten, die ich beleidigt habe!“

Da wurde ihr ein helles, weißes Gewand umgelegt.

Und unsichtbare Hände kamen und bedienten sie und ihre Wunden wurden gewaschen und gesalbt und ihre häßlichen Narben mit heilenden Kräutern zugedeckt. Als sie aufstand, war sie jung und ohne Schmerzen.

Und um sie her tönten Harfen und Flöten.

Und lieblicher Schein floß von dem Gewölbe nieder, das das Allerheiligste verbarg.

Da ging ein scharfes Schwert durch das Herz des wilden Mädchens und sie rief: „O hört auf mit eurer Güte! Schlagt mich, verstoßt mich — denn das hab' ich verdient!“

Aber immer süßer wurde das Klingen.

Immer wonnereicher der Schein.

Und eine Stimme rief: „So strafen die Heiligen!“

„Oh — oh — oh!“ schrie das wilde Mädchen; „mein Herz bricht!“

Und sie fiel auf ihr Antlitz und sie wand sich wie ein Wurm im Staube. „Gebt, daß ich eure Füße küsse!“ schrie sie; „daß ich den Staub von euern Füßen küsse!“

Da that sich die Wolke auf und wie Millionen Rosenblätter flogen Morgenrothstrahlen in den Himmel und aus dem Glanze trat die heilige Anna hervor. Die Heilige sagte: „Ich sah dein Herz und sah, daß es nicht ganz verloren war; ich prüfte dich in Gestalt der alten Bettlerin und du erwiesest mir eine geringe, aber doch mildthätige That. Diese eine geringe That hat dich gerettet. So wenig gehört dazu, auf daß unser Herz den Sterblichen zugeneigt werde! Wo nur ein Senfkorn Güte verborgen liegt, da verdrießt uns

nicht die Mühe, ganze Berge zu durchgraben, um dazu zu gelangen. Steh' auf und wandele noch weiter auf Erden! Dein Trotz ist gebrochen, deine Wildheit gezähmt!"

Und als sie das gesprochen, verschwand sie. Das Mädchen erwachte aber wie aus tiefem Schlafe, auf der Schwelle ihres älterlichen Hauses liegend.

Da ging sie nun hinein und das erste Wort, das sie sprach, war: „Laßt mich meinen alten Vater und meine Mutter pflegen, das ist meine Pflicht!"

Die Dienerschaft war erstaunt und fragte sich untereinander: „Wie kommt unser Fräulein zu so sanfter Rede? Was ist mit ihr geschehen? Und wie geht sie leise einher, und wie ist sie säuberlich gekleidet, und noch hat sie Niemand gestoßen und Niemand aus dem Wege gedrängt! Was ist nur das?"

Annuschka that aber, als hörte sie dieses nicht. Sie ging an das Sterbebett ihres Vaters und empfing dessen Segen, dann auch den Segen der Mutter. Als sie den beiden Alten die Augen zugedrückt, nahm sie ihr Erbe und baute damit das Haus der Oberin wieder auf und ging dann zu ihr und sagte: „Laßt mich Eure Hände küssen und nehmt mich jetzt wieder auf! Ich will folgsam sein und Euch dienen, wie nur eine Magd es kann!"

Und die erstaunte Frau that, wie das Mädchen verlangte.

Und das Mädchen wurde 80 Jahre alt und 3 Monate und war ein Muster der Milde, Sanftmuth und der lieblichsten Tugend.

O ihr Töchter der Erde, wandelt ihr nach! Dem Märchenerzähler jedoch, dem wünscht, daß er ein Weib bekomme, diesem ähnlich!

Emeljan Pugatschew.

Russische Bilder aus den Jahren 1773—75.

Von Karl Frenzel.

III.

(Der Schrecken an der Wolga — Auch ein Schauspiel aus Moskau.)

Mit zerrissenem Degengehäng floh Potemkin, der Ritter von Brandt, wer immer konnte in die alte tatarische Festung. Durch die Gassen — das Holz, mit dem sie überdrückt waren, brannte — jagten die beutelustigen Baschkiren; sie schlugen, trotz des Verbots des Zaren, auf Weiber und Greise und spießten die Kinder; es starben Alle, die in deutschen Kleidern ihnen entgegenkamen. Die Tollsten zogen Frauenröcke und Priesterkleider an und liefen singend und jubelnd mit geschwungenen Branntweinflaschen umher. In den Kirchen saßen sie mit ihren Mädchen auf den Altären, unbekümmert, daß die Kuppel über ihnen brannte, zerrissen die wunderthätigen Heiligenbilder, als ob sie längst veralteter Trödel wären, und tranken aus den goldenen Abendmahlskelchen auf das Wohl ihres Kaisers. Der saß unterdessen auf dem Scharnschen Berge in einem Lehnstuhl unter den Bäumen; unverwandten, grimmigen Blicks sah er in die brennende Stadt. Dorthin brachten die Diener des Erzbischofs den Sack mit den Goldstücken, kamen Tausende von Flüchtigen, von der Peitsche der Kosacken wie Sklaven getrieben. Vor der finstern, herrischen Gestalt des Zaren fielen sie auf die Kniee und riefen drei mal: „Gnade!" Mit brennenden Lunten erwarteten die Artilleristen, das Geschütz gerade auf die Flehenden gerichtet, den Wink Pugatschew's; er wandte sich ab und ein Herold rief: „Wer will dem Zar Peter Feodorowitsch dienen?" „Wir Alle!" schrieen Jene. Doch nicht Jedes Huldigung nahm er an und wenn ein Adeliger herantrat, ihm die Hand zu küssen, ließ er ihn tödten. Einen Pastor der Reformirten, der ihn oft unterstützt, als er gefangen durch Kasans Straßen dahinschlich, beschenkte er reich und vor den Polen, welche dort im Gefängniß saßen und diesen Augenblick der Rettung benutzten, legte er grüßend die Hand an das Barett. Es wollte Abend werden und ein heftiger Sturmwind jagte die Flammen umher, als er sein Pferd bestieg und in die Stadt hinabritt; drohend nickten die schwarzen Federn von seiner Mütze. In diesem wildtobenden Feuermeer ragten wenige Häuser und Kirchen noch unversehrt hervor und die Funken fielen auf das Gewand des Kaisers. Eine stolze, wilde Freude lohte in seinem Gesicht; er lachte, als er das Gefängniß brennen sah, in dem er gesessen. Auf diesem Triumphzuge war es, daß ihm sein erstes Weib, Sophia Nedjuschina, mit ihren Kindern begegnete. Die Kosacken im Gefolge des Zaren erzählten nachher, er habe bei ihrem Anblick Thränen vergossen; es war wie ein vorüberziehender Wolkenschatten. „Führt diese Frau ins Lager und behandelt sie gut, ihr Mann hat mir manchen Dienst geleistet!" sagte er kalt und sprengte vorüber. Denn noch tobte der Kampf um die Feste und zweifelsohne wäre sie bald gefallen, wenn nicht der Zar, wie von Blindheit geschlagen, zum Rückzug hätte blasen lassen. Kaum hatte nämlich

Michelſon in Uſa den Marſch der Rebellen zur Kama erfahren, als er ihnen nachſetzte, raſch wie mit Adlerſchwingen. Am Morgen des 12. Juli hörte er, ſieben Meilen von Kaſan, dumpfes Geſchützfeuer; gegen Abend war er mit ſeinem Heere beim Dorfe Jarizyn. Seine Ankunft bewog Pugatſchew, die Belagerung der Burg aufzugeben und dem gefährlichen Manne eine Schlacht zu liefern. In dreitägigen Gefechten zerſprengte Michelſon's Reiterei alle dieſe zuſammengerotteten Nomaden und Leibeigenen; ein Augenzeuge behauptet, die Kaſanka hätte in ihrem Laufe ſtillgeſtanden, ſo viele Leichname wären in ihre Flut geſtürzt. Allein während ſie in Kaſan mit feierlichen Proceſſionen, Glockenläuten und Ehrenpforten die Sieger einholen, iſt der Mann mit dem Adler auf dem Wege nach Moskau und in ihr Siegesfeſt leuchten ſchon die Flammen der Städte und Edelhöfe hinein, die er am Ufer der Wolga verbrennt.

Um ein Wachtfeuer gelagert, in den Wäldern, die längs des Koſchaiſchen Wegs ſich ausdehnen, ſitzen 300 Koſacken müde und ſtill, ihre Büchſen auf den Knieen, ihre geſattelten Pferde an die Bäume gebunden, es iſt eine milde Sommernacht und der Mond ſteht über den Wipfeln. Nicht darum waren ſie vom Ufer des Jaik durch die Steppe und über die Berge gewandert, hatten in Gefechten und Stürmen gekämpft und geblutet; wo ſind die Grafſchaften, die ſie erobern, die Edelſteine, die ſie in die Mähnen ihrer Roſſe flechten wollten? Zu einem Ziele ſind auch ſie nun gekommen, aber wie anders iſt es, als ſie's geahnt! Auf der Erde hingeſtreckt, das Sammetbarett auf dem Haupte ſchläft ihr Führer, unruhige Gedanken zucken über ſein wildes Geſicht, über ihm krächzen die Raben, welche die Flamme aus dem Schlafe ſchreckt. Sie ſingen dir ein häßliches Lied, Emeljan Pugatſchew, von ausgeſpielten Kaiſerrollen und dem Galgen in Moskau, daß du erſchreckt in die Höhe fährſt. Es iſt leer um ihn geworden, leer an Hoffnungen, leer an Freunden. Den luſtigen Mineew haben ſie gefangen nach Kaſan geſchleppt und kein Lied hat er geſungen, als er unter den Spießruthen ſtarb; ſein Artilleriehauptmann Djeloborodow wird nach Moskau zum Tode geſchleppt — was bleibt ihm ſelbſt? Dort am Feuer ſitzt mit ſchmerzverſteintem Angeſicht ſein Weib, gleichſam die lebendige Anklage ſeines Lebens, wer hielte länger noch ihre Blicke aus? „Auf, meine Freunde!“ ruft er, „über die Wolga! Der Schrecken ſei mit uns!“ Hoch fliegen die Raben.

Durch ihr Umherirren in den Wäldern haben ſie die Verfolger getäuſcht und als ſie am 18. Juli das Ufer der Wolga erreichten, fanden ſie die koſchaiſche Fähre nicht beſetzt, 500 Mann ſtark überſchritten ſie den Strom und der Schrecken ging nicht langſam. „Freiheit“! ſchrieen die Koſacken den Leibeigenen auf den Feldern zu, „Freiheit von Adel und Steuern!“ damit zogen ſie durch die Dörfer und nahmen den Bauern ihre Pferde. Wenn einer von ihnen in einen Flecken kam, gingen ihm die Bewohner wie ihrem Befreier entgegen und gehorchten ihm blindlings. Alle Edelleute gehängt, erſchlagen, ihre Häupter auf Lanzen als Fahnen geſteckt — wohlauf, es lebe die Freiheit, wie die Sklaven ſie noch immer verſtanden! Moskau wird der Kaiſer nicht erreichen, denn zu Arſamas gerad auf dem Wege dahin ſteht Michelſon und hinter ihm her jagen Manſurow, Melin, Golizin — wie ebenſo viele Hunde nach einem Hirſch. Noch hat er den Vorſprung und er hofft nach dem Kuban zu entrinnen, gen Süden, die Wolga entlang, brauſt der Schrecken. In einzelnen kleinen Scharen, auf Feldwegen, durch die Haiden, ziehen ſie dahin, von nah und fern ſchleppen ihm die Leibeigenen ihre Herren zu. Bei Kurmiſch hielt der Kaiſer eine Volksverſammlung und ließ ſeine Manifeſte verleſen, die alle Steuern abſchaffen und unentgeltliche Vertheilung des Salzes befehlen. Mit den Kanonen, die er dort gefunden, eilte er nach Alatyr, denn ſelbſt auf Minuten darf er nicht weilen und zögern. Es war ein Jagen auf Leben und Tod, heute ließ Pugatſchew die Edelleute, die ihm nicht huldigten, in Saransk hängen, morgen peitſchen die Soldaten der Kaiſerin die Bürger, welche dem falſchen Zaren geſchworen, unter dem Galgen. Ueber Penſa erreichte er am 4. Auguſt die Wieſen vor Saratow, wo deutſche Coloniſten in friedlicher Verſchollenheit ihrem Gotte leben und ihr Vieh auf die Weide treiben. Drei Tage raſtete Pugatſchew hier; die Baſchkiren glaubten wieder im Paradieſe zu ſein, ſoviel Kronbranntwein ward an ſie vertheilt, Getreide und Salz ſchenkten die Aelteſten der Aufrührer aus den Vorrathshäuſern Jedem ſoviel er forttragen konnte. In dieſen Gegenden ſchien die Geſellſchaft aus den Fugen zu brechen und wie von unſichtbarer Hand wieder in den uranfänglichen Naturzuſtand geſtoßen zu werden, wo die Kraft des Einzelnen ſein Geſetz und ſeine Schranke war. Ihr „unglücklichen Söhne der Natur“, die Feſſeln der Civiliſation haben eure Hände wundgerieben und ihre Peitſchen eure

Haut in blutige Striemen gerissen — jetzt bricht ihr sie in Staub und Schutt. Trödel ist doch Alles, zu nichts gut, als immer neuen, ewig wechselnden Schöpfungen ein kurzes, augenblickliches Dasein zu verleihen, einen Sonnentag der Freude, eine Stunde des Schmerzes, die verrinnen, wie Millionen Freuden und Leiden vor ihnen zerronnen. Darum trinkt aus, trinkt aus! Morgen spielt die Flut der Wolga um eure Leichen, wie heute um die der Fürsten, Alles ist Trödel!

In dieser allgemeinen Auflösung, wo Hunderte von Räuberscharen das Wolgagebiet durchziehen, ist Pugatschew doch der Kern des Kometen geblieben, der von Nischnij-Nowgorod bis hinunter nach Astrachan Allen sichtbar in greller Flammenbeleuchtung am Himmel steht, so sichtbar und erschrecklich, daß er selbst in Semiramis' Siegesfeste wegen des glorreichen Türkenkriegs hineinstarrt und sie auffahrend den Eroberer Bender's Iwanowitsch Panin zum Feldherrn gegen den Rebellen ernennt. Der hat triumphirend Saratow verlassen und fliegt auf Sarepta zu, wie ein Raubvogel mit blutbespritzten Krallen. Nun aber wird ihm seine rasende Eile nichts mehr helfen, umsonst brechen täglich zwei Pferde unter ihm zusammen, der aufwirbelnde Sand der Steppe verbirgt ihn nicht den Augen Michelson's — Halali, blasen die Hörner. Den armen Astronomen Lowitz, der friedfertig seines Wegs am Wolgaufer geht, hier und dort den Boden untersucht und die Höhe des Wasserstands — er will einen Kanal zwischen der Ostsee und dem Kaspischen See graben — mag er auf die Spieße stecken lassen, damit er den Sternen näher sei, die das Studium seines Lebens gewesen; noch einmal mag er in seinem Zelte zu Sarepta ein braunlockiges Mädchen küssen und den Purpurmantel, wie den blutigen Schweif eines Kometen, nach Tschernoi-Jar hinunterfliegen lassen — Halali, blasen die Hörner! Scharf wehte der Wind am 25. August, wehte ihm die Mütze vom Haupte, daß seine Begleiter ausriefen: „Ein böses Zeichen!" Im engen Thale zwischen zwei Hügelreihen, die mit Haidekräutern und niedrigen Gebüschen bedeckt am Wolgaufer sich entlang ziehen, geht der Zug der Flüchtigen, Wagen an Wagen, Viehheerden dazwischen, schreiende Frauen mit Körben auf den Köpfen, halbnackte Kinder an der Hand, Männer mit Heugabeln und Sensen, wie eine auswandernde Tatarenhorde, noch waren es Zwanzigtausend. Aber wie Pharao hinter den Kindern Israel's, war Michelson auf ihrer Ferse und Pugatschew hatte keinen Moseskab. Mit seinen Husaren warf sich der Oberst in das Gewühl und eiliger fielen nie die Aehren unter der eifrigen Hand des Schnitters als die Rebellen unter dem Säbel der neuen Myrmidonen. Von den Rossen zerstampft, von den Kartätschen zerrissen, sanken Männer und Weiber, es war ein warmer, sonniger Tag, recht ein Tag für die Ernte und die Trompeten schmetterten lustige, wilde Fanfaren. Auf einer Holzbrücke, die über einen Seitenarm der Wolga führt, hielt Pugatschew, er sah seine Getreuen mit Wagen und Roß von den Klippen des Ufers in den Strom hinabgestürzt, er bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Verzweifelnd jagte er vorwärts, in den Kugelregen der Feinde, allein die Flüchtigen rissen ihn mit sich. Zwei Meilen von der Wahlstatt lagen bei elenden Fischerhütten vier Kähne, in ihnen setzte er mit 30 Kosacken nach dem östlichen Strand der Wolga über. Unter einem Baum weilte er einen Augenblick, sein Pferd verschnaufen zu lassen, da hörte er von jenseits die Trompeten und Trommeln der Feinde, er warf sein Roß herum, in die Steppe hinein — nicht mehr trug es Cäsar und sein Glück.

Wie anders war er vor einem Jahre aus diesen Einöden hervorgegangen, Völker bewegend, Städte verwüstend, wie Dschingis-Khan — nun war all die Begeisterung, die er damals entzündet, zu Asche gebrannt und der gewaltige Lärm seiner Thaten, die Hekatomben der Todten, Siege und Niederlagen — so ganz dahin, als ob sie nie dagewesen, so nutzlos wie Schwärmer und Leuchtkugeln, die bei einem Feuerwerk verpuffen. An den Ufenbächen saß er gebeugt manche Tage lang, den Kopf in die Hand gestützt, ohne ihn je zu erheben. Die Flucht nach dem Kaspischen Meere war ihm versperrt, die Altgläubigen sagten ihm, daß Suworow am Tage nach der letzten Schlacht bei Michelson's Truppen eingetroffen wäre, das Commando übernommen habe und seine Spur suche. Zwischen Gurjew und Saratow ritten beständig Wachen mit gespannten Büchsen einher, auf den Höhen standen Kanonen. Darüber fingen auch seine Begleiter an unruhig und ungehorsam zu werden. Es war eine mondlose Nacht und Pugatschew schlief im Zelt, seine Waffen lagen über seinem Haupt, als vier Kosacken, Antizow, Zidulew, Tschumalew und Iwogorew, der goldlockige aus Jizkaja, den Pugatschew wie seinen Sohn liebte, die andern unter die Füße am Ufen-

bach beſchieden. Schneller und leiſer ward nie eine Verhandlung zuſtande gebracht. „Sollen wir mit ihm verhungern?“ fragte Antizow. „Mit ihm zu den Kirgis-Kaiſaken von unſern Weibern und Kindern flüchten? Iſt's nicht beſſer, wir liefern ihn aus und gewinnen die Gnade der Ruſſen? Lange genug iſt er Zar geweſen, uns Allen zum Verderben.“ „Er oder wir!“ rief Twogorow. Wer hätte da noch lange ſchwanken und wählen wollen? Der Morgen graute, als ſie auseinandergingen. Pugatſchew nagte an einem Pferdeknochen, ſeit lange war dies ihre einzige Nahrung, als die Verſchworenen zu ihm traten. „Sei gegrüßt!“ ſagte ihm Antizow. „Willkommen!“ entgegnete Pugatſchew und ſchaute ſie argwöhniſch an. „Die Nacht hörten wir in der Ferne Trompetenklang“, fuhr Jener fort, „und die Wolken waren roth, wie von großem Feuer, die Ruſſen ſind hinter uns, ſollen wir ſie erwarten?“ „Auf denn nach Gurjew!“ rief er und ſprang in die Höhe. „Ich habe ſchon ſtärkere Burgen genommen.“ „Mit unſerm Blut“, ſprachen ſie mürriſch. „Wollt ihr nicht mehr folgen, bin ich nicht der Zar?“ „Nein!“ ſchrie Fiduiew. „Diesmal folge uns, Verräther!“ Und nun ſtürzen ſie über ihn her, ſeine Waffen kann er nicht ergreifen, einen Augenblick ringt er mit ihnen, da faßt Twogorow ſeine Rechte: „Laß gut ſein, mit dir iſt's aus!“ Noch einmal ſchaute ſie Pugatſchew mit funkelndem, drohendem Blicke an, aber er verſteinte nicht mehr. „Binde, Söhnchen!“ ſagte er darum ruhig zu Twogorow. Der Koſack wollte ihm die Hände auf den Rücken feſſeln. „Bin ich ein Dieb?“ meinte der Mann mit dem Adler; ſo ſchnell konnte er den kaiſerlichen Traum nicht vergeſſen.

Auf ein Pferd gebunden, von den Verſchworenen umringt, zog er durch die Steppe, ihnen mit der Rache des Großfürſten drohend, einmal ein Piſtol, das ihm das Glück gegeben, auf ſie abfeuernd, Hülfe von den Prieſtern der Altgläubigen fodernd, die ihm begegneten; es hörte ihn Niemand. Der Gardehauptmann Mawrin, dem Antizow vorauseilend die Gefangennahme des Rebellen verkündigt, hatte das Volk auf den Marktplatz von Jaizk beſchieden. Es war wieder im September. „Er iſt da, er iſt da!“ ſchrieen die Kinder und Weiber, wie vor einem Jahre, als er durch das Thor ritt, gefeſſelt, im zerriſſenen Kaftan. Lautlos ſtanden die Männer, die ihm am wärmſten angehangen, ſenkten die Köpfe am tiefſten. „Es hat Gott gefallen“, ſagte er demüthig zu Mawrin, „durch mich Elenden Rußland zu züchtigen.“ Und zum Volke gewandt: „Ihr habt mich zu Allem gezwungen, was ich gethan und Manches verübt, was ich nicht befohlen, richte Gott zwiſchen uns.“ Auf einem Schlitten, im hölzernen Käfig führte ihn Suworow, der von ſeinem Marſch durch die Steppe Ende September Jaizk erreichte, nach Simbirsk. Pugatſchew's junger Sohn ſaß im Gefängniß zu den Füßen des Vaters, ſie ſpielten zuſammen mit Steinchen, die ihnen die Soldaten gegeben. Zu Simbirsk, auf der Freitreppe des Regierungspalaſtes ſtand Graf Peter Iwanowitſch Panin mit ſeinem blauen Ordensbande und dem St.-Georgskreuz, das er für Benders Eroberung empfangen, von Offizieren und Beamten im höchſten Schmucke umgeben, wie ein römiſcher Triumphator. So ward Pugatſchew vor ihn geführt. Mit der Fauſt ſchlug ihm der General ins Antlitz und riß ihn an den Haaren in den Staub. „Du diebiſcher Rabe!“ rief er einmal über das andere. „Herr“, ſagte Pugatſchew, „ich bin nur ein junger Rabe, den ihr gefangen habt, weil er zu früh das Neſt verließ, aber der Rabe fliegt noch.“ Er meinte den Zorn und Haß des Volks gegen die Adelsherrſchaft. Sonſt war er ſtill und demüthig geworden; mit dem Akademiker Riſchkow, der in Orenburg das berühmte Schmerzensbrot erfunden, ſprach er ſtundenlang von ſeinen Abenteuern ſo ruhig, als ob es längſt vergeſſene Geſchichten aus der alten Mongolenzeit wären und als der Greis mit Thränen den Tod ſeines Sohnes beklagte, den die Rebellen vor wenig Monden getödtet, weinte er mit ihm und küßte ihm beim Abſchiede die Hand. „Es waren traurige Zeiten, alter Mann“, ſagte er, „und ich habe viel verſchuldet, aber vielleicht verzeiht mir die Kaiſerin.“ „Ja, wenn er nur mich beleidigt hätte, ſo möchte ſeine Hoffnung wahr werden, iſt er doch ein entſchloſſener muthiger Menſch, ein Räuber auf eigene Fauſt und nicht, wie Sie meinen, von einer auswärtigen Macht aufgereizt“, ſchreibt Katharina II. an Voltaire; „ſo aber hat er die Geſetze des Staats verletzt und die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben. Denn ſeit Tamerlan hat Niemand ſoviel Blut vergoſſen.“ Und ſie ſelbſt, war ſie ſo rein von Blut? Aber wenn ihre Träume um die Thürme des Serail ſegelten, was kümmerten ſie die Todten? Glänzend und ſtrahlend, als Geſetzgeberin und Heldin, lorbeerbekränzt und nicht bar der Roſen der Liebe, wird ſie in den Tempel des Nachruhms eingehen, Pugatſchew nur in den Annalen des Verbrechens einen Platz haben. Wie ſie Voltaire geſchrieben,

befahl ſie dem Senate, allein die Unthaten des Rebellen gegen ihre Unterthanen zu beſtrafen und verbot, ihn durch die Folter zu Geſtändniſſen zu zwingen. Und ſo ſah Sr. Ehrwürdigen, Maſter William Gore, während ſeines Aufenthalts in Moskau die Folterinſtrumente, die für Pugatſchew eigens geſchmiedet waren, unbefleckt, als hiſtoriſche Merkwürdigkeit.

Es beginnt der letzte Act — der Komödie, wenn du bedenkſt, daß dieſe That, die ſo gewaltig und bedeutend ſich angekündigt hatte, am Ende wie eine leere Seifenblaſe zerplatzt iſt, verhallt wie leerer Spectakellärm und nicht eine Runzel mehr in das Antlitz der alten Erde gegraben hat, daß im Gegentheil durch die dunkeln Wolken Semiramis' Sonne um ſo ſtrahlender bricht, — oder der letzte Act der Tragödie, wenn du mit empfindſamem Herzen das Schickſal des Einzelnen betrachteſt und bedauerſt, daß eine immerhin große Kraft ſo verlorenging. In ebenſo zwieſpältigen Gedanken fuhr in einer Winterkibitke Pugatſchew nach Moskau, zwei Hauptleute begleiteten ihn mit ihren Truppen. Die Soldaten reichten ihm Biſſen Brot durch die Stäbe ſeines Käfigs und zeigten ihn dem Volke, das dichtgedrängt auf der Landſtraße ſtand. „Schaut ihn lange an", ſagten ſie zu den Kindern, ſolchen Mann werdet ihr nie wieder ſehen und würdet ihr hundert Jahre alt." Zuweilen begegnete ein Edelmann dem Zuge und fragte ihn hochmüthig, wie er die Adeligen zu tödten gewagt hätte? Dreiſt erwiderte Pugatſchew: „Pah, Freund, ich werde nicht euer letzter Feind ſein; behüte euch Gott vor Denen, die nach mir kommen." So betrat er Moskau, das Ziel ſeines Strebens, die Stadt mit den goldenen Kuppeln. Nicht mehr Menſchen hätte er zu ſeinem Empfange bereitfinden können, wenn er als Kaiſer eingezogen, ſo viele harrten an den Thoren, nur trugen ſie keine Palmen und ſangen kein Hoſiannah. Sie verhöhnten ihn, ſie verfluchten ſeine Grauſamkeit. Im Münzhofe, an die Wand geſchmiedet, lag er zwei Monate, den Blicken der Vorübergehenden ausgeſetzt. Wenn er plötzlich aufſprang und ſie mit flammendem Auge anſtarrte, ſollen die Frauen in Ohnmacht gefallen ſein, Männer erſchreckte er nicht mehr und ob ſeine Stimme dem Brüllen des Löwen glich, er war ein gefeſſelter, ſterbender Löwe, der, wie Katharina II. übertreibend und boshaft nach Ferney an Voltaire ſchrieb — zitternd ſein Urtheil vernahm. Ueber den „unglücklichen Sohn der Natur" hat die Civiliſation geſiegt, vollſtändig geſiegt; auch ſeine Kinder, welche die Kaiſerin großmüthig in Kerholm erziehen läßt, werden in ihren Legionen als Arbeiter dienen. Wie der Rauch, der beſtändig über dem Aetna ſteht, war er ein Zeichen, daß in der Tiefe finſtere, nur halbbezwungene Mächte, die Feindinnen jeglicher Form und Ordnung, grollen. Emeljan Pugatſchew, ſchnüre deinen Schafpelz feſt über dein purpurnes Kleid zuſammen, um die letzte Form zu erfüllen, die Volota erwartet dich.

Es war ein kalter Morgen am 10. Januar 1775, rothe Sonnenſtrahlen durch ſilbergrauen Nebel ſchimmernd; die Offiziere der Regimenter, welche den Platz beſetzt halten, ſind tief in ihre Pelze gehüllt und die Henkersknechte auf dem ſchwarzbeſchlagenen Gerüſt in ſeiner Mitte trinken um die Wette Branntwein, ſich zu erwärmen, immer auf das Wohl der erlauchten Kaiſerin. Pferdegewieher und Hufſchlag aus der Ferne, wie Alle die Köpfe recken! Aus den Fenſtern reichgeputzte Damen, von den Dächern und den Aeſten der entlaubten Bäume die Armen und die Sklaven, die einſt mit ihm zu triumphiren gedachten. Dumpf, wie heranrollender Donner, nun lauter — einſtimmig, unbeſchreiblich furchtbar und erſchütternd, das Geſchrei: „Sie kommen, ſie kommen!" Jubel und Wuth in einem Ton, nichts liebt die Menge ſo ſehr als Gräßlichkeiten. Und ſie waren da; Küraſſiere voraus, ſchwarze Federn auf den Helmen, im Schlitten auf einer erhöhten Holzbank der Mann mit dem Adler, blaß und gebeugt, barhäuptig, nachläſſig hängt ihm der weiße Schafpelz um die Schultern und läßt ſeinen halbſeidenen, karmoiſinrothen Kaftan frei. Er grüßt nach allen Seiten, zuweilen ſteht er auf und ſieht furchtſam über die Menge, ihm zur Seite ein Beamter der Polizei, ihm gegenüber ein Prieſter, dem er oft gebeugten Hauptes, in ſich verſunken, zuhört; hinter ihm auf einem zweiten Schlitten die Nebenperſonen des Dramas, nicht ſchlecht gruppirt; die Arme über die Bruſt gekreuzt, mit wildem pockennarbigem Geſicht der Schlauſte der Schlauen Perfiljew, der die ſtolze Kaiſerin verwegen betrog und die Verſchwörung geleitet, an der Wolga fiel er in Michelſon's Hände, damals als Iſrael darin ertrank; er iſt ruhig, ungebeugt, wie die Andern um ihn mit langen, ungeſcherenen Bärten, mit Zügen, in denen die Unterſuchungscommiſſion „gleich Brutalität und Verbrechen" las. Kläglich und trübſelig ſitzt nur Padurow, der Schreiber, während ſein Nachbar, der Feldmarſchall Tſchika, lachte und dem Volke „Guten Morgen!" zurief. Der gutmüthige Schließer hat ihm

gesagt, daß er in Ufa hingerichtet werden würde, hier hat er also nur eine Stanitzenrolle, was soll er klagen? Und dann wieder Kürassiere, wehende Federbüsche — die Sonne hat den Nebel ganz durchbrochen, da sind wir auf der Wolga. Der Schlitten hielt, Pugatschew und Perfiljew bestiegen das Gerüst; sie sahen sich nicht an. „Schultert das Gewehr!" riefen die Offiziere. Es ward still. Ein Beamter las ihnen das Urtheil vor, als er den Namen der Kaiserin aussprach, nahmen Alle die Mützen ab, einige riefen: „Gott erhalte sie!" Die Menge schwieg. Der Beamte las weiter: „Emelka Pugatschew —" „Bist du Emelka Pugatschew?" fragte der Oberpolizeimeister laut den Rebellen. „Dem ist also, Herr; ich bin Emeljan Pugatschew aus der simowejschen Stanitza am Don", entgegnete er. Und während nun das Urtheil weiter verlesen ward, das ihn und Perfiljew zur Viertheilung verdammte, bekreuzigte er sich oft und sah nach der goldenen Kuppel des Doms, die ihm gerade gegenüberleuchtete, dem Magnete, zu dem seine Hoffnungen und Träume geflogen. Perfiljew stand unbeweglich, schwer wie von Erz. Der Priester segnete sie und stieg eilends hinab. Und eintönig und schaurig begann eine kleine Glocke der nahgelegenen Kapelle zu läuten. Mit zitternder Stimme sprach Pugatschew, sich nach allen Seiten verneigend: „Vergib, rechtgläubiges Volk, vergib!" Da ergriffen ihn die Henkersknechte, umringten ihn, er faltete die Hände, die Trommeln wirbelten und während dieses Trommelwirbels, des allgemeinen Hinaufstarrens der Menge fiel auch sein Haupt, blutig hing es schon am Pfahl, Alles war so schnell vorbei, wie der Blitz hingeht. War's Befehl der Kaiserin oder Milde des Henker? Genug, sie viertheilten erst den Leichnam und steckten die zerrissenen Glieder an den Ecken des Gerüstes auf Stangen aus. Und Perfiljew schlug ein Kreuz, sank auf die Erde, wieder ein Trommelwirbel und mit dem Schlusten der Schlauen war es vorbei, auf ewig vorbei. Es starben Schigaew, Padurow und Tornow und langsam verklang das melancholische Geläute der Glocke. Lautlos verlief sich die Menge; nur Wenige blieben um den Pfahl stehen, an dem einige armselige Rebellen die Knute empfingen. Die Meisten wurden von der Kaiserin begnadigt, ihr Manifest vom 17. März 1775 athmete Milde und Vergebung, aber die Liebe des Volks gewann sie nicht.

Was half es ihr, daß sie sich bei dem großen Siegesfeste im Granitsaal des Kreml von ihren Feldherren und Hofleuten anbeten ließ wie Semiramis in den hängenden Gärten Babylons? Wie in Jener sah das Volk in ihr, wenn sie im offenen Wagen, von acht weißen Rossen gezogen, bediademt, purpurumflattert durch die Straßen fuhr, nur die Mörderin ihres Gatten, eine gekrönte Verbrecherin, gleichsam die Apotheose des Lasters. Doch war sie mehr; sie konnte nicht nur gleich der ägyptischen Königin Rosenkränze zerpflücken und Perlen zerstampfen, um sie in den Becher ihrer Geliebten zu streuen, sie zerstampfte mit ehernem Fuße Nationen, Gesetze, selbst Erinnerungen, die ihr zuwider waren. Den Kosacken vom Jaik nahm sie ihre Kanonen, ihre Volksversammlungen, in ihre Städte und Dörfer schickte sie zahlreiche Garnisonen, sie nannte den Jaik fortan Ural und Jaitzk, das Adlernest Pugatschew's, Uralsk. Wie die Asche der Rebellenleichen, welche die Henker verbrannt hatten, in den Wind gestreut worden war, so sollte auch ihr Name und jegliches Gedenken an sie dem Winde anheimgegeben sein, wie Herbstlaub, mit dem er spielt, ewiger Vergessenheit. Wer hätte auch den Nacken wider das Joch erheben sollen? Ein Jahr lang noch durchzog Suworow der Eiserne strafend und reinigend jene Landschaften; nur verstohlen raunten die Leibeigenen des Abends am Herdfeuer, wenn sie die Wunden wuschen, die ihnen die Peitsche des Aufsehers geschlagen, sich Geschichten von der Pugatschewschtschina, ihren Sonnentagen, ins Ohr; laut durften sie diesen Namen nicht mehr aussprechen, es stand Todesstrafe darauf. So war der „unglückliche Sohn der Natur", den sie selbst verlassen, im verklärenden Lichte der Erinnerung ihnen zu einem Heiland geworden, den Gebildeten aber und Verständigen konnte er nur als Barbar und Vernichter dieser schwer errungenen, langsam gereiften Cultur und Gesellschaft erscheinen, wie ein Zeitgenosse sagt: „Schrecken war sein Anfang und Schrecken sein Ende."

Die Kretinen in Oestreich.

I.

Wol gibt es keinen wichtigern Punkt im Gebiete der Natur und Heilkunde als das Studium der Ursachen, welche die Entartung des menschlichen Geschlechts bedingen und der Hülfsmittel, um dasselbe zu verbessern und zu regeneriren.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, bietet der Kretinismus und sein Verhältniß zur äußern Natur ein ungemein lehrreiches Capitel

dar. Auch ſind Fragen daran geknüpft, welche für die Anthropologie von Wichtigkeit ſind.

Alexander von Humboldt machte die Beobachtung, daß die farbigen Menſchenracen höchſt ſelten von ſolchen Gebrechen befallen werden, während mehre europäiſche Stämme ſehr dazu disponirt erſcheinen. Wie intereſſant iſt es auch zu vernehmen, daß die in ihrer früheſten Jugend ſo unförmlich, mißgeſtaltet und kachektiſch ausſehenden Kinder der Kalmücken, durch Vermiſchung der Letztern mit Tataren und Ruſſen, eine durchaus europäiſche Bildung und ſelbſt einen äußerſt ſchönen Typus annehmen. Dagegen hat die Vermiſchung der Weißen mit der Negerrace nur ein ſchwächliches, phyſiſch und geiſtig heruntergekommenes Geſchlecht zur Folge, zum Beweis, daß nicht alle Menſchenſtämme gleich gut füreinander taugen. Es iſt gewiß eine höchſt dankenswerthe Bemühung eines ausgezeichneten öſtreichiſchen Staatsmanns, des Miniſters Freiherrn von Bach, durch eine eigene Denkſchrift: „Der endemiſche Kretinismus als Gegenſtand der öffentlichen Fürſorge. Von Dr. Franz Köſtl“ (Wien 1856), richtige Anſichten über dieſe Sache der Humanität im Publicum zu verbreiten.

Iſt es nicht ſchmählich, daß man die hundert von Tauſenden von unglücklichen Kretinen, die in faſt allen europäiſchen Ländern doch noch ein Leben unter dem Tode fortführen, ſolange verwahrloſte, da doch, wie die Heilverſuche auf dem Abendberg bewieſen, denſelben eine perfectible Seele innewohnt und durch menſchliche Einſicht und Aufopferung auch da noch Geiſt zu erwecken iſt, wo nur plumpe Materie zu ſein ſcheint? Mit Recht ſagt die Denkſchrift: „An dieſer Frage nicht theilnehmen, hieße das Weſen, den Zweck der Geſellſchaft, des Staats verkennen, gleichgültig ſein, wenn die Bevölkerung ſich vermindert, ganze Familien abſterben, wenn die Zahl der Arbeitskräfte, der die Steuern Entrichtenden, zum Militär Tauglichen, durch Intelligenz das Wohl der Geſellſchaft Befördernden, überhaupt der dem Staate nützlichen Bürger verliert; wenn der Wohlſtand der Familien und Gemeinden abnimmt; wenn die perſönliche Sicherheit und das Eigenthum der häufigen Brandſtiftungen wegen, welche Blödſinnige verurſachen, gefährdet iſt; wenn die Bürger in körperlichem Siechthum, geiſtiger Dummheit und ſittlicher Entartung dahinleben, die Geſetze nicht begreifen und in den Tagen der Gefahr keinerlei Opfer fähig ſind.“

Der Kretinismus iſt eine bald mehr bald minder ausgeprägte Entartung des Menſchen nach Leib und Seele, welche je nach dem Grade und ihrer Ausbreitung über einzelne Individuen und Familien oder einen großen Theil der Geſammtbevölkerung ganzer Länder, mehr oder minder bedeutend den Gattungscharakter des Menſchen benimmt oder ganz ausrottet, die davon Befallenen zum unvernünftigen Thiere, ja unter das mit Inſtinct verſehene Thier herabwürdigt und an dem Bewußtwerden ihrer Beſtimmung hindert, ſowie daher ihre übeln Wirkungen bald mehr oder minder tief und nachhaltig auf die Geſellſchaft und den Staat, denen der Kretin nicht nur nicht nützlich, ſondern verſchiedenartig zur Laſt und ſchädlich iſt, ausdehnt. Auf dieſer Stufe der Entartung angekommen, iſt die Krankheit unheilbar. Die Heilverſuche haben es nur mit dem werdenden Uebel in früheſter Kindheit zu thun, wo ſich in der Regel geiſtige Keime bemerklich machen, welche der Entwickelung fähig ſind. Verminderung der Bevölkerung iſt die erſte Folge des endemiſchen Kretinismus, indem bei den höhern Graden des Uebels die Fortpflanzung unmöglich wird und daſſelbe die Quellen der Zeugung vergiftet, wo man es nicht ahnt, die Baſis zu einem lebensſchwachen Geſchlechte abgibt.

Faſſen wir dieſen Zuſtand genauer ins Auge, ſo gibt uns die Denkſchrift folgende Schilderung: In Gegenden, in denen die Urſachen des Kretinismus in großer Anzahl vorhanden ſind und ihre feindliche Kraft beſonders geſchärft iſt, bleibt wol Niemand von ihrem Einfluſſe gänzlich verſchont. Umſonſt ſucht man hier nach einer ſchönen Körpergeſtalt, nach einem blühenden Antlitz, nach einem ſeelenvollen Auge, nach einer verſtändigen heitern Miene, nach Ebenmaß, Harmonie, überhaupt nach Allem, was den Menſchen zu dem Menſchen zieht, was ihm Achtung und Bewunderung einflößt, das Herz erfreut, den Schönheitsſinn erquickt, zum Lobe und Preiſe der Allmacht ſtimmt, was eine höhere Abkunft offenbart und Zeugniß gibt, daß der Menſch ſich derſelben und des Zwecks ſeines Daſeins klar bewußt iſt, auf dem Wege der geiſtig ſittlichen Veredelung ſich ſelbſt frei beſtimmt und endlich auch des Daſeins würdig ſich erfreut.

Mit wenigen Ausnahmen gewähren die Bewohner dieſer Gegenden insgeſammt den eigenthümlichen Anblick eines ungeſunden, kachektiſchen Ausſehens, eines matten, geiſtloſen, blöden Blicks, eines verkümmerten Wachsthums, eines kurzen gedrungenen, in die Breite gebauten, verflachten, ſchlaffen, unſchönen, unharmoniſchen Ganzen. Ihre Geſtalt iſt klein, unförmlich, plump, mit außer-

ordentlicher Knochenbildung, großem Schädel, tropfigem oder wenigstens dickem, aufgeblähtem Halse, hervorspringenden Jochbeinen, unverhältnißmäßig großen Armen und Beinen, platten und anderweitig unwohlgestalteten Füßen. „Eine weitere Folge ist die Verminderung der Arbeitskräfte solcher Gegenden, indem selbst die sogenannte gesunde Bevölkerung kaum halb soviel leisten kann als wirklich normal organisirte Menschen. Dazu noch die amtlich erhobenen Thatsachen, daß in Kärnten z. B. aus andern Gegenden eingewanderte, gesunde Leute auf gewissen Höfen, welche man Tostenhuben nennt, noch im Alter von 40—50 Jahren kretinisiren, d. h. geistesschwach werden, Kröpfe und Schmerzen in den Gliedern bekommen, welchen Steifheit folgt, sodaß sie die Bewirthschaftung der Höfe nicht mehr selbst besorgen können. Eine Familie, die sich selbst kaum ernähren kann, kann zu den allgemeinen öffentlichen Abgaben nichts beitragen. Was vermag die Gemeinde, welche aus verarmten Gliedern, die sie ernähren soll, besteht? Eine muskel- und geistesschwache, an Arbeitskräften Mangel leidende Familie, eine Gemeinde, welche ihre schweißbetrieften, kargen Bodenfrüchte dem allgemeinen Wohl, dem Kriegsdienste ihre einzigen gesunden Glieder opfert, weiht sich und die Nachkommenschaft dem Grabe. Wie weit diese traurigen Verhältnisse in das sociale Leben eingreifen, beweist unter Anderm das an der Donau gelegene große Dorf Pechlarn, wo unter 5000 Seelen nicht Ein waffenfähiger Mann gefunden wird. Rechnen wir dazu noch die von Blödsinnigen herrührenden, so häufigen Brandstiftungen, die vielfachen mit Exaltation verbundenen Geistesstörungen von Halbkretinen und das mannichfaltige Unheil, welches Individuen der Art, die im verwahrlosten Zustand aufwachsen, anrichten und endlich den nicht zu übersehenden moralischen Eindruck dieser entarteten Wesen auf die relativ gesunde Bevölkerung, namentlich auf die kindlichen, furchtsamen Gemüther, auf die Frauen und zartere Naturen; so haben wir Grund genug, um die Aufmerksamkeit aller Menschenfreunde und der Staaten auf diese wichtige Frage der Humanität und ihre praktische Erledigung zu lenken."

Man muß sich füglich wundern, wie ein so großes Uebel, welches über die meisten europäischen Länder mehr oder weniger verbreitet ist, solange fortwuchern konnte, ohne nur einen Versuch zur Abhülfe zu veranlassen.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Deutsche Lieder und — griechische Namen und Mythologie.

Daß Goethe auch durch die Entfernung der vielen griechisch-mythologischen Personen und Allegorieen — woran sich auch die Vertauschung der in frühern Gedichten üblichen Namen einer Phyllis, Chloris u. s. w. mit deutschen, wie Christel, Lotte u. s. w., schließt — die deutsche Lyrik unberechenbar gefördert, sie aus dem Ton des Gemachten, Geipreizten und Geschraubten in den des Natürlichen, wirklich Gefühlten und Empfundenen geführt hat, ist eine allbekannte Thatsache. In Bezug darauf aber möchten wir auf die wol nicht genug bekannten „Lieder zweier Liebenden. Herausgegeben von Göckingk" (Neue, verbesserte und vermehrte Auflage; Leipzig 1779), hinweisen. Unter die durch natürliche, warme Empfindungen sich auszeichnenden Lieder hat sich S. 97 ein mythologisches Machwerk — wir möchten sagen — verirrt: „An Nantchen. Die Erscheinung Apoll's und Amor's." In ihrer Antwort (S. 100) sagt Nantchen von der Mythologie:

Ich trinke gern aus ihrem Becher,
Wenn Ramler oder Uz ihn füllt;
Das Herz nur ist für ihn ein Sieb voll Löcher,
Wenn schon der Quell der Liebe quillt.
Gaut zeigt' auf Amor's Wunderdinge
Die Römerin ihr Herz und Ohr:
Ich aber bin ein deutsches Mädchen; singe,
Du, deutscher Mann, mir Wahrheit vor!

Und doch hat Ramler auch hier sich seiner Umänderungssucht nicht entschlagen können! Auch der sich so bestimmt als deutsches Mädchen fühlenden Dichterin hat er in der „Lyrischen Blumenlese" griechische Namen aufdringen und ihren deutschen Liedern Schönpflästerchen aus der Mythologie aufkleben zu müssen geglaubt. Wo der Dichter ausgerufen hatte (S. 40):

Du, Nantchen, nur bist Herr von meiner Ruhe!

heißt es bei Ramler:

Du, Delia, bist Herr von meiner Ruhe!

Bei der Dichterin hieß es, freilich wunderlich genug (S. 56):

Könnt' ich mich zum Karpfen machen,
Mit der Elbe flöß' ich dann
Täglich zu dir hin, o Mann!
Aus den Wassern sprüng' am Ende
Meiner Fahrt ich hoch herauf,
Und mich fischten deine Hände
An dem Ufer glücklich auf.
Aber wünsch' ich armes Mädchen
Noch soviel mich hin zu dir,
Dennoch bleib' ich immer hier!

Nicht drei Schritte kann ich gehen,
Daß nicht Jeder frägt: „Wohin?“
Wohl mir, daß man nicht kann sehen,
Wo ich mit dem Geiste bin!

Ramler ändert:

Könnt' ich mich zum Salme machen,
Schwamm' ich wider Strom und Sturm,
Wie Leander nach dem Thurm,
Der ihm seine Braut verflechte;
Hüpft' im Wasser hoch empor,
Und sobald ich dich entdeckte,
Kam' ich schnell' als Nymph' hervor.
Aber, ach, dein armes Nymphchen
Wünscht umsonst sich hin zu dir!
Hüter Argos wache allhier;
Wacht, daß ich mich glücklich preise,
Wenn er nicht entdeckt, wohin
Ich des Nachts im Traume reise,
Ich des Tags im Geiste bin.

Und drei Anmerkungen belehren dabei freundlichst über das Steigen des Salms in die Flüsse wie über die Geschichte Hero's und Leander's und den Hüter Argos.

Wer wird da nicht lebhaft an Platen's Verse erinnert:

Als aus Schneiden fremder Federn
Ramler seine Zeit verlor,
O wie war die Zeit so leeren!

Vielleicht aber lenken diese Zeilen die Aufmerksamkeit eines oder des andern Lesers auf die „Lieder zweier Liebenden“ hin, von denen, trotz des obigen „Karpfens“, eine elegante Ausgabe mit zierlichem Goldschnitt u. s. w. vielleicht keine üble Buchhändlerspeculation wäre.

D. S.

Anregungen.

Bunsen über „Gott in der Geschichte“.

„Und Mose sprach: Laß mich doch deine Herrlichkeit sehen! Und der Herr sprach: Du kannst mein Angesicht nicht sehen, denn nicht siehet mich der Mensch und lebet! Und er sprach: Siehe, es ist ein Ort bei mir, da sollst du auf dem Felsen stehen. Und es geschieht, wenn meine Herrlichkeit vorübergehet, so will ich dich in eine Kluft des Felsens stellen und meine Hand über dich decken, bis ich vorübergegangen. Und dann will ich meine Hand hinwegthun, daß du mich von hinten sehest, aber mein Angesicht kann man nicht sehen.“ (2. Mose, Cap. 33.)

Eine neue, tiefsinnige Auslegung dieser wunderbaren Erzählung gibt uns Bunsen in seinem neuesten Werke: „Gott in der Geschichte oder der Fortschritt des Glaubens an eine göttliche Weltordnung“ (Erster Band, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1857).

Bunsen versteht unter dem „Angesichte Gottes“ die Vorsehung, den ewigen Gedanken und Rathschluß der Weltregierung, die ethische Weltordnung. Diesem Gedanken kann der Mensch nicht in die Augen sehen, weil er die in ihm vereinigten Gegensätze in seiner Vernunft nicht zu einigen vermag. Der Rücken Gottes aber bedeutet die uns sichtbar und wirklich gewordene ethische Weltordnung, die Erkenntniß Gottes in seinem Walten und Wirken, in der Führung der Menschen.

Merkwürdig, so tief Bunsen diesen Mangel menschlichen Erkennens erfaßt, so scharf und schön er ihn ausgesprochen hat, sein Buch gerade sucht ihn aufzuheben und ist einer der kühnsten Versuche, „Gottes Angesicht“ — doch zu erblicken. Von der philosophischen Speculation und von der historisch-kritischen Forschung aus will er, wie von zwei entgegengesetzten Polen, in das Innere der Weltgeschichte dringen und siegend gewiß zu ihrem Kern, zu der allgemeinen, allerheiligsten Formel gelangen, welche die Gesetze der Entwickelung des Geistes beherrscht und so — ein zweiter Alexander von Humboldt — den geistigen Kosmos, die sittliche Ordnung des Weltalls darstellen, die sich auf die Natur des ewig Guten, Wahren und Schönen, als ihren diamantenen Säulen, gründet. Das Ziel seiner Wanderung, einer langen, einsamen Wanderung — denn „vielfach verschlungen sind die Pfade des Gedankens“ — ist die Erkenntniß göttlicher Ordnung und Leitung in allen menschlichen Geschicken.

Aber wie, wenn nun dies Ziel nicht auf dem geraden Wege ehrlicher wissenschaftlicher Forschung zu erreichen ist? Wenn ihn nun Kritik und Philosophie nicht zu den heilig stillen Gefilden des Glaubens, sondern zum Zweifel und Unglauben führen, wie vor ihm so viele starke und seltene Geister, wie Spinoza und Voltaire? Will er dann sein Herz dem Geiste opfern oder Denen folgen, welche „die Umkehr der Wissenschaft“ predigen, sie, die er selbst im edeln Eifer als Unmündige und Abtrünnige bezeichnet?

Alle diese Fragen wirft Bunsen nicht auf, denn ihm steht es fest, daß eine überzeugungstreue, wahrheitsliebende Erforschung der Geschichte zu dem Resultate führen muß, daß eine sittliche Weltordnung besteht, daß sie sich für das Ganze wie für das Leben des Einzelnen bethätigt und ihre Gesetze sich den Erfahrungen und Betrachtungen der Vernunft erschließen; noch mehr, daß sie ebenso positiv und verständlicher seien als die Gesetze über die Bewegung der Himmelskörper.

Allein die Erkenntniß dieser natürlichen Gesetze befähigt uns, den Wechsel der Jahreszeiten vorherzusagen, den Lauf der Gestirne zu bestimmen. Ist nicht jeder Wechsel in der Stellung der Weltkörper auf Jahrhunderte hinaus in unsern Tafeln verzeichnet? Kann aber Bunsen, der die ewigen Gesetze des sittlichen Kosmos aufgefunden zu haben glaubt, sie

Entwickelung dieser ethischen Ordnung in der Zukunft auch annähernd mit derselben Sicherheit voraussagen wie der Astronom den Lauf der Kometen?

Seine vermeintliche Erkenntniß ist eine Selbsttäuschung — wie die Hand, die der Herr über Moses Angesicht hielt!

Allein dem Herzen eines Jeden ist der Trieb nach dem Schauen des Göttlichen eingepflanzt, da, wo das Erkenntnißvermögen aufhört, sich auf den Flügeln der Phantasie aufzuschwingen zu Dem, was er als seine Gottheit empfindet, sich Eins mit dem Universum zu fühlen. Diesem Triebe verdanken alle Formen des Glaubens und Aberglaubens ihr Sein, er lebt in der Zuversicht des Christen wie in dem starren Fatalismus des Mohammedaners und dem Hinbrüten des Brahmanen. Seine rohste Form ist das Weissagen aus dem Vogelflug, seine ernste — das Bestreben, die Entwickelung der Weltgeschichte auf ein Vernunftgesetz zurückzuführen und als etwas Nothwendiges darzustellen, eben — Bunsen's Unternehmen.

Nennt es Versuche, die reinsubjectiv bleiben, da sie nicht der Vernunft, sondern dem Gefühl und Schauen entspringen! So auch vorliegendes Werk! Aber die Persönlichkeit, die dahintersteht, macht seinen, über ähnliche Anschauungen weit hinausragenden Werth. Bunsen ist ein ganzer Mann, der nach einem langen und reichen politischen, religiösen und wissenschaftlichen Wirken aus seinen Erfahrungen und Gedanken viel des Beherzigenswerthen mitzutheilen weiß, auch wo er ihm die strengwissenschaftliche Form nicht verleiht. Immer regt er an, mag er behaupten, daß jede Gewaltherrschaft, jede nicht auf Anerkennung der politischen Freiheit und des Rechts der Völker gegründete Regierungsform eine unsittliche, zum größern Ruhme Gottes dem Untergange geweiht sei oder mag er durch elegante und tiefgehende Untersuchungen über das Alte Testament in diese theologische Disciplin einführen. Die Grundidee des Werks bleiben religiöse Anschauungen, die doch zuweilen an — Wunderglauben streifen.

Des Menschen höchste Kraft ist nicht Gefühl und Schauen, sondern Vernunft und Wissenschaft. Diese wurzeln im Bewußtsein seiner Macht, jene in dem seiner Abhängigkeit und Schwäche. Gegenstand der Wissenschaft ist aber nicht das Angesicht Gottes, sondern sein Rücken, die Erkenntniß der Natur und des Menschen; und hat sie in der geschichtlichen Forschung die Natur und das Walten des menschlichen Geistes zur Anschauung gebracht, so hat sie das Höchste geleistet, was sie vermag.

Wir kommen auf das umfassende Unternehmen dieses edeln Schriftstellers noch einmal zurück und werden gern darüber Bericht erstatten, falls wir entdecken sollten, daß sein Princip auf andern Anschauungen beruht, als wir in Vorstehendem voraussetzten.

Paul Heyse's „Braut von Cypern".

Man schreibt uns über diese neuerschienene Dichtung: „Leicht und flüssig lesen sich diese Stanzen in ihrer anmuthigen Behaglichkeit. Und doch wird dieser Geist einer sublimen, vornehmen Ironie, die mit ihren Stoffen tändelt und spielt, nicht der Geist sein, der unsere Kunst auf eine neue, höhere Stufe zu führen berufen ist. Nicht als ob ich nicht fühlte, daß diese Behandlungsart dem gewählten Stoffe gegenüber vollkommen zu rechtfertigen und vielleicht die geeignetste für denselben ist; es ist insofern gewiß dankenswerth, daß der Dichter in richtiger Selbsterkenntniß einen solchen Stoff gewählt hat, allein wenn die Aufgaben größer sind, wird dann auch dieser an sich edle junge Dichtergeist mit seinen größern Zwecken gewachsen sein? Wird es nicht derselbe vornehm lächelnde Geist sein, der, innerlich theilnahmlos nur eben über seinem Stoffe schwebend, diesen wird gestalten sollen, sodaß wir am Ende doch zu der Erkenntniß geführt werden, es sei nicht die erste und nicht die einzig richtige Stellung des Dichters zu seinem Stoff, daß er mit innerer Freiheit des Gemüths über demselben schwebe? Ja, vielmehr, dächte ich, gilt es vor allem, daß der Dichter in seinem Stoffe lebe und — ohne freilich sich von demselben unterdrücken und vernichten zu lassen — mit freudiger Hingebung in demselben aufgehe. Wie wenig Paul Heyse dieser Hingebung, dieses Erfülltseins durch einen bestimmten Inhalt fähig ist, hat er durch die lyrischen Gedichte, die er seiner Erzählung beigegeben hat, wie mir scheint, ziemlich deutlich bewiesen; es möchte schwer sein, unter diesen eins zu finden, das als frischer Ausfluß einer unmittelbaren, das ganze Gemüth erfüllenden, wenn auch nur flüchtigen Stimmung gelten könnte, während doch die äußere Form sich diesem Dichter leicht und flüssig und weich und jeder Empfindung sich anschmiegend dargeboten hätte.

„Erscheinungen dieser Art sind der Erklärungsgrund, warum eine Zeit wie die unserige, eine Zeit der Erschlaffung und der Furcht, von einer Gedankenpoesie sich abwenden möchte, welche die Kämpfe noch nicht als abgeschlossen betrachtet und statt der behaglichen Bilder eines auf schwachem Grunde ruhenden Friedens ernste Scenen aus dem da und dort noch hervorbrechenden Kampfe uns vorführt. Daß es hier so glatt und behaglich nicht abgeht, daß die Darstellung von Conflicten, die aus dem noch keineswegs wahrhaft beruhigten Innern unserer unmittelbaren Gegenwart sich hervorarbeiten, von harten und herben Zügen nicht völlig frei sein wird, sollte jeder Vernünftige von vornherein voraussetzen."

Diese Bemerkungen geben wir wieder ohne Präjudiz gegen eine uns noch unbekannte Dichtung, von der es uns freuen sollte, später noch selbst überzeugt zu werden, daß sie dem Talente des Verfassers Ehre macht.

Für die Schillerstiftung gingen beim Herausgeber ein: Von B. B. (Postschecken-Rest-Beiträgen) fernere 5 Thaler. — Durch Karl von Holtei in Graz von J. K. K. 5 Thaler, von J. K. 5 Gulden C.-M.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 19.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Die Werkstatt des Kritikers.

Von Hieronymus Lorm.

Der Kinder Art und Unart ist es, ein Spielzeug nur zu genießen, indem sie es mit Aufmerksamkeit zerstören, um seinem innern Mechanismus auf die Spur zu kommen. Mit den Jahren wird die Neugierde gesättigt und die unbegreiflichsten Wunder finden eine nur allzu gewöhnliche Erklärung. Der forschende Trieb aber bleibt, nur äußert er sich nach der sonstigen Natur des Menschen bald heilsam, bald verderblich. Die Einen wenden ihn den Wissenschaften zu und werden entweder Erfinder, Entdecker oder Skeptiker; Andere richten ihn auf ihren Nächsten selbst und bilden sich entweder zu großen Humoristen, weil sie Vieles verstehen und darum Alles verzeihen lernen, oder auch zu bösen Leuten, deren Kinderspielzeug dann das menschliche Herz ist; sie glauben seine Beschaffenheit nicht früher gründlich zu kennen, als bis sie zerstörend darin gewaltet haben. Nur Wenige lenken jenen Forschungstrieb auf ihr eigenes Selbst und werden dann seltene Künstler oder unsterbliche Poeten.

Der Trieb aber, in die Werkstätte aller Dinge zu blicken, bleibt und begleitet harmlose und poesiefähige Menschen auf den alltäglichsten Wegen des Lebens. Er wächst in ihnen nicht gerade zum Faustischen Drange auf, nicht nach den Ursachen von Schöpfungsresultaten späht ihr grübelndes Auge. Sie sind schon begnügt, wenn der Zufall sie in die Werkstätte von Dingen blicken läßt, die von Menschen geschaffen werden. Geben wir in diesem Sinne übers Feld, so bleiben wir unwillkürlich bei der Arbeit des pflügenden Landmanns stehen und sehen ihm vertraulich zu. Unbekümmert darum, ob uns ein überaus praktischer Geschäftsmann im Vorbeihuschen einen müßigen Gaffer nennt, können wir lange Zeit vor der Schmiede verweilen und mit Interesse das rothglühende Eisen von furchtlosen Cyklopen auf den Amboß heben sehen, das Hämmern hören und das Wuthzischen des Wassers, wenn es die Funken nähren soll statt sie zu tödten. Führt uns der Zufall mitten in die Thätigkeit des Buchbinders, des Tischlers u. s. w., so überkommt uns ein Staunen und Sinnen, daß aus Leim, Pappe, Kleister, Balken, tausend schmuzigen und mißduftenden Utensilien, alle die Gegenstände des feinsten Luxus auferstehen, die sich ein so hochmüthiges Ansehen von Pracht und Zierlichkeit geben, daß uns ohne solchen Zufall ihre gemeine Herkunft niemals einfällt. Wir lächeln dann wol, wenn sie uns im gewöhnlichen Leben wieder blenden wollen und sind weiser geworden in den Wünschen, die ihnen gegolten haben.

Es liegt ein geheimer Zauber in allem vor den Menschen Verborgenen, von ihnen Vergessenen, sei es auch etwas, das sich eigentlich gar nicht vor ihnen verbergen will, das sie zu jeder Stunde sehen könnten, wenn sie nicht aus Gedankenlosigkeit vermeiden würden, sich danach umzuschauen. Und wie es uns plötzlich, in die Werkstätte des Handwerkers tretend, überkommt, so hat auch der Schreibtisch des Schriftstellers seine

geheime Poesie. Da herrscht vor allem eine geweihte Unordnung, deren Sinn nur er versteht, die jeder Profane mit dem gemeinen Ausdruck „schlampig" bezeichnen würde. Ein Herumtanz von Briefen und Papieren wälzt sich durcheinander, wir brauchen sie nicht buchstäblich zu lesen, um zu wissen, was sie enthalten. Es ist der sensitivste Inhalt eines ganzen Lebens. Hier liegen erste Hoffnungen des Ruhms in der vergoldeten Gestalt früher Verse, welche die Welt leider unleserlich fand, trotzdem sie so schön abgeschrieben und so deutlich gedruckt waren.

Er hat seitdem nichts mit soviel Glut gedichtet, auf nichts mehr so kühne Träume gebaut. Unerlaßliche Täuschungen! Dort streckt sich aus einem Chaos von Löschpapier der Flügel eines Tintenwischers in die Höhe, einst zierlich gestickt, jetzt grausam ruiniert, das Werk einer Geliebten, die dem Poeten eine Bewunderung für die Ewigkeit schenkte, für die Zeitlichkeit aber einen Andern heirathete. Blätter vermessenen Tadels sind durch Zeichnungen gebührend entehrt, wie sie Kinder heimlich in ihre Schulbücher setzen und an welchen Ohren von unaussprechlicher Länge das Hauptverdienst sind. Briefliche Anerkennungen berühmter Männer, die den künftigen Verleger des zur Prüfung vorgelegten Werks glücklich schätzen, haben das Malheur, sich mit Zuschriften unendlich zahlreicher Buchhändler zu begegnen, welche alle gerade in diesem Augenblick nicht im Stande sind, auf ein so hochgeehrtes Anerbieten einzugehen. Auf all den abenteuerlichen Papieren machen es sich dann noch Ungeheuer von Federn bequem, Federn, von denen kein Mensch mehr begreift, wie es Jemand einfallen kann, damit schreiben zu wollen und die doch noch lange nicht, trotz ihrer verrenkten Glieder, in Pensionsstand versetzt werden, denn es klebt an ihnen nebst der Tinte auch Herzensangst, Geistesluft und manche theure Erinnerung.

Und das ist noch nicht Alles! Die Poesie des schriftstellerischen Schreibtisches liegt zunächst in den Büchern, die ihn kunterbunt bedecken — und wir meinen keineswegs den Inhalt der Bücher. O, ihr beneidenswerthen Menschen, die ihr leset, wann und weil ihr gerade nichts Anderes zu thun habt, um euch zu unterhalten, um zu studiren, aber jedenfalls aus eigener Lust und Laune. Ihr greift dann zu Büchern, die euch schon genannt, schon empfohlen sind, an die euch irgendein inneres Interesse zu fesseln verspricht. Der Kritiker aber, euer literarischer Cicerone, ließt, weil er muß, er ist verpflichtet, sich ins Langweiligste zu versenken, blos um euch sagen zu können, daß ihr es ihm nicht nachmachen sollt. Und eben, daß er sich an Dinge wagt die sonst Keiner mehr wagen wird, an Schriftsteller die außer ihm Niemand mehr kennen wird, an Schriften in die kein Mensch einen zweiten Blick werfen möchte, nachdem ihm der erste gezeigt, was sie sind, die von den Göttern der Vergessenheit gnädig bedeckt werden mit Nacht und mit Grauen, eben darin liegt der geheime Zauber seines Berufes, die Poesie seiner Werkstätte.

Niemand wie er lernt die Wahrheit des Sprichworts schätzen, daß der liebe Gott gar seltsame Kostgänger hat. In naiver Ursprünglichkeit laufen sie ihm in die Hände, ehe sie irgendein Anderer erblickte, sie wollen durch ihn erfahren, was sie gelten, sie wissen noch gar nicht, was für ein Gesicht sie haben. So läßt sich selbst die Schriftstellerstube — obgleich sie in weniger orthographisch richtiger als sinngerechter Ableitung als Schriftstall zu bezeichnen wäre — zu einem Paradiese träumen, in welchem der Bewohner als Adam den verschiedenen noch ungenannten Geschöpfen der Literatur ihren bleibenden Namen verleiht.

Die alte Bühne.

Von Professor Schönborn.

I.

Das Theater der alten Hellenen und Römer bestand wie das unsere aus der eigentlichen Bühne und dem für die Zuschauer bestimmten Raum. Auch umgaben die Plätze der Zuschauer die Bühne, wie bei uns der Fall ist, in einem Bogen.

Während aber dieser Bogen bei uns ein bald mehr, bald weniger langgezogenes Oval ist, zogen sich die Sitzplätze bei den Alten vor der Bühne in einem Halbkreise hin, und der jetzt zu Orchester, Sperrsitzen und als Parterre benutzte Raum, der zwischen den Logenreihen ein wenig tiefer als die Bühne liegt, gehörte in den Theatern der Hellenen noch den bei der Aufführung der Dramen thätigen Personen zu und blieb von Zuschauern frei. Er hieß Orchestra, weil der Chor in ihm seine Gesänge und Tänze aufführte und dieser Name ist noch dem vordersten, zunächst an der Bühne befindlichen Theile des Raums, der den Musikern jetzt eingeräumt ist, geblieben (als Orchester). Der Anfang dieser Umänderung schreibt sich schon aus dem Alterthume her. Denn als der Chor wegfiel, wurde die Orchestra den Zuschauern überlassen;

es geſchah dies ſchon bei den Römern; und zwar galten ihnen die Sitze in der Orcheſtra als die angeſehenſten. Solange der Chor aber noch mit dem Drama verbunden war, erhob ſich in der Mitte der Orcheſtra eine viereckige Erhöhung von Brettern, zu der man auf Stufen hinanſteigen konnte, die ſogenannte Thymele.

Die eigentliche Bühne lag der Orcheſtra und den Zuſchauerſitzen, welche die Orcheſtra in einem Halbkreiſe umgaben, gerade gegenüber; ein Raum, unbedeckt wie die Orcheſtra und darum von dem Ausſehen unſerer Bühne ſehr abweichend. Aber ſie hatte auch eine ganz andere Geſtalt. Während unſere Bühne etwa einem Saal oder einer langen Stube gleicht und je nach Bedürfniß durch vorgeſchobene Couliſſen auch ſehr verkleinert, verkürzt werden kann und dennoch der Vordergrund, der Platz in der Nähe des Orcheſters, ſehr beſtimmt von dem Hintergrund, dem Theile, der von den Zuſchauern anſehnlich entfernt iſt, ſich ſcheidet: ſo war die antike helleniſche Bühne ein ſchmaler Streif, der längs der Orcheſtra und einem Theile der Zuſchauerſitze ſich hinzog. Tiefe ging ihr ganz ab, dagegen hatte ſie eine unverhältnißmäßige Breite, und wäre ſie von allen Seiten mit Wänden umſchloſſen geweſen, ſo würde ſie einem breiten Gang oder Corridor ähnlich geweſen ſein. Von einem Hintergrund kann demnach bei ihr nicht die Rede ſein; was ſich auf ihr zeigte, war jedesmal im Vordergrund und nur Das machte auf ihr einen Unterſchied, ob etwas in der Mitte der Bühne, weit von deren beiden Seiten ab, oder an den Enden derſelben, an den Seiten, geſehen wurde. Die Ausdehnung dieſer Bühne blieb weſentlich dieſelbe, von einer ſo bedeutenden Verkleinerung, wie ſie unſere Bühne oft erfährt, war bei den Alten nicht die Rede. Umſchloſſen war die Bühne an drei Seiten durch feſte Wände, indem natürlich die den Zuſchauern zugekehrte Seite offenbleiben mußte. Die Wände ſtellten ſich als Mauern eines Gebäudes dar, welches an ſeinen beiden Enden zwei gegen die Zuſchauer vortretende Flügel hatte, des eigentlichen Bühnengebäudes. Da aber der Bühne die Tiefe abging, ſo war die Länge der gegen die Zuſchauer vortretenden Seitenflügel eine geringe, zumal da die Flügel bei den Hellenen nicht einmal bis an die Zuſchauerſitze heran fortgeführt waren. Zwiſchen denſelben und den Enden der Zuſchauerſitze befanden ſich nämlich zwei ziemlich breite, oben offene Gänge, an jeder Seite des Theaters einer; ſie waren die Straßen, auf denen der Chor in die Orcheſtra hereintrat und waren an der Außenſeite des Theaters durch ein Thor geſchloſſen, das, oben bald überwölbt, bald offen, dieſen dem Theater zugehörigen Raum von der äußern Umgebung abſonderte.

In dem römiſchen Theater waren dieſe Zugänge zwar überwölbt; da es aber die Sitzreihen der Zuſchauer waren, die über dieſen Gewölben ohne Unterbrechung bis zu den Seitenflügeln des Bühnengebäudes ſich ausdehnten, ſo wurden die Seitenflügel der Bühne auch hier dadurch nicht verlängert; aber das Theater wurde dadurch in der That ein in allen ſeinen Theilen zuſammenhängendes Gebäude. Bei den Hellenen war es dies noch keineswegs, indem die Sitzreihen von dem Bühnengebäude gänzlich geſondert waren.

Da die Seitenflügel der Bühne nur dazu dienten, die Bühne an den Seiten von der Umgebung des Theaters abzuſondern, damit die auf der Bühne dargeſtellte Handlung nicht durch das gewöhnliche Treiben und Leben außerhalb des Theaters geſtört würde, ſo waren die der Bühne zugekehrten Mauern an denſelben höchſt einfach; Eingänge zur Bühne hin gab es von ihnen her faſt gar nicht, denn man bedurfte ihrer nicht und nur in den höhern Stockwerken derſelben befanden ſich einige Fenſter. Ganz anders an der den Zuſchauern gegenüberliegenden Mauer der Bühne. In ihr befanden ſich zunächſt auf ebener Erde, oder vielmehr nur durch einige Stufen über ihr erhöht, fünf Thüren, durch welche die Schauſpieler zur Bühne gelangten, durch welche ſie von ihr ſich entfernten. Thüren befanden ſich, jedoch in geringerer Zahl, auch in den nächſt höhern oder den zwei höhern Stockwerken, durch welche man auf den an der Außenſeite der Mauer hinführenden Gang hinaustreten konnte; eine Einrichtung, die wir auch nicht ſelten an Schweizerhäuſern finden. Da dieſe vortretenden Theile aber dazu beſtimmt waren, theils den Couliſſen, von denen ſpäter die Rede ſein wird, einen feſten Stützpunkt an ihnen zu gewähren, theils Perſonen in bedeutender Höhe über der Bühne erſcheinen zu laſſen, wo ſie denn bald als auf einem Berge, bald in dem höhern Stockwerke eines Hauſes befindlich ſich darſtellten: ſo war ſtatt der fortlaufenden Gänge auch wol eine Reihe von Balkonen nebeneinander in den höhern Stockwerken angebracht. Und ſie oder die Gänge befanden ſich an der Vorderſeite jedes höhern Stockwerks, mit Ausnahme des allerhöchſten. Denn dies letzte wurde durch eine oben in Zinnen auslaufende Mauer gebildet, die in mäßiger Entfernung voneinander an deſſen ganzer Länge ſich hinzogen.

Freilich dienten die Zinnen hier nicht zur Vertheidigung. Aber wie ſie einerſeits an der hohen Mauer eine paſſende Verzierung, von den hohen Mauern der Städte entlehnt, abgaben, ſo waren Zinnen ganz beſonders geeignet, um von deren Hinterſeite aus Maſchinen in Bewegung zu ſetzen, die für die Darſtellung der Handlung nothwendig waren. Denn während hinter den Zinnen ein offener, unbedeckter Raum war, der die Anwendung von Maſchinen geſtattete, wurde die Thätigkeit an den Maſchinen den Augen der Zuſchauer durch die Zinnen ſelbſt entzogen. Außer den Thüren, Gängen oder Balkonen und den Zinnen war die ganze Bühnenmauer auch mit Fenſtern, gleich als wäre es die Mauer eines gewöhnlichen Hauſes, verziert; aber nur mit ſcheinbaren Fenſtern oder Blenden, indem wirkliche Fenſter wegen der noch vortretenden Couliſſen von keinem Nutzen bei der Aufführung geweſen wären. In ſpätern Zeiten, als Luxus und Prunkſucht überhandnahmen, wurde auch die Hauptbühnenmauer mit prächtigen Säulen, Bildſäulen, Reliefs verziert, oft überladen. Die Hellenen beſchränkten ſich in frühern Zeiten auf den einfachen Schmuck, den man etwa jeder Mauer eines gewöhnlichen Hauſes, namentlich in der Umgebung der Thüren, Fenſter und an dem Ende jedes Stockwerks beigab. Die einzelnen Theile und Seiten der Scene oder Bühne hatten bei den alten Hellenen und Römern eine weit feſtſtehendere Bedeutung, als bei uns der Fall iſt. Während bei uns der Zugang von der Straße her zu dem Zimmer, welches durch die Bühne dargeſtellt wird, ohne Unterſchied von rechts oder links oder von der Tiefe der Bühne her ſein kann, während zu der in einer offenen Gegend, alſo unter freiem Himmel vorſichgehenden Handlung ebenſo von allen drei Seiten her der Zugang den Schauſpielern freiſteht, indem nur die Couliſſen je nach der dazu gewählten Seite entſprechend danach eingerichtet wurden, befolgten die Alten hierin eine weit ſtrengere Norm. Der mittlere Theil der Bühne, der gleichweit von beiden Enden derſelben abliegt, bezeichnet ſtets den Ort der Handlung ſelbſt, wo die Handlung vorſichging. Was näher den Enden zulag, war ſchon die dem Orte der Handlung benachbarte Gegend, von der demnach den Augen der Zuſchauer weit mehr zu Geſichte kam, als bei unſerer ſchmalen Bühne dargeſtellt werden kann.

An der Vorderſeite nach der Straße hin ſah das Bühnengebäude wie die Fronte eines gewöhnlichen Hauſes aus, war zuweilen wol durch einige Niſchen, in denen Bildſäulen ſtanden, oder in anderer Weiſe etwas verziert; im Allgemeinen aber war die Vorderſeite ohne den vielen Schmuck, den wir nicht ſelten bei unſern Theatern wahrnehmen, und Thüren und Fenſter fehlten natürlich nicht.

Der innere Raum, den das Bühnengebäude bei den Alten umfaßt, iſt im Verhältniſſe zu der großen Länge des Gebäudes nicht groß, alſo ganz anders als bei uns, indem die Tiefe des Gebäudes eine äußerſt geringe iſt. Aber die Alten brauchten im Innern nicht viele oder große Räumlichkeiten; darum war das Gebäude auch darauf nicht eingerichtet, ſondern äußerſt ſchmal. Während bei uns die Sitze der Zuſchauer, die Zugänge zu den Sitzen, die Bühne und die zu ihnen führenden Räume, die Gelaſſe für die Couliſſen und für anderweitige Maſchinerieen, die Ankleidezimmer für die Schauſpieler, die für Einüben und Proben nöthigen Räume ſämmtlich unter Dach, alſo in dem Theatergebäude vereinigt ſind, ſo war von alledem in dem alten Bühnengebäude nichts vorhanden als die Gelaſſe für die Couliſſen und Maſchinen, Ankleidezimmer und höchſtens Räume für etwaige Proben; alles Andere war nicht überdacht. Die Zuſchauer waren von dem Bühnengebäude ganz ausgeſchloſſen und ſelbſt die Bühne befand ſich nicht in dem Gebäude, ſondern hinter demſelben. Nehmen wir nun noch hinzu, daß nur Männer und zwar immer nur wenige zugleich als Schauſpieler auftraten, daß die das Drama unterſtützende Muſik ſehr einfach war: ſo waren auch in dieſen Beziehungen weit weniger Räumlichkeiten als bei uns erfoderlich. Und dennoch finden wir, daß das Bühnengebäude bei einer ausnehmend großen Länge oder Fronte nur eine ganz unbedeutende Tiefe hatte, ſodaß höchſtens eine Mauer in gleicher Richtung mit der Fronte das Gebäude durchſchneiden konnte, zuweilen ſelbſt dieſe weggefallen ſein wird. Dagegen war eine Theilung des innern Raums durch Quermauern ſchon darum nöthig, weil ohne ſie die langen hohen Mauern zu geringe Feſtigkeit gehabt haben würden. Wozu aber jede einzelne der dadurch entſtandenen Räumlichkeiten benutzt wurde, wo alſo die Ankleidezimmer, wo die für die Aufbewahrung der Geräthe nöthigen Räume gelegen haben, darüber ſind wir nicht genau unterrichtet.

Die Sitze der Zuſchauer umgaben die Orcheſtra und da dieſe ſelbſt einen Halbkreis bildete, ſo hatten auch die Sitzreihen dieſelbe Form. Während aber bei uns die Sitze, ſoweit ſie nicht als Sperrſitze und Parterre mit der Bühne in glei-

cher Höhe (im gleichen Stockwerk) liegen, in besondern Stockwerken sich erheben und zwar so, daß die Logen ersten Rangs über dem Parterre erhöht und von ihm gänzlich getrennt sind, die Logenreihe zweiten Rangs und die Galerie ebenso höhere besondere Stockwerke über dem ersten bilden, so lagen in den alten Theatern der Hellenen die sämmtlichen Sitzreihen dicht an- und hintereinander und jede hinter der Orchestra fernere Sitzreihe ragte nur um soviel, als der Sitz selbst hoch war, über die vorhergehende wieder hervor. Aus großen Quadersteinen gebildet, hatten sie das Ansehen von Steintreppen, deren jede Stufe die Orchestra in einem Halbkreise umgab. War jedoch die Zahl dieser Stufen oder Sitzreihen sehr groß, so war, etwa in der Mitte derselben, ein Gang angebracht, durch den dann die Sitzreihen in zwei Abtheilungen geschieden wurden; ja bisweilen, bei übergroßer Zahl der Sitzreihen, waren zwei solcher Gänge angebracht. Breiter waren dieselben jedoch nicht, als daß einige Menschen auf ihnen nebeneinander hingehen konnten; sie waren in den Reihen der Sitze nur eine geringe, wenig auffallende Scheidewand. Damit aber die Zuschauer in der nächst höhern am Gange liegenden Sitzreihe nicht durch die vor ihnen im Gange Hingehenden am Schauen gehindert würden, war diese Sitzreihe insoweit erhöht, daß man über die Köpfe der Gehenden weg ungehindert die Bühne erblicken konnte. Da ferner die Sitzstufen so hoch waren, daß ein Hinansteigen nur mit Beschwerde hätte vorsichgehen können, so befanden sich in bestimmten Zwischenräumen an diesen Stufenreihen Treppen in der Art angebracht, daß statt jeder einzelnen Sitzstufe zwei Treppenstufen angebracht waren. Auf ihnen stiegen die Zuschauer bis zu der Sitzreihe hinauf oder hinab, in der sie ihren Platz einnehmen wollten. Diese Treppen waren äußerst schmal, sodaß sie nur gerade für eine Person Raum gewährten. Die Zahl der Treppen verdoppelte sich, wenn die Sitzreihen durch einen Gang getheilt waren, in der obern Abtheilung, weil die höhern Sitzreihen sehr bedeutend an Länge die untern übertrafen; und in gleicher Weise waren deren um soviel mehr in einer etwaigen dritten Abtheilung. Zu den Treppen und den die Sitzreihen theilenden Gängen gelangte man theils von unten durch die Orchestra, theils von oben her, von der obersten Sitzreihe aus; Letzteres nämlich, wenn die Sitzreihen, was sehr oft der Fall war, an den Abhang eines Felshügels angelehnt waren. Hatten dagegen die Sitzreihen von unten an aufgemauert werden müssen, im Fall, daß keine taugliche Felshöhe sich in der Nähe befunden hatte, so befanden sich an der äußern sie umgebenden Mauer große Eingänge, durch die man in gewölbte Gänge trat, die unter den Sitzen hinführten. In regelmäßigen Entfernungen waren alsdann an den Seiten derselben Thüren angebracht, die zu dem zwischen den Sitzreihen hinlaufenden Gange führten. Die oberste Sitzreihe war gewöhnlich mit einem nach der Bühne hin offenen Bogengang umgeben, der an der Rückseite durch eine Mauer geschlossen war, nach der Seite der Zuschauer hin dagegen von Säulen oder Pfeilern getragen wurde. Da er flach überdeckt war, konnte man auch auf demselben weilen. Vergegenwärtigen wir uns nach alledem den großen Halbkreis, den jede Sitzreihe, vor allem die höhern Sitzreihen bildeten, dazu die große Zahl derselben, die auf 30 und 40 stieg; bedenken wir ferner, daß, den nicht breiten Gang zwischen den Sitzreihen und die ganz schmalen Treppchen abgerechnet, der gesammte Raum der Zuschauer zu Sitzplätzen verwendet war, so war hier die Aufgabe gelöst, auf verhältnißmäßig sehr beschränktem Raum eine möglichst große Zahl, mehre Tausende, ja über 10,000 Menschen zu versammeln und so zu ordnen, daß Alle, wenn auch die Bühne nicht gerade nahe, doch im Stande waren zu sehen und zu hören, was auf der Bühne vorging. Dicht saßen sie hier, Mann an Mann nebeneinander; die niedere Sitzreihe mußte hinter den Rücken der Sitzenden selbst noch Platz für die Füße der auf der nächst höhern Stufe Sitzenden abgeben und von Absonderung der Zuschauer hinter Barrièren, in gesonderten Stockwerken war hier nicht die Rede. Die Köpfe der in niedern Reihen Sitzenden reichten dem höher Sitzenden bis an den Leib, mit dem übrigen Körper ragte er über diese vor, konnte bequem sehen, war aber auch selbst dem Anblicke der Andern nicht entzogen. So sahen Tausende die Darstellung auf der Bühne, wurden aber selbst Alle auch gesehen, dicht aneinandergedrängt und nur die schmalen Stiegen und der die Sitzreihen durchschneidende Gang war unbesetzt. Was endlich in den Sitzreihen selbst keinen Platz fand, dem war noch in der bedeckten Galerie oberhalb der Sitzreihen die Möglichkeit geboten zuzusehen; ja sie konnten noch von dem Dache derselben zuschauen, aber freilich ohne mehr viel von den Worten der Schauspieler zu vernehmen, indem die Stimme derselben hier nicht mehr durch Mauern eingeengt wurde. Ueberhaupt war der Bogengang in der Höhe auch nicht ursprünglich dazu bestimmt; viel-

mehr nächst der Nothwendigkeit, die Zuschauersitze bis zu der Höhe des Bühnengebäudes hinaufzuführen, war er wol aus dem Bedürfnisse, den Zuschauern bei eintretendem Unwetter einen Zufluchtsort zu schaffen, hervorgegangen. Denn eine Bedachung der Zuschauersitze fand nicht statt. Unter freiem Himmel saßen sie da, den Wirkungen der Sonne wie des Regens ausgesetzt. Und trat nun Regen ein, so war es nächst den gewölbten Gängen unter den Sitzen vornehmlich die obere Galerie, oft auch andere in der Nähe der Theater noch außerdem angebrachte Säulengänge, wohin die aufgestörte Volksmenge sich flüchtete. Von den Sitzreihen galten übrigens die untersten, welche der Bühne zunächst lagen, als die besten; hier hatten angesehene Personen und die höhern Stände ihren Platz; die fernern, höher gelegenen verblieben den niedern Ständen, den Frauen und Kindern. So wurde es hierin auch bei den Römern gehalten. Nur da bei ihnen die Orchestra nicht mehr für den Chor, der längst außer Gebrauch gekommen war, benutzt werden konnte, so war auch die Orchestra zu Sitzen benutzt und hier gerade nahmen die Magistrate ihren Platz. Soviel über die festen, bleibenden Theile des Theatergebäudes. Sollte dagegen ein Drama aufgeführt werden, so wurden noch besondere Vorbereitungen nöthig. Zuvörderst mußte der als Bühne bezeichnete Raum, auf dem die Schauspieler auftraten und in dem sie die Handlung darstellten, geweiht, mit Zielen belegt werden. Dadurch wurde er über die eigentliche Orchestra und zwar bei den Hellenen ansehnlich, nämlich über Mannshöhe, erhöht. Demnächst mußte die Bühne, wie auch bei uns geschieht, an drei Seiten mit Coulissen umgeben werden. An der langen den Zuschauern gerade gegenüber gelegenen Wand bestanden sie höchst wahrscheinlich aus Decken, an den Seitenwänden der Bühne aus Periacten. Die auf den Decken angebrachte Malerei mußte natürlich, je nach der Verschiedenheit des Orts, an den die Handlung des Stücks hin verlegt wurde, sehr Verschiedenes, bald Dieses, bald Jenes vorstellen. In den Trauerspielen aber, deren Handlung meist in der Nähe des Herrscherpalastes sich bewegte, war in der Mitte der Decken meist der Palast des Herschers dargestellt und die zu ihm führende Thür lag dann vor der mittlern Thür der festen Bühnenwand. Zu beiden Seite des Palastes pflegten besondere Gebäude zu stehen, die zur Aufnahme von Fremden und Gästen dienten; und die in diese Gebäude führenden Thüren entsprachen in ihrer Lage den zwei die Mittelthür der Bühne zunächst umgebenden. Von den Eckthüren der festen Bühnenwand waren dagegen nicht Eingänge oder Thüren zu einem bestimmten Hause dargestellt, sondern die Gegend, welche den Ort der Handlung umgab, sei es, daß diese eine Landgegend, die Küste des Meeres oder den Anfang der Stadt bezeichnete, zu der der Herrscherpalast in die Mitte gehörte und zwar deutete die von den Zuschauern aus an der rechten Ecke der Bühne gelegene Thür und Coulisse stets die Heimat an (also die dem Herrscher gehörige Stadt oder die Küste), die zur linken Hand befindliche die Fremde und von daher mußten demnach Alle auftreten, die aus einer andern Gegend als von der Heimat her erschienen. Die Periacten waren Gerüste, die drei Flächen hatten und wol ziemlich die Höhe der Bühne, wenigstens die der übrigen Coulissen erreichten. Sie waren, an jeder Ecke der Bühne eins, auf dem Fußboden und am obern Ende durch eine Spille so befestigt, daß sie sich leicht herumdrehen ließen. Jede der drei Flächen einer Periacte war mit einer Decke oder Tapete behangen, welche zu der an den Eckthüren der Bühne beginnenden Decoration stimmte; und galt es nun einen Scenenwechsel, oder sollte der von der Eckthür der Bühne her erscheinende Schauspieler von einer andern Gegend her, als bisher dargestellt war, erscheinend gedacht werden, so wurde die Periacte gedreht und es kam eine andere Tapete den Zuschauern vor Augen. Da die rechts befindliche Periacte an der Seite der Heimat stand, so wurde eine andere Oertlichkeit dieser beim Herumwenden angedeutet; wurde die linke gedreht, so trat der von daher erscheinende Schauspieler von einer andern Gegend der Fremde auf als der frühere. Wurden beide zugleich gedreht und zugleich die Coulissen der hintern Wand nach beiden Seiten hin fortgezogen, so wurde damit die Handlung in eine andere Gegend gelegt und an der Hinterwand trat eine zweite Decoration vor Augen, die vor Beginn der Aufführung hinter der ersten bereits daselbst angebracht worden war. So waren demnach die Alten so gut wie wir im Stande, die Ansicht der Bühne zu ändern, ja sie leisteten hierin sogar mehr als wir, da sie bei den Veränderungen der Bühne nicht einen Vorhang herunterzulassen brauchten, sondern durch einige Leute, die, an den Ecken der Bühne hinter den Periacten vor den Augen der Zuschauer verborgen, leicht alles in der Art Nöthige bewerkstelligten. Nur freilich ein so häufiger Scenenwechsel, als wir auf unsern Theatern jetzt oft

ſehen, war bei den Alten nicht da, wie ihnen denn auch der Vorhang, der in den Zwiſchenacten bei uns niedergelaſſen wird, ganz abging, wenigſtens den Hellenen. Er nahm ſeinen Urſprung bei den Römern. Dennoch hätten die eben erwähnten Vorrichtungen für Veränderungen der Bühne nicht zugereicht, wäre nicht auch der Ort der Handlung in den Dramen der Alten insgemein ein anderer geweſen als bei uns. Bei uns nämlich geht die Handlung in den Dramen meiſt im Innern der Häuſer vor ſich, bei den Hellenen faſt nie; ſondern was unter dem freien Himmel, vor den Häuſern, alſo öffentlich geſchah, das wurde dargeſtellt. Das mannichfache Mobiliar, welches auf unſerer Bühne zur Decoration der dargeſtellten Zimmer nicht entbehrt werden kann, Stühle, Tiſche, Sophas und anderes zur Bequemlichkeit der in den Stuben Weilenden oder zur Aufnahme der Hereintretenden Erforderliche, fiel bei den Alten ganz weg und es brauchte dergleichen alſo auch bei einem Scenenwechſel nicht von der Bühne entfernt, nicht auf dieſelbe geſchafft zu werden, ſondern die Veränderung der Couliſſen allein genügte, um Alles zu entfernen oder herbeizuſchaffen, was erforderlich war. Was hingegen die mannichfaltigen Maſchinerien anlangt, die bei unſern Bühnen in Anwendung kommen, um Perſonen nach der Höhe hin zu entführen, oder in die Tiefe zu verſenken, um ſtarke Schall- oder Lichteffecte zu bewirken: ſo hat es daran den Hellenen nicht gefehlt. Denn auch ſie ließen Geiſter aus der Unterwelt heraufſteigen, Götter und zwar ſelbſt in ganzen Scharen aus der Höhe herabkommen, auch ſie entbehrten des Donners und des Blitzes nicht und ſie waren alſo auch in der Beziehung wohl darauf bedacht, Alles, was zur anſchaulichen Darſtellung der Handlung gehörte, den Zuſchauern auch anſchaulich in ſinnlicher Erſcheinung vorzuführen. Eigenthümlich der alten Bühne war dagegen eine Vorrichtung, die dazu diente, Das vor die Augen der Zuſchauer zu bringen, was im Innern eines an der Bühnenwand befindlichen Hauſes geſchehen war; etwa die Leichen eines oder mehrer Ermordeten oder dem Aehnliches. Während nämlich in einem ſolchen Fall die Thür des Hauſes an der Bühnenwand geöffnet wurde, ſchob oder rollte man in die Thüröffnung eine Art Tafel vor, auf der ſich Das befand, was man die Zuſchauer ſehen laſſen wollte. Eine Maſchine der Art aber war dem alten Theater ſehr nothwendig, da die Handlung des alten Dramas faſt durchweg im Freien, vor den menſchlichen Behauſungen, vorfiel und die Bühne daher nie, wie bei uns in der Regel der Fall iſt, eine einzige Stube oder einen bedeckten umſchloſſenen Raum vorſtellen konnte, aber doch nicht ſelten der Fall eintreten mußte, daß es von Wichtigkeit war, den Zuſchauern das im Innern der Wohnungen Geſchehene nicht nur vorerzählen, ſondern auch mit eigenen Augen anſchauen zu laſſen. Auf unſerer Bühne, die ebenſo wol Stuben wie eine Gegend unter freiem Himmel darſtellen kann, iſt eine Maſchine der Art natürlich ganz entbehrlich und darum auch nicht in Gebrauch.

In der Komödie und dem Satyrdrama ſtellte die Bühne der Alten natürlich oft andere Räume und Plätze dar als in dem Trauerſpiel. In der Komödie war ſie nicht ſelten eine Straße oder der Platz vor einer ländlichen Behauſung, in dem Satyrdrama gewährte ſie oft das Bild einer ländlichen Gegend, wo jede Art von Gebäuden fehlte. Daß aber auch dem Trauerſpiel die Darſtellung ſolcher Oertlichkeiten nicht verwehrt war, zeigt ſich namentlich auch daraus, daß noch mehre alte Trauerſpiele erhalten ſind, in denen die Handlung theils an einem hohen Gebirge, theils in einem Kriegslager, theils auf einer wüſten Inſel oder ähnlichen Oertern vorſichgeht, wo alſo eine Decoration der Bühnenwand durch Häuſer und Paläſte nicht ſtattfinden konnte.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Die Kretinen in Oeſtreich.

II

Ohne Zweifel hatten die Vorurtheile des Volks und die unrichtigen Anſichten der Gelehrten bisher die größte Schuld an dieſer Vernachläſſigung der Kretinen. Behauptete doch noch Balliarger im Jahre 1850 in der pariſer Akademie der Medicin, daß der Kretin eine Monſtruoſität ſei und mithin ſeinem Weſen nach unverbeſſerlich, während in Deutſchland Damerow die ſchon früher von Ramond de Carbonière ausgeſprochene Anſicht verficht, daß der Kretinismus ein den niedern Menſchenſtämmen analoges Naturphänomen ſei und mithin der Kretin dem Papuneger, Hottentott u. ſ. f. entſpräche. Schon in dieſer Hinſicht haben die Heilverſuche auf dem Abendberge einen hohen wiſſenſchaftlichen Werth, indem ſie lehrten, daß dieſer Zuſtand eine Krankheit ſei, welche immer mit Störungen der Ernährung beginnt, mithin von der vegetativen Sphäre ausgeht, dann das Cerebro-Spinalſyſtem in Mitleidenſchaft zieht und die verſchiedenen Grade des Blödſinns bedingt. Auch haben die Heilverſuche

eine neue Bahn gebrochen, indem sie mehre europäische Regierungen veranlaßten, statistisch-ätiologische Untersuchungen anstellen zu lassen, an welche sich nun auch die östreichische Monarchie anreihen wird.

Nach der Denkschrift stehen die auf dem Abendberge erhaltenen Resultate als höchst gelungen da und werden für alle Zeiten zum Segen gereichen. Je jünger die Kretinen zur Aufnahme kommen, um so günstiger ist der Erfolg. Diejenigen, welche auch nur einige Worte artikuliren können, lernen sich durch die Sprache ausdrücken, lesen und schreiben. Zur Erlernung von mechanischen Verrichtungen, landwirthschaftlichen und häuslichen Arbeiten sind auch die noch tiefer Stehenden zu verwenden. Am günstigsten ist das Resultat bei Kindern, welche nach der Geburt sich gesund entwickeln und erst gegen die Periode des ersten Zahnens, etwas früher oder später erkranken und nach und nach zu Kretinen werden; sie erhalten auf dem Abendberge vollkommene Gesundheit. Nur der höchste Grad des Kretinismus, die, welche man bisher fälschlich als wahre Kretinen bezeichnete, sind blos körperlicher Besserung fähig. Da sie jedoch zu Hause immer mehr versinken und den abschreckenden Typus annehmen, welcher das vollendete Uebel charakterisirt, so ist selbst dieses geringe Resultat oder auch nur eine Absonderung und humane Verpflegung noch immer eine große Wohlthat.

Gegründet auf die Thatsache, daß die Kretinen öfters einzelne hervorragende Talente und isolirte Geistesvermögen besitzen: wie bewundernswürdiges Gedächtniß, erstaunenerregende Begabung zum Kopfrechnen, ungewöhnlich lebendig religiöses Gefühl, musikalische und Malertalente u. s. f., welche sich in ausgezeichneter Weise cultiviren lassen, darf man mit Bestimmtheit der Hoffnung Raum geben, daß mit der Zeit einzelne in ihrer Art ausgezeichnete Persönlichkeiten aus den Kretinenanstalten hervorgehen werden, wie das Beispiel des Katzenmalers Mind, Dr. Odet und Anderer beweisen.

Nicht hoch genug kann in der Behandlung des Kretinismus die Bergluft als erste und unerläßlichste Heilpotenz angeschlagen werden und Anstalten der Art in Städten sind ein vollkommen verfehltes Unternehmen. Man sieht bald den wohlthätigen und stärkenden Einfluß der stark elektrischen und reinen Bergluft auf die kranken, schwachen, abgemagerten Kinder, unter deren Einfluß die Blutbildung und Ernährung gesteigert, die Körperwärme vermehrt und die Thätigkeit des Nervensystems erregt und daher dem Grund des Uebels diametral entgegengewirkt wird.

Das Institut auf dem Abendberge, sagt die Denkschrift, ist der erste Thatversuch, um diese zerstörende Geißel unsers Geschlechts bändigen zu lernen. Dort oben ist das Wort und der Wunsch der Denker und Menschenfreunde zur That geworden. Ausgerüstet mit eigenen und fremden Beobachtungen, hat Dr. Guggenbühl, tieferschüttert von dem Elend seiner Mitmenschen, welches er auf Reisen schon in früher Jugend kennenlernte, den Blick nach oben gerichtet, nach den freien, sonnigen Höhen der Berge, wo von alters her die Menschen Stärkung des Leibes und der Seele fanden, nachdem bereits Saussüre beobachtete, daß der Kretinismus in einer gewissen Meereshöhe verschwunden sei. Durch die Vorsehung bestimmt, das Kreuz der Erlösung für die Elendesten zu errichten und hoch über der Erde den entthronten Menschen wieder einzusetzen in sein angestammtes Reich, hat er, ein junger, hoffnungsvoller Arzt, allen Lebensgenuß und seine eigenen Hülfsmittel hingeopfert, um die alte Schuld der Menschheit abzutragen. Der Abendberg hat eine überaus herrliche Lage, mitten im Kranze der Hochalpen, umgeben von zwei Seen und den reizenden Thälern des Berner Oberlandes. Das Gut, worauf die Anstalt gegründet, ist Eigenthum des Stifters und hat einen beträchtlichen Umfang an Pflanz- und Wiesenland, worauf Viehzucht und Landwirthschaft getrieben wird, zu deren praktischer Erlernung die jungen Kretinen angeleitet werden. Die reine, stärkende Bergluft, die sonnige Lage und das selbst im Winter verhältnißmäßig milde Klima bedingen eine so außerordentliche Salubrität, daß im Verlauf von 15 Jahren niemals epidemische Krankheiten vorgekommen sind. Das überdies so reine Trinkwasser und die herrlichen Naturscenen, welche selbst auf diese stupiden Kinder einen anregenden Einfluß ausüben, machen diesen Berg für dieses bahnbrechende Unternehmen besonders geeignet, und die glückliche Auswahl einer in ihrer Art so einzigen Localität hat nicht wenig dazu beigetragen, daß die Anstalt in verhältnißmäßig kurzer Zeit so glückliche Resultate aufzuweisen hat.

Eine wissenschaftliche Commission, welche aus erfahrenen und gelehrten Männern zusammengesetzt ist, wird in der Folge sowol über den Abendberg als die Fortschritte im Studium des Kretinismus überhaupt von Zeit zu Zeit Bericht erstatten und

die Bemühungen des Dr. Guggenbühl, eine vollständige Kretinenstatistik durch ganz Europa zustande zu bringen, unterstützen. Wir dürfen daher noch manchem lehrreichen Ergebniß dieser wichtigen Frage der Humanität entgegensehen.

Nach Pegli.

„Nach Pegli!" lautet in Genua der Zuruf jedes Fremden zu dem neuen Ankömmling. „Nach Pegli!" lautete auch die Parole der kleinen deutschen Gesellschaft, mit der ich mich am Morgen nach unsern genueser Fahrten vor der Thür des Hôtel Feder wieder zusammenfand. Dies Pegli — man hatte es uns wie den Zaubergarten der Armida, wie die Paläste der Feen in Ariosto's Lied geschildert; allein das schnaubende Dampfroß zu dieser Paradiesesreise war erst in zwei Stunden bereit und uns blieb nichts übrig, als unsere Ungeduld auf dem Markte von Genua zwischen Frucht- und Blumenkörben auf- und niederzujagen.

Es ist eine eigene Sache um die Märkte in Italien. Wer auf denselben die Sauberkeit der Verkäufer und Verkäuferinnen sucht, welche in Deutschland, im Norden wie im Süden, bis hinein auf den Markt von Triest, die Kauflust rege macht, der möchte sich irren. Die Früchte und Gemüse, die man zu Markte bringt, sind gegen die unsern von auserlesener Pracht und ein Blick auf die Waaren der Fruchthändler, auf die vollen Körbe scharlachrother Liebesäpfel, auf die glühenden Orangen und Apfelsinen und die goldigen Citronen, welche von den grünen Mandeln grell abstechen und einen anmuthigen Gegensatz zu den riesigen Birnen, den bunten Pflaumen bilden, ein Blick auf die stets malerische Gruppirung dieser Früchte hat etwas überaus Anziehendes. Dagegen darf man die Verkäufer nicht näher betrachten, noch weniger ihre Verkaufsgeräthe. Kräuter und Gemüse sind schon weniger malerisch gruppirt; hier waltet bereits eine größere Unordnung als wol auf unsern Märkten. Ganz besonders aber fällt es auf, daß die meisten Gemüse, namentlich Hülsenfrüchte und Kartoffeln, gekocht auf den Markt kommen und von den Käufern an Ort und Stelle verzehrt werden, wobei Messer, Gabel und Löffel in vielen Fällen für Luxusgegenstände gehalten werden. Interessant war uns ganz besonders der Fischmarkt. Da hier ausschließlich Seefische verkauft werden, so kommt kein lebendiger Fisch auf diesen Markt. Fische in den verschiedensten Größen und Formen, kleine, perlmutterartig gefärbte Seeforellen, im Verein mit Seespinnen, Krebsen, Schnecken liegen hier auf hohen Marmortischen aufgestapelt; dahinter sind die Fischer beschäftigt, ihre Beute gleich für die Küche zuzubereiten. Ihnen gegenüber verkauft man einen andern gangbaren Artikel: das Federvieh, welches gleichfalls von den Händlern zum Kochen oder Braten zubereitet wird. So erleichtert man den Hausfrauen in Genua das Kochgeschäft. Ob unsere deutschen Frauen damit zufrieden sein werden?

Aber halt da! — Vor dem Theater Carlo Felice stand wieder der blonde Omnibusconducteur mit dem verwegen runden Hute, unter dem ein Paar schelmische Augen hervorblitzten. Er hatte das kleine, zierlich gekrümmte Posthorn hervorgeholt, setzte es kokett an den Mund und blies sein Tara in vielfachen Variationen, die wir durch ein „Siete un vero artista!" stets erneuerten. Dahin! — Vorbei an dem Denkmal des Columbus, das, wie einst er selbst, von einem Ort zum andern geworfen wird und nun, da es noch nicht vollendet, schon wieder den Platz wechseln soll! „La stazione!" rief der Conducteur. Wir waren am Bahnhof.

Und nun nach Pegli! Die Eisenbahn zieht sich an der Riviera di Ponente entlang; zu unserer Linken lag das Meer, zu unserer Rechten eine Reihe von kleinen Ortschaften, die einander an Schönheit der theils aus Marmor aufgeführten, theils buntbemalten Villen zu übertreffen schienen. Aber wer hatte jetzt Augen dafür, da sie nur sehnsüchtig verlangend nach dem „Gelobten Lande" schauten? Weiter, weiter — „Hippogryph, zum Ritt ins alte, romantische Land!" Glück auf — da sind wir!

Pegli selbst ist ein kleiner Flecken mit vielen Tuchfabriken; seine reizende Lage am Meer ist indessen nicht der Grund, daß man den Ort zu Wallfahrten von Genua aus benutzt; diese gelten allein dem Garten des Marchese Pallavicini, der einzig, unübertroffen in Europa dastehen möchte wie ein Garten aus Tausend und einer Nacht!

Am Eingange der äußerlich durch nichts auffälligen Villa — man könnte freilich die breite Freitreppe aus weißem Marmor dafür halten — gaben wir unsere Einlaßkarten ab, welche wir in Genua gegen unsere Visitenkarten erhalten hatten, und wurden einem Führer überwiesen, welchem gleich mehre seiner Collegen folgten. Die Führer schienen organisirt zu sein; es sind ihrer stets mehre gleichzeitig bereit, den Fremden die Schönheiten der Besitzung zu erklären, und eines Führers be-

darf man bei einer Durchstreifung des Gartens, welche faſt fünf Stunden in Anſpruch nimmt.

Italien iſt die Wiege der Gartenkunſt und ſcheint den Ruhm, das Höchſte in der doch am meiſten naturgemäßen landſchaftlichen Anlage der Gärten für ſich behaupten zu wollen. Von Dem, was die Italiener darin zu leiſten verſtehen, hatte ich bereits in dem ſchon feenhaften Garten des Grafen Borromeo auf der Iſola bella, der größten der Borromeiſchen Inſeln, eine Probe geſehen — aber wie ſehr trat ſie in Schatten vor dieſer Schönheit, vor dieſer entzückenden Lage am Meer, dieſem ewig heitern Spiel der Phantaſie, das in dieſer Gartenanlage ſich immer neu, buntfarbig und prächtig offenbart!

Das Ganze bildet einen faſt unabſehbaren Park. Der Führer geleitet uns zuerſt auf einen Altan, um uns einen Geſammtüberblick, gleichſam ein Programm Deſſen zu geben, was uns erwartet. „Soweit das Auge reicht" — bemerkt er mit unverkennbarem Stolz —, „gehört Alles dem Marcheſe Pallavicini!" Dabei ſpricht er Franzöſiſch; jeden Satz beginnt er ſtereotyp: „Adesso vous voyerez!" („Jetzt werden Sie ſehen!") und ſchließt: „Dunque nous allerons!"

Welch ein Blick von dieſem Altan hinab! Zu unſern Füßen lag der langgedehnte Park, begrenzt von den Bergzügen der Apenninen und von dem unendlichen, ſonnenbeſchienenen Meere. Aus dem dunkeln Schwarzgrün des Parks tauchten die Zinnen einer Burg, verfallene Ruinen, ſtolze Marmorbogen auf und zogen den Beſchauer magiſch zu ſich herab.

Zu Zweien wanderten wir durch die Bogen, Gänge, unter dichten Kirſchlorberbüſchen, Platanen und Myrten, aus denen die ſchlanken Pinien und die ſtolzen, hierher gepflanzten Cedern des Libanon hervorragten und ein Schirmdach gegen die Sonne bildeten. Neben weißblühenden Magnolien ſteigt oft der Weg bergan und öffnet dann wol einen Blick in eine Schlucht oder einen Felſenkeſſel.

Unſere erſte Raſt gilt dem Triumphbogen. Korinthiſche Säulen aus weißem carrariſchen Marmor tragen ihn; in ſeinen Niſchen ſtehen Statuen; zwei ſitzende Genien, welche das Wappen und die Krone des Marcheſe halten, krönen ihn. Vor ihm dehnt ſich ein Platz aus, geſchmückt mit den ſeltenſten Topfgewächſen in herrlichen Gefäßen; aus weißem Marmorbecken erhebt ſich eine rieſige Fontaine. Nicht weit davon iſt auf einem feſtgerammten Kiesboden kreisförmig ein Spielplatz angelegt, an eine kleine, laubenumbuchte Terraſſe grenzend. Eine türkiſche Schaukel, ein Carrouſel und andere Zerſtreuungen ſind hier der Benutzung der Fremden überlaſſen. Hier aber, auf dieſem freien, ſchattenloſen Raume wirkte die Sonne ſo, daß uns buchſtäblich der Boden unter den Füßen brannte, unſere Damen raſch von der Schaukel aufſprangen und die Wanderung fortſetzten. Dieſe führte uns zunächſt zu einem, in engliſchem Geſchmack angelegten und eingerichteten Häuschen. Friſche Grasplätze umſchloſſen es; im Innern zeigte es uns einen wohlbeſetzten Kaffeetiſch, d. h. mit den dazu gehörigen Gefäßen. Die Fenſter geſtatteten ſtets eine entzückende Ausſicht, wo man ſie öffnete; ließ man ſie geſchloſſen, ſo konnte man durch ihre bunten Scheiben die Ausſichten von den verſchiedenſten Farben beleuchtet ſehen.

Nun noch an zwei — drei Schweizerhütten vorüber und mitten in dieſem Hain des Friedens, aus romantiſchen Baumgruppen ſteigt ein Caſtell empor. Eine Ritterburg en miniature, wie herabgenommen von einem reichen Weihnachtstiſch, nur größer, ſtattlicher und ohne die übliche Zugbrücke. Auf den viereckigen, mit Schießlöchern und Zacken reichverſehenen Mauern erhebt ſich ein hoher, runder Thurm, an welchem eine Flagge aufgehißt werden kann. Da wir in einem Zaubergarten ſind, verſteht es ſich von ſelbſt, daß eine Feſtung von außen ſich im Innern in friedliche Prachtſalons verwandelt. So nehmen uns ſtatt der Kaſematten freundliche, helle, hohe Säle auf; treten wir an die Fenſter oder hinauf auf den Thurm, grüßt uns das Meer. Die Führer neiden meiſt dem entzückten Beſchauer die Schönheiten der Ausſicht und fangen gerade dann ihre Erklärungen an, wenn man am tiefſten in ſolchem Anblick verſunken.

„Sehen Sie dort jene Ruine?" beginnt der unſerige und zeigt auf eine nahegelegene Trümmergruppe und fährt pathetiſch fort: „Das iſt die feindliche Burg, welche von der Beſatzung dieſer Feſtung eingenommen und zerſtört worden iſt, nach einem harten Kampfe, in welchem die Befehlshaber beider Werke ihr Leben ließen!" Als wir uns erſtaunt anſahen, wandte er beruhigend ein: „Das heißt, es iſt dies Alles nicht geſchehen, ſondern erfunden, um die Anlagen jener beiden Gebäude zu erklären!" Die Heiterkeit, welche uns dieſe offenbar bizarre Idee bereitete, wuchs, als wir bald darauf zu einem herrlich gearbeiteten Grabmal kamen. Auf einem pyramidalen Gemäuer waren weiße Marmorreliefs, auf Kampf

und Sieg bezüglich, angebracht; in einem Medaillon erblickte man den Kopf eines Ritters. „Hier ruht", rief der Führer mit erhabener Handbewegung, „der todte Feldherr, der den Sieg erfochten, dort vor jener Ruine der beneidete! Doch, wie gesagt, es ist dies Alles nur angenommen!"

Wie gesucht, wie wunderlich! Wir waren froh, aus dieser phantastischen Welt wieder zu den lieblichern Partieen des Gartens zu kommen. Dort blinkt ein chinesisches Haus in reicher, tausendfaltiger Farbenpracht mit spitzen Dächern und vergoldeten Gittern, hier eine rohe, aus Binsen und Matten aufgeführte japanische Hütte, in welcher es sich in erfrischender Kühle angenehm ruht. Aus Gruppen von Magnolien erheben sie sich, wildverschlungene, wuchernde Ranken; kleine Palmen schließen sich gleichsam zum Urwald darum.

So denkt man sich als Kind das Paradies! Kein Engel mit dem flammenden Schwerte weist den Menschensohn hinaus, im Gegentheil, dein Führer steht dir treu zur Seite! Er zeigt dir hier eine seltene Pflanze, dort einen seltenen Baum; er schneidet freundlich die üppige Blüte der Magnolie oder einen duftigen Oleanderzweig für die Damen und schält bereitwillig ein Stück Rinde vom Korkbaum los, das dich mitgeleiten möge in den heimischen Norden!

Noch hältst du die Blüte und betrachtest sie mit wehmüthigem Blick, denn du denkst, sie sei der Scheidegruß — aber der Führer lächelt; er wartet, bis die Gesellschaft vollzählig ist, und wie ein Feldherr seinen Soldaten, ruft er ihr zu: „La grotta!" Wie bezaubernd wirkt dies Wort auf Alle! Einer schließt sich an den Andern, eng, fest — denn jetzt geht es, wie Odysseus und Aeneas, in die Unterwelt hinab. In den Tartarus? Ja, staunt nur, diese Grotte führt minutenlang unter der Erde fort! Ein jäher Wechsel dunkler Schatten zu dem lichten Grün und dem azurblauen Himmel draußen! Tiefe, lange Gewölbe sind mit adelsberger Tropfstein ausgemauert, welcher sich in der feuchten Luft weitergebildet hat und zu einer wirklichen Höhle geworden ist — die vollkommene Unterwelt. Geraume Zeit waren wir so im Dunkeln fortgewandert, da standen wir an einem Flusse. Ist das der Acheron und jener Fährmann Charon, der dich auffodert, in sein Fahrzeug einzusteigen? Und nun sagt dir auch noch der Führer „Addio!" Ein Lebewohl auf immer! Aber getrost, du wirst, wie du auch gesündigt, hier stets zu den elysäischen Gefilden kommen! Der Fährmann fährt dich lange in den dunkeln, unterirdischen Gewässern umher; du hast Zeit und Muße, dich in die wechselndsten Phantasieen und Träume einzuwiegen! Doch siehe, es wird Licht und die Gegensätze des Tartarus und Elysium werden neue Wahrheit! Schöner konnten die Griechen kaum ihr Elysium träumen, als die Wirklichkeit erscheint, welche sich hier vor deinen Augen ausbreitet!

Die Wasser der Grotte setzen sich in einen Teich des Gartens fort, über welchen sich eine hohe Brücke mit goldenem Geländer wölbt. Diese ist so angelegt, daß man von dem Teich aus den Durchblick auf das Meer hat, welches wie eine durch die Brücke geschiedene Fortsetzung des Fahrwassers erscheint. Dort am Ufer liegt, im prächtigen florentinischen Stil aufgeführt, ein Diana-Tempel; weiter ab eine mit bunten Farben bemalte chinesische Laube; in mächtigen goldenen Reifen, an silbernen Seilen, hängt daneben eine luftige Schaukel. Orangen- und Platanenalleen führen zurück in den Park, und wie in den Ruinen des Theaters zu Taormina, bildet auch hier überall das Meer den äußersten Hintergrund.

Wenn die Phantasie einen eigenen Ort brauchte, um sich aufzuschwingen in die Gefilde des Traums, sie könnte sich keinen bessern wählen als diesen Theil des Gartens der Villa Pallavicini zu Pegli! Der eigenthümliche Reiz aller dieser Schönheiten besteht darin, daß man stets in dem Augenblick, wo man sich der Wirklichkeit wiedergegeben glaubt, aufs neue wie durch Zauberei sich auf Alcinens Insel in Ariosto's Lied versetzt wähnt. „Der Noth gehorchend, nicht dem eig'nen Triebe," trennten wir uns von dem Diana-Tempel.

Dort jene Laube von Tarus in seltsam achteckiger Gestalt ladet zur Ruhe ein; schon öffnet der Führer die Pforte und — — allgemeiner Ruf des Schreckens! Ein feiner Sprühregen überschüttet die Heraustretenden, welche sich dem unfreiwilligen Douchebad kaum entziehen können. Wie soll ich das Homerische Gelächter unserer Gesellschaft beschreiben? Ich müßte die ganze Stufenleiter von Interjectionen in den verschiedenen Provinzialismen unserer guten Ostpreußen, Sachsen und Mecklenburger bis zu dem „Sacro Dieu!" des Fürsten Pozzo di Borgo wiedergeben und Diesem war die neue Taufe nicht einmal fremd. Wir schüttelten uns vor Lachen und Nässe, aber wer zuletzt lacht, lacht am besten! Hier übernahmen die Führer, die stets im Trockenen blieben, [illegible] Rolle.

Noch einmal wiederholte sich diese nasse Ueber-

taſchung in einem kleinen Haine, in labyrinthverſchlungenen Gängen; auch da ziſchten Waſſerſtrahlen von allen Seiten in unſern Enthuſiasmus hinein. Sauve qui peut! Wieder zum Ufer des kleinen elyſäiſchen Teichs, zu der luftigen Schaukel zurück! Dieſe verführeriſche Schaukel in goldenen Reifen! Vergebens lächelte der Führer mephiſtophelisch, als die Damen ſich darum drängten, vergebens warnte der Fürſt! Da, kaum ſchwebte ein reizendes, echtdeutſches Mädchenköpfchen mit goldigen Haaren, und Augen, ſo blau wie ihr Seidenkleid, ſchaukelnd in die Luft, als ein tauſendfacher Waſſerſtrahl, aus ganz feinen, kaum wahrnehmbaren Stäubchen zuſammengeſetzt, ſie in eine ſilberne, durchſichtige Wolke hüllte! Läſtig iſt ſie eben nicht, dieſe naſſe Ueberraſchung — unter italieniſcher Glutſonne, die ihre Spuren faſt augenblicklich von den Gewandern ſaugt. Wie Standarten waren unſere Stöcke mit den braunen Schleiern der runden braunen Hute unſerer Damen decoriert; zum Ueberfluß führte man uns, um die feuchten Kleider leichter zu trocknen, in das Gewächshaus des Gartens. Was konnte hier künſtliche Pflanzenzucht noch hervorbringen? „Arabiens Wohlgerüche alle" dufteten durch die mächtige Halle, bis zu deren hohen Decke der ſtolze Bananenbaum mit ſeinen maleriſchen Früchten hinanragte. Reich mit Früchten beladen prangte der Kaffeebaum neben der Theepflanze in üppigem Wuchs; Palmengruppen mit tauſendfältigen Blätterformen umgaben dieſe Rieſen des Orients und mächtige Blütenfüllen glühender chineſiſcher Roſen leuchteten wie Zauberblumen aus dieſem kleinen Urwalde hervor. Draußen vor der Thür ſchauten wie anmuthige Kleinigkeiten die Granaten- und Myrtenalleen hinein in dieſe orientaliſche Großartigkeit und der Duft der Orangen und Ananas, die dort zu Tauſenden ſtanden — wie ward er von dem Hauche der wunderſamen Blumen in dem Treibhauſe betäubt! Es war, als ob der Sonnenblick, der ſchimmernd auf all die Herrlichkeit fiel, uns auf einen flüchtigen Moment das ſtille Walten der Natur erſchloſſen; ein flüchtiger, ſüßer Traum, worin die von ſo vielen, wechſelnden Bildern, ſo mannichfaltigen Eindrücken aufgeregte Phantaſie durch Blütenduft und Wohlgeruch betäubt und eingewiegt wurde.

Aber die Menſchen weilen nicht gern auf lange Zeit in ſolchem Rauſch, ſolchen Ahnungen.

„Wer mag das nur gebaut haben?" fragte Oſtpreußen und Sachſen wie aus Einem Munde. „Das mag's gekoſtet haben?" natürlich Mecklenburg. Von dem Führer erfuhren ſie, daß der Marcheſe Pallavicini ein genialer Kopf iſt, Pläne über Pläne ſpinnt, nur um ſie umzuwerfen; daß ein Maler, Profeſſor Michele Gantzio, den Plan zu dieſem Garten entworfen und ausgeführt und das Ganze etwa eine halbe Million Thaler gekoſtet habe.

Unſere Damen wünſchten ſich den Beſitz des Gartens und ſchweiften ſchnell in Gedanken und Fragen von dem Beſitz zu dem Beſitzer. Eine zärtliche Mutter in unſerer Geſellſchaft heftete einen langen, innigen Blick auf ihre beiden blühenden Töchter. Mitten in allen dieſen Herrlichkeiten erſchien ihr die kalte, weiße Marmorbüſte, welche man uns in der Villa des Marcheſe zu Genua mit dem Bemerken gezeigt hatte, daß dies das Bild des einzigen Sohnes des Marcheſe ſei, der im letztverfloſſenen Jahre geſtorben war.

„Die Liebe der Gattin wird ihn entſchädigen", bemerkte der Gatte der Dame, welche den Marcheſe ſchon nicht mehr beneidete. Aber auch das war eine Illuſion. Der Marcheſe lebte getrennt von ſeiner Gemahlin, ein düſterer, gebeugter Mann, der ſelten oder nie hierher kommt, ſich ſelbſt an ſeinem Paradieſe zu erfreuen oder den Genuß zu haben, Andern Freude damit zu bereiten. Nur ab und zu ſchreitet er einſam durch die düſtern Alleen von Platanen und Pinien; ſein dunkles Auge ſchweift flüchtig über die Pracht, die er vor ſo unendlich Vielen ausgebreitet. Zuweilen nur muſtert er die Maſſe der Viſitenkarten in der Stadt, welche den begehrenden Einlaß in ſeine Villa verſchaffen, dieſe Beſitzung, um welche ihn die Mächtigſten der Mächtigen beneiden könnten! So iſt der Marcheſe Pallavicini!

Wir hatten uns von den Führern verabſchiedet und waren auf der Straße angelangt. Noch einmal blickten wir nach dem Paradieſe zurück — ſiehe, auch dies Paradies hatte ſeinen Engel, der mit feurigem Schwert den Mann heraustrieb, dem es zueigen iſt. Wie merkwürdig iſt das Menſchenherz, dem ſtets der Genuß der beſte und reichſte erſcheint, in deſſen vollſchäumenden Becher ein Tropfen Wermuth fällt.

Ein deutſches Lied ſchallte Abends aus einem kleinen Nachen, der über die ſilberhelle Flut aus dem Golf in die See ſtach; ſeine Töne drangen zu den Bergen bei Pegli, wo wir am Morgen geſchwärmt und geträumt hatten.

Ade, ihr Berge, braune und graue — Ade! Wer weiß, wann ich euch wiederſchaue! Ade!

M. Gumbinner.

Anregungen.

Blaustrümpfe sonst und jetzt.

Wer immer auch nur einen flüchtigen Blick in die Literatur der letzten Jahre geworfen, dem sind auf jedem Felde des Wissens und des Dichtens Frauen entgegengetreten.

Nehmt das Heiligste — die Religion! Sie schreiben darüber mit griechischen und lateinischen Bibelstellen, als hätten sie in dem großen Kriege gegen David Strauß und die Tübinger Schule in den ersten Reihen gefochten. Das Tiefste — Spinoza's Lehre! Sie machen den Philosophen der absoluten Ruhe und Ergebung zum Helden eines Trauerspiels. Einst, als Mädchen, spielten sie mit bunten Wachspuppen, jetzt sind die griechischen und die nordischen Götter ihre Puppen geworden. Selbst in die Historie des Mittelalters, in dies schwer zugängliche, verschlossene Reich, sind sie wie Amazonen hineingebrochen und lesen die vergilbten Manuscripte so rasch wie die Briefe ihrer Freunde auf Rosapapier.

Wissen und Können — wer wollte, wer dürfte es schmähen oder einem Weibe verweigern? Elisabeth von England war trotzdem, daß sie Griechisch sprach und den Euripides so gut auswendig wußte wie Spenser's „Feenkönigin", eine große Monarchin und — ihr Lächeln schon — nicht frei von weiblichen Schwächen. Zu allen Zeiten sind einzelne, erlesene Geister aus den engen Kreisen getreten, in die Sitte und Geschlecht sie gebannt; so hat Sappho gesungen und Hypatia zu Alexandria neuplatonische Philosophie gelehrt.

Allein das ist wie Meereswallen — Wellenrauschen — vorübergehend, leidenschaftliche Ausbrüche entfesselten Gefühls, wie provençalische Edeldamen sie über die Saiten ihrer Harfen hinrauschen ließen, wie sie in den Liebessonetten der Maria Stuart an Bothwell brennt — Elegieen eines gebrochenen Herzens, wie sie Vittoria Colonna um den gestorbenen Gemahl weint!

Diese Ergüsse waren rein, ungetrübt, sie buhlten nicht um Gunst und Ruhm, höchstens wollten sie die Seele des einen und des andern Freundes rühren. Von einem „Buch" noch weit entfernt, glichen sie hingeworfenen Gedanken; es waren Blätter, Erinnerungszeichen, blühende und verwelkte Blumen, die noch kein literarischer Zug verbindet.

Allmälig fand sich aber auch der. Noch ganz unscheinbar in den „Briefen" der Olympia Morata — und dann, merkwürdig genug, in den „Abhandlungen einer Heiligen", der Spanierin Therese von Cepeda (1515—82). Sie hat viel geschrieben — allein vier Bände religiöser Tractate, visionär, eigenthümlich, voll erhabener, leidenschaftlicher Sinnlichkeit und Geistigkeit, in einem Colorit, wie flammender es Murillo seiner seiner Madonnen verliehen, aber bei alledem nimmt die hochherzige, heilige unbeschuhte Karmeliterin nicht mehr mit jener kindlichen Unbefangenheit die Feder zur Hand, mit der im Kloster zu Gandersheim Hrotswitha die Komödien des Terenz für ihre Nonnen umschuf. Ich sehe schon Ueberarbeitung, Streben nach Effect. Der Gedanke gefällt sich nicht mehr in seiner Kraft und Natürlichkeit, er sucht nach zierendem Ausdruck, denn er bringt gleichsam das Bewußtsein mit sich, daß er nicht mehr sich allein, sondern auch Andern gehört. Vor unsern „philosophischen" Schriftstellerinnen hat sie freilich einen unermeßlichen Vorzug — die Musen standen an ihrer Wiege und ihre Seele ist eine hellodernde Fackel zu Ehren der göttlichen Liebe.

Oft und viel ist der Einfluß besprochen worden, den der Stil der heiligen Theresie auf die Dramatiker Spaniens ausgeübt: ihre Briefe haben mit denen von Antonio Perez den Episteln von Voiture und Balzac zu Mustern gedient; fast hundert Jahre nach ihrem Tode nennt sie die Gräfin d'Aulnoy noch „vollkommen schön". Und doch kam nun so recht die Zeit der schreibenden Frauen, der Sevigné, der Lafayette, der Maintenon! Frankreich ist das eigentliche Land der Blaustrümpfe, ihr Kanaan, wie ja auch am Webstuhl seiner politischen Geschichte weiße Frauenhände genug mitgewirkt. Es erscheint ihnen nicht mehr ihrer werth, in kleinen Cirkeln den Werth der Worte abzuwägen und das „Dictionnaire des precieuses" um einen Ausdruck zu vermehren, der ihren Enkelinnen nichts als ein Lächeln ablocken wird — nein, sie schriftstellern, alle diese schönen und häßlichen Damen, von den Prinzessinnen hinab bis zur Marquise von Courcelles, die wie eine Zigeunerin ihre unsterbliche Schönheit durch die Lande trägt. Schlägt den Weisen auch kein solch rauhes Magdalenenherz wie der Cavalliére, um es in Gebeten und Bekenntnissen ausströmen, ausweinen zu lassen, so ging ihnen doch in der Fronde ein reiches, wechselvolles Leben vorüber, Entführungen, Liebschaften, Barrikadengefechte; edle Herren schlugen sich für sie; in den Friedensschlüssen zwischen Mazarin und den Prinzen dictirten sie die eine und die andere Bestimmung; jetzt, am Hofe Ludwig's XIV., wo sie vor den neu aufgehenden Sternen mit bleichgewordenem Lichte zurücktreten, was bleibt ihnen da, als ihre Erinnerungen zu sammeln, sich noch einmal widerzuspiegeln, ihre Jugend, ihre Schönheit? So entstanden jene anziehenden Frauenmemoiren; auch sie waren noch nicht für das größere Publicum bestimmt, sie blieben als werthvolle Reliquien in der Familie. Nichts Anderes; noch heiliger hält man die Briefe jener Damen und doch haben sie eine gewisse Aehnlichkeit mit den Feuilletonartikeln unserer Zeitungen — sich

rig Mozart, leicht hingeworfen, immer voll Geist und Grazie, mag die Gräfin d'Aulnoy spanische Sitten und Feste schildern, Marie Sevigné mitten in der Erzählung von Hofintriguen ihrer mütterlichen, schwärmerischen Zärtlichkeit Worte von Gold und Seide leihen, wie sie nie wieder geschrieben noch gesprochen wurden, oder endlich Franziska d'Aubigné, damals noch Madame Scarron, an Ninon eine liebenswürdige Einladung schreiben. Strahlen desselben Geistes, nur verschieden reflectirt!

Diese Blaustrümpfe stehen, wie ihr seht, bei all ihrem Esprit noch auf der Stufe der Naivetät; sie reden noch nicht von ihrem Genius, sie plagen sich noch nicht mit Weltschmerz und Emancipation — und Frauenerziehung, und wenn man ja in einer nun fast vergessenen Correspondenz zwischen der muthigen Luise von Orléans und der verständigen Dame von Motteville auf weltverbessernde Gedanken trifft, so handelt es sich nur um einen erdichteten Liebesstaat. Weil sie nicht glauben, daß ein fremdes Auge ihre feinen, zierlichen Buchstaben entziffern würde, geben sie sich noch rückhaltlos hin, ihr Herz: die Eine ihre Abenteuer, die Andere ihre Gefühle.

Allein in dieser literarischen Strömung ist kein Ruhen; einmal an „die süße Gewohnheit" des Schreibens gewöhnt, versuchen sie es, aus dieser begrenzten Sphäre reiner Subjectivität einen ersten, kühnen Flug in die Objectivität zu thun. Sie wagen zu dichten, mit Absicht zu dichten, wie unsere Frauen jetzt Novellen und Dramen schreiben. Furchtsam beginnen sie mit „Porträts", mit idealen Schilderungen ihrer Freunde und Freundinnen, meist unter griechischen und römischen Namen; hier wird Alles verschönt; der gelblichste Teint kann sich noch in Rosen und Lilien verwandeln und selbst die Furien werden „majestätische Erscheinungen", wie Mademoiselle Scudery sagt. Diese kühne Frau schildert in großen, vielbändigen, phantastischen Romanen, die aus nichts als Episoden bestehen, unter den Namen Cyrus, Clelia und Horatius Cocles ihre Zeit, die Personen ihrer Bekanntschaft. Unwahr in ihren Charakteren und Erfindungen, dem Spotte Boileau's verfallen, sind sie jetzt längst vergessen — und doch haben sie sonderbare Perlen, voll von dem wahren und rührenden Ausdruck einer romantischen, sentimentalen Liebe. Es ist hier, wie in den vortrefflichen Erzählungen der Marquise von Lafayette, der Anklang jener ritterlich spanischen Weltanschauung, der zugleich in Calderon's Dramen, in Dryden's Tragödien und hier anhaucht. Und nun bleibt euch — das Geschäftliche nicht mehr unberücksichtigt: Fräulein Scudery erhält eine Pension vom König, Buchhändlerhonorare, in diesem und jenem Salon liest sie vor dem Druck einige Capitel ihres neuesten Werks vor; als Madame Desboulières ihren „Genserich, den Vandalenkönig", auf die Bühne bringt, sorgt sie — für „Reclame" in den Zeitungen! Gerade wie heute!

Doch im Allgemeinen ist dieser erste Eroberungszug mißlungen. Der Mangel an Nahrung, an „instrumentum spiritus" und Boileau's Pfeile haben die armen Amazonen aus dem Felde geschlagen und es vergehen noch mehr als hundert Jahre, ehe sie dauernden und unbestrittenen Besitz von der Literatur nehmen. Das 18. Jahrhundert, es ist ihre Lehrzeit, wo sie, erst zuhorchend, die Fragen und Tendenzen vernehmen, welche die Literatur und die Geister beschäftigen, umgekehrt wie Sokrates Aspasia, so jetzt ihre Philosophen haben und von ihnen in die Mysterien eingeführt werden; es ist mehr eine lernende als schreibende Zeit für sie, in der sie endlich, langsam vorrückend, nicht in geschlossener Phalanx, sondern Jede für sich, durch die kühnsten Worte, durch ein unverlöschliches Brillantfeuer ihres Geistes und ihrer Anmuth Sitz und Stimme im Areopag der Männer gewinnen und — wie Agrippina, hinter einem Vorhang lauschend, den Rath des Nero berrichte — so ungesehen selbst die Entschlüsse — der Akademie bestimmen. Ehre diesen Frauen! Ehre ihren Chorführerinnen, der Dacier, der Genlis, der d'Epinay, der L'Espinasse — Ruhm und Kranz für immer! Es sind Flecken auf ihren weißen Priestergewändern — ach, häßliche Flecken! — aber beugt euch doch! Sie sind, den Kopf hoch, glühenden Blicks, einer ganzen Generation vorangegangen und haben die Fahne der Philosophie und der Freiheit bis in das Heiligthum ihrer Feinde, bis vor die Stufen des Throns des heiligen Ludwig getragen. In ihrem Schooße endlich erwuchs jene seltene, reichbegabte Frauennatur, die zuerst durch die Romantik ihrer Schicksale, die Fülle ihrer Kenntnisse und Erfahrungen, die Kraft ihres Genius, die Leidenschaftlichkeit ihrer Seele alle Eigenschaften gleichsam vorbildlich in sich vereinigte, die im Guten und Bösen einen „modernen Blaustrumpf" kennzeichnen: Germaine Necker, die Baronin von Staël.

Als wir in Deutschland noch Rahel und Bettina hatten, konnte man an solche Vorbilder denken. Allenfalls noch Henriette Hertz und die Paalzow. Der Hahn-Hahn hat Alles verdorben. Sie emancipirte nur das Herr der Blaustrümpfe von Meter. Wie wenige Frauen haben wir, die mit der Feder in der Hand wirklich Geist, d. h. Charakter, Herz, Großartigkeit der Anschauungen, Verachtung der conventionellen Formen und der die Welt regierenden Alltagsideen besitzen!

Schule und Leben.

Die Schule kann den Zöglingen immer nur eine gewisse allgemeine Bildung geben und ihrer Erziehung muß immer noch eine ergänzende für das Leben zur Seite gehen.

Dieser ergänzenden Erziehung ist für das weibliche Geschlecht ein treffliches Werkchen in Briefform bestimmt: „Schule und Leben. Blätter aus der Briefmappe einer Erzieherin. Von Karoline Günther." (Frankfurt am Main, Sauerländer, 1856.) Die Verfasserin findet nicht mit Unrecht die meisten Schrif-

ten über weibliche Bildung zu abstract, zu wenig eingehend auf besondere Lebenslagen, Bildungsstufen und die Mannichfaltigkeit der Pflichten. „Wie verschieden", sagt sie, „sind die Pflichten der Hausfrau für Stadt und Land! für die Frau des Beamten, des Kaufmanns, des Arbeiters! Richten sich nicht die Pflichten der Gattin genau nach der Individualität des Mannes? Kann überhaupt das Weib anders als innerhalb seiner speciellen Situation beurtheilt werden?" Am meisten entsprechen noch Erziehungsromane diesem Bedürfniß, in specielle Situationen des Hauses und der Familie einzuführen, „allein außer allen Mängeln der Tendenzromane haben gerade sie den Uebelstand, daß sie nur einen bestimmten Charakter in bestimmte Verhältnisse stellen, außerhalb welcher seine Handlungsweise gar keine Geltung mehr haben könnte". Die Verfasserin zog es daher vor, in die Welt ihrer Erfahrung hineinzugreifen und das dort Erlebte in leichter Briefform, die zwischen Erzählung und Raisonnement mittenin steht, darzustellen. Auf diese Weise ist es ihr gelungen, mannichfache und doch bestimmte Situationen zu zeichnen, durch welche das didaktische Element zuweilen warmes Leben und Anschaulichkeit gewinnt.

Da beklagt sich eine Mutter, daß ihre vor drei Jahren der Erziehungsanstalt zurückgenommene einzige Tochter Malwina, die jetzt zu Hause in standesmäßige Kreise eingeführt werden soll, gar wenig Sinn dafür habe und statt Schmuck und Perlen zu kaufen, das Geld dafür der alten, blinden Mutter einer Freundin sende. Einfach, schlägt sie gern auf der Bauerbe, sobald sie kann, und Handkleid und läßt sich oft bei der Köchin, Näherin, Bügelerin finden, um von ihnen zu lernen. Wie groß sind die Klagen der vornehmen, elenden Mutter an die Erzieherin, eben unsere Verfasserin. Sie habe die Tochter nur auf die Vernunft, nicht auf die Stellung erzogen, sie solle jetzt helfen.

Hören wir nun die Erzieherin: Sie gibt der Mutter nicht unrecht, daß sie ihre Tochter zu wenig den Verhältnissen Rechnung zu tragen geneigt findet, aber die Schuld daran liege nicht an der Erziehung, sondern theils an einem gewissen Mangel an Biegsamkeit in dem einfachen, naturwahren Charakter Malwinens, theils in der Verkehrtheit und Lüge in diesen Verhältnissen selbst, in ihrem Widerspruch gegen das Vernünftige und Gute. Darum gibt sie der Tochter den Rath, in äußerlichen Dingen die „Verhältnisse" mehr zu berücksichtigen und nicht immer die Vernunft, vielmehr auch oft den Gebrauch als Richtschnur gelten zu lassen. Von der Mutter aber verlangt sie, der Tochter nicht eine völlige Hingebung an diese äußere Stellung zuzumuthen. „Man braucht sich ja doch auch nicht ganz und immer aufzuopfern." Der Styl der Verfasserin ist leicht und angenehm und das Büchlein kann ebenso zur Unterhaltung wie zur Belehrung in häuslichen Kreisen dienen.

Ein Frauenurtheil über Riehl's „Die Familie".

Eine Leserin unserer „Unterhaltungen" schreibt uns:

„«Die Familie» ist gewiß ein treffliches Werk in culturgeschichtlicher Hinsicht, aber es macht auch zugleich ein soziales Interesse rege, das nach meinem Gefühl nicht eben befriedigt wird. Denn wie groß kann wol die Theilnahme und der Gewinn an einer Abhandlung sein, die es uns erfahrungsmäßig und wissenschaftlich beweist, daß der Mensch — essen, trinken und schlafen müsse! Nach meinem einfachen Empfinden ist ebenso Alles, was Riehl als neue große Wahrheit beweist, aufdeckt, vertheidigt, angreift, etwas so Unantastbares und Selbstverständliches, daß mich seine Worte — kalt lassen. Denn der Verfasser ist zwar leidlich klar, systematisch und consequent, erscheint aber auch wieder so schroff, starr und streng, daß ich jeden wohlthuenden Anklang der Milde und des höhern Aufschwungs bei ihm vermisse. Mein Gefühl ist so einig über den Unterschied zwischen Mann und Weib, die eigentliche Bestimmung der Frau, die Bedeutung, Heiligkeit und den Reiz der Familie und über die naturnothwendige soziale Ungleichheit, daß ich glaube, es kann nur Wenige geben, die Derselben wahrhaft und lange bezweifeln, und für Diese lohnt es wirklich einer Vertheidigungsschrift nicht!

„Ich würde es viel nützlicher finden, wenn man die Verwirklichung dieses natürlichen, unbestrittenen Begriffs durch die rechten Mittel der Begründung zu fördern suchte. Wir werden uns doch wol nicht mit Riehl so täuschen, daß wir annehmen, der einzige Halt der Menschheit, die einzige Festigung des Staats liege in der «geprügelten Generation». Haben diese «Prügel» einmal zuträglich stattgefunden, so gehört das in die Kategorie der menschlichen Entwickelungsversuche, und zwar zu den barbarischen; denn der Begriff des Menschen wird aufgehoben, wenn man ihn nur mechanisch zum Bewußtsein, zur Erkenntniß, Freiheit und Selbstbeherrschung führen will. Wie ist das anders möglich als durch wahre Bildung, und von wem kann sie wirksamer, nachhaltiger aufgehen als von der Mutter?

„Daß der Frauen Zweck und Bestimmung einzig und allein in der Familie und für die Familie ist, das wird kein Vernünftiger je bestreiten und kein Unvernünftiger je aufheben; wie und wodurch aber die Frau in der Familie nützlich wirken kann, das kann nicht genug besprochen, erörtert und angerathen werden! Was ist es aber Anderes, als vermöge eigener, wahrer, harmonischer Bildung durch vernünftige Erziehung eben dazu wieder fähig zu machen? Und die wahre Bildung braucht zur wahren Erziehung nicht «Prügel» und den nur in absoluter Unterordnung Alles verschlingenden Begriff der Familie, sondern Humanität und Wissen im weitesten Sinne des Worts.

„Wenn wir nun Alle die große Aufgabe und Bedeutung einer Frau erkennen, die sie durch ihre

vollkommenste Pflichterfüllung dem Staate und der Gesellschaft gegenüber erlangt, so ist es fast unverantwortlich und grausam, sie in ein solches Amt, in solche Verpflichtungen hineinzustoßen, ohne zu wissen, ob sie die nothwendige Fähigkeit und Ausbildung zur Verwaltung und Erfüllung derselben besitze.

„Wie streng verfährt der Staat bei der Zulassung zu jedem andern Amte, zur Ausübung eines Handwerks! Der Mann muß sein Fach erlernen, alle vorhandenen Erfahrungen in sich aufnehmen, sich darin üben und vielfache Prüfung bestehen. So geht es mit dem Maurer und Zimmermann sogar, der ein Haus aufbauen soll zum Schutz gegen Wind und Wetter. Wie steht es dagegen mit der Frau, die ein geistiges Haus aufbauen und schützen soll, ein Haus, worin der künftige Staatsbürger heranwachsen, erzogen werden soll? Ob das schlecht begründete und schlecht aufgeführte, den Regen des Kummers, die schlechte Luft des bösen Beispiels, den Sturm der Regellosigkeit, den Sonnenbrand der Leidenschaft auf die junge Pflanze fallen — danach fragt Niemand! Es klingt vielleicht thöricht, wenn ich sage, es müßte jedes Mädchen, jede Frau ein Examen ablegen über Erziehung; ich mache mir auch nicht an, einen Balsam aufsinnen zu wollen für diese Wunde der Menschheit, aber ich wünsche, daß ein weibliches oder männliches Genie sich oder damit beraube als mit einem Unsern.

„Nicht sieht jeder gut, daß der Keim der sozialen Krankheit allein in der Familie liege; «es ist kein Zusammenhang in ihr» sagt er. Ich sage, aber nicht deshalb, weil «der zweite Sohn nicht dem ältesten als Gesellschaft diene», sondern weil die Mutter nicht der Erkenntniß, der Uebung, der Ausbildung besitzt, ihr den Zusammenhalt zu geben. Eine Frau vermag viel, wenn nicht Alles. Das letzte Wort im «Faust» heißt: «Das ewig Weibliche zieht uns hinanlein.» Recht kämpft für den Bestand der Familie und soweit ihre vortheilhaften Wirkungen, nimmt aber die Bildung der Familiengründerin als selbstverständlich oder, wie es scheint, vielmehr als von selbst kommend an; in meinen Augen aber hat die Familie längst ewigen Bestand, nur für die Bildung in ihr muß man kämpfen. Bei Recht hört die Idee des höhern Strebens, die Sehnsucht nach Vervollkommnung und Entfaltung auf, die höchste Tugend seines Menschen ist gedankenlose und bedürfnißlose Unterordnung unter gewisse Zufälligkeiten conservativer Verhältnisse.

„Recht hat nur eine Quelle, aus der er seinen Maßstab, seine Erkenntniß, sein Vorbild schöpft, — es ist die Bauernaristokratie. Diese unbedingte Anbetung des Volks widerspricht meinem Gefühl, sein sogenanntes und gepriesenes «reinmenschliches Streben» nun erst, das sich einzig und am besten durch die Worte charakterisiren läßt: «Er ward geboren, lebte, nahm ein Weib und starb». Diese Bewußtlosigkeit eines zur Freiheit und zum Selbstbewußtsein bestimmten Geschöpfs schmerzt mich nur. Glücklich, wenn sie in ihrer Bewußtlosigkeit das Rechte treffen, doch nur «ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt», und man darf nicht übertreiben, daß gerade in dieser Bezirkung die größte, von der Natur gegebene Ungleichheit besteht und Viele auch «durch einen dunkeln Trieb» zu dem von der Moral Verbotenen hingedrängt werden. Ist der gute Mensch seines guten Drangs und umgekehrt der böse seines schlechten Drangs Herr und Meister, sobald beim Volke die Bewußtlosigkeit verschwindet? — Deshalb muß der Mensch sich selber freigegeben werden, um zum höchsten Selbstbewußtsein und so zur Selbstbeherrschung zu gelangen. Der Mensch ist Alles durch Tradition im weitesten Sinne des Worts, durch Ausbildung und Erkenntniß. Deshalb muß er frei sein, darf nicht in dem Begriff der Familie untergehen, und seine erste, heiligste Verpflichtung ist, seine Persönlichkeit und seine Kräfte auszubilden, zu entfalten und annähernd ideal herzustellen. In diesem Streben der weitesten und freiesten Menschenbildung wird die Menschheit eine neue Form der Gestaltung annehmen: das verlangt einen Verwandlungsprozeß, der immer in gewissem Sinne krankhaft und deshalb schmerzhaft ist; aber er führt nicht zum Untergang; die vielen Schlachten, die dann bevorstehen werden, sind der Krankheitsstoff, der sich von der alten Epoche der Menschheit ausscheidet, um sie einer neuen, höhern Phase zuzuführen."

Betrachtungen.

Wenn uns Goethe's Persönlichkeit wahrhaft werth und lieb werden soll, müssen wir sie im Hause, nicht im Galakleide abgebildet sehen. Goethe war kein Geist der Straße oder der Gesellschaft, sondern ein Einsiedler, der seine oder Bildung sich und uns zum Universum umzuschaffen wußte. Schiller's Persönlichkeit dagegen hatte etwas Actives und wird uns im Mantelrock mit Schulterfragen und Stiefeletten gegenwärtiger sein als in seinem Studirzimmer, das immer etwas von der Dachkammer des Gelehrten hatte.

* *

Das Gefühl, im Leben soviel Umwege gemacht, soviel unglaube und verfehlte Dinge verfolgt zu haben, ist mal am Abend desselben eine der schmerzlichsten. Und doch liegen wiederum in ihm, wenn man ihm nur tiefer nachhängt, manchmal wunderbare Verheißungen.

Zur Beherzigung.

Merkst du, daß Einer sein Sinnen verirrt —
Halt ihm den Spiegel oder geh' beiseite.

F. Freiligrath.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 20.** Wöchentlich ein Bogen. Hierteljährlich 20 Ngr.

Olympia Fulvia Morata.

Ein Frauenleben.

Von jeher iſt das Haus der Este ein kunſtſinniges, muſengeliebtes Fürſtengeſchlecht geweſen. Wie es im Mittelalter die Troubadours in ſeinen Schlöſſern bewirthet, hat es ſpäter Taſſo und Guarini in ſeine Gärten und Säulenhallen zu bannen gewußt. Nicht wenig iſt ihm dabei die Anmuth und Hochſinnigkeit ſeiner Frauen zuſtatten gekommen, denn dieſe ſtanden immer „wie Sterne an Italiens Himmel".

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts herrſchten dort in Ferrara Ercole II. und Renata, die Tochter Ludwig's XII. von Frankreich. Beide hochgebildet, denn er hatte ſchon, erſt 14 Jahre alt, durch eine lateiniſche Rede in der römiſchen Curie allgemeine Bewunderung erworben, und ſie wußte, wie Brantôme ſagt, ſo gewandt und ſcharf in Philoſophie und Mathematik zu disputiren, daß ſie von Niemand übertroffen wurde. Mit dieſen Kenntniſſen verband ſie Trieb zur Forſchung, heimliche Neigung zum Proteſtantismus, welche ihre Erzieherin, Frau von Soubiſe, der ſich zu dieſem Glauben bekannte, in ihr geweckt. So zog ſie viele Gleichgeſinnte, welche damals Italien erfüllten, an ihren Hof. Ercole dagegen war dem römiſchen Stuhl mit ſolchem Eifer ergeben, daß er den Namen eines „Vertheidigers der Kirche" erhielt. So entwickelten ſich in Ferrara kämpfend zwei Richtungen, bis endlich Renatens proteſtantiſche das Uebergewicht gewann und auf dem Lehrſtuhl der Akademie, wo vor einigen Jahren Briçonnet und Franciscus Sylvester unterrichtet hatten, lehrten jetzt die Anhänger Luther's und Zwingli's; von hier aus haben Celio Calcagnino, Manuzio, Petrus Martyr und Andere das Evangelium nicht nur in Italien, ſondern auch in der Schweiz, in Deutſchland, bis nach England ſelbſt verbreiten helfen.

In dieſer Zeit war der Erzieher der beiden jüngern Brüder Ercole's, Hippolyt und Julius, Peregrino Morato aus Mantua, ein gewandter Kenner der alten Sprachen und nicht unbedeutend als Dichter. Er hatte eine Römerin geheirathet, Lucretia, und von ihr einen jüngern Sohn und vier Töchter, deren älteſte, 1526 geboren, Olympia genannt wurde. Schon in früher Jugend aufgeweckten Geiſtes, hatte ſie vom Vater Liebe zu den Wiſſenſchaften gleichſam geerbt. So wohnte ſie ſchon im ſechſten Jahre dem Unterrichte des Celio Calcagnino bei, der, ein Freund ihres Vaters, bald deſſen Stelle vertreten mußte. Denn 1534 war Calvin nach Ferrara gekommen, um Renata kennenzulernen. Wohlwollend aufgenommen, lebte er unter dem angenommenen Namen Charles d'Appeville am Hofe verborgen. Renata folgte gern ſeinen Lehren und ließ ihn ſelbſt im Geheimen Gottesdienſt abhalten. Andere Proteſtanten waren ihm gefolgt und einer, Célio Curio Secundo, hatte im Hauſe des Morato gaſtfreundliche Aufnahme gefunden. Durch ihn wurde Peregrino mit den Grundſätzen der neuen Lehre bekannt und zählte bald zu ihren eifrigſten Anhängern. Da drang ein Befehl des römiſchen Hofs Ercole, der ſich

dem kirchlichen Banne preisgegeben sah, in diese Verhältnisse einzugreifen. Nur dem unerschrockenen Mute Renatens gelang es, Calvin und seine Freunde zu retten, sie mußten jedoch in größter Eile Ferrara verlassen, Calvin ging damals nach Genf, Curio nach Lucca. Auch Morato sah sich genötigt, zu weichen, er ging nach Venedig und hielt sich selbst hier nur unter dem Namen Fulvio Lupo.

Es ist klar, daß auf den frischen, jugendlichen Sinn Olympiens alle diese Bewegungen, diese Flucht, diese Kämpfe den tiefsten Eindruck machen mußten; sie hielt sich seit der Trennung von ihrem Vater bei ihrem Lehrer Celiagnino auf und erregte jetzt schon die Aufmerksamkeit der bedeutendsten Männer am Hofe und in der Akademie. Nach zweijähriger Abwesenheit (1536) gelang es den Bestrebungen seiner Freunde, Peregrino zurückzurufen. Renata zog sogar Olympia als Gespielschafterin ihrer ältesten Tochter Anna, die fünf Jahre jünger war als jene, an den Hof. Hier entwickelten sich nun ihre Geisteskräfte im regen Wetteifer mit der jüngern Anna und den wenig ältern Lavinia von Rovere und Cherubina Orsini, welche ihre bis zum Tode ergebene Freundinnen blieben. Ihre Lehrer waren neben ihrem Vater zwei noch junge Deutsche, Kilian und Johannes Sinapius, welche nach der Sitte der Zeit ihren Namen in „Sinapius" geändert hatten. Aus ihrer Vaterstadt Schweinfurt nach Ferrara gekommen, um die Akademie zu besuchen, hatten Beide dort den Doctorgrad erlangt, Johannes in der medicinischen und philosophischen, Kilian in der juristischen Facultät und waren dann als Lehrer an den Hof gezogen worden. Unter ihnen erlernte Olympia in kurzer Zeit die alten Sprachen in solcher Fertigkeit, daß ihre Oden an Reinheit die classischen Gesänge der Alten beinahe erreichen. So hielt sie in ihrem 14. Jahre unter dem allgemeinsten Beifalle an der herzoglichen Privatakademie Vorlesungen über Cicero's „Paradoxen", sie übersetzte einige Novellen des Bovaz ins Lateinische, schrieb griechische Anmerkungen zum Homer (die leider später bei dem Brande von Schweinfurt mit den meisten ihrer andern Arbeiten zugrunde gingen); sie hat etwas von einem Wunderkinde. „Da einmal die Wissenschaften der köstlichste Schatz des Menschen sind", schrieb sie in dieser Zeit ihrem Lehrer Kilian, „wie sollten mich wol Spindel und Nadel von ihnen fortlocken; ach, so lange sehen sich jene, dieser als Ulysses die zauberischen Sirenen — und sage ihnen auf ewig Lebewohl." So theilte sie die acht Jahre ihres Verweilens in der Umgebung Renatens zwischen literarischer Thätigkeit und den Freuden eines glänzenden Hoflebens. Es herrschte unter diesen italienischen Fürstenhöfen ein Wetteifer in Pracht und Kunstliebe und Ercole stand darin in seiner Weise seinen Vorfahren oder Zeitgenossen nach. Es war jene Zeit, in der „Fürsten, nicht Buchhändler Honorare zahlten". Auch war Ferrara ein Sammelplatz der Fremden, die Engländer und Deutschen bildeten auf der Universität eigene Landsmannschaften und das Hofleben bot glänzende, abwechselnde Zerstreuungen. Bei einem Besuche des Papstes Paul III. (1543) führten unter vielen Festlichkeiten die fürstlichen Kinder ein Schauspiel auf, es waren die „Brüder" des Terenz in der Urſprache. Alfons, der Aelteste, zählte noch nicht 15, Leonore, Tasso's Ideal, kaum sechs Jahre, doch ernteten sie den vollsten Beifall des heiligen Vaters. Das war für Renata die letzte Zeit ihres Glanzes; bald änderte sich ihre ganze Lage. Schon bei der Vertreibung Calvin's war ihre Erzieherin und deren Tochter verbannt worden. Zwar erlangte die Fürstin ihren alten Einfluß auf Ercole wieder, auch durch das „unerschöpfliche Maß ihrer Güte", mit der sie selbst die häuslichen Irrungen ihres Gemahls ertrug und hatte an Calvin's Stelle Clement Marot an ihren Hof gezogen, der bisher bei ihrer gleichgesinnten Schwester, der schönen Margarethe von Navarra, eine Zuflucht gefunden hatte; als aber 1547 mit dem Untergang des Fiesko in Genua die ganze französische Partei in Italien eine Niederlage erlitt, gestaltete sich auch das Verhältniß in ihrer Familie anders und schlimmer. Julius III. hatte sogleich nach seinem Eintritt in den Lateran ein inquisitorisches Gericht gegen die Ketzer eingesetzt, das mit „Feuer und Eisen" gegen die Lutheraner wüthete. Jetzt fand sich die lang herbeigesehnte Gelegenheit, auch gegen Ferrara vorzugehen. Renata hatte, unvorsichtig genug, sich als offene Feindin des katholischen Glaubens bewiesen. Zwar wagte der Papst nicht, mit Gewalt gegen sie einzuschreiten, doch schickte er an Ercole einen Herold jenes Gerichtshofs, Obrizio, mit dem bestimmten Auftrage, „den ketzerischen Molch in Ferrara auszurotten". Weder Bitten noch Drohungen bewogen Renata zum Rücktritt von ihrem Glauben, allein die Erziehung ihrer Kinder wurde ihr entzogen, sie mußte alle ihre Freunde entlassen, Ercole selbst behandelte sie von da an kalt und herzlos.

Olympia hatte in dieser Zeit einen doppelten Verlust, nicht nur ihre Freundinnen wurden ihr

entrissen, Lavinia nach Parma, Cherubina nach Rom verwiesen, auch ihr Vater fand 1547 und ließ die Mutter krank zurück. Schwere Tage, die da über Olympia hereinbrachen; häusliche Sorgen vermehrten die geistigen Leiden. Mit Unrecht klagt sie Renaten an. „Kaum war mein Vater verschieden", schrieb sie zwei Jahre später ihrem väterlichen Freund Curio, „sah ich mich von Denen verlassen, von Denen auf die unbilligste Weise behandelt, von welchen ich dies am wenigsten erwarten durfte und nicht nur mir, nein, auch meinen Schwestern ward solch hartes Loos. Keiner von ihnen half uns, wir waren in solcher Noth, daß wir an jeder Rettung verzweifelten. . . . Da entstand uns ein Helfer in Gott, denn wahrlich es wäre um mich und mein Seelenheil geschehen gewesen, hätte ich längere Zeit am Hof zugebracht. Nimmermehr hätte ich dort die Bücher der Heiligen Schrift lesen dürfen. Als aber Die, welche uns hätten zur Stütze dienen sollen, durch Widerwärtige und Aerger uns entfremdet waren, da sah ich, wie nöthig Alles sei und um wieviel besser es wäre, in jener himmlischen Wohnung den kleinsten Theil eines Tags zuzubringen, als tausend Jahre an Fürstenhöfen. So wandte sich mein Geist ganz den göttlichen Studien zu." In dieser geläuterten Stimmung machte sie durch Kilian Sinapius, der noch am Hofe verweilte (Johannes hatte eine Landpfründe Olympia's gebrauchet und einen Ruf als Leibarzt des Fürstbischofs Melchior Zobel nach Würzburg angenommen), die Bekanntschaft eines jungen Deutschen, Andreas Grunthler, der in Ferrara Medicin studirte. Er war reich, von angesehener Herkunft, gebildet, selbst in der Musik. Gegen Ende des Jahres 1548 hielt er um Olympia's Hand an und nachdem er von einer Reise nach Deutschland zurückgekehrt war, heirathete er sie im Juni 1549. Olympia hatte sich indessen ganz dem Protestantismus zugewandt und war in Ferrara selbst in ihrer Zurückgezogenheit nicht mehr sicher. So faßten die jungen Gatten den Plan, Italien zu verlassen und sich nach Deutschland, „aus stürmenden Fluten in einen sichern Hafen" zu retten.

Hier ruhten nach dem Schmalkaldischen Kriege die Waffen und Olympia fand in Kaufleuten, wohin sie sich mit Grunthler und ihrem jüngsten achtjährigen Bruder zunächst wandte, die gastfreundlichste Aufnahme, umsomehr, da sie hier den kaiserlichen Rath Georg Hermann von Gutenberg traf, der ihres Mannes ärztliche Hülfe in Anspruch nahm und ihr, solange sie lebte, eine treue Freundschaft bewahrte. Von hier gingen sie nach Augsburg, wo sie durch Lavinia von Rovere, die sich nach ihrer Verbindung mit einem Bruder der Cherubina in Rom aufhielt, an den Römischen König Ferdinand empfohlen waren. Dann besuchten sie ihren Lehrer Johann Sinapius in Würzburg und verweilten hier bis zum Ende des Jahres (1549). Trotz dieser Reisen fand Olympia Muße genug zu wissenschaftlichen Beschäftigungen; sie ist nun einmal ein gelehrter Gelehrter. „Mein Aufenthalt in Deutschland", schreibt sie, „ist der angenehmste. Ungestört bringe ich meine Zeit im Umgang mit den Musen hin, vorzüglich aber beschäftigt mich das Studium der Bibel. Mit peinigt mich Sehnsucht nach den Meinigen, doch gewähret mir Deutschland den Trost theologischer Bücher, die ich in Italien entbehren mußte. Auch bin ich mit meinen Verhältnissen zufrieden und sie verbessern sich noch mit jedem Tage, sodaß ich, wenn der Fürst mich mit Gunst überhäuft, mich ausgestattet und bereichert hätte, nicht besser leben würde als jetzt, da ich elend und verlassen und Gott meine einzige Stütze war." In Würzburg bekam Grunthler gleichzeitig drei Einladungen zu nicht unbedeutenden Stellungen: von Linz und Heidelberg aus wurde ihm eine Professur angeboten und der Rath von Schweinfurt berief ihn als Arzt der kaiserlichen Garnison. In Heidelberg war die Universität erst eben gegründet, vielleicht war dies der Grund, daß er die Professur ablehnte. Gern wären beide Gatten der Einladung nach Linz gefolgt, das als Residenz des Römischen Königs viele Annehmlichkeiten bot, doch hielt sie das Verbot freier Religionsübung davon ab. „Wir haben uns zu den Fahnen Christi geschart", schrieb sie, „und können nicht denen werden, noch zweien Herren dienen, ohne die Gefahr, ewig Strafe dafür zu erleiden. Ich bin mit meinem Gatten über die Alpen gestiegen und würde ihm bis zum unwirthlichen Kaukasus und den äußersten Grenzen des Westens folgen, jeder Boden ist dem Muthigen ein Vaterland und wo wir uns eben als Christen zeigen dürfen und dem Papste nicht dienen müssen, soll uns jeder Ort lieb und theuer sein." Wunderbar, den Einen läßt das Schicksal unberührt, den Andern schleudert es rastlos ins Leben und wirft ihn hin und her, ein hartes Loos, wie schon Homer sagt. So gelangte jetzt Olympia von einem der glänzendsten Höfe Italiens, an welchem sie als blühende Jungfrau durch Schönheit und reichen Geist gleich ausgezeichnet gewesen, in ein kleines Städtchen am Main, in ein rauhes, ihrer Gesundheit und Stimmung feindliches Klima.

Schweinfurt war nicht längſt zur Reformation übergetreten. Seit 1532 hatte die neue Lehre Eingang; doch erſt nach dem Tode ihres Schutzherrn, des Grafen Wilhelm IV. von Henneberg, und als Landgraf Philipp von Heſſen das Patronat der Stadt angenommen, 1542, traten die Bürger völlig dem neuen Glauben bei. An dem Schmalkaldiſchen Kriege hatte die Stadt keinen Antheil genommen, ſondern nur dem Heer ihres Schutzherrn Proviant zugeführt und ſich gleich nach der Schlacht bei Mühlberg unterworfen. Karl V. ſtrafte trotzdem die Bürger hart genug. Sie mußten 30000 Gulden zahlen, dem Heere ſechs Wagen Proviant zuführen und eine Beſatzung von 200 Spaniern einnehmen, welche auf jede Weiſe die freie Religionsübung zu hindern ſuchten. Dieſer Mannſchaft ſollte Grumbler ärztliche Dienſte leiſten. Im December 1549 nahm Olympia ihren Wohnſitz in der Stadt. In Ruhe des Gemüths, ohne ängſtliche Sorgen, folgten jetzt für ſie Jahre ununterbrochener literariſcher Thätigkeit, die Sonntage ihres Lebens. Das Studium der Bibel und der Schriften der Reformatoren, ein vertrauter Briefwechſel mit allen ihren zahlreichen Bekannten, beſchäftigte ſie, immermehr neigte ſich ihr Geiſt einem frommen Leben zu. Ihre Pſalmen und griechiſchen Oden erwarben das allgemeinſte Lob und ein Wort des Calcagnino über ſie ſollte in Erfüllung gehen und ſie ein Zeichen werden, „daß auch ihre Zeit eine Tarnia und Aſpaſia hervorbringen vermöchte". Freilich, wie die Zeit ſie verſtand: als Predigerinnen der Weisheit, der im Evangelium niedergelegten, unausſagbaren Wahrheit. Durch eigene Bemühungen und durch die Unterſtützung ihrer Freunde war ſie bereits mit vielen berühmten Männern in lebhaften Verkehr getreten und Allen lieb und theuer. Vorzüglich hatte ſie Curio in ihrem ganzen Werthe erkannt. „Sie iſt in der griechiſchen wie lateiniſchen Sprache und Philoſophie bewandert, mehr, als Jemand glauben möchte und erleuchtet von der Religion", ſchrieb er an Hiſtus Betulonus (Birk aus Memmingen). „Zweifle alſo nicht, daß die Oden, welche ich dir ſandte, von der wahren Olympia ſind, ſo unglaublich es dir auch ſcheinen mag, daß eine ſo junge Frau ſie gedichtet habe." Auch an ihren Bekannten und Freundinnen in Italien [illegible] ſie treu und ſuchte die dortigen Proteſtanten zu ſchützen und ihnen zu helfen. „Was an dir liegt", ſchreibt ſie der Lavinia, „ſo unterſtütze auf jegliche Art die Unglücklichen und Bejammernswerthen, die ja nicht um ihrer-, ſondern um Chriſti willen leiden." Bemerkenswerth iſt ihre Bitte an Matthias Flacinus, die ſie ſpäter an Petrus Martyr richtete, Luther's Kleinen Katechismus ins Italieniſche zu überſetzen. „Wenn du dich ſolcher Arbeit unterziehſt", ſchreibt ſie, „wirſt du dich um die Vielen verdient machen, denen die Kenntniß der lateiniſchen Sprache ermangelt." Doch ſollte auch dieſe ſo reine, einzig den Wiſſenſchaften gewidmete Zeit zu Ende gehen und ſie ſelbſt in den Strudel der allgemeinen Begebenheiten hineingeriſſen werden. Ein erſter Unfall, der ſie traf, blieb ohne Folgen. Die ſpaniſche Beſatzung hatte an jenem Donnerſtage 1550 die Stadt verlaſſen und der Magiſtrat weigerte ſich anfangs, Grumbler ferner zu unterſtützen; eine andere Stellung zu gewinnen, verhinderte die ungünſtige Lage der Zeit, bis eine ausgebrochene Krankheit ſeine Dienſte in der Stadt erheiſchte.

Jetzt aber drohte ein ſchweres Unwetter. Moritz von Sachſen hatte nach der Eroberung von Magdeburg im Bunde mit dem Landgrafen Philipp von Heſſen und dem franzöſiſchen Könige dem Kaiſer (1552) den Krieg erklärt. Am 25. März lagerte er vor Schweinfurt. Die Stadt, welche ohne Beſatzung war, unterwarf ſich auf billige Bedingungen und Moritz zog den Main hinauf, nachdem er auf dem Felde vor der Stadt eine Muſterung abgehalten hatte. Der Krieg endete bekanntlich mit dem Linzer Vertrage, der ſpäter in Paſſau beſtätigt wurde. Unterdeſſen waren am Main ſchlimme Dinge geſchehen. Den verbündeten Fürſten hatte ſich der Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach als Parteigänger angeſchloſſen. Einer der bemerkenswertheſten Männer dieſer Zeit, „der Widerſtreit von Armuth und Kriegsluſt, Dienſtverhältniß und Stolz, Recht und Gewalt, worin er lebte und die Ueberſtändung jener innern Stimme, die er doch immer hörte, gaben ſeinem ganzen Weſen einen Beigeſchmack von Wildheit, der ſich dann fortwährend an ſeinen Namen geknüpft hat". Als die Bundesfürſten ſich vor Ulm getrennt hatten, war er unter dem Vorwande, daß ſich Nürnberg dem Bunde nicht angeſchloſſen hätte, in das Gebiet der Stadt eingefallen und hatte das Land in „brachantiſcher Weiſe" geplündert, die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg zu Vertrügen gezwungen, in denen ſie ihm einen großen Theil ihrer Länder abtraten und bedeutende Geldſummen zu zahlen verſprachen. Indeß verweigerten ſie bald darauf die Ausführung dieſes Vergleichs und beriefen ſich auf eine Entſcheidung des Kaiſers und brachten ein Bündniß gegen ihn zuſtande;

Herzog Heinrich von Braunschweig und der römische König sandten ihnen Truppen; Kurfürst Moritz und Landgraf Philipp versprachen Hülfe; selbst der dem Markgrafen verwandte Joachim von Brandenburg schien sich ihnen zuwenden zu wollen und der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, die Herzoge Albrecht von Baiern, Christoph von Wirtemberg und Wilhelm von Jülich, die anfangs in Wimpfen und Heidelberg einen Bund gebildet und zu vermitteln gesucht hatten, waren zum thätigen Einschreiten gegen ihn geneigt. Da glaubte Albrecht umsoweniger säumen zu dürfen: er fiel am 9. April ins Bambergische ein, nahm am 16. die Stadt selbst ein und wandte sich nun Anfang Mai gegen Würzburg. Es war am Pfingstmontage, den 22. Mai 1553, als er sich über Gerolshausen Schweinfurt näherte. Er versprach der Stadt Schonung, aber am folgenden Tage zog er an der Spitze seiner sieben Fähnlein Knechte, vier Reitergeschwader und zwölf Stück Geschütz in die Stadt ein. Eine reiche Beute fiel ihm in die Hände, denn von Fulda und Würzburg aus hatte man den größten Theil des Kirchenschatzes, Reliquien und goldene Kirchengeräthe hierher geflüchtet. Er selbst blieb freilich nur einen Tag dort und zog mit den Reitern weiter, ließ aber das Fußvolk unter dem Obersten Jakob von Ossburg zurück. Dieser befestigte die Stadt, um sie zu einer längeren Vertheidigung tüchtig zu machen. Nach wenigen Tagen schon lagerten die Feinde im Mehner Grunde an demselben Orte, wo das Jahr vorher Kurfürst Moritz Heerschau gehalten hatte. Es waren 36 Fähnlein Knechte und 35 Geschwader, welche Philipp Magnus, der jüngste Sohn des Herzogs Heinrich von Braunschweig, befehligte; auch hatte Moritz von Sachsen zehn Fahnlein und drei Geschwader unter dem berühmten Heideck zu Hülfe gesandt.

Von Natur ist Schweinfurt wenig geschützt; in einer Ebene gelegen, beherrschen einige Hügel die Außenwerke, und der Main, der es von zwei Seiten einschließt, ist an vielen Stellen seicht und das entgegengesetzte Ufer höher als die Stadt. Doch hatte Ossburg die besten Vorbereitungen getroffen. Die Gräben waren vertieft, die Wälle verstärkt, ein Kloster zerstört und zur Schanze gemacht, Blockhäuser und Wachen errichtet.

Aber auch der Feind war nicht müßig. Er wurde von den Bauern der Umgebung unterstützt, welche die Bürger durch Fortnahme des Viehs gegen sich aufgereizt. Heideck errichtete in unmittelbarer Nähe der Stadt seine Batterieen. Nun stieg in Schweinfurt die Noth von Tag zu Tage; auch Olympia wurde auf das empfindlichste davon betroffen. „Unser Leben", schreibt sie, „ist in der größten Bedrängniß und tausend Gefahren umringen uns. Tag und Nacht wirft der Feind seine Geschosse in die Stadt, sodaß oft Alles in Flammen zu stehen scheint. Auch sind wir gezwungen gewesen, uns die ganze Zeit im Weinkeller zu verbergen. Dazu eine fast beispiellose Theuerung. Durch Ueberfüllung der Stadt sind ansteckende Krankheiten ausgebrochen, Pest und St.-Veitskrankheit, daß die Leute ganz toll werden. Schon sind keine Arzneimittel mehr zu haben. Selbst mein theurer Gatte wurde von Krankheit befallen und stand am Rande des Grabes; nur mein Bitten und Flehen zu Gott riefen ihn zum Leben zurück. Ueberdies plündert der zügellose Soldat die Stadt, daß Keiner in seinem Hause mehr sicher ist; ja sie drohen Alle zu tödten, wenn man ihnen nicht fernere Zeit geben würde." In dieser Noth aber offenbarte sich die Erhabenheit ihres Geistes. „Gottes Wort erhält und kräftigt mich und niemals will ich auf zum ägyptischen Fleischtopfe Pharaos zurück! Lieber will ich hier umkommen, als denselben zurückkehren und alle Genüsse der Welt genießen!" Noch war ihres Elends kein Ende. Der Winter war mit grimmer Kälte hereingebrochen und das feindliche Heer hatte die Winterquartiere bezogen. Am 15. November kehrte der Markgraf Albrecht nach der Stadt zurück. Fort und fort hatte ihn das Unglück verfolgt. Am 9. Juli bei Sievershausen von Moritz von Sachsen, am 15. September bei Braunschweig von Herzog Heinrich geschlagen, stand er jetzt ohne Bundesgenossen, ohne Mittel da; das Reichskammergericht hatte die Acht über ihn ausgesprochen. Noch hoffte er auf den Kaiser, der ihm eine bedeutende Geldsumme, 44,500 Gulden, schuldete. Doch dieser bestätigte in der Mitte des December das Urtheil des Kammergerichts und widerrief das Achturtheil. Es war am Weihnachtstage, als Albrecht diesen Ausspruch empfing. Er saß mit seinen Hauptleuten beim Bankett und voll guten Muths erhob er das Glas mit dem Trinkspruche: „Acht und Aber-Acht macht lachyrbo, wir wollen uns miteinander fröhlich und in Freuden vertragen! Je mehr Feinde, desto mehr Glück!" Und er fügte jenes Wort des Catilina hinzu: „Da ich durch die Ränke meiner Feinde in den Abgrund getrieben werde, will ich meinen Brand unter ihren Trümmern löschen!" Noch ein mal schien das Glück ihm zu lachen; er ward einen siegreichen Haufen

Knechte, der Kurfürst August von Sachsen verband sich mit ihm und bei seinem Einrücken in seine Erblande gewann er Hof und Baireuth wieder; doch vor Schweinfurt sollte sich sein Schicksal entscheiden.

Hier hatte die Belagerung im Februar aufs neue begonnen; die Stadt war von drei Seiten eingeschlossen, der Mundvorrath nahm fortwährend ab, die Anzahl der Kranken und Sterbenden mehrte sich täglich. Schon waren die Bürger von den Markgräflichen um 80000 Gulden gebrandschatzt worden. „Vierzehn Monate", schreibt Olympia, „haben wir die Belagerung ausgehalten und jedes Uebel erduldet: Hungersnoth, Plünderung und Krankheiten; eine Beschießung, die selbst den Soldaten ungewöhnlich heftig erschien, umsomehr, da die Stadt nur klein und schwach befestigt ist und kaum im Stande schien, eine solche Belagerung auch nur einen Tag überstehen zu können." So kam die Entscheidung. Am 9. Juni 1554 war der Markgraf in die Stadt zurückgekehrt; schon war der stärkste Thurm am Mühlthor gefallen. Da stand ihm wol jener Tag von Rochlitz vor Augen, wo er seinen Feinden in die Hände gefallen war, und er beschloß, den Ort heimlich zu verlassen. Schon am 12. Juni erklärte er seinen Entschluß dem Rathe mit dem Bedauern, daß er ihnen den Kriegsschaden nicht ersetzen könne. „Ihr sind gute Herren", sagte er zu den Seinigen, „sie reuen mich." Damit verließ er die Stadt. Erst am folgenden Morgen sah der Feind, daß die Thore unbesetzt. Schon war eine Gesandtschaft des Raths abgesandt, um Schonung zu erflehen, als die Feinde mit dem Rufe: „Feuer her, stich todt!" in die Stadt eindrangen. Furchtbar wurde nun gehaust. Da half es den Führern nichts, daß sie zum Aufbruch blasen ließen; vergeblich suchte ein nürnbergischer Hauptmann, um den Seinigen Einhalt zu thun, selbst einige Häuser in Brand, das beutelustige Kriegsvolk, besonders die braunschweigischen Hufsoldaten, plünderten und mordeten ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Ein scharfer Wind belebte das Feuer, nur einige Kirchen und zwanzig Häuser blieben unversehrt. Eine große Anzahl Einwohner war in den Flammen umgekommen, andere hatten sich durch die Flucht gerettet; dies Schicksal traf auch Olympia.

Zuerst wollte sie sich mit ihrem Manne in die Kathedrale flüchten; nur einem mitleidigen Soldaten verdankten sie ihre Rettung, der ihnen zur Flucht rieth. In der Kirche kamen Alle durch Flammen und Rauch um. Als sie über den Marktplatz eilten, wurden ihnen alle Habseligkeiten genommen und die Kleider vom Leibe gerissen. Vom Fieber gerüttelt, halb nackt, mit wunden Füßen und flatternden Haaren eilten sie auf den Weg nach dem drei Meilen entfernten Hammelburg. Zwei mal wurde ihr Mann von herumstreifenden Kriegsbanden aufgegriffen und nur auf ihr dringendes Bitten und weil man ihn ausgeplündert fand, freigegeben. So gelangte sie an der Spitze vieler Leidensgefährten, einer gefallenen Königin unter Bettlerinnen gleich, nach Hammelburg. Doch war ihnen hier nur ein kurzer Aufenthalt gestattet. Die Bürger, welche in dem Kriege um 30000 Gulden gebrandschatzt waren und überdies die Rache des Fürstbischofs von Würzburg fürchteten, weigerten sich, Flüchtlinge aus Schweinfurt aufzunehmen. Schon nach dreitägiger Rast mußten sie die Stadt verlassen. Krank und ermüdet, erwartete sie neues Unglück. In Herbstadt, einem Flecken bei Königshofen, wurde Grunthler auf Befehl des Bischofs von Würzburg gefangengesetzt; den Bemühungen des Johannes Sinapius gelang es, ihn zu befreien. Nun erst wandte sich ihr Geschick. Von unbekannter Hand ging ihnen ein Geschenk von 15 Goldkronen zu, sodaß sie mit mehr Muße ihren Weg fortsetzen konnten. Bald darauf wurden sie von dem Grafen von Neuneck und von den Gebrüdern aufs wohlwollendste aufgenommen. Hier fand Olympia den doppelten Trost körperlicher wie geistiger Stärkung. Es waren drei Brüder, die schon ihres Glaubens wegen in Lebensgefahr geweilen. Sie beherrschten in seltener Einmuth ihr Gebiet. „Namentlich der Eine von ihnen", schreibt Olympia an ihre Freundin Eberubina, „wohnt nicht allein den Andachtsübungen der Prediger seiner Stadt eifrig bei, sondern er versammelt jeden Morgen vor dem Frühstück seine ganze Familie; dann liest er ihnen selbst ein Capitel aus dem Evangelium oder den Briefen des Paulus vor und Alle knieen nieder zum andächtigen Gebet. Ja er besucht sogar jeden seiner Unterthanen in seinem Hause und unterweist ihn in den Glaubenslehren; selbst für den Niedrigsten seiner Leute glaubt er sich verantwortlich. Wollte Gott, alle Könige und Fürsten glichen ihnen!" Die Gemahlin des ältesten Grafen, eine Schwester des Kurfürsten Friedrich's II. von der Pfalz, pflegte mit ihren Töchtern Olympia auf dem Krankenlager, kleidete und beschenkte sie reichlich und der Graf ließ sie auf seinem Wagen nach Heidelberg führen, wo Grunthler jetzt eine Professur angenommen hatte.

Aber Olympia sollte keine Ruhe mehr finden.

Die Hochschule war schwach besucht. „In unsern stürmischen Zeiten", schreibt sie, „ist das Studium der Wissenschaften vollständig durch den Lärm der Waffen unterdrückt." Dazu verbreiteten die meisten Studenten die Stadt, als im Laufe des Jahres eine Pest ausbrach. Olympia selbst verfiel durch die ununterbrochenen Anstrengungen in eine schwere Krankheit. „Von Tag zu Tage", schreibt sie, „werde ich schwächer; die Gewalt der Krankheit raubt mich hin, kaum eine Stunde verläßt mich das Fieber." Doch blieb ihr Geist heiter und ruhig; mehr noch als früher suchte sie Erhebung im Studium und ihre letzten Briefe sind voll freudiger Ergebung in das Schicksal. Im Anfang des folgenden Jahres (1555) schien sich ihr Zustand zu bessern. Sie selbst aber erkannte, daß ihr keine Lebenshoffnung blieb. „Wisse denn, o mein Célius", schreibt sie dem Curio, „daß mir jede Aussicht längern Lebens genommen ist! Kein Mittel hilft mehr; von Stunde zu Stunde sehe ich meiner Auflösung entgegen. Schon habe ich alle Körperkraft verloren, bittern Geschmack mehr, ein anhaltend gebrandet Fieber, das mir den Schlaf raubt. Es bleibt mir nur noch ein Gedanke: die Erinnerung an meine Freunde und an ihre mir erwiesenen Wohlthaten." Und so sind sie auch froben, muthigen Geistes. Es war am 26 October 1555 in der vierten Stunde des Nachmittags. „Nicht lange vor ihrem Tode", schreibt ihr Mann, „schien sich über ihr Antlitz ein milder Ausdruck süßer Freude zu ergießen. Ich trat näher und fragte sie, warum sie so sanft lächele. ‹Ich sah›, antwortete sie, ‹einen schönen Ort, strahlend im reinsten, herrlichsten Lichte.› Mehr konnte sie nicht sprechen, und als ich sie ermahnte, sie solle guten Muthes sein, denn bald werde sie an jenem Orte weilen, lächelte sie noch milder und nickte leise mit dem Kopfe. ‹Auch bin ich ganz fröhlich›, sagte sie langsam — mehr sprach sie nicht. Schon wurde der Glanz ihrer Augen matter. ‹Doch aber›, hob sie fort, ‹erkenne ich kaum mehr, aber es sprossen rings um mich her die schönsten Blumen!›" Das waren ihre letzten Worte. Nicht lange darauf entschlief sie sanft. In ihren letzten Tagen versicherte sie oft, daß ihr nichts erwünschter wäre als der Tod. Auch litt sie nicht, daß ihr Jemand Trost zusprach oder Genesung verhieß. „Gott hat mir einen kurzen, aber mühseligen und kummervollen Lebenslauf gegeben", pflegte sie zu sagen, „und Niemand, der mir wohl will, möge mir am Ende meiner Laufbahn wünschen, die alte Last wieder aufzunehmen." Ein Anderer ermahnte sie, eine Beichte abzulegen; dem erwiderte sie: „Gott hat der Versucher mich früher hingerichtet, in meinen letzten Tagen verließ er mich; ich sterbe ruhig und versöhnt." „Niemals", schließt Grunthler, „sah ich ein einfacheres, reineres Gemüth, niemals einen ehrbareren, heiligeren Charakter, und ich weiß nicht, wie ich einen so herben Schmerz ertragen werde!" Er folgte ihr wenige Monate später, auch ihr Bruder Emilio überlebte sie nur kurze Zeit; alle Drei umschließt Ein Grabmal auf dem Peterskirchhofe in Heidelberg. Ohne den Ruhm einer Märtyrin zu erwerben, hat Olympia die Leiden einer Märtyrin getheilt. A. S.

Die alte Bühne.

Von Theodor Schreiber.

II.

Was die Entstehung des Dramas, des Trauer- wie des Lustspiels anlange, so muß im Drang auf der Tragödie beharrt auf die dem Dionysos oder Bacchus gefeierten Feste zurückgegangen werden.

Sie fanden statt, wenn die Weinlese glücklich vollbracht war, waren also keine Feste der Trauer, vielmehr der Freude und zwar recht einer sehr ausgelassenen. Dem Gott des Weins zu Ehren sangen Chören der Wagen, Chöre, Gesänge, Dithyramben, feierten und priesen den Gott und seine Gaben und stellten dabei nicht selten verkleidet die dem Gotte werthen Gefährten, Satyre vor, deren Rolle sie in ihren Gesängen förmlich durchführten. So im Peloponnes, nicht fern von Athen, so vielleicht in oder um Athen selbst. In dieser Stadt selbst aber entwickelte sich aus diesen Festgesängen die Tragödie. Zunächst war es hier Thespis, der, zur Zeit der Peisistraiden um Olymp. 60 lebend, zu diesen Chören an den Festen des Bacchus den ersten Schauspieler hinzufügte. Er ließ nämlich den Anführer des Chors nach Beendigung eines Chorliedes den Gesang allein fortführen. Da aber dessen Inhalt sich ohne Zweifel auch nur wie der des Chors auf die Thaten und die Macht der Götter oder der Heroen, die durch Verwandtschaft mit den Göttern oder durch deren Hülfe in der Urzeit des Volks große Thaten vollbracht hatten, sich bezog, da noch kein Gespräch, kein Dialog stattfand, keine Handlung wirklich dargestellt wurde, sondern nur in erzählenden Gesängen von ihnen berichtet wurde, so war damit allein die Tragödie nicht erfunden. Die Verkleidungen und Masken aber, die auch hier blieben, veranlaßten die Sängerden, in ihren Gesän-

gen fremde Rollen zu übernehmen. Und so bedurfte es nur noch eines zweiten Schauspielers und eines durch ihn ermöglichten Dialogs, um die dramatische Poesie ins Leben zu rufen. Diese große und folgenreiche Veränderung traf Phrynichus, der ebenfalls zu Athen und zwar zur Zeit der Perserkriege lebte. Er stellte dem Chorführer einen zweiten Schauspieler gegenüber, richtete ein förmliches Zwiegespräch unter beiden ein, und indem beide, in der Verkleidung von Göttern, in dem Dialog Gegenstände behandelten und Ereignisse zugleich darstellten, die die Sage ihnen beimaß und die ihrem Charakter und ihren Lebensumständen angemessen waren, ja zuweilen selbst als Frauen verkleidet auftraten, so bot sich den Zuschauern ein Schauspiel dar, welches dem spätern Drama wenigstens äußerlich schon sehr nahe war, zumal da Phrynichus auch dafür sorgte, daß die Umgebung der Person der dargestellten Handlung angemessen ausgeschmückt war. Nach Beendigung des Dialogs trat der Chor mit Gesängen und Tänzen thätig auf, und da diese sogar noch Hauptsache blieben und die meiste Zeit ausfüllten, so konnte natürlich von einer bedeutend entwickelten Handlung, von einer schärfern Charakterzeichnung der im Gespräch begriffenen Personen noch nicht die Rede sein. Aber wenn auch der innere Gehalt des Trauerspiels noch fehlte, das gesammte äußere Zubehör desselben war doch gewonnen und auch selbst auf dieser Stufe der Gestaltung hatte diese Art von Dichtkunst schon soviel Anerkennung gefunden, daß den Dichtern derartiger Kunstwerke gestattet wurde, öffentlich in Athen Wettstreite zu halten. Da trat Aeschylus auf, noch zu den Lebzeiten des Phrynichus, und rief die erhabene Dichtung ins Leben, die wir unter dem Namen der Tragödie kennen; denn er war es, der einerseits das äußere dem Drama nothwendige Zubehör vervollständigte, andererseits ihr den tiefen innern Gehalt gab, durch den sie vor den meisten andern Dichtungsarten sich auszeichnet. In einerer Beziehung verbesserte und vervollkommnete er die Bühne, erfand neue Theatermaschinen, durch welche er es möglich machte, überraschende Scenen den Zuschauern vorzuführen; er wandte Sorgfalt auf die Tänze und Gesänge des Chors, sodaß sie einen kunstmäßigern Charakter erhielten; er stattete die Schauspieler würdiger und prächtiger in Bezug auf Kleider aus und lehrte sie, ihren Vortrag und ihr Spiel den von ihnen dargestellten Rollen anzupassen. Insbesondere aber war es die Dichtung selbst, der er Adel und Erhabenheit verlieh. Indem er noch einen Schauspieler zu den vorhandenen hinzufügte und diesen bald unmittelbar in die Handlung eingreifen, bald als Boten Kunde von Dem, was zur Schürzung des Knotens nothwendig war, herzubringen ließ, wurde es möglich, nicht nur die Handlung zu erweitern, sondern auch Vieles, was bis dahin nur durch Erzählung zum Vortrage, nicht aber zur Darstellung kam, auf der Bühne den Zuschauern vorzuführen und in dem Maße als dies geschah, wurde der Umfang der Chorgesänge beschränkt. Den Stoff zu den tragischen Darstellungen entnahm auch er, wie seine Vorgänger, aus der grauen Vorzeit seines Volks, die, durch die Gesänge Homer's verherrlicht, in aller Hellenen Munde war. Er strebte aber auch danach, die alten Heroen, die in seinen Stücken erschienen, ihrem Charakter und Sein nach so würdig und erhaben darzustellen, wie sie im Glanze der epischen Dichtkunst im Geiste der Hellenen lebten. Er wußte ihnen eine hocherhabene, eine poetische Ausdrucksweise zu verleihen und da die Entwickelung der tragischen Begebenheit und die Darstellung des Charakters der Personen in den Handlungen als Ausfluß, aus dem die Handlungsweise derselben erscheinen muß, nicht in dem Raum eines Dramas sich wollte bewältigen lassen, that er den Riesenschritt, die Handlung in mehren Stücken und zwar drei bis vier, hintereinander fortzuführen, etwas, was unser Schiller in den Wallenstein's Geschichte behandelnden Stücken nachgeahmt hat. So gelangte die Tragödie durch Aeschylus zählings zu ihrer vollen Entwickelung, und dem Sophokles war es nun vergönnt, sie auf den höchsten Gipfel von Vollkommenheit, den sie im Alterthum erreicht hat, zu bringen, während Euripides, der jüngere Zeitgenosse desselben, wie beredt und scharfsinnig er war und wie vollendet oft die Entwickelung und Zeichnung der Charaktere in seinen Stücken ist, schließlich den ersten Anlaß zu dem schnellen Verfalle der tragischen Poesie bei den Hellenen gab.

Auch die Komödie nahm ihren Anfang im Peloponnes und knüpfte sich ursprünglich ebenfalls an die dem Dionysos gefeierten Feste und an die dabei stattfindenden Umzüge der Landleute an. Die ausgelassene Freude und ungezwungene Laune, die hierbei herrschten, veranlaßten Spottreden, die den Mitfeiernden oder den Zuschauern oder andern Personen galten, welche Einzelnen oder einer Gesammtheit ein Aergerniß waren; man stellte dar und ahmte das Lächerliche nach, was Einzelnen oder einem Stande von Menschen anhaftete;

oft trieb man auch seine Possen. In Staaten, wo die politischen Leidenschaften sehr rege waren, konnte es nicht fehlen, daß die Scherzreden einen sehr persönlichen, einzelne Menschen verhöhnenden Charakter annahmen und daß sie oftmals in das politische Gebiet hinüberstreiften, und wenn dies namentlich in Athen, wo es an politischen Parteiungen nie fehlte, der Fall war, dürfen wir uns nicht wundern. So geschah es daselbst auch, denn auch nach dieser Stadt hin verbreitete sich diese Festfeier etwa zur Zeit der Perserkriege. Zugleich gewann sie hier eine festere Gestaltung. Man brachte in die Reden und Darstellungen einen gewissen Zusammenhang; man wurde dadurch gezwungen, den Spott auf gewisse Seiten des Lebens, auf bestimmte Personen zu concentriren; man ging bei alledem planmäßig zuwerke; man ließ dem Spott eine mehr künstlerische Behandlung zutheil werden; man schuf in künstlich angelegten Scenen bisweilen ein phantastisches, ideales Bild, an dem die platte Wirklichkeit sich abspiegeln und in ihrer Gebärmlichkeit und Jämmerlichkeit dadurch anlage kommen sollte. Indem aber die Dichtung in Athen sich allmälig auch alle die Mittel der Aufführung aneignete, die hier die Tragödie sich geschaffen hatte, als die Zahl der Schauspieler vermehrt worden war, als sie sich Theilnahme am Theater errungen hatte, erlangte sie bald eine ausnehmende Ausbildung. Wie hätte das auch anders sein können! Denn mit Annäherung an den Peloponnesischen Krieg erreichte der Hass der Parteiungen wie in Hellas überhaupt, so besonders in Athen, eine grosse Höhe, die Traumata des Kriegs steigerten ihn noch mehr, die Herrschaft des Staats fiel nach dem Tode des Perikles in die Hände des Volks und zwar des ränkesüchtigen, gemeinen, des zügellosen Haufens, Ungebundenheit und Zuchtlosigkeit drang in alle Verhältnisse ein, der alte Glaube hatte seine Kraft verloren, eine frivole Gesinnung war an dessen Stelle getreten — wie hätte es da an Anlass und Stoff zu Verspottung, zu Hohn fehlen können! In der That ließ sich die Komödie diesen Stoff nicht entgehen; sie stellte die tiefe Verderbniß dar, die infolge der schädlichen und verderblichen Neuerungen hereingebrochen war, sie richtete die Geschosse des Hohns und Hasses ebenso oft gegen die Personen, welche die neue Ordnung herbeiführten, wie gegen die Zustände, die infolge dessen hereingebrochen waren; stellte jene an den Pranger, verspottete diese in jeder Weise. Der Mann aber, welcher der Komödie diesen gewaltigen Einfluß auf Staatsleben und Sitte verlieh und sie auf den Gipfel ihrer Vollkommenheit hob, der mit ausgezeichneter Erfindungsgabe in Anlage und Verknüpfung der Scenen einen unerschöpflichen Witz, Spott und Hohn verband, der mit unerschütterter Ruhe die Gewalthaber seiner Zeit schonungslos angriff und gegen sie wie gegen verderbene Volkssitten rastlos ankämpfte, der alten Treue und Einfachheit, dem alten Glauben das Wort redete und im Verein von alledem auch der feinsten, gewähltesten Sprache und dichterischen Form sich befleißigte, war Aristophanes, dessen Hauptwirksamkeit in die Zeit des Peloponnesischen Kriegs nach Perikles' Tode fällt. Von ihm allein hat sich auch eine Reihe von Komödien erhalten, während die seiner Vorgänger, wie namentlich des Kratinos und Eupolis, untergegangen sind.

Es bleibt nun noch übrig, Das zu erwähnen, was sich auf die Aufführung der Dramen, namentlich der Trauerspiele, bezieht.

Auch in dieser Beziehung ist Vieles ganz anders, als es bei uns sich zeigt. So schon in Bezug auf die Zeit. Nicht allwöchentlich zu wiederholten malen oder gar alltäglich wie bei uns, nicht des Abends, um diesen nach vollbrachter Tagesarbeit in behaglichem Schauen zuzubringen, fanden die Aufführungen der Dramen bei den Alten statt. Aus den dem Dionysos gefeierten Festen war das Drama hervorgegangen, auf diese Festzeiten allein waren die Aufführungen der dramatischen Dichtwerke beschränkt, wenngleich der Stoff, der in den Dramen verarbeitet war, keineswegs sich vornehmlich auf diesen Gott bezog, sondern in der Tragödie die Heroenzeit der Hellenen verherrlicht, und während des grossen Theils des Jahres gab es demnach gar keine dramatischen Aufführungen. Die dem Gotte des Weins theils in den Städten, namentlich in Athen, theils auf dem Lande gefeierten Feste, die Dionysien, fielen nämlich sämmtlich in die Zeit nach der Weinlese und Kelterung, in die Monate vom December bis März und nur da war demnach die Möglichkeit da, die Aufführung einer Tragödie im Theater anzusehen. Unter diesen Bacchischen Festen war das bedeutendste das letzte in den Anfang des Frühjahrs fallende, das der städtischen Dionysien; denn an ihm waren viele Fremde in Athen zugegen, die nach Aufhören der Winterstürme mit Anbruch einer ruhigeren Jahreszeit und des lebhafteren Handelsverkehrs dahin zusammenströmten und eben darum wurde auch auf diese Festfeier die grösste Sorgfalt verwendet; neue Stücke kamen vorzugsweise an diesem Feste

auf die Bühne. So blieb denn das Theater bei den Hellenen eng mit der Religion verknüpft, und je seltener im Jahre ein derartiger Genuß den schaulustigen Athenern und Hellenen sich darbot, um desto mehr drängte man sich ihm zu und allerdings mußte die Lust zu schauen und zu hören größer als bei uns sein; denn nicht der Abend wurde mit einem oder mit zwei Stücken ausgefüllt, sondern vom Morgen an begannen die Aufführungen der Dramen und sie dauerten mit wahrscheinlich nur geringen Unterbrechungen bis zum Beginn der Nacht fort, nicht nur während eines Tags, sondern an einigen Festen wenigstens mehre Tage hindurch, und doch hat es wol nie an Zuschauern gefehlt, da sie ihren Durst zu sehen und zu hören für lange Zeit zu stillen hatten, alle auch durch die religiöse Bedeutung des Festes angezogen wurden. Weil aber der Besuch des Theaters zur Festfeier selbst gehörte, die Theater aber, wie oft auch bei uns, verpachtet waren und daher der Eintritt zur Festzeit nur gegen ein Eintrittsgeld gestattet war, so wurde in Athen den ärmern Bürgern der geringe Betrag des Eintrittsgeldes aus der Staatskasse ausgezahlt, damit auch sie nicht vom Besuche des Theaters ausgeschlossen wären; so bald genug wurde diese Geldspende auf alle Bürger ausgedehnt. Aehnliches fand sicher auch außerhalb Athens, wo Theater waren, statt und unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß zur Zeit der Festfeier fast die gesammte Zahl der Bürger, dazu ein Theil der Frauen und Kinder, höchst wahrscheinlich auch ein Theil der Diener oder Sklaven im Theater versammelt waren, also der bei weitem größte Theil der gesammten Einwohnerschaft der Stadt. Natürlich mußten darum die Theater auch von der Art sein, daß die sämmtlichen Zuschauer darin Platz finden konnten, daß sie ohne Verwirrung hinein- und herauskommen, daß sie alle im Theater sehen und hören konnten. Darum war die höchst sparsame Benutzung des Raums in dem alten Theater neben der kolossalen Größe desselben durchaus nothwendig.

Schon das Gesagte weist darauf hin, daß die Aufführung der tragischen Stücke nicht den Launen des Zufalls überlassen blieb, so war es durchaus nicht. Vielmehr waren die derartigen Vorbereitungen höchst umfassender Art. Sobald ein Dichter wünschte, sein Stück auf die Bühne zu bringen, so meldete er sich deswegen zu Athen bei einer der höchsten obrigkeitlichen Personen und übergab dieser sein Stück zur Prüfung. Wurde es zur Aufführung zugelassen, so wurde er an einen der reichsten Bürger gewiesen, der alsdann die Verpflichtung erhielt, dem Dichter den Chor zu geben und alles sonst zur Aufführung des Stücks Nothwendige zu besorgen. Diese unter den reichern Bürgern abwechselnde Verpflichtung, die keiner geringen Ausgaben erforderte, wurde als ein Ehrenamt angesehen, dem sich nicht leicht Jemand entzog und zwar geschah dies umsoweniger, weil der einzelne Bürger hierbei seinen ganzen Stamm vertrat und mit andern Bürgern, die im Namen anderer Stämme Gleiches thaten, in Wettstreit trat; ja es sparte dies Einzelne an, hierbei eine außerordentliche Freigebigkeit zur Schau zu stellen. Die Verpflichtungen des Chorsagen (denn so hieß der Bürger, der die Vorbereitungen zur Aufführung besorgte) bestanden in Folgendem: vor allem mußte er einen Chor, der für das einzelne Trauerspiel 15, für die Komödie 24 Mann stark war, stellen. Der Chor bestand aber aus freien Bürgern, die sich dazu hergaben, an dem glanzvollen Feste ihre Geschicklichkeit im Singen und Tanzen vor der versammelten Menge zur Schau zu stellen. Ihrer Geschicklichkeit allein aber traute man nicht, sie wurden in den für das Stück nothwendigen Gesängen und Tänzen förmlich unterrichtet und was dazu erforderlich war und die Unterhaltung der Leute, solange der Unterricht dauerte, war auch Sache des Chorsagen. Auch für das Costüme, die Bekleidung des Chors und der Schauspieler hatte derselbe zu sorgen; nicht minder für die gesammte Decoration der Bühne, also für die Coulissen und da auch nicht selten glänzende Aufzüge, die aus vielen Personen bestanden und Herrscher oder Götter begleiteten, auf der Bühne stattfanden, so waren die Ausgaben des Chorsagen sehr erheblich, wenigstens in manchen Fällen.

(Ein weiter und letzter Artikel in nächster Nummer.)

Eidgenössische Schützenfeste.

I.

Seit vielen Jahrhunderten waren die schweizerischen Schützenfeste eins der Hauptmittel in der Schweiz, den öffentlichen Geist anzuregen, aufzuklären, wachzuhalten, zu großen Thaten vorzubereiten. Sie sind organisch mit dem Leben des Schweizervolks verwachsen, die wahren, echten, volksthümlichen Nachkömmlinge der germanischen Waffenfeste, während die Turniere nur die hochadeligen Bastarde fremder Eindringlinge in Deutschland waren. Die Schweiz hat hier wie in fast allen ihren echtvolksthümlichen, urgermanischen Sitten und Institutionen bewahrt, „conservirt",

was in Deutschland, durch die unheilvollen Verwickelungen veranlaßt, in den furchtbaren Kämpfen des Mittelalters zu Grunde ging und dem fremdländischen Wesen römischer Institutionen und französischer Sitten weichen mußte.

Die geschichtlichen Erinnerungen der schweizerischen Freischießen reichen bis in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts, die der Schützenzünfte noch viel weiter zurück. Die Armbrustschützenzunft in Bern, die noch heute besteht, besitzt das älteste authentische Aktenstück der bernerischen Geschichte. Die Schützenzünfte von Zürich und Luzern bestanden, geschichtlich bekundet, schon im 13. Jahrhundert. Das erste „eidgenössische" Schützenfest, wenn man es so nennen darf, von dem die Geschichte das Andenken aufbewahrt hat, gab Zürich im Jahre 1447 infolge des „Zürcherkriegs", eines der ersten Kriege, der in der Schweiz zwischen den Eidgenossen und ihren freien und halbbefreiten Nachbarn selbst stattfand, nachdem sie nach den Siegen über ihre äußern Feinde übermüthig zu werden anfingen. Das Fest wurde von den Zürichern zur Versöhnung den Eidgenossen gegeben, aber der Geist des Friedens kehrte erst später zurück. Von da an sind im Laufe der zweiten Hälfte des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch viele eidgenössische Schützenfeste bekannt; sie wurden dann benutzt, um neue Bündnisse zu schließen und die alten zu befestigen; die Gemeinde trug die Kosten der Reise ihrer Schützen und die Festgemeinde bewirthete die Gäste in ihrer Stadt. Derartige Feste fanden denn 1451 in Aarberg, 1452 in Sursee, 1453 in Bern statt. Straßburg gab 1456 ein Schützenfest, auf dem die züricher Schützen mit einem Hasenbraten erschienen, der, in heißen Sand gestellt, nach einer Wasserruderfahrt aus der Limmat in die Aar und den Rhein noch warm in Straßburg ankam, um so ihren straßburger Freunden und Bundesgenossen zu beweisen, daß die Zürcher ihnen zu Hülfe eilen könnten, „ehe der Brei, den sie zu Hause gekocht, kalt geworden". Zwei Jahre später fand ein Schießen in Konstanz statt, das bei dem Uebermuthe der Eidgenossen infolge einer Neckerei zu dem „Plappartkriege" führte. Die konstanzer Herren nannten einen mit dem Zeichen des Bären versehenen Plappart einen „Kuhplappart", was die Eidgenossen so übelnahmen, daß sie dafür Konstanz mit Feuer und Schwert überzogen und nach harten Kämpfen zu einem demüthigen Frieden und Erlaß der Kriegskosten zwangen.

Im Jahre 1461 gab Bern, 1462 Freiburg, 1465 Zürich ein Schießen, von welchem letztern die Preise, die „Abenteuer", wie die Chronik sagt, — ein verdeckt Pferd 20 Gulden gewerthet, ein anderes 16 Gulden, ein drittes 14 Gulden; ein verdeckter Ochs 12 Gulden, ein anderer 10 Gulden, ein dritter 8 Gulden; ein silberner Becher 5 Gulden, eine silberne Schale 4 Gulden, ein goldener Ring 3 Gulden, ein anderer 2, ein dritter 1 Gulden; verschiedene Stück Tuch und ein Schwert — bekannt sind. 1471 gab Sursee ein zweites Schießen; 1472 Zürich zum dritten male ein solches, von dem das Ausschreiben der züricher Schützenzunft an die Luzerner auf die Nachwelt gekommen ist und aus dem hervorgeht, daß zugleich Preise für die besten Sprünge, für das Steinstoßen und Laufen ausgetheilt und am Ende des Festes ein „Glückshafen" (eine Lotterie) ausgespielt wurde. Schon elf Jahre später, 1483, gab Zürich abermals ein Schießen, diesmal in der Absicht, Streitigkeiten, die wegen der Münzen zwischen den Eidgenossen auszubrechen drohten, zu schlichten, was auch gelang und wofür drei Jahre später Uri die Züricher zu seiner Kirchweih einlud. Unterdessen hatte auch St. Gallen 1485 ein ähnliches großes Schießen gegeben und 1495 kam Solothurn an die Reihe.

Nach und nach hatten die Schützenfeste in der Schweiz eine solche Bedeutung erhalten, daß die Schützen nun daran dachten, einen gemeinsamen eidgenössischen Schützenverein zu errichten und eine allgemeine Schützenordnung zu entwerfen. Zu dem Ende fand (1498) eine Versammlung der „gemeinen Schießgesellen der Büchsenschützen von Städten und Ländern gemeiner Eidgenossenschaft" in Zürich statt, wo denn der Entwurf einer Schützenordnung zustande kam, die zwar von der Tagsatzung, gegen die Absicht der „gemeinen Schießgesellen", weil deswegen nicht gesetzlich bestätigt wurde, weil sie alljährliche Schützenfeste forderten und die Gemeinden für die Kosten derselben verpflichten wollten. Als Brauch aber ging diese Schützenordnung in das Volksleben über und herrscht im Wesentlichen noch heute. Die Stadt der Eidgenossenschaft, die einen solchen „Maien" (Schützenfest) ausschriebe, sollte immer die beste Gabe aus dem Landessäckel geben, die übrigen Gaben sollten durch den „Doppel" der Schützen aufgebracht werden und „zwei des Raths, wo ein solcher Maien ist, in gemeiner Schießgesellen Kosten bei den Siebnern (Komite) sitzen."

Die Absicht der Schießgesellen, jährliche Feste

einzuführen, ließ sich nicht verwirklichen. Dagegen fand zum Andenken an die Siege im Schwabenkriege 1504 wieder ein Schießen in Zürich statt, das von den Chroniken vorzugsweise das „große" genannt wurde. Die Nachrichten über dies Fest sind bis in seine Einzelheiten auf die Nachwelt gekommen und aus ihnen geht ganz besonders hervor, daß die großen deutschen Städte, Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Frankfurt, Innsbruck, in denen ebenfalls große Fest- und Freischießen von alters her Brauch waren, den thätigsten Antheil an den schweizer Schießen nahmen. Die ersten Preise erbeuteten in fast allen Schießen Deutsche; im Armbrustschießen fielen unter den sieben ersten Preisen (mit Ausnahme des vierten) sechs an Deutsche, an drei Augsburger, einen ulmer, einen mainzer Schützen und einen von Kaufleuten, und unter allen Preisen achtzehn an Deutsche und zwölf an Schweizer; den Kernschuß erhielt Leonhard Pfister aus Augsburg, den ersten Ritterschuß Ulrich Schmalzinger aus Ulm. Die ersten Preise im Büchsenschießen erbeuteten zwei Deutsche aus Ispurg und Ulm und von 32 Preisen erbeuteten die deutschen Gäste neunzehn, die Schweizer dreizehn; den Kranzschuß mit der Büchse erhielt Jakob Laufinger aus Tübingen und von den sechs Ritterschüssen kamen drei auf Deutsche.

Aus derselben Zeit sind auch geschichtliche Nachrichten vorhanden über Knabenschützenfeste. Im Jahre 1507 zogen die Knaben von Luzern unter Aufsicht von zwei Rathsherren zu einem Knabenschießen nach Uri und im Jahre 1509 kamen die Schützenknaben von Uri zu einem Schießen nach Luzern und brachten ein Paar Hosen als Gewinn mit nach Hause zurück.

Aber mit dem Versuche der „Schießgesellen gemeiner Eidgenossenschaft", die Schützenfeste zu einer alljährlich wiederkehrenden Staatsangelegenheit zu machen, mit der Gesetzgebung über die Schießen und mit dem „großen" Prunkschießen in Zürich scheinen die Feste nicht nur ihren Höhepunkt erreicht, sondern fast überschritten zu haben. Das „tolle Leben", das dem Solddienste und Reislaufen in der Schweiz folgte, verwilderte die Eidgenossen; die Religionsstreitigkeiten störten die Einigkeit und so nahmen die Schützenfeste nach und nach immer mehr ab. Zwar fanden solche noch in den Jahren 1517, 1523 zu Basel, ebenso 1525 in Glarus, 1526 in Zürich statt, dann aber trat ein 20jähriger Stillstand ein, bis 1547 und 1549 wieder Schießen in Zürich, ebenso 1554 zu Biel, 1555 und 1560 zu Solothurn, 1563 zu Olten, 1566 zu Aarburg, 1577 zu Altorf und Schwyz und 1578 zu St.-Gallen abgehalten wurden; aber sie waren von geringer Bedeutung und höchstens von den nächsten Nachbarstädten besucht und hörten dann während fast 30 Jahren gänzlich auf.

Erst im Jahre 1604 schrieb Solothurn wieder ein Freischießen aus, dem im nächsten Jahre ein zweites in Basel folgte, das wieder so glanzvoll ausfiel und so allgemeine Theilnahme fand wie die Schützenfeste früherer Zeiten. Zürich folgte 1608 dem gegebenen Beispiel und ebenso 1615 Schaffhausen. Aber bei dem herrschenden Geiste der Zwietracht konnte das Fest nicht mehr allgemeine Wurzeln schlagen. Der Dreißigjährige Krieg war mit schuld, daß auch die eidgenössischen Schießen nun wieder fast 30 Jahre schlummerten, bis 1641 Glarus, 1646 Herisau, 1659 Kyburg, 1657 Gais, 1671 St.-Gallen dieselben wieder ins Leben zu rufen versuchten. Aber wie der Geist des „tollen Lebens", der Geist des Solddienstes und des Reislaufens schon in den Zeiten vor der Reformation die eidgenössischen Feste nicht mehr recht aufkommen ließ, so hatte er dieselben Folgen, als nach Beendigung der Reformationskriege in Deutschland und in der Schweiz der Solddienst, der eine zeitlang durch Zwingli's und der Reformatoren Bestrebungen, wenigstens in den reformirten Cantonen, beseitigt war, wiederaufkam. Die Lebenskraft des Schweizervolks wurde abermals um Lohn aus dem Lande gezogen und solange diese Richtung dauerte und die öffentlichen Zustände der Schweiz vorzugsweise beherrschte — von der zweiten Hälfte des 17. bis zu Ende des 18. Jahrhunderts — fanden gar keine eidgenössischen Schützenfeste mehr statt. „Das fremde Pensionswesen mit seiner Sittenverderbniß", sagt der Geschichtschreiber der eidgenössischen Freischießen, dem die obigen Daten entlehnt sind (Feierabend, „Geschichte der eidgenössischen Freischießen", 2 Bände, Zürich 1844), „dieses bald verborgen, bald offen fortwuchernde Leibesübel durch mehre Jahrhunderte unserer Geschichte, hatte endlich in den wildesten Parteien der sogenannten Harten und Linden den Höhepunkt seiner Entartung erreicht und offener Todtschlag unter dem entsittlichten Volke wie grauenvolle Justizmorde der wechselnden Familienherrschaft zeichneten mit Blut warnend sein Verderben in die Geschichte."

Während dieser ganzen Periode schlummerten die eidgenössischen Schützenfeste, wie alles geistige

und bürgerliche Leben in der Schweiz sich aus der Gesammtheit der gesellschaftlichen Thätigkeit in den engern Kreis der vereinzelten Familien, Werkstätten und Zünfte zurückgezogen hatte.

* * *

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als ein neuer Geist durch Europa ging und mit der französischen Revolution dem schweizerischen Soldwesen ein blutiges Ende gemacht war, fingen auch alsbald die Schützenfeste wieder an, lebendiger zu werden. Schon 1791 wurde ein Schießen in Zug durch den Besuch von solothurner Schützen mit ihrer Schützenfahne wieder zu einem allgemeinen Feste; 1795 fand ein gemeinsames Schießen zwischen luzerner und schwyzer Schützen statt. Der Krieg, der dann 20 Jahre Europa erschütterte, störte jeden höhern Aufschwung des Volkslebens auch in der Schweiz. Mit dem Frieden aber nahmen die Schützenfeste wieder einen höhern Anflug. Lange blieben sie noch Cantonal-Schützenfeste, bis nach einem Cantonalschießen in Aarau 1822 von dem dortigen Schützenmeister Schmid-Suter der Gedanke einer „eidgenössischen Schützengesellschaft" und eidgenössischer Freischießen angeregt und bei der Stimmung der Schweizer, die damals das Bedürfniß größerer Einheit für ihr Volk und dessen Verfassung immer lebendiger zu fühlen begannen, mit Freuden allwärts aufgenommen und durchgeführt wurde. Der Plan war sehr einfach; es wurde eine Gesellschaft für 10,000 Francs mit Actien von 200—400 Francs errichtet, um die Kosten der Feste zu decken; die Regierung des Cantons und der Stadtrath wurden um Genehmigung der Feste und um Preise angegangen. Die Actien waren in wenigen Tagen gezeichnet, Cantonal- und Stadtbehörden genehmigten die Vorschläge und so war die ganze Organisation regelmäßiger Schützenfeste vollendet.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Eine schönere Welt.

Der alte, noch nicht geschlichtete Streit zwischen den Bedürfnissen des Gemüths und den Resultaten voraussetzungsloser, um Dogmen und Herzenswünsche sich nicht kümmernder Wissenschaft hat von jeher Vermittelungsversuche hervorgerufen, aber gewiß keinen, der so sehr auf reinstem Wahrheitstriebe beruhte als Hermann Lotze's „Mikrokosmus. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie" (erster Band, Leipzig, Hirzel, 1856).

Ueberall macht dieses auf gründlichen Forschungen beruhende Werk den wohlthätigen Eindruck der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit. Wie hoch steht es über theologischen Schriften ähnlicher Tendenz! Denn hinter denen merkt man nur die Absicht, bei Lotze thut die Absicht nirgends der Einsicht Eintrag.

„Jene hohen Träume des Herzens aufzugeben", sagt er, „die den Zusammenhang der Welt anders und schöner gestaltet wissen möchten, als der unbefangene Blick der Beobachtung ihn zu sehen vermag: diese Entsagung ist zu allen Zeiten als der Anfang jeglicher Einsicht gefordert worden." Jene sehnsüchtige Ahnung, die man gern als höhere Ansicht der Dinge dem gemeinen Erkennen gegenüberstellt, obwol auch dem bessern Theil unseres Wesens entsprungen, empfängt immer ihre bestimmtere Färbung von sehr verschiedenartigen Einflüssen, von mancherlei Zweifeln und Nachgedanken über die Schicksale des Lebens und über den Inhalt eines doch immer beschränkten Erfahrungskreises, auch überlieferter Bildung und augenblicklicher Zeitrichtung, ja sie ist nicht einmal unabhängig von dem natürlichen Wechsel der Stimmungen, die andere sind in der Jugend, andere im Alter. Wie kann eine so unklare und unruhige Bewegung des Gemüths den Zusammenhang der Dinge richtiger erkennen, als die besonnene Untersuchung der Allen gemeinsamen Vernunft? Freilich hat auch das Gemüth seine Rechte und so oft eine Umwälzung der Wissenschaft alte Auffassungsweisen verdrängt, wird die neue Gestaltung der Ansichten sich durch die bleibende oder wachsende Befriedigung rechtfertigen müssen, die sie diesen unabweisbaren Anforderungen zu gewähren vermag.

Denn anders sieht es sich gewiß auf der Scheibe der Erde, wenn die sichtbaren Gipfel des Olymp und in erreichbarer Ferne die Zugänge der Unterwelt, alle höchsten und tiefsten Geheimnisse des Weltbaus in die vertrauten Grenzen der anschaulichen Heimat einschließen; anders auf der rollenden Kugel, die wo der im Innern noch um sich in der ihrer Unermeßlichkeit des Luftkreises einen Platz für jenes Verborgene zu besitzen scheint, dessen Ahnung allein das menschliche Leben zur Entfaltung seiner höchsten Blüten befruchtet. An dem Faden einer heiligen Ueberlieferung machte die Vorzeit das Gewirr der Völker, das den bunten Markt des Lebens füllt, in die stille Heimlichkeit des Paradieses zurückleiten, in dessen Schatten die Mannichfaltigkeit der menschlichen Geschlechter das verbindende Bewußtsein eines gemeinsamen Ursprungs wiederfand. Die Entdeckung neuer Erdtheile hat auch diesen Glauben erschüttert, andere Völker traten in den Gesichtskreis ein, unkundig der alten Sagen, und die gemeinsame Heimat der Menschheit wurde weit über die äußersten Grenzen geschichtlicher Erinnerung hinausgerückt. Endlich öffnete die starre

Kinde des Planeten selbst, den das menschliche Geschlecht seit dem Tage seiner Entstehung zu bewohnen wähnte, ihren verschlossenen Mund und erzählte von unermeßbaren Zeiträumen des Daseins, in denen das menschliche Leben mit seinem Trug und seiner Verzagtheit noch nicht war und die schöpferische Natur, auch so sich genügend, zahlreiche Gattungen des Lebendigen wechselnd entstehen und vergehen ließ.

Obgleich aber alle diese freundlichen Begrenzungen gefallen sind, durch die unser Dasein in schönerer Sicherheit eingefriedigt lag und die Aussicht um uns her unermeßlich, öde und kahl geworden ist, so hat sie doch „weder die Poesie aus der Welt zu vertreiben noch unsern religiösen Ueberzeugungen Schaden zu bringen vermocht; unsere erweiterte Kenntniß hat uns genöthigt, was in anschaulicher Nähe uns verloren war, mit größerer geistiger Anstrengung in einer übersinnlichen Welt wiederzufinden. Die Befriedigung, die unser Gemüth in Lieblingsansichten fand, ist stets, wenn diese dem Fortschritt der Wissenschaft geopfert werden mußten, in andern neuen Formen wieder möglich geworden." So hat das Menschengeschlecht für jeden verlorenen Traum stets Wahrheit gewonnen und mit ihr — neue prächtigere Träume.

So läßt sich auch die mechanische Weltauffassung mit der moralischen, ästhetischen und religiösen vereinbaren, wofern man nur den Mechanismus der Welt nicht als das alleinige und letzte Erklärungsprincip aller Erscheinungen betrachtet, sondern sich zu der Erkenntniß erhebt, „wie ausnahmslos universell die Ausdehnung und zugleich wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Geltung ist, welche der Mechanismus in dem Bau der Welt zu erfüllen hat".

Wir kommen auf die Fortsetzung des edeln und geistvollen Werks zurück.

Die Instinctsprache.

Obwol die Sphäre der instinctartigen Handlungen beim Menschen weit begrenzter ist als bei den Thieren, so ist sie doch immer noch groß und bedeutend genug, um sie nicht zu unterschätzen. Die Anfänge aller Institutionen und Erfindungen des Menschengeschlechts dürften dem Instinct und folglich der Natur zuzuschreiben sein. Solch instinctartiges Naturproduct ist im Anfange auch die Sprache.

Was nun aber vom Anfange des Menschengeschlechts gilt, das gilt auch vom Anfange des einzelnen, individuellen Menschenlebens. Hier wie dort geht der Instinct dem Zeitalter der Vernunft, geht der Naturtrieb der kunstmäßigen Cultur voran. Instinctartig sucht der Säugling die Mutterbrust, instinctartig ist auch das Sprechenlernen der Kinder.

Diesen Punkt, der die Beachtung der Aeltern so sehr verdient, hat Schmidt (Professor der Philologie in Kopenhagen) in seinem vortrefflichen, populär naturwissenschaftlichen Werke: „Das physische Leben in populären Vorträgen, mit 296 Abbildungen in Holz geschnitten" (zweite Ausgabe, Berlin, Hirschwald, 1857), klar und überzeugend auseinandergesetzt. „Sich gegenseitig mittheilen", sagt Schmidt, „ist der Drang der ganzen, mit Bewußtsein begabten Schöpfung; eine Instinctsprache hat jedes Thier. Sie besteht darin, daß sich die augenblickliche Gemüthsstimmung in der Haltung und in den Bewegungen des Körpers, im Blick und in den Gesichtszügen, häufig auch in Lauten und Tönen zu erkennen gibt; sie beruht auf der Harmonie des Körperlichen mit dem Geistigen, ist unwillkürlich und angeboren, von selbst verständlich sowie nur das Bewußtsein erwacht und zwar nicht allein für Thiere gleicher Art; denn durch sie versteht das eine Thier das andere, das Thier den Menschen und der Mensch das Thier. Untrüglich ist diese Sprache, vollkommen wie Alles, was unmittelbar von der Natur stammt. Der Löwe liest in der Haltung, im Blick und in den Mienen des Menschen das Bewußtsein einer höhern Gewalt. Doch wehe dem Wärter im Käfig des gefangenen Löwen, wenn seine Miene nur eine erkünstelte ist! Die leiseste Anregung von Furcht wird dem Thiere nicht entgehen und das Gefühl der eigenen Uebermacht in ihm erwecken."

Aehnlich wie das Thier hat auch der Mensch seine Instinctsprache und sie ist nicht geringzuschätzen. Denn sie ist es, sie und keine andere, die das Kind im ersten Jahre seines Lebens versteht. Kaum aus dem ersten bewußtlosen Zustande seines Daseins erwacht, versteht es den liebevollen Blick seiner Mutter, und dies ist seine erste Freude. Nahrung und Reinlichkeit verlangt es mit Geschrei; wenn sie ihm gereicht werden, wird es ruhig und schläft ein; doch wie es jenen Blick der Mutter erst gewahrt, da lächelt es zum ersten mal. Bald versteht es auch das scherzhafte Zändeln — und lacht. Es faßt sogar die feinern Regungen der Gemüthsstimmung der Mutter. Die Instinctsprache der Mutter ist von gewissen Lauten begleitet und die erhalten für das Kind die Bedeutung des Ausdrucks, den sie zu begleiten pflegen. Danach werden sie mehr oder weniger lieb oder unlieb. Später erst bemerkt es, daß es nach einem gewissen Laute an die Brust oder in die Wiege gelegt wird, daß nach einem andern der Vater oder die Schwester erscheint und diese Laute erhalten für das Kind die Bedeutung des Säugens, des Schlafens, des Vaters, der Schwester, wie denn auch manche Thiere auf diese Weise die Bedeutung einzelner Wörter auffassen, z. B. das Pferd in der Reitschule auf das Commandowort gehorcht, noch bevor ihm der Reiter das gehörige Zeichen gegeben.

Daraus, daß die Instinctsprache anfänglich für das Kind das Mittel ist, wodurch es die Bedeutung der Wörter erlernt, folgt, wie wichtig es ist, daß die Wörter von den Aeltern und der Umgebung mit der richtigen Betonung ausgesprochen und von dem angemessenen Blick und Mienenspiel begleitet werden. Die Worte an und für sich lauten dem Kinde kalt und gleichgültig und finden keinen Anklang im kindlichen Herzen. Wenn das Wort mit der be-

gleitenden Instinctsprache nicht im Einklang steht, so traut das Kind nicht jenem, sondern dieser. „Garstiges Mädchen!" liebevoll ausgesprochen, wird als Liebkosen aufgenommen. „Schöner Junge!" kalt ausgesprochen, als Spott. Im Laufe der Jahre verliert die Instinctsprache, gewinnt hingegen das Wort an Bedeutung, besonders beim Manne. Der Diplomat verräth nicht leicht mehr durch Mienen seine Stimmung. Länger als das männliche Geschlecht bewahrt das weibliche die Instinctsprache. So bleiben junge Mädchen bei der logisch überzeugenden Beweisführung einer Liebeserklärung kalt, fühlen hingegen bei der stummen Liebessprache ihr Herz klopfen. Der Blick besonders ist es, durch welchen die augenblickliche Gemüthsstimmung instinctartig spricht.

„Halten wir sie darum", sagt Eichrodt, „in Ehren, jene unwillkürliche, angeborene, von selbst verständliche Sprache, die ich Instinctsprache genannt! Sie gibt dem Wort sein Leben; sie zeigt an, wie es zu verstehen ist, ja durch sie wird das Wort selbst erst erlernt. Der Säugling versteht, was ihm die Mutter sagt, doch nicht im Worte, in den Mienen und dem Blick liest er die Gemüthsstimmung und darin versteht auch das taubgeborene Kind sie zu lesen, in der Betonung und daran erkennt auch das blindgeborene Kind den Sinn der ersten Anrede."

Realismus und Idealismus.

Da uns gelegentlich die Bemerkung gemacht wurde, daß unsere, S. 272 der „Unterhaltungen" befindliche Aeußerung, der „idealisirte Realismus" wäre von den realistischen Richtungen die verwerflichste, die Poesie aufzuheben scheine, so kommen wir, ohnehin versprochenermaßen, auf diese Unterscheidungen zurück.

Man liest jetzt soviel von realistisch und idealistisch. Was hat es damit für eine Bewandtniß?

Allgemein bekannt ist die Unterscheidung der Goethe'schen und Schiller'schen Dichtweise. Jene ging von der Erscheinungswelt, diese vom Gedanken aus. Goethe war Realist, Schiller Idealist.

In neuester Zeit hat man dem Realismus den Vorzug gegeben, denn man will entdeckt haben, daß der Idealismus zum Schattenhaften und Wesenlosen führe; Schiller, Jean Paul, die Romantiker und unsere transcendentale Philosophie hätten nur Straßen angebahnt, die in ein Utopien führten . .

Man suchte daher, um Träumereien über Reform der Staaten, Sitten und Meinungen zu vermeiden, nach einem positivern Inhalt der poetischen Darstellung und fand diesen allmälig theils durch Nachahmung des Fremden, theils durch eigenen Umblick. Von den Franzosen hatte sich seit 1830, fast gleichzeitig mit dem idealistischen Roman, das Genrebild in Deutschland eingebürgert; von den Engländern ermunterte Vorliebe auch auf deutsche Sitten und Eigenthümlichkeiten, vorzugsweise die gegebenen socialen Verwickelungen einzugehen. Das deutsche Provinzleben fand einen treffenden Ausdruck schon seit langer in Hebel's „Alemannischen Liedern"; in der Schweiz war die Richtung Pestalozzi's weiter ausgebildet worden von Ulrich Hegner, Zschokke und Jeremias Gotthelf. Immermann überraschte durch die westfälischen Thatsächlichkeiten in seinem sonst so formlosen und zu dem alten romantischen Spuk- und Kobolzwesen gehörenden „Münchhausen". Daran schloß sich die Dorfgeschichte und Hackländer's Soldatenerinnerung. Das Material für den Realismus war gefunden.

Eine Sonderung und Zersetzung in zwei ihrer selbst erst bewußte Richtungen konnte nur die Folge eines kritischen Processes sein. Dieser wurde, ätzend und säuerlich genug, in Leipzig vollzogen. Man erklärte der ganzen deutschen Literatur, soweit sie idealistisch war, bis zu den „Räubern" Schiller's hinauf den Krieg. Schiller's Lyrik hieß „beinahe ein einziger großer Irrthum". Jean Paul wurde der Vertreter rechtloser und polizeiwidriger Begriffe und Kopf-, Herz-, Sitten- und Charakterlügkeit jeder Art galt als der eigentliche Niederschlag jenes Idealismus, dem plötzlich Alles mit einem Rette sich wer kann' zu entfliehen suchte.

Man hat nun gegenwärtig eine sich realistisch ausdehnende Literatur, d. h. man hat die Ideen, Abstractionen, Träume von Glauben, Wissen, Denken, Fühlen u. s. w. aufgegeben und daguerreotypirt die Wirklichkeit. Manche thun dies ganz roh. Diesen bricht natürlich jedes Forum, auch das realistische, den Stab. Irgendeinen Zweck, irgendeine Idee, eine Zuspitzung muß auch die Beobachtung des Getreidefäens oder der Schafzucht oder der doppelten italienischen Buchhaltung haben. Und darüber können zuletzt Alle einverstanden sein, daß eigentlich der ganze Streit insofern ein müßiger ist, als ja wahrlich auch vernünftigerweise keine noch so neue Theorie etwas Anderes wollen kann als allenfalls einen Idealismus, der sich real, d. h. auf Voraussetzungen der Natürlichkeit und Wirklichkeit, zu offenbaren und auszusprechen, und einen Realismus, der seine Anschauung des Lebens und der bunten Erscheinungswelt zu einem Kunstzweck zu concentriren sucht. Vom dichterischen Standpunkt aus, soweit die obengenannte moralische und polizeiliche Kritik Dies oder Das als dichterisch zuläßt, können Idealismus und Realismus vielleicht verschiedene Wirkungen hervorbringen, doch in ihrem Werthe vor dem Musenhofe sind sie heute in dem Falle sich gleich, daß nur entweder zur Serie die rechten Glieder oder zu den Gliedern die rechte Serie kam.

Verwerflich aber ist die Zwittergattung, die ein Stück Realismus und ein Stück Idealismus ist. Idealisiren darf der Künstler, aber er darf es nur insoweit, als dem Realen dadurch kein Abbruch geschieht in Dem, was zu seiner ganzen Wesenheit nothwendig ist. Den Realismus zur Idee zu erheben, ist schön und gibt Poesie im Geiste Goethe's. Idee und Ideal sind aber himmelweit verschieden. Wenn Jeremias Gotthelf das Bauernthum uns in seinem ganzen Duft, mit Dünger- und Käsebereitung, schildert, so wendet man sich vielleicht ab, weil diesem großen Meister

der Beobachtung leider die Gabe versagt war, immer auch ein Bildner, ein Ergänzer und Verklärer seines Stoffs zu sein; er war es zuweilen, z. B. im „Uli der Knecht"; er würde es noch öfter gewesen sein, wenn seine schweizerische Parteisucht und religiöse Unduldsamkeit ihm nicht den Blick getrübt und ihn statt zum epischen Dichter nur zum Satiriker gemacht hätten; der Zorn schafft Caricaturen, keine reinen Kunstgebilde. Aber — er hätte die ganze Wahrheit seiner Beobachtung ruhig lassen und beibehalten können, wenn ihm nur noch etwas Anderes wäre gegeben gewesen, das so oder so heißen mochte, aber eher alles Andere war als die Kunst des Idealisirens. Da, wo man einmal an reale Dinge herangegangen ist, können diese durch Idealisiren nur entstellt werden. Einem a priori idealistischen Dichter läßt man es hingehen, wenn er schreibt: „Die Saaten blühten, die Lerche stieg wirbelnd auf, Lust und Freude webten über Feld und Flur." Es ist einfach empfunden, wenn auch nur so obenhin gesagt. Ist nur sein übriges Herz und was es schildert in Ordnung, so ist es unverlich, wenn ein Realist, der zufällig auf dem Lande geboren wurde, kommen wollte und ihm sagen: „Kannst du Gerste von Hafer unterscheiden? Weißt du, wie die Lerchen des Morgens und wie sie des Abends singen?" Jener könnte ihm sogleich erwidern: „Wie aber dreht der Töpfer die Drehscheibe? Wie viel Procent Sauerteig nimmt der Bäcker in die verschiedenen Brotsorten?" Kurz, um das Leben und die Welt hinfort als Poet noch schildern zu können, müßte man bei allen Handwerken erst in die Schule gegangen sein, in allen Contoren gesessen, alle Wasser befahren haben. Geht man aber auf das Isolirte ein, schildert man mit ausdrücklicher Apartheit, wie man beim Pflügen umwendet oder beim Holzflößen über den Waldbach die Stämme in Schuß bringt, oder ähnliches, an sich sehr dankenswerth Aufzunehmendes und immerhin uns wohlthuend Berührendes, dann gehört auch nothwendig zum bäuerlichen Dasein der Dünger, zu einer jahrelang barfuß hinter den im Wandeln stets düngenden Gänsen einhergehenden Hirtin, die auch später als Dienstmagd noch immer nur barfuß gehen muß, die Gewöhnung an das Unsaubere und eine dem Unsaubern entsprechende Anschauungsweise und Geistesbildung. Sich gleichsam nur die Pfiffe aus einem solchen Dasein herausnehmen und diese dann bald unter Blumen einschlummern, bald im Walde träumen, bald Dinge sagen und treiben lassen, die an und für sich gar lieblich und das Auge blendend sein mögen, aber nur die loseste Verbindung mit der so nur von ungefähr ergriffenen eigentlichen Persönlichkeit gehabt haben können, dies Idealisiren ist die Anbahnung und Mehrung jenes Unwahren, mit welchem in unserer Zeit soviel bedenkliches Blendwerk getrieben wird.

Einen Bauernknecht, der zur rechten Zeit misset, Sonntags seine Stiefeln mit Schweinsschwarte glänzt, poetisch verwenden, warum wäre es nicht möglich! Jeremias Gotthelf hat im Interesse einer Herz und Nier erfreuenden genrebildlichen und didaktischen Darstellun und Unterhaltung diese Kunst meisterlich verstanden. erhielt sich die Ironie über seinen Gegenstand, diese lö liche, nothwendige Ironie, die das Salz dieser ganz Literatur sein muß, wenn man sie aushalten soll. stellte dem Rohen, wie es ist, einen Schulmeiste einen Amtmann zur Seite oder gegenüber und li das vegetative Leben so hintrotten in seiner dumm lichen Art, und durch die andern Charaktere fesseln oder beruhigend, die ihm zur Folie dienten. Ab dem Uli seine Mistgabel nehmen und seine Stiefel und sein sonstiges Zubehör von Rindsleder auch a Kopf und leider oft genug am Herzen und ihn fa verkehren zum Besten des Salons und ihn hinaus schicken in den Wald, um ein Capitel über das Schl gen der Amseln zu produciren oder Mittags im Sonnenbrand die Geister zu belauschen, die so durch die Halm rascheln, und darüber zu idealisiren wie ein junge Student, der am Heimweh krankt, das ist ihm ni beigefallen. Wäre er so im vorgeschichtlichen Modus mit seinen Stoffen verfahren, dann hätte er sie idealisirt, d. h. ihr natürliches Colorit vernichtet.

Gewiß, das ästhetische Verbrechen ist nicht zu groß wenn man einen Bauer in eine Bürgergeschichte ein führt, und er ist zuletzt nur die Abstraction eine Bauern, oder man läßt einen Handwerker vor einem Grafen reden und sein Gell entspricht nicht ganz sei ner gewöhnlichen Volksgrammatik, die Derjenige kennt, der vielleicht zufällig die Kunde von der Art und Weise der Blaufärber oder Lohgerber hat — es genügt, daß nur die Pfiffe oder Quintessenz dieser Menschen, ihres zufälligen Anliegens, ihres Zwecks für die Darstellung auf glaubhafte Art getroffen wurde. Wer uns aber ausdrücklich unter die Blaufärber und Lohgerber einführt und sich etwas darauf zugute thut, sie in ihrem ganzen Thun und Handeln, in ihrer Hantierung am Farbentopf und in der Lohgrube zu schildern, der darf an ihnen nichts idealisiren, weder Inneres noch Aeußeres.

Wenn also unsere Leser wieder von diesen beiden strittigen Principien hören, so mögen sie nur denken: Realist oder Idealist, Beides hat gleichen Werth, wenn nur Jener seinem detaillirten Material eine Seele, d. h. eine Idee, eine innerhalb der gegebenen Voraussetzungen mögliche schöne Einheit zu erzielen verstand. Dieser nicht ganz in Abstractionen herumfährt und wie Kinder den Bäumen blaue Blätter, den Menschen grüne Gesichter malt. Der „idealisirende" oder „idealisirte Realismus" aber, der etwas aus dem Dorfe hernimmt und es mit den Reizen der Bildungswelt schmückt (wozu auch die unausgesetzten, vom Landbewohner gar nicht empfundenen Naturdetails gehören), ist eine modische Vergänglichkeit, mögen Einzelne von Denen, die ihr huldigen, auch noch so sehr durch Wärme des Gefühls und die Tiefe ihrer Absicht sich auszeichnen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 21.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Goethe's Vaterstadt vor seiner Geburt.

Ein Culturbild.

Für die Erinnerung an das Leben in Frankfurt kurz vor Goethe's Geburt ist in neuester Zeit durch die Briefe der Frau Rath, dann auch durch den Roman von Otto Müller: „Ein Stadtschultheiß von Frankfurt", ein lebhafteres Interesse geweckt worden. Goethe selbst hat in „Dichtung und Wahrheit" über die literarischen Bestrebungen seiner Vaterstadt während seiner Jugend kurz berichtet; wenn er auch mit Anerkennung manche Persönlichkeit nennt, die eine Berühmtheit des 18. Jahrhunderts war, so fand sich doch Niemand darunter, der ihn besonders hätte fördern oder nur zur Nacheiferung anfeuern können.

Frankfurt selbst war durchaus nicht zu literarischem Leben geeignet, man kann sich nicht genug wundern über alle die beschränkenden Maßregeln, die das Aufkommen der Stadt hinderten; über den kleinlichen Geist, der in allen Kreisen der Gesellschaft herrschte; über die Abgeschlossenheit der Familien, die immer wieder unter sich heiratheten und nach ihren Sonderinteressen Verstand und Ehre abwogen und beurtheilten. Weil Goethe's Großvater ein Schneider gewesen, fand der Vater kein Amt, und seine Verheirathung mit Elisabeth Textor, aus einer Familie, die sich für wenigstens ebenso gut hielt als jedes Mitglied der Reichsritterschaft, machte in der damaligen Zeit nicht ungewöhnliches Aufsehen und wurde nur entschuldigt durch den Titel Kaiserlicher Rath, den der Bräutigam in die Wagschale legte. Die Pedanterie neben der Auflösung zeigte sich, wie in ganz Deutschland, hier in Frankfurt im Kleinen; Vornehmheit und Geld suchte sich überall breitzumachen und ging von den Herrschaften auch auf die Dienstboten über, die nach einer damals unerhörten Ueberschätzung sich Herren und Jungfern nennen ließen.

Die größte Bildung fand man noch beim Kaufmannsstand, aus dem Viele große Reisen gemacht hatten und in fremden Sprachen geläufig sich unterhalten konnten. Aber sobald diese in ihre kleinlichen Verhältnisse zurückkehrten, brachten sie meist den Glanz und den Flitter der Fremde mit, ähnlich wie viele Fürsten und Viele vom Adel in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der Nachahmung des Franzosenthums von Ludwig XIV. ihren Ruhm und ihre Würde suchten. Ueber die Festungsmauern der freien Reichstagstadt ging der Blick der Frankfurter nicht weit hinaus und bis zu einer Opferfähigkeit für das Reich, dessen Oberhaupt in ihrer Stadt erwählt wurde, konnte der particularistische Geist sich selten emporschwingen. So sehen wir zur Zeit des Spanischen Erbfolgekriegs im Jahre 1705, wo es darauf ankam, die Grenzen des Deutschen Reichs zu schützen, das reiche Frankfurt betteln um 500 Gulden, die es von dem Matricularbeitrage von nur 800 Gulden gestrichen zu haben wünschte. Bezeichnend für die allgemeine Fäulniß der Zustände ist die Unterstützung Preußens in dieser Angelegenheit und zwar unter der

Bedingung, daß Frankfurt dafür den Reformirten freie Religionsübung gestatte.

Unter den beschränkenden Maßregeln nimmt, neben der Besteuerung der Fremden, die Unduldsamkeit der lutherischen herrschenden Kirche den ersten Platz ein. Sie zeigte sich namentlich gegen die reformirten Familien, die aus Italien, Tirol, Savoyen, den Niederlanden und der Schweiz in Frankfurt sich niedergelassen hatten, obgleich der Magistrat ihnen die Ausübung ihrer Religion so consequent verweigerte, daß sie zum Gottesdienst in das nahe fuldaische Gebiet wandern mußten. Der Widerstand der Lutheraner hatte selbst die Bewunderung des Pastors Göze erregt, der Frankfurt ein neues Ehren-Zion nannte. Der Vortreffliche übersah freilich, daß hier mehr Standesursachen als Religionssachen mitwirkten und daß die Geistlichkeit nicht viel Schuld trug, „denn sie ist hier durchgehends sehr friedliebend und bringt selten grobe Controversen auf die Kanzel". Johann Michael von Loen, von dem die letztere Bemerkung herrührt, setzt hinzu, daß der Proceß über das Recht der Reformirten, innerhalb der Ringmauern eine Kirche zu bauen, schon länger als hundert Jahre dauert und „dürfte er sobald auch nicht zu Ende gehen, denn er gehört unter die nützlichen und einträglichen Rechtsstreite, die mit einem großmüthigen Eigensinn aus dem gemeinen Seckel geführt werden; die Acten füllen schon zwei starke Folianten". Unterstützt wurden die Lutheraner durch den Kaiser, der unter anderm am 21. März 1772 ein Promemoria an den Rath erließ, daß der Rath einen jeden reformirten Bürger eidlich dazu verbinden könnte, keine magistratischen und bürgerlichen Bedienungen, besonders die, welche Salarium ex aerario ziehen, zu ambiren oder anzunehmen. So sehen wir denn die Stadt Frankfurt in den Händen einzelner bevorzugter lutherischer Geschlechter, die nach Art des 18. Jahrhunderts und wieder nach dem Worte Ludwig's XIV. sich für den Staat hielten.

Noch schlimmer als den Reformirten erging es den Juden, deren Quartier als „ein häßliches Auslager voller Unreinigkeit" geschildert wird. „Sie leben in diesen sumpfigen Winkeln", schreibt ein Zeitgenosse, „wie das Ungeziefer. Das Feuer hat diesen kothigen Aufenthalt schon zwei mal zu reinigen gesucht, allein es hat nur gedient, ihre Häuser desto schneller wieder aufzubauen; es wimmelt darinnen Alles von hebräischen Figuren." Als bei Gelegenheit der Kaiserwahl Karl's VII. in der Judengasse Feuer ausbrach und die Wohnung des Kurfürsten von Mainz dadurch bedroht war, sprach man vielfach die Ansicht aus: „man müsse die Juden selbst in die Flammen stürzen und diese mit ihrem Blute löschen."

Während die Männer der höhern Stände in der ganzen Steifheit und Abgeschlossenheit freier Reichsbürger hinlebten, beförderten ihre Frauen in dem engern Familienkreise dieselben Eigenschaften bei dem heranwachsenden Geschlecht. Die Frauen, die wir aus jener Zeit kennen, haben alle eine gewisse Ruhe und verstehen selbst den Gemüthsrichtungen eine praktische Seite abzugewinnen. Daß Elisabeth Tertor diese Eigenschaften durchaus besaß, daß sie recht eigentlich die Frankfurterin der damaligen Zeit war, zeigt sich aus ihren Briefen; das Eigene und Besondere ihres Wesens scheint mir aus dem Einflusse ihrer Freundinnen Susanne und Marie Anna von Klettenberg herzurühren, deren Briefe, von süßlicher Lebendigkeit und reichbegabtem, etwas excentrischem Wesen zeugen. Einflußreich war auch freilich für Elisabeth die namentlich damals in der höchsten Blüte stehende Durchdringung des deutschen Wesens mit dem Franzosenthum, vor dessen schädlichem Einfluß sie glücklich bewahrt blieb, während viele junge Mädchen, namentlich während der Kaiserkrönung Karl's VII., von ihrer kalten Gemüthsstimmung durch einen französischen Marquis oder einen französirten Deutschen und Spanier nicht zu ihrem Vortheile bekehrt wurden. Seit jener Zeit beginnen auch die sentimentalen Romane hinter den Rücken der Aeltern zu spielen, aber es ist, neben mancher betrübenden Nachricht über die Verwirrung sittlicher Begriffe, komisch genug zu lesen, wie Graf N. unter dem 16. sich den Tod um eine Frankfurterin geben will, in einem langen Briefe Abschied nimmt und schon am 17. nur durch den Besitz einer zweiten glücklich zu werden glaubt.

Interessanter sind die wissenschaftlichen Kreise in Frankfurt und ihr Einfluß auf die Bevölkerung. Den Mittelpunkt der damaligen gelehrten Welt in Frankfurt bildete durch sein Wissen, seine aufgeklärten Ideen, durch Unabhängigkeit seiner Stellung und namentlich durch Gastfreiheit, die ihm sein Reichthum möglich machte, Johann Michael Freiherr von Loen, der mit regem Eifer alle Erscheinungen auf dem Gebiete des Geistes umfaßte, in allen Fragen, welche jene Tage in Aufregung brachte, ein entscheidendes Wort sprach und gleich dringend für Aufklärung wie für Anerkennung und Würdigung der deutschen Sprache in die Schranken trat — der neben zahlreichen Büchern, welche

die Resultate seines Wissens und seiner angestrengten geistigen Thätigkeit sind, fast noch mehr durch materielle und geistige Unterstützung seiner Freunde wirkte. In neuerer Zeit ist er vielfach citirt worden und ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich ihm das Verdienst zuschreibe, in seinen Schriften eine reiche und reine Quelle zur Kenntniß und zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts uns hinterlassen zu haben. Johann Michael von Loen war mit einer von Linkheim verheirathet, deren andere Schwester die Frau Textor, die Mutter der Frau Rath und die Großmutter Goethe's war; von Loen war zu gleicher Zeit der Pathe der Elisabeth Textor. Im Loen'schen Hause versammelte sich Alles, was in Frankfurt geistiges Interesse zeigte; seine große und berühmte Bibliothek stand Jedermann zugebote, jeder Durchreisende von einiger Bedeutung sprach bei ihm ein und ließ es sich in seinem gastfreien Hause gefallen, das unter anderm auch lange Zeit ein Abnherr der jetzigen Kaiserin von Frankreich, Graf Montijo, mit bewohnte, der als spanischer Krönungsgesandter nach Frankfurt gekommen. Goethe erzählt, daß sein Oheim von Loen den Muth hatte, in die verschiedenen Bestrebungen einzugreifen, welche in Kirche und Staat auftauchten; „er schrieb den »Grafen von Riverra«", fügt er in »Dichtung und Wahrheit« hinzu, „einen didaktischen Roman, dessen Inhalt aus dem zweiten Titel oder »Der ehrliche Mann am Hofe« ersichtlich ist. Dieses Werk wurde gut aufgenommen, weil es auch von den Höfen, wo sonst nur Klugheit gilt, Sittlichkeit verlangte, und so brachten ihm seine Arbeiten Beifall und Ansehen." Ein anderes Buch von ihm: „Die einzig wahre Religion", machte ein größeres Aufsehen, da es die Einigung zwischen Lutheranern und Reformirten herbeizuführen versuchte, aber es verwickelte ihn auch in einen theologischen Streit, der von Seiten seiner Gegner mit der damals bei Streitschriften fast nothwendigen Rohheit und Persönlichkeit geführt wurde." Goethe meint, daß die damit verbundenen Unannehmlichkeiten den Oheim von Loen zu der Annahme einer Stellung in den Diensten Friedrich's II. veranlaßt hätten; die Prophezeiung des alten Textor, er würde sich dort nicht glücklich fühlen, ging in Erfüllung; er fand vielfachen Widerstand, verwickelte Zustände waren zu lösen und die Besetzung Lingens durch die Franzosen brachte ihn und seinen Sohn in Gefangenschaft als Geißel nach Wesel; krank kehrte er nach Lingen zurück und erblindete. Ein junger Arzt von gutem Rufe wagte eine Operation, die unglücklich ausfiel; es war die letzte Operation des jungen Mannes, der sich seitdem mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte und seinem Namen — Jung Stilling — einen Platz und Anerkennung in der Literaturgeschichte verschaffte.

Bezeichnend für die damaligen Culturzustände, in denen alles Neue mit einer gewissen Begeisterung ergriffen wurde, weil man es eben darum höher als das Bestehende schätzte, ist die Aufnahme, welche die aus Frankreich herübergekommenen Abenteurer selbst in den Häusern fanden, die ihren Landsleuten bei Aeußerung ähnlicher Gesinnungen unbedingt den Zutritt verwehrt hätten. So zeigt sich in der freien Reichsstadt dieselbe Frivolität wie an den Höfen, die ihre Züchtigung in der Französischen Revolution finden sollte. Solch ein Mann war der Abt Graf von Bouquoi, der zuerst wegen seiner Freigeisterei aus Frankreich verbannt, von da an aus einer Uebertreibung in die andere fiel, bald Freigeist, bald Heiliger, bald Aufrührer und bald wieder Jesuit wurde. In jedem Lebensverhältnisse stellte er sich zu seiner Stellung in Opposition, war als Hofmann ein Reformator und als Karthäuser ein Hofmann, mit einem Wort eine jener unzufriedenen Naturen, die in Ueberschätzung ihres eigenen Werths um jeden Preis eine Rolle spielen wollen. Seine Schriften sind sehr selten, da er sie meist als Flugschriften drucken ließ und sie dadurch in Aufnahme brachte; er war einer der Schriftenkämpfer gegen das System in Frankreich und gegen die Einführung desselben in Deutschland; zuletzt starb er, 80 Jahre alt, vergessen und verlassen, im Jahre 1840 in Hannover.

Ein anderer Abenteurer, der schon durch seinen Namen einiges Interesse verdient, war ein Herr von Beaumarchais, der im 18. Jahre seinen Aeltern entwichen war, den Bruch mit seiner Familie durch eine Heirath mit einem Nähmädchen unheilbar machte und nun nach Frankfurt kam, um durch literarische Arbeiten seinen Lebensunterhalt zu erwerben; er gründete in Frankfurt eine französische Zeitung unter dem Namen „L'avant coureur" und die „Amusements littéraires", verschaffte sich durch seine Schriften wie durch seinen Witz Anerkennung, freundliche Aufnahme und Geld und wurde wenige Jahre darauf nach Köln zu dem Herrn Robrich berufen, der in Deutschland damals durch die Herausgabe seiner Zeitung Aufsehen machte; mit ihm gab er die „Correspondance littéraire" heraus, die ebenso wie die „Lettres sérieuses et badines" solches Aufsehen machten, daß

auf der Reise dahin brach er ein Bein und starb in Köln, wohin man ihn zurückbrachte.

Trotzdem die Frankfurter gleichsam in drei verschiedene Lager durch die Religion geschieden waren, herrschte doch eine große Geselligkeit; man traf sich in den Schauspielen, in den Kaffeehäusern, vor allem in Gesellschaften, die fast in allen Kreisen sich mit hohem Spiele unterhielten. Selbst in die Wahlversammlungen nahm man die Karten mit und „trieb allerlei Galanterieen"; dadurch suchte man längst veraltete Gebräuche mit den modernen französischen Sitten in Einklang zu bringen, darum vertauschte man auch den Wein, der früher in den Versammlungen gereicht war, mit Thee und Kaffee und andern Getränken; daß Adel, Kaufmannschaft und Bürger ihre abgeschlossenen Gesellschaften hatten, verstand sich von selbst.

Die Gelehrten von Frankfurt befanden sich meist in einer angenehmen äußern Lage, was für die damalige Zeit um so wünschenswerther war, da literarische Arbeiten hier wie überall sehr schlecht honorirt wurden. Die gelehrten Werke der Schöffen von Klettenberg, von Oelenschlager und von Uffenbach wurden fast ohne jedes Honorar gedruckt und die „Kleinen Schriften" des Herrn von Loen, die nicht leicht in einer Bibliothek der damaligen Zeit fehlen durften, wurden ihm von seinem Verleger Heinrich Hutten mit zwei Thalern für den Bogen bezahlt; dasselbe gab Fleischer in Leipzig für dessen Werk „Der Soldat", in welchem mit großem Freimuthe die Grundzüge einer Landwehrorganisation entwickelt wurden. Ebenso honorirt wurde der Abt Schaunt, der sich lange bei von Loen aufhielt und dessen „Fuldaische Geschichte" noch heute geschätzt wird; der ist so recht ein Bild eines Gelehrten, gepflegt und geliebt von allen bedeutenden Männern seines Jahrhunderts, befreundet mit Fürsten und Cardinälen, von diesen reich dotirt — und doch bestand sein ganzer Reichthum in zwei Koffern, von denen einer seine Wäsche, der andere Bücher und Papiere enthielt; seine Einkünfte gab er für die Wissenschaften, für Reisen im Interesse derselben hin. Nichts hinterließ er als jene beiden Koffer und die Befriedigung, sich durch seine Schriften einen Namen gemacht zu haben — den jetzt Wenige kennen.

Für die Kenntniß des frankfurter Lebens wäre es nöthig, noch einen Blick auf die politischen Parteien zu werfen, die sich schroffer gegenüberstanden als selbst die kirchlichen. Während der Herrschaft Karl's VII. und namentlich während er seine Residenz in der Wahlstadt aufgeschlagen hatte, entstand eine östreichische und eine bairische Partei, denen später eine östreichische und eine preußische folgte. Dabei herrschte unter den Bessern die allgemeine Ansicht, jede Regierungsform sei gut, wenn sie nur gut gehandhabt würde — eine Ansicht, die leicht da Wurzel faßt, wo die Ideen nur „Projecte" heißen und die Praxis diesen gedankenlosen Satz zu beweisen scheint. Die Frankfurter waren indifferent, ihre politischen Ansichten dictirten ihnen ihre persönlichen Vortheile; sie nahmen kaum Antheil an den Geschicken ihrer Vaterstadt, was konnte ihnen das getheilte Vaterland gelten? Was Wunder, daß Leute mit weiterm Blick sich wegsehnten aus diesem engen Kreise und daß selbst Goethe's Vater sich nie heimisch fühlen konnte in diesen Mauern!

A. v. L.

Orton, der unsichtbare Bote.

Eine französische Sage.

An einem stürmischen Decembertage 1388 stand Messire Jean Froissart, der berühmte Chronikenschreiber und hoch angesehen am Hofe der englischen Könige, im Schloß von Orthez, das dem Grafen Gaston von Foix gehörte, in einer der breiten Fensternischen, mismuthig und verstimmt, daß ihn das Unwetter an einer Wanderung durch die Landschaft bis nach Bearn hinein und die Thäler der Pyrenäen verhindere; denn er liebte nichts so sehr als umherzustreifen und die Sagen und die alten und neuen Geschichten des Landes sich erzählen zu lassen — bald von Kaufleuten, denen er begegnete, von Pilgern, die zum heiligen Jakob von Compostella wallfahrteten, oder von Rittern, die zu einem Turnier zogen.

Da trat einer von den Herren, die zur Gefolgschaft des reichen Grafen von Foix gehörten, zu ihm, zupfte ihn leicht am Gewand und sagte: „Seid nicht unwirsch, Messire, Euer Verdruß vertreibt keine einzige Regenwolke, sondern laßt uns plaudern, während der Graf seinen Geschäften obliegt!"

„Messire, Ihr seid sehr höflich und ich dank' Euch die Freundlichkeit! Aber gestern Abend hab' ich im Kreise der Herren genug erzählt von Abenteuern und seltsamen Fahrten; mir stehen, wie es in einem alten Liede heißt, die Zunge still und das Gedächtniß. Also, Messire, ist die Reihe des Erzählens an Euch und Ihr sollt nie einen bessern Zuhörer gehabt haben!"

„Weiß man doch", lachte der Andere, „daß Meſſire Froiſſart Alles, was er vernommen, im ſchönen Stil in ſein großes Buch überträgt zum Ergötzen edler Prinzen, Ritter und Damen, ſo nach uns kommen!"

„Ich merke", rief der Chronikenſchreiber entzückt, „Ihr habt einen ganzen Reliquienſchrein von Geſchichten, beginnt!"

Nun ließ ſich der Ritter nicht lange bitten; ein Page ſchob den Herren zwei Seſſel in die Niſche und der Vaſall des Grafen von Foix ſprach:

„Zwanzig Jahre mag es wol her ſein, daß hier in der Landſchaft auf einſamem Bergſchloß zu Coraſſe Ritter Raymond wohnte. Wenn helles Wetter iſt, könnt Ihr von unſerm Thurm bis hinüber nach jener Burg und dem Flecken am Fuß ihres Berges ſehen. Ritter Raymond war ein trotziger, ſtolzer Herr und führte vor dem Heiligen Vater Urban V. zu Avignon einen langwierigen, heftigen Streit wegen des Zehnten ſeiner Kirche mit einem angeſehenen Geiſtlichen in Catalonien. Es war aber von altersher jene Kirche von Coraſſe zinspflichtig dem Stifte Meiſter Pierre's, ſo hieß der Geiſtliche, und darum ſprach ihm der Papſt ſammt allen Cardinälen ſein gutes Recht zu. Mit Bitten und Briefen kam er darum zu Raymond's Stadt, ſein Eigenthum zu wahren; der aber ritt ihm ſchon eine Strecke entgegen und hielt ihn an und ſagte trotzig: «Meiſter Pierre oder Jean, zurück! Rührt mir meine Erbſchaft nicht an! Trotz Eurer Briefe könnt' es Euch das Leben koſten! Rückwärts! Sucht Euch anderswo ein Beneficium!» Der arme Geiſtliche erſchrak ſehr, denn Mutter Natur hatte ihn furchtſam geſchaffen, und als der Ritter mit ſeinem Schwerte klirrte und ſein Viſir niederſchlug, wich er zurück und rief: «Meſſire, Eure Gewalt raubt mir mein Recht, da thut Ihr der Kirche und Eurer Seele Schaden! Ich bin nicht ſo mächtig in dieſem Lande als Ihr, aber wartet, ich werde Euch einen Kämpfer für mich ſenden, den Ihr bald fürchten lernen ſollt!» Da lachte Meſſire Raymond: «Geht mit Gott, Meiſter! Lauft was Ihr könnt! Ich fürchte Euch weder todt noch lebendig!»

„Und Meiſter Pierre kehrte heim, ich weiß nicht, ob nach Avignon oder nach Catalonien; ſein Verſprechen aber vergaß er nicht. Drei Monate nach jenem Tage lag im Schloß zu Coraſſe Alles im tiefſten Schlafe, als ſich plötzlich um Mitternacht ein wilder Lärm in den Gängen, in der Kirche, ſelbſt im Zimmer Ritter Raymond's erhob. Am Morgen lag das Küchengeſchirr zerſchlagen am Boden und große Furcht war unter den Dienern, die zu ihrem Herrn eilten und fragten: «Gnädiger Herr, habt Ihr in der Nacht nicht gehört, was wir gehört?» Er antwortete: «Nein!» Und ſie ſagten ihm Alles. «Das wird der Wind geweſen ſein!» — meinte er, bei ſich aber wußte er es beſſer und er gedachte des beleidigten Prieſters. Nun war in der nächſten Nacht das Thürſchlagen und Sauſen und Brauſen noch ärger und an der Pforte des Ritters klopfte und ſchlug es wie mit eiſernen Keulen. Da ſprang Ritter Raymond vom Lager und rief: «Wer lärmt ſo an meiner Thür zu dieſer Stunde?» Gleich ward ihm geantwortet: «Ich bin es, das bin ich!» «Und wer ſendet dich?» «Mich ſendet der Prieſter, dem du ſein Recht vorenthältſt, und nicht eher laſſe ich dich in Ruhe, bis du ihn zufriedengeſtellt!» Sagte der Ritter: «Und wie nennſt du dich, mein trefflicher Bote?» «Orton nennt man mich!» «Orton», ſprach der Ritter freundlich, «der Dienſt eines Prieſters ſchickt ſich nicht für ſolch braven Burſchen! Laß ihn, ich bitte dich, und diene mir!» Nun muß wol Meſſire Raymond eine beſondere Gabe beigewohnt haben, denn Orton gewann ihn ſo lieb, daß er fragte: «Willſt du?» «Ja», ſagte der Herr von Coraſſe, «aber du darfſt hier drinnen Niemanden Böſes thun!» «Dazu hatt' ich keine Macht, ſondern nur dich aufzuwecken und zu ſtören, wenn du am beſten ſchlafeſt. So befahl es mir Meiſter Pierre!» So laß endlich dieſen elenden Pfaffen! Folg' mir und du ſollſt es gut haben und keine Mühe!» «Schön! Wenn du willſt, ich will!»

„Allmälig gewöhnte ſich dieſer Orton ſo ſehr an Ritter Raymond, daß ſelten eine Nacht verging, ohne daß er ihn zu ſehen kam. Dann rückte und zog er an ſeinem Kopfkiſſen oder klopfte an die Thür, die Wand und die Bettpfoſten. Wenn dann Raymond aus dem Schlaf erwachte, ſprach Orton: «Herr, ich komme von Spanien» — oder «aus Deutſchland, von König Eduard oder vom Römiſchen Kaiſer! Bei ihnen iſt Dies und Jenes geſchehen.» Und immer traf es ſich im Laufe der Zeit, daß er Wahres berichtet. So wußte der Herr von Coraſſe ſtets, was ſich in der ganzen Welt Neues und Wichtiges begab, und da ihm bekannt war, daß ſein Lehnsherr, der Graf von Foix, nichts mehr liebte, als Neuigkeiten aus fremden Ländern zu hören, ging er oft zu ihm und ſagte: «Monſeigneur, in Caſtilien hat

Don Enrique gestern seinen Bruder und König Don Pedro ermordet!« — Oder: »Zu Gent haben sich die Bürger gegen ihren Grafen empört.« Solche Wissenschaft erschien dem Grafen von Foix, der bei weitem der klügste und verständigste Fürst weit umher ist, unbegreiflich und er drang solange in Raymond, bis ihm Dieser sein Geheimniß gestand. »Wahrlich«, sagte da der Graf, »solchen Boten möchte ich auch haben! Meissre, liebet ihn ja!« Doch war seine Neugierde damit noch nicht zufriedengestellt und er fragte weiter: »Wie sieht Euer Bote aus?« »Monseigneur, ich habe ihn noch nie gesehen!« »Bei meiner Treu, ich bitt' Euch, schaut ihn einmal recht lange an, damit Ihr mir sein Gesicht und seine Gestalt beschreiben könnt! Er spricht, sagt Ihr, die Gascognersprache?« »Monseigneur, so gut wie Ihr!«

„Es vergingen nicht viele Nächte, da klopfte es wie gewöhnlich an des Ritters Thür. »Wer ist da?« rief der. »Ich bin's, dein Orton! Vorgestern ist zu Prag die deutsche Kaiserin gestorben.« »Zu Prag? Wie weit ist's von dort bis hier?« »Gute sechzig Tagemärsche.« »Wie? So schnell reisest du? Hast du Flügel?« »Nicht doch!« »Und doch so rasch?« »Ich gehe schneller als der Wind.« »Ohne Flügel? Weißt du, Orton, ich möchte einmal deine Gestalt sehen!« »Laß das! Was hülfe es dir!« »Ich bitte dich darum, zeige dich mir!« »Du hörst mich, damit solltest du zufrieden sein; aber merk' auf, was du morgen zuerst erblickst, wenn du aus dem Bette springst, das bin ich!« »Gut«, sagte der Herr von Coraſſe, »für diese Nacht magst zu ziehen!«

„Am andern Morgen aber wollte die Dame des Hauses nicht aufstehen und stellte sich krank. Vergebens verlangte es Ritter Raymond. »Ich würde Orton sehen«, klagte sie, »und wenn es Gott gefällt, will ich ihn weder sehen, noch ihm begegnen!« »Thu' denn, was du willst!« meinte Raymond und sprang auf. Er setzte sich auf den Rand seines Lagers, aber er sah nichts; er öffnete das Fenster und die Morgensonne schien hell in das Gemach; aber er schaute nichts, von dem er hätte sagen können, das ist Orton! So verging der Tag und die Nacht kam. Als mit dem Schlummer nun auch Orton zum Ritter trat, fuhr dieser ihn an: »Geh', geh', du bist ein Lügner! Was hast du mir gestern versprochen? Bist du mir erschienen?« »So gewiß mir Gott helfe, ich war da!« »Nein!« »Doch! Sahst du nichts?« Und der Herr von Coraſſe schwieg, eine Weile nachsinnend, und sprach dann: »Als ich gestern früh so saß und deiner dachte, bemerkte ich zwei lange Strohhalme auf dem Boden, die im Winde, der durch das offene Fenster wehte, sich leise bewegten.« »Richtig, dahin steckte ich!« »Höre, Orton, du mußt mir noch einmal erscheinen!« »Du wirst mich so lange quälen, bis du mich verlieren wirst!« »Wenn ich dich gesehen, fodere ich es nie wieder!« »Wohl! Was du morgen zuerst siehst, das bin ich! Merk' es wohl!« »Nun fahr' wohl, mein Bote, bis morgen, jetzt will ich schlafen!«

„Verschwand Orton. Des andern Tags, als der Schloßherr angezogen war, ging er aus seiner Kammer in eine Galerie, die rings um den Hof des Schlosses lief. Siehe, das Erste, was er dort bemerkte, war eine Sau, größer als er je eine gefunden, aber so mager, so mager, daß sie nur Haut und Knochen zu sein schien. Den Ritter Raymond ärgerte das häßliche Thier und ein Grimm, wie selten, stieg in ihm auf und er rief seinen Dienern: »Laßt die Hunde darauf los!« Im Augenblick waren sie losgekoppelt und stürzten auf die Sau. Merkwürdig, das Thier hob seinen Kopf und schaute gerade zu dem Herrn von Coraſſe hinauf, der oben stand, auf das Geländer gestützt, und wie es die Hunde mit wildem Gebell angriffen, husch — war es verschwunden. Da trat Ritter Raymond ganz starr und bestürzt zurück und Orton fiel ihm ein, der arme Orton, dessen er im Zorn ganz vergessen. Da sagte er traurig: »Weh' mir, ich habe Orton gesehen! Ich habe meine Hunde auf meinen treuen Boten gehetzt, nun habe ich ihn auf immer verloren!«

„Und er sagte die Wahrheit, denn niemals klopfte mehr, nicht leise noch laut, Orton an seine Thür und über Jahresfrist war der Ritter todt."

„Das ist eine wunderbare Geschichte, Meissre!" sagte Froissart, als der Ritter geendet; und wie er sie nun von andern Herren und Damen bestätigen hörte, trug er sie in seine Chronik ein, wo ihr sie besser noch und schöner lesen könnt, als ich sie euch erzählt. A. F.

Eidgenössische Schützenfeste.

II.

In den Tagen vom 7.—12. Juni 1824 fand in Aarau das erste der „eidgenössischen" Freischießen statt, die sich erst in ungebundener Zeitfolge

und ſpäter alle zwei Jahre wiederholten, immer größere Theilnahme erregten, zu einem durchgreifenden Agitationsmittel für den öffentlichen Geiſt wurden und in alle Lebensfragen der Schweiz ſehr thätig mit eingriffen.

Schon auf dem zweiten eidgenöſſiſchen Schießen in Baſel (1827) hatte der eidgenöſſiſche Schützenverein ſeine eigene Fahne angenommen und ſeinem Siegel die Inſchrift:

Die Ehre und Wohlfahrt des Vaterlandes unſer Ziel.
Die Waffe unſer Schutz.
Schweizertreue unſere Kraft!

aufgeprägt.

In Genf wurde 1828 der Wahlſpruch: „Trois langues et une pensée!“ zu einem Wahrſpruch der Verbrüderung zwiſchen deutſchen und welſchen Schweizern; in Freiburg wurde 1829 der Krieg zwiſchen den Jeſuiten und den Schützen dadurch eröffnet, daß Jene die Frauen verhinderten, die Feſthallen zu beſuchen. Das Feſt in Bern (1830) wurde die Veranlaſſung zu einem Siege der demokratiſchen Partei über die Junker von Bern, indem die Schützen die von der Regierung geſteckten Grenzen einer Art Cenſur für Lieder und Reden in keckem Selbſtvertrauen rückſichtslos durchbrachen. Hier wurde auch beſchloſſen, daß das Feſt in Zukunft alle zwei Jahre ſtattfinden ſolle. In Luzern begann 1832 die Agitation der Schützenfeſte für die Reform der Bundesacte gewiſſermaßen mit einer Rede des Landamman Siedler von Zürich. „Was wollt ihr mit der alten Bundesverfaſſung? Wollt ihr ſie zerreißen?“ rief er nach einer begeiſternden Rede für die Reform derſelben. Das Schützenvolk rief jubelnd: „Ja!“— „Nein“, fuhr der kluge Redner fort, „wir wollen ſie halten und behalten, bis wir eine neue haben, aber mit allen Kräften dafür ſorgen, daß wir eine neue bekommen!“ Von da an war dieſer Ton an der Tagesordnung auf allen ſchweizeriſchen Schützenfeſten, bis endlich die Reform durchgeſetzt war. Luzern verſuchte 1832 auch wieder, wie die alten Schweizer die Ring-, Schwing- und Turnübungen mit dem Schießen zu vereinigen. Doch fand dies anderswo keine Nachahmung. Bei dem Schießen in Zürich 1834 halfen die Schützen die Folgen des Savoyerzugs dadurch abwehren, daß ſie in ihren Tiſch- und Standreden der Diplomatie offen und keck Trotz boten. In Lauſanne (1836) ſtrafte der Geiſt, der ſich auf dem Feſte kundgab, die Nachgiebigkeit der berner Regierung dem Geſandten Frankreichs, Montebello, gegenüber, der in der „Conſeilaffaire“ der Schweiz Hohn geſprochen und die Regierung zur Rücknahme der Badener Artikel veranlaßt hatte, mit ſcharfer Geißel, während er zugleich die Verirrungen des „Jungen Europa“ unter Mazzini und der ſich ihm anſchließenden „Jungen Schweiz“ mit demſelben Nachdruck zurückwies.

Bei dem Schießen in St.-Gallen (1838) bekundete ſich der Anklang des Feſtes ſchon ſo weitgreifend, daß die Schweizer von Neuyork und die ſchweizer Künſtler von München Preiſe zum Feſt ſchickten und die Abgeordneten der badiſchen Kammer: Itzſtein, Asbach, Zerbel und Künzel, Erſterer durch eine Toaſtrede auf die Einheit und Stärke der Schweiz, ſich an demſelben betheiligten. Immer mächtiger wurde der Ruf nach Einheit in der Schweiz; auf dem Schießen zu St.-Gallen wurde zuerſt offen das Wort ausgeſprochen, „daß die Tagſatzung nicht, wie Münchhauſen, ſich ſelbſt an ihrem Zopfe aus dem Sumpfe ziehen könne, ſondern daß man ſie getroſt beim Zopfe faſſen und herausziehen“, d. h. wenn's nicht anders gehe, die Bundesreform mit dem Stutzen durchſetzen müſſe. Ludwig Napoleon war damals auch ſchweizer Schütze und brachte einen Toaſt aus: „Der Schweiz wie ſie iſt!“ Auf dem Schießen in Solothurn (1840) ſchloſſen ſich die Stadt-Baſeler, die dem Feſte ferngeblieben waren, weil ſie glaubten, und wol auch nicht mit Unrecht, wenn man den Geiſt bedenkt, der durch die Feſte verbreitet war, daß daſſelbe mit Schuld an der Erhebung von Baſel-Land geweſen, dem gemeinſamen Feſte wieder an und wurden mit Jubel aufgenommen. Noch offener als in St.-Gallen wurde in der erſten Rede des Feſtes, bei Uebergabe der Fahne, vom Präſidenten des St.-Galler Comité, Landamman Naef, der Gedanke ausgeſprochen, der das Feſt von St.-Gallen beherrſcht hatte. „Ja, Eidgenoſſen“, rief er ſchließlich, „die Stunde wird kommen, wo nur ein Aufſtand des Volks in Maſſe das Vaterland erretten kann! Dann iſt es am Centralcomité, dann an euch, ihr Schützen, dem Vaterlande zu zeigen, daß dieſe Feſte kein leeres Spiel waren!“ Munzinger, der Präſident des Comité von Solothurn, antwortete in ähnlichem Sinne, wenn auch in viel gemäßigterm Tone. Auf dem Schießen in Chur (1842) herrſchte ein milderer, aber deswegen nicht weniger entſchiedener Geiſt zur Anregung der Bundesreform. Hier war es auch, wo zum erſten male ein engliſcher Lord, von dem Klange, den die Feſte im Auslande hatten, herbeigezogen, den Schweizerſchützenkönigen den Preis ſtreitig zu machen ſuchte. Der erſte Sieger, Keller,

überbot Lord Vernon nur mit 4 Nummern, nämlich 153 gegen 149.

Das bedeutendste Fest aber war unstreitig das mit der 400jährigen Feier der Schlacht bei St.-Jakob in Basel vereinigte eidgenössische Schießen von 1844. Es war an und für sich auch durch die Theilnahme von Deutschland und Frankreich an dem Feste großartiger als alle vorhergehenden und steigerte, im Vorgefühl der kommenden Entwickelung, den Reformenthusiasmus bis zur höchsten Höhe. Das Andenken an die Schlacht bei St.-Jakob gab dem Feste einen höhern Schwung; die Schlachtfeier wurde in der würdigsten Weise begangen und das Schlachtgebet bei St.-Jakob 1844, das die Schlachtfeier schloß, bekundet den schönen Geist, der hier herrschte:

Wir danken dir, Gott, unser Held,
Wir danken dir in dieser Feierstunde
Für deine Wunder auf St.-Jakob's Feld,
Das jetzt so friedlich blüht im grünen Grunde!
Wir danken dir, daß du der Väter Kraft,
Die kleine, daß umblitzt mit deinem Grauen!
Du warst, o Held, bei ihrer Schar zu schauen,
Dein Schrecken, Gott, hat uns den Sieg verschafft!

Das war die Weihe des baseler Schützenfestes! Alle Reden durchwehte das Selbstvertrauen, das in den Worten lag, mit denen das Denkmal der St.-Jakobschlacht bezeichnet ist:

Unsere Seelen Gott,
Die Leiber unsern Feinden!

Ganz in diesem Geiste und fast im Tone der bußpredigenden Propheten sagte der kerngesunde J. A. Keller von Diessenhoven: „Wenn der Schweizer sich nicht mit Dem begnügt, was ihm sein Vaterland bietet, so ist er nicht frei! Darum, Eidgenossen, seht nicht auf Rom, seht nicht auf Paris! Seht auf euch selbst, seht auf eure Ahnen! Kehrt zurück zur Einfachheit der Sitten, kehrt zurück zum reinen Christenthum, kehrt zurück zur alten Schweizertreue, zur Eintracht, dann, Brüder, seid ihr frei! Ich bringe daher ein Lebehoch den Eidgenossen, die der Väter Sitten nachahmen und sich von fremden und eigenen Fesseln freimachen. Sie leben hoch!"

Das mochte freilich für Viele, für die Meisten tauben Ohren und leeren Herzen predigen heißen. Dennoch zeigt das Wort des einflußreichen und geachteten Mannes, wohinaus ein Theil der Schweizer, und der gesundeste, sein Streben richtete. Die Jugend aber wollte Kampf, wollte Selbsthülfe gegen die Feinde der Reform, gegen die Jesuiten insbesondere. „Wort und That dem Vaterlande!" stand über der Rednerbühne des Festes, und darauf anspielend, riefen die Eifrigen zur That auf. „Vereinigt euch zum heiligen Kampfe, zur Vertreibung des Ordens!" riefen die Einen. Munzinger warnte dagegen und sagte: „Ist Schwarz Trumpf in Basel? Was glaubt ihr nun?" („Nein!") „Ist denn Roth Trumpf?" („Nein!" „Ja!") „Nein! Denn Roth ist die Farbe der Jesuiten! Schon Goethe sagt: ›Roth- und Violettstrumpf haßte ich immer!‹ — Weiß und Roth ist Trumpf und soll Trumpf bleiben in alle Ewigkeit! Der weiß und rothen Fahne, dem Vaterlande mein Hoch!" Das überstürzte alle schwarze, alle rothe Sonderbündelei! Nichtsdestoweniger schlugen die Jungen einen Schützenbund vor, um den Kampf einzuleiten. Druey warnte und sagte: „Hütet euch, den Jesuiten dadurch den schönsten Triumph zu bereiten, daß ihr zu ihren Mitteln greift!" Dieser Gegensatz führte zu mehren heftigen Scenen, die nur mit Mühe durch Munzinger und Männer, die wie er dachten, beigelegt wurden.

Aber der Geist, der die jüngern Leute, die heftigern Charaktere trieb, war nicht mehr zu halten. Der Freischarenzug unter Ochsenbein war die Folge. Seine Niederlage war naturgemäß; aber wie schon Machiavel sagt, nützen dergleichen Niederlagen Denen, die sie erleiden, meist dadurch, daß die Gegner im Siegestaumel über das Ziel hinauseilen. Der Sonderbund war die Folge des Freischarenzugs und die Folge des Sonderbundes war der Sieg über die Jesuiten, die neue Bundesverfassung und die Einheit der Schweiz, wie sie heute hergestellt ist.

So haben die Schützenfeste mehr denn alle andern Mittel den neuen Bund in der Schweiz herbeiführen helfen. J. Venedey.

Liebesbriefe des Alterthums.

Von Heinrich Asmus.

Seit Adam's Zeit blieb unter allen Zonen die Liebe sich gleich, nur ihre Kundgebung war dem Wechsel unterworfen. Ein spanisches Guitarrenliedchen, ein livonisches Daino und die Serenade, welche der sicilische Schäfer vor der Grotte seiner Amaryllis singt — wie in der dritten Idylle Theokrit's zu lesen — haucht dieselben Gefühle, dieselbe Empfindung aus, nur die Eindrücke der Accorde sind verschiedenartig. Der sogenannte „Kiltgang" eines appenzeller Bauernburschen, die mitternächtliche Herzensergießung eines süddeutschen Naturjohns auf der mühsam angelegten Leiter am Kam-

merfenſter ſeiner Schönen (das Fenſterln), und der Selam, dieſe hieroglyphiſche Blumenſprache, womit die Bewohner des Morgenlandes durch die geheime Ueberſendung einer Hyacinthe oder Narciſſe der Geliebten ihre Gefühle entdecken, durch eine Orangenblüte Hoffnung, durch eine Ringelblume Verzweiflung, durch eine Sonnenblume die Beſtändigkeit, durch die Tulpe die Beſchuldigung der Untreue, durch die Roſe Schönheit andeuten, oder in welchem der türkiſche Gärtner durch Anordnung der Blumentöpfe ſeiner luſtwandelnden Gebieterin ein Liebesbriefchen ſchreibt — Alles gibt das Eine, die Liebe, kund, ſo verſchieden auch die Ausſtrömungen einer und derſelben Leidenſchaft in ihren Gebehrden und Aeußerungen ſein mögen. Wenn doch alle dieſe Scenen von einem Ramberg oder Tardieu durch ihre Pinſel verewigt wären! Gewiß, es gäbe eine allerliebſte Bildergalerie.

Doch Scherz beiſeite, ich will dafür lieber gleich eine alte griechiſche Sitte bemerken, die, ſo wie Alles, was der feingebildete Grieche angab, das Gepräge griechiſcher Verfeinerung und Bildung anſchträgt. Man hatte nämlich im Alterthum die Gewohnheit, werthvolle irdene Vaſen mit den ſchönſten Zeichnungen und Gemälden zu verzieren und ſie an den Ort des Hauſes hinzuſtellen, der am meiſten beſucht wurde. In Samos, Korinth, Sicyon und namentlich in den blühenden Städten Siciliens und des untern Italien waren allem Anſchein nach ganze Fabriken ſolcher Schmuckſachen, auf denen Malerei und Plaſtik miteinander wetteiferten, um, beſonders den Vaſen, die geſchmackvollſte Umrandung, die ſchönſten Henkelwindungen und die zierlichſten Zeichnungen zu geben. Wollte man nun einem ſchönen Mädchen oder Jünglinge ſeine zärtlichen Empfindungen zu erkennen geben, ſo gab man einem Vaſenkünſtler Auftrag zu einem derartigen Gefäße mit einem entſprechenden Gemälde, das dem in der Bilderſprache geübten Griechen ungemein leicht zu entziffern war und machte bei der erſten ſich darbietenden Gelegenheit damit dem geliebten Gegenſtand ein Geſchenk. So nur laſſen ſich die Darſtellungen auf Vaſen erklären, welche man viele Jahrhunderte ſpäter in den ſtillen Wohnungen der Todten unter der Erde aufgefunden hat und die noch gegenwärtig Zierden ganzer Vaſenſammlungen ausmachen, die man nicht nur in Italien und Frankreich, ſondern auch in Deutſchland und England antrifft und von Kennern als Seltenheit bewundert werden, mit Böttiger zu reden. Auf einer ſolchen Vaſe, erzählt der ebenerwähnte Autor in ſeiner „Sabina“, überreicht ein in ein Sklavengewand gekleideter Liebhaber einem Mädchen, das oben aus einem Fenſter blickt, drei Aepfel, während ein Anderer ihm zur Seite ſteht und dem verliebten Abenteuer durch eine Fackel die nöthige Beleuchtung gibt. Auf der Rückſeite ſteht das Mädchen dem Jünglinge gegenüber und hält mit vorgeſtreckter Hand die drei Früchte, während der Jüngling in beſcheidener, faſt bittender Stellung mit einem Blümchen im gefalteten Buſen geſchmückt, ſeine Leiden zu klagen ſcheint. Wer möchte nun noch daran zweifeln, daß die Auflöſung der beiden Gemälde dieſer Vaſe eine Liebeserklärung, ein Liebesbrief ſei? Bekanntlich waren ja der Venus Aepfel, beſonders Quitten und Granatäpfel geheiligt; wer nun dieſe Früchte einem Andern ſchickte oder gar zuwarf, was auch wol mitunter geſchah, machte ſie gleichſam zu ſprechenden Geſchäftsträgern der Göttin von Paphos. Noch bis zu dieſem Augenblick heißt ein derartiger Liebesapfel auf der Inſel Sicilien der Bräutigamsapfel und viele alte Denkmäler erhalten erſt dadurch, daß man in dem Apfel eine Liebeserklärung andeutete, ihre Bedeutung. In Ermangelung des Apfels vertrat auch eine angebiſſene Feige die Stelle eines ſymboliſchen Liebesbriefs, wie man noch überhaupt dieſe Früchte als Geſchenke für gute Freunde wählt. Wie bedeutend mußte nun vollends eine Vaſe mit einem ebenerwähnten Gemälde als Spende eines Jünglings ſein, welche er der Geliebten an ihrem Geburtstage oder ſonſt bei einer andern feierlichen Gelegenheit übermachte.

Allein damit begnügte man ſich im Alterthum nicht; man ging noch weiter und ſetzte ſelbſt mit einigen Worten die geſchriebene Erklärung ſeiner Abſicht auf die Vaſe. So finden ſich auf einer derartigen Vaſe, die ſich früher in der berühmten Muſtrill'ſchen Sammlung zu Neapel befand, jetzt aber ſchon ſeit geraumer Zeit unter den Mengs'ſchen Kunſtwerken nach Petersburg gewandert iſt und wovon Mazochi uns glücklicherweiſe eine Abbildung erhalten hat, die Worte eingegraben: „Schön iſt Kalliſtes!“ Die Abbildung aber iſt nach Böttiger's Mittheilungen kurz dieſe: Ein geflügelter Genius in einem langen feſtlichen und mit eingewirkten Blumen geſchmückten Talar gießt eine Libation auf die lodernde Opferflamme eines kleinen Altars und darüber ſtehen in altgriechiſchen Schriftzügen die angeführten Worte. Die Beſtimmung ſowol wie die Darſtellung dieſer Vaſe iſt gar leicht zu finden. Der ſchöne Kalliſtes

erhielt ſie zu ſeinem Geburtstage, der durch die Libation entſprechend bezeichnet wird, als Geſchenk oder Angebinde. Ganz unverkennbare Züge eines Liebesbriefs trägt auch eine Vaſe an ſich, die ſich wol noch gegenwärtig im Beſitz des Abbate Vivenzio zu Neapel befindet, deſſen Alterthumsſammlung nach der Hamilton'ſchen für eine der ſchönſten und ausgeſuchteſten in jenen Gegenden gilt, wie Gerning in ſeinen „Reiſen durch Oeſtreich und Italien" erzählt. Dieſe Vaſe nämlich trägt die griechiſche Inſchrift: „Der ſchönen Klymene." Jeder Fremde, der dieſe Vaſe geſehen und Gelegenheit hatte, ihre Schönheit zu bewundern, huldigt nach Verlauf vieler Jahrhunderte noch jetzt der ſchönen Klymene.

Das waren doch noch Liebesbriefe von Dauer! Denn in unſerer Jetztzeit iſt ein gewöhnliches Billet doux und wäre es ſelbſt auf parfümirtes Roſapapier geſchrieben, mit Goldlack verſiegelt und mit „ſympathetiſcher" Tinte geſchrieben*, ſchon nach einer Woche oder doch nach einem Monate vergeſſen, geſchweige denn nach einem Jahrhundert. Allenfalls ließen ſich dieſe auf Thon gemalten Liebesbriefe des Alterthums mit der Galanterie eines Malers aus der alten Schule, des großen Rafael von Urbino, vergleichen, welche der Kunſtfreund noch augenblicklich auf einer Schale der ſehenswürdigen Sammlung von Majolikagefäßen in dem Muſeum zu Braunſchweig mit Vergnügen erblickt und womit ſich, nach einer alten Sage, wie Böttiger erzählt, der verliebte Künſtler den ſchönſten Minneſold von des Töpfers Tochter verdiente, die er durch das Gemälde auf dieſer Schale verewigte. Wäre es nun ein zu großer Uebergang, wenn unſere Porzellanfabriken, die ja ſchon Mundtaſſen mit den Anfangsbuchſtaben und den zierlichſten Verzierungen einfaſſen, von dieſen zu einem porzellanenen Liebesbriefchen, freilich im Geſchmacke der Alten, übergingen? Iſt denn nicht ſchon Aehnliches vorhanden in den mit der Silhouette der Schenkenden bemalten Porzellantaſſen oder gar Vaſen, wie dergleichen eine die berühmte Stickerin, die Frau Hofräthin von Schlözer, von der Königin von Preußen zu Anfang dieſes Jahrhunderts zum Geſchenk erhalten? Ein ſolcher Uebergang würde noch überdies dem Scharfſinn eines transatlantiſchen Antiquars Gelegenheit geben, eine zerbrochene Scherbe von einem ſolchen deutſchen Liebesbriefe noch nach Jahrhunderten zu entziffern und einen Vergleich über die Kunſt von Sonſt und Jetzt anzuſtellen.

Die alte Bühne.

Von Profeſſor Schönborn.

III.

Die Schauſpieler, welche den Dialog in fremden Rollen durchführten, wurden dem Dichter durchs Loos zugewieſen; gewöhnlich ſpielte er überdies ſelbſt die Hauptrolle im Stücke, ſodaß außer ihm nur ein bis zwei Schauſpieler nöthig waren; denn mit ſo geringen Kräften wurde die eigentliche Handlung dargeſtellt. Die Zahl der im Stücke auftretenden und handelnden Perſonen war dagegen nicht auf zwei bis drei beſchränkt, ſondern gewöhnlich viel bedeutender und es mußten daher, indem dafür geſorgt war, daß nicht alle Perſonen zu gleicher Zeit auf der Bühne anweſend waren, mehre Rollen von *einem* Schauſpieler übernommen und durchgeführt werden. Nimmt man nun dazu, daß, wie alsbald bemerkt werden ſoll, das Coſtüme der Schauſpieler eine beſondere Einübung darauf nöthig machte, ferner daß die Größe der Theater eine beſondere Gewandtheit der Stimme, ſich auf große Strecken hin verſtändlich zu machen, vorausſetzte, ſo erſieht man leicht, wie Niemand auf gut Glück hin als Schauſpieler auftreten konnte. Sie konnten vielmehr einer ſyſtematiſchen Einübung und Heranbildung für ihren Beruf nicht entbehren und mußten im Spiel wie im Vortrage ſelbſt große Gewandtheit ſich angeeignet haben, weil das Volk, namentlich zu Athen, durch anderweitige muſiſche Leiſtungen und durch die Vorträge der öffentlichen Redner an Ausgezeichnetes gewöhnt, ſelbſt kleine Verſehen im Aeußern ſtark zu rügen wußte. Zudem mußten die Schauſpieler auch die Frauenrollen übernehmen, weil die alte Sitte den Frauen das Auftreten auf der Bühne nicht geſtattete. So war es denn nicht leicht, als Schauſpieler aufzutreten und man wußte die mannichfache Mühe und Arbeit, die der Schauſpieler aufwenden mußte, um öffentlich mit Erfolg auftreten zu können, wohl zu würdigen, denn nicht ſelten wird berichtet, daß Schauſpieler bei Staatsangelegenheiten gebraucht wurden.

In Bezug auf das Coſtüme finden wir ſo viele Abweichungen von dem bei uns Bräuchlichen, daß es auf den erſten Anblick ſchwer hält, ſich in Alles zu finden und es für angemeſſen zu erachten, wie es in der That war. Die Schauſpieler waren nicht allein mit prächtigen, ihrer Rolle angemeſſenen Gewändern bekleidet; die Kleidung war auch möglichſt reichlich. Groß und faltenreich war das

Untergewand, welches sie trugen, nicht minder faltenreich auch das darübergeworfene Oberkleid, ja letzteres reichte nicht selten bis auf die Füße herab, oder schleppte gar dem Schauspieler nach; prächtig von Farben, mit kostbaren Säumen eingefaßt, wurden die Gewänder durch glänzende Gürtel zusammengehalten. Die Schuhe hatten sehr dicke, holzenartig erhöhte Sohlen, um die Höhe der Person zu heben und zu gleichem Zwecke trug der Schauspieler mitunter einen hohen perückenartigen Kopfaufsatz. Der erhöhten Körpergestalt mußten auch die übrigen Körpertheile entsprechend sein und so erhielten denn die Arme eine Verlängerung durch eine Art Handschuh, die in künstliche Hände vorn ausgingen. Der Umfang und das Aussehen des Körpers wurde durch Polster mächtiger gemacht und das Gesicht des Schauspielers wurde mit einer Maske bedeckt. Das Meiste von alle Dem mag uns seltsam, Manches sogar als eine Verunstaltung der Kunst erscheinen; aber für die hellenischen Verhältnisse war Alles fast nothwendig. Ich beginne mit Dem, was zunächst und vornehmlich Anlaß erregen dürfte, mit den Masken. Denn in Bezug auf sie täusche ich mich wol nicht, wenn ich den Schrei des Unwillens voraussetze: „Unendlich viel geht dadurch unwiederbringlich verloren, das ganze Mienenspiel, die Hauptkunst und Hauptannehmlichkeit bei dem Spiele, wofür keine Vollkommenheit im Uebrigen Ersatz bietet. Gesetzt auch, daß das Auge in soweit freibleibt, daß dessen Glanz nicht entbehrt wird, was will das allein sagen, wenn doch Das, was dazu in nächster Beziehung steht, unsern Blicken entzogen wird und dafür das starre Antlitz der Maske unausgesetzt uns entgegengrinst? So hätten denn jene Schauspieler auch beim Lachen, Weinen, bei leidenschaftlichen Bewegungen der Freude, des Zorns, der Trauer den Zuschauern keine andere Miene gezeigt?“ Sie haben es nicht und konnten es wegen der Masken nicht. Aber wenn sie es auch vermocht hätten, hätten die Zuschauer dadurch etwas gewonnen? Nichts; denn all dergleichen Veränderungen konnten wegen der Größe der Theater und wegen der Entfernung, in der die Zuschauer von der Bühne waren, von diesen nicht mehr wahrgenommen werden; unsere beliebten Operngucker aber waren den Hellenen noch nicht bekannt. Vor allem müssen wir also festhalten, daß die Zuschauer durch die Masken nichts einbüßten. Sodann aber unterstützten die Masken die Stimme der Schauspieler und darauf mußte man sinnen, weil sie ohnedies nicht im Stande gewesen wäre, den ganzen Raum des kolossalen Theaters zu erfüllen. Ferner gaben die Masken statt der feinern, aber den Zuschauern nicht bemerkbaren Gesichtszüge zwar gröbere und stärkere, aber eben darum auch sichtbarere und in all dieser Beziehung sehen wir demnach, wie das Anwenden der Masken nicht auf einer Art Eigensinn, nicht auf Mangel an Bildung oder an Sinn für Schönheit beruhte. Zudem sind jene Masken, wie sich aus manchen uns erhaltenen Darstellungen derselben schließen läßt, keineswegs so roh gewesen, wie derartige Fabrikarbeit unserer Tage sie oft gibt und es braucht also mit starken und groben Zügen keine Unnatur oder Entstellung des Antlitzes verbunden gewesen zu sein. Wenn aber jene Schauspieler Heroen oder gar göttliche Wesen darzustellen hatten, so ist dies durch gewaltige Züge charakterisirte Antlitz, das den Schauspielern durch die Masken und deren stärkere Färbung verliehen wurde, gewiß sehr angemessen gewesen. Daß ferner, um die Statur als eine gewaltige, als die eines Heroen erscheinen zu lassen, auch die Körpergröße erhöht, deswegen die Gliedmaßen verlängert, der Körper umfangreicher gemacht werden mußte, wird nun wol von selbst einleuchten. Ja zu alle Dem waren die Hellenen gezwungen, wenn sie theils dem Gesichte der Zuschauer zu Hülfe kommen wollten, theils die Erscheinung des Schauspielers dem Bilde, was die Hellenen von einem Heroen insichtrugen, entsprechen sollten. Damit aber dadurch keine Verunstaltung des Körpers entstünde, waren dem Schauspieler die langen faltenreichen Gewänder gegeben, denn von ihnen verhüllt war es nicht möglich, die einzelnen Gliedmaßen ihrer Länge nach genau zu übersehen. Die freie Action und Bewegung des Schauspielers mußte dadurch freilich mehrfach behindert sein, aber unbedeutend ist sie darum gewiß doch nicht geworden. Da nämlich die Verse der antiken Dramen nicht so schnell recitirt werden konnten, wie oft bei uns geschieht, schon wegen der Kraftanstrengung, mit der jedes Wort in dem gewaltigen Raum des Theaters gesprochen werden mußte, so mußte demgemäß auch die Raschheit der Bewegungen ermäßigt werden. Außerdem wechseln die Personen in den antiken Trauerspielen (und auf sie bezieht sich besonders die ausgezeichnete abjonderliche Kleidung der Schauspieler) nicht so oft ihre Stelle auf der Bühne wie bei uns; ein anhaltendes oder unruhiges Herumgehen auf der Bühne, wie in unsern Dramen oft nöthig wird, findet dort nicht statt. Gruppenweis weilen die Schauspieler an einer und der-

ſelben Stelle meiſt längere Zeit hindurch, ehe eine auffallendere Bewegung einzutreten braucht. Die hohen Schuhe beeinträchtigten darum das Spiel ſehr wenig, oder konnten es doch nur ſelten. Wenn aber überdies Uebung Gewaltiges leiſtet, ſo können wir dreiſt behaupten, daß die Schauſpieler trotz der unbequemen Fußbekleidung doch nichts Linkiſches oder Steifes in ihrer Bewegung werden gehabt haben. Noch jetzt bewegen ſich, tanzen ſogar Griechinnen in Pantoffeln, die vorn nur ein ſo winziges Oberleder haben, daß es kaum einen Theil der Zehen bedeckt, mit der größten Leichtigkeit, während der deſſen ungewohnte Abendländer bei jedem Schritte die Schuhe ſeinen Füßen entgleiten läßt. Wie ſollten demnach nicht die Schauſpieler der Alten weit geringere Schwierigkeiten mit Leichtigkeit beſiegt haben!

Antike Dramen wurden ferner nicht ſo oft aufgeführt und hielten ſich nicht ſo dauernd auf dem Repertoire, wie bei uns der Fall iſt. Die meiſten wurden nur einmal aufgeführt, nur die Werke geprieſener Dichter mochten die Gunſt der Wiederholung öfters erlangen, andere brachten es ſelten zu einer Wiederholung, am erſten noch dann, wenn der Dichter, nachdem ſein Stück bei der erſten Aufführung den Beifall des Publicums nicht gefunden hatte, daſſelbe umgearbeitet hatte und es dann von neuem auf die Bühne brachte. Es war aber dieſer Beifall nicht das Einzige, was er bei der Aufführung erſtrebte, dem glücklichen Sieger wurde dadurch daß er ſiegte auch noch eine beſondere Ehre zutheil. Die theatraliſchen Aufführungen dienten nämlich nicht blos zur Unterhaltung der Zuſchauer, ſie waren auch zugleich Wettſtreite, die die Dichter gegeneinander eingingen. Eigens dazu eingeſetzte Kampfrichter beſtimmten, wer den Preis errungen habe und der ſiegreiche Trauerſpieldichter wurde den verſammelten Zuſchauern vorgeführt und mit dem dem Apollo geweihten Epheu öffentlich bekränzt. Der Chorage, der die Koſten der Aufführung beſtritten hatte, wurde dadurch geehrt, daß auf einem ehernen Dreifuße, der oft mit kunſtvoller Arbeit geſchmückt war und auf einem hohen Unterſatze bleibend öffentlich aufgeſtellt wurde, ſein Name nebſt andern auf den Sieg ſich beziehenden Umſtänden eingegraben war. In dem Wettſtreite kämpfte der tragiſche Dichter ſtets mit drei Trauerſpielen, einer Trilogie, oder in ſofern das vierte ihnen beigegebene Satyrdrama dazu gerechnet wird, mit einer Tetralogie gegen eine gleiche Zahl von Stücken anderer Dichter, der Luſtſpieldichter trat mit einer Komödie einzelnen anderen Dichtern gegenüber auf.

Was endlich den Chor anlangt, ſo befand er ſich der Regel nach nicht auf der Bühne, ſondern in der Orcheſtra und hier verblieb er auch meiſtentheils, ohne die Bühne zu betreten. Er kam meiſt durch die Seiteneingänge zur Orcheſtra, geordnet und unter Geſang herein und zwar von der den Zuſchauern zur Rechten liegenden Seite, wenn man ſich denken ſollte, er komme von der Stadt oder dem Orte, wo die Handlung vorfüchging, andernfalls von links, her. In der Blutenzeit der helleniſchen Kunſt war er der beſtändige Begleiter der tragiſchen Handlung d. h., in jedem Drama war auch ein Chor da, aber freilich nicht als handelnde Perſon; denn was in unmittelbare Beziehung zur Handlung trat, das hatte ſeinen Platz auf der Bühne, der Chor war nur ein theilnehmender Zuſchauer. Da nämlich die dramatiſchen Handlungen bei den Alten vor den Behauſungen, alſo öffentlich, unter freiem Himmel vorfüchgingen, ſo mußten ſie auch Solchen, die nicht dabei betheiligt waren, ſichtbar werden und dieſe Oeffentlichkeit der Handlung wird durch den Chor veranſchaulicht. Da ihm aber eine Theilnahme an der Handlung für gewöhnlich nicht zuſtand, ſo ſpricht er meiſt an geeigneten Stellen ſeine Theilnahme an Dem, was er ſieht, aus und zwar auf ſehr mannichfache Weiſe, bald als Bitte, bald als Rath. Nicht ſelten wendet er ſich auch, durch das Anſchauen der gewaltigen Thaten aufgeregt, im Gebete an die Götter, oder ſtellt Betrachtungen über die Schickſale der Menſchen an. Er thut alles Dies in lyriſchen, von der Muſik, beſonders der Flöte, begleiteten Geſängen und geht dabei, wo es angemeſſen war, zu Chortänzen über. Von deren Beſchaffenheit ſind wir freilich nicht ſo unterrichtet, daß ſich ein anſchauliches Bild von ihnen entwerfen ließe.

Der Alp oder das Alpdrücken.

Träumen iſt ein Vergnügen, wenn der Traumgott ſein gutes Spiel mit uns treibt, und liebliche Bilder vorgaukelt, in anmuthige Gegenden führt, mit Ehren und Glück überſchüttet und unſere ſüßeſten Hoffnungen ihrer heißerſehnten Erfüllung entgegenträgt. Wen je der Schlaf, dieſer alte Freund des Menſchengeſchlechts, mit ſolchen Zauberſpielen der Tauſendkünſtlerin Phantaſie gängelte, wird Leſſing beklagen, der niemals geträumt haben wollte. . . . Bös aber iſt der ſchwere, in-

fere, ängſtliche Traum und vor allem peinlich und angreifend jene Störung des Schlafs von ſeinem naturgemäßen Gange, den wir den Alp oder das Alpdrücken nennen.

Woher der Name ſtammt? — Von „Alf", der Einzahl von „Elfen" oder „Alfen" und zwar von jenen häßlich geſtalteten Schwarzelfen der altnordiſchen Mythologie, die unter der Erde hauſen und mit den Kobolden der griechiſchen und den Faunen und Satyrn der römiſchen Sagengeſchichte eine und dieſelbe Sippſchaft ausmachen. „Dieſe Schwarzelfen ſind ſchwärzer als Pech!" heißt es in den heiligen Urkunden der altnordiſchen Völker: der „Edda".

Mit nicht minder ſchreckhaften Namen belegen die Sprachen anderer Völker den Alp oder das Alpdrücken. Der Ephialtes oder Pnigalion der Griechen, der Incubus der Römer, der Macherik der Celten, der Alomkin der Magyaren, die Nightmare der Engländer, die Maren der Dänen, der Pesarolo der Italiener, der Mampeſado der Spanier u. ſ. f. ſind Ausdrücke, welche ſämmtlich phantaſtiſche Weſen, düſtere Kinder der Nacht bezeichnen.

Man ſieht hieraus, was es ſagen will „vom Alp gedrückt oder geritten werden"! Schaudert und grauſet dem Furchtſamen doch ſchon, wenn er nur von geſpenſtiſchen Erſcheinungen hört, geſchweige denn, wenn er ſie leibhaftig zu ſehen bekommt. „Da rieſelt eiſig Graun ihm durch die Glieder", und vermag er dieſe noch zu bewegen, ſo läuft er ſerſegelflügelt davon! Nun aber denke dir, ſchöne Leſerin, dich ſchlafend in einſamer Zelle um die Zeit der Mitternacht. Du träumſt von Ungeheuern, von ſchrecklichen Phantomen, blutigen Leichnamen, Gerippen, die ihren Gräbern entſteigen, von Gnomen und Kobolden, Furien und Hexen und ehe du dir's verſiehſt, fängt die ganze diaboliſche Rotte an, in häßlichen Verrenkungen und unter abſcheulichem Gelächter dein Lager zu umtanzen. Hiermit aber iſt der Spuk noch nicht zu Ende. Die Fratzengeſtalten rücken näher, hocken nieder vor deinem Bette, ihre langen, ſpitzen, fletſchenden Zähne knirſchen — ihre fleiſchloſen Gebeine krachen — ja, die Unholde greifen dich an und huſch! ſitzt ſo ein garſtiger Kobold auf deiner Bruſt und preßt ſie zuſammen. Du willſt den Eindringling abwehren, aber deinen Armen fehlt die Kraft, ſie ſind gelähmt; du willſt auf und davon, aber du biſt unvermögend dich zu erheben; du willſt ſchreien, aber dir verſagt die Stimme, denn du biſt dem Erſticken nahe... Endlich erwachſt du keuchend, ſtöhnend, ſchweißbedeckt, wie zerſchmettert und begierig ſucht dein Auge einen Lichtſtrahl, um den gräßlichen Eindruck zu verſcheuchen, den die ſchauerliche Erſcheinung auf dein Gemüth gemacht. Ermattung, Kopfſchmerz, Herzklopfen, als die leichtbegreiflichen Folgen dieſes wirren geſpenſtiſchen Traums, halten noch folgenden Tags an.

Zahl und Dauer der Anfälle ſind verſchieden. Manche bekommen in einer Nacht mehre Anfälle, Andere nur einen. Bei Einigen treten ſie eine geitlang jede Nacht ein, bei Andern liegen Monate, ja Jahre dazwiſchen. Die Dauer des Anfalls variirt zwiſchen einigen Minuten und zwei bis drei Stunden.

Das weibliche Geſchlecht, zarter organiſirt und nervöſer geſtimmt als das männliche, wird mehr als dieſes, keineswegs jedoch ausſchließlich vom Alp heimgeſucht. Auch wir derben Männer, gleichviel ob alt oder jung, haben der Anfechtungen recht harte zu beſtehen. Denn was für der Menſchheit ſchönere Hälfte das „Nachtmännchen", das iſt für uns — die Zauberin „Trude", nur mit dem Unterſchiede, daß dieſes myſteriöſe nächtliche Weſen in der verführeriſchen Larve eines wildſchönen Weibes, das Nachtmännchen dagegen als häßlicher Kakodämon erſcheint.

Uebrigens iſt die Traumviſion nicht immer eine und dieſelbe; ein anderes mal verkleidet ſich das Nachtmännchen auch wol in einen Räuber oder Mörder, einen Hund, Bären oder Ziegenbock u. ſ. w. und ſucht in dieſer Geſtalt ſein Opfer zu erdroſſeln. Auch in verſchiedenen Abſtufungen tritt der Alp gleich allen andern Krankheiten auf. So gibt es z. B. eine Varietät des Alps, wobei die Menſchen die ſeltſame Empfindung haben, als rauſchten und klängen durch ihren ganzen Körper Metallſaiten. Der Leſer ſoll nun aber nicht glauben, daß dieſe eigenthümliche „Species" des Alps ein Product der muſikaliſchen Erziehung unſerer Zeit — ein Schauderruf der Muſe Polyhymnia ſei, die ſich rächen wollte für die Profanation, die ihr durch die erlangte Allgemeinheit angethan. Wie viel Grund eine ſolche Vorausſetzung bei dem ſelbſt im kleinſten Städtchen aus allen Fenſtern uns entgegenſchallenden Pianofortegeklimper und ſeiner Einwirkung auf nervenreizbare Perſonen auch zu haben ſcheint, ſo iſt doch diesmal die Muſik unſchuldig, da der ſogenannte „klingende Alp", ſchon von altersher bekannt, die Epidemie der Muſikmanie aber eine entartete Tochter unſerer, an Drang und Wirrſalen ſo reichen Zeit iſt.

Wie viel milder nun aber auch sowol dieser klingende Alp als die sonstigen niedern Grade des Alps, im Vergleich mit der schauerlichen Symptomengruppe der höchsten Steigerung sich gestalten, immer sind, als constante charakteristische Zeichen, mehr oder weniger vom Nervensystem ausgehende quälende Empfindungen, Druck in der Herzgrubengegend und darauffolgende Brustbeklemmung damit verbunden. Es kommt darauf an, welchen Gang der jedesmalige Traum nimmt und was diesem zum Grunde liegt. Denn wenn der Traum auch seine Logik für sich hat und infolge seiner seltsamen Combinationsgabe die heterogenste Gedankenmosaik zusammensetzt, so gibt doch in der Regel irgendein im Wachen erhaltener lebhafter Eindruck oder der augenblickliche Körperzustand des Schlafenden den Ton an, oder variirt diesen wenigstens. So träumt man z. B. bei zu eng zusammengeschnürter Halsbinde, man werde erdrosselt; die herabgefallene Bettdecke gibt Veranlassung zu dem Traum, daß wir erfrieren; heftiger Durst läßt uns von klaren Quellen köstlich erfrischenden Wassers, starker Hunger von reichbesetzten Tafeln träumen u. s. w. Der griechische Arzt Galen erzählte Aehnliches von einem jungen Mann, welcher schon jahrelang an sehr heftigem nervösen Hüftweh litt. Infolge eines sehr starken Schmerzanfalls hatte er mehre schlaflose Nächte, bis eines Tags der kranke Theil, bisher Sitz von heftigem Brennen, allmälig kälter wurde, worauf die Schmerzen nachließen und der Patient einschlafen konnte. Nach einigen Stunden unruhigen Schlafs träumte ihm, er habe ein Bein von Marmor und in der That fand sich nach dem Erwachen, daß das Bein gelähmt war. Die Veranlassung zu diesem merkwürdigen Traume war ohne Zweifel der krankhafte Proceß, welcher während des Schlafs in dem Beine stattfand. Nach dem Aufhören der Nerventhätigkeit verschwanden mit der Vitalität des Gliedes auch die Schmerzen und das daraus resultirende Gefühl von Kälte ließ den Traum entstehen. Auf ähnliche Weise läßt sich auch wol der Traum Jakob's erklären, dem ein Engel in dem Augenblick, als er den Fuß auf die himmlische Leiter setzte, das Bein verdorren ließ? Hier noch einige Beispiele dieser Art. Der heilige Hieronymus, andächtigen Andenkens, war einst an einer Stelle des Leibes mit Blutschwären wie übersäet. Infolge dessen träumte ihm, ein Engel peitsche ihn tüchtig, weil er — zuviel Selbstgefälligkeit in seinen Stil gelegt habe! Beim Erwachen befühlte der Heilige die vermeintlich gepeitschte Stelle und fand, daß sie sehr schmerze. Ein Schuster, welcher schon längere Zeit an einer Entzündung des rechten Auges litt, träumte, seine Frau trage ihm dasselbe mittels eines Pfriemens aus. Ein heftiges Schmerzgefühl erweckte ihn plötzlich. Vergebens öffnete er die Lider des kranken Auges, vergebens trat er an das Licht, um mit demselben zu sehen — er war während des Schlafes einäugig geworden. . . . Eine Dame war in einer kalten Winternacht mit einem Arme außerhalb des Betts eingeschlafen. Eine unwillkürliche Bewegung brachte den Arm auf ihre Brust und infolge dieser Berührung des eiskalten Gliedes träumte ihr, sie umarme einen Leichnam.

Auch den Traumbildern des Alps liegt sehr häufig ein trauriges subjectives Moment, eine tiefere Bekümmerniß, die Vorahnung irgend eines großen Uebels, eines Verlustes, einer Untreue, eines Todtschlags u. s. w. zum Grunde. Solche Ideen, weiß man, setzen sich leicht fest in verzagten Gemüthern, martern und verfolgen sie den ganzen Tag und kleiden sich dann im Traume vollends in die düstersten Farben. Meistens aber ist die Ursache eine rein körperliche: Indigestion oder Vollblütigkeit mit ihren Begleitern und Nesterleiden, als da sind Störungen im Kreislauf des Bluts, Hämorrhoidalzustände und Stockungen in den drüsigen Unterleibsorganen, krampfhafte Affectionen der Magen- und Herzgrubennerven, die das Gehirn in Mitleidenschaft ziehen u. s. w.

Wer daher Anlage zu schweren Träumen und schon an und für sich keine recht freie Athmung, also vorzugsweise — Inclination zum Nachtmännchen oder der Zauberin Trude hat, meide vor allem zu reichliche Abendmahlzeit, zumal von schwerverdaulichen Speisen, rege, hauptsächlich Abends, sein Gemüth nicht auf, schwäche sich nicht durch Nachtwachen und Nachtarbeiten, helfe etwaigen Constipationen ab, meide Excesse leidenschaftlicher Art und hüte sich namentlich auch vor dem Tiefliegen auf dem Rücken mit überhängendem Kopf oder der Lagerung der Arme über den Kopf während des nächtlichen Schlafes —: Vorsichtsmaßregeln, die immerhin der Beobachtung nicht unwerth sein dürften, wiewol auch schon beim Nachmittagsschläfchen im Großvaterstuhl recht schwere, finstere, ängstliche und unheimliche Träume, ja wol gar mit Schlagfluß endend, geträumt worden sind. Vor solchem Unglück behüte der Gott mit dem Schlangenstabe und — dem Hahn (diesem Symbol der Wachsamkeit) Leser und Leserin!

Dr. Kibbeln.

Anregungen.

Julius Hübner's Bilder-Brevier.

Wie ſtreng die Grenzen der verſchiedenen Künſte gegeneinander ſind, wie ſchwer zum Ueberſetzen der einen in die andere, hat ſchon Leſſing bemerkt. So viel Verſuche gewagt worden, die Symphonieen Beethoven's in Worten wiederzugeben, ſo viele mißlangen.

Eher glückt es, den maleriſchen Gedanken, der ſchon im Bild feſtgehalten, nicht mehr wie in Ton und Klang ein nur vorüberſchwebender iſt, der zu uns ſpricht, wo jener und nur auffängt, auch im Wort zu ſeiner Erſcheinung zu bringen.

Dies Wagniß — denn das bleibt es immer — hat für die Meiſterbilder der dresdener Galerie Julius Hübner, ſelbſt ein gefeierter Maler, in ſeinem „Bilder-Brevier" (Dresden, Kunze, 1857) unternommen. Mit echtkünſtleriſcher Begeiſterung und poetiſchem Gefühl erſchließt er uns in anmuthig begleitenden Sonetten den Inhalt und den Sinn der vorzüglichſten Bilder, die zum größten Theil von O. Bürkner in vorzüglich gelungenen Originalradirungen wiedergegeben ſind.

Natürlich ſteht der erläuterte Text zuerſt vor der Sixtina, ſie iſt ihm „die Königin des Himmels und der Frauen". Ein Gedicht iſt ſchön und doch regt es die Frage an: Kann man aus dieſem verklärten, ſonnenlichtumglänzten und ſelber ſonnigen Antlitz jene unſühlbare Weihe und Heiligung leſen, die das Weſen der Madonna ausmacht? Darin Sixtiniſche Maria hat Schwärmerei, Ekſtaſe und Räuſch, als ob ſie noch zu ſchwer mit Erdenſtaub behaftet wären, weit unter ſich gelaſſen, ſie ſchwebt darüber und nicht bis zum Saum ihres flatternden Mantels reicht Das hinauf, was das Beſte auf Erden iſt — Demuth und Heiligung. Sie iſt ein plaſtiſches und ſehr begehrungsloſes Götterbild. Tiefer und richtiger, ſcheint uns, hat der Dichter den Charakter der Maria von Holbein erfaßt, wenn er darin das Weib in ſeiner höchſten und ſchönſten Beſtimmung als Mutter des Hauſes findet, die uns den Himmel ſchon auf Erden zeigt.

Hübner gibt uns noch zwei andere Auffaſſungen der Madonna — die des Francia, welcher er das Symbol „ewiger Liebe" nennt, und die des Correggio in dem berühmten Bild der Nacht. Allein auch den Jungfrauen dieſes „höchſten" Malers fehlt doch noch die Ehrfurchtſcheu; er läßt ſie ſtets im Kreiſe der umdrängenden Heiligen, in einer Fülle des Lebens als treuen ſchweſterlichen Chore erſcheinen. Und was erhebt ſie unſerem Dichter noch dazu? Ihre Gedankenfreudigkeit, ihr Lächeln, ihr hingegebenes Knien mit dem Kinde, es ſind — holdſelige glückliche Frauen. Nicht einmal ſeiner „Magdalena" iſt dieſe Irdiſchkeit verloren. Ein Hauch der Schwermuth — nicht der Reue — ruht auf ihrer weißen Stirn, ein in Sinnigkeit nach Sinnlichkeit ſchmachtender Blick, eine Dämmerungsſtunde des Tags und des Geiſtes iſt über ſie gekommen, kein unendlicher Schmerz fließt in ihren Thränen, wie in denen der gramvollen Frauen Murillo's. Murillo iſt der einzig wahre Maler des Katholicismus, ſein Grundgedanke iſt das Suchen Gottes, das Durchdringen des Irdiſchen vom Geiſte. Dieſe Sehnſucht findet Hübner in dem heiligen „Nahrungs" des Meiſters ſo ausgedrückt, daß auch er mit dem Dichter ſich nach jenem Lande aufſchwingen möchte, wo „die Seele das Eine hält, was einzig Noth".

An dem trefflich erläuterten Palma und Paul Veronese vorüber verweilen wir mit dem Dichter vor Tizian. Den Hauptwerth und Vorzug des großen Venetianers wird man ſtets in ſeiner ſchönen Charakterzeichnung der Köpfe und ſeinem tadelloſen Colorit finden. Als Muſter dieſer beiden Seiten ſeiner Kunſt können der Chriſtus mit dem Zinsgroſchen und ſeine Venus gelten. Eine gemalte Venus intereſſirt wider ſpricht eigentlich unſerem Gefühl. Nicht die Färbung, die Form ſchafft in ihrer Vollendung Götterbilder. Wie neu ſtehen dieſe venetianiſchen Liebesgöttinnen gegen die Venus von Milo zurück! Der Marmor bleibt immer todt, kreidig und kalt, während die Farbe, welche die Wallung des Blutes nachahmt, die Sinnlichkeit hervorruft. So mahlt Tizian, wie Hübner anerkennt — das „Holdſeligſte auf Erden". Wir ſtimmen dem nicht ganz ein. Correggio gilt uns ſein „Cristo della moneta". Die venetianiſche Schule, Paolo Veroneſe voran, entbehrt — wie vor ihr die Kunſt überhaupt, ſo jetzt beinahe die heilige Geſchichte auf den Banden des Ueberirdiſchen, ehe ſie ſo ganz irdiſch geſchehen, an ſinnig Zufälligkeiten gekettet, wie Felle und Thieren in der Stadt der Lagunen. Ein wenig ſpäter einen und den andern humoriſtiſchen Zug darin zu, ſpielende Affchen in der Hochzeit von Kana, denn ſo war das Leben von jeher, es miſcht die widerſprechendſten Elemente im bunten „Durcheinander" zuſammen. So heißt auch auf dem Bilde Tizian's weder Chriſtus noch der Pharisäer einen Anflug von Idealität, aber der Vorgang ſelbſt mit in nicht nachzuahmender Schärfe und Ueberzeugung heraus; hat er nicht die Kraft der Idee, ſo doch die bezwingende Gewalt des Factums, das ſich vor uns ereignet. Mit welch feinem Verſtändniß hat dies Hübner herausgefunden, der in ſeinem Sonett auch nur und allein das Factum erzählt!

Für „Rembrandt und ſeine Gattin", für Gerhard Dow's „Schatz im Krüge" hat der Dichter ſehr glückliche Worte gefunden, die „Bauernſchlägerei" von Adrian Brouwer aber wäre vielleicht beſſer unbeſungen geblieben. Von Correggio und Rembrandt ſind einſame ſchweigende Gegenden gewählt, die Tannen mit dem Mondenfall von Correggio, der Judenfriedhof von Rembrandt. Hier galt es, weniger das Gemälde zu beſchreiben, als den Unterſchied beider Meiſter zu erfaſſen. Rembrandt iſt der Maler der Stim-

mungen, subjective erregt — nicht „die Seele", seine Seele malt er in die Nachtwolken hinein, vor er wie ebenso viele Florschleier um die Leichenurne hängt, er ist wie Hamlet mit Horatio auf dem Kirchhof; Overbeck dagegen hat etwas von der objectiven Ruhe Shakespeare's, unter seinen Lauben, in dem melancholischen Rauschen seines Wasserfalls legt die Trauer der Natur wie eine versöhnte Miene mit allen ihren wunderbaren Geheimnissen. Gritzner hat ein Bild von Overbeck den Gedanken grüner, sonnenvoller Getreidefelder, an „ein gesegnet Land" und erweckt, er ist immer melancholisch ernst und groß — etwas von Ossian, von Dante — Rudhart dagegen ist Childe Harold, eine erregbare, grübelnde Seele.

Und so können wir fort und fort das ganze, anmuthig ausgestattete Buch, die schönste Erinnerungsgabe an einen Besuch Dresdens, durchgehen und Bild und Gedicht würden uns anregen zum Austausch übereinstimmender oder durch den Dichter geweckter Empfindungen. Denn nicht immer kann Das, was man bei einem berühmten Bild solcher Sammlungen empfunden wird, bei Allen das Gleiche sein. Julius Hübner gibt jenen die Stimmung einer rein dichterischen Bildung. Er gibt sie in anmuthigster Form und tiefempfindend. Zugleich entdeckt Witz und Scharfsinn oft Beziehungen, die uns überraschen; wer sinnig ist die Deutung des Selbstporträts des zarten Richter, und der Brief, den er schreibt, so treffend ist er in Verbindung gebracht mit der hinter ihm sichtbaren Wandkarte! Und so in öfterer Wiederkehr.

Mit einem Zuspruch „An die Strebenden" schließt das interessante Buch, würdig wie es begonnen und in künstlerischer Weihe. Es ist wieder ein Zeugniß der rastlosen Bestrebungen dieses Künstlers, über das Gebiet des Gewöhnlichen hinauszugehen und die ganze Fülle Dessen, was er auch noch über den nächsten Beruf hinaus zu bringen stolz sein darf, der Mehrung des Reichs der Wahrheit und Schönheit zugute kommen zu lassen.

Die Affecte und Leidenschaften.

Während der blos praktisch lebende und genießende Mensch die Affecte und Leidenschaften in sich auf- und abwogen fühlt, ohne sich das Wesen derselben zum Bewußtsein zu bringen, hat der theoretisch wissenschaftliche den Vorzug, das innerlich Erlebte und Gefühlte zugleich zu erkennen. Er wird nicht blos vom Pathos ergriffen, sondern macht sich auch Wesen, Ursprung und Bedeutung desselben klar, ordnet jene Erregungen in Classen und betrachtet sie in ihrem Verhältniß zu seiner leiblichen Organisation.

Diese psychologische Erkenntniß der Affecte und Leidenschaften ist von Wichtigkeit auch für das Leben. Denn nur zu leicht wird Der ihre Beute, der sie nicht leitet, beherrscht, ihnen widerstrebt. So sind Die am Gemüth krank, deren Geist durch eine vorherrschende Leidenschaft zerrüttet ist.

Von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir ein Werk willkommenheißen, das zu dieser Kenntniß in weitern Kreisen beiträgt: „Geschichte der Seelengefühle vom naturhistorisch rationellen Standpunkt mit Berücksichtigung ihrer ästhetischen Seite. Für gebildete Leser herausgegeben von Dr. Theodor Wittmack" (Leipzig, Kollmann, 1856). Schade, daß der löblichen Absicht nicht eine gleich löbliche Ausführung ward! Denn zunächst fehlt es dem Verfasser an einem wissenschaftlich soliden Unterbau, und nur Der kann die Wissenschaft zu popularisiren suchen, der eben die Wissenschaft schon besitzt. Die Polemik, in der sich der Verfasser gegen Carus ergeht, zeugt von mangelndem Verständniß oder von streitsuchender Absicht. So ist doch wol nichts erweisener, als daß der Liebe auf einem polaren Gegensatz zwischen Mann und Weib beruht, und Carus ist daher in seinem vollen Recht, den Geschlechtsunterschied von diesem Gesichtspunkt aus aufzufassen. Dagegen ist dem Verfasser „die Lehre vom polaren Gegensatz im organischen Bau (sic) der Naturgeschichte eine unhaltbare geworden. Aufgekommen in einer Epoche, wo an der sonst naturhistorischer Forschung eine feinspinnende Speculation befehligte und wo man, wie selbst die engere Naturwissenschaft, die Medicin, bekundet, der sonderbaren Idee zu huldigen pflegte, die Einheit und das cooperirende Schaffen in der Natur aus der Wirkung entgegengesetzter Kräfte zu erklären; gleich als könne diese nicht von anfänglicher Einheit aus nach entgegengesetzten Richtungen hinwirken, mußte sie unumgänglich fallen, seitdem man sich der ausschließlichen Bemühung hingegeben, statt eines Spiels von Kräften die Basis dieser Kräfte, die Materie selbst zu studiren und gleichsam Naturerfahrung zu sammeln. So fand man Einheit im Großen wie im Kleinen: Harmonie, nicht Contrast; Auflösung, keine Gegenzüglichkeit. Es hieße in der That einen sonderbaren Umweg nehmen, wenn man annehmen wollte, daß die Natur, um resultative Einheit zu erzielen, zu einer auf Contraste sich stützenden Einleitungsthätigkeit ihre Zuflucht nehmen müßte."

Solche dunkle Urtheile, welche die tiefsten, auf Erfahrung gegründeten Ideen als abgethan betrachten, finden wir in diesem Buche noch öfter.

Wie gegen die Idee der Polarisation, so kämpft der Verfasser auch gegen die in Carus' „Psyche" angenommene unbewußt wirkende Seele. Und doch ist nichts erweisener, als daß die den Leib bildende Seele eine unbewußt wirkende ist, ja daß die Macht und der Einfluß des unbewußt, instinctartig im Organismus wirkenden größer ist als der der Intelligenz.

Der Verfasser hat zwar einen reichen Stoff in seinem Werke aufgespeichert und durch diese Reichhaltigkeit wird dasselbe vielfach anregend und unterhaltend, aber wie die Eintheilung und die wissenschaftliche Begründung eine seltsame ist, so wirkt auch hier der nach Geistreichheit haschende Stil befremdend.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 22.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Der Buchhalter.

Eine Schilderung aus dem Geschäftsleben.

I.

— Herr Brunner ist in der wahrhaftigsten Bedeutung des Worts ein „Buchhalter" geworden. Wie er sich als solcher ausnahm, werden wir später sehen.

Jetzt ist es ein blühender, hoffnungsvoller Jüngling, welcher in einem bedeutenden, mit dem Auslande verkehrenden Handelshause binnen kurzem seine Lehrzeit zurückgelegt haben wird. Noch ist er unschlüssig, ob er von hier aus seine Schritte nach Italien, nach Paris oder nach London wenden soll. Er hat in allen drei Zungen gründliche Studien gemacht und glaubt in der Ferne Ehre damit einzulegen. Mit großer Gewissenhaftigkeit hat er in der letzten Zeit vermieden, ein Liebesverhältniß anzuknüpfen, weil es die Ehrlichkeit seiner Gesinnungen nicht zuließ, daß er, mit Auswanderungsideen umgehend, ein schwaches Herz an sich fesselte, um sich bald darauf von dem weinenden Mädchen loszureißen und in die graue Ferne hinaus einer glänzenden Zukunft entgegenzueilen. Der edeln Charakterstärke jedoch, die diesen Zug verrieth, fehlte noch eine höchst wichtige, ergänzende Eigenschaft — die Entschlossenheit, denn, wie gesagt, Herr Brunner schwankte noch in seiner Wahl, ja viele Schwankungen wurden noch vermehrt durch den plötzlich auftauchenden Wunsch, Bewohner eines der großen Handelsplätze jenseit des Oceans zu werden — als ihn mitten in diesen schwindelnden Plänen das Anerbieten eines Handelshauses in der Nachbarstadt überraschte, das ihn für sein Contor engagiren wollte.

Der Gehalt, der geboten wurde, war lockend und die Firma besaß, wie Herr Brunner wußte, ausgedehnte Verbindungen mit dem geliebten Auslande. Noch schwankte er — schwankte solange, bis er dem Chef dieses Hauses seinen persönlichen Besuch machte und vor Schreck und Erstaunen über die Eleganz des Zimmers, worin er empfangen wurde, über die Intelligenz des kleinstädtischen Großhändlers und vor allem über die eigene Kleinheit — vor der Hand alle seine weitern Pläne fallenließ.

Herr Brunner bedurfte nun allerdings der in einer phantasiereichen Abendstunde für das städtische Tageblatt aufgesetzten Annonce nicht, in welcher er „bei seiner Abreise nach Paris (oder London) allen Freunden und Bekannten ein herzliches Lebewohl zurief", auch hatte er nicht nöthig, sich vom Kopf bis zum Fuß zwei mal (ganz in Schwarz) neu zu kleiden und eine bequeme Reisemütze zu kaufen, sondern packte eines Tags seine Habseligkeiten in einen Koffer, machte einige wenige Abschiedsvisiten, bei denen man überall große Freude darüber äußerte, daß Herr Brunner in der Nähe bliebe, und endlich setzte sich der junge Commis in den Postwagen, der ihn nach wenig Stunden in die neue Heimat hineintrug.

Mehr als sechs Jahre sind vergangen, seitdem Herr Brunner im Contor der Firma J. M. Rauh

arbeitet. Für die jungen Damen der Stadt iſt der junge Mann verloren, noch immer dämmern in ihm Ideen von einer Laufbahn, die in fernen Landen ſeiner wartet und lieber will er der Liebe als ſeiner glänzenden Zukunft entſagen. Daher beſchränkt er ſich darauf, den Damen ein angenehmer Geſellſchafter zu ſein und an dieſen Umgang hat er ſich ſo gewöhnt, daß er ihn noch nicht gelaſſen hat, als die kleinen Schweſtern der Damen, die er mit dem Kober unterm Arm zur Schule wandern ſah, endlich auch junge Damen geworden ſind. Gar manchen Mitarbeiter der Firma J. W. Raub hat Herr Brunner ſchon kommen und wieder gehen ſehen, er ſelbſt kommt ſich beinahe wie ein Thorwächter vor. Mit geſpanntem Intereſſe hat er den Entwickelungsgang des jungen Alwin, des Sohnes ſeines Principals, verfolgt, von der Zeit an, wo der muntere Knabe in unſchuldiger Selbſtüberhebung allen Leuten einreden wollte, er gehe bereits in die Schule, bis zu den Tagen, wo der Kleine auf ſeinem Schoos ſaß und ſein Wiſſen den Kummer ſtillte, den eine allzu ſchwere Schulaufgabe dem jugendlichen Gemüthe verurſachte. Und Herr Brunner ſaß noch auf demſelben Schemel und noch vor denſelben Büchern, als Alwin ein hochaufgeſchoſſener, munterer Burſche geworden war und von ihm zärtlichen Abſchied nahm, um am andern Morgen in Begleitung des Vaters nach Hamburg zu reiſen und in dem Hauſe eines dortigen Geſchäftsfreundes die Handlung zu erlernen.

Unſer Freund, welcher der erſtarkte Buchhalter der Firma J. W. Raub iſt, hat endlich auch Geſchmack am Kartenſpiel gefunden und die Bekanntſchaft dreier Herren gemacht, mit denen er ſich mehre Abende in der Woche im „Grünen Neſter" am Scatniſche amüſirt. Die Übergeſellſchaften in der Familie eines Herrn Anders ſind auch anziehend und auf der andern Seite der Straße, in die das Fenſter, an welchem ſein Pult ſteht, ausmündet, erhebt ſich ein alterthümliches Gebäude, welches dem Contoriſten in Augenblicken der Raſt viele Unterhaltung gewährt. Das in die Mauer gemeißelte Wappen über dem mittelſten Fenſter der erſten Etage ſieht einem andern Wappen über dem Mittelfenſter der zweiten Etage verzweifelt ähnlich und doch gewinnt jedes der Wappen eine andere ausſchließliche Phyſiognomie, wenn man die Einzelheiten beider miteinander vergleicht. In ſolchen phantaſtiſchen Betrachtungen ergeht er ſich regelmäßig ſolange, bis ihm die Augen übergehen. Vor der Hausthür dieſes merkwürdigen Gebäudes tummeln ſich zu beſtimmten Tageszeiten ein Hund und eine Katze und Herrn Brunner erfreut die Beobachtung, daß der überlegene Hund ſich vor der Katze fürchtet. Auch die Fenſter der erſten Etage des alten Gebäudes gewähren viel Unterhaltung. Die Zimmer ſind von einer kleinen gemüthlichen Familie bewohnt. Die Tochter, ein kleines nettes Mädchen, kleidet vor ſeinen Augen ihre Puppen an und aus. Mitunter begegnet ihr ſchwarzes Auge dem Blick des Buchhalters — dann verſteckt ſie ſich ſchnell hinter die Fenſtergardine, plötzlich erſcheint ihr Kopf wieder, ein herzliches Lachen, das er durch die Fenſterſcheiben hindurch und über die Straße hinweg faſt zu hören meint, fliegt über ihr Antlitz, ſie nickt mit dem Kopfe und er nickt wieder.

Solange Herr Brunner auch ſchon im Hauſe J. W. Raub iſt, nie hat er ſich gelangweilt. Seine Unterhaltung hat ſich natürlich nicht auf die Erſcheinungen am Nachbarhauſe beſchränkt, er fand ſie hauptſächlich in ſeinem Wirkungskreiſe ſelbſt. Unter den vielen Leuten, mit welchen er in Angelegenheiten der Firma über die ſchwarze Contortafel hinweg verkehren muß, ſind manche intereſſante Perſönlichkeiten, mit deren geheimſten Intereſſen er vertraut geworden, denn Bekanntſchaften zu machen iſt ſeine Leidenſchaft und hierin beſitzt er wahre Virtuoſität. Ein Fremder tritt herein, der gebrochen Deutſch ſpricht. Er iſt auf dem Cap der guten Hoffnung zu Hauſe und erhielt von einem Geſchäftsfreunde ein Empfehlungsſchreiben an die gutrenommirte Firma J. W. Raub. „Wie geht es Ihnen, Herr — äh —?" fragt Brunner mit herzlicher Freundlichkeit und reicht dem Afrikaner die biedere Rechte. Der Afrikaner ſieht ihn mit großen Augen fragend an und ſchweigt. Den Buchhalter bringt dies beredte Schweigen nicht aus der Faſſung, er reicht ihm einen Stuhl und unterhält ſich mit ihm auf die vertraulichſte Weiſe, bis Herr Raub ſelbſt erſcheint. Brunner aber iſt ſeelenvergnügt, er iſt um eine Bekanntſchaft reicher. Jedes neue Geſicht gehört für immer ſeinem Gedächtniſſe an und ſo bringt jeder Blick, den der Buchhalter durchs Fenſter wirft, ein Kopfnicken mit ſich, welches einem vorübergehenden Bekannten auf der Straße gilt.

Noch anders bewährt ſich ſeine Gedächtnißkraft, er bedarf keines Regiſters, um in ſeinem mächtigen Hauptbuche dasjenige Conto zu finden, welches er gerade braucht. Ferdinand Burbaum & Comp. in Lübeck haben ihr Conto auf Folio 250 des Hauptbuchs. Wenn Herr Brunner die Zahl 250 hört, ſo denkt er an Ferdinand Burbaum & Comp.

in Lübeck und diese Firma hängt mit jener Nummer unzertrennlich zusammen. Endlich ist das Conto des lübecker Geschäftsfreundes bis zur letzten Zeile vollgeschrieben; es muß daher transportirt werden und erhält seinen neuen Platz auf Folio 389 angewiesen. Das ist ein kleines Ereigniß! Während er das neue Conto mit Nietenbuchstaben und nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit mit der Firma: „Ferdinand Burbaum & Comp. in Lübeck" überschreibt, geht Herr Anders am Hause vorbei, aus dem Fenster gegenüber schaut ein fremdes Kind, das Herr Brunner bisher noch nie bei der kleinen Nachbarstochter gesehen hat und beim Weiterschreiben fällt ein Sonnenstrahl so grell auf das weiße Blatt des Conto, daß der Buchhalter mitten in dem Worte Lübeck innehalten muß, um das Rouleau herabzulassen. Diese kleinen Begebenheiten, die den Akt des Ueberschreibens begleiteten, bilden mit dem letzten zusammen ein wesentliches Moment in der Selbstbiographie des Buchhalters, und so oft Herr Brunner von der Sonne geblendet wird, das fremde Kind wahrnimmt oder mit Herrn Anders zusammenkommt — so denkt er dabei an Ferdinand Burbaum & Comp. in Lübeck. Nicht weniger bedeutsam erscheint ihm auf einem gewissen Folio des Hauptbuchs ein großer Wasserfleck im Papiere, wie eine Brücke oder eine alte berühmte Eiche auf einer Specialkarte. Plötzlich während des Mittagessens fällt dem Buchhalter der Wasserfleck ein und mehr als einmal hat er sich sogar in seine Träume eingeschlichen.

So ist Herrn Brunner's geistiges Leben, so seine Gefühlswelt beschaffen. Das Gedächtniß des Buchhalters erstreckt sich auf alle vorkommenden Geschäftsvorfälle und es kann nicht fehlen, daß er seinem Principal höchst wichtige Dienste leistet, wenn dieser auch mit der Zeit sich an das Außerordentliche dieser Leistungen gewöhnt hat. Herrn Brunner's ganze Erscheinung, wie er während des Nachdenkens mit der bläulichen Ueberlese spielt; oder wie er, auf seinem hohen Drehschemel sitzend, die herabhängenden Beine unter einander zu schlingen pflegt; wie er im persönlichen Verkehr stets den Daumen der rechten Hand in die Westentasche steckt und die übrigen vier Finger lang herunterspannt; oder wie er nach einer anstrengenden Arbeit die Hände reibt und mit starken Schritten einige Minuten lang im Comtor herumgeht — alles Dies ist so eng und unzertrennbar mit dem Leben und mit der Bewegung im Comtor verbunden wie die Bücher mit dem Pulte.

Herr J. W. Raub kann sich die Gestalt und die Thätigkeit seines Buchhalters in keinem andern Wirkungskreis versetzt denken, er zählt ihn mit großer Sicherheit zu den Seinigen und wie man ein Bild, das an einem Nagel schon hinlänglich befestigt ist, nicht noch durch einen zweiten Nagel befestigen zu müssen glaubt, so thut auch Herr J. W. Raub wenig, um seinen Buchhalter mit neuen goldenen Fäden fester an sein Haus zu ketten.

Manchmal denkt Herr Brunner über seine frühern Pläne nach und gesteht sich selbst, daß er sie nun wirklich aufgegeben hat. In Sachen der Firma J. W. Raub hat er mit Häusern in Paris, London und andern Metropolen des Handels correspondirt, seine Handschrift und sein gewandter Briefstil sind vielen auswärtigen Comtoren alte, vertraute Freunde geworden. Wenn er einst schriebe: „Nehmt mich als euern Mitarbeiter auf, mit denselben Kräften, mit denselben Eigenschaften, die euch an mir gefallen, will ich fortan euerm Interesse dienen" — wo keiner der speculativen Chefs würde sich bedenken, dem bekannten Unbekannten mit Zuvorkommenheit die Hand zu bieten. Aber — würde Herr Brunner noch der Alte sein, wenn er das alte Haus gegenüber mit den drei Wappen nicht mehr sähe, sobald er von der Arbeit aufblickt? Würde er noch der Alte sein, wenn er den vielen bekannten Gesichtern nicht mehr begegnete, wenn er sich zum Scatspiel erst neue Theilnehmer suchen müßte, deren Manieren und Gewohnheiten er von neuem zu studiren hätte — und wenn er gar vor einem fremden, ungewohnten Hauptbuche säße, von dessen 200. und 389. Folio eine ganz andere Firma Veit genommen hätte als Ferdinand Burbaum & Comp. in Lübeck? Diese neue Welt würde ihn ängsten und er ist, so oft er sich solchen Gedanken hingegeben, stets so erschüttert, daß er mit verdeppelter Hingebung auf seine alte Umgebung blickt und seinen Principal mit flehender Gebärde anflehen und fragen möchte: „Nichwahr, du läßt mich nicht von dir?"

Es ist abgemacht, es bleibt Alles beim Alten. Nun könnte sich der Buchhalter wol umsehen unter den Blumen des Städtchens und mehr als eine zarte Hand würde sich entgegenstrecken, denn überall weiß man, daß er eine bescheidene anständige Haushaltung aufrechtzuerhalten vermag. Würde aber auch die gute silberhaarige Alte, in deren Hause er seit so vielen Jahren wohnt, die ihn pflegt wie ihren Sohn und ihn vor allen Menschen in der Welt das Kopfkissen am bequemsten zu legen weiß, mit der er den ganzen Sonn-

tagsmorgen verplaudert — würde ſie den Augenblick ertragen, wo ſie aus ſeinem Munde hören müßte, daß er nun heirathen und eine andere Wohnung beziehen werde? Und der Oberſtand — würde er ihm einen einzigen Urlaub bieten für die Momente, wo er des Morgens auf dem Sopha am Tiſche ſitzt und in die Spiritusflamme ſchaut, welche wie ein flatternder Geiſt um den Bauch der blechernen Kaffeemaſchine tanzt, für dieſe Augenblicke des Träumens und der Erinnerungen und für den Genuß endlich ſelbſtbereiteten Kaffees? Ehe Herr Brunner des Abends ausgeht, raucht er in ſeinem Zimmer eine Pfeife Tabak — da muß er allein ſein und ſchon das Bewußtſein, daß ein menſchliches Weſen den Zimmerraum mit ihm theile, würde ihm die Hälfte dieſes Genuſſes rauben. Dürfte er ſeiner Frau einſt zumuthen, ihn auf dieſe Stunde zu verlaſſen? All dieſe Gewohnheiten kann er nicht auf einmal wegſchwerfen, eine nach der andern, und nächſtes Jahr ſoll mit einer der „ſüßen Gewohnheiten" der erſte Verzichtleiſtungsverſuch gewagt werden. So iſt es von Jahr zu Jahr verſchoben worden und endlich hat Herr Brunner gar keinen derartigen Vorſatz wieder gefaßt, denn es iſt ihm nun auch zur Gewohnheit geworden, das ſchöne Geſchlecht aus der Ferne zu verehren und die Damen, denen er den Vorzug gegeben hätte, ach! ſie haben ſich inzwiſchen alle verheirathet.

Die Figuren der drei Wappen am Nachbarhauſe ſchmelzen noch immer mit ungetrübtem Uebermuthe zuſammen und gehen ebenſo wieder auseinander; aber der Hund und die Katze ſind geſtorben und längſt ſchon tummelt ſich ihre Nachkommenſchaft vor der Thür; das kleine Mädchen am Fenſter iſt eine heirathsfähige Jungfrau geworden, die jetzt mit ernſter Freundlichkeit mit dem Kopfe nickt, wenn Herr Brunner hinaufgrüßt; und Herr J. W. Raub iſt ein ganz alter Mann geworden, der oft vor der Thür herumſucht wird und ebenſo oft böſe Laune hat. Oben im Kreiſe ſeiner Familie läßt er ſich weniger davon überraſchen, aber unten im Comtor, mitten auf dem Schauplatze der Geſchäftsſorgen, muß ſich der Funke der Verſtimmung entzünden.

Nun in der That, es kommt dem alten Herrn Raub jetzt überaus langweilig vor, daß ſich Herr Brunner noch jeder anſtrengenden Arbeit die Hände reibt und wie ein Hausknecht mit großen Schritten im Comtor herumgeht. Es iſt nicht fein von Herrn Brunner, daß er, wenn man mit ihm ſpricht, den Daumen der rechten Hand in die Weſtentaſche ſteckt, dazu wird ſeine Handſchrift immer unſicherer — er darf die Conti im Hauptbuche nicht mehr überſchreiben, die Buchſtaben ſind wahre Carricaturen, und jetzt geht er, wie es ſcheint, gar mit der Abſicht um, ſich ſeinen Schemel aufpolſtern zu laſſen. Dieſer Mann wird dem alten Herrn Raub verdrießlich; er leiſtet nicht mehr Das, was er ſonſt geleiſtet hat und bezieht doch noch immer den frühern Gehalt! Herr J. W. Raub beſchäftigte ſich eben mit der Frage, ob das Geſchäft gegen Herrn Brunner Verbindlichkeiten habe, weil er ihm ſolange gedient, oder ob Herr Brunner mehr dem Geſchäft verbunden wäre, weil es ihn ſolange behalten — da wurde Herr Raub in ſeinem langen Selbſtgeſpräch von etwas Unerwartetem unterbrochen — vom eignen Tode.

„Der gute alte Herr hat in der letzten Zeit faſt keinen einzigen frohen Augenblick gehabt, er war immer verdrießlich und fand keine Freude am Leben mehr — nun iſt er geſtorben!" ſo ſagte Herr Brunner zu ſeinem Nachbar, an deſſen Seite er hinter dem Sarge einherging und ſeit langen Jahren floſſen die erſten Thränen wieder über ſeine Wangen und gruben ſich eine neue Spur um die ſchon recht hervorſtehenden Spitzen und Ecken.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Schwäbiſche Fahrten.

Von Hieronymus Lorm.

Eines ſchönen Morgens, den ich trotz ſeiner Schönheit ſanft verſchlafen hatte, weckte mich in Untertürkheim ein kleines Sammethündchen, das mir über das Geſicht fuhr. Das zweijährige Kindchen des lieben Mannes, bei dem ich wohnte, ſtand an meinem Lager und ſagte: „Audi (Dudel), lauf' mir ein Schafferle."

„Ja, wie ſoll es denn ausſehen?"

„Weiß und groß, ſo groß."

Das Kind ſchleppte einen Stuhl herbei, kletterte hinauf und wiederholte: „So groß!" Ich war indeſſen aufgeſtanden, hob das herzige Kind vom Stuhl herab und ſagte: „Und ſo ſoll es ſpringen." Da begannen nun ſehr wichtige Unterhandlungen über Draußen und Liebhaben und als ich in dieſer Beziehung die bereitwilligſten Verſicherungen empfangen hatte, fragte ich beim Frühſtück meinen Wirth, wo ich in der That ein Schäfchen zu kaufen bekäme. „Das treffen Sie prächtig", erwiderte er lachend, „in Göppingen iſt heute gerade Schafmarkt und da haben Sie die Kundſchaft unter vielen an-

ſend Stücken und das Leben und Treiben dort durfte Ihnen obendrein viel Vergnügen machen."

Die Eiſenbahn ſteht vor der Thür zu haben wie einen eingeſpannten Wagen, ſotaß man blos die Treppe hinunterzugehen braucht, um ſie zu benützen, iſt eine bewundernswerthe Einrichtung. Da laufen die Locomotiven den ganzen Tag das ſchöne Neckarthal hinauf und hinab und haben in der Thal nichts Anderes zu thun, die Glücklichen, als ſchwäbiſche Fahrten zu machen. Bald hatte mich eine im Geſolge und eilte mit mir den Neckar hinauf über Eßlingen, Plochingen u. ſ. w., bis ſie mich in Göppingen wieder abſchüttelte. Weinberge zur Rechten und Obſtwälder zur Linken, ſauſt man dahin, ein moderner Tantalus, deſſen Augen ſich immerhin mit dem Genuß begnügen müſſen, der den Lippen verſagt iſt. Es iſt ein volles, reiches, üppiges Land, das weder die Schweiz noch Italien lügen will, wie die im Norden Deutſchlands zuweilen ſündlich aufgeputzten Gegenden. Das Grün der Vegetation iſt friſch und tief gefärbt und leider an ſeiner nervöſen Blöße, die Berge der „Alb" ſind keine einſamen ſündigen Miſanthropen, denen ſich ein mäßer Heimath auf die Bruſt legt, ſondern luſtig und von allen Seiten zugänglich und ſie gingen gern ins Wirthshaus, wenn ſie zur Thür hinein könnten. Ueberall wächſt und blüht Einem die geſunde derbe Hausmannskoſt deutſcher Naturſchönheit ins Gemüth. „Schöne Hüte, ſchöne Buchte, die ſpringet im Wald, im Sommer iſt's luſtig, im Winter iſt's kalt."

Der Leſer mag entſcheiden, ob unter ſolchen Eindrücken der Weg nach Göppingen lang oder kurz iſt; ich will ihn nicht länger aufhalten, wenn er bei dem freundlichen Städtchen abzuſteigen Luſt hat. Da wird er von allen Seiten den „Apoſtel" empfehlen hören, ein Wirthshaus, von dem doch in keinem Reiſehandbuch etwas zu leſen iſt, wo man vielmehr den „Pflug", das „Kreuz" u. ſ. w. genannt findet. Ich fühle mich veranlaßt, dieſe Ungerechtigkeit gutzumachen, aus Dankbarkeit, denn ich habe im „Apoſtel" die erſten „Spätzle" gegeſſen, eine ſchwäbiſche Mehlſpeiſe, deren Erwähnung mitten in der Poeſie des Naturgenuſſes Niemand zu proſaiſch finden wird, der ſie jemals gekoſtet hat, nicht die Erwähnung, ſondern die Mehlſpeiſe, denn ſie erhebt ſich an Wohlgeſchmack 1200 Fuß über der Fläche der bairiſchen Dampfnudeln und wenn ſie ihre aufgeſchwärzte Vollendung erreicht hat, kann ſie — ich bekenne es mit einem patriotiſchen Seufzer — ſelbſt unſern öſtreichiſchen „Schmarrn" und hätte er auch in Baden das Licht der Welt erblickt, dahin bringen, Zucker auf ſein Haupt zu ſtreuen. Man mag Europa in ſeinen vorzüglichſten Nationalſpeiſen durchgeſchmeckt haben und man wird an „Spätzle" noch immer etwas finden, das ſich nicht beſchreiben, ſondern blos eſſen läßt, etwas Gemüthliches, Urgermaniſches und doch recht Dorfgeſchichtliches, welches wol verdiente, von einem Murray oder Baron Brisſe in die Literatur der Küche aufgenommen zu werden. Genug davon, wenn man überhaupt davon genug haben kann.

Ich begab mich auf den Markt, wo reges Leben herrſchte. Zwiſchen zwei Reihen von Hürden, die vollgepfropft waren mit Schafen von verſchiedener Zucht und Pflege, blieb eine lange, ſchmale Gaſſe für die Käufer und Verkäufer offen. Die Erſtern waren größtentheils „Metzgerle" und unterſchieden ſich ſchon durch ihre mehr ſtädtiſche Tracht von den Letztern, die faſt durchaus Bauern aus der nahern und fernern Umgebung waren. Eng zuſammengedrängt ſtanden die Schafe und ihr wehmüthiges Meckern ſchien trübe Bemerkungen auszudrücken über die Ungewißheit ihrer Schickſale, wenn ſie es nicht vorzogen, in unaufhörlich pflegmatiſchem Wiederkäuen beſſerer Tage zu gedenken. Es ſind im Grunde unendlich dumme Thiere und wenn man ſie in großer Anzahl genau betrachtet, ſo lernt man die weſentliche Bedeutung eines Schafkopfs kennen und ſchämt ſich noch nachträglich darüber, daß man in der Schule zuweilen von einem ungeduldigen Lehrer gegen alle Regeln der Naturgeſchichte damit verglichen werden konnte.

Man machte hier wieder die Bemerkung, daß die Menſchen etwas von dem Charakter der Thiere annehmen, mit welchen ſie ſich vorzugsweiſe zu beſchäftigen haben. Die Schäfer, die jetzt vor den Hürden ſtanden, nachdem ſie ihre Heerden herbei getrieben hatten, während der muthe Hund zu ihren Füßen ausruhte, zeigten alle ein ſo ſanftes, friedfertiges Geſicht, daß jeder Einzelne in ſeiner Bluſe, den mächtig langen, oben gekrümmten Schäferſtab in der Hand, einem Maler als Modell des Bildes „Zum guten Hirten" hätte dienen können. Sie hörten mehr neugierig als theilnahmsvoll dem Handeln und Feilſchen über ihre Schützlinge zu, denn es durfte ihnen jede gleichgültig ſein was geſchieht. Deſto mehr Leben und Leidenſchaft verriethen die Phyſiognomieen der Umherſtehenden. Da war der verſchmitzte Händler zu ſehen, der nicht müde wurde, dem zögernden Käufer die Hand hundert mal zum Einſchlagen und folglich zum Abſchluß vergebens hinzureichen,

mehr humoristisch als ungeduldig rufend: „Bin noch nicht weich? Uns's hat die ganze Nacht geregnet!" Der Käufer hält die Hand sterich und nicht ohne Zwang in der Tasche, denn er scheint große Lust zu haben das Geschäft zu machen, sieht aber aufmerksam seinem Knecht zu, der in der Hürde steht, den Schafen die Augenlider aufreißt, ihre Zähne prüft und die Klauen untersucht, ob sie auch wirklich so gesund sind, wie das vom Oberamt mitgebrachte Zeugniß besagt, das der Schäfer in der Hand hält. „Die laufen besser als der Herr Locomotive", schreit der verkaufende Bauer und die scheinbar müßig Herumstehenden lachen laut. Scheinbar müßig, denn unter der angenommenen Gleichgültigkeit verbirgt sich zuweilen das Interesse des Zwischenhändlers oder sonst am Geschäfte Betheiligten. Solche, die wirklich nichts dabei zu thun haben, sind selten, wenn man auch nicht Jeden, der so ruhig und gemüthlich aus seinem Ulmer dampft, den Zweck seiner Anwesenheit abmerken kann. Viele Schicksale, wobei es sich manchmal um Haus und Hof handelt, gehen hier ihrer Entscheidung entgegen. Beschäftigt sind sogar die Kinder, sie tragen auf einem Teller flüssigen Zinnober umher, in welchen der Käufer seinen Stempel taucht und ihn dann den gekauften Thieren ins Genick drückt.

Jetzt verlassen Viele, die einem Handel zuhörten, ihren Posten an der Hürde und drängen sich nach einer andern Gegend, wo eine mächtige Gestalt sichtbar wird. „Der Bauernkönig" heißt es hier und dort und man findet den Ausdruck gerechtfertigt, wenn man den gewaltigen Mann sieht, gekleidet wie die übrigen Bauern, nur daß der Rock von Sammet ist und stattlich anzuschauen, sowie der Dreispitz, hier zuweilen auch „die dreifache Versicherung" genannt, der sich oft so komisch ausnimmt, seinem Kopf eine besondere Würde gibt. Er lacht schallend wie über einen nie dagewesenen Witz und als ob er es zum ersten mal höre, wenn ihn ein Vertrauter mit „Bauernkönig" anruft, und obwol er dabei droht und unwillig thun will, scheint's ihm doch nicht zu mißfallen, sowenig wie der Respect, mit dem die Uebrigen sein Gefolge bilden und auf seine Reden lauschen. Seinen Beinamen und die Ehrfurcht, die ihm gezollt wird, verdankt er jedoch nicht seiner königlichen Gestalt, sondern dem Umstande, der auf dem Lande ebenso viel gilt als in der Stadt, daß er der Reichste auf viele Meilen in der Runde ist. Er hat das schönste Vieh zu Markte gebracht, worunter das „spanische" mit der edeln Wolle. Dies ist schon am Morgen an den Mann gebracht worden, während er über das zum Schlachten bestimmte sorben handelseins wurde, 17 Gulden das Paar. In der Hürde steht schon der Metzger, drückt seinen Stempel in rother Farbe den Schafen auf, wobei er sie noch einmal zählt, dann wird die Planke geöffnet und die aus dem Pferch erlösten Thiere fegen mit einem Sprung ins Freie. Schon hetzt sie der Hund zusammen, die Knechte folgen; der Metzger ist aus Straßburg gekommen und soweit hin werden die Schafe getrieben, denn sie fressen, indem sie fortwährend geben und kommen dabei unglaublich schnell vorwärts.

Der „Bauernkönig", der seine Geschäfte erledigt hat, darf sich jetzt wol seinen Schoppen gönnen und es lohnt die Mühe, ihm ins Wirthshaus zu folgen; es ist nicht der „Apostel" und überhaupt keins von den feinen, wohin die Honoratioren der Stadt kommen und wo er sich trotz seines stattlichen Anzugs nicht recht zu Hause fühlen würde. In der echten Bauernschenke sitzt er, von Vielen wie von einem Hofstaat umgeben und trinkt einige Schoppen und ißt eine Wurst und gleich darauf beginnt erst das eigentliche Mittagessen. Da kann er bis in die Nacht sitzen und trinken, ohne daß man's ihm viel anmerken wird, höchstens daß wir, wenn er allmälig gesprächiger wird, uns über seine Verhältnisse unterrichten können. Wie ist es doppelt betrübend, bei diesem der Natur soviel näherstehenden Menschen in manchen Dingen die Unnatur unserer civilisirten Welt wiederzufinden. Reich vom Hause aus hat er eine Alte geheirathet, die er nicht recht mochte, blos, um noch einmal soviel Geld im Kasten zu haben. Sie brachte ihm keine Kinder. Er kann nichts thun, als durch Arbeit in seiner Wirthschaft auf die Vermehrung eines Reichthums bedacht zu sein, der noch ungenossen bleibt und, wenn ihn später die Brüder erben, doch jetzt seinem Besitzer den Werth des Lebens nur wenig erhöht. Sein Anwesen liegt vereinzelt im Walde und wenn der Winter kommt, die ländlichen Geschäfte ruhen, dann sucht sein häusliches Glück seine Lebensfreude zu hellern Funken an und ein Uebel, das wir blos am müden Genuß des reichen Städters haften glauben, dehnt sich breit aus in der einsamen Waldhütte: die Langeweile. Grausam die Winterabende machen dem reichen kinderlosen Bauer, der keinen wichtigen Zweck weiß für die Fülle seiner Mittel, für die Arbeit seines Lebens, denn als seinen Knecht, dem er, wenn er es ohne Scheu thun könnte, gern irgendeine niedere Verrichtung

aus der Hand nehmen würde. Die armen Leute auf dem Lande leben keine so glücklichen Idyllen, als man zuweilen im Roman lesen kann, das weiß Jeder; aber auch die Sorglosigkeit des Reichthums verhilft nicht zum Genuß des stillen ländlichen Lebensfriedens. Dazu gehört, daß man ausgezogen sei und wieder heimkehre, daß die Stürme der Welt über unser Haupt hingegangen seien und nichts unerschüttert ließen als unsere innere Verwandtschaft mit Gott und der Natur, die dann auch unser Grün und unser Heil bleibt. Man muß der Natur erst entfremdet worden sein, ehe ihr Hauch beglückend in unsere Brust dringen kann.

So fand ich denn in der Bauernschenke den Werth der Bildung wieder, die es in neuerer Zeit beinahe Mode geworden ist zu unterschätzen und geringer anzuschlagen als die sogenannte ländliche Einfalt. Und auch nur von ihrem Standpunkt aus konnte mir ein Naturgenuß zugänglich werden, wie er mir in Göppingen noch bevorstand. Es zieht sich von diesem Ort zwischen dem Grün der Rebenfelder und der Nacht des Waldes eine Straße hin, auf der man nach einer Fahrt von etwa einer Stunde, zu welcher der erste beste Bauer gern sein „Wägele" vermiethet, ein Dorf erreicht, das einen gewaltigen Namen deutscher Geschichte führt: Hohenstaufen.

Diesen Namen führt es, weil es zu Füßen des Bergs liegt, der weit der interessanteste der „Alb" ist, denn auf seiner Spitze stand einst die Burg der hohenstaufischen Kaiser. In der Kirche des Dorfs sieht man noch ein Bild des Friedrich Barbarossa. Die historischen Erinnerungen können es jedoch umsoweniger sein, die hierher verlocken, als von der alten Stammburg auf der kahlen Spitze des Bergs nichts mehr zu schauen ist. Eine Anpflanzung junger Bäume leitet uns zum Gipfel empor; sie sind dem Hohenstaufenverein zu verdanken, der sich vor zwanzig Jahren auf Anregung des Pfarrers von Dorf Hohenstaufen in Stuttgart bildete und zu seinem Zwecke die Wiederherstellung der wenigen historischen Reste aus der Zeit jenes Kaisergeschlechts hat.

Schwaben ist eben nicht bevölkert von Touristen, es dient nicht so sehr zur herkömmlichen Belagerung europäischer Reisegelüste wie der Rhein, die Schweiz u. s. w. Das hat den Vortheil, daß an seinen sehenswürdigen Punkten nicht ein geldergreifender Führer lauert und lungert, um überkommene und veraltete Erklärungen abzuleiern; man wird vielmehr zur lohnenden Mühe herausgefordert, eigene Entdeckungen zu machen. Diese sind in Hohenstaufen gerade nicht sehr schwierig; die dicke Wirthin, die den vom oder zum Schafmarkt Durchziehenden das Bier vom zweifelhaften Geschmack credenzt, braucht blos den Arm auszustrecken und wir wissen den Weg. Ich war kaum hundert Schritte aufwärts gegangen und schon überkam mich ein Gefühl unsäglicher Einsamkeit, nicht blos wegen der eigenthümlichen Stille, die da herrscht, sondern mehr noch, weil, was man von Werken der Menschenhände erblickt, nur als die Spur eines schon hingegangenen Lebens erscheint. Eine Ziegelhütte, in der wie ich glaube nichts mehr gebrannt wird, liegt so aufgegeben zwischen den Kalksteinfelsen, als wäre sie in eiligem Schrecken verlassen worden. Und Schreckhaftes hat der Blick von hier aus hinunter, als sollte dadurch die lachende Freundlichkeit, die auf dem Gipfel thront, zu einer Ueberraschung gemacht werden. Das Gefühl der Einsamkeit verschwindet, weil der Berg selbst einen fast gleichgeformten Genossen hat, den Rechberg, der ein Schlößchen und eine Kirche trägt und mit seinem seltsamen Höcker wie ein humoristischer Geselle aussieht, der nur in seinem Wachsthum etwas zu sehr in die Höhe geschossen ist. Der Hohenstaufen ist wie ein davongelaufenes Kind der mütterlichen Alb, die ihn nur unsichtbar noch in der Hand hat, während er so frei und ohne Anlehnung zu stehen scheint, daß er die Aussicht nach allen vier Weltgegenden schenkt. Ich will nicht erzählen, was die fabelhaft guten Augen Anderer von diesem Gipfel aus gesehen haben wollen, Tiroler- und Schweizeralpen und wer weiß was noch für ferne Länder, sondern mich begnügen mit dem Blick in das zu meinen Füßen liegende schöne Land, das mit freundlichen Dörfern überstreut ist. Und die zahlreichen Kirchthürme scheinen ebenso viele Finger, die erstaunt zu mir hinaufzeigen, daß da oben ein Glücklicher steht.

Ueber Meteorsteine.

Von Dr. O. Ludwig.

Viele früher unerklärte Naturerscheinungen sind in der neuern Zeit auf nothwendige Vorgänge in dem großen Luftmeer, das unsere Erde umhüllt, zurückgeführt worden. Seit Saussure und Liebig die atmosphärische Luft chemisch analysirten, weiß man, daß die Pflanzen ihre kohlenstoffhaltigen Nahrungsmittel zum großen Theil aus der Luft nehmen. Die Agricultur konnte, seit man den zersetzenden Einfluß der in der Luft enthaltenen Dämpfe genau zu beurtheilen vermochte, mit Sicherheit zu Resul-

taten gelangen, von denen unsere Vorfahren keine Ahnung hatten. Die berühmten Isothermenlinien, d. h. Curven gleicher mittler jährlicher Temperatur, die wir bereits in jedem neuern Atlas bildlich veranschaulicht finden, Richtung und Folge der Winde, Gewitter, Hagel, Wasser- und Sandhosen haben ihre Erklärung gefunden, zugleich mit der Ergründung der merkwürdigen Veränderungen des Luftdrucks, der Wärmevertheilung, der Vertheilung der Luftfeuchtigkeit und der Luftelektricität. Die in den obern Regionen und an der Erdoberfläche oft entgegengesetzten Windströmungen rühren von der Temperaturdifferenz zwischen dem dem Aequator und den den Polen nahen Gegenden her. Diese Strömungen haben Einfluß auf Erwärmung und Erkältung der Luftschichten, auf Regen- und Nebelbildung, auf Bildung, zu Gestalt und Form der Wolken. Mit dem Einen ist das Andere erkannt und gewürdigt, der Himmel ein Bild der schwingenden und kreisenden Erde geworden.

Aber so interessant, so praktisch wichtig die aus Vorgängen in dem großen Luftmeere zu erklärenden Erscheinungen auch sind, noch großartiger sind die Entdeckungen, die unsere neuern Naturforscher jenseit dieses großen Oceans in dem unendlichen Weltraum gemacht haben. Wenn die unauflöslichen Nebelflecke, in denen die mächtigsten Fernröhre keine Sterne unterscheiden, als Processe der Verdichtung zu Weltkörpern, also als Sternbildungen nicht blos geahnt, sondern erkannt sind, so ist unsere Phantasie ganz anders angeregt, als wenn von dem anfänglichen Schaffen, von dem wir keinen Begriff und keine Erfahrung haben, die Rede ist. Das Nichtsein und selbst das Sein der Welt reizt heutzutage den menschlichen Geist nicht so sehr zum Nachdenken als das weit bewundernswerthere Werden der Welt. Die Schilderung der prachtvollen Tropennächte, wie wir sie in den neuesten Reisebeschreibungen lesen, entnehmen wir uns die Sehnsucht, den milden Glanz des Zodiakallichts, dieser gedämpften Feuerpyramide, die von Einigen als ein Nebelring, von Andern als die äußerste Schicht der Sonnenatmosphäre angesehen wird, mit eigenem Auge zu schauen und zu bewundern. Und wenn auch der Lauf der eigentlichen Sterne, der geballten festen Weltkörper, schon in alten Zeiten vielfach mit dem größten Scharfsinne richtig beurtheilt ist, über die Entfernungen und über die Grade der Sternheit, über das Verhältniß des Umfangs zur Masse sind erst seit Wilhelm Herschel unwiderlegliche Wahrheiten aufgestellt. Die schöne Grabschrift dieses großen Mannes sagt treffend, daß er die Schranken des Himmels durchbrochen habe, und mit Recht ist er mit Columbus verglichen worden, da er, wie dieser, in ein unbekanntes Weltmeer vorgedrungen ist und Sterneninseln und Sternenküsten gefunden hat, die nun von Tausenden mit dem Auge durch die kolossalen Teleskope befahren werden. Den ganzen Weltraum vergleicht A. von Humboldt mit einem unendlich großen, inselreichen Meere. Der Sternenhaufen, die Inselgruppe, zu der wir gehören, hat nach ihm eine linsenförmige Gestalt, ist eine Scheibe von verhältnißmäßig geringer Dicke. Diese Dicke aber beträgt noch 150 Siriusweiten, während die Länge der Scheibe oder richtiger gesprochen der große Achse derselben auf 7—800 Siriusweiten geschätzt wird. Eine Siriusweite zu durchreisen, braucht nun das Licht, dieser kühne Botschafter aller Schnelligkeit, etwa zehn Jahre. Achttausend Jahre also dauerte es, ehe das Licht von den Grenzen unserer Sternengruppe zu uns kam. Niemand noch mag sagen, wann es von andern fernen Räumen auf unsern Planeten herabdämmern wird. Der Sonnen gibt es viele im Weltraume; um jede wandeln und kreisen wahrscheinlich in mannichfach durchschlungenen Bahnen ihre mannichfach geformten Sterne. Wirklich beobachten, mathematisch berechnen lassen sich bisjetzt nur die Planeten, Kometen und Asteroiden, deren Mittelpunkt unsere Sonne ist. Das menschliche Auge läßt sich jetzt so bewaffnen, daß diese Sterne halten Antwort geben müssen auf Fragen von dem allgemeinsten wissenschaftlichen Interesse und von wer weiß welch unendlich wichtiger praktischer Bedeutung. Wir fühlen uns durch das Licht und die Wärmestrahlen, durch die auf Minuten und Secunden genau berechnete Wiedererscheinung mit vielen Weltkörpern in einem so innigen Verkehr, daß sie mehr und mehr von ihrer Fremdheit verlieren, daß sie jedem Gebildeten nähere Freunde zu werden beginnen, deren Thun und Treiben nicht gleichgültig läßt. Nach Einem aber sehnt man sich unwillkürlich. Man möchte einmal, anstatt alles Außerirdische nur durch Messung, durch Rechnung, durch Vernunftschlüsse kennenzulernen, einmal nur aus dem Weltraume herab auf unsere Erde etwas Greif- und Faßbares, etwas Materielles, herabbeschwören können. Man möchte betasten, wägen, zerlegen, was der Außenwelt angehört.

Und auch Das ist uns vergönnt. Wir haben in dem Falle der Sternschnuppen und Meteorsteine den allermateriellsten Verkehr mit den Sternen des Himmels.

Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteorsteine sind im Weltenraume wie die Planeten um die Sonne kreisende Massen. Auf ihren Bahnen, die sie nach dem allgemeinen Gravitationsgesetz in Kegelschnitten um die Sonne durchlaufen, geschieht es, daß sie der Oberfläche unsers Luftkreises nahekommen oder in die obersten Schichten desselben gelangen und durch stärkere Compression oder einen chemischen Proceß unter donnerndem Krachen Fragmente, steinartige, mit einer eigenthümlichen, schwarzen, glänzenden Rinde überzogene Theile fallen lassen. Die Erscheinung von Feuerkugeln hängt auf das genaueste mit dem Phänomen der Sternschnuppenschwärme, deren periodischer Fall besonders in Nordamerika genau beobachtet worden ist, zusammen. Nur die ungeheure Entfernung läßt uns eine gewöhnliche Sternschnuppe sehr klein erscheinen, ihren Glanz nur unbedeutend erkennen, während eine Feuerkugel selbst bei Tag hell leuchtend, scheinbar mondesgroß und weithin funkensprühend ihren majestätischen Anblick nur der Nähe, ihre Entstehung aber ganz denselben Verhältnissen im Weltraume verdankt wie die Sternschnuppe, die man allabendlich wahrnehmen kann. Gewiß ereignen unserm Auge bei Tage unendlich viele Sternfälle, in der herrlichen Durchsichtigkeit der Tropenatmosphäre erscheinen die Sternschnuppen viel häufiger, farbiger, von langen glänzenden Lichtbahnen begleitet. Eine ganze Stunde lang soll oft der Schweif einer längst verschwundenen Feuerkugel noch fortleuchten; die verschiedenen Farben der fallenden Sterne sollen einen reizenden, durch keine künstliche Feuerwerkerei zu erreichenden Eindruck auf die Tropenreisenden machen. Daß aber aus Feuerkugeln, aus großen und schimmernden kleinen, Meteorsteine niedergefallen und zwar mit einer Wucht, daß sie 10—15 Fuß tief in die Erde eingedrungen sind, ist zu Barbotan im Departement des Landes (24. Juli 1790), zu Siena (16. Juni 1794), zu Weston in Connecticut (14. December 1807) und zu Juvenas im Ardèchedepartement (15. Juni 1821) erwiesen worden. Die begleitenden Umstände bei diesen ineinander übergehenden Erscheinungen von Feuerkugeln und Meteorsteinfällen sind übrigens sehr mannichfaltig gewesen. Am heitern Himmel hat sich plötzlich eine dunkle Wolke zusammengezogen und unter furchtbarem Krachen und Getöse sind jene Massen herabgeschleudert worden. So erzählt Otto von Kotzebue: „Am Morgen nach unserer Ankunft auf der Sandwichinsel O-Wahi fiel hier eine merkwürdige Begebenheit vor, von der wir vom Anfang bis zu Ende Augenzeugen waren. Bei klarer Luft und gänzlicher Windstille bildete sich eine dicke, schwarze Wolke über der Insel, die mit ihrem untern Rande einige der hohen Bergspitzen berührte. Der dunkelste Theil dieser höchst auffallenden Wolke hing über dem Städtchen Hanarure. Plötzlich erhob sich aus Nordosten ein heftiger Sturm. Zugleich entstand in der Wolke ein starkes Krachen, ganz so, als ob mehre Schiffe ihre Kanonen abfeuerten, und zwar ging die Aehnlichkeit damit so weit, daß man nach der verschiedenen Stärke der einzelnen Schüsse bald die zugewandten Batterien, bald die abgewandten zu hören glaubte. Dieses Getöse dauerte ein paar Minuten und als es auf einmal still ward, fielen aus der Wolke zwei Steine in Hanarure auf die Straße und zersprangen durch die Heftigkeit des Falls in mehre Theile. Die Einwohner sammelten die noch warmen Stücke und, nach diesen zu urtheilen, mochte jeder der herabgefallenen Steine ungefähr 15 Pfund schwer gewesen sein. Inwendig waren sie grau und äußerlich von einer schwarzen, verbrannten Kruste umgeben. Bei der chemischen Untersuchung zeigte sich die Aehnlichkeit mit den Meteorsteinen, die in verschiedenen Ländern gefallen sind."

Dasselbe donnerartige Krachen kam am 16. September 1843 zu Kleinwenden, unweit Mühlhausen bei einem Aerolithenfall vor, während dagegen keine Wolkenbildung und Abnahme der Tageshelle bemerkt ist. Und daher bleibt es Manchen denn bisjetzt ungewiß, ob die Meteorsteine ihre auffallende Dichtigkeit und Composition erst in der Wolke erhalten und ob die Theilchen also ursprünglich dunstförmig voneinanderlagen, oder ob sie schon geballt zu dichten Massen im Weltraume kreisen. Ist das letzte der Fall, so sind die Meteorsteine genauer betrachtet der Kern der von entzündlichen Dämpfen umgebenen Feuerkugeln, deren ganzer Durchmesser (nicht der scheinbare, sondern der wirkliche) auf 500—3000 Fuß berechnet ist. Auch aus den kleinen Sternschnuppen ist ein eisen- und nickelhaltiger Meteorstaub niedergeschlagen und wenn auch neuerdings derselbe weniger beobachtet wurde, so scheinen alte Sagen darauf hinzudeuten. Ich erwähne nur die fruchtbare aus Herodot von dem heiligen Gold, das glühend vom Himmel fiel, und die aus Dio Cassius vom Silber aus dem Himmel, mit dem man unter Kaiser Severus bronzene Münzen zu überziehen versuchte. Niedergefallene Meteormassen von 7—7½ Fuß Länge von etwa 30,000 Pfund Gewicht, die nur sehr kurze Zeit gebrauchen, um von den Grenzen der Atmosphäre auf die Erde zu gelangen, die immer nur

kleinere Fragmente von größern Massen sind, die in sich vollkommene Krystalle von Olivin, Labrador und Pyroxen enthalten, können der allergrößten Wahrscheinlichkeit nach nicht erst innerhalb der Grenzen unserer Atmosphäre zu festen Massen sich gebildet haben, sondern mit Erwägung der ungeheuern Geschwindigkeit ihres Flugs und, nachdem Chladni und Olmsted die Feuerkugeln und Sternschnuppen als von einer und derselben Stelle am Himmelsgewölbe in der Nacht vom 12. auf den 13. November 1833 ausgehend und als von der Erdschwingung vollständig unabhängig erkannt haben — solche Meteormassen können nur aus dem Weltraume in die Atmosphäre der Erde gelangen und sind nun vielleicht das einzige Greifliche, was aus dieser ungeheuern Weite seinen Weg zu uns findet. - Hunderttausend Meilen entfernt sind die Sternschnuppen. Vier bis neun Meilen durcheilen sie in einer Minute bei ihrem Fall, d. h., sie eilen so schnell wie die Planeten, die um die Sonne kreisen. Nicht aus Erdvulkanen, nicht aus dem Monde, nicht aus der Luft — nein aus demselben Weltenraum, in dem unsere Planeten schwärmen, kommen diese Meteorsteine, wahrhafte Boten des Himmels.

Alle bisher beobachteten und gefundenen Aerolithen zeigen eine im Allgemeinen unverkennbare Uebereinstimmung, sie mögen im ägyptischen oder in dem jemenischen Gouvernt, in Mexico oder Siena aufgefallen sein. Am eigenthümlichsten ist die Rinde. Sie ist pechartig glänzend, schwarz, bisweilen gefärbt, scharf getrennt von der innern hellgrauen Masse, unterscheidbar selbst im stärksten Feuer der Schmelzöfen. Wäre die innere Masse eine feurigflüssige noch kurz vor dem Fall gewesen, so müßten Absatzungen beim Fall entstehen, die Hitze der soeben niedergekommenen Stücke müßte noch beträchtlich sein. Beides ist jedoch nicht der Fall. Wenn am 14. Juli 1847 bei Hauptmannsdorf unweit Braunau ein 457 Pfund schwerer Meteorstein drei Fuß tief in den Acker, ein zweiter von 40 Pfund durch das Dach eines Hauses schlug, so scheint mir die Nothwendigkeit einer Entzündung vorzuliegen, sobald man die Masse feurigflüssig und nicht von Anfang an fest sich vorstellt. Es ist aber nur darüber referirt, daß ein Meteorstein gezündet habe. In Scheunen und auf Schiffe sind sie geschleudert worden, aber von einem entstandenen Brande hat man nichts vernommen. 1650 wurde in Mailand ein Mönch erschlagen, 1674 zwei schwedische Matrosen auf ihrem Schiffe. Eine Erwärmung des mit ungeheurer Schnelligkeit durch die Luft fallenden Aerolithen erklärt sich aus dem Widerstande und der Reibung, welche die Luft allen schwingenden Körpern verursacht. Den Schwefelgeruch, den man beim Falle der Meteorsteine will wahrgenommen haben, begreift man leicht, wenn man die eigenthümliche Zusammensetzung der innern Masse untersucht. Nickel, Schwefel, Phosphor sind darin enthalten und wie stark diese Erdarten schon bei geringer Reibung auf den Geruch wirken, ist bekannt. Im Uebrigen bilden die Metalle den wichtigsten Bestandtheil der Meteormassen. Eisen, Nickel, Kobalt, Mangan, Kupfer, Arsenik und Zinn bilden ein krystallinisches Gebilde, dem nirgends in dieser Zusammensetzung weder in Gebirgen noch auf offener Erde ein Gleiches oder ein Stein verglichen werden kann. „Die Beweise", sagt A. von Humboldt, „die man von der erdkosmischen Aehnlichkeit für einen tellurischen und atmosphärischen Ursprung der Aerolithen hernehmen will, scheinen mir nicht von großer Stärke. Schon Newton sagt, daß alle Planeten sehr wohl aus denselben Stoffen bestehen können wie die Erde, wenn auch diese Stoffe ganz anders gemischt seien. Warum sollten Weltkörper, die zu einer Gruppe gehören, nicht großentheils dieselben sein, wenn man vermuthen darf, daß sie, wie alle größern und kleinern geballten, um die Sonne kreisenden Massen, sich aus der einigen, noch mit aufgelöstem Sonnenatmosphäre, wie aus ringförmigen Ringen abgeschieden haben, die anfänglich um die Centralkörper ihren Kreislauf beschrieben? Wir sind nicht mehr berechtigt, Nickel und Eisen, Chrom und Augit in dem Meteorsteine ausschließlich irdisch zu nennen, als ich mit erlauben würde, deutsche Pflanzen, die ich jenseit des Ob fand, als europäische Arten der nordasiatischen Flora zu bezeichnen. Sind in einer Gruppe von Weltkörpern verschiedenartiger Größe die Elementarstoffe dieselben, warum sollten sie nicht auch, ihrer gegenseitigen Anziehung folgend, sich nach bestimmten Mischungsverhältnissen gebildet haben: in der Polarzone des Mars zu weißglänzendem Schnee und Eis, in andern kleinern kosmischen Massen zu Gebirgsarten, welche Olivin- und Augitfrist alle einschließen?"

Eine merkwürdige Uebereinstimmung mit dieser Ansicht über den Ursprung der Meteorsteine finden wir bei den Alten, besonders bei den griechischen Naturphilosophen. Nach Plutarch sind die Sternschnuppen nicht Substanz aus Dünste des ätherischen Feuers, welches in der Luft, unmittelbar nach der Entzündung erlösche, noch auch eine Entzün-

dung und Entflammung der Luft, die in der obern Regionen ſich in Menge aufgelöſt habe; ſie ſind vielmehr ein Fall himmliſcher Körper, vergeſellt, daß ſie durch eine gewiſſe Nachlaſſung der Schwungkraft und durch den Wurf einer unregelmäßigen Bewegung herabgeſchleudert werden, nicht blos nach der bewohnten Erde, ſondern auch außerhalb in das große Meer, weshalb man ſie dann nicht findet. Nach Diogenes von Apollonia bewegten ſich neben den ſichtbaren Sternen am Himmel auch unſichtbare, die deshalb keinen Namen haben. Viele fallen oft auf die Erde herab und erlöſchen, wie der bei Aegos Potamos feurig herabgefallene „feurige Stern". Von eben dieſem Sterne vermuthete Anderе, daß er aus der Sonne gekommen ſei. Wie Inſpirationen klingen ſolche Meinungen der Alten, wenn man bedenkt, daß das ganze Mittelalter, ja alle Naturforſcher bis gegen Ende des 18 Jahrhunderts alle Nachrichten über Sternfälle in Zweifel zogen, bis Chladni, der ſchon durch die Entdeckung ſeiner Klangfiguren ſich ein großes Verdienſt um die Phyſik erworben hatte, das kosmiſche Phänomen der Meteorſteine in ſeinem innigen Zuſammenhange mit dem übrigen Planetenſyſtem durchſchaute und bekannt machte. Wir ſchließen mit den Worten A. von Humboldt's: „Wer durchdrungen iſt von dem Glauben an dieſen Zuſammenhang, den kann, wenn er für geheimnißvolle Naturereigniſſe empfänglich iſt, nicht blos die glänzende Erſcheinung der Meteorſchwärme, ſondern auch jeder einſame Sternenſchuß mit ernſten Betrachtungen erfüllen. Hier tritt plötzlich Bewegung auf, mitten in den Schauplatz nächtlicher Ruhe. Es belebt und adelt ſich auf Augenblicke in dem kühlen Glanze des Firmaments. Wo mit mildem Lichte die Spur des fallenden Sterns aufglimmt, verſinnlicht ſie am Himmelsgewölbe das Bild einer meilenlangen Bahn; die dauernden Alterreihen erinnern uns an das Daſein eines überall krafterfüllten Weltraums."

Die Entſtehung des Gottgedankens. *)

In Bd. II, Nr. 3 der „Unterhaltungen" ſteht ein Artikel über den Gottgedanken des Menſchen, der in geiſtreicher Weiſe die Entſtehung deſſelben aus der menſchlichen Vernunft ableitet und entwickelt.

In vieler Beziehung mag, nimmt der Verfaſſer jedoch auf die geſchichtliche Entwickelung des Gottesbegriffs zu wenig Rückſicht und doch iſt die Geſchichte bei dieſer Frage von der größten Bedeutung und führt uns zu ganz andern Reſultaten, wenn wir ihr folgen.

Der Verfaſſer jenes Artikels ſtellt ſich auf den Standpunkt des jetzigen Geiſteslebens, aber nicht jetzt erſt iſt der Gottgedanke im Menſchen entſtanden, ſein Urſprung reicht über die Geſchichte hinaus und beginnt in einer Zeit, wo das geiſtige Leben des Menſchen noch auf den erſten Stufen der Entwickelung ſtand: die ſtets fortſchreitende Geiſtesbildung hat dieſen Gedanken in der Reihe von Jahrtauſenden zugleich mit ausgebildet. Nicht bei dem Kinde können wir die urſprüngliche Entſtehung des Gottgedankens beobachten, weil das Kind ſogleich in die Bildung des jetzigen Zeitalters hineintritt und auf tauſendfache Art von ihm beeinflußt wird; in dem Kinde entſteht der Gottgedanke nicht, ſondern er wird in daſſelbe hineingetragen und entwickelt ſich mehr oder weniger klar in ihm.

„Wir denken uns Gott als ein Weſen geiſtiger Art. Dies würden wir ſchlechterdings nicht vermögen, wenn nicht in uns ſelbſt ein geiſtiges Princip wäre und uns zum Bewußtſein käme." Es iſt Daſſelbe, was Goethe in den Worten ſo herrlich ausſpricht:

> Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
> Die Sonne könnt' es nicht erblicken;
> Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
> Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Wie iſt aber der Gottgedanke in dem Menſchengeiſte entſtanden, gekeimt und herangewachſen? Er iſt dem Menſchen nicht an- und nicht eingeboren, er iſt ihm nicht offenbart, iſt nicht gleichſam als Gottesſtempel der ganzen Natur aufgeprägt, ſondern iſt nur durch das Verhältniß, in welchem der Menſch der ganzen Natur gegenüberſteht, hervorgerufen. Der Gottgedanke iſt ein Erzeugniß, ein Beweis der Unvollkommenheit des menſchlichen Geiſtes — wenn man dieſen Ausdruck verſtehen will. Wenn der Menſch von dem Erkenntnißbaume, mit welchem die jüdiſche Schöpfungsallegorie das Paradies bepflanzt hat, gegeſſen hätte, dann wäre er vollkommen geworden wie Gott, dann wäre Alles in dem weiten Reiche der Natur ſeiner Erkenntniß aufgeſchloſſen geweſen — dann würde aber auch nie der Gottgedanke in ihm entſtanden ſein.

Der Gottgedanke entſtand da, wo der menſchliche Blick in das Walten der Natur ſeine Grenze

---

*) Ohne die beigefügten, erſcheint mir auch dieſer Aufſatz gegen einen Namen in andern Blättern, überzeugt, daß in ſolchen Fragen nichts nachtheiliger iſt als Einſeitigkeit. D. Red.

fand, wo eine ungekannte Kraft zuerst seinem Auge entgegentrat. Wo der Mensch die Ursachen der sichtbar ihm entgegentretenden Naturerscheinungen nicht erblickte und erkannte, da schrieb er dieselben der Einwirkung einer höhern, gewaltigen Kraft zu, und wie Alles, was er insichtrug, nur der Widerschein empfangener Bilder war, so verbildlichte er auch diese Kraft; er gab ihr einen Körper, da er ja nichts Körperloses kannte. Je gewaltiger und furchtbarer aber die Naturerscheinung sich äußerte, ein um so gewaltigeres, furchtbareres Bild machte er sich von der Kraft, welche sie hervorgerufen, von der Gottheit, in der er diese Kraft sich versinnlicht hatte — der Uebergang zum Götzendienst und der Anfang der Gottesverehrung lag nahe, zumal der menschliche Geist sich so leicht von einer außergewöhnlichen, unbegriffenen Erscheinung gefangennehmen läßt und sich ihr unterordnet; denn schon das Nichtkennen, das Nichtbegreifen bedingt ein Ohnmachtsgefühl des menschlichen Geistes.

Gewiß hat sich der erste Gottgedanke in pantheistischer Form in der menschlichen Brust geregt. Es lag so nahe, daß der Mensch sich jede ihm unbekannte Kraft durch seine Phantasie zu einer eigenen Gottheit ausbildete und die erste Bildungsstufe des Gottgedankens war da schon überwunden, als der Mensch alle jene ihm unbekannten Kräfte in einem Gottgedanken zusammenfaßte und unter einer Gottheit sich versinnlichte.

Das furchtbar Erhabene des Gewitters, das Rollen des Donners, das Zucken des Blitzes, der mit ungeheurer Hand und Kraft die stärksten Bäume zerschmetterte und Menschen tödtete, wird vielleicht den ersten Gottgedanken in der Menschenbrust hervorgerufen haben, und er entstand, weil der menschliche Geist noch zu unvollkommen war und diese Erscheinung nicht begriff und die sie hervorrufende Ursache nicht kannte. Er fürchtete sich, er zitterte vor dieser Erscheinung; er fürchtete sich auch vor der Gottheit, deren Bild in ihm erst durch die Erscheinung hervorgerufen war; er suchte sich diese Gottheit günstig zu stimmen; er brachte ihr zum Geschenk dar, was sein eigenes Herz erfreute — der Fortschritt zum Opfer war nur ein ganz natürlicher.

Würde das Gewitter aber je im Stande gewesen sein, den Gottgedanken im Menschen hervorzurufen, wenn derselbe von Anfang an auf der Stufe der Erkenntniß gestanden hätte, auf welche uns die Wissenschaft gestellt? Wenn er gewußt hätte, durch welche Kräfte das Gewitter entsteht, wenn er den Einfluß und die Wirkung der Elektricität, der Luft, des Schalls u. s. w. so gut gekannt hätte als wir?

Durch den Blitz entstand Feuer, eine neue, unerklärbare Erscheinung für den ersten Menschen, und auch das Feuer rief Gottgedanken in ihm hervor und zwang ihn zur Anbetung, in welcher sich das Gefühl seiner eigenen Ohnmacht, das Gefühl seiner unvollkommenen Erkenntniß deutlich ausprägte; aber auch das Feuer würde nie den Gottgedanken im Menschen hervorgerufen haben, wenn dieser sofort den chemischen Proceß des Feuers als eine nothwendige Folge von bestimmten Ursachen erkannt hätte. Und so war es mit der Sonne, den Sternen, dem Himmel — kurz mit allen unbegriffenen und unerklärbaren Naturerscheinungen.

Der Pantheismus, der Götzendienst, die Götterlehre konnten sich nicht halten, je mehr die fortschreitende Erkenntniß und Bildung des menschlichen Geistes eine Gottheit nach der andern auflöste und in das große Gebiet der nothwendigen und natürlichen Naturerscheinungen verwies. Je mehr sich aber der Mensch seiner eigenen geistigen Kraft bewußt wurde, je weiter diese Kraft durch eigene Entwickelung ihren Blick richtete, umsomehr ward auch der Gottgedanke ausgebildet und vergeistigt. Aus dem Gefühl seiner Unkenntniß, seiner Unvollkommenheit, aus dem Fürchten und Bangen vor dem Unbekannten und Unbegriffenen bildete sich der Mensch selbst den Cultus seiner Gottheit, wie er sich auch diese gebildet. Je mehr er sich aber fürchtete, durch seine stets wachsende Erkenntniß, durch unleugbare Thatsachen seiner Gottheit zu nahetreten und gleichsam ein Stück von ihr losreißen zu können, um so höher rückte er sie als eine geistige Kraft empor; er stellte sie über diese Erkenntniß, außerhalb dieser Thatsachen; er hob sie über die ganze Natur empor.

Aus dem System des Cultus bildete sich der Glaube, gleichsam die Abstraction des concreten Cultus.

Als aber der Mensch mit dem Menschen lebte und Alle gegenseitig voneinander abhängig waren durch ihre gemeinschaftlichen Bedürfnisse, bildeten sich Rechte und Gesetze und ähnliche Gesetze knüpften das Verhältniß des Menschen zu seiner Gottheit noch fester — die Moral oder Ethik entstand und gesellte sich zum Glauben.

Aber auch der menschliche Geist schuf für sich selbst Gesetze, Gesetze des Denkens — die Logik;

und als höchste Spitze dieser Denkgesetze, als ihr höchstes Resultat steht der absolute Gott da, allmächtig und allweise, unendlich und ewig.

Und ewig wird dieser absolute Gott dastehen, weil die Wissenschaft nie ein Ende ihres Forschens finden, weil der Mensch ewig mit Unerklärbarem, Unbegreifbarem ringen wird, weil wir nie von dem Erkenntnißbaume kosten werden, durch den wir vollkommen würden — in der Erkenntniß!

Fr. Friedrich.

Anregungen.

G. H. Lewes über Goethe's Leben und Schriften.

Wenn Goethe einst von „Weltliteratur" sprach, so wollte er dies nicht so verstanden haben, „daß die Nationen überredet sollen, sondern sie sollen nur einander gewahrwerden, sich begreifen, und wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen".

Denn zur gegenseitigen Liebe gehört ein gewisser Grad der Stammesverwandtschaft so gut wie ähnliche Stimmungen und Anschauungen, ein magnetischer Zug. Kein Wunder, daß unsere Vettern eher und besser von den Engländern als von den Franzosen verstanden und bewundert werden. Offene, hingerissene Bewunderung — das ist das rechte Wort; sie durchbebt wie ein schöner Klang zum Fest ladender Glocken die Schrift von Carlyle über Schiller; sie erfüllt auch das Buch von G. H. Lewes: „Goethe's Leben und Schriften, übersetzt von J. Froese" (Berlin, Franz Duncker, 1857), mit Weihe.

„Es gibt wol" — sagt Lewes — „unter meinen Lesern einige, die Goethe's Anspruch auf Größe bestreiten. Sie werden zugeben, er sei ein großer Dichter, aber leugnen, er sei ein großer Mann gewesen. Indem sie dies leugnen, werden sie die Eigenschaften herzählen, die ihr Ideal von Größe ausmachen; und da ihm von diesen Eigenschaften einige abgehen, werden sie seinen Anspruch für nichtig erklären. Ich meinerseits, indem ich ihn einen großen Mann nenne, will damit nicht sagen, daß er ein idealer Mann war; nicht als Muster aller Größe stelle ich ihn hin. Solch ein Muster kann Niemand sein. Die Menschheit offenbart sich in Bruchstücken. Ein Mensch ist vortrefflich in einer Art, ein anderer in einer andern. Achill gewinnt den Sieg und Homer macht ihn unsterblich; den Barbier geben wir Dreien. Kraft eines Genies, dergleichen die neuere Zeit nur ein mal oder zwei mal gesehen hat, verdient Goethe den Namen groß, wenn man nicht etwa glaubt, daß ein großes Genie einem kleinen Geiste angehören kann. Auch verdient er diesen Namen nicht darum allein. Merck sagte von ihm, was er lebe sei schöner als was er schreibe, und wirklich gibt uns sein Leben mit all seinen Schwächen und all seinen Irrthümern ein Bild einer gewissen Seelengröße, das man nicht ohne Bewegung betrachten kann."

Lewes sucht nicht Goethe's Fehler zu verdecken, doch er zeigt, daß sie das centrale Licht nicht verdunkeln, das sein Leben durchleuchtet. Er hebt Goethe's Hochherzigkeit hervor, die keine Spur von Neid, von Kleinlichkeit, von Niedrigkeit seine Gedanken beflecken oder entstellen ließ. Er zeigt Goethe's Größe in seiner Liebesfülle, seinem Mitgefühl, seinem Wohlwollen und weist auf die riesenhafte Thätigkeit, auf die Selbstbeherrschung, auf den starken Willen Goethe's hin, der widerspänstigen Trieben den Weg der Vernunft zu wandeln gebot.

Lewes legt auf Goethe's gesellschaftliche Stellung nur ein geringes Gewicht und widerspricht in Bezug auf die öffentliche Erziehung Bielhoff und Herrmann. „Die gemeine", sagt er, „und zufällige Einwirkung einer öffentlichen Erziehung und andere Umstände von geringerer Bedeutung können niemals einen Charakter bestimmen und verändern, nur seine Entwickelung erleichtern und erschweren. Auch andere Knaben als Goethe hörten das Erdbeben von Lissabon lebhaft besprechen, aber in ihnen wurden dadurch nicht, wie in dem sechsjährigen Goethe, religiöse Zweifel angeregt."

Das Kind ist nach Lewes des Mannes Vater. Wie aus den sanften, runden Linien im Gesicht eines Kindes schon die Züge sprechen, die sich nach Jahren zu festen Formen entwickeln, so lassen sich in den geistigen Zügen des Kindes die Eigenthümlichkeiten des Mannes nachweisen. In der Uebergangsperiode vom Kindes- zum Mannesalter will Lewes öfter eine sichtliche Unterbrechung des continuirlichen Zusammenhangs der Entwickelung bemerkt haben, „so nämlich, daß der Jüngling in vielen Beziehungen soweit von Dem verschieden erscheint, was er als Kind war, als von Dem, was er in reiferm Alter sein wird. Im Jünglingsalter, wo die Leidenschaften sich regen, verläßt der Charakter leicht die bis dahin innegehaltene Bahn. Die Leidenschaft mehr als der Charakter beherrscht die Stunde. So wird aus einem verständigen Knaben oft ein wilder Jüngling; aber wie er heranreift, krystallisirt er sich auch wieder zu fester Verständigkeit." Dies war auch bei Goethe der Fall. „Wäre er jung gestorben wie Chatterton und Kleist, so würde er unter die heitern Naturreichen gezählt; da er aber das 82. Jahr erreichte, so krystallisirte sich durch 50 Jahre hindurch ein Charakter, der jeden Kritiker fertig macht." Obgleich die Nachrichten aus Goethe's Kindheit dürftig sind, so geben sie uns doch die Hauptzüge des Mannes, die Lewes besonders in der Vielseitigkeit der Begabung und vielfältigen Thätigkeit, in der Ordnungsliebe, Pünktlichkeit, Wis-

begierde, Nachdenklichkeit, Empfänglichkeit für alle Einflüsse und doch Selbständigkeit und Selbstbeherrschung des Knaben findet.

Die Vorwürfe, daß Goethe kalt und herzlos gewesen, die schon Karl Grün beklimmt, sinken vor Lewes' Darstellung im letzten Theil seines Buchs in Nichts zusammen. „Wie ein angeblich so herzloser Mensch der erste Dichter der neuern Zeit werden, in seinen Werken das ganze menschliche Leben vor uns ausbreiten konnte, dies Wunder zu deuten fiel Niemand ein, bis Menzel auftrat und mit beispielloser Frechheit die Behauptung aufstellte, Goethe sei kein Genie, sondern nur ein Talent gewesen und der ganze Wirksamkeit seiner Werke beruhe auf ihrem Stil — auf einem gewissen Geschick der Darstellung." Und nun bekommt Menzel von Lewes eine derbe, wohlverdiente Zurechtweisung. Lewes „hält ihn für unfähig, einen Dichter zu würdigen."

Wenn nicht der Schwung Carlyle's, seine Gedankentiefe, sein blitzendes Wort — so ruht doch auch auf diesen Blättern gegen den trocknen, realistischen Ton unserer Literarhistoriker, die mit Kategorien spielen, weil sie keine Ideen besitzen, Gefühl, warmes Leben, Individualität. Und dies ist der Hauptwerth des Buchs — dem Inhalt nach bringt es wenig Neues, nichts, was wir nicht aus Briefsammlungen und Monographieen genügend wüßten, sogar manches Falsche; sein Zauber ist es, daß wir zum ersten mal Goethe hier aus den Banden der Schule, aus den Zwirn hergebrachter Anschauung frei und sicher dahinschreiten sehen, einen Götterjüngling auf goldglänzenden Wolken.

Sänger, auch Sängerinnen.

I.

Die deutsche Lyrik scheint unsterblich. Dies beweisen wenigstens die verschiedenen Krisen, die sie in den letzten Jahren durchgemacht. Die glänzende Zeit der Nikolaus Lenau, Platen, Anastasius Grün, Rückert, Heine, Herwegh schien 1848 gänzlich vergessen. Es folgte ein Zustand gänzlicher Erschlaffung, verbunden mit nervöser Reizbarkeit, wo die Patientin sich von Redwitz'schem Amaranthen-Thee nähren mußte, fast hysterisch wurde, Weinkrämpfe bekam und beständig an das Ende irdischer Dinge dachte. Dieser christlich-romantische Weltschmerz ging jedoch bald in die stille Sehnsucht über, sich vor der bösen Welt und Wirklichkeit in das Waldesdunkel der Naturromantik und das Reich der Träume zurückzuziehen. Die alte Fabel- und Märchenwelt mit ihren Feen und Nixen, den sprechenden Blumen und verzauberten Prinzessinnen, mit dem ganzen Puppen- und Spielwerk poetischer Kinderstuben tauchte wieder auf; man horchte auf Das was sich der Wald erzählt und vertiefte sich ganz ernstlich in ein spielendes Treiben, in den holden Wahn phantastischen Schattenlebens.

Indeß so eine luftige Elfenexistenz läßt sich nicht lange führen, ohne daß menschlich-irdische Gelüste wieder nachwerden; von Blumenduft kann man nicht leben und so credenzte Otto Roquette ihr einen Becher Maiwein und der weise Mirza Schaffy nahm sie an seinen Tisch und predigte ihr in der Schenke und im neueröffneten Goethe'schen „Divan" die Lehre von der irdischen Glückseligkeit.

Freude muß die Welt befrein —

singt Friedrich Hornfeck in seinem kürzlich beigesprochenen „Schenkenbuche" (Frankfurt am Main, Weidinger Sohn & Comp., 1855).

Freude heißt das gold'ne Band,
Das Natur und Geist umschlingt,
Heißt der Menschheit Vaterland,
Das sie endlich doch erringt.
Großer Schmerz in dem Schmerz
Wollen kleine Seelen nur;
Doch es blickt das große Herz
Frech wie Gott in die Natur!

Der gleichen Richtung gehört auch Wilhelm Junker an, der in seinen „Liedern ohne Weisen" (Stettin, Nagel, 1856) den Herrschild hellen Klanges anschlägt:

Frisch auf, ein neues Lied gesungen,
Solange noch die Menge grünt!
Frisch auf, den Becher angeklungen,
Solange noch die Rebe blüht!
Es zog mit süßem Wohlgeruche
Der Frühling auf der Erde ein;
So soll er denn bei Sang und Spruche,
Bei Lieb' und Wein willkommen sein!

Hinweg aus Wust und Modergrüften,
Hin zu der jungen Frühlingswelt,
Wo frisch umweht von süßen Düften
Die Freude über Fluren hält!
Da will ein neues Lied ich singen,
Wie es die volle Laune beut;
Nicht von dem Liede soll es klingen,
Das man uns täglich wiederkäut!

Es ist nun mal kein neues Lied, was der Dichter singt, und das „Wiederkäuen" singt auch nicht im mindesten unsterblichkeitsberufen, aber der Geist der Poesie weht ihm doch so nahe, daß man den Sänger freundlich willkommenheißen kann.

Ungleich diesen Predigern frohen Genusses tritt ein Anderer („Liederbuch ohne Gedichte. Von Dr. Märzroth." Dresden, Schäfer, 1857) auf. Schon der Titel der Sammlung, die, beiläufig bemerkt, unserm genialen Bogumil Dawison gewidmet ist, läßt eine oppositionelle Richtung gegen die Modepoesie vermuthen. Und in der That spricht sich hier in Moll und Dur, d. h. lyrisch und satirisch, ein mehr verstimmtes als frohgestimmtes Herz aus, aber es fehlt dieser Lyrik nicht an eigener Empfindung und Gedanken, der Satire nicht an Schärfe, dem Ganzen nicht an Ernst der Gesinnung, und der Sänger ist immerhin ein Dichter, wenn er auch nicht zu Denen gehört, die die Geister bezwingen, und auch nicht zu Denen, die sich in schmeichelnden Weisen

ins Ohr legen. So erzählt er uns eine Geschichte von einem armen Genie, das in der Welt herumzieht und um Obdach an alle Thüren klopft, aber überall fortgewiesen wird von der Mittelmäßigkeit, die schmausend und schlürfend, aufgeblasen, feist und breit überall als Hahn im Korbe sitzt. Endlich hat die Noth ein Ende und ein sanfter Tod bringt die müde Seele zur Ruhe:

Hm! da öffnen sich die Thüren,
Hier und drüben, da und dort!
Welch ein Klappern, welch ein Knarren,
Welch Gewinsch in jedem Ort!

Und aus jeder Thüre schreitet,
Schmausend, schnaufend, feist und breit,
Festgeschmückt und flimmernd prunkend
Recht die — Mittelmäßigkeit.

In viel tausend Exemplaren,
Stets das nämliche Phantom,
Wälzt zum öden, todten Mausoleen
Sich der Grufgestalten Strom.

Und sie tanzen um den Todten,
Schwingen Weihrauch ihm ums Haupt,
Schreien, daß die Berge schallen,
Ermuntern, stampfen, daß es staubt.

Und bestatten den Entseelten,
Rufen ihn zum Segen aus —
Drauf wird Jeder gähnend, schläfrig,
Und ein Jeder geht nach Haus.

Und in jeder Hütte sitzet
Wie zuvor, so feist und breit,
Ueberall die unvertilgbar
Zähe Mittelmäßigkeit!

Eine alte Geschichte und eigentlich gar nicht hübsch; aber das Schlimmste ist, daß sie eben nicht veraltet.

Da präsentirt sich uns ein Bändchen, dessen geschmackvolle und luxuriöse Ausstattung nichts zu wünschen übrigläßt, als — daß der Inhalt der Form entsprechen möchte! „Athenienäische Nächte. Von Demeter Dudumi" (München, Palm, 1856). Ach! Diese Nächte sind recht kühl! Der Verfasser, wer es scheint ein baierischer Deutsch-Grieche, ist ein classisch gebildeter Mann; seine Verse sind schön gearbeitet und hier und da mit hübschen Gedanken ausgelegt. Alles ist nett, zierlich wie die Nippsachen in dem Boudoir einer vornehmen Dame; aber es ist kein warmes Dichterblut darinnen, noch weniger feuriges — Griechenblut. Am Stoff liegt es nicht; die Bilder der alten Größe Griechenlands, im Vergleich mit unserer Gegenwart, bieten der Phantasie genug Farben, dem Geiste genug Anregung. Aber es sind matte, oft spielende Reflexionen, nichts was ergreift, nichts was in der Seele zurückbleibt. Man legt das Büchlein aus der Hand, wenn man es gelesen, und da liegt es — um das Auge durch seine schöne Außenseite zu erfreuen!

Neben diesen Sängern, deren Sammlungen mehr oder weniger den Stempel einer dichterischen Persönlichkeit oder doch eines einheitlichen Geistes tragen, möge die Muse Peter Kraus' ein Plätzchen finden, die freilich ihrem Umfange nach viel Platz braucht. Diese „Dichtungen" (Mannheim, Bensheimer, 1856) würden vielleicht ein recht artiges kleines Bändchen sein, wenn sie nicht eben — ein großer Band von 30 Bogen wären. Es sind alle Elemente poetischer Begabung darin, aber sie sind noch im elementarischen Urzustande: man findet warme Empfindung, schöne Bilder, gute Gedanken, Humor, Witz, aber nirgends findet man dies Alles zu einem befriedigenden, abgerundeten Ganzen vereinigt: der Verfasser ist der Typus eines poetischen Dilettanten, der bei ernstem Streben und Wollen vielleicht etwas leisten könnte, aber statt dessen noch die Sünde begeht, seinen ganzen Papierkorb uns über den Hals zu schütten.

Ein getreues Miniaturbild unserer unerschöpflichen Lyrik ist der „Deutsche Musenalmanach. Von Christian Schad", dessen siebenter Jahrgang diesmal zum Besten des Schillerhauses in Gohlis kürzlich erschienen ist.

Der Herausgeber gibt in einer Ballade die Darstellung des unglücklichen Schicksals Mailáth's, der sich mit seiner Tochter ertränkte aus Mangel an Subsistenzmitteln, jener traurigen Katastrophe, die mit dem Zweck der Schillerstiftung so nahe zusammenhängt.

Dem „Musenalmanach" ist zwar von vielen Seiten schon lange die Lebensfähigkeit und das Recht zum Leben abgesprochen worden, aber der Schad'sche hat seine heimgegangenen Collegen überlebt und „der Lebende hat Recht". Ein Hauptübelstand bei einer derartigen Sammlung, den auch die beste Redaction nicht vermeiden kann, ist die nothgedrungene Aufnahme jenes poetischen Mittelgutes: welches für den Papierkorb zu gut, für das Buch jedoch nur als Ballast zur Ausfüllung eines bestimmten Raumes genügt. Dahin gehören insbesondere die endlosen Reproductionen von Stoffen aus der classischen und romantischen Welt, die alljährlich 365 mal poetisch verarbeitet und außerdem noch auf allen Gymnasien als Schulpensa verwendet werden. Neben diesem Ganz aber bringt der „Deutsche Musenalmanach" immer viel Braves und Anerkennenswerthes. Von besonderem literarischen Interesse sind diesmal eine Anzahl poetischer Reliquien von Heinrich Heine. Es sind Splitter von dem Kranze, den er in den letzten Jahren seines Lebens getragen.

O Gott, verkürze meine Qual,
Damit man mich bald begrabe!
Du weißt ja, daß ich sein Talent
Zum Märtyrthume habe.

Ob deiner Inconsequenz, o Herr,
Erlaube, daß ich flenne!
Du schufst den fröhlichen Dichter und raubst
Ihm jetzt seine gute Laune.

Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn
Und macht mich melancholisch;
Nimmt nicht der traurige Spaß ein End,
So werd' ich am Ende katholisch.

Ich klage dir dann die Ohren voll
Wie andere gute Christen —
O Miserere! Herzerweichend
Der Beste der Humoristen!

Unter den andern Beiträgen ist vieles poetisch Werthvolle von Ludwig Pfau, Alexander Kaufmann, Berthold Sigismund, Christian Schad, Balthasar Reber und Andern; was aber besonders erfreulich uns entgegentritt, sind die Zeichen einer kräftigen Opposition gegen das Süßliche und Inhaltsleere der Modepoesie.

Kennt' ich Tonvermählen schmelzen
Mit dem Zorn und Muth der Jugend,
Wie gewaltig wollt' ich rütteln
An des Tages blasser Tugend!
An dem Trug der Feigen, Matten —
Wer will ihre Namen nennen?
Du der Väter Heldenschatten
Nur als Leichenschatten kennen.

Darum Preis dem Rauben, Hauen,
Preis dem Menschenschlächter Eisen!
Mag vom Blauen, Grünen, Braunen
Sich ein And'rer Lorbern reißen.
Kann ich nur ein Fünkchen zählen
In mir echte Männergluten,
Glaub' ich gern den weichen Seelen
Volle Weiberseligkeitsfluten.

So singt der alte Arndt, der von Welt und Zeit und deutschen Moden insbesondere allerdings viel gesehen, gehört, erfahren und — überlebt hat.

Friedrich Halm.

Zu den gesammelten Werken des Dichters (Wien, Karl Gerold Sohn, 1856), deren erste Bände wir schon einmal in diesen Blättern (N. F., Bd. I. S. 816) besprochen haben, brachte der zweite und vierte Theil neue Dramen.

Neu — sagen wir, denn außer „Griseldis", dem „Sohn der Wildniß", dem „Fechter von Ravenna", wer kennt „Sampiero", „Der Adept"?

Woher diese Vernachlässigung? Denn immerhin sind es edle Gebilde in feingemeißelten Formen. Als kaiserlicher Bibliothekar hat Friedrich Halm, wie die meisten Gelehrten, eine Vorliebe für entfernte Beziehungen, Thaten und Personen, die sogar aus der Tradition seines Volks geschwunden sind; er sucht sie unter Tempelschutt und Burgruinen, wohin weder das Wissen noch das Interesse der maßgebenden Allgemeinheit dringt. Wir haben ein bekanntes, durch Mythos und Sage, durch den Schatten großer Namen uns werthes und anklingendes Alterthum — und ein unbekanntes, gelehrtes, dessen Steintrümmern sich nie eine lebendige Blume wird entlocken lassen. Daß Friedrich Halm an solchen Stoffen, in solchen Bemühungen seine große Begabung verschwendet hat, ist für die deutsche dramatische Literatur, für die, welche nicht um den Kranz eines Tags vor blasirter Menge mit unzähligen, gestohlenen Seidenfetzen, Flittern und Rauschgold buhlt, gewiß zu beklagen. Abgesehen von jenem Geheimniß, das um den Verfasser des „Fechters von Ravenna" lag, muß ihm gerade dies Trauerspiel selbst bewiesen haben, wie leicht ein großer, wohlbekannter Name — wie Hermann und Thusnelda — Anerkennung und begeistertes Echo findet.

Von den vorliegenden Stücken nimmt „Griseldis" den ersten Platz ein. Sie selbst macht die Kritik des Stücks, wenn sie am Schluß nicht ohne eigene Verstimmung erkennt, daß sie nur Täuschungen, kein wahres Schicksal, keine Wirklichkeit durchlebt hat. Der Dialog bietet eine Fülle von Gedanken, Bildern und poetischen Wendungen, die vorzugsweise das Wesen der Friedrich Halm'schen Dichtung ausmachen: es sind die tausend tönenden Glocken, die an ihrem Kleide hängen und bei jedem ihrer Schritte klingen und rauschen. Werner, „Der Adept", ist eine Dissonanz, und die Annahme, daß er das Recept des Goldmachens erfinde und wieder vertilge, streift an das Märchenhafte. „Camoens", der große portugiesische Dichter, ist eine wohlthuende Erscheinung, wenn er auch in seiner Hinfälligkeit etwas an die Helden des Euripides erinnert. Solche Stoffe eignen sich meist nur zur novellistischen Darstellung, wenn es dem Poeten nicht verliehen ist, dem Unglück auch tragisches Pathos und eine leidenschaftliche Schuld zu geben.

„Die Pflegetochter" des vierten Bandes ist ein einfaches, wehmüthiges Bild in Idyllen-Tönen und -Farben, während „König und Bauer" (nach dem Spanischen des Lope de Vega) auf jenen willkürlichen, romantischen Voraussetzungen beruht, die niemals in greifbarer Wirklichkeit bestanden und jetzt auch den Schein derselben für jedes Auge verloren haben. „Der Sohn der Wildniß" hat eine allgemeinere Bedeutung, den Streit der ungebändigten Natur und der Civilisation. Mag dieser Kampf sich auch auf einem dunkeln, unbekannten Hintergrunde abspiegeln, er [illegible] durch seine Verständlichkeit und der Held desselben wird immer Anerkennung finden. Wie sehr die Liebe die Menschen zwingt, wird [illegible] zum Nachtheil der Heldenhaftigkeit Ingomar's zu [illegible] kommen. Saß aber nicht auch Herkules zu den Füßen der Omphale?

Könnte Friedrich Halm sich entschließen, sein Kerkercabinet zu verlassen, sein „Suchen nach Stoffen" aufzugeben und in die freie, Jedem mehr oder weniger bekannte Welt einzutreten, dürfte seinem Talente endlich auch nicht die Anerkennung fehlen, ohne welche jede, auch die größte Dichterkraft, ins Ungewisse und Schwankende, in Verstimmung oder einen freilich von Friedrich Halm's Muse entfernten eigensinnigen Hochmuth gerathen muß.

Für die Schriftleitung gingen beim Herausgeber ferner ein: Vom k. k. Hauptmann L. in Wien 5 Gulden C. M.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 23.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährig 20 Sgr.

Der Buchhalter.

Eine Schilderung aus dem Großstadtleben.

II.

Herr Alwin Rauh ist der neue Chef des Hauses. Er wurde aus weiter Ferne geholt und ist in der Fremde ein tüchtiger Kaufmann geworden. Dieser große Mann mit dem schwarzen Backenbart und dem scharf beobachtenden Blick der Augen ist derselbe Alwin, der als kleiner Knabe bei Herrn Brunner Trost und Rettung suchte, wenn er um die Lösung einer Schulaufgabe verzweifeln wollte. Herr Brunner erinnerte ihn lächelnd an jene Zeiten und der junge Herr Rauh sagte, daß er sich zwar auf sein Verhältniß zu ihm, wie es in jenen Jahren gewesen sei, natürlich nicht mehr besinnen könne, er zweifle aber nicht, daß Herr Brunner Herr Brunner sei. Herr Brunner beugte sich tief auf sein Hauptbuch herab und nahm sich vor, seinen Chef mit solcher Vertraulichkeit nicht wieder zu belästigen. Auch ohne diesen Vorsatz hätte der alte Buchhalter von frühern Zeiten schweigen müssen, denn es zeigte sich bald, daß Herr Rauh jun. überhaupt nicht der Mann war, welcher mit einem seiner Diener über etwas Anderes als über Geschäftsangelegenheiten sprach. Herr Brunner zieht sehr höflich seinen Hut vor Herrn Alwin Rauh ab und benimmt sich höchst artig und zuvorkommend gegen ihn, wie dies einem Gebieter gegenüber oft erforderlich ist. Der junge Herr Rauh wird nicht von der Gicht geplagt, er hat auch keine üble Laune, aber er ist scharf und streng und hat schon bemerkt, daß die graue Augenblende, welche Herr Brunner endlich um sein dürftiges graues Haar legen muß, ein bedenkliches Zeichen wäre, daß seine Augen sehr schwach geworden seien. In der That! Brunner ist alt geworden; er hat nur noch wenig Folien im Gedächtniß, bedarf des Registers, um irgendein Conto aufzuschlagen. Ferdinand Burbaum & Comp. in Lübeck existiren schon längst nicht mehr, die Zahlen 200 und 300 und noch viele andere Zahlen haben für Herrn Brunner gar kein Interesse mehr, selbst an den Wasserfleck in einem Blatte des alten ausgeschriebenen Hauptbuchs hat er seit langer Zeit nicht mehr gerührt.

Ach, auch schon längst ist der Scattisch im „Grünen Reiter" aufgehoben; der eine der Spielgenossen starb, den andern hat das Schicksal in ein fernes Land getrieben und der dritte hat ein Weib genommen und widmet die Abende seiner Familie. Nur der alte Brunner, der alte Buchhalter der Firma I. W. Rauh sitzt noch zuweilen Abends in einer Ecke der gemüthlichen Gaststube ganz allein an einem Tische und wirft wehmüthige Blicke hinüber nach dem alten Scattische, an dem sich jetzt die neue Generation amüsirt. „Es ist leer um mich her geworden!" sagt er oft vor sich hin und seufzt. Wenn er dann auf dem Nachhausewege, auf seinen dicken Stock gestützt, an das Haus seines Chefs kommt, bleibt er vor jedem der eisernen Laden der Contorfenster stehen und untersucht mit seiner dürren, zusammengeschrumpften Hand, ob auch Alles wohlverwahrt und verschlossen sei, wäh-

rend aus der beleuchteten ersten Etage die Töne eines Pianoforte herunterrauschen und der liebliche Gesang der jungen glücklichen Frau Raub, seiner Principalin. Herr Brunner lauscht eine Weile und geht; gern hätte er noch länger zugehört, aber der Nachtwind weht ihn mit kalten Schauern an. Nun steht er vor seinem Hause, aber es kommt keine alte gute Frau mehr aus dem Parterrestübchen, um dem Miethsmann die Treppe hinaufzuleuchten und nach traulichem Geplauder ihm eine gute Nacht zu wünschen. Sie ist schon lange todt und kalte fremde Leute sind seine Vermiether geworden.

Das Contorpersonal der Firma I. W. Raub ist um einen Mitarbeiter vermehrt worden. Der neue College ist ein stattlicher Herr mit vornehmen Manieren, ignorirt die übrigen Herren soviel als thunlich, steht mit Herrn Raub auf Brüderschaft, obwol Beide dem übrigen Personal gegenüber sowenig wie möglich Gebrauch davon machen und ist oft oben zu Tische und zu Soiréen gebeten, wo er den Gesang der jungen Madame Raub am Pianoforte begleitet.

Herrn Brunner ist von seinem Chef der Auftrag geworden, den neuen Collegen in seine Pflichten und in alle Geschäftsverhältnisse einzuweihen und diese Aufgabe erfüllt er aufs redlichste. Der neue College ist schon soweit gekommen, daß der Principal ihn für fähig hält, Herrn Brunner einen Theil seiner eigenen Arbeiten abzunehmen. Herr Brunner sieht sich infolge dessen von mancherlei Berufspflichten befreit, die er seit länger als einem Vierteljahrhundert in stetem gewohnten Kreislaufe erfüllt hatte. Sein Amt ist ihm bedeutend erleichtert und er kann sich zu den Arbeiten, die ihm nun noch obliegen, Zeit nehmen; der neue College arbeitet sich immer besser und besser ein und bald hat er in Allem eine noch größere Sicherheit erlangt als sie der alte Buchhalter haben kann, er darf noch mehr von seinen Arbeiten dem neuen Collegen übertragen und immer mehr und endlich hat er nur noch einige wenige Conti des Hauptbuchs zu überwachen — es sind die schwächsten unter allen. Tagelang hat er die Feder hinterm Ohr, ohne sie zu gebrauchen; er sitzt an seinem Pult, sieht nach den drei alten Wappen hinüber, wendet das Auge wieder weg und will schnell in seiner Arbeit fortfahren und besinnt sich, daß er nichts zu arbeiten hat. Der neue College hat von all seinen Büchern und auch von dem guten alten Hauptbuch vollständig Besitz genommen und Herr Brunner wird von der Langeweile gemartert. Er liest die Correspondenzen durch, bis in die Zeiten zurück, wo das kleine Mädchen aus dem Fenster des Nachbarhauses noch mit dem Lockenkopfe herübernickte; er spitzt den Bleistift und bricht die Spitze wieder ab, um ihn von neuem spitzen zu können; er geht und wäscht sich alle Stunden die Hände und wenn die Fülle dieser kleinen Thätigkeiten erschöpft ist, flüchtet er in das Packzimmer und unterhält sich mit den Markthelfern, bis der neue College kommt und den Markthelfern einschärft, daß sie zum Arbeiten und nicht zum Schwatzen hier seien.

Da eines Tags schauen die Wappen des Nachbarhauses ganz eigenthümlich zum alten Brunner herüber, ihre Figuren fließen nicht mehr ineinander, sie stehen mit klarer Bestimmtheit vor des Buchhalters Augen, als wären sie ihres neckischen Spiels endlich müde, aber am Fenster drüben liegt ein Etwas, das eine Form annimmt, als wäre es das Gesicht des kleinen Mädchens und ihr Lockenkopf darüber und Herr Brunner schaut drein und denkt an die alten Zeiten und dann wieder an die Gegenwart. Wie soll er den heutigen Tag verbringen und die ganze Woche und den ganzen Monat! Und so wird es fortgehen, solange er Buchhalter im Hause I. W. Raub bleibt, so werden die Stunden eines jeden Tags langsam hinschleichen, so wird er jede Viertelstunde schlagen hören, so wird er sich — wenn er den Blicken seiner Mitarbeiter begegnet — noch oft schämen müssen, daß er nichts weiter thun kann als die Hand in den Schoos legen.

Herr Alwin Raub sitzt am Pulte und schreibt eifrig, es ist gerade Niemand weiter im Contor. Alles ist still, nur die Contoruhr läßt ihr nimmerrastendes Tick-tack vernehmen und die Feder des Herrn Raub hört man über das Papier rascheln. Da unterbricht Brunner die Stille und sagt herzlich:

„Herr Raub, ich habe gar nichts, auch gar nichts mehr zu thun."

Es lag in dem Tone ein leiser Vorwurf und eine innige Bitte.

„Ich sehe es wol", antwortet Herr Alwin achselzuckend und die Stirn in Falten legend.

„Wird es —" Herr Brunner hält inne, „wird es nun immer so bleiben?"

Das Zittern der Stimme, das diese Worte begleitete, der Ausdruck von Wehmuth, Furcht und Vertrauen, der auf dem alten ehrlichen Antlitz des Fragenden lag, wurden der Beobachtung des Herrn Raub entzogen, denn all sein Augenmerk gehörte der Frage selbst. Er richtete sich empor, wie man

es thut, wenn man plötzlich etwas ganz beſonders Intereſſantes um ſich vorgehen ſieht.

„Herr Brunner", ſagte er endlich, „ich kann Ihnen beim beſten Willen keine Beſchäftigung geben, ich denke, Sie ſehen es ſelbſt ein."

Herr Brunner ſchwieg — ſchwieg ſehr lange und endlich ſtand er auf, ging auf Herrn Raub zu, ſah ihn an, nickte leiſe und nachdenklich mit dem Kopfe und ſagte ſeufzend: „Ja, ich ſehe es ein — und ſo will ich denn von Ihnen und von dieſen alten, vertrauten Wänden ſcheiden. Der neue Herr College wird meinen Platz einnehmen, es war ein lieber Platz am Fenſter und das Pult iſt das bequemſte im Contor, denn es hat die meiſten Fächer und ſie ſind alle, wie man ſie braucht. Gleich will ich gehen und das Pult ausräumen, einige Bücher, die mein Privateigenthum waren, will ich dem Herrn darin zurücklaſſen, ſie werden ihm manchmal willkommen ſein. Wenn einmal eine Zeit kommen ſollte, wo es ſoviel zu thun gibt, daß Sie nicht fertig werden können, ſo laſſen Sie mich rufen, meine Hand ſteht Ihnen zu Dienſten, Herr Raub; ſie iſt alt und unſicher geworden, aber es iſt noch dieſelbe Hand, von deren früher beſcheidener Kraft und Ausdauer alle die ausgeſchriebenen Bücher im Schrank dort Zeugniß ablegen können."

Herr Alwin Raub verlor auf einen Moment die Sicherheit ſeines Blicks und über ſein Antlitz zuckte ein Zug der Verlegenheit.

„Es thut mir leid", entgegnete er, „herzlich leid, daß wir uns trennen müſſen, Herr Brunner, aber ich kann wirklich keinen andern Ausweg finden — die Aufgabe unſers Wirkungskreiſes iſt größer geworden, Ihre Kräfte nehmen ab und es hätte mir wehe gethan, Ihnen das Leben und den Aufenthalt in meinem Hauſe durch erhöhte Anforderungen zu verkümmern."

Herr Brunner räumte ſein Pult auf, reihte den Schlüſſel von dem Schlüſſelbunde los, um ihn nun für immer zu vermiſſen und übergab ihn dem neuen Collegen, der mit ablenkendem, freundlichem Humor die originelle Form des Schlüſſels und die originelle Form des Schloſſes bewunderte. Dann warf Herr Brunner noch einen Blick nach den drei ehrwürdigen Waxen des Nachbarhauſes, noch einen langen, ſchmerzlichen Blick nach den Hauptbüchern, die den größte Theil ſeiner Erinnerungen in ſich bargen, gab Jedem die Hand und zuletzt auch Herrn Alwin Raub, der ihn bat, die Firma T. W. Raub nicht ganz zu vergeſſen und ihn von Zeit zu Zeit zu beſuchen. Auch würde er ihm, wie er hinzufügte, jederzeit mit Empfehlungen zu Dienſten ſtehen, wo er ihrer bedürfe und endlich drückte Herr Raub dem Erbuchhalter ein Billet in die Hand, welches den Gehalt für das eben begonnene neue Halbjahr enthielt. Herr Brunner ging zur Thür hinaus, wie er 30 Jahre lang hinausgegangen war und doch war es diesmal ein großer Gang bis zur Thür! Er war fort, um nimmer wiederzukommen. Herr Alwin Raub beugte ſich auf ſeinen Briefbogen und ſchrieb eifrig weiter, der Nachfolger des Ausgeſchiedenen probirte den Schlüſſel am Schloſſe des eroberten Pultes und Niemand war da, der die Wucht der Scheideſtunde hätte fühlen können, Niemand als die grünen Wände, die hohen Briefſchränke, die ſchwarze Contortafel und das Pult und die Wandkarten.

Herr Brunner ſaß nun zu Hauſe. Der Preis für ſeine lange Thätigkeit, der Preis für den krummen Rücken und für das graue Haupt — war ein Nothpfennig, welcher von dem Gemiſch von Mühe und Arbeit als Bodenſatz zurückgeblieben war. Er ſah dieſen Nothpfennig genau an und verſuchte den Reſt ſeines Lebens in einem Diviſor zuſammenzufaſſen. Dieſe Aufgabe war entſetzlich und er beſchloß, die Löſung zu verſchieben. Einſtweilen bemühte er ſich, irgendwo in der Stadt eine kleine beſcheidene Stellung zu erhalten, beſuchte an zwei Abenden den „Grünen Reiter", vertauſchte aber den für ſeine jetzigen Verhältniſſe zu koſtſpieligen Mittagstiſch mit einem andern, der ihm die Bekanntſchaft eines Colporteurs, mehrer Stadtgerichtscopiſten, zweier unverheiratheter Marktheifer und vorübergehend auch die einiger anſtändigern Fuhrleute verſchaffte.

Herrn Brunner's Bemühungen um eine beſcheidene Stelle blieben erfolglos, denn überall ſchrak man vor ſeinem Alter zurück. So mußte er noch weitere Einſchränkungen eintreten laſſen. Er ſpeiſte von jetzt an nur einen Tag um den andern warm zu Mittag und trennte ſich für immer von dem „Grünen Reiter" und vom geliebten Bier. Er unterdrückte den letzten Reſt der Eitelkeit, indem er im fadenſcheinigen Rocke und im vermitterten, abgegriffenen Hute auf den Straßen erſchien, fügte ſich dann erſt in die eiſerne Nothwendigkeit, ein Paar neue Stiefel zu beſtellen, als der Schuhmacher ihm erklärte, daß das alte unter zahlloſen Reparaturen verſchwundene Stiefelpaar ſeiner Ausbeſſerung mehr fähig ſei. Trotz alledem wurde doch der Nothpfennig immer kleiner; Herr Brunner beſaß nicht einen Verwandten, von dem er

eine Unterstützung hätte verlangen können, selbst wenn er den Stolz, der bei diesem Gedanken heftig in ihm zu arbeiten begann, unterdrückt.

So kam ein harter Winter heran und mit ihm begann das Jahr, mit welchem der Nothpfennig zu Ende gehen mußte.

Herr Brunner fühlte etwas wie Erleichterung in seinem Herzen, als er gewahrte, daß sein Husten zunahm, daß ihm das Athmen schwerer wurde, und eine Krankheit zu ihm herangekrochen kam, die ihn in das Bett hineintrieb. Die Werthsleute unten trugen Sorge, daß Herr Brunner eines Tags, wo die Wintersonne etwas wärmer schien, noch tiefer in die Betten hineingepackt und dann wie ein Wickelkind die Treppen hinab, in einem Wagen nach dem Stadtkrankenhause gebracht wurde. Dort lag er in einem großen Saale unter vielen Andern, es war eine böse, lange Krankheit, ihre dämonische Gewalt drang bis in das Heiligthum der Seele und störte dort Gefühle und Erinnerungen aus ihrem langen Schlafe, die sich in Fieberphantasieen Bahn brachen.

Wider alles Erwarten des Arztes legte sich das Fieber. Herr Brunner fühlte sich von Tag zu Tag wohler, er genaß und als der Frühling ins Land gekommen war und die grünen Blätter der Bäume sich dunkler färbten, als die Kanarienvögel wieder draußen vor den Fenstern sangen und in dem zum „Grünen Reiter" gehörigen Garten Abendconcerte abgehalten wurden — da wankte der alte Brunner an seinem Stocke wieder hinaus ins Freie, blieb stehen und huftete und ging weiter. Seine zahlreichen Bekannten in der Stadt, welche erst durch den Arzt des Krankenhauses die wahre unglückliche Lage des alten Buchhalters erfahren hatten, veranstalteten zu seinen Gunsten eine Collecte, an der sich auch die Firma J. W. Rauh mit 25 Thalern betheiligte.

Aber dies stimmte den alten Brunner nur trauriger und auch der Frühling vermochte nicht die Nebel seines Kummers zu durchdringen. Kein Lächeln schlich sich auf die bleichen Züge des Alten. Eines Tags war er auf seinem gewöhnlichen Spaziergange wieder bei seinem Lieblingsplätzchen angekommen. Es war der Ausgang eines Gehölzes, der dicht an einen Fluß führte. Auf einem Baumstumpfe hatte er sich hier immer ausgeruht und den Wellen des Flusses nachgeblickt. Er saß wieder auf dem Baumstamm und dachte an die Pläne, die er einst gehegt, an die großen volkreichen Städte in der Ferne, in denen er einst seine Heimat hatte aufschlagen wollen, an die Hoffnung der Jugend, an die Schwäche des Greises. Es kam ihm vor, als wäre sein Schicksal verwechselt worden, als hätte er nach einem falschen Glase gegriffen und statt des Weins den Essig getrunken. Sein Gemüth wurde von einer plötzlichen Bitterkeit befallen, daß Niemand die Menschen auf seinen Irrthum aufmerksam mache. Er sah tief, tief in die Wellen und die Bitterkeit verschwand und eine selige Ruhe durchströmte das alte Herz. „Es muß noch ein anderes Leben geben als das hier unter Jubiläumsfesten und staubigen Büchern", dachte er und sah in das Spiegelbild der Sonne im Wasser. So schön hatte er die Natur noch nie gesehen und dazu wehte ein gelinder wohlthuender Hauch durch die Luft, ihm an das Herz. Hier wollte er bleiben, nie wollte er wieder diesen Ort verlassen; er brauchte sich um seinen Nothpfennig mehr zu kümmern und er wird nie Gebrauch von der mitleidigen Collecte machen, die in der Stadt für ihn gesammelt wird. Sowie es jetzt ist wird es immer bleiben, wenn er sich von seinem Baumstumpfe nur etwas tiefer herab nach den Wellen neigt. Lebe wohl, du wunderliche Welt, je näher dem blauen Aether, der sich hier unten in der Tiefe ausdehnt und wieder zusammenfährt, je wunderlicher erscheint Einem diese Welt, ach! und diese Sonne hier, die in dem blauen nassen Aether zuckt, blendet das Auge nicht — man könnte ruhig im Hauptbuche schreiben, ohne das Roulean herabzulassen — doch wer wird jetzt an das Hauptbuch denken, es gilt, die neue Sonne zu erreichen! Wie sie in dem blauen, nassen Aether zuckt und spielt, wie sie plötzlich weit auseinander fährt, wie die Wellen emporschlagen und dem weißhaarigen Kopfe ehrerbietig Platz machen, wie es endlich wieder still wird und wie ruhig das Spiegelbild der Sonne wieder auf dem blauen Wellenäther steht!

Niemand wußte, wohin der alte Buchhalter gekommen war, bis nach einigen Tagen ein Fischer eine Leiche aus dem Flusse zog, in der man Brunner erkannte.

Ganz spät in der Dunkelheit der Nacht wurde er begraben, sein Sarg schwankte an dem Hause J. W. Rauh vorüber. Aus der obern hellerleuchteten Etage rauschten die Töne eines Pianoforte herab und am Fenster des gegenüberliegenden Hauses sitzt die herangewachsene Tochter mit ihrem Bräutigam und Beide sprechen von der Zukunft; die alten Wappen nur sehen den Sarg vorüberstragen und ihre steinernen Physiognomieen schienen sich zu bewegen und hinter den eisernen Läden im

Contor von L. W. Rauh ist Alles finster und todtenstill; die ausgeschriebenen Bücher stehen fest in ihren gedrängten Reihen, nur das Pult knarrte, an welchem der Todte den größten Theil seines Lebens verbracht. Gustav Emil.

Der Thüringer Wald.

Von Berthold Sigismund.

(Vergl. „Unterhaltungen", N. F., Bd. II, Nr. 1—8.)

VI. Der Acker, der Wald und das Volksgemüth.

Ein wenig beachteter Segen der Armuth liegt darin, daß sie zwischen dem Menschen und seinem Besitze einen innigern gemüthlichen Verkehr entwickelt, welcher das Haben zu einem wahren vollen Genießen erhöht.

Der arme Gebirgsbewohner, der nur eine Ziege sein eigen nennt, betrachtet diesen Bundesgenossen der Armuth mit ganz andern Blicken als der Argentiner eins von den Tausenden seiner Rinder, welche auf den Pampas weiden. Während der Arme sein Thier bis auf die kleinsten Eigenthümlichkeiten kennt, es nie ohne Liebkosung füttert und mit der größten Sorgsamkeit wartet, schenkt der reiche Viehzüchter dem einzelnen Thiere fast nur dann einen aufmerksamen Blick, wenn es mit dem Lasso gefesselt daliegt, um geschlachtet zu werden.

Ebenso verhält es sich mit dem gemüthlichen Verkehr des Menschen mit dem Felde. In den reichen Kornebenen erscheint der Herr nur ab und zu auf seinem Acker, um die Fremden, welche denselben für ihn bearbeiten, zu beaufsichtigen. Wird ihm von der Commission ein anderer Acker zugetheilt, so läßt er sich dies ohne Widerstreben zum Behufe der Güterzusammenlegung gefallen; sieht doch der eine Acker in der Ebene dem andern gleich, wie sollte sich der einzelne dem Herrn individuell einprägen und ihm lieber sein als ein anderer gleich fruchtbarer? Die Lohnarbeiter, welche das Feld bestellen und abernten, nehmen an demselben kein tieferes Interesse, es ist ihnen nur wichtig als Gegenstand, an dem sie Geld verdienen. Selbst die im Hause wohnenden Knechte, welche meist ihr Gespann lieben und pflegen, als wäre es ihr Eigenthum, betrachten den Acker nur als Arbeitsobject und äußern hinter dem Pfluge roben Unwillen, wenn die Scholle ihren pflegebefohlenen Thieren Schwierigkeiten in den Weg legt. So kommt es denn in jenen ackerreichen Ebenen selten zum rechten Du und Du zwischen Acker und Menschen.

Ganz anders verhält es sich in dieser Hinsicht auf dem Thüringer Walde, wo die Fluren klein und der Besitzer viele sind. Fast jedes Grundstück hat hier sein individuelles Gepräge. Der eine Acker liegt am Fuße, der andere an der Lehne des Bergs gerade über der Mühle, ein dritter dicht am Holze oder in einer Waldblöße, ein vierter neben einer Steinrütsche oder einem Felsen. Darum sind künstliche Marken oft gar nicht vorhanden. Während ich mit einem reichen thüringer Waldmann sprach, fragte ein Bote bei ihm an, wie weit man auf der Wiese mähen solle, da die Grenze nicht deutlich sei. „Ho, der große Ameisenhaufen ist seit den Zeiten meines Hörle (Großvaters) die Marke!" Zu einer Zusammenlegung der Grundstücke würden diese Feldbesitzer fast ebenso schwer zu bewegen sein als zum Austausche ihrer Kinder.

Die Aecker sind auf dem Thüringer Wald auffallend klein. Das Feld wird nur in den mehr ebenen, vorzugsweise Ackerbau treibenden Bezirken ungetheilt dem jüngsten oder ältesten Sohn vererbt; im Gebirge wird das Feld unter die Kinder zu gleichen Stücken vertheilt. Deshalb sieht man Ackerstreifen, die kaum breiter sind als ein Leintuch auf der Bleiche. Diese Zerstückelung der Flur hat als Compensation für die Mißstände, welche die Nationalökonomen hervorheben, das Gute, daß jede Familie wenigstens etwas Feld besitzt, dadurch in gemüthlichen Verkehr mit dem Heimatsboden tritt und die kleine Parzelle möglichst bearbeitet. Wenn der Ertrag der Felder auf dem Thüringer Wald nicht so reich ausfällt als der von belgischen Feldern, welche durch die Spatencultur der Fabrikarbeiter herrliche Früchte bringen, so liegt dies gewiß nicht an geringerm Fleiß. Sauerer muß es sich wol der Mensch kaum irgendwo werden lassen, um dem Boden das „liebe Brot" abzugewinnen. Den Dünger müssen die Frauen in Körben an den steilen Berglehnen emportragen, die harten steinreichen Schollen mit der Hacke auflockern. Gewöhnlich wird die Hausfrau von einigen Freundinnen auf „Wiederhülfe" unterstützt. Lustiger wird wol nirgends der Boden bearbeitet als hier. Selbst die schwerste Arbeit wird von Gesang und munterm Gespräche begleitet und man hört nicht selten die Mädchen, die mit ihrer schweren Bürde bergauf streben, dabei munter singen und jauchzen.

Während das Umreißen des Ackers in der Gesellschaft helfender Freundinnen als lustige Arbeit betrieben wird, erscheint das Säen als eine Art ernsten heiligen Geschäfts. Eine ältere erfahrene Frau besorgt es mit bedächtigem Schweigen

und trägt dabei gern den Samen in einem Säetuche, welches von der Hand eines unſchuldigen Kindes geſponnen worden iſt. Im Mittelalter wurde von den Kriegern geſeites Gespinnſt einer reinen Hand getragen, um ſich gegen Verwundung zu ſchützen; ob die Wahl eines ſolchen Säetuchs der Saat Gedeihen ſichern oder nur als Zeichen der Reinheit, welche man dem heiligen Schoos der Erde ſchuldet, gelten ſolle, wußte mir Niemand anzugeben. Wenn die Saat im Sommer emporwächſt, wandelt das Ehepaar Sonntag Nachmittags hinaus, um das Feld zu beſehen. Bei dieſen Beſichtigungen beurtheilt man den Lebenslauf des Korns nach dem freilich nur annähernd richtigen Maßſtabe: „14 Tage ſchoßt es, 14 Tage blüht es, 14 Tage milcht es, 14 Tage körnt und 14 Tage reift es."

Die genaue Beobachtung der einzelnen Lebensperioden des Korns, welche keiner andern Pflanze zutheil wird, beweiſt, wie dieſes Gewächs dem Volke ans Herz gewachſen iſt. Ein Nationalökonom, welcher über die Feldzerſtückelung in Thüringen wehklagt (wie es K. Andree in der „Allgemeinen Zeitung" gethan), braucht nur, um ſich zu beruhigen, ein ſolches ihr Aeckerlein beſchauendes Ehepaar zu belauſchen. Ich glaube, er würde ſagen und wäre es nur um dieſer Sonntagsfreude willen, die Zerſtückelung — mag für dieſe Fluren paſſiren!

Bis zum Jahre 1848 wurden die Beſchauer ihrer Saatfelder, beſonders in den Thälern, nicht ſelten durch ein „Hereinragen der Geiſterwelt" erſchreckt. Das Aehrenfeld, deſſen dichtgedrängte flüſternde Halme das Innere des Ackers unſichtbar machen, hat etwas ſo Geheimnißvolles, daß die Sage ſich darin anſiedelte. Die norddeutſche Sage von der Roggenmuhme und andern geiſterhaften Bewohnern des Halmendickicht kennt man zwar in Thüringen nicht, wol aber die grauſige Sage vom Binſenſchneider, die uns Kinder oft gruſeln machte. Man fand ſonſt in den Aehrenfeldern hin und wieder ſchmale Gaſſen, wo die Halme abgemäht waren, ſich durch mehre Aecker in verſchiedener Richtung erſtrecken. Dieſe Gaſſen mähte der mit dem Teufel im Pacte ſtehende Binſenſchneider durch die Sicheln, welche er an ſeinen Knöcheln angebunden hatte. Früh vor Sonnenaufgang, beſonders am Johannistage, geht der Herrenmeiſter mähend durch die Felder und von dem ſo gezeichneten Felde verſchafft ihm der Teufel einen gewiſſen Antheil. Wenn der Beſitzer des Feldes den Binſenſchneider über ſeiner Arbeit beſchleicht und ihm einen Spiegel entgegenhält, ſo muß der Zauberer augenblicklich ſterben. Beim Anfang des Dreſchens ſchlägt man an manchen Orten zuerſt eine zeitlang auf eine Garbe von Wachholderreiſig („Wachtelgarbe"); kommt während dieſer Zeit Jemand an die Scheune, um ein Hausgeräth zu borgen, ſo iſt der Binſenſchneider wenn auch nicht unſchädlich gemacht, doch erkannt. Warum hat aber, wird man fragen, gerade das Jahr 1848 dieſen Geiſterglauben, der manchen armen Nachbar in böſes Gerede brachte, zerſtört? Weil die freie Jagd die Haſen faſt ausrottete. Jene ſchmalen Gaſſen in den Kornfeldern, die man dem Binſenſchneider zuſchrieb, entſtanden durch die Haſen, welche ſich einen Gang zu ihrem Lager traten und biſſen. An dieſe aufklärende Wirkung der Grundrechte, welche dieſelben überlebt, hat wol kaum einer der frankfurter Geſetzgeber gedacht.

Gleich den Irländern und nach Holland ziehenden Norddeutſchen wandern die Mädchen vom Thüringer Walde im Sommer in die Ebenen, um ſich daſelbſt als Mähderinnen zu verdingen. Sie unterſcheiden ſich von den Schnitterinnen der Ebenen durch ihr weißes Leinwandmieder, durch ihre „Pferdefüße" (Strohhüte), noch mehr aber durch ihre Fröhlichkeit und Singluſt. Haben ſie hier zwei bis vier Wochen gearbeitet, ſo wandern ſie heim, denn nun beginnt auch „auf dem Walde" die Kornreife.

Wenn die „liebe Ernte" kommt, wird zuerſt eine Morgenbetſtunde beſucht, die vor Sonnenaufgang gehalten wird. In Blankenburg allein beſteht noch der alte Brauch, daß dabei vier in ſchwarze Oberröcke gekleidete Knaben vor dem Altar knieen und drei mal ſingen: „Verleih' uns Frieden gnädiglich!" Bei dem Worte Frieden wird die Thurmglocke angeſchlagen. Die Gemeinde fügt ſingend hinzu: „Herr Gott, zu unſern Zeiten!" Mit welcher Inbrunſt mag dieſes Gebet im Dreißigjährigen Kriege geſungen werden ſein, in welchem dieſe Gegenden ſo kläglich litten!

Beim Beginn des Schneidens wird auffallenderweiſe keinerlei Gebrauch beobachtet, der den Anfang dieſer wichtigen Arbeit bezeichnete. Hat man einen Acker abgemäht, ſo ſetzen ſich ſtets die Schnitter eine kurze Zeit nieder, „um dem Acker die Ruhe nicht mitzunehmen", gerade wie ſich der Beſuchende in dem Zimmer, worin er einen Auftrag auszurichten hat, aus gleicher Abſicht für einen Augenblick ſetzt. In dieſer Sitte tritt die gaſtfreundliche Beziehung zwiſchen Menſch und Feld zutage. Aeltere Leute, die an der Väterſitte feſthalten, legen bei jeder Arbeitspauſe

zwei Bündel Aehren kreuzweise auf die Erde und sprechen, wenn ein Acker abgemäht ist: „Gott Lob und Dank ist besser als aller Anfang.“ Wenn ein Ackerbesitzer, der sein Feld durch Lohnarbeiter abernten läßt, zu den Schnittern kommt, wird er von diesen mit einem Strohbändchen angebunden und löst sich durch ein Geschenk. Diese Sitte herrscht nach der Erzählung des Professors Koch in Berlin, der den Kaukasus bereist hat, auch bei den Osseten und vervollständigt die mancherlei Anklänge an die germanische Welt, die sich bei jenem Volksstamm finden.

Der Ackerboden ist dem Thüringer auch eine Orakelstätte. Man findet zwischen den Stoppeln zuweilen einen einzigen becherförmigen Pilz (Cyathus crucibulum), in welchem gelbliche Körperchen von der Größe und Gestalt der Linsen liegen. Nach der kleinern oder größern Anzahl der Linsen beurtheilt man hier und da den Preis des Getreides im kommenden Jahre. Dieser Aberglaube gehört in dieselbe Kategorie wie der Wahn, daß aus dem Reichthum der Schlehenblüte auf ein reiches Obstjahr zu schließen sei. Der Ausfall der Getreideernte ist für die Menschen so wichtig, daß man ihn schon während der Zwölf Nächte durch künstliche Orakel zu errathen sucht. Als der sonderbarste Feldaberglaube in einer großen Auswahl erschien mir der folgende. Wenn die Raupen den Kohl anfressen, so geht der Grundbesitzer an dem Tag, wo in der Nachbarschaft Kirmse ist, auf seinen Krautacker, klatscht mit der Peitsche und ruft: „Lort ist Kirmeß!“ Da marschiren all' Raupen ab.

In früherer Zeit wählte man zum Säen bestimmte, im Kalender oder durch mündliche Ueberlieferung als glücklich bezeichnete Tage. Davon kommt man mehr und mehr ab. Noch werden aber überall die Strohseile zum Binden der Garben zu Fastnacht verfertigt und der Fuchs an manchen Orten am Tage der „Kalten Sophie“ (den 15. Mai) gefärbt. Beim Strohseilwinden, wobei das Festgebäck der Kräpfel genossen wird, geht es lustig zu; besonders sucht man an diesem Tage, wie am 1. April, Kinder und einfältige Leute zu bänseln und zu Fastnachtsnarren zu machen. Beim Dreschen herrscht die Sitte, nach Vollendung dieser Winterarbeit die Wände mit den Flegeln zu klopfen, ohne daß man dafür einen mystischen Grund anführt. Wie für viele andere rhythmische Bewegungen hat das Volk auch für den Takt des Dreschens, jenachdem zwei oder mehre Flegel musiciren, Merkverschen ersonnen.

Die Mühle ist, wie wol überall in Deutschland, nächst den verfallenen Burgen und Klöstern und den Gottesäckern, eine Lieblingsstätte der Sage. Das meist abgelegene Gebäude, in dem es geheimnißvoll klappert und klingelt und in dem es mit dem Mehlertrag oft nicht mit rechten Dingen zuzugehen scheint, fordert die Phantasie zur Thätigkeit heraus. In den Mühlsagen spielt immer die Katze eine Hauptrolle. Dieses Thier muß auch außerhalb der Mühle den Argwohn des Volks bestätigen. Oft fragt man die Katze, während man sie in den Schwanz kneipt: „Was maust der Müller?“ und deutet ihren Laut: Mahl (Mehl).

Wenn die Hausfrau anfäuert, zeichnet sie drei Kreuze auf den Teig, wol um das Mißrathen des Gebäcks zu verhüten, welches zuweilen so unerwartet vorkommt, daß man es übernatürlichen Einflüssen zuschreiben zu müssen glaubte.

So wäre endlich „das liebe Brot“ fertig. Nur diese Speise bekommt das schmeichelnde Adjectiv, welches man von den Naturweien nur der Sonne beilegt. Und in der That verdient dasselbe diese Bezeichnung vor allen andern Speisen. Empfindet es der Reiche schon unangenehm, wenn er auf Reisen in andern Gegenden Brot essen muß, welches etwas anders schmeckt als das heimatliche; wie müssen sich arme Waldleute, die sich oft wochenlang ganz ohne Brot behelfen müssen, nach dem „lieben Brote“ sehnen!

Soviel die thüringer Bergbewohner den brotgebenden Acker werthschätzen, sowenig erkennt die Mehrzahl derselben den Wald in seiner wahren Bedeutung als großes Saatfeld, auf welchem riesige, siebzig- und mehrjährige Halme für den Bedarf des jetzigen und kommenden Geschlechts wachsen.

Die im Vergleich mit den Staatsforsten sehr unbedeutenden Privatwaldungen konnten nur durch den Zwang des die Aufsicht übernehmenden Staats in leidlicher Ordnung erhalten werden. Was soll man aber von einem Landmann urtheilen, der sich zum gehörigen Anbau und zur schonenden Benutzung seines Bodens vom Staate zwingen lassen muß! Die Ansichten vom Eigenthum sind im Volke in Bezug auf seinen Gegenstand schlaffer als in Bezug auf den Wald. Privatbesitzungen, besonders aber Domänen und Staatsforsten haben von Frevel viel zu leiden. Während Jedermann es für einen schweren Schimpf hält, wegen Diebstahls bestraft zu werden, setzt man sich über den Forststrafzug, der die Waldfrevler zu Geldbußen oder Gefängniß verurtheilt, leicht hinweg, da man wegen solcher an der Ehre unter Standesgenossen

nichts einhaut. „Holz", so legt man das Wort Holz aus. Man begnügt sich beim Einsammeln des Brennstoffs nicht mit dem unentgeltlich freigegebenen Holze, nicht mit dem Leseholze, welches in den Gehängestellen in üppiger Fülle den Boden bedeckt, nicht mit den dürren Aesten, die das Dickicht zu einer tropischen Waldpalisade machen, selbst nicht mit den dürren erlaubten Stämmchen, sondern man haut gar oft, wenn man sich vor der Forstpolizei sicher glaubt, den schönsten Baum um, um sich mit etwas weniger Mühe Brennholz zu verschaffen. Der Förster, der sein Fideicommiß treulich hütet, wird vom Volke häufig als ein geringer Verwalter gehaßt und gilt für eine Art Tyrann des Waldes. Ehe die Mädchen „ins Holz" gehen, suchen sie sich an einigen Orten durch folgendes Zaubermittel unsichtbar zu machen. Sie stellen einen Topf, unter welchem ein Halstuch liegt, in die Hölle (den Raum hinter dem Ofen), oder sie werfen das Kopftuch bergeinwärts und sprechen dabei:

Herr, Land,
Herr, blind,
Daß mich kein Förster noch Jäger nicht kennt!

Dieser Spruch hat sich Zutrauen erworben, wie so viele Arzneimittel, das Uebel ist manchmal weggeblieben, alle war das Mittel specifisch.

Die Hauptursache, welche bewirkt, daß sich der Thüringer schwer in die Forstgesetze fügt, liegt darin, daß sie neu sind. Noch leben genug Alte, die sich erinnern, wie die Forstbehörden vormals den unerschöpflichen Wald als einen so reichen Bienenkorb ansahen, daß man ihm kaum ins Leben schneiden konnte und wie jene alten Beamten auch den Holzdiebstahl der größte Aergerniß hielten. Sonst sei das Stehlen und Holzholen, das Schneußen und Bockstellen Niemand verwehrt gewesen, jetzt thäte es noth, man solle einen Schein, wenn man eine Beere pflücken oder ein Tannenreis zum Schmucke der Mütze abbrechen wolle. Dabei hört man Prophezeiungen, die ganz so klingen wie die Rückert's an seinen Sohn, daß dieser vielleicht noch einen Jagdschein werde lösen müssen, um einen Schmetterling fangen zu dürfen. Aber trotz allen Grolls über die neumodische strenge Wirthschaft fühlt sich der Thüringer freudig bewegt, wenn er in den Wald tritt. Empfindsame Ausrufe äußert er dabei zwar nicht, aber freudige Naturlaute. Zuerst begrüßt er, wenn er nicht alt oder mürrisch ist, den Widerhall. „Wie du aussiehst und das Maul ziehst!" so lautet der nur in den Vocalen schön klingende Neckvers, den man an die Nymphe Echo richtet. Dazu fügt man sofort einige wildjauchzende Rufe. Sonderbar, daß das Volkslied, welches die Linde so vielfach feiert, bei uns die herrlichen Waldbäume nie erwähnt. Sie figuriren höchstens als Masse, als Wald. So wird denn auch der Wald nie eigentlich angesungen; vielmehr richtet sich das Lied im Walde, wenn es überhaupt auf die Oertlichkeit Bezug nimmt, entweder auf die Vögel oder auf Balladenstoffe, die im Walde spielen.

Die männlichen Waldbewohner verhalten sich zum Vogelfange nur als Zuhörer oder als reisende Intendanten, welche die Sänger belauschen, um die besten für den Käfig zu engagiren. Die Kinder und Jungfrauen dagegen treten in wirklichen nähern Verkehr mit den einzigen stimmbegabten Kindern der Natur. Fast jedem Vogelgesange hat das Volk Worte untergelegt und ruft diese dem Vogel als Antwort zu. Der Kreuzschnabel ruft: „Gib gib gib, Marien!" Er hat die Nägel vom Kreuze des Erlösers ausgezogen und sie der trauernden Mutter übergeben, seit jener Zeit hat er den krummen Schnabel und meldet, wodurch er ihn bekommen. Der Fink, der um Ostern wieder schlägt, spricht nach der Auslegung eines Dorfs: „Sich, sich (statt sieh) den Herrn Meßias!" Die Drossel ruft: „David", als wollte sie an den Psalmisten erinnern. „Mabel, trog Mist!" ist das prosaische Commando des Remmerlings. Der Specht, der Glückskindern die Springwurzel zur Hebung von Schätzen zeigt, ruft: „Glück, Glück!"

Der Kukuk ist das Waldorakel. Man ruft ihn an durch den Vers:

Kukuksvogel,
Sag mir recht,
Wie lang ich leben soll
Ohne Mann und ohne Kind,
Ohne Hochzeit Ringelring?

Auch die kleinen Schulmädchen, die ebenso naiv durch das Orakel der Gänseblumen erforschen, wieviel sie dereinst Kinder bekommen werden, richten schon jene Frage an den Kukuk. Ein anderer Zuruf, der auch über die düstere Seite des Schicksals um Aufschluß bittet, heißt so:

Kukuk über dem Stock,
Wann krieg' ich meinen Bräutigam?
Kukuk überm Hügel,
Wann krieg' ich meinen Sterbekittel?

Das Orakel antwortet einfach durch die Anzahl seiner Rufe.

Volksballaden, die im Walde spielen, gibt es in Thüringen mehre. Außer den Räubern spielen

darin die Jäger eine große Rolle, wie die Lieder: „Es blies ein Jäger wol in sein Horn"; „Es wollt' ein Mägdelein früh aufstehen" und andere dergleichen beweisen. Der Refrain eines solchen Liedes gibt den Grundton zu allen an:

Und wer ein feines Mädel hat,
Der schick' sie nit in Wald!
Die Jäger sein Betrüger,
Betrügen thun sie bald, ja bald!

Die Kinder haben ihren eigenen Waldliederschatz in den Beerliedern, die man singt, wenn man vom Beerensammeln nach Hause geht. Die Kinder ziehen dann im Gänsemarsche, das glückliche mit dem vollsten Topfe voran, das mit dem leersten zuletzt. Als Marsch wird ein Lied mit hübscher Melodie gesungen, welches gewöhnlich das beuteärmste verspottet. Die Pointe ist derb Fischartisch.

Wenn die männliche Jugend im Walde arbeitet, stellt sie nicht selten Wettgesänge an und dabei tritt auch zuweilen ein Improvisator auf, dessen Schnadahüpferl vom Chor wiederholt werden. Solcher Stegreifdichtung mag manches Volkslied, über dessen Sprünge und Lücken der Leier stutzt, seinen Ursprung verdanken. Geßner hätte freilich von diesen Wechselgesängen keinen Gebrauch für seine Idyllen machen können; ein dem Realismus huldigender Wanderer dagegen, den jeder unverkünstelte Naturlaut interessirt, schenkt auch solchen meist grotesk-schnurrigen Stimmen auf eine Viertelstunde Gehör und findet unter manchem Plumpen und selbst Widerlichen einzelne Goldkörner frischen Humors.

(Ein siebenter Artikel: Der Volksgesang im Thüringer Walde, in nächster Nummer.)

Was ist Nervosität und Nervenschwäche?

Von Dr. Warmann in Breslau.

> Alles Fleisch verdirbt wie Gras und wie ein grüner Zweig auf einem belaubten Baume. Einige Blätter wachsen und andere fallen ab. So ist es auch mit dem Menschengeschlechte von Fleisch und Blut; eine stirbt und das andere wird geboren.
>
> Jes. Sirach, Cap. 14, V. 18. 19.

I.

Die obigen, in der gebildeten Gesellschaft so häufig gehörten Ausdrücke werden in demselben unklaren oder unnatürlichen Sinne gebraucht, mit welchem man im Allgemeinen über das Nervensystem und seine Zwecke im Körper zu denken pflegt. Es ist zunächst gar nicht einzusehen, aus welchem Grunde der Ausdruck „Nervosität" oder „nervös sein" gerade einen leidenden Zustand der Nerven bezeichnen soll? Es ist jeder Mensch nervös, d. h. mit Nerven begabt, und jeder Mensch hat seine Nervosität, entweder eine gesunde oder kranke. Diese Unklarheit der Begriffe mag daran schuld sein, wenn man die Nervosität so häufig in boshafter Weise definirt als eine Frucht der Einbildung gelangweilter Frauen, als ein, wenn auch selten unbedenkliches Mittel, interessant zu erscheinen, oder wenn man sie sogar als einen charakteristischen Vorzug aristokratischer Geburt bezeichnen hört. Eine ausführliche Darstellung der Lehre von den Nerven aber würde ebenso weit über die Absicht und den Raum dieser Blätter wie über die Geduld der meisten Leser hinausgehen, unter denen wol der eine oder der andere auf die Seite jenes Regierungsraths treten möchte, welcher, einem Sanitätsrath gegenüber, einen lebhaften Disput über die Träume mit dem Bescheid endete: „Auf Ihre Physiologie geb' ich gar nichts; sie beweist mir nichts und ich lasse mir den gesunden Menschenverstand nicht mit physiologischen Experimenten verwirren!" Wenn die Erklärung gewisser Erscheinungen dem gesunden Menschenverstande nicht begreiflich scheinen oder nicht gefallen will, so ist es darum noch keine Thorheit, dem Grunde der Erscheinungen nachzuforschen und Gesetze für sie aufzufinden.

Jeder den Körper treffende Reiz ruft eine Empfindung hervor, d. h. eine Bewegung in Nerven, welche blitzschnell ins Gehirn gelangt und nur mittels desselben bewußtwerdende Empfindung wird. Unter Empfindung aber müssen wir uns nicht blos die Wahrnehmung eines Schmerzes und unter Reiz nicht blos die Einwirkung irgendeiner mechanischen Kraft, eines Drucks, Stoßes, Schlags u. s. w. denken. Denn die Außenwelt wirkt mit tausend wechselnden Reizen auf den Körper ein, in welchem selbst wieder eine Menge Reize forterzeugt werden.

Was aber wird in den Nerven bewegt?

Wir nennen es ein Nervenfluidum*) (Princip, Agens), welchem die Nerven als leitende Bahnen dienen, in denen es, mit Bezug auf ihr Centralorgan: Gehirn und Rückenmark, eine entgegengesetzte, eine von der Körperperipherie zum Gehirn aufsteigende, d. i. centripetale, und eine vom Gehirn abwärtsfließende, d. i. centrifugale Strömung nimmt. Die Nerven, welche der er-

*) Nach den berühmten Physikers Dubois-Raymond merkwürdigen Versuchen ist dieses Fluidum elektrischer Natur.

stern Strömung dienen, heißen deshalb centripetale oder, weil sie nur das Vermögen beweisen, empfangene Eindrücke in das Centralorgan zu verpflanzen, d. h. zu empfinden, Empfindungs- (sensible) Nerven; die andern centrifugale oder, weil sie die im Centralorgan bewußtwerdende Empfindung zu den übrigen Gebilden des Körpers, in denen sie sich verzweigen, in die Muskeln und nichtmusculosen Organe tragen und in ihnen Bewegungserscheinungen veranlassen, motorische (musculo- und organomotorische) Nerven. Da wir von unaufhörlich einwirkenden Reizen umgeben sind, deren einem Theile wir die Erhaltung des Lebensprocesses verdanken, so ist auch die centripetale und -fugale Bewegung des Nervenfluidums eine unaufhörliche, d. h. Empfindung und Bewegung ist immerwährend. Die Verhältnisse beider werden bedingt durch die Art, das Maß und die Dauer der einwirkenden Reize, welche auf die organische Entwickelung des Körpers überhaupt, zunächst und insbesondere aber auf die Entwickelung des Nervensystems einen bestimmenden Einfluß ausüben. Unsere Leser wissen, daß unter den verschiedenen kunstvollen Apparaten des menschlichen Leibes das Nervensystem die erste und höchste Stelle einnimmt, indem es nicht nur die Thätigkeiten aller übrigen Organe regulirt, die Erscheinungen des Stoffwandels wenn auch nicht unmittelbar beherrscht, sondern ganz vorzüglich zwischen den materiellen Gliedern des Organismus und den geistigen Anregungen die innigsten und merkwürdigsten Wechselwirkungen unterhält. Wir erkennen seine bevorzugte Stellung im Dienste des Geistes, seine Abhängigkeit, bis zu einem gewissen Grade, vom menschlichen freien Willen. Wir schließen auf seine normale Beschaffenheit, seine Gesundheit, wenn es alle Reize in einer ihrer Art und ihrem Maß entsprechenden verhältnißmäßigen Weise beantwortet, die stärkern Eindrücke ohne Nachtheil überwindet, von der gereizten Empfindungsstelle aus nicht gleich ganze Systeme in Aufruhr versetzt; wenn wir uns ferner der Thätigkeiten unserer innern Organe wenig oder gar nicht bewußt werden und wenn uns diejenigen, deren wir uns naturgemäß wiederkehrend bewußt werden müssen, nicht das Gefühl des Wohlseins stören, und endlich, wenn es den Befehlen des Geistes in naturgemäßer Weise gehorcht. Die Art, wie der Nerv einen Reiz empfindet, bezeichnet seine Stimmung; sie kann erhöht und vermindert sein. Die verminderte Stimmung aber ist meist die Folge der dauernd erhöhten — der gesteigerten Erregbarkeit und bedingt im Zunehmen die Lähmung der Nerven. Es ist also ganz richtig, von verstimmten Nerven, von schwachen Nerven zu reden.

Unter Nervenschwäche, d. i. (kranke) Nervosität, begreifen wir den Zustand der erhöhten Erregbarkeit und gesteigerten Erregung des sensiblen (centripetalen) Nervensystems. Je nach dem Grade derselben und der Beschaffenheit erregender Einwirkungen wird diese übertragen auf die Nerven, mittels deren wir die Muskeln bewegen, und auf jene, von unserm Willenseinfluß unabhängigen Nerven, welche die Thätigkeiten aller übrigen Organe reguliren. Dauernd erhöhte Nervenerregung beschränkt sich jedoch selten nur auf die peripherische (vom Centrum des Nervensystems entfernte) Ausbreitung der Nerven. Sie hat vielmehr meistens einen centralen Grund, d. h. irgendeinen anomalen Zustand des Gehirns und Rückenmarks, wenn nicht etwa, wie nicht selten, der gesammte organische Bau dieses Systems von Grund aus krankhaft angelegt ist.

Die (nervösen) nervenschwachen Personen klagen im Allgemeinen und mehr oder minder über das vorherrschende Gefühl körperlicher Unbehaglichkeit ohne Angabe eines bestimmten Grundes. Sie fühlen, wenn auch nicht immer mit schmerzhaften Empfindungen gemischt, die Bewegungen vieler innern Organe, z. B. des Magens und der Eingeweide bei der Verdauung, das Pulsiren des Herzens oder der Arterien im Unterleibe. Die natürlichen Ausscheidungen hinterlassen nicht die sonst damit verbundene Erleichterung. Sie schlafen nicht gut und erwachen wenig gestärkt, oft mit größerer Ermüdung. Dabei kann der Appetit vorhanden sein, aber seine Befriedigung macht das Gefühl der Sättigung nicht behaglich. Verlangt irgendein Anlaß den Aufwand motorischer Kraft (Muskelanstrengung), erfolgt er meist auf Kosten ihrer Dauer; sie muß rasch wirken, um die Absicht zu erreichen, ist schnell verbraucht, hinterläßt größere Abspannung und bedarf viel Zeit zum Ersatz.

Die nervösen Menschen zeigen eine hohe Empfindlichkeit gegen diejenigen Reize, welche in den wechselnden Zuständen der Atmosphäre, ihren elektrischen, thermo- und hygrometrischen Verhältnissen gegeben sind. Die künstlichen Reize des verfeinerten, selbst des edlern Lebensgenusses, welche den harmonisch entwickelten, mit gesunden Nerven begabten Menschen nur anregend angenehm afficiren, setzen den Nervenschwachen in unverhältnißmäßige Aufregung. In vielen Fällen ist irgendein

Nervengebiet besonders leidend, äußert sich schmerzhaft oder unter jenen Erscheinungen, welche wir „Krämpfe" nennen.

Unter solchen Verhältnissen gewahren wir denn auch mannichfach von gesunden abweichende Aeußerungen, welche vom Centrum des Nervensystems, dem Gehirn, ausgehen. Das centripetale Nervensystem beherrscht allerdings unter dem begrenzten Einfluß unsers Geistes und Willens die centrifugalen Nerven. Es ist unmöglich z. B. einen Schmerz nicht zu empfinden; aber es hängt bis zu einer gewissen Grenze von unserm Willen ab, ob wir ihn durch Mienen und Gebehrden kundgeben, d. h., der Wille verhindert, daß die centripetale Erregung nicht bis in die zu unsern Gesichtsmuskeln gehenden Bewegungsnerven gelange, welche den Schmerz durch Zuckungen, mimisch ausdrücken würden. Ja, wir sind sogar im Stande, einen dem Schmerz widersprechenden Ausdruck zu bewirken; wir können dabei lachen. Der krankhaft erhöhten Erregbarkeit der Nerven entspricht die gesteigerte Erregung des Gehirns. Thätigkeit des Geistes erzeugt unausgesetzte Reflexwirkungen in dem gesammten Muskelapparat unsers Antlitzes: das Spiel der Gedanken bewirkt ein Spiel der Muskeln, wir rühmen ja die „geistvolleredenden" Züge eines Gesichts. Die Nervosität hat ihren eigenen physiognomischen Ausdruck. Wir finden unter den Nervösen vorzugsweise das ausdrucksvolle, bewegliche, das interessante Antlitz; es ist psychischer Charakter (analog der Wirkung der Reize auf die motorische Kraft), unter Vermittelung empfindlich gesteigerter oder überhaupt veränderter Energieen der sensuellen (das Sehen, Hören, Riechen, Schmecken vermittelnden) Nerven, auf Reize leicht im extremsten Affect zu antworten; sie werden mehr von den wechselnd einströmenden Empfindungen als von festen Principien geleitet. In den Stimmungen des Gemüths sind die Contraste vorherrschend; aus tiefem Trübsinn springt plötzlich die ausgelassenste Heiterkeit hervor. Die krankhafte Nervosität bildet die Fanatiker wie die Phantasten, die Lebensüberdrüssigen, welche doch den Tod fürchten, wie die Selbstmörder. Wird von irgendeinem Anlaß und zu irgendeinem Zweck die Energie des Geistes gesteigert, so wird sie es auf Kosten ihrer Dauer und des Organs. Auf diesem Wege droht nicht selten dauernde Störung des geistigen Bewußtseins, Irrsinn, geistige Lähmung, Stumpfsinn.

Bei dem weiblichen Geschlecht werden alle die angeführten Erscheinungen wesentlich modificirt durch die geschlechtlichen Unterschiede im Bau des weiblichen Körpers, in welchem auch, wenn er gesund ist, die Empfindung die motorische Kraft bei weitem überwiegt. Wir können die Quelle so vieler Leiden dieses Geschlechts, welches die Aerzte unserer Zeit kaum noch anders als nervenschwach kennen, nicht rücksichtsvoller und richtiger andeuten, als es Goethe in seinem „Faust" mit den Worten gethan hat: „Es ist der Weiber ewig Weh und Ach, so tausendfach, aus Einem Punkte zu curiren." Aus diesem einen Punkte steigen jene oft an das Unglaubliche grenzenden und bemitleidenswerthen dämonischen Phänomene, welche von der Form einfacher Krämpfe bis zum Somnambulismus hinauf einen bekannten, mit vieler Vorliebe und Phantasie behandelten Gegenstand der Unterhaltung bilden.

Der reizbaren Schwäche der Nerven entspricht das psychische Verhalten. Wenn Herr von Balzac, dieser geistreichste Frauenkenner, in seinen Betrachtungen über das weibliche Geschlecht sagt: „Die Frauen bleiben an und vor ihrem Schmerz stehen, sie sehen sich allein mit ihrem Kummer, den nichts zu verscheuchen vermag; sie steigen bis in die Tiefe des Abgrunds hinab, der sich vor ihren Wünschen und Thränen geöffnet hat", so würden unsere Leser in des Professor Dr. Romberg berühmtem „Lehrbuch der Nervenkrankheiten" die erste wissenschaftliche Begründung dafür und als Resultat seiner reichen ärztlichen Erfahrungen den Ausspruch lesen: „Der vorwaltende Zug in dem Charakter nervöser (hysterischer) Frauen ist die Willensschwäche bis zur Willenslosigkeit." Mit verstimmten Sinnesnerven nehmen sie die Eindrücke der Außenwelt auf; falsche Vorstellungen sind die natürliche Folge, durch die sie, gleich den nervösen Männern, so oft in Conflict mit der Wahrheit und Wirklichkeit gerathen.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Berliner Briefe.

XIII.

— — Lichtbilder der Gegenwart, vielliebe Freundin? Beinahe hätten auch wir uns mit Schatten begnügen müssen, Schatten, die einem Jeden einsam im Zimmer das Kerzenlicht an die Wand malt — hätten Jeder au coin de son feu — einen von Kriegsstürmen bedrohten Winter erlebt — aber die Wolken wichen höhern Luftströmungen und brachen sich an dem segensvoll consequenten Willen des Friedens; unsere Offiziere vertauschten eiligst

die Marſchſtiefeln mit den feinen Glanzſtiefeln der Geſelligkeit, und das Reſultat dieſer Proteus-Wandlung iſt die gegenwärtige Blüte unſers Carnevals.

Wieder ſtrahlten die Räume des Schloſſes am 21. Januar im hellſten Lichterglanz; das „Es werde und es ward Licht!“ rief alles geſellige Treiben mit der erſten Cour ins Leben. Ein vortreffliches Concert der königlichen Kapelle, in die höchſten muſikaliſchen Regionen hineingetragen und gehalten von den Kavatinen unſerer Oper, Johanna Wagner und Frau Koſter, war freilich nicht im Stande, das tropiſche Klima, das hier durch nahe an 1800 Menſchen erzeugt ward, vergeſſen zu machen; jedoch Sie kennen das alte Sprichwort: „Hoffahrt will Zwang haben.“

Solche Feſtlichkeiten ſind wie das Meer, immer daſſelbe und doch ſtets neu; verführt durch den Wellenſchlag der neueſten Eleganz, den Schimmer neuer, prächtiger Gewandung, ſchmeichelt man ſich ſelbſt, auch ein neues Wort dafür finden zu können. Nicht allein, daß die in Roth und Silber prangende Garde-du-Corps mit ihren Suprawesten von ſcharlachfarbenem Tuch über den weißen Waffenrock, auf Bruſt und Rücken wie auf dem blanken Helm den geſtickten Wappenvogel tragend, mit gezogenen Schwertern, je Zwei und Zwei, abwechſelnd mit den Krongardiſten, die in ihren wunderlichen hohen rothen Grenadiermützen wie aus Friedrich's II. Zeit in die Gegenwart blicken, an den Flügelthüren, gleich den Rieſen der Märchen, den Eingang bewachen und ihrer ſtündlichen Ablöſungen ſtets gewärtig und fertig ſind, dem Eintretenden vorweg verkünden, daß er ſich hier in jener gefährlichen Region befinde, wo die Großen der Erde ein verlockendes Spiel mit den Kleinen treiben, bringen auch der Glanz und die Fülle neuer Erſcheinungen den Reiz eines künſtlichen, magiſchen Frühlings mit.

Von den Sternen, die hier alljährlich neu aufgehen, hat ſelbſt der gelehrteſte Aſtronom keine Ahnung, welcher Hemiſphäre ſie angehören. Zum Glück können einige Decorationen laut geſetzlicher Beſtimmung rechts betachirt werden, denn die linke Seite reicht bei manchen nicht mehr aus, ſie aufzunehmen. Iſt man ohne Crachat, ſo kommt man ſich dort nur wie zur vorweltlichen chaotiſchen Maſſe gehörig vor; man bildet keinen feſten Punkt, welcher der Betrachtung werth wäre. Crachat, Rampe und Koch, ſagt man, habe jetzt jeder junge Mann von Diſtinction, der ſich um die Hand einer jungen Dame bemüht, vorweg vom zukünftigen Schwiegervater zu fodern; kann er dieſen drei billigen Anfoderungen nicht genügen, muß die Partie ſich zerſchlagen.

Hohe Geburt und hohe Verdienſte hängen freilich nicht immer an dieſen Sternbildern; ſchon im vorigen Jahre paſſirte es mir, daß ein ſeiner rieſigen Sterne wegen von mir beachteter und betrachteter vermeintlicher Prinz in einen Bürgermeiſter von Aachen zuſammenſchmolz. Der päpſtliche Orden des Goldenen Sporn, der den glücklichen Beſitzer zum Conte di Camera erhebt, war es, der mich, wie auch die Sterne des Patriarchen von Jeruſalem, durch ihr ſichtbares Licht von mehr denn tauſend geopferten Thalern heimlich anzog. Als eine die allgemeine Aufmerkſamkeit erregende Perſönlichkeit wurde ein Hochſchotte im Nationalcoſtüme betrachtet, der, „Honny soit qui mal y pense“, mit ſeinen nackten Knieen ſich ganz gemüthlich unter den ſittſamſten Damen bewegte.

Freilich war er hier die einzigſte Abſonderlichkeit, während in den Räumen der Tuilerien ein Durcheinander von ſeltſamen, wunderlichen Geſtalten vor mir auftauchte, das an den altrömiſchen Carneval mahnte. Ungarn, Polen, Ruſſen, Türken, Perſer, Araber im reichſten Nationalcoſtüme verkünden, daß wir uns in dem Salon der Weltſtadt befinden.

Doch zurück zu unſerm Hofe, der auch ſeine anmuthigen Erſcheinungen hat, wie der letzte Ball bewies, und eine friſche Blüte in der Prinzeſſin Stephanie von Hohenzollern uns brachte.

Dem Beiſpiel des Hofs folgt die vornehme und geringe Welt, der Strom der Geſellſchaften iſt endlos, rauſchend und ermattend für Den, der, einmal ſeinem Wirbel verfallen, ſich ihm nicht mehr entziehen kann.

Die Phyſiognomie unſers diplomatiſchen Corps, das bei ſolchen Feſtlichkeiten nun einmal die Hauptrolle ſpielt — die Geſandtſchaftsattachés möchte ich die „modernen Ædilen“ nennen — hat ſich ſeit dem vergangenen Jahre in mehrfacher Beziehung verändert.

Graf Eſterházy mußte trotz der angeſtrengteſten Bemühungen unſerer Aerzte einer Herzkrankheit erliegen. Herr von Koller, ſein Nachfolger, iſt mit der ſeit nun 400 Jahren ſchwebenden und trotz aller im letzten Kriege Gefallenen nicht gelöſten Orientaliſchen Frage beſchäftigt. Er weilt infolge der darüber ſtattfindenden Conferenzen in Konſtantinopel, indeß hier Graf Trautmannsdorff, erſter Geſandtſchaftsſecretär, die Geſchäfte verſieht.

Mit des Grafen von Weſtmorland Abberu-

ſang haben ſeit Jahr und Tag jene muſikaliſchen Genüſſe im Hôtel des engliſchen Geſandten aufgehört, die ſolange die Bewunderung unſerer Stadt geweſen, obgleich dieſer Sirenenſang niemals gewiſſe „gefährliche Ideen" verkündet. Selten wird Componiſt und Diplomat in Einer Perſon ſich ſo wie in ihm vereinigt finden; man ſagte ſprichwörtlich von ihm, es könne durch ihn England nie an richtigem Takte fehlen. Lord Bloomfield, der gegenwärtige Geſandte, empfängt mit Gaſtlichkeit und Aufwand: man huldigt aber nur dem Gott der Rede — dem Mercur — oder der Muſe des Tanzes in ſeinen Räumen. Miladi, eine zarte, intereſſante Erſcheinung, gehört zu den Frauen, bei denen die Anmuth und Herzensgüte ſich transparent erhalten und die hohe Stellung bei weitem überwiegen.

Das ruſſiſche Geſandtſchaftsperſonal iſt völlig neu. Nicht nur Baron von Budberg, ſogar Graf Benkendorff, der Militärbevollmächtigte Rußlands, der jahrelang hier gelebt, ſich mit der Tochter des Prinzen Croy vermählt hatte und ein Liebling unſers Hofs war, iſt abberufen worden. Man bringt dieſe Umwälzung mit der bekannten Depeſchenangelegenheit in Verbindung. Baron von Brunnow, der gegenwärtige ruſſiſche Geſandte, wird in dieſen Tagen von Paris, wo er längere Zeit, der Conferenzen wegen, verweilte, erwartet. Dann werden ſich auch die Räume des jetzt verödeten ruſſiſchen Hôtel, wie man hofft, beleben.

Frankreich aber regt die glänzenden Schwingen mit immer neuer Pracht und koketter Anmuth, wie der indiſche Pfau ſeinen Schweif entfaltet. Soiréen und Bälle wechſeln ſeit Wochen in dem herrlich ausgeſtatteten Hôtel der Geſandtſchaft. Marquis und Marquiſe de Mouſtier empfangen in zuvorkommender Freundlichkeit. Die preußiſchen Offiziere leben hier in der innigſten Allianz mit Frankreich, das ſie — tanzen läßt. In dieſem Augenblick bereitet man einen Ball en costume vor. Drei Quadrillen, im altbrandenburgiſchen, im ſpaniſchen und elſaſſer Coſtüme, ſind bereits beſtimmt. Sardinien, das mit beſonderer Vorliebe von Frankreich betrachtet wird, hat den Grafen Launay, der früher nur Miniſterreſident war, zu ſeinem Geſandten erhoben; auch in dieſem Hôtel finden kleine Feſte ſtatt, denen die ſchöne und geiſtvolle Stieftochter des Grafen, Mademoiſelle de S., ihrer durchſichtigen Bläſſe wegen „die Marmorbraut" benannt, nicht nur für Frankreich, ſondern auch für Andere neue Anziehungskraft gewährt.

Der türkiſche Geſandte, Kemal-Efendi, der wegen ſeiner Herzensgüte ſich nicht ſchlecht zum Schatzmeiſter Saladin's in Leſſing's Drama eignen würde, iſt ſo galant, nicht nur Herrendiners, ſondern auch den Damen der Geſellſchaft kleine Diners zu geben, die durch Comfort und Eleganz beweiſen, daß die Türken, wenn ein „geſunder Appetit" eben ein Vorrecht der Kräftigen iſt, noch nicht zu den „kranken Männern" gehören.

Die heilige Cohorte der Vertreter anderer Potentaten macht ſich nun mit mehr oder minderm Glanz in der geſellſchaftlichen Sphäre bemerkbar. So Belgien, das durch ſeinen Miniſter Rothomb, Braſilien, das durch Chevalier Araujo ſtets mit Würde und Pomp vertreten wird; leider aber iſt die ſchönſte der Frauen, die Ihnen mehrfach gerühmte „Perle Braſiliens", Madame Pereira, mit ihrem Gatten nach Spanien gegangen.

Von unſern Miniſtern empfängt nur Herr von Manteuffel Fremde und Einheimiſche an beſtimmten Tagen während des Carnevals. Da die Geſellſchaft jedoch zu zahlreich iſt für die Räume, ſo hat von Hauſe aus eine Theilung ſtattfinden müſſen und die Einladungskarten lauten für je drei und drei verſchiedene Abende. Die andern Miniſter leben zurückgezogen, nur Herr von der Heydt gibt einige Bälle; ſein Local iſt das ſchönſte und eignet ſich ſehr zu glanzvollen Feſtlichkeiten. Der Tanzſaal iſt durch Säulen mit einem Treibhaus verbunden; dort plätſchern Springbrunnen, zwitſchern Vögel, blühen Blumen, ſteht ein Amor mit Pfeil und Bogen im Myrtengebüſch, allen ſich unvorſichtig Nahenden Gefahr bringend.

Vom Tanz zur Oper — das iſt hoffentlich kein Uebergang über die Bereſina! Wie geſagt, unſere Oper wird nur von zwei Karyatiden getragen: Johanna Wagner und Frau Köſter, Letztere auch ſchon — das Abendroth eines ſchönen Tags.

Dagegen wüthen Concertſtürme ſeit dem Monat November. Von der Unmaſſe der Klavier-Preſtigiateurs und -Preſtigiatricen, die nur durch moraliſchen Zwang dieſes oder jenes arme Opfer einzufangen wiſſen und die, um nicht zu viel leeren Raum zu behalten, ſchließlich ohne klingende Reſonanz wie zu einer unentgeltlichen Wärmeſtube einige frierende Freibillets austheilen, rettet man ſich nur durch gute Inſtrumentalmuſik. Die Symphonieen, die in der Singakademie zur Aufführung kommen, und die Domchorconcerte ſtehen bei allen derartigen Genüſſen oben an; dort hört und fühlt man wirklich Muſik.

Die wissenschaftlichen Vorlesungen haben auch, besucht von ihrer ursprünglich hohen Gönnerin, der Prinzessin von Preußen, die leider nur vorübergehend bei uns weilt, mit dem Januar begonnen. Dr. Brugsch führte in einer derselben uns durch unser Aegyptisches Museum nach dem alten Aegypten mit seinen Mysterien. Ein Passus ließ mich nachdenken. „Der Richter", sagte der Vortragende, „mag beim Todesgericht auf einer Wage das Herz und die Feder des Todten, ob sie im Gleichgewicht zueinander stünden und der Lebende nie mehr gelogt, als sein Herz habe verantworten können." Wenn man heutzutage „Herz und Feder" der Schriftsteller gegeneinander wiegen wollte!

Dr. Meyer aus Hamburg hatte sich den Leibniz'schen Optimismus und den Schopenhauer'schen Pessimismus gewählt, ein äußerst kritisches Thema. Die Frage: „Wenn die Welt das Werk eines allgütigen und allweisen Schöpfers ist, woher kommen die Unvollkommenheiten und das Elend seiner Geschöpfe?" hat die Weisen jedes Zeitalters beschäftigt; aber nicht nur Davle, sondern jeder denkende Mensch hat die Unmöglichkeit einer befriedigenden Lösung einsehen müssen, trotz aller Gegenbeweise, die Leibniz in seiner berühmten „Theodicee" sich zu geben bemüht. Hier sind wir zur Grenze menschlicher Weisheit gelangt; wir müssen den Muth haben zu bekennen, nichts von den Absichten Gottes zu wissen, sondern uns in Ergebung zu fügen — vorzüglich „weil wir müssen" — jedoch ohne uns darum der Schopenhauer'schen Verzweiflungsphilosophie in die Arme zu werfen, die dem schon vielfach gedrückten Sterblichen gleichsam den letzten Stoß gibt und der Dr. Meyer seinerseits das Todesurtheil sprach. Musik und Rede verband sich festlich und friedlich in der Vorlesung des „Faust" von Herrn von Lepel zum Besten der Schillerstiftung. Edle Wärme und Weihe hob seinen Vortrag, wenn ihm auch Schärfe fehlen mochte. Nicht Jeder hebt ein Demosthenes am Meer und ruft seinen Zorn in die Wogen hinein! Aber auch die Ruhe hat etwas Göttliches und Ideales.

Ehe ich Sie „Herz und Feder" meines Berichts wiegen lasse, führe ich Sie noch zu den Hildebrandt'schen nordischen Aquarellen. Sie wissen, daß ich für diesen Meister nicht ganz jene ungetheilte Bewunderung habe, die unser beiderseitiger Freund Ihnen vor kurzem (vergl. „Unterhaltungen", N. F., Br. II, S. 60) schrieb; Sie werden billig denken — „Audiatur et altera pars!"

Es schmerzte mich bei den Bildern der Ausstellung, daß der Meister nicht nur mit den Farben, sondern auch mit dem Contour ein — beinahe leichtsinniges Spiel getrieben; noch unter dem Druck dieser Verstimmung betrat ich den Ausstellungsraum und war gewärtig, auch in diesen Skizzen die Natur in correcter Darstellung zu finden. Wie aber habe ich vor diesen Bildern dem Künstler gehuldigt! Wie mein Entzücken sie offen ausgesprochen, daß sich der anfänglich stille Kreis der Beschauer in einen wirklich begeisterten verwandelte, in welchem einer den andern auf immer neue Schönheiten aufmerksam machte, weil der Reichthum derselben so groß und so mächtig wie in der Natur selbst zu sein schien. In diesen Bildern ist Eduard Hildebrandt's Genius so ins Leben getreten, daß man staunend fragt: „Woher mit diesen wenigen Farbenmitteln diese Welt voll Farbentöne, von Licht, Duft und Schatten? Woher in diesen unlandschaftlichen Polargegenden diese Zauber der Landschaft?" Nordlands Götter müssen dem Maler die Farben gemischt haben; nirgends ein Uebermaß und doch in allen eine Wirkung! Das Nordcap, so kahl und kalt mit seiner mächtigen Felsenmauer, auf welcher im grauen Gewölk die Burg der Stürme thront, dasselbe Cap in der Mitsommernacht, vom Sonnenstrahl, von blauer Flut und blauem Himmel wie in einen Traum verwebt, noch vielfach sich in Licht und Schatten verwandelnd. Durch die schneeigen Lofoden, am einsamen Tromsöe vorbei, setzen uns ein Fjord unter dem 70. Grad nördl. Br. Er zeigt nichts als ineinandergeschobene Hügel mit Nebelmassen und kleinen Thalgründen, aber von so zauberhafter Wirkung, daß sie nicht beschrieben, nur herausgefühlt werden kann. Nun stehen wir nach meerumbrauster Fahrt vor der Nordcapinsel Gjesvar vor der Mitternachtssonne; sie erhebt sich in allen Wechselspielen ihrer brennenden Strahlen dem feuchten, kalten Wellenbett. Diese Sonne ist nicht greifbar, wie sie uns auf Hildebrandt's Oelgemälden so oft erschien; sie ist, was sie sein soll: Licht und Duft. Das eben ist Hildebrandt's Geheimniß, in der Aquarelle dieselbe Wirkung, ja eine noch höhere als im Oelbilde hervorzurufen, weil hier das Materielle der Farbe uns nicht stört, weil sich Alles wirklich in Luft, Licht und Duft aufzulösen scheint und nur die Erde ihre feste Masse zeigt.

Wem die Poesie der Farbe als ein solches Göttergeschenk zugefallen, daß er dadurch die materielle Basis jedes Bildes, die charakteristische

Zeichnung des innerlichen Organismus aus der Härte und Starrheit der Formen erweicht und zum Leben erweckt, der umfaßt in ihr die Enden der Kunst und sollte nie durch übertreibende „Genialität" den „Genius" beleidigen.

Man hofft, daß diese Aquarellen unserm Schatzkästlein dieser Art, dem Kupferstichcabinet, durch königliche Gunst einverleibt werden. In dieses letztere führe ich Sie einmal des Genauern ein; es ist auch eine Perle, deren hoher Werth verhältnißmäßig noch von Wenigen erkannt ist.

(Ein vergilbter Brief beschreibt)

Anregungen.

Sänger, auch Sängerinnen.

II.

Wenn man von modernen Lyrikern spricht, verdient Emanuel Geibel, daß man seiner zuerst gedenkt. Wenn ihn auch nicht, wie den Meister Janentsch, nur Mädchen und Frauen zu Grabe tragen werden, so haben sie ihm doch bei Lebzeiten einen goldenen Kranz geschenkt. Was hülfe es zu wiederholen, was wir einmal vor zehn Jahren zu beweisen suchten, daß Geibel's Muse eine nur repräsentirende ist?

Die „Neuen Gedichte" (Stuttgart und Augsburg, Cotta, 1856) haben etwas von dem Ton jener unsterblichen Worte, die einst Demosthenes von der attischen Rednerbühne für seinen goldenen Kranz gesprochen. Andere Verdienste, andere Vertheidigung, die auf sich selbst bezogene Stimmung ist vielfach.

Und wenn Geibel singt:

Ich habe aufgerichtet
Drei Lieb als Mal, daß ich der Freiheit eigen —

wenn er „vom Beten" singt, Psalmen, Lieder zu des Geistes Ehren, vor dem „die Stürme schweigen" — bringen diese Klänge aufwallender Leidenschaft nicht ganz in jenes Gebiet hinüber, wo nicht mehr die freiwallende Empfindung, sondern die gesetzte Meinung ausgesprochen wird?

In der Form finden wir viel Ausgänge Schiller's, Ausgänge Platen's. Diesen Beiden sieht er nach, mehr als einmal bekennt er es selbst. Mit ihnen steht er auf attischem Tempelgiebel, auf der heiligen Sunionsklippe. In den Rhetorenschulen ist seine Dichtung großgeworden, nachdem die Liebeslieder seiner Jugend ihm selbst verklungen und die weißen Schwäne, die Wasserrosen und mondscheinangehauchten Lilien, gerade wie die Schatten, die das Mondlicht wirft, vorübergezogen und verschwunden sind. Damit ist nicht behauptet, daß der Poet nicht zuweilen noch in „die alte Liederharfe" greifen und Lust und Leid und Abschied und neue Liebe in altgewohnten Reimen über die staubigen Saiten sollte klingen lassen; diese goldenen Saiten — ach, schon recht verstimmt, recht verblichen sind sie! Und selbst dies fühlend, streift er mit dem Griffe des Weisen Saiten und Lehren. Diese stets sinnige Betrachtung, künstlerische Anschauung, immer eine edle Form.

Ueber diesen neuen Gedichten, wozu mit ihrer lehrenden Tendenz wegen auch manches Erzählende, wie „Babel", „Der Tod des Tiberius", „Der Bildhauer des Hadrian", zählen, liegt, wie immer, ein ungetrübter Blau des hellenischen Himmels, eine harmonische Rundung, wie sie nur in Platen als Muster sich vorfindet. Und doch — wie er selbst den Bildner auf Hadrian's Lagen singen läßt:

Ich bin, nach traum- und trübe Stunden
Nun nicht von Allen scheu mich flieh'n.
Doch gab ich alle meine Jahre
Für einen Tag des Phidias!
Nicht weil des Geistes verkümmert Waffen,
Der Welt Bewund'rung ihm geliehen,
Nein, weil der Zeus, den er geschaffen,
Ihm selbst ein Gott im Sinn geblieben!

Der Glaube an diese ideale Welt ist ihm, wie Allen, verloren — diese Gestalten wandeln ohne Seelen, glatte Marmorleiber, an denen nur Der Gefallen finden wird, der, wie der Poet, seine Form so hoch schätzt wie sittliche Empfindung. Diese Dichtung ist von allem Unmittelbaren um eines Himmels Weite entfernt, sie baut mit alten Steinen, gelehrt, nach antiken Mustern — wie die Vogelkuppe des Aristophanes erhebt sie ihren Bau zwischen Erde und Himmel. Sie bändigt und beruhigt jedes Pathos in ihrer strengen Harmonie wie in den hartgebrochenen Falten eines Minervenmantels; zu ihrem Genuß setzt sie die Kenntniß voraus und bleibt den Uneingeweihten — Mysteriengesang.

Den Vorzügen der Geibel'schen Muse verwandt ist die Dichterin Julius Hammer's. Auch sie knüpft an die Lehrerinnen Goethe's, an Rückert und zuweilen an Platen an. Die Fassung, der goldene Rand um den Becher, ist wiederum der Vorzug ihrer neuen Dichtungen: „Fester Grund" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1857). Sie sind aneinandergereiht wie die feinen Elfenbeinkugelchen eines Rosenkranzes.

Von jeher war Julius Hammer's Stille, beschauliche Weise eine Rosenkranzpoesie für friedliche, weltbesiegende Gemüther. Sie hat kein Hinüberschweifen in weite Fernen, kein Anstürmen gegen das Geschick, sondern ein Sichergeben, ein stilles Sichversenken. Sie sagt, ein milderhellender Weiser, auf sonnenbeschienener Höhe unter der blühenden Linde, lehrend und segnend — nicht ein philosophisches System wie die Heiligen Indiens, die nach dem Nirwana trachten, nach dem Aufgehen in das Weltall, sondern sie lehrt das Tägliche, Gründliche, Praktische; sie gibt Worte aus dem Leben für das Leben.

Die Kraft, die nach des Himmels Sternen
Dich ständig aufwärts blicken heißt,
Dieselbe Kraft läßt dich auch lernen
Im Menschengange Gottes Geist.
Wer vor dem Lichte seiner Sonnen
Die Blicke nicht geschlossen hält,
Der wird nicht ganz den Weg verfehlen,
Auf den ein Licht von oben fällt.

Sehr ansprechend ist bei unserm Dichter die Weise, daß er seine Anregungen von Eindrücken der Natur und Vorkommnissen des Lebens benimmt. Wir sehen ihn durch Feld und Flur wandeln und an Rechen oder Sichel, an Pflugschar oder Furche seine Betrachtungen knüpfen; wir folgen ihm zum Waldesgrund, von weißschimmernden Birken gelockt; wir hören ihn dem seltsamen Rufe eines Vogels betrachtende Antwort geben. Dieser Zusammenhang mit Natur und Leben bewahrt den Dichter vor Monotonie! Oft aber auch rafft er sich schon von zu langem Brüten und Grübeln auf und läßt dem flüssigen Gold im Glase sein Recht, singt ein trotziges Lied, weiß scharfe Splitter mit blankem Schwert von irgendeinem Widerstand zu hauen: der Lüge und Anmaßung gegenüber ist sein Sinn nicht entsagend. Leicht innerlich ist sein Zorn versöhnt und an munterm Scherzreden fehlt es dann nicht in heiterer Runde, wo man dem Vergangenen nur noch mit Humor zurückdenkt.

Eine Zusammenstellung des Vorzüglichsten aus seinen bisher erschienenen drei Sammlungen möchte in gleichem Maße, wie bereits „Schau um dich und Schau in dich" die Gunst des Publicums gewonnen hat, ein bleibendes Gedenkbuch unserer Literatur werden.

Frühlingsahnung.

„Und diese kahlen, dürren Aeste werden dennoch wieder grün! Wir würden dies nicht glauben, wenn es uns nicht jeder kommende Frühling jubelnd ins Herz sänge. Frühlingserwachen ist schön! Hinausschweifen in die große, weite Natur und ihrem Pulsschlag lauschen, wie mit der steigenden Sonne der Saft in den Zweigen schwellt, die Bäume sich anfangs röthlich färben, einzelne Knospen nur leise verstohlen hinauslugen in die noch kühle Luft, bis die Sonne immer glühendere Strahlen sendet, das frische, erquickende Grün seinen freundlichen Zaubermantel über die ganze Erde breitet und endlich der Frühling darauf, lächelnd blumenbekränzt, seine bunten Spiele feiert! Mit dem kommenden Frühling weht es auch über unsere Brust, so ahnungsreich, so mächtig-belebend! Es ist, als ob das Herz sein Auferstehungsfest feiern und wieder zu hoffen und in das erwachende Leben heiß und glühend zu lieben vermöge!"

So jubelten zwei Freunde, im Winterfrost dahinwandernd — —

Auch der Frühling der Geister und Herzen wird nicht fehlen. Man hat euch den Vulkanschlag der schönen Hoffnungen zwar unterbinden und kochen machen wollen... in Kunst, in Literatur, im öffentlichen Leben, überall ein geräuschlos Hinabrücken zum Niveau des Tagtäglichen ... Kleinleben ... Schnigeln und Leimen ... aber es werden die Flügel wieder sich entfalten. ... Der Frühling, ein Götterbote voll Schwung und Feuer, mahnt, daß auch der Geist, selbst für verpönten Enthusiasmus und Schwärmerei des „wesenlosen Scheins", wieder neue Rosen ausstreuen wird.

Wahrnehmungen.

Wir wollen nicht Alles preisen, was man vom Volke zu hören bekommen kann. Aber verachte man es doch erst dann, wenn man ihm Gelegenheit gegeben hat, sich auszusprechen.

* *

Ganz gewürdigt könnte ein großer Geist eigentlich immer nur durch sich selbst werden.

* *

Gedankengemeinplätze und auch gewisse Bilder haben ihre Modezeit und periodische Wiederkehr. So war vor zwanzig Jahren die „tönende Memnonssäule" im Gebrauch, jetzt weniger. Man sehe die Wirkungen der „realistischen" Zeit!

* *

Daß sich mancher bedeutende Kopf so gründig überlebt, hat darin seinen Grund, weil er sich über Menschen und Dinge Systeme schuf und die an ihnen festhaltende Zähigkeit und Eitelkeit Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe nannte. Nichts läßt einen Denker so schnell veraltet erscheinen, als wenn man ihn die Eindrücke, die der fortschreitende Tag bringt, immer und immer wieder nur in dieselben fertigen Schubfächer werfen sieht. Selbst auf Hegel's Leben und Thätigkeit kann man infolge dieser Monotonie in mancher Hinsicht nur zurückblicken wie auf einen versteinerten Ameisenbau, eine Curiosität naturhistorischer Museen.

* *

Schwierig ist, bei aufregenden Conflicten den Mittelweg einzuhalten zwischen der den Mann ehrenden Charakterstärke und der den Menschen ehrenden Ergebung.

Lebensblicke

von C. Hebricht.

Goethe ist mit unserm Denken und Leben so verschmolzen, daß er, mehr als ein Name, und wie die Totalsumme aller unserer Begriffe von Classicität und Schönheit klingt.

* *

Dichter und Künstler will die Welt nicht mühsam hinanklettern, sondern immer gleich auf der Höhe sehen.

* *

Nur dasjenige Wissen wirkt bedeutend, auf dem sein Schulstaub mehr liegt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 24.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Hanne Lise.

Ein schlesisches Bild von Rudolf Gottschall.

Der alte Friedrich, der große Kriegsheld, hatte auch Sinn für die schöne Gliederung der Landschaft, für die Taktik der Natur, nach welcher die Berge aufmarschirt sind, und er bewährte diesen Sinn, als er die Gegend vor dem Eulengebirge die schönste Gegend Schlesiens nannte.

Ueber der Umgegend Reichenbachs schwebt ein eigenthümlicher Zauber — Dorf an Dorf, Haus an Haus, Esse an Esse, dahinter das düstere Waldgebirge in langem, majestätischem Höhenzug mit seinen Schluchten und Vorbergen. Dörfer, welche durch ihre Einwohnerzahl ansehnliche Städte beschämen, ziehen sich tief in die Thäler hinein; aber der Hilligrath'sche Hülferuf des armen Webers lautet: „Rübezahl!" ertönt dort überall vergebens. Der nackische Geist des Gebirgs kümmert sich nicht um die düstere Gasse. Ueberhaupt ist die Zeit seiner lustigen Streiche vorüber. Er ist in der letzten Zeit ein Misanthrop geworden, zieht sich in die tiefste Einsamkeit des Riesenkamms zurück, phantasirt im Teufelsgrund und auf den Felsblöcken der Sturmhaube und an den öden Rändern der „großen Teiche" und erscheint höchstens noch im Koppenblättchen und in der Wiesenbaude irgend einem träumenden Berliner als der Genius des „Kladderadatsch"! Und warum ist Wichmann-Rübezahl seiner Menschwerdungen müde geworden? Er ist der Gott des Humors, aber der Humor dieses Jahrhunderts gefällt ihm nicht! Ihm fehlt die wahre Heiterkeit, die aus der Seele quellende Lust. Der Witz des Mephistopheles ist zur landesüblichen Münze geworden — und dem Humor schleift der Pferdefuß nach. Alles bekritteln, bespötteln, bemäkeln — das ist die Manier der Zeit!

Gott Rübezahl aber liebt den harmlosen Spaß. Er ist ein Romantiker und haßt die moderne, in den Bädern herumflanirende Welt, all diese lebendiggewordenen Gardetuch- und Zeitungsfrage, diese herumflatternden Modekupfer! Die Eisenbahnen, die mit ihren Feuerrossen immer näher an seinen Thron heranschnauben, sind ihm ein Gräuel und vor einem Fabrikschornstein bekreuzt er sich mit größerm Abscheu als die Chefs der feudalen uckermärkischen Liga! Er ist ein Idealist und haßt die Dorfgeschichten. Kann er denn sich ja nicht einmal mehr verkleiden in das Gewimmel einer Bauernhochzeit mischen, ohne daß irgendein fahrender Tourist, dem der Kopf von Lectüre und Barfüßelei schwirrt, sich seiner „morgigen" Gestalt bemächtigt, ihn als Helden eines vierbändigen und vierbändigen Romans drapirt, ihn vor Europa und Nordamerika zur Schau stellt und ihm abwechselnd höchst ländliche Provinzialismen und höchst fade Empfindungen aus dem Munde zieht! In diese Gefahr einer leibhaftigen Unsterblichkeit will sich aber Rübezahl nicht begeben; da bleibt er lieber hoch oben in der Baudenregion. Der arme Gast besucht er schon lange nicht mehr, denn ihn quält die Armuth, der er nicht abhelfen kann, und die schmerzenden Mit-

Kühle und rumpelnden Essen haben seinen Reiz für ihn.

In der That hat die Eule, so imposant der Anblick dieses Gebirgszugs ist, einen düstern Charakter; die höhergelegenen Dörfer sind öde und dürftig, die Wälder des Kamms dicht und arm an Aussicht; einsame Kohlenmeiler, kahle Granitfelsen prägen die einsiedlerische Physiognomie des Gebirgs noch schärfer aus. Wie der unheimliche nächtige Vogel, dessen Namen es trägt, dem aber hier seine antiken Weisheitssymbole längst abhandengekommen sind, breitet es seine düstern Flügel über die industrielle Nestbrut in den Thälern aus, an deren Noth bisher die Abhülfe menschlicher Weisheit gescheitert ist. Diese berühmten Dörfer der Thalschluchten haben nicht jenen melancholischen Anstrich wie die ärmlichen Walddörfer, die höher den Hang hinaufsteigen. Im Gegentheil, das vielmalige Langenbielau, das in zwei Thäler hinein gabelförmig seine unabsehbare Häuserkette zieht, schaut so lachend und freundlich drein mit den stattlichen Wohnungen der Fabrikanten und den hellangestrichenen Häusern, daß man sich vergeblich nach den Strohdächern und den verfallenden Hütten der Armuth umsieht. Sie wohnt hier oft bei-etage hinter kahlen Wänden, während der äußere Comfort die Blicke des Vorübergehenden täuscht. Und dies Dorf hat mehr Einwohner als das deutsche Athen, als die weiland Musenresidenz Weimar, und wenn alle diese Dreißigtausend zusammenkämen — es wäre eine stattliche Armée des classes les plus pauvres et les plus nombreuses, in der es weder an komischen Kalkulationsrekruten fehlen würde, noch an Physiognomieen, welche dem Hamburg St.-Marxens und St.-Antoine oder dem londoner St.-Giles alle Ehre machten. Fast ebenso stattlich dehnt sich Peterswaldau in die Bergschlucht hinein, der Ort, wo die Tragödie des unglücklichen Weberaufstandes zu spielen begann. Jenseit der Eule liegt Wüstewaltersdorf, ebenfalls ein bedeutendes Fabrikdorf mit zahlreichen Leinwandbleichen, und am äußersten Ende des Gebirgs guckt der preußische Adler aus seinem kleinen Felsennest Silberberg, das wie ein Schilderhaus vor dem Palast des Rübezahl an den Bergen klebt.

In diesem armen, fleißigen Eulengebirge ist es selbst den „Herrlein" vor grünen bange geworden, ein Name, der auf die kleinen Herren in den preußischen Kammern keinen Bezug hat. Diese Herrlein waren Geister, kleine Geister, die sich auch des Namens „Quarkmännlein" erfreuten und vormalsmeine zur Heidepartie bewohnten, welcher der wenig sentimentale Volkswitz den Namen „Die Quarkschüsseln" beigelegt. Was sie nun dort eigentlich „gebraut" haben — davon schweigt die Sage. Jedenfalls erfreuten sie sich eines heitern aristokratischen Lebensgenusses, erzählen die Bauern nicht, sondern neckten sie nur, gaukelten ihnen californische Träume vor und lachten sie nachher aus. Von der Arbeit und der Industrie wollten sie nichts wissen; die Prosa der Existenz war ihnen zuwider; und als die Webstühle in den Bergen zu lebhaft wurden und die Armuth zu groß — da fühlten sie sich unheimlich in ihrem Gletscher und wanderten nach dem Zobten aus, der ein so heiterer, mannhafter Berg ist und so weit in die Lande schaut; und dort führen sie ein fröhliches Leben und feiern unsichtbar alle Sommercommerse mit. Hier und dort treten sie Einem auf die Füße und flüstern beleidigende Worte und sticheln, wenn Zwist entsteht und Forderungen und Duelle. Doch nur wenn ein Mausoleum dem süßen Rausche erliegt, da werfen die Quarkmännlein die Nebelkappe ab und reichen ihm die Bruderhand.

Die Gegend zwischen der Eule und dem Zobten gehört zu den anmuthigsten Schlesiens. Ein reizender Wechsel von Wald und Flur, Hügel und Thal und immer neue, überraschende Fernsichten. Hier der imposant abfallende Höhenzug der Eule, eine Bergmauer, die einen energischen Abschluß der Aussicht bildet und in ihrem abwechselnden Verkehr mit den Wolken und dem Licht des Himmels sich oft recht malerisch drapirt; dort der Zobten mit dem Geiers- und Kolitschnerberge, eine Berggruppe, die sich wie eine Riesengruppe in malerischen Attituden zu üben scheint, denn sie bietet von jedem neuen Punkt aus einen überraschend neuen Anblick. Bald scheint der Zobtenberg mit dem Geiersberg verwachsen wie ein paar Siamesische Zwillinge und steht nun mit seinem nackten und gewachsenen Scheitel über den Zwillingsberg hervor; der Kolitschnerberg aber steht einsam wie eine weit vorgeschobene Warte. Dann wieder rücken die drei wie zu einer geheimnißvollen Berathung einander näher und stecken die Köpfe zusammen. Oder der Geiers- und Zobtenberg stehen, scharf voneinander geschieden, wie ein paar selbständige Riesenriegel da, hinter denen sich der Kolitschnerberg verbirgt. Kurz, diese immer wechselnden Bergprofile geben von Hügel zu Hügel der Gegend den Reiz der Neuheit und jene anmuthige Beweglichkeit der Landschaft, welche

die Phantasie in steter Bewegung erhält. Das beste Observatorium für diese landschaftlichen Schönheiten bieten die Hügel um Oberndorf. Schloß und Park liegen tief im Thal, aber schon das Dorf, langhingestreckt nach Art der meisten Dörfer in dieser Gegend, dehnt sich zwischen Hecken, Wiesen und Gärten den Hang hinauf. In seiner Mitte erhebt sich die Kirche mit dem grauen Kuppelthurm, welcher würdig ist, in Hölty'schen Elegien gefeiert zu werden. Auch der Dorfkirchhof hatte lange Zeit den bekannten, elegischen Anstrich: Trübselige blickten sich neugierig über die Grabplatten und lasen die lakonisch abgefaßten Nekrologe der Dorfbewohner oder streuten ihren Samen auf grasbewachsene Gräber, und die verfallene Mauer gestattete den freiesten Verkehr der Lebenden, der zwei- und vierfüßigen Geschöpfe, mit den Todten. Das ist jetzt anders geworden! Eine neuaufgeführte Mauer schließt den Kirchhof würdig vom Reiche der Lebendigen ab und gibt dem ganzen gräflichen Ensemble eine so ästhetische Abrundung, wie es der weitgereiste und einst modische Filialkirchthurm nur erlauben will. Hinter den letzten Häusern des Dorfs führt der Weg den Kreuzberg hinan, der einen freien Ueberblick über das gleichsam im Wellenschlag erstarrte Hügelmeer des nimpscher Kreises gestattet.

Es ist bekanntlich unfünstlerisch, Landschaften zu schildern oder zu malen, wenn nicht der Hauch einer bestimmten Stimmung das Bild belebt. Der Mensch ist einmal das Maß aller Dinge, der Natur und will sich selbst in ihr wiederfinden. Die oberndorfer Gegend ist aber so reich, daß für das Bild für jede Stimmung gibt, und der Palette der Landschaftsmaler oder stimmungsreichen Gemüther wird es hier nie an den nöthigen Farben fehlen. Wer sich lebensfrisch fühlt und neugierig, der genieße die Morgenfrische an der Brüstungsmauer, wandle auf dem grünen Rain zwischen den Gebüschen und erfreue sich am gräflichen Blick über ein welliges, angebautes Land und an den vielen Kirchthurmspitzen, welche neugierig hinter den Hügeln hervorsehen. Mit besonderer Vorliebe weilt die Morgensonne auf dem hohen Lambertsthurm von Schwenningen, der sich ragend fern aus den Morgennebeln erhebt. Dann pflückt man Haselnüsse, freut sich über die lockenden Zwischenblicke im Gezweig und wandert zurück über die Aecker des modernen Bauern P., der eine nächtliche Nachtwandlerschaft von 28 Kühen besitzt. Am schwülen Mittag labet der schattenreich angelegte Park in seine kühlen Gänge. Hier herrscht eine behagliche romantische Stimmung. Vier hohen zwei malerische riesige Eichen Wache. Zwischen ihnen der Teich mit der Blumeninsel, auf welcher sich eine dritte Eiche erhebt. Hinter dem flockigen Perückenstrauch und seinen wunderlichen Blüten, der uns wie eine kleine Naturpagode gemahnt, erblicken wir in weitem Kreis die Orangerie und das stattliche chinesische Häuschen, um das sich in anmuthiger Farbenschattirung die hohen Linden und Silberpappeln gruppiren. Dort wandern wir hin und athmen die würzige Mischung von Linden- und Orangenblüthenduft. Weiterhin führt uns der gewundene Pfad in eine Lichtung, deren Perspective durch den Zehnten geschlossen wird. Hier gewährt am Rande des Parks eine kleine Ruine den besten Aussichtspunkt. Sie ist sandvoll zusammengethürmt und erinnert an ein mittelalterlich trauliches Gericht von Arnim und Brentano oder an einen Speisevorschlag der französischen Pariser. Auf der andern Seite des Parks führt der freiere Pfad östlich an einem Kornfelde vorüber, hinter welchem der Windmühle auf dem Windmühlenberge in eifriger Geschäftigkeit die Flügel schlägt. Hier begrüßen wir den stärksten Baum des Parks, einen schlanken, hohen Tulpenbaum, der sich, wie mit Blütenfahnen behangen, stattlich erhebt. Er lehnt sich nach seiner Schwester, der türkischen Linde, die vor kurzem ein starker Orkan entwurzelt. Der Blumengarten mit den Blumenbeeten, das rebenumrankte Treibhaus, die hoch an den Pfählen emporkriechenden Kletterlochien mit ihren Pfeifenkopfblüten — das Alles hat einen behaglichen Anstrich —; die Trifolialianz von Honig, Erdbeere und Trauben bietet jedes Jahreszeit einen Genuß.

Der heitere, klare Nachmittag, der in uns eine beschauliche Stimmung erweckt, lockt auf die westschauenden Höhenwarten. Da winkt zunächst der siebenbürgische Spitzelberg mit seiner grünen Perücke, von dessen Gipfel sich ein herrliches Panorama dem Auge darbietet. Reichenbach, Langenbrücken, Pfarrwalden, Peiau, all diese volksreichen Dörfchen finden gleichsam ein weites Häuserneß über die grüne Flur und dahinter erhebt sich die Enz, die von hier aus besonders hoch und malerisch aufsteigt. Oder man wandert bergauf und bergab durch einen schönen Waldtempel von Nadelholzbäumen nach dem Dreistein, einem aus der grünen Umgebung vorspringenden Felsen, von welchem aus man weiten über die zahlreichen Dörfer des fruchtbaren

Kreise bis nach Breslau und dem fernen verschwimmenden Horizont der Ebenen sieht — ein weiter, lohnender Fernblick! Zur Rechten hat man dunkere Waldhügel, weiterhin den Bergpetrus Zobten — zur Linken die sommerliche, undurchsichtige Flurenlandschaft mit den bunten Ackerstreifen und den darüber schwebenden Lerchen — und so schaut man von der Rasenbank des Feldhalcons tief in das Herz des fruchtbaren Schlesien, dessen Hauptstadt mit ihren langen Häuserfronten sich dem mit dem Fernrohr gewaffneten Auge zeigt. Sinkt aber der ehrgeizige Abend hernieder, schmückt er die Berge mit traumerischem Roth und spiegelt sich im eichenbeschatteten Schloßteiche, da wandelt sich's am besten nach der Praunruhe durchs hohe Gebüsch, die mit ihrem oft schlummernden Rade melancholisch am wasserarmen, schilfbewachsenen Teiche liegt! So einsam friedlich ist rings die grüne Umhegung! Auf den Waldwiesen wächst die seltene prächtige Parnassia, die Kleopatra unter den Blumen, mit dem wunderbaren Leben in ihrem Freudenkelche, wo das Blütenmännchen vor Aller Augen sichtbar sein Weibchen küßt, das schlagendste Gegenbild gegen die Parnassblume und ihre einsame Märtyrerherrlichkeit.

Eine vorsintflutliche Pilgerfahrt durch Oldersdorf „von Haus zu Haus" würde die reichste Ausbeute liefern, ohne daß sich die Phantasie zu absonderlichen Erfindungen anzustrengen brauchte. Man klopfte nur bei der wackern Hebamme an, deren Nebenamt vor kurzem in der einzig möglichen Weise, nämlich durch den Tod, gehemmt worden ist — und man wurde in die Mysterien des Dorfs eingeweiht und jedes Haus erhielt sein Zeichen, wie weiland durch den ägyptischen Todesengel. Freilich, von dem schönen Hausmädchen, das sich jüngst in der heiligen Ehrnacht in den Brunnen stürzte, weiß auch sie nichts zu erzählen! Geschah's aus irgendeinem tiefen Seelenschmerz oder in der träumerischen Anwandlung, welche dort unten den Ehrenbaum des Lebens mit seinen glänzenden Früchten suchen wollte, dessen Glanz eben auf der kalten Erde nicht ihr Auge erfreut? Desto mehr erzählte sie von den drei Schullehrern des Orts, von dem emeritirten evangelischen, dessen einer Sohn jüngst in Schweidnitz sein junges Weib am Tage nach der Hochzeit erschoß, und Verstehen oder Absicht, ich weiß nicht, wie die Jury geurtheilt, und von seinem Nachfolger, einem jungen Sohn der Neuzeit, einem Anhänger der modernen Naturforschung und dabei einem Concurrenten des pfiffigen Dorfbarbiers, wenn auch bisher seine „Neue burger Allgemeine" seine Gedichte und Dramen aus dem Schutt gegraben, obgleich seine Helden gewiß an gesundem Verstand das dürftige Kasperle Abumelicus und seine zu lauter Interjectionen aufgeweichte Heldenmama Idusneida übertreffen. Doch man braucht ja nicht in die Wälder der Oberufer zu flüchten, um dort eine Tragödie aus der Erde zu graben! Jedes Fleckchen Erde, so klein es sei, hat seine Trauerspiele! Sie leben nur in der Sage des Orts, kaum berichten die Zeitungen davon. Es sind alte Geschichten, die ewig neu bleiben, aber oft sind sie ergreifend und erschütternd und charakterisiren außerdem „Land und Leute". Darum wollen auch wir eine tragische oldersdorfer „Dorfgeschichte" erzählen, die vor den andern, welche den literarischen Markt überfluten, nur die ebenso bescheidenen wie zweideutigen Vorzüge hat, daß sie wahr und kurz ist.

Nicht weit vom Schlosse wird ein neues Häuschen gebaut; langsam erheben sich die steinernen Mauern, langsam decken die rothen Ziegel das Dachgerippe zu. Es sind keine Taglöhner, die daran arbeiten — es sind die Verwandten und Hausfreunde des Eigenthümers selbst. Der Besitzer aber ist der ehemalige Vormähder, jetzige Freigärtner Meie, ein wohlhabender Mann. Freilich, mit dem reichen Bauer droben und seinem stattlichen Gehöfte, das mit dem stolzen herrschaftlichen Schlosse zu wetteifern scheint, kann er sich nicht messen; aber er hat, seit er die ersten Garben für sich selbst und nicht mehr für die Herrschaft mähte, fleißig gesammelt und seine seiner drei Töchter, die Hanne Lise, die Hanne Lore und die Hanne Line, wird leer ausgehen. Unter denen, die am fleißigen am Bau des neuen Häuschens mitarbeiten, ist der Tischler Vogel aus dem Dorfe, armer leute Kind, aber der hübscheste junge Mann im ganzen Kirchspiel. Der schwarz, gutgepflegte Schnurrbart kleidet ihn neckisch; er ist schlank und hochgewachsen; sein Gang ist fest und zierlich und er hat etwas Städtisches in seinem ganzen Benehmen. Auch ist er Soldat gewesen — und sie bleibt immer etwas hängen. Exerciren, in Reih und Glied marschiren, die militärischen Honneurs machen, das Gewehr präsentiren — da präsentirt sich der Mann selbst besser und fühlt sich und ein Stückchen von des Königs Glorie haftet an ihm, auch wenn er des Königs Rock ausgezogen. Und wird das erste Aufgebot zur Jahresübung versammelt und greift der Landwehrmann zu Gewehr und Tornister, da kommt über ihn der alte soldatische Geist, nur

freier; luſtiger trällert er die alten Marſchmelodien, ſtolzer blickt er aus ſeinem roten Kragen und der blanken Uniform auf all das namenloſe Volk, das der dicke Feldwebel nicht in ſeinen Regiſtern führt und das nur zu jenem Inſektenſchwarm des Landſturms gehört, der in böſen Zeiten mit Gabeln, Spießen und Knitteln auf den Feind losſchlägt.

Doch der Tiſchler Vogel hatte auch etwas Tüchtiges gelernt und war der geſchickteſte Werkmann im Dorfe. Fix und fertig war der Plan des neuen Häuschens aus ſeinem Kopfe geſprungen; er hatte Alles weiſe eingeteilt; links vom Flur die Wohnung, rechts den Kuhſtall, droben unterm Dach noch ſtattliche Räume, hatte gutes Stammholz beſorgt aus dem Forſt und die Ziegel geprüft und war ſelbſt unermüdlich bei der Arbeit. Denn wenn er auch Tiſchler war von Profeſſion, ſo verſtand er doch auch das Maurerhandwerk und wußte mit der Kelle wie mit dem Hobel beſcheid. Ein eifriger Kopf lernt Eins durchs Andere und alle Handwerke gehören geſchwiſterlich zuſammen. Wenn er ſo daſaß auf dem Gerüſte und aus dem Planſkopf, den ihm ein Stubenkamerad vor Zeiten in der Kaſerne geſchenkt, den Rauch hinausblies in den friſchen Morgen, da war ihm ſo froh behaglich zumute und er lächelte ſo innerlich vergnügt und freute ſich, wie das Häuschen vor ihm wuchs und unter Dach kam und hatte dabei ſeine abſonderlichen Gedanken. Ja, was Alles in einem Kopfe hin- und herſchwirrt, wenn Arme und Hände ſich rüſtig bewegen! Die thun immer Dasſelbe, das geht ſo fort in gleichem Takt! Aber im Kopfe, da jagt ein Bild das andere! Man denkt ins Vergangene und huſch! wie der Schatten einer Wolke übers Ährenfeld, fliegt etwas Kunſtiges durch die Seele! Aber man kann es nicht feſthalten. So erging's auch dem Werkmann auf dem Gerüſte. Und er hatte viel zu denken; denn er ſchenkte dem ehemaligen Vermälder das Beſte, was ein Arbeiter zu verſchenken hat — ſeine Zeit! Und das will ſoviel ſagen, als wenn ein König ſein Land verſchenkt und ſeine Krone. Und dabei war er ſo ſtolz, daß er kaum die Portionen entrüſtete, welche ihm wie dem Sohne des Hauſes und den andern Arbeitern gereicht wurden; denn er hungerte lieber, als daß es den Anſchein hätte, er nehme für ſeine Arbeit irgendetwas zum Lohne. Dieſer Großherzigkeit hat aber immer bei den Menſchen ihren guten Grund; und wer die Gedanken des ſtolzen Werkmanns erlauſchte, der erfuhr bald, daß er ein Auge auf die Hanne Lie geworfen und ihr ſein Herz geſchenkt, und daß er nur darum unabläſſig ſich mühte, um einſt mit ihrer Hand belohnt zu werden. Kannt' er ſich doch keine größern Verdienſte um die Familie Meie erwerben! Und wenn's ihm ſo recht ſtolz ums Herz ward, da kam's ihm ſchon vor, als baute er an ſeinem eigenen Hauſe und als hörte er ſeine eigenen Kühe im Stall brüllen. Ging's auch in mehre Ihale — er erhielt doch ſein eigen Haus und Gut! Aber dieſe Träume kamen dem Vogel nur nebenbei; er liebte die Hanne Lie wahrhaft und anders, als ſo im Durchſchnitt im Dorfe geliebt wird. Die Hanne Lie mußte ſein werden — das ſtand ſo feſt in ſeinem Kopfe, daß er's gar nicht anders denken konnte! Und wer durfte ſie ihm verweigern, nachdem er unentgeltlich dem Vater das Haus gebaut? Doch die Gedanken der Menſchen gehen weit auseinander! Wol war ihm die Hanne Lie gut, weil er ein ſchmucker Burſche war; doch ſie ſagte ſich daneben auch: „Leider iſt er armer Leute Kind und es wohnen reichere vor und hinter den Bergen"; und wenn das die Tochter dachte, ſo dachten's die Aeltern noch mehr. Die Tochter aber liebte überhaupt das weite Denken nicht; was über heute und morgen hinausging, grüßt ihr nicht; ſie war zufrieden mit Allem, was über ſie kam, und machte kein ſonderlich Geſichter — war's Der nicht, war's ein Anderer! Wol behagte es ihr, dem jungen Tiſchler in die ſeelenbraunen Augen zu ſehen, und wenn er ihr von Liebe ſprach, da nahm ſie's hin als angenehme Zuthat fürs Leben! So ward der arme Arbeiter immer mehr eingewiegt in ſeinen trüglichen Traum und jeden Abend vor dem Schlafengehen ſagte er ſich: „Die Hanne Lie iſt mein!"

So ſtrich einige Zeit über Land. Während der wackere Geſell droben auf dem Gerüſte ſaß, ging mancher Gaſt ein und aus durch die Hausthür. Und war's ihm auch nicht lieb und ſtieg auch die Neugier in ſeinem Herzen auf, ſo wollt' er doch ſeine Arbeit nicht ſtören. Eines Abends geht er im kalbleinenen Kittel nach vollbrachtem Tagewerk in die Braterei, um ſich an einem Trunke Biers zu erquicken. Da ſitzt er ſich hinter dem Hauſe unter die hohen, ſchattigen Eichen und ihre wetterſtreichen Aeſte und ſieht dem Hofhunde zu, wie er die Enten in den Teich jagt, und erfreut ſich an ihrem ſchnatterhaften Geplätſcher. Auch wird's ihm im Stillen wohl ums Herz, wenn die rothe Abendſonne ſo traulich aus dem tiefen

Grün hervorguckt und die gefüllten Aehre der Saaten im Golde ſchwimmen, während der Wetterhahn auf dem ehrwürdigen Häuschen ſich faſt den Hals abdreht, um der verſinkenden Sonne einen Abſchiedsblick zuzuwerfen. Er malt ſich das nicht ſo aus, wie es hier geſchrieben ſteht, aber es macht auf ihn einen wohlthuenden Eindruck, wie der aufmerkſame Beobachter ſchon an der leichten Art und Weiſe bemerkt, wie er ſein Bier ſich einſchenkt und das Glas zum Munde führt. Er trällert ein luſtiges Liedchen, ſteht auf und geht auf dem durch die abgefallenen Kiefernadeln gelben Parkes unter den Fichten hin und her. Da ſieht er einen Wagen, von einem lebhaften ausrangirten Trompeterſchecken gezogen und mit zuſammengebundenen und übereinandergebäuften Kälbern beladen, vor der Brauerei halten, und während dieſe jugendliche Liebestafel raſtlos ihren unfreiwilligen Chorgeſang in die Luft ſingt, ſteigt der dicke, rothe Fleiſchermeiſter vom Leiterwagen und begibt ſich, die Peitſche ſchwingend, hinüber ins Schloß, wo der junge, ſtattliche Baron eben ſein ſaftiges, blühendes Töchterchen durch einen Machtſpruch von den naſſen Vergnügungen der Dampe zurückhält. An den eifrigen Geſticulationen merkt man, daß die Beiden um irgendeinen jungen, vielverſprechenden Zögling der Rindviehzucht handeln, aber nicht handelseinig ſind. Der Baron fertigt den Händler mit gewohntem friſchem Humor ab und dieſer kehrt mit verdrießlichen Mienen zur Brauerei zurück. Er ſetzt ſich auf die Holzbank unter den Fichten und bald entſpinnt ſich ein Geſpräch zwiſchen dem vermögenden Fleiſcher und dem armen Teufel. Es beginnt bei den ſchönen Sächelchen, die der Herr Baron drüben im Schloſſe hat, erſtreckt ſich dann auf die herrſchaftliche Milchwirthſchaft und den jungen Nachwuchs des Kuhſtalls, die heurige Grummeternte, die neuen Bauten auf dem Oberhofe und geht denn ganz natürlich über auf das neue Haus des Vermählten Weib und Kind, was drum und dran hängt.

„Ein Wetterweibel, die Hanne hie!“ ſtockt der Kälbermann plötzlich heraus zum großen Schreck des Andern; „Alles, was ſie angreift, hat Fug und Schick! Mag ſie den Eimer aus dem Brunnen ziehen, die Kühe füttern, die Waſſerrinnen herumſchwemmen — es ſieht ihr Alles zum Anbeißen! Und dabei hat das Mädel Glück mit Allem, was ſie in die Hände fällt! Es gedeiht ihr, was ſie zieht! Das letzte ſchäckige Kalb iſt ein Prachtthier geworden, ganz anders als die übrige Sorte da drüben, für die der Baron ein Heidengeld verlangt!“

Aus ſolchen und ähnlichen Reden erſah der Geiß, daß er's hier mit einem gewichtigen Nebenbuhler zu thun habe, und es fiel ihm ſchwer aufs Herz, daß er den wohlhäbigen und wohlbeliebten Meiſter ſchon öfter dort im Hauſe ein- und ausgehen ſah. Und als er dazu die Kälber vom Wagen brüllen hörte, da ward ihm noch mehr zumuthe; denn er maß ſich und den Andern und dachte: „Der hat Hab' und Gut, ein eigen Haus und die Ställe voll — und ich habe nichts und plärrchere ſo in der Welt herum wie dort die Einen im Teiche!“ Und als gar der Andere die Peitſche zur Hand nahm, um drüben bei Meie's einen Trunk abzuſtatten, da ergriff den Geißen ein ſolches Bangen, eine ſolche Unruhe, daß es ihn nicht länger auf dem Platze ließ, daß er hinausſtürmte ins Feld und der Arme in der Luft umherwarf wie die Windmühle ihre Flügel. Der Mond war inzwiſchen hinter den Bergen hervorgetreten und ſtand ſo übermüthig rund am Himmel; Silberwölkchen umſpielen das einſiedleriſche Haupt des Bergzwerges Joburg; im Park ſang noch eine verſpätete Nachtigal und noch ferner hörte man das Heulen des ſchwarzen Schloßhundes Luk, der an ſeiner Kette im abgelegenen Höfchen ſich unbehaglich fühlte. Ebenſo bunt ging es in der Seele des irren Wanderers zu. Seine Liebe war im Zunehmen und ſtand jetzt ſo voll wie der Mond am Himmel; aber wie der Hund an der Kette, fühlte er die Feſſeln ſeines kümmerlichen Looſes und ſchwarze Gedanken kamen zum erſten mal in ſeine Seele. Haß, Neid, Eiferſucht zogen auf in ihr wie dort die pechſchwarzen Wolken über der Eule, in denen das Wetter ſchläft. Der dicke Fleiſcher mit dem runden Geſicht erſchien ihm auf einmal als der Glückliche, als das Bild alles gebäuften Ehrenglücks. Dann aber dachte er wieder: „Sie ſann ihn nicht lieben! Wie wunderlich iſt ſein Gang, wie krumm ſeine Naſe, wie geht der Mund von Ohr zu Ohr!“ Und das Alles ſubtrahirte er vom Capital, das die Schafen und Kälber abwarfen — und da blieb ja nichts übrig, was man lieben konnte! Doch zu all der Unruhe, die ihn im Hag umhertrieb, wo er mit ſeinem Stocke den Rainfarrn die gelben Köpfe abſchlug, beſchloß er, ob morgenden Tags mit der Hanne die Sache abzumachen! Und der feſte Entſchluß beruhigte ihn und getröſtet ſah er dem Monde ins klare Auge und ging zur Ruhe.

Beiter und Meiter waren nächſten Tags

voll von Lob für den ehrlichen Freund und selbst die Hanne hier rechnete mit, was wol ein so ansehnliches Geschäft für einen Ertrag abwerfen könne. Da trat im Sonntagsstaat der junge Tischler ins Haus; er hatte sich ein Herz gefaßt und schien seiner Sache sicher, und ohne sich viel zu räuspern und viel Aufhebens zu machen von Dem, was er für die Meisterin geschafft und wie er am Haus geholfen, hielt er geradewegs um die Hand der Tochter an. Doch was er nicht gethan, das thaten die Andern! Und an ihrem Räuspern und an ihren sauerlichen Mienen bemerkte er bald, daß seine Nachricht nicht wie ein Blitz eingeschlagen und ein helles Freudenfeuer angezündet habe. Den Alten lag der Fleischer im Sinn und allmälig spannen sie das Netz ihrer Gedanken auseinander und ein Bedenken jagte das andere; und wenn sie anfangs schüchtern waren, wurden sie immer kühner. Gott gab dem Andern Muth und Feuer und sie hielten dem Gesellen vor, daß er nichts habe, und der Schluß war ein rundes, klares Nein! Die Hanne hier ließ indessen ruhig ihre Spindel schnurren und all das Gerede schien sie sowenig zu kümmern, als handelte es sich um irgendeinen Jahrmarktskauf für die Dorfleute, die für die Schloßherrschaft und das ganze Dorf Sommer und Winter in die Stadt läuft. Im Herzen aber that's ihr doch leid, daß aus der Heirath mit dem schmucken Burschen nichts werden konnte, weil sie doch eben eine bessere Partie in Sicht hatte.

Der Tischler sagte nichts und ging fort mit stummem Gruß, blieb wie die Kellwand des Hauses. Ein Grundübel war ihm wankelig geworden und Alles stürzte ein! „Die Hanne hier gehört nur und keinem Andern!" — jetzt wurde es für bei ihm und er sprach's mit betrübter Geberde. Er ballte die Faust in die Luft, als er auf dem Heimpfade zwischen den Gemüsefeldern zum Nachbardorf zuschritt. Er sah nicht, wie allmälig das üppige Korn sich im Winde neigte, wie die Thürme der Stadt sich deutlich vom dunklen Grunde der Eule abhoben! Das Bild schoß ihm ins Gesicht, wenn er dachte, wie die Gesellen im Krug ihn auspotten würden. Seine Ehre war beträchtlich gekränkt! Hanne ihn arbeiten lassen und sechzehn Tag für Tag — und Das war der Lohn! Immer wilder ward sein Denken und als er am Kontrethüm vorüberschritt, da kam ein böses Lächeln über sein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Ich werde die Herren Gastwirthen schon herausfordern müssen" In der Stadt kaufte er ein Doppellitermaß für sein letztes Ersparniß, stahl es zu sich und schwärmte den Rest des Tags in den gutmannsdorfer Waldbergen umher. Und auch die Nacht sah ihn wie ein Gespenst umherschwanken auf dem Spitzberge und dem Kreuzberge und im Heinrichsbuschel. Ruhelos machte er die Runde, schreckte die Nachtfalter aus den Feldern und Wäldern, den uren Blick auf das kleine Häuschen gerichtet, das hinter dem blitzenden Schloßteiche im Mondschein lag. Da dämmerte der Morgen im Osten; das Vieh war geladen; der Stallknecht öffnete die Thür des Wohnhäuschens, der Geselle stürzt hinein. Hanne hier schläft, da ihr Gemach noch nicht fertig gebaut, auf einem Streulager im Verschlag des Stalls. Er spannt den Hahn — „Wir gehört du, Hanne Hier, und keinem Andern!" — er drückt los und der Schuß zerschmettert der Halbträumenden die eine Seite des Gesichts. Wie besinnungslos stürzt er hinaus, angstvoll, daß zwischen der ersten und zweiten That, die so nothwendig zusammengehören vor Gott, kein Fremder sich dränge. Draußen auf dem thauigen Rain drückt er den zweiten Lauf des Pistols ab auf sich selbst und bricht sterbend zusammen, während die erste Leiche mitlernd von ihrer Scholle in die Morgenluft emporschwebt. Die Hanne hier aber lebt noch! Wenn sich die bleichen Gesichter der Armuth in großer Zahl um die Schloßthür drängen, wo ihre geschäftige Pflegerin, das Schloßfräulein Helene, sie speist und für sie sorgt, da kommt auch ein bloßes Weib mit entstelltem, verbundenem Gesicht, dem lange, furchtbare Schmerzen einen unheimlichen Ausdruck verliehen, um Suppe und Arznei zu holen — es ist die Hanne Hier! Der Vater aber will das Haus verlassen, das gekennzeichnet ist durch die blutige That und am welches zur Nachzeit der Schauern des unglücklichen Tischlers ist, dessen Unsterblichkeit in den Akten des ostheimbacher Stadtgerichts vergraben ist und der sich durch einen freiwilligen Tod der Aufnahme in den „Neuen Pitaval" entzog.

Der Thüringer Wald.

Von Berthold Sigismund.

VII. Der Volksgesang im Thüringer Walde.

„In Thüringen, wo jeder Bauer Musik macht", sagt Bog. Das ist nun freilich eine starke dichterische Uebertreibung und der Wahrheit würde in Prosa lauten: die Thüringer sind große Freunde der Musik und haben eine gewisse musikalische

Begabung weniger im Kirchengesang (dem man meist nur die Censur aus vollem Herzen geben kann) als im Volkslied. Ich habe in manchen Orten Süddeutschlands und der Schweiz dem Volksgesang in Mondscheinnächten aufmerksam zugehört, aber nirgends gefunden, daß man dort die Lieder so hübsch zweistimmig vertrage als bei uns in Thüringen. Es scheint der Sinn für Harmonie instinctartig im Thüringer zu liegen, denn man trifft Kinder, die zu der Melodie der Sopranstimmen einen hübschen „Andern" (zweite Stimme) singen, so häufig, daß man sich wundert. Schöne Frauenstimmen sind häufig, weit seltener finden sich preiswürdige Männerstimmen.

Zum Musiciren im Freien diente sonst häufig ein Birnbaumblatt, dem viele Burschen wahre Schalmeientöne abzugewinnen wußten und das Brummeisen (Maultrommel), dessen lieblich summender Ton mit dem Mondscheinabende gut harmonirte. Leider sind diese Instrumente, die der menschliche Athem belebt, fast ganz durch die schreiende Zugharmonika verdrängt, die an Jahrmarkt und Vogelschießen erinnert. Das gewöhnliche Instrument der Hausmusik ist die einfache Zither, mit deren süßrauschenden Tönen der Vater die Lieder und Tänze seiner Kinder und Spinnstube begleitet. Leider wird auch sie immer seltener gespielt und soll nur noch auf dem hohen Wald, besonders unter den Holzmachern trifft man noch Zitherspieler. Hinsichtlich der Orchestermusik verdient Thüringen das Lob weit weniger als das Erzgebirge oder Böhmen. Es besteht zwar in jedem Dorfe ein Musikchor, welches beim Tanze und (von Letzterm muß man meist sagen: leider) bei der Kirchenmusik sich hören läßt, aber ein so feines und gebildetes Zusammenspiel wie bei den „Bragern" fand ich nirgends. Noch vor einem Menschenalter bestand das Orchester bei einem Tanze, selbst in den Städtchen, nur aus Geige, Hackebret, Flöte und Baß; jetzt dominirt leider überall das „Blech" und zwar die Klappeninstrumente mit ihren spitzen, erkünstelten Tönen. Hinlänglich eingeübte Musikchöre findet man namentlich in denjenigen Dörfern, wo der Fabrikherr einige Anzahl seiner Arbeiter Musikinstrumente lernen läßt, bei vielen andern Musikanten muß man häufig ein Auge oder vielmehr ein Ohr zudrücken. Leider ist der alte Brauch, gewisse Tänze nur mit Gesang zu begleiten, abgekommen; ohne Trompeten und wo möglich die große Trommel tanzen jetzt weder Vornehme noch Geringe und selbst viele Musik wird oft noch durch Schellengeläute, Schnarren und im Gebirge durch Peitschenknallen gepfeffert. Vielleicht macht einmal ein moderner Componist, dem die Pikkolflöte noch nicht grell genug färbt, von der schrillen Meisenpfeife in seiner Blocksberg-Musik Gebrauch.

Den Glanzpunkt der thüringer Musik bildet das Volkslied, welches nach uralten schlichten Weisen und in instinctartig erfundener Harmonie gesungen wird. Die Texte dieser Lieder sind manchmal roh, aber die Melodieen durchweg ansprechend. Es ist Schade, daß für die Bereicherung und Veredelung des Volksliederschatzes wenig oder nicht gesorgt wird; denn daß hier und da der gestrenge Gendarm das Singen von „Schlumperliedern" (wie manche alte Volkslieder heißen) auf den Gassen verbietet, ist sicherlich nicht das rechte Verfahren, die armen Leute zu heben. Die Schule, welche dankenswerthermeise auch das weltliche Lied pflegt, versieht es nur zu oft darin, daß sie vorwiegend oder ausschließlich Kinderlieder lehrt, welche natürlich den der Schule Entwachsenen nicht mehr genügen. Es gibt aber so manches derbliche, züchtige und schöne Volkslied, welches durch die Schulen verbreitet werden sollte. Das Uhland'sche: „Ich hatt' einen Kameraden", welches ich für das beste moderne Volkslied halte, ist in der Schweiz durch die Schule zum lebendigen Volksgute geworden. Wenn doch einmal dem Volke solche Schätze dargeboten würden und wäre es selbst durch den Leiermann auf dem Jahrmarkte in seinen „schönen neuen Liedern, gedruckt in diesem Jahr"! Die Männergesangvereine haben für die Ausbildung des Volksgesangs nicht den hohen Werth, den sich Manche davon versprechen. Man singt viel Gewöhnliches und bei vielen hübschen Männerliedern liegt das Schöne zu sehr in der künstlichen Harmonie, als daß sie Volksgesangthum werden können. Nur wenige dieser Lieder, z. B. „In der Heimat ist es schön" und „Thüringen, du hohes Land" sind hier und da populär geworden. Wie anders würde das sein, wenn die Singvereine auf dem Lande sich die Volkslieder, die unter Andern Silcher gelegt hat, zum Studium nehmen wollten! An Sommerabenden sind die Gassen des Dorfs und die nahen Spatziergänge der bevorzugte Singplatz, im Winter besonders die Spinnstuben (Lichtstuben). Auch bei Arbeiten im Walde und auf dem Felde hört man vielfach Gesang erschallen.

Die vorzüglichste Pflegestätte für den Volksgesang ist die Familie und gewöhnlich übernimmt die Mutter die Ueberlieferung der nur mündlich existirenden Lieder. Die Jungfrauen tauschen sich

ter die zu Hause erlernten „Stückchen“ auf. Viele dieser Lieder wurden seit unvordenklicher Zeit im Orte gesungen, manche sind im Orte selbst erwachsen, nur von wenigen aber weiß man zu sagen, wann sie „aufkamen“. Einige derselben sind nachweislich durch Fremde eingebracht, haben aber oft eine Art Acclimatisationskrankheit durchmachen müssen, durch welche sie solche Varianten annahmen, daß man das ursprüngliche Lied schwer darin erkennt. Zuweilen ist nur ein oder der andere Ausdruck ausgeartet. In einem solchen Liede heißt es:

Meinwunde Lippen,
Rothen Mannerlippen
Küßt mein Herz.

Was soll das heißen? Sicherlich nicht Mannenrüben. Da man an einem andern Orte singt: Purpurlippen, so erlaube ich mich, die Conjectur zu wagen, daß es ursprünglich: purpre Sitten geheißen habe. Ein anderes mal hat das angeführte Lied Corruptionen oder Zusätze durch den Volkswitz erfahren. So singt man zu dem alten süßen Liebesliede: „Gehern Abend in der stillen Ruh', Hört' ich einer Amsel in dem Walde zu“, in Thüringen den wunderlichen Refrain: „Und die Freiheit nur allein Soll mein Vergnügen sein“, der etwa so passend ist wie „Freut euch des Lebens!“ als Refrain der Marseillaise. Einige Liederhefte schienen eine ganz neue, das Metrum wesentlich verändernde Umarbeitung in Thüringen erfahren zu haben, wie ich unten an dem Liede von der Bernauerin zeigen werde.

Es wäre nicht uninteressant, für jeden deutschen Kreis die ursprünglichen und eingewanderten Volkslieder zu sondern. Hier und da ist es wol möglich, namentlich auf den Bauernhochzeiten, deren Bevölkerung nachweislich vor einigen hundert Jahren aus Böhmen und Schwaben hierher zog. Die Philologen haben, wenn einmal die Urreime und die Handschriftenfamilien hervorgebracht werden sollten, hierin einen fruchtbaren Spielraum.

Um die Localfarben des östlichen Theils vom Thüringer Walde einigermaßen zu charakterisiren, sei hier ein Ueberblick über die hauptsächlichsten Classen der Volkslieder gestattet. Die gewöhnlichen Geographien bezeichnen den Charakter eines Stammes kurzweg und vermögen durch einige das Temperament und die Sittlichkeit angebende Adjectiva. So heißt der Norddeutsche bedächtig, phlegmatisch, zugeknöpft; der Altaier fröhlich, derb und dergl. Viel mehr als solche behnbare Schablonen charakterisiren einen Stamm seine Lieder und eine echte Volksgraphie sollte, wie die Naturgeschichte den die Stimme der Vögel angibt, den Liederschatz der einzelnen Stämme aufsuchen. Was wäre darum zu geben, wenn wir die Volkslieder der einzelnen alten griechischen Stämme genauer kennten! Zahlreich und nicht ohne Eigenthümlichkeiten sind die Kinderreime, welche zur Andeutung der Vogelstimmen bei dem Ringeltreiben und vor allem beim Haschenspielen gesprochen und gesungen werden. Poetischen Werth haben nur sehr wenige; viele sind sinnlose Klangspiele oder phantastische Schnurren vom tanzenden Floh und dergl., nicht wenige unflätig. Interessant ist die Thatsache, daß in diesem Zweige der Naturdichtung fast jeder Ort Eigenthümliches hat und nicht denselben Reim braucht mit dem Nachbardorfe, welches nur eine Stunde davon liegt. Darin drückt sich die Lebensfähigkeit des Volksthümlichen und Localen auffallend aus. Geschichtliche Anspielungen sind ich nur in beiden: zuerst in dem überall ging und gäbe Sprüchlein auf den Maikäfer („Pommerland ist abgebrannt“), dann in einem Spottreim auf die Danzig belagernden Franzosen („Danzig mußte brennen, Da mußten die Franzosen rennen: Ohne Strümpf' und ohne Schuh Sieben sie dem Teufel zu“); zuletzt in einem Kinderreimspruche, der recht zeigt, wie entsetzliche Ereignisse zur nebelhaften Mythe werden, sodaß der Volkshaß zuletzt statt der leiblichen Person ein Nebelbild trifft. Es singt:

Herr, Kaiser zu Pferd,
Der Teufel ist los,
Das Beil ist scharf,
Das Haupt ist ab,
Der Mann ist tot,
Das Haupt ist rot,
Der Hut ist gestohlen,
Hat Alles genommen,
Hat die Leute totgeschlagen,
Hat's Blei totgegraben,
Hat Angst gehabt,
Hat die Beinen weggeschlagen.

Aus dem Schweden, der im Dreißigjährigen Kriege schrecklich hauste, ist in Thüringen ein mythischer Popanz geworden, während man in andern Gauen Deutschlands noch den wirklichen Namen jener Gottesgeißel in jenem Sprüche fühlt.

Die Sitte, am Tage der heiligen drei Könige Passanten mit Nesselruthen zu stäuben („Stäupen“ oder „Stäupen“), d. h. um die Knöchel zu schlagen und dafür ein Geschenk zu erhalten, herrscht in Thüringen noch unter den Kindern fast aller Dörfer. Den Erwachsenen, die oft grob dabei wurden, hat die Polizei den Spaß gelegt. Die

Kinderſprüchlein laufen alle auf eine Betrügerei hinaus; an die religiöſe Betrachtung der Sitte denkt kind und nur eins moraliſirt, welches in dem wunderlichen weißbacher Dialekt ſo lautet

Längel längel, Mutter!
Thuſt mir was zu eſſe.
'S Jahr 'rum, 's Jahr 'rum,
Dann's ganze Jahr frumm Fleiſch!

Eine eigene Klaſſe von Liedern ſtimmen diejenigen bilden, mit welchen man ſich die einförmigen Arbeiten des Spinnens und Strickens abzukürzen ſucht. Natürlich läßt ſich dazu jedes beliebige Lied brauchen, es gibt aber auch beſondere Märſche für dieſe Bewegungen. Ein Spinnlied iſt ein Zwiegeſpräch zwiſchen Mutter und Tochter, worin Jene die Letztere, der offenbar ein Mann in den Augen zu ſtehen iſt, zu erforſchen ſucht. „Wüßte denn a Kölleie da? — Wüßte denn a Paar Langſchuh da?“ So fragt die Mutter nach allen möglichen Herzenswünſchen. Aber immer antwortet die Tochter: „Na, Mutter, na! Was ich für a dummes Mutterle da, die das Ding nit rathe ka!“ Als aber die Alte fragt, ob ihr Tochter noch einen Schatz verlange, ruft das Kind aus: „Ja, Mutterle, ja! Was ich für a g'ſcheit's Mutterle da!“ Ein Strickſpruch erzählt, wie die Hexenmeiſterin unter die zehn Weiber des Kukuks vertheilt ſind.

Trinklieder, außer einigen von Studenten aufgeſchnappten, fand ich nicht vor; man ſingt beim Glaſe allerlei Gelungenes; Lieder, die das Trinken ſelbſt zum Motiv haben, ſcheint ſonach der Volksgeiſt nicht für zuläſſig zu halten. Dagegen gibt es einige Rauchlieder.

An Liebesliedern, erzählen uns verſichern, iſt das thüringer „Wunderhorn“ reich. Einige dieſer Liebeslieder enthalten einen ſo feinen und zarten Ausdruck der Sehnſucht, der Liebesfreude und des Liebesſchmerzes, daß ſie kaum von einem Liebeslied der Kunſtdichter übertroffen werden.

Und wenn Mutter hat gelacht
Ich ſollt' einen Reichen nehmen,
Der da hat viel Geller und viel Gut.
Nein, viel lieber will ich auch
In der Armuth hingehen,
Eh' ich mich verlaſſen ſollt'.

So heißt ein Vers aus einem von vielen, welche den Kampf treuer Liebe mit den irdiſchen Mächten darſtellen. Eigenthümlich ſcheint es mir, daß der Thüringer (oder jeder Deutſche?) ſo gern wehmüthige Lieder ſingt. Wie oft hört man glückliche Leute, denen nur vermeintliche Armen klagen, Schmerzlieder ſingen, welche die tiefſte Wehmuth athmen. Iſt es aus demſelben Grunde, nach welchem ein im warmen Zimmer Geborgener gern von Schauderſtücken lieſt? Die Lieder, welche die Unruhe eines Liebenden ſchildern, enden ohne Ausnahme nicht etwa Werther'ſch oder weltſchmerzlich, ſondern, nachdem das derbe Gefühl ſich Luft gemacht, in lebensfriſchem Humor und mutiger Thatkraft.

Auch einen Humoriſten hat der Thüringer Wald. So wie aber die Volkslieder immer mehr die Beſchwerden als die Freuden der Ehe darſtellt (z. B. „Mein Kind, willſt du ſchon freien?“), ſo ſchildert auch dieſes zur Hochzeit von den Gäſten geſungene Lied ebenſo die Freuden der Jugend und der Jungfrau. Dann ſingt es hinzu:

Wenn man verheirathet iſt,
Dann kommt es anders,
Dann da iſt alle Luſt vorbei.

Und der Chor ſingt den Anderen hinzu:

Drum ſag' ich's noch einmal,
Schön iſt die Jugend,
Sie kommt nicht mehr.

Noch reicher als das Feld der reinen Lyrik iſt das der Ballade. Merkwürdigerweiſe haben ſich mehre Balladen, die das Schickſal von Nonnen erzählen, in dem proteſtantiſchen Lande erhalten, z. B. das ſchöne im „Wunderhorn“ und allen Sammlungen gedruckte „Ich ſtand auf hohem Berge“. Andere Balladen ſtellen Abenteuer von Räubern, Jägern und Malern dar; oft iſt das unverhoffte Wiederſehen langgetrennter Liebenden geſchildert. Auch komiſche Liebesabenteuer ſind darin erzählt, meiſt wird der geprellte Liebende ſelbſt als Erzähler aufgeführt. Höchſt ſelten wird eine geſchichtliche Perſon Held der Volksballade. Das ganze Mittelalter mit ſeinen Rieſen und minniglichen Frauen iſt uns Thüringern wie ein Morgenraum verweht. Die hiſtoriſchen Balladen vom Tannhäuſer und dergleichen ſind nur in den Büchern aufbewahrt. Die Volkserinnerung weiß nur einige Anekdoten von Luther, das Andenken an den Dreißigjährigen Krieg iſt faſt ganz verloſchen. Der „Alte Fritz“ lebt als mutiger Volksfreund fort, aber das Lied der Jungfrauen an ihres Friedrich's Grab, welches man vor zwanzig Jahren in Menge viel ſang, ſcheint jetzt auch vergeſſen zu ſein. Von den Größen unſers Jahrhunderts hat nur „Napoleon“ eine Berückſichtigung erfahren, aber blos in einem Spottliede.

Die einzige Ballade, welche eine höfiſche Perſon darſtellt, iſt die von der Barbarina. Die-

des Meer, welches zugleich die unüberwindende Liebe und die Erhabenheit des Menschen über Stand und Rang darstellt, war dem Volke zu theuer, um vergessen zu werden. Die thüringer Ballade stimmt zwar im Metrum und in einzelnen Ausdrücken mit der in Erich's „Volksliedern" abgedruckten elsässischen überein, ist aber in der Gestaltung der geschichtlichen Thatsache ganz selbständig und originell. Daß sie den Schauplatz nach Straßburg verlegt, erklärt sich vielleicht aus der Rolle, die jene Stadt in andern Volksliedern spielt. Sie hebt an:

Es reiten drei Ritter zur Stadt Straßburg hinaus
Ritten bis vor einer Frau Badern ihr Haus
Frau Badern, ist sie daheim?

Die Bäckerstochter wird geschildert:

Sie gegen sie ist ein schneeweißes Kind,
Darüber schön ihr schneeweißer Hals,
Dazu die helle Stimm.

Man führt sie vor die zwölf Richter am Thor. Von diesen wird sie ermahnt, gegen eine Tonne Silber und ein Schlößchen den Herzog Albrecht „gehen zu lassen". Aber sie antwortet:

Eine Tonne Silber die mag ich nicht,
Das feinste Schlößchen das braucht ich nicht,
Herzog Albrecht ist mir lieber.

Als ich den Herzog Albrecht auf geh'n,
Da will ich mich in drei Winkel wenden,
Will schwimmen durch den Lech entgegen.

Sie wird in den Fluß gestürzt. Als sie an dem Schlößchen vorbeischwimmt, fangen alle Glocken zu läuten an. Und Herzog Albrecht?

Und als man den Herzog Albrecht erfahren,
Daß sein feiner Liebchen ertrunken war,
Einen Stein that er sich um den Hals.

Doch das Wunderbarste kommt im Schlußvers:

Und als es ging nach Brei und nach Asche,
Da war sie die Herzogin worden und er der Bäckerstochter.
Einen Sonnstag hatt's der Bäcker gebacken.

So üben behandelt der Volksgeist die wahren Thatsachen, um poetische Gerechtigkeit in den rauhen Lauf der Welt zu bringen. Wie wird es dereinst, wenn es je Geschichten aus unserer Zeit dichtend reproduciren sollte, mit diesen verstehen?

(Ein anderer Artikel: Beziehungen der Thüringer zum Norland, in nächster Nummer.)

Was ist Nervosität und Nervenschwäche?

Von Dr. Hermann in Breslau.

II.

Ein Beispiel der mächtigen, explosionen Wirkungen verschiedener und von einem besonders feinen Sinnesnerven erlaube ich mir nur deshalb hier ausführlicher zu erzählen, weil es in dieser Art eine seltene Beobachtung ist.

Die zu Karlsbad so plötzlich verstorbene preußische Hofschauspielerin Edwine Bierrek befand sich im Sommer des Jahres 1849 in dem kleinen Curorte Nieder-Langenau (in der Grafschaft Glatz), welcher durch seine Stahlquelle einige Bedeutung erlangt hat. Sie war dort mit einer der hohen Aristokratie angehörenden Dame zusammen, gegen welche sie aus mir unbekannten Gründen sehr erbittert war. In einem der Frau Besitzerin des Bades gehörigen Garten, unter mehren anwesenden Frauen fand diese Begegnung statt, bei welcher Fräulein Bierrek im Anblick jener Dame plötzlich mit einem Schrei zu Boden sank und bewußtlos in epileptische Krämpfe verfiel. Ich überzeugte mich vollkommen, daß diese Krämpfe in Wahrheit bestanden, wie ich überhaupt über schon damals notirenswerthe Gesundheit zu erkennen viele Gelegenheit hatte. Ihre auch anwesende Schwester, entsetzt darüber, verfiel in Starrkrampf. Denn eilte ein jungst rückenmarkleidendes Fräulein darüber die heftigsten Brustkrämpfe: ihr fortwährend wechselnd schallender Krampfhusten traf das Ohr einer gleichfalls rückenmarkleidenden Dame, welche in einem Zimmer eines 100 Schritt von dieser Scene entfernten Hauses auf dem Sopha lag und, von dem allerdings ganz eigenthümlichen Ton jenes Hustens erschreckt, von den heftigsten Convulsionen ergriffen wurde, unter denen sie urplötzlich in denselben heftigen Husten ausbrach. In einem Zeitraum von 15 Minuten waren an verschiedenen Punkten an 30 Frauen und Mädchen von den verschiedenartigsten Krampfformen und in verschiedenem Grade befallen worden. Die Sache hatte ihre magnetische Seite, an welcher sich auch unbefangen der Spott übte. Die sengende Julisonne brachte bei einer Temperatur von 22 Grad Reaumur im Schatten die ganze Nachbarschaft des Brunnenhauses auf.

Es gibt dafür wol keine andere Erklärung als daß die emotionale Erregung unter Vermittelung der empfindlichen sensiblen Nerven des Auges und Ohres das Gehirn der Vorstellung des Gehörten in nervenschwachen Frauen so heftig gemacht hat, daß sie den Willen überflügelte und eine ungeschickte in der Bahn der motorischen Nerven explodiren machte.

Auf gleiche Weise erklären sich die Scenen auf dem Annaberge bei Neurode während der erschütternden Predigt eines Franciscaners unter freiem Himmel. So liegt meiner Ansicht und meinem Gefühl

fern, einen religiösen Akt profaniren zu wollen, indem ich anführe, daß eine große Zahl Frauen in ein anhaltendes und so lautes krampfhaftes Schluchzen ausbrach, daß sie aus der großen Menge entfernt werden mußten, daß viele Andere ohnmächtig zusammenbrachen und Einige von Krämpfen befallen wurden.

Durch welche Bedingungen wird die Nervenschwäche erzeugt und unterhalten?

Es ist zur Zeit noch nicht bekannt, welche Einzelverhältnisse die verschiedenartigen Veränderungen der Stimmung des Nervensystems bedingen (S. Valentin). Wir wissen aber, daß zwischen dem Blute und den Nerven die innigsten Beziehungen obwalten, daß jenem der vornehmste Antheil an der gesunden oder kranken Beschaffenheit der Nervenmasse gebühret. Ohne die hinreichende Zufuhr normalisirten (in den Lungen durch Zutritt des Sauerstoffs der Luft gelauterten) Bluts leidet die naturgesetzmäßige Thätigkeit des Nervensystems bei den Menschen wie bei den Säugethieren. Die Erfahrung lehrt, daß eine mangelhafte Beschaffenheit des Bluts, vorzüglich seine Armuth an eisenhaltigem Blutstoff, die Entartung seines (unter dem Mikroskop erkennbaren) flüssigen Gewebes im unzertrennlichen Zusammenhang mit der Nervenschwäche steht. Diese fehlerhafte Blutmischung scheint ebenso häufig auf erblicher Anlage zu beruhen, als sie durch fehlerhafte Ernährung und Behandlung des tierischen Körpers verbreitet oder auch in reifern Lebensjahren noch erworben werden kann durch naturwidrige Lebensweise und besondere Krankheiten. Bekanntlich hat die Art der Ernährung, haben die Nahrungsmittel den wesentlichsten Einfluß auf die Blutbeschaffenheit, doch müssen wir uns hier begnügen, auf die vielen trefflichen populären Schriften hinzuweisen, welche diesen Einfluß ausführlicher darstellen. Es ist ein Irrthum zu glauben, daß es eben nur nöthig sei, täglich viel und gut zu essen, um gesundes Blut zu haben. Die reichlichste und reichlichste Kost garantirt für sich allein noch keine gesunde Ernährung. Es ist ein altes wahres Wort: daß wir nicht leben um zu essen und ebenso wenig ist es der Zweck unsers Nahrungstriebs, den Körper fett zu machen. Ein oberflächlicher Blick auf die Muskeln unsers Körpers und deren Kräfte läßt uns die Bestimmung dieser Organe erkennen, wir sollen sie gebrauchen und anstrengen im Dienst des Lebens. „Das Leben soll werden, der Stoff, der des Menschen Leib erneuert, soll menschlich arbeiten" (vergl. Moleschott). Es ist nicht der fortwährende Fluch eines rächenden Gottes, es ist vielmehr der nie ungestraft zu überhörende Befehl eines strengen Naturgesetzes, der uns aus den Worten entgegentönt, welche Moses den Schöpfer an das aus dem Paradies auf die Erde vertriebene Menschenpaar richten läßt: „Mit vieler Arbeit sollst du essen von der Erde alle Tage deines Lebens; im Schweiß deines Angesichts sollst du Brot essen, bis du zur Erde wiederkehrst, von der du genommen bist."

Arbeit, physische Arbeit, das ist die Bedingung, womit uns die Nahrung gedeihe und uns zur Gesundheit gereiche. Wir sollen im Schweiß des Angesichts, d. h. unter Uebung und Anstrengung unserer Körperkräfte, das Brot essen. Alle Nahrstoffe, welche die Verdauung aus den Nahrungsmitteln ausscheidet und dem Blute zuführt, werden erst durch den Proceß der Athmung in den Lungen (durch Aufnahme von Sauerstoff aus der eingeathmeten Luft) zu dem Material entwickelt, aus welchem der Körper seinen Ausbau bewerkstelligt und die fortwährenden stofflichen Verluste ersetzt. Der Mensch lebt recht eigentlich von der Luft und gelingt es ihm nicht, oder vermeidet er, die nothwendige Menge frischer Luft einzuathmen, so wird sein Blut in verschiedener Weise in seiner Entwicklung zum Baustoff des Leibes gehemmt, also krank. Nur mit Hülfe der Athmung ist gesunde Ernährung möglich. Die Athmung und der mit ihr verbundene Proceß aber wird durch nichts so naturgemäß und zweckmäßig befördert wie durch verhältnißmäßige Muskelthätigkeit, d. h. Arbeit. Sie erhöht die Thätigkeit der Athmungsorgane und kräftigt dieselben, ist also eine der nothwendigsten Bedingungen, um zu gesundem Blut und zu kräftigen Nerven zu gelangen. Daraus aber, daß wir nicht vegetiren sollen wie die Pflanzen, folgt nicht, daß wir nun jagen oder der Arbeit dienen wie die Thiere, um die Nahrung zu verdauen und zu verathmen. Wir dürfen uns nur nicht ängstlich scheuen, die Muskelkräfte anzustrengen, und nicht beispielsweise vor Wind, Kälte, Regen und Sonnenschein tagelang in die dicke Luft der Zimmer und auf die weichgepolsterten Schlafsessel zurückziehen, sondern müssen den Körper an diese zu seiner kräftigen Entwicklung und Erhaltung nothwendigen Einflüsse gewöhnen. Wir sollen aber menschlich arbeiten; dazu wird uns die Intelligenz, daß wir die Bedingungen zu einem gesunden Leben erkennen und die Erde mit ihren Gaben zu diesem Zwecke uns angeeignet machen können. Der Dinge in der Natur bedürfen nur durch

die in sie gelegten Gesetze der Harmonie; das zu sagen ist unmöglich ein Frevel an der Majestät des Schöpfers, und diese Gesetze anerkennen heißt nur, sich vor seiner, von unserm schwachen Verstande niemals ganz zu begreifenden Weisheit und Allmacht demüthig beugen. Daß der Organismus unversehrt nur besteht bei einer gleich- und verhältnißmäßigen Befriedigung aller Bedingungen, bei einem völligen Gleichklang aller seiner Thätigkeiten, unter denen keine leiden kann ohne Nachtheil für alle — das muß auch das blödeste Auge erkennen, darum ist es nöthig, auch den Körper danach zu behandeln. Er leidet unter dem Zuviel so gut wie unter dem Zuwenig. Jede aus einem gewissen Wechsel von Thätigkeit und Ruhe verbundene Uebung erkräftigt. Durch häufiges Gehen z. B. stärken wir unsere Bewegungsorgane.*) Die Arbeit, die Kraftanstrengung aber muß im Verhältniß stehen zu der vorhandenen Tüchtigkeit des Körpers, zu dem Stande seiner Ernährung und den Mitteln dazu. „Zu starke oder zu oft und zu rasch wiederholte Kraftübungen erschlaffen, sobald nicht die zur Sammlung nöthigen Zwischenmomente der Ruhe eintreten. Durch übermäßige Arbeit wird ein größerer Effect nur auf Kosten der Zukunft erzielt. Mangel an Uebung aber hebt die Energie und die natürliche Reizempfänglichkeit auf und kann so allmälig zu gänzlicher Lähmung führen." (Valentin.) Die Beobachtung aber unterlassene Befolgung dieser Gesetze wirkt mit ihren Vortheilen und Nachtheilen, welche zunächst die Muskeln empfinden, zurück auf die Ernährung und das Nervensystem. Eine dauernd einzige, im besonderen dabei der niedrige hinfließende oder in raffinirter Genußsucht sich erschöpfende Lebensweise beeinträchtigt die Blutbereitung und die gesunde Ernährung der Nerven nicht weniger, als es die tadellose körperliche Arbeit unter Kummer und Entbehrung bei schlechter oder unzureichender Nahrungsmittel thut. Die aristokratische Dame, welche bei dem Oeffnen eines Fensters, angeweht von dem frischen Luftzug, vom Schüttelfrost befallen und unter Zuckungen ohnmächtig wird oder bei geringer psychischer Erregung in Brechkrampf ausbricht, hat kein besseres Blut als jenes hagere fremde Weib, welches an ihrer Thür bettelt und weiter durch die Straßen irrt, um endlich in ihrer feuchten Kellerwohnung auf unreinlichem Stroh zusammenzusinken. Die Nervosität ist keine nur aristokratische Krankheit, wie man sie wol hier und da gern bezeichnen hört.

Wir haben auch den schädlichen, tiefeingreifenden Einfluß zu erwähnen, welchen eine dauernd angestrengte Geistesthätigkeit auf die Verbauung, mittelbar auf die Blutbereitung gewinnt und die das Organ des Geistes direct erschütternden Gefühlsemotionen mit ihren Folgen im gesammten Centralnervensystem anpflanzen. Wenn wir die Gesundheitsverhältnisse der geistig arbeitenden, besonders der hochgebildeten, der gebeugten Classe der Bevölkerung, der Dichter und Künstler befragen, so müssen wir uns von der souverainen Herrschaft des Geistes über den Leib wenig befriedigt zeigen. Es ist unbegreiflicherweise oft ein sehr gebrechlicher Leib, welchen sich der Geist erbaut darin zu wohnen. Wir sehen, daß Das, was wir Kummer, Sorge, Trauer und Angst der Seele nennen, wenn es unausgesetzt oder lange der Gegenstand geistiger Vorstellung ist, uns die Wange bleicht, den Glanz der Augen trübt, den Körper schlaff, wankend und früh alt zu machen vermag: unter veränderter Ernährung erkrankt das Nervensystem. Begeisternde Ideen haben manchen nervösen Kopf verwirrt — sie erzeugten Lähmung und Irrsinn. Wir stehen hier vor Thatsachen, bei deren Erklärung wir leicht zu Nachtheilen verleitet werden, die wir bekämpfen müssen. Selbst wenn es der Naturforschung gelänge, darüber eine nicht zu bezweifelnde Aufklärung zu geben, davon sie zur Zeit noch weit entfernt ist, so würde ihr über diesen Punkt ein ewiges Stillschweigen auferlegt werden müssen.

Aber, gibt es denn auch wirklich soviel blutarme und nervenleidende Menschen? Darf man die Nervosität als ein in der Constitution unserer Stände der Bevölkerung wurzelndes und verbreitetes Uebel bezeichnen? Es wollen wir dem hinweisen auf die alljährlich steigende Zahl Derer, welche zur Verbesserung des Bluts und zur Stärkung der Nerven an die eisenhaltigen Gesundbrunnen, an die nahen und fernen Meeresküsten gesendet werden. Wir wahren alljährlich nach Tausenden. Es sei mir erlaubt, einige in einem kleinen Kreis und in einer Nähe, die ich zu übersehen vermochte, gesammelte Details hier aufzuführen. In dem bereits genannten Curort Langenau lernte ich jährlich im Durchschnitt unter 250 Curgästen 200 an Blutarmuth im Blut und nervenleidende Frauen und Mädchen kennen. Die Hälfte davon litt an wirklichen Krampfzuständen aller Art und

*) Nachahmende Bewegung steigert die Körperwärme und erhöht die Menge der ausgeschiedenen Kohlensäure (Davy, Barrette und Gerlach). Uns leuchtet besser und die Blutbereitung. Die Bewegung darf aber ein gewisses Maß nicht überschreiten, soll kommt sie den Nerven

bei dem großen Theile ließen sich die Anfänge ihrer Leiden bis in die Entwickelungsjahre, bis in die früheste Jugend zurück verfolgen. Ich sah, und welcher Arzt hatte nicht Gelegenheit viele Beobachtung zu machen, die krankhaft gesteigerte Nervenempfindbarkeit von den Aeltern auf die Kinder übergegangen. Die Leidenden gehörten meist zu den höhern Ständen. Es wurden in drei Jahren diesem kleinen Orte 600 Nervenleidende zugewiesen. Dieses Verhältniß hat sich seit vielen Jahren nicht geändert.

Herr Dr. Langner, zweiter Badearzt im Bad Landeck, hatte die Güte, mir besonders mitzutheilen, daß im Jahre 1855 unter 930 Curgästen 416 Personen mit Leiden des Nervensystems, durch mangelhafte Bluternährung bedingt, anwesend waren, deren neun Zehntel Frauen. Im folgenden Jahre fand er unter 1151 Curgästen 569 Nervenkranke. In dem Bade Kudowa, welchem wir die ehemalige Bedeutung gern zurückwünschen, sind unter 200 Curgästen auch dieses Jahr wieder 60 Nervenleidende gewesen. Ich bemerke hierzu, daß in diesen Zahlen fast nur die extremen Formen des kranken Nervensystems und Blutes begriffen sind, daß die genannten Bäder die Mehrzahl der Patienten nur aus den Städten Mittel- und Oberschlesiens, zumal der Hauptstadt Breslau empfangen. Man würde noch weit mehr staunen über die zunehmende Zahl Derer, welchen die Verhältnisse nicht gestatten, ein geschwächtes, erblich leidendes Nervensystem durch jene Mittel zu stärken, welche der Bereitung gesunden Blutes nicht blos förderlich, sondern hierzu unentbehrlich sind. Jene gewisse und unausgesetzt auf die Vorgänge im Körper gerichtete Vorstellung des Geistes, das Wesen der Hypochondrie ist, sagt man, nur ein Werk der Einbildung; aber diese Einbildung ist nur möglich durch centripetale Nervenverstimmung. In dem Bilde der Hypochondrie stellt sich die Nervosität des gebildeten und Beamtenstandes dar und daß dieser noch speciell leber- oder unterleibskrank ist, beweist nichts dagegen, daß wir ihn als einen besonders geistig und körperlich reicheren Stand kennen; vielmehr erklärt sich Eins aus dem Andern.

(Ein weiterer Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Singer, und Singerinnen.

III.

Vielleicht bewundre das Herz zu keiner Zeit mehr als in der unbefangnen der Aussprache in Wort und Ton, der milden Hauchs der Schönheit in dem Frauenathem reflexlos fortschwingender Innerlichkeit.

Sollte drum „Brüderlich" nicht in etwas die nicht entweihte Fülle der deutschen Brust in der Gegenwart erklären? Oder ist's die Rücksicht dieser Harmonie, die ihrer virtuosischen Virtuosen und Virtuosinnen mit großer Kunst verbunden hat eine literarhistorische Reminiscenz zu geben? Man sehe nur die Masse der Blumenlesen und den Werth, den der „bedeutende" L-Meyer auf den „bedeutenden" B-Meyer zu legen pflegt!

Ganze Liederbücher von herrlichen Gedichten liegen vor uns! Blau, roth, violett, weiß — gleich als wollten sie das Farbenspiel der untergehenden Sonne auf den Bergkuppen auch vor uns im stillen Zimmer aufführen. Zuweilen sind aber doch wirklich Klavierien beigefügt.

So eröffnet sich in „Gedichte von Adolf Schults" (vierte, vermehrte Auflage; Zürich, Albert, 1857) Liederfülle und Mannichfaltigkeit. Ein Führer, früher Naturzeuge durchwacht sie, der immer wohlthuend berührt und uns zu Freunden des Dichters macht. Unter Dach ist am liebsten „zu Hause" — preisen wir Mütter, behaglich mit Gott und Kind; freilich Abgeschlossenheit, in der sich auch ein Lenau mit seiner Familie bei musikalischer Abendunterhaltung freute. Vielmehr so singt unser Dichter:

Abend, wenn die Kinder weinen
Mir der Mutter hören,
Klag' ich an der Kämmerlein
Still herumzutreten.
Leise lauscht' ich an der Thür
Ihrem Wort von ferne,
Ob sich's gleiche für und für,
Hör' ich doch es gerne.
Und wenn Alles endlich still,
Müdigkeit am Bette,
Wenn das Auge leis' verhüllt
Lust' ich ein gar Stücke.
Wenn sie kosen so lieb und warm
Ihre Puppe mir zu Ehren,
Mit dem weichen Kinderarm
Mich zum Kuß verlocken —
O wenn auch im Kämmerlein
Mich mein Herz sich rühret;
Keine Stimme ist auf mich ein
Wie ein Himmlischer!

Die Gefühle, welche der Dichter der Natur widmet, sind ganz nicht minder empfunden und plastisch fest mit einer ganz, einzigen Wendung, aber eben diese Kunst zu oft und kurz an das „Singvögelchen" und Seinesgleichen hat Gefahr durch die Klischee zum Gemeinen. Der Text der Lieder ist weniger; man muß

es unerklärlich, wenn man das „Liebleben" von Schmid aufschlägt; wie ist da Alles geglättet und glatt, wie so klar — und sonderbar erregt, so fein gedacht und kalt nachgefühlt! Schmid ist ein Dorf für einzelne Betrachtung, das wird immer seine beste Empfehlung sein.

Hermann Marggraff gehört zu jenen vielseitigen Talenten, bei denen man sich erst daran gewöhnen muß, daß sie in der Masse ihres anderweitigen Schaffens auch noch ihre lyrischen Stimmungen, ihr Bedürfniß nach gebundener Rede haben können. Wir beobachten diesen ehrenwerthen Autor schon lange und freuen uns, ihn immer mehr aus einem forschen, harten und überwiegend sogar unschönen Wesen, einem Drange zum Bizarren, Mißmuthigen und Verstimmten dem Warmen, Lichtvollen und Harmonischen sich zuwenden zu sehen. Romane wie „Gebrüder Peck", „Johannes Mahl" und solche schon bei ihrer Conception gleichsam in der Verstümmerung und im Zwange daheim sich gefallende Reisemärchen würden sich ihm jetzt nicht mehr aus Herz und Phantasie schmerzlich losringen; er hat einen reineren Himmelsbogen über sich gespannt, sieht in wolkenlosere Fernen und hat überhaupt das Grämliche und Verstimmende seines früheren Wesens mehr und mehr abgethan.

In seinen „Gedichten" (Leipzig, F. A. Brockhaus. 1856) gleicht er auch einem ganz frohgemuthen, gesunden Wanderer, der, ohne Scheu seine Straße gehend, bei vielen Feldfrüchten hier, bei jener Raine dort anhält, Sagen und Geschichten sich erzählen läßt, gemeinen sich ein Lied summt, wie die Stimmung es bringt, voll Humor, voll Melancholie. Der Göttin mit dem Lichtkranz hat ihn nicht allzu gnädig angesehen, für diese tieferen Töne ist seine Seele nicht rein und hochpoetisch genug gestimmt. Sein Auge sucht und liebt die Welt, ihre Gestalten weiß sein Wort wie ein Zauberbann festzuhalten und zu bannen. Darum gelingt es ihm besonders, ein politisches Lied zu singen, voll Ernst und männlicher Gesinnung. Seine Balladen sind gut erfunden, gründlich erzählt; den lyrischen Gedichten fehlt es nicht an Wärme, aber an Feuer; am meisten erfreut uns er reicht sein immer grünender Humor.

„Nora, eine Dichtung von Auguste Kurs" (Berlin, Gaeo. 1856), ist eine jener unglücklichen, romantischen Opern, die seit „Undine" die Lieblingsbeschäftigung der Poeten von Profession geworden. Eine Hilfeflehende, Nora, von innerem Drang getrieben, geisterbeschwörend, verläßt die einsame Düne, wird eine Nachtwandlerin und sucht endlich, matter hingesunken, an ihres Vaters Herd, da ist auf dem Thron die gehoffte Befriedigung nicht gewesen —

> Nur Liebe kann die ganze Seele füllen,
> Nur Liebe schafft des Daseins Glück allein.

So singt man jetzt an, jenes Lied, das, in Prosa erzählt, seine Heldenlichter und Schattenbilder auch dem Gleichen Auge offenbaren würde, weil es ein inniges Gewand zu bilden, das — wie der Körper einfacher Schlangenvölkerchen mit metallenen Gliedchen — so mit klingenden Reimen besetzt ist, die bei jeder Bewegung tönen und klingen und bei der Menge „Gesang, Harmonie" bieten. Bonheur aux dames! Aber warum vergessen sie immer, daß die Poesie in Zaubergen nur bei Gesang mächtig war, und wollen dichten ohne Leidenschaft, in behaglicher Ruhe, wie ihre verständigeren Schwestern Rosen und Vergißmeinnicht zu kreuzlichen Kränzen?

Leidenschaft lebt und wogt, glüht und lodert dagegen in Amara George. Auf Wolkenbildern, auf den schwarzen Flügeln des Sturms wogen sich ihre „Blüten der Nacht" (Leipzig, F. A. Brockhaus. 1856). In solchen seelenlosen, pathetischen Klängen athmet oft eine tiefe, immer gramvolle Sehnsucht, eine Perle, die nur hier und da auf der Bahn gesuchter Reflexion sich verliert. Ein leidenschaftliches Anschauen, ein Aufsichtsein das Eigenthümliche, das Große in Amara George. Daß ein junges, 19jähriges Mädchen in diese Abgründe des Schmerzes und der Verachtung des Lebens entschlossen hinabgeblickt und nicht in Verzweiflung untergegangen ist, sondern wie ein Schwan aus ihrer dunklen Flut sich erhoben hat, macht das Räthselhafte dieser Erscheinung aus.

Nur lassen sich solche Stimmungen nicht dauernd festhalten und die höchste Kraft Amara's hat auch nicht die Reife erlangt, ihnen mit jener Fülle des Wohllauts auch jene für alle Zeiten und jede Seele gleich mächtige, unbeugliche Gewalt innerster Wahrheit zu verleihen, welche in Dido's Klagen und in dem Schmerz der Phädra anklingt. Denn ohne Ernst und Studium kann nun einmal auch der mächtigste Leidenschaft, das erhabenste Verlust — sei es das des Jerusalem an den Wassern Babylons oder jene Entzückungen der Sappho auf dem leukadischen Felsen — nicht zur dichterischen Gestaltung kommen.

Verführung, so hingerissen, dämonisch Amara von Gräbern, von dem Tode am Meer — vielleicht ihrem besten, tiefempfundensten Lieder — singt, so fein, reflexionsfähig spricht sie von der Liebe! Als ob sie Begriffe besäße, mit denen Hermes spielte! Hat Manche nun sagen, von dem Verlust der Liebe hätten nur ganz moderne Dichter sprechen können, Shakespeare in seiner „Julia", Goethe in der „Hermann" Auf dem Zifferblatt von Amara's Uhr scheint das treffende Wort zu stehen, das sie von dem Zifferblatt einer französischen Uhrmacher las:

> Alle die Stunden,
> Alle verwunden:
> Eine, die letzte,
> Tödtet und heilt.

Schließlich ist noch eine kritiklose Ausgabe der „Gedichte von Robert Prutz" erschienen (Leipzig, J. J. Weber. 1856). Prutz war auch ein Dichter voll Feuer und Begeisterung, voll Vaterlandsliebe und hochstrebender Gesinnung; selbst seine Unzufriedenheit mit der Welt macht ihn nicht zu gewöhnlichen Dichtern, sondern gleicht der eines Shakespeare Timon, vollständig und rund

Oft erinnerte die Formengewandtheit und edle Sprache an Platen, mit dem auch der Stoff viel Wahlverwandtes hatte. Blühend, schwungvoll ist sein Gedicht „Die badende Königin." „Stumme Liebe" schildert in scharfen, kräftigen Strichen, fast dramatisch erschütternd, die Liebe eines taubstummen Bettlers zu einem frischen, hübschen Mädchen. Und zum Beweis, daß Prutz auch Innigkeit und Gemüthstiefe besaß, spreche der Dichter:

So ruht sich wohl an diesen grünen Hügeln,
So weint sich sanft in brünstigem Gebet
An diesen Gräbern, die mit Engelflügeln
Mitleidig ihre Treuen hüten, manch Herz müde.

Möchte ihm der Anblick dieser schönen, inhaltreichen Sammlung das ganze Vollgefühl seiner alten Stimmungen oft vergegenwärtigen und ihn bewahren vor dem Mißmuth, vor der dumpfen Apathie, die sich künstlich aufbauschen muß, um im Zuge der gesteigerten Anmuthung und versprochenen Befriedigung zu bleiben! Es ist gerade der schönste Schmuck eines Autors, daß er, je älter er wird, desto mehr an Selbstkritik gewinnt; aber freilich wird dieser Schmuck mit den bittersten Kämpfen erkauft! Die Anmuthung des reifen Lebens ist gerade die, daß wir — maßenhafter und unbedachter schaffen sollen! Der Schmerz, sich zuweilen nicht mehr selbst zu genügen, schreibt auch bei Prutz in den Gedichten aufgezeichnet, in denen er mit überzeugender Wahrheit den ewig jungen Frühling seiner Gefühle im Gegensatz zum Alter schildert.

Warum so frohlockt einmal noch,
O Glanz der Jugend, lockst du mich?
Hast' ich gedacht mit langem Hoch,
Geschieden wären du und ich!
— — — — —
Da seh' ich dich, du Maienlust,
Du selbst ein voller, frischer Mai,
Mit deinem Lächeln süß und mild,
Der Sterne, ewig wolkenfrei!

Und wie ein Sternbild, hell und klar,
Aufleuchtet plötzlich durch die Nacht,
So taucht dein Antlitz wunderbar
An meines Herzens Himmel auf!

Behüt' dich Gott, du junges Blut!
Durch Sturm und wechselvolles Geschick
Sind trage dich des Lebens Flut
Von Ort zu Ort, von Glück zu Glück!

Lebensblicke
von L. Habicht.

Der herzlose Mensch weiß genau, wo er einmal einen Narr that, und legt nicht wenig Gewicht darauf; der wahrhaft Gebildete ist sich dessen nicht bewußt; seine Handlungen sind nicht die mühsame Schöpfung seines Herzens.

* * *

Das Dunkel des Lebens schreiten wir mit hellem Gesicht; aus ihm heraus zum hellsonnigen Licht sehen wir mit zagenden Händen.

Reimsprüche
von Fedor Löwe.

Ein funkelndes, scharfes Schwert ist der Witz,
Das zuckt und trifft wie ein jäher Blitz;
Und wer es an seiner Seite spürt,
Der wird, es zu schwingen, gar leicht verführt.
Und nimmt man es einmal in die Hand,
Da hält die Klugheit nicht Widerstand;
Obgleich man weiß, daß man doch zum Schluß
Die Schmerzensgelder bezahlen muß.

Was ich gethan, macht mir nicht Gram: nur dies
Beklag' ich, was zu thun ich unterließ.

So manche Frage ist, mit der die Welt sich trägt,
Betrachtet man sie richtig auf den Grund,
Von gleichem Werth, als wenn ein Narre frägt:
„Sprich, Kranker, warum bist du nicht gesund?"

Heimlüstig ist die Jugend, doch beim Mann
Legt sich ums Herz die starre Kruste an.

Willst du mitkämpfen in dem Kampf der Welt,
So sei gerüst und laß dich's nicht verdrießen,
Daß man dich später, wenn sie Frieden schließen,
Wie ein scharfig Schwert zur Seite hält!

Was schaffen miteinander die Herr'n Collegen?
Einer macht dem Andern entgegen.

Es schmiegt der Lorber sich unlösbar an
Das Haupt, das ihn durch echten Sieg gewann;
Doch lose hängt das angemaßte Laub,
Ein scharfer Luftzug nur, so liegt der Kranz im Staub.

Dem neidvollen Feind, der dich rathlos umschwärmt,
Gönn' aus besonnener Stimmung dich lärmet,
Suche es nicht mit Lästern und Schelten
Zu verargen und zu vergelten;
Aber jüngstes vom Roß ihn zu schießen
Laß dich seine Mühe verdrießen!

In jungen Jahren ist man meist gerben;
Doch beut man mit der Zeit sein Haupt hinein
Zu ihrer Größe, finden sie den Mann
Auf ihren Pfaden mehr als unbequem.

Klug und künstlich sich emporzuschrauben,
Dem gelingt's, der ohne Unterlaß
Stets entschieden spricht: „Das bin ich, das!"
Kecksheit zwingt die Menge stets zum Glauben.

Frischer Wiesengrün im Sonnenlicht
Und ein lächelnd Kinder-Angesicht:
Gleicher Zauber, der aus beiden spricht.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 25.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Der Notar und der Leutnant.

Aus dem Leben.

I.

Auf seinem Zimmer in der schwedischen Hofgerichtsstadt Jönköping saß der Notar Werner beim Morgenkaffee, als hastig die Thür geöffnet wurde und ein junger Mann auf der Schwelle stand.

„Was sehe ich!“ rief Werner und sprang dem Eintretenden entgegen; „ist das nicht John Asplund, der in die Stadt gekommen ist?“

„Nichts ist gewisser als das!“ antwortete der Angeredete (welcher, in Parenthese bemerkt, ebenso wie Werner beim königlichen Hofgericht angestellt war), „und es freut mich unendlich, dich ebenso frisch und froh wiederzusehen wie damals, wo wir uns trennten!“

„Na, ich sage Dasselbe! Aber jetzt komm' und setze dich nieder und trink' eine Tasse Kaffee!“

„Gut, lieber Bruder! Dein Anerbieten ist willkommen; es ist kaum eine Viertelstunde her, daß ich aus dem Wagen gestiegen bin. Und nun, da wir uns Jeder auf seinen Stuhl niedergelassen haben, mußt du mir erzählen, was sich während meiner Abwesenheit hier Neues zugetragen hat.“

„Neues willst du hören? Ich meinestheils weiß nichts Merkwürdigeres, als daß Amalie Hevenborg vor einigen Tagen hierher gekommen ist und daß sie bei ihres Onkels altem Freunde Herenkam wohnt!“

„O du armer Kerl!“ sagte Asplund, der diese Neuigkeit mit Ueberraschung gehört hatte. „Du steckst also schon wieder bis über die Ohren im Liebesprocesse! Aber höre, lieber Hugo, du mußt dich ermannen und diese Geschichte wie ein Jurist advociren!“

„Ich kann nicht umhin, über deine Besorgnisse zu lachen und über deinen Glauben, daß sich gegen die Liebe advociren lasse! Weißt du denn nicht, daß Amor der größte Jurist ist und daß sich in seinem Gesetzbuche mehr Schärfe findet als in allen Hofgerichtsacten zusammengenommen?“

„Das wäre! Aber meinetwegen — was hast du denn für Aussichten, wenn das Mädchen bei Herenkam wohnt, der dich nie hat recht leiden können? Das ist jedenfalls gelegener für den allerliebsten Neffen des Alten, unsern jungen Leutnant! Was hast du ihm entgegenzusetzen?“

„Die Liebe des Mädchens, Bruder!“

„Die wird dir wenig helfen gegen einen solchen Nebenbuhler wie Leutnant Herenkam! Vor allen Dingen ist er ja mit dem verstorbenen Vormund des Mädchens nahe verwandt und fürs Zweite, welche stattliche Figur hat er nicht außerdem! Dunkles, krauses Haar, lebhafte, schöne Augen, einen entzückenden Schnurrbart — und sodann einen Knebelbart... Ach, Bruder, in den hat sich schon manche Schönheit verliebt! — Und wenn er obendrein in seiner hochhusigen Uniform kommt, da, Bruder Hugo, ist es gewiß um flügten, wenn du dein dickes Actenfaskel unter den Arm nimmst und mit ehrbaren Schritten schräg

über den Markt nach dem Hofgericht zuſteuerſt! Bei Madame Juſtitia wirſt du nicht ſo leicht aus dem Felde geſchlagen!"

„Nicht ſo! Ein Notar weicht vor keinem Leutnant! Und was im vorliegenden Falle insbeſondere Herenſtam betrifft, ſo fürchte ich ihn durchaus nicht, in welcher Geſtalt er ſich auch offenbaren mag! Ich gewann Amaliens Zuneigung ſchon, als ſie noch die Penſion beſuchte, und es iſt nunmehr ein Jahr her, ſeit wir uns im Stillen verlobt haben."

„Verlobt, ſagſt du? Weiß denn ihr Onkel oder der alte Herenſtam davon?"

„Keiner von Beiden! Aber ſie und ich wiſſen es!"

„Amalie hat Vermögen, das iſt wahr! Aber was haſt du denn vor ihrem lieben Onkel oder dem Alten hier in der Stadt aufzuweiſen?"

„Wenn nichts Anderes, ſo doch wenigſtens meine ſchöne Hoffnung, früher oder ſpäter Bürgermeiſter in einer unſerer kleinen Städte zu werden!"

„Zum Beiſpiel in Grenna, falls du dich in deſſen Lokalintereſſen hineinſtudieren kannſt! Aber, Scherz beiſeite, du bleibſt doch den ganzen Sommer hier, nichtwahr?"

„Ja wol, ſo ziemlich den ganzen Sommer! Gleichwol mach' ich erſt auf einen oder zwei Tage einen Ausflug aufs Land!"

„Gut, dann werden wir einander oft treffen! Aber nun muß ich nach Hauſe und meine Sachen ein wenig in Ordnung bringen! Dank für freundliche Bewirthung, Hugo!"

Mit dieſen Worten brach Aſplund auf und ließ ſeinen Freund wieder mit ſeiner Arbeit oder ſeinen Liebesgedanken allein. Wir wiſſen nicht, welches von Beidem im Augenblick überwog.

II.

Auf dem kleinen Landgute Hagerås in der Nachbarſchaft von Jönköping wohnte Leutnant Herenſtam während der Zeit, wo er dienſtfrei war. Wir finden ihn hier einige Tage nach der Unterhaltung der beiden Notare mit einem Buche in der Hand auf ſeinem Sopha ausgeſtreckt. Es war das zuletzt herausgekommene Heft des eleganten ſchwediſchen Kalenders „Der Nordſtern". Herenſtam war ganz, wie ihn Aſplund beſchrieben hatte, ein ſehr ſchöner junger Mann. Ein elegantes Aeußere und ein Paar ungewöhnlich lebhafte und blitzende Augen waren für ihn im Geſellſchaftsleben eine gute Hülfe, ſeine Einfälle gefielen und im Allgemeinen war er als ein Mann comme il faut bekannt. Das war aber auch ſeine ſtärkſte Seite.

Er war jetzt eben in die Lektüre von Onkel Adam's kleinem Meiſterſtück „Der Schlüſſel" vertieft und fand darin namentlich an Leutnant Rigelſtedt's Betrachtungen über den Werth des Weibes Geſchmack. Das ſah man deutlich aus der ſchlauen Miene, die er beim Durchleſen dieſer Sophismen annahm. Und noch auffallender trat dies zutage, als er bei einem der Gegengründe, die eine andere Perſon aufſtellte, ungeduldig das Buch auf den Tiſch warf und ſich mit einem langgedehnten Gähnen von ſeinem Platze erhob. Er kam indeß nicht dazu, ſich die Sache ſehr zu Herzen zu nehmen; denn als er den Blick durchs Fenſter warf, ſah er unten auf dem Hofe einen reiſenden Herrn aus ſeinem Fuhrwerk ſteigen. Es war ein Fremder, aber wer? Bei näherer Betrachtung ſtellte ſich heraus, daß es einer von den vielen Duzbrüdern des Leutnants war, der Notar Werner. Für einen ſolchen Geſellſchaftsmenſchen, der einſam, ohne wichtige Geſchäfte auf dem Lande ſitzt, iſt ein Beſuch nicht unwillkommen. Deshalb eilte der Leutnant freudegeſchäftig hinaus, um ſeinen Freund und Duzbruder zu empfangen.

„Guten Tag, Bruder Werner!" ſagte Herenſtam fröhlich. „Willkommen hier! Tritt jetzt ein und mache du's gemüthlich und erzähle mir etwas Neues und Angenehmes!"

„Meine Zeit iſt knapp, ich muß vor Mittag wieder in der Stadt ſein! Ich beabſichtigte dich blos zu fragen, ob du nicht zufälligerweiſe Luſt hätteſt, mit nach Jönköping zu fahren, ſodaß ich wenigſtens ſoweit Geſellſchaft hätte. Ich bedarf derſelben heute ganz beſonders!"

„Wenn es weiter nichts iſt! Der Sache iſt leicht abgeholfen, wenn ich, nota bene, in deinem Wagen mitfahren kann!"

„Mit größtem Vergnügen! Aber du mußt ſchnell machen!"

„Ich gehe nur hinein und werfe einen Mantel über, da iſt die Sache abgemacht!"

Mit dieſen Worten eilte der Leutnant in ſein Zimmer; nach wenigen Minuten war er wieder zurück und nun ſtiegen beide Nebenbuhler in den Wagen und rollten eiligſt davon. Bald erreichten ſie die Stadt; als ſie ſich aber hier ſogleich trennten, geſchah dies mit der Verabredung, einander am Abend wieder zu treffen.

Herenſtam ging unterdeſſen zu ſeinem Onkel und traf dort die liebenswürdige Amalie, für

welche sein zärtliches Herz sofort lichterloh brannte. Es verwunderte ihn jedoch nicht wenig, daß diese, ungeachtet seiner vielsagenden Blicke und bedeutungsvollen Worte, ihn gleichwol nicht durch ein einziges Zeichen aufmunterte; allein dies erklärte er sich daraus, daß sie ein einfaches Landmädchen war, welches die entzückende Augensprache der Stadtdamen noch nicht gelernt hatte. Amalie war mit ihrem Onkel zeitig am Nachmittage irgendwohin eingeladen und der Leutnant faßte den großartigen Entschluß, auf sein Zimmer zu gehen und ein Mittagsschläfchen zu halten, bis es Zeit zum Rendezvous mit Werner sei. Diesen Entschluß führte er auch aus. Inzwischen war es schon ziemlich spät geworden und da das Schlafmützchen sich etwas gar zu sehr in die Länge gezogen hatte, so fühlte sich Herenkam von einer nicht eben sanften Hand aus dem Schlafe emporgeschüttelt und eine barsche Stimme rief: „Auf, du Sünder!" sodaß die Stube davon widerhallte.

„Wer, zum Wetter, macht solchen Höllenlärm?" rief der Leutnant ärgerlich und blickte auf.

„Kennst du mich denn nicht mehr?" sagte der sauberbe Becker, ein hochgewachsener Militär von einigen zwanzig Jahren; „kannst du denn den Bruder Gläschenfeit nicht mehr?"

„Gläschenfeit?" wiederholte der Leutnant und rieb sich die Augen. „Ja, meiner Seele, 's ist nicht anders! Aber hör' einmal, bester Bruder, was willst du denn eigentlich?"

„Das werde ich dir in wenig Worten sagen! Ich will, daß du unverzüglich mit mir zu unserm edeln Schweizer, dem Hohenpriester der Freude, dem ehrlichen von der Hagben, hinaufkommst! Steh' also auf, Schlafmütze, denn unten auf der Gasse stehen mehre Gentlemen und warten auf uns! Du triffst da Werner und John Aylund und die beiden Leutnants Helmersen; Alles honette Leute!"

Endlich kam Herenkam auf die Beine und nun ging der Zug nach von der Hagben's Conditorei. Hier herrschte bald munteres Leben. Von den Fenstern aus wurden aufmerksam alle Damen betrachtet, die mit oder ohne Cavaliere vorbeipassirten, und manche recht spitze Bemerkung ward laut.

„Ich werde doch des Spaßes halber zusehen, wie sich die Welt durch diese Fenster hier ausnimmt!" sagte Herenkam und ging an die auf die Straße hinausführende Flügelthür, in welche vier buntfarbige Glasscheiben eingefaßt waren. „Hier sieht Alles famos aus, das könnt ihr glauben, Jungen! Seht, hier ist eine rothe Scheibe! Ah, durch diese werden wir unsere Mitmenschen und die sonstigen mannichfaltigen Widerwärtigkeiten des Lebens beschauen! Oder wie, ist es nicht recht, Alles rosenroth zu sehen?"

„Ja, gewiß!" antworteten die Kameraden. „Aber fahre mit deinen Betrachtungen fort!"

„Nun wohl!" versetzte der immer aufgeräumtere Herenkam. „Hier habe ich eine blaue Scheibe. Pfui, wie doch die lebenden Wesen durch diese gemein aussehen! Ganz wie — Puriane! Das ist die richtige Scheibe für tolle Liebhaber und durch eine solche müssen wir jederzeit hübsche Mädchen ansehen, die arm sind! Ich werde mir in Zukunft eine Lorgnette aus solchem Glas machen lassen!"

„Das wäre gar nicht übel!" meinte Werner; „denn ich versichere dich, daß man durch eine solche mehr Philosophie lernen würde als in den Collegien gewisser Professoren! Man sähe ja darin die unbeständige Schmetterlingsschönheit des eleganten und oberflächlichen Lebens verschwinden und in demselben Augenblick stünde dessen nackte Nichtigkeit entschleiert da! Aber hinweg mit den Raisonnements! Es ist besser, daß unser Freund durch eine andere Scheibe guckt!"

„Du meinst wol die grüne?" erwiderte der Beobachter. „Ich habe lange dagestanden und durch sie in die Welt geschen. Wißt ihr, Jungen, durch diese werden wir die hoffnungsvollen Erbinnen betrachten, seien sie nun hübsch oder häßlich. Ihr erinnert euch doch noch von früher her, daß Grün die Farbe der Hoffnung ist?"

„Ja, das ist eine alte Neuigkeit!" fiel ihm Einer von der übrigen Gesellschaft ins Wort. „Aber sag' uns doch, Bruder Herenkam, wo du dich so schnell zum Notarr ausgebildet hast?"

„Ich habe bei dem seligen Kellerwirth Hallenberg Stunde genommen", antwortete dieser.

„Das lob' ich!" versetzte einer der Offiziere. „Aber da du einen so guten Grund gelegt hast, so kannst du wol auch ein wenig von der vierten Scheibe sagen?"

„Das würde ich bestimmt thun, wenn ich nicht gerade jetzt eine Person ins Auge gefaßt hätte, die ich am liebsten durch weißes Glas sehen will!"

„Wer kann das sein?" fragten Alle und eilten an die Fenster.

Man sah draußen einen ältlichen Mann, der eine junge Dame von sehr anmuthigem Aussehen begleitete.

„Aha, Bruder Herenkam, die junge Schönheit

da haſt du gewiß ſchon früher gerieben?" ſagte Aſplund in ſcherzendem Tone.

„Vielleicht eine Beherrſcherin?" fragte Gläſchenfelt und warf einen fragenden Blick auf den Notar.

„Das kann ſie werden!" antwortete dieſer.

„Das ſoll ſie werden, meinſt du!" rief Herenſtam übermüthig.

„Das heißt ſeiner Sache gewiß ſein!" meinten die Offiziere. „Aber du biſt noch nicht weit gekommen, mein Freund!"

„Wer ſollte mir wol hier die Spitze bieten wollen?" entgegnete Herenſtam lachend. Nun, ihr ſeht ja Alle ſo einfältig wie Gänſe da und ich bin jeden Augenblick bereit, darum zu wetten, wenn nur Einer etwas dagegen einzuſetzen wagte!"

Dieſe dreiſte Behauptung ärgerte Werner ein wenig und nach einem kurzen Beſinnen trat er vor und ſagte: „Ich gehe eine Wette ein und die Freunde hier mögen beſtimmen, wie theuer der Verlierende büßen ſoll!"

Herenſtam kam bei dieſen Worten einen Augenblick in Verlegenheit und ſchien unentſchloſſen; als er aber die Lippen der Kameraden ſich bereits zu einem Gelächter verziehen ſah, nahm er bald ſeinen frühern Ton wieder an und antwortete: „Ich bin bereit! Was iſt deine Behauptung?"

„Ich ſage, daß du weder die Liebe noch auch die Hand der belagerten jungen Dame gewinnen wirſt! Du magſt ſelbſt eine Friſt für den Verſuch beſtimmen!"

„Und ich ſage, daß ich ſowol ihre Hand als auch ihr Herz gewinnen werde! Ich verlange blos ein halbes Jahr für mich!"

„Das ſind alſo die Bedingungen?" fiel hier Aſplund ein. „Und ich ſtimme nun dafür, daß der Verlierende zunächſt ein ausgeſuchtes Souper gibt!"

„Und ich", ſagte Gläſchenfelt, „fodere eine anſtändige Bowle nach dem Souper und daß jeder von uns ſelbſtverſtändlichen Gäſten zwei gute Freunde zum Gelag mitbringen darf!"

„Wenn das letztere zugeſtanden wird", fügten die Andern hinzu, „ſo ſehen wir es nicht für zu viel an, außerdem wenigſtens zehn Flaſchen Champagner zu verlangen!"

Alle dieſe Punkte wurden von den beiden Contrahenten bewilligt und vor Entzücken hierüber beſtellte Gläſchenfelt bereits jetzt ſchon noch eine Flaſche mehr.

Erſt ſpät am Abend trennte man ſich.

III.

Eines ſchönen Nachmittags im Auguſtmonat ging der Notar Aſplund auf dem durch Jönköpings weſtliche Vorſtadt nach Weſtgothland führenden Wege ſpazieren. Er wollte eigentlich nach dem ſtattlichen Hörneberg hinauf, hatte aber kaum den halben Weg zurückgelegt, als er in einiger Entfernung Leutnant Herenſtam ſah, der ihm ſogleich zuwinkte, ſtehen zu bleiben.

„Wo willſt du denn hin?" fragte dieſer, als er näher kam. „Biſt du denn auf heute Abend nicht zum Souper eingeladen worden?"

„Nein, davon weiß ich nichts!"

„Aber ich weiß beſtimmt, daß die Gebrüder Helmerſen dir heute eine ordentliche Einladung geſchickt haben! Dieſe hat dich alſo nicht getroffen. Komm' deſſenungeachtet nur mit, wir bekommen heute ſicher einen famoſen Abend! Wir ſollen uns an der Zugbrücke verſammeln und uns von da nach dem Dampfboot hinabverfügen!"

„Das läßt ſich hören und ich vermuthe, daß wir in dieſem Souper einen angenehmen Vorgeſchmack von Demjenigen bekommen werden, zu welchem du uns in einigen Monaten einladen wirſt!"

„Ich? Ei, mein Freund, du meinſt wol Werner?"

„Ich meine genau, was ich ſage, zumal da ich weiß, daß deine Dame ſich vor einigen Tagen wieder in die Gegend von Motala zu ihrem Onkel zurückbegeben hat!"

„Das ſollte alſo meine Fortſchritte hindern?"

„Ja, gewiß! Denn nach Dem, was ich zu wiſſen glaube, biſt du noch lange nicht mit ihr verlobt!"

„Du weißt nichts, Bruder! Und um dir das zu beweiſen, ſollſt du hier einen Brief von Amaliens Onkel, dem Gutsherrn Hegelius in Oſtgothland, zu ſehen bekommen!" Bei dieſen Worten zog Herenſtam einen an ſeinen Onkel adreſſirten Brief aus der Taſche und zeigte Aſplund die Stelle, wo er nur zu leſen anfangen ſollte. Dieſer las wie folgt:

„— — — — Du haſt Recht, mein alter Bruder, Amalie iſt ſich wirklich nach ihrem Aufenthalte in Jönköping nicht mehr ähnlich! Man ſieht deutlich, daß ihr etwas auf dem Herzen liegt, und ich wundere mich durchaus nicht darüber; denn ein Mädchen hat freilich viel zu ſimuliren, wenn ſich ein Freier angemeldet hat. Sie hat ihm noch keine entſcheidende Antwort gegeben, ſagſt du, glaubſt aber doch bemerkt zu haben, daß ſie ihn nicht ungern ſieht. Was iſt es denn

eigentlich für ein junger Mann? Ich bin wirklich neugierig, ihn zu ſehen. Sei deshalb ſo gut und erfülle dein Verſprechen, ihn in der letzten Hälfte des Auguſt hierher reiſen zu laſſen. Sehe ich nur, daß er ein reſoluter Burſche iſt, ſo werde ich das Mädchen leicht dazu vermögen, ihm ihr Ja zu geben, wenn ſie ſich auch ein wenig ſträuben ſollte. Ich weiß, daß ſich das mit der Zeit ſchon gibt, denn meine ſelige Frau wollte von mir anfangs auch nichts wiſſen, ſodann lebten wir nicht anders als ein Paar Engel zuſammen. Ich bin vollkommen davon überzeugt, lieber Bruder, daß du für die kleine Amalie einen verſtändigen und gewiegten Jungen zu ihrem zukünftigen Manne auserleſen haſt. In dieſer Hoffnung verbleibe ich meines hochverehrten Bruders

ergebener Freund und Diener
Petter Hegelius."

„Dein zukünftiger Schwiegervater muß ein wunderlicher Kauz ſein!" ſagte Afzelius, nachdem er den Brief nicht ein, ſondern zwei mal geleſen hatte; aber in jedem Falle ſcheinſt du ſchon ein gutes Stück auf dem Wege zu ſein und ich bemitleide den armen Werner, der eine ſo theure Zeche bezahlen muß! Wann reiſeſt du denn nach Oſtgothland?"

„Nicht eher als in acht Tagen! Aber ſieh', dort kommt ja Werner ſelbſt aufgeputzt! Er ſieht ganz ruhig aus, nicht anders, als gedächte er heute oder morgen mit der kleinen Hedenborgia ſchon an den Altar zu treten und ſich mit langer Naſe ſitzen zu laſſen."

Werner ſchloß ſich jetzt den beiden Freunden an und alle Drei traten den Rückweg nach der Vorſtadt an.

„Du kommſt wol jetzt gleich mit nach dem Dampfboote?" fragte Herenſtam.

„Ich muß erſt in die Stadt!" antwortete Werner. „Ich ſoll dort einen Auftrag für meinen Onkel ausrichten, bei dem ich heute zeitig am Nachmittage eine Viſite gemacht habe."

„Welchen Auftrag denn, wenn ich fragen darf?"

„Er gab mir dieſen großen Karneolring hier, der jetzt ſo glänzend auf meinem Mittelfinger ſitzt. Derſelbe gehört dem Gutsherrn Hegelius in Oſtgothland, der ihn ſeinem Onkel geſchickt hat, um hier in der Stadt ſeinen Namen darauf graviren zu laſſen. Das hat der Onkel ſoweit ausgerichtet, daß die Buchſtaben bereits auf dem Karneol zu leſen ſtehen; da aber noch einige Zierrathen fehlen, die der Alte durchaus auch noch darauf haben will und die der Graveur vergeſſen hat, ſo ſoll ich ihn wieder hintragen und dieſelben noch ausführen laſſen. Wie du weißt, wohne ich ganz in der Nähe des Graveur."

„Muß denn das nothwendig heute Abend geſchehen?"

„O, das wurde mir nicht gerade aufs Gewiſſen gebunden, aber ich mag die Sache nicht auf die lange Bank ſchieben, damit ich ſie nicht etwa vergeſſe!"

„Afzelius kann dich morgen daran erinnern, aber heute Abend kommſt du ſicherlich nicht von uns los!"

„Na, meinetwegen!" antwortete Werner. „Aber da werde ich wenigſtens den Ring an den Uhrſchlüſſel befeſtigen, damit ich mich daran erinnere, wenn ich morgen beizeiten die Uhr aufziehe!"

„Ein ordentlicher Mann!" ſagte Afzelius beifällig. „Du gefällſt mir! Wirklich, du biſt zum Juriſten geboren!"

IV.

Auf der Zugbrücke ſtanden bereits die Gebrüder Helmerſen, Gläſchenfelt und einige andere lebensluſtige junge Männer verſammelt, als die drei Freunde daſelbſt eintrafen.

„Komm' hierher, Bruder Werner!" rief ein junger Patron, deſſen rundes Geſicht mit dem Vollmond an Glanz wetteifere, „komm' hierher! Hier kannſt du ſehen, wieviel Schönes hier vorüberpaſſirt! Das hat dem empfindſamen Gläſchenfelt bereits eine Zähre und den Helmerſens viele Seufzer ausgepreßt!"

„Nach ſo merkwürdigen Ereigniſſen bin ich der Anſicht, daß wir der Zugbrücke einen andern Namen geben ſollten!" antwortete Werner. „Wir können ſie ja in Zukunft Jönköpings Seufzerbrücke nennen!"

„Und das in mehr als einer Beziehung!" fiel ihm Herenſtam in die Rede, „zumal wenn wir, wie jetzt, darüber hinwegzukommen ſuchen — ihr müßt wol wohin, ihr lieben Leute?"

Das war das Signal zum Aufbruch und man begab ſich direct nach dem Dampfboot „Der Commandeur-Capitän". Hier ward der Salon in Beſchlag genommen, wo man durch die offenen Fenſter die anmuthige Sommerluft und das muntere Schauſpiel genoß, welches der See mit ſeinen heute Abend ungewöhnlich zahlreichen Ruderbooten gewährte. Mancher fröhliche Geſang wurde unter Becherklang angeſtimmt und endlich hörte man die Strophen:

Geh'n wir nur immer Hand in Hand
Wir Nordi's Kinder in der Arche,
Und leeren da von Zeit zu Zeit
Fürs Vaterland und den Monarchen
Ein Glas, ein Glas,
Dagegen hat doch Niemand was!

„Ja", rief Herrenſtam aus, „dagegen hat doch Niemand 'was?"

„O ja! Werner'" erwiderte Glöckenfelt.

„Das iſt freilich wahr!" fügte der Rotar mit dem Vollmondgeſicht hinzu; „aber jetzt ſtrig' ich dir vor, Hugo Werner! Ergreif dein Glas und erinnere dich, was der ehrliche alte Valerius ſingt:

Da geht ein Spruch in Sprüchen,
Wie Herodot berichten that,
Wer keine tücht'ge Kehle hat,
Taugt auch zu keiner Heldenthat."

„Das ſoll man von mir gewiß nicht ſagen!" antwortete Werner, der heute Abend ungewöhnlich aufgeräumt war. „Deshalb ſtrig' ich dir auch unverzüglich nach und leere mein Glas bis auf den letzten Tropfen!"

Werner war kein ſtarker Trinker, aber heute gab er in übermüthiger Laune nach allen Seiten hin Beſcheid. Inzwiſchen ſank die Sonne und der ſchöne Auguſtabend breitete ſeinen Schimmer über die Gegend und goß ſeinen Glanz über die frohen Mienen der Freunde.

„Wir müſſen hinauf und uns den See und den Mond anſehen!" rief Werner und ſtand von ſeinem Platze auf.

„Ja, ja!" antworteten die Uebrigen; „aber nach geſchehener Beſichtigung gehen wir wieder herunter!"

„Seht ihr", ſagte Werner erſtaunt, als er auf das Verdeck gekommen war und einen Blick über den kleinen See hin geworfen hatte, „wie ſehnſüchtig ſich der Mond im Waſſer der Lagune ſpiegelt?"

„Der Lagune? Der Lagune?" unterbrach ihn Glöckenfelt.

„Ja!" rief Werner aus; „ich ſage noch ein mal der Lagune! Denn Jönköping iſt Schwedens Venedig!... Siehſt du nicht die Gondel, welche dort im Schatten der Paläſte durch das Waſſer hingleitet? In der ſchaukelt ſich gewiß ein Liebespaar!"

Der mit dem Mondſcheingeſichte begann jetzt mit heiſerer, aber kläglich rührender Stimme zu ſingen:

Abend, wie ſchön!
Melodiſche Klänge ....

Hier unterbrach ihn aber plötzlich Glöckenfelt, der ihm mit barſcher Stimme zurief: „Sing' lieber disharmoniſche Klänge, du armſelige Ente! Oder wenn du geſcheit biſt, ſo ſchweig' ganz und gar mit deinem Singſang und verſpare denſelben bis zum März, wo du auf ein deiner würdiges Accompagnement von Seiten der Katzen rechnen kannſt!"

„Ich ſtimme ebenfalls dafür", ſagte Herrenſtam, „zumal da es unten noch ein Glas gibt, wie ich eben erfahren habe!"

Die Geſellſchaft kehrte jedoch in den Salon zurück. Als hier die Gläſer von „neuem gefüllt wurden, meinten einige von den Freunden, daß hier ein paſſender Trinkſpruch ausgebracht werden müßte. „Das werd' ich thun!" ſagte Werner und ergriff ein Glas. „Ich erinnere mich eben eines ſolchen, den ein Univerſitätsfreund bei meinem Abgange von Upſala mir zueignete."

„Still doch, du da!" ſagten die Helmerſen zum Vollmondgeſicht, das wieder ſein „Abend, wie ſchön!" zu trällern angefangen hatte. Dieſer gehorchte und als Alles im Zimmer ſtill war, begann Werner ſeinen Trinkſpruch, der mit folgenden Strophen ſchloß:

Nordens Töchter hat und früh
Mancher Dichter Lob für Lob,
Schöner, als ich es vermag,
Ihre Ehr' und Minne.

„Das gibt uns Veranlaſſung, ein Glas zunächſt für die Töchter des Nordens und dann eins für den Declamator zu leeren!" ſagte Herrenſtam, und als dieſe beiden Toaſte getrunken waren, nahm er Platz neben Werner, der ſich in eine Sopha-ecke geworfen hatte, und leitete mit dieſem eine Unterhaltung ein.

„Bruder Werner, es fehlt jetzt nur noch Eins! Beabſichtigſt du nicht auch damit herauszurücken?"

„Was denn, wenn ich fragen darf?"

„Du haſt vergeſſen, einen beſondern Trinkſpruch auf Amalien auszubringen! Sag' uns da wenigſtens einige Worte des Lobes über ſie! Als wir das letzte mal zuſammen zechten und unſere große Wette eingingen, ahnte ich noch nicht, daß gerade du mein Nebenbuhler werden würdeſt; da ich dies aber jetzt weiß, ſo weiß ich auch, daß du die Vollkommenheiten des Mädchens begriffen haſt und zu würdigen verſtehſt, und deshalb bitte ich dich als einen heut' Abend glücklichen Redner zu

unserer gemeinsamen Befriedigung die Uebrigen, welche sie nicht kennen, wissen zu lassen, was für ein Engel sie ist!"

„Nichts wäre leichter als das!" antwortete Werner lebhaft. „Aber sie ist zu gut, um von uns in den Mund genommen zu werden!"

„Sie ist doch wol mindestens nicht zu gut, um gerühmt zu werden, sollte ich meinen!" fuhr Glückenfelt auf, der jedes Wort gehört hatte.

„Nein, bei Gott nicht! Wer einmal recht in ihre Vergißmeinnichtaugen geschaut hat, der begreift das leicht!" sagte Herenstam.

„Vergißmeinnichtaugen?" rief Werner aus; „welches ärmliche Gleichniß! Nein, Jünglinge! So oft dieses Mädchen sich unter einem klaren Himmel in dieser Gegend zeigte, hatte unser Venedig nicht eine, sondern drei Sonnen!"

„Bravo!" sagte Herenstam. „Ihre Augen spiegelten ihre Seele ab — wie — wie der See dort drüben das schöne Bergthum abspiegelt, welches sie in Zukunft erbt!"

„Ihre Seele", fuhr Werner fort, der diese platte Vergleichung unbeachtet ließ, „ist so rein, wie der See klar ist, wenn ein blauer Himmel sich darüber wölbt! Sie ist mild wie die Mainsonne, hold wie ein Veilchen, das soeben eine Rosendecke umspielt hat!"

Die letzten Worte wurden immer leiser und leiser gesprochen, denn das starke Trinken begann seine Wirkung zu äußern; und als Herenstam abermals eine Bemerkung machte, antwortete Werner nur in einem flüsternden Tone: „Hold wie ein Veilchen!..." und — schlief ein.

Als Herenstam dies sah, stand er vorsichtig auf und sagte halblaut zu seinen Kameraden: „Wollen wir nicht des Spaßes halber Bruder Werner morgen früh mit dem Dampfschiffe nach Hyo hinaufahren lassen? Ich dächte, das wäre ein kostbarer Witz? Meint ihr nicht auch?"

„Ja, ja, das wollen wir!" antworteten die lustigen Zechbrüder lachend und sogar Aiplund gab sonderbar genug seine Einwilligung dazu.

Man traf nun Veranstaltung, daß eine Hängematte herbeigebracht und aufgehängt wurde, denn „einer der morgenden Passagiere" — hieß es — „wünsche an Bord zu übernachten, um die Abfahrt frühmorgens nicht zu verschlafen." Und als Werner darauf gehörig entkleidet und sorgfältig in sein bewegliches Bett geschafft worden war, verließen die Zechbrüder das Schiff, entzückt über einen Scherz, der einen so glücklichen Ausgang versprach.

„Glückliche Reise, Bruder Hugo!" sagte Herenstam beim Besteigen des Landes.

„Das wird sie sicherlich werden, wenigstens für ihn selbst!" — sagte Aiplund halblaut.

„Was meinst du damit?" fragte der Leutnant und drehte sich um.

„O, ich meine nur, daß es Werner gut bekommen wird, wenn er gleich am Morgen frische Luft schöpft!"

Dabei lächelte Werner's Freund bedeutungsvoll.

(Fortsetzung und Schluß in nächster Nummer.)

Der Thüringer Wald.

Von Berthold Sigismund.

VIII. Beziehungen der Thüringer zum Auslande.

Wie alle Gebirgsbewohner hängt der Thüringer mit großer Zärtlichkeit an seiner Heimat. Das Mädchen vom Gebirge verdingt sich nicht einmal gern in die ebenern Gegenden; trotz aller Armuth ist ihre Heimat ihr lieber. Doch gibt es unter den Männern genug solcher, die einen guten Theil von Deutschland gesehen. Der Handwerksbursch wandert drei Jahre, der Fabrikant und Handelsmann macht Geschäftsreisen. Sonst brachte der Medicinhandel viele thüringer „Balsamträger" ins Ausland; jetzt, wo die Polizei diesen Handel verhindert, ziehen wenige solcher Arzneibänkler noch hinaus.

So vielerlei Wunderbares man aber auch aus dem Munde dieser gereisten Landsleute über die großen Städte und reichen Fluren anderer deutscher Gauen erfährt, so tritt dennoch im thüringer geographischen Bewußtsein immer Amerika in den Vordergrund und das Volksgemüth beschäftigt sich unvergleichlich mehr mit dem transatlantischen als mit irgendeinem europäischen, selbst deutschen Staate.

Wie fremd auch die Sternenrepublik als Staat unserm Vaterland gegenüberstehen mag, so findet doch überall zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten das Verhältniß des Mutterlandes zur Colonie statt. Keines Landes wird bei uns öfter gedacht, mit keinem Staate ein so lebhafter Briefwechsel geführt.

Da mir Landleute häufig ihre nach Amerika bestimmten Briefe übergeben, um die englische Adresse daraufzuschreiben, habe ich oft Gelegenheit, die beiderseitigen Briefe zu lesen, und erfreue mich allemal an den mit blauer Tinte, meist unorthographisch und naiv-fließend geschriebenen Zeilen meiner guten Thüringer. Welche Fülle schöner Züge, von dem verhüllten Heimwehseufzer an bis zum Ausdruck der ehelich anfeuernden Liebe

treten mir da entgegen! Hier schickt ein Mädchen, die drüben dient, dem Schwesterchen Ohringe, dort ein Sohn dem Vater einen Goldthaler, um sich einen vergnügten Tag zu machen und zwar steckt das niedliche Goldstück im Siegel; ein ander mal enthält der Brief einen Wechsel, um den jüngern Bruder nachkommen zu lassen.

Die Schilderungen der Auswanderer, wie sind sie neu und naiv! Die Seefahrt mit ihren komischen und tragischen Ereignissen, die Ankunft in Neuyork, wo thüringer Bekannte am Hafen sie erwarten, die weitere Reise, Kanäle und Seen entlang nach Wisconsin und Minnesota, wohin jetzt die Meisten ziehen, wird mit wenigen Zügen geschildert. Ein Mädchen schreibt ferner: „Hier gilt eine Frau soviel wie zwei Mann. Wir haben seidene Kleider und Hüte (ein Probchen vom Kleide liegt im Brief). Es gibt auch manchmal Bälle, die zwei bis drei Dollar kosten. Aber so gut mir's geht, sehne ich mich doch noch immer. Ach, wenn ich nur eine bekannte Seele hier hätte!" Oder ein Burich schreibt: „Hier ist es nicht wie bei euch, daß Jeder, der einen bessern Rock anhat, den Andern über die Achsel ansieht. Jede Arbeit ist hier gleich (soll heißen: gleich geehrt). Die Amerikaner gefallen mir aber doch nicht. Lustig machen kann man sich hier gar nicht, wo nicht viele Deutsche zusammenwohnen."

Ueber die Schicksale der meisten ausgewanderten Thüringer erfährt man nur Gutes. Als ein recht trauriges Ereigniß galt es bei den Verwandten, daß ein junges hübsches Mädchen, deren Vater unterwegs starb, einen Schwarzen geheirathet, weil dieser ihre Mutter und kleinen Geschwister versorgen wollte. Das ist der armen Thüringerin gewiß schwerer angekommen als der Desdemona ihre Verheirathung mit dem heldenmüthigen Mohren. Die Mädchen machen drüben meist gute Partieen, aber nur die dringendste Noth, nur solche verlockende Aussichten bewegen eine Thüringerin zur Auswanderung. Liebespaare, denen die Heimatsgesetze es unmöglich machen, „zueinanderzukommen", lassen sich dadurch eher zur Uebersiedelung bestimmen und sich vor ihrer Abreise in der heimatlichen Kirche oder in einer deutschen Hafenstadt trauen. Nicht wenige Thüringer, die zuhause zeitlebens arm und unselbständig geblieben sein würden, haben sich drüben eine Farm errungen und bebauen den eigenen selbstgeordneten Acker mit Mais und Korn. Mancher metamorphosirt sich auch in dem „freien Lande" auf wunderliche Weise. Aus einem Schneider wird drüben ein Musiker, aus einem Leineweber ein hausirender „Doctor". Seiten enthalten viele Briefe Andeutungen und Urtheile über den politischen Zustand der neuen Heimat. Nur über die Getreidepreise, Arbeitslöhne und Felderträge finden sich Nachrichten darin, was mir ein Beweis dafür scheint, daß mehr soziale als politische Gründe zur Auswanderung drängen.

Einzelne Auswanderer sind auch wiedergekommen, zum Theil nur, um Familienverhältnisse zu ordnen oder Verwandte abzuholen, zum Theil, um wieder in der alten Heimat zu wohnen. Die Letztern, obgleich in Frack und Hut von fremder Form nobel aussehend, zeigen durch ihre bleichen saftlosen Gesichter und durch die Scheu, von drüben zu reden, daß es ihnen dort herzlich schlecht gefiel. Fast Alle klagen, daß sie von Yankeeschwindlern und Betrügern schwer zu leiden hatten.

Das Schicksal dieser wenigen Gescheiterten dämpft aber die Auswanderungslust nicht, man hält dieselben wol gar für Querköpfe oder Pechvögel. Wären überall die Reisemittel aufzutreiben, wie Viele würden aus den armen Schindelhütten mancher Dörfer auswandern!

Auch nach Brasilien ist eine Anzahl übergesiedelt. Sie verdienen die vom Plantagenbesitzer, ihrem künftigen Grundherrn, vorgestreckten Reise- und Ansiedelungskosten durch ihre Arbeit ab und befinden sich drüben wie es scheint nicht übel. Sie wohnen zwar in sensiter- und bielenlosen Pferdehütten, aber es gibt ja keinen Frost; Mais, süße Kartoffeln und Fleisch haben sie zur Genüge. Ob sich doch nicht Mancher nach Bier und — Schnee sehnt? Einer meiner nach Brasilien auswandernden Landsleute verabredete mit seinen Verwandten, weil er fürchtete, die Briefe würden von dem Grundherrn unterschlagen oder gefälscht, er werde, wenn er die Wahrheit schreiben könne, nur weiche h brauchen und das t ganz vermeiden. Sein Brief, der seine materielle Lage als gut darstellt, war richtig ganz ohne t.

Möge das Harte im Leben der armen Ausgewanderten überall so mild sein wie unser thüringer t-Laut, den der Norddeutsche verspottet!

Was ist Nervosität und Nervenschwäche?

Von Dr Hermann in Breslau.

III.

Die Erziehung in den sogenannten strengen Sitten der guten Gesellschaft liefert der ärztlichen Praxis wahre Musterexemplare leidend entwickelter

Organismen. Vorzugsweise kränkelt die heranwachsende weibliche Jugend entweder unter der despotischen Gewalt der Gesetze des Anstands oder unter dem Einflusse schlaffer frivoler Grundsätze, welche sich so oft unter jenen Gesetzen verbergen. Hinter den Stickrahmen und Nähtischen, sorgsam äußerlich behütet von nervösen Müttern, erbleichen Tausende von Jungfrauen und welche von ihnen Frauen werden, diese empfinden in der Ehe doppelt schwer die Nachtheile verweichlichender, verfehlter Erziehung. So wird denn auch die Thätigkeit der Aerzte vorzugsweise von dem weiblichen Theil der Bevölkerung in Anspruch genommen.

Die Erhaltung der Ordnung der menschlichen Gesellschaft auf den Grundlagen, auf denen sie sich bisher entwickelt hat, will es und das religiöse Bedürfniß der meisten Menschen unterstützt diese Forderung, daß wir die providentielle Macht Gottes so erfassen und darstellen, als wenn sie die Erhaltung der Gattungen nicht durch die ursprünglich in die Dinge gelegten Gesetze der Harmonie, sondern durch eine auf jedes Wesen speciell verwendete Sorgfalt bewirkte. Wir unterfangen uns nicht zu untersuchen und zu begreifen, zu welchem Zweck Gott die Dinge so und nicht anders hat werden lassen, wir bescheiden uns einfach zu beobachten, was er gemacht hat und erkennen eben nur, daß die Natur mit ihren Einrichtungen die höchste Gesetz- und Zweckmäßigkeit verbindet, wodurch sie die Ordnung aller Verrichtungen und durch sie das Bestehen der Gattung sichert. Sie garantirt aber die Erhaltung des Individuums nicht auf alle Fälle, sondern läßt uns vielmehr jeden Augenblick erfahren, daß in dem großartigen räthselhaften Plane der Schöpfung das Individuum, der Mensch mit seiner Vollkommenheit, nur als Theil des Ganzen seine Bedeutung hat — als ein körperlich unendlich leicht zu verflüchtigender Theil!

Die Natur gab uns die Sinne zu Verbindungsmitteln des Geistes mit der Außenwelt, indem wir empfinden und begreifen, entstehen unsere Begierden. Keins unserer Sinnesorgane ist geschützt wider die Nachtheile der Anspannung derselben und der Befriedigung der Begierden. So vermag wol das Gefühl unsern Organismus vor äußern Gefahren zu schützen und uns zugleich mit einer Menge der angenehmsten Lebensempfindungen zu erfüllen, aber über eine nicht so leicht zu berechnende Grenze hinaus erhoben, kann es uns den eignen Leib unerträglich machen. Nun haben wir wol den Verstand, zu unterscheiden was uns gut, was schädlich sei und haben den freien Willen, zwischen Beidem zu wählen. Wie ansprechend die Raisonnements über die so bevorzugte und erhabene Stellung des Menschen in der Schöpfung klingen, so schwierig ist es, sie mit der unwiderleglichen Thatsache in Einklang zu bringen, daß der Mensch nie aufhört, mit Verstand und freiem Willen alle Mittel zu seiner eignen frühern Zerstörung nicht nur hartnäckig aufzusuchen, sondern dieselben sogar zu vervollkommnen. Wir wühlen mit unersättlicher Lust in den Eingeweiden der Erde und holen Gold, Eisen und Kohlen heraus, unschätzbare Mittel, unsere Cultur noch rascher zu fördern und auszubreiten, unsere Cultur, bei der wir Preise aussetzen für die beste Beantwortung der Fragen über die Ursachen der Entsittlichung der Gesellschaft, der materiellen Noth der untern Classen, der zunehmenden Wahnsinns- und Selbstmordfälle, der Kleinheit und Schwächlichkeit der Bevölkerung! „Bei unsern Sitten und Leidenschaften, bei unserm Elend stirbt der Mensch nicht, sondern er tödtet sich.“ So sagt Flourens, der unübertreffliche Physiolog, Mitglied der Academie der Wissenschaften in Paris, in seiner, mit den überzeugendsten Beweisen redenden Abhandlung über die menschliche Lebensdauer. Wir tödten uns mit den Mitteln der Cultur. Unsere Sitten widerstreben den einfachen Forderungen der Natur, sie wecken und befördern die menschlichen Leidenschaften, die buchstäblich zehren von dem Marke unserer Nerven, uns entnerven. Durch die Erfahrungen im ärztlichen Beruf und vom Standpunkt naturwissenschaftlicher Anschauung des Lebens werden wir gezwungen, die Quellen des in Rede stehenden Uebels an den Centralpunkten der modernen Cultur, der Intelligenz und der Lebensgenüsse, in den großen Städten und Fabrikdistricten aufzusuchen. Ein Theil der Menschen ist da gewohnt, in der vorzugsweisen kunstvollen Pflege und Entwickelung der geistigen Seite der menschlichen Doppelnatur die Vollendung des Menschen zu erkennen, ein anderer glaubt in einem müheloſen, verschwenderischen Genuß der Lebensgüter den schönsten Zweck des Lebens zu erfüllen; ein dritter und der größte Theil, geboren und erzogen in Bedürftigkeit oder Elend, schleppt ein mühevolles, vielfach durch die Gefahren der Arbeit und durch besondere nur den großen oder Fabrikstädten eigenthümliche ungünstige Einflüsse vergälltes Leben hin. In sterblicher Hast und Eile drängt dort Alles dahin, das sogenannte Ziel zu erreichen. Welches Ziel? Ein comfortables, bequemes Leben, Reichthum

ohne Arbeit, ſeltener den Ruhm oder die Ehre eines großen Namens. Es mag angenehm ſein, wenn man jenes Ziel erreichen kann und es iſt herrlich, ſich zu rechtem Ruhm und zu wahren Ehren aufzuſchwingen, aber es iſt dies heute auf realem Wege ſchwer möglich anders als mit Erſchöpfung ſeiner beſten Kräfte des Geiſtes und Körpers. Viele erliegen auf halbem Wege; Mancher verliert die Ehre, um Ehren zu gewinnen und unter den beneideten Glücklichen iſt ſo Mancher, der ſeinen Magen verwünſcht, weil er nicht verdauen kann und die Nerven anklagt, daß ſie nichts ertragen können. Dieſes ganze unruhige aufregende Treiben der modernen Cultur, welches die Geſellſchaft nach oben und unten hin in beſchleunigtem Athem und in angeſtrengteſter Thätigkeit erhält, wirft den natürlichen Geſetzen der harmoniſchen Ordnung rückſichtslos entgegen und zerrüttet die Organismen und die Geſellſchaft. Nervoſität, Nervenſchwäche oder Entnervung — gleichviel! wir haben darin und zwiſchen der zunehmenden Sitten- und Charakterſchwäche unſerer Zeit die Erſcheinung von Urſache und Wirkung zu beſtätigen. Jene Geiſtes- und Gefühlserſchlaffung, welche, auch vom reizendſten Kitzel der Sinne angeſtachelt, nur noch den Ekel darüber und die lebensüberdrüſſige Langeweile dabei zu empfinden vermag, nicht zu verwechſeln mit jener lächerlichen Koketterie des blaſirten Weſens, welches ein Attribut der Vornehmheit ſein ſoll — ſie unterſcheidet ſich von der ſtumpfſinnigen Trägheit eines Tagearbeiters, deſſen Hoffnung wächſt und ſinkt mit dem berauſchenden Inhalt ſeiner Branntweinflaſche, nur durch die verſchiedenen Urſachen und die Standesunterſchiede.

So leicht es iſt, die Zeichen und Urſachen der allgemeinen Krankheit zu ſchildern, ſo ſchwer iſt es, dagegen wirkſame Mittel anzugeben. Die menſchliche Weisheit und Hülfe kann wol die unerbittlichen natürlichen Feinde des organiſchen Lebens eine Zeitlang — und was bedeuten Jahrhunderte auf dieſem Erdball! — abwehren, aber wir können ſie nicht aus der Natur hinausmaßregeln. Mehr noch, der Menſch hat keine ſchlimmern Gegner als ſich ſelbſt. Wie ſchwer wird es dem „Herrn der Schöpfung“, ſeinen eigenen kleinen Leib vernünftig zu regieren. Wie Wenige möchten geneigt ſein, dem Beiſpiele zu folgen, welches wir wenigſtens nicht unterlaſſen wollen, hier anzuführen. Zu einem berühmten Arzt kam ein reicher und vornehmer Patient. „Ich vermag, ſo wie ich bin, das Leben nicht zu ertragen; gibt es noch eine Hülfe gegen meine Leiden?“ Der Arzt prüfte ihn ſorgfältig und ſagte: „Ich ſehe, daß Sie ſehr krank ſind und daß Hülfe nur möglich iſt, wenn Sie den Muth haben, die Geſundheit um jeden Preis zu wollen!“ „Nun, Sie wiſſen, daß ich reich bin — mir iſt kein Preis zu hoch.“ „Eben, weil Sie reich ſind, fürchte ich, daß Sie vergeblich mich um Rath fragen, aber ich will Ihnen denſelben nicht vorenthalten. So geben Sie von mir ſofort nach Haus, laſſen Sie einen rechtſchaffenen Freund kommen und übergeben Sie ihm die Verwaltung Ihres Vermögens, Ihres Hauſes. Vergeſſen Sie, daß Sie ſolches beſitzen und behalten Sie nur ſoviel, um ſich einen ſchlichten, dauerhaften Arbeitskittel, eine Hacke, einen Spaten zu kaufen. Gehen Sie zu Fuß ins Gebirge, auf ein Dorf, miethen Sie ſich bei einem Bauer ein, eſſen Sie ſeine Koſt und theilen Sie ſeine Arbeiten. Nähren und bilden Sie in den Feierſtunden Ihren Geiſt täglich mit den Gedanken der »Nachfolge Chriſti« von Thomas a Kempis und wenn Sie mindeſtens drei Jahre dies befolgt haben, ſo werden Sie geſund in die Stadt zurückkehren, aber nie wieder vergeſſen dürfen, was Sie auf dem Dorfe gelernt haben.“ Der Patient befolgte buchſtäblich dieſen Rath und es iſt kein Märchen, daß er noch mit 70 Jahren jenes Arztes dankbar gedenken konnte.

Die Regierung, welche der degenerirten Bevölkerung gegenüber die Rolle eines Arztes zu übernehmen gedächte, müßte damit anfangen, womit jede Cur anfangen muß: mit einer dem Bedürfniß angemeſſenen Regulirung der Diät, der geſammten Lebensweiſe. Ihre Abſicht würde nicht ſo ſehr daran ſcheitern, daß ihr die Mittel nicht anderſeits, die materielle Exiſtenz der entbehrenden Claſſen zu verbeſſern, als vielmehr daran, daß die Mehrzahl der Beſitzenden und Genießenden den Preis zu hoch finden würde, um die Regenerirung der Geſellſchaft zu verſuchen.

Eine in Berlin erſcheinende Zeitung brachte vor einiger Zeit einen ſchätzenswerthen Artikel, in welchem ſie, ſich gegen die Macht und den Reichthum, gegen die verſchiedenen Stände der Bevölkerung wendend, auf den tiefen Krebsſchaden der Geſellſchaft hinwies: die umſichgreifende, unmäßige Genußſucht, welche im Schwindel der Zeit die Sinne der Menſchen verwirrt, die Körper erſchöpft und die geiſtige Kraft lähmt. Aber ſie überſah, daß die geiſtige Schwäche mit der ſtofflichen Verſchlechterung des Menſchenleibes Hand in Hand geht, ſie vergaß, indem ſie Mäßigung und Selbſtbe-

ſchränkung dringend empfahl, die Hunderttauſende der Bevölkerung, welche aus phyſiſcher Verarmung an Entſittlichung leiden. Wenn der bekannte Profeſſor Heinrich Leo die Rettung der Geſellſchaft von der „Vertilgung des ſkrophulöſen Geſindels“ in einem friſchen freudigen Kriege hoffte, ſo war er eben zu wenig Arzt, um zu wiſſen, daß die ſkrophulöſe Blutentmiſchung nicht blos im Geſindel, ſondern auch in zahlreichen Familien ſeiner Partei leider forterbend iſt. Ebenſo wenig ſcheinen Diejenigen praktiſche Aerzte zu ſein, welche die Bevölkerung allein auf geiſtigem oder geiſtlichem Wege zu heilen hoffen. Man kann vor den Heilmitteln der Kirche die höchſte Ehrerbietung hegen, inſofern man ſich aber von ihren Zuchtmitteln beſondere Erfolge verſpricht, müſſen wir doch mit Rückſicht auf die materiellen Urſachen des Uebels, welches man damit bekämpfen will, entgegenhalten, daß „ſolche idealiſtiſche Lehren die Natur der irdiſchen Verhältniſſe nicht umgeſtalten werden“. Die Natur der irdiſchen Verhältniſſe aber iſt es, daß der menſchliche Organismus, die menſchliche Gattung nicht anders exiſtirt als unter den allgemeinen Geſetzen, welchen die Bildung und Entwickelung alles organiſchen Lebens auf dieſem Planeten unterworfen iſt. Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht bis in den Himmel wachſen — das iſt eine ſehr bekannte triviale Formel, in welcher wir gemeinhin den Erfahrungsſatz ausdrücken, daß jede organiſche Entwickelung nur bis zu einer gegebenen Grenze fortſchreitet, auf welcher ſie die ihrer Beſtimmung gemäße, höchſte Vollkommenheit erreicht, um allmälig wieder abwärtszuſchreiten und auseinanderzufallen.

In der Pflanzenwelt bezeichnet die Blüte den höchſten Grad der Entwickelung, zugleich aber auch den Anfang zur Rückbildung, zum Verfall der Pflanze. Auch der Menſch tritt in ſeine „Blüte der Jahre“, in die volle Kraft des Lebens, welche wirkend ihn verzehrt, ihn rückbildet bis zur Erde. Wie das Individuum, ſo treibt ein ganzes Volk ſeiner Blüte zu und gleich dem Individuum, gleich der Pflanze verblüht, verfällt ein ganzes Volk. Ein jeder Gärtner wird uns ſagen, daß der Fruchtbaum, welcher lange die beſten und edelſten Früchte getragen, endlich ſich erſchöpft, weniger und ſchlechtere Früchte zeugt, daß er entartet, ſchwach und alt wird. Die Völker altern wie die Individuen, ſie entarten gleich dieſen und zwar auf der Höhe der Cultur, in ihrer Blüte. Wie üppig ſich dieſe entfaltet, wie lange ſie dauern mag, ſie erſchöpft endlich die Kräfte, welche zu ihrer Entwickelung beitrugen. Nicht die Politik der Cabinete beſtimmt die Geſchicke der Völker; alle Berechnungen und Hoffnungen ſcheitern an den unüberwindlichen Schranken der Naturgeſetze, welchen die nie ganz zu faſſende Weisheit des Schöpfers eine ebenſo geregelte als ſtrenge Herrſchaft in der geſammten, dem menſchlichen Blick erſchloſſenen Welt geſtattet hat. Wer den Beweiſen der Naturgeſchichte, der Prognoſe der Naturforſchung nicht glauben will, den wird die Weltgeſchichte davon überzeugen, daß die Cultur zu allen Zeiten die Völker geſchwächt, ſittlich und körperlich verweichlicht, entnervt hat. Wer möchte behaupten, daß wir ſchon auf der Höhe der Cultur angelangt wären? Aber, iſt die Geſchichte eine Lehrerin, ſo müſſen wir erkennen, daß wir einen nicht geringen Theil jener Zuſtände beſitzen, welche den Verfall jener alten bekannten Reiche der vorchriſtlichen Zeitrechnung verkündigten. Wir brauchen nicht im Geiſt von der Spitze der Pyramiden, nicht von den feſtbaren Trümmern Roms und Griechenlands, in die vergangenen Jahrhunderte zurückzublicken. Die Beiſpiele liegen näher. Verräth unſer Geſchlecht noch, zeigen unſere Männer im Leibrock und in Uniform, unſere Frauen, daß ſie die Söhne und Töchter Hermann's und Thusneldens, jene rieſigen markigen Deutſchen ſind wie ſie Tacitus beſchreibt? Es iſt ganz natürlich, denn inzwiſchen iſt auch die Natur unſers Landes, ſeine von uns bewohnte Oberfläche eine völlig andere geworden; ſie hat uns gezwungen, uns dieſen Veränderungen gemäß anders zu entwickeln und wir haben ſelbſt erfinderiſch dazu beigetragen. Doch die weitere Ausführung würde ein Buch erfodern.

Indem wir vergebliche Anſtrengungen machen, die abwärtsneigende Richtung in der körperlichen und geiſtigen Entwickelung unſers Geſchlechts aufzuhalten, wird die Natur uns in die von ihr vorgezeichneten Wege allmälig aber ſicher drängen.

Wir folgen dem allgemeinen Strom des Lebens, der im Abend endigt. Wer Schleiden's durch die Fülle beweiſender Thatſachen wie durch den Zauber ſeiner lebendigen Darſtellung gleich feſſelnde „Studien“ geleſen hat, möge ſich hierbei den Inhalt ſeiner erſten Vorleſung über die Wanderungen in der organiſchen und unorganiſchen Welt vergegenwärtigen. „Mit der Sonne geht der Menſch; im Oſten ſeine Wiege, im Weſten ſein Grab!“

Der Strom des Lebens, der von Oſten her über die Länder flutet und die Völker mit ſich fort-

reißt, wird künftig ein neues, junges, kräftigeres Geschlecht heran- und über die Gräber unserer Kindeskinder hinwegführen — blühend, leidend und sterbend, gleich uns!

Nach einer englischen Unterhaussitzung.

— — Freund des englischen Parlamentarismus, was wir seit lange waren, mußten wir es von besonderm Interesse finden, einer der bedeutendsten Parlamentssitzungen dieser verhängnißvollen letzten Saison beizuwohnen. Es war die Sitzung vom 14. Juli vorigen Jahres, in welcher der alte Lord John seine (mit dem Ministerium im voraus abgekartete) Interpellation über Italien an das Ministerium richtete.

Die Physiognomie des englischen Unterhauses, wir meinen die architektonische, ist zwar schon oft und vielfältig beschrieben worden; zuletzt von unserer verehrten Freundin, der Verfasserin der „Dissolving views", Anna von Niendorf, in deren Begleitung wir, im Spätsommer des Jahres 1854, den beiden Parlamentshäusern einen Besuch abstatteten. Allein einige Bemerkungen darüber dürften für unsere verehrten Leser immerhin nicht ganz ohne Interesse sein.

Die Räumlichkeit des Hauses der Gemeinen gemahnt an eine Schiffskajüte. Wir wissen nicht, ob der Baumeister dabei eine Horazische Reminiszenz im Sinne hatte. So mittelalterlich der Parlamentspalast, von außen besehen, anmutet, so modern ist der Grundton des Innern; Grundidee des ganzen innern Hauses der Commons scheint, wie unsere Freundin bemerkte, der Comfort zu sein. Alterthümlich und modern, mittelalterlich und dem Bedürfnisse des kleinen Geschlechts unserer Zeit angepaßt (nur für die Akustik könnte besser gesorgt sein), in dem Eichengetäfel der schrägen Bedachung die englische „Eigenart" erkennen lassend, so ist diese der Verfassung und ihrem organischen Leben gewirkte Halle beschaffen; — ein Schneckenhaus, welches der englische Constitutionalismus sich selbst gebaut hat.

Nehme man um Gotteswillen keinen deutschen Idealismus, keinen vorschnellen Enthusiasmus in eine englische Parlamentssitzung mit! Diese berühmten Namen, diese ewig vom Gewölk der Journalmythe umzogenen Pfeiler der englischen Verfassung wollen studirt und diplomatisch begriffen — diese Redner wollen selten recht, d. h. nach dem geraden Wortlaute ihrer Reden verstanden sein. Haltet euch gefaßt, die Welt nach geschichtlichen Präcedenzen befreit und wieder um ihre Freiheit getäuscht zu finden und wenn ihr von 6 Uhr Abends bis 12 Uhr Mitternachts gesessen habt, so muß euch Zeit und Anstrengung nicht verdrießen, wenn ihr hört, daß die ehrwürdige Versammlung resultatlos auseinandergegangen sei. Lord John Russell soll die Freiheit des schönen Italien mit einem „electioneering regard" lieben, wie „Sir Charles Conray" in Thomas Moore's „Blaustrumpf" seine Miß Selwyn. D'Israeli, der handfesteste unter diesen parlamentarischen Kämpen, klemmt, wenn er Südeuropa als von dem geheimen Netze „reinmarianistischer" Geheimbündler überzogen darstellt, das Glas in das Auge und schaut fragend nach der Diplomatentribüne, ob man dort auch den Conservatismus und die Nothwendigkeit der Partei, für welche er so ernst und eindringlich das Wort führt, gehörig begreife. Frederick Peel (eine etwas kalte, aber jugendlich-elegante Erscheinung) beantwortet die einfachste geschäftliche (oder: administrative) Interpellation mit der wichtigen Miene des angehenden Staatsmanns. Die Contouren des Gesichts sind ganz die des Vaters, wie ihn uns die Copie von Marochetti's Standbild im Sydenhamer Krystallpalaste darstellt. Lord Palmerston — endlich? Doch von ihm später. Wir wollen der Ordnung nach schildern.

Sir Shaw Lefevre, eine behäbige, rothwangige Bourgeoisfigur, dem seine stereotype Rolle trefflich zu Leibe sitzt und seine juristische Perücke noch trefflicher auf dem Kopfe — Sir Shaw Lefevre hat auf dem grün gepolsterten Sessel des Sprechers Platz genommen. Sir Shaw Lefevre ist unstreitig nicht jener Säugling, den Frau von Niendorf einst an seinem Platze gesehen. Mit englischer Behäbigkeit und Nonchalance durchmustert er die auf dem Tische liegenden Papiere, wirft einen wehmüthigen Blick auf die so außerordentlich leeren Bänke und läßt sich dann auf seinen Sitz nieder. Es ist ein schwüler Abend — der Abend einer jener staubumhüllten, werktagsfarbenen londoner Sommertage, an welchen die glühheiße Sonne ihr Uebriges thut, um den Trafalgar-Square und das alterdeschneite White-Hall nur noch grauer und düsterer erscheinen zu lassen. Es kostet hier in dieser dicken, auf den Fittigen der Pfyche bleischwer lastenden Atmosphäre sogar einige Anstrengung, sich zu einem Gange in eine Parlamentssitzung zu entschließen. Man merkt dies auch den ehrenwerthen Mitgliedern an, die so lässig kommen und gehen, daß man meinen sollte,

ſie hätten, gleich den „Unſterblichen“ des Xerres bei Thermopylä immer der Nachhülfe des Whipper-in nöthig, um zur parlamentariſchen Schlacht angetrieben zu werden.

Das Stimmen der Inſtrumente iſt immer leidig. Darum wollen wir raſch über die einleitenden Proceduren der zu beſprechenden Sitzung hinweggehen. Die Blicke des Auditoriums auf den Galerieen ſind ſchon im voraus auf den kleinen, unſcheinbaren Mann gerichtet, in welchem man den Löwen des Tags bezeichnet. Wir hatten uns mit einem Opernguckr verſehen, um Phyſiognomieen und Bewegungen der Acteure gehörig beobachten und ſtudiren zu können. Lord John Ruſſell iſt nicht leicht und nicht oberflächlich zu beſchreiben. Herr Neare, Oberſt im Regiment der Longman'ſchen Gelb- und Blauen, hat ihn in der „Allgemeinen Zeitung“ zum öftern als eine frühzeitig von alten Frauen verhätſchelte „Natur“ dargeſtellt. Ohne in die Injurie einzuſtimmen, muß man ſagen, daß die Behauptung inſoweit zutreffe, als in der Erſcheinung des trefflichen Kenners der engliſchen Conſtitution etwas, wer möchten faſt ſagen Knabenhaftes liege. „Little Johnny“, der Liebling Ihr. Majeſtät, wie der Volksmund ſagt, iſt wirklich eine ſehr kleine Figur, obwol nicht ganz ſo klein wie Louis Blanc, „ohne Schuh und Socken“. Seine Haltung, wenn er ſo auf der Bank daſitzt, iſt die eines alten Parlamentsfunden (of an old customer). Seine Phyſiognomie iſt ſchwer zu erkennen; denn der Altengländer verräth ſich auch darin, daß er wie Napoleon in ernſten Momenten den Dreieckigen, ſeinen runden Hut tief, tief in die ernſte, hohe Stirn gedrückt trägt. Auf einer der Bänke hinter ihm ſitzt der „Dichter“ Monkton Milnes, Ruſſell's Adjutant in der italieniſchen wie in der Erziehungsfrage, die lebendige Verkörperung der Macaulay'ſchen Theorie, daß die Autoren der Periode der Königin Victoria vor denen des vorigen Jahrhunderts den „Comfort“ voraushätten.

Der Mann der logiſchen Therefore's (nach Roebuck) ſpricht mit einem großen Aufwand von geſchichtlichem Ballaſt. Dazwiſchen weiß er aus einer reichen Lebenserfahrung ganz pikante Anekdoten über den Charakter des öſtreichiſchen Regiments in Italien zu erzählen und intime Allianzen mit verſchiedenen Journaleditoren (namentlich mit dem der „Illustrated London News“ u. a.) machen es ihm zugleich möglich, ſich von dem jeweiligen Journaliſten Ihr. Majeſtät der Kaiſerin Eugenie und des Kaiſers Franz Joſeph mit den Anſichten des Gemahls der guten Kaiſerin dupiren zu laſſen. Indeſſen iſt unverkennbar viel Gediegenheit und ein gewiegter ſtaatsmänniſcher Takt in ſeinen Reden bemerklich — Reden, die ſich gleichwol beſſer leſen als anhören. Die Stimme des Redners iſt kraftlos; ſie macht einen ſchleicheriſchen, „duckmäuſerigen“ Eindruck, ſodaß man ſich beim Anhören einer ſolchen Staatsrede erſtaunt fragt, ob dieſes ſchwache Organ dem berühmten „Reformer“, dem Löwen der Conſtitution, dem Th. Moore beſungenen, freiheitsmuthigen Lord John angehöre?

Lord Palmerſton befand ſich dem freundlich-feindſeligen Oppoſenten, dem Concurrenten und alten Collegen gegenüber offenbar in einer beklemmten Stellung. Bei einer Palmerſton'ſchen Rede läßt ſich der Opernguckr mit weit mehr Nutzen anwenden als bei einer Ruſſell'ſchen Wahlrede über Italien. Wir meinen, er ſei der beſſere Acteur als Lord John. Es hat wol ſelten einen Staatsmann gegeben, um deſſen Perſönlichkeit ſich ein größerer Sagen- und Mythenkreis angelegt hätte als bei Lord Palmerſton. Während die Einen nur den alten Freund der Fürſtin Lieven in ihm ſehen, deren Liebe und Rubel ihn zuerſt zum Redner gemacht hätten; während Urquhart und die Urquhartiſten einen ruſſiſchen Agenten pur-sang in ihm erblicken, haben ſich die Hinterlaſſen von Lord Clarendon in der engliſchen Preſſe ſeit dem Pariſer Frieden darauf gekreift, ihn als „Laſaien“ des Kaiſers Napoleon darzuſtellen. Andern erſcheint er wieder als unverſöhnlicher Feind der abſoluten Cabinete, als altengliſcher feiner Ariſtokrat, Nationalitätenbefreier und Lord Feuerbrand. Noch Andere ſehen in ihm mit ſeinem großen Vorbilde Canning nur einen „hohlen Namen“, noch Andere endlich nach Wellington's Anſicht, der gern von den kleinen Palmerſton'ſchen Vögeln (small Palmerstonian birds) ſprach, nur einen ganz kleinen unbedeutenden Kopf.

Ein ähnlicher Sagenkreis wie um den politiſchen Charakter des Viscount hat ſich auch um ſeine Perſönlichkeit angelegt. Max Schleſinger in der „Engliſchen Correſpondenz“ pflegte den Homeſecretär Palmerſton vor Jahren als ewigen Jüngling mit Roſenwangen und Silberlocken, als eine Art von Adonis an der Grenze der 70 darzuſtellen. Mr. Neare in der „Allgemeinen Zeitung“, ſchildert ihn uns, wie ein Epiker ſeinen Helden, aus ſeinen Thaten — als eine Art von Vorreiter des „Voco-Curantism“, hoch zu Roß, in den Umgebungen von London oder von Broadlands ſpazierenreitend, oder als einen aufgeräumten, „jovialen“ Mann,

der nie langweilig, immer guter Dinge sei. Die Bevölkerung der pariser Faubourgs verwechselte den edeln Viscount einst mit einem Dragonerleutnant. Auch darin lag eine Art von Geschichtsphilosophie: dem Einen ist er, seiner körperlichen Bildung nach, eine Art von Patagonier, lang und hager, mit den feinen Manieren eines Dandy; Mrs. Beecher Stowe schildert ihn in ihren „Sonnigen Erinnerungen aus fremden Landen" als einen feinen Mann von mittler Größe mit einem durchdringenden „schwarzen" Auge (a keen, black eye), der seinen scharfen diplomatischen Depeschen und Noten so ähnlich sehe wie ein Thautropfen dem andern. Der Glanz der Girandolen und Lustres in dem Drawing-room des Grafen Carlisle scheint die gute Frau ein wenig geblendet zu haben. Lord Palmerston ist eher groß als klein, so was man eine ansehnliche Figur nennt. Er ist sehr wohl proportionirt, ja er hat, was man im wienerischen Dialekt „a Baucherl" nennen würde. In seiner Erscheinung liegt, besonders beim Sprechen, etwas entschieden Ungrazioses. Die Rede fließt ihm keineswegs Nektorisch süß von den Lippen. Er stößt die Gedanken und Worte zwar mit großer Anstrengung hervor; seine Stimme hat etwas hohles Schakalartiges, ja etwas vom „Geheul der Hyäne"; „Chevalier" Wikoff hat von seinem frühern Herrn und Meister vom Stuhl gesagt, daß er ein eigenthümliches „Kichern" in seiner Stimme habe. Wir konnten dies jedoch nie bemerken. Er hat nur etwas Doppeltes, Proteusartiges, Falsches in seiner Erscheinung. Il est comme le vent tourne. In seinen Manieren, in seinem Auftreten bemerkt man auf den ersten Blick etwas jugendlich Burschikoses, ja Löwenmäßiges; allein thut er den Mund auf, so merkt man, daß oft etwas Anderes in der Löwenhaut ist. Sein Lachen hat etwas Schauerliches. Die Särge der Jugendkraft, die unheimlichen Falten um den Mund, welche „Punch" so trefflich wiederzugeben weiß, erinnern an den „Präsidenten" aus „Cabale und Liebe". Er hat auch etwas Doppeltes in seinem Blick. In diesem Blick liegt manchmal etwas Flehendes, Mildes, wie in dem eines Menschen, dem zeitlebens viel die Hölle heiß gemacht worden ist, bald ist auch dieser Blick wie der eines Menschen, dem etwas schwer auf dem Gewissen liegt. Wer zu lange am Ruder sitzt, kann nicht, wie der Dichter sagt, „die Seele rein bewahren". G. O.

Anregungen.

Ein gekröntes Geschichtswerk.

Griechenland lohnte seinen Geschichtschreibern, wenn sie an heiligen Festen ihr Werk vorgelesen, mit dem Kranze des Siegers, mit dem begeisterten Zuruf der ganzen versammelten Menge; auch an Preisen anderer Art fehlte es nicht; dem Herodot dankten die Athener für seine neun Musenbücher mit einem Geschenk von zehn Talenten.

Mit den Göttern Griechenlands sind diese Feste untergegangen, der Cultus der Wissenschaft hat sich in Hörsäle geflüchtet — glücklich der Redner, der so viele Zuhörer dort um sich versammeln kann, als einst unter jenem blauen Himmel des Südens Tausende zusammenströmten und goldenem Worte lauschten.

Und doch kann Niemand weniger den Widerhall der Begeisterung entbehren, die er erregen soll, als der Geschichtschreiber.

Gern zieht der moderne Dichter sich in die Einsamkeit zurück, um ungestört „die beglückende Mühe des Schaffens" zu genießen; oft haben Schiller, Platen, auch Goethe es ausgesprochen, daß für ihr Denken und Dichten nicht der laute Markt des Lebens der Ort, nicht die große Menge die erwünschte Zuhörerschaft sei. Es ist das Wort der römischen — Eitelkeit: „Wenigen Ohren gefallen, erfreut mich!" Geschichte aber wird erzählt, damit sie gehört werde, und wo der Beifall der Hörenden nicht als Echo zum Erzähler dringt, wird bald sein Eifer versiegen, weil er eben nicht in seinen eigenen Gedanken und Stimmungen sich schaukelt, sondern Leidenschaften und Thaten Anderer erzählt. Darum hat unserer Literatur, trotz aller Kenntniß und gelehrten Forschung, ein wahrhaft historisches Kunstwerk lange gefehlt. Dem 18. Jahrhundert ist Klio eine Schreiberin in dem Gerichtssaal des hochpreislichen Kammergerichts oder eine Kammerzofe bei einer altgewordenen Herzogin, nicht eine griechische Muse gewesen. In England hat das bewegte politische Leben jede Darstellung der vaterländischen Geschichte als ein Parteimanifest erscheinen lassen und einen Wettkampf der politischen Parteien auch auf dem Gebiete der Wissenschaft hervorgerufen, von Swinton und Guthrie bis auf Mahon und Macaulay. So dürfen wir jeden Erfolg, der uns auf diesem Felde zufällt, zugleich als einen politischen Fortschritt begrüßen und an die Förderung, die ihm zutheil wird, doppelte Hoffnungen knüpfen. Baierns König konnte von der Theilnahme, die er jedem wissenschaftlichen Streben widmet, kein schöneres Zeichen geben, als daß er von den vier Preisen, die er alljährlich für ausgezeichnete literarische Leistungen bestimmte, einen für ein historisches Werk aussetzte.

In welchem Geiste die Vertheilung der Preise

geleitet werden wird, dafür gibt das erste Beispiel hinreichende Gewähr. Es verschiedene Urtheile über die „Römische Geschichte von Theodor Mommsen" (Leipzig, Weidmann, bisher drei Bände) gefällt worden sind, den kritischen Sinn der Forschung, das Streben nach letzter Wahrheit, das sich darin ausspricht, hat Niemand verkennen dürfen; nur diese wissenschaftlichen Vorzüge haben ihm die Auszeichnung des Maximilianspreises erwerben können, andere Rücksichten, hätte man sie nehmen wollen, würden dagegen gesprochen haben.

Was Mommsen dem Historiker als Ziel setzt, sagt er selbst in dem Urtheil, das er über einen alten Geschichtschreiber — scharf und einseitig — fällt.

„Polybios", sagt er, „faßt seine Aufgabe mit großartigem Verstande, aber auch nur mit dem Verstande. Die Geschichte, der Kampf der Nothwendigkeit und der Freiheit, ist ein sittliches Problem; Polybios behandelt sie, als wäre sie ein mechanisches. Groß ist ihm nur das Ganze, in der Natur wie im Staat; das besondere Ereigniß, der individuelle Mensch, wie wunderbar sie auch erscheinen mögen, sind in der That klein und gering, nichts als einzelne Momente, einzelne Räder in dem höchst künstlichen Mechanismus, den man Staat nennt."

Die Weltgeschichte ist Mommsen somit nicht blos ein Proceß der Nothwendigkeit, mag man unter dieser die Entwickelung der philosophischen Idee mit Hegel oder die göttliche Vorsehung mit Bunsen verstehen; sie ist zugleich ein Act der menschlichen Freiheit, ein Werk des menschlichen Geistes bald des gesammten Volksgeistes, bald der Einzelnen, der Gewaltigen des Herrn, „die mit ihrem eisernen Willen die Welt in neue Geleise zwingen oder die doch auf Jahre dem Schicksal in die Zügel fallen, das die Räder über sie hinrollen", oder selbst Derer, die ein günstiger Zufall über die Menge ohne eigene Besonnenheit hervorhebt. Weil also die Geschichte zum großen Theil Menschenwerk ist, darum sollen wir uns nicht Denen anschließen, welche diese menschlichen Dinge weder bewundern noch verabscheuen, sondern nur begreifen wollen — wir müssen darüber urtheilen wie über ein anderes Menschenwerk. Mommsen schwebt nicht, wie der Geist über den Wassern, über dem politischen Treiben, er ist mitten darin — und mit welcher Leidenschaft! Hier ein Veto, dort ein jauchzender Zuruf für Scipio oder Cato, Sulla oder Marius! Gervinus saß im Areopag, Mommsen im Convent. Er berücksichtigt nicht bei seinem Urtheil allein die Moral der Zehn Gebote und des bürgerlichen Friedens, welche die heidelberger Historiker als den Zollstab der Größe gebrauchen, er ist ein Staatsmann, und wenn er dem Schauer, der Jeden bei den mit cynischer Offenheit und Frechheit verübten Gewaltthaten und Grausamkeiten Sulla's ergreift, Worte leiht, so bricht er in ebenso laute Bewunderung für die Leichtigkeit und Sicherheit seines politischen Wirkens aus. Die Bürgertugenden und der freiwillige Tod des Cato — des letzten Republikaners, der da ging, als der erste Monarch kam, sollen „seine Kurzsichtigkeit, seine Verkehrtheit, seine dürre Langweiligkeit, seine falschen Phrasen" nicht in Vergessenheit stellen. „Auf jener großen Weltbühne, darauf so viele große und weise Männer gewandelt und gehandelt hatten, war der Narr bestimmt, zu extlogiren." Ohne zu unterschreiben, citiren wir nur.

Und hier ist der Zug nicht zu verkennen, der bei aller Verschiedenheit der politischen Ansicht, allgemeiner Gedanken und der Gesetze ihrer Darstellung Mommsen und Leopold Ranke verbindet.

Beide haben diesen Cultus der Persönlichkeit; der Eine ist der Herold seiner Helden — auf offenem Markt, in großen Versammlungen; der Andere ist gern mit ihnen allein, im stillen Zimmer wie jener Machiavelli, den Goethe schildert, bei Margareethen von Parma; Beide lieben die „große Politik", Beide haben ein unverkennbares sardonisches Lächeln auf den Lippen, wenn die Moral in die Historie hineingezogen wird, und wissen nichts von tugendhaftem Abscheu vor großen Tyrannen, Proscriptionen und Bartholomäusnächten. „Die Partei" wird der Eine, „Die Staatsraison!" der Andere rufen. Das ist der Unterschied; Mommsen hat etwas von Demosthenes' oratorischer Leidenschaft, Vaterlandsliebe, Ranke noch viel mehr von der wunderbaren Biegsamkeit jenes Mazarin, der durch alle Irrfahrten durch nichts als „Geist und Politik" zum Herrn von Frankreich geworden. Weil Ranke eine künstlerische Natur, nicht mitleidende Seele ist, bleibt er über, neben, vor seinem Werke, jeden Meißelschlag berechnend. Er sagte einst: „Nur das Factum gilt es wiederzugeben, das Factum, so lebendig, so frisch, wie es geschehen" Mommsen lebt in seinem Werke, ihm ist Rom und Cäsar etwas Faßbares, woran man Liebe und Haß erproben kann; er arbeitet sein Urtheil in das Geschehene hinein, gleichsam als wäre es auch ein damals Gewesenes, wie eine Meinung des Cicero. Und so, von Pathos bewegt und hingerissen, entschlüpfen ihm Ausdrücke, Bezeichnungen, die nur der Gegenwart angehören, wird ihm Pompejus, der große Pompejus, der Besieger des Mithridates, „zum Ideal eines Unteroffiziers". Solche Worte verletzen nicht allein, wie vielleicht nur Pedanten gesagt haben, die Würde der Geschichte; viel schlimmer, sie stören den Eindruck des Kunstwerks und rauben ihm jenen Stempel der Objectivität, welcher — marmorhart und -kalt, wir geben es zu, aber doch schön und beruhigend auf den Werken Ranke's ruht. Die Geschichte ist bei Mommsen eine augenblickliche, geistvolle, dramatische Improvisation; wie Viele werden sein Urtheil über Marius und Cato unterschreiben? Je bewegter er ist, desto mehr „Für" und „Wider" ruft er hervor. Er, der Demagog, wie der Hofmann der Historie, Beide schließen gern mit Sentenzen wie der Chor des griechischen Trauerspiels. Mommsen legt darin seine tragisch-herbe Ansicht vom Verlauf der Dinge, Ranke seine melancholische Stimmung über ihre Nichtigkeit nieder.

Der Cultus der Persönlichkeit, sagten wir oben, fände in Mommsen seinen Priester und manche seiner Charakterschilderungen, wo er, wie Rembrandt, durch geschickte Vertheilung von Licht und Schatten seine Wirkung erzielt, sind wie die des Mithridates, die zugleich ein Musterbild der Gultanherrschaft ist, unerreicht, auch hier das Gegenstück und Widerspiel von Ranke, dessen Porträts nur durch die unnachahmliche Sauberkeit der Ausführung, die Häufung unzähliger kleiner Züge ein Bild herstellen, welches uns, aus dem Rahmen entgegentretend, an die Köpfe von Balthasar Denner erinnert.

Viele Vorwürfe sind gegen Einzelheiten, manchen historischen Irrthum des Werks erhoben worden, darüber gilt hier kein Streit. So wie es ist — mit seinen Runzeln und Furchen, bleibt es eine der bedeutendsten Erscheinungen unserer Zeit, epochemachend, indem es zum ersten mal die persönliche Mitleidenschaft auf die großartigste, schärfste Weise unverhüllt in die Geschichte eingeführt und die Nachwelt nicht zum Zuschauer, sondern zum Kämpfer in das Gladiatorenspiel der römischen Republik gerufen hat. Solch ein starker Zug, der wider Willen mit sich fortreißt als Ausfluß einer mächtigen Persönlichkeit, waltet auch in Schiller's Tragödien; freilich, das gewähren sie sowenig wie Mommsen's Geschichte, die Harmonie einer griechischen Statue, jene verklärende Beruhigung, in der die reine Form den tragischen Schmerz bändigt.

Aus der Natur.

I.

„Zur Wissenschaft gibt es keinen besondern Weg für Könige!" — lautete die Antwort, die ein berühmter Gelehrter einem Fürsten gab, der durch seine Akademie mit ebenso leichter Mühe Lorbern in der Wissenschaft zu erringen gedachte, als andere Könige durch große Feldherren Siegeskränze sich angeeignet.

Zur Wissenschaft gibt es aber auch keinen besondern Weg für das „Volk", soviel Mühe man sich auch in der neuesten Zeit gibt, in populären Werken über Physik und Chemie, in Briefen über Physiologie und Zoologie Jedem ohne Schwierigkeit die Kenntniß derjenigen Thatsachen zugänglich zu machen, deren Ergründung unter vielfachen Bemühungen, rastlosen Versuchen und jahrelangen Beobachtungen gelang.

Solche Bestrebungen beruhen auf dem Glauben, die allgemeine Bildung werde sich mehren, sobald nur erst Jedem bekannt sei, aus welchen Stoffen die Luft bestehe, wie die Gebirgsschichten vertheilt seien und das Licht sich verbreite.

Diese falsche Auffassung vom Wesen der Wissenschaft kann nicht oft genug an das goldene Wort Lessing's erinnert werden, daß nicht die Wahrheit selbst es ist, nicht die volle Wahrheit, die den Menschen zufriedenstellt, sondern der ewig rege Trieb, die Wahrheit zu erforschen, wäre damit auch die Bestimmung verknüpft, immer und immer zu irren. Jedem ist der Pfad zur Wissenschaft offen, aber es ist ein rauher, dornenvoller Weg. Ihn wandelnd, gewöhnt sich der Geist an selbstthätiges Denken und erwirbt so unverlierbare Schätze, während der mühelose Gewinn aus der Lektüre vieler „populären" Schriften so rasch zerrinnt wie das Vermögen eines arbeitsamen Todten in der Hand schwelgender Erben.

Je weniger wir daher die große Zahl naturwissenschaftlicher Schriften „für das Volk" so besonders erstaunenswerth nützlich erachten können, um so größer sei der Preis derer, die ihren Werth nicht in dem Entgegentragen abgeschlossener Resultate, sondern in der Anregung zum eigenen Nachdenken suchen. Wir werden in nächster Nummer einige nennen.

Lebensblicke

von C. Habicht.

Volksthümlich zu heißen verdient nicht was im Munde, sondern was im Herzen des Volks lebt.

* *

Den Kampf mit dem Schicksal können Freunde für und mit uns kämpfen; Seelenkämpfe müssen wir allein austragen.

* *

Nur ein fester Charakter ist der Held, an welchem Freundschaft und Liebe vertrauend Anker werfen können.

Für die Schillerstiftung gingen beim Herausgeber ferner ein: Von OOO in Hamburg 2 Thlr. Dem Begleitungsgedichte entnehmen wir die Worte:

Es sei, den Geist vor Noth zu retten,
Nur Keins, statt auf Tyrannen ihn zu betten,
Und unsrer Schiller heiligst Gebot!

Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß sich unter der Presse befinden:

„Jahrbücher zur Schillerstiftung." Ersten Bandes Erstes Heft. Preis 1 Thaler.

Den Inhalt werden folgende Beiträge der gegenwärtigen Mitglieder des provisorischen Verwaltungsausschusses bilden: „Ueber die Sixtinische Madonna." Vom Geheimen Medicinalrath Dr. Carus. — „Die Feldzüge der Römer in Deutschland." Von Staatsminister von Wietersheim. — „Ueber einige deutsche Dichterinnen des 18. Jahrhunderts." Von Hofrath und Oberbibliothekar Dr. G. Klemm. — „Ueber Kaiser Julianus Apostata." Von Dr. Karl Gutzkow. — Eine naturhistorische Abhandlung von Hofrath Dr. Reichenbach. — „Geschichte der Schillerstiftung." Von Dr. Julius Hammer. — „Rechenschaftsbericht." Von Major Serre auf Maxen. — Außerdem hat Professor Mitscherlich gestattet, die erste überhaupt bekanntwerdende Abbildung seines allbewunderten Goethe- und Schiller-Standbildes als Stahlstich in diesem Jahrbuch erscheinen zu lassen.

Eine Einnahme würde der Schillerstiftung zufließen, wenn dem Herausgeber durch portofreie Zusendung des obigen Betrags eine Pränumeration erfolgte, gegen welche nach Erscheinen die Uebersendung eines Exemplars stattfinden würde. Die Uebernahme mehrer Exemplare und eine höhere Bezahlung würde dankend entgegengenommen und auch in dem Rechenschaftsberichte vermerkt werden, welcher überhaupt alle Beiträge, auch die, welche noch während des Drucks einlaufen, namentlich aufzuführen gedenkt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 26.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Der Notar und der Leutnant.

Aus dem Leben

V.

Das Schwanken des Dampfschiffs, als dasselbe in Bewegung gesetzt wurde, weckte Werner insoweit aus seinem Schlummer, als er eine Weile halb wach das Arbeiten der Schaufeln hörte, ohne recht begreifen zu können, was es war. Anfangs kam es ihm vor, als hörte er daheim in seiner Wohnung die Arbeit in einer Küche, die dicht unter seinem Zimmer gelegen war. Es klang wie eine Art Haspeln oder wie das Schnurren eines Spinnrads und endlich, als er munterer ward, wie das Geräusch einer Dreschmaschine. Diese Vorstellung, begleitet von einem dunkeln Bewußtsein, daß sich eine solche doch unmöglich in der Nähe finden könne, veranlaßte ihn zuletzt mit wirklicher Anstrengung die Augen zu öffnen und einen Blick nach oben zu werfen. Wie sonderbar! — Da hatte er ja die Decke gleich über der Nase! Aber es war doch nicht recht wahrscheinlich, daß die Aufwarterfrau soviel Betten übereinandergeschichtet haben sollte, daß er so hoch lag. Jetzt ließen sich Schritte im Zimmer hören. Werner sah sich um, aber wer malt sein Erstaunen, als sein Auge auf das Schenkmädchen des Dampfboots fiel, welches während des vorhergehenden Abends im Salon aufgewartet hatte! In demselben Augenblicke sah er auch durch eins der kleinen Fenster, wie der See im Sonnenschein blinkte — und nun begriff er endlich, wo er sich befand. Dies war in der That eine unerwartete Entdeckung; aber hier war nichts Anderes zu thun als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Werner richtete sich daher in eine sitzende Stellung auf, um sich nach seinen Kleidern umzusehen; aber so sorgfältig er sich auch nach allen Seiten umschaute, konnte er doch nichts weiter entdecken als Hut, Beinkleid, Stiefeln und Strümpfe, die ganz ordentlich in der Nähe seiner Hängematte hingelegt waren. Er mußte sich daher an die Aufwärterin wenden, welche eben im Begriff war, aus dem Salon zu gehen.

„Was befehlen Sie, mein Herr?“ fragte diese, als er sie zurückrief.

„Seien Sie doch so gut und sagen Sie mir, wo mein Rock und meine Weste hingelegt worden sind, ich kann sie von hier durchaus nicht sehen.“

„Hier finden sich keine andern Kleider als die, welche Sie selbst sehen.“

„Aber mein liebes Kind, ich bin doch nicht halb angekleidet hierhergekommen und folglich müssen meine Kleider sich doch wol in irgendeinem Winkel vorfinden.“

„Nein, ich sage, daß sich hier nicht mehr Kleider finden als die, welche der Herr bereits gesehen haben! Sie erinnern sich doch jedenfalls, wo Sie dieselben gestern Abend hinlegten?“

Diese Frage war schwer zu beantworten und da Werner auf dieselbe schwieg, so ging das Schenkmädchen seiner Wege und ließ ihn sich auf eigene Hand zurechtfinden, so gut es gehen wollte. Unser Notar war in einer kritischen Lage, nahm aber inzwischen noch eine Untersuchung im Salon

vor. Diese fiel besser als die frühere aus, denn tief in einer Sophaecke fand er sein Taschentuch wieder, in welches man sein Zettelbuch und seine Uhr eingebunden hatte. Er war somit wenigstens nicht ohne Geld; aber siehe da, an der Uhr hing sein Uhrschlüssel und der Ring des Gutsherrn Hegelius, den er spätestens heute Morgen zum Gravenr hatte tragen sollen. Das war ein neuer Verdruß — ein höchst misslicher Umstand, infolge dessen er Gefahr lief, nicht nur beim alten Herenstam, sondern auch bei Amaliens Onkel schlecht angeschrieben zu werden. Hieran lange zu denken, war jetzt freilich keine Zeit; er sah nämlich, daß man beabsichtigt hatte, ihn ohne Weste und Rock unter den übrigen Passagieren des Dampfboots auftreten zu lassen und nothwendigerweise mußte er sich aus dieser Klemme herausziehen. Sollte er von Jemanden unter der Besatzung, vom Steuermann etwa, Weste und Jacke borgen? Dies war das Erste, was in Frage kam; aber damit erhob sich sogleich die Besorgniß, daß ihn ein Bekannter in diesem Costüme treffen konnte und er mußte daher etwas Anderes ausinnen. Werner war nicht sehr lang von Wuchs und hatte einen ziemlich feinen Teint. Konnte er sich vielleicht nicht mit Hülfe von etwas Geld und des Schenkmädchens in einen Frauenzimmeranzug kleiden? In diesem war er jedenfalls nicht so leicht wiederzuerkennen. Aber das war ja eine noch tollere Idee! Als unser Notar bei dieser Erwägung sich eben noch einen neuen und bessern Plan bedachte, wurde er plötzlich von Schritten droben auf der Treppe in seinem Nachdenken unterbrochen und gleich darauf trat ein junger Mann in den Salon. Werner's Ueberraschung und Freude war groß, als er in diesem Freund Aiplund erkannte. „Du kommst auf meine Bahn wie ein Engel!" rief er aus und streckte seinem Freunde die Hand entgegen.

„Morgen, Bruder Werner!" antwortete Aiplund. „Wo zum Teufel gedenkst du denn heute hinzureisen?"

„Ja, wer das selbst wüßte!"

„Du weißt es also noch nicht? Nun wol, da werde ich dich gleich darüber ins Klare setzen."

„Was! Gehörst du auch mit zu den Anstiftern dieses Spectakels, der wahrscheinlich noch vor Abend in ganz Jönköping ausposaunt sein wird?"

„Gewiß!"

„Auch du, Brutus!"

„Auch ich — aber zieh' dich jetzt an, so sollst du Aufklärung erhalten."

„Da du besser als ich selbst weißt, wo ich heute hinreisen werde, so dürftest du mir wol auch zuvor sagen können, wie ich mich ohne Kleider anziehen soll; denn man ist artig genug gewesen, mich hier so gut wie im Stande der Unschuld zu lassen."

„Das ist in der That ein Umstand, von dem ich durchaus nichts weiß; da es nun aber einmal nicht anders ist, so werde ich dir helfen so gut ich kann. Zufälligerweise habe ich in meiner Reisetasche einen schwarzen Anzug mitgenommen, weil ich in Hio einen kleinen Besuch zu machen beabsichtigte, allein du kannst ihn in jedem Fall geliehen bekommen; denn du hast wichtigere Dinge auszurichten als ich."

„Nun da mache schnell; ich sehne mich nach einer Erklärung deiner räthselhaften Worte."

Aiplund schickte die Aufwärterin nach seiner Reisetasche und in Zeit von einer Viertelstunde stand Werner, elegant gekleidet, an der Seite seines Freundes.

Nachdem sie sich sodann auf eins der Sophas niedergelassen hatten, begann der Letztere zu erzählen, wie er am vorhergehenden Tage von dem Briefe des Gutsherrn Hegelius an den alten Herenstam Mittheilung erhalten. Infolge dieser Mittheilung hätte er später einen Plan entworfen, in den Werner's Dampfbootreise vortrefflich hineinpasse. „Du begreifst also", fügte er hinzu, „daß du der junge Mann bist, welcher heute bei Vater Hegelius einen Besuch abstatten und ihn von seinem Freunde Herenstam grüßen wird."

„Aber da sollte ich doch wenigstens einen Brief von diesem zu überbringen haben", wandte Werner ein.

„Wozu das? Du hast ja das Mädchen auf deiner Seite und wer einmal soweit ist, der schlägt sich schon vollends durch."

„Das ist wahr; sie wird mir schon beistimmen, wenn ich auch Derselbe zu sein vorgebe, welchen Herenstam in seinem Briefe gemeint hat."

„Es wird Alles vortrefflich gehen. Sei nur so dreist wie möglich, falls beim Alten ein Zweifel auftauchen sollte. Erinnere dich, daß es hier gilt, einen Menschen aus dem Felde zu schlagen, den Amalie nie recht wird schätzen können und daß du selbst dadurch Diejenige gewinnen kannst, welche du aus reinem Herzen liebst!"

„Ich fürchte nur, daß der Alte die Entscheidung aufschiebt; in diesem Falle könnte Alles leicht entdeckt werden."

„Das darfst du um keinen Preis zulassen. Alles muß in größter Eile abgemacht werden."

„Das Wichtigste dabei", sagte Werner hinzu, „ist das Temperament unseres guten Hegelius — ob er ein grämlicher und hartnäckiger oder ein gutmüthiger und nachgiebiger Mann ist. Darauf beruht eigentlich die ganze Sache."

VI.

Nicht weit von dem Marktflecken Motala lag das Landgut des Gutsherrn Hegelius in einer von der Natur bevorzugten Gegend. Eine stattliche Pappelallee führte dorthin, rings um den Hof selbst dufteten im Sommer blühende Linden und wiegten sich schwankende Hängebirken freundlich im Winde. Ein Garten, reich an Blumen und fruchttragenden Bäumen, bildete vielleicht die schönste Zierde dieses Guts. Ich spreche nicht von den wogenden Saatfeldern, die in einiger Entfernung davon ihre fruchtbaren Ebenen ausbreiteten; wenn der Herbst kam und die Sense geschliffen ward, sprachen sie schon für sich selbst. Und der Besitzer des Guts verstand sie dann auch gebührend zu schätzen.

Am Nachmittag desselben Tags, an welchem Werner so unerwartet auf dem Dampfschiff erwacht war, sah man den Gutsherrn Hegelius langsam in seinem Garten auf- und abgehen und mit stillvergnügtem Lächeln bald die vielversprechenden Aprikosenbäume, bald die saftigen Weinbeeren betrachten, welche sich verlockend durch ihr üppiges Laubwerk drängten. Der Gutsherr war bereits ein alterlicher Mann, aber sein Gang war lebhaft und aus seinen Augen sprach noch Jugendlichkeit. Wenigstens war dies heute der Fall, während er so in den hintern Gängen seines Gartens umherspazierte. Er konnte indeß diese Promenade nicht lange genießen: denn sein Diener erschien mit der Meldung, daß ein fremder Herr mit ihm zu sprechen wünsche, und nicht ohne einen gewissen Ausdruck des Mißvergnügens fragte er jetzt, woher der Fremde sei.

„Aus Jönköping", war die Antwort.

„Aha, ich verstehe!" sagte der Gutsherr lebhaft und das selbstvergnügte Lächeln schwebte wieder auf seinen Lippen, als er jetzt freundlich antwortete: „Ich werde gleich kommen!"

Der fremde jönköpinger Herr war, wie der Leser leicht errath, kein Anderer als Hugo Werner. Er hatte sich bei seiner Ankunft erst nach Fräulein Hedenborg erkundigt, aber den Bescheid erhalten, daß sie jetzt ausgegangen und auf einer Promenade begriffen sei, und sodann den Wunsch zu erkennen gegeben, mit dem Gutsherrn selbst zu sprechen. Man hatte ihn hierauf in einen hellen und heitern Saal geführt, dessen Fenster nach Süden hinausgingen und in dem man deshalb eine Menge wohlriechender oder wenigstens farbenschöner Blumen aufgestellt hatte. Werner war kein Botaniker, liebte aber dennoch Flora's Töchter und unterhielt sich, während er auf den Hausherrn wartete, damit, das Schönste, was die Sammlung bot, zu betrachten. Es dauerte indeß nicht lange, so trat der Gutsbesitzer ein.

„Willkommen, mein Herr", sagte er und näherte sich dem Notar, „freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen . . Sie kommen von Jönköping und haben einen Brief vom Bruder Herenstam, nichtwahr?"

„Brief?" sagte Werner und verbeugte sich. „Ich muß gestehen, daß es theilweise meine eigene Schuld ist, wenn ich jetzt keinen mitbringe. Ich sollte ihn bei Onkel Herenstam's Neffen abholen, welchem er ihn bereits eingehändigt hatte; aber ich konnte ihn gestern durchaus nicht zuhause treffen und hatte heute das Unglück, ihn damit nach dem Hafen kommen zu sehen, gerade als das Dampfboot den Kai passirte."

„Nun, das nenne ich Unglück — aber wie ist Ihr Name, wenn ich fragen darf?"

„Werner".

„So — o! Das ist gewiß ein ostgothischer Name?"

„Allerdings! Mein seliger Vater wohnte in seinen spätern Lebensjahren in der Nähe des Bergwerks Borholm, wo er ein kleines Landgut besaß. Er hieß jedoch als Jüngling Karlson, nahm aber den Namen Werner an, als er in seinem 21. Jahre mit der Landwehr ausmarschirte. Er glaubte, daß dieser Name besser für einen Mann passe, der dem Reiche eine Wehr sein sollte."

„Eigener Einfall, meiner Seele! Aber nehmen Sie Platz, mein bester Herr Werner, und sagen Sie mir sodann gefälligst, ob Sie nicht heute eine ganz besondere Angelegenheit hierher geführt hat."

„Die Angelegenheit, welche mich hierher führt, hat ja bereits Onkel Herenstam die Güte gehabt, in seinen Briefen wenigstens anzudeuten?"

„Ja, ja, theilweise! Sie haben sonach ernstlich an die Sache gedacht? Sie lieben das Mädchen herzlich und wollen jetzt um ihre Hand anhalten, nichtwahr?"

„Ich habe wirklich diesen, vielleicht für mich allzu kühnen Gedanken gehegt."

„Haben Sie Vermögen oder nur Schulden,

mein Herr? Seien Sie so gut und beantworten Sie mir diese Frage aufrichtig."

„Ich habe, die Wahrheit zu gestehen, keins von beiden, sondern für jetzt nur die Hoffnung auf ein baldiges Auskommen; ich erlaube mir nämlich zu erwähnen, daß ich jetzt nach mehrjähriger Dienstzeit im Hofgericht nicht ganz ohne Aussicht bin, sobald es sich thun läßt, die Bürgermeisterstelle in irgendeiner kleinen Stadt zu erhalten. Das ist freilich ein unbedeutendes Amt; aber man hat von der Zukunft doch Besseres zu erwarten."

„Das mag Alles recht gut und schön sein, mein bester Notar; aber es ist doch zum Geier, daß mir Bruder Herenstam in seinen frühern Briefen nichts Näheres über Sie geschrieben hat. Ein Mann in meinen Jahren will in einer so wichtigen Angelegenheit Alles schwarz auf weiß haben."

Werner wollte eben darauf antworten, daß Amalia Hedenberg selbst wol nähere Aufklärung über seine Persönlichkeit geben könne, als in diesem Augenblick die Flügelthür sich öffnete und er auf der Schwelle — Leutnant Herenstam gewahrte, der in voller Uniform, mit einem Briefe in der Hand hereingeschritten kam. Bei diesem Anblick war unser Notar nahe daran, die Besonnenheit zu verlieren, faßte sich jedoch plötzlich, indem er von seinem Stuhl aufsprang und Hegelius am Arm ergriff. „Da sehen Sie, bester Herr," rief er und zeigte auf den Brief, welchen Herenstam in der Hand hielt, „hier kommt Dasjenige, was für mich sprechen wird! Welchen Freund habe ich nicht in dem da, der $10^{3}/_{4}$ Meilen weit gereist ist, um mir diesen wichtigen Brief einzuhändigen — zehn und dreiviertel Meilen, bester Herr! Aber ich kann auch in ihm Leutnant Herenstam, den Neffen Ihres alten Freundes, Ihnen vorstellen."

„Das nenne ich Freundschaft", sagte der Alte und trat auf den Leutnant zu, welchen dieser Auftritt so überraschte, daß er kein gefaßtes Wort herausbringen konnte, sondern nur mit einer Verbeugung den Brief überreichte. „Seien Sie so gütig und lassen Sie sich hier neben dem Herrn Notar nieder und entschuldigen Sie, daß ich so neugierig bin nachzusehen, was mein Ehrenfreund schreibt." Hegelius öffnete jetzt den Brief und durchflog eiligst dessen eine vollgeschriebene Seite, aus der wir folgende Stelle ausziehen:

„— — — Daß der junge Mann einen im Grunde redlichen Charakter hat, wenn es auch nach seiner Außenseite anders scheinen sollte, das kann ich dir mit Bestimmtheit versichern. Doch du hast ja selbst hinreichenden Scharfblick und wirst daher die Richtigkeit meines Urtheils bald einsehen. Mein Neffe, der Leutnant, wird Alles nach Kräften vermitteln und ich sehe bereits, wie er meinem alten muntern Ehrenfreund gefallen wird, zumal da derselbe gewiß human genug ist, seinen größten Fehler zu übersehen, den nämlich, daß er gar kein Vermögen hat." In diesen und ähnlichen Worten war Herenstam's Brief abgefaßt...

VII.

Wenige Tage nach Werner's und Herenstam's so unvermuthetem Zusammentreffen in Ostgothland finden wir den Letztern eines Morgens auf einem Spaziergange in der schönen Allee vor Jönköpings östlichem Thore begriffen. Er ging mit sicherm Schritte vorwärts und trug sein Haupt so stolz, als ob eine Königskrone auf seinem Scheitel ruhte. Da hörte er Jemanden hinter sich seinen Namen rufen und als er sich umdrehte, sah er in geringer Entfernung Leutnant Gläschenfelt auf sich zukommen.

„Wart' ein wenig", bat dieser und beschleunigte seine Schritte. „Ich sehne mich außerordentlich danach, ein Paar Worte mit dir schwatzen zu können."

„Was hast du denn zu verkünden?" sagte Herenstam und blieb stehen.

„Ist es wahr, was man sagt, daß du vor einigen Tagen von Werner total aus dem Felde geschlagen bist und das noch dazu oben in Ostgothland, wohin du ein Empfehlungsschreiben von deinem Onkel hattest?"

„Alles Das hat seine Richtigkeit", antwortete der Gefragte mit einer für seinen Kameraden überraschenden Ruhe, „und das war in der That eine verwünschte Geschichte; aber laß uns weiter gehen, so will ich dir den ganzen Hergang erzählen."

„Charmant, magnifique, foudar!" rief Gläschenfelt aus, der jetzt das stattliche Wettsouper in nächster Nähe sah.

„Du erinnerst dich doch", begann Herenstam, „wie wir Werner auf dem Dampfboote zurückließen, um ihm einen Streich zu spielen?"

„Daran muß ich mich wol erinnern", unterbrach ihn Gläschenfelt, „da ich Derjenige war, welcher später nochmals aufs Fahrzeug zurückkehrte und ihm Rock und Weste nahm."

„Aber du hörtest gewiß nicht, wie Afslund beim Herausgeben aus dem Salon äußerte, daß Werner's Reise wenigstens für ihn selbst glück-

lich werden würde. Ich jedoch hörte es und sah auf der Stelle ein, daß Aiplund seinen Freund nach Ostgothland hinaufreisen zu lassen beabsichtigte, um mir beim alten Hegelius zuvorzukommen. Unter diesen Umständen ganz einfach auf den „Commandeurcapitän" zurückzukehren und Werner zu wecken, auf diesen gescheiten Einfall gerieth ich in der Verwirrung nicht — sondern beschloß statt dessen mich in der Nacht auf dem Landweg hinaufzubegeben und ging deshalb trotz der späten Stunde nach Hause zum Onkel, um einen Brief an Hegelius abzuholen, den er, wie ich wußte, schon seit mehren Tagen auf meine Rechnung fertig hatte. Ich sagte ihm, meine Sehnsucht sei so groß, daß ich mich bereits am nächsten Morgen auf den Weg nach Motala machen müsse, worauf er mir den Brief einhändigte und glückliche Reise wünschte. Um 12 Uhr in der Nacht fuhr ich aus der Stadt und hatte ausgerechnet, daß ich Motala mindestens eine Stunde vor dem „Commandeurcapitän" erreichen würde. Aber das schlug mir fehl; denn ich mußte in Rebo zwei lange Stunden auf den Postillon warten und in Wedstena antwortete mir der großartige Fahnenjunker, der die Gastgeberei daselbst hat, daß ich nicht eher als in drei Stunden Pferde bekommen könne. So kam ich eine halbe Stunde später als das Dampfschiff nach Motala und ebenso lange Zeit nach Werner auf das Gut des alten Hegelius. Nun hatte ich mich zwar darauf gefaßt gemacht, ihn dort zu treffen, wurde aber wahrhaftig von seiner muntern entschlossenen Geistesgegenwart, sich in meine Ankunft zu finden, die er sicher nicht vorausgesehen hatte, so überrascht und erstarrt, daß ich gegen meine sonstige Gewohnheit völlig aus dem Gleise kam. Der saubere Werner hatte dem alten Herrn weisgemacht, daß er Derjenige sei, welchen mein Onkel in seinen Briefen empfohlen habe und da ich jetzt dessen letztes Schreiben mitbrachte, war er dreist genug zu behaupten, daß ich ihm aus reiner Freundschaft damit nachgereist sei, um ihn nicht in Verlegenheit zu setzen. Ich würde mich wol dessenungeachtet noch so ziemlich von meiner Ueberraschung erholt haben, wenn nicht Werner an diesem Tag sich selbst an Erfindsamkeit und Geistesgegenwart übertroffen hätte. Erst zog er den großen Karneolring mit dem Namen des alten Hegelius aus der Tasche, den ihm mein Onkel vor einigen Tagen mit dem Auftrage gegeben, ihn zum Graveur zu tragen, dann kam auch Fräulein Amalie selbst in den Saal, wo wir uns nun um die Wette liebenswürdig zu zeigen suchten, und glaube mir, sie verdarb die Sache ganz und gar für mich. Das Ende des Liedes war, daß ich rasend wurde, hastig meiner Wege ging, im Vorbeigehen einem Lummel von einem Bedienten, der mich nicht höflich genug grüßte, eine Ohrfeige gab und nach Motala zurückritt. Ehe ich von da abfuhr, mußte ich indessen noch hören, wie man davon sprach, daß bereits am nächsten Tage beim Gutsherrn Hegelius eine Verlobung stattfinden würde — ich wußte für wen."

„Aber läßt sich denn der Sache nicht abhelfen, wenn dein Onkel den Alten über die Betrügerei aufklärt?"

„Gott sei Dank! Der Sache ist bereits abgeholfen!" antwortete Herenstam.

„Alle Wetter! auf welche Art denn?"

„Ganz einfach, ich feire in einigen Tagen meine Verlobung mit einer Andern!"

„Wetter, mit wem denn?"

„Mit einer sentimentalen Stockholmerin, der ich zufälligerweise auf der Reise hierher Gesellschaft geleistet habe."

„Ei, wie heißt sie, wenn ich fragen darf?"

„Blomsterlund."

„Jedenfalls mit einem hübschern Taufnamen, sodaß ich weiß, wessen Gesundheit wir bei dem bewußten Souper auszubringen haben?"

„Taufnamen, ja! — Jawohl, einen solchen hat sie ebenfalls — wart' einmal — was zum Geier war es denn gleich für einer?"

„Sie heißt doch nicht etwa Barbara?"

„N—ein! sie heißt nicht Barbara, sie hat viel, viel hübschere Namen — sie heißt Sarah Rebekka!"

„Also Sarah Rebekka Blomsterlund", rief Gläschenfelt aus — „Bruder!"

„Still!" sagte Herenstam und legte die Hand aufs Herz oder, richtiger gesagt, aufs Portefeuille, das der Hand näher war, „still, sage nichts: sie hat eine Tonne Goldes!"

„Dann ist sie ein Engel!" rief Gläschenfelt aus und ergriff den Andern bei der Hand, „ich habe die Ehre zu gratuliren!"

— — Das Souper war dann vortrefflich.

Maximilian Axelson.

Das Crucifix.

„Ein Gnadenbild, wie es noch einst war."
Chamisso.

In der Elftausend-Jungfrauen-Kapelle der Marienkirche zu Danzig befindet sich ein ans Kreuz geschlagener Christus, ein Kunstwerk von höchster

Bedeutung, von einer erschütternden Wirkung, einer Naturwahrheit, wie selten ein Werk dieser Art.

Das Christenthum, welches sein Symbol von der Kreuzigung Christi entnommen, hat diesen Akt und was demselben vorausging und nachfolgte, recht eigentlich für bildliche Darstellungen empfohlen. Die Kreuztragung mit den dabei vorkommenden Zwischenfällen, das Anheften an das Kreuz, die Ereignisse während des Leidens Christi, die Kreuzabnahme, das in Schmerz Versunkensein der Angehörigen bei Christi Leiche, was die Italiener una pietà nennen, endlich die Grablegung sind unzweifelhaft Momente, welche durch ihre Plastik, Bewegtheit, ihre Contraste und eine große Mannichfaltigkeit verschiedenartigster Empfindungen sich ganz von selbst zu künstlerischen Darstellungen eignen. Den eigentlichen und ethischen Hoch- und zugleich Ruhepunkt dieser ganzen Reihe bildet das ans Kreuz Geheftetsein und innerhalb dieser Dauer wiederum der letzte Moment des Leidens und Lebens Christi, seine letzte Schmerzensklage, welche in dem schönen Ausruf: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen!" ihren Ausdruck gefunden hat. Es ist diese Klage darum so rührend, weil sie den Leidenden als Menschen und reinmenschlich empfindend darstellt, in einer alles übermenschlichen Heroismus entkleideten und darum so rührenden und erschütternden Schwäche; einer Schwäche, welcher auch jene Worte in Gethsemane entsprangen: „Willst du, mein Gott, so gehe dieser Kelch an mir vorüber!"

Betrachten wir den Moment der Kreuzigung mit reinkünstlerischem Auge, so müssen wir uns gestehen, daß kaum ein anderer denkbar ist, der sich plastisch sowenig zu einer Darstellung eignete, der dem Begriff der Schönheit, jedem ästhetischen Gesetze so vollkommen widerspräche wie dieser. Zwar die Stellung Christi zwischen den beiden Uebelthätern zeigt etwas von einer Pyramide; die Geradlinigkeit in der ganzen Körperstellung aber, die dadurch hervorgerufen wird, daß die Füße übereinandergelegt sind und die Arme mit dem Körper einen rechten Winkel bilden; die Bewegungs- und Regungslosigkeit des gesammten Körpers, welcher in der eigentlichsten Bedeutung fixirt worden und dadurch die peinlichste Empfindung hervorruft; die vollständigste Unfreiheit des Leidenden; die ganze Situation, welche nichts als die vollkommenste Passivität zuläßt, dieses Alles sind Momente, die, abgesehen von dem Schmerzhaften des Märtyerthums, schon einzeln genommen eine Wirkung durch Gruppirung, überhaupt eine Composition gar nicht zulassen. Auch beim Laokoon sind nur drei leidende Personen vorhanden; aber wie lebendig, wie activ, wie frei verhalten dieselben sich der zwingenden Nothwendigkeit gegenüber! Das Umwinden der Schlangen, der Biß derselben zwingt die Körper in die mannichfaltigsten Stellungen, zeigt deren herrlichste Formen und erweckt im Zuschauer das Bewußtsein, daß sie im nächsten Momente aus der fixirten Stellung in eine andere übergehen können. So zeigt die Laokoonsgruppe trotz der momentanen Ruhe ein Belebtsein, eine Activität, eine Perspective, während die Gruppe am Kreuz dieser Momente aus reinphysischen Gründen entbehren muß. Was ferner in der Laokoonsgruppe das vereinigende Glied der drei Personen abgibt, ist nicht blos die reinäußerliche Verkettung in schon geschlungenen „Schlangenlinien", es ist das gemeinsame Leiden von Vater und Söhnen, die in der Action des Ersteren ausgesprochene Theilnahme für die Letztern, während die Uebelthäter Christus gegenüber nur in einem ethischen Gegensatze stehen und ein durchaus unfruchtbares Moment für eine plastische Darstellung abgeben. Denn der mit blos künstlerischem Auge empfindende Zuschauer, welcher von dem allerdings rührenden Verhältniß der Verbrecher zu Christus nichts weiß, vermißt jeden Zusammenhang und die innere Beziehung der drei Leidenden zueinander.

Hiernach ist es klar, daß der Darsteller des ans Kreuz geschlagenen Christus von vornherein auf die Wirkung durch eine Handlung verzichten muß. Was ihm bleibt, ist die Fixirung eines Zustands und innerhalb dieser so enge gezogenen Grenze die Darstellung einer Empfindung mittels des Ausdrucks. Hiermit ist dem Künstler eine schwierige, aber hohe Aufgabe gestellt. Denn da ihm der deutlichst redende Dolmetscher für die Empfindung, die Handlung, nicht zugebote steht, wodurch die Laokoonsgruppe zu uns so beredt und eindringlich spricht, muß er den ganzen Schwerpunkt in den Ausdruck des ruhenden Körpers legen. Und dieses ist nun unserm Künstler in einer wundervollen Weise gelungen. Zugleich aber hat derselbe mit großer Meisterschaft die einzige Möglichkeit einer Bewegung des Körpers, die freie Stellung des Hauptes auf dem Halse benutzt, um dem blos innerlichen Ausdruck zu Hülfe zu kommen.

Vergegenwärtigen wir uns den Moment, welchen der Künstler gewählt hat. Es ist derjenige, welcher eben als der Höhepunkt der Kreuzigung hingestellt wurde, das letzte Aushauchen in dem

Worte: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ Das Haupt, bis dahin von dem physischen Leben und dem die Schrecken des Todes überwindenden Geiste aufrechtgehalten, sinkt matt auf die Brust, wie in jenem schönen, so oft wiederkehrenden Bilde Homer's, die Mohnblume, welche des Ackermann's Pflug getroffen. Ueber das jugendlich-schöne, mit einem leichten Flaum gezierte, vom dunkelschattenden Tode überflogene Antlitz zuckt ein letzter Schmerz; die Lippen sind welk und kaum geöffnet, während in der Stirn sich in wunderbar schöner und erschütternder Naturwahrheit noch einmal das ganze Schmerzgefühl zusammenzieht. Es ist das eigenthümliche, ganz entgegengesetzte und scheinbar naturwidrige Zusammenziehen der Stirnmuskeln, welches eine großartige Wirkung hervorruft; derselbe wunderbare Ausdruck, welcher auch dem Kopfe Laokoon's und des sterbenden Alexander jenen Stempel unsaglichen und doch so erhabenen Leidens aufdruckt, welches zu sagen kein Gott gibt. Während nämlich die Stirn in ihrer obern größern Hälfte beim schmerzlichen Zusammenziehen sich in Falten legt, die mit den Brauen parallel gehen und diese in die Höhe zieht, kräuseln sich die Brauen selber zusammen und bringen dadurch Faltungen hervor, welche sich zu denen der Stirn in genau entgegengesetzte Richtung legen.

Gibt nun diese Faltung der Stirn dem Antlitz den Ausdruck eines tiefschmerzlichen Leidens, so wird derselbe noch verstärkt durch das sehr starke Hervortreten der Augen. Indem nämlich die Stirnmuskeln sich in die Höhe zusammenziehen und die Augenbrauen sich einander nähern, werden zugleich die Lider, welche die Augen bedecken, ganz ungewöhnlich angespannt; der Augapfel tritt mithin hervor und gibt dem Antlitz etwas, das an einen Todten erinnert.

Die Behandlung des Körpers ist der des Gesichts entsprechend. Die Glieder sind von vollster Weichheit, fast Jugendlichkeit, wie beim Apoll von Belvedere; der Brustkasten tritt, wie es die Situation nun einmal mitbringt, sehr stark hervor, während der Unterleib scharf an- und eingezogen ist. Die Naturwahrheit entbehrt nirgends der Schönheit; es ist, als ob der Künstler seine Studien an dem Laokoon gemacht hätte, der bekanntlich den Unterleib gleichfalls schmerzzuckend einzieht. Bewundernswerth ist die Darstellung der Adern an der innern Seite des Unterarms, welche gespannt und blutgefüllt als ein deutlich erkennbares Netz hervortreten.

Am meisten erfreut wol an dieser Statue das von dem Künstler beobachtete Maß. Wer nur einmal in Galerieen die Gemälde selbst der größten Meister, welche Märtyrerscenen behandeln, angesehen hat, wird von der Schrecklichkeit und Unschönheit der gebrauchten Mittel, der Quintessenz im Ausdruck des Leidens, sich abgestoßen gefühlt haben. Denn die Künstler legen bei solchen Märtyrerdarstellungen den Schwerpunkt gar zu gern in die reinäußerlichen Schreckniße. Eine unnatürlich große Dornenkrone, dicke Blutstropfen zeichnen die sonst trefflichen Ecce homo Guido Reni's aus. Hier aber ist nicht blos der innerliche Schmerzensausdruck in den Grenzen der Naturwahrheit und Schönheit gehalten, auch die nicht zu umgehenden Darstellungen der Wunden, des Bluts, der Dornenkrone sind so zart, sowenig hervortretend, so fast nur angedeutet, daß dem Schönheitsgefühl volle Rechnung getragen wird.

Nicht genug kann aber die Färbung des Körpers bewundert werden. Es ist ein gelblich Weißgrau, welches das noch pulsirende Leben und die Nähe des Todes andeutet und in kaum merklichen Nüancirungen die einzelnen Glieder überzieht. Ich muß gestehen, daß ich bis dahin nicht habe begreifen können, wie die Alten es jemals vermocht haben, ihre Marmorstatuen zu bemalen. Jetzt ist dieses Räthsel für mich halb gelöst. Ist diese Christusstatue, von Holz und in der Blütezeit eines Jahrhunderts gearbeitet, welches sich auch in der Technik mit dem Alterthum nicht ganz vergleichen durfte, schon ergreifend, wie ganz anders kann nicht die Wirkung jener alten großen Werke gewesen sein, wenn ein discretes Colorit den plastischen Ausdruck noch unterstützte!

Fassen wir nun unsere Darstellung zu einem Resultate zusammen, so finden wir: der Künstler hat nach der höchsten Naturwahrheit gestrebt, ohne die Gesetze der Schönheit zu verletzen: er steht auf ganz modernem Boden, mit voller Erkenntniß des antiken Geistes; sein Christus ist reinmenschlich aufgefaßt, ohne die leiseste Andeutung einer christlichen Mystik.

Dieser letzte Punkt ist gar nicht genug hervorzuheben. Weil es dem Künstler nur auf die durch das Schönheitsgesetz bedingte Naturwahrheit ankam, ist sein Werk so rührend. Wir sehen keinen Gott, der den Schmerz im Bewußtsein seiner unantastbaren Göttlichkeit überwindet, auch keinen Gottmenschen, dem die Erdenschranken schwinden; es ist der reine Mensch in dem vollen Bewußtsein unsaglichen Leidens, in seiner Trostlosigkeit.

auf dem Wege zu einer wenn auch nur gegenwärtigen Vernichtung, die geknickte Mohnblume in ihrem Verwelken. Mag auch die Seele diesen Schmerz, diesen Tod überwinden, der schöne Leib ist hin, diese Adern schwellen nur im letzten Todeszucken, und dieses brechende Auge wird sich nicht mehr dem Lichte öffnen.

Der Name unsers Künstlers ist der Nachwelt nicht erhalten. Es geht allerdings die Sage, daß dieses Crucifix von Michel Angelo herrühre, allein durchaus ohne allen Grund. Michel Angelo's Werke sind von diesem zu verschieden, als daß man auch nur eine solche Vermuthung zulassen dürfte. Ich erinnere mich allerdings einer von ihm gearbeiteten Marmorbüste in der Kirche Santa Agnese fuori le mura zu Rom, einen Christus darstellend, welche sich durch eine, diesem Künstler sonst ganz ungewöhnliche Weichheit der Formen, ja durch einen fast modernen Gesichtsausdruck auszeichnet, aber einen eigentlichen Parallelismus kann ich auch hier nicht entdecken. Uebrigens soll sich in Rom ein diesem danziger ganz ähnliches Crucifix befinden.

Ist uns der Künstler unbekannt geblieben, so hat sich dafür die poetische Sage dieses Stoffs bemächtigt. Wie von Michel Angelo erzählt sie, daß der Meister, verzweifelnd, seinem innern Ideal den entsprechenden Ausdruck zu verschaffen, einen Jünger seiner Kunst als Modell auf ein Kreuz gebunden und dann wirklich an das Kreuz geheftet habe, um die Züge des Sterbenden nachzubilden.

Diese Sage, welche Chamisso in einem ergreifenden Gedichte behandelt hat, ist wol das lauteste redende Zeugniß von der Vollendung dieses unübertroffenen Kunstwerks. Denn die Menge greift da, wo ihr das Verständniß abgeht, zum Wunderbaren. Bald muß Pygmalion's lebensvolle Schöpfung wirklich athmen, bald Rafael'n die heilige Jungfrau erscheinen. Dort wollen die naschenden Vögel die gemalten Kirschen anpicken, hier errichtet der Teufel eine Brücke. Das Unbegriffene ist ein Wunder und das Höchste der Kunst ein Unbegriffenes.

L. Passarge.

Das Schicksal eines deutschen Naturforschers unserer Zeit.

Wenn wir von den Mühseligkeiten hören, die deutsche Gelehrte oder Dichter des vorigen Jahrhunderts zu ertragen hatten, so meinen wir klagend, ihr Genius wäre ihrer Mitwelt so vorausgewesen, daß sie ihr hohes Streben nicht erkannt und erfaßt und darum auch nicht nach Gebühr zu lohnen verstanden hätte.

Wie aber, wenn uns heute, heute im 19. Jahrhundert, das die Wissenschaft als Panier und ihre Jünger als die Propheten ihrer Zeit und darüber hinaus zu ehren weiß, eine gleich rührende Gestalt unter den Männern der Wissenschaft begegnet — wie dann?

Der Mensch ist eine Frage, auf die nur das Schicksal zu antworten vermag — er selbst muß warten, warten, bis es ihm die Antwort gibt, gleichviel, wie lange es währt. Solch ein Mann des Harrens ist Dr. Karl Schimper.

Der Name klingt der Menge neu und fremd, als nennte man so den Mann aus dem Monde; und doch gehört er einem der größten jetzt lebenden Naturforscher an — aber die Entdeckungen, die ihm gelungen, die er harmlos seinen Schülern mitgetheilt, haben Andere statt seiner berühmt und groß gemacht; nicht der Lohn, nicht einmal die Ehre seiner Entdeckungen sind ihm erblüht.

Unter den drei als Naturforscher lebenden Schimpers sind zwei Brüder, die mit dem dritten, dem von uns bezeichneten, den Großvater gemein haben.

Dr. P. W. Schimper, ein ausgezeichneter Forscher, ist Director der Bibliothek und des Museums zu Straßburg, Herausgeber großer Prachtwerke. Wilhelm Schimper ist der bekannte Reisende, der zuletzt als Statthalter einen häuslichen Herd in der abyssinischen Provinz Semen in Antischo fand und jetzt, nachdem die neueste Revolution ihn von seinem Amte vertrieben hat, durch ein ansehnliches Jahrgehalt der französischen Regierung unterstützt, für gemeinnützige wissenschaftliche Zwecke arbeitet.

Der Dritte, Dr. Karl Schimper, ward am 15. Febr. 1803 in Manheim geboren, wo sein Vater bairischer Beamter war. Sein innerster Genius ließ ihn schon im Knabenalter mit Leidenschaft der Natur nachforschen. In Heidelberg studirte er und legte daselbst das Fundament eigener, tiefer Anschauung und Erkenntniß; Reisen durch Südfrankreich und die Pyrenäen erweiterten sie.

Noch hatte er nicht die Grenze vom Jüngling zum Manne überschritten, als er im Gebiete der pflanzlichen Morphologie Entdeckungen machte, die allgemeines Aufsehen in der gelehrten Welt erregten. Mit vollster Hingabe widmete er sich seitdem der Erforschung der botanischen und geologischen Verhältnisse der bairischen Pfalz; seinen Untersuchungen darüber hat Leopold von Buch eine sehr specielle Anerkennung gewidmet. Die Ergeb-

niſſe ſeiner Durchforſchung der bairiſchen Kalkalpen, die er im Auftrage des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs von Baiern machte, wurden Veranlaſſung, daß er im Jahre 1828 ſeinen Freunden Alexander Braun und Agaſſiz nach München folgte. Der gemeinſamen Wohnung der drei jungen gelehrten Männer, wo dieſelben abwechſelnd ihre von Woche zu Woche ſich häufenden wiſſenſchaftlichen Fortſchritte mittheilten, ſtrömten eine Anzahl jüngerer ſtrebſamer Männer zu, die namentlich in Schimper's Privatvorträgen und in ſeinem perſönlichen Umgange eine Fülle von tiefern Naturanſchauungen und Anregungen erhielten. Auch hatten die drei benannten jungen Gelehrten bei ihrem geiſtigen Austauſch Schelling, Thierſch, Döllinger, Oken und Martius, die Koryphäen der münchener Akademie, zu regelmäßigen Hörern, welche mit großer Anerkennung deren Privatverein „Die kleine Akademie" nannten. Die Reſultate Schimper's baſirten jedoch nicht auf bloße geniale Auffaſſung der Natur, ſondern auf angeſtrengteſten Fleiß der Forſchung.

Gründlichkeit und Wahrhaftigkeit bei allen Forſchungen bildeten den Hauptzug ſeines gewiſſenhaften Charakters; dieſe volle Hingabe an die Natur, dieſes ſich nur in ihre Weſenheit verſenkende Forſchen entband ihn, wie ſeine Schüler ſagen, ſeiner Subjectivität und ließ ihn der reinen Auffaſſung der Gegenſtände immer näherrücken; dadurch erhielt ſein Weſen den Stempel des „Originellen", das Manchem auffiel. Einen ſo nach innen gerichteten Geiſt berührte dies wenig, die Natur war ſeine Geliebte; was lag ihm an den Außendingen der Geſellſchaft und des Lebens? Und doch werden gerade ſie oft zum Knotenpunkt tragiſcher Schickſale und ſind es für ihn geworden.

Schelling, ſein hervorragender Gönner, erkannte in ihm den „brillanten Kopf"; durch ſeine Fürſprache lichtete er ſeine damaligen dürftigen Lebensverhältniſſe; er erhielt 1832 von Seiten der bairiſchen Regierung ein Stipendium und das bairiſche Indigenat. Den erſten Kreiſen der Wiſſenſchaft, die damals in München blühten, angehörend, ward dieſe Zeit die glücklichſte ſeines ganzen Lebens. Von Dem, was er damals durch mühſelige Fragen der Natur abgerungen, was ſie ſeinem Seherblick hat offenbaren müſſen, iſt ein Theil in alle Lehrbücher der Botanik übergegangen und bildet feſtſtehende Lehrſätze, obgleich nicht durch ihn, ſondern durch ſeine Schüler dahin gefördert. Sein Intereſſe für die Sache war ſtets ſo glühend, daß er alle ſeine Entdeckungen, ſo wie er ſie gemacht, ohne Rückhalt ſeinen Schülern mittheilte, die ſie in glücklichſter Weiſe benutzten und zu Amt und Namen kamen. Oft hat Schimper, wenn er dergleichen fand, ſeine Entrüſtung darüber ausgeſprochen; ſpäter ließ er es ſtill über ſich ergehen, forſchte weiter und theilte ſeine Beobachtungen mit, um neue Treuloſigkeiten zu erleben. So ſind die Geſetze der Blattſtellung urſprünglich von ihm feſtgeſtellt, obwol jetzt ſtets Alexander Braun als ihr Erforſcher bezeichnet wird, deſſen redlichem und liebenswürdigem Charakter freilich jede Untreue fernliegt und der ſich bis heute als Schimper's wärmſten Freund bewährt, Schimper ſelbſt als Entdecker und ſich nur als ſeinen Schüler und Forſchungsfreund immer bekannt hat.

An die Auffindung dieſes weſentlichen Geſetzes reiht ſich das der Inflorescenzen, der Lehre vom Sproß und die wiſſenſchaftlich exacte Feſtſtellung Deſſen, was Goethe als Metamorphoſe in die Wiſſenſchaft der Pflanze eingeführt hat. Dieſe Geſetze ſind die Baſen der neuern Botanik geworden und unverändert, wie Schimper ſie gegeben, in alle botaniſchen Werke der Neuzeit aufgenommen worden. Selbſt in Frankreich, wo durch die Gebrüder Bravais, gleich nach der Schimper'ſchen Blattſtellungslehre, eine abweichende Anſicht aufgeſtellt wurde, iſt man zu ſeiner Lehre zurückgekommen und ihn nennt man als den Urheber der pflanzlichen Morphologie.

„Für eine ſo eminente Fähigkeit, ſich in die verwickeltſten Erſcheinungen der Natur zu finden, gab es keine Schranken im Gebiete der Beobachtung", ſagt einer ſeiner dankbarſten Schüler, Dr. Otto Leudtner. Dabei tragen ſeine Entdeckungen den Stempel philoſophiſch-mathematiſcher Behandlung, aus welcher überall der tiefdenkende Geiſt hervorleuchtet. Ein großer Theil ſeiner Schätze, bereits gemünzt, iſt noch nicht ans Tageslicht der allgemeinen Kenntniß gefördert worden.

Alle dieſe Eigenſchaften, die Natur in ihrem innerſten Leben und Weben ſoweit er vermochte ſeinen Jüngern zu offenbaren und eine verſtändige Aufklärung anzubahnen, benutzte eine finſtere Gegenpartei, der er, wie einſt Galilei, ein höchſt unliebſamer Forſcher war. Schimper gerieth im katholiſchen Lande in eine Proteſtantenverfolgung, die ihn, den völlig Schutzloſen, durch eine Fülle von Intriguen zu ſchaden und ſeinen Charakter zu verdächtigen ſich bemühte. Auch unterſchlug man ſeine aus 720 Stück beſtehende, für ihn werthvolle Steinſammlung, die er 1845 auf die Bitte einiger Freunde zu dem Jahresfeſte der

„Pollichia", eines naturwissenschaftlichen Vereins der bairischen Pfalz, dem er lange Jahre angehört hatte, zu dem in Dürkheim stattfindenden Feste hinsandte, die aber nicht einging. Wie das Glück magnetisch auf das Glück wirkt, so bewährte sich die magnetische Kraft des Unglücks bei Schimper; denn schon im Jahre 1832 hatte er eine höchst traurige Erfahrung ähnlicher Art gemacht. Auf die Bitte des Professors Agassiz in Neuenburg hatte er diesem beim Antritt seines Lehramts seine zur Instruction passend eingerichtete, systematisch geordnete Mineraliensammlung geliehen, die er thatsächlich sechs Jahre lang, ohne an die versprochene Rücksendung zu denken, zu seinen Vorträgen benutzte. Von Schimper endlich daran gemahnt, leugnete er den Empfang derselben; jedoch des Empfangs der Kiste überwiesen, ward er von Herrn Caelon, Schimper's Beschützer, genöthigt, ihm dieselbe wieder zuzustellen. Eine Kiste mit dem Frachtbrief, von Agassiz' Handschrift mit „Minéraux" bezeichnet, kam auch richtig in München im Jahre 1838 an; Schimper öffnete dieselbe im Beisein seiner gelehrten Freunde (eine Vorsicht, die er, wie er sagt, in solchen Fällen von Zusendungen stets beobachtet und Jedem anräth, da sie ihn mindestens vor Verleumdung geschützt hat): man fand Papierschnitzel, Moosklumpen, Rindenstücke und sonstiges neuenburger Allerlei in derselben, nur keine Mineralien.

Diese Begebenheit machte, als sie 1842 auf der großen Naturforscher-Versammlung zu Mainz bekannt wurde, gewaltiges Aufsehen im ganzen wissenschaftlichen Europa. Die Mineralien bekam Schimper natürlich nicht wieder; so liegen noch heute im Naturhistorischen Museum zu Neuenburg — „die", wie er traurig sagt, „unentbehrlichen, so bescheidenen Demonstrationsmittel eines armen Privatgelehrten, eingeschachtelt in die, jetzt einen Palast füllenden reichen Sammlungen der dortigen Millionäre". Viele naturhistorische Museen in Deutschland erhielten infolge dieses Blitzes aus heiterer Höhe, dieser prächtigen Entlarvung ihre seit sieben bis zehn Jahren nach Neuenburg entliehenen, sonst für jede andere Mahnung unbeweglich gewordenen und theils ganz verlorengegebenen kostbaren Schätze wieder zurück und haben dabei des armen Privatgelehrten dankbarlich gedenken müssen. Ganz dieser — Unterschlagung ähnlich, nur in noch geheimnißvollerer Weise, verschwand die Zusendung nach Dürkheim im Jahre 1845; der Verein der Pollichia erhielt sie nicht. Die Absicht aber, den so überaus wahrheitsliebenden und ehrenwerthen Charakter Schimper's in einem zweideutigen Lichte seinen Freunden darzustellen, gelang auch hier nicht. Die Sache wurde in bairischen öffentlichen Blättern zu Ehren Schimper's und zum Vorwurf Duosy's, des Präsidenten der Pollichia, damals ein Weitläufiges besprochen.

Jedoch Kränkungen und eine Kette von Mißhelligkeiten verfolgten den bescheidenen Gelehrten, und der Mann, der recht eigentlich berufen zu sein schien, eine erste Stelle im Lehrfach einzunehmen, lebt jetzt ein kümmerliches, einsames, von der Welt verlassenes Leben in dem kleinen Orte Schwetzingen.

Was ist die Schuld dieses unbegreiflichen Verhältnisses? Einige meinen, „weil er nichts produzire" — d. h. „drucken" ließ. Schimper aber producirt beinahe wie die griechischen Weisen, davon legen seine Schüler lebendiges Zeugniß ab; und es ist wol kaum fraglich, wem das größere Verdienst zugeschrieben werden muß: ob Dem, der das Product fremder Kraft reproducirte, oder Dem, der es als ein Pfund, womit gewuchert werden konnte, hingab.

Ungeachtet seines Mißgeschicks aber erhebt ihn immer wieder die eigene Kraft und Seelenheiterkeit. So hat er unlängst vor einem großen Publicum naturwissenschaftliche Vorträge in Jena in der Medicinisch-physikalischen Societät gehalten, die sich vorzugsweise in botanischen und geologischen, theils aber auch in physikalischen und meteorologischen Beobachtungen bewegten; Gegenstände, die allgemein, namentlich aber in der gelehrten Welt mit höchster Anerkennung seiner geistvollen Naturanschauung aufgenommen wurden. Sie waren ein neuer Beleg seiner Productivität, wenn auch nicht auf „gedrucktem Wege", doch in Bezug der Anregungen, die er seinen Hörern gab.

Seine nähern Freunde, die ihn ehren und achten, behaupten, daß der Grund, warum Schimper keine botanischen Werke herausgebe, in seiner Gewissenhaftigkeit läge; sie sagen: „Vor seinem Geiste steht ein Ideal von erreichbarer Vollendung, das ihm seine Producte nie als reif erscheinen ließ, selbst die nicht, welche jetzt als die gelungensten Errungenschaften der Wissenschaft anerkannt sind."

Wenn auf Irgendwen, so passen auf Schimper die Worte: „Wo die Könige bauen, haben die Karrner zu thun!" Dabei ist es eine traurige Erfahrung, daß die Welt oft nur Augen für das Geringe, für den Verstoß von Rücksichten, Gebräuchen und Obliegenheiten hat und das Große nicht sieht.

Daß die Facta, die ich hier gegeben, nicht eine erſonnene Mär ſind, ſo unglaublich ſie klingen, habe ich bereits durch Urtheile ſeiner Schüler belegt; ein letztes Zeugniß der traurigen Wahrheit bringe ich ſchließlich.

Es war in Wien bei der vorjährigen Naturforſcher-Verſammlung in der II. Section für Botanik und Pflanzenphyſiologie, am 20. September 1856, als Profeſſor Freiherr von Leonhardi aus Prag die Verſammlung auf dieſen, ihnen Allen bekannten und hochgeachteten Morphologen aufmerkſam machte und einen Brief des Hofraths Dr. Schleiden aus Jena mittheilte, in welchem dieſer in warmen Worten Schimper's Verdienſte würdigt und ihn der Berückſichtigung einer deutſchen Regierung empfiehlt. Gleichzeitig las, um der Sache mehr Nachdruck zu geben, Profeſſor von Leonhardi eine Stelle aus einem Briefe Alexander von Humboldt's an den Sectionsrath Haidinger vor, der ſich in gleicher Weiſe über Dr. Schimper's Verdienſte äußert. Hierauf ward die Section aufgefodert, ſich ebenfalls über die wiſſenſchaftlichen Erfolge dieſes ausgezeichneten Botanikers auszuſprechen, da die meiſten der Anweſenden ſeine Schüler und Forſchungsgenoſſen geweſen, um dadurch die Verhältniſſe deſſelben in möglicher Weiſe günſtiger zu geſtalten. Zwei intereſſante Aufſätze über Blüten und Wurzelbildungen, die den Nachweis einer auf mikroſkopiſchem Wege nicht ſichtbaren Structur der Zellhaut lieferten, legten Zeugniß von ſeiner Thätigkeit, trotz ſeines Mißgeſchicks, ab. Ergriffen von dem traurigen Schickſal dieſes Mannes, der, aus heiligen Quellen Weisheit ſchöpfend, dabei leiblich darbt, ward von der Verſammlung folgende Erklärung zum Beſchluß erhoben:

„Die botaniſche Section der 32. Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte hält ſich verpflichtet, das Ihrige dazu beizutragen, um die öffentliche Aufmerkſamkeit auf die Lage des Naturforſchers Herrn Dr. Karl Schimper aus Mannheim, derzeit in Schwetzingen, zu lenken. Mit den in der wiſſenſchaftlichen Welt anerkannten hohen Verdienſten dieſes genialen Forſchers, beſonders um die Botanik und um die morphologiſche Fortbildung der geſammten Naturwiſſenſchaft, ſowie ſeiner bekannten großen Gabe, junge Männer zu einer tieferen Naturerfaſſung anzuregen und auf neue Bahnen der Forſchung zu lenken, ſteht es im ſchreienden Widerſpruche, daß derſelbe bisher kein öffentliches Lehramt gefunden und daß er ſeit Jahren faſt völliger Mittelloſigkeit preisgegeben iſt, die ſich zwar durch den in der „Allgemeinen Zeitung“ (Beilage vom 15. September 1856) mitgetheilten Brief Schleiden's, gleich ähnlichen Erſcheinungen in der Geſchichte der Wiſſenſchaften, erklärt, aber umſomehr zur Abhülfe aufruft, bevor es zu ſpät iſt.

„Die botaniſche Section ſchließt ſich dem von Alexander von Humboldt aus Anlaß des genannten Briefes ſchriftlich ausgeſprochenen Wunſche an, daß recht bald durch einen der deutſchen Landesfürſten dieſe Abhülfe gewährt werden möge, ſei es mittels entſprechender Anſtellung Dr. Karl Schimper's als Profeſſor der morphologiſchen Botanik oder als Profeſſor der allgemeinen Naturwiſſenſchaft, ſei es mittels Ertheilung einer Gelehrtenpenſion an denſelben. Die botaniſche Section hält ferner für geeignet, daß dieſe Erklärung nicht nur durch das Tagesblatt veröffentlicht, ſondern den Geſchäftsführern der Verſammlung, Profeſſor Hertl und Schrötter, noch beſonders an Ihre Excellenzen A. von Bach, Miniſter des Innern, und den Grafen Leo von Thun-Hohenſtein, Miniſter des Unterrichts, zu geeigneter Berückſichtigung aufs wärmſte anempfohlen werde. Auch erſucht ſie die Herren Profeſſoren A. Braun und Fenzl, eine ſolche Anempfehlung bei den Herren Geſchäftsführern noch noch eigener beſſer Einſicht zu bevorworten.

Wien, 20. September 1856.

Die botaniſche Section der 32. Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte.“

Ein beſſeres Zeugniß gelehrter Männer über Schimper's Befähigung anzuführen, wäre unnütz, aber ſeiner tiefen Gemüthsſeite, wie ſie in rührender Einfachheit im Leben wie in der Correſpondenz mit ſeinen Freunden uns entgegentritt, müſſen wir noch erwähnen, um ſeinem edelmenſchlichen Charakter auch nach dieſer Seite hin Rechnung zu tragen.

Es war bei einem Ausfluge nach Baden bei Wien, wo ich in dem Director der Bildwerkſtatt für die Jugend, Dr. Georgens, in dieſem auch einen warmen Verehrer und dankbaren Schüler Schimper's fand. Das Intereſſe, das mich in Wien für Schimper's unglückliche Stellung ergriffen, fand hier durch briefliche Abdrucke ſeiner Seelenſtimmung ſeinen Höhepunkt. Dr. Georgens ſchilderte ihn mir als den edelſten Hausgeiſt; denn wo er auch erſchienen, hat ſich ein Cultus um ihn gebildet. Obwol unverheirathet, ohne Familie, iſt er überall als ein Vater, ein Freund der Ju-

gend entgegengetreten und von dieser so umfangen und geliebt worden. In seiner heitern Seelenstimmung nennt er sich seinen Freunden gegenüber am liebsten „Karl Heiter". Im Hause Alles bemerkend, gleichviel ob es der Poesie oder der Prosa angehört, weiß er dem Geschmack nach jeder Seite hin Rechnung zu tragen. Dabei ist er unermüdlich, Tag und Nacht schaffend und kein Opfer scheuend, wenn es gilt, einem Freunde zu helfen. Sein Aeußeres gleicht den Bildern Benjamin Franklin's, nur markiger, die Stirn gewölbter, das Gesicht von langem, blondem Haar umrahmt, die Gestalt untersetzt, die Hand auf allen seinen Wegen mit einem eichenen Stock bewaffnet, mit dem er bei seinen geologischen Forschungen nach Steinen sucht.

„Im Umgange dieses seltenen Mannes", sagte Dr. Georgens, „habe ich meine Begeisterung für mein jetziges Erzieherleben genährt und gestärkt und empfinde die Nachwirkungen davon mit stetem, innigem Danke. Von seinem veredelnden Einfluß wird Jeder, der sich ihm naht, unmittelbar ergriffen; daher ist er mir das Ideal, das echte Wesen des Lehrers gewesen, der in schönster und vollkommenster Weise seine Schüler in die Werkstatt des Lebens einführt und sie befähigt, geistig mitzuleben und zu arbeiten."

Bei Dr. Georgens fand ich auch Schimper's Gedichte, deren erster Band bei Enke in Erlangen 1840, deren zweiter Band 1846 in Hof erschienen ist. In diesen Dichtungen bewährt sich von neuem, daß die wahre Wissenschaft nicht der Tod der Poesie ist, wie so viele Unwissende behaupten. Die Naturseite, vom Seherblick durchdrungen, waltet in diesen poetischen Schöpfungen entschieden vor; es ist ein vielleicht mehr kräftiges als zartes Saitenspiel.

Wir geben aus der Fülle seiner poetischen Anschauungen eins, das zunächst sein Ich charakterisirt.

Trotz Drangen und Treiben,
Doch bleiben und halten;
Trotz Stemmen und Stränden
Nur schaffen und walten!
Statt ängstlich bedenken,
Gelegenheit lenken;
Statt Reden und Rathen
Besonnene Thaten.
Rathgeben verleiden;
Drum, ohne zu fragen,
Ausführen und wagen!
Nicht lang' widersprechen,
Nur stracks widersprechen,
Nur stracks wieder handeln!
Das Wort ist Verbrechen,
Die Thaten verwandeln!

Sowie es gelungen,
Schweigt Jeder bezwungen
Gelungene Thaten
Hat Jeder gerathen!

Mögen diese Zeilen Schimper's Namen und Verdienste wenigstens einem weitern als dem Gelehrtenkreise der Mitwelt bekannt machen. M.

Reisebriefe

von Amely Bölte.

I. Venedig.

— — Sowie man den Boden Italiens betritt, erwartet man eine andere Luft zu athmen, andere Menschen zu sehen, die goldenen Aepfel aus den Gärten der Hesperiden zu erblicken.

Wer sich in dieser Voraussetzung getäuscht findet, scheut sich gewöhnlich, seinen Irrthum zu bekennen; läßt er auch heimlich ein Wörtchen fallen, daß nicht Alles so war, wie er es zu finden erwartete, so kommt es doch zu keinem öffentlichen Bekenntniß damit und Italien behält den Ruf eines irdischen Paradieses, den es auch in vieler Hinsicht vollkommen verdient.

Nur beruht sein größter Reiz nicht in Dem, was es jetzt ist, sondern in Dem, was es war. Wir stehen hier auf dem Boden der Vergangenheit, die Geschichte ist unsere Begleiterin; wohin wir den Fuß auch setzen, an jedem Steine hat sie mit ihrem Griffel eine Gedächtnißtafel gemarkt. Alles, was wir sehen, ist Ruine. Nichts ist erhalten, nichts ist ganz. Daran muß sich der Fremde erst gewöhnen. Aus dieser Unordnung muß er die Ordnung hervorgehen sehen.

Sowie man in Venedig den Fuß ans Land setzt, richtet sich das Auge auf die Vergangenheit. Die Stadt der Lagunen war einst eine Königin der Meere; jetzt gleicht sie einer Frau, die im Alter durch Schminke die Reize ihrer Jugend zurückrufen möchte. Man erräth immer noch, wie schön sie gewesen, aber Niemand sagt mehr, daß sie es sei.

Venedig ist durch seine Entstehung und seine Geschichte ein Zauberland für uns geworden, das unsere Einbildungskraft gefangennimmt. Jedes Kind hat von der Seufzerbrücke geträumt und die Schauer des armen Gefangenen nachempfunden, der bei nächtlicher Weile aus seinem Kerker geschleppt und in das düstere, kalte Bett der Lagune versenkt wurde. Jeder Jüngling hat in seinen Gedanken vor dem furchtbaren Rathe der Zehn gestanden und sein Todesurtheil vernommen. Die Geschichte der Dogen, die sich mit dem Adriati-

ichen Meer verbanden, iſt zu einem Ammenmärchen für uns geworden. Wie lange Jahre alſo beſchäftigte ſich unſere Phantaſie mit dieſer Lagunenſtadt, bevor unſer Fuß ſie betrat! Ich trat auf den St.-Marcusplatz, in deſſen Mitte ich mich ſo oft in Gedanken geſehen. Wie anders war jetzt die Wirklichkeit! Vor mir lag die berühmte Kirche, geſchmückt mit den wunderbaren Moſaiken, die Enrico Dandolo im Jahre 1204 n. Chr. aus der Kirche St.-Sophia von Konſtantinopel entführt. Rund um den Platz lief ein von Säulen getragener Porticus, unter dem Boutiquen ihre Ausbängeſchilder zeigten, die aus der Ferne von den davor auf- und abwandelnden Menſchen meinem Auge verdeckt wurden. Von dieſem Punkte aus hätte ich nicht errathen, daß ich in Venedig war. Aber weiter vorſchreitend, erreichte ich die Piazetta, den kleinern Platz, eine kurze, breite Straße, auf der einen Seite vom Dogenpalaſt, auf der andern von der Börſe begrenzt, vor denen die beiden Säulen aufgepflanzt, deren eine den berühmten Löwen von St.-Marcus trägt, und hier breitete ſich vor mir das Meer aus, bedeckt mit Schiffen aller Art; Dampfboote liefen ein, Gondeln trugen die Menſchen hin und her und der purpurne Abendhimmel ſenkte ſeine Glut über die Scene mit Farben, wie nur der Himmel Italiens ſie ſchafft.

Es gibt noch Paläſte in Venedig, die wohlerhalten ſind; dieſe aber erblickt der Fremde nur von außen. Auch verlieren ſie ſich unter der Menge von nichterhaltenen Wohnungen. Zerbröckeltes Mauerwerk, einſtürzende Fenſter ſind ein gewöhnlicher Anblick.

Unſer Gaſthof lag in einem Winkel, vielleicht 20 Schritte vom nächſten Kanal. Eine Façade hatte er nicht; wo wir wohnten, waren die beſten Zimmer, von der Sonne hell beſchienen, worauf man hier ſein beſonderes Augenmerk haben muß; die Fenſter boten eine Ausſicht auf Dächer und Treppen, eine weite, wirre Häuſermaſſe, auf deren Dächern fleißige Hausfrauen Wäſche aufhängten. Unten an einer Mauer ſtand: „Canovaplatz". Man wurde alſo auch in dieſem Winkelchen an einen Meiſter der Kunſt erinnert, deſſen Geburtsort Venedig ſich mit Stolz nennt.

Das heimiſche Leben der Italiener hat nichts Gemüthliches. Wenn die Gondel uns an der Thür eines Hauſes ausſetzt, ſo treten wir in einen feuchten, kalten Raum und erſt in den obern Geſchoſſen ſind die Gemächer, welche die Familie bewohnt. Gewärmte Räume hat der Eingeborene nicht, Oefen ſind nur für Fremde eingeführt. Venedig hat für den Grad der Breite, unter dem es liegt, ein mildes Klima. Die durch die Feuchtigkeit des Waſſers gemäßigte Atmoſphäre iſt wohlthuend und nicht durch rauhe Winde empfindlich gemacht wie das Klima Englands, und kennt nicht deſſen beſtändig tiefhängende Wolkenmaſſen und nimmer verſiegenden Regen. Einem Bruſtleidenden muß es hier unendlich wohlthuend ſein.

Die Venetianer ſind ein freundliches, gutherziges Volk. Sie gewinnen dem Fremden gern Geld ab, das iſt nicht zu leugnen, zugleich aber lieben ſie ihn wirklich und trennen ſich ungern und oft mit Thränen von ihm. Den Sinn für das Schöne haben ſie behalten, obgleich ſie aufgehört, Bauwerke zu errichten, wie ihre Vorväter ſie ihnen hinterließen, ja nicht einmal mehr geneigt ſind, dieſe zu erhalten. Armuth mag theils die Schuld hierron tragen. Manches wäre indeſſen auch durch Fleiß und guten Willen herzuſtellen geweſen. Ihre Bilder, ihre Kirchen, dafür haben Alle ein Auge! Jedes Kind auf der Straße iſt bemüht, dem Fremden zu zeigen, was er ſucht, und das nie ohne ſtolze Befriedigung. Was man aber nicht mehr hört, iſt Geſang. Die Gondoliere haben ihn verlernt. In meinen Gedanken hörte ich jene lieblichen Barcarolen, die dem anmuthigen Wiegen in dieſen Booten nachgedichtet ſind, konnte aber keinen Schiffer bewegen, unſer Ohr damit zu ergötzen.

(Ein zweiter Brief aus Florenz in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Eine Gefahr unſers Volksſchulweſens.

Man hat ſoviel von der Entſittlichung der untern Volksſchichten, von ihrer Entwöhnung von den hergebrachten Glaubenslehren, vor allen in den Hauptſtädten, geſprochen, daß es endlich den Regierungen nothwendig erſchien, eine Radicalcur gegen dieſe „epidemiſche" Krankheit anzuwenden.

Die Schule ſollte an Allem Schuld tragen, ſchon den jugendlichen Gemüthern den Keim zur Verachtung des Beſtehenden einflößen und, zu viel lehrend, ihnen Ungenügſamkeit und immer weiterjagenden Forſchungstrieb gleichſam als ihr beſtes Erbtheil hinterlaſſen!

So entſtanden in Preußen die vielgenannten und vielgeſcholtenen Regulative: ihr eigentlicher Kern

führte — zunächst für die Volksschule — das Wissen auf einen geringern Grad zurück, sie verbannten, so viel es ging, die freie Denkthätigkeit des Schülers und verlangten dafür ein systematisches Auswendiglernen von — Kirchenliedern. Es mag wahr sein, die Volkslehrer, die aus den Seminarien kommen, leiden fast durchgängig an einem unruhigen Hinübertasten in Bildungskreise, von denen sie — ich will sagen ein ungerechtes Schicksal nun einmal unwiderruflich getrennt hat. Wie Klosterschüler von der Schönheit der Landschaft und der Freiheit außerhalb der Mauern träumen, so sie von den Wissenschaften. Dabei hatte sie der sonst so treffliche Diesterweg, der jedoch immer nur die Praxis, das Geldstwerden, nicht das Aufnehmen schätzte, mit jener Sicherheit eines Autodidakten erfüllt, der, weil er die Kunstgriffe einer Hantierung versteht, darum auch ihr Wesen begriffen zu haben glaubt. Diese jungen Leute lasen den Hegel, ohne jemals eine Idee von Plato oder Aristoteles gehabt zu haben: sie verdammten Raumer und Raute, als ob dies Durchforschen von Chroniken und Archiven Ameisenarbeit wäre, die ihr stolzer Gedanke in einem Augenblick zertreten würde. Man muß jahrelang mit diesen Männern umgegangen sein, um ihre Verachtung gegen Alles, was mühseliger Fleiß, Theorie und Gelehrsamkeit hervorgebracht, für möglich und entschuldbar zu finden.

Diesem Zustande haben die Regulative allerdings ein Ende gemacht und das Wort gesprochen: „Jeder bei seinem Leisten!" Indem sie aber das positive, gründliche, wenn auch beschränkte Wissen zum ersten Erfordernis eines Lehrers machen und die nachgeahmten, praktischen Handgriffe und das beliebte gedankliche Erfassen verdrängten, zerstörten sie den Reiz der Bildung, der bei dem mühevollen Leben eines Volksschullehrers sein einziger Genuß ist. Immer Bibel und Gesangbuch oder Hahn's „Abriß der preußischen Geschichte" in der Hand zu haben, mit trübem Blick zum Aether zu blicken, dessen Geheimnisse sie nicht mehr entziffern, an den sie keine „ewige Frage" mehr richten sollen — wer ertrüge das? Die Welt ist so weit; jedem Maschinenbauer erblüht ein besseres Glück als dem armen Volksschullehrer, den das Geschick in eine entfernte Provinz, in ein ärmliches Städtchen weist. In jedem Handwerk, das er ergreift, bleibt er mehr als bei solcher Jugenderziehung im Zusammenhang mit dem Laufe der Zeit, frei von geistiger Sklaverei, frei von jenen geistigen Kämpfen, die nun einmal das Urtheil aller Halbgebildeten sind. Während darum die Zahl der sogenannten „Candidaten des höhern Schulamts", die nach Zurücklegung ihrer akademischen Lehrzeit das Examen als Oberlehrer bestanden und die Berechtigung erhalten haben, in den gelehrten Schulen zu unterrichten, in bedenklicher Weise sich vermehrt, schwinden die Seminaristen auf ein ganz geringes Häuflein zusammen. Früher machte man abgedankte Unteroffiziere zu Dorfschulmeistern — jetzt der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wiederholt sich ein ähnliches Schicksal hervor.

Derselbe Eifer, der die Volksschule zu einer Sonntagsschule des Nothwendigsten herabdrücken will, hat sich auch gegen die höhere Bürger- oder Realschule erhoben. Gerade auf diesem Boden ist der Lorbeer z. B. des preußischen Schulwesens erwachsen, denn seine Gymnasien stehen nicht höher als die anderer Länder. Das Anwachsen der Realschulen und der beständig wiederholte Ruf nach Errichtung von neuen ist von Niemand bezweifelt worden, die Classen sind bis zur Fülle meist überfüllt und haben eine Trennung in verschiedene Coetus nothwendig gemacht. Auch innerlich ist die Schule weitgreifender, umfassender geworden. Während vor zwölf Jahren noch in keiner das Englische gelehrt wurde, ist dies jetzt überall eingeführt: die mathematischen Wissenschaften werden mit Vorliebe gepflegt und zu einer gewissen Vollkommenheit geführt. Trotzdem leidet das Institut an einem durchgreifenden Fehler, dem Krebs, an dem es in seiner jetzigen Form sterben wird; es ist das Lehren der lateinischen Sprache. In allen Classen ist bei der Versetzung ihr Wissen der entscheidende Punkt. Ein fehlerloses lateinisches Extemporale deckt wie in der Prima eines Gymnasiums so in der einer Realschule einen stümperhaften deutschen Aufsatz, und eine richtige Uebersetzung einer Cicerostelle gilt mehr als die einer Stelle von Gibbon oder Montesquieu. So raubt diese „alte Sprache" allen lebendigen, überhaupt allen andern Wissenschaften die Zeit und Kraft der Schüler, von denen sie noch durchgängig mit Unlust erlernt wird, weil sie Alle, wie ihre Aeltern, fragen: „Wozu nützt sie mir?" Für kein Schulbuch wird schwerer Geld ausgegeben als für ein lateinisches Lexikon. Und wenn nur die Sprache so gründlich und umfassend gelehrt würde wie auf den Gymnasien! Das ist ein Traum, den nur die Lehrer selbst haben, kein Unbetheiligter. Der Schüler der Realschule erlangt bei Fleiß und einiger Begabung die Fähigkeit der Uebertragung des Cäsar, des Ovid, nicht aber ihr Verständnis, das Gefühl für den Rhythmus und die Feinheit ihrer Ausdrucksweise. So lernt jedes Mädchen jetzt Französisch sprechen und unter zehn ist kaum eins im Stande, einen Vers von Racine tadellos zu lesen, noch weniger Deutsch wiederzugeben. So schwankt die Realschule, ein vollständiges Zwitterwesen! Und während sie nach unten hin, in ihrer Vorschule, wo sie mit dem Volksleben in innerster Beziehung steht, überfüllt ist, wird sie nach oben immer schwächer, um in ihrer ersten Classe von den sechzig Schülern der untersten in zehn oder zwölfen ärmlich zu verlaufen. Denn dort hat sie ihren bürgerlichen, zeitgemäßen Charakter verloren und ist nichts als ein Schattenbild der Gelehrtenschule, gegen die im Handwerkerstande ein unbezwingliches Vorurtheil des Unpraktischen, Zwecklosen, Nebelhaften herrscht. Wie ihr durch Fortfall des lateinischen Unterrichts eine andere, lebenskräftigere und selbständigere Gestaltung zu geben sei, ist hier nicht der Platz auszuführen; wir haben nur Zustände zu schildern versucht, die mit der trostlosen doctrinären und der

Zeit feindselig abgewandten Richtung der leitenden Politik zusammenhängen.

Concurrenz und Fortschritt.

Es gibt Begriffe, die unzertrennlich voneinander sind; so ist ohne Concurrenz kein Fortschritt zu denken.

Der Mensch unterscheidet sich dadurch von andern, niedriger gestellten Gattungen von Wesen, daß er nur in der geistigen Berührung und Reibung mit Andern sich zum eigentlichen Menschen entwickeln und seine höhere Bestimmung erreichen kann. Auch ganze Stände, Völker und Racen können nur in der Berührung mit andern und dem Wechselspiel ihrer Kräfte fortschreiten. Sperren sie sich gegeneinander ab wie die Chinesen, so bleiben sie Jahrtausende auf derselben Bildungsstufe stehen. Wie sehr die freie Concurrenz den Fortschritt bedingt, das sehen wir, im Gegensatz zu den Chinesen, an den Nordamerikanern. Despoten, unbeschränkte Alleinherrscher sind auf nichts so bedacht als auf Errichtung von Schranken und Schlagbäumen aller Art, welche die freie Concurrenz hemmen. Sie haben das instinctrichtige Gefühl, daß Concurrenz und Absolutismus sich nicht miteinander vertragen.

Richtet aber die Concurrenz nicht ganze Classen der Gesellschaft zugrunde? Spielen nicht die Zuhrleute seit Erfindung der Eisenbahnen eine traurige Rolle? Haben nicht die Maschinen Unheil mancher Art angestiftet?

Anders urtheilen über die Concurrenz Diejenigen, denen der Staat nicht dazu da ist, den Sonderinteressen einzelner Stände oder Classen der Gesellschaft zu frönen, noch auch um die Menschen wie blinde Pferde ewig in demselben Kreise sich drehen zu lassen, sondern denen der allgemeine Fortschritt und die organische Gliederung der Gesellschaft auf der Basis der Gleichberechtigung als Zweck des Staats gilt. Diesen ist die Concurrenz ein großes und unentbehrliches Gut, das nothwendige Mittel zum angegebenen Zweck.

Zu Diesen gehört auch der Verfasser des beachtenswerthen und sehr zeitgemäßen Werks: „Die Staatsverfassung nach dem Bedürfniß der Gegenwart. Von Karl Arnd" (Frankfurt am Main, Brönner, 1857). In seinen Grundansichten über die Bestimmung der menschlichen Gesellschaft und den Zweck des Staatsverbands sagt der Verfasser zwar nichts wesentlich Neues. Er schließt sich überall an die aufgeklärten, humanitären Ideen eines Kant, Herder, Wilhelm von Humboldt und unter den neuesten Schriftstellern besonders an Joseph von Görres an, deren Aussprüche er auch überall als „Zustimmungen" zu seiner Lehre anführt. Für den Zweck des menschlichen Strebens hält er den Fortschritt, die freie Entwickelung, Entfaltung und Wechselwirkung der Kräfte auf den verschiedenen Gebieten des Lebens. Er hat darum auch schon auf das Titelblatt das Wort des Confucius gesetzt:

Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stillestehn,
Willst du die Vollendung sehn!

Mit Wilhelm von Humboldt will er die Idee der Menschlichkeit, d. i. das Bestreben, die durch Vorurtheile und einseitige Ansichten aller Art feindlich zwischen die Menschen gestellten Grenzen aufzuheben und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als einen großen Stamm, als eine zur Erreichung eines Zwecks, der freien Entwickelung menschlicher Kraft, bestehenden Ganze zu behandeln — immer mehr zur Geltung gebracht wissen. Der Staat ist ihm nicht Zweck, sondern immer nur Mittel, wodurch dem Einzelnen die Möglichkeit seiner Entwickelung geboten wird.

Sind diese Grundansichten auch nicht neu, sondern selbst nur „Zustimmungen" zu den Ansichten Anderer, so ist doch das Hervorheben dieser Ideen für unsere Zeit, in der von oben herab übermäßig auf Centralisation hingearbeitet und die freie Entwickelung der individuellen Kräfte durch mancherlei künstliche Maßregelungen gehemmt wird, zeitgemäß; dann aber beurkundet auch das Verdienst des Verfassers in der allseitigen Durchführung dieser Gedanken, in der Hervorhebung der wichtigen Rolle, welche die Concurrenz auf allen Gebieten des menschlichen Lebens spielt. Nachdem er das allgemeine Naturgesetz der Concurrenz dargelegt, handelt er von der Concurrenz als Ursache des männlichen Muthes und Heldenmuths, als der anfeuernden und belebenden Kraft Einzelner wie in Gesammtheiten.

Die vom Verfasser überall angeführten „Zustimmungen" bilden eine hübsche politische Anthologie, in der wir die verwandten großen Geister beisammen antreffen.

Heilung und Pflege geistesschwacher Kinder.

Den Kretinismus in Oestreich besprach ein Aufsatz in Nr. 18 und 19 dieser Blätter. Bezug darauf nehmend und anschließend an denselben, bemerken wir, daß Dr. Georgens in Baden bei Wien, von welchem wir schon in dieser Nummer S. 411 Mittheilung machen, eine „Heil-, Pflege und Erziehanstalt für geistesschwache Kinder", ähnlich der des Dr. Herz bei Meißen, gegründet hat. Die Anstalt liegt gesund, besitzt für skrofulöse und rhachitische Kinder heilsame Bäder, einen Saal für die bei diesem Erziehungswesen unentbehrliche Gymnastik, einen großen Garten und ein Stück Land, welches zur eigenen Bearbeitung für die Kinder bestimmt ist, und sogar eine Werkstatt fehlt nicht, um schlummernde Kräfte und Neigungen zu wecken und an diesen Neigungen die Kinder sich auf- und ausleben zu lassen.

Neigungen ergreifen den Menschen, sie sind die ersten Boten seiner natürlichen Anlagen, der Uebergänge zum Geist. Indem Dr. Georgens von der Idee auszugehen scheint, zuerst im Kinde die Neigung zu wecken, glaubt er, daß diese dem Geist winke, ihm die Hand reiche, ihn gleichsam herbeirufe, sie zu un-

verfügen. In diesem von Schritt zu Schritt, von Stufe zu Stufe, nach immer mit einem Fuße zurück, wenn der andere schon für die nächste Sprosse gehoben ist, beruht die Erziehungsweise des Dr. Georgens, der bereits seit 15 Jahren diesem schwierigen, zumeist mit seinem Danke auf das innere Bewußtsein gewiesenen Berufe obgelegen hat.

Nur Kinder von 3—12 Jahren, deren ärztliche Beurtheilung Professor Meißner in Wien übernommen, werden in die Anstalt aufgenommen, die außerdem noch ihren eigenen Arzt besitzt. Das Aufnahmehonorar, mit Ausschluß aller Nebenberechnungen für Kost, Wohnung, Wäsche und der gesammten ärztlichen und erziehlichen Pflege, beträgt jährlich 600 Gulden C.-M., und für den Fall, daß die Angehörigen des Kindes die Besorgung von Bett, Wäsche, Arzthefe und sonstigen Auslagen übernehmen, 100 Gulden in halbjähriger Vorauszahlung.

Daß mit dieser Anstalt der humanitären Verbindlichkeit des Staats für die psychische Wohlfahrt seiner Bevölkerung kein eigentlicher Vorschub geleistet ist, fällt mit dem ersten Blick auf die Aufnahmebedingungen in die Augen. Diese Bedingungen sind, obwol sie vielleicht unter Umständen nicht niedriger gestellt werden können, für die Allgemeinheit vielleicht etwas hoch.

Obwol die Anstalt des Dr. Georgens als Muster und Vorbild für den Staat bei seinen zu solchem Zweck zu begründenden Instituten gelten kann oder muß, läßt sich natürlich nur in der Nähe beurtheilen. Ein Fall indeß, den die österreichischen medicinischen Journale erzählen und der durch Privatnachrichten uns verbürgt wird, kann nur dazu beitragen, das Vertrauen für die Anstalt zu heben und Voraussetzungen zu begründen, deren heilsamer Einfluß auf das soziale Leben nicht verkannt werden kann. Wir geben das Factum ohne Commentar.

Eine Comtesse — der Name ward uns genannt —, in einem Kloster erzogen, hatte nach sechsjährigem Aufenthalt daselbst durch Mißbrauch einer frühreifen Natur sich psychisch und physisch so zerrüttet, daß sie in den Zustand des Blödsinns verfiel; der rechte Arm war ihr gänzlich gelähmt, das Mädchen mit dem Veitstanz behaftet und seine Heilung von allen deshalb consultirten Aerzten aufgegeben. In diesem Zustande ward sie der Anstalt des Dr. Georgens übergeben und ist gegenwärtig geistig und körperlich vollkommen wiederhergestellt.

Aus der Natur.

II.

Empfehlenswerth sind „Botanische Unterhaltungen zum Verständniß der heimatlichen Flora. Von B. Auerswald und C. A. Roßmäßler" (Leipzig, Mendelssohn, 1856). Durch Beschreibung und treffliche Abbildung lernen wir hier der Reihe nach 48 in Deutschland wildwachsende Pflanzen kennen mit allen Blättern und Blumenformen, allen feinen Verhältnissen des Blüthenbaus. Von einem strengwissenschaftlichen Werke über Botanik unterscheidet sich das vorliegende nur dadurch, daß die Darstellung sich auf solche Pflanzen beschränkt, die Jedem in der Natur vor Augen stehen, und daß der Verfasser nicht einem künstlichen Systeme folgt, sondern der Jahreszeit nach die geschilderten Gewächse zur Anschauung bringt.

Von vielseitigerem Interesse durch Stoff und Darstellung sind die „Vier Jahreszeiten. Von C. A. Roßmäßler" (Gotha, Schaube, 1856); ein Werk, welches schon früher einmal in diesen Blättern erwähnt wurde und jetzt in einer wohlfeileren Volksausgabe vorliegt. Es ist gleichfalls überwiegend der Botanik gewidmet, doch verbietet der geringe Umfang, eine erschöpfende Belehrung in demselben zu suchen. Vielmehr regt es durch warme, lebendige Schilderungen die Liebe zur Natur an und richtet Sinn und Auge auf verständige Betrachtung der umgebenden Pflanzenwelt. Darum fesselt es uns nicht so lange bei jeder Pflanze, bis wir jeden ihrer Theile mikroskopisch untersucht, sondern schreitet rasch mit uns vorwärts durch Busch und Hecke, über Feld und Wiese, selbst an den Sumpf, in Moorbruch und Haideland geht es uns mit sich fort, überall die Eigenthümlichkeiten und besondern Formen der uns umgebenden Welt scharf und anziehend schildernd. In zahlreichen vorzüglichen Holzschnitten sind die merkwürdigsten der beschriebenen Pflanzen so treu wiedergegeben, daß es Jedem, der einmal mit dem Buche in der Hand wirklich eine Pfingstwanderung anträte, leicht werden müßte, ihre Originale aufzufinden. Der Mangel eines Registers ist leider störend.

Ein Hauptverein gebührt den „Naturstudien. Skizzen aus der Pflanzen- und Thierwelt. Von H. Masius" (Leipzig, Brandstetter, 1857). Eine Sammlung von Aufsätzen, die bereits zum größten Theile in Unterhaltungszeitschriften erschienen sind und den Charakter kurzig unterhaltender und belehrender Lectüre tragen. Das Gespräch eines geistvollen Mannes, der hocherfahren in seiner Wissenschaft, dabei vertraut mit der Poesie und Literatur aller Zeiten und Völker ist, kann niemals ohne anregende Belehrung bleiben. Spricht darum Masius in seiner Schilderung der norddeutschen Vegetation auch nur vom Dunkel des Waldes, vom Summen der Goldkäfer, von sommerlichen Sonnenuntergängen und herbstlichen Gewittern, so macht er uns doch bei jedem Schritt auf Erscheinungen aufmerksam, die wir, so nahe sie liegen, oft unbeachtet gelassen. Die Bilder aus der Thierwelt, die das Größte und das Kleinste, das Nächste und das Fernste, Walfisch und Floh, Komet und Auge umfassen, zeichnen sich durch ihre zumeist launigen, meist ergötzlichen Darstellungen aus, es sind wirklich holländische Genrebilder. Und das Alles ist wiedergegeben und gemalt in musterhafter, durchsichtiger Sprache, die um und über die darin sich spiegelnden Wiesengründe, Bäume und Wälder wellenartig spielt und schimmert.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 27.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Paquita.

Von Julius Eyßein.

Ein junger Deutscher, der eben den Doctorhut gewonnen, hatte sich kurz nach der Julirevolution nach Frankreichs Hauptstadt begeben.

Unabhängig und im Besitz eines bedeutenden Vermögens, sah Ferdinand Wallen seine jugendliche Reiselust durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt, die vorzüglichsten Heilanstalten des Auslands zu besuchen, um erst dann den Gewinnst an Kenntniß und Erfahrung seinen leidenden Mitbürgern zu widmen.

Er war zuvörderst nach Paris geeilt, wohin ein großer Name seiner Wissenschaft, aber mehr noch die Bewegung der Geister ihn lockte, die, wie mit elektrischer Strömung, sich immer weiter verbreitete.

Es gibt nichts Aufreckenderes als das Licht. Der Tag der Freiheit schien für alle Völker angebrochen und zunächst waren es die Spanier, deren Hoffnungen an der Julisonne erstarkten. Unter Denen, welche zu jener Zeit in Paris verweilten, erregte besonders ein andalusischer Flüchtling durch einnehmende Persönlichkeit wie durch gleiches wissenschaftliches Streben die Theilnahme des deutschen Arztes. Um wenige Jahre älter als dieser, hatte Don Esteban seine medicinischen Studien kaum vollendet, als er sich, infolge seiner Theilnahme an einer heimlichen Verbindung, mit den härtesten Strafen bedroht und genöthigt sah, sein Vaterland zu verlassen. Auch in der Wissenschaft fand er in Frankreich eine Revolution vollendet und lauschte begierig den Worten des Meisters, der das kühne Werk vollbracht. Victor Broussais, auf der Höhe des Ruhms, hatte sein System der Medicin, trotz vieler Irrthümer, zum herrschenden gemacht und wußte es so feurig und hinreißend vorzutragen, daß die Zahl seiner Zuhörer und ihre Begeisterung immer höher stieg. Nicht mehr eine Schule, eine Sekte schien sich gebildet zu haben und sie entflammte ihre Widersacher zu gleichem Fanatismus. Bald sollte Wallen ein Beispiel davon gewahren. Er pflegte mit dem Spanier im Palais-Royal zu speisen. Einst fanden sie den Saal des Restaurant so überfüllt, daß sie ihren Tisch mit einem dritten Gaste theilen mußten. Dieser, ein Franzose im blühendsten Mannesalter, erwies sich bald als ihren Fachgenossen. Er war ein Schüler und Anhänger Pinel's, jenes trefflichen Arztes, den Broussais entthront hatte und daher auf diesen nicht gut zu sprechen. Don Esteban hielt es für seine Pflicht, sich des verkannten Meisters anzunehmen; er that es mit aller Wärme des spanischen Bluts, während Jener den kältesten Hohn über die Irrthümer des Gescholtenen ergoß. Je gerechter der Tadel, desto hitziger ward die Vertheidigung. Umsonst versuchte Wallen die steigenden Wogen des Streites in ein friedliches Bett zu leiten, die Erbitterung schwoll immer höher; die Worte schärften sich zu spitzigen Dolchen und wurden bald so verletzend, daß eine Herausforderung unvermeidlich war. Der Fremde warf seine Karte auf den Tisch

und entfernte sich, nachdem Ort und Zeit des Zusammentreffens bestimmt worden.

Don Esteban ward fast zum Märtyrer seiner Ueberzeugung. Er empfing eine gefährliche Wunde und Wallen, der ihm secundirt, pflegte ihn auch auf dem Krankenlager. Die stolze Zurückhaltung des Spaniers entschwand vor dieser treuen Sorgfalt, die schweigsame Trauer um das eigene Geschick wie um das seines Vaterlands schmolz unter der wohlthuenden Theilnahme eines Gesinnungsgenossen, der jedes Vertrauens werth schien. Die Jugend ist die Blütenzeit der Freundschaft, weil sie den Ergüssen des Herzens, bei denen das Alter sich langweilt, ein williges Ohr leiht. Aber mehr als Erinnerungen der Liebe, bildeten hier Hoffnungen der Freiheit den Stoff des Gesprächs. Von allen Seiten waren spanische Flüchtlinge nach Paris geströmt, um über die Pyrenäen mit bewaffneter Hand in ihr Vaterland zu dringen. Der Zeitpunkt schien dem Unternehmen günstig. Trotz seines Siechthums hatte sich Ferdinand VII. in vierter Ehe mit Marie Christine von Neapel vermählt und die jugendliche Fürstin befand sich in Umständen, welche die Hoffnungen des Thronfolgers, des Infanten Don Carlos, bedrohten. Nur die Geburt einer Tochter vergönnte ihm noch die Aussicht auf die Krone, die nach Salischem Gesetz den Frauen versagt blieb. Da erließ Ferdinand die Pragmatische Sanction, die, mit Beseitigung der Bourbonischen Ordnung, auch die weibliche Linie zur Thronfolge rief. Der Haß der Mönchspartei und aller Anhänger des Prinzen steigerte sich zur wuthendsten Erbitterung und die liberale Partei hoffte von dieser Spaltung und der französischen Umwälzung Nutzen zu ziehen. Ludwig Philipp war von Spanien noch nicht anerkannt, durch ein feindseliges Manifest verletzt, durch die Versicherungen beunruhigt, welche die französischen Kartisten von Ferdinand VII. empfingen. Diesen in Furcht zu setzen, lieh er den spanischen Flüchtlingen ein geneigtes Ohr, er unterstützte sie mit Geldsummen, er ließ es geschehen, daß bewaffnete Scharen nach der Grenze zogen, daß Männer ihnen voranreiten, deren Name den Spaniern theuer war. Der Plan gelang. Von Schrecken ergriffen, zeigte sich Ferdinand VII. nun nachgiebig genug, um die Politik des französischen Cabinets zu ändern. Aus den unvermutheten Hindernissen, die sich jetzt ihrer Abreise entgegenstellten, mußten die spanischen Flüchtlinge Verdacht schöpfen und bald gelangten sie zu der Ueberzeugung, daß Ludwig Philipp ihr kühnes Unternehmen mehr zu hemmen als zu fördern bedacht sei. Der Beifall der französischen Patrioten entschädigte sie für den Treubruch des Königs und sie verzweifelten nicht, ihre gute Sache, auch trotz dieses Abfalls, zum Ziel zu führen.

Wie Moreno in Marseille, Gurrea in Bagnères, war ein bekannter General der Liberalen, den wir Don Eusebio nennen wollen, in Bordeaux für ihre Zwecke thätig. Es galt, ihm geheime Weisung über Waffen und Mannschaft zukommen zu lassen und bei der strengen Aufsicht der französischen Behörden war die Sendung kaum von einem Spanier zu vollbringen. Ein Deutscher, namentlich ein Arzt, schien dem Argwohn am wenigsten ausgesetzt und Wallen, theils aus Begeisterung für die Sache der Unterdrückten, theils aus jugendlicher Eitelkeit, ließ sich gern zu der Rolle eines politischen Missionars bereitfinden. Daß für seine Wissenschaft in Paris nur wenig zu gewinnen sei, hatte er bald genug erkannt. Das Wahre des Broussais'schen Systems konnte er vom deutschen Standpunkte nicht neu, das Neue nicht wahr finden. Auch lag es ja in seinem Plane, das südliche Frankreich zu bereisen; es lohnte sich wol der Mühe, die zweite Stadt des Landes kennenzulernen. So täuschte er sich selbst unter mancherlei Vorwand, um seine Lust an Abenteuern zu beschönigen und mit den nöthigen Instructionen versehen verließ er die Hauptstadt.

Er fand in Bordeaux, dieser leicht zu begeisternden Stadt, den politischen Eifer schon ziemlich abgekühlt. Theils lebten hier zahlreiche Anhänger der vertriebenen Königsfamilie, theils gewann, durch Handelsinteressen, die Partei der Gemäßigten immer mehr die Oberhand, die den Umschwung der Dinge nicht als Revolution, nur als Evolution für gut fand. So beschränkte sich denn auch die Theilnahme für das Ausland auf dürftige Geldspenden, während mancher Pariser sich freudig zur spanischen Fahne geschart hatte. Nur unter den Frauen regte sich, nach Weise ihres Geschlechts, ein wärmeres Mitgefühl, genährt von Denen, die aus Spanien stammten. Nie hat es in Bordeaux an Solchen gefehlt, die durch körperlichen Reiz wie durch Gaben des Geistes hervorleuchteten, so Thérèse Cabarrus, die spätere Madame Tallien. Auch Don Esteban's Schwester, Madame Darcy, der Wallen aufs wärmste empfohlen war, gehörte zu dieser Zahl. Ihr Haus war der Sammelplatz eines auserlesenen Kreises, in dem seiner ihrer Landsleute fehlte; vor allen aber gehörte Don Eusebio zu den täglichen Gästen. Schon sein Vater war den Verfolgungen erlegen, die der

verwittwete Ferdinand, nach seiner Rückkehr aus der französischen Gefangenschaft, über alle Patrioten verhängte. Das Vaterland befreien, hieß zugleich den Vater rächen und der Sohn verfolgte dieses Ziel mit der eisernen Ausdauer, die nur persönliche Motive verleihen. Er hatte in den zahllosen Parteikämpfen, die das unglückliche Spanien verheerten, eine bedeutende Rolle gespielt und wo die Fahne der Constitution sich entfaltete, ward auch Don Eusebio's Name genannt. Militärisches Talent und Tapferkeit auf dem Schlachtfelde gewannen ihm einen hohen Rang und mächtigen Einfluß auf seine Parteigenossen. Er gehörte zu den Exaltados, die Ferdinand's Macht nicht blos beschränken, sondern ihn selbst vom Throne stoßen wollten. Dem Hof war er besonders verhaßt und nur die wichtigen Dienste, welche er gegen die Glaubensarmee geleistet, retteten ihn vom Untergang. Endlich suchte man ihn in eine Verschwörung zu verwickeln, die schon im voraus verrathen war. Es gelang; aber zeitig genug gewarnt, floh Don Eusebio nach England. Von dort war er nach Frankreich gekommen und wartete jetzt in Bordeaux auf Mina's Befehl, der in Bayonne verweilte.

Der deutsche Arzt fand bei ihm die freundlichste Aufnahme. Der General hatte als Jüngling unter La Romana gedient und die Erinnerung an Deutschland bewahrt. Es erfreute ihn sichtlich, jene jugendfrische Zeit wieder heraufzubeschwören und mit den wenigen deutschen Worten, die ihm im Gedächtniß geblieben, ergötzlich genug seine Rede zu schmücken. Sonst lag Heiterkeit seinem Charakter fern und Wallen's Mittheilungen mehrten seinen Trübsinn. Enttäuschung, ja Entmuthigung hatte sich der Seele des tapfern Kriegers bemächtigt. Er sah die Wolken, die von den Tuilerien aus das kühne Unternehmen bedrohten und war der Ansicht, nur durch rasche That, nicht durch Säumen könne es noch glücken.

Er pflegte die Abende im Theater zu verbringen und sich an vaterländischen Tänzen zu ergötzen. Eine berühmte Künstlerin aus Madrid, Paquita Flores, war nach Bordeaux zu Gastrollen gekommen und erfüllte die Stadt mit dem Rufe ihrer Vorzüge. Nicht regelrechte Vollendung, nicht die Kunst der Pirouetten und Entrechats — die frische Natürlichkeit, die lebenathmende Glut dieser Leistungen erwarben ihnen die allgemeine Gunst. Die Schönheit der Künstlerin, das herrliche Ebenmaß ihrer Formen schienen Bestandtheile ihres Talents. Man glaubte in den reizenden Stellungen die Wunder der griechischen Kunst zu erblicken, vom feurigsten Hauche des Lebens belebt. Die Bewegungen ihres Körpers mit den Tönen der Musik verschmolzen, übten die Gewalt der ausdrucksvollsten Sprache und das Fehlende ergänzte ein Blick, der, unter langen Wimpern hervorblitzend, manche Deutung zuließ.

Der General freute sich des Erfolgs seiner Landsmännin; Wallen fühlte sich der süßesten Bezauberung preisgegeben. Das Fremdartige der Erscheinung erhöhte bei ihm ihre Wirkung und er wagte sich kaum zu gestehen, zu welcher Höhe sie gestiegen war.

Er wohnte mit der Künstlerin in Einem Hause. Eines Abends ward seine ärztliche Hülfe von ihr in Anspruch genommen. Paquita wollte sich beim Tanze den Fuß verletzt haben und klagte über heftige Schmerzen. Wallen verordnete das Nöthige und war erfreut, sich in französischer Sprache mit der Leidenden verständigen zu können. Sie lag auf einem Ruhebett, ein buntes Tuch nach Creolen-Weise um den Kopf gewunden. Die Fülle des schwarzen Haars deutete auf Kraft und Entschiedenheit des Naturells, der freie und feurige Blick auf mehr als weibliche Willensstärke. Die dunkle Blässe der Haut verrieth durch keinen Farbenwechsel ihr Inneres. Im scharfen Ton ihrer Stimme lag doch ein geheimer Zauber, der die Sinne bethörte. Mit Lächeln empfing sie Wallen's begeistertes Lob, in dem die eigene Flamme sich spiegelte und als ihre kleinen und spitzigen Zähne unter der stolzen Lippe hervorleuchteten, gewann ihr Antlitz einen höhnischen, ja grausamen Ausdruck. Es lag etwas Dämonisches in diesen Zügen, das Furcht einflößte und doch die Seele mit magischen Banden umwand.

Am folgenden Tage war Paquita genesen, aber dem Arzt schien es unerläßlich, seine Besuche fortzusetzen. Rasch genug gestaltete sich nach Weise der Spanierinnen ein trauliches Verhältniß. Paquita vereinte mit der stolzen Würde ihrer Landsmänninnen das anmuthigste Sichgehenlassen. Es schien zu ungezwungen, um erkünstelt zu sein, auch hielt ihr leidenschaftliches Wesen jeden Verdacht von Falschheit fern. Die feurige Beweglichkeit ihrer Gesten, die rasche Lebendigkeit der Bewegung gab ihrer Gestalt etwas Kühnes, das mehr Verlangen als Mitgefühl erregte. In der graziösen Leichtigkeit des Ganges zeigte sich der kleine und gewölbte Fuß der Spanierinnen, und der Strahl ihres Auges schien der Sonne ihres Vaterlandes entlehnt. Eigensinnig und launenhaft spottete sie boshaft der Liebe und doch galt sie ihr

als das höchste Interesse des Lebens. Eine glühende Seele von verzehrender Einbildungskraft, besaß sie mehr Phantasie als Herz, mehr Leidenschaft als Zärtlichkeit, aber der verführerische Zauber der Anmuth verhüllte Alles, was ihr fehlte.

Das eigenthümliche Gepräge, die heiße Energie des Gefühls, die fast von maurischem Blute zeugte, wirkten berauschend und fesselnd auf den unerfahrenen Deutschen. Aus dem freien und ungezwungenen Benehmen schöpfte er Hoffnungen, die doch nie in Erfüllung gingen. Paquita gestattete nicht die kleinste Vertraulichkeit und ihre Hand an die Lippen zu führen galt schon als Gunst. Er wußte, daß der Spanierin jede Berechnung fern liegt, daß sie nur für die Leidenschaft und nicht für Intriguen lebt, und doch glaubte er bisweilen eine Absicht zu bemerken, die ihm räthselhaft erschien. Paquita's Schalkheit zeigte sich um so hinreißender nach würdevollem Ernste; es war die Anmuth eines Kindes mit allem lockenden Reize einer Frau. Aber um Stirn und Mund blieb ein schwermüthiger Zug wie von einem großen erlittenen Schmerze. Die Liebesklagen des Deutschen pflegten die Künstlerin mehr zu ergötzen als zu rühren; einst aber, bei einem glühenden Erguß seines Gefühls, strömten Thränen über ihr Antlitz. Zu dem heißen Drange, diese gleichgültige Seele zu bezwingen, gesellte sich nun die Begier, ihr Geheimniß zu ergründen und so war denn ein neuer Ring der Kette hinzugefügt, die unsern jungen Freund umschlang.

Er machte den General zum Vertrauten. Don Eusebio hatte in seinem kriegerisch bewegten Leben auch der Frauenschönheit gehuldigt, doch ohne großen Aufwand von Zeit oder Mühe. Er setzte die Leichtigkeit seiner Eroberungen auf Rechnung seiner Vorzüge und hielt alle Frauen von gleicher Gemüthsart. Das Glück, das seinen jüngern Jahren gelächelt, schien er nicht abgeneigt, auch heute noch versuchen zu wollen, hätten politische Pläne ihn nicht beschäftigt. Er begriff die Liebe nur nach spanischer Weise und spottete der Sentimentalität als einer deutschen Erfindung. „Eine Spanierin gewährt Alles oder nichts", sagte er zu Wallen im Tone erfahrener Ueberlegenheit. „Sie scheinen mir aber nicht zu den Auserwählten zu gehören, sonst würden Sie Paquita's Thränen schon getrocknet haben." „Ihnen würde es vielleicht besser gelingen", sagte Wallen scherzend. „Wenigstens vergeht kein Tag, an dem Ihr Name nicht von Paquita's Lippen tönte. Sie schwärmt für die Freiheit ihres Vaterlands, für alle Kämpfer der Constitution. Und Ihre Tapferkeit, mein General, wird sie nicht müde, mit einer Begeisterung zu preisen, die mich eifersüchtig machen könnte." „Thut sie das wirklich?" fragte der General mit dem Ausdruck eitler Selbstbefriedigung. „Ei nun — Sie wissen ja — meine Landsmänninnen lieben den Muth und wäre es auch nur der Muth eines Stierkämpfers."

Noch an demselben Tage empfing er durch Wallen's Vermittelung eine Botschaft Paquita's, die ihre Gesinnung bekundete. Sie ließ ihm die Warnung zukommen, seinen Waffenvorrath in Sicherheit zu bringen. Kurz vorher hatte der General, was ihm an Kriegsbedarf zugebote stand, an Mina nach Bayonne gesandt; aber Vigo und Gurrea, in Maulion und Bagnères, sahen sich ihr Waffenlager von den französischen Behörden entrissen. Don Eusebio hielt es für seine Pflicht, für so freundliche Botschaft persönlich zu danken und Paquita, indem sie durchblicken ließ, daß sie ihre Kunde dem verliebten Präfecten verdanke, zeigte den glaubensstarken Muth einer echten Patriotin. Sie vertraute der Zukunft ihres Vaterlands, der Tapferkeit seiner besten Söhne und pries das Lob des Generals mit begeistertem Ausdruck. Das Glühen ihrer Seele, das den Reiz des Angesichts erhöhte, der schmeichelhafte Inhalt wie der Ton ihrer Rede umstrickten die Sinne des eitlen Kriegers. Vom Glanze dieser Schönheit, von den Lockungen dieses Mundes verführt, sah er schon das reizendste Abenteuer und den olympischen Siegeskranz auf seinem alternden Haupte. Anders ergriff diese Scene den jungen Deutschen. Wir erkennen leicht die Verstellung, die nicht auf uns berechnet ist. In der eifersüchtigen Regung, die sich Wallen's bemächtigte, fand er Paquita's Stimmung zu exaltirt, um wahr zu sein und mehr die Wildheit einer gebäßigen Leidenschaft als Vaterlandsliebe in ihren Blicken. Aber ihr Auge war zu strahlend, um ungeblendet das Innere zu erkennen. Und als sie jetzt die rothe Cocarde mit dem grünen Bande der Streiter von der Insel Leon hervorzog und in der reizend-erhabenen Stellung einer Siegesgöttin in den Ruf ausbrach: „Constituzion o muerte!" — war das Netz über Don Eusebio geworfen.

Er schien fast die Noth des Vaterlands und sein kühnes Vorhaben in diesen Schlingen zu vergessen, und Paquita war unablässig bemüht, sie immer fester um sein Haupt zu weben. Nie fand er sie anders als in spanischer Tracht, die er bevorzugte, und während die enganschließende Basquine von dunkelfarbener Seide das reizende Eben-

maß ihrer Glieder verrieth, gewann das Antlitz, vom weißen Spitzenschleier wie von Wolkenduft umflossen, einen zaubervollen Ausdruck. Bald schalkhaft, bald mit leidenschaftlichem Ernste gebrauchte sie dazu den Fächer, „den Telegraphen der Liebe", mit spanischer Meisterschaft und zeigte dem General, in getreuer Nachahmung, die lockende Weise der vaterländischen Schönen, um alle Glut der Seele und der Sinne zu entzünden. Sie rief die Kunst zu Hülfe, um die Wolken seiner Stirn zu verscheuchen und fügte Gesang zum Tanze. Wie ein verkörpertes Gedicht, bildete ihre Formenschöne, im Wechsel der Bewegung und des seelenvollsten Ausdrucks, den wahren Text der Melodie. Sie sprach beredter als das Wort zum Herzen und entflammte die Leidenschaft, die sie schilderte. Welcher Mann wäre wohl unempfindlich gegen die Huldigungen einer reizenden Frau! Der General fühlte neue Lebenspulse im auferweckten Herzen. Das verlorene Paradies seiner Jugend that sich ihm wieder auf, er liebte und mit der ganzen Schwäche seines Alters. „Sie ist ein Garten der Wonne", rief er mit den Worten einer Inschrift der Alhambra, „zusammengesetzt aus allen Schönheiten und Anmuth und Zierlichkeit sind in ihr niedergelegt."

Der junge Deutsche sah mit eifersüchtigem Aerger die steigende Gunst des gefeierten Nebenbuhlers, doch tröstete er sich mit der Ueberzeugung, daß kein schönerer Vorzug ihm zutheil geworden. Einst überraschte er die Tänzerin, wie sie mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes ein Miniaturbild betrachtete. Sie verbarg es bei seinem Eintritt, doch ließ ein flüchtiger Blick ihn die Züge eines jungen Offiziers erkennen, von gewinnender Schönheit, von anziehendem Reiz in der schwärmerischen Glut des dunkeln Auges. Paquita's Ernst und Schweigsamkeit verscheuchten bald den Besucher; dann zog sie jenes Gemälde wieder hervor und ihre Seele versenkte sich in seinen Anblick. Es war ein Cultus der Erinnerung. Diese Züge gehörten dem Leben nicht mehr an; ihre besten Gefühle ruhten bei dem Todten. Sie hatte für ihn eine Leidenschaft empfunden, deren Kraft und Tiefe der Vergessenheit zu trotzen schien. Dieser junge Mann war noch unerfahren genug gewesen, um an sie zu glauben, um ihr blindlings zu vertrauen. Er hielt ihr Herz für so unentweiht als das seine und es gab für ihn kein Erwachen aus diesem beglückenden Traume. Fanatisch in allen seinen Gefühlen, hatte er für die Idee des absoluten Königthums geschwärmt. Als Ferdinand VII., von Riego und Quiroga bedrängt, von den Seinen verlassen, in der Verkündigung der Constitution von 1812 die einzige Rettung fand, hatte sich die sogenannte Regentschaft von Seo d'Urgel gebildet, die den König für unfrei erklärte und ihre Glaubensarmee von Mönchen begeistern und führen ließ. Ihr hatte sich der junge Krieger, der von Madrid zu fliehen genöthigt war, im blinden Eifer angeschlossen. Dort, in den Bergen Cataloniens, ward er gefangen und — erschossen! Sein frühes und gewaltsames Ende erhöhte den Werth dieses Geliebten in Paquita's Erinnerung. Ihr Schmerz verklärte ihn mit allen Farben der Einbildungskraft. Sie erschien sich selbst wie geadelt durch die Leidenschaft, die sie dem jungen Helden eingeflößt, sie läuterte sich in diesen Flammen, sie bildete sich ein, nur ihn geliebt zu haben. Jahre waren seitdem verstrichen, aber ihr Vorsatz der Rache an den Mördern des Geliebten blieb unerschüttert. „Zürne mir nicht, mein Alonso!" rief sie mit grausamer Freude in ihren Blicken, indem sie das Bild mit Küssen bedeckte; „zürne mir nicht, daß die Vergeltung nur mit hinkendem Fuße heranschleicht, aber bei der heiligen Jungfrau von Atocha! Du sollst gerächt werden."

Der General trat eben in das Zimmer, als sie das Bildniß an ihrer Brust verbarg. Er brachte die Kunde, daß Oberst Valdez die Bidassoa überschritten habe. Welche Umwandlung war mit Don Eusebio vorgegangen! Statt des verliebten Schäfers zeigte sich jetzt nun der tapfere Soldat, der feurige Patriot. Das Bild des trauernden Vaterlands schien jedes andere aus seiner Seele verdrängt zu haben. Wie Achill hatte er die weibische Hülle abgeschüttelt, um nach dem Schwert zu greifen. Er war in Verzweiflung, das kühne Wagstück seines Waffenbruders nicht theilen zu können, er schmähte auf Mina, dessen Zögern ihm als Verrath erschien und sein Entschluß stand fest, noch heute nach Bayonne zu eilen und ihn an seine Pflicht zu mahnen. Paquita schien sichtlich betroffen, sie äußerte zögernd mancherlei Bedenken, dann aber, wie plötzlich entschlossen und von dem Eifer ihres Freundes hingerissen, bestärkte sie ihn mit lebhafter Zustimmung in seinem Vorhaben, ja sie erklärte sich bereit, ihm nach Bayonne zu folgen. „Meine Gastrollen sind hier beendet", sagte sie lächelnd zu dem Ueberraschten, „nichts soll mich abhalten, mit Ihnen unter Mina's Fahnen triumphirend in Spanien einzuziehen." Der angedeutete Weg war der nächste in ihre Heimat, doch glaubte die Eitelkeit des Generals in ihrem Anerbieten einen Sinn zu finden, der seinen Hoff-

nungen ſchmeichelte. „Wenn Sie uns vorangehen“, ſagte er ſcherzend, „ſo werden wir überall mit offenen Armen empfangen werden.“ „Ich folge Ihnen nach“, ſagte Paquita mit dem entſchiedenſten Ernſte. „In wenigen Tagen treffen wir uns in Bayonne.“

Don Euſebio's Ungeduld ließ ihn keinen Augenblick zögern, doch ſeine Abreiſe fand ein Hinderniß. Baldez' verwegene That hatte die Strenge der franzöſiſchen Behörden verdoppelt; es war nicht daran zu denken, mit ihrer Erlaubniß die Stadt zu verlaſſen. Die Hülfe des deutſchen Arztes bot ſich als einzige Rettung. Er hatte ſeinen Verkehr mit dem General den Augen der Späher zu entziehen gewußt und ſeine Reiſen durch das ſüdliche Frankreich erſchienen durchaus unverdächtig. Wie gern willigte Wallen in den erbetenen Freundſchaftsdienſt! Er ſah den Nebenbuhler beſeitigt und in Paquita's Verhalten nur Scherz, nur flüchtige Laune, die bald genug verſchwinden würde. Er freute ſich ſchon auf den Augenblick, wo er Bayonne wieder verlaſſen und zu ihr zurückkehren würde. Im abendlichen Dunkel hielt ein Reiſewagen vor ſeiner Thür und in dem Diener, der auf den Kutſcherrock ſchlüpfte, hätte kaum der vertrauteſte Freund den General zu erkennen vermocht, ſo vollſtändig war die Verwandlung.

Mit flüchtiger Eile ward die Fahrt zurückgelegt und der harmloſe Paß des jungen Deutſchen erwies ſich als Schild gegen jede Anfechtung. Nur wenige Meilen vom Ziele, ſchlug das Gerücht erfreulich und ſchmerzlich zugleich an das Ohr der Reiſenden, daß Mina Bayonne ſchon verlaſſen hätte. Bei ihrer Ankunft fanden ſie es beſtätigt. Der berühmte Parteiführer hatte dem franzöſiſchen Kriegsminiſter einen Eid geleiſtet, nicht eher in Spanien einzubrechen, bis Frankreich gegen die übrigen europäiſchen Staaten eine feſte Stellung eingenommen, und dafür Zuſagen der Unterſtützung empfangen. Selbſt auf die Gefahr hin, als Verräther zu gelten, hielt Mina ſeinen Schwur, ohne ſeine Kampfgenoſſen ins Geheimniß zu ziehen. Aber die Verſprechungen franzöſiſcher Hülfe wurden nicht gehalten, ja auf die treuloſeſte Weiſe in ihr Gegentheil verkehrt und als jetzt die Verzweiflung den tapfern Baldez über die Grenze trieb, hielt ſich Mina an nichts mehr gebunden. Er verſammelt ſeine Gefährten, er täuſcht die Aufſicht der Behörden und von franzöſiſchen Patrioten unterſtützt durchbricht er alle Hinderniſſe und Gefahren, um ſeinem bedrängten Waffenbruder zu Hülfe zu eilen. Der Bote, den er nach Bordeaux geſandt, war unterwegs ergriffen worden und jetzt mußte Don Euſebio, ſtatt im offenen Felde dem Feinde zu ſtehen, ſich noch glücklich ſchätzen, einen ſichern Zufluchtsort bei einem Freunde zu gewinnen, bis ein Führer durchs Gebirge ſich fände. Wallen konnte ſich nicht entſchließen, ſeinen Freund in dieſer bedrängten Lage zu verlaſſen.

Inzwiſchen war Don Eſteban, jener junge Spanier aus Paris, von ſeiner im Duell erhaltenen Wunde vollſtändig geneſen und nach Bordeaux geeilt. Er fand die Freunde nicht mehr dort, doch zur Entſchädigung — eine Geliebte. Auch er hatte Paquita in Madrid gekannt und ihrem Reize mit Begeiſterung gehuldigt. Sie empfing ihn mit wahrer Freude, mit dem Ausdruck unverſtellter Zärtlichkeit, aber auch ein grimmiger Feind erwuchs ihm gleich bei ſeiner Ankunft. Joaquin Meras theilte ſich mit Paquita in den Beifall der entzückten Madrilenen und galt für den beſten Tänzer der Hauptſtadt. Der feurige Ausdruck ſeines ſchönen Geſichts, die ſchlanke Geſtalt, das Ebenmaß der kräftigen Glieder erhöhten die Wirkung ſeiner Kunſtfertigkeit und ſchufen ihn zum Liebling der Damenwelt. Er hatte Paquita nach Bordeaux begleitet und erregte mit ihr im Fandango einen wahren Sturm der Begeiſterung. Er hütete ſie mit eiferſüchtigem Auge, in dem die wildeſte Leidenſchaft und grauſame Bosheit ſich ſpiegelten. Den jungen Deutſchen, den alternden General hielt er ſeines Argwohns unwerth, aber Don Eſteban maß er mit Blicken, die für die Zukunft Schlimmes fürchten ließen. Paquita ſuchte ſeinen Verdacht in Schlummer zu wiegen und ſcheinbar gelang es ihr. Sie zeigte ſich mehr mit ihrer Abreiſe als mit dem neuen Ankömmling beſchäftigt. Don Eſteban drängte ſie auch ſelbſt nach Bayonne zu eilen, wohin er nur mit ihrer Hülfe gelangen konnte. Der Ruf von Mina's kühnem Handſtreich hatte ſich ſehr bald in Bordeaux verbreitet und der junge Spanier malte ſich Don Euſebio's Stimmung nach der ſeinigen. Paquita ſagte lächelnd: ſie müſſe Anſtalt treffen, um ihn ſicher über die Pyrenäen zu geleiten und noch an demſelben Tage war das Kleeblatt auf der Reiſe nach Bayonne; Don Eſteban, ſeinem Paſſe nach, als ſpaniſcher Tänzer.

Mit welchem Entzücken begrüßte der General Paquita's Erſcheinung! Sein Herz erwärmte ſich an ihren Blicken; es lag in ihrer Nähe ein Zauber, der den gebeugten Geiſt emporrichtete. Wallen dagegen war von Paquita's Ankunft mehr ſchmerzlich als freudig betroffen, da ſie offenbar ſeinem Nebenbuhler galt; doch fühlte er zu ſehr die Gewalt ihrer Anziehungskraft, um ſich mit freiem

Willen von ihr zu trennen. Don Eſteban war mit einem Schreiben Darcy's an einen zuverläſſigen Kaufmann in Uſtariz verſehen. Von dort hatte man nur wenige Stunden bis zur Grenze. Bald meldete ſich ein baskiſcher Führer bei dem General. Juan Garibey, ſo nannte er ſich, trug die Kleidung ſeiner Landsleute, braune Jacke und Beinkleider, die weiße Bonna auf dem Haupte, Schuhe und Kamaſchen von grauem Leder und einen rothen Gurt, die Faxa, um den Leib. Der große Stab in ſeiner Rechten deutete auf ſeine Beſchäftigung. Dem General fiel es auf, daß er wol den verſchmitzten Blick der Basken, aber ſchwarzgefärbte Augen hatte, die unter jenem Volke nicht gewöhnlich; auch verrieth ein leichtes Ziſchen den Andaluſier. Er gab ſeine Verwunderung darüber zu erkennen. Mit beifälligem Lächeln über den Scharfblick Don Euſebio's verſetzte Garibey: „Die Augen verdanke ich meiner Mutter, die von Sevilla herauskam, den Fehler in der Ausſprache einer Kugel, die mir einige Zähne nahm. Sonſt bin ich Baske mit Leib und Seele und alle Schleichhändler wiſſen mich zu rühmen. Keine Ziege im Gebirge kennt ſeine Schluchten beſſer als ich. Den Weg, den ich Ew. Excellenz zu führen gedenke, habe ich oft genug mit engliſchen Waaren verſucht. Hier meine Zeugniſſe!" Sie bekundeten alle ſeine Treue und Ehrlichkeit und verſcheuchten vollends jeden Argwohn. Die nöthigen Maßregeln wurden beſprochen. Der Baske mußte noch heute nach Uſtariz; er kannte den Kaufmann Guibal, an den Darcy's Schreiben gerichtet war. Um Mitternacht ſollte er ſich bei ihm einfinden.

Wenige Stunden ſpäter beſtieg Waſſen, wie zur Spazierfahrt, einen leichten Wagen mit raſchen Pferden beſpannt; der General nahm den gewohnten Sitz ein. Bald bogen ſie von der Hauptſtraße ab, um auf Wald- und Feldwegen nach Uſtariz zu eilen. Paquita ſollte mit Don Eſteban nachfolgen und kurz vor dem Ziele wurden die Reiſenden von zwei Reitern eingeholt; es war Paquita in Männertracht, der junge Spanier in ihrem Gefolge. Der ehrenwerthe Guibal empfing die empfohlenen Gäſte mit der freundlichſten Zuvorkommenheit; er ſtellte ihnen einige Gemächer zugebote und ſorgte für alle Bedürfniſſe ihrer nächtlichen Wanderung.

Hier erklärte Paquita mit feſter Entſchiedenheit, daß ſie erſt auf ſpaniſchem Boden ihre Landsleute verlaſſen und dem nächtlichen Zuge ſich anſchließen wolle. Umſonſt ſuchte der General ſie von ihrem Vorhaben abzubringen, umſonſt ſchilderte er ihr die Beſchwerden, die Gefahren des Unternehmens, da er ſich gegen jeden Angriff mit den Waffen in der Hand vertheidigen werde. „Auch ich weiß zu ſterben!" rief Paquita mit wirklicher Begeiſterung, indem ſie einen Dolch hervorzog. Sie hielt ſich ſtark genug, um jeder Anſtrengung zu trotzen, ſie vertraute ihrer Leichtfüßigkeit, um beſſer als die Männer zu klimmen, ſie freute ſich ſchon im voraus auf die Abenteuer der romantiſchen Wanderung und ſchloß endlich damit, daß ihr kein anderer Ausweg bliebe, da ſie ihre Sachen ſchon mit Moras nach Irun geſandt. Schlimmſten Falls ſei ſie mit ſchriftlichen Ausweiſen verſehen. Ihr Entſchluß war durch keinen Einwand zu erſchüttern und der General gab endlich ſeine Zuſtimmung, geſchmeichelt, ja entzückt von ſolchem Beweiſe der Anhänglichkeit. Er mußte ſich heimlich ſagen, daß nicht die Luſt an Abenteuern, ſondern ein ſchönes Gefühl ſie antreibe und er war ſtolz darauf es eingeflößt zu haben.

Waſſen befand ſich in peinlicher Verlegenheit. Er hatte gehofft, mit Paquita nach Bayonne zurückzukehren und ward durch ihren Entſchluß auf das ſchmerzlichſte überraſcht. Sollte er die bevorzugten Nebenbuhler noch ferner begleiten? Sollte er ſich den Mühſeligkeiten des Wegs, vielleicht den Gefahren eines Kampfes ausſetzen, der für ihn kein Intereſſe hatte? Und doch war es ſo ſchwer von ihr zu ſcheiden, die in männlicher Hülle um ſo reizender erſchien! Es war ſo feig zurückzubleiben. Die Vernunft hielt ihn zurück, die Leidenſchaft trieb ihn vorwärts. Mit dem Mantel der Pflicht verhüllte er ſeine eigennützigen Abſichten und während nur ihr Bild ihm vorſchwebte, hielt er es für ſeine Schuldigkeit, bei den Freunden auszuharren.

Um Mitternacht pochte der Baske an das Hausthor. Die kleine Karavane war ſchon zur Abreiſe gerüſtet und nach herzlichem Abſchied von dem biedern Wirthe näherte ſie ſich auf heimlichen Wegen, vom Gebüſch geſchützt, dem Gebirge. Seine höchſten Gipfel ſchienen mit den Wolken des Himmels verſchmolzen, bis der Wind den dunkeln Vorhang aufzog oder zuſammengeballt in die Tiefe warf. Dann goß der Mond ſein magiſches Licht wie einen verſchönernden Schleier über die Landſchaft und formte einzelne Felſen zu phantaſtiſchen Geſtalten. Kein Laut unterbrach die feierliche Stille der Natur, nur bisweilen tönten Stimmen der Nacht wie Seufzer der Berge durch die Lüfte. Immer wilder und zerklüfteter zeigte ſich die Gegend, der Weg immer ſchwieriger. Bald ſtieg er in

Windungen an steiler Felswand empor, bald senkte er sich in abfallende Schluchten, in das kieselreiche Bett eines ausgetrockneten Stroms. Ueber rollende Steine, durch Dornengesträuch, an drohenden Abgründen galt es weiter zu klimmen, und jetzt erhob sich ein Nebel aus dem Thalgrund, zum Schutz, aber auch zur Qual der Wanderer. Er durchschauerte sie mit seinem eisigen Hauche, er befeuchtete den Pfad zu gefährlicher Glätte. Paquita hatte ihrer Kraft nicht zu viel vertraut und während die Männer oft strauchelten oder fielen, wandelte sie mit leichtem und sicherm Tritt die schlüpfrige Bahn. Sie wies jede Unterstützung mit Unwillen zurück. Kein Laut der Klage oder Schwäche entschlüpfte ihren Lippen. Endlich winkte die Erlösung. Die größere Hälfte des Wegs war zurückgelegt und eine Hütte, versteckt genug gelegen, bot die willkommenste Zuflucht. Das tiefste Schweigen hatte bisher nach Garibey's Gebot geherrscht; jetzt entschädigte sich die zurückgedrängte Empfindung mit um so reicherm Erguß. Alle Stimmen vereinigten sich, um Paquita's Muth und Gewandtheit zu preisen. Mit unerkünstelter Gleichgültigkeit empfing sie jeden Lobspruch, sie starrte wild in das Feuer, das unter einem Kessel mit Kastanien flammte; ihre Gedanken schienen an andern Orten zu weilen. Die ungeheure Anstrengung zeigte sich weniger in Erschöpfung, als in fieberhafter Aufregung. Sie genoß nur wenig von dem mitgebrachten Vorrath und drängte ungestüm zum Aufbruch.

Ein scharfer Frostwind, der Vorbote des Tags, hatte den Nebel zerstreut; er schwebte jetzt nur um die Häupter der Berge oder dampfte aus den Klüften. Die Südseite des Gebirgs schien mehr bewachsen, aber noch häufig genug mußte man über steile Wände, über spitzige Klippen hinabgleiten. Die Gegend ward immer belebter und unsicherer zugleich durch die Nähe der Menschen. Manches einladende Dorf sah sich Garibey genöthigt, auf Pfaden zu umgehen, die über schauerliche Abgründe führten. Die Beschwerden der Wanderung schienen sich zu mehren. Reißende Gebirgswasser und dicht verwachsene Hecken versperrten oft den Ausweg und wenn auch die muthige Schar, mit Hülfe des riesenstarken Führers, jedes Hinderniß besiegte, so waren ihre Kräfte doch erschöpft. Die kurze Rast in der Hütte eines Schäfers gewährte nur dürftige Erholung. Schon erblaßte der Mond vor dem matten Scheine, der im Osten heraufstieg; der Tag begann zu grauen und zeigte den Niedergebeugten eine trostlose Einöde. Da bog Garibey plötzlich um einen Felsenvorsprung. Eine freie Aussicht that sich vor ihnen auf. Zu ihren Füßen lag das Land ihrer Wünsche, das Flüßchen im Thal bildete die Grenze. Mit neubeseeltem Muth ward der letzte Theil des Wegs zurückgelegt. Der Fuß des Gebirgs war erreicht, ein Steg, der über jenes Flüßchen führte, in stürmischer Eile überschritten und mit tiefer Rührung begrüßten die Spanier den Boden des Vaterlands.

Mit reichem Lohne ward nun Garibey entlassen und die Reisenden schickten sich eben an, ihren Weg in der Richtung fortzusetzen, wo sie Mina antreffen mußten, als sie sich plötzlich von einer bewaffneten Schar umringt sahen, die aus einem nahen Wäldchen hervorkam. Morao befand sich unter ihnen. Der General hatte ihn kaum erblickt, als er ein Pistol auf ihn abfeuerte. Der Schuß ging fehl. „Das ist der Hochverräther!" sagte Morao und der General ward nach kurzem Widerstande entwaffnet und gefesselt. Und nun trat Paquita zu dem Gefangenen. Ihre wild begeisterten Züge trugen den Ausdruck, den die Maler einer Judith zu verleihen pflegen und die Glut der Rache flammte aus ihren Augen. „Elender!" rief sie mit Tönen, in denen der Sturm ihres Innern sich kundgab, „denkst du noch der catalonischen Berge und des jugendlichen Helden, Alonso Leon? Von dir wurde er gefangen, auf deinen Befehl ward er erschossen. In der Blüte des Lebens und der Schönheit sank er dahin, deinem Blutdurst zum Opfer. Das Herz, das nur für mich und seinen König schlug, ward von Kugeln zerrissen. Aber nicht wie er, von Soldatenhänden, vom Strick des Henkers sollst du den Tod erleiden. So wurst du gerächt, mein Alonso!" — — —

Der General war von Ueberraschung und Schmerz so betäubt, daß kein Wort über seine Lippen kam. Ein unaussprechlich bitteres Gefühl hielt seine Zunge gefesselt. Er schien sich der Held eines gräßlichen Traums, in dem ein Engel des Lichts sich plötzlich in den Dämon der Finsterniß verwandelte!

Indeß hatte Morao sich Don Esteban genähert. „Auch dieser", sagte er mit höhnischem Lächeln zu dem Führer der Bewaffneten, „Don Esteban Gregoso, ist in feindlicher Absicht zurückgekehrt. Er hat das Leben verwirkt; verhaftet ihn!"

„Ha", rief Paquita entsetzt und ihr Auge schoß tödtliche Blitze, „so hältst du dein Versprechen? Er ist schuldlos!" sagte sie, auf Don Esteban deutend, zu den Bewaffneten. „Laßt ihn in Freiheit, ich bürge für ihn."

„Er iſt der ärgſte Communero", verſetzte Moras kalt, „ergreift ihn!"

Die Soldaten waren eben im Begriff, dieſer Aufforderung folgezuleiſten, als Paquita, ihrer Sinne kaum mächtig, in raſender Verzweiflung auf den Verräther ſprang und ihren Dolch ihm in die Bruſt ſtieß. Die Wunde war tödtlich, aber ehe er das Bewußtſein verlor, hatte Moras noch die Kraft, ein Piſtol zu ziehen und auf Paquita abzudrücken. Ohne einen Laut mehr von ſich zu geben, ſank die Unglückliche entſeelt zu Boden. Die Kugel war ihr durchs Herz gegangen.

Der ſchreckliche Auftritt hielt Aller Augen ſo gefeſſelt, daß unbemerkt ein kleiner Reitertrupp ſich nähern konnte. Es war eine Streifpartie, von Mina abgeſandt, der in dieſer Nacht Irun geſtürmt hatte. Jetzt ſprengte ſie eilig heran. „Es lebe die Conſtitution!" rief ihr Anführer. „Es lebe der abſolute König!" tönte es ihm entgegen. Der Kampf, der nun begann, war bald entſchieden. Die Königlichen wurden geworfen. Bald ſahen ſich unſere Reiſenden nur von Freunden umringt. Don Euſebio ward entfeſſelt. Der Reiteroffizier, dem der Name des Generals nicht unbekannt war, behandelte ihn mit der Ehrerbietung, die ſeinem Range zukam. Die beiden Leichen, die Opfer einer mißlungenen Rache, wurden auf Bahren gelegt, die man aus Baumäſten raſch zuſammenflocht. Paquita's Züge hatten ihr reizendes Gepräge bewahrt; ſie erſchienen verklärt vom Frieden des Todes. Moras' Antlitz trug den Ausdruck der gehäſſigen Gefühle, mit denen er verſchieden war. So bewegte ſich der Zug in feierlichem Schweigen nach Irun, wo die Leichen beſtattet wurden. Don Euſebio eilte mit Mina dem bedrängten Valdez zu Hülfe und Don Eſteban ſchloß ſich ihnen an. Wallen fühlte ſeinen Beruf, ſich an fremden Kämpfen zu betheiligen und nicht ohne Rührung ſchied er von den ſpaniſchen Freunden, um nach Frankreich zurückzukehren.

Paquita's Geiſt ſchien ihn zu begleiten. Widerſtreitende Gefühle kämpften in ſeiner Erinnerung. Sie hatte ihn an ſich gelockt, ihr Spiel mit ihm getrieben, um ſich dem General zu nähern und doch konnte er ihrer nicht mit Haß gedenken und die Fülle ihrer Reize entwaffnete ſeinen Zorn. Offenbar war ſie mit Sarsfield einverſtanden, um den General ſeinen Feinden zu überliefern. Die That erregte Wallen's Abſcheu, aber der Antrieb zeugte von wilder Größe und die furchtbare Leidenſchaftlichkeit des ſpaniſchen Bluts diente zur Entſchuldigung. Das Maß ihrer Rache gab ihm das ihrer Liebe. Es ſchmerzte ſeine Eitelkeit, ſie nicht errungen zu haben. Ein Gefühl des Unwerths drückte ihn nieder und es bedurfte aller Zerſtreuungen der Reiſe, um das quälende Bild aus ſeiner Seele zu ſcheuchen.

Der Ausgang von Mina's Unternehmen iſt bekannt. Er fand nicht die Unterſtützung, auf die er gehofft hatte und von überlegenen Feinden umringt und bedrängt, ſuchte er die Grenze wiederzugewinnen. Nach beiſpielloſen Gefahren, ohne Unterlaß verfolgt, von Pyrenäenbunden gehetzt, gelangte er endlich nach Lorda, auf franzöſiſchen Boden. Unter den Unglücksgefährten, die ſich gleich ihm nach Frankreich retteten, befand ſich auch Don Euſebio. Don Eſteban hielt ſich in Spanien verborgen. Aber die Nemeſis ließ nicht lange auf ſich harren. Drei Jahre darauf, als Wallen, in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt, mit dem glücklichſten Erfolge der Heilkunſt ſich widmete, ſtarb Ferdinand VII. Seiner Leiche tönte der Nachruf: „Möge ſie in Frieden ruhen, aber nicht wieder auferſtehen!" Die Königin, zur Regentin erklärt, ſuchte ſich die Unterſtützung der Liberalen zu ſichern und warb um die Gunſt derſelben Männer, die man kurz vorher in den Pyrenäen verfolgt hatte. Eſteban und Euſebio wurden zu einflußreichen Stellen erhoben.

Reiſebriefe

von Amely Bölte.

II. Florenz.

— — Ich habe Florenz erreicht und kehre von hier, wie natürlich, mit meinen Gedanken nach Dresden zurück, dem ſchönen Dresden, das man nicht mit Unrecht das Florenz des Elbthales nennt.

Als ich zum erſten mal auf der Brücke ſtand, die über den Arno führt, fiel mir die Aehnlichkeit lebhaft auf. Bei genauerer Beleuchtung fand ich dann freilich, daß ſie mehr einem erſten flüchtigen Eindrucke angehört als einer gewiſſenhaften Prüfung. Eine alte Stadt von Höhen umgeben, die ein Fluß durchſchlängelt, dies ſind die Merkmale, die beide gleich haben.

Nun aber die Verſchiedenheit! Die Elbe, ein breiter Strom, der Dampfſchiffe trägt; der Arno, ein ſchmaler Fluß, der rauſchend unter unſerm Fenſter hinzieht und von vielen Brücken durchkreuzt wird. Längs ſeines freundlichen Ufers hin zieht ſich eine Straße, „Lung-Arno" genannt, der beliebteſte Spaziergang der Florentiner. Die Wohnungen ſind hier beſonders geſucht, die beſten Hôtels befinden ſich hier und wir ſelbſt haben uns

in einem ganz neuerrichteten Gasthof eingerichtet, der von einem Deutschen geführt wird, welcher das Haus auf Rechnung einer Actiengesellschaft übernommen. Es soll eine Art Pensión im großen Style für Fremde werden und bietet schon, wie es ist, sehr vielen Raum. Wir wohnen parterre und sehen die bunte Welt vor unsern Fenstern vorüberwogen. An einem Sonntag Nachmittag ist das Gewühl so groß, daß wir nur mit Mühe durchdringen, um unsere Wohnung zu erreichen. Doch ist gerade dann ein großer Theil der schönen Welt draußen im Cascine, einem Garten, in welchem ein Musikchor spielt. Es ist Mode, dahin zu fahren und in einem offenen Wagen sitzend der Musik zuzuhören. Nur die Herren steigen aus und machen den Schönen an der Wagenthür ihre Aufwartung. Blumenmädchen gehen dazwischen hin und her und bieten Veilchen, Hyacinthen und Camelien aus, welche die Herren erkaufen und in die Wagen reichen.

Die Sonne scheint warm, wie immer hier, sobald sie sich zeigt; doch fährt dazwischen ein rauher Wind von den mit Schnee bedeckten Bergen herab und macht dann das Blut erstarren. Die Aerzte rühmen, daß sie den Besuchen im Cascine ihre meisten Patienten verdanken. Das läßt sich begreifen. Unter den hundert stattlichen Equipagen, die hier halten, sieht man eine völlig verschlossene Kutsche, ohne Fenster, als wäre sie einem Gefangenen bestimmt; sie ist mit vier schönen Braunen bespannt und zieht Aller Augen auf sich. Wem mag sie gehören, wird gefragt und man erhält zur Antwort, daß ein sehr reicher Amerikaner, W. L., diesen Staatswagen halte und darin seine Geliebte ausführe. Die geheimnißvoll verschlossene Kutsche erinnerte mich, ich weiß nicht warum, an den Mann mit der eisernen Maske, unwillkürlich richtete sich mein Auge wieder und wieder auf sie hin.

Der Arno rauscht unter unserm Fenster, gleich einem brausenden Meere, weil er gerade hier gehemmt ist. Abends ist dies Getose schauerlich. Die Stadt ist voll von Fremden, besonders von Engländern und Amerikanern. Der Großherzog bemüht sich, den Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen, indem er täglich zu allen Sehenswürdigkeiten den Zutritt frei gestattet. Mich zog es zuerst nach dem Palaste Pitti, dem Residenzschlosse, in welchem sich die kostbare Gemäldesammlung befindet, die in ebenso kostbaren Gemächern aufgestellt ist. Marmorfußböden, in schönem Mosaik und spiegelblank, betritt unser Fuß; Tische, Stühle, alle Gegenstände sind dem entsprechend, fürstliche Diener stehen umher und schüren die zur Erwärmung hingestellten Kohlenbecken; man glaubt in einem Zauberschloß zu sein. Der übrige Theil der fürstlichen Wohnung steht dem Fremden nicht offen; der Garten nur an Sonn- und Festtagen. Aber wie schön wandelt es sich dann unter diesen hohen Hecken, die selbst in dieser Jahreszeit völlig grün sind, wie erstaunt ist man, wenn Bäume und Stauden uns ansehen, als hätten sie gar keines Winterschlafs bedurft. Die geschützte Lage muß dies Wunder wirken, das sich sonst durch nichts erklären läßt.

Florenz ist nach allen Seiten hin von Höhen umschlossen, die, wohin man das Auge auch richte, die Häuser überschauen. Die Landschaft bekommt dadurch einen Charakter des Großartigen, den Dresden nicht besitzt. Andererseits hat das Klima wieder dafür zu büßen, denn diese scharfen Winde, diese schneidende Luft, dieser Wechsel von Hitze und Kälte, von Sonne und Schatten, sind schwer zu ertragen. Es bedarf Jahre, um sich daran zu gewöhnen.

Deutsche gibt es hier wenige. Gestern ging ich in einen Buchladen, den einzigen, wo man deutsche Bücher erhält und sah mir die Vorräthe an, ein Vergnügen, das nur Der begreift, der selbst über die Grenzen des Vaterlands hinauskam. Von neuen Sachen war natürlich nichts vorhanden; Schiller, Goethe, einige Gedichtsammlungen zu einem Geschenk für junge Mädchen zu ihrem Geburtstag, ein bischen Goldschnittliteratur, weiter verstieg man sich nicht. Von Journalen fand ich die „fliegenden Blätter" und die „Familienblätter" von Payne, Ihren „häuslichen Herd", aber nur in einem Jahrgang, und von „Westermann's Monatsschrift" zwei Probenummern. In meinem Hôtel finde ich wenigstens die „Allgemeine Zeitung", ein Vortheil, den ich immer sehr zu schätzen weiß.

Seit Montag hat der Carneval begonnen, d. h. die Erlaubniß auf der Straße Masken zu tragen. Doch sind uns dessenungeachtet noch keine aufgestoßen, wol aber sehen wir überall Dominos ausgeboten und hoffen täglich auf irgendetwas Besonderes im Genre von Carnevalscherzen.

Da Florenz 120 Kirchen besitzt, von denen viele über alle Beschreibung prachtvoll sind, so rechnete ich dem entsprechend auf Kirchenmusik und verlangte am Sonntagmorgen in die Messe geführt zu werden, wo ich auf die besten Sänger hoffte. Der Diener brachte mich in den Dom, in dessen — man könnte sagen unendlich

weitem Raume — ein paar Priester in bunten Röcken in einer Ecke murmelten. Das war es nicht, was ich suchte, und da der Sonntag keine bessere Ausbeute lieferte, so benutzte ich den folgenden Tag, der ein Festtag war, zu einem Besuche in der Annunziata, wo die beste Musik sein sollte! Hier wurde auch wirklich eine Messe gesungen, aber freilich können alte Priester und Chorknaben nicht leisten, was wirkliche Sänger uns bieten. Der Unterschied stellte sich bedeutend heraus. Alle Kirchen zu besuchen wäre unmöglich; doch versäumen wir nie, im Vorübergehen in diese und jene einen Blick zu werfen, wobei wir stets überrascht sind durch die Menge der Priester, die in dem leeren Raume vor ein paar verlorenen Seelen Gebete singen. Beichtende gewahren wir nirgends, während im Norden jede Kirche deren zählte; dafür aber stets einige Bettler, welche die Gelegenheit benutzen, sich uns anzuschließen.

In Pistoja, bei unserer Durchreise, erschien gerade, als wir in die Kirche des San-Francesco traten, der päpstliche Nuntius, gefolgt von sechs Priestern, die sich um ihn scharten wie die Sterne um die Sonne. Er trug einen violetten Mantel mit schwarzer Einfassung, violette Handschuhe und hielt einen eleganten dreieckigen Hut in seiner Hand. Am Altare kniete er einen Augenblick und seine Trabanten mit ihm, verrichtete ein kurzes Gebet und besah dann die Kirche. Er war ein schöner und ein vornehmer Mann und hatte ganz das Aussehen eines Prinzen der Kirche. Mit vornehmem Schritt, den Kopf hoch tragend, ging er dem Ausgange zu, bot zum Abschied seine entblößte Hand zum Kusse und stieg dann, von galonnirten Dienern begleitet, in einen Wagen. Er sah dabei so lachend, blühend, heiter aus wie der junge Tag, und diese schwarzen Gestalten, die sich so demüthig vor ihm bückten und so sehr höflich waren, glichen — beinahe unsern Maulwürfen!

Der Zufall hat es so gewollt, daß wir schon zwei mal einem Militärbegräbnisse beiwohnten, das hier um so origineller ist, weil neben der rauschenden Musik die Kirche ihre ernsten Todesmahnungen hören läßt. In Venedig mußte der Todte in einer schwarzen Gondel über die Lagunen seiner letzten Ruhestätte zugeführt werden und schwarze Gondeln folgten mit den Leidtragenden nach, während vom Ufer her Kanonendonner erschallte und das Regiment unter die Waffen trat. Das war ein weltliches und zugleich sehr trauriges Bild, wie es nur aus dem Conflicte der Kirche Christi mit dem Beruf des Soldaten hervorgehen konnte. Hier trat dieser Contrast weniger hervor. Das Regiment folgte, eine rauschende Musik spielte und der Chor der Priester, begleitet von dem Orden der Barmherzigen Brüder, welche unter schwarzen Umhüllungen versteckt sind, aus denen nur die Augen hervorleuchten, und brennende Fackeln gesenkt in der Hand tragen, war die einzige Mahnung an den Ernst des Augenblicks. Das Volk, das hier zu schauen stets Zeit hat, starrte dem Zug mit weitgeöffnetem Munde nach.

Die Straßen sind stets so lebhaft, daß ich schon mehrmals gefragt habe, ob vielleicht Jahrmarkt sei. Heute war der große Platz vor der Post mit Hunderten von Menschen gefüllt, und während wir unsere Briefe hinreichten, entdeckte ich inmitten dieses Gedränges, auf einem Wagen stehend, einen anständig gekleideten Herrn, mit einem grauen Filzhute auf dem Kopfe, der unter den lebhaftesten Gesten eine Rede hielt. Ich trat näher und erkundigte mich nach seiner Absicht. Es war ein Quacksalber aus Pistoja, der heute nach Florenz gekommen, um hier Wunderkuren zu verrichten. Eben hielt er ein Gebiß in die Höhe und versprach Allen die schönsten Zähne; dann kam ein Pflaster, mit dem er die Todten auferwecken wollte, — es fand sogleich Absatz!

(Ein dritter Brief aus Rom in nächster Nummer.)

Berliner Briefe.

XIV.

— Wir sind noch im Fasching — in Erinnerungen wenigstens, wo all die durchwachten Nächte wie Irrlichter um Ihren armen Freund tanzen und funkeln. Da ist zuerst eine rothe Flamme, etwas von romantischem Blau durchglüht — das Fest, das die Eleven und jungen Künstler der Akademie am 17. Februar veranstaltet hatten.

In Wahrheit, es gehörte zu den Irrlichtern, zu jenen Täuschungen der Jugend, die goldene Schlösser hoffen und — vermitterte Steine finden. Schon der Name „Künstlerfest" berechtigte zu Erwartungen, welche durch die sinnigen Einladungskarten und das mit Randzeichnung versehene Programm noch erhöht wurden. Beim Eintritt in den Saal, dessen Decoration die eigene Phantasie nach Kräften unterstützte, um sie zu einer künstlerischen zu erheben, herrschte der gute Wille vor, die Bemühungen der jungen Leute dankbar anzuerkennen. Diese Stimmung steigerte sich, als man die Männer der Kunst und Wissenschaft,

deren Spitze Altmeister Rauch und Alexander von Humboldt bildeten, eintreten sah. Der mußte das Glück preisen, wer diese Sterne nicht nur flüchtig begrüßen, sondern in Unterhaltung mit ihnen die langen Pausen ausfüllen konnte; denn ein steckenbleibender Herold machte gleich beim Beginn der Action das Barometer der Erwartung sinken. Er versicherte nach kurzer Einleitung drei mal im stets gesteigerten Tone, „daß das Leben ernst, die Kunst heiter sei" — und verschwand.

Langsam und gemessen wurden nun sechs gut gestellte und beleuchtete lebende Bilder und Gruppen mit Musikbegleitung der harrenden Menge vorgeführt; sie verwischten die Erinnerungen an den Herold und verbreiteten neue Zuversicht. Mirjam, nach einem Bilde des Professors Hensel, war sehr schön; ihr folgte Amor und Psyche, nach Professor Klöber, mit vortrefflicher Beleuchtung. Nur frappirte Alexander von Humboldt die ungewöhnliche und gewissermaßen bedenkliche Größe des sonst kleinen Gottes; es lag zutage, daß Amor hier seinem griechischen Urbilde über den Kopf gewachsen war. Sehr gelungen aber war die Gruppe der verunglückten Operation des Staarstechens eines Bären im Zoologischen Garten, den die Herren Doctoren vor nicht langer Zeit zu Tode chloroformirt hatten, welche Scene in äußerst humoristischer Weise von unserm berühmten „Thier-Wolf" in Gyps dargestellt und hier reproducirt wurde. Die Aerzte standen als Schafe mit großen Vatermördern dabei.

„König Eros", ein dramatischer Scherz, folgte und endete, wenn auch nicht an dem Felsen der Tragik, so doch vollständig im Meer des Unsinns. Als ich meinen gelehrten Nachbar fragte: „Haben Sie den Faden dieses verworrenen dramatischen Gespinnstes erfaßt?" entgegnete Alexander von Humboldt: „Nein, mir war es auch zu sublime!" Man sagt — Sie kennen schon das dunkle On dit —, ein alter Meister hätte das Stück geschrieben und die armen Eleven wären das Opfer seiner mystischen Muse geworden.

Kaum war das Chaos dieses dramatischen Scherzes vorüber, so sprangen sämmtliche Acteurs etwas vehement von der Bühne hinab in den Saal und machten ihren Umgang; die Zuschauer erhoben sich und es begann ein neues Chaos, bis endlich die Tische gedeckt wurden, wobei die Gäste thätig eingriffen, um ein nothdürftiges Fleckchen zu ihrer Existenz zu gewinnen. Gegen 12 Uhr verschwand laut der Lehre: „Hunger ist der beste Koch", Alles, was eßbar erschien. Nach vielen höchst verunglückten Touren begann der Tanz um 2 Uhr — da war es für mich Schlafenszeit; die Eleven und jungen Künstler aber haben sich bis nach 5 Uhr divertirt und der sinnige Kerb, der als Kronleuchter in der Mitte des Saals hing, als man eintrat, soll eine Fülle niedlicher Gaben für die anmuthigen und nicht anmuthigen Tänzerinnen gespendet haben und verdient, sowie die Fontaine, welche Eau de Cologne sprudelte und deren Fassung eigens zu diesem Feste modellirt und in einer Blumennische aufgestellt war, auch gerechte Anerkennung.

Hat nun die Jugend sich nicht eben mit Lorbern bedeckt, so haben die bemoosten Häupter des Witzes und der Laune es doppelt gethan. Das Carnevalsfest der neuen Berliner Liedertafel hatte acht Tage später in denselben Räumen seinen allerdings an sich viel humoristischern Verlauf. Nächst den gereiftern Männern der Kunst und Wissenschaft hatten sich auch die „Gelehrten des Kladderadatsch" dabei betheiligt. Es war ein echter Mummenschanz, dem ein berliner Faschingsscherz in zwei Aufzügen, „Walpurgisnacht" betitelt, von Rudolf Löwenstein gedichtet, von den Schauspielern Ascher-Faust, Kartowa-Mephisto gespielt und von einem bunten Maskenzuge ausgeführt, auch „eine Seele" einhauchte. Hier, wo nur Männer in weiblicher Kleidung das schöne Geschlecht vertraten, sprühten mitunter versengende Witzfunken. Die Zeit mit ihrem echtberlinischen Durcheinander von heuchlerischer Frömmigkeit und frivoler Vornehmheit erhielt hier ihre gerechten Geißelhiebe.

Ich überspringe alle Privatfeste, die wie ein reißender Strom in diesen letzten Wochen sich überstürzten und in welche der größte jetzt hier lebende Mensch, der Riese Murphy, acht Fuß hoch, als hors-d'oeuvre hin und wieder eintritt, um die Gesellschaft durch „Erstaunen" zu beleben, und wende mich zu dem bal costume, der im Hôtel des französischen Gesandten am Tage vor Fastnacht stattfand.

Es war dies auf allerhöchsten Befehl des Kaisers Napoleon gegebene Fest der Glanzpunkt des Carnevals für die vornehme Welt; der Domino war nur dem reifern Alter gewähret, alle Andern mußten in Charaktermasken erscheinen. Das bunte Leben und Treiben zu erhöhen, waren wie ich Ihnen schon andeutete, eine Reihe von Quadrillen schon einige Wochen vorher in Vorbereitung genommen.

Gegen halb zehn Uhr rollten die Wagen vor

das Hôtel; eine faſt ebenſo zahlreiche Verſammlung wie in den Geſellſchaftsräumen hatte ſich auf der Straße, im Flur und die Treppen herangedrängt, nicht ganz ſo elegant wie die erſtere. Sie verſchlang die flüchtig Ausſteigenden und Vorübereilenden vollſtändig mit ihren neugierigen Blicken und war auch für beſcheidenere Coſtümes ein dankbares, enthuſiaſtiſch leicht erregbares Publicum. Anders verhielt es ſich dagegen, wenn man die durch Diener in großer Livrée gebildete Demarcationslinie eben überſchritten und in den ovalen Salon eingetreten war, in welchem der Zeugeber im Habit Ludwig's XV. ſeine Gäſte begrüßte. An ſeiner reichgeſtickten Weſte, an ſeinem dunkelrothen Sammetrock funkelten Brillantknöpfe; wandte man von dieſen Sternen den Blick ab, ſo umfing uns, wie in der Vorhölle des Dante, wo die römiſchen Helden ſitzen, ein buntes hiſtoriſches Panorama; der ſentimentale Taſſo, im eifrigen Geſpräch mit einer Bretagnerin; ein eiferſüchtiger Dominogemahl, die Unbefangenheit ſeiner jungen, Quadrille tanzenden Gattin mit ihrem Tänzer wie Argus überwachend und innerlich tadelnd; Mephiſto nach einem Faust, Tannhäuſer nach ſeiner Venus ſpähend; Ball- und Marſchallsofficiere Ludwig's XIII. und Ludwig's XIV.; auch Blumenmädchen, Marquiſen und eine Schäferin, — der ein witzig ſein wollender Arlechino zurief: „Bergère, où as-tu tes moutons?“ — die ihm aber mit raſcher Geiſtesgegenwart erwiderte: „Mes moutons? Je les ai vendus, mais voilà un brebis, qui me vient!“ Hier ein mit Grandezza hinſchreitender Spanier, dort ein Lord, und ſo fort; ein wildes Gedränge, — Alles noch dem erſten Eindruck erliegend, in Anſchauung und Ueberraſchung verloren, ſich begrüßend oder belächelnd, und dann ein leiſer Scherz hier, ein ſpöttiſches Zucken dort; Pfeile der Bosheit durch den ganzen Saal fliegend, ſchwirrend — denn Jeder und Jede noch mehr hielt ſich unſtreitig für ungewöhnlich ſchön und fand an Andern — den bekannten Splitter.

Es mochte 11 Uhr ſein, ehe ſich dieſe verſchiedenartigen Beſtandtheile der Geſellſchaft miteinander durchdrungen und völlig amalgamirt hatten.

Der Krönungsmarſch aus dem „Propheten“ lud jetzt die Verſammlung ein, Platz zu nehmen, um die ſchon ungeduldig werdenden Quadrillen, gleichſam den Staat im Staate, ſich entwickeln zu laſſen. Nach dem Eintritt der Prinzeſſin Anna von Heſſen mit ihrem Gemahl, auch im Coſtüme, begannen dieſelben ſofort auf einen Wink des Verfaſſers der „Satanella“. Erſtens: Quadrille der Officiere des Leib-Garde-Grenadier-Bataillons König Friedrich's II. Sechszehn Officiere des zweiten Garderegiments in den damaligen Uniformen, treu mit Zopf und Kamaſchen, den beiden Hauptattributen ihrer Zeit, rückten, militäriſch geſchloſſen, in ſteifer Haltung zu acht Paaren in den Saal und begannen eine Art evolutionirenden Tanzes, ganz im Sinn und Geſchmack der Kriegskunſt, vielleicht auch der Tanzkunſt jener Tage.

Zweitens: Quadrille espagnole. Acht Paare andalu'ſcher Bauern und Bäuerinnen, aber ſo elegant, daß vor dieſen Landleuten ſich ſelbſt die Pforten des Subſcriptionsballs, nicht nur die des königlichen Schloſſes geöffnet hätten. Die Tête der Quadrille wurde durch eine — Originaldame, die Gattin des ſpaniſchen Geſandten, geführt, wodurch dem Ganzen eine nationale Färbung geſichert wurde. Der Tanz ſelbſt ſollte ein anmuthiges Flattern, Suchen und Finden ſein unter Castagnetten- und Tambourinſchall; aber Herr Taglioni ſoll ſich zuweilen die Haare gerauft haben über die Ungeſchicklichkeit ſeiner hohen Schüler und Schülerinnen, und wirklich fehlte es dem Tanz an jener reizvollen Koketterie und Grandezza der ſpaniſchen Frauen. Von dieſen Eigenſchaften hätte man mit dem aus Madrid verſchriebenen Original-Modell-Coſtüme auch einige Doſis mitkommen laſſen ſollen, um in den Proben eingenommen zu werden und medicinisch bei der Ausführung wirken zu können; auch die Farben, Gelb und Schwarz, gefielen uns ſowenig wie das Coſtüme.

Drittens: Brandenburgiſche Quadrille; vier Poſaderiſe-Dragoner und vier Ansbach-Baireuth-Dragoner, auch aus der Zeit Friedrich's II.; die Damen im Geſellſchaftsanzuge der Rococomode und den Regimentsfarben ihrer Tänzer: Blau und Roth, entſprechend. Sie ſchritten unter den Klängen des alten Deſſauermarſches vor und gingen dann zu einem Divertiſſement über, welches an den zweiten Act der Oper „Ein Feldlager in Schleſien“ erinnerte. Dieſe Quadrille zeichnete ſich durch die elegante Einfachheit der Coſtümes und die vortreffliche Zuſammenſtellung der tanzenden Paare wie durch ihre Sicherheit aus. Die jugendlichen Geſichter der meiſt unverheiratheten Tänzerinnen gewannen eine ganz beſondere Friſche, gleichviel, ob künſtlich, ob echt, unter der Einfaſſung der ſchneeweißen Perücke.

Viertens: Quadrille bretonne. Bauern aus der Bretagne hatten junge Bäuerinnen ihrer Bekanntſchaft und Neigung zu einem Tanze aufgefordert, in welchem ſich entſchieden ein nationales

Element ausprägte. Leider war das Costüme der Damen und die Musik für uns etwas zu national. Das erstere gar nicht im Sinn der geschmackvollen französischen Nationaltracht anderer Districte (mithin derselbe Fehler der spanischen Quadrille), als der Picardie, Burgund oder Franche-Comte; die letztere an den französischen Circus erinnernd. Die Quadrille wurde übrigens lebendig und taktfest getanzt. Die Herren hatten die Hände dabei in den Beinkleidertaschen, gleichsam als wollten sie ihr Geld in denselben nicht nur vor allen städtischen Steuern, sondern auch gegen alle neu hinzutretenden Maskenausgaben bewahren.

Fünftens: Quadrille-Pompadour. Diese war gewissermaßen das elegante Dessert des ganzen Abends; die Crinoline regierten in demselben in strenger Souveränetät. Der Puder, die Escarpins, der Menuet-Kothurn waren seine übrigen allegorischen Embleme. In diesem Tanze war, entsprechend seiner Zeit und seinen Verhältnissen, die meiste äußere Pracht entfaltet; auch in intensivem Glanz überstrahlte derselbe alles Frühere und bildete zugleich den Abschluß der zur Aufführung bestimmt gewesenen Darstellungen.

In einer zusammenhängenden Polonaise durchzogen jetzt die fünf aneinandergereihten Quadrillen noch einmal die feenhaft erleuchteten und reich mit Blumen ausgeschmückten Räume, dann entwickelte sich der allgemeine Tanz, der nur durch ein Lucullisches, von Sectquellen umschäumtes Souper für einige Zeit unterbrochen ward.

Die Festkönigin war die Marquise de Moustier selbst, die im Hofcostüme einer Marquise du siècle de Louis XV von Diamanten strahlte und in weiß und rothen Gros-de-Tours-Stoffen einen imposanten Umfang hatte. Derartige alte Hofcostüme waren unter den Damen überhaupt vorherrschend, nur nicht gleichmäßig in dieser Pracht und Kleidsamkeit wie bei der Dame des Hauses ausgeführt.

Die ganze Gesellschaft dieses bal costumé ward miteinander bekannt und stand sich näher, als dies sonst der Fall zu sein pflegt. Die Quadrillenproben hatten manches nähere Band knüpfen helfen; ob dasselbe aber von Erfolg sein wird, muß die Zukunft lehren. Da die Etikette es verbietet, daß der Hof an Festlichkeiten bei den Gesandten theilnimmt, so hatte der König die Quadrillen sowol als die einzelnen Masken zum Fastnachtdienstag aufs Schloß geladen. Hier rauschten die bunten Reihen der Tänzer und Tänzerinnen noch einmal an Ihrem Freunde vorüber und er selbst wirbelte sich — meinetwegen Gegenstand auch fremder Kritik en revanche — unter diesen. Das Halali ertönte nach Mitternacht und der Aschermittwoch machte diesem und noch manchem andern Treiben ein Ende, um — würdigern Beschäftigungen (und vielleicht auch Berichten?) Platz zu machen.

(Ein soupirender Brief verunglückt.)

Anregungen.

Zur Gesundheitspflege.

Es gibt kein Gebiet, auf dem die Charlatanerie ein einträglicheres Geschäft treibt als das der Medicin. Möchte unsere Zeit immerhin in religiöser Beziehung ungläubig genannt werden, in medicinischer ist sie leider noch allzu gläubig. Zeugen dafür sind, wahre Blutzeugen, jene armen Leidenden, die durch so vierlei falsche Curmethoden zu Tode gemaßregelt werden. Da stehen Homöopathen, Hydropathen, Kephirweinbectoren, die den Kephirwein sogar gegen Knochenfraß empfehlen, Galvaniseurs und Electriseurs auf, die noch immer in den Zeitungen ihre Wunderthaten ausposaunen und Gläubige finden.

Solchem Unwesen kann nur dadurch gesteuert werden, daß von gründlich wissenschaftlich gebildeten, die Fortschritte der Naturwissenschaft, namentlich der Physiologie, sich zu eigen machenden Aerzten richtigere Begriffe über die Natur des leiblichen Organismus sowie über Gesundheit und Krankheit in populärer Form verbreitet werden. Ein neues Werk dieser Richtung liegt uns vor in dem „Lehrbuch der Gesundheitspflege. Von E. von Rußdorf. Mit 19 illustrirenden Abbildungen" (Erlangen, Enke, 1857). Der Verfasser, bereits durch andere ärztliche Schriften bekannt, ist ein rüstiger Gegner aller ärztlichen Charlatanerie und aller einseitigen, von dem naturgemäßen Heilverfahren abweichenden Curmethoden. Diesen setzt er sein „homöopathisches Gesundheits- und Heilungsprincip" entgegen, dessen Inhalt, summarisch ausgedrückt, folgender ist:

I. Jede Krankheit beruht auf einer Störung des organischen Gleichgewichts; es fehlt also in einer jeden in irgendeinem organischen Gebiete die Kraft, d. h. die regelrechte Thätigkeit eines normalen Stoffbaus. Jede Krankheit ist mit Schwäche verbunden. Daher darf keine Behandlung eine positive und principielle Schwächung zum Motiv haben.

II. Der schweren Gesobrkrankheiten oder gefährlichen Krankheitsconstitutionen gibt es zwei Gattungen:

1) Solche, in welchen die Kraft der Centralorgane ursprünglich erhalten ist und nachträglich allgemeine schlechte Ernährung zuwege bringt.

2) Solche, in welchen durch das Zusammenwirken verschiedener Ursachen mit der schlechten Function einzelner Organe eine schlechte Ausbildung, eine Blutdyskrasie ursprünglich verbunden ist.

Beide Gattungen von Krankheiten sind nur dadurch gründlich und ohne Gefahr für den Organismus zu tilgen, daß seine gesammte bildende Thätigkeit gleichzeitig gehoben wird. Die Bildungsthätigkeit des Körpers aber umfaßt Neubildung und Ausscheidung zugleich; darum muß die constitutionelle Behandlung dieser Zustände beide Acte zugleich begünstigen, also gleichzeitig den Stoffwechsel, die Ausscheidungen fördern und die Ernährung steigern; dies ist das specielle synergische Princip.

„Der synergische Grundsatz", sagt der Verfasser, „dem physiologischen Zustande des fraglichen Organismus sich anbequemend, berechnet seine beiden Factoren, den stärkenden und den ausscheidenden, jederzeit nach der Gleichgewichtsstörung des kranken Körpers. Wo die bildende Thätigkeit in hohem Grade daniederliegt, wo Stoff und Kraft eine große Verminderung erfahren haben, da überwiegt bei seinen Mitteln der stärkende Factor über den ausscheidenden; dieser letztere ist in solchen Fällen oft ausschließlich durch diätetische Mittel im engern Sinn zu ersetzen, der ausscheidende Factor wird hier nur bis zu dem Grade angewandt, daß die Stärkung seine Ueberreizung und seine Stauungen verursachen kann. Wo dagegen ein Hemmungszustand, eine Störung des Kreislaufs vorliegt, womit kein Säftemangel verbunden ist, da gibt der synergische Grundsatz dem ausscheidenden Factor das Uebergewicht über den stärkenden; der letztere dient ihm nur dazu, durch einseitige Schwächung der Natur seine Unbill zu verursachen."

Hieraus ersieht man, daß sich der Verfasser ebenso gegen die einseitig stärkenden wie gegen die einseitig schwächenden Curmethoden erklärt, daß er vielmehr eine richtige Combination von Stärkung und Schwächung will.

Der synergische Grundsatz trägt in sich eine natürliche Scala, die von der mildesten, zartesten, blos durch diätetische Mittel zu erzielenden Wirkung bis zu einer energischen aufsteigt, die durch Hülfe von Arzneien erreicht wird. Sein erstes Gesetz ist die Anwendung der natürlichen diätetischen Lebensreize und allgemeinen physikalischen Naturkräfte, weil mittels dieser sein synergischer Zweck am einfachsten erstrebt werden kann; reichen dagegen die mildern diätetischen Mittel nicht aus, dann sind es specifischere sogenannte medicinische Mittel, die zu ihrer Ergänzung und Steigerung dienen; diese hören hier auf, an und für sich einen specifischen, vom medicinischen Aberglauben ihnen beigelegten Werth zu haben; sie sind nicht Hauptmittel, sondern nur Hülfsmittel, die nichts vermögen, als einem physiologischen Zweck zu dienen. Der Glaube an sogenannte specifische Mittel und die herrschende Gebundenheit der praktischen Heilkunde durch den alten Scholasticismus des specifischen Experimentirens gehört nach dem Verfasser zur medicinischen Barbarei. Gleichmäßig, wie die Nahrungsmittel eine doppelte Wirkung auf den Organismus entfalten können, eine mehr oder minder die Ausscheidungen hemmende und eine den Stoffwechsel begünstigende, gleichmäßig, wie diese doppelte Wirkung zugleich durch einfache und durch zusammengesetzte Nahrungsmittel hervorzubringen ist, ebenso kann derselbe Erfolg, wo es sein muß, schneller oder nachdrücklicher und wirksamer durch eine weise Auswahl von Arzneien erzielt werden.

III. Das synergische Princip steht der vorstehenden Grundsätze der Arzneianwendung und des Heilverfahrens in Krankheiten als die Bedingungen an, welche von dem Arzte zu erfüllen sind, um durch das Curiren dem Kranken nicht zu schaden. „Es sind Regeln, welche der Diätetik zu ihren Gunsten gegen die sinnlosen Experimente und Theorien und gegen den herrschenden, übermaßen rohen und anarchischen Empirismus der praktischen Heilkunde erhebt. Im Uebrigen erklärt das synergische Princip für seine schönste und entschiedenste Aufgabe die vorbeugende, die prophylaktische Diätetik. Es gibt zu, daß diese Aufgabe, wofern sie in ganzer Strenge genommen wird, die Diätetik unmittelbar in die gouvernementalen und politischen Wissenschaften einreiht; es unterscheidet daher einen politisch socialen und einen physiologisch individuellen Theil dieser Wissenschaft."

Mit Recht erklärt der Verfasser, seine vollkommene Gesundheit des Körpers zu kennen, die abzutrennen wäre von der sittlichen Gesundheit des Geistes; er erkennt in dem vom Unkraut wuchernden Boden der Krankheitsursachen ebenso viel geistig sittliche als eigentlich materielle. Er bekämpft daher die Ansicht der Unerfahrenen, daß gegen alle körperlichen Leiden eine medicinelle ärztliche Hülfe wirksam sein müsse; er appellirt an die sittliche Natur des Menschen. Für das diätetische Verhalten in körperlicher Beziehung wie für das ärztliche Wirken in Krankheiten verweist er mit Recht auf den alten Hippokratischen Grundsatz der Naturheilkraft, die nur durch vernünftige Eingriffe und Anregungen zu leiten und zu steigern sei. „Alles, was das Individuum thun kann, um die Naturheilkraft in Wirksamkeit zu setzen, wird in der Unterhaltung, bei körperlichen Störungen in der Herstellung des organischen Gleichgewichts der Kräfte bestehen. Der oberste und allgemeinste diätetische Grundsatz ist daher dieser, alle Kräfte, die geistigen und die körperlichen, gleichmäßig zu üben, ohne durch ein Zuviel der Arbeit dem Körper zu schaden."

Leider sind nur die socialen Lebensbedingungen der meisten Menschen nicht dazu gemacht, der gesunden Diätetik des Verfassers gemäß leben zu können. Sowie es Lebens- und Berufsarten gibt, die den Körper zu seiner ästhetisch-schönen Entwickelung kommen lassen, so auch gibt es deren, die in diätetischer Beziehung verkümmernd wirken. Indessen, wer so glücklich im Leben gestellt ist, sich nach diätetischen Vorschriften einrichten zu können, der sündigt offenbar, wenn er es nicht thut.

In demſelben Verlage wie das von Kuſdorf'ſche Werk erſcheint auch der ſehr zu empfehlende „Aerztliche Hausfreund" vom Geheimen Medicinalrath Dr. F. Froriep zu Weimar, eine ſehr populäre Wochenſchrift zur Förderung der Geſundheitspflege und Kenntniß des menſchlichen Körpers und der Natur, Aerzten und Nichtärzten gewidmet. Die erſten Nummern von dieſem Jahre enthalten eine Darſtellung des „Streits über Homöopathie", die mit einem ſtrengen, aber nicht ohne Antwort bleibenden Verdammungsurtheil über die Homöopathie ſchließt.

Zwei Gegenſtücke zu „Kritis sirut Deus".

„Kritis sirut Deus" hieß ein Roman, der vor einigen Jahren im Intereſſe der an den Teufel glaubenden Theologie erſchien. Er machte durch ſeine verſchmitzt geſchickte Anlage und die nahe und Vielfach ſtreifende Handgreiflichkeit ſeiner Beziehungen nicht wenig Aufſehen.

Ein ebenbürtiges Gegenbild zum Beten der Vernunft und Aufklärung iſt nicht erſchienen.

Verſuche dazu ſind zwei Romane, auf die wir unſere Leſer nach dieſer Seite hin aufmerkſam machen wollen.

„Welt und Wahrheit. Von Mathilde Ravenn" (vier Bände. Düſſeldorf, Kaulen, 1856) liegt uns in einer neuen Ausgabe vor und gehört in ſeiner Grundanſchauung und Stimmung der Epoche der Lichtfreund- und des Deutſch-Katholicismus an. Wenn die Verfaſſerin auch die Gegenſätze, die ſie in „Welt und Wahrheit" kennt — ihr ſind es Nord- und Südpol, die ſeine Erdachſe verbunden hält —, auf alle Gebiete des Lebens ausdehnt, wir ihnen in Marien und Emma, den Heldinnen der Erzählung, in der braven, arbeitſamen Familie eines penſionirten Majors und der nach Flitter und Vergnügungen jagenden eines Beamten, in der geld- und dummſtolzen eines Kaufmanns begegnen, ſo liegt der Hauptton doch auf dem religiöſen Zwieſpalt zwiſchen einer freien und pietiſtiſchen Anſchauung des Chriſtenthums. Denjenigen, der dieſen Kämpfen auf höherm Standpunkt gegenüberſteht, erhalten ſie freilich leicht einen Schein von Thorheit und verlieren durch die groteske Haltung der Streitenden ihren Ernſt und ihre Bedeutſamkeit. Ein allgemeines Intereſſe können ſie nur dann beanſpruchen, wenn ſie zu tragiſchem Ausgang kommen: die Amtsentſetzung eines freiſinnigen Predigers iſt ein Unglück, oft ein tyranniſcher Act der Gewalt, aber nur der Scheiterhaufen des Huß iſt eine Tragödie. Die modernen Märtyrer (wir reden natürlich nur von den Helden der Bücher, nicht von dem Leid und dem Schmerz der Wirklichkeit) haben meiſt einen unverkennbaren ſchauſpieleriſchen Zug unterdrückter Unſchuld; es ſind Tugendideale, ohne Begeiſterung, ohne Pfingſtflammen um ihre Stirn. Daß die Anwalte der Wahrheit, Ernſt und Marie, von ihrer Schöpferin aus dieſem hergebrachten Bann erlöſt worden wären und ſich lebendig bewegen könnten, ſagen wir nicht; ſie bleiben in allen vier Bänden ſich gleich, bewegungslos, tugendhaft und ein wenig langweilig. Viel natürlicher, lebendiger treten die Weltmenſchen an uns heran; ſie feſſeln, ſie ſind ſogar liebenswürdig. Für die „kleinen Leiden des Lebens" hat die Verfaſſerin ein gutes Auge; es fehlt nicht an komiſchen Zügen und vortrefflichen Genrebildern.

Wie ſie, hat auch Fr. Friedrich in ſeinem Roman „Die Orthodoxen" (zwei Bände. Leipzig, Wiedemann, 1856) den Muth, die pietiſtiſche Richtung zu geißeln und Porträts ihrer Vertreter zu geben, die trotz ihrer Schwärze nicht aller Wahrſcheinlichkeit entbehren. Er entfaltet in recht friſchen Farben das ſchleichende Treiben dieſer Orthodoxen und faſt würde uns die hervortretendſte Perſönlichkeit des Romans, der verbrecheriſche Pfarrer Otto, mit unbezwingbarem Widerwillen erfüllen, wenn ihm nicht in dem freidenkenden Schröter ein edler Charakter entgegengeſtellt wäre. Der Verfaſſer weiß zu feſſeln und zu ſpannen, ohne in jene franzöſiſche Effecthaſcherei zu verfallen, die von Seite zu Seite uns in Spaniſche Stiefeln zwängt; es zieht ſich vielmehr durch das ganze Buch eine Kette ſchöner, gemüthanregender Gedanken, die, wie auch der Stil, zuweilen an Jean Paul erinnern.

Lebensblicke

von C. Hahlweg.

Die Jugend hat das reiche, volle Leben und reflectirt! Das Alter hat die reiche, volle Reflexion und will nur leben!

* *

Dauerndes Glück macht die Wangen erblaſſen, die Stirnen erkalten.

* *

Wenn das Herz ſich geirrt hat, ſucht es entmuthigt die Ruhe; wenn der Geiſt fehlgriff, ſpannt er um ſo kühner die Flügel.

* *

Alles, was wir mit Ernſt treiben, und wäre es ſelbſt das Thörichſte, findet Beifall und Nachahmung.

* *

Indifferentismus iſt wie einer jener Salzſeen, die noch weit über ihre Ufer hinaus jedes Leben tödten.

* *

Am kalten Pulsſchlage des alltäglichen Lebens findet ein Herz am eheſten den verlornen Frieden wieder.

* *

Poeſie darf ſich nicht loſe wie ein Kranz ums Leben winden; ſie muß, in ſeinem Innern wurzelnd, aus ihm ſelbſt erblühen.

* *

Ihr ſagt, ihr könnt das Unglück nicht ertragen! Und wieviel Glück habt ihr gedankenlos hingenommen!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 28.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Sgr.

Die Brüder.

Mein Freund, der Assessor Schubert, feierte im engsten Familienkreis den Jahrestag seiner Hochzeit. Die Bowle dampfte noch auf dem Tische. Wir waren in der heitersten und in jener Stimmung, wo die Zunge gelöst und jedes Herz mittheilsamer wird.

Es war schon spät und mit dem letzten gefüllten Glase ließen wir noch einmal das junge Ehepaar hochleben und dabei rief der ganze Kreis aus: „Aber, Fritz, heute könntest du uns erzählen, wie du zu deiner Frau gekommen! Das war ja die mysteriöseste Geschichte von der Welt."

„Nichts von Erinnerungen, die Gegenwart allein hat Recht!" riefen Mehre der Gesellschaft protestirend.

„Nein, Freunde!" entgegnete der Assessor, „ich will erzählen, heute gerade, wo wir so gemüthlich beisammensitzen; gilt es doch auch, ein gewisses Gerücht über meine Verheirathung aufzuklären."

Die Widersprechenden waren überstimmt, man rückte näher zusammen und der Assessor entschuldigte sich vorerst, daß er nichts „Romantisches" zu erzählen hätte und Jedem Rückzug an die Spieltische gestatte.

Ein Lächeln, dem einige Verlegenheit beigemischt war, war die Antwort Aller und er begann:

Ich war in das kleine Städtchen R. versetzt worden, hatte ein hübsches Zimmer und blickte zum ersten mal aus dem Fenster nach meiner Nachbarschaft, die war so nah, fast mit Händen zu greifen. Heute war ich und mein Tisch noch von lästigen Aktenstücken frei und ich konnte behaglich meine Cigarre rauchen und gedankenvoll den Rauch in die Luft kräuseln lassen. Meine Augen folgten den leichten Wölkchen, die in immer schwächern Ringen fortzogen, bis sie endlich auf dem gegenüberliegenden Fenster ausruhten — — die Blicke nämlich. War es ein Bild meiner Phantasie oder Wirklichkeit, aus den Rauchwolken trat mir plötzlich ein schöner, blasser Mädchenkopf entgegen und ein Paar blaue Augen schienen träumerisch ins Weite zu schauen. Ich legte die Cigarre aus der Hand, die meinen müßiggängerischen Sinn gewiß zu diesen Phantasiebildern aufgestachelt, aber nein, das Bild blieb und trat mir nur, von Rauchwolken befreit, um so klarer und schöner entgegen.

„Ach, seine Pflichten hat der junge Ehemann doch noch nicht verlernt!" lachten wir ihm zu.

„Vielleicht ist er nur heute, aus Erinnerung, so galant!" meinte eine Dame.

„Nein!" rief der Assessor, „sie merkt es ja doch schon, meine Frau war das nicht!" Und heiter fuhr er fort: Es war ein ideal-schöner Kopf, den ein Schleier tiefer Schwermuth noch interessanter machte. Lange konnte sich mein Auge nicht von der unerwarteten, freundlichen Erscheinung wegwenden, bis auch sie ihren Blick zu mir richtete — nur einen Augenblick, dann zuckte sie — zu meinem höchsten Erstaunen, wie tief erschrocken zurück und die Hand fuhr unwillkürlich nach dem Herzen und einen schwachen Schrei der Ueberraschung ausstoßend verschwand sie, um einem

hübschen, blonden Lockenkopf Platz zu machen, der mir aus den großen, hellen Augen einen Blick tiefster Entrüstung zuwarf, mit den rothen Korallenlippen in einen Ausruf des Erstaunens ausbrach und dann ebenfalls verschwand, zugleich aber, zum Beweis feindlichster Gesinnung schallend die weißen Rouleaux herunterließ.

„Und das ist nicht romantisch? Kein Mädchen?" hieß es von allen Seiten.

„Der Lockenkopf — nun, das sind Sie, kein Zweifel!" sagte ich zu der jungen Frau.

„Wollen Sie schweigen!" drohte sie.

So wartet doch, fing der Assessor wieder an, und spart den Beifallsruf bis zum letzten Act.

Da saß ich, aus meinem Traumhimmel herabgestürzt! Eine schöne Einleitung für einen stets in der Residenz gebliebenen, an Unterhaltung und Abenteuer gewohnten jungen Assessor, dachte ich und sann vergebens nach, was mein Gegenüber zu einem solch feindlichen Benehmen berechtigte. War ich, kaum angekommen, schon verleumdet? War sie ein Bild von Seid, das kein Auge erblicken durfte, warum setzte sie sich dann ans Fenster? Freilich hatte die Stube seit Monaten leergestanden, ich war ein neuer Eindringling und vielleicht hatte nur das Unerwartete meiner Erscheinung die jungen Mädchen erschreckt; genug — kränkend blieb es immer. Ich eiferte mich in eine rechte Erbitterung über diese ungebildeten Kleinstädter hinein, zündete mir eine neue Cigarre an, ergriff Hut und Stock und suchte das Freie.

Der Gang in die frische Luft hatte mir wohlgethan und das kleine Begebniß in den Hintergrund der Gedanken gedrängt, da übergab mir das Stubenmädchen einen während meiner Abwesenheit an mich eingegangenen Brief. An mich? Mit dem Stadtpoststempel? Außer dem Director hatte ich doch Niemand eine Visite gemacht, kannte mich Niemand. Die Adresse war von Frauenhand: »An den Assessor Schubert.« Rasch das Couvert zerrissen, ich lese: »Geehrter Herr! Ich hätte nie geglaubt, daß Sie das Herz haben würden, den mühsam errungenen Frieden meiner armen Schwester zu stören. Aber — Sie ziehen uns gegenüber, Sie treiben ein grausames Spiel mit ihr. Marie ist in einer solchen Aufregung, daß ich Alles für sie fürchte und ich weiß, wenn mit Ihrer Liebe noch nicht das Mitleid erstorben, dann werden Sie eine Wohnung aufgeben, an die sich für Sie keine freundlichen Erinnerungen mehr knüpfen können.«

Das wurde ja immer geheimnißvoller, jedenfalls fand hier eine arge Verwechselung statt und ich wollte sogleich hinübergehen, um der liebenswürdigen Dame eine Aufklärung zu geben."

„Liebenswürdig?" warf seine Frau neckend ein, „woher wußtest du das auf einmal und schaltest sie vorher so herbe?"

„Das zeigte schon die zierliche, saubere Schrift und sie ist's", entgegnete er und fuhr fort: „Ehe ich aber dazu kommen konnte, trat der Amtsdiener herein und brachte mir schon die ersten Actenstücke, die als »citissime« nicht mehr bis morgen hatten warten können und mit denen der Herr Director meine dienstergebene Aufwartung zu beantworten schien. Heute waren die oft verwünschten Acten ein erwünschter Ableiter meiner verdrossenen Stimmung und ich warf mich auf die unschuldigen Sachen, um sie alle noch heute abzuexpediren und todtzumachen. Vorher jedoch ließ auch ich das Rouleau herunter, da die Sonne auf meinen Schreibtisch brannte und in meine Acten vergraben vergaß ich den Brief, die Lockenköpfe, mein Hinübergehenwollen, die »kleinen Leiden« des kleinstädtischen Lebens. Ich war in die Stelle eines alten Gerichtsraths eingerückt, der schon seit Jahren mit der neuern Jurisprudenz auf gespanntem Fuße gelebt und im Whistspiel eine anmuthigere Beschäftigung gefunden als im Processe Richten und Schlichten, bis ihn endlich ein sanfter Tod aus diesem Streit und Kampf glücklich hinausgeführt. Ich trat sein Erbe mit einigem Schauder an, denn in einem Winkel lag ein Haufen mit Staub bedeckter Acten und mit ihnen schlummerten der ewigen Vergessenheit eine Menge Processe entgegen, in die jetzt mein zagender Griff Leben und Bewegung bringen sollte.

Es war eine mühsame, undankbare Arbeit, das Ausräumen dieses juristischen Augiasstalles und ich war schon in aller Frühe auf dem Gericht, wo die Acten lagen, aß in einem Gasthofe zu Mittag und kehrte gewöhnlich erst spät Abends in mein Quartier zurück, sodaß ich wenigstens für die ersten acht Tage meinem Gegenüber völlig unsichtbar geworden. Es war Sonntag, als ich mir die erste Muße gönnte; im offenen Fenster liegend sog ich mit unendlichem Behagen die reine, frische, lang entbehrte Luft ein. So mochte ich eine ganze Zeit in die Bläue geschaut haben, als ich plötzlich den magischen Eindruck eines Blicks fühlte — sieh', da war wieder das blaue, wunderliebliche Auge, das mich schon einmal entzückt und begeistert. Es schien schon lange forschend auf mir geruht zu haben, aber wie mein Auge dem ihren begegnete, lag eine so tiefe Klage, ein

ſo ſchmerzlicher Vorwurf darin, daß es mich an das brechende Auge des Rehs erinnerte, dem die Kugel im Herzen ſitzt. Ich war, obwol ich mir dieſen bald anklagenden, bald Mitleid flehenden Blick nicht erklären konnte, betroffen und wagte lange nicht hinüberzublicken und als ich es wieder that, war der Platz leer und ſie wie eine Erſcheinung verſchwunden.

Mit dem Blick kam die Erinnerung an den Brief, an den Beſuch, den ich machen, die Aufklärung, die ich erbitten wollte und nun war ich raſch entſchloſſen, das Verſäumte nachzuholen, als — es an die Thür klopfte und auf mein »Herein!« zwei verſchleierte Damen ins Zimmer traten. Ich erſuchte die Damen Platz zu nehmen und da ſie mit einer Anrede zu zögern ſchienen, ſo bat ich, was mir die Ehre ihres Beſuchs verſchaffe.

»Ihre Förmlichkeit, Herr Aſſeſſor«, begann die Aeltere der beiden Damen, »macht es mir um ſo leichter, um Erklärung über Ihr — ſchonungsloſes Benehmen zu bitten. Haben Sie auch meine Tochter vergeſſen, hätten Sie doch nicht das Herz haben ſollen, ſie wieder ſo tief zu kränken.«

Ich entgegnete, daß hier eine Verwechſelung vorliegen müſſe und daß ich ſoeben im Begriff geweſen, darüber um Aufſchluß zu bitten und die Dame flüſterte ihrer Tochter, in der ich die kleine Heldin erkannte, die das Rouleau herabgelaſſen, erſchrocken zu: »Mein Gott, das iſt nicht Hermann's Stimme«, aber dieſe, beſchämter, achtete nicht darauf und öffnete jetzt ihre friſchen Lippen, um mich faſt ironiſch zu fragen: »Haben wir nicht die Ehre, Herrn Aſſeſſor Schubert zu ſprechen?« »Gewiß« entgegnete ich, »und dennoch —« »Hermann!« rief ſie mit einem Tone, in dem ſich Mahnung, Frage, Vorwurf in ſeltener Miſchung zuſammendrängte.

»So heißt mein Bruder«, entgegnete ich raſch.

»Wäre es möglich? Hermann — Sie —« ſtammelte die Kleine verwirrt, »aber dieſe täuſchende Aehnlichkeit?«

»Gab ſchon zu Hauſe manche Mißverſtändniſſe ab«, entgegnete ich und ſetzte erläuternd hinzu, »nur bin ich einen Zoll kleiner als er, es iſt kein Zweifel, Hermann war hier längere Zeit Aſſeſſor, er hat mir auch Briefe geſchrieben und darin, wenn ich mich recht erinnere, begeiſtert eine Marie geſchildert.«

»Marie Wernich, meine unglückliche Tochter«, entgegnete die ältere Dame bitter, »und hat ſie trotz aller Begeiſterung vergeſſen.«

»Nicht ein Wort, nicht eine Zeile hat er der armen Schweſter geſchickt und er hatte es ihr ſo heilig verſprochen«, fügte das junge Mädchen lebhaft hinzu.

»Entſchuldigen Sie dann«, bemerkte die Mutter, »daß wir Sie mit Brief und Wort beläſtigt, zu denen mich nur die Liebe zu meinem armen Kinde drängen konnte und Sie alſo ſind —?«

»Der Bruder des Leichtſinnigen; ich muß es leider bekennen«, entgegnete ich, »aber ich werde über ſein Betragen Aufſchluß fodern, verlaſſen Sie ſich darauf.«

Als die Dame ſo ihren Irrthum erkannte, ſprang ihre faſt ſtrafende Härte in eine herzliche Offenheit um, das junge Mädchen bat ſo anmuthig um Entſchuldigung, daß ich mit der kleinen Amazone, die mir ſo keck den Krieg angekündigt, raſch verſöhnt wurde. Um ihren Fehl gutzumachen, lud mich die Mutter zum Beſuch ein und die Kleine ſetzte ſchalkiſch hinzu, »um bei einer Taſſe Kaffee völlig Frieden zu ſchließen«. Ich gab den Damen das Geleit bis an die Hausthür, ſie baten noch einmal um meinen Beſuch und gingen hinüber.

Sonderbarer Zufall, daß ich in dieſelbe Stadt kommen, daſſelbe Zimmer beziehen mußte wie der Bruder! Und doch kein großes Wunder, da das gemiethete Quartier das einzige in der kleinen Stadt war, in dem es ſich behaglich wohnen ließ. Und — Wernich, Wernich? Hieß nicht ſo mein alter Rath, der mir ſoviel zu ſchaffen gemacht? Von meinen Wirthsleuten erfuhr ich, daß wirklich ſeine hinterlaſſene Familie mir gegenüber wohnte.

Aufgebracht, wie ich noch von dem Geſpräch mit den Damen war, ſchrieb ich an meinen Bruder und machte ihm die bitterſten Vorwürfe über ſein Betragen, das ſowenig edel, ja nach meiner Anſicht gewiſſenlos wäre. Seine Antwort ließ nicht lange auf ſich warten. Er habe gegen Marie kein Hehl gehabt, daß ihn vor Jahren, während ſeiner Studienzeit in Königsberg, unſere Couſine Adelheid flüchtig gefeſſelt; derthen zurückgekehrt, ſei er lebensgefährlich erkrankt, kaum habe dies Adelheid erfahren, als ſie ihre Mutter beſtürmt, ihn in ihr Haus aufzunehmen und ihn mit hingebender Liebe gepflegt; er könne Adelheid, gerade weil ſie mit einer an Leidenſchaft grenzenden Glut an ihm hänge, nicht lieben, aber die Pflicht der Dankbarkeit feſſele ihn nun an ſie und ſtürze ihn in die bitterſten Seelenkämpfe; er fühle ſich um ſo unglücklicher, da er Mariens Liebe verloren zu haben glaube, keiner ſeiner Briefe, die er ihr nach ſeiner Geneſung geſchrieben, ſei be-

antwortet werden, er habe daher keine Vorwürfe verdient und müsse glauben, daß ihn Marie vergessen und aufgegeben.

Ich ging mit dieser Auskunft, die den Stachel des Schmerzes lindern mußte, zu meiner schönen Nachbarin, hatte ich doch in letzter Zeit ruhig hinüberblicken können und oft von meiner Angreiferin einen freundlichen Gruß empfangen. Ich wurde artig, fast herzlich empfangen. Zwar bebten die Lippen Mariens ein wenig, als sie mir ihren Gruß bot, dann aber mochten ihr kleine Verschiedenheiten zwischen mir und meinem Bruder aufstoßen, die ihre frühern Illusionen vollends zerstörten. Es war zierlich und anmuthig in dem kleinen Zimmer und man sah es, wie die Mädchen sich ihr Stillleben auszuschmücken verstanden, obwol sie allem Anschein nach in den bescheidensten Verhältnissen lebten. Blumen schmückten das Fenster und an jeder Seite desselben stand ein prächtiger, großer Myrtenstock, der die arbeitenden Mädchen fast ganz beschattete und besonders erschien Marie, diese zarte, liebliche Gestalt, unter dem feinen Blättergrün um so lieblich poetischer. Ich theilte nach kurzer, einleitender Unterhaltung die Antwort meines Bruders mit; es bebte wunderbar in den schönen Zügen des jungen Mädchens. Wie mußte sie ihn geliebt haben! Als ich berichtete, daß mein Bruder von ihr keinen Brief erhalten, entgegnete sie lebhaft: »Das ist nicht möglich, ich habe sogleich geantwortet.« »Und ich habe noch einmal geschrieben«, fügte Luise hinzu, als sie die Unruhe der Schwester sah, »aber keine Zeile kam zurück.«

»Dann müssen die Briefe unterschlagen worden sein«, bemerkte ich und die Mädchen sahen mich fast erschrocken an. Sie hatten dies für unmöglich gehalten und jetzt nahmen ihre Gedanken eine andere Richtung, trug doch dann der Geliebte nicht die einzige Schuld, war es dann doch ein Zusammentreffen unglücklicher Verhältnisse, das sie getrennt. Aber die lebhafte Schwester blieb bei ihrer Anklage und hob noch einen andern Punkt hervor, daß mein Bruder Mariens Briefe ohne eine aufklärende Zeile zurückgeschickt. Es mußte hier irgendein Intriguenspiel zugrunde liegen, vielleicht unserer Cousine? Und ich frug, ob nicht noch das Couvert des letzten Briefes vorhanden, um zu sehen, ob es wirklich die Hand meines Bruders. Man hatte in der Aufregung nicht darauf geachtet und das Couvert war leider nicht zu finden. Marien that es wohl, das Bild des einst so heiß Geliebten wieder in einem freundlichern Lichte zu sehen. Wir besprachen die Vergangenheit, träumten sie zurück und die durch solche Erinnerungen meinem Bruder zugewandte Theilnahme übertrugen die jungen liebenswürdigen Mädchen, kaum selbst ahnend, auf mich. Als wir nach einer harmlos verplauderten Stunde schieden, war es nicht, als ob ich zum ersten mal gekommen, sondern als sei ich in diesem trauten Stübchen schon immer aus- und eingegangen und nur zurückgekehrt nach langer Irrfahrt, um alle Mißverständnisse, alle Dissonanzen aufzuklären und auszugleichen.

Ihr glaubt wohl, daß ich jetzt oft in meinen Feierstunden am Fenster saß und in das liebe, reine Antlitz Mariens blickte, das nicht, wie beim ersten mal, ängstlich verschwand, sondern mir freundlich zunickte, als tauchten wieder alte, liebe Erinnerungen in ihrer Seele auf, und daß ich oft und öfter hinüberwanderte. War auch zuweilen Marie schwermüthig bei meinem Kommen, zuckte sie auch zuweilen zusammen, wenn sie zu mir aufblickte, als könne sie die Vergangenheit noch nicht überwinden, so fühlte ich doch, daß ich willkommen war, daß sie mich gern sah und daß der erste schmerzliche Eindruck, den ich auf sie gemacht, verschwunden sei. Je öfter ich kam, je mehr fühlte ich mich zu dem theuern Wesen hingezogen, diese sanfte Wehmuth, die wie ein zarter Schleier über ihrem ganzen Wesen ruhte, übte auf mich ihren Zauber und mir war's, als habe ich schon früher dieses Mädchen gekannt, als sei ich selbst der Bruder, ich selbst der Treulose, der ihr das Herz gebrochen und jetzt verpflichtet, mit aller Herzenswärme die Wunde zu heilen, die ich geschlagen. Auch sie schien es zu fühlen, daß ich das Vergangene wegwischen wolle, daß mein Herz an ihrem hing. . . .

So wurde unser Umgang immer vertrauter und ich der tägliche Gast, der besonders an ihren Theeabenden nicht fehlen durfte. Wie behaglich saßen wir da am Tische, auf dem eine Lampe ihre milden Strahlen ausschickte, oft im harmlosesten Geplauder, oft im Berühren der ernsthaftesten Dinge.

Die Mutter war eine stille, aber seelengebildete Frau, sie sah es gern, daß ich in Mariens Herzen wieder die geknickten Blüten aufrichten wollte und ich war ihr stets ein willkommener Gast, ja sie gestand mir offen, daß sie mit mir vertraulicher verkehren könne als mit meinem Bruder.

„Ei wie eitel, wie selbstgefällig!" unterbrach den Erzähler seine junge Frau, „du citirst nur

ein Wort der Mutter, damit ſich deine Frau bewußt werden ſoll, wie gut ſie gewählt."

„Wenn man mich ſo arg verdächtigt, werde ich nicht weiter erzählen", entgegnete ſcherzend ihr Mann.

„Wir ſprechen Sie von aller Selbſtbeſpiegelung frei", riefen die Damen, die um jeden Preis den Schluß der Geſchichte haben wollten.

„Obwol dieſe Freiſprechung vielleicht aus der nicht ganz lautern Quelle — der Neugierde kommt, will ich dennoch fortfahren", lachte mein Freund und begann wieder. „Zuweilen las ich etwas vor, meiſt aus Goethe, und fühlte mich ſtets in eine Welt der Poeſie und des Klanges getragen, wenn ich dann die Augen Mariens auf mich gerichtet und die Theilnahme ſah, mit der ſie den Worten des Dichters lauſchte. Auch hier verrieth ſich wieder der große Contraſt zwiſchen den beiden Mädchen.

Marie liebte das Schwermüthig-Düſtere, die Gedichte vom Fiſcher, vom Erlkönig entlockten ihr Thränen; Luiſe dagegen fand nur Gefallen an Goethe's lebensfrohen, friſchen Liedern und ihre Augen blitzten, als ich zum »Egmont« griff und das liebliche, friſche Bild Klärchen's in gefälligen Klängen vor ihr hinzauberte. Sie hatte von dieſer Klärchennatur! Ihre heitere, überſprudelnde Laune würde meinem zum Ernſt neigenden Temperamente am wohlſten gethan haben und vielleicht hätte ſich gerade zwiſchen uns eine Harmonie gebildet, wenn mich nicht mit dem erſten Augenblick die ſchönen Augen und die Schwermuth Mariens wunderbar angezogen und bezaubert. Führten wir indeß irgendein zu ernſthaftes Geſpräch, ſo neckte uns Luiſe ſtets und gab durch irgendeinen Scherz dem Geſpräch eine muntere Wendung. Der hübſche Lockenkopf war ſtets freundlich zu mir und ich betrachtete ſie wie eine Schweſter, der ich Alles vertrauen und die mir rathen und helfen müſſe. Auch meine aufkeimenden Gefühle enthüllte ich Luiſen, mit der Bitte, mir bei meiner Werbung um Mariens Liebe beizuſtehen. »Sie fodern viel, faſt zuviel von mir«, war ihre erſte Antwort. »Aber ich denke, ich bin Ihr Freund?« warf ich ein. »Ja wol und doch —« »Und doch wollen Sie mir nicht dieſen Freundſchaftsdienſt erweiſen?« Sie ſah mir tief in die Augen, als wolle ſie meine innerſten Gedanken erforſchen und ſagte: »Gut, es ſei, vertrauen Sie mir, ich will an Ihrem Glück bauen helfen, ſo loſe ich mich auch gegen Sie gezeigt, ich meine es gut mit Ihnen, ja ich —« ſie ſtockte und bei dieſen Worten zeigte ihr Antlitz einen Ernſt, wie ich ihn bei dem heitern, ſchelmiſchen Weſen noch nicht bemerkt, um gleich im nächſten Augenblick wieder zu lachen und zu necken. Ich küßte ihr in lebhafteſter Bewegung die Hand, ſie zog ſie raſch zurück, ein eigenes Lächeln ſpielte um ihre Lippen und mit den Worten: »Hoffen Sie nicht zuviel«, ſchlüpfte ſie aus dem Zimmer.

Luiſe mußte das Geſpräch ihrer Schweſter mitgetheilt haben, denn obwol die Letztere faſt noch ſcheuer geworden, ſo ruhten doch ihre Blicke zuweilen prüfend auf mir und ſuchten in dem Innerſten meiner Seele zu leſen. Ich nahm das für ein gutes Zeichen und webte mich immer tiefer in den Zauber ihrer Lieblichkeit hinein. Ganz gleichgültig war ich ihr nicht, ſie hieß mich lebhafter willkommen, ſie drückte beim Abſchied leiſe meine Hand. Ich war dann wie berauſcht und ſchüttete mein übervolles Herz vor Luiſen aus, die auch, ſo unruhig und beweglich ſie ſonſt war, mir ſtets ein geneigtes Ohr lieh.

Endlich — in einer ſchönen, gehobenen Stunde ſagte ich Marien daß ich ſie warm und innig liebe und frug, ob ich auf eine Gegenneigung hoffen dürfe? Sie erröthete und entgegnete zögernd: »Ich weiß es nicht, aber nur iſt ſo wohl in Ihrer Nähe, mich überkommt es wie ein Frieden, ich liebe Sie wie einen Bruder —«.

»Sagen Sie, zweifeln Sie noch an meiner Treue?«

»Nein, nein, aber ich bin mir ſelbſt nicht klar«, war ihre Antwort. »Das Vergangene vermiſcht ſich mit dem Gegenwärtigen, mir iſt es oft, als wäre ich Ihnen nie fremd, als hätte ich Sie ſchon jahrelang gekannt und dann komm' ich zur Beſinnung, daß es Ihr Bruder war, dem einſt dies Herz gehört — und dem —« »Und iſt dies nicht ein gutes Zeichen für unſere Liebe?« frug ich, »ein Beweis, daß unſere Herzen in kurzer Zeit ſich für ewig verbunden?« Sie ſchüttelte zaghaft das Haupt, ſodaß ich nicht weiter in ſie dringen mochte und ſchwieg. Ich hoffte von der Zeit, die ihre letzten zarten Bedenken ſchon beſeitigen würde, und hielt meine Liebe für innig genug, die längſte Prüfung zu ertragen.

Meinen Bruder hatte ich über die allmälig in mir aufkeimende Liebe aus den Augen verloren, er hatte mir ja auf meinen letzten Brief nicht einmal geantwortet und ich konnte wol annehmen, daß er jetzt völlig an Couſine Adelheid geheftet ſei und Marie aufgegeben habe. Ich ſchrieb ihm daher, wie auch mich tiefe, innige Liebe für Marie erfaßt, wie ich kein höheres Glück mehr kenne als

in ihrem Besitze und wol ohne Scheu danach trachten dürfe, da er durch sein Schweigen auf meinen aufklärenden Brief genugsam seine erkaltete Gesinnung zu erkennen gegeben.

Bald nach Absendung dieses Briefs mußte ich in Amtsgeschäften eine Reise antreten, die mich auf mehre Tage von Hause fernhielt. Es war Abend, als ich nach achttägiger Abwesenheit zurückkehrte und da ich noch im Zimmer meiner Nachbarinnen Licht gewahrte, trieb es mich hinauf. Niemand kam mir im Vorzimmer entgegen, man überhörte sogar mein mehrmaliges Klopfen und ich trat ohne weiteres Zögern ein. Erstaunt blieb ich auf der Schwelle stehen. Marie kam mir nicht wie sonst freundlich entgegen, sie saß vielmehr traulich an der Seite eines Mannes, ich hörte bei meinem Eintritt einen Ausruf des Schrecks und wie ein Dolchstoß fuhr es durch meine Brust: Du bist vergessen, sie hat dich nie geliebt! Da erhob sich der Fremde rasch, stürzte auf mich zu und an meine Brust. «Hermann! Du hier?» rief ich erstaunt und öffnete ihm die Arme. Er sah meine aufrichtige Freude über das Wiedersehen des Bruders, hörte meinen Jubel über dies langentbehrte Glück und ein wehmüthig Lächeln spielte um seine Lippen. Er ließ die Hände langsam von meinen Schultern gleiten und führte mich zu Marie, in deren «Willkommen» eine Befangenheit, eine qualvolle Empfindung hindurchzitterte, die mich erschrecken machte. Ich sah die Phasen von Freude und Schmerz, die ihr Herz durchlaufen, las deutlich auf ihrem Antlitz, daß sie noch vor einem Augenblick selig, unendlich selig gewesen und daß nur mein Erscheinen sie aus diesem Himmel aufgescheucht. Ein peinvolles Schweigen trat ein. Jeder scheute sich die letzten Ereignisse zu berühren und ich fühlte nur, daß das Erscheinen meines Bruders zerstörend in meinen Himmel gegriffen. Es ist ein bitteres, vernichtendes Gefühl, dort, wo wir uns heimisch fühlten, wo uns stets offene Arme und liebende Herzen empfingen, plötzlich von verletzender Kälte uns angeweht zu fühlen und den uns liebgewordenen Platz von einem Andern besetzt zu sehen.

Luise fand am ehesten den Uebergang zum alten, herzlichen Ton und begann zu erzählen, wie heut vor wenig Stunden ein Herr plötzlich in das Zimmer getreten und sie geglaubt, es sei ich, der endlich zurückgekehrt, wie sie ihn Alle herzlich empfangen und dann sei es nicht ich, sondern der Bruder gewesen. Doch trotz Luisens Bemühen kam es nicht mehr zu einem die Dissonanz lösenden Gespräch, ich konnte der gedrückten, trüben Stimmung nicht Herr werden, fühlte, daß mein Bruder das Herz Mariens im Fluge wiedergewonnen, daß sie für mich verloren sei, mußte die Ruhe, die Einsamkeit suchen und brach auf, Kopfschmerzen, Ermüdung von der Reise vorschützend. Mein Bruder wollte mich begleiten, ich hielt ihn zurück, nur die Mutter sagte herzlich: «Kommen Sie morgen zu uns, daß wir Ihnen Alles erklären», und drückte mir theilnehmend die Hand.

Ich ging in meine Wohnung, setzte mich in der Dunkelheit ans Fenster und starrte hinüber auf die an der Gardine hinschwebenden Schatten. Endlich verlosch auch dort das Licht und noch immer lehnte ich die brennende Stirn an die kalten Scheiben und starrte hinaus in die Nacht. Wie verlassen, vereinsamt war ich, um alles Lebensglück betrogen! Weibertreue, du bist nur eine leichte Schneeflocke, die der nächste Sonnenstrahl auftrinkt!.. Aber bald wurde ich ruhiger. Würde Marie meinem Bruder die alte Liebe geschenkt haben, überlegte ich, wenn er wirklich schuldig und sie vergessen? Nein, nein, er liebte sie noch und dann war's gut, dann hatte ich keine Rechte und war nur vom Schicksal ausersehen, die Brücke zu bilden, die zwei durch außergewöhnliche Verhältnisse getrennte Herzen wiederzusammenführen mußte. Und was wollte ich denn? Hatte Marie nicht immer geschwankt und war wol das Verhältniß zwischen uns über das einer herzlich-brüderlichen Freundschaft hinausgegangen? Und so meiner Stimmung und meiner Entschlüsse Herr, ging ich am andern Morgen hinüber. Ich fand nur die Mutter und Luise anwesend und erfuhr nun, was ich geahnt; daß Adelheid in blinder Leidenschaft Mariens Briefe unterschlagen, zurückgeschickt habe, daß Hermann der ersten Geliebten doch das Herz bewahrt. «Gerade dies Aufklären, dies Verständigen», setzte Luise beim Schluß ihrer Erzählung hinzu, «knüpfte die zerrissenen Bande um die Liebenden wieder fest. Marie fühlte, daß sie nur — Hermann geliebt und wenn Sie vielleicht in ihrem Herzen Hoffnungen erregt, sie nur durch Ihre Aehnlichkeit mit dem Bruder getäuscht worden.»

«Ach, nur dies nebelhafte, träumerische Schwanken», bemerkte die Mutter, «das zwischen den beiden Brüdern nicht unterscheiden konnte, hat vielleicht Marie irregeführt. Zürnen Sie ihr nicht; daß sie so schnell wieder mit allen Herzensfasern Ihren Bruder erfaßt und zwischen diesen beiden

Seelen in wenig Stunden die alte Harmonie hergeſtellt worden, zeigt am deutlichſten, wie Marie nicht anders kann, wie ſie nur Einen wahrhaft innig und fürs ganze Leben geliebt und dies iſt Ihr Bruder.» «So habe ich doch den Marien zugefügten Schmerz wiedergutgemacht, indem ich ihr den verlorenen Geliebten zugeführt», ſagte ich ruhig und die Mutter drückte mir herzlich die Hand. «Sie bleiben uns gewiß ein lieber theurer Freund.» «Und ich werde zu Ihr Schwager», wandte ich mich ſcherzend zu Luiſe, um den noch in meiner Bruſt nachzitternden Schmerz zu verbergen und küßte ihr die Hand. Da trat Hermann herein und ehe mich derſelbe anreden konnte, ging ich auf ihn zu und ſagte: «Du ſiehſt, ich bin auf dem ſchönſten Wege mir Troſt zu ſuchen.» Luiſe aber, um ihre Verlegenheit zu verbergen, faßte uns Brüder am Arm und führte uns der eben eintretenden Marie entgegen, indem ſie lachend frug: «Wer iſt nun der Rechte?» Marie blickte meinem Bruder ſelig in die Augen, wie nur ein Strahl aus dieſen herrlichen Sternen ſtrömen konnte und ich fühlte: Das war Liebe, die trunkene Liebe, wie ich ſie in dieſer Innigkeit nie gekoſtet.

Es litt mich nicht mehr in R. Ich kam um meine Verſetzung ein, es ging raſcher als ich gedacht und vier Wochen darauf war ich gerüſtet zur Abreiſe in die Reſidenz. Mein Bruder hatte ſich als Advocat in die kleine Stadt verlegen laſſen und bereitete inzwiſchen die Hochzeit vor. Ich dagegen war glücklich, noch vor derſelben abreiſen zu können und ging jetzt zum letzten mal hinüber, Abſchied zu nehmen. Welche Gedanken und Gefühle bewegten da meine Bruſt und doch waren es nur wenige Schritte! Ich ſchied ruhig von Marie, der ich damit ſichtlich den peinlichen Augenblick erleichterte, aber als ich mich zu Luiſe wandte und ihr zum Abſchied die Hand reichte, da ſah ich eine Thräne in dem Auge des ſonſt ſo heitern, ſonnenhellen Kindes, ihre Hand zitterte, als ſie in der meinen ruhte und eigenthümlich bewegt, blickte ich auf die liebliche Erſcheinung. Mein Bruder gab mir bis auf den Bahnhof das Geleit und theilte mir mit, was ich bereits zu ahnen begann, — Luiſe liebte mich. Es war zu ſpät zu weitern Erklärungen, ich ſaß bereits im Wagen, der Zug ſetzte ſich in Bewegung und trug mich zur Reſidenz.

Lange blickte ich auf das Städtchen zurück, das für mich ſo reiche Erinnerungen barg und endlich, als der letzte Thurm mir aus den Augen geſchwunden, drückte ich mich in eine Ecke und ließ die Ereigniſſe und Bilder jener Tage an mir vorüberziehen. Noch einmal lebte ich alle Schmerzen der Vergangenheit durch, noch einmal empfand ich die volle, ſchmerzliche Tiefe ihres Verluſtes und doch, ſonderbares Menſchenherz — ein Jahr ſpäter trug mich der Dampfwagen zum zweiten mal hinaus aus der kleinen Stadt und die ich ſo heiß geliebt, ſtand mit ihrem Manne, meinem Bruder, am Waggon und winkte mit dem weißen Tuche Lebewohl, während an meiner Seite — eine lächelnde, roſige Frauengeſtalt ſaß, mein mir angetrautes Weib, das mir die Hand drückte, mich freundlich anſah und leiſe frug: «Iſt es verſchmerzt»?

«Gewiß — ich bin unendlich glücklich», war meine Antwort. Und da habt ihr ſie, mein Herzensweib, meine Luiſe», beendete der Aſſeſſor ſeine Erzählung und umarmte die liebenswürdige Frau. Sie ſah lächelnd zu ihm auf und ſprach faſt ein wenig eiferſüchtig: „Daß nur keine neue Verwechſelung ſtattfindet!“

„Brav! Brav!“ riefen wir alle und der Aſſeſſor am lautеſten: „Noch eine Bowle! Kellner! Klingeln Sie doch, meine Herren!“ C. H.

Die Sterne im Süden.

Von Max Maria von Weber.

I.

Aus dem Norden der gemäßigten Zone, der Heimat der Cultur und Wiſſenſchaft, aber auch des ſchlechten Wetters und der Trübe, richtet ſich das Auge des Forſchers, deſſen Element der klare Himmel iſt, das Auge des Aſtronomen von jeher ſchon ſehnſüchtig nach den Regionen, über denen ſich wochen- und monatelang ein gleich tiefblauer Himmel ſpannt, wo der wunderbare Glanz der Geſtirne Chaldäer, Aegypter und Araber zu Sternkundigen erzog und den Phöniziern, blos im Vertrauen auf das nie verhüllte Licht der Sterne, ihre weiten Seereiſen ohne Compaß unternehmen lehrte.

Es vereinigen ſich in jenen Regionen zwei Hauptbedingungen für den gedeihlichen Fortgang langer Reihen guter, aſtronomiſcher Beobachtungen: die Dauer und das Maß der Klarheit der Atmoſphäre. Wenn auch der Umfang der letztern nicht durch den erſten Anblick des Himmelsgewölbes im Süden, mit ſeinem ruhigen, mächtigen Sternenlicht, ſeiner Sichtbarkeit der Sterne ſechster Größe außer Zweifel geſtellt würde, ſo hätten doch die Wahrnehmungen der in niedern Breiten operirenden Aſtronomen, vor allem die mit Schwerkzeugen großer Kraft am Cap der guten Hoffnung

ausgeführten Arbeiten Sir John Herschel's darauf hingewiesen, daß die Klarheit der Luft zwischen und in der Nähe der Wendekreise die Schärfe der Bilder in den Fernröhren, die raumdurchdringende Kraft derselben in so außerordentlichem Maße vermehre, daß von denselben Instrumenten, deren Vermögen in unsern Breiten sich erschöpft zeigte, neue Aufschlüsse unter einem tropischen Himmel zu erwarten seien.

Es ist notorisch, daß die ganze Kraft der großen Instrumente von William Herschel, James South, Graf Rosse kaum in fünf bis sechs Nächten im Jahre unter dem Himmel Englands zur Anwendung gebracht werden kann, daß die halbe Vergrößerungskraft der herrlichen, großen Refractoren, mit denen jetzt die meisten europäischen Sternwarten ausgerüstet sind, fast immer brachliegt. Man spricht daher vom Transport einiger großen englischen Schwerkzeuge nach dem Cap oder an sonst geeignete Orte; doch stehen solchem Unternehmen große Kosten und mannichfache Schwierigkeiten entgegen. Es gibt aber auch noch einen zweiten Factor, durch welchen die Klarheit des Sehens vermehrt werden kann; es ist dies die Erhebung des Standpunkts über die Oberfläche der Erde. Auf hohen Gebirgen ist der Anblick des Himmels dem im Süden ähnlich; mit dem Steigen wie mit dem südwärts Reisen geht das Blaßblau des nordischen Himmels in immer tiefere Tinten über, die störenden Reflexe in der Atmosphäre mindern sich und endlich gehen auf großen Höhen die himmlischen Erscheinungen wie unmittelbar im Weltraum angeschaut vor sich. Die Gestirne verlieren ihre Strahlen und werden zu unendlich hellglänzenden Scheiben und Punkten; das Zodiakallicht verschwimmt nicht mehr unbestimmt im Dämmer, sondern zeigt sanftglimmende, fast scharfbegrenzte Contouren und dem Versinken der Sonne hinter dem Horizont folgt beinahe sofort die Nacht.

Der Gedanke lag nahe, die Einflüsse dieser beiden Factoren auf die Klarheit des Sehens im Verein zu ergründen, in der tropischen Atmosphäre hoch emporzusteigen und hier durch Blicke mit Sehwerkzeugen verschiedener Stärke auf die astronomischen Gegenstände, die als Prüfsteine für Fernröhre angesehen werden, Verhältnißzahlen für die Vermehrung der Fähigkeiten derselben zu finden.

Den Tropen nahe, noch unter den Einflüssen der Passatwinde, hebt sich der Pic de Teyde auf Teneriffa in fast ununterbrochener steiler Lehne, auf kaum vier Meilen Entfernung, vom Meeresspiegel bis über die Schneegrenze (11,960 Fuß) empor. Teneriffa liegt Europa nahe, ist wohlcultivirt, von gebildetem Volk bewohnt, der Pic ist ohne große Schwierigkeit zu besteigen, ja man kann mit Maulthieren bis fast zur Höhe von 11,000 Fuß auf ihn gelangen.

Auf Teneriffa wendete sich daher die Aufmerksamkeit, als englische Astronomen der Admiralität von England die Ausrüstung einer Expedition für Beobachtung im tiefen Süden und auf großen Höhen vorschlugen. Besonders lebhaft verwendete sich hierfür der königliche Astronom für Schottland, Herr Piazzi Smyth. Wahrscheinlich aber wäre diese Unternehmung, deren Resultate nur ganz reinwissenschaftliche, ohne directen Einfluß auf die Praxis der Schiffahrt, sein konnten, bei der Bedeutsamkeit des Aufwandes für Instrumente und Leute noch nicht sobald zustande gekommen, wenn sich nicht einer der berühmtesten jetzt lebenden Engländer, der große Ingenieur Robert Stephenson, auf das lebhafteste dafür interessirt hätte. Dieser Fürst des Eisenbahnbaus, der, indem er mit so gutem Erfolg an der Spitze der wichtigsten Unternehmungen in drei Theilen der Erde steht, daß viele Unternehmungen, nur um den Talisman seines Namens führen zu dürfen, ihn mit hohen Gehalten, rein nominell, zu ihrem Leiter machen, doch noch Zeit findet, Werke zu schreiben, sich mit Kunst zu umgeben, mit Literatur zu beschäftigen und neben seiner Fachwissenschaft einer andern, der Chemie, mit fast gleichem Eifer und Erfolg obzuliegen; dieser Mann machte die Expedition möglich, indem er derselben sein eigenes schönes Yachtschiff „Titania" mit ihrer gesammten geschickten Bemannung, ihren beiden wissenschaftlich hochgebildeten Offizieren auf seine Kosten für die ganze Zeit der Expedition zur Verfügung stellte. In diesem, mit allem raffinirten Luxus ausgestatteten, unvergleichlich schnell segelnden, trefflich geführten Schiffe sollten die Astronomen reisen und die theils von der Regierung, theils durch die Munificenz reicher Engländer, unter denen wieder der berühmteste Schmied der Welt, James Nasmyth zu Bolton, obenan stand, beschafften Instrumente wurden darauf verpackt. Die Leitung der Expedition erhielt der obenerwähnte Piazzi Smyth.

Die Expedition verließ England am 20. Juni 1856. Schon unterwegs zeigte sich der große Vortheil des Umstandes, daß ihr ein eigenes Schiff zur Disposition stand; denn sie war durch die freie Verfügung über dasselbe in den Stand gesetzt, Beobachtungen über die Strömungen auf

und unter der Oberfläche des Meers, die Tiefe, Urſache der Färbung deſſelben, die Unzulänglichkeit mancher bisher an Bord von Schiffen in Gebrauch befindlicher phyſikaliſcher Inſtrumente, beſonders der Marinebarometer u. ſ. w., anzuſtellen, die auf einem an Zeit und Ort gebundenen Dampfer unmöglich geweſen wären.

Noch deutlicher trat aber dieſer Vortheil hervor, als man nach einer vortrefflichen Ueberfahrt von 18 Tagen am 8. Juli Teneriffa erreichte und die Inſtrumente nicht im Haupthafen der Inſel, Santa-Cruz, wo die Dampfer einlaufen, ausſchiffen mußte, ſondern zu Orotava, das in jeder Beziehung beſſer gelegen iſt, landen konnte. Die Oſtſeite von Teneriffa, das die Alten für die Oſtſpitze ihrer Atlantis hielten und welches Plinius wegen des weißen Gipfels den Pic nivaria nennt, iſt ſchroff, wenig bewachſen und ſchwarz. Das Meer bricht ſich hier in fortwährendem Zorn an zerklüftetem, felſigem und doch buchtenloſem Ufer. An dieſer Seite liegt Santa-Cruz, der Haupthafen des Landes, an der einzigen Vertiefung des Ufers, die mit Mühe zu einem Hafen gemacht worden iſt. In dieſen Hafen lief die Expedition zuerſt ein, um ſich mit den ſpaniſchen Behörden der Inſel in Vernehmen zu ſetzen, die derſelben nicht allein mit der größten Zuvorkommenheit begegneten, ſondern ihr auch alle möglichen Dienſte anboten. Von beſonderm Nutzen war ihr auch die Thätigkeit eines Herrn Hamilton, eines der reichſten Kaufleute der Inſel. Von Santa-Cruz ſandte Herr Piazza Smyth die Yacht mit allen Inſtrumenten um die Inſel herum nach Orotava, von wo aus der beſte und bequemſte Weg auf die Höhen und den Pic ſelbſt führt, während die Expedition ſelbſt zu Lande quer über die Inſel dahinging.

Die ganze Länge der Inſel durchſchneidet der hohe Gebirgsrücken, deſſen Zinne der Pic bildet und der ſchroff gegen Süden in das Meer fällt, ſodaß die Entfernung des Pic davon kaum vier Stunden beträgt. Faſt in der Mitte zwiſchen den Städten Santa-Cruz und Orotava ſenkt ſich das Plateau des Gebirgs am tiefſten und bildet hier in einem alten ausgetrockneten Kraterſee von bedeutender Ausdehnung die einzige größere Ebene des Landes von ungefähr zwei deutſchen Meilen Umfang. Auf dieſer Hochebene, 2000 Fuß über dem Meere, liegt Laguna, eine Stadt von 9000 Einwohnern, in einem Klima, das dem von Neapel an Milde nichts nachgibt. Landhäuſer und Kapellen umgeben, unter Lorber- und Arbutusgebüſchen und Orangengehölzen, die Stadt; hierher flüchtet ſich die wohlhabende Bewohnerſchaft von Teneriffa im heißen Sommer.

Südlich von Laguna hebt ſich das Land in nicht zu ſteiler Lehne mit zerklüftetem Terrain, voller tiefer vulkaniſcher Höhlen, in denen die Ureinwohner des Landes, die Guanchen, die in Thierfelle eingenähten rieſenhaften Mumien ihrer Verſtorbenen zu bewahren pflegten. Dieſe Mumien ſind durch die außerordentliche Trockenheit der Luft auf den Höhen vollkommen erhalten und ſehr häufig werden jetzt noch Höhlen aufgebrochen, in denen ſich viele derſelben vorfinden. Die Formenbildung dieſer Leichen deutet auf zwei weitgeſchiedene Racen unter den Ureinwohnern hin; denn während die größere Hälfte ſich von rieſiger Größe und mit Formen zeigt, deren Schönheit an helleniſche Kunſtwerke erinnert, haben die Züge und Gliederungen anderer Mumien einen entſchieden ſlawiſchen, faſt tatariſchen Charakter.

Der Pic ſelbſt hat dieſes kluftenreiche Felsgeſtell der Inſel durchbrochen und einen Theil des Baſalts deſſelben mit emporgehoben, ſodaß er wie ein Dom von Trachyt mit einem Mantel von Baſalt daſteht. Da, wo der Trachyt den Baſalt als Spitze durchſetzt, 2200 Fuß vom Gipfel, iſt eine kleine Ebene von einer Stunde Umkreis gebildet, die nach ihrem Entdecker die Ebene Pierre Pouce Chaberra heißt. Die Expedition verließ Santa-Cruz am 10. Juli und überſtieg den Gebirgsrücken. In Santa-Cruz war der Himmel klar geweſen. Auf der Höhe angelangt, trat die Expedition unter eine dichtbewölkte Atmoſphäre. Es iſt eine durch den Einfluß des hohen Gebirgs auf die von den Paſſatwinden zugeführte Dunſtmenge begründete Eigenthümlichkeit von Teneriffa, daß im Frühling und Sommer die Weſtſeite, im Herbſt und Winter die Oſtſeite der Inſel unter faſt beſtändigem Gewölk liegt. Es mildert dies das Klima ungemein. Der Bewölkung des Himmels ungeachtet entzückte die Mitglieder der Expedition der Anblick des Landes, das ſich vor ihren Blicken mit ſeinen Dattel- und Kokospalmen, Bananen und Orangengebüſchen, den phantaſtiſchen Formen des Drachenbaums, ſeinen von Agaven und Cactusbecken geſchiedenen Weingärten (in denen der köſtliche Malvaſier wächſt), den hellen Villen und Kapellen, Mais-, Zuckerrohr- und Getreidefeldern, acht Städten und faſt 150 Dörfern ausbreitete. Die Kennzeichen der dichten Bevölkerung (100,000 Einwohner auf 62 Quadratmeilen, von denen nur 38 bewohnbar ſind),

hohen Lavawänden eingeſchloſſen iſt, führte der Weg an der Südoſtſeite dieſer ſchroffen Wände hin, bis ein Paß in denſelben an der Südſeite des Pic die Reiſenden aus dieſem öden und melancholiſchen Thale entließ, die dann den Hügel der Guajara erſtiegen und auf der ſogenannten „Halde der Engländer" unter den gewaltigen, übereinandergeſtürzten und aneinandergeklebten Obſidian- und Lavablöcken, die eine Art Höhle bilden, übernachteten. Dieſer Punkt liegt 8820 Fuß über dem Meere und völlig über den Wolkenſchichten des Paſſatwindes, die den Pic einige tauſend Fuß tiefer wie ein ihn völlig von der niedern Erde abſchließendes Meer umwogen. Unbeſchreiblich groß und faſt ſchauerlich erhaben ſoll der Anblick in hellen Mondnächten ſein, wenn die Schatten des gewaltigen Vulkans wie ein unermeßlicher dunkler Kegel auf dieſe dann ſilbern beglänzte, wallende Wolkenſchicht fallen.

Am Morgen begann man damit, den Ort in Bezug auf ſeine Tauglichkeit als erſte Hohenſtation für das Obſervatorium zu unterſuchen und da er ſich als vollkommen offen, mit freier Fernſicht nach allen Punkten des Horizonts, außer nördlich, wo der Pic ſelbſt eine Breite von ungefähr 60 Graden im Azimuth verdeckte, zeigte, ſo beſchloß man die Einrichtung der Beobachtungsſtellen an dieſem Punkte. Da über denſelben hin lebhafte Luftzüge ſtrichen, auch ſteile Abfälle nach dem alten Krater hin den Verkehr auf dem Plateau nicht ganz ungefährlich machten, ſo wurde der Platz, mit Zuziehung einer Anzahl Eingeborener, ſchnell mit einer aus trocken übereinandergelegten Steinen hergeſtellten Mauer umgeben, auch eine Art Umfaſſungsmauer um die Aufſtellungspunkte der verſchiedenen Inſtrumente aufgeführt, zu deren Bedachung dann die mitgebrachten Zelte dienten. In gleicher Weiſe wurde ein verhältnißmäßig behagliches Unterkommen für die Mitglieder der Expedition geſchaffen. Der Zimmermann der Nacht mit ſeinen Gehülfen leiſtete bei dieſen Arbeiten treffliche Dienſte. Alles Dies wurde in ſehr kurzer Zeit vollendet, die Inſtrumente aufgeſtellt und orientirt und behufs der Verproviantirung und des Verkehrs der Expedition mit der Stadt und dem Schiffe eine Art regelmäßigen Poſtenlaufs zwiſchen dem Obſervatorium und Orotava in der Weiſe organiſirt, daß von jeder Seite täglich zwei mal ein Maulthier mit Treiber nach dem andern Punkte ging. Dieſer Poſtenlauf war um ſo nothwendiger, als die häufige Vergleichung der auf der Höhe gemachten meteorologiſchen Beobachtungen mit jenen, die der Capitän der Nacht am Bord des Schiffs auf dem Meeresſpiegel anſtellte, ſich als ſehr wünſchenswerth und lehrreich zeigte. Die Expedition war auf dieſe Weiſe in den Stand geſetzt, ihre ganze Aufmerkſamkeit lediglich ihren wiſſenſchaftlichen Zwecken zuzuwenden.

Die gewonnenen intereſſanten Reſultate wollen wir in Nachſtehendem in den allgemeinſten Umriſſen wiedergeben.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Reiſebriefe

von Amalie Voltz

III. Die Straße nach Rom.

Endlich habe ich das Ziel meiner langgehegten Wünſche, „das ewige Rom" — wie auch unſer Reiſebuch von Murray es nennt —, erreicht und kann ſelbſt von hier aus nicht umhin, wieder in reinperſönlicher Stimmung an Sie zu berichten.

Dieſetzt war mir nie ſo recht mittheilend zumuthe. Ich habe viel geſehen, aber auch viel dafür gelitten, viel Sorge und Laſt auf mir gehabt. Eine Winterreiſe bietet manches Unangenehme; man hat auch in Italien, und gerade mehr als ſonſtwo, mit Schnee und Kälte, mit ſchlechten Wegen, kalten Zimmern und feuchten Betten zu kämpfen. Ich kann Ihnen nicht ſagen, mit welcher Sehnſucht es mich darum nach Rom zog, wo ſchon mildere Lüfte wehen und mir Ruhe und Schönheit in Ausſicht ſtand. Ich zählte in meinen Gedanken Tage und Stunden, bis wir hier angelangt ſein würden, und ſcheute mich doch auch wieder, unſere Reiſe zu beſchleunigen, weil jeder Tag uns jetzt dem Frühling näher bringt und der Natur ein leichteres Gewand umhängt. Mein Auge in Italien immer auf einer Winterlandſchaft ruhen zu laſſen — wie herzlich war ich es müde!

Die Straße von Florenz hierher iſt trefflich. Wir benutzten die Eiſenbahn bis Siena nicht, ſondern fuhren mit unſerm Vetturino in einem bequemen, offenen Wagen bis dahin und verweilten einen ganzen Tag, um die einſt große und reiche Stadt, die mit Florenz um den Vorrang gekämpft, mit Muße in Augenſchein zu nehmen. Ich hatte mir aus Förſter und Murray eine lange Liſte aller Sehenswürdigkeiten entworfen und gedachte mich ſo ganz im Anſchauen vergangener Größe zu verſenken. Täuſchung, nichts als Täuſchung!

Die Stadt iſt nicht ſchön; von den Paläſten waren keine zugänglich; nur der Dom, aus ſchwarz und weißem Marmor, wie der in Florenz, erbaut, ſtand uns offen. Die Prieſter ſaßen in vollem Ornate und ſangen ihr Morgengebet in die weite, leere Kirche hinaus, welche an Werktagen ſo früh keines Fleißigen Fuß betritt. Von den drei Orgeln ſpielte die eine am Hauptaltar — Melodieen aus bekannten Opern. Das machte auf mich einen zugleich komiſchen und traurigen Eindruck. Ich hätte viel darum gegeben, mir den Eindruck dieſer prachtvollen Kathedrale ſo recht innerlich zum Bewußtſein bringen zu können, und da — Opernmelodieen! Indeß waren Engländer eingetreten und ließen ſich den Fußboden der Kirche zeigen, der in ſogenanntem Nello Bilder aus der Heiligen Geſchichte enthält. Sie ſtanden gerade vor Simſon und bewunderten ſein Haar und den Eiſenkinnbacken, fragten auch ihren Führer, den Sacriſtan des Doms, nach der falſchen Päpſtin Johanna, die hier in Siena, wie in Murray ſtand, unter den Bildniſſen der Heiligen Väter zu finden ſei. Aber ach! ſie war nicht mehr da! Nur die Stelle konnten wir ſehen, wo ſie geſtanden.

Das herrliche Gebäude nach allen Seiten zu betrachten, hätte uns Stunden gekoſtet und wir hatten nur Minuten zu verſchenken. Wie ungenügend iſt nur dies flüchtige Beſchauen! Dinge, Menſchen, Städte, Gegenden gleiten nur an mir vorüber; es ſind zerfließende Bilder, ich werde nichts davon feſthalten, nichts ganz — mein nennen können.

Unſer Vetturino rieth uns, am folgenden Morgen früh aufzubrechen, damit wir bis Sonnenuntergang Radicofani erreichten; denn ſpäter getraute er ſich nicht bei der Unſicherheit der Wege zu fahren. Geſagt, beſchloſſen. Es dämmerte noch, als wir zur Stadt hinausfuhren. Grauer Nebel lag auf der Landſchaft, ein kalter Morgenwind pfiff über die Flur, die Felder waren überreift. Im Oſten zogen Purpurſtreifen am Horizonte herauf, aus denen bald die Sonne in voller Pracht emporſtieg, während ihr gegenüber der Mond noch mit erblaſſendem Licht am Himmel ſtand. Die Gegend war öde. Berge auf Berge gethürmt, über die am äußerſten Horizont ſtets die weißen Häupter der Apenninen hervorragten. Der Boden war ſteinig, faſt unfruchtbar; Waldſtröme zerriſſen das Erdreich und keine Brücke erleichterte die Fahrt durch ihr ſteiniges Bett. Wir fuhren auf vulkaniſchem Boden und fühlten auf jedem Schritte, welche mächtige Revolutionen hier gewüthet. Mittags machten wir bei einem einſamen Hauſe Halt. Ich ſtand am Fenſter und ſchaute umher, mit meinen Gedanken bei der Vergangenheit weilend, dem Rom, mit dem wir aufgewachſen ſind, deſſen Größe dem Kinde den erſten Gedanken weltlicher Macht und männlicher Größe erweckt! Der Boden, den ich betrat, ſchien mir ein geheiligter zu ſein, das Einſt einen Zauber über dieſe Fluren zu breiten. Was vor Jahrtauſenden hier vorgegangen! Welche Leidenſchaften hier ausgetobt! Und jetzt — die Sonne ſchien ſo warm, der Himmel leuchtete hell und Rom lag vor mir, — doch noch in Gedanken.

Unſer Vetturino fuhr vortrefflich. Wir hatten vier Pferde, zu denen hier noch zwei kamen, wegen des ſchlechten, ſteinigen Wegs, der fortwährend auf und ab führte. Höher und höher ſtiegen wir zugleich mit der Sonne empor, bis wir mit der ſcheidenden den höchſten Gipfel und damit auch unſer Nachtquartier erreicht hatten, das wir in einem alten Jagdſchloſſe unweit des kleinen Städtchens Radicofani finden ſollten. Ein kalter Wind pfiff über die kahlen Höhen, die der Schnee deckte; einzelne Wanderer zogen des Wegs, heimkehrend von ihrem Tagewerke. Um eine Gabe von uns zu gewinnen, ſtimmten ſie mit ihren rauhen Stimmen ein geiſtliches Lied an, das uns wie Grabgeſang tönte und uns nöthigte, ihr Schweigen zu erkaufen. Ihre wilden Geſichter, von pechſchwarzem Haar umflattert, waren uns ohnehin unheimlich. Auf der Spitze des Bergs liegen die Ruinen einer alten Burg, von der die Sage geht, daß in ihrem Verließ ein Raubritter einſt einen Biſchof gefangenhielt, der krank und ſterbensnahe nach einem Bad reiſte, und ihn glücklich mit Wein und Brot wiederherſtellte.

Dem Pfäffchen mochte die magere Koſt die beſte Arznei ſein, uns aber, in dieſem zerfallenen Jagdſchloſſe, war es unbehaglich und wir ſehnten ſchon am Abend den Morgen herbei. Vorräthe halten dieſe abgelegenen Gaſthöfe nicht; der hungerige Reiſende ſieht ſich vergeblich nach einem beſetzten Tiſche um. Ein paar Tauben wurde ſchnell der Hals umgedreht und auf einem Roſt gebraten erſchienen ſie auf unſerer Tafel; aber ſchon ihr Anblick entlockte mir ein „O weh!“ Sie beſaßen vielleicht „eine ſchöne Seele“, ſonſt aber waren ſie „alt und zähe“.

Ich bedauerte, daß wir ſo ſpät in unſer Quartier gerückt und vor anbrechendem Tage ſchon wieder reiſefertig ſein mußten, weil mir dadurch jede Möglichkeit benommen war, die Spitze

des Bergs zu erſteigen. Eine Gegend, die mich intereſſirt, ungeſehen zu durchſtreifen, das ſteht mir nicht an. Dieſes einſame Städtchen mit ſeinen berüchtigt wilden Bewohnern, dieſe alten Ruinen auf dem nackten Felſen, der die ganze Landſchaft im weiteſten Kreiſe überſah, ließ meiner Einbildungskraft einen zu weiten Spielraum, um mich nicht anzuziehen. Man bedarf überall der Reſignation.

Der See von Bolſena, umgeben von ragenden Höhen, lag bald vor uns und der Weg wand ſich nun links ganz am Rande ſeines Ufers hin, ſodaß wir die trügeriſche Flut, die jetzt im hellen Sonnenſchein ſo tiefblau leuchtete und die dennoch den Tod birgt, ſtets im Auge behalten konnten. Auf ſeiner weiten Fläche iſt nie ein Segel ſichtbar, die tiefſte Einſamkeit herrſcht in ſeiner Umgebung, keine Landhäuſer zieren die Höhen, keine ländliche Hütte hat ſich hier aufgerichtet. Der fruchtbare Boden iſt angebaut, aber wie von unſichtbarer Hand. Der Arbeiter, der ſich dieſem Geſchäft widmete, zieht ſich nach vollendetem Tagewerk in ſeine ferngelegene Heimat zurück; denn eine Nacht hier ruhen, hieße ſich dem Tod in die Arme werfen, der mit der ſinkenden Sonne ſeine giftigen Dünſte hier aufſteigen läßt. Längs dieſer ganzen Straße begegnete uns kein lebendes Weſen; kein Haus, kein Dorf blieb uns auf. Auf einer Anhöhe ſtand ein Schäfer, in Schaffelle gekleidet, und blickte, auf ſeinen Stab geſtützt, ſinnend in die Gegend hinaus. Weithin ragte aus dem See eine kleine Inſel hervor, auf welcher Amalaſuntha, König Theoderich's Tochter, ermordet wurde. Die Luft war ſtill, die Flut vor uns unbewegt und vermehrte noch das Schweigen dieſer Landſchaft. Kein Vogel rührte ſich auf den Zweigen, nicht einmal ein Rabe krächzte. Alles Leben ſchien dieſe Gegend verlaſſen zu haben.

Das Städtchen Bolſena, am Fuße der alten etruriſchen Stadt Volſinium erbaut, war unſer Anhaltepunkt um Mittag. Es war Sonntag; die Bewohner ſtanden umher und badeten ſich in der heißen Sonne. Ich ſtieg auf das alte Schloß und von dort mühſam die Anhöhe hinauf, um die Ruinen des Amphitheaters zu finden. Stand doch in unſerm Murray eine ſo ſchöne Beſchreibung dieſer etruriſchen Ruinen! Ueber ſteinige Wege und Mauern gelangte ich an einen Garten, den in runder Form eine Mauer einfaßte. Das war das Amphitheater! Als ich zurückkam, war unſer Wagen ſchon angeſpannt, und von einem Dutzend Bettlern begleitet fuhren wir ſtattlich zum Orte hinaus.

Erſt ſpät am Abend erreichten wir Viterbo, eine alte Stadt. Unſer Gaſthof, obwol der beſte, bot uns wenig Annehmlichkeit und hohe Preiſe. Auf der Treppe war eine große Tafel angebracht, zum Gedächtniſſe des Aufenthaltes der Kaiſerin von Rußland in dieſen Mauern. Wir fanden in unſerm Zimmer ein Bett mit einer Krone, wahrſcheinlich dasjenige, in welchem die Majeſtät geruht, ein Vorzug, der ſogleich einen Schleier über ſonſtige Uebelſtände warf. Als wir am folgenden Morgen mit unſerm Murray in der Hand durch die Straße wanderten, fanden wir, daß er uns abermals irregeleitet; denn die Stadt bot nichts als Staub und Schmutz in den Straßen, von der Sonne hell beſchienen. Wir brachen um 11 Uhr auf und erreichten gegen Sonnenuntergang die Sette vine, einen einſam gelegenen Gaſthof inmitten der Campagna von Rom, der uns jede Bequemlichkeit bot. Im Gaſtzimmer waren viele Fremde, Prieſter und reiſende Deutſche, denen ich mich gern zugeſellt hätte. Leider aber ſieht das meinen Reiſegefährten nicht an. Wir blieben, wie immer, in unſern Zimmern. Draußen pfiff ein ſcharfer Wind. Der Mond leuchtete ſo hell, als wollte er es dem Tage nachmachen. Ich ſchaute lange hinaus in die einſame Nacht. Die weite Campagna von Rom lag vor mir; aber nicht ſo, wie ich ſie mir nach allen Beſchreibungen vorgeſtellt. Sie war keine weite Fläche; ſondern fruchtbares Hügelland, begrenzt von einer hohen Kette der Apenninen, die ewiger Schnee bedeckt. Bilder, die unſere Seele, faſt ſeit wir denken können, mitſichgetragen, faſſen endlich in uns ſo feſten Boden, daß dieſe Vorſtellungen haften bleiben, ſelbſt wenn der Augenſchein uns vom Gegenteil überzeugt. So raſch kann man ſich alter lieber Bekannten nicht entäußern. Sinnend ſtand ich da und ließ alle Bilder von jenem Rom, das ich in mir trug, noch einmal vor meinem Geiſte vorübergleiten. Morgen ſollte mir der Augenſchein ja ſo Vieles nehmen! Morgen! Kein Wunder, wenn der Schlaf heute mein Auge nicht fand, wenn ich unruhig die Stunden zählte, bis ich die Weltſtadt erreichen würde.

(Ein vierter Brief aus Rom in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Die Bühne der Gegenwart.

Wer besucht die Theater? Etwa die hochgebildete Gesellschaft, die mit freudigem Auge und erhobenem Herzen den begeisternden Worten der Dichter lauscht und — wie einst Prinz Louis — in Thränen bei erhabenen Stellen ausbricht oder atemlos die Thränen belauscht, die über Garrick's Antlitz, wenn er als Richard III. im Zelt bei Bosworth schläft, wie ebenso viele zu Hackrin aufgelesene Gewissensbisse zucken?

Unser Publicum bei ersten, zweiten, dritten Vorstellungen sind für gewöhnlich blasirte Damen und müßige Officiere, Reisende, die eine Woche in einer Stadt verweilen und all ihre Freunden aufsuchen wollen, zurückgezogene Rentiers mit Dominen und Töchtern, die ihre Person und ihre Kleider zur Schau tragen — erst bei den spätern Vorstellungen finden sich die wirklich empfänglichern und natürlichern Elemente der Gesellschaft ein. Gewiß ist man auch früher in Kirchen und Schauspielhäuser ohne Andacht gegangen, aber doch nicht wie jetzt, so gleichgültig, so kühl, so, als erwartete man eben nichts Besseres als eine kurze Unterhaltung. Das Schauen ist eine Krankheit geworden und den gierigen Blicken der Menge können nicht genug neue Reize, täglich seltsamere Darstellungen geboten werden — nur die Schnerven des Auges schauen noch, verlangen nach Befriedigung, weniger wollen die Gefühle des Herzens, Sehnsucht und Phantasie, sich im klaren Strom dichterischer Schöpfungen selbst beschauen, widerspiegeln und wiederfinden.

Ohne die Schwäche unserer dramatischen Production zu verkennen, muß man doch andererseits behaupten, daß diesem Publicum gegenüber, das immer nur Unterhaltung oder mindestens eine gewisse allzügliche und mitleidende Rührung verlangt und über wahrhaft tragische Furcht und tragisches Mitleid unendlich erhaben ist wie die kalten Götter des Epikur — wahrhafte Dichtwerke wirkungslos und unverstanden bleiben. Vom Zufall mehr als vom eigenen Willen bestimmt, einen Abend, für den es nichts Besseres weiß, vor den Lampen hinzubringen — „was ist ihm da Hekuba?“ Es zieht ihr seinen „Nachtrab“ und seine „Grillen“ vor. Der dritte Stand, der die Welt beherrscht, hat wesentlich nur für das Unglück seiner Menschen Empfindung, die großen sind ihm deshalb verhaßt, weil er sich anstrengen müßte, um zu ihnen aufzublicken. Ein mißhandelter Jude entzückt die Juden, die in Wien, Berlin, Hamburg den Ton angeben; ein verkanntes Dorfmädchen entzückt die Bourgeoisie — ein Mann, der zum Weltschmerzler wird, weil ihm seine Frau davongelaufen ist — wie schön, wie natürlich das Alles! So etwas kann Jedem begegnen! Und nur vor allem seine Ideen! Nur seine Tendenzen! Und nochmals seine Tendenzen! Wie der Herr, so der Diener! Die Intendanten und Directoren der Theater fügen sich diesen Ansichten.

Ueber dem deutschen Theater stand mit Ausnahme weniger Jahre fast immer ein Unstern. Solche Klagen, wie sie mehr als hundert Jahre hindurch in einer Reihe ausgezeichneter Dichter und Darsteller das spanische und französische Theater erlebt, sind uns noch nicht geworden! Wir haben auf Erfindung, Schiller und Goethe noch keinen Voltaire gehabt wie die Franzosen auf ihren Racine, keinen Calderon wie die Spanier auf Lope und Marion. Wenn einmal, wie z. B. in den letzten Jahren in München unter Dingelstedt, die Bühne sich zu einem Kunstinstitut zu erheben sucht, muß rasch und plötzlich ein Veto kommen, der die junge Pflanze wieder zu erstarren droht: nicht bei seinem Nachfolger, meinen wir allein, sondern schon bei ihm selbst. In beständiger Furcht vor der Anrechnung eines unglücklichen Deficits machte Dingelstedt Experiment auf Experiment, ohne den Schaden seiner Bühne an der Wurzel zu erfassen. Seine Energie hätte Größeres leisten können, wenn nicht auch eine ganze Stadt, aufgeschreckt durch hunderterlei Motive der Gehässigkeit, an seiner Stellung ewig gebohrt und sie zu untergraben gesucht hätte.

Was Wunder, daß sich allmälig die begabtern Geister von der Bühne zurückziehen und die Herculesarbeit ihrer Besserung als vergeblich aufgeben? Man verstimmt diese Production auch absichtlich durch das einseitige und alle Kritik ausschließende ewige Vorführen der Cassiker. Die Dramen Shakspeare's anzusehen, ist oft eine Herzensqual, denn nicht im entferntesten entsprechen sie mehr unserm Kunstanschauen. Ihre Regellosigkeit, ihr verworrener scenischer Aufbau betäuben und ermüden, ihre blutigen Effecte erschrecken. Während man gegen den englischen Dichter eine Pietät übt, die oft — bei Darstellungen z. B. von „Cymbeline“ oder „Liebeslust und Leid“, oder „Antonius und Kleopatra“, aber dem nicht, wie in Dresden und Wien, entsprechend umgearbeiteten „Coriolan“, selbst dem „Sommernachtstraum“, dem outrirt rohen und blutigen „Richard III.“, der sich wie Jago im „Othello“ immer selbst als schlecht proclamirt — auf ein Haar den Opfern gleicht, die einst den unversöhnlichen Göttern gebracht wurden, vernachlässigt man die Dramen und Lustspiele der jüngsten Vergangenheit mit schreiender Ungerechtigkeit. Wir reden nicht pro domo, aber die vierziger Jahre mit ihrer Aufregung, ihrem geistigen Schwung haben Manches geschaffen, was unserm Gefühl, unsern Ansichten mehr entspräche als das temporäre perdrix des classischen Repertoirs.

Jede Zeit klagt über ihren Verfall! Ein altes Wort! Der Unterschied liegt nur in der Ausdehnung und der Oeffentlichkeit dieser Klage. Wenn die letzten Romantiker und der alternde Goethe sich mit

muthig vor dem Wehen neuer Kräfte in ihre Stubenzimmer zurückzogen und z. B. Ludwig Devrient für einen Grimacier erklärten, so war Das Grämlein und romantische Laune. Jetzt hat der Unmuth und die Verachtung des Theaters viel weiter um sich gegriffen; es ist zu einem „Local für Vergnügungen" herabgesunken und die Schauspielkunst ist eine elende, eroberte Provinz der Industrie geworden, welche die Theateragenten beherrschen und ausfangen. Gastspiele, Engagements, das Glück oder das Unglück eines neuen Dramas hängt von dem Augenwink dieser neuen Kunst-Generalpächter ab; sie besolden ihre Coryphäen, die Beifall rufen oder pfeifen; sie vertheilen Kränze oder Dornen — es ist Alles Geschäftssache!!!

Und wenn ein Genius gegen sie auftreten würde? Würden ihr selbst ihm gehören? Verlangt ihr selbst nicht immer „Unterhaltung"? Nur „Unterhaltung"? Darum per Hand zurück vom Theaterkarren! Es ist ihm, was er jetzt dahinrollt, kaum zu helfen.

Frauenromane.

Vor kurzem, in Nr. 19 dieser Blätter, suchten wir der Vergangenheit der „weiblichen" Literatur zu entwachsen, heute haben wir es mit ihrer Gegenwart zu thun. Die Frauen sind zwar in allen Kämpfen geübter, am erfahrensten aber in denen der Leidenschaft, und sie folgen eigentlich nur ihrer Veranlagung, wenn sie jene Liebe und jenes Leid, die zu empfinden, zu ertragen sie Alle als lautern oder verschwiegenen Wunsch im Herzen haben, wenn sie ihn nicht erleben konnten, doch zu schildern versuchen, ihn so wenigstens nachträumen.

Die Frauenromane sind Selbstschilderungen, geistreicher Porträts, die Federn der Schriftstellerin zucken in der Gestalt der Heldin und verleihen ihr dadurch allerdings Lebendigkeit und Anziehungskraft. Der Dichter besinnt sich, ehe er seine Heldin in die Küche oder in die Speisekammer führt, und selbst der „Realist" wird bei solchen Schritten ihr etwas Morgenroth und Blumenschönheit auf den Weg streuen. Wie leicht und frei behandeln Friederike Bremer, Louise Otto solche Momente! Sie gehören zum Leben eines Weibes, was bedürfen sie der Ausschmückung? Wie ganz anders mengt z. B. Jean Paul's Muse — den Salat! Man sieht immer, daß diese Verrichtung von einem Manne geschildert wird, der nur Salat essen konnte. Natürlichkeit, ein für Frauen selbstverständliches Gefühl, macht den Reiz der meisten Frauenromane aus. Die genial fein malenden Erzählungen der Gräfin Hahn-Hahn, mit ihrem rasch- und meisterhaften Gefühlen, ihren geistsprühenden Worten und seltsamen Bildern, haben niemals einen solchen Lesekreis und solche Verbreitung im Publicum gefunden wie die Novellen der Hanke, der Bremer, wie es scheint jetzt auch der Julie Burow.

Können diese Arbeiten aber um einen Preis der Poesie ringen? Verdienen sie einen Platz in der Literatur? Das ist eine andere Frage, die — mögen es die modernen neunundneunzig Musen vergeben! — nur im harten Kern ihrer Antwort findet. Bei der Beliebtheit der Classikerausgaben veranlaßt jetzt jeder speculirende Buchhändler, der auf den letzten Dreiern seines Grundbuchs einen verstaubten Autor stehen hat, rasch eine „Classikerausgabe" von — Karoline Pichler, Frau von Pauligow u. s. w. Aber es muß zwischen dem leidenden und dem denkenden Publicum doch ein Unterschied gemacht werden! Haben unsere Mütter und Großmütter die Erzählungen H. Clauren's nicht, wer der Kunstausdruck sagt — „verschlungen"? War nicht Kotzebue einst weit mehr als Schiller und Goethe Beherrscher des Theaters? Wo ist H. Clauren hin und Kotzebue? Neben der fortschreitenden, fortlebenden Literatur entwickelt sich stets eine zweite, dem Umfang nach größere, ja unmeßbare, die nur einen Augenblick besteht — um die Eiche, die Jahrhunderte dauert und wächst, kommen unzählige Grashalme, die jeden Winter verschwinden. Indeß solche Unterhaltung ist nothwendig. Dem vertreibt sie eine müßige Stunde, Jenem gewährt sie ein angenehmes Ausruhen von schwieriger, anstrengender Arbeit, sie beschäftigt die Phantasie, wenn auch nicht mit erhabenen Entzückungen, mit tiefster Erschütterung, doch mit anregenden Bildern und hilft zuweilen, da ja doch die Tendenz nicht von ihr zu trennen ist, nützliche Gedanken verbreiten, die, auf ihren geringen Samenkörnern zu Blüten und Früchten emporwachsend, Vielen zum Genuß und Segen dienen.

Unter diesen „unterhaltenden" Schriftstellerinnen nimmt seit einigen Jahren, wie schon gesagt, Julie Burow eine hervorragende Stelle ein. Die Leichtigkeit ihrer Erfindungen, ein frischer, oft zu muthiger Zug, der von Anfang des Buchs bis zur letzten Seite weht, ein leichter Stil, dem es auch an bekannten und beliebten, manchmal etwas zu absichtlich und allzu naturwissenschaftlichen Reminiscenzen entlehnten Blumen nicht fehlt, endlich ein sich mit einer gewissen schönathmenden Breunigkeit, die nicht immer erfreulich wirkt, zusammennehmendes Sittlichkeitsgefühl haben ihr diesen wohlverdienten Kranz verschafft. Diese Vorzüge besitzt ihr neuester Roman: „Der Armuth Leid und Glück" (drei Theile, Leipzig, F. L. Brockhaus, 1857). Durch die mannichfaltigen, bunteren, verschlungensten Verhältnisse werden wir bis zu dem Tempel der Iphigenia, zu den Mauern von Tenochtitlan geführt. Mag ihnen auch zuweilen Wahrheit und noch mehr poetische Wahrscheinlichkeit abgehen, so feine Anregung läßt sich ihnen nicht absprechen. Der Charakter der armen Gertrud, der Musikantentochter, ist gut entwickelt bis zu jenem unglücklichen Augenblick, wo sie, das verlassene, hülflose Mädchen, durch den heiligen, leider etwas stark ostentativ geschilderten Zauber ihrer Jungfräulichkeit einen Wüstling zu bekehren anfängt. „Es ist eine alte Geschichte", die kaum noch neue Variationen zuläßt. Ihrem innersten Wesen nach ist Julie Burow eine Genremalerin; in der Fülle und der Wahrheit unendlich vieler kleiner,

dem Mannesauge leicht entgehender Züge zeigt und erfüllt sich am besten ihre Begabung. Und dennoch möchten wir, da wir sie schätzen, sie warnen vor einem allzu schnellen Glauben an die Wahrheit und schriftstellerische Berechtigung aller ihrer Combinationen, Einfälle und Beobachtungen. Ihre Welt und Erfahrung sind sehr begrenzt. Sie muß sie also künstlich ausdehnen durch Uebertreibung und Verschönerung, wobei Einfachheit und wirkliche Schönheit zu kurz kommen. Wenn sie sich auch auf bedeutende Beispiele berufen kann, die auch die dürftige Armuth einer Gründung durch den Flitter anspruchsvoller Reflexionen, kokketter Naturschilderungen und ein unermüdliches, sogenanntes „liebevolles" Ausmalen ihrer in ewiger Einerleiheit sich haltenden Figuren aufzuputzen pflegen, so ist doch auch dieser Glanz, dem mancher werthvollere Schein nicht fehlte, schon im Erblinden. Wieviel mehr bei einer Frau, die gewissermaßen nur immer ein einziges Thema, die polaren Beziehungen zwischen Mann und Weib, zu behandeln weiß!

Weniger äußerlich liebenswürdig und einschmeichelnd tritt uns ein Roman von Luise Otto entgegen: „Zwei Generationen" (drei Bände, Leipzig, Hübner, 1856). Es waltet hier ein stärkeres, männliches Tempo. Schon auf den ersten Seiten gibt es literarische Kritik, die Heldinnen neigen sich zur Emancipation, die Helden zur Revolution. Der blaue, ruhige Himmel, der über dem Roman der Frau Julie Burow hängt, ist hier mit satirischen Wolken umschleiert; kein mildes Frühlingswehen, Gewittersturm durchzieht ihn. Dagegen hat er auch den Vorzug einer männlichen Arbeit, strengern, verstandesmäßigern Composition, kein Zerfließen und Ausruhen in Episoden und einen nothwendigern Schluß. Luise Otto ist ein kämpfendes Gemüth, das nach idealem und darum unerreichbarem Glück ringt; es sieht die Welt und das Leben nicht durch die prismatisch geschliffenen Gläser von ewiger Hoffnung und Erinnerung an wie Julie Burow: es steht in der Gegenwart, ganz und fest, und fordert die Wirklichkeit seiner geträumten Herrlichkeit. Allein an diesem „Traum des Glücks" hängt eben dieselbe äußerliche, vom uns nicht zu bezwingende Wirklichkeit der Verhältnisse als verschleierter Schleier und erzeugt dadurch in der Dichterin wie im Roman, so fesselnd seine Gründung und sein Gedankenreichthum ist, einen noch immer nicht überwältigten Dualismus.

Mehr Dichterin als Beide ist unstreitig Aline von Schlichtkrull in ihrem historischen Roman „Cordelia" (drei Bände, Stolp, Hesse, 1857). Zur Zeit der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. spielend, gibt er ein lebendiges, farbenreiches Bild der Fronde und pariser Aufstände. Einem Historiker wird der Fleiß und die Forschung gefallen, mit dem die junge Schriftstellerin sich in die Memoiren und Schriften jener Tage versenkt hat, mit welch klugem Verständniß sie gelesen, wie geschickt sie ausgemalt. Vielleicht ist die Anmuth, der eigenthümliche Schmelz, der auf diesen Frauenmemoiren Luise von Orleans', der Prinzessin von Nevers, der Frau von Motteville liegt, niemals zu verlöschen und haftet an jeder Hand, die in diesen Schätzen wühlt; sicher blieb etwas hängen an der unserer Schriftstellerin. Mit diesem gar sinnigen Gefühl für die Historie verbindet sich eine reiche, schaffende Phantasie, in deren Lampichtsbildern aus Südfrankreich eine eigene Sehnsucht klingt, eine edle, selbstbewußte Sprache. Von mächtigern Flügen getragen als die meisten Schriftstellerinnen, mit einem Herzen voll feuriger Gedanken, die eben noch nicht aus der Blutwärme in die Kühle der Gehirnkammer gestiegen, will sie sich hoch über die Befriedigung müßiger Stunden erheben und sich auf die Kuppe des Parnaß niederlassen. Dazu trieb denn freilich wol die Glut des Willens, nicht aber die Macht des Geschaffenen aus. Ihre Compositionen entbehrt der Einheit eines verständigen Plans, es ist ein wildes, phantastisches Durcheinanderwogen, ein Gefühlsmeer, das ins Unendliche wogt; die Gestalten, diese Cordelia zumeist, ein weiblicher Savonarola, sind sphinxartige Geschöpfe, denen nichts verhaßter ist als ein klares, überlegtes Denken. Das Höchste und das Erhabenste liegt aber nie im Maßlosen. Diese Grenze des Möglichen hält Aline von Schlichtkrull nur dann ein, wenn sie auf historischem Boden sich bewegt; sobald sie diesen überspringt und sich auf jene Hegel'sche „Schädelstätte des Gedankens" wagt, zerfließen ihre Helden und Heldinnen mit ihrem Wollen und Fühlen in Nebel.

Lebensblicke

von L. Habicht.

— — Dem ehrlich off'nen Feinde Dank!
Im wilden, blut'gen Hasse spornt und stachelt
Er rastlos unser Herz, daß es den Weg
Zur wahren Selbsterkenntniß sicher findet
Und sich mit festem, ungebroch'nem Sinne
Empor zum Gipfel der Vollendung ringt.

* * *

Wir begrüßen jubelnd die erste Liebe! Die in Purpur schwimmende Morgenröthe kündet an einen trüben Tag!

* * *

Wer mit Weisheit die Saat seines Lebens aufgehen läßt, hat an jedem noch so kleinen Halme den Thautropfen des Glücks hängen.

* * *

Jede Hütte, in der die Hoffnung lebt, ist ein Palast.

* * *

Das Symbol der Phantasie nennen nicht den Adler, der sich zu den höchsten Welten schwingt! Ihr Symbol ist der Schmetterling, der träumerisch über Blumen gaukelt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 29.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Die beiden Bräute.

Eine schwedische Erzählung.

Die alte Mari Nyländ war eine Frau, die während ihres Wittwenstandes eine schöne Summe Geldes zurückgelegt. Sie trieb einen nicht unbedeutenden Handel mit Kurzwaaren und ihr Haus war ein Stapelort für den Hedemärker und Nordländer, die im Winter einander hier trafen und Getreide und Branntwein gegen Heringe und Fische austauschten.

Eine tüchtige strebsame Frau war Mari, freilich in der Wahl unter den Freiern, die sich um ihre schöne Tochter Beret bewarben, ebenso schwierig und eigensinnig und es dauerte lange, ehe einer kam, der ihr gefiel. Beret's Herz gehörte zwar bereits seit langer Zeit einem jungen armen Burschen, Per, von einem Hofe unten auf dem Faas. Wie konnte seine langjährige und treue Werbung um Beret bei der unbeugsamen Mutter günstigen Erfolg haben? Im Gegentheil, die alte Mari gab einigen Verwandten und Freunden, die noch einmal einen Versuch machen wollten, sie zu überreden, in ihrem Aerger die Antwort: „Eher will ich meine Tochter auf dem Boden der Elf sehen, ehe Per mit ihr davonreisen soll."

Inzwischen hatte sich ein anderer Freier eingefunden, der reiche Bauernsohn Helge von der Nordhalde auf dem Faas. Ihn abzuweisen hatte Mari keinen Grund, zumal da sie Per aus Beret's Gedanken löschen wollte und Helge bekam ein Ja. Nach Beret's Einwilligung wurde nicht gefragt; die verstand sich von selbst.

Die Verlobungsfeier war bereits auf den dritten Pfingstfeiertag anberaumt. Damals war noch in ganz Schweden als ein besonderer kirchlicher Act die sogenannte Verlobung oder Brautweihe im Gebrauche, welche mit einem Schmause im Hause der Braut gefeiert ward, worauf sie gewöhnlich gleich zum Bräutigam zog. Die Hochzeit wurde da später gehalten, gemeiniglich im Hochsommer, in der eigenen Behausung des Brautpaars.

Gerade desselben Tags sollte auch eine andere Dirne von einem der Höfe auf der Vortatäseite mit einem Burschen vom Faasrande verlobt werden. Das war Goro Nyström, eine Freundin Beret's; früher war sie mit einem der Söhne auf dem Brundhügel Namens Hans verlobt gewesen; aber Hans wurde als Soldat zum Dienst entboten und da er nicht auf Goro's Beständigkeit baute, so bat er seinen Freund, Ekrin vom Thal, während seiner Abwesenheit das Mädchen zu bedienen.

Als Hans aus dem Feldzuge heimkehrte, erging es ihm, wie es so manchem heimkehrenden Soldaten vor ihm und nach ihm ergangen ist, er fand seine Herzliebste als Braut — seines Freundes. Hier half keine Berufung auf ältere Rechte, keine Verzweiflung.

Es war in der Woche vor den Feiertagen, als viele junge Leute des Districts auf der Vortatäseite versammelt waren, um auf der Föhrenhalde eine Strecke Wald auszureden und zu einem Exercirplatz herzurichten. Da wurden Bäume gefällt, Wurzeln ausgegraben und die ganze Halde wider-

hallte von Axtſchlägen, von munterm Geſang und Gelächter. Auch die beiden verſchmähten Freier waren mit dabei; und Per, obgleich man wußte, daß er über Beret's Verluſt trauerte, der luſtigſten und närriſchſten Einer; es ſchien, er habe den Schmerz überwunden. In ihrem Uebermuthe zogen ſie die gefällten Bäume unter Abſingung von Geſangbuchverſen fort, als trügen ſie eine Leiche, während einige vorangingen und im Geſange die Stimme des Glöckners oder der Vorſänger nachäfften. Ein altes Weib, das zufällig auf dem Wege durch die Halde vorüberwanderte und eine Weile ſtehenblieb, um ſich dies närriſche Spiel mit anzuſehen, ſchüttelte den Kopf und meinte, das habe ſicherlich ein Unglück zu bedeuten.

Der Tag der Verlobung war gekommen; ein ſchöner ſonniger Tag in der Ueberſchwemmungszeit und die Elf war ausgetreten und hatte die Wieſen im ganzen Thal hinab unter Waſſer geſetzt. In den Stuben auf Nyländ und Nyrö war Alles gefcheuert und blank, die Fußböden mit Tannennadeln beſtreut und vor den Hausthüren ſtanden weißſtämmige Birken mit ihrem friſch hervorgeſproßten Laub. Man wartete noch auf die Freier, die aller Wahrſcheinlichkeit nach zu Pferde auf dem Landwege kommen mußten, denn zu Waſſer war es jetzt zu beſchwerlich, gegen die ſtarke Strömung der Elf zu rudern. Dagegen hatte man verabredet, daß ſie nach der Verlobungsceremonie ihre Bräute nebſt deren Kiſten und ſonſtiger Ausſtattung in einem und demſelben Boot mitſichnehmen und den Strom hinabfahren ſollten; das war die leichteſte Art zur Bewerkſtelligung des Umzugs.

Allein in Nyländ ſahen alle dieſe feſtlichen Anſtalten ſo traurig aus, als gälten ſie nicht einer Verlobung, ſondern einem Leichenſchmaus. Es war im Zimmer ſo ſtill, keine ſehnſüchtige Braut ſchaute verſtohlen zum Fenſter auf die Landſtraße hinaus, nein, wenn Beret vor der Thür die Hufſchläge eines Pferdes hörte, ſchrak ſie empor. In den jüngſtvergangenen Tagen ſchien ſie ſich mit Seelenruhe in ihr Schickſal ergeben zu haben, hatte ſie doch an den Zurüſtungen zu ihrer Ausſtattung gearbeitet. Per nannte ſie nie, es hieß, ſie hätte ihn auch ſeit langer Zeit nicht geſehen. Aber heute — bleich und mit ſtarrem Blick ſaß ſie geſchmückt auf der Bank und ſchien nichts von Allem, was um ſie vorging, zu beachten. Sie weinte nicht, ſie ſprach nicht, auf alle Fragen antwortete ſie: „Mach's wie du willſt.“ Nur einmal, als eine ihrer Freundinnen kam und ihr ein Stück zeigte, ob ſie das mit hineinlegen ſollte, faßte ſie dieſelbe mit beiden Händen am Arm und rief, in Thränen ausbrechend: „Ach, laß es; ich werde es doch nie gebrauchen!“

Zu den Gäſten, welche allmälig die Stube anzufüllen begannen, ſagte die Mutter, daß Beret „argen Kopfſchmerz“ bekommen habe, weil ſie am vorhergehenden Tag draußen in der Elf Wäſche abgeſpült hätte, aber es werde bald vorübergehen. Später erzählte man ſich indeß, obgleich es von Andern geleugnet wurde, daß Per am Abend vorher heimlich bei Beret geweſen.

„Jetzt kommt der Bräutigam“, erſcholl es in der Stube und durch die niedrigen Bleifenſter ſah man die beiden Bräutigame mit den beiden Brautführern zu Pferd durch die Zaungaſſe daherkommen. Den Augenblick darauf ſtanden vier rauchende Pferde vor der Hausthür, die Büſchel mit rothen und grünen Bändern umwunden. Zwei Reiter ſchwangen ſich vom Pferd und wurden auf der Treppe mit dem gebräuchlichen Geſellſchaftsgruß: „Willkommen zuſammen!“ empfangen, während die andern Beiden, welche noch ein Stück Weg zurückzulegen hatten, trotz ihrer Eilfertigkeit nicht eher vom Hofe hinwegreiten durften, als bis ſie auf dem Rücken des Pferds ein Glas Bier getrunken und einmal in den Eiſenkuchen gebiſſen hatten.

Als Helge in das Gemach trat, wo der größte Theil der Gäſte bereits auf Bänken um die langen ſchmalen Tiſche ſaß und ſein Auge auf Beret's bleiche Geſtalt fiel, ward ihm weh ums Herz. Er wußte zwar, daß ſie ihm nicht gern folgte, aber er hatte gedacht, das wird bald vorübergehen, ſie findet ſich ſchon hinein, wenn ſie einmal darinnen iſt. Aber jetzt, wo er ſie ſo blaß, verſtummt daſitzen ſah, wo ſie, als er hinging und ihre Hand ergriff und grüßte, nicht einmal die Lippen zu einem Gegengruß bewegte, da ging es ihm wie ein Stich durch die Bruſt und er bereute bitterlich, auf die Herzensneigung des Mädchens nicht eher mehr Rückſicht genommen zu haben.

Er ſagte gleichwol nichts, ſah aber faſt ebenſo mißmuthig aus wie ſeine Braut und die Stimmung des Brautpaars ſchien ſich der ganzen Verſammlung mitzutheilen, denn durch die mit Menſchen angefüllte Stube erſcholl kein munteres Geſchwätz oder hochlautes Gemurmel wie ſonſt bei dergleichen Gaſtereien.

Während man noch auf einige Gäſte wartete,

ging Helge zu der alten Mari hinaus, um unter vier Augen mit ihr zu ſprechen.

„Sag' mir doch, Mari", fragte er, „was heute eigentlich mit Beret iſt. Ich meine, ſie erholt ſich den Tod um meinetwillen."

„Ach, mach' dir keine Sorge deshalb", gab Mari zur Antwort, „ſie iſt nur heute ein wenig verſtört im Kopfe; du wußt ja, den Mädchen iſt es nicht ſo leicht ums Herz, wenn ſie vor den Altar treten ſollen."

Aber Helge meinte, da es mit dieſer Verbindung ſo trübe ausſehe, ſollte man ſie lieber aufgeben und umkehren, ſolange es noch Zeit ſei, als Beret und ihn ſelbſt für das ganze Leben unglücklich machen. Da wurde die alte Mari zornig und antwortete ſo heftig und laut, daß die der Thür zunächſt Sitzenden jedes Wort hören konnten: „Glaubſt du, es würde angehen, daß ich und du und wir Alle zuſammen uns vor der ganzen Umgegend zum Spott und Gelächter machen und zu Gaſte laden und den Pfarrer verlangen, Alles zum Scherz? Nein, ſind wir einmal ſoweit gegangen, ſo muß es auch weiter ſeinen Gang gehen, da hilft Alles nichts."

Und es ging ſeinen Gang!

Die Mahlzeit näherte ſich ihrem Ende. Die Bierkrüge und Branntweingläſer machten fleißig die Runde und begannen endlich die anfangs gebundenen Zungen zu löſen und bald widerhallte die Stube von hochlauter Unterhaltung. Nur oben am Tiſch war es ſtill, als wehe die Todesjungfrau mit dem ſchwarzen Tuche um Bräutigam und Braut.

Da ward mit dem Holzteller das Zeichen gegeben; das Dankgebet wurde geſprochen, das Tiſchlied und der Abſchiedsgeſang geſungen und die Verſammlung brach auf, um ſich in die Kirche zu begeben, denn nunmehr ſollte die Verlobungsceremonie vorſichgehen.

Die alte tönſeter Kirche lag auf dem hohen Grat oder Abſatz der oberhalb Aedy vom Oeübolie vorragt und die niedrigſte ſcharfe Grenzſcheide zwiſchen den Flußthälern des Stommen und der Tönne bildet. Am Thore derſelben verſammelten ſich nach und nach Alle, die zur anländer Geſellſchaft gehörten; aber noch ſah man keine Seele von Nyrö und auch der Pfarrer war noch nicht gekommen. Die Strahlen der Juniſonne ſielen brennend auf den dürren Sandberg und ſchmolzen den alten Theer an der Kirchwand, ſodaß derſelbe hier und da in Tropfen herabfloß.

Eine Wolke ging an der Sonne vorüber und ein kalter Luftzug von Nordweſten fuhr über den nackten Grasplatz hin, bog die langen Halme zwiſchen den Gräbern und trieb von dem zuletzt aufgeworfenen Hügel wirbelnd kleine Sandwolken empor, und die grünen kupfernen Hähne auf dem Thurme drehten ſich kreiſchend und von dem alten Thurme gaben die Glocken einen dumpfen Klang, denn der Thurm war baufällig und ſchwankte bei jedem Windſtoße.

Die wartende Verſammlung blieb auf dem Kirchhof ſtehen, ohne Schutz gegen die Sonne zu ſuchen, welche wieder in ihrer Sommerglut ſtrahlte. Die Meiſten ſtanden an den niedrigen Kirchhofszaun gelehnt und blickten nach der weiten, laubbedeckten Ebene jenſeit der Gif hinüber, wo der andere Brautzug bald zum Vorſchein kommen mußte, während einige von den Frauen ſich in einer Gruppe auf dem vertrockneten Grasplatz in der Ecke gelagert hatten.

Endlich bekam man eine Reiterſchar zu Geſichte, die von den Holzhöfen, durch die Zaungaſſen herab, pfeilſchnell heranflog und während nun die Verſammlung ihre Aufmerkſamkeit auf die Ankommenden richtete, war Beret auf dem öden Kirchhof abſeits gewandert und ſtand für ſich allein zwiſchen den roh zugehauenen Schieferſteinen, welche die Ruheſtätten der Todten bedecken. Woran dachte ſie, als ſie lange, unbeweglich, die Hände um das Geſangbuch gefaltet, daſtand, während das loſe um den Kopf geknüpfte Tuch ihr Angeſicht vor allen Blicken verbarg? Das weiß nur Einer. Erſt durch das Geräuſch der donnernden Hufſchläge auf dem Pflaſter wurde ſie aus dieſen Betrachtungen geweckt und als ſie ſich den Uebrigen wieder anſchloß, war der Zug bereits oben in der Kirchgaſſe; ſie hatte ein wenig Roth auf die Wangen bekommen, ſie ſprach einige Worte mit ihren Freundinnen.

In dieſem Augenblick kam auch der Propſt, Herr Juſt Weſtel, auf dem Wege vom Pfarrhof heraufgefahren. Herr Juſt hatte nunmehr ein Vierteljahrhundert in ſeinem beſchwerlichen Berufe verbracht, langſam näherte er ſich in ſeiner alten Chaiſe, deren geſchmeidige Arme faſt die Erde berührten. Und mit Stillſchweigen und Ehrerbietung wichen Alle vor dem alten, zur Erde gebeugten Diener des Herrn zur Seite, indem er freundlich nickend durch die Schar hindurchſchritt und durch die niedrige Sacriſteithür in die Kirche eintrat.

Einen Augenblick lang ward es draußen auf dem Kirchhof unter den gegenſeitigen Begrüßungen

und warmen Glückwünschen der beiden Brautzüge wieder bewegt und lebhaft. Die zuletzt Angekommenen waren nach dem raschen Ritt in lustiger und mittheilsamer Stimmung; auch das Brautpaar in ihrer Mitte sah glücklicher und fröhlicher aus als das andere, welches zuerst hierher angekommen. Doch als Goro Nytrö mit freudiger Miene auf Beret zutrat und grüßte, flüsterte diese ihr zwei Worte zu und ein Schatten zog über ihr eben noch freudiges Antlitz, der es von da an nicht wieder verließ.

Bald hatten sich die beiden Züge geordnet und traten durch die Vorhalle, wo die schwarzen Leichenbahren standen und die Glockenseile herabhingen, paarweise in die Kirche. Im Innern der Kirche, aus der den Eintretenden eine kühle Luft entgegenströmte, war es trotz der Klarheit des Sommertags beinahe dunkel. Zwar brannten die Lichter auf dem Altare, aber ihr Schein, sowie der röthliche Sonnenstreif, welcher durch die kleinen angelaufenen Bleifenster auf den Fußboden fiel und auf dem blanken meissingenen Kronleuchter in der Mitte spielte, schien das Halbdunkel nur schärfer hervorzuheben, welches im übrigen Raum herrschte und wodurch die vielen geschnitzten Engels- und Märtyrerbilder, wenn ein Strahl des Tageslichts oder der Altarkerzen sie erreichte und einen Theil der Figur beschien, mystisch schimmerten.

Die gebräuchlichen Lieder waren gesungen und die Ceremonie begann, indem beide Paare sich zugleich vor die Altarstufen stellten. Der Pfarrer hatte bereits die Worte ausgesprochen: „So erkläre ich euch als rechtverlobte Leute vor Gott und den Menschen im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes", als ein tiefes Seufzen durch die Kirche erscholl. Es schien oben aus der in ein Halbdunkel eingehüllten Eingangsthür zu kommen, allein obgleich die ganze Versammlung sich umwandte, sah doch Niemand dort ein lebendes Wesen. Dieser unglückweissagende Seufzer erschütterte Alle, die arme Beret mußte, als die Ceremonie kurz darauf ohne weitere Unterbrechung geschlossen ward, in halb bewußtlosem Zustande aus der Kirche geführt und in den Sattel gehoben werden.

Nun eilten alle Reitende und Gehende durcheinander auf dem Weg durch die Kirchgasse hinab nach Nylände zurück. Hier stand bereits auf dem Hof ein Pferd und Karren mit Goro Nytrö's Ausstattung, der roth angestrichenen Kiste mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens und der Jahreszahl, dem Spinnrocken und den weißen Holzlaufen. Es galt nur noch, diese Sachen ins Boot am Elfrande hinabzuschaffen, wo Beret's Sachen durch die Vorsorge ihrer Mutter theils bereits eingeschifft, theils am Strande aufgestellt waren.

Die alte Mari war nicht mit in die Kirche gegangen, weil sie mit dem Auszuge und mit einem Bissen „kalter Küche" für die aus der Kirche Zurückkehrenden viel zu schaffen hatte. Man sollte doch sagen und weitererzählen, daß Mari Nylände, die wohlhabendste Frau in der ganzen Gegend, ihrer Tochter eine anständige Verlobungsfeier veranstaltet.

Indeß stand ein lärmender Haufe junger, munterer Leute am Strand der Elf, darunter auch die verschmähten Freier, Per und Hans.

„Bist du auch da, Per?" redete einer seiner Freunde ihn an.

„Gewiß; siehst du, ein Per muß doch mit dabei sein, wenn etwas Ergötzliches herauskommen soll! Das nenne ich ein lustiges Gastgebot! Zwei Bräutigame zu jeder Braut! Und zwei zu einer macht eine zu zweien, aber weißt du auch, wo die Brautbetten stehen?" Damit drehte er sich auf dem Absatze herum und schnippte mit den Fingern und der Volkshaufe lachte, der Per sei doch ein schnurriger Kauz.

Im Boot war Alles untergebracht worden, soweit der Raum es gestattete. Die beiden Kisten waren der Länge nach nebeneinander gesetzt worden, indem man die mittlere Ruderbank herausgenommen hatte, und rings um dieselben waren die hölzernen Gefäße und das Uebrige aufgestellt worden, sodaß die beiden Mädchen sich auf ihre Kiste setzen mußten, weil kein anderer Platz übrig blieb.

Die beiden Mädchen hatten ihre hohen Sitze bereits eingenommen; Goro schluchzte, während Beret in denselben scheinbar halb gefühllosen Zustand dasaß, in dem sie fast den ganzen Tag gewesen. Oben standen Frauen und Mädchen mit Taschentüchern und Schürzenzipfeln vor den Augen und selbst über Mutter Mari's durchfurchte Wangen liefen die Thränen stromweise hinab, während ein wiederholtes: „Gehabt euch wohl!" oder „Lebt Beide wohl!" von den Versammelten erscholl. Noch wartete man auf die Verlobten, welche durch das Leeren des Abschiedsglases aufgehalten wurden. Endlich sah man sie in Begleitung der männlichen Gäste kommen. Ehe sie aber das Boot erreichten, sprangen Per und Hans aus den am Strand Versammelten hervor und warfen sich in dasselbe so rasch und plötzlich, daß sie

Niemand daran hindern konnte. Mari ſtieß einen entſetzlichen Schrei aus und Alle zuſammen baten, daß ſie doch mit dem Boote wieder ans Land zurückkehren möchten. Allein Per, der zugleich mit Hans ſchon die Ruder ergriffen hatte und es pfeilſchnell ſtromabwärts trieb, rief zurück: „Nein, ſchönſten Dank! Jetzt haben wir ſie feſt und nun gehen die Dirnen mit uns, ſolange es dauern wird!“

Aergerlich und kopfſchüttelnd blieben die Uebrigen am Landungsplatze ſtehen und ſchauten dem fortteilenden Boot eine Weile nach. Sie meinten, es ſei ein abſcheulicher Spaß. Und wie vollbeladen das Boot war! Aber eine Krümmung der Elf verbarg die Entfliehenden bald vor ihren Blicken.

In der Seele der alten Mari Nyländе ſtieg eine ſchwarze Ahnung auf; wie gern hätte ſie nicht in dem Augenblicke, wo das Boot hinter der Landſpitze Tönnäs verſchwand, ihren ganzen Hausrath darum gegeben, wenn ſie Beret geſund und froh hätte zurückbekommen und alles Geſchehene ungeſchehen machen können. Mit ſchweren Schritten wanderte ſie wieder nach ihrem Hauſe hinauf, während die Gäſte Abſchied nahmen und, Jeder auf ſeinem Wege heimziehend, ſich zerſtreuten.

Die beiden Verlobten hatten ſich in Zorn und Haß auf die Pferde geworfen und jagten am Ufer der Elf zu einem weiter unten liegenden Landungsplatz. Sie fragten die Leute, die ihnen entgegenkamen, die Arbeiter auf dem Felde unweit des Stroms, ob ſie ein Boot hätten vorüberkommen ſehen. Umſonſt, Niemand hatte es bemerkt. Und in dem Theile der Elf, den ſie ſelbſt überſehen konnten, war das Boot auch noch nicht zu entdecken. Der mächtige Strom floß ruhig und klar und kein dunkler Gegenſtand zeigte ſich auf ſeiner blanken, ſonnenbeleuchteten Oberfläche.

So waren ſie bereits eine gute Strecke fortgejagt, als ſie an eine kleine mit Erlen und Weiden bewachſene Landſpitze kamen. Oberhalb derſelben bildete die Elf eine Bucht mit zurückgehender Strömung und da eine Oeffnung zwiſchen den Bäumen eine Ausſicht über das Waſſer geſtattete, ſo fielen ihre Augen auf — ein Boot, das mit dem Kiel in der Luft dalag und ſich ringsherumſchwang. Sonſt war nichts zu ſehen. Doch entdeckten ſie weit draußen auf der Elf einen weißen Punkt und wieder einen. Es waren zwei Milchgelten, die ruhig mit dem Strome hinabtrieben; aber von menſchlichen Geſtalten war keine Spur zu ſehen. Und der Tag war ſonnenwarm und die Natur ſchön und die Schwalben kreiſten wie vorher in fröhlichem Flug über dem ruhigen Waſſerſpiegel hin und her, in den Weidenbüſchen ſummte die Hummel und eben von der Au tönte des Kukuks melodiſcher Frühlingsruf.

Aber auf des Elfgrundes weichem Sande lagen Beret Nyländе und drei andere Leichen. Die Stelle wußte Niemand.

Wer ſchilderte den Schmerz je in ſeiner ergreifendſten Wahrheit? Wer die Verzweiflung der Verlobten, der Aeltern, als ſie das Entſetzliche vernahmen?

Die alte Mari Nyländе war, von den Mühen des Tages ermattet und vor Angſt und Beſorgniß halb krank, in das Haus gegangen und lag auf dem Bette. Als die Trauerbotſchaft in den Hof kam, graute Allen, zu Mari hineinzugehen und ihr die Nachricht mitzutheilen, denn man fürchtete die Wirkung des unerwarteten Schlags auf ihr heftiges Gemüth. Während die Hausleute und Nachbarn ſich noch flüſternd darüber beriethen, wie man ſie auf die ganze Wahrheit vorbereiten könne, erſcholl plötzlich die unglückverkündende Kirchenglocke vom Berge herab, welche die Bewohner des Dorfs zur Hülfe, zum Suchen der Verlorenen rief. Beim erſten Schlage ſtürzte Mari mit dem Jammerruf hinaus: „Ach, Gott ſei mir gnädig und barmherzig, ſo iſt es geſchehen!“ Sie hatte das Entſetzliche ſchon geahnt.

Acht Tage lang hörte man dieſen Trauerklang der Glocke weit über die Landſchaft und während dieſer ganzen Zeit wimmelte es auf der Elf von Booten mit Leuten, die eifrig nach den Verunglückten ſuchten. Da aber die Ueberſchwemmung beträchtlich und die Strecke, welche man zu durchſuchen hatte, lang war, blieben die Bemühungen fruchtlos. Erſt am dritten Tage fand man unterhalb der Landſpitze Tönnäs Beret's gewichtige, mit Eiſen beſchlagene Kiſte und Beret ſelbſt und Per; die Arme einander feſt um den Leib geſchlungen; Per hatte ſogar ſein Handgelenk unter das Schürzenband des Mädchens geſteckt.

Die Leute aus der Nachbarſchaft wollten daraus ſchließen, daß in der ſtarken Strömung, welche bei der Vereinigung der Tönnäa mit dem Glommen entſteht, das Boot umgeſchlagen ſei und Per in demſelben Augenblicke Beret erfaßt habe, um ſie zu retten. Einzelne hatten andere Gedanken, die ſie jedoch nicht laut werden ließen: die Beiden hätten mit Abſicht einen gemeinſamen Tod geſucht, da ſie einmal im Leben nicht vereint ſein könnten. Doch ſolche Andeutungen wurden faſt von allen Bewohnern der Umgegend mit Unwillen zurückgewieſen.

Einen Tag ſpäter fand man auch die Leiche des unglücklichen Hans, welchen der Strom bis zum Faas hinabgeführt hatte. Goro hingegen wurde, trotz achttägigen Suchens, nicht aufgefunden.

Bevor die Elf wieder auf ihren gewöhnlichen Waſſerſtand fiel, war wieder eines Tags die Sommerſtube auf Nyländ mit feſtlich gekleideten Männern und Frauen angefüllt. Auf zwei Böcken ganz zuunterſt in der Stube ſtand der Sarg mit dem roth und weißen Leichentuche und zwei Lichtern in dem ſchwarzen zweiarmigen eiſernen Leuchter auf dem Deckel. Die flüſternde Unterhaltung, welche dann und wann durch ein lautes Schluchzen aus der Gruppe der Frauen unterbrochen wurde, flog um die unglückliche Begebenheit, welche ſie heute zuſammengeführt hatte. Jetzt wußte man genau, weshalb Beret an ihrem Verlobungstag ſo reinweg „verbert und betäubt“ geweſen war. Sie hatte gefühlt, daß ihr der Tod im Herzen ſaß.

Die Sterne im Süden.

Von Max Maria von Weber.

II.

Die erwartete erhöhte Durchſichtigkeit der Atmoſphäre zeigte ſich in ganz überraſchendem Maße.

Das hauptſächliche, für Unterſuchung der phyſiſchen Beſchaffenheit der Himmelskörper beſtimmte Inſtrument der Expedition, deſſen Transport auf der Höhe möglich geweſen war, das ſchon erwähnte Aequatorial von Sheerpſhank, welches in England höchſtens Sterne zehnter Größe gezeigt hatte, ließ hier ſolche der vierzehnten Größe deutlich erſcheinen und drang daher mehr als doppelt ſo tief als dort in den Himmelsraum ein. Dabei waren die Bilder der beſchauten Gegenſtände von einer Klarheit, Reinheit und Ruhe, wie ſie die Aſtronomen nie zuvor geſehen hatten. Die leuchtenden Punkte der Fixſterne erſchienen in unnachahmlicher Feinheit und ohne Zittern und Schwanken, die zarteſten Räume zwiſchen Doppelſternen vollkommen dunkel und präcis, ſodaß das Inſtrument Doppelſterne getrennt zeigte, die aufzulöſen dreifach ſtärker vergrößernden Werkzeugen in England nicht gelungen war. Gleich deutlich und ſicher erſchienen auch die Farben der Fixſterne und die meiſt complementären der Doppelſterne zeigten dieſe wie leuchtende Punkte von Rubin und Smaragd oder Saphyr und Topas nebeneinander. Mit gleicher Schönheit und Schärfe traten die Scheiben der Planeten und die Erſcheinungen auf ihrer Oberfläche hervor und mit unvergleichlicher Präciſion begrenzten ſich gegen den tiefſchwarzen Himmel die Formen der Nebel. Dieſe Klarheit war unwandelbar zu allen Stunden der Nacht und während des ganzen Aufenthalts der Expedition auf Teneriffa. Der Werth dieſes Umſtandes [illegible] den Aſtronomen durch einen Brief von der [illegible] lichen Sternwarte zu Edinburg lebhaft vor [illegible] gerückt, die ihnen meldete, daß in Schott[illegible] während dieſes ganzen Zeitraums keine [illegible] Nacht zu guten aſtronomiſchen Beobachtu[illegible] tauglich geweſen ſei.

Dieſe große Klarheit der Luft zeigte ſich [illegible] bei den Beobachtungen über die Strahlung [illegible] Licht und Wärme der Himmelskörper. Die [illegible] erſten Inſtrumente zur Beobachtung der Wä[illegible] ſtrahlung der Sonne, die nach dem Maximum [illegible] betreffenden Erſcheinungen in England conſt[illegible] waren, der Sonne ausgeſetzt wurden, zerſpr[illegible] die heftige Dehnung der Luft in denſelben [illegible] die zarten Glaskugeln und an zwei andern W[illegible] raten, die nach Arago's Vorſchriften für die [illegible] matiſchen Verhältniſſe von Südfrankreich ge[illegible] waren, reichten die Scalen, die bis 82,2 [illegible] Celſius gingen, nicht für Markirung der [illegible] lung aus.

Aus dieſem ging deutlich hervor, daß [illegible] Punkt vortrefflich für Gewinnung von Propo[illegible] nalzahlen für die Intenſität der Sonnenſtrah[illegible] ſei, und es wurden zu den betreffenden Beob[illegible] tungen Actinometer nach John Herſchel's C[illegible] ſtruction aufgeſtellt. Aber auch hier zeigte [illegible] eine neue Schwierigkeit, die, im Klima begrün[illegible] vom Verfertiger in England nicht vorausgeſe[illegible] worden war. Durch die ganz ungemeine, [illegible] Europa völlig unbekannte Trockenheit der [illegible] wurden nämlich die Holzhelle der Inſtrume[illegible] obwol ſie aus dem allertrockenſten Holze hergeſt[illegible] waren, ſehr ſchnell ſo krummgezogen, daß ſie [illegible] die gläſernen Organe zerbrachen, theils die [illegible] tallenen aus dem Gefüge kamen. Mit Mü[illegible] wurden die Schäden hergeſtellt und eine Re[illegible] lehrreicher Thatſachen gewonnen.

Beſondere Aufmerkſamkeit wendeten die Aſt[illegible] nomen, deren Schlafbedürfniß faſt ganz von w[illegible] ſenſchaftlichem Eifer verdrängt war, vor jed[illegible] Sonnenaufgang auf das Verhalten der Stern[illegible] die ſich in der Morgendämmerung gegen Oſt[illegible] unmittelbar in der Nähe des Punktes zeigten, w[illegible] die Sonne auftauchen ſollte. Alexander von Hum[illegible] boldt hatte nämlich, als er im Jahre 1799 de

Pic von Teneriffa bemerkt, das höchſt merkwürdige Phänomen der Sternſchwankungen wahrgenommen und Alle, denen Gelegenheit geboten iſt, unter ähnlichen Verhältniſſen auf großen Höhen zu beobachten, aufgefodert, wo irgend möglich die Erſcheinung wieder zu bemerken und poſitive Thatſachen darüber aufzuzeichnen. Es erſchienen ihm damals die Sterne, die dem Oſthorizont nahe ſtanden, nach ſeinem eignen Ausdruck wie kleine Raketen, zuerſt emporzuſteigen, dann aber, nachdem ſich dies mehrmals wiederholt hatte, in faſt horizontale Schwingungen zu kommen, die volle acht Minuten andauerten und ſämmtlich nach dem Punkte des Sonnenaufgangs gerichtet waren. Dieſe Erſcheinung war ſo frappant, die in Bewegung begriffenen Sterne erſchienen ſo vergrößert und glänzend, daß die Reiſenden im erſten Augenblick die erſten Anzeichen eines neuen Ausbruchs des Vulkans von Lancerote zu ſehen glaubten und ſelbſt die eingebornen Führer ſie mit Erſtaunen betrachteten.

Alexander von Humboldt verſucht es nicht, genügende Erklärung des Phänomens zu geben, deſſen Urſachen er in einer derjenigen ähnlichen, nur viel großartiger auftretenden atmoſphäriſchen Strahlenbrechung ſucht, die häufig, auch in unſern Klimaten, der aufgehenden Sonnenſcheibe die Form eines Eies, einer Walze oder einer Birne gibt.

Die Expedition war nicht ſo glücklich, die von Alexander von Humboldt bemerkte Erſcheinung wiederholt zu ſehen und mußte ſich mit Beobachtungen über Beſchleunigung und Verzögerung des Sonnenaufgangs durch Strahlenbrechung begnügen. In unſern Breiten wird der Sonnenaufgang durch die Strahlenbrechung immer beſchleunigt und zwar in dem Maße, daß meiſt die Sonne ſchon mit ihrer ganzen Scheibe aufgegangen erſcheint, wenn ihr oberer Rand erſt wirklich den Horizont berührt und der Aufgang eigentlich erſt beginnt. Die Sonne geht auf Bergen von der Höhe des Pic von Teneriffa über 11 Minuten früher als in den Ebenen auf.

Mit glänzendem Erfolg wurden, durch die unvergleichliche Durchſichtigkeit der Luft begünſtigt, die Verſuche über die Wärmeſtrahlung des Mondes gekrönt, obwol der Stand deſſelben ein ſo tiefer war, daß die dichtern Luftſchichten die Einwirkungen ſchwächten. Bis vor kurzem hatte man daran gezweifelt, daß der Mond der Erde mit ſeinem reflectirten Lichte überhaupt Wärme zuſende, da dieſes Licht mit Brennſpiegeln und Linſen, die daſſelbe und daher auch die damit in Verbindung ſtehende Wärme mehre tauſend mal verdichteten, auf die Kugeln der feinſten Thermometer, die Hunderttheile von Graden noch gut erkennen ließen, geleitet, an denſelben durchaus keine Wirkung hervorbrachten.

Unſers großen Landsmanns L. C. Seebeck Entdeckung der Thermoelectricität ſollte den Schlüſſel zum Bereich der außerordentlich kleinen Wärmereferenzen liefern. Das Weſentliche dieſer großen Entdeckung iſt, daß, wenn zwei Streifen verſchiedenen Metalls zuſammengelöthet und der ſo gewonnene Metallkörper an dem einen Ende eine andere Temperatur erhält als am andern, ſich darin ein galvaniſcher Strom erzeugt, der ablenkend auf die Magnetnadel wirkt. Durch geeignete Vermehrung ſolcher combinirter Metallkörper und Verbindung derſelben mit Vorrichtungen, durch welche die Einwirkung der galvaniſchen Ströme auf beſonders dafür conſtruirte Magnetnadeln (Multiplicatoren und aſtatiſche Nadeln) beſonders lebhaft gemacht wird, laſſen ſich Apparate herſtellen, durch welche Aenderungen der Temperatur, die kaum Tauſendtheile von Graden betragen, ſehr deutlich durch Bewegung von Magnetnadeln ſichtbar werden. Einen ſehr vollkommenen derartigen Apparat hat Melloni angegeben und mit einem ſolchen ausgerüſtet begann die Expedition ihre Unterſuchung. In der Vollmondnacht am 17. Juli ſtand der Mond 19 Grad ſüdlich vom Aequator, alſo bei ſeiner größern Erhebung über den Horizont für derartige Breite noch nicht auf der halben Höhe zwiſchen Horizont und Zenith (Scheitelpunkt) und verhältnißmäßig ungünſtig niedrig. Nichtsdeſtoweniger zeigte der Thermomultiplicator deutlich Wärme des Mondlichts an. Dieſelbe muß indeß für menſchliche Gefühlsorgane unmerklich bleiben, da ſie, nach mehren hundert Beobachtungen, nur als der dritte Theil derjenigen Wärmemenge gefunden ward, die ein Wachslicht in der Entfernung von 15 Fuß ausſtrahlt. Die Aſtronomen der Expedition waren der Ueberzeugung, daß dieſe Wärmemenge zu gering ſei, als daß von ihr überhaupt noch meßbare Antheile in dichtere Schichten der Atmoſphäre dringen könnten. In nahem und directem Verhältniß zu der Strahlung der Himmelskörper ſteht die Lichtmaſſe, die von ihnen ausgeht. Für dieſe wurden Verhältnißzahlen durch Beobachtung der Frauenhofer'ſchen Linien im Spectrum reiner Flintglasprismen und das Photographiren derſelben erhalten. Es iſt bekannt, daß, wenn man durch einen engen Spalt einen Lichtſtrahl in einen dunkeln Raum treten und

denſelben durch ein Prisma gehen läßt, das weiße Licht in ſeine Ingredienzen zerfällt wird und das verbreiterte Bild des Spaltes in den Regenbogenfarben auf einer auffangenden Fläche erſcheint. Dies Bild wird von den Phyſikern ſchlechtweg „Spectrum" genannt. Fängt man das Spectrum mit einem Fernrohr auf, ſo erblickt man darin eine ſehr große Menge dunkler, bald feiner, bald gröberer, breiterer oder ſchmälerer Linien. Dies hat Frauenhofer, der berühmte Verfertiger trefflicher Fernrohre und der große Optiker, zuerſt bemerkt. Die Anordnung und Vertheilung dieſer Streifen iſt merkwürdigerweiſe verſchieden für Lichter verſchiedenen Urſprungs. Das Licht der Sonne, der Planeten und des Mondes zeigt, als von denſelben ausgehend, dieſelben Streifen; anders geordnet ſind ſie in den Strahlen jedes Fixſterns; im Licht der Elektricität und der brennenden Körper ſind die dunkeln Streifen ſogar durch helle vertreten. Es bietet dies ein wunderbares Mittel, bei jedem genugſam leuchtenden Weltkörper zu beſtimmen, ob er ſein Licht von der Sonne empfängt oder ſein eigenes beſitzt. Die Intenſität des Lichts iſt abſchätzbar nach der Zahl der ſichtbar werdenden Streifen, und durch ſolche Beobachtungen fand die Expedition Proportionalzahlen für das hellere Licht der Sonne in den Tropen und auf größern Höhen. Jenſeit des tiefen Indigoblau, mit welchem das Spectrum in die Dunkelheit verläuft, treffen aber auch noch zwar unſichtbare, aber nicht wirkungsloſe Sonnenſtrahlen die auffangende Wand und zeigen ſich deutlich beim Photographiren des Spectrums, da ihre chemiſche Wirkung bedeutend iſt. Eine Anzahl von Photographien dieſer dunkeln Strahlen verſchaffte ſich die Expedition.

Nicht vernachläſſigt wurden Unterſuchungen über die Intenſität der Himmelsbläue, die meiſt als ein dunkles Indigoblau gefunden wurde. Beobachtungen über das Maß der Himmelsbläue auf dem Pic von Teneriffa ſind deshalb doppelt intereſſant, weil ihn kein Schnee bedeckt und von einigen Phyſikern die Dunkelheit des Himmelsgewölbes auf ſehr hohen Bergen dem Contraſt mit den Schneeflächen der Gipfel zugeſchrieben worden iſt. Ferner wurde häufig die Polariſation des Himmelslichts und der elektriſche und Feuchtigkeitszuſtand der Atmoſphäre beobachtet. Letzterer wurde mit dem Daniell'ſchen Feuchtigkeitsmeſſer unterſucht, deſſen Anordnung ſich darauf gründet, daß die Verdunſtung bei trockener Luft ſchneller vorſichgeht und die verdunſtende Flüſſigkeit daher den mit ihr in Berührung befindlichen Körpern ſchneller Wärme entzieht als bei feuchter, ſodaß der Feuchtigkeitsgrad bei dieſer Vorrichtung an einer Thermometerſcala abgeleſen werden kann.

Die Luft zeigte ſich während des ganzen Aufenthalts der Expedition ſo trocken, daß die Mitglieder bis dahin von einem ſolchen Zuſtande der Atmoſphäre keine Vorſtellung gehabt hatten. Alle aus organiſchen Subſtanzen hergeſtellten Körper änderten ihre Geſtalt; das Holz krümmte ſich und ſprang, Papier rollte ſich zuſammen, die Einbände der Bücher brachen beim Oeffnen derſelben und oft war mit den Meßinſtrumenten überhaupt keine Angabe über Feuchtigkeitsgehalt der Luft zu gewinnen.

Geordnete Barometerbeobachtungen zeigten die ungemeine Gleichförmigkeit des Luftdrucks in der Region der Paſſatwinde und ließen, durch Vergleiche mit den gleichzeitig auf der „Titania" angeſtellten Beobachtungen, die Höhe des Orts der Beobachtungen genau zu 8870 Fuß beſtimmen. Daneben wurden nicht minder fleißig Thermometerbeobachtungen ausgeführt. Im Allgemeinen ſcheint ſich als Geſetz für dieſe ſubtropiſchen Klimate nach am Aetna, am Pic und an andern Orten angeſtellten Erörterungen herauszuſtellen, daß die Temperatur für jede 550 Fuß Höhenzunahme einen Grad Wärme verliere, ſodaß hiernach die mittlere Temperatur des Gipfels des Pic etwa 1—2 Grad Wärme ſein dürfte; eine Temperatur, welche die Bildung ewigen Schnees deshalb nicht zuläßt, weil im Sommer die Sonne monatelang die von ihr getroffenen Stellen des Kegels bis zu 20 Grad erwärmt und die innere Wärme des Vulkans immerhin noch ſehr merklich iſt. Nur in den Wintermonaten, vom December bis April, bedeckt ſich der Kegel des Bergs mit ſtarken, weſtwärts ſogar gletſcherartigen Schneemaſſen; während zwei bis drei anderer Monate fällt nur leichter, bald wieder ſchwindender Schnee.

Die Expedition ſammelte eine Reihe von Thatſachen über die Lichtſtärke des Zodiakallichts, jenes geheimnißvollen, milden Schimmerkegels, der ſilberglänzend in ſüdlichen Klimaten über dem Untergangspunkte der Sonne ſteht, in unſern Breiten aber nur ſelten und in unbeſtimmten Umriſſen ſichtbar iſt; ferner über die tropiſche Dämmerung, und einige ihrer Mitglieder erörterten eifrig die geologiſche Beſchaffenheit des großen Vulkans, eine Arbeit, von deren Schwierigkeit ſchon Alexander von Humboldt ſpricht.

Das Wetter ließ bei allen dieſen Thätigkeiten

nichts zu wünschen übrig, ja ſelbſt der ſtarke Luftzug auf der Höhe ſtörte nicht, da der Kegel des Pic das Obſervatorium vor dem mit völliger Gleichheit blaſenden Paſſatwinde ſchützte. Obgleich nun die Erfolge, die durch Erhebung des Obſervatoriums auf eine Höhe von 8870 Fuß in Bezug auf Unterſuchung der Durchſichtigkeit der Atmoſphäre erreicht worden waren, ſich als beträchtlich zeigten, ſo ſchien doch den Aſtronomen das non plus ultra noch nicht erreicht und mit Verlangen richtete ſich ihr Auge auf einen noch höhern Aufſtellungspunkt ihrer Inſtrumente. Nachdem man ſich über die Region der Wolken des Paſſatwindes erhoben hatte, gelüſtete es den kühnen Beobachtern danach, ſich auch über die Region des Windes ſelbſt zu erheben, deren Grenze ihnen in ungefähr 10,000 Fuß Höhe zu liegen ſchien. Sie glaubten dadurch auch den letzten Störungen des Sehens zu entgehen, die dann und wann entſtanden, wenn der Paſſat von der afrikaniſchen Wüſtenküſte allzu heiße Luftſtröme herüberführte und dieſe, noch nicht gehörig gemiſcht, in der Atmoſphäre ſchwammen. Nur der Gipfel des Pic ſelbſt ſchien ihnen über alledem zu liegen; dort oder doch wenig darunter konnten allein die beſten Reſultate gewonnen werden, zu deren Erlangung Teneriffa Gelegenheit bot.

Vom äußerſten Gipfel ſelbſt mußte indeß von vornherein Abſtand genommen werden, da die dort vom Krater ausgehauchten Dämpfe und Dünſte nicht anders als hinderlich ſein konnten; ferner eine Fläche von genügender Größe ſich dort nicht vorfand und endlich der Transport der Inſtrumente über den mit loſer vulkaniſcher Aſche (Rapilli), deren helle Farbe den Gipfel wie mit Schnee bedeckt leuchten läßt, dick umhüllten Kraterkegel faſt unmöglich erſchien. Die Höhe dieſes Kraterkegels beträgt nur 500 Fuß und konnte daher entbehrt werden.

Der Vorſtand der Expedition ſandte einen ſeiner Gehülfen mit Leuten auf Entdeckungsreiſen nach der Höhe des Pic aus, während die Beobachtungen auf der Guajara fortgeſetzt wurden.

Die Abgeſendeten fanden einen vortrefflichen Platz in einer kleinen, ziemlich horizontalen Ebene, 10,900 Fuß hoch, am Nord-Weſt-Abhang des Pic gelegen und mit ſo günſtigen Zugängen verſehen, daß mit beladenen Maulthieren dahin allenfalls zu gelangen war. Die Eingeborenen nannten die Stelle Alta viſta. Es iſt der Punkt, von dem aus die gewaltigſte Ausſicht auf Teneriffa und die andern Canariſchen Inſeln ſich ausbreitet. Mit einem Blick umfaßt das Auge von dieſer Höhe, die faſt drei mal ſo groß iſt als die, in der bei uns im Sommer die Wolken ſchweben, bei gewöhnlicher Refraction eine Fläche von über 5000 Quadratmeilen, die wie eine unermeßliche Schale von tiefblauem Meerwaſſer erſcheint, deren Rand, weil der Pic der höchſte Berg der Inſelgruppe iſt und der Horizont immer in der Höhe des Auges des Beſchauers zu liegen ſcheint, über die Berge aller Canariſchen Inſeln ragt und dieſe tief in der Schale zu liegen ſcheinen. Palma, Groß-Canaria, Lancerote mit ſeinem dampfenden Vulkan ſchimmern wie ſchwimmende Gärten aus der Tiefe klar in der unausſprechlich transparenten Luft, als könnte man hinüberrufen. Bei ſtärkerer Luftſpiegelung ſteigt auch oſtwärts die Küſte Afrikas in das unermeßliche Baſſin herab, über deſſen Rand ſich anſcheinend nichts erheben kann. Teneriffa ſelbſt iſt, von hier geſehen, mit Alexander von Humboldt zu reden, „von der Maſſe des Pic erdrückt", indem die dem Beſchauer zunächſt liegenden, mit den nackten und fahlen Spuren des zerſtörenden vulkaniſchen Feuers bedeckten Theile des Bergs mit ihren Lava- und Obſidianmaſſen, Aſchenhügeln und geborſtenen Felſen übermäßig gegen die ſich ſehr verkürzenden Theile des Fußes und die ſehr ſchräg geſehene Inſel hervortreten, ſodaß das Ganze nur wie ein ungeheurer, von innerm Feuer und Sonnenbrand durchglühter, aus dem Meere aufſteigender Vulkan erſcheint, den blos ein verhältnißmäßig ſchmaler Gürtel grünenden, blühenden Landes umgibt.

Gewöhnlich ſchwimmt über dem Tiefland der Inſel weit unter der Alta viſta eine Schicht weißlich-glänzender Wolken in der kryſtallhellen Luft, wie Silberflocken im leeren Raume. Wo aber ein, an den Seiten des Pic heraufkommender, heißer Luftſtrom dieſe Wolkenſchicht durchbricht, ſodaß ein Blick auf jenen grünen Gürtel der Inſel möglich iſt, da rückt die unendliche Durchſichtigkeit der Luft, nicht blau und duftig verſchwommen wie in nordiſcher Landſchaft, ſondern, trotz einer Ferne von einigen Stunden, die Palmen-, Bananen und Dracänengebüſche, die Schiffe im Hafen von Orotava mit ſpinnenwebenzartem Spierenwerk auf den kleinen, brandenden Wellen ſchwingend, die Stadt, den Hafen, die Villen, ja ſelbſt die Pracht der Blütenwelt, wie vollgeſogen von Licht, wie transparente Miniaturgemälde, wie Elfenzauber, unmittelbar vor das ſtaunende und ſolcher Herrlichkeit ungewohnte Auge. Wunderbar und in dieſer Ueberſichtlichkeit dem Pic allein eigen,

ſtuft ſich von dieſen tropiſchen Paradiesgärten aus, vor den Blicken des Beſchauers, die Pflanzenwelt durch alle Zonen ab, es folgt der Kaſtanienwald der Palme, dann nordiſches, dunkles Laubholz, bis ſich zu ſeinen Füßen die kahle, ungeheure Maſſe des Vulkans ausdehnt. Teneriffa, umweht von den faſt abſolut trockenen Luftſtrömen der Wüſte, übertrifft an Klarheit der Luft ſelbſt die Höhen der Cordilleren, wo Humboldt den weißen Mantel eines Reiters in ſieben Stunden Entfernung unterſchied.

Die Alta vista wurde demnach als unvergleichlicher Punkt für das Obſervatorium erkannt und ſofort, nach einem von Herrn Piazza Smyth gegebenen Plan, mit Aufführung der Mauern für die Inſtrumentenräume und das Unterkommen der Aſtronomen, wie auch auf der Guajara geſchehen war, geſchritten. Am 25. Auguſt war Alles fertig und die Expedition trat ihren Weg auf die Höhe am früheſten Morgen an. Die Effecten waren auf 27 Pferde und Maulthiere verladen. Das Aufſteigen durch die Rapilli, loſen Leiraſtein- und ſcharfen Lavamaſſen, welche den Kegel des Vulkans bedecken, zeigte ſich, mit den ſehr zu behütenden Inſtrumenten und ziemlich ſchwer bepackten Thieren, als ſehr beſchwerlich, ſodaß die Expedition zur Ueberwindung dieſer Strecke, die Alexander von Humboldt als in zwei bis drei Stunden zurückzulegen bezeichnet, einen vollen Tag brauchte und erſt Abends ihre neue Poſition auf der Alta vista ergreifen konnte. Die erſten Verſuche ſchon zeigten, daß die Erwartungen, welche man von der noch höhern Stellung gehegt hatte, nicht getäuſcht werden ſollten. Die raumdurchdringende Kraft der Sehinſtrumente zeigte ſich noch erhöht, die Wirkungen der Strahlung vermehrt. Der Wunſch wurde daher aufs lebendigſte rege, hier das große Pattinſon'ſche Fernrohr, welches bis dahin, als untransportirbar, in Orotava lag, aufzuſtellen und zu benutzen. Die Perſonen am Bord der „Titania" und in Orotava, welche ſich für das Einernten möglichſt vieler Früchte durch die Expedition intereſſirten, hatten inzwiſchen alles Mögliche verſucht, um den Transport des großen Inſtruments auf die Höhe der Guajara zu bewirken und Herrn Gordall war es gelungen, eine Relaiskette von Menſchen und Maulthiertrupps zu organiſiren, durch welche die Laſten bis zu jener Höhe, von Hand zu Hand gebend, gelangen ſollten. Als die bei dieſer Relaiskette betheiligten Maulthiertreiber aber vom Transport nach der Alta vista hörten, wollten ſie nichts mehr damit zu thun haben. Der Aſtronom Piazza Smyth wandte aber dem Gegenſtand ſeine echt-engliſche Beharrlichkeit und Thatkraft zu und reiſte am 25. Auguſt mit dem Entſchluſſe nach Orotava ab, um jeden Preis den Transport des Inſtruments zu bewirken. Inzwiſchen fuhr man fort, die Zelte über die Mauern zu ſpannen und Dächer darüber zu zimmern. Das in Frage ſtehende Inſtrument, deſſen Beſchreibung wir ſchon früher gegeben haben, war von ſeinem Verfertiger nur in ſoviel Theile zerlegt worden, als er für angemeſſen hielt, um bei der Wiederaufſtellung Fehler zu verhüten. Der Transport der ſo entſtandenen drei ſehr ſchweren Kiſten nach der Alta vista war unmöglich. Herr Piazza Smyth ließ, gleich bei ſeiner Ankunft in Orotava, das Inſtrument auspacken und nahm es, unter Beihülfe eines am Orte wohnenden Mechanikers, eigenhändig inſoweit in ſeine einzelnen Theile auseinander, daß aus den drei Kiſten dreizehn gemacht werden konnten. Die Wiederverpackung wurde ebenfalls ſo energiſch betrieben, daß der Aſtronom ſchon am 30. Auguſt bei Tagesanbruch mit 11 Maulthieren und ihren Treibern von Orotava aufbrechen und ſein Inſtrument, in der Nacht deſſelben Tags, zur größten Freude aller Mitglieder der Expedition, wohlbehalten auf die Höhe der Alta vista bringen konnte. Den nächſten Tag, einen Sonntag, tobte ein gewaltiger Gewitterſturm, der Rapilli und Sand umherjagte und auch den Montag dauerte. Nichtsdeſtoweniger wurde mit Fundamentirung des Holzpfeilers, auf dem das Inſtrument ruhen ſollte, eifrig begonnen und derſelbe, mit Kalk und Lavablöcken, ſehr ſolid im Grund befeſtigt, nachdem er genügend orientirt war. Dann ging es an die Wiederzuſammenſetzung des complicirten Inſtruments und zwar mit ſolchem Tag und Nacht dauernden Eifer, daß am 3. September das kräftige Seh- und Meßwerkzeug mit allen Theilkreiſen und Hülfsmitteln aufgeſtellt, orientirt und juſtirt war und mittels ſeines Uhrwerks regelmäßig der Bewegung der Geſtirne folgte. „Es war das erſtemal, ſeit es Fernrohre gibt", ſagt Piazza Smyth mit Genugthuung, „daß ein ſolches Inſtrument auf ſolcher Höhe aufgeſtellt wurde."

Hatte nun bis dahin der Fleiß der Expedition nichts zu wünſchen übriggelaſſen, ſo mußte ſich derſelbe jetzt noch ſteigern, um das neuzugekommene, herrliche Hülfsmittel gehörig auszubeuten, da nur noch 14 Tage von der ihr gegebenen Zeit übrigwaren und überdies gewiſſe Vorzeichen darauf hindeuteten, daß der Herbſtwindwechſel zeitli-

ger als gewöhnlich eintreten, den Dunst des Vulkans über das Observatorium hinführen und jede Beobachtung unsicher machen möchte.

Für das Erste zeigte sich die Sichtbarkeit der Gegenstände köstlich und es gab buchstäblich keinen überhaupt bisher am Himmel gesehenen Gegenstand, den das Fernrohr nicht etwa nur momentan oder unsicher, nein stets und mit Bequemlichkeit sichtbar gemacht hätte. Die Leistungen des Instruments in dieser Atmosphäre waren daher mindestens denen und zwar constant gleich, welche die großen Fernröhre zu Dorpat, München, Berlin und Greenwich, bei doppelter und zwei und ein halbfach größerer lichtsammelnden Fläche des Objectivglases nur zeitweise und einige Tage oder Stunden im Jahre äußern. Die schwierigsten Probleme der beschauenden Astronomie, wie die nur durch die besten Instrumente mögliche Trennung feiner Doppelsterne, wie z. B. der Andromeda, wurden leicht, selbst von ungeübten Augen, denn das Sehen durch astronomische Fernröhre erfodert viel Praxis, gelöst, Nebelflecke als Sternhaufen erkannt und die Begrenzung der Nebel mit großer Schärfe erblickt.

Es mußte daher der Wunsch in den Astronomen auf das allerlebendigste regewerden, Instrumente vom ersten Range, wie die genannten, oder die Teleskope des Lord Rosse, unter einem solchen Himmel aufgestellt und wirkend zu sehen. Es ist unzweifelhaft, daß dieselben dort die Grenzen der sichtbaren Welt ungemein, ja auf das Doppelte des jetzigen Umfangs derselben, ausdehnen und ungeahnte Aufschlüsse geben würden. Den mit den Gestirnen des Himmels in beständigem Verkehr Lebenden erscheint die Gegend als ein Eldorado, wo die ewigen Lichter monatelang, ungetrübt und unbeirrt vom Dunst der Erde, ihre reinen Strahlen herabsenden können.

Das Pattinson'sche Fernrohr zeigte, auf den Saturn gerichtet, die feinen Trennungen des Ringes so deutlich, daß den Astronomen über die Existenz derselben, die so oft bis in die neueste Zeit bestritten worden ist, durchaus kein Zweifel blieb. Als Galileo Galilei diesen wunderbaren Ring, der den Saturn wie eine durchbrochene dünne Platte von 36,000 Meilen Durchmesser umschwebt, der den Saturnsbewohnern, während der Hälfte ihrer Nächte, wie ein goldener Bogen über ihrem Nachthimmel erscheint, zuerst erblickte, konnte er, mit seinen schwachen Fernrohren, diesen Körper nicht als Ring erkennen, sondern hielt ihn für zwei henkelartige Ansätze an die Kugel des Saturn. Als Ring erkannte ihn Hunghens durch seine für jene Zeit sehr guten Sehinstrumente im Jahre 1655. Cassini endlich sah 1715 auf der glänzenden Fläche des Rings einen dunkeln Streifen, den er bald als eine Trennung desselben erkannte, sodaß der Ring nunmehr aus zwei ineinander schwebenden Ringen zu bestehen schien. Mit den neuesten und besten Schwerkzeugen betrachtet, hat es geschienen, als ob diese Trennung noch weiter gehe und der Ring aus noch mehren einzelnen Theilen zusammengesetzt sei, sodaß er einem System kreisförmiger Trabanten gleiche. Die Existenz dieser weitern Trennungen scheinen die Beobachtungen auf Teneriffa außer Zweifel gestellt zu haben. Daß Masse genug zu weitern Spaltungen am Ringe vorhanden sei, leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß der äußere Theil desselben über 8000, der innere fast 4000 Meilen breit ist und das Volum des Rings das der Erde wol über 100 mal übertrifft. Mit Ueberraschung betrachteten die Astronomen die große, scharfbegrenzte Scheibe des Jupiter im Sehfelde ihres Instruments. Ueber diese erscheinen, schon in mittelmäßigen Fernröhren, dunkle, mit dem Aequator des Planeten und der Ebene der Bahn seiner Monde, parallellaufende Streifen hingezogen, die dergestalt auf der Scheibe projicirt sind, daß ihre Vertheilung unwillkürlich an die der Klimate erinnert. Vorzüglich ist dies mit den dunkelsten und am leichtesten bemerklichen beiden Streifen der Fall, deren Lagen, nördlich und südlich vom Aequator des Jupiter, den Regionen entspricht, in denen auf der Erde die Passatwinde wehen. Die Astronomen gewahnte es daher eigenthümlich, als ihr Instrument diese Streifen aus Wolkengebilden zusammengesetzt erscheinen ließ, deren Anblick unwillkürlich an die unermeßlichen Wolkenschichten erinnerte, die der Passatwind täglich zu den Füßen der Astronomen ausbreitete.

Von der landschaftlichen Scenerie der Mondgebirge wurden, trotz des für die Beobachtung wenig günstigen Standes desselben, einige höchst frappante Eindrücke erhalten, auch die Sonne wurde, theils photographisch, theils direct mit dem Fernrohre, beobachtet.

Mit dem Sturm am 1. September hatte sich die unwandelbare Heiterkeit des Wetters gebrochen, der Wind nahm täglich zu und erstieg die Höhe, sodaß er die Instrumente erschütterte; der Herbst trat ungewöhnlich zeitig ein. Am 14. September umtobte den Vulkan ein starkes Gewitter, dessen Hagelwetter so hoch zogen, daß sie einen Theil ihrer Eiskörner prasselnd über das Obser-

vatorium ergoſſen und der Feuchtigkeitsniederſchlag auf der Höhe volle zwei Zoll betrug. Von da ab hob ſich die Temperatur nicht wieder, es wurde kälter, ſodaß die Eingeborenen es auf der Höhe nicht mehr aushalten wollten, obwol das Klima den Mitgliedern der Expedition noch nicht rauh erſchien. In der Hoffnung auf noch einige heitere Tage, in denen es gelingen würde, mehre begonnene Reihen von Beobachtungen zu ſchließen, hielten es daher die Aſtronomen, mit den Leuten von Herrn Stephenſon's Yacht, noch auf der Alta viſta bis zum 19. Sept. aus, dann aber beſchloß man, auf die Verſicherung der zurathe gezogenen Einwohner von Orotava hin, daß nunmehr ſobald keine Reihe heiterer Tage mehr zu erwarten ſei, das Obſervatorium abzubrechen. Am 20. Sept. waren die Inſtrumente, Zelte und Geräthſchaften verpackt, wobei wieder der Zimmermann der „Titania", William Neal, und der zweite Steuermann derſelben, William Corke, zwei Leute, die bei den Beobachtungen ſchon durch ihr leichtes Faſſen und ihren klaren Verſtand große Dienſte geleiſtet hatten, auf das nützlichſte zur Hand gingen. Beſonders unſchätzbar war, während der ganzen Expedition, des Zimmermeiſters Neal Thätigkeit, der jede Art von Arbeit mit jeder Gattung von Werkzeugen mit gleicher Leichtigkeit zu begreifen und zu verrichten ſchien. Die Hülfe dieſer Herren war aber um ſo willkommener, als ſie geſtattete, faſt an allen Inſtrumenten gleichzeitige Beobachtungsreihen zu führen, was den Aſtronomen allein nicht möglich geweſen wäre.

Alles Material, welches für Wiedererrichtung der Baulichkeiten in einem andern Jahre brauchbar ſchien, wurde auf der Alta viſta in einer tiefen trockenen Felsſpalte gut verwahrt und am 23. September langte die Expedition wohlbehalten in Orotava wieder an. Während des Aufenthalts auf der Höhe hatte ſich ein Mitglied der Expedition ganz hauptſächlich mit dem Sammeln von photographiſchen Anſichten beſchäftigt und dies wurde in Orotava fortgeſetzt, wo die üppige Vegetation, beſonders aber der berühmte große Drachenbaum zum Darſtellen tropiſcher Vegetationsbilder aufforderte. Ueber zweihundert der werthvollſten und ſchönſten Anſichten, des Pic, des Kraterkegels, der hauptſächlichen Schluchten und geologiſch merkwürdigen Orte, auch Fernſichten, wurden erhalten.

In Orotava wurden, während einer Woche, die Papiere geordnet, die Nullpunkte der Inſtrumente geprüft und ſchriftliche Arbeiten ausgeführt. Die Hitze war hier ſehr groß, die Frucht und Blütenwelt in voller Ueppigkeit, was ſcharf mit dem rauhen Wetter auf der Alta viſta contraſtirte.

Am 29. September umſegelte die Yacht die Inſel nördlich und die Aſtronomen überſchritten wieder das Hochland von Laguna nach St.-Cruz. Hier eilte man, auf dem Molo, der, mit großen Koſten erbaut, ſich weit in das Meer ſtreckt, einen Flutmeſſer zu errichten, wobei die ſpaniſchen Ingenieure des Hafens ſich eifrig für ſolide Herſtellung deſſelben bemühten. Die Vertheilung dieſer Beobachtungswerkzeuge, an denen die Veränderungen des Standes des Meers an den Küſten aufgenommen werden, über den ganzen Erdball iſt um ſo wichtiger, je einflußreicher das Bewegen der vom Monde gehobenen Flutwellen auf die Maßnahmen der Schiffahrt iſt, je eifriger ſich die Gelehrten und Schiffer mit der Erforſchung der Geſetze der Bewegung dieſer Flutwellen in den verſchiedenen Theilen der Erde und unter den verſchiedenartigſten Einflüſſen der Vertheilung von See und Land beſchäftigen.

Am Abend des 30. September ging die Expedition, deren Effecten ſchon in Orotava eingeſchifft worden waren, an Bord der „Titania" und dieſe ſtach ungeſäumt in See. Nach einer herrlichen Herbſtreiſe von 19 Tagen landete das Schiff in Southampton, um bald darauf ſeinen berühmten Beſitzer wieder im Dienſt der Wiſſenſchaft nach Aegypten zu führen.

Die aſtronomiſche Expedition nach Teneriffa hatte 36 Tage auf der See, 18 im Tiefland von Teneriffa, 37 in der Höhe von 8870 Fuß und 26 in der von 10,900 Fuß zugebracht.

Reiſebriefe

von Amely Bölte.

IV. Rom.

Purpurn ſtieg die Sonne am Himmel empor, die ganze Flur war mit einem weißen Tuche überreift.

Die Morgenluft jagte mir ein kaltes Fröſteln durch alle Glieder. Ich war die Letzte im Wagen. Noch einmal mußte ich um mich ſchauen, noch einen langen Abſchiedsblick auf dieſe mir ſo intereſſanten Gefilde werfen!

Mit jedem Schritte kamen wir nun der ewigen Stadt näher, die Luft wurde wärmer, die Bevölkerung mehrte ſich und endlich tauchten Waldung und Villen empor. Doch iſt gerade dieſe Straße die am wenigſten impoſante von allen. Nichts verräth die Nähe der großen Stadt, nichts den claſſiſchen Boden und die Jahrtauſende, die darüber hinweggezogen, als das einſame Grabmal

von Publius Vibius Marianus und ſeiner Gemahlin, Regina Marima. Bald erblickten wir nun die gelbe Tiber und fuhren in die Porta del Popolo, die frühere Porta Flaminia ein, wo wir mit einem „Lasciare passare" von der Wache empfangen wurden und ohne Verzug in die Stadt fahren konnten, während man, ohne ſolche Vergünſtigung, eine ſtrenge Unterſuchung ſeiner Koffer gewärtigen muß.

Von der Porta del Popolo führen drei Straßen. Die Via Ripetta, längs der Tiber hinlaufend, führt in das Herz der alten Stadt; der Corſo, die mittlere, geht gerade auf das Capitol und die dritte, die Via Babuino, war unſer Ziel. Hier befanden wir uns im modernen Rom, das die Stelle des frühern Marsfeldes einnimmt. Die Häuſer ſind neu, mit hellen Farben angeſtrichen und gleichen in Allem unſern nordiſchen. Wir bezogen hier eine Privatwohnung im zweiten Stock, die aus einem Salon, einem Speiſezimmer und zwei Schlafzimmern beſtand, wofür wir 95 Scudi monatlich zu entrichten hatten, nach unſerm Gelde ungefähr 150 Thaler. Das iſt eine Probe der ungeheuern Theuerung in Rom. In unſerm Salon iſt ein Kamin, die Sonne ſcheint auf die Fenſter, das ſind nothwendige Bedingungen zum Wohlſein. Die Wände hängen voll Bilder, Copieen großer Meiſter, die irgendein Lehrling angefertigt. Teppiche bedecken den Fußboden. Die Möbel ſind bequem; aber aus einer Trödelbude zuſammengeleſen, wie das Grün und Roth und Blau der Ueberzüge bezeugt. Doch fühlt man ſich behaglicher in einem ſolchen Chez soi als in dem beſtändigen Gaſthofleben. Indeſſen war es auf der Straße lebhaft geworden. Die Häuſer mir gegenüber füllten ſich mit Zuſchauern, Wagen rollten und einen Blick hinabwerfend, entdeckte ich die bunte Welt eines Carneval in ihrem tollſten Uebermuthe vorbeieilend. Da ſaßen Albaneſerinnen in ihrer maleriſchen Tracht, den feuerfarbenen Jacken mit dem klaren Halstuche darüber, da fuhren vornehme Ruſſinnen in weißen Cachemir-Mänteln mit Kapuzen über dem Kopfe, das hübſche Geſicht mit einer Eiſendrahtmaske bedeckt; da liefen, gingen, fuhren und ſchauten Menſchen aus allen Ständen im bunten Durcheinander, wobei Jeder den Scherz auf ſeine Weiſe übte. Man warf ſich Bouquets zu, große und kleine, koſtbare und geringe, allerlei Näſchereien wurden ausgetheilt und um den Spaß zu vermehren warf man ſich mit kleinen Kalkſtücken, die Den, welchen ſie trafen, wie mit weißem Puder beſtreuten und ſeine Kleider verdarben. Aus dem Grunde ſchon mußte Jeder ſich mit einer Carnevalsvermummung verſehen. Da ich keine beſaß, ſah ich mir vom Fenſter aus das bunte Treiben an. War denn das Rom? War das die große, ernſte, weltberühmte Stadt, in deren Mauern ſich ſo viele Weltgeſchicke entſchieden? Ich konnte mich nicht recht in dieſes Faſtnachtsſpiel finden, das mir widerlich war in dem Momente, wo ich Rom in faſt feierlicher Stimmung betrat. Ich ſuchte ein altes Rom und fand den Boden, auf dem es einſt geſtanden, gewachſen, ſodaß der flüchtige Blick es nicht mehr darunter erkannte. Betäubt und niedergeſchlagen trat ich vom Fenſter zurück.

Der Faſtnachtsjubel dauerte fort. Jeder Tag wiederholte daſſelbe Spiel, neu und doch alt und immer gleich traurig. Ich konnte nicht mit Blumen werfen, konnte die ſchönen Frauen nicht durch einen Kalkregen erſchrecken, noch die Männer durch einen Angriff der Art zur Schlacht herausfodern. Ich ſtand ſtarrend als Zuſchauerin dabei. Wir hatten jetzt ein Fenſter im Corſo gemiethet, das man ſehr hoch verwerthete, rothe und weiße Dominos erſtanden und waren völlig in die Reihe der Masken getreten. Jetzt wollten wir auch noch verſuchen, wie es ſich in einem offenen Wagen fahre und ich war thöricht genug, dieſen Verſuch mitmachen zu wollen. Unſere Geſellſchaft hatte einen Scheffel Kalk gekauft und warf aus allen Kräften um ſich, das fand Erwiderung und dabei mußte der Nichtſchuldige mit dem Schuldigen leiden. Trotz meiner Eiſendrahtmaske wurden meine Augen mit dem abſcheulichen Kalkſtaub gefüllt, ich wußte nicht, wohin mich wenden, um mich davor zu retten; vergeblich barg ich mein Geſicht in meine Hände, der böſe Feind wußte mich immer noch zu finden. Man muß an ſolchen handgreiflichen Scherz gewöhnt ſein, um ihn zu lieben. Den Schluß jedes Tags machten die Pferde, welche, auf einem Ende des Corſo losgelaſſen, längs der Straße hinliefen, an deren andern Ende ſie, unter lautem Zurufen der verſammelten Volksmenge, ihr Ziel erreichten. Dieſe Art der Wettrennen war mir neu und gewann mir wenig Intereſſe ab. Der letzte Abend des Carneval beſchließt mit einer Art Erleuchtung, die darin beſteht, daß Jeder ein Licht in ſeiner Hand hält, das der Andere auf alle Weiſe auszulöſchen bemüht iſt. Die ganze Straße, der Corſo, ſtrahlt in dieſer Erleuchtung mit Tageshelle, die Häuſer ſind bis unter das Dach mit Perſonen gefüllt, in den Wagen ſtehen ſie dicht gedrängt und ſchwingen ihre Fackeln hoch

empor, welche die Vorübergehenden mit ihren Taschentüchern auszulöschen versuchen. Ueber zwei Stunden dauert dieser ermüdende Spaß, bis gegen 8 Uhr die päpstliche Garde erscheint und das Zeichen gibt, daß der Carneval sein Ende erreicht habe.

(Ein fünfter Brief in nächster Nummer.)

Anregungen.

Ein neuer Beweis für die Unsterblichkeit.

„Die menschliche Vernunft" — schrieb Kant vor 70 Jahren — „hat das besondere Schicksal in einer Gattung ihrer Erkenntnisse, daß sie durch Fragen belästigt wird, die sie nicht abweisen kann, denn sie sind ihr durch die Natur der Vernunft selbst aufgegeben, die sie aber auch nicht beantworten kann, denn sie übersteigen das Vermögen der menschlichen Vernunft."

Zu diesen Fragen rechnete er die Fragen nach dem Dasein Gottes, der Freiheit und Unsterblichkeit. Sie lassen sich nach ihm nicht theoretisch zwingend beweisen, wol aber ist eine moralische Nöthigung in uns, sie zu bejahen, und so wollte er die Unsterblichkeit für einen Glaubensartikel angesehen wissen und zerriß die „zwingenden Beweise" der Wolf'schen Schule wie Gespinnengewebe.

Doch sind leider diese Irrgschlüsse noch jetzt in Vieler Mund, als ob Kant vergebens gelebt und gelehrt hätte. Man glaubt, wieder „zwingende Beweise" für die Unsterblichkeit zu haben und mit ihnen gegen den Materialismus, der die Unsterblichkeit leugnet und nur der Materie ewige Dauer zuschreibt, naturwissenschaftlich ins Feld zu rücken.

Ein Versuch dieser Art liegt uns vor in „Die Unsterblichkeitsfrage, vermittels einer neuen philosophischen Grundlehre und nach vorhergegangener Widerlegung der Gründe aller materialistischen Schulen beantwortet von Dr. M. S. Polak. Mit einem Vorwort von Dr. Leuthecher in Erlangen" (Amsterdam, Meyer, 1857). Das angeblich Neue in diesem Versuch ist aber, genau besehen, etwas sehr Altes und längst Veraltetes, von Kant Abgethanes. Es ist die Verwechselung des Möglichen mit dem Wirklichen. Denn der Verfasser stellt den Grundsatz auf: „Wo unsere Vernunft durch wahrhafte Schlüsse Mögliches erkennt, da hat sie Wahres, da hat sie Bestehendes entdeckt." Nach dieser Verwischung des Kant'schen Unterschieds zwischen Denken und Erkennen wird es dem Verfasser leicht, die Unsterblichkeit zu beweisen, indem er zeigt, daß der Geist von uns als ein der Materie entgegengesetztes Wesen gedacht werden muß und er eben die Immaterialität des Geistes als den Beweis seiner Unsterblichkeit ansieht. „Muß", sagt er, „die Materie, und sei sie auch die allerfeinste, kraft ihres Wesens den mechanischen Gesetzen nothwendig und ohne Ausnahme folgen und findet dieses bei der Intelligenz oder dem sogenannten Centralorgan ebenfalls kraft seiner wesentlichen Eigenschaften nicht statt, dann kann das Wesen dieses Centralorgans nicht gleicher Natur mit der Materie, dann kann es nicht materiell sein. Sind wir nun zu diesem Schluß durch eine auf wissenschaftlich geprüfte Erfahrung aufgezogene Schlußkette geleitet worden, dann berufen wir uns auf unsern Satz I. (nämlich den oben angeführten Satz, daß, wo die Vernunft Mögliches erkennt, sie wahrhaft Bestehendes entdeckt hat) und sprechen das Endurtheil mit eben derselben Unerschütterlichkeit aus: Eine immaterielle, geistige Seele besteht und ist in uns wirklich vorhanden; der Mensch, aus Leib und Seele zusammengesetzt, ist demnach ganz gewiß unsterblich."

Bei Kant hätte der Verfasser finden können, daß das Denken der Einfachheit unserer Seele noch nicht ein Erkennen ihrer Einfachheit ist, daß überhaupt der Gegensatz zwischen materieller, zusammengesetzter und immaterieller, einfacher Substanz ein bloßer Gegenstand für die Vorstellung ist, welche mittels des äußern oder Raumsinns die Dinge als ausgedehnt, mittels des innern Sinns hingegen als einfach vorstellt, sodaß ein und dasselbe Wesen, welches in der einen Beziehung körperlich heißt, in der andern zugleich ein denkendes Wesen sein kann. „Wir fassen uns zwar als ein einheitliches Ich, eine identische Persönlichkeit in unserm Bewußtsein auf, aber" — fährt Kant fort — „wir können niemals ausmachen, ob dieses Ich (ein bloßer Gedanke) nicht ebenso wol fließe als die übrigen Gedanken, die dadurch aneinandergekettet werden."

Und hierin scheint die Erfahrung sogar Kant zu bestätigen. Denn wir sind uns unserer Persönlichkeit als eines einfachen identischen Ichs nur im wachen Zustande bewußt. Im Schlafe hingegen — wo ist dieses Ich? Geht es im Wahnsinn nicht auch verloren? Könnte nicht so im Tode das Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit gänzlich und für immer verlorengehen?

Kurz, vom theoretischen Standpunkt aus, mittels zwingender Beweise, läßt sich die Unsterblichkeit nicht darthun. Sie ist und wird stets bleiben — ein Glaubensartikel. Und darum müssen wir alle Bemühungen für unfruchtbar erklären, aus ihr einen wissenschaftlichen Satz machen zu wollen.

Die moralischen Interessen der Menschheit sowie jedes Einzelnen leiden auch darunter nicht, daß sich die Unsterblichkeit nicht beweisen läßt. Nicht weil Einer von der Unsterblichkeit überzeugt ist, ist er moralisch, sondern umgekehrt, weil und wenn Einer moralisch ist, glaubt er an die Unsterblichkeit, und zwar läutert und veredelt sich der Glaube an Unsterblichkeit in dem Maße, als die Moral eine reinere,

ediere wird. Wir hoffen im Jenſeits nicht, wie die Wilden, nach Herzensluſt zu ſchmauſen und zu trinken, ſondern erwarten höhere Genüſſe, als das irdiſche Leben bieten kann.

Das geiſtige Eigenthum.

Immer und immer muß die Preſſe auf die Wahrung ihrer Rechte zurückkommen. Hat ſich auch der Begriff des geiſtigen Eigenthums im Allgemeinen durch die Rabuliſtereien einiger Advocaten, die bei Juſtinian nichts über die Buchdruckerkunſt vorgeſchrieben fanden, hindurchgekämpft, nähern wir uns ſogar einer ſo geläuterten Auffaſſung deſſelben, daß ſelbſt telegraphiſche Depeſchen, die Jemand für ſein theures Geld um 6 Uhr Abends in einer Zeitung erſcheinen läßt, nicht um 7 Uhr von ſeinem Concurrenten in derſelben Stadt ſollten nachgedruckt werden (der geſetzliche Schutz fehlt freilich noch), ſo gibt es doch immer noch Schwierigkeiten genug, die ſelbſt über Kochbücher, Logarithmentafeln und Wohnungsanzeiger entſtanden ſind.

Die Rechtswiſſenſchaft, welche die unendlich mannichfaltigen Erſcheinungen des Rechtslebens auf feſte Begriffe zurückführen ſoll wie die Naturwiſſenſchaft die Naturerſcheinungen, hat ihrer Aufgabe hier bisher noch nicht ganz genügen können. Die neueſte, ſehr fleißige Schrift über dieſen Gegenſtand: „Der einheimiſche und ausländiſche Rechtsſchutz gegen Nachdruck und Nachbildung. Von Dr. Max Friedländer" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1857), hat es nicht unternehmen wollen, die vorhandenen Schwierigkeiten theoretiſch zu löſen, ſondern ſie zuſammenzufaſſen und regiſtratoriſch darzulegen. Die geſetzlichen Beſtimmungen der meiſten Länder Europas und Amerikas ſind trotz ihrer bunten Mannichfaltigkeit klar und überſichtlich kurz zuſammengeſtellt, ſodaß Jeder, der Belehrung oder Rath in den einſchlagenden Fragen ſucht, an dieſer Schrift eines ſcharfſichtigen und auf allen Gebieten der Literatur leicht orientirten Rechtsgelehrten einen zuverläſſigen Führer hat.

Auch den geſetzlichen Beſtimmungen über das geiſtige Eigenthum bei theatraliſchen Aufführungen widmet der Verfaſſer ſeine Aufmerkſamkeit. Wir finden Alles handlich zuſammengeſtellt, was aus der deutſchen und fremden Geſetzgebung hierher einſchlägt. Leider ſteht die deutſche auf dieſem Gebiete immer noch gegen die fremde zurück. Wir haben zwar jetzt in dankenswerther Weiſe auch vom Bundestag das preußiſche Geſetz angenommen erhalten, demzufolge gedruckte Bühnenwerke darum, daß man ſich im Buchladen ein Exemplar kaufen kann, noch nicht gegen Wiſſen und Willen des Autors aufgeführt werden können (Dr. Friedländer ſagt S. 60 ſehr wahr: „Die Aufführung iſt eine vom Verfaſſer durch den Druck gar nicht intendirte Art der Verbreitung ſeines Werks und kann ihn Gefahren ausſetzen, in die er ſich nicht hat begeben wollen"), aber der Begriff des geiſtigen Eigenthums iſt bei uns noch nicht ſoweit gediehen wie in Frankreich, wo Frau Birch-Pfeiffer jedem Autor, deſſen Romane oder Erzählungen ſie für die Bühne bearbeitet, von dieſem wenn auch nicht dafür die Genehmigung ausdrücklich einholen, reſpective ankaufen müßte, wol aber ein geſetzlich feſtgeſtelltes Procent ihrer Einnahmen ihm ohne weitere Rückſprache und ſelbſtverſtändlich abzugeben hat.

Bei dieſer Gelegenheit bemerken wir, daß leider der neue Bundesbeſchluß zum Schutz gedruckter Theaterſtücke gegen Aufführung die läſtige preußiſche Beſtimmung aufgenommen hat von einer namentlich auszuſtellenden Verwahrung des Autors auf dem Titelblatt. Welche Seite des Titels iſt gemeint? Die Vorder- oder Rückſeite? Wozu der Pleonasmus doppelter Namennennung? Und wie iſt es mit einem einmal angenommenen literariſchen Namen, wie z. B. Friedrich Halm? Wozu der unnütze Zwang, mit ſeinem bürgerlichen Namen aufzutreten in einem Falle, wo es der Adreſſe nicht bedarf, da ſie Jedermann kennt? Sind die gedruckten Stücke z. B. der Prinzeſſin Amalie von Sachſen ſchutzlos, wenn dieſe nicht auf dem Titel ihr Incognito aufgibt?

Wir wünſchten wol, daß, wenn nicht mehr der Bundestag, doch die Particulargeſetzgebungen, die den Beſchluß zu publiciren haben, eine Beſtimmung fallen ließen, die bei dichteriſchen Werken den Autor in einer Weiſe bürgerlich heraustreten läßt, wie dergleichen nur bei Patenten auf Erfindungen oder bei der induſtriellen Welt angehörenden Vorſorgniß vor Etikettefälſchungen üblich iſt.

Dramatiſirungen der Nibelungen.

In dem von dem rühmlichſt bekannten Forſcher auf ſlaviſchem Gebiet, Siegfried Kayſer, herausgegebenen „Jahrbuch deutſcher Belletriſtik" (Prag, Bellmann), einer durch geſchmackvolle Redaction, Reichhaltigkeit des Inhalts und ſehr werthvolle poetiſche Beiträge vortheilhaft ſich auszeichnenden Sammlung, finden ſich neben mannichfachen Arbeiten von Theodor Herzog, Friedrich Bodenſtedt, L. von Gumpenberg, Ida von Düringsfeld und vielen Andern Proben aus den beiden bereits mehrfach erwähnten Nibelungentragödien von zweien unſerer bedeutendſten Dichter: „Brunhild", von Emanuel Geibel, und „Die Nibelungen", von Friedrich Hebbel.

Die Vergleichung iſt intereſſant.

Das Bruchſtück von Geibel ſtellt die Scene dar, wo Brunhild nach dem Streite zwiſchen ihr und Krimhild von Gunther das Leben Siegfried's zur Sühne ihrer Ehre fodert. König Gunther erſcheint darin als eine faſt zu gemüthliche Natur. Er hat ſogar den großmüthigen Gedanken, für ſeinen Freund Siegfried ſterben zu wollen, wenn er ſeiner Frau damit einen Gefallen thun könnte. Alles Das in Gegenwart ſeines Vaſallen und Dieners Hagen, dem, wie es ſcheint, die Rolle eines getreuen Wächters der Ehre ſeines Herrn im altſpaniſchen Stil zugetheilt iſt. Zuletzt greift Brunhild zu dem Mittel, ihren Gemahl auf Siegfried eiferſüchtig zu machen; er er-

zürnt sich, aber er erklärt sich nicht und schweigt, indem er Brunhild und Hagen überläßt, zu thun, was sie wollen.

Hebbel führt uns ganz in den Anfang der Sage zurück und mit der ersten Scene seines Stücks an Gunther's Hof. Er zeigt uns diesen im Kreise seiner Recken, die sich gemeinschaftlich an einem schönen Sonntagmorgen etwas weltschmerzlich und blasirt langweilen. Das erste und große Wort dabei hat Hagen, der als ein arger Heide flucht, daß am Sonntag keine Jagd sein solle, weil es der Pfaffe verbiete. Volker, der Fiedler, der ob der Sonntagsfeier keine Musik machen darf, fängt zur Unterhaltung der Gesellschaft an, Geschichten zu erzählen. Er erzählt vom stärksten Manne, dem Drachentödter Siegfried, und dem stolzesten Weibe, der Brunhild. Von Jenem haben Alle schon gehört, von Dieser aber weiß, außer dem Erzähler, merkwürdigerweise noch Niemand etwas, obwol gar viele Helden schon ausgezogen sind, sie zu erwerben und von ihrer Hand zu fallen. Von der Schilderung der unnahbaren Schönen wird König Gunther so bezaubert, daß er ausruft, die und keine Andere müsse Königin von Burgund werden. Ein Trompetenstoß stört die Helden in ihrer Sonntagsruhe und verkündet ihnen die plötzliche Ankunft Siegfried's, der mit zwölf Mannen einrückt und bei seinem Eintritt König Gunther auffodert, mit ihm um sein Reich zu kämpfen. Gunther findet solch Ansinnen sonderbar, bietet dem Kampfdurstigen Wein und erlaubt ihm mitzunehmen, was ihm gefiele. Siegfried, durch dies Wohlwollen beschämt, beschränkt sich darauf, mit den Recken Turnübungen anzustellen und mit Felsblöcken Fangball zu spielen.

Ob Hebbel, ob Geibel, ob Richard Wagner den Nibelungenhort zutage fördern werden, läßt sich bisjetzt noch nicht entscheiden. Die Geibel'sche Auffassung ist eine zu moderne und zu gebildete. Wenn man die schönen, langen, so gereimt und rein ausklingenden Verse liest, hat man die Vorstellung, daß diese Behandlungsweise eher auf einen dem Tasso und der Iphigenie verwandten Stoff passen würde. Hebbel's Auffassung entspricht seiner alten geistvollen Art, der nur leider in neuerer Zeit etwas schauspielerische Bravade, wie man sie den wirren Ingomars und Percivals absehen und abhören kann, beigemischt ist. Hort ist die Kürze fast zu aphoristisch, fast zu epigrammatisch, und wahrhaft Wunder nimmt seine Charakteristirung Hagen's, des treuen Dienstmannen, dem er zu viel von seinem Solo, zu viel von dem gemacht Titanenhaften seiner Böserwichter beigemischt hat. Hagen imponirt gerade darin so sehr im alten Liede, daß er der im Hintergrunde stehende, stumme und nur handelnde Rächer ist. Er ist der Repräsentant der Lehnstreue, der Vasall, der treue Diener seines Herrn oder der Angehörigen seines Herrn. Eine solche Natur, deren Hauptstärke das Schweigen ist, schleßt wol durch ein einziges Wort den ersten Act der Nibelungen, eröffnet ihn aber nicht mit der Redseligkeit und herausfodernden Thatkraft, die ihm Hebbel zuschreibt.

Doch beschränken wir unser Urtheil und wünschen beiden Dichtern Muße und Ausdauer, ihre Schöpfungen zu vollenden und zur allgemeinsten Geltung zu bringen.

Frühling.

Wenn der Lenz am Strande
Seinen Flügel schwingt,
Siehst du, wie die Bande
Starren Eises springt.

Schlug der Frost auch Brücken
Ueber Strom und Fluß,
Bricht sie bald zu Stücken
Milder Lüfte Kuß.

Wo des Eises Rinde
Deckte Flur und Moor,
Wiegt sich bald im Winde
Reicher Blumenflor.

Gold'ne Sonnenstrahlen,
Milder Lüfte Hauch
Lösen Schmerz und Qualen
Deiner Seele auch.

Wenn der Frost des Kummers
Dein Gemüth durchdringt,
Harre nur des Schlummers,
Der dir Ruhe bringt!

Der mit Frühlingsschauern
Dir das Herz durchbebt,
Der nach langem Trauern
Dein Gemüth erhebt.

Wenn nach trüben Stunden
Plötzlich du erwacht,
Ist das Eis verschwunden,
Lenz ward's über Nacht.

Und in im Gemüthe
Sank der trübe Flor,
Des Vertrauens Blüte
Sproßt verjüngt empor.

Hauch der Frühlingswinde
Und der Sonnenschein
Schmilzt des Eises Rinde,
Löst der Seele Pein.

Heinrich Zeise.

Für die **Schillerstiftung** (deren künftige segensreiche Wirksamkeit durch die von unserm „Unterhaltungen" angeregten Schicksale des auch als Dichter bewährten Naturforschers Karl Schimper und die durch die „Allgemeine Zeitung" veröffentlichte Thatsache, daß der talentvolle Schriftsteller Hermann Schiff um die Aufnahme in ein hamburger Armenhaus hat bitten müssen, sich erneuerungs würdig als eine so wenigstens förderungswerthe Nationalsache herausgestellt hat) sind beim Herausgeber ferner eingegangen: Von Josephine Geibel zu Hermannstadt in Siebenbürgen als Ertrag einer von ihr in nächster Nähe veranstalteten Sammlung 36 Gulden C.-M.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 30.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Franz Anton Mesmer.

Ein Blick auf sein Leben und seine Lehre. Von Medicinalrath Dr. A. Clemens in Frankfurt am Main.

I.

Den Namen Mesmer's, des Entdeckers des animalischen Magnetismus, in einer Zeit wiederhervorzurufen, die so ganz den materiellen Weg der Naturforschung eingeschlagen hat, daß sie nur Das gelten läßt, was sie mit der Pincette ergreifen, mit dem Scalpell zergliedern, mit dem Mikroskop erforschen, mit dem Stethoskop hören und mit chemischen Reagentien darzustellen vermag, ja, die sich soweit vermißt, den Gedanken als eine Absonderung des Gehirns, die Kraft als eine Wirkung des Stoffs zu betrachten und alles Geistige in die Materie zu ziehen strebt, möchte in der That Wenigen zusagend, Vielen bedenklich erscheinen. Ehre daher dem Mann, der sich durch keine Rücksicht abhalten ließ, sein Vorhaben in einer anscheinend so ungünstigen Zeit auszuführen und nicht allein an Mesmer zu erinnern, sondern ihn darzustellen, wie er es verdient: als treuen Zögling der Natur, als redlich strebenden, seines Ziels und des Werthes seiner Entdeckung sich bewußten Mannes.

Eine freudige Ueberraschung ergriff mich daher, als ich Dr. Justinus Kerner's neueste Schrift: „Franz Anton Mesmer aus Schwaben, Entdecker des thierischen Magnetismus. Erinnerung an denselben, nebst Nachrichten von den letzten Jahren seines Lebens zu Meersburg am Bodensee" (Frankfurt am Main, Literarische Anstalt), zu Gesicht bekam.

Sei es denn erlaubt, hier Einiges aus dem Leben und der Lehre dieses merkwürdigen Mannes mitzutheilen. Den Meisten gilt Mesmer noch heutzutage nicht allein als Schwärmer, dies könnte noch hingehen, sondern als Charlatan, als geldgieriger Betrüger, als ein anderer Saint-Germain und Cagliostro. Niemand fast nimmt sich die Mühe, dem Ursprunge seiner Lehre, ihrer wissenschaftlichen Bedeutung, ihrer allmäligen Ausbildung selbst nachzugehen. Mesmer selbst hat wenig geschrieben. Seine Feinde desto mehr. Sein Leben bestand im Handeln, das seiner Widersacher in Worten. Was den Anfang seiner Lehre bedrohte, das bringt ihr noch in der gegenwärtigen Zeit Gefahr: der alles Geistige wegspöttelnde Realismus hier, andertheils die herumziehenden, italienischen und französischen Charlatans dort, die den animalischen Magnetismus zu Jongleriren und Taschenspielerstückchen herabzuwürdigen nicht erröthen.

Unsere Zeit ist in Wahrheit eine an Widersprüchen reiche, eine sonderbare zu nennen. Auf der einen Seite belebt sich die todte Materie unter unsern Händen. Tische drehen sich, von uns berührt, wandern, schreiben, ja geben Orakelsprüche. Auf der andern Seite bemüht man sich, die belebte Materie ihrer solange in Ehren gehaltenen Lebenskraft zu entkleiden, um ihre geheimnißvollsten Verrichtungen durch ein todtes Ineinandergreifen mechanischer, chemischer und physischer Processe zu erklären. Der belebende Hauch eines schaffenden, durch und im All wirkenden Urprincips verschwindet aus der Naturbetrachtung immer mehr.

ſeitdem der Menſch, das Geſchöpf und Ebenbild Gottes, gelernt hat, ſich ſelbſt an die Stelle des Schöpfers zu ſetzen.

Die Jahre, welche der Franzöſiſchen Revolution vorausgingen, boten im Allgemeinen ähnliche Erſcheinungen dar. Die Bemühungen der Encyklopädiſten und der Heroen des ſogenannten philoſophiſchen Jahrhunderts hatten, was man ſo nannte, die Köpfe aufgeklärt und dennoch wandelte der Unglaube mit dem Aberglauben Hand in Hand. Diderot, d'Alembert, Helvetius und die Encyklopädiſten, Pater Gaßner's Teufelsexorcismen, Saint-Germain's Stein der Weiſen und Lebenselixir, Saint-Martin's Neu-Platonismus, Caglioſtro's Betrügereien, Lavater's gottſelige Sentimentalitäten ſind ſynchroniſtiſch. Der ſtarke Geiſt glaubte nicht an Gott, zitterte aber vor Geſpenſtern.

In dieſen Tagen, an deren Horizont ſich ſchon von fern unheilverkündende Wetterwolken zu bilden begannen, erſchien im Jahre 1778 zu Paris, in der Hauptſtadt der civiliſirten Welt, inmitten der geiſtreichſten, witzigſten und frivolſten Geſellſchaft, die unbekümmert um die Zukunft und nur für den Tag lebend auf der dünnen Rinde eines Vulkans ſcherzte, ein Arzt, ein Fremder, ein Deutſcher, ein Denker, der ſchon des Contraſtes wegen in dieſem Mittelpunkte der Frivolität und des Leichtſinns Aufmerkſamkeit zu erregen nicht verfehlen konnte. Sein Auftreten zeigte Würde und Selbſtvertrauen. Ernſt thronte auf ſeiner Stirn. Beredtſamkeit floß von ſeinen Lippen. Männliches Alter und Schönheit erhöhten die Anmuth ſeiner Erſcheinung, und das Spiel der Harmonica, das er mit Fertigkeit handhabte, bahnte ihm den Weg zu vielen Herzen. Dieſer Mann hieß Franz Anton Meſmer. Ihm ging der Ruf voraus, er befände ſich im Beſitze eines Geheimmittels, das im Stande wäre, alle lebenden Organismen zu beherrſchen, jedes phyſiſche Gebrechen zu entfernen, jeden Schmerz zu ſtillen, jede Krankheit, wo nicht zu heilen, doch zu lindern. Dieſes Mittel beſtand in keinem Tranke, keinem Pulver, keiner Tinktur, keinem Elixir, überhaupt in nichts Seh- und Greifbarem. Das heilende Prinzip des fremden Arztes war eine geiſtige, verborgene und doch ſo einfache Kraft, daß ihre Anwendung von dem Arzte ſelbſt ausging und nur in einer beſtimmten Bewegung der Hände und in Fixirung des menſchlichen Willens vom Arzte auf den Kranken beſtehen ſollte.

Genug, um die Neugierde des ſinnlichſten und lebendigſten aller Völker zu reizen. Dazu kamen noch die abenteuerlichſten Gerüchte von Bedrückungen, Anfeindungen und Verfolgungen aller Art, die der neue Prophet an dem bisherigen Schauplatz ſeines Wirkens habe erfahren und dulden müſſen. Welcher Prophet gilt etwas in ſeinem Vaterlande und was gewinnt die Herzen mehr als Märtyrthum! Meſmer, dem mehre Curen, beſonders eine an dem berühmten Verfaſſer der Urwelt („Du Monde primitif"), Court de Gebelin, gelang (der ſeine durch den Magnetismus bewirkte Geneſung in einer eigenen Schrift: „Lettre de l'auteur du Monde primitif à ses souscripteurs", Paris 1783, bekannt machte), ſah ſich bald von einer Menge gläubiger Adepten umringt, die, zu der Elite der pariſer Geſellſchaft gehörend, nicht allein von ſeinen Lippen die Kunde ſeiner geheimnißvollen Entdeckung, ſondern auch die Art und Weiſe, wie er dazu gelangte und den Rückblick auf ſeine früheſte Kindheit zu erfahren ſuchten.

Friedrich Anton Meſmer ward am 23. Mai 1734 in Iznang, Filial der Pfarrgemeinde Weiler, Amt Radolfzell, unweit Stein am Rhein, einige Meilen von Konſtanz am Bodenſee geboren. Seine Aeltern waren fromme, ſchlichte, unbemittelte Landleute. Sein Vater bekleidete eine kleine Forſtbedienung bei dem damaligen Fürſtbiſchof von Konſtanz. In jener paradieſiſchen Gegend verfloſſen ihm die erſten Jahre der Kindheit. Einſam, ſich ſelbſt überlaſſen, meiſt unter freiem Himmel aufwachſend, entwickelte ſich ſchon frühe in ihm ein beſonderer Trieb, die ihn umgebende Natur zu betrachten. Der ſinnige Knabe fand ſeine größte Luſt, jeden Stein, jede Pflanze erſt ſpielend, dann prüfend in die Hand zu nehmen und beſonders bei jedem Gewäſſer Urſprung und Ausmündung aufzuſuchen. Im achten Jahre zur Schule geſchickt verſäumte er dieſe nicht ſelten, um ſeinen Lieblingsforſchungen auf freiem Felde nachzugehen. Und nicht blos die Pflanzen und Steine am Ufer des Bodenſees, auch die Erſcheinungen in der Atmoſphäre, als Wind, Wolken, Gewitter, Regen, Hagel, Schnee feſſelten ſeine Aufmerkſamkeit, erregten ſein Nachdenken. So wurde er recht ein Zögling der Natur. Um Latein und Muſik zu lernen, thaten ihn ſeine Aeltern in ein benachbartes Kloſter, wo er bis zum 13. Jahre blieb. 1746 kam er, zum geiſtlichen Stande beſtimmt, nach Dillingen zu den Jeſuiten, um allda Philoſophie und nachher Theologie zu ſtudiren. Hier führte ihn ein günſtiges Geſchick einem aufgeklärten, wiſſenſchaftlich gebildeten Manne zu, der an dem Jüngling eine brennende, bisher unbefriedigte

Wißbegierde entdeckte. Dieſer ermunterte ihn, das mit Fleiß begonnene Studium der alten Sprachen fortzuſetzen, verſchaffte ihm Bücher, machte ihn mit der Wolf'ſchen Philoſophie bekannt und gab ihm überdies ſelbſt ſowol in der Mathematik als in der franzöſiſchen Sprache Unterricht.

Mehr als das Studium der Theologie, dem er zwar vorgeſchriebenermaßen, aber gegen ſeine Neigung erſt in Dillingen, ſpäter in Ingolſtadt oblag, zog ihn das Studium der Mathematik und Phyſik an. Statt nach dieſem vollendeten Studium, wie man es von ihm hätte erwarten ſollen, in den geiſtlichen Stand zu treten, gab er — da auch das ihm verliehene Stipendium zu Ende ging — alle die mannichfachen, ihn erwartenden Vortheile auf und bezog 1752 die Univerſität Wien. Neben den mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften machte er hier die Jurisprudenz zu ſeinem Hauptſtudium und widmete ihr ſechs Jahre. Aber angezogen von den großartigen mediciniſchen Anſtalten der kaiſerlichen Hauptſtadt, widmete er ſich, da ihm die Ausſicht zu einer Staatsanſtellung fehlte, nach dieſer Zeit mit Eifer dem lebendigern, geiſtigern Studium der Medicin. Van Swieten, de Haen und Andere wurden ſeine Lehrer. So verfloſſen wiederum ſechs Jahre, in welcher Zeit er ſich auch in der mediciniſchen Praxis übte. Seitdem er das theologiſche Studium verlaſſen und in ſeinem Lebensunterhalte ganz auf ſich angewieſen war, erwarb er ſich die bei ſo umfaſſenden Studien nöthigen Mittel durch Unterricht in Mathematik und Phyſik. Endlich erhielt er am 31. Mai 1766 von der mediciniſchen Facultät der Univerſität Wien feierlich das Doctordiplom, mit der Erlaubniß, den Lehrſtuhl der Medicin zu beſteigen, ärztliche Reſponſen und Conſultationen zu ertheilen und die Medicin in ihrem ganzen Umfange praktiſch auszuüben.

Seine bei dieſer Gelegenheit von ihm verfaßte und öffentlich vertheidigte mediciniſche Inaugural-Diſſertation erregte ihres fremdartigen Gegenſtandes wegen ein nicht unbedeutendes Aufſehen. Sie handelte: „De influxu planetarum in corpus humanum" (vom Einfluß der Planeten auf den menſchlichen Körper). In ihr entdecken wir ſchon die erſten Keime jenes Syſtems, das, nach ihm „der animaliſche Magnetismus" benannt, von ſeiner erſten Entſtehung bis zu unſern Tagen erhoben und beſpöttelt, geprieſen und verworfen, angenommen und angefochten ward.

Den allgemeinen Zuſammenhang aller Dinge in der Natur durch ein unſichtbares geiſtiges Band, die Idee eines unwägbaren (imponderabeln) Fluidums, in welchem ſich gleichwie im Meere die Erſcheinungen von Ebbe und Flut zeigen, werden in dieſer Schrift zum erſten mal in ernſtliche Erwägung gezogen. Dieſe Theorie von einem univerſalen, Alles durchdringenden und vereinigenden Fluidum, aus dem ſich die Wirkungen der Sympathie in größere Entfernung erklären laſſen, war ſchon von Paracelſus, von Helmont, Santanelli und Marwell aufgeſtellt worden. Mesmer aber ſtellte gleichfalls nicht allein dieſe Theorie auf, ſondern gab ihr durch die von ihm hervorgerufenen Erſcheinungen des animaliſchen Magnetismus die ihr gebührende Rechtfertigung. Nicht Alles im alten aſtrologiſchen Glauben iſt nach Mesmer's Meinung als bloßer Aberglaube zu verwerfen. Wenn das Weltgebäude als ein unendlicher Organismus zu betrachten iſt, ſo müſſen wir das Syſtem der Sonne, dem wir angehören, als eine Gruppe von Organen und den Planeten, den wir bewohnen, als ein einzelnes Organ in jenem unermeßlich-lebendigen Ganzen anſehen. Alle Organe des großen Weltorganismus ſtehen zueinander in inniger Wechſelwirkung und dies offenbar zu einem unendlich großen Zweck, den wir zwar nicht begreifen, der aber beſteht und den wir nur mit heiliger Ehrfurcht ahnen können.

So beruht der aſtrologiſche Glaube auf dem dunkeln Gefühle eines ungeheuern, im Zuſammenhange ſtehenden Weltganzen. Die inſtinctiven Ahnungen des Volksgeiſtes von einem allgemeinen Zuſammenhang aller Dinge in der Natur und eines geheimnißvoll darin waltenden Lebensgeiſtes laſſen ſich nicht wegleugnen und ſind dem Volke ebenſo eigenthümlich als der Glaube an einen allgewaltigen Schöpfer und Erhalter des Himmels und der Erde. Auch ſind dieſe Ahnungen von Weiſen und Naturforſchern aller Zeiten und Länder einer beſondern Aufmerkſamkeit gewürdigt worden. Die Erfahrung ſpricht ſchon den nächſten Geſtirnen einen entſchiedenen Einfluß auf Witterung, Vegetation u. ſ. w. zu. Findet der Aſtronom überall Einfluß, ja Störung eines Geſtirns durch das andere, iſt ſelbſt der Philoſoph geneigt, ja genöthigt, eine Wirkung auch auf das Entfernteſte anzunehmen, ſo darf der Menſch, nur ſtufenweiſe aufwärtsſteigend, von der nahen Wirkung immer auf eine entferntere ſchließen und es läßt ſich nicht beſtimmen, wo dieſe Wirkung aufhören ſoll.

Daß die Sonne auf die Erde wirkt, hat noch Niemand geleugnet. Der Einfluß des Mondes auf unſern Planeten iſt ebenſo gewiß. Es lehrt

die Aſtronomie, daß alle Glieder des großen Weltſyſtems einander anziehen, daß abwechſelnd eins das andere in ſeinem Laufe zu beſtimmen, zu ſtören vermag. Und gibt ſie in ihrer Weiſe das nur durch Zahlen an, ſo ſind dieſe doch nichts Anderes als Symbole für Lebensverhältniſſe, welche durch die feinſten Nerven aller Geſchöpfe hindurchvibriren.

Geleitet von den Grundſätzen einer allgemeinen Anziehung, welche die Himmelskörper gegeneinander und namentlich Sonne und Mond auf unſere Erde, auf deren Atmoſphäre, auf Ebbe und Flut im Meere ausüben, nahm Meſmer auch einen Einfluß dieſer Himmelskörper auf den menſchlichen Organismus und namentlich auf deſſen Nervenſyſtem an, vermittels einer Flüſſigkeit, welche das All erfüllt und in alle Räume eindringt. Die Wirkung dieſer unwägbaren Flüſſigkeit, von Spätern „Aether" genannt, leitete er aus der wechſelnden An- und Abſpannung her, die man in der Materie der belebten Körper beobachtet und die man von jeher mit den Namen Attraction, Cohäſion, Elaſticität, Irritabilität, Elektricität belegt. Wie dieſe Anziehungskraft im Meere die Erſcheinungen von Ebbe und Flut bedingt, ſo zeigt ſich auch, durch ſie bewirkt, eine An- und Abſpannung in den belebten Körpern und zumal in dem menſchlichen Organismus, durch die in die Augen fallende Periodicität gewiſſer Lebenserſcheinungen. Dieſe Eigenſchaft des menſchlichen Organismus, die ihn befähigt, die Einwirkung der himmliſchen Körper ſowol als die der Erde zu empfinden, nannte Meſmer ſchon in dieſer Diſſertation „animaliſchen Magnetismus". Sie gibt ſich im menſchlichen Körper durch gewiſſe periodiſche Erſcheinungen kund und zwar ſowol im geſunden wie im kranken Zuſtande. Man braucht blos an die Monatsperiode im weiblichen Körper, an die regelmäßig wiederkehrenden Anfälle des Wechſelfiebers nach freien Zwiſchenräumen, an die krampfhaften Zufälle, die bei den daran Leidenden nach langen freien Intervallen ohne allen ſichtbaren Grund eintreten, an die Wiederholung von Krankheitszufällen verſchiedener Art nach Jahresfriſt und zu denſelben Jahreszeiten zu erinnern.

Ein unmagnetiſirter Eiſenſtab, einmal in Bewegung geſetzt, nimmt nach langen Schwankungen eine nur durch Zufall beſtimmte Richtung an, während ein magnetiſirter ebenfalls nach langen Oscillationen ſeine erſte durch den Magnet beſtimmte Stellung einnimmt und darin unwiderruflich beharrt. So empfindet die Harmonie (Geſundheit) der organiſirten Körper, einmal geſtört, die ungewiſſen Schwankungen der unmagnetiſirten Nadel, bis ſie durch Einwirkung jener allgemein verbreiteten Kraft, deren Exiſtenz Meſmer entdeckte, wieder in das vorige Gleichgewicht gebracht worden iſt.

So hat man zu allen Zeiten Krankheiten ſich verſchlimmern und in Geneſung übergehen ſehen, ohne Hülfe von Arzneien, ja oft ſelbſt nach den verſchiedenſten, ſich oft widerſprechenden Heilmethoden. Es muß alſo in der Natur ein allgemein wirkendes Princip vorhandenſein, das unabhängig von uns Das bewirkt, was wir ebenſo unbeſtimmt als ſchwankend entweder der Natur oder der Kunſt zuſchreiben.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Auf dem Zobten.

Ein ſchleſiſches Bild von Rudolf Gottſchall.

Ein ſeltſamer Berg, der Zobten! Die frühern breslauer Kinder, die jetzt als Oberappellationsgerichtsräthe, Oberregierungsräthe und in andern hohen Würden über die Promenaden wandern, haben ihn vor Zeiten von der Taſchenbaſtion erblickt, ehe die faſhionabeln Häuſerfronten der Schweidnitzer Vorſtadt die blaue Bergperſpective verdeckten. Jetzt muß man ſchon die Kleinburger Chauſſeen beſuchen, um das ehrwürdige Haupt des Zobten zu begrüßen. Hier kann man übrigens nordiſche Corſofreuden genießen, denn die hohe ſchleſiſche Ariſtokratie veranſtaltet hier bisweilen einen Corſo, dem es weder an eleganten Pferden und Equipagen, noch an Confetti, noch an Humor fehlt. Es iſt nur zu bedauern, daß die Chauſſee ſelbſt, die bisher nur den Zwecken des alltäglichen Verkehrs diente, ſo geringes Talent zu einem Corſo beſitzt! Denn ſie ſchleicht ſo proſaiſch zwiſchen den Gemüſefeldern der ſogenannten „Kräuter" einher; kleine, meiſt hoffnungsvolle, oft aber auch hoffnungsloſe Bäumchen verſprechen den künftigen Geſchlechtern Schatten, ſchützen aber die gegenwärtigen nicht vor der Sonne. Dabei iſt ſie ziemlich ſchmal und die vergnügungsluſtigen Fußgänger, die zu einem Corſo doch mindeſtens ſo gehören wie der Chor zu einer antiken Tragödie, ſchweben in Gefahr, unter die Räder der mühſam umwendenden Wagen zu gerathen, und drängen ſich ſtolpernd über die Steinhaufen oder verſuchen ihr Heil auf dem tiefergelegenen Fußpfade, der ſich neben dem aufgeworfenen Chauſſeedamme hinzieht, leider aber nur bei einer ſehr glücklichen Conſtellation der

Thermometer- und Barometergrade trocken und paſſirbar iſt. Was mag der alte Zobten zu dieſen Neuerungen ſagen? Er ſieht ſehr ſtattlich und bedächtig drein, um ſo ſtattlicher, als er ſich jetzt mehr als früher zu fühlen anfängt, ſeit ihn Profeſſor Sadebeck zum Helden einer Monographie gemacht und ſeine jetzige Phyſiognomie, ſeine körperliche Conſtitution, ſeine Lebensgeſchichte aufs genaueſte beſchrieben. Er iſt recht alt geworden, der Zobten, und hat viel mit angeſehen, von den älteſten Freudenfeuern der Wenden bis zu den jüngſten breslauer Corſofahrten; aber in den Meßkatalog iſt er erſt jetzt gekommen; erſt jetzt iſt er ein wiſſenſchaftlich ergründeter „Berg" geworden.

„Der Zobten" hat etwas Abſolutiſtiſches! Imponirend, ohne alle conſtitutionelle Vermittelung, erhebt er ſich aus den Ebenen Schleſiens. Er iſt nicht ein primus inter pares wie der Schneeberg in der demokratiſchen glatzer Berglandſchaft; er erhebt ſich nicht einmal über einem Bergreiche von ſtändiſcher Gliederung wie die Schneekoppe; er beherrſcht Schleſien allein gewaltig wie ein trotziger Bergrieſe mit ſeinen beiden Vettern, dem Kölſchener und Geiersberge. Dabei hat er viel von einem „Buſy-body", jenem Helden der Gentlewe, der auch in einem deutſchen Luſtſpiele: „Er miſcht ſich in Alles", oft über die Dreier ging — er iſt der Unvermeidliche, drängt ſich überall vor, will überall die Perſpective bilden, will Alles mit eigenen Augen ſehen; kurz, er übt eine echtpatrimoniale Herrſchaft über die geſegneten Gauen Schleſiens aus.

Im Städtchen „Zobten am Berge" werden oft die Commerce der breslauer Studentenſchaft gefeiert. Geſellen wir uns auf einen Augenblick dieſem heitern Kreiſe! Die Schläger ruhen, der Landesvater hat ausgetönt, die durchſtochenen Mützen ſind von den blanken Klingen auf die warmen Köpfe zurückgewandert! Da verlaſſen zwei rüſtige Theilnehmer das Feſt und ſteigen bergan, um den Sonnenuntergang vom Gipfel des Zobten aus zu genießen. Der Eine von ihnen, deſſen Anzug nichts Studentiſches hat, aber auch ſonſt keine der gebildeten Claſſen der Geſellſchaft repräſentirt, verſucht es, in gewohnter Weiſe ſeine Stiefeln über den Rücken zu hängen und barfuß zu wandern; aber der ſteinige Feldboden zwingt ihn, die nägelbeſchlagenen Ungethüme wieder anzuziehen. Es ſind dies jene „unverwüſtlichen", von denen aus grauer Zeit die Sage geht, ſie ſeien unverbrennbar wie Aſbeſt, und aus einer Feuersbrunſt, in welcher das ganze Mobiliar des Eigenthümers, nämlich ſein Stiefelknecht, ein Raub der Flammen geworden, ſeien nur ſie in wunderbarer Weiſe unverſehrt hervorgegangen. Wir ſagten, aus grauer Zeit — denn der Beſitzer gehört nicht mehr der jetzigen Generation von Studenten an; er hat ſchon zwei Realprüfungen hinter ſich; es iſt der Predigtamtscandidat Florbaum, leider bisjetzt kein „Stellenbeſitzer", ſondern langjähriger Hauslehrer außer Dienſten. Er gehört zu den „wilden" Theologen, welche von der roſenfarbigen Trias: „Glaube, Liebe, Hoffnung", ſich vorzugsweiſe die letztere zur ſteten Begleiterin durchs Leben erwählen. Wenn die Kunde von irgendeiner Vacanz durchs Land fliegt, da nimmt Florbaum den Wanderſtab zur Hand und geht auf Probepredigten aus. Vorher klopft er an allen Pforten der Stimmberechtigten an und unterhält ſich auf das liebenswürdigſte über den Ausfall der heurigen Ernte, erkundigt ſich nach dem Befinden der lieben Kleinen, die eben in ſehr unchriſtlichem Hader ſich in den Haaren liegen, und theilt der Hausfrau ſeine Anſichten über die beſte Bereitung des Flachſes mit. Iſt die Stelle aber zufällig eine Patronatsſtelle, ſo ſammelt er ſeine ganze Liebenswürdigkeit, deren Strahlen ſich ſonſt auf viele Mitglieder der Gemeinde vertheilen, zu einer glänzenden Attake auf das Herz des Patronatsherrn. Er unterhält ſich über Guano und Drainage, über die Kammern, wobei er wohlweislich im Auge hält, ob er den Accent auf die rechte oder linke Seite zu legen hat, und auch in Bezug auf das geiſtliche Amt ſchenkt er den Anſichten des Patronatsherrn vollkommenſten Beifall, wobei wiederum nicht zu vermeiden iſt, daß er an einem Orte das Collegienheft eines Rationaliſten, am andern das eines Supernaturaliſten benutzen muß, um ſeine Uebereinſtimmung wiſſenſchaftlich zu begründen. Dann hält er die Probepredigt, tadellos in homiletiſcher Beziehung, mit ſonorer Stimme, greift wieder zum Wanderſtabe und harrt, wie der Ritter Toggenburg, viele bange Tage und Monden lang, träumt von verſchiedenen anmuthigen, von hohen Linden beſchatteten Pfarrhäuſern oder von Conſiſtorialräthen, die ihn freundlich anlächeln, ihm die Hand auf die Schulter legen; aber der Reſt iſt Schweigen; ſeine Saat iſt unter die Dornen gefallen; die Vacanzen füllen ſich zur Rechten und zur Linken und Florbaum bleibt leer in der Mitte ſitzen!

Dies iſt nicht etwa die Folge einer freigeiſtigen Richtung, denn Florbaum hält ſich von allen zarten theologiſchen Nüancen frei und verfolgt nur

die eine praktiſche Richtung, die zu einer guten Pfarrſtelle führt. Doch die Natur hat ihm Humor gegeben und ihm Würde verſagt — und dies tritt ſeiner theologiſchen Laufbahn hindernd in den Weg. Er iſt ein heiteres Gemüth, ein bemooſtes Haupt; ſeinen alten „Adam", den alten Studenten, wird er nicht los; er ſingt und trinkt gern und ſchweigt noch immer in den Reminiscenzen der weiland von ihm redigirten „Bierzeitung". Die heutige Theologie aber kennt keinen Humor, und wenn ſie komiſch iſt, was ihr in Berlin bisweilen paſſirt, ſo iſt ſie's mit dem fürchterlichſten Ernſt. Zu Zeiten des ſeligen Martin Luther war das anders — da vertrug ſie einen markigen Humor und ſelbſt grelle cynniſche Streiflichter ſtörten nicht den Heiligenſchein um ihr Haupt. Abgeſehen von dieſen humoriſtiſchen Auswüchſen ſtörte aber bei unſerm Candidaten ſeine weltliche Haltung, der Mangel an allem Salbungsvollen, das keck ausgeprägte Laienthum! In der That, wer ihn ſo „ſchlottrig" des Wegs wandeln ſah in ſeinem grauleinenen Gewand, mit dem formloſen Sommerhut, der faſt zur Mütze zuſammengedrückt war, das rothe Halstuch locker umgeſchlungen, mit den Unausſprechlichen von unſagbarer Farbe und den Unverwüſtlichen, die nach Art der Siebenmeilenſtiefeln auf den Boden ſtampften — — der hätte nimmer geglaubt, daß aus dieſer etwas rauhen und unſcheinbaren Verpuppung ſich Sonntags ein Prediger des göttlichen Worts entfalten könnte, der im ſchwarzen Talar ſtattlich und würdevoll die Flügel zum homiletiſchen Flug ausbreiten ſoll. Hierzu kam, daß Florbaum ſich hier gewöhnlich einer Ausdrucksweiſe befleißigte, welche mit dem theologiſchen Curialſtil nichts gemeinhatte und ſich im ungereimten Fluß der Sprache und in ſehr volksthümlichen Wendungen erging.

Eben jetzt war ſein Herz wieder von den ſchönſten Hoffnungen erfüllt. Der Pfarrer im Dorfe M. war geſtorben und der Schloßherr in dieſem Dorfe, Baron Z., bei welchem Florbaum längere Zeit als Hauslehrer gewirkt, hatte ſich bei dem Conſiſtorium zu ſeinen Gunſten verwendet. Nimmt man noch dazu die anmuthige Erregung durch den Landesvater, deſſen Spuren der rühmlichſt durchlöcherte graue Sommerhut trug, ſo kann man ſich denken, wie friſch und kräftig unſer Candidat mit ſeinem Ziegenhainer die Steine aus dem Wege ſchleuderte und mit den Buchfinken und Pirols um die Wette ſeine Stimme ertönen ließ, ohne gerade den Text jener Geſangbuchslieder zu benutzen, deren Nummern ſonntäglich von [illegible] ſchwarzen Tafel die Gemeinde ſo andächtig [illegible] muthen. Sein Begleiter, ein junger Vetter, [illegible] es noch nicht einmal zu der hohen Würde ein[illegible] Fuchſes gebracht, ſondern dicht vor der Pforte d[illegible] verhängnißvollen Abiturientenexamens ſtand, ſtimm[illegible] in dieſe Burſchenlieder ein, in welche ſich hin u[illegible] wieder ein „garſtiges" politiſches Lied miſchte.

An einer Stelle des Fahrwegs bog Florbaum ſeitab, um, wie er ſagte, ſeinem Sinn für d[illegible] höhere Plaſtik Genüge zu thun. Dort befind[illegible] ſich nämlich nicht weit vom Wege ein Steinbi[illegible] aus grauer Vorzeit, das freilich nicht mit de[illegible] Meißel eines Canova und Thorwaldſen gearbeit[illegible] iſt. Auch zeugt die Wahl des behandelten Gegen[illegible] ſtandes von einer barbariſchen Aeſthetik. Ein Bä[illegible] und eine Jungfrau bilden eine befremdliche Gruppe[illegible] Leider iſt die Jungfrau ohne Kopf, den ihr da[illegible] ungalante Unthier abgebiſſen. Mancherlei alt[illegible] Sagen knüpfen ſich an das rohe Bildwerk, die Florbaum ſeinem Begleiter declamirend erläuterte

Wer grauſam iſt der wilde Bär,
Wenn er vom Honigbaum kommt her!

ſagt die Fibel; und:

Das iſt des Loos des Schönen auf der Erde!

ſagt Schiller. Die Gruppe, carissime, macht auf mich einen in der Plaſtik ganz ungehörigen, einen wehmüthigen Eindruck. Ich will nicht unterſuchen, ob es Marie Blaß, die Burgherrin des Zobten, war, welche dies Mädchen nach der Stadt geſchickt, um für ihren kranken Bären einen Hecht zu holen. Soviel ſteht feſt, der Bär war krank, alſo unzurechnungsfähig, und würde von unſern Geſchworenen freigeſprochen werden. Jedenfalls war es eine Unſitte der frommen Frau Gräfin, einen ſolchen zottigen Fridolin im Hauſe zu halten, umſomehr, als ſie ſchon an ihrem Kaplan, dem großen Ogerius, der ſpäter Abt im Kloſter auf dem Zobten wurde, einen Hausfreund hatte. Sie war überhaupt eine Provençalin, eine Franzöſin, und die Franzöſinnen lieben es bisweilen, ſich mit den deutſchen Bären einzulaſſen. Doch von allen Sagen abgeſehen, iſt das Bild für mich ein Symbol von vielfachſter Deutung. Dieſe Jungfrau hat zwar nichts von der Mediceiſchen Venus, ſie würde in jedem Kunſtcabinet eine traurige Rolle ſpielen; es laſſen ſich keine kritiſchen Gloſſen über ſie ſchreiben; Winckelmann würde vor ihr erſchrecken und ſelbſt Adolf Stahr bei ihrem Anblick nicht in Begeiſterung gerathen. Dennoch iſt dieſer naive Steinklotz, dies Mädchen ohne Kopf, ein rührendes Bild der jungfräulichen

Weiblichkeit. Unſere deutſchen Mädchen werden meiſtens kopflos erzogen; kopflos ſehen ſie ſich in der Welt und im Leben um, kopflos lieben ſie und heirathen ſie. Wenn ſie aber vorher noch Kopf hatten, ſo verlieren ſie ihn meiſtens in der Ehe gänzlich — oder es wächſt ihnen ein Drachenkopf auf dem Halſe nach. Dann iſt dies jungfräuliche Bild ein Symbol unſerer Ideale und Illuſionen — wie raſch hat ihnen das Leben, die rauhe Wirklichkeit mit ihrem Zottenpelz und ihren Tatzen, den Kopf abgebiſſen! Oder es erinnert mich an die deutſche Poeſie, der ebenfalls von einigen politiſchen, noch mehr aber von einigen kritiſchen Tendenzbären und „Alta Trollä" der Kopf vom Rumpfe geriſſen wird. Ueberhaupt gemahnt es in rührender Weiſe an die Vergänglichkeit alles Schönen, und wenn wir auf ein verfemtes Gebiet abſchweifen wollten, ſo könnten wir auch in dieſer Jungfrau ein Bild der europäiſchen Civiliſation ſehen, welche von dem nordiſchen Bärenthum zerfleiſcht wird. Doch sapienti sat! und mulier taceat in ecclesia und ein Theolog in politicis; eine weiſe Lehre, die heutzutage am wenigſten beherzigt wird, wo die Theologen unſere tonangebenden Politiker ſind!

Unter ſolchen und ähnlichen Betrachtungen ſtiegen Florbaum und ſein Begleiter den ſteilen Waldweg hinan, erquickten ſich am harzigen Duft der Nadelhölzer, deren Wipfel im Gold der Abendſonne ſchwammen. Im Schweiße ihres Angeſichts, da der ſinkende Tag noch hinlänglich ſchwül war, erreichten ſie den Gipfel des Zobten, ein geräumiges Wieſenplateau, auf welchem ſich wie ein Tafelaufſatz eine kleine romantiſche Felspartie erhebt. Auf dieſen Felſen, zu denen Stufen in die Höhe führen, ſteht die ſtattliche, weit ſichtbare Zobtenkapelle, aufgebaut aus dem Ertrage einer ſchleſiſchen Pfennigcollecte. Auf der Wieſe aber erhebt ſich das gaſtliche Wieſenhäuschen, auf welchem unſere erfriſchungsbedürftigen Wanderer mit Wohlgefallen ihre Blicke ruhen laſſen. Da indeß kein deutſcher Berg ſo hoch iſt, daß die Deutſchen auf ihm ihre Kaſtenunterſchiede vergeſſen könnten, ſo hat auch die kleine Herberge auf dem Zobten ihre geſonderten Räume: einen für die hohe Ariſtokratie, den andern für ein verehrungswürdiges Publikum, in welchem letztern es keine Polſterbänke, ſondern nur gewöhnliche Holzſtühle gibt. In ihm hatte ſich eine kleine Colonie verſammelt, die ſich von dem Commerce abgeſperrt, da ſie nicht mehr unter der ſtrikten Obſervanz der ſinbentiſchen Regeln ſteht: bemooſte Häupter, ſogenannte Alte Herren, Doctoren, Candidaten und einige Pennale. Unſere Ankömmlinge wurden von ihnen mit lautem Jubel begrüßt. Florbaum erfreute ſich hier einer größern Beliebtheit als bei verſchiedenen Stellenvergebern und wurde mit Acclamation zum Präſidenten erwählt. Eben begann er in der roſenfarbigſten Laune von der Welt einige Anekdoten aus ſeinem Leben mitzutheilen, Reminiscenzen aus dem alten breslauer Muſentempel, wo er zu ſeiner Zeit die Studentenbillets an der Kaſſe revidirte und ein unbeſtechlicher Glaquenchef war, dem nur die Begeiſterung früher als allen Andern in die Hände fuhr — da ſtörte ein eleganter Bedienter dieſe weihevollen Erinnerungen, indem er den Herrn Candidaten einlud, zur gnädigen Frau zu kommen. Florbaum's Gemüth verdüſterte ſich augenblicklich, denn ſein Herz hing nicht an der Baronin Z. und ihren Töchtern, denen er in Kopfrechnen, Weltgeſchichte, Mythologie und chriſtlicher Lehre ohne beſondern Erfolg Unterricht gegeben. Doch er durfte nicht leichtſinnig ſeine Zukunft verſcherzen, da gerade der Baron ihn zur vacanten Pfarrſtelle in ſeinem Kirchdorfe bei dem Conſiſtorium empfohlen. So verſprach er ſeinen Freunden, bald wiederzukommen, legte ſein Geſicht in würdige Falten und begrüßte die gnädige Frau mit einem möglichſt graziöſen Bückling, wobei er den Sommerhut ſo energiſch ſchwenkte, daß ſeine Verwundungen durch den Landesvater nicht ſichtbar werden konnten. Dann ging er mit väterlicher Miene auf die lieben Kleinen zu, Töchterchen von zehn und ſechs Jahren, die ſich aber von dem garſtigen Florbaum nicht küſſen laſſen wollten. Dieſer lächelte echtchriſtlich über die Demüthigung und tröſtete ſich im Stillen damit, daß ſie noch nicht das nöthige Alter erreicht hätten, um über ſeine Liebenswürdigkeit ein competentes Urtheil zu fällen.

Die Baronin befand ſich in einer ſehr gelangweilten Stimmung, was ihr leider öfter begegnete. Dieſe Langeweile ging aus einem Nervenleiden hervor, gegen welches ſie das Bad Landeck ſchon ſo oft vergeblich gebraucht. Eine vornehme Unbefriedigung durch das Leben bildete den Grundzug ihres Charakters — und dagegen wollten alle Schwefelthermen nichts helfen! Sie ſelbſt wünſchte auch nicht, ganz davon curirt zu werden, weil ſie ſonſt einen gewiſſen intereſſanten Zug in ihrem Geſicht verloren hätte, der ihr allein Erſatz für die frühere Schönheit bot. Sie war ſchon mehr intereſſant als ſchön, als ſie heirathete — ja ihre frühere Schönheit gehörte zu jenen Myrthen, über

welche die hiſtoriſche Kritik nie ganz ins Reine kommen konnte. Ihr Gatte huldigte ihr ritterlich, aber er vermied bei dieſer Huldigung alle unnöthigen Unkoſten, wie er auch, bei aller loyalen Haltung, als Mitglied der Kreis- und Provinzialſtände ſtets mit Lebhaftigkeit auf wünſchenswerthe Ersparniſſe drang. Er verfolgte überhaupt die praktiſchen Intereſſen mit größerm Eifer, als ſeiner, mehr auf das Exaltiſche geſtimmten Gattin lieb war, beſuchte alle Pferdemärkte und Kreistage und befand ſich auch heute wieder auf einer Geſchäftsreiſe abweſend, indem er als Landesälteſter ein benachbartes Gut zu taxiren hatte. Die Baronin, welche das großartige ſchleſiſche Creditinſtitut ſchon zu wiederholten malen verwünſcht, ſuchte ſich durch einen Ausflug auf den Zobten zu zerſtreuen, hatte aber in ihrem Tragſeſſel bereits ſo viele Stöße erlitten, daß ihr geringer Vorrath von guter Laune gänzlich aufgezehrt war. Es war daher keine leichte Aufgabe für Florbaum, eine Dame zu unterhalten, die bereits auf jedes Lebensglück Verzicht geleiſtet hatte und überdies an jener eigenthümlichen Zerſtreutheit, jenem halben „Darüberweghören" litt, welches in gewiſſen Kreiſen für ein Zeichen feiner Bildung gilt.

Der Bediente erhielt Ferien; der Candidat Florbaum trat an ſeine Stelle und beladen mit mehren Shawls, Tüchern und Hüten hatte er alle Gelegenheit, ſich in der Galanterie zu üben, obwol er ſie im Grunde ſeines Herzens für ein überwundenes mittelalterliches Vorurtheil hielt. Er führte die Baronin und die beiden Töchter hinaus auf das Wieſenplateau, wo ſich der freie Blick auf die ſchleſiſchen Ebenen eröffnete. Es war eine helle, warme Beleuchtung; auf hundert Kirchthürmen und ihren Wetterhähnen ſpielten die Strahlen der Abendſonne, die Fluren lagen mit ihren grünen und gelben Felderſtreifen wie ein großes Schachbret ausgebreitet und die Grenzen der fruchtbaren ſchleſiſchen Ebenen verſchwammen am Horizont. Florbaum beſorgte aus der nahen Bude ein Fernrohr, bot ſeine beiden Schultern ſelbſt als Untergeſtell dar und mußte zuletzt, als die beiden Töchterchen das ſchwere Inſtrument hinaufvoltigirten, eine ähnliche Stellung einnehmen wie das Schiff der Wüſte, wenn es beladen wird. Das war ein Schieben und Rücken, ehe das Teleſkop für die Augen paßte — und die bunten Ränder wollten gar nicht verſchwinden! Endlich entdeckte man den Eliſabethkirchthurm und die langen Häuſerfronten des breslauer Faubourg St.-Germain — auch der Silberſtreifen der Oder zeigte ſich dem bewaffneten Auge. Dann aber ſuchte man die eigene Heimat — das ſtattliche Rittergut M. Welche namenloſe Freude, als man den rothgedeckten Schafſtall und die Pappeln entdeckte, die ihn umgaben! Man konnte ſich daran nicht ſattſehen! Die kleine Marie glaubte ſogar ihren bärtigen Freund, den Inſpector, zu erblicken, wie er hoch zu Roß durch das Hofthor ritt, und die Baronin ſelbſt hatte nicht übel Luſt, von ſo hoher Warte aus ihre Wirthſchafterin zu controliren. Bei dieſen lange andauernden Familienfreuden vergoß der Candidat in ſeiner unbequemen Stellung heiße Schweißtropfen und war überglücklich, als die ſchleſiſche Ebene hinlänglich durchforſcht war. Nun aber ging es in die Felspartieen des Zobten, welche die reizende Ausſicht auf das ſchleſiſche Gebirge gewähren. Da die kleine Marie müde geworden war, ſo blieb Florbaum nichts übrig, als dies lebende Inventarſtück dem todten Inventarium beizufügen, das er auf ſeinen Armen wiegte, was eine gewichtige Vermehrung der auf dem armen Predigtamtscandidaten ruhenden Laſt ausmachte, da die Koſt in M. ſehr nahrhaft war. Gleichzeitig wünſchte die Baronin einige Aufſchlüſſe über die Geſchichte des Zobten zu hören und Florbaum begann ſeine Berichterſtattung unter erſchwerenden Umſtänden.

„Glücklicherweiſe verliert ſich dieſe Geſchichte in die graueſte Urzeit! Es iſt nicht anzunehmen, daß der Zobten einmal ein feuerſpeiender Berg geweſen iſt, obwol er ſich als ſchleſiſcher Veſuv ſehr impoſant ausgenommen haben würde! Daß die Slawen bisweilen hier ihre Opfer- und Freudenfeuer angezündet, von denen der Berg ſogar ſeinen Namen haben ſoll, iſt bekannt genug! Später finden wir hier oben eine ſtattliche Burg mit dem Burgherrn Peter Wlaſt, einem frühern normanniſchen Seeräuber, der jetzt hier ſeinen Horſt aufgeſchlagen und über 60 Kirchen und Klöſter in Schleſien gegründet haben ſoll. Auch auf dem Zobten hatte er auf den Rath ſeines Kaplans Ogier ein Kloſter erbaut — doch war die Luft hier den Mönchen zu rauh und ſie wanderten ſpäter in das geſchütztere Thal aus. Die geniale Bärenfreundin Marie Wlaſt war die Gemahlin des normanniſchen Grafen, deſſen ſpätere Schickſale, ſeine Einkerkerung und Befreiung, durch wunderbare Sagen ausgeſchmückt ſind. Ich denke mir unter dieſer Provençalin ein ſehr poetiſches Gemüth, ganz wie das Ihrige, gnädige Frau! Sie ſehnte ſich nach den Jongleurs und Troubadours ihrer Heimat zurück, ſtand oft träumeriſch

im Burgerker und ſah hinab auf das walddedeckte Schleſien, wo es damals noch mehr Wölfe und Bären gab als heutzutage Rittergutsbeſitzer! Wie rauh, wie langweilig kam ihr das Alles vor im Vergleich mit den reizenden Fluren der Provence! Jedenfalls liebte ſie die Südfrüchte, beſonders Apfelſinen — aber wie mühſelig war damals noch der Verkehr, damals, wo der Kaufmannsſtand noch nicht ſo poetiſch war wie heutzutage! Wie ſelten konnte ſie ſich an ihren heimatlichen Früchten erquicken! Auch trank ſie gern einen Becher guten Weins. Im proſaiſchen Schleſien wurde aber damals gar kein Wein gebaut, weder im Grüneberger noch im Falkenberger Kreiſe!"

„Aber woher wiſſen Sie denn das Alles?" unterbrach ihn die Baronin ungeduldig.

„Aus den Chroniken, die meine eigene Phantaſie ergänzt", entgegnete Florbaum, indem er ſich den Schweiß von der Stirn abtrocknete und die ſechsjährige Laſt auf einige Augenblicke auf einen moosbewachſenen Felſenſtein niederſetzte. „Ich verſichere Sie, dieſe Marie Wlaſt ſteht ſo lebhaft vor meiner Seele, daß nach meiner Beſchreibung unſer wackerer breslauer Maler Reich ein gelungenes Porträt von ihr ausführen könnte! Zwei feurige dunkle Augen, griechiſche Naſe, ein liebreizender Mund mit ſchalkhaftem Lächeln, eine ſchlanke, hohe Geſtalt, Lebensluſt vom Kopf bis zum Fuß — daneben er, der alte Wlaſt, ein wahrer Satyrkopf mit langem weißem Barte, andächtig lüſternen Augen — ein abgetakeltes Schiffswrack von einem Manne! Ich behaupte dreiſt, die Ehe war eine ſehr unglückliche! Der vielgewanderte Pirat war blaſirt, weil er ein buntes Leben hinter ſich hatte; ſeine Gattin war es, weil ihre geträumten Ideale nicht in Erfüllung gingen. So war es kein Wunder, daß ſie ſich als Schoosbündchen einen Bären und als Hausfreund einen Kaplan anſchaffte!"

„Und wem gehörte die Burg ſpäter?" ſchaltete die Baronin ein, um die durchgehende Phantaſie des Candidaten etwas am Zügel zu halten.

„Soviel ich weiß, den Herzogen von Schweidnitz! Später aber wurde ſie von den Huſiten erobert. Da war hier ein buntes Leben! Die Fahnen des Kelchs wehten, die Trommeln raſſelten — ich weiß nicht, ob die Trommel mit Ziska's Haut hier ſelbſt zugezogen war! Aber der Geiſt des einäugigen Ziska beſeelte die Taboriten und die in der Zobtenburg zurückbleibenden böhmiſchen Amazonen ſahen weithin durch die Lande den Brand der Klöſter und Städte, welche ihre Gatten und Brüder zu Ehren des Schwans von Konſtanz in Flammen ſteckten. Einen deutſchen evangeliſchen Predigtamtscandidaten wie mich durchdringt ein Gefühl ſcheuer Ehrfurcht, wenn er dieſer erſten wilden „Proteſtanten" gedenkt, die hier mit Feuer und Schwert gehauſt! Doch auch hier konnten ſie ſich nicht behaupten, ſondern unterlagen den ſchleſiſchen Herzogen. Wo Sie hier ſtehen, gnädigſte Frau, Trümmer, Schutt, Blut, Leichen, ſchöne Böhminnen, die ſich von den Felſen ſtürzen, eine Burg in Flammen, die als Freudenfeuer weithin über das von ſeinen letzten Drängern befreite Schleſien leuchtet —"

„Sie entrollen ſehr grelle Gemälde!"

„Jetzt erſt ergreif' ich den Pinſel Rembrandt's und male Ihnen ein düſteres Porträt mit der Ueberſchrift »Hammerſchlag«. In der halbzerſtörten Burg hauſte ſpäter ein Bandit. Ob er früher einmal eine unglückliche Liebe hatte, oder um ſein Erbe betrogen worden oder aus verzweifelter Genialität ſich zum vernichtenden Gott Thor machte, der ſeine Opfer mit dem Hammer zerſchmetterte, wage ich nicht zu behaupten! Er ſtürzte die Todten in die düſtern Felſenkeller der Burg! Ich will aus Rückſicht auf Ihre Nerven das Bild nicht weiter ausführen und bedaure nur im Intereſſe der deutſchen Leſewelt, daß Hammerſchlag nie bei Fürſt in Nordhauſen oder Baſſe in Quedlinburg als Held eines blutriefenden Romans die Preſſe verlaſſen. Seine Liebe zu irgendeiner Nonne, die er auf ſeine Burg entführt, gäbe einige herzerſchütternde Scenen und welche gewaltige Kataſtrophe, als die Sturmglocke in Schweidnitz läutet, die Bürger alle „den braunen Schöps" im Stiche laſſen, zu den Waffen greifen, ihre rieſigen Kanonen den Berg hinaufſchleppen, die Burg in Trümmer ſchießen und an Hammerſchlag und ſeiner ganzen Bande die Lynchjuſtiz vollziehen! Damals war's in Schleſien gerade ſo romaniſch wie heutzutage in Californien!" — —

„Genug! Sonſt können die Kinder heute nicht einſchlafen! Da ſind wir auch am Ziel! Wie herrlich geht die Sonne unter!" rief die Baronin, als ſie auf dem gewundenen Pfade den höchſten Felsbalkon des Zobten erreicht und das Amphitheater des ſchleſiſchen Gebirgs in voller abendlicher Glorie vor ſich liegen ſahen. Es war in der That ein überraſchender Anblick! Dicht gegenüber der Kuppe des Zobten, der walddewachſene Geiersberg, weiterhin die vorgeſchobene kölſchener Bergwarte, der lange Höhenzug der induſtriellen Eule, zu ihrer Linken das Glatzer Gebirge und das blau-

verſchwimmende mährische Gefilde, zu ihrer Rechten die Berge von Waldenburg und weiterhin die imposante Mauer des Riesengebirgs mit der im Purpurgewölk thronenden Koppe — je wechſelvolle Umriſſe mächtiger Berggruppen in dieſer Abendbeleuchtung mußten auch auf etwas abgeſtumpfte Gemüther, wie das der Baronin immer und das Fleerbaum's nach den letzten Strapatzen aufopfernder Dienſtbarkeit war, einen großen Eindruck machen. Die Sonne, immer mehr von ihren Strahlen entkleidet, ging wie eine rothe Kugel im Westen unter, noch zitterte ein trunkenes Lichtmeer auf den Bergen; aber über die Thäler rückten immer dichter die Schatten zuſammen; am Waldhange des Geiersberg ſingen die Nachtigallen an lauter zu ſchlagen und als die feurige Girandole, welche die verſunkene Sonne in ein aufgethürmtes Gewölk hinter den Bergen geſprüht, mit all ihrer bunten Farbenpracht erloſchen war, da ſenkte ſich die Nacht traulich auch über die hohen Warten der Erde und wer eine Heimat hatte, eilte ihr zu, um im lieben trauten Kreiſe auszuruhen!

Auch die Baronin verabſchiedete jetzt ziemlich gnädig ihren Begleiter, welcher daraus und aus einigen bezüglichen Aeußerungen neue Hoffnungen auf die Pfarrſtelle in M. zu ſchöpfen anfing und in beſter Laune zu ſeiner luſtigen Tafelrunde zurückkehrte, nachdem er der Baronin mit einigen Complimenten in den Seſſel geholfen und ihr noch ſeine ehrerbietigſten Empfehlungen an den Herrn Gemahl aufgetragen. Er jodelte ein munteres Lied, ſtopfte ſich eine rieſige Tabakspfeife an und gab ſich dem vollkommenſten Behagen hin, das durch mehre raſch geleerte Bierkuffen weidlich gepflegt wurde. Nun blühte die reichſte Anekdotenflora auf; die Porträts ſeiner ehemaligen Mitſtudenten wurden mit meiſterhaften Kohlenzügen gezeichnet; die ganze theologiſche Facultät gewann Leben unter ſeinen Händen. Die Schenkmädchen der „Nova" verwandelten ſich in reizende Hebes, „die grüne Baumbrücke", in Breslau, eine wildromantiſche Gegend an der Oblau, wo freilich nichts Grünes zu ſehen iſt, wurde, in Erinnerung an verſchiedene Nachtwächterabenteuer, die man daraus beſtanden, als die ſchönſte Brücke der Erde geprieſen und in der That erinnert ſie, bei der nöthigen Mondſcheinbeleuchtung und günſtigen Seelenſtimmung, an manche berühmte Brücke Venedigs! Man ſchwelgte in der Erinnerung an jene ſeligen Zeiten, wo es noch keine Kammern in Preußen gab und deshalb auch keinen 2procentigen Aufſchlag auf die Schlacht- und Mahlſteuer und wo man für einen Silbergroſchen drei Pfennige in der „Nova" zu Abend eſſen und auch noch ein Glas einfachen Biers dazu trinken konnte! Selbſt das rauchgeſchwärzte Studentenzimmer der „Nova" erſchien der anmuthig erregten Phantaſie als eine der ſtattlichſten Gaſthaushallen der Erde! Wie wonnig ruhte ſich's dort auf den holzernen Bänken! Man kam aus einem logiſchen Collegium bei Rochowsky und Thilo; man hatte den Darius und andere Schlüſſe kennengelernt, man wußte aus jeder propositio major und minor eine glänzende conclusio zuwegezubringen und dies ſtolze Bewußtſein erweckte eine olympiſche Heiterkeit; Kajüter floß wie Nektar und Ambroſia und die Göttinnen der „Nova" kredenzten mit lächelnder Anmuth! Nur eine, die auf dem erhöhten Katheder ſaß und das Rechnungsweſen unter ſich hatte, wofür die Griechen noch keine Göttinnen erfunden, die „Finanzminiſterin", welche die Einnahmen und Ausgaben zu reguliren hatte, machte öfters ein verdrießliches Geſicht, denn ſie brauchte ein Mithridatiſches Gedächtniß, um ſich alle die Namen und bärtigen Phyſiognomieen zu merken, welche „Credit" verlangten und erhielten! Wenn aber die Brotſtollen und marinirten Heringe, der Bier- und Punſchconſum eine anſehnliche Höhe erreicht hatten: dann gewann das Antlitz der finanziellen Oberprieſterin jenen mahnenden Ausdruck, welcher an das verhaßte Manichäerthum erinnerte und die zahlloſen „Grafen Zieſani, die ſchlechten Zahler", drängten ſich, ohne zu grüßen, am Katheder der finſterblickenden Contordame vorüber, das wie ein Schlagbaum dicht an der Thür erhöht war.

Da waren einige unſterbliche Kliniciſten, welche ſchon ſeit faſt einem Decennium, gegenüber der von ihnen behandelten Armuth, mit dem Doctortitel prunkten und nachdem ſie die Patienten in der Hauptklinik durch ein Ciceronianiſches Latein glücklich über ihren wahren Zuſtand getäuſcht, wieder ein Semeſter lang in der chirurgiſchen Arme und Beine abnehmen halfen. Bei dieſen titelloſen Söhnen des Aeskulap hatte ſich allmälig ein kecker Cynismus herausgebildet, es waren Stoff- und Kraftitanen von älterm Datum, aber vom reinſten Waſſer, von der Nationalökonomie hatten ſie nur unklare Begriffe, aber ohne über das Weſen des Credits viel nachzudenken, erreichten ſie von demſelben die ausgedehnteſte Anwendung. Alle dieſe Eigenſchaften waren natürlich nicht geeignet, ihnen die Liebe jener zartfühlenden und ſcharfrechnenden Kathederdame zu erwerben, welche ihnen in jedem Blicke einen Mahn- und Drohbrief nach-

ſandte. Nicht beſſer erging es jenem Philoſophen, der mit ſeinen großen ſpeculativen Augen und ſeinem orientaliſch langen Schnurrbart wie eine fremde höhere Erſcheinung in den lärmenden Kreis zu treten pflegte. Ohne die Vorbildung des Gymnaſiums hatte er ſich mit fanatiſchem Eifer dem Studium „des Abſoluten“ ergeben und kannte von der Welt und dem Leben nichts als die Hegel'ſche Logik und Phänomenologie. Auch hatte er ein Drama geſchrieben: „Der Sieg der Idee“, wo, nach ſeinem eigenen Ausdruck: „die Geſchichte hinten herunterfällt und die Idee triumphirt.“ Auch er hatte ſich keinesfalls der Gunſt jener weiblichen Geſchäftsführerin zu erfreuen, obgleich er mehrmals in ſeiner Liebenswürdigkeit ſoweit ging, ihr den Unterſchied zwiſchen Bewußtſein und Selbſtbewußtſein auseinanderzuſetzen. Am wenigſten verſtand ſie das Kopfüber der Idee, durch welches ſie in ihr Andersſein umſchlägt. Ihrer Phantaſie ſchwebte dabei ſtets ein Purzelbaum vor und ſie hielt den Philoſophen für einen Narren. Wie ganz anders Florbaum! Er hatte mit gewohntem Scharfblick bald erkannt, daß der Schwerpunkt des Credits auf dieſer minder reizenden, aber deſto nützlichern Schonen ruhe und während die andern ohne alle Berechnung ſich von den Reizen der Schenkhuldinnen zu ganz nutzloſen Liebkoſungen verleiten ließen, unterhielt er ſich aufs angelegentlichſte mit der Finanzminiſterin, ja er drückte, in unbewachten Augenblicken, ihr bisweilen die Hand, eine Zärtlichkeit, die durch ihre Seltenheit doppelt im Preiſe ſtieg. Die natürliche Folge davon war, daß Florbaum's Credit den Credit aller andern Muſenſöhne beiweitem überſtieg und bisweilen eine ſchwindelnde Höhe erreichte!

Dieſe Erinnerungen hatten alle Gemüther wehmüthig geſtimmt, mit Ausnahme der jüngſten, zarten Primanerherzen, die mit großem Unwillen zwiſchen ſich und dem Paradieſe der „Nora“ noch die Schranke eines Abiturientenexamens und die finſter drohende Geſtalt eines Schulraths erblickten. Man drang in Florbaum, er ſolle, zur Aufheiterung, ihnen eine Predigt halten, eine Strafpredigt, ähnlich wie der Pater Ventura dem franzöſiſchen Hofe, und der leichtſinnige Candidat, der es nicht unterlaſſen konnte, durch einige zarte Andeutungen ſeinen eigenen Beruf zu parodiren, begann nach einer andächtigen Pauſe, die allgemein zur Sammlung benutzt wurde:

„Meine andächtigen Zuhörer und Zuhörerinnen. Wir ſind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben ſollten! Ich erblicke hier vor mir Mediziner, Juriſten, Theologen — Männer, die bereits durch Examina bewieſen haben, daß ſie in ihren Facultäten etwas Tüchtiges gelernt und reif ſind, die Menſchheit zu beglücken. Aber — welcher Wurm in dieſer reifen Frucht, welche Verderbniß in dieſer anſcheinenden Tüchtigkeit wie kommt das Vergängliche der irdiſchen Weisheit, das Eitle aller Beſtrebungen, die Hohlheit der Wiſſenſchaft bei allen zutage! In wie viele Sekten hat ſich die heutige Medicin zerſplittert und welche Sünden haben ſie alle aufgeladen! Da ſind die Allöopathen der alten Schule, der Hort der Apotheker, mit ihren kräftigen Doſen, deren ganz entſchiedene Wirkung nur der böswilligſte Neid in Abrede ſtellen kann! Ich habe noch nie ohne Erfolg Rhabarber genommen und das Wechſelfieber ſtets mit Chinin vertrieben, ſo oft es auch wiederkam! Dann erwähne ich die Homöopathen, beſonders die Anhänger der Hochpotenzen, welche Eleganz in dieſen Fläſchchen, Tropfchen, Streukügelchen, wie kann man da ruhig in einem fort mediziniren, je nach der Stimmung der Nerven mit den Mittelchen wechſeln, wie intereſſant iſt es, unaufhörlich die Symptome zu beobachten, die an dieſem ſterblichen Leib, den der große Martin Luther ebenſo grob als wahr einen Madenſack nennt, hervortreten! Primärwirkungen habe ich zwar nie entdeckt, doch ich darf mich auch nicht zu den Geſunden rechnen, da meine Nerven durch das Studium der Kirchenväter angegriffen ſind und mein Herz durch eine glückliche zehnjährige Liebe, der leider vom Conſiſtorium der Brotkorb etwas zu hoch gehängt wird! Dann, meine Herren, die Hydropathen, energiſche Leute, reinigen den Menſchen gewaltſam, kneten und prügeln ihn mit Waſſer, jagen ihm den Kakodämon durch Douchen aus dem Leibe; dann, die Heil- und Zimmergymnaſtiker, machen uns zu Windmühlen und Ballettänzern, laſſen uns mit den Armen herumſchlagen und alle erdenkliche Rumpfverrenkungen vornehmen; dann die neuen Phyſiologen, welche, wie der Dichter von den Griechen ſang:

Sie wurden vom Spaziergehn's
Und von der Luft geſcheit —

behaupten, daß man vom Spazierengehen und von der Luft geſund wird. Doch alle die weitverzweigten Sekten dieſer ebenſo ſchwierigen wie überflüſſigen Wiſſenſchaft kommen darin überein, daß ſie die höchſt verwerfliche Weltanſchauung des Materialismus zu der ihrigen machen: die Leidenſchaften des zarten Geſchlechts auf Hyſterie, die

Fehler der Bureaukratie auf ſchlechte Verdauung, die Begeiſterung der Dichter auf eine zu große Leber zurückführen! Faſt alle ſind Anhänger von Moleſchott und Büchner und ſehen im Menſchen nur den für das anatomiſche Muſeum vorherbeſtimmten Cadaver, eine herumwandelnde Hieroglyphe, deren Räthſel das anatomiſche Muſeum löſt! Die heutige Medicin, meine Herren, iſt ein Sodom und Gomorrha von Freigeiſterei und Gottloſigkeit und ſie betrachtet den Geiſt nur wie etwas Spiritus, den die Natur auf das Plumpudding des Stoffs gegoſſen und durch Phosphor angezündet! Hebet euch weg von mir, ihr Stoffwechsler und -Wandler, ihr Lebenschemiker, ihr medicinischen Kraftmenſchen, die ihr im Menſchenherzen nur ein kunſtvolles Pumpenwerk des Bluts erblickt! Da reiche ich eher noch den Theologen die Bruderhand, obſchon ich nicht leugnen will, daß mir auch bei dieſer Facultät erhebliche Bedenken aufſtoßen! In Sekten iſt ſie auch zerfallen, die Theologie, und es iſt ein weiter Weg vom Oberconſiſtorialrath Hengſtenberg in Berlin bis zum Oberconſiſtorialrath Schwarz in Gotha! «Was iſt Wahrheit?» fragt Pilatus; «was iſt Wahrheit?» fragt auch Florbaum! In welcher Kirchenzeitung iſt ſie zu finden? Iſt ſie bei Paulus und Wegſcheider oder bei Stahl und Hengſtenberg, bei Schleiermacher oder bei David Strauß? Meine Herren, ſoll der wahre Chriſt tolerant oder intolerant ſein? Soll er intolerant ſein gegen die Toleranz oder tolerant gegen die Intoleranz? Herr Stahl hat darüber eine Rede gehalten, aber ich habe ſie nicht verſtanden! Denn ich habe nur bei Thilo und Rochowſky Logik gehört, bin aber nie ein Schüler des ſeligen Gorgias geweſen und habe nie bei Protagoras Stunden genommen! Ja, meine Herren, auch die heutige Theologie liegt im Argen —"

Soweit war Florbaum in ſeiner Faſtenpredigt auf dem Todten gelangt, als er plötzlich zurückfuhr, wie wenn ihm Banquo's Geiſt erſchienen wäre; ſeine ſammetblonden Haare ſträubten ſich und das Wort erſtarrte ihm auf den Lippen, denn eine lange, ſchmale Geſtalt ſtand hochaufgerichtet neben ihm, ſchoß ihm einige lodernde Baſiliskenblicke zu und ſprach dann mit ſanftem evangeliſchen Ziſchein: „Herr Candidat, Sie läſtern Ihr Fach und Ihren Stand! Ich bitte Sie, damit aufzuhören!"

Dieſe Bitte war bereits überflüſſig geworden, denn Florbaum war in ein ſo tiefes und ſtarres Schweigen gerathen, daß der kühne Klopſtock'ſche Comparativ: „Und die Stille ward ſtiller", bei Allen, die ihn anſahen, ja bei ihm ſelbſt auf das vollkommenſte Verſtändniß rechnen durfte! Wieder einmal lag ihm, wie jener Anne Marthe, der Topf mit allen Hühnern und Eiern zu Füßen! Denn die verhängnißvolle Stimme gehörte Niemand Anderm als dem Oberconſiſtorialrath N., einem Anhänger Hengſtenberg's und Stahl's, welcher den unglücklichen Einfall hatte, einen Sonnenaufgang auf dem Todten zu erleben. Doch für Florbaum war die Sonne untergegangen, denn gerade N. hatte die entſcheidende Stimme bei der Ausfüllung der Vacanz in M. Dieſer Donnerſchlag hatte alle Heiterkeit zerſtreut und ein höchſt mißmuthiges Geſicht, dem todtener Ventura gehörig, ſah aus der Stirn hervor.

Monden waren ſeit dieſer Kataſtrophe am Wieſenhäuschen vergangen. In M. predigte ein junger Geiſtlicher, der evangeliſchen berliner Richtung angehörig! Florbaum wandert noch immer „auf Probepredigten" umher und es ſoll in letzter Zeit ſogar ſeine Braut ungeduldig geworden ſein, was bei einer Candidatenbraut gewiß befremden muß, umſomehr, als ſie noch nicht einmal elf Jahre mit ihm verlobt iſt.

Reiſebriefe

von Emely Bölte.

V. Rom

Ich bin jetzt vier Wochen in Rom und beginne mich zurechtzufinden. Man darf nicht vorſchnell über dieſe ſeltſame Stadt urtheilen, ſich nicht unbedingt einem erſten Eindrucke hingeben.

Wir kommen mit vorgefaßten Meinungen hierher, wir erwarten ein irdiſches Paradies zu finden und müſſen die ſchmerzlichſte Enttäuſchung erfahren. Eine große Stadt nimmt uns auf, die in ihrer Bauart ſich wenig von jeder andern bedeutenden Reſidenz unterſcheidet und deren Umgegend und Lage in den Wintermonaten keinen überraſchenden Reiz bietet. Der blaue Himmel, die üppige Vegetation, die Orangenwälder, das Alles müſſen wir erſt vergeſſen lernen, bevor unſer Auge ſich den Schönheiten öffnen kann, die ſich uns bieten. Daß die Natur auch in Italien einen Winterſchlaf feiert, iſt eine peinliche Erkenntniß, die mir um ſo herber fiel, weil ich durch einen Aufenthalt in Nizza, wo weit mildere Lüfte wehen und die goldenen Aepfel die kürzeſten Tage des Jahres zieren, ſowenig darauf vorbereitet war. Ich habe nie mehr von der Kälte gelitten als gerade hier

in Rom und trotz der wärmsten Kleidung mich nie weniger gegen des „Nordwinds eisigen Hauch" zu schützen vermocht!

Seit einigen Tagen ist es wärmer geworden und ich lebe förmlich auf in dem behaglichen Empfinden dieser mildern Luft. Die Mandelbäume blühen, ihre röthlichen Blüten schmücken die Flur und hier und dort mischt sich das Lichtgrün des ersten Frühlings mit hinein. Die Erde erfreut und nie habe ich ihr mit wärmerer Empfindung ein Gottlob! zugerufen. Es bleibt immer doch das schönste Anbeten im Tempel der Natur und kein Gebilde der Kunst wird das Herz so hoch schlagen lassen als ein Sonnenuntergang an einem schönen Frühlingsabend.

Wagen rollen früh und spät, das Gesellschaftsleben hat nicht aufgehört, trotzdem daß die Zeit der Fasten begonnen. Die Gesandten empfangen, die große Welt kommt allnächtlich in diesem oder jenem Palaste zusammen und nur zu tanzen hat man aufgehört. Das Salonleben ist hier wie überall, man drängt sich in gefüllten Räumen umher, wechselt hier ein Wort und wieder dort und kehrt ermüdet nach Hause zurück. In italienischen Familien bekannt zu werden ist nicht allein sehr schwer, sondern sogar unmöglich. Sie lieben die Fremden nicht und vermeiden sie, wo sie können. Mich in die wogende Welt hier zu mischen, ist weder mein Wunsch noch meine Neigung. Ist man den ganzen Tag beschäftigt gewesen, die herrlichen Galerien zu durchwandern und Kunstwerke betrachtend zu bewundern, pflegt man am Abend gern der Ruhe und kann sich kaum noch entschließen, Toilette zu machen, um in hellerleuchteten Sälen eine bunte Menge unbekannter Menschen zu begrüßen. Nur ausnahmsweise entschloß ich mich daher, einem Feste beizuwohnen, wo ich dem vornehmen römischen Adel begegnen konnte, was bei den größern Gesellschaften der verschiedenen Gesandten der Fall ist. Die Toilette der Damen, ihr Schmuck überraschte mich, weniger ihre Schönheit. Die Römerinnen sind nur selten schön und verblühen schnell. An Uniformen fehlt es bei diesen Veranlassungen nicht, mehr aber noch als diese schmückt die Tracht der Cardinäle und Bischöfe einen Salon, sie dürfen schon darum nirgends fehlen und fehlen auch nirgends.

Unser Arzt, der Doctor Allert, der hier eine bedeutende Stellung bekleidet, sagte mir eines Tags, es würden am Abend zwei Cardinäle mit dem rothen Hute bekleidet, ich solle der Ceremonie beiwohnen und mich bei der großen Cour mit einfinden. Ich säumte nicht. Seiner Weisung folgend, begab ich mich um 8 Uhr nach dem Palast Santa-Croce, in der Erwartung ihn dort zu finden. Er war nicht an dem bestimmten Platz. In einem fremden Hause sich selbst einführen ist eine verlegene Sache; indessen, was thäte man nicht um eines rothen Hutes willen? Ich stieg also kühn die Treppe hinauf und gelangte in ein Vorzimmer, wo ein Herr Bedienten auf mich zustürzte und mich um meinen Namen befragte, der dann, einem Lauffeuer gleich, durch alle Zimmer wie mit fürchterlichem Echo widerhallte. Indessen wanderte ich muthig weiter und kam endlich in ein Zimmer, an dessen Schwelle ein geistlicher Herr stand, der einen dreieckigen Hut unter seinem Arme hielt. Ich begrüßte ihn und war eben im Begriff, mein Eindringen zu entschuldigen, als von der andern Seite des Zimmers Doctor Allert in rother mit Gold gestickter Uniform, geschmückt mit vielen Orden, mir zu Hülfe eilte und mich in aller Ordnung vorstellte. Der Cardinal redete mich nun sehr verbindlich an, er war ein Deutscher, kam von Köln und kehrte nach Köln zurück und sprach die liebliche Mundart, die dort gebräuchlich. Leider durfte ich nicht lange in seiner Nähe verweilen, Gäste auf Gäste traten ein, und inmitten eines angefangenen Satzes mußte er sich zu einer andern Dame wenden, deren Name ihm eben zugerufen ward.

Ich folgte dem Strom der Fremden und sah mich zugleich in den Gemächern um. Ein Junggesell, ein römischer Cardinal bewohnte sie und hatte sie seinem Freunde für das übliche Ceremoniel der Beglückwünschung geliehen. Weiche Teppiche bedeckten den Boden, bequeme Sessel fanden sich überall, Bücherschränke mit wohlgefüllten Borten zierten die Wände. Der Inhaber dieser Räume war dem Comfort nicht fremd. Da ich unter die ersten Gäste gehörte, so sah ich die folgenden einzeln eintreten, ich hatte auf einem rothen Sammetsopha neben der Thür Platz genommen. Eine stattliche Dame, in weißer Seide, den Kopf mit Federn und Diamanten geschmückt, war eben durch dieselbe eingetreten und stellte sich in die Mitte des Raums, wo Jeder, der ihr folgte, sie zu begrüßen eilte. Sie repräsentirte die Wirthin und um dieser Pflicht auch mir gegenüber zu genügen, setzte sie sich zu mir und begann in französischer Sprache eine Unterhaltung mit mir, in deren Verlauf sie mir mittheilte: daß heute leider nur zwei Cardinäle die Gratulationen annähmen, während mitunter vier bis fünf zu gleicher Zeit den Hut em-

pfängen, was sehr unterhaltend sei. Neue Gäste riefen sie von meiner Seite fort und ich erfuhr, daß die Herzogin von Santa-Croce es übernommen hatte, die Damen zu empfangen, welche dem deutschen Cardinal ein Compliment zu machen so gütig wären. Die ganze Geistlichkeit erschien jetzt, Bischöfe mit der goldenen Kette, an der das Kreuz hängt, das sie in Rom, wo der Papst selbst Bischof ist, unter dem Kleide verbergen müssen, Cardinäle, Senatoren, Legaten, der päpstliche Hofstaat im vollen Ornate war anwesend, der römische Adel und alle Gesandschaften fanden sich ein, die Zimmer leuchteten von Uniformen, Schmuck und festlichen Gewändern.

Mein Weg führte indeß weiter. Doctor Allert winkte mir und ich brach auf. In den Vorzimmern war es jetzt überfüllt von galonnirten Dienern, die, als Begleitung ihrer Herrschaften, hier des Winkes harrten, deren Wagen herbeizurufen. Einzelne entfernten sich mit uns, während der große Strom immer im Zuströmen begriffen blieb und das donnernde Echo neuer Namen unablässig von Zimmer zu Zimmer hallte, bis er an das Ohr Desjenigen gelangte, dem der Träger seine Huldigung darbringen wollte. Mit Mühe erreichten wir unsern Wagen und fuhren wie im Fluge dem Venetianischen Palaste zu, wo ein zweiter Cardinal in dem Local des östreichischen Gesandten empfing. Hier waren die Räume noch weiter, war die Dienerschaft noch zahlreicher, das donnernde Echo des Namens noch weithallender. Der Cardinal, ein Kroate, bediente sich gleichfalls der deutschen Sprache, sowie ich ihm als Landsmännin vorgestellt war. Er wollte einige Wochen in Rom verweilen, die berühmte Stadt in Augenschein zu nehmen und dann in sein Vaterland zurückkehren, dessen Reize er keineswegs gegen Italien zurücksetzte, doch in der Schilderung derselben durch den Andrang neuer Gäste gehemmt ward. In dem anstoßenden großen Gemache empfing die Gräfin Colonna die Damen. Man setzte sich, man stand, Erfrischungen wurden auch hier nicht gereicht, man kam, man ging, wie die Neigung es eingab. Es war eine sehr artige Komödie! Als das Auge sich gesättigt, suchten wir unsern Wagen, doch währte es lange, bevor der Diener ihn unter dem Andrang von kommenden und gehenden einen Platz verschaffen konnte. Der ganze weite Platz vor dem Venetianischen Palaste war mit Equipagen gefüllt, deren Reihen das Auge nicht zu übersehen vermochte. Zwei Musikchöre spielten ihre lustigen Weisen dazwischen und die päpstliche Garde ritt unter der Menge hin und her, um einen Durchgang in dem Gedränge offenzuhalten. Die Sterne funkelten dazu am dunkeln Nachthimmel, als lachten sie über das alte Rom in dieser neuen Gestaltung.

Drei Tage währen diese Gratulationen und am Morgen des vierten überreicht der Papst im Vatican den Cardinälen feierlich den Hut und ertheilt ihnen seinen Segen. Die Damen müssen bei dieser Gelegenheit schwarz gekleidet sein, wie allsonntäglich in der Sixtinischen Kapelle und einen schwarzen Schleier auf dem Kopfe tragen; wir begaben uns daher um die zehnte Stunde nach dem Palaste, wo wir die Räume bereits so gefüllt fanden, daß wir kaum noch einen Platz für uns gewinnen konnten. Am obern Ende des Saals trat durch eine Seitenthür der Papst ein, geschmückt mit der spitzen goldenen Mütze, welche die dreifache Krone vorstellt, und nahm auf seinem Thron Platz. Die Cardinäle saßen in einer Reihe längs der Wand hin und im Vorgrunde standen die Herren, welche sich als Zuschauer eingefunden. Auf den Fußkuß folgte die Verkündigung der neuen Würde, dann erst wurden die eben ernannten Cardinäle in den Saal geführt und erhielten, auf den Stufen des Throns knieend, ihren Hut und den päpstlichen Kuß, worauf jeder der Reihe nach zu allen Cardinälen ging und von diesen den doppelten Bruderkuß empfing. Diese Ceremonie war mir so seltsam als überraschend. Als sie beendet, erhob sich der Papst und zog sich in seine Gemächer zurück, die Cardinäle aber, ein jeder von zwei Geistlichen gefolgt, die seinen Mantel gleich einer Schleppe trugen, begaben sich in die Sixtinische Kapelle und verrichteten ein kurzes Dankgebet, dann bestiegen sie ihre roth mit Gold verzierten Wagen, zwei Diener sprangen hinten auf, und fuhren ihren Wohnungen zu, in denen es ihnen an heiterer Geselligkeit nicht fehlt. Auf diesem Boden, wo die Tradition, die Götterlehre und die Geschichte uns so mächtig entgegentreten, kann man nicht sogleich den Priesterstaat, wie er unserm Auge entgegentritt, der classischen Vergangenheit anreihen. Es fehlen die Uebergänge.

Neben uns, auf der Piazza di Spagna, wird jetzt eine hohe Säule aufgerichtet, welche ein Standbild der Madonna tragen soll, zur Erinnerung des Triumphs ihrer unbefleckten Empfängniß. Die Menge sieht dem gaffend zu und bekümmert sich wenig um diese Dogmen einer Kirche, die das Volk mehr fürchtet als liebt. Im Colosseum wird jeden Freitag gepredigt und an den

darin errichteten zwölf Betstühlen knien Gläubige und erflehen des Himmels Gnade auf die Fürbitten der heiligen Märtyrer, die hier getödtet wurden. Ich saß auf der höchsten Spitze des alten Gemäuers und schaute von dort hinab. Die graue Brüderschaft erhob ihren monotonen Gesang und beleidigte das Ohr durch manchen Mißton. Am Eingange war der Eine von ihnen zurückgeblieben und schellte mit einem kleinen Sacke eine Gabe zu erhalten und, nach der Bibel, die nicht will, daß die Rechte übe was die linke thue, hatte er dabei seine Kapuze über den Kopf gezogen, wohlweise aber zwei kleine Löcher hineingenäht für seine Augenhöhlen, damit ihm trotz der scheinbaren Blindheit nichts entgehe. Die Sonne schien so schön warm vom Himmel, kein Lüftchen regte sich und die Bäume entfalteten fast sichtbar Blättchen und Blüten. Auf dem Gemäuer wuchs reichlich der Goldlack, von dem ich ein duftendes Bouquet in der Hand hielt, das mir der Schließer des Colosseums gepflückt. Am Rande des Horizonts stiegen Rauchsäulen empor, es war das Dampfboot, welches die Tiber hinuntergeht und jenes, welches von Civita-Vecchia nach Neapel an der Küste hinfährt. An einem hellen Tage könne man auch das Mittelländische Meer gewahren. Meine Gefährten lasen und ich saß sinnend, träumend und stierte dann und wann eine Frage an unsern Führer, der mir erzählte, daß sein Bruder Priester sei und sich jetzt in Amerika befände, wohin ihn auf Verlangen der nordamerikanischen Katholiken nach Geistlichen der Papst mit mehren Andern hingesandt, eine Wahl, mit der er sehr zufrieden, weil er sich dort wohl befinde und man dort billiger und besser lebe.

(Ein schöner Dienst brauchte.)

Anregungen.

Die sittliche Norm und die sittliche Erziehung.

Die Urtheile über die sittliche Erziehung werden so verschieden ausfallen, als die sittliche Norm verschieden ist, die man dem Menschenleben zugrunde legt. Vom Standpunkte des Kant'schen Kategorischen Imperativs z. B. wird man bei der sittlichen Erziehung vornehmlich darauf hinarbeiten, daß der Zögling beständig das Du sollst' vor Augen habe, daß er das Rechte und Gute nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht erfülle. Andere, die nicht die Vernunft, sondern das Gemüth als Quelle der Sittlichkeit erkennen, werden bei der sittlichen Erziehung auf das Gemüth des Zöglings zu wirken und Neigung für das Rechte und Gute in ihm zu wecken suchen. Wieder anders wird sich die sittliche Erziehung von theologischen Vordersätzen aus gestalten. Da wird man die Liebe zu Gott oder die Furcht vor seinem Zorn zum Prinzip machen.

Darum hat man von Jedem, der über sittliche Erziehung schreibt, mit Recht zu fordern, daß er sich zuerst über die sittliche Norm des Menschenlebens klar ausspreche. Das thut auch Friedrich Dittes, ein Schüler Vorke's, in seiner „Naturlehre des Menschen und Kunstlehre der moralischen Erziehung" (Leipzig, G. Mayer, 1856).

Gemäß der Vorke'schen Psychologie geht der Verfasser empirisch gewerbe. Er legt das Faktum zugrunde, daß wir die Güter und Uebel des Lebens nicht alle gleichmäßig schätzen, sondern in ihrer Schätzung eine Rangordnung machen. „Insoweit", sagt er, „diese Präferenzionen des Menschen zu ungeschickter Entwickelung kommt, muß das gesammte menschliche Seelenleben und alles derselben Förderliche höher geschätzt werden als der Leib und was ihn nährt und erquickt." Wer würde sein Erkennen und Wollen, sein Hoffen und Glauben, sein Fühlen am Schönen, Wahren und Guten gegen Stumpfsinn austauschen, auch wenn ihm dafür alle Schätze der Erde gegeben würden? Im Gegentheil — „Um der höchsten Achtung erfüllt uns das Benehmen an Die, welche den Leib lieben lassen, um nur die Seele unverletzt zu erhalten, wo es denn in jenem Fall viel ist, das geistige Leben für nichts zu achten, wenn in demselben die höchsten menschlichen Interessen entschieden gefährdet sind."

Auf diesem Fundament baut der Verfasser die moralische Norm ab. Schätze Alles nach seinem wahren Werthe und lege diese richtige Werthschätzung der Dinge allen deinen Neigungen, Trieben, Wollungen und Handlungen zugrunde. Soweit ein Mensch dieser Richtschnur entsprechend ist, soweit ist er nach dem Verfasser sittlich, in dem Maße, als er von ihr abweicht, ist er unsittlich.

In der Erziehung verwirft der Verfasser alle Einseitigkeit, die nur eine oder die andere Grundanlage der menschlichen Natur auf Kosten der andern zu entwickeln sucht. Der Erzieher soll nach ihm vor allem darauf sein Augenmerk richten, daß die Grundanlagen des Kindes zu wirklichen Kräften werden, aus denen selbstthätiges inneres und äußeres Wirken hervorgeht. So enthält sein Buch vortreffliche Andeutungen über die Zöglinge und ihre Lebensrichtung, über die Erzieher und ihre Wirkungsweise, über die Zwecke und ihre Vermittelungen.

Doch der Vorke'sche Satz, von dem er in der Einleitung zur „Kunstlehre der moralischen Erziehung" ausgeht, daß der Mensch von Natur weder gut noch böse sei, daß er blos eine Summe [illegible] Kräfte und leerer Vermögen, aber keine Sachen

gebilde mit zur Welt bringe, daß demnach in dem jungen Menschen ebenso viel ästhetische als moralische Entwickelungszustände kommen können — diese den Menschen gewissermaßen zu einer Tabula rasa machende und daher der Erziehung eine überwiegende Macht zuschreibende Ansicht wird nicht nur von andern Physiologen bestritten, sondern es dürften ihr auch die Thatsachen der Erfahrung entgegenstehen. Woher die Erscheinung, daß bei gleicher Erziehung sich doch der Charakter der Individuen so verschieden gestalten? Man ist jetzt endlich geneigt, den Menschen zu einem bloßen Product der äußern Umstände und Einflüsse zu machen. Aber empirisch wird diese Behauptung, daß der Mensch ein passives Wachs ist, dem sich beliebig diese oder jene Form geben läßt, eben nicht bestätigt. Hier dürften die Phrenologen, die angeborene intellectuelle und moralische Triebe annehmen, weit mehr die Erfahrung für sich haben, wenngleich wir nicht ihre Ansicht theilen können, daß jeder Trieb an einer besondern Erhöhung oder Vertiefung des Schädels zu erkennen sei.

„Gläubige Jünglinge."

Hackert erwähnte kürzlich auf der immer bedeutungsvoller werdenden Tribüne der preußischen Kammer den zunehmenden Mangel an nachwachsenden Lehrkräften für den Volksunterricht. Er hätte auch den immer geringer werdenden Zudrang erwähnen dürfen zum Cursus der Theologie.

Kein Wunder, wenn zu den Bedingungen, unter denen man z. B. in Seminarien zur Negierung von Stipendien zugelassen wird, die „Gläubigkeit" der jungen Leute obenansteht:

Gläubigkeit im 16., 17. Lebensjahre!
Wenn man mit Faust ausrufen kann:
Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und leider auch Theologie
Durchaus studirt mit heißem Bemüh'n!

und dann dahinkommt zu begreifen, daß wir nichts wissen können, dann von Ostermorgengesängen mit Rührung ergriffen wird, den Glauben der Kinderjahre aller Weisheit der Welt deshalb vorzieht, weil er uns in die Zeit zurückführt, wo wir noch schuldlos waren und die Leidenschaften des Lebens noch kannten, dann mag man, in unserm 40., 50 Lebensjahre, von Gläubigkeit sprechen.

Aber Jünglinge, die kahlen Bäumen gleichen, die sich erst belauben sollen, Jünglinge, die sich mit den Namen der Wissenschaft erst die leeren Reihen ihrer Ideen füllen sollen, Jünglinge von 16, 17, die Mingolstern auf unsern Universitäten von 20 Jahren, solche Unreife, die schon einen geschlossenen Cyclus bewußter Christlichkeit bilden will, welche trübe Verirrung des Zeitgeistes!

Die Fürsten und Minister glauben, weil der Widerspruch gegen diese Erscheinungen, die lediglich das von ihnen befolgte System hervorruft, nur schwach ist, so würden sie von der öffentlichen Meinung getragen. Sie irren sich. Diese Stille im Lande ist nur die Folge der Furcht. Nicht so sehr der Furcht, sich die allerdings fast unerläßliche Gunst der Großen zu verscherzen, als jener Furcht, durch Widerspruch in der That den Geist der Unzufriedenheit zu mehren, den jene so bewußt gepflegte Gläubigkeit entfernen soll. Man glaubt es den Regierungen, daß die Gefahren der Anarchie groß sind; man hat diese Anarchie erlebt und wünscht nicht ihre Wiederkehr. Daher dies Schweigen. Aber es ist das Schweigen des ruhigen Gewerbetreibenden, nicht das Schweigen der Zustimmung. Die Familienväter machen in der Stille mit ihren Kindern ab, daß auf gräßlich steinen Wegen kein Heil mehr in dieser, nach der einen Seite hin gedankenlos frevelen, nach der andern gedankenlos bigoten Welt übrigbleibt.

In der geringen Frequenz der theologischen Hörsäle und der Seminarien liegt eine ernste Mahnung. Wer sie hören wollte!

Lebensblicke

von L. Habicht.

Durch das Niederschreiben unserer Gedanken räumen wir in unserm Geiste auf.

* * *

Wir werden nur Das, wozu wir uns selber machen.

* * *

Eine That, die die reife Frucht unseres vernünftigsten Denkens ist, soll uns selbst dann nicht gereuen, wenn sie zu unserm Verderben ausschlüge.

* * *

Fürchte, aber nicht Feinde, weil im Klage zu nahen sein.

* * *

Welch ein ungerechtes Loos ist es doch! Solange wir jung sind und das Herz frisch genug ist, selbst die tiefste Einsamkeit zu ertragen, rankt sich Freundschaft und Liebe blühend um die heißklopfende Brust, und wenn wir alt und müde geworden, dann stehen wir allein und nur matte Blätter rauschen zu unsern Füßen!

* * *

Dann darfst auch du dich lieben, wenn du in das wunderbare Getriebe einer verwandten Seele blickst und in Jubel ausbrichst, selbstvergessen in ihr das wiederzufinden, wie du selber bist!

* * *

Wie können wir nicht mehr erschrecken über ein im Streit uns entfallenes bitter höhnendes Wort, mit dem wir uns dann selbst mehr als den Feind verletzt haben!

* * *

Es sollte uns erfreuen, nicht enttäuschen, kurz nach einem Menschen zu sehen, wo wir überirdische Wesen suchten.

* * *

Ein Geist mag noch so glockenrein gestimmt sein, die voll ausklingende Empfindung gibt er harmonisch nicht wieder.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 31.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Sgr.

Franz Anton Mesmer.

Ein Bild auf sein Leben und seine Lehre. Von Mittelstadt. Dr. A. Clemens in Frankfurt am Main.

II.

Es war eine natürliche Folge, daß Beobachtungen dieser Art Mesmer allmälig von dem betretenen Pfade der gewöhnlichen Heilmethode entfernten. Blutentziehungen, Vomitive und ausleerende Mittel waren fast die einzigen, die er bei seinen Kranken neben seiner Behandlungsweise und auch diese nur höchst sparsam anwandte. So viele Mühe er sich auch gab, andern Aerzten seine Beobachtungen, seine Curmethode, aus der er nie ein Geheimniß machte, zu erläutern und sie zur Nachfolge aufzufodern, so sah er sich in gleichem Maße von ihnen gemieden. Man behandelte ihn als einen Sonderling, nannte ihn einen Systemhelden, verspottete ihn als einen Träumer oder machte ihm gar ein Verbrechen daraus, sich von dem gewöhnlichen Wege der Arzneikunst entfernen zu wollen.

Denn Mesmer sprach allerdings offen die Ansicht aus, daß wir, je tiefer wir in die Oekonomie des menschlichen Organismus eindringen, umsomehr von der Unzulänglichkeit unserer bisherigen Heilmethode überzeugt werden müßten. So wissen wir wol, daß die Nerven die Hauptorgane der Empfindung und Bewegung sind, aber die Kunst, ihren Störungen zu begegnen, ist uns im eigentlichen Sinne des Worts noch unbekannt. Ein direct auf das Nervensystem wirkendes Mittel, geschickt, dessen gestörte Harmonie wiederherzustellen, ward von der bisherigen Medizin, wollte sie offenherzig ihre Schwäche bekennen, schmerzlich vermißt.

So vergingen Mesmer zwölf Jahre unausgesetzter Beobachtungen. Er sah Nervenkrankheiten von selbst ihre Form verändern, manche ohne alle ärztliche Behandlung in Genesung übergehen, andere, trotz der rationellen Curmethode, sich verschlimmern. Den einmal aufgefaßten Gedanken von einer in der Natur allwaltenden Kraft in ihrem speciellen Einflusse auf das Nervensystem des Menschen in den verschiedenen Krankheiten zu prüfen, war nun das Hauptaugenmerk seiner Behandlungsart. Er beobachtete die Krankheiten nach ihrem Ursprunge, ihrem Verlaufe, ihren Krisen in Beziehung auf die großen Wechselverhältnisse unsers Sonnensystems und Weltalls, kurz in Beziehung auf Das, was er „Allmagnetismus" nannte, und so gelangte er allmälig auf eine neue Lehre von Entstehung der Krankheiten und zugleich auf ein einfaches, ihre wohlthätigen Krisen beförderndes Heilverfahren.

Daß es in der Natur ein allwirkendes, alldurchdringendes, allbelebendes Princip geben müsse, davon hielt er sich mit allen Aerzten und Weisen im Innern überzeugt. Von welcher Beschaffenheit aber dieses Agens sei und wie es der Mensch in seine Gewalt bekommen könne, das war von nun an der Gegenstand seiner eifrigsten Forschungen. Erst glaubte er, dasselbe in der Elektricität entdeckt zu haben, fand diese jedoch bald zur Hervorrufung wie zur Erklärung aller Erscheinungen ungenügend und ging davon ab.

Von dem Mineralmagneten überhaupt, von seiner Wirkung auf das Eisen, von den verschiedenen Versuchen, die man, zumal in England und Deutschland, angestellt hatte, ihn gegen gewisse Krankheiten, als Gicht, Rheumatismen, Kopfweh, Zahnschmerz, Obermüdigen, Magenkrampf in Anwendung zu bringen, war ihm das Nothwendigste bekannt. Diese Erfahrungen, verbunden mit den bekannten Eigenschaften des Magneten, das Eisen anzuziehen, in welchem sein System der in den Körpern verborgenen Anziehungskraft so deutlich in die Augen tritt, vermochten ihn, den Mineralmagneten als das passendste Mittel in seiner Behandlung von Nervenkrankheiten anzuwenden.

Um diese Zeit lebte in Wien Pater Maximilian Hell, ein gelehrter Jesuit, Professor der Astronomie, der es in Anwendung künstlicher Magnete gegen gewisse nervöse Krankheiten zu einer Art von Berühmtheit gebracht hatte. An diesen wendete sich Mesmer mit der Bitte, ihm mehre künstliche Magnete, und zwar von verschiedener Form, verfertigen zu lassen, wie sie zur Anwendung bei Krankheiten am passendsten wären. Pater Hell säumte nicht, seinem Begehren zu willfahren und händigte ihm mehre solcher künstlichen Magnete zu seiner Behandlung ein.

Genaue Beobachtungen, die Mesmer an einem Fräulein Oesterlein anstellte, welche, an einer convulsivischen Krankheit leidend, in seiner eigenen Behausung aufgenommen, von ihm mit der größten Sorgfalt behandelt wurde, belehrten ihn, daß die an ihrem Körper stattfindenden Erscheinungen nicht allein vom Mineralmagneten herrühren könnten. Er schloß auf ein noch feineres, wirksameres Agens, das durch den künstlichen Magneten wirke, wie schon das Eisen durch bloßes Bestreichen magnetisch wird. Er verfolgte den Ursprung der durch den Mineralmagneten hervorgebrachten Wirkungen bis auf seinen eigenen Organismus und fand, daß er dieselben, ja noch größere Wirkungen hervorbrachte, wenn er statt des Mineralmagnets sich einzig und allein seiner Hände bediente. Man sagt, ein von einem Baume fallender Apfel habe Newton auf die Gesetze der Schwerkraft gebracht. Eine ähnliche einfache natürliche Erscheinung befestigte in Mesmer die Ansicht, daß der Mensch auf den Menschen ohne alle Zwischenkörper wirken könne. Einst stellte er bei einem an einer Lungenentzündung leidenden Kranken einen Aderlaß an und bemerkte, daß der Strom des Bluts sich hob, wenn er sich dem Kranken näherte und sich senkte, wenn er sich von ihm entfernte. So wurde im Jahre 1773 auch der künstliche Magnet beiseite gelegt, durch naturgemäße ausgedachte Bewegungen der eigenen Hände bei Kranken die bedeutendsten Wirkungen hervorgerufen. Der animalische Magnetismus war entdeckt. Jetzt entspann sich zwischen Mesmer und Pater Hell jener ärgerliche Streit, der gleich auf den Ursprung des animalischen Magnetismus ein so zweideutiges Licht werfen sollte. Während bei Mesmer die Anwendung des künstlichen Magnets nur der erste Schritt zur Entdeckung eines viel höhern lebendigern, auf die Nerven unmittelbar wirkenden Agens war, behauptete Pater Hell öffentlich, er habe in dem künstlichen Magnet ein specifisches Mittel gegen alle Arten von Nervenleiden entdeckt, es käme vor allem nur darauf an, ihm diejenige Form zu geben, die für jedes Nervenübel die passendste wäre und so sehe er sich in den Stand gesetzt, die schwersten und eingewurzeltsten Krankheiten dieser Art gründlich zu heilen. Weil man diese verschiedenen Formen dem künstlichen Magneten zu geben bisher unterlassen, habe in England und in Frankreich die Behandlung mit dem Mineralmagneten nicht überall den gewünschten Erfolg gehabt. Dieser Meinung noch mehr Eingang zu verschaffen, sendete er mehre Garnituren künstlicher, von dem wiener Künstler Gasser nach seiner Angabe verfertigter Magneten an verschiedene Akademieen und beschrieb nach ihren verschiedenen Formen die Analogieen, die zwischen diesen und den verschiedenen Krankheiten stattfinden sollten. „Diese verschiedenen Formen, die ich meinen künstlichen Magneten gegeben habe", so lauteten seine Worte, „entsprechen den verschiedenen magnetischen Strömungen und in diesen liegt ihre specifische Kraft gegen diese verschiedenen Krankheiten." Seine Absicht ging dahin, die Fabrikation der künstlichen Magnete mit der Entdeckung zu verwechseln, die ihm Mesmer mitgetheilt. Dies nichts weniger als freundschaftliche Verhalten erhellt noch deutlicher aus den Worten, mit welchen er jene obenerwähnten Briefe schloß: Er habe diese seine Behandlungsweise den Aerzten und namentlich Mesmer mitgetheilt, als einem Manne, dessen er sich ganz besonders in Zukunft zur Bestätigung seiner Behandlungsweise bedienen werde.

Die verschiedenen Schriften, die Pater Hell nach und nach über diesen Gegenstand veröffentlichte, erzeugten und verbreiteten im Publicum den Glauben, das neue Heilmittel gegen Nervenkrankheiten bestände in der bloßen Anwendung des Magnets. Diesen Irrthum zu berichtigen und zu widerlegen ergriff nun Mesmer selbst den Weg der

Oeffentlichkeit und zeigte, seine Entdeckung bestände in einem animalischen, keineswegs in einem mineralischen Magnetismus, seine Entdeckung sei eine von dem Mineralmagneten ganz verschiedene. Vergebens! Einmal überwog das Ansehen des Pater bei weitem das des noch unbekannten Arztes, dann fand es das Publikum viel leichter, an die Einwirkung eines Magneten zu glauben, den man mit Händen greifen und auf die leidende Stelle richten könne, als von einem Agens, einer Kraft, einem Fluidum zu hören, das man weder sehen, noch hören, noch betasten könne und das wol nirgends als in dem phantasiereichen Gehirn eines Sonderlings existire, der da glaube, die Gestirne wirkten durch dasselbe auf den Menschen.

Aber nicht allein die Masse wußte nicht, was sie mit der Entdeckung einer unsichtbaren, geheimnißvollen, geistigen Kraft anfangen sollte, auch bei Physikern und Aerzten fand Mesmer dieselbe Mißstimmung, dasselbe vorsätzliche Mißachten. Der Engländer Ingenhouß, Mitglied der Londoner Akademie der Wissenschaften, der sich damals in Wien befand und dem Adel der Kaiserstadt physikalische Vorlesungen mit Experimenten hielt, hörte von Mesmer's animalisch magnetischen Procedueen, verwarf sie als Chimäre und fügte als echter Sohn Albions hinzu, daß, wäre diese Entdeckung gegründet, sie nur dem Kopfe eines Engländers hätte entspringen können. In gleicher Absicht stattete er Mesmer einen Besuch ab, nicht um sich von dessen Verfahren zu unterrichten, sondern ihm zu beweisen, daß er sich im Irrthum befände. Und als ihn Mesmer zu jener obenerwähnten Kranken führte, in seiner Gegenwart Krämpfe hervorbrachte und sie besänftigte, ihn mit seiner Kranken in Rapport setzte und diesen wiederaufhob, bekannte sich der Engländer für überzeugt, um am folgenden Tag doch die alten Lügen in der Stadt zu verbreiten und Alles Betrug und Täuschung zu nennen. In gleicher Absicht wendete sich Mesmer an den Baron von Störck, ersten Arzt der Kaiserin und Präsidenten der wiener medicinischen Facultät, bat ihn, seine Verfahrungsweise mit eigenen Augen zu prüfen und weihte ihn in alle Einzelheiten seiner Lehre ein. Vergebens! Baron von Störck wußte von Allem, was ihm von einem magnetischen Agens mitgetheilt wurde, nicht das Geringste wissen, lehnte die Einladung zu den Behandlungen ab und gab dem von seinen Ideen begeisterten Mesmer den Rath, nicht nur von seiner vermeintlichen Entdeckung abzustehen, sondern durch eine Veröffentlichung derselben die medicinische Facultät nicht zu compromittiren. Nicht anders riethen ihm seine übrigen Collegen.

Die Vorurtheile des Publikums zu berichtigen, dasselbe in Hinsicht seiner Entdeckung aufzuklären, veranlaßte nun Mesmer, sich ebenfalls in einer besondern Schrift an die Oeffentlichkeit zu wenden. Am 5. Jan. 1775 erschien von ihm ein „Sendschreiben an einen auswärtigen Arzt über die Magneten", in dem er eine vollständige Erläuterung seiner Lehre gab, die bereits erhaltenen Erfolge seiner Behandlung allen Akademieen der Wissenschaften mittheilte und die Hoffnung aussprach, noch größere Resultate zu erhalten. Die Natur und die Wirkung des animalischen Magnetismus wurde hier zum ersten mal ausführlich mitgetheilt, die Analogie seiner Erscheinungen mit denen der Elektricität und des Mineralmagneten auseinandergesetzt. Das in einem lebenden menschlichen Körper wirkende Grundwesen ist am füglichsten einer unsichtbaren Flamme zu vergleichen, die von keinem unserer äußern fünf Sinne entdeckt wird. Dieses in dem Menschen waltende Grundwesen ist weder Substanz noch Stoff zu nennen, sondern ist eher eine Thätigkeit, eine Bewegung, gleich dem Tone in der Luft, gleich dem Lichte in dem Aether, ein unwägbares Etwas, modificirt in einer gewissen Aehnlichkeit der von Mesmer angenommenen, die Wesen verbindenden Allflut. Diese also im Menschen modificirte Flut ist nicht die des gewöhnlichen Lichts, nicht die des Feuers, nicht die des Magnets, sondern wahrscheinlich der Nervensubstanz verwandt, aus einer Ordnung, die alle Imponderabilien an Imponderabilität übertrifft. Von allen andern Akademieen würdigte ihn nur die berliner einer Antwort, erhob Zweifel und stellte Fragen, die aber Mesmer nicht zu beantworten für gut fand, was die Bedenken gegen seine Lehre eben nicht verminderte.

Durch eine Heirath mit einer ältern Frau in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt, legte er ein kleines magnetisches Hospital in seinem eigenen Hause an. Was dadurch seine Lehre an Ruf und Selbständigkeit gewann, das verlor er selbst an häuslichem Glücke und innerer Zufriedenheit. Dieser Ehebund scheint nicht im Himmel geschlossen worden zu sein. Wie Justinus Kerner nach einem Brief von ihm an einen Freund berichtet, war seine Frau geistlos und zur Verschwendung geneigt. Er ließ sich von ihr trennen und sie starb mehre Jahre vor ihm.

Bald begann sich der Aufgang eigenthümlicher Wirkungen und Erscheinungen, die seine Behandlungsart zur Folge hatte, immer mehr zu verbrei-

ten. Weit entfernt von aller Charlatanerie und Geheimnißkrämerei war er bemüht, seine ganze Verfahrungsart Allen, die sich dafür interessirten, mit der größten Bereitwilligkeit mitzutheilen.

Auf Anrathen der münchener Akademie, der einzugen, die seine Mittheilung einiger Beachtung würdigte, ward er 1775 von dem damaligen Kurfürsten Joseph Maximilian in diese Residenz berufen, um seine Meinung über den damals in höchster Blüte stehenden Exorcismus abzugeben, der besonders durch Gaßner's große, als Wunder erscheinende Wirkungen einen hohen Grad von Berühmtheit erlangt hatte. Durch auffallende magnetische Einwirkungen auf einen der am Hofe selbst anwesenden Herren war er so glücklich, den Fürsten zu überzeugen, daß dergleichen Erscheinungen weder Wunder noch Betrug zu nennen wären, sondern daß sie lediglich der Natur bei gewissen Krankheitszuständen zugeschrieben werden müßten. Mesmer wurde zum Mitgliede der münchener Akademie ernannt, der Exorcismus aber in Baiern untersagt.

Aus Baiern wieder nach Wien zurückgekehrt entwarf er nach unzähligen Versuchen und Erfahrungen den Umriß seines ganzen Systems in 27 kurzen Sätzen. Wie es aber immer geht, die Welt hielt sich für klüger als der Entdecker selbst, meinte, er besäße ein wirkliches Geheimmittel und sein ganzes, öffentlich mitgetheiltes System von den Wirkungen einer unsichtbaren magnetischen Kraft bestände blos darin, von der wahren Spur seines Geheimmittels abzuleiten.

Wenn ich die damals von ihm veröffentlichten Krankengeschichten der Jungfer Paradis und Anderer lese, die so viele widersprechende Phänomene zeigten und seinen Feinden einen neuen Stoff zu Verleumdungen und Anfeindungen an die Hand gaben, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, Mesmer habe schon zu jener Zeit durch seine Manipulationen jene wunderbaren Erscheinungen hervorgerufen, deren Grund und Tragweite ihm damals selbst noch nicht deutlich vor Augen schwebten. Zu seiner Erholung beschäftigte er sich auch damals mit der erst kurz vorher erfundenen Harmonika, auf welcher er es zu einer großen Meisterschaft brachte. Bekannt ist es, welche Wirkung dieses Instrument nicht allein auf die Nerven der Hörenden, sondern selbst des Spielenden macht. Auch wendete er sie später in einzelnen Fällen seiner magnetischen Curen an, denn er fand die Tonschwingungen ebenso geschickt, das magnetische Fluidum fortzuleiten, als es die Strahlen des Lichts thun.

Endlich kam er auf einer, seiner angegriffenen Gesundheit wegen nach der Schweiz und Frankreich unternommenen Reise, die zur Ausbreitung und Begründung seiner Lehre wesentlich beitrug, wie schon oben erwähnt, im Jahre 1778 nach Paris.

Hier empfing ihn allerdings eine neue Welt. Alles Neue hat für den lebhaften Franzosen einen ganz andern Reiz als für den kältern, an dem Alten und Gewohnten stärker haftenden Deutschen. Sein reißend schnell jetzt zunehmender Ruf erscheint fast unglaublich, wenn man nicht an den schon obenerwähnten gesellschaftlichen Zustand von Paris denkt. Aber es war nicht die Muße allein, die ihm zuströmte. Bekanntschaften mit Gelehrten und Aerzten schufen ihm bald einen Wirkungskreis, der ihn dort fesselte. Hier erschien auch 1779 sein „Mémoire sur la découverte du Magnétisme animal", in welchem er die 27 Lehrsätze seiner Entdeckung, die er vorher den deutschen Akademieen zugesandt, den Augen des Publicums darlegte und die zur allgemeinern Kenntniß zu bringen hier der geeignetste Ort sein dürfte.

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Berliner Briefe.

XV.

Ob nicht ein Gebet an die über- und unterirdischen Götter diesem Briefe vorangehen sollte? Denn „ich hab's gewagt!" nämlich von unsern Kammern zu reden!

Nun, verhüllen Sie Ihr Antlitz nicht vor Entsetzen, liebste Freundin, wie der sterbende Cäsar! Wir setzen uns schweigend auf den stillsten Platz einer Tribüne und lauschen und lassen die Blitze und die Donner zu unsern Füßen leuchten und rollen.

Das Gebäude, wohin ich Sie, gedrängt von dem Interesse, das die preußische Nationalvertretung in ganz Deutschland zu gewinnen anfängt, führe, liegt in der Leipziger Straße, nahe dem Dönhofsplatz, und vielleicht nicht ohne tiefe Bedeutung der Pyramide gegenüber, von der aus alle Fortschritte des preußischen Staats gemessen werden, d. h. an dem Meilenstein, der der Peripherie seines Umfangs als Mittel und Stützpunkt dient, von dem er an zu zählen fängt.

Wir gehen durch die Flur des Hauses, denn im Hintergebäude ist der Sitzungssaal.

Die Kammer ist heute in ihrer ernsten Gestalt, wie in einem Augenblick der Weihe; es gilt einen Principienkampf.

Sie wissen, daß der Landtag aus zwei großen Körperschaften besteht: dem Herrenhause und dem Hause der Abgeordneten. Die Mitglieder des ersteren sind als solche Vertreter des Landes; sie werden vom König ernannt. Von den Reichsunmittelbaren zieht sich durch Grafen und Barone eine Kette bis zu den Vätern der Städte, den Bürgermeistern; sie haben deshalb den verführerischen Namen „Herren" erhalten, während die Mitglieder des andern Hauses aus einer Wahl hervorgehen und so nur die Färbung eines bestimmten Wahlkörpers darstellen dürfen. In China, glaub' ich, wurden die Mitglieder des Herrenhauses die Geister der Sonne, die des Abgeordnetenhauses die Planetengeister genannt werden, indem die letztern ohne eigenes Licht, nur nach der Stellung zur betreffenden Sonne, ihre Behaglichkeit, vielleicht auch ihren Werth und ihre Würde zu bemessen haben. Und in der That, in diesem Abgeordnetenhause gibt es Kometen, zerfetzte kleine Planeten, Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteore, von entscheidendem Einfluß auf die Witterung des Landes. Denn die im Abgeordnetenhause hervortretenden Persönlichkeiten sind nicht für sich allein, sondern zum Theil nach den Wahlkörpern zu beurtheilen, aus denen sie hervorgegangen sind. Vielfache Fäden und Beziehungen gehen von ihnen ins Land, vom Lande zu ihnen, und zwar selbstredend in die betreffenden Fractionen, welche die Träger der Ideen, ihre Tonangeber sind. Das ist das allgemeine Bild.

Im Hause sitzen 352 Mitglieder. Davon gehören:

I.	Zum Staatsministerium	7 Personen;
II.	Zur Fraction von Gerlach	39 „
III.	Zur Fraction von Arnim	43 „
IV.	Zur Fraction Duchtemann	53 „
V.	Zur Fraction Meier	31 „
VI.	Zur Fraction Carl	15 „
VII.	Zu keiner Fraction, sogenannte „Wilde"	52 „
VIII.	Zur Fraction des Centrums	29 „
IX.	Zur katholischen Fraction	52 „
X.	Zur Fraction von Patow	29 „
XI.	Zur polnischen Fraction	6 „
XII.	Erledigte Mandate	4 „

Mithin in Summa 352 Personen.

Der Saal ist ein längliches Oblongum, das, obwol an zwei Seiten oberhalb mit breiten Fenstern versehen, sein Licht (auch bedeutungsvoll) doch hauptsächlich von oben, durch die im Basilikenstil ausgeführte Glasdecke erhält. Der Saal wird mit erwärmter Luft geheizt; zu diesem Zweck sieht man in den Ecken durchbrochene eiserne Gitter, welche die Oefen vertreten. Bänke, mit scharlachrothem Tuch überzogen, füllen ihn aus in abwechselnder Gestalt. Bald sind sie in Halbkreis, bald geradeaus gestellt, klein und groß, wodurch die Einförmigkeit vermieden ist. Die verschiedenen Ausgänge des untern Raums, aus dem man in die Erholungs- und Besprechungszimmer der Minister oder Abgeordneten tritt, sind mit Portièren verhängt; so sieht man die Geister des Landes stets aus der Gardine hervortreten oder dahinter verschwinden, was an ihre activ dramatische Stellung erinnert. Die Höhe des Saals ist so bedeutend, daß in der Hälfte derselben die Tribünen für die Zuhörer und Zuschauer (denn mit dem Hören hat es seine Schwierigkeiten!) an drei Seiten des Saals herumgehen, die Tribüne des Königs, daneben die der Diplomaten und eine für das Publicum auf der schmälern Seite, die keine Fenster hat. Dieselben sind wie die italienischen Theaterlogen so verbaut, daß man nicht aus einer in die andere hineinblicken kann. Gegenüber der schmalen Seite sind wieder drei Tribünen für das Publicum; dann in der Längenseite, wo die Fenster oberhalb sich befinden, die Tribüne für das Herrenhaus, eine größere für die Journalisten.

Und nun sitzen wir auf der Tribüne D in der schmalen Seite, neben uns die Diplomatentribüne. Links in der Mitte des untern Raums, in der Längenseite, befindet sich zunächst der Wand (nicht dicht an derselben, denn es liegen die Ein- und Ausgänge für die Minister sowie deren Zimmer dahinter) die Ministertribüne. Fauteuils stehen vor einem langen, mit grünem Tuch überzogenen Tische; die Minister ordnen sich nach ihren Portefeuilles. Schreibgeräth, Bücher und Papiere liegen und stehen auf dem Tische, ein Tintenbret mit einer Flasche Wasser und ein Dutzend Gläser. Neben jedem Minister sitzt, zumal in den Verhandlungen seines bestimmten Ressorts, sein Adjutant, ein Geheimer Ober- oder Geheimer Finanzrath als specieller Regierungs-Berichterstatter (Commissar) und Assistent Sr. Excellenz.

Im kleinen Zwischenraume sitzt, links von der Ministertribüne, die katholische Fraction.

Mit dem Rücken, zunächst dem Ministertische, befinden sich im Halbkreise die Mitglieder der Fractionen VIII, X, XI. Ein schmaler Mittelweg der Länge des Saals nach ist zum Gehen freigelassen; man sieht auf dieser rechten Längenseite

des Saals, gegenüber dem Miniſtertiſche, die Präſidenten der Kammer thronen. Die hochgebaute, geräumige Tribüne iſt möblirt mit Stuhl und Tiſch, den Acten und der großen Klingel. Sie hat zwei Seitenflügel für die Berichterſtatter und die Mitglieder des Bureau. Dicht unter dieſem Allerheiligſten befindet ſich die Tribüne für den jedesmaligen Redner; wieder unter ihr ſteht der Tiſch für die Stenographen. Rechts vom Präſidentenſtuhl hat ſich zunächſt die Fraction von Gerlach niedergelaſſen, während Nr. V, die Meier'ſchen Fortſchrittler, ſich dicht an dieſe angeſchloſſen halten. Nr. III, IV nehmen die Mitte des Saals ein und der „Berg", den Niemand — ſelbſt nicht im wüſten Traum — mit dem des franzöſiſchen Convents verwechſeln wird, da er aus Mitgliedern der Fractionen III und IV beſteht und nur die ſchwarze Luft des Ortes für ſich in Anſpruch nimmt oder, wer Einige ſelbſtgefällig von ſich ſagen, „des beſeelenden Princips", liegt neben der Miniſtertribune, der Katholiſchen Fraction gegenüber.

Die in mancher Beziehung hervorragendſten Abtheilungen im Hauſe ſind hier die Fraction II, dort die Fraction V; ſie ſtehen einander kampfgerüſtet gegenüber.

Die Fraction von Gerlach beſteht größtentheils aus Mitgliedern vom alten Adel, die mit dem Herrenhauſe in enger Verbindung und innigem Verkehr ſtehen. Faſt ebenſo eng ſind die Anknüpfungspunkte dieſer Partei mit den „Magnaten" des Landes und hierin beruht ihre Machtſtellung, die ſich in den verfloſſenen Jahren ſo häufig bei der Beſetzung der höhern Civil- und Militärſtellen kundgab. Der Führer dieſer Fraction iſt der Appellationsgerichts-Präſident von Gerlach aus Frankfurt a. d. O., ein wohlbeleibter Herr von etwa 60 Jahren, von mittler Statur. Sein Haupthaar iſt grau, ſein Geſicht ausdrucksvoll und beweglich; er hat ſprechende Linien, namentlich um den Mund; ſein ganzes Weſen iſt nicht ohne geiſtige Lebendigkeit. Faſt möchte man in der Perſönlichkeit eine höhere katholiſche prieſterliche Würde vermuthen, einen Abbate. Er iſt auch in der That als der Träger des evangeliſchen Ultramontanismus dieſem Standpunkte nicht fern und hierin muß der Anknüpfungspunkt geſucht werden, der die Gerlach'ſche Partei oft unerwartet in das Lager der Fraction IX münden läßt. Nächſt dieſer Richtung verficht die Partei mit eigenem Geſchick ſtändiſche Intereſſen; man könnte hierauf die beliebte und bekannte Redensart der Pariſer: „C'est une spécialité", anwenden. Nicht zufrieden mit äußern Ehren und Ehrenſtellen, nimmt ſie auch autonomiſche Rechte für ſich, für die Rittergutsbeſitzer in Anſpruch. Dieſes Recht der Geſetzgebung und des Rechtſprechens wird jedoch weniger auf eine allgemeine Landesgeſetzgebung geſtützt, als vielmehr in einer eigenen Rechtsanſchauung gefunden, was den Mitgliedern der Partei den Namen der „Kleinen Herren" zugezogen hat; Anſichten, welche Graf Pfeil ſo ſchonungslos auftrecht und die ſein Ausſcheiden aus der Fraction zur Folge hatten. Hiernach wird das Weſen dieſer Partei darin zu ſuchen ſein, daß ſie neben dem Staatsoberhaupte eine beſondere geſetzgeberiſche Stellung verlangt und daß ſie endlich, um auf dieſem Gebiete größere Erfolge zu erringen, eine Trennung der Kirche vom Staat durchzuſetzen ſich bemüht, in welcher ſie ausrufen könnte: „Regent ſind wir!" Daß nicht alle Mitglieder dieſer Fraction ſolchen Ideen huldigen und nur die ſogenannten „Têtes fines" ſie ſinnen und ſpinnen, verſteht ſich von ſelbſt. Dennoch geſchieht es ſelten, daß ſie ſich bei den Hauptfragen von ihrem Führer losſagen. Dieſer letztere beſitzt eine wunderbare Dialektik. Oft hat man Grund, ſeine Reden mit denen eines Abraham a Santa-Clara zu vergleichen; man hört ſogar: „Ich bin ganz mit der eben ausgeſprochenen Anſicht des Redners von der linken Seite einverſtanden, ich werde aber dennoch für die Regierung ſtimmen!" Wenn ſeine Rede verwundbare Stellen geboten hatte und Murren erwarnt: „Ich bedaure recht ſehr, mißverſtanden worden zu ſein! Ich habe überhaupt das Unglück, mich häufig nicht ſo deutlich ausdrücken zu können wie ich möchte!" ſodaß nicht ſelten die größte Heiterkeit der Kammer dieſem Seitenhieb des Sprechers folgt.

Die Fractionen III und IV nehmen auch eine Gliederung im Staate an, wollen aber die königliche Gewalt ungeſchwächt erhalten und treten daher der Fraction von Gerlach entgegen, wenn es ſich darum handelt, die Kirche vom Staat zu trennen oder dem „Junkerthum" Vorſchub zu leiſten. Dieſe Fractionen ſind deshalb auch vorzugsweiſe miniſteriell und mit wenigen Ausnahmen gehören die Landräthe, von denen der berliner Witz ſagt, ſie wären alle an einer Schnur befeſtigt, die mit einem Ringe an den Miniſtertiſch gehakt ſei und die jedesmaligen verneinenden oder bejahenden Kopfneigungen hervorbrächte, ſowie viele „Wilde" aus der Gruppe VII zu ihnen. Doch ehe ich mich von der Fraction II zu weit entferne, muß ich noch des jetzigen Redacteurs

der „Kreuzzeitung", des Gutsbesitzers Wagener gedenken, dem sein „Kreuz" etwas eingebracht und der in seiner Weise zu den fähigsten Mitgliedern der Kammer gehört; Verdienste muß man anerkennen, wo man sie findet.

In dieser Partei sind noch die Herren von Blankenburg und von Berg zu nennen, denen eine besonders gewandte Zungen- und Redefertigkeit nicht abzusprechen ist. Beide sind entschiedene Gegner der neuen Steuervorlagen, da es die ständische Macht schwächen hieße, wenn man der Bureaukratie Vorschub leisten wollte und alle abgetragenen und unmodernen Leibröcke der Beamten durch Zulage in moderne Fracks verwandeln wollte. Herr von Blankenburg ist Rittergutsbesitzer in Pommern (bei Stettin) und erwahnte in einer letztlich gehaltenen Rede, das Haus möge seine 704 Daumen auf den Geldbeutel legen und nichts herausgeben, und Herr von Berg, Landrath zu Mehrungen (bei Königsberg), also in Wahrheit von weit her, legte die seinigen auch sofort darauf.

Von der Fraction IV, die ihren Namen vom Kammergerichts-Präsidenten Büchtemann in Berlin erhalten hat, lassen sich zwei Namen hervorheben: der Staatsanwalt von Herzberg aus Ostrowo (bei Posen) und der Generalconsul Lemonius aus Stettin. Ersterer, ein energischer junger Mann, ist ein entschiedener Gegner des Herrn von Gerlach, immer auf der Mensur gegen ihn. Den ersten Hieb führte er bei einer Abstimmung, indem er erklärte, er stimme für den Antrag, nicht weil, sondern obgleich Gerlach auch dafür stimme.

Consul Lemonius ist ein älterer Mann und hat sich seit Jahren bemüht, die christliche Fortsetzung der unchristlichen Plünderung des einstmaligen Seeräubers Helling zwischen Helsingör und Helsingborg, d. h. den Sundzoll, zu vermindern. Er hat freilich das Unglück, fast immer mit sich anzufangen und sich so stets seine Zuhörerschaft selbst zu rauben; auch kommen seine Anträge immer einen Augenblick zu spät, sodaß seine Amendements in der Regel nur durch ihn, also einstimmig, unterstützt werden. Er verflucht lebhaft Handel und Industrie, will diese Zweige der Nationalökonomie nicht bedauert wissen, wol aber die Landwirthschaft in allen ihren Producten; daher summte vom „Berge" her irgend eine witzige Arbeitsbiene ein kleines Verslein:

Er lebt dem Wohl, der Traume meiner Jugend,
Lemonius bedauert Salz und Thee!
Verschmerzen wird der Honig meiner Tugend,
Denn dann der Blume Blicke die Welt nur nur!

In der Fraction III ragt noch von Mirbach-Kolländer hervor, der ein besonderes Geschick hat, oft auf recht — ungeschickte, aber drastische Weise die Partie des Ministeriums zu nehmen, sodaß man ihn den seinwollenden höhern Schutzgeist desselben nennen möchte, wenn man nicht überall mehr Körper als „ätherische Masse" bei ihm wahrnehmen könnte.

Die Fraction V ist durch den Landrath und Rittergutsbesitzer von Pequilden-Lavergne zu Mirsitz (Bromberg) gebildet. Es sind die Meier'schen Feinschmecker; sie weichen von der Fraction II darin ab, daß sie auf kirchliches Element keinen überwiegenden Werth legen, auch das sogenannte Junkerthum nicht besonders begünstigen. Dagegen befleißt sich der Führer dieser Partei, im ständischen Interesse dadurch den Grundbesitz zu heben, daß er seine Unbeweglichkeit ins Maßlose durchzuführen sucht. Er verabscheut allen Verkauf und alle Hypothekenschulden, die daher rühren können. Durch große Creditbanken, die er schaffen, am liebsten aus dem Boden stampfen möchte, will er die alten Schulden ablösen, das neue Schuldenmachen aber untersagen. Dazu die Selbstregierung der Stände, der Rittergutsbesitzer, Abschaffung des unnützen Beamtenheers. Die in diesen Ansichten geschriebenen Aufsätze der „Berliner Revue" sind der Ausfluß seiner Ideen.

Von der Fraction VI kann man hervorheben, daß ihr Führer in der Wolle sitzt; er sah zur Zeit der Epidemie der Creditbanken das Geld auf der Straße liegen und stellte sich mit an die Spitze einer solchen, es aufzuheben; — der beißende Witz, der im berliner Sande allein gedeiht, nannte die dabei Betheiligten alsbald die „Kniffpiraten". Sie wissen, in welchen Misscredit seither alle diese die Massen demoralisirenden Institute gefallen sind. Häufig wird diese Fraction durch verletzte Eitelkeit auseinandergesprengt und dann mögen sich Einzelne hierher oder jener Fraction par dépit nicht anschließen. Sie bilden dann kleine „Fractionchen" oder aber bleiben „wild", ohne sich darum dem festen Stamme der „Wilden" anzuschließen. Die Herren der Abtheilung VII sind selbstverständlich liebe, gute Leute; mit Ausnahme von etwa drei oder vier Mitgliedern gehören diese „wilden Männer" fast alle der rechten Seite des Hauses an und Jeder könnte, wie Sterne's Canadier, zu der äußersten Rechten in Bezug auf das Ministerium sagen: „Sehr, wir Wilden sind doch bessere Leute!" Zwei Persönlichkeiten nehmen unter ihnen ein besonderes Interesse in Anspruch: die Herren Dier-

gardt und Graf Pfeil (Neurode). Ersterer, Gutsbesitzer aus Bersen (Düsseldorf), macht nach rheinischem Kunstausdruck „in Baumwolle". Er ist ein großer, hagerer Mann, vielleicht noch in den funfziger Jahren, von wohlwollendem Aeußern und mit der, wie man versichert, sehr achtungswerthen Eigenschaft eines großen Vermögens, das er mit gutem Herzen und freundlich offener Hand verwaltet. Seine Stimme hat jedoch keinen Silberklang, sondern erinnert sehr an den Hauspropheten. Von kosmopolitischen Anschauungen erfüllt und begeistert, pflegt er in der Regel in den Taschen französische und englische Correspondenzen zu tragen, und oft, wenn er hineingreift und Briefe aus aller Welt Enden hervorsucht und sich bemüht, diese der unwissenden Kammer durch Uebertragen ins Deutsche verständlich zu machen, ruft er ein Homerisches Gelächter hervor, das nur die mahnende Glocke des Präsidenten beschwört. Anderer Natur ist Graf Pfeil (Neurode), dessen ich schon oben erwähnt habe. Auch dieser reist häufig die Lachmuskeln des Hauses, aber nicht unbewußt, sondern mit Vorbedacht. Er gehörte ursprünglich der Gerlach'schen Fraction an. Seine berühmte Rede im verflossenen Jahre, worin er seine Parteigenossen treffend als „kleine Herren" charakterisirte, zwang ihn, aus der Fraction zu treten; er ward als eine Schlange, die man am eigenen Busen genährt hatte, verdammt. Dafür rächt er sich jetzt bitter bei jeder Gelegenheit an seinen Standesgenossen. Die ebengedachte Bergpartei mit ihrer poesiereichen „Lebensluft" applaudirt ihm lebhaft, was seine Kampflust anfeuert und ihn für seine Standesgenossen sehr „unbequem" macht. Graf Pfeil ist dabei ein Mann von vielem Wissen, denn er hat seine beiden Söhne allein bis zur Universität vorbereitet; trotzdem fehlt es ihm häufig an aller logischen Schärfe und Klarheit. Seine Rede freilich über den Erwerb der Eisenbahnen durch den Staat kann man als ein Meisterstück betrachten. Ganz abgesehen von dem Humor, den er herausfodert, würde man es als einen Verlust erachten müssen, wenn die Kammer diese eigenthümliche Persönlichkeit einbüßen sollte. Früher war die Linke immer empört, wenn Graf Pfeil sprach, und Präsident Wenzel nahm oft Gelegenheit, seine moralische Entrüstung über seine frevelhaften Aeußerungen auszusprechen. Jetzt aber herrscht von jener Seite Frieden und tiefes Schweigen, weil man es durchfühlt, daß er am meisten der von Gerlach'schen Partei Abbruch gethan hat.

Von der Abtheilung VII bleibt mir noch einer schlagenden Persönlichkeit Erwähnung zu thun; es ist der Kreisrichter Reinberg Lipinski aus Oels in Schlesien, der von dem Gedanken nicht abgelassen kann, den Stock wiedereinzuführen. Dies ist überhaupt das Lieblingsthema gewisser Herren aus Hinterpommern; auch Mitschke-Collande hat einen sympathischen Zug zu ihm und bemerkte, wie auch er Ersparnisse bei den Ausgaben der Polizeiverwaltung wünsche, da er nicht viel Polizei, sondern hauptsächlich — und hier machte er eine sehr verständliche ff-Bewegung mit der Hand — eine recht energische haben wolle. Vielleicht liegt diesen Anträgen indeß ein gesundheitliches Motiv zugrunde, da einige Aerzte der Neuzeit die überhandnehmende moderne Nervenschwäche in der verzärtelten Erziehung und dem Mangel gesunder Prügel gesucht haben.

Von der Fraction VIII läßt sich nicht viel sagen, aber viel rühmen: ihr Schweigen. Da sie fast immer mit der Linken stimmt, gehört sie, streng genommen, zu den Fractionen X und XI.

Die katholische Fraction, Nr. IX, trägt ihren Namen an der Stirn. Der Hauptführer derselben ist mit Reichensperger der Regierungsassessor von Mallinckrodt zu Frankfurt, ein wohlhabender, nicht mehr junger, aber sehr befähigter Geschäftsmann. Sein Auftreten ist gemessen, besonnen und ohne Leidenschaft. Seinen Vorträgen pflegt das Haus stets die größte Aufmerksamkeit zu schenken. In sonstigen Hauptfragen, ausgenommen den kirchlichen, stimmen sie Alle mit der Fraction Patow.

Wenn es auch eine wirkliche „Linke" in dem Hause nicht mehr gibt, so muß doch anerkannt werden, daß mehre Mitglieder zum Heil des großen Ganzen von wirklich methodischer Opposition gegen die Regierung sind. Lord Chatam sagte: „Wenn ich keine Opposition habe, so kaufe ich mir eine!" Wären diese Männer nicht, es verschwände alles Leben aus der Kammer.

Als die bedeutendsten Mitglieder dieser Fraction, ja des ganzen Hauses muß zuvörderst ihr Oberhaupt selbst, Herr von Patow, gelten; dann von Auerswald und der ehemalige General-Steuerdirector Kühne, mit dem Beinamen „die Autorität", Graf Schwerin, Wenzel und als Curiosum Herr Lette.

Der ehemalige Minister von Patow, ein Mann im Anfange der funfziger Jahre, brünett mit dunkelm Haupthaar, ist eine stattliche Erscheinung; er hat ein angenehmes Aeußere, ist eher groß als klein, eher stark als schmächtig. Ausgeprägte,

klinge Geſichtszüge, voll Wohlwollen und Freundlichkeit im perſönlichen Verkehr und vornehmer Haltung ohne jeden Hochmuth, hat er ſich durch ſeine geiſtige Begabung auch bei den Gegenparteien Achtung zu erwerben gewußt. Sein im vorigen Jahre gelieferter Bericht über die Finanzen und einer neu zu organiſirenden Bankordnung hat ſchon allein die geiſtige Schärfe und Bedeutſamkeit dieſes Mannes dargethan und es iſt bedauerlich, daß er aus dem Staatsdienſt getreten, da dieſer keinen ſo großen Ueberfluß an reichbegabten Perſönlichkeiten hat.

So ernſt und eindrucksvoll die Erſcheinung Patow's auf der Rednerbühne iſt, ſo eindrucksloß iſt das Erſcheinen Lette's, obwol anerkannt werden muß, daß er ein Mann von vielem Wiſſen iſt. Er hat das Unglück, ſich in der Regel für ſolche Dinge zu begeiſtern, die hier keine Theilnahme hervorrufen; er hält die glühendſten Reden für Dinge, die dieſer Kammer allzu ideal ſind. Von ſehr kleiner, ſehr beweglicher Geſtalt, ſieht es komiſch aus, wenn der ſprühende kleine Feuergeiſt ſich Gehör verſchaffen will bei der immer lauter werdenden Verſammlung, wobei die Bergkobolde die Hauptrolle ſpielen; — roſtlos breitet er die Hand aus, ſeine Haare ſcheinen ſich emporzubäumen. Es iſt eine alte Erfahrung, daß wer den Schaden hat, für Spott nicht zu ſorgen braucht. Seine polniſche Hauptperiode durchlebte Präſident Lette im Jahre 1848, wo er zu den thätigſten Mitgliedern des ſogenannten Conſtitutionellen Clubs gehörte und voll aufopfernder Thätigkeit als Geſandter zu allen Corporationen mit dem Oelzweig des Friedens und der Ordnung ging. Da ſah ich ihn ſeinen Paletot während eines Nachmittags oft vier mal an- und ausziehen. Dieſe glühende Hingebung an eine einmal erfaßte Idee hat bei ſo vorgerücktem Alter bei aller Komik etwas Ehrenwerthes.

Und jetzt! Der Präſident, Graf Eulenburg, ein liebenswürdiger, geſchickter Mann, klingelt! Ich glaube, er hat mich zur Ordnung gerufen! Das thut nichts, ich wage mich auch an die Miniſter. Herrn von Manteuffel's Erſcheinung läßt mich ahnen, daß er den Flug der ſtolzen Wappenvögel Preußens lenkt. Beweglich, von kaum mittler Größe, ſchwarzem Haar, freundlichen Augen, ſcharfgeſchnittenem Munde mit fein- und enggeſchloſſenen Lippen, als hätte die Natur das Siegel des Schweigens ihnen bei der Geburt aufgedrückt; eher ſchmächtig als ſtark, gleicht ihm keins der vielen Vorurtheile, die man hier an den Schauſenſtern ſieht. Man wollte früher etwas Aehnliches mit ſeinem und dem Profil Napoleon's I. finden; mir iſt es jedoch nicht geglückt, dieſelbe aufzufinden, wenn nicht vielleicht in dem beſprochenen feinen Munde. Er hat für Jedermann ein nahbares, freundlich wohlwollendes Weſen und fühlt ſich in ſeiner Stellung ſo behaglich, daß er — unter keinen Umſtänden ſie aufzugeben gedenkt. Von gleicher Geſinnung ſcheinen ſeine beiden Collegen, von Simons und von der Heydt, zu ſein, denen man den Bürgerurſprung trotz der Miniſterwürde anſieht; Beide entſtammen der wuppertaler Induſtrie. Herr von der Heydt iſt gegenwärtig der Beklagenswerthe; er ſteht inmitten der nicht zarten Kammerangriffe wie unter einem Peinlichen Gericht — alle Kammerdienen beißen und ſtechen ihn und er darf nicht entfliehen; — von all dem freundlichen Geleite ſeiner Collegen, mit denen er erſcheint, harrt nur ſein Adjutant noch liebend bei ihm aus, wenn die andern Alle verſchwinden. Er hat eine, wenn man will, ſtattliche Geſtalt und ein Angeſicht mit Argusaugen; mit Recht; er hat den Staatsſchatz zu bewachen und „Haben" will Jeder! Er ſpricht gut, ſodaß man wenigſtens nicht bedrängt iſt wie bei den Reden eines andern Miniſters, dem man aus Menſchenliebe immer ſchnell weiterhelfen möchte, um ihn über das Terrain ſeiner Zunge hinüberzubringen. Der Treffliche fühlt das mitunter und bittet um Nachſicht, verſichernd, daß er zu commandiren, aber nicht zu reden verſtehe, eine Eigenſchaft, die er freilich mit Vielen theilen dürfte. Den intereſſanteſten und bedeutungsvollſten Kopf hat der Miniſter des Innern, Herr von Weſtphalen. Die Züge des Geſichts ſind fein und ſcharf ausgeprägt und erinnern an Cameenköpfe. In den funfziger Jahren, mit grauem Haupthaar, von hoher, ſchmächtiger Geſtalt, iſt er von offenem Charakter, der ſeine Ueberzeugung nie verhüllt und ſtets danach handelt. Der Miniſter des Cultus und Unterrichts gehört zu Denen, die Hand in Hand mit Stahl das Jahrhundert in die Schranken rufen. Er iſt mittel-groß und hager, mit brennend ſchwarzen Augen und ſcharfen Geſichtszügen, in denen etwas vom ſtrengen Geiſt der Kirchenväter liegt.

Ich habe Ihnen freilich keine Geheimniſſe enthüllt, denn über alle dieſe Perſönlichkeiten ſitzen ja täglich Hunderte zu Gericht und erleben Freud' und Leid, Applaus und Spott mit ihnen und tragen Alles in die Oeffentlichkeit hinaus. In verſammerlichen Zeiten hätte man dieſe oder jene Aeußerung nicht gewagt — jetzt aber laſſen die

Mitglieder der beiden Häuser, die man mit „Bienenstöcken“ vergleicht, sich ganz gemüthlich die Frage gestellen: „ob sie zu den Arbeitsbienen oder Hummeln gehören“, und beantworten sie harmlos.

Daß man aber mit der „Arbeitsbiene“ und den „Hummeln“ ganz bestimmte Vorstellungen verbindet, versteht sich von selbst. Zuerst: Wie lebt eine „Arbeitsbiene“?

Der Morgen graut. Es klingelt. Die Zeitung kommt mit der dämmernden Morgenröthe ins Haus. Rasch fährt die Arbeitsbiene aus dem Bett, rasirt, wäscht und frisirt sich. Ein Glas Wasser weckt sie auch aus dem innerlichen Schlaf und gibt ihr neue Spannkraft. Der Kaffee wird bedächtig geschlürft und der Zeitung eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt — auch ihr Name ist gedruckt darin zu lesen! — also sorgfältig, nichts übereilt. Das Kammerleben verlangt auch Sparsamkeit in der Leidenschaft. Es werden rasch noch einige Briefe geschrieben und fortgeschickt, bei besonders wichtigen Debatten nochmals einige Blicke in die auf der Tagesordnung stehenden Berichte geworfen. Es schlägt 10 Uhr; noch ein Glas Wein. So gerüstet, die blaugeheftenen Berichte, die ein Gummibändchen zusammenhält, unter das linke Flügelchen gelegt, fliegt das fleißige Bienchen ins Abgeordnetenhaus. Ein halbes Dutzend Amendements zur Sitzung werden entgegengebracht. Die Besprechung mit den Häuptlingen der Fraction ist rasch und heimlich. Das Stichwort wird den Fractionsmitgliedern mitgetheilt und die eherne Phalanx steht unerschüttert fest. Die Abstimmungen sind vorher alle besprochen. Reden, welche dieser Abstimmung nicht entsprechen, werden verhöhnt, verlacht. Heftige Redner sucht man aus der Fassung zu bringen. Oft gerade bei durchaus verunglückten Stellen schreit der Berg: „Bravo! Sehr gut, sehr gut!“ Ebenso aber zischt und lacht er, wenn eine andere Partei unerwünscht „Bravo!“ ruft. Die Biene schaut und beobachtet Alles — zumal eine Bergbiene —; bald wirft sie durch Witz, bald durch Spott, in ernsten Augenblicken durch Patriotismus. Es ist 1 Uhr — erschöpft läßt sie die Flügel hängen; sie eilt ans Buffet, denn sie hat während der Verhandlungen noch sechs Briefe geschrieben. Die Verhandlung geht weiter fort; sie war glücklicherweise draußen, als man über einen ihr süßlichen Punkt abstimmte — sie dankt Gott im Herzen für diese wunderbare Fügung. Es schlägt 3 Uhr; die Sitzung wird geschlossen, die Mitglieder gehen ab und werden ihrem eigenen Regenten, dem Magen, gerecht. Das fleißige Bienchen speist aber nur eine Stunde, spaziert ebenso lange in der Luft und besucht dabei diese oder jene freundliche alte Rose, Nelke oder einen Oleander, der ihm aus der Jugend her befreundet ist. Um 6 Uhr beginnen die Commissionssitzungen, in denen die Vorlagen für die Kammer vorher berathen und begutachtet werden. Eine Biene hat das Referat für das Haus zu übernehmen. Der Bericht wird gedruckt und kommt in die Hände aller Mitglieder. Sie wissen oder wissen es vielleicht nicht, daß das Haus in sieben Abtheilungen getheilt ist? Aus diesen zufällig zusammengewürfelten Abtheilungen werden durch Wahl die Commissionen gebildet. Jede Abtheilung liefert zu jeder Commission zwei bis drei Mitglieder. Die Commission erhält dadurch bereits eine politische Färbung. Welche Schlauheit u. s. w. von der Fraction angewandt wird, um ihre Mitglieder in die Commissionen zu bringen, ist begreiflich, denn der Einfluß der Commissionsberichte auf so viele träge Kammerbienchen ist oft entscheidend. Die Fractionen sind Vereinigungen von Abgeordneten nach bestimmten politischen Richtungen. Die obengedachten Berichte kommen jetzt in die Fractionszellen zur Berathung. Hier ist das eigentliche Feld der Thätigkeit für die echte Honig- oder Kammerbiene. Sie spricht mit den Ministerialräthen, mit den Ministern über die Berichte, horcht und lauscht überall, wo sich ihr ein Blumenkelch öffnet, saugt ein, wo sie kann. Dann geht es in den vertraulichen Fractionssitzungen an ein Kämpfen und Streiten, das von innerstem Lebensmuth zeugt. Alle Mittel werden angewendet, um der Opposition entgegenzutreten — je nach der Farbe. Oft erscheinen die Abstimmungen wunderbar. Aber sie haben dann lediglich die Absicht, einer herrschsüchtigen Partei die Zangen zu entreißen, von denen sie später vielleicht gefährlichen Gebrauch machen könnte. Dauert die Fractionssitzung nicht zu lange, dann wird noch eine kleine Partie gemacht und etwas zu Abend gespeist. Selbstredend müssen die Fractions-, Kammer-, Minister- und freundschaftlichen Diners und Soiréen auch von der fleißigen Biene besucht werden; auch im Theater will sie schwärmen — arme Biene! Und sowenig Zeit! Doch dem Fleißigen lebt, ist er gesund, auch die Spannkraft mit jedem neuen Sonnenstrahl wieder zurück. Ehre den Arbeitsbienen!

Anders lebt freilich die Kammerhummel. Unter krampfhaftem Gähnen steht sie um 9 Uhr auf und führt in den feinen französischen, mit Seide gefüt-

terten Schlafrock, ſchlürft ihren Mokka und lieſt vorzugsweiſe die „Kreuzzeitung“. Um halb elf Uhr, auch ſpäter, fährt ſie in die Kammer oder in das Herrenhaus. Vom erneuten Gähnen geplagt, eilt ſie zum Frühſtück bei Gwelt. Dort erfriſchen ſie Austern und kalter Sect. Um 12 Uhr ſitzt ſie im Caſino und ſpielt Whiſt. Ein Thaler das Point, parirt mit einem Friedrichsd'or, liegt auch wol ein Kärtchen. Um 4 Uhr neue Arbeit; man ſetzt ſich zu Tiſche und es erhebt ſich ein Kinnbackengeraſſel, das Alles vertilgt, was ſchmackhaft und fein iſt. Mokka und eine feine Cigarre ſchlagen alle Congeſtionen nieder; man eilt in die Oper, zur Soirée, zu weitern Amüſements, endlich nach des Tages Laſt und Hitze um 2—3 Uhr Nachts erſchöpft zu Bett, und während die fleißige Biene ſchon arbeitet, dehnt ſich noch die parlamentariſche Hummel ermattet auf ihrem Lager.

Die Phyſiognomie des Herrenhauſes iſt zwar bei weitem vornehmer, aber auch bei weitem monotoner. Seine geiſtigen Capacitäten beſitzt daſſelbe in den Herren Stahl, von Bötz und von Frankenberg-Ludwigsdorf, ehemaligem Ebepräſidenten des Ober-Appellationsgerichts zu Poſen. Erſterer iſt der Kämpe der ultraconſervativen, von Bötz der reactionären und von Frankenberg der durchaus edle Kämpe der Fortſchrittspartei, die einſieht, daß dieſe oder jene Formen ſich überlebt haben und die Zeit eine neuere Geſtaltung gebietet. Eine ſehr ergötzliche Geſchichte circulirte vor einiger Zeit von einem Mitgliede des Herrenhauſes, deſſen Diener, ein mit der „übertünchten Höflichkeit Europas“ noch nicht vertrauter Hinterpommer, mit ſeinem Herrn von ebendaher die ſchuldige Viſitentour zu machen hatte. Der Herr ſagt, indem er in den Wagen ſteigt: „Johann, hat Er auch die Karten?“ Die Antwort lautet: „Nein!“ „So hol' Er ſie!“ Johann holt die Karten und fort geht es von Thür zu Thür — es ſind dem Diener die Ordonnanzen gegeben, ein, zwei oder drei Karten abzugeben. Zwei Stunden iſt man gefahren, nur noch eine Viſite! „Johann, hier werden drei Karten abgegeben!“ ruft der Baron — da wendet ſich Johann verlegen zu ſeinem Herrn und ſagt: „Ich habe nur noch den einen Pique-Buben!“ Der Baron fällt faſt in Ohnmacht. Statt der Viſitenkarten hatte der unſchuldige Hinterpommer die Spielkarten ſeines Herrn in der Viſitenrunde abgegeben. Daraus iſt erſichtlich, wie es nicht nur wichtig iſt, intelligente Herren und Abgeordnete zu haben, ſondern auch intelligente — Bediente! Aber bitte, bitte, halten Sie dieſe Geſchichte für keine Satire auf unſer Ständeweſen, als bedeutete ſie — mindeſtens: So zeigen wir, daß auch wir unſere — Charte haben! Man mag wollen oder nicht, ſie fängt immer mehr an, zur Wahrheit zu werden.

(Ein ſchleſiſcher Brief demnächſt.)

Byron und Goethe.

Von Theophil Zolling.

Die beiden größten Dichter unſers Jahrhunderts haben Italien bereiſt, zu einer Zeit bereiſt, wo eine Reiſe nach Italien noch ein Ereigniß war, Goethe und Lord Byron, und die Weltliteratur hat eine Reihe der größten poetiſchen Schöpfungen der letzten ſechs Decennien dieſer Reiſe zu verdanken.

Wie verſchieden aber waren die Zwecke, welche die beiden Männer zur italieniſchen Reiſe trieben! Wie verſchieden waren, obgleich als poetiſche Schöpfungsthaten ſich gleich, doch formlich wie inhaltlich die Reſultate des Eindrucks, welchen Italien auf die beiden Dichter gemacht! Goethe pilgert nach Italien, um in dem Frieden der claſſiſchen Natur und claſſiſchen Kunſt auszuruhen, um ſeiner äſthetiſchen Idealität in dem Lande ſeiner Sehnſucht zu leben. Byron eilt nach Italien, um ſich in dem Taumel ſchwüler Carnevalsnächte zu berauſchen, um ſeinen Ueberdruß an der Heimat in den lärmenden Beluſtigungen der Ridotti zu ertränken und ſeinen Materialismus mit den raffinirten Vergnügungen des Corſo zu nähren. Goethe dichtet unter dem Eindruck der Reiſe ein Werk, das uns durch die Schönheit ſeiner plaſtiſchen Ruhe das Alterthum vermittelt, die „Iphigenia“. Byron liefert uns Dichtungen, in denen wir die wilden Nachtgeſtalten, deren Treiben er aufgeſucht, wiedererkennen; er liefert uns Dichtungen, in denen durch die Großartigkeit des Winkels ein nächtlich wildes Heroengeſchlecht vergöttert wird. Er ſchreibt ſeinen „Don Juan“, ſeinen „Manfred“. Gibt es einen größern Gegenſatz als „Iphigenia“ und „Don Juan“? Zu ſo verſchiedenen Reſultaten führte ein und dieſelbe Reiſe zwei geniale Geiſter, die ſich gegenſeitig hochſchätzten.

Lord Byron widmete, wie wir aus einem uns von Thomas Moore erhaltenen, aus Ravenna datirten Briefe vom 14. October 1813 erſehen, Goethe'n ſein Drama „Marino Faliero“, ohne ſich in der Detication eines bittern Tadels gegen einige Urtheile Goethe's über engliſche Poeten zu enthalten. Einen faſt komiſchen Eindruck aber macht es auf uns, wenn wir ſehen, daß Byron früher

in einem eigenen Briefe bei ſeinem Verleger Murray anfragt, ob er Goethe „Baron" tituliren ſolle oder nicht.

Byron ſtellte Goethe'n ſehr hoch, obgleich er ihn nur ſehr wenig kannte. Er geſteht es ſelbſt in ſeinem Tagebuche vom 12. Januar 1821 ein, daß er Goethe, Schiller und Wieland weit weniger geleſen, als er ſelbſt gewünſcht hätte und ſagt ausdrücklich, daß er ſie nur aus engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Ueberſetzungen kenne. Wie wenig war aber im Jahre 1821 von den genannten Dichtern ſchon überſetzt und das Wenige, wie war es übertragen? Umſomehr ſind wir erſtaunt, wenn Goethe ſelbſt in einer kurzen Abhandlung über Byron's „Manfred" („Goethe's Werke", XLVI, 216, kleine Ausgabe) ſagt: der ſeltſame geiſtreiche Dichter habe ſeinen „Fauſt" in ſich aufgenommen und hypochondriſch die ſeltſamſte Nahrung daraus gezogen, und wenn er ſpäter ſogar behauptet, „Manfred" ſei eine Nachbildung des „Fauſt". Goethe'n wurde dieſe Vermuthung bereits in der Einleitung zu Lenz's „Geſammelten Schriften" übelgenommen, und wir begreifen in der That nicht; was Goethe, der Byron hochſchätzte, wie wir aus vielen Stellen ſeiner Werke ſowie aus vielen Geſprächen mit Eckermann und ſeinem Briefwechſel mit Zelter (IV, 67) und Riemer erſehen — zu dieſem Urtheile veranlaßt haben kann, da doch, was Byron in ſeinem Dedicationsbriefe an Goethe ſchreibt, nur als eine Artigkeit genommen werden kann.

Byron's ſpärliche Bekanntſchaft mit der deutſchen Literatur datirt ſich von ſeinem Umgange mit Frau von Staël her, mit der er zu Coppet in der Schweiz ſehr häufig beiſammen war und wo er auch mit A. W. von Schlegel zuſammentraf. Ein eigentlicher Verkehr zwiſchen Byron und Goethe fand nicht ſtatt. Außer dem erwähnten Dedicationsbriefe ſchrieb Byron nur noch zwei mal an Goethe. Im Jahre 1823 ſchrieb er einen Empfehlungsbrief für einen jungen Mann Namens Sterling, der nach Weimar ging, worauf ihm Goethe in Verſen antwortete:

Ein freundlich Wort kommt einer nach dem andern,
Von Euden her und bringt uns frohe Stunden,
Es ruft uns auf, zum Dichten zu wandern,
Nicht iſt der Geiſt, doch iſt der Fuß gebunden.
Wie ſoll ich dem, den ich ſolang begleitet,
Nun etwas Freundlich's in die Ferne ſagen?
Ihm, der ſich ſelbſt im Innerſten bedeutet,
Scharf umgewendet, das tiefſte Weh' zu tragen!
Doch ſei ihm doch, wenn er ſich ſelbſt empfindet,
Er möge ſelbſt ſich hochbeglückt zu nennen,
Wenn Muſenkraft die Schmerzen überwindet,
Und wie ich ihn erkannt, mög' er ſich kennen.
(Goethe's Werke, XLVI, 231.)

Das Gedicht fand Byron, der ſich damals zu ſeiner Reiſe nach Griechenland anſchickte, nicht mehr in Genua, der Brief wurde ihm nachgeſchickt und traf den Dichter in Livorno. Die Antwort, welche Byron an Goethe zu Livorno 15. Juli 1823 ſchrieb, iſt uns von Moore erhalten. Wir theilen folgende Stelle aus derſelben mit:

„Ich bin kaum im Stande, hochverehrter Herr, Ihnen für die mit durch den Herrn Sterling zugeſchickten Verſe nach Gebühr zu danken, denn wie dürfte ich es wagen, Verſe an einen Mann zu richten, der ſeit einem halben Jahrhundert der Dichterkönig Europas iſt! Nehmen Sie deshalb meinen aufrichtig gefühlten Dank in Proſa, ja in flüchtig geſchriebener Proſa, denn ich ſtehe im Begriff, nach Griechenland zu gehen und befinde mich inmitten einer Wirthſchaft, die ſelbſt der Dankbarkeit nicht Zeit läßt ſich auszuſprechen. Ich hätte in Livorno keine angenehmere Ueberraſchung finden können als einen Brief von — Goethe. Ich gehe jetzt nach Griechenland, um zu ſehen, ob ich dort in etwas helfen kann. Kehre ich zurück, ſo mache ich meine Aufwartung in Weimar, um Ihnen perſönlich die Huldigung eines von den Tauſenden Ihrer Bewunderer zu bringen. Ich habe die Ehre für ewig zu ſein Ihr ergebener

G. Noel Byron."

Er ging und kehrte nicht zurück! Goethe aber ſetzte dem britiſchen Dichter im zweiten Theile ſeines „Fauſt" ein unſterbliches Denkmal, durch ſeine Helena. Wie Goethe nämlich ſelbſt gegen Eckermann (I, 314) eingeſteht, wollte er in Euphorion einen Genius der Poeſie darſtellen und konnte als Repräſentanten der neueſten poetiſchen Zeit Niemand gebrauchen als Lord Byron, „der ohne Frage als das größte Talent des Jahrhunderts anzuſehen iſt". Euphorion iſt offenbar eine Perſonification des britiſchen Dichters und der Trauergeſang des Chors nichts als eine Elegie auf den Tod Byron's zu Miſſolunghi. Ein anderes Gedicht auf Lord Byron ſchrieb Goethe zu „Medwin's Conversations" (London 1844).

Außer dieſen Briefen und Gedichten iſt uns von gegenſeitigen Beziehungen der beiden Dichter zueinander wenig bekannt. Die Dedication des „Marino Faliero" unterblieb aus unbekannten Gründen. Auch von der Dedication des „Sardanapal", deren Goethe gegen Eckermann (I, 249) erwähnt, finden wir bei Byron weder in ſeinen Werken,

noch in ſeinen Briefen eine Andeutung. Dagegen erſchien ſpäter der „Werner" Goethe'n gewidmet. In dem bereits erwähnten Dedicationsbriefe des „Marino Faliero" ſpricht Byron ſeine Freude darüber aus, daß Goethe einen ſo melodiſchen Namen habe. „Sie haben", ſchreibt er, „nicht nur mit Ihren Schriften, die Ihren Namen berühmt gemacht, ſondern auch mit Ihrem Namen ſelbſt Glück gehabt, weil er melodiſch iſt. Hierin haben Sie einen Vorzug vor vielen Ihrer Landsleute, deren Namen wol auch unſterblich ſein würden, wenn ſie nur ein Menſch ausſprechen könnte."

Ueber die ſchwer auszuſprechenden Namen der Deutſchen hat ſich Byron überhaupt öfters geärgert. So ſagt er von dem Dichter der „Ahnfrau" in ſeinem Tagebuche: „Grillparzer, ein ſchrecklicher Name für die Nachwelt! Aber ſie muß es lernen ihn auszuſprechen. Ich las die italieniſche Ueberſetzung ſeiner «Sappho» von Guido Sorelli. Das Trauerſpiel iſt großartig! Der Dichter hat mit dem Stücke etwas wirklich Gutes geleiſtet! Und wer iſt er? Ich kenne ihn nicht, aber die Nachwelt wird ihn kennenlernen. Er iſt ein großer Geiſt! Grillparzer iſt großartig, antik, nicht ſo einfach wie die Alten, aber ſehr einfach für einen Modernen. Zuweilen fällt er in den Ton der Stael. (!) Aber bei alledem iſt er ein großer Schriftſteller!"

Man ſieht aus dieſen Zeilen, auch ohne ſein Geſtändniß, daß er Grillparzer in einer Ueberſetzung geleſen, ſonſt hätte er gewiß die Stael aus dem Spiel gelaſſen und es iſt, wenn man ſeine Urtheile lieſt, ſehr zu bedauern, daß er kein Deutſch verſtand. Wie er ſelbſt eingeſteht, hat er es bis zum eigentlichen Verſtändniß der Sprache nicht gebracht. Nur einzelne Redensarten, Kraftausdrücke, Flüche, ſind ihm aus Wortwechſeln mit Poſtillonen und Offizieren geblieben. Die minder derbe Converſationsſprache iſt ihm niemals geläufig worden. *)

*) Jetzt ſteht es anders mit den Engländern aus. Sie ſprechen oft das Deutſche ſo geläufig, daß wir erſtaunen müſſen. Nur kann man mit Ton, worüber ſie ſich von deutſcher Kunſt und Literatur intereſſiren laſſen, wenig einverſtanden ſein. Sie ſowol wie die Franzoſen mögen vom deutſchen Schaffen nur Das, was ihrer Auffaſſung von Deutſchland überhaupt entſpricht. Es iſt dies im Allgemeinen eine ſehr kindiſche Vorſtellung. Sie betreten kaum die Rheinbrücke bei Straßburg oder ein Dampfboot, das ſie den großen Strom hinaufführen ſoll, und verlangen ſofort, ins Mittelalter zurückverſetzt zu werden. Die Burgen ſind es, die ſie ſuchen, die Ruinen, die Legenden. Sie wollen nicht Deutſche ſehen, die in dem großen allgemeinen europäiſchen Zuſammenhange der Civiliſation ſtehen, ſondern ein Volk von Hexen, Jägern, Studenten, Landſknechten, Bauern, Mönchen und Nonnen. Man muß die Lächerlichkeiten leſen, die z. B. Herr Saint-Rene Taillandier vorbringt, wenn er vom deutſchen Chanson populaire in Land oder von der Poeſie der Forêt noire ſpricht. Forêt noire iſt ihnen ganz Deutſchland, ein Land voll Elfen, Geiſtern, Hexen, Mondſcheinnächten und geheimnißvollen Wunderblumen, in denen Kätzchen auch die Bauern der Schwäbiſchen Alb ſchlummern wie ſie ſind, gebettet und lebern behext, mit ihren rothen Mützen, ihren Metallknöpfen, ihren Dummheiten. Ebenſo die engliſchen Miſſes und die Touriſten. Was in der deutſchen Kunſt und Literatur einen Zuſammenhang mit dem Ganzen hat oder mit gar an Erſcheinungen erinnert, die ſie in ihrer eigenen Kunſt und Literatur längſt zu beſitzen glauben, iſt ihnen werthlos. Für Dieſes würden ſie nicht das mindeſte Verſtändniß haben, aber unter derſelbſtſtändlichen Form wird oberflächlich, als Mime und Kuriosum Dieſes, was überhaupt der deutſche Namen auf ihrem gegenwärtigen Entwicklungspunkte hervorbringen kann und hervorbringen — muß. Daß ihnen freilich auch von den Jüngſten der dabei betheiligten deutſchen Schriftſteller und einigen kritiſchen Lobpoſaunen die Ueberzeugung von der Nichtigkeit alles Deſſen, was nicht mit jenen Erſcheinungen des Tags grell, recht lebhaft zu Gemüthe geführt wird, dafür wird nicht minder eifrig von Deutſchland aus geſorgt. Einer der letzten Artikel, die Herr Saint-Rene Taillandier (im Uebrigen auch in politiſchen und religiöſen Dingen ſowol der einſeitigſte Bonapartiſt wie Pfaffenfreund) in der „Revue des deux mondes" veröffentlichte, war ſchon das Non plus ultra einer ſolchen verderbenden, ihm ſchriftlich und bei ſeiner letzten Reiſe durch Deutſchland mündlich bittern Verſtändniß unſerer maßgebenden literariſchen Zuſtände.

T. Her.

Anregungen.

Deutſche Literatur.

Einzelnes zu eigener Ergänzung
Von Adolf Schults in Eberswalde.

„Others see and admire."

I. ***

Schätzt und hat Geld von dem Verſtand.

II. ***

Weiß nicht, ob Zauberſtab, ob Stock.

III. ***

Kann, daß er Menſchenthum fördert.

IV. ***

Waſſer viel — aber nicht viel Land.

V. ***

Meiſter der Harf' und der Flöte.

VI. ***
Lerche, die Welt füllt ihr Triller.

VII. ***
Landelmarkt haltender Dichter.

VIII. ***
Glockengeläut' aus der Ruh' Land.

IX. ***
Barren von Silber, geründert.

X. ***
Stark an verhaltenem Ibaren.

XI. ***
Sumpflicht, von magischem Schrine.

XII. ***
Mandel, doch bitter von Kerne.

XIII. ***
Rauher, gewalt'ger Zimmermann.

XIV. ***
Reien aus Schutt ließ er blüh'n.

XV. ***
Wandler der Nacht durch die Fernen.

XVI. ***
Wetterner — endend im Querweg.

XVII. ***
Ohne den Bart wär's ein Weibel.

XVIII. ***
Kämpfer für Gott, mit Gabentrieb.

XIX. ***
Flucht lieber Ruthen als Klingel.

XX. ***
Wäger des Blut und des Mund.

XXI. ***
Schere, von ungleichem Schnitt.

Die Sage.

Wo in der Dunkelheit der Vergangenheit, den Irrungen der Geschichte die Höhen einzelner Menschengeschicke entschwinden, sucht sie das Volk in der Sage wiederzufinden, aneinanderzuknüpfen.

In ihr zeigt sich die Liebe, die Abneigung, der Charakter eines Volks am schlagendsten und eigenthümlichsten und so gewährt sie den Nachlebenden außer ihrem poetischen Reiz noch den der Erkenntniß von Sitten und Anschauungen früherer Zeit.

Unser Altmeister auf dem Aehrenfelde der deutschen Mythe, Jakob Grimm, schreibt nur denjenigen Sammlungen die ergiebigste Ausbeute zu, die, mitten in einer sagenreichen Landschaft sich erhebend, aus ihr nach allen Seiten sorgfältig schöpfen, ohne weit die Grenze zu überschreiten. Auf diesen Ausspruch sich stützend, weist auch E. v. Rochholz in seinen „Schweizersagen aus dem Aargau" (Aarau, Sauerländer, 1856) in der Vorrede auf die „Selbstbeschränkung", als den wesentlichen Charakter einer Sagensammlung, hin. „Aus dem örtlichen Heimathsboden saugt sie ihre Körperkraft, ihre Gediegenheit, Anschaulichkeit und Glaubwürdigkeit. Die Sage hat dies mit dem Volksliede gemein, dessen Echtheit auch nur in der örtlichen Abkunft liegt und dessen Verständniß doch der ganzen Nation angehört, damit allein documentirt sie sich. Die ganz unbeschreibbare Anziehungskraft der Sage des alten Volksglaubens und das ans Wunderbare reichende Erinnerungsvermögen, mit welchem derselbe an Ort und Stelle ausgedauert hat, diese unveränderliche Ueberlieferung und tausendfache Uebereinstimmung gibt der Sage eine Würde, mit der sie nicht nur jeden Versuch, sie poetisch auszuschmücken, weit übersteigt, sondern mit der sie zugleich auch jeder rationalistischen und historisirenden Verwendung siegreich Trotz bietet."

Es drückt sich in diesen Sagen häufig ein ethischer Gedanke, der Glaube aus, der das zukünftige Dasein nach dem Tode mit dem gegenwärtigen in Zusammenhang bringt. Verschuldungen, die in diesem Leben begangen werden, müssen im künftigen auf mancherlei Weise gebüßt werden, daher viel Geister- und Gespensterspuk.

Unter der Ueberschrift: „Rothhaus für Verirrte", erzählt der Verfasser:

„Nach einem im Freienamt geltenden Glauben muß ein durch eigene Schuld und Leben Gekommener solange ruhelos wandeln, bis die Zahl der ihm bestimmt gewesenen Lebensjahre voll ist, und man hat dafür folgende Geschichte aus dem hintern Entlebuch. Ein unbesonnener Bursche badete sich häufig in einem Sumpfen (Bachloch), dessen Wasserstand durch plötzliche Gebirgszuflüsse oft gefährlich hoch stieg. Dort fand man ihn denn auch ertrunken. Da die Heiligen Loosbücher ihm ein Alter weit von 70 Jahren schenkten, erbarmte man sich seiner und ließ ihm ein Häuschen mit Tagslichern am Gestade hinbauen, damit er gegen Wind und Wetter geschützt sei. Einer aus dem Dorfe Marbach hat ihn dort aus dem Tagloch schauen sehen und ist darüber in ein anhaltendes Weh verfallen. Der Volksglaube faßt dies in dem Satze zusammen: Ein Gespenst muß ein Dach haben! Hat es keins, so sucht es eins."

Bis in unsere Tage hinein leben und wirken diese Sagen. „Unterhalb Degermoos, nahe beim Dörflein, liegt eine Quelle unsichtbar mitten im Aehrenfelde; nur einige Leute wissen ihre Sprungstelle. Gleichwohl hat sie noch immer reichliches Wasser ausgequollen, so oft Theuerungsjahre eingetreten sind,

wie namentlich weiter im Jahre 1847. Hier hatte ein wucherischer Bauer gewohnt, sein Hof, der zum Dorfe gehört hat, ist längst eingegangen. Es trat einst eine solche Landdürre ein, daß dort das Flüßchen der Surbe versiegte und endlich auch noch der Thalbach austrocknete, ein Gewässer, das in jedem Sommer mit gleicher Stärke läuft und auch in den kältesten Wintern nicht zufriert. Damals grub dieser Bauer in seinem Hause einen Brunnen, den er auf seine Saaten leitete; das Wasser davon verkaufte er den benachbarten Nachbarn bei der Maß. So gerieth ihm sein Getreide vortrefflich und da es bald im Dorfe hieß, wucherte er damit ebenso wie vorher mit dem Trinkwasser. Nun hat er zur Strafe hierfür es jedesmal anzuzeigen, wenn wieder eine Theuerung droht, dann erscheint er des Nachts im Felde und zählt das Hungerbrünnlein an. Man erinnert sich noch, wie reichlich es im Jahre 1847 geflossen ist."

Wer das Buch um seine Gewährsmänner befragt, dem antwortet es: „Vor Allen Denjenigen sind's, denen es nicht verborgen, sondern denen es gegeben ist: die Armen, die Alten und die Kinder."

Es ist zu loben, daß der Verfasser es sich hat angelegen sein lassen, „die gemüthliche, thatsächliche Wahrheit, die in jeder selbstgewachsenen Volkssage liegt", in frischer, schmuckloser Erzählung wiederzugeben. Wo, wie bei Volkssagen, die Poesie schon in der Sache selbst liegt, da bedarf es keines äußern Aufputzes. Die treuherzige Naivetät des Volksglaubens erscheint am schönsten in ihrer ursprünglichen Nacktheit.

Memento mori!

„Des Todes gedenke!"

Wem ist die Mahnung nicht gesprochen? Auch unserm Gedanken, der von allen Gedanken, die jemals den menschlichen Geist bewegten, der großartigste und relativ-unvergänglichste scheint — dem Pantheum. Neben ihm verschwinden die Theokratie der Juden, die Priesterherrschaft in Indien und Aegypten als unbedeutende, mißlungene Versuche, die Wirklichkeit unter das Joch des Gedankens zu bringen. Dennoch ist auch hier Zerfall und die dämonische Gewalt der Zeit unverkennbar.

Ferdinand Gregorovius hat in einer hübschen Studie: „Die Grabmäler der römischen Päpste" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1857), diesen Gedanken Worte gegeben. Er begleitet uns in der Kirchen des heiligen Rom, er läßt uns von den alten marmornen Sarkophagen die halberloschene Inschrift lesen, Worte, in denen die Vergänglichkeit sich aushaucht. Wer möchte da noch irdische Dinge und menschliche Bemühungen hochschätzen? Gregorovius besitzt den Ton für solche Stimmungen, eine klösterliche Weihe und Ruhe liegt über seinem Buche. Außer dem Nutzen, den der Geschichtsfreund daraus zieht, wird es Jedem eine ernste Lehre und eine Stunde der Betrachtung gewähren.

„Dahin! Dahin!"

Milderte, weichere Lüfte locken hinaus in den Duft der erwachten Natur, an den kühlen Wellenschlag des freigewordenen Stroms.

Er treibt seine Fluten nicht schneller zum Meer, als unsere Gedanken in die Unermeßlichkeit dahineilen.

Diesem ersten Frühlingsschlage scheint nichts unerreichbar zu sein: er glaubt seine Grenze und seinen Widerstand zu finden.

Eine lange, glückliche Zeit liegt vor uns, malt sie sich auch in der Erwartung heller und farbiger, als sie je in Wirklichkeit sich und darbieten wird, schon diese Hoffnung ist dem leichtbefriedigten Menschenherzen genug. Je empfindsamer, feiner organisirt es ist, je mehr es nach idealer Verklärung, Freundschaft und Liebe trachtet, desto offener steht es einem lichtern Sonnenblick, einer lieblichern Landschaft. Der Natur ist wie ein Wiegenlied der Leidenschaft, in ihr wohnt ein Klang, den kaum eins von so vielen Frühlingsliedern ihr abgelauscht.

Wer reisen kann — und das ist trotz aller Touristen und rothen und gelben Eisenbahnbücher doch nur ein sehr geringer Bruchtheil Aller —, entwirft jetzt sommerliche Pläne; er studirt die Eisenbahnkarte des gesammten deutschen Vaterlands, in seinen Gedanken rauschen und ruhen die Wogen der Ostsee und ein kleines, friedliches Gestad an ihrem Strande oder ein Ort am Fuße der Tiroler Alpen; denn der Gatte schwärmt für das Alpenglühen, die Gattin für die Abendpromenaden auf der Düne.

Wie die Kinder am erwartungsvollen Weihnachtstisch bald nach Diesem, bald nach Jenem die Hand ausstrecken, so greift man bald verwegen nach den heiligen Roten, welche der Sonnenuntergang an der Gletscher steckt, bald bescheiden nach den Fähnen auf Thürmen jener Bergen.

Wen die Wünsche nicht so weit jagen dürfen und wer seinen Horizont am schmalen Zaune hält, erfreut sich vor den Thoren seiner Stadt an, wo es lieblgewachsene Plätze gibt, drei Eichen auf einem sonnigen Hügel, eine kühle, kühn gewölbte Holzbrücke über den Bach, eine Moosbank, darüber Mondschein strickt. Ihm ist die Einsamkeit willkommen und wohlthuend, als der liebste Genossin seiner Gedanken, halblauter Worte, die ihm entschlüpfen, der Frühling ist sein Gesundbrunnbad. Wahrhaftig, der Mensch scheint doch manchmal nicht zum Arbeiten geboren, sondern zum göttlichen Müßiggang und zum Träumen!

In diesen Tagen verfehlt man so recht die Sehnsucht und den Wunsch eines alten Poeten, des Virgil, ein Landgut zu haben, einen Garten, Bienenbeet den Berg hinauf und dunklen Wald darüber. Da die Morgenstunden in leichter, müheloser Arbeit hinzubringen, Blumen einanderzubinden, Rosenköcke zu begießen.

Stillleben, wen zögerst du nicht an? Ja vom Spinnrad und den weichen Worten des Dichters, und den Schatten auf den Landschaftsbildern der

Maler? Und doch, wie Wenigen merkt und bist du verschieden!

So ist's mit allem Guten und Schönen der Erde!

Lebensblicke

von C. Hoblicht.

Wenn wir nichts zu sagen wissen, werden wir redselig.

* *

Das Glück kommt nie durch die offene große Hausthüre, sondern nur durch eine heimliche Hinterthür.

* *

Die Lüge scheint nur Secunden zu brauchen, um durch die Welt zu wandern; die Wahrheit braucht Jahrhunderte.

* *

Das Schicksal straft übereilte Handlungen bei Denen am härtesten, die immer nur vernünftig sein wollen.

* *

O des traurigen und so verbreiteten Geschmacks, der etwas nur deshalb um so schöner findet, je weniger er es versteht!

* *

Damals, auf der Sonnenseite des Lebens, als wir allgemein geliebt wurden, blühten wir doch nur erst! Jetzt, zur Zeit der vollen Reife, liegen wir der Welt im Schatten!

Schlaflosigkeit.

(Nach Papinius Statius' „Walders". V. 4.)

Ach, was ist wol meine Schuld,
Sanftester Gott der Müden?
Nie erlang' ich deine Huld,
Nimmer deinen Frieden!
Schläft nicht Alles bis zum Wurm,
Wenn die Nacht sich breitet?
Nicht der Wald, das Meer, der Sturm,
Der die Wolken reitet?
Schon sah Luna sieben mal
Meine blassen Wangen;
Ungetröstet von meiner Qual
Ist sie hingegangen.
Bis zum Tode bin ich matt,
Ich ertrag' es nimmer!
Argus, der mehr Augen hat,
Wacht ja auch nicht immer!
Holder Schlaf, dort, wo der Nacht
Liebe harrt beklommen,
Wo die Treue hofft und wacht,
Bist du nicht willkommen.
Komm' und laß von Ihnen ab,
Bei zu mir beizeiten!
Gib mit mohnbekränztem Stab
Ruhe mir und Frieden!

Sprüche

von Amara George.

Erwerbet höhere Glück,
Das gute Götter geben,
Wodurch sie uns die sonst so leere Brust
Mit einem himmlischen Gehalt erfüllen,
Uns das so öde sonst, so dumpfe Leben
Verschönern, heiligen, beseligen —
Wir sollten es mit höchster Sorge hüten,
Mit reinster Frömmigkeit
Uns seiner würdig zu erhalten streben.
Die Straßen und, sowie wir allzu sicher
Und unbedachtsam auf der Laune trödeln,
Mit einem unersetzlichen Verlust.

* *

Mitleid, ein edles, löbliches Gefühl,
Doch sollet es dem Besseren nicht weh'n;
Weit schwerer ist, weit seltener Mitfreude,
Die rein und wahr und frei von allem Neide

* *

Dem Einen ist nur selten Glück beschert
Klagt nicht darob! Es soll nicht anders sein!
Denn sonnte man sich Glück durch Tugend ein
Was wäre denn die Tugend wert?

* *

Es will so leicht kein Mensch
Dem anderen behagen —
Gott muß sie allesamt,
Die Mängel, ertragen!

* *

Sei nur nicht einzeln und allein'
Ein Narr zu sein in Compagnie
Verricht zu heimlich Seelenwerk,
Es kann dem Menschen zu contrasire
Nur von dem größten Nutzen sein.
Doch mischen in der närrischen Gemeinde
Mit der Vernunft erhab'nem Licht
Allein zu sch'n — dem schlimmsten meiner Feinde
Wünsch' ich das nicht!

* *

Stolze Gepränge liebt er,
Schwelgende Feste gibt er,
Es überkauert der Keller
Am Kettenhund, dem armen,
Erspart er ohn' Erbarmen
Den rothen Kupferheller.

* *

O geht mit eurem Heiligenschrine,
Mit eurer Zucht und Sitte, geht'
Vor hier Folge die Furcht allein
Ist eure ganze Moralität!

* *

Ob dir auch Gründe von Gewicht
Zu Groll und Haß und Zorn gegeben,
Befleckt du dein schönes Leben,
Die eig'ne göttliche Seele nicht!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 32.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Ein pſychologiſches Problem.

Aus dem Leben.

„Ich langweile mich entſetzlich hier", begann in einer kleinen Geſellſchaft von Juriſten der junge Staatsanwalt Dr. jur. Heller. „Was habe ich zu richten? Nichts als Diebſtähle, Gaunereien! Nicht ein einziger bedeutender Fall, kein pſychologiſches Problem!"

„Sie ſind köſtlich, Staatsanwalt"; ſcherzte ein alter Rath, „ſollen ſich die Leute todtſchlagen, um Ihnen pſychologiſche Studien zu geben? Ich danke Gott, daß in unſerer Provinz die Verbrecher noch nicht ſo ſchlau und verſchlagen ſind wie in euern großen Städten."

„Und doch kann ich deinen Unwillen nicht ſchelten", entgegnete ſein Freund, der Aſſeſſor Berndt, ſich an Heller wendend, „es iſt immer intereſſant, die Nachſeite des menſchlichen Daſeins kennenzulernen."

„Mißverſtehen Sie mich nicht", erläuterte der junge Staatsanwalt. „Nicht die Schwere eines Verbrechens zieht mich an, ſondern die Entſtehung des Verbrechens im Kopfe des Thäters, wie es That wurde, in welchen Schleier es ſie hüllte, wie dieſer endlich langſam oder plötzlich zerriß, das weckt mein Intereſſe."

„Sie ſuchen alſo Verbrechen aus der beſſern Geſellſchaft?" fragte der Rath ironiſch.

„Und daß die hier nicht vorfallen, iſt natürlich", ergänzte der Aſſeſſor, „wo Jeder beobachtet und ſein geheimſtes Thun und Laſſen von guten Nachbarn und Nachbarinnen ausgeſpürt wird."

„O, wer weiß!" bemerkte ein kleiner Referendar, im Bunde der Vierte, der bisher geſchwiegen und beharrlich in ſein Glas Glühwein geguckt.

„Ich ſehe es ſchon, ich kehre wieder in die Reſidenz zurück", bemerkte Heller und ging ſchweigend im Zimmer auf und ab, während die Andern luſtig fortplauderten.

„Still, was war das?" begann er plötzlich aufhorchend und blieb ſtehen; ſeinem feinen Ohr war der Ton einer Glocke nicht entgangen.

„Ich ſchlug mit dem Löffel ans Glas", meinte der Referendar.

„Nein, das iſt das Feuerglöckchen!" rief ſein Freund und Alle bis auf den Referendar ſtürmten hinaus, der ruhig ſitzenblieb, weil er etwas ſchwerhörig und völlig überzeugt war, daß er nur an ſein Glas angeſtoßen.

Draußen aber raſſelten ſchon die erſten Spritzen an ihnen vorbei, Leute ſtürzten in wilder Haſt hin und her. „Wo iſt das Feuer?" fragte der Aſſeſſor. „Wir wiſſen's nicht!" riefen die Fortſtürzenden. Die drei Freunde bogen vom Markt in eine Seitenſtraße ein, um auf den glührothen Schein, der immer höher über die Häuſer ragte, zuzuſteuern, da hörten ſie ſchon eine Stentorſtimme rufen: „Die Arnold'ſche Fabrik brennt!"

„Gott ſei Dank, das iſt wenigſtens außerhalb der Stadt", rief der alte Rath und blieb ſtehen, während die beiden jüngern Freunde weitereilten. Es war ein entſetzliches Gedränge, das große ſchöne Gebäude ſtand in rothen Flammen und

ſtarrte wie ein Gedanke der Verzweiflung in die Nacht hinaus. Ein wildes chaotiſches Treiben brauſte umher, wie dies meiſt in kleinen Städten mit keinem geordneten Feuerlöſchſyſtem zu ſein pflegt. Alles tobte wirr und wild durcheinander. Jeder befahl, Keiner gehorchte und die Flammen umſpannten mit ihren Rieſenarmen ungehindert ſchon einen hohen Stock.

Da brach ſich heftig durch die Menge ein junges Mädchen mit aufgelöſtem Haar, verzweifeltem Blicke Bahn: „Retter das Kind, das arme Kind!“ rief ſie und zeigte auf einen Flügel des brennenden Stocks und während Jeder noch unentſchloſſen zögerte, ſtürzte ſie in das brennende Gebäude. Allein die beiden Freunde hielten ſie zurück, die dort am Eingange beſchäftigt waren und der Aſſeſſor rief erſchrocken: „Zurück, was wollen Sie thun, hier iſt nichts mehr zu retten!“

„Doch, das Kind, das Kind! Es kann, es darf nicht umkommen!“ und ſie wollte ſich den zurückhaltenden Händen entwinden.

„Wo iſt es?“ rief der junge Staatsanwalt.

„Im linken Flügel, im zweiten Stock“, jammerte das Mädchen, „um Gottes Barmherzigkeit willen, rettet es!“

Eine Leiter wurde angeſetzt und Heller ſtieg mit jugendlichem Thatenfeuer hinauf. Die Menge blickte ſtaunend auf das Unternehmen des kräftigen, gewandten Mannes, der blitzſchnell mit einer Art die Sproſſen hinaufgeklogen — den Fenſterrahmen eingeſchlagen und ebenſo ſchnell im Zimmer verſchwunden war. Die Flamme züngelte ſchon aus dem Fenſter. Da — da iſt er! Unter lautem Jubel ſtieg er mit dem geretteten, in Betten gehüllten Kinde die ſchwankende Leiter hinab. Es war die höchſte Zeit, einige Augenblicke nachher brach der ganze Flügel krachend zuſammen.

Das junge Mädchen war die Erſte, die den Retter des Kindes empfing. Sie ſank vor ihm auf die Kniee, ſtammelte: „Dank, Dank!“ und brach dann ohnmächtig zuſammen. Der junge Mann übergab das Kind einem herbeieilenden, weinenden Dienſtmädchen, die freudig erſchrocken ausrief: „Es lebt!“ und mit ihm davonſtürzte.

Heller zog ſich jetzt mit ſeinem Freunde zurück, um all den Beifallsbezeigungen und Bewunderungen der Menge zu entgehen und unter manchen Scherzen des Aſſeſſors ſchlugen ſie den Weg nach der Stadt ein. Natürlich fiel die Rede auch auf das junge Mädchen.

„Kennſt du ſie?“ fragte Heller.

„Wie ſollt' ich nicht, iſt ſie doch die Perle der ganzen Stadt, das reizendſte Kind der Umgegend und ich muß mich bei der nächſten Viſite ſehr entſchuldigen, daß ich ſo ſchonungslos „Zurück!“ gerufen; aber in ſolchen Momenten verliert auch der Beſonnenſte ſeine Glacéhandſchuhe, mit denen er ſonſt Alles zart und ſchonend berühret.“

„Sie ſage mir doch lieber, wer ſie iſt?“ fragte Heller ungeduldig.

„Die Tochter des Mannes, dem heute die Fabrik abbrannte“, war die Antwort.

„Dann iſt ſie die Schweſter jenes Kindes — das —“

„Das du vom Tode gerettet, ſag's immerhin“, ergänzte der Aſſeſſor. „Nein, durchaus nicht, ſie hat keine Geſchwiſter und nur ihr gutes Herz kann ſie zu dieſer Handlungsweiſe getrieben haben; Einige halten ſie dafür für eine Närrin, Andere für einen Engel.“

„Sie iſt das Letztere“, bemerkte Heller nachdenklich.

Zwei Tage darauf erhielt Heller eine Einladung von dem Fabrikbeſitzer und aus Intereſſe, die Tochter kennenzulernen, nahm er ſie an. Er wurde artig und zuvorkommend empfangen von Herrn Arnold, deſſen weltmänniſche feine Bildung und freundliches Entgegenkommen auf den jungen Mann den günſtigſten Eindruck machte. Der Fabrikbeſitzer war ein großer, ſtarker Mann, in ſeinem ganzen Weſen lag eine unbeugſame Ruhe ausgeprägt, die ſtill und geräuſchlos, aber mit eiſerner Beharrlichkeit ihre Ziele verfolgt und doch lag auf dieſem Geſicht, dieſen vollen Zügen keine Härte, kein trockener, dürrer Geſchäftseifer, eher etwas behaglich Weichliches, nur in den grauen, tiefliegenden Augen wurde ein ſchärferer Beobachter Verſtocktheit, Trug und Bosheit darum gefunden haben, weil es ſelbſt den gutmüthig darüberhängenden, beinahe ſchläfrigen Wimpern nicht immer gelang, dies unheimliche Feuer zu verbergen. Er war gegen Alle, ſelbſt gegen ſeine Untergebenen, höflich, er ſagte ſelbſt ſeine Befehle mit gelaſſener, tonloſer Stimme, die mit der großen, ſtattlichen Perſönlichkeit ſowenig harmonirte und doch vollzog man um ſo pünktlicher die geliſpelten Anordnungen, weil man wußte, daß auf das geringſte Vergehen Entlaſſung folgte. Er führte ein großes Haus und war als gaſtfrei und freigebig in der ganzen Umgegend bekannt, er ſtreute Hunderte mit vollen Händen aus und verſchmähte es doch nicht, ſeinen Leuten den Lohn für eine ſelbſt aus Krankheit verſäumte Arbeitsſtunde zu kürzen. Durch ſeine Freigebigkeit, ſeinen Aufwand war er in

den Ruf eines fabelhaft reichen Mannes gekommen und that jetzt umsomehr Alles, was demselben Vorschub leisten konnte, da leise Zweifel an seinem Reichthum laut geworden waren.

Bald nachdem der Fabrikbesitzer für die Rettung des Kindes seines Inspectors gedankt und dabei erwähnt, daß Elfriede, seine Tochter, dies Kind liebe und vergöttere, trat sie selbst ein. Das war nicht mehr das Mädchen jener Nacht mit den angstvoll verzerrten Zügen, sondern eine schöne, fesselnde Erscheinung. Eine leichte Blässe schien noch von den Eindrücken jenes schrecklichen Ereignisses über dem regelmäßigen Antlitz ausgegossen und das Wilde, Leidenschaftliche ihres damaligen Erscheinens war einer sinnigen Ruhe gewichen. Die von breiten, schwarzen Flechten umrahmte Marmorstirn, die dunkeln, von langen, seidenen Wimpern verhangenen Augen, die feine zart gebogene Nase und ihre eigenthümliche und dennoch geschmackvolle Kleidung gaben ihrer ganzen Erscheinung einen südlichen Ton.

Elfriede erröthete vor der straffen, kräftigen Gestalt Heller's und die Erinnerung an sein unerschrockenes, kühnes Handeln schien sie noch ganz und mächtig zu beherrschen; sie sagte ihm in den gewähltesten, herzgewinnendsten Worten ihren Dank und erzählte im Laufe der Unterhaltung, daß der Inspector sowol wie der Vater beim Brand verreist gewesen, die Wärterin des Kindes leichtsinnig in die Stadt gegangen und das Kind allein gelassen habe; da sei das Feuer ausgebrochen, die Wärterin zu ihr gestürzt mit der Nachricht, daß das Kind noch im Hause und in den Flammen umkommen müsse. „Ich weiß dann nicht, was ich gethan, nur Das weiß ich", fügte sie mit bedeutungsvollem Blick hinzu, „daß Sie das Kind gerettet."

Heller sprach sich bewundernd über ihr thatkräftiges Mitleid, ihre Entschlossenheit aus, wie ein dunkler Schatten flog es über das schöne Antlitz und sie entgegnete erst nach einer Pause, als müsse sie noch Fassung ringen: „Es war meine Pflicht." Dem jungen Mann war das Benehmen Elfriedens entgangen, weil der Fabrikbesitzer seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen und ihm auf seine Aeußerung entgegnet, daß Ihm viel mehr dies Lob gebühre und daß er dem Brande sein Schlimmstes genommen, den Tod eines Menschenlebens.

Heller lehnte das Lob bescheiden ab und suchte das Gespräch auf andere Gegenstände zu bringen. Der Fabrikbesitzer warf nur von Zeit zu Zeit, mit seiner leisen, klanglosen Stimme einige humoristische Bemerkungen hin, die von einem vielbewegten, scharfblickenden Leben Zeugniß gaben, während die beiden jungen Herzen sich bald in eine alle Saiten des Gemüthes und des Geistes berührende Unterhaltung verflochten fühlten und als sie sich trennten, war es für sie entschieden, daß sie sich bald und öfter wiedersehen müßten.

Doch während der junge Staatsanwalt das Haus des Fabrikbesitzers immer eifriger besuchte und sich von Elfrieden immer inniger angezogen fühlte, liefen wunderliche Gerüchte durch die kleine Stadt. Es hieß, daß das Feuer auf Veranstaltung des Fabrikbesitzers angelegt worden. Die anfangs nur leise, wie blindgeborene, umhertastende öffentliche Meinung griff ihren Feind immer stärker an, man erwähnte seine schlechten Vermögensverhältnisse, die Eingeweihte genau kennen wollten, die hohe, sehr hohe Versicherung der Fabrik, das Vorhandensein geringer Vorräthe, die Abwesenheit fast aller Leute, ja endlich wurde selbst die Verzweiflung der Tochter zur Unterstützung des Verdachtes ausgebeutet — sie müsse davon gewußt und sich entsetzt haben, daß ein Menschenleben dabei verloren gehen solle. Die Feuerversicherungsgesellschaft erhob Bedenken und da mehrfache schriftliche Anschuldigungen bei der Staatsanwaltschaft einliefen, sah sich der junge Beamte zur Einleitung einer Voruntersuchung genöthigt. Er kündigte es bedauernd dem Fabrikbesitzer an, der ruhig lächelnd entgegnete: „Sie kommen meinem Wunsch zuvor, ich wollte selbst darauf antragen, um das Gerede zum Schweigen zu bringen."

Heller fühlte sich durch dies Wort sichtlich erleichtert und übertrug das für ihn unmögliche Geschäft jenem Referendar, der am Abend des Brandes so bedeutungsvoll „wer weiß!" gesagt und nun all seinen Scharfsinn entwickeln wollte, um sich die ersten Sporen zu verdienen. Doch ergab die Untersuchung nicht die mindesten Anhaltspunkte zu einer Anklage. Keiner der Arbeiter wollte etwas Verdächtiges bemerkt haben, es war ein Sonntag gewesen und darum waren nur die Wächter in der Fabrik geblieben; der Inspector, ein junger Witwer, war zu seiner Braut gereist, die er binnen wenigen Wochen zu heirathen gedachte, es war Alles natürlich, Alles erklärlich. Dann sagten der Inspector wie die Wärterin aus, daß Elfriede sich immer des Kindes angenommen und fanden in ihrer Theilnahme nichts Befremdendes. Herr Arnold war bei seiner Vernehmung am ruhigsten; freundlich und artig gab er über alle Fragen

Beichte, legte seine Bücher vor, die von Kaufleuten geprüft wurden und aus denen sich durchaus nicht sein Vermögensverfall herausstellte. Auch Elfriede hatte, allerdings bleich und weinend, wie der junge Beamte bemerkt haben wollte, über die Vorgänge jener Nacht Auskunft gegeben und als man sie gefragt, warum sie wegen des fremden Kindes so in Angst geschwebt, mit brennender Röthe im Antlitz und bebenden Lippen zur Antwort gegeben: „Welche Frage! Ein Menschenleben!" Nur der Referendar konnte diesen Ausruf des Mitleids und der edeln Entrüstung misdeuten wollen, in Heller's und Bernd's Augen ward er zu einem neuen Glorienschein um ihr Haupt.

Elfriede ahnte wenig, in wie naher Berührung diese peinliche Angelegenheit mit dem jungen Manne stand, der auch in ihr Herz sich immer tiefer eingelebt und sie sah klopfenden Herzens seinem Besuche entgegen. Vielleicht blieb er ganz fort, wenn er erfahren, was man ihr und ihrem Vater angethan, ach, sie fühlte es jetzt, sie liebte ihn, sie durfte ihn nicht mehr verlieren, wollte sie nicht vollends elend sein und oft sagte sie tonlos für sich hin: „Jetzt, jetzt muß mir ein neuer Himmel aufgehen — we —" ein Thränenstrom erstickte ihr ferneres Selbstgespräch. Sie kannte das Amt des jungen Mannes nicht, auf ihre Erkundigung nach dem Retter des Kindes war er ihr als Dr. Heller bezeichnet worden, wie man ihn auch in der ganzen Stadt nannte, weil er erst seit kurzem angekommen und sich überhaupt der Titel eines „Staatsanwalts" noch nicht eingebürgert hatte. Dann hatte der Vater den jungen Mann gebeten, Elfrieden seinen Beruf für die erste Zeit noch nicht bekannt zu machen, da sie geschont werden müsse und er allein ihr diese Mittheilung auf die geeignetste Weise machen würde. Heller versprach darum, obwol es ihm schwerfalle, Schweigen und dankte nochmals herzlich für seine freundlichen Winke dem Vater, der aber jeden Dank ablehnte und gutmüthig lächelnd meinte: „Ich bin es der Ruhe meines Kindes schuldig."

Welche Liebe für sein Kind sprach sich in dem Benehmen des Fabrikbesitzers aus und doch war es Heller aufgefallen, daß sonst eine kalte, fast schneidend kalte Höflichkeit zwischen Tochter und Vater herrschte; er hatte bemerkt, daß Arnold stets nur zögernd, fast furchtsam seinem Kinde ein liebes Wort sagte, ihr eine Ueberraschung oder Freude bereitete, daß Elfriede auch gerade vor des Vaters Herzlichkeit am meisten zurückschreckte. Vielleicht fesselte ihn diese Seltsamkeit noch fester an das Haus, ihm erschien sie auch als ein „psychologisches Problem", das er lösen müsse.

Wie klopfte Elfriedens Herz, als der junge Doctor trotz ihrer Befürchtung wieder erschien und wärmer als gewöhnlich hieß sie ihn willkommen. Er sah ihre Erregtheit, sie wollte von jenem Vorfalle sprechen und ihre Lippen suchten vergeblich nach den rechten Worten, aber er, ihre Absicht ahnend, sagte herzlich: „Lassen Sie Alles unerörtert, zwischen uns soll sich der Staub des Alltagslebens nicht drängen!" Wie sie auch versuchte, das Gespräch noch einmal auf diesen peinlichen Gegenstand zu lenken, er gab den Worten immer wieder eine andere Wendung. Elfriede war heute erregter als gewöhnlich, oft blitzte ihr Auge bei den Worten des jungen Mannes im reinsten Feuer, dann erlosch es plötzlich und ein Hauch tiefer Schwermuth schien sich um ihre Seele zu breiten. Heller schob diese ihm ganz neue Erscheinung an dem Mädchen auf die unglückliche Vernehmung vor Gericht; aber diese springende Laune, diese wechselnde Stimmung, diese Schwermuth blieb auch bei spätern Besuchen und ward immer vorherrschender in Elfriedens Gemüth. Vergebens suchte er sie zu bekämpfen, da sie ihn mit Sorge für das reizende Geschöpf erfüllte und doch sah er sie nur in ihren bessern Stunden, wo sie, an seiner Seite, den blassen Kopf in die weiße Hand stützte und ihre Augen wie festgebannt auf ihm ruhten, er sah nicht ihr verzweifelndes Händeringen, ihr wildes Umherstürmen, nicht jenen Blick, der entsetzt beständig in einen Abgrund zu starren schien.

An die Stadtgerüchte, die noch immer nicht verstummen und zur Begründung ihres Verdachtes sogar seinen lichten Engel beflecken wollten, indem sie ihr einsiedlerisches, zurückgezogenes Leben als ein Bewußtsein ihrer Schuld oder wenigstens Mitschuld auslegten, kehrte sich Heller wenig. Kannten diese Menschen Elfrieden? Ihre Seele? Er allein stand ihr nahe, unter seiner Berührung zuckte diese zarte Sinnblume nicht scheu in sich zusammen. Vielleicht war auch ein dunkler Punkt in dem Leben ihres Vaters, der sie beängstigte und sie vor seiner Liebe zurückscheuen ließ, aber wenn Elfriede nur rein und unschuldig, dann war Alles gut!

Der junge Staatsanwalt ward, sobald er sich Elfriedens Liebe sicherwußte, bei dem Fabrikbesitzer um die Hand seiner Tochter, legte ihm dar, daß er vermögend genug, seiner künftigen Gattin eine behagliche, ja glänzende Existenz zu bieten und umsomehr seine Einwilligung hoffe, da er sich

von Elfrieden geliebt glaube. „Sind Sie so sicher?“ lächelte Herr Arnold. „Nun sprechen Sie noch mit Elfriede“, damit reichte er dem jungen Manne die Hand, „meine Einwilligung haben Sie.“

„Sie geben mir die Hand Ihrer Tochter!“ rief Heller freudig bewegt, der Widerstand gefürchtet hatte, „o, wüßten Sie, wie glücklich Sie mich machen!“

„Aber ich muß noch heute verreisen und kann nicht mit Elfrieden sprechen“, begann der Hausherr von neuem, „und bitte Sie daher, bei Elfriede mit dem heutigen Gespräch zurückzuhalten, ich will sie überraschen. Nichtwahr, Sie gönnen mir diese Freude für mein einziges, geliebtes Kind?“

Was konnte Heller thun als freudetrunken zusagen? Aber sehen mußte er wenigstens den Engel, den er bald für immer sein nennen durfte und eilte schon am andern Tage zu Elfrieden. Er fand sie in melancholischer Stimmung, Thränen standen ihr noch im Auge und als er nach der Ursache ihres Schmerzes fragte, gestand sie ihm, daß sie um seinetwillen geweint. „Und weshalb?“ fragte er freudig bewegt.

„Weil wir uns trennen müssen, Bernhard, für immer trennen!“ Sie nannte ihn heute zum ersten mal vertraulich bei seinem Taufnamen.

„Trennen? — Wie ist das möglich?“ entgegnete Heller. „Uns kann und wird nichts mehr trennen“, und innig wollte er Elfriede in seine Arme schließen.

„Doch, Bernhard, fliehe mich, ehe es zu spät!“ entgegnete sie abwehrend, „ich hätte dich nicht an mich fesseln, dich von mir stoßen sollen, ich that es nicht, ich war zu schwach, weil mir zum ersten mal die Liebe im Herzen auftauchte, aber jetzt muß es sein — fliehe mich, Bernhard, um deiner und meiner Ruhe willen.“ Und aus ihren Augen drang ein Blick wie der des todtwunden Hirsches, der zusammenbrechen will und ihre bleichen Lippen preßten sich wild zusammen.

„Elfriede! Was ist geschehen? Sei ruhig!“ bat jetzt Bernhard, „so, laß uns sitzen und höre mich gelassen an.“ Sie folgte mechanisch, ihre Seele schien in dunkle Träumereien verloren.

„Dich hat die Anklage so tief verletzt und ich ehre deine Zartheit, aber bist du mein Weib“, fuhr er wärmer werdend fort, „dann wagt es Niemand mehr nur mit dem leisesten Hauch dein Herz, deinen Ruf zu verletzen. Ach Elfriede, wüßtest du, wie glücklich ich bin, wie nahe wir dem Ziel!“ und er verging in der Wärme seines Ergusses sein Verbrechen. „Ich will dir nur vertrauen, damit du lächelst und wieder Sonnenschein über dein Herz gleitet; bald bist du mein, ganz mein, dein Vater willigt in unsere Verbindung; so lächle doch, du schüttelst so wehmüthig das Haupt, hat meine innige Liebe das verdient? Liebst du mich nicht?“

„Mehr als mein Leben!“ rief Elfriede.

„Dann ist Alles gut“, entgegnete Heller sichtlich erleichtert. „Sei heiter! Du weißt gar nicht, was du für einen Mann erhältst, einen gar wichtigen und bist du erst mein Weib, dann ruhst du sicher wie unter des Adlers Flügeln, das Weib eines Staatsanwalts wird man nicht zum zweiten mal anklagen wollen.“

Elfriede hatte, in ihre düstern Träumereien verloren, anfangs auf den Zuspruch nicht geachtet, erst bei seinen letzten Worten wurde sie aufmerksam und zuckte dann, wie vom Blitz getroffen, zusammen, die Wangen wurden noch bleicher als gewöhnlich, ihr Auge blickte starr und ein kalter Schauer schien durch ihren Körper zu rieseln. Plötzlich zuckte es in ihr auf und sie rief in wilder Hast: „Das Weib eines Staatsanwalts? Was sagtest du?“ Und in steigender Erregung fuhr sie fort: „O, das ist ein Wink des Himmels, daß ich endlich der Qualen ledig werden soll, der Qualen, die mich martern und zermalmen.“ Ein Thränenstrom brach unaufhaltsam aus ihren dunkeln Augen.

„Was ist dir?“ rief der junge Mann beängstigt, „Du sprichst ja wirr und verworren, fasse dich, ich bin ja bei dir, dein Verlobter, der dich schützt und dein gequältes Herz zur Ruhe bringen will.“

„O das sollst du!“ rief sie verzweifelnd, „mein Herz in Ruhe wiegen, klage mich an, mich, die du liebst!“

„Mädchen, du redest irre!“ beschwichtigte Heller, „es klagt dich Niemand an, ich schütze dich!“

„Du mich schützen?“ rief sie wie entsetzt, „du, der das Verbrechen aufdecken soll? Klage mich an, der Brandstiftung! Ich — ich — bin schuldig!“

„Lüg're nicht, Elfriede!“

„Lügen?“ entgegnete Elfriede, ruhiger werdend, „Wahrheit ist's, bittre vernichtende Wahrheit, weil ich das Verbrechen begangen, in jener schwarzen Stunde, hat es mir das Herz zerfressen, mich vernichtet und ich fühl's, auch dich reiß' ich mit in den Abgrund.“

Bernhard warf sich erschüttert auf einen Sessel und barg sein Gesicht in den Händen.

„Höre mich an, Bernhard, vielleicht hast du dann noch eine Thräne des Mitleids für mich“,

begann jetzt Elfriede, deren frühere Verzweiflung einer ernsten Ruhe gewichen und sie erzählte:

„Meine Mutter starb früh, ich lebte mir selbst überlassen. Mein Vater gewährte jeden meiner Wünsche, er liebte mich nach seiner Weise. Nie griff er liebevoll sorgend in mein Seelenleben ein, nie ward meine Bildung eine geregelte. Ich trieb nur Das, wozu mich Neigung und Laune zog, ich las in meinen Mußestunden Romane auf Romane, bis ich dem Einen als ein phantastisches Mädchen galt, dem Andern als eine reichbegabte Natur... was weiß ich! Da bekamen wir einen Hauslehrer; er kam eben von der Universität und war noch voll jugendlicher Begeisterung für alles Große und Schöne. Er gab mir die alten Klassiker in die Hand und mit Begierde ergriff ich diese Lectüre, der junge Mann schwärmte mit dem Kinde für die Heroen des Alterthums und weckte in mir eine solche Begeisterung für diese großen Männer und großen Thaten, daß ich nichts sehnlicher wünschte als eine Römerin zu sein, und diese Eindrücke, die ich durch spätere Lectüre sorgfältig pflegte, wurzelten so tief in meiner Seele, daß sie mir bis heute geblieben.

„Mein Vater kannte diese Begeisterung für das Alterthum und mich schauert, er hat sie schrecklich auszubeuten gewußt. Er klagte in neuester Zeit fortwährend über Verluste, daß er zugrunde gehen und mit mir auf seine alten Tage ins Elend wandern müsse. ‹Nur Eins›, fuhr er dann fort, ‹konnte mich retten, das Abbrennen der Fabrik, ich darf es nicht thun, aber wenn ich einen Freund hatte, der mir diesen Dienst erwiese, auf den Knieen würde ich ihm danken; aber sieh du, solche Männer gibt es heute nicht mehr, nur in deinem classischen Alterthume opferten sich Freunde für Freunde, Aeltern für Kinder, Kinder für Aeltern, damit ist's vorbei und dein Vater muß ins Elend wandern.›

„Dämonisch erfaßte es mich, ich rief aus: ‹Vorbei, Vater? Gewiß nicht, ich fühle die Kraft in mir, für dich das größte Opfer zu bringen, aber was du forderst, ist ein Verbrechen.›

„‹Ich fordere nichts, mein Kind›, entgegnete er sanft und ruhig. ‹Ein Verbrechen meinst du? das wüßte ich nicht, dieser Brand schadet Niemand, die Feuerversicherungsgesellschaft ist keine einzelne Person, die es empfindlich trifft, was willst du? Im Gegentheil, der Neubau würde Tausenden zum Segen gereichen, die dabei Verdienst und Arbeit fänden, während sie jetzt am Hungertuche nagen. Doch — ich verlange nichts von dir, von dir nichts, deine Schultern sind dafür zu zart, du bist ein Mädchen.› Der abgeschossene Pfeil traf, ich Unglückselige wollte stark, ein Mann sein und da mein Vater mit dämonischer Geschicklichkeit mein Gewissen täglich mehr einzuschläfern verstand, vollbrachte ich jene That, von der sich meine Seele jetzt schaudernd wegwendet.“

Bei den letzten, krampfhaft herausgepreßten Worten brach Elfriede erschüttert zusammen. Mit steigender Erregung und klopfender Brust hatte Heller ihrer Erzählung zugehört. Sie war es doch Wahrheit, eine grauenvolle Wahrheit, wie der Medusenkopf, die plötzlich all seine Blütenträume erstarren ließ und den schönen Glauben an Elfriede schonungslos zerschlug. Schaudernd wandte er sich von ihr, der Unseligen, die einem düstern Geschick verfallen war, und keines Wortes mächtig, wollte er ihr zum Abschied die Hand reichen. Sie schrak bei seiner Annäherung auf, gerade sein Blick des innigsten Mitleids traf sie wie ein Dolchstoß und in wilder Verzweiflung ihn mit den Händen abwehrend stürzte sie in ein anderes Zimmer.

Am folgenden Tage klagte sich Elfriede selbst des Verbrechens der Brandstiftung an und wurde mit ihrem eben von der Reise zurückgekehrten Vater verhaftet.

Das war ein Triumphgesang in der kleinen Stadt, das Volk war stolz, daß seine Stimme wieder einmal Gottes Stimme gewesen.

Heller legte, zu tief erschüttert von dem düstern Ereigniß, sofort sein Amt nieder und kehrte in die Residenz zurück, um dort in wissenschaftlichen Studien Vergessenheit zu holen und errang sich endlich eine Anstellung bei der Universität. Sein Freund, Assessor Berndt, der vor kurzem die Stelle eines Rechtsanwalts erhalten, versprach Elfriedens Vertheidigung zu übernehmen und alle seine Beredtsamkeit aufzubieten, ihr Loos zu mildern. Elfriede dagegen wußte mit Aufopferung und seltener Besonnenheit von ihrem Vater jeden Verdacht der Theilnahme abzuwälzen, daß er freigesprochen, sie selbst aber zu fünfjähriger Arbeitsstrafe verurtheilt wurde. Sie trat sie nicht an, da sie Gift nahm, das ihr der Vater selbst verschafft haben sollte.

Heller hatte sein „psychologisches Problem“. Es war mit seinem ganzen Leben erkauft.

C. Habicht.

Franz Anton Mesmer.

Ein Blick auf sein Leben und seine Lehre. Von Medicinalrath Dr A. Clemens in Frankfurt am Main.

III.

Die Mesmer'schen Lehrsätze lauteten:

1. Unter den Himmelskörpern, der Erde und allen belebten Wesen findet ein wechselseitiger Einfluß statt.

2. Das Hülfsmittel, wodurch dieser Einfluß stattfindet, besteht in einer Flüssigkeit, die allgemein verbreitet und so ausgedehnt ist, daß sie keinen leeren Raum gestattet, ihrer Feinheit kann nichts verglichen werden, ihrer Natur nach ist sie fähig, alle Eindrücke der Bewegung anzunehmen, fortzupflanzen und mitzutheilen.

3. Diese wechselseitige Wirkung ist Gesetzen der Mechanik unterworfen, die bisjetzt unbekannt waren.

4. Es entspringen aus dieser Thätigkeit abwechselnde Wirkungen, die man wie eine Art von Ebbe und Flut betrachten kann.

5. Nach der Natur der Ursachen, die sie bestimmen, ist diese Art von Ebbe und Flut bald mehr bald weniger allgemein, bald mehr bald weniger eigenthümlich, bald mehr bald weniger zusammengesetzt.

6. Durch diese Thätigkeit, die weit allgemeiner als irgendeine andere in der Natur ist, erfolgen relative Thatigkeiten zwischen den Himmelskörpern, der Erde und ihren sie zusammensetzenden Bestandtheilen.

7. Die Eigenschaften der organisirten Materie und der lebenden Körper hängen von dieser Thätigkeit ab.

8. Der thierische Körper empfindet die wechselnden Wirkungen dieses thätigen Princips, indem sich dasselbe unmittelbar der Nervensubstanz mittheilt und auf dieselbe einwirkt.

9. Man findet in dem menschlichen Körper Eigenschaften, welche mit denen des Magnets übereinstimmen. Man unterscheidet darin verschiedene und einander entgegengesetzte Pole, die einander mitgetheilt, verändert, zerstört und verstärkt werden können. Sogar das Phänomen der Inclination ist zu beobachten.

10. Diese Eigenschaft des thierischen Körpers, die ihn befähigt, sowol den Einfluß der himmlischen Körper als der gegenseitigen Wirkung derer, die ihn umgeben, zu empfinden, hat mich wegen der Aehnlichkeit mit der Wirkung des Magneten bestimmt, ihr den Namen „animalischer Magnetismus" beizulegen.

11. Diese soeben beschriebene Kraft und Wirkung des animalischen Magnetismus kann ebenfalls andern belebten und unbelebten Körpern mitgetheilt werden. Beide sind aber dazu mehr oder weniger fähig.

12. Diese Kraft und Wirkung können durch eben diese Körper verstärkt und fortgepflanzt werden.

13. Man bemerkt nach der Erfahrung den Ausfluß einer Materie, deren Flüchtigkeit alle Körper durchdringt, ohne dabei merklich etwas von ihrer Thätigkeit zu verlieren.

14. Ihre Wirkung erstreckt sich auch in die Ferne und zwar ohne Beihülfe irgendeines Zwischenkörpers.

15. Sie wird sowol durch Spiegel als durch das Licht vermehrt und zurückgestrahlt.

16. Sie wird durch den Schall mitgetheilt, fortgepflanzt und vermehrt.

17. Diese magnetische Kraft kann angehäuft, verstärkt und fortgepflanzt werden.

18. Nicht alle belebten Körper sind gleich fähig, diese Kräfte anzunehmen. Es gibt auch darunter Körper, obschon sehr selten, die so entgegengesetzte Eigenschaften besitzen, daß ihre Gegenwart alle Wirkung von diesem Magnetismus in in den andern zerstört.

19. Diese entgegengesetzte Kraft durchdringt gleichfalls alle Körper, kann auf gleiche Art mitgetheilt, angehäuft, fortgepflanzt werden, strahlt von Spiegelflächen zurück und wird mit dem Schall fortgepflanzt. Dies verursacht nicht nur eine Beraubung, sondern auch eine entgegengesetzte positive Kraft.

20. Der natürliche und künstliche Magnet ist ebenso gut wie die andern Körper zur Leitung des animalischen Magnetismus und selbst zu den entgegengesetzten fähig, ohne daß in beiden Fällen seine Wirkung auf Eisen oder auf die Nadel die geringste Veränderung erleidet. Dies dient zum Beweise, daß der animalische vom mineralischen Magnetismus wesentlich verschieden ist.

21. Dieses System wird die Natur des Feuers und des Lichts, die Lehre von der Anziehung, der Ebbe und Flut, des Magnets und der Elektricität in ein helleres Licht setzen.

22. Es wird zeigen, daß sowol der Magnet als die künstliche Elektricität in Hinsicht auf Krankheiten blos Eigenschaften besitzen, die sie mit andern, von der Natur uns dargebotenen Agentien, gemeinhaben und daß, falls aus ihrer Anwendung einige nützliche Wirkungen hervorgehen, sie diese nur dem animalischen Magnetismus verdanken.

23. Nach den von mir festgesetzten Regeln wird sich aus Thatsachen beweisen lassen, daß die-

des Agens Nervenkrankheiten unmittelbar, andere mittelbar heilen könne.

24. Durch seine Hülfe bekommt der Arzt eine tiefere Kenntniß in der Anwendung der Arzneimittel, sodaß er ihre Wirkung verbessern, heilsame Krisen hervorrufen und so leiten kann, daß er ihrer Herr bleibt.

25. Durch Mittheilung dieser Methode werde ich durch eine neue Theorie der Krankheiten den allgemeinen Nutzen des Mittels beweisen, daß ich zu ihrer Bekämpfung in Thätigkeit setze.

26. Bei dieser Kenntniß wird der Arzt ganz sicher den Ursprung, den Fortgang und die Natur selbst der verwickeltsten Krankheiten beurtheilen können. Er wird das Wachsthum derselben verhindern und die Heilung derselben bewirken, ohne den Kranken, er mag von einem Alter, Temperament oder Geschlecht sein von welchem er wolle, jemals verdrießlichen Wirkungen auszusetzen. Selbst Frauen während der Schwangerschaft und im Wochenbett werden gleicher Vortheile theilhaftig.

27. Ende meine Lehre setzt endlich den Arzt in den Stand, den individuellen Grad der Gesundheit eines jeden Individuums zu beurtheilen und ihn so vor drohenden Krankheiten bewahren zu können. Auf diese Weise würde die Kunst des heilenden Arztes den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen.

Man muß gestehen, daß in diesen hier mitgetheilten 27 Lehrsätzen unendlich viel behauptet und mehr noch versprochen wird, als alle bisherigen Theorieen und Systeme der Heilkunde zu leisten im Stande waren und Alles dazu aus einem unbekannten, unsichtbaren Principe hergeleitet, das nach Allem, was sein Entdecker von ihm sagt, ebenso verborgen und räthselhaft wie im Anfange bleibt. Zu metaphysischen Grübeleien paßt aber das lebhafte praktische französische Volk am wenigsten. Was auf dasselbe Eindruck machen soll, muß in die Sinne fallen. Mesmer scheint dies selbst geahnt zu haben, wenn er von seinen Lehrsätzen selbst gesteht, sie schienen sich von allen bisherigen Grundsätzen einer Erfahrungswissenschaft soweit zu entfernen, daß ihr erster Eindruck den einer Mischung von Wahrheit und Täuschung mache. Er bittet aber alle wissenschaftlich gebildeten Männer, ihren Vorurtheilen zu entsagen und solange ihr Urtheil zurückzuhalten, bis ihm die Umstände gestatten, seinem Systeme die augenscheinliche Bekräftigung zu geben, deren dasselbe fähig ist. Besonders ladet er hierzu die Aerzte ein, als solche, die durch die Würde ihres Standes und den Umfang ihrer Kenntnisse allein im Stande sind, über die Wichtigkeit seiner Entdeckung ein ebenso vorurtheilsfreies als gediegenes Urtheil zu fällen.

Man wird gestehen, daß dies nicht die Sprache eines geheimnißvollen Charlatans sein kann. Ungeachtet dieser Aufforderung, die nicht das geringste Gepräge der Geheimnißthuerei trägt, fand sich nur ein Arzt, Deslon, erster Arzt des Grafen von Artois, nachherigen Karl's X., der den Muth hatte, sich an Mesmer anzuschließen und in einer besondern Schrift: „Observations sur le Magnetisme animal", was er mit eigenen Augen gesehen, wahr und ohne Schminke zu berichten. „Die Arzneikunst", sagt er, „ist eine Erfahrungswissenschaft. Wir wissen Alle, daß Manna und Rhabarber evacuirende Eigenschaften haben; wie sie dies thun, wissen wir nicht. Ebenso geht es mit dem animalischen Magnetismus. Ich weiß nicht, wie er wirkt, aber daß er wirkt, das weiß ich."

Die Sätze seines Systems wurden der Akademie der Wissenschaften durch ihren damaligen Präsidenten Le Roi vorgelegt. In einer öffentlichen tumultuarischen Sitzung, der Mesmer im Hintergrunde beiwohnte, stritt man darüber und verwarf sie. Die meisten Glieder dieser Corporation waren schon im voraus gegen Mesmer eingenommen und sahen in dem Zuströmen der Menge zu seiner Wohnung nur den traurigen Beweis von der Schwäche des menschlichen Geistes. Mesmer machte der Königlichen Akademie nicht den Vorschlag, seine Behandlung selbst zu untersuchen, sondern sie sollte nur constatiren, ob die von ihm behandelten Kranken wirklich die entschiedene Besserung empfänden, die er zu erzielen vorgab. Eine Untersuchungscommission, die über seine Entdeckung absprechen sollte, mochte er schon deshalb niemals anerkennen, da man im voraus seinen Worten, er besäße ein Arcanum, nicht zu trauen sich die Miene gab. Vergebens machte Mesmer der Akademie mehre Anträge zur Prüfung seiner magnetischen Heilart. Die medicinische Facultät entzog sich ihnen. So wurde den Mißverständnissen, dem Neide, den Cabalen und leidenschaftlichen Intriguen Thür und Thor geöffnet.

Ganz gegen Mesmer's Willen unterwarf sich sein Freund und Anhänger Deslon einer Untersuchungscommission, die aus vorurtheilsfreien Aerzten und Naturforschern bestand, denen sich Lavoisier, Bailly und Franklin zugesellten. Dies war die erste Veranlassung des Zwistes zwischen Mesmer und Deslon. Auch zeigte sich dabei, wie richtig Mesmer vorausgesehen hatte. Der von Bailly

verfaßte Commiſſionsbericht war dem Magnetismus entſchieden feindlich. Murhard („Verſuch einer hiſtoriſch-chronologiſchen Bibliographie des Magnetismus", Kaſſel 1797) nennt zwar den Bericht der franzöſiſchen Commiſſionäre leſenswerth wegen ſeiner Präciſion, Genauigkeit und Vortrefflichkeit. Doch verdient bemerkt zu werden, daß der gelehrte Juſſieu, ſelbſt ein Mitglied der Commiſſion, gegen den Bericht in einem Separatvotum auftrat und daß Franklin, der den Bericht mit zu unterzeichnen ſich verleiten ließ, krankheitshalber der Unterſuchung, die anders angeſtellt als erzählt wurde, gar nicht beigewohnt hatte. Indeſſen verwarf auch dieſelbe Akademie Franklin's Entdeckung des Blitzableiters, Jenner's Entdeckung der Schutzpocken und betrachtete Fulton's Entdeckung, den Dampf als treibende Kraft zu gebrauchen, als Chimäre. Es war eine eigene Ironie des Schickſals, daß derſelbe Hofrath Murhard bei ſeinem Aufenthalte in Frankfurt im Jahre 1817 ſich von allen Phänomenen des Magnetismus bei einer von mir behandelten Kranken durch wiederholte Prüfungen überzeugen mußte. Die mediciniſche Societät wies eins ihrer achtungswertheſten Mitglieder, Deslon, aus ihrer Mitte, weil er ſeine Meinung über den Magnetismus nicht zurücknehmen wollte und Dr. Varnier, ein bekannter Arzt, der ſich zum Abſchwören ſeiner Ueberzeugung nicht erniedrigen wollte, ward ebendesbald aus der Liſte der Aerzte geſtrichen.

Dem feindlichen Berichte der von der Akademie ernannten Commiſſion, dem Bannfluche der Facultät zum Trotze gewann die Sache des animaliſchen Magnetismus mit jedem Tage immer mehr und feſtern Boden. Hatten auch nicht alle Aerzte den Muth von Deslon und Varnier, ſo ſah doch Meſmer bedeutende Männer aus den erſten Claſſen der Geſellſchaft die Zahl ſeiner Anhänger vermehren und daß durch ſeine Behandlung, von ihm ſelbſt vollführt oder am gemeinſchaftlichen Baquet von ihm geleitet, ohne allen andern Arzneigebrauch, beſonders in den proteusartigen Formen der verſchiedenſten Nervenkrankheiten, heilſame Kriſen und in ihrem Gefolge Geneſungen entſtanden, ließ ſich am Ende doch nicht verleugnen. Seine damalige Wohnung im Hauſe der Gebrüder Bouret, Place-Vendôme, war von Hülfeſuchenden belagert. Zu ſeinen vorzüglichſten Anhängern gehörten der obengenannte Court de Gébelin, der Marquis von Puyſégur, Eprémenil, der ausgezeichnete Advocat Bergaſſe, der nachher ſo berühmt gewordene Lafayette, der eine Correſpondenz zwiſchen Meſmer und dem berühmten Waſhington einleitete. So wurde endlich die Regierung auf das wohlthätige Reſultat dieſer Curmethode aufmerkſam und wollte mit dem Entdecker in nähere Verbindung treten. Glauben wir der Verſicherung der Marquiſe von Créquy in ihren Memoiren, ſo hatte Meſmer dem damaligen erſten Miniſter Ludwig's XVI., Maurepas, eine Denkſchrift über ſeine Entdeckung übergeben, die ſich gerade nicht durch Beſcheidenheit ausgezeichnet haben ſoll. Sokrates gab ſeinen Richtern auf die Frage, was er verdient habe, die ſtolze Antwort, lebenslänglich auf Koſten des Staats im Prytaneum erhalten zu werden — und wurde zum Tode verurtheilt. Meſmer betrachtete ſich als einen Wohlthäter der Menſchheit, als den Wiederherſteller der alten, verlorengegangenen Tempelweisheit, wodurch ein die ganze Natur verbindendes, direct auf die Nerven wirkendes Princip in die Hände des Menſchen gegeben worden ſei. Seine Denkſchrift verlangt von der franzöſiſchen Regierung nicht, daß ſie die Exiſtenz und die Wirkſamkeit des animaliſchen Magnetismus beglaubigen laſſen ſolle, eine Thatſache, die zu bekannt und zu erwieſen ſei, als daß eine Unterſuchung derſelben nicht überflüſſig wäre; er fodert nur, daß man die Ausſagen aller der Perſonen, die er bereits geheilt, wie aller derer, die man künftig ſeiner Behandlung anvertrauen wolle, zu Protokoll bringen und ihm zur Belohnung für ſeine die Menſchheit beglückende Entdeckung das Schloß und die Beſitzung Surgy, eine der Domänen der Krone, als Eigenthum überlaſſen ſolle. Wolle man gegen einen Mann von ſeinem Verdienſte ſich geizig beweiſen, wol gar mit ihm handeln, ſo würde er Paris, Frankreich, ſeine Kranken und ſeine magneſiſche Heilanſtalt verlaſſen.

So übertrieben dieſe Foderung beim erſten Anblick ſcheinen dürfte, bin ich überzeugt, daß der Rath ſeiner pariſer Freunde und Adepten einen nicht unbedeutenden Antheil daran hatte. Ludwig XVI., ſchwach, gutmüthig, von dem beſten Willen für das Wohl ſeines Volks erfüllt, war ganz in der Gewalt ſeines damaligen erſten Miniſters, des alten, Alles beſpöttelnden und perſifflirenden Maurepas, einer Reliquie aus der frivolen Zeit Ludwig's XV. Von dieſem etwas zu erhalten, mußte man, wie es damals am franzöſiſchen Hofe Sitte war, hochmüthig und anmaßend auftreten. Je recevoir, prendre, demander beſtand, wie Beaumarchais in ſeinem „Figaro" bemerkte, le secret des courtisans. Ein Anhänger Meſmer's und des animaliſchen Magnetismus, der

Marquis Breteuil, Minister des königlichen Hauses, machte sich zum Mittelpunkte der Unterhandlung, die sich zwischen den Epigrammen und Verklagen Maurepas' und den Forderungen Mesmer's zu entspinnen begannen. Man bewilligte Mesmer eine lebenslängliche Rente von 20,000 Livres, einen jährlichen Gehalt von 12,000 Livres, eine Wohnung im Louvre, den Orden des heiligen Michael, den Titel eines berathenden Arztes Seiner Majestät. Dafür verlangte man, er solle einen Lehrcursus über den animalischen Magnetismus eröffnen und in einer ihm von der Regierung zu übergebenden Heilanstalt drei Zuhörer zu seinen Schülern heranbilden. Dieses Anerbieten der Regierung ward von Mesmer nicht angenommen. Schienen ihm die Bedingungen des Ministeriums zu gering für die Wichtigkeit seiner Entdeckung, waren ihm die gestellten Bedingungen nicht geeignet, seine Lehre vor falschem Urtheil zu bewahren — genug er nahm sich nicht einmal die Mühe darauf zu antworten, verließ Paris und zog sich nach Aachen mit mehren seiner Kranken und Anhänger zurück.

Jetzt trat Mesmer's eifriger Anhänger, der bedeutende Rechtsgelehrte Bagasse — ihn fand Kaiser Alexander noch im August 1815 bei Frau von Krüdener, in deren Kopf bekanntlich die Idee der heiligen Allianz entsprang —, mit einem Project hervor, einen schmählich verfolgten Mann von Genie wider seinen Willen vor dem Looſe zu schützen, das ihm der blinde Haß seiner Feinde so gern bereiten möchte. Er eröffnete zu seinen Gunsten eine Subscription von 100 Actien, jede zu 100 Louisdor. Mehr als eine halbe Million, die zu diesem Zwecke in Paris und den Provinzen unterzeichnet wurde, nahm Mesmer nicht an, sondern bestimmte sie zur Errichtung magnetischer Heilanstalten, sodaß bald im Umfange von Frankreich über 20 Schulen in den bedeutendsten Städten blühten. Bemerkenswerth ist, daß außer Berthollet, dem bekannten Chemiker, sich alle Subscribenten mit der von Mesmer erhaltenen Aufklärung in Hinsicht seiner Lehre und ihrer Ausübung zufrieden zeigten und keiner sein Geld als weggeworfen betrachtete. Nur erhob sich ein Streit darüber, ob nun die Schüler das Recht haben sollten, die Lehre selbst weiterzuverbreiten, oder ob sie eine Geheimlehre bleiben sollte. Die Mesmer'schen Schulen nannten sich die „Gesellschaften der Harmonie". Sie schlossen sich im Jahre 1784 aneinander an und bildeten in den verschiedenen Hauptstädten Frankreichs magnetische Gesellschaften, die miteinander correspondirten und Mesmer die Hauptdirection derselben übertrugen. Die neue Kunst Mesmer's, Kranke ohne alle Arznei, einzig und allein durch eine vom Menschen ausgehende, geheimnißvolle und verborgene Kraft zu heilen, bot allerdings des Wunderbaren und Geheimnißvollen Vieles dar. Sie erinnerte an die Priesterweisheit und Orakelsprüche der Alten und ging in kurzem in drei geheime Haupt- und einige zwanzig Filialgesellschaften über. Auch bildeten sich innerhalb derselben drei Hauptsysteme: das Mesmer'sche, Barbarin'sche und Puysegur'sche. Mesmer heilte durch Krisen, Barbarin durch den Willen, Puysegur physisch und psychisch zugleich. Das Letztere, nach Chastenet de Puysegur also benannt, ward das bedeutendste. In verschiedenen Schriften („Memoires pour servir a l'histoire du Magnetisme animal", Paris 1784 und 1785; „Du Magnetisme animal considere dans ses rapports avec diverses branches de la physique generale", Paris 1807) trat er als ein wissenschaftlich gebildeter Anhänger seines Systems in die Schranken. Die wunderbaren Erscheinungen des animalischen Magnetismus gewannen an Ausdehnung und Stärke, als Puysegur, auf seinem Landgute Büsancy magnetische Versuche anstellend, bei einem an Rheumatismus erkrankten Tagelöhner Victor den Somnambulismus, das Schlafwachen hervorrief, der als eigenthümliche Nervenkrankheit (Idiosomnambulismus, Autosomnambulismus) zwar schon längst bekannt war, wie denn Hennig in seinen „Lehrreichen und unterhaltenden Sachen über Träume und Nachtwandler" (1802) die merkwürdigsten ans Märchenhafte grenzenden Thatsachen hierüber gesammelt hat, der aber ein besonderer Gegenstand der ärztlich-philosophischen Untersuchung erst dann geworden ist, als man den somnambulen Zustand durch den animalischen Magnetismus ins Leben zu rufen begann. Puysegur glaubte nun, im Somnambulismus und durch das sich in ihm kundgebende innere Schauen den wahren animalischen Magnetismus gefunden zu haben und machte in diesem Sinne seine Entdeckung bekannt. Auch ist nicht zu leugnen, daß er in Strasburg mit den dortigen Freimaurern in Verbindung trat, den Magnetismus die seit so lange verlorene Wahrheit der Freimaurer nannte und das Licht im Somnambulismus als dasjenige erkannte, wonach sie streben.

Man hat von jeher behauptet, Mesmer habe den durch seine animalisch-magnetische Behandlung hervorgerufenen Somnambulismus nicht gekannt und wahr ist es, daß er blos durch Manipulation

und Paradets mittels Schlafs und Krisen Genesung bewirken wollte und bewirkt hat; daß er ihn aber kannte und die Abwege voraussah, auf welche durch ihn seine Entdeckung geleitet würde, erhellt sowol aus Wolfart's „Erläuterungen zum Mesmerismus", als auch aus Dem, was Justinus Kerner in seiner Schrift aus Mesmer's eigener Feder darüber veröffentlichte. Die Hervorrufung des Somnambulismus, um sich bei magnetisirten Kranken durch ihr inneres Schauen Rath zu holen, lag allerdings nicht in der Behandlung Mesmer's, wie denn dieser merkwürdige Zustand oft selbst durch fortgesetzte magnetische Manipulation nicht hervorgerufen werden und die Heilung der verschiedensten Krankheiten ohne Somnambulismus erfolgen kann. Allen aber, die diesen Zustand zu andern Zwecken als für den Nutzen des Kranken marktschreierisch benutzen, auf Somnambulismus reisen, öffentliche Kunststücke mit demselben anstellen und ärztliche Konsultationen von ihm ertheilen lassen, rufen wir Bursequr's eigene Worte zu: „Les grands succès en magnetisme ne s'obtiendront que dans le silence et le mystere le plus grand!" Möglich ist es, daß Mesmer manche Erscheinungen, die er bei seinen frühesten Kranken, z. B. bei der Paradis hervorgerufen, selbst noch nicht in ihrem ganzen Umfang zu deuten wußte. So erkannte diese Blinde manche Gegenstände, wenn Mesmer in ihrer Nähe war und verfiel in den alten Zustand von Blindheit, wenn man ihn von ihr entfernte und andere, selbst ihrem behandelnden Arzte feindlich gesinnte Personen, wie Störck und der Augenarzt Barth, in ihre Nähe traten. Mesmer wurde deshalb als Betrüger behandelt, der mit ihr durch verabredete Zeichen correspondire; an eine Störung des geistigen Rapports zwischen der Kranken und ihrem Arzte, an eine dadurch bedingte Verminderung der Nerventhätigkeit (Sensibilität) im Organismus der Kranken und besonders in ihrem feinen und erhöhten Gefühle, das für die Augen zu vicariren begann, dachte damals Niemand, vermuthlich selbst Mesmer nicht. Er hätte sich sonst um keinen Preis von ihr entfernen lassen.

Mesmer'n blieb die Genugthuung, in Frankreich während zehn Jahren Leidende auf seine Weise zu behandeln und nicht selten die glänzendsten Erfolge zu erzielen. Aber die bald darauf ausbrechende Französische Revolution traf auch die Heilanstalten Mesmer's in Frankreich. Mesmer sah sein kaum begonnenes Werk zerstört, seine theuersten Freunde und entschiedensten Anhänger geächtet oder der Guillotine verfallen. Des größten Theils seines Vermögens beraubt, entzog er sich mit Mühe durch die Flucht dem blutigen Geschicke, das damals jedem ausgezeichneten Manne drohte. Zu Frauenfeld in der Schweiz brachte er sein Natursystem wieder zu Papier, da er alle seine frühern Schriften zurückgelassen und verloren hatte. Unablässig bemüht, Leidenden mit Rath und That beizustehen, mischte er sich in keinen Streit mehr über seine Lehre, seine Entdeckung dem Urtheile der Nachwelt überlassend. Aber er erlebte noch die Genugthuung, dieselbe in Deutschland wiederauftauchen, der Mißachtung und der Vergessenheit entrissen zu sehen. Gmelin, Wienholt, Pezold und andere denkende Aerzte scheuten sich nicht, ihre dem animalischen Magnetismus günstigen Erfahrungen bekannt zu machen. Schon ein Greis von 78 Jahren, aber noch lebensfrisch an Geist und Herzen, ward ihm die Freude von den berliner Aerzten Hufeland, Heim, Klage den Professor Wolfart an sich abgesendet zu sehen, um sich von dem Entdecker selbst den Inhalt seiner Lehre mittheilen zu lassen. Auch pariser Aerzte wandten sich an ihn mit der Bitte, wieder in die Hauptstadt des beruhigten Frankreich zu kommen. Bald vertauschte er auch den Aufenthalt zu Frauenfeld mit dem vaterländischen Konstanz. Es zog ihn, wie Justinus Kerner berichtet, aus der Schweiz über den schönen heimischen See, an dessen Ufern er als Kind gespielt und, nur von der umgebenden Natur unterrichtet, die Kraft in sich gesogen hatte, die nachher Genesung spendend auf andere übergehen sollte. Bücher las er nur wenige. In seinem Nachlasse fanden sich deren nur acht. Die Entdeckung Galvani's, die eine schon früher geahnte Lebensatmosphäre der Nerven bestätigte, Reil's Werk über die Nerven, Humboldt's galvanische Versuche an der Muskel- und Nervenfaser, Spallanzani's und Fontaine's Beobachtungen, wie so viele andere Fortschritte in physikalischen und chemischen Proceduren enthielten lauter Bestätigung Dessen, was er längst geahnt, gewußt und ausgesprochen, daß nämlich nur eine Kraft nach einem Grundgesetz in allem Einzelnen wirke und walte, wie das Licht in tausendfältigen Farben. Obgleich Mesmer den größten Theil seines bedeutenden Vermögens durch die Revolution eingebüßt hatte, litt er doch in seinem Alter keinen Mangel und er ist nicht, wie so Viele glauben, in Armuth gestorben. Von Frankreich erhielt er als croancier d'etat jährlich 3000 Francs. Seine Hinterlassenschaft betrug an Geld und Mobilien an 6000 Gulden. Nie sah man ihn trübgestimmt, nie

ſchwermuthig; hell blieb ſein Augenlicht, ſein Gehör, ſein Geiſt bis zu ſeinem Ende. Am 5. März 1815 verſchied er klaglos und lächelnd, infolge eines Schlagfluſſes, der hauptſächlich die rechte Seite befallen hatte, im 81. Lebensjahre.

Auf dem Friedhof von Meersburg erhebt ſich ſein Grabhügel, geziert von einem ſinnigen Denkſtein, den aber eine rohe Hand vielfach und, wie es ſcheint, mit Gewalt beſchädigt hat!

Was dem animaliſchen Magnetismus von jeher am meiſten geſchadet, iſt der Umſtand, daß er eine Seite der phyſiſchen Natur enthüllt, die uns bis zu ſeinem Erſcheinen in Dunkel gehüllt war. Die Wiſſenſchaft aber will nichts gelten laſſen, was von ihren Geſetzen der bekannten ſichtbaren Welt abweicht und verweiſt Erſcheinungen ſolcher Art in das Reich des Unglaublichen, während der gemeine Menſchenverſtand ſie als wunderbar gelten läßt. Sind aber die Erſcheinungen der Elektricität, des Galvanismus, des mineraliſchen Magnetismus nicht ebenfalls wunderbar? Sie werden heute vielfältig beobachtet, man kann ſie nicht mehr verwerfen, aber ſind ſie erklärt? Auf gleiche Weiſe ſollten die Phänomene des animaliſchen Magnetismus als dem phyſiſchen Gebiete angehörend betrachtet werden, die man zwar ebenſo wenig als jene erklären kann, die aber nichtsdeſtoweniger wahr ſind. Daß ſie ſo vielfach ins Geiſtige hinüberſpielen, haben ſie mit dem ganzen Nervenſyſtem gemein, aus dem ſie hervorgehen, auf das ſie unmittelbar einwirken. Manche Seite der Pſychologie, beſonders die Beziehungen „der äußern Sinne zu einem innern Sinne", ſind uns erſt durch ſie klarer geworden.

Mesmer hat das unbeſtreitbare Verdienſt, durch ſeine Idee der Allflut den Magnetismus in das Leben gerufen, durch ſeine kunſtgemäße Anwendung ihn im eigentlichſten Sinne in die Hand des Menſchen gegeben zu haben. Er betrat zuerſt den wiſſenſchaftlichen Standpunkt, er führte ſeine Idee zuerſt praktiſch in das Leben ein. Wiewol durch ſpätere Erſcheinungen vielfach modificirt, gelangte er durch ihn auf die Nachwelt und die Erfahrung ſteht feſt, daß durch ihn Nervenkrankheiten geheilt wurden, die jedem andern Mittel getrotzt hatten. Daß ſich der Charlatanismus ſeiner bemächtigte, daß Enthuſiaſten ſeine Wirkungen übertrieben, Leidenſchaften ihn mißbraucht haben, will man das ſeinem Entdecker ſelbſt oder der Entdeckung zum Vorwurfe machen? Leider iſt jener griechiſche Weiſe in vollem Rechte, der da ſagt: „Der Menſch iſt das Maß aller Dinge."

Alles Geiſtige hat hienieden eines körperlichen Mittels nöthig, um unſern ſterblichen Augen ſichtbar zu werden. Alles kommt auf den Boden an, in welchen jenes geiſtige Princip ſeine Keime göttlichen Urſprungs ſenkt. Aber —

Dem Herrlichſten, was auch der Geiſt empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff ſich an!

Arme Sterbliche, wollt ihr der gottgeborenen Idee beimeſſen, was nur die Bedingung eurer endlichen Natur iſt?

Beethoven in Rußland.

Von Staatsrath A. Fr. von Gruno.

An den äußerſten Grenzen der europäiſchen Civiliſation, nicht weit von Nishnij-Nowgorod an der Wolga und Oka, auf einem Landſitze Lukino, lebt ein ruſſiſcher Edelmann, nach deutſchen Anſichten ein Landjunker . . . Was kann dieſer Mann uns intereſſiren? Landjunker und Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt liegen ſich ſelten zärtlich in den Armen; außer wenn Jene ihre Felder beſſer düngen wollen, ſo leſen ſie vielleicht Stöckhardt's „Chemiſche Feldpredigten". Und in Rußland, an einem aſiatiſchen Strome, wohin die neue Düngerwiſſenſchaft noch nicht gedrungen iſt, da — prügelt der Genannte wahrſcheinlich ſeine Leibeigenen bis aufs Blut und verbringt das erpreßte Geld auf ſehr materiellem Wege?

Ein Irrthum, würdig eines deutſchen Gelehrten, der zwar mit großer Beſtimmtheit weiß, wo in Rom die allobrogiſchen Geſandten zu Catilina's Zeit wohnten, ja was ſie für Bett und Tiſch täglich zahlten, dem aber Nishnij-Nowgorod mit einer der größten Meſſen der Erde unbekannt iſt, der Kiew mit Khiwa verwechſelt und von Moskau nur den berühmten Brand einſt in der Schule gehört hat!

Der Beſitzer von Lukino mit 4—500 Seelen, um mich nach ruſſiſcher Art auszudrücken, hat ſich jedenfalls mehr um Deutſchland bekümmert als der eben angedeutete große Gelehrte um das centrale Rußland. Und mit Recht; denn Deutſchland bietet Herrn Alexander Ulibicheff mehr als Nishnij-Nowgorod einem Alterthumsforſcher. Und ſo hat der Herr von Lukino, der ſich ganz beſcheiden nur Alexander Ulibicheff nennt, einen großen Theil ſeines Lebens mit deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft und der heiligen Muſik beſonders hingebracht. Seit einer Reihe von Jahren iſt ſein Werk über Mozart in ganz Europa bekannt, ja berühmt, und nun erſcheint in demſelben fließenden Franzöſiſch ein Buch über Beethoven. *)

*) „Beethoven, ses critiques et ses glossateurs.

Das ist das zweite Buch über den großen Symphonieentscheyer, das in Rußland erscheint. Schon vor fünf Jahren las ich „Beethoven et ses trois styles, par W. *de Lenz*". Das erste Buch, in zwei Bänden, ist nicht in so reinem Französisch geschrieben wie das von Ulibicheff, enthält aber bei ganz andern Ansichten über die beiden Tonheroen doch eine gleich große Sachkenntniß und seltene Vertrautheit mit der Analyse der Instrumentalmusik. Herr von Lenz ist ein enthusiastischer Verehrer, aber auch gleich großer Kenner Beethoven's, und ich weiß nicht, ob unter den deutschen Juristen und Staatsbeamten sich viele finden werden, die sämmtliche Sonaten Beethoven's ohne Ausnahme fertig auswendigspielen wie Herr von Lenz. Man erlebt doch Manches in der Welt! Während Herr von Lenz in meiner Gegenwart einst ein Beethoven'sches Trio anstatt des ausgebliebenen Pianisten ohne Noten spielte und Staunen erregte, so war ich Zeuge, daß ein Pianist allerersten Ranges dem Sextett des „Don Juan" in einer Privatgesellschaft zuhörte und sich hierauf nach dem Componisten erkundigte! Das sind poetische Licenzen unserer Virtuosen, die mit fünf selbstfabricirten Stücken die Welt durchziehen, ihre zehn Finger dabei statt englischer Dampfmaschinen in Bewegung setzen, sich die Taschen mit Geld, die Zeitungen mit erkauftem Lob füllen, aber die Herzen der Zuhörer leer lassen.

Solche Naturen sind die beiden Schriftsteller keineswegs, sondern wahrhaft uneigennützige, unbefangene Männer, die in Rußland viel zur Verbreitung des musikalischen Sinns gewirkt haben. Wir sind Beiden im Namen unserer deutschen Kunst zum Dank verpflichtet, wenn ihre Ansichten auch nicht immer vollkommen unter sich und mit uns übereinstimmen. In dem Buche über Mozart hat Ulibicheff nicht mit derselben Verehrung und Bewunderung über Beethoven gesprochen wie über den Verfasser des „Don Juan". Lenz im Gegentheil findet selbst in Beethoven's Werken letzter Periode ebenso viel, wenn nicht mehr Interesse als an den frühern. „Das Genie baut sich den Himmel aus seinen eigenen Träumen!" Das sind die Worte, womit Lenz die letzte Periode bezeichnet. „Un style bizarre inusité, mais audacieusement nouveau." Er bedauert selbst, daß Beethoven durch den Fürsten Galizin verhindert worden sei, noch eine zehnte Symphonie zu schreiben, die wahrscheinlich das Kuppelgewölbe des ganzen Symphoniendoms geworden wäre. Das Hauptverdienst seines Buchs bleibt indessen immer die Analyse und Charakteristik der Beethoven'schen Sonaten. Seine Hauptabsicht war, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, die Legionen Klavierspieler an der Newa auf die großen Schätze aufmerksam zu machen, die sehr oft die besten Pianisten nicht kannten und die Dilettanten der Schwierigkeiten halber verabscheuten. In Petersburg ist, genau genommen, kein musikalisches Publicum, sondern eine Menge leidenschaftlicher, ja blinder musikalischer Clubs. Die Anhänger der Italienischen Oper verachten meistens Mozart und Beethoven nebst Weber gleichmäßig, und es sind dies nicht jedesmal Russen, sondern oft auch von unsern Landsleuten. Dann gibt es Clubs, die Rossini u. Comp. auf gleiche Weise verabscheuen, und da finden wir ebenso Deutsche als Russen.

Männer wie Lenz und Ulibicheff, die bei einem umfassendern Blick sich dem Einen mehr anschließen, ohne alles Andere auszuschließen, sind nur wenig. Die Italiener haben während der 25 Jahre, die ich in Petersburg zubrachte, jedenfalls über die deutsche Musik beim großen Publicum gesiegt und die neuere Pianomusik über die ältere Beethoven's, Hummel's und Weber's. Unsere sämmtlichen Virtuosen, Violinspieler (mit Ausnahme Vieuxtemps') wie Klavierspieler, sind nur auf ihre eigenen Gänseblümchen von Compositionen bedacht gewesen und haben die Verbreitung des wahren musikalischen Sinns mehr gehemmt als gefördert; es lag diesen Leuten mehr daran, dem russischen Publicum die neuen Polken, Mazurken, „Erinnerungen" bekannt zu machen als das Sextett des „Don Juan". Aber die deutsche Partei zählte eine Menge hochgebildeter Männer unter ihren Vertheidigern. Die beiden Grafen Wielhorsky, die Generale Alexander Lwoff, Schubert und Schilder, den Admiral Lütke, die Fürsten Galizin, S. Wolkonsky, die Obersten Nadwan und Lasckowsky, von denen die meisten selbst irgendein Instrument spielten oder das ganze Gebiet unserer deutschen Musik durchwandert hatten. Daß die beiden Schriftsteller gleichsam an der Spitze dieses deutschen Lagers standen, begreift Jeder von selbst, und daß ihre Werke nicht ohne Einfluß in Rußland bleiben konnten, ist klar. „Nun will ich mir doch einmal den ‹Don Juan› anhören!" sagte mir ein Russe, der Ulibicheff's Buch gelesen hatte, und eine Dame fand ich eines Morgens

Par *Alexandre Oulibicheff*, membre honoraire de la Societe philharmonique à Saint-Petersbourg. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1857.

am Klavier mit Beethoven's Sonaten beschäftigt, nachdem sie Lenzens Buch kennengelernt hatte. „Sonderbar!" sagte sie. „Mein Klavierlehrer ist ein Deutscher und er hat mir noch nie von Beethoven's Sonaten gesprochen! Nach acht Tagen hoffe ich Ihnen die kleinere in C-moll vorzuspielen!" „Sie können noch vor Ihrer Abreise ein Auto da fé erleben!" sagte sie mir nach acht Tagen. „Ich verbrenne alle diese Etüden und Nocturnen und Walzer und Polken für die eine Sonate!" die sie hierauf zu meiner Genugthuung vertrug. Soviel über den Grund und Boden, wo heute Schriftsteller leben und wo ihre Werke entstanden sind.

Ulibicheff's Buch über Beethoven ist in einem klaren, gefeilten Stile geschrieben; das ist ein Vorzug vor Lenzens Werk; es ist nur vielleicht noch größerer Kenntniß des ganzen musikalischen Gebiets entworfen und kann in Deutschland nur einen großen Anklang finden. Der erste Abschnitt behandelt die Geschichte der Musik unsers Jahrhunderts in Deutschland, Italien und Frankreich übersichtlich, aber nach meiner bescheidenen Kenntniß sehr richtig. Es war dies vielleicht nur einem Manne von 60 Jahren möglich, der alle Opern und andere Musikwerke noch hörte, die vor 30 und 40 Jahren die Welt begeisterten und von denen viele mit Unrecht vergessen worden sind. In dem nächsten Abschnitt gibt er uns ein Bild des großen Mannes, den heute doch nur Wenige noch von Person gekannt haben. Ich sah Beethoven nur ein mal in Karlsbad, als er sich im Sächsischen Hofe an ein altes Piano setzte, augenblicklich aber aufstand, als sein Blick Zuhörer bemerkte. Er war in seiner äußern Erscheinung eine gewisse Verwandtschaft mit E. T. A. Hoffmann's Kapellmeister Kreisler, Ludwig Böhner, bei dem ich als Knabe von zehn Jahren eine gediegene Klavierunterricht genossen . . . zu einem heute unerhörten Preise von 2 Gr. 10 Pf.! Ich kenne nur ein Bild Beethoven's, das mir den Mann mit dem Löwenkopfe und den mähnenartig emporgehobenen Haaren so lebhaft wieder hervorruft, als ich ihn damals sah; es ist, nach der Natur vom Professor von Klöber in Mödling gezeichnet, um das Jahr 1842 in Berlin lithographirt worden. Hübner's Genius kommt demselben dann am nächsten.

Der Verfasser charakterisirt hierauf die drei Manieren Beethoven's (die drei „Stile", sagt Lenz) und findet selbst in seinen ersten Werken, unter Haydn's und Mozart's Einflusse, doch den selbständigen, ursprünglichen, neuen Tondichter, der eine neue Epoche anfängt. Es ist indessen nicht zu leugnen, daß Lenz über diesen Gegenstand umfassendere Studien gemacht hat und sich mit größerer Breite und seltener Sachkenntniß, ja mit scharfer Beobachtung darüber ausspricht. Ein Deutscher der Zukunft wird aber hoffentlich die musikalische Welt noch besser aufklären als beide Ausländer zusammen. Der Verfasser beurtheilt hierauf mehre der berühmtesten Sonaten, besonders die zwei ersten Symphonieen, das herrliche Quintett für Streichinstrumente in C-dur, und schließt damit die Werke erster Periode oder der ersten Manier oder des ersten Stils. Er bespricht hierauf die fünf nächsten Symphonieen; er hat sie etwa mit demselben Ohr gehört wie wir. Das Andante der siebenten Symphonie ist für ihn eins der wunderbarsten Werke des Meisters; aber er findet bei der zweiten Wiederkehr des Motivs die kleine fugirte Stelle am unrechten Orte; jedenfalls hat nur dieselbe nie für eine Erhöhung der Schönheit gegolten. Aber das Finale desselben Werks scheint ihm des großen Mannes durchaus unwürdig; er nennt es eine Satire auf die Musik. Das zu oft wiederholte Motiv ist ihm trivial und ermüdend. Hier trennen wir Deutsche uns zum erstenmal von Ulibicheff's Ansichten, denen wir mehr oder weniger bisjetzt mit Interesse nachgefolgt sind. Selbst in Rußland gehört diese Symphonie nebst der fünften und vierten zu den bevorzugtesten; ich habe sie in Moskau und Petersburg wie in Paris und Wien gehört und das Finale brachte überall den Eindruck eines Bacchanals hervor, der in Deutschland ebenso als in Rußland gewürdigt wird. Ich war Zeuge, daß ein petersburger Publicum nach dem Schlusse dieser Symphonie in einen wilden Jubel ausbrach, der dem Inhalt des Finale wenigstens gleichkam, wenn nicht übertraf. Ulibicheff läßt es als solche auch gelten und fragt sich nur, wie das erhabene, strenge und feierliche Andante und dieses Bacchanale, wie Rafael'sche und Teniers'sche Figuren in einem Bilde zusammenkommen. Wie kommt Auerbach's Keller in den „Faust"? Weinschenken und Kirchen sind in vielen Städten in vertraulicher Nähe, und wenn die Einsegnung einer Bauernhochzeit auch mit allem deutschen Ernste im Tempel geschah, so endigt das Ganze doch wie die Symphonie im Wirthshaus.

Die folgende Symphonie, in F-dur, die achte, erfährt den entschiedensten Tadel der Kritik wegen ihrer Form sowol als ihres veralteten Inhalts. Ich kenne das deutsche gründliche und gerechte Urtheil

nicht; jedes Stück unſers großen Meiſters intereſſirt mich; aber ich würde die vorhergehende Symphonie dieſer vorziehen. Ganz anders freilich iſt Lenzens Urtheil, der ſich anheiſchig macht, über eine Note des Finale (Cis im 17. Takt) ein ganzes Buch zu ſchreiben. Es gab einen Philologen im byzantiniſchen Reiche, der ſein Leben der Orthographie, Betonung, Ausſprache und Bedeutung eines einzigen Worts widmete. Dies Beiſpiel zeigt uns wenigſtens die Möglichkeit, daß Lenz eines ſolchen Unternehmens fähig wäre.

Die ſämmtlichen Werke letzter Periode oder des dritten Stils werden von Ulibiſcheff für mißlungen erklärt; er ſchreibt ſie dem traurigen Zuſtande zu, in welchen Beethoven durch ſeine Taubheit und andere moraliſche Leiden verſetzt war. Dieſer Theil ſeines Werks wird viele Anhänger ſeines Urtheils, aber auch viel gewappnete Gegner finden. Wir fodern den deutſchen Leſer auf, dieſen Theil nicht flüchtig zu überleſen, ſondern gründlich zu prüfen. Ich für mein Theil erlaube mir folgendes Bekenntniß. Als ich die dem Fürſten Galitzin gewidmeten Quartette zum erſten mal hörte, ſagte ich zu meinem Nachbar, einem großen Muſikkenner und Verehrer Beethoven's: „Können Sie mir nicht Ihren Verſtand auf eine halbe Stunde leihen? Ich gebe Ihnen denſelben freilich ohne Zinſen, aber auch ſonſt unverſehrt zurück: ich möchte gern, wie jener Herr dort, in Entzücken über die vielen Stellen gerathen." „Wenden wir uns lieber zuſammen", ſprach dieſer, „an den Mann und deſſen Fülldorn des Entzückens! Ich vermuthe, daß er uns Beiden die nöthige Einſicht, die er im Ueberfluß beſitzt, mittheilen kann!" Der entzückte Mann wurde über das ihm geſchenkte Zutrauen noch entzückter und theilte nun ſeine Einſicht uns Beiden mit. Ich habe 17 Jahre Zeit gehabt, ſeine philoſophiſche Erklärung zu überlegen und ſage heute: Die erſten Quartette, das unvergleichliche Septuor, die Ouverturen zum „Coriolan" und „Egmont" ſind mir ohne Commentar verſtändlicher als die letzten Compoſitionen mit Commentar; indeſſen — „jedem Narren ſeine Kappe"!

Durch Ulibiſcheff's Buch weht der offene, freiſelnde Ton eines Mannes, der ohne allen doctrinären Dünkel ſeine Ueberzeugung ausſpricht, ohne ſie deshalb Jemanden aufdrängen zu wollen. Man macht ſich über den Verfaſſer von ſelbſt ein Bild, das an jene Männer erinnert, die, fern von Geſchäften procul negotiis, fremd allem Ehrgeiz, ihr Land bebauen und durch ihre Liebenswürdigkeit und Beſcheidenheit die Muſen in ihr Haus ziehen und die Geſpräche derſelben auch Andern mittheilen. Er nennt ſich auf dem Titelblatte „Ehrenmitglied der Philharmoniſchen Geſellſchaft zu Petersburg" und erzeigt dadurch jener Geſellſchaft die größte Ehre, die ihr zutheil werden kann. Dieſe beſteht aus deutſchen Orcheſtermitgliedern, die — jährlich in der Faſtenzeit zwei Concerte zum Beſten ihrer Wittwen und Waiſen geben und dabei größere Muſikwerke zur Aufführung bringen. Mehr ſtellt dieſer Titel nicht vor; aber man fand in dieſem Orcheſter ſehr oft die glänzendſten Namen der Hauptſtadt mitwirkend eingereiht und ihre jährlichen Concerte blieben lange Zeit die bedeutendſten. Alexander Ulibiſcheff war aber ſelbſt vor dem Erſcheinen ſeines Werks über Mozart, ohne Ehrenmitglied der Philharmoniſchen Geſellſchaft zu ſein, ein hochgeachteter und allgemein anerkannter Mann, wenn ich nicht irre ſchon vor 20 Jahren Staatsrath im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten; ein Schriftſteller, deſſen franzöſiſche Aufſätze über Kunſt und Literatur ſowie Politik an der Newa geleſen und geſchätzt wurden. Glücklich, daß er, vom Ehrgeiz unbehelligt, auch die Muſen zu ſeinen hehren Gönnerinnen zählte und mit gleichem Rechte ausrufen kann wie W. von Lenz auf dem Titelblatt: „Deus nobis haec otia fecit!"

Anregungen.

Die Erziehung zur Naturerkenntniß.

Früh ſchon dem Kindesſinne die Natur erſchließen, ihre Größe, ihre Schönheit, ihre künſtleriſche Mannichfaltigkeit und Harmonie dem jungen Herzen einprägen, daſſelbe dafür empfänglich machen und dem kindlichen Geiſte nach Maßgabe ſeiner Kräfte das Verſtändniß der Natur beibringen, iſt eine ebenſo dringende als angenehme Pflicht für Erzieher.

Inzwiſchen, einmal angeregt, fragt das Kind oft mehr, als jene zu beantworten vermögen; anderntheils fehlt oft die rechte Art und Weiſe, die Dinge, die ſie erklären wollen, verſtändlich und faßlich vorzutragen. Für ſolchen Fall iſt der zweite Band der von C. A. Roßmäßler herausgegebenen Bücher der Natur: „Die Familie als Schule der Natur. Von Berthold Sigismund" (Leipzig, C. Keil, 1857), zu empfehlen.

Das Büchlein bietet in kurzer, klarer Darſtellung das Intereſſanten und Anregenden viel. Allgemeine Regeln für den naturkundlichen Familienunterricht. Uhrkunde. Anleitung zur Pflanzenkunde. Naturwiſſenſchaftliches Zeichnen. Anleitung zum Pflanzenſtudium. Einführung in die Sternkunde. Sammeln von Naturdingen. Einführung in die Erdkunde. Einführung in die Naturlehre. Bildung des Schönheitsſinnes durch das Naturſtudium. Die ſittliche Bildungskraft des Naturſtudiums im Kreiſe der Familie.

Der groß und gemeinverſtändliche Verfaſſer, deſſen ſchriftſtelleriſche Weiſe unſeren Leſern aus ſeinen Beiträgen zu dieſen „Unterhaltungen“ ſchon bekannt ſein wird, beanſprucht Selbſtanſchauung, um der Sinne und damit das Unterſcheidungsvermögen zu ſchärfen, und gibt die Methode an, die dabei verfolgt werden muß. Die Schärfung der Sinne wird erreicht durch Uebung und dieſe Uebung beſteht in dem Eintragen des Geſehenen durch wiederholtes Betrachten, durch Sammlung von Vorſtellungen, die dann im Kinde von ſelbſt das Gewächs des Ordnens anregen durch Erklären, nicht nur Deuten was iſt, ſondern auch wie es wird. Zu Unterſcheidungen dienen zuerſt die Form, dann die Farben u. ſ. w.; hier iſt ein Uebergehen von dem merklich Unterſcheidenden zu den feineren, weniger auffälligen Differenzen nöthig.

Der Verfaſſer hat ein reiches Material geliefert, wie die Kinder zur rechten und vertieften Naturanſchauung erzogen werden kann; natürlich konnte er nur von Vorausſetzungen ausgehen, die, wenn auch nicht auf ein ausgebreitetes Wiſſen, doch auf ein warmes, inniges Betrachten der Natur bauen ſind; und ſo iſt rückwirkend ſein Buch eine Mahnung geworden für Alle, den innern Sinn der Natur zu erſchließen; „denn“, ſagt der Verfaſſer am Schluß beſtehen, „das Naturſtudium an der Hand der Artenkenntniß wird zwar auch den Kindern unſere Naturforſcher noch Maler und Dichter machen, aber den geſunden, glücklichen Sinn, der ſich an der natürlichen Welt, ſoweit der Schönheit ſich in ihr offenbart, von Herzen freut, das Schöne auch im Unſcheinbaren aufzufinden weiß und krankhaftem Schwelgen in ſogenannten Idealen fernbleibt, einen lebensfrohen, friſchen Thatſachenſinn wird es gewiß wecken und nähren.“

Der Komet und die Erde.

Der 13. Juni rückt immer näher!

Der Untergang der Erde, kurz vor dem fälligen zweiten Hauszinstermine derjenigen Miethsbewohner, die nicht pränumerando zu zahlen verpflichtet ſind, ſoll entſtehen ſein.

Unſere gute Mutter Erde, die nach der Berechnung einiger Aſtronomen die Hoffnung hatte, im Jahre 179,297 n. Chr. der Sonne ſo nahe zu rücken, daß ein ewiger Frühling ohne Sommerſchutz und Zanellenſchirm, ein Frühling mit ewig nachſchießendem Spargel und immergrünen Erbſen ihr zutheil werden mußte, wird ſich entſchließen müſſen, ihr Teſtament zu machen.

Alle ewige Liebe, alle unverbrüchlichen Schwüre und Zuſagen, alle Verſicherungen einer lebenslänglichen Ehe, furcht ſollen alſo wirklich zugrunde gehen? Ariſtokrat und Demokrat, Deiß und Atheiß, Menſchenhaſſer und Philanthrop, Kosmopolit und „Junker“, die Familie Rothſchild und Leute, denen das Alphabet nur gelehrt wurde, um die Bettlerverbote leſen zu können, ſollen gemeinſam den großen Weg der Vernichtung gehen?

Oder könnte man nicht wenigſtens der Hoffnung Raum geben, daß die Errungenſchaften der Erde ſich auf andere Planeten verpflanzten? Könnte und ſollte z. B. die Erde nicht ſagen: Dem Monde, dem bekanntlich waſſerloſen Gegenſtern meiner Bahn, vermach' ich alle Thränen, in welche meine Gröſſenz gehüllt war und mit welchen die Menſchheit die aufſteigenden Nebel der Eigenliebe, Eitelkeit, Selbſtüberſchätzung mäßigte! Ich vererbe ihm alle meine Flüſſe, Teiche, Quellen, Bäche, Thränenbäche, die echten und die falſchen, die Krokodilsthränen der Heuchelei und die verborgenen, heimlichen Gewäſſer, auf welchen all das Wehe und Herzeleid der Menſchen über gehärmte Wangen hinabſchifft ins Ohr der Allmacht! Der Sonne vermache ich unſere Credit mobiliers, unſere Actien und Bankſchwindeleien und ſonſtigen Speculationen, um damit das Weltall zu heizen! Dem Saturn, dem dunkeln, vererbe ich unſere Aufklärung, unſere Conſiſtorialtheologie, unſere ſittenmäßigen Anträge und Vorſchläge, unſere Miſſionspredigten! Den Doppelſternen, die ohne Bahnen ſich ewig um ſich ſelber drehen, hinterlaſſe ich, was an Glaube und Liebe auf mir noch vorhanden war — aber man nämlich den einen beſchwören, kann man ſich immer wieder auf den andern berufen, der nicht gemeint war!

Man ſagt, daß der Komet, den wir erwarten, verleihe ſein ſoll, der ſchon in der Mitte des 16. Jahrhunderts der Erde einen Beſuch abſtatten und ihr damals noch eine Friſt von 300 Jahren ließ, ſich zu beſſern. Karl V. dankte damals ab, und Anzeigen über das blutige Himmelszeichen. Könnte ſich doch dieſe Selbſterkenntniß auch jetzt wiederholen! Wir möchten Dioskur zu nennen, deſſen Abdankung kurz vor dem 13. Juni der Menſchheit ſehr erwünſcht kommen würde.

Lebensblicke.

Das, was wir längſt ſchon hinter uns glauben, lernen wir oft erſt im ſpätern Leben recht erkennen und verſtehen.

* * *

Ja immer auch eine ſchöne Vergangenheit unwiederbringlich verloren, etwas davon können wir wiederfinden in einer weiter vorherrſchenden Zukunft.

* * *

Die häßlichſte aller Angewöhnungen des Menſchen iſt die, ſich an das Glück zu gewöhnen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 33.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Die Jungfrau von Hamburg.

An einem naßkalten Februarabend des Jahres 1814 eilte ein junger ſchlanker Mann durch die menſchenleeren, halbdunkeln Straßen Hamburgs, in denen er nur hier und da verſpäteten Bürgern begegnete, die ſorgfältig bemüht waren, den ſtreifenden franzöſiſchen Patrouillen auszuweichen.

Umſomehr fiel ihm darum ein hellerleuchtetes Haus auf, vor welchem er plötzlich, beim Umbiegen um eine Ecke, ſich befand. Eine ſtarke Wache war vor dem Palaſt aufgezogen, nach welchem ſich Wagen an Wagen drängte. Wie feſtgebannt blieb der junge Mann ſtehen und ſchaute wie im Traume hinauf zu den hohen Fenſtern, auf die Equipagen, die ausſteigenden Gäſte, Offiziere in glänzenden Uniformen, Damen im Ballſtaate. Plötzlich aber fuhr er in die Höhe und verfolgte mit ſeinen Blicken einen alten Herrn, der in bürgerlicher Tracht die große mit Blumen reich geſchmückte Freitreppe hinaufeilte und als müßte er ſich ſelbſt ſagen, wen er geſehen, um daran glauben zu können, ſprach er vernehmlich vor ſich hin: „Auch er geht zu den Feſten, während ſeine Mitbürger verhungern!“ Ein junges Mädchen, das, von ihm unbemerkt, auch zugeſchaut und ſeine Worte vernommen hatte, warnte ihn leiſe: „Vorſicht!“ Betroffen wandte er ſich um und blickte in dunkle Augen, aus welchen tiefer Kummer ſprach; es ſchien ein Mädchen aus dem Volke; dankend für den Rath, frug er zugleich, wer der Feſtgeber ſei?

„Sie müſſen hier fremd ſein, denn jedes Kind in Hamburg kennt und fürchtet den Bewohner dieſes Hauſes“, entgegnete ſie. „Aber ſehen Sie, der Poſten dort wird ſchon aufmerkſam auf uns, es iſt nicht erlaubt, namentlich hier nicht, ſtillzuſtehen.“ Damit wollte ſie ſich entfernen, aber der junge Mann bot ihr raſch, von ihrem Weſen eingenommen, ſeine Begleitung an. Zwanglos nahm ſie es an und erzählte ihm, während ſie weiterzogen, wie ſie den Tag über bei einer Dame, dem Palaſte gegenüber, gearbeitet und ſich dort länger als ſonſt und als ihr lieb geweſen, habe aufhalten müſſen. „Jenes Haus“, ſetzte ſie ſcheu hinzu, „bewohnt der Mann, der über Hamburg dies große ſchreckliche Unglück gebracht hat, der jeden Tag ſeines Hierſeins mit neuen Gewaltthätigkeiten bezeichnet.“ Sie ſprach den Namen nicht aus, aber auch der junge Mann wußte ihn nur zu gut, denn er ſagte mit verhaltenem Zorn: „Gott wird ihn verderben, dieſen Tyrannen!“

„Sprechen Sie den Namen nie aus, ſolange Sie in Hamburg ſind!“ rief das Mädchen, „hier ſind Verräther hinter und neben uns.“

Die Frage lag dem jungen Mann nahe, warum ſie ihm denn vertraue? „Denn daß Sie eine Patriotin ſind, haben Sie mir bereits verrathen.“

„Und weiß ich nicht, daß auch Sie ein Vaterlandsfreund ſind?“ ſprach das Mädchen leiſe

„Ein gewöhnlicher holsteiner Bauer spricht und denkt nicht wie Sie.“

Jetzt erst gedachte der junge Mann wieder der Verkleidung, die er angelegt, um unbemerkt auch das Altonaer Thor einmeten zu können; es gehörte wirklich kein großer Scharfblick dazu, den Widerspruch seines Wesens mit seiner Kleidung zu bemerken, aber wie sie dies erraten, die höfische Begegnung und die Freundlichkeit ihrer Warnung, ihr ganzes Wesen machten ihn neugierig, zu wissen, wer sie sei. Denn auch sie schien ihm einer andern Gesellschaft angeboren, als ihre dürftige Kleidung vermuthen ließ und leicht entschlossen bat er sie, ohne Umschweife sich ihm zu nennen, da Gleichgesinnte sich für alle Fälle kennen müssten. Diese Bitte schien sie unangenehm zu berühren, sie brach kurz ab, empfahl sich schnell und war verschwunden, noch ehe er ihr nochmals für den Rath vor dem Hause des Marschalls hatte danken können.

Nur noch wenige Schritte hatte er zu gehen, dann stand er still vor einem großen herrschaftlichen Hause und klopfte drei mal stark mit dem Klopfer. Die Thür ward geöffnet und ein alter Diener leuchtete dem Ankommenden scharf in das Gesicht und rief vor Freude jubelnd: „Margarethe, der junge Herr!“ Die kam denn auch stipplend herbei und während der Alte sorgfältig die Kugel wieder vorschob, leuchtete sie ihm hinauf in des Herrn Raths Studirstube.

Da stand er denn wieder in den alten, lieben Räumen, in denen er als Knabe gespielt, als Jüngling geträumt hatte. Was hatte er in den zwei Jahren, die er außerhalb Hamburg verlebt hatte, erfahren. Wie war er herangereift zum Mann, welch Schicksal hatte Hamburg gelitten — nur hier war nichts verändert. Alles stand er auf dem alten Platze, die Bücher, die Bilder, die Schränke und Sessel, als sei er nur auf wenige Stunden abwesend gewesen, als habe er sich nie von ihnen, nie von dem lieben treuen Vaterherzen getrennt.

Der junge Ernst Hofmann hatte sich nicht getäuscht, als er in dem alten Herrn vor dem Hause des Marschalls seinen Vater zu erkennen glaubte. Während der Abwesenheit des Raths fühlten der alte Diener Friedrich und Margarethe sich verpflichtet, den jungen Herrn zu unterhalten. Und genug gab es zu erzählen. Es war eine trübe Zeit über Hamburg gekommen; jeder Tag brachte neue Greuel und neue Verzweiflung. Glücklich die Todten, glücklich Die, welche durch Darben gezwungen waren, Hamburg zu verlassen und nichts zu besitzen hatten als den Trank ihres Vermögens. Dabei war es gekommen, daß man das Oel aus den Laternen bei Straßenbeleuchtung trank und daß ganze Familien jagend mit den Hunden an einem gefallenen Pferde nagten. Da gab es zu berichten von Mordbrennereien, von Diebstahl und Mord, von Ertränkung der Kranken in den Lazarethen, von Kirchenschändung und Verwüstung. Neben der Hungersnoth hatten ansteckende Krankheiten sich eingestellt, Noth und Kummer herrschten in allen Kreisen; nur er, welcher mit seinen Hilfstruppen, dem General Leden auf dem Mars A., selbst gegen den Willen des Königs Napoleon soviel Glück verursacht, Darvout hin es sich wohlgehen bei gutbesetzter Tafel und gab Balle, um den Hamburgern zu zeigen, „daß er für seine Truppen auch Vorräthe die Fülle habe“.

Die Verstimmung, in welcher der Rath vom Hofe zurückkehrte, verwandelte sich in große Freude bei dem Anblicke des geliebten Sohnes; lange schien hatte er sein Allerheiligen in dieser bedrängten Zeit schwer empfunden und sich in seiner Hülflosigkeit trotz zu mancher Demüthigung verstanden. Die Besetzung, in die er zur französischen Regierung gerathen war, hatte hauptsächlich ihren Grund in seiner genauen Kenntniß der hiesigen Verhältnisse und er hatte sie erhalten, weil er hier und da seine Mitbürger vor Uebervortheilung und Willkür bewahren zu können hoffte. Wie selten ihm das gelungen, gestand er sich mit schmerzlicher Klage seinem Sohn.

Lange blieben Vater und Sohn vereinigt, im ernsten Gespräch über die Noth der Zeit und in freudiger Hoffnung auf die Rettung von außen, und als sie spät sich trennten, welche Fülle von Gedanken und Plänen bestürmte Ernst und in alle drängte sich das Bild der Jungfrau hinein, die ihm heute gewinkt.

Der Empfang, den Ernst in den nächsten Tagen bei seinen verschiedenen Bekannten fand, war ein überaus herzlicher. Man erwartete von ihm, der sich im preußischen Heer bereits bewährt hatte, kräftige Unterstützung der heimlich vorbereitenden Rachepläne gegen die Fremdherrschaft; mit dem Auslande waren die weitesten Verbindungen eröffnet, die Nachrichten über Napoleons Lauteren immer bedenklicher und so hoffte man, die Russen bei einem erneuten Angriffe auf Hamburg durch eine Erhebung im Innern unterstützen zu können. Unter den vielen Grübelungen, die nun hinüber- und herüberginnen, erwähnte Ernst auch gegen

einem ſeiner Freunde, einem reichen Kaufmann Kobfeld, das Zuſammentreffen mit dem Mädchen. „Es wird die Jungfrau von Hamburg geweſen ſein", erwiderte dieſer und als Gruß um nähere Nachrichten bat, erzählte er, wie Niemand recht wiſſe wer ſie ſei, daß ſie aber in verſchiedenen Fällen ihren patriotiſchen Opfermuth bewährt hätte. „Es iſt merkwürdig", ſetzte Kobfeld hinzu, „daß ſie ſich dabei ſtets dem Danke zu entziehen weiß und ängſtlich bemüht iſt, ihren Namen und ihren Stand zu verbergen. Ich lernte ſie kennen, als der Perdhof auf dem Hamburger Berg geräumt werden mußte. In 24 Stunden ſollten die 8000 Entſetzlichen und Wahnſinnigen anderweitig untergebracht werden, da man der Befeſtigungen wegen den ganzen Stadttheil niederbrennen wollte; unſere Stadtbehörden hatten um Aufſchub gebeten und ſo die Zeit verſäumt. Der Marſchall ließ den Hof anzünden, während man noch mit Mühe und Noth die Kranken rettete. Dabei zeigte ſich das Mädchen mit einer Heldenfühnheit, daß ihr der Name die Jungfrau von Hamburg ſeit jener Zeit allgemein beigelegt iſt; ſie blieb in der eiſigen Kälte, bis der Letzte gerettet war. Du hätteſt ſie ſehen ſollen, wie ſie muthig in all der Verzweiflung helfend und rettend eingriff, während die Flammen hoch auf zum Himmel ſchlugen; ſie allein blieb ruhig mit ernſtem, ſtarrem Geſicht unter dem Geheul der befreiten Wahnſinnigen, den Stufen der Kranken und Sterbenden."

Die Begeiſterung, mit der Kobfeld von der Jungfrau ſprach, reizte Gruß, mehr über ſie zu erfahren; aber wo er auch frug, Jeder wußte nur ihren Heldenmuth, ihre Hingebung zu preiſen, aber weder ihren Namen noch ihren Stand zu nennen. Dies Verſchwinden und Wiederauftauchen gab ihr jenen romantiſchen Reiz, der alles Geheimnißvolle in dem Auge der Uneingeweihten umgibt.

Die erſte Aufgabe der beiden Freunde war nun, die Geſinnungen zu verſtehen, und es geſellte ſich ein dritter Patriot, Berger, zu ihnen, der mit den Verbannten und mit dem Führer der Hanſeaten in Verbindung ſtand. Um den Verrath zu verhindern, wurde die Partei ſo organiſirt, daß jedesmal nur zehn Verbundene ſich untereinander kannten. Gruß hat die Anwerbung von Genoſſen am ſchwerſten, da er durch ſeine längere Abweſenheit von Hamburg nicht klar über die Verhältniſſe urtheilen konnte und auf gut Glück Den zum Mitglied des Bundes aufnehmen mußte, der ihm dazu geeignet erſchien. Unter die Letztern gehörte ein alter Mann, den Gruß in einem Kaffeehauſe kennengelernt und der ihm durch ſeine freimüthigen Aeußerungen ein großes Vertrauen eingeflößt hatte. In einem beiläufigen Geſpräche mit Gruß hatte der Mann ſelbſt die Nothwendigkeit einer Vereinigung der Patrioten ausgeſprochen und ſo war es Gruß leicht geworden, ihn für ſeine Pläne zu gewinnen. Der Alte nannte ſich Sander, hatte lange Zeit in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten gelebt, und war, wie er erzählte, erſt vor wenigen Monaten in ſeine Heimat zurückgekehrt; mit großem Eifer nahm er ſich der Sache des Bundes an, ſodaß Gruß ihn den übrigen Freunden empfahl und ihn als Mitglied des engern Bundes vorſchlug.

Dieſer letztere, nur aus zwölf Perſonen beſtehend, vereinigte ſich faſt täglich in einem Kaffeehauſe, welches eine frühere Dienerin des Hermann'ſchen Hauſes hielt; die alte Brigitte ſorgte dafür, daß die Freunde ungeſtört waren, was hier um ſo leichter geſchehen konnte, da das Haus einſam lag und wenig beſucht wurde.

Seine freie Zeit verbrachte Gruß bei ſeinem Vater oder auf der Straße, wie er ſagte, um die Stimmung auszukundſchaften, im Herzen aber mit dem ſtillen Wunſche, der Jungfrau wieder zu begegnen. Wochen vergingen indeß, ohne daß es ihm gelang; da fand er ſie, wo er es am wenigſten erwartete, bei Brigitten, zu der ſie zuweilen kam, um ſich Arbeit zu holen, ohne auch ihr je zu ſagen, wer ſie ſei. Brigitte hielt ſie für eine verſchämte Arme, für eine jener Vielen, die durch das Kriegselend hülflos geworden waren. Gruß war es eigen zumuthe bei dieſem Wiederſehen. Wenn man ſich lange Zeit mit einem Menſchen im Geiſte beſchäftigt und ihn zum Gegenſtand ſeiner Träume und Gedanken gemacht hat, iſt es uns beim Wiederſehen unmerklich ſo nahe getreten, daß wir ihn wie einen alten Bekannten begrüßen möchten. So ging es auch Gruß, der die Jungfrau mit einer Herzlichkeit bewillkommnete, als hätten ſie ſich längſt gekannt; er fühlte, daß er die Gelegenheit, ſie wiederzuſehen, nicht abermals dem bloßen Zufalle überlaſſen durfte. Dabei half ihm denn Brigitte, die mit der ganzen Hingebung einer alten Frau gegen den Sohn ihrer Herrſchaft es geſchickt zu ermöglichen wußte, daß die Jungfrau öfters bei ihr war, wenn Gruß kam. Daß ſie Mathilde hieß, erfuhr er noch am erſten Tage, aber über alles Weitere wußte ſie ſeinen Fragen ſorgfältig aus.

Die Zuſammenkünfte in dem Kaffeehauſe wurden von Woche zu Woche häufiger; wenn Gruß mit Ungeduld die Stunde erwartete, wo er Ma-

ſtänden unterrichten durfte, ſo merkte man auch ihr an, wie ihre Neigung und Theilnahme zu dem jungen Mann ſtieg; der trübe Ausdruck ihres Geſichts verſchwand immer mehr und als er es endlich wagte, ihr ſeine Liebe zu geſtehen, erwiderte ſie dieſelbe mit der ganzen Unterjochungsluſt eines Herzens, das zum erſten mal liebt. Sie geſtand es ein, daß ſie zum erſten mal Jemanden gefunden hätte, der ſie mit Güte und Milde behandelte und dieſes Gefühl machte ſie ſo glücklich, daß ſie die Welt um ſich her vergeß; ſie wünſchte, daß es ſo ewig ſein könnte, dann aber ſeufzte ſie auf: „Doch Alles iſt nur für einen Augenblick, der nächſte kann es zerſtören.“ Vergebens war Ernſt's liebevolles Drängen, ihm Alles zu geſtehen. „Laſſen Sie mich ſo“, bat ſie unter Thränen. „Sie wiſſen nicht, wie namenlos glücklich Sie mich machen und wie ein Wort Sie auf ewig mir entreißen kann.“

Ein Liebender mag es ſich leicht einreden, daß Heimlichkeit und Geheimniß nur zum Vortheile eines Mädchens ſprechen und ſelbſt in Minuten ruhiger Ueberlegung findet er ſo viele Entſchuldigungsgründe, daß er gerade um ſo inniger liebt. Verliebteſte begünſtigen eine zeitlang ſolche heimliche Liebe, halten ſich aber endlich doch verpflichtet, durch guten Rath und Einflüſterungen Das zu zerſtören, was ſie entſtehen ſahen oder ſelbſt mit aufbauten. Hier war es Burger, der als älterer Mann Ernſt zunächſt Vernunft predigte und, als er kein geneigtes Ohr fand, dem Rathe eine Andeutung machte. Der Vater nahm die Mittheilung ſcheinbar ruhig auf, berichtete aber doch, den Sohn vor Uebereilung zu warnen. Sowie er indeß das Verhältniß nur flüchtig erwähnte, erklärte Ernſt entſchieden, nur mit Mathilden glücklich werden zu können und bewies dem Vater, daß nur das Geheimniß über den Namen und die Herkunft des Mädchens die Urſache an dem ſcheinbaren Mangel ſeines Vertrauens gegen ihn ſei.

„Ich habe dir freie Wahl gelaſſen, als du, mein einziger Sohn, in das verrufene Haus eintratſt“, ſchloß der alte Herr ſeine Warnung, „ich wollte doch nicht beſchränken, wenn du das höchſte Glück, dein eigen Haus, dir gründen willſt. Wenn ich doch warne, ſo geſchieht es nur, um dir den bittern Schmerz zu erſparen, der mir meine Jugend zerſtört hat.“

Der Rath hielt inne und der trübe Blick, der ſein Geſicht verdüſterte, zeigte nur zu gut, daß dieſer Schmerz der Jugend nicht ganz überwunden war. Nach langem Schweigen nahm er die Hand des Sohnes, drückte ſie leiſe und ſprach: „Ich habe dir oft angedeutet, mein Sohn, daß auch ich einſt liebte, daß ich wieder geliebt wurde mit herzinnigſter Hingebung, daß aber die Aeltern uns trennten, weil ich arm und ein anderer Bewerber reich war. Andere hätten geweint und laut geklagt, ich verſchloß meinen Gram ſtumm in mich und als ich nach Jahren deine Mutter kennen lernte, verband ich mich mit ihr auf meiner Aeltern Wunſch und nie hat ſie erfahren, daß ich eine Andere geliebt. Das wäre nun eine alte Geſchichte, wie ſie Vielen begegnet; aber daß ich es erleben mußte, ſie unglücklich zu ſehen, daß der Mann, der ſie nur gerandt, ſie ſchmählich behandelte, das ſchmerzte mich tiefer als der Verluſt ſelbſt. Ich bin ihr oft nachher begegnet, ich ſah, wie aller Glanz ihres Lebens ſie nicht glücklich machte, wie ſie immer elender und bleicher wurde und wenn ſie an mir vorüberfuhr in ihrem prächtigen Wagen, war ihre Augen von Thränen gerötet waren. Ich vermied ſie wo ich konnte, aber es war unmöglich, daß ich nicht von ihr ſprechen hörte, nicht erfuhr, daß er ſie und ſeine Geſchäfte täglich mehr vernachläſſigte und einen Aufwand machte, der über ſeine Kräfte ging. Da, nach zehn Jahren einer unglücklichen Ehe, erlöſte der Tod die arme Gemahlin, nachdem ſie ihm eine Tochter geboren hatte; der Einzige, der ihren Verluſt aufrichtig beweinte, war ich und doch dankte ich Gott, der ſie von dieſer Erdenqual befreite. Welchen Schmerz hat ihr der Tod erſpart? Wer hätte ſie es ertragen ſollen, den Mann, deſſen Namen ſie trug, immer tiefer ſinken zu ſehen, bis er endlich nach einem bankerotten Bruch von hier fort, man ſagt nach Amerika, ging, die Tochter ſoll er mitgenommen haben und ſeitdem ich erfuhr, ſind Beide todt.“

Der Rath ſchwieg, eine Thräne glänzte in ſeinem Auge und doch erblickte er erleichtert durch die Mittheilung. So tief ſie Ernſt ergriff, ſo gab ſie ihm doch zugleich die Veranlaſſung, um ſo inniger den Segen zu einer Verbindung zu erflehen, in der er ſein Lebensglück zu finden hoffte. Ihm ſchienen mit dem glücklichen Erklären der Liebenden alle Hinderniſſe nur in der Einbildung zu beſtehen und ſo glänzend malte er dem Vater die Zukunft aus, ſo ſehr ſchmeichelte er ihm mit der Hoffnung, daß er ſich wieder verjüngen würde in dem Glücke ſeines Sohnes, daß der Rath ſich entſchloß, Mathilden zu ſehen und Ernſt erlaubte, ſie ihm vorzuſtellen. Mit ſeinem unbefangenen Urtheile hoffte er erkennen zu können, ob ſie würdig wäre, die Frau ſeines Sohnes zu werden, wie er

denn auch gleich im Stillen beſchloß, durch die alte Brigitte genauere Nachrichten über das Mädchen einziehen zu laſſen.

Indeß war Mathilde in Verwickelungen gekommen, die ſie mit den gefürchteten Männern der Fremdenpolizei in eine gefährliche Berührung brachten.

Ihr patriotiſches Benehmen hatte längſt die Aufmerkſamkeit der franzöſiſchen Behörden auf ſich gezogen, die ſie wahrſcheinlich wegen dieſes Auftretens verfolgt hätten, wenn ſie nicht in den höheren Kreiſen warme, ihr unbekannte Beſchützer in dem General Leſeur und dem Maire A. gefunden hätte, der namentlich die für ſie günſtig lautenden Berichte eines Polizeiſpions, Namens Wahl, zu ihrer Vertheidigung benutzte, wenn ſie neuen Anklagen Anderer ein Einſchreiten gegen ſie nöthig zu machen ſchienen. Dieſer Wahl, ein geborener Hamburger, war der Günſtling des Maire und für Geld zu Allem fähig; um ſo verwunderter war der Maire, daß er ihm Schwierigkeiten machte, als er ihm auftrug, Mathilden, deren Schönheit ihn entzückt, für ihn zu gewinnen. Der beſtändige Franzoſe entſchloß ſich raſch, ſein Glück ſelbſt zu verſuchen und da er durch einen andern Spion von Mathildens faſt täglichen Beſuchen in jenem Kaffeehauſe unterrichtet war, erwartete er ſie dort und redete ſie an. Das Erſchrecken über dieſes plötzliche Begegnen ließ Mathilde erblaſſen, ſie fand keine Worte, ihm ihre Verachtung auszudrücken, und ſuchte nur ſo ſchnell als möglich das Haus zu erreichen, wo ſie Schutz erwartete. Ihr Schweigen machte den Maire kühner und als ſie Beide mehr einſam als gehend in den Garten traten und er ſich unbemerkt glaubte, umſchlang er ſie. Sie aber rang ſich los und rief laut um Hülfe.

In demſelben Augenblicke war auch Ernſt herbeigeeilt, ein Fauſtſchlag traf das Geſicht des Maire und grollend frug er ihn, wie er es wagen dürfe, ein Mädchen zu beleidigen, das unter ſeinem Schutze ſtände? Der Lärm zog die Freunde herbei, die alte Brigitte fing laut zu jammern an, und es würde ein Auflauf entſtanden ſein, wenn nicht jetzt Sander's plötzliches Erſcheinen in der Thür des Hauſes die Aufmerkſamkeit aufſichgezogen hätte. Kaum hatte Mathilde ihn erblickt, als ſie ſich zitternd an Ernſt's Arm hing und ihn flehentlich bat, ſie fortzuführen. Der Maire aber, der in vollem Zorn bei Allem, was ihm heilig war, ſich fürchterlich zu rächen ſchwur, winkte den Alten herbei, der zitternd und genöthigt ſich ihm nahte. Die Freunde hörten zwar nicht, daß der Maire ihm heimlich ſagte: „Sie müſſen mir das Mädchen ſchaffen und eine Anzeige gegen den jungen Menſchen vor das Kriegsgericht bringen"— aber ſie ſahen das Verſtändniß zwiſchen beiden Männern und wußten nur zu gut, daß ſie von einem Polizeiſpion verrathen waren. Ernſt freilich war nur mit Mathilden beſchäftigt, die immer dringlicher von hier fort verlangte, während ſie keinen Blick von dem Maire und dem Alten wegwandte. In jedem Einzelnen der Betheiligten wechſelten die verſchiedenartigſten Gefühle in ſtürmiſcher Eile; Haß, Rache, Leidenſchaft und Liebe ſchienen ſich zu bekämpfen und ſo gewaltig war ihr Einfluß, daß eine äußere Ruhe eintrat, die der Maire geſchickt zu ſeiner Entfernung benutzte. Sander folgte ihm ſchnell; ſein bis dahin erſchrockenes Geſicht nahm einen Ausdruck wilder Freude an, während er leiſe vor ſich hinmurmelte: „Alſo auch Hofmann liebt Mathilde, das macht meine Rache vollſtändig."

Die einfache Anzeige der geheimen Verbindung hätte hingereicht, die Freunde verhaften und vor ein Kriegsgericht ſtellen zu laſſen, aber der Spion ſcheute ſich, dies Geheimniß zu enthüllen, da er ſchon zu lange im Verfolg ſeiner Privatrache das Geheimniß des Bundes verſchwiegen hatte, dagegen konnte er Ernſt als den Verfaßer einer Flugſchrift anklagen, die in den nächſten Tagen unter das Volk verbreitet werden und die längſt unzufriedenen Deutſchen, Holländer und Italiener in Davout's Heer zum Abfall auffodern ſollte. Ein Exemplar derſelben hatte er ſich bisjetzt noch nicht zu verſchaffen gewußt, das erſte, das aus Ernſt's Hand gegeben war, hatte Mathilde erhalten. Er verſprach ſich neben einer großen Belohnung auch die Befriedigung ſeiner Rache; denn ſie allein hatte ihn getrieben, die Bekanntſchaft des jungen Hofmann aufzuſuchen, den er zu verderben wünſchte, um mit vielem Schlage zugleich den alten Rath an ſeiner verwundbarſten Stelle zu treffen; denn er war — jener Wahl, der einſt den Rath um ſeine Liebe gebracht und jetzt, um nicht erkannt zu werden, einen falſchen Namen angenommen hatte.

Während die Freunde die Maßregeln berietben, die ſie ihrer Sicherheit wegen treffen wollten, während der Spion immer enger und enger die Netze um ſeinen Todfeind zog, dem er nie vergeſſen hatte, daß er der Begünſtigte geweſen, hatte ſich Mathilde in ihre ärmliche, abgelegene Wohnung zurückgezogen, noch zitternd in dem Gedanken der

Schmach, die ihr widerfahren und nicht ohne Bewußtsein von den Folgen jenes Auftritts für Ernst. Ihr malte sich die Zukunft in den trübsten Farben, selbst die Hoffnung auf die nahe Befreiung ihrer Vaterstadt konnte sie nicht aufheitern, mit ihr mußte eine schwere Schuld Anderer offenbar werden, die doch auch ihre Stirn bedrückte, ihre Seele beschwerte. Wie der Mosaische Gott die Missethaten der Väter heimsucht bis in das dritte und vierte Glied, so pflanzt in den Augen der Welt das Verbrechen des Vaters sich auf seine Kinder fort wie ein magisches Geschick. Der Ring, den Ernst in schöner Stunde ihr gegeben hatte, war bei diesen trüben Gedanken ihr einziger Trost, durch ihn glaubte sie vor ihre Seele alle die Wonne, die sie in seiner Liebe gefunden, und alle Traurigkeit löste sich in dem Gefühle der Beseligung, welche sie durch sein Vertrauen empfunden hatte. Hatte er ihr nicht das höchste bewiesen durch die Flugschrift, die er ihr zuerst gegeben hatte? Sie nahm sie zur Hand und las; es war ihr, als ob Ernst zu ihr spräche und unter dem Eindrucke großer und schöner Gedanken verging sie das Leid um sich, so vertieft war sie, daß sie nicht hörte, wie leise ein Mann sich heranschlich, nahe zu ihr herantrat und ihr über die Schultern in das Buch sah. Sein Athem berührte ihren Nacken, entsetzt sprang sie auf, aber ebenso schnell sah sie vernichtet in ihren Sessel zurück — der Maire stand vor ihr.

Er hatte die Wohnung Mathildens ausgekundschaftet, er hatte es gewagt, sie zu betreten. Bei Mathilde wichen die Schwäche nur einen Augenblick, dann sprang sie schnell in die Höhe, lauschte sich nach dem Fenster, um nothigenfalls Hülfe rufen und finden zu können und mit der Gewalt des beleidigten Weibes befahl sie ihm, sie zu verlassen. Er versuchte sie durch Bitten zu beruhigen — umsonst und so, empört und erzürnt über ihren Widerstand, entfernte er sich, ehe sie noch selbst wußte wie ihr geschah, die Flugschrift und wie rufend rief er: „Entweder du wirst mein oder hiermit verderbe ich dich!" Einen Augenblick zögerte er noch, als erwartete er, Mathilde durch seine Drohung eingeschüchtert zu sehen — wie im Flug aber stürzte er hinaus und wenige Minuten nachher war sie verhaftet.

Bei den Nachbarn der Jungfrau machte diese plötzliche Gefangennehmung kein geringes Aufsehen, man hatte Mathilde durch ihr stilles, liebreiches und hülfreiches Wesen überall liebgewonnen und da man vermuthete, daß ihr Patriotismus zur Anklage gegen sie gedient hatte, beklagte und bemitleidete man sie fast schon wie eine Todte; waren doch die Urtheile bekannt, die unter Charlet's Präsidium die Militärcommissionen vollstreckten ließ, mehr als 30 Einwohner von Hamburg waren in den Monaten Januar und Februar hingerichtet worden, weil sie Acten geführt hatten, die den französischen Behörden nicht gefielen.

Ernst erwartete sie diesen Tag umsonst, seine Unruhe stieg, er erinnerte sich ihres Entsetzens bei dem Anblicke des Spions, der traurigen Gedanken, mit denen sie sich quälte; er durchlief alle Straßen, er forschte überall umher, aber er erfuhr ebenso wenig etwas Bestimmtes wie Lohfeld und Darger, die dem Freunde bei seinen Nachforschungen halfen. Da, am ersten Osterfeiertage, stürzte Darger in Ernst's Stube und verkündete ihm, daß Mathilde gefänglich eingezogen sei. Ernst eilte sogleich zu seinem Vater und vermochte diesen zu dem Versprechen, allen seinen Einfluß anzuwenden, um das Mädchen zu retten; noch waren sie im Gespräch, als Lohfeld in das Zimmer stürzte und mit freudestrahlendem Gesicht die große Nachricht verkündigte, die eben ein russischer Parlamentair mit den nöthigen Documenten dem Marschall überbracht hatte; es war die Kunde von dem Einzuge der Alliirten in Paris und von der Abdankung Napoleon's.

Wie war da so schnell alles persönliche Leid vergessen; laut jubelnd stürzten die Freunde sich in die Arme, Thränen der Freude standen in ihren Augen, wie zum Gebet falteten sich die Hände und das Halleluja, das in ihrem Herzen mit einem „Nun danket Alle Gott" tönte, war ein lauteres Gebet, als je gesprochen wurde. Welche Folgerungen schlossen sich nicht an diese Nachricht; durch sie war die arme unglückliche Stadt von ihren Peinigern befreit, Mathilde, Alles gerettet, was ihnen lieb und werth war!

Aber die Freude dauerte nur wenige Stunden: man erfuhr, daß der Parlamentair als Verbreiter falscher Nachrichten zurückgewiesen war und daß der Marschall sogar befohlen hätte, auf die weiße Fahne zu schießen, welche die Russen als Zeichen des Friedens aufgesteckt hatten. Ja, als wollte man sich für die Freude rächen, die Hamburgs Bewohner bei der Nachricht vom Sturze Napoleon's gezeigt hatten, setzte man die alten Verfolgungen und Grausamkeiten im erhöhten Maße fort. Noch mehr wurden die Häuser niedergebrannt, die man als der Verrätherei hinterlich bezeichnete, neue Contributionen ausgeschrieben, der Bank noch

ihr letzter Baarvorrath genommen; auch die Anklagen wurden weiter verfolgt und als der Rath für Mathilde verbat und auf die veränderten Umstände aufmerksam machte, erhielt er durch die Umgebung des Marschalls die Antwort, gerade jetzt sei es an der Zeit, nicht unnütze Bitte zu thun.

Mathilde hatte vor den Militärcommissionen sich als Verfasserin der Flugschrift angegeben und war durch nichts zu vermögen gewesen, einen Mitschuldigen zu bezeichnen. Da die Schrift den glühendsten Haß gegen Napoleon und die französische Nation aussprach und bereit zur Empörung aufforderte, war das Urtheil nicht zweifelhaft, es lautete auf Tod und Torrent selbst zeigte dem Rath die Bestätigung desselben und seine Vollstreckung am nächsten Tage an. Ernst, der sich bis dahin hatte verborgen halten müssen, da der Name ihn wegen des Aufritts im Kaffehause verrathen, vergaß nun alle persönlichen Rücksichten; er versammelte schnell den engern Bund und von ihm ging die Losung durch die Verbündeten, den nächsten Tag zur Befreiung der Stadt und der Jungfrau zu nutzen. Ein deutsches Bataillon war beordert, die Verurtheilte nach dem Richtplatze zu führen; Burger, der die Unzufriedenheit der Soldaten mit den französischen Oberbefehlshabern kannte, verschaffte sich Eingang in die Kaserne und gewann Unteroffiziere und Soldaten. Die französischen Behörden wurden freilich auch unterrichtet, daß ein Aufstand in der Luft schwebe, aber in ihrer Sicherheit verachteten sie alle Warnungen. So brach der 28. April heran, den Abend vorher war Denningsen mit seiner Armee in Altona eingerückt und diese engste Einschließung Hamburgs gab den Verschworenen neuen Muth.

Um 10 Uhr erschien die Scharre, in ihrer Mitte die Jungfrau blaß aber gefaßt; von dem Gefängnisse an hatte ein dichter Haufen von Matrosen das Bataillon umschwärmt, da plötzlich wurde ein Schuß in die Luft abgefeuert und mit dem Rufe: „Es lebe Hamburg, es lebe das Vaterland!“ stürzte sich die Menge auf die Soldaten, die gemeinsame Sache mit den Patrioten machten. Wie mit einem Zauberschlage erschien an jedem Hute die Hanseatische Cocarde, lange verbannte Waffen wurden sichtbar, die Bezogten bekamen Muth und hastig stürzten die Verschworenen nach dem Hause des Marschalls, wo die Wache schnell überwältigt war. Aber während Ernst, Burger und Lobstein zunächst bemüht waren, die Gefangene in Sicherheit zu bringen, ertönten bereits die Signale, welche die Truppen zusammenriefen; was vermochten die schwach Organisirten gegen die disciplinirten Truppen! Der wilde Jubel machte bald einer gänzlichen Muthlosigkeit Platz, besonders als man hörte, daß die Führer, im Begriffe, sich zu den Patrioten zu begeben, auf Befehl des Generals Boison verhaftet waren. Ohne Anführung, ohne Munition und selbst nur schlecht bewaffnet, war jeder Widerstand unmöglich und so waren denn am Abend des Tags alle Gefängnisse angefüllt und die Aussicht auf einen Riesenprocess eröffnet.

Aber jene Gerechtigkeit, die man verfolgen kann durch die ganze Weltgeschichte, kam auch hier bereits für das Recht entschieden gegen Unrecht und Tyrannei. Die höhern französischen Officiere fürchteten für ihre Güter und für ihre Familien in Frankreich und erklärten sich bereit, die Bourbons anzuerkennen; der Marschall selbst, der noch am Tage vorher Alle für Meuterer erklärte, die den Namen Bourbon aussprechen würden, erkannte am 29. April Ludwig XVIII. als rechtmäßigen König an und von Hamburgs Thürmen und Häusern flatterten Lilienfahnen. Denningsen verlangte bestimmt die Befreiung der Gefangenen und der Marschall, dem es allein darum zu thun war, sich mit dem neuen Herrscher zu einigen, verfügte nach kurzem Zögern ihre Freilassung.

Ernst eilte, sobald er seiner Haft entlassen war, nach dem Verstecke, wohin er Mathilden nach ihrer Befreiung geführt hatte; die zwei mal durch äußere Gewalt Getrennten und wieder Vereinigten fanden keine Worte, ihr Glück auszusprechen; jubelnd führte Ernst die Geliebte dem Vater zu. Lucier aber starrte die Eintretenden an, als könne er nicht fassen, wer sie hierher kämen, und dann zog er Mathilden an sich, legte die Hände auf ihr Haupt, als wollte er sich überzeugen, daß er nicht träume.

Lange stand er sprachlos vor Rührung, dem Sohne ein Räthsel; er nahm die Hand des Mädchens, legte sie in die des Sohnes und sprach feierlich: „Es ist mir, als geschähen Zeichen und Wunder, die Geschichte meines Herzens ist mir nicht fremd, sie wäre mir das Theuerste auf dieser Welt nächst dir, auch wenn du sie nicht liebtest. So stand auch meine Mathilde mir einst gegenüber, so glücklich lächelnd, so selig im Gefühle meiner Liebe. Sei dein Eintritt gesegnet in mein Haus, Tochter meiner Mathilde; sei du dem Sohne, was sie mir gewesen wäre, wenn Gottes Rathschluß uns nicht getrennt hätte.“

Die Liebenden genossen in vollen Zügen das Glück der Wiedervereinigung und Mathilde konnte

hier, mit der Gewißheit verstanden zu werden, sich ganz vertrauen. Sie gestand, daß sie ihren Namen ängstlich verschwiegen hätte, weil meist ihr Vater kam den strengen Befehl gegeben, der nicht wollte, daß man ihn in demselben Hamburg arm und elend kennen sollte. Vor zwei Jahren waren sie in den bedrängtesten Verhältnissen aus Amerika zurückgekehrt, sie hatte versucht, durch ihrer Hände Arbeit und durch Unterrichtgeben sich und den Vater zu ernähren, bis —

Hier hielt sie inne — es kostete ihr eine schmerzliche Ueberwindung weiter zu sprechen, als aber der Rath sie bat, vertrauensvoll ihm Alles mitzutheilen, fuhr sie mit niedergeschlagenen Augen fort: „Ich that mein Möglichstes, für den Vater und für mich den Lebensunterhalt zu gewinnen, aber als der Verdienst kaum dazu ausreichte und nichts zur Fortsetzung seiner kostspieligen Lebensweise blieb, als er, um Geld zu gewinnen, Schande auf seinen Namen häufte, da nannte ich mich ganz von ihm und lebte in nächster Verborgenheit, um nicht gezwungen zu sein, das Sündengeld mit ihm zu theilen. Jener Sander, den du, Ernst, in den Bund aufnahmst, der dich verrieth und vor dem ich an jenem Tage schauderte, jener Mann war mein Vater.“ Ernst wollte sprechen, das aufgeregte Mädchen beruhigen, sie aber wehrte ihm und sprach: „Verstehst du nun, weshalb ich den gebrandmarkten Namen nie aussprechen mag? Wie zitterte ich bei dem Gedanken, du könntest das Geheimniß entdecken und mich von dir stoßen, mich, die Tochter des Spions. Hast du noch den Muth, mich zu lieben?“

Schweigend schloß Ernst die Geliebte in seine Arme und segnend legte der Vater die Hände auf seiner Kinder, welche nach schwerer Prüfung nun um so fester vereinigt waren.

Während die Verlobten die glücklichen Tage der Brautzeit verlebten, lief der Befehl ein, Hamburg solle im Laufe des Monats Mai an die Alliirten übergeben werden. Die Franzosen zogen in einzelnen Trupps ab, mit ihnen der Vater Mathildens, der jede Verbindung mit seiner Tochter und mit dem Rathe verwarf, eine reiche Geldunterstützung des Letztern aber bereitwillig annahm. Am 31. Mai hielt der General Benningsen, freudig begrüßt, seinen Einzug in die befreite Stadt. Den Sonntag darauf wurde in der Michaeliskirche das Befreiungsfest gefeiert und nach dem Gottesdienst segnete der würdige Pastor Rautsch Ernst und Mathilde ein.

A. v. L.

Aus dem Leben der Fürstin Lieven zu Paris.

Erinnerungen von Theodor A. v. Schmidt.

Das Hôtel Talleyrand in Paris ist lange Zeit der Kern des politischen Frankreich gewesen.

Was dort nicht Alles gedacht, gemeint, berathen, erfunden, verworfen worden ist!

Wenn heute ein Schwätziger „Schweizer“ die Personen alle nennen würde, die dort aus- und eingegangen sind in diesem Jahrhundert! Die großen wie die kleinsten!

Von den größten nenne ich nur den Kaiser Alexander, von den kleinsten mich selbst.

Freilich war dies nicht zu Talleyrand's Zeiten selbst, sondern unter Ludwig Philipp, als im Hôtel Talleyrand die Fürstin Lieven ihren Hof hielt.

Ich erneuerte 1846 die Bekanntschaft der Stadt Paris und der genannten Fürstin. Die erste hatte ich vier Jahre lang nicht gesehen, die Fürstin sah ich nach 13 Jahren wieder. Ich erkannte Paris, die Fürstin aber erinnerte sich meiner kaum; doch war ich ihr sehr gut empfohlen. Ich erlebte damals schon den fünften Monat Frühling; den Januar desselben Jahres war ich in Malta und Sicilien, den Februar und März in Rom und Neapel, den April in Florenz, den Mai in Paris. Ich konnte der Fürstin also von der jungfräulichen Blüte der Mandelbäume, von Orangen, ja von Maiblumen erzählen, die im Süden schon im März und April prangen.

Doch die reiche Natur Italiens sowie die Alterthümer hatten für die Fürstin nicht den Reiz wie das politische Treiben Frankreichs und Englands. Ich selbst war in der That auch nicht der Maiblümchen halber in Italien gewesen und brachte auch der Fürstin keine Orangen oder römische Lampen aus Pompeji mit. Italien ist das Land der Vergangenheit, der Gottesacker von 2500 Jahren Geschichte; man reist und lebt dort mehr in der Vergangenheit; Frankreich ist ganz die volle, frische Gegenwart, Paris die Pulsader des europäischen Lebens und das Hôtel Talleyrand war damals gerade so der Sitz des Gedankens wie in den frühern Jahrzehnden.

Eines Tags gegen Mittag klopfte ich an und wurde sogleich eingelassen. Ich wußte im voraus, daß die große Dame mit mir mehr zu sprechen haben würde als ein Jahr zuvor der Sultan Abd-ul-Medjid in Konstantinopel. Ich nahm mich zusammen, obgleich ich die letzten Monate mehr mit hohen Frauen als Herren zusammen

geweſen war. Es war lange ſchon mein Grundſatz, auf Fragen nie mehr zu antworten, als man verantworten kann, beſonders keine Thatſachen anzuführen, die, obgleich glaubwürdig, doch nicht mathematiſch bewieſen werden können. So ausgerüſtet trat ich ein und ſtand der merkwürdigen Frau gegenüber.

Ein ſcharfer Blick und doch angenehm und ſchön, viel Anmuth, Anſtand und Würde für eine bejahrte Dame, die ſonſt in ihrer äußern Erſcheinung durch nichts beſonders auffällt. Gerade dieſe Einfachheit verkündigte mir die Fürſtin mehr, als ſonſt Schmuck und Stolz es im Stande ſind. Ihr Sprachorgan war männlich tief, aber ſanft und eindringend. Mit jedem Worte, das ſie ſprach, fühlte man ſich zu ihr hingezogen.

„Sie haben in dem letzten Jahre mehr als halb Europa geſehen", begann ſie; „darum beneide ich Sie keineswegs! Aber erzählen Sie mir zuerſt etwas von dem Aufenthalt der Kaiſerin in Palermo, Neapel und Rom."

Und ſo theilte ich ihr Folgendes mit.

„Als ich die Kaiſerin nach acht Monaten in Palermo wiederſah, fand ich die hohe Frau, ich möchte ſagen um zehn Jahre jünger und friſcher, und ſonach war der Zweck dieſer ermüdenden Reiſe von der Newa bis nach dem äußerſten Punkte Europas erreicht und gerechtfertigt. Und natürlich. Man ſchrieb uns, daß am 12. Januar in Petersburg 25 Grad Kälte geweſen ſei und man erinnerte ſich, daß an demſelben Tage die Kaiſerin im Garten von Olivuza bei 16 Grad Wärme gefrühſtückt habe. Es war aber nicht die milde Luft des Landes allein, ſondern die Ruhe und gemüthliche Einfachheit des Lebens, die Abweſenheit der tauſend läſtigen Rückſichten, die den Tag einer Kaiſerin beſtändig unterbrechen und ihr ſelten eine Stunde ſchenken, in der ſie ſich ſelbſt angehört. Die Geſellſchaft beſtand nur aus Verwandten und Bekannten und unter den Letztern war einer der geiſtreichſten und liebenswürdigſten Männer unſerer Zeit, der Baron von Meyendorff. Ich darf ſelbſt nicht auf jene Monate und nach dem Eiland zurückblicken, ohne wehmüthig zu werden, denn es ſcheint auch mir die ſchönſte Epiſode meines Lebens geweſen zu ſein."

Als ich fortfahren wollte, die ſchöne Natur des ſinnlichen Eilandes zu ſchildern, unterbrach ſie mich:

„Bäume, Berge, Winde und Flüſſe intereſſiren mich nicht! Wie iſt der politiſche, der geſellſchaftliche Zuſtand Siciliens?"

„Von Olivuza aus", war meine Antwort, „wo ich den größten Theil meines Aufenthalts verbrachte, war wenig zu beobachten; meine Geſchäfte brachten mich auch ſelten mit der Geſellſchaft Palermos zuſammen und auf der eigentlichen Reiſe durch Sicilien lebte ich mehr mit den alten Griechen, Karthagern, Römern als mit den heutigen Abbaten, Mönchen und Proletariern. Aber eins iſt mir nicht entgangen: wie ſchneidend die Armuth des Volks dem Reichthume des Landes gegenüberſteht; ja wie Sicilien ſich von Neapel mehr als eine Stiefſchweſter, als ein Aſchenbrödel behandelt glaubt. Indeſſen halte ich das für unrichtig, denn in dem eigentlichen Königreich Neapel fand ich denſelben Gegenſatz. Wir waren übrigens ſo glücklich, einen Ausbruch des Veſuv zu erleben."

„Davon ſprechen Sie lieber mit einem Alpenjäger als mit mir! Sie waren auch in Rom und haben den Heiligen Vater geſehen?"

„Allerdings!" fiel ich ein; „und, was ich in Deutſchland nie mit einem Profeſſor eloquentiae gewagt hätte, ich ſprach mit ihm Lateiniſch und abwechſelnd Italieniſch."

Es war vielleicht in ſolchem Geſpräch eine halbe Stunde vergangen und wir waren uns gegenſeitig verſtändlicher geworden. Ich ſah, daß das Auge der Fürſtin einzig auf Politik und beſonders Kenntniß der Hebel derſelben gerichtet war, ſie überzeugte ſich, daß ich nicht zu den Menſchen gehörte, die da glauben, dem lieben Gott die Sündflut auf diplomatiſchem Wege abhandeln zu können, ſollte derſelbe wieder damit drohen ſollte.

Man kann freilich auch ohne ſolche glänzende Talente durch die Welt kommen, aber in das Hôtel Talleyrand eintreten ohne jenen weitſchauenden Blick, ohne jene himmelbewegende Beredtſamkeit, ohne jene Geiſteskraft, die Völkerwanderungen und Geſchichtsepochen aufhält und anders lenkt, das ſchien mir faſt etwas zu viel gewagt. Zum Glück blieb die Unterhaltung länger bei Rom ſtehen, als ich glaubte.

„Der Heilige Vater iſt ſchon ſehr alt; hat man daran gedacht, ihm einen Nachfolger zu bezeichnen?"

„Ich höre oft", war meine Antwort, „von der Schwierigkeit ſprechen, einen ſolchen zu finden, habe aber trotz des Coloſſeum und Vatican drei verſchiedene Cardinäle mir genau angeſehen, um vielleicht den zukünftigen Papſt von Angeſicht zu kennen. Als ich die Büſten der römiſchen Cäſaren beſah, meinte der gelehrte Menſchenkenner, der

mich begleitete, so wurden mich wenig ansprechen. — Warum? — fragte ich ihn erstaunt. — Sie sind gewohnt, einen lebenden Cäsar täglich in Petersburg zu sehen, während wir uns hier mit dem todten Steine begnügen müssen. — „Und in ganz Rom sprach man von dem schönen Kopfe des nordischen Cäsar", setzte ich der Fürstin hinzu.

Sie unterbrach mich hier auf das lebhafteste und sagte:

„Ich muß Ihnen einen Brief aus Algier vom Marschall Bugeaud mittheilen. Er enthält ein Urtheil dieses Kriegers über ein anderes Mitglied der kaiserlichen Familie und muß Ihnen ebenso viel Freude machen wie die Aeußerung der römischen Herren über den Kaiser."

Als ich durch längere Erzählungen das Urtheil des Marschalls nur bestätigt hatte, fragte ich, an wen der Brief eigentlich gerichtet sei?

Da meldete ein Diener den Minister Guizot an.

„Der Empfänger kommt eben selbst und wird Ihnen desgleichen davon sprechen."

Ein Mann mittler Größe, bejahrt und doch rüstig, von einer sichern männlichen Haltung, ohne auffallende, gesuchte Formen, trat ein; ein schwarzes Käppchen bedeckt den kahlen Scheitel und unter demselben glänzt eine hohe Stirn. Zwei schwarze große Augen beleben das gedankendurchblitzte Gesicht, noch bevor der beredte Mund sich öffnet. Ein ganzer Mann, dessen schriftliche Werke mich lange beschäftigt, belehrt und erhoben hatten. Er nimmt die Unterhaltung des Briefs mit mir augenblicklich auf und ich höre zum ersten mal Französisch ohne alles Phrasenwerk sprechen; viel kürzer und bestimmter waren selbst die Römer nicht im Ausdruck. Jedes Wort ist sicher, deutlich, sogar langsamer gesprochen, als es die pariser Sitte ist. Der Mann machte mir den Eindruck eines richtig bemannten Begriffs, eines ebenen Buchs voll Wahrheit; in jedem Satze liegt eine Ueberzeugung, ein Sieg über Den, der mit ihm spricht, und jeder Gedanke schreitet sich gleichzeitig in sein ruhiges Antlitz.

Bald kam das Gespräch auf die damals in den letzten Zügen in England verhandelte Kornbill und ehe eine halbe Stunde verging, schien ich mir in der That in dem Mittelpunkte aller europäischen Interessen zu sitzen. Guizot begab sich von da in die Kammern, fügte aber hinzu, daß er zu heute mich nicht einlade, da die Verhandlung von keinem besondern Interesse sei. Die Fürstin sagte mir, als Guizot das Zimmer verlassen hatte: „Sie werden sich in den nächsten Tagen mit dem Minister auf einem ganz andern Felde bewegen als auf dem politischen; er geizt danach, über deutsche Literatur im gegenwärtigen Jahrzehnd etwas zu erfahren. Morgen sehe ich Sie bei mir zu Tische und sorge noch für andere Genossen, die Ihr Gespräch theilen können. Unterdessen erneuern Sie die Bekanntschaft mit Paris und erzählen mir dann, wie diese Stadt nach Italien auf Sie wirkte."

Als ich Tags darauf schon früh zurückkam, erfolgte die gestern angedeutete Frage.

„Seit ich in Marseille anlangte", sprach ich, „ging mein ganzes Streben nach Paris, und seit ich in Paris bin, sehne ich mich nur nach Ihrem Salon! Wäre ich in Petersburg auf der Perspective herumgeschlendert, ich hätte gewiß nicht mehr Bekannte gefunden als auf den Boulevards von Paris! Das ist jedenfalls sehr erfreulich, aber die Stadt mit den belebten Straßen, den unübersehbaren Magazinen und herrlichen Monumenten läßt mich doch kälter als die italienischen. In Italien ist das gegenwärtige Leben ärmer, aber harmloser und unbefangener; in Paris und Frankreich überhaupt scheint mir zu viel Jagd nach Lebensgenuß zu herrschen, der nicht erreicht wird. Ich halte mich auch hier mehr an die Vergangenheit. Napoleon steht ebenso still auf der Vendômesäule als die Apostel St. Peter und Paul auf den ihrigen in Rom. Der Grüe gebietet nicht mehr, die Andern predigen nicht mehr. Einen Blick warf ich auch in die Gemäldeausstellung; die vielen Landschaften machten mir nach Rom den Eindruck, als sei ich aus dem römischen Senate auf eine Viehweide gerathen. Ich fange seit gestern an zu denken und zu fühlen wie Sie selbst, gnädigste Fürstin! Bäume und Berge haben nicht das Interesse mehr, seit ich zwei solche hervorragende Persönlichkeiten kennenlernte! Ich spreche Ihnen deshalb auch nicht vom Louvre, das ich eben gesehen habe."

„So gefallen Sie mir!" erwiderte sie. „Der Mensch bleibt mit seinen Gedanken für den Menschen immer das Wichtigste in diesem Leben. Mir ist es durch die Gewohnheit, dem Gedankenaustausche bedeutender Männer beizuwohnen, ein Bedürfniß, ja ein Lebenszweck geworden, zu erfahren, was in Paris, London, Petersburg gedacht wird und jede Nachricht dieser Art ist mir willkommen. Mein Salon ist daher auch kein Modenmagazin, wohin des Abends die Damen kommen, um ihre neuen Kleider sehen zu lassen, wie man deren in allen großen Städten findet; er ist ebenso wenig

eine Akademie, wo vertrocknete Gelehrte eine Vorlesung über verfundskluftliche Theorie halten."

„Nein", fiel ich ein, „ich habe seit meinem Eintritt mich überzeugt, er ist das Forum geistreicher Männer und viele wählen zu ihrem Schutzgeist, wie die Griechen schon thaten, eine Pallas Athene, eine hochgestellte, reichgebildete Frau lieber als einen Mann."

„Sie können die wenigen Stunden vor dem Mittagstische noch benutzen", unterbrach sie, „einer Sitzung der Akademie beizuwohnen und mir den Eindruck schildern, den die Versammlung auf Sie macht; der Graf St... wird Sie von hier aus dahin begleiten."

Nach wenig Minuten trat derselbe ein und ich begab mich von da in die Sitzung und nach derselben zurück zur Fürstin.

„Der kleine Saal", erzählte ich ihr, „wird groß durch die Geister, die gemalt von den Wänden herabschauen auf die Lebenden. Mit welchen theuern Namen sieht man sich in Gesellschaft! Lassen Sie mich nur von den lebenden sprechen! Die ganze Versammlung mit ihren Ehren- und Wirklichen Mitgliedern, Correspondenten und Journalisten und Gästen machte mir mehr den Eindruck einer deutschen Gesellschaft: fast Alle kamen zu Fuß, im Oberrock und mit bespritzten Stiefeln, aber ein reiner, lauterer, unbefangener Geist leuchtet aus Aller Augen. Ohne Arzt zu sein, würde ich aber doch den Meisten rathen, nächstes Jahr nach Nissingen zu reisen und sechs Wochen lang Natron zu trinken. Von den Vorlesungen über den Bau der Fischnetze spreche ich Ihnen nichts, noch weniger von den mathematischen Vorträgen, aber ein Gedicht hat sich mir tief ins Gedächtniß eingezeichnet; es ist Frage, des großen Humboldt würdiger Freund."

Als ich eben fortfahren wollte, kamen zwei der Sitzungsgenossen, mir seit Jahren bekannte und befreundete Männer aus Petersburg, zuletzt Guizot und Barante, ehemals französischer Botschafter am russischen Hofe. Auch der letztere war mir von der Newa her recht wohl bekannt und sein classisches Werk über die Herzoge von Burgund hatte mich oft angeregt.

Als wir uns zu Tische gesetzt hatten, verlangte Guizot einige Mittheilungen über das Leben auf deutschen Universitäten. Das war mir nun seit 20 Jahren entfremdet und ich konnte nur die frühern Zustände schildern. ... Der wahre Eifer für die Wissenschaft ist in keinem Lande der Welt größer als in Deutschland, aber noch bewundernswürdiger sind die Kämpfe, die fast alle Studirende zu überstehen haben, ehe sie zu einem Amte, dem Ziele ihres Fleißes, gelangen. Das Leben eines deutschen Candidaten ist nicht selten das eines Märtyrers und doch fühlt er sich in seinem Streben bei der bittersten Armuth glücklicher und würde seinen Beruf um nichts in der Welt vertauschen. Große Monarchieen wie Rußland und Frankreich bieten jedem Talent eine freie Laufbahn, die Hetzer, die heute im Feuilleton der Zeitung eine Theaterkritik schreibt, ist morgen vielleicht dazu berufen, königliche Befehle und Gesetze zu unterzeichnen.

„Sollte denn in Deutschland", unterbrach Guizot, „der ausgezeichneten Begabung ein Hinderniß zum freien Aufschwung im Wege stehen?"

„Ich will es nicht gerade behaupten", fuhr ich fort, „da ich in der That Deutschland seit 30 Jahren wenig besucht und studirt habe, aber gesetzt auch, ein Talent würde mit derselben Leichtigkeit wie in Frankreich Minister im Fürstenthum Liechtenstein oder Lippe, was wäre für das Talent selbst damit gewonnen? In einem kleinen Staate bildet sich ebenso wenig ein großer Mann wie in einem Blumentopfe ein Baum. Deutschland erzieht auf seinen Universitäten soviel Männer, so viel Sprößlinge in einer Baumschule, daß es die halbe Welt damit versehen könnte, aber die wenigsten finden später einen angemessenen Wirkungskreis."

„Ich verstehe vollkommen, was Sie meinen", fiel Guizot ein, „und doch möchte ich meinem hohen Berufe nicht entrissen werden sein. Der eigentliche Lehrer einer deutschen Hochschule hat ein unendliches Feld zum Ausstreuen seiner Saat vor sich und ich glaube, Hegel und Schleiermacher haben in Berlin mehr gewirkt als die gleichzeitigen Minister."

Hier wandte Guizot das Gespräch und blieb bei der berliner Hochschule insbesondere stehen. „Haben Sie Wolf, Hegel, Schleiermacher noch gekannt?"

„Den Ersten nur gesehen, aber Schleiermacher sah ich in voller Thätigkeit auf der Kanzel wie auf dem Lehrstuhl. Seine Predigten in der Dreifaltigkeitskirche wie seine Vorträge auf der Universität waren ergreifend; er gehörte in der That zu den wirksamsten Lehrern der deutschen Hochschulen. Hegel, den ich gleichzeitig sah und hörte, hatte durchaus nicht die Deutlichkeit der Rede, wie sie Jener besaß. In Berlin gab es wenig Männer, denen das Publikum mit solcher Ehrfurcht begegnete wie diesem Schleiermacher. Zwanzig Schritte

im voraus blick man stehen, um das kleine Männchen mit grauem Kopfe zu begrüßen."

„Ich bewerbe Sie um die Bekanntschaft dieses Mannes, dessen Predigten ich nur gelesen habe."

„Ich befürchte, wir langweilen die Fürstin", war meine Antwort, „wenn wir fortfahren, Berlin aufzusuchen, wie es vor 30 Jahren war."

„Das ist", fiel sie ein, „gerade eine der größern Städte, die ich am wenigsten kenne und alles bisherige Behandelte ist mir neu. Sie kennen jedenfalls auch das Berlin des jetzigen Königs?"

„Weniger", antwortete ich; „allein es ist ebenso reich an ausgezeichneten Männern wie ehemals."

Varnhagen unterbrach hierauf, daß er ein anderes Jahrzehnd Berlins kenne, in welchem alle Augen der friedlichen Stadt auf Napoleon's große Leistungen gerichtet waren, und zog eine Parallele zwischen diesem deutschen Manne und dem französischen Talma.

Kurz, Berlin blieb heute der Gegenstand des Tischgespräches und die Fürstin konnte aus demselben sich ein Bild des wissenschaftlichen Lebens durch verschiedene Jahrzehnde entwerfen.

Es war eine ihrer hervorragendsten Fähigkeiten, politische und gesellschaftliche Zustände bei den wichtigsten Hauptzügen zu fassen und ein deutliches Bild daraus zu weben. Sie führte die Feder wie das Wort gleich sicher und deutlich; ja ihr Bruder, der Minister Denkendorff, sagte einst, als er einen Brief von ihr über Frankreich gelesen hatte: „Welcher Staatsmann würde das so meisterhaft geschrieben haben?"

Einen der nächsten Tage besuchte ich die Deputiertenkammer, wo diesmal nur Eisenbahnangelegenheiten verhandelt wurden. Auffallend war mir die geringe Haltung, die dort herrschte. Der Präsident hatte nicht die Macht, trotz der Klingel, die nötige Ruhe und Feierlichkeit herzustellen, und ein unparteiischer Blick wurde nicht besonders erfreut. Genau genommen wurden nur einzelne bedeutende Namen, wie Odilon-Barrot, Arago, ruhig und mit Interesse angehört, während sonst meistens zwei oder drei sich um das Wort stritten oder gleichgültig fortsprachen. Guizot selbst erhob nur einmal seine Stimme, freilich nicht zu einer glänzenden Rede, sondern nur vermittelnd zwischen zwei Streitern.

„Sie haben jedenfalls", fragte mich am andern Tag die Fürstin, „mancher Kammerrügung in Deutschland beigewohnt, wie finden Sie denn die französische im Vergleich zu den deutschen?"

„Einen Vorzug der französischen schicke ich gleich voraus; es wird von allen Mitgliedern dasselbe reine Französisch gesprochen; in Deutschland herrscht in jeder Kammer die Provinzialaussprache vor und macht selten einen erhebenden Eindruck. Die deutsche Sprache ist überhaupt in der Unterhaltung und Rede nicht so leicht zu handhaben wie die französische; Dichter und Philosophen haben sie zwar bearbeitet, allein der Redner ist bisjetzt ohne Einfluß auf sie geblieben. Es geschieht uns Deutschen sehr oft, daß wir, in der Mitte des Satzes angelangt, nicht weiter können und einen andern Aufbau der Gedanken versuchen müssen. Das geschieht dem Franzosen nie oder nur selten, sowol in der Unterhaltung als in der öffentlichen Rede. Dagegen muß ich bemerken, daß in den deutschen Kammern mehr Ruhe und ernste Ueberlegung, ja ein feierlicher Anstand herrscht, den ich gerne vermisse."

„Jetzt habe ich den Mut, Ihnen ein Bekenntnis zu machen", unterbrach sie, „daß ich, eine geborene Deutsche, die Gewandtheit dieser Sprache ganz verloren habe, und in den Schwierigkeiten, die Sie erwähnten, liegt ein Grund, mich zu entschuldigen. Sie wissen, daß ich 22 Jahre in London verbrachte, und der Anteil, den ich lebhaft an allen geschichtlichen Ereignissen nahm, die Personen, mit denen ich verkehren mußte, waren nicht geeignet, diese Sprache in mir besonders auszubilden. Sie sehen hier auf meinem Tische zwar alle englischen und französischen Zeitungen und Zeitschriften —"

„Leider habe ich schon", fiel ich ein, „das deutsche Element vermißt."

„Guizot", fuhr sie fort, „schwärmt für die deutsche Literatur, teilt mir oft mit, was er Neues gelesen, und ich muß auf diesen Genuß verzichten."

„Besonders wissen", fiel ich ein, „ihn, den Verfasser der ‚Europäischen Civilisationsgeschichte', unsere historischen Werke ansprechen."

„Gewiß!" antwortete sie; „aber gerade diese lese ich am wenigsten, selbst die französischen nicht! Der Geschichtschreiber kennt selten, ja nie die geheimen Fäden, besonders in unserer Zeit, an welchen die Ereignisse gelenkt wurden; ich finde daher weniger Aufschluß, als meine eigene Erfahrung und Anschauung seit 36 Jahren mir verbreitet. Es fehlt, wie ich allgemein höre, der deutschen Literatur namentlich an Memoiren, die aus der Feder der Mitwirkenden geflossen sind, und diese sind im Stande, ein lebendigeres Bild

zu entwerfen als nach einem halben Jahrhundert die Archive."

„Ich kann die Richtigkeit dieſer Aeußerung nicht beſtreiten, allein es gibt einen ganz andern Standpunkt, von welchem aus der Leſer das Geſchichtsgebiet überſchauen will. Sowie der Reiſende das Wunderwerk St.-Peter's zu Rom als vollendeten Bau beſchauen will, ſo wünſcht der Leſer ein ganzes Geſchichtsfeld zu überſchauen, und zwar als ein vollendetes Ganzes. Was in dem einen oder andern der Einzelne anders gedacht oder gewollt hat, bleibt ohne Werth für Das, was nun einmal fertig daſteht. Alle Verhandlungen, Anſinnungen, egoiſtiſchen Rathſchläge, die einer großen Geſchichtsbegebenheit vorangehen oder ſie mitten in der Entwickelung begleiten, ſind meiſtens nur die ohnmächtigen Ausdrücke menſchlicher Leidenſchaft, eitle Wünſche der einzelnen Schauſpieler, ihre Geſchichtsrolle größer zu machen, als ſie im Drama ſelbſt iſt. Ich ſelbſt habe oft den Einen oder den Andern ausrufen hören: ‚So ſchreibt man die Geſchichte!' weil ſein großer Beitrag nicht ſo hervorgehoben wurde, als er es ſich träumte."

Da ergriff ſie das Wort mit großer Beſtimmtheit und ſagte:

„Da haben Sie einen Fall angeführt, dem ich oft begegnet bin! Die Dinge ſind anders dargeſtellt, als ich ſie ſelbſt geſehen und erlebt habe, die handelnden Charaktere anders gezeichnet, Manches iſt hinweggelaſſen, Anderes hinzugefügt, ja die Rollen ſind bisweilen geradezu verwechſelt."

Sie führte hierauf ein Beiſpiel an, das ihre Anſicht vollkommen beſtätigte und das mir recht wohl bekannt war.

„Ich muß Ihnen freilich beiſtimmen", ſagte ich, „aber ſchon nach hundert Jahren iſt der ganze Umſtand von der Geſchichte ſelbſt vergeſſen. Die Geſchichte ſelbſt iſt unparteiiſcher als der Hiſtoriker; am Fuße eines Bergs ſind die kleinſten Umſtände fähig, Manches zu verdecken, Anderes in einer anſprechenden Farbe zu zeigen; in einer gewiſſen Entfernung iſt jede Einzelheit verſchwunden und der Berg tritt in ſeiner wahren Geſtalt, mit allen ſeinen Linien, in ſeinem ganzen Umfange, ſeiner Breite, Höhe und Tiefe vor das Auge des Beſchauers. In Chamouny ſieht man die ganze Majeſtät des Montblanc nicht ſo genau als ſechs Stunden davon in Sallenche, und ſo wird jede Geſchichtsperiode nach Ablauf aller Leidenſchaften von einem andern Menſchengeſchlechte richtiger aufgefaßt."

Das Geſpräch durchlief noch manche Seitenwege, ehe wir uns über dieſe Auffaſſungen ganz verſtändigen konnten; aber darin ſchienen wir Beide übereinzuſtimmen, daß Geſchichte jedenfalls richtiger geſchrieben werde durch die Feder eines Mannes, der die Schauſpieler und die Begebenheiten, Staatsgeſchäfte und Staatsmänner aus eigener Anſchauung und Erfahrung kennt, als von Solchen, denen das ganze Gebiet entfernt bleibt. „Der Kaiſer Nikolaus", fuhr ich fort, „las die Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs von Thiers mit beſonderm Intereſſe. Er fand, wie ich aus ſeinem eigenen Munde hörte, hie und da ein kleines Verſehen, das ihn aber nicht verhindert, der ganzen Darſtellung Beifall zu zollen."

„Sie haben mir bisjetzt auch nicht ein Wort über den Kaiſer geſprochen! Beſonders möcht' ich wiſſen, wie ihn Italien angeſprochen hat!"

„Ich habe", antwortete ich, „den Kaiſer ſeit einem Jahre nur einmal auf der Rückreiſe von Palermo geſehen und hatte höchſtens zehn Minuten lang das Glück, ihn zu ſprechen, von Italien, von Rom leider kein Wort; aber die Kaiſerin theilte mir einen Brief deſſelben über den Vatican mit und das war der Brief eines Cäſar über Cäſaren! Der Kaiſer blieb nur fünf Tage in Rom und von vielen raubten ihm andere Geſchäfte einen großen Theil. Aber ſein Kunſtſinn, ſeine Kunſtliebe zeigte ſich dort größer, als er vielleicht ſelbſt gewußt hat, und in dieſem Augenblick ſind noch viele Hände für ihn beſchäftigt."

Auf einige Fragen über Thiers antwortete ſie zuletzt:

„Er beſucht den Salon einer Ihnen ſehr befreundeten Dame, der Frau von Rattazzi; doch iſt er meines Wiſſens jetzt nicht in Paris."

Ich lernte auch bei dieſem Aufenthalt den außerordentlichen Mann nicht kennen.

Vierzehn Tage lang beſuchte ich nun den Tiſch und Salon dieſer ſeltenen, geiſtreichen Frau, der Fürſtin Lieven, und wenn ich heute in meine Tagebücher, denen ich Verſchwiegenes entnehme, zurückblicke, ſo finde ich über einzelne Abende dort mehr aufgezeichnet als ſonſt über Wochen und Monate.

Ich ſah in dieſer kurzen Zeit allmälig die Vertreter aller europäiſchen Mächte: ein jeder wurde über die Angelegenheiten ſeines Landes ausgeforſcht und die Fürſtin ſelbſt hielt mit ruhig-unparteiiſcher Zuhörer, wenn ſchroff entgegenſtehende Meinungen unter den Männern aus-

getauſcht wurden. In einer Stunde erfuhr man mehr und aus beſſern Quellen, als wenn man alle Zeitungen durchgeleſen hätte. Bei aller Weiblichkeit und dem feinſten Geſellſchaftstone hatte ihr Blick bisweilen etwas Gebietendes und man begriff daraus, wo man ihr gelegen oder unerwünſcht komme. Nach kurzer Unterhaltung verſtand ſie die Männer ſo richtig untereinander abzuſchätzen wie goldene und ſilberne Münzen; das Kupfer fühlte in ihrer Nähe, wie weit es hinter den edeln Metallen zurückſtand.

Wo viel Verſtand iſt, pflegt der Welt wenig Herz zu glauben; es würde unverfahren ſein, in ſolche Meinung unbedingt einzuſtimmen. Da, wo einmal geiſtige Intereſſen der genannten Art verherrlichen, da nimmt das Herz nicht den Antheil, den man ihm im gemeinen Leben zuſchreibt; aber ein Geiſt, der nur in höhern Intereſſen der Menſchheit lebt, kann ebenſo wenig ohne Herz gedacht werden als die leuchtende Flamme ohne Blut.

Anregungen.

Briefwechſel zweier Apoſtaten.

Von Friedrich Gentz und Adam Müller iſt ein Briefwechſel erſchienen.

Briefe ſind das bezeichnendſte Denkmal eines Mannes, der ſeinen Spiegel, aus denen ſein Weſen, ſeine wechſelnden Stimmungen in ſeiner Vergegenwärtigung, ſeinem prismatiſchen Hindurchgang und anſchauen. Nur ſo am ruhig wahrſten möchte das Wort Buffon's, das vielgekannte und vielmisbrauchte, „Le style c'est l'homme", ſeine Anwendung finden.

Und ſelbſt wenn Briefe, wie dies wol geſchieht, mit dem Bewuſtſein ſpäterer Veröffentlichung geſchrieben werden, drücken ſie doch oft raſch hingeworfenen Zeilen, mit aller Friſche und der lebhaften Empfindung des Augenblicks, für die Nachwelt eine Friſche und Lebensfülle, die an den großen Werken ihrer Urheber abgeht. Wie bei kunſtreichen Mosaiken fügt jeder neue Brief ein neues Steinchen zu dem Gemälde des Schreibers, das uns um ſo unvergeßlicher bleibt, da wir's gleichſam unter unſern Augen entſtehen ſehen.

Von Friedrich Gentz weiß man, daß er nicht etwa, weil er noch für die Freiheit und das Vaterland ſchwärmte, ſondern aus Ehrſucht und aus Gefallſucht damals, als Europa Napoleon unterlag, an Oeſterreich hielt und dann bei allen Congreſſen, die im Angeſichte der Völker einen böſen Klang behalten werden, zu Troppau, Laibach, Verona, die Preßfeile ſchrieb, man kennt jene traurigen Geſchäfte, die das Leben eines Mannes ſchloſſen, der nur mehr, aber auch nie weniger als der berühmteſte Sophiſt geweſen.

Ein allerdings beſſeres Bild, einen Kern wie den Penner geſprochen, offenbart jetzt ſein „Briefwechſel mit Adam Heinrich Müller 1800—1829" (Stuttgart, Cotta, 1857). Welche furchtbare, leere, verzweifelnde Seele ſpricht aus dieſen Worten! Der große Abfall, an denen anderen, [illegible] zu zweifeln ſchon die „Confeſſionen der Henriette Herz" verbieten, die gewiß immer um Milde und Schonung anſuchen, ſo kommt ihm geſchehen. Gentz arbeitet ihm für die Zeiten des Verfalles, Verſchwörungsplänen, [illegible] welchen Perſonen, ſeinen Schulden zu decken und vergeſſen ihm die ſchwärmeriſchen Briefe über Menſchenrecht und Ideale, die er einſt an Garve geſchrieben. Der Zufall hat ihn mit Adam Heinrich Müller bekannt gemacht, an ſich auch einem eigenthümlichen, grübelnden Menſchen. Müller war aus Fichte und Schelling und eigener wunderlicher Naturanſchauung hervorgegangen, in philoſophiſchen Syſtemen und Gegenſätzen vergraben, aber auch durch äußere Umſtände war er in den Sold der Reaction gekommen. Gentz verſtand ſich ſchlecht auf die Philoſophie; ihm, dem praktiſchen Staatsmann, wie er ſich gern nennt, dem der Genuß des Lebens noch mehr galt als das Heil der Welt; ihm iſt, wie ſeinem Gegner Napoleon, die Idealität nur Ideologie, Schwärmerei von Knaben und Thoren. Müller dagegen hat, wie alle Syſtemmacher, die Erkenntnißſucht und ſucht Gentz für den abſoluten „Gegenſatz" zu gewinnen. Da diſcutiren ſie denn tagelang, ſchlagen Schlachten, „ſchärfer als die bei Austerlitz", um am Ende zu finden, wie Gentz ſagt, daß Alles „Gewäſch" geweſen. Solche Ausdrücke beleidigen freilich den Philoſophen, er zieht ſich zurück, aber immer kehrt Gentz zu ihm wieder mit allen ſeinen Schmeicheleien, die er ſo wohl zu gebrauchen weiß, mit der goldenen Weihrauchſchale in der Hand. Denn iſt Müller der größte Kopf, das außerordentlichſte Genie; er wird zu Höhen ſteigen — zu Höhen, weit über den armen Gentz, der ſich indeß zu Weinhaus bei Wien ein „Gütchen" gekauft. Natürlich antwortet der Philoſoph in nicht geringerer Begeiſterung, der Manifeſte des Hirtenbriefs gegen Bonaparte ſind nach ihm niederſchmetternd; mehr als er hat Keiner für die „Errichtung des Reichs Gottes" gethan. Denn bei einem Beſuche in Wien iſt der Gründer des „Gegenſatzes", der zuweilen Gentz erſchrecken ließ, wenn er die höchſten Begriffe, Gott, Liebe und Treue, in ſtörenden und zerſtörenden Nebel auflöſte, zum römiſchen Glauben übergetreten, und das England, welches er 1805 als das Bollwerk der Freiheit, als göttlich und groß geprieſen, iſt ihm jetzt — er ſchaut ſehnſüchtig nach einer Anſtellung unter Metternich aus Italien — am 15. Auguſt 1815 — „das Feuer der Revolution" geworden.

Was ist der Wechsel der Dinge gegen die talentvolle Schnelligkeit, mit der diese Ansichten in ihr Gegentheil umschlugen? Wer Müller früher als Apostel der Philosophie umherzog, schreibt er jetzt lange Briefe an den Freund, ihn zum Christenthum zu bekehren. Gentz, der bis 1813 an den Weltuntergang — vor allem an den Untergang seiner Existenz — geglaubt, der „Gib mir meine Legionen wieder!“ gerufen, als Mack bei Ulm vor Napoleon die Segel streckte, legt jetzt in seinem „Glauben“ vor auf den Alpen von Gastein die Worte ab, wird wahr und entgegnet: „Ich kann nicht glauben! Was hat mir Ihre Offenbarungen? Ich habe keine gehabt, ich appellire von allen Weltgesetzen an meine Vernunft!“ „Ich bitte mich“, schreibt er (mehr genug für solchen Staatsmann!), „nach und nach von Ihrem Wege entfernt. Die Wendung, welche die politischen Verhältnisse seit 1813 nahmen, trug viel dazu bei; hätten Sie mich im Jahre 1815 genauer und unbefangener beobachtet, so würde es Ihnen nicht entgangen sein. In jedem Falle wird einem Scharfsinn wie der Ihrige der Zusammenhang viel einfacher.“ Freilich, wem wäre er nicht klar! Jetzt waren die Dinge verkauft und die Hoffnung gegen die Welt: mein Theil!

In Wahrheiten treibt Gentz sogar Poesie und „hatte entworfen ihm eine Stimmung, in welcher es sehr schwer ist, sich mit dem Uebernatürlichen zu beschäftigen“. Noch mehr: während die ersten Briefe lange Beschreibungen von Stürmen und Gewittern enthalten, vor denen Gentz zittert wie ein Kind, während namentlich Müller einmal um das andere vor den „fürchterlichen Nervenerschütterungen“ bebt, findet sich von dieser Befangenheit, diesem phantastischen Wetterbrodeln kaum noch eine leise Spur in den Schreiben nach der großen Katastrophe von 1813. Nicht nur die europäische Welt in ihren umfassenderen Verhältnissen, auch sein kleines Menschen in seinem engherzigsten Kreise hat sie beruhigt, scheingeklärt, ihre früheren Nervenerregungen sind verschwunden, ihre Worte haben den dithyrambischen Schwung, ihre Gedanken die Weihe verloren. Adam Müller nimmt den Ton eines Mönchs an, über das Gesicht Gentz's zuckt sardonisches Lächeln und greift, er wird von Heinrich Heine's Versen und den Liedern der Gilbert nicht mehr zurückschrecken wie 1806 vor einem Lied Goethe's, dem er „solchen heiden, tückischen Hohn gegen das Christenthum nur zutraut“.

Diese Menschen sind durchaus Apostaten! Ihnen ist ihr Beispiel für die Gegenwart. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Adam Müller in seinen Jugendjahren einen Julianus Apostata schreiben wollte, abstrahirend von ihrer Liebe wie von ihrer Furcht, von ihren Göttern wie von ihren Dämonen. Und das Gericht verdammt sie; es sind die zwei Seiten desselben sprichwörtlichen Gerichts, den sie vertreten: der eine nach außen, nach der Wirklichkeit, der andere nach der Gemüthswelt gerichtet. Adam Müller ist ungefähr der christlichere, schon seine Sprache ist's. Gentz ist ihm lernend wie eine Bildungsstufe nur seine Neigung zu dem Fremden, sein bekämpftes, natürliches Bestreben, diese Stellung und Ansichten zu verschaffen, scheint aufrichtig und wahr. Die Unzierlichkeit, mit der er ihm seine Briefe, seine Bibliothek anbietet, läßt sie vergessen, wie niedrig er selbst um Geld und nur um Geld handeln konnte.

Schade, daß diese reiche Fundgrube für das Seelenleben und die Stimmungen dieser beiden Männer wenig von ihren äußern Verhältnissen, ihren gesellschaftlichen Beziehungen enthält; darüber gehen sie meist mit leichten Andeutungen hinweg, um desto länger bei ihren Behauptungen, ihren Ansichten zu verweilen; immer bemerkt sich Müller als den Interessirtesten und gegen den Feind. Schön urtheilt er von Napoleon's Haltung bei Lignz und Belle Alliance. Gentz ist leidenschaftlich, bestimmt auf der Wahrheit gezogen, verwirrt. Mit der Zeit nahm diese Stimmung denn auch wieder zu. Wenn an dem entsetzlichen Gute Europas von Metternich von Volksfreiheit, Revolution redet, grämt dieser Nervenschwäche und Furchtsamkeit, wie von einem elektrischen Funken getroffen. Man könnte über die Angst lachen, mit der er von Victor Hugo's Schuldigen Philosophie spricht: wenn man nicht bedächte, wie theuer unsern Vätern und auch wohl uns Furcht zu Lehrbuch zu stehen gekommen ist!

Die Anspannungen des Buchs auf die Gegenwart, den auch gar grausamen Haß gegen Alles, was die Feindschaft zu schönen Hoffnungen und edeln Gedanken erhebt, überlassen wir dem kundigen Leser.

Das Sonett.

Man wird sich erinnern, daß Goethe einige Briefe Bettina's in Sonette gebracht hat. Wilhelm Krieger, der gemeinsame Uebersetzer des Petrarca, macht uns auf einen Brief des Plinius an seine Gattin Calpurnia (Lib. VI epist. 7) aufmerksam. Man kann ihn nicht lesen, ohne nicht sofort das Sedrm eines anderen Sonetts zu finden. Er lautet:

C. Plinius Calpurniae suae. S.

Sorbeo, te absente nihil non mordicus adfici, omnemque habere solicitudinem, quod pro me timeas nemo potest. Igitur etiam in vestigio mihi cubatio.

Gestatur ei quod non negamus, quod tam fortunate adjuvavit, invideamus ergo spectabile tuae lectio, atque identidem in manibus quasi tuis habeo.

Sed ne nescio an desiderium tui acerbius. Nam cogor libenter tantum habenti succedere, hujus sermonibus quotidiana dulcedine invitat.

Tu itaque frequentissimum scribe. Licet hoc ita me delectet, ut longissimi. Vale.

Krieger übersetzt ungefähr wie folgt:

Plinius an Calpurnia.

Da schmerzt, bin ich um meine Trennung traurig.
Der Treue Lust nur gut ist, daß zu bleiben

Er wärm meine Brust, daß ich meinen
An meinem Bilde deine Seele hange
Wie treut mich's, daß dein Herz nach mir verlangt,
Das viele Blätter Entsagung dir erstehen; —
Ich leide auch seit in denen alten Zeiten,
Wie wenn ich eben sie als neu empfinge!
Und doch nach dir meine Schuld will's mir mehren!
Denn wenn du auf jenen Brief fliegen,
Wie hin erst würden deine Worte munden!
Doch kann denn nur, um Briefe zu bedauern
Obgleich sie mir so viele Kränke bringen,
Als immer sie vereinen der Trennung Martern!

Ein Blick in die Nachtseite des gewerblichen Lebens.

Die der Herstellung von Herren Lodetten gewidmete dresdener „Europäische Modenzeitung" vom Mai 1857 hat ihren aus Hochgenossen bestehenden Abonnenten zur Abwechslung gegenseitiger Verluste, gleichsam als Prämienblatt, ein mit einem Trauerrande geziertes Verzeichniß solcher Insolventen geschenkt, die im großen Umschwunge der Meinungen und Verhältnisse ihren Rock zu bezahlen vergaßen und in gesunkenen Verhältnissen so bewundernde Fortschritte machten, daß ihnen ihre Vertreiber nicht nachkommen konnten.

Zweihundert zahlungsunfähige, gleichsam der guten Gesellschaft abgestorbene Namen! Leute von Ruf darunter, nicht blos dem Ruf des „Schwarzen Buch" preßkampfen dresdener Andenkens, sondern auch sehr locale Persönlichkeiten, z. B. zwei berliner „Rhetoren", die nur der Anbahnung des „guten" Geistes ihr Talent zu nehmen pflegen, dafür ohne Zweifel nicht minder gut bezahlt werden und doch ihre alten Rechnungen nicht berichtigt haben!

Auffallenderweise datiren allerdings die meisten Schuldforderungen aus den Jahren der Anarchie. Die Jahre 1848 und 1849 sind in dem Verzeichniß nicht ohne eine gewisse Ironie als die des schrankenlosesten Vertrauens hingestellt. Hatten alle diese Kellner, Handlungsreisende, Studenten, Maler, Commis, Ingenieurs, Telegraphisten, Schreiber, Postbeamter, Bauhelfere, Barbiere, Gutsbesitzer (es fehlt keineswegs an Grafen und Baronen in der Liste), Polen und Emigranten sich schon in die ersten Anfänge des Communismus stürzen wollen? Wollten sie ihre Ideen von Freiheit und Gleichheit vorzugsweise in den Magazinen fertiger Herrenkleider verwirklichen? Wir glauben, die revolutionäre Schuld der unbezahlten Schulden trifft hier weniger Die, die den Credit begehrten, als Die, die ihn gewährten. Es war damals die Zeit des allgemeinen Völkerfrühlings angebrochen und Niemand daran hochgekommen als die Schneider. Sie gewährten ganz, was man vielleicht nur halb begehrte. Sie maßen jedem Bruder schon auf „Gruß und Handschlag" Abt et Lavers und Burnuse an, und da der „Heuler" ohnehin eine Lüge geschienen hatten, deren Maschinellmäßiger Zweck, sich niederzuschießen, war, so mußten eben die „Bübler" berücksichtigt werden; die Hände wollten doch nicht feiern.

Alle Classen und Stände haben zu dem bunten romantischen Verzeichniß ihr Contingent geliefert. Da treffen auf einen „Candidaten der Theologie", der trotzdem, daß er seinen Schneider nicht bezahlte, jetzt in Amerika als „Missionar" das Christenthum ausbreitet; „Literaten", die ihre künftige Unsterblichkeit verlaufen in dem Verzeichniß schlechter Schuldner beginnen; wie gesagt, „Rhetoren", die bei jedem schwarzweißen Gerichte Scherrenberg's an die schwer auf weiß gegebenen Mahnungen einer Schere erinnert werden müssen; „Schauspieler", die hier Gelegenheit haben zu zeigen, daß sie wenigstens in Gelddingen Talent und sich schon seit Jahren auf eine Perseverantia, die Langmuth ihrer Schneider einlaufen; „Kellner", die wie Shakspeare's Frau in der Schenke zu Gadshill an ein „Gleich, gleich, Herr!" sich so gewöhnten, daß sie in Verrichtungen wahre Virtuosen wurden; „Commis" jener Gattung, die Gustav Freytag in „Soll und Haben" unsterblich vergessen hat; „Offiziere", die sich durch rückständige schleswig holsteinische Rechnungen ruiniren werden und in Brasilien jetzt mehr die Stiefel Mehemedes als die Nacht deutscher Schneider zu fürchten scheinen; ein „Student diplomatique" sogar, der vielleicht, des europäischen Gleichgewichts wegen, in allen Ländern gleichviel Schulden hinterließ; „Maler", die ohne Beschäftigung auf Leinwand einstweilen in freundem Tuch und Buckskin arbeiten . . kurz die Liste ist so reich, so mannichfaltig, daß sich unwillkürlich der Stoff zu einem socialen Pummelerstück mit Dohm'schen und Kalisch'schen Couplets für die berliner Bühne von selber macht oder ein mit dem Hosiannah heutiger Kritik begrüßter realistischer Roman: sein Prophet hat zu sagen: „Der deutsche Roman muß das Volk in seiner Arbeit aufsuchen!"

Diese poetischen Gestalten zerfallen in drei Kategorien oder Classen: 1) Die Cicero: sie will vertreten durch Solche, bei welchen selbst gerichtliche Execution nichts vorfand als — sie selbst. 2) Verschollene, die, um überall den Trennungsschmerz zu kürzen, überall sich rasch und heimlich entfernen. 3) Freiwillig Aufgegebene: Solche, bei denen sogar schon die Verjährungsfristen eingetreten sind und denen mit ruhiger Ergebung selbst ein Schneider pro deo rufen muß. „Droben unterm Sternenzelt!"

Herr Gustav Adolf Müller, der einzige Schneider rationeller Bekleidungskunst, Gründer einer Actiengesellschaft der geschmackvollen Kleidung und Toilette, ehemaliger Irrigationsmeister, hat soeben in Dresden ein Institut für die höhere Kleiderverschönerung begründet. Wird nach solchen Erfahrungen, wie sie sein dankenswerthes Verzeichniß darbietet, nicht an ihr auch eine Lehrstufe der Physiognomik nöthig werden, um gute und schlechte Kunden sicher gleich zu unterscheiden, wenn sie sich Maß nehmen lassen?

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 34.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

David Garrick.

Das Theater entstand zwar nicht, aber entwickelte sich zur Kunstform aus dem Bedürfniß der menschlichen Natur, sich die verschiedensten Zustände des Lebens, die bedeutendsten Begebenheiten sichtlich vor das Auge zu führen und so gleichsam Alles zu durchleben, was die engen Schranken des einzelnen Lebens nicht zu erfahren und durchzumachen erlauben; aus dem Bedürfniß, das Leben des ganzen Menschengeschlechts in sich aufzunehmen, sich aus diesem großen Schatze zu bereichern und sich dadurch für eine höhere Gemeinschaft der Geister auszubilden. Dieser Reiz und dieß Ziel des Theaters ist es, der ausgezeichnete und begabte Menschen treibt, als Schauspieler aufzutreten, ihr Ich zu vielartigen Individualitäten zu gestalten, die verschiedensten Begebenheiten zu durchleben und über der Größe dieser Aufgabe ihre eigene Persönlichkeit zu vergessen. Je mehr dieß der Fall ist, je mehr der Schauspieler ganz Das ist, was er darstellen will, je größer ist seine Kunst und je bezwingender und überwältigender seine Macht über die Seelen seiner Zuhörer und Zuschauer.

Unter den ausgezeichnetsten Bühnendarstellern hat man seit lange den Engländer Garrick genannt. Garrick war 1716 zu Hereford geboren, wo sein Vater, Capitän in der englischen Infanterie, auf Werbung lag. In den Schulwissenschaften machte er keine großen Fortschritte und das trockene Studium der Rechtsgelehrsamkeit widerte ihn an. So schickte ihn denn sein Vater nach London, wo er auf dem Comptoir eines Kaufmanns arbeitete, und nach des Vaters Tode unternahm er mit seinem Bruder einen Weinhandel. Doch der angeborene Beruf ließ sich nicht länger unterdrücken; er gab sein Geschäft auf und ward 1741 Mitglied einer wandernden Schauspielergesellschaft. Er debutirte zu Ipswich in der Rolle des Abram im Trauerspiel „Oronoco"; der Beifall, den sein Spiel in der Provinz fand, verbreitete sich nach London und man berief ihn dahin.

Nachdem er lange nachgedacht und endlich Alles überlegt hatte, wählte er endlich Richard III. zu seiner Debütrolle in London. Mehr als einmal hatte er gesagt, er werde nur eine wählen, die sich nicht für seine Person schicke, „denn", setzte er hinzu, „wenn ich in einer Rolle auftrete, die gewöhnlich von einem großen Menschen gespielt wird, so würde man mir nicht mehr Gage als 40 Schillinge die Woche anbieten". Er spielte damit auf die Thorheit mancher Directoren an, welche die Verdienste eines Schauspielers blos nach seinem Gehalt ermessen.

Daß er die Rolle Richard's III. wählte, war ein Beweis von seinem richtigen Urtheil. „Richard" ist immer in England ein Volksstück gewesen, weil es eine solche Mannichfaltigkeit einheimischer Begebenheiten und so rührende Scenen kindlichen Ungemachs und Elends enthält.

Am 19. October 1741 spielte Garrick zum ersten mal Richard III. im Schauspielhause in Goodman's Fields. Die Darstellungen waren vorher nicht gut gewesen, darum kam seine zahlreiche

Geſellſchaft zuſammen, um den neuen Schauſpieler zu ſehen, doch waren Leute von geſunder Beurtheilung darunter.

Garrick's leichtes, ungezwungenes Spiel, Sprache und Geberde machte erſt die Kritiker durch das Neue und Eigenthümliche ſeiner Manier ein wenig zweifelhaft. Sie waren ſchon lange an eine gewiſſe Erhöhung der Stimme gewöhnt, die hernach mechaniſch ſchnell abfiel, was Effect machen und Beifall erhaſchen ſollte. Richtige Modulation der Stimme und damit übereinſtimmender Ausdruck in den Mienen, wie ſie die Natur hervorbringt, war ihnen eine zeitlang eine fremde Sache geweſen. Aber nachdem Garrick verſchiedene Scenen durchgeſpielt hatte, jede voll von Beweiſen vollendeter Kunſt und vollkommener Kenntniß des Charakters, da verwandelten ſich ihre Zweifel in Erſtaunen, Bewunderung und lauten wiederholten Beifall. Den höchſten Grad erreichte ihr Entzücken, als Garrick die Maske des Heuchlers und Politikers abnahm und ganz als Kriegsmann und Held erſchien. Bei der Nachricht, der Herzog von Buckingham ſei gefangen, wurden Garrick's Blicke und Geberden, als er die Worte ſagt:

— — off with his head,
So much for Buckingham!

ſo bedeutend, ſo ausdrucksvoll durch ſeine ſichtbare Freude über dieſen Vorfall, daß ein lauter Ausbruch des Beifalls den Triumph des Schauſpielers und die Zufriedenheit der ganzen Verſammlung verkündigte.

Das Stück wurde ſechs bis ſieben mal hintereinander gegeben. Verſchiedene andere Rollen folgten auf „Richard", welcher doch immer das Lieblingsſtück blieb, immer wieder verlangt und bei vollem Hauſe gegeben wurde.

Garrick ſpielte nun abwechſelnd in London und Dublin, bis er im Jahre 1747 in Verbindung mit Lacy das Eigenthum des Drury-Lane-Theaters nebſt Privilegium kaufte und die Direction deſſelben übernahm. Hier ſpielte er bis 1776, von welcher Zeit er jedoch zwei Jahre (1763—65) zu Reiſen verwendete.

Garrick war klein von Geſtalt, aber wohlgebaut und gutgebildet, hatte ſchwarze, lebhafte Augen und eine reine, melodiſche Stimme. Geſtalt und Mienen hatte er auf das bewundernswürdigſte in ſeiner Gewalt; jede Leidenſchaft ſtand ihm zugebote, Alles war an ihm voller, treffender Ausdruck derſelben. Er war gleich groß im Tragiſchen und im Komiſchen, wiewol das erſtere eigentlich ſein höchſter Triumph war. Wie genau er den Ausdruck der Leidenſchaften bis in die kleinſten Details kannte und beobachtete, beweiſt folgendes Urtheil von ihm. „Sie haben", ſagte er einſt zu einem franzöſiſchen Schauſpieler, „die Rolle des Trunkenen mit viel Wahrheit und dabei mit Anſtand geſpielt, nur — wenn Sie mir dieſen kleinen Tadel verzeihen wollen — Ihr linker Fuß war zu nüchtern." Von der Gewalt, die Garrick über ſeinen Körper hatte, zeugt folgende Anekdote, die er ſelbſt erzählt hat. Der berühmte Verfaſſer des „Tom Jones" war geſtorben, als man den Druck ſeiner Werke vollendete; man wünſchte ſein Porträt dazu zu haben und Garrick verſprach es zu ſchaffen. Er ging hierauf zu ſeinem Freund Hogarth, begab ſich bei demſelben in ein Nebenzimmer, wickelte ſich in ſeinen Mantel, den er zu dieſem Zwecke mitgebracht hatte, und nahm ganz die Phyſiognomie Fielding's an. Ebenſo veränderte er ſeine Stimme, rief Hogarth und bat ihn zu malen. Hogarth erſchrickt, er glaubt Fielding ſelbſt zu ſehen. „Sie muß zu malen!" ſagt ihm Garrick. Dieſer thut es und dieß iſt das Porträt, das in der engliſchen Ausgabe vor Fielding's Werken ſteht.

Außer ſeinem Verdienſt als Schauſpieler trug er auch als Schauſpieldirector ſehr viel zur Verbeſſerung der engliſchen Bühne bei. Auch als Schriftſteller war dieſer mächtige Geiſt thätig, ſowol durch die Production eigener Bühnenſtücke als auch durch Bearbeitung und Ueberſetzung fremder Arbeiten. Die Anzahl ſeiner großentheils trefflichen Prologe, Epilogen und Gedichte iſt ſehr beträchtlich.

Aber auch als Menſch geben ihm ſeine Landsleute das Zeugniß ſeltener Trefflichkeit. Der Engländer, deſſen Schrift mehre dieſer Notizen entnommen ſind, ſagt von ihm: „Von ſeinen früheſten Jahren an haßte er Verſchwendung und Aufwand und dieſe Mäßigung mitten in der Fluth von Reichthümern, die ihm beſtändig zuſtrömten, ſetzte ihn in den Stand, manches Gute zu thun, manchen Liebesdienſt zu erweiſen. Nicht leicht ſchien Jemand ſo ängſtlich beſorgt zu ſein, Geld zu verdienen und nicht leicht war Jemand ſo willig und bereit, es großmüthig wieder hinzugeben als er.

„Zwei edle Handlungen von ihm", fährt er fort, „ſind ſo außer allen Zweifel geſetzt, daß es unrecht wäre, wenn man ſie verſchweigen wollte. Ein Mann, der allgemein geliebt und geſchätzt war, borgte von ihm 500 Pfund und gab ihm darüber einen Schuldſchein. Durch unglückliche Zufälle kam er aber immer mehr herunter, ſodaß ſeine Freunde und Verwandten, die ihn liebten,

ſich entſchließen, ihm aus der Verlegenheit zu helfen und ſeine Gläubiger zu befriedigen. So ward ein Tag beſtimmt, wo ſie unter dem Vorwand eines Feſtes zu dieſem Ende zuſammenkommen wollten. Garrick erfuhr es, aber anſtatt die Nachricht dazu zu benutzen, daß er ſeine Forderung geltend machte, ſchickte er den Schuldſchein in einem Brief ein, worin er ſchrieb: er habe gehört, daß ſeine Freunde und er zuſammenkommen würden, um ſich einen guten Tag zu machen (»that it was to be a bonfire-day«); deswegen bitte er ihn, die Beilage den Flammen zu opfern."

Noch großmüthiger war die zweite Handlung. Er war ſehr vertraut mit einem berühmten Wundarzt, der einige Jahre nachher ſtarb, einem ſehr liebenswürdigen Mann, der oft mit ihm und ſeiner Frau zu Mittag oder Abend ſpeiſte. Eines Tags vertraute ihm dieſer Mann, ſeine Umſtände ſeien gegenwärtig ſo traurig, daß er nicht wiſſe, was er anfangen ſolle, wofern ihm nicht ein Freund durch einen Vorſchuß von 1000 Pfund aus der Noth helfe. »Tauſend Pfund!« rief Garrick, »hölliſch viel Geld! Und Sicherheit — was können Sie für eine geben?« »Mich ſelbſt«, verſetzte der Wundarzt, »ſonſt weiß ich keine.« »Sehr artig«, ſagte Garrick zu ſeiner Frau, der Burſche da braucht 1000 Pfund und gibt zur Sicherheit ſich ſelbſt! Doch gut! Ein Wörtchen zum Troſt für Sie! Ich weiß einen guten Freund, der Ihnen auf meine Bitte 1000 Pfund vorſchießen wird.« Augenblicklich ſchrieb er eine Note von 1000 Pfund auf ſeinen Bankier und gab ſie ſeinem Freunde. Niemals hat er etwas wieder verlangt, noch je einen Schilling wieder bekommen.

Wenn Garrick auf ſeinen Reiſen in Frankreich und Italien Landsleute antraf, ſo bewieſen ſie ihm alle Freundſchaft und Achtung, die ſeinem Charakter gebührten, aber große Anerkennung fand er auch bei den Fremden. Die italieniſchen Fürſten hatten eine gewiſſe Grandezza angenommen, um durch Stolz, Prahlerei und entfernendes Ceremoniel die Stelle wirklicher Größe und Macht zu erſetzen, aber Garrick war ſo einnehmend, der lange Umgang mit Perſonen von Stande hatte ſeinem Benehmen eine ſolche Leichtigkeit und Ungezwungenheit gegeben, daß er von vielen Vornehmen geſucht wurde. Oft lud man ihn ein, Proben ſeiner ſo allgemein bewunderten Kunſt zu geben. Eine ſolche Bitte ſchlug er nie ab, denn es wurde ihm ja ſo leicht. Er konnte ſich ohne die mindeſte Vorbereitung in jeden Charakter, tragiſcher oder komiſcher Art, verſetzen und augenblicklich jede Leidenſchaft empfinden. Es war ihm ein Kleines, von Muth, ſelbſt von Raſerei zu Laune und äußerſter Ausgelaſſenheit überzugehen und ſo den ganzen Kreis theatraliſcher Evolutionen mit der erſtaunlichſten Geſchwindigkeit zu durchlaufen.

Der Herzog von Parma bat ihn um eine rührende oder ſchaurige Scene aus einem der vorzüglichſten engliſchen Trauerſpiele. Sogleich recitirte Garrick den Monolog, den Macbeth in dem Augenblick ſpricht, wo der aufgeregten Phantaſie des Mannes, der einen ſchrecklichen Mord vollbringen will, ein Dolch vorſchwebt. Seine glühenden Blicke, der Ausdruck ſeiner Stimme, ſein Spiel voll Leidenſchaft überzeugten den Herzog, daß Garrick mit Recht ſo allgemein bewundert werde. Jedoch den merkwürdigſten Beweis, wie ſehr er es in ſeiner Gewalt hatte, auf eine große Verſammlung zu wirken, hat Jemand erzählt, der es von einem der Anweſenden ſelbſt gehört hatte.

Nicht lange zuvor, ehe Garrick Paris verließ (1763), verſammelten ſich verſchiedene Perſonen vom erſten Range, Franzoſen und Engländer, in Garrick's Hôtel; ſeine Frau und Mlle. Clairon waren auch dabei. Das Geſpräch erging ſich über die ſchönen Wiſſenſchaften und die Verdienſte der vorzüglichſten Schriftſteller wurden mit Einſicht und Unparteilichkeit geprüft. Zuletzt gaben Mlle. Clairon und Garrick der Geſellſchaft, die ſie darum bat, einige Proben ihrer theatraliſchen Talente, eine ſehr angenehme Unterhaltung für jene. Ziemlich lange wurde dieſer freundſchaftliche Wettſtreit mit gleicher Lebhaftigkeit von beiden Seiten unter lautem Beifall der Geſellſchaft fortgeführt. Man bemerkte, daß die Franzoſen Garrick den Vorzug gaben, die Engländer hingegen, die nicht minder höflich ſein wollten, Mlle. Clairon für die Ueberwinderin erkannten. Da aber jene größtentheils mit der engliſchen Sprache nur wenig bekannt waren, ſo veranlaßte dies Garrick, einen Vorfall, der ſich kürzlich zugetragen und den er ſelbſt mit angeſehen hatte, zu erzählen. „Ein Vater", ſagte er, „liebkoſte ſein Kind an einem offenen Fenſter, das nach der Straße ging. Unglücklicherweiſe glitt das Kind aus ſeinen Armen, fiel herab und war auf der Stelle todt. Was hierauf folgte", fuhr er fort, „war die Sprache der Natur" und — mit Einem Satz ſtand Garrick in der Stellung des unglücklichen Vaters, als das Kind aus ſeinen Armen entſchlüpfte.

Die Wirkung, welche dieſe Darſtellung von der Angſt eines Vaters in der ſtummen und doch

beredten Sprache unſäglichen Schmerzes auf die Verſammlung machte, läßt ſich nicht beſchreiben. Aus Bewunderung und Mitgefühl floſſen unaufhaltſame Thränen.

Nachdem man ſich wieder erholt hatte, warf ſich Mlle. Clairon in Garrick's Arme und küßte ihn, indem ſie ſeine Frau bat, ihr dieſen unwillkürlichen Beweis ihrer Bewunderung zu vergeben.

Mlle. Clairon war immer Garrick's Lieblingsſchauſpielerin geweſen. Er hatte ſie bei ſeinem erſten Aufenthalt in Paris, als ihr Ruf nur erſt zu dämmern begann, geſehen und wiewol damals das pariſer Publicum andere Günſtlinge hatte, vorausgeſagt: die Clairon werde ihre Nebenbuhlerinnen alle übertreffen und bei ſeiner letzten Anweſenheit in Paris war nach dem einſtimmigen Urtheil des Publicums dieſe Weiſſagung in Erfüllung gegangen.

Garrick ſtarb im Jahr 1779. Sein Leichnam wurde von vier der vornehmſten Engländer getragen und in der Weſtminſterabtei an dem Fuße des Denkmals, das dem Andenken Shakſpeare's errichtet iſt, beigeſetzt. E. Leeert.

Der Schmerz.

Aus dem Leben.

Das Unglück adelt! Es gibt nichts Schöneres als ein durch Schmerzen geläutertes Herz! Dennoch — weſſen Auge nicht immer wieder, trotz aller Nebelſchleier, den Himmel ſucht, der kann leicht, erbittert über dieſe nicht enden wollenden Schickſalsſchläge, zum Welt- und Menſchenhaſſer werden.

Eigen und wunderbar ſind die Lebenslooſe vertheilt; dem Einen ſtreut das Geſchick ſeine blühendſten Roſen zu Füßen, ſelbſt ſeine Thorheiten ſchlagen zum Glück aus; an das Schaffen des Andern ſcheinen ſich Dämonen zu hängen und trotz des edelſten Ringens und Strebens dringt nie ein warmer Strahl des Glücks zu ſeiner Bruſt. Unwillkürlich beſchleicht uns ein bitter-wehmüthiges Gefühl, wenn wir ſolche gleichſam zum Unglück Prädeſtinirte ſehen, denen jeder Traum, jede beglückende Lebenshoffnung entgleitet und die ohne Klage in ſtillſter Ergebung doch den Muth zum Fortleben und Fortſtreben, den Glauben an eine allwaltende Liebe ſich bewahren. Beſonders ſind es die Frauen, die, wenn ihnen ein ſolches Loos zugefallen, ſtill-geräuſchlos den Dornenpfad des Schmerzes weiterzugehen wiſſen.

Solchen Frauenherzen zu begegnen, iſt ein hoher Genuß, denn die feinſte Bildung, das reichſte Wiſſen, das Brillantfeuer des Geiſtes, wie gering bleibt es gegen das reine, tiefe Empfinden eines Menſchenherzens!

Eine Frau, die in Wohlbehagen, Glück und Poeſie ſchwelgte, ſah ich ſich am Grabe ihres jüngſten Kindes wie eine Wahnſinnige geberden, Gott und die Welt anklagend, wie ein vom Glück verzärteltes Kind unter der Laſt ihres erſten Schmerzes zuſammenbrechen, und ſie hatte noch drei blühende, friſche Kinder daheim, Sonnenſchein auf ihrem Wege, ſoweit ihr Auge reichte. Dieſer erſte, trübe Wolkenſchatten ſchien ihr die Welt in ein ſchwarzes Flortuch zu kleiden, die Raſerei des Schmerzes hatte ſie ganz niedergeriſſen. Ich ſah hinwiederum ein altes, armes Mütterchen an dem Sarge ihres einzigen Sohnes; ſie jammerte nicht, ſie klagte nicht die Gottheit an und doch war's ihre letzte Hoffnung, die der Tod hinweggerafft, und doch hatte ſie geſorgt und ſich gemüht ein ganzes Leben lang, gedarbt und geſpart, raſtlos gearbeitet, um ihr Kind heraufzuziehen und eine Stütze, eine Freude für ihr Alter zu haben.

Und ſie jammerte nicht, die arme, alte Frau; nur über die runzeligen Wangen rollte Thräne an Thräne, daß ſich die Augen verdunkelten und ſie die Schrift in dem Geſangbuche, das ſie in Händen hatte, nicht ſehen konnte; aber ſie kannte das Lied und lispelte mit bebenden Lippen: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan.“ Es war nicht Stumpfſinn, der ſie ſo ruhig ließ, denn als ich ſie zu tröſten kam — war der Geſtorbene doch mein Freund —, drückte ſie das thränenfeuchte Antlitz noch ein mal an die kalte Wange ihres Sohnes und ſeufzte: „Du himmliſcher Vater prüfſt mich hart!“ Doch als ich, ſelbſt vom Schmerz hingeriſſen, in die Worte ausbrach: „Es iſt grauſam vom Schickſal, Ihnen Ihre einzige Hoffnung zu rauben!“ zeigte ſie mit ſo ausdrucksvoller Geberde zum Himmel, daß ich wohl fühlte, wie in dieſem ſchlichten, frommen Herzen ein Glaube Wurzel gefaßt, der den bitterſten Schmerz zu ſtillen, Gott ſuchenden Wehmuth verklärt.

Das Glück ertragen die wenigſten Menſchen; um das Gold ihres Herzens legt ſich bald das todte Geſtein der Eitelkeit, der Genußſucht. Wohl Denen, welchen noch beizeiten der Hammer des Unglücks das Muttergeſtein des beſſern Selbſt zu tage fördert, ehe es völlig verwittert. Denn der Schmerz übt eine reinigende Kraft; er zerreißt all die künſtlichen Schleier, die wir um unſer eigenſtes Weſen gelegt, und zeigt es offen in ſeiner Größe, in ſeiner Schwäche. Und wer iſt vor ſol-

den Schicksalsungewittern sicher? Sollen wir nicht immer gerüstet sein?

Vor allem aber ist es das Sterbebett, das uns bis auf die Nieren prüft und darlegt, ob unser Glaube ein felsenfester und unsere Seele lauteres Gold oder sich von dem prüfenden Feuer in Atome auflöst. Und nicht nur der Sterbende wird geprüft und muß zeigen, daß er etwas Höheres und Besseres errungen als irdischen Flitter, auch die um ihn Sterbenden, seine Liebsten und Theuersten!

Es ist das Sterbebett eines Geistlichen, an dem wir stehen. Frau und Schwiegermutter sind eben hinausgegangen, jammernd und händeringend, und haben dem armen, bleichen Manne das Scheiden so schwer gemacht, daß er sie gebeten, ihn allein zu lassen. Ein bitter-schmerzlich Lächeln folgt ihnen nach; was sagt, was enthüllt es nicht Alles! Dies schreiende Weib hat ihn nie geliebt! Statt Rosen hat sie nur Dornen in seinen Lebensweg geflochten. „Und jetzt klagen sie wie wahnsinnig!“ flüstert er seiner Schwester zu, die allein zurückgeblieben, die in hingebender, liebender Sorge ihm den Pfühl lockert und mit seiner Milde den Schmerz verräth, der durch ihr Herz zittert, damit er ruhig sterben kann. „O, sie bedauern deine schwere Krankheit, gewiß!“ entschuldigt die Schwester.

„Du?!“ seufzt der Sterbende — „Gib mir deine Hand, sieh' mir ins Auge! So — und dich muß ich verlassen, bei ihnen lassen, die kein Herz haben, schutzlos — arme Schwester!“

„Quäle dich nicht“, tröstete das Mädchen und blickte in frommer Ergebung hinauf, ich werde nicht verlassen sein!“

„Ja, ja, das wirst du nicht!“ Wie segnend legte er die Hand auf ihr Haupt, während sie an seinem Bett niedersauerte. „O, wären wir allein geblieben!“ seufzte er, „hätte ich sie nie kennengelernt! Sie haben mir das Herz vergiftet! Doch jetzt ist Frieden darin, tiefer Frieden!“ Ein sanftes Lächeln spielte um seine Lippen, seine Stimme wurde tonloser und kaum vernehmlich hauchte er noch: „Sei stark wie bisher! Leb' wohl — auf Wiedersehen!“ und war sanft entschlummert.

Jetzt erst konnte sie weinen, jetzt erst rollten die Thränen unaufhaltsam ihre Wangen hinab, die sie verzweifelnd an die erkaltete des Bruders preßte. Sie hatte ja stark sein müssen, nicht weinen dürfen vor dem Sterbenden, damit ihr verzweifelnder Schrei nicht zum doppelten Echo seines Schmerzes werde. Treueste Liebe ist und duldet am stillsten. Alle Bewerbungen um ihre Hand hatte sie verschmäht, weil sie nur für den Bruder leben wollte, und doch hatte sich der Arme von der Schönheit jener Frau verblenden lassen, ihr seine Hand zu reichen, und so das traute Glück seines bisherigen Stillebens für immer zertrümmert. Vielleicht wäre noch Alles gut geworden, vielleicht hätte sich sein lauwich-gedankenleeres, junges Weib erziehen lassen, wenn nicht der Einfluß ihrer Mutter, die mit in das Haus gezogen, das kaum aufblühende Glück im Keime verdorben. Und jetzt weinten und klagten sie und zerklagten sich die Brust und nannten der armen Schwester kalt und gefühllos, weil ihre bleichen, zitternden Lippen in das Geschrei der Uebrigen nicht mit einstimmen konnten.

Kaum hatte das arme Mädchen dem Bruder die Augen zugedrückt, als die Frau wieder in das Gemach stürzte; aber die Schwester drängte sie zurück und flüsterte: „Er schläft; gönne ihm diese einzige Ruhe!“ Und sie war wieder allein bei ihrem geliebten Todten, konnte eine Stunde noch ungestört sich ihrem Schmerz überlassen und ihr wurde leichter und freier. Diese Augenblicke weckten tausend schmerzliche Empfindungen in ihrem Herzen, aber sie fühlte sich auch wunderbar gestählt und jedes hinabrollende Sandkorn der Zeit flößte ihr einen Tropfen Muth und Kraft in die Seele, die sie befähigten, wieder hinauszuwandern in die kalte, öde, liebleere Welt.

Erst nach geraumer Zeit kam die Frau wieder und raufte sich das Haar an der Leiche ihres Mannes, den sie so innig geliebt, und ihr wilder Schmerz war allen Trostsprüchen unzugänglich; aber kaum war er unter der Erde, als sie und ihre Mutter seine Schwester aus dem Hause trieben, obgleich der Bruder ihr in seinem längst niedergelegten Testament eine Freistatt darin ausbedungen. Aber sie selbst, wie hätte sie unter diesen eisig-kalten Gesichtern zu leben vermocht?

So schied sie, leer und arm, aus dem Hause des Bruders. Doch wie sich auch Nacht um ihren Lebensweg zu breiten schien, es wurde Licht; sie fand neue Freunde, ein von der Mutter verwaistes Haus, wo ihr mildes, stilles Schaffen sich zum Segen für die ihr anvertrauten Kleinen gestaltete und ihr wundes Herz in der Erfüllung ernster Pflichten neue Kraft erhielt. Die junge Wittwe aber, die so gejammert und den Tod des Mannes nicht überleben gewollt, feierte bald nach Jahresfrist ihre zweite Hochzeit.

So mag das Glück viel Freuden gewähren,

aber das Unglück weckt in uns die besten Seelenkräfte. Die Herzen, die einmal diesen Pfad des Schmerzes einsam gewandelt, können nie ganz verarmen, nie ganz verzweifeln, denn der Aufblick zum Himmel, die Hoffnung bleibt ihnen, die selbst in das bitterste Elend noch einen Strahl schimmernden Lichtes wirft und uns lächelnd ein rettend-glückliches „Morgen" verheißt. C. Habicht.

Zur Geſchichte der Luftſchiffahrt.

Von Karl Müller.

I.

Die Aeronautik oder Kunſt der Luftſchiffahrt iſt ein Kind der neuern Zeit. Kunſt dürfen wir ſie eigentlich noch nicht nennen, denn man hat es nur ſoweit gebracht, eine Maſchine anzufertigen, durch die ein Gewicht von mehren hundert Pfunden in der Luft ſchwebend erhalten werden kann; aber noch hat man die Mittel nicht entdeckt, dieſe Maſchine zu lenken und fortzutreiben. Der leichte, zierliche Flug der Vögel hat ohne Zweifel ſchon in grauer Vorzeit den Menſchen den Wunſch eingegeben, ihnen den Bewohnern der Lüfte nachzuahmen, allein ſicher war bei keinem Volke des Alterthums jemals ein ſolcher Verſuch gelungen. Zwar leſen wir in alten Schriftſtellern, Archytas von Tarent, ein berühmter Pythagoräiſcher Philoſoph, welcher etwa 400 Jahre v. Chr. lebte, habe eine fliegende Taube von Holz hergeſtellt, allein die unvollſtändige Schilderung dieſes angeblichen Kunſtwerks berechtigt uns zu der Annahme, daß die Nachricht von demſelben entweder ins Gebiet der Fabeln gehört oder auf einer der Täuſchungen durch magiſche Kunſt beruht, worin die Alten ſo bewandert waren. Die Aufmerkſamkeit des Menſchen beſchäftigte ſich offenbar weit früher und ernſter wie erfolgreicher mit der Kunſt der Schiffahrt auf Seen, Flüſſen und Meeren, denn dieſe Fertigkeit lag ihm nicht nur vermöge ſeiner natürlichen Gaben und Fertigkeiten näher, ſondern verſprach ihm auch mehr unmittelbaren Nutzen und Bequemlichkeit, und wie verhältnißmäßig beſchränkt auch die Nautik oder Kunſt der Schiffahrt im Alterthume gegenüber unſerer heutigen war, ſo war man doch vergleichsweiſe in dieſer Fertigkeit viel weitergekommen als in mancher andern.

Die Ehre der Entdeckung des Hauptprincips der Luftſchiffahrt gebührt einem engliſchen Mönche des 13. Jahrhunderts, Roger Baron. Dieſer Gelehrte hatte es durch ſein ungewöhnliches Genie und ſeine unabläſſigen Forſchungen in der Phyſik ſoweit gebracht, daß ſeine Zeitgenoſſen ſeine wunderſamen Kenntniſſe vom Verkehr mit dem Teufel herleiten wollten. Er hatte jedoch nur die einfache Entdeckung gemacht, daß die Luft ein Stoff von einer gewiſſen Dichte und Körperhaftigkeit iſt, welche wie der Ocean unter geeigneten Verhältniſſen Fahrzeuge zu tragen vermöchte, und in einem ſeiner Werke beſchreibt dieſer Doctor mirabilis, Wunderdoctor, wie er bei ſeinen Zeitgenoſſen hieß, den Bau einer Maſchine, mittels deren es nach ſeinem Dafürhalten möglich ſein werde, durch die Luft zu ſchiffen. Unter einer ſolchen Maſchine denkt er ſich eine große dünne Hohlkugel von Kupfer oder einem andern paſſenden Metall vor, welche er mit ätheriſcher Luft oder flüſſigem Feuer zu füllen und von irgendeinem hohen Punkte aus in die Atmoſphäre hinaufzuſchleudern vorſchlägt, worin ſie alsdann ſchwimmen würde wie ein Schiff auf dem Waſſer. Später ſetzt er noch hinzu: „Man könnte auch irgendein fliegendes Inſtrument machen, ſodaß ein Menſch, der inmitten ſäße und irgendeinen Mechanismus drehte, dadurch etliche künſtliche Flügel in Bewegung ſetzte, welche die Luft ſchlagen mögen wie ein fliegender Vogel." Obſchon jedoch Baron die Dehnbarkeit der Atmoſphäre kannte, ſo war er doch mit den übrigen Eigenſchaften derſelben nur unvollkommen vertraut, denn er dachte ſich den Luftkreis der Erde ungefähr wie ein Meer, das in nicht großer Entfernung über der Erdoberfläche aufhöre und dann ſelber eine Art Oberfläche darbiete, auf welcher ein projectirtes Luftſchiff ſchwimmen könnte wie ein gewöhnliches Schiff auf einer Waſſerfläche. Ehe daher überhaupt eine klare Vorſtellung von der Möglichkeit einer Luftſchiffahrt möglich war, mußten noch fünf Jahrhunderte voll der wichtigſten Entdeckungen in Chemie und Phyſik vergehen und namentlich die chemiſche Zuſammenſetzung der atmoſphäriſchen Luft und der Chemismus der Gaſe entdeckt ſein, denn Niemand wird ſich deutlich vergegenwärtigen können, was Roger Baron unter ſeiner „ätheriſchen Luft" oder „ſeinem flüſſigen Feuer" verſtand. Er ahnte nur, was nach den ſpätern Entdeckungen und Forſchungsergebniſſen der Naturwiſſenſchaften praktiſch auszuführen möglich war.

Im Jahre 1782 entdeckten zwei Brüder, Stephan und Joſeph Montgolfier, wohlhabende Papierfabrikanten zu Annonai unweit Lyon, die Kunſt der Luftſchiffahrt. Ihre Entdeckung fügte ſich auf keine wiſſenſchaftlichen Vernunftſchlüſſe über Dehnbarkeit oder Gewicht der Atmoſphäre, denn obſchon

Beide sich mit chemischen und mathematischen Studien beschäftigten, so schienen sie sich doch nicht besonders mit der sogenannten Aerostatik abgegeben zu haben. Vielmehr war Stephan, der jüngere von Beiden, infolge der gemachten Beobachtung, daß Wolken von Rauch oder Dünsten sich in die Luft erhoben und in derselben schwammen, unversehens auf die Vermuthung gekommen, es möchte auch ein leichter Sack von Papier, mit Rauch oder Dunst angefüllt, infolge des natürlichen Bestrebens dieser Stoffe, in die Luft emporzusteigen, durch deren eigene Kraft in die Höhe getragen werden.

Ungefähr um die Mitte November 1782 machten die Brüder Montgolfier ihren ersten Versuch in ihrer eigenen Wohnung zu Avignon mit einem leichten papierenen Sacke von länglicher Gestalt, welchen sie dadurch aufblähten, daß sie ein brennendes Papier an eine Oeffnung am untern Theil dieser Tüte hielten (also die Luft in derselben durch Erwärmung verdünnten) und in wenigen Minuten hatten sie die Genugthuung, ihren Ballon bis an die Zimmerdecke emporsteigen zu sehen. Sie fertigten nun eine papierene Hohlkugel von größern Dimensionen an und machten damit einen Versuch im Freien mit gleich günstigem Erfolg, und weil sie diesmal ihrer Tüte Kugelgestalt gegeben hatten, so nannten sie sie fortan Ballon, wegen ihrer Aehnlichkeit mit einem großen, runden, fußballähnlichen Glasgefäß, welches bei den Chemikern diesen Namen führt. Als sie durch wiederholte Versuche fanden, daß der Zweck des Experiments um so vollkommener erreicht wurde, je größer der Ballon war, so machten sie sich an die Anfertigung eines solchen von Leinwand, mit Papier verflicht und von 35 Fuß Durchmesser. Dieser ward am 25. April 1783 mit verdünnter Luft gefüllt, erhob sich schnell zur Höhe von 1000 Fuß und sank in einer Entfernung von einer deutschen Viertelmeile von der Stelle nieder, wo er emporgestiegen war. Durch diesen Erfolg ermuthigt, entschlossen sich die beiden Brüder, mit dem obengenannten Ballon einen öffentlichen Versuch zu machen, welcher am 5. Juni desselben Jahres zu Annonai stattfand. Dieser Ballon war mittels erwärmter Luft aufgeblasen, indem man seine untere Oeffnung oder Mündung über eine Art Ofenschacht setzte, worin gehacktes Stroh und Wolle verbrannt wurden. Zwei Männer reichten zu seiner Füllung hin; als er jedoch aufgeblasen war, bedurfte man acht Männer, um ihn festzuhalten; als man ihn von seiner Befestigung losließ, stieg er majestätisch zu einer Höhe von 6—7000 Fuß empor und fiel ungefähr eine halbe deutsche Meile von dem Punkte seines Aufsteigens.

Diese neue Entdeckung, die eigentlich erst eine Luftschiffahrt ermöglichte, erregte die allgemeinste Ueberraschung, und als Stephan Montgolfier bald darauf nach Paris kam, lud ihn die Akademie der Wissenschaften ein, an ihren Sitzungen Antheil zu nehmen und bei ihr, das Experiment auf ihre Kosten zu wiederholen. Diesem Vorschlag willfahrte er und ließ rasch einen großen Ballon von elliptischer Gestalt anfertigen, 72 Fuß hoch, 41 Fuß im Durchmesser, prächtig aufgeputzt und auf der Außenseite mit schönen passenden Zeichnungen versehen. Der vollständige Ballon wog 1000 Pfund. Bei einem vorläufigen Versuche hob er acht Männer vom Boden auf. Am 12. September 1783 ließ man ihn vor der versammelten Königlichen Akademie steigen mit einer Belastung von vier bis fünf Centnern; er erhielt jedoch von einem heftigen Windstoße eine Beschädigung und bot deshalb kein so interessantes Schauspiel wie der früher gemachte öffentliche Versuch und ward bei seinem Herunterkommen so stark beschädigt erfunden, daß er für künftige Versuche unbrauchbar war. Man ließ daher einen neuen beinahe von denselben Raumverhältnissen anfertigen, worin noch ein Korb von Flechtwerk angebracht war, zur Aufnahme eines Schafs, eines Hahns und einer Ente, welche die Luftfahrt als Passagiere mitmachen sollten. Dieser Ballon ward in Gegenwart des Königs und der ganzen königlichen Familie in Versailles gefüllt und als man ihn von den Haltetauen losließ, stieg er mit den drei Thieren — den ersten lebenden Wesen, die jemals mit einem Luftschiffe fuhren — bis zu einer Höhe von 1500 Fuß, wo er von einem ähnlichen Unglück befallen wurde, wie der vorige und dadurch nicht weiter emporsteigen konnte. 10,000 Fuß von dem Orte seines Aufsteigens sank er dann herab und brachte die Thiere wohlbehalten wieder zur Erde.

So kühn auch das Wagstück erschien, so war es doch vollkommen nachgewiesen, daß auch der Mensch mit dem Ballon in die Luft emporsteigen konnte, und es fanden sich bald Wagehälse genug, welche das Experiment einer Luftfahrt mitmachen wollten. Ein anderer Ballon von 74 Fuß Höhe und 48 Fuß Durchmesser ward hergestellt und der Oberaufseher des königlichen Museums, Pilâtre de Rozier und der Marquis de Arlandes wollten als Freiwillige damit die erste Luftreise machen. Der Ballon hatte unten eine Oeffnung von un-

gefähr 15 Fuß Durchmeſſer, um welche eine Galerie von Weidengeflecht, drei Fuß breit, mit einer Bruſtwehr von gleichem Material herumlief, welche letztere drei Fuß hoch war. Damit die Luftſchiffer den Verdünnungszuſtand der Luft im Ballon nach Belieben ſteigern oder vermindern konnten, war unter der Oeffnung eine eiſerne Glutpfanne zum Feuern angebracht, um ſo das Feuer nach Maßgabe des Bedürfniſſes zu reguliren. Am 21. November deſſelben Jahres ſtieg der Ballon, nachdem die beiden Abenteurer ihre Plätze auf den gegenüberliegenden Enden der Galerie eingenommen hatten — angeſichts einer zahlloſen Menge von Zuſchauern, welche zwiſchen Furcht und Vergnügen getheilt dieſer Luftfahrt zuſahen — majeſtätiſch in die Höhe. Ein lauter Jubel der Bewunderung folgte dem Ballon nach, welcher mit Paſſagieren und Feuerung volle 16 Centner wog. Er ſtieg über 3000 Fuß hoch, blieb 20 – 25 Minuten ſchweben und war die ganze Zeit über den Einwohnern von Paris und der Umgegend deutlich ſichtbar. Mehrmals drohte ihnen die Gefahr des Verbrennens und der Maraude, welcher ernſtlich um ſein Leben zu ſorgen war, wollte ein raſches Herunterlaſſen verſuchen, das ohne Zweifel verhängnißvoll geendet haben würde; allein Pilâtre de Rozier, voll großer Kaltblütigkeit und Unerſchrockenheit, löſchte entſchloſſen das Feuer mit einem waſſergefüllten Schwamm aus, den er für dieſen Nothfall mitgenommen; hierdurch wurden ſie in den Stand geſetzt, noch eine Weile länger in der Atmoſphäre zu bleiben. Sie erhoben und ſenkten ſich mehrmals während dieſer Fahrt, indem ſie das Feuer in der Kohlpfanne regelten, und ſtiegen endlich wohlbehalten eine ſtarke deutſche Meile von dem Orte ihrer Auffahrt wieder herab, nachdem ſie ſchwebend über einen großen Theil von Paris hingezogen waren. Die Kunde von dieſem erſten gelungenen Unternehmen des Menſchen, mit den Vögeln wetteifernd durch die Lüfte zu ſegeln, verbreitete ſich raſch durch die ganze civiliſirte Welt und erregte ſolch ungeheures Aufſehen, daß man ſie da und dort für ein müßiges Märchen hielt, bis auch anderwärts in Frankreich, in Italien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika Luftfahrten mit ähnlich erbauten und nach gleichem Prinzip gefüllten Ballons veranſtaltet worden waren.

Die Brüder Montgolfier erlangten raſch einen ungemeinen Ruf und die pariſer Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften erkannte dem jüngern Bruder, Stephan, eine goldene Denkmünze zu. Dieſe Ballons verdankten ihre Schwere- und Aufſteigekraft nur der durch Erwärmung verdünnten Luft; allein die Montgolfier ſchrieben dieſelbe in dem Aufſatze, worin ſie der königlichen Akademie über ihre Erfindung Bericht erſtatteten, irrthümlich nicht der Verdünnung durch Wärme, ſondern einem eigenthümlichen Gaſe zu, welches ſich nach ihrer Anſicht durch Verbrennung des Gemiſches von gehacktem Stroh und wollenen Hadern entbinden mußte und das man das Montgolfier'ſche Gas nannte. Es machte ſich nämlich noch eine Zeitlang und ſogar unter den Mitgliedern der Akademie die Anſicht geltend, es ſei von den beiden Brüdern eine neue Gasart entdeckt worden, welche vom Waſſerſtoffgas weſentlich verſchieden und leichter als die atmoſphäriſche Luft ſei. Die Ballons, welche nun der durch Wärme verdünnten Luft gefüllt waren, nannte man fortan Montgolfièren.

Das Waſſerſtoffgas oder die brennbare (inflammable) Luft, wie es damals irrigerweiſe hieß, iſt bekanntlich 14½ mal leichter als die gewöhnliche atmoſphäriſche Luft. Es war zwar durch ſein Vorkommen in der Natur, z. B. in ſeiner Verbindung mit Kohle als Kohlenwaſſerſtoffgas in Kohlenbergwerken, längſt bekannt geweſen, namentlich unter Bergleuten; allein erſt im Jahre 1766 war es von dem engliſchen Chemiker Cavendiſh näher unterſucht, nach ſeinen verſchiedenen Eigenſchaften geſchildert und als die leichteſte Luftart erfunden worden. So hat man denn ſchon früher daran gedacht, ſich deſſelben zur Füllung von Ballons zu bedienen. Eine derartige Idee ſoll ſich ſchon beim Leſen des Cavendiſh'ſchen Aufſatzes, der in den „Philosophical transactions" erſchien, dem gelehrten Dr. Black in Edinburgh aufgedrängt haben, welcher den Gedanken ausſprach: „Wenn man eine hinreichend dünne und leichte Blaſe mit dieſem Gaſe füllte, ſo müßte ſolche nothwendig in die Luft emporſteigen, weil ſie eine Maſſe bilden würde, die kubikzollweiſe leichter wäre als daſſelbe Volumen atmoſphäriſcher Luft." Auf denſelben Gedanken gerieth bald nachher auch ein italieniſcher Phyſiker, Tiberio Cavallo. Faſt alle größern Entdeckungen tauchen in mehren Köpfen und an verſchiedenen, oft entlegenen Orten gleichzeitig auf und es iſt oft gleichſam der Prüfſtein einer guten Idee, daß ſie, wie in der Luft liegend, von zwei oder mehren genialen Köpfen gleichzeitig ausgeſprochen und zu verwirklichen geſucht wird. Im Jahre 1782, als die erſte Nachricht von der Erfindung der Luftballons vermuthlich noch nicht einmal zu ihm gedrungen war, verſuchte Cavallo

des Experiment, Gefäße mit Waſſerſtoffgas zu füllen und auf dieſe Weiſe in die Luft ſteigen zu laſſen; er brachte es aber nicht weiter als bis zu Seifenblaſen, welche, mit Waſſerſtoffgas gefüllt, raſch emporſtiegen und nach Cavallo's eigenen Worten vielleicht die erſte Art von Ballons mit Waſſerſtoffgasfüllung waren, die je angefertigt wurden. Er las einen Aufſatz über die von ihm gemachten Verſuche ſchon am 20 Juni 1782 der öffentlichen Verſammlung der Königlichen Geſellſchaft in London, und in der zweiten Hälfte des Jahres 1783 ſollen zwei Herren in Philadelphia einen Verſuch im großen Maßſtabe über die Verwendung des Waſſerſtoffgaſes zur Füllung von Luftballons gemacht haben. Die franzöſiſche Akademie beſchloß nun auch, auf Grund der Winke von Dr. Black und der Verſuche von Cavallo, die Probe, einen mit Waſſerſtoffgas gefüllten Ballon ſteigen zu laſſen. Zur Deckung der Koſten eines ſolchen Experiments ward eine Subſcription eröffnet und der Vorſchlag fand unter allen Ständen ſo rege Theilnahme, daß die erforderliche Summe raſch gezeichnet war. Man ließ alſo einen kugelförmigen Ballon von 13 Fuß Höhe durch zwei Herren Robert unter der Leitung des Herrn Charles, Profeſſor der Experimentalphyſik, aus Seidentaffet anfertigen, welcher, um denſelben für das leichte Gas undurchdringlich zu machen, mit einer Auflöſung von Kautſchuk in Terpenthinöl getränkt und gefirnißt wurde. Der Ballon hatte nur eine einzige Oeffnung in Geſtalt eines Flaſchenhalſes, woran noch ein Hahn angebracht war, um das Gas beſſer einführen und abſchließen zu können. Man hatte ihn im Auguſt 1782 in der Nähe der Place des Victoires angefertigt und gefüllt, was mehre Tage in Anſpruch nahm. Nach der Füllung wurde er am 27. jenes Monats nach dem beinahe eine Wegſtunde entfernten Marsfelde gebracht, wo man ihn aufſteigen laſſen wollte. Um 5 Uhr Abends ward er von ſeiner Befeſtigung losgelaſſen und ſtieg in Gegenwart von mehren Hunderttauſenden bewundernder und lauten Beifall ſpendender Zuſchauer bis zu einer Höhe von 3000 Fuß und fiel, nachdem er ungefähr drei Viertelſtunden in der Luft geblieben war, in einem Felde in der Nähe von Gonneſſe, einem Dorfe, das in gerader Richtung volle drei deutſche Meilen vom Marsfeld entfernt liegt.

Hiermit trat eine zweite bedeutende Phaſe in der Geſchichte der Luftſchifffahrt ein. Der mit Waſſerſtoffgas gefüllte Ballon oder die Charlière, wie er fortan hieß, hat weſentliche Vorzüge vor der Montgolfière voraus, denn er iſt nicht nur leichter, ſondern auch minder gefährlich, weil die Montgolfière ein beſtändiges Feuer braucht, um die im Ballon enthaltene Luft in einem entſprechenden Zuſtande von Verdünnung zu erhalten; vermöge ihrer größern Leichtigkeit wird endlich die Charlière immer höher und ſchneller ſteigen als die Montgolfière.

Herr Charles und die beiden Robert beſchloſſen nun, eine Luftfahrt in einem Ballon dieſer Art zu machen. Dazu fertigten die Robert einen großen Ballon von 27 Fuß Höhe und ſphäriſcher Geſtalt von gummirter Seide an; darüber war ein Netzwerk von dünnen Seilen geworfen und an dieſem Netz hing mittels mehrer Taue eine ſogenannte Gondel, d. h. eine Art Kutſchenkaſten. Um jede Gefahr zu beſeitigen, welche aus der Ausdehnung des Waſſerſtoffgaſes unter dem verminderten Luftdruck in den höhern Regionen der Atmoſphäre entſtehen konnte, war der Ballon mit einer Sicherheitsklappe verſehen, um im Nothfall ſchnell Gas entweichen zu laſſen. Das zur Füllung verwendete Waſſerſtoffgas war nicht ganz rein, nur $5^1/_4$ mal leichter als die atmoſphäriſche Luft und die Füllung ſelbſt dauerte mehre Tage. Am 17. December 1783 ſtiegen Charles und einer der beiden Robert vom Tuilleriengarten aus auf und erhoben ſich zu einer Höhe von 6000 Fuß. Nach einer Fahrt von ſieben Viertelſtunden ließen ſie ſich in Nesle wieder herab, in einer Entfernung von beinahe ſechs deutſchen Meilen von dem Orte ihres Aufſteigens. Bei der Ankunft am Boden ſtieg Robert aus, wodurch die Gondel um ein Gewicht von 130 Pfund erleichtert wurde; Herr Charles brachte den Ballon nun wieder zum Steigen und erreichte binnen 20 Minuten eine Höhe von 9000 Fuß. Als er den Boden verließ, zeigte das Thermometer eine Temperatur von $6{,}5^\circ$ Réaumur, fiel aber im Verlauf von zehn Minuten um 22°. Der plötzliche Uebergang in eine ſo bedeutend kalte Atmoſphäre verurſachte Herrn Charles eine Empfindung, als ob ſein Blut plötzlich gefriere und einen heftigen Schmerz im rechten Ohr und Kinnbacken. Er paſſirte durch verſchiedene Luftſtrömungen und in den höhern Regionen war die Ausdehnung des Gaſes ſo groß, daß der Ballon geplatzt wäre, hätte Charles nicht raſch die Klappe geöffnet und einen Theil des Gaſes entweichen laſſen. Nachdem er eine Höhe von 10,500 pariſer Fuß erreicht hatte, ſank er ungefähr drei Viertelmeilen von dem Orte, wo Robert ausgeſtiegen war, nieder.

Ein Franzoſe Namens Jean Pierre Blanchard,

welcher ſchon ſeit langer Zeit vergebens ſeinen Scharfſinn angeſtrengt hatte, eine Flugmaſchine herzuſtellen, war der Nächſte, welcher ſein Heil mit einer Charliere verſuchte. Sein Ballon hatte 27 Fuß Durchmeſſer. Er ſtieg am 2. März 1784 in Paris auf, in Begleitung eines Benedictiners. Kaum hatte ſich aber die Gondel zur Höhe von 15 Fuß erhoben, ſo ward der Ballon mit einem heftigen Stoß zu Boden geſchleudert, was den Benedictiner ſo ſehr erſchreckte, daß er den feſten Boden nicht wieder verlaſſen wollte. Blanchard flog daher allein wieder auf, paſſirte verſchiedene Luftſtrömungen, wie dort bei Luftſchiffern gewöhnlich iſt, und erhob ſich bis zu einer Höhe von 9440 Fuß, wo er von heftiger Kälte und einer Anwandlung von Schläfrigkeit zu leiden hatte. Um ſeinen Ballon zu lenken, hatte er an der Gondel eine Art Steuerruder und zwei Flügel angebracht, fand aber, daß er damit wenig oder gar keine Gewalt auf den Ballon ausüben konnte. Er ſetzte ſeine Fahrt anderthalb Stunden lang fort und kam wohlbehalten auf die Erde herab.

In dem Jahre, welches auf die Entdeckung der Gebruder Montgolfier folgte, wurden auch in andern Ländern, namentlich in England, verſchiedene Verſuche mit Luftballons gemacht. Allein der Erſte, welcher außerhalb Frankreich eine eigentliche Luftreiſe mit dem Ballon zu unternehmen wagte, war ein gewiſſer Vincenzio Lunardi, ein Italiener, welcher am 21. September 1784 von London aus aufſtieg und im folgenden Jahre in Glasgow, Edinburg und verſchiedenen Provinzialſtädten größere Luftfahrten vor Zuſchauern aufführte, welche dergleichen noch nie geſehen hatten.

Dies ermunterte Blanchard, ebenfalls eine größere Luftreiſe anzutreten und zwar die erſte Luftfahrt über das Meer. Ihm ſchloß ſich ein amerikaniſcher Arzt, Dr. Jeffries, an, welcher damals in England lebte. Am 7. Januar 1785, einem ſchönen froſtigen Wintertage, Mittags um 1 Uhr, ſtiegen ſie von der Klippe von Dover auf in der Abſicht, über den ungefähr fünf deutſche Meilen breiten Kanal zwiſchen England und Frankreich wegzufahren und ſie führten dieſes Vorhaben auch wirklich binnen dreithalb Stunden glücklich aus, obſchon mit großer perſönlichen Gefahr. Der Ballon ſtieg anfangs langſam und majeſtätiſch in die Luft, begann aber bald zu ſinken und ehe ſie noch über den Kanal hinweg waren, mußten ſie das Gewicht verringern, welches der Ballon zu tragen hatte und ihren ganzen Ballaſt, mehre Bücher, ihre Apparate, Stricke, Anker, Flaſchen u. ſ. w. in das Meer werfen; ja ſie waren ſogar darum, auch ihre Kleider hinauszuſchleudern, als der Ballon, der beinahe ſchon die franzöſiſche Küſte erreicht hatte, wieder zu ſteigen begann und ſich zu einer beträchtlichen Höhe erhob. Sie landeten wohlbehalten am Saume des Waldes von Guiennes, unweit Calais, und wurden von den Behörden dieſer Stadt mit der größten Gaſtlichkeit und dem freundlichſten Entgegenkommen aufgenommen, Blanchard überdies vom König Ludwig XVI. mit einem Geſchenk von 12,000 Livres bedacht.

Durch das Gelingen dieſes kühnen Wageſtücks ermuthigt, beſchloſſen Pilâtre de Rozier und ein Herr Romain, die Artigkeit der Herren Blanchard und Jeffries zu erwidern und von Frankreich aus über den Kanal nach England hinüberzufahren. Um den Schwierigkeiten und Gefahren vorzubeugen, welche Blanchard und ſein Gefährte ausgehalten, brachte Pilâtre de Rozier unter dem mit Waſſerſtoffgas gefüllten Ballon noch eine Montgolfière von kleinerem Umfang an, vermittels deren er das Steigen und Fallen der ganzen Maſchine regeln wollte. Hierdurch hoffte er die Vorzüge beider Arten von Ballons miteinander zu verbinden, aber wie ſehr hatte er ſich verrechnet; denn gerade durch dieſe Combination endete das Unternehmen mit dem kläglichen Tode beider Luftſchiffer. Sie ſtiegen am 15. Juni 1785 zu Boulogne auf, waren aber kaum eine Viertelſtunde oben, als man in einer Höhe von ungefähr 3000 Fuß die ganze Maſchine plötzlich in Flammen ſtehen ſah. Die zerriſſenen und verſtreuten Bruchſtücke des Ballons ſammt den verſtümmelten Leichen der beiden Unternehmer fand man in der Nähe der Meeresküſte, faſt eine deutſche Meile von Boulogne entfernt.

In der erſten Zeit der Luftſchiffahrt drohte den Unternehmern einer ſolchen Fahrt hauptſächlich Gefahr durch ein zufälliges und raſches Herabſinken des Ballons. Um dieſer Gefahr zu begegnen und den Luftſchiffer in den Stand zu ſetzen, in dringenden Fällen den Ballon zu verlaſſen oder die damit verbundene Gondel davon abzulöſen und ungefährdet ſich auf die Erde herabzulaſſen, erfand Blanchard den ſogenannten Fallſchirm, le parachute, eine Vorrichtung in Geſtalt eines Regenſchirms, jedoch von weit größern Dimenſionen. Der Zweck dieſer Maſchine geht dahin, den Fall zu brechen, und zu dieſem Behuf muß der Fallſchirm eine genügend große Fläche darbieten, welche der Luft ſoviel Widerſtand entgegenſetzt, daß die Geſchwindigkeit des Falls nicht größer wird, als

eben noch erlaubt, daß ein Mensch unbeschädigt die Erde erreichen kann. Während einer Luftfahrt, welche Blanchard im August 1785 von Lille aus unternahm und wobei er eine Strecke von mehr als 60 deutschen Meilen zurücklegte, ließ er einen Fallschirm, woran ein Korb mit einem lebenden Hunde befestigt war, aus großer Höhe herab. Derselbe fiel langsam durch die Luft herunter und brachte das Thier unversehrt an die Erde. Die Einrichtung und Handhabung des Fallschirms wurde später noch von andern Luftschiffern weiter entwickelt und vervollkommt, namentlich von Garnerin, einem tollkühnen Franzosen, welcher während zahlreicher Luftfahrten sich mittels dieser gefährlichen Vorrichtung mehrmals aus bedeutenden Höhen auf die Erde herunterließ. Bei einer Gelegenheit litt er jedoch einen erheblichen Schaden während des Herabsinkens. Die Spannruthen des Fallschirms hatten unglücklicherweise nachgelassen, sodaß das Gleichgewicht desselben dadurch gestört war, und als der Schirm den Boden erreichte, stieß er mit solcher Heftigkeit gegen denselben an, daß Garnerin auf das Gesicht geschleudert wurde und einige schwere Verletzungen erhielt. Um einen ausgewachsenen Mann von mittler Größe aus irgendeiner Höhe sicher herablassen, ist ein Fallschirm von halb sphärischer Gestalt und einem Durchmesser von mindestens 25 Fuß erforderlich. Obschon aber die Construction eines Fallschirms eine höchst einfache ist und der Widerstand, welchen er bei seinem Fall von Seiten der Luft erfährt, bei einer gegebenen Größe und Belastung leicht auf wissenschaftliche Principien hin genau bestimmt werden könnte, so haben doch nur wenige Luftschiffer sich desselben zu bedienen gewagt. Dies rührt theils von der Unkenntniß oder Nichtachtung der physikalischen Grundsätze her, von welchen die Einrichtung des Fallschirms abhängig ist, theils aber auch von einer Ansicht, welche mehr und mehr unter den Luftschiffern platzgreift, daß diese Vorrichtung unnöthig sei und der Ballon selber im Falle seines Berstens einen Fallschirm bilde. Für letztere Ansicht sprechen in der That auch theilweise zwei Fälle aus der praktischen Erfahrung auf dem Gebiete der Aeronautik, deren wir später gedenken werden.

Die verschiedenen glücklichen Fahrten mit sogenannten Charlièren machten die Versuche mit denselben immer häufiger und kühner. So flog schon im Juni 1786 ein Luftschiffer Namens Testu eines Nachmittags von Paris auf und verbrachte die Nacht in seinem Ballon in den Wolken. Am andern Morgen mit Tagesanbruch wollte er sich über der Ebene von Montmorency wieder zu Erde herablassen; allein die Bauern liefen in Menge von allen Seiten zusammen, erfaßten den Strick, welcher von der Gondel herabhing, und weigerten sich, den Luftschiffer wiederaufsteigen oder weiterfahren zu lassen, bevor er nicht den Schaden vergütet habe, welchen das Zusammenlaufen von Neugierigen auf dem Felde eines Bauern verursacht habe. Sie legten sogar Beschlag auf den Mantel des Luftschiffers. Dieser nahm seine Zuflucht zu einer kleinen List, indem er ihnen den Vorschlag machte, ihn sammt dem Ballon am Stricke ins Dorf zu ziehen, wo er sich dann friedlich mit ihnen vergleichen wolle; dies waren die Bauern zufrieden und mehr als zwanzig stämmige Männer spannten sich sogleich vor den Ballon und zogen ihn fort. Testu warf aber ein paar Säckchen mit Ballast aus und schnitt den Strick entzwei, welcher auf die verblüfften Bauern herunterfiel und sie zu Boden warf, während der Ballon unter den Verwünschungen der Betrogenen rasch in die Lüfte emporflog und bald zwischen den Wolken verschwand. Testu flog bei Versailles nahe an die Erde herab, dann wieder zu einer bedeutenden Höhe empor und verweilte drei Stunden lang zwischen Gewitterwolken, wo sich mehrmals ganz in seiner Nähe Blitze entluden. Nachdem er die Sonne hatte ganz am Himmel heraufsteigen sehen, stieg er endlich 25 Lieues von Paris nieder und beendete seine Fahrt.

Zu Anfang der französischen Revolutionskriege schlugen die Gelehrten in dem Bestreben, alle Hülfsquellen der Naturwissenschaft der Förderung des republikanischen Princips dienstbar zu machen, vor, die Luftballons auch in der Kriegskunst zu benutzen, da sie ein höchst wirksames Mittel zum Recognosciren feindlicher Heere gewähren könnten. Die Vortheile, welche man sich hiervon versprach, erschienen auch so einleuchtend, daß die Regierung den Vorschlag alsbald annahm und die Gründung einer Schule für Aeronauten in Meudon bei Paris anordnete. Die Leitung dieses Instituts, welches mit systematischer Genauigkeit ausgeführt und dessen Zweck vor den alliirten Mächten mit der größten Sorgfalt geheimgehalten wurde, war den bedeutendsten Physikern und Gelehrten von Paris anvertraut, vornehmlich dem Mathematiker und Physiker Fourcroy, den Chemikern Guyton de Morveau und Conte und dem Ingenieurcapitän Coutelle. Ein ehemaliger Zögling dieses Instituts, welches mit 50 jungen Leuten begonnen wurde, der Baron de Selle de Beauchamp, hat in seinen kürzlich

erſchienenen Denkwürdigkeiten: „Souvenirs de la fin du 18ème siècle", die Geſchichte dieſer Compagnie von Luftſchiffern und ihrer Leiſtungen in den denkwürdigſten Feldzügen ſehr anſchaulich geſchildert. Man begann damit, einen tüchtigen Ballon von 32 Fuß Durchmeſſer aus dem dauerhafteſten Material anzufertigen und mit Waſſerſtoffgas zu füllen. Dieſer Ballon ward ſtets gefüllt erhalten, um jederzeit verwendet werden zu können, um ihn ſodann in jeder gegebenen Höhe ſtationär zu machen, war er mit einer gewaltigen Vorrichtung von Winden und Tauen in Verbindung geſetzt. Die erſten Verſuche, welche man in Meudon mit dieſem Ballon anſtellte, lieferten ein ſo befriedigendes Ergebniß, daß der Capitän Coutelle ſogleich noch vier weitere Ballons für die verſchiedenen Armeecorps des franzöſiſchen Heers anfertigen ließ — den Entreprenant für die Nordarmee, den Céleſte für die Armee der Sambre und Maas, den Hercule für die Rhein- und Moſelarmee und den Intrépide für das Heer, welches die denkwürdige Expedition nach Aegypten machen ſollte. Der Sieg, welchen die franzöſiſchen Waffen im Juni 1794 in der Ebene von Fleurus über die Oeſtreicher davontrugen, wird größtentheils den Beobachtungen beigemeſſen, welche die franzöſiſchen Luftſchiffer über Aufſtellung und Anzahl des Feindes machten. Unmittelbar vor der Schlacht ſtiegen nämlich Coutelle und ein Generaladjutant zwei mal mit dem Ballon Entreprenant in die Luft, um die öſtreichiſche Armee zu recognosciren, wurden zwar bei ihrer zweiten Luftfahrt vom Feinde bemerkt und mit einem heftigen Feuer aus grobem Geſchütz begrüßt, wußten aber noch rechtzeitig ſich über die Schußweite der öſtreichiſchen Kanonen zu erheben und konnten beim Herabſteigen dem commandirenden General ſolch wichtige Nachrichten geben, daß derſelbe einen raſchen entſcheidenden Sieg über das öſtreichiſche Heer erfocht. Allein die ſcheinbaren Vortheile, welche dieſe Verwendung der Luftballons darbot, wurden reichlich wiederaufgewogen durch mancherlei Nachtheile, welche damit verbunden waren. Der ſchwerfällige Apparat zur Erzeugung des Waſſerſtoffgaſes, die Winden u. ſ. w. verzögerten den Marſch des Armeecorps und ſo ward dieſe Neuerung bald wieder aufgegeben. Man hatte, namentlich im Felde, es übrigens für einfacher und weniger koſtſpielig erfunden, das Waſſerſtoffgas durch Aufgießen von Waſſer auf glühendes Eiſen darzuſtellen als durch Einwirkung von Schwefelſäure auf metalliſches Zink, welches Verfahren zu langſam ging und eine Menge zerbrechlicher Gefäße nöthig gemacht haben würde.

Weit beſſere Dienſte dagegen leiſtete der Luftballon den Entdeckungen in der Phyſik, namentlich zur Erforſchung der höhern Regionen unſerer Atmoſphäre. In der Abſicht, die Stärke der magnetiſchen Anziehungskraft zu ermitteln und die elektriſchen Eigenſchaften und die Zuſammenſetzung der Atmoſphäre in großen Höhen zu unterſuchen, beſchloſſen zwei enthuſiaſtiſche junge Gelehrte, Biot und Gay Luſſac, ebenfalls eine Luftfahrt zu machen. Dieſe Herren, welche miteinander in der Polytechniſchen Schule in Paris ſtudirt hatten und wovon der Letztere ſich mit beſonderm Glück und Geſchick dem Studium der Chemie und ihrer Anwendung auf Künſte und Gewerbe widmete, waren Beide ausgezeichnete Mathematiker und in jeder Hinſicht zur Ausführung eines ſolchen Unternehmens geeignet. Ihr Vorſchlag fand das bereitwilligſte Entgegenkommen von Seiten der Regierung, welche ihnen ſogleich den Luftballon Intrépide zur Verfügung ſtellte, ſobald derſelbe mit der ägyptiſchen Expedition nach der Capitulation von Kairo nach Paris zurückgekehrt war. Herr Coutelle, welcher den Ballon angefertigt hatte, erhielt die Weiſung, ihn unter der Aufſicht der beiden jungen Gelehrten auf Staatskoſten wiederherſtellen zu laſſen. Nachdem ſich Biot und Gay-Luſſac mit den für ihre Verſuche nothwendigen phyſikaliſchen Inſtrumenten und mit verſchiedenen Fröſchen, Inſekten und Vögeln verſehen hatten, ſtiegen ſie am 23. Auguſt 1804, Vormittags 10 Uhr, vom Garten der Modellſammlung aus in die Luft.

Ueber ihre Reſultate in einem zweiten Artikel.

(Der zweite Artikel in nächſter Nummer.)

Aus den Erfahrungen eines Erziehers.

(Vergl. „Unterhaltungen", N. F., Bd. II, Nr. 9—12.)

IV. Furcht und Liebe.

Man wird bei der Schilderung von Furcht und Liebe nicht fehlen, wenn man in dieſen beiden Empfindungen nach der Mehrzahl der Familienverhältniſſe den Mann und die Frau oder das männliche und das weibliche Princip repräſentirt findet, aber man ſcheint ſich darüber noch nicht klar zu ſein, welche Bedeutung beide in der Erziehung haben.

Denn obſchon es ſelbſt der weniger Gebildete herausfühlt, daß die Furcht zu den unedlern Gefühlen, zu den Schwächen der menſchlichen Natur

zu zählen iſt, ſo ſchämt man ſich doch nicht, ſelbſt bis in die gebildetſten Kreiſe hinauf, dieſem Gefühl oft genug Raum zu geben oder ihm doch mit geringer Energie entgegenzutreten. Vor allem thäte es dem Deutſchen noth, dieſes furchtſame, ſchüchterne, unterwürfige Weſen von frühеſter Kindheit an zu bekämpfen, den Knaben ſchon zu ermuthigen, ſtatt ſein Selbſtgefühl, wie es nur zu oft geſchieht, zu unterdrücken. Hierin ſtehen die Engländer als Muſter da, die ich ſonſt vom Standpunkte der Erziehung bei dem faſt gänzlichen Mangel ſchöner Darſtellung der Humanität keineswegs auf dieſe Stufe ſtellen möchte.

Freilich muß das Kind vor Vater und Mutter ein Gefühl der Ehrfurcht inſichtragen, aber Furcht im eigentlichen Sinne kann und ſoll nur der Fehlende, der Sünder, der Böſewicht vor der Strafe und vor Dem, der ſie ertheilt, fühlen. Es gehört darum zu den vielen heilloſen Begriffsverwirrungen, die ſo viele falſche Anſichten und Mißverſtändniſſe verſchulden, wenn man unter der Furcht im theologiſchen Sinne, der freilich der Auffaſſung des Auguſtinus entſpricht, aber der beſſern Erkenntniß der menſchlichen Natur entgegen iſt, das ſchwächende Gefühl der Angſt, der erniedrigenden Feigheit verſteht. Vielmehr ſollte man bei dem naheliegenden Mißverſtändniß nur von der kindlichen Ehrerbietung gegen die Aeltern wie überhaupt gegen die ältern Perſonen ſprechen, — eine Lehre, die im Alterthum ſchon Geſetz war, uns aber in Beziehung auf das ehrwürdige Alter faſt verlorengegangen iſt; und wiederum ſollten wir die heilige Scheu vor dem allgegenwärtigen Gott ſchon in früher Kindheit noch ſorgſamer pflegen.

Hiermit ſoll nicht der ſchlaffen Zucht im Hauſe das Wort geredet werden. Weit entfernt — nur Alles, was dieſes beängſtigende, alles kräftige Handeln hemmende Gefühl der Furcht erregen und nähren kann, ſoll vermieden werden. Man ſuche nicht allein die ſogenannten Ammenmärchen, die Furcht erregen, gänzlich zu verbannen, ſondern man verbiete aufs ſtrengſte das Erſchrecken von Kindern. Man handhabe Zucht und Ordnung mit Ernſt, doch nur im Nothfall mit Strenge, und ſpiele nicht das ganze Jahr den Ruprecht, ſondern laſſe dieſe Anregung der Phantaſie mit ihrer ſofort eintretenden Begütigung für das bewegte Weihnachtfeſt. Man laſſe, wie es oft angerathen worden iſt, die Kinder ſchon früh erſt am Tage eine kurze Zeit allein und gewöhne ſie dann, einmal im Dunkeln zu bleiben, im Finſtern einzuſchlafen, auch wenn Niemand bei ihnen bleibt, und laſſe natürlich vor allem ſelbſt nicht leicht ein Zeichen von Furcht merken. Iſt hier auf der einen Seite Ernſt nöthig, ſo darf auf der andern die Vorſicht nicht vernachläſſigt werden, und es muß der richtigen Beobachtung überlaſſen bleiben, ob das Einſperren nicht ſchadet und das Kind noch furchtſamer macht. Die Begründung eines geweſſen Muthes und möglichſter Selbſtändigkeit muß ſchon früh bei den Kindern begonnen und durch Beiſpiele von Muth und Geiſtesgegenwart, die man mittheilt, geſtärkt und erhoben werden.

Iſt es auch bezeichnend für die menſchliche Natur, daß der Menſch ſchwer das rechte Maß im innern wie im äußern Leben findet, ſo iſt dies doch keine nothwendige Eigenſchaft des Menſchen, ſondern eine Schwäche wie die Furcht, die überwunden werden muß, wenn unſer Wille und unſer Streben auch im häuslichen Leben Werth haben ſoll.

Findet ſchon der Mann und Vater trotz ſeines kräftigen Willens und ſeiner umfaſſendern Bildung ſich nicht ſo leicht in dieſe Stellung als König und Herr im Hauſe, die der Willkür einen ſo weiten Spielraum läßt, ſo mag man das ſchwächere und weichere Gemüth der Frau nicht allzu ſehr beſchuldigen, wenn ſie in ihrem Reichthum von Liebe oft Maß und Ziel verfehlt. Könnte man nur recht das kalte, harte, ſchroffe Mannesherz davon überzeugen, daß warme, befruchtende Liebe der Heimatboden des Kindes iſt, in dem es allein gedeiht; daß Ernſt und Strenge nur neben der Liebe ihre Berechtigung haben und daß die Härte und die Gleichgültigkeit des Vaters mindeſtens ebenſo viele mißrathene Kinder verſchuldet als die Verzärtelung der Mutter. Was ſollte aus dem zarten, hülfloſen Weſen ohne die aufopfernde, unermüdliche Liebe der Mutter werden? Darum, ihr Väter, lernet, lernet treue, warme, theilnehmende Liebe von den Müttern! Und ihr Mütter, lernet von den Vätern den kräftigenden, ſchützenden Ernſt gegen die Stürme des Lebens!

In der früheſten Kindheit trägt und pflegt uns die Liebe, gar bald aber muß der Ernſt gewöhnend eintreten, um die der menſchlichen Natur eigenen Mängel ſchon früh zu bekämpfen, wo der friſche Boden noch leicht von Unkraut und ſchädlichen Keimen gereinigt werden kann. Dazu gehören freilich gereifte Lebensanſichten, beſtimmte Grundſätze, um das Rechte zu treffen, zur rechten Zeit zu ſchonen und zur rechten Zeit zu ſtrafen. Zweideutiges Benehmen muß bei dem für Recht und Wahrheit noch unverdorbenen Auge des

Kindes der Erziehung ganz fern bleiben, und zweierlei Samen in Einen Boden gebüret — da, wo Vater und Mutter nicht übereinstimmen oder die mütterliche Liebe die väterliche Strenge immer wieder gutzumachen meint —, bringt weder die eine noch die andere Frucht zur Reife. Bei einer so verkehrten Behandlung — und sie kommt noch oft genug vor —, wie kann man sich da über die mißrathene Erziehung wundern!

Die Folgen falscher Erziehung werden erst nach Jahren sichtbar, oft erst in der Hauptprüfung des Lebens, wo zwei Menschen vereint ihre Erziehung vollenden sollen: in der Ehe. Viele unglückliche Ehen sind unbeirrbar die Folge mangelhafter Erziehung. Denn um lebenskräftige, furchtlose, gefühlvolle, arbeitsame Menschen zu bilden, bedarf es nun einmal mehr, als man gemeiniglich denkt, und der gute Wille allein reicht nicht hin ohne Kenntniß und Charakterstärke. Das beauemeSichgehenlassen hat in der Kindererziehung seinen Platz und wirkt in seinen schwächenden, verderblichen Folgen auf Generationen fort. Besonnenheit und Erfahrung müssen uns endlich lehren, das Eine zu thun und das Andere nicht zu lassen, den zarten Keim der Liebe im Kinde sorgsam zu pflegen und zu schonen und doch dem Ernst des Lebens sein Recht widerfahren zu lassen.

Das öffentliche Leben will kenntnißreiche und arbeitsame Menschen, das Familienleben, als der Grund des öffentlichen, braucht Menschen von Gemüth, schöne, edle Charaktere. Was sollen uns noch mehr Steine und Metalle und wenn sie noch so fein sind und noch so glänzend und schön ausgeprägt! Wir brauchen lebenswarme, fruchtbare Erde, fröhlich blühende Blumen, fruchttragende Bäume, die nicht blos schützen und nützen, sondern die auch zu erfreuen und zu erquicken wissen!

(Ein fünfter Artikel: Aeltern und Lehrer, in nächster Nummer.)

Anregungen.

Unsere Zukunft.

Wie der Mensch, haben Staaten und Völker ihren Anfang, ihre Blüte, ihren Verfall.

Und wie der Physiolog die Zeichen des Verfalls in der physisch organischen Welt anzugeben weiß, da er sie an verschiedenen Körpern immer in derselben Weise wiederkehren sah, ähnlich weiß auch der denkende Geschichtsforscher, der den Sinn des Geschehenen ergründet, die Zeichen des Verfalls in der geschichtlichen Welt zu nennen.

Ein solcher Geschichtsphilosoph auf katholischem Standpunkt will Ernst von Lasaulx sein in seinem „Neuen Versuch einer alten, auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte" (München, Literarisch-artistische Anstalt, 1857).

Die eigentliche Ursache des innern Auflösungsprocesses der Völker ist nach ihm in letzter Instanz keine andere als die, daß alles geschaffene Leben als solches nicht ein unendliches, ewiges, sondern ein endliches, zeitliches ist, das, je mehr entwickelt, desto mehr verbraucht und zuletzt erschöpft wird. Wie das Kränkeln, Hinwelken, Verdorren der Blätter und Aeste eines Baums ein Zeichen ist, daß die Wurzel krank sei, so müssen auch bei sinkenden und zerfallenden Völkern die äußern Erscheinungen als die Folgen einer innern Erschlaffung betrachtet werden. Mit dem Schwächerwerden, Abnehmen und endlichen Aufhören ihrer innern productiven Zeugungskraft sinken dann, vertrocknen und erlöschen zuletzt: die sprachbildende Kraft, die religiöse Glaubenskraft, die politische Lebensenergie, die nationale Sittlichkeit (das Product der religiösen und der politischen Ideale), die poetische Kraft im Leben der Künste, die so innig zusammenhängen mit der ganzen naturfrischen Eigenheit der Völker und zuletzt auch mit dem allmäligen Aufhören aller ihnen metaphysischen Bedürfnisse, das specifisch geistige Erzeugniß des Völkerlebens, die lebendige Wissenschaft, bis der ganze Organismus, nur auf die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse herabgesunken, fetzenlos auseinanderfällt.

Am Ende all dieser Erörterungen ragt dann die oft besprochene Frage als letzter Markstein: Wieweit ist es mit Europas Völkern, vorzugsweise mit uns Deutschen gekommen?

Lasaulx gehört zu den Propheten, die über Jerusalems Untergang klagen. Nach ihm ist bei allen europäischen Nationen — die slawischen Stämme ausgenommen — die Kraft und Bildungsfähigkeit der Sprache, der religiösen Ideen im Absterben — verdorrte Früchte, die der erste Herbstwind von den Bäumen schüttelt. Wie im physischen, so ist auch im politischen Leben die echte, gestaltende Kraft mehr eine instinctive als eine reflectirende: wir aber wollen jetzt in Allem mit klarem Selbstbewußtsein handeln; und vielleicht hat es niemals eine so durchaus selbstbewußte Gesellschaft gegeben als die heutige europäische, was eben auch nach Lasaulx den Erfolg ihrer schwankenden Willensmeinungen von vornherein unfruchtbar mache.

Das Urtheil, nur in den Völkern germanischer Race sei heute noch ein Herzschlag des menschlichen Lebens fühlbar, ist ihm mehr ein patriotisches als philosophisches, welches die Zukunft bestätigen werde. Wie noch immer solche Behauptungen auf Analogien aus dem Alterthum gestützt wurden, so beruft er sich darauf, daß die verspäteten Republikaner Roms z. B.,

von Brutus und Cassius bis auf Thrasea Pätus und Helvidius Priscus die Republik nicht wiederherzustellen vermocht hätten. „Und diesen Analogieen gegenüber sind wir Deutsche berechtigt, die vergeblichen Restaurationsversuche unserer Zeit, der Polen, der Neugriechen, der Italiener, der Ungarn und unseres eigenen, einst großen Volks für mehr zu halten als für edle Reminiscenzen? Gewiß auch ich selbst mag im praktischen Leben nicht verzichten auf unser nationales Ideal, die Wiederherstellung von Kaiser und Reich, obgleich mein theoretischer Glaube an seine Verwirklichung nicht groß ist."

Und dennoch — trotz dieses Präludiums auf das Ende — glaubt er nicht, daß Alles bei uns aus sei und findet unser sprachliches, unser religiöses, unser politisches, unser sittliches wie unser künstlerisches und wissenschaftliches Leben heute entschieden gesünder und besser als vor hundert Jahren.

Ein neuer Messias, ein neuer Erlöser und Retter würde von Gott gesandt werden, der auf den Trümmern des alten ein neues Leben aufbaut.

Der Verfasser gehört zu den theologischen Geschichtsforschern, die Alles in Gott schauen, Alles aus ihm hervorgehen und wieder in ihn zurückkehren lassen. Er erschrickt nicht vor dem Vorwurfe des Pantheismus, den man ihm deshalb machen könnte, und endet mit den Worten des Apostels Paulus: Daß Alles aus Gott, durch ihn und zu ihm geschaffen sei; daß wir in ihm leben, weben und sind; daß er am Ende, wie er es im Beginn geschaffen, wieder Alles in Allem sein werde. „Alles aufnehmend in den stillen Kreislauf seiner ewigen Harmonie."

Wir haben diese Auffassung der Geschichte nur referiren wollen als ein überraschendes Geständniß von einer Seite her, wo wir stets nur den Jubelruf über die Verjüngung und die neue Lebensfrische des Zeitalters, die sich zunächst in den Fortschritten der Hierarchie kundgäbe, zu hören gewohnt sind. Lassaulx' Schrift steht deshalb in vollem Gegensatz zu dem letzten Pamphlet des Grafen Montalembert, der in seiner bekannten, so beredten und geistvoll sich einschmeichelnden Sophistik unserer Zeit gerade wegen ihrer Kraft der Wiederherstellung die größten Lobsprüche ertheilt hat.

Aus der Malerwelt.

Die Menschen sind „gebildeter", d. h. gesättigter geworden und haben ihre Naivetät den Schöpfungen der Kunst gegenüber verloren.

Sie wollen nicht mehr wie früher ihre Eigenheit zu Gunsten des Künstlers aufopfern und sich ganz und freudig seinen Tendenzen hingeben — sich wollen sie sehen, ihre Freuden, ihre Schmerzen.

Darum sind Genrebilder an der Tagesordnung, tanzende Kinder, schlummernde Mädchen, Landschaften, weil Allen die Reiselust in den Adern rollt, weil die Natur die Leidenschaften durch ihre Größe bezwingt, durch ihre Stille den Egoismus immer noch mehr einwiegt.

Je vollkräftiger, markiger ein Jahrhundert ist, desto mehr gilt ihm die That; das Ereigniß, das körperliche Wohlbehagen drängt zum Epos, die geistige Regsamkeit zur höhern Lyrik. Die Malerei des vorigen Jahrhunderts ist lyrisch durch und durch, menschlich, subjectiv lyrisch. Watteau, Greuze, Vanloo — Maler der Stimmungen in Gesichtern, in Landschaften, in Costümen. Die jetzigen Landschaften sind objectiv lyrisch. Sie tragen ihre Poesie lediglich in sich selbst, in den Feierstunden der Natur, der sich gleichsam selbst genießenden.

Wir lasen kürzlich Hotho's Arbeiten über „die deutsche Malerei". Die Geschichtschreiber der Kunst bezeichnen mit diesem Namen „deutscher Kunst" jene Epoche von Anfang des 13. Jahrhunderts bis zum Antritt Kaiser Karl's V. Denn die folgenden Jahrhunderte bis zu unsern Tagen kennen keine originale deutsche Kunst; jene aber war durchaus eigenthümlich, in sich abgeschlossen und vollendet.

Ist der Grundzug der italienischen Meister — und darunter verstehen die Meisten eben nur Rafael und seine Nachfolger — die Idealität, das Bestreben, gemalte Statuen zu formen, die nur eine schöne Göttlichkeit, die Verklärung des Menschlichen ausdrücken, so waltet in der Deutschen Schule und ihren größern Schülern, den flandrischen Malern, die Natürlichkeit vor. Sie malen, was sie, wie sie es gesehen; sie haben ein helles, scharfes, unbefangenes Auge, das sich von der Erscheinung nicht losmacht, um in dieser Schale den Kern zu finden, sondern liebend an ihr hängt, liebend sie wiederzuspiegeln sucht. Die ganze „liebevolle" Naturbeschreibung Adalbert Stifter's findet man glänzender, schmelzender in den Bildern der Eyck wieder, in den unzähligen Perlen, welche die Kronen ihrer Ritter schmücken, in den feingezeichneten Blättern ihrer Palmen. Diese Kunst von dem kölner Dombild, den Bildchen von dem Tode der heiligen Ursula und ihrer zehntausend Jungfrauen bis zu Rogier van der Weyde, der Kaiser Karl V. einen Reisealtar mit Tafeln geschmückt, ist christlich: nicht darum, weil sie nur die Personen und Geschichten der heiligen Sage malt, sondern weil in ihr, wie in keiner, sich jene Demuth, Unbefangenheit und herzensfreudige Gläubigkeit ausspricht, die das Christenthum des Mittelalters, wie es das Bürgerthum begriff, beseelen und erfüllen; sie ist demokratisch, denn sie malt die Gegenwart in die Vergangenheit hinein und macht die Kriegsknechte an des Herrn Grab, den Nachrichter, der des Täufers Haupt abschlägt, zu den Söldnern von Gent, zum Henker von Brüssel; sie eröffnet das Heiligthum der verschlossenen Bibel Allen — „tretet ein, denn auch hier sind Götter!" Befreite Götter, die ihr kennt, die euch nahe sind in Haltung und Tracht. Wer hätte je die Sixtinische Madonna für die arme Maria aus dem Evangelium des Lucas gehalten? Ist Correggio's Magdalene die Büßerin des Evangelisten? Wie vielfach verschlungen ist der Weg,

der von den einfachen, schmucklosen Frauen der Sage zu diesen Verklärungen führt. Wie ganz anders wirkt ein Bild der Eyck, des Hemling, des Zeitblom! Es hat die Naivetät der Wahrheit, einer kindlichen Wahrheit für sich.

Es kommt die Frage nicht vermeiden werden, als die Besseren zuerst mit diesen Bildern vor das größere Publicum traten und die echten und falschen Schilderungen, die sie belagen, über jedes Maß anzuerkennen sei, ob diese Richtung anzuerkennen sei, ob sie zur Schönheit führe?

Waren die Heroide damals, in der romantischen Zeit, wo Alles zum Katholicismus und zur strengsten Nationalität neigte, überlaut, so fehlte es nachher nicht an schalen Nüchtern, die von den verzeichneten Gestalten, den wüsten Hexengerichten der Tameonen und Verbrecher, dem Jerusalem, das wie Köln aussah, der heiligen Jungfrau, die in einem gothischen Chorrock ein Gebetbuch las, sich abwandten und die Schönheit nur da finden wollten, wo der antiken Formen sich in der Luft moderner Anschauungen meisterhaft gemischt. Dennoch — diese deutschen und flandrischen Meister haben Eins für sich: das Gemüth. Damit schauen sie die Welt an, das ist der goldene Schleier, in dem auch ihre Figuren verklärt glänzen, darum ist ihnen der Thautropfen soviel werth als die Sonne und das Kleinste wird ihnen das Größte, denn es schmiegt sich ihnen am innigsten an. Ihre Kunst hat bürgerliche Tendenzen, während die Italiener geborene Aristokraten sind.

Wie jene Kunst und das Menschenleben selbst hat auch die deutsche drei Perioden gehabt: des Aufkommens, der Blüte, des Verfalls.

Vom Rhein, wol von Köln aus hat sie sich den Strom und seine Nebenflüsse hinauf und hinab verbreitet mit gewissen provinziellen Unterschieden. Die Kunst hat Nürnberg so gut wie die westfälischen Städte und die kaiserliche Burg Karl's IV. in Prag geschmückt. Ausgebildet, vollendet wurde sie in Flandern, am Hofe der burgundischen Herzoge, in den mächtigen, reichen Städten Arras, Brügge und Gent. Sie mußte untergehen und verkommen, als Rafael und Michel Angelo auftraten und die Menschen wie in einem bacchantischen Taumel des Entzückens wieder an den Busen der alten Götter riefen.

In Hotho, einem der letzten Schüler Hegel's, haben diese Meister, diese Richtung den liebenswürdigsten und begabtesten Geschichtschreiber gefunden. Seine „Malerschule Hubert's van Eyck, nebst deutschen Vorgängern und Zeitgenossen" (Berlin, Veit, 1857) führt jene Zeit in Sitten und Tracht, in Leben und Denken so anschaulich, so ergreifend an uns vorüber, wie die Bilder selbst es kaum besser können. Nicht Jedem ist es vergönnt, die weitverstreuten Meisterwerke mit eigenen Augen zu schauen; wie aus einem Zauberspiegel werden sie ihm aus diesem Buche entgegentreten, denn vielleicht ist es das größte und schönste Talent Hotho's, ein Bild in allen Farben vor uns hinzustellen und Alles in seiner ganzen Stimmung, seinem Eindruck mit Worten gleichsam wiederzumalen.

Zur Denkmalsucht.

Die neuerliche Ueberhebung, die in Baiern dem Dichter Platen eine lebensgroße Bronze setzen will, mag ein Beispiel nehmen an Karlsruhe, wo man Hebel, dem Sänger der „Alemannischen Lieder", dem Begründer einer neuen volksthümlichen Richtung in der Literatur, einem einfachen Denkstein mit Inschrift und dem erzgegossenen Medaillon Hebel's an seiner Grabstätte in Schwetzingen zu errichten gedenkt. Ist letztere Anerkennung, die nur ein Grabmonument darstellt, zu wenig für den edlen und liebenswürdigen Geist, der die Herzen aller Deutschen bewegt hat und noch lange bewegen wird, so ist die lebensgroße Bildsäule für Platen zu viel. Man kann die dichterische Natur desselben sehr werthschätzen, seine Kunst der Sprachbehandlung bewundern, aber von Verdiensten, die ihm hätten eine Bildsäule erwerben können, sind nur wenige vorhanden.

Nachgerade, scheint es, kommen wir dahin, daß irgendein unbeschäftigter Bildhauer für sich das Modell irgendeiner verstorbenen Capacität entwirft, ein paar gute Freunde rühmen es, man gründet ein Comité, schraubt sich durch Ansprachen an das Publicum in allerhand Enthusiasmus hinauf und läßt dann eine reine Privatsache als eine Nationalbelohnung herauskommen.

Die „Allgemeine Zeitung" sieht diesem Platen-Unwesen so nahe, daß wir nicht begreifen, wie sie es nicht bekämpft. Auch König Ludwig wäre dem ansbacher Standbilde gewonnen, schreibt man. Weil Platen mit einer baierischen Pension in Italien lebte und dann und wann ein Gedicht nach Deutschland schickte, daß er seinem kunstsinnigen Mäcen widmete, darum wird man doch noch als kein Hochverräther in Baiern erscheinen, wenn man die ansbacher Ueberhebung ungehörig nennen muß.

Platen hat nichts hervorgebracht, was außer ihm gelegen hätte. Sein poetischer Egoismus war interessant und der engern Literaturgemeinde sehr denkwürdig, aber weder der Nation noch der Literatur, als Ausdruck socialer oder culturgeschichtlicher Stimmungen, gab er irgendeine durchgreifende Neuerung. Dem absoluten Subjectivismus setzte noch keine Nation ein Denkmal.

Bekenntniß.

Eine schöne Seele sollte man nur diejenige nennen, die nicht etwa nur anempfindend aus Allem Das nur, was schön ist, sich herausfischt zu eigenem Genusse, sondern die auch den Muth hat, das Schöne festzuhalten und im Kampfe mit dem chaotischen Dasein ihm allein zum Siege zu verhelfen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 35.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Der Roman einer Nacht.

Eine Reiseerzählung von Theodosius Form.

In einem der wenigen Augenblicke, die ein Fremder in Venedig zu Hause zubringt, blätterte ich eines Morgens zufällig in einem französischen Roman. Ich las die folgende Stelle: „Mit Liebe denke ich an dieser alten Abtei der Mönche, die einst hier gehaust haben; ich liebe und verehre diese ehemalige Gesellschaft der Klöster, wie ich mir sie vorstelle. Sie bildete und vervollständigte sich aus den Unglücklichen und Besiegten, sie bewahrte allein inmitten einer barbarischen Welt die Empfindung und den Geschmack für die Genüsse des Geistes; sie öffnete eine Zuflucht, und die einzig mögliche in jener mittelalterlichen Epoche, jeder Intelligenz, die, wäre es selbst unter dem Joch des Sklaven, einige Funken von Genie aufblitzen ließ. Wie viele namenlose Dichter, Gelehrte, Künstler, Erfinder mochten nicht zehn Jahrhunderte lang das geheiligte Asylrecht gesegnet haben, das sie dem Elend und den zerstörenden Wirren der Erde entrissen hatte! Jene Gesellschaft der Klöster bemühte sich, die armen Denker unter den Plebejern zu entdecken und die Entwickelung ihrer verschiedenen Fähigkeiten zu begünstigen, indem sie ihnen das Brot eines jeden Tags und die süße Wohlthat der Muße sicherte, sich durch ihre Talente ehrend und schmückend. Und wie eng der Raum war, der diesen Talenten bemessen wurde, um sich geltend zu machen, sie konnten doch wenigstens die ihnen verliehenen Kräfte frei darin entfalten; sie lebten glücklich, wenn sie auch unbekannt starben."

Von mancherlei Gedanken, welche diese Worte erregen konnten, hielt ich im Moment nur den einen fest: den Besuch des Klosters der Armenier, den ich in meinen Reiseplan mit eingeschlossen hatte, mit der Stimmung auszuführen, die jene Stelle erweckt hatte. Das Kloster liegt bekanntlich auf einer der zahlreichen Inseln, welche die Lagunen Venedigs bedecken, auf der Insel San Lazzaro. Sie hat ihren Namen von dem armen Aussätzigen des Evangeliums, denn sie bot im 12. Jahrhundert Jenen, die mit demselben Uebel behaftet aus dem Orient kamen, eine Kirche und ein Spital. Später, als die Krankheit erlosch, wurde die Insel von der Republik völlig aufgegeben und ihre Gebäude zerfielen in Trümmer. Sie sollte aber die Republik überleben und zu großem Ruhm gelangen, als diese schon nicht mehr war.

Auf der Riva traf ich einen jungen Deutschen, der, ebenfalls zum ersten mal in Venedig, sich mir zum Besuch des Klosters anschloß. Wir bestiegen die Gondel und glitten durch die breite, stille Lagune bei schönstem Sonnenglanz unserm Ziele entgegen.

Ich hatte Zeit, mir meinen Begleiter zu betrachten, dem ich zwar schon mehrmals begegnet war, der aber niemals entschiedener den Ausdruck jener modernen Melancholie angenommen hatte, die man mit Zerrissenheit bezeichnet. Das würde mich von ihm abgestoßen haben, der ich, ein Feind

ſolchen Zuſtandes, weit weniger geneigt bin, ihn für einen Schmerz als für eine Schuld zu halten; für eine Schuld, die nicht einmal das männliche Gepräge einer Schuld trägt. Allein der junge Mann war von einer ſo wunderbaren Schönheit, daß ſie den geſchärften Blick verleiten mußte, ihm Alles zu verzeihen. Er würde jedem Künſtler als Modell eines Antinous haben dienen können, wenn ihm dazu nicht die antike Ruhe und Heiterkeit gefehlt hätte, obgleich die Züge und Haltung des Leidens, der Unterdrückung, was ſie ſeiner Schönheit vor dem Auge des Künſtlers an Werth und Reiz nahmen, ihr wahrſcheinlich vor dem Auge der Frauen in verdoppeltem Maße wiedergaben.

„Sie wiſſen nicht, was Sie mir in dieſem Augenblicke ſagen!“ ſagte ich zu ihm. „Sie machen mir eine Erinnerung lebendig, die ſonſt nur ſchattenhaft bliebe und die doch die paſſendſte iſt für Zeit und Ort. Wer denkt hier nicht an Lord Byron? Er war häufig ein Gaſt des Kloſters und hat die Sprache der Armenier verſtehen gelernt.“

„Und welche Beziehung habe ich zu Lord Byron?“ fragte er. „Ich gebe Ihnen mein kaufmänniſches Wort, daß ich niemals die falſchen Wechſel auf die Unſterblichkeit gezogen habe, die man Verſe nennt.“

„Sie gleichen Lord Byron“, erwiderte ich, „nicht eben durch eine vulgäre Aehnlichkeit der Züge, aber durch eine gleich mächtig wirkende Schönheit. Und mehr noch! Die intereſſante Trauer, die Sie umſchleiert, macht denſelben Eindruck wie nur immer einer der weltmüden Strophenſeufzer des merkwürdigen Briten.“

„Ich glaube an die Wahrheit ſeiner Trauer nicht“, ſagte der junge Mann nach einer Pauſe, während welcher er der Arbeit des Gondoliere vor uns mit jener gleichgültigen Aufmerkſamkeit zugeſehen hatte, die verräth, daß das Ziel des Auges nicht auch das Ziel der Gedanken iſt; „warum iſt er nicht Mönch geworden, hier, wo er ein Beiſpiel von weltentſagendem Leben täglich beobachten konnte? Warum iſt er immer wieder in die Welt zurückgekehrt, die ihn blos darum ſtets von neuem abſtieß, weil ſie ihn ſtets von neuem angezogen hatte? Ach, es muß ſüß ſein, Mönch zu werden, aus einem großen Schmerz ſeine Religion zu machen und während eine banale Moral und die brutalen Aufforderungen der Welt zur Freude uns dem Schmerz fortwährend entrücken wollen, ſich ihm ungeſtört und widerſtandslos hinzugeben, nichts zu thun als zu leiden! Haben Sie den Tiefſinn bemerkt, daß die deutſche Sprache ſchon grammatikaliſch das Thun zum Gegenſatz des Leidens macht? Der wahrhaft Leidende muß müßig ſein können, denn was ſcheint ſeiner Trauer noch werth, daß es gethan werde? ‚Sein oder Nichtſein‘ — ſagt Hamlet. Ich bin nicht blos neugierig, ich habe eine unendliche Sehnſucht, jetzt hier die Lebensformen zu erblicken, unter welchen ich mein Leiden am lichten ertrüge.“

Aeußerungen dieſer Art hatten mich oft zu lebhaftem Widerſpruch angeregt. Ich hätte euch jetzt den krankhaften Seelenzuſtand bekämpfen mögen und nebenbei eine ohne Zweifel unrichtige Vorſtellung vom Kloſterleben. Allein die Erfahrung hatte mir längſt bewieſen, daß nur mit Jenen zu ſtreiten iſt, die belehrt ſind oder belehrt ſein wollen, weil nur in Solchen die Streitluſt eine Anſtrengung ihrer pſychiſchen Natur iſt, zum Heilmittel zu gelangen. Wo aber das Gemüth ſelbſt ſich in einem krankhaften Zuſtande wohlgefällt, von ſeinem Weh nicht einmal befreit ſein will, da können nicht Argumente, nicht Vernunftgründe, da können nur Ereigniſſe des unmittelbaren Lebens ſelbſt eine beſſere Richtung geben. Wenn ich aber auch nicht geneigt war, den Zuſtand zu bekämpfen, ſo war ich doch nicht minder neugierig, die Urſache zu wiſſen, die ſo reichen Mitteln zum Glück, blühender Jugend und Schönheit das Glück ſelbſt unerreichlich zu machen ſchien. Es gelang mir, meinen Begleiter, noch ehe wir in der Gondel unſerm Ziele zukreuzten, zu einer Mittheilung darüber zu ſtimmen.

„Ich bin der Sohn ſehr armer Leute“, ſagte er, „und weiß nicht, wie es geſchah, daß ich vom erſten bewußten Augenblick meines Lebens an das Beſtreben nach Feinheit und Vornehmheit in allen Dingen hatte. Nicht den Reichthum beneidete ich, noch die brauſenden Genüſſe die er bietet, ſondern nur die Anmuth und Ruhe des Daſeins, die er erlaubt, die feine Vornehmheit in Kleidung und Geräthſchaften, die Nobleſſe in den Umgangsformen. Durch dieſes Beſtreben wurde ich von ſelbſt darauf geführt, die franzöſiſche Sprache genau kennenzulernen, und mit größter Sympathie verweilte ich bei Leben und Sitte der höhern Geſellſchaft in Paris, ſoviel mir davon durch Romane und andere Bücher bekannt werden konnte. Ein unbezwingliches Verlangen, Paris zu ſehen, erfüllte mich ſchon ganz, als ich noch, ſehr im Widerſpruch mit der Möglichkeit einer ſo koſtſpieligen Reiſe, die untergeordnete Rolle eines Proviſi-

ſenten in einem Handlungshauſe in Wien anehmen mußte, mit der Ausſicht, die mir damals als die höchſte gelten ſollte, im Laufe eines Jahres zu einem kleinen Gehalt zu gelangen.

„Die Welt hat kein Mitleid für imaginäre Leiden, als ob ſie nicht die größten wären! Wer auf einem Poſten ſteht, wo ihm Arbeit und gleich ſein leibliches Auskommen ſichern, der gilt für wohlversorgt. In welchem Verhältniß die Arbeit zu ſeiner Natur und der Lohn zu ſeinen Wünſchen ſteht, darum kümmert ſich Niemand. Es vergingen einige Jahre und ich hatte einen Gehalt errungen, der für anſtändig gelten konnte und meine nächſten Bedürfniſſe reichlich deckte. Aber dies tägliche Karrenſchieben um des lieben Brotes willen für eine Natur, die nicht vom Brote allein lebt! Der Gedanke, daß auch der größte Wohlſtand ſeiner iſt, ſobald er unthätigen Händen gegenüber verſiegt! Ich gehöre nicht zu den Ackergäulen unter den Menſchen, die das Joch brauchen, wenn ihnen wohl ſein ſoll. Mir war damals nichts unbegreiflicher, als wie man ſich langweilen kann, wenn man nichts zu thun hat. Mit Seufzern ging ich jeden Morgen an meine Arbeit und auch mit Seufzern ſtrich ich meinen Lohn ein.

„Sie galten aber auch dem Umſtande, daß mich das Wenige, was ich verdiente, der Erfüllung meines brennenden Wunſches nicht näherbringen konnte: Paris zu ſehen, dort zu leben, zu genießen. Die Mittel zur Reiſe dahin wären zur Noth zu ſammeln geweſen, aber nur, um dort von neuem die Siſyphus-Arbeit zu beginnen, die nirgends gräßlicher ſein mag als in Paris. Da geſchah plötzlich, was mich mit den angenehmſten Hoffnungen erfüllte! Mein Chef hatte eine wichtige Sendung an ſeinen Bruder in Paris abzufertigen, der dort Vorſtand eines ebenſo angeſehenen Handlungshauſes iſt. Telegraphiſche Drähte waren damals noch nicht gezogen. Er erwählte mich, der ich ihm durch meine Kenntniſſe des Franzöſiſchen ſchon einmal beſonders bemerkbar geworden war, zu ſeinem Privatkurier. Ich empfing die bezüglichen Briefe und Aufträge und zuletzt die Weiſung, ſolange ruhig und geduldig in Paris zu verharren, bis mich der Bruder zurückſenden werde, da die Sache, um die es ſich dabei handelte, keinem Andern mehr anvertraut werden ſollte. Es wurde mir während der Zeit meines Aufenthalts, auch wenn er Monate und ſelbſt ein Jahr dauerte, eine den pariſer Verhältniſſen angemeſſene Erhöhung meines Gehalts angewieſen.

„Ich war unbeſchreiblich glücklich, als ich das Cabinet meines Chefs verließ und meine Vorbereitungen traf, noch an demſelben Tage abzureiſen. Mein Principal, der gute Mann, hatte mich völlig bedauert, daß ich lange Zeit dem »Geſchäft« fremd bleiben ſollte, das er für den Inbegriff des menſchlichen Daſeins hielt, und demgemäß mich als »Entſchädigung« ganz gut mit Reiſemitteln verſehen. Ich aber war wie verwandelt von dem Gedanken, auf den nächſten Moſſer meiner Freiheit herauszukommen und einmal frei und vergnügt im Leben des Lebens umherſchwimmen. Paris! Paris! Alles, was ich von Pracht und Glanz der Stadt, von ihren ſtürmiſchen Vergnügungen, vom Reiz ihrer Geſelligkeit und von der Möglichkeit entzückender Abenteuer auf ihrem Boden geleſen und geträumt, war mir plötzlich aufgethan. Ich war bisher bloſirt, ohne genoſſen zu haben; ich wollte nun wirklich genießen und ſollte ich darüber als ein für die ganze übrige Lebenszeit Bloſirter zurückkehren. Einmal in dieſer Art glücklich geweſen ſein, dachte ich, heißt für immer glücklich ſein.

„Es war Abend, als ich in Paris ankam. Ich hatte Ordre, ſogleich nach der Ankunft, und wäre es auch zu ſeiner geſchäftsmäßigen Stunde, meine Briefe abzugeben. Dennoch konnte ich mir es nicht verſagen, mich vorerſt im Gaſthofe in meine beſte Salontoilette zu werfen. Dann ließ ich ein Cabriolet kommen, um nach dem Hôtel des großen Bankiers zu fahren. Das ging nicht ſo raſch, als ich gewünſcht hätte. Mein Einſpänner gerieth in eine pompöſe Wagenreihe, die ſich nur langſam fortbewegte; ihr Ziel aber war auch das meine. Der Bankier gab einen ſeiner glänzenden Bälle, zu welchem ſich das reichſte und vornehmſte Paris drängte. Endlich gelangte ich zur Treppe, eine wahre Jakobsleiter, auf der die Engel nur auf- und nicht niederſtiegen. Parfüms berauſchten mich, Diamanten und weiße Schultern tanzten vor meinen Augen. Ich pries meinen Stern, der mir, kaum eine Stunde in Paris, ſchon einen jener ſeltenen Taumelkelche an die Lippen zu ſetzen ſchien, welchen Leute Meinesgleichen oft nur durch einen langjährigen Aufenthalt erringen.

„Die anmeldenden Kammerdiener, welche an der Schwelle des erſten Salon die Namen des Kommenden ausrufen, fragten mich um den meinen. Jedem unangenehmen Mißverſtändniß vorzubeugen, erklärte ich ſogleich den Hauptzweck meines Erſcheinens als einen geſchäftlichen, der keinen Aufſchub erleiden könne, und verlangte un-

mittelbar den Herrn des Hauſes zu ſprechen. Ein anderer dienender Geiſt, der weder die Livrée noch feſtliche weiße Cravatte ſeiner Collegen trug, wurde herbeigeholt und nachdem ich ſein Befremden durch glaubwürdige Angaben beſeitigt hatte, führte er mich in ein abſeits gelegenes einfaches Schreibzimmer. Wenige Augenblicke ſpäter ſtand der Bankier vor mir. Er empfing meine Briefe, hörte meine mündlichen Berichte und entfernte ſich mit der Bitte, ſeine Rückkehr zu erwarten. Ich ſchwelgte, als ich allein war, in dem Gedanken, in Paris zu ſein, und ſobald das Geſchäft für heute abgethan ſein werde, mich in den langerſehnten Wirbel ſtürzen zu können. Mit mehren Herren zurückkehrend, die ſich zum Schreiben zurechtſetzten, fragte mich der Bankier, ob ich von der Reiſe ſehr ermüdet wäre, da ich wol einige Nächte nicht geſchlafen hätte. Eine freudige Ahnung glitt mir in das Herz, er werde mich zur Theilnahme an ſeinem Ball auffodern. Mit dem Ungeſtüm der Jugend verneinte ich ſeine Frage.

„«Nun, das iſt mir lieb», ſagte er gleichmüthig, «und Ihr freudiger Eifer im Geſchäft verdient außerdem Anerkennung! Sie haben nur vier Stunden Zeit zu ſchlafen, denn Sie verlaſſen morgen mit dem erſten Zuge Paris und machen mit meinen Briefen dieſelbe Kurierreiſe wieder zurück!»

„Es mochte ſich mein ganzes Entſetzen auf meinem Geſicht abgeſpiegelt haben, denn der Bankier faßte mich neugierig ins Auge und ſeine Züge wurden immer wohlwollender, je länger er mich betrachtete. Er ſchien den Grund meines Schreckens zu errathen.

„«Sie haben es ſich wol anders vorgeſtellt?» ſagte er mit gütigem Lächeln; «aber da hilft nun nichts mehr! Mein Bruder verläßt ſich auf Sie, Sie haben die Pflicht übernommen, die Sache kann nicht verſchoben werden und es iſt nicht mehr Zeit, einen Andern damit zu betrauen! Mein Bruder konnte nicht wiſſen, daß eben erledigt wurde, was nach ſeiner Meinung noch monatelang in der Schwebe bleiben ſollte. Wollen Sie indeſſen einen kleinen Ausſchnitt von Paris kennenlernen, ſo folgen Sie mir in den Salon und miſchen Sie ſich in die Geſellſchaft. Es iſt mir ohnehin angenehm, wenn ich Sie nöthigenfalls in dieſer Nacht noch ſprechen kann, bevor ich Sie expedire. Wollen Sie aber lieber ſchlafen, ſo wird der Buchhalter um 4 Uhr Morgens bei Ihnen ſein.»

„Ich hatte wenigſtens äußerlich meinen Gleichmuth wiedergewonnen. Den Menſchen, die uns wie eine Maſchine kaufen und die uns bezahlen, wie man eine Maſchine heizt, die unſer inneres Leben getrennt, weil ſie kein ſolches vorausſetzen, wollte ich kein mich demüthigendes Schauſpiel ihrer Macht geben. Ich erklärte dem Manne, daß ich nur, weil er ſelbſt mich in der Nähe zu haben wünſchte, bereit wäre, ihm in den Salon zu folgen.

„Meine Seele war wie geſchwommen von einem Fall aus erträumter Höhe. Ach, dieſe Höhe wäre der Gipfel meines Glücks geweſen! Ein ſchimmernder Traum aus dem Wunderreich: Paris — und wäre es auch nur ſoviel geweſen, als in einem einzigen Monat genoſſen werden kann! Trotz meiner Niedergeſchlagenheit konnte ich mich dem Eindruck angenehmer Ueberraſchung nicht entziehen, als ich die Pracht der Säle und in ihnen den Glanz der Geſellſchaft erblickte. Ich blieb aber ſo ruhig und unbefangen, als ob alles Dies ſpurlos an mir abgeglitten wäre; «nil admirari!» flüſterte mir mein Stolz zu, wenn ich den Blick des Hausherrn prüfend auf mir ruhen glaubte. Bald fand ich mich von ihm getrennt und ſteuerte allein durch dieſe wogende, ſchimmernde Welt. Faſt wäre meine Unbefangenheit einer peinlichen Angſt gewichen, als ich mich hier und da zum Gegenſtand einer beſondern Aufmerkſamkeit werden ſah, ja ein gewiſſes Aufſehen erregte, deſſen Grund ich mir nicht gleich zu erklären vermochte. Im Tanzſaal erſt belehrte mich darüber das erlauſchte Geflüſter einiger Damen; es war der geringſte Vorzug, der einem Manne zutheil werden kann und den Sie ſelbſt laute de mieux an mir rühmten; es war meine äußere Erſcheinung, was die Augen auf mich lenkte. Sie war es auch, wie ich leicht errathen konnte, die Anfoderungen an den Hausherrn bewirkte, der ſich ſonſt wenig um mich gekümmert hätte, mich einigen Herren und Damen vorzuſtellen. Was hätte auch ſonſt an dem unbekannten, namenloſen Deutſchen intereſſiren ſollen? Abermals ſehr unbefangen ſah ich mich jetzt gewiſſermaßen zu einem Schauſtück erhoben; was galt mir jetzt dieſe Geſellſchaft, der ich ihr am nächſten Morgen den Rücken kehren ſollte? Was lag mir an günſtigen oder ungünſtigen Eindrücken, die ich hervorbrachte? Hier hier ſen ſich für mich keine fortwirkenden Beziehungen anknüpfen; es war ein Abend ohne Zukunft, all dieſe reizende, goldene Wirklichkeit nur ein närriſcher Traum, von dem nichts übrigbleibt, der nie geweſen iſt, wenn ich am nächſten Morgen die Augen im Reiſewagen aufſchlage.

„Und diese Betrachtung, die mir ein Trost sein sollte, fuhr mir plötzlich schmerzhaft wie ein Dolch ins Herz, als ich zwei große, brennende Augen auf mich gerichtet sah. Sie gehörten einem jungen Mädchen von außerordentlicher Schönheit, einer Schönheit, die den Charakter des Südens trug. Mit Hülfe einer der bereits angeknüpften Bekanntschaften wurde ich ihrer Mutter, neben der sie saß, vorgestellt. Das Mädchen erröthete dabei, während mein Blick auf ihr ruhte, so stark und es folgte gleich darauf eine so intensive Blässe, daß ich ihr eine besondere Bewegung wol anmerken konnte. Der gefällige Franzose, der mich vorstellte, hatte mich einen Schüzling des Hausherrn genannt. Ich tanzte mit dem Mädchen. Sie war die Enkelin eines der während des ersten Kaiserreichs Geächteten. Eine gewisse leidenschaftliche Eingedrücktheit, die man von ihrem [illegible] lichen Ursprung hätte herleiten können, vermischte sich in ihr mit der aristokratischen Kunst, die genauesten Grenzen der Grazie und des Anstandes innezuhalten; spanisches und französisches Blut machten äußerlich wie innerlich ein ganz eigenthümliches Wesen aus ihr. Die Polka war damals in Paris erst en vogue gekommen und wurde mit einer Art Wuth getanzt. Nie hatte ich früher, nie habe ich nachher eine Lebenslust empfunden wie in jener Nacht, das schöne Mädchen im Arm, von dem ich nicht mehr loskam.

„Schon als ich sie zum ersten mal wieder zu ihrem Sitz zurückführte, loderte in mir eine tiefe, unauslöschliche Leidenschaft für sie. Und wie man aromatische Körner in eine Flamme wirft, daß sie nur noch höher aufwirbele und ihr Rauch mit süßem Duft betäube, so warf sie in meine Flamme ihre Worte, Blicke, Geberden, süß berauschende Verräther ihrer eigenen, ebenso schnell entfachten Leidenschaft, die meine Glut bis zur Ekstase steigerten. Naturen wie sie und ich konnten nur beim ersten Blick oder niemals lieben. Und zu wissen, daß dies Alles nur ein Schattenspiel an der Wand, ein Märchen, spurlos aufgezehrt vom ersten Strahl der Morgendämmerung! Wie groß auch die Entfernung ihrer und meiner socialen Stellung war — diese Kluft hätten Liebe, Kühnheit und Ausdauer zulezt zu überspringen gewußt. Aber fort müssen, den Boden unter den Füßen verlieren, mit einem Ruck in eine ganz andere Welt versezt werden, wo es keine Annäherung, keine Brücke mehr gibt — soviel wie man aus einem wachen Zustande in einen Traum überspringen kann —, das war fürchterlich! In jener Nacht aber fühlte ich den Schmerz nur als Empörung. Ich hätte in dieser Welt, aus der ich scheiden mußte, gern ein Verbrechen zurückgelassen, nur um der Flucht, zu der ich so wahnsinnig, so gewaltsam gezwungen wurde, einen Anschein von Nothwendigkeit, von Vernunft zu geben.

„Mit Schaudern gewahrte ich, daß die Säle sich zu leeren anfingen; es mußte spät geworden sein; ein Dämon verwandelte die Stunden des Glücks in Secunden. Nun warf ich alle Bedenken weit von mir; von der Menge, die mir die kurze Spanne Zeit möglicherweise noch geben konnte, sollte mir kein Atom verlorengehen. Es gelang mir, das Mädchen in einen der entfernteren Nebensäle zu führen, wo sich im Augenblick Niemand befand. Schwere Damastvorhänge verhüllten die Fensternische. Dorthin führte ich sie mit mir, ohne Besinnung und ehe sie selbst sich besinnen konnte.

Mein Arm berührte ihren Nacken, der, weiß und kalt, Freudefunken in meine Adern sprühte. Es war ein Augenblick, in welchem man, wie Kleopatra mit ihrer Perle, den Werth von Königreichen in einem einzigen Athemzuge verschlingt. Sanft strich sie mit der Hand über meine Stirn, wie um mich auf diese Weise von sich abzuhalten; dann aber, den Kopf zur Seite wendend, flüsterte sie mir ins Ohr:

„‚Ein Laut von mir und Sie sind des Todes! Wenn ich um Hülfe rufe, so stößt Ihnen mein Vater, mein Bruder ein Messer ins Herz. Und ich rufe um Hülfe, wenn Sie nicht augenblicklich die Arme sinken lassen! Sie fürchten das nicht; aber ich will Sie erhalten wissen, ich! Leben Sie für mich, meiner Liebe, meinem Hoffen! Denn ich liebe Sie, ich bin nicht albern genug, zu leugnen, was Sie wissen müssen, und es zu verschweigen wäre kein Mittel, uns wiederzusehen!‘

„Ich wurde bei diesem Geständniß ihrer Liebe schwach wie ein Kind und zitterte wie ein Weib. Sie hatte den Augenblick, da ich sie unwillkürlich losließ, benuzt, um die Vorhänge beiseite zu schieben und mir zu entfliehen. Waren ihre Worte nur eine List gewesen, um sich von mir zu befreien? fragte ich mich, während ich ihr langsam folgte.

„Nein! Denn ehe ich den Tanzsaal erreicht hatte, kam sie mir wieder entgegen. Einen Augenblick bei mir stehenbleibend, sagte sie rasch und leise:

„‚Ein fürchterliches Verhängniß schwebt über mir; ich war entschlossen, mich ihm zu fügen —

das diesen Abend. Nun nicht mehr, da ich Sie gesehen. Darum darfte ich Ihnen meine Empfindung nicht verbergen. Das allein gibt mir das Recht, auf Ihre Treue und Ihren Muth zu zählen, nachdem auch für Sie, wie Ihr glühendes Wort mir bekennete, unsere Begegnung ein Schicksal geworden. Hören Sie morgen in der Marienkirche die Messe und erwarten Sie das Uebrige!'

„Ihre Mutter stand an der Schwelle des Zimmers, von einem Herrn im Gespräch aufgehalten. Im Augenblick, da sie auf ihre Tochter zuschritt, legte sich ein Arm freundschaftlich in den meinen. Es war der Bankier, der mich mit der Meinung, daß 4 Uhr Morgens bereits vorüber und höchste Zeit sei abzureisen, höchst liebenswürdig, höchst gastfreundlich aus seinem Salon hinausbegleitete. Die Thränen des Dankes schlossen sich besser mit. Als mir wieder in dem feinen Schreibstübchen die Briefe und Weisungen übergeben wurden, hatte ich den Gedanken, mich dem reichen Manne zu Füßen zu werfen, um nur einen Tag Aufschub zu erflehen. Ich wußte, daß ein solches Verlangen nur die eherne Brust des Geschäftsmannes finden würde. Dennoch wagte ich eine dahin zielende Aeußerung. Das Resultat war denn auch das erwartete. Ich möge vor allem ein ehrlicher Mann sein, hieß es, und ausführen, was ich übernommen; ferner meine Carrière bedenken, zu welcher das Vertrauen, das mir die Brüder schenkten, ein so guter Anfang sei; es werde sich Gelegenheit für mich finden, Paris wiederzusehen, u. s. w.

„Ich hatte die Schwäche, ein Held und zugleich ein ehrlicher Mann zu sein; der grauende Morgen fand mich auf der Reise nach Wien. Nur in Romanen haben Verliebte immer Geld und immer Zeit — den Roman weiterzuführen, der sonst so bald zu Ende wäre wie der meine."

Soweit hatte der junge Mann erzählt und versank dann in nachdenkliches Schweigen. „Und Sie sind niemals wieder nach Paris zurückgekommen?" fragte ich ihn. „Jawol!" erwiderte er. „Der Dienst, den ich meinem Hause geleistet, blieb nicht unbelohnt. Ich wurde an einer Speculation betheiligt und zwei Jahre nach dem pariser Abenteuer war ich ein wohlhabender Mann. Statt, wie man erwartet hatte, mich und meinen Gewinn im Geschäft zu lassen, zog ich beide daraus zurück, legte meinen Gewinn auf Renten und mich auf die Bärenhaut, um fortan zu leben, ohne ein Karrengaul zu sein. Die erste Summe aber, die ich erhob, galt der Reise nach Paris. Ich hatte in der Zwischenzeit natürlich Erkundigungen eingezogen; das unglückliche Mädchen hatte geheirathet; das war ohne Zweifel das Verhängniß, von dem sie gesprochen. Der Vermählten begegnete ich in einem vornehmen Salon. Sie schien mich nicht zu kennen. In einem Augenblicke, da man uns nicht beobachtete, warf sie mich mit einem entsetzlichen Blick von Kopf bis zum Fuß. Nur werde ich von diesem Blick genesen!

„Sie wußte nicht, daß ich nicht immer in Paris gelebt habe; wie mochte ihr mein Andenken vorgekommen sein, welche für mich schmähliche Deutung mußte sie dadurch der Sache in der Fremde geben! Jede Möglichkeit einer Verständigung aber schnitt sie mir abscheulich ab. Ich sah sie nicht wieder. Ich erfuhr, daß sie nach fürchterlichen Auftritten mit ihrem Manne, mit dem sie die unglücklichste Ehe führte, von einem zerstörenden Nervenleiden befallen wurde. Die Aerzte schickten sie in die Pyrenäenbäder — wo sie starb. Ich verließ Paris und reise seitdem."

„Begreifen Sie nun", fuhr er nach einer Pause fort, „meine Sehnsucht nach einem Scheiden aus dieser Welt, ohne daß ich deshalb von mir selbst, von meinem Schmerz scheiden müßte, der mir durch die Erinnerung, die er mit einschließt, theuer geworden ist? Nach einem Untergang, der nicht der Tod wäre, sondern die Grabesruhe des Klosters? Wo Alles abstirbt und man nichts mehr ist als der Schmerz selbst? Wo es keine andern Interessen, keine andern Pflichten mehr gibt, als den Schmerz zu verklären durch Resignation, keine andere Thätigkeit als den Cultus, durch den er zur Religion mit ihren Tröstungen erhoben wird?"

Die Gondel stieß ans Ufer; das einfache Gebäude der Armenier lag vor uns im Sonnenglanz schweigender Mittagsruhe. An den Eingangsstufen saßen zwei der ehrwürdigen Väter in ihren braunen Gewändern und kein Maler hätte sie an anderer Stelle und in anderer Stellung gewünscht. Künstlerisch ordnet sich von selbst Alles in diesem Lande. Sie erhoben sich, als wir uns näherten, grüßten uns und verschwanden. Auf unser beim Pförtner geäußertes Verlangen, das Kloster zu besichtigen, erschien ein noch junger Ordensbruder, dem an diesem Tage das Amt zugefallen war, etwaige Besucher umherzuführen. Sowol in italienischer als französischer Sprache konnten wir uns mit ihm verständigen und sein gefälliger Eifer enthob uns dem unangenehmen Gefühl, ihm vielleicht einen lästigen Dienst aufzubürden.

Zu beiden Seiten der äußern Kuppelform befinden sich zwei Grabmäler; eins, von brauner antiker Form, soll die Asche eines ehemaligen Directors der Insel, als sie noch der Sitz des Hospitals war; das andere, ganz modern, von weißem Marmor, erwartet, wie ich glaube, die Asche Dessen, der es sich bestimmt hat, einst entgeisteten Mitgliedes des Ordens. Zu Füßen des Hauptaltars der Kirche ist Mechitar begraben, der Stifter des Klosters sowol als der Gründer des Ordens (gest. 1749), von dem dieser seinen Namen (oder Mechitaristen), und dessen merkwürdiges Leben noch einer ausführlichen, würdigen Darstellung harrt. Die Kirche besitzt ein Bild von der Hand eines berühmten Malers, eine Copie der heiligen Jungfrau von Sassoferrato, welche andere Gemälde enthalten sich an die Geschichte der Armenier.

Der Bibliothek, zu der vom Refectorium eine Treppe hinaufführt, ist der bewundernswürdigste Theil des Klosters. Zu den Merkwürdigkeiten, die sie schmücken, gehört auch eine Mumie, das Geschenk eines Ministers des ehemaligen Vicekönigs von Aegypten, Mehemed-Ali. Ein besonderer Raum der Bibliothek umschließt 1500 armenische Manuscripte, von denen die Mehrzahl noch ungedruckt ist.

Ein wichtiger Bestandtheil des Klosters ist die Druckerei, schon von Mechitar gegründet und nach dem Muster der besten europäischen eingerichtet. Die Setzer sind italienische Arbeiter, die in der reinmateriellen Kenntniß der armenischen Schriftzeichen unterrichtet werden. Vier Pressen sind hier fast unausgesetzt beschäftigt und die Bücher, die unter Leitung der Väter hervorgehen, verbreiten sich nach Konstantinopel, in das Innere von Asien, nach Indien.

Es waren jedoch viel weniger diese verschiedenen Sehenswürdigkeiten als die Mittheilungen, die uns dabei wurden, was einen tiefen Eindruck auf mich und einen unerwarteten auf meinen melancholischen Begleiter hervorbrachte. In allen Stücken entrollte sich uns das Bild der angestrengtesten Thätigkeit aller einzelnen Mitglieder sowie der unausgesetzten Wirksamkeit des Ordens für Erziehungs- und Bildungszwecke seines Volks. Was mich am Morgen dieses Tags zunächst zum Besuch des Klosters angeregt hatte, kam mir wieder in Erinnerung. Ich citirte dem jungen Manne neben mir die Worte des französischen Schriftstellers, die ich an den Eingang dieser Zeilen gestellt habe. Hier war kein Zufluchtsort für die stille Unthätigkeit und in sich selbst verlorene Melancholie.

Die Gestalten langen und wir schwiegen, als wir wieder durch die weite, hohe Bogenhalle glitten. Ich hegte den Wunsch, daß die Nachweisung des Gelehrten und Erlebten sich als eine wohlthätige in den Anschauungen meines Begleiters geltend machte. Er hatte die Lebensformen hier nicht gefunden, die er sich vorgestellt und die er als die seinem Schmerz angemessenen sich dachte. Sollte aber die exclusive Thätigkeit für Andere Welt, wovon er hier Beispiele gesehen, ihm nicht als das wahre Heilmittel erscheinen sein? Ich mag es nicht zu hoffen. Gewiß manche wurden von uns auf, einer von den großen Schmerzen [illegible] Meisterstücken zu Stein gewordene. Hier hatten sich von selbst die Pforten für die mildere Selbstbetäubung einer eigenen Welt.

Zur Geschichte der Luftschiffahrt.

Von Karl Müller

II.

Als Biot und Gay-Lussac eine Höhe von 6500 Fuß Rheinisch erreicht hatten, begannen sie ihre Beobachtungen. Die Magnetnadel ward wie gewöhnlich vom Eisen angezogen, aber es war ihnen diesmal unmöglich, die Summe ihrer Oscillationen oder Schwankungen mit Genauigkeit zu bestimmen, weil der Ballon selbst eine langsame Rotationsbewegung hatte. Die Voltaische Säule zeigte all ihre gewöhnlichen Wirkungen, gab ihren eigenthümlichen Vitriolgeschmack ab, wirkte erregend auf das Nervensystem und verursachte Zersetzung des Wassers. In einer Höhe von 8000 Fuß schienen die Thiere, welche sie mitsichführten, von der Verdünnung der Luft zu leiden. Die beiden Naturforscher bemerkten zwar eine bedeutende Beschleunigung ihres eigenen Pulsschlags, sonst aber keinerlei Unbehaglichkeit noch Athmungsbeschwerden irgendwelcher Art. Die höchste Höhe, welche sie erreichten, war 13,000 Fuß und das Ergebniß ihrer angestellten Versuche in dieser Erdferne ging dahin, daß die Kraft der magnetischen Anziehung nicht fühlbar vermindert war und daß in diesen höhern Regionen der Atmosphäre eine bedeutende Menge von Elektricität sich vorfand.

Auf das Ansuchen mehrer namhafter pariser Gelehrten, welche dieselben Beobachtungen und Versuche in der größten Höhe angestellt zu sehen wünschten, die nur erreicht werden könnte, machte Gay-Lussac allein noch eine zweite Luftfahrt, stieg

am Morgen des 15. September 1804 abermals vom Garten der Modellsammlung auf und erhob sich in allmäligen Schwingungen zu einer sehr bedeutenden Höhe. Er machte abermals in kurzen Zwischenräumen seine Beobachtungen über den Zustand des Barometers, Thermometers und Hygrometers, die er nachher in einer tabellarischen Uebersicht zusammenstellte; leider aber versäumte er dabei einen sehr wichtigen Punkt, nämlich die Zeit anzugeben, in welcher er die einzelnen Beobachtungen machte, was von dem größten Interesse gewesen wäre, denn die Ergebnisse mußten nothwendig durch das Verrinnen der Tageszeit modificirt werden sein und ihr Werth wäre um ein Bedeutendes erhöht, wenn man seine Beobachtungen mit denjenigen hätte vergleichen können, welche gleichzeitig auf der pariser Sternwarte angestellt wurden. Während des Aufsteigens des Ballon war der Zustand des Hygrometers schwankend, verrieth aber offenbar eine steigende Trockenheit; das Thermometer wies eine Abnahme von Wärme in der Atmosphäre nach, aber die Zunahme war nicht gleichförmig, denn das Verhältniß ist in den obern Regionen größer als in den untern, weil diese mehr durch die Erde erwärmt werden. Aus funfzehn, in verschiedenen Höhen angestellten Beobachtungen ergab sich, daß die Oscillationen einer fein aufgehängten Magnetnadel sehr wenig von den Schwankungen derselben an der Erdoberfläche sich unterschieden. In einer Meereshöhe von 21,460 Fuß füllte Gay-Lussac die eine und in einer Höhe von 21,790 Fuß Rheinisch die andere seiner luftleeren Flaschen mit atmosphärischer Luft. Er stieg hierauf immer weiter, bis er sich 22,912 Fuß über Paris oder 23,040 Fuß über dem Meeresspiegel befand, also beinahe eine deutsche Meile über dem Niveau des Mittelländischen Meers. Dies war die höchste Höhe, welche er erreichte, und kommt beinahe dem Gipfel der höchsten Berge der Erde in Amerika und Asien gleich — eine Erdferne, bis zu welcher sich vor ihm noch kein Sterblicher erhoben hatte. Der Muth und die kaltblütige Unerschrockenheit, mit welcher Gay-Lussac in dieser ungeheuern Höhe seine Messungen und Operationen ebenso gelassen und pünktlich vornahm, als ob er in seinem Studirzimmer in Paris gewesen wäre, verdienen die größte Anerkennung und Bewunderung. Er war zwar warm gekleidet, aber er begann nun doch von der ausnehmenden Kälte zu leiden, sein Pulsschlag war bedeutend beschleunigt, das Athmen erschwert und die Einathmung der verdünnten trockenen Luft — denn diese war hier eben noch einmal so dünn als sonst, sobald das Barometer nur auf 12,0" stand — dörrte ihm die Kehle aus, daß er kaum noch einen Bissen Brot genießen konnte. Er kam indessen ein Viertel vor 4 Uhr Nachmittags in der Nähe des Weilers St.-Gourgan, ungefähr 3½ deutsche Meilen von Rouen, wohlbehalten wieder auf die Erde herab. Sobald er in Paris anlangte, eilte er in das Laboratorium der Polytechnischen Schule, um die Luft zu analysiren, die er aus den obern Regionen der Atmosphäre mit heruntergebracht hatte. Die angestellte genaue Analyse ergab, daß die Bestandtheile und Mischungsverhältnisse jener Luft genau dieselben waren wie in der untersten Region der Atmosphäre, unmittelbar an der Erdoberfläche, nämlich, daß 1000 Theile ebenfalls 215 Theile Sauerstoff enthielten, die atmosphärische Luft also in allen Lagen stets dieselbe ist. Diese Luftfahrten der beiden Naturforscher sind als die ersten, welche um reinwissenschaftlicher Zwecke willen angestellt wurden, für alle Zeiten merkwürdig.

Den bedeutendsten Fortschritt in der Technik der Luftschiffahrt führte der Engländer Charles Green herbei, welcher sich seit 1821 diesem Beruf widmete. Er kam zuerst auf die Idee, zur Füllung der Ballons das Kohlenwasserstoff- oder gewöhnliche Leuchtgas zu verwenden, einmal weil es leichter zu erhalten ist als das reine Wasserstoffgas, auch in größern Mengen bereitet werden kann, sich minder rasch mit der atmosphärischen Luft verbindet und endlich, weil es um ein namhaftes Theil wohlfeiler. Die Verwendung dieses Gases zur Füllung der Ballons war in der That ein ebenso großer Fortschritt von den Charlièren, wie diese einst ihn von den Montgolfièren gethan. Die Anwendung des reinen Wasserstoffgases führt nämlich auch mancherlei ernste Uebelstände mit sich; oft mußten mehre Tage der angstvollsten Erwartung auf die Füllung der Ballons mit diesem Gase verwendet werden, wegen der Feinheit seiner Theilchen und wegen seiner großen chemischen Verwandtschaft zu denen der umgebenden Atmosphäre entwich es beinahe ebenso schnell wieder aus dem Ballon, als es erzeugt wurde. Um nun die Probehaltigkeit seiner Idee genauer zu ermitteln, verfertigte Green einen Ballon, füllte ihn mit Leuchtgas und machte damit von einem der londoner Parks aus eine gelungene Luftfahrt am Tage der Krönung Georg's IV. Seither hat er mehre hundert Fahrten in verschiedenen Ländern veranstaltet und sich zur Füllung seines Ballons stets des Leuchtgases oder schweren Kohlenwasserstoffgases bedient.

Mit einem wenig größern Ballon machte Charles Green auch jene berühmte Luftreiſe, auf welcher er im November 1836 binnen 19 Stunden von London aus bis nach Weilburg im Naſſauiſchen (eine Strecke von mehr als 90 deutſchen Meilen weit) mit zwei Gefährten flog und wohlbehalten anlangte.

Green's Schriften lieſt aber darum nicht Jeder. Ein hauptſächlicher Hinderniß für erfolgreiche Ausübung dieſer Kunſt iſt die Schwierigkeit, die Elaſticität des Ballons auf ſeinem Wege durch die Luft für längere Zeit ungeminbert zu erhalten. Es iſt durch übereinſtimmende Erfahrung aller Luftſchiffer erwieſen, daß zwiſchen der Erde und einer Höhe von ungefähr 10,000 Parſerſchen Fuß über der Meeresfläche eine Menge von Luftſtrömungen exiſtiren, welche bald in dieſer, bald in jener Richtung wehen. Wenn daher der Luftſchiffer diejenige Höhe erreicht hat, wo er eine Luftſtrömung vorfindet, die ihn in der gewünſchten Richtung forttreibt, ſo iſt es für ihn von größter Wichtigkeit, auch in dieſer Höhe bleiben zu können. Allein ſelten wird der Ballon ſich in dieſer Höhe halten und zwar infolge einer Vermehrung oder Verminderung ſeines Gewichts, welche von verſchiedenen Urſachen herrühren kann. Die großen Schwankungen, welche, von der Temperatur abhängig, ſtets im Gewicht der Atmoſphäre ſtattfinden, der Niederſchlag von Feuchtigkeit auf der Oberfläche des Ballons und deren nachherige Verdunſtung durch das Steigen der Temperatur, die abwechſelnde Erwärmung und Abkühlung des gaſigen Ballonin halts, je nachdem derſelbe der Einwirkung der Sonnenſtrahlen ausgeſetzt oder derſelben durch zwiſchenliegende Wolkenſchichten entzogen iſt, ſowie manche andere minder bekannte, wenn auch nicht minder wirkſame Urſachen erſchweren das gleichmäßige Steigen des Ballons und ſein andauerndes Verharren in einer beſtimmten Höhe. Auf die Beſeitigung dieſer Mißſtände hat Green ſein ganzes Streben gerichtet und wenn es ihm auch bisher noch nicht gelungen iſt, alle zu bekämpfen, ſo hat er doch eine Menge „Vortheile" ausfindig gemacht, welche ſeine Fahrten zu beſonders gelungenen und ſichern machen.

In Deutſchland hat die Luftſchiffahrt nie ſonderlich viele Jünger gefunden. In früherer Zeit war Profeſſor Reichenbach faſt der einzige, der dieſe waghalſige Kunſt betrieb und mit ſeiner Frau manche Luftfahrt machte. Die Mehrzahl der Luftſchiffer, welche ſich in Deutſchland zeigten, waren Franzoſen und Engländer. Erſt neuerdings iſt wieder ein deutſcher Aeronaut aufgetaucht in der Perſon des frühern Schneidermeiſters Wenzinger aus Karlsruhe, noch ein Neuling in ſeinem Fach, aber kühn und unternehmend.

Mit größerm Erfolg fand dieſe Kunſt in den Vereinigten Staaten, wo Blanchard die erſte Luftfahrt auf amerikaniſchem Boden im Januar 1793 unternahm, der Waſhington als Zuſchauer beiwohnte. Ihm folgten Hosier, Miller und Andere, beide Europäer. Nach ihnen unternahm ein gewiſſer Durant aus Neuyork viele und zum Theil bewunderte Luftfahrten. Jetzt iſt es Mr. Wiſe, ein ehemaliger Klaviermacher aus Philadelphia, welcher Green der bekannteſte Aeronaut; er mag gegen 200 Luftfahrten gemacht haben. Er beſchäftigt ſich ſeit 1835 mit dieſem Fache und hat darüber ein treffliches Werk geſchrieben, welchem wir manche unſerer Notizen entlehnt haben, denn er hat ſich die wiſſenſchaftlichen Principien ſeines Fachs meiſterhaft zueigen gemacht. Bald nachdem er ſich auf dieſes Fach gelegt hatte, beſchloß Herr Wiſe den Verſuch zu machen, ob man nicht mit dem Ballon noch wohlbehalten auf die Erde niederſteigen könne, wenn er in einer Höhe von 5—10,000 Fuß geplatzt ſei. Er meinte nämlich, der Ballon werde in einem ſolchen Falle ſelber eine Art Fallſchirm bilden und wegen des Widerſtandes, welchen ihm die Luft und er dieſer entgegenſetze, nur langſam zur Erde niederſinken. Nachdem er ſich alſo einen Luftballon von feinem Baumwollenſtoff angefertigt und denſelben mit einem neuerfundenen Firniß gummirt und überzogen hatte, ſtieg er darin, wie er es angekündigt, am 11. Auguſt 1838, Mittags 2 Uhr, zu Eaſton in Pennſylvanien empor, mit dem feſten Entſchluß, den betreffenden Verſuch zu machen, welchen er allerdings weder dem Publicum noch ſeinen ſpecielen Freunden mittheilte. Er nahm zwei Fallſchirme mit hinauf, in dem einen einen Hund, im andern eine Katze. Als der Ballon ſich einer dichten Schicht dunkler Wolken näherte, begrüßten einige hellzuckende Blitze, gefolgt von ſchwerem Donnerrollen, ſeine Auffahrt. Dies verlieh dem erſten Theil ſeiner Fahrt einen furchtbaren, aber auch grandioſen und impoſanten Anblick, erfüllte ihn anfangs zwar auch mit einem leiſen Schauer, beſtärkte ihn aber aufs neue in der Abſicht, ſeinen Ballon zerplatzen zu laſſen. Als er in verſchiedenen Höhen ſeine beiden Fallſchirme ausgeſetzt hatte, die auch beide den Boden glücklich erreichten, ſtieg er bis zu einer Erdferne von 13000 Fuß, wo die Spannung des Gaſes im Ballon ihren höch-

den Grad einnahm und — weil der Ballon noch immer stieg — ihm die Ueberzeugung gab, daß [illegible] gelogen wäre, wenn er nicht rasch das Sicherheitsventil öffne, um einen Theil des Gases entweichen zu lassen. In diesem kritischen Augenblicke wurde er doch einigermaßen beruhigt und bemerkte, daß er und der Gondel hinreichender, ungefähr [illegible] Fuß unter sich die wolkenlosen Berge von einer Seite zur andern gehen sah. Er nahm seine Uhr, welche in seinem Taschenbuch die Zeit — 20 Minuten nach 2 Uhr — wollte deßhalb suchen wieder in die Tasche stecken, mit dem Gedanken, daß er das Manöver zu seinem Versuche nicht sehr günstig gewählt habe, und schwankte noch, ob er nicht lieber von demselben abstehen und die Klappe öffnen sollte — als der Ballon unversehens sprang. Sein Vertrauen in den Erfolg seines Unternehmens verlieh ihm zwar Muth, aber er gesteht doch, daß es ein Augenblick der furchtbarsten Spannung gewesen sey. Das Gas entwich mit entsetzlichem Geräusch durch einen Riß oben im Ballon und in weniger als zehn Secunden war der Ballon von jedem Atom von Wasserstoffgas geleert. Der Fall war anfangs rasch und als Wise nach einigen Secunden hinaufblickte, entdeckte er, daß der Ballon sich umgelegt, allein das Gewicht der Gondel wirkte seiner Neigung zum Umschlagen entgegen und gab dem Ballon eine oscillirende Bewegung, welche er beibehielt, bis er die Erde wieder erreichte, wo er mit einem so heftigen Stoße auffiel und die Gondel so schief an den Boden anstieß, daß Wise zehn Fuß weit herausgeschleudert wurde, ohne indeß erheblichen Schaden zu leiden. Der Ball fiel auf eine Meierei, ungefähr zwei deutsche Meilen von Easton nieder und ehe noch eine Viertelstunde seit dem Fall vergangen war, hatte Wise sich schon vorgenommen, bei der ersten besten Gelegenheit den Versuch in Philadelphia zu wiederholen.

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Aus den Erfahrungen eines Erziehers.

V. Aeltern und Lehrer.

Ein flüchtiger Rückblick auf die Vergangenheit zeigt uns, daß die Schule seit einigen Jahrzehnden anerkennenswerthe Fortschritte in innerer wie in äußerer Vervollkommnung gemacht hat und man fragt daher mit Recht: Warum bleibt das Haus gegen dieses rastlose Streben der Schule zurück?

In der That, es ist nicht ermuthigend für den Lehrer, wenn er immer wieder zu der Bemerkung Veranlassung findet, daß die Aeltern doch meist nur wenig thun im Vergleich zu seinem eifrigen Bemühen, daß viel guter Wille, anzuerkennen, und eine gewisse Anerkennung seines Strebens nicht fehlt, daß aber beide weder energisch noch ausdauernd sind. Ja, der Vorwurf ist keineswegs unbegründet: die Aeltern sind oft über ihre Stellung zu dem Lehrer wie über ihren eigenen Beruf und ihr Ziel und Maß, ihn auszufüllen, nicht klar. Kann man im Grunde meinen, es sei mit der bloßen Erfahrung, der sich jedes Kind ganz nach und nach ermannt, oder mit den spärlichen Ueberresten des Gedächtnisses aus dem eigenen Vergangenheit, mit dem unvermeidlichen Gemisch vernünftiger Ansichten und konventionellen Vorurtheilen getan? Die Praxis allein macht noch keineswegs den rationellen, umsichtigen Erzieher; ein gewisser Grad von Kenntniß der Erziehungsgründe ist auch den Aeltern nicht mehr zu erlassen. Oder soll wirklich auf allen andern Gebieten allein der Grundsatz gelten: Ein richtiges Urtheil können nur Sachverständige fällen? Blos auf dem Gebiete der Erziehung wollen Alle verstehen zu erziehen, ohne es gelernt zu haben, und Jeder will noch dazu seine Meinung allein geltendmachen und meint allen Ernstes, das gehöre zu den Prärogativen des Vaterthums. Nein, mit diesem Wirrwar von Meinungen und separaten Grundsätzen fördern wir die Erziehung unserer Kinder nicht! Es ist vielmehr unerläßlich, daß jeder Vater wenigstens eine der kurzgefaßten Erziehungslehren gelesen habe oder, wenn ihm ein solches Buch nicht zugänglich ist oder nicht genügt, sich über Ziel und Wege für die Erziehung seiner Kinder, besonders in entscheidenden Fällen, bei einem erfahrenen und unparteiischen Lehrer Raths erhole.

Das Vertrauen auf eigene Einsicht, ohne Kenntniß der Sache, verschuldet ohne Widerrede einen großen Theil der Mißgriffe in der Erziehung, welche den Aeltern gewöhnlich erst in spätern Jahren so viele Noth bereiten. Daher schreibt sich zum Theil auch die Ueberzahl der jetzt sehr mittelmäßigen Leistungen unserer Kinder, ja selbst die aus der gänzlichen Unkenntniß richtiger und zusammenhängender Erziehungsansichten nicht selten hervorgehende Verwahrlosung von Kindern. Die Aeltern sollten darum ernstlicher suchen, in das rechte und zwar in ein freundschaftliches Verhältniß mit den Lehrern ihrer Kinder zu treten. Und haben sie in ihren Kreisen einen allseitig gebildeten und erfahrenen Lehrer gefunden, so sollte er, gleich dem Hausarzte, der Freund ihres Hau-

tet werden und nichts Wichtiges in der Kindererziehung unternommen werden ohne ihn. Ist und bleibt doch die Schule immer — das Haus mag sie nun würdigen oder nicht — die aufrichtigste und die verständigste Gehülfin des Hauses und zwischen beiden muß eine wahrhafte, gegenseitig begründete Achtung und Anerkennung herrschen, die nicht blos einander nichts in den Weg legen, die sich vielmehr entgegenkommen.

Wir würde dadurch der jüngere Lehrer an werthvollen Erfahrungen gewinnen, wie umgänglich und bescheiden würde ihn diese Gemüthlichkeit der Familie mit ihrer Sitte und Lebensart machen! Er würde die Aeltern oft richtiger zu beurtheilen lernen und die treue, warme Liebe glücklicher Kinderherzen nicht so oft mit der Schwäche verwechseln, die ihre Lieblinge verzärteln will. Auch die Schule kann Wärme und Besonnenheit von dem Hause lernen und die Aeltern haben vor dem jungen Lehrer wenigstens immer eine nicht zu verachtende Erfahrung voraus. Möge Eins das Andere verstehen und schätzen lernen und die Zukunft bald Aeltern und Lehrer in das rechte, innige Verhältniß und Einverständniß setzen, welches zur Erziehung unserer Kinder nothwendig ist!

M. H.

Wiener Bilder.

Von Friedrich von Sauer.

I. Im Coupé.

Wer will denn Alles gleich ergründen?
Sobald der Schnee schmilzt, wird's Frühling werden.
Goethe.

Ein buntes Gewühl herrschte auf dem Bahnhof der Oberschlesischen Eisenbahn, fast schien es, als wolle ganz Breslau sich durch diesen Kanal aufs Land ergießen, um der glühenden Hitze zu entrinnen. Und doch war dem nicht so, denn ganz Breslau wollte eben auf der Freiburger Bahn nach Kanth, welches durch die beiden Jesuitenmissionare, Brüder Grafen Klinkowström, eine magnetische Kraft gewonnen hatte. Andächtige Katholiken und neugierige Protestanten, bußfertige Sünder und leichtfertige Weiber — die Einen, weil sie sich von der begeisternden Rede bekehren lassen, die Andern, weil sie die schönen jungen Männer, deren Name in Aller Munde war, sehen wollten — Alles strömte nach Kanth und so ging's nun schon seit 14 Tagen. Allenthalben sprach man von nichts als von der Mission.

Der Zufall führte mich mit zwei jungen Männern in ein Coupé, welche das eng anliegende schwarze Oberkleid als Klerikern des katholischen Priesterseminars erkennen ließ. Mein vis-à-vis, ein Pole, ein Aufgeklärter, der auch den Beinamen nicht ohne Nutzen gelesen zu haben schien, begann alsbald einen der heißen Gefechten, welchen er heute Polnisch reden hören, über jenen Gegenstand zu interpelliren und in kurzem war ein lebhafter Religionsstreit engagirt. Mir zur linken thronte auf einem ungeheuern Koffern ein wüster aber interessanter Gesell mit lang herabhängender Mähne, dem ich ebenfalls die polnische Nationalität votirte; der Nachbar schüttelte aber den Kopf, als ich ihn in dieser Zunge anredete. Ich probirte nun meinen übrigen Sprachvorrath durch und fand in diesem Schlüsselbund am Italienischen einen Dietrich, der das verschlossene Gemüth zu öffnen vermochte; er erklärte mir in seiner der lateinverwandten Muttersprache, daß er ein walachischer Theolog sei und nach einer Reise durch Deutschland jetzt in Prag seine Studien fortsetzen wolle. Ich theilte ihm mit, daß eben hier im Coupe ein sein Fach berührender Kampf entbrannt sei und wiederholte ihm die pro und contra aufgestellten Behauptungen; sogleich nahm er das lebhafteste Interesse an dem dogmatischen Streit und wünschte neues Oel in die Flamme zu gießen durch mehre Thesen, welche ich dem polnischen Geistlichen verdolmetschen sollte. Dieser antwortete mir und nun begann eine Conversation, welche der der Apostel am ersten Pfingsttag nicht unähnlich gewesen sein mag und bei welcher ich den Exegeten machen mußte. Was ich von dem in walachischer Sprache Gesagten verstanden hatte, versuchte ich Polnisch wiederzugeben und die polnische Antwort wurde dann wieder Italienisch reproducirt. Da ich in meinem Dolmetscherthum nicht controlirt werden konnte, so machte ich mir kein Gewissen daraus, mitunter sehr frei zu übersetzen und häufig dem einen Das zu sagen, was der Andere gerade nicht gemeint hatte. So hatte ich binnen kurzem die Discutirenden in ein Netz der artigsten Mißverständnisse eingeschnürt und die Bemühungen, sich daraus zu befreien, ließen die Verhandlungen nur um so lebhafter werden, bis der fahrende Kirchentag auf den weisen Einfall kam, sie in lateinischer Sprache weiterzuführen, deren der Walache mächtig zu sein erklärt hatte. Der aufgeklärte Pole wurde dadurch von der Debatte ausgeschlossen; mein Wirken als Dragoman war nicht ferner erforderlich und ich blieb als Strafe meines Leichtsinns rettungslos im Fegefeuer sitzen, bis wohin mich die streitenden Parteien eben gedrängt

kamen. Der Wagen wechselte mit mir den Platz und auf seinem Sitzkissen sank ich bald in tiefen Schlaf. Aber auch hier blieb ich im fortgesetzten Kleine Teufel, mit lang herabhängenden Haaren, schürten die Glut, Brand auf Brand schleppten sie herzu, bis sie an der Sonne entzündet hatten; ordentlich im Takte prasselte die Flamme und hin und wieder tönte ein schrillender Pfiff wie Wehgeschrei der Gemarterten, welche in allen Zungen der slawischen und romanischen Sprachfamilien flehten, ihnen die Pein so unerhörter Transspiration zu erlassen. Endlich erschien der Engel der Gnade und rief mit lauter Stimme: „Station Kohl; nach Oberberg andere Wagen!“ Da zerfloß der Höllenpfuhl in Nichts, auch das Concil war gesprengt und die Mitglieder stürzten über Hals und Kopf aus dem Wagen hinaus. Der Wagner hatte sein Sitzkissen wie eine Heilskrone über den Kopf geworfen und rannte mit nach, um nicht in einen falschen Wagenzug zu gerathen.

II. Der „Strauß“.

Die Sprache hinterm Zecher
Der Zecher vom Becher
Der Dichter so sind.
Muß auch fort zum Tanze.
Daß die Vorhern vom Kranze
Fliegen im Wind

So schwirret der Augen
Zum Saal 'raus ins Schwingen
Der prächtigen Nacht.
Die Klänge verwehen,
Die Töne schon fehlen,
Da verstieben sie sacht.

Eichendorff.

Nirgends wol befindet sich die Affichenliteratur auf einer so hohen Stufe der räumlichen Ausdehnung, als in Wien und es möchte ein vergeblicher Versuch sein, den öffentlichen Eckenschriftstellern der Stadt eine Beschränkung nach Quadratzollen auferlegen zu wollen, um mit den Erzeugnissen ihres Geistes demnächst zierliche Säulen zu beflehen wie in Berlin; sie treiben ihr Geschäft ins Große und rechnen nur nach Quadratellen. Der Hauptmarkt für diesen Literaturzweig ist eine hohe Wand am Rothen-Thurmthor, die von oben bis unten mit endlos langen Anschlagzetteln bedeckt ist, gleichsam ebenso viel Arme, die sich verführerisch einladend dem Fremden entgegenstrecken. In welche soll er sich stürzen? Concert, Ball, Theater in allen Vorstädten — in Wien nimmt der Carneval das ganze Jahr kein Ende.

Schon von weitem war uns das mit Riesenbuchstaben geschriebene und in allen Farben des Regenbogens schillernde Wort „Lockvögeln“ aufgefallen. Dieses Wort, der wiener Grammatik nach der Nominativ Pluralis von „Lockvogel“, war aber der Titel eines neuen Walzers, worin „der Strauß“, wie in jedem neuchen Werke, sich selbst übertroffen haben sollte; heute Abend in seinem Benefizconcert im „Universum“ wollte er dies jüngste Kind seiner Muse zum ersten mal produciren. Für Diejenigen, welche nicht hinreichenden Kunstsinn besäßen, um durch die „Lockvögeln“ allein angelockt zu werden, waren mit seiner Schrift noch bengalische Flammen und Kanonenschläge in Aussicht gestellt, und je näher wir dem Zentel kamen, desto mehr kleinere Raketen sahen wir um die bunte Centralsonne anschießen, welche heute Abend im „Universum“ aufgehen sollte, das ganze Volksfest aber war die Ankündigung des glänzendsten Zauberfestes, welches die Phantasie eines orientalischen Märchendichters je hätte gestalten können.

„Ins Universum“, lautete also die dem Fiacre gegebene Addresse und wie die Windsbraut führete er uns davon, nicht durch die Lüfte irgendeinem Planeten zu, sondern auf der geraden Straße nach einem am äußersten Ende der Leopoldsstadt gelegenen Vergnügungslocal. Ein wogender Menschenstrom trieb in derselben Richtung hin und flutete in ein zur Linken offenstehendes Thor, dessen Pfosten wieder mit der Lockvögelnverheißung tapeziert waren — der müßte kein wienerisch Herz haben, der an solchem Tage fehlte.

Heller Schein fällt durch die weitgeöffnete Gartenpforte auf die in der Finsterniß stehende Menge, welche, durch Polizeisoldaten mühsam zurückgehalten, mit neidendem Auge an den Glücklichen hängt, die in der Lage sind, ein Billet lösen zu können. Drinnen aber athmet Alles ungebundenste Fröhlichkeit. Teller und Flaschen klappern auf einer unabsehbaren Reihe von Tischen, zwischen denen Hunderte von Spaziergängern sich schwatzend und lachend hin- und herbewegen. Buntfarbige Ballons wiegen sich an den Zweigen und die an den Enden der Laubengänge lustig sich drehenden Krystallsonnen strahlen das bunte Licht tausendfältig zurück. Zahlreiche Pärchen durchstreifen den Garten nach allen Richtungen hin, bald hier in einer traulichen Jasminlaube niedersitzend, bald dort den Hügel ersteigend, wo in einer Moosbütte die Figur eines Eremiten steht, welcher für einen Kreuzer den Schleier der Zukunft lüftet. Dichtes Gedränge umwogt unaufhörlich die Hütte — wer blickte nicht gern in die Zukunft? Sobald der Kreuzer in der Büchse klappert, läßt sich eine tiefe Stimme vernehmen, welche nach Art der Geister wie in

einen hohen Topf spuckt und mit ehrner Beharrlichkeit zwischen vier oder fünf Schüsseln abwechselt. Auch auf dem Teich herrscht ein munteres Treiben; eine Menge von Kähnen ist unterwegs, meist zum Essen bestellt und von Sonntagsruderern geführt, die oft in nicht geringer Verlegenheit sind, wie sie von der Mitte wieder ans Ufer gelangen sollen. Zum Glück ist das Wasser nicht tief und ein junger Sohn des Mercur, welcher in weiser Voraussicht der Dinge nach ins Wasser plumpst, kommt mit dem allgemeinen Gelächter und dem Schreck über die unfreiwillige Truppentaufe glimpflich genug davon.

Ein unentwirrbarer Menschenknäuel kann sich um eine in der Mitte des Gartens errichtete Estrade gebildet. Dort stand Johann Strauß, der Walzerkönig, eigentlich seines Namens der zweite; er hält es indessen für die Unsterblichkeit des Namens Johann Strauß ersprießlicher, jene Ordnungszahl zu verschweigen und sich — ein anderer Graf St.-Germain — mit seinem verstorbenen Herrn Vater völlig zu identificiren. Jetzt hebt er den Bogen und höher schlägt jedes wiener Herz; ein Blick rechts — ein Blick links und das Orchester nicht allein: Alles hängt an seinem Auge und freut sich der kokettmanierirten Weise zu dirigiren. Nicht mit dem Bogen nur markirt er den Takt, sondern noch mit dem Fuße außerdem, und wiegt den Kopf wohlgefällig dazu, ihn bald hier- bald dorthin wendend, was sich bei seinem hübschen Gesicht nicht unangenehm ausnimmt. Jetzt schleudert er plötzlich mit genial aufblitzendem Auge das langgelockte Haar zur Seite und selber nimmt er die Geige zur Hand, um das eigene Gewicht mit in die Wagschale zu werfen. Und mit offenem Munde lauschend, steht die Menge in stumme Andacht versenkt und in dem verklärten Lächeln, welches aus jedem Auge leuchtet, spiegelt sich der Gedanke:

Wie der Strauß und der Tanner,
So kann's doch Keiner.

Plötzlich bricht dann der still leidenschaftliche Enthusiasmus in rauschenden Jubel aus und unaufhörliches Dacaporufen ertönt. Und hundert mal magst du dir sagen: „Es ist keine Musik, solch ein Walzer", und tausendfältig magst du dich umgeben mit ehernen Mauern classischen Geschmacks, in eitlem Wahn, solchergestalt dein Herz unberührt zu erhalten: „o pur si muove", wirst du selber von dem eigenen Herzen bekennen, sobald der Strauß mit der Zaubergeige daranklopft.

Ein großer Tisch in der Nähe des Orchesters schien der Sammelplatz der Hauptkunstrichter zu sein; von dort gingen alle Beifallsäußerungen aus und wurden ohne Widerspruch von dem übrigen Publicum angenommen und nachgeahmt. Der Tonangeber an diesem Tisch war ein dicker Herr, der wol viele „Halbe" in seinem Leben getrunken haben mochte und endlich wie ein lebendiges Sinnbild — (es ist eine wahre Freude, in der ehernen Zeit einen so feinen Menschen zu sehen) — wenn der sich den rothen Schnurrbart strich — in Wien trägt Jeder einen — und mit dem Kopfe nickte, dann fing der ganze Tisch an zu jubeln und der ganze Garten stimmte ein und das Bravorufen wollte kein Ende werden. Der dicke Vorsitzender aber lernte wohlgefällig das Glas und ließ den Deckel klirrend zurückfallen und lächelte triumphirend im Gefühl seiner Macht, als parodirte er im Spiel:

Wenn Dein Mund anklingt, soll der Himmel
[illegible]

Da schlägt die zehnte Stunde und der Ball fängt an: der Strauß läßt seine füßebeschwingenden Laute nunmehr im Saal ertönen. Auf drei Perrons und durch drei Thüren flutet die Menge hinein und wogt durcheinander, ein wildes Meer; nach Minuten erst krystallisirt sich eine Terrafirma tanzlustiger Paare um den Festordner, welcher dieselben in zwei lange Reihen ausspinnt. Aber bevor die Lust beginne, müssen die leichten Füße der Tänzer noch als Gendarmenpferdefüße fungiren, um rückwärts tretend Platz zu schaffen. Der Ordner winkt mit dem Claque und die gehaltenen Töne der Introduction erklingen. Süß träumend blickt die Wienerin ihren Tänzer an und wiegt sich in seinem Arm nach dem Takt der ernsten schwärmerischen Rhythmen, welche die Walzermelodie wol ahnen lassen, aber noch zögern, sie ganz zu bringen und hin und her sich winden, der schämigen Dirne gleich, welche nur zum Schein noch Widerstand leistet, aber schwächer und schwächer — da tönt der letzte Dominantaccord — Strauß selber setzt die Geige an die Brust und sowie der Bogen die Saite berührt, zuckt ein elektrischer Strahl durch die Reihen der Tänzer und mit einer Geschwindigkeit, die an einen Holbein'schen Todtentanz erinnert, gleiten sie über das Parket dahin, in einem doppelten Ringe uns umkreisend.

Wer vermöchte dem Zauber einer wiener Tanzmusik zu widerstehen? Auch mich umgarnte derselbe; unwillkürlich begegnete mein Auge dem einer nicht fernsitzenden Grisette, deren üppige Gestalt ein vortreffliches Modell zu einer Venus Kallipygos abgegeben hätte und deren elegante Toilette im

Verein mit den — wie vom Nähen — ein wenig rund erscheinenden Fingerspitzen (die Handschuhe trug sie zur besseren Conservirung in der Tasche), der Vermuthung Raum gab, daß die Dame den Tag über als Priesterin am Altar der Moden walte. Indem ich ihre Hand ergriff, bemerkte ich hinter mir ein Individuum mit kaschwell geringelten Locken und einem Schritt, der sich hinter in der Ferne verlor, duftend nach einer Composition von Veilchenrüchen, welche meine Phantasie zwischen Tora und Anglisch in Berlin und Guerlain, Rue de la Paix in Paris, hin- und herwarfen. In dem offenen Munde und den großen Augen des Haarkünstlers stand ganz feierlich geschrieben, daß ich ihm den Rang abgelaufen hatte. Ich mischte mich in einen eben sich bildenden Contretanz und spürte nach S., den ich auffodern wollte, mir vis-à-vis zu tanzen — allein, ehe ich mich dessen versah, hatte sich der Artiste adonisateur meiner Schönen genähert, mit einem Kratzfuß gefragt: „Darf ich mir die Ehre als Gegenüber ausbitten?“ und aus ihrer leichten Verbeugung auf huldreiche Genehmigung schließend, sich ohne weiteres vis-à-vis von mir aufgepflanzt. Ich fügte mich der Landessitte des Octroyirens, zumal eben der Reigen begann. Eine Menge mir unbekannte Touren wurden auf das Commando des Ordners ausgeführt, welches indeß — vermuthlich lingua francese in bocca viennese — nur dem Eingeweihten verständlich war. Meine Dame, eine gewandte Tänzerin, führte mich glücklich durch alle Verschlingungen hindurch, während unser vis-à-vis sie in den possirlichsten Curven umschwankte und unablässig mit brennenderheißen Blicken anbrannte, welche auch alsbald ihre Wangen zur Rothglühhitze trieben, indeß das Feuer ihrer Augen zu sehnsuchtsvollem Schmachten verglimmte.

Der Tanz war zu Ende. Jeder flog mit seiner Dame in den Garten hinab (ich entführte den Arm der meinigen, um der Rolle des Mefisto, welche mir dem coiffirenden Don Juan gegenüber zu blühen schien, zu entgehen), und in wenigen Minuten war der Saal verödet. Das Feuerwerk begann. Raketen flogen, Schwärmer pfiffen, Feuerräder prasselten, alle einzeln durch Jubelrufe des Publicums registrirt.

Den hintern, bedauerlichen Theil des Gartens hatte der Wirth nicht erleuchtet, auch der Mond hatte in gerechter Würdigung der Verhältnisse seine Illumination gütigst suspendirt. In jenes lauschige Waldesdunkel flüchteten sich die duftigen Märchen von ewiger Liebe und unwandelbarer Treue. Zu sehen war nichts, wol aber mochte man, wenn plötzlich die Musik verstummte, manch zartes Geflüster dort vernehmen. Manchmal auch schwang sich eine neugierige Leuchtkugel gerade über das Gebüsch und senkte sich boshaft auf ein Paar herab, das plötzlich von bengalischer Flamme rosig verklärt wurde.

(Ein drittes Bild in nächster Nummer.)

Anregungen.

Die Pagenhüte der Damen.

Hüte und Mützen! Das sind von jeher gefährliche, vielbedeutende Zeichen gewesen! In Schweden erkannte man an Hüten und Mützen die beiden feindlichen Parteien des Reichstags.

Hüte und Mützen haben Standesunterschiede zur sichtbaren Erscheinung gebracht, auch Nationalunterschiede, Religionsunterschiede — Juden mußten in Rom spitze Hüte tragen —, Meinungsunterschiede — wer kennt nicht die Hambacher und die Calabreser!

Jetzt haben wir wieder eine merkwürdige Frauenmode, der wir gern einen Sinn, eine Moral abgewinnen möchten. Braunlockige, goldhaarige Köpfe, mit blauen und grauen Augen, Dianenköpfe und Minervenstirnen — alle unter demselben breitrandigen Hute! Die Mädchen mit einem Zauberschlag in Pagen verwandelt, in kleine Voltaires und Ducs de Richelieu aus bekannten Lustspielen oder wie in einem phantastischen Ballet!

Daß plötzlich in unserer Zeit, die den Himmel so gern auf die Erde herabziehen möchte, wo von Kanzeln herab, wie im Mittelalter, Nonnentracht und die Haube der Herrenhuterinnen als die wirksamsten Amulette gegen Sünde und Gottlosigkeit empfohlen wurden und bei Kraft und Stoff auch der Schnitt der Crinoline dem kirchlichen Bannfluch unterliegt, plötzlich die ganze frische, blühende Mädchenwelt von 17 Jahren bis — wer dürfte der Genialität der Pagenhüte eine Schranke setzen?... mit einem kühnen Amazonensprunge in das Jahrhundert der Marquisen und gar auf die Barrikaden der Fronde springt, wer hätte das erwartet und was liegt darin?

Seht sie euch an, diese „Amazonen“! Die breite Gardine von schwarzen Spitzen beschattet das Antlitz bis zu den Lippen hinab; sind diese nicht noch einmal so muthig, noch einmal so verwegen, als, wo aus den weißen und rosa Seidenhüten die bekannten Mondscheinwangen und Veilchenaugen so unbefangen, so nichtig herausschauten?

In unsern denkenden Tagen, wo alles Leben sich nicht mehr äußert in ungebundener Natürlichkeit, in

gemeinſchaftlichen Rückkehr, ſondern gleich bei ſeiner erſten Begegnung in allgemein gültigen Formen zuſammengerückt wird, daß ſelbſt die Ferne etwas Gefährliches gehabt und das Fragen der Menſchen ſchon faſt zu fragen: Iſt's auch erlaubt? Wie war Alles ſo prüde, ſo diskonvenabel geworden! Wie widerlich und perſönlichkeitsmörderiſch waren die Aeußerungen und Empfindungen der weiblichen Jugend! Jetzt ſcheint es zu, als wenn die poetiſche Schwärmerei wieder über alle Schranken, die Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts, gehen könnte. Und alles Das, weil die Dagobert ein häßliches Geſicht zu einem lieblichen umzuwandeln wußten! Wenigſtens Kinder verwandelt der kunſtgeübte Maler mit einem Strich in Liebende.

Wir begrüßen alſo die Dagobert mit voller Uebereinſtimmung. Kaum noch verdroſſen über die eidgraue Färbung der Geſichter, ſehen wir plötzlich eine Umwandlung zum Heitern, Unbefangenen, Vorurtheilloſen. Möchte man nicht ſagen: Der Weingeiſt hilft ſich immer ſelbſt?

Aus dem gegenwärtigen Paris.

Ueber die während des vierzehntägigen Carnevals in der franzöſiſchen Hauptſtadt abgehaltenen Bälle ſind mehre Anekdoten in Umlauf, von denen wir zur Anregung für künftige Hiſtoriker unſerer Epoche einige mittheilen wollen.

Nach einem der großartigen Feſte im Hôtel de Ville wurde, als der Saal leer war und wieder in Ordnung gebracht werden ſollte, ein koſtbares Diadem in Brillanten, eine ſogenannte Riviere gefunden, zu welchem ſich auffallenderweiſe kein Eigenthümer meldete, ungeachtet der Fund mehrmals in öffentlichen Blättern angezeigt worden war. Madame Haußmann, die Gemahlin des Seine-Präfecten, welche neugierig war zu erfahren, welche der ihr perſönlich bekannten Damen, die an dem Feſte theilgenommen hatten, ſo reich und zugleich ſo gleichgültig ſei, um einen ſolchen Verluſt nicht zu empfinden, ließ einen der bedeutendſten Juweliere rufen, um herauszubringen, wem wol der gefundene Schatz gehören könne.

„Ich weiß es", ſagte der zuerſt Gegogene, „doch möchte ich nicht rathen, den Schmuck der Eigenthümerin zurückzuſchicken."

„Ich kann aber doch unmöglich ſolche Koſtbarkeiten bei mir zurückbehalten?"

„Thun Sie es immerhin, Madame! Auf meine Verantwortung! Die Steine ſind falſch und durch deren Zurückſendung würden Sie Diejenige, welche ſie verloren hat und die eine der reichſten hieſigen Damen iſt, in die peinlichſte Verlegenheit ſetzen."

* * *

Das Gegenſtück zu Vorſtehendem lieferte eine Frau, die ihrem Manne gleichfalls zur Anſchaffung einer Brillantengarnitur verhelfen wollte, in dem Koſtenpunkte jedoch ein Hinderniß fand, über das nicht hinwegzukommen war. Das ſchöne Geſchlecht hat neben vielen andern liebenswürdigen Eigenſchaften auch das Talent, für Alles ein Mittel zu finden, irgendwoher Geldmittel aus dem Wege zu räumen, ſo war es auch hier. Mit allem Liebreiz, der ihr gegeben ſtand, trat die Gattin an den Ehrherrn heran und ſagte ihm, ſie ihm vor Wangen ſtreichelnd:

„Aber, Männchen, es brauchen ja keine echten zu ſein! Gott behüte! In unſerer Lage wäre das ja auch reiner Wahnſinn!"

„Solche Ich leicht erhältlich — Und was mögen Imitationen de Steine wol koſten?"

„Höchſtens 300 Francs! Ich habe in einem Gewölbe einen Schmuck für dieſen Preis geſehen — er iſt entzückend! Du würdeſt darauf ſchwören und jeder Andere mit dir, daß Geſchmeide ſei echt."

„Nun, 300 Francs will ich ſchon daran wagen, wenn ich dir ein Vergnügen damit machen kann."

Gekauft, gethan; der Schmuck wurde angeſchafft, doch ſollte ſich die Eigenthümerin der herrlichkeit nicht lange erfreuen. Die ſchöne Frau ſtarb an einer Erkältung. Der Mann verkaufte die von ihr zurückgelaſſenen Sachen und gerieth bei der Gelegenheit einem Juwelenhändler das ſeiner Zeit gekaufte Geſchmeide mit der Frage, was er wol dafür gebe?

„20,000 Francs!" war die Antwort.

Der Witwer glaubte ſich verhört zu haben und wiederholte wie ungläubig und mit langgedehnter Stimme die angegebene Summe.

„Sehen Sie denn nicht, daß dieſe Steine falſch ſind?" fügte er hinzu.

„Ich kaufe ſie für echte und denke bei dem angegebenen Preiſe kein ſchlechtes Geſchäft zu machen. Daß ich mich nicht täuſche, darüber können Sie ruhig ſein; denn was ich hier in der Hand halte, habe ich ſelbſt verkauft und kenne meine Waare!"

Auf welche Weiſe die Dame zu dem Schmuck gekommen ſein konnte, das zu beurtheilen mag dem Leſer überlaſſen bleiben.

* * *

Noch ein anderes Bild, wozu der Ball und die Sucht, ſich zu putzen, gleichfalls den Rahmen liefern.

Die Generalin X. traf in der Faſchingszeit das Unglück, daß deren Tochter lebensgefährlich erkrankte; dies hinderte ſie jedoch nicht, die entgegenkommendſte Toilette zu machen, um ſich in eine Soirée zu begeben, zu der ſie eingeladen war.

Der Wagen war bereits vorgefahren und die Dame eben im Begriff, das Haus zu verlaſſen, als ihr auf der Treppe der Gemahl, begleitet vom Arzte, entgegentrat.

„Madame, ich will doch nicht hoffen, daß Sie ſich in einem Augenblicke entfernen, in dem unſer Kind in augenſcheinlicher Gefahr ſchwebt?" — Mit dieſen Worten hemmte er ihre weiteren Schritte.

„Im Gegentheil, mein Herr, ich gehe, wie ich es verſprochen habe!" war die Antwort.

„Aber unſere Tochter kann ja jeden Augenblick ſterben, wie der Doctor fürchtet — ſie erlebt ſchwerlich den Morgen!"

„Ich bin in Verzweiflung darüber, aber trotzdem darf ich nicht bleiben; es wäre ja die größte Unhöflichkeit! Doch werde ich nicht lange weg sein; ich gehe auch nur auf eine Stunde oder eine halbe und eile dann zurück."

„So" antwortete der gebeugte Vater. „Nun, dann gehen Sie, Madame, aber Sie kommen nicht wieder."

Die Gatten trennten sich. Der General verfügte sich zu seinem kranken Kinde, die Gattin dorthin, wo sie nach ihrer Ueberzeugung die Pflichten des Anstandes zu erfüllen hatte. Sie blieb auch nicht lange vom Hause entfernt, fand jedoch bei ihrer Rückkehr Alles verschlossen und sah sich, da trotz wiederholten Rufens und Klingelns Niemand öffnen wollte, genöthigt gezwungen, an den Ort des Vergnügens zurückzukehren, um daselbst den Rest der Nacht zu verbringen.

Der zweite Versuch, am frühen Morgen in ihre Wohnung zu gelangen, war so vergeblich wie der erste; der grobe Schweizer warf ihr die Thür vor der Nase zu. Tags darauf erhielt sie seitens des Ehrengerichts eine auf Schreibung lautende Zuschrift, in welcher sie aller Pflichten gegen ihre Kinder für entbunden erklärt wurde, mit dem ausdrücklichen Bemerken: „Einer Mutter, welche um eines Vergnügens willen eine sterbenskranke Tochter verläßt, kann die Sorge für die Ihrigen nicht anvertraut werden; wir erklären sie der Mutterrechte für verlustig."

Wie spiegelt sich in all dem Erzählten unsere Zeit!

Robert Waldmüller.

Wenn ein Poet, der in Versen zu uns spricht, die Geister und Herzen sich erobern will, so muß er entweder den Dingen, die er schildert und beobachtet, eine scharf umrissene, lebensvolle und originelle Gestaltung zu geben wissen, wie wir dies Talent vor Jahren an Ferdinand Freiligrath bewunderten und neuerdings in Hermann Lingg einen glücklichen Nachfolger auf dieser Bahn begrüßten, oder er muß einen Gemüthsfonds zu verwerthen wissen, der seinen Lesern die Weiheaugenblicke ihres eigenen höhern Daseins leicht und unabsichtlich vorführt.

In zwei sehr glänzend ausgestatteten Gedichtsammlungen von Robert Waldmüller („Gedichte" und „Lascia passare", Hamburg, Meißner, 1857) finden wir nach beiden Richtungen hin ein beachtenswerthes Talent. Es liegt auf diesen beiden Bänden ein Hauch idealer Begeisterung, trüber Schwermuth; man sieht, der Schmerz schuf einen großen Theil derselben; ein Schmerz, der die Kraft suchte, sich zu Licht und Harmonie emporzuringen. Zugleich besitzt der Dichter einen sinnigen Blick für die Natur, ein poetisches Heraushorchen des Schönen aus ihrem geheimen, tiefern Walten; sein Auge schweift in ferne Weiten und hält auch das Nahe fest. Er beobachtet das Leben im Walde, am Wiesenbache, ja im täglichen Verkehr und mancher poetischen Zufälligkeit des Alltaglebens. Ein ganzer Band ist Italien gewidmet, in dem der Dichter, dem eine Künstlerader innezuwohnen scheint, lange verweilte und wo ihm in Rom nicht entging, wovon nur irgend dichterische Naturen sich angeregt fühlen müssen.

Demnach fehlt ihm, um sich auf dem lyrischen Parnaß mit Nachhaltigkeit zu behaupten, jene oben bezeichnete scharfe Umgrenzung. Er besitzt eine Stimmung, wie sie sich der Landschaftsmaler für seine Gebilde bei Mondscheinbeleuchtung nicht angenehmer wünschen kann; aber diese Stimmung wiederholt sich zu oft und umgibt uns zuletzt mit einem dämmernden Nebel, mit dem selbst die Anschauungen des Genres bei unserm Dichter umschleiert sind. Kaum ist uns seiner Lieder oder Sonette oder seiner Ghaselen in dem einen düstern Tone verklungen, so beginnt das andere in gleicher Dämpfung, bis man zuletzt entweder den Eindruck des Krankhaften oder eines sich solcher Weise der Täuschung und Cultivirung seines Talents nur künstlich hingegebenen Schaffens hat.

Gerade weil es mit dem Verse in unserer gebildeten Zeit eine nicht allzu schwere Sache ist, gerade deshalb muß Der, der es liebt, sein Können und Beobachten in Klang und Wohllaut wiedergegeben, sich in dieser Neigung mäßigen und wohl unterscheiden, daß nicht ein Dichten Berechtigung hat, vors Publicum zu treten, sondern nur das Gedicht. Letzteres ist die abgeschlossene feste, sicher umgrenzte Gestaltung einer objectiven Thatsache, die nur Das ist, was sie sein will und weder einer Einleitung noch eines Anfangs bedarf, weder einen Uebergang bildet zu Nachfolgendem, noch selbst das Nachklingen eines Vorangegangenen ist. Dies scharfe und allein wahrhaft objective Resultate verbürgende Hervortreten einzelner Gedichte, die gleichsam nur die gesammelten Errungenschaften ganz glücklicher und darum seltener Stunden der Weihe sind, vermissen wir bei Robert Waldmüller und können die Vorstellung nicht unterdrücken, daß alle diese Arbeiten zu sehr die Ergebnisse einer mit der Feder in der Hand auf dem Papier festgehaltenen, an sich sehr glücklich situirten Arbeitsmuße sind.

Wer indessen die Stimmung des Dichters theilt, wem ein gleiches Versenken bald in die Welt des gramumflorten Gemüths, bald in die tröstbringende, oft auch wieder ganz heiter dann erfaßte Natur zur trauten Gewohnheit geworden ist, der wird in diesen beiden Gedichtsammlungen eine wohlthuende Befriedigung seiner höhern geistigen Bedürfnisse finden. Er wird, wie der Dichter, abspringen von Leid zu Freude, von Schmerz zu Hoffnung, von der Wolke zur Welle, von der Welle zum Blütenbaum; er wird Tagebücher zu lesen glauben, ganz wie er sie selbst geschrieben hätte, wenn ihm eine gleiche Feinheit der Beobachtung, eine gleiche sinnige Formengebung wie unserm Autor zugebote gestanden hätten. Es befinden sich echte Perlen in beiden Sammlungen, Gedichte von einem, wie wir es nennen möchten intimen Reize, glücklich abgelauschte Momente des Seelenlebens, die einen vollen Zusammenklang verbürgen zwischen Dichter und Hörer, selbst da, wo beide nicht in durchgehender Verwandtschaft stehen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 36.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Der Zigeuner.

Novelle von Karl Clauss

I.

Am Saum des grünen Bakony, in der nördlichen Hälfte Ungarns, lag auf dem Rand eines Hügels der Edelsitz eines alten magyarischen Geschlechts, in lieblich anmuthiger Einsamkeit, auf viele Meilen weit die ganze Gegend, Berg und Thal beherrschend.

Das Wohnhaus oder Schloß, wie es die Leute unten im Dorfe nannten, war ein großes, mit Gärten umgebenes Gebäude, im Geschmack des 17. Jahrhunderts gebaut und zeigte zu dem Zeitpunkte, wo diese Geschichte beginnt, im Jahre 1830, deutliche Spuren des Verfalls. Ueber die breite Treppe, die über verfallene Erdgeschosse zum Schlosse hinaufführte, hatte das Moos einen grünen Teppich gebreitet und der Epheu kletterte lustig, wie ein vorwitziger Bube, am grauen Steingeländer hinauf. Dem heiligen Stephan, der am Portal über einem halbverlöschten Wappen in einer Mauerblende angebracht war, hatte der Wind und Regen im Laufe der Zeit Nase und Arme herabgescheuert. Laut, wie von einer Kanzel herab, predigte die gebrechliche Figur über das Thema der Vergänglichkeit. Das schadhafte Dach, das dem Haus wie ein alter, zu groß gewordener Hut über die Augen, d. h. über die Fenster hereinfiel, der von den Wänden abgefallene Bewurf, die blinden, undurchsichtigen Fensterscheiben, die, hier und da zerbrochen, den Winden freien Zutritt verstatteten, Alles deutete auf verblichenen Glanz, auf heruntergekommene Vermögenszustände der edeln Bewohner. Und so war es auch: des Schloßherrn lustig leichte Art zu leben hatte den Ruin seines Hauses herbeigeführt.

Nur dieses kleine Schloß war ihm geblieben, alle Ländereien, alle übrigen Güter waren verpfändet und brachten den administrirenden Pächtern, trotz der schlechten Verwaltung, noch eine schöne Summe ein; auch dieses Schloß würde den Weg des übrigen Vermögens gegangen sein, wenn es nicht als Lehn der Krone unveräußerlich gewesen wäre.

Das Schloß war inwendig ebenso kahl und verfallen wie auswendig. In den Staatszimmern, wo das Licht unheimlich gebrochen durch die wie schwere Leichentücher schlaff niederhängenden Gardinen drang, lagen zwischen prunkvollem Hausgeräthe, das wie eingekerkerte und vergessene Menschen zusammensiel und sich unmerklich veränderte, große Haufen abgebackenen Obstes und Wintervorräthe aller Art. An den Wänden bildete sich ein feuchter Niederschlag und die Bilder der Ahnen blickten aus ihren ovalen, zopfigen, geschwärzten Goldrahmen, unter dem Spinnwebenschleier hervor, still und verblichen auf das Chaos herab. Schlüssel rosteten in den Thürschlössern, Schimmel wuchs hier und da in den Ecken und der Staub häufte sich an und Niemand wußte, wie und woher er kam. Auf der breiten Treppe, auf den langen Corridoren wucherten große Schwämme, ruhte eine schwere dumpfige Moderluft und auf dem Hofe,

der sich mit seinen leeren Wirtschaftsgebäuden an der Rückseite des Schlosses befand, war still, so still! Nur ein paar Hühner wühlten sich in den Sand und suchten ihn mit den scharrenden Füßen und Flügeln hoch empor und suchten vergebens nach einem Körnlein. Ueberall Verödung, Schweigen und schleichender Verfall. Wie haben sich die Zeiten geändert! Noch vor wenig Jahren pflegten sich Gäste aus nah und fern hier im Edelhause einzufinden, welche im heitern Zusammenleben die Herrlichkeiten des gastfreundlichen Hauses zu genießen pflegten. Einer aber nach dem Andern war weggeblieben und nur die gefiederten Gäste, die Schwalben, wie der Schloßherr zuweilen bitter zu bemerken pflegte — waren treu geblieben und hielten noch ihre jährliche Einkehr im Schloß.

Die Nachmittagssonne fiel voll und warm in ein hohes und geräumiges Gemach der obern Etage. Die Sonnenstrahlen spielten auf den altväterischen Möbeln, auf den verschossenen Tapeten, auf ringsumherhängenden Flinten und Säbeln, Pulverhörnern und Waidmessern und auf dem künstlich gearbeiteten Streithammer, der einst, von der kräftigen Faust der Vorfahren geschwungen, Turkenschädel wie taube Nüsse zerschlagen hat; dieser Hammer hatte — wie eine Familientradition erzählt — den verhängnisvollen Tag bei Mohacs gesehen, wo die Blüte der Magyaren fiel und die Selbständigkeit Ungarns auf immer verlorenging.

Der Plafond des Zimmers besteht aus künstlich zusammengefügten Balken, die vergoldet und bemalt waren, was man freilich nur noch aus einem leichten Goldschimmer und grünen und roten Flecken vermuthet. Auf dem vielgebrauchten Kamin, mit seinem eingemauerten, schwerfälligen, in Rococogeschmack verzierten Spiegel, steht eine große Uhr, in goldenen Schnörkeln den Sonnenwagen darstellend, die aber, wenn sie je einmal die Zeit meldet, eine falsche Stunde schlägt oder gar eine, die nicht auf dem Zifferblatte steht.

Dieses Zimmer dient seit Jahren zum gewöhnlichen Aufenthalt der Familie. In einem bequemen hochlehnigen, mit unzähligen gelben Nägeln beschlagenen Stuhl saß der Herr des Hauses, Graf S., gähnend und sich dehnend, ein Bild der Langeweile.

Der Graf war etwa 50 Jahre alt, von hoher Gestalt, muskulös und mager. Leidenschaften, Strapazen, Sorgen hatten tiefe Furchen um Augenbrauen und Backenknochen gezogen und die röthliche Farbe seines Gesichts deutete auf ein sanguinisches, heftiges Temperament, das aber jetzt von einer gewissen Stumpfheit niedergehalten wurde. Ein grauer Schnurrbart beschattete den zahnlosen Mund und nur das Auge funkelte noch mit aller seiner gewohnten Lebhaftigkeit unter den buschigen, oberhalb der Nase etwas zusammengezogenen Augenbrauen. Es war ein hartes, wildes, aber edles, ausdrucksvollst Gentlemanly, eine echtmagyarische Physiognomie. Ein Jahrtausend konnte den Charakter dieses Volks nicht verwischen, der heutige Magyar ist noch immer des wilden Hunnenkönigs würdiger Sohn.

Der früher so heitere, frohsinnige Mann war schnell alt geworden. Herbes Unglück hatte ihn in den letzten Jahren verfolgt und ihm alle Lebenslust und Luft benommen. Der einzige Sohn, der seinen Namen fortpflanzen und ihm neuen Glanz verleihen sollte, war im Duell geblieben. Seine Gattin starb und seit ihrem Tod standen seine Verhältnisse immer mehr und mehr. Armuth und Alter verjagten von seiner Tafel die Lieder und Scherze, die heitern Kinder des Glücks, er mußte dem leichtfertigen Gebrauch des Lebens entsagen und nur die Erinnerung an vergangene bessere Tage war geblieben und diese war der Stachel, der ihn mürrisch, mistrauisch und menschenfeindlich machte.

Die langen Beine von sich streckend, griff er einigemal nach dem Glas, welches auf dem Tisch vor ihm stand, aber ohne zu trinken schob er wieder den goldklaren Wein zurück und warf von Zeit zu Zeit, verdrießlich und forschend, einen Blick auf seine Tochter.

Diese, ein Kind von 13 Jahren, saß am Fenster. Ihr Gesicht ist weich, rund und kindlich in der Form, dennoch haben ihre Züge etwas Scharfes und Bestimmtes; die leichten, bläulichen Tinten, die ihre schmachtenden Augen umgaben, verkündigten ein leidenschaftliches Temperament, aus dem ihr eine stürmische Zukunft erwachsen muß. Das dichte, glänzende Haar, von einem goldenen Braun, wie die reife Rinde der Kastanie, ist gescheitelt und in zwei lang herabhängende Zöpfe gezwängt, an deren Enden bunte Seidenbänder eingeflochten sind. Ihr Leib hat die Frische einer der Reife entgegenschwellenden Knospe; ihr Geist das scharfe Gepräge des Wilden. Mit einer lebhaften, durch die Einsamkeit und Einförmigkeit ihrer Umgebung erregten Phantasie, mit einer Wärme des Gefühls, die an Leidenschaft grenzt, verband sie eine natürliche Empfänglichkeit für Lebensgenuß und Freude. Ohne Aufsicht, wie die Blume der Haide nur einer gütigen Vorsehung überlassen,

wuchs sie heran und ihre Erziehung wurde gänzlich vernachlässigt, seit ihre Mutter gestorben war. Sie hatte das Kopfchen auf die kleine, zart geformte Hand gestützt und blickte still, sinnend hinaus auf die lachende Ebene, wo im warmen, hellen Sonnenlicht belang. Die Thräne, die aus dem schönen braunen Kinderauge, über die sammetweiche Wange perlte, verrieth, daß einer jener ernsten Regenschauer des Lebens am jugendlichen Herzen vorübergezogen war, auf Augenblicke den bunten Blumen den Duft und Farbe abtrocknend, aber nur auf Augenblicke, denn in der Morgenluft des Lebens trocknen ja diese Thautropfen schnell, später langsamer.

„Erzsi, schmollst du noch immer?" unterbrach endlich der Herr Papa das Stillschweigen. „Ich will nicht hoffen, daß deine Thränen diesem Kölpel (jungen Hund) gelten. Pfui, mein Mädchen! Eine junge Dame wird wegen eines Zigeunerbuben weinen!"

„Pali war so gut", entgegnete Erzsi wehmüthig auf die wegwerfende Rede des Alten, sie wollte weiter sprechen, zwang aber das Wort in ihre Brust zurück; sie hatte dem Vater ja heute schon soviel gute Worte gegeben, so gebeten und gischmeichelt: er solle den Buben wieder zu Gnaden aufnehmen. Umsonst aber waren alle ihre Bitten, ihre Schmeichelreden gewesen. Der Vater blieb fest, es war das erste mal, daß er ihren Schmeicheleien widerstand, ihre Bitten überhörte, bei ihren Thränen kalt blieb.

„Und wenn er so gut wie ein Engel war, so bleibt er doch immer ein Zigeuner", fuhr er fort, „du weißt nicht, wie theuer mir jener Meerschaumkopf war, welchen mir dieser Tölpel zerbrach und weshalb ich ihn prügeln und fortjagen ließ. Es war ein echter Nagy*), er erinnerte mich an die schönste Zeit meines Lebens, an einen braven, herrlichen Mann", und nun erzählte er mit der Breite und Geschwätzigkeit des Alters, wie er einst auf der Jagd diesen Pfeifenkopf vom Erbprinz Karl zum Geschenk erhalten habe. Erzsi hörte diese Geschichte nicht zum ersten mal, denn oft und gern pflegte sich der alte Herr im Abendsonnenschein jener glanzvollen Tage seiner Hofchargen.

„Ei, mein Liebchen", schloß er endlich seine Rede, „du wirst nun bald die Kinderschuhe ausgetreten haben und da will es sich denn doch nicht mehr schicken, daß du dich mit solchem Gesindel herumtreibst."

Was der Vater mit den letzten Worten sagen wollte, verstand Erzsi nicht; sie wußte nur, daß Pali ohne seine Schuld fortgejagt worden war, hatte doch nicht er, sondern sie den Kopf zerbrochen und der gute treue Junge die Strafe auf sich genommen; darüber trauerte sie.

Doch nun einige Worte über jenen Pali, diesen Zankapfel, der den Geist der Zwietracht zwischen Vater und Tochter hervorrief.

Vor ungefähr neun Jahren fand der Graf, als er eines Tags von der Jagd zurückkehrte, unten am Waldsaum ein halb verhungertes und erstarrtes Zigeunerweib mit einem wimmernden Kinde. Gerührt von dem elenden Zustande, vielleicht auch von der Schönheit des Weibes, brachte er sie mit auf das Schloß; aber schon nach einigen Tagen starb sie hier infolge der erduldeten Strapazen. Mit dem Tode ringend beschwor sie die Gräfin, sich ihres armen Knaben anzunehmen. Diese erbarmte sich auch des verwaisten Knaben, er wurde mit Erzsi erzogen und wie ein Kind des Hauses behandelt. Aber die Gräfin starb und das Verhältniß Pali's zu den Bewohnern des Schlosses änderte sich, er wurde jetzt zu allerhand Dienstleistungen im Hause verwendet, Jedermann glaubte, ihm befehlen zu dürfen und dem Grafen diente er fast täglich zum Blitzableiter seiner üblen Laune. Nur in Erzsi fand er eine freundliche Beschützerin, dafür hing er aber auch mit Leib und Seele an dieser seiner jungen, schönen Herrin. Immer war er darauf bedacht, ihr irgendeine Freude zu bereiten. Bald brachte er ihr eine seltene Frucht oder Blume oder ein von ihm gefertigtes Spielzeug, bald erkletterte er für sie nach Vogelnestern die höchsten Bäume. Oft unternahmen sie zusammen kleine Ausflüge in die Umgegend, Erzsi saß dann auf dem alten Schimmel ihres Vaters, Pali trabte, das Pferd führend, nebenher und sorgte, daß das ausgelassene Mädchen nicht zu Schaden kam und so war er ihre einzige Stütze, ihr einziger Gefährte und Freund.

*) Das Verfertigen von Meerschaumpfeifenköpfen wird in Ungarn unter die schönen Künste gerechnet und erfordert allerdings auch eine gewisse Meisterschaft und technische Erfahrung. Wien und Pesth sind vorzugsweise die Kunstschulen für diesen Industriezweig. Man nennt die verschiedenen Pfeifenköpfe sowol nach ihrer Form als auch nach ihren Meistern und sagt: „Karmós von Nagy" oder „ein Cattelkopf von Neapel" wie man von einer Landschaft von Ruisdael, von einem Salvator Rosa spricht. Man findet interessante Sammlungen solcher Pfeifenköpfe (wie z. B. die des Fürsten Schwarzenberg), die sich nicht allein durch Kunstwerth, sondern auch durch historisches Interesse auszeichnen. Eine solche Sammlung ist oft ein Stammbuch alter, denkwürdiger Erinnerungen.

Dem Herrn Pfarrer, drüben im Dorf, war der Unterricht Erzsi's, welcher sich auf Lesen, Schreiben und die Lehre der Kirche beschränkte, anvertraut. Er war noch der Einzige, der zuweilen auf das Schloß kam, um mit dem alten Herrn ein Schachchen zu machen. Er bewegte sich hier im Schloß wie ein Kaplan der guten, alten Zeit, wie wir sie oft in Rittergeschichten geschildert finden. Sorgsam wachend über den Glanz des Hauses, über das Heil der Seelen, fand der würdige Herr die Freundschaft zwischen Erzsi und Pali, jetzt, da Beide doch älter wurden, unpassend. Er erlaubte sich, den Grafen aufmerksam darauf zu machen. Dieser sah jedoch schon sein Stolz nichts Anstößiges in dem Verhältniß der Kinder finden; war Pali in seinen Augen ja nur das Spielzeug, der Lieblingsgespiele Erzsi's, dennoch wurde er unangenehm durch die Bemerkungen des Pfarrers berührt. Er nahm sich heimlich vor, den Buben bei der ersten Gelegenheit fortzujagen. Die Gelegenheit fand sich, wie wir gesehen haben.

Wie der klare Quell, in dem sich das tiefe, lachende Blau des Himmels spiegelt, durch einen Steinwurf getrübt wird, so zertrümmert der rauhe Druck des Daseins, Standesvorurtheile, die Paradiesesherrlichkeit des Kinderherzens. Das Kind, das überall nur Freude, Frieden und Glück sehen möchte, wird so zeitig in die zerreißenden Dissonanzen des Lebens eingeweiht. Die bunten Seifenkugeln platzen, die Kartenhäuser fallen ein und Keime werden gelegt, die sich mit dem Gemüth des Kindes entwickeln und verschmelzen.

Die Stunden verflossen. Die alte Susla trug das Abendbrot auf, sie verrichtete heute stumm ihre Dienste, sie, deren Zunge sonst mit der Beweglichkeit eines Mühlwerks wetteiferte, schien dem alten Herrn zu zürnen, daß er Pali so unbarmherzig in die kalte fremde Welt hinausgestoßen habe. In der Herrnstube äußerte sich ihre Stimmung darüber nur in zeitweiligem Brummen, in beredtem Schweigen; aber unten in der Gesindestube hat sie ihr Herz ausgeschüttet, ihrer ebenso giftigen als schnellen Zunge die Zügel schießen lassen und dem alten Janos gar derb ihre Meinung darüber gesagt; ruhig, ohne ein Wort zu erwidern, ohne seine kurze Pfeife aus dem Mund zu nehmen, ließ Janos jetzt das Donnerwetter der Alten über seinem Haupte ausgrollen.

Janos, schweigsam und eigensinnig, aber immer genau den vorgeschriebenen Weg gehend, und die alte Susla waren die einzigen Dienstboten des Hauses. Beide waren im Schloß aufgewachsen und alt geworden, sie hatten die Tage des Glücks gesehen und hungerten und darbten jetzt mit ihrem Herrn.

„Du bist müde, mein Kind, geh' zu Bett", sagte endlich der Graf, etwas verdüstert von der Einsilbigkeit und Kürze ihrer Antworten.

Sie erhob sich, ihm ehrerbietig, aber mit traurigster Miene eine gute Nacht wünschend.

Die Härte, die heute der Herr Papa seinem Liebling zeigen mußte, reute ihn heimlich. Er zog Erzsi an sich, küßte den kleinen Trotzkopf und strich ihr dabei zärtlich das glänzende Haar aus der Stirn.

Noch lange saß er dann allein in seinem Lehnstuhl und aus der Dämmerung, die ihn nach und nach umspann, trat leise manch altes, liebes Bild der Vergangenheit. Vor sein inneres Auge trat eine lichte, bleiche Erscheinung. Es war Erzsi's Mutter, sein Weib, ein Engel an Güte und Schönheit; in Sanftmuth, Schweigen und Geduld trug sie ihr Leid, bis sie der Tod ins Grab legte. Selten dachte er an sie und geschah es ja einmal, so zog mit der Erinnerung manch leiser schneidender Vorwurf durch sein Herz. Auch jetzt suchte er dieser Erinnerung sobald als möglich zu entfliehen und er beschwor die lachenden Gesichter der guten Gesellen, die mit ihm gezecht, geliebt, gelebt hatten. Wehmüthig gedachte er jener alten, lustigen Zeiten. Ach! Die Glut in seinen Adern ist erloschen, die Felder und Jagden sind verpfändet, die Freunde verschwunden, verschollen; er allein ist zurückgeblieben wie ein einsamer Halm, den der Schnitter vergessen.

In dem grauen, freudlosen Nebel seines Winters waren die Augen seiner Erzsi die Sonnenstrahlen, die sein altes Herz noch zuweilen erwärmten und belebten. Sie war sein Stolz, seine Freude, seine Hoffnung. Nicht weit mehr glaubte er die Zeit, wo die Söhne des ungarischen Adels, um die Hand Erzsi's werbend, sich im Schlosse einfinden würden und dann, hoffte er, werde wiederum in die jetzt so stillen, hinfälligen Räume die alte Lust, der alte Glanz einziehen.

Die Nacht sank herab auf die Erde. Es schimmern die Sterne und weiße friedliche Wolkenschäfchen ziehen auf der opalfarbenen Trift des Firmaments. In tiefem Schweigen steht das Schloß da, auf den Dächern spielt der Mondglanz wie Silberflitter auf dem Haupte einer Leiche; schlaftrunken schaut es durch den Schleier der Nacht auf die zu seinen Füßen im duftigen Mondlicht hinausschwimmende Haide.

Des Schloſſes Inſaſſen ſind entſchlummert. Selbſt der Graf, der ſich erſt lang auf ſeinem Lager unruhig herumgeworfen hat, ſchläft und ſieht ſich im Traume wieder, wie einſt in den Tagen ſeiner Jugend, auf hohem, herrlichem Roß, den goldgeſtickten Leinwand um die Schulter, die Zobelmütze mit dem weißen Reiherbuſch auf dem Haupt, durch die Straßen der Kaiſerſtadt galoppiren und er läßt den ſchnaubenden Rappen auf dem glatten Granitpflaſter aufſtürzen, daß die Funken aus den Steinen und aus den Augen der ſchönen Damen ſprühen.

Ein berauſchender, köſtlicher Balſam iſt wunden Seelen jenes braune Wanderöl des Schlafs, eine mitleidige Hand träuft es auf uns, leuchtende Frühlingsblumen ſtellt es vor dem Elend der Gegenwart.

Geräuſchlos öffnet ſich, auf der Hofſeite des Schloſſes, eine Pforte und Ergſi erſcheint auf der Schwelle. Scheu und vorſichtig blickt ſie um ſich, aber Niemand läßt ſich ſehen, kein Laut iſt zu vernehmen, ringsum ausgeſtorbene Stille. Da plötzlich ſprang aus einer Ecke des Hofs, in gewaltigen Sätzen, ein großer, weißer Wolfshund auf ſie zu. Er ließ, während ſein langer prächtiger Schweif den Boden fegte, ein leichtes Bellen ſchüchterner Zärtlichkeit hören. Erſchrocken ſtreichelte ſie das zottige, glänzende Fell des ſchönen Thiers, das ſich an ſie ſchmiegte und mit ſeinen klugen treuen Augen, die wie zwei Topaſe hervorglänzten, zu ihr aufblickte, als wundere es ſich über die ſpäte Promenade ſeiner jungen, ſchönen Herrin. Schnell ſchritt ſie dann über den Hof dem Park zu.

Der Park, ein Bild der Verödung und tiefſten Verkommenheit, ſtimmte zum Schloß. Aus Mangel an Sorgfalt und Pflege iſt er wieder zur lieblichern Natur übergegangen. Die Gänge waren mit hohem Gras bewachſen und die geſchnittenen Taxusalleen ſtruppig verwildert. Schlinggewächſe aller Art kriechen hinauf bis in die Baumwipfel und hangen in Feſtons bis zur Erde nieder. Hier und da erhebt eine Blume, von verdrießlichem Unkraut umſchlungen, ihr ſchönes, trauriges Haupt. Dornige Himbeerſträucher, die ſich überall breitmachten, zupften zuweilen an dem dünnen Gewand des Mädchens, die Blütentrauben des Flieders und der Goldregen ſchwebten über ihrem Kopf, die Roſen lugten neugierig aus den Büſchen nach ihr hervor, doch leicht und ſchwebend, wie ein ſchönes, wildes Elfenkind, ſchritt ſie vorwärts, umgaukelt und geküßt von den Mondſtrahlen, die ſich durch das Laubgewölbe der alten Bäume ſtahlen. Am äußerſten Ende des Parks, dem Walde zu, war ein Rondel angebracht, ein paar ehrwürdige Linden mit geflochtenen Bänken darunter bildeten hier ein lauſchiges Plätzchen. Die hervorragenden Götter, welche den Ort bewachen ſollten, lagen jetzt, von Taxen Peſtamenten herabgeworfen, zwiſchen Brennneſſeln im hohen Gras. Hierher eilte Ergſi, ſie ſetzte ſich auf das geflochtene Gemauer und neigte das Antlitz lauſchend dem Walde zu.

Oft hatte ſie mit Pali hier geſeſſen, hier zwiſchen hervorſchimmernden Statuen hatten ſie ſich Häuſer gebaut und aus Sandſteinchen ſich zauberiſche Welten geſchaffen. Hier hatte er mit ihr gejubelt und gelacht, ein Pfeifen aus dem Holz der Weide geſchnitzt, ihr jene närriſch wehmütigen Geſchichten erzählt von den grauen Burgtrümmern drüben am Waldrand und von den Jägern, welche ihrem wilden Häuptling vom Galgen nahmen, ihm eine Krone aufſetzten und einen purpurnen Mantel anlegten, um ihm ſo in den Strom zu betten, der ihn nach Aegypten, in das Land ihrer Heimat, tragen ſollte — und nun war das Alles vorbei. Wird Pali wol wiederkommen? Wird er wenigſtens heute noch einmal hierherkommen? fragte ſie mit ängſtlich klopfendem Herzen. Es war der erſte Schmerz der Trennung, der ſie mit bangem Weh durchzitterte. Die erſte Erfahrung der Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge, welche ihren finſtern Schatten über das Frühlingsgrün des jugendlichen Herzens breitete.

Eine Viertelſtunde nach der andern verging, noch immer blickte ſie ins Thal hinab, vergebens ſchien ſie zu warten. Immer ſtiller und wärmer wurde die Sommernacht. Eine erhabene Heimlichkeit und innige Feier zog wie der Odem Gottes durch die verklärte Stille, nur am Rand des Horizonts zucken flüchtige Blitze, nur in den Laubgängen lispelt es, als wenn murmelnde Träume auf- und niederſtiegen, nur die Glockenhäupter der Blumen, die aus dem Gras hervorſchauen, nicken zuweilen wie berauſcht vom Schlaftrunk des Thaus, nur der langgezogene Ton einer Nachtigal iſt hin und wider zu hören, wie der Klagruf einer einſamen Seele. In träumeriſcher Magie verſchwimmt das weite Land zu ihren Füßen, nur der finſtere, berüchtigte Bakony lag wie ein Schatten, dunkel und unheimlich da. Schien doch Alles um ſie her wie in einen tiefen Traum verſunken, wie von einem Zauber gebannt und auf das Wort der Erlöſung ſchmerzlich harrend. Zum erſten mal

schlichen sich die Schauer der Einsamkeit in ihr Herz, zum ersten mal befiel sie diese nächtliche Stille mit einer grauenhaften Bangigkeit, zum ersten mal fühlte sie sich allein und verlassen.

Plötzlich sprang ihr wolliger Begleiter, der ihr bisher gefolgt war, vom Boden auf und spitzte, den Kopf vorstreckend, die Ohren.

Erzsi erblickte eine schwarze Gestalt, aus dem Busch unten im Thal hervorkommend, welche sich vorsichtig dem Hügel näherte. Ihr Auge funkelte, ihr Herz zitterte, als sie die Gestalt den Berg heraufsteigen sah.

„Pali, bist du es?" rief sie leise in die Nacht hinaus.

„Erzsi, fürchte dich nicht, Pali ist es", antwortete ein 14jähriger Bube, dessen kräftig schlanken Glieder mit einem weißen Hemd und eben solchen Gatyen (faltenreichen Leinwandhosen) bekleidet sind. Den Füßen, die zwar noch keine Stiefel tyrannisirt haben, sah man es jedoch an, daß sie gegen die Gewohnheit seines Stammes häufig mit dem Wasser Bekanntschaft machen. Auf den glänzend schwarzen Locken saß ein breitkrämpiger Hut, beschattend das tiefbraune Antlitz, aus welchem, unter dunkeln Brauen, ein paar freundliche Augen, wie Korallen, voll Energie und Sonnenstrahlen hervorblitzten.

Behend kletterte er über die Mauer und war bei Erzsi; er drückte ihre Hand und rief:

„Das ist schön von dir, daß du mich erwartet hast. Ja, ich weiß es, du wirst den armen Pali nicht vergessen."

„Bist du das auf mich, Pali?" fragte Erzsi zaghaft, „ach, ich hätte es verdient, warum habe ich nicht sogleich die Wahrheit gesagt. Als ich nachher dem Vater gestand: daß ich es war, die den dummen Pfeifenkopf zerbrach, hat es zu nichts geholfen."

„Ich dir zürnen? Nein, Erzsi, mein Perlenkind! Schweige von der Geschichte mit dem Pfeifenkopf. Man schlug mich zwar und jagte mich wie einen Hund fort, aber ich fühlte es nicht; der Zigeuner ist an die gnädigen Peitschenhiebe der Magnaten gewöhnt", setzte er bitter lächelnd hinzu.

„Schmähe den Vater nicht", fiel ihm Erzsi ins Wort, „er ist gut und ich will ihn solange bitten, bis er dich zurückkommen läßt."

„Nein, thue das nicht, Erzsi. Ich komme nicht wieder."

„Dann hast du also deine Erzsi nicht mehr lieb?" fragte sie schmollenden Tons.

„Gern hielt ich sie dir", erwiderte Pali, „sieh', du wirst bald eine gnädige Frau, ich ... ich bleibe Pali, der Zigeunerbube, der die P... bekommt und höchstens zum Tanz aufspielen ...

Der arme Bube hatte mit seiner angeb... Schlauheit viel die Worte, die der Graf in ... Zorn über Pali's niedere Geburt fallen ließ ... standen. Man hatte es ihn ja in der letzten ... oft und deutlich genug fühlen lassen, daß er ... mit dem Kainszeichen behafteten Klasse angeh...

Erzsi wollte von alledem nichts wissen ... bat und weinte mit dem Ungestüm eines ver... nen Kindes, daß er wiederkommen und b... bleiben sollte. Da sich Pali beharrlich we... sie erklärte sie endlich, sie wolle das Schloß ... lassen und mit ihm gehen.

„Nun", rief Pali, „du wirst nicht mit ... gehen, du wirst bei deinem Vater bleiben! ... muß allein in die Welt hinaus! Die Sonne w... gar bald deine Haut schwärzen und der H... hauch der Puszta dich aufreiben! Aber höre: ... ich heute fortgejagt wurde und nicht wußte, ... hin ich mich wenden sollte, lief ich endlich ... Dorf hinab. Ich ging zu Marzi und erz... ihm, daß es mit nicht mehr auf dem Schlosse ... falle und daß ich fort in die weite Welt w... er schüttelte zwar anfangs den Kopf, gab ... aber endlich doch Recht. Er erzählte mir ... seinem Vetter Sipos, der auch fortgeg... und in der Fremde ein großer Herr gewor... und vom Bunko, der mehr Geld, als ... Magnaten zusammen in ihren Taschen haben, ... ergeigt hat und der nichts war als ein ele... Zigeuner. Siehst du, auch ich will fort nach ... großen Stadt, von der dein Vater immer spr... und will ein reicher Mann, ein Herr wer... Dann komme ich wieder! Wird meine Perle ... dann noch kennen?" fragte er scheinisch, ihr ... das Auge blickend, das innig und unschuldig ... ihm aufsah — „und dann werde ich hoffen, ... nicht mehr geschlagen", setzte er lächelnd hinzu.

Aneinandergeschmiegt saßen die glücklichen Kin... noch lange und schwatzten und träumten; ... Hände waren verschlungen wie die reinen G... pfindungen, womit sie zusammen das Gedicht ... res Schicksals verfaßten. Geheimnißvoll flüs... über ihren Häuptern die alte Linde, wunder... duftete der blühende Flieder und die Sterne h... droben zitterten wie Freudenthränen in selige... trunkenem Glanze. Ach, daß man sobald erwac... muß aus diesem Traum, dessen Irrlichter uns ... neckisch umgaukeln, so süß einwiegen! Träume...

Lauschung! Ihr seid der Könige dieser Welt, ihr schafft dem Menschen seinen Himmel, seine Götter! Wenn uns die Wirklichkeit anwandelt, wenn sich unsere Welt von Gold und Diamanten in schlechten Thon verwandelt, wenn wir im leuchtenden Lauf einen Schatten erreicht haben und endlich den Himmel des Nichts umarmen, blicken wir feuchten Auges nach euch zurück!

„Erzsi, wir haben zu lange geplaudert!“ sagte Pali. „Sieh', es will Tag werden, wir müssen scheiden! Ich will nicht, daß dein Vater erfährt, daß ich noch einmal hier gewesen bin, hörst du? Nichtwahr, du wirst mich nicht vergessen, du bleibst mir gut?“ flüsterte er leise, sie verwundert und vertrauensvoll anblickend.

„Gewiß, Pali, ich werde dich nicht vergessen! Ich werde der Mutter Gottes alle Tage bitten, daß sie dich beschirme und beschütze! Komm' aber bald zurück, laß deine arme Erzsi nicht lange so allein und verlassen!“

„Lebe wohl, Erzsi!“ sagte Pali, indem er sie an sich zog — „Lebe wohl!“ Erzsi brach in Thränen aus; sie schlang ihre Arme um Pali's Hals und heiß schmolzen ihre Lippen zusammen. Der reinste Augenblick zweier Menschenherzen war gekommen und — verüber, war nur ein Schattentraum der Erinnerung.

Mitten im herben Abschiedsweh war der Kuß Erzsi's der Frühlingshauch, der in des Knaben Herz die unbewußt keimende Liebessaat zur flammenden Blume der Leidenschaft entfaltete; zu jener selig-unseligen Leidenschaft, die den Menschen, veredelnd und thatenweckend, auf ihren Flammenfittigen emporträgt zur Höhe des Lebens oder, ihn entnervend, tödtend hinabstoßt in Elend und Verzweiflung.

Während Pali dem Dorfe zueilte, hob sich seine Seele mit Seufzen und Jauchzen über die Gegenwart empor, abenteuerlich herumschwärmend in den uferlosen Räumen der Zukunft. Arm, im Begriff, noch verlassener zu werden, als er es ohnehin schon war, träumte er von dem Glanze, womit er einst, wenn er reich geworden, Erzsi überschütten wolle.

Einen Büchsenschuß von den übrigen Häusern des Dorfs entfernt stand eine Hütte; sie war aus gekreuzten Baumästen und Brettern aufgerichtet, mit Lehm überworfen und mit Rohr gedeckt; anstatt der Thüren und Fenster hatte sie nach vorn und gegen den Himmel Löcher, um Menschen hinein und den Rauch herauszulassen. Hier wohnte Marzi, Pali's Freund und Lehrer in der Kunst Lubal's, ein alter Zigeuner, der sein Künstler-, Räuber- und Landstreicherleben aufgegeben, jetzt mit den wunderbaren Abracadabras der Volksheilkunde Mensch und Vieh curirte und nebenher den Burschen und Mädchen an Festtagen und Feierabenden zum Tanz aufspielte. Marzi galt für einen Zauberer, halbweg für noch etwas Schlimmeres. Aus diesem Grunde war er gern oft gesucht, aber doch noch mehr gefürchtet, und Niemand konnte sich die Anhänglichkeit Pali's an den alten finstern Zigeuner, der Allen mit Spott und Kälte entgegenkam, und wiederum dessen Interesse für den Knaben erklären.

Als sich Pali der Hütte näherte, hörte er die Töne einer Geige durch die Nacht hinzittern. Es waren geheimnißvolle, wunderbar schöne, seltsam klagende und milde Klänge, welche die Seele mit unwiderstehlicher Gewalt erfaßten und das Herz mit schmerzlicher Andacht erfüllten. Er ging langsamer, denn jene Töne fanden ein Echo in seinem Herzen. Sein liebendes Herz verstand jetzt diese klagenden Feuerströme, die bald ruhig und langsam, traurig und geheimnißvoll wie ein altes Wiegenlied dahinfluteten, bald in kühnen Cascaden mit dem Feuer und der Freude der Leidenschaft aufrauschten. Anstatt einzutreten, blieb Pali, der wunderbaren Musik lauschend, vor der Thüröffnung. Jeder, der Sinn für Musik gehabt, würde über Marzi's Spiel erstaunt, Jeder, der die rechte Stimmung mitgebracht, würde ergriffen worden sein von diesen nächtlichen Phantasieen, von diesem träumerisch ausspinnenden Belauschen des eigenen Herzens.

Die Geige verstummte und Pali trat in die Hütte. Das Innere wurde nur durch das hereinfallende Mondlicht erhellt. Ein elendes Lager, über demselben die Geige, und eine Truhe, die zugleich als Stuhl und Tisch diente, bildeten die ganze Einrichtung. Aus dem Halbdunkel der Hütte trat ein langer, hagerer, starknochiger Mann, dessen graues, spärliches Haar und kurzer Stoppelbart die tiefe Tinte seiner bronzenen Gesichtsfarbe noch mehr hervorhob, auf Pali zu.

„Du bist es, Pali?“ fragte er. „Willst also doch noch fort? Glaubte schon, du wärst zu Kreuz gekrochen, hättest die Peitsche des Grafen geküßt und jögst den herrschaftlichen Hundestall dem Lager auf der Haide vor.“

„Nein, Marzi!“ sagte Pali. „Wie ich Euch gesagt habe, ich gehe fort und will mich in der Welt umsehen! Ich komme, um von Euch Abschied zu nehmen.“

Das runzlige, entfärbte Auge des alten Zigeuners ruhte theilnahmsvoll, faſt weich auf dem Knaben, während dieſer ſprach; er glaubte in ihm das Bild ſeiner eigenen Jugend zu ſehen; auch er war einſt ſo leichtſinnig, ſo jugendlich an Jahren, ſo erfüllt von denſelben unruhigen und Abenteuer ſuchenden Phantaſien, begabt mit denſelben Eigenſchaften, die ebenſo gut zum Böſen wie zum Guten führen können.

„Das iſt herr von dir, Pali, daran erkenne ich den Romnitſchel!“*) Wir müſſen wandern, nur auf der Wanderſchaft iſt uns wohl! Gebunden an die Scholle, eingepfercht in ein Haus, ſind wir elende Sklaven, aber auf der Haide ſind wir Herren! Da gibt es heiße Tage und kalte Nächte, Schimpf und Mühſeligkeiten zu ertragen und Arbeit und Kampf, wo des Menſchen Kraft und Muth und ſeine Klugheit, nichts Steifes und Angezwungenes gilt und hilft, da legen wir die Sklavenkleider ab, worauf das Schickſal uns ſein Wappen gedrückt. Könnte ich doch mit dir ziehen, Pali, aber ich bin alt und ſtumpf und krank! Die Jahre und das ruhige Leben unter den Bauern haben mir das Mark aus den Knochen geſogen und die Kraft des Willens abgeſtumpft. Nütze zu nichts mehr in der Welt, als den Weibern ein Pflaſter zu ſchmieren, die hochgeworfenen Heller der Bauern aufzufangen, als mich wie einen Wurm treten zu laſſen, wenn der Fidelbogen nicht toll genug über die Saiten ſpringt.“

Nach dieſen Worten warf ſich der Zigeuner auf ſein Lager, ſtützte den Kopf in die Hand und ſtarrte unheimlich düſter wie eine ſternloſe Herbſtnacht vor ſich hin.

Pali unterbrach endlich das Schweigen. „Ich habe vorhin deinem Spiele zugehört, Marzi, könnte ich doch auch ſo ſpielen wie du!“

„Wirſt es ſchon lernen“, entwortete Marzi, „haſt ja Geſchick dazu! Du kannſt dir einmal bei den Gadſchi dein Brot damit verdienen und dann iſt ſo eine Geige auch ein guter Freund, der einzige, der mit uns lacht und mit uns weint und uns tröſtet in der Noth; ein gar treues Weib, das einzige, dem wir trauen dürfen! Mein Spiel gefiel dir alſo? Ja ſieh', in der Stille und Einſamkeit der Nacht verlaſſen alte, im Herzen eingeſargte, längſt todt geglaubte Geſchichten ihr Grab! Dort klaffen verklagend mir blutige Wunden, die ich einſt ſchlug, entgegen! Da blüht ein Mund, den ich zu küſſen vergaß! Dort leuchten ein Paar Augen mit ſtillglühend verlockendem Blick — Nein, deckt dieſe Augen, ich werde nimmer in dieſe treuen Sterne ſchauen, und die Jahre, ſie ſind vorbei, wo ich, jung und kühn, frei wie der Vogel in der Luft, in den Wäldern des Nordens und in den Ländern der Sonne wanderte, wo ich herausfordernd und verachtend, die Bruſt dem Sturme bot; wo mir, gleich dem Sturmvogel, am wohlſten war, wenn die Winde um mich wie eine Heerde Wölfe heulten, mein Angeſicht Regen und Hagel peitſchte, ich mit Hohn trotz der Nacht und Wetter und ruhig und muthig meinen trotzig meines Weges zog! Jahre, viele Jahre ſind ſeitdem vergangen, aber noch immer der alte Drang, noch immer ſtreiten ſich Reue und Trotz in meiner Bruſt, noch immer brennt die Fackel der Sehnſucht in dem alten Herzen! Dann greif' ich dann wol in meiner Angſt nach der Geige und ſpiele, bis der tolle Aufruhr in meiner Bruſt ſich legt und Ruhe und Frieden wieder einkehrt. Doch was ſchwatze ich da, Kind! Wirſt noch zeitig genug die Schwelle der Schule überſchreiten! Wirſt bald genug das Leben erkennen lernen, wenn du unter den Ruthenſtreichen, unter welchen es ſeine Lehren ertheilt, Blut und Thränen ſchwitzeſt! Wirſt zeitig genug das verwünſchte Ende erreichen, wo wir Alle ſcheitern! Zieh' hin aus und genieße das Leben! Sei hart und unerbittlich in Geſchäften, wo es deinen Vortheil gilt, gegen dich und gegen Andere! Sei ſchlau! Sei Chriſt unter Chriſten und Türke unter Türken! Du wirſt dich zuweilen verachten, aber es will dir wohlgehen. Vergiß nie und nirgends, daß dein Haupt hart oder weich gebettet ſein, daß du ein Romnitſchel biſt!“

Bei den letzten Worten richtete ſich der alte zerlumpte Zigeuner mit funkelnden Augen ſtolz auf, ebenſo ſtolz wie der Herr Graf auf ſeinem Schloſſe, wenn er von ſeinen erlauchten Vorfahren ſpricht, und mit dem Ausdruck der tiefſten Verachtung ſprach er von den Gadſchis. Die Anmaßung, die reinſte Race zu ſein, iſt den Zigeunern wie überhaupt allen Völkern, die aus dem Herzen Aſiens ſtammen, eigenthümlich. Alle übrigen Menſchen, die nicht Zigeuner ſind, ſind in ihren Augen untergeordnete Weſen. Ihr Stolz tröſtet ſie ſomit über die Verfolgungen, die ſie ſchon dulden haben; Verachtung ſetzen ſie der Verachtung entgegen.

Noch lange ſprach der Zigeuner, den Knaben in die Erfahrungen ſeines reichen, vielbewegten

*) Romnitſchel nennen ſich in Ungarn die Zigeuner, und Alle, die nicht Zigeuner ſind, heißen Gadſchi.

aber gelichteten Lebens und in die Grundsätze der Zigeunerphilosophie einweihend; mit buntschillernden Farben einer durch Einsamkeit und Beschauung erhitzten Phantasie, mit schonungsloser Lebhaftigkeit sprach er von den menschlichen Schwächen, von den Schattenseiten des Lebens. Neben dem Guten, was dieser bizarr zusammengesetzte Charakter zutage förderte, lag der Schmutz einer guten, aber in wilder Rohheit haltungslos ausgearteten Natur. Viele seiner Lehren gingen für Pali, dessen Seele anderswo weilte, glücklicher- oder unglücklicherweise verloren; dennoch fielen manche Worte, manche Gedanken wie belebender Fruchtstaub in seinen Schoos, die ihn aus dem engen Kreise seiner Jugend nach der Höhe des Lebens rückten.

Der Tag graute, als Pali aus der Hütte trat. Die Haide schwamm in dem wallenden, duftigen Licht des Morgens. Der Saum des Horizonts umzog sich mit einem rubinengestickten Bande und die Sonne stieg in ihrer leuchtenden Herrlichkeit herauf; ihre ersten, fröhlich schweifenden Strahlen trafen das Schloß, das Dächer und Fenster, von einem Lichtergewirr umflittert, weit in das Land hinaus erglänzten. Die leere Straße schwang sich wie eine Brücke über die schimmernde Haide, als führe sie aus der Welt. Hier und da, in den Wachholder- und Schlehenbüschen am Wege, erwachten die Vögel, schüttelten und dehnten ihr buntes Gefieder und sahen neugierig und verwundert auf den jungen Wanderer, der unbeachtet und verachtet über die dürre Haide zog; ihm war gar seltsam zumuthe, traurig wie dem armen Monde, der verbleichend noch am Himmel stand, und doch wieder so überaus fröhlich, wie die Lerche, die dem Tage entgegenjubelt. Oft wendete sich sein Blick rückwärts, oft flogen seine Gedanken nach dem Schlosse zurück, aber immer größer wurde der Raum, der zwei Herzen trennte.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Zur Geschichte der Luftschiffahrt.

Von Karl Müller.

III.

Im darauffolgenden Monat September nach Philadelphia zurückgekehrt, berieth sich Wise mit mehren Physikern über seine Absicht, zum zweiten male den Ballon zerreißen zu lassen. Alle riethen ihm ab, allein der glückliche Erfolg des ersten Versuchs machte ihn hartnäckig; er kündigte daher öffentlich an, er werde am 1. October wieder aufsteigen und den Ballon in einer Höhe von ungefähr 5500 Fuß Aberisch explodiren lassen. An diesem Tage, zehn Minuten vor 5 Uhr Abends, verlich er auch wirklich vor einem Publikum von vielen Tausenden die Erde und stieg bei vollkommen klarem Himmel beinahe senkrecht auf. Als die Explosion stattfand, legte sich der untere Theil des Ballon nicht einwärts, wie das erste mal, weil in diesem Falle der Ballon von unten nach oben gepreßt war, sondern entfernte sich an der Seite und schlug auch seitwärts ein. Als Wise dies zuerst wahrnahm, erschrak er und fürchtete, der Ballon könnte mit einer fortwährend steigenden Schnelligkeit herunterfallen; allein der Ballon faßte den Wind wie das große Segel eines Schiffs und glitt in spiralförmigen Curven und mit gleichmäßiger Geschwindigkeit durch die Atmosphäre herab. Der Stoß beim Auffallen, welcher bei der schnellen Geschwindigkeit des Falls sehr heftig zu werden gedroht hatte, war nicht stärker, als er beim Herabspringen aus einer Höhe von zehn Fuß zu sein pflegt.

Im Verlauf seiner zahlreichen Luftfahrten gewann Wise die Ueberzeugung, daß in einer gewissen bedeutenden Höhe zu allen Zeiten eine constante regelmäßige Windströmung von Westen nach Osten herrsche, welche eine Geschwindigkeit von vier bis acht, ja zuweilen sogar bis zu zwölf geographischen Meilen per Stunde habe (nämlich für diese Erdferne). Er war daher fest überzeugt, daß man mittels dieser Windströmung nicht allein sicher und ohne Gefahr im Luftballon über den Atlantischen Ocean schiffen, sondern eine förmliche Weltumsegelung machen könnte und er erklärte sich bereit, eine derartige Probefahrt zu machen. Er erbot sich auch wirklich Anfang 1843 gegen mehre Herren in Philadelphia, eine solche überseeische Luftfahrt zu veranstalten, und diese, die seinen Vorschlag anfangs als Scherz aufnahmen, verstanden sich dazu, ihn zu begleiten. Als er jedoch allen Ernstes an die Ausführung ging, ließen sie ihn im Stich und erklärten sein Unternehmen für eine Tollheit. Wise wandte sich darauf zuerst an die Oeffentlichkeit und machte sein Project im Allgemeinen bekannt; hernach arbeitete er ein förmliches Mémoire darüber aus, nebst ausführlichen Plänen und Kostenberechnungen und legte dasselbe dem Congreß in Washington vor. Allein das Marineministerium, welchem dieser Vorschlag zur gutachtlichen Berichterstattung übergeben worden war, hat darauf entweder gar keinen oder nur einen ungünstigen Bescheid gegeben, sodaß sich das Unternehmen zerschlug. Mr. Wise's Vorschlag

ging dahin, einen Ballon von 100 Fuß Höhe zu construiren und demſelben ſtatt der Gondel ein vollkommen ſeetüchtiges Boot zu geben, welches auf dem Meere zu gebrauchen geweſen wäre, falls der Ballon die ganze Fahrt nicht zurücklegen könnte; die Bemannung ſollte aus einem Luftſchiffer, einem tüchtigen Seemann und einem erfahrenen Phyſiker beſtehen. Er erließ ſogar einen Brief an alle Zeitungsredactionen in der ganzen Welt, worin er ſeine Abſicht kundgab, im Sommer 1844 eine Spazierfahrt im Luftballon über das Atlantiſche Meer zu machen und die Secleute aller Nationen und Klimate aufforderte, nicht zu erſchrecken, wenn ſie ſich in der Nähe eines Ballon ſähen, gleichviel ob derſelbe auf dem Ocean oder in der Atmoſphäre wäre, ſondern den Abenteurern in deſſen Schiffahrt alle mögliche Unterſtützung zukommen zu laſſen. Die Dauer ſeiner Luftfahrt hatte er auf 20—40 Tage berechnet, die Abweichung von der geraden Linie infolge von localen Luftſtrömungen und ähnlichen Urſachen auf 30—35 Grad von dem Breitengrade der Abfahrt, ſodaß es ihm möglich werden durfte, Depeſchen in Europa und China zurückzulaſſen und durch das Oregongebiet nach Waſhington zurückzukehren. Manche glaubten, Mr. Wiſe verdiene wegen dieſes Plans in ein Narrenhaus geſteckt zu werden; allein wenn man bedenkt, mit welchem Unglauben und Hohn allerwärts die erſten Nachrichten von der Erfindung der Eiſenbahnen, Dampfſchiffe, elektriſchen Telegraphen u. ſ. w. aufgenommen worden ſind, möchten wir nicht ſo vorſchnell und lieblos über eine Idee den Stab brechen, welche vielleicht doch dereinſt verwirklicht werden kann — wenn auch erſt mit vollkommenern Inſtrumenten der Aëronautik.

Allerdings hat die Erfindung des Luftballon, namentlich die der Charlières, zu manchen tollen Vorſchlägen und Hirngeſpinnſten Anlaß gegeben, als ob man mit ſolchen Ballons nicht nur den Bewohnern des Mondes, ſondern auch denen der übrigen Planeten im Weltraume einen Beſuch abſtatten könne, obwol die Atmoſphäre unſerer Erde doch ihre Grenzen hat, der Schwierigkeiten infolge der Naturgeſetze, der Gravitation, der Verdünnung der Luft u. ſ. w. gar nicht zu gedenken. Hat man doch ſogar im Jahre 1848 in den Vereinigten Staaten, der Heimat alles Schwindels, öffentlich zu Herſtellung eines Luftballon von 1200 Fuß Höhe und 1000 Fuß Durchmeſſer aufgefodert, welcher im Stande ſein ſollte, binnen wenigen Tagen die Fahrt nach Californien, in das damals neuentdeckte Eldorado, zu machen und eine Anzahl von mindeſtens 100 Paſſagieren aufzunehmen; — ein Project, das trotz ſeiner Tollheit Gläubige fand. Man hat ferner mancherlei andere praktiſche Zwecke mit Luftballons zu erreichen vorgeſchlagen; man wollte z. B. ihre Aſcenſionskraft als mechaniſche Gewalt benutzen, um Waſſer aus Bergwerken zu heben (wobei zugleich das in Kohlengruben ſich bildende ſchwere Kohlenwaſſerſtoffgas zur Füllung der Ballons benutzt werden ſollte), um Obelisken zu transportiren, aufzurichten oder auf höhere Lager zu verſetzen, um ohne Gerüſte ein Kreuz oder eine ſchwere Wetterfahne auf die Spitze hoher Thürme zu bringen; man machte den Vorſchlag, ſich der Luftballons bei Fahrten in die Polarmeere zu bedienen, um ſich aus den Eisbergen zu retten; man wollte mit Ballons unbeſteigbare Berggipfel, wolkenumflorte Schneeſpitzen beſuchen; die Krater von Vulkanen unterſuchen; über ausgedehnte Sümpfe und Moräſte hinwegfahren und in der noch in der Kindheit liegenden Wiſſenſchaft der Meteorologie umfaſſendere Forſchungen anſtellen — Zwecke, die ſeither noch nicht in Wirklichkeit zu erreichen verſucht worden ſind. Aber es wäre jedenfalls eine gewagte Behauptung, wollte man auch der Aëronautik der Zukunft allen praktiſchen Werth abſprechen, weil ſeither noch wenig damit erzielt worden iſt. Beinahe allen großartigen Errungenſchaften für das praktiſche Leben ging eine Art elementaren Zuſtandes voran, wo die bewegende Kraft oder die theoretiſche Idee, die den Angelpunkt jener bildeten, beinahe nur als Spielzeug daſtanden. Von jeder großen gemeinnützigen Erfindung tauchten ſchon Jahrzehnde, Jahrhunderte zuvor ſporadiſch einzelne Ahnungen, Anfänge, Anklänge, formloſe Ideen auf, bis dieſe endlich in irgendeinem genialen Kopfe in eine beſtimmte Form eingekleidet wurden. Und wer möchte in einer Zeit, wo der Erfindungs-, Forſchungs-, und Combinationsgeiſt des Menſchen mit Rieſenſchritten im Gebiete der wichtigſten, weltbewegenden Entdeckungen voranſchreitet, demſelben auch nur in einer Richtung gebieten wollen: Bis hierher und nicht weiter! Wenn freilich in unſern Tagen die Luftballons noch zu nichts Anderm dienen, als um in einer höhern Art von Thierquälerei Pferde und Eſel mit in die Luft zu nehmen, wie bei den Luftfahrten von Poitevin in Paris, Gale in Bordeaux und ſogar auch von Green in London (im Juli 1850), oder um das gaffende pariſer Volk mit einem Hagel von Bonbons oder Feſtgedichten zu überſchütten, wie bei der Taufe des „Kindes

von Frankreich", des Thronerben Ludwig Napoleon's III. — so fühlt man seine Erwartungen sinken. Blicken wir indeß auf Nordamerika, wo in diesem Augenblick einer der kühnsten Aeronauten, der Franzose Godard, mit einem halben Dutzend anderer tüchtiger und unternehmender Fachgenossen wetteifert, so dürfte vielleicht dort, wo schon so manche großartige Erfindung im Gebiete der Technologie gemacht wurde, in nicht sehr ferner Zeit irgendein bedeutender Fortschritt in der Technik der Luftschiffahrt errungen werden. Nirgends scheinen wenigstens die Capitalien, diese mächtigen Geburtshelfer der Erfindungen, für solche Zwecke leichter zu fließen als dort, unter dem rastlos vorwärtsstrebenden, ein fieberhaft dahinhastenden Volke der Yankees.

Das Manna der Israeliten.

Unsere bibelkundigen Leserinnen kennen aus dem 2. Buch Mosis, Cap. 16, die Noth der Kinder Israel auf ihrem Zuge durch die Wüste. Der für die endlose Reise einer so zahlreichen Gesellschaft zu knapp bemessene Vorrath Mazzen (Mazzoth), wozu man, wie die Heiligen Bücher berichten, der Eile wegen nur den Teig mitgenommen, war aufgezehrt und Mundvorrath anderer Art nicht vorhanden. Kein Wunder, daß die hungergeplagte Schar sich zurücksehnte — „nach den Fleischtöpfen Aegyptens" und trotz des Pacts vor dem Aufbruche, daß „nicht ein Hund sollte mucksen bei den Kindern Israel's", diese nichtsdestoweniger in „heftiges Murren ausbrachen wider ihre Herrführer Moses und Aaron".

„Da erschien die Herrlichkeit des Herrn in einer Wolke und der Herr sprach zu Mose: Ich habe der Kinder Israel Murren gehört; sage ihnen: Gegen Abend sollt ihr Fleisch zu essen haben und am Morgen Brots satt werden und innewerden, daß ich der Herr euer Gott bin. Und am Abend kamen Wachteln herauf und bedeckten das Heer, und am Morgen lag der Thau um das Heer her. Und als der Thau weg war, siehe, da lag es in der Wüste rund und klein, wie der Reif auf dem Lande. Und da es die Kinder Israel's sahen, sprachen sie untereinander: Das ist Man, denn sie wußten nicht was es war. Mose aber sprach zu ihnen: Es ist das Brot, das euch der Herr zu essen gegeben!"

Ueber dieses Brot hat der um die Pflanzenkunde des Orients hochverdiente Professor Landerer in Athen jüngst wieder belehrenden Aufschluß gegeben. Derselbe besagt, daß diese Manna aus Tamarix mannifera, einem zierlichen Strauche mit hübschen Blumen, und zwar infolge des Stichs eines kleinen Insekts (Coccus manniparus), ausfließt und daß, zumal in trockenen Sommern, die Ernte sehr bedeutend ist. So sammeln z. B. die Mönche auf dem Sinai alljährlich mehre Centner, die in große Thongefäße gefüllt und in Kellern aufbewahrt werden. Die vor Aufgang der Sonne gesammelte Manna dient den Klostergeistlichen als Zukost; sie wird mit Brot gegessen oder auf dasselbe aufgestrichen. Fremde, die das Kloster besuchen, werden damit bewirthet und zur Weiterreise ausgerüstet und auch sie haben diese Speise ganz schmackhaft gefunden.

Wird die Manna bei feuchtem Wetter eingesammelt, so ist sie viel dünnflüssiger und leicht dem Verderben ausgesetzt. Sie geht in saure oder weingeistige Gährung über. Im letztern Falle kann aus der gegohrenen Masse ein Raki (d. i. Weingeist) gewonnen werden. Diesen wandeln die Mönche, indem sie ihn mit Zucker versetzen, zu einer Art Manna Rosoglio um und bedienen sich ihrer als Heilmittel. Geht die Manna in saure Gährung über, so wird der sich bildende scharfe Essig ebenfalls als Heilmittel, besonders zum Räuchern und Waschen bei ansteckenden Krankheiten benutzt. Auch die Manna für sich dient, auf ein Tuch gestrichen, als linderndes Mittel.

Diese Manna der Israeliten wolle man nun aber nicht verwechseln mit jener Manna der Apotheken, die den Grundstoff zu dem bekannten „Wiener Tränkchen" wie zu dem „Mannasafte" unserer lieben Kleinen abgibt. Zwar ist auch diese Manna pflanzlichen Ursprungs, nämlich der theils freiwillig ausschwitzende, theils durch künstliche Einschnitte hervorgelockte Saft (vorzugsweise) der Manna-Esche (Fraxinus rotundifolia), jedoch von so verschiedener, eigenthümlicher und — folgenreicher Wirkung, daß ihr ungezügelter Genuß schwerlich der hungerigen Kinder Israel Murren gestillt haben würde.

Sollen wir schließlich auch noch der Wachteln gedenken, „die heraufkamen und das Heer bedeckten", so unterliegt es wol keinem Zweifel, daß die schon alte Behauptung, daß dies nicht Wachteln, sondern Zugheuschrecken gewesen, die richtige ist. Die zahlreichen Schwärme dieser beflügelten, im Orient heimischen Insekten, die von fern wie ein Wasserfall rauschen und großen, hintereinanderfolgenden schwarzen Wolken gleichen, sind nicht selten eine halbe Stunde lang und eine Viertel-

stunde brennt und verdunkelt, das Sonnenlicht auffangend, in weitem Umfange den Heuzent. Sie fürchten nicht den Menschen, sondern hängen sich an seine Kleider und dringen in die innersten Winkel seiner Behausung. Ihre Länge beträgt drei bis vier Zoll. Dabei sind sie flügellos, ihr Kopf ist gestaltet wie der eines Pferdes und ihr großer Mund zeigt in beiden Kinnladen vier scharfe Schneidezähne, die sich kreuzen wie die Blätter einer Scheere. Ihre Gefräßigkeit ist bekanntlich unersättlich, doch werden auch sie in Arabien und dem nördlichen Afrika noch jetzt wie in den ältesten Zeiten in Menge von den Eingeborenen verspeist. Haben dies einige neuere Reisende für Fabel erklärt, so zeugt das nur von deren oberflächlicher Beobachtung und vorzüglich deutschen Zweifelsucht. Sagt doch schon die Bibel (Matth. 3, 4) von Johannes dem Täufer: „Seine Speise war Heuschrecken und wilder Honig", was Marci 1, 6 bestätigt wird. Auch der deutsche Reisende Friedrich Hornemann, ein Hildesheimer, der Ausgangs vorigen Jahrhunderts im Auftrage der African association das innere Afrika bereiste, schrieb von dort aus an seinen Gönner, Professor Blumenbach in Göttingen, daß sein tägliches Abendbrot Heuschrecken wären, die ihm sehr wohl mundeten und ungefähr, ja noch besser schmeckten wie — gebratner Pökling. „Glaub's gern", ergänzte im Colleg der alte spaßhafte Blumenbach, „denn in Marokko, wo sie alljährlich ihren Einzug halten, fällt sogleich die Fleischtaxe!"

Dr. Kobbelen.

Wiener Bilder.

Von Friedrich von Sonde.

III. Phantasiren in der Augustinerkirche.

Worin wol liegt die mächtige Anziehungskraft der Augustinerkirche, daß sie seit Jahrhunderten schon die Gläubigen so zahlreich versammelt? Dicht gedrängt waren auch heute die Hallen, nur auf einer der hintersten Bänke fanden wir Platz. Eben tönte das Sanctus vom Orgelchor herab; das Glöcklein ward gezogen und bei seinem hellen Klang sank Alles in die Knie. Weihrauchkessel wurden geschwenkt und eine dichte Wolke stieg empor und aus der Wolke trat vor meine Seele der Schatten Abraham's a Santa Clara, der hier zwei Jahrhunderte früher vor ebenso dicht gedrängter Zuhörerschaft seine Predigten hielt und in scharfen, oft seltsam burlesken Reden die Sitten seiner Zeit geißelte.

Und wieder klang das Glöcklein und wieder bewegten sich die Rauchfässer und als die Wolke zerrann, da enthüllte sich dem Geiste das Bild Zacharias Werner's, dessen hinreißende Beredsamkeit hundert Jahre später um dieselbe Kanzel dort die begeisterten Massen scharte.

Und zum dritten mal tönte das Glöcklein und abermals rauchte Weihrauch empor und wieder ein Jahrhundert hatte der Flug des Gedankens durchmessen: jetzt weilte er bei einem Namen, dessen Träger nicht durch Worte, sondern durch seine Werke unsterblich geworden — Canova, dessen hier in der Kirche aufgerichtetes Grabdenkmal der Erzherzogin Christine, Herzogin von Sachsen-Teschen, den Namen des Meisters bis in ferne Jahrhunderte hinübertragen wird.

Es ist eine hohe Pyramide in carrarischem Marmor, das Portal der Gruft vorstellend. Durch die Pforte schreitet von der einen Seite die Tugend, welche weinend die Urne mit Christinens Asche hinabträgt, Mädchen mit Leichenfackeln und Blumengewinden gehen vor und hinter ihr; ein blinder Greis, gelehnt auf den Arm der Wohlthätigkeit und gefolgt von einem betenden Knaben, geben der Asche das Geleite. Auf der andern Seite ruht ein Löwe, hinter sich das Wappenschild des Hauses Oestreich. Ein trauernder Genius lehnt das Haupt und einen Arm auf die Mähne des Löwen, indeß der andere auf das sächsische Wappen herabsinkt.

Wunderlieblich sind die Gestalten; Alles ist Anmuth und Zartheit und der harte Stein wandelt sich unter den Händen des Meisters zum weichen Fleisch.

Wer möchte nicht gern im Anschauen solchen Kunstwerks sinnend verweilen, nicht gern die Brücke der Vergleichung hinüberwerfen nach andern Schöpfungen ähnlicher Art? Welche darunter aber steht der ebenerwähnten wol näher als das Denkmal, welches Canova in der Kirche Santa-Maria dei Frari zu Venedig für Tizian gearbeitet? Aehnliche Gedanken bewegten seinen Geist dort wie in Wien: dieselben reizenden Engel, dieselben lieblichen Genien, dieselbe Allegorie. Wacker rührte er den Meißel, seinen Gestalten das Leben einzuhauchen — da plötzlich trat der Tod selber in Canova's Werkstatt, legte diesem die dürre Hand auf des Meisters Achsel und deutete auf die geöffnete Gruftpforte. Canova aber warf einen wehmüthigen Scheideblick auf das unvollendete Werk, legte den Meißel nieder und ging ein in den Tempel, den er selber gewölbt. Seine Schüler haben ihn vollends geschlossen.

Leicht gleitet der Gedanke hinüber von Canova

zu Thorwaldſen. Der weiß noch mit kräftigern Strichen zu zeichnen, ſeine Geſtalten ſind markiger und aus ihnen blickt mehr wie aus denen Canova's die Hoheit der antiken griechiſchen Meiſterſchöpfungen, jener ewigen Vorbilder der Kunſt, uns entgegen. Das Complizirte verſchmäht er. Einfach und doch gewaltig iſt die Conception des Grabdenkmals, welches er in der Michaelskirche zu München für Eugen Beauharnais errichtet hat. Allen Schmucks entkleidet, im einfach ſchlichten Gewande, welches gerade das Ebenmaß der Formen um ſo ſchöner hervortreten läßt, ſteht der Herzog an der Pforte des Grabes, zum letzten Gange bereit. Die Krone liegt zu ſeinen Füßen, einer ſchönern geht er ja entgegen, aber die Rechte hält den unverwelklichen Lorber — ihn nimmt er mit ins Grab. Der männlichfriſchen Geſtalt leuchtet neben dem Rückblick auf eine große Vergangenheit die freudige Zuverſicht eines höhern Daſeins aus dem Auge. In voller Lebenskraft ſteigt der Herzog von Leuchtenberg in das Grab — ſo iſt das Sterben ſchön, ſo verliert der Tod das Unliebſame.

Die ganze Erſcheinung bedünkt uns faſt wie eine Illuſtration des Jean Paul'ſchen Wortes: „Der Tod, dieſes herübergeſprochene große Amen unſerer Hoffnungen, würde ſich wie ein ſchöner bekränzter Rieſe vor unſer Lager ſtellen und uns allmälig in den Aether heben und darin wiegen, würden nicht in ſeine gigantiſchen Arme nur zerbrochene und beſtaubte Menſchen geworfen. Die mit Blut und Thränen beſchwerten und befleckten Schwingen des aufſteigenden Geiſtes hangen geknickt auf den Boden nieder — nur die Krankheit iſt's, welche dem Sterben ſeinen Glanz nimmt."

Ueber den Rheinſtrom her winkt uns eine gleich männliche Geſtalt: die des Marſchalls von Sachſen in der Thomaskirche zu Strasburg. Pigalle, der ſchaffende Künſtler, führt uns dort nicht nur an die Gruft, ſondern mitten hinein; er zeigt uns den Sarg nur halb verhüllt: der Tod ſelber in ſeiner ſchaurigen Geſtalt lüftet die Decke und ruft den Helden hinab. Aber den Krieger von Leib und Seele wagte der Künſtler nicht ſeines Waffenſchmucks zu entkleiden, wie er gelebt und gelebt, mit allen Zeichen ſeiner Würden angethan, ſo will er auch im Grabe ruhen. In der Blüte des Mannesalters ſteht er droben, wo die Gallia, ihn zurückzuhalten, vergebens die Arme ausbreitet: der Held, welcher dem Tode in jeder Geſtalt furchtlos ins Auge ſah, wie ſollte er ſeinem Rufe nicht folgen, wenn er in ſo natürlicher Weiſe tönt? In gebietriſcher Haltung ſteigt der Marſchall die Stufen zum Sarge hernieder; das Lächeln aber, mit dem er ſcheidend zur Gallia ſich wendet, es webet ihr den Troſt hinüber, „nur die vermodernde Hülle iſt es, welche ich in die Grube lege — der Geiſt aber lebt droben weiter, wie der Name hienieden."

Canova zeigt uns die ſanfte Trauer um den Verblichenen — Thorwaldſen und Pigalle erheben uns zu dem Triumph der Ewigkeit über das Sterben.

IV. St.-Peter und St.-Stephan.

> Da geht er Tausende mit an Hand
> durch alle Gassen hier.
> Goethe.

Nach dem Muſter ihrer Namenspatronin zu Rom iſt die Peterskirche in Wien erbaut. Wer die Mutter nicht ſchauen kann, muß ſich freilich ſchon an dem Töchterlein genügen laſſen. Wol hat Letztere die äußere Form der Züge geerbt, aber der Geiſt, welchen die Mutter ausgießt über Jeden, der ihre heiligen Hallen betritt, das Imponirende ihrer gewaltigen Dimenſionen vermochte ſie nicht auf die Tochter übergehen zu laſſen. Wie die übergewohnte Schwalbe im Zimmer ängſtlich umherflatternd den Ausweg ſucht, ſo ſieht auch der pomphafte italieniſche Stil ganz trübſelig aus: ſchwerathmend blickt er auf die von allen Seiten her drückenden Wände und vermag in den engen Räumlichkeiten nimmer ſich heimiſch zu fühlen. Orgelklänge ſchwammen ſanft durch das Gewölbe und umwebten den Sinn der frommen Beterinnen, welche auf den Steinfließen knieten — ihrer waren nur wenige.

Wie viel Kirchen man aber auch ſchauen möge, nirgends fühlt das Gemüth ſich ſo erhoben als in unſern alten gothiſchen Kathedralen. Eine ganze Geſchichte altdeutſcher Architektur iſt aus dem Stephansdom zu leſen, von der Epoche der roheſten Anfänge im 12. Jahrhundert her bis zu der der vollendetſten Kunſt. Heilige Schauer durchbeben uns, wenn wir die innern Hallen betreten, welche durch die farbigen Fenſter in magiſches Halbdunkel gehüllt ſind und von allen Wänden her blickt es auf uns herab, von allen Pfeilern her ſpricht es zu uns. Bald ſind es Engel oder Heilige, die uns aus jener Welt her einladend winken; bald ſind es Apoſtel oder Märtyrer, welche, freundlichernſt zur Nachfolge mahnend, die Brücke vom Hienieden zum Jenſeits bezeichnen. Staunend gleitet über ſie hinweg der Blick an den ſchlanken Säulenbündeln empor, welche droben in ſchwindelnder Höhe ihre Arme wie zu einer Laubkrone verſchlingen.

Bei der Besteigung des Thurms gleitet man aus einer Hand in die andere. Zuerst gibt uns der Kirchendiener das Geleit; dann gelangt man in das Departement des Glockenläuters, welcher einen erschöpfenden (nämlich die Geduld) Vortrag über die Feuerlöschanstalten hält und uns den Doppeladler auf dem Dache zeigt, der mit den ausgespreizten Flügeln 150 Fuß mißt. Vier vergoldete Dachzugel bilden die Augen dieses Raubvogels. Zuletzt fällt man dem Thurmwächter in die Hände und nachdem man noch eine geraume Zeit gestiegen, zeigt sich eine außerhalb um den Thurm laufende, anscheinend schwankende Gallerie. Ermuthigt durch den Gedanken, daß von dort aus bei den verschiedenen Belagerungen Wiens die Commandanten, nämlich der edle Graf Rüdiger von Starhemberg und der arme Meißenhauser die Vertheidigungsanstalten überschaut haben, reducirt man sein Volumen auf die Hälfte und schlüpft durch die enge Oeffnung hinaus. Tief unter uns liegt nun das alte Wien und wie in einem Ameisenhaufen rennen die kleinen Menschen darin geschäftig hin und her. Und um das Häuserlabyrinth schlingen sich die unregelmäßig bastionirten Fronten und darum das Glacis und um dieses wieder die Vorstädte. Einst streckte der Wienerwald seinen Arm bis zum Herzen der Stadt aus — bis zum „Stock im Eisen", jetzt ist er weit zurückgedrängt und zwischen den Wald und die alte Stadt haben sich die Vorstädte geschoben.

Die Vorstädte aber lebten anfangs ganz für sich, kleinen Inseln gleich, zum Theil sogar mit verschiedenartiger Bevölkerung. Die Neuzeit erst hat das ganze Inselreich mit der Altstadt zu einem Ganzen verschmolzen; seit man die Wohnungen unter den Gärten denen in der Mitte der Stadt vorzieht, seit draußen zahlreiche Vergnügungsorte entstanden sind, welche die Städter hinauslocken, ist zwischen Stadt und Vorstädten kein Unterschied mehr. Wiens ganze Umgebung scheint ein großartiger Park zu sein, welcher von Klosterneuburg über Döbling und Schönbrunn bis Laxenburg reicht. Drüben aber, jenseit der Donau, streift das Auge über das Marchfeld hin und späht nach den Thürmen von Aspern und Wagram, wo einst mit blutigem Griffel Geschichte geschrieben ward.

Glücklich waren wir die endlosen Stufen des Thurms wieder hinabgestiegen und gerade zum Beginn der Messe angekommen.

Wie eng verschwistert laufen Andacht und Profanation nebeneinander hin! Hier kniet eine Frau ganz im Gebet versunken, eifrig den Rosenkranz zwischen den Fingern drehend: gewiß betet sie für das Heil des neben ihr liegenden Töchterleins, deren Perlen oft ins Stocken gerathen, denn wenn oft ein Mann vorübergeht, schlägt sie der Mantille Vorhang auf, ihm mit dem Blick zu folgen. Dort naht ein Mann, der wenig Zeit übrig haben muß, deshalb seine Andachtsübung doch nur darin zu einen Thür hereinzutreten, zur andern wieder hinauszugehen, in der Mitte sich vor dem Hochaltar zu verneigen und beim Ein- und Ausgehen sich mit geweihtem Wasser zu netzen. Da trippelt eine Kleine herein und nachdem sie vor einem in der Kirche promenirenden Griechen lange still gestanden und ihn mit großen Augen angeschaut hat, sinkt sie nieder, „aus dem vergißmeinnicht-blauen Auge lachend, halb Kinderspiel, halb Gott im Herzen" und oft noch gleiten die Augen über die Schrift hinweg und suchen von neuem den Griechen auf. Und drüben das alte Mütterchen, welche gebückt und mit kleinen Schritten sich nähert, zwei Wachslichte in der Hand — wem wird ihre Ovation gelten? Bis zur äußersten Ecke des Doms schreitet die Alte; dort, wo in einer verschlossenen Kapelle die Czarna matka*) thront, zündet sie die Kerzen an und stürzt dann, inbrünstig die Fürbitte der Gebenedeiten erflehend, an der Thürschwelle auf die Kniee. Unbekümmert um die Betenden ziehen Fremde auf und nieder, mit fragtisch an den Mund gelegtem Stockknopf und mit dem Bädeker in der Hand, rechts und links die Bilder und Statuen controlirend, indeß der hinter ihnen wandelnde Lohnbediente, nicht allzu leise flüsternd, ihnen mit Kunsturtheilen unter die Arme greift und nie versäumt, sie aufmerksam zu machen auf einen Christus mit einem Backenbart aus wirklichen Haaren, von welchem das Volk glaube, daß er nachwachse und von Zeit zu Zeit verschnitten werden müsse. Da dröhnt ein Fall: ein Engländer, welcher, das Opernglas nach der Decke gerichtet, in der Kathedrale umherstrich, ist in der Nähe der Czarna matka über das alte Mütterchen gestolpert — eine Menge kleiner Jungen unterbrechen ihr Gebet und laufen herzu — Weiber, welche mit Handkörben voll Salat oder Hühnern unter dem Arm die Kirche nur als bequem gelegenes „Durchhaus" benutzen, bleiben stehen — aber der herbeieilende Schweizer erstickt die Neu-

*) Schwarze Mutter Gottes, besonders von der slawischen Nationalität verehrt.

bende Störung, indem er, die Gruppe zu lichten, zunächst die gesammte Jugend hinauswerft.

Eine steinerne Kanzel sieht man an der Außenseite des Doms, von deren Höhe Johannes Capistranus — jener Priester, von dem man sang, daß er Hammel und Hölle in seinen Augen führe — im Jahre 1451 zur Zeit des Türkenkriegs Bußpredigten hielt, infolge deren alle Stände auch wirklich Buße thaten. So wenigstens sagt der Kirchenhimmel.

(Ein fünftes Bild in nächster Nummer.)

Anregungen.

Rahel Varnhagen.

Wir berichteten kürzlich über die Briefe, die Georg und Adam Müller in verhängnißvollen Zeiten gewechselt haben.

Man blickt schon wieder sehnsuchtsvoller auf die Epoche des Idealismus zurück. Man thut recht daran. Nicht, daß wir wieder dem Schwärmerischen und Excentrischen das Wort reden wollten, aber die Genüge, die der moderne Realismus an sich selber findet, die triumphirende Miene, die er nach allen Richtungen hin annimmt, stehen ihm zu ehrlich. Man kann dann und wann schon noch immer mit einiger Verehrung von Denen reden, die den Werth und höhern Gehalt des Lebens außerhalb der nächsten Erscheinungswelt suchten.

Eine neue Erinnerung an jene Ausläufe unserer ideal-poetischen und ideal-philosophischen Zeiten, die Zeiten der Goethe, Schiller, Jacobi, Schelling und Schlegel, liegt in dem Buche vor, das der fleißige Schriftsteller Eduard Schmidt-Weißenfels „Rahel und ihre Zeit" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1857) herausgegeben hat. Er schildert in oft gelungenen Zügen die Männer, die Rahel's Salon zu den verschiedenen Epochen gebildet, und verweilt mit Vorliebe bei der Betrachtung und Zeichnung jenes modernen Dämons, den Freunde und Feinde scheltend oder rühmend „Zeitgeist" nannten. Das Auge und die Sprache des Verfassers ist für seinen Gegenstand geschaffen: diese Seiten sind scharf skizzirt, voll Witz und Geist. Rahel selbst aber betrachtet er nicht unbefangen genug, er sieht überall zu viel Licht. Ein schöpferischer Genius beseelte sie doch nicht, sie brauchte erst eine Hand, die sie in Bewegung setzte, um dann in angeschlagenen Tonwellen fortzuklingen. Diese Hand war ihr vorzugsweise Goethe; sie schrieb, möchten wir sagen, seine festen, marmornen Bilder und Gedanken in Symphonieen um; aus dem ehernen Bande des Worts befreit, wird jede Stimmung bei ihr zur fortfluthenden Musik. Es ist die schöne, ausschließliche Subjectivität, die für das „allgemeine Leben" zu handeln wähnt, wenn sie in der stillen, kleinen Gemeinde als eine Priesterin beim Cultus der Persönlichkeit waltet.

Rahel Levin, später mit dem Diplomaten und Schriftsteller Varnhagen von Ense verheirathet, war eine geborene Jüdin, Schwester des Dichters Ludwig Robert und schon in frühester Jugend durch ihren Geist Gegenstand des allgemeinsten Interesses in ihrer Vaterstadt Berlin. In ihr Leben sind so viele außerordentliche Menschen und Schicksale getreten wie selten in ein der Betrachtung und stillen Verährung gewidmetes Frauenleben, und doch ist sie selbst von jenen großen, leidenschaftlichen Verlockungen verschont geblieben, von jenem plötzlichen Wechsel des Glücks, womit die „nordischen Götter" gerade Die zuweilen heimzusuchen pflegen, denen sie anfangs in verschwenderischer Gunst all ihre Gaben zugetheilt.

Rahel war nicht schön. Sie konnte den Männern, die sie umdrängten, vom Prinzen Louis Ferdinand bis hinab zu dem Grafen Tilly, an dem nichts zu bewundern war als sein Dreispitz, auch keine glänzend decorirten Gemächer bieten. Sie war nur eine Frau, ganz Empfindung, Windharfe. Die drei Bände ihrer Briefe schildern sie so. Keine kann heftiger und schmerzlicher im Winde zusammenschauern als z. B. Rahel bei einem Gewitter. Die stärkste und feinste Seele wohnt in ihr, in einem schwächlichen, von Krankheiten geplagten Körper, in einem blassen, länglichen Gesicht „wie ein Adler in einem Käfig von Gaze". Der Ruhm und der Glanz, der zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in Berlin Dorothea Veit, Henriette Herz und andere jüdische Damen umgab, ist von der Nachwelt fast ganz auf sie übertragen worden, als die Geistvollste. Damals hielten sich die verschiedenen Stände der Bevölkerung noch kastenartig streng voneinander geschieden, vor allem in ihren Vergnügungen; so wußten wol die Besuchende, die Moses Mendelssohn bei sich eingeführt, die Gesellschaften, die Markus Herz, ein berühmter Arzt, gab, viel besucht werden; der hier herrschende, vornehme Ton, die Alles bewegende literarische Strömung, die wunderbare Schönheit der jungen Frau Herz machten diese Kreise bald Rahel und den Gelehrten angenehm und fesselnd. Die Bildung jener Zeit ist von Aristokraten ausgegangen, von ihnen gepflegt und verbreitet worden; erst durch viele Jahre, auf vielfach verschlungenen Wegen drang sie zu den Classen vor, welche die Mehrzahl des Volks bilden. Die schöne Menschlichkeit, die wir für Alle als ein heiliges Naturrecht fodern, war damals das Vorrecht der Gebildeten, gleichsam ein Glorienschein, sie von Andern zu unterscheiden, wie den Brahmanen sein weißes Gewand von dem Sklaven trennt. Zu diesem „Tugendbunde" gehörte auch Rahel. Die sorgfältigere Erziehung der jüdischen jungen Mädchen hatte sie frühzeitig mit

Kenntnissen und Empfindungen bereichert, ihren eigenthümlichen Gehalt fast nach jeder Seite hin harmonisch entwickelt. Ihr Streben, ihr besonderes Dasein in Harmonie mit dem großen, uns umgebenden Ganzen zu setzen, charakterisirt die bedeutendsten Menschen jener Epoche; wir sind jetzt viel härter, viel emancipirter geworden, nicht mehr jenen plötzlichen Nervenerregungen unterworfen, denen Herz und Nahel oft erlagen. Andererseits aber — wie sehr haben wir an Mitgefühl gewonnen, wie innig fühlen wir uns mit dem Geschick des Volks und des Vaterlandes verbunden, wie beschränken wanken wir Alle die gleiche Heerstraße, wo Jene, wie erhabene Gläser, mit goldenen Flügelschuhen durch den reinen Aether der Idealität zu dem Tempel ewiger Schönheit zu wandeln glaubten! „Ich bin der größte Kriminalrath, der lebt," schreibt die dann fast Hochfahrende. „Ich verlange ein besonderes persönliches Schicksal. Ich kann an keiner Grenze sterben" — es ist in der Cholerazeit — „wie ein Halm unter anderen Aehren, auf weitem Felde, von Sumpfluft verenge! Ich will allein an meinem Uebel sterben!" Ist das nicht der Ausdruck derselben Anschauungen, der Wilhelm von Humboldt die Unsterblichkeit nur der Besten und Schönsten lehren ließ? Die Schönen und Genialen haben auch hier auf Erden ein ausschließliches Recht auf alles Gute und Edle, eine ausschließliche Tugendlehre; Jeder ist unter ihnen „so einzig als die größte Erscheinung dieser Erde." Es war recht hart vom dummen, prosaischen Schicksal, daß sie nicht jede Institution, jede Schranke überspringen konnten; denn ihre süße Individualität sollte sich ganz frei und fesselloß entwickeln dürfen, ungehindert von den Banden der Familie, dem Zwang der Ehe; „von mir bekommt nie ein Kind die Einwilligung zum Heirathen!" schreibt Nahel. Wenn aber endlich diese Ketten zu drückend werden, zu schwer — nun, „einen gepackten Reisewagen und einen Dolch sollte ein Jeder haben, daß, wenn er sich fühlt, er gleich abreisen kann." Philosophie der Ausschließlichen, der Glücklichen, die, unberührt von der Sorge und der Niedrigkeit des Irdischen, „Geld haben und bei der etwaigen Unsterblichkeit nichts riskiren"! Durch all ihre Empfindungen und Gedanken geht dieser genial vornehmende Ton. Selbst der neue Patriotismus von 1813 ist nicht frei davon. Was den Spartanern die Heloten, das ist ihnen das Volk. Die preußische Uniform können sie mit den funkelndsten Blicken gleichsam verzehren, gleichviel, „welcher Kerl darin steckt", wenn es aber später einmal einen Auflauf in Berlin gibt, dann wird „unter die Kerle gehauen und geschossen wie nichts Gut's".

Das sind häßliche, dem beschränkt Hofräthlichen angehörende Anschauungen! Der Ruhm Nahel's besteht aber darin, das Entstehen so vieler bedeutend fortwirkenden Richtungen und Systeme, der Romantik und der Hegel'schen Philosophie, belauscht zu haben. Ihr Verdienst ist, allen diesen Bestrebungen mit ihrem leicht erregbaren Herzen nur eine muthige Fahnenträgerin vorangegangen zu sein. Das Herz war trin an ihr, nicht immer die Augen und der Gedanke. Sie warf keine brennenden Schlaglichter über die Dinge, aber sie horcht oft ihr Wesen und Sinnen gefühlig heraus. Darum ist ihre Sprache ein Klingen, ein Tönen, was im Ganzen harmonisch wirkt, ohne im Einzelnen eigentlich melodisch zu sein; fein und zart schreibt sie, wie die Blätter der Sinnblume sich anfühlen. Sie ist allem Großen und Bedeutenden nahe, doch glauben wir nicht, daß sie die Probe bestanden hätte, sich irgendwie bei einem großen und bedeutenden Ereigniß zu bewähren; am wenigsten zu bewähren, wenn es ihr zum Nachtheil gereicht hätte. Ein schöseliger Egoismus erfüllt sie durch und durch. Sie kann von großen Thaten der Griechen und Römer sprechen und wenn etwas Großes in ihrer Nähe, etwa in einem Keller der Mauerstraße in Berlin, in der sie wohnte, geschehen wäre, so hätte ihre Phantasie nicht folgen können. Die Dinge mußten ihr erst rosig verklärt sein und die Realitäten par distance erscheinen.

Aber, wie gesagt, es bleibt immer nützlich, dann und wann unserer Periode des Idealismus von den „Räubern" an bis auf Das, was für gewöhnlich bei uns als „jungdeutsch" verschrieen wird, das Wort zu gönnen. Der Realismus glaubt Alles erledigt zu haben mit dem Dampf seiner Cigarren. Deshalb mögen uns Bücher wie das obengenannte noch öfter und in ebenso theilnehmender Auffassung willkommen sein!

Wahrnehmungen.

Das Schöne hervorzubringen wird die Natur nimmer müde. Sie zeigt dies recht im Herbst. Wenn der hereinbrechende Winter sie zum Ableben zwingt, malt sie sich noch einmal in den herrlichsten Bildern und Farben.

* *

Als ein gutes Mittel, saumselige Menschen zur Erfüllung ihrer Pflichten zu bringen, kann man die Anwendung kalter Höflichkeit empfehlen.

* *

Wer in den Ruf kommen will, immer witzig zu sein, muß die Scheu überwinden, zuweilen auch blos nur albern zu erscheinen.

* *

Vornehme Menschen vergeben uns nicht, wenn wir ihnen den Effect berechneter Phrasen durch die Natürlichkeit einer unerwarteten Zwischenrede oder Interpellation verderben.

* *

Wenn wir uns oft wie zu heißern scheinen, unser Unglück gleichsam selbst aufzusuchen, so möchte man fast glauben, wir ahnten den Werth des Unglücks für unser besseres Sein.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 37.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Der Zigeuner.

Novelle von Karl Clauss.

II.

Jahre sind vergangen! Aus jener stillen Sommernacht im Magyarenland sind wir in das sogenannte Weltleben einer großen Stadt gekommen; in diesen Brennpunkt menschlicher Ungleichheit und Narrheit, Geistesgröße und Verworfenheit; Paradies und Hölle, Palast und Bettlerspelunke zugleich; wo hochmüthiges Wissen und Können auf dem Schlamme allgemeiner Entsittlichung Blüten treibt und das üppige Bacchanal des Lebens, der Uebermuth des Reichthums grauenhaft contrastirend an das Strohlager des Verzweifelnden stößt.

Es war ein trüber Winterabend. Die Thürme und Dächermassen der Stadt dämmerten gestaltlos in den Himmel hinein. Immer noch rollten Wagen durch die Straßen dem Concerthause zu. Die glänzend erleuchteten Räume des Hauses sind gedrängt voll. Was die Stadt an Reichthum, Glanz und Intelligenz aufbieten konnte, war hier versammelt, um einen jungen Violinisten zu hören, der plötzlich, eine glänzende Erscheinung, aus der Sündflut der Virtuosität aufgetaucht war.

Der erste Theil des Concerts war vorüber. Der Sturm des Beifalls hatte sich gelegt. Ein Aufstehen und Räuspern begann. Man athmete tief auf, gleichsam um den empfangenen Eindruck wieder abzuschütteln, um die erhöhte Seelenstimmung wieder herabzuschrauben. Die Damen im Parket, deren Augen bei den schmelzenden Tönen der auf- und abwogenden Melodienwellen in überschwellender Rührung schwammen, suchen jetzt ihre Bonbonnièren aus dem Strickbeutel hervor, mustern die Toiletten und blicken hochmüthig auf ihren Nachbar im abgeschabten Rock; vielleicht hat dieser sich das Eintrittsgeld am Munde abgedarbt, um das Concert hören zu können; vielleicht ist es ein echtes, rechtes Künstlergemüth, das, vom innigsten Verständniß berührt, sich demüthig beugt vor der Gewalt der Musik. In den Logen, wo die Häupter der Finanz und des Großhandels mit ihrer ästhetischen Gönnermiene und leeren Prunksucht einer gesunkenen Geburtsaristokratie gegenüber sich aufblähen, bis hinauf zu jener luftigen Höhe für arme Teufel, welche man Paradies zu nennen beliebt, war man entzückt von dem Talent des Künstlers. Selbst die gelangweilten, verdrießlichen Mienen der officiellen Kritik hatten sich aufgeheitert; sie putzten ihre launischen Brillen, sprachen von dem zierlichen Strich des Violinisten, lobten die Sauberkeit und Schönheit des Tons, die neuen, genialen und pikanten Wendungen, das spirituelle Feuer und das musikalische Verständniß seines Spiels und legten dabei die Phrasen zurecht, mit denen sie der Welt ein Urtheil über den Künstler mundrecht vorsprechen wollten.

Der zweite Theil des Concerts begann mit der Ouvertüre zur „Zauberflöte". Als sie beendet war, trat ein junger Mann mit einfachen, natürlichen Manieren, mit jener mit Selbstbewußtsein gepaarten Anspruchslosigkeit, welche Männer von bedeutendem Streben stets kennzeichnet, vor das Publi-

cum. Er trug auf der Violine eine Phantaſie über ungariſch-zigeuneriſche Nationallieder vor, Variationen über Hontholan (Die Heimatloſe), jenes Siralom, Vigalom (traurig, luſtig). Dieſe waldfriſchen Melodieen einer naiven Kunſt, die bald in wehmüthigen, tiefergreifenden Klängen des Laſſan*) wie im ſtillen Jammer weinen, bald in raſchen Friſſen**) wild aufſchreien, die von begeiſterter Lebenstrunkenheit zu hingebender Innigkeit, zu elegiſcher Weichheit herabgleiten und mit ihrer halbverhaltenen Leidenſchaft glühenden Liebesſchmerzes ſo verlockend in das Herz eindringen; dieſe wehmüthigen, wildwuchernden Weiſen mit ihrem wunderbaren Auf und Ab der Töne und ihrem ſtets überraſchenden, langhinzitternden Schluſſe riefen in einer Seele wie mit einem Zauberſchlag eine todtgeglaubte Welt wach. Das Herz eines Weibes, ſtolz und kalt, ſchwoll bei den Tönen wehmüthig, ſehnſuchtsreich, und in den Augen des ſchönen Weibes glänzte eine Thräne, ſo hell und rein wie der Diamant, der an ihrem Halſe funkelte.

Es war eine Dame in den Logen des erſten Ranges, in deren Herzen die geſtaltenerzeugende Kraft der Töne die Schattenbilder entſchwundener glücklicher Tage heraufbeſchwor. Wie Lenzesluft kam es über ſie; die Töne küßten zauberiſch wie die erſten Sonnenſtrahlen die Schneedecke vom Herzen und weckten all die Lieder und Blumen und uralten Erinnerungen, die dort unten gefeſſelt ſchliefen, und das ganze eingefrorene und abgeſtorbene Leben ward wieder ein bunter, duftender Frühlingstag, an dem die alten Träume, langaufgegebenen Wünſche und Hoffnungen luſtig wieder aufblühten. Aus jedem Tone wehte ihr etwas Heimatliches, unerfaßlich Weites an, als ob die wohlbekannte Haide mit ihrem Glanz der Einſamkeit, mit ihrer endloſen Ferne ſich vor ihr entfaltete. Die Heimat, das herrliche Magyarenland mit all ſeiner Poeſie, lag wieder vor ihr — und wie die Sonnenſtrahlen ſpielten, die Gräſer glänzten, zogen einſame Gedanken, vergeſſene Gefühle und Gelübde durch die Seele, tauchten die alten Kinderſpiele vor ihr auf, kamen verſchollene, längſt begrabene Geſtalten wimmelnd über die Haide. Sie beugte ſich über die Brüſtung der Loge vor nach dem Künſtler und jetzt erſt fand ſie alte, bekannte Züge im Antlitz des Mannes. Ja, ſie kannte dieſe Augen, die mit ebentrauerlicher Wehmuth aus dem lieben braunen Antlitz leuchteten. Pali! rief es in ihrem Herzen; aber es klang wie ein kalter, ſchneidender Vorwurf, vor dem die trauten Geſtalten verſanken, vor dem die frommen Gefühle fortjagten und verſchwanden wie der geſcheuchte Hirſch auf der Haide.

Ja, es war Pali! Ihre Blicke begegneten ſich, auch Pali hatte ſie ſogleich erkannt. Ein Blitzſtrahl der Freude zuckte aus ſeinen Augen, krampfhaft zitterte einige Secunden die Hand, welche den Bogen führte, aber die Molltöne klagender Sehnſucht heiterten ſich in die jubelndſte Durweiſe auf — verſtohlen ſuchte ſein Auge noch einmal die Loge Erzſi's — ein ſtolzer, kalter Blick begegnete ihm — wehmüthig ließ er die Töne in einem kurzen Nachſpiel ausklingen.

Eine Pauſe trat ein. Pali fragte einen Herrn in ſeiner Nähe nach der Dame in der dritten Loge des erſten Ranges. Ruhig, aber mit einem vielſagenden, das Urtheil über Erzſi ſprechenden Lächeln antwortete dieſer: „Jene Dame iſt eine unſerer berühmteſten Schönheiten, eine Gräfin Z.; ſie lebt von ihrem Manne, einem ungariſchen Magnaten, getrennt und iſt mit dem Fürſten L. liirt.“

Armer Pali, wie wurde dir! Deine Lippen zuckten; Schmerz, heißer Schmerz quoll wie ein Lavaſtrom in dir herauf! Du ſahſt den ſchönſten Stern deines Lebens erbleichen!

Noch einmal mußte er vor die kalte, fremde Menge treten. Er vergaß, wo er war. Er war allein mit ſeinen Gedanken und mit ihr. Er malte in Tönen das Schickſal ſeines Volks und ſein eigenes Loos; er ſagte ihr in Tönen ohne Worte Alles, was das in Wehmuth und Schmerz aufgelöſte Gemüth zu der Geliebten ſprechen kann, die ſich von ihm abwenden will. Es war eine wunderbar einfache, wunderbar ſchöne, ſanft ſchwermüthige Melodie. Die Töne zogen wie Lichtſtrahlen; ſie ſtrömten und umfloſſen den Hörer, ſie ſchimmerten und umſchlangen ſich in herrlichen Accorden, aber immer klagender wurden ſie, immer erſchütternder, bis er ſich plötzlich, einige ſtarke, grelle Töne greifend, unterbrach und ein Tändeln mit den Tönen begann wie das Spiel des Gauklers mit ſcharfen Meſſern; unheimlich miſchte ſich das wildeſte Jauchzen und die gramvollſte Trauer. Durch das Klingen und Tönen wogten tiefe, markverzehrende Laute, durch die buntſcheckig tollen Wirbel und ſeltſamen Sprünge, durch das neckend höhniſche und teufliſche Gelächter klang es

*) Lassan, langſam.

**) Friss, ſinf.

zuweilen wie der verzweiflungsvolle Jammer einer verlorenen Seele, die aus der Tiefe des Grabes zu Gott aufschreit.

Die Geige verstummte. Ein unheimliches Gefühl, halb Grauen, halb Bewunderung, ergriff die Zuhörer und der übliche Sturm des Beifalls brach los.

Pali's Ruf war gegründet; die tonangebende Welt suchte ihn und huldigte ihm. Aber alle Anerkennung und Huldigung, nach der er vor kurzem noch gegeizt, die ihn vor wenig Tagen noch glücklich gemacht, berauscht haben würde, ließ ihn jetzt kalt und gleichgültig. Es war Erzsi's Bild, das plötzlich vor ihm aufgestiegen, sein Herz erfüllte und jeden andern Gedanken verdrängte.

Pali war damals fortgezogen mit dem Entschluß, zu ringen, solange noch ein Athemzug in ihm sei, um Erzsi's werth zu werden, um sie einst sein nennen zu dürfen. Ihr letzter Blick voll Liebe, der hoffend und ermuthigend auf ihm ruhte, stählte und spornte ihn zur That. Er suchte, er strebte, er arbeitete und durch alle Widerwärtigkeiten und Mühen des Wegs lächelte ihm, wie dem Seefahrer, zu neuen Kämpfen anspornend, Erzsi's Bild wie ein leitender Stern. So, jung und geisteskräftig, mit den göttlichen Bundesgenossen der Jugend, Muth und Hoffnung, zur Seite, arbeitete er sich aus dem Staube des Vagabundenthums, aus dem breiten Strome der Mittelmäßigkeit empor zu der Höhe der Bewunderung, des Ruhms. Heute, nach Jahren des Kampfs, hatte er Erzsi wiedergefunden und jenes stille, heilige Feuer, das er einst aus seiner Knabenzeit mit hinaus auf die Landstraße und unbefleckt durch die Welt getragen hatte, schlug jetzt als heiße, verzehrende Flamme der Leidenschaft empor.

Oft begegnete er ihr in den Salons, wo sie wie eine Königin herrschte. Die Welt beugte sich vor ihrer Schönheit, ihrem Geiste; denn jene Welt bewundert und vertheidigt mit allem Aufwand des Witzes am liebsten Die, welche der öffentlichen Meinung trotzbieten. Oft, einsam unter der Menge, einsam dem reichen Philisterthum, der salonstolzen Blasirtheit der Aristokratie gegenüber, suchte er in ihren Augen das Räthsel ihres Herzens zu lösen, suchte er in dem Antlitz des Weibes Züge, die er einst im Kinde gekannt und geliebt hatte. Die Knospe ihres Leibes, einst bethaut vom Glorienschein der kindlichen Frische und Unschuld, hatte sich jetzt als prächtige Blume voll und schön entfaltet. Jener Glorienschein war in der Mittagsschwüle des Lebens verblichen und die entfaltete Blume erinnerte jetzt an die geheimnißdüstere Glut jener Tropenblüte, deren Duft berauscht und tödtet. Ja, es war etwas Fremdartiges, etwas Dämonisches in der Schönheit dieses Weibes, etwas, das an die Schlange des Paradieses erinnerte. Es war die Schönheit, die verführt, um zu verhöhnen, um zu vergiften; die verzehrt, aber nicht tröstet, nicht erwärmt. Lächelnd, in spielender Anmuth, gibt sie sich jetzt und entschlüpft dann plötzlich schlangengewandt und ist so fern wie nie zuvor. Erzsi's Wuchs war groß, schlank und dabei zugleich üppig. Das edle, blasse, marmorgleiche Gesicht, mit der hohen und breiten, an den Schläfen gewölbten Stirn, die Kraft und Willensfestigkeit andeutete, wurde von einer Fülle dunkler Haare eingerahmt, die sich wie ein bewegtes Meer sanft kräuselten, und ihre Augen, von festgezeichneten Brauen kühn überwölbt, die bald blaß und müde aussehen, bald von Intelligenz, Geist, Bosheit durchglüht sind, die bald eisig kalt und verachtend, bald in träumerischem Sinnen, still und ahnungsvoll wie der Abendhimmel, dareinschauen, bald wie Wetterleuchten in leidenschaftlicher Glut aufblitzen, diese Augen waren von Natur mit jenen langen und schwarzen Wimpern begrenzt, welche die Frauen des Orients künstlich herzustellen suchen, um den Ausdruck des Blicks dadurch zu erhöhen und dem Schmachten eine gewisse Kraft, der Lust etwas Wildes zu geben. Wol fühlte Pali etwas wie Haß gegen dieses Wesen in sich aufsteigen, wenn er sie von einem Heere von Sklaven umringt sah, die, einfältig und kindisch, nach den Einfällen ihrer Laune tanzten; die für ein Lächeln von ihr Ehre und Seligkeit verkauft haben würden und mit deren Herzen sie spielte wie der Geier mit seiner Beute. Wol floh er dann ihre gefährliche Nähe, aber wie eine Fliege das Licht, floh und suchte er sie wieder und kämpfte vergebens gegen diese magische Gewalt, welche sie um sich her ausübte, eine Art magnetische Kraft, welche manchem Menschen der Himmel oder die Hölle zutheilt.

Anstatt den Unwerth des Weibes zu durchschauen, ihr mit männlicher Resignation den Rücken zu kehren und fest weiterzuschreiten auf der mit Glück betretenen Bahn, beschloß er, sie aufzusuchen, sie wenigstens noch einmal zu sprechen; vielleicht konnte er die alten Zauberformeln wiederfinden, mit denen er einst über sie herrschte, vielleicht ihr Herz wiedergewinnen, sie ihren Pflichten, ihrer Familie wieder zuführen, sie mit sich selbst wieder

ausſöhnen. Iſt der Geiſt noch ſo beſeligend, ſo glaubt und hofft das liebende Herz doch noch im Schutt auf verborgene Schätze zu ſtoßen und das geſtürzte, beſudelte Götterbild wiederaufrichten zu können.

Eines Tags fanden wir Pali auf dem Wege zu Erzſi. Gefühle der widerſprechendſten Art kämpften in ſeiner Bruſt, als er ihre Wohnung betrat. Er wurde in ein trauliches, dabei kokett und überladen decorirtes Gemach geführt. Das Tageslicht fiel gedämpft durch die halb zugezogenen roſa Vorhänge herein auf ſeltene, ſtark duftend exotiſche Blumen, auf geſchmackvolle Möbel und koſtbare Spielereien.

Als er eintrat, erhob ſich vom Divan eine hohe Geſtalt. Es war Erzſi. Sie trug ein ſchwarzſeidenes, faltenreiches Gewand, um Hals und Aermel mit ſchwarzen Spitzen beſetzt, welches die blendendweiße, atlasartige Farbe ihrer Haut erhöhte und die lebensvollen Umriſſe ihres Körpers mehr verrieth als verbarg. Eine leichte Röthe flog über ihr Antlitz, als ſie mit jener freien, fernen Ungebundenheit des Auftretens, welches eine gewiſſe Erfahrung des Herzens gibt, ihm bewillkommnend entgegentrat. Er mußte an ihrer Seite Platz nehmen und bald ſchmolz im Laufe des Geſprächs zwiſchen Beiden die conventionelle Verſtellung, die zurückhaltende Höflichkeit. Während Pali's Auge an ihren Zügen hing, ſein Ohr den Klang ihrer Stimme vernahm, der ihm durch die Seele drang, ihn an alles Liebe, Schöne und Fröhliche erinnernd, was er im Leben kannte, zog ein Gefühl trügeriſcher Sicherheit und ewigen Beſitzes in ſein Herz ein. Die ſtolze Kälte, die bei aller Anmuth in der Haltung, im Geſichtsausdruck und in den Mienen Erzſi's bei ſeinem Eintritt gelegen hatte, war geſchwunden; ihre kühngeſchnittenen Lippen umſpielte Wehmuth, kindiſche Laune und Seligkeit und aus ihren tiefen, ruhigen Augen brach jetzt zuweilen blitzſchnell ein weicher Strahl hervor, als Pali, aufgelöſt in Milde und Sehnſucht, offen und treuherzig das traurige Märchen ſeines Lebens erzählte, von ſeinen harten Kämpfen, ſeinem Leiden und Entſagen im liebloſen Kunſt- und Weltgetreibe. Dann ſprachen ſie von alten Zeiten und aus dem Schacht der Vergangenheit holten ſie die alten, längſt begrabenen, lieben Geſtalten herauf, den mürriſchen Janos mit ſeiner Pfeife, die gute Plaudertaſche, die alte Suſka; ja ſogar der Bulka, jenes treuen, prächtigen Thieres, wurde gedacht und jeder Winkel, wo man geſpielt hatte, im Garten, der ihnen einſt eine Welt dünkte, wieder aufgeſucht. Das ging an ein Reden und Erzählen, Antworten und Erinnern, daß der Redefluß oft ſtockte, gleich einer Flut, welche durch eine zu enge Oeffnung gedrängt wird. Nur Tropfen auf Tropfen brach ſich der Strom ihrer Gedanken Bahn. In der Maſſe von Dingen, die ſie ſich zu ſagen hatten, konnten ſie nicht ſchnell genug diejenigen auswählen, welche es ſie am meiſten drängte, ſich einander mitzutheilen. Zuweilen entſtand gerade durch dieſe Verlegenheit und dieſe Ueberfülle von Worten, die ſich in ihren Herzen anhäuften, ohne denſelben entſtrömen zu können, ein plötzliches Schweigen. Dann aber begannen ſie wieder langſam zu fließen. Dieſe erſten Worte riefen andere hervor, die ihnen antworteten. Eine Erinnerung rief hundert andere wach, der Klang der Stimme des Einen zog den Klang der Stimme des Andern nach ſich. Einen Augenblick vermiſchten ſich ihre Worte miteinander, ohne Ordnung, ohne Antwort, ohne Zuſammenhang, da Keins dem Andern das Glück laſſen wollte, ihm in dem Ausdruck einer gemeinſamen Erinnerung, eines gemeinſamen Gefühls zuvorzukommen — wo waren in dieſem Augenblick die Jahre hingekommen, in welchen ſie ſich nicht ſahen? Ueber dem Friedhof ihrer Herzen ſchwebte der Auferſtehungsengel und aus den Gräbern der Erinnerung ſtiegen die ſelig-jauchzenden Tage der Kindheit und Unſchuld und hielten mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen ihren Feſtumzug. Jene Erinnerungen, wie Wunderblumen aus der Frühlingsdämmerung und träumeriſchen Stille ihrer früheſten Jugend heraufgewachſen, waren in namenloſem Reiz durcheinandergeſchlungen und verdeckten mit ihrem Wunderteppich die Scheidewand von vielen Jahren.

Mit einer wunderbaren Miſchung von gläubiger Hingebung und heiterer Ironie, mit der Grazie eines gebildeten Geiſtes ſagte Erzſi: „Laß die gnädige Frau, Pali! Nenne mich wieder Erzſi wie einſt, als wir zuſammenſpielten und allerhand dumme Streiche machten!"

„Darf ich?" rief Pali. „Aber ich habe nicht jene Erzſi wiedergefunden, die einſt weinend an meinem Halſe hing, als ich fortzog, um den Schattenbildern Ehre und Ruhm nachzujagen!"

„Ja freilich, Pali, die Zeiten haben ſich geändert! Damals waren wir bei unſerer Armuth reich, glücklich —"

„Und jetzt?" unterbrach ſie Pali. „Ja, ich weiß es, daß du nicht glücklich biſt! Die Thräne ſagte mir's, die Blaſſe, die mein Lied auf deine

Wange hauchte, als ich dich im Glanz der Diamanten strahlend wiedersah. Die Zeiten haben sich geändert; wol, ich weiß es! Du, die du stets meine Gefährtin, meine Freundin warst, bist es jetzt nicht mehr, bist es wenigstens nicht mehr wie sonst, mit der ganzen Fülle deines Herzens! Du bist groß geworden und deine Schönheit hat ihre Verheißungen erfüllt, aber nicht für mich bist du groß und schön geworden. Dein Herz hat jetzt andere Gottheiten. Lange kämpfte ich mit mir, ob ich dich aufsuchen sollte, aber noch ein mal mußte ich dich sehen, von dir selbst wollte ich hören, daß du auf immer für mich verloren bist!" Mit feuchten Augen, mit flammenden Lippen, mit dem Ungestüm jugendlicher Leidenschaft, von den Flügeln der Hoffnung getragen, sprach er in kurzen, exaltirten Ausdrücken von seiner Liebe; es war ein heißes Geständniß voll Hoffnungen.

Erzsi blieb regungslos an die Kissen gelehnt; die weißen Arme lagen fest auf dem schwellenden Busen, als wolle sie Empfindungen, die dort aufzukeimen versuchten, niederhalten; ihre Augen hefteten sich starr und glanzlos auf den Teppich zu ihren Füßen — sie liebte Pali nicht mehr, sie liebte in ihm nur das Bild ihrer Kindheit und das hatte das stolze Weib weich gemacht und übermannt, daß sie auf Augenblicke aus ihrer Rolle fiel. Sollte sie ihn zum Spielball ihrer Laune machen? Nein — denn jene Erinnerungen hatten zugleich die bessere Saite ihres Gemüths leise berührt.

Pali verstummte vor ihrem kühlen, abwehrenden Blick. Das Schweigen unterbrechend, wies sie seine Liebe mit sanftem Spott zurück und bot ihm auf die edelste Weise ihre Freundschaft an. „Ich darf, ich kann dir nicht angehören" — schloß sie ihre Rede — „niemals und auf keine Weise kann ich die Deinige werden! Die Götter meines Herzens, von welchen du sprichst, sind schon längst von ihren Altären herabgestürzt. Ich glaube nicht mehr an die Bilder und Lieblingsheiden meiner Träume, denn ich kenne jetzt die Männer! Anstatt des Glücks, das sie uns versprechen, geben sie uns Erniedrigung und Treulosigkeit. Eure Liebe ist nichts als eine Huldigung, die ihr euch selbst darbringt. Auch von dir würde ich verrathen und verlassen werden; doch hingerissen von deinen Gefühlen, macht dich dein gutes Herz unfähig, die Gründe zu begreifen, die mich abhalten, deine Liebe erwidern zu dürfen. Zwinge mich nicht, dich zu lieben, denn ich sehe das Ende schon vorher und es hieße nur, eine neue Schwäche, die mich noch tiefer in den Augen der Welt stellen würde, der Summe meiner Vergehungen beizugesellen. Laß uns gute Freunde sein! Wir können uns dann ohne Gewissensbisse trennen und haben kein Glück zu betrauern und keine getäuschten Hoffnungen uns vorzuwerfen."

„Ich sehe, du liebst mich nicht, denn die Liebe spricht nicht so kalt, macht keine solchen Vernunftschlüsse! Die Welt, in der du dich bewegst, hat dein Herz erkältet. Aber ich kann nicht anders!" rief er mit einer Stimme, die von dem nach dem Herzen drängenden Blut bald erstickt wird; „ich liebe dich mit der Anbetung, die über all Schmerzen siegt, über die Verachtung und die Gewißheit, auf immer verschmäht zu sein! Ich hoffte zu lange auf dich!"

„Genug!" sagte Erzsi bewegt, ihm mit bezaubernder Anmuth das Haar aus der glühenden Stirn streichend, indem ihr Auge wehmüthig, schmerzlich auf ihm ruhte, „versuche mich nicht! Wenn du mir dein ganzes Leben weihest, was kann ich dir bieten? Eine verwelkte, zerknitterte Blume würde ich nur einen traurigen, flüchtigen Schatten auf deinen Weg werfen. Wol möchte ich für dich rein, frei und schön sein, aber so" — setzte sie düster hinzu — „würde ich dein Leben nur besudeln! Du wirst ein Weib finden, das deiner werth ist, die dich glücklich machen wird, und vor allem liebe deiner Kunst!"

„Meiner Kunst?" unterbrach sie Pali. „Sie war die einzige Nebenbuhlerin, die du in meinem Herzen hattest! Du hast sie verdrängt! Was kümmert mich auch die Kunst? Auch sie hat mich nicht geliebt! Sie ließ mich ohne eigenen schöpferischen Geist und nur mit der prunkenden, pikanten Bravour der Virtuosität, dem Afterbild des Genius, täuschte ich das Ohr der Menge. Nie hat nur der Schatten eines Weibes in meinem Herzen Raum gefunden! Solange ich denken kann, liebe ich nur dich! Als ich dich wiedersah, fühlte ich, daß du meine Seele, mein Leben warst, daß ich nicht mehr athmen konnte als in deiner Nähe! O, laß dich lieben! Sei wieder jenes gute Kind wie in den Tagen unserer Jugend! Laß uns in ein Land fliehen, wo Niemand uns kennt! Dort soll das Geheimniß unserer Herzen ruhen wie das Edelgestein im Schoos der Erde! Glaube mir, die Liebe löscht die Vergangenheit aus und wir werden wieder glücklich sein wie früher! Du wirst mich lieben!" rief er, „du mußt es!"

Erzsi hörte still, mit gesenktem Haupte, auf Pali; sie ließ ihre Hand in der seinen ruhen, als er so, hingerissen von ihrem Anblick und an ihren

tiefſten Werth glaubend, glühend, eindringend und begeiſtert ſprach.

„Du ſchweigſt, Erzſi?“ fuhr er fort. „Vermag nichts die vornehme Eiſesrinde deines Herzens zu ſchmelzen? Iſt dir, da du frei biſt, der Gedanke, ohne prunkende Huldigung ein Stilleben unter dem Schutze freundlicher Götter, nur der Tugend geweiht, führen zu müſſen, ſo entſetzlich, daß du lieber ein Herz opferſt? Übt der leere Flimmer, die Nichtigkeit des Weltlebens eine ſolche dämoniſche Gewalt auf dich aus, daß du ihr den Ruf und die Würde und das Glück des Weibes preisgibſt? Glaube mir, die große Welt iſt undankbar! Sie geht grauſam mit Denen um, die ſich ihr opfern; ſie genießt und beſteckt gleich einer Harpye ihre Beute. Arme Erzſi, du haſt nie geliebt, biſt nie geliebt worden! Ich fürchte, du wirſt gräßlich erwachen — und zu ſpät! Du wirſt dann in der Einſamkeit und Öde deines Herzens die Vergangenheit beklagen. Ich habe dir alle Stunden meines Lebens, jeden Schlag meines Herzens geſchenkt und du wirfſt mein treues Herz weg wie nichtigen Tand! Wer iſt dieſer Mann, dem du dich hingibſt? Ein Spieler, ein Glücksritter!“

Noch vor wenig Augenblicken fühlte ſich Erzſi von des Jünglings glühender Liebe überwunden; ſie ſchwankte zwiſchen Pali und der Welt; das Leben ſtand wieder vor ihr in ſtrahlender Geſtalt, friſch und duftig wie die eben erblühte Haideglockenblume, und rief ihr zu: Verlaſſe die Herzloſen, die Kinder der Welt! Weiſe den Zwang und die Lüge von dir, folge der kräftigen, tiefen Stimme des Herzens, laß es überfluten und froh ſein! Aber je weiter er ſprach, deſto ſchärfer regte ſich der Stolz, die ganze Eitelkeit des Weibes; ein Dämon trat zu ihr, düſter wie ein böſer Traum, trat die aufblühend warmen Gefühle in den Staub und flüſterte ihr zu: Dämme das ungeſtüme Herz ein, daß es nicht überflutet! Gebiete der Stimme der Neigung Schweigen, die Welt bietet nichts Liebenswerthes! Sie glaubte, daß der Augenblick gekommen ſei, wo ſie ihre Freiheit gegen die Anforderungen einer romanhaften Leidenſchaft vertheidigen müſſe. Indem ſie ſich wie eine Königin erhob, ſagte ſie kalt:

„Genug! Du vergißt dich wie ein wahnſinniger Knabe! Wer gibt dir das Recht, ſo mit mir zu reden? Ich habe dem Manne, von welchem du ſprichſt, nichts vorzuwerfen, denn er hat mir nichts verſprochen. Ich ſelbſt bin ihm entgegengegangen und das einzige Mittel, meine Handlungsweiſe zu rechtfertigen, iſt Treue von meiner Seite. Doch genug!“ — und ſie machte eine Bewegung, ſich zu entfernen.

„Du liebſt mich nicht, Erzſi?“ ſagte Pali mit hohler Stimme, wie aus einem Traume erwachend. „Ja, Erzſi, es iſt wahr, ich bin wahnſinnig! Wer mir ein Recht auf dich gibt, fragſt du? Mein Herz, meine Liebe, mein durch dich vergiftetes Leben und endlich der Geiſt deines alten Vaters, deſſen Namen du entweiht haſt! Aber, bei Gott! Dieſer ſchöne Leib ſoll nicht länger entweiht werden! Dieſer ſchöne Leib, dieſe gleißende Lüge der Natur, ſoll wenigſtens Niemand mehr wahnſinnig machen!“ Das heiße Blut des Zigeuners, das Erbtheil ſeines Stamms, erwachte; wilde, glühende Leidenſchaft im rollenden Auge, hatte er bei den letzten Worten ein Deſſertmeſſer, welches auf einem Tiſche in der Nähe lag, ergriffen.

Das Weib, die Alles erſchöpft, Alles kennengelernt hatte, war gleichgültig gegen ein Leben, deſſen Leere und Nichtigkeit ſie fühlte. Sie war gedemüthigt und verwundet durch Pali's Worte, der im Fieber ſeiner Leidenſchaft unbarmherzig den Schleier von ihrem Herzen hob; denn Niemand ſah bisjetzt ihre heimlichen Thränen, Niemand kannte, ahnte die Selbſtvorwürfe, die Widerſprüche und blutenden Erinnerungen des Weibes.

„Wohlan, ſo tödte mich!“ ſagte ſie verachtend und entſchloſſen, eiſige Kälte im Auge, düſtere Regungsloſigkeit in den Zügen, zu Pali. Dieſer erbebte bis in ſein Inneres, als ſie ihm ſo wie Meduſa majeſtätiſch, in dräuender Schönheit entgegentrat. Thränen drangen aus ſeinen Augen, er ließ das Meſſer fallen, ſtürzte auf die Knie und wollte ihre Hand ergreifen.

„Fort, elender Zigeuner!“ rief ſie, indem ſie ihn mit einer Geberde des Abſcheus vonſichſtieß. Der Sturm in ihrem Innern ſiegte über den unbeugſamen, ſtarren, an Kampf gewöhnten Charakter des Weibes; ohnmächtig fiel ſie auf den Divan zurück.

Pali erhob ſich unſchlüſſig; kaum wagte er einen Blick auf ſie zu werfen. Er ging der Thür zu, aber noch ein mal, das letzte mal wendete er ſein Haupt, um in einem letzten Blick das Gift der Liebe bis auf den letzten Tropfen zu trinken; dann ſtürzte er fort.

Wieder ſind Jahre vergangen. Die Jahre, die in ihrer ewigen Gleichmäßigkeit über die Erde rollen, wo eins nach dem andern wie Tropfen in die graue Leere der Ewigkeit fällt, ein Herz nach

dem andern brechend und in seinen Strudel ziehend, unbekümmert um seine Leiden und Freuden, seinen kindischen Dünkel, seine mückenhafte Größe. Die warme, weiche Woge des Herzens, noch so schön emporschäumend, einen Augenblick noch so schön im Gold der Sonne erglänzend, bricht und zerschellt an dem alten, stummen Fels des Schicksals.

Nach jenem Auftritt bei Erzsi, als Pali den Traum seiner Jugend wie eine Seifenkugel platzen sah, eilte er, getäuscht und zerrüttet, gepeitscht von Sehnsucht und Vorwürfen, unstet und heimatlos durch Europa. Sein Herz verknöcherte; er fühlte eine Leere, ohne sie ausfüllen zu können. Er liebte nichts, er wollte nichts lieben und hatte nichts zu lieben. Unter dem Schein jugendlicher Züge und Frische verbarg sich eine frühzeitige Greisenhaftigkeit der Seele, das Losreißen eines überreifen und lebensmüden Mannes von der Erde. Seine Kunst widerte ihn an, er trat nie wieder öffentlich auf. Um seine brennende Brust zu kühlen, um sich zu betäuben, stürzte er sich wie ein blutender Hirsch mitten hinein in die Wirbel des Lasters. Er glich einem jener vom Venusberg Wiederkehrenden, die, wie die Sage erzählt, vom Leben abgeschieden und doch auch nicht aufgenommen in den Frieden der Todten, zwischen wilder Lust und schrecklicher Reue, an Leib und Seele verloren, umherirren und in den entsetzlichsten Täuschungen sich selbst verzehren. In dem stillen, bleichen Manne, der, bald reich, bald arm, in den Spielhöllen ruhig und ohne seine Züge zu verändern Tausende gewann und verlor, suchte Niemand den Künstler. Das Jahr 1848 kam; das Sturmgeläute der Ungarn rüttelte ihn aus seiner Apathie und Verkommenheit, er betheiligte sich am Kampfe; nach der Katastrophe von Világos finden wir ihn geächtet bei Marzi, dem alten Zigeuner.

In der Hütte Marzi's beleuchtete die flackernde Flamme des Herdes zwei Männer, die sich ernst und schweigend gegenübersaßen. Man hörte nur die tausend singenden, leisen Stimmen, das Knistern und Knattern im brennenden Holze. Draußen schlug der Regen mit melancholisch eintönigem Geräusch an die dünnen Wände und von Zeit zu Zeit mischte sich das ferne Geheul eines Hundes in das Pfeifen und Stöhnen des Windes, der zuweilen durch die Spalten der Thür drang.

Der eine der Männer war Marzi; fast spurlos waren die Jahre an ihm vorübergegangen, nur das spärlich graue Haar war schneeweiß geworden und der Körper, in dem seine wilde Seele verglühte, mumienhaft ausgetrocknet; bald neugierig forschend, bald theilnehmend weich schaute er auf seinen Gast, der düster in die niedergebrannten Kohlen blickte und seine Stellung nur veränderte, wenn sich ein Regentropfen hereinverirrte und zischend auf die verglimmenden Kohlen fiel, wo er den Kopf erhob, um ihn dann ebenso schnell wieder sinken zu lassen, um in sein dumpfes Brüten zurückzufallen. Dieser Mann hatte einst als Knabe, in Körperschöne und Geistesfrische, seinen Worten lauschend zu seinen Füßen gesessen und hatte sich dann, seinen Idealen nachjagend, unter herrlichen Entwürfen in die Welt gestürzt; ärmer und verlassener, als er ausgezogen, war er heimgekehrt und still und kalt wie ein Schatten saß er jetzt seinem einzigen Freunde gegenüber.

Pali trug das Kleid eines ungarischen Pferdehirten; seine zarten, weißen Hände contrastirten freilich mit dieser schmutzigen Kleidung. Auf dem kranken, blassen Gesicht blühten nicht mehr die Rosen der Jugend, auf der hohen, kahlen Stirn mit den welken Schläfen thronte nicht mehr der Enthusiasmus, der den Künstler bezeichnet; die versteinerten Züge, durch den Hauch der Leidenschaft ausgetrocknet, trugen die Spuren frühzeitigen Verfalls; nur die in reiner Linie kräftig vorspringende Nase, der überaus fein gebildete Mund und das zartgebaute Kinn verriethen Spuren vergangener Schönheit. Oft stellte Marzi im Stillen seine Betrachtungen über Pali's Wesen an, aber er fragte nie nach seiner Vergangenheit; er ahnte, er fühlte, wie es seinem Liebling draußen in der Welt ergangen. Vielleicht sah er auf seinem Gesicht Spuren von Dingen, die auch seine Seele barg, und begegnete ja zufällig sein Blick Pali's Auge, so überlief ihn ein Schauer, als ob die Nacht trüber, die Luft kälter wurde.

Mit einem kräftigen Fluche unterbrach endlich der Alte das drückende Schweigen. „Die Nacht ist bald vorüber", sagte er, „du mußt aufbrechen, Pali! Man ist auf deiner Fährte und finden sie dich, so ist auch schon der Strick gedreht, an dem sie dich aufknüpfen. Hui, wenn ich dich einscharren müßte! Meine Knochen sind zu alt dazu; dachte, du solltest mir einmal diesen Dienst erweisen; dachte, als du kamst, du würdest bei mir bleiben — dachte falsch." — „Was mußtest du dich auch in die Händel der Gabschi mengen?" fuhr er nach einer Pause fort. „Laß sie sich zerfleischen und einander auffressen, was kümmert es uns? Ist es nicht gleichgültig, ob der Deutsche,

der Türke oder Unger über uns herrscht? Freiheit! Schon einmal vor vielen Jahren, in meiner Jugend, hörte ich im Osten diesen Ruf, sah, wie dieses Wort die Herzen entzündete, die Menschen toll und rasend machte, daß sie sich im Blute badeten! Das Leben stieg im Preis, der Tod ward wohlfeil, aber frei, glücklich wurden sie nicht. Wenn ihr siegtet, was dann? Getäuscht und müde würdest du gefragt haben: «Wofür habe ich gekämpft?» Freilich, wir hätten dann beisammenbleiben können, du brauchtest nicht wie ein Dieb in der Nacht fortzuschleichen und dich in den Schatten des Waldes zu bergen! Doch schau' nicht so finster d'rein, Vali, wie eine Mähre, die das Ohr hängt! Es wird Alles wieder gut werden. Hast du die Grenze erreicht, dann ist die Welt weit und du wirst dir zu helfen wissen, mein Junge! Einen Wunsch hab' ich immer gehabt, seitdem du wieder bei mir bist: nur noch ein mal hätte ich dich mögen lachen sehen, nur eine Viertelstunde hätte ich dich wieder wie in deinen Bubenjahren froh und glücklich sehen mögen! Aber ach, es ist ein Wunsch geblieben!"

Vali erhob sich zum Aufbruch; er zog einen Beutel heraus und wollte Marzi die Hälfte seiner Barschaft aufdringen, aber barsch wies dieser das Geld zurück. Dann schüttelten sie sich die Hände, wie zwei Freunde, die außer sich Niemand haben und für immer und ewig Abschied voneinander nehmen. Eine Thräne stahl sich aus Marzi's Augen, die erste vielleicht, die der rauhe, wilde Mann weinte, als Vali die Hütte verließ und dem gießenden Regen, dem heulenden Wind entgegen, im Dunkel der Nacht verschwand.

Vali irrte noch lange im Land umher; bald fand er ein kurzes Asyl am Herd eines ehemaligen Waffengenossen, bald theilten seine Stammsgenossen ihr Lager mit ihm.

Eines Abends sprengte er über die Haide, noch wenig Stunden und die Grenze war erreicht. Die ahnungsvolle Nacht kam herauf und legte sich über die Haide und lag da fröstelnd und ruhelos wie ein Sterbender, der mit seinem Gewissen kämpft. Es weht kein Wind, kein Geräusch ist zu vernehmen, nur fliegende Schatten aufflatternder Raben, die schwarzen Gedanken der Haide, unterbrechen das trübe Grau der Nacht. Dunkle und einsame Ferne umgab ihn ringsum. Nichts klar draußen, nichts klar in ihm. Die grauen, am Wege liegenden Steinblöcke, das hier und da herumkriechende niedere Buschwerk, die fernen Feuer der Hirten, die wie Funken durch die Nacht glühen, die einsamen Haidebrunnen, die mit dem furchtbar hohen Stangenwinkel unheimlich in den Himmel ragen, Alles fliegt an ihm vorüber, fließt ineinander, wird undeutlich gewahrt, undeutlich aus den Augen verloren, verschwindet. Reue, Schmerz, Aufregung, Eile, Finsterniß und Verwirrung in seiner Seele, so ging es fort im Trab durch die schwarze, öde Haide. Wie die Wolken, die in abenteuerlich geformten, wechselnden Massen über den Himmel zogen, daß der Mond nur auf Augenblicke herabblicken konnte, um schnell wieder zu verlöschen, so tauchen sie wieder hervor aus den trüben, feuchten Tiefen der Erinnerung, alle die dunkeln Höhen, die öden Steppen seines Lebens, alle die Stunden genossener Freuden — und die dunkeln Stunden der Trauer, die durchkämpften Nächte — das ungezählte Heer der Stunden, bereut und unbereut, verzieben und unverziehen — und liefen in raschen Bildern, die sich tief und wühlend in seine Seele bohrten, an ihm vorüber und alle diese kämpfenden Erinnerungen führten ihn zuletzt immer wieder zur Gegenwart, zu seiner gräßlichen Verlassenheit.

Während diese Gedanken wie ein Sargdeckel auf ihm lasteten, der Selbstmord mit Sirenentönen nach seinem Herzen griff, es ihm so kindisch vorkam, der Alles starr machenden Winternacht mit dem matten, müden Lebensfunken immer noch Trotz bieten zu wollen, war er an einen Waldsaum gekommen. Aus der wilden Gedankenjagd, wo die Meute die wüthende Meute abgab, wurde er plötzlich durch einen Lichtschimmer geweckt, der ihm wie ein freundlicher Stern aus der dunkeln Waldnacht entgegenleuchtete. Er sah ein einsames Jägerhaus, durch dessen Fenster es hell und lustig herausschimmerte. Er stieg vom Pferde, band es an einen Baum und schritt vorsichtig nach dem Fenster. Drinnen umjubelten glückliche Kinder bald fröhlich, bald erschrocken einen lustig brennenden Weihnachtsbaum und ein kräftiger Mann mit offenem ehrlichen Gesicht hielt ein blühendes, lächelndes Weib umschlungen und blickte freudig und innig bewegt bald auf sein herziges Weib, bald auf seine fröhlichen, bausbäckigen Kinder. Thränen rollten über Vali's Wange; heiße Sehnsucht nach einer Heimat, nach einem eigenen Herd, nach Weib und Kind schwoll in der Brust des Heimatslosen herauf, bei diesem Bild der Heimat, diesem Befriedigtsein in einer beglückenden Gegenwart; der Heimat, jenem glänzenden, beglückenden Phantom, das hoch am Horizont unsers Lebens uns entgegenstrahlt! Das volle

Fieber ſeines Hirns iſt geſtillt, er fühlte in ſich die Irrlichter aller einzln Wünſche erbleichen und ruhete wie nach ſchweren Träumen über alle Ketten, die ihn gedrückt. Eine fromme, andächtige Stimmung legte ſich ſammetweich wie der Arm der Geliebten um ſeine Seele und es war ihm, als ſtriche eine weiche, liebe Hand all den Gram, all den Trotz von der Stirn, den die Jahre dort angehäuft.

Während er ſo verſunken daſtand, mit Mondesklarheit das Bild wahrhaften Glücks in ihm aufging, Alles in ihm in warmer Liebe unterging und ſich zu einer Glut des Gefühls verſchmolz, das ſeinen Mittelpunkt, ſeine Freude in dem Gedanken an eine Heimat, an einen häuslichen Herd findet, nahte ſich eine Patrouille. Pali hörte nichts; erſt als die Bewohner des Hauſes, vom Lärm aufgeſchreckt, nach den Fenſtern liefen, er bereits umzingelt war und ihm ein „Wer da!“ entgegendonnerte, fuhr er empor. Als er die Soldaten ſah, riß er inſtinctmäßig ein Piſtol heraus, aber ebenſo ſchnell ſchleuderte er es weg und ließ ſich ruhig binden.

Dem „Räuber“ und Guerrillaführer wurde ein ſchneller Proceß gemacht. Niemand ahnte in dem Erſchoſſenen, mit dem lauten Rufe: „Erſt!“ Zuſammenſinkenden den Künſtler, der vor Jahren wie ein leuchtendes Meteor in der Kunſtwelt auftauchte und vorüberzog. Auf ſtiller, öder Haide liegt eingeſcharrt, unter einem Kranz von braunem Haidekraut, der „Zigeuner“; dort fand er eine Heimat, dort ruht der Sohn der Haide im weichen Schoos ſeiner Mutter; Jahr aus Jahr ein, im Mond- und Sonnenſchein, umſchwebt vom Glanz der Einſamkeit.

Reiſebriefe

von Amely Bölte.

VI. Rom.

Am letzten Donnerſtag meldete uns Dr. Klenz, daß der Papſt ſich ſoeben vor die Porta Pia hinaus begebe, um den Grundſtein einer neuen Kirche zu legen, die dort auf den kürzlich entdeckten Grundmauern einer der erſten chriſtlichen Kirchen errichtet werden ſollte. Obgleich wir nun den Heiligen Vater während der Oſterwoche häufig geſehen, ſodaß uns ſein Aeußeres vollkommen gegenwärtig war, ſo ſetzten wir doch voraus, daß eine Ceremonie dieſer Art ein eigenthümliches Gepräge tragen würde und ſäumten nicht in einen Wagen zu ſteigen und wo möglich den Zug noch einzuholen. Leider kamen wir dazu doch zu ſpät. Kaum vor der Porta Pia angelangt, ſo kam uns die Garde des Papſtes entgegen, die ihm bis hierher das Geleite gegeben. Die roſigen Geſichter und blonden Haare dieſer Alpenkinder, ihr mittelalterliches Coſtüm, dies Schwarz Roth und Gold, die deutſchen Nationalfarben, die ſo grell gegen die ſchwarzen und weißen Prieſtergewänder abſtechen, machen mir ſtets Vergnügen.

Der Ort, wo die Kirche erbaut werden ſollte, war ſieben Miglien entfernt. Die Sonne leuchtete golden, die Campagna ſchmückte das herrlichſte Frühlingsgrün und weithin begrenzte den Horizont das Sabinergebirge mit ſeinen ſchneegekrönten Häuptern. Längs des Wegs hin ſtanden Gruppen Gendarmen aufgeſtellt, um die Straße zu überwachen; denn man fürchtet in Rom noch immer Bewegungen; noch iſt die Engelsburg von 8000 franzöſiſchen Soldaten beſetzt, die nach ihrer Heimat ſeufzen und ſich beklagen, daß ihr Regiment nie abgelöſt werde, weil jeden Sommer das Fieber den fünften Mann aus ihren Reihen wegraffe. Sie ſind die Hüter eines Grabes! „Wollte man uns ein Regiment Italiener nach Frankreich ſenden, wir würden es nicht lange bei uns dulden,“ ſagte mir einer der Soldaten. „Die Römer haſſen uns, ſind aber zu feige, etwas zu unternehmen.“ Hadrian vermuthete nicht, daß ſein Grab eines Tags als Zufluchtsort ſeiner Nachfolger von Gallern gehütet würde. Sonderbar, daß man gerade in Rom ſoviel Prieſtern als Soldaten begegnet!

Als wir das Ziel unſerer Fahrt erreichten, hörten wir, daß der Grundſtein bereits gelegt ſei und der Heilige Vater im Begriff ſtehe, wieder in ſeinen Wagen zu ſteigen. Wir verließen nun ſchnell den unſerigen und ſuchten einen Platz zu gewinnen, wo er ganz nahe an uns vorüberſchreiten mußte. Eine Reihe Militär umgab auch hier ſeinen Weg und während er durch deren enggezogenes Spalier ging, war ich ihm ganz nahe. Sein Major domus eröffnete den Zug; ſchwarz, wie ein Nachtgeſpenſt, ſchritt er voran, dann folgte Pius IX., weiß gekleidet, ein weißes Käppchen über ſeinen weißen Haaren. Freundlich grüßte er nach allen Seiten hin, bekreuzte ſich und ſegnete uns, ſelbſt noch aus dem Wagenfenſter fort, als ſchon der Kutſcher den Pferden die Geißel gegeben. Sein Wagen war von altmodiſcher Form, ein großer mit Gold verzierter Kaſten, den ſechs ſchwarze Rappen zogen. Der Kutſcher ſaß vom Bocke und war ganz in dunkelrothen Damaſt, vom Scheitel bis zur Sohle gekleidet. Mehre Diener in gleichem Ornate ſprangen hinten auf und in luſtigem Trabe flogen die prächtigen Thiere davon. Indeſſen kam ein zweiter

Wagen, nicht minder elegant, doch nur von vier ſchwarzen Rappen gezogen; in dieſem ſaßen die Miniſter, denen die Cardinäle in beſcheidenerm Aufzuge folgten. Den Beſchluß machten mehre Omnibus mit Prieſtern, meiſtens jungen Leuten, die ihr Noviciat noch nicht überſtanden; Krähen nannte ſie unſer Kutſcher. Mit ſolchen Benennungen iſt man im Volke freigebig gegen die Geiſtlichkeit; daran kann man die Grade ſeiner Ehrfurcht erkennen. Dem Papſte läßt Jeder Gerechtigkeit widerfahren, ſeine Herzensgüte, ſeine Milde erkennt Jeder an; aber die Prieſterherrſchaft im Allgemeinen iſt verhaßt.

Nachmittags fuhren wir auf die Villa Ludoviſi, welche die ſchönſten Gärten in Rom beſitzt. Stundenlang gingen wir in den Anlagen umher, die ſich bis unter die Stadtmauern erſtrecken, welche ich von hier beſtieg und eine Weile darauf umherwanderte. Man könnte ſo um Rom ſpazieren. Unwillkürlich fiel mir hier oben die Mauer von Babylon ein, die meiner kindlichen Phantaſie einſt einen ſo weiten Spielraum gegeben. Aber machen Sie nur dieſen Gedankenſprung nicht mit, Sie würden ſchön in die Irre geführt werden! Gerade ſo ging es mir neulich, als ich in dem Buche von Gregorovius eine Beſchreibung des Ghetto las, in welchem er die Lumpen der ganzen Welt verſammelt ſieht und ſich bei einer Ueberſchwemmung der Tiber an die Arche Noah erinnert. Ganz hingeriſſen von ſeiner Schilderung, las ich ſie einem deutſchen Künſtler vor. „So iſt es aber nicht!“ ſagte dieſer ganz kühl. „Haben Sie denn nie geſehen, wenn die Elbe übertritt?“ Ein kleinlautes Ja war meine Antwort. „Nun, anders ſieht die Tiber auch nicht aus!“

Die Peterskirche war am Oſtertage nicht erleuchtet worden und allgemein war der Unwille darüber. Man ſchrieb den Aufſchub dem verzögerten Beſuche der Kaiſerin von Rußland zu, man behauptete, daß der Cardinal Antonelli, der Frankreich haſſe, dieſe Demonſtration für Rußland bewerkſtelligt und flüſterte ſich zu, der gute Pio nono habe darüber geweint. Wohin man kam, wurde nur davon geredet und was wurde nicht Alles geredet! Die Sache blieb darum dieſelbe und wer die Peterskirche erleuchtet ſehen wollte, mußte ſich in Geduld faſſen. So warteten wir mit Allen bis zum folgenden Sonnabend. Es war herrliches Wetter, die Sonne ging leuchtend unter und als die Sterne heraufzogen, füllte ſich der weite Platz vor dem St.-Peter mit unzähligen Wagen, die dicht nebeneinandergedrängt das glänzende Schauſpiel erwarteten. Licht nach Licht zog herauf; wie bei einem aus Papier geſchnittenen und mit einer Nadel durchſtochenen Hauſe, ſo funkelten dieſe Lichter in langen Reihen an dem großen Gebäude. Der Anblick war gefällig, aber nicht großartig. Als aber mit dem Ave Maria plötzlich wie auf ein Wort Tauſende von Pechfackeln ihre Flammen über das Ganze ergoſſen, da ſchreckte das Auge ſtaunend und geblendet vor dieſem ſo glänzenden Lichtmeer zurück. Es war ein höchſt ſeltſames Schauſpiel, eine Spielerei im großen Stil für große Kinder.

Langſam brachen ſich die Wagen Bahn und fuhren dem Monte-Pincio zu, von deſſen Höhe man den Anblick noch aus größerer Ferne genießen wollte. Wir ſtiegen dort vor dem Hauſe aus, welches einſt Cornelius bewohnte und wo er ſeine erſten Fresken malte, Jugendarbeiten, die er noch oftmals mit Vergnügen betrachtet. Die obern Etagen dieſes Hauſes werden jetzt von amerikaniſchen Künſtlern bewohnt und zu einem derſelben lenkten wir unſere Schritte, um von dem Balkon ſeines Zimmers bequem die leuchtende Kuppel zu ſehen. Champagner ſtand auf dem Tiſche. Die Bürger der Vereinigten Staaten ſind durſtiger Natur, ſie ſehen nicht gern volle Flaſchen und weichen nicht, bis ſie geleert. Wie dieſe amerikaniſchen Künſtler ihre Pokale leeren, muß der Humpen bei unſern deutſchen Rittern die Runde gegangen ſein. St.-Peter, ich muß es geſtehen, verlor für mich allen Reiz neben dem Zechgelage vor meinen Augen.

Der Papſt wohnt jetzt im Vatican und der Quirinal ſtand ſomit den Fremden offen. Ich trug großes Verlangen, die Privatzimmer eines Papſtes zu ſehen, in denen, ſo meinte ich, eine Miſchung ſeiner geiſtlichen und weltlichen Macht ſich abſpiegeln müſſe. Wirklich hatte ich mich darin nicht geirrt. Einfache Pracht neben dem Selbſtbewußtſein der höchſten irdiſchen Autorität fand ich hier und über das Ganze wieder den Mantel der Künſte gebreitet, unter deren Scepter hier jede irdiſche Macht ſich beugt. Kein Zimmer ohne Bilder, Fresken, Moſaikfußböden oder werthvolle Gobelins. Statuen dagegen nirgends. In jedem Wohngemache oder vielmehr zum Bewohnen eingerichteten Gemache ein Thronhimmel, unter welchem der Seſſel für den Papſt ſteht, der, reich gepolſtert, mit carmoiſin Damaſt überzogen iſt; vor dieſem befindet ſich ein Tiſch, auf deſſen anderer Seite ein Seſſel von Holz ſteht; dahinter ſtellen ſich Die, welche zu einer Audienz vorgelaſſen

werden und benutzen seine Lehne als Stütze. Welch einsame Größe! Dies Dasein eines Pontifex maximus, wie leer, wie arm ist es doch! Kein Sterblicher darf der Genosse seines Lebens sein, kein Freund seine Mahlzeit mit ihm theilen; wohin das Auge auch blicke, überall gewahrt es eine Person allein. Ein prächtiger Garten schließt sich an den Palast des Quirinal, worin der Papst an schönen Tagen lustwandelt, in dem Casino (Lusthause) ausruht und der schönen Abende genießt. Dort mag ein Freund mit ihm auf- und abwandeln und ihm erzählen, wie sich die Welt bewegt, für die er nur noch Fluch und Segen bereithat; ich möchte nur einmal auf seinen Wanderungen in seiner Seele lesen.

Sonntag war das prachtvolle Feuerwerk auf dem Pincio, wo die berühmte Girandola leuchtete. Ein solches Feuerwerk in Rom ist von Kanonendonner und vielfachen Knallbomben begleitet, sodaß man den Lärm von Schlachten zu vernehmen meint; denn je lauter und lärmender, je schöner für den Italiener. Eine unendliche Volksmenge bedeckte die Piazza del Popolo, zu der ein Jeder freien Zutritt hatte. Viele der Fremden hatten den Abend noch abgewartet und wurden reich dafür belohnt, denn wirklich kann weder London noch Paris ein so prachtvolles Schauspiel aufweisen; sogar die Amerikaner waren entzückt und meinten, daß Das, was man bei ihnen zu Hause ein Feuerwerk nenne, im Vergleiche hiermit gar keinen Namen verdiene. Alles, was Europa sonst aufzuweisen hat, konnte ihnen soviel Lob nicht abgewinnen und sie schlossen stets, daß ihr Besuch des Continent nur dazu diene sie zu belehren, wie herrlich es bei ihnen zu Hause sei und wie wenig es der Mühe lohne, nach Europa zu kommen.

Die deutschen Künstler geben alljährlich ein Fest im Freien, zu dem bald Rom hinauswandert, um Zeuge dieser genialen Lustbarkeit zu sein. Auch wir schoben unsere Abreise darum noch hinaus. Die Herren, welche auch nicht Künstler waren, ließen sich als solche einschreiben, erhielten eine Medaille und durften nun an den Mahlzeiten der Gesellschaft theilnehmen. Damen waren ein für allemal vom Feste selbst ausgeschlossen. Früh um 8 Uhr an dem Ponte Salario ordnete sich die Procession. Als wir dort ankamen, fanden wir bereits viele Künstler versammelt; sie frühstückten harte Eier, Knackwurst, Brot und sauern Wein und warteten auf den Präsidenten, der bald darauf auf einem von vier bekränzten Ochsen gezogenen Karren, in Gold und Purpur gekleidet, von Trompetern begleitet, vorfuhr. Hinter ihm folgten auf Eseln in phantastischen Anzügen eine Menge Künstler. Der Präsident hielt eine Rede, in der er zuweilen steckenblieb; man lachte, trank sich zu und ordnete dann den Zug bis zum Orte der Bestimmung. Indessen hatte sich der Himmel mit dichten Wolkenmassen umzogen, ein scharfer Wind trieb den Staub wirbelnd empor, der noch durch die reitende und fahrende Karawane verstärkt wurde.

Wir fuhren voraus, in der Hoffnung, den Zug dann bequem den Weg heraufziehen zu sehen. Hinter einem Hügel der Campagna, von dem man der schönsten Aussicht auf die Tiber und das im reichsten Grün prangende Hügelland genoß, lagerte bereits eine Gesellschaft und Andere bereiteten sich vor, ihrem Beispiel zu folgen. Daß große Tropfen einzeln und schwer herabfielen, achtete Niemand. Ein bekanntes Gesicht nach dem andern tauchte in der Ferne auf, während in meiner Nähe, die Mauern Trojas von Pappe errichtet wurden, um bald von den Griechen erstürmt zu werden. Ernst Förster eilte mit der Nichte von Madame Unger-Sabatier über die Scene und wählte für sie einen günstigen Platz als Zuschauerin bei der Belagerung. Die Maler Weinhold, Hottenrot und Hoffmann aus Dresden tauchten unter der Menge mir fremder Gesichter auf; dort wieder bemerkte ich Lehmann's geistvollen Kopf, dort die sarkastische Miene von Karl Mayer. Jetzt mehrte sich auch die Damenzahl, die bairische Gesandtin mit ihren Töchtern drängte sich in das Künstlergebiet und fernhin rauschte Fräulein von Schulte in weißem Gewande über das Feld, als wolle sie den Frühling in der Tracht einer Vestalin begrüßen. Inzwischen zog der Präsident den Berg hinauf, die Schlacht ordnete sich und der Himmel, als wolle er den Brand Trojas verhüten, sandte neue und stärkere Tropfen nieder. Die schöne Helena erschien mit Paris auf der Scene, der ihr „Ach du lieber Augustin" auf der Flöte vorspielte und sie endlich entführte. Das Heer der Griechen rückte nun aus, das Pferd wurde in ein Weinhaus verwandelt, die Trojaner tranken reichlich, Laokoon warnte, nahm dann ein langes Gedärme, wickelte sich und seinen Sohn hinein und starb unter Convulsionen; Alle entschliefen und ließen sich vom Feinde überraschen, der die Pappmauern in Brand steckte. Von den Geflüchteten wurde hierauf Rom gegründet. Trotz des strömenden Regens wurde der Kampf glücklich vollendet und dann erst suchte Jeder Schutz gegen die unerbittlichen Wolken zu finden. Donner und

Blitz folgte, das leicht erbaute Zelt der Künstler hielt nicht Stand, ihr Mahl wurde vom Regen überflutet. Sauve qui peut! Niemand durfte heute auf dem ganz durchweichten Boden noch an Vergnügen denken. Die anwesenden Engländer lachten und fragten: ob alle deutschen Feste einen solchen Charakter trügen? Das setzte nur böses Blut, selbst unter den Amerikanern, von denen zehn im Heer der Griechen dienten. Gewöhnlich fehlt es bei diesen Festen nicht an Trunkenen, heute jedoch war auch dazu nicht die Zeit vorhanden gewesen; die Esel konnten keinen Wettlauf halten, die Künstler nicht im Sacke springen und Jeder war froh genug, konnte er ohne großen Schaden an Leib und Seele die fünf Miglien bis an die Thore Roms zurücklegen.

Mit diesem Feste ist den Lustbarkeiten dieses Jahres ein Ziel gesetzt. Die auf heute anberaumte Ankunft der Kaiserin wird darin keinen Unterschied machen. Die Fremden eilen in Scharen davon und die vornehmen Römer kommen aus ihrem Versteck hervor und zeigen sich auf dem Monte-Pincio. Der Frühling schreitet indessen rasch vorwärts, den Südfrüchten gesellen sich jetzt schon Mandeln zu, welche die Römer ganz grün mit der Schale verzehren. Die Rosen blühen. Sowie wir dem Norden zuziehen, werden wir von Ort zu Ort dieselbe Jahreszeit wiederfinden und in einem fortgesetzten Frühlinge leben. So auch geht es uns mit unsern Hoffnungen, so mit dem Vorwärts durch unser ganzes Leben, so auch schaut der Optimist die Welt an und baut sich darüber hinaus seinen Himmel auf.

(Ein letzter Brief: Von Rom nach Neapel, in nächster Nummer.)

Wiener Bilder.

Von Friedrich von Sonnleithner.

V. Schönbrunn.

Hinaus schreit ich durch den Garten,
Von manch' altem Bild erfüllt.
H. Dingelstedt.

Es war 3 Uhr geworden, als wir den Wagen bestiegen, um nach Schönbrunn zu fahren. Hatte man doch gestern den ganzen Tag uns auf diese Fahrt als etwas sehr Wesentliches hingewiesen, weil wir dort die Musikbande eines Regiments spielen hören und den Kaiser spazierengehen sehen sollten.

Eine Menge gedeckter Tische unter schattigen Kastanien im Domayer'schen Garten sah uns einladend an; auch zögerten wir nicht lange, sondern nahmen die Speisekarte zur Hand, deren riesiges Format dem der „Times" nahekommt, indeß der zur Seite harrende Kellner seinen Oberleib in einer Regenbogencurve vorgebeugt hatte und in unsern Augen lesend — um jeden Wunsch noch ehe er geboren ausführen zu können — auf dem Sprunge stand, dem Pudel gleich, welcher aus dem Blicke seines Herrn die Richtung zu errathen strebt, nach welcher der zu apportirende Stock fliegen werde. „Ja, guter Freund, das geht nicht so schnell", denn wer verstände gleich all die Namen auf einer wirren Speisekarte, welche neckenden Kobolden gleich den hungerigen Fremden umgaukeln! Kein Ausweg, als auf gut Glück eine gastronomische Entdeckungsreise zu unternehmen, und — beim Barbel! — sie ist an Täuschungen und Irrwegen nicht minder reich als die Lebensreise. Mehre Gerichte hast du in der unordentlichsten Folgereihe verzehrt und wieder steht der geschäftig hin- und hertrippelnde Kellner hinter dir: „B'fehlen 'r Gnaden noch etwas?" Ein leichtes Leckergericht allenfalls noch — da ist ja eine große Rubrik „Eingemachtes". Du deutest auf einen hochfahrenden, vielleicht mit dem Epitheton „à la Lavallière" prunkenden Namen, halb aus Neugierde zu wissen, welche Sauce-Combination den Gaumen der naschhaften frommen Herzogin ganz besonders habe letzen können — da erscheint nach einer Pause ängstlichen Harrens „Kalbsohr mit Meerrettig" oder „gedünster's Schweinsschlegerl mit Markknödeln!" Wir müssen den Mangel eines österreichischen Speiselexikon ernstlich als eine durch alle Reisehandbücher durchgehende Lücke rügen.

Der Kellner theilte uns mit, daß die Musikbande im schönbrunner Garten heute nicht spiele, auch werde der Kaiser wol nicht zu sehen sein, denn er sei vorgestern nach Prag gereist; dagegen seien die wilden Thiere zu sehen und die Giraffen hätten heute „ihren Tag".

Als wir Belehrung heischten, ob die Giraffen vielleicht die übrigen Tage in strengen Arrest verfündet seien, erfuhren wir, daß ihr Palast mit dem des Elefanten gemeinschaftlich nur einen, untheilbaren Vorhof habe, sodaß einen Tag um den andern die eine Part sich in demselben ergehen und an dem Anblick des Publicums erlustigen dürfe, während die andere Part diese Zeit in beschaulicher Zurückgezogenheit verleben müsse. Mit diesen Personalien ausgerüstet gingen wir zu der im schönbrunner Schloßgarten befindlichen Menagerie.

Die Behältnisse liegen strahlenförmig gruppirt

um einen Pavillon, in welchem eine parfümreiche Kakadufamilie ihren Wohnsitz genommen hat. Das Interessanteste der Sammlung sind, ihrer Seltenheit wegen, die Giraffen, welche eben ihre peripatetischen Uebungen auf dem obenerwähnten Vorhof eröffnet hatten. Sie waren ziemlich hoch angebunden und gingen nun, wie Menagerietiere pflegen, auf dem durch den Halfterstrick gelassenen Raum von fünf Schritten unablässig hin und her. Bekanntlich heben sie dabei gleichzeitig die beiden rechten und dann die beiden linken Füße. Ihr Grenznachbar, der Eisbär, welcher bei der schwebenden Hitze gewiß gern seinen Pelz dem Kürschner zur mottensichern Aufbewahrung übergeben hätte, wälzte sich im Wasser, ein fremdländisches Schaf, dessen Gesichtswinkel zu dem eines inländischen in demselben Verhältniß stand wie der Gesichtswinkel unsers Schafs zu dem des Menschen und welches daher herausfodernd dumm aussah, war auf der Jagd nach einem ihm hingeworfenen Stück Semmel mit dem Kopf zwischen den Sprossen des Zauns steckengeblieben und blökte jämmerlich, bis der Wärter es wieder befreite*); das Lama erregte eine lebhafte Polemik mehrer Knaben, von denen der eine behauptete, Robinson's Lama sei weiß gewesen und nicht wie das hier anwesende schwarz, was die andern bestritten; die Affen deployirten ihre gewöhnliche Komik; so drängte ein Bild das andere, bis wir an der Peripherie des Kreises fortwandelnd wieder an den Ausgangspunkt gelangt waren, wo die Giraffen sich des Lebens freuten.

Im Garten zu Schönbrunn,
Da liegt der König von Rom.

Und der ganze Garten mit seinen nach französischem Geschmack steif verstutzten Lindenhecken machte den Eindruck einer eingefrorenen Trauerfeierlichkeit. Die Wasserkünste schwiegen, die Tritonen standen mit emporgerecktem Halse und zugespitztem Munde, die Seerosse mit weit geöffneten Nüstern — doch alles Leben war erstarrt. Die Anwesenheit des Hofes mag freilich den Zauber lösen. Ein ungarischer Grenadier schilderte unter den Fenstern des Kaisers, eine jener stattlichen Gestalten in der Nationaltracht conformen, aus Schnürstiefeln aufsteigenden, prall anliegenden Hosen, eins jener impassiblen Gesichter, denen Alles egal ist, die besten Soldaten. Deutsch sprechen sie nicht, darum können sie sich in Bezug auf ihre Obliegenheit auf Posten mit dem Publicum nur durch Winke in Verbindung setzen, sehen aber vollkommen so aus, als ob sie diesem Winken mit dem Kolben rechtzeitig Nachdruck zu geben verständen.

Die Sonne war schon ziemlich hinabgesunken, als wir den Park verließen und abermals bei Domayer eintraten, wo mittlerweile ein Concert der Fahrbach'schen Kapelle viel fashionable Welt vereinigt hatte. Die Musik war gut; Fahrbach leitete das Orchester, mit Energie bald selbst die erste Geige führend, bald nur taktirend. Das Programm begann: „Defilirmarsch" von Fahrbach; „Alte Liebesgeständer-Polka" von Fahrbach; „Die Rasenden", Walzer von Fahrbach — und ging in derselben Tonart fort, nichts als Fahrbach. Wir schmeichelten dem Kapellmeister mit der Bitte, uns das „Schwarzblatti aus'm Wiener Wald", auch von Fahrbach, hören zu lassen, welches uns in der Heimat gar wohl gefallen habe und der gefällige Componist willfahrbachte sogleich.

VI. Wiener Cafés.

Und es giebt nur Gemütlichkeit machtig
Wiener in unsrem Herz drinnen.
O wie muß es jetzt so prächtig
Durch die Welt zu reisen sein!
A. Schnitzler.

Behaglich saßen wir im Paradiesgärtlein mitten unter Blüten und Blättern und blickten in den sonnenhellen Morgen hinein und darüber hinaus noch, in das Dunkel der nächsten Wochen und Monde, welches der heutige Morgen mit dem Dämmerschein günstiger Vorbedeutung sanft röthete. In jener Zeit aber gedachten wir, mein künstlerischer Freund S. und ich, mit unsern Wanderstäben die Höhe der Alpenfirnen zu messen.

Zahlreiche Besucher genossen im Garten ihr Frühstück; nicht nur häuslichkeitslose Garçons, sondern auch Familien, welche allmorgentlich wiederkehren und von denen das öffentliche Leben in den Cafés das Gepräge vertraulichen Familienlebens erhält, ein Hinüberleiten zu der Sitte des Südens. Die Cafés sind das Surrogat unserer Conditoreien, insoweit man darin eine müßige Pause des Tags ausfüllt — und der Wiener hat deren viele; nach der bedeutenden Frequenz zu schließen. Dort weht uns das dolce far niente mit südlichwarmem Hauche an und leistet uns traulich Gesellschaft, bis plötzlich ein nordischgeschäftiger Sturmwind den freundlichen Gast wieder verscheucht. Den ganzen Tag über werden die Cafés nicht leer. Christen, Armenier, Griechen, Türken — Alles sitzt in bunter Reihe und in bunten Trachten

*) Ein doppelter Zaun trennt das Publicum von den Thieren.

beieinander und allerlei Sprachen hört man dort reden. Café Daum in der Leopoldſtadt iſt der erſte ſeiner Zunft und da die Leopoldſtadt unter den Vorſtädten die lebendigſte, ſo gewinnt man dort nach allen Seiten ein Bild der wiener Regſamkeit. Da rollen die Equipagen zur Jägerzeil und zum Prater vorüber, da fliegen die Fiacres zur Nordbahn vorbei, von der andern Seite her kommen die zum Herzen der Stadt dringenden Marktleute; aus dem gegenüberliegenden, ewig überfüllten „Lamm" quellen die zahlreichen Fremden heraus und mitten durch das Gewimmel drängt ſich ein Barmherziger Bruder mit ſeiner Büchſe, oder ein bärtiger Kapuziner, oder ein Mitglied irgendeiner andern Congregation, die ja ſo zahlreich ſind, daß ein förmliches Kleiderſtudium dazu gehört, ſie alle zu unterſcheiden.

Anders war der Blick aus dem Paradiesgärtlein auf das zu unſern Füßen gelegene Glacis. Mit labender Friſche ruhte der Morgen auf der Flur. Noch war der Thau von den Halmen nicht überall der Sonne gewichen und barg ſich noch unter den langen Schatten der Bäume, welche die aſphaltbelegten Gänge bekleiden, und doch war allenthalben ſchon rühriges Treiben. Spaziergänger wogten in den Alleen auf und nieder; Soldaten exercirten auf den Raſenplätzen des Glacis und wo Soldaten ſind, da iſt auch das militärfromme Geſchlecht der Kindermädchen nicht fern, und als ob die Trommel erpreß zum Appell für ſie gerühret werde, ſo ziehen ſie heran, auf dem Arm den Pflegling, welchem das eiſerne Spiel zum erſten Lebenseindruck wird.

Aber nie ſoll das Glück in ungetrübter Reinheit uns lächeln. Während unſere Sinne ſich in die Genüſſe des ſchönen Morgens, des Café und einer Strauß'ſchen Quadrille theilten, indeß der Geruchsſinn ſich an die duftenden Roſen zu halten gedachte, wurde das Organ des letztgenannten aufs empfindlichſte getäuſcht. An einem Nebentiſchchen nämlich hatte ſich ein Mann etablirt, der ſich dort für den ganzen Vormittag einrichten zu wollen ſchien und dazu ſich eine lange Pfeife echten Oeſtreicher ſtopfte, welche Sorte weiß ich nicht — jedenfalls qualité inférieure, eine Sorte, welche im Minenkriege füglich die Stelle der Stankkugeln vertreten könnte. Da bleibe ein Anderer im „Paradieſe": wir wurden ausgeräuchert.

(Ein ſchöneres Bild in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Leib und Seele.

Immer noch kein Friede über die Streitfrage des Tags! Auf dem Gebiete der Pſychologie iſt nicht blos ein lebhafter Streit zwiſchen Materialiſten und Spiritualiſten entbrannt, ſondern auch innerhalb der ſpiritualiſtiſchen Richtung ſelbſt ſtehen ſich zwei Parteien gegenüber; die eine denkt ſich die Seele in ihrem Verhältniß zum Leibe wie einen abſoluten Monarchen, die andere räumt ihr, wie einem conſtitutionellen König, nur eine beſchränkte Gewalt ein.

Dieſe Parteien werden gegenwärtig am ſchärfſten durch Fichte und Lotze vertreten. Fichte in ſeiner „Anthropologie" lehrt den pſychiſchen Abſolutismus, Lotze hingegen in ſeiner „Mediciniſchen Pſychologie" und in ſeinem „Mikrokosmus" bekennt ſich zum pſychiſchen Conſtitutionalismus.

Da nun Profeſſor Fichte in ſeiner „Anthropologie" vielfach die Lotze'ſche Anſicht angegriffen hat, ſo fand Profeſſor Lotze ſich genöthigt, ſeine Lehre gegen die Fichte'ſche zu vertheidigen, und hieraus ſind die „Streitſchriften von Hermann Lotze, Profeſſor in Göttingen. Erſtes Heft. In Bezug auf Profeſſor J. H. Fichte's Anthropologie" (Leipzig, Hirzel, 1857), hervorgegangen. Dieſe nicht blos geiſtreich, ſondern auch geiſtreich geſchriebene Streitſchrift ſetzt zwar zu ihrem vollſtändigen Verſtändniß die Kenntniß der betreffenden Werke Fichte's und Lotze's voraus, doch ſind die Hauptſtreitpunkte von Lotze ſo klar und deutlich dargelegt, daß man aus ihnen allein ſeine und des Gegners Anſicht kennenlernen kann.

Fichte hatte Lotze'n den Vorwurf gemacht, nach der Conſequenz ſeiner Theorie ſei der Leib von den mechaniſchen Kunſtwerken, den Maſchinen, nicht ſpecifiſch, ſondern nur dadurch unterſchieden, daß er einen Naturzweck erfülle, während jene einem Kunſtzweck dienen, und Das, was mit Leben, organiſchen Proceß, Selbſtheilungskraft, wohlthätigen Inſtinct und Organismus nennen, ſei in Wahrheit gar nicht vorhanden, ſondern bezeichne nur die vorausbeſtimmte künſtliche Lebensmaſchinerie im Unterſchiede von andern Werkzeugen.

Hierauf antwortet nun Lotze: „Legen Sie in der That ſonderlich Werth auf den Unterſchied eines Naturzwecks von einem Kunſtzweck, um ſagen zu können, was nur ſo verſchieden ſei, ſei gar nicht ſpecifiſch verſchieden? .... Iſt Menſch und Affe eine ſpecifiſch nicht verſchiedene, weil ſie nur verſchiedenen Naturzwecken dienen, in Bezug auf ihre phyſiologiſche Lebensverwirklichung aber demſelben Typus folgen? Und ich ſoll gemeint haben, Leben und organiſcher Proceß ſei in Wahrheit gar nicht vorhanden? Hört etwas auf zu exiſtiren und in ſeinem ganzen Werthe zu exiſtiren, wenn ſich zeigt, daß

ſeine Verwirklichung auf eine andere als die gewöhnlich angenommene Weiſe zugeht?.... Wie wenig Ueberlegung gehört dazu, einzuſehen, daß eine Kathedrale nicht nach weſentlich andern allgemeinen Geſetzen gewölbt werden kann als ein Bahnhof, dieſer nicht nach andern als ein Stall; daß alle drei ſich architektoniſch nur durch die verſchiedene Benutzungs- und Anwendungsweiſe dieſer gleichen Principien unterſcheiden! Sind ſie deswegen weniger ſpecifiſch verſchieden, weil ihr Unterſchied nur darin beſteht, daß das eine Gott, das andere den Menſchen, das dritte dem Vieh gewidmet iſt und daß jedes ſeine Beſtimmung in ſeiner äußerlichen Form anzudeuten ſucht?" Lotze glaubt mit ſeiner Annahme von der ausnahmsloſen Gültigkeit des Mechanismus phyſiſcher Kräfte noch nicht alle weſentlichen Unterſchiede aufgehoben. Er ſucht dieſe „weſentlichen Unterſchiede" der Dinge nur wo anders als Die, welche meinen, der Menſch verliere ſeinen Werth und ſeine Würde, wenn man ihn in den geſetzmäßigen Zuſammenhang der Natur einreiht und ihn in Bezug auf die Verwirklichung ſeiner Zwecke keine Ausnahme von der allgemeinen Naturordnung machen läßt.

Fichte hatte ſich zu der Behauptung fortreißen laſſen, daß „alle Verrichtungen des organiſchen Lebens, je tiefer erkannt, deſto entſchiedener das Gepräge tragen, als ob eine höchſt vollkommene Intelligenz mit bewußter Ueberlegung ſie gewählt hätte.... und es gelingt ihr nicht nach endlicher Künſtlerweiſe einmal beſſer, das andere mal geringer, ſondern ununterbrochen und mit bewußtloſer Sicherheit trifft ſie das Vollkommene und erfüllt ſtets ihren Zweck in einem vollendeten Kunſtwerke." Dieſer von Fichte behaupteten abſoluten Herrſchaft der Seele gegenüber fragt Lotze: „Und die Haſenſcharten, verehrteſter Freund, und die Wolfsrachen und die ſechsfingerigen Hände, die daneliſchen Zwillinge, Mißgeburten und Krankheiten?" Lotze weiß mit Recht darauf hin, wie ſehr die organiſirende Seele, die nach Fichte unumſchränkt herrſcht, von Umſtänden abhängig iſt, da ſelbſt ihre höchſt vollkommene Intelligenz dieſen Umſtänden nur Ergebniſſe abringen kann, die oft ſehr weit von ihrem eigenen Ideale abweichen. Fichte rede von einer Welt, die nicht exiſtirt; von einer Welt, in der es keine Häßlichkeit, keine Krankheit, kein Uebel gibt: „und während Sie mit Recht die unendliche Vernunft in dem Plane der thieriſchen Organiſation hervorheben, die ich gewiß noch mehr bewundere als Sie, weil ich ſie beſſer kenne, überſehen Sie nun einmal beſtändig, daß die Realiſirung dieſes Ideals in der wirklichen Welt dem allgemeinen und zuſammenhängenden Mechanismus des Naturlaufs übertragen iſt, deſſen Phaſen nicht immer im Einzelnen mit den Entwicklungsbedürfniſſen des Lebens übereinſtimmen, ſondern der mit gleicher Nothwendigkeit, wie er alle ſeine Ereigniſſe lenkt, auch die Trübſale der Krankheit und der fehlerhaften Verſchiebung der organiſchen Conſtitution von Generation zu Generation fortwuchern läßt." Denn unſerer irdiſchen Auffaſſung bietet der Naturlauf nicht ungetrübte Harmonie dar, ſondern er ängſtigt und entſetzt uns ebenſo ſehr durch die Schrecken ſeiner blinden, gnadenloſen Conſequenz, durch die furchtbare Grauſamkeit ſeiner Thierwelt, deren Daſein nur durch einen beſtändigen gegenſeitigen Vernichtungskampf der verſchiedenen Arten erhalten wird.

Aus dieſem Streite dürfte Fichte, in naturwiſſenſchaftlicher Gelehrſamkeit wol hinter Lotze zurückſtehend, ſchwerlich ſiegreich hervorgehen; denn Lotze ſchlägt ihn durch zu evidente Thatſachen und weiß in Fichte's roſenfarbener Malerei des Verhältniſſes zwiſchen Leib und Seele, als wäre jener völlig und widerſtandslos von dieſer durchdrungen, dunkle Schatten nach.

Lotze leugnet nicht jene Einheit des Ideals mit ſeiner Realiſirung, nach der wir uns ſehr ſehnen; doch findet er ſie in Gott, durch alle endlichen Weſen dagegen gehe jener tiefe Zwieſpalt, der von dem Ideal nur ſoviel ſich verwirklichen läßt, als an der Stelle, an welcher wir in die Wirklichkeit eintreten, die gerade hier zuſammenſtrömenden Wellen des allgemeinen Naturlaufs uns machen wollen. „Dieſem Räthſel der Welt können wir nachdenken; eine wiſſenſchaftliche Löſung werden wir ſchwerlich finden, aber vertrauen müſſen wir, daß es vorhanden iſt, und nur eine verhängnißvolle Täuſchung kann unſere wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen dahin mißleiten wollen, daß wir der leiblichen Lebenskraft oder der individuellen geſtaltenden Seele eine gottähnliche Unabhängigkeit von dem Zwange des allgemeinen Mechanismus erkämpfen müßten."

Zur Unterhaltung.

Karl von Holtei hat die Freude, ſeine „Vagabunden" in einer zweiten, wohlfeilen, allen ſeinen zahlreichen Verehrern leicht zugänglichen Auflage (Breslau, Trewendt, 1857) verbreitet zu ſehen.

Vagabunden, beneidenswerthe Geſchöpfe, wenn der Frühling ſeinen Triumphzug hält und ihr als bacchantiſcher Chor hinter ſeinem Wagen daherzieht — in den bunteſten Kleidern, mit Giraffen und Tigern, Thyrſusſtäbe ſchwingend oder die Maultrommel ſpielend! Alles, was mit „wandern" ſich eint, hat eine Glorie über ſich und um ſich. Einſt war alle Geſchichte nur eine große Wanderung — zu geheimnißvollen, unendlichen Zielen — zu den Glückſeligen Inſeln, zum Grabe des Erlöſers, nach dem Eldorado der Neuen Welt. Solche Epochen haben noch immer, trotz der Zerſtörung, die in ihrem Gefolge mitzog, einen Völkerfrühling bezeichnet und ſind in der Erinnerung Aller geſtaltreich, ſchimmernd und beneidenswerth geblieben. Alles Gute, Schöne, alle Erfindungen ſind gewandert, von der Ceres an, die mit dem Samenkorn des Weizens über Berge und Meere zog, bis zu den Directoren der Puppentheater, die Hamlet's Wahnſinn und Fauſt's Höllenfahrt auf die Jahrmärkte trugen.

Hier nun die letzten „Vagabunden"! Schade, daß

auch dieser fünfte Stand zu sinken beginnt! Wo sind jene glücklichen Zeiten, als sie geehrt und gefürchtet durch Spanien reisten, Lope's Komödien spielten und einem Cervantes zum realen Stoff dienten? Aus Holtei's Roman steigt dies Leben, diese wandernde Welt, die mehr Decorationen braucht als Shakspeare und seine Nachahmer zusammengenommen, noch ein mal vor uns auf. Thierbändiger, Kunstreiter, Schauspieler, Wachsfigurenhändler, Abenteurer de haute main, mit erlogenster Noblesse und falscher Karte. Ein Gewirr, ein Gedränge wie auf dem Jahrmarkt zu Pfunderdweilern, wo der noch jugendliche Goethe „mächtig herausgeputzt" zu Weimar den Marktschreier gespielt. Holtei hat den Pinsel für solches Treiben, Höllen-Breughel und Adrian von Ostade zugleich, wirft er über diese Abenteurer ein hellrothes Licht, gleichsam um die Wahrheit und die Realität seines Gemäldes noch brennender zu machen. Die Züge seines Helden, des Korbmacherjungen Anton, sind eine Reihe einzelner Bilder, nur lose und willkürlich miteinander verknüpft, aber lebendig, voll kräftiger Figuren, alle wahr, sehr wahr, oft mehr wahr als poetisch. Die Wanderlust der Vagabunden ist von ihnen auf die Schreibfinger des Dichters übergegangen; auch sie wandern von Zufall zu Zufall. Sie schildern keine Seelenzustände; sie erzählen wie ein Märchen, wie eine Chronik. Zuweilen, unter einer Linde am Wege, ruht der Held aus und läßt einige Reflexionen als geplatzende Seifenblasen aufsteigen, bis ihn glücklich ein neues Abenteuer vom Denken befreit. Warum nicht? Wie kurz ist Liebe und Leben und wie lang das Denken! Dies Spiel der Phantasie umgibt Holtei mit dem glänzenden Rahmen seiner bekannten Laune und Liebenswürdigkeit.

Daneben, in gleich gefälliger Erscheinung, bietet sich uns „Caritas. Ein Roman von Ernst Fritze" (Leipzig und Prag, Expedition des Kober'schen Album, 1857), dar.

Wer kennt nicht aus einem Bilde, aus einer Statue die Göttin der Milde? Den Christen wie den heidnischen Römern war sie gleich lieb und verehrt. Schon dieser Name führt aus der Welt der Bewegung in die stillverharrende Seele zurück. Solche Stimmungen bleiben die vorherrschenden in diesem Roman, wenn es ihm auch nicht an Abenteuern, oft recht wunderlichen, fehlt. Seine Gestalten sind in festen, kenntlichen Umrissen entworfen, von jener Natürlichkeit, die uns rasch mit ihnen in Beziehung setzt und unsere Theilnahme für sie festhält.

Bei dieser Absicht psychologischer, strenger Entwickelung bleibt freilich auch Manches geschraubt und poetisch ungerechtfertigt. Man kann nicht oft genug wiederholen, daß nicht jede Wirklichkeit dargestellt zu werden verdient. Das sei vor allem dem unheimlichen Oberförster von Malchow gesagt!

Eine liebliche Erscheinung ist Caritas selbst — so wohlthuend, aufopferungsfreudig, so sinnig in sich verschlossen wie ihr Name besagt.

Neue Gedichte.

Die „Gedichte von Bernhard Endrulat" (Hamburg, Mürger, 1857) sind voll frischen Lebens und von einem Feuer der Empfindung, das nur zuweilen zu versengen droht; der Dichter besitzt mehr Kraft als Anmuth, mehr Glut als Innigkeit.

„Harald Sängerkönig, von Curt Oswald" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1857), und „Asian Aga, vom Prinzen Emil von Wittgenstein" (Frankfurt am Main, Literarische Anstalt, 1856), stellen wir zusammen, da sie zwar in der Wahl des Schauplatzes contrastiren (um Harald weht der rauhe Hauch des Nordens, um Asian's Stirn schaukeln die weichen, warmen Lüfte Asiens), im Stoff aber viel Wahlverwandtes haben, weil Beide die zu den höchsten Thaten conformende Macht der Liebe besingen wollen. Harald hat übermüthig die Ketten der Liebe geschmäht; die Götter strafen ihn dafür und lassen ihn in Liebe für ein Königskind entflammen, das er trotz aller Anstrengungen und Kämpfe nicht erringt, selbst dann nicht, als er zum König gewählt wird, worüber er in verzweifeltem Kampfe untergeht. Der Stoff ist nicht ohne Glück behandelt, nur das bunt wechselnde Versmaß stört und macht oft den Eindruck eines Opernverses.

Asian Aga ist glücklicher als der arme Sängerkönig; auch er liebt mit ganzer Glut ein reizendes, holdes Kind, aber dem kühnen, vermegenen Kurdenhäuptling gelingt es, nach manchen Abenteuern und Fährlichkeiten sein Liebchen zu erobern. Der Verfasser weiß anschaulich und lebhaft zu schildern, auch den Localton festzuhalten; nur sind Redewendungen wie die folgenden:

Vom Kuß seines Pataghan
Muß noch ein Kopf zu Boden rollen —

Mit einem Fußtritt kraftgewandt
Sie faßen und vom Sattel pflücken —

Spring' in den Sattel stürm'scher Hast
Und nimm zur Hand den Speer der Caste —

Ich wache hier
Und rauche der Erwartung Pfeife —

wol durch den phantastischen Redeschmuck des Orients nicht zu entschuldigen.

Adolf Doerr's „Album aus Italien" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1857) führt uns in jenes so oft und vielfach besungene Land, das jedes Dichterherz klopfen macht, und schon hier könnte man mit Recht fragen: Wann wird es ausgesungen, das ewig alte Lied? Unser Dichter streift trunkenen Auges durch das sonnenglänzende Land und besingt es mit vollem Herzen, glühender Begeisterung und beachtenswerthem Sinn für Formenschönheit. Muthet uns von seinen Schilderungen auch Manches an wie geriebener Bädeker, so überrascht doch andererseits manches glückliche Situationsbild und durchgehend eine gewisse Verwandtschaft mit Freiligrath und Platen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 38.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Byron und Goethe.

Der in Nr. 31 der „Unterhaltungen" abgedruckte Aufsatz über Byron und Goethe versucht die geistigen Beziehungen zwischen Byron und Goethe auf die besondere persönliche Theilnahme beider Dichter aneinander zurückzuführen, irrt aber schließlich, wenn er jene Theilnahme für einen bloßen Complimentenwechsel zwischen beiden Männern erklärt.

Wie groß Goethe's Interesse an seinem britischen Geistesverwandten war, erhellt zur Genüge aus seinen Werken, und was Byron's Gesinnung anbetrifft, so geht aus Allem, was er je schrieb, hervor, daß Goethe seine ungetheilte Verehrung genoß, während er für fast keinen poetischen Genius irgendwelcher Nation ehrliche Anerkennung hatte und die Dichter seines eigenen Vaterlandes, von Shakspeare bis auf Wordsworth, verspottete und verdammte.

Der Verfasser jenes Artikels erklärt es für unbegreiflich, wie Goethe zu der Behauptung komme, Byron habe seinen „Faust" im „Manfred" hypochondrisch reproducirt. Daß der „Manfred" ohne den „Faust" nicht entstanden sein würde, ist so gut wie gewiß, und nicht Goethe war es, welcher diese nahe Verwandtschaft beider Werke erkannte, sondern die ganze literarische Welt von damals, die Byron gewissermaßen durch Murray veranlaßte, sich über die Entstehungsgeschichte des „Manfred" zu äußern. So sagt er denn, daß er kein Deutsch kenne, also den „Faust" nicht gelesen habe, daß ihm jedoch Matthew Mont Lewis im Jahre 1816 in Coligny das Werk viva voce übersetzt und ihn dadurch natürlicherweise sehr in Erstaunen gesetzt habe. Bringt man mit diesem Bekenntniß den Umstand zusammen, daß Byron im Sommer 1816 die Schweiz besuchte und daß nach einem aus Venedig datirten Briefe vom 15. Februar 1817 „Manfred" in jenem Sommer in der Schweiz begonnen ward; berücksichtigt man außerdem, daß gerade diese oberflächliche Bekanntschaft mit dem mysteriösen Gedicht einen Dichter von so lebhafter Einbildungskraft wie Byron, der ohnehin kühn genug war, mit dem ersten Geiste des Jahrhunderts in die Schranken zu treten, aufs höchste anregen und zu eigenem Schaffen drängen mußte, so wird man Goethe's und der ganzen Welt Meinung nicht mehr „unbegreiflich" finden, wenn sie den „Manfred" für eine Umgestaltung oder Neuschöpfung des „Faust" halten. Gegen solche unwillkürliche Stoffplagiate hatte sich Byron zu seinem größten Kummer oft gegen seine ärgsten Feinde zu vertheidigen; schwebte doch der „Manfred" selbst in Gefahr, augenblicklich ins Feuer geworfen zu werden, als dem Verfasser zwei volle Verse Southey's Wort für Wort darin nachgewiesen wurden. Bei Erörterung der Originalitätsfrage des „Manfred" in der englischen und deutschen Kritik ergab sich auch die für Manchen vielleicht nicht uninteressante Thatsache, daß die Beschwörung der Helena im

zweiten Theile des Goethe'ſchen „Fauſt" nicht Original, ſondern dem „Fauſt" Marlow's entnommen iſt.

Wenn der Verfaſſer des obigen Artikels aber behauptet, daß man über die Dedication des „Sardanapal", welcher Goethe gegen Eckermann erwähne, weder in Byron's Werken noch in ſeinen Briefen eine Andeutung finde, ſo muß er den Titel jener Tragödie nicht vollſtändig geleſen haben. Dieſe Widmung iſt gerade diejenige, welche das meiſte Aufſehen erregt hat und ſich vor denen zu „Marino Faliero" und „Werner" durch Stärke des Ausdrucks der Verehrung allerdings auszeichnet; ſie lautet:

„Dem hochberühmten illustrissimo Goethe, dem erſten der lebenden Schriftſteller, welcher die Literatur ſeines eigenen Volks neu ſchuf und die Europas bereicherte, wagt ein Fremdling die Huldigung eines literariſchen Vaſallen als ſeinem Lehnsherrn darzubringen und nennt das unwürdige Werk, welches er mit ſeinem Namen zu zieren wagt, »Sardanapal«."

Ebenſo großen Theil wie die „Artigkeit" wird wol die wahre Geſinnung Byron's an dieſer Dedication haben, zu welcher der ſtolze Geburts- und Geiſtesariſtokrat ohne „wirkliche Achtung gegen Goethe gewiß nicht »bereitgeweſen« wäre, wie ſchmeichelhaft es immer für ihn hätte ſein können, vor den Augen von ganz Europa gegen einen ebenbürtigen Geiſt den beſcheidenen Bewunderer zu ſpielen. W. L.

Reiſebriefe

von Amely Bölte

VII. Von Rom nach Neapel.

Rom liegt hinter mir.

Wer würde glauben, daß ich ohne Bedauern aus dieſem vielgeprieſenen Eldorado ſcheiden konnte!

So ſehr wirken die Verhältniſſe auf uns, ſo ſehr hängt unſere Vorliebe für dieſen oder jenen Ort von den Beziehungen ab, die wir anknüpfen! Der Kreis amerikaniſcher Künſtler, in welchem ich mich zufällig bewegte, war mir zu wenig ſympathiſch. Tabak rauchen, Tabak kauen, trinken — trinken à la Falſtaff, als ob der Leib eine leere Tonne wäre, die man vollzuſchöpfen hätte — das mit anzuſehen macht elend, und alle Vorſtellungen gleiten an der Mißempfindung ab, die ſich nicht hinwegreden läßt.

Wir wollten am erſten Tage nur Albano erreichen, ein Städtchen, welches wegen ſeiner geſunden Luft den Römern zum Lieblingsaufenthalte dient. Es liegt nur zwei Stunden von Rom und hat trotzdem eine eigenthümliche Tracht bewahrt, welche den Malern die ſchönſten Dienſte bei ihren Scenen aus der Campagna leiſtet. Die kleine Stadt ſah ärmlich und traurig aus, obgleich ſie von Fremden ſo häufig beſucht wird. Sowie wir im Gaſthofe unſer Gepäck untergebracht, eilten wir einen Spaziergang zu machen, ehe die ſinkende Sonne uns die Ausſicht benähme. Herr von Binzer, unſer Begleiter, führte uns in den Garten des Prinzen Doria, der hier eine Villa beſitzt. An den äußerſten Rand der Anhöhe tretend, auf der, wie ſie, die ganze Stadt liegt, blickten wir hinab auf die weite Ebene, deren Grenze das Mittelländiſche Meer ausmacht, welches, wie ein blaues Band, die grüne Fläche umſchlingt, die hier noch die Campagna heißt, während ſie weiter zur Linken hinab den unheilvollen Namen der Pontiniſchen Sümpfe trägt. Das ſchönſte Laubholz umſchattete uns, alte Steinerchen warfen ihr Dunkel dazwiſchen, vor uns leuchteten der Sonne letzte Purpurſtrahlen und zur Rechten lag in tiefem Grunde Rom, mit der Peterskirche als Mittelpunkt, die auch in ſolcher Ferne zu unterſcheiden war. Herr von Binzer, als Künſtler, ſah mit dem Auge des Malers die Scene an, die er heute, nach Jahren, zum erſten mal wiedererblickte. Ich theilte ſein Entzücken, in das ſich dann noch die Freude miſchte, eine Nachtigal ſchlagen zu hören, wodurch ich mich gleichſam in die Heimat verſetzt fühlte und alles Schönen um mich doppelt froh ward. Als die Schatten des Abends ſich endlich tief auf Flur und Wald ſenkten, kehrten wir langſam in die Stadt zurück, wo unſer Mittagsmahl wartete.

Wie aber den Abend hinbringen, fragte man ſich? Der Kellner ſchüttelte den Kopf, als wir ihn um Luſtbarkeiten befragten. „Man geht zu Bett", ſagte er. Mir fiel ein, daß ich im Vorübergehen „Kosmorama" angezeigt geſehen. Ich ſchlug vor, dahin zu gehen und — wer gern traut, dem iſt leicht gepfiffen. Wir hatten nicht weit zu gehen. Eine ſchmale Treppe führte hinauf in einen Raum, der wie ein Stall ausſah. Die leere Fenſterhöhle war mit einem Vorhange halb verhangen. Hinter einem Tiſche ſaß eine Frau, welche die Kaſſe verwaltete. Entrée 2 Bajocchi ſtand an der Wand in großen Lettern. Ich redete die Perſon an und merkte leicht an ihrem Accent, daß ich mit einer geborenen Franzöſin zu thun hatte. Ihre Sprache, ihr Anſtand, die Miene, mit

der ſie die kleine Münze zurückzahlte und, als das Entrée verdoppelt ward, und dankte, zeigte die Frau von Stande, der das vornehme Weſen auch noch in Lumpen eigengeblieben. Wir fragten, welche Geſchäfte ſie in Italien mache. „Keine", ſagte ſie, „ſelbſt der jämmerliche Preis von 2 Bajocchi iſt dieſen Leuten noch zu hoch. Sie wollen ſehen; aber umſonſt ſehen. Ich habe in Neapel Alles verkaufen müſſen, was mir noch an Schmuck geblieben." Sie ſtand aufrecht vor uns, ihre Hände unter der Bruſt übereinandergeſchlagen; ihre Stimme war tief und wohltönend, ihr Franzöſiſch wunderſchön, ſodaß wir Alle ſehr davon überraſcht wurden. Herr von Binzer rieth ihr Deutſchland zu beſuchen. „Ich werde das vielleicht verſuchen", ſagte ſie; „das heißt, wenn ich jene Sachen ſolange retten kann." Sie deutete auf ihr Kosmorama. Ich fragte ſie, wer hinter der Wand ſtecke und die Erleuchtung beſorge. „Mein Aſſocie", erwiderte ſie und ward roth. Gleich darauf trat der Mann heraus. Es war ein ſchmutziger, kleiner Menſch, ein Spanier, wie ſie ſagte, welcher der niedrigſten Claſſe der menſchlichen Geſellſchaft anzugehören ſchien. Welche Schickſale mußten dieſe Frau getroffen haben, um es dahin zu bringen, ſie zur Gefährtin eines Menſchen zu machen, den ſie auch jetzt, in dieſer Lage, nicht ohne Beſchämung nennen konnte! Wäre ich allein geweſen, ſo würde ich ſie zu mir eingeladen haben, ſo aber konnte ich nur dem Strome folgen, mitleidig ſeufzen und gehen. Ach, daß die Theilnahme des Menſchen für den Menſchen ſelten weiterreicht!

Den folgenden Morgen ſtanden wir früh auf, beſtellten Eſel und traten unſern Weg nach Monte-Cavo an.

Es war ein prachtvoller ſonniger Tag. Sowie wir die kleine Stadt verließen, lag der See von Albano vor uns, mit ſeinen ſchattigen Höhen, über die hinaus die Ebene, in welcher Rom liegt, immer vor unſerm Auge blieb. Das ſchönſte Grün ſchmückte die Hügel, unter ſchattigen Laubdächern ritten wir durch das alte Albalonga hin, hielten einen Augenblick vor dem ſogenannten Gefängniſſe des Romulus an, erreichten dann Roma di Papa, ein Städtchen, das an den Berg wie angehängt liegt, ſodaß kein Wagen hinaufkommen kann — Overbeck wurde hier bekehrt — und erreichten von hier, unter drohendem Regen, die Spitze des Bergs, auf welchem jetzt ein Kloſter thront, während früher ein Tempel des Jupiter darauſtand, zu dem die Via triumphalis, die wir dann wieder hinabritten, führte. Mein Eſeltreiber unterhielt mich eifrig, erzählte mir von den Prieſtern, lobte die Kapuziner als Wohlthäter der Armen, die in jeder Noth zu ihnen flüchten könnten, während die vornehmern Herren nur daran dächten, ein angenehmes Leben zu führen. Immer wieder muß ich mich dabei über die Intelligenz dieſer Leute verwundern und wie gut ſie ſich ausdrücken.

Der kleine See von Nemi lag jetzt zu unſern Füßen und wir hielten an, um die herrliche Ausſicht mit Muße zu genießen. Wilde Narciſſen blühten um uns in Menge, die üppige Natur bereitete ſich hier einen ſelbſtgewählten Garten, in welchem, was bei uns die Hand mühſam pflegt, nach freier Willkür emporwuchs. Der alte Siegsweg, den ſo mancher Kaiſer mit glänzendem Gefolge hinaufgezogen, war hier verſchüttet, wir bogen in einen Fußpfad ein, auf dem ſogar die Eſel ſtolperten, ſodaß Herr von Binzer den ſeinigen über ſich ſchreitend erblicken mußte. Ich fragte meinen Führer, warum die Regierung dieſe Wege, welche ſo vielfach beſucht würden, nicht bequemer machen laſſe. „Weil der Grund Privateigenthum iſt", verſetzte er. „Dies Alles gehört dem Prinzen Rospigliosi und dieſer hat kein Intereſſe dabei, Straßen bauen zu laſſen, welche dem Lande Nutzen bringen." Es iſt das Unglück des römiſchen Staates, daß es eigentlich keinen Mittelſtand gibt. Bettler und Prinzen ſind ſchlimme Antipoden. Torlonia hat einen Reichthum angehäuft, der unglaublich iſt. Wohin man nur blickt, gewahrt man etwas, das er ſein Eigenthum nennt, und das Alles iſt durch Monopole gewonnen, welche ihm die Regierung gewährt in Zeiten, wo ſie ſeiner Hülfe bedürftig war. Was Vielen hätte Wohlſtand bringen können, wurde Einem ein Ueberfluß. Prinz Borgheſe hat eine Sparkaſſe angelegt, aber das Volk trägt ſein Geld nicht dahin, weil es kein Vertrauen in die Vornehmen ſetzt. Wer etwas erübrigt, der vergräbt es. Sein Capital auf Zinſen zu verleihen, dazu würde ſich Niemand verſtehen, weil das Vertrauen fehlt, darum hat auch der Papſt jetzt beim Unterzeichnen der Actien für die Eiſenbahn ſelbſt mit gutem Beiſpiele vorangehen müſſen, ob aber mit Erfolg, bleibt noch ungewiß.

In Caſtel-Gondolfo, unweit Albano, beſitzt der Papſt eine Villa, zu der eine ſehr ſchöne Allee hinaufführt, die nur er ſelbſt befahren darf; dieſen Weg, den man die Galleria nennt, ſchlugen wir jetzt ein und erfreuten uns des Schattens der herrlichen Bäume, in denen die Nachtigallen ihre verſteckten Wohnſitze aufgeſchlagen. In der heiter-

ſten Stimmung kehrten wir in unſer Hôtel zurück, wo ſchon ein Gaſt ſich gemeldet hatte, ein junger Freund des Herrn von Binzer, der bei der preußiſchen Geſandtſchaft angeſtellt iſt und ſich zu einem Wiederbegegnen in Neapel mit uns verabredete.

Nach einer heitern Mahlzeit beſtiegen wir den großen Wagen: der Vetturino, in ſeiner blauen Blouſe, ſetzte ſich vorn auf und raſch liefen unſere vier Pferde mit uns davon. Es war ein herrlicher Nachmittag und der Weg bis Ciſterna war in wenigen Stunden zurückgelegt. In Velletri begegneten uns die Mönche vom Orden der Paſſioniſten, die Geſichter verhüllt, in langer Proceſſion, um den Wein zu ſegnen. Der ganze Markt ſtand voll von Bewohnern der Umgegend in ihren Sonntagscoſtümen, aber mich daher aufhalten durfte ich leider nicht.

In Ciſterna angelangt, gab es nichts zu ſehen. Es war Abend, das kleine Städtchen wie ausgeſtorben und unſere einzige Zerſtreuung blieb ein einſamer Spaziergang. Wir ſpeiſten ſehr ſchlecht, tranken ſauern Landwein und begaben uns zur Ruhe, mit Hoffnungen auf einen hellen Morgen. Aber wann hätte menſchliche Berechnung ſich nicht betrogen! In Italien ſein und frieren, welche Ironie des Schickſals! Hatten wir mit klappernden Zähnen unſer Lager geſucht, ſo mußten wir es mit doppeltem Zähneklappern wieder verlaſſen. Der Himmel war düſter umzogen, der Wind ſauſte, große Regentropfen ſchlugen an die Fenſter unſers Wagens.

Bald erreichten wir die Pontiniſchen Sümpfe, wo die ohnehin dicke Luft noch dicker ward, aber das ſchönſte Grün ſchmückte die Flur, eine Allee hoher Bäume, deren Gipfel wie ein gothiſches Dach aneinanderſtießen, zierte den Weg, zur Linken ſahen wir, uns ganz nahe, eine Bergkette aufſteigen, an deren Fuße wir fortwährend blieben. Heerden von Büffeln lagerten in dem fetten Graſe umher, ſcheinbar von keinem menſchlichen Auge gehütet. Menſchliche Wohnungen erblickte man nirgends, die wenigen zur Bewachung der Straße nöthigen Stationshäuſer ausgenommen, die von Stunde zu Stunde am Wege auftauchten. Einer grünen Wüſte gleich lag die weite öde Strecke vor uns, durch den heulenden Sturm und die tiefhängenden Wolken noch einſamer gemacht. Ich fühlte an dieſer Luft, daß ſie dem Menſchen eine Peſt ſein muß und war froh, ihrem giftigen Hauche nach wenigen Stunden zu entgehen.

Von Ciſterna bis Terracina ſind fünf Stunden und um die Mittagszeit verkündeten einzelne Wanderer, Menſchen, deren Lumpen nicht mehr die Form von Kleidern trugen, ſondern nur ſo an den Körper angehängt waren, die Nähe bewohnbarer Orte, der tiefe Moorgrund hob ſich, bebaute Felder zeigten ſich und in einer halben Stunde lag das Meer und der Ort, wo wir unſer Mittagsmahl einnehmen wollten, vor uns. Alle Welt hatte uns die wunderbar ſchöne Umgebung von Terracina geprieſen und uns anempfohlen, hier einige Tage zu verweilen. Auf der Anhöhe neben unſerm Gaſthofe zeigten ſich die Ueberreſte eines Schloſſes, welches einſt Theodorich hier beſaß. Ich ſchaute hinauf auf die Höhe und bedauerte, ſie nicht beſteigen zu dürfen. Wir ſpeiſten und ſetzten unſere Reiſe fort, immer hoffend, daß der Himmel ſein Unwetter einſtellen wolle. Das ſchönſte Hügelland tauchte um uns auf, reicher und reicher entfaltete ſich die Ausſicht, ſowie wir höher ſtiegen und längs der alten Via Appia hin das ſchöne fruchtbare Küſtenland Neapels durcheilten, das mit ſeiner üppigen Vegetation zuerſt den Charakter des Südens trug. Auf dem tiefgrauen Geſtein ſproßten überall die ſchönſten Blumen, Orangengärten miſchten ihre goldenen Aepfel hinein, an dem noch blätterloſen Feigenbaum hingen zahlloſe Früchte. Dicht in unſere Wintermäntel gehüllt ſchauten wir hinaus auf die Wunder einer warmen Sonne, deren Schein wir leider nicht empfinden ſollten. Es war ein großer Verluſt für mich, dieſe Fahrt nicht nach ihrem Werthe genießen zu können. Bis dahin hatte ich Italien immer noch im Winterkleid geſehen und mich mit Hoffnungen auf kommendes Gute für manche herbe Entbehrung des Augenblicks ſchadlos gehalten. Nun ſollte ich auch das noch fahrenlaſſen. Indeſſen — wie ändern? Auf Wetter und Wind warten, um eine ſchöne Gegend zu genießen?

Um 6 Uhr Abends fuhren wir in Mola di Gaeta ein und wurden, trotz Regen und Sturm, überraſcht durch die Ausſicht von den Fenſtern unſers Gaſthofs, welcher, die Villa Cicero's genannt, von einem herrlichen Orangengarten umgeben war, deſſen Ringmauern die ſchäumende Flut ſpülte, während die Bucht, in der wir uns befanden, anmuthige Hügel umſchloſſen, auf deren in das Meer auslaufender Spitze Gaeta, die kleine Feſtung mit der Villa des Papſtes lag, während wir uns in Mola befanden. Neue Regenſchauer umdüſterten den Himmel und nahmen uns die Ausſicht. Unten im Speiſezimmer ſaßen Engländer bei ihrem Thee, während wir das Nachteſſen verzehrten, welches uns der Vetturino zu liefern

hatte. Unterhaltung findet man nicht. Engländer und Amerikaner reden nicht miteinander! Oben in unsern Zimmern blies Wind und Regen durch Fenster und Thüren. Ermüdet suchten wir früh unser Lager, um bei hellem Tageslichte den neapolitanischen Schmutz in allen Ecken hervorscheinen zu sehen. Das Mädchen, welches uns bediente, war in so reizende Lumpen gehüllt, daß man besorgte, irgendein Windhauch möchte sie uns plötzlich im Naturkleide zeigen.

Wie gut schläft es sich aber, wenn die Wellen rauschen und ihr monotones Brausen uns in den Schlummer lullt! Dem Müden ist überdies auf hartem Lager weich gebettet, die Gedanken fliehen, noch bevor er sich dessen bewußt ist und seine letzte Empfindung ist die des Vergessens seiner selbst. Als ich erwachte, rauschte der Regen noch fort, tobte der Wind noch wie am Abend. Ich zögerte darum lange, mein Lager zu verlassen. Traurig sah ich hinaus auf das weite Meer und den kleinen Kahn, der mühsam gegen die Wellen ankämpfte. Für mich selbst hätte ich gern dem grauen Himmel getrotzt und Stadt und Umgebung durchstreift; doch mich von meinen Gefährten trennen, das war unmöglich und diese zu bewegen mich zu begleiten stand außer Frage. Plaudernd und schreibend verging der Morgen und — wir waren in Mola di Gaeta geweten. Solche Lumpen und Besitzer von Lumpen wie die Bewohner dieser Orte sind findet man wol sonst nirgendwo. Müßiggang scheint ihre Haupttugend zu sein und daneben cultiviren sie das Betteln. Jeder Mensch, wie groß oder wie klein er sei, tritt uns hier mit der ausgestreckten Hand in den Weg. Wieder durchfuhren wir eine sehr schöne Gegend und erreichten in strömendem Regen Santa-Agata, einen Flecken am Fuße des Bergs, welchen die hübsche Stadt Sessa einnimmt, die ein Amphitheater und andere schöne Ruinen aufzuweisen hat, welche ich nur aus der Ferne betrachten durfte. Der Abend klärte sich auf, wir standen auf dem Balkon und schauten hinaus, weiter aber wagten wir uns nicht. Vor unserm Hause spielten einige Gendarmen mit der Straßenjugend, faute de mieux. Denn ihr eigentlicher Beruf, die Landstraße von Räubern reinzuhalten, scheint sie nicht so eifrig in Anspruch zu nehmen. Unser Wirth, ein sehr ordentlicher verständiger Mann, unterhielt sich mit mir über sein schönes Vaterland und bedauerte, daß eine überdiemaßen schlechte Regierung das Volk arm erhalte. Ich predigte ihm ein bischen Widerstand — vox populi von der. „Ja", sagte er, „wenn man das Volk nicht ohne Erziehung ließe, dann könnte es einen Willen haben: was kann man aber von Leuten erwarten, die nicht einmal lesen lernen! Und dann die Priester!" In dem Augenblicke trat eine Gesellschaft Schwarzröcke ein, die auf der Reise nach Rom waren und hier Abendessen einnehmen wollten. Ich zog mich zurück, so gern ich geblieben wäre, doch Amerikaner sind wie Engländer wenig geneigt, mit Fremden zu verkehren und man vergönnt mir nicht, Vergnügen an etwas zu finden, das die Andern nicht auch unterhält.

Früh am nächsten Morgen brachen wir auf und erreichten Capua schon um 10 Uhr. Unser Vetturino wollte uns hier das zweite Frühstück einnehmen lassen, weil bis Neapel kein Gasthof mehr zu finden, der uns selbst die einfachste Beköstigung böte, und selbst die Post, wo wir eben abgestiegen, stand in so schlimmem Rufe, daß wir nur, um nicht hier zu übernachten, in Santa-Agata geblieben waren. Ich schlug vor, einen Spaziergang zu machen und beweg meine Gefährten durch ein paar Straßen zu schlendern. Capua, es ist wahr, ist eine dürftig aussehende kleine Stadt, die nur Armuth aufweist, dennoch hätte ich sehr gern einen Blick auf die Lage und Umgebung geworfen. Statt dessen eilten wir hinein in unsere schmutzige Gaststube, wo wir Lamm und grüne Erbsen verzehrten und sehr guten Marsala dazu tranken. Wir waren in Capua gewesen. Wie es sich mit Murray's „Reisebuch" in der Hand durch die Welt reist, das lerne ich alle Tage mehr verstehen.

Von Capua führt eine Eisenbahn nach Neapel, wir aber setzten unsern Weg mit unserm Vetturino fort und erreichten am Nachmittag um 3 Uhr, beim schönsten Wetter, die Thore der Stadt. Meilenweit davor erstreckten sich die schönsten Holzungen, durch die hin wir, wie in einer breiten Baumallee, fuhren und uns des herrlichen Grüns und der schönen Luft erfreuten, bis wir in die sich um den ganzen Busen erstreckende Stadt einfuhren und von da noch eine Stunde Wegs zurückzulegen hatten, bis wir unsern Gasthof La Croceile erreichten. Zimmer waren für uns nicht bestellt und so voll von Fremden, wie Neapel in diesem Augenblicke ist, durften wir uns glücklich schätzen, im zweiten Stocke einen schönen Salon mit zwei Balkons zu erhalten. Ohne daran zu denken, mich von Hut oder Shawl zu befreien, trat ich hinaus auf den Altan und schaute unverwandt umher. Ich befand mich ungefähr inmitten der Bucht, zu meiner Linken sah ich die Häuser von

Portici und darüber hinaus den Vesuv, dessen Spitze heute nur eine kleine Wolke leicht umdüsterte. Indem das Auge nun weiter von Portici hinauf der Spitze der Halbinseln über Sorrento hinaus folgte, richtete es sich auf Capri, das schöne Capri, das mir gegenüber, gerade gegenüber lag und so nahe meinem Bereiche erschien, daß ich meinte, ein jedes Boot müsse mich in einer halben Stunde hinübertragen. Dort lebte Tiberius, dort pflegte der alternde Augustus der Ruhe. Seitdem hat wol nie mehr ein müder Fürst dort Erholung gesucht. Die Könige von Neapel wählten die Insel nicht zu ihrem Aufenthalt, der jetzt regierende schließt sich in Caserta ein und erlaubt Niemand, sich in seine Nähe zu wagen, sei es ein Fremder, sei es ein Unterthan, er fürchtet ihn gleich sehr. Fehlt der Glaube, daß man ein König von Gottes Gnaden sei, so stellt sich die Furcht ein, die bleiche, die Dunkelheit sucht und das Auge der Menschen scheut. Schweizergarden beherrschen Neapel. Sah man in Rom mehr Priester noch als Soldaten, so sieht man hier nur die Ersteren und Bettler. Aller Schmutz und alle Lumpen der Welt scheinen hier zusammengetragen, um sich an die jämmerlichsten Körper zu hängen. Der erste Anblick dieser Bevölkerung, ich kann es nicht leugnen, erregte Trauer und tiefes Mitleid in mir. Doch hoffen wir auf erfreulichere Eindrücke!

(Ein achter Brief: Neapel, in nächster Nummer.)

Ueber das Vorkommen der Knochen vorweltlicher Thiere in Höhlen.*)

Von Dr. E. Jeitteles.

Die Versuche, zu erklären, auf welche Weise die Knochen vorweltlicher, d. h. jetzt nicht mehr lebender Thiergeschlechter in die Höhlen, in denen sie gefunden werden, gelangt seien, sind unzureichend, sodaß man noch nicht Naturforscher von Fach zu sein braucht, um einzusehen, daß hier noch Manches zu enträthseln übrig ist.

Die ältesten Gebirgsformationen enthalten durchaus keine Spuren von Thieren, auch selbst nicht der niedern. Wenn man will, kann man diesen Satz auch umdrehen und sagen, eben darin, daß keine Reste von Thieren in ihnen vorkommen, liegt ein Hauptbeweis ihres hohen Alters. Cuvier ging sogar so weit, daß er sagte, ohne alle Ueberreste von Thieren in den Gebirgsarten würde es gar keine Geologie geben.

Das Vorkommen verlorengegangener Arten von Muscheln würde, wenn man sie allein anträfe, keinen Aufschluß geben, weil es unmöglich ist zu bestimmen, ob sie nicht doch vielleicht auf dem Meeresgrunde noch leben können. Ueberhaupt aber können bei großen Erdrevolutionen wol unzählige Individuen von Seethieren untergegangen sein, nicht leicht aber ganze Classen, wie dies bei Landthieren geschehen ist, während ihr Verschwinden überdies beweist, daß das Land, wo sie ehemals leben konnten, später überschwemmt worden sein müsse.

Nächst den Muscheln trifft man unter der Kreide im Jurakalke die ältesten Formen eiergebärender Wirbelthiere, Ichthyosaurus, Plesiosaurus und mehre Schildkrötenarten; ihnen zunächst aber im groben, muschelhaltigen Kalke, der über der Kreide liegt, Reste von Seekühen (Lamentins), Phoken, aber immer noch keine Spuren von Landthieren, auch stets nur einzelne Knochen, niemals ganze Skelette. Knochen von lebendige Junge gebärenden Thieren kommen erst in Süßwasserbildungen oder Uebergangsformationen vor und man ist daher genöthigt anzunehmen, daß sie erst nach der letzten großen Erdrevolution erschienen sind. Auch in ihrer Vertheilung bemerkt man eine bestimmte Reihenfolge.

Unmittelbar auf dem groben Kalke findet man, als die ältesten, Palaeotherium, Anoplotherium, also jetzt nicht mehr lebende Arten, und mit ihnen einige untergegangene Unterarten noch lebender Arten. Rhinoceros, Elefant, Hippopotamus, Mastodonten finden sich erst in den Uebergangsformen, oft mit See- und Süßwassermuscheln zugleich, aber niemals in regelmäßigen Steinbänken.

*) Noch kürzlich schrieb man unterm 11. Mai aus Erfurt: „Vielleicht ist es von Interesse für Sie, wenn ich Ihnen berichte, daß vor wenig Tagen, in der Nähe eines früher gräflich Gleichen'schen Schlosses, «Burg Tonna», eine Naturmerkwürdigkeit entdeckt worden ist. Bei Sprengung eines großen Steins zeigte sich nämlich eine etwa 2 Fuß breite und 6 Fuß tiefe Oeffnung, und als man dieselbe näher untersuchte, fand sich, daß sie den Eingang zu einer sehenswürdigen Höhle bildet. Diese letztere ist sowol an der Decke als auch an den Wänden mit wunderschönen Tropfsteinbildungen geziert, die theils liebliche und zarte, theils groteske Formen zeigen. Wie weit die Höhle sich erstreckt, ist noch nicht ermittelt, da man bisher nur 60 Fuß weit vorgedrungen ist. Die Höhle ist durchschnittlich 6 Fuß hoch, wird sich aber wol noch als bedeutender herausstellen. Auf der Grund aus geschlemmtem Ocker von sehr schöner, braungelber Farbe bedeckt, den man noch nicht durchgraben hat. Ueber diesem Ocker ragt nun ein kolossales Hirschgeweih empor, welches man abbrach (!), weil man die Vermuthung hegte, ein Hirsch liege hier begraben. Weitere Arbeiten sind hier worden, bis höherer Befehl von Koburg oder Gotha eintrifft."

Die Knochen derjenigen Thiere, welche mit den unserigen Aehnlichkeit haben, aber nicht blos von Varietäten der noch lebenden, sondern von verlorengegangenen Urarten herrühren, erscheinen erstens in den jüngsten Alluvialformen nächst den Flüssen oder zweitens auf dem Grunde ehemaliger Sümpfe oder Torflager, drittens in Felsenspalten und Höhlen oder viertens in geringer Tiefe unter der Oberfläche, wo sie, wie es scheint, verschüttet wurden. Diese letzten sind jedenfalls die jüngsten und die am wenigsten gut erhaltenen, während die in Höhlen vorkommenden von der Verwitterung und andern äußern Einflüssen weniger gelitten haben, sodaß man sogar im Stande ist, Veränderungen, welche sie durch Krankheiten erfahren haben, mit Bestimmtheit an ihnen nachzuweisen. Ihr Vorkommen in den Höhlen ist aber deshalb überaus befremdend, weil sie in ganz ungeheuer großen Massen vorhanden zu sein pflegen. Es drängt sich nun die Frage auf, wie sie dahin gelangt sind.

Alle bekannten, Knochen verweltlichter Thiere enthaltenden Höhlen befinden sich in Kalkgebirgen und sind daher gleichzeitig sogenannte Tropfsteinhöhlen. In Höhlen und Felsenspalten anderer, älterer Gebirgsarten, z. B. des Sandsteins, findet man niemals Knochenreste. Hierbei sei erwähnt, daß sich diese Tropfsteine (die von der Decke herabhängenden werden Stalaktiten, die am Boden befindlichen Stalagmiten genannt) ziemlich schnell erzeugen, was sich dadurch beweisen läßt, daß man in die Felsen eingehauene Namen nach 20—30 Jahren schon mit einer ziemlich dicken Tropfsteinkruste überzogen fand. Als einige der vorzüglichsten dieser Höhlen sind zu nennen die Baumannshöhle bei Rübeland im Unterharz, die Muggendorfer Höhlen bei Muggendorf, 3½ Meilen von Baireuth, deren berühmteste die Gailenreuther Höhle bei dem Schlosse gleichen Namens ist, die Adelsberger Höhlen im Karstgebirge in Istrien, die Sundwichshöhle bei Iserlohn in Westfalen, die Einhornshöhle bei Hannover, die Dragonshöhle in Ungarn, die Höhlen von Kirkdale und Oreston in England, die Höhlen von Chokier, Goffontaine, Engihoul u. s. w. bei Lüttich, die im Penthelikon bei Athen, die bei Lagoa-Santa in Brasilien.

Diese Höhlen werden nicht nur hinsichtlich ihrer Größe, sondern auch vieler anderer Eigenschaften außerordentlich verschieden geschildert. So soll sich die Einhornshöhle mehre Stunden lang in das Gebirge hinein erstrecken. Das Karstgebirge, in welchem sich die Adelsberger Höhlen befinden, ist so zerklüftet, daß man neun Etagen Höhlen übereinander rechnet, deren Gesammtflächenraum mehre Quadratmeilen beträgt. In manchen Höhlen, den kleinern, ist der Grund ziemlich eben, in andern liegt häufig eine Abtheilung 30—60 Fuß höher oder tiefer als die folgende, sodaß man Leitern bedarf, um in sie zu gelangen, was oft noch dadurch erschwert wird, daß bisweilen gerade an der Uebergangsstelle nur eine sehr enge Oeffnung das weitere Vordringen gestattet.

Höhe und Breite dieser Höhlen sind sehr verschieden. Bald kann man kaum aufrecht in ihnen stehen, bald besitzen sie eine sehr beträchtliche Höhe und laufen auch wol sogar bis zur Oberfläche des Gebirgs zu Tage aus. Daher kann man in manchen Fällen nach der Verschiedung des Gesteins und nach Sprüngen in den Felsen mit großer Wahrscheinlichkeit darauf schließen, wo eine solche Höhle zu finden sein muß. Die Seitenwände stehen gewöhnlich ziemlich senkrecht.

Die Eingänge zu den Höhlen sind meist eng und wie von Wasser ausgewaschen. Viele sind durch Geröll verschüttet gewesen und erst bei dem zufälligen Wegräumen desselben entdeckt worden. Die Kenntniß mancher Höhlen, besonders der in Belgien, verdankt man den Eisenbahnbauten beim Graben von Durchstichen und Tunnels.

Um eine Beschreibung der Verhältnisse zu geben, unter denen die Knochen zur Zeit der Entdeckung der Höhlen angetroffen wurden, benutzen wir Das, was Schmerling, der die Ausgrabungen in den belgischen Höhlen leitete, darüber sagt. Auf einem festigen Grunde lag zunächst eine Schicht Kies und Thonerde, welche nur wenige Knochen enthielt. Darüber befand sich eine zweite Schicht lockere, grauschwarze Thonerde, welche reich an Knochen war, und außerdem oft abgerundete Steine, entweder von dem nämlichen Felsen oder auch Kiesel und Quarz, enthielt. Auf diese Weise folgten nicht selten mehre Schichten aufeinander, welche jedesmal durch eine Schicht Stalaktiten deutlich voneinander getrennt waren. Ganz ähnlich, wenn auch weniger genau, lauten die Beschreibungen älterer Naturforscher, z. B. die von Esper über die Gailenreuther Höhle.

Bevor wir nun auf die Frage eingehen können, auf welche Weise die Knochen in die Höhlen gelangt seien, ist es nöthig zu erwähnen, welche Hypotheſen über die Entstehung der Höhlen selbst aufgestellt worden sind.

Man hat zuerſt angenommen, leicht lösliche Subſtanzen ſeien durch Waſſer aus den Felſen herausgeſpült worden. Hierauf hat man jedoch mit Recht erwidert, daß dann ſchon vorher Höhlen beſtanden haben müßten, welche mit ſolchen Subſtanzen ausgefüllt werden konnten. Dann liegt aber auch bei vielen Höhlen der Beweis, daß kein Waſſerſtrom durch ſie hindurchgegangen ſein kann, ſehr nahe, indem es ihnen an einer Gegenöffnung fehlt. Endlich hat man gegen dieſe Hypotheſe noch angeführt, daß es den Geſetzen der Hydroſtatik widerſpreche, daß ein Strom Waſſer lösliche Subſtanzen in ſo verſchiedenen Höhen fortgeſpült haben ſolle.

Man hat zweitens angenommen, daß Gaſe die Felſen geſprengt haben. Allein dann müßten die Höhlen kraterförmige Oeffnungen an der Oberfläche haben, wogegen ſie im Allgemeinen horizontal verlaufen.

Daher iſt die Annahme am wahrſcheinlichſten, daß die Höhlen ſich erſt bildeten, als längſt beſtehende Felſen durch Erderhebungen geſprengt wurden. Auf dieſe Weiſe bildeten ſich Spalten, Felsblöcke ſtürzten in dieſe hinein und liegen zwiſchen den Wänden eingekeilt. So nur iſt es erklärlich, daß bisweilen mehre Höhlen über- oder untereinander gelegen ſind, ohne daß ſie hinſichtlich ihrer Richtung miteinander übereinſtimmen.

Endlich verdient auch noch der Schlamm, der am Boden dieſer Höhlen liegt und in welchem die Knochen eingebettet ſind, eine kurze Beſchreibung. Der Boden der Höhlen iſt oft uneben, aber der Schlamm gleicht dieſe Ungleichheiten aus. Er iſt oft übelriechend und wie fettig anzufühlen, oft auch mit Kalkmaſſen untermiſcht. Bei der chemiſchen Unterſuchung verurſachen Schwefel-, Salz- und Salpeterſäure Aufbrauſen, nach dem Glühen im Schmelztiegel bleiben ſchwarzröthliche oder weiße Theile zurück. Die erſtern ſind Reſte von Knochen, Thon und Kohlenkalk. Die ſchwarzen Theile verlieren dieſe Farbe, wenn man ſie in freier Luft erhitzt.

In dieſem Schlamme nun liegen, wie Cuvier angibt, die Knochen zerſtreut, unzuſammenhängend, zum Theil zerbrochen, und zeigen, wie er ausdrücklich hinzufügt, niemals Spuren davon, daß ſie gerollt und folglich von weither durch Waſſerfluten herbeigeführt worden ſeien; im Gegentheil ſeien ihre Vorſprünge meiſt gut erhalten. In manchen Beziehungen ganz entgegengeſetzt ſpricht ſich Schmerling aus, der, wie ſchon erwähnt wurde, bei den Ausgrabungen der Knochen aus den belgiſchen Höhlen ſelbſt anweſend war und dem ſomit ein gewichtigeres Urtheil zuſteht als ſolchen Naturforſchern, welche nur Gelegenheit haben, die vorzüglich gut erhaltenen Exemplare, die ſie in Sammlungen antreffen, zu unterſuchen. Nach ſeiner Beſchreibung finden ſich die Knochen zerſtreut in verſchiedenen Tiefen in der Erde der Höhlen, bisweilen gruppenweiſe, während andere male größere Strecken keine Knochen enthalten; aber er erwähnt nirgends, daß die knochenreichen Stellen Oeffnungen in der Decke der Höhlen entſprechen. Manchmal liegen ſie auf der Erde zwiſchen Steinen oder ſind zwiſchen den Felsſpalten und Stalaktiten feſt eingekeilt. Die größern Knochen liegen zwar meiſt tiefer, bisweilen jedoch auch oberflächlich. Sehr ſelten fand er mehre Stücke von einem Skelett nahe beieinander, niemals ganze Skelette; die langen Röhrenknochen liegen ſtets horizontal. Wir haben hier alle dieſe Einzelheiten erwähnt, theils um ein deutliches Bild des Vorkommens der Knochen zu geben, theils auch weil die meiſten dieſer Umſtände zur Beweisführung, wie die Knochen in die Höhlen gelangt ſeien, benutzt worden ſind.

Dagegen erzählt Burmeiſter von den Höhlen bei Lagoa-Santa in Braſilien, daß diejenigen Höhlen am ergiebigſten an Knochen gefunden wurden, welche bis zur Decke reichende Löcher hatten, und fügt ſogar hinzu, daß die Knochenmaſſen an denjenigen Stellen, welche ſich ſenkrecht unter dieſen Löchern befanden, aufgehäuft lagen, während die andern Theile der Höhlen leer waren.

Nur wenige Knochen ſind gut erhalten, am beſten die Zähne und demnächſt die kurzen Knochen der Hand- und Fußwurzel. Dagegen ſind die Köpfe und Vorſprünge der Wirbel, Rippen und langen Röhrenknochen meiſtens verſtümmelt und im directen Widerſpruch zu Cuvier's Angabe fügt Schmerling hinzu, daß ſie ſtets gerollt zu ſein ſcheinen. Die an feuchten Stellen gelegenen Knochen zerfallen häufig ſchon bei der Berührung, dagegen ſind die, welche trocken lagen, die beſſer erhaltenen. Aber auch ſie haben die thieriſche Subſtanz, den Leim, verloren und beſtehen nur noch aus den den Knochen überhaupt ihre Feſtigkeit gebenden Kalkſalzen und es iſt daher nöthig, ihnen, um ſie erhalten zu können, durch Eintauchen in Leimwaſſer wieder größere Feſtigkeit zu geben. Ueberhaupt ſei aber, um einem Irrthum zu begegnen, erwähnt, daß man unter dem Namen foſſile Knochen keineswegs verſteinerte verſteht, die, ſowie verſteinerte Pflanzen, mit Kieſelſubſtanz

durchdrungen wären, sondern eben nur solche, welche in der unendlich langen Zeit durch äußere Einflüsse ihrer animalischen Bestandtheile beraubt worden sind.

Cuvier und Schmerling stimmen darin überein, daß die Knochen meist leicht, weniger fest als frische Knochen seien, wenig zersetzt, niemals versteinert. Bisweilen haben sie einen Ueberzug von Stalaktiten oder sie hängen durch solche mit den Wänden, mit Steinen oder untereinander zusammen. Schmerling fand nie Spuren von Abgenagtsein, ebenso wenig Koprolithen (Reste von Excrementen), während andere Naturforscher solche öfters antrafen.

Die meisten in Höhlen gefundenen Knochen, selbst wenn jene Hunderte von Meilen voneinander entfernt sind, rühren von den nämlichen Thieren her, ungefähr in folgendem Verhältniß: $^{9}/_{10}$ vom Höhlenbären (Ursus spelaeus), $^{1}/_{10}$ von Hyänen, $^{1}/_{10}$ vom Wolf, Fuchs, Löwen, Tiger, Iltis, Rhinoceros, Pferd (Equus caballus fossilis), Hirsch, Reh u. s. w. zusammen. Nur in England soll, nach Buckland's Angabe, das Verhältniß ein etwas verschiedenes sein, indem dort die Hyänenknochen vorwalten und ihnen zunächst die von Rhinoceros, Elefant folgen, die in Deutschland ziemlich selten sind.

Alle Schriftsteller stimmen aber darin überein, daß die Menge der Knochen zur Zeit der Entdeckung der Höhlen eine ganz ungeheure genannt zu werden verdiente, sodaß, je nach der Größe der Höhlen, von Hunderten von Fudern, welche entfernt wurden, die Rede ist.

Wie kamen nun diese Knochen in die Höhlen?

Cuvier stellt folgende Fragen auf: 1) Haben die Thiere in den Höhlen gelebt? oder sind 2) ihre Ueberreste durch Ueberschwemmungen in sie gespült worden? oder waren sie 3) in der Substanz des Felsens enthalten, der sich später auflöste und die Knochen zurückließ? Die letzte Frage ist leicht und zwar schon allein dadurch zu widerlegen, daß die Felsen selbst, welche die Seitenwände der Höhlen bilden, keine Knochen enthalten.

In Bezug auf die zweite Frage sagt Cuvier, daß die Knochen keine Spuren von Gerolltsein aufzutragen, somit nicht durch Ueberschwemmungen in die Höhlen gelangt sein können. Aber er gibt doch zu, daß sie bisweilen abgenutzt zu sein scheinen, jedoch stets nur auf einer Seite, und er sucht dies so zu erklären: die Knochen hätten mit dem einen Ende in der Erde festgesteckt, während an der andern Seite ein Strom an ihnen vorbeigegangen sei. Auch Buckland ist dieser Ansicht, aber Schmerling entgegnet darauf, es gehöre viel dazu, daß ein Wasserstrom einen Rhinocerosknochen, wenn er nicht selbst gerollt wird, abnutzen solle.

Es bleibt also Cuvier nur die Erklärung als die einzig wahrscheinliche übrig, daß die Thiere in den Höhlen gelebt haben, wobei er jedoch zugibt, daß die Fleischfresser Reste der Pflanzenfresser in die Höhlen geschleppt haben mögen. Buckland, der damit übereinstimmt, bemerkt, daß die Hyänenknochen oft ebenso zerbrochen waren als die anderer Thiere und glaubt hieraus schließen zu dürfen, daß sie sich untereinander zerfleischt hätten. Solchen Beweisgründen kann man indeß gar kein Gewicht zugestehen, weil es noch keineswegs unzweifelhaft festgestellt ist, ob die Zerstörungen, welche man in vielen Knochen wahrnimmt, auch wirklich durch die Zähne anderer Thiere und nicht vielmehr durch die unendlich vielen schädlichen Einflüsse bewirkt wurden, welchen diese so viele Jahrtausende alten Knochen ausgesetzt waren. Mit ebenso wenig Gewißheit läßt sich aber behaupten, ob das Hin- und Herschleudern durch Wasserfluten, oder Verschüttungen, die Verwitterung allein oder was immer diese Beschädigungen hervorgebracht habe.

Cuvier's Ansicht geht demnach dahin, daß die Knochen erst in die Höhlen gelangt seien, nachdem Berge und Höhlen gebildet waren. Aber es seien keine langdauernden Ueberschwemmungen in diese Höhlen gedrungen, welche Steinaufhäufungen bewirkt haben würden, sondern der Schlamm rühre von der Zersetzung der Thiere her und die Stalaktiten seien die einzigen fremden Theile, welche die Thierüberreste bedecken. Höchstens deuten die gerollten Steine auf vorübergehende Strömungen. Aus alledem zieht Cuvier den Schluß, daß die Thiere in den Höhlen gewohnt haben müßen.

Auf der entgegengesetzten Seite, als Vertheidiger der Ansicht, daß die Knochen durch Fluten in die Höhlen gespült worden sein, treffen wir Schmerling, in Uebereinstimmung mit Leibniz und Goldfuß. Esper läßt die Frage unentschieden.

Die Gründe, welche Schmerling zur Widerlegung Cuvier's anführt, sind zwar geeignet, dessen Erklärung unwahrscheinlich zu machen, aber keineswegs ausreichend, die Richtigkeit seiner eigenen Ansicht zu erweisen. Er sagt nämlich: 1) Die Erde, in der die Knochen in den Höhlen eingebettet liegen, ist keineswegs animalischen Ursprungs, vielmehr häufig genau von derselben Art wie die Erde, welche die Kalkfelsen außen bedeckt. Zer-

fallene Knochen seien die einzigen animalischen Bestandtheile in ihr; 2) bei verschiedenen Hohlen (Chotier, Engihoul, Hay) sind die Oeffnungen so eng, daß die ungeheuern Höhlenbären gar nicht hätten hineinkriechen können. Wol sei es möglich, daß sich das Innere der Höhlen erst später durch Tropfsteinbildung verengt habe, mit den Eingängen, welche felsenfest sind, habe aber das Gleiche nicht geschehen können. Gerade die Höhlen, deren Oeffnungen weit sind, enthalten dagegen oft gar keine Knochen; 3) man findet die Knochen ohne alle Ordnung, niemals ganze Skelette, während dies doch der Fall sein mußte, wenn die Thiere in den Höhlen gelebt hätten und da gestorben wären. Schmerling fügt noch hinzu, daß, wenn die Knochen vom Rhinoceros, Elefant, Pferd u. s. w. von den Bären in die Höhlen geschleppt worden sein sollten, es sich nicht erklären lasse, wie es komme, daß andere Höhlen fast blos Rhinocerosknochen enthalten. Aber er sagt nicht, wo dies der Fall ist. Dagegen führt Clift eine das Rätsel noch mehr erschwerende Thatsache an, daß nämlich in den miteinander im Zusammenhange stehenden Höhlen von Oreston die Knochen der Pflanzenfresser, Rind, Hirsch, Pferd, in einer Höhle gemeinschaftlich lagen, während sich die Fleischfresser in andern Höhlen befanden und auch hier wieder die Hyänenknochen getrennt von denen vom Wolf und Fuchs.

Schmerling sucht seine Erklärung auch noch dadurch zu beweisen, daß der Grad der Verwitterung häufig ein sehr verschiedener sei. Die Knochen junger Individuen findet man besser erhalten als die von alten, ebenso kleinere besser als größere. Die meisten aber sind abgerundet, gerollt, ehe sie an Ort und Stelle kamen. Er meint nun, daß die besser erhaltenen wol durch die noch daran befindlich gewesenen Weichtheile geschützt worden sein mögen. Für besonders wichtig sieht er endlich noch an, daß Reste von Seethieren, Fischen, Süßwassermuscheln, Landschnecken gleichzeitig in den Höhlen gefunden werden und daß Knochen von denselben Arten, wie sie in den Höhlen vorkommen, allerdings viel seltener, im Erdboden außerhalb in der Nähe der Höhlen vorkommen. Aus diesen Gründen kommt Schmerling zu dem Schlusse, daß die Knochen durch Fluten in die Höhlen gelangt sein müssen.

Obwol diese Ansicht Vieles für sich hat, so liegen doch manche Einwürfe nahe. Welcher sonderbare Zufall müßte gewaltet haben, um zu bewirken, daß mit einem Wasserstrome, der sich in die Höhlen ergoß, soviel Knochen, von denen man annehmen muß, daß sie vorher in der Umgegend der Höhle herumgelegen haben, in diese hineingeführt wurden. Hatte die Höhle keinen Ausgang, so mußte die Strömung aufhören, sobald jene mit Wasser erfüllt war, und hatte sie einen, so fragt sich wieder, warum die Knochen in der Höhle liegen blieben, nicht aber weiterschwammen.

Ohne uns selbst für die eine oder die andere Erklärung entscheiden zu können, wollten wir die Gründe, die sich für und wider anführen lassen, anführen, um es dem Leser selbst zu überlassen, welche Ansicht er für die wahrscheinlichere halten wird. Man sieht, daß sich die Naturforscher bisher vergeblich abgemüht haben, die beschriebene interessante Erscheinung zu erklären.

Zum Schlusse erwähnen wir noch, daß kein einziges sicheres Beispiel bekannt ist, daß Menschenknochen jemals unter denselben Verhältnissen mit jenen Thierknochen angetroffen worden seien. Nur in Torfmooren oder Alluvionen hat man solche gefunden, allein diese sind unzweifelhaft viel jüngeren Ursprungs.

Dagegen läßt sich an manchen aufgefundenen Knochen der mehrgenannten Thiere mit der vollsten Gewißheit nachweisen, daß sie bisweilen ganz in derselben Weise krank gewesen sind, wie es heutzutage bei Menschen und Thieren vorkommt, indem man geheilte Knochenbrüche, Knochenfraß, Knochenbrand und noch manche andere Spuren von Knochenkrankheiten an ihnen erkennt. (Mehr hierüber ist zu finden in Zeis' „Beschreibung mehrer kranker Knochen vorweltlicher Thiere" u. s. w., Leipzig, Engelmann, 1856.)

Wiener Bilder.

Von Friedrich von Sallet.

VII. Ein Sonntag im Prater.

Schon zu Mittag hatten wir uns hinausbegeben, um die Praterluft in ihrer Entwickelung ab ovo zu studiren, und hatten uns in einem der zahlreichen Cafés niedergelassen, wo ein recht buntes Publicum zusammengekommen war. Uns zur Seite saß ein Paar, über welches wir nicht recht ins Klare kommen konnten. Beide waren schön zu nennen, er noch schöner als sie, sie aber weit älter als er. Ihr Benehmen zueinander hatte etwas Gezwungenes und von ihrer Seite mehr auffoderndes, von der seinigen mehr schüchtern; zudem bezahlte sie den Kellner. Unter allen Conjecturen, welche wir aufstellten, gewann am meisten Wahrscheinlichkeit die, daß unser Pärchen sich durch

einen weiblicherseits an das ſtärkere Geſchlecht gerichteten Heirathsantrag zuſammengefunden und den heutigen Sonntag dazu beſtimmt hatte, ſich „näher kennenzulernen.“ Weiter vorwärts ſtand ein runder Tiſch, an dem ſich ein freundliches Familiengemälde entrollte. Ein junges Ehepaar ſaß dort, dazu ein Kind von vier Jahren nebſt Kindermädchen und die Schweſter der Frau, eine ſchlanke elaſtiſche Geſtalt mit lebhaften braunen Augen, etwa fünf Jahre jünger als Jene. Sie machte ſich viel mit der Erziehung des Nichtchens zu ſchaffen und unterzog ſich dieſer Thätigkeit mit ebenſo viel Würde als Anmuth. Das Nichtchen indeß hatte kein Sitzfleiſch; es wollte nicht eſſen, ſondern lief immer fort, um unter den Bäumen zu ſpielen. Dann machten ſich Mutter, Tante und Kindermädchen auf, den Flüchtling wieder einzufangen; der Gatte aber kniff das Lorgnon ins Auge und blickte ſinnend der Gruppe nach. Fragte er ſich vielleicht, ob er nicht geſcheiter gethan hätte, die Schweſter zu nehmen? Weit hübſcher war ſie in der That.

Mittlerweile begann der Prater ſich zu füllen. In Maſſen rückte der wiener Bürger an, ſeine Hausehre am Arm, gefolgt von den Verſchönerungen ſeiner Ehe. Immer lauter wurde der Trubel der Ankommenden und nicht lange, ſo wurde es auch in den Kaffeehäuſern lebendig. Thore ſchloſſen ſich auf, Vorhänge gingen in die Höhe, Carrouſels wurden ſichtbar, Schaukeln und ruſſiſche Schleudern wurden zum Gebrauch losgeſchloſſen. Der „Wurſchtel“*) beginnt ſeine Vorſtellungen anzukündigen und läßt den höckerigen Polichinell einen Prolog ſprechen. Taſchenſpieler verkündigen laut von der Höhe eines Tiſches herab, was für unglaubliche Dinge ſie leiſten werden; Marionettentheater ſuchen zum Beſuch anzulocken durch geräuſchvoll ausgeführte, außerhalb des Theaters ſpielende draſtiſche Scenen zwiſchen dem Beſitzer und deſſen Knecht, welche in der Regel mit Prügeln für den Letztern enden, worauf dann das Publicum gern der Einladung folgt, der Fortſetzung im Innern des Hauſes beizuwohnen; kurz Alles iſt vereinigt, was dazu gehört, den Wiener die Seligkeiten des Himmels ſchon auf Erden ſchmecken zu laſſen. Immer dichter wird das Gedränge. Dreißig Carrouſels beginnen gleichzeitig ſich zu drehen und eine wahrhaft hölliſche Muſik droht das Trommelfell zu ſprengen, denn jedes Carrouſel hat ſein eigenes Orcheſter von mindeſtens einer Pauke, einer Trompete und einer Klarinette. Das iſt ein Jubel von Jung und Alt in den Carrouſels! Wie leuchtet aus jedem Auge die Luſt, wenn ſie auf Pferden, Hirſchen oder Panthern reiten, oder in Kähnen fahren, oder ganz bequem auf Sophas, oder mit der Eiſenbahn auf Schienen, oder gar auf der dampfenden Locomotive! Mit welcher Turnierfreudigkeit wird dabei nach den Ringen geſtochen, die nie Einer trifft; mit welcher Grandezza, mit welchem Ernſt reitet dort der lange ungariſche Grenadier auf dem kleinen hölzernen Pferde! Die Zügel feſt in der nervigen Fauſt, die Weichen des armen Holzgauls zwiſchen den kräftigen Schenkeln preſſend träumt er vielleicht dahinzuſtürmen auf den heimatlichen Puſten! Um das enge Haus des „Wurſchtel“ hat ſich ein hinreichend dichter Kreis verſammelt und er hält es nunmehr rentabel, ſeine derben Späße zu beginnen, indeß der Teller draußen die Runde macht. Auch der Taſchenſpieler hat bereits ein zahlreiches Auditorium gefunden, welches mit offenem Munde an ſeinen Lippen hängt und mit eben dem Erſtaunen die verſchwundene Kugel in der Rocktaſche des bürgerlichen Drechslermeiſters Zirbelmaier wiederfinden ſieht, mit welchem es den aus ſeinem Munde einen ganzen Poſamentierladen von Band wickelnden Künſtler bewundert. Schaukeln fliegen hin und her, bis zu ſchwindelnder Höhe in die Luft geſchnellt, bald iſt's ein kühner Quartaner, der, nach einem „Löwenritt“ dürſtend, den Löwen mit der Rückenlehne beſtrigt und ſchnell in den lebhafteſten Pendelſchwingungen begriffen iſt, bald iſt es ein liebendes Paar, welches einen beſondern Genuß darin findet, gemeinſchaftlich eine Gondel zu beſteigen und eng aneinandergeſchmiegt die Luft zu durchſauſen.

In den allgemeinen Jubel miſcht ſich der Ruf: „Salami!“ des hauſirenden Käſe-Italieners und der Geſang mehrer Kakadus, welche als Titelvignetten einer Menagerie ſich vor derſelben in ihren Ringen wiegen. Von drüben her tönt die Stimme eines Mannes: „Schoffen's a Fahrt auf der ruſſiſchen Schleuder? Fahrt ſich ſehr angenehm; Perſon zwei Kreuzer!“ Verſtimmte Automaten führen ein Concert zum Davonlaufen aus — da fällt uns an einer Hofthür die Inſchrift auf: „Hier kann für einen Kreuzer Jedermann fünf mal auf die ſchöne Schweizerin werfen; wer das Centrum trifft, was allemal einen Knall gibt, erhält ein Freibillet zur Eiſenbahn.“ Die Ausſicht, zwei Unterhaltungen zu gleicher Zeit zu gewinnen,

*) Hanswurſt. Polichinell. Punch.

bewog uns einzutreten. Auf einer hölzernen Zaunwand war eine lebensgroße Figur in der Tracht einer Schweizerin und auf deren Bruſt eine Art Scheibe gemalt. Dieſe, erklärte der Beſitzer, ſei das Centrum. Auf eine Entfernung von fünf Schritten verſchleuderten wir unſere fünf Kugeln, denen fünf neue folgten — aber die ſchöne Schweizerin ging intact aus unſern Angriffen hervor (die Prämieneiſenbahn war übrigens im Hofe angelegt und zwar in einem Kreiſe von zwanzig Schritt Durchmeſſer).

Gar poſſirlich anzuſehen waren equeſtriſche Verſuche auf einem freien Platz nahe der Straße. Ein Philiſter vermiethete dazu zwei Ponies auf Zeiträume von fünf Minuten. Da nahte ein Jüngling von der Nadel, keken Schritts, ließ ahnen, daß er wol hundert mal ſchon zu Pferde geſeſſen habe und nur dies Pferd probiren wolle, und ſtieg, nachdem er von der rechten Seite aus die Höhe des Pony erkletiert hatte, auf der linken wieder herunter. Endlich war es ihm gelungen, unter Aſſiſtenz des Beſitzers und einiger hülfreichen Umſtehenden auf dem Rücken des Thiers Poſto zu faſſen; feſt bohrte er, der Sicherheit wegen, die Abſätze in die Weichen und fort brauſte das Roß, daß dem Reiter Hören und Sehen verging. Unbekümmert um das Schickſal deſſelben wandte ſich der Philiſter, welcher mit einem Schlage der Gerte die Maſchine geſchmiert hatte, wieder um und blickte nach neuen Kunden, wohlwiſſend, daß an einer beſtimmten Stelle der Straße keine Macht der Erde im Stande ſei, den Pony von der Umkehr abzuhalten, und daß er von dort aus, mit oder ohne Reiter, jedenfalls zu ſeinem Herrn zurückkehren werde. Und die Zahlung war pränumerando geleiſtet worden.

Zahlreichen Raritätencabinetten mit den pomphafteſten Anzeigen gingen wir kalt vorüber; nur vor einem blieben wir ſtehen, weniger vielleicht angezogen durch die auf der Annonce verheißenen Merkwürdigkeiten als durch die hübſchen Augen des an der Kaſſe ſitzenden kleinen Mädchens. Die Anzeige lautete: „Allhier iſt zu ſehen ein getreuer und wahrhaftiger Menſchenſpiegel, dargeſtellt in 250 Wachsköpfen.“ Dazu war als Aushängeſchild noch ein großer in Glas und Rahmen gefaßter Kupferſtich der Stadt Amſterdam über der Thür aufgehängt, deſſen Zuſammenhang mit dem Menſchenſpiegel mir indeß nicht klar geworden iſt. Für zwei Kreuzer erwarben wir das Eintrittsrecht und ſahen uns in einem Zimmer, in welchem auf rings an den Wänden hinlaufenden Tiſchen 250 lebensgroße in Wachs boſſirte Köpfe ſtanden; unter jedem hing ein Pappſchildchen, welches die Erklärung enthielt. Die Köpfe waren in der That gut gearbeitet und druckten ziemlich wahr alle möglichen Leidenſchaften, Temperamente und Neigungen aus. Der Ungarwein, welcher noch vom Mittag her in unſern Köpfen ſpukte, gab uns den Gedanken ein, die Unterſchriften zu verwechſeln. Ein aus vollem Halſe Gähnender erhielt das Prädikat „aufrichtige Liebe“; dieſes war einem ſchwärmeriſchen Mädchenkopf entfremdet worden, den wir mit der Unterſchrift „Trunkſucht“ entſchädigten. Den frühern Beſitzer derſelben, den Säufer, machten wir zu einem „tiefen Denker“, indeß der Letztere, welcher ſehr abgehungert ausſah, ſeinen Zettel mit der in der entgegengeſetzten Ecke wohnenden „Völlerei“ vertauſchte. So waren in der Geſchwindigkeit gegen 20 Täfelchen verwechſelt worden, als wir unſerer Thätigkeit durch den Eintritt neuen Publicums ein Ziel geſetzt ſahen. Zufällig mehrte ſich daſſelbe in wenigen Minuten ſo, daß nun auch das kleine Mädchen mit einem Stock in der Hand erſchien, um die „Explication“ zu machen, welche in einem einfachen Ableſen der Zettel beſtand. Dieſe Explication wurde von der Kleinen mit demſelben heiligen Ernſt gegeben wie von den übrigen Anweſenden aufgenommen und dieſe konnten umſoweniger begreifen, worüber wir ſo unmäßig lachten, bis wir zuletzt, unfähig uns ferner zu beherrſchen, die Bude verließen und durch unſer Homeriſches Gelächter noch draußen die Augen der Menge auf uns zogen.

Mit dem Sinken der Sonne mag die Prater-luſt erſt recht ſteigen — mir war es nicht vergönnt, dies zu beobachten, da ich noch denſelben Abend Wien verlaſſen mußte, um nach Prag zu gehen. Eine Abendreiſe auf der Nordbahn iſt ein geſchärft ſchmerzlicher Abſchied von der ſchönen Stadt; die groben Beamten, die engen Localitäten des Bahnhofs, in denen man erſt zehn mal angerannt wird, ehe es möglich iſt, ein Billet zu erlangen, ſind geneigt, Einem den ganzen Aufenthalt zu verleiden. Endlich iſt man in den Waggon gepackt und das wüſte Getöſe ringsumher iſt einer plötzlichen Stille gewichen, nur unterbrochen durch den einförmigen Ruf: „Schoffens friſch Waſſer?“ mit welchem eine Menge von Kindern die Waggons umſchwärmen und einen bei der Hitze ziemlich einträglichen Waſſerhandel betreiben. Der Train ſetzt ſich in Bewegung und mit jeder Drehung des Rades entfernt man ſich mehr von der Stadt

der Gemüthlichkeit — man muß sie so nennen, mag man sich gleichwol nicht Rechenschaft geben können warum. Und blickt man noch einmal nach ihr zurück und sieht sie von der scheidenden Abendsonne beglänzt und hört das Jauchzen, das aus dem Prater herübertönt, dann mag man wol begreifen, wie so innig der Wiener an seiner Vaterstadt hängt, die er nie vergessen kann, die ihm immer von neuem das Herz bewegt, so oft er ihrer denkt in der Ferne; dann commentirt ein Blick die Worte: „ö' gibt nur a Wien".

(Ein achtes Bild. Nachlese, in nächster Nummer.)

Anregungen.

Zur deutschen Schulfrage.

An die Redaction der „Unterhaltungen".

Ein armer Schulmeister dankt Ihnen für die Theilnahme an den Angelegenheiten seines Standes und des Volksschulwesens, die sich in einem Artikel der 26. Nummer Ihrer Blätter ausspricht. Angeregt durch Ihre „Anregungen", möchte derselbe wol einige Bemerkungen wagen, fürchtet sich jedoch fast, sich dadurch eines „unruhigen Hinübergreifens in Bildungskreise schuldig zu machen, von denen ihn das Schicksal nun einmal unwiderruflich ausgeschlossen hat". Indeß es sei! Wird er von dem Bildungskreise des häuslichen Herdes zurückgewiesen, so ist das nur eine Demüthigung mehr und als solche geeignet, ihn in einer schönen Tugend zu üben, der man nicht müde wird, ihm als besondere Standespflicht anzuempfehlen und einzuschärfen.

Den Kern der preußischen „Regulative" bestimmen Sie sehr richtig dahin, daß dieselben, „soviel es angeht, die freie Denkthätigkeit des Schülers verbannen und dafür ein systematisches Auswendiglernen von — Kirchenliedern (Bibelsprüchen u. s. w.) verlangen".

Was Sie dem „sonst so trefflichen Diesterweg" schuld geben wollen, ist mir nicht ganz klar geworden. Er „schätze nur die Praxis, das Selbstwerken, nicht das Aufnehmen" — sagen Sie. Wer lehrt es, daß die bloße Praxis (die Routine) sich besser mit dem „Aufnehmen" als mit dem „Selbstwerken" vertrage. Das Streben Diesterweg's nicht blos, sondern der ganzen Pestalozzi'schen Schule geht darauf hinaus, daß der Schüler zum Wissen gelange und die Kraft entfalte durch Selbstthätigkeit, die, von der Anschauung zum Begriff fortschreitend, das Factum in den Gedanken umwandelt. Passives Aufnehmen bereits fertiger Gedanken, für die dem Aufnehmenden die Unterlage der eigenen — innern oder äußern — Erfahrung oder Anschauung abginge, muß danach allerdings verworfen werden. Auch die Gedanken Anderer kann man sich nur selbstthätig aneignen, indem man sie auf Thatsächliches zurückführt und an der Hand des Meisters denselben Denkprocess durchmacht, durch welchen dieser sie zuerst förderte und gestaltete. Was sich passiv aufnehmen läßt, das sind nur Worte; die weiß man dann — auswendig, aber nicht inwendig.

„Der Autodidakt", sagen Sie ferner, „weil er die Kunstgriffe einer Hantierung versteht, glaubt darum auch ihr Wesen begriffen zu haben." Ob dieser Autodidakt nun Diesterweg oder sein Schüler sein soll — vielleicht der Eine sowol als der Andere —, mag dahingestellt bleiben. Klar scheint es mir, daß nichts sich leichter mittheilen und aufnehmen läßt als die äußern Kunstgriffe einer Hantierung, während Selbstthätigkeit und eigenes Nachdenken erforderlich sind, um ihr Wesen zu begreifen. Von welcher Hantierung aber handelt es sich hier? Vermuthlich doch von der Unterrichtskunst. Da mag es denn wol richtig sein, daß bei den meisten Lehrern die wissenschaftlich-psychologische Begründung ihrer didaktischen Regeln mangelhaft und unvollständig ist. Ob eine solche Erkenntniß der Psychologie in reinwissenschaftlicher oder abstracter Form erforderlich sei, um die Entwickelung der menschlichen Anlagen und Kräfte im concreten Falle zu begreifen und zu leiten, das ist mehr als zweifelhaft. Pestalozzi hat seine wunderbare Entwickelungskunst erfunden und aufgebaut, ohne ein gelehrtes psychologisches System zugrunde zu legen, wie Shakspeare, ohne ein solches zu kennen, der größte praktische Psycholog ist.

Wäre indeß den Lehrern eine deutlichere Erkenntniß des Wesens ihrer Hantierung zu wünschen, so darf man die Richtung nicht tadeln, welche Diesterweg ihrer Bildung zu geben trachtet, denn diese geht gerade auf eine solche deutlichere Erkenntniß hin, noch sollte man ihnen aus der Unvollkommenheit derselben einen Vorwurf machen, wenn man an ihr „unwiderrufliches Schicksal" denkt. Das Bestreben der Lehrer aber, die Psychologie aus Beneke, und meinetwegen auch aus Hegel, zu studiren, verdiente wol ganz Anerkennung, — wenn auch der hochstudirte Ganz-Gelehrte sich nicht enthalten könnte, diese mit einem mitleidigen Lächeln zu begleiten. Uebrigens erlauben Sie mir hier eine Bemerkung über Thatsachen.

Ich bin zehn Jahre lang Elementarlehrer in Preußen gewesen und nun überhaupt seit 16 Jahren Lehrer. Während dieser Zeit habe ich wenigstens 200 Lehrer persönlich, viele ganz genau, kennengelernt. Ich habe keinen gekannt, der „den Hegel las, ohne jemals eine Idee von Plato oder Aristoteles gehabt zu haben" — viel viele, die mehr von Hegel noch von Plato oder Aristoteles viel mehr als die Namen kannten, und etwa zwei, besonders vom Schicksal begünstigte, die mit den beiden Griechen ziemlich vertraut waren und vielleicht auch an den

Deutſchen ſich wagten. Ich habe keinen gekannt, „der Raumer und Ranke verdammte, als ob dies Durchforſchen von Chroniken und Archiven Ameiſenarbeit wäre, die ihr ſtolzer Gedanke in einem Augenblick zertreten würde“ — wol viele, bei weitem die meiſten, die weder Raumer noch Ranke leſen konnten, weil ihnen das Geld fehlte, ihre Werke zu kaufen, und die Gelegenheit, ſie geliehen zu bekommen. Erfahrung gegen Erfahrung! Ich bin jahrelang mit dieſen Männern umgegangen, ich habe nirgends bei ihnen „Verachtung“ gefunden „gegen Alles, was mühſeliger Fleiß, Theorie und Gelehrſamkeit hervorgebracht,“ — wol oft genug Unwiſſenheit, Stumpfheit, Gleichgültigkeit. Um dieſe „entſchuldbar“ zu finden, braucht man nur an ihr „nun einmal unwiderrufliches Schickſal“ zu denken. Wer ſich ſagen kann, er wurde bei mangelhafter, oft kümmerlicher Ausbildung, bei 100 Thaler Gehalt, gemaßregelt und gefürchtet von allen „hoben Vorgeſetzten“ — vom Kantor und Dorfſchulzen aufwärts —, ſtrebſamer, friſcher, beſſer geweſen ſein — der werfe den erſten Stein auf ſie!

Die „Regulative“ nun haben, wie Sie ſagen, dem von Ihnen getadelten Zuſtande ein Ende gemacht und das Wort geſprochen: „Jeder bei ſeinem Leiſten!“ Mit dem Leiſten hat es allerdings ſeine völlige Richtigkeit; aber ob er wol das rechte Werkzeug iſt, über „die Kunſtgriffe der Hantierung“ hinaus zum „Begriff ihres Weſens“ zu führen? — Poſitives, gründliches Wiſſen fodern ſie vom Lehrer? — Jawol! Auswendigwiſſen der Kirchenlieder! Aber nein, das iſt nicht einmal nöthig! Kann nicht der Lehrer das Buch in der Hand halten, während er die Kinder „aufſagen läßt“? — Die Regulative verdrängten die nachgeahmten praktiſchen Handgriffe? Aber der ganze Unterricht iſt ja nach ihnen nur Nachſprechen und Nachahmen, nur gedankenloſe Praktik und die Peſtalozziſche Unterrichtskunſt, gegen welche dieſelben gerichtet ſind, das gerade Gegentheil davon. Jedenfalls ſteht das „beliebte gedankliche (?) Erfaſſen“ den „nachgeahmten praktiſchen Handgriffen“ recht ſchroff gegenüber und es iſt nicht wohl einzuſehen, wie die Regulative dieſes mit jenem zugleich verdrängen können. Machen ſie dem denkenden Erfaſſen des Lehrobjects ein Ende, ſo bleibt eben nichts übrig als gedankenloſes Nachſprechen und Nachahmen und praktiſche Handgriffe.

Sie ertheilen übrigens dem Volksſchullehrer das höchſte Lob, indem Sie ſagen, daß „bei ſeinem mühevollen Leben der Reiz der Bildung ſein einziger Genuß“ ſei. Freilich, man ſieht es wol, die Bildung hat nur deshalb ſoviel Reiz für ihn, weil er ſie ſich vielmehr einbildet als beſitzt. Indeſſen meine ich, das ehrliche Streben eines Standes, der z. B. vor acht Jahren, aufgefodert, ſeine Wünſche und Verbeſſerungsvorſchläge auszuſprechen, überall eine gründlichere Ausbildung an die Spitze ſtellte, verdiente wol etwas Anderes als Ironie.

Nichts verdient und bedarf mehr der „Anregung“ als die Theilnahme des Publicums an der Angelegenheit des Volksſchulweſens. Darum noch einmal: Dank für Ihren Artikel! Erlauben Sie mir, in demſelben Intereſſe noch auf eine neue Broſchüre Dieſterweg's aufmerkſam zu machen, aus der jeder Gebildete Unterhaltung, Belehrung und vor allem Anregung ſchöpfen wird. Sie führt den Titel: „Pädagogiſches Wollen und Sollen.“

* * *

Wir geben dieſe Entgegnung mit um ſo größerer Bereitwilligkeit wieder, als wir befremdet ſind, unſere neuliche Auslaſſung mißdeutet zu ſehen. Wir ſchätzen Dieſterweg, wir vertreten immer ſeine Sache. Nie werden wir für einen Schulplan in die Schranken treten, der die Wiſſenſchaft für das Volk um dreißig Jahre zurückdatirt, die Naturwiſſenſchaften auf das „Nothwendigſte“ beſchränkt, vor allem in der Bildung des Volks nur deſſen „Gottesfürchtigkeit“ anſtrebt.

Wir warnten nur vor der Möglichkeit, daß die freiſinnige und gebildete Dieſterweg'ſche Schule ihren Gegnern Waffen in die Hand gibt. Die Gefahr einer Bildung, die nicht aus einem tiefwurzelnden und geſunden Organismus des ganzen Denkens und Wiſſens erwächſt, liegt auf der Hand; wir charakteriſirten ſie durch Beiſpiele, die der Verfaſſer der obigen Zuſchrift zu wörtlich genommen hat. Wir wollten durch jene Namen nur andeuten, wie leicht eine Bildung, die nur Reſultate fremden Vordenkens fortpflanzt oder das Selbſtdenken allzu wörtlich nimmt und dieſe Reſultate nicht auf Grund eines gelehrten Studiums gewinnen ſoll, allgemeine Charakteriſtiken für voll und beweisführend nehmen muß. Wir hätten ſtatt Ranke's oder Raumer's ebenſo die Theorie vom Luftdruck oder die Lehre von der Bildung des Eiſes nehmen können.

Möge Dieſterweg noch lange ausharren und durch ſeine unerſchrockene Feſtigkeit die Hoffnungen unſers geiſtig und materiell gedrückten Lehrerſtandes auf eine beſſere Zeit noch erhalten!

Wir knüpfen an dieſe Bemerkungen die Empfehlung einer neuen pädagogiſchen Vierteljahrsſchrift: „Die Reform“ (Leipzig, J. J. Weber).

Der Herausgeber iſt der weimariſche Schulrath Lauckhard, ein geiſtvoller Kopf, vielſeitig gebildet, überall, wo wir ihm ſchon in der Literatur begegneten, Vertreter der humanitären Aufgaben, gewandt als Darſteller und Stiliſt. Daß wir Curtmann als ſeinen Mitarbeiter genannt finden, mag Niemanden gegen die „Reform“ einnehmen; an den von ihm geſpendeten Beiträgen merkt man die frühere, dem Zeitgeiſt ſo feindſelige Geſinnung „Georg Stückrad's“ nicht. Auch werden andere Namen, wie Dürr, Richelſen, vor allen der Herausgeber ſchon den Gegenpart halten. Zu Gelegenheit, ſelbſt mit entgegengeſetzten Richtungen zuweilen übereinzuſtimmen, fehlt es bei geiſtvollen Männern niemals; ſo iſt z. B. Curtmann's Auslaſſung über die deutſchen Provinzialismen in der Ausſprache anregend genug.

Die Geistermanifestationen aus dem Jenseits.

Der Klopfgeisterhumbug zählt in Amerika seine Anhänger und Bewunderer zu Tausenden: in der Stadt Boston, diesem „amerikanischen Athen", gibt es allein 8—10,000 Geisterklopfer. Drei Zeitungen leben von dieser neuen Sekte, in drei Tempeln hält sie Sonntags mystische und krampfhafte Vorträge. Es klingt wie Ironie, daß sich dieser grob-sinnliche Glaube, der merkwürdigerweise gerade unter den höhern, gebildetern Ständen verbreitet ist, „Spiritualism" nennt.

In das Bereich dieses Spiritualism gehören auch die „Mittheilungen seliger Geister aus dem Jenseits", die bekanntlich in Bayern eine solche Macht auf aber- und irrgläubige Gemüther gewonnen, daß sie eine starke Opposition von Seiten des katholischen Klerus hervorriefen.

Doch nicht blos Boston und München, auch Berlin hat seine Geistermanifestationen aus dem Jenseits aufzuweisen. Der berliner Rendant Hornung, der in seiner Schrift „Neue Geheimnisse des Tags. Durch Geistesmagnetismus vermittelte Geistermanifestationen aus dem unverhüllten Jenseits. Ein unumstößlicher Beweis für die persönliche Fortdauer und hohe Bestimmung des menschlichen Geistes und der Seele nach dem Tode des Leibes" (Leipzig, Fr. Fleischer, 1857) sich als Eingeweihter dieser neuen Schule von Athen bewies, läßt vor Zeugen durch seine Geister Gedichte schreiben, Geheimnisse enthüllen, alle Fragen beantworten.

Von München aus antwortet nun „seinem verehrten Freunde Dr. Hornung" ein W. Ziegler in einem „Beweise, daß die Mittheilungen seliger Geister aus dem unverhüllten Jenseits auf Irrthum beruhen" (München, Franz, 1857).

Diese Schrift geht zunächst an einem Beispiele, wie die Wunder, welche von Gläubigen gesehen werden, eben nur für die Gläubigen existiren. In München, in der Peterskirche, soll ein Christusbild angeblich die Augen bewegen. Der Verfasser erzählt, er selbst habe als Nichtkatholik, während die umherstehenden gläubigen Katholiken die Augen des Christusbildes unter dem Rufe: „Jetzt, jetzt!" sich bewegen sahen, ruhig hingeblickt und keine Bewegung bemerkt. Sein Diener hingegen, ein alter, bewährter, zuverlässiger Mann, den er zur Prüfung in die Kirche geschickt, habe berichtet: „Ja, Herr, das Bild hat die Augen bewegt! Ich habe es selbst gesehen und kann einen Eid darauf ablegen." Es wurde nun zwar, wie der Verfasser weiter erzählt, dem Streite zwischen den Gläubigen und Ungläubigen einfach dadurch ein Ende gemacht, daß der Klerus sich öffentlich dahin entschied, die Augenbewegung beruhe auf Täuschung. „Jedoch", fährt er fort, „was das Auge sieht, glaubt der Mensch und noch viel mehr der Schwärmer!"

Weder vorteiliges Zweifeln noch vorteiliges Glauben hat die Menschheit jemals weiter gebracht, sondern nur die unbefangene, vorurtheilslose Untersuchung, die gerade in den dunkelsten Gebieten am nothwendigsten ist, wenn sie nicht ewig im Dunkeln bleiben sollen.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist das vor kurzem erschienene Werk von Karl Gustav Carus: „Ueber Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1857), sehr anzuerkennen. Carus hat es nicht unter seiner Würde gehalten, wie so viele berühmte Lehrer der Naturwissenschaft, auch das Aufsuchen und Geisterklopfen in den Bereich seiner Untersuchungen zu ziehen, und man muß ihm nachrühmen, daß er, gleich frei von Aberglauben wie von Unglauben, wirkliches Licht in dieses dunkle Gebiet der magnetischen und magischen Wirkungen gebracht hat.

Wir haben schon bei einer frühern Gelegenheit, den Angriffen des Dr. Wittmaack gegenüber (Nr. 21 dieser Blätter), anerkannt, daß Carus mit Recht ein großes Gewicht auf die unbewußte Seelenthätigkeit legte. Die Macht des Unbewußten ist und ist auch der Schlüssel, mittels dessen Carus die dunkeln Tiefen des Lebensmagnetismus und der Magie erschließt. Gleich die Einleitung seines Werks weist auf den großen, durch die ganze Geschichte der Menschheit gehenden Gegensatz zwischen dem Reiche des Bewußten und dem des Unbewußten hin. „Wo der Sinn klar erkennt und unterscheidet, wo das Bewußtsein scharf und deutlich seine Folgerungen von Ursache und Wirkung fortzugliedern vermag, da hört das Reich der Magie auf, da schwindet der Reiz des Wunderbaren und der Schleier des Geheimnisses ist gefallen. Alles dagegen, was in uns selbst, in der Nacht des Unbewußtseins sich verbirgt, Alles, was von äußern Erscheinungen den tiefsten Grund eines unbewußten eigenthümlichen Naturlebens in sich verhüllt trägt, ihn so verhüllt trägt, daß das Senkblei unserer Forschungen nie ganz in seine Tiefen zu dringen vermag, es ist recht eigentlich das Feld, welches seit alten Zeiten der Magie gewidmet war; das Feld, welches einerseits ebenso oft die Fundgrube geworden ist reicher poetischer Schöpfungen, wie es andererseits nicht minder oft zu einem Abgrunde einsank, wo tollste Verirrung menschlichen Verstandes Tausende dem rohesten Aberglauben in die Arme lockte."

Ganz und gar fallen jedoch das Magische und das Unbewußte nicht zusammen, denn es gibt Erscheinungen, die, wie z. B. die Sympathie zweier sich unwiderstehlich voneinander ergriffen fühlender Seelen, zwar auch aus dem Unbewußten entspringen, aber doch noch nicht in den Kreis des Wunderbaren und Magischen gezogen werden. Carus will daher nur dann das Unbewußte der Natur- und Seelenwirkungen als magisch bezeichnet wissen, „wenn dasselbe entweder von selbst oder infolge eines durch den bewußten Geist eingeleiteten Verfahrens aus seinem einfachen und gewöhnlichen Gange heraustritt und den ihm an und für sich vorgezeichneten oder von außen angewiesenen Weg nun in einer ungewöhnlichen und directer zum Ziele führenden Weise vollendet".

Das Staunen bei den Erscheinungen des Tischrückens und Geisterklopfens, über die Carus auch interessante geschichtliche Data beibringt, reducirt sich auf das „Hervortreten des Unbewußten in die Region des Bewußtseins". Wie es natürlich ist, daß ein Pendel sich durch unmerkliche und unbewußte Contractionen der Fingermuskeln in Bewegung setzt, sobald auf irgendeine Weise, sei es durch eine dunkle Wahrnehmung eines eigenthümlich dynamischen Spannungsverhältnisses gegen irgendein äußeres Object oder durch im Stillen gehegte Vorstellung von der Nothwendigkeit jener Pendelbewegungen selbst, die unwillkürliche Veranlassung dazu gegeben war, ganz auf gleiche Weise sind die unmerklichen und unbewußten Bewegungen zu beurtheilen, welche eine Tischplatte durch mehre aufgelegte Hände in Rotationen setzen, obwol hier auch eigenthümliche, in das Gebiet des Mesmerismus gehörende Bedingungen hinzukommen mögen. Carus bezeichnet es kurz so: „Das durch die Kettenbildung, ja auch ohne unmittelbare Berührung nur durch das um das zu bewegende Object spannungsvoll verlängerte Herumstehen oder Sitzen, mehr gerade aber mehr Mesmerisch in gleiche Strömung versetzte Nervenleben mehrer Personen ist es, welches auch unbewußterweise ein verwandtes Wollen in denselben erzeugt und somit das Wesentliche in der Erscheinung bedingt."

Auf das unbewußte Wollen hat übrigens außer Carus auch schon Schopenhauer bei Erklärung der magischen und magnetischen Wirkungen in seinen Abhandlungen hingewiesen. Das Werk von Carus und die Abhandlungen von Schopenhauer erläutern und bewahrheiten sich gegenseitig.

Was noch die Wirkung eines Vortrags anlangt, dessen Augen bei längerem Betrachten sich zu bewegen schienen, so ist dies Ergebniß wahrhafter Kunstvollendung, wo diese stattfinden, an Bildern schon oft beobachtet worden. Der berühmte Kupferstecher Müller verlor den Verstand, weil er bei längerer Beschäftigung mit der Sixtinischen Madonna, die er stechen wollte, behauptete, sie hätte ihn zu sich in den Himmel eingeladen.

Wahrnehmungen.

Wenn uns Goethe in unserer Literatur fehlte und wir Das, was er uns war und ist, erst zusammensetzen müßten aus Lessing, Klinger, Herder, Heinse und Andern! Ein müßiger Gedanke. Und doch ist es uns oft so, als fehlte unserm Geisterreiche noch ein großer Herrscher, für dessen Begriff wir hier und da nur dürftige Anleihen machen können und für dessen Herstellung selbst Goethe nur einen verhältnißmäßigen Theil abgeben würde.

* *

Wie wahr sind die Worte, die kürzlich bei der ältesten der beiden „Schillerstiftungen" Englands, der Royal literary fund, gesprochen wurden unter dem Vorsitz eines Schwiegersohns des Lord Palmerston! Der Verfasser von „Dem Glück" sagte, daß in Amerika im Verhältniß zwischen Publicum und Schriftsteller keine Wahrheit herrsche; ein Theil schmeichele dem andern. Sehr treffend hat kürzlich O. Lubert in den „Blättern für literarische Unterhaltung" diese gegenseitige Schmeichelei an Longfellow nachgewiesen. Freie, geistvolle Charaktere unterwerfen sich der Schmeichelei, an der ganz Nordamerika bis zum Ungesehen und Anbeten der Lüfte leidet. Die englisch-amerikanische Poesie unserer Tage scheint nur für alte Jungfern und ihren bekannten, in allen Dingen erlösenden Fanatismus gemacht. In Deutschland herrscht diese gegenseitige Schmeichelei jetzt nicht minder, besonders bei Denen, die den volksthümlichen Ton anschlagen. Es ist eine Zierpflanz-Literatur, die nur zur Zimmerzierde dient. Sie blüht nicht, sie trägt keine Früchte; ihre Form genügt für den Inhalt.

* *

Finde es an dir nicht pedantisch und lächerlich, wenn du dem Triebe folgst, kleine Ungerechtigkeiten, die du dir zuschulden kommen ließest, auch wenn sie Niemand rügen, oft kaum beobachten würde, dennoch auszugleichen! Wer sich nicht gewöhnen wollte, ein noch so kleines, zu viel empfangenes Geldstück zurückzugeben, ein gegebenes Versprechen, obgleich uns Niemand mehr daran erinnert, dennoch zu erfüllen und sich in ähnlicher Strenge gegen sich selbst zu üben, der würde bald auch in größern Dingen verlernen, sich und Andern gerecht zu sein.

* *

Im Alter nimmt gerade nicht die Fülle der Ideen ab, wol aber die Lust, sie auszusprechen.

Die Dilettanten.

Sie kennen des Ruhmes Zauberwort,
Geben nur wenig, aber am rechten Ort.

Für die Schillerstiftung ging beim Herausgeber ferner ein: Ungenannt Dresden 1 Thlr. — Braist Dr. Halle in Dresden 10 Thlr.

Es erscheinen:

Jahrbücher zur Schillerstiftung.

Erster Band.

Mit einer von L. Langer in Kupfer gestochenen Abbildung von Goethe's Schüler-Standbilde von Emil Hünchel.

Inhaltsverzeichniß:

I. Ueber die Sixtinische Madonna von Rafael. Von C. G. Carus.
II. Die Heidelberger der Römer in Deutschland. Von C. von Mieroszewski.
III. Erinnerung an einige deutsche Dichterinnen des vorigen Jahrhunderts. Von Gustav Klemm.
IV. Ueber Kaiser Julianus Apostata. Von Karl Gutzkow.
V. Blick auf die Bedeutung naturhistorischer Museen in den deutschen Residenzen. Von Ludwig Reichenbach.
VI. Die Geschichte der Schillerstiftung. Von Julius Hammer.
VII. Rechenschaftsbericht. Von J. H. L. Herr.

Wir bemerkten schon früher, daß der Schillerstiftung eine Einnahme zufließen würde, wenn man gegen portofreie Einsendung mindestens Eines Thalers ein Exemplar vom Herausgeber bezöge. Bereits quittiren wir: Edmund Jurich in Dresden 1 Exemplar 1 Thlr. — M. Schie 1 Exemplar 5 Thlr. — W. K. Meyer 1 Exemplar 5 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 39.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Die stille Insel.

Eine Erzählung

I.

Eine kleine Strecke von Döbeln in Sachsen entfernt bildete vor Zeiten die Freiberger Mulde eine Insel, die nach der Stadt zu durch eine Zugbrücke, auf der andern Seite durch eine fliegende Fähre mit dem Festlande in Verbindung stand. Die Abgeschlossenheit der Gegend vermehrten noch die Umwallungen zur Sicherung gegen Wassergefahr und in neuester Zeit hatte sogar der üppige Wuchs der Bäume das stattliche Haus auf der Insel fast ganz vor den neugierigen Blicken der Vorübergehenden versteckt.

Nicht selten blieb eine ganze Woche die Zugbrücke aufgezogen und die Fähre am Ufer der Insel; jeden Sonntag aber, wenn die Glocken zum zweiten mal zur Kirche riefen, senkte sich die Brücke und herüberschritt ein ernster alter Mann, an seinem Arm ein blühendes Mädchen; wenige Schritte hinterher folgte ein hochaufgewachsener Mann, dessen stolzer Gang seltsam gegen das ängstlich scheue Wesen der Vorangehenden abstach. Die Kirchengänger machten den Ankommenden mit einer gewissen Scheu Platz, aber Niemand bot ihnen einen Gruß, selbst der lahme Hans Jürge, der an der Kirchthür das Vorrecht hatte zu betteln, nahm das Geschenk des Alten ohne Dank an und warf es verächtlich beiseite, als könne es nicht bei dem Gelde anderer ehrlicher Leute liegen. Die Bewohner der Insel waren zu sehr an diese Verachtung gewöhnt, als daß sie ihnen hätte auffallen sollen; theilnahmlos schritten sie hin und waren doch froh, wenn sie durch die Kirche hindurch bis zu ihrem abgelegenen Kirchstuhle gelangt waren, denn selbst in dem Gotteshause hatte das Vorurtheil ihnen einen besondern Platz angewiesen, damit sie niemals das Gefühl der Zusammengehörigkeit hätten und zu dem Anspruche kämen, sich zur Gemeinde zu rechnen.

Stumm und ungegrüßt wie sie gekommen gingen die Drei aus der Kirche zurück nach der stillen Insel, wie sie im Munde des Volks hieß. Derselbe Ernst lag auf den Gesichtern der beiden Männer, nur das Mädchen, wenn sie die letzten Häuser von Döbeln hinter sich hatte, hob den Kopf muthiger empor, als suche es Jemand, den es bestimmt hier treffen müsse, und siehe — unweit des Kreuzwegs, der hier nach der Insel, dort auf die Straße nach Leipzig führte, stand ein junger Mann an derselben Stelle wie jeden Sonntag und grüßte aus der Entfernung ohne eine Annäherung zu wagen: ein Gegengruß, ein flüchtiges Erröthen, ein leises Zittern an dem Arme des alten Mannes und vorüber war das kurze Begegnen, das doch lang genug war, um eine junge Mädchenseele sechs Tage lang mit seligen Träumen zu beschäftigen. Hatte sie doch keinen andern Wunsch als den Mann zu sehen, der um ihretwillen hier hinausging! So bescheiden war sie durch fortgesetzte Demüthigungen geworden, daß sie es fast natürlich fand, wenn auch er in der Kirche und in der Stadt ihr auswich und sie nicht zu

kennen ſchien. Sie war daher nicht wenig erſtaunt, als der Bruder ſie heute nach dem Kirchgange in den Garten rief und, als er allein mit ihr war, ihr ſagte: „Ich habe dich lange beobachtet, Eliſabeth, und weiß es jetzt gewiß, daß auch du befangen biſt von jenen Illuſionen, die für uns nicht vorhanden ſein dürfen. Was ſoll dir die Liebe zu einem Manne, der nicht den Muth hat, dich vor andern Leuten zu kennen, der ſich deiner ſchämt! Glaube mir, ich meine es gut und ich muß dich warnen, ehe du ſelbſt die Täuſchung bitter empfindeſt."

Ein Strom von Thränen war Eliſabeth's ſtumme Erwiderung; er aber fuhr fort: „Wir haben nichts als unſern Stolz, den wir dem Uebermuth der Menſchen entgegenſetzen können. Verlieren wir ihn, ſo ſind wir dreifach elend. Du weißt, wir können nicht heraus aus dieſem engen Kreis, oder vielmehr du und ich, wir wollen nicht heraus, ſolange —"

„Sprich es nicht aus, Richard", rief die Schweſter und ſetzte dann mit gefalteten Händen hinzu: „Gott erhalte den Vater!"

„Siehſt du, Eliſabeth, um des Vaters willen darf deine Liebe nicht ſein, wie Beide könnten um den Preis, den Vater zu verlaſſen, ehrlich gemacht werden vor der Welt, die doch noch bis ins dritte und vierte Glied den Zuſammenhang mit einem Schaafrichter uns und unſern Kindern nachrechnen würde. Laß dieſe thörichte Leidenſchaft!"

„Aber, was thue ich ſo Böſes, Richard?" frug die Schweſter, deren Augen ſo fromm den Bruder anſchauten, als wollten ſie ſelbſt als die beſten Zeugen für ihres Herzens Reinheit auftreten. „Ich will ihn ja nur ſehen, nur die ſtille Befriedigung haben, daß außer euch noch Jemand für mich fühlt und an mich denkt."

Und ſo, im Verlauf des Geſprächs, geſtand ſie endlich dem Drängen des Bruders, daß der Fremde jeden Sonntag Nachmittags zur beſtimmten Stunde an der Inſel vorüberginge, ſie dort jedesmal grüßte, daß darin aber allein die Zeichen ſeiner Zuneigung beſtänden.

„Laß mich heute für dich ihn erwarten", bat der Bruder, „vielleicht, daß ich beſſer als du ſeine Abſichten erfahre. Nur immer den Kopf oben behalten, Eliſabeth, es muß ſein und man kann Alles tragen, wenn man nur nicht ſich ſelbſt verliert."

Die Stimme des Vaters rief die Geſchwiſter zu Tiſche. Die guten Speiſen wie das wohleingerichtete Haus machten den Eindruck einer Wohlhäbigkeit, die öfters ſogar zur Schau getragen zu ſein ſchien, gleichſam als Entſchädigung für viele Entbehrungen. Hier hatten ſich Häuslichkeit und Familie in ihrer Urſprünglichkeit bewahrt, wie ſie außer jenem engen Kreiſe in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Städten nur noch ſelten gefunden wurden. Der Sinn für die Familie hatte dann auch die Erinnerung an die Vergangenheit erhalten, die jedes einzelne Mitglied wie eine lebende Chronik in ſeinem Gedächtniſſe trug und dadurch die trockene Factur ergänzte, die von altersher in der Hausbibel aufgezeichnet waren. Der alte Bremer, oder wie man ihn in der Stadt nannte, der alte Benedix, gab gern die Erklärungen zu den Aufzeichnungen, die meiſtens von ſeiner Hand herrührten; ſo hatte er den Kindern oft erzählt, wie ihr Großvater vor Zeiten angeklagt und zum Tode verurtheilt, endlich unter der Bedingung begnadigt wurde, daß er die Nachrichterſtelle in Döbeln übernahm; er hätte den Bitten ſeines Weibes nachgegeben, und das „ehrloſe" Amt angenommen. Später ſei freilich ſeine Unſchuld klar erwieſen, er aber nicht von ſeiner Stelle enthoben worden und nur mit vieler Mühe hätte er es durchgeſetzt, daß er nicht ſelbſt, ſondern durch ſeine Knechte die Delinquenten abthue. Auch ſeine eingezogenen Beſitzungen hatte man ihm zurückgegeben, nicht aber ſeinen Sohn ehrlich gemacht, worum er wiederholt beim Kurfürſten von Sachſen gebeten hatte; nur die Befreiung von dem „Geſchäfte" hatte er auch für ihn unter der Bedingung erwirkt, daß er und ſeine Nachkommen durch „geeignete Subjecte" vertreten würden.

Die Macht der Gewohnheit hatte auch ihn ſich der Nothwendigkeit fügen laſſen, während der Mangel an Verkehr und Beſchäftigung eine geiſtige Ausbildung zur Folge hatte, die der Großvater auf ſeinen Sohn und dieſer wieder auf ſeine Kinder übertrug; des Abends ſaßen die Drei lange zuſammen und laſen neue Bücher und ſelbſt Zeitſchriften und gelehrte Werke verirrten ſich auf jene ſtille Inſel und brachten Aufklärung und geiſtige Erhebung in das graue Haus. Aber während ſich die kleine Welt, in der ſie gezwungen waren zu leben, von Hexen und Kobolden entvölkerte, fühlten ſie, vor allem die beiden Geſchwiſter, um ſo tiefer den Fluch der Vorurtheile, der auf ihnen laſtete. Freilich war ihnen jetzt endlich die Erlaubniß gegeben, ſich durch Richterſpruch wieder ehrlich machen zu laſſen, doch war dies nur für die Kinder und nur unter der Bedingung möglich

ſich von dem Vater zu ſcheiden. Der Alte merkte es kaum, daß er heute faſt allein bei Tiſche ſprach; die Ehrfurcht vor den Aeltern, die nach damaliger Sitte von den Kindern noch mit „Sie“ angeredet wurden, machte ohnehin ein Herandringen der Letztern unmöglich. Richard und Eliſabeth konnten ſo ungeſtört ihren Gedanken nachhängen, während der Meiſter von ihrer Mutter, ſeiner vor Jahren geſtorbenen Frau erzählte. Gern berichtete er, wie er ſie im benachbarten Deſſauiſchen hatte kennenlernen und wie er zuerſt durch ſein Aeußeres ihr gefallen, wie ſie dann aber auch ſeine Seele liebgewonnen hätte und ihm endlich gefolgt wäre trotz aller Vorurtheile. Sie waren vom Tiſche aufgeſtanden, der Vater ſaß im Sorgenſtuhl und die Geſchwiſter ſchlichen beide aus der Stube, Eliſabeth auf ihre Kammer, Richard nach dem Platze im Garten, wo er den Fremden erwarten wollte.

Der Fremde war nicht wenig erſtaunt, als er ſtatt des lieblichen Mädchens, das ihn hier ſchon ſeit Wochen jeden Sonntag Nachmittag zu erwarten ſchien, den Bruder fand. In der erſten Verlegenheit wollte er ohne Gruß vorübergehen, aber gleich darauf, als ſchämte er ſich ſeines Kleinmuths, blieb er dem Garten gegenüber ſtehen, zog ſeinen Hut und rief ein „Gott grüß' Euch!“ zu Richard hinüber, das dieſer ebenſo erwiderte. Eine kleine Weile ſtanden die beiden jungen Männer ſo Aug' in Aug' wie in ſtiller Ueberlegung, bis der Fremde zuerſt das Stillſchweigen brach: „Ihr ſeid des Meiſter Benedix Sohn, nicht ſo?“

„Herr Bremer nennt ſich mein Vater“, entgegnete ſtolz der Angeredete, indem er den Fremden herausfodernd anſah.

„Verzeiht, ich hörte ihn ſo in Döbeln nennen; ich bin erſt ſeit kurzer Zeit hier, wie Ihr wißt.“

Richard, der durch den Spottnamen ſeines Vaters verletzt war, entgegnete kalt, daß er überhaupt nichts von ihm wiſſe, ihn heute zum erſten mal ſähe und daß er hoffe, es werde auch das letzte mal ſein.

Der Fremde ſtand noch immer verlegen dem Sohne des Scharfrichters gegenüber und ſuchte umſonſt nach Worten, die Unterredung weiterzuführen. Heute hatte er beſchloſſen, mit Eliſabeth zu reden; wie kunſtgerecht hatte er ſich die Worte ausgedacht, mit denen er die Geliebte begrüßen wollte, nun aber, vor dem Bruder, fingen Leidenſchaft und die kaum unterdrückten Vorurtheile von neuem an, in ihm zu kämpfen, aber die erſtere behielt den Sieg.

„Ich habe mit Euch zu ſprechen, hört mich an!“ ſagte er darum.

„Wenn ihr Euch kurz faſſen könnt —“ herrſchte Richard hinüber.

„Laßt die Brücke herunter, ich möchte zu Euch in den Garten“, bat der Fremde.

Ein kurzes Lächeln des Siegs flog über das ernſte Geſicht des Bruders, als er jetzt die Ketten der Brücke niederließ und dabei dem Fremden zurief: „Bedenkt, daß Ihr durch dieſen Schritt mit dem Henker in Berührung kommt.“

„Nur einen Augenblick zögerte dieſer, dann aber ging er feſten Schritts über die Brücke und als wollte er mit einem male ſich freimachen von jedem Bedenken, reichte er Richard die Hand, welche dieſer herzlich ſchüttelte. Es war geſchehen; hinter ihm lag die Welt und vor ihm die Liebe.

Die Erklärungen zwiſchen dem Fremden und dem Bruder waren ſchnell gegeben; Richard genoß in vollen Zügen das Glück, zum erſten mal eine entgegenkommende Seele zu finden und die Ausſicht auf das Glück der Schweſter ließ ein Bedenken ſo wenig in ihm aufſteigen, daß er den Fremden wie im Triumphe zu dem Vater führte. Dieſer war faſt erſchrocken über den Eindringling und doch wieder wunderbar bewegt, als er erfuhr, mit welcher Bitte jener zu ihm käme. Mit der ganzen Lebendigkeit eines jungen Menſchen, der um jeden Preis ſein Ziel erreichen muß, ſchilderte der Fremde ſeine Liebe und ſeine Verhältniſſe. Er nannte ſich Wilhelm König, hatte in Leipzig und Halle die Rechte ſtudirt und ſeit einigen Monaten in Döbeln eine Anſtellung beim dortigen Rathe erhalten. Bis er ſeine Liebe öffentlich eingeſtehen konnte, waren allerdings noch viel Schwierigkeiten zu überwinden, aber wie gern täuſcht ſich nicht ein Herz in ſolcher Stimmung und findet gerade in dem Widerſtande neuen Reiz und neuen Muth!

Der Vater gab zunächſt nur die Erlaubniß, Wilhelm könne mit ſeiner Tochter reden und befahl Richard ſie zu holen. Eliſabeth lag in ihrer Kammer auf den Knieen und hatte die Hände gefaltet wie zum Gebet und doch waren ihre Gedanken nur bei dem Bruder, deſſen Heftigkeit ſie kannte und der vielleicht dadurch ihren Traum von Glück und Liebe auf ewig zerſtören würde. Als er jetzt eintrat und ihr ſagte, es ſei Alles vorüber, auch der Vater wiſſe davon und ſie ſolle zu ihm hinunterkommen, zitterten ihre Kniee und ſie mußte ſich von dem Bruder in das Gemach des Vaters führen laſſen. Da ſtand vor ihr der Mann, den ſie im Stillen liebte, ohne ihn zu

kennen und jetzt faßte er ihre Hand und frug sie: „Jungfrau, wollt Ihr mein sein?“ War das nicht zu viel Glück für sie, so hervorgesucht zu werden aus ihrer Niedrigkeit, auf einmal die Scheu fallen zu sehen, die man bisher ihr gezeigt und für alle Entbehrungen und Kränkungen so reich entschädigt und begnadigt zu werden durch die Liebe? Der Vater trat heran, legte die Hände ineinander und die beiden Liebenden genossen ungestört die Feier des ersten Alleinseins. Richard war in den Garten gegangen, es überkam ihn beinahe wie Eifersucht oder wie Neid und er mußte lange kämpfen, bis er mit sich selbst ins Gleichgewicht gekommen. Der Vater aber schrieb in seine alte Bibel: „Heute, den 4. März im Jahre des Herrn 1742, verlobte ich meine Tochter Jungfrau Elisabeth Christine im Namen des dreieinigen Gottes mit dem ehrsamen und tugendsamen Wilhelm König, weiland Herrn Georg König's zu Leipzig hinterbliebenem einzigen ehelichen Sohn.“

Beim fernern Gespräch setzte man zunächst fest, daß die Verlobung vorläufig noch strenges Geheimniß sein sollte. Der Besuch Wilhelm's wurde dann auf bestimmte Abende festgesetzt, da schon das Betreten der Insel ihn um Ehre und Reputation bringen, ihm leicht seine Stellung kosten konnte. Die heimlichen Besuche waren aber um so leichter zu bewerkstelligen, da in der Dämmerstunde nicht leicht Jemand sich in jene Gegend wagte.

Wilhelm mußte scheiden für heute, die Welt trat wieder in ihre Rechte und jetzt, auf dem einsamen Wege nach der Stadt, schien es ihm, als ob die Schwierigkeiten immer größer, die Hoffnungen immer kleiner werden wollten. So in Gedanken verloren, merkte er nicht, wie der lahme Hans Jürge schon lange ihm nachhinkte und um ein Almosen bat; jetzt faßte er ihn an den Stock und betheuerte, er müsse verhungern. Wilhelm wehrte sich den Zudringlichen ab und drohte ihm, ihn nächstens ins Loch stecken zu lassen, wenn er das Vagabundiren nicht ließe. Da sprang der Krüppel plötzlich in ein nahes Gebüsch und hell tönte höhnend hinter Wilhelm her der Anfang einer alten Ballade, die damals in des Volkes Mund war:

Das war des Henkers Töchterlein,
Die liebte einst ein Junker fein,
Mit mancher Müh' und arger List
Er bis zu ihr gedrungen iſt.
Wenn Männerwort und Frauenehr'
Nur nicht so leicht verloren wär'!“

Wilhelm stand wie fest gebannt, er lief dem Krüppel nach; aber immer ferner und ferner verhallte sein spottender Gesang. War es Zufall, hatte der Bursche ihn belauscht — wenn er plauderte? Das waren Fragen und Besorgnisse, die unter den damaligen Verhältnissen wohl fähig waren, die gehobene Stimmung des Liebenden niederzudrücken.

Nach einer unruhig verbrachten Nacht wurde er am andern Morgen sehr unangenehm durch die Meldung des Gerichtsboten berührt, daß gestern Abend ein großer Einbruch beim Seiler Kreuz verübt, die Thäter zwar entkommen wären, daß man aber, da der Einbruch mit großer Localkenntniß verübt wäre, Hans Jürge dabei betheiligt hielte und ihn verfolge. Ein Tag voll banger Erwartungen und Befürchtungen verging für Wilhelm, endlich gegen Abend wurde Hans Jürge eingebracht und zur Voruntersuchung zu ihm geführt. So niedergeschlagen der Krüppel auch auf dem ganzen Wege gewesen war, mit welcher Demuth er auch das nicht allzu freundliche Willkommen des Rathsdieners aufgenommen hatte — jetzt, allein mit Wilhelm, war er wie verwandelt. Auf seine Fragen antwortete er mit unbeschreiblicher Frechheit und als ihm dieser mit Schließen drohte, pfiff er statt aller Antwort das Lied von des Henkers Töchterlein.

„Weiß Er, daß Er den Galgen verdient hat und daß Er Ihm werden soll, so wahr ich lebe?“ unterbrach Wilhelm das Pfeifen.

„Wie recht“, antwortete der Bube, „aber schwören Sie nur nicht zu früh; durch Sie komme ich nimmer an den Galgen, ein Mann, der unehrlich ist, kann mich nicht verurtheilen.“

„Schweig Er!“ rief Wilhelm im höchsten Zorn. der Lahme sang leise vor sich hin.

In Wilhelm's Seele stiegen die dunkelsten Bilder auf; so groß war also das Vorurtheil, daß selbst ein Vagabund, vielleicht ein Dieb sich hoch erhaben über den Mann dünkte, dessen Tochter er heimführen wollte. Ehrlos wäre er, unfähig jedes Amts, besonders das Richteramt auszuüben, wenn man erführe, in welchem nahen Verhältnisse er zu Bremer und seinen Kindern stand und der Bube, der reif zum Galgen war, hatte es in seiner Gewalt ihn zu verderben, ihm durch ein Wort vor den Richtern um alle Früchte zu bringen, die er seinen Talenten und seinem Fleiße zu verdanken hoffte; freilich war es möglich, sich durch richterlichen Spruch reinigen zu lassen, aber das hieß ewige Trennung von Elisabeth. Seine Ehre, seine Liebe stand auf dem Spiel; was war zu thun?

Vorläufig ließ er Hans Jürge in das Raths-

gefängniß zurückführen und eilte, als es dunkel war, zu seiner Braut. Die Freude, mit der er empfangen wurde, machte ihn selbst wieder heiter und Elisabeth küßte jede Sorge von seiner Stirn. Vergangenheit und Zukunft wurden unberührt gelassen und die Wonne der Gegenwart unentweiht genossen. Je später es wurde, desto heiterer wurde Wilhelm und unter Scherzen konnte er Abschied von ihr nehmen. An der Thür aber bat er Richard heimlich, ihn noch ein Stück Wegs zu begleiten; er hatte einen Ausweg gefunden und brauchte dazu die Unterstützung des Schwagers.

„Ich muß noch heute Nacht", fing Wilhelm an, „einen Menschen von hier nach Leipzig schaffen lassen; es muß heimlich geschehen und ohne Aufsehen. Wenn du mir helfen willst, Richard, so sei mit deinem Fuhrwerke um Mitternacht an dem Kreuzweg, es ist der rothe Hans Jürge, der mehr von meinem Verhältnisse zu Euch weiß als mir lieb ist; in Leipzig sorge dafür, daß er sich unkenntlich mache und aus der Gegend entschwinde. Es ist ein großer Dienst, den ich verlange, aber meine Ehre und meine Zukunft stehen auf dem Spiele."

„Ich werde um Mitternacht am Kreuzweg sein, verlaß dich darauf", war die bestimmte Antwort Richard's.

Im Hause des alten Bremer machte es kein geringes Aufsehen, als der Sohn bei seiner Rückkehr sagte, er müsse noch heute für Wilhelm nach Leipzig fahren und dürfte wol vor morgen Abend nicht wieder zurückkehren. Der Alte fühlte die Geldlade für alle möglichen Fälle, die Tochter brachte Mäntel und Tücher zum Schutz bei der kalten Märznacht. Um 12 Uhr stand Richard mit seinem Wagen an der bezeichneten Stelle; aber die Zeit war längst verstrichen und noch immer ließ sich Niemand sehen.

Wilhelm hatte unterdessen zunächst die Zeit abgewartet, wo der alte Rathsdiener, der zugleich Aufseher der Nachtwächter war, seine Runde durch das kleine Städtchen machen würde. Dann war das Gefängniß ganz unbewacht und da er zu demselben die Schlüssel hatte, konnte er ohne Gefahr den Arrestanten befreien. Zu Wilhelm's Unstern war es böses, unfreundliches Wetter, der Regen schlug an die Scheiben und der Diener schien sich heute nicht zu seinem Gange durch die Stadt anzuschicken. In des Wärters Stube brannte noch immer die Lampe, schon schlug es 2 Uhr vom Thurme, jetzt mußte gewagt werden, Wilhelm rechnete auf die Schwerhörigkeit des Dieners, öffnete leise die äußere Thür und tappte vorsichtig sich an die Treppe heran, kaum aber hatte er die erste Stufe erstiegen, als er auch über einen Menschen hinwegfiel, in dessen lauten Hülferuf ein neben ihm sitzender einstimmte. Oben wurde Licht angezündet und in einer malerischen Beleuchtung sah der erstaunte Wärter seinen Vorgesetzten in der Mitte der beiden Wächter der Stadt. Es war ein Augenblick allgemeiner Verlegenheit, aus der Wilhelm sich schnell zu reißen wußte, indem er Wächter und Wärter wegen ihrer Pflichtverletzung hart anließ. Statt aller Entschuldigung waren Letztere auch schon in die Nacht hinausgestürmt, die immer unfreundlicher wurde, auch der Wärter, der alte Tobias, hatte die Lampe auf die Treppe gestellt und stand bald in den Mantel gehüllt zum Gehen bereit.

„Wie lange Zeit braucht Ihr zu Eurer Runde?" frug Wilhelm, als sie das Gefängniß zusammen verließen und der Wärter zur Vorsorge zwei mal den Schlüssel der Hauptthür umgedreht hatte.

„Eine halbe Stunde, Herr!" meinte der alte Tobias und dabei bog er mit einer „Guten Nacht!" in das enge Seitengäßchen.

„Eine verwünschte Nacht, seine gute, alter Tobias!" murmelte Wilhelm vor sich hin und verfolgte in ängstlicher Spannung die immer weiter und weiter verhallenden Schritte. Dann, als Alles still war, schritt er zum zweiten mal zur Befreiung des Lahmen, der, von dem Sprechen auf der Treppe geweckt, schon längere Zeit mit dem Ohr an der Thür lag, um zu erforschen, was draußen vorginge. Jetzt kam Wilhelm ungefährdet bis an das Gefängniß; schnell öffnete er die Thür und mit befehlendem Tone hieß er den Gefangenen ihm folgen.

„Ich gehe nicht, ehe ich Sie nicht verrathen habe!" grinzte der. „Früher oder später mache ich doch Bekanntschaft mit des Seilers Töchterlein oder ich sterbe hinter dem Zaune! Es ist mir jetzt gerade die rechte Zeit!"

„Steh' Er auf und mache sich fertig!" drang dagegen Wilhelm in ihn. „Nicht meinetwegen komme ich zu Ihm, was kann Er mir schaden? Glaubt Er, das Zeugniß eines Galgenvogels könnte gegen mich gelten? Aber ich mache mir Vorwürfe, daß ich Ihm an jenem Abende nicht das Almosen gegeben habe, worum Er mich bat; vielleicht, daß Er dann nicht —".

„Glauben Sie, mich dumm machen zu können?" höhnte der Lahme.

„Er will nicht gehen?"

„Nein, ich will nicht!“

Sowenig auch Wilhelm eine Weigerung des Lahmen erwartet hatte, war er doch auf alle Fälle vorbereitet; unter jeder Bedingung mußte er ihn jetzt wegschaffen und da er auf seinem entschiedenen „Nein!“ bestand, warf er ihm eine jener Kappen über, welche den Delinquenten bei der Tortur am Schreien verhindern sollten. Trotz seines Sträubens ergriff ihn Wilhelm mit Riesenkraft, verrichtig verschloß er die äußere Thur und hinaus stürmte er in die Nacht, das Herz voll Besorgniß, ob wol Richard ihn noch erwartete. An der bezeichneten Stelle fand er ihn und übergab ihm den Lahmen, der seit einiger Zeit jeden Widerstand aufgegeben und wie todt über der Schulter Wilhelm's hing. Dieser zog ihm die Kappe ab; Hans Jürge fuhr scheu in die Höhe, sein Trotz war gebrochen und als er jetzt sah, wo und in wessen Händen er sich befand, sank er mit einem lauten Schrei in den Wagen zurück und winselte um Gnade.

„Halt' Er sich ruhig oder ich mache mein Meisterstück und knüpfe Ihn an den ersten besten Baum!“ rief ihm Richard zu und dahin fuhr er die Straße nach Leipzig, nachdem Wilhelm ihm noch einige Verhaltungsmaßregeln gegeben hatte.

„Wie soll das enden?“ jammerte dieser und wie ein Verbrecher schlich er zurück in seine Wohnung.

Am andern Morgen, den 6. März 1743, liefen die wunderlichsten Gerüchte über das Entweichen des Gefangenen in der guten Stadt Döbeln um. Wie gewöhnlich, ward die That zuletzt dem Teufel in das große Schuldbuch geschrieben. Welche qualvolle Stunden für Wilhelm!

Die Aufregung hatte ihm keine Zeit gelassen, über sein Thun nachzudenken; jetzt erst fühlte er die ganze Schwere der Verantwortung, die er auf sich geladen hatte, und fast noch mehr als sein Vergehen drückte ihn die Lüge, mit der er Vorurtheile heiligte, welche er zu zerstören sich mit zur Lebensaufgabe gemacht hatte. Was half ihm der gerettete äußere Schein der Ehre, wenn er sich selbst den Mangel an sittlichem Werth eingestehen mußte? Er sah eine lange Kette von Täuschungen und Selbstbetrug vor sich, ehe er dem Ziele seiner Wünsche sich nahen durfte, und hatte sich vielleicht bis dahin nicht Gewicht an Gewicht gehangen, daß die Schwere derselben ihn so herabziehen würde, daß an ein Erheben nie mehr zu denken wäre? Er dachte an Auswege, an ein Verlassen seiner Stellung, an Flucht nach Preußen, zu dem jungen König, der schon damals die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog. Und was sollte aus Elisabeth werden? Würde er sie je zu sich erheben können oder mußte er zu ihr hinabsteigen?

Am Abend erfuhr er von Richard, daß er den Hans Jürge nach Leipzig gebracht und dort zu sichern Leuten gethan habe; die Angst habe ihn in ein bitziges Fieber geworfen und man müsse nun darauf sehen, daß er nach seiner Genesung aus hiesiger Gegend verschwände, weswegen er schon vorläufig mit Gauklern unterhandelt hätte, die von der Leipziger Messe nach Norden hin ziehen wollten.

Wilhelm und Richard beschlossen, sich am andern Tage in Leipzig in dem Hause, wo der Lahme untergebracht war, zu treffen, und so brach der Erstere früh auf nach der weltberühmten Messtadt. Das Getreide war größer denn je und nur mit Mühe fand er ein Unterkommen für sein Geschirr. In der Wirthsstube waren die Tische besetzt und ohne die Gefälligkeit dreier Männer, die bei seinem Kommen zusammenrückten, hätte er kaum Platz gefunden, um seinen Krug meißner Bier in Ruhe auszutrinken.

„Ihr bringt je ein sauertöpfisches Gesicht zur Leipziger Messe“, redete der älteste der Männer Wilhelm an, „als ob Eure Liebste Euch untreu geworden?“

„Jeder Mensch hat sein Pack zu tragen“, fertigte Wilhelm den Neugierigen ab, „und auch Ihr schaut nicht sehr heiter drein“, fügte er hinzu, indem er einen flüchtigen Blick auf die Drei warf, die mit ihren sonnverbrannten Gesichtern und ihren großen Bärten einen eben nicht empfehlenden Eindruck machten.

„Haben auch Ursach', mürrisch zu sein“, entgegnete der Zweite; „die Geschäfte gehen flau wie noch zu keiner Messe; der Krieg, den der junge König in Preußen angefangen hat, macht allen Handel lahm.“

„Sollte man es doch nicht glauben, wenn man das Drängen und Feilschen auf den Straßen sieht und die vollgepfropften Wirthshäuser“, meinte Wilhelm und wollte aufstehen, um sich zu entfernen.

„Bleibt nur noch einen Augenblick!“ bat der Aeltere, flüsterte dem Jüngern ein Wort zu, zog dann ein gedrucktes Blatt aus der Tasche und las: „Ein Grenadier muß nicht weibisch aussehen, sondern furchtbar, mit schwarzbraunem Angesicht, schwarzen Haaren, mit einem starken Knebelbarte,

nicht leicht lachen oder freundlich thun!" „Paßt das nicht, als ob es für Euch geschrieben wäre", setzte er hinzu, „bis auf den Knebelbart, der ja auch noch wachsen könnte?"

„Ihr seid Werber! Aber hütet euch, daß ihr nicht weiter erkannt werdet, euer Geschäft könnte euch hier versalzen werden!" sagte Wilhelm heimlich.

„Oho — nicht so unwirsch, junger Bursche! Wir haben unser Patent und des Königs und Kurfürsten Ordre" — und dabei zogen die Drei ehrerbietig den Hut —, „demnach darf die Werbung freiwillig und mit guter, erlaubter Manier geschehen!"

Wilhelm, der keinen Grund sah, sich mit den Werbern in ein weiteres Gespräch einzulassen, grüßte sie flüchtig und hörte kaum, als der Aeltere ihm noch nachrief, sie blieben acht Tage hier, bis dahin sei noch Zeit für ihn, sich zu besinnen. So schnell er konnte eilte er dem Hause zu, wohin ihn Richard beschieden hatte, als wollte er den Gedanken entfliehen, die aufs neue seine kaum beruhigte Stimmung aufregten. Hatten denn auch Jene schon das Kainszeichen der Lüge auf seinem Gesicht gelesen?

Während Wilhelm hier auf so auffallende Art von den Werbern angehalten wurde, hatte Richard ein nicht weniger sonderbares Zusammentreffen.

Bei dem Umbiegen um eine Ecke stieß er unsanft mit einem Menschen zusammen, der ihn stolz wegen dieses Versehens zur Rede setzte. Aber wie vor Schreck erstarrten die Worte auf seinen Lippen und als gar Richard ihn mit den Worten anfuhr: „Sehe ich recht? Hennike, du bist es und in diesem Aufzuge!" konnte selbst das stark aufgetragene Roth die Blässe des Gesichts nicht mehr verbergen. Einen Augenblick schien der Angeredete vorübergehen zu wollen, als wisse er sich diese Vertraulichkeit nicht zu erklären; aber gleich darauf besann er sich eines Bessern, zog Richard in eine Nebengasse und trat mit ihm in ein abgelegenes Haus. Er schellte drei mal, ehe man öffnete; dann aber, als man ihn erkannte, beugte sich Alles in tiefster Unterthänigkeit vor ihm und auf seinen Wunsch, ein geheimes Zimmer zu haben, öffnete sich gleich das beste des Hauses. Sorgfältig untersuchte er, ob auch Niemand höre, und dann, als er sich sicher glaubte, verwandelte sich plötzlich die hochmüthige Miene in den Ausdruck dringendster Bitte.

„Richard, Niemand darf erfahren, wer du bist und daß ich dich kenne!" fing der Fremde an. „Zeichen und Wunder sind geschehen und wie du mich hier siehst, bin ich Mitregent von Sachsen, der Vertraute des Grafen Brühl. Ich werde noch höher steigen und bald wirst du hören, was aus einem Menschen werden kann, den sein Vater für verloren hielt!"

Mit wachsender Verwunderung sah Richard den Sprechenden an, der, von dem alten Bremer einst mitleidig aufgenommen und erzogen, davongelaufen war und der nun vor ihm stand und ihm seinen Schutz anbot unter der Bedingung, daß er nie eingestehen würde, ihn je gekannt zu haben. In solcher Abgeschlossenheit hatte Richard auf seiner stillen Insel gelebt, daß jene seltsamen Erhöhungen in der Hauptstadt des Kurfürstenthums nicht zu ihm gedrungen waren. Was kümmerte es ihn auch, ob Dieser oder Jener Minister war? Hennike fuhr dagegen fort zu erzählen, wie er durch seine Verbindung mit dem Kammermädchen der Gräfin in ein näheres Verhältniß zum Grafen gekommen sei und daß, wenn sein Herr Premierminister würde, ihm eine Ministerstelle unter Erhebung in den Grafenstand nicht fehlen könne. „Du siehst ein", schloß er dann, „daß Niemand von meiner Vergangenheit wissen darf; es ist schwer genug, sich unter dem stolzen sächsischen Adel zu behaupten, der mir nie vergessen kann, daß ich einst die Livrée des Grafen getragen habe. Erführe er meine Herkunft, ich wäre verloren!"

Leicht erhielt Hennike das Versprechen des vollkommensten Stillschweigens. Ehe er ging, wandte er sich noch einmal um, löste eine Kette mit einem Amulet von seinem Halse und gab sie Richard. „Gib das der Elisabeth! Sie hat mich nie leiden können und mir immer ein schlechtes Ende prophezeit; ihr kannst du sagen, was aus mir geworden ist!" Dabei öffnete er die Thür, rief den Besitzer des Hauses und befahl ihm, wenn dieser Herr — indem er Richard bezeichnete — je etwas von ihm verlangte, so solle er ihm dienen als sei er der Graf. Dann grüßte er stolz und war in die Nebengasse entschwunden, ehe Richard in die Hausthür getreten war.

Auf ihn hatte das Zusammentreffen einen entschieden günstigen Eindruck gemacht. Mit jener Leichtigkeit in Combinationen, die sehr häufig Menschen eigenthümlich ist, denen ihre Verhältnisse eine gewisse Abgeschlossenheit auferlegen, berechnete er die Vortheile, die ihm und seinen Lieben durch die selbst unsichtbare Protection eines so einflußreichen Menschen erwachsen könnten. So eilte er in froher Stimmung nach dem bestimmten

Hause, erſchrak aber umſomehr, als Wilhelm ihm, außer ſich, mit der Nachricht entgegenſtürzte, der Lahme ſei entſprungen, nachdem er die ganze Nacht vorher furchtbar getobt und Rache geſchworen hätte. Rathlos ſtanden die beiden Männer; erſt jetzt fühlte auch Richard ganz die ſchwere Verantwortung, die ihn als Mithelfer der Flucht treffen würde, und das doppelt Peinliche, möglicherweiſe angeklagt vor eine Welt treten zu müſſen, die er bis dahin ebenſo gemieden wie ſie ihn.

Muthlos kehrten ſie nach Döbeln zurück; Jeder, wie ſich von ſelbſt verſtand, für ſich allein.

Einige Zeit war verſtrichen. . . .

Vater und Tochter auf der ſtillen Inſel waren in ungetrübter Ruhe geblieben; das Leben war ihnen bisher in ſolcher Gleichmäßigkeit hingegangen, daß ſie nicht einmal eine Ahnung von etwas Außergewöhnlichem überkam. In Eliſabeth's Seele war außerdem das Gefühl ihres nun erreichten und früher kaum geträumten Glücks ſo lebendig, daß ſie ſich in ihrer Stimmung wie vertauſcht vorkam und hätte aufjubeln mögen wie die Vögel, die als erſte Frühlingsboten ihr Neſt auf der ſtillen Inſel aufzuſuchen kamen.

Nichts wirkt aber beruhigender auf aufgeregte Gemüther als der ſtille Frieden, den eine reine Mädchenſeele unbewußt um ſich her verbreitet. Selig fühlte ſich auch Wilhelm in dem ſelbſtgewählten Kreiſe, ſodaß er allen Unmuth und die Aengſtlichkeit ſeiner Lage über freundlichen Hoffnungen vergaß. Dazu hatte auch Richard von ſeinem Zuſammentreffen mit Hennike erzählt, die prächtige Kette übergeben und Wilhelm fügte noch manches Wort von dem ihm bekanntern Treiben in Dresden hinzu, daß die Gedanken gewaltſam in eine andere Richtung gedrängt wurden.

Mitten in ſolchen Geſprächen unterbrach ſie eines Abends ein weithin ſchallendes Raſſeln an der Zugbrücke, ein lauter Ruf und gleich darauf kam die alte Magd und meldete, ein Mann ſei draußen und wolle den Meiſter ſprechen. Der Befehl, ihn einzulaſſen, war ſchon gegeben, ehe Wilhelm oder Richard Zeit hatten zu überlegen, was zu thun ſei für den Fall, daß man ſie zu ſuchen käme. Während man ſchon vor dem Hauſe die Tritte des Fremden hörte, der trotz der üblichen Warnung: „Hier iſt das Haus des Scharfrichters!“ doch keck die Schwelle überſchritt, zogen die jungen Männer Eliſabeth in die Nebenſtube, deren Thür ſie halb offen ließen, um lauſchen zu können.

Der Mann, der ſo ſpät in das verrufene Haus eintrat, gehörte den höhern Ständen an. Die Sicherheit ſeines Auftretens, trotz ſeiner Jugend, zeigte von der frühen Gewohnheit ans Befehlen, während der ſtolz emporgeworfene Kopf und das herausfodernde Auge Muth und Trotz bekundeten. Er warf einen flüchtigen Blick in der Stube rundum und erſt als er ſich überzeugt hatte, daß er mit dem Alten hier allein war, fragte er kurz: „Ihr heißt Bremer, nicht ſo?“ Aber ohne die Antwort abzuwarten, nahm er das Licht von dem Tiſche, ſtieß mit dem Fuße die nur angelehnte Thür zum Nebenzimmer auf und leuchtete den dort Verſteckten ins Geſicht. „Da iſt er, bei Gott!“ rief er aus, während er ein triumphirendes Lächeln nicht verbergen konnte. „Kommt nur hervor, gerade mit euch Allen hab' ich zu ſprechen!“

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Reiſebriefe

von Amely Bölte.

VIII. Neapel.

„Sieh' Neapel und ſtirb!“ heißt das Sprichwort. Erwartungen der Art ſind indeſſen gefährlich und führen nur zu herben Enttäuſchungen.

Der liebenswürdige H. hatte mich in Rom ſchon darauf vorbereitet, daß ich ſolchen Hoffnungen nicht trauen dürfe und infolge deſſen war ich ſcheu geworden, mir die Bilder Deſſen, was ich ſehen ſollte, in ſo glühenden Farben vor die Seele zu halten, wie es ſonſt der Fall geweſen ſein würde.

Der Weg von Capua her iſt ein fortgeſetzter Wald, der freilich im ſchönſten Grün prangt, indeſſen — wer hätte nicht ſchon Waldesgrün geſchaut? Die Stadt ſelbſt iſt nicht ſchön. Straße nach Straße folgt, bis man das Ufer des Meers erreicht und an dieſem hin ſeinem Ziele zufährt. Die Berge, die Inſeln, welche die Bucht umgeben, der Veſuv mit ſeinem bald rauchenden, bald mit einer gewaltigen Feuerſäule geſchmückten Krater, das ſind Schönheiten, welche uns erſt nach und nach fühlbar werden, dann aber ihren unvergänglichen Reiz auch deſto tiefer unſerer Seele einprägen. Ja, täglich mehr erkenne ich jetzt, wie reizend es hier iſt, wie anmuthig dieſe Luft meine Wange fächelt, wie bezaubernd dieſes Meer auf mich wirkt. Am erſten Tage war es damit noch nicht ſo. Kaum hatten wir unſern Gaſthof La Croceſſe erreicht, ſo eilte ich auf den Balkon hinaus und ſchaute rundum. Die Luft war feucht

und ſchwer, Gewitterſtürme drohten, das Meer ging hoch: der Veſuv war in eine undurchdringliche Nebelkappe gehüllt. Ein feuerſpeiender Berg, der nur von Wolken überzogen iſt, macht uns keinen Eindruck, doch blieb es Tag um Tag Daſſelbe, bis endlich am Abend des 1. Mai, wo es draußen regnete und Thüren und Fenſter dicht verſchloſſen waren, der Ruf ſich hören ließ: der Veſuv ſpeit! Raſch war ich auf den Balkon hinaus, um die rothe Glut zu Himmel emporſteigen zu ſehen. Das ganze Hôtel war in Bewegung, Alt und Jung eilte auf das Dach, um beſſer zu ſehen. Es war ein Rufen, Schreien, Drängen, als gälte es ſein Leben zu retten, der Kellner hatte den Schlüſſel zur obern Thür verlegt und ſo vielfach beſtürmt ſchien er ſich nicht bewußt zu werden, wo er ihn finden könne. Ein junger Engländer wollte einen Sturm verſuchen und war eben daran, mit Fauſt und Fuß den letzten Ausſchlag zu geben, als der böswillige Riegel ſich friedlich öffnete und die wißbegierige Verſammlung aus ihrer unfreiwilligen Gefangenſchaft erlöſt ward. Welch ein buntes Durcheinander von Ausrufungen des Entzückens erfolgte nun! Eine franzöſiſche Zofe kletterte ſogar auf den Schornſtein, breitete ihre kurzen Arme zum Himmel aus und rief: „Que c'est beau, Milady!“ Doch verführte ſie Niemanden, ihr zu folgen. Der Veſuv ſpie allerdings, aber nicht mehr, wie eine in Feuer ſtehende Eſſe es thun würde und nur der Gedanke, welch geheimnißvolles Walten der Natur hier ſtattfinde, machte den Unterſchied aus und riß zur Bewunderung hin, wo das nüchterne Auge ſich kalt abgewendet haben würde. Am nächſten Morgen war wieder Alles ruhig und da die Witterung ungünſtig ſchien, verſchoben wir das Beſteigen des Vulkans bis zu geeigneterm Momente und beſuchten einſtweilen Bajä, das herrliche Bajä, wo die römiſchen Kaiſer ihre Villen hatten und ihre Orgien feierten. Von Dem, was einſt hier geweſen, fand ſich heute natürlich nichts mehr als Ruinen, Mauerſtücke und Tradition. Wo Dieſer oder Jener gelebt, gehauſt, geliebt, gelitten, das war die Vermuthung, welche uns die Stätte heilig machte, die wir jetzt betraten. Vergangenes und nichts als Vergangenes gab ſich uns hier. Wol ſpülten die Fluten des Meers noch wie einſt dieſe Ufer; wol ſchien die Sonne noch auf Bajä herab, wie ſie zu Tiberius' und Nero's Zeiten es gethan, wol trug die Erde noch daſſelbe Grün und der Himmel noch daſſelbe Blau, nur daß die Zeit und die Menſchen anders geworden. Die Götter des Olymp ſind in den Staub getreten, aus ihren Tempeln ſind chriſtliche Baſiliken erbaut, dem Bacchus und der Venus werden keine Feſte mehr gegeben. „Bete und arbeite!“ ſteht über unſerer Thür.

Wie aber auch in kleinem Umſchwunge das Rad der Zeit uns und uns ſelbſt entfremdet, uns neuen Anſchauungen zuführt! Dicht an Neapel ſtößt die Grotte des Poſilippo, durch die wir fuhren und was war ſie? Ein moderner Tunnel, wie es deren heute unzählige gibt. Warum denn hatte ich gerade dieſe ſo ſehr bewundern gelernt? Ich weiß es nicht; wol aber weiß ich, daß ich mich ſehr getäuſcht fühlte, als ich durch den dunkeln Bogen fuhr. Von hier war unſer nächſtes Ziel die Hundsgrotte. Ein Fleck, nicht zwei Ellen groß, ſtrömte ein Gas aus, welches das arme Thier betäubte, wir ſahen die Wirkung, bezahlten ſie und zogen vondannen. Was einſt hier als Wunder betrachtet ſein mochte, war für uns kein ſolches mehr, dazu haben die Naturwiſſenſchaften ein zu weites Feld, ſelbſt im Volke, gewonnen. Das Schöne bleibt ewig gleich, es kann durch keine Zeit vermindert werden; was aber auf dem Boden der Wiſſenſchaft ſein Entſtehen begründet, iſt großen Modificationen unterworfen und ſchwindet vor dem größern Lichte zum Nichts.

Längs des Wegs rankte ſich die Rebe von Baum zu Baum und ſchuf aus den Feldern Gärten der Luſt für Liebesgötter und Bacchanten mit ihrem Gefolge. Hier konnte man, das fühlte ich, unter des Weinſtocks berauſchendem Einfluſſe der Venus Opfer bringen, hier konnte ich den Bacchus mit ſeinem Gefolge verſtehen und ihn in der Kunſt begreifen lernen.

Die Bucht von Bajä ſtand unverändert da wie vor Jahrtauſenden, nur daß Ruinen ihre Ufer ſchmückten und zerlumpte Kinder hier um ein Almoſen flehten, das à tout prix zu gewinnen ſie im Tempel des Jupiter die Tarantella vor uns tanzten.

Die Grotte der Sibylle, in einem Walde gelegen, iſt eine Merkwürdigkeit, welche der ſchauluſtige Fremde ſich nicht entgehen laſſen darf. Eine Thür in einem Felſen öffnete ſich uns und eine Fackel leuchtete uns längs eines langen dunkeln Ganges, bis unſer Führer Halt machte und uns aufforderte, ſeinen Rücken zu beſteigen. Wie ich mich auch ſträubte, ich mußte mich dieſer Aufforderung fügen, um in die Kammern der Sibylle zu gelangen, die ein wenig feucht ſein ſollten. Zu meiner Ueberraſchung waren ſie nicht nur

feucht, ſondern gleich einem See, denn das Waſſer drang dem Träger meiner Perſon bis über die Hüfte und mir dauchte, daß er ſeine Bürde zu ſchwer finden und mit ihr ſtürzen möchte. Indeſſen, er fragte mich nicht, wie weit ich getragen ſein wollte, ſondern ſetzte mich ganz ruhig auf den Rand der Badewanne ab, wo die Sibylle, wie er ſagte, mit einem römiſchen Cavalier zu baden gepflegt und verließ mich dann, um auch die Reiſegefährten mir nachzubringen. Tiefe Dunkelheit herrſchte um mich. Die Fackel war verſchwunden, ich war allein. Wie, wenn er mich hier verließ! Es war ein ſchauriger Ort, das muß ich geſtehen, und keineswegs fühlte ich mich verſucht, die Sybille um dieſen Sommerpalaſt zu beneiden. Was ihre andern reizenden Gemächer betraf, ſo leiſtete ich Verzicht, dieſelben je mit Augen zu ſchauen und wies den Führer bei ſeiner Rückkehr an, mich ja ohne weiteres an das Tageslicht zurückzutragen, weil ich den Ort als genug geſchaut. Es iſt eine eigene Sache darum, Alles ſehen zu wollen, was die Tradition in den Büchern der Geſchichte für uns verzeichnet. Draußen regnete es heftig und froh, mich meiner Füße bedienen zu dürfen, eilte ich aus allen Kräften unſerm Wagen zu. Ein kleines Wirthshaus in Bajä nimmt den Fremden auf und liefert ihm Erfriſchung, die freilich dürftig genug aus ſauerem Wein, Eiern, Brot und Käſe beſteht. Auf einer Art Veranda ſitzend, mit einer Ausſicht auf das Meer, die Ruinen, den Tempel und auf die lieblichen Ufer, achtete ich dieſes Mahles wenig. Eine Geſellſchaft von Deutſchen ſaß neben uns an einem Tiſche und brach eben auf. Der Wirth foderte acht Carolinen. „Nicht doch!“ ſagte ein Herr der Geſellſchaft und hielt vier empor; „dies iſt mehr als genug!“ und der Mann begnügte ſich. Das iſt italieniſche Weiſe, einem Fremden glaubt man nie genug abfodern zu können. Solche Unbilligkeit iſt ihnen zur andern Natur geworden. Betrug gehört überdies zu ihrem Lebenselemente. Es iſt zum Entſetzen, welche Scharen von Bettlern uns überall nachfolgen. Bei welcher Beſchäftigung ſich die Leute auch befinden, ſo werfen ſie bei unſerm Nahen ſogleich Alles von ſich und folgen uns, bis ihre Füße ſie nicht mehr tragen; denn hier immer Gaben zu reichen, iſt ganz unmöglich. Blumenſträuße werden für uns auf jedem Anger gewunden und in den Wagen gereicht. Die Jugend von Bajä verſäumte keineswegs uns mit ihren Anfoderungen in den Weg zu treten und luſtig war es, die alten Weiber mit ihrem Tamburin den kleinen ſchmuzigen Kindern die Tarantella zum Tanze ſpielen zu ſehen, eine Augenweide, die, einmal genoſſen, vollkommen genügte. Wir beabſichtigten auf unſerm Rückwege noch in Puzzuoli die Ruinen in Augenſchein zu nehmen, doch floß der Regen dermaßen, daß wir uns kaum im bedeckten Wagen vor ſeinem Eindringen ſichern konnten und darum geraden Wegs nach Neapel zurückeilten.

Der nächſte Morgen galt einem Ausfluge nach Pompeji. Man fährt dahin längs der Meeresküſte, mit einer Ausſicht auf die Berge und bemerkt kaum, daß man Neapel verlaſſen hat, indem Portici wie Reſina ſich wie Vorſtädte daranreihen und es im eigentlichen Sinne auch ſind. Wie immer, ſo auch an dieſem Morgen, herrſchte das bunteſte Leben auf den Straßen. Da die Einwohner das Haus nur als Schlafſtelle betrachten und ihr ganzes Tagleben außerhalb deſſelben führen, ſo ſehen die Straßen hier ſo aus wie bei uns wol an Markttagen. Jedes Geſchäft wird vor der Thür vorgenommen. Alle Häuſer haben zur ebenen Erde Läden, deren Thüren offenſtehen und dem Vorübergehenden geſtatten, hineinzublicken. Iſt der Verkäufer nicht beſchäftigt, ſo ſitzt er vor der Thür und ſonnt ſich, wobei ſeine Ehehälfte und ſein Dutzend Kinder ihm Geſellſchaft leiſten, denn dieſe Zahl ſcheint mir nicht zu hoch nach dem Reichthum an jugendlicher Bevölkerung, die hier im Sande ihr dolce far niente führt. Die lieben Kleinen ſind manchmal ſo nahe an Größe einander gleich, daß mir die Vermuthung kam, es möchten in dieſem warmen Klima wol nur Zwillinge geboren werden. Da Alles vor den Thüren vorgenommen wird, ſo iſt natürlich auch die Toilette nicht ausgeſchloſſen, die aber nicht viel Umſtände erfodert und im gegenſeitigen Kämmen und Entvölkern des Hauptes beſteht, einer reizenden Beſchäftigung unter dem blauen Himmel. Ein Berliner muß ſich hier glücklich fühlen, denn hier findet er wirklich die ihm mangelnde Natur, ſelbſt auf der Straße. Neben dieſen Boudoirs im Tempel der Natur folgte dann wieder eine Reihe von Macaroni, die hier, wie bei uns die reine Wäſche, an der Sonne aufgehängt werden. Dies ſcheint mit großer Sorgfalt verrichtet. Die Wäſche dagegen hängt, wie im übrigen Italien, aus den Fenſtern und da die Häuſer hier fünf Stock hoch und höher ſind, dabei vor jedem Fenſter einen Balkon haben, ſo bietet ſich wirklich die Gelegenheit zu einer großartigen Verzierung der Häuſer. Die Neapolitanerinnen ſind überdies ſehr geneigt, ihre Kleider zu cuſſerviren, ſie flicken ſie daher ſelbſt

und machen endlich eine Art Mosaik daraus, bei der man den Grundton nicht mehr herausfinden kann. So eine häusliche Impromptuwäsche — bei uns Katzenwäsche genannt — trägt stets eine etwas gelbliche Farbe und macht den neuen Schmutz vom alten wenig verschieden, sodaß man nicht oft zu wechseln braucht. Zu dieser Ausstellung ihrer Körperbekleidung, auf die sie wahrscheinlich nicht weniger stolz sind als unsere deutschen Hausfrauen auf ihre schneeige Leinwand, gesellen sich dann noch Teppiche, Matratzen, Decken und was sonst im Zimmer unbequem ist, wodurch natürlich die Garnitur des Hauses noch an Mannichfaltigkeit gewinnt. Während ich mit diesem ländlich sittlich beschäftigt war und das Auge bald hier bald dort beschäftigt wurde, verstrichen die Stunden wie im Umsehen, und Pompeji war erreicht, ich wußte nicht wie. Nun hieß es wandern auf den Gräbern der Vergangenheit, die hier lauter und vernehmlicher zu uns spricht wie aus irgendeinem Buche der Geschichte. Die alten Quadern ruhten noch so fest wie sie vor 2000 Jahren gerubt, wo sie eine ganz andere Bevölkerung getragen. Man sieht noch die Spuren der Räder, die sich hier eingedrückt, während jetzt kein Wagen hier mehr rollt. Still ist es in den Straßen, die aufgedeckten Häuser stehen öde, nur der einzelne Wächter, der Hüter des Orts, der den Fremden führt, wandelt hier auf und ab. Wir folgten seinen Schritten, während er die in jedem Reisebuch verzeichnete Runde mit uns machte, beim Hause des Diomedes begann und bei dem Forum und den Tempeln endete. Rom bietet größere Ruinen; aber es sind Schutthaufen, die dem Auge nichts mehr berichten, während hier in Pompeji das Einst als anschauliches Bild vor unsere Seele tritt. In Rom hat der Eifer der Christen die Tempel gestürzt und deren Säulen zu Kirchen zusammengetragen, hier dagegen hat kein blinder Wahn seinen Cultus dem der Vorwelt aufdringen dürfen, und unverdorben ist uns das Bild einer frühern Culturgeschichte erhalten geblieben. In Pompeji ersteht die Vergangenheit vor uns, während wir in Rom die Phantasie zu Hülfe nehmen müssen, um sie heraufzubeschwören.

Engländer und Amerikaner haben die Gewohnheit, mit dem rothgebundenen Murray in der Hand so schnell wie möglich zu sehen und so eilten wir denn von Straße zu Straße, von Gräbern zu Tempeln, von Theatern zu Läden, bis wir nach einem Marsche von den Stunden (einer Promenade, vor hinreichend ermüdete) Alles durchlaufen und das Ausgangsthor erreicht hatten, wo wir in einem kleinen Gasthof ein Frühstück einnahmen und den herrlichsten Lacrymae Christi tranken. Alle beweglichen Gegenstände sind von Pompeji nach Neapel gebracht und dem Museum einverleibt, sogar die Mosaikfußböden. Nur einige indiscrete Bilder hat man für den Wißbegierigen zurückgelassen, welche der Führer gegen eine besondere Vergütung den Herren, die sie zu sehen verlangen, zeigt und es sind wol nur Wenige, die ihm diesen Wunsch nicht aussprechen. Die schönsten dieser Kunstproducte sind indessen im Besitz des Königs, der Niemand gestattet, diese seine Privatgalerie zu sehen. Kein Geld öffnet diese Riegel.

Wie ein Traum war es mir, als ich den Wagen wieder bestieg und Pompeji nun hinter mir lag, das wiederzusehen ich nicht erwarten durfte. Viel zu flüchtig schien mir jetzt dieser Besuch und kaum haftend der Eindruck. Dennoch liefert auch ein solcher kurzer Ueberblick ein anschaulicheres Bild als alle Beschreibungen sie zu geben vermögen und besser verstehen werde ich jetzt, was ich darüber lese. Herculanum ist nicht ausgegraben, das Wenige, was unter dem Städtchen Resina davon zu sehen, muß man bei Fackelschein durchwandern und gewinnt wenig dabei, doch der Pflicht des Reisenden zu genügen stiegen auch wir in diese unterirdische Welt hinab, in der man schwarze Wände sieht und Grabesluft athmet.

Der nächste Morgen brachte uns endlich eine goldene Sonne und den Besuv unumwölkt, wir beschlossen also den günstigen Moment zu benutzen und ihn zu besteigen. Es war Sonntag und alle Welt im Festkleide. Die Straßen waren noch belebter als gewöhnlich und ausnahmsweise mehr mit wohlgekleideten Leuten gefüllt, welche zur Kirche gingen. Wir hatten denselben Weg bis Resina zurückzulegen, den wir auch gestern gefahren, nur daß die Sonne heute eine andere, neue war und uns darum frische Unterhaltung bot. Sowie wir an den Abhang des Bergs gelangten und langsam höher und höher stiegen, gewann auch die Aussicht. Bis an die Eremitage konnten wir den Wagen benutzen; hier aber begannen die Lavafelder, die seinen gebahnten Weg mehr gestatten und uns nöthigten, zu Pferden unsere Zuflucht zu nehmen. Das meinige war ein böswilliges Thier, welches seine Reiterin sogleich unbarmherzig in den Staub warf. Zum Glück war ich weiter nicht beschädigt. Ich wäre nun lieber gegangen, aber man gestattete mir es nicht und so that ich

denn, was ich nicht ändern konnte, beſtieg das gefährliche Thier ein zweites mal, ließ den Führer es leiten und gelangte glücklich bis an den letzten steilen Aufſchwung des Bergs, wo ſo wenig von Roß als von Wagen die Rede ſein kann und entweder die eigenen Füße oder ein Tragſtuhl zum Krater hinaufführen muß. Mir war der letztere beſtimmt und reſignirt fügte ich mich in den gebrechlichen, roh zuſammengefügten Seſſel und ließ mich auf den Schultern von vier Männern faſt perpendiculär dieſe Lavawand hinauftragen, wo bei jedem Schritte der Fuß zurückgleitet und ein Fehltritt mich in die unabſehbare Tiefe ſchleudern mußte. Nie habe ich eine ſo grauſenerregende Stunde zugebracht. Ich zitterte für mich, für meine Träger und meine beiden Reiſegefährten, welche das gleiche Schickſal theilten und ſo oft wir anhielten, wagte ich kaum zurückzuſchauen, aus Furcht, daß ein jäher Schwindel mich ergreife und hinabſtürze. Wie eine Laſt fiel es von meiner Bruſt, als endlich eine Fläche vor uns lag und ich meinen Sitz verlaſſen durfte. Alles eilte nun dem Rande des Kraters zu, in deſſen Mitte ſich ein kleiner Berg erhob, aus dem mit donnerndem Getöſe eine glühende Feuermaſſe ſtürzte und wie ein Strom in der Vertiefung zu unſern Füßen herabrollte. Der Anblick war ſchön, ſo groß, wie ich nie etwas geſehen! Die Wände, die den Krater umſchließen, waren mit Schwefel überzogen und ſchillerten im Sonnenglanze in den herrlichſten Farben, das Land außerhalb lag wie ein Paradies zu unſern Füßen, das blaue Meer glänzte wie ein Kryſtallſpiegel und eine mit Schnee bedeckte Gebirgskette trat hinter dem mit Feuer ſpielenden Krater wie ein Bild ſchöner Ruhe hervor. Während wir noch ſtanden und ſprachlos auf dies wunderbare Schauſpiel blickten, öffnete ſich plötzlich ein zweiter Krater, der mit dem größern nun wie im Takte ſpie, und als wir nun den Schlund in ſeiner ganzen Ausdehnung umgingen, wurden wir auch des dritten anſichtig, der aber mehr Rauch als Feuermaſſen entſandte. Der Boden unter unſern Füßen glühte; wohin wir traten, ſtiegen gelbe Schwefeldämpfe empor, die uns faſt zu erſticken drohten. Auf einem höhern Punkt des Randes lagerten wir endlich, ließen uns in der Glut des Kraters Eier ſieden und verzehrten, beſchienen von dem donnernd emporſteigenden Feuer, unſer Frühſtück. Der Zauber dieſer Scene läßt ſich nicht wiedergeben, träumend, wachend tritt er vor mein Auge und wird mir ſtets unvergeßlich bleiben. Was ich ſonſt Schönes auf der Erde geſehen, hält damit keinen Vergleich aus. Einem Ausbruch des Veſuv beiwohnen und „dann ſterben", das laſſe ich mir gefallen.

(Ein neuer Brief: Ein Zuſammentreffen mit König Ludwig von Baiern, in nächſter Nummer.)

Wiener Bilder.

Von Friedrich von Sauer.

VIII. Eine Nachlese über Volk, Geſellſchaft und Armee.

Eine ſorglos heitere Menge drängt ſich mit bienengleicher Geſchäftigkeit, aber dennoch behaglich, durch die engen Gaſſen nach allen Thoren zu hinaus ins Freie — Vergnügen iſt die immer wiederkehrende Loſung derſelben. Der Wiener liebt die Natur; nichts geht ihm über eine Landpartie, aber nichts iſt einfacher für ihn als das Arrangement einer ſolchen; denn er bedarf dazu eben nichts weiter als das Handkörbchen ſeiner Frau, welches bis zum Rande mit Kipfeln und andern Comeſtibles frugalſter Gattung (unter denen der Rettig nicht fehlen darf) angefüllt iſt. So rückt er mit Kind und Kegel aus und folgt unbedenklich der Einladung, welche der liebe Herrgott in Geſtalt des erſten beſten ſchattigen Baums an ihn richtet. Da werden die Kipfel und die Rettige ausgepackt und jeder Fremde, der miteſſen will, iſt willkommen; denn gerade Das gewährt dem Wiener die reinſte Freude, Andere an ſeinem Genuß theilnehmen zu laſſen.

Ebenſo rein und innig aber wie die Natur liebt er auch ſeine Vaterſtadt, und höher flammt ſein Auge bei dem Gedanken, Bürger der Hauptſtadt eines ſo mächtigen Reichs zu ſein. Ein Ausfluß dieſes Localpatriotismus iſt die gaſtfreundliche Dienſtfertigkeit, mit welcher er ſich beſtrebt, dem Fremden all das viele Schöne, was in ſeinem „Wean" zu ſehen ſei, zugänglich zu machen, ſodaß er in ſeiner gemüthlich-gefälligen Weiſe am liebſten überall ſelber mit hinlaufen möchte, damit nur ja der Fremde auch Alles im richtigen Glanze zu ſehen bekomme.

Wenn man Paris die Stadt des Witzes, Berlin die der Intelligenz heißen will, dann muß Wien die Stadt des Gemüths genannt werden. Selbſt in ihrer Frömmigkeit ſpricht ſich dies aus; ſie trägt nicht den Charakter finſtern Inſichhineingebens, ſondern vielmehr das Gepräge ruhiger Heiterkeit. Das große Wort Joſeph's II.: „Toleranz", klingt noch heute in allen Herzen des wiener Volks wider — gewiſſe neue Verhältniſſe

haben in den Herzen des wiener Volks keine Wurzel geschlagen.

Das ist ein harmloses Sichtreibenlassen auf der Woge des Augenblicks, ein echter, frischer Humor, der keine Gelegenheit vorüberläßt, wo's etwas zu lachen gibt, und wer ein solches wiener Gemüth lachen hört, den reißt's mit sich fort; er muß aus vollem Halse mitlachen und wenn er sich auch immerhin sagt, daß er daheim im Theater demselben Witz mit sittlicher Entrüstung gezischt haben würde.

Eine einzige Classe von Menschen nur findet sich im Weichbilde von Wien — es muß eine Spielart der Race sein —, bei denen von Gemüth gar nichts zu spüren ist; das sind die Fiaker! Grobheit, Unverschämtheit und Streitsucht sind die Urstoffe, aus denen die Natur sie bildete; ihr Herz ist verhärtet im Drang nach schnödem Mammon und starkem Bier. Was sonst eine Macht hat in der Welt (die wiener Polizei zum Exempel), das erlahmt an dem Versuche, die Fiaker zu bändigen, und in Bezug auf sie ist mit der Revolution noch nicht gebrochen worden. Die Constitution, welche man ihnen octroyiren wollte — die Taxe —, wiesen sie hohnlachend zurück. Sie regieren sich nach eigenen Gesetzen, d. h. sie fahren nach eigener Taxe, welche je nach den Conjuncturen derartig normirt ist, daß Fremde wie Einheimische ganz abscheulich geprellt werden; auch sieht man nie Jemanden aussteigen, dem nicht nach einem lebhaften Wortwechsel über die Bezahlung die heftigsten Verwünschungen des Kutschers mit auf den Weg gegeben würden.

Eine ganz absonderliche Kaste der Bevölkerung bilden die Fratschelweiber. Da ist das höchste Quantum mündlicher Preßfreiheit, welches irgendein contrat social zulassen mag. Man kann nervenschwach werden, wenn man ihnen nur eine Viertelstunde zuhört. Es ist, als ob ein perennirender Zungenkrampf sie peinigte, als ob ihr Mundwerk auch nicht einen Augenblick feiern dürfe und finden sich momentan keine Käufer, so nützen sie die Muße, die Umstehenden anzufeinden, daß diese nicht ihre Zeit nützlich anwenden, um ihnen etwas abzukaufen, sondern statt dessen Maulaffen feil haben. Dank ihrem Dialekt versteht der Fremde das Wenigste davon, sonst würde er ihnen eine ganze Kette von Injurienprocessen an den Hals hängen können.

Wissenschaftlich-gesellige Kreise, wie Berlin deren in so großer Zahl bietet, findet man in Wien nur wenig — Wien ist eben nicht die „Stadt der Intelligenz". Auch der in den höhern Schichten der berliner Gesellschaft eingeführte Brauch, durch Hinzuziehung wissenschaftlicher und künstlerischer Notabilitäten sich geistig zu beleben und der geselligen Vereinigung einen frischern Reiz zu verleihen, ist der wiener Aristokratie noch fremd geblieben, wenngleich sie durch ihren gewaltigen Reichthum gerade zu einer solchen Mäcenschaft berufen scheinen sollte. Ein Theil derselben freilich hat diesem Beruf in anderer Weise seit Jahrhunderten schon durch Anlegen unschätzbarer Kunstsammlungen in anerkennenswerthester Weise Rechnung getragen.

Während der heißen Jahreszeit ist von der Aristokratie in Wien nichts zu spüren; da ist sie zur Villeggiatura auf ihre Landsitze geeilt und die verödeten Paläste blinzeln uns mit halbgeschlossenen Augen träge und hundstagsmüde an. Kaum aber hat die Wintersaison begonnen, so öffnen sich die Gardinen und der blendende Lichterglanz, welcher von der langen Fensterfronte herniederstrahlt, wie die unabsehbare Wagenreihe, welche dem Portale zurollt, verkünden den Empfangsabend. Unglaublich groß ist die Zahl der Bälle, welche während des Winters die höhere Gesellschaft von Wien vereinigen, denn der Liechtensteiner, Esterházys, Kolowrats, Schwarzenberge und Andere, die den Glanz ihrer alten Häuser durch Repräsentation dieser Art aufrechtzuhalten haben, sind so viele, daß kaum ein Abend unbelegt bleibt. Der junge Kaiser pflegt diese Feste mit seiner Gegenwart zu beehren; während er bei den officiellen Empfängen in der kaiserlichen Burg nicht tanzt, sondern sich nur der Gesellschaft und Denjenigen widmet, an welche er bei seinen Rundgängen das Wort richtet, pflegt er dort sich gewissermaßen als Privatmann zu betrachten und sich darum der Lust des Tanzes in ungebundenster Weise hinzugeben. Ebenso gewandter als passionirter Tänzer, läßt er seinen Tanz aus und fährt selten anders als in der Morgenfrühe nach berauschtem Cotillon zurück; wenige Stunden später aber sieht man ihn bereits wieder am Arbeitstisch beschäftigt.

Fremdhaft ist der Anblick dieser Paläste, wenn sie zu einem solchen Feste meublirt sind. Fast überall ist es der Rococostil, dem wir begegnen und der auch mit seinen doppelten Galerien und reichem Schnörkelwerk und mit all der schwerfälligen und überladenen Pracht recht zu dem Wesen der österreichischen Aristokratie zu passen scheint. Ein wahres Meer von Licht, welches unzähligen Kerzen entströmt, hebt auch die geringsten

architektonischen Verzierungen glänzend heraus und steigert den Eindruck des Ganzen weit über Alles, was uns von ähnlichen Festen im Hôtel de Ville oder Luxembourg zu Paris geboten wird.

Es ist nicht ganz leicht, in diese Zirkel eingeführt zu werden; die Gesellschaft gilt für exclusiv; auch ist es durchaus nicht Sitte, Fremde als solche mit jener Zuvorkommenheit aufzunehmen, welche den Besuch anderer Residenzen so anziehend macht. Die Gesellschaft bleibt sich deshalb in dem einmal um sie gezogenen Kreise unablässig immer und kann so bei dem geflissentlichen Abweisen alles Fremden und von außen her ihr Zugetragenen den Charakter der Einseitigkeit nicht verleugnen. Bei Einigen mag diese Exclusivität ihren Grund in wirklichem Stolze haben, der sich gegen das Fremde absperren zu müssen glaubt, weil er es nicht für ebenbürtig hält; bei Andern mag es der Ausfluß einer Art suffisanter Selbstgenügsamkeit sein, bei noch Andern nur aus Indolenz oder Bequemlichkeit entspringen, welche sich vor neuen Bekanntschaften scheut und lieber gesenkten Hauptes in dem einmal getretenen Gleise fortrottet. Zeigt sich doch dieselbe Bequemlichkeit auch in der Unterhaltung; es gehört gar nicht zum bon ton, Alles zu wissen und über Alles entsprechen zu können; ja die Sphäre, in welcher die Conversation sich bewegt, ist zuweilen so — wir sprechen im Ton einer vornehmen Wienerin — „infipide", daß es für den Fremden schwer wird, sich hineinzufinden.

Wer es aber gelang, die Eisrinde zu brechen, wer einmal in der Gesellschaft aufgenommen ist, der begegnet dort auch all der Herzlichkeit und Gemüthlichkeit, welche den Charakter des wiener Volks bezeichnet, und findet sich bald heimisch wie in einer Familie.

Als Offizier muß ich von meinen Kameraden sprechen.

Einen wesentlichen Bestandtheil der Gesellschaft bilden die Offiziere. Durch ihre blendend weißen, knapp anliegenden Uniformen sind sie ebenso wol eine Zierde als durch ihr elegantes Tanzen ein Bedürfniß derselben. Wie der Charakter der östreichischen Armee ein deutscher ist — denn die Armeesprache ist deutsch und der Offizier, welcher Nationalität er auch angehören möge, muß den Fahneneid in deutscher Sprache ablegen —, so prägen auch die Offiziere derselben schnell eine herzliche Kameradschaft für die Offiziere anderer deutscher Heere, mit denen sie durch gleiche Ideen von Ehre und Pflicht, durch gleiche ritterliche Gesinnung und gleiche Treue für ihren Fürsten sich verbunden fühlen.

Was ich von östreichischen Truppen zu sehen Gelegenheit hatte, hat mir immer den Eindruck einer Armee gemacht, welche nicht fragt: „Wie stark ist der Feind?" sondern nur: „Wo steht der Feind?" Das preußische Auge allerdings, welches von seiner Heimat her gewöhnt ist, soviel jugendliche Gestalten in Uniform zu erblicken, ist im Anfang verwundert, hier nur bärtige, ja graue Soldatenköpfe zu erblicken. Die Ajustirung ist mit Ausnahme der wenig kleidsamen Kopfbedeckung zweckmäßig und einfach; die Bequemlichkeit ist nirgends der bloßen Zierlichkeit zum Opfer gebracht und das einzige Prächtige ist der dauerhafte Stoff. Dem innern Wesen der Armee fühlt man es auf der Stelle an, daß sie nicht durch einen langen Frieden, welcher den militärischen Geist in Formenbanden gefesselt hält, erdrückt worden ist. Der junge Kaiser ist die Seele der Armee; er ist der erste Soldat des Reichs und hat alle Exercitien vom Gemeinen bis zum General durchgemacht und jeder Soldat weiß von ihm, wie er nicht gezaudert hat, von seinem jugendlichen Heldenmuth sich in den Kugelregen tragen zu lassen.

Drei Jahrhunderte großer Traditionen hat die kaiserliche Armee hinter sich liegen: von dem Sporengefecht von Guinegate bis zu Haynau's Schlacht bei Temesvár ist sie auf den Schwingen kriegerischer Begeisterung getragen worden. Wenn sie sich nun unüberwindlich dünkt, wer möchte ihr dies verargen? War's doch die Armee allein, welche die in ihren Grundfesten erzitternde Monarchie zu halten vermochte. Was aber ein Heer Ungeheures leisten kann im Ertragen von Entbehrungen und Strapazen aller Art wie in Aufopferung, das hat uns das östreichische in Italien gelehrt.

Die Mannszucht wird streng gehandhabt. Allerdings wird dabei nicht, wie in der preußischen Armee, ausschließlich auf das Ehrgefühl gewirkt, sondern der Stock ist der hauptsächlichste nervus rerum. „Uns're Leut' müssen viel aufg'wicht bekommen", sagen die Offiziere, „sonst pariren's nit!" Bei den slawischen und ruthenischen Elementen mag wol das Ehrgefühl mit einer Hornhaut überzogen sein.

Die östreichische Cavalerie hat einen europäischen Ruf; aber außer Rußland und der Türkei hat auch kein Land Europas ein so vortreffliches Material für Cavalerie, als es Oestreich in seinen

Jazygen und Kumanieru, in seinen ungarischen und polnischen Steppenreitern findet. Von großem Vortheil für die Ausbildung der Reiterei zeigt sich das Zerstreutsein derselben in weit entfernt liegende Cantonnirungsquartiere; es führt dies eine immerwährende Marschgewöhnung im Gefolge und gibt dem Offizier frühzeitig Gelegenheit, selbständig zu sein. Jeder Besuch nöthigt ihn, meilenweit zu reiten; der Rückweg in der Nacht übe ihn darin, sich zu orientiren und das Auge im Finstern zu stärken.

Die Infanterie wird mit ihrer Schußwaffe gerade nichts Außerordentliches leisten; die Kammerbüchsen sind schwer zu hantiren und haben keine besondere Treffsähigkeit; aber aus dem Auge jedes Infanteristen leuchtet die Gewißheit, daß die Spitze seines Bayonnets nicht ruhen werde, bis sie das Ziel, auf welches sie einmal gerichtet gewesen, irgendwie gefunden.

Anregungen.

Die Freiheit der Gewissen.

Da in so vielen Ländern die Freunde der Finsterniß gemeinschaftliche Sache in Unterdrückung der Gewissensfreiheit machen, so ist es gut, wenn ihnen gegenüber sich eine Verbindung von Männern bildet, die ebenso einträchtig den Gewissensdruck bekämpfen und für religiöse Freiheit in die Schranken treten.

Diese Verbindung wächst von Tag zu Tag und auch im Ausland haben sich zu unsern Unsern, Hain und Schwarz ehrenwerthe Streiter gesellt. Den Sophismen gegenüber, welche man anwendet, um eine Sache, die selbst Montalembert mit seiner Devise „Nur Freiheit!“ ablehnt, und helle Licht zu stellen, kann die gerade und offene Sprache eines Laboulaye und Jules Simon — denn diese beiden Franzosen meinen wir hier — überzeugungskräftig entgegen und wirkt entschieden vernichtend.

Eduard Laboulaye, Professor am Collège de France und Mitglied des Kaiserlichen Instituts, ein geistreicher und gründlich gebildeter Rechtsgelehrter und Geschichtsforscher, ist durch die von Stahl gegen Unsern's „Zeichen der Zeit“ erlassene Kriegserklärung angeregt worden, in dem „Journal des debats“ (in fünf Artikeln vom 9. März, 3. April, 15. Mai, 18. Juli und 8. August 1856) seine Stimme über die Frage der Gewissensfreiheit abzugeben, und wir müssen es dem deutschen Uebersetzer dieser fünf Artikel Laboulaye's, dem tübinger Professor L. A. Warnkönig, Dank wissen, daß er in einer gelungenen Uebertragung auch das größere deutsche Publicum mit ihnen bekannt gemacht („Eine Stimme des Auslandes über religiöse Freiheit. Urtheil des französischen Rechtsgelehrten und Historikers Eduard Laboulaye über Unsern's »Die Zeichen der Zeit« und dessen Bekämpfer Stahl. Deutsch bearbeitet von Leopold August Warnkönig“. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1857).

Als Historiker und Rechtsgelehrter setzt Laboulaye den Kampf gegen kirchlichen Absolutismus und Liberalismus als nothwendig aus den beiden entgegengesetzten Principien des Katholicismus und Protestantismus folgend und durch alle Jahrhunderte hindurchgehend auf. Ein Blick auf das 16. Buch des „Codex Theodosianus“ zeigt schon, daß die Kirche von dem Tage an, wo sie zur Herrschaft gelangte, sich auf die weltliche Macht stützte, um jeden Widerspruch zu ersticken. Der heilige Augustinus klagte in seinen „Retractationes“ sich selbst an, daß er früher gesagt habe, er liebe es nicht, wenn die weltliche Gewalt durch Zwangsmittel die Abtrünnigen in den Schoos der Kirche zurückführe, und hält es für gerecht, daß Die, welche die Seelen verderben und einem Tod betreten, mit leiblichem Tode dafür büßen. So wurde es eine bleibende Lehre der Kirche, die Ketzerei mit Gewalt auszurotten, wenn sie nicht durch Milde sich bekehren ließe. Dieser Grundsatz galt zur Zeit Konstantin's und gilt noch heute.

Laboulaye bringt hierfür aus dem reichen Schatze seines Wissens viel historisches Material, namentlich aus der Geschichte Frankreichs, bei, um endlich nach der Darlegung der geschichtlichen Entwicklung polemisch gegen Stahl aufzutreten. Er deckt die Halbheiten und Inconsequenzen der Sophistik auf und vertheidigt die gute Sache Unsern's. „Durch was will Herr Stahl den revolutionären Irrthum erzeugen, welchen Herr von Radowitz im Jahre 1848 vor dem Frankfurter Parlamente als eine christliche Wahrheit, als das Palladium der Religion vertheidigte? Durch Das, was man in Deutschland die Theorie des christlichen Staats nennt? Der christliche Staat ist aber nichts Anderes als die Einigung der zwei Gewalten des Staats und der Kirche, die Erfindung eines neuen Namens für eine alte Sache.“ Einen Vorgänger in England hatte Stahl an Gladstone, der, von den Ideen der orforder Schule durchdrungen, schon vor zwanzig Jahren ein Werk über die Verhältnisse der Kirche zum Staate herausgab, welches Aufsehen erregte. Er lehrte die Ansicht, die Stahl heute vertheidigt. Sich das Ansehen geben, von allen religiösen Verfolgungen frei zu bleiben, vindicirte er doch den weltlichen Fürsten das Recht, alle ihnen geeignet scheinenden Mittel zur Austheilung des von ihnen für göttliche Offenbarung anerkannten Glaubens anzuwenden. Gladstone's Ansicht erfuhr von Macaulay eine vernichtende Kritik und durch diese wird auch Stahl mit getroffen. Inquisition und Scheiterhaufen sind nach Macaulay die wahre Consequenz, sobald man einmal Verbreitung der religiösen Wahrheit mit dem Gutpfel einer Regierung suchet und es der Lehrer zur Pflicht macht, zu diesem Behufe ihre Ver-

faſſungsmäßiger Gewalt auszuüben. Denn Feuertod ſei doch das — wirkſamſte Mittel gegen Ketzer. Warum ſollte aber eine Regierung, wenn man ihr einmal das Recht einräumt und es ihr zur Pflicht macht, ihre Unterthanen vor dem Schaden der Ketzerei zu behüten, nicht lieber gleich die wirkſamſten Mittel anwenden als unnütze Quälerei?

Laboulaye faßt mit Macaulay den Grundirrthum des kirchlichen Abſolutismus an der Wurzel an. Dieſer Grundirrthum beſteht eben in jener Lehre, deren letzte Conſequenz die Scheiterhaufen ſind, daß der Staat den Beruf habe, eine beſtimmte Religion auszubreiten und zur herrſchenden zu machen, die ſogenannte Rechtgläubigkeit der ſogenannten Ketzerei gegenüber zu bevorzugen. Laboulaye brauchte kaum noch nachzuweiſen — wir Alle wiſſen es, wie raſch und tief die Völker ſinken, über welchen geiſtlicher Abſolutismus ſein Scepter ſchwingt. „Was den Menſchen groß macht in Sachen der Religion wie der Politik iſt nicht der Sieg, ſondern der Kampf.“

Jules Simon in ſeinem Buche über „die Gewiſſensfreiheit“ [„La liberté de conscience. Par *Jules Simon.*“ Paris, Hachette & Comp., 1857] ſagt ähnlich wie Laboulaye: „Die Herrſchaft der Staatsreligionen iſt mit der Gewiſſensfreiheit wie mit allen andern Freiheiten nicht verträglich.“ Doch während Laboulaye die Trennung der Kirche vom Staate fordert, meint Jules Simon, die abſolute Trennung ſei nur in einem vollſtändig freien Staate wünſchenswerth und möglich. Wohl zu beherzigen ſind Jules Simon's Worte: „Niemand kann die Gewiſſensfreiheit in einem Andern verletzen, ohne ſicher zu ſein, daß er die vollſtändige und abſolute Wahrheit beſitzt: Niemand aber kann ſicher ſein, die vollſtändige und abſolute Wahrheit ſowie die abſolut wahre Auslegung der abſoluten Wahrheit zu beſitzen. Selbſt wenn man dieſe Gewißheit hätte, müßte man die Wahrheit darlegen, nicht aufzwingen. Die Wahrheit bedarf nicht der Gewalt, um ſich Bahn zu brechen.“

Alle dieſe Betrachtungen drängen ſich in ihrer folgenſchwerſten Wichtigkeit auf, wenn man an dem gehemmten Zeitgeiſte Ausbrüche erlebt wie die in ihrer Form immerhin beklagenswerthen Vorfälle in Belgien.

Leopold Schefer.

Die neuere Richtung dieſes Dichters, die ſich dem Orient und ſeiner Tiefſinnigkeit zugewandt, iſt ohne beſondern Anklang geblieben.

Umſomehr iſt ihm zu wünſchen, daß ſeine vor zwanzig und dreißig Jahren ſehr gefeierten neueren Novellen noch einmal Freunde gewinnen auf Veranlaſſung einer Geſammtausgabe der Werke des betagten Autors (Berlin, Veit, 1857).

Trotz ihrer Seltſamkeit und phantaſtiſchen Erfindungen enthalten die meiſten dieſer ſiebenzig Novellen einen größern Kern realer Wahrheit als die Jean Paul's; ſie kämpfen nicht beſtändig mit Schatten, mit Ich und Nicht-Ich wie die Helden des „Titan“. Dafür entbehren ſie freilich auch ihrer Vertiefung, ihrer Erhabenheit. Leopold Schefer iſt ein muſikaliſches Talent, das über gegebene Themata Empfindungen und Entzückungen variirt. Sein Schaffen und Weben iſt wie ein klingendes, ſingendes Meer. Wie alle wahrhaftigen Poeten, ſucht er ethiſche Conflicte und Innerlichkeiten darzuſtellen und begnügt ſich, auf vielverſchlungenen Wegen des Zufalls ſeine Geſtalten zu einem endlichen Glück zu führen, das nicht als Frucht ihrer Kämpfe und Mühen erwuchs. Ein Zug kindlichen Glaubens, wie in den arabiſchen Märchern, ſich zu lieben, verbindet ſich bei ihm mit einem oft recht ſcharfen und muſterirenden Verſtande.

Im Uebrigen iſt aber auch Schefer ein Beiſpiel, wie übermäßiger Subjectivismus den wechſelnden Moden gegenüber einen bedenklichen Stand hat.

M. Solitaire.

Seit einiger Zeit erſcheinen Erzählungen von dieſem Verfaſſer, die beſprochen werden. Iſt der Name neu? Wir erinnern uns, daß ein Sohn des in den dreißiger Jahren genannten Doktrath Nürnberger in Goran als Schriftſteller ſich dieſen oder einen ähnlichen Namen gab.

In „Trauter Herd und fremde Wege“ (Leipzig, Matthes, 1857) haben wir düſtere Waldungen, über der ſtürmenden See einen einſamen Leuchtthurm, eine blitzzerſchmetterte Kapelle auf grauem Geſtein, wilde Geſellen umher, Piraten, Sklavenſchiffer — kurz, einen förmlichen Salvator Roſa.

Wie Salvator Roſa ſeine Felſen zu wunderlichen Rieſenköpfen und Drachen zuſammenballt, ſo Solitaire ſeine — Menſchen „in des Worts verwegenſter Bedeutung“. Dieſen Darſtellungen iſt eine große, zuweilen ſogar bedeutſame Kraft nicht abzuſprechen, aber es bleiben phantaſtiſche Märchen ohne jede denkbare Durchdringung. Aus ihrem wüſten Durcheinanderwogen, ihrem Höllengelächter, ihren Engelthränen erhebt ſich nicht frei und groß ein ringendes, kämpfendes Menſchenherz, ſeine tragiſche Schuld, ſeine Sühnung. Das Meer ſchwemmt das Böſe heran an die friedliche Küſte, das Meer ſchwemmt es wieder fort. Ein unabänderliches Schickſal ſpielt mit uns, deſſen Bote und Vollſtrecker bald der Wind iſt, bald das Roß, das uns wider Willen zu unerwünſchtem Ziele reißt. So die Welt betrachten, heißt beinahe verzweifeln, und der Humor des Verfaſſers iſt denn auch jene tolle Luſtigkeit, welche uns den Bildern des Todtentanzes zu Baſel uns entſchaut, gerade ſo wild und verzerrt, aber allerdings auch oft ebenſo gewaltig und in der That erſchütternd.

Für die Schillerſtiftung gingen ein: 1 Thlr. von Frau Schl. geb. Domi in Dresden für ein Exemplar des „Jahrbuch“; — 1 Thlr. desgleichen für ein Exemplar von Schillercomm. Stein oder in Wismar. — 1 Thlr. desgleichen von Hieronymus Horm (ſämmtlich Vorausbezahlung in Wien.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 40.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Die stille Insel.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung aus Nr. 39.)

Das Alles geschah in solcher Eile, daß Niemand sich von seiner Ueberraschung erholen und den Eindringling zurechtweisen konnte; Wilhelm verlor zuerst die Ruhe und frug mit auffahrendem Tone, was er hier wolle.

„Ich bin gekommen", antwortete der Fremde, „um gerade Sie aufzusuchen, Herr König. Die Minuten sind gezählt, also unterbrechen Sie mich nicht! Wollen Sie mir vertrauen und mir folgen, oder ziehen Sie es vor, in Zeit von einer Viertelstunde als Gefangener in Dobeln einzuziehen?"

Diese ruhig gesprochenen Worte verfehlten nicht ihre Wirkung auf die beiden jungen Männer, die, überzeugt, daß sie entdeckt waren, hier einen so unerwarteten Freund fanden. Mit ängstlicher Spannung harrte Elisabeth der Dinge, die kommen sollten, aber auch für diese wußte der Fremde ein Wort der Beruhigung, indem er ihr sagte: „Fürchtet Euch nicht, Jungfer; der Schein ist oft gegen den Menschen und da ist es besser, auf eine Weilung abzutreten. Ihr werdet Euern Verlobten bald wiedersehen oder wenigstens hören, daß es ihm gut geht. Und nun fort, Herr König, wenn Ihr Euch für mich entschieden habt!"

Wilhelm war schnell entschlossen, zu folgen und es ängstigte ihn nur, den Freund hier allein lassen zu müssen; eine kurze Unterredung zwischen den drei jungen Männern genügte, um auch Richard zum Mitgehen zu bewegen. Der Alte war vollkommen außer Fassung, als er auch den Sohn sich zur Flucht anschicken sah aus Ursachen, die weder er noch Elisabeth kannten und die zu erklären jetzt am wenigsten Zeit war. Es war ein Moment tiefster Rührung über diese Menschen gekommen, den der Fremde auf jede Weise abzukürzen versuchte. Fast gewaltsam mußte er die beiden Liebenden trennen, indem er nochmals Vater und Tochter versicherte, sie sollten bald die besten Nachrichten von den Flüchtigen erhalten.

An dem andern Ufer hielt ein Wagen. Elisabeth sah, wie die drei Männer einstiegen und fort ging es im schnellsten Laufe. Nur einen Moment noch hatte sie den Ausbruch ihres Schmerzes zu bekämpfen, dann preßte sie fest die Hand gegen das Herz, als wollte sie mit Gewalt das stürmische Schlagen desselben mindern; leise sprach sie vor sich hin wie zur Selbstberuhigung: „Es muß sein!" und scheinbar ruhig trat sie mit Trostesgründen vor den Vater, der wie vernichtet in seinen Lehnstuhl gesunken war. „Was mag geschehen sein?" frug dieser.

Jeder Schmerz hat Spannungen und Aufregungen in seinem Gefolge, die neben den geistlichen und geistigen Trostgedanken dem ergriffenen Herzen eine andere Thätigkeit der Gefühle anweisen. So verwandelte sich auch bald den Verlassenen auf der Insel das Gefühl des Schmerzes in ein herzliches Dankgebet für die Rettung der Beiden, als Gerichtspersonen nach Wilhelm zu suchen kamen. In einem schnellen Verhöre gestand der

alte Bremer das Verhältniß, in welches Wilhelm mit seiner Einwilligung zu Elisabeth getreten war. Die Richter überzeugten sich auch leicht, daß er vollständig unschuldig an dem Vergehen sei, dessen man König angeklagt, und verließen unmuthig über ihre verfehlte Absicht bald wieder die Insel.

Hans Jürge war nach seinem Entweichen in Leipzig wieder ergriffen und nach Döbeln zurücktransportirt worden; seine Aussagen gegen Wilhelm hätten an und für sich keinen Verdacht gegen diesen aufkommen lassen, wenn nicht die Berichte des Wärters und der Wächter sie bestätigt hätten. Dazu kam die Anklage eines Fremden, der, als er an der Wirthstafel in Döbeln von der Geschichte hörte, sehr ausführlich über Wilhelm's Treiben in Leipzig und von seiner Bekanntschaft mit Richard Auskunft geben konnte.

Während Elisabeth für die Rettung des Geliebten mit der ganzen Innigkeit einer liebenden Seele betete und dann wieder aus Arndt's „Paradiesgärtlein" nichts herauslesen konnte als den Namen des Geliebten, hatten die Fliehenden die Straße nach Leipzig verlassen und fuhren auf Feldwegen, wie es ihnen schien die Kreuz und die Quer dahin. Auf alle Fragen hatte der Begleiter nur abweichend geantwortet und erst als der junge Morgen tagte, gestand er ihnen, daß sie auf dem Wege nach Dresden wären.

„Und was soll dort aus uns werden?" frug Wilhelm, der nun endlich Aufklärung über all das Geheimnißvolle wünschte, welches den Fremden umgab. Statt aller Antwort aber ließ dieser den Kutscher von der kaum betretenen Hauptstraße abweichen und befahl ihm, gerade auf ein einsames Haus zu fahren, das er ihm mit dem Finger bezeichnete. Es mußte ein gut besuchter Krug sein, denn lustige Musik tönte von dort her, begleitet von wildem Männergesange. Unter der Hausthür stand ein älterer Mann, wie es schien in Erwartung des Wagens; Wilhelm glaubte trotz der Entfernung den Mann zu erkennen und je näher sie kamen, um so sicherer wurde er in seiner Vermuthung, und als jener endlich den Fremden mit der Frage empfing: „Nun, mein Herr Hauptmann, ist's gelungen?" blieb ihm kein Zweifel mehr, daß er in die Hände sächsischer Werber gefallen sei.

„Statt eines bringe ich zwei, Hölemann", sagte der Hauptmann, indem er ausstieg und die beiden jungen Männer aufforderte, mit ihm zu gehen. Der alte Corporal sah mit vergnügtem Lachen diese schönen Gestalten seinem jungen Hauptmann folgen, in seinem Geiste sah er sie schon in die Compagnie eingestellt und gut dressirt.

„Ihr werdet nicht schlecht aussehen in euern rothen Röcken mit den gelben Supraweſten und wachsen werden die Kerls auch noch, wenn sie erst zu Mannschaften gemacht sind", philosophirte er vor sich hin und pfiff vor Freuden den Grenadiermarsch in Gedanken.

Während dieser Zeit traten die Angekommenen in ein abgelegenes Zimmer; der Hauptmann warf Hut und Mantel ab und sprach im Tone größter Freundlichkeit zu den Flüchtigen: „Bis hierher seid ihr mir mit Vertrauen gefolgt, es steht euch jetzt frei, hin zu gehen wohin ihr wollt, denn ich kenne des Königs Befehle, welche jede unfreiwillige Werbung verbieten. Ich bin Christoph Friedrich von Flemming und führe eine Compagnie bei des Königs und Kurfürsten Leibgrenadiergarde. Wollt ihr mir vertrauen und mir folgen, schützt euch mein Einfluß und der rothe Rock vor jeder Verfolgung."

Flemming schien einen Augenblick lang den Eindruck zu beobachten, den seine Worte auf Wilhelm und Richard machten, und als Beide schwiegen, fuhr er fort: „Ich kann euch Ehre versprechen und Beförderung; wenn ihr so seid, wie ihr scheint, kann es euch nicht fehlen; ein Bataillon von uns steht in Mähren und auch wir werden nicht lange unthätig bleiben in Dresden, wenn der junge König von Preußen so fortfährt, wie er begonnen hat."

Allerdings waren die Beispiele eines schnellen Avancements damals durchaus nicht ungewöhnlich und wenn auch zunächst immer der Adel berücksichtigt wurde, so waren doch auch Bürgerliche im Heere zu hohen Stellen gelangt. Lockend war besonders die Aussicht auf das frische freie Leben im Kriege und namentlich Wilhelm, der gern die gemeine Mittelstraße vermied und unter dem Eindruck des Augenblicks die Consequenzen seines Schritts übersah, war schnell bereit, den Aufforderungen des Herrn von Flemming zu folgen. Erst das bedenkliche Gesicht Richard's machte ihn stutzen. Für diesen freilich waren die Aussichten minder glänzend, er mochte sich selbst betrügen soviel er wollte. Ehe er in das Regiment trat, mußte er sich ehrlich machen lassen und dadurch war die Trennung von seinem Vater ausgesprochen; außerdem fühlte er zu gut, daß der Makel, den das Vorurtheil der Menschen seiner Stellung aufdrückte, nicht verschwände durch irgendeine Ceremonie und dazu sollte er noch die Freiheit aufgeben. Auf seiner

Inſel war er unumſchränkt, ſeine beſondere Stellung ſelbſt war ihm nachgerade zur Gewohnheit und faſt lieb geworden.

Flemming errieth, was in den Seelen der Freunde vorging; ihm war es zu ſehr darum zu thun, die großen, ſtattlichen Männer für ſeine Compagnie zu gewinnen, als daß er nicht alle Einwürfe für unweſentlich hätte anſehen ſollen, und ſo glaubte er Richard mit dem Verſprechen beruhigen zu dürfen, daß von ſeiner frühern Stellung niemals die Rede ſein würde. „Wie lange wird es dauern," ſetzte er hinzu, „ſo folgen auch wir dem erſten Bataillon ins Feld und dort wird ſich für Euch Gelegenheit bieten zur Auszeichnung. Aus Döbeln und der Umgegend iſt jetzt Niemand im Regimente, wer ſollte Euch alſo erkennen? Zuletzt gab der junge Hauptmann ſein Verſprechen, alle Verantwortung auf ſich zu nehmen und Wilhelm und Richard, denen ohnehin alle andern Wege, ihrer Lage zu entkommen, abgeſchnitten waren, verbanden ſich endlich durch Handſchlag zu Soldaten.

Die Geſellſchaft, in die ſie nun eintraten, behagte ihnen freilich nicht; es waren rohe Burſche, die theils freiwillig ſich hatten werben laſſen, Leute, die nach dem damaligen Volksſprichworte nicht Vater und Mutter hatten folgen wollen und nun dem Kalbfell folgen mußten, oder ſie waren ſogar den Werbern von den Magiſtraten und den Rittergutsbeſitzern als nichtsnutzige faule Burſche gleichſam zur Beſſerung übergeben worden. Unter ſtrenger Aufſicht waren ſie hierhergeführt, bis die andern Werber zurückgekommen ſein würden, und verbrachten nun ihre freie Zeit mit Niemchenſtechen und Scheffelſpiel, bis Einer oder der Andere den letzten Groſchen ſeines Handgelds in dieſen [illegible] nahm beliebten Hazardſpielen verloren hatte.

Wilhelm und Richard hielten ſich von dieſen wilden Geſellen fern und ſchloſſen ſich an den Corporal an, der ihnen von Polen und Krakau erzählte, von den hitzigen Gefechten mit den Conföderirten und der Belagerung von Danzig. Er ſorgte auch für die richtige Beſtellung eines Briefs nach der ſtillen Inſel, verſchwieg aber meiſtlich trotz aller Fragen den Zuſammenhang zwiſchen dem erſten Begegnen in Leipzig und dem Beſuch des Herrn von Flemming in dem grauen Haus. Und doch war er es mit ſeinen Genoſſen geweſen, die dem jungen Mann unbemerkt gefolgt waren, ſeinen Schreck bei der Nachricht von dem Verſchwinden des Lahmen bemerkt und durch Fragen gerade genug herausbekommen hatten, um hier die Möglichkeit eines Fangs für das Regiment zu vermuthen. Der Corporal war es geweſen, der, während ſein Hauptmann zur Inſel eilte, in Döbeln den Verdacht gegen Wilhelm beſtärkte. Daß der Streich ihm ſo gut gelungen war, erfüllte ihn mit innigem Behagen; es war eben ein Soldatenſtreich, eine militäriſch authentiſche Interpretation der kurfürſtlichen Verordnung über die freiwillige Werbung.

Einige Tage nachher rückte das letzte Werbecommando ein und der Marſch wurde nun nach Dresden fortgeſetzt. Wie ſich gebildete Menſchen immer ſchneller in das Unvermeidliche fügen, ſo ertrugen auch Wilhelm und Richard mit demſelben Langmuthe die Beſchwerden des Marſches, mit welchem ſie ſich ſpäter dem Dienſte und den Beſchränkungen ihrer Stellung unterwarfen. Die Ausſicht auf eine baldige Veränderung ihrer Lage gab ihnen immer neuen Muth, während ſie überdies von Offizieren und Unteroffizieren vor den Andern ausgezeichnet wurden. Sie hatten eine Capitulation auf zwei Jahre abgeſchloſſen; war dieſe vorüber, ſo wollten ſie um ihren Abſchied bitten; während der Zeit, hofften ſie, würde die Geſchichte mit dem Lahmen vergeſſen ſein und dachten ſich nach der Lauſitz zurückzuziehen oder im Deſſauiſchen ſich anzuſiedeln, Vater und Eliſabeth nachkommen zu laſſen und ungeſtört glücklich zu ſein. Die Ausſicht auf dieſe Vereinigung half den Freunden über manche Mißſtimmung hinweg und hielt auch die zurückgebliebenen Bewohner der ſtillen Inſel aufrecht.

Die erſte Enttäuſchung wurde ihnen durch den am 11. Juni 1742 zu Breslau geſchloſſenen Frieden. Damit war die Auszeichnung im Felde abgeſchnitten, auch das erſte Bataillon kehrte nach Dresden zurück, man ſparte am Militär wo man konnte und füllte die Feldſoldaten und mit ihnen die Zurückgebliebenen, um die im Felde verlorene Poſitur wiederherzuſtellen. So hielt es Wilhelm kaum noch aus vor Sehnſucht nach ſeiner Eliſabeth und auch Richard ſeufzte nach Freiheit und in dieſer Stimmung beſchloſſen ſie endlich, Vater und Eliſabeth zu einer Reiſe nach Dresden zu vermögen.

Das war eine Freude des Wiederſehens, eine reiche Entſchädigung für alle Qualen der Trennung! Jede freie Secunde wurde mit der Geliebten verlebt, die Werber erſt einige Zeit brauchte, um ſich in das großſtädtiſche Leben zu finden; aber nur im Vorbeigehen ließ ſie die neuen, fremdartigen Eindrücke auf ſich wirken, all ihr Denken und Sinnen, ihr ganzes Weſen ging auf in dem ge-

liebten Manne und ſo namenlos glücklich war ſie, daß ſie öfters ganz ſtill vor ſich hinſprach: „Gott erhalte mir das Glück!“

Der alte Bremer freute ſich des Glücks der Tochter und ſah mit unverkennbarem Stolze auf den ſchönen Sohn, dem die Gardeuniform nicht übel ſtand. Dazu kam der wohlthuende Einfluß des geſelligen Verkehrs mit ſeinen Anregungen und Belehrungen, der ja überhaupt am lebhafteſten von den Menſchen empfunden wird, die bei flüchtiger Bekanntſchaft mit demſelben nicht zugleich das Abſorbirende und Unnatürliche darin entdecken. Wie wünſchten ſie Alle, daß dies Leben ſo ewig bleiben könnte und wie gaben ſie dadurch zugleich ein Zeugniß der Beſcheidenheit, die in innerer Befriedigung das verlockende Aeußere gering anſchlägt. Aber während ſie in Unbefangenheit die Frühlingstage ihres Glücks genoſſen, verhüllte das Schickſal ſchon wieder dieſe glänzende Sonne mit neuen Wolken.

Es war natürlich, daß das junge Mädchen den Kameraden Wilhelm's und Richard's auffallen mußte; durch die militäriſche Gliederung kam der Ruf ihrer Schönheit von den Unteroffizieren zum Feldwebel und von dieſem zu den Offizieren der Compagnie. Alle waren über Eliſabeth's Anſtand, Feinheit und Anmuth erſtaunt und am wenigſten wollten die Offiziere glauben, daß ſie, wie Wilhelm verſicherte, eine Bauerntochter wäre, und ehe die Verlobten nur eine Ahnung davon hatten, intereſſirte es die ganze Compagnie, herauszubekommen, wer eigentlich Eliſabeth ſei.

Der Lahme, der ſo unerwartet und eigenthümlich wie ein böſer Dämon in das Schickſal dieſer Menſchen eingegriffen hatte, ſollte wieder zum Verräther werden. Seine Betheiligung an dem erwähnten Diebſtahl hatte ihm durchaus nicht nachgewieſen werden können, trotz der Anwendung der erlaubten Martern, mit denen man Geſtändniſſe zu erpreſſen ſuchte; ſo hatte man ihn denn entlaſſen und Hans Jürge, deſſen Heimatliebe dieſe Erfahrungen nicht ſtärkten, war in die Dienſte eines Vagabunden getreten, der mit zwei Hunden die Städte bereiſte und öffentliche Schauſtellungen gab. Mithin war er nach Dresden gekommen und hatte auf dem Markte ſeine Bude aufgeſchlagen; pomphafte Ankündigungen lockten die Menge herbei und auch unſere Freunde trieb die Neugierde, im Vorbeigehen einzutreten; auch Soldaten der Garde waren anweſend; erſt mit Mühe gelang es den Eintretenden, einen Platz im Vordergrunde zu erhalten. Die aufgeſchlagene Bühne blieb eine geitlang leer, endlich trat phantaſtiſch gekleidet der Gaukler vor; aber die ſonſt ſo geſchickten Hunde waren wie verwandelt; ſei es, daß ſie ſchon übermüdet waren oder Hunger ſie plagte, ſie ſtreckten ſich hin und waren zu keinem Kunſtſtücke zu bewegen. Die Verſammlung murrte und der Gaukler verſuchte die Aufmerkſamkeit durch eine neue Perſon zu beſchäftigen, die von ihm als Poſſenreißer engagirt war. Er klingelte und zum Entſetzen unſerer Freunde ſtand ihnen plötzlich Hans Jürge gegenüber. Der Lahme ſah in ſeinem Narrenkleide ſchrecklicher als je aus; mit einem rohen Scherze, der jubelnd begrüßt wurde, betrat er die Bühne, überſchaute die ganze Geſellſchaft und ſein Blick traf ſeine Feinde, die ihm faſt zunächſt ſtanden. Ein wildes Lachen verzerrte ſein Geſicht und während Eliſabeth umſonſt mit den Männern den Ausgang zu gewinnen verſuchte, rief er laut: „Die Hunde ſind geſcheiter als der Narr, ſie fürchten ſich vor dem Henker von Döbeln mit ſeiner Tochter.“ Zu gleicher Zeit wich er, als ſei er mit einem Peſtkranken in Berührung gekommen, vor Bremer zurück, den er deutlich mit den Fingern bezeichnet hatte. In der Verſammlung entſtand lautes Murren, der Ruf: „Hinaus!“ tönte von allen Seiten und trotz des Gedränges bildete ſich eine Gaſſe, um den Nachrichter hinauszulaſſen. Stolz ſchritt dieſer durch die Verſammlung, gefolgt von Richard und Wilhelm, der die zitternde bleiche Braut mit kräftigem Arm umfing und ſie mehr trug als führte. Er ſelbſt war wie vernichtet und wie ein Todesurtheil tönte hinter ihm her das höhnende Lied des Lahmen. Noch am Abend wußte die ganze Compagnie die Herkunft der Braut, Richard's Gewerbe und ſeine und Wilhelm's Verhaftung.

Die Unterſuchung gegen Wilhelm und Richard wurde mit größter Genauigkeit und Strenge geführt; an ein Leugnen war nicht zu denken und der gravirenden Umſtände gab es ſo viele, daß das Urtheil vorauszuſehen war. Die einzige Hoffnung auf ein Gnadengeſuch des Hauptmanns von Flemming war verſchwunden, da dieſer, durch Familienverhältniſſe gezwungen, einen längern Urlaub nachgeſucht hatte. Eliſabeth, die mit ihrem Vater in Dresden geblieben war, erwartete mit der größten Bangigkeit den Ausſpruch des Gerichts, das in wenigen Tagen zuſammentreten mußte; ein Verkehr mit den Gefangenen war unmöglich und ſo verlebte ſie, faſt ganz auf ſich angewieſen, einige Wochen in bängſten Befürchtungen.

Die Untersuchungshaft und die Verhöre durch den Auditeur hatten namentlich auf Wilhelm einen entmuthigenden Eindruck gemacht; er sah sein Schicksal zu klar vor Augen, als daß er sich nur einen Augenblick mit Hoffnungen hätte schmeicheln können; bestenfalls traf ihn eine schimpfliche Strafe, dann hatte er eine Begnadigung insofern zu erwarten, daß er wieder ehrlich gemacht wurde, zugleich aber wurde jede Möglichkeit abgeschnitten, aus dem Militärstand herauszutreten. Das aber erschien ihm schrecklicher als der Tod selbst und wenn er zugleich dachte, wie er Elend und Unglück über Elisabeth und ihre Familie gebracht hatte, überkam ihn eine Schwermuth, die von Tag zu Tag sich steigerte. Es schien ihm nicht möglich, daß er sich je erheben könnte bei dem schwer lastenden Drucke, der auf ihm ruhte; wenn dann die Erinnerung an die stille Insel und an ihre Abgeschlossenheit im Vergleich zu seiner jetzigen Lage ihm vor die Seele trat, dann wünschte er wol, er könne einen Riß machen zwischen sich und die Menschen, so unheilbar, daß keine Vermittelung mehr möglich wäre; die Welt, die ihn mit ihren Vorurtheilen immer weiter und weiter ins Elend getrieben hatte, konnte ebenso wenig Reiz für ihn haben wie ihr Urtheil über ihn selbst und so kam ihm zuerst der Gedanke, die Gnade nicht anzunehmen und unehrlich zu bleiben, wie seine Geliebte es war.

In dieser Stimmung traf ihn der Tag, an welchem das Gericht versammelt war, um über ihn und Richard Recht zu sprechen. Man verfuhr gegen ihn mit Schonung und Milde nach den damaligen Begriffen der Zeit; das Urtheil lautete auf dreimaliges Gassenlaufen durch hundert Mann, wonach die Fahne über ihn geschwungen und er wieder ehrlich gemacht werden sollte; Richard dagegen wurde mit Festungsbaustrafe in Eisen auf zwei Jahre bestraft.

Den Gefangenen wurde ihr Urtheil zu gleicher Zeit publicirt. Richard sah den Freund mit trübem Blicke an und sagte nichts als: „Mein armer Vater!“ Aber in diesen Worten lag die ganze Anklage gegen Wilhelm, die sagte deutlicher als jede weitere Beschuldigung: „Warum mußtest du den stillen Frieden unsers Zusammenlebens stören, warum machest du uns Alle unglücklich?“ In solcher Stimmung klang es Wilhelm wie Hohn, als der Vorsitzende des Gerichts ihn ermahnte, die Gnade zu erkennen, die durch den milden Spruch gegen ihn geübt war. Er zitterte an allen Gliedern vor innerer Aufregung, seine Brust hob sich gewaltsam, als suchte er nach Worten, seine Verzweiflung auszusprechen und entschlossen trat er vor und erklärte: „Ich danke für die Gnade, die mir angeboten ist; ich allein bin der Schuldige und nächst mir der Hauptmann von Flemming, der meinem Freund zum Verbrechen seines Standes selbst gerathen hat; wenn ich meinen Freund jetzt verließe, würde ich vor mir selber ehrlos werden und keine äußere Anerkennung der Welt würde die Schande von mir nehmen. Ist es für ihn nicht möglich, sich zu erheben, so will ich mich ihm gleich machen und ebenso Knecht werden, wie er es gewesen ist.“

Diese kühne Rede ließ einen Augenblick die Richter verstummen, dann brach eine allgemeine Aeußerung des Mißfallens aus, begleitet von Drohungen, man müsse den frechen Burschen in die Folterkammer sperren; der Auditeur wahrte gegen die Officiere das Ansehen des Gerichts und frug nach einer eindringlichen Ermahnung Wilhelm, ob er bei seiner Absicht verharre? Als dieser nun bestimmt erklärte, es sei sein fester Entschluß und keine Macht der Welt würde ihn davon abbringen — wurde darüber ein Protokoll aufgenommen und beschlossen, den sonderbaren Fall zur höhern Entscheidung an den Grafen Antonitz, den Kriegsminister, gelangen zu lassen. Bis diese eingetroffen war, blieb der Vorfall sowie das gesprochene Urtheil strengstes Geheimniß.

Eine von Oestreich auch nach Sachsen übertragene Verordnung schrieb vor, daß nach gesprochenem Urtheile der Fähnrich und der jüngste Leutnant für den Delinquenten Gnade erbitten mußten; zu Gunsten Richard's war dieser Weg fruchtlos geblieben und für Wilhelm fand sich Niemand, der seine Worte hätte entschuldigen mögen, der in Vieler Augen für strafbarer als jedes Verbrechen klangen. Nur der Oberleutnant, der sich von der Mitschuld seines Hauptmanns überzeugt hatte, theilte diesem den ganzen Vorfall schriftlich mit und erhielt sogleich von ihm die Nachricht, daß er seine Geschäfte schleunigst beendigen und nach Dresden zurückkehren werde, um seinen Einfluß zur Rettung der beiden jungen Leute geltend zu machen. Aber während der Zeit war bereits von oben her das Urtheil bestätigt und gegen Wilhelm eine Verfügung erlassen, die uns Hofmann in seinem „Codex militaris Saxonicus“ aufbewahrt hat. Sie lautet: „Nachdem Wilhelm König durch die freiwillige Aufnahme in Nachrichterknechtsdienste sich nicht nur der Ehre, ferner als Soldat zu dienen, sondern auch durch diese schändliche That

ſich des Privilegii, vor ſeinen Kameraden in einem beſetzten Kriegsrechte gerichtet zu werden, verluſtig und unwürdig gemacht und dergleichen Frevel, wodurch andere leichtſinnige Gemüther ſich des Militärdienſtes zu entziehen auf gleiche Entſchließungen gebracht werden möchten, durch eclatante und baldige Beſtrafung erweiſeten König's vorzubeugen iſt: So werden Ew. Hochwohlgeboren an den Herrn Oberſten die ungeſäumte Ordre zu ſtellen belieben, daß er dieſen Delinquenten vor öffentlicher Wachtparade, wasmaßen er ſich, durch ſeine ſchändliche That, ferner neben ehrliebenden Leuten in dem Soldatenſtande zu dienen und länger dabei geduldet zu werden, unwürdig gemacht, ſeines Verbrechens halber durch den Stockknecht durch Ruthen in dem Mörter-Stollen nachdrücklich gepeitſcht und über dieſes noch auf zehn Jahre lang auf hieſigen Feſtungsbau in die zweite Claſſe gebracht und eingeſchmiedet werden ſolle, bekannt machen, ſodann dieſe Strafe an dem Delinquenten des forderſamſten zur Execution bringen und hierauf denſelben zur Einſchmiedung auf hieſigen Feſtungsbau durch ein Commando ſchicken laſſen ſolle. gez. Rutowſky."

Nach den militäriſchen Einrichtungen mußte die Vollſtreckung dem Befehl unmittelbar folgen und ſo wurde denn auch ſchon am nächſten Tage Richard eingeſchmiedet, während die Execution gegen Wilhelm verſchoben werden mußte, weil er lebensgefährlich erkrankt war. Die ewige Spannung, in der er in den letzten Monaten gelebt hatte, dieſes Schwanken zwiſchen Furcht und Hoffnung, der Kampf zwiſchen Vorurtheil und Liebe, endlich die entehrende Strafe, die ihn treffen ſollte, weil er ſich frei machen wollte von der Welt, welche Die verachtete, die er liebte; alles Das verzehrte ſeine Kräfte und warf ihn zu rechter Zeit in wilde Fieberphantaſieen. Eliſabeth, die mit ihrem Vater in einem Hinterzimmer des „Kleinen Rauchhauſes" das Urtheil in gänzlicher Abgeſchloſſenheit von der Welt erwartet hatte, erhielt nur mit vieler Mühe die Erlaubniß, den Geliebten pflegen zu dürfen. Mit Hoffnung und Furcht, die ſo ſchnell wechſelnd nur das Krankenbett zeigt, ſaß ſie tagelang bei dem Kranken und errieth aus ſeinen Worten, die er in der Fieberhitze ausſprach, den ganzen ſchweren Kampf, den er ihr zu Liebe durchgemacht hatte. Die ſorgende Pflege des Mädchens erregte die Aufmerkſamkeit des Feldſcheers und ihr allein hatte Wilhelm zu verdanken, daß auch er in der Behandlung des Kranken eine Aufmerkſamkeit zeigte, deren glückliche Reſultate ſich bald zu bekunden anfingen. Aber zugleich mit der neuerwachten Hoffnung ſtieg auch die Furcht vor der nächſten Zukunft, umſomehr, da Flemming's freies Bekenntniß, er hätte den jungen Leuten zur Verheimlichung der frühern Stellung gerathen, nur eine Strafmilderung für Richard brachte. „Die ſchändliche That" Wilhelm's, wie ſie Rutowſky nannte, ſtand damit nur in einem pſychologiſchen Zuſammenhange und wurde auch vom jungen Hauptmann weder verſtanden noch entſchuldigt. In ſeiner Gutmüthigkeit that er allerdings Fürbitte auch für Wilhelm, fand aber kein Gehör und rieth dann endlich Eliſabeth, ſich an irgendeine einflußreiche Perſon in Dresden zu wenden. Wer aber ſollte das unbekannte und verachtete Mädchen aus Döbeln in der großen Reſidenz annehmen? Ohne Freunde, ohne Empfehlung mußte ſie umſonſt an jeder Thür anklopfen. Da ſchien es ihr faſt wie ein Fingerzeig Gottes, daß ſie eines Tages, als ſie von dem Kranken zurückkehrte, durch viele glänzende Carroſſen in ihrem Wege aufgehalten wurde; eine Menge Volks ſtarrte die Ausſteigenden an, die in das Haus des Miniſters Grafen von Brühl eintraten, um der Taufe des jüngſten Grafen beizuwohnen, die mit einer Pracht gefeiert wurde, als ſei er ein Prinz des kurfürſtlichen Hauſes. Für Eliſabeth hatte dieſer Glanz nichts Anziehendes, ſie ſehnte ſich, nach ihrer ſtillen Wohnung zurückzukommen und benutzte die erſte entſtehende Lücke, um durch die Reihe der Wagen hindurchzuſchlüpfen. Dadurch wurden die nachfolgenden Pferde etwas unruhig, der Kutſcher fing an zu ſchelten, konnte aber nicht weiter fahren, da noch andere Zuſchauer die Lücke benutzten, um ſich bis an die Thür des Grafen heranzudrängen. Die dort aufgeſtellten Grenadiere ſtellten zwar ſchnell die Ordnung wieder her, aber gerade durch ihr Dazwiſchentreten war Eliſabeth bis an das Portal des gräflichen Palais geſtoßen worden. Der Wagen, an dem ſie vorübergeeilt war, hielt und ein Mann in der neueſten franzöſiſchen Hoftracht ſtieg eilig aus, ſein flüchtiger Blick ſtreifte die Menge und verweilte einen Augenblick bei dem jungen ſchönen Mädchen. Eliſabeth war es, als ob ſie den Mann kennen müßte; ſie ſchaute ihm noch lange nach, als er ſchon längſt durch die lange Reihe der auf den Treppen aufgeſtellten Diener verſchwunden war; endlich erwachte ſie aus ihrem Nachdenken, leiſe ſprach ſie vor ſich hin: „Er war es!" und als habe ſie einen Ausweg aus der Nacht ihrer Leiden gefunden, eilte ſie mit neuen Hoffnungen zu ihrem ſchwer gebeugten Vater.

Gleich am nächsten Tage wagte es Elisabeth, den Mann aufzusuchen, der aus dem Banne der stillen Insel sich zu einer vielfach beneideten Stellung aufgeschwungen hatte; nannte man ihn doch nächst dem Grafen Brühl als den einflußreichsten Mann am sächsischen Hofe. Aber wie schwer war es dem armen Mädchen, zu ihm zu kommen!

Die Diener sahen sie mitleidig an und wiesen sie, da ihr Herr mit mehren Freunden sich bei der Tafel befände, ab. Sie sah endlich kein anderes Mittel, als dem Haushofmeister zu sagen, der Herr hätte sie hierher bestellt und hätte ihr die Kette zum Zeichen gegeben, daß sie zu jeder Zeit bei ihm eingeführt werden sollte.

„Das hättet Ihr gleich sagen sollen", sagte einer der Diener, indem er ihr die Kette aus der Hand nahm und in den Speisesaal trat; eine Zeit peinlicher Erwartung verging, endlich kam der Anmeldende zurück, winkte Elisabeth und führte sie in ein abgelegenes Zimmer, wo sie den Herrn des Hauses fand. Er sah blaß aus und seine Lippen zitterten leise; wie in dem Hause in Leipzig überzeugte er sich, daß Niemand ihn höre und dann trat er fest an Elisabeth heran und frug sie: „Was führt Euch zu mir?"

Elisabeth hatte sich in der verflossenen Nacht tausend mal Alles wiederholt, was sie ihm sagen wollte; jetzt, ihm gegenüber, fand sie keine Worte; sie staunte ihn an, als hätte sie ihn nie früher gesehen und erst seine scharfe Bemerkung: „Macht es kurz, man erwartet mich!" gab ihr die Fassung wieder. Mit der Eile der Angst erzählte sie ihm, was sie hierherführte; er hörte sie an, ohne sie zu unterbrechen. Als sie schwieg, frug er: „Was kann ich dabei thun, mein Kind?"

Statt aller Antwort sank sie vor ihm nieder und flehte ihn an, den Geliebten und den Bruder durch seinen Einfluß zu retten.

„Steht auf, liebes Kind", sagte Hennicke, der sich sichtlich zwang, seine äußere Ruhe und Würde dem Mädchen gegenüber zu bewahren. „Ich liebe nicht die äußern Gnadenscenen, umsoweniger, da ich bedaure, hier durchaus nichts thun zu können."

Elisabeth's Herz zog sich krampfhaft zusammen bei der kalten Ruhe ihres Pflegebruders; sie stand schnell auf und mit thränenerstickter Stimme frug sie noch ein mal: „Sie werden also nichts thun zu ihrer Rettung?" Mochte in ihrer reinen Seele jetzt der Gedanke aufsteigen, daß sie den Günstling des Grafen Brühl vernichten könnte durch die Erzählung seines Ursprungs, oder las er es blos aus seinem eigenen geängstigten Herzen in den Blicken des jungen Mädchens, in ihrer kurzen, leidenschaftlich ausgesprochenen Frage; genug, er begann für seine Stellung zu fürchten und mit angenommener Weichheit sagte er: „Du verkennst mich, Elisabeth, wenn du mich für kalt und theilnahmslos bei dem Schicksale von Menschen hältst, denen ich ewig dankbar sein werde. Aber du überschätzest meinen Einfluß und hast dir von den Leuten einreden lassen, ich sei mächtig. Ich bin immer noch der Diener meines gnädigsten Grafen und dieser hat uns streng befohlen, uns nicht in die militärischen Verfügungen zu mischen."

„Sie könnten wol, wenn Sie nur ernstlich wollten", antwortete das Mädchen. „Sie haben Einfluß und das Ohr des Grafen und des Königs. Denken Sie daran, was oft genug der Vater Ihnen erzählte, wie wir unverschuldet in diese verachtete Stellung gerathen sind, die erst eine spätere Zeit und eine fremde Gesetzgebung geachtet hat. Erheben Sie sich über die Vorurtheile der Welt, folgen Sie dem Beispiele gelehrter und bedeutender Männer, aus deren Schriften uns der Vater vorgelesen hat und nach denen es keine Herrenprivilegien, keine Tortur, keine Ehrlosigkeit eines ganzen Berufs mehr geben soll. Geben Sie in Sachsen den andern Staaten ein glänzendes Beispiel, wie mein gesegnetes Vaterland es so oft gegeben hat und Sie werden Ihren Namen unsterblich machen!"

Hennicke hörte mit sichtlicher Befriedigung dem Mädchen zu; mit einer Schwärmerin hoffte er leichter fertig zu werden und das allgemeine Verlangen gab ihm Gelegenheit, über den bestimmten Fall hinwegzugehen und über die Unausführbarkeit ihrer Ideen sich zu verbreiten.

Während seiner Deductionen dachte er aber schon über Mittel nach, die zur Rettung der Gefangenen anzuwenden seien. Gelang ihm diese, so konnte er vor jedem Lautwerden seines Ursprungs sicher sein und er entließ zuletzt Elisabeth mit Hoffnungen und dem Bescheide, sich am nächsten Tage wieder einzufinden.

Gemeinsam mit dem Hauptmann von Flemming bat er bei dem Grafen Brühl vor und dieser wieder suchte beim Grafen Rutowsky eine Milderung des Urtheils durchzusetzen. Die Eifersucht zwischen den beiden Ministern jedoch war die Ursache, daß der Letztere das Gesuch kurz abschlug. So standen die Sachen am Abende des folgenden Tags, während schon bei der nächsten Parade die Execution an Wilhelm vollzogen werden sollte.

Brühl war indeß durch die Weigerung Rutow-

ſky's auf das bitterſte verletzt und Hennicke wußte geſchickt ihn noch mehr zu reizen und ihm vorzuſtellen, hier ſei eine Gelegenheit, den Uebermuth und Stolz des Generals zu demüthigen. Dem Miniſter, der feſten und ſichern Schritts auf die erſte Stellung zuſchritt, kam es nicht darauf an, ſelbſt die Perſon des Königs auftreten zu laſſen, um ſeinen Gegner zu kränken. Die Begnadigung Richard's und Wilhelm's erſchien ihm jetzt wie eine Cabinetsfrage. Noch denſelben Abend hatte Eliſabeth die Nachricht, ſie möchte in Ruhe Alles erwarten, die Rettung ihres Bruders und ihres Geliebten ſei gewiß.

Auf den 1. September Mittags 12 Uhr war die Execution angeſetzt; das zweite Bataillon der Grenadiergarde war ſchon um 11 Uhr im Viereck auf dem Paradeplatze angetreten, der Steckenknecht ſtand mit ſeinen Ruthen in der Marterkammer bereit.

Zu derſelben Zeit hatte Graf Brühl Vortrag bei dem Könige; in dem Vorzimmer ſtand Graf Rutowſky zum Rapport. Brühl war heute beſonders liebenswürdig und aufgeräumt, alle unangenehmen Berichte hatte er beiſeitegelegt und erzählte dem Könige nur von den neuen Anlagen und Verſchönerungen in Dresden, die er zuletzt hat, ihm zeigen zu dürfen.

„Ew. Majeſtät Intereſſe für dieſelben würde die Arbeiter erfreuen", ſetzte er hinzu. „Wenn Ew. Majeſtät mir die Gnade geben wollten, ſie Höchſtihnen zu zeigen, ſo würde ich mir erlauben, den heutigen Tag dazu vorzuſchlagen, da mein Vortrag zu Ende und das Wetter beſonders ſchön iſt."

Der König willigte ein und der Wagen fuhr vor.

„Auf morgen, lieber Graf," ſagte der König, als er im Vorzimmer Rutowſky fand. Brühl grüßte mit freundlichſtem Lächeln und frug ihn, ſodaß der voranſchreitende König es hören konnte: „Iſt nicht heute die Execution meines Schützlings?" Aber ohne eine Antwort abzuwarten, folgte er dem Fürſten, der im Wagen nach der Bedeutung ſeiner Frage forſchte. Brühl hatte bis zum Paradeplatz, an dem vorbeizufahren er dem Kutſcher befohlen hatte, Zeit genug, um den König für den Delinquenten zu intereſſiren. An dem Ende der Brücke ſah man das aufgeſtellte Bataillon, eben wurde Wilhelm vorgeführt. Der König wendete ſeinen Blick ab.

„Wenn Ew. Majeſtät", ſagte Brühl mit der größten Unbefangenheit, „von dem ſchönſten Vorrechte der Könige Gebrauch machen und hier perſönlich Gnade ausüben wollten, welchen Eindruck würde das auf Ihr ohnehin ſo treu ergebenes Heer machen!"

Brühl hatte kaum ausgeſprochen, als auch ſchon auf des Königs Befehl der Wagen hielt und der Fürſt, zum Erſtaunen der Soldaten und des zahlreich verſammelten Volks, gerade in das Viereck einfuhr.

„Ich befehle", ſagte Auguſt, indem er ſich an den commandirenden Offizier wendete, „daß die Execution unterbleibt! Er aber", und dabei ſah er Wilhelm mit ſeinem gütigen Blick an, „ſoll frei ſein und ſich meiner fernern Gnade zu erfreuen haben. Weil Sein König mit Ihm geſprochen hat, iſt Er hiermit ehrlich und damit die dummen Teufel Ihm nichts ferner anhaben, kann Er meine Hand küſſen."

Wilhelm, der nicht wußte, wie ihm geſchah, benetzte mit ſeinen Thränen die Hand ſeines gnädigſten Herrn, der ſich kurz abwendete, den commandirenden Offizier nach dem Schloſſe beorderte, um ſeine weitern Befehle zu hören und dann mit einem Gefühle weiterfuhr, das er dem Grafen mit den Worten ausſprach: „Das danke ich Ihnen, Brühl, ich werde es Ihnen nie vergeſſen."

Ein tauſendfacher Ruf: „Es lebe der König!" folgte dem Wagen.

Brühl, durch Hennicke mehr unterrichtet, benutzte die gute Stimmung des Königs zu weitern Gnadenacten für Richard und den Vater; Wilhelm und Richard wurden aus ihrer Capitulation entlaſſen und der alte Bremer auf ſpeciellen Befehl des Königs ehrlich gemacht. Das Anſehen Brühl's wurde dabei befeſtigt und Rutowſky's Einfluß immer geringer.

Die nach hartem Drangſale Wiedervereinigten ertrugen den ſchnellen Uebergang zum höchſten Glücke mit der ganzen Kraft ſtarker und geſunder Naturen. Die ſtille Inſel verließen ſie, um ſich in der Lauſitz ein ſchönes Bauerngut zu kaufen, groß genug, um zwei in Einigkeit und Liebe lebende Familien zu beſchäftigen und zu erhalten; denn auch Richard hat durch ein treues Weib die Seligkeit der eigenen Familie kennenlernen. Wenn ſie in langen Winterabenden um die Lampe zuſammenſaßen, die Geſchäfte hinter ihnen lagen und die Kinder zur Ruhe gebracht waren, gedachten ſie oft der wunderbaren Rettung; feſter umſchlang Wilhelm ſeine Eliſabeth und noch ſchaudernd in der Erinnerung lauſchte Richard's Frau der Erzählung. Dann nahm wol der Alte ſein Käppchen von dem ehrwürdig weißen Haupte und

mit ihm faltenten die Andern die Hände und sprachen ihm nach das aus vollem Herzen gesungene: „Nun danket Alle Gott!“ A. von L.

Reisebriefe

von Amely Bölte.

IX. Ein Zusammentreffen mit König Ludwig von Baiern.

Gestern Abend fuhren wir bei sinkender Sonne in Salerno ein und stiegen in dem Hôtel della Victoria, dem einzigen anständigen Gasthofe der Stadt, ab. Auf den Balkon hinaustretend, sahen wir den weiten Spiegel des Meeres vor uns, in das die Sonne soeben ihre letzten Strahlen senkte, während der Mond auf der andern Seite sein bleiches Licht geltend zu machen suchte. Das Ufer wimmelte von Spaziergängern, die sich hier der milden Abendluft erfreuten. Salerno ist nur eine kleine Stadt und bietet dem Reisenden nichts weiter als seine Lage. Schiffahrt scheint es wenig zu haben und allein die Boote der Fischer beleben die Scene. Im Sommer bringt der Verkehr der Reisenden einiges Leben, im Winter schwindet aber auch das und Alles ist dann wie todt.

Wir brachen heute früh nach Pästum auf, um den alten Tempel zu besichtigen. Die Fahrt bis dahin kostete uns fünf Stunden, eine Zeit, die uns trotz des schönen Wetters und der schönen Gegend lang schien. Auch hier wie in dem römischen Staate ist eine ganze Fläche fast wüst und kaum noch bewohnt. Nur wilde Büffel lagern am Wege umher und erfreuen sich ihrer Freiheit. So fruchtbar der Boden scheint, so schön die Gegend ist, auf der linken Seite von einer Kette der schönsten Gebirge begrenzt und auf der rechten von der spiegelhellen Flut des Mittelländischen Meeres, so will sich hier kein Mensch eine wohnliche Stätte erbauen. Erst dicht vor Pästum findet man wieder Wohnungen der fleißigen Menschenhand und Häuser. Pästum selbst ist nur eine Ruine. Nicht einmal die Industrie hat hier eine Stätte errichtet, die dem Besucher Obdach gewähre und ihn mit Erfrischungen versehe. Ein Jeder bringt daher sein Frühstück mit und in den Ruinen des alten Jupitertempels lagernd wird es verzehrt. So thaten wir und so hatten schon Andere vor uns gethan. Auf einem Mauerstück sitzend, der Himmel unser Dach, dort das Meer und jenseits die Berge, verzehrten wir unsere kalten Hühner und tranken den Wein von Capri. Die glühende Mittagssonne brannte, kein Lüftchen regte sich. Ich war in der heitersten Stimmung, wie man es in solcher Umgebung auch kaum anders sein konnte. Da rief unser Diener: „Jetzt kommt der König von Baiern!“ und gleich darauf wandelte König Ludwig im einfachen blauen Ueberrocke, eine Mütze auf dem Kopfe, den Mittelgang hin, gefolgt von drei Herren. „Reden Sie mit ihm, er ist ein so guter Herr, er gefällt mir so sehr!“ sagte mein Reisegefährte. Der Vorschlag verstieß ein wenig gegen unsere Etikette; indessen, diese kennen Amerikaner nicht, für sie ist ein Mann ein Mann. Wir standen auf und nahten dem Platze, wo der König mit seinen Herren Halt gemacht. Ich hörte: „Sie liebt mich, sie liebt mich nicht“ u. s. w. — bis das letzte Blatt der Blume „Sie liebt mich gar nicht“ aussprach und alle Herren in ein herzliches Gelächter ausbrachen. Da ich nun doch reden sollte, so schien mir diese Gelegenheit die beste dazu. Ich trat einige Schritte vor und sagte: „Gar nicht? Das ist unmöglich, königliche Majestät!“ Der König hört schwer und verstand das nicht gleich; Graf Laroche, sein Reisemarschall, wiederholte es ihm und darauf begrüßte er mich und ich stellte ihm meine Gefährten vor, die er auf das freundlichste begrüßte. Liebenswürdig und verbindlich wie immer hatte er für Alle ein freundliches Wort. Ich erzählte ihm, wie angenehm es einen Amerikaner in München überrascht, daß Jeder, wer es auch sei, mit Liebe von ihm gesprochen, während er sonst auf dem Continent nur das Gegentheil gefunden. „Das ist wahr“, sagte er heiter, „jedes Kind auf der Straße gibt mir die Hand!“ Seine Begleiter, sein Reisemarschall Baron Laroche, Graf Seinsheim und ein junger Arzt waren wie ihr Herr voll Heiterkeit und Laune und wir schieden voneinander in der besten Stimmung. Mit Graf Seinsheim hatte ich außerdem noch Reiseerinnerungen aufzufrischen gehabt. Im vorigen Sommer in Lindau, wo ich mit der Gräfin Krokow und Herrn Cholmeley einige Zeit zubrachte, hielt auch er sich mit seinem Sohne auf, und der Regen, welcher uns Beide um das Sängerfest in St.-Gallen gebracht hatte, war uns noch frisch im Gedächtniß. Auf diesem classischen Boden wieder zusammenzutreffen, hatte uns damals nicht geahnt.

Als wir nach Salerno zurückkehrten, war es Abend geworden und ein kühlender Nachtwind strich über das Meer. Da es hier nur Einen anständigen Gasthof gab, so mußte der König mit uns unter einem Dache wohnen und zwar, da Alles besetzt war, mit dem dritten Stock sich be-

gnügen. Wir nahmen noch flüchtig die Kathedrale in Augenſchein, das einzige Sehenswürdige, das der Ort bietet, um am nächſten Morgen in aller Frühe nach Amalfi aufzubrechen, wohin, wie unſer Diener berichtete, der König auch folgen würde. Am Wege ſtanden überall Gendarmen aufgeſtellt, ihm die Escorte zu geben, die einzige Auszeichnung, welche ihn von jedem andern Reiſenden unterſchied; denn ſein Fuhrwerk war durchaus einfach, ein gewöhnlicher Wagen mit drei Pferden. Welch ein Contraſt gegen den Aufzug des Königs von Neapel, den wir wenige Tage zuvor nach Caſerta abfahren ſahen mit einem Gepränge, als gälte es, ſein Reich vor der Welt zu repräſentiren, jedes Söhnchen in einem vierſpännigen Wagen hinter ſich, ein Zug, deſſen Abfahrt eine halbe Stunde währte. König Ludwig kann ohne Begleitung durch die Welt wandern und Niemand wird ihm ein Haar zu krümmen verſuchen; denn er iſt ein guter Menſch, dem das Wohl ſeiner Mitmenſchen von Herzen theuer iſt.

Die Straße von Salerno nach Amalfi iſt eine der ſchönſten der Erde. Dicht am Meeresufer hin krümmt ſich der Weg fort um die Felſen herum, bei jeder Biegung neue Fernſichten bietend, die Land und Meer im ſchönſten Colorit zeigen. Das ſchöne Tiefblau dieſes Waſſers neben den ſchroffen Felſen, die immer wieder aufs neue in langen Vorſprüngen in die See laufen, bietet dem Auge den angenehmſten Wechſel und iſt über alle Beſchreibung ſchön, ja bezaubernd. Amalfi ſelbſt iſt ein kleines Paradies. Die enge Bucht, in welche es wie hineingeſchoben iſt, leuchtet von goldenen Aepfeln und das Meer iſt mit kleinen und großen Fahrzeugen bedeckt. Nachdem wir ein Gabelfrühſtück im Wirthshauſe beſtellt, eilten wir zuerſt nach der Grotte des Maſaniello, die man in wenigen Minuten erreicht. Unſere Bootführer ſangen auf dem Wege dahin Lieder, welche auch die Oper enthält und wahrſcheinlich von dieſen Leuten entlehnt hat, vierſtimmig, was ſich vortrefflich machte, als ſie aber in die Höhle einbogen, ſo wundervoll widertönte, daß ich ganz wie berauſcht wurde von dem Klange, den Melodieen, den Erinnerungen an die Heimat und den Orten, wo mein Ohr ſie vernommen. Dieſe Leute ſind geborene Sänger, das hört man ihnen an. Im übrigen Italien iſt man nicht heiter, da tönt kein Sang und Klang; in Venedig wurde uns keine Barcarole geſungen und in Rom begrüßte kein Lied unſer Ohr. In Neapel aber ſingt das Volk, ſingt der Seemann bei ſeiner Arbeit, ſingt jedes Kind in ſeinen Lumpen.

Als wir aus der Höhle wieder in das offene Meer hinausfuhren, ſah ich hoch oben auf dem Berge, auf dem Wege nach dem Kapuzinerkloſter, vier Herren, die ich wieder für den König Ludwig und ſeine Begleitung erkannte, und mein Taſchentuch hervorziehend und ihnen winkend, erkannte ich alsbald an ihrem Gegengruße, daß ich mich nicht geirrt. Auch unſer Weg führte dort hinauf, nur auf anderm Pfade. Dicht vor uns am Hafen befand ſich eine Treppe, vor der unſere Barke uns ausſetzte, und nach einem ziemlich ermüdenden Aufſteigen gewahrten wir hinter einem Vorſprunge der oberſten Stiege, daß der König unſerer gewartet hatte.

„Heute darf ich mich freuen, König zu ſein", redete er mich an, „weil mein Wort Ihnen die Pforten dieſes Kloſters öffnet, die ſonſt dem weiblichen Geſchlecht verſchloſſen ſind." Uns war das nur zu wohl bekannt; ſchon oftmals hatten wir vergeblich Zutritt begehrt und den Herren nachſehen müſſen, wenn irgendeine Sehenswürdigkeit im Innern ſie hineinführte. Um ſo dankbarer waren wir dem Könige, daß er uns über dieſe Schwelle führte. Die Kapuziner haben auch hier wie überall einen herrlichen Punkt für ihre Klauſe gewählt. Die ſchönſte Luft, die ſchönſte Ausſicht; nur etwas heiß im Sommer, ſagten die Väter. Wir wanderten mit ihnen durch ihren Garten, wo viele Kapuzinerblumen blühten, worüber der König ſeinen Scherz mit ihnen trieb. Dann ging es in ihre Kapelle, die einfach und geſchmacklos war, wie dieſer Boden überhaupt keinen Anſpruch auf den Cultus des Schönen macht; hier wurde ein kurzes Gebet verrichtet. Auf unſern Wunſch ließ der König dann noch die Zellen öffnen. Ich ſah mir das kleine Zimmer des Vaters recht genau an und fand ſeine Exiſtenz weit behaglicher, als ich mir ſie, nach dem Anzuge eines Kapuziners zu urtheilen, vorgeſtellt hatte. Dort in der Ecke des allerdings ſehr kleinen Raums ſtand ſein Bett, mit guter, weißer Wäſche überzogen, ſo niedlich, als ob es einem ſaubern Mädchen gehörte. Daneben ſtand ein Bücherſchrank, der allerdings keine gelehrten Werke enthielt, aber doch allerlei Unterhaltungslectüre, ein franzöſiſches Dictionnaire und Reiſebeſchreibungen. Außerdem war nur ein Tiſch und ein Stuhl darin; doch trat man durch eine offene Thür auf einen Balkon, wo man das weite Meer unter ſich hatte, und dies Plätzchen hier ſchien mir ein beneidenswerthes Studirzimmer für

einen deutschen Gelehrten, einen Dichter oder irgendeinen Schüler der Musen, besonders auch weil auf einem Brettchen an der Wand ein Apparat zum Kaffeemachen stand, gerade so wie ein deutscher Student ihn besitzt — die Kaffeemaschine von Blech mit dem Spiritus darunter, der Milchtopf und was sonst Alles dazu gehört. Nur Cigarren sah ich nicht und vermuthe daher, daß dem armen Kapuziner, der nichts kaufen darf, keine solche als Gabe gereicht worden sind, — es sei denn, daß er diese noch in einem besondern Fache aufbewahre.

Nach manchem Scherzworte mit den guten Vätern und mancher lobenden Bemerkung von König Ludwig über ihre Sauberkeit sagten wir ihnen Lebewohl und traten zu Fuß unsern Rückweg nach Amalfi an. Ein Tragsessel stand draußen bereit, wurde aber nicht benutzt, denn es machte dem König Vergnügen, wie ein junger Mann die 150 Stufen hinabzusteigen, die ihm gar nicht lästig wurden und uns das Vergnügen seiner Gesellschaft um so länger gönnten. Auf dem Marktplatze von Amalfi schieden wir von ihm, „auf englische Art", sagte er, uns freundlich die Hand bietend und in den Wagen steigend, während wir ihm unsere Grüße und unsern herzlichen Dank aus vollem Herzen nachsandten. Nach unserm Gasthof zurückkehrend gestanden wir uns gegenseitig, daß dies Begegnen zu unserer angenehmsten Reiseerinnerung gehören würde und tranken in rothem Capriwein auf König Ludwig's Wohl.

Berliner Briefe.

XVI.

Der Besuch eines Napoleoniden oder sinniger „eines Herakliden", wie ein Mitglied des Herrenhauses den Prinzen nannte, an unserm Hofe ist vielleicht einer Beschreibung werth, die freilich nicht, wie der Adler des „Moniteur", aus der Höhe herab, sondern mehr hinein in die Dinge sieht.

Naturgemäß fängt sie von der Landung, nämlich vom Bahnhofe an, wo der Prinz von der Generalität und dem Prinzen Georg empfangen ward, der ihn in dem bereitstehenden offenen Wagen zum königlichen Schlosse geleitete, woselbst der Prinz mit seinem Gefolge die für ihn in Bereitschaft gehaltenen Räume bezog.

Kaum hatten Se. kaiserliche Hoheit Zeit gehabt, ihre Reisetoilette zu wechseln, als sie durch einen Besuch des Königs überrascht wurden, der von Charlottenburg herübergekommen war, seinen Gast zu begrüßen. Der Prinz machte alsdann der Königin die Aufwartung und begab sich mit beiden Majestäten nach beendetem Diner ins Theater. Das Ballet „Thea", in dem durch die Hand der Blumenfee dem dürren Brettboden ein überreiches Blütenleben entsprießt, hatte eben begonnen und so streute man dem „Herakliden" hier nicht nur Blumen auf den Weg, sondern ließ sie ihm sogar ersichtlich wachsen, was vielleicht im zarten Zusammenhange mit dem „On dit" der Brautwerbung zusammengestellt werden könnte, denn es heißt, daß er, obwol schon längst über die Jahre hinaus, in denen Achilles stark — sich um die Hand einer anmuthigen jungen Fürstin bewirbt, die im verflossenen Carneval eine Zierde unserer Hoffeste war.

Die Aehnlichkeit, die der Prinz mit seinem großen Oheim hat, erschien auf das sichtbarste bei der großen Parade, als er an der Seite des Königs, etwas gebeugt auf seinem Pferde, in französischer Generalsuniform, mit dem berühmten dreieckigen Hute, der nachlässigen Haltung und dem kalten, starren, olivenfarbigen Gesicht vorüberritt. „Ganz wie der Napoleon!" hieß es im Volke. „Der Hut, das Kleid — genau so! Ja, wie er sich räuspert —" hier verbietet die Gastfreundschaft, „Wallenstein's Lager" weiter zu citiren. Wie aus einem Schlachtbilde herausgeschnitten, sprengte er vorüber; wie der Oheim zu stark, um ein eleganter Reiter und — länger zu sein.

Die Gelegenheit zu letzterm bot, nachdem man dem Prinzen täglich militärische Schauspiele vorgeführt, der Ball dar, welcher in dem wahrhaft feenhaft decorirten französischen Gesandtschaftshotel zu seiner Ehre statt fand. Sie kennen dasselbe aus meinen mehrfachen Schilderungen. Diesmal waren natürlich alle nur erdenklichen Hülfstruppen des Luxus in Bewegung gesetzt, umsomehr, da ausnahmsweise auch unser Hof auf dem Feste erschien. Durch mehr als 4000 Wachskerzen war das Hôtel erleuchtet, über 1000 brannten allein im Tanzsaal. Von den tropischen und exotischen Gewächsen, die für diesen Tag vom untern Flur an und die Treppen hinauf Wurzel geschlagen hatten, will ich euch nicht mehr sprechen; man hatte ungefähr den Eindruck, als wäre man plötzlich in eine Blumenausstellung verschlagen.

Die Marquiſen erſchienen mit ihrem hohen Gaſte um halb zehn Uhr und wurden im Veſtibule von dem Geſandtſchaftsperſonal und an der obern Treppe vom Marquis Mouſtier en uniforme mit dem Rothen Adlerorden erſter Claſſe empfangen und in den Saal geleitet, wo die Marquiſe ein Brillantdiadem und dunkelrothe Roſenzweige im Haar, in ultramarinblauem ſchwerſeidenem Gewande, das mit echten Blondenvolants und dunkelrothen Roſen zu beiden Seiten bis aufwärts zu der reich mit Brillanten verzierten Taille garnirt war, die hohen Gäſte bewillkommte. Sie hatte die Freude und die Genugthuung, mit einer ihrer hohen Beſucherinnen, der Prinzeſſin Karl, faſt übereinſtimmend gekleidet zu ſein, woraus ich, freilich nicht als Sachkundiger, ſondern nur als Naturaliſt, den Schluß zog, daß gegenwärtig das Modebarometer auf „Blau" und „Roth" ſteht.

Um Ihnen das Herz nicht gar zu ſchwer darüber zu machen, daß Sie das Alles nur ſo aus der Ferne anſchauen wie Bilder der Zauberlaterne, will ich nur flüchtig der reizenden Frühlings-Balltoiletten der Damen erwähnen. Die anmuthige Frau von St. aus Belgien war wie ein Lenzblatt im hellgrünen Crêpekleide mit zehn Volants in Veilchencoiffure, Gräfin A. wie eine Fliederdolde in hundert violette Hüllen und Hüllchen verſteckt, während die Spanierin, Frau von R., ſchon Beiden vorausgeeilt oder aus Erinnerung an Andaluſien einen Kranz von hochrothen Mohnblumen mit Aehren und vielen lichten Diamant-Thautropfen im dunkeln Haar trug. Die einſchläfernde Wirkung, die man ſonſt dem Mohn nachrühmt, ſchlug hier in die ſüdlichſte Erregung um. — Sie kennen Ihren Freund und ſeinen Enthuſiasmus für alles Schöne, zumal den Damen gegenüber!

Der hohe Gaſt erſchien in einem weißen Beinkleid, das wie ein Tricot gleich mit dem Strumpfe verwebt war, in Schuhen mit Brillantſchnallen, der Generalsuniform und mit dem Schwarzen Adlerorden geſchmückt, den er Tags vorher aus der Hand des Königs in ſehr zuvorkommender Weiſe empfangen hatte. An dem Tanze nahm der Prinz keinen Antheil; er ſtand nur prüfenden Blicks da, das Lorgnon feſt in das rechte Auge gedrückt und ſah demſelben zu; welch ein Weg von Jena und Eylau über Leipzig und Belle-Alliance bis hierher! Und Alles vergeſſen, Blut, Schlachtenſtaub, die Komödie ſeines Vaters in Weſtfalen, das „Luſtik ſein!" — jetzt ein Lorgnon im Auge, ein moderner Odyſſeus, der eine Königstochter Nauſikaa ſucht. Der Marquis tanzte mit der Prinzeſſin von Heſſen den erſten, mit der Prinzeſſin Luiſe die zweiten Contretanz, die Marquiſe mit unſern Prinzen.

Außer einigen Herren, die ſich dem Prinzen vorſtellen ließen, habe ich nicht bemerkt noch gehört, daß er mit irgendeiner Dame der Geſellſchaft Worte gewechſelt. Wir ſahen ihn ſich beſonders viel mit dem ſardiniſchen Geſandten Grafen Launay, unterhalten, indeß der Prinz von Preußen mit der ſchönen Stieftochter des Grafen, Fräulein von E., converſirte.

Um doch ein „competentes Urtheil" über den äußerlichen Eindruck, den der Prinz auf die hieſige Damenwelt machte, zu haben, ſammelte ich mir von verſchiedenen Kennerinnen Urtheile ein. Es war höchſt intereſſant, durch welche Scala feiner Schattirungen und Abſtufungen mich die ſtrengen Schönheitskritiker führten, aber in Einem Punkte kamen ſie faſt alle überein, nämlich in dem, daß er „verführeriſche Augen" hätte, die andererſeits wieder, wenn er einen Gegenſtand fixirt, etwas Wetterleuchtendes hätten — ich glaube, es war nur die Erinnerung, die ſie aus der Geſchichtsſtunde des großen Napoleon mitgebracht. Ich mag nicht unterſuchen, bis zu welchem Punkte nicht jeder Prinz für ein Frauenherz „verführeriſche Blicke" habe — nur ſoviel weiß ich, daß er allen weit über das Niveau des gewöhnlichen Lebens geſtellten Perſönlichkeiten ſehr leicht gemacht wird, „ſchön, klug und liebenswürdig" zu heißen. Mit dem letztern Worte iſt man gegen den Prinzen nicht verſchwenderiſch geweſen, weil er ſich eben ſehr zurückgezogen und entfernt gehalten und ſich nur dem nächſten Hofkreiſe erſchloſſen hat, ſo daß die Volksſtimmung nicht über die etwaige Liebenswürdigkeit urtheilen kann; auch darin ſpielt er dem großen Oheim nach — oder will er vergeſſen laſſen, was er in Amerika oder 1848 auf dem „Berg" der Nationalverſammlung geweſen? Der deutſchen Sprache iſt er mächtig und ſoll ſich viel in derſelben unterhalten haben.

Der König verließ den Ball des Geſandten vor dem Souper und alsbald entfernte ſich auch der Prinz, was in den diplomatiſchen Kreiſen einige Bewegung hervorrief, da der Prinz von Preußen wie die andern Mitglieder des königlichen Hauſes noch blieben; indeß verdarb dieſes Zurückziehen des Gaſtes augenſcheinlich keinem der 500 geladenen kleinen Gäſte den Appetit. Für die hohen und höchſten Herrſchaften war eine beſondere Tafel ſervirt, die Ihr Verehrer nur aus der Ferne zu bewundern Gelegenheit hatte; doch ſind

auch die andern einiger Erwähnung werth. Vorausschicken muß ich, daß das Eis, das massenhaft fortwährend herumgereicht ward, in Form von Früchten erschien: Weintrauben, Pfirsichen, Erdbeeren, Aepfel, Birnen, Kirschen u. s. w. lagen, auf das täuschendste nachgebildet, auf kleinen Krystalltellerchen, sodaß man glauben konnte, es mit Früchten und nicht mit Eis zu thun zu haben.

Um den Rand aller Schüsseln aber, welche auf den Buffets standen, liefen — lächeln Sie nur, denn es traf ebenso Schinken als Calecut und Schweinskopf — dunkelrothe Rosenguirlanden mit grünen Blättern, höchst zierlich von Dragée geformt, während eine Menge hoher silberner Pfeile, mit allen Zeichen der Gourmandise, als: Krebse, Trüffeln, Limonen u. s. w., geziert, in den verschiedenen Pâtisseries, Poulards und Dindons, Jambons und Mayonnaises steckten und den Tisch wie einen zu erobernden Masenwald erscheinen ließen, worauf man nur muthig loszusteuern hatte, um daselbst — wenn auch in einiger Unruhe, der vielen Concurrenz wegen — doch sicher Anker zu werfen.

Daß hier ein französischer Koch seine Hand im Spiele gehabt, war unverkennbar. Man durfte nur die durch alle Farbentöne sich durchziehenden Fleischgallerte von hellgelb bis dunkelbraun, von weiß in hochroth, die als Garnituren zu allen verschiedenen Schüsseln benutzt waren, mit einem einigermaßen nach der Theorie Brillant Savarin's „Physiologie du goût", gebildeten Auge betrachten, so konnte man auch mit diesem Gelehrten seines Fachs ausrufen: „L'univers n'est rien que par la vie, et tout ce qui vit se nourrit; et la decouverte d'un met nouveau fait plus pour le bonheur du genre humain que la decouverte d'une étoile." Vergeben Sie dem Materialismus Ihres Freundes; er entdeckte wirklich in der Fülle eines Dindon aux truffes so etwas von diesem Glück und glaubt entschieden, daß es dieselbige ist, nach welcher Herr von Voltaire seiner Zeit hier schmachtete, da sein vorauseilender Geist sie erschmeckte. Der Leibkoch Friedrich's des Großen, Mr. Duval, in dieser kritischen Angelegenheit gehofmeistert, fühlte sich so beleidigt, daß er den französischen Philosophen auf Pistolen forderte; ein Duell, das durchaus unblutig ablief und Friedrich II. viel Lachthränen kostete.

Um in meinem Vergleich zu bleiben — diese Schüsselflotte war von schäumenden Meereswogen umspült und der Taucher, die sie einschürften, waren so viele, daß die Eroberung dieser französischen Marine in wenigen Minuten vollendet war. Andererseits erhoben sich auf den Tafeln ellenhohe Pyramiden von Orangen, die, in grünem Moos, Blättern und Blumen halb versteckt, golden leuchteten, indessen an ihrem Fuße die verschiedensten Schlachten nicht ohne glänzenden Erfolg geliefert wurden — Marengo — Austerlitz — auch Waterloo; immer Erinnerungen der Vergangenheit, Thaten des Herculs!

Nach dem Souper zogen der Prinz von Preußen und die Prinzessinnen sich zurück, die jüngern Prinzen tanzten jedoch noch den Cotillon, bis nach 2 Uhr das Fest sein Ende erreichte.

Was weiter geschehen und „der Heraklide" gethan, können Sie in allen Zeitungen lesen — welch ein Kunstkenner, welch ein Gelehrter er ist! Was brauch' ich Ihnen das zu sagen! Sie, vielliebe Freundin, interessirt doch blos das Pastellbild, das ich zu entwerfen versucht.*)

(Ein siebzehnter Brief demnächst.)

Das deutsche Nationalbewußtsein.

So geläufig uns heutzutage der Begriff der deutschen Nationalität ist, so sehr müssen wir uns hüten, denselben in frühern Jahrhunderten ebenmäßig vorauszusetzen, wozu so manche „Deutsche Geschichte für Schule und Haus", ja sogar mancher wirkliche Geschichtforscher, z. B. Justus Möser

*) Werden wir denn auch sicher sein, daß sich die Deutschen mit Anstand und Takt benehmen, wenn der in Aussicht stehende friedliche Invasion der Napoleoniden demnächst zur Ausführung kommt? Oder sind die Deutschen gerade eben recht dazu, die Pulse der französischen Regierungskunst zu versuchen, an den Bahnhöfen die Söhne und Neffen Königs Hieronymus' von Westfalen mit Jubelrufen zu empfangen, die Schlösser, wo sie wohnen, zu umgaffen und ihnen wol gar offenbar fürstliche huldreiche Ovationen, Ständchen u. dergl. darzubringen? Die Lohnschreiber des „Moniteur" haben schon die Feder gespitzt für all die Vivats, Hurrahs, die sie von Carnaval an bis —! zu vernehmen hoffen beim Anblick dieser erlauchten Erben jenes großen Mannes, der Deutschland so sehr geliebt, das schöne Deutschland, das ihm so viele Schlachtfelder und Soldaten geliefert! Wir möchten, da bekanntlich „der Schweizer für Geld Alles thut" und auch gewisse Veteranen Süd- und Mitteldeutschlands die Erinnerung an ihre glücklich überstandenen (freilich weder von Arndt noch von Körner, noch Max Schenkendorf besungenen) ruhmlichen Leiden und den Mismuth aller alten Pensionäre mit der Bewunderung vor Napoleon zu verwechseln pflegen, in jeder patriotischen Stadt aufsuchen zur Bildung eines zwar mit der jedem fremden gebührenden Artigkeit zu Ball und Glanzhausschuhen aufzufordern, aber doch — Anti-Hurrah-Vereins. D. Red.

in der „Osnabrückschen Geschichte", 1, 132 (dritte Auflage), verführt. Unser Nationalbewußtsein ist noch gar nicht so alt, hat wenigstens Stärke und Klarheit erst ziemlich spät erhalten.

Freilich haben Tacitus sowie die übrigen Römer und Griechen, welchen wir unsere älteste Geschichte verdanken, uns als eine Nation aufgefaßt; allein daß innerhalb der deutschen Stämme eine gleiche Anschauung, das Gefühl eines Gesammtvaterlandes, der Gedanke einer politischen Einheit lebendig gewesen sei, dazu wird nach Belegen in den Quellen vergeblich gesucht werden, trotz aller Gemeinsamkeit der Sprache, Religion und Art der deutschen Völker. Auch wenn wir beim Beginn des Mittelalters die meisten dieser Völker in einem staatlichen Verbande erblicken, der, anfänglich Ostfranken genannt, alsbald den Namen Deutschland empfängt, so wird mit Sicherheit sich doch nicht nachweisen lassen, daß dieser Staatenbund ein Ergebniß nationaler Wirksamkeit und nicht vielmehr ein zufälliges Erzeugniß Karolingischer Erbtheilungen sei.

Nichtsdestoweniger muß in dem Gesammtvolke ein unverwüstlicher Keim nationalen Elements geschlummert haben. Denn ungeachtet des eigenthümlichen Nachtheils, daß gerade in Deutschland das unbotmäßige Ringen der Fürsten nach reichszerrüttender Landeshoheit von Erfolg begleitet war, hat sich dennoch die deutsche Nationalität zwar langsam, aber unaufhaltsam herausgebildet.

Der Umstand, daß die Könige Ostfrankens oder Deutschlands die römische Kaiserwürde und somit einen Anspruch auf Weltherrschaft erwarben, scheint auf das Gefühl einer politischen Einheit des deutschen Volks einen merklichen Einfluß nicht gewonnen zu haben. Er veranlaßte nur gelehrte Theorieen über die Stellung der Hauptvölker. Die merkwürdigste derselben entwickelt Johannes Teutonicus im 13. Jahrhundert, nach welcher die Hauptgeschäfte in der Christenheit dergestalt vertheilt sind, daß Italien das Papstthum besitzt, Frankreich die Lehre (Studium parisiense) überwacht und Deutschland über die Kaiserwürde verfügt. Im Uebrigen zeigen sich das ganze Mittelalter hindurch im Leben und in der Literatur nur wenige Spuren bewußten Deutschthums. Die Kaiser griffen über Deutschland hinaus; ihr Streben galt dem Reiche, das mit dem Lande der Deutschen keineswegs zusammenfiel. Die Fürsten suchten ihre Macht zu vermehren oder ihr Gebiet zu vergrößern. Die politische Thätigkeit des Volks war Sonderbündnissen zugewendet. Die „Concordate deutscher Nation" betrafen nicht Deutschland, sondern das Reich, und die Hansa der norddeutschen Städte verfolgte keine nationalen, sondern Handelsinteressen. Nur vereinzelte Ereignisse, wie der Sieg der vereinigten deutschen Völker unter Otto I. auf dem Lechfelde, Heinrich's III. Einsetzung deutscher Päpste, die Stiftung des Deutschen Ritterordens (Voigt's „Geschichte Preußens", II, 10 und 27), können mehr oder weniger als Kundgebungen deutschen Nationalgefühls betrachtet werden.

Das eigentliche Vollbewußtsein des Gesammtvaterlandes kam erst beim Ausgang des 15. und Beginn des 16. Jahrhunderts zum Durchbruch, kurz zuvor, ehe Deutschlands Herrlichkeit zu erbleichen begann. Die Schriften des Tacitus wurden wieder bekannt; im Gegensatz der bisherigen Welt- und Sonderchroniken schrieb 1502 Jakob Wimpfeling seine „Epitome rerum germanicarum", die erste Geschichte Deutschlands, in deren Vorrede er verspricht, den Geschichtschreibern anderer Völker sich an die Seite zu stellen. Damals schrieb Ulrich von Hutten seinen „Arminius", damals stiftete Konrad Celtes (1459—1508) am Rhein einen Verein für vaterländische Geschichte, las an der wiener Hochschule über den Tacitus und beabsichtigte, eine „Germania illustrata", eine historisch-topographische Beschreibung Deutschlands zu liefern, und Krachenberger (1514) schickte sich an, eine deutsche Sprachlehre zu entwerfen.

Auch durch die That bekundete sich das erwachte Nationalbewußtsein. Der Aufstand des Adels unter Franz von Sickingen (1522) und der Bauern (1525) hing damit zusammen, und in der Bauernkanzlei zu Heilbronn entwarf Wendelin Hippel die erste volksthümliche Verfassung für Deutschland.

Doch diese Blüten jener vielversprechenden Zeit verkümmerten fruchtlos und im 17. und 18. Jahrhundert erlosch das Selbstbewußtsein des deutschen Volks beinahe gänzlich. Ueber die neuesten Lebenszeichen desselben, 1813 und 1848, die ganze volle Wahrheit zu sagen ist leider noch nicht an der Zeit.

Anregungen.

Zur Diätetik der Seele und des Leibes.

Dürfte man von erneuerten Auflagen einer Gattung von Schriften ſchließen, daß das Thema, welches ſie behandeln, einem Bedürfniß entſprechen müſſe, ſo müßte in unſerer Zeit ein ſtarkes Bedürfniß nach Anleitungen und Anweiſungen, die Seele und mittels ihrer den Leib geſund zu erhalten, herrſchen; denn neben Feuchtersleben's „Diätetik der Seele“ erfährt die nicht minder vortreffliche ältere Schrift Kant's: „Von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorſatz ſeiner krankhaften Gefühle Meiſter zu ſein. Herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen von C. W. Hufeland“, immer neue Auflagen.

Von letzterer Schrift liegt uns die neunte Auflage (Leipzig, Geibel, 1837) vor. Beſonders für unſere Zeit, in der man ſich ſelbſt nicht ſcheut zu ſagen: „Der Menſch iſt, was er ißt“ — wäre es wünſchenswerth, daß auch die entgegengeſetzte Herrſchaft der Seele über den Leib allgemein zum Bewußtſein gebracht würde, und darum können wir das Kant-Hufeland'ſche Schriftchen nicht genug empfehlen.

„Ewig wahr“, ſagt Hufeland in ſeinem Vorwort, „bleibt das Sinnbild, den Menſchen als den Reiter eines wilden Pferdes ſich zu denken; einen vernünftigen Geiſt mit einem Thiere vereinigt, das ihn tragen und mit der Erde verbinden, aber von ihm nun wieder geleitet und regiert werden ſoll. Es zeigt die Aufgabe ſeines ganzen Lebens. Beſteht ſie nicht darin, dieſe Thierheit in ihm zu bekämpfen und der höhern Macht unterzuordnen? Nur dadurch, daß er ſich dies Thier unterwirft und ſich möglichſt unabhängig davon macht, wird ſein Leben regelmäßig, vernünftig, ſittlich und ſo nur wahrhaft glücklich. Läßt er dem Thiere die Oberhand, ſo geht es mit ihm durch und er wird ein Spiel ſeiner Launen und Sprünge — bis zum tödtlichen Sturze.“

Abgeſehen davon, daß ohne Selbſtbeherrſchung keine pſychiſche und moraliſche Geſundheit möglich iſt, hängt auch das leibliche Wohl ſo bedeutend von ihr ab, daß ſie eins der wichtigſten Diät- und Heilmittel wird. Beiſpiele von der Macht und dem Einfluß der Seele auf den Leib liefern die ſchwerſten Krankheiten, die durch nichts Anderes geheilt werden als durch Freude, Erhebung und Erweckung der Seele. Der lange an der Zunge gelähmte Sohn des Kröſus erhält die Sprache wieder, als man ſeinen Vater ermorden will. Pinel ſah, daß bei der allgemeinen leidenſchaftlichen Aufregung, welche die Franzöſiſche Revolution hervorbrachte, eine Menge ſeit Jahren kränklicher und ſchwächlicher Menſchen geſund und ſtark wurden und beſonders die gewöhnlichen Nervenübel der vornehmen und müßigen Stände ganz verſchwanden. Bekannt iſt ja auch die Kraft der Imagination, die bei vielen Menſchen eingebildete Krankheiten zuwege bringt. Kant nennt die Schwäche, ſich ſeinen krankhaften Gefühlen überhaupt, ohne ein beſtimmtes Object, muthlos zu überlaſſen, die Grillenkrankheit (Hypochondria vaga), ein Geſchöpf der Einbildungskraft, die daher auch die dichtende heißen könnte. Dieſe Art von Hypochondrie, die gar keinen beſtimmten Sitz im Körper hat, in der der Patient vielmehr alle Krankheiten, von denen er in Büchern lieſt, an ſich zu bemerken glaubt, iſt nach Kant das gerade Widerſpiel jenes Vermögens des Gemüths, über ſeine krankhaften Gefühle Meiſter zu ſein. Es iſt dies das Elend der Selbſtquäler. Von Dem, der mit dieſer Krankheit behaftet, und ſolange er es iſt, kann man freilich nicht verlangen, er ſolle ſeiner krankhaften Gefühle durch bloßen Vorſatz Meiſter werden. Denn wenn er dies könnte, ſo wäre er nicht hypochondriſch. Aber, wie Kant mit Recht bemerkt, ein vernünftiger Menſch ſtatuirt keine ſolche Hypochondrie, ſondern wenn ihn Beängſtigungen anwandeln, die in Grillen, in ſelbſtausgedachte Uebel ausſchlagen wollen, ſo fragt er ſich, ob ein Object derſelben da ſei. Findet er keins oder eins, deſſen Wirkung unabwendbar, ſo läßt er ſeine Beklommenheit an ihrer Stelle liegen, als ob ſie ihn nichts anginge, und richtet ſeine Aufmerkſamkeit auf die Geſchäfte, mit denen er zu thun hat.

So hat es Kant ſelbſt gemacht, der wegen ſeiner flachen und engen Bruſt eine natürliche Anlage zur Hypochondrie hatte, die in frühern Jahren bis an Lebensüberdruß grenzte. „Da man aber des Lebens mehr froh wird durch Das, was man im freien Gebrauche deſſelben thut, als was man genießt, ſo können Geiſtesarbeiten eine andere Art von beſſerem Lebensgefühl den Hemmungen entgegenſetzen, welche blos den Körper angehen.“

Auch in pädagogiſcher Hinſicht verdient das Kant-Hufeland'ſche Büchlein alle Beachtung. Es iſt ein Beitrag zur „Bildung des Willens“, über die jüngſt auch ein in Berlin gehaltener Vortrag von Wieſe erſchienen iſt. Die Bildung des Willens und Charakters muß ſtets der Bildung des Kopfes zur Seite gehen, ſonſt wächſt ein ſchwächliches, genußſüchtiges Geſchlecht heran, das in paſſiver Hingebung an allerlei Grillen die männliche Energie und Widerſtandskraft verliert. Die Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorſatz ſeiner krankhaften Gefühle Meiſter zu ſein — wie Viele können ſich derſelben in unſerer Zeit rühmen?

Wir verbinden mit dieſen Betrachtungen die Empfehlung eines dem äußern Wohlbefinden gewidmeten Buchs, das vom Cultus des häuslichen Herdes nicht ausgeſchloſſen ſein kann, die Schrift des Dr. Rottenſtein in Frankfurt am Main über Pflege und Behandlung der Zähne.

In einer Zeit, als von der Theorie: „Der Menſch iſt Das, was er ißt,“ noch nicht geſprochen wurde, vor mehr als zwanzig Jahren, ließ der Her-

ausgeber in einem Jugendwerke: „Nero", einen Sophisten auftreten, der mit seinen Schülern folgende Theorie anspann:

Lehrer.

Meine Herren, ich leugne nicht, daß ich von einem sehr materiellen Grundsatze ausgehe, aber in der Folge werden Sie sehen, wie erhabene Resultate sich aus ihm ergeben. Woher kommt es, daß gegenwärtig soviel falsche und ungereimte Gedanken sich in die Herrschaft der Welt theilen? Von unsern schlechten Zähnen. Mit dem ersten hohlen Zahn wurde der erste hohle Gedanke geboren. Denn unsere vernachlässigten, unregelmäßig gereinigten, mit Weinstein beschwerten hohlen Kauwerkzeuge verhinderten die Generation, die Speisen bis zu jener dünnen, flüssigen Masse zu germalmen, welche, mit hinreichendem Speichel gemischt, dem Magen allein willkommen ist. Der Körper, der angewiesen ist, seine Frische aus dem Magen zu holen, fischt und der Geist, der sich in einem kranken Gehäuse nicht wohlbefindet, schrumpft zusammen. Das ist eine ganz natürliche Stufenleiter von den Zähnen bis zu den Gedanken.

Schüler.

Sie meinen also, daß eine Zahnbürste die beste Einleitung in das Studium der Philosophie wäre?

Lehrer.

Allerdings! Hatte die alte Philosophie nur Haare auf den Zähnen, so ist unsere Aufgabe, Borsten zu wählen. Befolgen Sie meinen Rath und Ihre Gedanken werden an Reinheit, Ihre Combinationen an Ueberraschung gewinnen! Zahnbürsten, meine Herren! Dies ist mein Fundamentalsatz!

J. J. Rousseau hatte Recht, wenn er sagte: „Eine Frau mit schönen Zähnen kann nicht häßlich sein."

Wie traurig daher, daß diese Zierden der Schönheit, die in der poetischen Sprache ihre hundert umschreibenden Bezeichnungen, vom Elfenbein bis zur Perlmutter, haben, so schnell absterben, ausfallen, hohl werden und so recht alle Wandelungen des Irdischen durchmachen! Hier treffen sich einmal beide Geschlechter in gleicher Sorge! Die Göttin der Schönheit bedarf der Zähne ebenso sehr wie der englische Gelbat, der selbst am Morgen der Schlacht sein Roastbeef verlangt.

Wenn nun gar unser Essen auch unsere Gedanken nährt, unsere Empfindungen erweitert, unsere Phantasieen warmblütiger macht, wird jeder angehende lyrische Dichter zunächst für gute Zähne zu sorgen haben — zum Beißen und zum Dichten, ganz wie Nero's Sophist versichert.

Dieser Sorge kommt die Schrift: „Die Pflege und Behandlung der Zähne. Von Dr. J. B. Rottenstein, praktischem Zahnarzt zu Frankfurt am Main" (Frankfurt am Main, Keller, 1857), helfend entgegen. Mit unerschrocknem Muthe muß man sich durch die Uebel und Krankheiten hindurcharbeiten, die aus Pandora's verhängnißvoller Büchse über die Zähne stürzen, ehe der Arzt uns die Pforten des Paradieses aufthut, goldene Pforten, da die künstlichen Zähne, die er empfiehlt, aus 20karätigem Gold verfertigt sind.

Die Schrift gibt ohne Scherz in der faßlichsten Weise über die ganze Physiologie der Zähne die genügendsten Aufschlüsse und verdient, wenn auch nicht ganz offen auf der Planke, doch in dem Kasten jedes Toilettentisches zu liegen und in den Morgenstunden von den Damen studirt zu werden.

Glossen

von W. Weingärtner.

Ein außerordentlicher Mensch wird in der Jugend vorzugsweise den Alten, im Alter vorzugsweise der Jugend zujagen.

* * *

Daß die langen Haare unserer akademischen Jünglinge so oft nichts als der noch nicht geflochtene Zopf ihrer Zukunft sind!

* * *

Stil bei einem Kunstwerk irgendwelcher Art bezeichnet eine subjective oder locale Färbung, welche dasselbe, abgesehen von den reinen Schönheitsprincipien, noch außerdem aufträgt.

Eine wunderliche Freundin.

Du kennst sie nicht, die sich der jungen Schar
Nie zugesellt, doch theurer wird errungen,
Obwol nur widerstrebend und gezwungen
Sie hingenommen wird vom grauen Haar?

Die, Schirmerin gepriesen vor Gefahr,
Meist aus dem Abgrund erst hervorgedrungen,
Der Lebensglück und Herzensruh' verschlungen,
Und Trösterin nie der Enttäuschten war.

Die nur ihn lehrt des schon Verlor'nen Wahrung,
Und, immer mürrisch, ihm statt süßer Labe
Nur gallenbittre Tränke beut als Nahrung;

Doch treulich mit ihm hinkt an seinem Stabe
Und endlich mit ihm stirbt und geht zu Grabe?
— O, lerne nie sie kennen: die — Erfahrung!

A. L. Kch.

Die Leipziger „Novellen-Zeitung" bringt in ihren neuesten Lieferungen dieselbe Erzählung, die wir unsern Lesern in den Nummern 36 und 37 mittheilten: „Der Zigeuner", Novelle von Karl Glaubrecht"; nur der Schluß ist nicht so vollständig ausgeführt wie bei uns. Die Redaction fügt hinzu, daß sich das Manuscript schon seit zwei Jahren in ihren Händen befunden hätte. Nach hierauf unsererseits eingezogener Erkundigung beim Verfasser hat sich derselbe berechtigt geglaubt, ein innerhalb zwei Jahren nicht zum Abdruck gekommenes Manuscript einer andern Zeitschrift zu übergeben, umsomehr, da dasselbe neu überarbeitet und vollständiger ausgeführt wurde. Leider hat aber der Verfasser dabei übersehen, daß von dem wahren Sachverhalt seiner Handlungsweise beiden Redactionen eine gleichzeitige Anzeige gebührte.

Beim Herausgeber sind ferner eingegangen: 5 Thlr. für ein Exemplar des „Jahrbuch zur Schillerstiftung" von Hofrath Duncker in Dresden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 41.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Pariser Studien.

Von Richard Fischer.

I. Das Hôtel de Cluny und die Thermen.

Wie die riesenhaften Bauunternehmungen des regierenden Kaisers sich bis zum Beginn des vorigen Jahres auf die Nordseite der Weltstadt erstreckten, wie der Ausbau des Louvre, die Verlängerung der Rue Rivoli, die Anlage der Boulevards de Straßbourg und de Sewastopol u. s. w. vor allem beweisen, so greift nun sein mächtiger Arm, einem wohlangelegten, im Großen wie im Kleinen genau berechneten Plane nach, hinüber in die Südseite der Stadt und läßt ganze Häuserreihen und Straßen verschwinden, um einen neuen, prächtigen Boulevard aufzuführen, der einen Theil der stundenlangen Riesenstraße bilden wird, die von Norden nach Süden, von dem Straßburger Bahnhofe bis zu dem Carrefour de l'Observatoire, Paris fast in gerader Linie durchschneidet. Selbst der alte Pont St.-Michel sinkt in diesem Augenblick in Trümmer, um einer neuen, breitern und gelegenern Bahn über die Seine Platz zu machen. Wohin das Auge blickt, überall sieht es mächtige Werkstücke liegen, die sich mehr und mehr zu palastähnlichen Wohngebäuden aufthürmen; überall sind tausend fleißige, kunstreiche Hände beschäftigt, den Riesenplan des Kaisers ins Werk zu setzen. An vielen Stellen glaubt man, sich nicht auf einem Bauplatze, sondern in einem Steinbruche zu befinden, so massenhaft liegen diese Felsstücke übereinandergehäuft umher, die alle erst an Ort und Stelle der ordnenden und bearbeitenden Hand warten. Sind doch oft fünf bis sechs normännische Rosse zu dem Transport einer einzigen solchen Steinmasse erforderlich.

Am Ende der Rue de la Harpe nun, bis wohin sich zur Zeit diese Riesenbauten erstrecken, liegt das obengenannte Hôtel de Cluny, ein Ganzes bildend mit den altrömischen Thermen. Diese ganze Gegend ist eine der interessantesten von Paris. Blicken wir den breiten, mächtigen Boulevard hinunter, der sich in sanfter Wellenlinie zu uns hinaufschwingt, so prangt vor uns das zierliche, vergoldete Thürmchen der Kapelle des heiligen Ludwig, in welche er, aus dem Kreuzzuge zurückkehrend, die Reliquien feierlich niederlegte; wenden wir uns nach rechts, so stehen vor uns die Mauern und Bogen der alten römischen Kaiserbäder und die ehemalige Abtei Cluny, in deren Bau und Ornamentik der phantastisch-romantische Geist des Mittelalters verkörpert uns entgegentritt; wandern wir ein Weniges weiter nach oben — denn das Terrain steigt mehr und mehr zum Mont Parnasse auf —, so treten wir ein in das Collège de France und in die Sorbonne, in denen seit Jahrhunderten die französische Wissenschaft und Literatur ihren Sitz hat; noch ein Geringes weiter und wir durchschreiten die Säulenhallen des Theaters Odeon und der Kirche St.-Sulpice, finden Schloß und Park Luxembourg, den Sitz so vieler berühmter fürstlicher Personen, von der Maria von Medicis an bis zur Revolution, das neue, prächtige Bibliothekgebäude

St.-Geneviève, die alte phantaſtiſche Kirche St.-Etienne du Mont und erblicken dann endlich als glänzenden Schluß- und Gipfelpunkt das Napoleoniſche Pantheon, denn ſo wollen und müſſen wir es noch immer nennen ob ſeiner Ueberſchrift: „Aux grands hommes la patrie reconnaissante“, und all der berühmten Männer, die in ſeinen unterirdiſchen labyrinthiſchen Gewölben ruhen.

In der That, es gibt kaum wieder eine Scholle Land, auf der ſich die geſchichtlichen Erinnerungen ſo mannichfach und ſo maſſenhaft zuſammendrängen, aus der altrömiſches und neufränkiſches Cäſarenthum, der finſtere, geſpenſtiſche Geiſt des chriſtlichen Mittelalters und das hellere, humanere Licht und Weſen der Neuzeit ſowie der ewig junge, ſchöne, in tauſend verſchiedenen Gebilden ſich offenbarende und doch in allen einige Genius der Kunſt und der Wiſſenſchaft in mächtigen Bau- und Bildwerken vor uns aufſteigt als wie dieſe von einer tauſendjährigen Geſchichte geweihte Scholle Land.

Und wie hat ſich alles Dies, die ganze weite Umgebung binnen wenigen Jahren, Monden ſogar, verändert, verbeſſert, verſchönert! Was überhaupt Paris zu einem der intereſſanteſten Aufenthaltsorte der Erde macht, iſt dieſes ewige Regen und Ringen, dieſer ſtete Wandel und Wechſel, dieſer raſtloſe Unternehmungsgeiſt, dieſer nie erlöſchende Reiz der Neuheit, der in dieſem Brenn- und Centralpunkte moderner Cultur nach allen theoretiſchen und praktiſchen Richtungen hin, in Kunſt, Literatur, Handel, Induſtrie u. ſ. w., auf das mannichfachſte und glänzendſte zum Ausdruck gelangt und auf den kritiſchen Beſchauer wahrhaft belebend und verjüngend einwirkt.

Doch zurück zu unſerm mittelalterlichen Hôtel und zu den römiſchen Thermen.

Dieſe beiden Bauwerke, Jahrhunderte lang, bis zum Beginn des Jahres 1856, in engen, finſtern, ſchmuzigen Straßen und hinter ſchlechten, oftmals felſenartigen Häuſern verſteckt, liegen nun, infolge der begonnenen Neuerungen, frei vor den Blicken des Volks. Wo früher übelriechende kleine Höfchen elender Hinterhäuſer waren, wird nun vor unſern Augen ein freundlicher Garten angelegt mit Bäumen und Epheuranken, mit Blumen und Raſen. An das Hôtel ſelbſt iſt ein neuer Flügel angebaut. Die alten römiſchen Mauern ſtehen jetzt nach allen Seiten hin offen und von ſchmuzigen, verſteckenden Seitengebäuden befreit vor uns; die alte Abtei, bis zu dem genannten Jahre in den engen, finſtern Gaſſen ſchwer aufzufinden, liegt nun an einem kleinen, hellen Platze, von ſtattlichen Neubauten umgeben.

Schon von der Straße und dem Platze aus gewährt das Hôtel ein hohes Intereſſe. Burgartig zieht ſich vor ihm eine zinnengekrönte Mauer hin mit zwei ſteingeſchmückten Pforten, einer kleinern und einer größern, über der ſich das alte farbenprangende Abteiwappen erhebt. Das Gebäude ſelbſt iſt in jenem ſchmuckreichen, phantaſtiſchen nationalen Stile des Mittelalters aufgeführt, aus dem ſich, in Verbindung mit den verſchiedenartigen antiken Elementen, in den erſten Jahrzehnden des 16. Jahrhunderts jener eigenthümliche Kunſtſtil der Renaiſſance herausbildete. Am klarſten, reichſten und eigenthümlichſten tritt derſelbe hervor in den Schlöſſern ſowie in den Ueberreſten von Chambord, Blois, Fontainebleau.

Man würde irren, wenn man glaubte, daß dieſer Kunſtſtil ſich nur auf die Architektur und Plaſtik erſtreckt habe und daß er überhaupt nur ein vorzugsweiſe Aeußerliches geweſen ſei; nein; erſtlich iſt da, wo von Stil, alſo auch von Stilgeſetzen die Rede iſt, ſtets ein innerer, geiſtiger Factor, eine intellectuelle Anſchauungsweiſe und Triebkraft vorhanden, die ſich in dieſen oder jenen Formen geſtaltlich Bahn bricht, und zweitens ergriff er das ganze damalige Sein und Leben, ſich ebenſo gut in den Werken der Gelehrſamkeit und Dichtung äußernd als in den tauſendfältigen Gebilden der Tektonik des alltäglichen Lebens. Die ſogenannte Renaiſſance war nicht blos eine Um- und Wiedergeburt auf dem Gebiete der Kunſt, namentlich der Architektur und der Plaſtik, ſie war ein Umſchwung der Ideen und Anſchauungen, der Sturz des mittelalterlichen Dogmatismus und Scholaſticismus, das Wiedererkennen und Wiedergebären der Antike mit ihrer Humanität und Schönheit, aus dem die ganze moderne Kunſt und Cultur hervorging. Was übrigens hierbei, namentlich die ſtrengern Kunſtformen die Architektur und Ornamentik anbetreffend, gar manche Kritiker und Kunſtſchriftſteller außer Acht laſſen, iſt die nothwendige Verbindung, Verſchmelzung des Romanticismus mit dem Claſſicismus, der „Gothik“ mit der Antike. Viele Schriftſteller und nun gar erſt das Publicum verwechſeln überhaupt die ſpätern Kunſtformen und Stilgeſetze, wie ſie ſich z. B. in den beiden Hauptflügeln des Heidelberger Schloſſes finden, mit der Renaiſſance ſelbſt. In dem letztgenannten prächtigen Bauwerke iſt nur ein ſpäteres Product der Renaiſſance zu

erkennen, keineswegs sie selber, da ihm alles Romanische, Mittelalterliche, „Gothische" abgeht, welches ein wesentliches Bestandtheil von ihr bildet. England und Deutschland hielten viel strenger an ihren traditionellen mittelalterlichen Kunstformen, in Italien aber hatte die Gothik nie recht Platz gegriffen, daher tritt denn nur in Frankreich, namentlich in seinen Schloß- und vielen andern Civilbauten, die Renaissance in ihrer vollen Blüte und Eigenthümlichkeit auf, und zwar seit der Regierung Franz' I.

Die Abtei Cluny hingegen repräsentirt uns, wie z. B. das Stadthaus in Rouen, nur vollständig die Romantik. Die Construction der Pfeiler und Pfosten, die Gesimse und Auskadungen, die Blumen-, Eichen- und Weinranken, welche Thüren und Fenster umkränzen, die durchbrochenen Galerieen, die reichen Bekrönungen der Mansardenfenster, der meisterhafte, nur auf einem Monolithenpfeiler ruhende Gewölbebau der Kapelle u. s. w. documentiren durchweg den Romanticismus in der Architektur Frankreichs. Es führt uns dies von selbst zur Geschichte dieser Abtei, denn die Geschichte ist es ja doch vorzugsweise, welche uns die aufklärenden Momente zur Kunstentwickelung selbst bietet.

Das Gefilde, auf welchem wir heute das Hôtel de Cluny, die Thermen sowie viele Privatgebäude sehen, trug einst den Palast der römischen Kaiser, von dem die Thermen nur ein einzelner Ueberrest sind. Im Jahre 1340 erwarb Pierre de Chaclus, Abt von Cluny, im Namen seines Ordens diesen Palast nebst den dazugehörigen Grundstücken. Fast ein Jahrhundert später legte Jean de Bourbon, Abt von Cluny, ein natürlicher Sohn Jean's I., Herzogs von Bourbon, den Grundstein zu dem jetzigen Hôtel, und zwar nur auf einem kleinen Theile der Ruinen des alten römischen Kaiserpalastes. Durch sein Ableben wurde die Vollendung des Baus verzögert, den erst im Jahre 1490 Jacques d'Amboise, Abt von Cluny, Bischof von Clermont, wiederaufnahm und vollendete. Der Orden der Cluniacisten gehört bekanntlich zu den frühesten französischen geistlichen Körperschaften. Er ward gegründet von Guillaume Lepieux, Herzog von Aquitanien, der im Jahre 910 in der Gegend von Mâcon die Abtei Cluny errichtete. Ludwig IV. (d'Outre-Mer) bestätigte sie im Jahre 939 und sieben Jahre später erklärte der Papst Agapet II. die Abtei von Cluny und alle ihr zugehörigen Klöster als unmittelbar nur von dem römischen Stuhle abhängig.

Diese Abtei nun, obgleich dem Abte von Cluny in Mâconnais gehörig, stand allen Königen von Frankreich, vom Jahre 1490 an bis zur Revolution von 1789 herunter, zu voller, freier Verfügung und war zeitweise der Aufenthaltsort der höchsten und berühmtesten Personen Frankreichs und des Auslandes. So verbrachte hier im Jahre 1515 die Witwe Ludwig's XII., Maria von England, Schwester Heinrich's VIII., ihre ganze Trauerzeit auf Einladen Franz' I., welcher sie sehr häufig daselbst besuchte. Noch heute heißt das Zimmer, welches sie bewohnte, die „Chambre de la reine blanche", da die Königinnen von Frankreich ganz in Weiß trauerten.

So knüpfen sich denn an diese Abtei viele wichtige geschichtliche Erinnerungen. Sie war nicht ein stilles, einsames Kloster, sondern eine Art Hofburg, in welche gekrönte Häupter ein- und auszogen, und der Sammelplatz des höchsten Adels und der höchsten Würdenträger der Kirche und des Staats, welche hier erschienen, den fürstlichen Gästen zu huldigen.

Infolge der Revolution ward die Abtei, wie alle geistlichen Güter, zum Nationaleigenthum erklärt. In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts ging sie in Privathände über. Im Jahre 1833 erwählte sie der berühmte Kunstforscher und Kunstschriftsteller du Sommerard, gestorben zu St.-Cloud im Jahre 1842, zu seinem Museum und stellte darin seine kostbaren Sammlungen auf aus den Zeiten des Mittelalters und der Renaissance, auf die er 40 Jahre des eifrigsten Bemühens und Nachforschens verwendet hatte. Sie sind, was die genannten Zeitalter und den französischen Kunststil und Kunstfleiß während derselben anbetrifft, einzig in ihrer Art und von unschätzbarem Werthe. Sie bieten nicht allein dem eigentlichen Kunstgelehrten und Kunstschriftsteller eine reiche Fundgrube des Studiums, sondern sind auch für das gesammte Publicum schon insofern von dem höchsten Interesse, als sie ihm ein klares und lebendiges Bild geben von dem Geiste, Wesen und Leben der französischen Nation von dem tiefsten Mittelalter an bis in das Zeitalter der Renaissance herab. Sie umfassen also einen Zeitraum von mehr als einem Jahrtausend, von dem 4. Jahrhundert bis in das 16. Wir werden sie später des Nähern kennen lehren.

Diese reichen, kostbaren und unvergleichlichen Kunstsammlungen erlitten glücklicherweise nicht das Schicksal so vieler andern, die, nachdem oft Menschenalter auf sie verwendet worden sind, binnen

wenigen Tagen unter dem Hammer zerſtreut werden; es würde dies geradehin ein ganz unerſetzlicher Verluſt für Frankreich wie für die geſammte Kunſtwelt geweſen ſein; ſondern ſie gingen nach dem Tode dieſes berühmten Kunſtforſchers und Kunſtſammlers, du Sommerard, auf Antrag der Commission des monuments historiques und auf Verwendung des Miniſters des Innern, Grafen Duchâtel, in den Beſitz des Staats über, um als Baſis eines Muſeums nationaler Alterthümer zu dienen.

Das Hôtel de Cluny, leider faſt der einzige bedeutende Ueberreſt mittelalterlicher Civilarchitektur in Paris, ward nun zu dieſem nationalen Muſeum beſtimmt. Die Wahl konnte keine geeignetere ſein, da ſich nicht allein ſchon ſo viele große nationale geſchichtliche Erinnerungen an dieſes herrliche Bauwerk knüpften, ſondern daſſelbe auch in künſtleriſcher Hinſicht einen der hervorragendſten Plätze unter den hieſigen architektoniſchen Monumenten einnimmt. Die Municipalität, ſtets in höchſtem Grade liberal, wo es ſich um derartige große und ſchöne nationale Zwecke ſowie überhaupt um die Ehre und Würde, um den Glanz und die Verſchönerung von Paris handelt, ſtimmte dieſem Project nicht allein bereitwillig bei, ſondern überwies das geſammte Palais des Thermes, mit Einſchluß alſo der Abtei von Cluny, dem Staate als Geſchenk.

Die Thermen, Cluny ſowie alle Sammlungen du Sommerard's gingen nun in den Beſitz des Staats über und wurden kraft des Geſetzes vom 24. Juli 1843 unter dem Namen „Musée des Thermes et de l'Hôtel de Cluny" zu einem untrennbaren Ganzen für immer vereinigt und bilden ein nationales Muſeum, wie es kein anderes Land aufzuweiſen hat. Eröffnet wurde daſſelbe am 16. März 1844.

Schreiten wir alſo durch den untern Saal der Abtei, das kleine, friedlich ſtille Gärtchen mit ſeinen Epheumauern und Platanenſchatten, in dem es ſich ſo traulich, ſo romantiſch träumen läßt von all dieſen Geſchichten ſeiner großen Vergangenheit, und die maleriſche Halle hindurch, in die ſich eine zierlich gearbeitete Wendeltreppe aus der Kapelle herabſchwingt, und hinein in die mächtigen, verwitterten Gewölbe der Thermen.

Wie bereits bemerkt, ſind dieſe Thermen des Kaiſers Julian Ueberreſte eines weiten Palaſtes der römiſchen Cäſaren. Dieſe Thermen erſtrecken ſich, natürlich vielfach umgeſtaltet, weit unter der Abtei ſowie unter vielen Privatgebäuden fort und werden großentheils noch jetzt als Keller benutzt. Der Bau dieſes Kaiſerpalaſtes fällt in das erſte Jahrzehnd des 4. Jahrhunderts, alſo etwa in die Jahre 305—310. Nach den competenteſten Geſchichtſchreibern wird der Kaiſer Conſtantius Chlorus als der Erbauer betrachtet. Da derſelbe 14 Jahre in Gallien und meiſt in Paris lebte, ſo iſt dieſe Annahme als vollſtändig begründet zu betrachten und wird überdies durch den Bauſtil ſowie durch die Behandlung und Benutzung des Materials unterſtützt. Gewiß iſt, daß Julian hierſelbſt wohnte und von ſeinen Legionen im Jahre 360 in dieſen Mauern zum römiſchen Imperator ausgerufen wurde. Ebenſo ſicher iſt es, daß die Kaiſer Valentinian I. und Valens hier reſidirten. Kurz, wir ſtehen hier auf echtrömiſchem Bauwerk.

Eine ſtürmiſche Zeit folgte, voll von Umſturz und Verheerung. Die römiſche Macht ward gebrochen, barbariſche Völkerhorden brachen ein, die Franken ſchwangen ſich unter Blut und Verwüſtung zum Alleinherrſcher auf und ihre Könige erſter und zweiter Linie nahmen Beſitz von dem verlaſſenen Palaſte der römiſchen Cäſaren. Welche Bedeutung und Ausdehnung derſelbe gehabt haben muß, geht aus dem lateiniſchen Manuſcript des Jehan de Hauteville hervor, der, allerdings ſehr dichteriſch, ſagt: „Der Palaſt der Könige Domus aula regum), deſſen Spitzen bis zum Himmel reichen und deſſen Grund bis zu dem Reiche der Todten hinabgeht u. ſ. w., und deſſen Flügel das Gebirge zu umarmen ſcheinen," u. ſ. w.

Strategiſche Rückſichten jedoch bewogen die alten Frankenkönige, ſich eine neue Burg auf der Seineinſel in der Cité zu errichten, deren Thürme wir noch heute an dem Palais de Juſtice erblicken. Von dieſer Zeit an beginnt der Verfall des alten römiſchen Kaiſer- und fränkiſchen Königspalaſtes, und zwar zunächſt infolge der Zerſtückelung der Grundſtücke an Adel und Klerus, ſodaß etwa von dem Jahre 1350 an von dieſem Rieſenbauwerke nichts weiter übriggeblieben iſt als die Thermen.

Treten wir durch ein zweites, mit einem prächtigen Kirchenportale geſchmücktes Gärtchen in dieſe Thermen ein, ſo nimmt uns ein weites Rundgewölbe auf, in Geſtalt eines Parallelogramms, welches das Frigidarium oder der Saal der kalten Bäder war. Die Architektur iſt vollkommen einfach. Die Mauern ſind von viereckigen Werkſtücken aufgeführt, zwiſchen denen ſich Streifen von Backſteinen hindurchziehen in ſtrengſymme-

triſcher Ordnung. Die Bogen ſind von großer Kühnheit und an ihrem Anſatze geſchmückt mit in Stein gehauenen Schiffsſchnäbeln. Die Höhe dieſes Saals beträgt 56, die Länge 62, die Breite 38 Fuß. Außerdem finden wir drei Niſchen und zwei Arcaden; dieſe führen in die benachbarten Säle, jene ſind die wohlerhaltenen Spuren von Kanälen, in denen das Waſſer zu den Bädern hergeleitet wurde. In den Niſchen iſt noch das Mundloch, mit gebrannten Steinen verziert, ſichtbar, aus dem ſich das Waſſer in die Badebehältniſſe ergoß.

Der angrenzende Saal bildete das Tepidarium oder den Saal der warmen Bäder. Hier befand ſich das Hypocauſtum, d. h. der Ofen, auf welchem das Waſſer in beſondern Becken erwärmt und aus dieſen erſt den Bädern zugeführt wurde. Noch ſind Spuren dieſes Ofens vorhanden in der Calcination der Mauern. Gewöhnlich waren dieſe Oefen in der Mitte der Badeſäle angebracht. Die Treppe in dem Frigidarium führt zu den Abzugskanälen der Waſſermaſſen herab, die natürlich der Seine zuſtrömten.

Die neuen An- und Aufbauten, um die alten römiſchen Thermen vor dem Verfall zu ſchützen, wurden auf Veranlaſſung des Herzogs von Angoulême im Jahre 1820 aufgeführt. Auf dem ganzen Gebäude iſt jedenfalls zu den Zeiten der römiſchen Kaiſer ein Garten geweſen, ähnlich den Hängenden Gärten der Alten. Eine mehr als tauſendjährige Zeit hat ihn ſpurlos vernichtet.

Uebrigens trägt das ganze linke Seineufer noch jetzt vielfältige Spuren der römiſchen Architektur, jedoch nur unterhalb der Kirchen, Wohngebäude, Gärten, Straßen. Was ſich aus dieſer römiſch-galliſchen Zeit an kunſtwerthen Fragmenten vorfindet, wird in den Thermen geſammelt und aufgeſtellt, wo ſich bereits eine Menge intereſſanter Trümmer der genannten Perioden vorfindet.

(Ein zweiter Artikel demnächſt.)

Ueber Chloroformirung.

Von Dr. Eduard Jeiß.

Wer vor zehn Jahren und früher ſchon Arzt war, weiß ſich ſehr wohl zu erinnern, daß ſchon damals unter dem Publicum die Meinung ziemlich allgemein verbreitet war, man könne Kranken, die ſich einer großen Operation unterwerfen mußten, die Schmerzen durch Darreichung eines Schlaftrunks erſparen, und nicht ſelten verſuchten ſie es, den Arzt hierzu zu beſtimmen, indem ſie die Einwilligung zur Operation an dieſe Bedingung knüpften.

Obwol die Geſchichte der Medicin nichts darüber meldet, daß ſchon in ältern Zeiten die Betäubung der Kranken zu dieſem Zwecke eine allgemeinere Anwendung gefunden habe, ſo iſt es doch nicht unwahrſcheinlich, daß man bisweilen einzelne Verſuche dazu angeſtellt haben möge, und wenn dieſe geglückt wären, ſo würde die Sache gewiß nicht wieder in Vergeſſenheit gerathen ſein. Unſere Erfahrungen mit der Wirkung des vorzüglichſten ſchlafmachenden Mittels, des Opiums, ſagten uns aber, daß kleine Gaben deſſelben nicht ausreichend ſeien zu bewirken, daß Jemand von einer irgend ſchmerzhaften Operation keinen Schmerz empfände, und ſelbſt wenn Jemand ſoviel Opium genommen hat, daß er davon wirklich ſchlaftrunken wird, ſo befindet er ſich doch nur in einem ähnlichen Zuſtande wie Jemand, der aus Ermüdung recht tief ſchläft, würde aber ſofort erwachen, wenn man ihn ſtechen, ſchneiden oder ihm irgendwie weh thun wollte.

Nun würde es aber ſehr gewagt ſein, Jemandem Opium in ſehr großen Doſen darzureichen, um einen noch tiefern Schlaf hervorzubringen, denn es könnte dann leicht geſchehen, daß er nicht wieder aufwachte. Die Empfänglichkeit gegen dieſes Mittel iſt aber bei verſchiedenen Menſchen außerordentlich verſchieden, und es iſt daher unmöglich zu bemeſſen, wie viel davon man jedem Einzelnen darreichen dürfte, ohne ihn zu tödten. Und ſelbſt dann iſt es noch nicht ausgemacht, ob der Kranke beim Erwachen nicht ſagen würde, er habe den Schmerz wol empfunden, ihn aber nur nicht äußern können.

So ſtanden die Sachen, als zu Anfang des Jahres 1847 von Amerika aus die Nachricht nach Europa kam, ein Arzt in Boſton, Namens Jackſon, habe die Entdeckung gemacht, daß es möglich ſei, Menſchen durch Einathmung der Dünſte von Schwefeläther binnen kurzer Zeit in einen ſolchen Zuſtand zu verſetzen, daß ſie von den ſchmerzhafteſten Operationen nicht die mindeſte Empfindung hätten. Die Zeit, wo dies geſchah, liegt ſo nahe hinter uns, daß nur der jüngere Theil unſerer Leſer nicht im Stande iſt, ſich zu erinnern, welches Aufſehen dieſe Nachricht machte. Viele mißtrauten ihr, aber die Beſtätigung, daß Alles Geſagte wahr ſei, folgte auf dem Fuße, da man vielerwärts ſofort den Verſuch wiederholt hatte. Wer anfangs an eine Ente gedacht hatte, wurde nun an das Ei des Columbus erinnert. In

Hospitälern und namentlich in klinischen Lehranstalten wurde von nun an fast jede Gelegenheit benutzt, den Versuch anzustellen, und nicht blos, daß man Kranke, welche operirt werden sollten, mit Aether betäubte, sondern viele Aerzte gaben sich selbst dazu her, Versuche an sich machen zu lassen, denn es kam darauf an, die mannichfaltigen Erscheinungen genau kennenzulernen, welche die Folge dieser neuen Anwendungsweise dieses den Aerzten längst bekannten Mittels waren.

Der Schwefeläther ist eine Flüssigkeit, welche durch Destillation des stärksten Spiritus mit Schwefelsäure gewonnen wird. Wer ihn niemals gesehen und gerochen hat, kennt doch vielleicht den Hofmann'schen Geist, der aus Schwefeläther mit Spiritus verdünnt besteht. Auf die Haut getröpfelt verdunstet er sehr schnell und erregt dabei Kältegefühl. Die Anwendung des reinen Aethers als Arznei war von jeher eine sehr beschränkte, dagegen ist er zur Herstellung vieler pharmaceutischen Präparate nothwendig. Um mit ihm Kranke zu betäuben, bedarf man eines Apparates, nämlich einer Flasche, welche mehre Hälse hat. An einem derselben wird ein elastisches Rohr angebracht, welches ein Mundstück hat, sodaß der Kranke mit dem Munde nur die Luft athmet, welche vorher in der Flasche war und also mit den Dämpfen des Schwefeläthers gemischt ist. Um aber die Wirkung noch kräftiger zu machen, brachte man in dem zweiten Halse der Flasche eine Glasröhre so an, daß sie ziemlich bis auf den Boden und jedenfalls bis unter das Niveau des Schwefeläthers, welcher etwa einen Zoll hoch in der Flasche stand, herabreichte. Dies hatte natürlich die Folge, daß alle nachtretende Luft durch die Flüssigkeit selbst hindurchtreten mußte und somit reicher an Aetherdämpfen war, als sie es ohne diese Vorrichtung gewesen sein würde.

Wenn nun auch manche Menschen den Geruch des Schwefeläthers lieben, so ist er doch vielen unangenehm, eingeathmet aber erregt er bei den meisten Husten oder Kratzen im Halse, bis man sich erst an ihn gewöhnt.

Erst wenn ruhiges Athmen erfolgt, kann die einschläfernde Wirkung beginnen. Bevor wir jedoch die Erscheinungen beschreiben, unter denen der gewünschte Zustand eintritt, sei erwähnt, daß schon zu Anfang des Jahres 1848 ein anderer Stoff, das Chloroform, den Schwefeläther verdrängte, da er manche Vorzüge vor jenem hat. Das Chloroform hat seinen Namen daher, daß man es aus Chlor und Ameisensäure oder Formylsäure herstellen kann; die gewöhnlichere Bereitungsweise ist aber die, daß man eine große Menge, mehre Pfund, Chlorkalk in eine große Glasretorte thut, mit Spiritus übergießt und erwärmt; die überdestillirte Flüssigkeit ist das Chloroform, in der chemischen Sprache ausgedrückt ein Chlorerzhydrat, d. h. eine Verbindung von Chlor, Sauerstoff und Wasserstoff. Es ist eine hellgelbe leichtflüssige Substanz, welche einen eigenthümlichen, sehr süßen Geruch verbreitet. Obwol die Chemiker es schon seit mehren Jahren kannten, hatte man dennoch nicht verstanden, es zu verwenden, bis man darauf kam, es an die Stelle des Schwefeläthers zu setzen. Zu seiner Anwendung bedarf man nicht eines solchen Apparates wie für den Schwefeläther, sondern es reicht hin, eine geringe Menge von ihm, etwa soviel wie einen halben Eßlöffel voll, auf ein Schnupftuch zu gießen und dies dem Kranken vor die Nase zu halten, wobei man sich jedoch hüten muß, daß die Haut nicht von ihm benetzt werde, weil dies, wenigstens bei Menschen mit sehr feiner, reizbarer Haut, Brennen und rosenartige Entzündung erregt. Noch besser thut man, sich einer großen Düte von Papier zu bedienen, welche an der Spitze eine etwa zollgroße Oeffnung hat. In ihr befestigt man mittels einer Stecknadel einen kleinen Schwamm, auf welchen das Chloroform gegossen wird. Hierdurch erreicht man, daß der Kranke außer den Chloroformdämpfen auch fortwährend hinreichend viel atmosphärische Luft einathmet, die also nur bei dem das Chloroform enthaltenden Schwamme vorübergegangen ist. Ebenso kann die ausgeathmete Luft entweichen und man vermittelt somit, daß nicht etwa die soeben erst ausgeathmete Luft wieder eingeathmet werde.

Nach Vorausschickung aller dieser Einzelheiten über die Anwendungsweise dieser beiden Mittel kommen wir nun zu dem interessantern Theile, über ihre Wirkung, die wir gemeinschaftlich abhandeln können, da sie hierin beinahe vollkommen übereinstimmen und sich wesentlich nur insofern voneinander unterscheiden, als die Wirkung des Chloroforms schneller eintritt und auch schneller vorübergeht, was auch die Ursache davon ist, daß man die Anwendung des Aethers ziemlich allgemein wieder verlassen hat. Ebenso, wie es bereits von dem Schwefeläther erwähnt wurde, erregt auch das Chloroform bisweilen Husten und die Vorsicht gebietet daher dem Arzte, Personen, welche an der Lunge leiden, namentlich solche, welche schon einmal Blut gehustet haben, nicht zu chlorofor-

miren. Außerdem machen es verschiedene andere Krankheiten, namentlich organische Fehler des Herzens, rathsam, von dem Gebrauche des Chloroforms ganz abzustehen, weil es mächtig auf das Gefäßsystem einwirkt, nämlich Verlangsamung des Herzens und Pulsschlags hervorbringt und daher Leuten, die schon ohnehin dazu disponirt sind, leicht Anfälle von Schlagfluß erzeugen könnte.

Bevor man nun eine große schmerzhafte Operation beginnt und nachdem alle Vorbereitungen zu derselben getroffen sind, während auch selbst der Kranke sich bereits in der Lage befindet, in der operirt werden soll, hält man ihm die beschriebene Düte vor das Gesicht und empfiehlt ihm, die Augen zu schließen, weil sonst die Chloroformdünste etwas Beißen in ihnen bewirken. Gewöhnlich athmen die Kranken anfangs zu hastig und dadurch entsteht dann Husten, daher ist es nothwendig, den Kranken zuzureden, daß sie ganz langsam und tief ein- und ausathmen sollen. Der Arzt pflegt, während dies geschieht, den Puls des Kranken zu befühlen und fortwährend in der Hand zu behalten. Der gewöhnliche Fall ist dann der, daß die Kranken schon nach wenigen Minuten angeben, es drehe sich Alles mit ihnen im Kreise herum. Meistens jetzt bald, nach drei bis fünf Minuten, tritt eine auffallende Veränderung, nämlich Verlangsamung des Pulses ein. Manchmal werden die Kranken im Gesicht blaß, andere male aber findet das Gegentheil statt, indem das Gesicht geröthet wird, wie überhaupt von allen zu erwähnenden Erscheinungen keine besondere Regel gilt und der Hergang fast in jedem Falle ein verschiedener ist.

Sehr häufig geschieht es, daß die Kranken schon nach einigen Minuten anfangen zu plaudern, wie beim Träumen. Oft sind es unverständliche Worte, manchmal in fremden Sprachen. Andere male aber versteht man ganz deutlich, womit sich die Gedanken des Kranken beschäftigen, und bei Leuten aus den niedern Ständen vernimmt man nicht selten Redensarten, die nicht eben für fein gelten, oder die Kranken verrathen Geheimnisse, mit denen man sie später necken kann.

Dessenungeachtet ist der Kranke, wenn man ihn um diese Zeit anredet, gewöhnlich sofort wieder bei vollem Bewußtsein, versichert, Alles zu hören, was um ihn her vorgeht oder gesprochen wird, und bemerkt es sehr übel, wenn man ihn, um zu prüfen, ob er noch empfindlich ist, an irgendeiner Stelle des Körpers leise mit einer Stecknadel sticht. Im Anfange, als der Aether und das Chloroform noch neu waren, getraute man sich häufig nicht, mit der Chloroformirung länger fortzufahren, und operirte die Kranken, wenn sie sich noch in dem soeben beschriebenen Zustande befanden. Dies war ein großer Fehler, denn oft hatten die Kranken dadurch gar keine Erleichterung gehabt; nur in günstigen Fällen schien es nach der Beschreibung, die sie davon machten, als ob der Schmerz allerdings etwas geringer gewesen sein müsse als sonst, kurz die Kranken hatten sich in einem Zustande von halber Betäubung befunden, in dem sie nicht vollkommen Herr über Geistes- und Willenskraft waren, aber der eigentliche Zweck wurde nicht erreicht. Es war aber noch ein anderer Nachtheil mit dieser unvollkommenen Chloroformirung verbunden, indem die Kranken sogar gewöhnlich im hohen Grade widerspänstig wurden und dem Operateur sein ohnehin schwieriges Geschäft durch ihre Unruhe oft in hohem Grade erschwerten. Nur in seltenen Fällen, bei Leuten, die sehr leicht zu narkotisiren, d. h. zu betäuben sind, geschah es, daß sie von der Operation gar nichts empfunden zu haben versicherten. Nach und nach lernte man aber besser und, wenn man es so nennen will, allerdings dreister mit dem Mittel umzugehen. Man fuhr längere Zeit fort, die Kranken das Chloroform einathmen zu lassen und versetzte auch Solche, welche schwerer zu betäuben sind, in den Zustand der vollen Narkose.

Allerdings treten hierbei bisweilen Zustände ein, welche geeignet sind, den Arzt in Angst und Schrecken, daß dem Kranken ein Unglück widerfahren könne, zu versetzen, denn Manche bekommen Krämpfe aller Art, entweder Zuckungen der Muskeln (klonische Krämpfe), oder Starrkrampf (tonische Krämpfe), Lachkrämpfe, Weinkrämpfe u. s. f., oder sie springen plötzlich mit wilden Blicken und schreiend oder sogar brüllend auf und wollen entfliehen. Mehre starke Leute sind dann oft kaum im Stande, die Kranken zu bändigen und vor Schaden zu bewahren. Solche Zustände kommen aber nicht etwa blos bei Männern, sondern ebenso gut, ja vielleicht besonders bei jungen Mädchen und Frauen vor, deren Nerven häufig viel empfindlicher sind als die der Männer. Nachdem ein solcher Anfall vorübergegangen, der Kranke wieder ruhiger geworden ist, gelingt es bisweilen, durch Fortsetzung der Chloroformirung den gewünschten Zustand herbeizuführen. Wenn sich aber statt dessen jene Zufälle wiederholen, so bleibt nichts übrig, als ganz davon abzustehen und den Kranken ohne Chloroform zu operiren, ja es kann so-

gar nothig werden, die Operation auf einen andern Tag zu verſchieben, weil ſich der Kranke noch längere Zeit in einem zu aufgeregten Zuſtande befindet.

Ein anderes unangenehmes Ereigniß iſt, wenn der Kranke, nachdem er 10—20 Minuten Chloroform geathmet hat, noch ebenſo wach iſt, als ob ihm gar nichts geſchehen wäre. Bei ſolchen Leuten nützt es nichts, wenn man auch noch länger damit fortfährt. Was hieran Schuld iſt, iſt ſchwer zu erklären. Sind die Kranken an den Genuß ſpirituöſer Getränke gewöhnt, ſo glaubt man freilich hierin die Urſachen gefunden zu haben. Aber das Gleiche geſchieht bisweilen bei Menſchen, die nie geiſtige Getränke genießen, namentlich bei Mädchen und Frauen. Die Urſache muß alſo eine andere ſein. Große pſychiſche Aufregung, Furcht vor der Operation ſcheinen manchmal die Wirkung des Chloroforms zu ſtören. Dagegen iſt es von keiner Bedeutung, wenn Erbrechen oder noch andere Entleerungen erfolgen, was namentlich geſchieht, wenn die Kranken kurz vorher gut gefrühſtückt haben.

In der Mehrzahl der Fälle iſt der Verlauf jedoch ein günſtigerer. Die Athemzüge werden, wie der Herzſchlag, langſamer und dabei tiefer, endlich tritt ſogar Schnarchen ein. Wenn man den Kranken laut anredet, gibt er keine Antwort, und hebt man ſeine Hand und Arm auf, ſo fallen ſie ſchlaff und willenlos auf das Bett.

Dieſer Zuſtand, der bei manchen Menſchen ſchon nach einer halben oder ganzen Minute, bei andern erſt nach 3, 5, 10—15 Minuten eintritt, iſt der richtige, um mit der Operation zu beginnen, und je nachdem, ob dieſelbe vorausſichtlich ſchnell beendigt ſein oder viel Zeit erfordern wird, fährt man fort, den Kranken Chloroform athmen zu laſſen, oder man macht eine Unterbrechung damit und wendet es erſt wieder an, wenn es ſich kundgibt, daß der Kranke zu erwachen im Begriff ſteht, was man einfach daran erkennt, daß er Schmerzensäußerungen lautwerden läßt. Auf dieſe Weiſe erhält man die Kranken oft halbe, ja ſelbſt ganze Stunden lang in der Chloroformnarkoſe und deſſenungeachtet geſchieht es oft, daß, wenn man das Mittel nicht mehr nöthig hat und wegläßt, der Kranke ſofort wieder bei Bewußtſein iſt. Hat er aber ſehr lange daran geathmet, ſo bleibt er auch wol längere Zeit in dem Zuſtande der Betäubung. Athmet er hierbei ruhig und geht der Puls voll und kräftig, ſo iſt dies nicht beunruhigend. Dagegen geſchieht es manchmal, daß die Kranken erſt zu dieſer Zeit, nachdem man das Chloroform bereits entfernt hat, in eine ſehr tiefe Narkoſe verfallen, wobei der Puls ſich verlangſamt, die Reſpiration kaum wahrnehmbar wird. Lautes Anrufen, Beſprengen mit kaltem Waſſer, ſtarke Riechmittel, beſonders aber Sorge für friſche Luft und ſomit, wenn das Oeffnen der Fenſter nicht hinreicht, die Transportirung des Kranken in ein anderes Zimmer, wo es nicht nach Chloroform riecht, bewirken dann wol, daß er wieder zu ſich kommt und der Arzt von ſeiner Sorge befreit wird; aber es gibt auch Fälle, in denen weder dieſe Maßregeln noch auch andere zur Lebensrettung dienende Mittel, welche den Kreislauf des Blutes wiederherzuſtellen geeignet ſind, dieſen Dienſt leiſten, oder mit andern Worten an die Stelle des Scheintodes der wirkliche Tod tritt.

Obwol ein ſo trauriger Ausgang der Chloroformirung im Allgemeinen ſelten zu nennen iſt, ſo enthalten doch die mediciniſchen Journale immer von Zeit zu Zeit neue Berichte ſolcher Unglücksfälle. Jeder Verſuch, auch nur annäherungsweiſe in Zahlen auszudrücken, auf wie viel glücklich abgelaufene Fälle der Chloroformanwendung einer mit tödlichem Ausgange kommt, würde vergebens ſein, da es ja unmöglich iſt, zu berechnen, wie viele Chloroformirungen jährlich in der ganzen Welt oder in Europa vorgenommen werden. Und umgekehrt werden nicht alle unglücklichen Fälle veröffentlicht. Man kann alſo nicht wiſſen, ob auf tauſend oder zweitauſend oder noch mehr Chloroformirungen ein Todesfall zu rechnen iſt. Von den Folgerungen, die hieraus zu ziehen ſind, ſoll ſehr bald weiter die Rede ſein.

Vorher wollen wir nur noch kurz auf die Frage antworten, wie es wol zugeht, daß der Aether, das Chloroform und noch manche andere in der neuſten Zeit entdeckte Mittel Menſchen in kurzer Zeit in einen ſolchen Zuſtand zu verſetzen vermögen, daß ihnen die bedeutendſten Verletzungen nicht die geringſte Empfindung verurſachen.

Wenn es für uns Aerzte ſchon überhaupt ſchwer iſt, Fragen dieſer Art zu beantworten, ſo erhöht ſich die Schwierigkeit noch, wenn man ſich allgemein verſtändlich ausdrücken ſoll.

Schon von jeher wußte man, daß Menſchen, die ſehr ſchwer betrunken ſind, in dieſem Zuſtande, nicht jedesmal, aber öfters, gegen Schmerz unempfindlich ſind. Da Betrunkene beim Fallen ſich manchmal beträchtlich verletzen, ſo erhielt man Gelegenheit, Beobachtungen dieſer Art zu machen. Nun ſind aber die Mittel, durch

welche wir künſtlich und abſichtlich den Zuſtand der Gefühlloſigkeit herbeiführen, als concentrirte Extracte der ſpirituöſen Getränke zu betrachten. Indem wir ſie aber den Kranken nicht innerlich eingeben, ſondern nur daran riechen oder vielmehr ihren Dunſt einathmen laſſen, wirken ſie viel flüchtiger und ſchneller auf die Nerven und das Gehirn, dafür geht aber ihre Wirkung auch ſchneller vorüber. Bei Jenem, der viel Wein oder Branntwein getrunken hat, muß die in den Magen gelangte Flüſſigkeit erſt aufgeſaugt werden und die betäubende Wirkung erfolgt daher erſt vom Blute aus auf das Gehirn. Außerdem finden wir auch noch eine andere auffallende Aehnlichkeit zwiſchen beiden Zuſtänden. Jenachdem, ob ſich Jemand einen Rauſch in Bier, Wein, Rum oder ordinärem Branntwein trinkt, iſt der Rauſch oft ein ſehr verſchiedener; der Champagnerrauſch gilt bekanntlich für den vornehmſten und geht ſchneller vorüber, als wenn ſchwerere Getränke genoſſen worden ſind. Aber die Naturen verſchiedener Menſchen ſind auch ſehr verſchieden, ſodaß Mancher, wenn er ein paar Flaſchen Wein getrunken hat, noch bei vollem Verſtande oder erſt recht verſtändig iſt, während einen Andern ſchon zwei Gläſer umwerfen. Sowie nun die geiſtigen Getränke den Menſchen anfangs heiter, etwas aufgeregt, geſprächig machen und erſt durch zu vielen Genuß bewirkt wird, daß das Geſicht geröthet, der Puls beſchleunigt, die Zunge lallend, der Gang wankend wird, wie ferner hierbei Manche ſingen, Andere ſtreitſüchtig werden oder Alles zertrümmern, während wieder Andere, ohne erſt dieſes Stadium durchgemacht zu haben, einſchlafen, ſo wiederholt ſich dies Alles, nicht auf ganz gleiche, ſondern nur auf ähnliche Weiſe beim Aether- und Chloroformrauſche und zwar in raſcherer Aufeinanderfolge, oder auch wol mit Ueberſpringung des einen oder des andern Stadiums. Wenn Alles ganz normal geht, ſo verfällt alſo der Kranke, nachdem er ſich anfangs etwas aufgeregt befand, plauderte und lebhaft träumte, in den Zuſtand der Ruhe, aber er ſchläft nicht einen plumpen Schlaf, wie Jener, der zu viel Opium genommen hat, ſondern während er allerdings ohne Bewußtſein und außer Stand iſt, ſeine Verſtands- und Willenskraft zu brauchen, haben die Nerven, durch welche wir empfinden, für einige Zeit gänzlich aufgehört dieſe Function zu verrichten. Derſelbe Zuſtand alſo, der erſt nach dem Genuſſe enormer Quantitäten geiſtiger Getränke erfolgt und dann viele Stunden fortbeſteht, bis der betrunken Geweſene am andern Morgen mit Kopfſchmerzen erwacht, wird hier binnen wenigen Minuten künſtlich hervorgebracht und geht dafür auch wieder ſchnell vorüber.

Es iſt nun ferner bekannt, daß der übermäßige Genuß ſtarker geiſtiger Getränke den Tod durch Schlagfluß herbeiführen kann. Und ſo haben wir auch inſofern das Nämliche wieder bei dem Chloroform und den ihm verwandten Mitteln. Es kann, wie die Erfahrung gelehrt hat, allerdings den Tod herbeiführen, aber deshalb iſt es noch nicht ein Gift zu nennen. Ueberhaupt aber iſt der Begriff eines ſolchen ſehr ſchwer feſtzuſtellen, denn in kleinen Gaben genoſſen ſind faſt alle giftigen Stoffe unſchädlich, ja ſogar oft heilſam, ſowie ja ſehr viele unſerer Arzneimittel in großen Doſen Gifte ſind, wie z. B. Belladonna, der Schierling, das Opium, der weiße Arſenik, Mittel, von denen nicht blos die phyſiologiſchen Aerzte, ſondern auch die Homöopathen Gebrauch machen. Es möge nun aber unſern Leſern zur Beruhigung dienen, daß das Chloroform, wenn es nicht gerade den Tod zur Folge hat, niemals andere ſchädliche Folgen zurückläßt, wie man oft glaubt und fürchtet, höchſtens die, daß ſich der Kranke, nachdem der eigentliche Chloroformrauſch vorüber iſt, noch ein paar Stunden lang in einem ähnlichen unbehaglichen Zuſtande befindet wie nach einem gewöhnlichen kleinen Rauſche, und den man ziemlich allgemein mit dem Namen Katzenjammer zu bezeichnen pflegt.

So tröſtlich dies auch klingt, ſo wird man ſagen, daß es doch ſehr ſchlimm ſei, daß man bei der Chloroformanwendung der Gefahr ausgeſetzt iſt, nicht wieder aufzuwachen. Freilich iſt dies eine ſehr üble Schattenſeite dieſer großen Erfindung, durch welche bereits unzähligen Menſchen die unſchätzbare Wohlthat zutheil geworden iſt, daß ſie der Schmerzen enthoben worden ſind, welche ſie außerdem zu ertragen gehabt haben würden.

Vielleicht, und ſogar wahrſcheinlich, wird man aber mit der Zeit noch andere Mittel auffinden, welche mit dieſem großen Uebelſtande nicht verbunden ſind, und ſchon jetzt werden Verſuche mit einem andern Stoffe, dem Amylen, welches aus dem Fuſelöle bereitet wird, angeſtellt; indeß iſt es noch zu früh, um entſcheiden zu können, ob es wirklich Vorzüge vor dem Chloroform beſitzt.

Ganz natürlich mag man, wenn ſich ein Unglücksfall ereignete, die Schuld davon den Aerzten bei, indem man ſie beſchuldigte, unvorſichtig zu Werke gegangen zu ſein; ja man ging hier und

da so weit, zu verlangen, daß der Arzt, welcher, wie man sich auszudrücken kein Bedenken trägt, den Kranken zu Tode chloroformirt hatte, den Hinterlassenen ein Capital oder eine lebenslängliche Pension auszahlen sollte. Oder wenn auch dies nicht geschah, so stellte man den Arzt doch wol vor Gericht, damit er sich wegen seiner Unthat verantworten sollte. Würde sich bei einer solchen Untersuchung ergeben, daß der Arzt einen Kranken, der an einem organischen Herzfehler litt, zu Schlagfluß disponirt oder überhaupt schwach war, der Chloroformirung unterworfen hatte, so wurde er für einen solchen Fehler ohne Widerrede Strafe verdienen. Bei den meisten tödtlich abgelaufenen Fällen war aber von alledem ebenso wenig die Rede, als nachgewiesen werden konnte, daß das Chloroform in zu großer Menge oder zu lange fortgesetzt angewendet worden sei.

Man glaube nicht, daß etwa nur unerfahrenen Chirurgen das Unglück begegnet ist, Kranke unter der Anwendung des Chloroforms zu verlieren, im Gegentheil haben die ausgezeichnetsten Wundärzte allerwärts ebenfalls solche Erfahrungen gemacht, was ganz natürlich ist, da sie auch die am meisten beschäftigten sind. Nach allem Diesen thut man sehr unrecht, wenn man, sobald sich ein solcher Fall ereignet, von der Voraussetzung ausgeht, der Arzt müsse bei der Chloroformirung ein Versehen gemacht haben. Die Leute, welche mit ihrem Urtheile so schnell fertig sind, bedenken dagegen nicht, daß der Arzt von der Chloroformirung nicht den mindesten Vortheil hat, indem dieser vielmehr lediglich auf Seiten der Kranken liegt. Der Arzt opfert für dieses Geschäft nicht blos Zeit, sondern es ist auch nicht gering anzuschlagen, daß er gerade in dem Zeitpunkte, wo er im Begriffe steht, eine große Operation vorzunehmen, die also seine ganze Aufmerksamkeit und Geistesthätigkeit überhaupt in einer Weise in Anspruch nimmt, von der der Nichtarzt oft keine richtige Vorstellung hat, auch noch ein anderes wichtiges Geschäft übernimmt, dessen Ueberwachung seine Aufmerksamkeit theilt; denn es handelt sich ja nicht blos darum, den Kranken vor dem Beginn einer Operation in den Zustand der Betäubung zu versetzen, sondern auch bei einer langdauernden Operation fortwährend darauf zu sehen, daß ihm durch das Chloroform kein Schaden geschehe. Ein anderer Nachtheil, der für den Arzt aus der Chloroformirung erwächst, ist noch der, daß, wie schon erwähnt wurde, manche Kranke, auch wenn sie wirklich vollständig betäubt sind, sehr widerspänstig werden. Endlich wirkt das Chloroform, dessen Geruch sich jedesmal im Zimmer mehr oder weniger verbreitet, auf manche Aerzte selbst leicht betäubend ein, sodaß solche sich sehr anstrengen müssen, dessenungeachtet ihr wichtiges Geschäft ungestört zu verrichten. Daß dagegen die Kranken in diesem Zustande keine Schmerzensäußerungen thun, wird wol kaum jemals ein Arzt als einen Gewinn für sich in Anschlag bringen.

So wird man nun vielleicht meinen, der Werth der Entdeckung, von welcher wir hier gesprochen haben, sei ein ziemlich geringer und wir wollen sie herabsetzen. Dies liegt jedoch ganz und gar nicht in unserer Absicht, im Gegentheil wollen wir zeigen, daß der Gewinn ein sehr großer ist.

Nehmen wir an, in einem Lande wie Sachsen wurden jährlich 2000 Operationen mit Chloroform gemacht und es hätte sich herausgestellt, daß etwa aller drei bis vier Jahre ein Kranker, offenbar nur infolge der Anwendung dieses Mittels, stürbe. Sagen wir also, von 5000 Chloroformirten sterbe einer. Nun ist aber nicht blos in Anschlag zu bringen, daß von den übrigen 4999 bei weitem die meisten den Vortheil genossen haben, nichts davon zu fühlen, als sie operirt wurden, sondern man muß noch bedenken, daß ein großer Theil von ihnen sich gar nicht oder doch zu spät, wo es nichts mehr nützen konnte, dazu entschlossen haben würde, sich ohne Chloroform operiren zu lassen, während ihnen so geholfen wurde. Dieser Umstand ist so wichtig, daß wir ihn gar nicht genug betonen können und es ist daher bereits wahrnehmbar, daß weniger veraltete, verschleppte Fälle zur Behandlung kommen als ehemals, wo die Kranken häufig nicht eher Hülfe bei einem Operateur suchten, als nachdem sie alle erdenkbaren Hausmittel und Pflaster vergeblich durchprobirt hatten. Aber noch mehr. Es gibt Fälle, in denen durch die Chloroformirung blutige Operationen ganz überflüssig gemacht werden, z. B. bei eingeklemmten Brüchen; hier gelingt es bisweilen, den Bruch noch zurückzubringen, wenn alle Theile durch das Chloroform, wie durch kein anderes Mittel möglich ist, im höchsten Grade erschlafft worden sind. In noch andern Fällen wird durch das Chloroform allein erst das Gelingen der Operation möglich gemacht oder doch ungemein erleichtert. Hierher gehören sehr veraltete Verrenkungen der Glieder, bei denen der Widerstand, den die Muskeln leisten, wegfällt, sobald man die Kranken betäubt. Wenn sich also Jemand deshalb, weil allerdings bisweilen, aber doch in sehr seltenen Fällen, Kranke

durch das Chloroform getödtet worden sind, nicht chloroformiren lassen, oder wol gar verlangen wollte, daß seine Anwendung gänzlich verboten werden möchte, so kommt dies Dem ziemlich gleich, wenn sich Jemand fürchtet auf einer Eisenbahn zu fahren, oder den Antrag auf Abschaffung der Eisenbahnen stellen wollte, weil auf ihnen bisweilen Unglücksfälle vorkommen. Dagegen hat man bekanntlich nachgewiesen, daß weit mehr Menschen beim Reisen mit Pferden Schaden erleiden und der Unterschied ist nur der, daß auf Eisenbahnen manchmal eine größere Anzahl Menschen auf einmal verunglücken und man dies daher mehr erfährt, als wenn viele einzelne Unfälle beim Reisen mit Pferden geschehen. Wir haben also ganz das Gleiche beim Chloroformtode. Die Sache ist verhältnißmäßig immer noch neu, daher wird ein solcher Todesfall vielfach besprochen; aber die Vortheile, welche das Chloroform bietet, werden deshalb nicht immer gehörig gewürdigt.

Es folgt also keineswegs hieraus, daß man das Chloroform wieder verbannen oder sich vor ihm fürchten soll. Wenn ein vorsichtiger Mann, bevor er sich chloroformiren läßt, sein Testament machen will, so wird ihm sein Arzt gewiß nicht davon abrathen, denn dies kann ja nichts schaden und die Freude ist dann um so größer, wenn er, ohne Schmerz operirt, wieder erwacht. Wer denkt wol, ehe er sich auf eine Eisenbahn begibt, daran, daß er in den Tod fahren werde? Aber wo ein Uebelstand ist, da muß man ihn zu verbessern suchen und so sind die Aerzte auch wirklich unablässig bestrebt, noch andere Stoffe zu entdecken, welche die Vortheile des Aethers und des Chloroforms darbieten, ohne mit ihren Nachtheilen verbunden zu sein.

So müssen wir also die Entdeckung der unempfindlichmachenden Kraft dieser Classe von Mitteln als eine der großen und wohlthätigen dieses an Erfindungen und Entdeckungen reichen Jahrhunderts anerkennen. Wer es einmal mit angesehen hat, wenn eine telegraphische Depesche ertheilt wird, erinnert sich gewiß des zauberhaften Eindrucks, den es macht, wenn unter einigem Geklapper oder Gerassel, welches die Maschine verursacht, von einem 10 oder 20 Meilen entfernten Orte augenblicklich die Antwort zurückkommt, daß man die Depesche richtig verstanden hat. Aber ein ähnliches Gefühl, das nämlich der Bewunderung der Größe dieser Erfindung, erweckt es, wenn ein Kranker, dem z. B. ein Glied abgenommen worden ist, erwacht und in der Meinung ist, die Operation soll eben erst beginnen; der Kranke will es dann anfangs nicht glauben, daß schon Alles vorbei ist, und wenn er nun versichert, nicht das Allermindeste von der Operation gespürt zu haben, so muß man anerkennen, daß, wenn auch jene Erfindungen, von denen wir sprechen, für den Handel, für die Politik, für alle Lebensverhältnisse von viel größerm Einflusse sind, die Erfindung, den Kranken den Schmerz zu ersparen, als die bewunderte, ähnlich wie die Einimpfung der Kuhpocken, jenen wenigstens gleich hoch zu achten ist.

Bücherwesen und Bibliotheken im Alterthum.

Von Heinrich Kamus.

Das Papier ward bei den Alten nicht aus Lumpen, sondern aus den feinen Bastbäuten der in Aegypten und Vorderasien wildwachsenden Papyrusstaude gefertigt, indem man die einzelnen Häute in gleich lange Streifen schnitt und nach vorhergegangener Bleichung und andern, leider verlorengegangenen Zubereitungsmitteln mit feinem Leim so aneinanderklebte, daß der folgende Streifen etwa 1—2 Finger breit über dem vordern lag. Die dadurch entstandene Unebenheit ward möglichst gut geglättet. Die Höhe und Breite der sogenannten „Rollen" war höchstens 13 Zoll, mindestens 6 Zoll. Ganz wie jetzt unterschied man schon damals mehre Sorten des Papiers. Die beliebteste und schönste Sorte hieß „Augustiana", eine zweite „Livia", eine dritte „Hieratica" — kurz, Plinius gibt acht verschiedene Papiersorten an; die schlechteste hieß „Emporetica" und wurde nur als Packpapier gebraucht. Daher auch ihr Name.

Als Haupttugenden des Papiers galten den alten Römern Durchsichtigkeit, Dichtigkeit, Glanz und Güte; Eigenschaften, welche wir bei unsern jetzigen Papiersorten häufig umsonst suchen. Pergament war weit weniger im Gebrauch, da der Stoff (Eselshaut) seltener und kostbarer war. Wenn außerdem noch Schriften auf Leder, Leinwand oder gar Seide erwähnt werden, so sind dies Unvollkommenheiten früherer oder Uebertreibungen späterer Zeiten. Für Briefe, Notizbücher, Verzeichnisse u. s. w. bediente man sich kleiner, mit Wachs überzogener Täfelchen, die wie ein Etui verschlossen werden konnten.

Die Tinte war eine unserer Tusche ähnliche Substanz, welche, wie Plinius berichtet, aus Gummi und Ruß gemischt wurde. Die Dicke der Masse ließ die Schriftzüge stärker hervortreten, als bei

unſerer Tinte der Fall iſt. Mitunter ward auch der Saft der Sepia als Tinte gebraucht. Farbige Tinte ſcheinen die Alten nicht gekannt zu haben; erſt in ſpätern Zeiten verſuchte man, aus Mennige rothe Tinte zu bereiten. Wie in Allem bei den Römern ein niemals übertroffener Luxus herrſchte, ſo auch bei den Tintenfaſſern. Sie waren mehrentheils aus Bronze mit Goldzierath, ja oft aus maſſivem Silber oder Gold; ihre Formen waren verſchieden, alle aber geſchmackvoll. Leider ſind uns nur wenige erhalten. — Statt der Feder diente den Alten ein zugeſchnittenes Rohr, deſſen Vaterland Aegypten war; doch mag daſſelbe auch aus andern Ländern gekommen ſein. Die Schrift war gewöhnlich in 4—6 Zoll breite Columnen getheilt und zur Scheide zwiſchen dieſelben Linien mit Mennigeſaft gezogen. In alten Handſchriften erſcheinen dieſe Striche gewöhnlich roth. Aus Sauberkeit und aus Schicklichkeit ward ſtets nur die eine Seite des Blattes beſchrieben. War eine Schrift mißlungen, ſo wiſchte man ſie auch wol wieder aus und ſchrieb ſie noch einmal. Die Rückſeite wurde mit einer gelben Maſſe oder auch gar mit Safranfarbe überzogen, um die Schrift gegen Inſekten und Würmer zu ſchützen. Erſt wenn das ganze Werk fertig, befeſtigte man an den letzten Streifen das Rohr, um welches es gewickelt werden ſollte. Durch dies ausgehöhlte Rohr wurde ein zweites Stäbchen geſteckt, an deſſen beiden Enden Knöpfe von Silber, Gold oder Elfenbein befindlich waren, die oben und unten aus der Rolle hervorragten. Die ſo aufgerollte Schrift wurde nun in eine, den Einband unſerer Bücher vertretende Pergamenthülle geſteckt, welche die Römer membrana nannten. Dieſe Hülle ward wieder mit Purpurfarbe oder einer andern ſchönen gelben Farbe überzogen. Endlich kam noch der Titel, den man, außer am Anfang und Ende der Schrift, noch ſpeciell auf einen beſondern Papier- oder Pergamentſtreifen mit Mennige zu ſchreiben pflegte. Das Anhängen der Titel, das Zuſammenleimen, Einpacken u. ſ. w. beſorgten die Glutinatores; die ganze übrige Ausſtattung jedoch die Buchhändler. Noch muß ich erwähnen, daß es ſchon damals üblich war, das Bild des Verfaſſers dem Werke beizugeben.

Gab es denn damals ſchon Buchhändler? möchte vielleicht der Leſer fragen. Allerdings! Aber freilich in den älteſten Zeiten, wo es noch wenig Bücher und ein weniger großes Leſepublicum gab, ſchrieb ſich Jeder ſelbſt die Werke ab, welche er zu beſitzen wünſchte, oder ließ ſie durch einen Sklaven abſchreiben. Als aber allmälig ein ſtärkeres Verlangen nach in- und ausländiſchen Büchern ſich zeigte, als Gebildete und Bildung Affectirende es unternahmen, ſich Bücherſammlungen, ſei es nun als ein nothwendiges oder als ein faſhionables Bedürfniß, anzuſchaffen, da machten ſich viele Leute aus der Befriedigung dieſes Bedürfniſſes ein einträgliches Geſchäft und Gewerbe. Schon zu Auguſtus' Zeiten blühte der Buchhandel in Rom und in Griechenland ſchon einige Jahrhunderte früher. Je ergiebiger dies Geſchäft ſich geſtaltete, deſto mehr Leute fanden ſich verſucht, darin ihr Glück zu verſuchen. Bald bieten ſich die Buchhändler ganze Scharen von abſchreibenden Sklaven oder Freigelaſſenen, denn die Incorrectheit der meiſten alten Handſchriften erweiſt, daß dieſelben nur ſelten ein tieferes Verſtändniß deſſen hatten, was ihnen dictirt oder gar zur Abſchrift gegeben wurde. So ward auch das Abſchreiben ſelbſt bald ein Gewerbe; je mehr Exemplare, deſto mehr Seſtertien, und wer weiß, ob die ſchlauen römiſchen Buchhändler nicht auch ſchon förmlich fabrikmäßig auf Accord arbeiten ließen.

Zu Martial's Zeiten hatten dieſe Librarii ſchon ihre Tabernae (Läden), vor denen an einem Pfeiler oder an einer Säule die verkäuflichen Bücher angeſchrieben hingen. Der Preis der Bücher muß jedoch im Verhältniß ſehr gering geweſen ſein, denn der eben erwähnte Schriftſteller ſagt einmal: „Für fünf Denare gibt dir der Buchhändler den »Martial«". Kann hiermit auch nur ſein erſtes Buch gemeint ſein, ſo enthält daſſelbe doch 119 nicht allzu kurze Epigramme. Und Trypho verkaufte ſogar ſeine „Lenien", die einen heutigen Druckbogen in Octav füllen möchten, für 2 Seſtertien (etwa 2 Groſchen).

„Wie war denn das Verhältniß der Verfaſſer zum Verleger im Alterthum?" hör' ich fragen. Nun, ich denke, ſoviel ſteht feſt, dem alten Schriftſteller war es größtentheils um die Ehre zu thun; mitunter aber mögen allerdings auch politiſche Gründe außer den ethiſchen vorherrſchend geweſen ſein. Die ſpätern Schriftſteller jedoch, namentlich die Dichter, werden ihre Productionen nicht umſonſt weggegeben haben. Doch kann ich auch einige Data mittheilen. Dem Plinius wurden für ſeine „Commentare" 400,000 Seſtertien (über 16,000 Thlr.) geboten, eine Summe, welche dem Honorar für die Memoiren eines — Barnum oder einer George Sand wol nichts nachgibt.

Aus Horaz und Martial erfahren wir, daß der Buchhandel überaus reichen Gewinn brachte

und Leute wie Trypho, Sociuš, Secundus ſchon nach kurzer Friſt ihres Betriebs ſteinreiche Leute geworden waren. Denn allmälig verbreiteten ſich die Librarii über alle Provinzen des römiſchen Reichs ſo, daß ſchon Martial von ſeinen eigenen Epigrammen ſagen konnte, ſie wurden ebenſo ſehr in Italien und Griechenland als in Gallien und Britannien geleſen. Uebrigens wurden die Tabernae der Buchhändler ganz wie die Vorhallen der Bäder, nämlich als Verſammlungsorter der Gebildeten und ſpeciell der Künſtlerwelt, benutzt.

Sowie es heutzutage in dem Hauſe eines reichen Briten als unerläßliches Hausgeräth angeſehen wird, eine Bibliothek zu beſitzen, ebenſo gehörte ſie dem vornehmen Römer und Griechen zum Hausſtande. Hierin liegt gleichſam ſchon ausgedrückt, daß man im Alterthum ganz wie jetzt nicht ſowol aus wiſſenſchaftlichem Drange oder Intereſſe als vielmehr des Scheins der Bildung wegen Privatbibliotheken anlegte. Seneca geißelt dieſe Sucht und erzählt, daß dumme Emporkömmlinge ſo viele Bücher zuſammengekauft hätten, daß ſie Zeit ihres Lebens nicht einmal die Titel derſelben überleſen könnten. So z. B. ſoll ein gewiſſer Sammonicus nicht mehr als 62,000 Bücher in ſeiner „Anſtandsbibliothek" gezählt haben. Die Einrichtung dieſer Bibliothekzimmer war, mit wenigen Ausnahmen, durchgehends folgende. Es war meiſt ein verhältnißmäßig kleiner Raum; an den Wänden ſtanden ringsum offene, mannshohe hölzerne Schränke, in denen auf Fächern die „Rollen" ſtanden. Mitunter jedoch waren auch durch die Mitte des Zimmers Schränke aufgeſtellt, wodurch der ſo ſchon kleine Raum häufig ſo beengt wurde, daß ein Studium der Schriften in der Bibliothek faſt unmöglich gemacht wurde. Dieſe Bücherſchränke glichen unſern Repoſitorien, welche man ſpäter mit Büſten und Porträts berühmter Männer ſchmückte; doch fanden auch Statuen der Muſen dort ihren Platz. Zur Beaufſichtigung der Bibliothek hielt der Vornehme ſich eigene Sklaven, die auch diejenigen Bücher abſchreiben mußten, welche man in genauerer Abſchrift zu beſitzen wünſchte als die waren, welche die Buchhändler feilboten. Die erſte Bibliothek Griechenlands ſoll von Piſiſtratus in Athen eingerichtet worden ſein, factiſch aber iſt, daß Ariſtoteles die erſte Privatbibliothek beſeſſen. Die erſten Anfänge von Staatsbibliotheken in Rom finden wir 39 Jahre v. Chr.; was aber von einer öffentlichen Bibliothek der Octavia geſagt wird, ſcheint Fabel zu ſein. Als das römiſche Reich wieder in Barbarismus ausſtief, woraus es entſtanden, wurden die aus den mannichfachen Zerſtörungen und Bränden geretteten Reſte der Bibliotheken nach Konſtantinopel gebracht und von hier aus verbreitete ſich Geiſtesbildung und Muſenliebe über die Völker, welche bald den durch Untergang der römiſchen Herrſchaft erledigten Thron der Weltgebieter einzunehmen beſtimmt waren.

Deutſche Schauſpieler.

(Vergl. „Unterhaltungen", N. F., Bd. II, Nr. 51)

VII. Friedrich Haaſe.

Unter den deutſchen Charakterſpielern ſteht Friedrich Haaſe als jüngſter Meiſter mit in erſter Reihe. Seine glänzenden Vorzüge wie ſeine Eigenheiten und Verirrungen zu einem Künſtlerbilde zu verarbeiten, ſei die Aufgabe weniger Worte.

Vor allem iſt Haaſe von der Natur geſchaffen, im feinen Converſationsſtück Seltenes zu leiſten. Angeborene Nobleſſe und Grazie der Erſcheinung befähigen ihn wie Wenige, und die Geſtalten, welche auf dem Boden des Parquets allein in ihrem Elemente ſind, auf der Bühne zu verkörperlichen. In dieſer Sphäre iſt Haaſe vollendet; nicht blos eine oberflächliche Eleganz, eine hohle und kalte Glätte zeichnet ſeine feinen und gemeſſenen Gebilde aus, ſie tragen alle die Kennzeichen einer tiefen und pſychologiſchen Charakteriſtik an ſich.

Eine ſeiner geprieſenſten Rollen in dieſem Genre iſt der alte Klingsberg, und der eine Zug, daß er den alten läſternen und frivolen Faun bei der Erinnerung an ſeine Gattin: „Sie war das beſte Weib; du findeſt in ganz Europa keine zweite wieder!" in eine tiefgefühlte Wehmuth umſchlagen läßt, beweiſt hinlänglich unſere Behauptung. Auch den Grafen Thorane im „Königsleutnant" weiß Haaſe durch die Tiefe des Gefühls, welche durch die Eleganz des blaſirten Salonmenſchen*) durch-

*) Der Verfaſſer dieſes Stücks möchte beſtreiten, daß der Grundzug im Grafen Thorane ein „blaſirter Salonmenſch" iſt. Im Gegentheil. Thorane iſt, wie ihn auch Dawiſon in trefflicher Darſtellung auffaßt, eine nur von dem empfindſamen Spleen des vorigen Jahrhunderts, als Richardſon und Rouſſeau neu waren, modiſch angekränkelte, ſonſt völlig geſunde, praktiſche, beſtenfalls militäriſch derbe Natur. Sein Schmerz, von einer Pflegetochter als Gatte verſchmäht und von ihr verlaſſen worden zu ſein, iſt an ſich wahr und echt und würde dies bei einem „blaſirten Salonmenſchen" kaum ſein können; der empfindſame Ausdruck dafür iſt die ſpielende Selbſtironie eines Mannes von Friſchheit und Würde. Das Burleske ſolcher hypochondriſchen ältern Militärs hob gleich anfangs mit komiſcher Wirkung Lauberger

leuchtet, in dem Sinne des Dichters zu seiner richtigen Bedeutung zu erheben. Diese Gestalt Haase's ist außerdem ein vollendetes Meisterwerk im Handhaben des gebrochenen Deutsch, welches der Franzose besitzt; Haase hat es verstanden, den Anflug des Gemeinbildungen, der dieser Rolle in den Händen mittelmäßiger Schauspieler als Makel anklebt, mit Sinn und Geschmack durchaus zu vermeiden.

Von nicht geringerer Bedeutung sind Haase's Intriguanten im schwarzen Frack wie in dem geistlichen Kleide; sein Polonius, Marinelli, Carlos im „Clavigo", Lamüde, Lord Harleigh und Gestalten, welche jeden Vergleich aushalten. Sie sind so recht eigentlich aus der Individualität unseres Künstlers entsprossen, umweht von dem eigenthümlichen Hauche einer unverwüstlichen Selbständigkeit, welche alle großen Männer aus- und kennzeichnete. Diese Vorzüge in der Komödie, im Conversationsstücke und bürgerlichen Trauerspiele sind vielleicht in der Tragödie eine Schwäche; wir sagen „vielleicht", denn auch in der Leidenschaft soll der Künstler nicht vollständig aus sich herausgehen. Das bloße Außersichsein ist noch lange kein „Im Andern sein", und wenn Haase seine Individualität z. B. in Philipp II. merklich beibehält und diesen Charakter auf die geschichtliche Objectivität zurückführt, den Absolutismus des Königs zuletzt sich selbst heraussinken läßt, so ist dies eine Auffassung, die wir eine reformatorische zu nennen versucht sind. Auch Oliver Cromwell hat Haase mit Hülfe der Geschichte seinen Mitteln angepaßt, sodaß wir aus dem übergespannten Fanatiker und körperlich gebrochenen Heuchler mehr die historisch überlieferte Gestalt als den rhetorisch und pathetisch aufgeputzten Lumpenprotector sogenannter idealer Künstler heraustreten sehen. In Hamlet ist Haase am vollendetsten. Die sich selbst verzehrende Leidenschaft versteht der Künstler weit besser als eine solche zu malen, die nur einer wilden Natur, einem der Reflexion fremdstehenden Grade entspringt.*) Sein Hamlet ist ein Meisterstück überraschender Naturtreue, gleichsam eine Perlenschnur geistreich aneinandergereihter Nüancen. Bis zur kleinsten Kleinigkeit ist der labyrinthische Gedankenprocess des minutiösen Grüblers in Haase's Spiel verkörperlicht; aber dieser Genauigkeit ungeachtet büßt das Gemälde keinen Augenblick das Großartige des historischen Stils ein und die großen Lichteffecte der Naturtreue lassen die dämonische Gestalt Hamlet's nur um so schöner aus dem nächtigen Hintergrunde des verrückten Irrsinns hervortreten.

Bedenklicher ist eine Bewunderung vor des Künstlers Richard III. Durch eine zu große Anlage des Charakters hat sich Haase die Steigerung desselben ungemein erschwert. Auch spukt die romantische Auffassung Shakspeare's, die Haase von Tieck überkommen haben will, noch allzu viel in ihm. Wir hegen die Hoffnung, daß sich Haase's klarer Kopf von dieser Tradition bald möglichst lossagt und den Geist des großen Briten vorurtheilsloser zu erfassen trachtet. So ist sein Edmund viel zu berechnet, fast deutsch-bürgerlich gegenüber dem königlichen Kaufmann Posenie. Aber alle diese Mängel zeigen die Vorzüge Haase's nur in hellerem Lichte.

Ein Hauptvorzug Haase's ist das ursprünglich Deutsche, dessen er sich nie entäußert; eine gewisse Gefühlsromantik sichert ihm für immer eine bedeutende Stelle in der Gegenwart. Die frappante Excentricität der französischen Schule, die nachgemachte Natürlichkeit exaltirter Leidenschaften sind ihm fremd; er treibt wol die Reflexion, aber nie sich selbst auf die Spitze, und wo die Dichtung gewaltiger als seine Mittel sind, füllt er die Lücke nicht mit Blend- und Flickwerk aus.

Das schwärmerische Element, das in unserm modernen Leben gewaltiger wirkt als man glauben sollte, gibt Haase so ziemlich ganz ab. Dafür besitzt er eine bei Abwägung seines Künstlerwerths nicht hoch genug anzuschlagende Eigenschaft: die Gemüthstiefe. Kleine Rollen, die ihm das Bedürfniß des Tags überweist, verklärt er durch dieselbe und einen aus ihr entspringenden urdeutschen Humor zu einer Bedeutung zu erheben, die man nie geahnt hat. Sein alter Magister in Benedix' gleichnamigem Stücke ist ein Meisterstück dieser Art. Hier ist Haase's Talent ein schaffendes; er haucht den Gestalten das eigentlich dramatische Leben durch seine Darstellung ein, und wer die deutsche Kunst in ihrem Wesen und Adel, gegenüber französischer Spielerei, Eleganz und Uebertreibung, zu begreifen

---

hervor, dem der Verfasser handwerksmäßig das Zeugniß geben muß, obwol viel durch seine Zusammenziehung des ursprünglichen vierten und fünften Acts in Einen vor durch seine immer angestrengte Aufmerksamkeit dem genannten Stücke so viel Vortheile erspielt zu haben, als es sonst von einigen allerdings recht langweiligen Darstellern nur nicht sorgenlosen Zuschauern begraben schien. D. Herr.

*) Ist es richtiger „Hamlet" möglich, ohne daß die Grundfärbung der ganzen Rolle schwermüthig und nur die verschiedenen Lichter Reflexen sind! D. Herr.

vermag und ihre Ehre zu retten den Muth und die Kraft hat, der wird Hasse als einen Künstler von echtem Schrot und Korn erkennen und seinem Streben und seinem immer mehr steigenden Ruhme die gedeihlichste Zukunft voraussagen müssen. G.

Anregungen.

Die Volkspoesie.

Ida von Düringsfeld gibt in ihrem interessanten Reisebuche „Aus Kärnten" (Prag, Bellmann, 1857) eine Vergleichung der epischen und romanischen Dichtungen.

Slavische Stämme durchziehen wie rothe Streifen die ganze österreichische Monarchie; es hat einen Augenblick gegeben, wo unser Ottokar die böhmischen Krieger am Strande des Adriatischen Meers fanden, die Ungarn im Osten, die Deutschen im Westen haben diese slavische Welt zertrümmert und sich wie große Keile zwischen sie gedrängt. Seitdem sind die Südslaven vollständig von den Cyrhen getrennt worden, eigene Pfade ist jener Stamm gegangen, eigene Geschicke hat jener gelitten. Die Bauern und Hirten der Kärntner Alpen hat nur ein großer Gedanke angeweht, die Cyrhen sind seine Märtyrer geworden, alle, vom Herrn herab bis zum ärmsten Mäher und Holzfäller; denkt an Huß, an Zizka, an den Dreißigjährigen Krieg. So singt der Südslave fort, ohne jene Reflexion, er spielt nicht mit seinem Gefühl; hart und derb, gleicht er ganz dem Serben, weiße Schlösser, die Linden und Belgrad sind auch ihm klingende Namen, nichts von der Klage, dem unterdrückten Schmerz des Cyrhen, der sich in Sentenzen gefällt und von seinem Leid einen Uebergang zu dem Allen gemeinsamen Gefühl sucht.

Aus den Proben, welche die Verfasserin gibt und bei denen man auch die Verdienste Gregorec Kapper's um die südslavische Volkspoesie erwähnen muß, ergibt sich die Beschränktheit der Volkspoesie hier wie überall. Immer dieselben Märchen und Abenteuer, unglückliche Liebe, entführte Bräute, eine Zauberin und tapfere Helden; darin bewegt sie sich. Nur und ist es nichts als ein letztes Herüberklingen aus einer untergegangenen, kunstberichteten Welt, die meisten im Norden gedichtet und und nur Trümmer zu sein scheint.

Ueberhaupt — die Volkspoesie. Man übersieht, man rühmt sie und doch greift sie nicht in die Bildung ein. In seinem Innern ist man sein Jahrhundert reifer und reflexiver als bei uns bemüht gewesen, von den Schätzen der Volkspoesie, ihrer Tiefe und Erhabenheit zu reden und sie immer und in allen Dingen über die Kunstpoesie zu setzen.

Der einfachste Ausdruck einfacher Gefühle, der wenn gelingt, ist das Höchste in der Dichtkunst: die reichste Form, die glänzendsten Bilder, überraschende Bilder sind nichts als Tand, manche Verse, grellende Reminiscenzen. Wunderlich genug, da doch nur diejenigen Erfindungen der Volkspoesie allein sich verbreitet und den Sinn und Geist der Nationen für sich gewonnen haben, die durch den Mund und das Herz der Kunstdichter gegangen. Schon von früh auf, die Sage vom Tannhäuser, vom armen Heinrich, Roland's Tod — die Sänger an den thüringischen und österreichischen Höfen haben sie zurecht und überdacht und sie so zum Gemeingut gemacht. Die Elfen und Feerien, das ganze „Wunderhorn" — was wäre es ohne die Dichter der jüngern romantischen Schule? Die Verwandlung des Liedes kommt zuletzt auf einen Mann zurück, einen lebenden Sänger, der seine Worte selbst weiterträgt wie Bienen und Vögel den Blütenstaub. In einzelnen Dorfschaften, an diesem Strom wird es gelingen, an jenem Ufer dagegen kennt es Keiner — aber nur mit Zuthaten und Verstümmelungen. Weil es formlos ist, verflingt und verdirbt es, die Kunst ist nur begreifbar von goldenen Ringen umrunnen, nicht, wie es so oft heißt, als „freies Kind des Waldes". Volkspoesie ist nichts als die Dichtung auf den kleinsten, beschränktesten Umfang zusammengedrängt, der Schatz der Erfindung und des Gefühls in einem einzigen Ort, wie der „Don Juan", der im Puppentheater zu Ulm im vorigen Jahrhundert gespielt ward, wesentlich schon von dem „Don Juan" Augsburgs sich unterscheidet.

Ist diese Poesie in Wahrheit so unermeßlich reich, so durchaus erhebend? Kriegslieder und Liebeslieder singt der Malaye auf Java, ebenso schöne und liebliche wie das schwäbische Dorfmädchen; darin ist wenig Erfindung, wenig künstlerische Kraft, nur hier und dort ein seelischer Ton, ein glücklicher Ausdruck. Die feinern Gefühlsnuancen, die Herzensanatomie des Kunstdichters bleiben ihr fremd, nicht mit den Ursachen noch mit dem Ausgang hält sie sich lange auf, das Geschehene ist Alles. Wie es kam, daß eine Königstochter den Hagen liebte, was kümmert es sie? Nicht die Menschen, sondern Was ihnen geschieht, Glück oder Unglück, bringt die Volkspoesie. Aber die Betrachtung der meisten Ereignisse, da auf ihnen nichts deutlicher und schärfer hervorspringt als die Hinfälligkeit und Vernichtung des Schönen und Herrlichen, trägt eine eigene Düsterheit in sich und stimmt das Gemüth um so tragischer, je weniger es die Kraft hat, sich aus dem Mißklang des einzelnen Unglücks zur Harmonie des großen Ganzen zu erheben.

Shakspeare-Experimente.

In Berlin hat man den Versuch wiederholt, der schon in Dresden und Wien mit nicht besonderem Glück gemacht wurde, Shakspeare's „Cymbeline" zu geben.

Kritik und Publikum zogen sich dem Versuche abgeneigt. Professor Michelet indessen strotzte heute und verlangte für Imogen und ihre treuen dortige Verehrung wie für Julia.

Shakspeare für den absolut vollendetsten Dichter zu erklären, ist seit Schlegel, Tieck, Ulrici und Gervinus ein Glaubensartikel geworden. Wenn zuweilen aus der Bewunderung, der Jeder unumschränkt der Macht seiner Charakteristik, der Pracht und Fülle seiner Sprache, der erstaunlichen Tiefe und Erhabenheit seiner Gedanken darbringt, selbst ihn seine Verehrer weit über alles Maß hinaus, als eine unberechenbare Riesengröße, Mährend man Goethe's „Faust", „Die natürliche Tochter", ungestraft für verfehlte Dramen erklären kann, wagen die Kritiker von nah' und fern ein „Corning'" sobald man nicht auch z. B. „Cymbeline" so hoch stellt wie „Macbeth" oder „Romeo und Julia".

Und doch wird in „Cymbeline" nicht blos die Illusion der Augen, auch die der Empfindung getäuscht, zerrissen. Der Dichter ruft hier die Farbe, den Glanz der Gewänder, die Fülle der Gestalten zu Hülfe. Er verbindet und verwickelt die seltsamsten Fäden aus Märchen sich zu romantischen Abenteuern, zu die Geschicke ernster Helden. Der reiche Arabeskenschmuck wuchert und drängt das geringere Bild in der Mitte verborgen.

Nicht der Maler des Michel Angelo, sondern die Statuen der Hellenen sind der Kanon der Bildhauerkunst. Betrachte man mit unbefangenem Auge ein Drama Shakspeare's — eine Einheit der That ist selten vorhanden. Auf die enggeschlossenen drei ersten Akte des „Hamlet" ein Labyrinth von Zufällen und Abenteuern in den beiden letzten. Der fünfte Akt des „Kaufmann von Venedig", an sich die zarteste Liebeselegie, steht in schwachem Zusammenhange mit dem vorangegangenen. Und doch, der Zweck einer Tragödie ist nicht, das Leben in seiner Breite, sondern auf seiner Spitze darzustellen, nicht erweitern, zusammendrängen, vereinfachen will sie seine Verhältnisse, damit sie desto eher zu Symbolen „ewiger Gedanken" werden und, frei von irdischem Staub, das Walten Gottes sichtbar durch ihre Klarheit schimmern lassen. Diese Anschauungen sind nicht willkürlich, einseitig nur auf die antike Bühne berechnet, sie entspringen als Nothwendigkeiten aus dem Wesen einer dargestellten Handlung, nicht nur die Franzosen, auch unsere Dichter, Lessing, Schiller und Goethe haben sie in ihren besten Werken befolgt. Die Darstellung verbietet, im Laufe eines Akts von Britannien nach Rom wie auf Ariel's Flügen zu fliegen, nur auf Kosten der Wahrscheinlichkeit geht uns Richard's Leben und Tod wie ein Panorama vorüber. Shakspeare aber concentrirt mit Absicht nicht. Wie der große Gedanke sich in verschiedenen Seelen, an schroffen und starken Charakteren in einer wunderbar kunstvollen Abstufung von Reflexion bricht, das ist ihm die Hauptsache: er hält das Drama für ein Bild. Daher die Zwanglosigkeit seiner Verknüpfung, die Aufnahme romantischer Zufälle, der Meerstürme und Prinzessenentführungen, die ihm schon Ben Jonson vorgeworfen: so durchfährt er gleichsam selbst das unendliche Meer des Lebens und das Wellenschlagen um seinen Kahn taucht in seinen Tragödien auf. Jeder Dichter, auch der erhabenste, beraubt seiner Zeit, seinen Mitlebenden den Zoll: er ist nicht ganz frei von ihren Ansichten, ihren Irrthümern, am wenigsten Shakspeare.

Wahrnehmungen.

Schön und edel läßt sich's nur leben, wenn man selbst von den zur Erhaltung nothwendigsten Dingen sich kann zur Hälfte berühren läßt und nur Brust und Haupt sich immer nur im Freien zu erhalten weiß.

* *

Auch darin liegt bei Manchem ein Anlaß zur religiösen Orthodoxie, daß seine Gottheit die Beleidigung nicht ertragen kann, gnädig unbekannt zu sein. Man hat dann einen so kalten und weitberechtigten Beifall seiner Annehmlichkeit und kann sagen, wo unsere Lage einmal ist, kann zu diesem bekennen und bekehren.

* *

Warum rühret uns das Schöne? Gewiß das Schöne in der Natur wie in menschlichen Handlungen und Hervorbringungen? Weil nur deshalb, weil es uns die Unzulänglichkeit unserer Erkenntniß, die Schranke unserer Kräfte als die gewöhnliche Erfahrung, diesen vorkommenden Fall einer Naturregel oder einer großen Schöpfung oder einer edlen Handlung aber als die allgemeine Annahme entgegenhält.

* *

In bewunderten, angefeindeten und bewunderten Gesellungen wird man sich durch kleine Intriguen nur verderben. Ohne große kann man sich freilich nicht behaupten.

Noli me tangere!

Drängt euch nicht mit kühlen Fragen
An ein frischgrünend Herz!
Laßt es still zu Grabe tragen
Seine Todten, seinen Schmerz!
Unter Thränen bricht der Liebe
Eigensüchtiger Widerstreit,
Und der Glaube wie die Liebe
Kommt ihm in der Einsamkeit.
Doppelt freut euch dann die Heilung,
Tritt es vor euch, neu erfrischt,
Da ihr nicht in Uebereilung
Euch in seinen Kampf gemischt.

Ludwig Bauer.

Hier ist Schillerstiftung eingegangen. Alles nur ein Experiment mit „Lohengrin" von Heinrich Ludwig in Dresden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 42.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Der Wilddieb.

In einem thüringer Gebirgsdorfe wurde an einem stürmischen Novemberabend in der Schenke Gemeindeversammlung gehalten. Auf der in einer Nische angebrachten Erhöhung, welche mit einem Holzgitter umgeben war, saßen der Schultheiß, die beiden Schöppen und der Gemeindeschreiber, während in dem mit schlechtbrennenden Talglichten schwachbeleuchteten großen Zimmer an hölzernen groben Tischen, auf eben solchen Bänken oder Stühlen die Uebrigen Platz gefunden hatten, vor sich ihre Potzgläser mit Bier.

Es war gerade eine Pause in dem Vortrage des Schultheißen eingetreten, in welcher die Menge sich laut für oder gegen ihn entschied, als die Wirthin eilig hereinstürzte und ihrem Mann, dem Gemeindeschreiber, zurief: auf der Flur draußen sei eine feine Dame ganz vom Regen durchnäßt und vor Frost schauernd; sie wünsche ein warmes Zimmer, ob sie dieselbe in die Wohnstube führen solle? Die Unterhaltung war sofort verstummt. Der Wirth fragte zwar: ob denn die feine Dame allein angekommen? und meinte auf die Bejahung: „Das wird auch 'was Rechtes sein! In der Nacht reist keine anständige Dame allein, wahrscheinlich so eine herumziehende Komödiantin oder Seiltänzerin!" aber ein durchdringendes Wehgeschrei, das draußen erscholl, trieb die Wirthin hinaus.

Da lag die Fremde in Geburtsschmerzen an der feuchten Erde. Die mitleidige Frau trug sie schnell mit ihrer Magd durch das Schenkzimmer, als einzigen Weg, in die Wohnstube und legte sie dort auf das breite Familienbett. Die rohen Männer waren ehrfurchtsvoll zurückgetreten, als die schöne, bleiche, nun in todähnlicher Ohnmacht liegende Dame bei ihnen vorbeigetragen ward. Die Wirthin begann sich, ihre Kleider zu lösen und befahl der Magd, sofort eine halbe Kanne Bier in den Ofen einzusetzen, denn mit Bier wird in Thüringen beinahe Alles curirt. Ein schweres dunkles Seidenkleid, reich mit Spitzen besetzt, war, außer einem feinen Pelzmantel, schon abgestreift, das feine Unterzeug ebenfalls — und bald lag ein Knäblein in den Armen der Fremden, die es mit einem wehmüthigen Lächeln an ihr Herz drückte. Aber der Arm sank schlaff herab, die Lippen öffneten sich noch einmal, doch der Engel des Todes hatte sie berührt, ehe ihnen ein Laut entschlüpfte. Alle Wiederbelebungsversuche des gleichfalls anwesenden Baders blieben erfolglos. Nun wurde der Ortsschultheiß gerufen und mit ihm traten eine Menge Andere ein. Wie ein Marmorgebilde lag die Fremde vor ihnen, die feinen regelmäßigen Züge schienen durch ein herrliches Schauen verklärt, nur um die geschlossenen Augen zog sich eine feine Linie des tiefsten Schmerzes, die weißen zarten Hände lagen gefaltet auf der groben Decke des Betts und längerer Zeit bedurfte es, ehe die Anwesenden sich von dem ergreifenden Anblick losreißen konnten. Der Schultheiß untersuchte indeß die Kleider der Todten. Kein Papier konnte Zeugniß geben, wer die Fremde gewesen, eine ziemlich

gefüllte Börse war das Einzige, was er fand. Der Inhalt reichte vollkommen aus, die Beerdigungsgebühren wie auch das Kostgeld des unter so ernsten Umständen geborenen Kindes, wenigstens für die erste Zeit, zu decken. Die Kleider wurden dem nun ebenfalls herbeigerufenen Pfarrer wohlverpackt übergeben und er aufgefordert, Alles zu versuchen, die Angehörigen der Dame zu erkunden; das Kind übernahm eine Tagelöhnersfrau.

Schon graute der Morgen, als einige Ruhe wieder der bewegten Nacht folgte, und der Wirth, ein sonst guter, doch ehrgeiziger und habsüchtiger Mann, fand endlich Gelegenheit, seiner Frau die bittersten Vorwürfe über ihre Vorschnelligkeit zu machen. „Das hast du von deiner Gutmüthigkeit!“ rief er ärgerlich. „Das gefundene Geld reicht kaum für die Beerdigung und der Rest soll der Tagelöhnerin gegeben werden. Was haben wir nun für unsere Mühe? Hättest du noch die Kleider behalten, es wäre doch etwas! Später wird es heißen: in deinem Hause ist das Kind geboren, du mußt dafür sorgen; und ich — ich darf schon nicht gut »Nein« sagen, denn — nun ja, ich hoffe bei der nächsten Wahl Schultheiß zu werden. Nie dürfen mir solche Geschichten wieder ins Haus!“

„Aber Mann“, entgegnete die Frau, „wer weiß wie Alles kommt. Ein unglücklicher Zufall wird es gewesen sein und eine große Belohnung ihrer Angehörigen kann gar nicht ausbleiben, denn eine so feine Dame, nun, auf der Straße konnte ich sie doch nicht lassen!“ Das schien ihm einzuleuchten, die Frau aber hatte an dem Halse der Fremden eine goldene Kette bemerkt, welche sie nun hervorzog und versuchte, die daran befestigte goldene Kapsel, freilich vergebens, zu öffnen. Sie zeigte sie ihrem Manne und Beide kamen überein, für alle Fälle den Fund zu verheimlichen.

Selbst nach einigen Wochen, am Taufsage des Kindes, war noch immer keine Spur von dem Stand oder Namen der Fremden entdeckt, keine Frage nach ihr bei dem Ortsvorstand eingetroffen. In dem einzigen Blatte der Residenz hatte der Pfarrer ein Inserat erscheinen lassen, welches das nähere Signalement der Todten enthielt — Alles vergeblich. Der Ortsschultheiß, der Wirth und die Tagelöhnersfrau hoben das prächtig gedeihende Kind aus der Taufe und gaben ihm die Namen Hans Wilhelm Maria. Die Frau hatte darauf bestanden, daß ihr Name auch mit dabei sei und der Pfarrer hatte die beiden Andern belehrt, daß auch Maria ein Mannsname sein könne und als Beispiel auf Karl Maria von Weber, dessen Bild in seinem Zimmer hing, hingewiesen. In der Kirche blieb kein Auge trocken, als der Pfarrer ihnen noch einmal die Wichtigkeit ihrer Verpflichtungen an das Herz legte: mit allen Kräften den Knaben auf den Pfad der Tugend zu leiten, ihn anzuhalten zur Gottesfurcht und ihn zu halten als eigenes Kind, denn es stehe dies Kind allein. Kein Vater, keine Mutter wache über denselben — „aber ihr seid jetzt Vater, seid Mutter geworden, Gottes Auge sieht euch, hört eure Versprechungen; thut also nach eurem Herzen, nach seinem Willen.“ Die Frau nannte den Kleinen — Maria.

Ein und ein halb Jahr waren nach dem eben erzählten Vorfall verflossen, als die beinahe erloschene Erinnerung daran neu geweckt wurde. Das gefundene Geld war um so früher zu Ende gegangen, als der Pfarrer sich sowol die Begleitung zum Grabe der unglücklichen Mutter als auch die Taufgebühren nach der höchsten Taxe hatte davon zahlen lassen. Die Tagelöhnerin aber konnte ohne Zuschuß den Kleinen nicht mehr erhalten, es waren also nur noch der Schultheiß und der Wirth, welche ihre so heilig versprochenen Pathenpflichten erfüllen sollten. Der Wirth hatte noch keine Kinder, der Schultheiß war ein alter kränklicher Mann, dessen Kinder sämmtlich erwachsen; er hatte die Aufnahme des Knaben verweigert und die öffentliche Summe nannte ihn hart und unchristlich. Aber auch der Wirth weigerte sich, als ihm seine Frau die Sache vorstellte und es ans Herz legte; erst als sie wieder an die nun in einigen Tagen stattfindende Wahl erinnerte und von der bösen Stimmung gegen den alten Schultheißen sprach, fand er sich bereit und ging mit ihr zur Tagelöhnerin, um von ihr den Kleinen abzuholen. Den hübschen Knaben an der Hand schritt er die Dorfstraße herunter, die vor allen Thüren stehenden Leute sahen, wie freundlich er mit dem Kleinen sprach und — bei der Wahl wurde der Wirth Schultheiß.

Nicht dies allein — noch ein Segen anderer Art kehrte bei ihm ein; seine Frau schenkte ihm ein Mädchen, welches in der Taufe Liddeth genannt ward und heranwachsend eine immer größere Aehnlichkeit mit der Mutter des nun von seinem Pflegevater „Wilm“ genannten Knaben entfaltete. Der Wirth nebst Frau hatten hochblondes Haar und wasserblaue Augen und ihre ganze Figur war so recht aus dem Vollen geschnitten, Liddeth dagegen war zart und fein, hatte schwarze Locken und die großen dunkeln Augen strahlten in einem Glanz, der magisch Jeden zu dem lieblichen Kind

hinzog. Wilm mußte bei dem kleinen Lieschen anfangs oft Wärterin sein, später wurde er der unzertrennliche Gefährte ihrer Spiele und eine rührende Innigkeit knüpfte beide aneinander. Doch wie es nun so auf einem armen Dorfe geht, auch verdienen sollte Wilm, sein Pflegevater wollte ihn nicht umsonst ernähren und hatte er erst die Gänse gehütet, so wurde er jetzt mit auf das Feld genommen oder in den nahen Wald zum Holzholen geschickt. Mit seinem vierzehnten Jahre verlah er schon die Dienste eines Knechts und fuhr beinahe täglich nach dem einige Stunden entfernten Städtchen das Holz, welches der Wirth im Walde kaufte, zu den dortigen Holzhändlern oder Besitzern der Sägemühlen. Daß bei diesen Beschäftigungen der Schulunterricht sehr mangelhaft blieb, ist erklärlich und Wilm konnte kaum nothdürftig lesen und schreiben, dagegen hatte sein heller Verstand das Rechnen bald aufgefaßt und oft setzte er den alten Cantor durch seine Fragen in Verlegenheit. Seine Anlagen, seine Munterkeit wurden bald von Allen bemerkt, gerade wie Lieschen's Aehnlichkeit mit der vornehmen, unbekannten Dame, und ein beliebter Gesprächsstoff im Kruge, sodaß einmal das junge Mädchen die ganze Geschichte jener Nacht vernahm. Bisher hatte sie nie davon erfahren und Wilm für ihren Bruder gehalten; sie ging bekürzt, erschreckt zu ihrer Mutter, um von der die Wahrheit zu hören. Diese zeigte ihr die goldene Kette und beseitigte Alles; die Kette aber erbat sich Lieschen und hing sie mit dem Gedanken um, dieselbe Wilm als dem rechtmäßigen Erben zuzustellen.

Am andern Tage saßen Beide, Lieschen und Wilm, auf der Steinbank vor der Thür des Hauses, Lieschen gab ihm die Kette und erzählte mit Thränen im Auge was sie wußte. Und Wilm? Er sprach kein Wort; als Lieschen schon lange geschwiegen, saß er noch immer stumm und spielte mit der Kette in seinen Händen, seine Gedanken waren weit, weit in der Vergangenheit, dem Mädchen wurde bange. „Wilm", sagte sie sanft, „Wilm, es ist noch nicht ganz dunkel, wir wollen das Grab deiner Mutter suchen". Sie zog ihn mit sich fort, Wilm ging fast willenlos neben ihr. Auf dem nahen Friedhofe fand Lieschen bald das gestern Abend von der Mutter beschriebene Grab. Tief eingesunken war der Hügel, eine große Eidechse entfloh bei ihrem Nahen, das üppig wuchernde Unkraut bewegte sich in seltsamen Schwingungen und in der Abenddämmerung schien es, als ob hier der Aufenthalt unterirdischer böser Geister sei. Beide fanden Hand in Hand davor, Wilm blieb stumm. „Wilm", sagte endlich Lieschen mit rührender weicher Stimme, „lieber Wilm, wir wollen den Hügel mit Blumen bepflanzen, wir wollen ihn schön machen, meine beiden Rosenstöcke gebe ich dir dazu — aber fange schon morgen an." Wilm sah ihr in das klare von eigenthümlichem Glanz leuchtende Auge, fühlte das Zittern ihrer Hand und hatte er nie die Mutterliebe gekannt, jetzt senkte sich die Seligkeit der erwachenden Jugendliebe in sein Herz, ihm, nach seiner Ansicht tausendfachen Ersatz für das ungekannt Verlorene gewährend. Was bedurfte es der Worte — die Herzen hatten sich gefunden.

Bald hatte der Hügel ein freundlicheres Ansehen und noch oft standen Beide in wehmüthiger Freude vor ihm. Die sonst so geschäftige Fama im Dorfe schien dieses vertraute Beisammensein nicht zu sehen oder zu beobachten. Der Werth hatte in den letzten Jahren bedeutende Geschäfte gemacht; besonders durch Wilm's im Städtchen gemachte Wahrnehmungen aufmerksam geworden, hatte er immer höhere Preise für sein Holz gestellt und war nun nach den dörflichen Verhältnissen ein reicher Mann. Seiner Natur nach war er stolz geworden und sein Lieschen, welche nahe an 17 Jahre, sollte nicht, gleich den andern Dorfmädchen, zu Hause die schweren rohen Arbeiten verrichten, sondern wie Stadtdamen feine Näh- und Stickerei erlernen, sogar Musik treiben, denn ein Walzer oder Zweimit von seiner Tochter gespielt — welcher Hochgenuß! Nur die Pfarrfinder kannten es. Sie wurde deshalb zu einem Holzhändler, mit welchem er in Geschäftsverbindung stand, in die Stadt gethan. Wilm mit seinen feurigen, dunklen Augen, dem schwarzen lockigen Haar, dem muskulösen, doch zierlichen Körper, dem in Gesundheit strahlenden, wenn auch wettergebräunten Gesicht, Wilm war damit ganz zufrieden, denn beinahe täglich kam er zur Stadt und Lieschen hatte bald Dies, bald Jenes zu fragen oder zu bestellen; selige Minuten verflossen Beiden, welche bis zu den kommenden in der Erinnerung ihre Kraft bekielten.

Die Kirmes nahte, dieses wildfröhliche thüringer Volksfest. Zu diesem Fest strömen Verwandte und Bekannte aus allen nahegelegenen Ortschaften herbei und werden nach Kräften mit echter altdeutscher Gastfreundschaft aufgenommen und willkommengeheißen. Ganz besondere Freude aber macht es, wenn ein Städter zum Besuch kommt; mit diesem wird „Staat" gemacht und solch ein Besuch ist das sehnlichste Verlangen des

Dörfern. Diese Freude sollte der Wirth haben, denn der Holzhändler, bei dem Lieschen wohnte, wollte mit seiner Frau und seinem ältesten Sohne erscheinen. Das Wohnzimmer ward darum mit Gardinen versehen, das Kanapee neu überzogen, die Fußböden hell gescheuert und mit Leintüchern überlegt, damit kein Fleckchen hineinkäme, die feinsten Kuchen gebacken — ja sogar 10 Flaschen Wein mit Goldenketten aus der Stadt geholt. Wilm freute sich auch auf die Kirmes, denn Lieschen kam und er hoffte, ihr Kirmesbursche zu werden, sie hatte es ihm ja zugesagt. Der Mensch denkt — Gott lenkt.

Der Stadtbesuch war angekommen, der junge Mann im schwarzen Frack und weißer Weste nebst Manschetten und gelben Handschuhen wurde allseitig als Wunder angestaunt und wenn auch die meisten Bauern lachten, so wurde doch der Wirth um den hohen Besuch beneidet. Der alte Holzhändler hatte bald nach seinem Eintritt den Wirth auf die Seite genommen, seine Frau die Wirthin; lächelnd hatten diese die Reden derselben angehört und als der junge Stutzer, welcher offenbar wußte, worum es sich handle, zu Lieschen den Wunsch aussprach: die Ehre haben zu dürfen, mit ihr den ersten Tanz zu tanzen, verklärte sich das Gesicht des Vaters und die Wirthin sah freundlich auf den so vornehmen hoffnungsvollen Schwiegersohn. Da trat Wilm an den Wirth und Lieschen heran und bat um sie als Kirmesmädchen. Lieschen reichte ihm freudig die Hand. Als hätte ein kalter Wasserstrom sich über ihn ergossen, so verzerrten sich die Züge des Wirthes, heftig riß er den Arm Lieschens zurück und zwischen seinen Lippen drängte sich ein schwerer Fluch hervor: „Solch ein Bastard unterfängt sich, meine Tochter, das reichste Mädchen im Ort, zum Kirmesmädchen zu verlangen? Gehe in den Stall, füttere die Pferde! Lieschen, hier gleich sage dem jungen Herrn, daß du nur mit ihm tanzen willst!" Die wildrollenden, zornsprühenden Augen Wilm's blickten unheilverkündend auf den Wirth; ein bittender Blick Lieschen's verhütete den Ausbruch seines Ingrimms und er stürzte zur Thür hinaus. Lieschen aber wurde so unwohl, daß sie ins Bett gebracht werden mußte und die gehofften Kirmesvergnügungen und alle daran geknüpften Hoffnungen waren vereitelt.

Ohne Ziel, nicht auf seinen Weg, seine Umgebung achtend, war Wilm schon weit fort vom Dorfe und bald umrauschten ihn die dunklen Föhren und Tannen des Waldes; aber auch hier schritt er immer weiter und weiter, kein gebahnter Weg war zu sehen. Eine enge wilde Schlucht, mit undurchdringlichem Gebüsch bewachsen, setzte seinem Wege eine Grenze. Er warf sich auf das Moos am Eingang zur Schlucht nieder. Wie ein vom Sturm gepeitschtes Meer, so durchwogten ihn die Gedanken, zischend und tobend folgte eine Welle der andern. „Bastard!" Wie tief hatte ihn dies Wort erschüttert; doch war es nicht dieses Weh allein, das ihn quälte, Lieschen war für ihn verloren; arm, ganz arm war er. Ein schreckliches Gefühl des Hasses gegen den Wirth erfüllte ihn, der versprochen hatte, ihm Vater zu sein — ach! er hatte keinen Vater, keine Mutter! Und der harte stolze Mann stieß ihn fort. Des Himmels Blitze wünschte er auf ihn herab, er selbst wollte hin, wollte — war es aber der Wirth nicht gewesen, welcher seiner unglücklichen Mutter in der Todesstunde beigestanden, sie in sein Haus aufgenommen? Hatte er nicht ihn selbst in der hülflosen Jugend ernährt, erhalten? Und Lieschen, er war der Vater seines Lieschens, sollte sie seiner Mutter nicht ähnlich sehen? Die wilden Stürme hatten sich gelegt, allmälig war nur Lieschen in seinen Gedanken, hatte ihr Bild sein ganzes Innere erfüllt. Finster lag die Zukunft vor ihm, er fühlte, daß er ohne sie nicht leben könne. Ein schneller Gedanke durchzuckte ihn, er stand auf und kletterte auf die Spitze des Bergs, welcher die steilste Seite der Schlucht bildete und seine starrenden Felsenzacken kahl und grauenerregend beinahe senkrecht in dieselbe hinabfallen ließ. Oben angekommen sah er die gähnende Tiefe. „Ein Sprung", murmelte er, „und meine Schmerzen sind geendet." Von unten aber schienen ihm die Waldgeister zu winken, die wallenden Nebel nahmen phantastische Formen an, jetzt streckten sie ihm die Arme in die Höhe und „ich komme!" rief Wilm — der Fuß zum Hinabstürzen hatte sich schon gehoben, da fühlte er sich von kräftiger Hand erfaßt und von dem Rande des Abgrunds zurückgezogen. „Wilm, bist du toll? Was hast du vor?" Wilm wandte sich um, sein erster Pflegevater, Streck, der Mann der Taglöhnerin, hatte ihn am Arm und so angeredet. Wilm antwortete nicht, willenlos ließ er es geschehen, daß dieser ihn neben sich niedersetzte und erst jetzt bemerkte er, daß Streck ein Jagdgewehr in der andern Hand hielt. Ein Jagdgewehr aber durfte Niemand im Dorfe haben, denn die Jagd gehörte dem Fürsten. Es waren auch deshalb oberhalb des Dorfs dem Walde zu, nur Wiesen, an das Wild

fernzuhalten, das zudem die Ernte sonst vernichtet hätte. Doch übten die Förster oft „Nothwehr" oder wie sie es nannten, und schossen — so strenge Strafen auch auf Wilddiebstahl gesetzt waren — tüchtig dazwischen. Keiner verrieth den Andern, ein Wilddieb war in den Augen Aller ein ehrlicher Mann. Wenngleich Wilm dies Alles wußte, so hatte er doch bis dahin nie die Gelegenheit gehabt, selbst das gefährliche Handwerk zu treiben. Er war meist auf der Landstraße mit dem Wagen seines Pflegevaters gewesen und hatte nie Noth gelitten. Streck erzählte ihm nun, daß die meisten Dorfbewohner — arme Holzhauer — ihre Büchsen in dem Walde versteckten und gerade diese „Schwarze Schlucht" ihr Lieblingsversteck sei. „Denn hierher wagt sich so leicht kein Förster, hier sind schon drei, welche uns entdeckt, unsern Kugeln erlegen; der jetzige Förster ist ein vernünftiger Mann, drückt uns den Rücken, wenn er uns sieht; vor unsern Kugeln hat er Respect, oder wenn auch das nicht, er denkt eben, was schadet es, wenn die armen Leute auch einmal Braten haben? Du hast gewiß schon bemerkt, wie wir ihn Alle lieben und wie fleißig wir beim Holzfällen sind. Wir nennen ihn auch nur „Vater Werner". Siehst du", schloß er seine Rede, „Menschenliebe belohnt Gott schon auf Erden."

Er legte nun die Lederklappe um das Schloß seiner Büchse und erhob sich. Als aber Wilm immer noch schwieg, auch sinnlich, fragte er diesen: „Nun, was beim Kukuk, was hast du vor — fällt mir eben wieder ein, daß du dich hinunterstürzen wolltest. Hast doch nicht etwa den Sonnenbrand oder bist vom Erlkönig beissen?"

Wilm schien aus seinen Träumereien zu erwachen: „Du hättest mich sollen gewähren lassen, mir ist der Tod das Liebste!" sagte er tonlos.

Doch Streck lachte und lachte immer stärker, daß er sich schüttelte. „Der Tod das Liebste? Denkst du nicht an Liesken? Glaubst wol, wir wußten im Dorfe nicht, wie es mit euch Beiden steht? Wilm, Jeder gönnt dir das hübsche Mädchen, Du hast keinen Feind im Dorfe und du willst deine jungen Knochen an den alten Felsen zerschmettern lassen? Darin hat der Pfarrer Recht, du bist nicht Herr über dein Leben, und Liesken, das liebe Kind, soll sie dir ewig nachweinen und deine zerbrochenen Glieder in ihr Hochzeitbett legen?"

Wilm erzählte nun kurz was geschehen, Streck hörte aufmerksam zu, am Ende lachte er von neuem. — „Narr, der du bist! Leben ist Leben: nur wenn du lebst bleibst, kannst du dein Liesken noch küssen! Bleibe bei mir, du kannst gut schießen, ich weiß es, hast eine sichere Hand, ein gutes Auge — und später, nun, da spielen wir dem dummen stolzen Wirth-Schultheiß einen Streich, woran er denken soll. Vertraue mir, Liesken wird noch die Deine."

Und Wilm stieg mit ihm in die Schlucht hinab, wo in einer natürlichen, ziemlich geräumigen Höhle ein weiches Mooslager bereitet und in einem aus rohem Holz gezimmerten Schranke mehre Gewehre, Messer zum Ausweiden und Zerlegen des geschossenen Wildes verwahrt lagen.

„Heute bleibst du hier, ich werde Liesken Nachricht bringen. Morgen Abend soll sie an das Grab deiner Mutter kommen, du kannst ihr bereden, was weiter geschehen soll; hier ist Brot und Branntwein, bis morgen reicht's, ich komme selbst, dich zu holen." Er drückte Wilm zum Abschiede noch einmal die Hand und war bald vor seinen Augen in dem dichten Gestrüpp entschwunden.

Der Abend hatte sich bereits herabgesenkt und wenn auch die höchsten Kronen der auf dem Berge stehenden Bäume noch die letzten Grüße der scheidenden Sonne empfingen, in der Schlucht selbst war es dunkel. Wilm hatte sich auf das Mooslager gestreckt, in ihm war eine Erschlaffung, eine Ruhe eingetreten, die ihn unfähig machte, auch nur einen Gedanken zu verfolgen. Er schloß die Augen und entschlief. Im Walde erscholl das Bellen des Auerhahns, ertönte das laute Rufen der Hirsche, welche mit flammenden Augen auf den Lichtungen standen und der Antwort des Weibchens harrten. Eichhörnchen schwangen sich von Ast zu Ast und der Specht hackte in regelmäßigen Schlägen in die verwitterte Rinde der hundertjährigen Bäume. Die schmelzenden Töne der Drossel aber, der helle Schlag des Finken erstarben nach und nach und nur das eigenthümliche Rauschen des Nadelholzes blieb der Begleiter des nächtlichen Waldlebens.

Schon ziemlich hoch stand die Sonne am Himmel, als Wilm andern Tags aus dem langen, erquickenden Schlaf erwachte. Erstaunt sah er um sich: erst nach und nach stellten sich ihm die Bilder des gestern Erlebten klarer dar; er empfand beinahe Scheue, daß es so gekommen. Pläne an Pläne reihten sich in ihm bei dem Gedanken an die Zukunft. Nicht hier wollte er bleiben, nicht für Lohn als Holzhauer arbeiten, dazu war er zu stolz, hatte er zu viel Selbstvertrauen. Eine eigene Schneidemühle wollte er anlegen; der Bach floß nutzlos beim Dorfe vorbei, das dazu nöthige

Geld, o das bekäme er schon und der große Augen — dann war auch er reich, dann durfte Lieschens Vater nicht mehr Nein sagen. Aber „Dußard" konnte er noch immer sagen und alle die glänzenden Bilder der Zukunft versanken wieder in nebelose Ferne. Sollte es ihm nicht möglich sein, den Vater zu finden, die Familie seiner Mutter zu entdecken? Ein Labyrinth von Gedanken entstand in ihm, der Ausweg war ihm verschlossen. Nur der Gedanke, daß er heute Abend Lieschen sehen, sprechen werde, leuchtete noch in ihm und ließ ihn die Einsamkeit nicht empfinden, denn immer glaubte er der Schritte Streck's zu hören, welcher käme, ihn abzuholen. Dieser aber hatte noch größern Abend Gelegenheit gefunden, mit Lieschen zu reden, auch ihr den Aufenthalt Wilm's mitzutheilen. Schnell kehrte die Gesundheit bei dem Mädchen zurück und da der Stammbesuch bereits abgereist, so ging sie sogar, um seinen Verdacht zu erwecken, zu dem Tanzsaale, aus welchem ihr der laute Jubel entgegentönte. Endlich brachen die Zweige und dehnten sich, Streck erschien mit heiterm lachenden Gesichte — schnell folgte nun Wilm demselben und bald lag Lieschen an seiner Brust.

Der alte Förster war seit einigen Tagen ernstlich erkrankt und zu seiner Vertretung ward der Sohn des Oberjägermeisters aus der Residenz gesandt um sich die Sporen im praktischen Dienste zu erwerben. Streck begleitete Wilm nach der Schlucht zurück, da dieser es ausgeschlagen, im Dorfe zu übernachten, und gab demselben verschiedene Verhaltungsregeln, denn Wilm wollte aus Dankbarkeit ein oder mehre Stück Wild an Streck liefern. „Auf alle Fälle, lieber Wilm, laß dich nicht fassen. Der neue Grünrock ist zwar noch ein wahrer Junge und eine Schande ist es, solche Leute in die Welt zu schicken — doch solche sind die Schlimmsten: kommt er dir in den Weg und du kannst nicht anders daran, schieß' ihn in die Beine, solchen naseweisen Bürschchen thut's gut. Sei derb!" Damit drehte er um und Wilm ging, noch in der Seligkeit der verflossenen Stunden schwelgend, langsam der Schlucht zu. Dort angekommen, nahm er ein Gewehr aus dem Schranke, prüfte es genau, steckte Pulver und Blei ein und war bald oben auf der Höhe, wo einige Lichtungen und Saalleden bekannte Sammelplätze des Wildes waren. Noch hatte er sich nicht lange in der Nähe einer vom Mond hell erleuchteten Lichtung unter dem Schatten der angrenzenden Bäume in dem Moos aufgestellt, als auch schon ein prächtiger Hirsch langsam und stolz ausgeschritten kam; sein Brüllen ertönte mit kurzen Unterbrechungen und die funkelnden Augen nach allen Richtungen wendend, schien er schon ungeduldig zu werden, daß keins seiner Weiber auf ihn höre; doch nach und nach erschienen einige, ihn mit lustigen Sprüngen umtanzend. Wilm, das Gewehr angelegt, sah stumm diesem Schauspiele zu und konnte sich nicht entschließen, abzudrücken; da mochte eine Bewegung der Thiere aufmerksam gemacht haben; sie sprangen die Ohren, erhoben den Kopf und plötzlich waren alle mit wenigen Sätzen in den Wald zurück. Doch Wilm hatte ebenso schnell geschossen und als der Pulverdampf verzogen war, sah er jenseit der Lichtung den Hirsch in Todeszuckungen liegen. Der Warnung Streck's eingedenk, lud er sein Gewehr von neuem und wollte nun zu dem verwundeten Thiere, um ihm den Todesstoß zu geben — da blinkte es in der Nähe des Hirsches — ein Gewehrlauf spiegelte sich im Mondenschein. Ein jäher Schreck durchfuhr Wilm, doch schnell stellte er sich hinter einen alten starken Stamm und legte sein Gewehr schußrecht. Aus dem Schatten drüben aber trat ein junger Mann in Jägertracht, ebenfalls das Gewehr angelegt, bis beinahe an die Mitte der Lichtung hervor. Schon hieraus konnte Wilm erkennen, daß er es mit dem Jagdjunker zu thun hatte, denn gegen alle Regel hatte sich dieser seiner Kugel freigestellt, während er selbst durch die Bäume geschützt und gedeckt war. Die beiden Männer standen sich so nahe, daß sie das Schwarze im Auge gegenseitig erkennen konnten. Als der Junker verrücken wollte, rief Wilm: „Halt, oder Sie sind des Todes!"

„Elender Wilddieb!" schrie Jener und die Kugel seines Gewehrs schlug prasselnd in den Baum, hinter dem Wilm stand. Wilm hatte gesehen, daß nur ein einläufiges Gewehr in der Hand des Jägers war; schnell trat er hervor und ehe derselbe laden konnte, stand er unmittelbar bei ihm. Der Jagdjunker stand neben dem starken kräftigen Wilm, ganz in die Hand desselben gegeben und bat in seiner Todesangst um Gnade, um Pardon. Wilm konnte eine geheime Freude nicht unterdrücken, den stolzen Mann so demüthig zu sehen und schon wollte er ihn an einen Baum binden, doch das Bessere siegte in ihm. „Gehen Sie", sagte er, „gehen Sie, ich thue Ihnen nichts; doch erst geben Sie mir das Wort eines Ehrenmanns, Ihr Ehrenwort, daß Sie, wenn ich mich wende, mich nicht verfolgen."

Das Ehrenwort ward gegeben, Wilm drehte sich um und schritt langsam dem Walde wieder zu, da knallte ein Schuß, Wilm lag mit zerschossenem Bein regungslos an der Erde. Der Jagdjunker entfloh, in der Försterei angekommen, schlug er Lärm, mit drei Wilddieben habe er gekämpft, der eine müsse von ihm erschossen sein, die Andern seien ihm nach und nur mit Mühe habe er sich retten können. Als der Tag graute, trugen einige Waldarbeiter auf einer schnell verfertigten Bahre den noch lebenden Wilm in das Dorf zurück; dort wurde er vom Bader untersucht und verbunden. Ein Schrei des Entsetzens erhob sich, als Wilm, zum Bewußtsein gekommen, sein Zusammentreffen erzählte; auch die Wunde bewies seine Aussage, die Kugel war von hinten eingedrungen. Das Entsetzen und der Abscheu gegen den Thäter wuchs immer mehr und bald war im ganzen Städtchen die Theilnahme für das Opfer dieser Niederträchtigkeit erweckt. Der Fürst aber erfuhr nichts; die Mauer der ihn umgebenden Hofleute ließ keine Spur davon zu ihm, denn der Thäter war der Sohn des allgewaltigen Hofjägermeisters. Im Gegentheil, auf den Bericht des Jagdjunkers wurde Wilm zur Residenz transportirt und, da er noch gefährlich krank an der Wunde, in das Krankenhaus gebracht. Der dortige Oberarzt, ein ehrwürdiger alter Herr, hatte schon von der Geschichte vernommen und legte Wilm nicht in das für Gefangene eingerichtete Gemach, welches Eisengitter umschlossen, sondern gab ihm ein zufällig freistehendes Zimmer für sich allein, befahl auch seinen Beamten, mit besonderer Pflege für ihn zu sorgen. Nach einigen Tagen hatte er sich immer mehr von der Wahrhaftigkeit Wilm's überzeugt und als nun gar, nur auf Aussagen des Junkers, Wilm zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt wurde, da ließ es dem wackern Mann nicht länger Ruhe er mußte dem Fürsten Alles entdecken, soweit es in seinem Wissen stand. Der Fürst hörte den Arzt ruhig an und befahl sofort, den Jagdjunker nach der Residenz zu fordern.

Zwei Tage waren schon vergangen und nichts zeigte an, daß der Fürst noch an diese Geschichte denke, da erscheint er selbst mit dem Junker in der Wohnung des Arztes. „Führen Sie uns zu dem verwundeten Wilddieb!" Der Junker wurde leichenblaß, die zitternden Füße konnten ihn kaum tragen. In das Zimmer eingetreten, erkannte Wilm sofort den Elenden und dieser gestand seine Schande. „In meinen Augen sind Sie ehrlos", herrschte der Fürst ihn an, doch freundlich wandte er sich zu Wilm: „Wie heißen Sie? was kann ich für Sie thun, damit der lahme Fuß Ihnen nicht beschwerlich werde."

„Ich habe keinen Namen", erwiderte Wilm mit wehmüthigem Blick.

„Keinen Namen, also ein Findling", und das Gesicht des Fürsten wurde wieder streng und ernst.

„O! Doch ich würde einen Namen haben", und Wilm erzählte die Leidensgeschichte seiner Geburt. Der Fürst wurde immer ernster, er schien jedes Wort aus Wilm's Munde mit Furcht und Zagen, doch mit Spannung zu erwarten; als Wilm schwieg, suchte er seine Erregtheit zu verbergen. „Haben Sie gar keine Beweise Ihrer Aussagen, kein Andenken von Ihrer verstorbenen Mutter?"

Wilm reichte ihm die Kette mit der Kapsel. Nur einen Blick hatte der Fürst darauf geworfen, da — der Arzt stützte ihn, sonst wäre er gefallen. „Es ist hier so warm; Herr Doctor, morgen früh 9 Uhr in meinem Cabinet." Er ging in Begleitung des Arztes hinaus.

An demselben Tage hielt spät Abends ein eleganter Wagen an dem Eingange der Dorfstraße; ein Mann, tief in einen dunkeln Mantel gehüllt, stieg aus, hieß den Kutscher warten und nahm seinen Weg zum Friedhof. An dem mit frischen Blumen und Kränzen geschmückten Grabe von Wilm's Mutter kniete eine weibliche Gestalt: bei dem Eintritt des Fremden wollte sie entfliehen, — doch er hielt sie zurück. „Mein Kind, wo ist der Hügel von Marie ... von Wilm's Mutter?"

Liesbeth, sie war es, zeigte stumm zur Erde. Der Fremde hatte noch ihre Hand in der seinen. „Vergib mir, Marie! dort über den Sternen siehst du in mein Herz, dein Andenken lebt in mir." Eine heiße Thräne fiel auf Liesbeth's Hand — gleich einem Traumgebilde war der Fremde verschwunden.

Wilm war, wenn auch das eine Bein steif blieb, hergestellt und der Fürst hatte ihm als Entschädigung, wie es hieß, eine für seine Verhältnisse bedeutende Summe zur Begründung eines Geschäfts einhändigen lassen. Einen Namen zwar hat er nicht bekommen, wol aber wurde unter solchen Umständen Liesbeth sein geliebtes Weib und der Fürst, der früher nie oder höchst selten in diese Gegend gekommen, besuchte sie jetzt öfters, hielt einige Augenblicke bei Wilm's Hause und erbot sich sogar, beim erstgeborenen Söhnchen Pathe zu werden.

Ferdinand Eckert.

Ueber die neuerdings als die geeignetste Art der Bestattung empfohlene Leichenverbrennung.

Von Dr. Rödiger.

Die Königin Elisabeth von England und Fürst Talleyrand konnten das Wort Tod nicht hören; auch durften dem Letztern, um jede Erinnerung daran zu vermeiden, keine schwarzgesiegelten Briefe vorgelegt werden, weshalb der Tod seiner liebsten Freunde ihm oft jahrelang unbekannt blieb. Wir treffen dieselbe Antipathie mehrfach an und ohne Zweifel befinden sich auch unter den Lesern und Leserinnen unserer „Unterhaltungen" solche nervöse Naturen, die das fatale Wort Tod nicht leiden können und nichts hören mögen von letzten Augenblicken und Bestattung. Sie thun nicht wohl daran, sich so ängstlich zu verwahren vor den Mahnungen an ein unabwendbares Verhängniß; denn der Tod ist doch nun einmal der unvermeidliche Schlußstein jedes individuellen Daseins, ist das Gewisseste, was wir erwarten können.

Und wie kurz ist die Spanne Zeit, die uns zugemessen! Nach der Fabel der Rabbinen sind's nur 30 Jahre, die Gott dem Menschen ursprünglich bestimmt; in Wirklichkeit aber dauert ein Menschenleben durchschnittlich gar nur 28 Jahre. Denn ein Viertheil stirbt vor dem siebenten Lebensjahre und die Hälfte vor dem siebzehnten. Von jedem Hundert kommen nur sechs zu einem Alter von durchschnittlich 65 Jahren und nicht mehr als Einer unter 500 gelangt bis zu 80.

Es ist schmerzhaft, unsere Lieben scheiden zu sehen auf Nimmerwiederkehr, der Tod an sich aber nicht so schrecklich, als die geängstigte Phantasie sich ihn ausmalt. Was ist denn Sterben?... Verlöschen, Einschlafen, kein Kampf, ja wie oft nicht — Erlösung oder, mit Englands unsterblichem Dichter, „Befreiung von des Herzwehs tausendfachen Stößen, die unsers Fleisches Erbtheil sind." Hat doch die ewige Weisheit liebreich dafür gesorgt, daß bewußtlos, wie der Mensch die Welt betritt, er sie auch verläßt. Zweifelst du, todesfürchtiger Leser? Tritt mit uns ans Sterbebett, sieh' deinem Feinde, dem Tode, beherzt in die Augen und überzeuge dich, daß die Worte: „Sanft und schmerzlos entschlafen", oder: „Ein sanfter Tod führte ihn aus dem Kampfe des Lebens dem höhern Frieden zu", die wir so oft in Todesanzeigen lesen, keine leeren Phrasen sind!*)

*) Daß das Sterben nicht die schwerste Aufgabe des Lebens, der Tod vielmehr so recht eigentlich „des Schlafes Bruder" ist, hat Herr Dr Mermann in diesen Blättern dargethan. (Vergl. „Unterhaltungen", N. F., Bd. I, Nr. 52: „Ist es so schwer, aus dem Krankenbett zu sterben?")

Grauen wir also nicht vor den keineswegs schreckhaften Momenten des unvermeidlichen Todes! Wol aber mögen wir grauen vor dem Gedanken — lebendig begraben zu werden, wiederaufzuleben im Sarge — in der Finsterniß und Enge des Häuschens von sechs Bretern und zwei Brettchen — hülflos und allein sechs Fuß unter der Erde, wo kein menschliches Ohr unsern Wehruf und unser Pochen vernimmt!... Was ist die qualvollste Hinrichtung, was ist selbst der Kreuzestod gegen ein so schreckliches Schicksal, wenn es auch wahr, daß man da unten nur noch wenige Minuten werde zu leben haben, da der enge Raum bald ausgathmet und der Körper ohnehin meistens durch vorhergegangene Krankheit erschöpft ist! Selbst nur Ein solcher Augenblick wird dem Unglücklichen eine Ewigkeit dünken!...

Und wären denn die Fälle so selten und unerhört, daß die Lebensthätigkeit nur gebunden, nicht erloschen ist und Menschen wieder aufleben vom Tode? Nach Krankheiten, deren gefahrdrohende Erscheinungen tage- und wochenlang den mit langsamen Schritten herannahenden Tod ankündigen, dürfte freilich an Scheintod so leicht nicht zu denken sein; bei allen plötzlichen und unerwarteten Todesfällen aber, namentlich bei Erstickten, Erfrorenen, Ertrunkenen, bei vom Blitz Erschlagenen oder von Schlagflüssen Getroffenen, bei allen sogenannten Nervenschwachen, Hysterischen, Epileptischen, Kataleptischen, bei heftigen Blutergüssen, bei Schwindsüchtigen im letzten Zeitraum und insonderheit beim plötzlichen Ableben Hochschwangerer sei man auf seiner Hut! In London sind binnen zehn Jahren 697 Ertrunkene und in Paris von 701 im Wasser Verunglückten 591 ins Leben zurückgebracht worden. Dürfte letztere Zahl immerhin auch einen beträchtlichen Abzug erleiden, da man in Paris (wo der Versuch, dem Trauerspiele des irdischen Lebens durch einen Sprung in die Fluten ein Ende zu machen, fast etwas Alltägliches ist) auch Diejenigen zu den ins Leben Zurückgeführten zählt, welche augenblicklich wieder herausgezogen sind, so befinden sich doch noch immer Viele darunter, die bei minder sorgfältig angestellten Belebungsversuchen dem grausigen Loose, als Scheintodte in die Erde versenkt zu werden, verfallen sein würden.

Wie viel Vorsicht überhaupt nöthig ist, um in manchen Fällen Jemand mit Gewißheit für wirk-

sich nicht erklären zu können, beweisen warnend eine Menge sowol in den Jahrbüchern der Wissenschaft aufgezeichnete als auch von der Tagespresse berichtete Thatsachen. Die Schwierigkeit liegt darin, daß es, wie die neuesten wissenschaftlichen Untersuchungen zur Evidenz nachgewiesen haben, leider kein einziges völlig sicheres und untrügliches Kennzeichen des gänzlich erloschenen Lebens gibt — außer der beginnenden Verwesung. Wie selten aber erlauben die Umstände, diese, zumal bei dem dichten Zusammenleben in volkreichen Städten, im Sterbehause abzuwarten! So erklärt es sich, daß in dem volkreichen Neuyork — nach einer von Manchen vielleicht für übertrieben gehaltenen Angabe in Nr. 33 des dritten Bandes dieser „Unterhaltungen") unter 200 Todten regelmäßig Einer scheintodt ist, allwo sich also ohne die nicht genugsam zu preisende Wohlthat zweckmäßig eingerichteter öffentlicher Todtenhäuser das empörende Ereigniß des Lebendigbegrabenwerdens alle 14 Tage wiederholen würde. Wie oft der anscheinend völlig erloschene Lebensfunke noch tief verborgen fortglimmt, weiß Jeder, dem Abwehr der Krankheit und des Todes Berufsaufgabe ist. Wir haben zarte Kinder und Erwachsene, die allem Anscheine nach zum ewigen Schlafe die Augen geschlossen, durch die Hülfsmittel der Kunst ins Leben zurückkehren sehen, ja es erlebt, daß selbst alte, lebensmüde Greise durch den unbändigen Schmerzausbruch der Ihrigen — wieder aufgeschrieen wurden.

Daß solche Erlebnisse nicht eben selten sind, beweisen aufs schlagendste die Angaben des französischen Schriftstellers Guern, welcher der Gefahr vorzeitigen Begrabens seit vielen Jahren seine ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt, mehre Broschüren darüber herausgegeben und der Akademie der Wissenschaften zu Paris die Ergebnisse seiner Nachforschungen in einer Abhandlung überreicht hat, wobei er den praktischen Grundsatz: „Zahlen entscheiden!" befolgt. Demnach beläuft sich die Zahl der binnen wenigen Jahren zu seiner Kenntniß gekommenen übereilten Begräbnisse, welche meist nur durch Zufall verhindert worden, blos aus Frankreich bereits auf 94. Unter dieser Anzahl sind 35 Individuen in dem Augenblicke, als man sie in die Erde senken wollte, von selbst wieder zu sich gekommen, 13 wurden durch die von ihren Angehörigen angewandten Belebungsmittel, 7 durch Stöße, welche zufällig der Sarg erhielt, 9 durch Nadelstiche beim Festhalten der Leichenbekleidung, 5 durch in dem verschlossenen Sarge empfundene Beengstigungen, 19 durch zufällige Verzögerung der Bestattung und 6 durch absichtlichen Aufschub der Beerdigung, indem die Verwandten den Scheintod voraussetzten, wieder ins Leben gerufen. „Wenn man diesen 94 zufällig geretteten Individuen", fährt Herr Guern fort, „noch 24 hinzurechnet, welche notorisch die Opfer unserer jetzt herrschenden Begräbnißgewohnheit geworden sind, so gelangt man zu der Zahl 118;" und wenn man mit Herrn Guern die Zahl der unentdeckt gebliebenen Fälle auf das Doppelte annimmt, so findet sich, daß die Zahl der Opfer des voreiligen Begrabens in Frankreich allein wenigstens auf 27 jährlich angeschlagen werden darf.

Dürfen wir hoffen, daß bei uns die Sache besser stehe? Sind wir Deutsche etwa weniger jähzornig als die Franzosen? Oder wären wir, was sonst allerdings unserm Nationalcharakter nachgerühmt wird, auch in diesen Stücken ernster, bedachtsamer, vorsichtiger als der leichtfertige Nachbar jenseit des Rhein? Bewahrt uns etwa eine strengere medicinal-polizeiliche Ueberwachung und schützen uns überall zweckmäßigst eingerichtete Todtenhäuser vor dem Lebendigbegrabenwerden?

Allerdings besteht in vielen deutschen Staaten, namentlich in der österreichischen Monarchie, in Baiern, Würtemberg und Baden schon seit längerer Zeit eine gesetzliche Todtenschau und im Königreich Sachsen ist dieselbe laut Verordnung vom 22. Juni 1841 eingeführt. Auch im Herzogthum Braunschweig darf keine Leiche bestattet werden, bevor nicht der behandelnde Arzt den wirklich erfolgten Tod bescheinigt hat, und in Berlin endlich sind schon im Jahre 1824 diese nach einem bestimmten Schema eingerichteten sogenannten „Sterbezettel" eingeführt.

Wir verkennen keineswegs den Werth einer Einrichtung, die in medicinal-polizeilicher wie statistischer Hinsicht von großer Wichtigkeit ist. Denn die Todtenschau führt zur Entdeckung ansteckender Krankheiten, die nicht selten von den Angehörigen verheimlicht werden; es wird die Uebersicht der Sterblichkeitsverhältnisse dadurch erleichtert und vervollständigt, den Pastoral-Todtenscheinen juristische Glaubwürdigkeit (die ihnen ohne dieses Augenzeugniß abgeht) ertheilt und die Behörden werden in Wahrnehmung medicinal-polizeilicher Ungebührnisse, namentlich solcher, die von Afterärzten begangen werden, unterstützt. Endlich hat auch die in Rede stehende Todtenschau häufig zur Entdeckung unnatürlicher Todesarten geführt.

Wir erkennen alles Das als recht gut und

nützlich bereitwillig an, aber volle Beruhigung in Bezug auf das zu befürchtende Lebendigbegraben wird dem Publicum nimmermehr dadurch gewährt. Denn diese bloße Todtenschau ist, was ihren Hauptzweck betrifft, eine rein illusorische Maßregel, da — wie schon oben gesagt, aber gar nicht oft genug wiederholt werden kann — alle zur Unterscheidung des Scheintodes von dem wirklichen Tode angegebenen Zeichen, sie heißen wie sie wollen, nützlich und nur nur da des wahrhaft erfolgten Todes gewiß sind, wo das Uebergewicht des auflösenden Princips über das organische — die Verwesung eingetreten. Da dieser äußerste Zeitpunkt aber bald wegen häuslicher und gewerblicher Verhältnisse, bald aus Rücksicht auf das öffentliche Gesundheitswohl nicht immer abgewartet werden kann, so folgt, daß neben Einführung einer gesetzlichen Todtenschau nothwendig auch zugleich Leichenhäuser errichtet werden müssen. Das Eine ohne das Andere ist Stückwerk. Denn wenn auch die höhern, gebildeten und begüterten Stände in der Lage sind, den Gegenstand ihres Schmerzes bis zum äußersten Zeitpunkte bei sich zu behalten, so wird doch der Mehrzahl der Bevölkerung der Gestorbene sehr bald lästig. Wer kauft gern Brot aus einem Bäckerladen, wer Fleisch aus einem Metzgerhause, wo ein Todter liegt? Und nun gar der arme Mann, der nur eine Stube und Kammer, ja wie oft nur ein einziges Stübchen sein nennt und diesen engen Raum mit fünf, sechs Kindern theilt! Kann hier der Todte lagern bis dahin, daß der Körper zur Wiedererlangung der Lebensfähigkeit unzweifelhaft unfähig ist? Nimmermehr! Die verwesende Leiche würde die Luft verpesten, würde die Gesundheit sämmtlicher Hausbewohner gefährden, ja die ganze volkreiche Straße in heißen Sommertagen und bei ansteckenden Krankheiten der Gefahr aussetzen, vergiftet zu werden. Für diese Menschen zumal sind also Leichenhäuser dringende Nothwendigkeit, und solange man diese nicht aller Orten errichtet hat, ist die bloße Todtenschau als Verhütungsmittel des Lebendigbegrabenwerdens eine ganz und gar verfehlte Maßregel.

Wird es zu dieser allgemeinen Einrichtung aber jemals kommen?... Schwerlich. Hat doch vor vielen Jahren schon der wackere Hufeland in einer kleinen Schrift: „Ueber die Ungewißheit des Todes" (Weimar 1791), seine gewichtige Stimme vergebens dafür erhoben. Die Ausführung, wie warm sie auch ans Herz gelegt ward und wie viel Anklang die humane Idee bei der durch eine Menge haarsträubender Scheintodfälle angeregten Menschheit auch wirklich fand, scheiterte an dem Kostenpunkte. Die Staaten zeigten sich indifferent und die eröffneten Subscriptionen genügten leider meistens nicht, sodaß bis zu diesem Augenblicke nur wenigen bevorzugten Städten der Besitz dieser so wohlthätigen Anstalt zutheil geworden ist.

Verlassen wir daher die Sitte unserer modernen Gesellschaft, ihre Todten der Erde zu übergeben und dadurch der Gefahr des Wiedererwachens im Grabe auszusetzen, und sehen wir uns nach einer andern Art der Bestattung um. Man hat Mancherlei dafür in Vorschlag gebracht, doch als das Geeignetste, sowol in sanitätspolizeilicher wie ethischer Beziehung, die Verbrennung erkannt. Diese ist bekanntlich nicht neu. Die Geschichte berichtet, wie sie in ältern Zeiten theils für sich allein, theils neben der Leichenbestattung, und zwar in sehr ausgedehnter Weise, bestand und wie sie erst mit Einführung des Christenthums auf ausdrückliches Verbot der Kirchenväter eingestellt ward, sodaß sie in jetziger Zeit nur noch in Afrika und Asien als allgemeine Volkssitte vorkommt, wird umfassend geschildert in einem neuen Werke des königlich preußischen Oberstabsarztes J. J. Trusen: „Die Leichenverbrennung als die geeignetste Art der Leichenbestattung aus älterer und neuerer Zeit" (Breslau, Korn, 1855). Das Buch bringt eine Menge geschichtlicher Notizen und zeugt von vieler Belesenheit; nur hätte der Verfasser die praktische Seite dieser hochwichtigen Angelegenheit wol mehr ins Auge fassen können. Inzwischen hat schon die pariser „Presse" ergänzt, was Trusen's fleißigem Werke abgeht. Indem auch dieses Blatt die großen Vortheile hervorhebt, welche das Verbrennen für den Gesundheitszustand, zumal einer großen Stadt, haben würde, schlägt es vor, auf einer Anhöhe in der Nähe von Paris ein Gebäude zu errichten, welches unter dem Namen Sarkophäde zum Verbrennen der Leichname bestimmt sein möge. Letztere müßten in feierlichem Zuge dorthin geleitet, im Gebäude auf eine Platte gelegt und in eine Brennkammer geschoben werden, wo eine starke Hitze sie rasch in Asche verwandeln würde. Also kein Verbrennen auf dem Scheiterhaufen, was das Gefühl verletzen und neben zu großer Kostspieligkeit auch sonst noch mancherlei Uebelstände mit sich führen würde.

Aber das Vorurtheil und — die Zeit erhobenen Ansichten!... Vorurtheile, wissen wir, sterben

dem Menſchen an wie das Moos den Bäumen und panzern gegen jede beſſere Erkenntniß. Es müßten ſich Vereine bilden, wie ſich ja Vereine zur Verfolgung anderer humaniter Zwecke, ſelbſt gegen Thierquälerei, mit gutem Erfolg gebildet haben. Folgt die Menge dann auch nicht ſogleich nach, ſo würde doch wenigſtens neben der bisherigen Todtenbeſtattung dieſe neue Beſtattungsart gebräuchlich werden.

„Aber die Zierde des Friedhofs mit den blumengeſchmückten Gräbern, Denkmälern und Inſchriften?“ höre ich ferner einwenden. Nun, was hindert die Pietät, dieſe gewohnten Stätten mit all ihren Cypreſſen, Trauerweiden und pomphaften Epitaphien, wie nicht minder den ganzen bisherigen Honor sepulturae beizubehalten? Senke doch, wenn es beliebt, dort immerhin ſtatt der Gebeine die Aſche der Seinigen ein! Iſt es denn doch ſicher, daß dieſe nicht mehr wie bisher — die Beute jener gierigen Thiere werde, an die man nur mit Grauen denken kann.

Beſſer aber wäre doch jedenfalls, wenn wir, wie die Alten es hielten, die Aſche unſerer theuern Geſchiedenen in Urnen aufbewahren. Wir hätten dann eine immer gegenwärtige Erinnerung an die Todten, die unſerm Herzen nahe waren und noch immer ſind, und dieſe Erinnerung würde uns ſittlich und körperlich fördern, würde uns mahnen, tugendhaft und rechtſchaffen zu bleiben — würde uns aufrichten, wenn im Kampfe mit des Lebens dunkeln Mächten Zuverſicht und Glaube wanken — würde uns vertrauter machen mit dem Gedanken an den Tod, uns anreizen, unſer Haus zu beſtellen, „weil es noch Zeit iſt“, und ſo uns bewahren vor jener übertriebenen Todesfurcht, die, dem Leben und der Geſundheit ſo feindlich, keine Heiterkeit des Gemüths und keine rechte Freude aufkommen läßt; kurz, die Urne würde ein unſchätzbares Palladium, ein wahrhaftes penatiſches Heiligthum ſein, vor dem alle unlautern Gedanken, alle häuslichen Zwiſtigkeiten, Stürme und Ungewitter verſtummen und verſchwinden müßten. Endlich eröffnete ſich auch der Kunſt, die in der Anfertigung dieſer Aſchenurnen einen würdigen Gegenſtand für ihre Schöpfungen finden würde, ein neues und reiches Feld.

Nun! Das ſpricht offenbar zu Gunſten der vorgeſchlagenen Verbrennung. Aber wie hoch nun auch ſchon die erwähnten Vorzüge derſelben im Vergleich mit der bisherigen Beſtattungsart anzuſchlagen ſind, ungleich höher noch ſtehen der Troſt und die Beruhigung, die dadurch Denen gewährt werden, die ſich von der quälenden Befürchtung, dem Wiedererwachen im Grabe ausgeſetzt zu ſein, nicht freimachen können. Ihrer Zahl iſt nicht ſo klein, als hin und wieder glauben gemacht wird, — wie Aerzte wiſſen das beſſer. Die ſehnliche Bitte der Kranken, man möge ſie, könne man ihr Leben nicht retten, doch vor der Marter des lebendigbegraben ſchützen, iſt im Gegentheil eine gar nicht ſeltene, und wer jemals Zeuge der herzzerreißenden Angſt geweſen, womit dieſe Bitte ausgeſprochen wird, muß dem Einſender Recht geben, daß die Verhütung der Möglichkeit dieſes Schickſals ſittliche Nothwendigkeit, unerläßliche Humanitätspflicht gegen Lebende und Verſtorbene iſt.... Zwar iſt auch bei der Leichenverbrennung ohne Todtenhaus und wenn man damit nicht bis zu den unzweifelhaften Merkmalen des wirklichen Todes gewartet hat, die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daß ein Scheintodter auf die Glutpfanne geſchoben werde, weshalb auch die Römer ihren Todten, bevor ſie dieſelben verbrannten, einen Finger abſchnitten. Inzwiſchen wird doch der Wiedererwachende ſchwerlich zum Bewußtſein gelangen und noch viel weniger längere Qualen zu beklagen haben, dahingegen die Stille und Ruhe der Erde, ihre gleichförmige Temperatur und vor allem der ſie durchdringende Magnetismus nicht blos das Wiedererwachen begünſtigen, ſondern auch, jenachdem die aufgeworfene Erde mehr oder weniger dicht iſt, das Leben darunter kürzere oder längere Zeit zu unterhalten vermögen. Hat doch Dr. Kutſchbach in Eiſenach ſchon vor mehren Jahren (vergl. „Allgemeiner Anzeiger“, 1845, Nr. 302) unterirdiſche Gewölbe zur Verhütung des Lebendigbegrabenwerdens und inſonderheit zur Wiedererweckung Scheintodter ausdrücklich vorgeſchlagen. Man rechnet dabei auf die der Erde innewohnende Wärme, auf die verſchiedenen ſchwefligen, ſalpetrigen, fettigen- und waſſerdünſtigen Düfte und ganz beſonders auf den unſern Erdball durch und durch beherrſchenden und gänzlich durchdringenden Magnetismus. Zur Benutzung dieſer mächtigen Naturagenzien will Dr. Kutſchbach unterirdiſche Gewölbe (Katakomben) mit Luftzügen eingerichtet wiſſen. Hier ſollen Erdbetten (mit geſiebter Erde angefüllte Bettſtellen ohne Boden) eingerichtet und darin die Todten, gänzlich entkleidet und mit einer Erdſchicht von 3—4 Zoll, das Geſicht ausgenommen, bedeckt und bis zur Verweſung oder zum Wiedererwachen niedergelegt werden. Da nun aber iſt ſo unrecht nicht. Hat man doch bei vom Blitz Getroffenen das

Erdbad ſchon lange angewandt und durch daſſelbe oft ganz allein die Wiederbelebung bewirkt.

Wir ſind zu Ende mit unſerer Erörterung der in der Ueberſchrift aufgeworfenen Tagesfrage. Unſere Unterhaltung iſt keine gemüthliche geweſen, — wir fürchten im Gegentheil, hier und da angeſtoßen, bei Dieſen Mißſtimmung und ſchreckhafte Gefühle, bei Jenen manch wehmüthige Erinnerung geweckt zu haben. Der Wunſch, die hochwichtige Tagesfrage weitern Kreiſen zur Bekanntwerdung und Würdigung vorzulegen, und vor allem das Beſtreben, von der empörenden Gewohnheit des zu frühen Begrabens abzuhalten, rechtfertige uns und entſchuldige es auch, wenn wir ſchließlich noch das Geſagte unterſtützen durch Thatſachen, die als die einzig echten Orakel der Wahrheit nicht hier fehlen dürfen.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Der weibliche Name Ida.

Obſchon nach dem Mythographen Apollodorus (I, 1, 3) eine der Erzieherinnen des Jupiter Ida hieß, ſo gehört doch der heutige Name Ida unbezweifelt der deutſchen Sprache an. In ſchwankender Schreibung: Ida, Yda, Itta, Hidda, Uta und ähnlich kommt er ſehr zeitig vor und wiewol die entſprechende männliche Form Ido lauten ſollte und auch wirklich bisweilen ſich ſo findet, ſo zeigen ſich doch auch Ausnahmen, wie denn die angelſächſiſchen Stammſagen (Lappenberg, „Geſchichte Englands", I, 121) den Stifter des Königreichs Northumberland nicht Ido, ſondern Ida nennen. In Deutung der Eigennamen iſt die vorgeſchrittene Sprachkunde weit vorſichtiger, als es die frühere faſelnde Halbwiſſenſchaft war und ſo enthält ſich auch Förſtemann in ſeinem 1856 erſchienenen altdeutſchen Namenbuche S. 770 jeder beſtimmten Erklärung des Namens Ida und mag nur an das altnordiſche idjan, arbeiten, zu erinnern.

An wenig Namen läßt ſich ſoviel Geſchichte knüpfen als an den Namen Ida. Er wurzelt ſchon in der heidniſchen Götterſage: Idafeld heißt das Paradies der Götter, wo Asgard liegt (Simrock's „Deutſche Mythologie", S. 173) und der erwähnte angelſächſiſche Fürſt Ida leitet ſein Geſchlecht von Wodan ab.

Geſchichtlich erſcheint der Name zuerſt bei den fränkiſchen Karolingern. Die Gemahlin des mächtigen Hausälteſten Pipin von Landen führte den Namen Ida. Von ihr erzählen die Annalen von Fulden („Monum. germ. hist.", II, 219, 220), daß ſie als junge Witwe der Welt entſagt und um 650 in das von ihr geſtiftete Kloſter Nivelles ſich zurückgezogen habe; daſſelbe Nivelles unweit Brüſſel, welches nach Rückert's Unterſuchungen („Die Pipine von Nivella", 1836), den „Nibelungen„ den Namen gegeben hat.

Demſelben erlauchten Stamme der Karolinger gehört die um hundert Jahre ſpäter vorkommende heilige Ida an. Nach ihres Gatten, des Grafen Eckbert, Tode führte ſie zu Herzfeld, unweit Beckum in Weſtfalen, ein kloſterliches Leben, ſodaß ihr ſpäterer Lebensbeſchreiber, der Mönch Uffing im Kloſter Werden an der Ruhr, zahlreiche Wunder von ihr zu berichten weiß („Monum. germ. hist.", II, 569. „Acta sanctor. mens. septbr.", II, 255). Ihr Verehrungstag iſt der 4. September, in Bildwerken wird ſie mit einer Hirſchkuh und einem Raben dargeſtellt und die Kirchen zu Herzfeld und Werden bewahren ihre Reliquien.

Außer dieſer kennt die Kirche noch mehre Heilige dieſes Namens: ſo die heilige Ida von Irland unter dem 15. Januar, die heilige Ida von Boulogne unter dem 13. April, die heilige Ida von Gent unter dem 20. Juni, über welche alle die „Acta sanctorum" an den angegebenen Tagen umſtändliche Nachrichten enthalten.

Eine um ihrer wunderbaren Schönheit willen berühmte Ida war die Tochter des Alemannenherzogs Hermann. Sie ward dem Sohne Kaiſer Otto's I., Ludolf, vermählt und ſchenkte ſpäter dem Stifte Merſeburg die Stadt Rochlitz, weshalb ihr der Biſchof Thietmar großes Lob ſpendet. („Monum. germ. hist.", V, 744, 858.)

Derſelbe Biſchof macht uns mit noch einer Ida deſſelben 10. Jahrhunderts bekannt. Es iſt dies die Gemahlin eines Grafen von Querfurt und ſomit Ahnfrau des nachmaligen Kaiſers Lothar II. Thietmar rühmt ihre Liebe zur Wiſſenſchaft und ihre Sorgfalt in der Erziehung ihres Sohnes Bruno. („Monum. germ. hist.", V, 833.)

Den größten Ruhm jedoch unter ihren Namensſchweſtern hat die ſchwäbiſche Ida ſich erworben, die Gemahlin Herzog Welf's VI., die Heldin der Weibertreue. Als Kaiſer Konrad III. 1140 die Stadt Weinsberg unweit Heilbronn belagerte und den Frauen freien Abzug nebſt Mitnahme ihrer Koſtbarkeiten geſtattete, trugen unter Anführung der Herzogin Ida die Weinsbergerinnen ihre Männer als ihr Theuerſtes aus der Stadt. Die Wahrheit dieſer Erzählung, die auf eine faſt hundert Jahre ſpäter verfaßte „Kölner Chronik" ſich grün-

der, iſt bekanntlich angezweifelt worden. Das Für und Wider findet man in Jäger's „Beſchreibung der Burg Weinsberg", S. 42, ingleichen in Stälin's „Wirtembergiſche Geſchichte", II, 71, zuſammengeſtellt.

Es würde zu weit führen, durch den Lauf der fernen Jahrhunderte auf alle Trägerinnen des Namens Ida Jagd zu machen. Ohnehin erſcheint ſpäter der Name ſeltener. Mögen ſich alſo etwaige gleichnamige Leſerinnen damit begnügen, daß ſchon die älteſten Zeiten heilige, ſchöne, kluge und treue Ida hervorgebracht haben. Zum Schluſſe mag nur noch erwähnt ſein, daß die neueſte Zeit drei talentvolle Schriftſtellerinnen des Namens darbietet: Ida Gräfin Hahn, Ida von Düringsfeld und Ida Frick. Wenn von ihnen die erſte dem Publicum vielleicht zu viel bekannt worden iſt — man denke an die „Diogena" — ſo ſcheinen dagegen die Leiſtungen der Letztgenannten weniger Beachtung gefunden zu haben, als ſie verdienen möchte.

Anregungen.

Die Poeſie des Geiſtes.

Melchior Meyr hat Dramen, Novellen, Gedichte geſchrieben. Unter den erſtern haben „Herzog Albrecht", eine neue Dramatiſirung der Agnes Bernauerin, unter den zweitern die „Erzählungen aus dem Ries" Glück gemacht. Insbeſondere letztern ſagte man nach, daß ſie den Ton der Dorfgeſchichte anſprechend getroffen hätten. In einer ſoeben erſchienenen Sammlung „Gedichte" (Berlin, Springer. 1857) wünſcht die Vorrede, daß man das Talent des Verfaſſers betrachten ſolle als einer neuen Richtung gewidmet, der „Poeſie des Geiſtes".

Wir haben die Periode der „Romantik" gehabt, die der Byron'ſchen „Zerriſſenheit", es iſt von „ſocialer Poeſie" geſprochen worden, dann nehmen Kritiker-Unternehmer und manierirte Erzähler aller Art für ihren Klein-Kram hochtönende Namen in Anſpruch, während man die Darſtellung abſoluter Wirklichkeit ſeinen „Realismus" nannte — kurz, was iſt Wort, Art und Ziel dieſer neuen Kategorie von einer „Poeſie des Geiſtes"?

Melchior Meyr äußert ſich im Laufe ſeiner Vorrede wie folgt:

„Goethe in ſeinem Naturell zu ſeinem „Weſtöſtlichen Diwan" macht die Bemerkung, daß der bildſte Ehemann der orientaliſchen Poeſie, mit der er ſich beſchäftige, der Geiſt ſei, das Formelwerk, das aber ſeltener. Er erkennt den Geiſt hauptſächlich in dem Alter, in einer alternden Weisheit, bezeichnet ihn ausdrücklich als greiſlich und charakteriſirt ſein poetiſches Hervorbringen in der Art, daß mit ihm alle Eigenſchaften ſchön ſeien, ohne daß eine, das eigentliche Recht behauptend, hervorträte."

Mit dieſer Bemerkung möchte bewieſen ſein, warum in unſerer Zeit Dasjenige, was auf poetiſchem Gebiete ſich als Eingebung nur der Jugend ankündigte, zwar einen momentanen glänzenden Erfolg erleben kann, aber ſofort darum ſcheitert, indem ſich ſo entwickelt, daß die ſchwungvolle Begabung ohne Hinzutritt anderweitiger Eigenſchaften ſich lange im Vorgrunde erhält. Man möchte dabei an die kurze, bunte Traumperiode unſerer neuern Lyrik, an Herwegh, in neuerer Zeit an Reinick, Otto Roquette und manches Aehnliche, was ſich momentan anbiedernd ankündigte und den Zauber nicht feſthalten konnte, erinnert werden. Schiller und Goethe wachſen mit ihrer Zeit und werden immer größer mit ihr und hinaus über

Melchior Meyr führt fort:

„Der Geiſt iſt der Menſch, durch die vor zur Erkenntniß, zur geredten Unterſcheidung der Dinge kommen und frei werden von einer beſtimmten Weiſe des Geiſt. Wir treten durch ihn nicht nur in eine neue Entwicklung ein, wir behaupten, indem wir es thun, unſere Freiheit und ſind fähig, den frühern Bildungsſtufen ſo gut wie den neuen und eigenen gerecht zu werden und ſie gelten zu laſſen in ihren eigenthümlichen Vorzügen. Der Geiſt iſt niemals allein; er iſt die Macht, die nur als unmittelbare Kraft — als Natur — und als Gemüth beſtimmend ſtammt. Die Stufe des Geiſtes iſt eine ſolche, wo der Geiſt herrſcht und die mit ihm verbundenen Mächte der Natur und des Gemüths regiert. Auf dieſer Stufe ſind wir darum nicht nur fähig, die vorangegangenen Entwicklungen zu erkennen und zu denken, ſondern auch ſie wieder zu ſein und zu leben. Wir ſind fähig, die Beſtimmtheiten ihres Lebens in uns wieder zu erwecken, und zwar ſo — wenn wir es wollen, wie wir es wollen und ſolange wir es wollen."

Ohne Zweifel will der Dichter mit dieſen etwas dunkeln Worten ſagen, daß der Poeſie des Geiſtes nicht entſchlüpfe, ſich auf dem Boden der Wirklichkeit mit all jenem friſchen Ergriffenſein von der Erſcheinungswelt zu bewegen, das auf frühern Altersſtufen nur einzelnig ſich kundzugeben pflegt.

„Die Stufe des Geiſtes iſt die Stufe der Ordnung, des Friedens, der Harmonie und der harmoniſchen Thätigkeit aller menſchlichen Kräfte. Wenn auf ihr das Leben früherer Zeiten wieder erweckt wird, ſo geſchieht es nicht nothwendig wie es war, ſondern bewegt durch gleichberechtigtes Leben, nicht ausſchließend und entgegengeſetzt verneinend, ſondern ſo, daß es eingeſchloſſen iſt ins Ganze als Theil und ſeine Kräfte darin ausfüllt neben andern Theilen. Der Menſch auf der Stufe des Geiſtes kann ſich zurückverſetzen in die Zeiten des vorherrſchenden Gemüths, er kann die eigenthümliche Herrlichkeit der

einem oder andern wieder aufrichten laſſen, ſich beſeligt fühlten in ihnen und ſie wieder zum Gegenſtand künſtleriſcher Darſtellung machen. Aber ſeine Darſtellung wird ſich von der entſprechenden der früheren Epoche unterſcheiden durch die mangelnde Unmittelbarkeit, Naivetät und unbedingte Leidenſchaft, durch das Gepräge des Gewollten und Reflexionsvollen — durch die, wenn auch unausgeſprochene Bemeſſenheit auf Anderes, das derſelbe Anerkennung, dieſelbe Liebe verlangt und erhalten ſoll. Der Menſch auf der Stufe des Geiſtes wird wieder jung ſein können und lieben, was die Jugend liebte, und verherrlichen, was ſie verherrlichte; aber er wird es in anderm Sinne und in anderer Form, weil er zugleich im Mannesalter ſteht und liebt, was dieſes liebt, und verherrlicht, was dieſes verherrlicht."

Dieſe Gedankengänge unterſchreiben wir vollkommen. Nur hätten wir eine ſchärfere Anwendung auf die Gegenwart ſelbſt gewünſcht. Der Dichter ſchildert hier nur eine ſubjective Stimmung ſeiner „Poeſie des Geiſtes", nicht aber eine objective Verwirklichung derſelben in der Kunſtform. Der Herausgeber dieſer Blätter hat ſeinerſeits in zwei Vorreden zu ſeinen „Rittern vom Geiſt" und der Theorie der „Nebeneinander" eine ſolche Verwirklichung zu ſchildern verſucht.

„In der Poeſie des Geiſtes, wie wir ſie faſſen müſſen", führt Melchior Meyr fort, „muß die Entwicklung der Dichtkunſt ihr höchſtes und letztes Ziel erreichen und ihren Abſchluß im Zuſammenſchluß finden. Der Geiſt, der als ſelbſtbewußter zur Herrſchaft gelangt, thut ſich nur Einiges in der Erkenntniß des Zwecks und des Zuſammenhangs der Dinge. Er ſtrebt in dem Ziel das Ideal des Lebens und in deſſen den Maßſtab, mit dem er die einzelnen Erſcheinungen meſſen kann. Dieſe Erſcheinungen in ihrem Verhältniß zum Ideal, in ihrem eigenthümlichen Leben, ihrem Zweck für ſich und für das Ganze zu leben und aufzufaſſen, iſt ſein Geſchäft. Nie iſt das Größte nicht zu groß und das Kleinſte nicht zu klein zum Ganzen, das er will, darf auch das Kleinſte nicht fehlen; darum hat auch das Kleinſte ſeinen Werth für ihn. Alles Einzelne auf ſeinen Platz im Ganzen zu ſtellen und es feſtzuhalten auf ihm, iſt das Ziel ſeines Strebens. Wenn er dies vermag, hat er das Einzelne berechtigt; er iſt ſein dagegen und ohne Gefahr kann er es gehen laſſen, kann er es lieben und hegen und pflegen; ohne Gefahr kann er das Geringſte mit dem Höchſten und Erhabenſten verbinden."

Wenn wir unſererſeits immer vorgezogen haben, dieſe literariſche Phaſe die „Poeſie des Gedankens" zu nennen, ſo gingen wir davon aus, daß unſere Unmittelbarkeit unſerer Epoche nur in ſeltenen Ausnahmefällen gegeben iſt und auch dann meiſt nur eine Reminiſcenz der Bildung iſt, wofür man z. B. Klaus Groth anführen kann. Unſere Epoche ſteht auf dem Standpunkte der Reflexion. Die Reflexion iſt an ſich unpoetiſch. Sie kann aber poetiſch werden, wenn ſie ſich in ihre Gedankentheile auflöſt und ihr Gegenüber, ihre Vorher- und Nachſätze, ihre Wirkungen und Urſachen betrachtet. Die Poeſie des Gedankens wäre demnach die individuelle Gewalt des Gedankens, der im Gemüth noch einmal vollzogene oder geprüfte dialektiſche Proceß. Daher die Schilderung der Seelenzuſtände, daher die Analyſe der Gegenſätze des Lebens, daher die Selbſtbeſpiegelung der Literatur in der Literatur, des Gedankens im Denker, der Phantaſmen im Dichter, der Ueberzeugungen im Märtyrer. Keine Zeit war ſo berufen, die Geſchichte der Geiſter poetiſch zu erfaſſen und z. B. die Literatur ſelbſt zum Gegenſtande der Literatur zu machen wie die unſerige. Es iſt uns unbegreiflich, wie der geniale Kritiker Wilhelm Wolfſohn kürzlich in der Vorrede einer ſeiner Dramen den Satz hat wiederholen können, „Literaturdramen hätten nie auf die Bühne kommen ſollen."

„Die Poeſie des Geiſtes", ſagt Melchior Meyr, „wird allerdings den Geiſt, großartig leben und ſterben uns ſchauen laſſen, es in ſeiner eigenen lichtvollen Schönheit und Hoheit vor Augen ſtellen. Aber eben mit dem Geiſte hindurchgehend in ſeine Vorausſetzungen und erkennend, wie er für ihn, er für ſie da iſt, wird ſie jene Lebensoffenbarung in ihrer Schönheit ergänzen laſſen — am herrlichſten aber die höchſte und letzte: die Harmonie aller Lebensmächte. Die Poeſie des Geiſtes, wie ſie höher als jede frühere ihr Hinzuſtreben zu dem Ziel der Dinge, wird auch jeder hinzutragen zu ihren Quellen; und aus den Quellen ſie betrachtend und in dem Ziele ſie meſſend, wird ſie tiefſtes Licht werfen über Gutes und Böſes in der Welt und alle ſeine Manifeſtationen. Sie erſt wird die tiefſinnigſten Probleme behandeln können, ſie erſt wird auch dem Böſen ſein Recht geben, indem ſie den Grund enthüllt, dem es entſtammt, indem ſie es werden und wachſen und darüber hinaus die Glorie erſtrahlen läßt, zu der es führen, vor der es weichen muß. Die Poeſie des Geiſtes iſt die freieſte, die reichſte, die klarſte, die liebevollſte und die ſittlichſte Poeſie. Aus der Gerechtigkeit, die ſich genug gethan, und der Macht, die nichts mehr zu bethätigen hat, erblüht dem Geiſte die Liebe auch zu Dem, was ihm Widerſtand geleiſtet. Seinem innerſten Weſen nach frei gegen den Haß, haßt er das Häßliche, ſolange es dazu herausfordert, und tilgt es nach ſeiner Macht in dem Träger deſſelben; aber wo es räumlich und zeitlich endet, da endet auch ſein Haß und macht der Anerkennung des Guten, dem Rettungs- und Erhaltungstriebe Platz. Mit der höchſten Strenge paart er die höchſte Milde; mit der Strenge der Gerechtigkeit, die ihre Sühne fordert, die Milde, die eben in der Strafe das Mittel des Heils erkennt — die Güte, die dem Verbrechen alle Gunſt zuwendet, die ſeinem Thun gelohnt und gedient kommt. Die Poeſie des Geiſtes verbindet mit dem erhabenſten Ernſt des Kampfes die Heiterkeit des Sieges, mit dem Glück des Beſitzes das Glück des Wechſels, mit den Freuden des Genuſſes und Beſchauens die Freuden des Denkens, mit

der Luft der Menschlichkeit die Manne der Harmonie, mit der Heiligkeit des Wirkens und Schaffens die Heiligkeit des Anschauens und der Anerkennung. Sie ist im höchsten Verstande natürlich und lebensfreundlich und im höchsten Verstande sittlich und religiös. Sie läßt jede Erscheinung in ihrer Eigenthümlichkeit erblühen, aber zugleich an ihrem ewigen Ziele scheitern. Sie ist zugleich die Poesie des Lebens und des Lichts, der Wirklichkeit und der Wahrheit. Das Höchste, was die bisherige Dichtkunst in diesem Betracht geschaffen hat, kann, mit ihren Aufgaben verglichen, nur als vorläufig erscheinen. In allen Formen, zu deren vollendeterer Ausführung das höchste Maß von Ernst, Freiheit und Liebe gehört, wird sie der Palme gewinnen."

Nach diesen schönen Worten, die nur leider wieder zu sehr den Nachdruck auf die subjective Stimmung legen, begegnet Melchior Meyr auch dem Vorwurf, daß diese Schule eine moralische wäre und sich mit Träumen und Hirngespinnsten beschäftige. Er sagt:

„Wenn die große Mehrheit nichts Besseres zu thun weiß, als die Erfahrungen der Vergangenheit zu preisen, so gibt es für Andere nichts Schöneres, als die Ideale der Zukunft zu nähren. Es ist ihnen eigenthümlich, einmal zu wagen und für Das einzutreten, was noch nicht ist, als das schon Geschehene zu klagen und auf das schon Fertige zu pochen. Sie glauben an die Zukunft, weil sie an Gott glauben — an den lebendigen Gott, der eben, weil er bisher sich erwiesen hat, auch künftig sich erweisen wird, dem es nicht einfallen kann, sich von der Menschheit plötzlich zurückzuziehen und ihr zur Durchführung der besten Entwicklungen seinen Geist zu versagen — dessen Wesen vielmehr es fordert, zur Erfüllung der höchsten Pflichten auch die reichste Kraftfülle zu gewähren. Die Poesie des Geistes ist das Ideal der Zukunft. Jahrhunderte werden daran arbeiten, sie Hand in Hand mit der harmonischen Ausbildung der Wissenschaft ins Leben zu rufen. Jede Generation, jede Kraft wird dazu beitragen nach ihrem Vermögen."

Von den Gedichten des Verfassers selbst können wir bündig nur sagen, daß ihnen die schöne und edle Gesinnung innewohnt, die obiger Ausführung zu Grunde liegt. Letztere macht dem Verfasser unstreitig Ehre, als er in seinen „Erzählungen aus dem Riesengau" sein Talent bekundete, dessen glücklicher Erfolg ihn hätte verleiten können, das Wesen und Ziel unserer neuen Dichtkunst, wie so viele Andere, auch nur in dem sogenannten Volksthümlichen oder Wirklichen, nicht aber in der weihevollen Inspiration des Dichters, seinem Weitüberblick und der Kunst der Composition zu finden. Denn gerade auch letztere ist es, für welche man, dem herrschenden Geschmack und dem Wohlgefallen an allerlei kurzer Waare gegenüber, eine Schwierne halten möchte.

Recht und Unrecht.

Nie ist einfacher der Mensch oft die Dinge der Welt hält, desto verwickelter sind sie.

Dem schlichten Manne ist es ein Räthsel, daß in Rechtsstreitigkeiten der Widerwillige häufig obsiegt, daß Recht der Partei aber, deren Anspruch „Recht auf der Hand liegt", dem Richter unter der Hand entschwindet. Man spricht dann viel von schlechter Justiz, unfähigen Richtern und dergleichen mehr. Der Bauer selbst spricht, der von seinem Richter überzeugt war, wickelt sich in seinen Mantel, geht ab und verachtet alle Gerichtsstuben.

Guter Freund, Recht und Unrecht sind nie so handgreifliche Dinge wie — Mehrheit und Lüge!

Jahrhunderte bedurfte der in christlich-germanischen Staaten allgemein anerkannte Philosoph „historischer Schule", daß in dem Recht kein Recht, in seiner Vernunft, seinem Gefühle ein Bewußtsein von Recht und Unrecht zu drängen. Nur weil historisch „im Volke sich gemacht" hatte, die Rechtsgewohnheit, die corporativen Bestimmungen über Innungen, Frohnden, Zehnten, Adel und Bürgerthum, Lehnwesen, Besitz und Eigenthum u. s. f., daß wäre Basis des Rechts, der bürgerlichen, politischen Gesetzgebung. Man hat Frohnden und bäuerliche Lasten „abgelöst" — das ist dem Historiker ein willkürlicher Eingriff in das „volksthümliche" Recht; man hat die Lehnsverhältnisse des Mittelalters abgeschafft und freies Grundeigenthum hergestellt — das ist schmerzlich für gelahrte Männer des Rechts und der Ersten Kammern, und deshalb will man jetzt, wie die Zeitungen berichten, in Kurhessen das alte Lehnsrecht wieder einführen. Man will in Amerika die Sklaverei aufheben — das verletzt einige, nach dem neuen Welttheil mit allen Begriffen übergesiedelte Grafschaften in Zorn, so gut wie die Sklavenbesitzer selbst. Arme Plantagenbesitzer! Wenn man euch auch noch das historisch-volksthümliche Recht der Sklaverei entzöge!

Wir wollen uns daran halten, daß das allgemeine Gefühl der Billigkeit, der durch vergleichende Praxis geübte Rechtsinstinct des Menschen Maßstab sein soll für Alle, welche positive Gesetze zu schaffen haben. Auch gebe man den Richtern auch ein „Arbitrium" frei, in Fällen, wo die positive Gesetzgebung Lücken enthält, nach Recht und Billigkeit, nach dem angeborenen inneren Triebe zu richten. Laßt den Legislaturen und Richtersprüchen auch ein Stück Vernunft, ihr Herren! Wie ein tolles Fatum arbeitet euer Unthier „Gerichte" an den armen Leibern der Staatsbürger und das böse Princip der Welt feiert sich über das bekannte Goethe'sche Resultat „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage".

Nehmt ein Compendium! Lest den Titel: „Der gemeine deutsche Landtagsrecess und die Auskunftsbestimmungen des Herzogthums Altenburg." Da heißt es auf der ersten Seite: „Die Unvollkommenheit irdischer Weisheit lehret, daß Gott sich die absolute Wahrheit allein vorbehalten und daß dem Menschen Genüge

geſchärft, wenn ihm «formelles» Recht, d. i. relative Wahrheit, zutheil wird.“ Erſchreckend über unſere menſchliche Kleinheit wird man das Buch beiſeite, aber es berichtet, es regiert, nach ihm wird abgeurtheilt, und zwar con fanatismo:

Das Recht ſoll man ererben:
Ob auch die Rechten derben
Und Schlechte rechtens erben!

Nach ihm werden die Erkenntniſſe verfaßt, alſo lautend: „In Erwägung, daß zwar Zeuge B. die beſte Auskunft in der Sache hätte geben können, jedoch nur Zeuge A., der da nichts weiß, befragt worden iſt; in fernerm Anbetracht, daß Kläger zwar hinterher, als ihm die Unkenntniß des Zeugen A. bekannt worden, Zeugen B. annoch benommirt, deſſen Zulaſſung aber den Proceßgeſetzen widerſtreitet, ſintemal den Parteien benommen, neue Thatſachen und Beweismittel nach Schluß des Verfahrens zu behaupten und zu produciren; ingleichen auch dem Richter ſcharf unterſagt iſt, ex officio noch den wahren Sachverhalt zu forſchen und ſelbiger Richter nicht befugt erſcheint, die Geſchicklichkeit oder Ungeſchicklichkeit derer Parteien zu perluſtriren und im Intereſſe Rechts zu ergänzen: ſo hat Kläger, weil ihm zu beweiſen auferlegt, nicht dargethan, demzufolge Beklagter von der wider ihn erhobenen Klage zu entbinden und loszuzählen, nicht minder Kläger demſelben alle Koſten des Proceſſes zu erſtatten ſchuldig. Von Rechts wegen.“

Das iſt die große Schattenſeite unſers Rechtslebens! Man wird vernunft- und ſachgemäße deutſche Civilproceßbücher geben — und hat das zum Theil bereits gethan —, aber ſolange das alte Proceßverfahren mit ſeinen formellen Winkelzügen blüht, ſolange noch nicht die abſolute Wahrheit als das Ziel des Proceſſes hingeſtellt wird, widerſtreitet das „Juriſtenrecht“ ebenſo dem natürlichen Rechtsgefühle wie den materiellen Intereſſen des Volks.

Rechtſein werde zum Rechthaben! Das iſt das Ziel geſicherter und bevorſtehender Rechtsreformen in deutſchen Landen!

„Der Knabe Don Carl fängt an mir fürchterlich zu werden.“

Bei einem claſſiſchen Stück iſt man gewohnt, die falſchen Accente, wie der alte Schauſpieler Juliud Wetzner in Frankfurt am Main zu ſagen pflegte, „ſcheffelweiſe auf der Bühne liegen“ zu ſehen; aber die obige Aeußerung Don Philipp's wird auch von den beſten Schauſpielern in der Regel falſch betont.

Man läßt den König ſagen:

Der Knabe
Don Carl fängt an mir fürchterlich zu werden!

Man betont das ſeltſame Wort noch ganz außerordentlich ſtark, als wollte der König etwas in ſeiner Weiſe ſchrecklich Grauſenerregendes ausdrücken.

Der richtige Accent iſt aber im Gegentheil:

Der Knabe
Don Carl fängt an mir fürchterlich zu werden.

Man hat dabei das Wort „fürchterlich“ ganz leicht zu nehmen, ganz wie fallen zu laſſen. Der Zuſammenhang erfordert das:

Die Königin ſagte:
Sie fürchten, Eure?

Der König fällt, von Mißmuth, Eiferſucht und Gereiztheit erregt, ſogleich heftig ein:

Das graue Haar doch nicht?

Dann, ſich über den etwaigen perſönlichen Anfall auf ſein Alter beruhigend, ſetzt er mit ſtolzem Selbſtbewußtſein, aber düſterer Drohung hinzu:

Wenn ich einmal zu fürchten angefangen,
Hab' ich zu — fürchten aufgehört!

Mit dieſer Andeutung, daß ein Mann wie er auf dem Punkte der Furcht nie lange zu verweilen pflege, ſondern ſofort zur Selbſthülfe überzugehen gewohnt wäre, wendet er ſich, betrachtet ſeine Umgebungen und frägt:

Wo iſt Don Carlos, mein Infant?

und nun ſetzt er, da Niemand antwortet, hinzu:

Der Knabe
Don Carl fängt an mir fürchterlich zu werden.

Er thut dies in der leichteſten Art. Er rollt nicht im mindeſten dabei die Augen und ſchreit ſogar: „Wollt ihr doch einen Gegenſtand wiſſen, den ich allenfalls fürchten könnte, da iſt etwas: Mein Sohn erregt mir Beſorgniſſe!“

Ganz ohne Ernſt ſcherzt freilich auch Don Philipp nicht und es liegt Drohung genug in dieſem leichten a propos des Uebergangs, den die Umgebungen auch ſofort ernſthaft aufnehmen; doch bricht der König wieder ab und kehrt auf die unterbrochene Erörterung zurück.

Nebenſtunden.

Nehme ſich Deutſchland doch mit Dänemark in Acht. Dieſer kleine Staat verbeißt und mit ganz Europa. Wie die Dinge jetzt ſtehen, würden Preußen und der Bundestag in einem däniſchen Conflict nicht einen einzigen Alliirten haben und unſer Land möchte vielleicht gewinnen.

Die Preßfreiheit ſcheint Niemanden mehr zugute gekommen zu ſein als gerade Denen, die ſonſt dieſe und andere Fortſchritte des Zeitgeiſtes beklagt haben. Auslaſſungen über Zeit, Staat, Recht, wie man ſie jetzt z. B. in Kirchenzeitungen beider Confeſſionen lieſt, wären im Zeitalter der Cenſur ganz unmöglich geweſen.

Für ein Exemplar des „Jahrbuch zur Schillerſtiftung“ ſind Subſcribenten eingegangen von Dr. Vandenhoeck in Zürich 100 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 43.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Am Starnbergersee.

Wol ist es herrlich, an Münchens Kunstaltären sich zu erheben, zu berauschen, einen stillen Opferdienst zu begehen, wie er vielleicht in keiner deutschen Stadt möglich, denn keine beschäftigt uns so ausschließlich nur mit Kunstgenüssen wie München. Andere große Städte fesseln das Interesse des Fremden durch ein größeres geistiges oder politisches Leben, mercantile und industrielle Unternehmungen, durch historische und romantische Erinnerungen, durch ihre schöne Lage mit idyllischen oder eleganten Vergnügungsorten; von alldem ist in München kaum eine Spur. Aber die Tempel der Kunst reihen sich aneinander, Plastik und Malerei entfalten fast bei jedem Schritt, den wir thun, ihre herrlichen Werke, die Ateliers der Künstler öffnen sich uns und wir sind zweifelhaft, wo zuerst beginnen, wo enden. Die meisten Fremden nehmen sich nur drei Tage Zeit zu all diesen Herrlichkeiten, wir nahmen uns mehr; aber wenn man an einem Tag z. B. die Glyptothek und die neue Pinakothek durchwandert, die Basiliken und ein paar andere Kirchen besucht, die eherne Bavaria ersteigt und im Theater Richard Wagner's „Tannhäuser" sieht und in diesem Maßstab es mehre Tage fortreibt, so kommt ein Gefühl über uns, nicht wie Uebersättigung oder Abstumpfung, wenigstens bei mir nicht, sondern wie ein nebelhaftes Traumleben, in dem man nicht mehr geht, sondern fliegt und nicht mehr Erdenluft einathmet, sondern Himmelsäther. Es wird uns zumuthe wie dem Tannhäuser in der Venusgrotte selbst, wir sehnen uns nach Waldesduft und Lerchensang und so lesen wir im Tageblatt: „Eisenbahnfahrt nach Starnberg, hin und zurück."

Der Starnbergersee! die Baierischen Alpen! Schon auf der Fahrt von Augsburg nach München hat man ihre ersten Umrisse gesehen und wenn man sie in München selbst sich deutlich am Horizont abschneiden sieht — von der Bavaria aus z. B. —, so bedeutet das eins jener Unwetter, wie sie über München so plötzlich kommen und mit siroccoartigem Südwind, Donner und Blitz und Platzregen da sind, ehe man noch eine Wolke am Himmel gesehen. Jene beiden Begriffe klangen uns verlockend genug! Wir waren auf einer Reise nach der Schweiz begriffen, kamen eben erst aus dem Fichtelgebirge und hatten noch keinen See, keine Alpen gesehen; wir wollten das holde Miniaturbild uns nicht entgehen lassen, das wir voraus-nehmen konnten, ehe wir den Bodensee sahen und den allmächtigen Zauber des Vierwaldstätterseers auf uns wirken ließen.

Mit dem ersten Zug am frühen Morgen fuhren wir nach Starnberg. Schon von der Eisenbahn aus sieht man die Alpen höher wachsen. Das königliche Lustschloß Nymphenburg liegt seitwärts. Weiter links zeigt sich Maria-Eich, eine berühmte Wallfahrtskapelle in wunderbar dichtem Eichenhain, später rechts die Isar, einen schönen Wasserfall bildend. In Starnberg empfängt uns

ein elegant eingerichteter Bahnhof, sogar ein Prunkzimmer ist da, zur Aufnahme der höchsten Herrschaften bestimmt. Da breitet sich nun der See vor uns aus, wir befinden uns an seinem unteren Ende. Ein kleines Dampfschiff, „Maximilian", zum Dienst auf dem „Würmsee" bestimmt, umfährt denselben täglich zwei mal und zwei mal durchfurcht es ihn querüber von einem Ufer zum andern. Wir lassen es abfahren, denn noch liegt blauer Nebel auf den blauen Fluten des Sees. Wir suchen zuerst die sieben Quellen auf, zu denen ein anmuthiger Weg durch Laubgehölz angelegt ist. Er führt uns dem hochgelegenen Kirchlein vorüber zuerst durch die Hauptstraße des Städtchens, das zum Sommeraufenthalt dient für die münchener feine Welt, die im See badet und gleich den ersten Ort dazu gewählt, der unmittelbar an der Eisenbahn die Verbindung mit der heimatlichen Residenz unterhält. Unten am See hin führt ein wohlgepflegter Weg zu den Bädern, ein zweiter oben am Hange des Bergs hin zum Schlosse des Prinzen Karl. Wir schlagen diesen ein, denn auf einer Anhöhe vor dem fürstlichen kleinen Palais sind unter hohen Bäumen Ruhebänke angebracht und von hier genießt man eine entzückende Aussicht. Zu unsern Füßen dehnt der See sich aus mit seinem silberklaren, durchsichtigen blauen Wasser, die idyllischen Ufer wechselnd mit zierlichen Landhäusern, grünen Wiesen und Gebüschen, Dörfern und Waldungen geschmückt. Wenn das Auge über die blinkenden Wogen streifend auch das jenseitige Ufer erreicht, so vermag es doch nicht den See, der 12 Stunden im Umfang hat, ziemlich schmal aber lang ist, der Länge nach zu übersehen. Wol erreicht es aber die fernen bairischen Hochgebirge, die von hier immer höher wachsen und in wunderbaren Spitzen und Zacken graublau vom Horizont sich abschneiden. Das Auge wird nicht müde, jenes zauberhafte Spiel zu sehen, wo fern am Horizont der Blick nicht mehr zu unterscheiden vermag, wo das Wasser endet und das Gebirge beginnt und wieder, wo das Gebirge endet und der Himmel beginnt. Er ruht so klar und blau darauf wie der See zu seinen Füßen. Und der See ist heiter belebt. In kleinen Nachen und in zierlichen Gondeln lassen sich seine Besucher hin und wieder rudern und oft wetteifern Schiffer und Schifferin miteinander, wessen Kähnlein zuerst zum Ziele kommt. Da taucht auch wieder das rückkehrende Dampfschiff auf, die Nachen suchen seine Furchen zu erreichen, um sich doppelt lustig darin zu schaukeln. Die himmelblau und weiße Fahne bläht sich auf wie ein majestätisches Segel, das Glöckchen läutet harmonisch — es ist auch das Zeichen für uns, wieder hinabzugehen an den Landungsplatz von Starnberg, denn der „Maximilian" weilt hier nur kurze Zeit, um dann aufs neue seine Fahrt zu beginnen nach Possenhofen und Leoni.

Wir sind an Bord; eine Gesellschaft heiterer Vergnügungsreisender wie wir und verschiedene Sommerbewohner der reizenden Ufer. Es ist Samstag, denn wir wählten diesen Tag, weil Sonntags, wo die Fahrten zum halben Preis sind, das Gedränge so groß sein soll, daß es den Genuß verleidet. Immer lieblicher entfalten sich die Ufer bis Possenhofen, wo wir das Schiff um Mittag verlassen, um es erst Nachmittag wieder zu besteigen und die Fahrt um den See zu vollenden. Das königliche Lustschloß Possenhofen liegt dicht am See, durch hohe Mauern und Strebepfeiler vor seiner Brandung geschützt. Da es eben von der Herzogin Albrecht bewohnt war, so blieb der Eintritt in den Garten den Fremden verweigert und wir wandten uns sogleich links, wo ein schattiger Promenadenweg durch schönes Laubholz allmälig in Schlangenwindungen aufwärts führte nach — Federvieh. Ja der That! der Name ist komisch genug. Man hatte uns, so gut wie den andern Lustfahrenden nach Possenhofen, gesagt: wir sollten in Federvieh zu Mittag essen. Aber Niemand hatte einen klaren Begriff davon, was Federvieh war, wo es lag, welcher Weg dahin führte. Ja das Schlimme war, daß Jedermann, der „Federvieh" sagen hörte, glaubte, nicht recht verstanden zu haben, daß der Ort möglicherweise anders heißen könnte, und um nun nicht selbst ausgelacht zu werden, fragte man gleich mit lachender Stimme und leisem Geflüster nach dem Ort, zu dem man gewiesen. Endlich nach verschiedenen Kreuz- und Querzügen war die Höhe erreicht. Eine breite Landstraße führte durch ein liebliches Dörfchen mit hochgelegener Kirche. Links wandte sich der Weg nach einem Felsenvorsprung; eine Restauration in Schweizergeschmack mit elegantester innerer Einrichtung und einer mit Zelten überspannten Terrasse, auf der schon eine elegante Welt dinirte, nahm uns auf. Die herrlichste Aussicht bot sich hier wie von der nahen, auf einem Felsenvorsprung noch weiter vorgelegenen Kapelle. Dicht zu unsern Füßen der klare See und die bairischen Hochalpen im Südosten um Vieles näher gerückt, majestätischer, klarer, schärfer sich abschneidend. Nicht müde ward das Auge zu sehen, indem die Füße vom Steigen ruhten und die köstliche Gabe des

Sees unten, große zarte Forellen, die Bedürfnisse des Magens in einer Weise stillte, wie sie allein dieser Gegend gemäß war.

Nachdem man sich erquickt, ward der Rückweg wieder angetreten, um noch vor dem Dampfschiff wieder unten in Possenhofen zu sein und von da den ganzen See zu umfahren, bis wieder zurück nach Starnberg. Großartigeres und Romantischeres gibt es wol im Bereich der Gegenden, aber nichts Lieblicheres und Idyllischeres als eine Fahrt auf dem Würmsee. Freilich keine Idylle im Geschmack von Geßner und Voß! Nicht ganz so ländlich und einfach und nicht so naturwüchsig. Dafür auch weniger langweilig! Es ist die Idylle des 19. Jahrhunderts, wie sie eben möglich ist, wo der Dampf sich eingemischt, die weltüberwindende Macht des Jahrhunderts, wo die Eisenbahn so nahe ist und das Dampfschiff braust; wo mit beiden der Zug der Fremden kommt und der heimatlichste Bewohner von ihnen Vortheil zieht, wo die Begüterten einer früher fernen, plötzlich nahegerückten Residenz sich ansiedeln, Andere aus ihr nur ländliche Erquickung suchen. Rings um den See wechseln Weiler mit Märkten (wie man hier poetischer für Dorf und Flecken sagt), und Städtchen, kleine Schlösser mit zierlichen Villen im improvisirten italienischen oder im künstlich-ländlichen Schweizergeschmack. Wir neigen uns vor der Erhabenheit der fernen Gebirge, wenn wir das Auge zu ihnen schweifen lassen, aber wenn es in der Nähe haften bleibt an diesen lachenden lieblichen Ufern, so denken wir unwillkürlich an unsern Nipptisch daheim, wie artig diese kleinen Schlösser und Häuser sich darauf ausnehmen würden und wie wir schon ähnliche Sächelchen auf ihm besitzen. Noch einmal grüßen wir das Schloß Possenhofen und die über ihm hängende Kapelle von Feldafing. Dann ziehen sich Tutzing und Bernau daran, zwei stattliche „Märkte", von denen uns die Straßen weiterführen ins Gebirge. Dieses selbst wächst immer stattlicher vor uns auf. Die Sonne sinkt tiefer und küßt seinen Scheitel. Und jetzt sind wir am freundlichen Städtchen Seeshaupt. Sinnreich führt es diesen Namen, denn hier ist der See zu Ende in seiner Länge von Starnberg nach Seeshaupt; wenn jenes der Fuß, so ist hier das Haupt des Sees, das Haupt, das er hoch und stolz hier erheben darf, denn es wird von den Alpen gekrönt. Hier legt das Dampfschiff auf ein halbes Stündchen an, man kann hinübergehen und das ländliche Städtchen durchwandern oder vom Schiff aus seinen malerischen Anblick genießen. Der Dampfer wendet sich von hier aus näher dem andern Ufer zu. Da fahren wir an Ambach und Numerland vorüber, Kapellen grüßen uns wechselnd mit Bauernhäusern und stattlichen Villen bis zu den im schönen Laubholz gelegenen Allmannshausen. Aber die Krone von allen gebührt dir, reizendes Leoni! Zierlicheres ist nicht zu finden im deutschen Land als diese Ansiedelung, ein Feensitz im Geschmack der gegenwärtigen Zeit. Wie ein kunstvoll im kleinsten Detail ausgeführter niedlicher Stahlstich in irgendeinem Taschenbuch oder Album will es uns anmuthen, wie eine reizende Theaterdecoration oder wie ein belebtes Diorama mit wechselnden Lichteffecten. Was ist Leoni? Man findet es auf keiner Karte, in keinem Conversations-Lexikon. Es ist keine Stadt, kein Markt, kein Weiler, kein Bad — es ist gar nichts als ein kleiner Complex einzelner am See, zwischen dem herrlichsten Laubgehölz und an den Bergen hin verstreuter Villen und Schweizerhäuschen mit offenen Gängen, grünumlaubten Veranden, kleinen Blumengärten und Hühnerhofen, aber Alles so sauber, so blank und fein, als wäre es eben frisch wie die Göttin der Schönheit selbst aus dem See gestiegen. Da tummeln sich glückliche Kinder auf dem grünen Rasen, froh, daß sie vor dem Joch der Schule und großstädtischer Aufsicht entronnen, indeß die Mutter, an deren einfach eleganter Tracht man die vornehme Großstädterin erkennt, sich hier nicht scheut, ihr Kleinstes im kleinen Korbwägelchen selbst vor der Hausthür zu fahren, und der Gemahl, Amt und Beruf der Stadt vergessend, mit den größern Knaben selbst sich tummelt und dem großen Jagdhund neue Kunststücke lehrt. Da ist die Jugend auf dem Wasser! Zwei hohe Mädchen in runden Strohhüten, weißen Jäckchen mit himmelblau- und rosafarbenen Röcken rudern sich selbst ganz allein im buntgemalten Nachen keck hinaus in den See, indeß in einem andern Nachen zwei Herren, die offenbar von ihnen im Stich gelassen worden sind, sie zu erreichen streben. Auch die Herren in der poetischen landesüblichen Tracht, die von allen Bauernreisenden, hoch oder niedrig, ganz gleich getragen wird: dem leichten grauen faltigen Rock mit grünem Kragen und Aufschlägen, dazu den spitzen schwarzen runden Hut mit improvisirtem Federschmuck oder Gemsbart und Raubvogelklaue. Wir sahen hier ein tändelndes Spiel harmloser Geselligkeit der ungebundenen Jugend angemessen; vielleicht ein Liebesspiel für einen Tag oder für eine Saison — oder fürs Leben!

Zu keiner ſchönern Stunde konnten wir Leoni ſehen und den See auf dieſer Strecke befahren. Die Sonne war im Untergange und warf ihre zaubervollſten Lichter in den See. Zu lauter Perlen von durchſichtigem Glanz, zu Smaragden und Saphiren in Silber und Gold gefaßt wandelten ſich die Wellen. Die grauen Nebelberge färbten ſich violett und roth, auf ihren Zinnen leuchtete es wie ſtrahlendes Alpenglühen. Es war, als legte die untergehende Sonne lauter Roſenkränze auf ihre Höhen, als würfe ſie Roſenſträuße in den blauen Aether, in den ſilbernen See, ein Farbenſpiel von unbeſchreiblicher Pracht.

Aber das Schiff zog unaufhaltſam weiter, die Roſen am Himmel verblühten noch nicht, aber die fernen Hochgebirge verſchwanden mehr und mehr, die Ufer wurden wieder flacher und da lag Starnberg wieder, unſer Ausgangs- und Endpunkt.

Um 9 Uhr waren wir wieder in München. Verſunken und verſchwunden war der See, war Federvieh, Seehaupt, Leoni — Alles verſchwunden und verſunken, das Dampfſchiff mit Mann und Maus. Märchen? Traum? Und doch Wirklichkeit! C. O.

Reiſebriefe

von Amely Bölte.

X. Palermo.

Aermes, verleumdetes Italien! Wie ungerecht hat ſich die Fama an dir erwieſen! Man ſpricht von der Hitze deines Klimas, von daraus entſtehendem Ungeziefer und Schmuz — und nie habe ich mehr von Kälte gelitten als unter deinem blauen Himmel, nie mehr nach meinen nordiſchen Oefen geſeufzt als gerade hier. Auch jetzt, im Mai, iſt weder in Neapel noch in Sicilien über Hitze zu klagen.

Sonſt iſt das Wetter angenehm. Wir haben hellen Sonnenſchein und klaren Himmel, den nur als ſeltene Ausnahme ein Ungewitter umdüſtert. Kühlende Seewinde erfriſchen die Atmoſphäre mit ihrem belebenden Hauche. Die Nächte ſind lau und laden zum Aufenthalt unter freiem Himmel ein.

Wir fuhren von Neapel mit dem Dampfſchiff nach Palermo, das wir in 22 Stunden erreichten. Ich konnte die Fahrt leider nicht genießen, das Meer iſt nun einmal nicht mein Freund. Doch ließ es mich diesmal gnädig los; denn Doctor Ohnaus in Neapel, ein angenehmer, liebenswürdiger Arzt, hatte mich mit Pulvern verſorgt, welche mich einſchläferten und gegen die Bewegung des Schiffs fühllos machten. Erſt als wir im Hafen von Palermo eingelaufen waren, erwachte ich und war Zeuge, wie die Offiziere der Dogana um den Tiſch in der Hauptkajüte Platz nahmen und die Sendungen der fremden Poſt revidirten. Daß verſchiedene Briefe dabei vernichtet unter den Tiſch fielen, war mir ein Wink, wie wenig man mit Sicherheit auf Briefe rechnen darf, welche hier einlaufen oder von hier abgehen. Die Regierung handelt zu väterlich.

Wir kehrten im Hôtel Trinacria ein, es bot uns die beſte Ausſicht über das Meer, deſſen Blau gegen die tiefgrauen Felſen, welche hoch darüber hinausragen, den ſchönſten Gegenſatz bildet. Vor uns, am Ufer des Meeres, wimmelt es von Wagen und Spaziergängern. In unſerm Rücken liegt die Stadt, flach am Fuße der ſteilen Berge, welche die ganze Bucht einſchließen.

Wenn man ſich ſo plötzlich in ein fremdes Land verſetzt findet, muß man erſt Athem ſchöpfen, bevor man umſichzublicken vermag. Des eigentlich Sehenswürdigen gibt es wenig hier! Kommt man aus dem Lande der ſchönen Künſte, ſo wird man im erſten Augenblick glauben, es ſei hier nichts für das ſchauende Auge vorhanden. Dafür iſt das Volksleben um ſo intereſſanter. Die Wohnungen gleichen einem öffentlichen Markte. Die Läden ſcheinen nach der Straße hinaus keine Wände zu haben, ſo weit ſtehen ſie ihrer ganzen Breite nach der Einſicht offen. Jedes Handwerk wird auf der Straße vorgenommen, jede Beſchäftigung flüchtet ſich hinaus unter freien Himmel, ſogar der Kochtopf findet ſeine Stätte vor dem Hauſe und der Duft des Kaffees, den man fleißig brennt, umweht den Vorübergehenden. Hier und da, an kleinen Tiſchen, ſitzen Schreiber umher, um den Ungelehrten ihre Briefe vorzuleſen oder auch zu beantworten. Und über dem Allen flattert hoch oben in der Luft die zum Trocknen ausgehängte Wäſche, von Sonne und Wind auf das vortrefflichſte behandelt.

Die ſchöne Welt Palermos zeigt ſich in den Frühſtunden nicht. Erſt um die neunte Abendſtunde fangen die Damen an, ihren Spaziergang zu machen, dann fahren ſie in voller Toilette durch die Straße Toledo, halten vor den eleganten Läden, laſſen ſich Stoffe hinaustragen und wählen bei halbem Tagesſcheine einen neuen Anzug. Die Moden von Paris ſind auch hier eingebürgert; man ſieht, was man auch in Petersburg und London ſehen würde. Den Damen ſelbſt aber, geht Eins ab, die Schönheit. Kohlſchwarzes

Haar und ſchwarze Augen ſind ohne edle Formen von wenig Belang und das Auge ſehnt ſich nach dem Wechſel von lichtem Haar und blauen Augen, wenn auch nur des Contraſtes wegen. In den Cafés, deren es eine ſehr große Zahl gibt, ſah man nur Herren, den Frauen ſcheinen ſolche öffentliche Orte nicht zugänglich zu ſein. Nur die Kirchen beſuchen ſie allein und hier bietet ſich ihnen die beſte Unterhaltung, die munterſte Geſellſchaft. Während die Orgel Melodieen aus „Norma" ſpielt, plaudert es ſich unten im Schiff der Kirche gar angenehm. Offiziere kommen und gehen und bezeigen den Damen ihre Huldigung, man ſteht, man geht oder nimmt Platz, als ob man in einem Salon wäre. Hier und da zählt eine Verlaſſene die Perlen ihres Roſenkranzes, eine arme Mutter aus dem Volke ſäugt ihr Kind, im Beichtſtuhle horcht das Ohr des Prieſters gegen die kleine Oeffnung, durch welche ihm ein beängſtigtes Gewiſſen ſeine Sorgen und Kämpfe zuflüſtert und doch oben durch das vergoldete Gitter ſchauen die ſtillen Nonnen voll Theilnahme auf dies wunderliche Treiben herab. Ich habe ſchon manches katholiſche Land beſucht und vielen kirchlichen Feſten beigewohnt, aber ein ſo heiterer Carneval im Tempel des Herrn iſt mir noch nicht vorgekommen.

Gleich am erſten Morgen unſerer Ankunft wurden wir überraſcht durch die Ueberſendung eines großen Blumenſtraußes von den Herren Kapuzinern. Da nun dieſer Orden nichts weniger als galant gegen Damen iſt und uns die Pforten ſeiner Tempel ſtets verſchloſſen blieben (das einzige mal ausgenommen, wo König Ludwig von Baiern ſie uns öffnete), ſo konnten wir uns nicht erklären, daß ſie uns hier mit Roſen überſchütteten. So war es natürlich, daß wir zu den Vätern eilten, ihnen perſönlich unſern Dank auszurichten. Dieſer wurde auch huldvoll entgegengenommen, zu unſerm Erſtaunen aber dennoch erklärt, daß wir die Schwelle ihrer Clauſur nicht überſchreiten dürften, nur in ihre Gruft könnten ſie uns einführen. Ein Verhältniß, das mit Roſen begonnen, in Gräbern abzuſchließen — welche ſchauerliche Lebenswahrheit! Wir ſtiegen hinab. Aber welch ein Anblick war uns hier aufbewahrt! In langen Corridoren ſtanden hier bekleidete Gerippe aufgeſtellt, jedes den Anzug tragend, welcher ihm während ſeines Lebens gedient. Schauerliche Geſellſchaft! Ein Grauen überſchlich mich, Grauen vor mir ſelbſt und vor Dem, was ich einſt ſein würde. Die Damenwelt nahm ſich aber auch noch ſchlimmer aus. Dieſen hatte man den Putz mitgegeben, der ihnen im Leben der liebſte geweſen, in roſa Gazegewändern, mit weißen Glacehandſchuhen und weißen ſeidenen Schuhen bekleidet, lagen dieſe Gerippe da, das traurigſte Bild der Vergänglichkeit alles Irdiſchen, das mir je begegnet iſt. Ein dürftiges Vergnügen, dem Tod auf dieſe Art einen goldenen Mantel umzuhängen, durch den wir das Drama unſers Daſeins nur um ſo ſchmerzlicher gewahren! Die Herren Kapuziner ſcheinen an ſolchem grauſigen „Memento mori" ein beſonderes Behagen zu finden, denn auch in Rom haben ſie in einem ihrer Klöſter ein ähnliches, wenn auch nicht ſo ſchauerliches Kunſtcabinet angelegt, das aus einer in Arabesken aufgebauten Knochenſammlung beſteht, die ſie den Gräbern entnommen. Die ſchmeichelhafte Ueberſendung des Blumenſtraußes hatte keinen andern Zweck gehabt, als uns einzuladen, ihre Todten zu beſehen und eine Summe für deren Erlöſung durch das Gebet der guten Väter zurückzulaſſen. Jeden Morgen ſehen wir die braunen Kutten vor unſerm Hôtel hin- und herwandeln, um, wie man uns ſagt, zu erſpähen, ob neue Gäſte angekommen, denen ſie ebenſo ein Angebinde überſenden könnten.

Palermo iſt eine kleine Stadt, der Buſen, an welchem ſie liegt, eng zugeſchnitten, wenn man Neapel damit vergleicht. Das wollen wir daher lieber unterlaſſen. „Comparaisons are odious", ſagt das engliſche Sprichwort. Hohe Felſen ſchließen es ringsum ein und dieſe Felſen ſind nackt und grau. Das gibt der Gegend ein Anſehen von Unfruchtbarkeit, welches ihr ſchlecht ſteht. Wir ſind den Monte-Pellegrino hinaufgeritten, ohne deſſen Spitze zu erreichen, weil die Führer unſerer Maulthiere dagegen waren. Der Weg, ſoweit er gangbar iſt, dankt ſeinen Urſprung der heiligen Roſalie, der ſchönen Nichte Wilhelm's des Guten, welche hier in einer Felſengrotte lebte, litt und nicht liebte. Zur Schutzpatronin von Palermo erhoben, das ſie von verſchiedenen Seuchen befreite, ward ihr außer ihrer Grotte ein Kloſter erbaut und auf dem Berge eine Statue errichtet, zu deren Füßen es von wilden Ziegen wimmelte. Die ganze wildeinſame Gegend eignet ſich für ein umherirrendes Thiergeſchlecht, das hier in Heerden lagert. Das Volk iſt elend und arm, kärglich bedecken Lumpen die nackten Glieder. Seine beſte Nahrung ſcheint der Thunfiſch zu ſein, den man hier an der Küſte vielfach einfängt und das Pfund zu vier Grani, vielleicht zwei Groſchen, verkauft. Das Fleiſch dieſes Fiſches ſieht wie das dunkelſte Rindfleiſch aus und ſoll gebraten nicht ſchlecht ſchmecken, aber hart und unverdaulich ſein.

Von der Sarazenenherrschaft sind wenige Spuren zurückgeblieben und was man davon erblickt, erregt weder Staunen noch Bewunderung. Die Landhäuser der vornehmen Sicilier stehen vielfach leer, seit der Revolution von 1848, welche allen Verhältnissen einen Gnadenstoß gegeben. Wir haben einige der sehenswürdigsten Villen in Augenschein genommen und uns verwundert über die Geschmacklosigkeit von Anlage und innerer Einrichtung. Der König besitzt hier ein Landhaus, von seinen Vorfahren in chinesischem Stil erbaut, mit einer reizenden Aussicht, doch weilt er nie hier. Die Villa, welche die Kaiserin von Rußland während ihres Aufenthalts in Palermo bewohnte, liegt dicht vor der Stadt und besitzt einen mit seltenen Blumen geschmückten Garten, der trotz der Abwesenheit des Besitzers wohlerhalten ist.

Der Handel und die Schiffahrt der Stadt kann nicht bedeutend sein nach den Fahrzeugen zu schließen, die es berühren. Nur wöchentlich einmal geht ein Dampfschiff von hier ab und auf diesem waren schon alle Plätze im voraus bestellt, sodaß wir, wollten wir unsern Aufenthalt nicht noch um eine Woche verlängern, mit dem zweiten Verdecke zufrieden sein mußten. Im Hafen herrscht kein reges Leben; wohin man sieht, gewahrt man Erschlaffung und Mangel, nirgends frische Thatkraft. Ein neues Geschlecht müßte hier Wurzel fassen, um neue Keime zu treiben. Im Irrenhause sah man einen Narren, welcher der allgemeine Liebling war und von Jedem mit einem herzigen Schlag auf die Schulter begrüßt ward. Der Freiheitswahn von 1848 hatte diesen um seinen Verstand gebracht, er redete von Gleichheit und Königsmord und die Narrenjacke hatte ihn von Gefängniß und Tod gerettet. Eine Bohnenstange auf der Schulter tragend predigte er Revolution und fand geneigte Ohren. Was des Narren Mund aussprach, war vielleicht der Andern Gedanke. Nur in dieser einen Empfindung, dem Haß gegen die Regierung, scheinen sich Alle zu begegnen, ohne Unterschied von Verhältnissen und Geburt. Völkerfreiheit und Völkerglück sind große Worte, deren volle Bedeutung man erst dann empfindet, wenn man auf Ruinen wandelt und das Einst mit dem Jetzt vergleicht. Doch geht die Sonne immer noch die gleiche Bahn, doch ist die Erde immer noch dieselbe und das tiefblaue Meer spült wie damals diese Küste, wo Hasdrubal, der Karthager, auf dem Monte-Pellegrino lagerte.

Unser Hôtel wird von einem Engländer geführt und bietet daher große Bequemlichkeit, bei freilich hohen Preisen. Eine Truppe Kunstreiter gibt Vorstellungen bei gedrängt vollem Hause. Der Diamant von Neuyork, ein junger Yankee, der vortrefflich reitet, gibt Gastrollen und ist der Liebling des Publicums, dem dergleichen Kunststücke etwas Neues sind. Fremde bringen gleichfalls gern einen Abend in der Reiterbude zu, wenn sie die Oper nicht besuchen, die freilich im Sommer auch weniger bietet. Abendvergnügungen fehlen durchaus.

Oeffentliche Gärten und Spaziergänge hat Palermo nicht, wo man der schönen Welt begegnen könnte, das Ufer des Meers ist der beliebteste Spaziergang und auch dort sieht man keine Damen wandeln. Seebäder sind hier so wenig wie in Neapel gebräuchlich. Der Italiener fürchtet sich vor dem kalten Wasser und nur im August, wenn die Hitze den höchsten Grad erreicht hat, wagt er sich in die Fluten seines schönen Meeres.

(Ein elfter Brief: Der Aetna, in nächster Nummer.)

Ueber die neuerdings als die geeignetste Art der Bestattung empfohlene Leichenverbrennung.

Von Dr. Rödiger.

II.

Das Gräßlichste, was es zur Warnung gegen zu frühes Begraben geben kann, ist der Leichnam eines jungen, lebendig begrabenen Mannes, der im Caveau des Thurmes von St.-Michel in Bordeaux, wo wegen der Eigenthümlichkeit des Gewölbes (wie im bremer Bleikeller) die Leichen nicht verwesen, aufbewahrt wird. Es sind dort einige und achtzig Leichname rund an den Wänden aufgestellt. Das höchst Seltsame an ihnen ist der lebendige Ausdruck, der sich in diesen blos noch behäuteten Todtenköpfen und Gerippen auf eine wunderbare Weise so sprechend erhalten hat, daß man fast bei jedem noch deutlich die Empfindung, die ihn im Sterben bewegt, in allen Nüancen zu erkennen glaubt. „Nie", sagt Semilasso (II, 237), „habe ich ein Bild furchtbarerer Verzweiflung gesehen und Maler wie Bildhauer sollten es eifrig studiren. Es ist eine gräßliche Erscheinung! Alle Züge in schauderhaften Wahnsinn verzerrt, Finger und Zehen theils wie im Krampfe zusammengeballt, theils wie Krallen gekrümmt, um in rasender Wuth die eigenen Glieder zu zerfleischen." Wie und wann dieser Leichnam aus seinem Grabe in dieses Gewölbe kam, ist unbekannt.

Wie trügerisch die Kennzeichen des Todes sind

und wie gefährlich hier ein voreiliges Urtheil ist, beweist folgendes, vor einigen Jahren von einem leipziger Blatte erzähltes Beispiel. Ein Maurermeister, bei der Bergisch-Märkischen Bahn in Wetter beschäftigt, erhielt aus Essen, wo seine Familie lebt, die Nachricht, daß seine Frau am Nervenfieber erkrankt sei. Er eilt nach Hause und da nach einiger Zeit ihre Besserung eintritt, reist er wieder ab. Acht Tage danach wird ihm angezeigt, daß sich der Zustand der Kranken verschlimmert habe und noch an demselben Tage trifft ein zweiter Brief mit der Nachricht ein, daß sie gestorben sei. Er fährt schnell nach Essen, sodaß er schon acht Stunden nach empfangener Nachricht ankommt. Auf Befragen erklären die beiden Aerzte, welche die Frau behandelt, dieselbe für todt und berufen sich auf die Todtenstarre als sicheres Zeichen erfolgten Ablebens. Belebungsversuche seien bereits angestellt, jedoch vergeblich gewesen; ein Zufall, der zuletzt noch hinzugetreten, habe der Frau den Tod gebracht. Der Mann, ein einfacher, schlichter Handwerker, kann sich jedoch gar nicht denken, daß seine Frau solle todt sein. Er erinnert sich, daß ihm ein anderer Arzt, Dr. Scheerer, einmal erzählt, wie er Jemanden vom Scheintode errettet habe. Er läßt diesen schleunigst kommen und derselbe erklärt sofort nach seiner Ankunft im Beisein der beiden andern Aerzte, daß die Frau keineswegs todt, sondern nur von einem Starrkrampfe befallen sei, also noch gerettet werden könne. Die andern beiden Aerzte sind empört über die Ansicht, einen Todten wieder lebendig machen zu wollen; Dr. Scheerer aber läßt sich nicht irren, führt mit seinen für recht befundenen Versuchen fort, läßt die scheinbar Gestorbene fortwährend frottiren, wendet Sturz- und warme Bäder u. s. w. wiederholt an und wirklich — die Haut wird elastischer, die Glieder gewinnen Beweglichkeit und infolge dieser rastlos fortgesetzten Bemühungen gelingt es dem verständigen, menschenfreundlichen Arzte, nach 50 Stunden die Frau dem Starrkrampfe zu entreißen und sie dem Leben wiederzugeben.

Wir reihen hieran einen vor ein paar Jahren aus dem Dorfe Grabatz in Ungarn berichteten Fall. Die Leidtragenden eines Verstorbenen, der bereits in den Begräbnißkleidern auf dem Sterbebett lag, saßen im Nebenzimmer beim Mittagsessen, als die Thür aufgeht und der Todtgeglaubte im Sterbecornate zu ihnen hereintritt. Auch dieser hatte im Starrkrampfe gelegen und Alles mit angehört, was um ihn gesprochen worden.

In der Türkei ist es gar nichts Seltenes, daß Beerdigte ihre Gräber wieder verlassen. Hat ein Mensch den letzten Athemzug gethan, so wird er fortgetragen; die Gräber sind sehr flach und statt des Sargdeckels werden nur einige lose Bretter auf die Leiche gelegt, damit der Engel des Todes Platz darauf nehmen und sich mit dem Entschlafenen in Rapport setzen könne. Ueber diese Bretter kommen dann noch einige Zoll Erde und die Bestattung, für das allgemeine Gesundheitswohl freilich sehr schädlich, für den Scheintodten aber von großem Vortheil, ist abgethan.

Hauptsächlich ist es die lethargische Starrsucht, nämlich jene eigenthümliche, mehr beim weiblichen als beim männlichen Geschlecht vorkommende Nervenkrankheit, welche, alle Zeichen von Scheintod darbietend, zu so traurigen Irrthümern und Mißgriffen Veranlassung gibt. Die Haut ist kalt, das Auge gläsern, der Puls stockt, das Athemholen scheint erloschen, ein Spiegel wird beim Vorhalten vor den Mund nicht getrübt —, kurz, der Körper, unbeweglich und unempfindlich gegen äußere Eindrücke, gleicht vollkommen einem Leichnam. Gleichwol dauern Gehör und Bewußtsein fort.

Ein eclatantes Beispiel dieser Art führt Professor Kluge in seinem 1815 erschienenen „Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel" (S. 437) an. Wir übergehen dasselbe hier, da diese merkwürdige Geschichte auch in dem Artikel Scheintod in Brockhaus' „Conversations-Lexikon" zu lesen, und lassen dafür die nicht minder romanhaft klingende Erzählung eines vor mehren Jahren in Spanien vorgekommenen Scheintodfalles folgen, die, einem im vorigen Jahre bei Voigt in Weimar unter dem Titel „Physiologie des natürlichen und magnetischen Somnambulismus" erschienenen Schriftchen entlehnt, hier ganz an ihrer Stelle sein dürfte. Die Heldin der schauerlichen Katastrophe, deren Schrecken geschildert werden, ein junges Mädchen, nahe daran, dem voreiligen Begraben zum Opfer zu fallen, erzählt ihre Leidensgeschichte selbst.

„Man hielt mich für todt... Ich hörte das Wehklagen meiner betrübten Familie, ich hörte die Seufzer meines Geliebten, sein letztes Lebewohl, — meine Schwestern gaben mir den letzten Kuß, der Sarg war offen. Eben sollte er geschlossen werden, als auf den Rath des Arztes meine Beerdigung noch verschoben wurde. Ich blieb drei Tage lang auf dem Todtenbett ausgestellt, mußte drei Tage lang hören, wie herzzerreißend, wie fürchter-

lich der Schmerz einer Familie war, welche mich so unendlich liebte! Ich vernahm Alles, selbst das schwächste Geräusch. Wie oft versuchte ich, mich zu bewegen, zu schreien, nur einen Seufzer auszustoßen — es war mir durchaus unmöglich!... Physisch war ich todt, nur der Gehörssinn und die Intelligenz hatten ihre ganze Thätigkeit behalten. Ach, ich sah mich lebend zum Grabe verdammt! Welche Angst, welche Qual, welche Marter! O, was habe ich gelitten!

„Am Morgen des vierten Tags besuchte mich mein Arzt in Begleitung zweier Collegen. Sie untersuchten mich auf das sorgfältigste, öffneten wiederholt meine Augenlider und rieben den Augapfel mit denselben. Darauf sagten sie: «Pupille unempfindlich, glasig, allgemeine Kälte, livide Gesichtsfarbe, grünliche Flecken auf der Oberfläche des Körpers, Alles sichere Zeichen beginnender Verwesung, — sie kann heute begraben werden.»... Meine Familie verließ das Zimmer, in welchem ich lag, um bei dem schmerzlichen Schauspiel meiner Einsargung nicht zugegen zu sein. Man legte mich in den Sarg und bald hörte ich die Schläge des Hammers, die mein enges Haus schlossen. Welche Versuche, welche fürchterlichen Anstrengungen machte ich in diesem entsetzlichen Augenblick im Geiste, um ein Lebenszeichen von mir zu geben! Doch dies war und blieb unmöglich!... Ich ergab mich in mein gräßliches Geschick, überzeugt, daß es Gottes Wille sei, und betete inbrünstig. Ich ward zur Kirche getragen. Kerzen brannten um meinen Sarg, Priester beteten die Todtenmesse — eine Stunde später senkten mich die Todtengräber zur Gruft hinab. Bei dem dumpfen Geräusch, welches die erste Schaufel voll Erde auf den Sargdeckel machte, erbebte mein ganzes Inneres. Ich versuchte zu schreien, ich verdoppelte im Geiste die Kraft der Anstrengungen, welche die Energie der Verzweiflung zu verleihen vermag. Vergebliche Anstrengungen! Unbeweglich und stumm lag ich im Sarge und bald schwanden meine Gedanken, die bisher so klar gewesen; ich verlor das Bewußtsein.

„Als ich wieder zu mir kam, sauste der Wind in den alten Eibenbäumen des Kirchhofs; Donner rollte, ein Ungewitter tobte. Dicht neben mir mußte der Blitz eingeschlagen haben, denn ich empfand eine heftige Erschütterung, — es kam mir vor, als wenn die Sensibilität in den Körper zurückkehre.

„Meine endliche Rettung verdankte ich folgendem traurigen Umstande. Der, den ich mit aller Inbrunst meines Herzens liebte, Diego, mein Verlobter, hatte den Todtengräber durch eine Geldsumme veranlaßt, das Grab erst am folgenden Tage zuzufüllen. Ein fürchterlicher Plan erfüllte ihn. Selbstmord sollte ihn mit mir vereinen, ein Grab sollte uns aufnehmen. Um Mitternacht hörte ich Schritte nahen... Er war es!

„«Meine Anna,» rief er, «Diego kann ohne dich nicht leben, bei dir will er sterben! Gott vergebe mir diese That der Verzweiflung und vereine unsere Seelen!»

„Ich hörte das Knallen einer Feuerwaffe... Er war im Begriff, sich zu tödten. Plötzlich entrang ein durchdringender Schrei sich meiner Brust, ich hatte die Stimme wiedererhalten. Bei diesem Laute, welcher bei dem Schweigen der Nacht und der Finsterniß des traurigen Orts noch schrecklicher klang, entfiel die Waffe der Hand meines Verlobten und rollte mit ihm auf meinen Sarg...

„Beim ersten Morgenschimmer kamen, durch ein Stöhnen aufmerksam gemacht, die Wächter zu meinem Grabe, hoben Diego's anscheinend leblosen Körper auf, öffneten meinen Sarg und brachten mich zu den Meinigen. Die gewaltige Erschütterung, welche mein Wiedererscheinen im Kreise der Meinigen hervorrief, wäre beinahe Mehren von ihnen theuer zu stehen gekommen. Ihre sorgfältige Pflege, ihre Liebkosungen führten bald meine Genesung herbei.

„Und Diego?... Der Unglückliche!... Als er seine Augen wieder öffnete, war er wahnsinnig. Ihm habe ich mein irdisches Dasein gewidmet, denn ich bin es ja, um derentwillen er den Verstand verloren hat. Gott, mein Gott, ich vertraue Deiner Güte!"

Klingt diese Geschichte zu wunderbar und abenteuerlich, als daß man an die Wahrheit derselben glauben könne?... Nun, der gewöhnlichen Armuth profanischer Wirklichkeit mag immerhin auch hier wie fast bei jeder Erzählung Rechnung getragen, die nüchterne Wahrheit poetisch gewürzt und ausgeschmückt sein; unmöglich aber ist das Erzählte in seinen wesentlichsten Zügen nicht. Hab' ich selbst doch Aehnliches während meiner Studienzeit in Göttingen erlebt, wo ein von Starrsucht befallenes junges Mädchen auch schon in den Sarg gelegt und nahe daran war, in dem engen Häuschen zugenagelt zu werden. Auch sie hatte sich schon verloren gegeben, als ein glücklicher Zufall ihre Rettung herbeiführte. Es war nämlich Abend, als man sie in den Sarg legte, und durch das Hin- und Hergehen der hierbei

Beſchäftigten loſcht das Licht aus. Ein zur Hand genommenes Schwefelhölzchen verſagt — ein zweites und drittes gleichfalls. Zum Glück! Denn der durchdringende Dunſt des verbrennenden Schwefels erweckt und ermächtigt das Mädchen inſoweit, daß es ihm möglich wird, eine leiſe Bewegung mit dem kleinen Finger zu machen. Glücklicherweiſe wird es bemerkt. Man unterſucht nun die Leiche genauer, findet die Glieder biegſamer, als ſolches ſonſt bei Todten der Fall zu ſein pflegt, und eilt zum Arzte. Angeſtellte Belebungsverſuche hatten glücklichen Erfolg; die Geſtorbene ſtand aus ihrem Todesſchlummer auf und erholte ſich allmälig völlig.

Beiſpiele lehren und überzeugen klarer und ſchlagender als Worte; es wäre ein Leichtes, die vorſtehenden noch bedeutend zu vermehren. Mögen ſie dazu beitragen, die Aufmerkſamkeit auf dieſe hochwichtige Sache hinzulenken und einer zweckmäßigern Beſtattungsart Eingang zu verſchaffen. Bleiben aber die Mißſtände unſerer gegenwärtigen Begräbnißgewohnheit fortbeſtehen, ſo geben wir unſern Leſern den Rath, es zu machen, wie verlängſt der in Schwarzenberg im ſächſiſchen Erzgebirge verſtorbene Ritt- und Floßmeiſter von Bondt es gemacht hat. Dieſer iſt, ſeinem letzten Willen gemäß, ohne Sarg beſtattet, mithin der Gefahr, darunter zu athmen, entrückt worden. Der Todte ward zwar bis zur Gruft in einem anſtändigen Sarge getragen, doch war dieſer ſo gebaut, daß ein Bret mit der Leiche herausgehoben und in das Grab geſenkt werden konnte. Dem Willen des Geſtorbenen gemäß ſoll dieſer Sarg für künftige Sterbefälle zum unentgeltlichen Gebrauch aufbewahrt werden.... Das Beiſpiel des alten Herrn iſt um ſo nachahmenswerther, als dieſe Beerdigungsweiſe zugleich den Hinterbliebenen manchen Thaler Geld erſparen würde.

Kränze, Würfel und Bretſpiele im Alterthum.

Von Heinrich Romus.

Wenn wir den Gebrauch der Kränze im Alterthum in allen Richtungen und Beziehungen verfolgen, ſo ergibt ſich auf den erſten Blick, daß derſelbe tief in das religiöſe und ſtaatsbürgerliche Leben eingreift.

Der einfachſte Blätterſchmuck wird zum Symbol kriegeriſchen Ruhms, bürgerlicher Tugend, männlicher Kraft und Gewandtheit. Alte Schriftſteller haben demnach auch dieſen Gegenſtand ſo erſchöpfend erörtert, daß wenig Neues hinzuzufügen ſein dürfte; insbeſondere iſt Plinius wol der beſte Gewährsmann, denn die vier erſten Capitel ſeiner Einleitung zur Blumiſtik enthalten höchſt intereſſante Aufſchlüſſe, die Salmaſius mit vieler Gelehrſamkeit commentirte.

Treten wir in ein Zechgelag alter Römer nach dem ſchwelgeriſchen Mahle! Wir finden alle Trinker mit Kränzen geſchmückt. In welchem Jahre dieſer Gebrauch der Kränze beim Becher entſtanden, wagen wir nicht genau zu beſtimmen; nur ſoviel iſt gewiß, daß bereits zur Zeit des zweiten Puniſchen Kriegs derartige Kränze von Männern im Triclinium getragen wurden. Jedoch durften die Bekränzten ſich nicht öffentlich zeigen, wenn ſie ſich nicht ſtrengen Ahndungen ausſetzen wollten, wie uns Plinius in zwei Beiſpielen erzählt. Ob aber der Schmuck deshalb ſtrafwürdig erſchien, weil er ſich nicht mit der Würde und dem Ernſt des Mannes vertrug, oder ob ihn deshalb das Verdammungsurtheil traf, weil ein dergleichen öffentlich gegebenes Beiſpiel von Luxus zur Zeit der Noth und Bedrängniß für den römiſchen Staat leicht Gefahr bringen konnte, wiſſen wir zwar nicht, glauben aber nicht fehlzugreifen, wenn wir die letzte Anſicht als Grund des Verbots anſehen. Warum die Römer während des Trinkens dieſe Blumen- und Laubkränze trugen, iſt nicht ſo leicht zu ergründen. Ob ſie als Schutzmittel gegen die Wirkungen des Weins dienten? Wir finden, daß die Römer ſich ſchon viel früher der Binden bedienten, um ſoviel wie möglich die ſchmerzlichen Folgen eines übermäßigen Trinkgelags zu beſeitigen oder ſie doch weniger ſchmerzlich zu machen; denn man glaubte oder gab vor — mit dem Arzt Trephon zu reden —, daß die Blätter der gewählten Blumen eine wohlthätige Wirkung gegen die berauſchende Macht des Weins äußerten. Selbſt Athenäus führt denſelben Nutzen der Kränze an. Vielleicht ſcheinen die Römer, von jeder diätetiſchen Bedeutung der Kränze abgeſehen, dieſelben nur als heitern Schmuck, als Symbol der Feſtlichkeit, der Freude und des Genuſſes betrachtet zu haben, zumal ſie zu mancherlei Spiel und Scherz Veranlaſſung gaben, wie auch ſchon Plinius bemerkt und Böttiger in ſeiner „Sabina" weiter ausführt.

Die Kränze ſelbſt nannte man Coronae; ein Name, der früher dem religiöſen Gebrauche und den kriegeriſchen Ehrenzeichen vorbehalten war. Anfangs wählten die Römer zu dieſem Hauptſchmuck nur einfache, gründelaubte Zweige, wie bei den feſtlichen Kampfſpielen; die Blumen kamen erſt

ſpäter hinzu, aber niemals in ſo mannichfacher Weiſe wie bei den Griechen. Außer dem Grün der Blätter vom Epheu, der Myrte, dem Apium benutzten ſie zu dieſen Kränzen nur einige Gartenblumen, darunter namentlich Veilchen und Roſen. Die Entbehrung dieſer beliebten Blumen und ihres Duftes war für die Römer ein ſchweres Trübſal. Glücklicherweiſe iſt aber der Winter in Italien ſo mild, daß die „roſenloſe" Zeit ſehr kurz war; auch bezog man ganze Schiffsladungen Roſen aus Alexandrien und wußte durch verſchiedene Mittel dieſe Blumen den Winter über friſch zu erhalten. Um während der Mahlzeit den Roſenduft zu genießen, wurden Roſenblätter ſelbſt über die Gäſte herabgeſtreut. Heliogabalus ließ einſt ſeine Gäſte mit Veilchen und Roſen ſo überſchütten, daß mehre von ihnen ſich dieſer ſüßen Flut nicht erwehren konnten und — erſtickten. Man legte ſich beim Mahl auf Kiſſen, die mit Roſenblättern geſtopft waren, oder bereitete ſich ſelbſt ein Lager aus ſolchen Blättern, denn auch der Fußboden wurde dick mit Roſen beſtreut. Bei einem Bankett, das Kleopatra dem Antonius gab, lagen die Roſenblätter zwei Ellen (cubitus) hoch auf dem Boden und Netze waren darüber ausgeſpannt, damit der Fuß elaſtiſch auftrat. Heliogabalus aber überbot ſich noch darin, indem er nicht nur den Speiſeſaal, ſondern auch die Säulengänge mit Roſen, Lilien, Hyacinthen und Narciſſen beſtreuen ließ.

Allein bei dieſem natürlichen Material blieben die genußſüchtigen Römer nicht lange ſtehen, zumal ſie auch im Winter ihre Zechgelage hielten, wo die Natur eine zeitlang keine neuen Blumen ſpendete, die aufbewahrten vertrocknet waren und friſche nur in Treibhäuſern oder aus Aegypten mit großen Koſten gewonnen werden konnten. Ihre erfinderiſche Genußſucht pfuſchte der Natur nach und ſchuf künſtliche Blumen aus verſchiedenen Stoffen. Die erſten dieſer Kränze waren aus todten Stoffen, aus dünnen, buntgefärbten Hornblättchen gefertigt; ſpäter ging der Luxus weiter und man machte auffälligerweiſe aus einzelnen Roſenblättern Kränze, und zwar in der Art, daß man ſie auf ein Band oder auf einen Streifen Baſt heftete. Neuere Schriftſteller wollen dieſe Art Kränze für indiſche ausgeben, allein das ſcheint doch zu ſehr auf Muthmaßungen gebaut zu ſein. Die indiſchen Kränze waren ganz anderer Art. Als auch dieſe Kränze abgenutzt waren, machte man Nardenkränze, die wahrſcheinlich Blumen nachahmten. Beweiſe für die Wahrheit dieſer Ausſage möchten uns die alten Denkmäler aus jener Zeit geben, auf denen wir häufig Kränze finden, wo Blatt über Blatt oder Roſe an Roſe liegt, die doch wol auf ein Band oder einen Streifen Baſt geheftet waren, ſodaß die Bezeichnung ſutiles, welche Ovid ihnen gibt, auch dann nur Sinn hat. Darauf ſcheint auch Martial in einem Epigramm hinzuzielen. Doch verlieren wir uns nicht in muthmaßende Erörterungen. Wenn wir alſo auch nicht mit Beſtimmtheit die Beſchaffenheit der Kränze überall nachweiſen können, ſo iſt es doch möglich, alle in drei Hauptarten einzutheilen: in die aus längern Reifern oder Ranken (des Epheu) geflochtenen, in die aus kleinern Zweigen oder Blättern (des Apium) und Blumen gewundenen und in die auf ein Band geheftetem. Bei der Hauptmahlzeit fand keine Bekränzung ſtatt, ſie wurde erſt bei dem Nachtiſche oder gar erſt beim Becher und beim Würfelſpiele, und zwar vom Wirthe ſelbſt, mehrmals vertheilt. Allein die Sitte, nur den Kopf zu bekränzen, erhielt ſich nur kurze Zeit; bald hingen auch mächtige Blumengewinde, wie bei den Griechen, über Bruſt und Hals.

Neben dieſer Blumenbekränzung liebten die Römer ungemein das Spiel, trotz aller Verbote und geſetzlichen Beſtimmungen. Im Geheimen wurde überall geſpielt, namentlich das verbrecheriſche Würfelſpiel, wobei zwei Arten Würfel zu unterſcheiden ſind: die Tali und die Tesserae. Erſtere waren urſprünglich aus Thier- (Gazellen-) Knocheln angefertigt, ſpäter jedoch aus verſchiedenem Material. Sie hatten nur vier ebene Flächen und konnten daher nur ſchwer zum Stehen gebracht werden. Dieſe Flächen waren mit Punkten oder Strichen bezeichnet und zwar 1 und 6, und 3 und 4 entgegenſtehend; 2 und 5 fehlten. Das Spiel ſelbſt war folgender Art. Man legte vier ſolcher Würfel in einen elfenbeinernen Becher, der innerlich Stufen hatte und unten weiter als oben war, und warf ſie auf einen mit einem Rand verſehenen Tiſch, um das Herabfallen zu verhindern; es gab auch eigene Würfelnäpfe oder Bretter aus Terebinthenholz. Der beſte Wurf hieß Königswurf, der ſchlechteſte Hundswurf. Erſterer war gefallen, wenn alle vier Würfel verſchiedene Zahlen zeigten, welches Martial in ſeinem bekannten „Epigramm" mit Tali ehorei bezeichnet; er gewann die ganze ſtehende Summe. Der ſchlechteſte Wurf war gefallen, wenn alle vier Würfel nur eine Eins zeigten. Dies Spiel ward jedoch nicht immer ſo geſpielt, daß Verluſt und Gewinn von dem glücklichſten oder unglücklichſten

Würfe abhingen, vielmehr ließ man auch die Zahl der geworfenen Augen entscheiden. Die zweite Art Würfel waren wie die unserigen, sechsseitig und mit 1—6 bezeichnet, sodaß die sich entgegenstehenden Augen immer sieben zählten. Von diesen Würfeln gebrauchte man zum Spiel nur drei, später zwei. Ob es beim Wurf immer nur darauf ankam, daß man die meisten Augen geworfen, ist nicht zu behaupten; wol aber wurde mit diesen Tesseris immer um Geld oder dasselbe Vertretende gespielt, was bei den Talis nicht immer der Fall war. Dieses Würfelspiel verschlucke ungeheure Summen, wie Juvenal versichert, und war deshalb auch durch das Gesetz derartig verpönt, daß selbst keine Klagen wegen vorgefallener Ungebührlichkeiten, Beraubung und thätlicher Mißhandlung von Dem angenommen wurden, der in seinem Hause dies Spiel geduldet. Erlaubt war das Spiel überhaupt nur zum Scherz, zur Unterhaltung bei der Tafel; jedoch bei den Saturnalien herrschte völlige Spielfreiheit, selbst im Würfelspiel, das mitunter sogar mit falschen Würfeln gespielt worden sein mag. Häufig waren Wetten damit verbunden, nur nicht in der Manier, wie Bulwer uns in seinen „Letzten Tagen von Pompeji" aufbinden will. — Ein anderes sehr beliebtes Glücksspiel bei den Römern war „Lucius duodecim", unserm Puffspiel verwandt, indem die Würfel das Rücken der Steine auf einer Tafel bestimmten, die mit zwölf Linien bezeichnet war. Selbst das bekannte Hazardspiel „Gerade und ungerade" ist wol von den Römern auf uns gekommen.

Außer diesen Glücksspielen waren bei den Alten noch andere gesellige Spiele beliebt, bei denen weniger das Glück als die Ueberlegung und Geschicklichkeit über Gewinn und Verlust entschied; dahin rechnen wir vor allen das Brettspiel. Dies war ein sogenanntes Belagerungsspiel, unserm heutigen Schachspiel ziemlich ähnlich, wobei aber die Steine allerdings verschieden bezeichnet waren, jedoch keineswegs die Figuren des Schachspiels gehabt zu haben scheinen. Die Steine selbst waren von Glas, auch von kostbarerm Material. Die Kunst des Spielers bestand darin, des Gegners Steine zu schlagen oder sie festzusetzen, und dies war geschehen, wenn man den feindlichen Stein zwischen zwei der seinigen zu stehen gebracht hatte. Je weniger Steine der Sieger verloren hatte, desto rühmlicher war der Sieg. Und wenn der Leser sich einen Begriff von der Wichtigkeit, die man einem solchen Siege beilegte, machen will, so verweisen wir ihn auf die Erzählung Seneca's von dem zum Tode verurtheilten Canius.

Ein Besuch bei Alexander von Humboldt.

Luise von Bornstedt, deren „Gedichte" (Berlin, Alexander Duncker, 1853) wir in unsern „Unterhaltungen" rühmlichst erwähnt haben, war kürzlich in ihrer Vaterstadt Berlin und fand daselbst die ehrenvollste Aufnahme. Ihre Güte theilt uns Einiges über einen Besuch bei Alexander von Humboldt mit.

Zur Familie des Siebenundachtzigjährigen stand ihr Vater schon unter Friedrich dem Großen als Zögling der Cadettenanstalt in naher, sogar verwandtschaftlicher Beziehung. Er genoß den sonntäglichen Mittagstisch im älterlichen Hause der Gebrüder von Humboldt und mancher charakteristische Zug ist der Tochter des als Obersten Verstorbenen erinnerlich aus dem Knabenleben dieser großen Männer.

In der Jägerstraße, neben der Seehandlung, wohnten die Aeltern der Humboldt. Allsonntäglich versammelten sich dort ihre Spielkameraden. Im Winter tummelte man sich auf einer durch Wasserausgießungen im Hofe improvisirten Schlittschuhbahn. Wie Humboldt selbst dieser Tage noch gedenkt, beweisen seine Zeilen: „Um Ihnen, gnädiges Fräulein, der liebenswürdigen poetischen Tochter von Fritz von Bornstedt, meinen innigen Dank für so heitere Jugenderinnerungen persönlich darbringen zu können, muß ich Sie einladen, mich schon morgen Donnerstag um 12 Uhr mit einem Besuche zu beehren. Ich muß wenige Stunden später nach Potsdam übersiedeln und bin daher mit meiner Zeit übermäßig bedrängt."

Freudeklopfenden Herzens ging die Erzählerin die bequemen Stufen hinan bis zu einer Glasthür, die auf einem Schilde den Namen „Alexander von Humboldt" trug. Die Glocke hatte schon hell und klangvoll ihre Ankunft verkündet, ein Diener sich zum Oeffnen im Hintergrunde gezeigt. Leider standen aber plötzlich zwei Gestalten hinter ihr, von denen die eine, ein gebietender und eiliger Cavalier, siegreich und wie über jeden Rangstreit erhaben, vor sie hin durch die sich öffnende Thür schritt, von einem reichgalonnirten Jäger gefolgt, dessen grünwallender Federbusch sich triumphirend in der Luft kräuselte. Sie konnte nicht anders als bescheiden zurücktreten und dem davoneilenden

Diener flüchtig ihren Namen zuflüstern, ein böses Geschick auch hier erkennend, das den meisten unserer Freuden den Stempel alles Irdischen aufgedrückt.

Doch, erzählt sie selbst, mit der freundlichsten und als der Abglanz der Gesinnung seines Gebieters mir erscheinenden Miene kehrte der Diener schon nach wenigen Augenblicken zurück, mich zum Eintritt einzuladen. Der Weg führte durch zwei Vorzimmer, in denen sich bereits der Geist des Bewohners kundgab. Auf Tischen und Schränken gewahrte das Auge alle jene Attribute der Wissenschaft, welcher selbst die Elemente sich dienstbar zeigen müssen. Hier die Sternguckgläser in ihren langen, schimmernden Rohren, dort in Prachtexemplaren die buntgefiederten Segler der Lüfte, die stachlich-schimmernden Bewohner oceanischer Welten. Freundlich lächelnd trat mir Humboldt bereits entgegen mit einer so jugendlichen Regsamkeit, daß der Eindruck sich in meiner Seele sogleich in Worte bildete, die zu äußern ich nicht unterlassen konnte. Wer sähe nicht in dieser Fülle des Lebens ein Gegengeschenk der dankbaren Mutter Natur, das sie einem ihrer liebsten und fast ein Jahrhundert ihr so liebevoll dienstbar gewesenen Sohn und Liebling zu machen sich verpflichtet gefühlt zu haben schien?

Bis zur Erledigung des vom König gesandten Cavaliers wartete ich in einem Nebenzimmer, in dem Studirzimmer des großen Mannes selbst. Das Zimmer ist nicht groß und auf das anspruchloseste von aller prunkenden Aeußerlichkeit frei. Das Meublement trägt den Stempel jener treuen Anhänglichkeit an vergangene Zeiten, die man nie ohne Rührung erblickt. Einfache weiße Musselinvorhänge umhüllen die zwei Fenster. Zwischen ihnen und dem kleinen Sopha, welches die gegenüberliegende Wand füllt, steht die Quere mitten durch den Raum ein großes Schreibbureau von einer lichten Holzart und einigen verschließbaren Kästen. Eine Tucheinlage bedeckt die Oberfläche, welche mit einer großen Menge von Büchern, Mappen, Heften, symmetrisch aufgethürmt und geordnet, beladen ist. An drei Seiten ist durch einen etliche Finger hohen Rand Alles vor dem Herabfallen geschützt. Dieser Tisch ist so groß, daß zwischen den Fenstern und dem Sopha nur ein ganz schmaler Gang bleibt. Aehnlich belastete Tische von verschiedenen Holzarten stehen an den andern Seitenwänden — sogar auf einer zweiten Verbindungsplatte zwischen den Füßen noch mit Schriften beladen. Vor diesem Schreibbureau steht der bekannte, in Bildern oft dargestellte gerade und hochlehnige Sessel. Einige Bilder schmücken die Wände; über dem Sopha das des Königs im Militärüberrock, ein Buch in der Hand und mit dem Rücken an den Schreibtisch gelehnt, in ganzer Figur; Landschaften von Hildebrand, durch einige Zeilen von des Künstlers Hand, wie es schien, dem großen Reisenden ausdrücklich gewidmet. Auch eine andere, vielleicht amerikanische Landschaft fesselt. Ein schöner Frauenkopf in einem ovalen Rahmen. Den bedeutendsten Schmuck erhält das Gemach durch eine kolossale Büste Arago's, welche eine ganze Fensterecke füllt.

Ich hatte mir diese Dinge kaum wenige Minuten betrachtet, als Humboldt wieder eintrat und mir zwei Zeitungen in deutscher und französischer Sprache brachte. Nach einer Viertelstunde saß er mir dann selbst gegenüber.

Wie man bei großen Geistern oft das Bestreben gewahrt, etwas Angeeignetes über Das zu stellen, womit sie die Natur so reich begabt, so zeigte sich vorzugsweise der Hofmann. Das Gespräch galt dem Andenken an meinen guten Vater, dessen sich der Greis vollkommen erinnerte. Wie manche kleine Familienerinnerung wurde durchgesprochen! Lebhaft interessirte ihn die Anekdote, daß mein Vater als Fähnrich seine erste potsdamer Schloßwache gerade am 19. August 1776 gehabt, an welchem Tage der große Friedrich die Augen zum Tode geschlossen. Durchdrungen von der hohen Bedeutung dieses Vorgangs war mein Vater den Kämmerer angegangen, sich ein Andenken dieses merkwürdigen Augenblicks zu erbitten. Er erhielt die letzte Blechdüchse Spaniols vom Nachttisch des Königs, die man noch vor seinem Ende frisch geöffnet fand. Noch einige mal hatte er daraus geschnupft. Alexander von Humboldt meinte, daß diese Reliquie Se. Majestät interessiren würde. Endlich ging das Gespräch auf Dresden über. Ich mußte ihm über verschiedene, mir bekannte literarische Notabilitäten Auskunft geben.

Alexander von Humboldt erschien mir als eine durchaus warme und edle Natur, zugleich voll Hingabe und entschiedenen Selbstbewußtseins, um sich nicht leicht durch einen fremden Willen und Einfluß behemmen zu lassen. Durch und durch tüchtig, würde er in jedem Fach und in jeder Stellung Außerordentliches geleistet haben.

Was seine äußere Erscheinung betrifft, so widerspruch sie ganz Dem, was mich Bilder und

Statuen zu sehen erwarten ließen. Er macht einen kleinen, überaus zarten Eindruck. Seine Hände und Füße haben die feinsten Proportionen; die Hand, die er mir reichte, war so weiß, weich und klein wie die einer Frau. Sein Kopf ist mehr rund als länglich, sein Haar völlig silbern, die Hautfarbe seines Antlitzes schneeweiß, die Stirn hoch und gewölbt, die Nase kurz und rund. Alle Züge sind weich und freundlich ineinander verschmolzen. Es ist dabei die geistige und körperliche Regsamkeit des hochbetagten Mannes noch so groß, daß man meint, die gewöhnlichen Naturgesetze müßten in der That auf ihn ohne Anwendung bleiben.

Anregungen.

Die bevorstehende Versammlung evangelischer Christen Deutschlands und anderer Länder in Berlin.

Die Metropole des größten protestantischen Staats in Deutschland wird im September dieses Jahres eine Versammlung in ihren Mauern beherbergen von eigenthümlicher Art: eine freie, zwanglose Vereinigung christlicher Brüder verschiedenen Bekenntnisses, die ein kirchliches Weltbürgerthum repräsentiren sollen. Nähern Aufschluß darüber gibt eine kleine, inhaltreiche Schrift von Dr. Friedrich Wilhelm Krummacher: „Die bevorstehende Versammlung evangelischer Christen in Berlin. Ein Wort zur Verständigung" (Berlin, Wiegandt & Grieben, 1857).

Der erste Grund zu einer Verbrüderung evangelischer Christen verschiedenen Bekenntnisses wurde schon vor zwölf Jahren in England gelegt. Schottische und englische Brüder gaben den Gedanken und Wünschen, die Tausende längst still mit sich herumgetragen, den ersten öffentlichen Ausdruck. Infolge eines aus ihrer Mitte erlassenen herzlichen Aufrufs an Alle, die sich im Wesentlichen mit den Bekenntnissen der Reformation im Einklang wüßten, trat im October 1845 eine ansehnliche, zwanzig verschiedene kirchliche Gemeinschaften vertretende Zahl warmer Freunde des Reichs Gottes in Liverpool zusammen. Die Versammelten, sich in gemeinsamer Wahrheit verbunden fühlend, ließen die sie bisher trennenden Schranken fallen und somit war der „Evangelische Bund" begründet. Schon im nächstfolgenden Jahre bewährte in einer zahlreichen Versammlung zu London aus allen Theilen der christlichen Welt das Gastform seine Keim- und Triebkraft. Nach mehrtägigen Besprechungen kamen die Grundsätze und Beschlüsse zum Ausdruck, die fortan das Gesetz des Evangelischen Bundes bilden sollten. Diese Grundsätze, zusammengefaßt, lauten: „daß von Keinem, der zu dem Bunde sich bekennt, ein Compromiß seiner eigenen Ansichten oder eine Billigung der Ansichten Anderer in denjenigen Punkten, in welchen sie voneinander abweichen, weder verlangt noch erwartet werden darf, sondern daß Alle als ebenso frei betrachtet werden sollen wie zuvor, und als vollkommen berechtigt, mit schuldiger Nachsicht und Bruderliebe ihre Ansichten zu behaupten und zu vertheidigen. Ferner, daß die Vereinigung oder der Bund, der nun geschlossen werden soll, als ein Bund von einzelnen Christen und nicht von Kirchenabtheilungen oder von Zweigen der Kirche zu betrachten sei und daß sein Zweck darin bestehe, die wesentliche Einheit der Kirche Christi, soweit es thunlich ist, anschaulich darzustellen und zugleich den Geist brüderlicher Liebe in den verschiedenen Kirchenabtheilungen zu pflegen und zu bethätigen, durch Correspondenz und anderweitigen brüderlichen Verkehr die Gemeinschaft mit den Gläubigen aller Theile der christlichen Welt zu fördern und zu unterhalten und durch die Presse sowie durch alle vom Wort Gottes gutgeheißenen Mittel, die im Fortgange der Vereinigung sich als zweckdienlich empfehlen mögen, nicht nur den Uebergriffen des Papstthums, sondern überhaupt jeder Form des Aberglaubens und des Unglaubens zu widerstehen und den gemeinschaftlichen protestantischen Glauben in dem eigenen wie in den andern Ländern zu befördern."

Auch in Deutschland, obgleich hier die kirchlichen Verhältnisse weniger wie in England, Nordamerika, Frankreich zu einer Einigung wie die des Evangelischen Bundes drängten, fand derselbe Anhang, und Dr. Krummacher, ein Hauptvertreter des deutschen Zweiges des Evangelischen Bundes, zeigt, daß derselbe für Deutschland keineswegs überflüssig sei. Denn der Kirchentag habe ein particularistisch-confessionelles Gepräge; er bezwecke ebenso wenig eine Darstellung der Gemeinschaft der Heiligen im umfassenden Sinne dieses Worts, als er sich die Förderung einer kirchlichen Union zur Aufgabe gestellt hat; er strebe nur eine Conföderation der drei deutschen Kirchenzweige an: des lutherischen, des reformirten und des auf den Consensus oder das Gemeinsame der beiden Confessionen gegründeten. Dagegen sei der Evangelische Bund nicht national, sondern huldige einem kirchlichen Weltbürgerthum: er sei nicht particularistisch, sondern universalistisch, insofern er die Grenzen seiner Gemeinschaft in denen des Reiches Gottes aufgehen läßt. Der Evangelische Bund sei nicht confessionalistisch, sondern biblisch gläubig, apostolisch christlich, und gedenke bei seiner Thätigkeit nicht blos an das Wort: „Breitet dein Haus!" sondern auch an das andere, den geistlichen Säeleuten zugerufene: „Der Acker ist die Welt."

Diese im September bevorstehende berliner Ver-

sammlung des Evangelischen Bundes verdient auch sonst als ein Ferment der Zeit Beachtung. In dem der Schrift Krummacher's beigefügten Programm lesen wir z. B., daß in der Versammlung die Frage zur Sprache kommen soll: „Wozu fodert die Wahrnehmung auf, daß sich trotz der Rückkehr der Theologie zum kirchlichen Bekenntniß sowenig geistliches Leben in den Gemeinden zeigt?" Wenn die Versammlung nur diese eine Frage gründlich und freimüthig beantwortete, würde sie sich schon ein Denkmal errichten in den Annalen der Kirchengeschichte.

Daß die Vertreter des Kirchentags, besonders Stahl, dem Evangelischen Bunde und der bevorstehenden berliner Versammlung nicht hold sind, läßt sich bei dem engherzigen Begriff von Toleranz, den diese Richtung der Evangelischen Kirche hat, leicht begreifen. Stahl hat sich auf der jüngsten Berliner Pastoralconferenz ziemlich scharf und hart gegen den Evangelischen Bund ausgesprochen.

Doch der Evangelische Bund hat nicht blos die Confessionalisten zu Gegnern — diese Gegnerschaft wäre ihm nicht gefährlich —, sondern eine bedeutendere Opposition tritt gegen ihn hervor in der „Protestantischen Kirchen Zeitung", an deren Spitze Männer wie Hase, Schwarz, Jonas, Gudow, Zittel stehen, die etwas mehr als eine solche Verbrüderung, wie die des Evangelischen Bundes ist, wollen, nämlich nicht blos ein Nebeneinandergewährenlassen der verschiedenen evangelischen Bekenntnisse, sondern eine höhere Union. Der Evangelische Bund steht also in der Mitte zwischen den Confessionalisten und den Unionisten. Den erstern ist er zu weitherzig, den zweiten noch zu engherzig.

Ehescheidungsgründe.

Man las kürzlich, daß man ein achtbares Brautpaar in Gotha getraut hat, während in dem Königreiche Preußen sich dafür kein Altar finden wollte.

Der Bräutigam war ein geschiedener Ehemann, geschieden nach Gesetz und Recht seines Landes, geschieden mit der Befähigung, sich wieder zu verheirathen. Auch verweigerte ihm nicht der Staat die Trauung, wol aber die „Kirche". Protestanten, deren Ahnherr dem Landgrafen von Hessen, wenn auch mit schwerem Herzen, doch aus Rücksicht auf die Schwäche der menschlichen Natur, erlaubt hatte, in doppelter Ehe zu leben, sagten, die Scheidung wäre aus „unbiblischen Gründen" erfolgt.

Es gibt keine heiligeren Verhältnisse auf Erden als die zwischen Mann und Weib und zwischen Aeltern und Kindern. Wenn ein Staat die Civilehe verwirft, um einen Zwang der kirchlichen Trauung herbeizuführen, so muß man ihm beistimmen, falls er damit die Ehe erleichtern will. Wir verweisen auf Das, was wir Bd. I, N. F., S. 749 bemerkt haben.

Die Kirche als Staatsgewalt ist ein rechtliches Unding und wird zum Unsegen für die Menschheit, wie uns das Mittelalter lehrt. Die Frage, welche Scheidungsgründe in der protestantischen Kirche für eheliche Verhältnisse Geltung haben sollen, fällt in das Stadium vor der betreffenden Gesetzgebung. Hat der Staat entschieden, dann gibt es keine Größe mehr, die nach ihm anders entscheiden könnte.

Was ist christlicher Staat? Tausende und aber Tausende unserer staatlichen Einrichtungen haben ebenso wenig mit dem Christenthum etwas gemein und dennoch sind sie gut. Das römische, heidnische Recht regelt in seiner Einfachheit noch jetzt unsere bürgerlichen Verhältnisse — wer verweist auf die Bibel? Wenn Christus im Zorn über den Leichtsinn jüdischer Scheidungen Matth. 19, 9 ausruft: „Wer sich von seinem Weibe scheidet, es sei denn um Ehebruchs willen, und freiet eine andere, der bricht die Ehe, und wer die Abgeschiedene freiet, der bricht auch die Ehe" — so frägt sich, warum halten ihr euch nicht, wie die Quäker, auch an das Wort: „Eure Rede sei: Ja, ja! Nein, nein! Was darüber ist, das ist vom Uebel!" — und fodert Niemanden mehr zu einem Eide auf? Hat Jesus hier nur in gerechtem Zorn über das leichtsinnige Schwören der Juden unmittelbar vor dieser Stelle ganz unzweifelhaft keineswegs ausgesprochen, daß man nun und nimmermehr einen Eid schwören solle, so ist es auch mit der Ehe. Er lebte in einer verwilderten Zeit. Die Juden hatten ihre politische Freiheit verloren und mit ihr den Halt ihrer Religion und Sittlichkeit. So war er ein Zuchtmeister verwilderter Sitten geworden und trat dem Aeußersten auch mit dem Aeußersten entgegen. Hob er überhaupt das Frauenthum, so wollte er es von orientalischer Rechtlosigkeit befreien. Das „Freien der Abgeschiedenen" ist gegen die Reichen gesagt, die es verstanden, sich in den Besitz der Frauen zu setzen, die ihnen gefielen. Ist in unserer Welt und Zeit soviel Gefahr, daß die Frauen durch Scheidungen zur Waare herabsinken?

Neue Wunder.

Jetzt, wo in Italien neue Ausgrabungen angeordnet werden, Athen noch einmal umgewühlt wird, englische und französische Schiffe sich rüsten, die Hafenketten des „Himmlischen Reichs" zu durchbrechen, welche Fülle möglicher neuer Entdeckungen, Wahrheiten, Lebensverhältnisse eröffnet sich vor unsern Augen! Ist es nicht wie fast vor 400 Jahren, als die Portugiesen die afrikanische Westküste entlang fuhren und mit jedem Schiffe neue Pflanzen, neue Menschen in den Hafen von Lissabon einliefen?

Ob wir ähnliche Schätze ans Tageslicht fördern? Wol gar eine neue Mediceische Venus, einen Apollo von Belvedere, die verlorenen Bücher des Tacitus? Wenn die Zeusstatue des Phidias zu Olympia gefunden würde, an der jede goldene Locke fünf Louisdor werth war? Wenn sich die „Komödien" des Menander fänden — mit ihnen neue Rivale für Scribe und Frau Birch-Pfeiffer! Den Genremalern

dürften die Weintrauben des Zeuxis gefährlich werden, nach denen die Vögel picken. Und fänden sich wohlerhaltene Wandmalereien in Babylon, geriethe Hildebrand in Verdacht, seine brennenden Farbeneffecte von ihnen gelernt zu haben. Von den Materialisten nicht zu reden! Das Buch des Democritus würde „Kraft und Stoff" um seine Auflagen bringen und der alte, lachende Philosoph ginge eingewickelt in die Windeln seiner Schüler durch die Länder, hoffentlich ohne Verbot, seines Jahrtausends wegen. Schopenhauer fände seinen „Willen" in der Schrift des Heraklit wieder, die er in dem Tempel der ephesischen Diana niederlegte und die bei dem Brande, den Herostrat entzündete, vernichtet sein soll.

Und welche Entdeckungen würden sich nicht im eroberten China finden! Da die Chinesen an Uebervölkerung leiden und den Tod so oft selbst suchen, besitzen sie vielleicht ein unfehlbares Heilsystem, das unsere Allopathie und Homöopathie in den Hintergrund drängte.

Was wird nicht unsern Enkeln noch Alles an ungeahnten Aufklärungen vorbehalten sein!

Briefe aus Manchester.

Privatmittheilung eines deutschen Malers.

I.

Die Ausstellung ist allerdings sehr imposant. Mein Vorgefühl nach dem Katalog, daß die historische Porträtgalerie mir das Interessanteste sein dürfte, bestätigt sich insofern, als auch unter den eigentlichen alten Bildern die Porträts und vor allen überhaupt die Niederländer, Holländer und Spanier am schönsten vertreten sind, wenngleich natürlich auch unter den Italienern und Altdeutschen Vortreffliches sich findet. Karl's I. Porträt zu Pferde mit dem Stallmeister zu Fuß, ein kolossales Bild, ist ein wahrhaft grandioses Kunstwerk. Desselben Meisters Porträt seines Freundes Snyders und seiner Frau ist unbeschreiblich schön; Rubens und seine Frau, von ihm selbst, Rembrandt haben mich vorläufig am meisten in Beschlag genommen. Rafael ist zwar zahlreich, aber nicht imposant vertreten, wenngleich ein Bildchen wie die drei Grazien, die Forster gestochen, allein der Mühe werth ist, ein gut Stück Reise zu machen. Gestern war der große Tag der Queens visite, der ganz Manchester in die lebhafteste Aufregung schon tagelang vorher versetzt hatte und nun endlich alle die gespannten Erwartungen zur Wirklichkeit machte. Es gehört mit zu den glücklichen Fügungen meiner Reise, daß mir auch ein solcher Tag zutheil wurde, der dem Fremden doch leichter als sonst einen Blick in das öffentliche und Privatleben eines Volks verschafft, das so viele wesentlich von unserm Leben des Continents verschiedene Elemente umfaßt.

Wir fuhren um 8 Uhr früh bereits nach der Stadt. Um uns her strömten Massen von Fußgängern, während von allen Landhäusern und Kirchen am Wege die englischen Fahnen flatterten. Je näher der Stadt, je stärker wurde das Gedränge und während die Damen ein befreundetes Waarenhaus aufsuchten, aus dessen Fenstern sie die königliche Procession sehen wollten, fuhren Freund K. und ich nach der nächsten Eisenbahnstation in die Stadt, um mit den eigens für die Ausstellung eingerichteten Trains nach dem Gebäude der Ausstellung zu gelangen. Es war nicht wenig voll und man war froh, einen Stehplatz in den Coupés zu erhalten, den die Eigenden auch bereitwillig in dem noch übrigen Raum gestatteten. In fünf Minuten, die mir sehr interessant waren durch den Blick von dem hohen auf Bogen durch die ganze Stadt geführten Eisenbahnweg auf die niedern Regionen der kleinen Straßen und großen Fabrikcanäle, auf die Kanäle, die mit den Marktschiffen voll Gästen vom Land, von Pferden gezogen, belebt waren, langten wir im Ausstellungsgebäude an. Ein neuer Sturm war beim Eintritt zu überstehen und doch waren nur Inhaber von sogenannten Season-Tickets, Abonnementbillets für die ganze Ausstellung, wohl zu bemerken à 2 Pfund Sterling, zugelassen. Das würde bei uns freilich ein dürftiges Publicum gegeben haben, während hier sogar Massen von Kindern, unvernünftig genug, mit solchen Abonnementskarten versehen, mit den Aeltern eintraten! Der Engländer in Masse war unzufrieden über allerlei Fehler der Einrichtung, die alle wesentlich darauf hinausliefen, daß man nicht eben hatte früher kommen können und doch das Haus beinahe schon voll vorfand. Plätze auf der Galerie, die allerdings eine übersichtliche Stellung darboten, wurden von uns doch in Rücksicht auf die hier oben noch immer herrschende drückende Hitze wieder aufgegeben und die freiern Räume des Transept vorgezogen, die mir insbesondere gestatteten, die stundenlange Erwartung des königlichen Gastes aufs trefflichste durch die Betrachtung der Bilder in den heute ganz verlassenen Seitengalerien auszufüllen.

Es waren diesmal insbesondere die Italiener, die ich einmal recht gewissenhaft, einzeln und mit großem Genusse durchsah, und wenn es auch wahr bleibt, daß diese Schule am wenigsten durch ganz eminente Werke vertreten, so ist doch besonders unter den Vorgängern Rafael's manches höchst interessante und bedeutende Bild zu finden. Von immer erneutem Interesse für mich war wieder das schöne Bildchen der drei Grazien Rafael's, ein wahres Jugendbild dieses ernst jungen Meisters. Aber nicht minder habe ich mit höchstem Genuß und kritischer Würdigung die Rivalin der dresdener Magdalena des Correggio betrachtet, jenes Bild, das Balloni in Rom damals gewissermaßen entdeckte. Es ist wol nicht zu verkennen, daß es in der That eine Wiederholung von der Hand des Meisters ist, die durch mannichfache Varianten nur um so merkwürdiger.

Es war 11 Uhr geworden, der im Programm bezeichnete Moment, und es dauerte auch nicht lange, als rauschende Chöre vom Eingange und die beginnende Volkshymne vom Orchester her den Eintritt

der Königin verkündigten. Bald sahen wir von unsern Plätzen aus die voranschreitenden Notabilitäten, unter Anderm Lord Palmerston und Grey, den Handelsminister Lord Ward (den glücklichen Besitzer der Grazien und der Magdalena) und viele andere, auch deutsche bekannte Namen, dann den Mayor und Alderman der Stadt Manchester und endlich die Königin selber am Arm des Prinzen Albert, der mit Recht noch immer für einen der schönsten Männer gilt, und mit der Prinzess Royal, Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der, ein würdiges Gegenstück zu Prinz Albert, den Deutschen ein angenehmes Gefühl von Genugthuung durch eine solche Repräsentation der Nation gewährte. Die Königin war überaus einfach gekleidet, ebenso die königlichen Kinder. Bald begannen die Vorlesungen der Ergebenheitsadressen, die jedesmal von der Majestät mit einer ausdrucksvoll abgelesenen Replik beantwortet wurden. Als der Mayor von Manchester, Mr. James Watt, früher ein ganz gewöhnlicher Detailhändler, jetzt einer der reichsten Leute hier, bei dem Prinz Albert wohnte, als er die Ausstellung eröffnete, seine Adresse vorgetragen hatte, ereignete sich ein interessanter Zwischenfall, der, wol von Einigen vorhergesehen, doch im Ganzen eigenthümlich überraschte. Der Mayor war niedergekniet in seiner rothen Amtstracht mit der goldenen Kette, um der Königin die Hand zu küssen, aber in demselben Augenblick wendete sich die Königin zurück zu Lord Grey, der ihr sofort einen vorher unbemerkten Degen überreichte, womit sie unter lautem Beifallruf der Versammlung den Knieenden drei mal graziös berührte und als Ritter aufstehen hieß. Heute höre ich, daß es der Degen Sir Harry Smith's, des im Afrika ergrauten Generals war, den die Königin sich reichen ließ und den der alte Herr mit ritterlicher Galanterie küßte, als er ihn aus der hohen Hand zurückerhielt. Sowenig Romantik auch mit diesem Acte verbunden war, kann ich doch nicht leugnen, daß die Scene einen würdigen und nachhaltigen Eindruck auf mich machte und mancherlei Betrachtungen in mir erweckte, die mit einem ganz respectvollen Gefühl für Herrscherin und Nation schlossen. Feierliche Musik — Clara Novello sang trefflich die große Arie aus der „Schöpfung" —, Händel's „Halleluja", Mendelssohn's „Lobgesang" wechselten in größern Pausen ab, während die Königin und ihr nächstes Gefolge durch die eigentlichen Ausstellungsräume hindurchging, wo das Publicum solange ausgeschlossen blieb. Auch hier gab wieder Gelegenheit, die andern Theile der Ausstellung zu besuchen und zugleich das Publicum, insbesondere die fabelhaft prächtigen Toiletten der Reichsten unter den Reichen zu mustern und auch zur Zeit eine leibliche Erfrischung einzunehmen. Doch war die Versammlung zuletzt etwas ungeduldig geworden, denn es war halb vier Uhr, als die Königin das Haus verließ und früher durfte Niemand fort. Zwar hatten wir Eisenbahnretourbillets und es regnete — allein das Gedränge war so furchtbar, daß wir vorzogen, unsere Haut auf eigenen Füßen zu salviren und uns etwas durchnäßt nach der Stadt und dem Club-Union zu begeben, wo Freund K. für alle leibliche Erquickung Sorge getragen hatte — in demselben handelsaristokratischen Club, der noch nicht vier Wochen vorher den jetzigen Mayor und neuernannten Ritter, als er aufgenommen sein wollte, solennitär beim Ballot als einen Emporkömmling durchfallen ließ! Auch eine Aristokratie wie überall.

Nach Tische machten wir noch einen Gang durch die belebte und geschmückte Stadt und sahen unter Anderm einen wirklichen Palast von Warehouse, den jener Mayor und Ritter baut — der manches deutsche Fürstenschloß überragt und wirklich mit unglaublichem Luxus ausgestattet auf 100,000 Pfund Sterling taxirt wird, während der Inhalt an Waaren, wenn er gefüllt sein wird, auf das Fünffache der Summe geschätzt wird.

Karl Eck.

Keck sollte sich der junge Autor nennen, der die Gegenwart und ihre Bewegungen in der Stanze des romantischen Heldengedichts, im Stile Ariosto's und Tasso's zu besingen unternommen hat, mit wahrscheinlich pseudonymem Namen in dem Gedicht: „Ein verlorner Sohn. Roman in Octaven von Karl Eck" (Berlin, Hirsch, 1857). Sein Held,

Entgegen ging er wechselreichem Loose,
Denn Pole war er, Jude und Franzose —

ist ein Abenteurer, den das Schicksal bald in die Arme einer Fürstin, in eine Zelle von Bicêtre oder auf die Gassen von Paris im Jahre 1848 wirft. Blasirt von der ersten Strophe bis zur letzten, liebt und schlägt er sich aus Langerweile und treibt durch ein weites, öde Schattenfeld dahin. In diesem Gedicht ist Alles unbestimmt, nur angedeutet; zuweilen findet man lyrische Ergüsse über einen zukünftigen deutschen Kaiser oder den Volkscharakter der Franzosen. Am gefälligsten ist der erste Gesang. Die einfachen, schlichten, klaren Verhältnisse desselben versprechen etwas Reiferes als das folgende Chaos bietet. Des Verfassers Neigung und Talent zu kleinen satirischen Schilderungen, zu Anekdotischen hierhin und dorthin findet hier Gelegenheit, sich in heitern Stanzen zu offenbaren. So ist die Schilderung des Dichtervereins — „Antik-moderne Katakombe" — (er zielt auf die Schriftstellerverbindung „Tunnel" in Berlin) ein ganz treffliches Genrebild, derb im Stil und Farbenton, mit wohlgelungenen Porträts.

Es kann in unserer Zeit rollender Dampfschnelligkeit und formlos kleiner Productionen immerhin einen jungen Dichter empfehlen, wenn er sich eine Composition schwierigerer Art zur Aufgabe stellte; aber noch zu oft überschlägt das Talent hier sich selbst und vergißt, Maß und Ziel zu halten.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 44.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Die Prinzessin Conti,

Goethe's „Natürliche Tochter".

Ein Frauenleben.

Die Zeit vor und während der Französischen Revolution bietet so reichen Stoff an interessanten Charakteren und Lebensschicksalen, daß Geschicht- und Romanschreiber noch lange aus diesem Quell werden schöpfen können. Großartig waren viele Gestalten, die das erwachte Selbstgefühl des Volks aus dem Staube der Niedrigkeit zu Glanz und Sieg emporhob, aber nicht minder großartig zeigten sich auch andere, die den vornehmen Ständen angehörten, indem sie ihre alten Rechte vertheidigten. Zu ihnen gehörte die durch ihr an das Märchenhafte grenzende Geschick bekannte Stephanie Louise de Bourbon Conti, deren 1798 erschienene Memoiren zu Anfang unsers Jahrhunderts soviel Aufsehen machten.

Gab es je ein bewegtes, von den seltsamsten Gegensätzen erschüttertes Schicksal, so war es das dieser Prinzessin. Der hellste Sonnenschein umglänzte ihren Lebensmorgen und verwandelte sich plötzlich in finstere Nacht, in Sturm und Ungewitter, aus deren Finsternissen sie keinen Ausgang zu finden vermochte. Es gehörte mit zu ihrem Unglück oder vielmehr, es war ihr größtes Unglück selbst, daß man die Wahrheit ihrer Abkunft und ihrer Rechte zu bezweifeln und sie eine Betrügerin zu schelten wagen durfte; obwol die Consequenz und Charakterstärke, mit denen sie ihre Ansprüche verfolgte, wenigstens ihre innerste Ueberzeugung von ihrer Rechtmäßigkeit bewiesen.

Stephanie war im Jahre 1762 geboren und die Frucht eines Liebesverhältnisses des Prinzen Ludwig Franz von Bourbon Conti mit einer Herzogin Mazarin. Da die Dame verheirathet war, wurde die Geburt des Kindes verborgen gehalten und die Mutter blieb ihm immer fern und sah es nur in geheim und unter dem strengsten Incognito. Desto angelegentlicher und liebevoller nahm sich der Vater desselben an und seine kleine Tochter wurde bald sein Liebling, sein Abgott. Sie ward einer Hofmeisterin, Mademoiselle Delorme, anvertraut und Gräfin Mont-Cair-Zain genannt, in welchem Namen als Anagramm schon die vom König versprochene zukünftige Legitimation ausgedrückt sein sollte.

Der Prinz besuchte sein Kind oft und nie ohne ihr Beweise der innigsten Zuneigung durch Liebkosungen und Geschenke zu geben. Mit den kostbarsten Spielereien wurde sie überhäuft; so hing er ihr schon in ihren ersten Lebenstagen das blaue Ordensband mit einem kostbaren Medaillon, das die Porträts ihrer Aeltern enthielt, um und befahl, daß sie es nie ablegen solle. Er hatte sich dies Ehrenzeichen, das seine Mutter getragen, nun vom König für seine Tochter erbeten und der König es ihm gewährt, eine Gunst, auf die er für die Zukunft des Kindes den größten Werth legte.

So streng aber auch das Geheimniß in Rücksicht auf die Mutter der jungen Gräfin bewahrt wurde, so wenig beobachtete es der Prinz als Vater, wahrscheinlich eben in Rücksicht auf die gehoffte bevorstehende Legitimation. Er nahm seine

Tochter oft mit sich nach seiner Wohnung im Temple, hielte sie seinen Freunden und den Vornehmen des Hofes vor und führte sie in deren Umgang ein. Ihr frühreifer Geist, ihr Witz und ihre Naivität erheiterten viele Kreise und machten den Vater immer stolzer auf sein Kind.

Vor allem aber war er bedacht, ihr eine sorgfältige Erziehung zu geben und Vorsehung wurde von ihm aufgefordert, vielfältig zu lernen und bei ihm zu wohnen. In ihren Memoiren spricht Stephanie mit Liebe und Dank von seinem Unterricht und dem hilfreichen Einfluß, den er durch Umgang und Lehre auf sie ausübte und der sich nicht auf den Geist beschränkte, sondern auch das Körperliche in Diät, Leibesübung und Wärmung umfaßte. Dieses Verhältniß Rousseau's zu ihr ist ganz anders von ihr selbst aufgefaßt worden, aber das Geheimniß, das sie umgab, ließ ihn vielleicht schweigen. Doch ist Jedem bekannt, daß er in den Jahren von 1767—73 von dem Prinzen auf das gastfreieste in Trie le Château aufgenommen worden ist.

Um Mannigfaltigkeit bei dem Lernen zu erregen, gestattete der Vater einem Knaben von ihrem Alter bei, der als Hofnar gekleidet wurde und der Hofnar der Größen Mons Cair-Jain hieß. Mit diesem gemeinschaftlich erhielt sie Turn- und militärische Uebungsstunden, zu ihren Schießübungen hatte der Prinz ein Landhaus mit passender Umgebung in der Nähe von Paris erhalten. Bald hatte sie bei allen diesen militärischen Uebungen ihren Gespielen überflügelt, der ein sanftes Kind war, während sich bei der schon früh der männliche Geist und die Charakterfestigkeit zeigten, die sie später im Kampf mit ihrem Gemahl auszeichneten.

Aber diese körperlichen Uebungen waren nur eine Erholung von den Anstrengungen des eigentlichen Unterrichts; verschiedene Lehrer unterrichteten sie in der Musik, im Zeichnen, in Sprachen und Wissenschaften. Sie lernte Griechisch, Latein, Italienisch, ja selbst die Buchstaben der chinesischen Sprache. Wie fertigkeitig ihr Geist diese Einwirkungen verarbeitete, davon zeugte es, daß sie, kaum sie in einer Sprache einmal vorgedrückt war, in dieser Briefe an ihren Vater schrieb, die ihn immer von neuem entzückten und in seiner Bewunderung für sie bestärkten.

Ihre Mutter, die sie damals unter dem Schleier des Geheimnisses behielte aber an heute. Der sah, war mit dieser Erziehung nicht zu [illegible]. Sie erfuhr sich, wenn Stephanie mit [illegible] Knaben auf die Bäume kletterte oder mit den Pferden scheu und nannte das höfische Jungenstreiche. Oft rief sie aus: „Seine Hoheit hat einen Knaben aus ihr gemacht. Sieben dreißig Knaben als einen so kleinen Wildling von Tochter!" „Wie Mama?" versetzte das Kind, „dreißig Knaben? Die hätten Sie doch nicht so lieb als den kleinen Wildling von Tochter." Dadurch erbarmte sich der Vater an ihren rauhen Herrschaften in jeder Uebung und zeigte ihr unablässig eine Liebe und Vergötterung, die es ihr möglich machte, sich auch für Andere, die ihre Gunst suchten, erfolgreich bei ihm zu verwenden. Gunst bat sie der Herzog von Chartres, der Sohn des Herzogs von Orleans, für ihn bei seinem Vater zu bitten und der Prinz von Conti nahm sie deshalb mit sich ins Palais-Royal, wo sie ihr Arrangement so gut verwaltete, daß sie die gewünschte Vergebung erhielt. Dieser Erfolg machte nicht nur viel Aufsehen im Palais-Royal, sondern er war auch die Veranlassung, daß der König von Dänemark für sie bei dem Prinzen von Conti besuchte, um sie seiner Bewunderin kennenzulernen. Alle diese Ehren- und Gunstbezeugungen mußten sie immer mehr mit den Gedanken einer künftigen Größe vertraut machen.

Ihr Vater, der Prinz von Conti, hatte nämlich nur einen Sohn, den Grafen de la Marche, mit dem er unzufrieden und beleidigt in polnischer Hoheit wenig war. Er selbst, der Prinz, war auf der Seite der alten Parlamente, während der Sohn sich für den Hof und die Neuerungen erklärt hatte, ein Schmerz, den der Vater unmäßig und entehrend fand. Durch die Legitimation der Tochter glaubte er nun wahrscheinlich, ihn zu ärgern und zu strafen, während er zu gleicher Zeit in diesem Kinde nach seinem Herzen die Freude seines Alters sich zu sichern hoffte. Auch für diesen Bruder bemühten sie sich auf Rousseau's Anregung oft und angelegentlich, doch konnte sie es nie erreichen, ihren Vater milder gegen ihn zu stimmen, denn zu tief hatten Mißtrauen und Haß gegen den Sohn in seinem Herzen Wurzel geschlagen.

Den Vater trieb es, den Akt ihrer Legitimation zu beschleunigen, und so hinlänglich er sich an, daß er sie zu den Verwandtschaftlichkeiten bei Dauphin mit nach Versailles und Fontainebleau nehmen und den Hof vorstellen wolle, wobei er ihr große Klugheit und Verschwiegenheit empfahl. Ihre Mutter war höchst unzufrieden mit diesem Plan und that Alles, den Prinzen davon abzubringen. „Welches Interesse", sagte sie, „soll dieser Glanz, diese Feierlichkeiten auf ein Kind von acht Jahren machen?" „Ihre Jugend schützt

nichts haben", antwortete er, „jemehr Jahre ihr fehlen, desto mehr hat sie nötig, sie durch Erfahrung zu ersetzen und die Hofluft wird ihr viele geben." „Aber sie ist noch Kind, hat die Unbeständigkeit und Schwatzhaftigkeit ihres Alters, sie wird von ihrem Vater und ihrer Mutter sprechen und mir Verlegenheit und Kummer bereiten." „Nein, sie wird klug und verschwiegen sein, sie hat es versprochen." Und nun mußte das Kind sein Versprechen vor der Mutter wiederholen und sie gab, obgleich ungern, nach.

So reiste sie zuerst nach Versailles, dann nach Fontainebleau. An dem ersten Ort sah sie die junge Dauphine, Marie Antoinette, die ihr außerordentlich gefiel und kannte trotz ihres Versprechens und der Ermahnungen der Tidame der Lust nicht widerstehen, sich ihr zu nähern. Sie entschlüpfte ihrer Hofmeisterin, trat der Dauphine in den Weg und redete sie mit den Worten an: „Schöne Prinzessin, genehmigen Sie die Versicherungen meiner Ergebenheit und Verehrung entgegenzunehmen, denn Sie glänzen in meinem Herzen wie in denen aller Franzosen." Die Dauphine lächelt, küßt sie und sagt: „Wer sind Sie, schönes Kind? Wie alt sind Sie?" Da fällt der Blick der Kleinen auf ihre Mutter, die nur im Gefolge der Prinzessin, und sie begreift schnell, daß sie darüber nicht sprechen darf, sagt also nur: „Ich bin acht Jahre alt und zur Zeit noch Gräfin von Mont-Carr-Jarr, bald aber Prinzessin am Throne Hofe." „Wem gehört die liebenswürdige kleine Gräfin an?" fragt freundlich die junge Fürstin. „Sie gehört dem Prinzen Conti", beeilt sich die Mutter zu antworten, „es ist eine natürliche Tochter und wie es scheint, beabsichtigt er ihre Legitimation." Die Dauphine legt eine Perlenschnur in die Hände des Kindes, küßt es nochmals und spricht: „Ich freue mich, Frau Gräfin, Ihrem Vater sagen zu können, daß wir uns gefallen haben." Auf einen Wink der Mutter eilt die Hofmeisterin herbei, um sie fortzuführen.

Sie war entzückt über das Gelingen ihres kleinen Streiches, umsomehr daß die Hofmeisterin sie nur flüchtig überblickt und sie mit dem Vater verwechselt hatte, der aber ebenfalls nur Lob und Liebe für sie hatte, denn die Dauphine hatte ihrem Gemahl von ihr erzählt und diesem war sie nun ebenfalls vorgestellt.

Nicht geringeren Triumph hatte sie in Fontainebleau, wohin ihr Vater sie ebenfalls kommen ließ. Er zeigte ihr dort einen Brief des Königs, worin dieser sagte, daß seine Tochter Caroline ihre Erziehung beendet hätte und verheiratungsfähig sein würde, falls sie Titel und Rang einer Prinzessin erhalten. Ebenso wurde sie als Gemahlin des Madame Elisabeth, der Schwester des Dauphin, eingeladen, um mit ihr, die einige Jahre jünger war, zu spielen. Glück, als sie dem Prinzen Conti und dem Marquis d'Autremont eine Szene auf der Jagd verspielte, fragten diese, um sie zu necken, warum sie eine Medaille an dem blauen Band trüge, während sie, die doch viel älter wären, nur das Kreuzchen hätten? Ohne sich in ihrem Spiel stören zu lassen, erwiderte sie: „Meine Herren, daß eine bedeutet die Einheit der Hoheit, daß andere die Einheit der Vertrauten." Diese Antwort erregte großen Beifall, wie ihre frühentwickelten Kenntnisse und Talente allgemeine Bewunderung erweckten. Man nannte sie nicht anders als Phoenix Genii.

In Fontainebleau hatte sie sich mit der größten Pracht benommen und wußte selbst von ihrem Vater durch das Geschenk einer kostbaren Uhr mit Kette, beide mit Brillanten besetzt, erfreut, die sie aber erst an ihrem Verheiratungstage tragen sollte. Ihre Unterrichtsstunden gingen auch während dieser Reise ihren Fortgang. Als sie zehn Jahre alt war, sah der Vater sie ein eigenes Heft durchsehen. Es wurde mit der größten Pracht ausgestattet und die zahlreiche Dienerschaft nannte sie „Hoheit".

Glück war der Vater freudestrahlend bei der Hand und gab ihr ein Dokument. „Nimm, meine Tochter", sprach er, „das ist ein Schatz. Bist du in ihm belesen, kann Niemand grübeln. Von diesem Augenblick an bist du von dem König selbst legitimierte Prinzessin von Conti. Diese Urkunde soll das Glück einer glänzenden Heirat machen und mich an einem unbekannten Orte rächen. Deine Hände werden Blut tun, um dein Glück zu hüten oder durch hinausgeschobenes. Noch müssen wir warten, bis die Legitimationsurkunde eingetragen ist. Bis dahin sage ich dir die größte Verschwiegenheit empfehlen soll. Ich werde das Weitere ganz in der Stille betreiben. Höre dich vor unbekannten Verwandtschaften, denn deine Feinde umlagern dich." „Welche Feinde könnte ich haben?" frug die Tochter. „Du hast deren", versetzte der Vater, „gefährlichere als du denkst, aber folge meinen Worten und du entgehst allen Gefahren, die dir drohen."

Unbegreiflich ist es, wie ein Mann von des Prinzen Art und Erfahrung einem Kinde solche wichtige Geheimnisse anvertrauen und von ihm

Verſchwiegenheit erwarten konnte. Weil er mit ſeiner Tochter ſchon umging wie mit einer Erwachſenen und ſie in vielen Stücken ſchon klüger war als viele gereifte Mädchen, ſcheint er gemeint zu haben, ſie müſſe es in Allem ſein, ihr Geiſt erſetze die Reife der Jahre. Aber er verrechnete ſich. Kaum war er fort, ſo ſchmeichelte Mademoiſelle Delorme, die eine große Gewalt über ſie hatte, ihr das Geheimniß ab und ſie zeigte darauf die Urkunde ſeiner auch ſpäter machen andern und ihrer Mutter ſelbſt. Die Urkunde des Königs ſchloß, wie ſie erzählt, mit den Worten: „Alſo iſt es mein Wille anzuerkennen und zu legitimiren des Prinzen von Conti dreijährige Tochter, mit meiner Zuſtimmung erzogen unter dem Namen Gräfin von Mont-Salé-Jam, welchem Namen ſie von heute an den Titel Hoheit, legitimirte Prinzeſſin von Geblüt hinzufügen darf. Sie iſt der Ehren des Louvre theilhaft. Ich, ſeine ihr Vater, behalte mir vor, ihr Standesgemäße Jahrgelder auszuſetzen.“ Dabei lag ein eigenhändiger Brief des Königs an den Prinzen Conti, der ſo anfing: „Seid ganz, mein werther Vetter, mit ich die Legitimation Ihrer Tochter, der jungen Prinzeſſin von Mont-Salé-Jam gebenhalten, daß Sie ſelbſt es angemeſſen finden, daß ſie mit vorgeſchlagen werde.“

Die Mutter der jungen Prinzeſſin zeigte bei der Mittheilung dieſer Documente mehr Unzufriedenheit als Freude. Sie ſagte: „Gut, du biſt nun Prinzeſſin von Geblüt, nur dem Prinzen Conti gehörſt du künftig an; deine Mutter hat kein Recht mehr auf dich.“ Umſonſt waren Stephanie's Betheuerungen ihrer Zärtlichkeit, die Mutter blieb finſter und nachdenkend und ſchloß ſich von da an oft mit der Delorme ein, mit der ſie ſchon früher im Einverſtändniß geweſen zu ſein ſcheint. Auch machte die Delorme häufig geheimnißvolle Reiſen; wenn ſie die junge Prinzeſſin mitnahm, ſuchte ſie dieſelbe von ſich zu entfernen, ließ ſie Stephanie in Paris zurück, gebot ihr, dem Vater ihre Abweſenheit zu verbergen, was um ſo leichter geſchehen konnte, je ſeltener er jetzt aus Verſailles zu ihr kam.

Der Prinz von Conti war ſehr mißvergnügt über die Unbeſonnenheit ſeiner Tochter, als er erfuhr, daß ſie jene Documente mitgetheilt habe. Nicht weniger beunruhigten ihn die geheimnißvollen Vertraulichkeiten zwiſchen der Delorme und der Mutter Stephanie's; dann erfuhr er, daß die Herzogin jetzt im hohen Einverſtändniß mit ihrem Sohne, dem Grafen de la Marche, ſtehe und daß ſich Beide öfter ſähen. Dieſe mehreren Umſtände bewogen ihn wahrſcheinlich, den Act der Legitimation zu beſchleunigen.

Eines Abends kam er in ſpäter Stunde zu ſeiner Tochter, mit der Miene eines Triumphators, ein prächtiges Bouquet von Diamanten in der Hand umarmte er ſie und zog ſie in ihr Cabinet. Dort ſteckte er ihr das Bouquet an und ſagte: „Erlauben Ew. Hoheit, daß ich es Ihnen anſtecken darf. Es iſt für den Dreifaltigkeitstag. Der König hat ſein Wort gehalten; er erwartet die Ceremonie mit mehr Ungeduld als Ihr eigener Vater.“

Die junge Prinzeſſin traute kaum ihren Ohren. Alles ſchien ihr ein herrlicher Traum, ein Feenmärchen und maßloſes Entzücken durchdrang ihr Herz. Als der erſte Ausdruck ihres Entzückens vorüber war, ermahnte der Vater ſie, auch diesmal noch zu ſchweigen; für eine kurze Zeit. Sie verſprach es. „Ich muß auf dich achten“, ſuhr er fort, „es kommt mehr darauf an, als du denkſt. Man wird dich ausfragen wollen; leicht aber kannſt du allen Verlegenheiten entgehen. Ohne zu ſagen, daß das Bouquet von des Königs Hand kommt und daß er den Dreifaltigkeitstag zu deiner Vorſtellung beſtimmt hat, entgegne dieſ: ich hätte dir gelagt, ſie werde hoffentlich in wenig Monaten erfolgen und als Unterpfand hätte ich dir das Bouquet gebracht.“ Mutter ließ ihn ſeine überſtrömende Liebe der Klugheit vergeſſen, er wollte der geliebten Tochter früher Freude bereiten und ahnte nicht, daß er ſie dadurch ins Verderben ſtürze.

Unter vielen Aeußerungen der Freude und gegenſeitigen Zärtlichkeit verging die Zeit und ſie mußten ſich trennen. Nicht ſie noch er hatte eine Ahnung davon, daß ſie ſich zum letztenmal ſähen, daß bald das traurigſte Geſchick über ſie hereinbrechen würde. Noch einmal kehrte der Vater zurück um ſie zu umarmen, denn vor dem Tage der Vorſtellung bei Hofe wollte er ſie nicht wieder beſuchen und als er endlich ging, war ſie es, die ihn wieder zurückrief, um noch über die Toilette bei jener wichtigen Gelegenheit mit ihm zu ſprechen. Die Garnitur mit den Steinen zu den Gala-Kleidern, die der Prinz bereits gekauft hatte, wurden beſprochen und diejenigen ausgewählt, die ſich für die Feſtlichkeit am beſten eigneten. Ihr ſchien ein reichgeſtickter durchbrochener Silberſtoff den Vorzug zu verdienen, doch der Vater fand einen Silberſtoff mit goldenen Blumen paſſender und meinte, bei andern Linien ſie in der Woche darauf wegen. Er gab ihr an, wie ſie die Kleider zu beſtimmen

Zeit heilig erhalten könne, ohne den Zweck zu verrathen und ging mit den Worten: „Vergiß den Verlobungsfesttag nicht. Ich werde dich pünktlich abholen, sei bereit und bedenke, daß man den König nicht warten läßt.“ „Ach,“ sagt sie in ihren Memoiren, „ich hatte den bösen der Väter zum letztenmal gesehen und die Sonne meines Glücks war untergegangen.“

Kaum war er fort, so siegte der böse Genius vollständig. Die Dolorme brachte sie zu Bett und voll Ungeduld, die Ursache von des Prinzen langem und langem Besuch zu wissen, wandte sie noch vielen Mord alle Mittel der List und Heuchelei an, um Stephanie die Geheimniß zu entlocken. Sie erzählte ihren Pflegebefohlenen unter Thränen: Ihr Verlobter, des langen Wartens überdrüssig, wolle sie aufgeben, wenn er nicht einen bestimmten Termin wisse, wo sie, die Dolorme, durch die Legitimation der Prinzessin sein werde, und so, nach unendlichen Bekümmernissen, entschlüpfte der Regierung endlich der Verlobungsring, doch beschwor sie ihre Hofmeisterin, Niemand davon zu sagen. Aber nur zu bald zeigte es sich, daß sie nicht geschwiegen, bald war allen Hausgenossen die Sache bekannt. Die junge Prinzessin hoffte jetzt, daß dies nichts auf sich haben würde, weil der Tag so nahe war — wie sollte diese Hoffnung vereitelt werden!

Es erscheint nicht eben unerwartet, daß es so kam, wenn man bedenkt, daß zwei Personen ihre Legitimation so sehr zu fürchten hatten und sowohl dadurch verloren. Ihrer Mutter war es vom höchsten Interesse, unerkannt zu bleiben und dies wurde nach Stephanie's Verheirathung der Hexe viel schwieriger; der Bruder aber, der dadurch die Hälfte seiner Erbrechte eingebüßt hätte, hatte noch größeres Interesse, dieselbe zu hintertreiben. Lange schon war der Boden unter ihr unterwühlt und sie brauchten nur des Tags Licht zu sein, wo der Akt vorübergehen sollte, um den Schlag gegen sie zu führen.

Wenige Tage vor dem so ungeduldig erwarteten Verlobungsfesttag — da sie plötzlich einen Brief von ihrer Mutter, der sie gebot, sich unverzüglich nach ihrem Landsitz in der Nähe von Paris zu begeben. Sie glaubte, ihre Mutter wolle sie vielleicht durch ein Lebewohl Heil, daß in Bezug auf der bevorstehenden Heirathsfeier sehr, überraschen und war bekümmert sie in diesem Wahn. Voll Ungeduld, zu dem Hofe zu kommen, warf sie sich in den Wagen, der sie zu dem Schlosse ihrer Mutter führen sollte. Bald eilte sich der in der Nähe von anderen Wagen, von zwei Reitern begleitet, sie glaubte, ihre Mutter komme ihr entgegen, aber der Postillon sagt ihr: sie sei ausgestiegen, um ihr mit der übrigen Gesellschaft zu Fuß entgegenzukommen. Die Hofmeisterin faßt sie am Arm und reißt sie an, aufzubrechen und sich mit ihr in den andern Wagen zu setzen, indem sie ihr zuruft: „Rasch, rasch, damit wir zu Ihrer Mama kommen!“ Kaum sind sie eingestiegen, so fährt der Wagen mit ihnen im Galopp davon und hält nur bei einem Relais an, wo man sie zwingt, sich wieder in ein anderes Fuhrwerk zu setzen und sie rasender Eile anhalten immer weiter fahrt.

Alles Thun folgt so schnell aufeinander, daß sie kaum Zeit findet sich zu besinnen. Betäubt, erschreckt, außer sich schreit sie: „Sie führen mich ins Verderben! Ich will nach dem Schloß meiner Mutter, ich will nach Paris und meinen Vater sehen!“ „Das werden Sie“, erwiderte die Dolorme mit gewohnter Ruhe. „Wo gibt es hin?“ ruft sie, „warum kommt mein Hofer nicht mit?“ „Er hat seinen Befehl, Sie zu begleiten und ich habe keinen, Ihnen Rechenschaft zu geben.“ Diese Worte, in gebieterischem Ton gesprochen, ließen sie das Gefährliche ihrer Lage erkennen und nun erfüllt sie die Luft mit ihrem Geschrei und Klagen und wendet sich mit der stärkern Hofmeisterin, um auf dem Wagen zu entkommen. Es hilft der Mutter heraus, in ohnmächtiger Angst verfällt sie in Krämpfe und verliert das Bewußtsein.

Nach langer Ohnmacht erwacht sie wieder auf einem Bett, aufgeschreckt durch die Gewalt, mit welcher die Dolorme ihr Unterschrift und Armbänder mit den Perlen ihrer Mutter zu entreißen sucht. Sie vertheidigt diese theuren Kleinode mit Händen und Füßen, ja mit Zähnen und Nägeln und verwundet auch die Dolorme endlich weichen. Nach abermaligen Ausbrüchen der Verzweiflung verfällt sie wieder in Krämpfe und bringt in diesem Zustande mit in einer Art von Fieber 20—30 Stunden auf dem Bett in dem Gasthaus zu Nemours zu. Diese Nachricht, zumal da sie immer von ihrem Vater und dem Hof spricht, erregen die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Bewohner des Hauses, schon nehmen sie Partei für sie gegen die Dolorme, da klopft diese hohe Gebieterin vor und heuchelt den größten Schmerz, ihnen glauben zu machen. Es gelingt es ihr auch wieder, das Herz des armen Opfers zu umstricken, das sie abermals halb glaubt, halb für gerechtfertigt. Sie räth ihr, sich in die ihr aufgelegte Strafung zu ergeben, denn nur von ihrer

Hoffnungen hinge […] ab, wie lange dieselbe dauern werde.

Die räthselhafte Reise ging immer weiter. Oft mußte sie den Aufzug wechseln, oft weigerte sie sich, Nahrung zuzunehmen und immer wieder mußte die Delorme durch falsche Hoffnungen und Schmeicheleien sie dazu zu bewegen und sie sich zu gewinnen. Endlich in Pont-le-Saunier in der Franche-Comté wurde Halt gemacht. Dies war das Geburtsland der Delorme und dort hatte sie einen Vetter, einen Herrn Billet, der bald eine Hauptrolle im Schicksal der Unglücklichen spielen sollte. Nun gab die Delorme sie für ihre Tochter aus und ihr Hofer, den die Delorme zum Lohn der Armen hatte mitkommen lassen, verschwand hier spurlos, weil er durch sein boshaftes Geschwätz etwas von dem Stande Sophonie's verlauthart hatte.

Unter unsäglichen Qualen verstrichen ihr hier den Monate. Mademoiselle Delorme suchte ihr nämlich einzureden: sie habe durch ihre Unbesonnenheit und Indiscretion ihrem Vater geschadet und seine Gunst verscherzt und könne diese nur dadurch wiedergewinnen, daß sie sich unbedingt der aufgelegten Buße unterwerfe und diese Buße bestehe darin, daß sie entweder ihren Vetter, den Herrn Billet heirathen oder ins Kloster gehen solle; das Letztere aber werde ihr Prüfung bedeutend mehr verlangen. So unglaublich es auch erscheint, daß man sich einer Prinzessin gegenüber so frivoler Verspiegelungen bedienen konnte, so muß man doch das jugendliche Alter Sophonie's bedenken. Die Heirath erregte den tiefen Abscheu des Mädchens und so entschied man sich endlich für das Kloster. Durch Ermahnungen und Lockungen suchte die Delorme sie vor jeder Aeußerung über ihre frühere Lage zurückzuhalten und brachte sie als ihre Tochter in Begleitung Billet's nach Chalons-sur-Saone in das Kloster St.-Marie. Bei dem Abschied übergab sie arme Gefangene der Delorme mehre Briefe an ihren Vater, ihre Mutter und Andere, die aber, wie leicht begreiflich, nicht an ihre Adresse kamen, und blieb allein im Kloster.

Fast unbegreiflich erscheint es, daß der Prinz von Conti nach dem Verschwinden seiner Tochter nicht ungeheuerliche Nachforschungen anstellen ließ, aber man hatte ihm vorgespiegelt: sie sei auf der Jagd verunglückt und bald nachher begraben worden und zur Bekräftigung hatte man ihm einen Todtenschein von Dubut, Pfarrer an der Kirche zu Nicolas-les-Corbeil, vom 7. Juni 1773, beglaubigt von mehren Zeugen, vorgelegt. Wenn man ferner bedenkt, welch ein geheimnißvoller Schleier bekanntlich die abgeschlossene Daseyn umgeben und daß der Intriguengeist, der in jener Hofluft athmet, gewiß in jener abgelegenen entarteten Zeit noch unumschränkter herrsche, so wird man die Ausführung dieses schändlichen Planes nicht so unmöglich finden. Der Prinz wußte, daß seine Tochter mächtige Feinde hatte, man brachte ihm die unwiderleglichen Zeugnisse ihres Todes und so mußte er wol glauben, daß man ihr das Leben genommen habe, und was konnte er thun, als sich in sein Schicksal ergeben und seinen Schmerz ertragen? Aus den mitgetheilten Briefen der Delorme aus jener Zeit geht hervor, daß die Delorme sowie die Dienerschaft Ursache um sie anlegten, daß sie sich in ihren Nachlaß theilten und daß die Delorme vergab: sich in ihre Heimat zurückziehen zu wollen, unter welchem Vorwand sie sich in Pont-le-Saunier aufhielt. Zu alledem kam noch, daß der Prinz gerade damals in Ungnade gefallen war und daß die Legitimation schon dadurch wahrscheinlich verhindert worden wäre. Wenige Jahre darauf starb er; der Schmerz über den Verlust dieses geliebten Kindes hatte sein Leben verkürzt.

Die Arme fand indeß in dem Kloster, daß sie aufgenommen hatte, eine kurze Ruhe. Die Oberin desselben war eine würdige Frau und die jungen Novizinnen schlossen sich freundschaftlich an die neue Gefährtin an. Aber ungeachtet der Ermahnungen der Delorme verstehen sich hier bald ihr Stand und ihre Ansprüche. Die Delorme wurde besorgt und wollte sie aus dem Kloster fortnehmen; als Sophonie sich jedoch weigerte, nahm sie zu einer neuen List ihre Zuflucht und sandte ihr eine Dame, die sie für verstorben ausgeben mußte, sodaß, von Mitleid und Theilnahme gerührt, die Besorgnis unverzüglich zu der Verstorbenen zurückkehrte, die sie völlig gesund fand und die sie ohne Gewissensbisse von neuem in ihre Schlingen lockte.

Nun glaubte man nicht mehr, den letzten Gewaltstreich thun und sie vor Aller Augen verschwinden lassen zu müssen. Durch eine niedrige Intrigue hoffte man sie sicherlich für alle Zukunft zu bannen und scheute sich nicht, das elfjährige Kind schon auf diese Art zu verderben. Unterdeß kämpfte sie mit allen Kräften gegen diese Gewaltmaßregel, denn die Delorme wandte alle Künste der Ueberredung an, um sie zu unterjochen. Sie wiederholte ihr: ihr Vater sei in Ungnade gefallen und

fordere von ihr dieſen Akt der Unterwerfung als das Mittel zu ſeinem und ihrem Wohl. Wenn ſie gehorche, ſo werde Alles gut gehen und Dillet in Zukunft zu einem Herzog und Pair erhoben werden. Was läßt ſich nicht einem unerfahrenen Kinde glaublich machen! Stephanie widerſtrebte, ihr war Dillet im höchſten Grade verhaßt und widerwärtig, aber, wie natürlich, ſiegte zuletzt die Uebermacht. Verzweifelnde Gedanke, die ſie vorher gequälten und die man ihr beigebracht wußte, ſtanden ihr ein häßiges Fieber zu und in dieſem Zuſtande wurde ſie vor den Altar geſchleppt. Sie hatte nur ſoviel Beſinnung, um zu Herrn Dillet zu ſagen: „Nie, nie werde ich Ihre Gattin ſein!“ Zu dieſer Trauung wurde der Taufſchein eines Knaben, daß 1736 geboren, alſo ſechs Jahre älter war, beigebracht und jedes erlaubte Zeugen anzuſprechen als Bekannte der Braut. Sie wurde unter dem Namen Delorme getraut und derſelbe Pfarrer, der ihren Leidensbund ausgeſtellt, ſtellte ihren Trauſchein aus.

So war die Gewaltthat vollbracht; man hatte ſie dann ſo geheim nach Paris geſchafft und ebenſo ſchnell man ſie zurück nach Saint-le-Sauvier, wo ſie nun für die Frau des Herrn Dillet galt, der, wie ſich aus ihrem nachher mit ihm geführten Prozeß ergibt, 20,000 Livres für dieſen gelungenen Streich erhielt.

In dem Hauſe Dillet's wurde ſie fortdauernd wie eine Gefangene bewacht. Die Briefe, die ſie in geheim an ihren Vater und ihre Verwandten in Paris ſchrieb, um ſie mit ihrer Lage bekannt zu machen, wurden unterſchlagen, falls wenn es ihr gelungen war, ſie unbemerkt bis zur Poſt zu bringen. Dennoch erwähnte ſie nicht in verzweifelnden Verſuchen, den Intrigen von ſich Kunde zu geben. Man war offenbar in Verlegenheit über Das, was man mit ihr anfangen, wie man ſie beruhigen und beſchäftigen ſolle. Bald behandelt man ſie als Kind und gibt ihr Puppen und Spielereien, bald hält ſie ſchon das Handwerken führen und erlegt ſich unter Arbeiten und Mühen. Bald ſitzt ſie in der Stube, bald auf einem Landgut in Gemeinſchaft einiger Damen von Saint-le-Sauvier. Selbſt ſeine Reiſen macht man mit ihr, um ſie zu zerſtreuen. Da ſie oft von ihrem ſchwer Kranken ſpricht, ſo führt man ſie nach der Schweiz, ſeinem Geburtslande, wo ſie auch von Voltaire in Ferney aufgenommen wird. Die Delorme iſt abwechſelnd bei ihr und in Paris, dann bleibt ſie ihrem Kerkermeiſter allein überlaſſen.

Unter allen Verfolgungen ihres Peinigers und trotz aller Ueberredung der Delorme bewahrte ſich ihre Charakterfeſtigkeit und ihr unerſchütterliches Selbſtgefühl, niemals hatten ſie die geringſte Verleugnung Dillet's. Durch das Geſchwätz ihres kleinen Hofſtaates, ihre eigenen Aeußerungen und die große Mildheit und Achtung, die ſie erhalten, hatte ſich in Saint-le-Sauvier das dunkle Gerücht verbreitet, daß ſie eine Prinzeſſin ſei, ohne jedoch feſten Halt zu gewinnen nach wo Paris zu gelangen. Was hätte auch ihr Vater, falls man es erfahren, nach ihnen fragen und werben, jetzt, wo ſie durch eine unſinnige Heirath in ſeinen Augen entehrt war?

Als ſie in dieſer unſeligen Lage ihr einundzwanzigſtes Jahr erreicht hatte, lief die Delorme ſie zu ſich nach Paris kommen, um ihr den Tod ihres Vaters anzukündigen. Dieſe Nachricht war ein Donnerſchlag für die liebende Tochter, der ſie noch härter traf durch die Mittheilung: daß ihr Vater ſie in ſeinem Teſtamente gar nicht erwähnt habe. Natürlich — er glaubte ſie todt. Der Verluſt ihres Vaters zerriß ihr Herz, doch der Verluſt ſeiner Liebe ſchmerzte ſie noch bitterer. So ſehr ſie auch während des Aufenthalts in Paris bewundert wurde, ſo gelang es ihr doch einen Vorwand zu erhaſchen und nach dem Hôtel Carnot zu eilen, um ihren Bruder, den ſtammbetrügen Prinzen, aufzuſuchen; doch die erſte Perſon, die ihr begegnete, war ein Verwandter der Delorme, der als einer der Zeugen ihren Heirathscontract unterſchrieben, und dieſer führte ſie nun zurück. Unterwegs begegnen ſie einer Equipage mit dem Wappen und der Livrée der Conti und ſie erkennt ihren Bruder, ſpringt heraus und ſchreit: „Er iſt mein Bruder, ich bin Mme-Clair-Jean!“ Er kommandirte ſich Menſchen um ſie, aber der Wagen fuhr eilig vorüber. Nach dieſem Vorfall muß ſie den Worten der Delorme glauben, die ihr verſichert hatte, ihr Bruder und die Prinzeſſen überhaupt wollten nichts von ihr wiſſen und mit doppelter Verzweiflung im Herzen kehrt ſie von Paris nach Saint-le-Sauvier zurück.

Nach dem Tode des Vaters ſahen ſie mag alles fortdauernd Demüthigungen ihrer Lage mehr ertragen zu müſſen. Sie beſchloß es, um einen Plan auszuführen. Jetzt, wo ſie in Paris nichts mehr erreichen zu können wähnte, richteten ſich ihre Hoffnungen nach Italien, wohin ſich ihre Mutter zurückgezogen hatte. Sie beredete ihre Wärterin, nahm einiges erſparte Geld aus der Tonne mit und wollte eben durch eine unbewachte Thür im Garten entfliehen, als ſie eingeholt und

zurückgebracht wurde, wo die Delorme sie aufnahm und ihre kleinen Besitzthümer nahm.

Doch die englische Mädchen sollte bald der Natur ihren Tribut bezahlen und vom Schmerz stumm werden. Schon krank mit sie in einer Sänfte nach Paris und bald nachher gelingt es der Gefangenen, einen Brief zu erhalten, den ihr Jacques, der Freund der Delorme, geschrieben hatte und worin er ihr den Tod derselben ankündigte. Unser Jacques zeigte sich ihr ergebener als die Verstorbene, denn sein Brief entrüdte ihr das ganze Gewebe der Intriguen, die sie ins Verderben gestürzt hatten. Sie erfuhr wenigstens dadurch, daß sie nicht die Liebe ihres Vaters verloren, sondern daß er sie als todt beweint hatte.

Beinahe um dieselbe Zeit erhielt sie auch Rousseau's Tod. Alle diese Verluste erschütterten ihre Gesundheit, die ohnehin gelitten hatte, und nach manchen Kämpfen erreichte sie es endlich, daß sie zu ihrer Herstellung allein und ohne Diener, der sie durch seine Gegenwart nur quälte, nach Migneville kam, einem kleinen Dorfe unweit des Jura und Mont'or, reizen suchte, um Mittelbilder zu nehmen. Hier wagte sie einen abenteuerlichen Fluchtversuch. Im gewöhnlichen Bauernanzug, mit dem Bäckermesser bewaffnet, Pantoffeln an den bloßen Füßen, entfloh sie in den benachbarten Wald und eilte soweit als sie vermochte fort; aber ihre Füße wurden wund und blutig und als sie sich, auf das Aeußerste erschöpft, an einem großen bemoosten Steine neben einer Höhle niederließ, um sie zu verbinden, fühlte sie etwas an ihren Haaren ziehen und dann wühlen. Plötzlich vernahm sie Geschrei und Klingeln; zwei Männer näherten sich, riefen und winkten. Sie war zu schwach, um sich von der Stelle zu rühren, und das war ihr Glück; denn ein Bär war auf der Höhle gekommen und hatte mit ihrem Haar gespielt, ehe er davonging, sein Opfer zu erblicken. Ihre Retter trugen die Halbohnmächtige nach Migneville zurück. So war die Flucht abermals vereitelt.

Um so früher wurde sie nun zu Dijon zurückgebracht, wo sie mit seinem früheren Quälereien peinigte. Sie nahm endlich ihre Zuflucht zu einem Rechtsmittel, um die Trennung von ihrem Manne oder die Erlaubniß zu dem Uebertritt in einem Kloster zu erhalten. So wurde ihr gestattet, in ein Kloster zu gehen, und sie wollte wieder nach St.-Marie in Chaleret sur-Saone; aber sie mißfiel wegen ihrer Fehler, daß weder dies noch ein anderes Kloster sie aufnahm. Endlich trat sie ein Kloster des Ordens Mariä Heimsuchung zu Gray in der Franche-Comté, wo sie Zuflucht finden sollte, und froh, ihrem Peiniger zu entkommen, eilte sie dorthin. Nach mehr als 12jähriger Gefangenschaft wähnte sie sich endlich frei, doch es zeigte sich, daß ihre Verfolger ihr nur einen anderen Kerker bereitet hatten, einen viel schrecklicheren. Sie erhielt als Zelle ein ungeheures Kellerloch, dessen Austrocknung sie krank machte. Vergebens flehte sie um Abhülfe; man sagte ihr nur, sie solle zu ihrem Manne zurückkehren, eine andere Hülfe gäbe es nicht. In diesem äußersten Elend, wo sie sich dem Tode nahe fühlte, faßte sie einen letzten verzweifelten Entschluß: alle Nahrung zurückzuweisen und Hungers zu sterben. Dies ängstete die Aebtissin und die Nonnen fingen an zu murren. Sie fürchteten, ihren Tod verantworten zu müssen. Darüber gab die Aebtissin endlich nach und gewährte ihr die Freiheit. Auf diesem letzten Martertum erlöst, wurde die Kranke, die einem Gerippe glich, auf einer Sänfte in kurzen Tagereisen nach der Abtei zu Meaux gebracht, wo die Aebtissin ihre Freundin war.

Nun endlich wenigstens sah, suchte sie vor allen Dingen — an ihre Taufe; denn in der Verborgenheit, die ihre Geburt bedeckte, hatte man diese bis zu ihrer Legitimation aufgeschoben, und ihre Trauung unter falschem Namen konnte nur durch Herstellung ihrer rechtmäßigen Namen annullirt werden. Zuerst wandte sie sich an ihren Bruder, um ihn zu ersuchen, ihr Taufzeuge zu sein; aber er antwortete höflich, doch abkühlend, und auch die Aebtissin machte, der früheren Zusage ungeachtet, Schwierigkeiten. Doch sagte sie sich endlich und gab ihr als adeligen Paten ihren Neffen, den kleinen Prinzen von Beauveau. Nachdem die Familie ihrer Mutter und die königliche Familie, ohne deren Zustimmung der Erzbischof von Paris einen so wichtigen Akt nicht vornehmen konnte, Anzeige davon erhalten hatten, ging die Feierlichkeit vor sich und sie erhielt nun erst die Namen Stephanie Louise de Bourbon Conti, hatte aber an diesem ihrem Ehrentage nur eine Tafel Chocolade, die sie gütlich in ihre Gemache genossen hatte, und keinen Thaler in der Tasche.

Es ist unbegreiflich, aber auch rührend, wie sie nicht ermüdet, sich bald durch Briefe, bald durch ihren Advocaten an ihren Bruder zu wenden, um von ihm Anerkennung und Unterstützung zu erhalten. Ihr schwerleidend fühlendes Herz konnte es nicht verstehen, wie ein unnatürlicher Bruder und Ehrgeiz sie verfolgen konnte. Hatte

sie doch so oft bei ihrem Vater für ihn gebeten. Sie vergaß ganz, daß er es war, der sie ins Verderben gestürzt hatte, — wie konnte er selbst ein Lügengewebe enthüllen wollen, das ihn zum Urheber hatte? Seine Antworten waren immer ausweichend, aber durchweg von einer Höflichkeit, die er nicht beobachtet haben würde, wenn er sie gewesen als Hägerin hätte entlarven können. So schreibt er: „Madame, der Brief, mit dem Sie mich beehrt haben, ist mir eingehändigt worden. Doch leider kann ich nichts die Schritte thun, welche Sie wünschen. Halten Sie sich darum nicht weniger von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen überzeugt." Und später: „Außer Stand, zu thun was Sie wünschen, bleibt ich es für das Beste, mich in keine Erörterung der Gründe einzulassen, die mich bestimmen. Von Ihnen, Madame, hat mein Vater nur wie etwas gesagt. Zwei Kinder hat er anerkannt, in seinem Testament erwähnt und meiner Theilnahme empfohlen. Aber selbst auf dem Sterbebett, wo er seine Gesinnungen für diese nochmals gegen mich aussprach, hat er nichts davon gesagt, daß er noch andere Kinder habe. Sie sehen selbst, daß unter diesen Umständen, die mich stimmen, Sie als seine Tochter anzuerkennen, ich Sie nicht meine Schwester nennen kann." Nach diesem Argument erwähnt er auf das Gesuch, ihr bei einer der Prinzessinen eine schickliche Stelle zu verschaffen: „Nicht, was Anerkennung scheinen könnte, wol aber die Pensionen, die ich ihren persönlichen Eigenschaften und dem Interesse schuldig bin, das sie einflößt." Man sieht, er wollte die Frucht seiner Intriguen nicht verlieren und nicht die Einkünfte mit ihr theilen, welche die außerordentliche Revolution ihnen sicherte und welche sie machte.

Desungeachtet hörte die Schwester nicht auf, dem unnatürlichen Bruder das wärmste Interesse zu bezeigen. Am 14. Juli 1790, dem Tage, wo nach langer Gährung die Schranken der Revolution niederbrachen, bot sie auch ihrem Bruder die Hand und eilt in Mitempfindung nach seinem Hotel, um ihm zu sagen, daß er sich in ihrer Wohnung verbergen solle. Er läßt sie nicht vor sich kommen und nimmt ihr Anerbieten nicht an; aber er wird nicht müde, allen Gefühlen zu trotzen und ihr seine Achtung zu beweisen.

Doch als sie ihn in Sicherheit wußte (er floh nach Spanien und kam erst am 13. May 1814), suchte sie wieder an die eigene Schicksal und suchte von andern Mitteln des Königshauses auf, Rettung und Hülfe zu finden, wenn endlich die Zeit höchst angethan war, da die Bourbons selbst bedroht, weil kaum Brod haben mochten, die Familie noch um ein Glied zu vermehren. Mit der liebenswürdigen Güte nahm sie Madame Elisabeth, die Schwester Ludwig's XVI., auf, erinnerte sich ihrer gemeinschaftlichen Kinderspiele und bot Alles auf, ihr Hülfe zu verschaffen. Auch der Graf von Provence, der nachmalige Ludwig XVIII., erinnerte sich ihrer mit Interesse, vermittelte ihr Unterhandlungen und versprach ihr seine Hülfe bei dem Proceß, den sie nun gegen ihren Vater zu führen gezwungen war. König Ludwig XVI. in seiner Herzensgüte bewilligte ihr ein Jahrgeld von 12,000 Livres und befahl, ihr das erste Vierteljahr sogleich auszuzahlen, indem er in Zukunft noch mehr für sie zu thun und ihre Anerkennung zu beweisen versprach.

Es schien ihr das Glück wieder lächeln zu wollen und die Aussicht auf ein Leben unter wohlwollenden Verwandten mit gesichertem Einkommen that sich vor ihr auf, aber nur, um desto betrübter wieder zu verschwinden; denn die Stürme der Revolution brauten wilder daher als je; die königliche Familie wurde gefangen und all ihr Glück war in Nacht gehüllt.

Nachdem sie versucht hatte, den König in Mitempfindung beklagen zu dürfen, mußte sie auf Rache sinnen. Nun begann ein Leben für sie, heimat- und ruhelos noch als das frühere. Bald verlangt sie sich in einem wilden, einen Schlosse, wo sie sich ihre Nahrung in den Wäldern selbst suchen muß, bald wieder in Paris gelangen, in Hofkreise, auf einem andern Karren dahin und dorthin gefahren; bald als Heroine, bald als Abenteuer Schreiben verfassend und Complotten für Gold abhaltend, um nur das Nothwendigste zu gewinnen, verlangend sie doch nie den Namen einer Bourbon und legt ihren Stolz damit, treue unglücklichen Familie anzugehören. Von den in jener unruhigen Zeit immer wechselnden Personen weiß sie bald anzuklagen, bald zu vertheidigen, und ist so von einem Zufluchtsort zum andern. Schon während des Processes gegen ihren Bruder suchte sie auch den Scheidungsproceß wegen ihrer erzwungenen Heirath durchzuführen und nannte den man von neuem auf. Sie will Bücher die Hälfte ihrer Mitgift überlassen, aber er besteht auf der ganzen, und doch kann sie nicht stimmen, da die Unterhandlungen der Bourbons mit ihrer Heirath zerfallen sind. Sie verschafft sich auf diese Scheidungsangelegenheit mannichfache Quellen. Die Scheidung wird zwar endlich bewilligt, aber

mit Verlust ihrer Mitgift, und nur durch die Mildthätigkeit einer Freundin wird es ihr möglich, von Laval-le-Sauvier, wo sie sich wegen dieser Angelegenheit aufhalten mußte, nach Paris zurückzukehren.

Hier erbittet sie sich als Gnade, mit der königlichen Familie in den Temple eingeschlossen zu werden, erlangt aber nur bei Madame, der Tochter Ludwig's XVI., Eintritt und hofft, mit ihr nach England flüchten zu können. Doch auch diese armselige Gunst rauben ihr ihre Feinde, die überhaupt noch immer thätig sind, sie zu verfolgen, zu hindern und zu verleumden.

Nach unzähligen mißlungenen Versuchen, sich eine Existenz zu gründen, erhielt sie endlich den Befehl, daß das Directorium ihr eine Pension von 3000 Francs ausgesetzt habe; aber diese Rente würde in 20 Jahren nicht ausreichen, ihre Schulden zu bezahlen, denn auch darin bewies sich ihre unglückselige Absicht; und so sieht sie sich neuen Verlegenheiten hingegeben.

In diesem traurigen Zustande beschließt sie 1798 ihre Memoiren, denen sie eine große Anzahl begleitender Actenstücke und Briefe beigegeben hat und von denen jedes Exemplar, um es vor Verstümmelung zu bewahren, ihre eigenhändige Unterschrift trägt. Ueber ihre späteren Schicksale vermögen wir nur zu berichten, daß sie bald ein Asyl gefunden, bald einen Zufluchtsort gewechselt, bald einer Erziehungsanstalt vorgestanden, bald in einem Dragonerregiment mit Anbringung getrost haben soll und daß also der Rest ihres Lebens ebenso unruhig und stürmisch wie der Anfang war, daß es ein fortdauernder Kampf blieb, bis sie am 29. März 1825 endlich die ewige Ruhe fand.

Bewundern muß man die Kraft ihres Charakters, die sie unter allen diesen Stürmen aufrechterhielt und ihr den Muth gab, ihre Versprüche so unerschütterlich zu verfolgen.

Ob war eine weibliche Seele, die in dieser weiblichen Schale wohnte, und ihre erlauchten Ahnen hatten sich ihrer nicht zu schämen.

Für uns Deutsche hat ihre Geschichte noch ein besonderes Interesse, weil sie Goethe's den Stoff zu seiner „Natürlichen Tochter" lieferte. Diese Dichtung ist zwar nur ein Zerrbild geblieben, weil der Dichter später vielleicht selbst fühlte, daß, wie in den „Memoiren", mit der Kunstregeln bei verwandten Loose der Reiz und Antheil verschwunden ist, aber auch als Zerrbild wird es uns durch seine dichterische vollendeten, wenn auch kalte Form stets ein Denkmal seiner Quelle bleiben. E. Sauvi.

Reisebriefe

von Moritz Hartmann.

XI. Der Aetna.

Die Hitze steigt, die Strahlen der Sonne stehen täglich glühender auf uns herab und nur mit Beschwerde haben wir einen Ausflug nach Segeste unternehmen können. Das Reisen in Sicilien ist höchst unbequem und daneben außerordentlich kostspielig. Dampfboote gehen nur wöchentlich einmal von Palermo ab und viele einzige Schwalbe macht keinen Sommer; denn fügt es sich, daß gerade viele Reisende diese Gelegenheit benutzen wollen, so müssen die Zuletztkommenden endlich zurückbleiben. Fast neben wir unsere Zahl hier Unglücklichen gerechnet werden; indessen, lieber als eine ganze Woche unsere Meinerseits aufgeschieben, nahmen wir mit jedem Platze vorlieb und bezogen demnach an dem anberaumten Donnerstag wartig den „Aetna", um uns nach Messina bringen zu lassen.

Von dem Schmutz und der Unbequemlichkeit eines neapolitanischen Dampfbootes hat Niemand einen Begriff. In dem einzigen Raum, der den Passagieren zum Aufenthalt angewiesen war, befanden sich ungefähr die Schlafplätze. Die Luft war zum Ersticken. Einige Gefährten, welche mit mir den Raum theilten, erhielten den Aufenthalt nicht. Die Nacht und ein Ungewitter brachte endlich die Gesellschaft hier zusammen, und [illegible] kirchenlicher Ruhe kann man sich [illegible] gen. Betäubung schlief, Alles [illegible] einander, der Sturm heulte nicht [illegible] Gestalt! begrüßte ich die [illegible] Die Wellen gingen hoch, [illegible] Seufzen, und schmerzlich gequält [illegible] und Land grüßt.

Messina ist eine neue Stadt, an [illegible] Meeres hingebaut, von einer [illegible] umgibt, die sich hoch an die Hügel anlehnt und mit Ernst die größte Reinlichkeit mit einem Fremden an der Sauberkeit Englands verlieh. Der Eingang ist, wie fast vor jeder Stadt, [illegible] Thor, an meiner Schmutzpfütze vorbeiführt, und verwundert den Tag gänzlich auf meine Verpflegung, wo ein Thor abermals bei [illegible] Paß zu besitzen und nach Gepäck zu fragen. Dieses aber verlieh ich bei Palermo nicht. [illegible] der Sturm über mir heulen, mochte [illegible] mich durchpeitschen und die Sonne ihre [illegible] Strahlen auf mich brennen, ich war entschlossen, Alles über mich ergehen zu lassen, nur nicht [illegible]

den unglücklichen Karst zurückzukehren. Auf die harte Erde gebettet, lag ich da und sah die Sterne am Himmel heraufsteigen, über die der Mond seine fahlen Strahlen fallen ließ. Die Scylla und Charybdis wurden umgangen und wieder öffnete sich das weite Meer vor uns. Die Sonne stieg herauf und warf ihr Licht auf die Erde, die Passagiere wanderten auf dem Verdeck auf und ab und weideten sich an dem Schauspiele, welches ihnen das wechselnde Licht bot; ich bewunderte sie, konnte aber ihrem Beispiele nicht folgen. Erst um 4 Uhr Nachmittags lag das neue Syrakus vor uns, ein Städtchen, das auf einer Landzunge erbaut ist und von der großen Vorgängerin nichts hat als den Namen.

Durch die enggebauten Straßen, in welchen kaum ein Wagen rollen konnte, fanden wir unsern Weg nach dem einzigen Hotel der Stadt, welches uns ein leidliches Unterkommen bot. Hier wollten wir ruhen und Stadt und Gegend in Augenschein nehmen. Der Reisende sieht in sein Handbuch und zieht nach den darin verzeichneten Gegenständen das Maß bei ihm bevorstehenden Genusses. Daß er getäuscht wird, begegnet ihm häufig und dennoch läßt er sich stets aufs neue täuschen. So ging es auch uns. Wir wanderten durch Syrakus und sahen nichts als eine arme Bevölkerung und die schwachen Ueberreste von einem Amphitheater, einem Katakomb und das sogenannte Ohr des Dionysius. Interessanter war uns ein Ausflug nach der Insel Ortygia, einem Eiland, dessen Ufer mit der Papyrusstaude überwachsen sind, wodurch seine Krümmungen ein malerisches Ansehen gewinnen. In einem bemannten Boote von der hingeschmolzenen Hitze ruhig gewiegt, den hellen Himmel Siciliens über uns, die Wange gekühlt von dem leisen Hauch einer südlichen Sommerluft, brachten wir auf dieser Insel einige angenehme Stunden hin und beschlossen damit den Tag und unsere Bekanntschaft in Syrakus. Früh am nächsten Morgen wollten wir nach Catania aufbrechen, wohin die Straße durch einen weiten Blumengarten führen sollte. So manche Reisende hatten uns in dieser Erwartung bestärkt, sodaß ich auch keinen Augenblick gezweifelt, die reizendste Straße jetzt und bevor. Der Tag war schön genug, um uns Alles in rosigem Lichte zu zeigen, freilich vergeblich! Die Gegend blieb öde und einsam, der Boden dürftig und schlecht bebaut, von Blumengefilden keine Spur und schöne Herrschaften ungesehn. Verwundert stimmte ich Alles wie ein Räthsel an. Ob meine Augen mich trogen? Nein doch; meine Gefährten sahen nichts Besseres. Als uns aber in Catania eine Gesellschaft Deutscher begegnete und wir unsere Enttäuschung äußerten, so fanden wir, daß sie alles Das gesehen, was in ihrem Reisebuch verzeichnet stand. So täuscht man sich und täuscht man Andere!

In Catania lag nun der Aetna vor uns und obwol Damen vielen nicht behagen, so mußten wir doch von dieser Regel eine Ausnahme machen, weil das Haupt unserer kleinen Reisegesellschaft es liebt, daß Diejenigen, welche sich seinem Schutze anvertrauen, weder Gefahr noch Schwierigkeit kennen. Wir deutschen Frauen sind nicht dazu erzogen; man billigt es an uns nicht einmal, wenn wir mit diesem amerikanischen go ahead durch die Welt gehen wollen. Die Engländerin, welche sich uns als Reisegefährtin angeschlossen, stimmte schon besser in diese Weise ein und war unserm Ausflug nach dem Aetna dienlich, so war sie bei dieser Gelegenheit die Eifrigste. Billig und vernünftig wäre es gewesen, eine so anstrengende Tour in zwei Tagen zu machen, wozu man auch in den Reisebüchern aufgefordert wird, und ich las meinen Gefährten vor, was Förster darüber sagt und welche Vorsichtsmaßregeln er empfiehlt; doch predigte ich tauben Ohren. Keine Art von Vorbereitung wurde getroffen. Es wurde nur berechnet, wir viele Stunden es kosten würde, um den Gipfel des Berges zu erreichen, und demgemäß wurde unser Ausflug geordnet. Um 2 Uhr des Nachts brachen wir auf und fuhren bis Nicolosi, wo man Maulthiere besteigen muß. Diese waren leider vergriffen und nach vielen Mühen, womit man in Sicilien sehr freigebig ist, gelangte Jeder von uns zu einer Mähnute, deren Zaum aus einem dünnen Strick bestand, an welchem man seine Finger wund riß, ohne das Thier im geringsten nach seinem Willen lenken zu können. Ich bin keine muthige Reiterin, bekenne ich gern, zumal seit ich auf dem Pferde über Kopf in die Luft geschleudert worden. Das Haupt unserer kleinen Gesellschaft, mit seinem Jünglingsmuth, und sein Sohn, gleicher Art, ritten unsere Thiere mit lauten Hiebe, trotz aller Warnungen der Führer, und als die Engländerin und ich es vorzogen, den Rückweg zu Fuß, um diesem Spaß zu entgehen, so wurde die eigene Tochter des Opfer dieser Ausgelassenheit und klagte mit den Thieren. Zum Glück war sie nicht beschädigt und kam mit dem Schreck und der Warnung davon.

Unser Weg führte beständig durch die mit

ten ſchwarzen Lavafelder, die ſich bis Catania an das Meer erſtrecken und ſelbſt aus der See hervor noch in Hügeln ragten. Alles was den Veſuv umgibt, gleicht einem Kinde neben dieſer rieſenhaften Verheerung des Aetna, der nicht eine Gegend, ſondern ein Land mit ſeinem Auswurf überſchwemmt, auf welchem nur ſpärlich erſt Spuren der Vegetation ſichtbar ſind. Fünf Stunden ritten wir aufwärts durch die ſich krümmenden ſteinigen Pfade, bis wir die Schneeregion erreichten, durch welche uns ſicherer die eigenen Füße leiteten. Es war Mittag, aber die Kälte ſo durchdringend, daß ich einen Pelz und darüber einen Wintermantel trug, ohne mich auch nur im geringſten erwärmen zu können. Der Schnee war weich und ſchlüpfrig und bei dem Aufwärts vor uns glitt der Fuß bei jedem Schritte zurück. Ich hing mich feſt an den Arm eines Führers, um nur fortzukommen und mußte alle Minuten anhalten, um, den Kopf auf deſſen Schulter gelehnt, Athem zu ſchöpfen. „Wo iſt der Aetna?“ fragte ich wieder und wieder und hörte immer aufs neue, daß er noch nicht ſichtbar ſei. Wie ihn erreichen? fragte ich mich muthlos. Unter uns zogen ſich indeſſen dichte Wolkenmaſſen zuſammen, welche die Landſchaft unſeren Blicken verbargen; über uns war der Himmel düſter und drohte mit Schloſſen. Was gewannen wir, wenn wir die Spitze erreichten und die ganze Ausſicht darin beſtand, uns gegenſeitig in das ermüdete Auge zu blicken? Indeſſen ging es fort und fort, wol eine Stunde lang. Die Engländerin, ein bleiches, ſchwaches Weſen, ſcheinbar an Geſundheit und Jahren dem Grabe nahe, gewann hier ihre Jugend wieder, in dem anregenden Gedanken den Aetna zu erſteigen. Sie ging nicht, nein ſie flog, ihr Fuß berührte kaum die Schneemaſſe, freudig glitt er darüber hin. Wie einſt die Kreuzfahrer vor Jeruſalem, ſo blickte ſie auf die Wolken, welche ihr den Aetna verhüllten, und in ihrem Herzen rief es gleichſam: Nur dort iſt Heil! Was die Elfjährige leiſten kann, begriff ich an ihr.

Leider aber theilte ich dieſe Empfindungen nicht und darum verließen mich auch meine Kräfte gar bald. Ich konnte im beſten Sinne des Wortes keinen Schritt mehr fort und ſank athemlos auf ein kleines Lavafeld, wie ſie dann und wann, Oaſen in der Wüſte gleich, aus dem Schnee hervorragen, ausrufend: „Mag da werden aus mir was es ſei, ich kann nicht weiter!“ „Und auch ich nicht“, rief unſer männlicher Begleiter, ein fröhlicher junger Mann, „ſo bleiben wir hier und raſten, nehmen ein Frühſtück ein und kehren dann wieder um.“ Die Engländerin geriet außer ſich über dieſe Worte. „Um keinen Preis gehe ich den Aetna auf“, ſchrie ſie. „Geben Sie mir einen Führer mit und während Sie ſpeiſen, erſteige ich den Gipfel!“ Die Bitte war ihr nicht abzuſchlagen und während ſie ſich anſchickte, ihren Plan auszuführen, lachte es in der Bruſt der jungen Amerikanerin, einem ſo ruhmwürdigen Beiſpiele nachzueifern, und ſtolz auf eine ſo muthige Tochter wurde ihr die Bitte gewährt und den ſämmtlichen Führern befohlen, die beiden Damen zu begleiten. Schnell, wie der Ring des Gedankens, waren Wort und That einander gefolgt und als die Ueberlegung Raum gewann, fanden wir die ganze Geſellſchaft in der dicken Nebelluft unſerem Blicke entſchwunden. „Was haben Sie gethan?“ rief ich entſetzt aus. „Welcher jämmerlichen Eitelkeit Ihr einziges Kind geopfert.“ Er ſtand wie vernichtet da. „Ich will ihr nacheilen!“ rief er. „Um ſie nicht zu finden und in den Schneefeldern ſelbſt verlorenzugehen. Hier hilft nun nichts als geduldigſt Ausharren.“ Wir ſahen nach der Uhr. In drei Stunden konnten ſie zurück ſein. Welche drei Stunden waren dies, welche ewigen drei Stunden, in denen wir für das theure Kleinod zitterten, während die eigene Gefahr und gefährlich in das Angeſicht blickte. Die Kälte war durchdringend, ein ſcharfer Wind pfiff und trieb uns den Schnee in die Augen. Erſchöpft bis auf den Aeußerſte, durfte ich dennoch mich nicht ſetzen, weil die müden Augen ſich dann ſchließen, vielleicht nie mehr ſich dem Lichte zu öffnen. Menſchliche Hülfe war außerhalb unſerer Berechnung. Kannten Jene uns nicht, wo wir ſtanden, ſo konnten wir ſie ſicher nicht auffinden. O ſie wiſſen nicht, wo wir nicht gehen Schritte weit zu ſehen vermochten! Meine Zähne ſchlugen vor Kälte aneinander, während unter uns der Donner rollte. Mühſam ſchleppten wir uns hin und her, die erſtarrten Glieder zu erwärmen, während das Auge angſtvoll ſuchend über die weiten Schneefelder glitt.

„Es war ſchauerlich, hier zu ſtehen“, ſagte ich. „Wenn der Wind und hier rollte und die Nacht uns in ihre kalten Schatten hüllte!“ Es iſt der Schneeſturm nachlich und und auf Minute die vor uns ſich aufthürmenden Höhen verſchwinden ließ, richtete ſich unſer Blick gebannt dahin; aber von unſeren Gefährten hörte [illegible] glaubte Stimmen zu hören!“ ſagte mein Gefährte, „laſſen Sie einen Augenblick das Fernrohr hier, damit ich horche.“ Aber wir vernahmen nichts,

nur das Athmen in meiner Brust, denn lautes, beängstigtes Heben war bis dahin nicht bemerkt geworden. „Lassen Sie mich zehn Minuten schlafen!“ bat ich und sank auf die Lava nieder. „Meine Füße tragen mich nicht mehr, meine Augenlider sinken; Sie werden mich.“ Aber kein Erbarmen! Ich sollte mich zusammennehmen, hieß es, und der Gefahr muthig in das Angesicht blicken. Ich seufzte. War ich jetzt auch noch einer letzten Anstrengung fähig, wie lange würde das währen?

Wir zählten die Minuten, jetzt konnten sie eben sein, jetzt ihren Rückweg antreten und jetzt mit jedem Schritte uns näher kommen, um uns zu erlösen. Da entdeckte sich auf einem Augenblick das Gewölk. „Sie kommen!“ rief mein Gefährte und im nächsten Momente lag die Tochter athemlos an der Brust des Vaters, der sie wie einen neu gewonnenen Schatz an sein Herz drückte. Gottlob! Die Prüfung war überstanden! Die Führer hatten nicht weiter gehen wollen als bis an den Fuß des Kegels, weil der Schneesturm zu gefahrdrohend geworden und die Engländerin, mit ihrem eigenen Unvermögen kämpfend, war auf die Knie gesunken, um den Himmel um Kraft anzuflehen, so nahe dem Ziele, nicht verzichten zu dürfen. Aber unerfüllt blieb ihre Bitte. Ihre Füße versagten den Dienst, die mit loser Lava bedeckte steile Höhe zu erklimmen und weinend begab sie sich auf den Rückweg, um von mir nicht mit den freundlichsten Worten empfangen zu werden. Die kalte Küche wurde nun hervorgesucht und die Führerinnen sprachen für unser so, ein Glas Rum dabei nicht verschmähend; dann wurde in dem jetzt fallenden Regen der Rückweg angetreten, wobei man in dem nun flüssigen Schnee mehr hinabrutschte als ging. Im Verlauf einer Stunde befanden wir uns auf dem Punkte, wo wir unsere Maulthiere gelassen, die wir Alle mit gleicher Zufriedenheit bestiegen. Unsere Kleider waren durchnäßt, unsere Stiefel aufgeweicht; das ließ sich nicht ändern, wir mußten fort so wie wir waren. Noch eine Stunde abwärts und die Luft wurde milder, die Schneeregion hatte aufgehört und der wieder heitere Himmel sandte warme Strahlen, die uns neu belebten. Abwärts ging es nun und immer höher abwärts und die ermüdeten Reiterinnen sahen unter jedem Schritte ihrer Maulthiere zusammen, so wund fühlten sie sich und Erschöpfung in allen Gliedern, und als wir gegen Mitternacht unser Hotel erreichten, sanken wir wie vernichtet auf unser Lager, Speise und Trank verschmähend.

Ich muß bekennen, daß ich nach dieser kleinen Erfahrung keine Lust mehr verspüre, Berge zu besteigen, am wenigsten solche, auf welche Frauen sich nicht gewöhnlich wagen. Im Juli und August ist es mit dem Aetna ein Anderes, dann schwindet der Schnee und das Maulthier mag den Reisenden bis an den Fuß des Gipfels; in dieser Jahreszeit aber ist es selbst für Männer ein Unternehmen, das viel mehr kostet als einbringt; denn auch sie leiden viel von der Anstrengung und haben dafür keinen Genuß als in dem prunkenden Worte: „Ich habe den Aetna erstiegen.“

Wir widmeten den folgenden Tag der Ruhe und nur gegen Abend wanderten wir durch die Stadt, um die berühmte Seite von Catania zu besuchen, die als billig und bequem und mit neuen Artikeln versorgen sollte. Indessen auch Das war Täuschung und wir berechneten leicht, daß Frankfurt und eine bessere und ebenso billige Waare liefern würde. Catania ist eine gefällige Stadt mit breiten Straßen, deren Einwohner in ihren edeln Formen noch Spuren der griechischen Abkunft aufzutragen, denn im Allgemeinen sind die Frauen Siciliens häßlich. Wir traten in ein Café und forderten Eis, das man in Italien immer nur Nachmittags bekommen kann. Unterhaltung fanden wir hier nicht, Zeitungen hält man in diesen Localen nicht und Damen scheinen sie nie zu besuchen. Der Fremde ist daher genöthigt, in seinem Gasthof den Abend zuzubringen, wo sich ihm ebenfalls kein Zeitvertreib bietet. Ich war auf den Balkon hinausgetreten und freute mich des herrlichen Mondscheins.

Mit uns in dem Hôtel war der Professor Zimmermann aus Berlin, mit einer Gesellschaft, welche die gleiche Reise machte wie wir und daher sind auch wir mit uns zusammengetroffen. Ich nahm Abschied von dieser, auf ein Wiedersehen in Messina, wohin sie uns nachfolgen wollte, während wir schon am folgenden Morgen 5 Uhr dahin aufbrachen. Mit Muße zu reisen, das verbieten wir nicht, ein tüchtiges Tagewerk vor uns zu haben, gibt uns die Befriedigung, wenn es erfüllt ist, wie sie Derjenige fühlt, welcher des Tages Last und Hitze hinter sich hat. Während jene daher um 12 Uhr aufbrachen, um Taormina zu erreichen und dort den nächsten Tag mit Muße das Amphitheater in Augenschein zu nehmen, bestiegen wir bei grauendem Morgen den Wagen, machten mittend der Mittagsstunde in Taormina Rast mehr unserer Pferde wegen, als um uns einen Genuß zu verschaffen, nahmen auf der Höhe ein kaltes Frühstück ein und eilten dann weiter, um Messina

in der Mitternachtsſtunde zu erreichen. Nicht ohne Bedauern fügte ich mich in dieſe Eile. Ohne Widerrede iſt Taormina der ſchönſte Punkt in ganz Sicilien. Hart am Ufer des Meeres gelegen, ragt auf der einen Seite der hohe Aetna mit ſeinem ſchneeigen Haupte uns an, während von der andern das blaue Meer mit ſeinen Buchten und Küſten vor uns liegt und uns von der Scylla bis an die Charybdis die ſchönſten Ferneſichten bietet. Die Luft iſt friſch und belebend, die Vegetation reicher als irgend ſonſtwo; auf dieſem Punkte war es wirklich ſchön. Alle Reiſende ſtimmen auch darin überein, daß Sicilien ſonſt keiner Reiſe werth ſei und den Ruf nicht verdiene, deſſen es ſich erfreut. Wer die Alpen geſehen hat, den ziehen dieſe kleinen Hügel mit ihrer ärmlichen Vegetation nicht mehr an. Die glühende Sonne auf grauen Felſen ermüdet das Auge und gibt das Gefühl trauriger Oede. Und eine traurige Oede kann man dieſe Gegenden auch mit Recht nur nennen. Reiſebeſchreibungen werden gemacht, um den Leſer zu unterhalten, nicht um ihm Wahrheit zu geben. Wir lachen oft miteinander darüber, wie wir durch das gedruckte Wort getäuſcht werden und ſind dabei vollkommen einverſtanden, daß es ſchwer ſein würde, der einmal vorgefaßten Meinung mit einer andern Anſicht entgegenzutreten. Nur wer an Ort und Stelle war, wird uns beſtimmen, wenn Andere ſicher behaupten, wir hätten nicht das rechte Auge und nicht die geeignete Stimmung mitgebracht. Die Stimmung aber findet ſich bald, wenn wir für unſere Mühe entſchädigt werden. In Sicilien iſt dies nicht der Fall. Man hat mit vielen Drangſalen zu kämpfen, ohne allen Genuß. Syrakus, Catania, Meſſina ſind drei Punkte, welche man kein zweites mal beſuchen möchte.

Meſſina, unſer letzter Anhaltepunkt, hielt uns drei Tage feſt, weil wir auf ein Dampfboot warten mußten, indem die neapolitaniſche Regierung den franzöſiſchen Schiffen, die von Malta kommend, hier anhalten, nicht erlaubt, Paſſagiere einzunehmen, welche in Neapel an das Land ſteigen wollen. Dieſe Maaßregel iſt getroffen zum Schutze der einheimiſchen Induſtrie; da aber die neapolitaniſchen Schiffe ſchlecht und klein ſind und außerdem lange und oft anhalten, ſodaß man viele Tage unterwegs bleiben muß, ſo leidet der Reiſende gar ſehr durch dieſen Befehl. Indeſſen — que faire? Mit einigem Murren beſtiegen wir demnach ein ſolches Boot, das uns wenige Stunden darauf in Reggio an das Land ſetzte, wo wir unterſuchen konnten, ob die wilden Calabreſen etwas in Küche und Keller aufzuweiſen hätten, hungrige Fremde zu ſpeiſen. Wir waren eine große Geſellſchaft, Profeſſor Zimmermann mit ſeinen Reiſegefährten hatte ſich uns angeſchloſſen und lachend wanderten wir dabei von Straße zu Straße, um irgendeine Localität zu erſpähen, die uns Obdach böte. Reggio iſt eine große Stadt, mit einer geplauderten Hauptſtraße, welche ſehr viele Häuſer mit Fenſterſcheiben zeigte, worüber man ſich im ſüdlichen Italien ſtets wundern muß. In einer kleinen Herberge — Gaſthöfe gab es nicht — entſchloß ſich der Wirth auf vieles Bitten, uns Maccaroni, Beefſteak und Thunfiſch zu bereiten und während er kochte, wanderten wir durch die Stadt und beſuchten die Seidenſpinnereien, deren es hier viele gibt; die Cocons werden dabei aber freilich noch ſehr urſprünglich behandelt. Bei dieſer Beſichtigung hatten wir unſern Hunger etwas vergeſſen und waren froh, die Stunde verlaufen zu ſehen, um ihn bei dem keineswegs kanaliſchen Mahle zu ſtillen. Zum Schluß trug unſer Wirth Kuchen auf, deren Schönheit und Neuheit uns als der Amerikaner uns noch Champagner dazwiſchenbrauſen ließ, war die Heiterkeit allgemein. Auch ein Café fand ſich, in welchem man uns Gefrorenes reichte, und die halbe Stadt war dabei auf den Beinen, uns zuzuſehen, ſodaß wir mit dieſem Cortège uns ganz fürſtlich fühlten.

Als wir unſer Schiff wieder erreichten, war es Nacht, die Sterne leuchteten, das Meer glühte und wir ſchliefen. Der folgende Tag führte uns längs der Küſte von Calabrien hin, die ſich, mehr und mehr bevölkert, in angenehmer Hügelform vor uns zeigte, und am Morgen des dritten Tags waren wir im Hafen von Neapel, leuchtete die Feuerkugel des Veſuv uns wieder, hob das ſchöne Capri ſich anmuthig vor uns auf und der blaue Himmel empor und begegnete mein Auge auch — einer neuen Nummer Ihres „häuslichen Herdes", von dem es in dieſer heimlichen Stadt nur Exemplare gibt!

(Ein zweites Brief: Vivroas. in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Jesus nach jüdischer Auffassung.

Abneigung und religiöse Antipathie haben früher selbst die gebildeten und gelehrten Juden von einer unbefangenen Anschauung des Christenthums, ihres Stifters und seiner ersten Anhänger ferngehalten. Umsomehr überrascht uns, in Joël's „Geschichte des Innerthums und seiner Gegner" (Leipzig, Dörffling & Franke, 1857) eine Ansicht und Darstellung des Messias und seines Lebens zu finden, die sich — abgesehen von dem Punkte der „Göttlichkeit" Jesu — durchaus in den Formen des protestantischen Lehrbegriffs hält. Denn die jüdische Religion hat, von der Aeußerlichkeit ihrer Ceremonien befreit, mit dem Protestantismus die Schärfe und praktische Bestimmung ihres Gottesbegriffs gemein, sie droht und verheißt mehr, als sie sich der Anschauung und dem intellectuellen Schauen Gottes hingibt.

Joël sieht in Jesus einen Lehrer der Völker, einen Propheten nach dem Herzen Gottes; er erbebt seine Verwandte, seine Mutter und Thaten und beklagt seinen Tod, den er einen Seelenmord, einen Mordact seiner Zeitgenossen nennt. Die Kreuzigung ist ihm die Verurtheilung des Gekreuzigten nach früherer Auffassung. Göttliche Acte, im Bösen mehr noch als im Guten, werden von den Nachkommen begünstigt und verübelnd nicht den Principien und frühgewurzelten Anschauungen, sondern den lebenden Trägern derselben, den Stammführern zugeschrieben. Der Haß des Hohenpriesters Kaiphas und einiger Pharisäer allein wäre es gewesen, der Jesus verurtheilte nicht in einem ordentlichen Gerichte, nach den Satzungen des Mose, sondern in einer rasch zusammenberufenen, ungesetzlichen Versammlung, die mir ein Revolutionscomité von 1793 verlaubt.

Diese Ansicht widerspricht der üblichen Auffassung, die in neuerer Zeit auch Salvador in Paris vertritt, der zufolge Jesus von Nazareth vom jüdischen Standpunkte mit denselben Rechte den Tod erlitt, nach welchem Gotteslästerung durch und Gotteslästerung von Kriegsknechten der Volksverachtung preisgegeben wurde.

Die Joël'sche Auffassung will zunächst die Juden vom dem Vorwurfe befreien, als wäre Jesus vom ganzen jüdischen Volke und den Israeliten überhaupt verurtheilt worden. Joël's Darstellung macht seiner verantwortlichen Tendenz Ehre; doch glauben wir nicht, ihm beistimmen zu können, wenn er behauptet, Jesus hätte nur innerhalb der Lehre wirken wollen und nicht mit einem Rückschlage auch auf die heilige Ordnung der Juden. Lehre und Leben sind in dieser Religion überhaupt nicht zu trennen. Nach Jerusalem in jenen Tagen des Volksfestes voll Aufruhr und Bewegung war, da gewiß nur ganz Wenige nicht von den Glaubensgenossen, sondern von den Anhängern Jesu sind. Aber mehr der Triumphzug des Volksmessias, die Vertreibung der Wechsler und Taubenkrämer aus dem Vorhof des Tempels in Ruhe, war im Interesse der Lehre vorübergegangen? Von den Lauben, die ihm damals Hosianah zujauchzten, wie Viele verstanden seine geistlichen Worte, wie Vielen war „das Reich des Herrn" doch nichts als ein Diesseits? Sie hofften auf Befreiung von den Römern, auf irdische Macht und Größe, es war ein Aufstand, den Jesus, seinen Anschauungen und seinem Worte gemäß, nur gegen die Mißbräuche des kirchlichen Lebens richtete, der aber eine andere Deutung zuließ. Und nun sollen sich nicht die Pharisäer verstimmt, die gesetzmäßige Gewalt angegriffen und das Wort „Ordnung" dem Volke entgegengehalten haben? Es waren zwei Parteien: Jesus und die Seinen, getheilt, einmal, da die Jünger ihn nicht verstanden und Viele auch der Menge ihm gram wurden, weil sie ein anderes Ziel, einen ruhmreichern Ausgang gehofft — dagegen das Gesetz, die Lehrer, die strikte und heilgeachte Satzung, wer auch bisher gefrevelt hatte, wie Nikodemus und Gamaliel — ein gemeinter, gesetzlicher Kreis, der Stabmund jenes Streites, der auch später gegen die Jünger zur Milde und Aufgebung rieth — Paulus hat als Schüler zu seinen Füßen gesessen —, der mußte an diesem Tage sich entsetzen. Möglich, daß Gamaliel auch damals noch vermitteln wollte, es war zu spät. Gegen die damalige jüdische Welt hatte Jesus mehr als einmal gesprochen und gethan, gerade die Heiligkeit des Gesetzes aus reiner Liebe als die höchste Forderung der Moral aufgestellt; seine Aeußerungen über seine Göttlichkeit und vom Reiche der Himmel selbst verstießen scheinbar gerade von dem Grunde seiner Herrlichkeit; die christliche Anschauung sagt Gott in uns und „bis ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten". Warum verschweigen, daß Jesus ein Opfer seines neuen Lehrens, seiner Zeit und ihrer bestehenden Satzung sei?

Joël geht von dem Gedanken aus, die Juden und die gesetzestreuen zumeist, wie die Schule des Hillel, von jener That, die er ein Verbrechen nennt, freizusprechen; er bemüht sich, die Anschauungen des Christenthums als sich ähnlich mit denen des Judenthums nachzuweisen und daß sie erst später durch den Uebertritt der Griechen ein anderes Gepräge gewonnen hätten. Das Letzte zugegeben, so steht doch die Grundlehre Jesu, die in der Welt und im irdischen Gesetze nur einen vorübergehenden Schatten findet und das Leben für einen Schein hält, der jüdischen Auffassung von dem Werth und den Gebräuchen der Natur, an der sich der Herr „ärgern", schroff gegenüber.

Joël's Buch ist geistvoll und sehr gelehrt. Nur scheint es uns an einer gewissen philosophischen Gediegenheit, an Reife einer begrifflichen Construction zu leiden. Wenn die volle tiefe Erfahrung der Christlichen suchen zu lassen, wird zu Viele und Be-

grifflichkeit gewandt. Traut man sich denn so wie Jost vor dem weltbürgerlichen Erfolge, so sollte man auch seinen Anstand nehmen, sich taufen zu lassen.

Geistesschwache Kinder.

Wir erwähnten schon öfters die Pflege- und Erziehungsanstalt für geistesschwache Kinder des Dr. Herz bei Meiden. In Bd. II, Nr. 26 dieser „Unterhaltungen" war auch der Heil- und Pflegeanstalt des Dr. Georgens in Baden bei Wien gedacht; nach neuerdings uns zugegangenen Mitteilungen ist letztere unter dem Namen „Neuma" von Baden nach dem Schlosse Turing in der nächsten Nähe Mödlings verlegt und das ganze Schloß mit Nebengebäuden von Dr. Georgens dafür eingerichtet worden. Schloß Turing, sehr heimisch und angenehm in einem Parke gelegen, enthält 50 Zimmer mit Schlafsälen, einen Turn- und Musiksaal, ein Laboratorium, einen Uebungsgarten und eine Bade- und Schwimmanstalt auf dem großen Schloßteiche. Als Lehrer nennt man uns einen Musikmeister und Gymnasiasten, einen Lehrer für Strick, Mechanik und Ebenie, der als gelernter Landwirth zugleich die Gartenarbeiten der Kinder leitet, einen Lehrer für das Modelliren und Zeichnen, einen Lehrer für Lesen, Schreiben, Rechnen, eine Lehrerin für die Gymnastik der Mädchen und zwei Hülfslehrerinnen. Die ärztliche Pflege hat Dr. Gerner aus Wien übernommen, welcher der Anstalt ausschließlich angehört und das Körper- und Gemüthsleben der Kinder überwacht.

Dieser kurze Ueberblick der Anstalt und ihrer Kräfte genügt, um uns ein Bild von den geistigen und materiellen Anstrengungen des Dr. Georgens zu geben, die nöthig waren, ein Institut, das Schule und Irrenanstalt zugleich ist, auf einen vollkommenen Standpunkt zu erheben.

Wie praktisch die Heil- und Erziehungsmethode des Dr. Georgens ist, glauben wir daraus zu erkennen, daß er uns — natürlich begreiflich — Zusammenleben von gesunden und kranken Kindern gestattet. Vorzugsweise erfreulich und die Gemüthsfreudigkeit des Kindes als derjenige, die sich in ihren Einzelheiten am wohlthuendsten macht. Das spielende gesunde Kind ist meist in der Stimmung, Genossen, die es unter sich erblickt, zu sich heranzuziehen. Im Spiel regt sich das kranke Kind an und concentrirt seine Kräfte dahin, wo es mit den gesunden gleichzusammentrifft.

In gemeinlosen Heften: „Gegenwart der Volksschule. Kritik und Durchführung der pädagogischen Fortschrittsbestrebungen" (Wien, Typographisch-artistische Anstalt, 1857), will Dr. Georgens sein Wirken theoretisch sichern und wissenschaftlich begründen. Er will vorzugsweise seiner Schrift gestatten, daß sie zum Arbeiten, Arbeiten und Denken: lehren es auch einer Verbindung ringe, einem Innigsten von Unterricht und Arbeit, begreift es einen harmonischen Gebrauch aller Kräfte. Wenn wir auf die Einfachheit unserer irdischen bürgerlichen Verhältnisse hinblicken, bleibt uns oft genug zu wünschen, daß der Gedanke der Natur, der „Allseitigkeit des Menschen", wenigstens am Kinde auf kurze Zeit zur Wahrheit werde, am kranken, dem das Leben keine künftige Bewährung gestattet, muß sie es gewissermaßen.

Betrachtungen.

Wem es nicht ein Bedürfniß ist, glücklich zu sein, der wird es nie werden.

*

Two things I'd crave: One hour of peace and more than one Atheneum free, one Menschenhund!

Schlichte Weisen.

In dem heitern Reich der Klänge
Dehnet sich die weite Welt;
Nicht das rohe Wortgedränge
Herz und Sinn gefangenhält.
Mild in Worten und in Tönen
Mächtig und zum Herzen spricht,
Birgt der Formel edles Schönen,
So im Ton wie im Gedicht.
Schlicht und einfach ist die Weise,
Wie im Laub der Vogel singt,
Wie der schönen Welt zum Preise
Auf der freien Flur erklingt.
Schlicht und einfach ist das Rauschen,
Wenn der Wind die Blüten regt,
Und den Klängen recht zu lauschen
Frohen Herzens, tiefbewegt.
Lieblich strömend rauscht die Quelle
Aus dem tiefen Felsenspalt,
Milder tobt des Meeres Welle,
Wenn sie packt der Sturmes Gewalt.
Ob die Welle über Kiesel,
Ob sie über Felsen springt,
Heute lobt dich ihr Gemiesel,
Morgen tobt sie Sturzbrechsung.
Schlicht und einfach wie im freien
Waldestauschen, Quellgerön,
Sollst auch du die Klänge weihen
Dem, was einfach, hehr und schön'
Daß aus nicht sich freudig dränge,
Gleich der Blüte, Ton und Lied,
Daß die Fülle reicher Klänge
Bild zum Sternendome zieht!

Heinrich Jeep.

Lungengericht.

Wer Freunde haben will, Gemeinschaft,
Verlange nur das Menschliche von ihnen.
Mit Götterarmen helfen und die blonden
Haare nur allein die eig'ne Kraft.

Die zur Schriftleitung dieses Blattes gehörige Korrespondenz [illegible] gegangen. 20 Bücher d. Bl. „Im Namen einiger edler Frauen" und [illegible] Redaktion von Gut zu Buchgut bei Wien

Verantwortlicher Redakteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 45.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährig 15 Ngr.

Aus der Hölle.

Ein talmudisches Märchen.

In der Lebensbeschreibung eines heiligen Rabbi erzählt sich mich gelesen zu haben, derselbe sei einst in Verzückung gerathen und habe Scharen jener Unglücklichen erblickt, die für ihre auf dieser Welt begangenen Sünden mit ewiger Verdammniß büßen mußten. In dem Höllenpfuhle rollen ihrer Tausende wild durcheinander und erfüllen die Luft mit Verwünschungen, welche den reinigenden Gluthöchern gelten, denn diese allein, rufen die Verdammten, seien Ursache ihrer Schuld und Pein.

Darüber hielt Lucifer, als die Klagen immer gewaltiger zu ihm drangen, eine Berathung mit all seinen Würdenträgern, und da die Teufel nun einmal mißtrauischer sind als die Wechsler im Tempel von Jerusalem, so beschlossen sie, einen Gesandten auf ihrer Mitte, Herrn Asmodeus, auf die Erde zu senden, ihn Leid und Glück der Ehe kosten zu lassen, damit es klar würde, wer Recht hätte: die büßenden Sünder oder die verklagten Frauen.

Herr Asmodeus war mit der ihm zutheil gewordenen Auszeichnung nicht weniger als zufrieden, aber was konnte er gegen den Willen des Herrn? Mit einer Summe von 100,000 Dukaten schied Asmodeus aus der Unterwelt, nachdem er geschworen, in menschlicher Gestalt ein gottgefälliges Eheleben auf Erden auszuhalten.

Um seinen Hof würdig zu repräsentiren, hatte Asmodeus sich noch in der Heimat mit der nöthigen Dienerschaft und glänzender Equipage versehen und konnte auf diese Weise als „großer Herr" in jede ihm gefällige Stadt einziehen. Er entschied sich für die alte polnische Hauptstadt Krakau, vielleicht deshalb, weil dort damals gerade ein schmucker Häuschen Wucherer handle und er als guter Spekulant diesen Umstand benutzen wollte, um die Dukaten aus dem Staatsschatz für sich arbeiten zu lassen. Die Chroniken lassen das Jahr seiner Ankunft unerwähnt, doch scheint es in der Regierung des Königs Sigismund I. gewesen zu sein, weil Asmodeus den Titel Signor Perverso annahm und so der allen Italienischen den Vorzug gebenden Mode huldigte, welche die mailänder Fürstin Bona, Sigismund's zweite Gemahlin, hervorgerufen hatte.

Er bezog aber eins der schönsten Häuser auf dem Straßen, einer Straße dicht beim Schlosse, und gab vor, er habe schon in früher Jugend die Heimat mit dem Orient vertauscht und daselbst ein bedeutendes Vermögen erworben, später jedoch dem Drange nicht widerstehen können, nach Europa zurückzukehren, und ziehe nun umher, ein Weib zu finden, dem er, als Zeichen für ihre Liebe, Herz und irdische Güter zu Füßen legen könne. Geld, ein Titel und der Ruf des Geheimnißvollen empfehlen im 16. Jahrhundert die Phantasie der Damen so sehr wie heute. Signor Asmodeus Perverso war ein schmucker Cavalier und einige Tage nach seiner Ankunft schon war ganz Stadt voll von ihm und seinen Schätzen. Der Haus-

frauen vergaßen Kinder und Wirthſchaft und hatten nur die Eine Sorge, wie ſie auf ſchickliche Weiſe dem „Marchese“ die erwachſene Tochter vor die Augen bringen könnten; die Väter ſahen ſich durch Hülfe des Vermögens und der Bekanntſchaften des künftigen Schwiegerſohns ſchon als reiche Gutsbeſitzer und Excellenzenväter und die Mädchen theilten ihre Zeit — zwiſchen dem Spiegel und dem Studium der italieniſchen Sprache.

Eines Morgens hielt, zum großen Erſtaunen und Aerger der Nachbarſchaft, der von vier feurigen Rappen gezogene Staatswagen des Signors vor dem Hauſe des Herrn Vogelfelder, eines Mannes, den der Himmel zwar mit ſieben Kindern, vier Töchtern und drei Söhnen, doch nicht überflüſſig mit irdiſchen Gütern geſegnet hatte, deſſen Familie indeß, der häuslichen Tugenden und hohen Bildung wegen, in ſolch allgemeiner Achtung ſtand, daß Admetus die guten Eigenſchaften für redliche Zinſen tragendes Capital betrachtete und vermeinte, ſich im Hauſe des braſilianer Patriciers am beſten verbergen zu können.

Agnes, die älteſte Tochter, wurde zwar Signor Perrano's Braut, doch machte die Sache mehr Schwierigkeiten, als der unerfahrene Bewerber gedacht hatte, denn die Aeltern des Mädchens mußten es dem künftigen Schwiegerſohn deutlich auseinanderzuſetzen, wie hoch er ſich geehrt fühlen müſſe, wenn man ihm den Eintritt in den Kreis der Familie geſtatte. Admetus ſchien bei allem ihm angebornen Stolze dieſe Meinung zu theilen und entfaltete bei der Hochzeit eine ſolche Pracht, daß man noch langen Jahren noch davon wie von einem Wunder erzählte.

Admetus nahm, um ſeine Braut würdig zu ſchmücken, die Koſtbarkeiten aller vier Welttheile in Anſpruch. Von Venedig verſchrieb er die reichſten Stoffe, von Nürnberg die feinſten Goldarbeiten und ſchönſten Edelſteine; beim Brautzug in die Marienkirche ließ er nicht nur Geld, ſondern auch goldene und ſilberne Schaumünzen, die er zum Andenken an ſeine Vermählung hatte ſchlagen laſſen, unter das Volk werfen und bewirthete beim Hochzeitſchmauſe nicht nur die zahlreichen Gäſte mit den koſtbarſten Speiſen und Getränken, ſondern gab auch auf dem großen Platze einige Faß Wein preis und unterhielt die beträchtlich verſammelte Menge mit Muſik und Feuerwerk.

Von allen Schwächen, welche Admetus bei ſeiner Menſchenwerdung mit übernehmen mußte, war die gefährlichſte: daß er ſich ſterblich in ſeine junge Frau verliebte. Der kleinſte Fehler auf der Stirn ſeiner Agnes konnte ihn ungeheuer beunruhigen, ja zur Verzweiflung bringen und er ſparte dann weder Worte noch Liebkoſungen, um ihr einen freundlichen Blick, ein Lächeln abzugewinnen. Merkwürdig: am ſchnellſten kam er gewöhnlich zum Ziele, wenn er einen Griff in die mit Dukaten gefüllte Kaſſe that und neue Kleider, neuen Schmuck zu Agnes' Füßen legte.

Die Zeit, welche die Deutſchen die Flitterwochen nennen und die der Franzoſe zu einem Honigmonat aufdehnt, war noch nicht vorüber und ſchon hatte ſich der junge Ehemann überzeugt, daß ihm die Gattin nicht nur gute Geburt und Schönheit, ſondern auch ſoviel Dünkel und Hochmuth zugebracht habe, als alle großen und kleinen Teufel zuſammen beſitzen. Die ſchlimmen Eigenſchaften Agnesens traten in dem Grade mehr hervor, als die Liebe des Gemahls zu ihr wuchs. Als edles Weib wußte ſie Admetus' Schwäche ſo trefflich zu benutzen, daß er, der ſich ihr Herr und Wohlthäter zu ſein dünkte, zu ihrem Sklaven wurde. Aus dem ſchmeichelnden Tone des Bittens ging ſie bald genug in den ſtrengen des Befehlens über und ließ ihrem Zorne ungehindert die Zügel ſchießen, wenn ſie von ſeiner Seite dem geringſten Widerſtand begegnete. Oft kam es zu heftigen Auftritten, die den armen Teufel jedesmal zu ſeiner Heimat ermunterten und ihn ſeine Verwandlung bitter bereuen ließen.

Eine Weile trug er ſein Leid in Geduld, als dieſe jedoch nicht mehr ausreichen wollte, wendete er ſich klagend an die Aeltern ſeiner Gattin und fand damit in ein Wespenneſt. Vater, Mutter, Geſchwiſter, Verwandte, Freunde, ſelbſt die Dienerſchaft fielen über ihn her und ſprachen: Agnes habe ihm Jugend und Zukunft geopfert, dafür müſſe er ſich glücklich ſchätzen und kleine Unannehmlichkeiten ertragen. „Wer wahrhaft liebt“, belehrte ihn eine alte Base, „muß viel überſehen, die kleinen Fehler nicht bemerken und nur Augen für die Vorzüge ſeiner Frau haben. So that's mein Mann, Gott hab' ihn ſelig, und fuhr gut dabei; ſo müſſen auch Sie es machen. Auf der Welt iſt nun einmal nichts vollkommen.“

Admetus war von dieſer Lehre wenig erbaut, doch dachte er ſpäter: Es muß wol unter den Menſchen Brauch und Sitte ſein, und würde ſich in das Unvermeidliche gefügt haben, wenn ihm nicht noch ein anderer Umſtand Kummer und Unruhe verurſacht hätte. Die Teufel haben unter ſich einen unwiderſtehlichen Hang, Schätze zu ſammeln; Admetus gehörte keineswegs zu den Ge-

nahmen und es zerrann ihm deshalb das Herz, als er seine Gattin Lucrezia für Hinterhaus leichtsinnig vergraben sah, der fahrenweise herbeigeschafft wurde und kaum einmal getragen in die Trödelkammer wanderte.

Doch auch diese Prüfung würde der darauf wohlgerichtete Ehemann mit Ergebung über sich haben ergehen lassen, wenn sie die letzte gewesen wäre; aber in solchen Kauf ließ er nicht vorkommen. Die ganze Vogelfeder'sche Verwandtschaft hing wie Blutegel an ihm und sangte ihn aus. Der Herr Vater borgte Capital auf Capital, ohne auf Wiedergeben zu denken, die Fräulein Schwestern brauchten eine Mitgift und die Herren Brüder klingende Nachhülfe bei ihren Handelsunternehmungen. Auf diese Weise schmolz das große Vermögen bald zusammen und Römerund suchte umsonst ein Mittel ausfindig zu machen, wie dem Uebel zu wehren sei. Es sind ihr Feind und das Herzeleiden ging fort, wie es begonnen hatte. In Thorn suchten die polnischen Frauen einen Ruhm darin, in Betreff des auf Schulen, Würden, hart gerungenen Geld, allerlei Putzwerk und Geräthen beschwerden „Gewichtern" die Größe zu sein aber wenigstens Andern nicht nachzudenken. Natürlich, daß Agnes zu der Zeit das Geld nicht schonte und ihre Gäste an einer Tafel empfing, die mit dem Ausgesuchtesten besetzt war; dafür sagt denn auch ein auf uns gekommener Vers:

> Der weiche Vogel Strauß
> Verwandelt Eisen und Gestein,
> Ja selbst den härtesten Gedanken,
> Denn's Eisen noch der Magen frißt.

Der arme Römerund, hätte er durch solche Opfer wenigstens den Hausfrieden, die Liebe der Gattin erkauft; aber Agnes hatte nie ein Lächeln des Dankes für ihn, sie machte ihm im Gegentheil das Leben mit jedem Tage bitterer und wenn sie ihn sorglam mißhandelt, so kam die Reihe an die Dienerschaft, die das Weite suchte und das glückliche Ehepaar sich selbst überließ.

Unter so bewandten Umständen mußten die Dukaten aus Lucifer's Einsetzung ein Ende nehmen und Römerund auf Mittel und Wege sinnen, die Kasse wieder zu füllen. Er rechnete nicht wenig auf den glücklichen Speculationsgeist seiner Schwäger, die nach Norden und Osten gewandert waren, da jedoch Hülfe von daher nicht so rasch eintreffen konnte, so lieh er sich mit einigen frommen Männern ein, die ihm gegen hohe Zinsen auf ungewöhnlichen Pfand liehen und ihn nebenbei noch durch Einsicht auf der Schrift aufzurichten suchten. Der Teufel nahm die Lagern als nicht zu umgehende Zugabe, aber sie weiter zu berücksichtigen, verwandte sich immer tiefer und krauste zuletzt nur noch auf Plünder Verschüsse erhalten. Der Teufel sowie die Klugheit verlangten es, die bisherige Lebensweise in nichts zu ändern und die verschiedenen Gerichte von Agnes's Brüdern hielten die Hoffnungen wach. Aber wie ein Unglück selten allein kommt, so war es auch hier der Fall. Aus seinen Landen zurückkehrende Kaufleute brachten die traurige Nachricht, ein Herr Vogelfeder sei von Wegelagerern erschlagen worden und der andere habe sein ganzes Vermögen im Würfeln verspielt.

Römerund war rathlos. Aus der Hölle war keine Hülfe zu erwarten, vom Himmel noch wenigst und so hielt er es für das Gerathendste, das Weite zu suchen. In nächtlicherweise Anzug warf er sich eines Morgens auf seinen besten Renner und kehrte der Stadt, an die sich so manche traurige Erinnerungen für ihn knüpften, den Rücken.

Es kann nicht fehlen, daß Signor Perrano's Verschwinden rasch ward. Die Gläubiger bestürmten ein ganzes Heer von Häschern auf und setzten außerdem noch bedeutende Preise aus, um des Flüchtlings habhaft zu werden, ja einige von ihnen machten sich selbst auf den Weg und fanden glücklich die Spur des Entwichenen. Römerund konnte in der Ferne deutlich seine Verfolger erkennen und trieb deshalb sein Pferd über Steg und Steg, sprengte über Hecken und Gräben, um ihnen zu entkommen. Das treue Thier, als ahnte es die Gefahr, in der sein Meister schwebte, setzte seine ganze Kraft ein und jagte wie von Furien gepeitscht, da that es einen Fehltritt und stürzte zusammen — um nicht mehr aufzustehen. Der Unfall war schlimm, doch der Teufel weiß sich immer Rath, und so lud auch Römerund sein Roß dem Schinder und den Raben und jagte seitwärts, mitten durch das dichte, hohe Getreide. Bis zum Tode ermattet lief er auf ein am Saum eines dichten Waldes stehendes, einsames Gehöft, vor dessen Thür er einen ältlichen, aber noch rüstigen Mann antraf, der mit Ausbesserung eines Pfluges beschäftigt war.

„Rettung!" rief Römerund mit letzter Kraft und warf sich händeringend vor dem Unbekannten nieder.

„Wer seid Ihr, und was wollt Ihr von mir?" fragte der Angeredete verwundert und legte seine Arbeit beiseite.

„Fragt nicht lange, ſondern verbergt mich", erwiderte Römedenus. „Ich bin im Stande, Euern Dienſt reichlich zu belohnen und ich gebe Euch mein Wort, ich werde es thun."

Der Bauer Märten, denn dieſer war es, der vor dem flüchtigen Signor ſtand, ſah ſich den Fremden eine Weile an; dann nickte er wie bejahend mit dem Kopfe und ſagte: „Meinetwegen." Er hieß den fortwährend ängſtlich hinter ſich blickenden Römedenus ſich auf einen Düngerhaufen legen und bedeckte den an allen Gliedern zitternden Teufel mit einer Schicht faulen Strohs.

Kaum war der Höllenſohn in dem böſen Verſteck geborgen, ſo zeigten ſich am Eingange des Gehöftes die Reiter, welche Märten mit barſchem Tone fragten: „Iſt Niemand bei dir eingekehrt?"

„Nein!" war die kurze Antwort und Märten kehrte den Angekommenen den Rücken.

„Du lügſt, Schurke! riefen dieſe und erhoben drohend ihre Waffen, „du haſt ihn verſteckt".

„So ſucht ihn", verſetzte ärgerlich der Bauer und ſchickte ſich an, die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen.

Der Aufforderung folgte die That und Märten's Haus wurde überall durchſucht, doch ohne den gewünſchten Erfolg, weil man gerade an der Stelle, welche den Flüchtling barg, ihn nicht vermuthen konnte.

Unter Toben und Fluchen verließen die Häſcher endlich das Gehöfte, ſchweiften noch einige Tage in der Umgegend umher und kehrten endlich unverrichteter Sache nach Krakau zurück. Märten ſchmunzelte, als die Luft vollkommen rein war, ſeinen Schützling aus dem Schlupfwinkel und ſagte: „Was habt Ihr mir nun zu bieten?"

„Du ſollſt dich in mir nicht verrechnet haben", war Römedenus' Antwort, „und damit du begreifſt, was und wieviel ich vermag, will ich dir eröffnen, wer ich bin", und mit einer dem Teufel nicht gewöhnlichen Wahrheitsliebe erzählte er die Erlebniſſe ſeiner Pilgerfahrt auf Erden und verſchwieg die Urſache nicht, welche dazu Veranlaſſung gegeben hatte. „Ihr wißt nun Alles", ſo ſchloß er, „es bleibt mir jetzt nur noch übrig, Euch zu belohnen. Es wäre mir ein Leichtes, Euch durch den Schornſtein einen Schatz ins Haus zu werfen, aber ich will mehr thun; ich will Euch zu Reichthum und Ruhm verhelfen. Hört ein Geheimniß.

„Es iſt Euch gewiß nicht unbekannt, daß es Frauen gibt, die vom Böſen beſeſſen ſind und von Jedermann gefloh[en] werden. In dieſen unglücklichen Geſchöpfen nun werde ich fortan meine Wohnung aufſchlagen und ſie am allerwenigſten verlaſſen, wenn mich die Diener der Kirche dazu zwingen wollen. Euerm Befehl jedoch will ich gehorchen und um meine Schuld abzutragen, ausfahren, wenn Ihr es verlangt. Ich gebe Euch dadurch Gelegenheit zu Ruhm und Ehre und die Verſicherung, daß ich meinem Verſprechen — als rechtſchaffener Teufel nachkommen will. Nehmt nun die Gelegenheit wahr, wenn ſie ſich darbietet und lebt wohl."

Nach dieſen Worten war Römedenus verſchwunden, zwar ohne Blitz und Donner, doch nicht ohne den üblichen Schwefelgeruch.

Einige Tage darauf war in Krakau die ſonderbare Mär im Umlauf, die Caſtellanin von Sandomir, eine Dame, die ſich ebenſo ſehr durch blendende Schönheit wie durch Herzensgüte auszeichnete, ſei plötzlich in die Macht des Teufels gefallen. Man wußte bald die Hülfe berühmter Aerzte und Teufelsbeſchwörer in Anſpruch nehmen, ſogar den Leibarzt des Königs angehen. Die Herren thaten, was ſie konnten und ſiegen, um Rettung ausfindig zu machen, bis zu dem Grade der Wiſſenſchaft hinab, allein Römedenus lachte über dieſe vergeblichen Anſtrengungen und verhöhnte ſie mit lauter Stimme. Einen Augenblick waren die Jünger Aeſculap's im Zweifel, ob ſie die Krankheit auch richtig erkannt hätten, allein ſie ſollten nicht lange in Ungewißheit bleiben, denn durch den Mund der Beſeſſenen ſprach der Böſe bald Lateiniſch, bald Italieniſch, legte den Dienern der Kirche höfliche Fragen vor und brachte über manche am Hofe lebende hochgeſtellte Perſonen Dinge ans Tageslicht, die Jedem vor Erſtaunen verſtummen ließen.

Der Caſtellan, der ſeine Gattin zärtlich liebte, war der Verzweiflung nahe und auch in der Stadt erregte das Schickſal der Unglücklichen allgemeine Theilnahme. Ueberall hörte man ſie bedauern, aber es zweifelten Alle an ihrer Geneſung. Ein Geſchäft führte zufällig Märten nach Krakau und wie auf dem Markt die Leute ſich gern etwas erzählen, ſo erfuhr er bald das Schickſal der Caſtellanin. Ha, dachte er da bei ſich, hier kann du ja erfahren, wie weit der Teufel Wort hält, und verfügte ſich ſofort zum Caſtellan, dem er eröffnete, er wolle ſeine Gemahlin heilen.

Der Ritter hatte im erſten Augenblick [Luſt], [den] unverſchämten Bauer hinauszuwerfen, beſann ſich jedoch, da bereits alle Mittel der Kunſt und der Kirche erſchöpft waren, ſchnell einen Beſchluß

ging auf den Vorschlag ein. Da jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist, fragte er Märten, wie viel er für die Cur verlange und dieser, dem gerade ein an sein Gehöfte stoßendes Stück Land zum Kaufe angeboten war, foderte den dafür angesetzten Preis, nämlich 500 Gulden. Die Kranken hatte bereits soviel Tausende gekostet, daß der Castellan versprach, die Summe gern zu verdoppeln, wenn die Heilung gelänge. Märten wurde sofort zur Kranken geführt, machte daselbst, um sich ein Ansehen zu geben, die nöthigen Kreidebeschreibungen, murmelte unverständliche Worte und brachte zuletzt seinen Mund an das Ohr der Castellanin: „He da, Gevatter, macht Euch auf den Weg; ich, Märten, bin's, der's Euch befiehlt, wie Ihr mich's geheißen habt."

„So hast du's recht gemacht", vernahm er als Antwort, „hinsichtlich des Lohns jedoch, den du verlangt hast, bist du ein Esel gewesen und ich will dir Gelegenheit geben, deinen Fehler gut zu machen. Ich gehe von hier zur Königin Dona, laß dir da dein Kunststück so bezahlen, daß du für dein Leben genug hast, denn von da ab sind wir geschiedene Leute."

Wie gesagt, so geschehen; Königin Dona wich dem Machtspruch des Bauern, zur Freude des Castellans und zum Erstaunen des Hofs und der ganzen Stadt, und begann die Königin zu quälen. Bald war das ganze Land voll von dem Unglück, welches das königliche Haus betroffen hatte. Man erzählte sich die unglaublichsten Dinge, behauptete sogar, daß Dona die Gemahlin ihres Sohns, Barbara Radzivil, durch Gift und Dolch habe tödten wollen. Gedanken und Thaten der Art konnten nur dem Einflusse des Bösen zugeschrieben werden. Man hatte schon eine Heilung vergebens experimentirt, curirt und exorcirt und sich zuletzt des Bauern erinnert, der an der Castellanin die Wundercur vollbracht hatte. Es wurde ein reitender Bote an Märten gesandt und er im Namen des Königs Sigismund August aufgefodert, bei Hofe zu erscheinen. Der Landmann leistete dem Befehl Folge und der Monarch versprach ihm eine große Summe Geldes, falls es gelänge, die Mutter von ihrem Uebel zu befreien. Seiner Sache gewiß ließ sich Märten zur Königin führen. Dort zeigte er sich als ein gebildeter Geisterbeschwörer, zog seine Kreide, stellte seine Zauberlampe, nahm die Königin endlich beim Kopfe und rief ihr ins Ohr: „Gevatter, kommt heraus!"

Der Aufforderung wurde sofort Folge geleistet, allein beim Abgehen rief Königin Märten noch zu:

„Du siehst, ich habe dir Wort gehalten, getreulicher, als es die Menschen thun. Du bist jetzt ein reicher Mann; nun laß mich in Ruhe und lehre mich, daß man den Teufel der Undankbarkeit zeihe!"

Märten kehrte zufrieden als begüterter Mann zu seiner Wohnstätte zurück, voll von Plänen, wie er diese jetzt erweitern und verschönern wolle. Im Geiste sah er schon ein großes Dorf um seine Hütte entstehen, hörte das Geläute in der Kirche und erblickte sich darin auf dem reichausgeschlagenen Ehrenplatze. Gleich nach seiner Rückkunft legte er Hand ans Werk, doch mitten in der Arbeit wurde er gestört, denn es kam ein Bote von Krakau, der ihn unverzüglich zum König an den Hof berief. Da galt kein Widerreden und Märten machte sich, wenngleich sehr unlustig, auf den Weg. In der Residenz angekommen, eröffnete ihm der Monarch, die Kunde von seiner Geschicklichkeit sei weit über die Grenzen des Reichs gedrungen und Kaiser Karl V. wünsche Proben davon zu sehen.

Diese Ehre kam Märten so unerwartet wie ungelegen, denn er erinnerte sich noch genau der Drohung des Asmodeus. Er beschwerte deshalb, die Kraft, böse Geister zu beschwören, sei von ihm gewichen; doch der König wollte das Alles nicht gelten lassen und befahl ihm, zu reisen.

Märten zog aus Krakau mit dem Glanze eines Fürsten und wurde am kaiserlichen Hoflager mit allen Ehren empfangen; ja der Kaiser selbst erwartete ihn im vollen Ornat im Thronsaal, umgeben von den Großen des Reichs. Märten liefen bei dem ungewohnten Anblick fast die Augen über und er warf sich vor dem mächtigen Herrscher auf die Knie. „Großer Kaiser", so rief er, „es ist mir zwar geglückt, den Bösen auszutreiben, doch nicht immer steht es in meiner Gewalt; denn es gibt Geister, die sich an meinen Spruch nicht kehren! Ich will thun, was ich vermag, um Ew. kaiserliche Majestät zufriedenzustellen, doch bitte ich um gnädige Nachsicht, im Fall meine Bemühung nicht von Erfolg begleitet ist."

Der Kaiser legte Märten's Entschuldigung die Absicht unter, eine große Belohnung gewinnen zu wollen, und machte ihm darum in Gegenwart des ganzen Hofs die glänzendsten Versprechungen; da der Bauer indeß mehr und mehr das Gelingen der Cur in Frage stellte, so wurde der Herrscher zornig und schwur, er werde Märten aufhängen lassen, wenn die Tochter nicht von ihrem Uebel genese. Mit vielem Bescheide verabschiedete er

den Liebetrübten, dem nun weiter nichts übrig blieb, als ſich zu der Kranken führen zu laſſen, ſeine Lippen an ihr Ohr zu legen und zu fragen: „Seid Ihr da, Geratter?“

Die Antwort, welche er erhielt, ließ keinen Zweifel übrig, daß Römodenus hier hauſe, und Märten fing an, ihn auf das ſchönſte zu bitten, ſich ſeiner zu erbarmen und davonzumachen.

„O du Erzſchelm!“ erwiderte Römodenus. „Der Teufel wird dir nicht mehr behülflich ſein, ein berühmter Mann zu heißen; im Gegentheil, wenn du auf mich zählſt, ſo machſt du der Rechnung ohne den Wirth und gerätſt den Galgen!“

Dieſe Erklärung war klar genug, um Märten nicht die geringſte Hoffnung zu laſſen; doch verlor er den Kopf nicht und begab ſich geraden Wegs zum Kaiſer. „Großmächtiger Herr“, ſprach er, „ich ſagte Euch bereits, daß es Geiſter gebe, an welche meine Kraft nicht hinaufreicht, und ein ſolcher wohnt zum Unglück in der Prinzeſſin, Eurer Tochter! Dennoch gebe ich nicht alle Hoffnung auf, ſie zu erlöſen und will das letzte Mittel anwenden. Gelingt es, ſo ſi und Beiden geholfen; ſchlägt es fehl, ſo habt Ihr wenigſtens meinen guten Willen, Euch zu dienen, geſehen und werdet mich dafür nicht am Leben ſtrafen. Laßt auf dem Marktplatze ein Gerüſt erbauen, ſo groß, daß Euer ganzer Hofſtaat und alle Edeln des Reichs darauf Platz finden, und laßt es mit Blumen und Teppichen ſchön ausſchmücken. Nach Anhörung der heiligen Meſſe begebt Ihr Euch in vollen Ornate mit großem Gefolge in feierlichem Zuge dorthin und laßt, wenn Alles Platz genommen hat, Eure Tochter herbeiführen. Auch wollet befehlen, daß ſich an der nächſten Kirche ein Trupp Muſikanten aufſtelle, und heißt ſie blaſen und trommeln und vorwärtsgehen, wenn ich meine Mütze ſchwenke.“

Der Kaiſer gab unverzüglich die nöthigen Befehle und am Sonntag um die feſtgeſetzte Stunde bot der Marktplatz den prächtigſten und großartigſten Anblick dar. Die reichgeſchmückte Tribüne war dicht beſetzt und glänzte von Gold und Edelſteinen; das Volk ſtand dicht gedrängt Kopf an Kopf und ließ nur eine Gaſſe frei, durch welche der Zug ſich bewegte. Unter lautem Jauchzen der verſammelten Menge erſchien der Kaiſer, geſchmückt mit den Zeichen ſeiner Würde, und nahm in der Mitte der Tribüne unter einem Thronhimmel Platz; ſpäter wurde die kranke Prinzeſſin in einer Sänfte herbeigetragen.

Römodenus, der, wenn auch im Leibe der Prinzeſſin verborgen, doch durch denſelben wie durch ein Glasfenſter ſehen konnte, war über Alles, was er um ſich her wahrnahm, erſtaunt und erſchreckt. „Was hat das zu bedeuten?“ ſo fragte er ſich nachdenklich, als leiſe, ganz leiſe Märten durch das Ohr der Prinzeſſin ihn nochmals aufs freundlichſte bat, ſeine Wohnung zu ändern.

„Du alſo haſt die ganze Komödie ausgedacht, die hier abgeſpielt wird? O du Schelm, der du den Teufel für ſo gering achteſt, ich will dich am Hochgericht den Geiern und Raben zur Speiſe verſetzen!“

Als Märten ſich ſo überzeugt hatte, daß durch Betrug und Verführungen von dem halsſtarrigen Römodenus nichts zu erreichen ſei, ſchwang er ſeine Mütze hoch in die Luft. Alsbald ertönte eine Muſik, derjenigen nicht unähnlich, welche die Mauern Jerichos zu Fall gebracht, und die Spielleute ſchritten in feierlichem Zuge auf den freien Platz vor der Tribüne zu. Römodenus ſpitzte verwundert die Ohren und fragte den dicht bei der Prinzeſſin ſtehenden Märten, was das heißen ſolle.

„Wehe uns, Geratter!“ antwortete dieſer mit zitternder Stimme; „ich erblicke Agnes, Eure Gattin, die wahrſcheinlich kommt, um Euch abzuholen!“

Ein heftiger Donnerſchlag ſetzte die ganze Verſammlung in Furcht und Schrecken; die Luft war mit erſtickendem Brodem erfüllt und die kaiſerliche Tochter in Ohnmacht gefallen, aus welcher ſie vollkommen geheilt wieder erwachte und in die Arme des freudetrunkenen Vaters ſtürzte. Denn Märten's Worte hatten den armen Teufel in ſolch namenloſe Angſt verſetzt, daß er entſetzlichend eilt vor den Pforten der Hölle ſtillhand. Er hatte das eheliche Leben gründlich kennengelernt, um darüber einen vortrefflichen Bericht abzuſtatten, und wollte ſich, da die ihm zum Erdenwallen beſtimmte Zeit noch nicht abgelaufen war, lieber jeder Strafe unterwerfen, als auch nur noch einen Augenblick länger mit Signora Provano zuſammenleben.

Der Doctor Märten, welcher den Teufel überliſtet hatte, erntete, wie man ſich denken kann, für ſeine That goldene Früchte und reiche Ehren. Der Kaiſer hing ihm als Zeichen ſeiner Gnade eine Kette mit ſeinem Bruſtbild um den Hals, ſchlug ihn zum Ritter und ſchickte ihn, mit Schätzen ſchwer beladen, in ſeine Heimat zurück. J. J.

Unsere Geselligkeit.

Eine Frage am häuslichen Herd.

Wir leben im schönen Sommer, aber der Winter wird wiederkommen und mit ihm die Thés dansants, die Routs, die Réunions, die Bals masqués et costumés. Diese Winterfremden haben im raschen Eroberungszuge die Herrschaft gewonnen und nur selten bleibt noch Zeit zu einem harmlosen Tanzvergnügen, zu einer kleinen Gesellschaft, zu einem gesammelten Gespräch um den runden Theetisch.

Wenn der Carneval vorüber ist, jubelt die vornehme Welt: „Das wäre überstanden!“ und nur hier und da findet man noch junge Mädchen und neugeschaffene Leutnants, die ganz leise flüstern: „Hätte es nur noch länger gewährt!“ Es gilt nicht mehr für schön und anständig, einzugestehen, daß uns die Geselligkeit, in der wir leben oder vielmehr leben müssen, zusagt.

Da hört man wol fragen: „Warum langweilst du dich in den Gesellschaften? Mache es wie ich! Ziehe dich ganz in deine Häuslichkeit zurück!“ Aber was soll zuerst der junge Mann anfangen, der kein chez soi hat, und welchen Einfluß hat der Besuch der großen Welt nicht auf Fortkommen in derselben, Beförderung, Anknüpfung von Bekanntschaften? Was würde man von dem höhern Beamten oder Offizier sagen, der nicht wenigstens einige mal im Jahre seine Salons öffnete? Wie würden dieselben Untergebenen ihn „gemein und geizig“ nennen, die jetzt seine Gesellschaften besuchen müssen und darüber in stille und innere Verzweiflung gerathen? Der Bankier, der plötzlich nicht mehr Gesellschaften bei sich sehen wollte, müßte sich von den Geschäften zurückziehen oder gälte für ruinirt; und wenn beim Beginn der tollen Zeit irgendein Minister nicht anzeigte, daß er auch in diesem Jahre jeden Donnerstag empfange — welche Gedanken, Gerüchte würden dann durch Stadt und Zeitungen irren!

In einer Residenz theilt sich die Gesellschaft zunächst in die hoffähige Minorität, diese kleine, mächtige Partei, und in die Unglücklichen, die außerhalb dieses Zauberkreises stehen und sich hineinsehnen! In neuester Zeit sind seine Grenzen weiter gezogen; man hat mehrfach den jurätischen Grundsatz: „Die Frau folgt dem Manne“, auch auf die Einladungen zu Hofe ausgedehnt; die Gesellschaft ist dadurch nicht schlechter — freilich auch nicht besser geworden. Der Hauptgrund zu diesem Aufgeben der Ausschließlichkeit war zunächst eine vernünftigere Ansicht, dann aber, als wirksamstes Mittel — die Oede an den großen Höfen. Diese Erscheinung ward in den Jahren vor 1848 von Allen bemerkt, als z. B. in Preußen der schlesische Adel in Breslau, der preußische in Königsberg, kurz jeder in seiner Provinzialstadt seinen eigenen Hof hielt, Berlin und der Königshof ihm ganz fremd blieb. Erst der Vereinigte Landtag brachte ihn wieder in die Säle des berliner Schlosses. Jetzt ist das freilich anders; die Herren von der Ersten und Zweiten Kammer haben nicht versäumt, in Berlin, Dresden, Hannover u. s. w. ihre Karten bei dem Hofmarschall abzugeben und haben so nach ermüdender Kammersitzung den Genuß glänzender Feste. Sie sind dafür auch das Mittelglied geworden, wodurch die übertriebene Prachtliebe, der Luxus des Frauenputzes vom Hofe aus bis in die untersten Schichten der Bevölkerung getragen wurde.

Man sagt, ein Hof müsse glänzend sein und die Nationalökonomen sprechen von den Vortheilen, die den Handwerkern dadurch erwachsen; der schlichte Menschenverstand berechnet aber zugleich die größern Nachtheile, welche durch die Nachäffung fürstlicher Moden in andern Kreisen entstehen; denn sie ahmen nur den Luxus, nicht die weise Sparsamkeit nach, die Jeder bewundern muß, der hinter die Coulissen einer Hofhaltung je einen Blick geworfen hat.

Mit der Geselligkeit bei Hofe ist es ein eigen Ding. Uneingeweihte klagen über Steifheit, spanische Etikette — und doch geht es im Grunde nirgends so zwanglos her wie dort. Der Einzelne verschwindet zu sehr in der Masse, als daß man sein Thun und Lassen beobachtete, er müßte denn selbst durch ein Sonderlingswesen glänzen wollen. Inmitten des weiten Kreises bilden sich kleine Gesellschaften, eben wie studentische Verbindungen; sie halten zusammen, sie stehen unter sich im Cartel oder gegenseitig auf der Mensur, nur daß sie statt mit Hiebern mit Zungen streiten. Die nicht „Eingesprungenen“ sind verloren; sie erscheinen — um zu essen und zu trinken, bekommen bei den Aufforderungen zum Tanz unzählige Körbe und sind gezwungen, Tantalusqualen zu erdulden, wenn sie nicht kühn genug sind, bei einer auftauchenden Unschönheit eine letzte Bitte „um diese Polka“ zu wagen. Die Damen, um die sich Alles dreht, sind die höchsten Herrschaften; respectvoll scheint man ihnen Platz zu machen und ihnen bescheiden auszuweichen — und doch hetzt man sich jedesmal in der dritten Polonaise den Majordomus in den Weg, schaut sie mit fragendem

Blick an, als hätte man nur noch dieſe Minute, eine inſtändigſte Bitte auszuſprechen, und iſt beglückt durch die kleinſte Anrede. Gehen aber die Herrſchaften kühl vorüber, hat nicht einmal ein Blick von ihnen den verlegen Daſtehenden geſtreift, merkt er dann noch, daß ſein vergebliches Warten beobachtet und belächelt wurde — dann iſt es mit ſeiner Laune für den Abend vorbei, wenn er gleich weiß, daß nur zu häufig der Zufall der Grund dieſer ſcheinbaren Ungnade iſt. Eine „Wahrnehmung" aus Bd. II, Nr. 5 dieſer „Unterhaltungen": „Wir können uns die Hälfte jedes Unglücks dadurch erleichtern, daß wir die Wirkung, die es uns macht, Niemanden merken laſſen," habe ich bereits zehn Hofleuten in ihr Album geſchrieben. Neben dieſen Kreiſen um die „allerhöchſten Sonnen" will bei Hoffeſten ein Jeder ſich ſelbſt zu einem kleinen Planeten machen, um den wieder geringere Sterne ſich ſchwingen. In dieſen Bemühungen zeichnen ſich vor Allen die Damen aus; je kleiner die Verhältniſſe, deſto größer iſt der Ehrgeiz, und nicht nur bei Hofe, ſondern in jeder Geſellſchaft gibt es mehre Frauen von Wanſchel, welche, wie ihr Urbild in „Den beiden Klingsbergen", ſolange ihre ſpitzen Ellbogen arbeiten laſſen, bis ſie allmälig ihrer Perſönlichkeit den zukommenden Platz gehobet haben. In einer ſolchen Geſellſchaft, welche Animoſitäten, Ehrgeiz und Rangſtreit wenn nicht immer ſichtbar auf der Stirn, ſo doch verſchwiegen im Herzen trägt, iſt an Aufrichtigkeit und Vertrauen wenig zu denken und ſo macht Jeder, der ſich in den Strudel ſtürzt, die Erfahrung, daß man ſchneller vergeſſen als erkannt wird; die Götzen von heute ſind morgen geſtürzt; ehe noch der Weihrauch verdampft, den die Gläubigen ihnen opferten, ſind ſie vergeſſen bis auf die Erinnerung. So philoſophiſch ſind die Hofleute nachgerade geworden, daß ſie darin ebenſo klar ſehen als wir; aber dies Bewußtſein trägt, wie keine Wahrheit, zur Erheiterung bei. Während ſo die ältere Geſellſchaft bei Hofe eine eigene Art von „Amüſement" hat, vergnügt ſich die Jugend oder langweilt ſich vielmehr beim Tanz; die Hitze iſt tropiſch, der ohnehin ſchon beengte Raum durch die gitterartigen Crinolinen faſt auf Atome beſchränkt, die Tänzer ſind erſchöpft und mehr oder weniger — körperlich — blaſirt; dazu der Neid, wenn eine Dame beſſere Toilette gemacht hat, die Eiferſucht bei den Auszeichnungen einer andern, die Verzweiflung der Herren, wenn eine Prinzeſſin nicht ſie, ſondern einen Dritten zum Tanze hat beſtellen laſſen. Wäre die — Liebe nicht und die heimlichen G danken auf eine reiche Erbin oder einen künftig Majoratsherrn — wer wagte von Vergnügen ſprechen!

Was iſt denn nun der Genuß hier wie üb in allen derartigen Geſellſchaften? Schaut m zurück nach dem Carneval, das Herz hat nic gewonnen, der Geiſt ebenſo wenig; das Gemü iſt zerriſſen und beſtäubt wie die alten, ausgebi ten Balltoiletten. Nichts hat man erreicht als d Ende eines Jahres und die Ausſicht, bald zu d Alten zu gehören; denn die unerbittliche Geſe ſchaft zählt das Alter der Jungfrau nach dur tanzten Carnevals und verrechnet ſich nie zu ihrem Vortheil. Daſſelbe Vergnügen herrſcht den Hofconcerten, wo Jeder froh zu ſein ſchei wenn — wie früher in der „Zauberflöte" — Erlaubniß zum Sprechen wieder gegeben wir oder bei den Tableaux und Liebhabertheatern, wenigſtens den „alten Herren und Damen" g ſtatten, zu beobachten, zu ſpötteln und ihrer klei lichen Verleumdungsſucht freien Lauf zu laſſen.

Die betrübendſte Schattenſeite einer ſolch Geſelligkeit, immer abgeſehen von der verſchwe deten Zeit und der Erkaltung des Herzens, b nirgends leichter als hier erſtarrt, bildet das Mi verhältniß der durch dieſelbe hervorgerufenen Au gaben zu den Einnahmen; mit heimlichen Sorg erkauft man ſolche Vergnügungen.

Was hier von der Hofgeſellſchaft geſagt wurd wiederholt ſich in allen größern Kreiſen, in den die Unbefangenheit und Natürlichkeit dem Götz „Schein" geopfert werden. Ob die Sonne d Majeſtäten ſind oder der Chef der Regierung, d Gerichts, des Militärs, iſt im Grunde dieſel Sache; auch hier ſind Neid, Mißgunſt, Ränke u Lüge ſtark vertreten, auch hier erbeut ſich die Un terhaltung ſelten über Theater, Concerte u Stadtgeſchichten; der Rangſtreit iſt in dieſen G ſellſchaften faſt noch größer als bei Hofe; m verirre ſich nur, um das für möglich zu halte in einen Geheimrathszirkel oder in eine Verſamm lung von Offiziersdamen! Die unbezahlten Di manten und Stoffkleider haben endlich auch kei andere Nachwirkung als die über die Kräfte ge ſchaffenen Imitations- und ſeidenen Hahnen. Sch nen und nicht Sein iſt die Deviſe, die jede gr ßere Geſelligkeit auf ihre Standarten ſchreibt, m ſie nun aus der haute volée oder aus Subalter beamten beſtehen.

Nebenher gehen die größern Geſellſchaften, d ſogenannten „Soirées", in denen man ei

weder zwischen dem Thee und dem sehnlichst erwarteten Souper die Tagesneuigkeiten durchnimmt, oder je nach der Modestimmung über Magnetismus, Geistererscheinungen, Tischklopfen, Actienschwindel u. dergl. spricht; kommt man öfters in denselben Kreisen zusammen, so weiß man genau, was A. und B. sagen wird; außerdem wird kritisirt, klug gesprochen — nach den Begriffen dieser Gesellschaften — über Theater, neue Bücher, auch selbst wenn man sie nicht gelesen. Glücklich die Wirthin, die als Zwischengericht eine große Neuigkeit aufzutischen weiß! Ich kannte eine liebenswürdige Dame in Berlin, die jedesmal eine solche „Abfütterung" gab, wenn ein großer Mann oder eine bedeutende Begebenheit bekannt wurde. Beginnen nun noch geistreiche Spiele, die ohne Geist gespielt werden, producirt sich ein Künstler oder ein gebildeter Dilettant mit Gesang, Klavierspielen oder Vorlesen — erreicht die Langeweile und die Trostlosigkeit in solchen Gesellschaften ihren Höhepunkt. Endlich klappern die Teller; das Souper ist glänzend, nächst der Erleuchtung das einzig Glänzende am Feste; die Wirthe haben sich unnütz in Unkosten gestürzt, die Gesellschaft hat sich „überdiemaßen" gelangweilt, aber es ist „abgemacht" — und das will viel sagen bei Allen, die verpflichtet sind, Gesellschaften zu geben.

Nur Wenige sind glücklich genug, einen Kreis von lieben Bekannten um den Theetisch, diesen modernen häuslichen Herd, versammeln zu können. Würde dies Heranziehen der bessern und besten Elemente der Gesellschaft zu der Familie mehr Sitte, wie viel trüge dies zur Veredelung und Verbesserung des Ganzen bei! Viele deutsche Regenten haben den Vorzug dieser Geselligkeit schon erkannt, indem sie neue und erfrischende Elemente in ihre engsten Kreise aufnehmen; in den größern Städten haben geistreiche Frauen einen ausgewählten Kreis um ihren Theetisch zu versammeln gesucht, Vereine von Männern, an denen man nur die Ausschließlichkeit tadeln könnte, arbeiten durch das Beispiel gegen das verflachende Scheinleben unserer Geselligkeit.

Aber diese einzelnen Blumen werden überwuchert durch das üppige Unkraut. Der verderbliche Einfluß, den unsere moderne Geselligkeit auf das ganze sittliche Leben ausübt, wird schon fühlbar genug; daran aber ist nicht der Luxus, nicht die Verschwendung allein Schuld; jeder Einzelne macht sich mitschuldig, daß er nicht charaktervoll genug ist, gegen den Strom zu schwimmen. Nicht als Reformator braucht er aufzutreten, eine neue Eitelkeit zu den alten zu fügen; sich selbst beschränken und zurückkehren zur Einfachheit und Natürlichkeit muß Jeder unter uns; nicht mehr scheinen als er ist und vor allem in sich und in seinem Hause das Glück suchen, was er doch nie in der Gesellschaft findet. Es ist das auch eine Art Innere Mission, eine Aufgabe für die Fastenzeit; an der Beschränkung des Einzelnen nimmt der Andere sich ein Beispiel und bald wird man nicht mehr Geist-, Zeit- und Geldverschwenden als eine Ehrensache betrachten. J. v. K.

Das Stroh- und Holzpapier.

Der interessante Aufsatz: „Bücherwesen und Bibliotheken im Alterthum", in Nr. 41 dieser „Unterhaltungen", erinnert uns an die Fortschritte, welche die Papierfabrikation in der Neuzeit gemacht, seit sie zu Ursoffen ihre Zuflucht genommen.

Wir sahen diese neuen Papierfabrikate zuerst 1854 auf der Münchener Industrieausstellung. So unglaublich es klingen mag, so ist es doch ein Factum, daß sich seit einigen Decennien eine bedeutende Abnahme der Lumpen herausgestellt. Es ward dadurch die Lösung der wichtigen Frage eines Surrogats für die Lumpen überhaupt und namentlich für die Linnenlumpen ein Gegenstand von großer Bedeutung, sodaß die vor kurzem gehaltenen „Congresse" der Papierfabrikanten, die sich über Preissteigerungen berietben, und an die Vertheuerung des Nilpapiers erinnern, die im 5. Jahrhundert zu Alexandrien stattfand und zur Erfindung und zum Gebrauche des Baumwollenpapiers führte.

Ein ähnliches Dorvil scheint jetzt das Stroh- und Holzpapier dem Linnenpapier bieten zu wollen.

Bereits vor neun Jahren versuchte Hr. Völter in Heidenheim, Papier mit Holzzusatz zu verarbeiten und diese Fabrikation in möglichster Vollkommenheit und Regelmäßigkeit darzustellen. Die Proben erwiesen sich als zweckmäßig, der Umfang der Production ward immer mehr ausgedehnt, sodaß gegenwärtig 5000 Centner Holz jährlich in dieser Fabrik verarbeitet werden, von denen die Hälfte, Tannenholz, zu den geringern, die Hälfte, Rothenholz, für die feinen Papiersorten verarbeitet wird.

Man sieht, es handelt sich hier nicht mehr um ein interessantes Experiment, sondern um eine bedeutende Fabrikation.

Die Verwendung des Strohs für die feinen

gebleichten Papiersorten iſt von Völter's Söhnen zwar erſt ſeit wenigen Jahren verſucht worden, doch iſt gegenwärtig auch hier ſchon ein regelmäßiger Verbrauch von etwa neun Centnern Stroh für den Tag eingetreten. In England wird ſeit einigen Jahren ebenfalls ein mittelfeines Strohpapier verfertigt, doch hat das Völter'ſche bei weitem den Vorzug erhalten. Auf der Ausſtellung hatten „Völter & Söhne aus Heidenheim" nur ſolche Fabrikate ausgeſtellt, die aus Holz oder Stroh, mit oder ohne Lumpenzuſatz gefertigt waren. Amtliche Zeugniſſe ergaben die Richtigkeit der angegebenen Miſchungsverhältniſſe ſowie den Betriebsumfang der Ausſteller.

Mit den Holzpapieren beginnend, erwähnen wir zunächſt eines Packpapiers, zur Hälfte aus Tannenholz, zur Hälfte aus Packlumpen, ebenſo ein ordinäres Druckpapier, das aus Tannenholz und bunten baumwollenen Lumpen gefertigt war. Beide erſchienen uns feſt und ferndaft, wenn auch dem Druckpapier nicht gerade blendende Weiße nachgerühmt werden kann. Einige Zeitungen, der „Württembergiſche Staats-Anzeiger", der „Schwäbiſche Merkur", die auf dergleichen Papier ſeit Jahren gedruckt werden, bewieſen dabei, daß es von praktiſchem Nutzen ſei.

Ein mittelfeines weißes Schreibpapier beſtand aus 33 Procent Aſpenholz (Zitterpappel, Populus tremula), 17 Procent baumwollenen und 50 Procent Packlumpen, war außerordentlich feſt, glatt und vorzüglich geleimt. Ein dünnes, feſtes Seidenpapier beſtand aus Aſpenholz und Packlumpen, beides zur Hälfte gemiſcht. Nur die genaueſte Unterſuchung der Kenner entdeckte in dieſen Papieren die Anwendung eines Surrogats, der Laie mußte alle für aus ſehr feinen Lumpen fabricirte Papiere halten, da weder Knoten, noch Flecke, noch Holztheilchen in der Durch- oder Aufſicht des Papiers zu erſpähen waren.

Die Strohpapiere gewährten eine ebenſo reiche Auswahl. Ein gewöhnliches, gelbliches Strohpapier, wie man es ſeit lange ſchon in der Provinz Weſtfalen in Menge fabricirt und das durchgängig als Packpapier von nicht großer Haltbarkeit verwendet wird, diente hier nur als Folie; denn ein feines weißes Druckpapier aus bloßem Stroh, ohne Zuſatz, bewies, wie die Chemie den Grundſtoff bis zur Unkenntlichkeit zu zerſetzen vermöge. Merkwürdigerweiſe war dieſes Papier von größerer Feſtigkeit und ferndaftem Angriff als das aus Lumpen gefertigte ähnlicher Qualität, nur ſpröder fühlte es ſich an. Hielt man es gegen das Licht, ſo zeigten ſich hin und wieder von den Knoten des Strohs einzelne Pünktchen, die jedoch ſeinen Werth nicht verringern konnten. Bei einem andern noch feineren Druckpapier aus zwei Drittel Stroh und einem Drittel Lumpen, ſowie bei einem ſehr feinen und glatten Schreibpapier und einem Poſtpapier aus halb Stroh und halb Lumpen konnte das unbewaffnete Auge ſie faſt gar nicht mehr entdecken. Doch erſchienen alle Strohpapiere tranſparenter als die aus reinen Lumpen oder mit Holzzuſatz gefertigten Papiere.

Die mikroſkopiſchen Unterſuchungen der aus reinem Stroh gefertigten und gebleichten Papiere ergaben, daß die Faſern, wenn auch nicht in gleicher Länge, ſo doch viel feiner und inniger verfilzt erſchienen als ſelbſt beim feinſten Poſtpapier aus Lumpen; denn der friſchen vegetabiliſchen Subſtanzen eigenthümliche Klebeſtoff, der den abgetragenen Lumpen völlig mangelt, bewirkt dieſen Zuſammenhang der Theilchen und hält ſie verbunden, wenn auch die Bleiche ihn etwas zerſtört. Bei den techniſchen Unterſuchungen und Berathungen der Jury über den praktiſchen Werth dieſer Papiere ergab ſich, daß das aus reinem Holz gefertigte Papier viel zu wenig abſolute Feſtigkeit beſitzt, um es je für beſſere Papiere zu verwenden; daß ſomit das Holz nicht als Erſatzmittel der Lumpen, ſondern als beſtimmter Zuſatz benutzt werden kann; daß aber das aus reinem gebleichten Stroh gewonnene Papier nicht nur im Angriff, ſondern auch in der Feſtigkeit dem Lumpenpapier ſo nahe kommt, daß es bis zu einer gewiſſen Grenze die Lumpen zu erſetzen vermag; auch eignet es ſich, da es ſich ſehr weiß bleichen läßt, zu allen feineren Sorten.

In letzter Inſtanz wurden nun die Fabrikationsproceſſe dieſer beiden Surrogate erwogen und hier zeigte wieder das Holz entſchiedene Vorzüge.

Wenn es auch mehr Kraftaufwand zur Zerfaſerung in Anſpruch nimmt als das Stroh, koſtet es doch im Einkauf bedeutend weniger und bedarf ferner bei ſeiner Verwendung zu mittelfeinen Sorten keines Kochens und keines Bleichens, wogegen das Stroh ſchon für das ordinärſte Packpapier ein mal, für beſſere Sorten zwei mal gekocht und gebleicht werden muß. Bei Verwendung des Holzes ergibt ſich ein Abgang von 10 Procent, indeß ſchon bei ganz groben Packpapier von Stroh 30—40, für feinere Papiere dagegen 60—70 Procent verlorengehen. Auf Alles wollte die Jury jedoch keinen abſoluten

Vorrang des einen oder andern Surrogats anerkennen, da sie annahm, daß locale Verhältnisse der Stroh- und Holzpreise zu den Lumpenpreisen und anderweitige Begünstigungen den Ausschlag für oder gegen das eine oder das andere geben müßten. Sie betrachtete schließlich aber die Verwendung von Holzzusatz zu den Lumpen als durchaus und überall ersprießlich, während das Strohfabrikat der feinen Sorten nur da zweckmäßig und billig sein dürfte, wo die Lumpen theuer, Stroh und Brennmaterial aber billig zu beschaffen wären.

Welche Anerkennung sich die Fabrik in Heidenheim erworben, erhellt unter Anderm auch aus dem Zeugniß der berühmten Papierfabrik an der Sihl bei Zürich, die sowol die Donkin'schen Kochapparate wie die Maschinen für Bereitung der Holzmasse von „Völter & Söhne" bezogen und in gleicher Weise Schreib-, Druck- und Tapetenpapiere aus Stroh und Holz verfertigt. M.

Reisebriefe

von Moritz Völter.

XII. Livorno.

Wir hatten in Neapel das französische Dampfschiff bestiegen, welches auf seiner Fahrt nach Marseille in jedem Hafen anhält, um Fracht und Passagiere einzunehmen und auszusetzen. Civita-Vecchia war unser erster Anhaltepunkt und neugierig bestieg ich das Land, um den Hafen zu sehen, welcher das Ostia des alten Rom verdrängt. Französische Soldaten hielten eben auf dem Marktplatze Revue, während in der Kathedrale die große Messe, begleitet von einigen Walzern auf der Orgel, gefeiert ward.

Die meisten unserer Reisegefährten knieten hier andächtig nieder, während Kinder schrieen, Bettler drängten und ein buntes Durcheinander sich den lustigen Weisen zugesellte, denen die vollen, ernsten Töne der Orgel sich hier so befremdend liehen. Um die katholische Kirche kennenzulernen wie sie ist, muß man den Süden besuchen. Solange wir im Norden weilen, denken wir immer noch Dem nach, was sie der Idee nach sein könnte und schätzen sie dem entsprechend; hier aber zeigt sie sich, wie man sich wünschte, nie eine Kirche zu sehen.

Im Hafen wehte von einem Schiffe die amerikanische Flagge. Für den Bürger der Vereinigten Staaten ist solch ein Schiff das geliebte Land und ohne Zögern begaben wir uns an Bord. Capitän Schaffgotsch begleitete uns. Es war dem Arbeitsamen neu, sich mit der Republik im großen Sinne vertraut zu machen. Der Capitän empfing uns artig. Von Geburt ein Schwede, hatte er sein Leben in den Vereinigten Staaten zugebracht und kannte gebührend die Vortheile, welche sich dem ehrlichen, strebsamen Manne dort bieten. Seine Ladung bestand aus Tabak, dessen Lieferung sein Handelsherr contractmäßig für die Regierung der italienischen Staaten übernommen, welche dies Monopol nicht aus der Hand geben. Der Prinz Torlonia dankt diesem Zweige sein gewaltiges Vermögen. Der Lieferant ist an einen festen Preis gebunden, sein größter Vortheil entspringt dem Einkaufspreise, welcher, der Ernte gemäß, sich steigert oder fällt. Als Rückfracht nimmt er Salz ein, welches in Neuorleans nur spärlich gewonnen wird und darum stets seine Käufer findet. Er führte uns in seine Küche, welcher ein Neger vorstand, während in dem angrenzenden Raum seine Mannschaft speiste. Ein herrliches Roastbeef stand vor ihnen. „Sie mögen essen soviel sie wollen", sagte der Capitän, „und Ale und Kaffee nach Belieben trinken; nur Branntwein nicht." Der Capitän zeigte uns seinen ganzen Haushalt, seine Hühner, seine Hunde, womit er sein einsames Seeleben erheiterte. Frau und Kinder saßen daheim. Seiten nur bleibt der Capitän eines Schiffs unverheirathet. So wenig er mit seiner Familie leben kann, so nothwendig scheint zu seinem Glücke der Gedanke, daß auf dem festen Lande seine Heimat sei und liebende Herzen ihm bei jeder Rückkehr dort entgegenschlagen. Unser neuer Freund war mit einer Schwarzwälderin verbunden, deren Vater durch den Handel mit Schwarzwälder Uhren ein kleines Vermögen erworben. Jetzt, bemerkte er, sei es mit diesem Zweige der Industrie zu Ende, seit man in Cincinnati angefangen, solche Uhren anzufertigen und sie um einen noch billigern Preis zu liefern. Wir hörten ihm mit großem Antheil zu. Gottvertrauen und Ehrlichkeit nannte er seinen Wahlspruch. Daraus baut sich schon etwas und kommt nun noch diese warme Vaterlandsliebe hinzu, die Gut und Blut für die Erhaltung der zum eigenen Wohl gegebenen Gesetze opfern möchte, so muß man sich geberden, daß solche Bürger einem Staate Gedeihen bringen können. Wir verließen das Schiff mit den angenehmsten Empfindungen, wie sie die Einsicht in Verhältnisse verleiht, die uns leider sehr fremd und fern liegen.

Als wir unser Dampfboot wieder erreichten,

war es drei Uhr und das Deck mit Paſſagieren ſo gefüllt, daß man mit Mühe Raum für ſich gewann. Die Zahl unſerer Reiſegefährten hatte ſich bis auf 120 vermehrt, unter denen Prieſter, Nonnen, Leute aus allen Weltgegenden ſich befanden. So groß das Schiff, ſo ſah man doch nicht ein, wo dieſe Alle ein Unterkommen für die Nacht gewinnen würden. Zwei Stunden vergingen, bis am Bord Alles geordnet, dann erſt ſetzte ſich das Schiff in Bewegung und unſere Tafel wurde gedeckt, an welcher für jetzt die ältern Paſſagiere Platz nahmen.

Man ſpeiſt ſehr gut auf den franzöſiſchen Schiffen, während die neapolitaniſchen Boote Vieles zu wünſchen laſſen. Meine Nachbarin bei Tafel gehörte zu einer Geſellſchaft von Griechen, welche aus Aegypten kamen und nach Florenz gingen, um der Illumination in Piſa beizuwohnen, welche alle drei Jahre zur Ehre des Schutzheiligen der Stadt gefeiert wird. Wir wußten von dieſer Feierlichkeit nichts und waren froh, daß ein Zufall uns im rechten Augenblick eintreffen ließ, um ſie zu ſehen. Früh am Morgen legte das Schiff in Livorno an. Man wird indeſſen nie an das Land geſetzt, bevor die Polizei alle Päſſe revidirt und die Erlaubniß dazu ertheilt hat; bei der großen Zahl von Paſſagieren brauchte ſie diesmal vier bis fünf Stunden dazu, während deß wir ungeduldig umherſtanden und unſern Magen durch allerlei Reflexionen zu beſchwichtigen ſuchten. Endlich um 10 Uhr hieß es, daß wir ein Boot beſteigen dürften und nun begann die Jagd, wer der Erſte ſein würde, um ein Hôtel und Unterkommen zu gewinnen. Jedes Boot mußte dabei noch wieder auf dem Zollamte landen, die Koffer beſichtigen zu laſſen, wobei Zeit, Geld und gute Worte verlorengingen und endlich erlebten wir dennoch das Ungemach, kein einziges Zimmer in dem beſten Hôtel mehr zu finden und bei de Decki mit Schmutz und Flöhen vorliebnehmen zu müſſen.

Livorno iſt eine prächtige Stadt, voll regſamen Lebens, gut gebaut und nach Wohlſtand ausſehend. Es that meinem Auge wohl, endlich einmal wieder Häuſer mit ganzen Fenſtern ohne eine Garnitur von ſchmutziger und reiner Wäſche zu ſehen. Es iſt die erſte Stadt in ganz Italien, in der ich mich heimiſch fühlte. Breite, helle Straßen, mit gutem Pflaſter und überall Ordnung und Fürſorge. Dafür aber von Kunſt keine Spur! Eine nordiſche Handelsſtadt, ohne allen Schmuck; mit Betriebſamkeit und dem daraus entſpringenden Wohlſtand.

Die Einwohner ſind hier vernünftig und ſehr beſucht. Im übrigen Italien macht man ſich wenig daraus, nur im Juli und Auguſt werden Karren hinausgeſchoben und das meiſtens für die Fremden, denn der Italiener ſcheut das kalte Waſſer. Hier iſt es anders. Mit großer Fürſorge ſind vor der Stadt weitreichende Anſtalten zum Baden errichtet, das Ufer iſt mit Gartenanlagen zu Promenaden geſchmückt und Wohnungen finden ſich daneben, wo der Fremde ſeinen Aufenthalt nehmen kann. Das Klima muß hier beſonders günſtig ſein, denn hier und in Piſa iſt der Menſchenſchlag ſchöner als irgendwo in Italien und die Menge ſchöner Mädchen überraſcht das Auge.

Auch hier lag auf der Rhede ein amerikaniſches Schiff, das Tabak von Neworleans brachte. Sogleich eilten wir, ihm einen Beſuch abzuſtatten. Die Wellen gingen hoch; indeſſen — ich habe ſchon gelernt, einem kleinen Sturm trotzzubieten. Doch war ich froh, als wir uns unterhalb des gewaltigen Dreimaſters befanden, der zu groß war, um in den Hafen einlaufen zu können und daher von uns auf hoher See beſucht wurde. Eine Strickleiter hing herab, auf der man, wie eine Katze, auf das Deck klettern mußte und während wir uns näherten, gewahrte ich, wie ein Matroſe ſich daran hinunterließ. Mein Herz ſtand ſtill, doch ſchwieg ich, weil Furchtſamkeit ein unter uns verpöntes Wort iſt. Oben ſtand der Steuermann, den wir begrüßten und ihm den Beſuch von Landsleuten verkündeten. Das iſt bei dem Amerikaner die beſte Empfehlung. Sogleich bat er uns, auf die andere Seite des Schiffs zu kommen, wo man einen Stuhl herunterlaſſen würde, und heraufzuwinden. Ich ſeufzte hoch auf. Bald war die Vorrichtung getroffen, luftig ſenkte ſich der Seſſel über unſern Häuptern und bald hing Einer nach dem Andern über der ſchauerlichen Tiefe. Der Capitän war nicht an Bord. Seine Mannſchaft, welche nur aus Farbigen beſtand, hatte ſich ungehorſam bewieſen und er war ans Land gegangen, wo der amerikaniſche Conſul ſie ſämmtlich eingeſteckt. Seine Frau war an Bord, er hatte ſie und ſeine zwei kleinen Mädchen mitgebracht und wir ſtiegen in die Kajüte hinab, ihr unſern Beſuch zu machen. Eine hübſche blonde Frau, ſauber, jedoch ſehr einfach gekleidet, empfing uns. Neben ihr ſpielten ihre Kinder, zwei und vier Jahre alt. Sie erzählte uns, daß ſie mit ihnen einige Tage in der Stadt zugebracht, die Kleinen ſich dort aber unbehaglich gefühlt und nach ihrem Schiffe zurückverlangt. So wirkt die Macht der Gewohnheit. Nicht Blumen, nicht

Bäume, noch was ſonſt des Kindes Auge ergötzt und in die Welt ſeiner kleinen Freuden gehört, hatte Reiz für dieſe Töchter des Meeres. Auf dem Deck war ihre Heimat, der weite Ocean ſchien ihrem Auge vertrauter als die Stadt mit den vielen Menſchen und dem ungewohnten Geräuſch. Wir foderten die Frau des Capitäns auf, uns nach Piſa zu begleiten; da ſie aber ſchon morgen nach Neapel abfahren wollten, um dort Salz für die Rückfracht einzunehmen, konnte ſie der Aufforderung nicht folgen. Wieder ließ man uns aus der Höhe hinab und ein günſtiger Wind trieb uns raſch an das Land, wir frühſtückten und fuhren nach Piſa ab.

Die meiſten Fremden gingen mit der Eiſenbahn dahin, wir aber, aus Beſorgniß, dort keinen Wagen bekommen zu können und unwillig, den eigenen Füßen etwas zuzumuthen, fuhren hinüber, was allerdings ein Opfer; denn Staub und Hitze waren unerträglich und die Fahrt von zwei Stunden hatte uns ſo eingepudert, daß keine Bürſte uns zu reinigen vermochte und Hut und Schleier und Sonnenſchirm gepfeffert blieben. Damen finden dergleichen Schickſalsſchläge gewöhnlich außer allem Scherz. Indeſſen — man gewöhnt ſich auch daran, wenn man die Welt durchreiſt.

XIII. Piſa.

Piſa machte uns einen ſehr angenehmen Eindruck. Die als todt verrufene Stadt bot ein Bild des regſten Lebens, längſt des Lung Arno wimmelte es von Menſchen, welche aus ganz Italien hierhergeſtrömt, alle Brücken, alle Fenſter, alle Straßen waren bunt gedrängt. Im Hôtel Pefferade fanden wir noch Zimmer, freilich im dritten Stock, aber mit der herrlichſten Ausſicht auf den Fluß und die Stadt und prachtvoll eingerichtet. Da wir noch in dieſer Nacht nach Livorno zurückzukehren dachten, ſo eilten wir nach dem Dom, wo eben die Abendandacht verrichtet ward. Auch hier wimmelte es von Fremden.

Alles, was die Stadt Sehenswürdiges bietet, lag hier nahe beiſammen, der Campo Santo, das Baptiſterium und der berühmte Thurm; nur daß die Stunde zu ſpät war, um ihn zu erſteigen, und erſteigen wollten wir ihn um jeden Preis und ſomit blieb uns nichts übrig, als die Nacht zu bleiben und unſer Quartier mit 60 Francs auf die Rechnung verzeichnen zu laſſen. Ein prachtvolles Mittageſſen ſtand für uns bereit, als wir in den Gaſthof zurückkehrten und während wir noch ſpeiſten, ſtrahlten ſchon der goldene Schein der Mosaiken kamen von den Gebäuden gegenüber in unſer Zimmer. Bald ſenkte ſich der Abend tiefer; aber nur um dies Lichtermeer mit Tageshelle zu begaben. Iſt die Erleuchtung der Peterskirche in Rom ein glühendes Nachtſtück, ſo iſt die Illumination von Piſa eine weit bedeutſamere Erſcheinung, die ſchwerlich in der ganzen Welt ein Gegenſtück findet. Nur für einen Heiligen kann man ſolche Koſten und ſolche Mühen tragen.

Um einen Maßſtab der dafür ausgelegten Summen zu haben, will ich nur anführen, daß unſer ſpärlich erleuchtetes Hôtel 175 Piaſter koſtete.

Gegen die neunte Stunde war Alles angezündet, die lange Straße glich einem Zauberſchloße, der Arno ſpiegelte golden das Lichtermeer wider, während auf ſeiner ſchimmernden Flut Barken mit geputzten Damen ſchaukelten. Muſik tönte von allen Seiten, eine dichte Wagenreihe bewegte ſich langſam um den Quai, von der bunten Menge der Fußgänger umgeben. Alle Häuſer, alle Fenſter, alle Ballons waren voll Zuſchauenden, vom Höchſten bis zum Niedrigſten hatte man von nah und fern den Weg hierher nicht geſcheut. Um 11 Uhr verbot man den Wagen, um den Fluß zu geben, die Muſikchöre zogen fort, die aufgeſtellten Regimenter marſchirten ab; aber die Volksmenge blieb. Die Lichter verloſchen nicht vor dem grauenden Morgen und ſolange hielt auch die Schauluſt aus. Es war ein Nachtfeſt, dem auch die Nacht gewidmet blieb. Eiſenbahnzüge gingen von Stunde zu Stunde; aber nur ein geringer Theil folgte ihnen.

Der nächſte Tag brachte eine Feſtmuſik in der Kathedrale, mit Pauken und Trompeten und einziehendem Regimente, eine Kirchenfeierlichkeit, von der man ſich im Norden keinen Begriff machen kann; der Heilige, dem zu Ehren dies geſchah, hätte vor dieſem unheiligen Lärmen aus dem Grabe erſtehen können. Wir entflohen dieſen Tönen und beſtiegen, mit beſonderer Vergünſtigung des Gouverneurs, den Thurm, der heute dem Andrange verſchloſſen war. Abends fand ein Bootrennen ſtatt, das wir abwarteten, ohne jedoch für dieſen Aufſchub belohnt zu werden. Die Fahrt bei Nacht war indeſſen ſchön, der Himmel ſandte ſein ſchönſtes Sternenlicht herab und auf der Erde tanzten tauſend und aber tauſend Glühwürmchen ihre buntſten Weiſen in einem ſo ſtrahlenden Glanze, daß Felder und Wieſen wie erleuchtet davon waren und mein Auge ſich an dem muntern Spiele nicht ſättigen konnte.

Ermüdet erreichten wir Livorno, deſſen Thore ſchon geſchloſſen waren und für eine Belohnung

und wieder geöffnet werden mußten. Gelegenheit, des Fremden Börse in Anspruch zu nehmen, findet sich auf jedem Schritte; doch ist kein Mißbrauch dem gleich, mit welchem das Paßwesen betrieben wird. Unser Visa in Neapel kostete für unsere zwei Pässe nicht weniger als acht Piaster und seitdem haben wir in jedem Hafen ein neues Visa hinzufügen lassen müssen. Man darf den Fuß nicht auf eine Stunde auf italienischen Boden setzen, ohne eine Abgabe entrichten und seine Papiere noch außerdem mit einem Signé der Polizei versehen lassen zu müssen. Dadurch wird das Reisen hier nicht nur sehr theuer, sondern auch sehr unangenehm, zu einem fortwährenden Kampfe mit jeder Art von unverschämten Anforderungen, gegen die sich zu schützen, wie man kann, die Selbstrettung befiehlt.

Livorno wollte am folgenden Tage zur Wiederholung des Corpo Dio eine große Procession halten und wir beschlossen, die Feierlichkeit, welcher, wie es hieß, auch der Hof in Lucca beiwohnen wollte, mit anzusehen. Die Schwester des Großherzogs von Toscana ging indessen in den Himmel ein und infolge dessen verließ die fürstliche Familie, begleitet von dem Könige von Sachsen, unter dem Donner des Geschützes, schon am Morgen, als wir noch beim Frühstück saßen, die Stadt, und der mit rothem Sammet geschmückte Balkon des großherzoglichen Palais blieb am Abend während der Feierlichkeit leer.

Eine Procession im Süden ist ein Fest für das Volk, bei dem es sich so gut amüsirt wie in Dresden auf der Vogelwiese; nur daß hier Alles ohne leibliche Genüsse abgeht. Die verschiedenen Gewerbe in ihre Farben gekleidet, ziehen singend durch die Stadt, wenn man ihr Geschrei Singen nennen darf, dann folgen Priester, Militär und endlich der Bischof unter einem Baldachin; damit ist der Zug beschlossen, der sich in ewiger Länge schneckenhaft fortbewegt und das langweiligste Schauspiel bietet, welches man aufsuchen kann. Als wir unser Hôtel verließen, ging der Maler Weinhold vorüber und sprang auf unsere Einladung zu uns in den Wagen; seine Gesellschaft verkürzte mir noch ein wenig die Zeit des Wartens. Rund um den Marktplatz vor der Kathedrale stand Militär aufgestellt, um den Zug in seinem Gange zu beschützen, denn die Kirche erscheint hier immer von allen Seiten bewaffnet — und hinter den Soldaten standen wir auf Stühlen, deren Lehne wir zuweilen zum Sitze machten, uns ein wenig zu erholen. Plötzlich aber, als wir hoffnungsvoll dem Ende dieser schrecklichen Feierlichkeit entgegensahen, entstand ein Auflauf und die dicht gedrängte Volksmenge stürzte sich schreiend auf uns los. Weinhold wurde vom Stuhle geworfen und ich rollte ihm nach, zum Glück unbeschädigt, und Soldaten und Priester kamen herbei, um die Ordnung wiederherzustellen und die Menge zum Stehen zu bringen. Ich glaubte nichts weniger, als daß es einem Aufruhr gälte! Doch nein! es war nur ein scheugewordenes Pferd, das diese feigen Italiener den Kopf verlieren und sich blind aufeinander losstürzen ließ. Sie sind Memmen: darum sind sie — was sie sind.*)

*) Unsere geehrte Leserinnen überrascht wol, daß wenige Tage vor ihrer Ankunft in Livorno das schreckliche Unglück im Amphitheater stattgefunden hatte. Selbst in Frankreich, wo es der Nation doch nicht an Muth gebricht, herrscht der „panische Schrecken" so vor, daß bei jeder Gelegenheit und um die geringsten Veranlassungen in Paris und der Provinz das Sauve qui peut seine Opfer fordert. Die größere Phantasie und Beweglichkeit des Südländers läßt ein schneller sich sogleich das Gräßlichste vorstellen als bei den Nordländern, die ihr selbst in solchen Fällen behauptetes Phlegma nicht ganz berechtigt sind, Muth zu nennen. D. Her.

Anregungen.

Briefe aus Manchester.

Mittheilungen eines deutschen Malers.

II.

Nach meiner letzten Abschweifung vom eigentlichen Kunstberichte über die hiesige Ausstellung, veranlaßt durch den Besuch der Königin, kehre ich um so ernsthafter zu den Kunstwerken zurück, nachdem ich durch vielfach erneuten Besuch mich über den ganzen Bestand der Sammlung orientirt habe.

Wenn ich in meinem übersichtlichen ersten Berichte den Niederländern den Vorrang im Ganzen zuerkannte, so muß ich auch jetzt vollkommen der Ansicht bleiben; ich will aber doch heute, um nicht gleich wieder, wenn auch ausführlicher, dasselbe Thema zu behandeln, versuchen, eine Uebersicht der besten Werke der Italienischen Schule zu geben, wie sie hier vorhanden, und die bei allerdem des Respectabeln erstaunlich viel enthalten.

Zuerst ist anzuerkennen, daß die historische Entwickelung auch in der Aufstellung sehr günstig und übersichtlich dem Beschauer deutlich wird, und es sind sogar die ältesten Meister, wie Giotto, hierher durch einige sehr interessante Fragmente aus seinen Fresco-

bildern, reich und vollständig vertreten; doch muß man diese Männer in Italien und in ihren größern Wandgemälden kennenlernen, wenn man einen Begriff von ihrer Bedeutung für die spätere Entwickelung der italienischen Kunst haben will. Erst mit dem Beginn einer natürlichen Durchführung der Einzelheiten treten auch die Staffeleibilder in größerm Umfange oder in mehr künstlerischer Bedeutung auf. Zuerst ist es wol Masaccio, den man auch hier als den Anfänger einer großen und schönen Naturauffassung hervorleuchten sieht. Ein männliches Bildniß, das man vielleicht mit Unrecht für sein eigenes hält, denn es ähnelt dem schönen florentiner Jugendbildniß nicht sehr, ist eine wundervolle Arbeit, und wenn auch in Tempera, doch von unübertroffener Kraft und Wahrheit. Ein ebenso schönes, wenngleich viel zartres Bild von Giovanni Bellini hängt als prächtiges Gegenstück nicht weit davon; ein Bild, dem man ebenso die ganze Schlichtheit der Naturnachahmung ansehen würde, wenn auch nicht außerdem das Motto: „Non aliter" („Nicht anders") darunter stünde. Trefflich schließt sich hieran das herrliche Jüngste Gericht Fra Angelico da Fiesole's, das uns aus der Sammlung des Cardinals Fesch in Rom schon bekannt und das wir so gern in unserer dresdener Sammlung als einen Repräsentanten dieses großen Geistes gesehen hätten, jetzt Lord Ward's Eigenthum, der noch oft als Besitzer der schönsten Bilder im Katalog genannt wird. Auch jetzt wieder war es die himmlische Glorie und die schwebenden Engel und Seligen, die mich bei der Betrachtung dauernd fesselten, während die Hölle wirklich etwas lächerlich charakterisirt erscheint, was man ja auch von jeher bemerkte. Nächst Fiesole ist Sandro Botticelli vortrefflich vorhanden; ich mußte im Geiste mir fortwährend das Entzücken unsers verehrten Freundes von Quandt denken, wenn er einen seiner Lieblingsmeister hier so würdig vertreten gesehen hätte, wie dies sonst außerhalb Italiens selten der Fall. Eine Anbetung der Hirten, von besonders poetischer Conception, mit einem Kranze tanzender Engel über der Hütte, während andere Engel vorn die Hirten führen, sie bekränzen und wie im Ausdruck höchster Seligkeit vom Moment ergriffen umarmen und küssen, ist ganz einzig schön. Manche andere, demselben Meister zugeschriebene, schienen mir mehr den Charakter der Arbeiten des Filippo Lippi zu tragen. Ein köstliches kleines Bild von Mantegna, Judith mit der Alten, welche des Holofernes Haupt in den Sack thut, und einige sehr zweifelhafte, für Leonardo da Vinci ausgegebene Arbeiten bilden den Uebergang zu den großen Perioden der Italiener. Nur eins, aber ein sehr werthvolles und meines Erachtens durchaus echtes Werk des Michel Angelo, eine heilige Familie mit Engeln, unvollendet und eine Jugendarbeit, zeigt doch vollständig die Klaue des künftigen Löwen und steht in würdiger Nachbarschaft zu den drei Grazien des Rafael, die mit jeder erneuten Beschauung immer mehr Reiz und Anmuth und eine so holde Jugendlichkeit entfalten, wie sie nur Rafael's erste Bilder zeigen. Der Stich von Forster gibt im Ganzen eine vollkommen richtige Idee, wenn man die Bravour des Stichels etwas gemäßigt und die Contouren selbst noch um einen Hauch schlicher, den Hintergrund etwas einfacher und somit die Wirkung auch noch zarter denkt. Ich möchte damit dem trefflichen Stich nicht im geringsten zu nahe treten und es wird wol wenige Nachbildungen der Art geben, die nicht noch viel weiter hinter einem solchen Originale, dessen Schönheit in so feinen Tönen wie in einem Hauche ewiger Jugend schwebt, zurückbleiben müßten. Keins der übrigen hier ausgestellten Werke des großen Urbiners erreicht das ebengenannte, doch sind auch unter den übrigen noch höchst vortreffliche Arbeiten. Der vollendetern Epoche gehört die durch Perfetti's Stich bekannte Madonna aus Casa Nicolini an, in welchem Bilde insbesondere der Ausdruck des lächelnden Kindes jene Stärke des Ausdrucks hat, die dem Rafael so eigen ist und die in keiner Nachbildung, nicht einmal in der photographischen, die hier gemacht wurde, zu erreichen ist. Eine kleinere Madonna mit dem Kinde aus derselben Zeit und im Stil der Madonna aus Casa Tempi fesselt durch das schöne Köpfchen der Maria, während das Kind minder gelungen ist. Die meisten der sonst noch Rafael angehörigen Werke sind aus einer freilich meist sehr frühen Periode, und wenn auch den meisten vielleicht die Echtheit zugestanden werden darf, so sind sie doch eigentlich noch so sehr im Geiste Perugino's und der andern talentvollen Schüler desselben, daß sie als Charakteristik Rafael's nur bedingungsweise betrachtet werden können.

Von der Doublette der Magdalena Correggio's sprach ich schon. Die Gestalt ist hier in den Verhältnissen etwas edler und schlanker als die dresdener. Die Finger der linken Hand, welche das Buch hält, sind auffallend feiner, während die etwas mangelhafte Verkürzung des Unterarms dieselbe ist wie in dem dresdener Bilde. Die Färbung des Haares beschatteten Kopfes, des blonden Haares und überhaupt aller Schatten ist etwas dunkler, dagegen der Hintergrund eine etwas entferntere, großartige Baumgruppe. Offenbar aber paßt der abgeschlossene Fels- und Waldgrund des dresdener Bildes unendlich mehr zu der poetischen Intention und zu der in tiefe Beschauung versenkten Figur, sodaß ich kaum wünschen möchte, daß der Maler, wenn er einmal den Gedanken stiller Abgeschiedenheit so glücklich wie im dresdener Bilde verkörpert hatte, bei einer Wiederholung so wesentlich davon abgegangen sein dürfte. Ich würde viel eher daraus folgern, daß die Magdalena des Lord Ward eine frühere Gestaltung dieses Gedankens sei, den der Maler ja noch öfter mit besonderer Liebe behandelte. Wenigstens erwähnt Mengs eines eben solchen Bildes im Cabinet der Königin von Spanien, was er dem dresdener vorzog und das sich jetzt in Neapel befinden soll. Das hiesige stammt aus dem Besitz der herzoglichen Familie Orsini in Rom, wurde von Valoni unter einer alten

schlechten Uebermalung entdeckt und Gegenstand eines langwierigen Processes, der jedoch zu Gunsten des Entdeckers ausfiel, der es nun an Lord Ward verkaufte, dem seinerseits noch große Schwierigkeiten zutheil wurden, für sein Eigenthum das Recht der Ausfuhr zu erlangen. Eine kurzgefaßte geschichtliche Notiz in goldenen Buchstaben auf dem Rahmen verewigt diese interessanten Umstände; außerdem trägt der innere Rand noch die Inschrift „Too fair for worship, too divine for love" („Zu schön für Anbetung, zu göttlich für Liebe").

Die Venetianer, und unter ihnen Tizian, sind sehr zahlreich vertreten, aber kein einziges wirklich strahlendes Exemplar unter den mancherlei bedeutenden Bildern. Ein Exemplar, das Bildniß seiner Tochter, bewiesenermaßen nicht so vortrefflich als das berliner, eine Magdalena und hauptsächlich ein paar treffliche Bildnisse Alessandro de Medicis' und Ariosto's — das letztere eine Wiederholung des sonst im Manfrini-Palast in Venedig befindlichen — geben die Blicke des Beschauers vorzugsweise an. Paul Veronese ist in seinem Verhältniß etwa vorhanden und die großartigen aber wunderlichen, unverständlichen Allegorieen, Deckenbilder aus der Sammlung des Herzogs von Orleans, hängen noch dazu so hoch daß man wenig Genuß davon hat. Aber ferdlich muß man vor allen Dingen nicht von Dresden kommen, um irgend durch Tizian oder gar Paul Veronese hier überrascht zu sein. Dagegen sind einige höchst interessante Bilder von Giorgione vorhanden, vor allen ein kleines Urtheil des Paris, das leider nur auch noch zu hoch hängt, und eine schöne Herodias mit dem Haupte des Johannes und einer Begleiterin, von eigenthümlicher Färbung, wenngleich das Bild gelitten zu haben scheint. Von Tintoretto sind vortreffliche Porträts ausgestellt, die historischen Bilder dagegen sind durchaus nicht hervorragend. Ein Stern erster Größe aber, der Bolognesischen Schule angehörig, entschädigt für vieles Mittelmäßige ringsumher. Der todte Christus, umgeben von den weinenden Marien, im Schooße der ohnmächtigen Mutter, nur halblebensgroße Figuren von Annibale Caracci. Ein Bild, von so großer Kraft und Tiefe des Ausdrucks, wie man es diesem Meister der kühlen Effektik nicht zutrauen würde und das auch allgemein von der Stimme des großen Publicums als ein solches Juwel bezeichnet wird, wie es mit Recht betrachtet werden darf. Farbe und Tiefe der plastischen Durchführung sind des gewissenhaften Meisters würdig und man würde es den schönsten Leistungen der Cinquecentisten ganz an die Seite stellen können, wenn nicht ein gewisser ordinärer Realismus doch in den Händen insbesondere störend wirkte. Dennoch bleibt es in der That ein großes und bedeutendes Werk überhaupt, vielleicht das größte und bedeutendste dieses Meisters in Bezug auf Tiefe des Gedankens, der Empfindung und Durchführung. Demgemäß ist allerdings der enorme Preis, welchen der jetzige Besitzer gezahlt haben soll und den man auf 30,000 Pfund Sterling angibt, was wol noch zu bestätigen sein dürfte, obgleich im Allgemeinen hier fabelhafte Preise nicht ungewöhnlich sind. Guido Reni, Domenichino und Albani sind zahlreich genug, aber nicht in ihren besten Werken vorhanden, dagegen Salvator Rosa ganz ausgezeichnet schön. Eine große Anzahl der vortrefflichsten, sehr umfangreichen Landschaften dieses Meisters und ein historisches Bild: Hiob mit seinen Freunden, das gewiß zu den besten Leistungen dieses wunderlichen Malers gehört, geben einen vollständigen Begriff von der Charakteristik dieses hier sehr überschätzten Meisters.

Waldfrieden.

Mich lockt der Wald mit grünen Zweigen
Aus dumpfer Stadt und trüber Luft;
Er lockt mit seiner Sänger Reigen,
Mit seinem friedlichen Schweigen
Und seiner Blüten mildem Duft.

Es wölbt sich stolz der Buchen Krone
Und über Kiesel rollt der Bach;
Die Drossel pfeift auf grünem Throne,
Es spielt der Wind mit Orgeltone
Im dichtverschlungnen Blätterdach.

Und welch ein Reichthum in den Wiesen,
Die in dem kühlen Waldesgrün
Bald in Accorden, milden, leisen,
Und bald in vollern mächtig prrisen
Die reiche, wunderbare Welt.

Am fernen Abhang steh'n die Föhren,
Dort ruht der Hirsch im kühlen Lenn;
Sie stimmen auch in vollen Chören,
Um nicht die Harmonie zu stören,
Ein feierliches Loblied an.

Es fliegt ein Falke durchs Gehege
Mit lautem und mit heiserm Schrei;
Den starken Zittig schlägt er träge,
Hoch über ihm zieht seiner Wege
Ein stolzer, königlicher Weih'.

Und Stille, wie in Kirchenhallen,
Senkt sich auf Waldung, Thal und Flur;
Des Abends dunkle Schleier fallen,
Im trauten Zwielicht hörst du schallen
Den lauten Ruf des Uhus nur.

Dann steigt der Mond mit gold'nem Schrine
Am blauen Himmelsdom empor
Und streut sein Gold rings auf die Haine,
Auf Feld und Flur, auf grüne Raine
Und auf das stille, düst're Moor.

Die Ruhe, die das All umschlungen,
Zieht auch in deine Seele ein;
Der inn're Zwiespalt ist verklungen,
Du hast den Frieden dir errungen,
Des Herzens Saiten tönen rein.

Heinrich Zeise.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 46.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Kellah.

Eine jüdische Dorfgeschichte.
Von Alexander Weill.

I.

Zwei Stunden von Strasburg zwischen Achstett und Hört liegt ein Wäldchen, das Achstetter Wäldchen genannt, das einen böſen Ruf hat, obſchon ſeit Menſchengedenken nicht das geringſte Verbrechen darin vorfiel. Vor der erſten Revolution hielt ſich eine Räuberbande darin auf und während der Schreckenszeit im Elſaß in den neunziger Jahren fand man dort einige reiche Bauern aufgehängt, deren Namen man heute noch nennt. Seit dieſer Zeit aber hat keine That den unheimlichen Ruf des Waldes beſtätigt. Die Sage jedoch, daß um Mitternacht die Geſpenſter der ehemaligen Opfer ſich darin verſammeln, beſonders unter einem Dickicht von Buchen und Eichen, hat ſich in der Umgegend ſehr wohl erhalten, ja man hört zuweilen um Mitternacht ihr Stöhnen und Klagen in dem Sternwirthshaus zu Achſtett. Kein Bauer würde um dieſe Stunde das Wäldchen allein betreten; ſobald die Abenddämmerung eintritt, kehrt ihm jeder raſchen Schrittes den Rücken, blos einige arme Dorfhauſirer der Umgegend ſind oft gezwungen, um 3 Uhr des Morgens durch den Wald zu gehen, weil ſie gewöhnlich ſehr früh in der Stadt ſein müſſen, die ſie nach 3 Uhr Nachmittags wieder verlaſſen, um die Nacht in ihrem Dorfe zu verbringen.

In dieſem Wäldchen begegneten ſich während einer friſchen Septembernacht zwiſchen Elf und Zwölf zwei Burſchen, in einem und demſelben Dorfe geboren.

Der Eine kam von Strasburg, wo er eine Lieferung ſuperfeiner Lumpen verkauft, die er in den verſchiedenen Dörfern am Rhein eingehandelt hatte. Den Burſchen und Bauern gab er im Austauſch, dem Einen eine Axt, dem Andern eine Striegel, dem Dritten eine Schaufel, den Mädchen und Weibern aber Ringe, Kreuze, Taſchentücher und Stoff zu broderten Häubchen. So oft er eine Lieferung Lumpen nach Strasburg brachte, machte er zugleich ſeine verſchiedenen Einkäufe in der Stadt und ſetzte ſo ſein Geſchäft aufs neue fort.

Er hieß Kalman, war blaß von Geſicht, ſchwächlichen Wuchſes und 23 Jahre alt.

Kalman war Jude, ein ſtrenger orthodoxer Jude. Seine Sitten waren rein, ſein Charakter ſanft und ſtill, er liebte und fürchtete ſeinen Gott von ganzem Herzen, fluchte nie und ſagte nie ſeinen Nebenmenſchen, Chriſten oder Juden, etwas Böſes nach. Mit den Bauern machte er ſeine Geſchäfte rund ab, brach ihnen nie das Wort, aber ließ ſich mit ihnen, trotz ihrer beſtändigen Anſpielungen, in kein religiöſes Geſpräch ein. Und war er am Ende gezwungen, denn im Elſaß, wo faſt überall Juden, Proteſtanten und Katholiken wohnen, ſind religiöſe Streitigkeiten das gewöhnliche Tagesgeſpräch, wenn er alſo eine Antwort geben mußte, um nicht für dumm und ſtumpfſinnig zu gelten, ſagte er: „Wir haben Alle einen Gott. Jeder, der Gutes thut und ſeinen Nächſten liebt, preiſt dieſen Gott und ſeine Religion."

Mit den Juden hatte er seine Geschäfte, also auch seine Streitigkeiten. Sein Handel ging gut, weil die Bauern seinen Charakter liebten, besonders die Frauen, die sich oft vor ihren Männern einen Mann wie Kalman wünschten. Mehr als ein Christenmädchen in den Dörfern sagte ihm zuweilen: „Schade, Kalman, daß du ein Jude bist, ich hätte dich gar zu gern." Er aber lächelte blos und erwiderte: „Ich bin verliebt." Seine Erziehung war keine glänzende, doch las er Deutsch, konnte einige hebräische Gebete übersetzen und hatte in seiner frühen Jugend verschiedene auf Hebräisch-Deutsch übersetzte moralische Tractate gelesen, und seine Mutter, die er in seinem achtzehnten Jahre verlor, sprach beständig in biblischen Sprichwörtern, die er alle in sein Gedächtniß eingeprägt hatte und die sozusagen die Richtschnur seines Handels und Wandels wurden. Er erhielt mit seinem Verdienst seinen alten Vater und seine jüngere Schwester. Vor einiger Zeit noch schleppte er jede Woche auf seinem Rücken einen ballen Lumpen nach Straßburg und machte seine Einkäufe im Kleinen; seit drei Monaten hatten sich indeß seine Geschäfte so vermehrt, daß er alle 14 Tage einen Wagen voll Lumpen in die Stadt führte, woran er 70—80 Francs gewann, und immer besser und besser ging das Geschäft. Kalman besaß bereits ein erworbenes Vermögen von 100 Thalern und hielt sich, was die elsässer Juden für „beduch" nennen.

Es war in der Nacht von Donnerstag zu Freitag. Kalman konnte seine Rückkehr nicht aufschieben. Er hatte einem Bauer versprochen, um 7 Uhr in der Frühe ein Pflugeisen aus der Stadt zu bringen. Er gewann zwei Francs daran und um 3 Uhr am Freitag Abend mußte er gewickt*), gewaschen und angezogen in der Synagoge sein, um den Sabbath feierlich zu begrüßen.

Der andere Bursche, der aus dem Dorfe kam, war ein Katholik und hieß Tony. Er trieb verschiedene Handwerke, als Wagner, Schlosser, Hufschmied, und verstand wie Keiner den Pflug zu führen. Seit drei Jahren war er Gesell in dem Hause Jockel's, den man zuweilen den Schwarzjockel hieß, weil er schwarz von Haar und Bart war, gewöhnlich aber mit dem Scheinamen den Wucherjockel bezeichnete. Er besaß eine Schmiede, eine Wagnerei und eine Sägemühle. Er hatte zwei majorenne Töchter von seiner ersten verstorbenen Frau und ein schönes Kind von der zweiten. Jockel's Hauptgeschäft aber war der Wucher, den er durch arme Juden ins Große trieb, namentlich durch seinen Hofjuden Jodeck.

Seit einigen Wochen hatte Tony plötzlich das Haus Jockel's verlassen, Niemand wußte warum, und verbrachte die Zeit in den Wirthshäusern und im Walde. Schlimme Nachrichten verbreiteten sich über ihn und leugnen konnte er nicht, daß er in 14 Tagen zwei mal vor der Thür seines ehemaligen Patrons wie mausetodt betrunken gelegen. Tony, sagte man, hat's mit dem Einäugigen (Teufel) zu thun, Tony bringt's schnell weit, vielleicht bis nach Toulon, zu den Galeerensträflingen.

Tony war hochgewachsen, wacker und stark, blonden Haars und sonnenverbrannten aber regelmäßigen Gesichts. Er trug die niederrheinische elsässische Kleidung, weite sammetne Hosen, rothe Weste mit weißen Knöpfen, eine kurze Jacke und eine mit Pelz besetzte Mütze; eine frischabgeschnittene Gerte hatte er in der Hand. Er war auf dem Wege nach Richstett. In diesem Augenblicke träufelte der Vollmond seine blassen Strahlen durch das Gebüsch. Beide Burschen hatten sich in der Entfernung von zehn Schritten erkannt und blieben wie gebannt an ihrer Stelle.

„Du kannst von Glück sagen, Kalman", sagte Tony ironisch, „daß du mich um die Geisterstunde im Richstetter Wäldchen antriffst."

„Wenn ich Glück hätte", erwiderte der Jude, „so würde ich dir nie begegnen und soviel ich mich erinnere, ist es das zweite mal seit 14 Tagen, daß du mir in den Weg läufst."

„Ja", antwortete Tony keck, „aber das erste mal waren wir nicht allein im Richstetter Wald und du kamst nicht von Straßburg, die Taschen voll mit Fünffrancsstücken gespickt."

„Ich verstehe", sagte der Jude, dem es heiß den Rücken hinab rieselte, „du willst mein Geld. Vielleicht hast du gar die Absicht, einen Mord an mir zu begehen, denn seit einiger Zeit bist du des Teufels. Du arbeitest nicht mehr und lebst vom Umherschlendern und Faullenzen in den Wirthshäusern."

„Wie viel Geld hast du in der Tasche?" fragte Tony.

Kalman, dessen Zähne vor Furcht klappten, griff in die Tasche, nahm ein kleines Gebetbuch daraus, küßte es und blickte gen Himmel.

Er hält mich wirklich einer Mordthat fähig, dachte Tony und dieser Gedanke brachte ihn gegen den Juden auf.

*) Die frommen Juden rasiren sich nicht. Sie haben keine glatte Scheere, nur 2 oder 3 Mal im Jahre nehmen sie die Mühe des Bart abnehmen und das heißt wickeln.

„Nun, Kalman", rief er im jüdiſchen Dialekt, „du vertheidigſt dich nicht einmal. Du biſt feig."

Kalman, der Tony ſtarr mit ſeinen blauen Augen wie das Schaf ſeinen Schlächter anſah, erwiderte nach einer Pauſe: „Wozu mich vertheidigen, du biſt zwei mal ſo ſtark als ich. Wenn du mein Geld willſt, hier iſt mein Beutel, es ſind 125 Francs darin; die 25 ſind meinem alten Vater beſtimmt für ſeinen monatlichen Unterhalt. Wenn du mich aber morden willſt, ſo laß mich nicht lange auf der Folter, vergiß aber nicht, daß Menſchenblut ſich immer rächt und nie ein Mörder dem Arme Gottes entgeht. Der Gott unſers Gebets und unſerer Liebe iſt eben nicht derſelbe, aber wol der der Gerechtigkeit!"

„Bei Gott, du predigſt wie ein Pfarrer", verſetzte Tony, und indem er Kalman um den Leib faßte, der bereits mehr todt als lebendig war, ſetzte er ihn mit einem ſtarken Ruck auf einen abgehauenen Baumſtamm, nahm ruhig Platz neben ihm und fügte hinzu: „Wie, Kalman, auch du hältſt mich eines Verbrechens fähig? Du, der einzige Judenburſche im Dorfe, den ich liebe und ſchätze?"

„Du ſpielſt mit mir wie die Katze mit der Maus", erwiderte Kalman mit ſchwacher Stimme.

Tony zuckte die Achſeln und antwortete nicht.

Nach einigen Minuten, während deren er wieder neues Leben ſchöpfte, fragte Kalman: „Was willſt du von mir?"

„Du ſollſt mir zehn Francs leihen", entgegnete Tony.

„Nichts weiter?" verſetzte der Jude. „Es war wol der Mühe werth, mir einen Todesſchreck darum einzujagen. Da haſt du ſie. Geſtehe aber, daß du ſie auf ſonderbare Art verlangt haſt und Bitten dein gewöhnliches Handwerk nicht iſt."

„Höre mir zu, Kalman, ich will dir Alles geſtehen, denn ich merke wol an der Meinung, die du von mir haſt, daß ich auf falſchem Wege bin."

„Allerdings", antwortete Kalman, „du biſt ein Räthſel im Dorfe. Niemand weiß, was du jetzt treibſt und Jedermann wundert ſich, daß der junge, wackere, fleißige Tony ſo ſchnell umgeſchlagen hat und ſich von dem Geiſte des Böſen ganz beherrſchen läßt."

„Du wenigſtens ſollteſt es doch wiſſen", ſagte Tony. „Biſt du nicht der Freier der kleinen Kellah, die bei der Frau Gaba im Dienſt iſt?"

„Sie iſt meine Braut", erwiderte Kalman. „Wir lieben uns ſchon ſeit drei Jahren. Was hat aber Kellah mit dir zu ſchaffen?"

„Du weißt alſo nicht", verſetzte Tony, „daß Kellah die einzige beſte Freundin der Mariegrete, der jüngſten Tochter Jockel's, iſt?

„Freilich weiß ich's. Und nun?"

„Je nun", fuhr Tony fort, „ich ſehe wohl, daß die kleine Kellah alle Tugenden beſitzt, ſogar die der Verſchwiegenheit, ſonſt hätte ſie dir geſagt, daß mir die Mariegrete am Herzen hängt, daß ich nur ihrethalben bei ihrem Vater im Dienſte blieb — denn iſt's wahr oder nicht, habe ich nicht wie ein Neger Tag und Nacht für ihn gearbeitet?"

„Gewiß", ſagte Kalman.

„Und weißt du, was ich verdiente? Hundert Francs jährlich und ein Stück Zwillich für eine Bluſe. Dafür beſchlug ich alle Pferde im Dorfe, zimmerte Wagenräder und brannte Eiſenreife darauf; wie oft bämmerte ich die ganze Nacht hindurch, blos um unter dem Dache zu bleiben, wo Mariegrete ruhte."

„Und Grete", fragte Kalman, „iſt ſie dir gut?"

„Ich glaubte es und das war genug für mein Glück. Ich glaube es noch, ich weiß, daß ſie mich vertheidigt."

„Iſt dem alſo", verſetzte der Jude, „warum arbeiteſt du nicht, warum bleibſt du nicht ein braver, fleißiger Handwerksburſche?"

„Ja, wenn ich nicht toll wäre. Weiß ich, was ich thue? Seitdem mich der Jockel wie einen Hund zu ſeinem Hauſe hinausjagte, habe ich den Verſtand verloren. Ans Arbeiten denke ich nicht, ich denke nur an die Grete."

„Der Jockel iſt hart und böſe", ſagte Kalman. „Ich kenne vier brave Bauern, die er durch ſeinen Jodeck zugrunde gerichtet hat. Unter uns Juden ſagt man, er habe ſeine zwei älteſten Töchter um ihr mütterlich Gut betrogen. Der liebt aber auch auf Gottes liebem Boden nichts als ſein Geld. Es iſt ein Herz von Eiſen. Aber das rechtfertigt deine ſchlechte Aufführung nicht. Das heißt Waſſer auf Jockel's Mühle ſchütten."

„Du haſt Recht, Kalman", verſetzte Tony, „ich weiß es, aber in der erſten Zeit meiner Entfernung von Mariegrete hat mir der Schmerz das Herz und den Verſtand abgedrückt. Ich hätte mich aus Wuth ſelbſt in Stücke zerhauen mögen. Jetzt bin ich gelaſſener. Weißt du, warum ich zehn Francs nöthig habe? Als ich noch im Dienſt war, hat mir der Schuft eine Wieſe in Pacht gegeben, die ich meiner Schweſter überließ, weil ſie eine Kuh und zwei Gaiſen hat. Heute war ein Termin von 33 Francs verfallen, ich konnte nur 23 zuſammenbringen. Glaubſt du, er hat ſie ange-

nommen? Mit dem Gerichtsdiener hat er mir gedroht; ausgescholten hat er mich, als wäre ich ein Verbrecher. Und doch habe ich mich überwältigt. Ich wußte, daß die Grete in der Kammer war, sonst hätte ich ihn wie Gußeisen verhämmert."

„Das ist brav", erwiderte Kalman, „und beweist, daß du die Grete lieber hast, als du glaubst. Wenn du aber deinen Zorn bewältigt hast, warum bezwingst du nicht die Lust des Trinkens und des Müßiggehens? Ein betrunkener Bursche ist nicht würdig, der Schatz Gretels zu sein."

„Das ist wahr, Kalman. Auch ist's aus mit dem Herumstreifen. Ich wollte eben nach Richstett zu meinem Onkel, ich gehe nach Paris."

„Sonderbar", sagte Kalman, „Kellah schwatzt mir die Ohren voll von Paris. All ihr Dichten und Trachten geht dahin. Ich aber sage, bleibe im Lande und nähre dich ehrlich. Warum suchst du nicht Arbeit in Straßburg?"

„Ei was! Da komme ich zu nichts. Und dann würde ich jede Woche einmal ins Dorf gehen, um die Grete zu sehen und so oft ihr Vater erfährt, daß sie ein Wörtel mit mir gewechselt, schmäht er sie und straft sie. Bin ich aber in Paris und verdiene viel Geld so komme ich in einem Jahr beiläufig zurück, vielleicht früher noch; vielleicht kommt die Mariegrete mit ihrer Mutter zu mir, denn Beide stehen viel aus bei dem alten Wucherer. Der ist so geizig, daß er seine eigene kranke Frau Hungers sterben läßt. Die Grete ist mir gut, sie wußte, warum ich trank, und verzieh mir. Nun aber ist's aus mit dem Trinken. Ich habe meinen Verstand und mein Herz wiedergefunden. Ich gehe nach Paris."

„Gut", sagte Kalman. „Kehren wir ins Dorf zurück, denn ich hoffe, du kehrst mit mir zurück, um die zehn Francs gleich zu bezahlen. Morgen spreche ich mit Kellah, vielleicht gehen wir miteinander nach Paris."

Tony fuhr freudig von seinem Sitze auf. „Wetter", rief er, „das wäre schön! Kellah ist ein Teufelsmädel, sie hat ihres Gleichen nicht. Warum aber will sie nach Paris?"

„Das arme Mädel!" sagte Kalman. „Du beklagst dich; weißt du, was Kellah verdient? Sie versorgt eine Haushaltung von 14 Personen, worun sieben Kinder, die sie an- und auszieht, schlafen legt, reinigt und bewacht; dabei hat sie zwei Kühe zu melken, ins Heu zu gehen, die Kartoffeln im Felde zu häufeln und verdient jährlich 48 Francs, zwei Hemden, zwei Paar Schuhe und einen kattunenen Rock. Und ihre Herrin ist ihr leibliches Geschwisterkind. Kellah ist die feinste jüdische Köchin im Unterelsaß. Sie hat eine Tante in Paris, die dort als Köchin 600 Francs verdient. Und deswegen träumt sie Tag und Nacht von Paris."

„Desto besser", rief Tony. „Wenn Kellah nach Paris geht, die Mariegrete folgt ihr sicher. Die Beiden können nicht mehr voneinander getrennt leben, die sind im ganzen Elsaß dafür bekannt. Woher aber Geld nehmen, ohne zu stehlen? Ich wollte deshalb zu meinem Onkel nach Richstett."

„Höre, Tony", sagte Kalman, der sich endlich bereit machte, seinen Weg fortzusetzen, „wenn Kellah und Grete mit uns gehen, ich habe 100 Thaler und ich leihe dir das Reisegeld."

„Kalman", sagte Tony, „mein ehemaliger Schullehrer war ein böser Lump!"

„Und warum?" fragte Kalman.

„Der sagte, alle Juden wären Spitzbuben. Uebrigens ist er im Gefängniß gestorben."

Des Schwarzjockel's Haus mit Scheuer und Schmiede stand an der Ecke der Hauptgasse am äußersten Ende des Dorfs. Tony und Kalman, auf einer Anhöhe ungefähr zehn Minuten vom Dorfe angelangt, hörten die Kirchenuhr zwei schlagen und sahen mit Schrecken einen Funkenwirbel, der sich licht und hell über der Schmiede gen Himmel erhob.

„Sollte Jockel so spät in der Nacht arbeiten lassen?" fragte Kalman.

In diesem Augenblick verwandelte sich der Wirbel in eine helle Feuerzunge, die bis zur Dachspitze des Hauses sich erstreckte.

„Es brennt bei Jockel", schrie Kalman auf.

„Jesus und Joseph", rief nun auch Tony, „Mariegrete schläft in einer Speicherstube. Rasch, Kalman, wir retten sie!"

„Ein Wort nur", erwiderte der Jude. „Ich sehe und höre nichts im Dorfe. Versprich mir, daß du an Jockel keine Rache nimmst. An deiner Stelle würde ich vor allem den Vater Mariegretens retten."

„Und Grete?" fragte Tony kurz.

„Das ist meine Sorge".

„Du kennst aber das Innere des Hauses nicht. Ihre Schwestern schlafen in demselben Stock."

„Ich verspreche dir, Alles anzuwenden — sie zuerst zu retten. Du hast von mir nichts zu fürchten, ich habe nie die Hand eines Christenmädchens geküßt und dann liebe ich Kellah. Sei großmuthig und das ganze Dorf wirft dir die Grete

in die Arme. Die Menschen sind nicht so böse, als du glaubst."

„Du bist ein Goldburiche", sagte Tonv. „Dich hätte ich längst kennen sollen. Und nun vorwärts!"

Als sie sich dem Hause näherten, sprühten wilde Flammen zu den Dachfenstern heraus. In der Ferne hörte man „Feuer! Feuer!" schreien, aber noch war Niemand in der Gasse.

Tonv brach die Fensterladen im Erdgeschoß in Stücke und flog wie der Wind in die Kammer, wo der Schwarzjockel zu schlafen pflegte. Kalman sprang ihm nach, lief auf die Hausflurtreppe und schrie aus allen Kräften: „Mariegrete! Mariegrete, wo bist du?" Seine Stimme aber wurde von dem Krachen der Dachbalken übertönt. Die Bauern liefen zwar endlich mit Leitern herbei, hatten aber weder Wasser noch Eimer, um zu löschen.

Während einiger Minuten rang Jockel mit Tonv, denn er glaubte, sein Todfeind wäre bei ihm eingebrochen, um ihn zu bestehlen; er wollte übrigens seine Kammer nicht so rasch verlassen, weil seine Kasse darin festgemauert war.

Als aber Tonv selbst die Folgen des von oben herabstürzenden Rauchs empfand, schöpfte er doppelte Kraft, nahm den wütenden Jockel, der immer „Mörder und Diebe!" schrie, in seine Arme und schleuderte ihn durch das Fenster auf den Düngerhaufen, wo ihn die Bauern aufhoben.

Kaum war dies geschehen, so lief Tonv der Treppe zu, um Kalman zu Hülfe zu eilen; aber schon hatte der Rauch das ganze Haus angefüllt und Tonv, sein Leben zu retten, mußte durch das Fenster springen. Im Hinausspringen aber bemerkte er eine menschliche Gestalt im Alkoven, die mit einem kleinen Paket sich in die Küche flüchtete, deren Hinterthür offen war.

Nach langem Hin- und Hertappen hatte Kalman Mariegretens Stübchen gefunden. Wie ein Kind hob er sie aus dem Bett und lief mit ihr gegen die Treppe. Hier aber erstickten sie fast vor Rauch.

„Wir sind verloren", rief Grete, die Arme um den Hals ihres Retters schlingend.

„Kehren wir in deine Stube zurück, denn wir finden die Treppe nicht mehr. Woran stößt dein Stübchen auf der andern Seite?"

„An die Scheuer."

„Wenn das Feuer noch nicht in der Scheuer ist", sagte Kalman so „sind wir gerettet. Wo nicht, mein Kind, so sterben wir. Früher oder später. Wie Gott will."

Indem er dies sagte, legte er Grete, die kein Glied rühren konnte, auf den Boden und versuchte, mit einem Bettstollen ein Loch in die Wand zu bohren. Die Scheuerwand bestand aus ungebrannten Backsteinen und während Kalman schweißtriefend und ächzend arbeitete, betete Mariegrete mit gefalteten Händen.

„Wir sind gerettet!" rief Kalman plötzlich und fiel auf die Knier. Er hatte in der That die dünne Mauer durchbrochen und durch die Oeffnung gesehen, daß das Feuer noch nicht die Scheuer ergriffen hatte. Sie arbeiteten Beide mit Händen und Füßen und in wenigen Minuten waren sie auf dem Heustock. Kalman warf Heu und Stroh in die Tenne, sprang hinab und rief laut nach Tonv.

Dieser, der bereit war, auf einer Leiter von der andern Seite des Hauses in Gretens Stube zu dringen, lief herbei und fragte: „Wo ist Mariegrete?"

„Sie ist heil an Leib und Seele", antwortete Kalman. „Sie ist auf dem Heustock".

Tonv wollte zu ihr, aber Kalman hielt ihn zurück, indem er zu ihm sagte: „Sie ist im Hemd. Wir sind fast erstickt."

Jetzt eilte auch Kellab herbei, das ganze Dorf war auf den Beinen. Kalman führte Kellab zu Grete, die ohnmächtig auf dem Heu lag und Kellab trug sie mit mehren Frauen in ihr Zimmer bei der Frau Cabu.

Was noch zu retten war, wurde gerettet. Aber das Haus, die Schmiede und der Wagenschuppen wurden ein Raub der Flammen. Die Scheuer und ein Holzschuppen allein blieben vom Feuer verschont.

Während des Brandes hatte Niemand die zwei ältesten Töchter Jockel's bemerkt. Man fand sie später mit verengten Haaren im Stall.

Die Freundschaft Mariegrete's mit Kellab hatte folgenden Ursprung.

Der Vater und die Stiefmutter Kellab's wohnten in einem ärmlichen Hause, das nur durch eine Wiese von dem Eigenthum Jockel's getrennt war. Kellab's Vater war arm, brustkrank und die Unterstützung, die ihm seine Nichte, Frau Cabu, monatlich gab, reichte kaum hin, den Apotheker zu bezahlen. Er hatte zur zweiten Frau eine ausgezeichnete Köchin geheirathet, die im ganzen Thal bei den Juden bekannt war.

Die jüdische Küche, die von den Patriarchen herstammen soll, hat ihre besondere Gerichte

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 19188/680

Nicht allein essen die frommen Juden von keinem Thiere, das nicht wiederkäut und dessen Klauen nicht gespalten sind; von keinem Fische, der nicht zugleich Schuppen und Fließfedern hat — ein Verbot, das sich in der Bibel befindet —, sondern auch, und dies gebietet der Talmud, es muß jedes Thier vom Leben zum Tode gebracht werden sein und zwar durch einen Messerschnitt in die Halsadern, damit es rasch sein Blut verliere; es muß, immer nach den Gesetzen des Talmud, jedes Stück Fleisch, ehe es gekocht oder gebraten wird, eine Stunde im Salze bleiben, damit alles Blut verschwinde, und eine andere Stunde im frischen Wasser. Ferner verbietet der Talmud jedes Gemisch von Milch, Butter und Rahm mit Fleischspeisen, ja er verbietet sogar Milchspeisen nach den Fleischspeisen, sogar ohne Gemisch.

Theils daher aus Neid, theils aus Tradition besitzt die jüdische Küche gewisse eigene Speisen, von denen die deutsche Küche sich einige angeeignet hat, so z. B. die Gerstbeesuppe, eingedämpftes Fleisch, was die Franzosen nicht kennen, Gurkensalat und eingemachte Salzgurken — die aus Polen stammen — ein Grenevoresse mit Bonzen, Fische mit sauer-süßer Sauce oder auch scharfer Sauce (nie mit Oel und nie kalt), sauer-süße Bohnen mit Erbsbeensuppe, Salat mit Zucker, besonders eine große Anzahl Mehlspeisen, Torten und Kuchen, worunter der berühmte Fritmlesschalet und der König aller Schalets, den man Kugel heißt.

Kellah's Stiefmutter wurde zu allen jüdischen Hochzeiten, Beschneidungen und Gastmählern auf 20 Stunden in der Umgegend als Köchin abgeholt und das war ihr einziger Verdienst. Sie hatte ihre Tochter von früher Kindheit an in die Geheimnisse ihrer Kunst eingeweiht und in ihrem funfzehnten Jahre nahm es Kellah mit den feinsten Aeltesten Köchinnen im Elsaß auf. Leider wurde ihre Mutter, die während eines strengen Winters in einer fast offenen Küche ein Gastmahl bereitete, an beiden Armen gelähmt und das arme Kind mußte jetzt allein Mittel finden, Vater und Mutter zu ernähren. Sie verdingte sich bei ihrer reichen Base, als sie aber diesen Dienst trotz des geringen Gehalts annahm, dachte sie bereits auf Mittel, um ihren armen Aeltern Nahrung und Unterhalt zu sichern.

Fast jeden Tag kochte sie eine Kraftsuppe für ihre kränkliche Herrin und bat sie um Erlaubniß, den Rest ihrem Vater zu bringen, was Frau Cahn als fromme Jüdin ihr nicht abschlagen konnte. Zu gleicher Zeit sparte sie ihr eigenes Mittagessen und brachte es ihrer Stiefmutter. Sie selbst begnügte sich im Sommer mit etwas Obst und Salat und im Winter mit einer Rübe oder einem Apfel und einem Stück Brot. Selten hatte sie Zeit, sich ein halbes Dutzend Kartoffeln zu kochen. Die Rübe nahm sie oft in Jockel's Scheune, denn Niemand im Dorfe versagt eine Rübe oder einige Kartoffeln, es müßte denn eine Hungersnoth sein.

Vergebens machte die Mutter, die endlich ihre Aufopferung entdeckte, ihrer Stieftochter die zartesten Vorwürfe. Manchmal zwang sie Kellah, mit ihr und ihrem Vater zu speisen. Der Stolz des ehemaligen vermögenden Vaters und die fröhliche Ergebung der Tochter in ihr Schicksal verhinderten die Aeltern, ihre Hingebung die Frau Cahn wissen zu lassen. Uebrigens ist die Wohlthätigkeit der besten reichen Landleute sehr beschränkt und Frau Cahn glaubte, sehr großmüthig zu sein, wenn sie ihrem Onkel zehn Francs monatlich und obendrein jeden Tag eine Fleischsuppe zukommen ließ.

Während des Herbstes hatte Jockel Kellah mehre male aus seiner Scheune gehen sehen und jedes mal schmähte und grollte er gegen die schändliche Jüdin. „Ich muß ihr aufpassen", sagte er einst vor Grete, „und wenn sie mir etwas stiehlt, so kommt sie nicht gut davon."

Da aber Jockel's Frau und jüngste Tochter von der kleinen Kellah nur Gutes gehört hatten und den bösen Charakter Jockel's kannten, so beschlossen sie, die Mutter der Jüdin, ihre arme Nachbarin, davon zu benachrichtigen.

„Du mein Gott", antwortete diese, nachdem sie den gutmeinenden Nachbarinnen gedankt hatte, „ich weiß wohl, daß meine Tochter zuweilen eine Rübe bei euch holt. Wie oft habe ich sie gebeten, jeden Tag mit uns zu essen! Es hilft Alles nichts, sie gibt ihr bestes Essen ihren Aeltern und stirbt lieber Hungers."

Als Beide, Mutter und Tochter, die ärmliche Wohnung der Jüdin verließen, sagte die Mutter: „Grete, mein Schatz, hast du verstanden?"

„Ja, Mutter," versetzte diese, „und Thränen stehen mir im Auge."

„Diese armen Menschen", fügte die Mutter hinzu, „die keine zehn Francs im Vermögen haben, werden wie Prinzen und Königinnen gepflegt. Sie haben fette Suppen und süße Kuchen, mir läßt dein harter Vater trotz meiner Krankheit keinen Arzt zu, viel weniger solche Stärkung."

„Gute liebe Mutter", sagte Grete, „laß mich machen. Unser Herrgott hat uns zu dieser Jüdin

geschickt. Geh', Mutter, ich verschaffe dir Suppen und Fleisch. Du wirst schon sehen."

„Du bist mein einziger Trost auf Erden", erwiderte die Mutter. „Ohne dich lebte ich längst nicht mehr. Du weißt nicht, wie viel ich dulde."

„Es ist wahr", zürnte Grete vor ihrem Vater einige Minuten nach ihrer Rückkehr, „diese Jüdin stiehlt uns Rüben und Kartoffeln."

„Was sagst du, Grete?" fragte der Vater. „Ich dacht' es mir!"

„Ja, aber ich vertreib's ihr," fuhr Grete fort, die sich stellte, als sei sie gegen Kellah empört. „Heute Abend noch passe ich ihr auf und ertappe ich sie, schlage ich sie lahm."

„Brav, Tochter," sagte Jockel, „du wenigstens bestiehlst mich nicht wie deine Schwestern, du vertheidigst mein Gut."

„Laß' mich nur machen, Vater", sagte sie, „und bekümmere dich nie mehr um diese Diebin. Ich gebe ihr ihr Theil." Und an demselben Abend noch, denn die Landjuden speisen um 6 oder 7 Uhr des Abends zu Mittag, versteckte sich Mariegrete in eine Ecke der Scheune und sah bald darauf Kellah erscheinen, die eine Rübe aus einem Gebund riß, sie reinigte und mit einem an ihrer Schürze angehängten Messer zu schaben anfing.

„Was machst du da?" rief Grete unwillkürlich.

Kellah, die sich verrathen sah, warf die Rübe weg und lief auf und davon, aber Grete lief ihr nach.

Sobald sich Kellah verfolgt sah, sank sie fast bewußtlos auf die Wiese, indem sie leise bat: „Es ist ja nur eine Rübe."

Statt ihr aber Vorwürfe zu machen, hob sie Mariegrete auf und drückte sie an ihren Busen.

„Du bist mir also nicht böse?" sagte die blasse Kellah.

„Ich dir böse sein?" erwiderte Grete. „Ich bewundere dich, ich habe dich lieber als meine Schwestern."

Die arme Kellah wußte gar nichts zu antworten, so erstaunt war sie. Endlich sagte sie: „Ich habe Unrecht. Wenn es auch blos eine Rübe, es ist doch gestohlen!"

„Kellah", sagte Marigrete, „sprich nicht so thöricht. Meine Mutter und ich, wir wissen, warum du Rüben nimmst. Eine Rübe versagt man ja einem Thiere nicht. Du bist ein Engel, du liebst deine Mutter. Ich habe auch eine Mutter, Kellah, und liebe sie mehr als mich selbst."

Kellah küßte Grete und sagte: „Wenn du deine Mutter liebst, so verstehst du mich."

„Ja, Kellah", sagte Grete, „ich will deine Schwester sein und von nun an brauchst du keine Rüben mehr zu nehmen. Höre, was ich dir sage. Meine Mutter ist kränklich und leidet immer mehr aus Mangel an Pflege. Der Vater ist so genau, daß er aus Geiz nicht das Geringste für ihre Heilung thut. Wir sind reich und leben wie Bettler. Die Mutter und ich selbst, wir verstehen uns nur auf grobe Bauernküche. Du hingegen bist eine feine Köchin und verstehst es, Kranke zu pflegen. Ohne dich würde dein Vater längst schon gestorben sein. Ich will dir Geld geben, dafür kochst du für meine Mutter, und wenn du deinen Aeltern das Essen bringst, so bringst du zugleich das meiner Mutter, die sich bei ihnen um diese Zeit immer aufhalten wird. Willst du?"

„Und dein Vater?"

„Der darf nie etwas davon erfahren. Uebrigens kommt das Geld nicht von ihm, sondern von der Mutter."

„Thu' ich aber recht daran, wenn's dein Vater nicht wissen soll?"

„Ueberlege es, Kellah. Alles, was ich von dir verlange, ist, meine kranke Mutter zu pflegen. Ich will dir in Allem helfen; du lehrst mich kochen."

„Es kann keine Sünde sein", sagte endlich Kellah, „seine Mutter zu pflegen, sogar gegen den Willen eines Vaters."

„Und dann rufst du uns, wenn der Arzt deinen Vater besucht, denn mein Vater duldet keinen Doctor im Hause. Wir zahlen Alles und ich werde deine Mutter lieben, so wie du die meinige liebst."

„Ja", sagte Kellah gerührt, „lieben wir uns und lassen wir den Haß den Thoren und den Bösen. Und gerade, weil du ein Christenmädel bist, gebe ich dir mein Herz."

Und unwillkürlich küßten sich die beiden Jungfrauen und gelobten sich gegenseitig eine ewige Freundschaft.

Seit diesem Tage fand die Mutter Mariegretens Pflege und Gesundheit. Sie starb plötzlich ein Jahr später an der Cholera und es blieb der armen Grete nur ihre Freundin Kellah.

Im Dorfe hieß man sie die halbgetauften Zwillingsschwestern.

Kellah mußte Kalman gefallen, der in seiner Art so tugendhaft und so fromm wie sie war, aber sie gefiel auch einem andern Juden, dem Jodek, der durchaus das Gegentheil von Kalman war. Jodek war der Baisafron (Geschäftsmann, Mäkler) Jockel's. Im Elsaß machen die reichen

Chriſten ihre Geſchäfte alle durch die Juden, die den Wucher nicht genau nehmen. Die reichen Juden im Elſaß hüten ſich wohl und ſetzen ſich der Gefahr nicht aus, als Wucherer angeklagt zu werden, aber die armen umherziehenden Handelsjuden, die weder Geſetz noch Recht kennen und täglich 12—14 Dörfer durchlaufen, um zwei Francs zu verdienen, was haben die zu verlieren? Ob ein Bauer durch den Kauf eines Pferdes oder eines Guts übervortheilt wird, darum wenden ſie die Hand nicht. Es müßte denn ſein, daß der arme Jude ſelbſt vom Bauer als Schmuesjude gewählt wird, dann kann er auf ihn zählen.

Die Meiſten dieſer Geſchäftsauftreiber, die oft wochenlang trockenes Brot und Bier zur einzigen Nahrung haben, gleichen ihren Patronen, für die ſie Geſchäfte machen. Iſt der Reiche ein ehrlicher Mann, ſei er Chriſt oder Jude, ſo iſt ſein Baiſatron ebenfalls ehrlich. Iſt's ein hartherziger Wucherer, ſo iſt ſein Mäckler ſeines Gleichen. Wie der Herr ſo der Knecht; Jodeck war der Geſchäftsmann Jockel's. Ohne ein Beiſewicht zu ſein, galt Jodeck doch für einen harten, groben Dorfjuden, der ohne Erbarmen gegen die Gläubiger ſeines Herrn verfuhr. Die Juden ſeines Dorfs verachteten ihn, weil er durch ſein Benehmen mit den Bauern mehr als ein Aergerniß hervorgerufen, was ſie ein Hillelhaſchem, eine Gotteslästerung heißen, weil er dadurch die jüdiſche Religion herabſetze, denn die beſſern Juden fühlen ſehr wohl, daß alles Böſe, was ihre Glaubensgenoſſen thun, auf ihren Schultern ſich abbüßt. Jockel war zehn mal ſchlimmer als Jodeck, ſeine Spitzbübereien aber gingen alle durch deſſen Hand und ſo mußte Jodeck Alles auf ſich allein nehmen.

Jodeck hatte faſt keine religiöſe Erziehung genoſſen. Des Samſtags kam er in die Synagoge, verbarg ſich, ſozuſagen in einer Ecke, plöppelte einige hebräiſche Gebete, die er nicht verſtand, und ging, wie er gekommen, allein.

Jodeck's Mutter war nie verheirathet geweſen. Doch hatte er ihr nie ein böſes Wort geſagt und ſie ſogar ſeit ſeinem ſiebzehnten Jahre ernährt.

Es liegt etwas Großes, Patriarchaliſches in der Ehrfurcht der Juden vor ihren Aeltern. In ihrem Familiengefühl trifft man immer den Anfang einer Tugend, eines unbewußten Ideals. Jodeck unterhielt ſich nie mit ſeinen Altersgenoſſen im Dorfe; er wußte, daß ſie ihn nicht leiden konnten, er war ihnen nicht ebenbürtig. Knaben und Mädchen der Umgegend mieden ihn alle, er war gleichſam der jüdiſche Paria des Dorfs und faſt jede Gemeinde hat ihre Parias, die ſie dem Verbrechen in die Hand ſtößt.

Jockel, der ſich oft an den Neckereien der Juden gegen Jodeck beluſtigte, hatte ihn früh angezogen und nach und nach zu ſeinem Geſchäft herangebildet. Jockel kaufte und verkaufte Güter, lieh den Bauern Geld auf verſetzte Güter und Häuſer, machte Lehnungen mit Rindvieh und verkaufte obendrein ſeine Wagen den Bauern auf Credit, die ihm reichen Zins geben mußten. Jodeck hatte alle Hände voll zu thun; er verdiente Geld, er war „ein beduchter Junge" und wagte es, ein Auge auf Kellah zu werfen.

Jodeck war ſchlank von Wuchs, von nicht häßlichen Geſichtszügen, aber blatternarbig, und ſein dichter, ſchwarzer Bart gab ihm ein hartes, herzloſes Anſehen.

Das ganze Dorf verwunderte ſich über die Anhänglichkeit Jodeck's an Kellah. Er hatte ihr ſchon mehr als zehn mal ſein Herz und ſein Vermögen angeboten, Kellah aber erwiderte ſanft, daß er zu ſpät komme und daß ſie bereits gewählt habe. Jodeck behauptete indeß, er könne warten.

Die Dorfleute aber, ſo oft die Rede von Jodeck und Kellah war, riefen: „Die Kellahs ſind nicht für die Jodecks gewachſen!"

Und doch, gerade weil Jodeck allein, ohne Familie war, zog es ihn zu Kellah, deren Tugendpreis in Aller Munde war. Er fühlte, daß eine Frau wie Kellah, obſchon blutarm, ihm die Häuſer der ehrlichen Leute öffnen würde. Kellah hätte ihn geadelt.

So ſehr er Kellah liebte, ſo tief haßte er, wenn auch heimlich, Kalman. Dieſer grüßte ihn nie; Kalman war zu ſehr Jude, um einen Juden zu grüßen, der ſich nicht durch Ehrlichkeit und wahre Frömmigkeit empfahl. In der Synagoge nahm Kalman nie eine Ehre an, ſo z. B. die Heilige Thorah (geſchriebene Bibel) a[illegible]heben, zu rollen und zu bedecken, wenn Jodeck Theil daran hatte, denn dieſe Ehrenämter werden in den Synagogen an den Meiſtbietenden verkauft. Kalman bildete eine Kippe (religiöſe Geſellſchaft), deren Mitglieder ſich alle Samſtage von 3—4 Uhr verſammelten, um die Auslegungen und moraliſchen Bedeutungen des Bibelabſchnitts, den man in der Synagoge las, anzuhören. Faſt alle ledige Juden der Gemeinde wurden zugelaſſen — die verheiratheten Juden hatten eine beſondere Kippe —, Jodeck allein wurde auf Veranlaſſung Kalman's ausgeſchloſſen. Dazu kam noch die Liebe Kellah's für Kalman und vielleicht liebte

Jodeck Kellab nur aus Haß gegen Kalman — genug, Jodeck wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um sich an Kalman zu rächen.

Der Augenblick schien ihm gekommen.

Kalman's und Tony's Muth während der Brandnacht hatten allgemeine Bewunderung erregt, und während das ganze Dorf Anstalten traf, um ihre That und Hingebung durch ein kleines Fest zu verherrlichen, eilte Jodeck zu seinem Freunde Jockel, den er in der zur Wohnung umgewandelten Scheune antraf.

„Nun, Jockel", sagte er im Eintreten, „hast du deine Papiere und dein Geld gerettet?"

„Es fehlen mir 3000 Francs in Geld", sagte dieser, „das Inventarium und das Testament meiner ersten Frau. Du weißt, jenes Vermögensverzeichniß, wozu du mir den Notar empfohlen hast. Das wurmt mich und ich bin eben daran und grübele nach, wer mir den Streich gespielt hat."

„Das Feuer hat sonderbare Launen!" erwiderte Jodeck ironisch.

„Du hältst mich für einen Pinsel", sagte Jockel. „Meinst du, ich glaube, es wäre ein Zufall? Ich weiß nur zu gut, daß es Rache ist! Man wollte meine Papiere zerstören und mich verderben. Das Haus ist versichert, aber das Inventarium fehlt und 3000 Francs. Dein Herzensfeind aber, der Kalman, hat sich wacker benommen.

„Ein Pinsel bist du doch, Jockel", flüsterte Jodeck, „wenn du an die Aufopferung Kalman's glaubst! Kalman hält es mit Tony. Er ist der Freier Kellab's wie Tony der Freier deiner Grete. Es sind zwei Paare, die miteinander gehen."

„Was willst du damit sagen, wo willst du hinaus?" versetzte Jockel. „Mein Verdacht ist auf ganz anderer Spur, ich wag' es aber nicht. . ."

„Was da! Gibt's ein Geheimniß zwischen uns?" fragte Jodeck. „Hab' ich dir nicht das Inventarium machen lassen, worin du deine Töchter um 30,000 Francs betrogen hast? Es handelte sich blos um einige Nullen weniger für jede, eine Kleinigkeit. Sei ohne Sorgen, der Notar hat ein zweites Exemplar! Umsonst hast du ihm nicht 3000 Francs bezahlt!"

„Es ist wahr, ich kann dir Alles sagen! Sieh', ich glaube, der Streich kommt von meinen eigenen Töchtern, die heirathen wollen. Die Eine ist mit dem langen Schullehrer verlobt, ein Bursche, der den Großen spielt; die Andere hält es mit dem Briefboten und besucht die Hexen in Oberhofen. Meine selige zweite Frau hatte Furcht vor ihr; sie traute nur der Mariegrete"

„Du gehst irre, Jockel!" sagte Jodeck. „So weit denken die nicht, sie sind zu dumm dazu. Ich kenne die Mordbrenner!"

„Du kennst sie?" schrie Jockel und sprang wie ein Tiger auf Jodeck. „Du kennst sie, hast sie gesehen und bist bereit, sie anzuklagen?"

„Vor Gott und Menschen!" erwiderte Jodeck.

„Ach", schrie Jockel, „ich kenne dich! Im Grunde bist du ehrlich und hast Gewissensbisse, wenn du Böses thust. Ich habe dich nicht umsonst zu meinem Balsafron gewählt! Wer sind sie?"

„Tony und Kalman", antwortete Jodeck ruhig. „Ich habe sie um 11 Uhr um das Haus herumschleichen sehen."

„Von Tony glaube ich Alles!" versetzte Jockel. „Er haßt mich, schilt mich einen Wucherer, er würde mich vergiften! Ein Mordbursche, zu Allem fähig! Ah, es geht mir ein Licht auf! Er rettete mich, um mir meine 3000 Francs zu stehlen. Mit dem Gelde will er nach Paris und mir die Grete entführen."

„Und die Kellab auch mit dem Kalman; sie gehen nach Paris", sagte Jodeck. „Der Plan ist schon lange gemacht. Der Kalman steckt mit dem Tony zusammen, die Mädels aber sind ehrlich und wissen von Allem nichts. Sie sind eben verliebt."

„Und bist du bereit, dies vor Gericht auszusagen? Du kannst auf meine Dankbarkeit zählen."

„Geh' du mir zum Teufel mit deiner Dankbarkeit!" unterbrach ihn Jodeck. „Gibst mir vielleicht ein Fünffrankenstück? Wenn ich dies aussage" — er hielt einige Secunden inne und fuhr dann fort —, „so geschieht es, weil es eben die Wahrheit ist. Ja, ich bin bereit, sie förmlich anzuklagen, mag auch das ganze Dorf des Lobes voll für Kalman sein!"

„Und der Ruhm wird ihm schnell vergehen", sagte Jockel, indem er seinen alten Oberrock anzog. „Ich gehe nach Straßburg." Damit nahm er seinen Stock, ergriff mit der andern Hand die Jodeck's und sagte: „Jodeck, du bist mein Schmeesjud', mehr noch, mein Freund! Wenn du ein Christ wärst, ich gäbe dir Mariegrete! Aber die Lehnung, die du künftige Woche abzutheilen hast, gehört dir allein."

„Deine Grete", erwiderte Jodeck, „lacht dir ins Gesicht. Wenn du den Tony nicht brandmarken läßt, geht sie mit ihm auf und davon. Was kümmert mich deine Lehnung? Geh' nur,

ich folge dir!" Und beiseite fügte er leise hinzu: „Aber nicht die zu Gefallen! Dem Lumpenbandit will ich die Kellah entreißen, sollte es mir auch mein Leben kosten!"

Am Sonntag nach dem Brande versammelte sich die ganze Dorfjugend nach der Kirchenmesse auf dem Hauptplatze, um Tony und Kalman mit Musik und Gesang durch das ganze Dorf zu führen. Sobald Beide erschienen, erbieten sie zwei große Blumensträuße und ihre Hüte wurden mit Bändern und Hahnfedern geschmückt. Juden faßten Kalman, Christen Tony am Arm und so wurden sie Beide mit Musik, Geschrei und Gesang vor das Haus der Frau Cahn geführt, wo seit dem Brande Marie-grete bei Kellah wohnte. Als hier die Musikanten den Mädchen eine Serenade gebracht hatten und diese endlich im Hofe geputzt und geschmückt erschienen, zog die ganze fröhliche Schar singend und jubelnd in den Pflug, ein Wirthshaus, wo Alles zum Tanz bereit war.

Während des kurzen Jubelzuges von dem Hause der Frau Cahn in den Pflug schwelgten Tony und Kalman in goldenen Träumen. Nicht allein wähnten sie sich die glücklichen Gatten ihrer Geliebten, sondern auch in der Ueberzeugung, eine muthige That vollbracht zu haben, da sie ihr Leben für das ihrer Mitmenschen gewagt hatten, träumten sie sich von der Regierung decorirt und pensionirt. Der Maire des Dorfs, der ihnen gewogen war, hatte bereits einen Bericht abgefaßt und sie dem Präfecten empfohlen. Der Bericht sollte noch an demselben Tage nach Straßburg geschickt werden; wenigstens waren sie sicher, eine Ehrenmedaille zu erhalten. Von diesen heitern und doch ernsten Gefühlen beseelt, waren sie allein in der Versammlung die Stillsten und zeigten nur zuweilen ihr unsagliches Glück in einem Händedruck oder Liebesblick für ihre Auserwählten, als sie, kaum vor dem Wirthshause angelangt, sechs Gendarmen mit einem Brigadier zu Pferde von der entgegengesetzten Seite kommen sahen. Der Zug hielt still. Die Gendarmen ritten im Schritt vorüber, grüßten sogar und stiegen vor dem Hause des Maire von den Pferden.

Einige junge Burschen folgten ihnen, den Zweck ihres Erscheinens im Dorfe zu erfahren. Der Brigadier, der Deutsch sprach — denn im Elsaß sprechen fast alle Gendarmen Deutsch, weil die Regierung gewöhnlich elsäßische Soldaten für diese Provinz vorzieht —, wurde umringt und ausgefragt. Bald erfuhr man, daß dieser Besuch den beiden Helden des Tags gelte; da aber Niemand einen Augenblick Böses dachte, so glaubte man, die Gendarmen seien als Regierungsboten gekommen, den jungen Leuten eine Freude zu machen und ihnen im Namen des Präfects die Medaille zu übergeben. Dieser Irrthum dauerte ungefähr eine Viertelstunde und inzwischen hatten die Musikanten ihren Platz im Tanzsaal Zum Pflug eingenommen und den ersten Walzer gespielt.

Plötzlich verbreitete sich die Nachricht, die wie ein Blitz bei hellem Wetter einschlug, die Gendarmen seien gekommen, um Tony und Kalman festzunehmen. Die jungen Leute, hieß es, seien angeklagt, das Haus Jockel's in Brand gesteckt zu haben, ja Tony solle dabei dem Jockel 3000 Francs gestohlen haben.

Dem allgemeinen Staunen folgte allgemeines Murren. Das ganze Dorf war in Aufruhr. Der Meister der Musikbande, ein Schuster und Republikaner, schlug laut vor, sich dieser ungesetzlichen, empörenden Verhaftung zu widersetzen. Sein Vorschlag fand einen Augenblick Gehör. Zehn bis zwölf Burschen versammelten sich vor dem Pflug in einem Kreise und berathschlagten miteinander, während die jüngern Burschen wie Wespen um sie herflatterten und bereits ihre Messer in der Hand hatten.

Da trat plötzlich der Brigadier gelassen herbei und sagte: „Burschen, macht mir keine Dummheiten! Die jungen Leute sind nur verdächtigt und werden in Untersuchungshaft geführt. Sind sie unschuldig, wie ich es selbst glaube, je nun, die ganze Geschichte dauert vielleicht nur einen Monat. Leid sollte es mir aber thun, wenn ich noch andere Verhaftungen vornehmen müßte; denn vor allem — Respect vor dem Gesetz! Wenn ihr heute auch stärker seid als wir sechs, so komme ich morgen mit funfzig oder gar mit hundert Mann. Also ruhig, Kinder!"

Diese Rede verfehlte ihren Zweck nicht. Uebrigens hatte sich Kalman bereits zum Gefangenen erklärt und für Tony sein Wort gegeben. Fünf Minuten später führte Kellah selbst Tony herbei. Bald kam der Maire mit seiner Schärpe, der traurig und kopfschüttelnd die beiden jungen Leute gesetzlich in Haft nahm. Jedoch bat er den Brigadier, ihnen keine Ketten anzulegen.

„Nicht allein", versetzte dieser, „sollen sie ohne Handfesseln bleiben, sondern, wenn sie mir ihr Ehrenwort geben, nicht zu entfliehen, erlaube ich ihnen, immer 100 Schritte vor uns zu gehen,

damit die Bewohner der Dörfer, durch die wir kommen, nicht einmal merken, daß ſie unſere Gefangenen ſind."

Und Beide gaben ihr Ehrenwort, und obſchon gefangen und eines Verbrechens angeklagt, wurden Tony und Kalman von der ganzen Dorfjugend eine Stunde weit ſingend und jubelnd begleitet. Diesmal ſangen ſie ſelbſt mit und als ſie ſchon weit aus dem Dorfe waren, hörte man noch das Echo des elſäſſer Liedes:

Die Lieb' allein
Gibt friſchen, freien Muth!
Die Lieb' allein
Geht über Geld und Gut.

(Fortſetzung und Schluß in nächſter Nummer.)

Briefe über die Erziehung der weiblichen Jugend.

I.

— Wenn Sie von mir verlangen, ich ſolle Ihnen meine Meinung über die heutige Mädchenerziehung ſagen, ſo muß ich vorausſchicken, daß ich Ihnen wenig Erfreuliches verſprechen kann und daß ich in den Stoßſeufzer des Vez einſtimmen möchte, mit dem er in ſeinem „Nikolaus Nickleby" die Beſchreibung des Zigeunerkindes ſo ſchließt:

„Selbſt die von der Sonne verbrannten Zigeunerkinder, wenn ſie auch bald nackt ſind, gewähren ein wenig Vergnügen. Es iſt eine Freude zu ſehen, daß ſie ſich Tag für Tag in Luft und Licht baden; zu fühlen, daß ſie Kinder ſind und wie Kinder leben; daß, wenn ihre Kiſſen feucht ſind, nicht Thränen, ſondern der Thau des Himmels ſie benetzte; daß die Glieder dieſer Mädchen ſich frei entwickelt haben, nicht gewaltſam verkrüppelt ſind, daß ſie keine unnatürliche Folter zu erdulden brauchen; daß ſie ihr Leben unter wogenden Bäumen verbringen, nicht unter ſchrecklichen Maſchinen, welche den jungen Menſchen alt machen, ehe er erfuhr, was Kindheit iſt, die ihnen die Kraftloſigkeit und Schwäche des Greiſenthums geben, aber nicht das Recht zu ſterben, das doch der alte Menſch hat. Wollte Gott, das alte Ammenmärchen wäre wahr und die Zigeuner ſtählen ſolche Kinder tugendweiſe!"

Verzeihen Sie mir, der ich nun bald 20 Jahre Mädchen unterrichten muß und nicht erziehen darf, einige Pedanterie. Es folgt auf das Citat ſofort eine Vorfrage. Aber ich kann das Mädchen ja nicht erziehen, wenn ich mir nicht vorher die Beſtimmung, die natürliche und ſociale, des Weibes deutlich mache. Das Weib iſt beſtimmt, Mutter, Hausfrau, Gattin zu werden. Und zwar fällt die Naturnothwendigkeit in dieſer Dreiheit von der erſten bis zur letzten Beſtimmung entſchieden ab. Das klingt nur ſonderbar; aber der Menſch beſteht einmal aus Leib und Seele und wir können die Reihenfolge nicht umkehren und ſagen: Seele und Leib. Liegt doch Daſſelbe bereits in der evangeliſchen Erzählung von der Geburt Jeſu. Die Erziehung ſoll vor allem eine körperliche ſein, die Geſundheit und Kraft zum Zweck hat. Man bemerkt es oft genug, daß Aeltern mit tüchtigen, lebensfähigen und lebensluſtigen Kindern erfreut werden, wenn die Mutter friſch und ſtark, der Vater welk und ſchwach iſt. Das Umgekehrte findet wol nie ſtatt. Das Weib iſt ganz eigentlich die Trägerin des Menſchengeſchlechts. Abgeſehen von den Nüancen, die der Mann mehr häuft und zu häufen Gelegenheit hat und die ſich leider oft genug noch an den nachgeborenen Geſchlechtern rächen, abgeſehen davon liegt in der mit wenig Ausnahmen einſeitigen Beſchäftigung des Mannes, wie ſie ſich nun einmal aus unſern Verhältniſſen mit Nothwendigkeit ergibt, der Grund ſeiner Verkümmerung, während die Frau in ihrem ſcheinbar engern Kreiſe vielmehr das Ganze des Lebens umwandelt.

Was wir zu thun und namentlich zu laſſen hätten, um unſere Mädchen einmal tüchtige Mütter werden zu ſehen, ohne ſie gerade bei den Zigeunern in Penſion zu geben? Jetzt nur ein Wort: Mehr Luft! Die Knaben werden meiſt nur abgerichtet, die Mädchen werden pflanzenhaft erzogen wie die dummen Scherbenhyacinthen auf dem Fenſterbret. Dieſterweg ſagt irgendwo, daß keine Frau recht liebenswürdig wäre, wenn ſie ganz orthographiſch ſchriebe. Da kann ich denn auch ohne Beleidigung annehmen, daß die Fehler, die ſich treue Mütter bei der Erziehung ihrer Töchter zuſchulden kommen laſſen, eigentlich auf einem Fehler der Rechtſchreibung beruhen. Sie meinen wahrſcheinlich, daß ſittiam mit dem ß geſchrieben und von ſitzen abgeleitet werde.

In unſern Tagen bemerken wir, beſonders bei Dichtern, eine große Pietät des Sohns gegen die Mutter. Ich erinnere Sie an Nikolaus Lenau, der ſchwerlich etwas Schöneres gedichtet hat als im „Fauſt" den Abſchied vom Grabe der Mutter, und an Heine, der, wie uns Meißner erzählt, der alten Mutter mit rührendem Betruge ſeine troſtloſe Lage verbarg.

In alten Zeiten, im alten romantiſchen Land

herrſchte der Frauendienſt vor. Frau war der Ehrentitel auch für die Unvermählte. Der Ritter Delorges gibt „ſeiner Frau" den Handſchuh aus der Mitte der Ungeheuer holen. Jetzt hört man mitunter darüber klagen, daß das Weib nur Frau ſein ſolle. Es gibt Emancipirte genug, die am liebſten die Weltgeſchichte kutſchirten. Sie vergeſſen, daß es ein Vorrecht der Frauen iſt, ſich nicht im großen Ganzen als Rad oder Stift befeſtigt zu ſehen, ſondern in ihrem Kreiſe unumſchränkte Königin zu ſein.

So oft ich das Wort Emancipation ſchreibe, fällt mir eine Anekdote bei, die ich Ihnen erzählen will, wenn ſie auch, ſtreng genommen, nicht hierher gehört. Vor etwa zehn Jahren ſprach ich in meiner Schule von dem Inſtitut der Geſchworenen und dem Grundſatz, daß Jeder durch Seinesgleichen unparteiiſch gerichtet werde. Da fragte mich ein Mädchen: „Werden denn da die Frauen auch durch Frauen gerichtet?" Ich konnte ihr nur antworten: „Wahrſcheinlich würden ſie dann meiſtens ſchlecht wegkommen! Man macht ſehr oft die Bemerkung, daß eine gewiſſe Galanterie das Urtheil mildert."

Die Hausfrau muß vor allen Dingen praktiſch ſein. Das Wort iſt faſt in Verruf gekommen, was ich aber unter einer praktiſchen Hausfrau verſtehe, iſt wol kaum zu misdeuten. Es kommt nicht auf eine gewiſſe Fertigkeit im Kochen und Braten, im Spinnen und Weben u. ſ. w. an, ſondern auf die Sicherheit, in jedem Augenblick zu ſehen und zu thun was nöthig iſt. Den Knaben können wir zum Handwerker, zum Gelehrten, zum Schneider oder zum Mathematiker beſtimmen und erziehen, obgleich auch Das ſein Aber hat. In welch ein Haus, ob Hütte ob Palaſt, aber die Tochter kommen wird, können die Aeltern ja unmöglich wiſſen oder beſtimmen. Es kommt hier durchaus auf allgemeine Richtung und Bildung an. Des Königs und des Bürgers Frau, ſie müſſen Beide den Haushalt verſtehen, der der Form nach wol verſchieden, dem Sinne nach immer nur ein und derſelbe iſt.

Was die erziehende Mutter in dieſer Hinſicht thun kann und ſoll, liegt mehr auf der Hand als die Aufgabe der Schule, der denn doch für viele Stunden und Jahre hindurch die meiſten Mädchen angehören. Ich glaube, ſpäterhin Ihnen beweiſen zu können, daß die meiſten Verkehrtheiten, über welche Ehemänner heute klagen, den Aeltern und nicht der Schule zur Laſt fallen. Vernünftig geleitete Schulen wecken und bilden den praktiſchen Sinn.

Wurzelt das Weib als Mutter im natürlichen, als Hausfrau im ſozialen Leben, ſo gehört ſie als Gattin dem idealen an. Auf den erſten Blick ſollte man meinen, daß unſere moderne Erziehung gerade hier die glänzendſten Reſultate liefere; dem iſt aber nicht ſo. Die Gefährtin, die Freundin des Mannes, die zweite beſſere Hälfte ſeines Seins muß nicht ſchwächlich und kränklich ſein, ſonſt wird ſie ihm zur Laſt und er bringt nach vollbrachter Tagesarbeit die Feierabende lieber im Club und im Wirthshauſe zu als in der Krankenſtube und am Siechbett. Sie muß auch ruhig und praktiſch ſein, ſonſt iſt ſie der Ruin ſeines Hauſes, und wenn ſie auch wirklich Engliſch ſpricht.

Vor gelehrten Frauen haben die meiſten Männer, und ganz beſonders auch die gelehrten, einen Abſcheu, und das Wort des römiſchen Satirikers Juvenal gilt auch noch nach einem Jahrtauſend:

> Allzu viel von den Regeln des Stils verſtehe dein Weib nicht!
> Niemals ſoll in ſchongerechteilten Perioden ſie ſprechen!
> Alles muß ſie nicht wiſſen! Was ſie aus Büchern erlernte,
> Wenig ſei es und das auch halb und halb nur verſtanden.
> Schrecklich iſt's mir verhaßt, wenn Eine grammatiſche Kunde
> Treibe und redet beſtändig nach allen Regeln der Sprache;
> Wenn ſie gelehrte Bücher citirt, die ich ſelber nicht kenne!

Juvenal ſpricht keineswegs von Männern, die, ſelbſt roh und geiſtig todt, nichts Lebendiges in ihrer Nähe mögen. Die ſollten freilich gar keine Frauen bekommen. Was ich von der bildenden Erziehung fodere, iſt ein unendlich Schwieriges, nicht an ſich aber unter den gegebenen Verhältniſſen. Der Sinn der Mädchen ſoll allſeitig erſchloſſen, ihr Intereſſe für jedes lebendige Streben des Menſchengeiſtes ſoll erweckt, die Möglichkeit für jedes Verſtändniß ſoll geöffnet, mit einem Wort, der Geiſt ſoll gebildet werden. Das iſt bei unverkünſtelten Mädchen in einem gewiſſen jugendlichen Alter ganz leicht, die Anlage iſt da. Aber man verlangt eine gewiſſe Portion von Kenntniſſen, die auf Koſten jener eigentlichen Bildung — verzeihen Sie mir den gewöhnlichen Ausdruck — in der gegebenen Zeit nur eingetrichtert werden können. Die Sache iſt noch viel häßlicher als das Wort. Es gibt ſicherlich viel Noth, auch viel Hunger auf Erden; aber es fragt ſich ſehr, ob nicht doch mehr Menſchen am Zuviel ſterben als am Zuwenig. Das gilt ganz beſonders auch vom geiſtigen Leben. Die Knaben lernen auch manches Unnütze und im Allgemeinen viel zu viel, aber das iſt nun einmal nicht zu ändern. Die Welt iſt voll; wer nach oben kommen will, muß ſich hervorthun. Zum eigentlichen Thun hat man ſelten Raum und Gelegenheit,

zum Lernen immer. Der Kenntnißreiche wird vorgezogen; ob mit Recht, das wollen wir nicht fragen.

Ein gewisser Kreis von Kenntnissen muß auch der Frau geläufig sein, das versteht sich von selbst, und wie in der Schule dies und jene höhere Aufgabe zu verbinden sind, will ich später zu zeigen suchen.

Wie es in der Begriffswelt solcher Damen aussieht, lehrt die oft wiederholte Zeitungsannonce: „Eine Gouvernante, welche in allen (!) Wissenschaften gründlichen (!) Unterricht ertheilt, Französisch und Englisch ganz fertig (!) spricht," u. s. w. Nebenbeihin kann sie auch noch Klavier spielen.

Ich sehe eine Frage voraus, die Sie thun wollen. Was wird mit den Unvermählten? Freilich, besser wäre es, wenn's Dergleichen gar nicht gäbe. Aber die Ebeichen unserer männlichen Jugend hat doch mit auch in der verkehrten Erziehung ihren Grund, weil die Ansprüche der Frau unverständig gesteigert, ihre praktische Brauchbarkeit bedenklich in Frage gestellt wird. Doch werden wirklich auch mehr Mädchen als Knaben geboren, umgekehrt wie bei den Nachtigalen, wo auf ein Weibchen zwei und mehr Männchen kommen. Nach Michelet gehen die armen Abgewiesenen schmählich zugrunde. Das ist bei den wirklich gutgebildeten Mädchen nicht durchaus nothwendig. Versagte das Geschick ihr eigene Kinder, so wende sie an fremde ihre Liebe und Sorge; hat sie keinen eigenen Herd, so wirthschafte sie für eine Schwester, die dann umsomehr Zeit ihren Mutter- und Frauenpflichten widmen kann. Und hat endlich kein annehmbarer Mann das Mädchen zur Gefährtin seines Lebens begehrt, so leiste sie dem Kranken, dem Unglücklichen Gesellschaft oder sie werde die Freundin des Vereinsamten. Verbitterung stellt sich leicht ein, wenn der ersehnte Lebenszweck verfehlt ist; aber die Gesunde, Tüchtige und Gebildete sucht und findet Erfag.

Es steht in des nun auch schon dahingegangenen E. von Lengerke's „Lebensbilderbuch" ein Gedicht, „Die Unvermählte", an dessen Schluß ich Sie erinnere:

Sie war und blieb der Kunstmund reinstes Bild,
Des Hauses Engel Jedem, der sie kannte;
Nur heitern Sinn's, im Urtheil weiblich mild,
Von aller Welt genannt „Die gute Tante".
Und ward einmal ihr Sinn und Auge trüb,
Dann sah sie — und die Weiße war vertrieben —
Das Kind nur an, das fragte: „Hast mich lieb?"
Ihr Liebling ist's vor Allen auch geblieben.

A. Pancritius.

(Ein zweiter Brief demnächst.)

Aus der Südsee.

Briefe einer Dame.

I.

Das Schicksal scheint wider meinen Willen eine Ida Pfeiffer in mir zum Durchbruch bringen zu wollen. Nicht zufrieden, mich so fern vom Vaterlande bis nach Australien verschlagen zu haben, läßt es mich hier im Stillen Ocean noch eine Odyssee im Kleinen erleben und erleiden.

Da sind wir nun, mein Kind, mein Mann und ich in 53 Tagen auf meist ruhiger See von Sidney nach Lima in Peru hinübergefahren.

Lima ist eine sonderbare, originelle Stadt, sehr eng und schmutzig wie alle Städte im Süden, und jeder dritte Mensch ist ein Farbiger — Indianer, Neger, Mulatte, Chole's oder Chinese. Vor den Mauern Diebe und Räuber, ganz wie in alten Romanen; unbewaffnet wagt sich Niemand aus der Stadt. Sechs Engländer wurden neulich zu Pferde in einer der schönen Alleen vor den Thoren angefallen. Wenige Stunden früher waren wir dort gegangen. Selbst auf den Befestigungswerken wird fortwährend geraubt und wir mußten während unsers Spaziergangs daselbst auf der Hut sein. Vorigen Sonntag ritten wir nach N.'s Landgut, drei Leagues von Lima; N. und mein Mann führten geladene Pistolen mit sich; zum Glück war unsere Vorsicht überflüssig. Erst am Samstag vorher hatten Räuber alle Wagen, die in den Badeort fuhren, angehalten, mehre Leute verwundet und zwei der Ihrigen todt auf dem Platze gelassen. Ohne solche Thaten vergeht kein Tag. Die Spanier sind zu feig und lässig, um dieses Unwesen auszurotten; sie spielen bei offenen Thüren und Fenstern ruhig ihr Schach weiter, wenn auch das Nachbarhaus beraubt wird.

— Endlich ist der Besuch fort. Es bleibt mir noch ein stilles Stündchen, bis die Männer von ihrem allabendlichen Kaffee und Billard zurückkehren. Die wundertreffende Nichte meiner Schwägerin spielt mit Geschmack und Gewandtheit auf dem Piano; die Lampe brennt, die Kinder schlafen. Der Abend hat etwas Märchenhaftes in in diesen schönen Räumen. Die Stadtluft thut meinem Kinde aber nicht wohl. Australischer Busch ist doch gesünder und so will ich nach meines Bruders Landhaus, das in einiger Entfernung von Lima liegt. Hohe Mauern umgeben es, Thüren und Fenster sind mit eisernen Stangen versehen und 20 Neger dienen zum Schutz gegen die romantischen Raubritter einer neuen Welt.

An den Eindrücken, welche die hiesige Frauenwelt auf mich macht, merke ich, daß der puritanische Zopf Altenglands doch auch in Australien rasch genug nachwächst. Ich bin im fortwährenden Staunen begriffen. Die spanische Sprache sagt so viel Höfliches, daß man's damit genug sein läßt und allen übrigen Förmlichkeiten Lebewohl zuruft. Lautes Sprechen, lautes Lachen — Lachen auch über Dinge, die man bei uns gern überhört; eine Ohrfeige hier, ein Stoß mit dem Arme da in der besten Gesellschaft, Rauchen, Spazierengehen ohne Handschuhe, im offenen Wagen Kuchen und Früchte essen — Niemanden fällt es hier auf. Einen Morgen beredete man mich, dem Leichenbegängniß eines Ministers beizuwohnen. Ich hüllte mich tief in einen schwarzen Shawl, nur die Augen blieben frei. Die wunderschöne, prunkende Kirche war hell von tausend Wachskerzen, überall schwarz ausgeschlagen. Der violett sammetne Sarg stand vor dem Altar. An stille Sammlung, an Ruhe war freilich nicht zu denken. Unter lautem Lachen und Schwatzen jagten mich meine Begleiterinnen in zehn Minuten an acht Altären der Kirche vorüber. Mönche, Laienbrüder und Priester wurden mit Blicken geneckt und ließen es sich nur zu gern gefallen. Als der Sarg die Kirche verließ, mußte ich, in der Mitte von Negern, Indianern, Mulatten, Soldaten und Seeleuten, mit hinaus. Auch meine alten Freunde, die Ritter vom Dolch, schienen nicht zu fehlen. Es geben deren genug bekannte Gesichter in Lima herum und bitten dich, wenn andere Wünsche schweigen, um eine Cigarre. Da mir das Gedränge nicht behagte und der Ministersarg mir höchst gleichgiltig war, wünschte ich heimzugehen. Meine Begleiterinnen hatten aber noch nicht genug. A.'s Frau, klein, wie sie ist, fühlte sich so in ihrem Recht, daß sie einen Goliath, der ihr die Aussicht benahm, am Arm faßte und beiseite schob. Endlich wurde der Sarg in den mit Federn und Fahnen buntgeschmückten Wagen gehoben. Die Geistlichkeit folgte, die Menge jauchzte, als ginge es zu einer Hochzeit. Die Soldaten marschirten hinterher, begleitet von ihren sie immer umgebenden indianischen Weibern und Kindern. Den Trauermarsch ersetzte eine muntere Galoppade. Diese Lust ergriff auch die drei Maulthiere, die, mit langen, schwarzen, silbergestickten Mänteln bedeckt, den Wagen zogen. Bei so vielen Schlägen, die auf sie regneten, riß ihnen die Geduld und bald darauf ein Strang; sie setzten über das ungleiche, zum Theil aufgerissene Pflaster nach unserer Seite hin über. Alles floh. Ich dachte an das Schicksal Phaeton's, stürzte bald ohnmächtig in die kleine Bude eines Schneiders und hörte gleich darauf die Räder des Ministerwagens gegen die Mauern des armseligen Häuschens zerschellen. Der Himmel weiß, ob der arme Minister noch zur Ruhe kam.

Den Damen von Lima aber war das Alles und das Gerede der Fahrigen, Blicke, Gebehrden — ein köstlicher Scherz. Wunderliche Contraste! Zu Hause ruhen diese Schönen wie bleiche Rosen den Tag über auf dem Canapé, rauchen und naschen höchstens, wenn sie nicht Musik treiben oder verliebtem Geplauder lauschen — einmal aber im Freien, sieht man sie Preceſſionen, Stiergefechten und Carnevalspielen auf den vollgedrückten Straßen, unter den schmutzigsten Leuten, in der glühendsten Sonne und mehr als ein mal die Woche.

Nun hab' ich auch meinen Landsitz gesehen! Wir verließen um 10 Uhr Morgens die Stadt, ich auf dem schönen Schimmel, den ich schon früher ritt, zu meinen Seiten mein Bruder und mein Mann, spanische Hausfreunde um uns. Voran rollten zwei Kaleschen mit meines Bruders Kindern und meiner Kleinen. Kalesche — das ist hier ein sehr breitspuriger Wagen auf zwei Rädern, bedeckt und mit so vielen Glasfenstern, daß man das Glascabinet eines Photographen zu sehen glaubt, gezogen von einem Maulthier, auf dem ein Kutscher reitet.

Wir erreichten den Meierhof ohne Unfall und fanden ein prächtiges Frühstück. Man ißt gewöhnlich in Lima Vormittags um 11 und Nachmittags um 4 Uhr; das letztere heißt Mittagessen. Wir brachten den Tag mit gewöhnlichen Landvergnügungen hin, welche in allen Colonieen dieselben sind; hier kamen noch das Hahnengefecht und das Necken der Stiere hinzu, Stiergefechte im Kleinen. Auch in Pferderennen versuchte man sich; wir Colonisten sind nun einmal halbe Centauren. Zuletzt tanzten die Bauern der Gehöfte und welch ein Tanz! Neger klimperten dazu auf einer Guitarre und trommelten auf einer leeren Kiste. In der Nacht kehrten wir heim. Es war heller Mondschein; wir ritten langsam, einige der Herren mit gespannten Pistolen, wir Alle auf ein Abenteuer gefaßt, da meines Bruders Pferd und mein Schimmel schon lange den Neid verschiedener Buschjäger erregt haben sollten. Wir kamen indessen an allen berüchtigten Schluchten und Winkeln des langen Wegs glücklich vorbei und erreichten wohlbehalten das erleuchtete Stadtthor Limas.

— Lima iſt glücklich überwunden und eine Art Ländlichkeit erobert. Welche? — Das ſollſt du hören! Was der Spanier Chagra nennt, iſt bei uns in Auſtralien eine Farm, daheim in Deutſchland ein Gut mit Wirthſchaftsgebäuden. Die Familie des Verwalters, Vater, Mutter und vier Kinder, zählt zu den Weißen. Die Arbeiter ſind größtentheils Neger; nur einige wenige gelten für Mulatten und Cholos, mit welchem Namen man die Kinder von Indianern und Weißen bezeichnet. Die Neger überwacht ein ſchwarzer Caporal von 6½—7 Fuß Länge. Er zeigt ſich nie ohne Zuchtel und hat den Schlüſſel zu dem Gefängniß im Untergewölbe des ſchloßartigen Hauptgebäudes immer in Bereitſchaft. Seit zwölf Monaten ſind dieſe Neger übrigens freie Menſchen geworden wie überall in Peru, was nicht hindert, daß ihr Dienſtverhältniß ſich nicht ſonderlich geändert hat, wenn ſchon ſie nicht mehr vertauſcht und verkauft werden können. Alle dieſe Arbeiter wohnen innerhalb der Feſtungsmauern der Chagra. In dieſem Augenblick lagert eine Indianergruppe, meinen Fenſtern gegenüber, vor ihrer Hütte auf geflochtener Binſenmatte. Ich kann ſie beim hellen Mondlicht deutlich erkennen. Da iſt eine Frau im rothen Kleide, mit halblangen ſchwarzen Haaren, die ihr ungeflochten über Bruſt und Nacken hängen; ein ernſtes Geſicht, nicht gerade ſchön und von ſchleichendem Ausdruck. Neben ihr lagert ein Mann, nicht minder ernſt, der Schlankheit ſeines Wuchſes nach ein Cholo. Ueber ſeinen blauleinenen Hoſen trägt er eine Blouſe; ungalant genug widmet er ſeine ganze Aufmerkſamkeit einem neben ihm ruhenden Eſel, den er kraut. Der Dritte iſt ein kurzer, fetter Mann, ein indianiſcher Pfahlbürger, d. h. ſeines Zeichens ein Schneider und der Vater jener blauleinenen Hoſe, der beſſer noch als Zeug Gras zu ſchneiden verſteht. Die Sauberkeit ſeines dunkeln Tuchkleinkleides und die Makelloſigkeit ſeiner Schuhe läßt ſeine Häßlichkeit nicht vergeſſen. Die Uebrigen umher tragen Sandalen, gefranſte wollene Ponchos, rothe Kopftücher und darüber Strohhüte. Während ich den Schneider ſo geringſchätzig behandle, greift er unter ſeinen Sitz und bringt eine Art von Flöte zum Vorſchein, der er im raſchſten Preſto eine Folge gellender Töne, untermiſcht mit Trillern und Doppelſchlägern, entlockt. Die Melodieen ſind eigenthümlich, wie faſt alle Volksweiſen, in Molltonarten.

Vor nicht gar langer Zeit gab es hierzulande auch deutſche Feldarbeiter. Es waren ſchwäbiſche Auswanderer. Man behandelte ſie aber wie die Sklaven, mit denen ſie in den Zuckerplantagen arbeiteten, und ſo ſind faſt Alle den Anſtrengungen erlegen. Die anſäſſigen Deutſchen zählen nur etwa 800 Köpfe und konnten ſich ihrer umſoweniger nachdrücklich annehmen, da ſie Contracte eingegangen waren. Der deutſche Club beſteht aus 30 Mitgliedern und hält ſich bei Turnen, Kegeln und Heringsſalat für deutſches Weſen wach. Es gibt auch einige deutſche Wirthsgärten, wo deutſche Muſikbanden ſpielen.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Der Lauf der Dinge.

I. Die Macht des Kleinen in der Geſchichte.

K. F. Wer kennt nicht eins jener hiſtoriſchen Intriguenluſtſpiele, die ſeit dem Erfolg des Scribe'ſchen „Verre d'eau“ auf deutſchen und franzöſiſchen Bühnen heimiſch und willkommen ſind?

„Aus kleinen Urſachen große Wirkungen!“

Die meiſten Menſchen ſehen ſich ungern einer bedeutenden Erſcheinung, einer weittragenden Thatſache gegenüber, an deren Größe ihre eigene Kleinheit und Schwäche erſt recht ſichtbar wird. Heroiſche Geſtalten, klangvolle Namen haben zwar ihre Unſterblichkeit und der Geſchlechter ſich fortvererbende Bewunderung, aber ſie erwecken zugleich den geheimen Neid und die Begierde in den Andern, den Stoffen ihres Glücks nachzuſpüren, den Sonnenſtein des Zufalls zu entdecken, der ſie beſtrahlte, wie der Geolog die Bergſchichten unterſucht, die, aufeinandergewälzt, die bewunderten Gipfel bilden.

Das iſt kein neuer, erſt in unſern mißgünſtigen, kritiſchen Tagen aufgekommener Gedanke: ſchon früh iſt von dem Vater der Hiſtorik, von Herodot, die Geſchichte als die Entwickelung und das Zuſammenwachſen zufälliger Umſtände und geringer Urſachen zur Bedeutſamkeit betrachtet worden.

Das Wiehern ſeines Roſſes macht den Darius zum König der Perſer, die Unkenne einer Frau zerſtört Troja. Nicht unſcheinbarer ſind die Samenkörner der Pflanzen, welche in tauſendfachen wunderlichen Verflechtungen den Boden des Meeres bedecken, als die Anfänge von Karthago und Rom, von Columbus oder Napoleon.

Der geſchichtliche Menſch und die geſchichtlichen Verhältniſſe hängen darum, weil ſie größer erſcheinen,

nicht weniger von denselben Gesetzen wie das beschränkte, private Leben des Einzelnen ab, je umfassender sie sind, von desto mehr Triebfedern werden sie nur in Bewegung gesetzt. Mögen sich die Könige Roms, diese wandelnden Pagoden, noch so fern von jeder Berührung mit ihren Sklaven halten, frei sind sie von ihnen nicht. Oft hängt das Geschick von Reichen und Völkern an einem leichtern Faden als einst das Schwert über dem Haupte des Damokles. Man erzählt, daß Hampden und Cromwell denselben Tag ein Schiff nach Amerika besteigen wollten, als der königliche Befehl im Hafen ankam, der die Auswanderung verbot. Das bittere Wort Friedrich's II. gegen die Marquise von Pompadour, den Cäsarion Nr. III., der Frankreich beherrschte, führte den Bund mit Maria Theresia und den Siebenjährigen Krieg herauf und wie ganz anders hätte der 9. Thermidor 1794 geendet, wenn der Commandant der pariser Miliz, Hanriot, der beste Freund Robespierre's, zufällig nüchtern gewesen wäre!

Die Blüte der Cultur, ein ausgebildetes Gesellschaftsleben vergrößern diese im Verborgenen waltende Macht des Kleinen, persönlicher Interessen auf den Staat und seine Bewegung bis ins Unbegrenzte. An den Haupt- und Staatsactionen, die oft mit so vielem Pomp und einer niederdrückenden Erhabenheit auftreten, haben die geringsten und zuweilen die unreinsten Hände gewirkt und gewebt. Alberoni, der von 1715—18 als spanischer Minister die europäische Welt in Furcht und Besorgniß vor seinen abenteuerlichen Plänen hielt, war durch ein Gericht Macaroni mit Parmesankäse, das er selbst dem Herzog von Vendôme zubereitet, in die diplomatischen Kreise gekommen. Wo nun so Frauen, wie im vorigen Jahrhundert, die Zügel des Regiments fast überall in der Hand halten, öffnet sich der Gewalt des Kleinen, der augenblicklichen Laune der reichste Boden und der Staat wird ein Federball, an dessen Steigen und Fallen man sich ergötzt. Dann beschäftigt die Intrigue, wie jetzt das Börsenspiel, die verwaltenden Menschen. Diese kleinen, egoistischen Interessen wirken geheimnißvoll, unsichtbar, als hätten sie Furcht vor dem Lichte des Tags, sie bleiben unbemerkt wie die Wassertropfen, welche den Stein aushöhlen, die Windungen des Epheu, bis endlich ihre Wirkung — die zerrissene Klippe, der dichtumschlungene Thurm — vor den erstaunten Augen steht. Nur selten machen spätere Enthüllungen und Bekenntnisse ihren Ursprung und ihre Bahnen bekannt und beweisen nur, daß alles Große eine mühselige Zusammensetzung unzähliger Theilchen ist, die, für sich betrachtet, nichtig und kleinlich sind.

So hinge also wirklich ein Weltgeschick von einem vergossenen Glase Wasser, einem verlorenen Handschuh, von der Liebschaft eines Kammermädchens ab?

Hier beginnt der Irrthum der Romantiker.

Wenn die Verhältnisse, die Zufälligkeiten die Dinge bis zur äußersten Spitze geführt haben, mag solcher Vorfall oft das Alexanderschwert gewesen sein, den gordischen Knoten zu zerhauen; aber damit diese Dinge sich so verschlangen, waren Jahrhunderte nöthig und Ursachen, die in ihrem Verlauf beinahe allmächtig geworden. Die Lösung des Knoten führt der Zufall herbei, wie das hingeworfene Wort Katharina's, man dürfe sich in Polen nur bücken, um etwas aufzulangen, die Theilung Polens; den Knoten selbst aber schlangen andere Mächte, ererbte Feindschaften, große Interessen, welche in der Natur der verschiedenen Völker und Staaten begründet liegen und nicht straflos verletzt werden. Das Kleine, die Eigensucht des Einzelnen, bekämpft diese Interessen im fortwährenden Ringen und sucht ihr augenblickliches Gelüst an ihre Stelle zu setzen, bis es entweder untergeht in seiner Nichtigkeit oder selbst zu einem großen, leitenden Bestandtheil des Ganzen wird, wie sich vor Zeiten der Bürgerstand allmälig neben Adel und Geistlichkeit emporgearbeitet.

Wahrnehmungen.

Schon die herbste Prüfung eines Charakters ist die, wenn Gassenbuben mit Steinen nach ihm werfen und noch verlangen, daß er sich „als Charakter" nicht einmal umsieht.

* *

Vergleicht man das weite Gebiet alles Wissenswürdigen mit der Musik, so heißt Bildung nicht, jedes Instrument behandeln können, nicht einmal, auf dem einen, das man kann, jedes Tonstück vom Blatt spielen, sondern die Fähigkeit, den Schlüssel, die Tonart und die Zeichen zu nennen, die von einem Tonstück den nähern musikalischen Charakter angeben. Bildung besitzt Derjenige, der sich einen wissenschaftlichen und sittlichen Maßstab erworben hat, das Wissenswerthe nach der demselben anregenen Berechtigung, nicht um des bloßen Angens willen würdigen zu können.

* *

Bedeutende Geister begehen oft den Irrthum, daß sie die Gestaltung, die beim Anblick eines von einem Andern behandelten Themas ihnen davon sofort entgegentritt, für die allein richtige halten. Mindestens sind sie nicht zur Kritik berufen.

* *

Früh lehre man die Kinder, über eine erlittene Kränkung, einen bitter empfundenen Schmerz sich der Klage zu enthalten. Das Leben fordert an sich schon diese Kraft, noch mehr ihr engeres künftiges Zusammenleben. Wie viel erlittene Kränkungen, wie viel bitter empfundene Schmerzen beruhen nicht auf Einbildung!

Vom Herausgeber sind ferner eingegangen: 1 Thlr. für ein Exemplar des „Jahrbuch zur Schillerstiftung" von Karl Th. Zay (schwerl in Ofenpest).

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 47.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Kellah.

Eine jüdische Dorfgeschichte.

Von Alexander Weill.

II.

Tony hatte kaum das Dorf verlassen, so stand Mariegrete in ihrem Sonntagsanzug vor ihrem Vater in der Scheune.

„Vater", sagte sie, „ich habe Euch bisher wie ein treues Kind immer gehorcht, habe Euch nie den geringsten Vorwurf über Eure Härte gegen meine selige Mutter gemacht, habe Euch nie von Eurer Undankbarkeit gegen Tony gesprochen, der Euch treu gedient hat."

Jockel erhob das Haupt. An solche Sprache von seiner jüngsten Tochter war er nicht gewöhnt.

„Ihr konntet ihm Euer Haus verbieten", fuhr Grete ruhig und fest fort, „Ihr konntet ihn schmähen, aber ihn als Mordbrenner anklagen, das ist zu viel, Vater, zu arg vor den Menschen und vor unserm Herrgott."

„Was schwatzest du mir vor?" sagte Jockel zornig, „was willst du?"

„Ich verlange von Euch, daß Ihr Eure Klage zurücknehmt, besonders gegen den armen Kalman, der mir das Leben gerettet hat und dessen alten Vater Ihr ins Grab bringt. Vater, die Juden sind Menschen und Gottes Kinder wie wir! Uebrigens macht Ihr keinen Unterschied. Tony ist ein guter Christ und Ihr habt ihn doch angeklagt."

„Tony ist ein Dieb, ein Mordbrenner!" schrie Jockel. „Der Kalman thut mir mehr leid als dein Schuft von Tony. Jokeck ist auch ein Jude, so ehrlich wie dein Lebensretter, und er hat sie doch angeklagt, denn er hat sie ums Haus herumstreifen sehen. Tony braucht Geld, er wollte dich nach Paris entführen."

„Ihr wißt, Vater, daß mich Niemand entführt."

„Die Kellah ist deine Herzensfreundin", fuhr Jockel fort, „die will auch nach Paris. Doch woher Geld nehmen und nicht stehlen? Wer mir eine Kuhe stiehlt, stiehlt mir auch mein Geld."

„Gütiger Gott! Heilige Jungfrau!" rief Grete. „Jetzt klagt er gar Kellah an. Die Hölle selbst würde sie vertheidigen! Ihr wißt nicht, Vater, was Kellah für ihre Mutter, ja für meine Mutter that. Ohne sie wäre Eure Frau ein Jahr früher in die Erde gelegt worden. Arme Mutter! Du hilfst mir dort oben, du betest und flehest für diese unschuldigen Menschen, die so ungerechterweise von heimlosen Bösewichtern angeklagt werden."

„Geh' du mir aus den Augen!" wetterte Jockel. „Das ganze Dorf weiß, daß du den Tony gern hast."

„Ja, Vater, er wird mein Mann oder Keiner!"

„Da ich dir aber meine Erlaubniß dazu nicht gebe, so kannst du lange warten. Du bist erst 18 Jahre alt. Du kannst übrigens dem Beispiel deiner ältern Schwestern folgen, die heirathen wider meinen Willen. Sie kündigen mir ihre Heirath durch den Gerichtsdiener an, aber sie sind aber volljährig."

„Sie haben Recht", antwortete Mariegrete. „Ich hatte Tony verboten, mit mir zu reden, weil ich wußte, daß er Euch mißfiel, obschon er

Euch treu diente. Ich hatte ihn vielleicht vergessen. Jetzt aber, da Ihr ihn brandmarken laßt, bleibt mir nichts übrig, als auf ihn zu warten. Natürlich! Ich allein weiß, daß er unschuldig ist, ich allein bin an seinem Unglück schuld, ich allein kann seine Frau werden. Und ich werde es, Vater!"

„Willst du mir aus den Augen gehen?" schrie Jockel wüthend. „Wer hat dir solche Reden in den Mund gelegt? Deine Kellah. Die Juden allein haben solche Zungen und solche Reden. Ich höre dir's wol an, woher du kommst. Gehe, woher du gekommen bist und laß dich nicht mehr vor meinem Angesicht sehen!"

„Ich gehe, Vater", erwiderte Grete weinend. „Aber vergeßt nicht, es wird eine Zeit kommen, wo Ihr mich rufen werdet."

„Du ließt die alte Bibel bei der Frau Cahn", sagte Jockel, „die Bibel verrückt alle Köpfe der Juden und der Protestanten. Nun ja", spottete er. „Und gesetzt, die Zeit wird kommen, wo ein Rachengel —"

Mariegrete bedeckte rasch den Mund ihres Vaters mit ihrer Hand und rief: „Um Gotteswillen Vater, lästert nicht! Ihr habt so schon eine schwere Rechnung."

„Welche Rechnung?" kreischte Jockel, „was weißt du Unrechtes von deinem Vater?"

„Ich", erwiderte Grete, die sich zu seinem Ohr neigte, „ich allein weiß, was Ihr meiner Mutter selig angethan habt, es wird's aber Keiner von mir erfahren. Aber im Dorfe sagt man, Ihr treibt Wucher durch den Jockel, betrügt Juden und Christen, ja Ihr hättet Eure Töchter von der ersten Frau um all ihre Habe gebracht."

„Schlangenzunge!" schrie Jockel, indem er die Hand gegen Grete aufhob, von ihren blauen, ruhigen Augen aber angeschaut, sie wieder fallen ließ. „Fort mit dir", sagte er, „du bringst mich in Zorn!"

„Ja, Vater, ich gehe," sagte Mariegrete, sich entfernend, „und komme nicht wieder. Wenn Ihr im Unglück seid, vergeßt nicht, daß Ihr eine Tochter habt!"

Zu derselben Stunde begab sich der Bräutigam der ältesten Tochter Jockel's zu dem Notarius, der das Inventarium der verstorbenen Mutter seiner Braut abgefaßt hatte. Der Notarius war schon seit sechs Monaten verschieden und sein Amt wurde an einen redlichen, jungen Mann der Umgegend verkauft, denn in Frankreich ist das Notariusamt käuflich. Als dieser nach langem Suchen das Inventarium endlich fand, las er am Rande des ersten Blattes folgende Zeilen von der Hand des verstorbenen Notars:

„Bei meiner Seele und so wahr es einen Gott gibt, dieses Inventarium ist falsch. Statt 500 Francs blieben jedem Kinde 15,000 Francs mütterliches Gut. Das Geld, das ich zur Verfälschung dieses Documents von dem Juden Jodeck angenommen habe, sowie alles Gut, das mir und meinen Kindern nicht ehrlich angehört, habe ich der Hospitalkasse zu Hagenau zukommen lassen. Gott sei meiner armen Seele gnädig."

Der Schullehrer hatte diese Zeilen über die Schulter des jungen Notars hin rasch gelesen. Er verlangte eine Feder, die man ihm gewährte und begab sich, ohne ins Dorf zurückzukehren, sogleich nach Straßburg, um dort seinen Proceß in die Hände eines geschickten Anwalts zu legen, hütete sich aber, ein Wort von seiner Entdeckung im Dorfe fallenzulassen, bis nach seiner Heirath, die im Stillen, ohne Tanz noch Schmaus, vorüberging.

Es ging nun rasch dem jüdischen Neujahrsfeste — Roschhaschanah — zu. Es ist dies der feierlichste Zeitpunkt für die Juden. Acht Tage vor dem Feste begeben sie sich um 3 Uhr des Morgens in die Synagoge, wo sie besondere Gebete (Selichoth) recitiren und einen halben Tag fasten. Am Tage des Roschhaschanah eröffnet nach dem Talmud Gott in eigener Person das Weltgericht. Er läßt das Buch eines jeden Geschöpfs vor sich bringen, worin seine guten und bösen Thaten eingeschrieben sind, und wägt sie gegeneinander ab. Die guten Thaten verwandeln sich in Engel, die bösen in Teufel; die einen fodern die Seligkeit, die andern die Verdammung des vorgeladenen Menschenkindes. Erzengel schreiben Alles in das große Buch ein. Gott der Vater spricht das Urtheil aus, das dieselben Erzengel unter die Rechnung eines Jeden setzen, ohne es zu siegeln. Es bleibt dem Angeklagten noch eine Frist von zehn Tagen, während deren er durch aufrichtige Buße und Reue das gesprochene Urtheil mildern, auslöschen oder gar gänzlich verändern lassen kann. An diesen zehn Reuetagen fasten alle Juden jeden Tag bis Mittag, beten drei mal täglich besondere Bußgebete, geben Almosen, besuchen die Gräber ihrer verstorbenen Lieben und endigen mit dem Versöhnungstag, den sie unter Beten und Fasten zubringen. An diesem Tage, Jomkipur genannt, hält der Herrgott ein zweites Gericht, ändert, mildert oder schärft die am Tage des Roschhaschanah eingeschriebenen Ur-

theile und verſiegelt ſie. Von nun an iſt jedes Urtheil unwiderruflich. Dieſer iſt verurtheilt, entweder durch das Feuer oder das Waſſer zu ſterben, Jener iſt eingeſchrieben, um reich zu werden u. ſ. w. Es gibt jedoch noch einen kleinen Verzug, denn das verſiegelte Urtheil wird erſt am Hoſchanarabah, vierzehn Tage ſpäter am Weidenſtraußfeſt gegen Ende des Laubhüttenfeſtes an die Diener Gottes zur Vollziehung abgeſchickt. Aufrichtige Reue, reiche Almoſen können immer noch das Abſchicken des Urtheils verhindern. Am Abend aber des Hoſchanarabah werden die Urtheile den Vollſtreckern gegeben und von nun an kann nichts mehr den Lauf des göttlichen Gerichts hemmen noch unterbrechen.

Am Vorabende des Neujahrsfeſtes machen ſich die Juden gegenſeitige Beſuche und wünſchen ſich eine gute Einſchrift und Verſiegelung, in drei hebräiſchen Worten. Die ärgſten Feinde verſöhnen ſich an dieſem Abend und ein Haß zwiſchen Juden, der nicht am Abend des Neichhaſchanah ausgeſöhnt wird, dauert gewöhnlich bis zum Grabe.

Bei Tagesanbruch begeben ſich die Juden in die Synagoge, ziehen dort ihre Schuhe aus und legen ihre Todtenhemden an, die ſie immer von dem Tage ihrer Hochzeit an bereithalten. Das Gebet dauert gewöhnlich bis Mittag. Nach dem Ableſen des Capitels aus dem Alten Teſtament, worin das Opfer Abraham's erzählt wird, tritt der Widderhornbläſer, Baalthekeah, auf die heilige Eſtrade, Almemor, ſpricht einen Segen aus, nimmt ein krummgebogenes Widderhorn aus einem weißen Tuche und läßt es in ſchaurigen Tönen erklingen, die wie ebenſo viele Schickſalstöne in den Herzen aller frommen Juden widerhallen. Dieſes Horn iſt ein Sinnbild des Widders, den Abraham ſtatt ſeines Sohnes geopfert hat, d. h. der Abſchaffung der Menſchenopfer durch die Juden. Dieſe Töne wiederholen ſich in der ganzen Welt, überall wo Juden ſind, auf dieſelbe Weiſe und ſtammen, wie die Geſänge, wenn auch verdorben, aus dem Tempel in Jeruſalem. Dieſer Augenblick iſt der feierlichſte des Tags. Denn das Horn kündigt den Getreuen an, daß das göttliche Gericht in dieſem Momente ſich eröffnet und daß die Zeit der Buße gekommen. Gewöhnlich nimmt der Rabbiner einige Minuten vorher das Wort und ladet ſeine Brüder zur Reue und Buße ein.

Alle Juden im Dorfe waren über die Verhaftung Lowi's und Kalman's empört. Sie wußten, daß Zoderk aus Neid und Eiferſucht ſie angezeigt hatte. Keiner aber wagte es, Streit mit Zoderk zu beginnen; man fürchtete ſeine Fauſt ebenſo wie ſeine Zunge. Der Rabbiner hatte ihn bereits zwei mal eingeladen, vor ihm zu erſcheinen, Zoderk aber ſpielte den Tauben oder erwiderte, er habe Geſchäfte. Nun ſollte er vor dem Gericht in Straßburg einen Eid leiſten, denn er war Hauptzeuge in dieſer Sache. War Zoderk aber auch leichtſinnig und rachſüchtig, ſo war er nichtsdeſtoweniger voll Aberglaubens. Er hätte um keinen Preis das Neichhaſchanahfeſt gebrochen. Er fluchte und weinte wie die andern Juden, doch glaubte er, daß es hinreiche, ſich auf die Bruſt zu klopfen und zu faſten und den Jehovah zu betrügen. Wäre einmal ſein Loos eingeſchrieben, wähnte er, könne er ſein ruchloſes Leben wieder auf ein Jahr fortſetzen.

Für den Juden aber iſt ein Meineid die höchſte Sünde. Daher hatte der Rabbiner alle Waffen ſeiner Beredtſamkeit vorbereitet, um ein ſolches Verbrechen von einem Mitgliede ſeiner Gemeinde fernzuhalten. Ehe der Baalthekeah daher in ſein Horn ſtieß, trat der Rabbi vor die heilige Lade, in der die Thora ſich befindet, und hielt folgende Anrede an ſeine Gemeinde:

„Nun iſt ſie gekommen, die Stunde, wo Gott der Allmächtige unſere Thaten eines ganzen Jahres gegeneinander abwägt: die Stunde, wo die Lüge aufhört und die Wahrheit beginnt; wo alles Unrecht ſich verbirgt und das Recht in ſeinem Glanze erſcheint; die Stunde, wo der Menſch vor ſeinem Richter erblaßt, wo aller Tand der falſchen Größe und des eiteln Ruhms vor der wahren Tugend und der einfachen That verſchwindet! Sie iſt gekommen, die Stunde, wo der Menſch, vor das Gericht Gottes geladen, ſich ſagen ſoll: Was bin ich? Woher komme ich? Und wohin gehe ich?

„Prüfet eure Herzen, ſchlaget euch auf die Bruſt, thut Buße, flehet um Verzeihung für all das Böſe, das ihr gethan und faſſet den feſten Entſchluß, euch für die Zukunft zu beſſern! Denn der Gott, vor dem ihr erſcheint, iſt vor allem gerecht. Er belohnt das Gute bis auf das tauſendſte, aber beſtraft auch das Böſe auf Erden bis auf das vierte Geſchlecht, auf Kinder und Kindeskinder. Hoffet nicht, ihm zu entgehen, ſagt euch nicht, was liegt mir an Gottes Strafgericht nach meinem Tode, wenn ich nur gut gelebt habe. Thorheit! Täuſchung! Gott trifft den Körper und trifft die Seele. Seine Hand erreicht den Vater und erreicht den Sohn. Er ſtürzt den Oheim und

ſtürzt den Reſſen. Alle Familienglieder ſind Bürge, eins für das andere, vor ſeinem Gerichte.

„Es wäre denn doch zu thöricht und eitel, wenn der Böſewicht mit dem Herrn zu Gericht gehen könnte und durch perſönlichen Kampf mit ihm eine gewiſſe Größe erreichte. Nein, dem iſt nicht ſo! Es muß ſeine Ruchloſigkeit in Weiſen beſtraft werden, die ihm an das Herz gewachſen ſind und die den Ruhm des Kampfes ſelbſt nie gekannt haben. Mancher Gottloſe, der ſeine Seele dem böſen Engel verſchreiben würde, weicht zurück, um nicht Sohn und Enkel zugleich zu verderben. Iſt es, ihr Brüder, auf Erden nicht ebenſo? Die Gerechtigkeit der Menſchen, die Schande der Strafe trifft den Sohn und den Enkel mit dem Vater, wenn jene auch nicht ſtrafbar ſind, und nur Reue und tugendhafter Wandel kann ſie von dieſer Schande erlöſen. Nur ſo kann ſich auch der Schuldige im Himmel loskaufen. Mancher hienieden, deſſen Geburt ſchon eine Sünde iſt, kann durch Tugend, Frommigkeit und redlichen Wandel ſich zu einem Heiligen emporſchwingen und die Flecken ſeiner Aeltern mit den Thränen der Reue auswaſchen.

„Aber das Gericht Gottes beſchränkt ſich nicht allein auf den Körper; es trifft auch die Seele nach der Trennung vom Körper. Ja, die Seele wird vor das himmliſche Gericht geladen, wo ſie entweder die Palme der Tugend oder das Brandmal des Laſters erhält.

„Oft habe ich euch die Geſetze Moſes' erklärt. Heute will ich zu euch beſonders von den Strafen ſprechen, die den Meineid treffen, ein Laſter, das ſonſt ſo ſelten unter uns war und leider jetzt ſchnell umſichgreift."

Alle Blicke richteten ſich bei dieſen Worten auf Zodeck, der gebeugten Hauptes und den Hut tief bis auf die Stirn gedrückt ſich in einem Winkel der Synagoge verbarg.

„Ich will euch hierüber ein Capitel eines unſerer Chaſadim überſetzen", fuhr der Rabbiner fort.

„Den zweiten Tag nach dem Tode eines Meineidigen, ehe die Würmer ſein Fleiſch verzehren, kommt die Seele in den Körper zurück, damit er fühle, was in ihm vorgeht. Wilde, große Schlangen ſchleichen ſich in das Grab und umſchlingen den Leib, daß die Beine in ihm krachen, und mit ihren Zähnen reißen ſie ihm das Herz durch die Gurgel. Aus jedem Haar des Hauptes und des Bartes wird ein Skorpion, eine Natter, eine Schnecke, ein Blutegel, die den Leib umſchlingen, in die Höhe richten und mit ihm einen Höllentanz unter dem Geziſch der Schlangen, dem Krächzen der Fröſche, dem Grunzen der unreinen Thiere tanzen. Plötzlich erſcheinen ein feuriger Bär und ein eiſernes Schwein. Der Bär ergreift den Körper, ſchwingt ihn drei mal in die Luft und zerſchmettert ihm den Kopf auf dem Rüſſel des Schweins. Schlangen winden ſich um Arme und Beine. Dann ſtürzt ſich das unreine Thier auf ſeine Bruſt und bohrt ihm langſam mit ſeinem eiſernen Rüſſel das Herz durch und durch, während kleine Fröſche einen Pinſel in Eſſig tauchen und ihm das Geſicht benetzen, damit er ſeinen Schmerz immer fühle. Dies Bohren dauert oft Wochen, ja es kann hundert Jahre dauern. Es gibt meineidige Herzen von Anfang der Welt und das eiſerne Schwein ſteht immer noch auf ihnen und bohrt und bohrt. . . ."

Heiße Schweißtropfen rieſelten von der Stirn Zodeck's.

„Wehe dem Sünder", rief der Rabbiner, „der keine Buße thut! Wehe dem Verbrecher, der den Gedanken des Verbrechens nicht zwiſchen Haut und Fleiſch erſtickt! Denn Gott der Herr, der in ſeiner Großmuth die guten Abſichten, auch wenn ſie ohne Erfolg bleiben, wie Thaten belohnt, beſtraft die böſen Gedanken nicht, wenn ſie nicht zur That werden. Er empfängt in Gnaden Alle, die den Weg des Unrechten verlaſſen, auch wenn ſie nicht Kraft genug haben, ſogleich auf dem Wege der Tugend zu wandeln.

„Baalthokeab", endigte der Rabbiner, „ſtoßt in das Horn und kündigt dem Volke an, daß Gottes Gericht geöffnet iſt und daß Gott der Herr ſelbſt den Vorſitz führt!"

Dieſe Rede machte einen großen Eindruck auf die Anweſenden, Ströme von Thränen floſſen unter Geheul und Aechzen. Kaum ertönte das heilige Horn, ſo hörte man in der Synagoge nichts als lautes Stöhnen, Schluchzen und Weinen.

Plötzlich öffnete ſich die große Thür der Synagoge und hereintrat der Maire mit ſeiner Schärpe von zwei Gendarmen begleitet. Er ging gerade gegen Zodeck vor, deſſen Platz er früher erkundigt hatte, und ſagte ihm ein Wort ins Ohr.

Beim Anblick der Gendarmen hörte das Bußeſchreien auf. Die mit einem Taleth bedeckten Häupter erhoben ſich und alle Blicke richteten ſich auf den Maire. Der Maire, hieß es, hätte wol bis nach dem Gottesdienſt warten können; da wurde es endlich allgemein ruchbar, daß es ſich um die Verhaftnahme Zodeck's handle.

Der Rabbiner erhob ſich von ſeinem Platz, trat vom Maire begleitet vor Zodeck hin und ſagte: „Das Gericht Gottes verfährt ſchnell. Zodeck, du haſt meine Worte gehört. Du ſiehſt den Finger Gottes. Sage die Wahrheit, ſchwöre nicht falſch. Du ſiehſt, es handelt ſich um dein Wohl auf dieſer und in jener Welt."

Zodeck antwortete nicht und ließ ſich von den Gendarmen abführen.

An der Thür aber traf er Kellah. Sie hatte in der Frauenſynagoge ſchnell die Nachricht von der Verhaftung Zodeck's erfahren, ſie erwartete ihn an der Thür und ſprach: „Zodeck, du haſt mir meinen Kalman genommen, von deiner Hand erwarte ich ihn zurück."

„So wahr wir einen Gott haben", ſagte Zodeck, „ich mache ihn wieder frei! Aber verſprich mir, Kellah, daß du mir verzeihſt."

„Mache, daß dir Gott verzeiht, Zodeck. Es iſt heute Roſchhaſchanah. Du haſt Zeit bis Jomkipur, um wieder ein ehrlicher Jude zu werden. Ich verzeihe dir von Herzen und Kalman auch."

„Du kannſt dem Rabbiner ſagen", antwortete Zodeck, „daß ich Tſchuſe (Buße) thun werde. Gott ſteh' mir bei, ich bin ein großer Sünder!"

„Gott verzeiht dir", ſagte ihm Kellah und blickte ihm ſo lange nach, bis er um die Ecke der Gaſſe verſchwand.

Zodeck, der bereits in der Sache Kalman's und Jonn's vor dem Unterſuchungsrichter ſtand, mißfiel dem Gericht und flößte ihm Mißtrauen ein. Andere Zeugen, die auf Anſuchen Kalman's geladen wurden, lieferten die Beweiſe, daß Kalman noch um 10 Uhr Abends in Straßburg war. Sobald daher der Schulmeiſter ſeine Klage gegen Zodeck und Jockel niederlegte, erließ derſelbe Unterſuchungsrichter einen Verhaftbefehl gegen Zodeck und forderte Jockel als Zeugen und Mitſchuldigen vor. Der Jude, durch die Rede des Rabbiners eingeſchüchtert, von Kellah ermahnt und von der Raſchheit des Gottesgerichts im Innern getroffen, geſtand die Wahrheit, die Falſchheit ſeiner erſten Ausſage und ſomit wurden die beiden jungen Leute vierzehn Tage nach ihrer Haftnahme in Freiheit geſetzt.

Kellah, von der Schweſter Kalman's begleitet, erwartete dieſen an der Thür des Gefängniſſes. Sie weinten Alle vor Freude und nach den erſten Freudenbezeigungen lud Kellah ihren Bräutigam ein, neben ihr auf der ſteinernen Bank vor dem Gefängniß Platz zu nehmen.

„Mein Lieber", ſagte ſie zu ihm, „ich bin nicht allein gekommen, um dir zuerſt Glück zu deiner wiedererlangten Freiheit zu wünſchen, ſondern auch, eine Bitte an dich zu richten. Vor allem haſt du Gott zu danken; denn obſchon kein Menſch an deiner Unſchuld zweifelte, ſo verdanken wir Alles Gott. In ſeiner Hand ſind die Herzen der Menſchen."

„Du kennſt mich zu gut, Kellah," erwiderte Kalman, „um an meiner Frömmigkeit zu zweifeln. Ich habe nicht eines unſerer Gebete Roſchhaſchanah ausgelaſſen und ich wäre lieber Hungers geſtorben, als treife Fleiſch (unviſitirtes, nichtgeſchlachtetes) zu eſſen. Komm', danken wir Gott. Es iſt eine Synagoge hier."

„Beten allein iſt nichts", verſetzte Kellah. „Die falſchſten Menſchen beten oder ſtellen ſich ſo. Mir ſagt mein Herz, daß, um Gott zu gefallen, man ſeinem Feinde verzeihen muß, beſonders in der hochheiligen Zeit der zehn Bußtage."

„Wo willſt du hinaus?" fragte Kalman, der den Namen Zodeck nicht ausſprechen wollte.

„Höre mir zu", ſprach Kellah weiter. „Dein Todfeind Zodeck ſitzt jetzt im Gefängniß. Er iſt in die Grube gefallen, die er dir graben wollte, aber er iſt ein Jude und im Unglück. Er hat weder Vater noch Mutter, noch Bruder noch Schweſter. Er iſt ſchuldig, er iſt nicht viel werth, aber es iſt dein Bruder. Du mußt ihm Gutes für Böſes vergelten. . . ."

„Ich?" rief Kalman; „ſterben kann er wie ein Hund!"

„Kalman", ſagte Kellah und ergriff ſeine Hand, „ſo dankſt du Gott, ſo entweihſt du mit Flüchen ſeine gütige Vorſorge? Das iſt das erſte mal, wo ich ſolche Worte von dir höre. Du biſt der Kalman, der gute, fromme, ſüße Kalman nicht mehr." Und da der Zorn Kalman's unter ihrer Rede zuſehends verſchwand, faßte ſie neuen Muth und fügte hinzu: „Der Zodeck iſt weit weniger raub wie du. Ehe er von den Gendarmen abgeführt wurde, habe ich mit ihm geſprochen und ihn flehentlich gebeten, die Wahrheit zu ſagen und mir meinen Kalman wiederzugeben. Er hat weder geknirrt noch geflucht, ſondern er hat mir verſprochen, Alles zu thun, was ich wolle. Und er hat Wort gehalten!"

„Ich weiß es", ſagte Kalman. „Er iſt in dich verliebt. Umſoweniger verzeihe ich ihm."

„Und du verlangſt", ſagte Kellah ſich erhebend, „daß Gott dir verzeihe? Was iſt er dir ſchuldig? Wenn der Menſch nicht Gott im Guten nachzu

ahmen ſucht, warum ſoll Gott eher für dieſen als für jenen gut ſein? Siehſt du, ich ſtelle mir Gott den Heiligen vor wie einen König, von Bettlern umgeben. Jeder verlangt etwas von ihm; um aber ſein Ohr zu haben, muß man ſich entweder durch eine große That oder durch eine beſtändige Tugend auszeichnen. Deswegen habe ich ſchon als Kind mir geſagt, daß ein Jeder, der ſich über die gewöhnlichen Menſchen erhebt, Gott im Himmel näherrückt. Du magſt mir glauben oder nicht, Kalman, ich bilde mir ein, mein Weinen und Flehen habe zu deiner Befreiung beigetragen. Es däucht mich, als kenne Gott dort oben meine Stimme. Er hat mir ſchon aus größern Nöthen geholfen und er wird mich ferner erhören. Gehorchſt du mir und bleibſt du mir treu in Liebe und Frömmigkeit, ſo bin ich ſicher, daß wir reich und glücklich werden."

Ein Philoſoph hätte vielleicht über dieſe Schlußfolge gelächelt, er hätte aber nicht umhingekonnt, dieſes Mädchen zu bewundern, das durch einfache, weſentliche Frömmigkeit ſich eine eigene Theologie geſchaffen hatte, die ſeine Tugend und ſein Glück zugleich unterſtützte.

Kalman zögerte noch immer. Er betrachtete Kellah lange und erwiderte: „Zodeck liebt dich. Wer weiß!"

„Still", ſagte Kellah, indem ſie ihm die Hand auf den Mund legte. „Du allein liebſt nicht. Wer nicht verzeihen kann, kann auch nicht lieben."

„Nun ja", entgegnete Kalman, der immer dem Willen Kellah's nachgab, „du willſt es. Thu' was dir gefällt."

„So warte hier", erwiderte das Mädchen. „In einer Viertelſtunde bin ich wieder da."

Und Kellah eilte zu dem Hauptwächter der Gefangenen, der ihr die Erlaubniß gab, Zodeck zu beſuchen. Als dieſer Kalman und Kellah erblickte, brach er in Schluchzen und Weinen aus. Soviel Großmuth beſchämte ihn. Zum erſten mal in ſeinem Leben verurtheilte er ſich ſelbſt. „O, Kellah," ſagte er, „es fehlte mir eine Schweſter oder eine Frau wie du. Ich wäre wie der Kalman im geraden Weg geblieben!"

„Es iſt nie zu ſpät", ſagte Kalman, der ihm die Hand reichte. „Führe dich gut auf, du biſt noch jung."

„Ja, aber gebrandmarkt. Ich habe falſches Zeugniß abgelegt."

„Sage von nun an immer die Wahrheit", ermahnte ihn Kellah, „thue Reue und Buße. Das Herz des Richters iſt in der Gewalt des Königs aller Richter. Du kannſt dir als Reuiger großen Ruhm erwerben. Klage dich nur herzhaft an. Die Meinung über dich hat ſich ſchon geändert, Zodeck. Du haſt deine Mutter verehrt und ich habe immer geſagt, der Zodeck iſt nicht ſo ſchlecht. Er hat ein Herz. Ich gebe zu Rathsbonne, der gilt viel durch ſeinen Reichthum und noch mehr durch ſeine Wohlthaten. Ich verſchaffe dir von der ſtraßburger Judengemeinde koſcheres Eſſen; beharre nur auf dem Wege, in den du getreten, Zodeck, ich verſchaffe dir noch eine brave Frau."

„Ach, Kellah, Engelsmädchen", ſagte dieſer, „wie habe ich deine Freundſchaft verdient?"

„Durch deine Mutter, Zodeck", ſagte dieſe. „Willſt du ſie aber noch mehr verdienen, ſo geſtehe mir Alles, was du für Jockel gethan haſt. Nenne mir die Bauern, die du für ihn betrogen. Ich will ſchon dafür ſorgen, daß ihnen ihr Gut zurückgeſtellt wird. Was deine Sache mit dem Notarius betrifft, ſo iſt der Jockel ſo ſtrafbar wie du und euer Urtheil iſt ſicher."

„Wozu dir alle die böſen Streiche erzählen, Kellah? Habe ich nicht genug auf meinem Rücken?"

„Nein, Zodeck. Du biſt dem Tony Revanche ſchuldig, du haſt ihn ins Unglück geſtürzt und mußt zu ſeinem Glücke beitragen. Uebrigens iſt dies meine Sache. Du ſagſt mir Alles ins Ohr oder ſchreibſt mir's auf Judiſch-Deutſch auf. Ich will ſchon dafür ſorgen, daß der Schwarzjockel Federn laſſen muß. Das iſt meine Sache!"

„Gut, Kellah", ſagte Zodeck; „haſt du aber die Erlaubniß des Wächters?"

„Du kannſt mir die Namen der Bauern gleich nennen."

Und Zodeck nannte vier Bauern, die Kellah kannte, und die Summen, um die er ſie für Jockel betrogen.

„Jetzt", ſagte Kellah, „wenn das Gericht mein Zeugniß braucht, ſo wiederholſt du, was du mir geſagt. Die Wahrheit kann dir nur nützen. Wir gehen nach Paris und wenn du deine Strafe ausgehalten und brav bleibſt, ſo gebe ich dir Kalman's Schweſter zur Frau, die Leute mögen darüber ſagen, was ſie wollen."

Zodeck wollte auf die Kniee fallen, aber Kellah hinderte ihn. „Ein Menſch ſoll ſich nur vor Gott beugen", ſagte ſie. „Bleibe brav, beharre auf deinen Ausſagen, verlaſſe den Elſaß, nachdem du deine Strafe gebüßt, und Kellah hält dir Wort."

„Gelobt ſei, Gott", rief Zodeck, „der du das Weib geſchaffen!"

„Du haſt doch etwas für den Zodeck im Her-

zen", ſagte Kalman im Fortgehen. „Die Frauen ſind nie undankbar, wenn man ſie liebt."

„Und ſie haben Recht", verſetzte Kellah. „Gott ſelbſt hat es gern, daß man ihn lieb hat."

Die Juden im Dorfe feierten das Laubhüttenfeſt. In Paläſtina war dies das Feſt der Gleichheit. Alle Bewohner Jeruſalems, reich und arm, Prieſter und Laien, verließen ihre gewöhnlichen Wohnungen und lagerten acht Tage lang unter Hütten. Am erſten Tage des Feſtes pflückten ſie Palmenäſte, mit Cedrusäpfeln, ſchmückten ſie mit Myrten und Weidenſträußen und zogen feierlich in den Tempel, um Dank- und Jubelgeſänge ihrem Gott für die Ernte und Weinleſe darzubringen. Drei mal im Jahre mußte ein jeder Iſraelit aus der Provinz nach Jeruſalem, der Hauptſtadt des Gottesdienſtes, wandern. Es waren dies die drei Feſte Oſtern, Pfingſten und Laubhütten.

Seit der Zerſtörung Jeruſalems ſind dieſe ſolennalen Feſte verſchwunden. Jeder fromme Jude jedoch baut ſich in ſeinem Hofe eine Hütte, die er mit Laubäſten bedeckt und mit Früchten und Blumen ſchmückt. Er nimmt darin ſeine Mahlzeiten, wenn es das Wetter erlaubt. Einen Palmenaſt in der rechten, den Cedrusapfel in der linken Hand, geht er in die Synagoge und ſchwingt beide unter Saitenſpiel und Hymnen zur Erinnerung des großen Feſtes der Ernte und der Gleichheit Aller im Staate.

Der Patron Kellah's hatte eine prächtige Laubhütte auf der Wieſe hinter ſeinem Hauſe errichtet. Man konnte darin tanzen. Obſchon Kellah ihr Wort Kalman längſt gegeben hatte, ſo hatten ſie noch nicht die Zeit zu einem feierlichen Verlöbniß gefunden, was ſie Knas (Strafe) heißen, weil bei dem jüdiſchen Verlobniß der Bräutigam der Braut eine Schadloshaltung im Falle des Wortbruchs verſpricht.

Während der Schreiber den vorläufigen Heirathsvertrag abfaßt, nimmt ein anweſender Verwandter eine Taſſenſchale, ſammelt von Jedem Geld für die Armen und zerbricht dann die Schale. Die anweſenden Jungfrauen greifen haſtig nach dieſen Scherben, denn jedes Mädchen, das eine ſolche Reliquie beſitzt, verheirathet ſich noch in demſelben Jahre.

Die ganze Dorfjugend, Juden wie Chriſten, waren auf der Wieſe verſammelt; die Jugend hat keine Religionsvorurtheile, wenn es gilt, einen Abend hindurch zu tanzen und ſich in Ehren zu beluſtigen. Drei Muſikanten ſpielten wacker unter einem Birnbaum auf, als die Abweſenheit Kellah's bemerkt wurde.

„Kellah iſt nicht da", hieß es. „Gewiß gibt's irgendwo etwas Gutes zu thun."

„Tanzt nur fort", ſagte Mariegrete. „Kellah kommt ſchon. Ich weiß, wo ſie iſt."

Kellah war bei Jockel.

Seit der Verhaftung Jobeck's hatte Jockel nur zwei Sorgen: die Brandverſicherungsanſtalt über den Werth ſeines Verluſtes zu täuſchen und falſche Verkaufsacten über ſein Hab und Gut zu machen, denn es kümmerte ihn nicht, ſechs Monate im Gefängniß zu verbringen, wenn er nur ſein Vermögen rettete. Vor dem Gericht wollte er ſich als einen ſehr bemittelten Mann ausgeben und damit bezeugen, daß er weit ehrlicher ſei, als man glaubte. Er hatte bereits mehren Juden den Vorſchlag gemacht, ihm ſeine Güter abzukaufen, aber bisjetzt hatte er keinen Mann noch nicht getroffen.

Er wohnte immer noch in der Scheune, wo er ſein baares Geld vergraben hatte, obſchon es raſch gegen den Winter ging. Als Kellah in die Scheune trat, dämmerte es bereits. Jockel kam von Straßburg zurück, wo er einen vergeblichen Beſtechungsverſuch gemacht. Er zog eben ſeinen Rock aus und ſuchte auf der Erde mit einer irdenen Küchenlampe umher.

„Ich möchte wiſſen", ſagte Kellah laut, „zu was das Geld bei manchen Leuten nützt."

„Wer da?" ſchrie Jockel, und indem er Kellah bemerkte, antwortete er raſch: „Das Geld dient, um von deines Gleichen geſtohlen zu werden. Was willſt du von mir? Willſt du mir eine Schulpredigt halten? Das iſt gut für meine Tochter. Ich kenne das Judengeſindel."

„Männer wie der Schwarzjockel", antwortete Kellah in herausforderndem Tone, „müſſen und ſollen Judenfeinde ſein."

„Und warum?"

„Weil Ihr ein Spitzbube ſeid. Eigentlich meint Ihr, alle Menſchen gleichen Euch. Ihr liebt die Chriſten nicht mehr als die Juden. Scheltet Ihr jedoch einen Chriſten, ſo ſchlägt er Euch das Gehirn ein. Die Juden aber haben einen breiten Rücken. Sie ſind nicht ſtark an Zahl, um Euch Widerpart zu bieten."

„Pack' dich fort und laſſ' mich in Ruhe!"

„Aha, ich langweile Euch. Wäre ich ein Mann, ich würde Euch noch mehr langweilen. So aber begnüge ich mich mit Wenigem. Ihr

habt Feder und Tinte. Da, unterschreibt das. Eher gehe ich nicht fort."

Jockel war an solche Kühnheit nicht gewöhnt. Daher zögerte er auch, denn er fürchtete, Kellah habe Beweise gegen ihn.

„Was soll ich unterschreiben?" sagte er und griff nach dem Papier. „Verlangst du Entschädigung, weil ich deinen Freier verhaften ließ? Willst du mein Geld?"

„An Euerm Geld ist kein Segen", sagte Kellah. „Ich verlange, daß Ihr schriftlich in die Heirath Tony's und Mariegrete's einwilligt. Wo nicht —"

„Wo nicht —!" kreischte Jockel, indem er die Lampe ausblies. „Geh' du mir zum Teufel, von dir lasse ich mir eben noch keine Gesetze machen!"

„Jockel", sagte Kellah gelassen, „Ihr wißt, Ihr habt Butter auf dem Kopf. Ich brauche kein Licht, um Euch zu der Unterschrift zu zwingen; hört mich nur an. Ich habe den Zodeck besucht."

„Was sagst du da, Natter? Du hast den Zodeck gesehen?"

„Ja, er hat mir sonderbare Dinge vertraut. Zodeck bereut Alles. Er hat Alles gestanden."

„Wem?" stöhnte Jockel.

„Vorerst mir", erwiderte Kellah.

Jockel athmete wieder. „Soll ich die Lampe wieder anzünden?" fragte er.

„Nicht nothig", antwortete Kellah. „Solche Dinge hören sich besser in Finsterniß. Zodeck hat mir gestanden, daß Ihr eine falsche Handschrift gegen den Großmichel gemacht habt; Christian Bach hat Euch mehr als hundert Procent gegeben; Anton Heiser hat Euch zwei mal bezahlt und den Stiefelpeter habt Ihr an den Bettelstab gebracht. Die leben Alle noch. Ich brauche nur zu ihnen zu gehen und ihnen zu beweisen, wie Ihr das Alles zurückbezahlen müßt. Ihr seht, Jockel, ich lasse Euch schwitzen."

„Und was hast du Zodeck für solche Aussagen bezahlt? Umsonst hat er dir dies Alles nicht gestanden."

„Ja, schmäht nur", antwortete Kellah, „Ihr pfeift aus dem letzten Loch. Der Kalman war zugegen. Rührt Ihr mich an, so seid Ihr ein verlorener Mann. Ein Jude und ein Christ aus Kolmar sind diese Woche zu 30,000 Francs und einem Jahr Gefängniß wegen Wucher verurtheilt worden. Das Gefängniß fürchtet Ihr nicht, aber sage ich nur ein Wort, so ist's aus mit dem Reichthum Jockel's, und thut Ihr mir nur an einem Finger weh, so dreht Euch der Tony und der Kalman den Hals um."

„Ich bin kein Bösewicht", sagte Jockel, „und ich thue dir nichts."

„Gut, so macht Licht und unterzeichnet! Mariegrete und ich, wir verheirathen uns an demselben Tage. Ihr kommt wohlfeil davon. Wir gehen Alle nach Paris. Zodeck sagt nichts ohne mich. In jedem Fall werdet Ihr verurtheilt, das mütterliche Vermögen Euern Töchtern herauszugeben, in den Kauf bekommt Ihr wol drei Monate Strafe, aber was macht Euch das?"

„Und Mariegrete? Hat sie dich hierhergeschickt?"

„O", rief Kellah, „Ihr seid nicht würdig, ihren Namen auszusprechen. Ich weiß nicht, warum sie ihren Vater liebt!"

Jockel wuthete im Stillen, beherrschte sich aber.

„Und warum soll sie ihren Vater nicht ehren?" sagte er endlich. „Gibst du ihr solche Lehren?"

„Ich?" erwiderte Kellah. „Ich werde nie einem Kinde den Rath geben, seine Aeltern nicht zu lieben. Auch ahnt die Grete von Allem nichts. Ihr seid es aber dem Tony schuldig. Mariegrete ist ihm gut. Und wenn Ihr ein Herz habt —"

„Nun ja", sagte Jockel, „du bist ein Teufelsmädel. Ich hab's nicht glauben wollen. Die Grete hat mir viel Gutes von dir gesagt, aber was wahr ist, ist wahr. Du hast ein Mundstück wie ein Advocat und häßlich bist du auch nicht. Doch wer bürgt mir dafür, daß Zodeck stillschweigt, wenn ich die Grete dem Tony gebe?"

„Mein Wort", antwortete Kellah.

„Und du glaubst, mein Wort ist nicht das deine werth? Sage du der Grete, daß sie den Tony in Gottes Namen heirathe. Ich willige ein."

„Vater", rief Grete, die, um Kellah zu holen, ungesehen bis an die Scheune geschlichen war und die letzten Worte gehört hatte, „Vater, tausend, tausend Dank!"

Und Vater und Tochter fielen sich in die Arme.

Seitdem Tony in Freiheit gesetzt worden, arbeitete er in Strasburg nach dem Willen Mariegrete's und kam nur selten ins Dorf. Grete schrieb ihm, daß ihr Vater jetzt nichts mehr gegen ihre Heirath einzuwenden habe und Tony kam eilig hinüber und beide glücklichen Paare machten allerlei Pläne.

Kellah schlug vor, es so einzurichten, daß sie sich Beide an einem und demselben Tag ehelichten.

„Liebe Kellah", sagte Mariegrete, „du hast mir oft guten Rath gegeben. Jetzt ist es an dir, mir zu gehorchen. Es ist mir unmöglich, meinen Vater zu verlassen. Er kann alle Tage ins Ge-

fängniß abgeführt werden, der Schulmeiſter, mein Schwager, hat's Sonntag erſt in der Kirche geſagt. Und dann will ich mich nicht hier verheirathen. Ich ſchäme mich zu ſehr. Da heißt es, die hat gut ſtolziren, ihr Vater hat für ſie gewuchert. Nein, Kellah, ich will nichts von meinem Vater. Tony muß ſich mit Dem begnügen, was mir von meiner guten ſeligen Mutter zukommt. Und der Vater gibt mir's gern. Vor allem wünſche ich, Kellah, daß du dich gleich verheirathest. Tony geht mit euch nach Paris. Ich bleibe bei dem Vater, wird er verurtheilt oder nicht. Und wenn der Tony in Paris ſein Brot verdient, ſo ſchreibt ihr mir und du ſelbſt, Kellah, kochſt uns unſer Hochzeitsmahl."

Kellah küßte Mariegrete und ſagte: „Du haſt Recht, du biſt ein Herzenskind!"

Obſchon Kellah arm war, ſo war ihre Hochzeit doch ein Freudenfeſt für das ganze Dorf.

Acht Tage vor der jüdiſchen Hochzeit werden Braut und Bräutigam nie allein gelaſſen. In dieſer Zeit ernennen die Verwandten die Braut- und Bräutigamsunterführer. Das Unterführen iſt eine gute That, beſonders bei einer armen Hochzeit, und zugleich eine Ehre.

Herr und Frau Cahn waren die Unterführer. Sie trugen alle Koſten der Hochzeit.

Am Vorabend der Feier werden der Braut die Geſchenke ihres Mannes ins Haus gebracht; zuweilen geſchieht dies unter Muſik und Fackelzug.

Es gibt ein kleines Mahl, während deſſen man der Braut einen ſilbernen Gürtel, der Gemeinde angehörend, anlegt, den der Ehemann allein nach der Hochzeit ihr abnimmt.

Früh des Morgens werden Braut und Bräutigam von ihren Unterführern in den Vorhof der Synagoge geführt. Sie ſetzen ſich Beide unter ein Thalet und die Anweſenden werfen Fruchtkörner auf ſie mit den Worten: „Pru, urbu!" („Seid fruchtbar und mehret euch!") Sie werden dann ein Jedes nach Hauſe geführt. Beide faſten bis gegen 1 Uhr und verbringen den halben Tag unter Gebet und oft unter Weinen. Gegen 1 Uhr verſammeln ſich die Frauen der Gemeinde bei der Braut und flechten ihr die Haare, die ſie als Frau vor keinem Andern als vor ihrem Ehegatten mehr ſehen laſſen darf. Oft ſogar ſchneiden ſie der Braut das Haupthaar ab und ich habe in meiner Kindheit eine ſchöne Braut geſehen, die darüber in Ohnmacht fiel und an demſelben Tage nicht verheirathet werden konnte. Dann, mit einem weißen Schleier bedeckt, führen ſie die Braut unter Muſik (in der ganzen Welt dieſelbe Weiſe) in die Synagoge, wo bereits der Bräutigam mit dem Unterführer, Rabbiner und ſeinen Verwandten ſie erwartet.

Sobald die Braut erſcheint, geht der Bräutigam ihr bis an die Schulthür entgegen, faßt ſie an der Hand und führt ſie nach dem Almemor (Estrade), wo ſie Beide unter einem Thronhimmel und mit einem und demſelben Thalet bedeckt aufrecht ſtehenbleiben. Man lieſt den hebräiſchen Act, der Bräutigam gibt der Braut einen Ring und ſpricht die Worte: „Durch dieſen Ring biſt du mir angetraut nach dem Rechte Moſes' und Israel's!" Der Rabbiner ſpricht dann unter Geſang ſieben Segen über ſie aus, läßt ſie Beide aus demſelben geſegneten Becher Weins nippen und erklärt die Heirath als vollbracht. Der Gatte nimmt den Becher oder ein anderes Glas voll Wein und zerbricht es in Stücke, indem Jeder „Maſeltof!" (d. h. „Gut Glück!") ruft. Das Glaszerbrechen ſoll anzeigen, daß es keine Freude ohne Schmerz gibt.

Nach dieſen Ceremonien nehmen Braut und Bräutigam ein kleines Mahl ein und bei dieſer Mahlzeit werden die Geſchenke der Verwandten laut genannt und eingeſchrieben.

Gegen Abend erſt findet das Hochzeitsmahl ſtatt. Den ganzen Tag tanzt gewöhnlich die Dorfjugend und nach dem Hochzeitsmahl die junge Gattin noch mit allen ihren Bekannten. Es iſt dies das letzte mal. Eine fromme verheirathete Jüdin darf nur mit ihrem Ehemann und mit ihrem Vater tanzen.

Als Kellah aus der Synagoge kam, zog ſie Mariegrete in ihr Zimmer, küßte ſie und ſagte zu ihr: „Mein Hochzeitsgeſchenk, Kellah, ſoll nicht eingezeichnet werden! Ich hab' dir's ſchon lange beſtimmt!" Und indem ſie ihr einen Beutel mit 300 Francs gab, ſagte ſie: „Dies Geld hat mir meine Mutter auf ihrem Todtenbett gegeben. Ich habe es gut aufbewahrt; da haſt du's! Ich will, daß du und dein Mann es benutzen, um euch in Paris zu ſtabliren! Später, wenn du reich wirſt und ich dich nöthig habe, gibſt du es mir wieder. Du haſt das an meiner Mutter verdient, Kellah! Es weiß es Keiner als der Pfarrer und der hat mich darum gelobt."

„Ach", ſchluchzte Kellah unter Thränen und drückte Grete an ihr Herz, „du biſt meine zweite Seele! Man hat mich oft gelobt, Grete, wegen meiner Herzensgüte. Ich weiß nicht, warum. Dir gegenüber bin ich nichts, du allein biſt großmüthig und gut!"

„An dir, Kellah, habe ich ein Beispiel genommen!“ erwiderte Grete.

„Ach, Mariegrete, nun bin ich verheirathet, du wirst es bald auch sein! Gott gebe, daß wir glücklich werden und unsere Männer uns immer treu bleiben! Wir haben doch auf dieser Welt wissentlich nichts Böses gethan.“

„Bleiben wir uns selbst treu“, sagte Grete, „im Glück wie im Unglück! Wer weiß, unsere Kinder werden vielleicht in derselben Religion erzogen und heirathen einander.“

„In jedem Fall“, erwiderte Kellah, „sollen sie sich schätzen und lieben.“

Sechs Jahre später stand Kalman an der Spitze einer bedeutenden Papierhandlung in Paris. Tony war mit Grete verheirathet; Jockel war im Gefängniß gestorben, noch ehe Grete nach Paris ging. Tony hatte eine Schlosserei, nicht weit von der Wohnung Kalman's.

Eines Tags, als beide Familien bei einem elsässischen Mittagessen vereint waren, das Kellah jetzt durch ihre Magd bereiten ließ, brachte der Briefträger einen Brief folgenden Inhalts aus Amerika:

„Werthe Freunde!

„Vor fünf Jahren wagte ich es nicht, als ich das Gefängniß verließ, euch in Paris zu besuchen. Ihr hättet mir nicht geglaubt, wenn ich euch versprochen hätte, von nun an im geraden Wege zu bleiben. Ich wanderte nach Amerika aus. Hier trieb ich zuerst den Roßhandel, habe mich dann mit einem Elsässer verassociirt und trieb den Kleiderhandel im Großen. Jetzt sind wir getrennt. Wir besitzen Jeder 100,000 Francs. Wenn die Kellah mir Wort halten und mir immer noch Kalman's Schwester zur Frau geben will, hier ist meine Adresse. Auf einen Wink von euch bin ich in zwei Monaten in Paris und bringe euch schriftliche Beweise meiner ehrlichen Aufführung und meines Vermögens. Jodeck.“

„Er muß sie haben“, rief Mariegrete, „der Jodeck hat viel zu meinem Glück beigetragen!“

„Er komme“, sagte Kalman, „und nehme sie, aber daß er sich nur gleich wieder fortmache!“

Aus der Südsee.

Briefe einer Dame.

II.

— Ich bringe das Weihnachtsfest in der Stadt zu, da meine Villeggiaturapläne sich als unausführbar erwiesen; denn mein ländliches Zimmer war nur gepflastert, mein ländliches Bett ein Sack voll Zuckerrohrstroh und meine Bedienung springender und kriechender Art.

Wie verschieden war das vorjährige Weihnachtfest in Australien! Wir putzten damals einen Baum aus, den mein Mann im Busch geschlagen hatte; weil wir auf uns selbst angewiesen waren, ward's ein richtiges nordisches Weihnachtfest, trotz des australischen Himmels. Der gestrige Abend dagegen, wo auf der Piazza die Buena noche gefeiert wurde, war ein wahrer Charivari. Der ganze Platz, mit Buden und Ständen bedeckt, wo Eß- und andere Waaren verkauft wurden, glich einem Jahrmarkt. Sehr schmucke Buden gab es darunter; grüne Lauben von Orangen- und Citronenzweigen, voll farbiger Lampen, beherbergten Würste, gebratenes Geflügel, Fleischspeisen und Leckereien. Der Gipfel aller Wonnen ist die Zeit nach Mitternacht, der Hauptspaß aber von 9—12 Uhr Nachts. Die Leute haben den Tag über gefastet und umschleichen mit lüsternen Blicken die guten Speisen, ohne danach greifen zu dürfen. Um 12 Uhr endlich ruft die Glocke der Kathedrale zur Messe. Das ist, als wenn man bei uns zum vorletzten male läutet und Jeder weiß, die Bescherung ist endlich im Anzug. Man stürzt in die Messe, kniet, betet, bekreuzigt und besprengt sich und fällt dann über die Speisen her, als wollte man sich für 100 Jahre im Voraus sättigen. Das lustige Volk sitzt in der Mitte der Piazza auf Stühlen und Bänken, die es selbst mitbrachte, und ißt brühheiß aus der zischenden Pfanne. Ist's geschehen, so labt sich's in den Eiszelten. Die Farbigen trinken und tanzen ihren Lieblingstanz, die Samba. Auch der Kinder wird gedacht, sie bekommen irgendein Spielzeug. Musik hörte ich nicht. Die Piazza ist ein geräumiges Viereck, im bologneser Geschmack von Arcaden umgeben. Auf der einen Seite der Palast des Präsidenten, auf der andern der des Erzbischofs; daneben die prächtige Kathedrale. Die Paläste sehen Kasernen nicht unähnlich; ihr Erdgeschoß bilden Läden. Für diesen Platz sind die zwölf Monate als symbolische Marmorstatuen und das eherne Reiterbild Bolivar's bestimmt, das Canova's Schüler, Tadolini in Rom, modellirt hat und das in München gegossen wird. Bei aller Rohheit der untern Volksclassen war diese Weihnachtfeier in ihrer südlichen Natürlichkeit doch ein freundliches Fest. Es gab nur frohe Menschen. In Sidney, wo Trunksucht und Verworfenheit

das Wort führen, würde eine ſolche Volksbeluſtigung widrig werden und Vaſari an ſeinem oft wiederholten Ausſpruche, das ſanfte Klima erziehe fein organiſirte Menſchen, in Auſtralien zweifelhaft werden. Hier iſt er im Recht. Der geringſte Mann, obgleich nicht knechtiſch demüthig wie der Irländer, weiß den rechten Ton zu treffen, und ſtünde er ſelbſt der feinſten Dame gegenüber.

Das Wetter iſt, ſeitdem ich hier bin, faſt immer beſtändig. Morgens bis 9 Uhr fällt ein ſogenannter Regen, der einem dichten Octobernebel in Norddeutſchland gleicht und dem Morgen alles Jugendliche, Aufheiternde nimmt. Dann heiße Mittage, glühende Nachmittage und kühle, herrliche Nächte. Mond und Sterne ſcheinen mir weniger ſchön als in Auſtralien. Des Morgens gehe ich zu einer Quelle vor der Stadt zum Bad. Mein Weg führt mich durch häßliche Straßen, dann durch eine lange Allee von Oelweiden, hohe, hellgrüne Bäume, deren Kronen ſich oben vereinigen und ein Dach bilden, das den Weg Morgens feucht und luftlos macht. Auf der einen Seite iſt der dürftig noch ſchlecht bewäſſerte Fluß (der Schnee auf den Bergabhängen ſchmilzt erſt Mitte oder Ende Sommers), auf der andern ſchöne Gärten, leider von hohen Mauern umgeben. Singvögel ſind nicht zahlreich.

Bis zum Mittagseſſen geben die Damen in geſchmackvoller, aber nicht eben geordneter Morgentoilette, das Haar in beliebig phantaſtiſcher Naturfreiheit. Da ſie dieſe Büßertracht Morgens unter ihrem Shawl beim Kirchgange verbergen und die Mönche ihnen die kleine Nachläſſigkeit nachſehen, ſo nimmt ſie eigentlich erſt um die ſpäte Abendſtunde, wenn Herrenbeſuch erwartet wird, ein Ende. Von Abends 8 bis Nachts 12 Uhr iſt man im Salon und zwar in gewählteſter Toilette; die Damen ſind dann angeregt und bezaubernd; man kennt die entpuppten Schmetterlinge nicht wieder; ſelbſt die Cigarre läßt man ihnen hingehen, ſo gut ſteht ihnen Alles. Freilich — freilich, die Rückſeite der Medaille bekommt nur der Hausgenoſſe zu ſehen!

Vergangene Woche brachte ich drei ſchöne Tage in Chorillos, dem nicht weit entlegenen Seebadeorte, zu. Das kam ſo. In unſerm Hauſe waren Fieber ausgebrochen. Nun ließ die Hausfrau nach Dr. Sangrado's Beiſpiel alle Fenſter und Thüren ſchließen. Dies war mehr, als ich ertragen konnte. Ich packte einen großen Nachtſack voll Staatskleider, da die Toilette dort natürlich groß iſt, und belud damit ein Maultier. Ich ſelbſt und mein Begleiter waren zu Pferde, mein Kind folgte mit einem Neger auf einem Maulthier. Die Straße iſt jetzt ziemlich ſicher und da Tags zuvor die Poſt erfolglos angefallen worden war, konnte man dieſen Tag um ſo ſicherer ſein. Wir erreichten um 4 Uhr Nachmittags Chorillos, zogen blaue Blouſen und Hoſen und weiße leinene Schuhe an und ſtürzten uns in die ſehr bewegte See, wo ungefähr 30 Perſonen beiderlei Geſchlechts in derſelben Vermummung badeten. Es war eine große Erquickung und wir ließen uns von den hohen Wellen tüchtig ſchaukeln. Nach einem halbſtündigen Bade gingen wir zur Schweſter meiner Schwägerin zum ſpäten Mittagseſſen und blieben dann Nachts in meines Bruders zwar nie benutzten, aber völlig eingerichteten Hauſe. Die andern Tage verbrachte ich alle im gleichen ſüßen Nichtsthun: in der Frühe ins Bad, dann zum Frühſtück; bis 4 Uhr Nachmittags ſaß ich mit langhängenden trocknenden Haaren auf der Veranda und empfing Beſuch meiſt von Herren, wie alle Damen. Um 4 Uhr zum zweiten male ins Bad, dann zum Mittagsmahl, wo die ganze Damengeſellſchaft ihre Haare wieder lang hängen läßt. Die Abende wieder Beſuch empfangen oder machen, um Mitternacht zum Schluß Eis nehmen. Ich ſtand die Nächte, wenn Alles ſchlief, auf, um die herrliche Seeluft zu genießen. Ich öffnete den Laden und ſah den Mond, den Orion und die Plejaden. Da ſteht das ſchöne Haus am Meer mit allem Zubehör, Jahr aus Jahr ein, leer, weil Lima den Limanesern nun einmal das Paradies aller Paradieſe iſt!

Das Wetter wird jetzt im März angenehmer, aber leider iſt das gelbe Fieber hier ausgebrochen und alle Fremde ſind beſonders in Gefahr. Der Leib des Herrn wandelt unaufhörlich durch die Straßen und jeden Abend nach 9 Uhr wird für alle am Tage Geſtorbenen geläutet, da man für jeden Einzelnen nicht damit fertig werden würde. Der Todtenwagen fährt ſogar des Nachmittags, während man ſonſt die Todten nur vor Tagesanbruch bis 10 Uhr Vormittags begräbt.

Um mein Oſterfeſt zu feiern, ging ich neulich auf die Chagra. Dort genoß ich nach ſo langem Entbehren mit doppelter Empfänglichkeit reine Luft, Vogelſang, die Lieblichkeit der freien Natur. Auf der Platte des Dachs ſah ich die Sonne über dem ewigen Schnee der Cordilleras aufgehen und die weit umherliegenden Zuckerplantagen vergolden. Abends, während der Landwind, voll Blütenduft, ſich erhob, verfolgte ich ihren Untergang bis ins

Meer. Dieſes kurze Wonneleben erleichtert freilich meine Reiſekaſſe, denn der Tag koſtet 1 ſpaniſchen Thaler; aber dafür bin ich vom Gelben Fieber und allen Revolutionen und politiſchen Geſprächen befreit, die wieder aufzutauchen beginnen. Der jetzige Präſident, Namens Caſtilli, hat die Regentſchaft uſurpirt. Er war früher ernannter Präſident und die ſechs Jahre ſeiner Regierung werden als ruhige, geſetzliche bezeichnet. Caſtilli, ein Halbfarbiger, hervorgegangen aus einer armen Familie, die ſich in der Sierra mit Bearbeitung der Minen beſchäftigte, könnte unter Umſtänden wol ein Deſpot werden, was um ſo ſchlimmer wäre, da er ohne Erziehung iſt. Das Parlament hat oft große Noth mit ihm; wegen einer unbedeutenden Differenz ließ er neulich Abends die Kanonen auf Lima richten. Ich ſah ihn im Theater, wo er eine auf Marmorſäulen ruhende Loge hat, die geſchmackvoll, mit vielen Spiegelwänden und reichen Geräthen ausgeſtattet iſt. Neben ihm ſaß ſeine Nichte, von dunkler Farbe wie er. Der Ausdruck ſeines Geſichts entſpricht ſeiner Entſchloſſenheit. Seine Haltung iſt würdig, man traut ihm Muth und eiſernen Willen zu. Er iſt hoch in den Vierzigern. Man ſah ihn noch nie im Theater applaudiren. Außer ſeinen Offizieren war die Loge von ſeiner Leibwache beſetzt. Vor und hinter ſeinem vierſpännigen Wagen reiten zwölf Gendarmen, jeder mit der peruaniſchen Fahne in der Hand.

Das Theater ſelbſt iſt nicht zum Beſten beſtellt. Seit die Faſtenzeit vorüber iſt, haben wir eine — Italieniſche Oper. Aber für mein armes, von engliſch-auſtraliſchen Miſtienen ſo lange gequältes Ohr bieten dieſe Trümmer Italiens doch noch einen gewiſſen Genuß. Selbſt die beſten auſtraliſchen Sänger reichen nicht zu dieſen abgedankten Kehlen hinauf. Man gibt „Ernani“, „Maria de Rohan“ und „Beatrice“. Das Orcheſter iſt ſchlecht, Coſtüme und Decorationen dagegen prächtig, geſchmackvoll, und die natürliche Grazie der Italiener und Spanier läßt keine jener Lächerlichkeiten zu, die uns auf dem ſidneyer Theater außer Faſſung bringen.

(Ein dritter Artikel in nächſter Nummer.)

Theepflanzer und Theetrinker.

Ein Genuß, der uns durch Vermittelung Anderer zutheil wird, gewährt nur dann ſeine volle Annehmlichkeit, wenn wir entweder nach Kinderart ihn rein naiv empfangen, ohne uns zum Forſchen nach ſeiner Entſtehung veranlaßt zu fühlen, oder wenn wir verſichert ſein können, daß der Menſch, der uns den Genuß bietet, ihn nicht in einer Stimmung geſchaffen hat, die ſchon durch die bloße Vorſtellung unſere angenehme Stimmung ſtört. Während uns die Späße eines guten Komikers, der uns unbekannt iſt oder von dem wir überzeugt ſind, daß er ſich auch außerhalb der Bühne ſolcher roſenfarbenen Laune erfreut, in die reinſte Heiterkeit verſetzen, iſt die Lachluſt über einen andern, ebenſo tüchtigen komiſchen Schauſpieler, den wir aber in ſeinem Hauſe als einen griesgrämigen, lebensſatten Raimund kennen, nie frei von einem bittern Beigefühl. Der wiſſenſchaftliche Aeſthetiker mag ſich bei ſeinem Kunſtſtudium auf die reine abſtracte Höhe ſtellen können, wo die Nebel der Gedankenaſſociationen und Sympathieen ſeinem Urtheil nichts anhaben; wir Laien und Kinder der ſentimentalen Periode aber werden nie ein anmuthig-ſchönes Bild mit vollem Behagen beſchauen, von dem wir wiſſen, daß es der Künſtler unter herben Schmerzen gemalt hat (in doloribus pinxit).

Wie mit den geiſtigen, ſo iſt es auch mit den ſinnlichen Genüſſen. Ein Erdbeerſträußchen, das uns von einem rothwangigen lächelnden Kinde geboten wird, duftet doppelt ſo reizend als die ſchönſte Ananaserdbeere, die uns ein armes leidendes Weib reicht.

Die aus fernen Gegenden durch den Handel gelieferten Waaren, deren Genuß für uns aus einem Luxusartikel zum Bedürfniß geworden iſt, bringen uns ſelten auf den Gedanken an ihre Producenten, weil ſie in der Form, wie wir ſie vom Kaufmann bekommen, wenig oder nichts anſichtragen, was lebhaft an ihre Heimat erinnerte. Nur der Thee, deſſen mit ſeltſamen Schriftzeichen und Bildern verzierte Kiſtchen ſo fremdländiſch ausſehen und deſſen Producenten, ſchon im Bilderbuche der Kinderwelt figurirend, uns neuerdings durch ihre Revolution und ihren Streit mit England näher intereſſiren; nur der Thee allein von allen überſeeiſchen Waaren regt, ſoweit meine Beobachtung reicht, öfter die Frage an: Wie ergeht es wol den Leuten, denen wir dieſen Genuß verdanken? Sammeln ſie dieſe aromatiſchen Blätter mit zufriedenen Geſichtern oder arbeiten ſie unter Seufzen und Murren? Hat die vielbeſprochene Uebervölkerung des chineſiſchen Reichs einen Pauperismus erzeugt, der die Theeſammler zu armſeligen, traurigen Geſchöpfen erniedrigt?

Den ſchönen Teetrinnen, denen ſolcherlei Fragen am Theetiſch aufſtiegen, zur Beruhigung will

ich mittheilen, was Robert Fortune, die größte Autorität in diesem Gebiete, erzählt.

Vielleicht bildet für keinen Menschen, selbst nicht für die officiellen Theekoster der chinesischen Ausfuhrstädte, der Thee so eigentlich die Hauptaufgabe des Lebens wie für diesen Engländer. Weder die holländischen Kaufleute, welche den neuen Luxusartikel 1610 zuerst nach Europa brachten, noch der Capitän Eckeberg, der 1763 die erste lebende Theepflanze nach Europa, und zwar an den würdigsten Europäer, an Linné, brachte, haben für diese Pflanze soviel Mühe, Willenskraft und Talent aufgewandt wie dieser moderne Reisende.

Der Capitän Dedieur wird hoch gepriesen, weil er zum Besten des ersten Kaffeepflänzchens, welches er nach Martinique mitnahm, sich wochenlang das Trinkwasser vom Munde absparte; Raleigh und Drake sind selbst in der Kinderwelt berühmt geworden, obgleich ihnen das Mitbringen der Kartoffel nicht sonderliche Studien und Mühen veranlaßt hat. Wie viel mehr verdient Fortune einen Orden aus den Händen der Botanik und Culturgeschichte! Er, der drei mal den Typhons des Chinesischen Meeres getrotzt, den europäischen Haarschmuck mit dem Zopfe vertauscht, sich mit Lebensgefahr in ein abgesperrtes Reich geschlichen und länger als sechs Jahre dort incognito verweilt hat; der sogar eine Sprache fertig erlernt hat, in welcher Pung sowol Soldat als Eis und Tschu zugleich Haar, Pfeiler, Küche und Schwein bedeutet; eine Sprache, deren Unverständlichkeit oft selbst die Eingeborenen nöthigt, das Wort, welches sie meinen, in die Luft zu schreiben, weil die Nüancirung der vieldeutigen Laute durch die Sprachorgane gar zu schwierig und unsicher ist!

Und allen diesen Mühseligkeiten und Gefahren setzte sich dieser Mann allein deshalb aus, um an Ort und Stelle Samen von den besten Theesorten zu sammeln und den Chinesen die Vorzüge ihrer Theecultur abzulauschen. Gibt es einen fahrenden Ritter des Mittelalters, der zur Befreiung einer von Barbaren gefangenen Prinzessin mehr gewagt und vollbracht hätte? Gewiß, Fortune verdient seinen europäischen Ruf, wenn er auch nicht obendrein durch die Einführung schöner Blumen, besonders prächtiger Arten von Chrysanthemum, sich den Gartenfreunden bekannt gemacht hätte.

Die Resultate seiner frühern Reisen in China, namentlich die den Thee betreffenden, sind durch seine Berichte ziemlich allgemein bekannt geworden. Die lange schwebende Streitfrage, ob der grüne und der schwarze Thee nur von einer oder von verschiedenen Arten des Theestrauchs herrühre, ist durch ihn zu Gunsten der Partei entschieden, welche beide Handelssorten von derselben Pflanze herleitete; man weiß nunmehr sicher, daß nur die Art des Trocknens und Kräuselns jene Farbenverschiedenheit bedingt. Man verdankt Fortune ferner nähere Angaben über die geographische Verbreitung des Theestrauchs überhaupt, welche sich vom 25. bis zum 31. Grade nördl. Br. erstreckt, und über die Heimat der vorzüglichsten Qualitäten insbesondere. Er hat den Theestrauch zuerst nach dem englischen Ostindien gebracht und in den Verbergen des Himalaja wohlgedeihende Pflanzungen angelegt.

Weniger bekannt mögen dagegen den deutschen Theetrinkern die Berichte sein, welche Fortune, als die Ergebnisse seines letzten Aufenthalts in China vom Jahre 1853—56, in seinem neuesten, in diesem Jahre veröffentlichten Buche: „A residence among the Chinese", gegeben hat. Besonders interessant dürften die darin mitgetheilten Thatsachen sein, welche sich auf den Charakter und die Lebensverhältnisse der chinesischen Theearbeiter beziehen.

Schon in seinem frühern Reisetagebuche versichert Fortune, „daß er kein Land kenne, wo die ackerbautreibende Bevölkerung sich so wohl befinde wie im nördlichen China". In seiner neuesten Schrift erzählt er unter Anderm:

„Mein Hauptquartier war ein Tempel. Es kostete meine ganze Zeit, sämmtliche Theepflanzungen in der Umgegend zu besuchen und mich dabei über die Pflege des Theestrauchs zu unterrichten. Es war eben die Haupternte, welche in den Mai fällt. An allen Hügeln waren Arbeiter mit dem Einsammeln der Blätter beschäftigt. Gewöhnlich arbeiten die Theeleser in Gruppen von acht bis zwölf Personen. Einer solchen aus Weibern und Kindern bestehenden Gruppe ist meistens ein Greis vorgesetzt."

Diese Chinesen übertreffen durch die Erfindungsgabe, mit der sie sich ihre Arbeit bequem machen, viele europäische Arbeiter. Jeder Theeleser trägt eine Art Schuhmacherschemel bei sich, dessen einziges Bein er leicht in die Erde befestigt, um sich während des Abpflückens der Blätter von den untern Aesten bequem zu setzen.

„Die Arbeiter werden nach dem Gewicht der gepflückten Blätter bezahlt. Geschickte und geübte Erwachsene waren im Stande, täglich 40—53 Pfund frische Blätter zu sammeln und sieben

ſich dabei neben der Koſt auf zwei bis drei Pence täglich ($1^1/_2$ — $2^1/_2$ Sgr.). Die Koſt mag ungefähr auf drei bis vier Pence ($2^1/_2$ — $3^1/_2$ Sgr.) zu ſtehen kommen, ſodaß der ganze Tagelohn etwa ſechs bis ſieben Pence (5—$5^1/_2$ Sgr.) beträgt." In Thüringen iſt eine Schnitterin, wenn ſie neben der Koſt etwa ſo viel Tagelohn erhält, als ihre Beköſtigung werth iſt, wohl zufrieden, und die Arbeit dieſer Theeleſer, welche verhältnißmäßig ebenſo viel Lohn erhalten wie unſere Tagelöhnerinnen, iſt doch gewiß weniger anſtrengend als die tagelange gebückte Haltung und die ermüdende Handhabung der Sichel bei unſern Erntearbeitern.

„Die Koſt dieſer Arbeiter iſt äußerſt einfach; ſie beſteht aus Reis, Gemüſe und ein wenig Fiſch oder Fleiſch. Aber die ärmſte Claſſe der Chineſen ſcheint die Kochkunſt weit beſſer zu verſtehen als die Armen in England. Aus den genannten einfachen Subſtanzen wiſſen die chineſiſchen Tagelöhner eine Anzahl ſehr ſchmackhafter Gerichte zu bereiten und ſich köſtliche Frühſtücke und Mittagsmahlzeiten herzuſtellen. In Schottland beſtand ſonſt, wie wol auch jetzt noch, das Frühſtück der Erntearbeiter aus Milch und Mehlſuppe, ihr Mittagsmahl aus Brot und Bier und ihr Abendeſſen wieder aus Milch und Mehlſuppe. Ein Chineſe würde bei ſolcher Koſt verhungern. Das gewöhnliche Mittagsmahl unſerer Matroſen beſteht aus Pökelfleiſch und Zwieback; das Mittagsmahl der chineſiſchen Matroſen iſt nicht im geringſten koſtſpieliger, aber weit angenehmer und geſünder und verbürgt eine feinere Bildung. Chineſiſche Theearbeiter, welche ich nach Indien mitnahm, verſicherten ſtets, ſie würden krank werden, wenn ſie von ſolcher Koſt leben müßten wie unſere Seeleute, und nahmen ſich gewöhnlich einen Privatvorrath von Lebensmitteln mit, um ſich ihr eigenes Mittagsmahl zu kochen."

Wenn ein Engländer fremdländiſche Sitten und namentlich fremde Speiſen lobt, ſo darf man darauf rechnen, daß ſein Lob gegründet ſei, da der britiſche Charakter gar nicht zur Ueberſchätzung des Fremden hinneigt; und der geneigte Leſer, der bisher nur von in Butter gebratenem Eiſe und andern Zopfigkeiten der chineſiſchen Küche geleſen hat, möge ſein Urtheil, daß auch darin die Chineſen nur ſpitzfindige Querköpfe ſeien, reformiren.

Aus dem frühern Werke Fortune's ſei über die Koſt der chineſiſchen Bauern hinzugefügt, daß ſie bloßes Waſſer faſt gar nicht, ſondern faſt immer Thee trinken, dieſen aber ſtets ohne Milch und Zucker. Es ergeht ihnen alſo nicht wie den armen Javaneſen, welche ſich, wie Gerſtäcker erzählt, obgleich ſie die reichen Kaffeeernten für ihre holländiſchen Herren einſammeln, den Genuß des Kaffees aus Armuth faſt ganz verſagen müſſen und die Kaffeekerne, welche durch den Darm des Rollmarders paſſirt ſind, als glücklichen Fund betrachten.

Im Einkaufen von Samen guter Theeſorten war Fortune diesmal viel glücklicher als auf der zweiten Reiſe, da er jetzt das Vertrauen der Bevölkerung gewonnen hatte. Wieder wohnte er in einem Tempel und der Prieſter war ihm in allen Stücken förderlich.

Fortune rühmt wiederholt nicht blos die Höflichkeit der Chineſen, welche nach andern Berichterſtattern nur als ein läſtiges, ſteifes Ceremoniel erſcheint, ſondern auch die Herzensgüte der großen Maſſe. Namentlich warnt er ſeine Landsleute, von dem Pöbel Kantons auf das ganze Volk zu ſchließen.

„Landeinwärts lebt eine große Nation von Landbauern von liebenswürdigem Charakter, welche mit außerordentlicher Ausdauer arbeitet und von den politiſchen Erſchütterungen wenig berührt wird. Ich ſah viele Gräuel des Bürgerkriegs, aber eine Meile von geplünderten Städten und zerſtörten Dörfern ging die Feldarbeit wie gewöhnlich ihren Gang; die Landleute verrichteten ihre Arbeit im tiefen Frieden und mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit gegen den Kampf."

Aus allen Nachrichten Fortune's erhellt alſo, daß der Theetrinker ohne bittere Hintergedanken ſeinen aromatiſchen Trank fortgenießen kann. Selbſt Derjenige, der ſeinen ſittlichen Abſcheu gegen die Ausbeutung des Arbeiters als Arbeitsthier gern ſo weit triebe wie ſonſt manche Abolitioniſten in England, welche lieber keinen Zucker genoſſen, weil er von Sklaven gewonnen ward, auch er kann ohne Gewiſſensbiſſe ſeinen Thee forttrinken.

Zuletzt dürfte noch die Frage aufgeworfen werden: Welcher Beweggrund mag die Engländer, und namentlich ihren genialen Emiſſer Fortune, bewegen, die Ueberſiedelung der Theepflanze nach Indien ſo eifrig zu erſtreben? Iſt es der bloße Egoismus des Handelsgeiſtes, der jeden Handelsartikel, mit dem ein Anderer gute Geſchäfte macht, ſelbſt zu produciren ſtrebt, um den gleichen Gewinn zu erwerben?

Der Opiumhandel der Engländer beweiſt ſchon hinlänglich, daß ſie nicht aus Philanthropie mit dieſen Aſiaten verkehren, und es iſt möglich, daß

die Haupttriebfeder zur Verpflanzung der Theepflanze auf den Himalaja im Eigennutze liegt.

Indessen erweist sich hoffentlich auch hier das Streben, Concurrenz zu machen, welches immer zunächst aus Eigennutz des Einzelnen hervorgeht, als heilsam für das große Ganze. Die Sitte, Thee zu trinken, welche anfangs nur bei den Chinesen, Japanesen und einigen andern Asiaten herrschte, hat sich in kaum zwei Jahrhunderten so ausgebreitet, daß man wirklich der Besorgniß Raum geben kann, die Production Chinas werde fernerhin nicht für alle Abnehmer hinreichen. Außer den Holländern und Engländern wählen die Russen zum warmen Getränk fast ausschließlich den Thee; in Deutschland ist er nur im Norden allgemein; schon in Mitteldeutschland ist er blos bei den Vornehmen gewöhnlich, gewinnt aber auch hier alljährlich an Terrain. Durch die englischen Colonieen verbreitet sich sein Gebrauch täglich mehr auf der Erde; auch viele Deutsch-Amerikaner sind schon vom Kaffee ab- und dem Thee zugefallen. Fortune berechnet die jährliche Ausfuhr des Thees nach England auf 57 Millionen Pfund, nach den Vereinigten Staaten auf 18, nach dem europäischen Continent, außer Rußland, auf 4, nach Rußland auf 5, nach Australien auf 5 Millionen Pfund, während nach seiner Schätzung in China selbst, wo auf jeden der 300 Millionen Einwohner jährlich sechs Pfund zu rechnen sind, 1800 Millionen Pfund verbraucht werden.

Noch ist zwar der Preis des Thees in China nicht gestiegen; das Pfund der Mittelsorte kostet etwa fünf, das der allerbesten etwa zehn Sgr. Wenn aber die Zahl der Consumenten in demselben Maßstabe zunimmt wie bisher, dann werden die chinesischen Theeplantagen der übermäßigen Nachfrage nicht mehr genügen und man wird Fortune preisen, der im Himalaja einen Theegarten angelegt hat, dessen Ertrag hoffentlich für alle Theetrinker hinreichen wird. V. Sigismund.

Anregungen.

Reisebücher und Reisekarten.

Mit jedem Jahre wächst der Strom der Reisenden, die eigene Laune, Wissensdurst oder das Wort des Arztes in die Ferne schickt — und in welche Fernen! Dem Römern entschwand, je weiter sie vorwärtsdrangen, ihre ultima Thule immer ferner, unergreifbarer in die Nebel des Nordmeers, so liegt uns, bei der Schnelligkeit und Leichtigkeit der Verbindungen, auch die Ferne nicht mehr hinter den bläulichen Linien der Berge, kaum noch jenseit des Oceans, und über Jahr und Tag macht vielleicht eine Philologenversammlung einen Sommerferienausflug nach den Ruinen von Babylon und Ninive.

Aber glaube nur Keiner an das reine, ungetrübte Vergnügen einer Reise!

Kindliche Hoffnungen, die der Rauch jeder Locomotive mitschführt in die Ferne, die ein Tag und noch mehr eine Nacht in den Gasthöfen eines rheinischen Badeorts auf immer begräbt! Gegen diese „kleinen Leiden" gibt es zwar nur ein Mittel: Geduld, wider die größte Feindin der Reisenden aber, die Langeweile, die — ähnlich wie die Sorge, nach des Dichters Ausspruch, hinter dem Reiter — so neben dem Unglücklichen gähnend sitzt und geht, der 50 Stunden lang von Wien nach Paris jagt oder drei Wochen lang auf einer Düne an der Ostsee rastlos und trostlos umherwandert, gegen diese Medusa sind die Eisenbahnbibliotheken erfunden.

Von der rühmlichst bekannten und besprochenen gelben „Reise-Bibliothek" von F. A. Brockhaus führt uns eins der neu erschienenen Bändchen: „Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. Von Friedrich Gerstäcker", in die Geheimnisse dieser Leihen ein. Da stehen alle Gegner der Gemüthlichkeit und des behaglichen Stillebens: zankende Postillone, polternde Kutscher, unangenehme Bekanntschaften, grüne Gasthausstuben mit winselnden Hunden und verbranntem Kalbsbraten, zahllos wie ein geisterhaftes Heer vor uns auf, das seinen tollen Reigentanz um den armen Mahlhuber, für uns zum heitern Gelächter, ausführt. Gerstäcker's launiger Humor zeigt sich in diesen Schilderungen auf glänzende Weise, in reicher Farbenpracht, es ist eine Fülle von Scherz und Erfindung in diesem Büchelchen.

Ernster, wegen der wirklichen Gefahren des Helden noch ergreifender und spannender schildert uns in einem andern Bändchen Casanova seine „Flucht aus den Bleikammern zu Venedig". Es ist dies vielleicht der interessanteste Theil seiner Memoiren, in jener hinreißenden, geistvollen, drastischen Darstellung, die den berüchtigtsten Abenteurer zu einem nicht minder berühmten Schriftsteller macht. Das Auge der Besucher der Dogenstadt wird voll Antheil auf den Dächern des herzoglichen Palastes den Weg suchen, den Casanova in der Nacht Allerheiligen gewagt.

Gustav Kühne führt uns durch Prag, „dem Seitenstück Venedig's, das eine hat sein Meer, das andere seine Felsen." Dies „Prag. Böhmisch, Deutsch, Czechisch", entwirft ein historisches und zugleich ein Architekturgemälde der böhmischen Hauptstadt. Gustav Kühne wetteifert in seiner Schilderung der prager Paläste mit den Bildern Canaletto's, nur dunkler, mitternächtiger sind sie, wo die Geschichte dieses ganzen Landes Durchaus Tragödie, voll

ſchwerer Verhängniſſe oder wüſten Triumphgebelds, der den Neid der Götter heraufbeſchwört; mit feinem Gefühl hat Kühne dies erkannt, die Wildheit der Söhne des Czech, die nur durch Deutſche, deutſches Weſen und deutſche Sitten zur Städtegründung, zu einem ſocialen Leben geführt werden konnte. Nur Eins läßt uns dieſe Schrift zu wünſchen: ſie möchte ausgeführter, noch einmal ſo lang ſein, man fühlt, wie viele Geheimniſſe, wie viel des Anziehenden noch zwiſchen den Zeilen ruht.

Mit dieſer „Reiſe Bibliothek", die hoffentlich ſchon manchem unſerer Leſer gute Dienſte geleiſtet haben wird, erſcheint bekanntlich zugleich ein „Reiſe Atlas" bei F. A. Brockhaus, in der zierlichſten und gründlichſten Ausführung von Henry Lange. Den Rand der kleinen Karten ſchmücken feine, gefällige Stahlſtiche en miniature der vornehmſten Gebäude, Kirchen und Paläſte einer Hauptſtadt, ein kurzer Text gibt alle für den Reiſenden wünſchenswerthen Notizen. Obgleich das Unternehmen noch nicht abgeſchloſſen iſt, und doch ſchon einzelne Routen — von Leipzig über Dresden nach Prag auf fünf Kärtchen, die Rheinfahrt von Mainz bis Köln, die Donauſtraße von Ulm bis Wien auf je zwei Kärtchen — geſchildert, eine Eiſenbahnkarte von Mitteleuropa umfaßt alle geraden und gebogenen Linien, alle labyrinthiſchen Verſchlingungen dieſes eiſernen Netzes.

Mit Intereſſe verfolgten wir auf dem Plane von München, der letzten der ſechs Karten, welche die Strecke von Leipzig bis München ſchildern, den Weg, den unſere verehrte Freundin von dort nach Starnberg gemacht (Nr. 15 dieſer „Unterhaltungen"). Da ward's uns klar, wie nothwendig für jeden Reiſenden, vor allen, wenn er die Touriſtenfeder führt, eine ſolche Karte aus „Brockhaus' Reiſe Atlas" iſt. Die Orte, die unſere geehrte Mitarbeiterin als Märkte und Städte um den See mit nachſichtigem Auge betrachtete, ſtehen nur auf der Rangſtufe der Dörfer. Vermag nennen die Baiern und der „Reiſe Atlas" Vermied; und wo ſie das humoriſtiſche „Federvieh" fand, erblickt der Münchener nur einige Häuſer, die höchſt proſaiſch „Feldafing" heißen. Aber ein dreifaches Wehe über dieſen „Barbaren" von Kartenſtecher, der niemals „der Dichtung Stimme vernommen"! Jenes geheimnißvolle, wie unſere Freundin ſagte, auf ſeinem Plane ſichtbare Leoni, es iſt da, auf dieſem Plane verzeichnet, ſchräg gegenüber von Poſſenhofen. Jeder ſieht es, ſelbſt mit unbewaffnetem Auge. So wird Alles entdeckt, erforſcht; wie das Reich der Mitte, ſind die Sterne in den fernſten Himmelsweiten nicht mehr vor neugierigen Blicken ſicher, und der gemeine Realismus von fünf Silbergroſchen —' nicht theurer ſind dieſe Karten — zerſtört auch für den hartnäckigſten Träumer den phantaſtiſchen Schleier um Leoni am Starnbergerſee.

Emil Kuh.

Vor einigen Jahren laſen wir von dieſem jungen Autor eine Charakteriſtik Friedrich Hebbel's.

Sie erging ſich in mehr preiſender als kritiſcher Weiſe über die außerordentliche Begabung dieſes Dichters und fand ſelbſt ſeine Mängel, die Maßloſigkeit und Erzwungenheit ſeiner Erfindungen ſchön und nachahmenswerth. Dieſe Schule, die Vorliebe für den ſeltſamen, einzelnen Fall, der an ſich für das Leben der Serie ſeine allgemeinere Bedeutung hat als die wunderlichen Spiele der Natur für die phyſiſche Welt, ſind auch das Dilemma der „Drei Erzählungen", die er jetzt (Cotta & Leipzig, Traßler) hat erſcheinen laſſen. Wie die Hebbel'ſchen Dramen, ſuchen ſie aus der Abſonderlichkeit des Zufalls eine unbeſtrittene Wahrheit, einen allgemeinen Gedanken herzuleiten und bleiben, wie ihre Vorbilder, ohne das Ziel zu erreichen, inmitten ihres Laufs ſtehen, als ob die Häßlichkeit und das Ungeheure ihrer Vorausſetzungen ſie endlich ſelbſt verſteinte. Dabei iſt die Erfindung ſelten neu, meiſt arm, aber das Colorit, die Lichter, die darüber ausgegoſſen ſind, wirken oft zauberhaft, und hierin liegt, will uns ſcheinen, die eigenthümliche Begabung Kuh's, es iſt ein maleriſcher Zug in ſeinen Darſtellungen. Während die Helden und ihre Schickſale nur Studien ſind nach den Muſterbildern des Meiſters, gehört die Färbung durchaus ihm. Prächtiger, großartiger als die Landſchaftsmalerei Stifter's, beſitzt ſie doch noch nicht deren Reiz und Geſchloſſenheit; auch ſie liebt noch das Maßloſe, die „wildromantiſche Gegend". Aber eine friſche, muthige Kraft iſt immer zu ſchätzen, ſelbſt wenn ſie bei ihrem erſten Lauf durch falſchen, gleißenden Schimmer, wie die Helden durch die goldenen Aepfel der Atalante, verblendet von dem wahren Ziele der Kunſt und maßvollen Schönheit abirrt.

Lebensblicke

von L. Habicht.

Unſer Denken kann Himmel und Erde umfaſſen, mit wahrer Seligkeit aber nur ein Herz.

* *

All unſer Gutes entſteht aus dem Schmerz, unſer Beſſeres aus der Sehnſucht.

* *

Charaktere können nie ganz untergehen.

* *

Die wahre Empfänglichkeit für Poeſie kommt erſt, wie das fallende Herbſtlaub, nach dem Frühling und dem Sommer des Lebens.

* *

Ein Troſt für Zurückſetzung liegt darin, daß die am beſten im Sonnenlicht ſtehenden Bäume ſich am eheſten entfärben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 48.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Ein muſikaliſches Kleeblatt.

Hiſtoriſche Skizze von W. Kropp.

Es war am Abend des 5. December 1704, als Johann Mattheſon im Theater zu Hamburg ſeine Oper „Kleopatra" aufführte und ſelbſt in der Partie des Antonius auftrat. Der Beifall, welchen der gewandte Sänger fand, ſtieg mit jeder Scene, und bei dem Tode des Antonius, den er in ergreifendſter Wahrheit darſtellte, brach das Publicum, vor allen aber die Damen, in einen Schreckensruf aus.

Raſch warf der 23jährige Muſiker ſein römiſches Kleid ab, um bis zum Schluſſe der Oper auch noch die Ehre des Selbſtdirigirens im Orcheſter zu haben. Unter allgemeiner Aufmerkſamkeit und dem ſchmeichelhaften Geflüſter mancher hamburger Schönen näherte er ſich dem Sitze des Dirigenten, der damals nicht blos aus der Partitur zu taktiren, ſondern auch mit der Kapelle das Klavier zu ſpielen hatte.

„Das Dirigiren iſt mein Amt, Sie gehören auf die Bühne!" antwortete jedoch Derjenige, welcher den Dirigentenſitz einnahm, und ſpielte weiter.

„Die Oper iſt von mir componirt, ich bin Kapellmeiſter dieſes Theaters und nehme meinen Platz in Anſpruch!" erwiderte Mattheſon heftig.

„Für heute Abend bekommen Sie ihn nicht!" ſagte Jener mit finſterer Entſchiedenheit.

„Herr Händel, ich befehle Ihnen, den Dirigentenplatz ſofort zu räumen!" rief Mattheſon, mit dem Fuße ſtampfend.

„Herr, geben Sie zum Teufel!" wandte ſich der Erſte mit einem Blick zur Seite, vor welchem jeder Andere als Mattheſon verſtummt ſein würde.

„Kinder, um Gotteswillen, welcher Lärm! Denkt ihr denn, ihr ſeid unter euch allein? Seht doch nur, ihr Hitzköpfe, wie das ganze Publicum ſchon aufmerkſam wird!" rief der Kapellmeiſter Reinhard Keiſer, aus dem Parket an Beide heantretend, beſorgt aus. „Entferne dich, Mattheſon, Händel fügt ſich doch nicht und du wirſt noch deine Oper verderben!"

„Wir werden uns ſprechen!" rief Mattheſon ſeinem Gegner zu und entfernte ſich nicht ohne die größte Beſchämung vor dem hamburger Publicum, welches ſo ſeine Befugniß als Kapellmeiſter von einem ihm untergeordneten Orcheſtermitgliede in Frage geſtellt ſah. Der ganze Erfolg des Abends war ihm nun gleichgültig und er wartete nur auf das Ende der Vorſtellung, um ſich an ſeinem Gegner zu rächen.

Georg Friedrich Händel aber führte die Oper mit einem Feuer und einer Sicherheit zu Ende, wie ſie unter dieſen Umſtänden von ihm allein zu erwarten waren.

Das Theater leerte ſich und mehre Orcheſtermitglieder drängten ſich um Mattheſon, welcher mit funkelnden Augen am Ausgange ſtand, flüſternd zuſammen. Wenn auch von ihrem Kapellmeiſter die Zahlung ihrer Gage nicht ausſchließlich abgehangen hätte, ſo würde ſchon der Neid auf einen talentvollen Collegen ſie in dieſem Falle, wo Letzterer wirklich zu tadeln war, zu den gehäſſigſten Worten vermocht haben.

Händel ſtand indeß unerſchrocken vom Klavier auf, ſchnallte ſeinen Degen um und näherte ſich dem Ausgange.

„Ich hoffe, Sie werden jetzt Zeit gehabt haben, Ihr unpaſſendes Benehmen einzuſehen, um daſſelbe durch eine ernſte Abbitte wieder gut zu machen!“ redete ihn Mattheſon mit vor Aufregung zitternder Stimme an, als ſie Beide die Treppe hinabſtiegen.

„Ich denke, die Sache iſt erledigt, und bitte, darüber kein Wort weiter zu verlieren, es ſei denn, daß Sie von Ihrer Befugniß Gebrauch machen, mir meinen Dienſt zu kündigen!“ entgegnete Händel; „Jeder von uns iſt in ſeinem Rechte!“

„Unverſchämter, du haſt mich aufs empfindlichſte beleidigt und ſollſt dafür büßen!“ rief Mattheſon, von ſeines Gegners Ruhe nur noch mehr gereizt, und legte die Hand an den Degen.

„Eitler Geck!“ erwiderte Jener mit verächtlichem Blicke.

Sie waren auf dem Markte angelangt, der von heimkehrenden Theaterbeſuchern wogte. Im Augenblick hatte Mattheſon den Degen gezogen, verſetzte Händel damit einen heftigen Schlag über die Schulter und legte ſich zum Kampfe aus. Da gerieth auch Händel's Blut in Wallung, auch er zog den Degen und griff ſeinen Gegner ſtürmiſch an. Die Ausfälle deſſelben erfolgten aber ſo raſch und heftig hintereinander, daß Händel ſich nur vertheidigen konnte, was bei dem unſichern Scheine der Straßenlaternen nicht leicht war. Natürlich ſammelte das Geklirr der Degen augenblicklich eine Menge Menſchen um die Kämpfenden, aber Niemand wagte die beiden erbitterten Muſiker in ihrem unheilvollen Beginnen zu hindern. Unglücklicherweiſe war auch ihr älterer Freund, der Kapellmeiſter Reinhard Keiſer, am Ausgange des Theaters mit dem Grafen Dernath, ſeinem Protector, in ein Geſpräch gerathen, ſodaß er dem Kampfe nicht Einhalt thun konnte, und ſo ſchien es, als habe die Stunde eines der beiden Kämpfer geſchlagen.

Aber die Vorſehung, welche mit Georg Friedrich Händel und Johann Mattheſon noch große Dinge beabſichtigte, wachte über den drohenden Spitzen beider Degen und führte einen heftigen Stoß Mattheſon's auf einen der breiten metallenen Rockknöpfe Händel's, an dem ſeine Klinge zerſprang.

Händel ſenkte ſeine Waffe und Beide durchfuhr es wie ein Blitz, daß hier offenbar der Fingerzeig des Himmels gewaltet, denn ſie konnten ſich nicht verhehlen, daß der Stoß ohne den Knopf tödtlich hätte ſein müſſen.

Zu derſelben Zeit kam nun auch Keiſer herbei und führte die beiden Gegner aus dem Gedränge, indem er ſelbſt Mattheſon's Arm nahm und Händel einem ſeiner Freunde anvertraute. Beide wurden in ihre Wohnungen geleitet, da eine Ausgleichung ihres Streites für heute Abend bei dem Charakter beider Männer unmöglich war.

Lange ſchon hatte das Feuer der Feindſchaft zwiſchen ihnen unter der Aſche geglüht. Mattheſon, ein Mann von großer körperlicher Schönheit und gewandtem Weſen, dabei feurigen Gemüthes und offenen Kopfes, hatte durch dieſe Eigenſchaften und durch ſeine glückliche Stellung am Theater und in der Geſellſchaft von Hamburg ein Uebergewicht über den begabtern Händel erlangt, das dieſer nur mit Unmuth ertrug. Galt auch Mattheſon für einen vollendeten Muſiker, hatte er gleich ſchon mehre Opern mit Beifall aufgeführt, während Händel ſich nur in Arien und Cantaten, und leider nicht mit Glück, bisher verſucht, ſo erfüllte das Bewußtſein des überlegenen Genius Letztern dennoch mit einem Selbſtgefühl, welches ſich faſt zur Nichtachtung ſeines glücklichern Gegners ſteigerte. Daß er die zweite Violine unter ſeinem Directorium ſtreichen mußte, war ihm ſo demüthigend, daß er ſich oft ganz ungeſchickt ſtellte und von Mattheſon ſchelten ließ; Letzterer wußte ihn mit ſeinem Scharfblick jedoch ſo richtig zu ſchätzen, daß er ihn am heutigen Abend, als er ſelbſt auf dem Theater thätig war, ohne Probe an das Clavicimbel berief und mit ſeiner Leiſtung, bis auf den Schlußvorfall, durchaus zufrieden war. Ein anderer Grund zu der Feindſchaft zwiſchen ihnen war es, daß Mattheſon neben ſeiner zeitweiligen Stellung am Theater auch noch die eines Erziehers bei dem Sohne des engliſchen Geſandten, des Herrn von Wich, erhalten hatte, eine Stelle, die Händel in muſikaliſcher Beziehung bereits bekleidet, aber, ſeiner Kunſt mehr lebend, vernachläſſigt und endlich verloren hatte, wie er denn dem univerſell gebildeten Mattheſon an Fähigkeit zu dieſem Poſten überhaupt weichen mußte.

Faſt Alle hielten die Verfeindung der beiden jungen Männer für gewöhnlichen Künſtlerneid, nur Reinhard Keiſer blickte tiefer und erkannte, mit der Sehergabe des Genius, daß die Beiden innewohnende Begabung, unbekümmert um die nächſten Zwecke und beſtimmt, weit über ihre Zeit hinaus zu wirken, nur in zu ſchroffer Selbſtändigkeit ſich entwickelte und darum eben die Art

und Weise des Andern als etwas Fremdes abstieß.

Reinhard Keiser, eine wohlwollende, milde, ausgleichende Persönlichkeit, war der einzige Mann, welchem eine Versöhnung zwischen den beiden Musikern gelingen konnte. Das fühlte er wohl und — obschon ihm in Beiden gewaltige Nebenbuhler seines Fachs drohten, wie die Folgezeit bewiesen hat, da Beide große Erfolge erreichten und vermittels ihrer günstigen Stellung in der Gesellschaft ihre Werke der Welt in guten Ausgaben übergeben konnten, während er selbst heimatlos umherirrte und nur stückweis die lieblichen Schöpfungen seines außerordentlichen Genius zu veröffentlichen im Stande war, so beschloß er doch um der Kunst willen und aus angeborener Herzensgüte, diese Versöhnung zustande zu bringen.

Armer, edler Keiser! Deine Zeitgenossen, unter ihnen Hasse und Mattheson, zwei glaubwürdige Autoritäten, nannten dich den ersten Musiker der Welt und dennoch gelangten nur Fragmente deiner Werke, die wir mit Rührung anstaunen, bis auf unsere Zeit! Unerforschliche Fügung des Himmels, welche die Schöpfungen dieses echten Genius, dieses Zwillingsbruders Mozart's, ans Licht rief, um sie gleich darauf wieder mit dem Staube der Vergessenheit zu bedecken! Aber du wirst einst auch den Sargdeckel über unserm Keiser, dem Ueberwinder der Welschen, unsern Stolz und Ruhm, wieder heben und aus Trödelbuden und dem Staub von Winkelbibliotheken die reinen Musterbilder seiner Kunstschöpfungen hervorschweben lassen, an denen wir uns in den Wirren einer geschmacklosen Zeit erfreuen und stärken können!

Was mir von Keiser's Compositionen bekannt ist, berechtigt vollkommen zu diesem Wunsche und läßt mich an jeden Freund der Musik und des deutschen Nationalruhms die ernste Bitte richten, jetzt, wo einsichtsvolle Männer die Werke Händel's, unsers größten Oratoriencomponisten, sammeln, auch seinem Zeitgenossen und Freunde Keiser, unzweifelhaft dem größten Operncomponisten seiner Zeit, einige Aufmerksamkeit zu widmen und zur Sammlung und Wiederbelebung seiner Werke nach Kräften mitzuwirken.

Es waren seit jenem Abende im Theater ungefähr drei Wochen verflossen, als Keiser sich in Händel's Wohnung begab, um diesen zu einem Mahle bei — Mattheson abzuholen. Ja, er war so glücklich gewesen, das gebrochene Freundschaftsverhältniß zwischen Beiden so weit wiederherzustellen, daß Händel diese Einladung Mattheson's, welcher, im Grunde brav und gutmüthig, nach entschwundenem Zorn eine Versöhnung mit ihm wünschte, annahm.

Er fand ihn am Schreibtische an seiner ersten Oper „Almira" arbeitend. Bei Keiser's Eintritt legte er die Feder nieder und stand auf, um ihm die Hand zu reichen.

Keiser'n entging die Gehobenheit der Stimmung nicht, in welcher Händel sich befand, der sonst immer ernst und ruhig war.

„Nun, ist die Arie gelungen, die du in der „Almira" noch einlegen wolltest?" sagte er, an den Tisch tretend.

„Eben schreibe ich die letzte Note!" erwiderte Händel lächelnd. Keiser durchlief das Blatt, summte vor sich hin, nickte oft beifällig und sagte dann:

„Gut, so wird sie bedeutend wirken, nimm sie mit dir, denn wir werden uns von Mattheson gleich ins Theater begeben, da er eine Probe deiner »Almira« angesetzt hat."

Händel's ernste Augen leuchteten auf.

„Das wäre nicht nöthig gewesen, um die Mißhelligkeiten zwischen uns vollständig zu beseitigen!" sagte er dann verlegen, ja beschämt.

„Du weißt, Mattheson ist ein gutes Herz und muß immer besondere Freundschaften erzeigen, er spielt gern den Vornehmen und ist eitel auf seine Weltmanier!"

„Mag er den Ruhm haben, hierin werde ich es ihm doch nie zuvorthun können."

Händel nahm Hut und Degen und Beide eilten nach Mattheson's Wohnung.

Am Eingange wurden sie von einem Livréebedienten empfangen, der sie in ein elegantes Zimmer führte und seinen Herrn auf einige Minuten entschuldigte, da er im Hofe den Kauf eines zweiten Reitpferdes abschlösse. Wirklich hörten die beiden Gäste auch die Hufschläge eines Rosses und Mattheson's lebhafte Stimme vom Hofe her. Besorgt beobachtete Keiser Händel's Miene, dieser aber lächelte nur gleichgültig und warf sich dann mit den Worten auf das Sopha: „Das muß man ihm lassen, behaglich zu leben versteht der Mattheson!"

„Ein Glücksvogel, wie mir noch Keiner vorgekommen ist", sagte Keiser; „willst du glauben, daß er nahe daran ist, den Reichsfreiherrntitel zu erlangen?"

„Warum nicht gar!"

„Daß man sich von anderer Seite sogar bemüht, ihm den Grafentitel auf italienische Weise zu verschaffen?"

„Thorheit!“

„Ich habe das Concept des Patents mit eigenen Augen geſehen! Sein Titel lautete: ‚Don Giovanni, Conte di Gallamano‘!“

Ein herzliches Lachen war Händel's Antwort, das Mattheſon's Eintritt unterbrach.

„Das iſt ein Ton, den ich gern von dir höre, wie ſelten es auch kommen mag!“ rief er, Händel beide Hände entgegenſtreckend; „ſei mir willkommen in dieſem Zeichen und laß uns das Vorgefallene auf immer vergeſſen.“

Damit ſchloß er Händel in die Arme, der mit komiſchem Unwillen ſagte: „Nun, meinetwegen!“

Keiſer faßte die beiden verſöhnten Freunde bei den Händen und blickte ſie voll Rührung und Freude an, Thränen glänzten in ſeinen Augen, aber Mattheſon in ſeiner raſchen, ungeduldigen Weiſe rief: „Zu Tiſche! Bei einem Glaſe Wein läßt ſich Das, was wir uns einander mitzutheilen haben, beſſer ſagen! Nicht wahr, theurer Rinaldo Geiſare?“

Der Diener öffnete die Thür zum Speiſezimmer und ſie traten ein. Ein kleiner runder Tiſch war hier aufs feinſte gedeckt und als die drei Freunde ſich niedergelaſſen hatten, wurden, auf ein Zeichen Mattheſon's mit der Klingel, die Speiſen aufgetragen, während der Bediente die Gläſer füllte.

Nachdem Keiſer ſich mit wenigen ſchmeichelhaften Worten über die Speiſen und das Tafelgeräth anerkennend ausgeſprochen hatte und der erſte Gang mit dem erſten Glaſe Wein vorüber war, verbreitete ſich das Geſpräch des Kleeblatts über Gegenſtände ihres Fachs.

„Laß uns darauf anſtoßen, Händel“, ſagte Mattheſon, ſein großes Kelchglas erhebend, „daß deine ‚Almira‘ heute Abend und bei der Aufführung den Erfolg der Opern unſers Freundes und Meiſters Keiſer erleben möge und mithelfe, dem Unweſen der Welſchen ein Ende zu machen.“

„Darauf trinke ich von Herzen“, rief Keiſer über den Tiſch, den Gläſern Beider mit lautem Klange begegnend, „und wäre es auf die Gefahr, von meinem jüngern Freunde ganz in Schatten geſtellt zu werden.“

„Das wirſt du nicht“, rief Mattheſon raſch und ſetzte dann, als Händel ihn etwas betroffen anblickte, hinzu „in der Oper wenigſtens nie, denn welcher Muſiker beſäße wie du die Fähigkeit, jede menſchliche Stimmung und Leidenſchaft melodiſch auszudrücken und durch Rhythmus und Inſtrumentation zu ſchildern? Wem ſtände eine ſolche Fülle muſikaliſcher Ideen zugebote und wer vermöchte rührender durch Töne zu ſprechen als du?“

„Vielleicht der Componiſt der ‚Kleopatra‘ und des ‚Porſenna‘, der künftige Herr Reichsgraf Mattheſon?“ warf Händel mit verletzender Bitterkeit ein, da das Bewußtſein, Keiſer übertreffen zu können, zu lebendig in ihm lebte und deſſen weiche und einſchmeichelnde Weiſe ſeiner ſtrengen männlichen Art nicht eben zuſagte.

Mattheſon erröthete, faßte ſich aber bald und entgegnete: „Ehr- und ruhmbegierig ſind wir Alle und wenn ich nach Auszeichnungen ſtrebe, auf die du eben nicht höflich hindeuteſt, ſo geſchieht es, weil ich auf dem Felde unſerer Kunſt euch ganz und gar den Platz räume und auf den Kranz verzichte. Ja, verwundert euch nur nicht, ich habe vier Opern componirt und die Ueberzeugung gewonnen, daß mir zum Tondichter die Schöpferkraft und die Seele fehlt! Aber mein Urtheil iſt dafür um ſo richtiger, das fühle ich und weiß auch, daß Gott mich für die verſagte Gabe durch die andere, fremdes Verdienſt zu erkennen und das Weſen der Kunſt mit der Feder zu ſchildern, hinreichend entſchädigt hat, ſo wahr ich hier vor euch ſitze.“

Händel fühlte Reue über ſeine harten Worte, er reichte dem Gekränkten die Hand und ſagte: „Vergib mir, ich habe dich verletzt!“

„Du biſt ein braver Menſch, Johann, aber ich glaube, du haſt Recht!“ ſagte Keiſer.

„Verletzt! Wenn es die Sache der Kunſt gilt, denke ich nicht an meine Perſon! Ich wiederhole es aber in Ewigkeit, Keiſer's Melodieen und Zartheit erreichſt du niemals, Händel, niemals!“

„Du biſt nicht klug! Wollt ihr euch wieder zanken?“ warf Keiſer kopfſchüttelnd ein.

„Die Wahrheit muß ans Tageslicht und es iſt auch zu Händel's Beſten! Schreib' mir eine Arie wie die von unſerm Keiſer in D-moll: Salva te il mio sposo, die mit der ſtrengſten Behandlung des Baſſes ſolche melodiſche Weichheit und einen Ausdruck im Ganzen verbindet, daß man ſich der Thränen nicht enthalten kann!“

Händel's Stirn verfinſterte ſich wieder und Keiſer rückte auf ſeinem Sitze unruhig hin und her.

„Die Oper iſt dein Feld nicht, deine Natur iſt viel zu ernſt und tief angelegt, um ſich in dieſe Form geſchmeidig zu fügen! Dein Feld iſt die geiſtliche Muſik, der Chor, das Orcheſter! Dein Genius geht über die Oper hinaus, du wirſt nicht enge menſchliche Stimmungen, ſondern erhabene Vorgänge aus der Geſchichte und Natur,

erſchütternde Kämpfe aus dem bibliſchen Heldenleben ſchildern, Chöre ſchaffen, die nicht allein Millionen der Erdbewohner, nein, auch die himmliſchen Heerſcharen mitſingen könnten, und das unendliche Reich der Töne, von welchem die Oper nur ein kleines Feld iſt, von der Orgel bis zur Querpfeife in ſeiner ganzen Majeſtät öffnen, daß die Menſchheit zum erſten mal zum vollen Bewußtſein der Größe und Hoheit dieſer gottgegebenen Kunſt komme!"

Vor Händel's innerm Blick ſchien während dieſer Worte ein Vorhang zu ſinken, ſtumm ſaß er da, das große Auge ins Unbeſtimmte gerichtet; der Zauber, welcher ſein drängendes Innere bisher verſchloſſen gehalten hatte, war durch den Freund ausgeſprochen und ſeine Zukunft lag vor ihm: ahnungsvoll und groß!

In dieſem Augenblick wurde der zweite Gang aufgetragen und unterbrach auf die paſſendſte Weiſe die ernſte Pauſe, welche den Worten Mattheſon's folgte.

„Ja, es iſt ausgemacht, daß unſer Mattheſon ein Edelmann an Geſinnung und Lebensweiſe, wenn auch nicht durch Geburt iſt!" rief Keiſer, ein Glas Burgunder austrinkend und ſich in ſeinen Seſſel zurückwerfend.

„Das macht ſein Umgang mit Grafen und — Gräfinnen!" lachte Händel. „Was macht ſie denn, Mattheſon, deine Dame?"

Dieſer wurde feuerroth, warf ſeine Serviette auf den Tiſch und rief: „Mögt ihr denken, was ihr wollt, die Bekanntſchaft mit meiner verehrten Gräfin Königsmark gehört zu meinen ſchönſten Erlebniſſen!"

„Kein Zweifel! Sie lebe!" rief Händel.

„Ich danke ihr die Bildung meines Geſchmacks und die Empfänglichkeit für die zartern Geheimniſſe unſerer Kunſt," fuhr Mattheſon fort, „und feine Form lernt man nirgends beſſer als im Umgange mit vornehmen Frauen."

„Dein zartes Geheimniß ſei heilig", ſagte Händel, „und ich für mein Theil glaube gern, daß du ihr viel dankſt, deine Manieren, deinen demnächſtigen Adelsbrief —"

„Sie iſt eine vollendete Sängerin — mich hat ſie durch meine eigenen Lieder gerührt und entzückt!" warf Keiſer dazwiſchen, Händel mit den Augen winkend.

„Laß doch Keiſer reden, der ſie kennt und lange verehrt hat! Auch du, Herz von Eis, würdeſt in ihrer bezaubernden Nähe ſchmelzen!" erwiderte Mattheſon. „Da, lies und leugne noch, daß dieſer Frau zu der größten äußern Anmuth auch die höchſte geiſtige Begabung zutheil wurde."

Mit dieſen Worten ſprang er auf, nahm aus einem Hefte ein ſaubergeſchriebenes Blatt und hielt es Händel vor die Augen. Händel las:

Ihr ſchönen Augen ſeid's nicht Richter,
Die über des Lebens Urtheil ſprechen,
Ich klag' euch an, ihr Himmelslichter,
Antwortet: Handelt ihr auch recht?

Dann riß er es ihm wieder weg, um es an dem frühern Orte zu verſchließen. Händel, von dem correcten Tonfall der Verſe betroffen, ſah Keiſer fragend an; dieſer ſagte: „Es iſt von ihr und ich verſuche ſchon ſeit längerer Zeit, dieſe Verſe würdig in Muſik zu ſetzen, aber keine Compoſition hat mir bisjetzt genügt."

„An wen iſt das Lied gerichtet?" flüſterte Händel. „An Den?" Und damit deutete er heimlich mit dem Daumen auf Mattheſon.

Keiſer zuckte die Achſeln.

„Wer es wagt, noch ein Wort über dies Ideal aller Frauen, die Gräfin Aurora von Königsmark, zu ſagen, der —"

„Nun, der?" ſagte Händel, die Arme verſchränkend, als Mattheſon mit dieſen Worten wieder an den Tiſch zurückkehrte.

„Der ſoll mir dieſe Flaſche Johannisberger in Einem Zuge auf ihr Wohl leeren, ſo wahr ich Johann Mattheſon heiße! Fritz, ſetze nur hierher und bringe grüne Römer!"

„In dieſem deutſchen Weine laß ich Niemand weiter leben als unſere deutſche Frau Muſica!" rief Händel, den ihm von Mattheſon feldflaſchengefüllten Römer erhebend.

„Da ſtimm' ich dir bei, die geht noch über alle lebenden Frauen, mögen ſie heißen wie ſie wollen!" fiel Keiſer ein und ſtand auf, um das Klavier zu öffnen.

Mattheſon hielt ihn jedoch beim Arme zurück und zog ihn wieder an den Tiſch.

„Freunde", rief er, das Glas begeiſtert erhebend, „Händel nennt da die Göttin, der billigerweiſe unſere erſten Huldigungen gebührt hätten. Tauſend mal habe ich euch meine frühere Zuverſicht auf den Sieg unſerer deutſchen Muſik über das welſche Geklingel ausgeſprochen, meine Feder und mein Degen haben ſchon manchen von dieſen überalpiſchen Geſchmacksverderbern zittern gemacht, aber heute, in dieſem Augenblick, im Beiſein von euch Beiden, wird mein Glaube zur feſten Ueberzeugung, daß die vaterländiſche Muſe das welſche Joch nicht lange mehr tragen wird."

„Du wirſt heute zum Verbrecher, aber wer weiß, ob du dich nicht täuſcheſt, wie rotten die Welſchen nicht aus!“ ſagte Keiſer.

„Das wollen wir ſehen!“ fuhr Händel auf, „ſolange ein Athemzug meine Bruſt bewegt, werde ich dieſes Geſchmeiß bekämpfen, das wie ein Mehlthau auf unſerer aufkeimenden Kunſt ruht! Matthefon, laß uns anſtoßen: Feindſchaft den Welſchen und doch unſere deutſche Muſik!“

„In Ewigkeit!“ rief Matthefon begeiſtert, trank ſein Glas aus und warf es klingend gegen die Wand; „das iſt der wahre Händel, mit dem ich ſtets Freund ſein werde. Deine Hand darauf, Händel, auch deine, Keiſer: Laßt uns drei für Deutſchland leben und gält' es Gut und Leben!“

„Wie wollt ihr denn den Welſchen beikommen, die einmal an allen Höfen ſich feſtgeſetzt haben?“ ſagte Keiſer.

„Dadurch, daß wir ihre Weiſe ganz und gar verwerfen und Deutſch ſchreiben!“ rief Händel in zorniger Begeiſterung.

„Das iſt es!“ fiel Matthefon ein; „habe ich nicht immer geſagt, daß das italieniſche Schnörkelweſen der deutſchen Natur im Grunde zuwider iſt, die nur Einfachheit und Verſtändlichkeit liebt?“

„Du haſt mir die Idee auseinandergeſetzt, daß man die Muſik ganz und gar dem Ausdrucke der Worte anpaſſen müſſe, um naturgemäß und ſchön zu ſingen“, entgegnete Keiſer.

„Ja, aber mit dem Geſange allein iſt es nicht gethan, das Orcheſter iſt der Schacht, aus welchem der deutſche Fleiß die ſchönſten Schätze heraufholen wird“, fuhr Matthefon fort; „der ganze Complex von Inſtrumenten, den die deutſche ſchöpferiſche Kraft auf die wunderbarſte Weiſe noch reden heißen wird, während die welſche Oberflächlichkeit ihn zum Sclaven der Kehle heruntergewürdigt!“

„Da eröffneſt du die rechte Breſche für uns Deutſche“, ſagte Händel, ihm auf die Schulter klopfend, „aber auch die andere Idee ſcheint mir vortrefflich. Erklärt mir deutlicher, wie verſteht ihr die neue Art zu ſingen?“

„Nur als eine geſungene Rede, die den Wortſinn zur Hauptſache und den Ton zum Dolmetſcher des Ausdrucks und der Gefühle macht!“ rief Matthefon eifrig.

„Ein Beiſpiel wird dir die Theorie verdeutlichen!“ ſagte Keiſer, das Klavier öffnend.

Wir ſchalten für den Leſer hier die Bemerkung ein, daß die von Gluck ein halbes Jahrhundert ſpäter befolgte Art und Weiſe der Vocalcompoſition thatſächlich von dieſen drei Männern bereits zu Anfange des 18. Jahrhunderts beſprochen und verſucht wurde, wovon die Vorrede zu Keiſer's „Divertimento serenissimo“ und Matthefon's „Ehrenpforte“ Zeugniß gibt, daß alſo Gluck wol nur durch unſern Keiſer zu ſeinem Streben angeregt wurde.

Matthefon und Händel traten an Keiſer's Seite ans Klavier, welcher, nachdem er einige Augenblicke in E-dur präludirt hatte, das Gedicht der Gräfin Königsmark: „Ihr ſchönen Augen“, in der zarten und einfach ausdrucksvollen Weiſe improviſirte, wie es in ſeiner obenangeführten Sammlung enthalten iſt.

„Vortrefflich!“ ſagte Händel, als Keiſer geendet hatte und beide Freunde ihn fragend anſahen, „dieſe Art des Geſanges wird auf dem Theater gewiß von der beſten Wirkung ſein!“

„Wenn der Geſchmack uns nur nicht nöthigte, die welſche Form der Arien dennoch beizubehalten! Die Sänger und Sängerinnen, alles Welſche, wollen glänzen und weigern ſich, dergleichen Sachen zu ſingen!“ rief Keiſer muthlos.

„Wenn ein berühmter und fruchtbarer Componiſt wie du nichts Anderes ſchreibt, ſo müſſen ſie es ſingen, das dankt ihnen der Teufel!“ erwiderte Matthefon.

„Oder wir arbeiten dadurch gerade den Welſchen in die Hände und bringen die deutſche Muſik und uns um den Reſt unſers Anſehens!“ fuhr Jener fort.

„Muth, Freund! Das wird nicht geſchehen!“ fiel Händel nach einigem Nachdenken ein. „Schreibſt du nicht in dieſer Weiſe, um unſerer Oper die italieniſche Feſſel abzureißen, ſo kommt nach dir ein Anderer, der es ausführt. Hätt' ich nur deine Berühmtheit in der Oper, mein Wort zum Pfande, ich ſchrieb nicht anders und wenn ſie Alle daran erwürgen ſollten!“

Und mit funkelnden Augen machte er einige Schritte durch das Zimmer und fuhr dann gelaſſener fort: „Laßt uns dabei aber nicht mit den Mängeln der italieniſchen Muſik zugleich ihre Vorzüge verwerfen! Die Abrundung ihrer muſikaliſchen Formen und ihre Sangbarkeit iſt ein Merkmal ihrer guten Tonwerke!“

„Reſpect vor ihnen, ſie beſitzen ſchon die Einfachheit und Verſtändlichkeit, nach welcher wir ſtreben“, fiel Matthefon ein, „ſie tragen das Gewand der Natur; aber die Muſik und die Sänger, welche die Oper der deutſchen Höfe und zum Theil die Kirchenchöre bei uns beherrſchen, ſind nur der Auswurf Italiens, welchen wir über die Alpen

zurückgesetzen müßen; sie sind in ihrer Heimat verachteter als bei uns!"

„Laß dich den ältern Italienern nicht unterthan machen, lieber Händel", sagte Keiser, vom Klavier lebhaft aufstehend und Händel beide Hände auf die Schultern legend, „denn deine kräftige und derbe Art zu schreiben bedarf nur dieses mildernden Zusatzes, um die höchsten Triumphe zu erreichen."

„Ist mir denn je eingefallen, die Vortrefflichkeit der Meister zu schmälern, die uns Deutschen zu Lehrern dienten und allen Nationen als Muster gelten?" rief Mattheson wieder heftig dazwischen.

„Wir verstehen uns schon!" sagte Händel, „wir folgen ihnen, soweit sie den Gesetzen der Tonkunst folgen und wenn uns die tiefere Anlage unsers Nationalcharakters über ihr Gebiet hinausführt, so wandeln wir unsern eigenen Weg!"

„So sei's", riefen Beide, „das ist das Rechte!"

„Der Operndiener wartet draußen und läßt fragen, ob die Probe heute zur gewöhnlichen Zeit angehe?" sagte der Bediente Mattheson ins Ohr.

„Wie weit ist die Uhr?"

„Gleich fünf".

„Die Probe ist um sechs Uhr angesetzt. Was fällt denn dem Laffen ein, so zu fragen?"

„Signora Orlandi sei heiser und es müsse doch eine Stellvertreterin für sie vorher bestellt werden", antwortete der Diener.

„Die Hölle über Signora Orlandi, wenn sie heute Abend nicht zur Probe kommt!" rief Händel zornig, der das Gespräch zwischen Mattheson und dem Bedienten gehört hatte. Dann riß er die Thür auf: „Herein da draußen, Operndiener!"

Ein kleines Männchen erschien unter beständigen Verneigungen auf der Schwelle.

„Den Augenblick gehen Sie zu der Signora zurück und sagen ihr, der Kapellmeister Keiser, der Director Mattheson und ich befehlen ihr, heute in der Probe zu singen!"

„Die Signora meinte —"

„Die Signora hat uns gegenüber nur zu singen und damit gut. Marsch!"

„Zu Befehl!"

Damit warf Händel die Thür donnernd hinter dem erschrockenen Notenmerkur wieder zu und wandte sich dann an Keiser, mit noch nicht gemilderter Aufregung: „Das ist auch ein Mittel, die Welschen zu demüthigen, ein Mittel, wovon du leider zu wenig oder gar keinen Gebrauch machst, Keiser! Indem du dieser oder jener Signora zu Liebe ganze Arien in deinen Opern umschreibst oder verglättest, räumst du der ganzen Sippschaft die Herrschaft über die deutsche Kunst ein! Ja den diesjetzt ein unbekannter, einflußloser Musiker, aber die Note soll mich ersticken, die ich, meine Würde als deutscher Tonrichter aus den Augen setzend, einer Sängerin zu Liebe ändere, deren Verstand in ihrer Kehle sitzt! Zeigt euch als Herren, so habt ihr die Herrschaft!"

„Und glaubst du denn, daß die Orlandi heute Abend singen kann und wird?" erwiderte Keiser etwas kleinlaut.

„Ohne Zweifel wird sie das", lachte Mattheson, „denn sie fürchtet Händel entsetzlich. Sie würde selbst im Falle wirklicher Heiserkeit zur Probe kommen."

„Woher weißt du denn, daß sie Händel so fürchtet?" fragte Keiser neugierig weiter.

„Weil sie es mir nach der Probe zur Kleopatra gestand, als ich sie zu Hause begleitete", erwiderte Mattheson lächelnd.

Keiser's Blicke verfinsterten sich.

„Durchkreuzt die weiße Cravatte auch hier wieder meine Wege?"

Händel warf sich laut lachend in den Sessel und rief: „Ein würdiger Gegenstand des Wettstreites zwischen einem Keiser und einem Mattheson — eine italienische Sängerin!"

Keiser aber warf Mattheson einen zornigen Blick zu und trat ans Fenster. Die beiden Andern wechselten einen Blick des Einverständnisses, dann legte ihm Mattheson den Arm sanft um die Schultern und sagte: „Die weiße Cravatte, wie du mich nennst, soll deine Wege nicht wieder kreuzen, ausgenommen, wo sie dich deinem Beruf zu entfremden und — zum Verderben zu führen drohen wie hier."

Und mit wenigen Worten setzten die beiden Freunde dem zürnenden Keiser auseinander, daß die Sängerin, zu welcher er eine heimliche Neigung gefaßt hatte, diese Neigung nicht verdiene.

„Meinetwegen, ich glaube euch; es ist nichts mit den Weibern! Es lebe unsere Kunst!"

Heiter begaben sie sich darauf zusammen in die Probe zur „Almira", wo Händel die Genugthuung hatte, Signora Orlandi bereits an ihrem Platze zu finden; sie sang schöner, als je.

Die Schwalbe.

„Eine Schwalbe macht keinen Sommer", sagt ein altes Sprichwort, und dennoch begrüßen wir die erste Schwalbe als den Boten des nahenden Frühlings und Sommers und halten dadurch fest

an dem Glauben unſerer alten deutſchen Vorfahren, bei denen die erſte Schwalbe als das Ende des kalten Winters und der Anfang des ſonnigen, blumigen Lenzes angeſehen wurde. Wächter waren auf den Thürmen in den Städten ausgeſtellt, um die Ankunft der erſten Schwalbe und des erſten Storchs durch Blaſen eines Horns der ganzen Stadt zu verkünden, und dies war das Zeichen zum Beginn des altdeutſchen Frühlingsfeſtes. Noch im vorigen Jahrhundert war dieſe Sitte in Neuſtadt üblich und der Thurmwächter erhielt dafür einen Ehrentrunk aus dem Rathskeller.

Die erſte Schwalbe iſt da. Sie begrüßt uns eines Morgens mit ihrem traulichen Gezwitſcher und umkreiſt das Fenſter und das Haus. Frühlingshoffnung und Lenzesluſt ziehen in unſere Bruſt ein, mag der Himmel auch noch ſo ungnädig darein blicken. Unſer Auge folgt dem raſchen Fluge der freundlichen Botin, dort auf dem Dache ruht ſie für kurze Zeit aus und blickt zu uns herüber wie zu alten Freunden, welche man nach langer Reiſe zum erſten male wieder begrüßt. Wir ſchauen zu ihr auf mit einer heiligen Scheu und Liebe zugleich, denn ohne daß wir es wiſſen, lebt in uns noch ein guter Theil des Götterglaubens unſerer Vorfahren. Mit Freuden nehmen wir wahr, daß die Schwalbe ihr Neſt über unſerm Fenſter baut; Niemand wagt ſie zu ſtören, mag ſie auch noch ſo läſtig werden; nur die Hand eines Frevlers reicht bis zu dieſem kleinen, kunſtvollen Bau empor; denn in das Haus kehrt Glück und Segen ein und der Blitzſchlag bleibt ihm fern, an welchem eine Schwalbe ihr Neſt baut. Harte Strafe, Todtſchlag durch Blitz trifft Denjenigen, der eine Schwalbe ſchädigt oder tödtet, und vier Wochen anhaltender Regen iſt die Folge davon.

Woher ſtammt dieſer Glaube und dieſe Verehrung, deren ſich die Schwalbe in allen deutſchen Landen zu erfreuen hat? Die Wenigſten wiſſen es. Gleich dem Ibis bei den Aegyptern war die Schwalbe bei den alten Deutſchen ein geheiligter Vogel, der Vogel der Iduna, der Göttin der Unſterblichkeit. Im Winter iſt Iduna von einem Rieſen geraubt, aber im Frühjahr kehrt ſie mit den Schwalben zurück. Deshalb nahm auch nach dem Glauben der alten Deutſchen die Schwalbe ihren Winteraufenthalt in der Erde, in Sümpfen bei Iduna's Vater, einem Erdgeiſte, und in der „Edda" wird ſie beſungen als im Frühjahr aus der Erde emporſteigend.

Die Verehrung der Schwalbe iſt aus dem deutſchen Heidenthum in das Chriſtenthum mit hinübergegangen; ſie hat ſich Jahrhunderte, ja Jahrtauſende friſch und lebenskräftig erhalten, aber ſie iſt kein Götzendienſt mehr, ſondern iſt allmälig in jene Zuneigung und Bewunderung übergegangen, welche die Königin und Beherrſcherin der Luft im vollſten Maße verdient.

Die Luft iſt das Gebiet und die wahre Heimat der Schwalbe; ſie durchſchneidet ſie ſchnell wie ein Pfeil oder ruht in ihr aus, wenn ſie langſam mit ihren leichten Fittigen dahinſchwebt.

Fliegend ißt und trinkt ſie, fliegend ſpielt und badet ſie ſich. Der Erde bedarf ſie nur für die kurze Zeit ihres Schlafs und um einen feſten Ort zu haben, an dem ſie ihr Neſt baut und ihre Jungen heranzieht, bis dieſe ihr folgen und ſich mit ihr zum blauen Aether emporſchwingen können.

Bewundernswürdig ſicher iſt ihr Flug. Wie ein Pfeil ſchießt ſie an ein Haus oder eine Mauer zu, um eine Fliege dort zu haſchen. Sie erfaßt ſie ſicher mit ihrem ſpitzen Schnabel, ohne mit den Flügeln nur die Wand zu berühren. Mit derſelben Schnelligkeit jagt ſie über das Waſſer hinweg, kaum einen Finger breit iſt ſie von der Oberfläche entfernt, aber ihr Auge iſt ſicher und mit einer geringen Schwenkung ihrer Flügel erhebt ſie ſich wieder hoch in die Luft. Stundenlang ſetzt ſie dies Spiel fort, ohne zu ermüden, ohne ein einziges mal auszuruhen. Leichter kann kein Windhauch dahinziehen, als die Schwalbe vorüberſchwebt. Sie müht ſich nicht, ſich in der Luft zu halten, ſondern ohne Anſtrengung ſchwebt ſie darin auf ihren langen Flügeln; ſie wird von ihr getragen und durchdringt ſie doch leicht und ungehindert. Ihre Ausdauer wetteifert mit der Schnelligkeit ihres Flugs. Wird jene nur durch den Fregattenvogel, der Hunderte von Meilen in Einem Fluge und mühelos zurücklegt, und durch einige Seemoven übertroffen, ſo kommt ihr an Schnelligkeit nur der Falke gleich. Sie iſt ſchneller als der Wind, ſchneller als die ſchnellſte Locomotive, und ſelbſt eine Kanonenkugel übertrifft ſie nur um das Sechsfache an Schnelligkeit. In einer Secunde legt die Schwalbe einen Raum von 300 Fuß zurück, in einer Stunde nahe an 15 Meilen und in fünf Tagen würde ſie die ganze Erde umkreiſt haben, wenn kein Wind ihr hindernd entgegenträte und die ſchwachen Flügel ſolchen Flug auszuhalten vermöchten. Aber auch den Wind verſteht ſie zu überwinden, denn ſie hebt ſich ſo hoch in die Atmoſphäre hinauf, bis ſie eine ihrem Fluge günſtige Luftſtrömung findet.

Wie lange Zeit die Schwalben auf ihrem Wanderfluge von uns bis nach dem nördlichen Afrika und bis nach Asien zubringen, ist noch nicht erforscht, weil es nicht bekannt ist, wie oft sie ruhen und welchen Weg sie nehmen, da sie dem Auge unerreichbar hoch in der Luft fliegen über Berge, über Wolken.

Das Geschlecht der Schwalben ist ein zahlreiches und zählt 66 verschiedene Arten. Von allen ist aber die Hausschwalbe und die vertrauteste und liebste. Sie sucht die Wohnungen der Menschen auf, gleichsam als ob sie diese Liebe ahnte und von ihr den meisten Schutz erwartete, und sie zählt ja auch zu unsern Hausfreunden. Kunstvoll und zierlich ist ihr Nest, festgemauert und festgegründet an einer senkrechten Fläche. Sorgfältig wählt die Schwalbe den besten Stoff dazu aus: Thon, Lehm oder thonartigen Schlamm, und keine Entfernung ist ihr zu weit, um ihn im Schnabel zum Aufbau des kleinen Hauses herbeizutragen. Sorgsam bereitet sie das Material und die Bausteine am Ufer eines Baches, Teiches oder Sumpfes zu. Wie ein Maurer knetet sie den Stoff mit dem Schnabel durch, taucht ihn ins Wasser, wenn er zu trocken und zu unbiegsam ist, formt kleine halbrunde Klümpchen daraus und trägt ihn im Schnabel zur Baustätte. Hier klebt sie ihn mit dem Schnabel fest und verbindet ihn mit den frühern Klümpchen. Mit der Brust drückt sie dagegen, um ihn fest zu verbinden, und ist das Nest fertig, so setzt sie sich hinein, dreht sich darin herum, glättet die innern Wände und gibt ihm die erforderliche Rundung. Sie hat nicht Kelle noch Hammer und dennoch gelingt der Bau ihr wohl. In acht bis zwölf Tagen ist er vollendet und nun beginnt die innere Ausschmückung. Mit Federn und Daunen, Wolle und Haaren werden die innern Wände bekleidet und auf dem Grunde macht sie ein weiches und warmes Bett.

So weit die Schwalbe auch oft das Baumaterial herbeiholen muß, so rasch der Bau auch fortschreitet, so gewinnt sie dennoch Muße, um mit ihren Schwestern Abends spielend die Spitzen der Thürme zu umkreisen oder über dem Wasserspiegel des Teichs dahinzuschweben und Nachts sich mit ihnen höher und höher zum Himmel emporzuheben und dort in stiller, unerreichbarer Höhe bis gegen Morgen zu weilen. Aber ihre Bedürfnisse sind auch nur gering. Die Insekten, welche ihr zur Nahrung dienen, vorzugsweise Mücken und Fliegen, fängt sie während des Spielens im Fluge. Sie wird von einem außerordentlich scharfen Auge hierbei unterstützt, denn das kleinste Insekt bemerkt sie in einer Entfernung von 300 Fuß; sie schießt wie ein Pfeil darauf los und haicht es im Fluge. Ihr Schlaf ist ein äußerst kurzer, denn in der Regel schläft sie nur ein bis zwei Stunden während der Mittagszeit.

Wie fast alle Thiere, hängt auch die Schwalbe an dem Orte ihrer Geburt; dieser ist ja die Stätte ihrer ersten Freuden und Schmerzen. Die Jungen bauen in der Regel ihr Nest dicht neben dem ihrer Aeltern und friedfertig leben sie mit vielen nebeneinander.

Die meisten Hausschwalben bauen ihr Nest oben offen, wenige wölben noch ein Dach darüber und lassen nur eine kleine Oeffnung darin, durch welche sie ein- und ausfliegen. Wird das Nest der Schwalbe zerstört, so baut sie es meist unverdrossen auf derselben Stelle wieder; zuweilen kommen aber auch die Schwestern aus der Nachbarschaft und helfen ihr das neue Haus aufbauen. Dies wird dann an einem, höchstens an zwei Tagen vollendet, während ein einziges Paar acht bis zwölf Tage dazu nöthig hat. Das Männchen der Schwalbe entzieht sich nämlich seiner Arbeit; es hilft das Nest mit aufbauen, brütet mit dem Weibchen abwechselnd auf den Eiern und theilt getreulich die Sorge für die Jungen. Ein Schwalbenpaar ist friedlich und hängt fest aneinander. Selbst während des Spielens bleiben sie stets in möglichster Nähe.

Unter den wenigen Feinden, welche die Schwalbe hat, ist der Sperling einer der ersten. Ebenso unverschämt als faul, nimmt er zuweilen von dem fertigen, bequemen und warmen Hause der Schwalbe Besitz und behauptet es mit einer solchen Hartnäckigkeit, als ob er in seinem vollsten Rechte wäre. Aber nicht ungefährdet erfreut er sich seiner Beute. Die sonst so friedlichen Schwalben vereinen sich und es entsteht ein Kampf, der durch die kühnen Angriffe auf der einen und die Hartnäckigkeit auf der andern Seite äußerst erbittert wird. Ein solcher Krieg währt oft mehre Tage lang; fließt auch nur wenig Blut, so erheben die Kämpfenden doch ein tapferes Feldgeschrei und entwickeln mehr Kriegslist als Homer's Helden vor Ilium. Der spitze Schnabel der Schwalben ist die Lanze und das Bayonnet, mit welchen sie kühn und heftig sich auf den Feind stürzen, der in seiner unerschütterlichen Unverschämtheit einen starken Schild besitzt. Gelingt es den Schwalben nicht, den hartnäckigen Feind zu vertreiben oder auszuhungern, dann greifen sie zuweilen zu dem

letzten Mittel. Sie fliegen fort, holen Thon und Lehm herbei, bauen mit außerordentlicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit das Nest zu und mauern den Räuber ihres Besitzthums lebendig darin ein.

Sind die Schwalben noch im Besitz des Nestes, so wird es den angreifenden Sperlingen äußerst schwer, sie daraus zu vertreiben, denn sie fürchten den spitzen Schnabel der Feinden, der wie eine Palissade und Lanze ihnen stets entgegengerichtet ist. Bewundernswürdig sind die Schwalben durch die List, welche sie in solchem Kriege anwenden, um ihren Gegner zu täuschen. So stecken sie bisweilen einige Schwanzfedern an den Ausgang des Nestes, sodaß es täuschend aussieht, als ob die Schwalbe im Nest säße und dasselbe bebrüte, während sie vielleicht längst an einem andern Orte mit dem Aufbau eines neuen Hauses beschäftigt ist. Der Sperling läßt sich dadurch täuschen; hartnäckig beobachtet und belagert er das Nest, aber er wagt nicht, die tapfern Schwanzfedern anzugreifen.

Dies eine Beispiel möge Denjenigen, welche den Thieren allen Verstand und die Erkenntniß von Ursache und Wirkung absprechen, weil sie alle geistigen Thätigkeiten der Thiere nur für Instinct ansehen und mit Descartes die Thiere nur für Maschinen ohne Verstand und Empfindung halten, das Gegentheil beweisen.

Plötzlich und geheimnißvoll, wie die Schwalben im Frühjahr von ihrer Wanderschaft zurückkehren, ebenso geheimnißvoll treten sie dieselbe an. An einzelnen Orten sammeln sie sich im Herbst, um in Gemeinschaft ihre Wanderung anzutreten. Während die meisten auf einem Thurme oder Hause stillsitzen, schwärmen einzelne umher, erheben sich hoch in die Luft, kehren zwitschernd und schreiend zurück und beschreiben weite Bogen in der Luft. Es sind die Anführer und Wegweiser auf der weiten Reise. Sie erforschen, ehe sie die Reise antreten, erst die Richtung, welche sie innehalten müssen, und fliegen umher, um alle Schwalben in der Umgegend herbeizuholen. Plötzlich, wie von Einem Geiste getrieben, erheben sich sämmtliche Schwalben fast senkrecht in die Höhe und sind auch in demselben Augenblick schon dem Auge entschwunden. Hoch in der Atmosphäre, in günstiger Luftströmung ziehen sie dahin über das Meer nach Afrika und Asien bis an den Senegal.

Derselbe wunderbare Instinct, welcher den übrigen Wandervögeln innewohnt, zeigt auch der Schwalbe den weiten Weg und führt sie ohne Compaß und ohne Sternkunde, ohne Umwege und ohne je einmal zu irren zurück an die Stätte, wo sie im Jahre zuvor ihr Nest erbaut. Höchst selten baut sich die Schwalbe an einem andern Hause an oder läßt sich gar in einem andern Orte nieder. Es wohnt in ihr dieselbe Heimathsliebe, welche auch den Storch stets zu demselben Neste zurückführt und den Lachs treibt, zur Laichzeit das Meer zu verlassen und durch verschiedene Ströme und Flüsse den stillen, klaren und kleinen Bergbach wiederaufzusuchen, in dem er einst geboren, um an derselben Stelle seinen Nachkommen das Leben zu geben.

Bei uns ist die wahre Heimat der Schwalben, denn nur bei uns bauen sie ein Nest, legen Eier und brüten dieselben aus. Nach dem Süden ziehen sie nur, um der Kälte des Winters zu entgehen und weil sie dort die Nahrung an Insekten finden, welche der Winter ihnen bei uns nicht zu bieten vermag.

Nicht alle Schwalben ziehen indeß im Winter nach dem Süden. Einzelne, vielleicht die kranken oder schwachen, welche nicht im Stande sind, die Reise auszuhalten, oder solche, welche im Herbst sich verspätet und den allgemeinen Fortzug versäumt haben, bleiben hier. Sie überwintern in hohlen Bäumen, Scheunen, Ufierlöchern und selbst im Schlamme des Wassers, indem sie in den Winterschlaf fallen. Es ist dies vielfach behauptet, aber ebenso häufig bestritten worden, weil man von der Ansicht ausging, daß unter den Vögeln sich keine Winterschläfer befänden. Es ist aber eine constatirte Thatsache und der Schreiber dieser Zeilen hat selbst im Winter beim Ausbringen eines Teichs mehre Schwalben im Schlamme gefunden, welche in der Wärme des Zimmers aus dem Schlafe und dem Zustande der Erstarrung erwachten. Schon Aristoteles führt die Schwalbe und einige andere Vögel unter den Winterschläfern auf und auch die alten Deutschen hatten den Glauben, daß die Schwalbe den Winter in Sümpfen und in der Erde zubringe.

Naht im Herbste um die Zeit, in welcher die Schwalben sich nach dem Süden begeben, ein Sturm, so treten sie die Reise um einige Tage früher und sehr schnell an. Die Alten treiben dann die Jungen und Schwächern mit Gewalt fort, da jede Stunde Zögerung sie der Gefahr des Sturms näherbringt. Ermatten einige während der Wanderung zu früh, sodaß sie nicht im Stande sind, die Reise über das Meer auszuhalten, so werden sie von den übrigen zurück-

getrieben und jährlich bleibt eine Anzahl in den südlichen Ländern Europas zurück.

Durch die weite Wanderung werden die einzelnen Paare nicht voneinander getrennt, sie kehren stets gemeinschaftlich zu dem alten Neste zurück. Stirbt eine von ihnen, so folgt die andere meist in wenig Tagen ihr nach. Der Gram zehrt sie auf und vielleicht tritt bei ihr ein, was man bei den Menschen als eine Thorheit verlacht hat — ihr Herz bricht.

Die Nahrung der Schwalben besteht aus Insekten, vorzugsweise Mücken und Fliegen, und durch die Vertilgung dieser lästigen Thiere zeigen sie sich dem Menschen dankbar für den Schutz, den er ihnen angedeihen läßt. In kalten, nassen Sommern, wo die Insekten sterben oder sich verkriechen, müssen die Schwalben oft großen Hunger leiden und manche fallen todt aus der Luft nieder, welche sie vergebens nach einer kleinen Mücke durchschwärmt haben. Eigenthümlich ist es, daß die Schwalben bei epidemischen und miasmatischen Krankheiten sehr häufig diejenigen Orte verlassen, welche am heftigsten davon heimgesucht sind. Ist die Krankheit vorüber, kehren sie zurück. Wo sie sich aber während dieser Zeit aufgehalten haben, ist noch nicht erforscht; man will sie während solcher Zeiten auf den Höhen der Berge häufiger als sonst bemerkt haben.

Unantastbar und heilig steht dieser kleine Vogel mit seinen dunkeln, lebhaften Augen, mit seinen langen und zierlichen Flügeln in dem Glauben des Volks da. Keine Hand wagt ihm zu wehren, sein Nest zu bauen, wo es ihm gefällt. Die Thatsache, daß er zuweilen aus Angst stirbt, wenn man ihn in der Hand hält, daß er sich nicht in den engen Raum eines Käfigs sperren läßt, hat die allgemeine Verehrung noch gesteigert. Frei muß die Schwalbe sein, um zu leben, denn sie ist Königin der Luft.

Es sei hier noch eines Spruchs gedacht, den man oft im Munde des Volks findet: „Die Schwalben trauern über den lieben Herrgott." Diese Worte lassen sich nicht verstehen, wenn man nicht zu dem altdeutschen Götterglauben zurückkehrt, denn aus ihm stammen sie. Als die Vögel der Göttin Iduna trauern sie mit dieser über eine heidnische Gottheit und erinnern uns an Odin's Rabengesang.

Wenn an dem alten Sprüche, „daß in den Hütten der Armen mehr Glück wohne als in den Palästen der Reichen", Wahrheit ist, so bekräftigen die Schwalben diese; denn an den Hütten der Armen bauen sie häufiger und lieber ihre Nester als an den stolzen Palästen — und die Schwalben bringen ja Glück! *Fr. Friedrich*

Aus der Südsee.

Briefe einer Dame.

III.

Fare well, Lima! Mein Mann ist von seiner Reise nach Europa nach Callao zurückgekehrt und so rüste auch ich mich zur Heimkehr nach Sidney.

Von Lima brauchten wir zehn Tage bis Valparaiso. Da keine Gelegenheit von Valparaiso nach Australien war, gingen wir nach Talcahuana, wo wir uns die Ueberfahrt nach Melbourne in dem Klipper Seastar sicherten. Seit acht Tagen sind wir nun hier in Talcahuana und ich fürchte sehr, es werden noch ebenso viele Wochen darüber hingehen, ehe die Segel für Australien geschwellt sind. Zwar liegen viele Schiffe hier, doch geht das Laden des Mehls langsam von statten; das Winterwetter, mit eingetretenem Regen und häufigem heftigem Nord-Ost, ist hinderlich. Talcahuana ist ein freundliches, gesundes Städtchen; es zählt 6000 Einwohner und hat ein australisches Klima. Die Bai von Concepcion ist entzückend und sehr geschützt, umgeben von bebuschten Hügeln. Unter den hier ankernden Schiffen sehe ich manche Whalers, die frischen Proviant einnehmen. Die hiesige Bevölkerung gipfelt in einigen katholischen Priestern, Advocaten, einem englischen und einem amerikanischen Consul. Die breite Basis bilden englische und andere Shopkeeper, Schiffer und Fischer. An Frauen ist Mangel. Man schickt die hiesigen Kinder nach Valparaiso in die Schule. Die Gesichtsbildung der Eingeborenen ist, wie die aller Chilener, sehr verschieden von derjenigen der Peruaner; sehr weiß und rosig, verständiger, gutmüthiger Ausdruck, Wenige schön.

— Wir befinden uns heute, am 30. August, an der Küste von Neuseeland; es ist ein regnerischer Sonntag. Man kann nicht auf das Deck kommen, so schreib' ich, dem Toben des Meeres trotzend, an meiner „Odyssee".

Wir gingen nach drei langen Regenwochen von Talcahuana mit dem Dampfer nach Tomé, einem freundlichen Hafenplätzchen in Concepcionbay, Talcahuana gegenüber, woselbst der Klipper Seastar Mehl lud. Das Schiff ist eine wahre Puppe, erst zwölf Monate alt, mit allen neuesten Verbesserungen ausgestattet. Der Preis von

40 Dollars für die Person entspricht einem Erstclass-Schiff. Acht Tage verlebten wir noch am Bord des Seestar im Hafen und fuhren alle Tage ans Land.

In Tome wohnen viele Deutsche, Alle wohlhabend und ihres Fleißes und ihrer Mäßigkeit wegen sehr geachtet. Das Städtchen ist allerliebst; nach der Bai zu liegt's offen, sonst ist's von lieblichen, gründebuschten Höhen umgeben, auf denen im Sommer ein solcher Ueberfluß von Erdbeeren wuchert, daß ganze Schiffsladungen davon verschickt werden.

Am 2. Juli lichteten wir die Anker und gingen mit gutem Winde und schwerer Ladung in See.

Heute Abend sahen wir die Sonne hinter den australischen Bergen untergehen. Wie that dieser Anblick meinem Herzen wohl! So rasch schlägt der Deutsche Wurzel! Ein heftiger Sturm trieb uns gestern Abend mit gerefften Segeln angesichts der Küste. Der Berg Dromedar grüßt heute aus der Ferne. Wir befinden uns 300 Meilen von Melbourne, wenn's gut geht, anderthalb Tage Entfernung. Die böse Basse strecet liegt leider noch vor uns.

Der erste Theil unserer Reise verfloß eintönig; das Wetter war lieblich, aber Windstillen herrschten vor. Als wir uns Otaheiti näherten, wozu wir 37 Tage brauchten, verlauteten Gerüchte, als ob der Capitän dort anlegen wollte, um einige frische Lebensmittel einzunehmen. Da er aber von Anfang an Alles auf dem geheimnißvollsten Wege betrieb, den Passagieren die gewöhnliche Einsicht in Karte und Journal versagte und sogar seinen Steuerleuten verbot, uns die Breiten- und Längengrade mitzutheilen, blieben wir völlig im Dunkel, bis uns die Vorbereitungen zum Landen aufklärten. Der Capitän befand sich, wie öfters, mit seiner Frau und dem zweiten Steuermann, ihrem Bruder, in Streit und Zank, als nehme der Durst kein Ende. Als wir nun zugleich hörten, daß er keine Karte von Otaheiti habe, stiegen unsere Besorgnisse. Wir erblickten am Nachmittag des 8. August in einer Entfernung von 80 Meilen den 8500 Fuß hohen Gipfel von Taiti, einen majestätischen Berg, schöner als einer nah' und fern. Ein frischer Wind trieb uns bis Mitternacht unter die Leeseite der Insel, wo ein Leuchtthurm brannte. Wir drehten bei und blieben bis zum Anbruch des Tags still liegen. Um 4 Uhr weckte mich ein Kanonenschuß. Mir träumte eben von Lima und ich glaubte aus dem Bett fliegen zu müssen. Inzwischen sollte der Schuß einen Lootsen herbeirufen. Ich ging aufs Deck. Im Norden glänzte übergroß die Venus, in Nord-Ost standen die heimatlichen Sternbilder der Plejaden, des Orion, dazwischen die Hyaden; tiefer funkelte der Sirius. Es hatte geregnet und die Luft trieb vom Lande die süßen Wohlgerüche der Orangen und Bananen zu uns herüber. Die Segel wurden wieder gerichtet und wir steuerten jetzt langsam dem Lande zu. Unser Capitän war auf dem Verdeck und nicht ganz frei von Liquors.

Allmälig wurde es heller. Schon beleuchtete die aufgehende Sonne die schönen Bergspitzen; wir sahen Thäler, die sich in der üppigsten Vegetation bis ans Ufer erstreckten, weißgemalte Häuser, kleine eingehegte Güter, dazwischen Binsenhütten der Eingeborenen. Als wir noch mit dem Fernrohr umherschauten, kam der erste Steuermann und fragte den Capitän: „Soll das Senkblei geworfen werden?" „Nein!" sagte dieser. Gleich darauf erscholl der Schreckensruf: „Grund! Grund!" und einen Augenblick darauf gab ein schauerliches, das Schiff bis in seine Grundfesten erschütterndes Krachen Kunde von den oft besprochenen und gefürchteten Korallenriffen. Fünf bis sechs andere Stöße folgten; es war, als ob die Breter, auf denen wir standen, sich jeden Augenblick öffnen wollten. Angstvoll sahen wer über Bord. In einer Tiefe von nur 14 Fuß lugten die grau- und rothfingerigen Korallen herauf. So saßen wir, ohne fort zu können. Die größte Gefahr war, daß die regelmäßig gegen 10 Uhr eintretende Brise uns ereilen und das Schiff auf die Seite werfen würde. Zum Glück ward der Capitän durch den Schreck nüchtern und verfuhr mit Geschicklichkeit und Umsicht. Inzwischen entdeckte man auch am Ufer unser Ungemach; es löste sich ein Whaleboot mit ungefähr zehn Männern vom Ufer; sie kamen, um uns ins rechte Fahrwasser zu führen. Nach 20 Stunden ängstlicher Spannung entschlüpften wir dem Klippenriff, das wie eine Mauer Taiti umgibt.

Die Indianer, die uns geholfen, wurden mit Tabak und Schiffszwieback beschenkt und fuhren noch ein mal ans Land, um eine Bootsladung voll Orangen, Bananen, Cocosnüssen, Ananas und Zuckerrohr zu holen und ließen aus Furcht, das Schiff möchte unter Segel gehen, einen Aeltesten zurück, der großes Ansehen unter ihnen genoß und ein verständiger Mann zu sein schien. Keiner von ihnen konnte Englisch sprechen; sie trugen kurze Jacken und anstatt der Hosen blaues

Baumwollenzeug. Einige hatten nur eine Art Schurz um die Hüften. Dazu trugen sie duftende Blumenkränze um die Schläfe und wenn ein Maler einen Bacchus hätte malen wollen, keine schönern Modelle hätte er finden können. Es waren athletische, schön gebaute Gestalten mit gutmüthigen, lieblichen Gesichtern, die schönsten Indianer, die ich je gesehen habe. Auch ihr Benehmen war anständig und sanft. Als sie uns verließen, küßten einige unsere Hände, aber ohne Unterwürfigkeit. Ein von den englischen Missionaren erwählter Native missionary war unter ihnen. Er trug einen vergoldeten schwarzen Priesterhut und ein weißes Hemd über den blauleinenen Schurz und hatte, wie die Andern, keine Fußbekleidung. Es war ein ernster, schwerfälliger Mann.

Heute, am 11. September, sind wir 70 Tage in See. Wir befinden uns seit 2 Uhr Nachts am Eingange der Bai von Port Phillipp und haben den Lootsen am Bord. Mit starkem Gegenwind kämpfend, mühen wir uns vergebens, in die Mündung der Bai hineinzukreuzen. Ich hatte die ganze Zeit keine Stimmung zum Schreiben; sechs Tage lang in dem gefährlichsten Theile der Bass-Street herumschleichen, macht nervös! Dabei Nachts heftigen Sturm, den Tag über Windstillen, die fast ebenso gefährlich sind, da sie das Schiff auf die zahllosen Inseln und gesunkenen Felsen treiben lassen. Dies war die unglücklichste Reise, die ich bisjetzt gemacht habe; vom Anfang bis zum Ende Head winds oder Calms. Der Eingang in die Hudsonsbai ist auch gefährlich und das Wetter schwer. Viele Unglücksfälle geschahen in unserer Nähe, und daß Geduld allein in diesen Dingen helfen kann, ist der Höhepunkt aller ungemüthlichen Gefühle. Wenn nach einem drohend stillen Tage um 4 Uhr die Barometer zu fallen begannen und ein rothgestreifter Sonnenuntergang Sturm verkündigte und man nun alle Luken schloß, die Segel einreffte und wir uns dann dem vollbackigen Aeolus preisgegeben sahen, oft in der Nähe der Küste, ohne Vertrauen auf den Capitän, da hatte man Lust und Recht, alle Seefahrern zu verschwören.

Vier Tage ziemlich guten Windes brachten uns von Taiti nach der Insel Mengoa, wo der Capitän auf einer Missionsstation anzulegen beschloß, da wir schon wieder Mangel an Provision litten. Wir legten deshalb bei, diesmal in guter Entfernung, und sahen bald mehre Canoes mit Eingeborenen vom Ufer stoßen. Diese Insel liegt mehre Grade südlicher. Weil die Luft hier schon kälter ist, trugen die Eingeborenen größtentheils abgelegte und abgetragene Kleider englischer Matrosen, die sie gelegentlich im Tauschhandel erworben. Sie sahen nicht zum Besten aus und waren klein, mager; Wenige hatten Bärte. Lauernde Verschmitztheit, Habgier oder Mißtrauen lag in ihren Zügen; sie sprachen fertig Englisch, foderten theure Preise und wollten sich nur ungern zum Tauschhandel entschließen, da sie Geld vorzogen. Es kamen den Tag vielleicht 30 Indianer an unser Schiff. Sie brachten Fischernetze, Seile, geflochtenes Haar der Weiber, Muscheln, Cocosnußöl, graue Korallen, süße Kartoffeln, Yams und alle Arten Früchte, Enten und Gänse. Auch der Missionar, ein lustiger Mann, stieg an Bord; er ist bereits 14 Jahre auf der Insel, hat sein Glück gemacht und ist im Begriff, nach Hause zurückzukehren. Er lobte das Klima und die Fruchtbarkeit der Insel. Mit unsern Fernrohren schauten wir zu seinem Dorfe hinüber. Die Häuser liegen reinlich auf einer Anhöhe wohl eingehegt und die Palmen und Zuckerrohrpflanzungen rings umher. Einige der Eingeborenen waren in Australien auf den Diggings gewesen; sie trugen Ohrringe von selbstgegrabenem Golde und waren „wide awake". Ohne Zweifel haben die Otaheiter in den Missions settlements ebenso wie diese Armen von europäischer Cultur gelitten; Diejenigen, die wir trafen, wohnten weit davon entfernt.

An stürmischen und rauhen Tagen sahen wir dann auch andere Bewohner der Südsee: viele Walfische schifften keuchend vorbei und in stillen Nächten flammte das Meer von tausend phosphorescirenden Thierchen. Weiter an der südlichen Küste des Festlandes trafen wir viele Seehunde, welche, dem Kiel des Schiffes folgend, mit Blitzesschnelle hin- und herfuhren, zuweilen ihre glatten, ehrlichen Hundeköpfe mit zurückgelegten Ohren über das Wasser erhebend und jenen bellenden Ton ausstoßend, welcher den Seefahrer an heimathliche Hütten und Gefilde erinnert. Auch Albatrosse, Captauben und fliegende Fische sahen wir, letztere verfolgt und aufgeschnappt von den beim Sonnenschein in tausend Farben spielenden Delphinen.

In Melbourne, in dieser neuen, prachtvollen Stadt blieben wir acht Tage und konnten nicht aufhören uns zu wundern, wie in so kurzer Zeit so Unglaubliches geleistet war. Ueber die Lebendigkeit des Straßenverkehrs vergaß man, daß

wegen langer, heftiger Winterregenschauer das Geschäft daniederlag und aus dem Innern Niemand kommen konnte. Melbourne ist schon jetzt so schön, wie das alte Sidney vor ungefähr sechs Jahren war. Das Pflaster ist ausgezeichnet, die Beleuchtung nicht schlecht, obschon zum Theil noch Oellampen, die Sicherheit vollkommen, die ganze Physiognomie der Stadt lebhafter und rühriger als in Sidney, mehr speculative Unternehmungen und Yankeeerfindungen. Der Staub und Wind in den unbewässerten Straßen war freilich nicht erquickend; Hausmiethe und Lohn sind sehr hoch. Uebrigens geht's etwa wie in der City von London. Keine Privatfamilie wohnt in Melbourne. Um 5 Uhr geht Alles, was Wagen oder Pferd hält oder Omnibus-fähig ist, in die reizend gelegenen Vorstädte, sodaß um Abend Melbourne wie ausgestorben ist. Der Botanische Garten gleicht dem hamburger, lieblich durchschlängelt ihn die Yarro. Unzählige Vogelarten scharten sich und nisteten in dem hohen Rohr des Flusses. Wir hatten eine gute und schnelle Fahrt; 52 Stunden von Melbourne nach Sidney, und waren froh, ein altes bekanntes Logis aufzufinden.

Und hier mögen diese Reiseberichte vor der Hand ihre Endschaft erreichen. Für eine gute Weile habe ich mich mit allem Najaden- und Tritonenthum überworfen und schwöre mit Hand und Mund auf Ceres und was ihr unterthan ist. Auch daß sich Australien nach der vielgepriesenen Westküste so gut wieder ausnimmt, macht mich dem Meere nur noch abholder. Vieles fehlt uns hier, es ist wahr, und Sehnsucht nach der Heimat ist diejenige Pflanze, die auch hier im deutschen Gemüth nicht zugrunde geht: wir schauen ewig nach Norden. Aber ist die Heimat einmal aufgegeben, so darf man wenigstens nicht undankbar sein, wenn man sie mit den milden Himmelsstrichen Australiens vertauschte.

Anregungen.

Der Lauf der Dinge.

II. „Große" und „Einzige".

K. F. Könige, Heiden, Propheten sind meist geneigt, sich für Männer der Vorsehung, für ausgewählte Rüstzeuge Gottes zu halten.

Große Erfolge, große Macht sind so berauschend, daß sie nicht nur den Einzelnen, sondern ganze Geschlechter mit ihrem Glanz und dem Gedränge ihrer Triumphe berücken und sie glauben machen, das allgemeine menschliche Loos und die Vergänglichkeit läge ihnen bezwungen zu Füßen.

War's nicht diese Trunkenheit der Herrschaft, welche das Haus des Cäsar in Wahnsinn und Verderben gestürzt, das Volk des kaiserlichen Roms? Damals sprachen die schmeichlerischen Griechen: der Fortuna sei von ihrer ewigrollenden Kugel stillgelegen, um fortan auf dem Capitolinischen Hügel zu wohnen; redeten die Hofleute, die Marschälle und die Könige in jener Versammlung zu Erfurt nicht ebenso zu dem ersten Napoleon, hielt sich nicht das französische Volk für der „große Nation", das „Schoosskind des Siegs"?

Wir wissen jetzt, wohin dieser Rausch geführt; die Einen in das Schwert des Alarich und Attila, die Andern nach Leipzig und Waterloo.

In jenen kindlich gläubigen Zeiten, wo der Mensch noch wie entsetzt von der Gewalt der Natur das Große allein von den Göttern stammen ließ, seiner eigenen Fähigkeiten, seines Könnens unbewußt, einer bedeutenden Persönlichkeit sich willig unterordnete, waren alle Helden und Fürsten Göttersöhne, Welteroberer.

Die Orientalen, an Uebertreibung und unterwürfige Demuth gleich gewöhnt, haben zuerst auf Felsen, Säulen, an die Tempelwände diese prunkenden Beinamen ihrer Herrscher geschrieben. Diese Löwenbändiger, diese Göttergeliebten, sie sind Alle verschollen. Selbst um im Gedächtniß dieser Völker zu bleiben, die im Staat nur einen Herrn und viele Sklaven sehen, genügt es nicht, ein glücklicher Krieger gewesen zu sein oder in Sonnentagen des Friedens durch Milde und Herrlichkeit die Mitlebenden erfreut und erstaunt zu haben. Worin weniger konnte die europäische Menschheit dadurch zu langdauernder Bewunderung hingerissen werden! Denn ihr ist allein historischer Sinn gegeben; der Orient hat keine Geschichtsbücher. Die Annalen der Chinesen sind die einförmigen Zusammenstellungen von Edicten und Zahlen; die Chroniken von Ceylon und Kaschmir, ärmlich an Thatsachen und reich an Mönchslegenden, stehen tief unter den Historien, die inmitten einer untergehenden Weltherrschaft Römer und Germanen geschrieben. Durch die Berührung mit diesen Völkern allein haben die Araber eine Geschichtschreibung gewonnen; der Kampf der Kreuzzüge ist nicht nur ein Krieg der Faust, sondern auch der Geister gewesen. Dieser richtende, historische Sinn sucht, unbestochen von der blendenden Erscheinung der That, nach ihren Ursachen und Folgen; er ist auch ein göttliches Auge, das sie im Zusammenhang begreifen und die Verkettung der Weltgeschicke erkennen will. Ihm liegt der Maßstab der Größe und des Außerordentlichen nicht mehr in der Macht und Verwunderung des bezwungenen Widerstandes, in der Ausdehnung des durchmessenen Raums. Schon die Griechen nannten ihre Miltiades und Ther-

mißfloß nicht die Großen, die Herrlichen — und welche Schlachten ließen sich mit denen von Marathon und Salamis vergleichen? Bei ihnen sinkt das Wort „groß" zu einem gewöhnlichen Titel hinab, wodurch sie den „Großkönig" zu Susa von den Räuberfürsten in Epirus und Macedonien und den ersten Beamten der Spartaner unterscheiden.

Was gilt also der bewußten Historie für groß und einzig?

Der Lärm sogenannter Welteroberung, die Triumphlieder Einzelner und ganzer Nationen verstummen endlich. Hast du nicht einen Gedanken vertreten, ihn zum Ziel geführt, wirst du vergessen, gleichviel, ob heute oder über hundert Jahre. Der Gedanke, die Idee, das ist der Dämon der Großen und Einzigen, die heilige Flamme über ihrem Haupt, die einst den Sklavensohn zum römischen König machte. Daß du überhaupt etwas vertrittst, daß in deinem einzelnen, ausschließlichen Wesen sich ein Allgemeines geltendmacht und du die Erfüllung von tausend Wünschen, die Lösung von tausend Rätseln und Fragen in deinem Wort oder in deinem Schwerte trägst, das ist wol der Führer zur „Größe". Solche heldenhafte Persönlichkeiten erscheinen immer in aufgeregten, bewegten Tagen. Sind es Propheten, Gottesleugner, so retten sie ihr gesetzig verkommenes Volk in eine höhere, freiere Auffassung hinein, schenken ihm neue Welten, Begriffe, neues Leben, wie Moses, Buddha, Mohammed; sind es Dichter, so erlösen sie von dem Druck irdischer Beschränktheit durch das Spiel und den Schimmer des Idealen und geben den noch stummen Gedanken ihrer Zeit und ihres Volks Sprache und Unsterblichkeit, wie Homer, Dante, Goethe; sind es endlich Könige, Helden in der engsten Bedeutung des Worts, so retten sie aus Unglück und drohendem Verfall, in Sturm und Drang, den Staat und führen ihn zu neuer Gestaltung, wie der mazedonische Alexander das Hellenenthum, Konstantin die römische Welt, Karl der Große die Franken.

Der selbstbewußte Gedanke und die rettende, erfolgreiche That machen den „großen" Mann.

Die Griechen, in sich zerfallen, der Freiheit beraubt, zur Vollendung in Kunst und Leben gekommen, stehen an den Pforten des Orients, wie bei dem Beginn ihrer Geschichte, unfähig, sie zu sprengen, und doch ist es dieser Gedanke allein: in jene Fernen hellenische Sitte und Anschauung zu tragen, sie zum Allgemeingut der Welt zu machen, der sie noch aufrecht und zusammenhält. Alexander erfaßt diese Idee und wirft sich auf Asien, Babylon, Persepolis, Alles wird sein. Zwei Jahrhunderte hat der Protestantismus in Deutschland mit den Katholiken gerungen, ohne mehr als eine trügerische Gleichberechtigung zu gewinnen; er hat einen jungen, norddeutschen Staat zu seinem Bollwerk gemacht; er fühlt, daß seine Zeit des Angriffs gekommen ist, daß er sich selbst eine That schuldig; diese That ist die Lossagung von Oesterreich, die Eroberung Schlesiens, und so führt Friedrich II. die Idee des Protestantismus, den erwachten Ehrgeiz von Norddeutschland in den Siebenjährigen Krieg.

Noch ein mal, die keinem absolut Persönlichen dienende „rettende That" macht die Größe aus.

Zwar bricht sie, wie der Blitz, plötzlich, unerwartet hervor, aber wie zu ihm lange vorher die elektrische Kraft sich in den Wolken gesammelt, so tritt auch sie nur als die Summe unzähliger, unberechenbarer, zusammenwirkender Ursachen und Zufälle auf, die in ihrer geheimnißvollen Verkettung wie ein magisches Schicksalsgewebe erscheinen. Was wäre Alexander ohne Philippus und Aristoteles, was Konstantin ohne die Cäsaren, die vor ihm dem Julius Cäsar und August nachahmten? Der ganze Ruhm des Pompejus — was ist er anders als die reife Frucht eines Baums, den Andere gezogen und gepflegt, und die ihm, dem glücklichen Krieger, ohne Mühe zufiel? Die historische Größe ist nicht voraussetzungslos, sie ist vielmehr nur durch Vorangegangenes begreiflich und möglich und abhängiger von ihm als die Offenbarungen der Propheten, die Inspirationen der Dichter. Denn sie bewegt sich im irdischen, gegebenen Raum, wo Jene in der Region des Gedankens frei sind von den Bestimmtheiten und Grenzen der erscheinenden Natur. Der Kampf der Helden ist ein äußerlich sichtbarer, ihr Leben hat mehr Bewegung und Colorit, als wäre es von den Dingen und Menschen, mit denen es in Berührung kommt, verschieden angestrahlt. Ohne diesen Glanz, diese Hoheit ist der Name: Der Große, nicht zu denken; sie sind seine Attribute, er braucht sie wie Jupiter seinen Adler. Darum führen ihn auch wol nur Könige, in Republiken entschwindet der bedeutendste Mann nach seiner That im Kreise der Andern. Auf der Rednerbühne ist Perikles der Olympier, sonst nicht, und den Cäsar, der aus der Menge der römischen Bürger durch die königliche Stirnbinde hervorragen will, stößt der Dolch der Verschworenen in diesen geheiligten Kreis zurück.

Viele Männer erfüllen den Begriff der Größe: wer vielleicht mehr als Columbus? Aber es fehlt ihnen das Purpurkleid, der Schimmer, welcher die Masse zur Schmeichelei verlockt und den vierzehnten Ludwig und Katharina II. schon bei Lebzeiten, unverdientermaßen, groß und einzig nennen ließ, und während die Religionen ihre Stifter bis zur Gottheit hinaufheben, die Dichter sich mit ihres Namens Klang begnügen, bleibt der Beiname „groß" nur in der Weltgeschichte, wie aufgespeichert für die „providentiellen" Fürsten, die in ihr erscheinen, d. h. solche, die ihre Zeit und die ihnen gestellten Aufgaben verstanden haben und die auch die Kraft besitzen, die Mahnungen des Weltgeistes zu erfüllen.

Henry Longfellow.

Diesseit und jenseit des Oceans ist Henry Wadsworth Longfellow ein gefeierter Name.

Das „Lied von Hiawatha" hat die heimathliche Neigung, der elegische Stimmung für den Wald

und die Indianer Amerikas nach Cooper's Romanen wieder wachgerufen, es hat dies wilde, rauhe Leben von Jägern und Kriegern in ähnlicher Weise verklärt, wie der und die Dorfnovelle die Arbeiten und Zustände auf dem Lande, endlich — und vielleicht liegt hierin ein Grund seiner Verbreitung — feiert und predigt es jene süßliche, moderne Christlichkeit, die auch uns zu einer „neuen Epoche der Kunst" führen soll.

Longfellow ist keine ursprüngliche, originelle Dichternatur wie Byron, Béranger, Uhland. Er nimmt auf, er verarbeitet bekannte Stoffe, vielbehandelte Motive, das offenbaren unwiderleglich seine „Balladen und Lieder", die uns in einer kräftigen, meist wohlgelungenen und klangvollen Uebertragung von A. K. Kiele (Münster, Koppenrath, 1857) vorliegen, der sich schon mit dem Uebertragen von Byron's „Manfred" seine Sporen verdient. Ist die englische Literatur, wie neulich einer ihrer gründlichsten und tiefinnigsten Kenner, Emerson, behauptet hat, Shakspeare und einige Dutzend ausgenommen, nur die Nachahmung und Wiederspiegelung des alltäglichen Lebens, fehlt es ihr durchgängig an idealen Anschauungen und Gestalten, an poetischen Gedanken, bleibt sie auf der Stufe des Genrebildes, so zeigt ihre Tochter, die junge, aufblühende Dichtung Amerikas, sich ihr längst entwachsen; mit dem Muth und der Begeisterung des Strebens sucht sie diesem engen gezogenen Kreise zu entfliehen, die romantischen Höhen hinanzuklimmen und nach der blauen Wunderblume zu wandern. Auf halbem Wege kam ihr die deutsche Literatur mit ihrem spiritualistischen Wesen, ihrer Erhabenheit und Gefühlsschwelgerei hier entgegen, dort in neuer Welt, im angelsächsischen Stamm, hat der deutsche Geist den besten Boden für seine Samenkörner gefunden.

Aus dieser Verbindung unsers Realismus mit dem scharfen, nüchternen Blick des Amerikaners ist Longfellow hervorgegangen, unsere Dichtung ist seine Muttersprache. Mit denselben entzückten Augen wie Goethe griechische Statuen im Vatican, hat er Brügge, Augsburg, Nürnberg gesehen, unsere gothischen Dome, Rolandsbilder in Bern, die buntbemalten Glasfenster der Kirchen. Mit Uhland bringt er darum ritterliche Kämpfer, nordische Liebe, Meerfahrten mit prächtiger Farbengebung, voll Kühnheit und Schwung des Ausdrucks; wie Schiller den Glockenguß, verherrlicht er — freilich ohne den Reichthum und den Goldglanz der deutschen Gedanken — den „Bau des Schiffs". Dem Deutschen war die Concordia, die ideale, alumfassende Eintracht, dem Amerikaner ist die sichtbare, erobernde Union das höchste Gut, die Union über Alles, über Land und Meer. Solcher Gesinnung kann die brennende Frage des Vaterlandes nicht fernbleiben; in dem Streite über die Sklaverei steht auch Longfellow, der christliche, humane Poet, in der vordersten Reihe der Kämpfer für die Befreiung der Neger. In den lyrischen Dichtungen Longfellow's ist nichts Neues, Originales, eine wehmüthige, melancholische Anschauung waltet vor, man glaubt, am Strom im Mondlicht die Weiden bald leiser, bald stürmischer rauschen zu hören, aber immer schmerzerinnerungvoll. Das ist ihr Werth und ihr Reiz; sie drohen nicht, wie Lenau's Lieder, zu dem Longfellow sonst in Wahlverwandtschaft steht, wie ein trotziges Litanenantlitz gen Himmel, sie gleichen einem tiefblauen Mädchenauge, das thränenfeucht den Stern der Liebe sucht, eine selige Hoffnung jenseit der Wolken.

Lebensblicke

von L. Habicht.

Ein schönes Datum ist das des willkommenen Gastes. Er theilt allein die Freuden, nicht die Sorgen des wirthlichen Hauses.

* *

Oft schon hob und trug Wolke, die mit Verwüstung drohte, leicht und spielend zum schönern Ziele.

* *

Lachen und Weinen ist keine Kunst, aber wer's nie getrieben, lernt's nimmer.

* *

Selbst seinere Bildung dringt ins Volk, aber dann zur Caricatur verzerrt.

* *

Unsere Schätze von Wissen und Können sind so groß und schienen so leicht zu umfassen und ans Tageslicht zu fördern. Kaum aber hat man, sie zu heben, eine kleine Schwierigkeit gefunden, setzt sich Jeder in seine Ecke und hämmert, unbekümmert um das vorhandene Ganze, für sich wieder los, das kleine Tagwerk genügt ihm.

* *

Jede Gattung der Poesie will etwas verrichten. Das Drama gebietet, der Roman schmeichelt, das Lied bittet.

* *

Was unser Kopf verbrach, büßt das Herz, und was unser Herz verbrach, das nennen die Menschen sündlos!

* *

Sei dir zwischen einem durchdachten Tage und einem durchlebten immerhin auch ein durchträumter gestattet!

* *

Die böse und so verbreitete Lücke der Menschen ist die, solche Herzen zu entfremden, die für einander geschaffen schienen.

* *

Ein grauenhafter Anblick — das Gute, das wir gewollt, und dem Leben zurückkehren zu sehen, entstellt, verändert, das Gegentheil unserer wahren Absicht — und dann noch dazu das Gefühl: All diese Veränderung war die Folge deiner eigenen Schuld!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 49.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr

Der Pfarrer in Thorning.

Novelle von Bird Björnson.

Drei Meilen südlich von Viborg, in der Gegend, wo König Svend Grathe einst Leben und Reich verlor, liegt der Bauernhof Nevl. Alt und verfallen sind die niedrigen Gebäude, wie mit Moos gedeckt. Das dürftige Aussehen derselben wird durch keinen Garten belebt, denn diesen Namen wird man schwerlich einer kleinen Kohlanpflanzung geben, deren Schutzwälle von Torf und mit dünnen verkrüppelten Fliederbüschen verbramt sind. Ueber die Wälle krummt sich eine alte Ebereiche, seit ihrer Jugend von scharfen Westwinden gepeitscht und verbogen. Rund und weit umher ist der Hof von vielen, mit Haidekraut bewachsenen Hügeln umringt, zwischen welche sich graugelbe Moore hinschlängeln, die beinahe alle durch vielfache Krümmungen ineinanderlaufen, sich bald erweitern und gleichsam die wellenförmigen Hügel zurückdrängen, bald von diesen zu schmalen Engpässen zusammengeschlossen werden; wer hier unbekannt ist, wird sich bald in dem Labyrinth von Mooren verirren.

Erst gegen den Herbst bekommt diese finstere, einförmige Gegend ein lieblicheres Aussehen; in den Mooren erhebt die Erica ihre blaßrothen Blumen und die Hügel bekommen einen violetten Schein von der jetzt erst in Blüten ausbrechenden Haide. Nicht erfreulicher ist hier die lebende Natur; der Brachvogel sitzt einsam auf einer erhobenen Stelle und wiederholt halbe Tage lang seine langgezogenen, schwermüthigen Flötentöne. Die Moorlerche zwitschert schwach und traurig auf dem Gagelbusch (Myrica), dem einzigen Busch der Wüste. Ein einzelner Urvogel, von einem umherschleichenden Fuchs aufgejagt, schwingt sich ein gutes Stück fort, sinkt aber bald nieder und verschwindet in dem dichten Haidekraut. An menschliche Bewohner wird man nur erinnert, wenn ein Hirtenknabe, von einigen verkümmerten Schafen umringt, seine Zweischillingsflöte bläst.

Nicht immer waren diese Hügel öde und kahl. In alten Tagen standen Tannen und Birken dicht darauf und die Moore waren Seen, mit zahlreichen Scharen von Schwimmvögeln bedeckt. Damals erhob sich, ungefähr wo Nevl jetzt liegt, auf einer Landzunge im See eine stolze Herrenburg. Ein üppiger Obstgarten, und vor diesem zwei Reihen hoher Tannen, umgaben die Burg an der Landseite und verbargen sie gänzlich; nur wenn man über den letzten, hohen Hügel zog, glitten die weißen Schornsteine über den Gipfel der Tannen hin. An der Seeseite, gegen Süden, stand die Burg frei und vom entgegengesetzten Ufer schien es, als ob sie aus dem Wasser stiege. Ihre Bauart war die aller andern Schlösser jener Zeit: ungemaltes Eichenfachwerk mit Würfeln dunkelrother Mauersteine; zwei Stockwerke, das eine über das andere hinausgebaut, mit hervorragenden, ausgeschnitzten Balkenköpfen; viele schmale Fenster mit kleinen Scheiben und Bleisprossen. An allen vier Ecken runde, ausgebaute Thürme mit Guckl öchern und mitten vor dem

Hause ein größerer, dessen Plateforme über die Schornsteine hinausragte und mit acht Steinklumpen geschmückt war. Zwei solche vertheidigten mit erhobenen hölzernen Schwertern die hohe gewölbte Thurmthür. Hinter dem Burghof, zwischen ihm und dem Vorwerk, lief ein tiefer und breiter Graben, mit Röhricht und Schilf bewachsen; eine Zugbrücke führte über denselben. An jeder Seite der Brücke standen Steinpfeiler mit daraufliegenden Löwen. Außerhalb des Vorwerks und des Gartens befand sich wieder ein Graben und eine Brücke, als äußerste Befestigung der Burg.

Vor vielen Jahren wohnte hier der wohlgeborene und mannhafte Ritter Henrik Sandberg, vermählt mit der wohlgeborenen und tugendsamen Mette Laan. Ihre Ehe war mit einem einzigen Töchterlein, Elise genannt, gesegnet, und sie wohlversorgt zu sehen, war der Aeltern höchster Wunsch.

Die Mütter pflegen in diesem Falle nicht allein zu wünschen, sondern auch zu handeln. Frau Mette war nicht unthätiger als andere und hatte so schlau wie ehrbar Unterhandlungen mit dem tapfern und braven Herrn Mogens Munk zu Aunsbjerg eingeleitet, daß der Tag der Verlobung von Munk's Sohn, des Junkers Jens, mit Jungfrau Elise bereits festgesetzt war. Endlich war derselbe gekommen und bereits beinahe schon vorbei; das verlobte Paar stand vor dem Pfarrer, mit gewaltigen Halskrausen geschmückt; hinter ihnen schlossen Aeltern, Verwandte und Bekannte einen Halbkreis. Der Junker sah starr und stier über die Schulter des Pfarrers, die Jungfrau blickte sanft und bescheiden auf seine Füße. Er begann zu reden; seine Stimme war männlich und volltönend; unwillkürlich verglich die Jungfrau sie mit der inhaltlosen und nach der damaligen Mode liebelnden Rede ihres Verlobten.

Scheu und schnell erhob sie ihre Augen und richtete sie auf den Mund, welchem diese Töne entströmten, und ein anderer Vergleich begann zwischen dem jugendlich schönen Antlitz des wohlehrwürdigen Mannes und dem Leichgesicht des Junkers. Auf einer hohen, weißen und glatten Stirn scheitelte sich dunkelbraunes Haar und fiel in natürlichen Locken auf die Halskrause. Schwarze Brauen wölbten sich über braunen, feurigen Augen. Zwischen den schmalen Lippen blinkte die Perlenreihe schneeweißer Zähne und darunter bewegte sich im Eifer der Rede ein zierlicher Bart. Ebenso schnell senkten sich des Mädchens lange Augenwimpern auf die dunkelblauen, matt glänzenden Sterne des erröthenden Gesichts.

Herr Sören war ebenfalls gezwungen, auf die liebliche Braut zu sehen; aber je häufiger er hinsah, um so verwirrter ward er, und seine Unruhe steigerte wiederum des Mädchens Verwirrung. Kurz, gerade als der Pfarrer nach Worten suchte, den verlorenen Faden der Rede wiederaufzunehmen, erbleichte die Jungfrau und fing an zu wanken.

„Ihr droht eine Ohnmacht!" rief er und sie sank in die Arme der herbeieilenden Mutter.

Ob diese Ohnmacht aus Angst über die Verlegenheit des Pfarrers oder aus Mitleid mit ihm entstand, ob sie verstellt war, um ihn zu retten oder um sich selbst von der Verbindung mit dem Junker zu befreien, darüber waren die Meinungen getheilt. Die Trauung ging an diesem Tage nicht zu Ende und da Jungfrau Elise sich auch später niemals wohl fühlte, auch in Zukunft nicht. Hiermit war der Junker Jens durchaus unzufrieden, besonders weil er eine dunkle Ahnung hatte, welch Hinderniß zwischen seine Hoffnungen und ihre Erfüllung getreten sei.

Nach einiger Zeit geschah es, daß er und der Pfarrer an einem öffentlichen Orte in Viborg zusammenkamen, wo auch andere Adelige und Offiziere zugegen waren. Von Wein und geheimem Aerger erhitzt, begann der Junker auf den Pfarrer und auf den sonderbaren Ausfall seiner Rede zu sticheln. Lange suchte dieser durch Kälte und ziemliche Geduld seinen Gegner fernzuhalten, und als dies ihm nichts half, sagte er aufgebracht:

„Herr Junker, Ihr verlangt Euch auf den Rock, welchen ich trage, und der, wie Ihr wißt, mich verhindert, Euch Sitte zu lehren!"

„Ihr verlangt Euch selbst auf Euern Rock", antwortete der Junker, „weil er Euch das Recht gibt, ein Feigling zu sein!"

„Dafür ist Rath!" rief der Pfarrer, indem er seinen Rock auszog. „Dort liegt der Pfarrer und hier steht der Mann! Habt Ihr noch Lust, so kommt, Junker Jens! Ist hier Keiner unter den guten Freunden, der mir seinen Degen leihen will?"

Ein Offizier gab ihm den seinigen und erbot sich, Secundant zu sein; ein Anderer trat auf die Seite des Junkers und alle Vier ritten auf die Haide hinaus, welche südlich von der Stadt liegt.

Herr Sören hatte in seinen Studententagen den Degen führen gelernt und manchmal auf Universitäten frechen Burschen Sitte gelehrt; er war auch Mann des Junkers. Immer heftiger über des Gegners Kälte und sicheres Pariren,

machte Jens einen vergeblichen Ausfall nach dem andern; sein Degen glitt beständig dem gewandten Feinde vorbei, in dessen Gewalt er sich stets befand, der ihn aber edelmüthig schonte. Da vereinigte er alle seine Kunst und Kraft in drei schnell aufeinanderfolgenden Doppelfinten, bis er bei der letzten mit der Brust in den Degen des Gegners rannte. Sein Fall machte dem Zweikampf ein Ende.

Die Wunde kam den Secundanten so bedenklich vor, daß sie dem Pfarrer riethen, sich auf sein Pferd zu werfen und zu flüchten. In einer Stunde erreichte er seine Heimat, sammelte in der Eile sein Geld, die nothwendigsten Kleider und schwang sich auf ein anderes, ebenso schnelles Roß.

Von Furcht, Reue und Ungewißheit beklommen, wandte er sich gegen Süden. Sein Weg führte bei Revl vorbei. Die Sonne wollte untergehen und die hohen Tannen breiteten bereits Dämmerung über Hof und Garten. Im Schatten wandelte langsam, das Haupt gesenkt, die schöne Jungfrau. Die gefalteten Hände hielten einen Strauß bunter Feldblumen und wer sie so sah, mußte leicht errathen, daß sie an einen geliebten Freund denke, und ferner, daß der Reiter, welcher an ihr vorbeijagte, dieser Freund sei; denn sobald sie ihn erblickte, verlor sie die Blumen aus ihren Händen und bog tiefer in die Allee ein.

„Lebt wohl, edle Jungfrau!“ sagte er. „Vergebt, so wird Euch vergeben werden!“

Mit der rechten Hand drückte er den Hut tiefer und jagte fort in donnerndem Galopp.

Verwundert, verwirrt und beinahe betäubt starrte sie ihm nach und die Dunkelheit war eingetreten, bevor sie das Schloß erreichte. Beinahe ebenso schnell kam die Schreckensbotschaft, daß der Pfarrer ihren Verlobten erstochen habe.

Daß die Jungfrau ein unverstelltes Entsetzen und darauf eine ebenso unverstellte Trauer bewies, war natürlich; aber der wahre Grund dieser Gemüthsbewegungen blieb Allen ein Geheimniß, nur nicht dem trauernden Mädchen selbst. Da indeß die Aeltern dachten, daß die Trauer dem Junker Jens gelte, so mußten sie dieselbe nicht allein billigen, sondern auch ihre hartnäckige Weigerung, eine andere Verbindung einzugehen.

So verflossen einige Jahre, in deren Verlauf Frau Mette das Zeitliche segnete, als sie eben im Begriff stand, die Hand ihrer Tochter zum zweiten male zu verschenken. Dadurch erhielt diese ihre Freiheit, denn der Vater legte seinem Menschen Zwang auf, wenn er selbst nur ungestört fischen und jagen konnte. Aber leider wurde ihm Beides plötzlich untersagt; die Kriegstrommete rief ihn aus ländlicher Ruhe und Freude zum Kampf gegen die Schweden. Er mußte seine liebe Tochter als Herrin auf dem Schlosse lassen, nachdem er sie vergebens gebeten hatte, sich zu dem alten Onkel, Herrn Loge auf Kjærsholm, zu begeben. In Wahrheit ahnte Keiner von ihnen die unglückliche Wendung des Kriegs, denn bisher hatte die alte Herrenburg der Familie Sandberg niemals einen bewaffneten Schweden gesehen.

Zwei Monate nach der Abreise des Ritters kamen seine beiden Diener mit seinem Schwerte und seiner Standarte heimgeritten; beide waren mit schwarzem Flor umwunden und verkündeten den ruhmvollen Tod des braven dänischen Mannes im unglücklichen Kampfe mit Dänemarks siegenden Feinden. Diese waren über die Grenzen des Landes eingedrungen und zogen jeden Tag näher und näher. Endlich wehte die erste feindliche Fahne auf der Grathehaide und ein Reiterhaufen zog in blinkenden Küraſſen in Revl ein. Der Anführer war ein bejahrter Mann von rohem, wildem Gesicht, dessen erster Blick Alle auf dem Hofe in Schrecken versetzte, nur nicht die jungfräuliche Herrin. Mit ruhiger Würde ging sie ihm entgegen, bot ihm Alles an, was das Haus an Speisen und Getränken für ihn und seine Leute zu bieten vermöge, und erbat sich eine Schutzwache.

„Die sollt Ihr haben, mein wackeres Mädchen“, antwortete er, „wenn Ihr tapfer schenken wollt! Laßt uns zu allererst den Weinkeller sehen!“

Wie gesagt, so gethan; er sprach den Weintonnen so tapfer am ersten und an allen folgenden Tagen zu, daß er nach einem Monat mit Hülfe seiner Reiter die letzte leerte. Und hiermit war auch seine Höflichkeit und gute Laune vorbei. Die Wache mußte täglich mit baarem Gelde bezahlt werden. Glücklicherweise mußte er den Hof bald verlassen.

Kaum war er hinaus, so zog eine Reiterschaaren herein, von einem jungen, schönen und leutseligen Adeligen angeführt. Die Jungfrau ging ihm wie dem vorigen entgegen und trug ihre Bitte vor.

„Dessen bedarf es schwerlich, meine liebenswürdige Dame!“ sagte er; „ich sehe ja, daß der Hof bereits eine himmlische Sauvegarde hat!“

Sie beklagte erröthend, daß der Normann seinen Trieb im Weinkeller gemacht habe.

„Schadet nicht", antwortete der galante Krieger, „anſtatt des Weins bitte ich nur um einen Tropfen Nektar."

Aus dieſem Eingang ſieht man bereits, wie die arme Eliſe Sandberg mit ihm gefahren war. Doch hielt ſie ihn durch ihr ernſtes, kaltes Benehmen in Schranken und als er gefährlicher wurde, bekam er zur rechten Zeit Marſchordre.

Darauf erſchien ein Pole, der ſich nicht viel aus Wein und Küſſen machte. Er verſtand kein Däniſch und Deutſch, nur die drei Worte: Geld, Gold, Silber; aber dieſe brachte er ſo oft und ſo nachdrücklich an, daß Jungfrau Eliſe nach wenigen Tagen den Boden ihrer Geldkiſte ſah.

Da lief die Nachricht ein, daß die Brandenburger in der Nähe wären, und nun begann ein ordentliches Plündern. Was man an Geld, Silber und brocatenen Kleidern fand, wurde in eine eiſenbeſchlagene Kiſte gepackt und dieſe auf einen Wagen geſetzt, der den fortreitenden Polen folgen ſollte.

Kaum war der Wagen auf dem Hügel angekommen, der öſtlich vom Hofe und dem Landſee lag, ſo ritten auch ſchon die Brandenburger den linken Flügel hinunter. Die Bedeckung, welche ſah, daß ſie bald eingeholt ſein und die Kiſte in die Hände der Feinde fallen würde, bob ſie raſch vom Wagen und rollte ſie den ſteilen Abhang hinunter. Klingend wälzte ſie ſich um ihre Achſe und ſtürzte in den tiefen See. Dort liegt ſie noch heutigen Tags, aber nicht vom Waſſer bedeckt, ſondern von Torferde und Haidekraut. Beſtändig brennt Licht über ihr und oft, aber vergeblich, iſt nach ihr gegraben worden; Keiner kann die rechte Stelle finden, denn wenn man ſich nähert, verſchwindet das Licht, das ſich nur in weiter Entfernung zeigt.

Von ſo vielen Ausplünderungen und Anfechtungen entmuthigt und beinahe betäubt, trat Jungfrau Eliſe dem brandenburgiſchen Offizier mit dieſen Worten entgegen:

„Werther Herr, Ihr kommt in ein leeres Haus! Speiſe und Trank, Geld und Geldeswerth iſt Alles eine Beute Eurer Vorgänger geworden. Nur einen Nothſchilling und einige Kleinodien meiner ſeligen Aeltern habe ich verborgen, aber ich will Euch ſogleich zeigen, wo ſie liegen, auf daß Ihr mit denſelben thun könnt, was Euch beliebt!"

Dieſe Worte, wie auch die Schönheit Derjenigen, welche ſie ſprach, machten einen ſo beſtigen Eindruck auf den barſchen Krieger, daß er lange kein Wort zu reden vermochte.

„Fürchtet nichts, edle Jungfrau!" ſagte er dann mit ſchwacher und beinahe zitternder Stimme. „Ich komme als Freund", ſetzte er mit einem beſonders zärtlichen, langen Blick hinzu, der ſo wunderbar auf ſie einwirkte, daß ſie erbleichend und verwirrt ihn plötzlich verließ.

Erſt nach drei Tagen bekam er Erlaubniß, ſie wiederzuſehen, welche Erlaubniß darauf täglich erneuert und auf den ganzen Tag ausgedehnt wurde. Nach drei Wochen waren ſie verheirathet und nach ſechs Wochen, nach geſchloſſenem Frieden, reiſten ſie nach Deutſchland und man hat ſpäter nie wieder ein Wort von ihnen gehört.

Einige Zeit nach ihrer Abreiſe fand man im Zimmer des Offiziers dieſe Worte in eine Fenſterſcheibe geritzt: „Sören Madſen Lihme, früher Pfarrer in Thorning, jetzt Rittmeiſter in kurbrandenburgiſchen Dienſten."

Die weitgereiſten Frauen.

Mit dem Phänomen, das am geographiſchen Himmel in Geſtalt der Frau Ida Pfeiffer emporſtieg, drängte ſich Vielen die unwillkürliche Frage auf: „Hat ſie jemals Ihresgleichen gehabt, weiß die Geſchichte uns von ebenſo heldenmüthigen Frauen zu erzählen?" Sinnig und poetiſch ſprach ein berühmter Geograph ſich über die Luſt nach Abenteuern und Reiſen dahin aus: „Daß die Wanderluſt des Menſchen, die Einzelne wie Tauſende treibt, die ſichere Heimat zu verlaſſen und das ungewiſſe Etwas, für das wir keinen Namen haben, aufzuſuchen, ſeit der unfreiwilligen Auswanderung unſerer Stammältern aus dem Paradieſe in der Menſchenbruſt Wurzel geſchlagen habe und daß dadurch die tiefe Sehnſucht nach der Rückkehr in ein ſchuldloſes Eden ihr geblieben; ſie ſei als Mitgift der moraliſchen Kraft eine weſentliche Stütze im Leben und fördere das ideale Streben des Menſchen. Immer umfaſſender dränge es ihn, neue Wohnſtätten aufzufinden, der Trieb werde zur That, die fort und fort bis heute Millionen von Auswanderern einer neuen Zukunft entgegenführt."

Müſſen nach dieſer anmuthigen Allegorie nicht die Frauen gleichen Drang und gleiche Sehnſucht in die Ferne geerbt haben? Den Beleg hierfür gab Profeſſor Ritter, indem er bei einem Vortrage über „Weitgereiſte Frauen" den Blick zuerſt auf drei uralte Frauen lenkte: Europa, Aſia, Libya.

Warum gaben die Phönizier vielen drei Welttheilen Frauennamen? Das Faktum bleibt uns dunkel und unverständlich und doch hat es gewiß seinen Zusammenhang und Inhalt, wie alles dem Alterthume Entnommene.

Welche bedeutsame Rolle spielen in seinen Mythen und Sagen nicht überall die Frauen? Segenverbreitend durchwandeln sie weite Länderstrecken und streuen der Erde das Manna des Himmels; so die syrische Astarte der Phönizier; die Isis am Nilstrom, welche die Menschenopfer verdrängt und einen mildern Cultus heraufführt. Sie lehrte die wildwachsende Frucht des Weizens und der Gerste zuerst den Menschen kennen und zubereiten; ihren Gemahl Osiris suchend, durchzog sie das Land und streute die goldenen Körner aus, wie die Demeter der Griechen. Vergeblich fragen daher alle Naturforscher nach der Urheimat unserer Getreidearten, nirgends wachsen sie wild und die Wissenschaft wird gezwungen, sich mit der Tradition: daß sie einer Gotterhand entstammen, zu begnügen. Berühmt sind die Irrfahrten der Io vor dem Zorne der Juno von Griechenland bis zum Lande Aegyptens, phantastisch ausgeschmückt, wie ein arabisches Märchen, der Kriegszug der Semiramis zum Indus. Wer hätte nicht von Dido gehört, wie sie nach Afrika gesegelt und Karthago gegründet? So sehr sie sich voneinander unterscheiden, so tief sie auch das Symbolische ihres Wesens uns verhüllt, in allen diesen Frauen ist der Zug der Wanderlust unverkennbar, er ist der Faden, der sie aneinanderreiht.

Mit dem Verfall der mächtigen Reiche des Morgenlandes, mit dem Beginn der geschriebenen Geschichte verlöschen diese Traditionen und Namen; die Welt der Griechen und der Römer steht nur den Männern allein, nicht den Frauen offen. Die neue Aera geographischer Frauen beginnt mit dem Christenthum. Der religiöse Drang, der die europäische Menschheit ergriff und Tausende ins Gelobte Land führte, war auch in den Herzen der Frauen stark.

Die Krone all dieser frommen Wallfahrerinnen des Mittelalters war die römische Matrone Paula, welcher der heilige Hieronymus in einem Epitaph ein bleibend schönes Denkmal setzte.

Aus dem Geschlechte der Scipionen entsprossen, ward sie frühzeitig ihrem Gemahl, der dem kaiserlich Julischen Hause angehörte, vermählt. Gesegnet durch große Reichthümer und blühende Kinder, ward dennoch ihr Leben durch den frühen Tod ihres Gatten getrübt. Beide waren der christlichen Lehre zugethan, die Konstantin zur Staatsreligion erhoben, und in den Kämpfen, welche die Bekenner des neuen Glaubens mit dem Kaiser Julianus Apostata, der ihn abgeschworen, zu bestehen hatten, verfloß ihre erste Jugend. Da begannen die Völkerwanderungen Rom zu beunruhigen, sie sehnte sich nach einem stillen Asyl. Voll des frommsten Eifers hatte sie sich seit dem Tode ihres Gemahls dem als Lehrer auftretenden Hieronymus, der in ihrem Hause die sorgvollste Aufnahme gefunden, angeschlossen und als dieser 386 nach Palästina ging, schiffte sie sich im Hafen von Ostia, von ihrer Tochter Eustachia begleitet, mit ihm ein, dem Lande der Friedensverheißung zusegelnd. In Cypern und Antiochien, als den Hauptsitzen der christlichen Kirche, verweilte sie lange Zeit und bereitete sich zu ihrer Wanderung vor.

Sie, die hohe fürstliche Frau, durchzog Syrien und Palästina wie die ärmste Pilgerin, von Ort zu Ort, durch Gebirge, Wälder und Klüfte, oft blutenden Fußes, halbverschmachtet, durch die Wüste, nur um an den heiligen Orten in Gebet und Betrachtung sich zu versenken. Armen theilte sie Gaben aus, Reiche lehrte sie Entbehrungen zu ertragen und ermahnte sie zu frommem Lebenswandel. Immer weiter trieb es sie von Antiochia durch die blühenden Städte Syriens zu den heiligen Stätten nach Jerusalem und Hebron, südwärts bis an das Todte Meer, nach Aegypten zu der Thebaischen Wüste, ihren Mönchen und Einsiedlern; dann an die Ufer des Jordan zurück nach Jericho, Tiberias und den See Genezareth nach Galiläas und Samarias Gebirgsland gen Nazareth, bis sie zum zweiten mal zum Heiligen Grabe zurückkehrte. Mit glühender Bewunderung und Verehrung schildert der Kirchenvater Hieronymus, dem wir aus dem Anfange des 5. Jahrhunderts eine Geographie und Beschreibung Palästinas verdanken, alle diese Pilgerfahrten der frommen Frau.

Zu Bethlehem baute sie von ihren Schätzen in Gemeinschaft mit Hieronymus ein Kloster, wo sie die letzten 20 Jahre ihres Lebens verbrachte, wo auch Hieronymus sein ascetisches Leben im Jahre 420 endete. Paula erwarb sich nicht nur die Bewunderung ihrer Zeit, sondern die der Nachwelt und lebte in segenvollem Andenken Gleichgesinnter fort.

Neben sie tritt aus viel späterer Zeit eine andere Frau hin, nicht so leidenschaftlich, schwärmerisch erregt, sondern ruhiger, verständiger, protestantischen Glaubens: Gertrude Egede, die ihrem

Manne nach Grönland folgte und ihm nicht nur mit Rath, sondern in kräftiger That unerschrocken zur Seite stand.

Hans Egede, Prediger zu Vogen in Norwegen, ward durch die ihm zukommenden Nachrichten, daß das schon früher in Grönland verbreitete Christenthum durch den Mangel an Lehrern wieder untergegangen sei, so erregt, daß er beschloß, da seine Gattin von gleicher Christenliebe durchdrungen war, als Apostel dahin zu gehen. Diesem Entschlusse stellen sich die unübersteiglichsten Schwierigkeiten entgegen. Die dänische Regierung weist seine Bitte um Schiffe, Geld und Mannschaft ab, weil der Krieg mit Schweden alle ihre Kräfte in Anspruch nehme. So gezeigt die Bischöfe von Bergen und Drontheim sich seinem heldenmüthigen Entschlusse zeigen, so konnen sie ihm dennoch nicht helfen. Endlich, nach Jahren, bringt er eine Collecte von 10,000 Thalern zusammen, erhält den Titel eines königlichen Missionars für Grönland und 300 Thaler Gehalt nebst drei Schiffen. Am 1. Mai 1721 verließ der fromme Mann, begleitet von seiner treuen Gattin und zwei Söhnen, Vogen und ging mit 46 Personen an Bord. Zwölf Meilen lange Strecken von Treibeis machen die Landung unmöglich, endlich gelingt sie, aber das Land bietet nichts, das eine Niederlassung möglich macht. Dennoch bauen sie ein Haus und nennen die Stelle den Hafen der Hoffnung. Noth und Schwierigkeiten steigern sich, die Grönländer fürchten die Fremden, es scheint unmöglich, länger dort zu weilen; die Mannschaft, des endlosen Kampfes müde, verlangt stürmisch die Rückkehr. Egede, gedrückt durch die gemeinsame Noth, willigt ein. Aber Gertrudens Glaubenseifer läßt sie nicht wanken noch weichen, sie bestimmt Alle, zu bleiben und mit ihr auf ein aus Dänemark kommendes Schiff, das ihnen Unterstützung bringen muß, zu harren, damit das große Werk vollendet werde. Die Hoffnung des hochherzigen Weibes ward nicht betrogen, die Regierung erkannte ihre Verdienste an und sandte ihnen Hülfe; zwei Schiffe mit Proviant und Kleidungsstücken liefen ein, mit der Versicherung fernerer Unterstützung. Gertrude hatte überall gleichen Antheil an der Entdeckung und Durchwanderung des Landes, wie an der Belehrung seiner rohen Bewohner. Erst nach 15 Jahren unglaublichster Anstrengung und übervollster Thätigkeit, welche die Errettung und theilweise Civilisirung des Volks im Gefolge hatte und von ihren Söhnen in frommer Weise fortgesetzt ward, kehrte sie mit ihrem Manne 1736 nach Kopenhagen zurück, wo sie, erschöpft von den durchlebten Drangsalen, verschied, das Bewußtsein mitnehmend, als Apostel gewirkt und das Evangelium in die Herzen der Heiden gepflanzt zu haben.

Dieser ungewöhnlichen Frauenerscheinung schließt sich Madame Godin des Odonais in heroischer Weise an.

Als nämlich 1735 die Akademie der Wissenschaften, zur Schlichtung des Streits über die Gestalt der Erde, ihre Gelehrten Bouguer, de la Condamine, Godin und Andere nach Quito, Maupertuis, Clairault, Camus und Reunier nach Lappland zur Vermessung der so nahe als möglich am Aequator und Nordpol gelegenen Grade sandte, begleitete Madame Godin ihren Gatten nach Peru. Da er jedoch, seinen Forschungen nachgehend, immer tiefer in die Wildnisse jenes Erdtheils vordrang, mußte sie in Quito zurückbleiben. Funfzehn Jahre lebten sie so getrennt — endlich tauchte die Hoffnung einer Rückkehr auf, aber der Astronom hatte noch am Ostende Südamerikas, zu Cayenne, seine Messungen zu machen, da beschloß das heldenmüthige Weib, von Sehnsucht getrieben, ihm nachzueilen.

Zwischen ihnen lag eine Entfernung von 600 Meilen, die Cordilleren, die Urwälder, tiefe Ströme, die wildesten Indianerstämme. Dennoch unternahm sie die Reise. Von ihren zwei Brüdern, ihrem Sohne und einigen Dienern begleitet, zog sie über die steilen Bergklippen der Anden und durch die Wälder Centralamerikas bis zum Amazonenstrom. Dort hoffte sie auf Barken der Indianer, auf portugiesischen Galeeren, die ihr Gatte ihr bis Cayenne entgegenschicken wollte, hinabzuschiffen — nur an weit auseinanderliegenden Missionsorten, die am Amazonenstrom gelegen, konnte sie hoffen, Unterstützung und Beistand zu finden, um ihre Wanderung fortzusetzen. Aber die Schiffe blieben aus, die beauftragten Geschäftsagenten waren mit dem Gelde und dem Schiffe durchgegangen, Godin lag gefährlich erkrankt in Cayenne danieder, ihre Lage war trostlos. Die Missionen waren durch die Pocken fast ganz ausgestorben, die Indianer, welche sie begleiteten, der weiten, mühseligen Wanderung überdrüssig, verließen sie und suchten ihre Heimathshütten wieder auf. Auf acht Personen zusammengeschmolzen, zimmerten sich die Reisenden einen Kahn aus Baumstämmen, zwei Indianer entschließen sich endlich, durch reiche Bezahlung gelockt, ihnen den Flußweg zur nächsten Mission Andoas, 70—80 Meilen entfernt zu zeigen; aber

ſchon am nächſten Morgen ſind beide verſchwunden — die Reiſenden ſind allem Unheil bloßgegeben, in vollſter Rathloſigkeit zwiſchen Sümpfen und Wäldern voll Schlangen, Raubthieren und wilden Horden! Die Brüder wagen es, nach Nahrung in den Wildniſſen umherzuſtreifen, aber ſie verirren ſich und von Erſchöpfung überwältigt ſterben beide dahin. Frau Godin, die Angſt und Unruhe über ihr Ausbleiben foltert, verfolgt ihre Spur und ſinkt beim Anblick ihrer Leichen bewußtlos zuſammen.

Erwacht rafft ſie ſich von neuem empor, mit ihrem Sohne an der Hand durchſtreift ſie, wie Hagar in der Wüſte, das Land, kaum ihre und ihres Kindes Blöße mit Lumpen bedeckend, immer in Furcht vor den Anfällen wilder Thiere, nur Schlingpflanzen und Wurzeln hat ſie zu ihrer Nahrung. Vom Ufer des Bodoneia, eines andern Fluſſes des Amazonenſtroms, führen Indianer die Schwergeprüfte zur Miſſion nach Andras auf ihren Canots. Hier öffnet ſich der heldenmuthigen Frau ein Aſyl bei dem Vorſteher der Miſſion, bis endlich über Laguna und Oyapok auf der entgegengeſandten Galeote ſie in die Arme ihres Gatten eilt und vereint mit ihm die Rückreiſe nach Frankreich macht; dort auf ihrem ſchönen Landgute zu St.-Amand in Berry der mühevollen, ſchweren, aber auch ſo abenteuerreichen Tage gedenkend, ſchrieb ſie jene Briefe, welche den ganzen Zauber der Tropenwelt vor uns entfalten.

Einer deutſchen Künſtlerin, Sibylla Merian, kam die Neue Welt in anmuthigerer Weiſe zur Anſchauung. In Frankfurt am Main 1647 geboren, einer Künſtlerfamilie angehörend, ward ſie von ihrem Stiefvater Jakob Moreſels in Nürnberg in der Miniaturmalerei ausgebildet. Die Geſchicklichkeit und Genauigkeit, mit welcher ſie Blumen und Inſekten malte, machte ſie bald berühmt. Noch prangen ihre Blumenſtücke, ihre Schmetterlinge, Raupen und Mücken, die ſie in Waſſerfarben auf Pergament zauberte, als unübertroffene Meiſterwerke in den Muſeen Hollands, Londons und Petersburgs. Ihre Leidenſchaft und große Liebe zur Inſektologie ward endlich Veranlaſſung, daß ſie, um auch die Inſekten anderer Zonen kennenzulernen, ſich zu einer Reiſe nach Surinam anſchickte. Dort war ſie unermüdlich im Nachjagen der Schmetterlinge, in der Einſammlung von Raupen, im Beobachten ihrer Verwandlungen und leiſtete in den zwei Jahren, die ſie dort verweilte, Ausgezeichnetes. Sie erwarb ſich um die Wiſſenſchaft ebenſo große Verdienſte wie um die Kunſt, indem ſie mehre Kupferwerke über die Metamorphoſe der Raupen, eine Geſchichte der Inſekten Europas und eine Abhandlung über die Erzeugung und Verwandlung der Inſekten von Surinam mit 60 prachtvollen Kupfertafeln herausgab.

Im Jahre 1717 ſtarb ſie zu Amſterdam als die berühmteſte Künſtlerin der Blumen- und Inſektenmalerei.

Vornehmer, bizarrer tritt uns Lady Mary Wortley Montagu, Tochter des Herzogs von Kingston, 1690 geboren, entgegen. Sie war das bewunderte und gefeierte Juwel auf dem Schloſſe ihres Vaters, durch Schönheit, Grazie, Geiſt und gelehrte Kenntniſſe gleichmäßig ausgezeichnet. Mit ihrem Gatten, Lord Ed. Wortley Montagu, ging ſie nach Konſtantinopel, wo er Geſandter war. Sie lernte die Türkei, wie Keiner vor ihr kennen und hatte Zutritt in den Harem des Großſultans Achmed; mit Fatime, ſeiner Favorite, ſtand ſie im Freundſchaftsverkehr.

London erſtaunte über ihre Schilderungen der Umgebungen des Mittelländiſchen Meers, die ſie in ihren — durch Witz und Tiefe, ſcharfe Beobachtung und Zartheit des Gefühls ausgezeichneten — Briefen an die Gräfin Mar, ihre Schweſter, an Addiſon, Young und Pope entwarf.

Um die Menſchheit erwarb ſie ſich ein bleibendes Verdienſt, indem ſie, das Vorurtheil überwindend, ihren Sohn, wie es bei den Türken üblich war, die Pocken einimpfen ließ und ſpäter dieſe Sitte, trotz allen Widerſtandes, in England einzuführen wußte. Nach der Trennung von ihrem Gemahl lebte ſie in Italien und kam erſt nach ſeinem Tode nach England zurück, wo ſie 1762 ſtarb. Ihr Enkel, der Marquis Bute, gab die vollſtändige Sammlung ihrer Briefe heraus.

Ihr ähnlich hat Amalie Heber, die Frau des Biſchofs Heber in Kalkutta, die mit ihm nach Bengalen ging und ganz Hindoſtan (das ſeine Diöceſe war) mit ihm durchwanderte, die bedeutendſten Schilderungen dieſes Landes, des Volks und ſeiner Sitten gegeben.

Auch einer Berlinerin, Frau Dr. Heifer, geborene des Granges, können wir nach Indien folgen. Sie begleitete ihren Gatten, den deutſchen Naturforſcher Heifer, der als Conſervator des Naturhiſtoriſchen Muſeums der Kalkutta Society in Bengalen durch ſeine Entdeckungen und Sammlungen nicht geringen Ruhm ſich erworben hatte, dahin. Sie war ihm thätig und helfend ſtets zur Seite und machte die gehaltreichſten Beobachtungen, welche die Wiſſenſchaft ausbeutete. Nach der Er-

mordung ihres Gatten durch die Wilden auf den Andamanischen Inseln im Jahre 1840 kehrte sie nach Europa zurück. Leider sind von ihren Schriften keine in das größere Publicum gedrungen, da sie dieselben der Veröffentlichung entzog. In Berlin lebte sie einige Zeit unter dem Scheinamen: „Die Königin von Saba."

Bedeutungsvoller und interessanter ist das Schicksal der Gattin des englischen Orientalisten James Claud Rich, der lange Zeit, seit seinem zweiundzwanzigsten Jahre, Generalconsul zu Bagdad war, wie ein Fürst am Tigris und Euphrat lebte und das Vertrauen der dortigen Bevölkerung wie Keiner vielleicht vor ihm besaß.

Durch Wurde und Einsicht hielt er jahrelang alle Wirren fern, trotz der Tyrannei der vielfach wechselnden Paschas Ordnung in den asiatisch-türkischen Provinzen aufrecht und steuerte den Raubanfällen der Wahabiten, Kurden und Beduinen.

Das Consulat am Euphrat war festungsartig erbaut und Bassora wurde unter ihm nicht nur ein Asyl aller im Orient Reisenden, sondern auch eine wissenschaftliche Akademie für Sprachen und antiquarische Studien, ein Hospital für arme Erkrankte und ein Ort des Schutzes für Verfolgte.

Lady Rich, die Tochter des James Mackintosh, Oberrichters in Indien, theilte alle orientalischen und antiquarischen Studien ihres Gemahls, durchforschte und beschrieb mit ihm gemeinsam die Ruinen von Babylon und von Ninive, die sie bei Mossul entdeckten. Zu Pferde zogen sie von Bagdad durch ganz Vorderasien nach Konstantinopel, durch Kleinasien zurück bis an den Tigris. Das wilde, stets unbetretene Kurdistan ward von ihnen durchwandert und von Lady Rich nach dem Tode ihres Mannes in einem berühmten classisch gewordenen Werke in zwei Bänden beschrieben. Als Rich 1821 zu Lande durch Persien nach Schiras zur Untersuchung der Ruinen und Keilschriften von Persepolis und von da nach Bombay ging, um daselbst eine höhere Stellung einzunehmen, war seine Gattin ihm zu Schiff vorausgeeilt. In freudigster Erwartung begrüßt sie die Sonne des Tags, der sie wieder mit ihm vereinen sollte, voll Ungeduld eilt sie zum Hafen, dem persischen Schiffe entgegen, das ihn ihr bringt. Nach mehrstündigem Harren wird das Schiff signalisirt, in sehnsüchtiger Freude klopft ihr Herz, ach! doch vom Maste weht eine Trauerflagge, Entsetzen erfaßt sie, da ist das Schiff und mit ihm die Kunde, daß er, die Seele ihrer Seele, ihr heißgeliebter Gatte in den Ruinen von Persepolis der Cholera erlegen.

Erst nach drei Tagen erwachte sie aus einem todtenähnlichen Starrkrampfe, ihr Haar war in diesen wenigen Stunden weiß geworden. Noch lebt sie, eine würdige Matrone, in London und wird den letzten Theil ihrer sehr werthvollen geographischen Nachrichten veröffentlichen. Rich's orientalische Manuscripte, seine antiquarischen Kunst- und Münzschätze sind von ihr im Britischen Museum niedergelegt; in seiner Biographie, die sie geschrieben, hat sie ihrem Gatte wie ihrer Liebe ein Denkmal gesetzt.

Triumphirend durchzogen Katharina II. von Rußland die Krim und Amalie von Griechenland in neuester Zeit ihr an classischen Erinnerungen reiches Land. Ihr gelehrter Cicerone, Julius Roß, hat unter dem Titel „Königsreisen in Griechenland" diese Reise veröffentlicht. Die Anzahl kunstbegabter Frauen, die nach Italien gingen, um dort an der Quelle zu schöpfen und zu schaffen, ist sehr groß; wir heben als eine der bedeutendsten Angelika Kauffmann, die Tirolerin aus dem Bregenzer Walde, hervor, deren graziöse Bilder noch heute den Beschauer fesseln.

Frau von der Recke, die den alten Kunstmentor Zoega zum Führer in Rom und Neapel hatte, und Friederike Brun, die Tochter des Bischofs Munter in Kopenhagen, Karl von Bonstetten's Freundin und Gefährtin; Frau von Stael und Frau von Berlepsch, welche die schottischen Hochlande in ihrer „Caledonia" beschreibt, Gräfin Hahn-Hahn, die Spanien und die Levante bereiste, sie Alle trieb die gleiche Sehnsucht hinaus und Alle gaben die empfangenen Eindrücke in bunten Bildern den still am Kamin des Hauses Weilenden zur Ergetzung hin, aber das Paradies hat Keine gefunden.

Mistreß Meredith's Aufenthalt auf der australischen Insel Tasmania, Lady Saale's Erlebnisse im Afghanenlande sowie Mary Somerville haben die Aufmerksamkeit des Publicums in neuerer Zeit im hohen Grade auf sich gezogen, Letztere hat sich sogar durch ihre theoretisch-wissenschaftlichen Meisterarbeiten die Anerkennung Herschel's und Humboldt's erworben. Von einer norwegischen Bäuerin, die auf ihren stillem Bauerngute, von wilden Hochgebirgen, Schneebergen und Eisthälern umgeben, eine brennende Sehnsucht empfand, die bunte Naturpracht des Südens kennenzulernen, berichtete Professor Ritter viel Merkwürdiges.

Er hat die Jomfrue, d. h. die Jungfrau Kölle im Jahre 1840 auf dem Inselchen Holmen Ulvri-

gen aufgesucht, weil er höre, wie auf dem innersten Hardanger Fiorde unter 61° nördlicher Breite drei Schwestern gemüthlich beisammenlebten, von denen die eine das ganze Land durchzöge, um es abzumalen, während die andern beiden die Wirthschaft führten; er hatte die Freude, sie in ihrer ländlichen Wohnung zu finden. Ihre Landschaften glichen, mit übergroßer Treue der Natur nach copirt, den Stickmustern. Wenn auch mit vieler Sorgfalt und bewundernswerthem Fleiß gearbeitet, verletzten sie doch durch die zu grelle Farbenfrische und zeigten den Autodidakten in der Kunst. Ihre Kenntnisse aber überraschten ihn, die geographischen reichten bis zum Süden Europas. Durch Professor Ritter ermuthigt, folgte sie im Jahre 1841 ihrer Neigung und kam in ihrer Bauerntracht und Anspruchslosigkeit auf drei Wochen nach Berlin, wo sie im Hause des berühmten Geographen ein freundliches Asyl fand. Ihre Betrachtungen und Aussprüche über die mannichfachen, ihr ganz fremden Sitten und neuen Erscheinungen der großen Königsstadt schilderte er als sehr interessant. Die märkisch flache Natur gefiel ihr freilich nicht und bot ihr wenig Stoff zur Landschaftsmalerei, das Schloß, meinte sie, würde, bunt angestrichen wie die Holzhäuschen Norwegens, viel schöner sein als jetzt in seinem unscheinbar grauen geschmacklosen Kleide. Von hier wanderte sie nach Salzburg, die Schweiz, Wien, Tirol und Verona. Der Schmutz Italiens und die Skorpionen erregten sie höchst unangenehm, sie kehrte weniger befriedigt als sie gehofft in ihre Heimat zurück. In ihren Briefen und ihrer Unterhaltung gab sich, wie Professor Ritter meinte, viel Scharfblick, originelle Auffassung und ein sittlich-frommer Ernst kund, der sie stets in Widerspruch mit dem Leben der südlichen Völker und der Großstädte stellte.

Muthiger, bedeutender als alle Vorbergenannten tritt nun, der unmittelbarsten Gegenwart angehörend, Frau Ida Pfeiffer als Weltreisende uns entgegen. Denn sie allein unternahm, ohne allen Beistand, nur auf ihre eigene Kraft gestützt, so gewaltige Wagnisse. Darin steht sie sogar außerhalb aller bisher unternommenen Reisen der Naturforscher da, die stets karavanenartig ihre Expeditionen unternommen und so einander zu Schutz und Halt in der Fremde wurden. Sie aber zog allein und selbst die Frage: ob nie ein Gefühl der Bangniß sie überkommen, ob sie nicht oft gewünscht, einen befreundeten Menschen an ihrer Seite zu haben, verneinte sie und urtheilte richtig: daß die Beschwerden und Entbehrungen, welche sie ertragen, schwerlich von Andern mit ähnlichem Gleichmuth überwunden worden wären, daß Klagen und Jammer sie unangenehm berührt und ihre Kraft nur gelähmt haben würden; allein sei sie stark genug, Alles zu ertragen; das wisse sie und habe darum niemals Sehnsucht nach einem Gefährten gefühlt. Ein mal nur habe sie an der Seite eines Botanikers ihre Insektenjagd gemacht und ihn ebenso unempfindlich für alle äußern Beschwerden, so ganz von dem Gegenstande seines Interesses erfüllt gefunden wie sie selbst.

Bei ihrer letzten Anwesenheit in Berlin, im Juni 1846, rüstete sie sich zu einer Reise nach Madagaskar. Obwol ihr von allen ihren Gönnern und Freunden dieses gefahrvolle Ziel widerrathen wurde, so beharrte sie doch in ihrem Entschluß, wiederholend, daß Energie und Furchtlosigkeit Jedem imponire, Arabern und Beduinen so gut wie Madagassen. Sie ging von Berlin nach Amsterdam, um die nähern Erkundigungen einzuziehen. Sollten unübersteigliche Hindernisse ihr entgegentreten, so war sie gewillt, andere, wenig erforschte Punkte des Indischen Archipels aufzusuchen.

„Denn", sagte sie zu den abmahnenden Freunden in ihrem wiener Dialekt, „schaun's, wie es den Maler drängt, ein Bild zu malen, den Dichter, ein Lied zu dichten, so drängt es mich halt, die Welt zu sehen. Reisen ist einmal der Traum meiner Jugend gewesen, Erinnerung des Gesehenen wird das Labsal meines Alters sein; vielleicht ist es auch die letzte Reise, die ich mache", setzte sie bewegter hinzu. Das hoffen wir nicht, sondern rufen der muthigen Frau ein fröhliches Glück auf! zu. M

Schattenrisse aus den deutschen Alpen.

Von Friedrich von Gaudy.

1. Salzachthal. — Eisenarzt.

O heilge Einsamkeit,
O stiller Waldschatten!
Ihr grünen Wiesen, stille Matten,
Bei euch nur weilet ihr Herzenskummer nicht.
U. Land.

Wer der Salzach ein Geheimniß zu vertrauen hat und wäre es auch ein recht langes, von unglücklicher Liebe oder anderm Herzenswehe, der wird sie nirgends empfänglicher finden und niemals ungestörter sein Herz in ihre klaren Fluten ausschütten können, als wenn er von Weichselboden ab neben ihr verläuft, denn da durcheilt sie sechs Stunden lang eine völlig menschenleere Wildniß. Nur neugierig lauschende Eidechslein werden sich

mit in das Herz des Unglücklichen zu stehlen suchen, scheinisch neckende Eichhörnchen von sicherm Baumast herab seinen unverstandenen Schmerz höhnen wollen und ein mal nur muß er seine Klagen durch einen Capitelstrich zerschneiden, wo das Dörfchen Gschöder, der Eremitenzelle gleich tiefeinsam im Walde gelegen, seine ärmlichen Hütten durch die Lichtung blicken läßt.

Aber süßen Trost — wenn er solchem irgend zugänglich ist — plätschert die Salzach ihm zu durch den reichen Zauber landschaftlicher Gestaltung, welcher über ihre Ufer ausgegossen ist. Bald läuft das grüne spiegelhelle Wasser in anmuthigen Windungen durch blumige Wiesen, bald treten die Borde näher heran und den Fluß enger zusammenpressend, zwingen sie ihn zu größerer Eile. Eine herrliche Straße führt am Gestade entlang, jetzt hart am Wasser, jetzt ferner davon zwischen hohen Tannen dahin, welche nur von Zeit zu Zeit die silberne Welle hindurchblicken lassen. Lustige Miniaturcascaden springen in athemloser Hast die hohen Seitenwände herab, oftmals unten in ihrer Eile durch die alten Bäume gehemmt, welche in neckischem Spiel ihnen die mächtigen Wurzelarme entgegenstrecken, daß sie plötzlich ihre Richtung ändern oder unter den Wurzeln hindurchschlüpfen müssen, oder nur in sechs oder sieben Arme zerspalten die Salzach erreichen können.

Es ist ein wenig betretener Weg, er dient fast nur den frommen Pilgern, welche aus dem Westen Steiermarks kommen, um in Mariazell ihre eigenen oder Anderer Seelen aus dem Fegfeuer zu beten — oder den Kohlen, welche, aus den benachbarten großen Waldungen dahergeführt, im Fegfeuer der Hohofen das gute steirische Eisen von der Schlacke lautern sollen. Allmälig gewöhnt man sich an die Einsamkeit solcher Pilgerstraße und mäßigt auch danach stillschweigend seine Ansprüche auf Comfort; ja wir erblickten sogar in den Entbehrungen, denen wir bei dem Nachtlager zu Gschöder unterworfen wurden, nur eine billige Strafe für den Uebermuth der vorangegangenen Höllenfahrt. Um so freudiger lachte das Herz, als wir am andern Morgen in das Dorf Wildalpen einzogen und uns dort ein großartiger Gasthof mit vornehmer Zuversichtlichkeit anblickte.

Es war keine Täuschung — das Frühstück war gut. Ich wunderte mich aber doch, in dieser verkehrsarmen Gegend ein solches Hôtel zu treffen und fragte den Wirth, ob denn dasselbe zuweilen ganz besetzt sei?

„O ja, lieber Herr", antwortete er: „wenn die Andacht stark geht, dann ist kaum Raum genug darin; seit 1848 aber habe ich nicht viel gemacht." Es klang fast wie ein Börsenbericht; dem Manne war die „Andacht" ein Handelsartikel und so gut Conjuncturen unterworfen wie für den Productenhändler Kleesamen oder Raps.

Mittlerweile war nach einem Führer geschickt worden, der uns über die Eisenärzter Höhe begleiten sollte, und bald meldete sich auch ein Mann von 67 Jahren, welcher ein durch ein halb Jahrhundert verjährtes Recht auf dies Amt in Anspruch nahm. Wir konnten indeß die Bemerkung nicht unterdrücken, daß er uns zu solchem Marsche zu alt und zu schwach erschiene.

„O, da täuschen Sie sich", entgegnete der Wirth. „Das ist der Gavieder — haben Sie vom Gavieder noch nichts gehört? Der hat 18 Kinder und hat schon viel Hundert Fremde über die Höhe geführt; sieben Söhne sind in der Armee, und alle seine Töchter —"

„Alle sehr schön, bin ich überzeugt", unterbrach ich ihn. „Auch wollen wir die Gavieder'sche Vergangenheit durchaus nicht anzweifeln; aber wie steht es jetzt, heute?"

Noch hatte der Gegenstand unserer Zweifel kein Wort geredet. Jetzt zog er ein Taschenbuch hervor und legte es schweigend auf den Tisch, mit dem Finger auf die aufgeschlagene Stelle deutend.

„Drei Tornister und ein Reisesack", sagte er lakonisch, als wir die Stelle gelesen hatten. Es war ein vorgestern ausgestelltes, sehr günstig lautendes Zeugniß von vier Herren, welche in Gavieder's Begleitung den Weg nach Eisenärzt gemacht hatten.

Das gab den Ausschlag — wir überließen uns der Führung des alten Mannes. Mit jugendlicher Rüstigkeit schritt er voran. Mäßig steigend führt der Weg schäumenden Wildbächen entgegen, bis man nach einer „festen" Stunde in eine Thalerweiterung eintritt, welche das Dorf Klein-Wildalpen umschließt. Von dort beginnt das Klettern. Wol wandelt man zwischen Rosen, Alpenrosen nämlich, die Einem auf jedem Schritt den Berggruß zurufen, indeß keineswegs auf Rosen, sondern vielmehr auf sehr spitzen Steinen. Aber der Weg dünkte uns nicht lang. Schon in Wildalpen hatten wir Gavieder's trockene Zunge mit einigen Seideln Wein befeuchtet; nun arbeitete sie wacker fort in ununterbrochenem Erzählen. Der Alte war sein Lebtag nicht draußen in der Welt gewesen; wie ein Postgaul hatte er nur zwischen Eisenärzt und Wildalpen seinen Curs gehabt, aber

gerade hierbei einen eigenthümlichen Schatz ethnographischer Kenntniſſe geſammelt: in der langen Zeit ſeiner Amtsführung waren ihm Perſonen aller Länder durch die Hände gegangen — heute ein Amerikaner, morgen ein Schwede — und mit dem richtigen Blick, den man beim Volke ſo oft findet, hatte er aus dieſen kurzen, einſeitigen Begegnungen eine reiche Erfahrung und Menſchenkenntniß geſogen.

Auf Zickzackpfaden hatten wir die Höhe erreicht — da trübte ſich der Himmel und mit ihm die Ausſicht auf eine Ausſicht. Nichts ſahen wir; nichts, als daß der Weg vor uns ebenſo ſteil hinabſtieg, als er auf der andern Seite heraufgeführt hatte. Erſt nach und nach fiel der Nebelvorhang und enthüllte uns das großartige Panorama auf dem eiſenärzter Abhang. Wild durcheinandergeworfen liegen die Felskoloſſe da, in welche hundertjährige Tannen ihre markigen Wurzeln geſchlagen haben, und in ſtummem Staunen mißt der Menſch die Kraft, die mit ſolchen Rieſenwürfeln ſpielen konnte. Auf ſchwankes Geländer, roh aus zuſammengebundenen jungen Stämmen hergerichtet, ſtützt ſich der Arm, indem der Fuß die Rieſenſtufen hinabſteigt in den gähnenden Abgrund, deſſen volle Tiefe noch durch die darauflagernde Wolke verhüllt iſt.

Die Abendſonne ſpiegelte ſich in den Fenſtern der altgothiſchen Kirche zu Eiſenärzt, als wir uns dem Marktflecken näherten. Luſtiges Leben herrſchte im Gaſthofe, es war ein Zweckeſſen, welches einem der Bergbeamten zu Ehren gegeſſen wurde, und da es auch unſer Zweck war, zu eſſen, ſo fügte es ſich, daß wir an dem Feſte theilnahmen. Der Toaſte folgten einander dagelbicht und der Geiſt kam über Alle; zuletzt ging es, um nur den Redetrieb in einige Ordnung zu zwingen — die Reihe herum. Auch an uns kam ſie darum. E. ließ, weil Niemand weiter übrig war, den braven Sachſen doch leben und ich trank das Wohl desjenigen Bergmanns, der uns morgen unter die Erde bringen würde. Der Oberberginſpector, deſſen Bekanntſchaft wir hierbei gemacht hatten, verſprach mit großer Zuvorkommenheit, dafür zu ſorgen, daß, wenngleich morgen (des Sonnabends wegen) nicht gearbeitet werde, wir dennoch ins Bergwerk einfahren und alles Sehenswerthe in Augenſchein nehmen könnten.

Ziemlich früh am andern Morgen klopfte es an unſerer Thür und eine anſehnliche Naſe wurde ſichtbar, welche nach einem mit beſſerer Stimme geflüſterten „Glückauf!“ ſich beſcheiden wieder zurückzog. Der Bergmann, welcher zu der Naſe gehörte, ſtand noch draußen und in ſeiner Begleitung waren wir bald die Wanderung auf den Erzberg an.

Fünfzig Procent reines Eiſen liefert der Berg — ſo mag man ihn mit Recht einen erzenen heißen und nur dem Ural ſteht er an Ergiebigkeit nach. Unerſchöpfliche Reichthümer birgt die Tiefe der Erde hier, denn ſeit Jahrhunderten bereits wird der Berg gebaut und neun Jahrhunderte noch meint man ihn bauen zu können, bevor die eiſerne Quelle verſiegt.

Ein beſonderer Cultus wird im Bergwerk der „Schatzkammer“ gewidmet, welche auch dem Fremden als Schlußeffect gezeigt wird. Ein durch ein Gitter abgeſchloſſenes Gewölbe führt jenen Namen; es bildet ſich darin die Eiſenblüte, ſchneeweiße, blumenartige Kalkgebilde, welche, an der Felswand anſchießend, feine Fäden ſpinnen, die ſich kunſtvoll ineinander verſchlingen. Die Eiſenblute wird ſorgfältig geflegt und ihre Bildung durch Beſprengen der Wand mit Waſſer befördert.

Kommt man aus der Schatzkammer wieder zu Tage, dann tröſtet ſich zum Erſatz für die verlaſſenen unterirdiſchen Schätze der wunderbar ſchöne Blick auf die tief im Grunde liegende Stadt, welche, einem Demant gleich, a jour zwiſchen den Erzberg, die Seemauer und den Waffenſtein gefaßt iſt, von denen die beiden letztern ihre gewaltigen Wände noch 1000 Fuß über den Erzberg erheben.

II. Erzbachthal. — Seemauer. — Almont.

Drunten auf dem Kohlenwagen werden Räder wirbel nicht.
Nur der Kutſcher ſchaudelt Grunz auf und ab, Jener ſteigt ſich nicht.
A. von Arnim.

Zwiſchen herrlichen Baumpartieen hin, von den Wellen des Erzbachs begleitet, zieht ſich der Weg von Eiſenärzt nach Hieflau. Wenige Schritte von der Straße ab, von ſteilen Felſen eingeengt, liegt der Leopoldſteinerſee. Stiller Friede ruht auf der blaßgrünen Fläche, auf welcher kaum Anderes ſich zu regen ſcheint als der Widerſchein der im Winde ſich neigenden Tannenwipfel. An ſeinen Borden möchte man ſich dem induſtriellen Treiben auf Meilenferne entrückt wähnen und doch knarren in ſeiner unmittelbaren Nähe unabläſſig die Räder der Kohlenwagen, welche den eiſenärzter Hohöfen von Hieflau aus Brennmaterial zuführen. Lange Züge derſelben kommen des Wegs; auf ſeitwärts angebundenem ſchwankendem Bret ſitzen die Knechte, feſt eingeſchlafen, indeß ihre wegekundigen Gäule

ſchwerfälligen Tritts die Laſt fortbewegen. So ſchlafen ſie jahraus jahrein von Hieflau nach Eiſenärzt, von Eiſenärzt nach Hieflau, und fällt einmal Einer herunter und wird überfahren (was alle Vierteljahre geſchieht), dingt man einen neuen, der wie ſein Vorgänger ſchläft. Und ſo ſchlummern ſie und ahnen nicht, wie die Natur ihre ſchönſten Perlen herausgeſucht hat, ihr Lieblingstöchterlein, die Laſingau, zu ſchmücken, daß der zackige Lugauer droben, trotz des Schnees auf ſeinem Haupte, ſich verzehrt in unendlicher Sehnſucht und nicht müde werden mag, den Hals hoch auszurecken, um der reizenden Maid über die Thalwand des Erzbachs hinweg den Liebesgruß zuzurufen.

Bei Hieflau wechſelt das Bild. Rußgeſchwärzte Geſichter blicken uns mit treuherzigen Augen an; nervige Arme handhaben den Schürbaum und auf einem weiten Raume erhebt ſich eine ganze Stadt rauchender Kohlenmeiler. Zur Seite aber flutet die Ens — nunmehr mit den Gewäſſern des Erzbachs vereinigt — und auf ihrem Rücken ſchwimmt luſtig das Holz der Hochgebirgswaldungen, welches, den eiſenärzter Hohöfen zueilend, in Hieflau aufgefangen und durch des Köhlers läuterndes Feuer für jenen Dienſt geſchickt gemacht wird.

Bald nach Mittag verließen wir dieſen Ort und durchwanderten das „Geſäuſe", wie man das Thal der Ens zwiſchen Hieflau und Admont nennt, wo der Fluß auf einer Strecke von fünf Stunden 665 Fuß Fall hat. Unſere Tageswanderung war ein Spiegelbild des Lebens. Hatte am Vormittag die in jugendlichem Reiz prangende Laſingau uns freundlich zugelächelt, ſo blickten jetzt die himmelanſtrebenden Felſenmauern, welche, auf die grotteſkeſte Weiſe geſtaltet, das Thal einengen, mit finſterm Ernſt auf uns herab und es fehlte nicht an manchem Regenſchauer, an mancher ſteinigen Wegſtrecke. Aber das Errungene iſt dann um ſo ſüßer. Das Geſäuſe übertrifft an pittoreſker Wildheit Alles, was die Alpen anderwärts bieten, und wahrhaft ſchaurig-ſchön ſind die Blicke vom Gſchotten-Boden (Felſenboden) und von der über die Ens geworfenen Brücke aus das Thal hinauf, welches dann durch die quer vorgelagerten Zackengipfel des Hochthors abgeſchloſſen erſcheint. Gerade zwiſchen die beiden Zacken hatte ſich die rothe Sonnenkugel gelagert, um noch ein mal das ſchöne Endthal anzuſchauen, bevor ſie ſich hinter die Berge ſenkte.

Es iſt wunderbar, daß die Induſtrie der Kunſt dieſen Theil der Steiriſchen Alpen ſo ganz außer Acht gelaſſen hat. Während alle übrigen Alpengegenden durch Gemälde, Kupferſtiche und Lithographieen in Menge dargeſtellt werden ſind, iſt das Geſäuſe bisher noch völlig unbenutzt geblieben, obwol die fünf Stunden lange Thalſtrecke für eine ganze Galerie von Bedeutendem ausreichenden Stoff böte.

Den Culminationspunkt wilder Zerriſſenheit erreicht das Gebirge im Johnsbacher Thal, welches ſeitwärts ins Geſäuſe einmündet; eine grauſige, wüſte Schlucht voll Felſentrümmer, auf deren ſtarren, grauen Wänden kaum hier und da eine Fichte ihre Nahrung ſucht.

Aber all Ding will ſein Maß haben und der Felſen wurden uns nachgerade zu viel. Schon hatte ſich die Sonne hinter den hohen Zackenbergen verſteckt und noch immer war das Ziel des Tags, Stift Admont, nicht zu ſehen. Da kam ein junger Burſche des Wegs, eine ſeltene Erſcheinung auf dieſer ſonſt menſchenleeren Straße.

„Wie weit iſt's noch bis Krumau?" fragten wir.

„A Stund'."

„Und bis Admont?"

„Drei Stund'!" war die mit vieler Sicherheit gegebene Antwort, welche uns frappirte, da wir nach der Karte uns dicht bei Krumau befinden mußten. Freilich ſind bei Gebirgswegen die Entfernungen nicht aus der Karte zu entnehmen. Schon machten wir uns mit dem Gedanken vertraut, dem vermuthlich in Krumau wie vielfach in Alpendörfern über der Wirthshausthür ſtehenden Bibelſpruch: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden!" (welcher den erläuternden Text zu einer vom Regen verwaſchenen Schilderei von Weinflaſchen, Brotlaiben und gekreuzten Meſſern und Gabeln zu bilden pflegt) Folge leiſten zu müſſen — da ſtanden wir am erſten Hauſe von Krumau und eine Stunde ſpäter war Admont erreicht. Den Landbewohner darf man nach Wegentfernungen in Steiermark ſowenig fragen wie anderwärts.

Still und friedſam iſt Stift Admont, in einem zauberiſch ſchönen Felskeſſel gelegen. Gleich als habe die Sonne im Scheiden noch ein mal ſich umgewandt, ſo wunderbar waren die Gipfel beleuchtet, welche die weſtliche Thalwandung krönen. Zarte Nebelwölkchen hoben ſich aus den Spitzen heraus, indeß zur Seite derſelben der Himmel noch im Abendroth glühte und dem ganzen Bilde den Anſchein lieh, als ſteige aus einem brennenden Vulkan Rauch empor.

Sechs Betten ſtanden in unſerm Zimmer und dennoch — oder richtiger deshalb — konnten wir die Nacht nicht ſchlafen. Es ſollte nämlich am folgenden Morgen einer der Stiftsherren die Weihe als Prieſter empfangen oder, wie man ſagte, ſeine geiſtliche Hochzeit halten. Viel Volk war dazu von weit und breit herbeigeſtrömt und ſo kam es, daß mitten in der Nacht vier von den Hochzeitsgäſten, welche nach der Anſicht des Wirths zu den vier varanten Betten in unſerm Zimmer gerade paſſen ſollten, unter der Leitung deſſelben ziemlich derecht die Treppe heraufpolterten. In richtiger Vorahnung eines ſolchen Einfalls hatten wir unſere Feſtung mittels einfacher Thorſperre durch den Riegel zur Belagerung gerüſtet, welche der Wirth auch alsbald durch Anklopfen begann. Endlich, von der Erfolgloſigkeit dieſes Wegs überzeugt, ſchritt er zum förmlichen Angriff mittels des Hauptſchlüſſels. Aber der Riegel ſpottete der Bemühungen des Hauptſchluſſels, und nachdem das Belagerungscorps vor unſerer Thür einen längern Kriegsrath gehalten hatte, marſchirte es ab, eine Treppe höher, um auf dem Boden über unſern Köpfen ein Lager zu beziehen, deſſen Einrichtung eben nicht geeignet war, uns den Wachdienſt zu erleichtern, welchen uns die geiſtliche Hochzeit aufgezwungen hatte.

Wir machten uns daher früh heraus und durchſtreiften an dem ſtillen Sonntagsmorgen die lieblichen Umgebungen des Fleckens. Um 7 Uhr ertönten die Glocken der Stiftskirche und von allen Seiten wallten die geputzten Kirchgänger heran.

Ein duftender Frühling von bunten Blumen und grünen Zweigen ſchmückte das Gotteshaus. Am Altar kniete der junge Prieſter, die Hand des greiſen Biſchofs ruhte auf ſeinem Haupte. Es war ein bleicher, ſchöner Jüngling, aber die tiefliegenden Augen zeugten von durchwachten Nächten. Mit dem Brauſen der Orgel ſchien ihn das Gewaltige des heiligen Berufs, den er erwählt, ſo ganz zu durchdringen und wie verklärt blickte er zum Himmel auf und ſchien die Welt rings um ſich her vergeſſen zu haben.

Gedrängt voll war die Kirche, ſelbſt vor der Thür noch ſtanden die Andächtigen mit entblößtem Haupt. Darum hielten wir es für Pflicht, Andern den Platz zu räumen, denn es hat etwas Peinliches, da bloße Neugier zur Schau zu tragen, wo Andere in die höchſte Andacht verſenkt ſind.

Wir benutzten die Zeit, das Stiftsgebäude ſelbſt zu ſehen. Tiefe Stille herrſchte in den weiten Hallen und auf den langen Gängen; nicht einmal ein Bruder Pförtner, der uns hätte führen können, wollte uns begegnen. So durchſtrichen wir denn die Corridors, treppauf treppab — und verirrten uns ſchließlich in dem Labyrinth von Gängen ſo, daß wir uns nicht wieder hinausfinden konnten und auf lauter verſchloſſene Thüren trafen. Endlich wich eine Thür und wir fanden uns in der Küche. Ein halbes Dutzend hübſcher junger Mädchen, welche hier unter der Obhut einer bejahrten culinariſchen Oberprieſterin rupften, quirlten, ſotten, ſchmorten, brieten, waren nicht wenig erſtaunt, auf dieſem Wege unſere Bekanntſchaft zu machen.

(Fortſetzung und Schluß in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Oeffentliches Gerichtsverfahren.

Faſt überall leuchtet in die deutſchen Gerichtsſäle jetzt das klare Tageslicht. Der Angeklagte ſteht nicht mehr vor Einem Richter, er ſteht vor der Anſchauung des Volks.

Deſſenungeachtet hat das neue Gerichtsverfahren ſeine Feinde. Namentlich halten alte Juſtizbeamte hier und da das Ganze nur noch für eine Schauſtellung, für eine Komödie. Wozu die Reden des Staatsanwalts, des Defenſors? Die Beweisaufnahme über den jedesmal vorliegenden Fall, die Befragung der Zeugen, der Sachverſtändigen u. dergl. lehre den Richter zur Genüge, ob Schuldig oder Nichtſchuldig über den Inculpaten zu ſprechen ſei. Sodann auch: Wozu dem Verbrecher, der bisher traumüthig und beſchämt vor ſeinem Richter im Verborgenen ſtand, noch die Schmach und den Pranger öffentlicher Ausſtellung? Neugier treibe die Menge und dieſe Neugier ſtrafe den nach ſeinem Urtel zu ſtrafenden „beſſern" Verbrecher doppelt. Werden ſich abgefeimtere Spitzbuben durch Anhörung der Verhandlung auf den Pfad der Tugend leiten laſſen? Sie vernehmen die unvermeidlichen Spitzfindigkeiten der rechtlichen Beurtheilung und werden ſich künftig hüten, einen „ausgezeichneten" Diebſtahl zu begehen, wenn der einfache zu demſelben Ertrage führt und geringer beſtraft wird.

Andere Stimmen erheben die Oeffentlichkeit und verlangen, daß nicht nur der Criminalproceß, ſondern auch der Civilproceß öffentlich verhandelt werde, damit das Volk genaue Kenntniß ſeines bürgerlichen Rechts erlange.

Wir bekennen, Gegner der Oeffentlichkeit für den bürgerlichen Rechtsstreit zu sein. Die Privatverhältnisse der Staatsbürger können nicht als lehrreiche Beispiele für populäre Rechtskunde benutzt werden. Man wird als besser Staatsbürger durch einen Irrthum über Dolus, Culpa oder dergl. zum Angeklagten werden können und verdient nicht, mit seinem täglichen Erwerb, seiner Mühe und saurem Schweiß Andern zum Schaugepränge zu dienen. Was aber den „peinlichen" Proceß angeht, so gilt es vor allem, sich klarzumachen, daß ein weit wesentlicherer Bestandtheil des neuen Verfahrens in der Mündlichkeit desselben — besser Unmittelbarkeit — liegt als in der Oeffentlichkeit. Das sogenannte geheime Gerichtsverfahren litt an Einem Hauptfehler: der Mittelbarkeit. Der verhörende Inquirent schrieb einen Extract der Aussagen des Angeschuldigten, der Zeugen u. s. f. in seine Protokolle. Dem rechtsprechenden Richtercollegium wurden diese Acten zum Verspruch vorgelegt und beauftragte dieses wiederum einen Referenten, die Acten zu durchforschen, den Fall vorzutragen, das Erkenntniß vorzuschlagen. Ein doppeltes Zeitmaß erlitt der Stoff, ehe das Collegium darüber entschied, und hing die richtige Anschauung der Sache zuerst von der größern oder mindern Befähigung des protokollirenden Inquirenten, sodann von der gleichen Qualität der Befähigung des Referenten ab. Das urtheilende Collegium der Richter sah den Verbrecher nie in Person. Dieser Mangel an Unmittelbarkeit hat, wider den besten Willen der Richter, manchen rechtschaffenen Mann ins Zuchthaus gebracht.

Jetzt schaut der Angeschuldigte seinen Richter von Angesicht zu Angesicht. Das todte Bild der Acten schwindet vor der Wahrheit des Lebens. In der Hauptverhandlung hört der Richter des Beschuldigten Stimme und Haltung, hört seine Vertheidigung. Richter und Inculpat vernehmen die Aussagen der Zeugen und Sachverständigen, geeignete Fragen sind gegenseitig möglich, die Unmittelbarkeit der Verhandlung entwirft ein so klares Bild der Sache, daß man sogar behaupten kann, es bedürfe künftig nicht mehr rechtsgelehrter Richter, speciell hinsichtlich des Verspruchs der Sache, sondern nur einfacher bürgerlicher Menschen, der Geschworenen.

Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß sich ein höchst segensreiches Wirken derartigen Verfahrens auch ohne alle oder mit beschränkter Oeffentlichkeit denken läßt, wie sie ja in der That bei sittlich unhörbaren Vergehen überall ausgeschlossen wird, ohne daß Jemand an der Gerechtigkeit der Richtersprüche zweifelt. Doch trete die Oeffentlichkeit hinzu! Der Angeschuldigte sehe vor seinen Mitbürgern! Nicht nur in den ernsten Männern hinter dem grünen Tische sehe er seine Richter! Nein, dort sind bekannte Köpfe — der Freund, der Nachbar, die Bewohner der Straßen, wo der Vorgeforderte seine Kindheit und Jugend verlebte — wie frei erhebt sich das Auge des fälschlich Angeklagten — wie ruhig ist seine Stimme, wie zuversichtlich die Haltung — du sprichst zu Menschen, die dich kennen mit deinen Tugenden, deinen Schwächen — und diese, treten sie dort nicht freiwillig vor die Schranke? Ist's nicht selbst dein Feind, der hier das Wort ergreift, von schwerer Schuld dich zu befreien? Er hat dir Uebles nachgeredet, aber Das nicht, dessen du hier geziehen wirst!

Da wird ein anderer Inculpat vorgeführt. Trotzig und hastig schreitet er einher — jetzt irrt er die Augen seiner Mitbürger auf sich gerichtet — sie kennen ihn Alle — wie furchtsam senkt sich das Auge — Zittern ergreift den Leib des Verbrechers — Wort schaut auf ihn aus den Augen der Menschen — und er, der in den einsamen Verhören trotzig Alles leugnet, sinkt gebrochen auf seine Knie und bekennt sich als den Schuldigen vor Gott und den Menschen!

Allerdings hat die Oeffentlichkeit solch segensreiche Folgen gehabt. Sie erleichtert die richtige Anschauung der Sache. Wir haben gesehen, wie auch den einfachen Frauen aus dem Volke der Muth beiwohnt, als Zeuginnen gewissenhaft und deutlich der Wahrheit die Ehre zu geben. Nicht erschwerend für den Schuldigen war es in öffentlicher Verhandlung das einfache Wort eines sittlichen Gemüths, erhebend für die Unschuld klang ein gutes Zeugniß aus dem Munde des schlichten Bürgers und Landmanns — es hörten das ja Alle, Alle, die lauschend herumstanden. Man hat neuerdings im Salonverkehr davon gesprochen, daß es doch entsetzlich für gebildete, feinere Frauen wäre, Zeugnisse halber vor die Schranken des öffentlichen Gerichts zu treten. Wie leicht trete da etwas Unzartes hervor, wie sei es der weiblichen Schüchternheit widersprechend, ein öffentliches Zeugniß abzulegen. Wir entgegnen, wer solche Bedenken aufstellen kann, wo es sich um Schuld oder Unschuld eines Nebenmenschen handelt, verräth sich nur in der sachsten Weichbildung. Die Gelegenheit, das Wort zu bethätigen: „Eure Rede sei Ja, ja! Nein, nein!" unerschrocken sein Für und sein Wider aussprechen, sollte Jedem willkommen sein.

Das Assecuranzwesen.

Friedrich Nobach, als Director der Handelslehranstalt in Chemnitz sowie durch seine literarische Thätigkeit um die kaufmännische Welt sehr verdient, veröffentlicht neuerdings eine gehaltvolle Schrift über „Ueberversicherung".

Die Zeiten, wo der einzelne Mensch sein Recht und seine Sicherheit durch blutige Kämpfe mit den Andern erringen mußte, sind für die civilisirte Welt längst vorüber. Es gilt nur noch, die Angriffe und Verheerungen höherer Gewalten abzuwehren und auch dies ist dem erfinderischen Geiste bis zu einem gewissen Grade gelungen; freilich, die gefährlichste ist unüberwunden geblieben — der Tod.

Die Art und Weise, auf welche dies schwierige Problem gelöst wurde, ist allerdings ebenso unvoll-

kommen wie der Mensch selbst. Die mächtige Waffe, nämlich, mit der wir jenen Gewalten entgegentreten, beruht nicht in der Abwehr, sondern in dem Ersatz. Ihre Seele ist die Berechnung, das Geld ihr Körper. Wie der Astronom die Bahnen der Gestirne berechnet, so berechnet der Mensch jetzt die Bahnen der Geschicke. Der Augenblick, wo er eine Durchschnittszahl fand, in welcher ihre Wiederkehr beruht, machte ihn zum Sieger über sie. Nicht mehr wie früher entreißt ihn das herannahende schwarze Gewölk; mag der Blitz sein Haus und seine Habe vernichten, mag der Hagelschlag seine Felder zerstören — die Versicherungsgesellschaften ersetzen ihm Alles reichlich. Gemächlich sitzt der Kaufherr am Kamin, durch den der letzte Athem eines fernen Seesturms heulend hereinweht — im eisernen Schranke liegt wohlverwahrt die Police und die Nachrichten von dem Untergange der reichen Schiffsladungen sind bloße Notizen. Sorgenfrei blickt der Mann dem nahenden Alter entgegen, getröstet sieht die trauernde Gattin am Sarge des Vaters ihrer Kinder — die Lebensversicherungsbank übernimmt alles Uebrige.

Das Maß der Sicherheit ist noch lange nicht erschöpft. In Amerika versichert man bereits das Leben der Sklaven, in Genua bestehen Versicherungen gegen die Schwankungen von Werthpapieren, gegen die Mißgunst des Lotteriegeschicks und gegen Unglücksfälle auf Reisen. In Frankreich gibt es Versicherungen gegen die Loosung zur Militärpflicht, in England gegen etwaige Unterschleife der Dienenden. Ja, in Wien ging man 1818 im Gebermaß mit dem Verlangen um, eine Versicherung für Verhaftungsfälle zu gründen, wonach jeder Betheiligte auf die Dauer einer etwaigen Gefangenschaft einer täglichen Geldunterstützung und außerdem der Verwendung der Gesellschaft für schnellere Befreiung theilhaftig werden sollte. Es ist längst kein Geheimniß, daß jetzt sogar Versicherungsgesellschaften gegen die Gefahren des Schmuggelhandels existiren.

In Großbritannien und Irland belief sich im Jahre 1819 die Zahl der Versicherungsgesellschaften auf 25,000 und 1847 war in Hamburg gegen die Gefahren der See ein Werth von 300 Millionen Mark Banco versichert.

Eine große Lücke aber blieb in der Reihe der besiegten Mißgeschicke bisher noch unausgefüllt, durch der gerade der eigentliche Begründer des Versicherungswesens — der Kaufmann — am meisten bloß gestellt ist. Nicht mit Unrecht sieht sich der Kaufmann um die großen Vortheile beneidet, welche er zur schnellen und leichten Erlangung irdischer Glücksgüter vor allen übrigen Ständen voraushat. Aber er ist auch, wie kein anderer Stand, von der Gefahr bedroht, den reichen Gewinn wieder zu verlieren, noch ehe er ihn genießen konnte. Der größte Theil des kaufmännischen Besitzes circulirt als Credit in den Händen der Geschäftsfreunde und ist mit deren Untergang auch für den wirklichen Eigenthümer verloren. An einer durchgreifenden Sicherstellung vor dieser Eventualität, an einer Weltinstitution fehlt es noch, welche in der nämlichen Weise, wie andere Versicherungsbanken für Elementarschäden und andere Nachtheile aufkommen, dem Geschäftsmanne für Verluste durch die Fallimente seiner Schuldner Ersatz leistet. Der Nutzen einer solchen Anstalt wäre unberechenbar für die kaufmännische Welt; die Zahl der Fallimente würde zunächst auf ein Drittheil ihrer jetzigen Höhe reducirt werden, wenn man eine mit ziemlicher Sicherheit festgestellte Angabe des bekannten Statistikers Otto Hübner in Betracht zieht, nach welcher durchschnittlich von drei Fallimenten zwei die Folgen des ersten sind.

Die Idee zu einer Creditversicherung tauchte schon im Jahre 1720 in England auf, der erste Anlauf zu ihrer Verwirklichung aber ging merkwürdigerweise von einem Lande aus, das sich sonst wenig mit Neuerungen abgibt. In Italien war es, wo sich 1839 die erste Creditversicherungsgesellschaft constituirte, freilich nur, um an der Unkenntniß mit den wichtigsten, in Frage kommenden Verhältnissen bald wieder zu scheitern. Glücklicher waren die seit Anfang der funfziger Jahre ins Leben getretenen ersten Unternehmungen dieser Art in Paris, London und Brüssel, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Die in London im Mai 1852 gegründete Commercial-Credit-Mutual-Assurance-Society hat, nach ihrem Rechenschaftsberichte vom April 1854, in den ungünstigen Jahren 1852 und 1853 217 Versicherungen abgeschlossen. Dieselben ergaben, einschließlich der Nachtragsprämien, eine Einnahme von 30,135 Pfund Sterling. Die ausgezahlten Entschädigungen betrugen 21,527 Pfund Sterling und es verblieb somit ein Ueberschuß von 3608 Pfund Sterling oder 25 Procent der geleisteten Entschädigungen.

Auch in Deutschland hat man mit der Einführung der Creditversicherung im Jahre 1856 einen Anfang gemacht, wenigstens liegen Entwürfe zur Constituirung derartiger Etablissements vor, unter andern der des Del Credere in Mannheim und ein anderer von Berlin ausgehender. Beide schließen aber — und wir finden dies dem augenblicklichen Bedürfniß gegenüber ganz gerechtfertigt — alle Versicherungen von Actien-, Wechsel- und Bankgeschäften aus.

Man wird der Ansicht sein, daß Garantieen, wie sie zu bieten die Creditversicherungskammer die Aufgabe hat, nur um einen betreffenden Preis möglich gemacht werden können; nichtsdestoweniger betragen die aus der Summe der Erfahrungen herausgerechneten Prämiensätze in dem mannheimer und dem berliner Entwurf — je nach der Bonität der versicherten Schuldner — nicht mehr als ½—1½ Procent. Und wenn einmal das Princip der Creditassecuranz eine Ausdehnung gewonnen haben sollte, vermöge welcher die Compagnieen der Austragung aller sie berührenden Fallimente selbst in die Hand nehmen und dem gerichtlichen Concurs, der der noch vorhandenen Massen vernichtenden durchschnittlich zur Hälfte selbst vergeht,

die Thür schließen können, so wird der Vortheil der Creditversicherung um eine noch viel billigere Prämie zugänglich werden.

In unserer Zeit, die für die Ausbildung der Gewerbe und Künste des Friedens eine staunenswürdige Energie und Ausdauer entwickelt, wird die Idee der Creditversicherung eines Tags mit ernstem Eifer erfaßt und zum Ausbau gebracht werden. Die Erfahrungen von mehr als einem Jahrzehnd werden freilich dann noch immer erforderlich sein, ehe sich die dauernde Basis begründet haben wird, auf welcher das junge Institut seine unantastbare Existenz findet und der vollen Ausbreitung fähig ist, deren es bedarf, wenn die allgemeinen Interessen dabei gewinnen sollen.

Populäre Aesthetik.

„Alles für das Volk!" Ein Wort, das jetzt fast die gesammte Literatur auf ihre Fahne geschrieben.

Volksbücher, Volkskalender, Volksausgaben der Classiker, jede Wissenschaft, von der Astronomie bis hinab zur Kunst der Brauerei — Alles für das Volk bearbeitet und zurechtgelegt.

Auf dieser jäh abstürzenden Bahn scheint kaum noch ein Halten und Hemmen möglich zu sein und die Befürchtung liegt nahe, daß die unselige Verbreitung oberflächlicher, auswendiggelernter, unfertiger Kenntnisse die wahre Wissenschaft, die wahre Bildung, die, mit Mühe erworben, immer gepflegt und erweitert werden will, zuletzt überwuchere. Es ist dabei eine alte Klage, daß auf keinem Felde der „Unfertigen und Halben" mehr wären als auf dem der Aesthetik. Die Lehre von der Schönheit meint Jeder vortragen zu können, der einmal eine schlechte Theatervorstellung besucht oder ein Museum dritten Ranges gesehen. In unserm schreibseligen Tagen wird so der junge Mann, der schon in Secunda mit seinem Professor über Goethe's „Egmont" und Schiller's „Braut von Messina" zu Gericht saß, falls die Fachstudien und das Staatsexamen nicht glücken — Recensent einer Zeitung. Daß er dann Gozzi's „Turandot" für ein Märchen in Prosa, Calderon's „Arzt seiner Ehre" für ein spanisches Lustspiel hält, ist nur die nothwendige Folge seiner mangelhaften Bildung, aber es offenbart zugleich in erschreckender Weise den Grund tiefster Unwissenheit, in dem diese „Lectüre für Alle" sich bewegt.

Wenn nach dieser Seite hin eine ernste, fortlaufende Belehrung über die wichtigsten Fragen der Wissenschaft, ein gediegenes, gebildetes Urtheil über die Werke der Kunst auftritt, verdient es gewiß die Theilnahme Aller. Man sollte nie vergessen, daß mit dem Sinken des Geschmacks und künstlerischer Anschauungen auch die Sitten und das Geschick eines Volks sich zum Verfall neigen. Dieses Ziel, den Geschmack der Menge zu läutern, ihren Blick auf die Vorbilder in jeglicher Kunstübung hinzuleiten, verfolgen mit rüstiger Kraft seit dem Anfang dieses Jahres die „Süddeutschen Blätter für Kunst, Literatur und Wissenschaft" (Mannheim, Frisch & Hegerle). Unter ihren kritischen Aufsätzen, die alle von Kenntniß, einige von feinstem Verständniß ästhetischer Gesetze zeigen, stehen die Arbeiten von Dr. Georg Zimmermann über Lempelitzer's „Kintämmerka", Marbach's „Mecenia", Kleist's „Prinzen von Homburg" voran. Sie geben in der Auseinandersetzung und Zergliederung dieser Dramen auch dem weniger Gebildeten eine Einsicht in das Wesen und Leben der dramatischen Kunst. Die abgerundete, geistvolle Darstellungsweise hält sich fern von jenen vielgebrauchten Stichwörtern und weiß ihre breiten, eindringendsten Gedanken immer in gefälliger Form darzulegen. Es erfreut und erhebt, unter so vielen handwerksmäßigen oder von Liebe und Haß dictirten Beurtheilungen einmal Aufsätze zu finden, die sich mit Vorliebe in ein fremdes Werk versenken, seinen Sinn und seine Eigenthümlichkeit zu erfassen und nicht nach vorgefaßten Meinungen, sondern nach den Gesetzen der Schönheit zu beurtheilen suchen.

Lebensblicke

von C. Habicht.

Je länger und tiefer wir das Leben der Welt studiren, desto einfacher erscheinen uns seine Gesetze.

* *

Das ist die Poesie der Geschichte: Der edelste Wille und die größte Thar des Menschen produciren oft nichts als sich selbst allein.

* *

Wie einmal unsere soziale Ordnung geworden ist, wird uns doch schon in der Geburt das Mißgeschick eingeimpft! Und doch ließ man an jeder Hütte und an jedem Palast gleichsam auf schwarzer Tafel „Natürliche Blattern!"

* *

Wir begehen auch Fehler in der Behandlung unserer Feinde. Wir verachten da, wo wir hassen sollten, und hassen da, wo Verachtung genügte.

* *

Ein Glück kommt uns nur dann wahrhaft beseligend und berauschend, wenn seine unverhoffte Gunst uns nichts Unerwartetes schickt, sondern Dasjenige reichlich in den Schoß schüttet, wonach wir jahrelang mühevoll und vergeblich gerungen.

* *

Gefährlich ist eine große Zeit. Unter ihrem Flittig glauben die schwächsten Geister den Flug zu den Sternen wagen zu können.

* *

Dann geht es ja schon wieder, wenn nur der Schmerz unser Eigenthum ist, wir nicht Eigenthum des Schmerzes!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 50.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Luis de Camoens.

Von Karl Frenzel.

I.

Zwischen dem Meere und steilen, dürren Gebirgsketten, auf einem schmalen Landstreifen, eingeklemmt, hat die portugiesische Nation in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens nichts Glorreiches und Welthistorisches ausgeführt. Daß sich ihre Männer in ewig sich wiederholenden Kämpfen mit den Mauren und den Castiliern brav und ritterlich geschlagen, ihre Edelleute bis nach dem fernen, nebelumflorten England hin auszogen, Turnierpreise zu gewinnen, ihre Frauen, wie das Beispiel der einen lehrt, Ines de Castro's, deren Name auf uns gekommen, zart, lieblich und standhaftig waren, gibt zwar an sich ein farbenreiches Bild abenteuervollen Lebens, aber zeichnet sie durch keinen bedeutendern Zug, keine mächtigere Heldengestalt vor den andern Völkern aus. Denn so verschieden an Tracht und Farbe, so wechselnd und immer neu beim ersten Blick und obenhin gesehen dies ritterliche Leben des Mittelalters uns erscheint, im Grunde ist es stets dasselbe, in seinen Zielen, seinen Anschauungen, seinen Thaten, in Schottland ebenso wie an der Mündung des Tejo.

Erst als nach der Sicherung und Ausbildung des Staats kühne Fürsten, unternehmende Männer den Blick nach dem Meere gewandt und die Nation auf dies Element, mit schwankenden Schiffen und ungenügenden Mitteln, gleichsam hinausgeschleudert hatten, erst da beginnt mit der Schiffahrt an Afrikas unwirthbaren Küsten, mit den niegesehenen Pflanzen, Früchten, mit der handvoll Goldstaub, die von den Fahrten nach Lissabon triumphirend heimgebracht wurden, die Sonnenzeit portugiesischen Ruhms, die Arbeit und Mühe, welche in 50 Jahren ihnen die Unsterblichkeit und dem gesammten Europa eine neue Welt, die indische, erschloß.

Da weiß nun Jeder — und wär' es nur aus den Bilderbüchern der Kinderzeit —, wie Vasco de Gama den Listen und Ränken der Mauren an der Ostküste Afrikas entgangen, Aufnahme und erfahrene Lootsen über den Indischen Ocean von dem gastfreundlichen König von Melinde empfing, im ritterlichen Schmuck, überweht von den Flaggen, die siegreich Sturm und Wellen getrotzt, sich mit dem Samorin von Kalikut in dem seltsamen, phantastischen Palaste besprach. Diese Geschichten, diese Abenteuer haben neben ihrer Bedeutsamkeit den Glanz und den Reiz poetischer Erfindungen, die sie Allen unvergeßlich machen; sie haben auch die Seele des Camoens wie mit magischem Strahl getroffen, daß er, sie zu feiern, ein langes, unglückliches Leben aufgewandt.

Schon damals, als er jung und hoffnungsreich zu Coimbra philosophischen Studien und dem Liede des Virgil seine Stunden widmete, sind die ersten Verse, die seiner noch ungeübten Feder entspringen, ein Lob des Mondegoflusses, dessen „klare Fluten, silberrein, zum Thale niedersteigen" — dies Element, das Wasser, es sollte

ſein Schickſal und er ſein Sänger werden. Es iſt mehr als ein Zufall, das geheime Bewußtſein, daß dies trügeriſche Meer das Glück und die Macht ſeines Volks geſchaffen und erhält, daß alle Große und der Ruhm „der Söhne des Luſus“ auf ihren Schiffen ſegelt. Und noch mehr, er ſelbſt, in beſchränkten Verhältniſſen, von altadeligen, aber wenig begüterten Aeltern geboren, mit dem raſtloſen Drange nach Auszeichnung und Reichthum, ſieht nur den Ocean, deſſen Wege auf ihren Spitzen das Glück trägt, unermeßliche Schätze aus Ophir. Das Geſchlecht des Camoens war um die Mitte des 14. Jahrhunderts mit Dom Vasco Pires de Camoens aus Galizien in Portugal eingewandert; vornehm vermählt, reich belehnt, fiel er ſpäter zu dem caſtiliſchen Fürſten wieder ab und der erzürnte König Dom João I. beraubte die Familie ihrer meiſten Güter. Einen vorübergehenden Glanz erwarb ſie noch einmal, als João Camoens von Alfons V. mit dem ehrenvollen Titel „ſeines Vaſallen“ begrüßt wurde und im Kloſter der Kathedrale zu Coimbra ſich ein prachtvolles Grabmal errichtete. Dort hatte er auch einen Palaſt gebaut, der zur Zeit des Dichters, ſeines Urenkels, ſchon in Trümmern lag wie die übrige Herrlichkeit der Camoens. Denn Simon Vaz de Camoens, der Vater Luis', ging als Capitän eines Schiffs glückſuchend nach Indien, ſcheiterte an der Küſte von Malabar, im Angeſichte von Goa, und ſtarb dort. Vornehm wie ſein Vater, war auch ſeine Mutter, Dona Ana de Sa, aus Santarem gebürtig und er ihr einziger Sohn, 1524 zu Liſſabon geboren. Wie eifrig er auf der Univerſität zu Coimbra die Wiſſenſchaften, wie ſie damals waren, von den Fabeln der Griechen bis zu den Fabeln der Aſtronomie und den Behauptungen der Naturphiloſophen ſich zueigen gemacht, beweiſen die Strophen ſeines Liedes. Er kennt die Pfade der Sterne und die Stelle, wo der Orion leuchtend ſchimmert und die Plejaden ſturmbeſchwichtigend aufgehen, ſo gut wie die Elegieen des Ovid und jene zärtlichen Worte Virgil's, in denen er „die purpurne Blüte, die von der Pflugſchar zerſchnittene, langſam ſterbende“ beweint. So, mit dem Kranz der Bildung, talentvoll, in adeliger Haltung kam er nach Liſſabon an den Hof Johann's III. Sein breites, melancholiſches Geſicht mit dunkelglühenden, verzehrenden Augen, die langen, hellblonden Locken, die um ſeine Schläfen bis auf die Schultern herabfielen, ließen ihn bald von Rittern und Damen bemerken. Allein noch zeigte ſich in ihm nur ein gewandter, ſcherzender Cavalier, im Spiel der Waffen, im Tanze gleich geübt, wie auf der Guitarre ein zärtliches Lied zu ſingen; kein Funke des Genius. Da geſchah es, daß er eine von den Hofdamen ſah und liebte, leidenſchaftlich liebte, Dona Caterina d'Attayde. Wie glücklich oder unglücklich in Wirklichkeit er war, ich weiß es nicht und leſe nur in einem ſeiner Sonette:

Wie auf dem friſchen Raſen grüner Wieſe
Unglücklich, ſchmerzgebrochen Liſus klagt
Natercia, die ſpröde Nymphe ſuchend,
Die voller Grauſamkeit ſein Herz zerriß.

Dieſe Natercia, es iſt ein Anagramm für Caterina, jener Liſus er ſelbſt. Mochte die Leidenſchaft des Dichters die Dame verletzen oder ſo aus allen Schranken brechen, daß ſie bekannt und das Geſpräch der Hofleute wurde — genug, der König erfuhr ſie und verbannte Camoens vom Hofe nach Santarem. Dort ſaß er wie „Ovidius von Sulmo, der Verbannte“, den auch die Liebe zur Tochter des Auguſtus an die Küſte der Barbaren verſchlagen, und ſah „den klaren, lieblichen, rauſchenden Tejo, der auf glänzender Woge die runden Barken hinabtrug“ — nach Liſſabon, zu der Geliebten, die er nie wiederſehen ſoll. Heißzornigen Gemüths, erregt über die Ungerechtigkeit, die ihn nach ſeiner Meinung betroffen, von ehrgeizigen Gedanken und Liebesglut gleich aufgezehrt, beſchließt er, Soldat zu werden, mit dem Schwerte zu erobern, was die Feder nicht gewinnen konnte.

Hinaus auf den Ocean, Luis de Camoens, das iſt dein Loos! Dein Erdtheil: Unruh', Noth und Verderben auf den Meereswogen, und umſonſt wirſt du fragen:

Was that ich, was erzürnte ich zum Sturme,
Zum Kampf die Götter mit dem Erdenarme?

Vorwärts! In ſolchen Drangſalen wird dein Genius gehärtet werden und deine Stimme die Gewalt erlangen, die Stürme zu übertönen und durch die Jahrtauſende zu klingen, ſolange noch ein Schiff um das Cap der guten Hoffnung treibt, deſſen Geiſt du nächtig auf den Wellen wandeln ſahſt, rieſig „wie den Koloß auf Rhodos Sandgefilden“.

Als Freiwilliger ſchiffte er ſich auf der Flotte ſeines Freundes Dom Antonio de Noronha ein, die gegen Marokko geſandt wurde, focht in Ceuta, auf dem Mittelländiſchen Meere muthig und brav, nicht, wie er dichtet, von dem grauſamen Tyrannen der Herzen allein hinausgeſtoßen, ſondern von eigener Unruhe, Thatendrang und Wünſchen. In der Meerenge von Gibraltar verlor er bei

einem Gefecht sein rechtes Auge und hoffte nun, mit kriegerischen Lorbern nach Lissabon heimkehrend, Gunst und Würdigung seiner Verdienste zu finden. Vielleicht hat es niemals einen begabten Menschen gegeben, dem so jede Anerkennung fehlte und selbst die bescheidensten Ansprüche in ihr Gegentheil umschlugen, als diesem Camoens. Mangel, Elend, der Pfuhl der Schande pflegen der Lohn des Genius und ausgezeichneter Tugend zu sein, aber mir will scheinen, daß es in all diesen Heroen der Kunst und der Wissenschaft einen verhängnißvollen Charakterzug gegeben habe, der sie, unüberwindlich, beständig in Feindschaft mit ihrer Zeit oder ihrer Umgebung gestürzt. In Camoens' Seele brannte der Neid gegen Alle, die ihm vorgezogen wurden, die Günstlinge und Schmeichler, die ihn vom Throne zurückhielten; in seinem Haß und Grimm schont er dann auch der Könige nicht:

Was hilft's, dem Ihron und Ähren glorreich dienen?
Nicht Wilfür herrscht als frommes Recht bei ihnen.

Und wenn er zuweilen in melancholischer Stimmung des Belisar gedenkt, an dem kaiserlicher Undank sich am grellsten offenbart, und sein Leid mit der Erinnerung an jenes größere zu trösten versucht, wirft ihn die angeborene Leidenschaftlichkeit seines Wesens wieder in Spott und Hohn. Das sind seine Waffen, scharfe, zweischneidige Schwerter, die sich aber zuletzt gegen ihn selbst wenden, ihn verbittern und die Zahl seiner Feinde vermehren. Er war nun einmal kein Mensch, die Stunde des Glücks zu erwarten. Unbelohnt, ungeehrt richtet er sein Auge nach Osten, jenem wunderbaren Fabellande, aus dem, wie aus unerschöpflichen Quellen, jährlich Goldströme nach Portugal flossen. Unter so vielen Hunderten, die als vergessene Abenteurer auszogen und von indischen Fürsten mit Perlen und Edelsteinen geschmückt siegreich heimkehrten, wird auch er eine Stelle finden. Des Elends genug ist ihm geworden, des Jammers und der Gefahren — sie können ihn nicht mehr erschrecken, und dann, wie er einmal schreibt, an Sallust's Worte denkend — „wer weltberühmt werden will, muß aufstehen vom trägen und dumpfen Schlaf". In solchen Hoffnungen und Absichten wanderte er 1553 nach Ostindien aus; einem Freunde hatte er kurz vorher geschrieben: er freue sich, der ungerechten Wuth seiner Neider und dem Gifte bosshafter Zungen entgangen zu sein; die Grabschrift des Scipio Africanus solle auch die seinige werden und das undankbare Vaterland seine Gebeine nicht besitzen.

Von den vier Schiffen, mit denen Fernandes Alvares Cabral im März 1553 die Mündung des Tejo verließ, scheiterten drei im wilden Sturm und nur das Capitänschiff, auf dem sich auch Camoens befand, gelangte im September nach Goa. Aber Ruhe war ihm nicht beschieden; im Gefolge des Vicekönigs, Dom Alfonso de Noronha, bekämpfte er den Fürsten von Ghembeh, welcher den indischen Verbündeten der Portugiesen einige Inseln genommen. Indeß sein Wunsch war erfüllt; da lag er vor ihm, dieser gefeierte, phantastische Orient, diese Wunderwelt, von andern Blumen durchduftet, von seltsamen Menschen bewohnt; Ceylon mit seinem Berg, der in den Wolken entschwindet und die Spur von dem Fuße des Buddha unvergänglich trägt; die sonniggrünen Weiden Borneo's, wo aus den Baumrinden duftend der Kampher quillt; die Flammen, die um den Gipfel Ternate's fuhren; das weite, klippenreiche südliche Meer, über dem nächtlich größere, blendendere Sterne aufgehen — scheinbar eine unberührte, jungfräuliche Welt, wo der muthig ausgestreckten Hand freiwillig sich die Frucht vom Zweige beneigt, aber nur scheinbar, in Träumen! Laß Camoens, der wird hier wie überall auf Erden nichts zur Seite sein als „dein Schwert und dein Mißgeschick"! Es war eine traurige Vorbedeutung, daß er, den Fuß in Goa's Straßen setzend, den Tod seines liebsten Freundes erfuhr, Dom Antonio's de Noronha; in der Blüte brach ihn das Schicksal. Ob du ihn nicht im Innersten beneidet, als du schiffbrüchig, hungernd, sonnenverbrannt auf der Küste von Kamboja lagst und zum Himmel weintest wie die Töchter Israel's an den Flüssen von Babylon? Ihn nicht beneidet, daß er, ritterlich kämpfend gegen die Mauren, die Erbfeinde der Portugiesen, im Getümmel fiel, während du, o Camoens, elend auf dem Krankenbett hinschmachtetest? Damals strömten von deiner Leier goldene Lieder, die ihn beklagten, denn du hofftest noch und warst noch voran im Kampfe. Es sahen ihn der Strand von Arabien, die Berge, deren Gipfel zum Himmel, deren Wurzeln tief in die Erde reichen, die Woge des Rothen Meeres auf den Schiffen, die 1555 Manuel Vasconcelles gegen die Araber führte. In Schlacht und Sturm verrann sein Leben, ohne Gewinn, ohne Ruhm; es ist eine lange Kette von Widerwärtigkeiten, Unfällen, Leiden der Seele wie des Leibes. Seine Hochherzigkeit jedoch, seinen stolzen Sinn vermochten sie nicht zu beugen; nie wird er seine Muse entweihen, Fürsten und hohen Herren zu

ſchmeicheln. Erhobenen Hauptes ſteht er unter all dieſen feilen Hoflingen und geldgierigen Kriegern da, die in jenen Tagen die indiſchen Küſten wie Harpyenſchwärme bedeckten; untadelig, zornige Wuth im Geſicht und Haß und Spott auf der gekrümmten Lippe, durchaus ein Mann! Ihn, den immer Zurückgeſetzten und Beleidigten, erfaßt endlich ein gerechter Grimm und bei ſeiner Heimkunft in Goa dichtet er in beißende Verſe aus, welche die „Thorheiten Indiens“ geißeln. Den neuen Vicekönig, Dom Francisco Barreto, ſchont er ſo wenig als andere vornehme Beamte, die ſeine Berufung mit Spielen und Feſten gefeiert; ſein Haß ſieht nur Betrüger und Schurken, welche die Oden verleumden und die Tapfern ſterben laſſen. Wie war es da möglich, daß man ihm gerecht wurde? Sein aufgeregtes Gemüth, ſeine leidenſchaftlich bewegte Phantaſie liebt es, ſich in Uebertreibungen zu ergehen und das kleinliche, irdiſche Daſein mit idealem Maßſtabe zu meſſen. Die Ungnade des Statthalters fällt ſchwer auf ihn, ſeine Freunde verlaſſen ihn treulos, „ja die Erde ſogar“, ruft er zornig aus, „wo mein Fuß wandelt, machen ſie mir ſtreitig und die Luft des Himmels, die ich einathme“! So hart es war, mußte man es doch durch ſein eigenes Benehmen für erzwungen halten, daß ihn der Vicekönig nach Macao an der chineſiſchen Küſte verbannte. Sonſt zeigte ſich Francisco Barreto als ein edler, wohlwollender Mann und ich glaube gern dem Chroniſten, der erzählt: „er habe den Luis Camoens in jener Station zum Verwalter des Nachlaſſes Verſtorbener ernannt, damit er zuſehe, wie er ſich dabei von ſeiner Dürftigkeit und ſeinem Elend befreien könne.“ Gewiß war ſolch leiddurchwühltem Dichterherzen Einſamkeit und Ruhe die beſte Heilung.

Es war im Jahre 1556, daß Camoens ſich in die Verbannung begab. Wie die Nebel auf dem Meere vor der auftauchenden Sonne, waren ſeine Hoffnungen und Träume zerronnen; hüben wie drüben des Oceans beherrſchte ihn ein unerbittliches Geſchick. Sogar das Meer blieb ihm nicht mehr treu; an den Felſenriffen von Kambeja, da, wo der Mekon ſeine ſommerlichen Fluten in vielfachen Mündungen ergießt, ſcheiterte ſein Schiff und ſchwimmend, den erſten Geſang ſeines Gedichts hoch in der Hand über den Wellen haltend, wie einſt Cäſar, rettete ſich der Dichter —

Und dieſer Strom hat ſchmeichelnd dort umfangen
In ſeinem Schooß den Sang, der wilden Wogen
Im trauervollen Schiffbruch kaum entgangen,
Den Nixen, die beim Sturm das Schiff bewogen,
Den jenem, ach! des Leier traut an Tonen
Von größrer Ruhm als tauſch' Gluck wird krönen.*)

Gleich jenem Könige von Juda, Hiskia, der mit ſeinen und den Schätzen des Tempels den drohenden Sanherib zum Zug von Jeruſalem bewog, warf auch Camoens all ſeine Habe ins Meer, ſich und ſein Lied zu retten; das blieb ihm und ein indiſcher Sklave, Antonio, jener trefflichſte aller Diener, der ihn ſeitdem nicht mehr verlaſſen hat. In dieſer Troſtloſigkeit hat er ſeine Paraphraſe des 130. Pſalms gedichtet, die ſpaniſche Poeten als das Vollendetſte gerühmt, die mit aber hinter der Einfachheit und ergreifenden Gewalt des Originals zurückzubleiben ſcheint. Camoens' Klage iſt nie eine duldende, melancholiſch, die flehenden Arme gen Himmel gerichtet, ſie iſt ein zorniger Aufſchrei des beleidigten Gefühls, wie ein Griff nach dem Schwerte, ein Ruf nach Gerechtigkeit, eine volle Schale lang aufgeſparten Grolls, über die Häupter ſeiner Feinde ausgeleert.

Doch in Macao fand er Ruhe, wie Francisco Barreto richtig geahnt. Durch Kanäle von dem feſten Lande getrennt, liegt Macao, die weißglänzende Stadt, auf einer Inſel, einſam und ſtill. Die portugieſiſche Niederlaſſung, unter der Oberhoheit der Chineſen, war in raſchen, friedlichen Aufblühen; kein Waffenlärm, kein Buhlen um Rang und Amt erſchreckte und entzweite die Anſiedler. Die Dſchonken der Chineſen, die ſchmalen Barken der Malaven, ſeten ein europäiſches Schiff mit flatternden Segeln und bunten Flaggen landeten hier. Wo der Felſen ſteil zum Meer abfällt und eine Grotte bilde, rieſige Palmen davor und die großen Wunderblumen des Oſtens, wo die Wellen im beſtändiger Spiel hinaufrauſchen und zurück und die Abendwolken die Felswand mit ihrem Widerſchein wie mit purpurnen Teppichen bedecken, ſaß Camoens manche Stunde, in Gedanken, in ſeine Dichtung verſenkt. Was er im Zelt, in den Nächten auf dem Deck des Schiffs geſchrieben, hier hat es ſeine Einheit, Zuſammenhang und Harmonie gefunden. Denn dieſe „Luſiaden“ ſind kein Dichtwerk behaglicher Muße, ſondern ein ſchwieriges, mühevolles Lied von Kämpfen und Wanderungen, die der Dichter ſelbſt beſtanden — die Liſten und Heimtücken der Mauren, er hat ſie kennengelernt, die Wege, die

*) „Die Luſiaden“ (Leipzig, Arnold'ſche Buchhandlung, 1854).

einſt Gama's Fahrzeug bedrohte, ſeines hat ſie zerſchlagen; die Paläſte von koſtbaren Steine, mit ihren Elfenbeinthronen und ſeidenen Geweben — auch er hat ſie beim Klange der Trompeten durchſchritten. Sein Lied iſt der Spiegel ſeines Lebens, nur zu anderm Ausgange führte es ihn als er ſeinen Helden.

Nach fünfjähriger Verbannung verließ er nicht ohne einiges Vermögen, das ihn die Verwaltung ſeines Amtes eingebracht, Macao, ſein Medina, das ſich ihm freundlich erwieſen wie einſt das arabiſche dem Propheten. Noch heute zeigt man dort dem Wanderer jene Grotte, wo Camoens zu ſeinen Füßen das Meer ſah, ſeine Freude und ſein Verderben zuſammen. Am 3. September ſtieg er in Goa 1561 ans Land und ward von Dom Conſtantino de Braganza, dem neuen Statthalter, dem ſtandhaften, ruhmreichen Mann der Ehren, freundlich aufgenommen. Dies kurze Glück iſt wie ein einziger Sonnenblick am Novemberhimmel. Seine Feinde ſchweigen nicht; vielfacher Vergehungen in ſeinem frühern Amte beſchuldigt, läßt ihn Dom Francisco Coutinho, der mit dem erſten Tage des Jahres 1562 ſeinen Beſchützer im Vicekönigthum erſetzt hat, abermals gefangennehmen. Schuldlos befunden, geht er aus dem Gefängniß, ein neuer Verhaftsbefehl ſchleudert ihn in den alten Kerker. Miguel Rodrigues Coutinho, den man in ganz Goa „Dünnfaden" hieß, ein Prahler mit vollönenden Worten, hat eine Schuldforderung, die der Dichter augenblicklich nicht zahlen kann. Dies eine mal ſollten indeß ſeine Verſe ſich für ihn zu Gold verwandeln; ein ſcherzhaftes Gedicht, das voll Humor ſeine traurige Lage ſchildert und den Statthalter um Hülfe bittet, erfreut dieſen ſo ſehr, daß er Camoens in Freiheit ſetzen läßt und in ſein Gefolge aufnimmt. Hier- und dorthin wirft ihn nun wieder der Krieg und der Befehl des Herrn; aber dies zweckloſe Daſein, das nur ſeine Kräfte langſam verzehrt, ohne ihn an das gewünſchte Ziel zu bringen, widert ihn mit jedem Tage mehr an. Wieder ſitzt die Hoffnung, die ihn ſo oft und ſo grauſam betrogen, bei ihm, eine ſchmeichelnde Delila, und mahnt und treibt ihn, nach Liſſabon heimzuſegeln zu dem jungen Könige Dom Sebaſtian, ihm ſein Lied zu Füßen zu legen, der es aufbewahren wird in ſeinem koſtbaren Käſtchen, wie Alexander die „Ilias" des Homer. Dieſe Träume laſſen ihn nicht ruhen. Fort aus Indien! iſt ſein einziger Gedanke, und ſo nimmt er das Anerbieten Pedro de Barreto's an, der als Statthalter nach Sofala an der Oſtküſte Afrikas geht und ihn bittet, ihn zu begleiten; 200 Cruſaden wolle er ihm gern zur Reiſe verſchießen. Wie ahnend, daß er dort leichter eine Gelegenheit zur Heimkehr finden werde, und zufrieden, dem geliebten Vaterlande näherzukommen, willigt Camoens ein. Seine Erwartung täuſchte ihn nicht; das Schiff Santa-Fé läuft wenige Wochen nach ihm in Sofalas Hafen ein — und welch Glück! Nur Freunde ſind darauf, Zeitgenoſſen, brave Edelleute, Hector da Silveira, Duarte de Abreu! Sie ſchütteln ſich die Hände, ſie umarmen einander; reich, wie ſie ſind, verſprechen die Ritter dem Dichter freie Fahrt, befriedigen den geizigen Barreto, der ſeine längſt verwendeten Cruſaden wiederhaben will — und nun iſt er in ihrer Mitte, unter begeiſterten Zuhörern, die ſeinen Stanzen lauſchen und jubelnd an die Schwerter greifen, wenn er von Paladinen und Vaterland und Ehre ſingt und ſagt, oder wie Diego de Couto, der berühmte Geſchichtſchreiber Indiens, auf ihn zueilen und ihm die Hände küſſen, die ſo Tapferes vollführt und ſo Herrliches geſchrieben. Welch eine Fahrt! Gleichſam ein Vorſpiel zum Triumphzug, der ihm in Liſſabon bevorſteht — denn da iſt es! Durch den grauen Morgennebel leuchten am Meeresſtrand die gewaltigen Säulen der Kirche Unſerer lieben Frau von Belem; nun hoch die Flaggen und deine Seele, Luis Camoens — da iſt Liſſabon und der Königspalaſt, das Ziel deines Strebens, unſäglicher Mühen, einer ſechzehnjährigen Arbeit!

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Schloß Marienburg.

Aus dem Tagebuch einer Dame.

Zwiſchen Dirſchau und Marienburg beſteht einſtweilen noch Poſtverbindung bis zur baldigen gänzlichen Vollendung der Eiſenbahnbrücke, die, kühn und frei ſchwebend über den oft ſo reißenden Fluten der alten tückiſchen Weichſel, wie ein Wunderwerk erſcheint, klar und luftig und doch ſicher und feſt.

Bald erreichten wir das im fruchtbaren Marienburger Werder gelegene freundliche Städtchen Marienburg und vor uns ſtand in ſeiner Glorie das herrliche Schloß, die altberühmte Hofmeiſterburg des alten deutſchen Ritterordens. Der Wagen hielt an der Schloßkirche, gerade unter der hohen Niſche, aus welcher hernieder das rieſengroße Muttergottesbild ſchaut und im darauffallenden Sonnenſtrahle wunderbar erglänzt. Auf himmelblauem Grunde, der von goldenen Sternen funkelt, ſteht das mächtige, 25 Fuß hohe Glasmoſaikgebilde,

die heilige Maria mit dem Chriſtuskinde; über goldenem Untergewande ein rothes Oberkleid, in der Hand das ſchlanke Lilienſcepter, womit ſie die Chriſtenwelt regiert. Gleich einem Wunderbilde ſtrahlt ſie in die irdiſche Welt hinein mit dem Glanz und Farbenſchimmer, der ſich leuchtend abhebt von der altersdunkeln Mauer der Marienkirche, die hoch aufſteigt aus dem tiefen Befeſtigungsgraben. Alles iſt mächtig, wunderbar und ergreifend an der ritterlichen Ordensburg. Ein gewaltiges Quarré bildend, ſchließen die großen Gebäude den Schloßhof ein, von allen Seiten großartigen Anblick gewährend.

Ein würdiges Denkmal mittelalterlicher, echt germaniſcher Baukunſt, war es dennoch, wie ſo manches andere große Werk, der Zerſtörung und dem Verfall preisgegeben, bis ſich für das wahrhaft Schöne begeiſterte Männer erhoben und alle Kräfte daran ſetzten, der Gefahr Einhalt zu thun. Der feurige Aufruf des Dichters Max von Schenkendorf (1803) begeiſterte und entflammte auch Andere, und die in wahrem Patriotismus erglühenden Seelen ſcharten ſich zuſammen, den edeln Regierungspräſidenten von Schön an der Spitze. Von den höchſten Kreiſen blieb die Beiſtimmung nicht aus und ſomit ward der ehrwürdige Kunſtbau vor fernerer Zerſtörung gerettet. Ganze Gemeinden, Städte und andere Vereine, Lehranſtalten, Adelsfamilien und Privatperſonen, Alles wetteifte mit in ſeinem Vereine, übernommener Verpflichtung genau, irgendeinen Theil bei der Wiederherſtellung des Burgbaus ausführen zu laſſen.

Und ſo iſt jetzt der ſchönſte Theil der Hochmeiſterreſidenz in neuem Glanze wiedererſtanden und das Uebrige wenigſtens vor fernerm Verfall geſchützt.

Das in herrlichem Stil ſowie aus koſtbarem Material, glänzend glaſirten Ziegeln, erbaute Schloß ſoll in Europa Seinesgleichen nicht haben. Von dem Ufer der Nogat aus erſtrecken ſich verſchiedene alte Mauern bis tief ins Land hinein, wo der ſogenannte Buttermilchsthurm, an deſſen Namen ſich ſo manche Sage knüpft, als hohe Warte zugleich die alten finſtern Kerker bedeckt. Das Schloß beſteht aus der im 13. Jahrhundert erbauten Burg, das Oberſte Haus oder Hohe Schloß genannt; dem Prachtbau der Hochmeiſterreſidenz des Ordens, als „mittlere Burg", der „Schloßkirche" und der „Vorburg". Hier an der Nordfaçade wölbt ſich hinter der Zugbrücke das große Eingangsthor, mit zierlichen Zinnen und Thürmchen, während die beſchirmenden Wartthürme an jeder Seite höher aufſteigen, zwiſchen denen die ſchönen gothiſchen Fenſter mit reichen architektoniſchen Verzierungen über die Pfortenmauer hinausblicken. Im Giebelfelde derſelben thront an rother Steinwand auf grauem Felde das hochmeiſterliche Wappen, ein mächtiges ſchwarzes Kreuz mit goldener Einfaſſung und Inſchrift und ſchwarzem Adler in der Mitte.

Durch das Thor und über den Schloßhof gelangt man nun zur mittlern Prachtburg mit ihren hochſteigenden Stockwerken, wo ſich die acht hohen Bogenfenſter des Conventremters wölben, nebſt dem großen Remter und der Hochmeiſterwohnung vielen ſchönſten Theil der Gebäude einnehmend. Sowol vom Schloßhof aus als von der Nogatſeite gewähren ſie einen großartigen Anblick. Vier Etagen hoch thürmt ſich die Schloßwand auf, mit hohen Fenſtern, ſchlanken Spitzbogen und zierlicher Stuccatur; Pfeiler ſteigen kühn auf Pfeiler, Gewölbe über Gewölbe, Reliefſiguren tragen die Mauerkronen, mit kunſtvollen Zinnen umſäumt, mit ſteinernen Wappenbildern geſchmückt. Alles iſt ſo kühn und mächtig und doch ſo leicht und zierlich, ein wundervolles Bauwerk! Ebenſo im Innern, in dem großen „Conventremter", wo drei ſchlanke, achteckige Granitpfeiler das ganze Gewölbe des 110 Fuß langen Saales tragen, mit leichtgeſchwungenen, reichartigen Strahlen, die, ſich ausbreitend, in der hohen, weiten Wölbung ſich verlieren. Einen erhabenen Eindruck von Ernſt und Ruhe, aber auch von Anmuth zugleich, gewähren dieſe kräftig und leicht in die lichtvolle Wölbung emporſtrebenden Träger. Licht und Klarheit herrſcht im ganzen Prachtſaale, ſie dringen hinein durch die 16 unermeßlich hohen Bogenfenſter, acht an jeder Langſeite; ſie ſtrahlen wider von den Wänden, die ſelbſt mit Licht und Glanz erfüllt ſcheinen! Auf Goldgrund gemalt, treten gleichſam daraus hervor die ehrwürdigen Geſtalten der ehemaligen Ordensmeiſter. Der erſte Hochmeiſter war Walpot von Baſſenheim, abgebildet, wie er die Ordensregel beſchwört. Die Ordensfahne mit dem Marienbilde tragend, folgt Hermann von Balk; dann Meinhard von Querfurt, Hermann von Salza, Siegfried von Feuchtwangen, das Modell des Schloſſes tragend, als Erbauer der Prachtburg; Luther von Braunſchweig mit der Laute; der greiſe Dietrich von Altenburg-Winkel, Wintrich von Kniprode, Ulrich von Jungingen und endlich Heinrich von Plauen, Alle mit verſchiedenen Attributen, das reichbewegte Leben in der Ordensburg veranſchaulichend. Ebenſo paſſend

als ſinnig haben die Maler der Neuzeit neben den Perſönlichkeiten auch die Beziehungen auf das im Saale ſtattgefundene Leben und Treiben aufgefaßt und an den Fenſterpfeilern dargeſtellt, durch Weinreben, Tänzergruppen, Spielleute u. dergl. m., da der Convents-Remter für die geſelligen Feſtlichkeiten der Ordensritter und überhaupt für große Verſammlungen beſtimmt war. Die Erwärmung der Räume geſchah durch die im Souterrain befindliche Heizvorrichtung, von welcher zahlloſe Röhren bis zum Fußboden aufſteigen, die mit Kupferplättchen und zierlichen Roſetten oben geſchloſſen ſind. Sie wechſeln ab mit bunten Steinmoſaikbildern, die den kunſtvoll ausgelegten Fußboden ſchmücken. In den ſchönen bunten Glasfenſtern ſind zwiſchen geſchmackvollen Arabesken die Wappen der alten Adelsgeſchlechter zu ſehen, deren jetzt lebende Sproſſen mit beigetragen haben zur Wiederherſtellung dieſer Räume. Die Namen York, Dohna, Bedellſchwingh, Hülſen und andere bekannte findet man darunter.

Aber bei weitem mehr noch überraſcht und entzückt die Pracht der gemalten Glasfenſter in dem Hauptſaal des Schloſſes, in des „Meiſters großem Remter". Ringsum von drei Seiten laſſen die hochgewölbten Fenſter der Sonnenſtrahlen Gold, vermiſcht mit zauberiſchem Farbenſchimmer, hineindringen und werfen ſtets wechſelnde Lichtſpiele auf den Fußboden und auf den einzigen Granitpfeiler, der, nur 1½ Fuß im Durchmeſſer, das ganze prachtvolle Gewölbe trägt, kühn emporragend und wie ein ſteinerner Palmbaum oben ſeine reichen Zweige verbreitend. Dieſer Pfeiler war 1410 der Zielpunkt für die Kugeln, mit denen die Polen ihn zerſchmettern, die Wölbung ſtürzen und ſomit die ganze Verſammlung der Ordensherren vernichten wollten. Doch der Verrath und Frevel gelang nicht; die eingedrungene große Kugel ſieht man noch jetzt in der Wand am Kamin. Viele Kämpfe und Stürme hatte die Ordensburg zu beſtehen und viele geſchichtliche Erinnerungen ſind vorgeführt durch die Darſtellungen der Glasgemälde in den Fenſtern. So die Stiftung des Deutſchen Ritterordens nach dem Siege bei Akkon — Verleihung des Schwarzen Adlerordens an die Ritter — Erbauung der erſten Feſtung Thorn — Sturm der heidniſchen Preußen auf Marienburg (1309) — Luther zu Worms vor Karl V. — und noch andere Darſtellungen mehr; unterhalb derſelben die Wappen und Namen der Mitglieder des preußiſchen Königshauſes, welchen der ſchöne Schmuck des Remters verdankt wird. An der Kaminwand werden jetzt noch Freskogemälde ausgeführt.

Reich geſchmückt mit beziehungsreichen Wand- und Fenſtergemälden ſind gleichfalls „des Meiſters kleiner Remter", ein kleinerer Empfangsſaal mit Steinſitzen ringsum, ſowie das freundliche Wohn- und Schlafgemach, nebſt Hauskapelle, welche drei kleine Spitzbogenfenſter beleuchten und ein ſchön geſticktes Teppich von Danzigs Töchtern und eine Altardecke von Königsbergs Frauen zieren. Ein altertümliches Gemälde auf Goldgrund, gemalt von Schön, ſtellt den Stammvater Jakob dar, mit dem aus dem Herzen wachſenden Stammbaum der zwölf Stämme der Juden.

Mancher andere Raum ward uns noch gezeigt, ſo die Rathsſtube mit den Bildern und Statuen von Königen, Hochmeiſtern und Ordensrittern. Auch die Waffenſammlung und ein Wandſchrank mit Kostbarkeiten und Reliquien, z. B. ein kleiner Feldaltar von Gold mit Edelſteinen, den die Polen genommen, den aber der König 1815 zurückerhielt und dem Ordenshauſe wieder ſchenkte. Im obern Gange, wo man die durch alle Etagen geleitete tiefe Brunnenöffnung zum Waſſerſchöpfen ſieht, ſind noch vier ſchöne Glasfenſter, die drei erſten mit allegoriſchen Darſtellungen, von den Lehrern und Schülern ſämmtlicher preußiſchen Gymnaſien, und das vierte mit dem Bilde des Stifters und erſten Rector Magnificus der Univerſität Königsberg, von dieſer geſchenkt.

Alles in Preußen hat nach Kräften dazu beigetragen, mit großen und kleinen Gaben. Können nun Alle ſich auch des Anblicks des herrlichen Bauwerks erfreuen, nachdem es nun erſtanden iſt und lebhaft jene thatenreiche Zeit des verſchollenen Rittergeſchlechts zurückruft. Nur die Gebeine der Deutſchmeiſter ruhen noch in der Ahnengruft unter der Marienkirche.

Mit dem Verfall des Ordens verfiel auch die prachtvolle Stätte ſeines Hauptſitzes; polniſche Staroſte hauſten darin, ſpäter wurden Magazine, Speicher, Fabriken daraus gemacht, Zwiſchenboden in die prächtigen Säle gezogen, Fenſter vermauert u. dergl. m., auch zu Kriegszeiten die Räume in Kaſernen und Stallungen umgewandelt, bis endlich die ſtarken Mauern gar zerſtört und als Privatbeſitz abgetragen werden ſollten. Da trat die allgemeine Entrüſtung und Erhebung ein, die nun auch ſo herrliche Früchte für Mit- und Nachwelt getragen hat. Der große „Capitelſaal im Hohen Hauſe" iſt nun zwar noch nicht wiederhergeſtellt, deſſen wir aber von der Zukunft auch noch ihr Theil.

Das Hohe Haus oder Schloß, als der älteste Theil, iſt nicht in ſo ſchönem großartigen S[illegible] erbaut und diente den Ordensrittern als Wohnung. Es iſt durch Zugbrücken von zwei Seiten abgeſchloſſen. Dicht daran ſtoßend iſt die Marien- oder Schloßkirche, nach der vierten Seite des Schloßbaus mit dem ehemaligen Jeſuitenkloſter in Verbindung ſtehend. Das Portal zur Kirche aus gebranntem Thon und vergoldet, hieß die „Goldene Pforte". Das alterthümliche, ehrwürdige Gotteshaus hat viele phantaſtiſche Verzierungen in Stein, die in zierlichen Verſchlingungen ſich über die Wände hinziehen und mit größern Steinbildern abwechſeln; auch ein altes Glasmoſaikfenſter, eine Madonna von Perlmuttermoſaik, die einen glänzenden, doch eigenthümlichen Anblick gewährt; ferner die Bildniſſe Ignaz Lovola's und ſeines Schülers Xaver und ein Altarbild, welches die Decke bilden für das dahinterbefindliche zweite Altarbild, eine 300 Jahre alte Madonna, noch in demſelben Holzkaſten befindlich, der es beim Transport einſchloß, mit Büffelleder und Eiſen beſchlagen, wie die Rückwand zeigt. Unter dieſer Ordenskirche liegt die „Annenkapelle", eine zweite geräumige Kirche, welche wieder die jetzt verſchüttete Ahnengruft bedeckt und viele Denkſteine ſowie ein neues Glasaltargemälde hat, die heilige Anna mit der Mutter Maria darſtellend. Die Stärke der Mauern kann man in der obern Schloßkirche recht beurtheilen durch die Größe der Sacriſtei, welche in die Mauer hineingebaut iſt. Auch in der mittlern Prachtburg mußten wir noch die großartigen Verhältniſſe bewundern, die dem Beſchauer beim Anblick der koloſſalen Grundpfeiler im Kellergeſchoß entgegentreten. Der gewaltige Mittelpfeiler unter dem großen Conventsremter trägt auf ſeinem Atlasrücken die mächtige Wucht. Und dennoch iſt auch hier nichts Unförmliches, ſondern immer noch ſind die Linien maßvoller Schönheit in Allem anzuſtaunen! In Spitzbogen auslaufend, ſcheinen die zahlloſen gewaltigen Gurtbogen die auf ihnen laſtenden Wölbungen leicht zu tragen und laſſen die Pfeilerkoloſſe mit ihren zierlich bearbeiteten Nieſen und Kanten ſchlanker und leichter erſcheinen, als ſie wirklich ſind und ſein müſſen. Zur Beleuchtung und Vertheidigung der kaſemattenartigen Kellerräume dienen die Schießſcharten und unterirdiſche Gänge führen bis zur Nogat hin.

Alles iſt mächtig und ergreifend an dieſem Muſterbild rieſiger Baukunſt, das den Deutſchen zur größten Ehre gereicht. Kraft und Schönheit ſind hier vereint, ſowie ſich in den Herrſchern dieſer Räume kriegeriſcher Muth und Tapferkeit mit inniger Glaubenstreue und Frömmigkeit, ritterlicher Weltglanz mit klöſterlicher Abgeſchiedenheit vereinte. Ein ohne Worte, doch laut ſprechender Zeuge vergangener Herrlichkeit bleibt Marienburgs Ordensritterſchloß.

Als wir es verlaſſen mußten, konnte ſich mein gefeſſeltes Auge nicht losreißen von ſeinem Anblick, bis endlich die Ferne es mehr und mehr in ihren Nebelſchleier einhüllte und die letzte Spur dem Blicke entſchwand.

Ueber das Opiumeſſen und Opiumrauchen.

Von Dr. Nöbbelin.

I.

Den Bekennern des Islam unterſagt bekanntlich ihr Glaubensbuch, der Koran, den Genuß hitziger Getränke. Die tumultuariſche Scene einer trunkenen Rotte, die Mohammed's neue Lehre verſpottete, ſoll zu dieſem Verbot Anlaß gegeben haben. So leutet die Sage. Iſt ſie wahr, ſo haben wir einen Beleg mehr für den Satz: „Große Folgen aus kleinen Anläſſen"; doch dürfte das Verbot immerhin auch ohne dieſe abſonderliche Veranlaſſung erlaſſen worden ſein, da das orientaliſche Klima, ſchon feurig genug, hitzige Getränke entbehrlich macht, alle Verhaltungsmaximen des Koran aber ſtrenge Berückſichtigung der Eigenthümlichkeiten eines heißen Himmelsſtrichs kundgeben. Sei dem wie ihm wolle, hätte der Prophet vorhergeſehen, wie und wodurch ſich die Nachkommenſchaft ſeiner Anhänger für den verbotenen Genuß entſchädigen werde, ... die Sapung wurde ſchwerlich Platz gefunden haben; denn ſie hat Millionen, nicht blos Türken, ſondern auch andere Völker Aſiens — Chineſen und Hindus — in maßloſes Verderben geſtürzt, indem ſie einem Surrogate, einem ſtellvertretenden Erſatze, verabſcheuungswürdiger als das ſchlechteſte Weingeiſtgetränk, Thor und Thür öffnete — dem Opium!

„Aber das dürre, widerlich riechende und ſo ekelhaft ſchmeckende Opium, ein Surrogat des Weingeiſtes?" O ja! ... Wer Opium in kleiner Portion genommen, wird heiter, lebhaft, redſelig; ſein Puls hebt und füllt ſich, eine behagliche Wärme belebt ſeine Haut und fördert wohlthätig die Ausdünſtung; vor ſeine Einbildungskraft treten allerlei anmuthige Geſtalten und gaukleriſche Bilder, die den halbwachen Träumer eine zeitlang höchſt angenehm unterhalten und dann ihn einlullen in

einen ſanften Schlaf, aus dem er heiter und mit Appetit erwacht.

Hat dieſe dem Opium eigenthümliche Erweckung und Steigerung aller körperlichen und geiſtigen Thätigkeiten nicht die auffallendſte Aehnlichkeit mit den Wirkungen unſerer berauſchenden (weingeiſthaltigen) Getränke? Gewiß, nur mit dem Unterſchiede, daß das Opium viel milder wirkt, auf längere Zeit heiter ſtimmt und anfänglich den Magen nicht infultirt. Das Nachweh, womit der Neuling in weingeiſtigen Genüſſen ſeine Ausſchweifung büßen muß, kennt der angehende Opiumeſſer nicht. Dieſen verſetzte ſein geiſtiger Rauſch in die Seligkeit der Elyſeiſchen Gefilde, und wie iſt ihm heute? Er fühlt höchſtens ein wenig Abſpannung und Ermattung — Empfindungen, die das Verlangen nach neuem Opiumgenuſſe nur um ſo heftiger anregen.

Wird er dem Drange widerſtehen? Wird er dieſelben ſinnekitzelnden Gefühle nicht noch einmal und dann wieder und wieder bei ſich hervorbringen wollen? Wird er nicht auch Andere dazu verlocken? Der Mohnſaft iſt ein feiner, ſich einſchmeichelnder Verführer; kein Wunder, daß allgemach ganze Völkerſchaften die Beute ſeiner Täuſchungen geworden!

Aber die kleine Gabe genügt nicht auf die Dauer. Um ferner jene behagliche Stimmung hervorzubringen, müſſen die Portionen verſtärkt werden; nun treten ſtatt des vorigen Wohlbehagens auch hier die leidigſten Nachwirkungen: Erſchlaffung, Unmuth, Kopfweh, an die Stelle. Es ſind die ſchwächenden, betäubenden, vergiftenden Eigenſchaften des Opiums, die jetzt ſich geltend machen. Die Miſtaune wird unerträglich. Um ſie loszuwerden, ſchleicht der Elende wieder und wieder ſeiner Unglücksquelle zu, der Genuß wird Gewohnheit, Bedürfniß, Leidenſchaft — der Opiophage iſt fertig und ſteigert ſeine Rationen oft bis zu enormen Quantitäten! ... Immer ärger wird ſeine Verſtimmung, immer ſtumpfer ſein Geiſt, deſſen Zubilfäden ſchon lange gelitten; immer hinfälliger ſein Körper, der den Tücken des ſchleichenden Giftes nicht länger zu widerſtehen vermag. Verwirrt und verdummt, verſunken in ſtumpfe Apathie, ſchleicht er wie ein Schatten umher, bis Abzehrung oder Waſſerſucht ſeinem elenden Daſein ein Ende machen.

Dr. Madden hat dieſe Schauergeſtalten an Ort und Stelle beobachtet und in einem frühern Jahrgange des „Journal der neueſten Land- und Seereiſen" ein abſchreckendes Bild davon entworfen, das hier Platz finden möge. „Der Markt Theachiſſi, in der Nähe der Sultan'ſchen Moſchee in Konſtantinopel", erzählt er, „iſt der Platz, wo die Opiumeſſer ſich verſammeln. Auf Bänken vor den Kaffeehäuſern harren ſie der Träumereien, die ihrer in Glut geſetzten Einbildungskraft die Geſtalten der Huris und die Genüſſe des Paradieſes nach ihrer Vorſtellung in voller Ueppigkeit vorführen." Dr. Madden nahm eines Tags daſelbſt mit einem halben Dutzend „Theriakis" Platz. Ihre Geberden waren zum Erſchrecken. Diejenigen, welche ſchon unter der völligen Einwirkung des Opiums ſtanden, ſprachen unzuſammenhängend, ihre Geſichter glühten, ihre Augen hatten unnatürlichen Glanz und der geſammte Ausdruck ihrer Phyſiognomieen war furchtbar wild. Die Wirkung erfolgt gewöhnlich innerhalb zweier Stunden und hält vier bis fünf Stunden an. Die Doſis iſt verſchieden, zwiſchen drei Gran*) bis zu einem Quentchen. Ein alter Mann nahm vier Pillen, jede zu ſechs Gran, im Verlauf von zwei Stunden; er war bereits 25 Jahre Opiumeſſer, was ein ſeltener Fall, indem ſolche Leute ſelten über 30 Jahre alt werden. Die mit dieſer Aufreizung verknüpfte moraliſche und phyſiſche Entkräftung ſoll ſchrecklich ſein; jede Fiber am Körper zittert, die Halsnerven hauptſächlich werden angegriffen und alle Muskeln ſprode. Mehre „Theriakis", die Dr. Madden an dieſem Orte ſah, hatten verdrehte Hälſe und eingeſchrumpfte Finger. Trotzdem aber können ſie ihre Angewöhnung nicht laſſen. Bis die Stunde kommt, wo ſie ihre gewohnte Doſis nehmen, ſind ſie elend und hinfällig, hebt dieſe aber an, ſo glüht und lebt Alles an ihnen. Einige machen vortreffliche Verſe oder halten die feurigſten Reden an die Umſtehenden, wobei ſie ſich für Kaiſer halten und im Beſitze aller Harems der Welt zu ſein wähnen.

Dr. Madden machte ſelbſt den Verſuch und nahm in Zeit von zwei Stunden zwei Gran Opium, ohne etwas zu ſpüren. Drittehalb Stunden nach der erſten Doſis von einem Gran nahm er noch zwei Gran und nun währte es nicht lange, ſo fühlte er ſeine Lebensgeiſter wunderbar aufgeregt; das Liebliche des Gefühls ſchien ihm in einer allgemeinen Expanſion des Geiſtes zu liegen. „Meine Fähigkeiten", erzählt der Verfaſſer, „waren wie erweitert. Alles, was ich ſah, erſchien in größerm Umfange. Es kam mir vor, als ob es nur äußere Gegenſtände wären, auf welche meine

*) Ein Gran iſt der 30. Theil eines Quentchens.

Einbildungskraft einwirkte und sie zu Bildern der Lust verschönerte; es war die benebelnde Musik eines Traums bei offenen Augen. Ich eilte so schnell als möglich nach Hause, bei jedem Schritte fürchtend, daß ich eine Extravaganz begehen würde. Im Gehen bemerkte ich kaum, daß meine Füße die Erde berührten; es war mir, als glitte ich, von einer unsichtbaren Macht getrieben, die Straße entlang und als ob mein Blut aus irgendeinem ätherischen Fluidum bestände, das meinen Körper leichter mache als die Luft. Sowie ich mein Haus erreicht hatte, legte ich mich zur Ruhe. Die ganze Nacht umschwebten mich Bilder der höchsten Lust, doch war ich andern Tags nicht dazu aufgelegt, meinen Versuch zu wiederholen."

Weniger bekannt als dieses Opiumessen ist das hauptsächlich in China vor noch nicht sehr langer Zeit gebräuchlich gewordene Opiumrauchen. Hören wir, was auch hierüber ein Augenzeuge, Herr G. H. Smith, Surgeon in Penang („Johnson review", 1842, April), mittheilt:

Das zur Bearbeitung des Rauchopiums, Chandoo genannt, von den Fabrikanten vorzüglich benutzte Material ist das von Benares, welches schwer und wohlfeil zugleich ist; die Raucher hingegen geben dem Patnaopium den Vorzug, weil es eine feinere Blume hat und von größerer und länger dauernder Wirksamkeit ist. Die Bereitungsart des Chandoo ist kurz folgende. Zuerst wird das weiche Innere einer Opiumkugel ausgeschöpft, die Rinde in weichem Wasser gekocht und durch ein Stück Calicot gepreßt, hierauf die Flüssigkeit in einem großen Kessel verdampft und die auf der Oberfläche sich sammelnde Unreinigkeit sorgsam entfernt. Wenn das ausgeschöpfte Opium derselben Behandlung unterworfen worden ist, werden beide Flüssigkeiten vermischt und zur Dicke eines Teigs abgedampft. Die gewonnene Masse wird in dünne Platten ausgepreßt und nach dem Erkalten in lange schmale Streifen geschnitten. Diese werden pulverisirt, sodann von neuem aufgelöst, abermals abgedampft und endlich zu Kugeln geformt. Das auf solche Weise angefertigte Chandoo wirkt zwei mal so stark als rohes Opium und hat, selbst wenn es einmal verraucht ist, noch nicht völlig seine Kraft verloren. Man sammelt deshalb sorgfältig die im Kopfe der Pfeife sich findenden Ueberreste (Tyn-Chandoo) und formt Pillen daraus, die von der ärmsten Volksclasse, die auf den Luxus des Rauchens verzichten muß, gierig verschluckt werden.

In Penang bestehen die Opiumraucher aus Chinesen, Malayen und einer Anzahl Fremden, vorzüglich Portugiesen, und zwar dürften 10 Procent auf die Chinesen, $2^1/_2$ auf die Malayen und ungefähr 1 Procent auf die Portugiesen kommen. Die ärmern Classen rauchen in besonders dazu eingerichteten Läden, die vornehmen zu Hause.

Fast ausschließlich beschränkt sich die Unsitte des Opiumrauchens auf das männliche Geschlecht; von dem weiblichen haben nur einige Wenige der verworfensten Art sich derselben ergeben. Der Anfänger ist nicht im Stande, mehr als fünf oder sechs Gran Chandoo täglich zu rauchen, dahingegen alte Praktiker es bis auf 200 Gran bringen. Unter den Veranlassungen zum Rauchen führt man die chinesische Geselligkeit und Neigung zu schwelgerischen Genüssen an. Jeder Wohlhabende hat in seinem Hause ein geschmackvoll eingerichtetes Zimmer zum Empfang seiner Freunde, worin Chandoo geraucht und jeder Gast genöthigt wird, gern oder ungern die Mode mitzumachen.

Die Rauchläden, Locale von der elendesten Beschaffenheit, sind von 6 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends geöffnet. Die dürftige Geräthschaft derselben besteht aus vier bis acht Bettstellen, mit Bambusrohr überzogen und mit schmutzigen Decken belegt; am Kopfende als Polster ein kleiner hölzerner Stuhl. In der Mitte des unheimlichen Gemachs schimmert schwach ein Lämpchen, welches den zweifachen Dienst des Feuer- und Lichtgebens schlecht versieht. Auf einem alten Tische steht zur Bequemlichkeit der Raucher ein Theekessel mit einigen Tassen und ein Krug mit Wasser. An der Seite der Thür sitzt der Wirth, Chandoo und Pfeifen für seine Gäste in Bereitschaft haltend. Die Atmosphäre des widrigen Raums ist ein ekelerregendes Gemisch vom Rauche des Chandoo und mehrer andern, nicht minder unerquicklichen Emanationen. Die Pfeifen bestehen aus 14 Zoll langen und $3^1/_2$ Zoll breiten harten hölzernen Röhren mit sehr enggebohrtem Kopfe. Gemeiniglich findet man die Raucher paarweise in den Betten umhergelagert. Einer von ihnen brennt ein Stück Chandoo, das er zu dem Behuf auf eine kurze eiserne Nadel gesteckt, an und legt es in den Kopf der Pfeife. Kaum aber hat er einige Züge gethan, so reicht er die Pfeife seinem Bettgenossen, welcher sich ein neues Stück verlangt, und so geht dieser Wechsel fort, bis alle Raucher gesättigt oder ihre Kassen geleert sind. Der Rauch pflegt durch die Nase geblasen zu werden, ja ältere Raucher ziehen ihn sogar erst mit in die Lungen hinunter, ehe sie ihn wieder

vonſichgeben. Sie thun Alles, was ſie können, um ihn völlig auszunutzen.

Iſt die Geſellſchaft im Anfange geſprächig und aufgeweckt geweſen, ſo ſängt bald, mit eintretender Opiumwirkung, die Unterhaltung an zu ſtocken und es erfolgen häufige Ausbrüche lauten Gelächters, wozu ein äußerer Grund nicht vorhanden. Bald darauf nimmt das Geſicht des Rauchers einen ſtupiden Ausdruck an, wird bleich und entſtellt wie bei einem Kranken und Sterbenden. Der Glanz der Augen iſt erloſchen, die Wangen ſind eingefallen, die Schläfen hohl, die Mundwinkel verzogen, die Lippen hängen ſchlaff herab. Todtenſtill iſt's geworden und das ſchauerliche Halbdunkel vermehrt noch die Unheimlichkeit dieſes Schweigens, das bald in lethargiſchen Schlaf von drei- bis vierſtündiger Dauer übergeht. Im letztgenannten Zuſtande iſt der Puls viel langſamer, weicher und kleiner als vor dem Rauſche.

So wiederholt ſich die Scene bei den Chineſen faſt unveränderlich. Die Malayen aber variiren ab und zu, indem ſie, anſtatt des dumpfen Hinbrütens, welches bei jenen dem tiefen Schlafe vorhergeht, häufig in die heftigſte Wuth und Streitſucht verfallen, wobei gelegentlich auch wol ein Mord mit unterläuft.

Das Chandoo wird manchmal als Mittel zum Selbſtmord gebraucht, zur Vergiftung Anderer aber kann es, ſeines ſtarken Geruchs und Geſchmacks wegen, nicht verwandt werden.

Plötzliche Todesfälle, infolge eines Uebermaßes von Opium, ſind wol noch nicht beobachtet worden, wol aber folgt Kopfſchmerz, Schwindel, Ekel, Erbrechen; letzteres gewährt Erleichterung.

Nur der feſteſte Wille vermag über die einmal eingewurzelte Gewohnheit des Opiumrauchens Herr zu werden; jedoch muß der reuige Sünder die Nähe der Opiumläden, deren unwiderſtehlicher Geruch ſchon einen Rückfall in das alte Laſter herbeiführt, meiden und jedenfalls ein Surrogat haben. Ohne letzteres hat die plötzliche Entſagung ſehr ernſtliche, ja tödtliche Folgen. Das beſte iſt eine Eſſenz des Ton-Chandoo, mittels Samſoo (eines aus Reis bereiteten Spiritus) angefertigt, wovon in allmälig fallenden Gaben bis zum vollſtändigen Erfolg genommen wird. Feſte Willenskraft findet ſich nicht häufig und ſomit iſt Vernichtung Seltenheit.

Auf Körper und Geiſt hat das Opiumrauchen im Allgemeinen, beſonders aber bei den untern Claſſen, den verderblichſten Einfluß. Manches Verbrechen wird nur begangen, um dem Hange zum Böſen zu fröhnen. Die Hoſpitäler und Armenhäuſer ſind hauptſächlich von Opiumrauchern bevölkert. In einem derſelben, das durchſchnittlich 60 Einlager gewährt, waren fünf Sechstel der Anweſenden Chandoorauchen. Die ſchädlichen Wirkungen des fortgeſetzten Genuſſes dieſes ſüßen, verführeriſchen Giftes geben ſich als Betäubung, Vergeßlichkeit, allgemeine Abnahme der Geiſteskräfte, Abmagerung, Schwäche, bleiche Hautfarbe, bläuliche Röthe der Lippen und Augenlider, Mattigkeit und Glanzloſigkeit der Augen, Verſtimmung oder Verluſt des Appetits kund. Faſt nur an Zuckerſachen findet der Opiumraucher noch Geſchmack. Frühmorgens iſt ſein Ausſehen ſchon höchſt elend und ohne alle Spur von Stärkung durch den Schlaf, wenn dieſer auch noch ſo tief geweſen iſt. Eine beſondere Trockenheit mit Brennen im Schlunde treibt vorzüglich zu wiederholtem Rauchen an, und wenn die gewohnliche Zeit dazu übergangen worden, ſo rächt ſich das unbefriedigt gebliebene Bedürfniß durch große Niedergeſchlagenheit, Schwindel, Gefühlloſigkeit, wäſſerige Abſonderung der Augen. Gänzliche Entſagung ohne Surrogat führt allgemeinen Froſt und Gliederſchmerzen herbei, es folgen erſchöpfende Diarrhöen, ein ſchreckliches Gefühl von Abgeſchlagenheit und zuletzt der Tod.

(Ein zweiter Artikel in nächſter Nummer.)

Schattenriſſe aus den deutſchen Alpen.

Von Friedrich von Gaudy.

III. Der Hallſtätterſee.

Wie ſchön iſt Still und fromm daraus
In ſeiner Wieden ſtiller Grab!
's iſt um das Herz mir ſüß und weh
Hier ſtehet, was ich nicht verſteh',
Da drin in ſeinem See!

E. M. Arndt.

Durch einen ernſten Tannenwald zieht von Auſſee her ein wunderbar romantiſcher Pfad hoch am Thalrande der Traun hin, ſenkt ſich dann mit plötzlicher Wendung hinab und führt uns durch das Dorf Ober-Traun ans Ufer des Sees.

Der Hallſtätterſee gleicht einem Janushaupte. Auf der einen Seite zeigt er uns ein ernſtes, faſt düſteres Antlitz; ſtarre Felſen ſind die Backenknochen und die himmelanſtrebende Stirn iſt oft umwölkt. Das andere Geſicht aber iſt ein freundlich lächelndes; ſanfte Wieſengründe ſind die Grübchen darin; von grün bewaldeten Hängen wird es umſäumt, deren unterer Theil linde abfällt und Raum für einzelne Hütten läßt. Dort iſt das Fährhaus; ein paar Schiffsleute, mit Rudern unter dem Arm,

treten heraus, voran der ernste Vater, ihm folgend das schmucke Töchterlein — seltsam! Sind es die Schutzpatrone des Sees, daß sie gerade jene zwei Gesichter tragen? Das starre, wettererprobte der Vater, der manchem Sturm furchtlos die breite Stirn geboten haben mag — das freundlich lächelnde die Tochter, und wenn in ihrer Herzenshülle noch Raum für mich wäre, — ei, ich zöge gleich ein. So aber blieb ich draußen und schaute nur durch die spiegelklaren blauen Fenster hinein, die so wohlthuenden Glanz hatten.

Der Nachen fliegt über die glatte Bahn und schon tauchen die ersten Häuser von Hallstatt aus der Flut. Einer heitern Villa lenkt er zu. Wilder Wein rankt sich um die Saulen einer Veranda, über welcher sich ein Balkon erhebt, durch luftiges Zeltdach vor der Sonne geschützt.

Ein zierliches Kirchlein, im 14. Jahrhundert im reinsten gothischen Stil aufgeführt, streckt seinen schlanken Thurm hoch in den Himmel hinein. Keine Beter sind darin, nur Bettler, welche allenthalben, wo das Auge genießt, ihre directen Steuern eintreiben; widerliche Gesichter, die mit freundlichem Grinsen und dummstierem Blick die Gabe heischen und deren ästhetische Berechtigung an solcher Stelle man darin suchen möchte, daß gerade durch den Contrast die reine Schönheit in helleres Licht gesetzt werden soll, wie man oft in Kathedralen, an den Priestenstühlen im hohen Chor gräuliche Teufelsfratzen ausgeschnitzt findet, damit der Sinn der dort sitzenden geistlichen Herren sich aus der höllischen Umgebung in um so höherer Andacht dem Altar zuwende. Aber den Widerwillen besiegt das Mitleid; reiche Spende fällt in die Hand der Unglücklichen, denen ein unerbittliches Geschick das Kriterium des Menschseins, das Licht der Vernunft, versagt hat!

Das Städtchen ist bald durchwandert. Häuserreihen sind wie Schwalbennester an der Bergwand übereinandergeklebt, die Esse des einen neben der Schwelle des andern; enge Gassen laufen bergab und bergauf und strecken ihre Arme bis in das Thal hinein, welches der Waldbach Strepp durchrauscht. Durch düstere Waldschluchten bricht er sich Bahn und dumpfes Rollen verkündet schon von fern den Wasserfall. Durch einen engen, kaum fußbreiten Riß drängt sich eine Wassermasse, die sich gleich nach ihrer Befreiung in einem weiten Becken ausbreitet, dann über den Rand desselben wie über eine ungeheure Glasglocke hinabstürzt und, in Atome von Staub aufgelöst, niederfällt; vielfache Staubbäche, wie Silberlinien auf den dunkeln Hintergrund schroffer Steinwände gezeichnet, rieseln als Trabanten des Wasserfalls zur Seite desselben nieder zum Strud.

Noch ruhten wir, dem Wasserfall gegenüber, auf schwellendem Moosteppich und genossen der erquickenden Frische, welche der weithin getragene Wasserstaub über uns ausgoß, als eine Tragsesselkarawane den Bergpfad heraufkam. Voran ein braunlockiges junges Mädchen, dann eine ältere Dame, endlich eine uralte. Die erste Generation lud uns ein, sie in den Salzberg und auf den Rudolfsthurm zu begleiten, und wir entschlossen uns kurzweg, dem weiblichen Kleeblatt als Stütze zu dienen.

Zum Salzberg, einem Vorberge des Plassenstein, führt vom Wasserfall aus eine steile Felsentreppe. Die Tragsessel mußten hier auseinandergenommen werden und die Träger unterstützten die Damen bald schiebend, bald ziehend; ich reichte der jüngsten meinen Arm, da mir die Begegnung von zu kurzer Dauer schien, um, wie es das System verlangt, nach der Anciennetät zu verfahren. Auf Reisen wird man schnell bekannt, und noch ehe wir die 450 Stufen erklettert hatten, wußte ich, daß meine Begleiterin Therese heiße, in Wien am Kohlmarkt wohne und zur Zeit mit ihrer Großmutter in Ischl bade, das Leben daselbst aber „grausam langweilig" finde.

Unter heiterm Gespräch hatten wir die Werkhütten des Salzbergs erreicht und schickten uns zum Einfahren an. Man erhält dazu nicht schwarze Bergmannskittel, sondern lange weiße Mäntel, welche von bunten Gürteln zusammengehalten werden, und wir hätten uns für einen Chor von Opferpriestern aus der „Zauberflöte" halten können, wäre nicht unsere Kopfbedeckung solcher Illusion störend entgegengetreten; denn statt der loyalen priesterlichen Spitzmützen präsentirte man uns den über der Erde allenthalben ausgewiesenen Calabreser, dem sich im Schooße der Berge eine Asylstätte erschlossen hat. Aber umsonst versuchte Therese den breitkrämpigen Filz auf ihren braunen Locken zu befestigen — er wollte nicht haften. „Was plag' ich mich auch mit dem Rebellenhut", sagte sie endlich lachend, indem sie denselben zurückgab; „ich bin zu gut kaiserlich und darum will er mir nit auf den Kopf." Sie schlang ein weißes Linnentuch um das Haupt, ergriff das Grubenlicht. „Schau' ich nit aus wie eine Vestalin, die lebendig begraben werden soll?" scherzte sie weiter und schritt in gravitätischer Haltung voran in den dunkeln Gang. Ich unterdrückte die Bemerkung, daß ich in diesem Fall gern an ihrem

Begräbniß ſchuld ſein möchte — da ſchlug plötzlich ein dreiſtimmiger Schrei in den höchſten Schlüſſeln an mein Ohr, den die ſalzigen Wände wie fern und ferner ſchallendes Hohngelächter wiedergaben; die Damen hatten ſich naſſe Füße gemacht, es mußte alſo umgekehrt werden. Thereſe war aber ſchnell entſchloſſen, in einem Paar Bergmannsſchuhen das Wagſtück von neuem zu beginnen, ſodaß die Großmama erſtaunt ausrief: „Die Reſi hat die meiſte Courag' von der ganzen Geſellſchaft!"

An den öſtlichen Abhang des Salzbergs lehnt ſich ein maleriſcher Salzkeſſel; ein Plateau, welches, nach drei Seiten von Bergen umſchloſſen, nur nach der Oſtſeite hin offen iſt und dort ſenkrecht zum See abſtürzt. Am Rande dieſes Plateau, unmittelbar über dem See, ſteht der Rudolfsthurm. Von hier aus ſchweift der Blick weithin und verliert ſich nordwärts gegen die Goiſaumühle, während er gegen Oſten ſich an den grünen Matten und den an die Berglehne geſchmiegten Häuſern von Ober-Traun weidet. Einige Wolken zogen ſich zu einem Gewitter zuſammen und der Spiegel des Sees warf ihr dunkles Bild zurück; hier und da ſchoß noch ein Sonnenblitz über die bewegte Fläche, aber einzelne weißaufſchäumende Wellen erſchienen bereits als Vorboten nahen Sturms — es drängte zum Rückweg. Auf bequemem Zickzackpfade, in deſſen Mitte eine Steintafel verkündet, daß Kaiſer Maximilian auf ſeinem Wege zum Salzberg hier geraſtet habe, ſteigt man hinab nach Hallſtatt.

IV. Ischl.

Unlängſt auf einem Wirthshausſchild
Sah ich der Namen zwei gemalt,
Vom Rande bis zur Mitten
Ins Gevierte getheilten.
Mit ihren Namen, alter Zeit,
Gemahnt an mich zur Weingemeit,
Wie auch der bunte Menge
Sich umtreibt im Gedränge.

G. Pfizer.

Wie in einem anmuthigen Park läuft der Weg vom Hallſtätterſee bis nach Iſchl längs der Traun hin und berührt das freundliche Dorf Goiſern. Alterthümliche Gebäude darin wenden uns die buntbemalten Giebelſeiten zu, welche altväteriſch naive Inſchriften tragen. Hier wird ein Haus durch einen frommen Spruch der Specialprotection Gottes warm empfohlen, dort ſegnete der Erbauer mit kernigem Wort jeden Ein- und Ausgehenden ohne Unterſchied, der Bärenwirth aber commentirt ſein Wirthshausſchild mit den Verſen:

Der Herr, der kunt der Schild hier hin,
Der Wirt aus ſchenkt gut Bier und Wein.

Er, auf dieſe Garantie hin, meinten wir, könne man's wol wagen, denn der Bär iſt ein Feinſchmecker; war er doch auch hier auf dem Schilde beſchäftigt, mit den Vorderpranken die Honigwaben aus dem Bienenkorb zu nehmen. Und bald perlte der Wein im Glaſe. Eitle Täuſchung! Vermuthlich war der Wein gerade deshalb ſo ſauer, weil der Bär die Süßigkeit längſt vorweggenaſcht hatte. Auch lachte er uns aus dem Schilde recht höhniſch nach.

Heitere Gartenanlagen verſüßen die Frohne des Brunnentrinkers zu Iſchl, und bald nachdem das Vocalconcert der gefiederten Künſtler auf den Zweigen begonnen, erſcheinen auch die Bademuſici und intoniren den Choral, welcher das Tagwerk einleitet. Kleider rauſchen heran, die Trinkhalle fängt an ſich zu füllen und bald wogt es von allen Seiten herüber und hinüber. Schön und häßlich, Jung und Alt; die guten Geſchmack verrathende Toilette der wahren, wie die geſucht überladene der plattirten Vornehmheit, öſterreichiſche Offiziere und ungariſche Grafen, berliner Jüdinnen und ruſſiſche Fürſtinnen — Alles ſtreift dort umher, um an dem Altar der Hygiea zu opfern. Mancher ſchöne Mund berührt den Becher und zögert noch und ſcheint ſich Muth einzuſprechen — und verzieht ſich ſchmerzlich, wenn das Glas geleert iſt, denn der Brunnen ſchmeckt ſchlecht und die Molken nicht minder.

Wie jedes Bad ſeinen beſondern Charakter hat, das eine für Bruſtleidende zuträglich iſt, das andere an Langeweile Leidenden Linderung ſchafft; wie Ems und Pyrmont der Beförderung ehelichen Glücks gewidmet ſind, Baden-Baden aber und Homburg zur gründlichen Heilung von Obſtructionsbeſchwerden im Geldbeutel empfohlen werden können, ſo iſt Iſchl das Bad der Convenienz geworden. Staatsmänner und Hofſtaatsmänner, femmes politiques und femmes galantes, anmaßende Günſtlinge und demüthig Gunſtſuchende bilden den geſunden Theil der Bevölkerung Iſchls, und manche diplomatiſche Note iſt wol im Hôtel Tallachini redigirt, manche Gnadenbezeigung wol auf der Eſplanade ertheilt worden. Kranke und Geſunde aber verſchwinden um 9 Uhr und der Promenadenplatz iſt wie ausgeſtorben. Ein Theil badet nach dem Trinken, ein Theil ruht nach dem Bade und der Reſt flüchtet vor der höher ſteigenden Sonne hinter die ſchützenden Jalouſieen.

Erſt ſpät am Nachmittag thun dieſe ſich wieder auf; hier und da lugt ein Mädchenkopf aus dem Fenſter, ob wol das Wetter ſich halten werde und ob der Mittags gefallene Regen die am Mor-

gen drohenden Wolken abkürzt habe. Bald wird's wieder lebendig auf der Promenade, Gruppen bilden sich zu gemeinsamen Partien, Originale jeder Art spazieren auf und nieder. Junge Damen führen der Welt das neueste Modenjournal vor; „Goldbrozen" tragen mit Würde ihre Bäuche vor sich her, wohlgefällig zusehend, wie nach den unter dem Schutz der Mütter auf schattigen Bänken sitzenden Goldfischerlöchtern ein Kreis die Cur machender und die Cur brauchender Herren seine Angelruthen auswirft.

Nach den reichen Naturgenüssen der letzten Tage die Abwechselung durch einen Kunstgenuß suchend, traten wir in den Tempel Thaliens. Aber was für Priester opferten hier am Altar der Göttin!

Nur noch ein klein wenig schlechter brauchte das Theater zu sein — dann wäre es höchst amüsant gewesen. Ein Fehler war schon, daß das Publikum nicht mitspielen konnte. Man gab Raimund's „Verschwender", der wiener Posse fehlte aber der wiener Humor. Nur Eins war von erschütternder, Mark und Bein durchdringender Wirkung: das Lied des Bettlers. Tiefe klagende Melodie, welche immer wiederkehrt, wie der Blutfleck auf dem Schlüssel des Blaubart, machte das Blut in den Adern erstarren, weniger infolge des naturwahren, ergreifenden Vortrags als infolge nicht auszugleichender Differenzen zwischen Sänger und Orchester, von denen der Erstere in der Regel einen Viertelton tiefer sang als das letztere spielte. Dafür war er aber öfter einen halben Takt voraus.

Ein fieberhaftes Zittern befiel mich jedesmal, so oft ich den Bettler hinter der Coulisse stehen und auf sein Stichwort warten sah, um aufzutreten — ich konnt's nicht länger ertragen — ich stürze hinaus. Aber der Unsichtbare folgte mir und als ich des Nachts unter Mitwirkung einer Kalkpastete einiges Alpdrücken empfand, trat er vor mich hin mit dem kalten Blick und dem naturgrauen Rock und räusperte sich, als wolle er eben anfangen zu singen, daß ich in unendlicher Seelenangst übermenschliche Anstrengungen machte, ihm zu entrinnen und tiefaufstöhnend erwachte.

V. Gmundnersee. — Lini.

Herz und Leichter, auf freiem Wogen
Zog das Schiff mit ernster Habe.
Anastasius Grün.

Noch dampften die Thäler, noch ruhte die Flur in süßem Schlummer unter der Decke des Nebels, welchen die Morgensonne keck zum Kampf herauszufordern begann. Und bald mußte der düstere Gesell das Feld räumen vor ihrem glänzenden Strahl, und gleich als wenn im Schauspiel der Vorhang aufgeht, enthüllte sich die imposanteste Decoration; stolz am Himmel thronte das Taggestirn und tausendfältig warf der magische Spiegel des Sees sein Bild zurück. Auf den dunkelgrünen Fluten wiegte der Dampfer sich schon unruhig hin und her und Alles eilte an Bord: die Schaufelräder griffen in die Wellen und fort schwammen wir, mit jedem Schlage dem Herzen der Alpenwelt ferner tretend.

Lieblichkeit und Ernst, heiteres Lächeln und düstere Trauer verschwimmen in der Physiognomie des Gmundnersees zu einem Ganzen von zauberhafter Wirkung. Zürnend gefurchter Stirn gleich erhebt sich hier die schroffe Felswand, welche in barocker Vielgestaltigkeit am See sich hinzieht, hier und da von ehrwürdiger Silberlocke überschattet; schwermüthig herabhangenden Wimpern ähnlich, neigen sich die dunkeln Tannenzweige zum See hernieder, daß ihr Widerschein der aufgeregten Flut noch dustere Färbung gibt.

Aber je weiter man den See hinabgleitet, desto mehr erheitert sich sein Antlitz; die Gipfel ringsumher werden anspruchsloser, die Hänge minder schroff; die vorher kahlen Wände kleiden sich in anmuthiges Grün; immer lebendiger wird die Vegetation, bis man zuletzt unmerklich aus der Hochgebirgsnatur in den Vorbebengürtel getragen worden ist und nun das halbmondförmig den See umschließende Gmunden erblickt. Amphitheatralisch um das Städtchen steigen im Hintergrunde sanft wellende Berghalden empor, mit geschmackvollen Villen und im reichsten Blütenschmuck prangenden Obstgärten bekleidet — aber das Auge fühlt sich nicht befriedigt von dem freundlich-heitern Bilde: es kann die Berge nicht vergessen. Und unwillkürlich wendet man sich wieder zurück, noch einmal zu schwelgen im Anblick der großartigen Alpenscenerie — aber schon stürzen die Genossen der schwarzen Felsen zusammen; schon hat sich dem Auge das dunkle Thor geschlossen, durch welches wir mit der Traun zusammen eingezogen sind in das Zauberreich des Sees, und von all der Herrlichkeit ist nichts übrig als der alte Traunstein, welcher das gezackte Haupt hoch in die Lüfte hebt.

In Gedanken versenkt, mit Erinnerungen spielend, rollen wir auf dem Schienenwege fort, nicht der Fichtenwaldungen noch der Kartoffelfelder achtend — denn des Traunsteins ernstes Antlitz blickt uns noch immer nach und wird zur Brücke, welche uns ins Herz der Alpenwelt zurückträgt. Da tönt

ſchrilles Pfeifen in unſer Ohr und bunter Lärm der geſchäftigen Menge — Linz iſt erreicht.

In Linz ſoll es ſich ſehr angenehm leben, das ſagt jeder Linzer und die Fremden ſagen es auch, und da ſchaut man ſich denn recht neugierig um in den breiten Straßen, um zu ſehen, worin dies wol liegen möge. Und die Straßen ſtehen uns gern Rede; die lieben freundlichen Mädchengeſichter, welche uns auf jedem Schritt begegnen, uns hinter jedem Fenſter anlächeln, die ſind das liebliche Geheimniß der Stadt Linz, und ſtützt auf dies liebliche Amazonencorps mag ſie getroſt den Paris-Wettſtreit mit dem thüringiſchen Städtchen Rudla eingehen.

Von der Donaubrücke aus ſteigt man auf einer Reihe von Stufen zur Jeſuitenſchule hinauf. Letztere war urſprünglich ein Maximiliansthurm — der älteſte Bruder jener Thürme, welche jetzt die Befeſtigung von Linz bilden. Erzherzog Maximilian ließ ihn verſuchsweiſe bauen; ſpäter hat man ihn verſuchsweiſe eingeſchoſſen und darauf den Jeſuiten überantwortet, aus der dem rauhen Kriegshandwerk anfänglich gewidmeten Stätte iſt ein Prieſterſeminar geworden.

Ein Tiſch, ein Stuhl, ein Betpult, ein Bett bilden die ganze Ausſtattung der Zellen. Welches Maß moraliſcher Kraft gehört dazu, einen ſolchen Aufenthalt für eine Lebensdauer zu wählen! Iſt ſie größer bei dem Soldaten, welcher die Möglichkeit hat, in dem eiſernen Hazardſpiel den Tod als Niete zu ziehen, oder bei dem angehenden Prieſter, welcher die Gewißheit hat, der Welt abſterben zu müſſen? Wie auch beide Lebenspfade ſonſt auseinandergehen, in Einem Punkte verſchlingen ſie ſich: in der Hoffnung, und wie der junge Soldat den Marſchallſtab in der Patrontaſche zu tragen vermeint, ſo ſieht der Seminariſt in ſeinen Träumen ſein Haupt von dem Nimbus der Tiara umglänzt.

Anregungen.

Büchner's „Natur und Geiſt".

Der Sage nach ſchwang ſich Ikarus wider die väterliche Warnung zu hoch der Sonne entgegen und fand dafür ſein Grab in den Fluten des Meeres. Aehnlich iſt es dem Materialismus ergangen.

Er hat, der Warnung der kritiſchen Philoſophie zuwider, die Grenzen der menſchlichen Erkenntniß überflogen und ſein Grab in dem Meere der unbewieſenen Hypotheſen gefunden. Denn nicht von den Gegnern der Kraft- und Stofflehre allein, ſondern auch von ihren eifrigſten Verkündigern und Vertheidigern iſt es jetzt anerkannt, daß ſie eine unbewieſene Hypotheſe, daß die Ewigkeit und Unvertilgbarkeit des Stoffs, die Ewigkeit und Unveränderlichkeit der Naturgeſetze, der Urſprung alles Organiſchen aus chemiſchen Stoffcombinationen, die Steigerung des Affen zum Menſchen — daß alle dieſe „unumſtößlichen Wahrheiten" zwar geglaubt, aber nimmermehr gewußt und bewieſen werden können.

Vor Büchner hatte bereits Czolbe in ſeiner Schrift über die „Entſtehung des Selbſtbewußtſeins" (vergl. „Unterhaltungen", N. F., Bd. II, Nr. 10) eingelenkt und eingeſtanden, daß „das Princip, alles Ueberſinnliche aus dem Denken auszuſchließen, zum großen Theil in der Beſchaffenheit des Gemüths wurzele", daß demnach der Materialismus „nicht andemonſtrirt oder bewieſen werden kann".

Louis Büchner in ſeiner neueſten Schrift: „Natur und Geiſt. Geſpräche zweier Freunde über den Materialismus und über die real-philoſophiſchen Fragen der Gegenwart. In allgemein-verſtändlicher Form. Erſtes Bändchen. Makrokosmos" (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp., 1857), entzieht jedes Capitel ſeiner Geſpräche, in denen unter dem Namen Auguſt ein Materialiſt und unter dem Namen Wilhelm ein Spiritualiſt miteinander kämpfen, mit dem demüthigen Bekenntniß des Nichtwiſſens über die Grenzen der Erfahrung hinaus.

So ſehr ſich in dieſen Geſprächen Auguſt gegen die Einwendungen Wilhelm's (in denen wir Manches, was Frauenſtädt in ſeiner Schrift über den Materialismus gegen dieſen vorgebracht, wiedergefunden haben) ſträubt und wehrt, zuletzt muß er doch immer mit ihm Frieden in der Anerkennung ſchließen, daß der Materialismus, über das Gebiet der Erfahrung hinausfliegend, bankrott macht, daß er ſich alſo innerhalb der Grenzen der Erfahrung zu halten hat. Büchner iſt zu der Erkenntniß gekommen, daß der Materialismus, ſtreng genommen, nur materielle Erſcheinungen aus andern materiellen Erſcheinungen, materielle Bewegungen und Veränderungen aus andern materiellen Bewegungen und Veränderungen erklären kann, daß er aber über den Urſprung der geſammten Verkettung der materiellen Erſcheinungswelt, alſo über die letzten Gründe der Dinge, nichts auszuſagen vermag. Dieſe Frage weiſt er ausdrücklich der Philoſophie zu und beſchränkt die Naturforſchung auf die Erklärung der materiellen Erſcheinungen. In dem vierten Geſpräche z. B., in dem es ſich um den Urſprung der Bewegung handelt, ſagt der Spiritualiſt Wilhelm:

„Ich verlange von dir nichts weiter als die Anerkennung, daß die Wiſſenſchaft nicht im Stande iſt,

aus Dem, was sie über die Bewegung weiß, die Nichtexistenz eines ihr zugrunde liegenden oder sie veranlassenden höhern Princips zu beweisen."

Hierauf erwidert der Materialist August:

„Ich denke, daß ich das zugeben kann, denn der Wissenschaft wird es schwerlich einfallen, ihre Kräfte an so nutzlose Fragen zu vergeuden. Mag die Bewegung herkommen, wo sie her wolle, mag sie ewig oder entstanden sein, mag sie ein Attribut der Materie sein oder nicht — sie ist da und geschieht überall auf natürliche, mechanische und nothwendige Weise. Ich denke, damit hat die Wissenschaft genug; alles Uebrige läßt sie den Philosophen oder Denen, welchen ihre subjectiven Einbildungen besser gefallen als die Wirklichkeit."

Wilhelm ist mit diesem Geständniß der „Incompetenz" der Naturwissenschaft in den höchsten Fragen zufrieden, und August, obgleich er sich noch einigermaßen gegen diese Folgerung der „Incompetenz" sträubt, schließt doch zuletzt: „Uebrigens halte ich die Naturwissenschaft für bescheiden genug, um ihre Mängel gern überall einzugestehen und ihren Blick nicht bis zu den letzten Ursachen der Dinge erheben zu wollen, vorausgesetzt, daß von anderer Seite das gleiche Maß eingehalten wird." August erklärt, sein Vergnügen daran zu finden, einen Kreuzzug gegen Andersdenkende oder Andersfühlende zu machen. Ein gläubiges Gemüth sei ihm am Ende lieber als theologischer und philosophischer Hochmuth. „Wollte sich die Philosophie dazu verstehen, nur auf dem Gebiete des Wirklichen zu speculiren, und die Theologie es aufgeben, sich, soweit sie von ihrem obersten Gegenstand handelt, den Namen einer Wissenschaft beizulegen, so würde ein dauernder Friede zwischen ihnen und den exacten Wissenschaften keine Unmöglichkeit sein."

Hätte Büchner nur gleich anfangs in seiner Schrift über „Kraft und Stoff" den bescheidenen, erläuternden Ton angeschlagen wie jetzt, hätte er nur gleich anfangs berücksichtigt, was er jetzt einsieht: „Mannichfach und verschieden sind die geistigen Bedürfnisse der Menschen. Sie Alle auf dieselbe Weise befriedigen zu wollen, kann nur der Einfall eines Thoren sein. Es gibt ein Gebiet geistigen Seins, das jeder Einzelne nach seinem eigenen innern Bedürfniß bebauen und ernten muß" (S. 137). Es gereicht ihm zur Ehre, daß er für die ihm gewordene Belehrung Empfänglichkeit genug hatte, um sich in seinem titanischen Uebermuth nicht zu verhärten und zu verstocken. Möge er auch ferner so von Erkenntniß zu Erkenntniß fortschreiten!

Der Geist des neuen Büchner'schen Buchs ist in demselben Sinne „allgemein verständlich" wie der von „Kraft und Stoff". Für den zweiten Band, der den „Mikrokosmos" behandeln soll, wird Büchner wol nicht umhinkönnen, auf Lotze's „Mikrokosmos" Rücksicht zu nehmen. Lotze's „Mikrokosmos" ist ein Buch, das, so sehr es einerseits den Materialismus stützt, doch andererseits sehr geeignet ist, ihn zum Bewußtsein seiner Grenzen zu bringen.

Ferdinand Kürnberger.

Immer mehr bildet sich in unserer Literatur ein Drang nach dem Seltsamen, ein Haschen und Suchen nach den wunderlichsten Verwickelungen und bizarrsten Charakteren aus.

Die „genialen, tiranenhaften" Figuren Hebbel's haben unzweifelhaft als Vorbilder dieser Richtung gedient, nur schade, daß die Jünger die Fehler der Zeichnung, nicht ihre Kraft von dem Meister gelernt. Ein neues Beispiel dafür geben die „Ausgewählten Novellen von Ferdinand Kürnberger" (Prag, Bellmann, 1857). Man lese nur „Die Versuchungen der Armen". Der Sohn braver Aeltern wird aus Liebe zu einem Mädchen, um rasch zu einer „selbständigen Existenz" zu gelangen, Mitglied einer Spitzbubenbande. Die Aeltern ahnen es: die Mutter bangt, der Vater aber bleibt ruhig: sein Sohn ist ein Weichinger! Das ist sein Glaube: und wenn er stiehlt? — ist er auch ein Weichinger und nichts zu ändern. Der Sohn, der sein Probestück abzulegen hat, bricht bei einem reichen Bauern ein und — findet seinen Vater, der ihm nachgegangen ist und ihn ohne weiteres mit fortreißt. Ein glückliches Zusammentreffen von Umständen gibt dem Sohn Reichthum und die Geliebte; von der prosaischen Welt und ihrer Gerechtigkeit ist keine Spur, kein Wort.

Dem Verfasser fehlt es nicht an Beobachtungsgabe, seine Gedanken sind oft neu und überraschen zuweilen durch Einblicke in das menschliche Innere. Aber er vergreift sich in der Wahl seiner Stoffe und seiner Figuren; beiden fehlt Wahrheit und ein wirkliches Leben. Es sind Schatten, die denn auch regelmäßig in Nebel sich auflösen, ohne uns ihr Schicksal und endliche Entwickelung ahnen zu lassen.

Lebensblicke

von L. Habicht.

Wachet über euch, daß eine große Stunde kein schwaches und verzagtes Herz findet!

* * *

Zählt deine Stunden und du erübrigst Jahre.

* * *

Oft scheint es, als ob uns das Schicksal für frühere Entbehrungen plötzlich mit irgendeiner Gunst belohnen wollte. Man prüfe aber die Gabe, ehe man sie annimmt.

* * *

Das Unglück ist eine sichergehende Uhr, die am hellen Morgen plötzlich auf Mitternacht geht. Prüfen wir uns nur, ob wir es nicht selbst gewesen, die vergessen haben, sie aufzuziehen!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 51.** Wöchentlich ein Bogen. Hierzu vierteljährlich 20 Ngr.

Frauenträume.

Episode aus dem Leben des Generals Moreau.

I.

Wer mit der Revolutionsgeschichte Frankreichs auch nur wenig vertraut ist, kennt den Namen Moreau, welcher wie ein Stern aus dem dunkeln, wüsten Chaos hervorleuchtet, das die Umwälzung aller Begriffe von Recht und Gesetz schuf.

Seine Thaten, die innere Größe seines Charakters und die unerschütterliche Festigkeit seines Geistes hat die Geschichte aufbewahrt. Was möchte aus Frankreich geworden sein, wenn Männer wie Moreau und Pichegru nach der ersten Bewältigung der Revolutionsstürme an das Staatsruder getreten wären und mit dem echten Muthe der Bürger- und Vaterlandsliebe die Wellen gedämmt hätten, von denen Frankreich überflutet, überspült und gründlich durchwaschen und zertrümmert war?

Der tapfere General lebte nach dem Luneviller Frieden, von Lorbern umkränzt, im Kreise seiner Familie, fern von allen Intriguen der Staatsherrschaft auf seinem Landsitze Grosbois nahe bei Paris. Schon die Einfachheit seiner Villa verrieth, mit welch geringen Ansprüchen an äußern Glanz er sich begnügte. Sauber gehalten, mit grünen Jalousienläden versehen, welche die Kälte der Welt und die Glut der Glückssonne zugleich abzuhalten bereit waren, zeigte sich das kleine hübsche Landhaus sogleich als ein Bild des allergemüthlichsten Friedens.

Sein Inneres entsprach dieser Aeußerlichkeit.

Der Februar hatte begonnen. In einem mit Frühlingsblumen geschmückten Zimmer zu ebener Erde saß die Gattin des Generals, mit weiblicher Arbeit beschäftigt. Ihre zierlichen Finger formten aus langen und runden und eckigen Stücken Draht ein seltsames Werk, das sie mit reizender Lebendigkeit bald links, bald rechts wendete und mit immer lieblicherm Lächeln begrüßte, je mehr es sich seiner Vervollkommnung näherte. Ein Knabe von sechs bis acht Jahren, ernsthaft mit seinen Spielereien beschäftigt, befand sich noch im Zimmer, aber weder Mutter noch Sohn hatten Zeit zu den Plaudereien, die sonst zwischen diesen beiden heitern Geschöpfen nicht aufhörten. Bisweilen athmete die Dame, sich nach dem Blumentische vorbeugend, den Duft der Veilchen, die keck und zuversichtlich aus ihren grünen Blättern hervorschauten, ein und dann flog immer ein freier Blick nach der Thür, als wolle sie dankbar den Pfleger dieser holden Frühlingskinder begrüßen.

Ja, das war jetzt das Geschäft, das liebste Geschäft des kriegerischen Moreau, Blumen für seine reizende Gemahlin zu ziehen und ihr Zimmer damit zu schmücken. Jedenfalls die friedlichste Beschäftigung, der ein Mann sich hingeben kann.

Das Werk der jungen Frau war jetzt fertig. Sie entfaltete es, strich es glatt und setzte es dann fröhlich auf ihre zusammengeballte Rechte. Es war ein kleines, ganz kleines Kindermützchen! In diesem Moment öffnete sich die Thür und Moreau trat schnell und hastig ein; ein sichtlicher Mis-

muth verdüsterte seine Stirn und deckte wie ein Flor die feurigen Augen. Seine Gattin bemerkte es nicht gleich. In der sonnigen Heiterkeit ihrer Stimmung rief sie ihm ein schmeichelndes Wort entgegen und zeigte schon von fern ihr Kunstwerk auf der vorgestreckten Hand. Der General trat näher zu ihr heran.

„Was jubelst du, Françoise?“ fragte er, seine Mienen erhellend. „Was hast du da?“

Einige leise geflüsterte Worte beliebten ihn. Mit gütigem Lächeln zog der ernste Mann sein schönes Weib an die Brust.

„Der kleine Bursche da wird also endlich Gesellschaft erhalten?“ fragte er. Françoise nickte und der kleine Bursche hob mit altklinger Vorwitzigkeit sein Gesicht zu den Reitern auf, als verstände er ganz wohl die Bedeutung dieser Anmerkung. Die kleine Familienscene hatte für einige Augenblicke alle andern Gedanken Moreau's gefangengehalten, dann aber kam er wieder darauf zurück.

„Ich muß fort, meine Liebe“, sagte er, eilig den Surtout fester um sich ziehend.

„Noch so spät“, klagte Françoise. „Der Abend dämmert schon —“

„Und die Nacht muß erst ihr Dunkel ausbreiten, bevor ich dort eintreffe, wo ich hinberufen worden bin“, murmelte der General verdrießlich.

Seine Gattin prüfte seine Mienen. Jetzt bemerkte sie seinen Trübsinn. „Was hast du, Victor? Verhalte mir nichts!“ bat sie, herzlich in sein Auge schauend. Der General schüttelte abwehrend den Kopf.

Sie schmiegte sich an ihn und sah ihn bittender an. Der General schwankte. Sie war seine Vertraute in allen Lebenslagen und Verhältnissen. Ihr heller Verstand machte sie fähig dazu. Sie begriff, sie würdigte und verehrte ihn. Ihre Schwärmerei und ihre Begeisterung für seine Thaten waren der feste Sockel, worauf sie sein Bild erhoben, und sie fühlte sich unaussprechlich geehrt durch das Vertrauen, das er ihr bis dahin geschenkt hatte. Moreau widerstand ihrer flehenden Bitte nicht. Er zog eine Karte aus der Tasche und hielt sie ihr mit den Worten hin: „General Pichegru ist hier.“

Ein Schreckenslaut entriß sich den Lippen der Dame. „Mein Traum!“ stöhnte sie, wie in tiefer entsetzlicher Seelenangst. „Victor — bleibe heim — gehe nicht! Bleibe bei mir — Pichegru bringt Verderben über dich!“ Moreau lächelte zu ihr nieder.

„Hast du einmal wieder geträumt?“ fragte er neckend.

„Ja! Ja, ich habe geträumt —“ rief in Exaltation die Dame und ein helles Roth überflog ihr Gesicht. „Es waren Wolken am Himmel, schwere, dunkle Gewitterwolken, der Donner grollte, ich rief nach dir — meine Angst wollte mich tödten, ich hatte keinen Athem in der Brust. Wilde Gestalten durchkreuzten das gräßlich finstere Gewölk, eine Guillotine wurde von den grellen Blitzen erleuchtet; mitten in dem Graus erschien die schöne, hohe, athletische Gestalt Pichegru's, durch die grauen Wolken hindurch schrittest du auf mich zu, meine Hand streckte sich verlangend nach dir aus — da versank mit furchtbarem Schrei Pichegru neben uns und du zogst mich fort, in das Wolkengetümmel hinein, bis wir von einer unsichtbaren Macht getragen —“

„Glücklich und wohlbehalten in Grosbois erwachten“, schloß der General lachend die Erzählung. Seine Gattin wendete schmollend das reizende [illegible] ab.

„Ich weiß, daß du mich mit meinen weissagenden, warnenden Träumen verspottest“, entgegnete sie, „aber diesmal folge mir und gehe nicht dahin, wo Pichegru dich erwartet.“

„Kann ich faltsinnig die Erwartung meines alten Waffengenossen täuschen?“ fragte Moreau ernst.

„Was will er aber hier in Frankreich?“ wendete Françoise ein. „Er ist verbannt. Der Consul haßt ihn. Glaubt er wieder in Frankreichs Dienste treten zu können?“

„Schwerlich ist das seine Absicht!“ fiel Moreau mit dem Tone so fester Ueberzeugung ein, daß seine Gattin erkannte, es sei ihm kein Geheimniß, weshalb Pichegru sich nach Frankreich gewagt habe. Eine tiefe Trauer zog über ihr Gesicht, als sie ganz leise flüsterte:

„Will er die hochfahrenden Pläne Bonaparte's durchkreuzen? Glaubt er Sympathieen für die vertriebenen Bourbons sammeln zu können, wenn es einmal gilt, Frankreich wieder einem Herrscher [illegible]?“

„Die Uebergriffe, die sich der Consul erlaubt, deuten allerdings darauf hin, daß er sich einen Thron in unserm Vaterlande zu gründen gedenkt — sollen wir uns dabeistellen und ruhig zusehen?“ entgegnete Moreau.

„O mein Freund, verblendet Euch nicht! Ihr könnt es nicht hindern!“ rief Françoise. „Freilich, die Namen Pichegru und Moreau haben einen Zauberklang im Volke, aber der Consul hat die Macht, seiner persönlichen Gefahr den Deckmantel der Vaterlandsgefahr umzuhängen und Die ver-

ſtummen zu laſſen, welche die Worte der Wahrheit und Warnung auszuſtoßen wagen."

„Das würde mich nicht abhalten, meine Stimme zu erheben, wenn ich es für nützlich hielte", warf Moreau lachend hin. „Ich verſpüre überhaupt keine Luſt, einen Wortkrieg zu beginnen, und eben in meinem conſequenten Schweigen über Alles, was der Conſul unternimmt, liegt der Grund, daß er mich fürchtet. Jetzt will ich gehen und hören, was mein Freund Pichegru für Pläne hat. Daß ich mich in ſeine Verſchwörungen gegen Bonaparte's einlaſſe, darauf gebe ich dir mein Ehrenwort!" Er küßte ſeine Gattin, die ihn nochmals flehentlich an ihren Traum erinnerte, und beugte ſich dann zu ſeinem Sohne nieder, der ruhig und ernſthaft fortgeſpielt hatte. Der Knabe richtete abermals ſeine Augen ſo aufklug wie vorhin empor, als der Vater ihm Lebewohl ſagte.

„Papa", begann er dann, „wenn Mutter von Gewittern nännt, ſo mußt du darauf hören!" Der General lachte laut über ſeines Sohnes Weisheit und ging. Aber es war ſeltſam, daß dieſe Kindermahnung einen bleibendern Eindruck auf ihn machte als die leidenſchaftliche Erzählung ſeiner Gattin.

II.

In ſeinem Arbeitscabinet ſaß der Erſte Conſul Bonaparte in jenem dumpfen Hinbrüten verſunken, wo ſich Pläne, Entſchlüſſe und Berechnungen im ſchnellſten Wechſel durch des Menſchen Seele wälzen. Der Ehrgeiz, dieſe furchtbar energiſche Triebfeder ſeines Weſens, hatte ihm längſt ein mächtig lockendes Ziel vor Augen geſtellt, und jetzt war der Augenblick erſchienen, in dem ſich die Träume ſeiner Phantaſie der Erfüllung und Wirklichkeit näherten. Allein der heimliche Widerſtand, den er bei den Perſonen fand, welche ihm ſelbſt der Achtung am würdigſten ſchienen, häufte Wolken vor den ſtrahlenden Glanz ſeiner nächſten Zukunft und legte die Falten des Verdruſſes auf ſeine Siegerſtirn.

Still brütend ſtarrte er auf das Blatt, das vor ihm lag und den Antrag des Tribunats enthielt, „das Oberhaupt der Regierung Frankreichs zum Kaiſer zu ernennen und dieſe Würde erblich in der Familie Bonaparte's zu machen". Der Conſul fühlte recht gut das Gewagte des Gewaltſtreichs, wodurch er die längſt untergrabene Republik gänzlich vernichtete und die Macht ſeiner Perſon zur höchſten Höhe erhob, und ein Grauen vor der Schickſalsgöttin, die wetterwendiſch in dem Momente ihre Gunſt ihm entziehen konnte, wo er im höchſten Triumph des Siegs zu ſein wähnte, erfaßte ihn. Er verhehlte es ſich nicht, daß ihm Steine in dem Wege zu dieſer unbeſchränkten Macht und Größe lagen, Steine des Anſtoßes, die er vermied, wo er es nur vermochte — Steine, worüber er dennoch eines Tags ſtürzen konnte.

Mitten aus ſeinem Brüten hörte ihn das leiſe Aufgehen der Thür. Verdrießlich ſchaute er ſich um, ſein Schwager Murat trat ein zu ihm. Ganz ungewohnt ſeiner ſonſtigen Heiterkeit, zeigte ſich auch ſeine Stirn verdüſtert von Mißmuth und Sorge, als er mit ſchneller Prüfung Bonaparte's Mienen ſtreifte.

„Du weißt es alſo ſchon?" fragte er, ſich in einen Lehnſtuhl, dem Conſul gegenüber, werfend. „Meine Frau iſt ſchon hier geweſen?"

„Deine Frau — hier?" entgegnete Bonaparte verwundert. „Ich habe ſie nicht geſehen. Was wollte meine Schweſter von mir? Was ſoll ich ſchon wiſſen?"

Murat beſann, verdrießlich ſich ſtreckend, ſeine ſchönen, wohlgepflegten Hände, die ſein Zeugniß ſeiner niederländiſchen Abkunft gaben, von den Handſchuhen und ſagte langſam: „Daß eine neue Verſchwörung im Gange iſt! Sowie du dich für die Annahme der Kaiſerwürde erklärſt, will man die Bourbons wieder auf den Thron rufen."

Bonaparte lächelte verächtlich. „Schattenbilder ſchrecken mich nicht! Wer wird als Anſtifter dieſer Komödie genannt?"

„Pichegru" entgegnete Murat lakoniſch.

Als hätte eine kalte Hand ihn berühret, ſo zuckte Bonaparte zuſammen. Er faßte ſich jedoch ſogleich wieder und antwortete leichthin: „Schlimmer wäre die Sache, wenn man Moreau dabei genannt hätte. Pichegru iſt weit genug von Paris entfernt, um unſchädlich zu ſein."

„Vielleicht nicht ſo weit wie du denkſt", antwortete Murat ſo lakoniſch wie vorhin. „Moreau haſt du bei Verſchwörungen nicht zu fürchten, denn er hat es deutlich und laut ausgeſprochen, daß er Verſchwörungen gegen dich für unnöthig halte, da du dich früh genug ſelbſt vernichten würdeſt. Jeder deiner jetzigen unüberlegten Uebergriffe ſei eine eigene Verſchwörung gegen dich ſelbſt, die dir den Untergang deiner Macht prophezeie."

Bonaparte hatte aufmerkſam den Worten ſeines Schwagers gelauſcht. Dann ſtand er auf und ging ſchweigend, aber mit immer feſtern und härtern Schritten mehrmals im Zimmer auf und ab. Er ließ die Schärfe und das Demüthigende dieſes Urtheils erſt in ſich ausklingen, bevor er mit

emphatischer Zuversicht erwiderte: „Wir wollen sehen!“

Es entstand eine Pause, in welcher Bonaparte seine Entschlüsse ordnete und Murat phantastisch-hochfahrende Königspläne entwarf, die ihm alle geglückt sind.

Bonaparte raffte sich zuerst aus seinem Nachdenken auf. „Ich will die Stimme des Volks hören“, sagte er mit ruhiger Würde. „Sorge dafür, daß sämmtliche Departements des Reichs aufgefodert werden, über die Stimmung der Eingesessenen zu berichten und die Willensmeinung des Volks unverhohlen zu erklären.“

Murat erhob sich. Ein leichtes Lächeln, das zwischen Ironie und Billigung schwankte, überflog sein Gesicht. „Das wird der beste Weg sein, um endlich deinen Entschluß zur Reife zu bringen“, sprach er. „Der allgemeinen Stimme kannst und darfst du nicht widerstreben. Laß mich nur sorgen!“

Ein leises, schüchternes Klopfen unterbrach ihr Gespräch. Sie wendeten sich gleichzeitig mit bedeutungsvoller Neugierde der Thür zu, denn dies bezeichnende Klopfen verrieth in dem Ankommenden einen jener geheimen Spione, welche die rechte Hand Bonaparte's waren und unter der Benennung „Secretär“ alle möglichen Chargen bekleideten.

„Es ist Jean Jaquet“, flüsterte Murat.

Der Mann trat auch unverzüglich ins Zimmer, eine kleine behende Figur, die sich füglich als halberwachsener Knabe sowie als wohlproportionirte Dame zu präsentiren vermochte.

Den fragenden Blicken seiner beiden Gönner begegnete er zuerst mit einem devoten Gruße, um dann noch näher an sie heranzutreten und flüsternd zu beginnen: „Gnädigster Herr — General Pichegru ist hier.“ Bonaparte sah ihn stutzend an und wendete dann seinen Blick auf Murat, der weniger überrascht schien als er. Während der Zeit referirte Jean Jaquet weiter: „Er ist seit 14 Tagen von England herübergekommen, ist in Gesellschaft George Cadoudal's, Montgaillard's und Jovaut's in Paris eingetroffen und hat mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit versucht, den General Moreau für sein Unternehmen zu gewinnen, die Bourbons wieder auf den Thron von Frankreich zu heben.“

Ein schadenfroher Lächeln zeigte sich auf Bonaparte's Gesicht. „Also Moreau doch mit unter den Verschworenen —!“ rief er. Sein Blick ergänzte Murat den abgebrochenen Satz. Das lieferte endlich diesen gehaßten, gefürchteten und beneideten Mann, der sich einer beispiellosen Volksgunst erfreute, der sie aber auch redlich durch edle Uneigennützigkeit erworben hatte, in seine Hände.

„Wie kommt es, daß ich dies so spät erfahre?“ herrschte er endlich den kleinen Jean Jaquet an. Dieser zog verlegen die Schultern. „Passirt eine solche Nachlässigkeit wieder, sind Sie entlassen!“ Jean Jaquet verschwand. Noch Zorn im Blicke und in der Geberde, wendete sich Bonaparte zu seinem Schwager.

„Pichegru soll sich des Aufenthalts hier nicht lange freuen. Ich werde ein Senatsdecret veranlassen, das bei Todesstrafe verbietet, einem Verbannten Obdach zu gewähren.“

„Dann läuft der gehetzte Hirsch von selbst ins Garn“, meinte Murat lachend.

„Wie fasse ich aber Moreau?“

„Sammle Indicien! Laß ihn beobachten! Greife ihn bei der That!“

„Ohne schlagende Verdachtgründe darf ich nichts gegen ihn wagen. Seine Thätigkeit und seine edle Gesinnung sind ihm ein schützendes Palladium.“

„Mehr aber als Alles schützt ihn die Liebe des Volks“, fügte Murat hinzu, indem er sich entfernte.

Bonaparte versank nach seiner Entfernung wieder in sein dumpfes Brüten; die neuesten Nachrichten waren wenig geeignet, Lichtblicke darein zu werfen, und seine Gedanken kehrten eigenwillig immer zu dem Wunsche zurück, den Mann aus dem Wege räumen zu können, der ihm der größte und mächtigste Stein des Anstoßes war.

Bald darauf öffnete sich, nach dem bekannten leisen Klopfen, abermals die Thür und Jean Jaquet schlüpfte mit strahlenden Augen ins Cabinet, legte, behende und eilig, ein Packet Briefe auf den Tisch und trat bescheiden wieder ins Vorzimmer zurück. Dort hörte er den frohen Ausruf der Ueberraschung von den Lippen des Consuls und er wußte nun ohne weitere Erklärung, daß er wieder zu Gnaden gekommen war. Die Briefe waren von den Verschwörern und der eine derselben trug die Unterschrift: „Jean Victor Moreau.“ Sein Inhalt war hinreichend, um des tapfern, großsinnigen Generals Moreau Freiheit zu gefährden.

III.

Die Ruhe, die Friedlichkeit, die selige Stille des Landhauses in Grosbois wurde gestört. Während das Senatsdecret besprochenermaßen vom Ersten Consul Bonaparte proclamirt und infolge dessen der General Pichegru von Haus zu Haus

zu flüchten gezwungen wurde, ließ der unerbittliche Machthaber den General Moreau unter dem Vorgeben der Staatsverrätherei verhaften und in den Temple bringen.

Moreau verließ in würdiger Faſſung und heiterer Ruhe ſein Haus und ſeine Familie. Er beruhigte ſeine geängſtigte Gattin mit ſeinem Ehrenwort, daß nicht ein Wort von ihm geredet und geſchrieben, nicht ein einziger Schritt von ihm gethan ſei, der ihn einem Richterſpruche zu unterwerfen fähig wäre. Als Françoiſe ihm den Beſuch bei Pichegru ins Gedächtniß zurückrief, entgegnete er lächelnd: „Da hatte mich ja dein Traum ſchon gewarnt, meine Liebe, und die Worte unſers Knaben, daß ich darauf hören müſſe, wenn du von Gewittern träumteſt, ſtanden mit merkwürdiger Bedeutſamkeit beſtändig vor meiner Seele. Sei unbeſorgt! Auch bei dieſer Veranlaſſung habe ich nicht das Mindeſte gethan, was mich verdächtigen könnte. Ich werde mich übrigens perſönlich an Bonaparte wenden und ihm offen erklären, daß man mir freilich glänzende Anerbietungen gemacht, ich aber Alles zurückgewieſen hätte, was ſeine Stellung im Staate hätte gefährden oder verändern können. Wenn man mir zur Laſt legen will, daß ich verpflichtet geweſen ſei, den Angeber zu ſpielen, ſo muß ich dies dem Urtheile der Richter anheimgeben.“

Ganz ſo ſicher, wie Moreau ſich ſeiner Gattin gegenüberſtellte, war er aber nicht. Er verhehlte es ſich nicht, daß er den Erfahrungen gemäß, die noch vom ſchmählichen Ende des Herzogs von Enghien friſch im Gedächtniſſe lebten, der böswilligen Gewalt unterliegen könne, wenn nicht des Volks Gerechtigkeitsſinn, mit dem Enthuſiasmus der Liebe und Bewunderung für ihn verbunden, ſein Leben zu behüten vermöchte.

Moreau hatte ſich in dieſer Vorausſetzung nicht getäuſcht. Bonaparte legte es ſichtlich darauf an, ihn auf legalem Wege zu verderben. Dafür gibt ſchon allein der Senatsbeſchluß Zeugniß, den er in Bezug auf dieſe Unterſuchung zu veranlaſſen wußte. Es wurde die gewöhnliche Form der Geſchworenen aufgehoben und der Angeklagte vor ein Richtercollegium geſtellt, das in ſeinen Functionen als Criminalgericht gebildet war und aus Männern, die meiſt dem Willen des Conſuls unterthänig waren.

Erſt 14 Tage nach Moreau's Verhaftung gelang es, und zwar nur durch Verrath, den General Pichegru gleichfalls zur Haft zu bringen, und nun begann ein ſyſtematiſches Verfolgen des Plans, Moreau zu verdächtigen, um ihn zum Todesurtheil reifzumachen. Moreau erkannte die Abſicht, aber er blieb ruhig. Sein Gewiſſen war vollkommen rein und ſeine Handlungen ſprachen für ihn. Allein, wie oft mag er in den einſamen Stunden ſeiner Haft an den Traum Françoiſens gedacht haben, der ihm Gewitterſtürme und wilde, wüſte Geſtalten mit der Guillotine prophezeit hatte! Seine Ruhe ſollte auch anderweit erſchüttert werden.

Pichegru wurde ins Verhör genommen. Seine Schuld war erwieſen. Er hatte Frankreich verrathen, nachdem er verbannt war. In welcher Abſicht hatte er Paris aufgeſucht? In welcher Abſicht mit George Cadoudal, Montgaillard und Jovaut verhandelt?

Furchtlos, männlich und frei erklärte er ſich als Feind Bonaparte's, deſſen unerſättlicher Ehrgeiz das Vaterland ins Verderben ſtürzen werde, und gab dann ebenſo entſchloſſen zu, daß er geſonnen geweſen ſei, die herrſchende Macht Bonaparte's zu untergraben. Aber er beſtritt mit der Kraft der Wahrheit in Abrede, daß Moreau um ſeine Abſichten gewußt hätte, und erklärte entſchieden die Unſchuld deſſelben. Trotz aller Verhöre, trotz aller Liſten, die man anwandte, um ihn zu fangen und ihm eine ungünſtigere Ausſage in Betreff Moreau's abzulocken, verblieb er ſtreng dabei und betheuerte die Wahrheit ſeiner erſten Erklärungen mit männlichem Ernſte.

Was ſollte man mit ſolch einem Manne, der der Unterſuchung gegen Moreau, vom Standpunkte der Richter aus, mehr Schaden als Nutzen brachte? Was wollte man mit ihm ſich aufhalten? Sein Tod war immerhin ſicher genug und wenn er länger lebte, wenn er fortfuhr mit ſeinen feſten Behauptungen den Mann zu rechtfertigen, auf welchen man es beſonders abgeſehen, was dann?

Eines Morgens war Pichegru todt. Wie er geſtorben? Warum? Die Regierung verkündigte: Pichegru habe ſich, in der Ueberzeugung eines ſchlimmen Ausgangs ſeines Proceſſes, mit einem ſchwarzſeidenen Halstuche erdroſſelt.

Dieſer Tod erſchütterte Moreau und auf das parteiloſeſte Gemüth ſeiner Gattin, die, getrennt von dem Manne, den ſie abgöttiſch liebte, in trübſeliger Stille ihre Tage verlebte und die Stunden erſehnte, wo ſie nach erlangter Erlaubniß ihn ſehen durfte, machte er einen furchtbaren Eindruck.

„Siehſt du, Victor“, flüſterte ſie, als ſie ihm am Tage dieſer That das Ereigniß erzählt hatte und in ſeinen Geſichtszügen den Eindruck derſel-

den las. „Siehst du — Pichegru verlangt mit einem furchtbaren Schrei neben uns!“

Moreau lächelte nicht wie sonst die holde Träumerin an. Eine schwere Thräne rollte über seine Wange. „Mein armes Vaterland“, sprach er leise, ganz leise — „welche Menschenopfer werden diesem Neide, diesem Ehrgeize und dieser Despotie noch fallen müssen, ehe Gottes Gericht erwacht!“

IV.

Bonaparte war Kaiser geworden. Ein neuer Akt seines Lebens begann, wo er unter dem Namen Napoleon auftrat. Die Adressen der Departements hatten seinen Entschluß bestimmt — er war nur den Bitten des Volks gefolgt — ihrem Flehen hatten seine Ansichten weichen müssen, so sprach und schrieb man, und wer es glauben wollte, der glaubte es auch.

Der Mai war während der Zeit ins Land gekommen. Moreau saß noch immer gefangen im Temple. Sein Proceß schlich langsam vorwärts. Man sammelte Indicien, nach Murat's Vorschlage. Man verdächtigte ihn beim Volke, das, berauscht von der feierlichen Proclamation der Kaiserwürde, im neuen Glanze alter Thaten weniger eingedenk war. Der Armee wurde officiell bekannt gemacht, „Moreau's Schuld bestätige sich mit jedem Verhöre mehr“. Aber so fest sich der neue Kaiser auch in seiner Macht fühlte, er wagte es jetzt dennoch ebenso wenig wie als Consul Bonaparte insgeheim das Leben Moreau's anzutasten. Aus verschiedenen Andeutungen leuchtete hervor, daß es eine Partei im Lande gebe, die das Leben des Kaisers abhängig vom Tode des Generals Moreau machen würde.

Was blieb da übrig, als seine Schuld zu vergrößern, seine Worte in Handlungen und Thaten zu übersetzen? Aussagen gegen ihn wurden erzwungen und erkauft. Man kämpfte gleichsam mit der allgemeinen Stimme, die immer wieder in Zweifel zurücksank, wenn es endlich gewiß schien, daß Moreau, der Held des Volks, der echte, edle Republikaner, die Nation verrathen habe. Der Tag der Verurtheilung erschien endlich.

Moreau stand ungebeugt vor den Schranken. Im Gefühl seiner Unschuld sprach er würdevoll, im Bewußtsein seiner Verdienste warm und gefühlvoll vor seinen Richtern. Er bewies, daß er niemals mit den Verschworenen Verkehr gehabt, daß er nur einmal einer Einladung Pichegru's zu Rolland, einem Mitangeklagten, gefolgt sei und damals entschieden jeden weitern Versuch, ihn für die vorgeschlagenen Unternehmungen zu gewinnen, abgewiesen habe. Er erklärte Alles für Lügen, was man ihm nachsage. Pichegru habe auf seine fest ausgesprochene Bitte, sein Haus nie zu betreten, es aufgegeben, ihn für das Unternehmen zu gewinnen. Zeugen dafür seien alle Mitangeklagten, die mit ihm zugleich vor den Schranken ständen. Daß er nicht als Angeber und Verräther aufgetreten sei, könne nicht gesetzlich bestraft werden, denn es gäbe in Frankreich kein Gesetz, das dies geböte. Die aufgefangenen Briefe entbielten übrigens mehr seine Vertheidigung als eine Anklage gegen ihn, denn sie zeigten seinen Abscheu gegen Gewaltstreiche und Volksaufregungen nur allzu deutlich.

Das war Alles wahr, Alles unumstößlich gewiß, aber gab es nicht Bemerkungen, Beleidigungen zu rächen, die unverhohlen eine Verachtung gegen den Machthaber aussprachen?

Sieben der Richter, die befahen, um einen Mann ungerecht zu richten, konnten der Mahnung ihres Gewissens nicht widerstehen; sie sprachen den Angeklagten frei. Fünf aber nannten ihn schuldig.

Er würde somit, der Ordnung nach, gerettet gewesen sein, wenn des neuen Kaisers Wille nicht bekannt und maßgebend geworden wäre. Savary, der Chef der Gendarmerie, und Murat beeilten sich, das Resultat der Sitzung demselben zu Ohr zu bringen, und sie kamen zurück mit der bestimmten Weisung: „Moreau dürfe nicht freigesprochen werden.“

Heller und bestimmter wagte Napoleon seine Befehle nicht zu ertheilen. Die immer lauter werdende Stimmung des Volks, der Soldaten und Offiziere hielt ihn zurück, seinen Wunsch auszusprechen, der am liebsten ein Todesurtheil für den Mann aus der Schicksalsurne hervor hätte gehen sehen, den er haßte.

Moreau durfte also nicht freigesprochen werden als Staatsverräther, obwol er sich von jedem Verdachte einer Staatsverrätherei gereinigt hatte. Die Richter begannen zu wanken und zu schwanken. Nur drei von den sieben zuerst so gewissenhaften Männern blieben fest. Ihre Namen hat uns die Geschichte aufbewahrt: Rigaud, Demeuve und Lecourbe. Sie verharrten trotz aller kaiserlichen Wünsche standhaft bei ihrer ersten Abstimmung für Moreau's Freisprechung und mußten späterhin für ihr Pflichtgefühl büßen.

Die übrigen Richter vereinten sich endlich nach langen Debatten, Moreau zu zwei Jahren Gefangenschaft zu verurtheilen; weshalb, das wußten sie freilich nicht, aber es kam auch nur darauf

an, irgendeine Strafe auszusprechen. Moreau unterwarf sich schweigend diesem Urtheil. Nicht so das Volk, das in Massen vor dem Gerichtshofe versammelt war, um Moreau, den Vater, den Helden, den Wohlthäter zu begrüßen und ihm nach Grosbois zu geleiten, wenn er, freigesprochen, dahin zurückkehren werde. Dies Volk murrte wider das Urtheil.

„Freiheit für Moreau!“ schrieen Tausende von Stimmen. „Freiheit für ihn, keine Haft, keine Strafe für Moreau!“

Murat fürchtete einen Aufstand. Er rief mit Savary seine Anhalten dagegen. Aber Moreau beschwichtigte mit einigen Worten die Menschen, welche ihn zu befreien und zu retten gekommen waren. „Geht nach Hause, meine lieben Kinder“, sprach er zu den Nächststehenden, „geht und glaubt an meine Unschuld! Mein Leben können sie nicht antasten — gut, so wartet, bis sie das wagen, ehe ihr handelt!“ Als Napoleon sah, daß nichts weiter ausgerichtet werden konnte, verfiel er auf den Ausweg, Moreau's Wünschen nachzugeben, die er ihm schon im Anfange der Untersuchung in einem eigenhändigen Schreiben vorgelegt hatte. Er erlaubte ihm jetzt, in freiwilliger Verbannung nach Amerika zu gehen, mit dem Zusatze, ohne des Kaisers Erlaubniß niemals Frankreich wiederzubetreten.

Für sein Vaterland war Moreau mit dieser Verfügung aus den Reihen der Lebenden gestrichen. Savary erhielt Befehl, den Verbannten nach dem Hafen von Cadix abzuführen und ihn von dort auf einem Kriegsschiffe nach Amerika spediren zu lassen.

V.

Die goldene Sonne des Südens lag auf der Bucht Bahia de Puntales und beleuchtete die bunten Flaggen und Wimpel eines Dreimasters, dessen Segel soeben aufgehißt wurden. Stolz wiegte sich das schöne Schiff in den Wellen und es war, als wenn es ungeduldig hinausverlangte ins Meer, wo munitere Delphine es umspielen konnten.

Oben auf dem Deck, an die Brüstung gelehnt, stand einsam ein Mann und schaute, in tiefe Gedanken versenkt, nach der Stadt Cadix hinüber, die sich in malerischer Umordnung mit ihren Bastionen und Forts auf der Erdzunge vor ihm ausbreitete. Es war der General Moreau, der im Begriff stand, Europa, wie es den Anschein hatte, auf ewig zu verlassen. Er hatte Abschied von seinem Vaterlande genommen — er hatte seiner Gattin ein schmerzliches Lebewohl auf Wiedersehen gesagt nun war er fertig zur Reise.

Aber es zuckte dieser Trennungsschmerz noch immer durch sein sonst so starkes Herz und drückte es wund. Seine Gattin wollte ihm folgen, wenn sie erst des Kindes genesen sei, dessen Geburt sie täglich gewärtig sein mußte. Ob sie jedoch, aufgerieben durch Angst und Sorge, nicht mit dem Leben das Dasein dieses kleinen Wesens würde bezahlen müssen? Ein tiefer Seufzer schwellte seine Brust bei diesem Gedanken. Die Abfahrt des Schiffes hatte sich lange verzögert. Es war ein Specialbefehl des Admirals angelangt, der es vor Anker bannte, bis seine Ordre es lösen würde.

Was nutzte dem armen Verbannten diese Frist? Freudlos schlichen die Tage hin, sie reihten sich zu Wochen und er beachtete den Zeitlauf kaum. Die Achtung, mit der man ihm begegnete, die Huldigungen, die ihm von der spanischen Bevölkerung dargebracht wurden, und die Freundschaft, welche der Schiffscommandeur ihm bewies, konnten den Trauerschleier nicht von seiner Seele nehmen. Hinaus ins Meer! Fort in die Weite! Vielleicht würde es dann besser.

Das Gewerk auf dem Schiffe mehrte sich. Die Matrosen schienen eilig. Die Besatzung sammelte sich. Moreau achtete nicht darauf. Er lehnte versunken am Geländer und träumte.

Ein Boot stieß ab vom Ufer. Eine Dame saß darin, ein Knabe und eine Frau, die einen dicht verhüllten Gegenstand hielt und sorgsam beobachtete.

Das Boot flog auf das Schiff zu. Moreau sah es nicht.

Das Boot hielt an der Schiffstreppe. Die Officiere der Besatzung salutirten. Sie wußten, wer in dem Boote saß, sie wußten, wer die Dame war, die in leidenschaftlicher Hast die wankende Treppe erklomm, der Knabe, der muthig folgte, und was die Frau trug, die langsam und bedenklich emporkletterte. Sie wußten es Alle, nur Moreau nicht, der hinaus in die Weite sah und träumte.

Plötzlich legten sich zwei weiche weiße Arme um seinen Hals und eine Kinderstimme rief fröhlich: „Papa, da sind wir und wollen mitfahren!“ Wie Moreau, der starke tapfere Mann, sein Weib und sein Kind anstarrte — welch eine Wonne sein Herz durchrieselte — wie könnten wir das schildern! Sein Dank gegen Gott war ein einziger Blick zu ihm hinauf, dann brach er in Jubel aus. Françoise aber nahm eilig den tief verhüllten Gegenstand aus den Armen ihrer treuen Margot,

riß die Schleier von demselben und flüsterte: „Segne es mit deinem ersten Kusse, du geliebter Mann! — segne es, dies Kind des Schmerzes! Ich habe es Isabelle Espérance en Dieu taufen lassen.“ Und der glückliche Vater preßte seine Lippen auf die rosige Stirn des Kindes.

In diesem Augenblicke setzte sich das Schiff unter dem jauchzenden Ah bei der Bemannung in Bewegung. Bald schwebte es pfeilschnell über die Wogen hinweg und flog dem offenen Meere zu.

„Mein Traum —“ flüsterte mit glücklichem Lächeln die junge Frau, an die Brust des Gatten geschmiegt. „du zogst mich fort, in das Wolkengetümmel hinein, bis wir, getragen von einer unsichtbaren Macht, auf einer schönen, sonnig durchstrahlten Flur uns niederlassen konnten!“ Ernst Fritze.

Luis de Camoens.

Von Karl Frenzel.

II.

Das Lissabon, das er erwartete, glänzend und freudenreich, gleich von Siegen wie von Schätzen prangend, wie er es verlassen, fand er nicht wieder. Nicht nur verheerte die Pest bei seiner Ankunft die Stadt und zog durch die einsamen Straßen, vorüber an den Palästen, deren Fenster alle geschlossen waren, an den Kirchen, drin die Todtenglocken läuteten, sondern über ganz Portugal lag es schwer und schwül — eine Wetterwolke. Jener finstere, strenge Katholicismus, der als Rückwirkung der Reformation erst bei der höchsten Geistlichkeit und einigen energischen, schwärmerischen Menschen, wie Ignaz Loncla, Aufnahme und Ausbildung gefunden und sich von ihnen aus durch alle Stände der Gesellschaft, alle Adern des Lebens verbreitet hatte, herrschte auch in Portugal. Er war damals nicht Sache der Einzelnen, der Päpste und Philipp's II. allein, er war die Volkssache der romanischen Nationen; wie das Schwert des ritterlichen Don Juan d'Austria bei Lepanto gegen die Osmanen, hat er die Feder Tasso's und den Pinsel des Domenichino geführt. Wir freilich, die Nachgekommenen, sehen jetzt die Ziele, zu denen er geführt, daß er Spaniens Weltmacht vernichtet und das indische Reich der Portugiesen glücklichern Nebenbuhlern in die Hände gegeben.

Der junge König von Portugal, Dom Sebastian, von dem Jesuiten Luis de Camara erzogen und geleitet, war erfüllt von diesen Anschauungen und Tendenzen. Thaten träumend, überspannt, wollte er mit einem großen Heere nach Indien ziehen, die Heiden unterwerfen und bekehren, dem Alexander zugleich und den Kreuzfahrern nacheifernd. Mit dem macedonischen König vergleicht ihn denn auch Camoens und verheißt ihm das Glück des Achilles. Heimgekehrt, wollte der Dichter endlich den Lohn seiner Arbeit genießen, und von den portugiesischen Großen, die, „rauh und wild, wenig oder nichts von den Gaben der Musen besitzen“, unbeachtet und zurückgestoßen, blieb ihm nichts übrig, als sich und sein Lied dem Fürsten zu Füßen zu legen. In seiner schrankenlosen Hingebung nennt er sich hochbeglückt, wenn ihn der Blick des jungen Königs treffen, sein Wort ihn zu Thaten oder Gesängen begeistern würde. Trotzdem überwiegt allmälig die melancholische Stimmung, dieser so bittere, zornige, gewaltige Geist erliegt den tückischen Schlägen des Geschicks, die alle verwunden, ohne je zu tödten, und aus seinem Gedicht klingt in den letzten Strophen dies Gebrochensein wehmüthig uns an, wie seine Jahre von den Tagen des Sommers sich schon zum kühlen Herbste wenden, wie Gram und Noth ihn bald zum Lethestrom hinabführen werden und Alles, sein Leid und er selbst, in Schlaf und Vergessenheit vergehen wird.

So leicht und sanft aber sollte ihm das Sterben nicht werden. Am 4. September 1571 nahm der König die Widmung seines Gedichts an, 1572 war der Druck vollendet. Eine allgemeine, ungetheilte Begeisterung kam ihm entgegen; noch in demselben Jahre mußte eine zweite Auflage veranstaltet werden und Tasso, der große Poet, rief aus, daß er unter allen Dichtern nur den Camoens fürchte, und in schöner Anerkennung fremden Werthes sagt er in einem Sonett an Vasco de Gama: „Dem guten Luis verdankst du deines Ruhmes besten Theil; weiter als deine Schiffe drang seine Stimme.“ Damit nicht genug; auch das Volk sang seine Verse und die Sage von Dante erneuert sich wieder bei ihm. Eines Tags hört er einen Händler vor seiner Bude mit irdenen Gefäßen einige seiner Strophen verstümmelt vor sich hinsingen; zornig tritt er ein und zerschlägt sein Geschirr: „Du zerstückelst mein Werk, Freund, ich deine Waare, so hat Jeder von uns sein Recht!“ Aber es gibt nichts Unfruchtbareres als den Ruhm, und doch war er das Einzige, was Camoens zutheil ward. Die Belohnung, die ihm der König spendete, bestand in 15 Milreis, etwa 25 Thaler, für jedes Jahr und der Erlaubniß, bei Hofe zu erscheinen. Dafür ein ganzes, reiches Leben, die unvergleichliche Schöpfung

eines Genius'. Ob der Wille des Erziehers des Königs, der, wie man erzählt, Camoens haßte und eine scharfe Stelle der „Lusiaden" gegen „die klug erfahrenen Männer der Wissenschaft, die am Throne sich schmeichelnd neigen und schlecht vom Weizen die Spreu sichten", auf sich bezog, oder die verhängnißvolle Geringschätzung einer fanatischen Religiosität gegen die Werke der Kunst den jungen König zu solcher Behandlung des Dichters bestimmte — gleichviel, es ist ein Blatt mehr in dem Buche von der Undankbarkeit der Könige. Nicht von der ihrigen allein, von der eines ganzen Volks. Wohin Tasso geflüchtet, mit offenen Armen hat man ihn überall aufgenommen, mit Kränzen und Ehren überschüttet; dem verhungernden Cervantes hat der Graf von Lemos seine hülfreiche Hand entgegengestreckt, von Camoens aber, in unbegreiflicher Verkennung und Theilnahmlosigkeit, wandte sich Jeder ab, von den vornehmen Geschlechtern und Herren, die sein melodisches Wort gefeiert, bis zu den Niedrigsten hinab. Da ist es denn die rührende Treue seines indischen Sklaven gewesen, welche den Dichter erhielt. Jene ärmliche Summe konnte seinen Lebensunterhalt nicht bestreiten, noch weniger ihm den Besuch des Hofs möglich machen. In der Abenddämmerung, des Nachts schlich darum der treue Jau, wie Camoens ihn nannte, durch die Straßen der Hauptstadt und sprach die Vorübergehenden demüthig um Almosen an. Seine Bitte, seine Mienen rührten die Meisten; oft kehrte er reich beschenkt mit Kupfermünzen zu seinem Gebieter zurück.

Der lebte nun verschollen auf einer ärmlichen Kammer bei dem Kloster San-Domingo's, Niemand sah ihn mehr an seiner Tafel. Gebeugt, getäuscht in allen Hoffnungen, was sollten ihm noch Lobsprüche? Was war ihm der Glanz der Welt, das Leben? Er hatte den Kelch bis auf die Hefe geleert, er brauchte nur noch ein Grab. Die Mönche des Klosters trafen ihn zuweilen durch ihre Kreuzgänge wandelnd, das Gesicht am Boden, in tiefen Gedanken, oder in ihren Hörsälen, wenn ein berühmter Redner Vorträge über Moraltheologie hielt. Diese Lehren, die Hinweisung auf ein seliges Jenseits trösteten und erhoben ihn sehr und beim Hinausgehen sprach er oft mit den Gelehrtesten unter ihnen über die Ansichten und Worte des Redners. Wenn dann die Vergangenheit doch noch an seine Thür klopfte, ward er unwillig, wie an jenem Tage, als Rui Dias da Camara auf sein Zimmer kam und klagte, daß ihm Camoens vor manchem Jahre eine Uebersetzung der Bußpsalmen versprochen und noch nicht berichtigt habe. „Ihr seid ja ein großer Dichter", sagte der Edelmann zuletzt. „Nicht mehr!" fuhr ihn Camoens an. „Als ich Euch jenes Versprechen gab, da war ich's, in Gunst bei Rittern und Damen, selber jung und muthig. Das ist vorbei, mein Geist erliegt unter Qualen und Trostlosigkeit. Hier steht mein armer Jau und bittet mich vergeblich um zwei Kupferstücke, Kohlen dafür einzukaufen."

Genug, Luis de Camoens, des Leides und der Klage! Von den Stufen der Kirche Unserer lieben Frau sahst du die glänzendste, zahlreichste Flotte, die Portugal jemals ausgerüstet, in das Meer stechen, eine geschmückte, prunkende Ritterschaft, mit dem Könige die Blüte des Reichs, gen Afrika segeln unter Trompetengeschmetter und Flaggenrauschen. Eine Herrlichkeit, die wie eine Schaumblase zerplatzte! Nach kurzer Frist kam die Nachricht, daß Mies Heer und Dom Sebastian auf der Ebene von Alkassar den Schwertern der Mauren erlegen sei. Es war zu Ende mit Portugal und Camoens. Mit dem Tode des hinfälligen Cardinals Henriquez mußte das burgundische Königshaus erlöschen und das Land an Spanien fallen. Wahrlich, dies Portugal hatte sich sein Verdienst um den Dichter erworben, daß sein Herz bei seinem Untergang zerbrach! Aber in diesem Manne hatten Gefühle und Geschicke eine hohe Idealität. Des königlichen Gnadengehalts beraubt, ging er in das Hospital, von einer letzten Krankheit ergriffen. Hier schrieb er: „Wer hörte jemals sagen, daß auf einem solch kleinen Schauplatze, wie der meines elenden Lagers, das Schicksal so große Unglücksfälle heraufführen würde? Und ich, mit ihnen nicht zufrieden, vermehre sie durch meine Klage und mein Ringen darüber! Ach, muß es nicht als thörichte Anmaßung erscheinen, gegen solch schwere Schläge nur den Versuch des Widerstandes wagen zu wollen?" So starb er 1579, er war erst 55 Jahre alt. „nicht allein in dem Vaterlande, sondern auch mit ihm", hatte er kurz vor seinem Verscheiden gesagt. Auf den Grabstein, den 16 Jahre später Dom Gonçalo Coutinho über seinem Grabe an der linken Seite der Pforte im Kloster der Nonnen des heiligen Franciscus von Santa-Anna errichtete, schrieb er die einfachen, melancholischen Worte: „Hier liegt Luis de Camoens, unter den Dichtern seiner Zeit der erste; arm lebte er und elend und starb auch so."

Stand auch so' Trotz aller Lorbeerkränze, Sonette und Oden zu seines Namens Ehren, ein armer, verlassener, beklagenswerther Sterblicher. Seinem Liede war das Glück günstiger und hat es unter die vornehmsten Denkmale von der dichtenden Kraft des menschlichen Geistes gestellt.

Dies Lied, „Die Lusiaden", feiert die Heldenthaten der Portugiesen, der Söhne des Lusus. Nach der Sage nämlich war es Lusus, der Begleiter des Bachus, der auf der Rückkehr aus Indien an dieser Küste sich niederließ; von ihm stammt das Volk. Nur in diesem Sinne hat das Gedicht eine streng geschlossene Einheit und fügen sich seine lyrischen Ergüsse und Episoden zu einem Ganzen harmonisch zusammen. Die Fahrt des Vasco de Gama von der Ostküste Afrikas nach den indischen Gestaden dient nur als der freilich kostbare Rahmen, der die mannichfaltigsten Scenen und Bilder einschließt. Dort beginnt das Gedicht, wie im Götterstreite zwischen Bachus und Venus der Gott des Weins, für seinen Ruhm fürchtend, vom Himmel niedersteigt und die Mauren von Mozambique gegen die Portugiesen erzürnt, Venus aber ihre Lieblinge vor allen Schlingen bewahrt und sie nach dem gastfreundlichen Hafen von Melinde führt. Es ist der Eingang des Virgil; bei ihm erzählt Aeneas dann in der Burg von Karthago der aufhorchenden Dido Trojas letzten Kampf und seine Flucht; Camoens läßt den Maurenfürsten an den Bord der Schiffe steigen und Gama's Volk und Meerfahrt erkunden. Diesen Geschichten sind die drei folgenden Gesänge gewidmet; sie enthalten die Reimchronik Portugals, die glänzendste und außerordentlichste, die je einem Volke geworden. Die weitere Fahrt unterbricht ein gewaltiger Sturm, aber Venus eilt mit den Nereiden rosenbekränzt den Winden entgegen und beschwichtigt sie mit ihrem Lächeln; sicher kommen die Söhne des Lusus gen Calicut. Wieder sehen die erstaunten Hindus in die flatternden Banner und bunten Tapeten, welche die Kajüten der Schiffe schmücken, Großthaten der Portugiesen gewebt; wieder erneuern sich die Listen und der Haß der Mauren. Die Geschicklichkeit und Entschlossenheit Gama's überwinden alle Hindernisse; der drohenden Ankunft der mächtigen arabischen Flotte entgeht er verständigen Sinnes durch raschen Aufbruch, und Venus zaubert, ihn und seine Begleiter zu belohnen, eine phantastische Liebesinsel in dem Ocean, wo die Nymphen freundlich und liebend die Seefahrer empfangen. Im letzten Gesange zeigt die Fürstin der Insel an der schwebenden Weltkugel Vasco'n die Länder, welche Portugal allmälig im Osten erobern wird, und nennt preisend die Namen der Helden, Pacheco Pereira, den Vertheidiger Cochins, Albuquerque, den Eroberer von Goa und Ormus, eine lange, strahlende Reihe bis zu den Tagen des Camoens herab. Von diesem zauberischen Strande führt endlich der Dichter in einer einzigen Ottave die Seinen nach Lissabon zurück; natürlich, der Inhalt ihrer That und der portugiesischen Geschichte ist erschöpft und, merkwürdig genug, was nachher von diesem Volke durch zwei Jahrhunderte zu melden, ist nichts als Elend, Schande und Verfall.

Wie kleinlich und geringfügig aber erscheint der Stoff dieses Epos gegen die philosophische Bedeutsamkeit der „Göttlichen Komödie", gegen den Reiz und die Fülle des „Befreiten Jerusalem"! Während wir dort von Abenteuer zu Abenteuer geführt werden, ohne jemals die Zinnen der heiligen Stadt aus dem Auge zu verlieren, je zu vergessen, daß dieser bunte Wechsel des Irdischen nur das schillernde Kleid des einen und desselben ewigen Gedankens ist und uns in einem Kreise bedeutender, großartiger oder lieblicher Gestalten bewegen, die uns bald durch ihre Geschicke anziehen, mit ihrer Leidenschaft ergreifen und fortreißen, bald uns durch ihren Schmerz oder Untergang rühren, segeln wir hier auf weitem, uferlosem Meer, zwar von Klippen und Stürmen bedroht, aber nie zerschmettert, niemals schiffbrüchig wie Aeneas, niemals zu Tode betrübt wie Achilles bei der Leiche des Patroklos, in einer Gesellschaft mehr von Schatten als von Lebendigen. In der schlichten Erzählung des Damian de Goes, selbst in der kunstvollern, dem Livius nachahmenden Schilderung des Barros, wie stellt sich da Alles so klar, so lebenswahr vor uns, wie so tüchtige, brave Männer sind diese 148 Seefahrer auf ihren kleinen Schiffen! Wenn aber, wie Camoens dichtet, Götter für und gegen sie zum Kampfe niedersteigen, dann müßten auch Gefahren ihrer warten, die so großer Anstrengungen werth sind, gegen Vasco ein Hektor oder Argante stehen oder von den Küsten ihm ein Medusenhaupt entgegengehalten werden, wie die Dämonen auf den Thürmen es wider Dante wenden. Hier offenbart sich unwiderleglich der Gegensatz zwischen der Geschichte und der Dichtkunst; die eine erfodert die Wahrheit, die andere die Wahrscheinlichkeit. Camoens aber glaubt, in einem wunderlichen Mißverständniß vom Wesen der Poesie befangen, an dieser überlieferten Realität nichts ändern zu dürfen und

wird andererſeits doch von den hergebrachten Formen des Epos gezwungen, einen phantaſtiſchen Himmel darüberzuſpannen. Dieſe Widerſprüche einen ſich nicht, ſie verletzen nur das feinere Gefühl und die Wahrheit der Darſtellung, wenn plötzlich in einer meiſterhaften Beſchreibung des Sturms die roſenbekränzte Venus erſcheint.

Die Phantaſie des Camoens war eine beſchränkte; ſie ſchafft Bilder, aber keine Geſtalten, malt das Gegebene aus ohne viel eigene Erfindung. Denn ſein Olymp iſt der des Virgil, pfeilſchnell wie deſſen Götter fliegen die ſeinigen; ſeine Liebesinſel ſtammt aus Bojardo's und Arioſto's Liedern, die Träume ſeiner Helden, die Weiſſagungen der Nymphe, ſie finden ſich alle vorbildlich in den alten Geſängen. Nur Ein Weſen hat er erfunden — großartig und mächtig, jenen Rieſen Adamaſtor, den Geiſt des Caps, der auf dem Meere Vasco's Schiff anhält und in gewaltiger Rede ihm ſeinen Groll und Fluch entgegenwirft. Dieſer Geiſt des Meeres — er wandelt durch ſein Gedicht, er macht es unſterblich. Wer weiß jetzt noch von den portugieſiſchen Königen des Mittelalters, ihren Maurenſchlachten, ihren Eroberungen? Was ſind uns ihre Wappenſchilde mit fünf Kronen oder ſieben? Der Tröbel ihrer ganzen indiſchen Herrlichkeit? Andere Männer, andere Geſchichten haben ſie längſt in Schatten und Vergeſſenheit geſtellt, keine heilige Erinnerung macht ſie uns werth, kein großes, welthiſtoriſches Intereſſe knüpft ſich daran. So bleibt den Fremden und den Nachkommen dieſer Theil der „Luſiaden“ unverſtanden und gleichgültig, in glänzenden, klangvollen Verſen ein beſtändiges, ziellos Waffengeklirr, ein Campo-Santo von Todten, die wir nicht kennen und deren Namen wir mühſam im Commentar nachleſen. Von all den Schatten iſt uns nur einer lieb und vertraut, Ines de Caſtro, die Dame „mit dem Silbernacken“, durch ihre Schönheit, ihre Leidenſchaft, ihren tragiſchen Tod. Die Stelle, wo ſie flüchtig in der Erzählung Gama's vorüberſchwebt, iſt die einzige der „Luſiaden“, wo die Liebe ſpricht oder ſeufzt vielmehr; es iſt nur wie ein Hauch, wie ein Ahnen Amor's, als er leis weinend von der Pfyche ſchied. Denn dem ſtrengen Sinne des Camoens hieß es an Portugals Glorie frevein, wenn man ſolche Leidenſchaft in ſein Ruhmeslied verflechten wollte; hatte er ſo ganz Andromache und Penelope und die Klage der Dido vergeſſen? Kaum, aber er gibt nur eine Chronik, die mit all ihrem poetiſchen Schmuck und Schwung vergeſſen ſein würde, da ſelbſt der ſie beſeelende Gedanke einſeitig und beſchränkt iſt — wenn nicht Meeresduft und Sturmrauſchen dadurch wehten, ſo wie ſie nie wieder geſchildert worden, keines Malers Farbe ſie auszudrücken verſtanden.

Und noch eins — nach der „Göttlichen Komödie“ des Dante gibt es kein epiſches Gedicht, worin der Dichter ſich ſo oft und vielfach ſelbſt vorführte, mehr ſein eigenes Geſchick erzählte, ſeine Liebe und ſeinen Haß offenbarte, als dieſe „Luſiaden“. Als ob er eins wäre mit dieſem undankbaren Vaterlande! Dieſe glühende Liebe, dieſe Großherzigkeit der Geſinnung, dies ritterliche, für alles Schöne ſchlagende, begeiſterungsfreudige Herz brennen wie lodernde, nie verlöſchende Fackeln aus dieſen Verſen; nicht der erhabenſte noch der tiefſte oder leidenſchaftlichſte Dichter, der ritterlichſte hat ſie niedergeſchrieben. In den Betrachtungen, die jeden ſeiner zehn Geſänge beſchließen, gewinnt ſein Gedanke jedesmal die höchſte Kraft, die umfaſſendſte Bedeutung, ſein Ausdruck an Rundung und Harmonie; hier liegt ſeine Seele offen für alle Zeiten dar und wenn ſein Gedicht ſich zunächſt nur an ein kleines Volk wendet, ihm und ſeiner Geſchichte eine harmoniſche Sprache gegeben hat, ſo ſind dieſe Worte zu Allen geſprochen, die Worte:

> Es trachte Jeder, Kraft ſich zu gewinnen,
> Kein Herz zu fühlen, das zu großen Thaten,
> Es oder ſie — ſein Werk wird vollgethan.

Ueber das Opiumeſſen und Opiumrauchen.

Von Dr. Rödiger.

II.

In gleich ſchauerlicher Weiſe ſchildert ein anderer Reiſender, T. Lay („The chinese as they are“) die Wirkungen dieſes verderblichen Genuſſes. „Kein Anblick“, ſagt er, „iſt ſo furchtbar als der eines Opiumrauchers! Seine ſchlaffen, verſchrumpften Gliedmaßen, ſein ſchlotternder, ungewiſſer Gang, das fahle Geſicht, die ſchwache Stimme und der todverkündende Glanz des Auges treten ſo grell hervor und machen in ihrer Geſammtwirkung einen ſolchen Eindruck, daß man beim erſten Anblick ihn für das unglücklichſte Geſchöpf auf dem ganzen Erdboden erkennt. Doch“, ſetzt er hinzu, „gehört ein ſolcher Anblick zu den Seltenheiten, weil die Unglücklichen ſich meiſt (wie bei uns zulande die Branntweintrinker) vor den Augen der Welt verbergen.“

Die Nachkommenschaft der Opiumraucher ist schwach, bleibt klein und unansehnlich und altert früh; indeß scheint es, als ob die wohlhabendern Raucher im Betreff des Alters keiner so verderblichen Folge unterworfen wären als die ärmern. Unter jenen finden sich Unverwüstliche, welche trotz ihrer mehr denn dreißigjährigen notorischen Praxis 70 Jahre und darüber alt geworden sind.

Nach dem „Chinese repertory" (April 1837) hat ein chinesischer Maler, Sangua, eine — an Hogarth's treffliche Darstellung des Lebens des Wollüstlings erinnernde — Reihenfolge von sechs Bildern gezeichnet, welche die verderblichen Folgen dieses leider immer mehr umsichgreifenden Genusses schildern. Auf dem ersten Bilde sieht man einen durch des Vaters Tod reich gewordenen jungen Mann im höchsten Ueberfluß, inmitten eines glänzenden Gemachs des Luxus und mit den reichsten Kleidern geschmückt, Opium rauchend. Vor ihm steht eine gold- und silbergefüllte Coffere. — Auf dem zweiten Bilde wälzt sich der Elegant in Sardanapalischen Lüsten. Während er raucht, vernimmt er die Zauberklänge der Musik und ergötzt sich mit seinen Buhlerinnen. — Das dritte Bild zeigt ihn mit hagern, bleichen Zügen, hervorstehenden Schultern und schwärzlicher Gesichtsfarbe im Ruhesessel, die Pfeife im Munde, still vor sich hinbrütend. Neben ihm sitzt seine Frau und härmt . . . weil die Kasse geleert ist. — Auf dem vierten Blatt sind alle seine Güter verkauft, eine zerlumpte Matte und einige nackte Bretter sein Sitz; Frau und Kind darben; jene schleudert im Mißmuth seine Pfeifen zu Boden, worunter er höhnisch lacht. — Auf dem fünften Bilde hat seine Noth den höchsten Gipfel erreicht; er ist der bittersten Armuth verfallen. Dennoch scharrt er seine letzten Pfennige zusammen, um sich von dem Auswurf der Pfeifen Anderer einen vorübergehenden Genuß zu verschaffen. — Auf dem sechsten Bilde endlich ist er der Ausdruck völligster apathischer Stumpfsinnigkeit und tiefster Verworfenheit, während seine Frau und sein Sohn, um nur ihr elendes Leben zu fristen — Seide winden.

Die strengen Edicte des vorigen Kaisers (der jetzige, Hien-Foung, bestieg den Thron bekanntlich im Jahre 1851), der durch heroische Selbstüberwindung aus einem langjährigen Sklaven ein abgesagter Feind und eifriger Vertilger des Opiumrauchens wurde, haben trotz aller angedrohten und auch häufig vollzogenen Todesstrafen den Verbrauch des Opiums nur noch gesteigert; denn ein verbotener Genuß reizt doppelt. Wissen die Chinesen doch, daß die obersten Diener der Gerechtigkeit selbst Opiumesser oder -Raucher sind und der schändlichen Importation des Opiums pflichtvergessen Vorschub leisten. Früher betrug diese gegen 40,000 Kisten. Seit Oeffnung der Häfen und Anstellung der Consuln, die nach §. 12 des Vertrags vom 8. October 1843 verpflichtet sind, den Schmuggel nach Kräften zu verhüten, ist sie — auf 78,000 Kisten jährlich gestiegen! Dazu kommt noch, daß China selbst, trotz des kaiserlichen Verbots, Opium anzubauen, dasselbe in den südlichen Provinzen des unermeßlichen Reichs in großer Menge erzeugt.

Hübsch ist es zu lesen, wie die Opiumhändler unter den englischen Kaufleuten bemüht sind, in Zuschriften an die verschiedenen Blätter für die bekannte Opiummotion Lord Shaftesbury's zu agitiren. Sie schwören hoch und theuer, die Opiumpfeife sei die unschuldigste, unschädlichste Zerstreuung; sie verlängere das Leben, stimme den Geist zur Sanftmuth und stillen Selbstbeschaulichkeit, und berufen sich dabei auf das Zeugniß von Aerzten wie Dr. Madhurst und Sir Benjamin Brodin, wonach das narkotische Kraut viel civilisirender sei als der Branntwein. Engländer pflegten im Alkoholrausch Skandal zu machen, sich an der Polizei zu vergreifen oder ihre Weiber mit ihren Stiefelabsätzen zu beleidigen. Im Opiumrausche aber sei der Mensch außer Stande, etwas Böses zu thun. Nun ja, alle Menschen sind gut und unschädlich, wenn sie schlafen oder todt sind. Doch, bemühen wir uns nicht, den Deductionen der englischen Opiumhändler widerlegend entgegenzutreten; — Mephisto, weiß der günstige Leser, ist kein ärgerer Schalk, als wenn er die Maske der Ehrlichkeit vornimmt. „Gewinn ist gut, woher er auch kommt", ist ein beliebtes Motto der Speculation, und diese zumal sehr einträglich. Denn der Hang zum Opiumrauchen ist in China so allgemein und unwiderstehlich, daß auch der neuerdings eingeführte, ganz übermäßige Zoll nicht das Mindeste gefruchtet hat; ja in Penang ist dadurch die Begier danach nur noch gesteigert und die Zahl der Morde und anderer, infolge der leidigen Einschmuggelung begangenen Verbrechen hat bedeutend zugenommen.

Dennoch meint Johnston, dieses Opiumrauchen sei weniger gefährlich als das Opiumessen. Der Leser hat ein Bild aus China und ein Bild aus der Türkei vor Augen; wird er nach vergleichender Betrachtung derselben Johnston's Meinung

ſein?... Schwerlich. „Das Eine iſt mindeſtens ſo ſchlimm als das Andere", hören wir ſagen. Aber Mancher ſagt das vielleicht mit dem Behagen des Bürgers im „Fauſt", der im ſüßen Gefühl ſicherer Geborgenheit ſonntäglich ruhig es anhört,

Wenn hinten, weit, in der Türkei
Die Völker aufeinanderſchlagen.

Wir ſtimmen ein in ſein „Gottlob, daß die Unſitte fern von uns iſt!" Sie berührt bis heute uns nicht. Aber werden wir auch in Zukunft ſicher davor ſein? In England iſt das Gewitter bereits ſtark im Anzuge. Dr. Heim berichtet (vergl. deſſen „Mediciniſch-chirurgiſche Miscellen aus England") unter der Ueberſchrift „Engliſche Opiumeſſer": „Die unter den Fabrikarbeitern in Manchester allgemein übliche Weiſe, den in England ſo theuern geiſtigen Getränken das Opium zu ſubſtituiren, findet nicht nur in den niedern Claſſen, ſondern auch in den höhern Ständen immer mehr Eingang. Die vornehmſten Damen nehmen gegen Vapeurs und üble Launen ihr Opium. Man treibt es wol bis zu einem oder zwei Quentchen des Tags, ja Viele nehmen jeden Morgen und Abend gegen ein Loth Laudanum. *) Ein bekannter engliſcher Opiumeſſer genoß täglich 320 Gran; ein gelegentliches Abbrechen der Doſis bis auf 40 Gran hatte geiſtiges und körperliches Mißbehagen zur Folge und er mußte wieder zur gewohnten Menge greifen. Eine Frau von noch nicht 30 Jahren hatte fünf Kinder gehabt, deren letztes nach ſeinem Tode Gegenſtand einer gerichtlichen Unterſuchung wurde. Es war fünf Jahre alt, krank ſeit ſeiner Geburt, unvermögend zu gehen und zu ſprechen, ſkeletartig abgemagert und ſeiner Größe und ganzen Eigenthümlichkeit nach anſcheinend kaum fünfwöchig. Auch die andern Kinder waren in ſolchem Zuſtande geſtorben, mit Ausnahme des erſtgebornen, das geſund iſt und nach deſſen Geburt erſt die Mutter nach und nach an täglich 120 Gran Opium ſich gewöhnt hatte." Wie weit das Intereſſe, dieſer Dämon unſers Jahrhunderts, es dort treibt, Menſchenkräfte ſchon im Keime auszunutzen, iſt in dem „Jahrbuche für Pharmacie" u. ſ. w., von Dr. Herberger, unter der Aufſchrift „Methodiſche Vergiftung der Kinder in den engliſchen Schnürbandfabriken" zu leſen. Die Feder ſträubt ſich, es nachzuſchreiben. „Dieſe Fabrikation", lautet der Bericht, „bedarf der beſtändigſten Aufmerkſamkeit; die Arbeiten werden faſt alle mit der Hand gemacht. Dazu verwendet man Mütter mit Kindern in einem Alter von 3—4 Jahren, welche 12—14 Stunden täglich arbeiten. Um dieſe Kleinen in einer beſtändigen gleichmäßigen Thätigkeit zu erhalten, gibt man ihnen eine narkotiſche Mixtur aus Godefroy'ſchem Liquor u. ſ. w., welcher mehr Opium enthält als das Laudanum der „Pharmacopöe". Schon gleich nach der Geburt erhalten die Kinder Laudanum in unvermiſchtem Zuſtande. Ein Apotheker in Nottingham ſoll in einem Jahre mehr als 300 ſolcher Mixturen geliefert haben. Infolge dieſes Verfahrens werden die Kleinen bald blaß, verlieren alle Lebhaftigkeit und werden nach einigen Jahren das Opfer eines ſo wahnſinnigen Régime."

So etwas erlebt man bei uns zulande, Gott ſei Dank, nicht. Glaubt aber der Leſer, in unſerm bedächtigen Deutſchland gäbe es keine Opiumeſſer, ſo irrt er ſich. Einſender ſelbſt hat einen vollendeten Opiophagen gekannt, der keineswegs im Auslande die Unſitte ſich angeeignet. Es war ein blaſirter ...ſcher Edelmann, nicht ohne Geiſt und Kenntniſſe, aber voll der ſeltſamſten Anſichten, Launen und Wunderlichkeiten. Gewohnt, en grand seigneur zu leben, durch Verſchwendung aber mit ſeinen Finanzen brouillirt und deshalb ſchon früh auf die Einſamkeit ſeines ſequeſtrirten Gutes angewieſen, hatte er im Unmuth über ſeine verfehlte Laufbahn Heil geſucht in der Opiumbüchſe. Die Roueries und Ausgelaſſenheiten des Lebens, während ſeiner Lionsepoche aufs ſchmelgeriſchſte gekoſtet, hatten ihn bald überſättigt, des Opiums aber konnte er nicht ſatt werden; — als er ſeine unſelige Leidenſchaft mir vertraute, conſumirte er bereits täglich gegen dritthalb Quentchen Opium, das er von einem entfernten Droguiſten en gros bezog. Den Abgrund, an dem er ſtand und der ihn auch bald darauf verſchlang, kannte er recht gut, aber der 50jährige, ruinirte Hageſtolz war phyſiſch und moraliſch zu ſchlaff, als daß er den Rath, im unverweilt anzutretenden Rückgange die Gabe täglich zu verringern, hätte befolgen können.

Dieſer Fall ſteht nicht vereinzelt da. Im 2. Supplementhefte des IV. Bandes der „Heidelberger klinischen Annalen" erzählt Profeſſor Hartes, daß er drei Individuen kenne, die täglich ein bis vier Quentchen Opium zuſchnehmen, und wer weiter nachforſcht in unſerer mediciniſchen Literatur, wird — wiewol die Opiophagen hier zulande geheime Sünder ſind, die ſelbſt dem Arzte nicht

*) Ein ſtarker flüſſiger Opiumauszug, der in einem Loth 40 Gran Opium enthält.

leicht sich zu erkennen geben — der Beispiele mehre finden. Personen, die mit 60 Tropfen Laudanum — eine Gabe, die gegen zehn Gran Opium enthält — ihre podagrischen Schmerzen betäuben, die sich Schlaf, Gewissensruhe oder Vergessenheit erlittener Unbill dadurch verschaffen oder vielleicht gar — Witz und Phantasie erkaufen möchten, sind auch bei uns so ganz selten nicht.

Der große Haufe aber ist noch frei von der Unsitte; verhüte der Himmel, daß bei dem Streben wider den Branntwein — wie dankenswerth die Bekämpfung des Misbrauchs desselben auch ist — unser Volk nicht dem noch soviel furchtbarern Verderben des orientalischen Reizmittels anheimfalle! Wir wären aus dem Regen in die Traufe gekommen!

Anregungen.

Zur neuesten Geschichte des Judenthums.

Seit die Juden in aller Welt zerstreut sind, gibt es keine Geschichte der Juden mehr, sondern nur noch eine Geschichte des Judenthums, d. h. eine Geschichte der religiösen Entwickelung und der religiösen Parteikämpfe unter den Juden. Die politische Stellung der Juden in den einzelnen Ländern bildet einen integrirenden Theil der Geschichte dieser Länder.

Eine sehr interessante Darstellung dieser religiösen Parteiungen unter den Juden von Mendelssohn bis auf die Gegenwart liegt uns vor in Dr. S. Stern's „Geschichte des Judenthums von Mendelssohn bis auf die Gegenwart, nebst einer einleitenden Uebersicht der ältern Religions- und Culturgeschichte" (Frankfurt am Main, Literarische Anstalt, 1857). Dieses, aus Vorlesungen (gehalten im Winter 1856/57 in Frankfurt am Main) entstandene Werk macht weder Anspruch auf erschöpfende Vollständigkeit noch auf die kalte Objectivität eines streng wissenschaftlichen Geschichtswerks, gibt aber dafür eine Reihe von Bildern, in deren Zeichnung und Colorit die innere Wärme des Verfassers und seine persönliche Betheiligung an den Begebenheiten nicht zu verkennen ist. Der Verfasser ist selbst einer der Geschichtshelden, die in die neueste Entwickelung des Judenthums mit eingegriffen: er erzählt nicht blos Geschichte, sondern hat sie auch mit machen helfen, denn Stern, Nebenstein und Holdheim — so nennt sich das Triumvirat, welches an der Spitze der „Genossenschaft für Reform im Judenthum" steht.

Der Verfasser trat bereits im November 1844 mit Vorlesungen „Ueber die Aufgabe des Judenthums und der Juden in der Gegenwart" auf, die damals eine unerhörte, bis in die höchsten Kreise sich erstreckende Wirkung ausübten, — eine Wirkung, die er bescheiden genug ist, weder seiner Gelehrsamkeit noch der Neuheit seiner Gedanken zuzuschreiben, sondern nur der Zeitstimmung, die in ihnen ihren Ausdruck fand.

Die große weltgeschichtliche Aufgabe des Judenthums ist ihm weder durch das Christenthum, wie dasselbe behauptet, gelöst, noch durch den Abschluß des talmudischen Gesetzes vollbracht; vielmehr hat das Judenthum als solches noch eine lebendige Zukunft. Er überschaut den Entwickelungsgang desselben und findet: Das patriarchalische Judenthum, das in der großartigen Einfachheit seiner religiösen Ideen und seiner sittlichen Lebensgestaltungen schon den Keim für die ganze Zukunft des Judenthums in sich trägt, muß schon in der Familie Jakob's seine Selbstauflösung beginnen, damit das Judenthum sich auf den engen Grenzen der Familie zur nationalen Gestaltung erheben könne; aber die Heiligkeit des Familienbundes, die es begründet, bleibt eine unverlierbare Errungenschaft des Judenthums. Das national-theokratische Judenthum des jüdischen Staats trägt jene Fülle der sittlich-religiösen Lebensgestaltungen in sich, deren ordnendes und heiligendes Gesetz wir in den Mosaischen Lehren und Vorschriften wie in den prophetischen Verkündigungen niedergelegt finden. Auch diese Gestaltung und das Gesetz, dem sie gehorchte, mußte dem Fortschritt des Judenthums in seine weltgeschichtliche Epoche weichen, aber die Gotteserkenntniß, die sie geschaffen, das Sittengesetz, das sie verkündet, wird das Judenthum nimmermehr verlieren, nimmermehr aufgeben.

„Das nationale Judenthum löst sich auf, um zum weltgeschichtlichen zu werden. Das Christenthum bemächtigt sich dieser Aufgabe, aber es entfremdet sich dem Quell, dem es entsprungen, indem es nicht stark genug ist, sich vor den Einflüssen des Heidenthums zu schützen, mit dem es den kühnen, aber ungleichen Kampf begonnen. Vater und Sohn erkennen sich nicht mehr und schließen sich in feindseliger Mißachtung voneinander ab, vielleicht um sich dereinst noch wiederzufinden. Das Judenthum aber hat einen schweren, mehrtausendjährigen Kampf um seine Erhaltung neben dem gewaltigen Wachsthum des feindselig entfremdeten Sohnes zu bestehen, den es nicht als Erben seines heiligen Besitzthums anerkennen kann und darf. Es vermag diesen ungleichen Kampf nur zu bestehen durch ein strenges Zurückziehen in sich selbst, das jede Berührung mit fremden Elementen unmöglich macht; und das ordnende Gesetz für diese Epoche der starren Abschließung vom Leben der Zeit und der Nationen ist — der Talmud."

Der Talmud ist dem Verfasser das Gewebe, in das sich das Judenthum gleich einer Larve verschloß, um während eines langen Winters ein nur nach innen gekehrtes Leben zu führen. Aber es kam die Zeit des Erwachens aus diesem langen Winterschlafe. Der Moment, in dem die Last des äußern Drucks

ſich zu mindern begann, geſtattete dem Juden, ſein Antlitz zu erheben, und er fand ſich in einer fremden Welt, von der er im ſeiner ſelbſtgeſchaffenen Umſchließung nichts gahnt. Das Verlangen nach einem Antheil an dieſer Welt erwacht in ihm und damit hat das talmudiſche Zeitalter ein Ende; es beginnt eine neue Lebensepoche in der Geſchichte des Judenthums, die des Zwieſpalts zwiſchen Religion und Leben, der Parteikämpfe der Gemeinden und der Rabbiner, der Gegenſatz zwiſchen Laienthum und Rabbinerthum kommt zur Entfaltung. Dieſen Zwieſpalt zu löſen, wird nach dem Verfaſſer nicht möglich ſein, ſolange die Religion nur noch als eine Religion der Vergangenheit und nicht auch der lebendigen Gegenwart aufgefaßt wird.

Auf Grund dieſer in den Vorleſungen von 1844—45 ausgeſprochenen Gedanken über die Aufgabe des Judenthums vereinigten ſich damals Gleichgeſinnte. Es wurden von einer gewählten Commiſſion: Nebenius, Simſon und Stern, ein „Aufruf an unſere deutſchen Glaubensbrüder" verfaßt, aus dem die Tendenzen der neuen Vereinigung zu erkennen waren. Der Aufruf und die Beſtrebungen der Männer, die ihn erlaſſen hatten, weckten nicht nur in Berlin, ſondern in ganz Deutſchland die lebhafteſte Theilnahme und freudigſte Zuſtimmung. Jedoch nur für Berlin machte der Aufruf ſeine einigende und geſtaltende Kraft geltend. Die „Genoſſenſchaft für Reform im Judenthum" wurde zur „Berliner Reformgemeinde". Die Verbindung mit ſogenannten auswärtigen Genoſſenſchaften führte nur in Beſth zur Einführung des berliner Gottesdienſtes, ſonſt aber nirgends zu ähnlichen Schöpfungen.

Dennoch gibt der Verfaſſer ſeine Hoffnungen nicht auf, daß, was im Bewußtſein vollbracht iſt, ſich auch im Leben vollbringen wird.

Solcher Glaube und ſolches Vertrauen iſt achtungswerth. Aber es will uns ſcheinen, daß es ſich mit dem Reformjudenthum ähnlich verhält wie mit dem chriſtlichen Freigemeinderthum. Und ſo problematiſch es iſt, ob das Freigemeinderthum jemals die gemeinſame Religion aller Chriſten werden wird, ebenſo problematiſch iſt es, ob jemals alle Juden in das Reformjudenthum eintreten werden. Es iſt eine Täuſchung, ein Wahn, auf eine ſogenannte Weltreligion in dem Sinne zu hoffen, daß einſt alle Verſchiedenheit der Glaubensrichtungen und der Glaubensſtufen aufhören und ein gleichartiger Glaube bei allen Völkern herrſchen wird.

Briefe aus Manchester.

Mittheilungen eines deutſchen Malers.

III.

Meinem frühern Verſprechen gemäß komme ich noch einmal auf die Werke der Niederländiſchen und Holländiſchen Schule zurück, und ich kann auch jetzt, nach längerer und wiederholter Betrachtung, meinen erſten Ausſpruch nur wiederholen, daß ſie in der That das Bedeutendſte und Werthvollſte der ganzen Ausſtellung enthalten.

Freilich ſind es nur Bildniſſe erſten Ranges, welche die Wagſchale ſo zum Nachtheil der Italiener ſinken machen; denn auch hier beſtätigt ſich wieder, daß Flamänder und Holländer niemals in der idealen Hiſtorienmalerei den Standpunkt erreicht haben, den ihre größern Meiſter in der Bildnißmalerei behaupten. Dazu kommt, daß van Dyck gerade in England ſowol ſeiner beſten Bildniſſe gemalt hat, wo ein glänzender Hof und ein Monarch, welcher den Künſtler perſönlich liebte, ihm Gelegenheit gab, ſeine eben in höchſter Blüte ſtehende künſtleriſche Kraft zu zeigen. Aber der Künſtler muß auch den unglücklichen und liebenswürdigen Karl I. gemalt haben, denn ein Bild, wie das ſchon früher von mir angeführte des Königs zu Pferde, welches Adel und Anmuth in jedem Zuge athmet, kann nur mit der vollſten Begeiſterung des Herzens für den Gegenſtand gemalt werden. Der König ohne Kopf und unbedeckten Hauptes auf einem weißen Pferde, das dem Beſchauer langſam entgegenſchreitet und auf dem hohen Portal des Schloſſes hervorzukommen ſcheint, durch welches man einen Theil des leichtbewölkten Himmels über dem Haupte des Reiters ſieht. Der Ausdruck des Kopfes iſt unbeſchreiblich ſchön und ſeelenvoll, in jener milden Melancholie, welche auch die übrigen Bildniſſe Karl's I. von van Dyck zeigen. In der Rechten hält er den Commandoſtab, welchen er auf den Sattelbogen ſtützt. Er reitet, bis auf die halben Schenkel gerüſtet, mit hohen hellfarbigen Reitſtiefeln kramm im Steigbügel. Zu ſeiner Linken ſchreitet der Lord Stallmeiſter, der das Roß am Zügel führt und mit dem lebensvollſten Ausdruck der leidenden Sorglichkeit eines alten Dieners zu ſeinem Herrn hinaufblickt, deſſen Helm er im Arm trägt. Das iſt freilich Alles, was ſich mit Worten von dem herrlichen Werke ſagen läßt, deſſen gewaltige Dimenſionen ſchon einen wahrhaft erhabenen Eindruck machen. Wie aber vermöchte man jenen harmoniſchen Zauber der zarten Farbentöne zu ſchildern, welcher gerade dieſem Meiſter ſo eigenthümlich iſt. Wenn der Blick von dem herrlichen Kopfe des Königs über die ſchöne Geſtalt herabgleitet, wird er, in der Mitte des ganzen Bildes etwa, ganz beſonders gefeſſelt von einem Farbencontraſt, welchen der prachtvolle roth und goldgeſtickte Sattel, die glänzende Rüſtung des Schenkels, das leuchtende Weiß des Schimmels und die zarte Lederfarbe der Stiefeln in einer Weiſe bilden, die vielleicht nur das Auge des Malers bewußt zu würdigen verſteht, während ihr Zauber ſicher auf jedes für Farbenſchönheit empfängliche Gemüth wirkt.

Aber nicht blos Könige hat van Dyck trefflich gemalt, und wie viel dies ſagen will, erkennt man recht an dem lebensgroßen Bildniß Peter's des Großen von dem berühmten Kneller. Man kann nichts Dürftigeres ſehen als dieſen Peter, bis an die Zähne gerüſtet, welcher freilich auch beſſer irgendwo anders als gerade neben van Dyck's Karl gehangen hätte

Aber das Auge durfte nicht weit suchen, um den würdigsten Ruhepunkt zu finden auf dem Bildniß des berühmten Thiermalers Franz Snyders, welchen sein Freund van Dyck mit nicht weniger Enthusiasmus auf die Leinwand gezaubert hat als den geliebten König. Das ist sonst eine Redensart, aber bei diesem Bilde darf man sie in ihrer „vermegensten Bedeutung“ brauchen. Dieser einzige, bloße, geistvolle Kopf, mit der zartesten und liebevollsten Durchführung und einer Energie der Lichtwirkung, welche auf die ganze Breite des Saales noch schlagend wirkt, läßt freilich noch weit mehr als einen geschickten Thiermaler vermuthen, wäre die Persönlichkeit nicht authentisch festgestellt. Die Figur lehnt sich leicht an einen hohen Sessel, über welchem der schwarze Mantel malerisch hingeworfen ist. Die feinen schlanken Hände sind unvergleichlich schön und natürlich zusammengestellt, wenngleich entweder von Haus aus nicht so vortrefflich vollendet als der Kopf oder durch spätere Unbill beeinträchtigt. Dies Bild ist eine Welt von poetischer, psychologischer und physiognomischer Bedeutung, welche in Hunderten von sogenannten Historienbildern nicht zum geringsten Theil zu solcher Anschauung kommt. Ein Menschenbildniß im wahrsten Sinne des Worts, unmittelbar darum erinnernd, daß Gott den Menschen zu seinem Ebenbilde schuf. Das Gegenstück, Snyders' Frau, ebenfalls in halber Figur, so schön es ist, kann doch an geistiger Tiefe und Bedeutung mit dem ersten nicht verglichen werden. Schon den Hintergrund dieses Bildes kommt ich nie ohne die größte Bewunderung betrachten, so geschickt ist der anscheinend kunstlose dunkle Vorhang gewendet, daß gerade noch das richtige Maß von Luft hinter dem Kopfe den frischen Gegensatz gegen das dunkle Haar bildet, während die dunklen Falten auf der andern Seite die helle Carnation aufs kräftigste unterstützen. Wie bewundert aber auch Snyders dem van Dyck gewesen sein müsse, beweist das ebenfalls hier vorhandene Bild, welches denselben in einer Gruppe mit Frau und Kind vorstellt. Leider hing es zu hoch, um mehr als die schöne Composition und die Lebendigkeit der ganzen Auffassung bewundern zu können.

Noch ein Bild des Van Dyck darf neben den obengenannten beiden Juwelen nicht unangeführt bleiben. Die Gruppe der beiden Töchter Killigrew und Carew in halben Figuren. Der Erste sitzt, den Kopf nachdenkend in die Hand gestützt, und hört dem Freunde aufmerksam zu, welcher ihm eine seiner Poesien vorzulesen scheint. Ein schöner Mann mit langen blonden Locken und hellen Augen, eine unvergeßliche Physiognomie, gegen welchen der andere, im Profil gesehen, mehr den Eindruck einer praktischen als poetischen Natur macht. Offenbar ist aber auch der Erste mit entschiedener Vorliebe von dem Maler behandelt worden, der sich selbst bis auf das gewählte Costüm und die schönen Hände erstreckt. Was hätte ich nicht noch von den herrlichen Bildnissen van Dyck's in der Hertford-Galerie, Lord und seine Frau in ganzer Figur, zu sagen, wenn ich nicht noch so manches Andere aus dieser Schule anführen müßte, was nicht übergangen werden darf. Und diesmal darf man wol den Meister erst nach dem Schüler nennen, denn so schön die beiden Bildnisse von Rubens (er selbst und seine Frau) sind, mit den eben angeführten von van Dyck halten sie den Vergleich, meines Erachtens, nicht vollständig aus. Die Carnation erscheint wol noch blühender und die Farbe gesättigter, aber die geistige Tiefe der Auffassung steht in diesen beiden Werken hinter der Auffassung seines großen Schülers zurück. Ein treffliches Bildniß von Franz Hals, ein Mann von derbem Kaliber in schönem Costüm, den man als den Admiral Ruyter bezeichnet (ob mit Recht?), verdient hohe Anerkennung.

Aber Keiner behauptet sich neben van Dyck als Rembrandt. Das Bild Pellicorne's und seiner Frau in ganzen Figuren, halbe Lebensgröße, ist so eigenthümlich verschieden von dem Werke des großen Flamänders wie der Holländer überhaupt vom Belgier. Diese gesunde, ungeschminkte und doch so poetische Auffassung, diese rücksichtslose Kraft der Farbe, welche Schwarz so schwarz und Weiß so lebendig weiß und nicht kreidig wiedergibt, ist nur Rembrandt und seinen besten Schülern eigen. Schöne Köpfe in großer Anzahl und noch einmal Pellicorne und seine Frau in zwei getrennten Bildern der Hertford-Galerie, jedes von Beiden mit einem Kinde, repräsentiren den Meister aufs trefflichste. Ein sonst seltener Meister, Spanier von Geburt, aber in Belgien gebildet, Antonis de Moro, ist hier in einer Weise vertreten wie nirgends anders. Sein eigenes Bildniß mit mehren andern sind Arbeiten von höchstem Werthe, denen sich die Werke des Franz Pourbus in verwandter Weise anschließen. Unter den Schülern des Rembrandt zeichnet sich der in Dresden auch als Historienmaler so reich vertretene Ferdinand Bol durch vortreffliche Bildnisse aus.

Wahrnehmungen.

Wie rechthaberischen Menschen umzugehen ist schon an sich eine Plage, in der Ehe ganz unmöglich.

* * *

Die meisten unserer Fehler erkennen und sagen wir erst dann ab, wenn wir sie an Andern entdeckt haben.

* * *

All unser späteres Leben ist die Rectification irgendeines Irrthums, den wir in unserer Jugend begingen.

* * *

Wo von der Fülle des Glanzes und dem Zauber des Unerwarteten deine Augen geblendet sind, mußt du mit dem Herzen sehen.

* * *

Weß das Herz voll ist — schweige der Mund!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Zweiter Band. **Nr. 52.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Auch ein Virtuose.

Eine Jugenderinnerung.

Warum man Dies oder Jenes nicht geworden, ist nicht so leicht zu wissen, wie Mancher glauben mag. So ist es richtig, daß ich weder ein Mozart noch ein Mendelssohn bin, ja, daß ich kaum eine Violine streichen, noch viel weniger ein Klavier schlagen kann. Warum dies aber geschehen oder vielmehr nicht geschehen — das ist auch eine — für mich „große Wirkung aus kleinen Ursachen".

Meiner Aeltern Haushalt war klein; wir lebten nur von einem sehr mäßigen Vermögen, das uns vor der musikalischen Krankheit, welche in den Tagen meiner Kindheit vorzugsweise heftig in meiner Vaterstadt Alle angefacht hatte, lange Zeit bewahrte. Doch eines schönen Tags trat mein Vater mit freudestrahlendem Gesicht in die Stube, den Mantel sorgfältig zusammenschließend, um etwas zu verbergen, womit er mich freudig zu überraschen glaubte. Ich heftete meinen Blick fest auf den verborgenen Gegenstand. „Rathe, was ich dir mitbringe, Junge!" rief mein Vater endlich. Ich rieth auf alles Mögliche aus dem Pflanzen- und Thierreiche, was genießbar und ungenießbar ist, nur nicht auf Das, was es wirklich war, auf eine Violine. Daß es eine cremoneser gewesen, will ich nicht behaupten, obgleich mich verschiedene Umstände zu der Vermuthung hätten drängen können.

Mein Entzücken war lange nicht so groß, wie mein Vater zu erwarten schien. Ich griff freilich zwei, drei mal hastig in die Saiten und freute mich über ihren Silberklang, bald aber stieg eine finstere Ahnung in meiner Seele auf, die alles Wohlbehagen verscheuchte. Ich sah im Geiste schon den grämlichen, an Nerven und Gehirn überspannten Musiklehrer, welcher mir Verständniß und Gefühl für die neue Kunst eröffnen sollte; ich zählte mit muthig im voraus die schönen Stunden, die man meinen glücklichen Spielen abziehen würde, um bestenfalls einen musikalischen Stümper aus mir zu machen.

So saß ich niedergeschlagen in der einen Ecke des Sophas, als eine merkwürdige Erscheinung in die Stube trat, ein Mann, aus dem ich beim ersten Anblick trotz aller lebhaften Knabenphantasie nichts zu machen wußte; ein Mann, wie er mir bis dahin eben noch nicht vorgekommen war. Er war weder gut noch schlecht gekleidet, sondern durchaus mittelmäßig. Seinen Rock schien freilich schon Jemand vor ihm getragen zu haben und doch saß ihm im Ganzen Alles wie angegossen. Seinen Hut konnte ein strenger Richter vielleicht „schäbig" nennen; doch stieg er keineswegs ab und ich lernte da erst begreifen, warum auch vernünftige Leute nicht gern einen neuen Hut tragen. Die Art, wie er ihn trug, war absonderlich, doch angenehm, noch bei weitem mehr gefiel mir die Form desselben.

Sein Schritt war hastig, seine Bewegungen leidenschaftlich; mit der einen Hand zupfte er unaufhörlich an seinen Rockflügeln herum, als wollte er eben eine Phantasie über irgendein beliebiges Thema ins Werk setzen, mit der andern brachte

er heftig an einem ſchon ſchwankenden Rockknopf, ſodaß ich fürchtete, er müſſe jeden Augenblick losſpringen.

Nachdem ihn mein Vater freundſchaftlich begrüßt hatte, warf der Mann ſich in Poſitur, wie man ſagt, ſchritt feierlich auf mich zu, legte ſeine rechte Hand auf meinen Kopf, bog ihn etwas rückwärts und ſchaute mir ſcharf ins Geſicht. „Hat ein träumeriſches Auge", ſagte er endlich, mit dem Kopf nickend, „wird geben mit der Muſik, will ſehen, was ſich machen läßt." Nun wußte ich endlich, daß ich einen Virtuoſen vor mir hatte, denn kaum verſtand er Deutſch und glaubte, wie alle Seinesgleichen, nur in Gefühlen ſchwelgen und ſprechen zu dürfen. Soviel wußte ich vorderhand; doch bildete ich mir damals noch nicht ein, daß ich den Mann bald liebgewinnen, bald aber auch auf eine rathſelhafte Weiſe ganz wieder aus den Augen verlieren ſollte.

„Wollen beginnen", ſagte er bedeutend, nachdem er noch einige Worte mit meinem Vater gewechſelt, die ich nicht verſtand. Mein Vater entfernte ſich. Mein Lehrer ergriff die Violine, ſtrich wie nachläſſig ein und ein anderes mal darauf hin und her, als wolle er ihren Ton prüfen, dann aber ſpielte er, daß mir das Herz im Leibe hüpfte, und ſpielte unaufhörlich fort, bis die Stunde zu Ende war, ohne mir auch nur einen Handgriff zu zeigen.

Als er endlich das Inſtrument beiſeite legte, ſah er mir wieder ſcharf in die Augen und frug mich, was ich werden wollte. Ich antwortete, wie es auch wirklich der Fall war: das wiſſe ich noch nicht. Er entfernte ſich und kam zur feſtgeſetzten Zeit, um mir die zweite Stunde zu geben. Jetzt erſt begann der eigentliche Unterricht. Er verſtand es in Wahrheit, mir alles Erforderliche ſo deutlich zu zeigen und darzuſtellen, daß ich binnen kurzer Zeit bedeutende Fortſchritte machte. Mein Vater, der Alles unrichtiger- und unbilligerweiſe meinem Talent und meinem Fleiß beimaß, war ſehr erfreut über mich; wenn ich aber auf die Verdienſte meines Lehrers zu ſprechen kam, auf ſeine Liebenswürdigkeit im nähern Umgang und ſeine Geſchicklichkeit, dann wich er aus und ſagte kurz: „Lerne von ihm Violinſpielen, ſonſt aber laß ihn gehen! Er iſt ein heruntergekommenes Genie."

Das ärgerte mich faſt von meinem Vater, wenn ich auch nicht offen zu widerſprechen wagte. Ich glaubte auch zu bemerken, daß man von jetzt ab unſere Stunden und noch mehr unſern Umgang zu beobachten anfing. Jemehr aber andern Leuten daran lag, uns zu trennen, um ſo inniger ſchloß ich mich an den Gegenſtand ihrer Abneigung an, denn ich konnte nichts Böſes an ihm wahrnehmen.

Ich mochte etwa drei Vierteljahre ſeinen Unterricht genoſſen haben, als mein Lehrer dieſelbe Frage, welche er nach der erſten Stunde an mich gerichtet hatte, wiederholte. Ich blickte zu ihm auf und mit einer gewiſſen Befangenheit, als fürchtete ich, von ihm geſcholten zu werden, ſagte ich leiſe, damit es Niemand außer ihm hören ſollte: „Ich möchte ein tüchtiger Muſiker werden."

„Entſetzlich!" rief der Virtuoſe, indem er vom Stuhl auffuhr und ſeinen Arm um meine Seite ſchlang, „wer hat dir den Gedanken eingegeben?"

„Nur Sie und Ihr Spiel", fuhr ich ſchmeichelnd in der Hoffnung, ihn zu beruhigen, fort. „Ich habe ſchon oft Muſik gehört, aber erſt ſeit ich mit Ihren Ohren höre, bin ich im Stande, ſie auch zu fühlen."

Bei dieſen Worten ließ mein Lehrer mich plötzlich los; dann faßte er krampfhaft wiederum meine Hand, drückte ſie gegen ſeine Bruſt und mit einem Blick, den ich nie vergeſſen werde, ſagte er: „Sieh' mich an, was ich bin; höre auf die Leute, was ſie von mir ſagen, und dann wage es, das tolle Wort noch einmal auszuſprechen!"

Ich wagte es nicht. Ich war erſchüttert und bemerkte kaum, daß mein Lehrer ſich einige Thränen aus den Augen wiſchte; ich ſaß wie niedergedonnert da. „Ich habe dich erſchreckt", fuhr er darauf bald lächelnd fort, „du haſt mich nicht verſtanden. Sei ruhig, mein Sohn! Gewiß weiß noch Niemand von deinem Plan, vor allem nicht dein Vater. Er iſt dir nur in den Sinn gekommen. Schweige davon, vorderhand wenigſtens! Ich will, wenn es nun einmal ſein muß, ſelbſt mit ihm darüber ſprechen. In der nächſten Stunde wollen wir wacker fortfahren. Doch heute muß ich deine Violine mitnehmen; ich habe etwas daran zu beſſern."

Das ſagte er ungefähr, ſtand auf und entfernte ſich, nachdem er mir wie gewöhnlich treuherzig die Hand geſchüttelt hatte. Ich ſah ihm lange vom Fenſter nach; er ging aufgeregt wie immer. Endlich bog er um die Ecke der Straße.

Ich kehrte auf meinen Platz zurück und weinte, wenn ich es ehrlich ſagen ſoll, ich weiß ſelbſt nicht warum. Mein Vater trat in dem Augenblick ein, bemerkte alsbald meine Aufregung und frug mich nach dem Grunde. Ich wich aus, ſoviel als möglich. Sein Blick ſuchte nach etwas.

Er fragte wie zufällig nach meinem Instrumente, das er vermißte.

Ich erzählte, weshalb es nicht da sei. Zwei Tage waren vergangen; ich saß zur bestimmten Zeit am bestimmten Orte und harrte auf meinen Lehrer. Er kam nicht. So ging es drei mal. Ich glaubte, er sei krank geworden. Ich suchte ihn auf, klomm die finstern Treppen des Hinterhauses hinauf, in dem er wohnte, und klopfte, aber umsonst. Endlich kam Jemand die Treppe herauf und sagte mir in einem scharfen Ton, der Herr sei fort; man vermuthe sogar, daß er die Stadt verlassen habe.

Ich fuhr vor Schreck zusammen. Der Mann, den ich so liebte, den ich Andern gegenüber vertheidigte, sollte einen solchen Streich gegen mich ausgeübt haben, den ich mit meiner jugendlichen Seele kaum zu fassen vermochte! Der Gedanke schnürte mir die Brust zusammen. Ich schlich nach Hause, verwünschte die Musik und alle ihre Jünger und Anbeter. Es stand fest bei mir, nie mehr werde ich ein Instrument, es sei, welches es wolle, anrühren.

Noch ein Punkt war, der mich beklommen machte. Wie sollte ich meinem Vater die Nachricht mittheilen? Doch auch das war bald erledigt: denn als ich zu Hause ankam, empfing mich mein Vater schon mit den Worten: „Deine Stunden sind vorbei: es ist richtig! er ist fort und mit ihm die Violine und die 80 Thaler, die sie gekostet hat. Das Lehrgeld ist nicht zu theuer", fuhr er dann ruhiger fort, „es war das erste mal in meinem Leben, daß ich dir zu Gefallen eine Mode mitmachen wollte. Thu' in andern Fächern deine Schuldigkeit und schlage dir die Musik aus dem Sinn! Denn Alle, die sie leidenschaftlich treiben, sind zum wenigsten überspannt und überreizt, wenn nicht noch etwas mehr, wie dein Lehrer."

Ich war überaus froh, daß mir die Lection so billig zu stehen kam, und gerade die Milde und Ruhe, mit der mein Vater die Worte gesprochen hatte, überzeugten mich umsomehr von ihrer Wahrheit. Ich hörte später noch hin und wieder Musik, mit vieler Freude, mit Entzücken sogar, aber immer kam mir dann wieder mein entschwundener Musiklehrer in den Sinn und träufelte mir Wermuth in den Honig.

* * *

So ist es mir gegangen, bis ich das Jünglingsalter erreicht und die Hohe Schule bezogen hatte.

Auf der Rückreise kam ich durch Leipzig, unglücklicherweise zur Zeit der Messe. Nachdem ich in drei Gasthöfen vergeblich unterzukommen versucht hatte, beschloß ich den halben Tag und die Nacht, welche mir noch übrigblieb, auf andere Weise hinzubringen. Ich begab mich zunächst in ein Concert im Gewandhause, wo zum ersten mal seit zwei Jahren wieder die Klänge einer guten Musik mein Ohr berührten. Wer kann mir verdenken, daß meine ersten musikalischen Leiden bei den herzzerreißenden Klängen eines trefflich ausgeführten Violinsolos mir in den Sinn kamen?

Um meiner Erschütterung und Bewegung Herr zu werden, umkreiste und durchkreiste ich die Stadt nach allen Richtungen, und es mochte Mitternacht sein, als mir von ungefähr Auerbach's Keller in den Sinn kam. Es stand fest, dorthin und nirgends anders must du, das ist ein Wink des Schicksals! Ein freundlicher Nachtwächter wies mir den Weg. Bald stand ich vor dem weltberühmten und berüchtigten Local. Aber wie eng war es hier, wie klein, wie klein! Hier sollte der Faust auf einem Fasse heraufgeritten sein! Dazu hat er, wenn das Faß mehr enthielt als ein Achtel, übersinnlicher Kräfte bedurft, soviel war mir beim ersten Blicke klar.

Ich glaubte noch Alles überfüllt zu finden, aber als ich eintrat, waren nur noch wenige Gäste da. Hier ein Tisch lustiger Zecher, die mich kaum bemerkten; dort ein großer Mann mit grauem Bart und finstern Gesichtszügen, der allein hinter seinem Glas Wein saß und mich mit einem bedeutenden Blick vom Kopf bis zur Zehe musterte; ein Dritter endlich lag, den Kopf auf dem Tisch, scheinbar von süßem Schlaf umfangen und ließ sich durch meine Gegenwart nicht stören.

Ich bestellte eine Flasche Wein und besah mir unterdessen die Faustaden an den Wänden. Als ich zu meinem Platz zurückkehren wollte, verfah ich es und stürzte über einen Stuhl, der im Wege stand. Die lustige Gesellschaft kicherte, der grämliche Alte schnitt mir ein Gesicht, als hätte er eben einen Schluck echten Seewein getrunken, der Schläfer war in die Höhe gefahren und faßte mich, da er zunächst saß, unter den Armen, um mir in die Höhe helfen, vielleicht weil er meinte, daß ich schwer auf den Füßen sei.

Wer schildert mein Erstaunen, wer das meines Helfers, der Niemand anders war, als mein entschwundener Musiklehrer! Er war wenig verändert, nur etwas besser gekleidet; seine Manieren waren noch die alten. Mit einer Heftigkeit und Innigkeit, die ihm von je eigenthümlich war, drückte er mich an sich und bedeckte meine Wangen und

meine Stirn mit Küſſen. Ich erwiderte Alles etwas kalt, wie natürlich.

Der Alte grinſte uns an, langte nach ſeinem Hut und etwas in den Bart brummend, ſchlug er die Thür zu. Die luſtige Geſellſchaft hatte zum Glück eben die Gläſer in der Hand, um anzuſtoßen, ſodaß wir von ihr wenig bemerkt und beobachtet wurden. Mein Freund ſchien, wie in alten Tagen, auch heute auf keine Umgebung keine Rückſicht zu nehmen; er zog mich an ſeinen Tiſch, ſchenkte mir von ſeinem Wein und indem er mich gerade wie vormals ſcharf ins Auge faßte, ſagte er: „Für was halten Sie mich?“

Ich verſuchte der peinlichen Frage auszuweichen. Ein krankhaftes Gelächter war die Gegenantwort, welche ich bekam, und dieſem folgten langſam faſt tonlos die Worte: „Für Das, für was mich auch andere Leute halten, und ich verdenke es Ihnen nicht! So nur konnte ich Sie vor einem Unglück bewahren, das ich ſelbſt tief empfinde. Wir ſind beinahe zur Hefe der Geſellſchaft geworden. Leute wie ich können zuletzt nur noch einſam und in der Nacht leben, denn ſie haben einen Dämon in ſich, der ſie umhertreibt und zu Tode hetzt. Solange ſie dem gewöhnlichen Menſchen ins Auge ſehen, können ſie ihn nicht leiden. Nur wenn er aus ſich gleichſam hinausgeht durch die himmliſche und teufliſche Macht, welche im Wein ſchlummert, können ſie ſich ihm wieder nähern und ihn wieder lieben. Und wer ſchafft ſolche Menſchen zumeiſt? Die unwiderſtehliche Macht der Klänge, die uns aus uns ſelbſt hinausſticht und nicht wieder in uns zurückkehren läßt. Sie waren nahe daran, einem gleichen Schickſal zu verfallen; ich las es aus Ihren Augen, jugendlicher Freund, aber ich liebte Sie zu ſehr, um Sie einen Weg einſchlagen zu laſſen, den man leider nicht mehr zurückgehen kann. Sie mußten mich verachten lernen!“

Während unſers Geſpräches hatte ſich die Geſellſchaft entfernt. Der Wirth war an unſern Tiſch und unterbrach uns mit den Worten: „Meine Herren, es iſt bereits 2 Uhr vorbei!“

„Sehr gern!“ warf mein Freund ein. „Wir verſtehen.“ Dabei griff er ſchon nach Stock und Hut. Bald ſtanden wir im Freien.

„Sie ſollen Ihr Inſtrument zurückhaben“, ſagte er zu mir. „Ich habe es bisher aufbewahrt als ein theures Andenken an Sie, ſonſt hat es keinen Werth. Ihr Vater iſt getäuſcht worden. Er hielt es für koſtbar; ich wollte ihm ſeinen Wahn nicht rauben, denn auf ihn hatte ich ja meine Hoffnung gebaut.“

Da war es mir, als ſchnürte mir etwas die Bruſt zuſammen. Ein „Alſo“ war Alles, was ich zu antworten vermochte. Wir ſchlichen ſtumm nebeneinander durch enge Gaſſen mit hohen Häuſern, aus deren obern Stockwerken ſelbſt zur Nachtzeit die Inſaſſinnen der Meſſe, Tücher an langen Stangen, herauswehten, wie ich an ihrem unheimlichen Knattern merken konnte, wenn ich ſie auch nicht ſehen konnte. Endlich bogen wir in eine breite Straße ein, es mußte der Drubl ſein, wenn mich die Nacht nicht täuſchte.

„Hier warten Sie einen Augenblick“, ſagte mein Begleiter, „ich bin bald wieder bei Ihnen.“

In der That, nach wenigen Minuten hatte ich Schritte und hielt meine Violine in der Hand, ihr Ueberbringer aber, vom Dunkel der Nacht umhüllt, rief mir nur von weitem noch ein „Lebewohl!“ zu. Meine Bemühung, ihn noch einzuholen, war vergeblich. Ich habe ihn ſeitdem nie wiedergeſehen.

Die Violine hängt noch, von Spinnweben umwoben und mit einem Schleier bedeckt, in meiner Stube. Es ſoll ſie Niemand anrühren, er wäre es denn ſelbſt, der vielleicht noch einſam und verſtört umherirrt, ein ſelbſtverſchuldetes Opfer der Macht der Klänge, vor der er mich leider nur bewahren konnte, indem er ſie mich meiden lehrte. Oft habe ich ſchon ſehnſüchtig zu ihr emporgeſehen. Ich möchte wiſſen, ob ich nie in ſie hineingreifen werde. W. Wringartner.

Milton ein Nachahmer Shakſpeare's.

Im Jahre 1634, 18 Jahre nach Shakſpeare's Tode und im achtundzwanzigſten Jahre ſeines eigenen Alters, ſchrieb John Milton für den Earl von Bridgewater — es iſt ungewiß, zu welcher Feſtlichkeit — eine Maske, betitelt „Comus“, welche auf dem Schloſſe des Earl, Ludlow-Caſtle, von den beiden Söhnen und der Tochter deſſelben und noch drei andern Perſonen, unter denen ohne Zweifel Milton ſelbſt war, aufgeführt wurde. Dieſer „Comus“ hat in Form und Inhalt große Aehnlichkeit mit dem „Sommernachtstraum“, von welchem, wie vom „Sturm“, Gervinus nicht ohne Grund vermuthet, daß ſie beide „Masken“, zur Privataufführung beſtimmte Gelegenheitsgedichte ſeien.

Es verlohnt ſich der Mühe, dieſes Milton'ſche Gedicht näher zu betrachten, weil es die Ueberzeugung gewährt, daß dem Dichter des „Verlorenen Paradieſes“ bei dieſer Arbeit das angeführte Muſter vorſchwebte, daß er ſich ſogar bemühte,

vermoge seiner gelehrteren Bildung und größern Belesenheit ihr eine größere philosophische Tiefe zu geben, dennoch aber, gleich Shakspeare's übrigen Nachahmern, Drayton, Lilly, Suckling u. A., in den Fehler aller Nachahmung verfiel, die äußern Merkmale der Dichtungsweise des großen Dramatikers für das wahre Wesen seiner Kunst zu nehmen.

Die Scene der angeführten Maske eröffnet sich in einem dichten Gehölz. Der Puck des „Sommernachtstraum" oder der Ariel des „Sturm", welcher hier unter der abstracten Bezeichnung „Dienender Geist" („Attendant spirit") eingeführt wird, „steigt herab" und theilt uns in 92 wohlgebauten und von mythologischen und allegorischen Bildern bis zur Ueberladung ausgeschmückten fünffüßigen Jamben mit, daß er „von Jovis' sternengeschmückter Schwelle" herabsteige, um den Auftrag des Vaters der Götter und Menschen auszurichten. Es hause in diesem Walde ein Sprößling des Bacchus und der Circe, welcher, wie seine Mutter, den Wanderer anlocke, um ihn durch einen Trunk aus seinem Krystallbecher in ein Ungeheuer von bald menschlicher, bald thierischer Gestalt zu verwandeln. Nun befänden sich in diesem Walde „die schönen Abkömmlinge eines edeln Paares" auf dem Pfade zum Hause der Aeltern, deren neue Würde sie zu theilen kämen (der Graf von Bridgewater war Präsident von Wales und vielleicht galt das Fest seiner Einführung), welche er vor der ihnen drohenden Gefahr zu warnen komme. Er verwandelt sich deshalb in einen Bauernburschen aus der Dienerschaft des Grafen und verschwindet, als er Geräusch hört.

Hierauf erscheint Comus mit Zauberstab und Krystallpokal, begleitet von einer Schar der von ihm verwandelten Ungeheuer, welche, Fackeln in den Händen schwingend, einen wilden, geräuschvollen Tanz aufführen, zu dem ihr Meister sie in einer Art Gesang auffordert, der in Abwechslung und Bildern den Elfenchören nachgebildet ist.

Bei dem Nahen des Fräuleins Alice Egerton, der Tochter des Earl, welche in eigener Person auftritt, entfernen sie sich auf Befehl des Zauberers, der seines neuen Opfers schon gewiß ist. Die junge Dame drückt in einem 60 Verse langen Monologe das Gefühl der Einsamkeit und Angst darüber aus, daß sie ihre Brüder, welche, ihr Beeren zu pflücken, ins Dickicht gegangen seien, verloren habe; sie hat das wilde Lied des Comus und seiner Genossen gehört, ruft alle Gottheiten um Beistand an und stimmt endlich ein Lied an, um ihre Brüder dadurch auf ihre Spur zu leiten.

Plötzlich tritt Comus aus seinem Versteck hervor und redet die Einsame an in einer langen Rede, in der die Waldgottheiten des Alterthums von Pan bis zur Dryade auftreten; nach einem, wie in der antiken Tragödie versweise wechselnden Dialoge mit ihr, in welchem sie ihm ihre Lage klagt, verspricht er ihr, sie zu ihren Brüdern zu führen, und sie folgt ihm, da er ihr natürlich in der Gestalt eines harmlosen Dorfbewohners erschienen ist.

Kaum sind sie fort, so treten die Brüder auf, Lord Brackley der ältere und Erbe, und Thomas Egerton, der jüngere Sohn des Grafen; Beide scheinen weder durch den Gesang der Schwester an diesen Ort gelockt noch ängstlich bemüht zu sein, sie aufzufinden; sie stellen vielmehr Betrachtungen über ihr mögliches Schicksal an, die der Dichter zu gelegentlicher Verführung prächtiger Schilderungen des Wald- und Landlebens benutzt. In einer längern, glänzend stilisirten Rede beweist darauf der ältere Bruder dem jüngern, daß Unschuld und Keuschheit in sich selbst den besten Schutz trügen, und reißt diesen durch die Ausführung dieses Satzes, die dem deutschen Metaphilosophen Ehre machte, zu dem Ausrufe hin: „Wie bezaubernd ist die göttliche Philosophie!"

Erst jetzt tritt der „Dienende Geist" hervor, um Beide von der ihrer Schwester drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen, eine Pflicht, die er schon gegen das Fräulein selbst hätte erfüllen sollen; aber — dann war das Drama aus und die Gelegenheit zu allen poetischen Betrachtungen dahin! Ein Gemälde von dem Treiben des Comus und seiner Schar, wie von dem eben geschehenen Raube der Schwester konnte sich ein Poet von so vorwiegend beschreibendem Talent wie Milton nicht entgehen lassen. Beide Brüder wollen zur Befreiung der Schwester schreiten, Puck aber hält sie zurück, weil ihre Waffen gegen die Macht des Zauberstabes nichts ausrichten vermöchten, durch dessen Berührung schon Comus sie vernichten oder verwandeln könne. Als Schutzmittel gegen ihn empfiehlt er ihnen eine Pflanze, deren Beschreibung an Shakspeare's berühmte Blume, Love in idleness, erinnert und so schließt:

> Das Blatt ist dunkel, seine Punktchen scheinen
> In einem gelben Sternenlichte strahlt
> Die gelbe Blüthe, — heißt sie nicht hier, wo sie
> Der Pflüger mit den grellen Nagelschuhen
> Darauf tritt —

Eine noch täuſchendere Aehnlichkeit mit dieſer Oberon-Viſion hat die ſpäter folgende Erſcheinung der Sabrina; wir führen dieſe Beſchreibung nur zum Beweis an, wie lebhaft der Einbildungskraft des Dichters die ganze Staffage des Sommernachtmärchens verſchwebte, ſodaß ſie ihm faſt unbewußt in die Feder gerieth.

Die Brüder überlaſſen ſich der Führung des Geiſtes und die Scene zeigt das Innere eines reichen, üppigen Palaſtes mit reichgedeckten Tafeln; eine ſanfte, verführeriſche Muſik erklingt. Das Fräulein ſitzt in einem Zauberſeſſel, Comus kniet vor ihr und beut ihr den Pokal zum Trinken; ſie ſtößt ihn beiſeite und bemüht ſich, aufzuſtehen; aber vergeblich. Er ſpricht:

Comus.

Bleib' hier, Mädchen! Nahe ich dieſem Stab,
Verwandelt ſich dem Leib in Alabaſter!
Du wirſt zum Steinbild, wurzelſt, Statue gleich,
Du vor Arelle ſteh, im Boden feſt'

Das Fräulein.

Gottloſer Zauber! Dein Zauber bringt
Der Tugend meines Geiſtes nicht Gefahr!
Hältſt du die körperliche Kunde gleich
Gefeſſelt, wahrt der Himmel doch mein Herz.

Comus.

Was zürnſt du, Mädchen? Zorn und Kummer ſtehn
Den edlen Pferden; — Luſt und Wonne, die
Der Jugend Phantaſie belebt, wenn
Das Blut, der friſchen Knoſpe gleich, im Mai
Noch wärmer treibt, ſie weilen hier. Zuerſt
Gieb' dieſen Trank, der feurig tanzend dies
Kryſtallne Naß erfüllt, mit ſüßem Saft
Und Würzen zarten Wohlgeſchmacks vermiſcht!
Nicht der Nepenthes, den einſt Thones Weib
Helene'n in Aegypten gab, erträgt
Zur Freude je das Herz, noch fühlt er je
Den Rauſch! Was biſt du mit dir ſelbſt ſo karg?
Warum verſagſt du deinem ſchönen Leib,
Den der Natur zu zartſtem Genuß
Beſtimmt, jedwede Sinnenfreude?

Doch das Fräulein bleibt ſtandhaft und weiſt ihn ſtrenge zurück; ihr gälte die Tugend mehr als alle Erdenluſt. Ergrimmt bricht er in heftigen Tadel gegen — die ſtoiſche Philoſophie aus und verſucht ſeine Ueberredungskunſt zum letzten mal.

Schönheit iſt eine Münze der Natur,
Beſtimmt, von Hand zu Hand zu gehen, nicht
In ſtolzen Verſchluß; ihr Segen ſei
Empfänglichen Gemüthern mitgetheilt,
Daß unverbraucht in ſorgem Beſitzgenuß
Sie nicht verderbe! — Schönheit iſt zugleich
Das Meiſterſtück der ſchaffenden Natur;
Bei hohen Feſten, an des Königs Hof
Gezeigt zu werden, würdig, daß die Welt
Der Kunſt des Schöpfers ſich erfreuen mag!
Die rauhe Wange mag, das häusliche
Gelichter daheim ſich halten; Wolle mag
Die harte Hand am Rocken ſpinnen; doch
Die feine, zarte von Purpur überhaucht,
Das Auge, liebſtrahlend, die Geſtalt,
Aetherisch wie der Morgen, dienen nicht
Zu andrem Zweck; — in andrer Abſicht ſchuf
Der Schöpfer ſie; — betreute das und laß
Die rauhen, Mädchen, denn du biſt noch jung!

Man ſieht, Milton verſtand auch die Sprache der Verführung zu reden und beſaß überhaupt eine Gewalt über die Worte, welche den Kälteſten hinreißen konnte. Nur auf das Fräulein blieben ſie wirkungslos. Dramatiſch wäre es von größerer Wirkſamkeit geweſen, wenn ſie, erweicht, in Gefahr geſchwebt hätte, ſich zu ergeben und die Brüder ſie dann gerettet hätten; aber Milton war zu ſehr Didaktiker, um der jungen Dame nicht eine Gegenrede in den Mund zu legen, die an ſich, als Probe der Redekunſt, nicht ſchlechter iſt als die Anrede des Comus, in Alice's Munde aber als eine kalte, wie zur Erledigung des Themas vom Dichter ſelbſt geſprochene Replik erſcheint, die in keinem Bezug zu der Gemüthslage des jungen Mädchens ſteht.

Als nun die Brüder mit gezogenem Schwert hereinſtürzen, dem Comus das Glas entreißen und am Boden zerſchmettern, die Ungeheuer auch nach kurzem Kampfe in die Flucht ſchlagen, hätte das Drama füglich enden können, aber — es war noch eine junge Dame — wahrſcheinlich eine Freundin der Lady Alice — zu beſchäftigen und darum vermochte nur der Zauberſtab des Comus, den er weislich bei ſeiner Flucht mitſichgenommen, das Fräulein aus dem Zauberſeſſel zu befreien. Nach den Worten des Geiſtes iſt nur die Nymphe Sabrina im Stande, den Zauber zu löſen, über die er von dem aus Virgil bekannten „Alten Meldous" Folgendes vernommen:

Nicht fern von hier wohnt eine Nymphe, die
Mit feuchtem Herrſcherſtab den Severnſtrom
Regiert: ihr Name iſt Sabrina, zum
Ihr Ruf, die Tochter Locrine's nennt ſie ſich,
Dem Brutus einſt das Scepter hinterließ.
Das arme Mädchen, einſt in banger Flucht
Vor dem ſtiefmütterlichen Zorn, verrannt
Den reinen Leib den reinen Fluten an,
Die ihren Pfad ſanftmurmelnd kreuzen: — ſchon
Das perlenſchimmerte Haupt erhebend, nimmt
Der Nymphen Chor im kühlen Muſchelgrund
Sie auf und leitet ſie in den Palaſt
Des alten Nereus, der, von Mitleid voll,
Ihr mattes Köpfchen ſanft aufrichtet, dann
Den Lechtern ſchnell ein Nektarbad, bedeckt
Mit duftigem Kopfbeet, für ſie

Bereiten heißt und, göttlich Lebewesl
Ihr durch die Adern gießend, sie alsbald
Zu neuem Göttlichen aufweckt, auch
Zur Herrscherin des Flusses macht. — Und kannt
Wie sonst ist noch ihr Herz: am milden Abend
Im Zwielicht schwebt sie auf den Wiesen hin,
Die Herden vor der Eisen Schadenlust
Und Zauberei zu schützen, heilt mit Saft
Aus zarten Kräutern alle Schäden, daß
Die Schäfer Lieder bei ihren Festen sie
In Liedern preisen und den Wollen fromm
Die schönsten Kränze opfern. Sie vermag
Den Bann zu lösen, wenn mit tückem Sang
Man sie berückt; denn sie liebt und übt
Die reine Tugend und wird eilen, ein
Bedrängtes Mädchen, das, wie auch sie selbst,
In Not ist, zu erretten.

Wer wird nicht schon bei den Anfangsworten an Oberon's Erzählung von der „Vestalin, im Westen thronend", erinnert? Aber wie zart und anschaulich diese Beschreibung auch genannt werden muß, so steht sie doch hinter jener Shakspeare's an dramatischer Kürze und Plastik zurück, ganz abgesehen von dem Vorzuge, den diese durch die hineingelegte zarte Symbolik erhält, welche sie zur feinsten Schmeichelei macht, die ein Dichter je gegen einen hohen Gönner aussprach.

Nach dem hierauf angestimmten Gesange, einer Art Beschwörung, erscheint Sabrina inmitten ihrer Nymphen, gibt zunächst eine prächtige Beschreibung ihres Wohnortes wie des Wagens, auf welchem sie gekommen ist, und befreit sodann auf die Bitte des Geistes die Lady aus dem Zaubersessel mit folgenden Worten:

Gerne thu' ich, wie es sei,
Der verfolgten Keuschheit bei.
Laß mich an, du schönes Kind!
Deine zarte Brust geschwind
Netz' ich mit der Silberflut,
Die für jedes Uebel gut;
Drei mal feucht' ich deine Hand,
Drei mal deiner Lippen Rand,
Rühre diesen Marmorstuhl,
Den umspielt der Hölle Pfuhl,
Mit den Händen kühl und feucht,
Und der böse Zauber weicht!
Fehe weht! Im Morgenschein
Harret Amphitrite mein!

Die unmittelbare Nachbildung des Zauberspruchs Puck's im „Sommernachtstraum", als er den Saft der Blume zum ersten mal auf die Augenlider der Schlafenden ausdrückt, ist nicht zu verkennen.

Wieder verwandelt sich die Scene und stellt Ludlow und das Schloß des Präsidenten dar. Landleute und Schäfer führen einen Tanz auf, der Dienende Geist erscheint mit der Lady und den beiden Brüdern, führt sie ihren Aeltern vor, welche wahrscheinlich auf dem Theater oder doch nahe daran ihren Sitz gehabt haben werden, und spricht den Epilog, dessen Aehnlichkeit mit der segensprechenden Schlußrede Oberon's abermals nicht verkannt werden kann.

So hat Milton bei dem Entwurfe und der Ausführung seines Stücks nicht allein die durch Shakspeare eingeführte neue Form des phantastischen Dramas, welche Zustände des Alterthums und der Fabel mit neuerer Weltanschauung und märchenhaftem Natürlichen vermischte, gleich Fletcher in seiner „Treuen Schäferin" und Suckling in seinen „Kobolden" benutzt, sondern gleich ihnen in der minutiösen Ausführung von Einzelheiten das eigentlich Charakteristische dieser Dichtungsart zu finden geglaubt.

Die Aufführung, bei welcher Milton vielleicht den Attendant spirit darstellte, muß einen eigenen Eindruck gemacht haben; der Ton [illegible] damals gebräuchlichen „Masken" war ein durchaus scherzhafter; wenn Milton sich diesen Ton nachzubilden vornahm, so wurde er dabei von seinem ernsten Genius überrascht, welcher wider seinen Willen in schwungvollen Gedanken und Worten hervorbrach; möglich ist auch, daß der damals frisch wieder aufkeimende Puritanismus den Dichter abhielt, sich der Keckheit dieser Dichtungsart auch im geringsten hinzugeben; eine Vermuthung, welche durch die sichtliche Vorliebe für Betrachtungen über Moral, Tugend und das höchste Heil der Menschheit unterstützt wird. Der Earl von Bridgewater und seine vornehme Gesellschaft werden jedoch Shakspeare's lebensfrische Munterkeit über Milton's erhabener Einseitigkeit ungern vermißt haben. Gewiß ist, daß dieser dramatische Versuch Letzterm seine Ermunterung zur Verfolgung der dramatischen Dichterlaufbahn gewährte, selbst wenn seine Neigung und Shakspeare's Beispiel ihn mächtiger dazu hingezogen und die Richtung der Zeit sich diesen Bestrebungen günstiger erwiesen hätte. Beides war aber nicht der Fall und er selbst nannte es später in seinen Schriften einen Mangel der akademischen Erziehung, daß es Studirenden der Theologie gestattet sei, in Schauspielen aufzutreten. Daß er später in den großen Parteikämpfen unter Karl's I. Regierung sich für das Parlament entschied und eine zeitlang Staatssecretär unter Cromwell war, ja daß man ihn kurz zuvor sogar zum Generaladjutanten in der Armee des Parlaments zu machen beabsichtigte, ist bekannt. Als

dieſe Umſtände beweiſen, daß Milton, ein Mann von univerſeller und für jeden Stand gerechter Bildung, unter andern Verhältniſſen wol die dramatiſche Laufbahn hätte betreten können, die ihm nach Shakſpeare's Vorgang als eine ſo ruhmreiche erſcheinen mußte, ja daß der vorliegende Verſuch dieſen geheimen Wunſch nicht undeutlich erkennen läßt, daß aber eine beſſere Erkenntniß ſeiner Kräfte, wie die mächtige Einwirkung der Außenwelt ihn auf die Bühne des Lebens drängte, da die der Kunſt auf lange Zeit faſt verſchwand, und ſeine Dichtergabe dadurch auf den Pfad zum Höchſten leitete, was menſchliche Gedanken jemals beſchäftigen konnte. W. Trapp.

Reiſebriefe

von Amely Bölte.

XIV. Paris.

Düſtere Wolken überziehen den Himmel. Des Kaiſers Feſttag beleuchtet keine Sonne. Während man in dem Garten der Tuilerien die Lampen zur Illumination ordnet, ſtrömt der Regen in Fluten und verwandelt den Boden in einen See. Das Volk, das ſich dennoch hinauswagt, ruft: „A bas le pluie!“ und leidet, indem es dem Vergnügen nachgeht.

Es macht einen eigenen Eindruck, dieſem Feſte der heiligen Genovefa zuzuſehen, bei einem Volke, dem nichts heilig; der Religion hier einen Tribut zollen zu wollen, während die Menge faſt immer noch das Daſein eines Gottes zu bezweifeln gewagt iſt. Kein Staatsſtreich kann dieſe Empfindung in die Herzen pflanzen. Paris iſt und bleibt frivol, wie es zur Zeit der Maintenon und ihres königlichen Freundes war.

Ludwig Napoleon hat Wunder hier verrichtet. Wer Paris zum erſten mal nach ſeinem Regierungsantritt beſucht und es mit Dem vergleicht, was es früher war, wird es kaum wiedererkennen. Und mehr noch als die Stadt, wird ihn das Bois de Boulogne in Erſtaunen ſetzen, mit ſeinen Seen und Gondeln, ſeinen Felſengrotten und Waſſerfällen und den vielen Kunſtſchönheiten, welche den Städter erſtaunen machen und zu ſtets neuer Bewunderung hinreißen. Der pariſer Bourgeois bringt dort ſeine Sonntage zu und erholt ſich unter dem Grün der Bäume, im Angeſicht dieſer hellen Waſſerfläche, von den Anſtrengungen der Woche.

Die Regierung ſorgt für das Vergnügen des Volks, um ihm die Luſt zum Barrikadenbau zu nehmen. Das Eine und Alles des hieſigen Lebens ſind Luſtbarkeiten. Muſikchöre ſpielen täglich in den verſchiedenen Gärten, und Männer und Frauen, Kinder und Mägde ſitzen und ſtehen umher, den Tönen zu lauſchen. Auf den Boulevards wird es nie leer von fahrenden, gehenden Müſſiggängern, die ſchauen und geſchaut ſein wollen. Abends aber, wenn die Läden ſich ſchließen, erſt dann fängt das eigentliche pariſer Leben an, füllen ſich die erleuchteten Gärten mit den luſtigen Griſetten, die Tänze im Freien beginnen und bis zur Morgenröthe fort dauert das luſtige Treiben. Um dieſen Abendvergnügungen noch einen großartigen Zuſatz zu verleihen, hat die Regierung im Bois de Boulogne noch das Pré Catelan einrichten laſſen, ein ausnahmsweiſe ganz anſtändiger Vergnügungsort, den ſelbſt die Kaiſerin ſchon beſuchte. Dies Pré Catelan iſt ein großartiger Garten, mit einem Theater im Freien und jeder Art von Unterhaltung, nur keinem Tanze, die ſtets ein Feuerwerk mit einer griechiſchen Beleuchtung beendigt. Hier findet ſich eine gewählte Geſellſchaft ein, alle Fremden beſuchen das Pré Catelan und Griſetten und Loretten ſind verbannt. An ſchönen Abenden iſt es reizend, in den erleuchteten Gängen, unter dem Scheine der Lampen zu wandeln, die weit, weithin durch die Bäume ſchimmern. Muſik fehlt natürlich nicht. Die Koſten der Einrichtung dieſes Etabliſſement ſind bedeutend und nur der große Zudrang von Beſuchern nebſt hohen Eintrittspreiſen kann das Capital verzinſen.

Dieſe Abend- oder vielmehr Nachtvergnügungen in Paris haben für die Fremden einen großen Reiz; namentlich ſind es die Amerikaner, welche davon wie berauſcht werden und ihrer Ausgelaſſenheit kaum einen Zügel anzulegen wiſſen. Man ſagt, daß ſich die Zahl der Yankees hier augenblicklich auf 5000 belaufe. Sie Alle bringen mehr oder minder eine gefüllte Börſe mit und Die, welchen dieſe nicht zugebote ſteht, wiſſen ſich auf andere Art die Mittel zu verſchaffen, um dies Leben toller Luſt mitzuführen. Wild und ungezügelt ſind die Leidenſchaften des jungen Amerika und werden durch die Gewohnheiten des Raumtrinkens noch bedeutend in ihrer Ungebundenheit geſteigert. Das tollſte Studentenleben würde dieſen Männern noch zahm erſcheinen, die Nächte auf den Straßen zuzubringen, ſich trunken umherzuwälzen, iſt ihnen keine Schande. Eine Beleidigung rächen ſie mit der Reitpeitſche.

Vertrauen iſt ein Wort, das in Paris ſeine Bedeutung verliert. Wohin man gehe, wem man begegne, immer fragt man ſich: Iſt, was ich ſehe, Wahrheit oder Lüge? denn Alles trügt hier,

Alles ist Schein. Mann, Weib und Kind, wer huldigte nicht dem Vergnügen, und: Erlaubt ist was gefällt, heißt die Devise, nach welcher Jeder sein Leben einrichtet.

Wem nicht daran liegt, Bekanntschaft mit Jedermann zu machen, der darf hier keine machen, welche ihm der Zufall zuführt. „Traue dem Scheine nicht!“ ruft es hier stets warnend in unser Ohr. Sonderbar! Je mehr der Verkehr sich hebt in Paris, desto mehr steigt die Theuerung! In jedem Hôtel muß man jetzt den dritten Theil mehr zahlen wie noch im vergangenen Jahre, und ebenso geht es mit allen Erzeugnissen der Mode. Paris ist heute ein schlimmer Ort, um seine Toilette zu erneuern, und selbst Modedamen heben erschreckt zurück, wenn ihrem Auge Zahlen entgegentreten, denen zu begegnen ihre Börse nicht gewachsen ist. Eine Schauspielerin, die von London herüberkam, um Einkäufe für die nächste Saison zu machen, sagte mir gestern, daß sie ihr Vorhaben aufgebe, weil sie jenseit des Kanals viel billiger und in den ersten Läden nicht schlechter kaufe.

Leer von Fremden wird Paris viel zu keiner Zeit sein, jetzt am wenigsten. Nur die einheimische Modewelt ist abwesend, darum fehlt der Glanz der Equipagen. Die Theater sind entweder geschlossen oder bieten wenig. Wir besuchten das Ambigu, worin „L'homme sans tête“ seit lange wieder und wieder mit großem Beifall gegeben wurde. Aber welch ein Stück! Der Mann ohne Kopf ist ein geköpfter Student, dessen Körper von einem Manne der Wissenschaft erstanden wurde, um an ihm den Versuch zu machen, ihn wieder zusammenzusetzen; der Versuch gelingt, man erkennt ihn, die Erinnerungen seines frühern Lebens werden in ihm wach, er gewahrt mit Entsetzen, welche Katastrophe ihn dem Tode weihte und wie er dem Leben wiedergegeben ward. Nichts als Schrecken folgen einander und zum Schluß nimmt ihn die Hölle auf, während die Frau seiner Liebe vom Himmel aus ihre Hände umsonst nach ihm ausstreckt. Kein Kampf des Guten und Bösen, kein Fallen und Sichererheben, keine poetische Gerechtigkeit ist hier sichtbar, nur Schauder empfindet man; die Erfahrungen der Wissenschaft werden zum Spiele gemacht, die Leidenschaft bemächtigt sich der Kräfte der Natur zu ihren Zwecken. Wir stehen vor einem Abgrund; wir fühlen, daß diesem Publicum nichts mehr heilig ist.

Um die stillen Stunden auszufüllen, welche ein bewegtes Leben immer mit in sein Gefolge zieht, suchte ich in den benachbarten Cabinets de lecture nach den neuesten Romanen. Der Geschmack des Publicums zeigte sich auch hier. Von David Stern wußte man nichts; Alles, was über die Schilderung dieser Leidenschaften hinausging, war verbannt; ich mußte mit den leichten Kindern dieser Muse vorlieb nehmen. So erhielt ich denn „Madame Bovary“ zugesandt, ein Buch, das eine zweite Auflage erlebt hat und, wie man sagte, vielfach gelesen werde. Ich kann das begreifen. Es ist mit vielem Talent geschrieben; es schildert uns die Ehebrecherin, aus Liebe zum Schönen; ihre ästhetische Natur veranlaßt sie, sich ihrem Manne und dem alltäglichen Leben zu entfremden, in verbotenen Genüssen zu schwelgen und, als sie diese erschöpft, den Tod zu suchen. Kein Schleier deckt sich verhüllend darüber, wir sehen sie verführend und verführt, den Kelch der Leidenschaften bis auf die Hefe leeren und dann ermattet sich aufgeben. Liegt hierin eine Moral verborgen? Wenn die Tugend selber langweilig ist und das Laster so glänzende Farben trägt, welch Auge wollte dann nicht von dem bunten Scheine bestechen werden? „Ihre Tugenden' oder das Leben ist todt!“ ruft der Pariser und wendet der Moral höhnisch den Rücken. Wenn ich morgen nicht mehr sein sollte, wer dankt es mir, daß ich das Heute aufgab — heißt sein Raisonnement.

Das Fest in Weimar.

Oft ist schon die Bemerkung gemacht worden, daß in nicht allzu langer Frist uns das 18. Jahrhundert mit seinen Männern und Frauen, seinen idealen Bestrebungen und Kunstschöpfungen, mit dem bunten Zauber seiner Abenteuer, dem Reiz seiner genialen Keckheit wie ein goldenes Zeitalter erscheinen und ein zweites Griechenland und Rom für uns werden würde.

Freilich auch nur von weitem, durch den silbernen Nebel gesehen, den Phantasie und Erinnerung mit wohlwollender Hand darüberbreiten, worin gehüllt der Hain von Olympia, das Forum von Rom vor uns stehen — das ward mir klar, als ich Weimar betrat, zum ersten mal durch die heiligen Straßen ging, die bei keinem Capitol und glänzenden Tempeln, sondern melancholisch bei einer Gruft enden. Wie eng, wie klein, wie bescheiden! Unser Auge, verwöhnt durch die Paläste und Säulenhallen der großen Hauptstädte, durch den Pomp, der immer weiter umsichgreift und schon bis in das geringste Haus gedrungen, erstaunt in den gedrückten, schmucklosen Räumen

dem Goethe gedichtet, Schiller geendet. Diese olympischen Männer mit allumfassendem Geiste, mit himmelanstürmenden Schöpfungen — und das ihr Haus! Die großen, gewaltigen Trümmermassen römischer Bauwerke predigen die Vergänglichkeit in ihrer ganzen schaurigen, herzerschütternden Bedeutung, vor diesen Reliquien ergreift uns ein milderes Gefühl, es drängt sich die Lippe, die Kränze zu küssen, die um Schiller's Bett hängen, die Hand, einen Zweig an den Stein zu stecken, auf dem Goethe's letztes Gedicht steht. Solche Stimmung, aus Wehmuth und Freude wunderbar gemischt, wird über Jeden kommen, wenn er die kleine weiße Thür zu Goethe's Gartenhaus öffnet und den vielgewundenen, dichtbeschatteten Steg an dem Bergrücken hinaufsteigt, wie viel mächtiger mußte sie an diesen Festtagen unter uns Allen sein! Ein deutsches Fest hatte uns versammelt, wieder fühlten wir uns einmal einig fühlen im Bewußtsein, dieselbe Sprache, gleiche Kunst und gleiche Wissenschaft zu haben; das wird leben und bleiben über alle politischen Träume und Hoffnungen hinaus!

Feste beschreiben hat sein Mißliches; kein Wort kann die fortreißende Begeisterung wiedergeben, die in glücklichen Momenten eine große Menge ergreift und auf ihren Fittigen dahinträgt; vor dem kalten Auge erblaßt der Glanz der Teppiche, die an den Fenstern hängen, verwelken die Blumen, welche sich über die Gassen spannen. Und am wenigsten bin ich ein Festmaler, den die wetterwendische Fortuna auf den Tribünen bald die Sonnenbrand dörrte, bald in den Strömen aufweichte, die vom Himmel und noch mehr von den Schirmen niederrauschten, bald hoch oben auf die Galerie des Theaters trug, bald in die indische Höhle einer Parterreloge hinabwarf, wo ich vom König Philipp nur den letzten Saum seines Kleides und von Barbarossa nur einen halben Adler auf seinem Mantel sah — und mich endlich heimtückischen Sinnes dicht vor das blumenumwundene Pult bannte, d'rauf Franz Liszt die Zukunftsmusik mit goldenem Mercurstab dirigirte.

Allein, fort mit den Klagen! Nicht umsonst soll der römische Poet gesagt haben: „Auf raubem Pfade geht's zu den Sternen." Zu ihnen nicht nur, auch zu allem Glück. Die geschmückten Straßen, die an den Häusern wehenden Fahnen, die Statuen der Götterlieblinge an allen Fenstern ließen die weihevolle Stimmung nie ganz in Alltäglichkeit umschlagen und waren wie eine schöne, sonnige Landschaft von Claude Lorrain, über deren Duft und Bläue man gern die schlechtgezeichneten Figuren im Vordergrunde vergißt. Und im Vergessen mußte man sich auch hier üben, Derer zuerst, die man vor Allen an dieser Stätte zu sehen und zu begrüßen gewünscht. Freilich war, wie ein Redner einmal treffend bemerkte, hier ein Kreis jener „Ritter vom Geiste" versammelt, wie ihn der Dichter vorahnend geschaut, aber man fragte doch auch nach den besten Namen, ohne daß ein Echo auf Weimars Plätzen von ihnen Kunde gab. Ist denn dies Sichvereinzeln so durchaus im deutschen Charakter begründet? Fast scheint es so — unzweifelhaft wenigstens ging es aus dem Programm der Festcommission hervor. Dies Programm verbindet diplomatisch die freieste Unumschränktheit des Einzelnen mit absoluter Unterordnung; drei Viertel des Tags ist es Pflicht, drei Stunden aber Hochverrath mit Acht und Aberacht. Es sind die Stunden der Festzüge; dort mußt du dich versammeln, der ist dem Marschall, so mußt du gehen, dort stillhalten! Bist du ein trotziger Gog von Berlichingen, wirst du auf eine der Tribünen verbannt, wo du nach schwerem Kampfe einen Platz erringst — aber wegen der Ferne von den Reden nur das nachspottende Echo vernimmst und vor den flatternden Gewerksfahnen nichts siehst. Dies war bei der Grundsteinlegung des Karl-August-Denkmals mein Schicksal; zu den Bannern gesellten sich noch rothe und schwarze Schirme, vor und neben mir die breiten Strohhüte der Damen, sodaß die ganze Festversammlung, eine stundenlange Rede mitgerechnet, einer Sitzung der Schatten im Tartarus glich, deren tiefes Schweigen nur zuweilen durch das ängstliche Stöhnen eines Unglücklichen unterbrochen wurde, der nach Erlösung schrie. Der fast vollständige Mangel an Musik gab den langsam einherschreitenden Zügen etwas Schauriges, das Aussehen eines Leichengefolges; darin war nichts Freudiges, Frisches, Erhebendes. Wie mit Absicht schien man von diesem Feste der Grundsteinlegung alle weitgreifenden Beziehungen, jedes allgemeine Interesse entfernt und nur Karl August's Stellung zu Weimar, zu diesem heiligen, aber doch so kleinen Erdenfleck ins Auge gefaßt zu haben. Diesen Geist athmeten alle Reden, die Trinksprüche im Stadthause, selbst das Essen war nicht für einen Normalmagen, sondern nur für einen specifisch thüringischen bereitet; schmeckte die Schwarze Suppe doch auch nur den Spartanern. Um so begeisternder wirkte darum das Wort eines wackern

Mannes, der in warmer Erregung Karl August's Verdienste um Deutschland feierte und aussprach, was wir Alle dachten: daß wir da wären, nicht des Herzogs, sondern des deutschen Mannes wegen. Laß Lingelsdorf's Festspiel: „Der Genius", durch glückliche, wohlklingende Verse, mit seiner echtdeutschen, kernhaften Gesinnung diese Stimmung aufrechthielt, ist vielleicht sein größtes Verdienst: seine oratorische Fülle und Pracht bedeckt die Mängel seines Manns.

Die Flocken [illegible] der Sonne des 3. September hat der 4. vollkommen getilgt; dieser Tag wird Jedem, der ihn geleben, unvergeßlich und ein Sonnentag bleiben, wurde er auch 100 Jahre alt. Schon als die Hülle von der Statue Wieland's, von Gasser aus Wien entworfen, unter Jubelrufen fiel, hatte ein frischer Morgenwind jede Regenwolke vom Himmel getrieben und schüttete von der Linde auf das Haupt des Dichters die letzten schweren Tropfen. Wie steht er so lebendig, so gleichsam bereit da, die Hand wie lehrend und überzeugend ausgestreckt, mit dem klugen, feingeschnittenen Gesicht, das eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Kopfe Voltaire's nicht verleugnet. Nur der Drang und die Eile des Augenblicks konnten mich fast wider meinen Willen von diesem so lebensfrohen und festlichen Gebilde losreißen. Auf dem Theaterplatz waren die drei Tribünen längst dicht gedrängt, alle Fenster besetzt, ein Wogen von Damenhüten und Spitzen, ein Duften von Blumen, soweit der Blick suchte — nur Kränze und bunte Fahnen, Himmelleuchten und freudige Menschengesichter. Auf der Hoftribüne standen die Nachkommen der Dichter, allmälig kamen die Züge, der Großherzog, seine erlauchten Gäste. Nun noch ein kurzes Musikstück, eine feurige Rede von Heiland — und alle Hüte von den Köpfen, alle Augen empor und Herzen, ein einziger Ruf von den Dächern zur Erde und von ihr zu ihnen hinauf — die Dioskuren waren enthüllt. Auch den Großherzog hatte die allgemeine Bewegung ergriffen — „Rietschel, Rietschel!" rufend, eilte er dem Künstler entgegen. Da konnte nicht von Kritik, kaum von ruhiger Betrachtung die Rede sein. Die Begeisterung einer Menge hat einen unbeschreiblichen Zug; schneller als der Strahl des Lichts und der elektrische Funken theilt er sich mit und den Widerstrebenden zuerst reißt er in seine Flut. Wie magisch werden alle Gedanken zu dem einen Gegenstand gezogen und er wächst unter ihrer Berührung riesengroß auf. Vielleicht erklärt dies neben dem innerwohnenden Werth der beiden Statuen die Bewunderung, die sie allgemein hervorrufen. Der ideale Kopf Schiller's sucht umsonst an Schönheit und Liebe Seinesgleichen und übertrifft um Vieles den Goethe's, der mir hinter den kühnen Büsten zurückzutreten scheint, welche die Bildnerei von ihm bewahrt. Doch Ehre dem Meister, der sie Beide auf Ein Postament zu stellen gewagt, wenn nicht vollendet, doch ihrer und des Vaterlandes werth. Und wie die griechischen Stämme dem Sieger im Hain von Olympia zujauchzten, ihm, seiner Stadt und den segenbringenden Göttern, so riefen auch wir ein Hoch! den Dichtern wie den Künstlern, Allen, die sich hier getroffen und die Hände reichten, im Klang schwarz-roth-goldener Banner, zu Ehren deutscher Kunst.

Darum brachte uns der Theaterabend, aus so wunderlich zusammengefügten Steinen sich auch sein Mosaikbild schloß, doch reichen, ungewohnten Genuß. Emil Devrient, Bogumil Dawison, Marie Seebach, Nina Fuhr hatten sich in edlem Pflichtgefühl, die Dichter zu ehren, denen sie ihres Ruhmes besten Theil verdanken, zu Darstellungen vereinigt, die schwerlich je wiederkehren. Gab doch Jeder von ihnen in seiner eigenthümlichen Weise Vollendetes: Tasso, Mephistopheles, Gretchen und Thekla — es waren nicht mehr Schatten, sie waren es selbst, eine heilige Flamme lohte über ihren Häuptern. Selten habe ich Dawison von so feurigem Humor beseelt gefunden, Devrient mit solchem Schwunge reden gehört und nie — es sei ihr gleich zum vierten male als Gretchen sah — ist Marie Seebach lieblicher, seelenhafter gewesen! Ich gebe es gern den Kalten und Verständigen zu, wir waren Alle im Rausch. Ach, leider brannten die zwei einsamen Gaskerne um die Dichtergruppe mit ihrem grellen Schein wie böse Kobolde durch den buntgestickten Schleier und riefen uns in die Wirklichkeit zurück, bis mit dem Glockenschlag Eins sie, wie alle Geisterlichter, verlöschten und nur vom klaren Himmel nieder das Mondlicht seine zauberischen Strahlen goß und silberne Fäden um das Haupt der Dioskuren zu einer Krone wand. Fern ertönte Musik durch die laue Sommernacht, die Künstler feiernd, Musen und Grazien; feurige Worte schallten hüben und drüben und Geisterrauschen ging weihend durch die Luft, über unsere Häupter dahin. Seit den traurigen Tagen, wo das deutsche Volk in der Paulskirche selbst das Gewebe in der Nacht zerriß, was es am Tage gesponnen, ist es dieser 4. September 1857 zuerst wieder gewesen, an

dem es sich vereint, in dem heiligsten Gefühl, das Sterbliche beugen können, in der Verehrung der Helden, in der Huldigung der Kunst und des Genius.

Der freundlichen Einladung des Großherzogs folgten die meisten Fremden und besuchten die Wartburg. Aus der idealen Welt waren wir im Augenblick fast auf brausendem Dampfroß in die Nemanik verschlagen, in eins der lieblichsten und üppigsten Thäler Thüringens. Auf steiler Höhe, tannenumbuscht erhebt sich die Burg, auf dem Rücken des Berges lang hingestreckt. Die gewundenen Pfade, an ragenden Felsen vorüber, die einst die heilige Elisabeth hülfebringend hinabgestiegen, die Heinrich von Ofterdingen, der Besiegte im Sängerkampfe, flüchtend niedereilte, singend und jauchzend durchzogen wir sie. Von den Zinnen grüßte uns einschmeichelnde, lockende Musik, Hornerklang und Trompeten, durch die Lichtungen des Waldes dämmerten die fernen Linien der Berge, von unten auf die weißen Häuser von Eisenach, von oben bläuliche Wolken, sonniger Schimmer. Freundlicher, zuvorkommender hat Landgraf Hermann nie seine Sänger und Ritter empfangen als uns die Besatzung und der Commandant der Burg. Ein „burgliches Frühstück", wie das Programm sagte, hatte uns der fürstliche Wirth bereitet, die Barette der Studenten aus Jena, die breitrandigen Hüte soviel schöner Damen, die Zinnen und Thürme um uns und über uns, die Landschaft zu unsern Füßen — wie ein belebtes Bild von Wouwerman! Bänder im Knopfloch, weiß, grün, blau und roth, zogen wir in Scharen getheilt in das Landgrafenhaus. Ein großer Saal mit reich vergoldeter Balkendecke nahm uns auf. Ueber der einen Wand ruht auf kleinen, kunstreich ausgeschnitzten Pfeilern eine Galerie, in der andern liegen acht viereckige Fenster und lassen den Blick in das Thal hinabschweifen. Der Erhöhung gegenüber, auf der einst der Thronsessel des Landgrafen stand, führt eine Thür auf einen Balkon hoch über dem Bärenzwinger hinaus. In einem geistvollen, kunstsinnigen Vortrag erklärte der Baumeister der Burg, von Rittgen, den Bau, die leitenden Gedanken desselben. Ursprünglich bestanden zwei Burgen, die ältere, aus dem 11. und 12. Jahrhundert stammend, ist ganz zerfallen und nur die Vorburg, in späterer Zeit aufgeführt, mit dem Lutherzimmer ist erhalten und wird so unverändert als ein Denkmal der Reformation bleiben. Aus Baurechnungen und Urkunden, die er in den Archiven von Ziegenhain, in Koburg und Gotha fand, ist es Rittgen gelungen, im Großen den Plan der alten Burg wiederherzustellen. Mittelalterliche Befestigungen, der romanische Rundbogenstil herrschen überall vor. In der Sculptur und dem innern Schmuck der Gemächer ist wenig auf die Historie, desto mehr auf religiöse Allegorie Aufmerksamkeit und Fleiß verwandt worden. Der Sieg des Christenthums, in Stein verkörpert, das besiegte nordische Heiligthum, Psalmen und die Moralitätselegie in Stein, Holz und Farbe treten uns in dem großen Saale, vielfach wechselnd, aber immer sinnig und ergreifend entgegen. Hier reckt sich der Drache vor, der heißhungrig am Bau der Wartburg nagt, aber der Adler der Tugend fliegt darüber und segnend steigt als Sonne Christus auf. Da hängt noch ein Stücken einer alten halbverblichenen Tapete herab, ein Kaiserbild Heinrich's III. leuchtet dort auf Goldgrund. Unten im Landgrafenzimmer steht noch die gewaltige Säule von Sandstein, welche das frühere Gebäude trug. Freskobilder von Schwind aus der thüringischen Geschichte, die Burggründung, den Schmied von Kuhla u. A. darstellend, schmücken die Wände, aber die Farben sind ausgeblaßt, die Gestalten charakterlos. Von allen Wandgemälden der Wartburg verdienen nur die Bilder, welche die Wand des Säulengangs zur Kapelle schmücken und die Tugenden der heiligen Elisabeth darstellen, Anerkennung und langdauernde Betrachtung. Wie zart und fein, wie ätherisch duftig ist die Heilige, leichter wallt das Gewand seines Engels als ihr weißer Schleier! Mit tiefster Innerlichkeit vereint sich hier griechische Anmuth, mit der Schönheit der Gestalt ein schmelzender Farbenton. Durch die Kapelle, die Rüstkammer, das Zimmer der Frauen, wo in der Fensterwölbung die Edeldamen stickend saßen, die Dienerinnen auf den Stufen zu ihren Füßen, nach dem Saal des Sängerkriegs — noch sind Wände und Pfeiler franzgeschmückt, franzumwunden auch die Leiern und die Werke der Minnesänger, die nach v. d. Hagen's Ausgabe auf rothem Grund mit goldenen Buchstaben an der Rückwand stehen — welches Auge könnte so Herrliches, solche Mannichfaltigkeit im kurzen, vorüberfliegenden Blicke ausgenießen! Und dann — der Gedanke, daß Alles neu, nichts als Nachahmung, eine prächtige, kostbare, auch künstlerisch schöne — aber doch nur Spielerei, läßt sich nicht abweisen und erkältet den Genuß, bis durch die Scheiben wieder Tannengrün winkt und Sonnenschein und auf den Bergspitzen das Auge die wallenden Nebel und Gewitterwolken ziehen sieht.

Die Herzen waren durch die Gastfreundschaft und die Huld, mit der man uns begegnet, alle hochbefriedigt und das Lob des Großherzogs klang von jeder Lippe. Nur zu früh mußten wir diesen Boden verlassen, nur zu bald sank der Thurm der Burg in Schatten und hinter aufsteigenden Bergen — vorbei, dahin! Rothlich flammte der Abendhimmel über Weimars fahnenumflatterten Kirchen, auch sie sollten wir zum letzten mal sehen. Nicht wie Odysseus dachte ich zwar mit zugestopftem Ohre der Zukunftsmusik lauschen, aber ihre Tonwellen schlugen bald mein Gehör wie mit Heroldsstimmen zusammen — ein Klingen und Summen rings um mich her, als wär' ich auch im Hörselberg unter den Dämonen, verfolgte mich noch stundenlang. So magisch der Mond leuchtete, so still und lockend die Bäume im Park riefen — es mußte geschieden sein. Gruß und Kuß noch zu den Dioskuren hin — noch einmal machte ich das Zeichen des Segens zu allen Stätten hinauf, wo ich so oft die vorangegangenen Tage gestanden, dann trug die Eisenbahn mich in das Land hinaus, die Gedanken blieben noch lange zurück.

A. F.

Anregungen.

Briefe aus Manchester.

Mittheilungen eines deutschen Malers.

IV.

Genug von den Porträts! Wenn auch die Palme ihnen zuerkannt werden mußte, so sind doch auch im historischen Fache höchst bemerkenswerthe Leistungen von vielen Meistern vorhanden. Hier führt nun nicht mehr van Dyck den Reigen. Denn soviel Schönes auch sein Rinaldo und Armide bietet, ist doch gerade in diesem Bilde der Einwirkung Tizian's und Paolo Veronese's zu stärker. Amor mit der schlafenden Nymphe dagegen, die der Katalog als sein letztes vollendet hinterlassenes Bild bezeichnet, ist geradezu schwach zu nennen. Rubens tritt hier mit vollem Rechte als der Meister der Schule auf. Doch komme ich hier wieder auf meine Ansicht zurück, daß die poetischen Leistungen der ganzen Schule selten oder nie die Vortrefflichkeit der Bildnisse erreichen. Schon die Wahl der Gegenstände zeigt oft, wie fühl der Antheil sein konnte, welchen das Herz und das innerste Wesen des Künstlers an dem dargestellten Gegenstande nahm. Zum Beispiel: die Königin Semiramis läßt das Haupt des Ninus in ein Gefäß mit Blut tauchen, damit der Leute seinen Blutdurst stille. Dies Weib in dieser Action ist an sich schon eine gefährliche Aufgabe, aber hier hat sich der Künstler begnügt, eine reichgeschmückte Königin zu zeigen, welche mitten unter lächelnden Hofdamen mit einer graziösen Neigung des Gesichts die grausigen Ceremonien leitet, während ihr gegenüber die rohen Gesichter schon charaktervoller mit wunderlichen Geberden und seltsamer Kleidung ihr zuschauen. Prächtige, markige Gestalten und Physiognomieen. Das ganze Bild ist von einer Glut der Farbe und einer Tiefe der Durchführung wie nur wenige, besonders nicht die aus seiner spätern Zeit. Ein Bild derselben Gegenstandes im Louvre erreicht das hier ausgestellte, welches früher der Galerie des Regenten Herzogs von Orleans angehörte, bei weitem nicht.

Das zweite große Bild des Rubens ist, was die Durchführung betrifft, nicht minder vortrefflich, aber in der Wahl des Gegenstandes ebenso unglücklich, ja unbegreiflich. „Juno versetzt die Augen des Argus in den Schweif ihres Pfauen." Kaum wird man sich einen weniger malbaren Gegenstand denken können, zumal für die naturalistische Auffassungsweise dieser Schule! So ist denn auch die Juno des Rubens eine derbe, stattliche Schönheit in prächtigen Königsgewändern und Iris eine nicht minder stattliche Zofe, die — man traut den eigenen Augen kaum — eine hübsche Anzahl von den hundert Augen des Argus in der Hand hält, welche Juno so unbedeutend, als ob es trockene Bohnen wären, nimmt, um sie in den von einem dienstfertigen Amor auf einandergepreßten beiden Schweif eines ihrer stolzen Wagenpferde zu setzen. Vorn liegt der todte Leib des todten Argus in kühner Verkürzung, dem man das Studium des Caravaggio anmerkt, aber mit mehr Sorgfalt in Zeichnung und Farbe behandelt als in späteren Werken. Das riesengroße Bild vermag durch Gruppirung, Farbe und Zeichnung einen imposanten Eindruck zu machen, wenn man über der geringen Aeußerlichkeit der Auffassung und die Wahl des Gegenstandes hinwegsieht, ist bei einem Meister nicht zu verwundern. Aber bei solchen Bildern wird es allerdings klar, daß ein unbefangener Geist wie Rembrandt einen tiefen Ekel vor dieser Richtung empfinden mußte, und nur aus diesem Gefühl erklären sich eine Anzahl seiner Briefe, welche geradezu polemisch satirische Entgegnungen auf diese Auffassungsweise mythologischer Gegenstände sind. Dahin habe ich vor allen immer den Raub der Proserpina in der dresdener Galerie gerechnet, und je mehr ich diesem Verhältniß nachgegangen bin, um so klarer ist mir in der Darstellungsweise des Rembrandt seine Verachtung jedes akademischen Apparats, auch bei heiligen Gegenständen, seine oft gesucht erscheinende Naivetät nur als eine Reaction gegen die gefeierte Richtung der Rubens'schen Schule erschienen.

Daß sich hieran die Gegensätze der katholischen und protestantischen Auffassung anschließen, leuchtet

ein. Allein es würde viel der Mühe werth, gelegentlich eine Anzahl Bilder dieser Schulen in dieser Weise zu betrachten, wenn einmal die Richtigkeit der Anschauungsweise an der Hauptsache festgestellt wäre. Man wird wenigstens bei dieser Art der Betrachtung nicht gewahr sein, einem so geistreichen Künstler, einem poetischen Geiste von solchem Reichthum und solcher Tiefe wie Rembrandt die Torheit zugetraut, daß er bei Fabel des Sammuel und ihre poetische Bedeutung im Grunde so verkannt habe, wie das dresdener Bild sie wiedergibt. Wer sehe Rembrandt auf seinen psychologischen Ausdruck, auf eine gewisse portraitähnliche Wahrheit auch in seinen historischen Bildern ansieht, braucht unter den wenigen bedeutenden der Art auf der heiligen Familie ein treffliches Bild in der Hermitage (Galerie, d. h. in der Eremitage), welche etwa 30—40 meist vortreffliche Bilder, im Besitz des Marquis von Stafford, enthält. Im dortigen Katalog war der Gegenstand als „Der unbarmherzige Knecht" im Gleichniß des Evangeliums bezeichnet, allein mit ihm eine andere Angabe, wonach es den Hauptmann Cornelius vorstellt, welcher seine drei ersten Knechte zu Petrus sendet, wie es von einer göttlichen Erscheinung befohlen, rüstigst und entschlossen. Die Darstellung ist einfach: man sieht einen ältern Herrn, der drinnen in ungezwungener Gruppe vor ihm Stehenden einen Auftrag ertheilt. Die größte Natürlichkeit in allen Bewegungen und Physiognomieen, in der Beleuchtung und Färbung, die feinste Verschiedenheit der Charaktere macht das Bild, wenn ihm auch freilich ein höherer Schwung fehlt, anziehend und bedeutend. Die wenigen historischen Bilder von seinem Schüler Bol konnten freilich auf ein von den herrlichen Bols der dresdener Galerie verwöhntes Auge keinen Reiz ausüben, wie denn überhaupt der Kenner nur selten an Meisterwerken so überreichen Sammlung; nur desto mehr kann den Vergleich mit andern zu machen Gelegenheit hat. Sie wird weder von der Nationalgalerie und den andern Sammlungen Londons noch durch die Sammlung des Louvre übertroffen.

Von niederländischen Meistern habe ich endlich noch die großen Thier- und Landschaftmaler zu erwähnen. Von Franz Snyders und Jan Fyt sah ich herrliche Jagd- und Küchenstücke; auch von Wouwerman war Treffliches vorhanden, am meisten von Ruysdael und Hobbema. Der Letztere ist hier in großen Landschaften so außerordentlich reich vertreten, daß der große Ruf, welchen er neuerdings wiedererlangt hat, und die bedeutenden Preise, die man für seine Bilder zahlt, erklärlich werden, wenngleich Modeüberschätzung dabei nicht ganz geleugnet werden kann. Ebenso ist Albert Cuyp ein Abgott der Engländer, von welchem schöne Bilder und in so großer Anzahl vorhanden waren, wie man sie in den Sammlungen des Continents selten findet; außer Landschaften auch noch ziemlich große Figuren und Thiere. Ebenso bedeutend und für meinen Geschmack poetischer ist Jan Both, von welchem einige jener warmen und duftigen Sonnenuntergänge, die er so gern malt, sich auch neben Hobbema und Cuyp vortheilhaft auszeichneten.

An die Niederländer schließen sich zugleich als trefflicher Uebergang zu den italienischen Schulen die überaus zahlreichen und vorzüglichen Bilder der Spanischen Schule an. Am zahlreichsten und besten vertreten war unzweifelhaft Murillo. Unter den besten historischen Bildern auf seiner vollendeten malerisch weichen Manier zeichneten sich auch als besonders sorgfältig ausgeführt aus: Der Besuch der Engel bei Abraham, und Joseph, den seine Brüder in den Brunnen werfen. Besonders das letztere Bild hatte außer all den malerischen Vorzügen dieses Meisters den der kräftigen und kühnen Charakteristik im Ausdruck der verschiedenen theilnehmenden Personen, welche nur wenige andere seiner Bilder in dem Grade besitzen. Schöne heilige Familien in mehrfachen Exemplaren, vor allen aber ein etwa sechsjähriges Christkind als guter Hirte mit einigen Schäfchen zeigen den weichen und schwärmerischen Ausdruck, welcher Murillo eigenthümlich ist und der ihn auch jetzt wieder zum Liebling des Publicums gemacht hat. Das Köpfchen des kleinen Christus in dem letzterwähnten Bilde ist himmlisch schön und wird nur erreicht, ja vielleicht übertroffen von seinem Gegenstück in der Nationalgalerie: dem kleinen Johannes, der in derselben Weise mit einem Schäfchen dargestellt ist. Das Bildniß des Meisters in zwei Exemplaren, das eine in der Jugend, das andere in vorgerücktem Alter, geben einen schönen Begriff von seiner Vortrefflichkeit als Bildnißmaler.

Die meisten Bildnisse der Spanischen Schule sind von Velazquez. Der Herzog von Olivarez in allen Größen, zu Fuß und zu Pferde; Henry de Haimale, mit einem Diener, der sein Pferd am Zügel hält; Adrian Pulido de Pareja in ganzer Figur in Lebensgröße; Don Juan d'Autria — alle mehr oder minder vortrefflich und die verschiedenen Manieren des Meisters charakterisirend; ein unschätzbares Studium für den Kenner. Ein einziges größeres Figurenbild des Velazquez ist vorhanden, ganz in dem Style der berühmten Vorrathes oder Zecher im Museum von Madrid. Es ist ein lebensgroßes Genrebild: Eine Gruppe Bauern mit einer Mutter und einem Kinde, welchem der eine eine Traube reicht. Derbe, ganz individuelle Volkstypen, ohne jegliche Idealisirung. Eine Venus vom Rücken gesehen, offenbar ebenfalls nur ein Studium nach der Natur in Lebensgröße, entsprach der Bezeichnung doch zu wenig. Viele zum Theil unbekanntere spanische Meister schließen sich diesen beiden ersten Größen an: Zurbaran, in seiner ernsten, oft düstern Weise exaltirte Mönche und schwärmerische heilige Frauen darstellend; Giuseppe Ribera, von dem unter andern dasselbe Bild vorhanden ist, welches ich auch in der dresdener Galerie in einem ebenso guten Exemplar vorfindet: Jakob, vor die Schale ich haben hüte. Doch ich

fürchte, die Grenzen einer briefl[ichen] Mittheilung schon zu weit überschritten zu haben, und doch ist es ohne Anführung und Besprechung einzelner Werke nicht möglich, einen Begriff von einer so reichen Ausstellung wie die hiesige zu geben. Und wie viel bleibt noch übrig! Von den ältern Schulen die Altniederländische und Altdeutsche; und dann die ganze moderne Englische Schule von van Dyck's Zeiten abwärts, welche billig eine ebenso eingehende Betrachtung und Würdigung erfordern dürfte. Der trefflichen Sammlungen von Handzeichnungen und Kupferstichen und der Water-Colour Gallerie habe ich noch gar nicht gedacht. Jede für sich wäre ein Thema für ein Buch. Sculpturen, Ornamente, Gemälde, Goldschmiedwerke, indische und chinesische Arbeiten, Glasmalereien, Tapeten, historische Miniaturen u. s. w. blieben dabei ganz unerwähnt. Um dies Alles zu sehen, wenn auch bestimmte Richtungen mit besonderem Interesse (der so und soviel Grad Hitze!), das wäre nicht ein Heizung, welcher den Strapazen der französischen Armee in Algerien gleichkäme! Sicher darf sich Derjenige, welcher ihn wirklich gründlich durchgemacht hat, zu den Veteranen der Kunstkenner zählen.

Der Kampf um die Seele.

Bekanntlich war es Rudolf Wagner, Professor zu Göttingen, der durch seine Behauptung, daß er in Sachen des Glaubens den schlichten Köhlerglauben liebe, in wissenschaftlichen Dingen hingegen gern die größte Skepsis übe, den Anstoß zu Karl Vogt's Streitschrift: „Köhlerglaube und Wissenschaft", gegeben.

Damit begann eine ganze Streitliteratur, in der nicht der Frage nach der Abstammung des Menschen besonders der Streit um die Seele — ob dieselbe nämlich eine selbständige, immaterielle, unsterbliche Substanz oder, wie die Materialisten behaupten, nur Phosphor u. s. w. sei — lebhaft erörtert wurde.

Der Kampf um die Seele ist noch nicht beendigt und wird schwerlich beendigt werden. Rudolf Wagner hat sich, zur Erkenntniß der Schwierigkeiten dieser Frage gelangt, in seiner neuesten Schrift: „Der Kampf um die Seele vom Standpunkte der Wissenschaft" (Göttingen, Dieterich, 1857), bemüht, auch dem größern Publicum diese Schwierigkeiten darzulegen. Er bespricht in fragmentarischer Form die neuesten Phasen des Kampfes, bezeichnet die verschiedenen Standpunkte und Aufgaben, lehnt es aber ab, ein abschließendes Wort auf diesem Gebiete zu sagen. „Der Kampf um die Seele", sagt er ausdrücklich, „wird nur mit dem Ende des Menschengeschlechts aufhören und damit erst die schließliche Versöhnung zwischen Wissen und Glauben objectiv erfolgen, welche bis dahin blos im Subject vollzogen werden kann. Einzelne Fragen des Streits können aber abgeklärt werden, und hierfür die allgemeinen Gesichtspunkte zu bezeichnen, falsche Illusionen verwirklicher Wissenschaft zu zerstören und den verschiedenen Forschungsrichtungen ihre Rechte zu wahren, war mein Hauptzweck." Daneben hat er auch die Gelegenheit benutzt, sich gegen die Angriffe, die er erfahren, zu vertheidigen und zu rechtfertigen, fertigt aber seine Gegner oft nur mit wegwerfenden Prädicaten ab, ohne sie wirklich zu widerlegen.

Rudolf Wagner's Schrift hat viel Anregendes, besonders interessant ist in ihr eine Parallele zwischen Leibniz und Goethe in Beziehung auf die materialistische Behauptung, daß der Mensch ein bloßes Product von Eltern und Amme, Ort und Zeit, Luft und Licht, Nahrungsmitteln u. s. w. sei. An der großen Aehnlichkeit, die Goethe als Dichter mit Leibniz als Philosophen in Wesen und Charakter, in Thätigkeit und Lebensverkehr — Beide waren in ihrer Weise vielgeschäftige Polyhistoren, lebten an Höfen, hatten einen ausgebreiteten Briefwechsel u. s. w. —, an der großen Aehnlichkeit dieser Männer schreit sich die Behauptung des Materialismus zu beklagen. Aber gerade an dieser frappanten Aehnlichkeit will Wagner als an einem anschaulichen Beispiel den Hauptsatz seiner Schrift erläutern:

„Daß eine strenge und objective Beweisführung gegen den Materialismus, die zu einer Ueberzeugung Aller führen müßte und das Dasein der spontanen Thätigkeit einer substantiellen Seele unzweifelhaft feststellen könnte, nicht geführt werden kann, daß aber auch der Materialismus von seiner Seite niemals im Stande ist, eine objective und überzeugende Beweisführung für seine Berechtigung aufzustellen."

Der Kern dieser ganzen Streitfrage steht nach Wagner im tiefsten und unlöslichen Zusammenhange mit dem religiösen Bewußtsein der einzelnen Menschen, und dieses ist wieder das Resultat aller einzelnen Lebenserfahrungen, der äußern und innern, der objectiven und subjectiven Schicksale, d. h. der den Menschen treffenden Ereignisse und seiner, die Ereignisse verarbeitenden Gedankenarbeit.

Wagner neigt in der vorliegenden Schrift stark zu der Theologie hinüber, die er neben der Physiologie und Philosophie für gleichberechtigt hält, in der Seelenfrage mitzureden, sodaß man beinahe sagen könnte, daß aus seiner frühern doppelten Buchhaltung jetzt eine dreifache geworden ist. Wir unsererseits können der auf Offenbarung sich stützenden Theologie kein gleiches Recht einräumen, in wissenschaftlichen Fragen mitzureden, als der Naturforschung und Philosophie; denn letztere gehen voraussetzungslos zuwerke, während die Theologie an die Voraussetzungen der Offenbarung gebunden ist. Die Theologie kann nur historisch-kritisch ermitteln, was die Offenbarung des Alten Testaments und des Neuen Testaments über die Seele lehrt; welches aber die wahre, wissenschaftliche Ansicht von der Seele sei, darüber haben allein Naturwissenschaft und Philosophie im Verein zu entscheiden, und es sollte darum ein Professor der Physiologie, der im Dienste der Wissenschaft steht, der Bibel seinen entscheidenden

Neuling auf seine „theologischen Forschungen ein[illegible] lassen, damit [illegible] er besser, ein Repetitor der Theologie zu werden.

Das Zeitgefühl.

So sehr auch der Materialismus sich bemüht, alles Interesse aus den Sinnen abzuleiten, — es gibt doch eine Art von Gefühlen, die nicht auf dem gewöhnlichen Wege sinnlicher Vermittelung zu stande kommt, ein in die Ferne dringendes Schauen, eine Seherkraft, die mit der Function des gewöhnlichen Sehens nichts gemein hat.

Zu in das Gebiet dieser Seherkraft gehörigen psychischen Erscheinungen hat vor kurzem der tüchtig rechnende Mathematiker H. Klemens in einer kleinen interessanten, unterhaltenden und belehrenden Schrift „Das Zeitgefühl nach Raum und Zeit" (Frankfurt am Main, Hesler, 1857), zusammengestellt und beleuchtet. Das Zeitgefühl der Zeit nach tritt besonders in dem sogenannten Zweiten Gesicht (second sight) der gälischen Stämme hervor und mit ihm beginnt die Schrift des Verfassers. Er legt auf eine anschauliche Weise die Bedingungen dar, unter denen das Zweite Gesicht entsteht, diese „geistige Aura morgana, eine prophetische Gabe, mit den Augen der Geister Dinge zu sehen, welche noch im Schoße der Zukunft verborgen sind". Derselbe findet sich in der Bretagne, in den schottischen Highlands, auf den Hebriden und Shetlandsinseln, in Norwegen und Schweden, am häufigsten an den Meeresküsten. Auch hier vorzüglich bei Knaben, Jünglingen und Frauen, denen geistiger Stimmung durch die Entfernung und Gefahr ihrer Väter und Gatten auf dem Meere eine sehnsuchtsvolle Richtung in die Ferne annimmt. Diese hellsehenden erblicken oft ganz deutlich alle Katastrophen eines weitentfernten Schiffbruchs, den Untergang der Menschen, die Feuersbrunst, plötzlich bei mitten Gewittern.

Vom Somnambulismus unterscheidet sich dieses Hellsehen, das der Verfasser als einen „mächtig erregten Instinct" bezeichnet, dadurch, daß es nicht im Schlafenden, sondern im wachenden Zustande stattfindet. Krankhafte Affectionen des Nervensystems, wofür der Verfasser mehrere Beispiele anführt, bilden die innere Anlage zu jener Seelenerscheinung, die erste äußere Bedingung, unter welcher sich das Zweite Gesicht entwickelt, ist die Einsamkeit. In ihr versenkt sich der Mensch in sein Inneres und gelangt der Geist zu tieferer Erhebung und intensiverer Stärke. Der Verfasser führt diesen Gedanken noch näher aus und gibt als zweite äußere Bedingung dieser Sehergabe die Umgebung einer großartigen Natur an, ist aber einsichtsvoll genug, auch nach seiner Erklärung noch ein Unerklärliches, Unergründliches zuzugestehen, welches das menschliche Wissen nicht zu ergründen vermag, weil wir hier an der Grenze stehen, „wo das Erkennen aufhört und das Glauben beginnt".

Die zweite Abhandlung des Verfassers hat das Zeitgefühl dem Raume nach zum Gegenstand, weshalb er „die elektrische Fähigkeit" nennt. Mit dieser sind Menschen begabt, die vermöge einer eigenthümlichen Empfindlichkeit der Nerven im Innern der Erde verborgene Metalle und Erzadern, Quellen und Wasseradern, Kohlen- und Torflager u. s. w. entdecken. Da diese genannten Körper Leiter, Vermittler der natürlichen unterirdischen Elektricität sind, so hat man die Eigenschaft, sie aufzufinden, mit dem Namen der „elektrischen Fähigkeit" belegt.

Zuletzt bespricht der Verfasser den Somnambulismus, da er als Arzt selbst zu beobachten Gelegenheit hatte. Er erkennt ihn zu den abnormen Zuständen des Organismus, ja nennt ihn „eine bedeutende Störung des Organismus, die man nicht wahrhaft krankhaft nennen darf".

Während manche Psychologen, z. B. auch Richter in seiner „Anthropologie", in dem Somnambulismus einen erhöhten geistigen Zustand erblicken, ein Ausarten von den Schranken der Leiblichkeit, sieht der Verfasser in ihm „eher ein Zurückbleiben der höheren geistigen Kräfte, der Kräfte, die den Menschen erst zum Menschen stempeln". Denn, wie er sagt, schläft die Vernunft, dieses Himmelslicht des Menschen, das im Gehirn strahlt, im somnambulen Zustande und mit dem organischen Irdischen, das im Nervensystem seinen Sitz hat, untergeordnet. Der Somnambulismus ist ein unfreier Zustand, ein blödsinniges Leben, wobei der Kranke ebenso wie nicht anders handeln darf. Wo eine schöne, ungetrübte Harmonie zwischen Geist und Gemüth herrscht, wird ein so krankhaftes Abweichen von der geregelten Norm schwerlich eintreten.

Man sieht mit einigem Erstaunen, wie hoch es haben über der empirischen Beobachtung der Aerzte die ideale Anschauung des Philosophen liegt.

Die Abhandlung mit vielen Stimmen und [illegible] Anfragen anderer „Gesellschaftsspiele". Dieselbe [illegible] alle Gebiete der geselligen Lustbarkeit [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Neue Folge. Dritter Band.

Unterhaltungen

am

häuslichen Herd.

Herausgegeben

von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

Inhaltsverzeichniß.

I. In gebundener Rede.

Seite

Gewitter. Von Heinrich Zeise . . . 32
Das Lieben Glück. Von Heinrich Zeise . . . 48
Den deutschen Argonauten. Von Heinrich Zeise . . . 161
Begegnung. Von Edmund Dorer . . . 288
Der Bienen Streit. Von Edmund Dorer . . . 304
Die Tanne. Von Alexander Kaufmann . . . 304
Gelobung. Von Edmund Dorer . . . 320
Die Träume. Von Dranier-Manfred . . . 368
Das Nibelungenlied. Von Friedrich Hebbel . . . 481–502
Whatele. Von Robert Hamerling . . . 528
Das Leben. Von Robert Hamerling . . . 600
Sei lieb reich. Von Heinrich Zeise . . . 636
Die Spitzen. Von Heinrich Zeise . . . 656
Lied und Blute. Von Heinrich Zeise . . . 688
Der Gedankenflug. Von Heinrich Zeise . . . 688
Die deutsch-römische Sache. Von Adolf Dorr . . . 784
Mantel und Dauer. Von Heinrich Zeise . . . 832

II. Erzählungen.

Die Medaillen. Erzählung in sieben Kapiteln von **Georg Horn** . . . 1–32
Eine Weihnachtsgabe. Eine einfache Geschichte von **J. Herzfelder** . . . 65–74
Der Fabrikherr. Eine Erzählung. Von **A. von L.** . . . 81–101
Ada. Eine Herzensgeschichte von **Amara George** . . . 113–166
Des Sohnes Pflicht. Aus dem Leben. Von **Franz Eberl** . . . 193–198
Der Großvater auf Boldberg. Novelle von **Diera Blicher** . . . 241–260
Die Perl. Novelle von **Agnes Evans** . . . 273–279
Ein Gartenlaubenschwank. Von **Don Manuel Breton de los Herreros** . . . 285–292
Geschick bringt Glück. Von **F. C.** . . . 337–344
Kreuzle. Eine Erzählung von **Alexander Weiß** . . . 353–443
Der Hofrezept. Aus dem Tagebuch eines Juristen . . . 459–462
Der Waldfrevel. Erzählung von **Fr. Friedrich** . . . 465–488
Der Gemsenkönig. Novellistische Skizze aus dem Bauernlande. Von **A. Scherbe** . . . 545–569
Herr Schwenkeln. Humoreske von **Josef Rank** . . . 721–730
Ueber. Eine Novelle. Von **R. L.** . . . 737–764
Rosenbe aus Mais. Eine Novelle von **Edgar Dupuy** . . . 785–820

III. Lebensbilder und Skizzen.

Aus dem Leben eines deutschen Schulmannes. Mitgetheilt von **Heinrich Aomus** . . . 38–43
Eine indische Memoiren. Erzählt von einem englischen Veteranen . . . 181–184
Eine Schwester Ludwig Feuerbach's . . . 197–199
Angelica Kaufmann. Von Freiherrn **A. von Lorn** . . . 209–231
Joseph Pignatelli. Ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert. Von **E. Lecrel** . . . 292–328
Zwei Skizzen aus dem Leben . . . 352
Aus Walter Scott's letzten Lebenstagen (Schluß.) Von **C. D.** . . . 369–398
Der Urlaub. Von **Josef Rank** . . . 417–429
Die Barbierstube. Skizze aus dem Altertum von **Heinrich Aomus** . . . 456–459
Nach einer Pfingstfeier. Eine Skizze aus Schlesien. Von **C. M.** . . . 529–532
Gabriele Reuter. Von **Karl Frenzel** . . . 577–600
Ein Seemannsraum. Von **E. Viereck** . . . 601–733
Charlotte Bronte (Currer Bell.) Von **M. M.** . . . 673–696
Das Klavier Marie Antoinettens. Aus den Erinnerungen des Componisten **Adam** . . . 705–708
Voltaire's letzter Triumph. Aus dem Leben der Frau von Stael. Von **Amely Bölte** . . . 769–778
Das Ende der Letzten. Von **Fr. Friedrich** . . . 778–783
Der alte Briefträger . . . 799–809

IV. Stimmungen und Richtungen der Zeit.

Das Publikum und die Zeitschriften . . . 15–16
Deutsche Zusammenkunft . . . 47
Schiller's Geburtstag . . . 109–110
Die Evangelische Allianz . . . 130–131
Berliner Zustände . . . 159
England und der Kampf in Indien . . . 193–194
Die neuesten Pulverexplosionen. Von **H. Bl.** . . . 194–197

	Seite
Zur Erinnerung an die weimarischen Feste	287
Die berliner Antipas	329–330
Hinter den Coulissen	416–464
Proudhon's „gemüthliche Anarchie"	448
Der deutsche Student	477–478
Für die Schillerstiftung	495–496
Pariser Briefe	521–560
Für die Polenflüchtlinge	572
Die Juliusten in Berlin	685–687
Julius Rupp für das Kantdenkmal in Königsberg	687–688
Jonas Jubeltag	825–841

I. Volkerzustände, Reisen, Sitten- und Ortsschilderungen.

Eine Meerfahrt um Helgoland. Von J. Schaub	11–15
Reisebriefe von Ameig Golte	28–287
Zur Geschichte der Landwehr in Spanien. Von A. Ca	55–59
Volksfagen aus der Pretagne. Mitgetheilt von Hermann Hemmig	131–151
Reisen in Afrika	182–183
Bilder aus Ungarn. Von Friedrich von Sandy	170–190
Erinnerung an Kissingen (Juli 1857.) Von A. Th. von Grimm	177–184
Ein Besuch im diesjährigen Lager von Châlons	190–207
Schattenrisse aus den deutschen Alpen. Von Friedrich von Sandy	209–218
Die Archive von Venedig	314
Vom Rhein	331–335
Aus den Urwaldern. Von Alexander Kaufmann	417–443
Koscziusko's Grab in Solothurn. Von J. Proudey	576–578
Potsdam und Sanssouci. Frühlingseindrücke 1857	633–641
Die Arnauten Italiens. Von Gegumil Goltz	653–656
Der kleine Verkehr in Paris. Von W. Hamm	674–691
Die Bauern in China	618–622
Der letzte Spaziergang um die Mauer in Wien. Von K. M.	667–685
Die Juden in Jerusalem	703–704

II. Geschichte.

Die Arnauten im Alterthum. Von G. Kamus	681–692
Das Jahrfest in Königinhof	92–93
Poesie des Mittelalters	96
Die letzten Stunden der Jungfrau von Orleans. Von F. U. Straß	145–170
Die peruanischen Weltgeschichten	173–175
Ulrich von Hutten	222–224
Weimar vor hundert Jahren	265
Die Slawen in Norddeutschland. Geschichtliche Skizze von Heinrich Kamus	279–286
Duller-Hagen's Deutsche Geschichte	287–288
Deutsche That und deutsches Lied	336
Maria Stuart und Bothwell. Von Draxler-Manfred.	449–453
Memoiren und Geschichte	493–494
Zwei Protestanten. Historische Skizze von Adolf Stern	497–536
Die Zeitungen der alten Römer. Von J. F.	539–554
Die Kunde der deutschen Vergangenheit	543–544
Historische Unterhaltungslecture	591–592
Die erste Entdeckung von Nordamerika. Von W. Hamm	601–604
„Prinz Eugen, der edle Ritter"	623–624
Ein Opfer der Christen	655–656
Die Jungfrau von Orleans	735–736
Gervinus als Historiker	783–784
Jakob Venedey's Deutsche Geschichte	815–816

III. Der Mensch, sein Wesen und Befinden.

Petrarca, ein Gegner der Aerzte. Von einem Arzte	216–219
Carus' Symbolik	283–284
Sinnestäuschungen	575–576
Die Temperamente	733–735

VIII. Die Erziehung.

Erziehungsresultate	32
Das Ich in der Kindersprache. Von G. Sigismund	52–55
Briefe über die Erziehung der weiblichen Jugend. Von A. Pancrazius	156–296
Erziehung zur Schönheit	318–319
Die Kindheit des Menschen	402–403
Die jungen Philosophen. Von G. Sigismund	509–511

IX. Philosophie.

Schelling's nachgelassene „Philosophie der Mythologie"	31–47
Anschauungsfähigkeit	47–48
Moral im Lichte der Aufklärung	127–128
Der Zweck des irdischen Daseins	141
Hegel und seine Zeit	238–239
Gedanken eines gläubigen Naturforschers über das Jenseits	255–256
Die natürliche Religion. Von Eduard Schmidt-Weißenfels	267–270
Zur Religionsphilosophie	270–318
Ueber Anmuth. Von Moriz Carriere	298–302
Der Koran und seine Bilder. Von Jakob Schaub	378–391
Allerlei Gedankenspiele über Licht und Wärme	607–608
Ein Gespräch über das Jenseits	810–812

X. Lebensbezüge und Lebensbedingungen.

Asien und Europa	16
Die hamburger Krisis. Zur Aufklärung für Laien	231–238
Wer hat das Pulver erfunden? Von Fr. Friedrich	344–347
Tanzt und Schnee. Von Max Maria von Weber	409–430
Zur Geschichte der Sammlungen. Von Dr. Freiherrn von Biedermann	468–500
Noch etwas über den Bart im alten Rom. Von v. M.	716–718
Verlauf nach Westen	749–799

XI. Allgemeine Naturbetrachtung.

Die XII. Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Bonn	87–136
Naturwissenschaftliches	560–563

Seite

XII. Die Nachtseiten der Natur.

Hemme Haben. Ein Beitrag zur Geschichte der Statue. Von J. L. . . . 10–28
Ueber Idiosynkrasie und Antipathie. Von Dr. Robbeien . . . 329–331
Ueber magnetisches Weckesleben. Von Dr. Warmann . . . 518–542
Das Tischrücken. Vom Sanitätsrath Dr. Schindler . . . 526–529
Die Besessenen. Vom Sanitätsrath Dr. Schindler . . . 713–746

XIII. Die Erde und ihr Leben.

Zur Geschichte der Erde . . . 62–63
Das Leben der Meeres . . . 253

XIV. Das All und die Himmelserscheinungen.

Die Luft. (Die Forschungen Pouillet's über den sphäroidalen Zustand.) Von P. Sigismund . . . 217–241

XV. Pflanzen- und Thierwelt.

Die Zugvögel oder Wanderbeschreibe. Von Dr. Robbeien . . . 71–76
Die Pflanzen und die Blütenschaft . . . 414–415
Der Thee. Von Heinrich Meidinger . . . 441–446
Die Gliederwelt der Thiere. Von Fr. Friedrich . . . 553–571
Die Gartenkunst . . . 681–687
Die Termiten. Von Fr. Friedrich . . . 651–655

XVI. Sprache und Geschichte der Literatur.

Bertrand de Born. Von Karl Frenzel . . . 102–131
Das Papageienbuch . . . 112
Neuperische Poesie . . . 138
Polnisches aus Böhmen . . . 365–381
Jüdische Literatur . . . 339–388
„Decimus", Polens Verfall. Mitgetheilt von J. N. Frey . . . 625–656
Goethe's Tell . . . 662–663
Shakespeare als „gelernter Metzger" . . . 163–164
Das Münzwesen Nürnbergs im Jahre 1632. Von Dr. Karl Reclam . . . 470–474
Die Sagen der Völker . . . 491–493

XVII. Kritisch-ästhetische Miscellen.

Unterhaltungslectüre . . . 61–80
Gottfried Kinkel's „Otto" . . . 78–79
Geschichte und Dichtung . . . 81–86
Variationen der Liebesgeschichte . . . 93–96
Die Freundin eines Dichters . . . 126–127
Bürgerreime und Wilhelm Tell . . . 176
Aufgaben zur Belehrung . . . 191–192
Allerlei Sänger . . . 297–298, 688–704
Der Engländer Lewes über Goethe . . . 264–265
Rudolf Gottschall . . . 273–277
Wolfram von Eschenbach . . . 292
Alfred Meißner . . . 580
Friedrich Hebbel's Gedichte . . . 333–336
Aesthetische Jdeenjagd. (Buch bezüglich des Goethe'schen „Wahlverwandtschaften".) . . . 361–368
E. v. Meienthal . . . 388–389
Alexander Weill . . . 415–416
Das Breitseiten der Geschichte zu Normannen . . . 531–532
Die Neigung zur Parodie . . . 116–118
Lyrische Poesien . . . 475
Cant im Salle . . . 627–628
Wilhelm Müller . . . 698
Salvatore Ring . . . 568–569
Neue und alte Lieder . . . 560
Die Verwilderung der deutschen Poesie . . . 513–514
Julius Rodenberg . . . 561–562
Die polnische Erzählung der Neuzeit und ihre Vertreter. Mitgetheilt von J. N. Frey . . . 588–607
Benjamin Gelz . . . 671–672
Der Tod in der Poesie . . . 672
Wie entstehen Bücher und Bekanntschaften? Ein Bekenntniß von Kertbeny . . . 701–703
Kann sicher über Schiller's „Selbstbekenntniß" . . . 718–729
Ludwig Rellstab's neuer Roman . . . 831–832

XVIII. Schöne Kunst.

Künstler und Kunstwerke . . . 48
Der Apoll von Belvedere. Von A. Sch. . . . 50–62
Der Hunger der Künste . . . 111–112
Die Planen von Alt und die Modernität. Von A. Sch. . . . 264–265
Eine Geschichte auf Kunst . . . 272
Die Illustrationen . . . 541–542
Vorlegeblätter oder Holzformen? . . . 542–543
Inhalt und Form in der Kunst . . . 628–630
Michel Angelo. Eine Skizze . . . 700–708
Die allgemeine deutsche Künstlerversammlung in München . . . 796–815

XIX. Bühne und Musik.

Die dramatische Kunst auf der Theater zu Wien. Von Q. Jamus . . . 1–10
Zu Schiller's Bearbeitung des „Egmont" für die Bühne. Mitgetheilt von Arnold Schloenbach . . . 76–77
Franz Liszt . . . 110–117
Ludwig Holberg . . . 153–202
Deutsche Schauspieler. IX. Heinrich Anschütz. X. Bertha Wagner-Angelmann . . . 315–327
Das Victoria-Theater in Berlin . . . 390–400
Aus Chopin's Leben . . . 401–402
Der Sommerbahnen . . . 543
Karl Ed. P. Brahmer . . . 580–591
Dramatische Preisbewerbungen . . . 640
Die Rechte der dramatischen Autoren . . . 751–768

XX. Zur Kunst des Lebens.

Lebensklugheit. Von L. Habicht . . . 16, 170, 464, 528, 624–650
Sprüche von Edgar Dupuy . . . 48
Betrachtungen . . . 63–80
Betrachtungen von W. Trapp . . . 80–111
Briefen von E. Scherges . . . 160

	Seite
Spruch. Von C. Gabrecht	160, 161
Arabe Weihnacht	192
Das gelbe Zeitalter (Zur Lebensreform). Von G. Arens	202–205
Schachaufgaben	208
Schachaufgaben von L. v. S. in Wien	224, 256, 288
Nonum et omen	272
Poetische Stimmung	328
Spruch. Von Robert Hamerling	416
Bleiben und Kommen. Von C. G.	448
Reimsprüche von Feodor Löwe	544–592
Rath. Von Dräxler-Manfred	544
Sprüche von W. Clemen	656–768
Schachaufgaben von L. v. S. in Wien	720

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band

Nr. 1.

Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Ein Medaillon.

Erzählung in sieben Capiteln von Georg Horn.

Erstes Capitel.

Katholismus des Herzens.

Das Haus des Herrn Mathias van Aert genoß in der Kaufmannswelt wie in der übrigen Gesellschaft den Ruhm einer außerordentlichen Solidität. Es zählte zu den Häusern, deren Ruf seit langen Jahren in der öffentlichen Meinung das war abgethan wie eine geschichtliche Thatsache.

Herr Mathias van Aert selbst mochte ein hoher Zwanziger sein. Sein Aeußeres schon verkündigte gemessenen Anstand und Ernst eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu ein; das dünne Haar trug er immer glattgekämmt; seine Mienen waren weder anziehend noch abstoßend, seine Augen immer hell und klug. Er kannte nichts Verhaßteres als vor der Welt auffallen, und um jeden Preis wollte er dem entgehen. Danach war sein ganzes Haus und seine Lebensweise eingerichtet. Weder nach oben noch nach unten überschritt er je die schmale Grenze seines Standes, seiner Verhältnisse. Kein Verschwender, kein Sonderling, erfüllte er vielleicht am schärfsten den Begriff eines Kaufmanns. In dem Geschäft herrschte die strengste Regelmäßigkeit. Aus dem Comptoir ging gewiß kein Streifchen unbeschnittenen Papiers, auf der Erde lag gewiß kein Stückchen Bindfaden. Und wäre eines Morgens der Tod selbst hier erschienen, um einen Solawechsel zu präsentiren, mit derselben nummen höflichen Gleichgültigkeit wäre er empfangen worden wie jeder andere Commis mit buntcarrirten Beinkleidern und steifen Vatermördern.

Seine Diener behandelte Herr van Aert mit höflicher Kälte. Außer dem Comptoir bekümmerte er sich wenig um ihr Leben und Treiben. Und daß dieses durch ein auffallend lebhaftes oder gar excentrisches Wesen nicht gegen die Sitte der Welt verstieß, dessen versicherte er sich schon in ihrer Wahl. Nur in Einem hatte er sich getäuscht.

In den Gegensatz, wo nicht in Ironie, war dieses fast ängstliche Streben des Vaters bei seinem einzigen Kinde, seiner Tochter Klara umgeschlagen. Klara war selbst ein Widerspruch; von freiem Geiste, lebendiger Phantasie, bewegte sie sich in äußerm puritanischen und conventionellen Zwange. Vereinsamt in ihrem Herzen, verwaist in ihrem Leben, baute sie sich in ihrem Innern aus dem flüchtigen Material der Phantasie eine Welt auf, die von der wirklichen nichts als den Gegensatz besaß. Sie hatte keine Mutter gehabt, deren liebender, erfahrener Herzenssinn sie der Gefahr dieser schroffen Gegensätze überhoben und dieselben in sich vermittelt hätte. Diese treue, leitende Hand war früh von ihr geschieden. Nur dunkel konnte sich Klara ihrer erinnern. Ein bleiches Antlitz, das zu seufzen schien, mit Augen, die großen Thränen glichen, eine Frau, von deren leidenschaftlicher Zärtlichkeit das Kind sich oft beängstigt fühlte. Sonst wußte sie nicht viel von ihrer Mutter, denn seltsamerweise schien ihr Vater die Erinnerung an sie wo möglich zu meiden, und

wenn die Tochter von der Mutter wollte erzählt haben, suchte er ihren Sinn rasch auf Anderes zu lenken. Die junge, glühende Sehnsucht des Herzens aber, die schon dem Kinde eigen war, drängte sich nach dem Bilde, das jetzt in dem Zimmer des aus dem Pensionate entlassenen Mädchens hing; mit dem tiefen Grad von Liebe und edelm Sinne, der davon auf sie ausgestreut war, belebte sie es wieder, machte es zu ihrer Vertrauten, zu ihrer Freundin. Im Hause erfüllte Klara die Pflichten ihrer Mutter als Hausfrau, was ihrem Aeußern eine gewisse Sicherheit und Strenge verlieh. Im Uebrigen bekümmerte sich der Vater wenig um ihr geistiges Leben. Es war ihm genug, wenn seine Tochter in Nichts gegen die Hausordnung und den äußern Anstand verstieß, und da dies nie der Fall gewesen, war er ruhig in dem Bewußtsein, eine so gehorsame Tochter zu haben. Sie war vielleicht nicht schön, nur ihre Lippen hatten eine eigene Form, einen fesselnden Zug, der eine ausschließliche Vornehmheit des Geistes wie der Seele zu verkündigen schien. Nichtblondes Haar umgab in starken Flechten ihr blasses Gesicht, drin große, graublaue Augen, rathselhafte Augen, blitzten, die noch nichts sagten und doch Alles bedeuteten; Augen, denen man ein Schicksal vorhersagen mußte.

Vielleicht weil Klara oft sich jungen Männern gegenübersah, hatte bisher kein Einzelner einen besondern Eindruck auf sie geübt. Täglich verkehrte sie mit den Commis ihres Vaters, die nie verfehlten, ihr mit ehrfurchtsvoller Artigkeit zu begegnen und auf Bällen die übliche Pflichttour mit ihr zu tanzen. Indeß verlangte die Sehnsucht ihres Herzens allmälig nach einem andern Herzen. Gar oft lag sie, von ihren Gefühlen erregt, auf ihren Knieen vor dem Bilde ihrer Mutter, zu ihr emporringend, flehend: „Sende du mir eine Stunde, gib mir eine liebende Seele!“

Sie ahnte vielleicht kaum, daß sie schon liebte! Vollbrecht war dieser Einzige, der über ihr Gefühl Macht gewonnen hatte. Schon auf den ersten Augenblick mußte er durch die Fremdartigkeit seines Wesens, seine hohe, kräftige Gestalt vor den Uebrigen hervorstechen. Es lag Uebermächtigkeit, Kern in seiner Erscheinung. Es gibt Menschen, die für ihr Dasein eine unbegrenzte Sicherheit einflößen, für die man nicht bangen würde, sähe man auch eine Lawine über sie hinstürzen. Zu ihnen gehörte Vollbrecht. Er war nicht wie die Andern. Das sagte ihr das Leuchten seiner Augen, sein selbstbewußtes Schweigen, sein leises, vornehmes Lächeln während der Tischgespräche.

Denn Herr van Aert liebte über Tische zur Erholung die neuesten Stadtgeschichten zu vernehmen. Nicht immer wurde das ehrliche, christliche Gebot der Duldung und Nächstenliebe dabei innegehalten. Bei einer solchen Gelegenheit war es auch, wo Vollbrecht wegen seines Optimismus in seinem Urtheil über Andere die Aeußerung that: „Ich habe es immer so gehalten, daß ich die Menschen, von denen die Welt Böses sprach, aufsuchte, und immer gefunden, daß sie wenigstens nicht waren wie die übrige Welt, und oft besser als ihre Schmäher.“ Klara hatte die tiefe Zornesröthe im Angesicht ihres Vaters über die Kühnheit einer solchen Aeußerung aus dem Munde eines seiner Bediensteten an seinem Tische wohl bemerkt, die Abneigung, die sich von diesem Augenblick an in tausend kleinen Zügen von seiner Seite gegen Vollbrecht kundgab. Was er bei ihm verloren, hatte er in ihrem Herzen tausendfach wiedergewonnen. Noch gestand sie sich diese keimende Neigung nicht ganz, sie fühlte nur vorerst die süße Qual des „Himmelhochjauchzen, zum Tode betrübt“.

Es war ein schwüler Sommernachmittag. Um des Drängens und Wogens ihrer Gedanken und Gefühle freizuwerden, machte sie über den teppichbelegten Corridor durch das große Gewächshaus einen Gang in den Garten, der sich hinter dem großen Wohnhaus vor dem Theile der Stadt, umsäumt von zierlichen eisernen Gittern, in weiter Ausdehnung und reicher Abwechslung von Wasserblau und Wiesengrün, von farbigen, schelmisch nickenden Blumenparterres und hochragenden, dunkel schweigenden Baumbosquets, an der Straße hinzog. Auf dem hellen Kiesgange hinschreitend, war es, als ob ein Schatten — kein Schatten — ihr folgte. Erschreckt und scheu wandte sie sich um und lächelte über ihren eigenen Schatten und ihren Wahn. Aber nein — jetzt täuschte sie sich nicht — sie vernahm das Geräusch von Schritten, die mit den ihrigen sich beschleunigten, ihr Herz schlug schneller und schwerer — dort stand der Gärtner — in namenloser Eile jagte sie auf ihn zu — sie hielt an und wagte rückwärts zu schauen — nichts war zu sehen als ihr eigener Unwille über ihre Schwachheit, ein Unwille, den sie jetzt in den in üppiger Ruhe schweigenden Kelch eines Azaleenbusches versenken wollte. Wie vom Blitz getroffen, fuhr sie aber zurück und stürzte davon. Aus dem harmlosen Blumengesicht hatte sie ihr eigenes Antlitz angeschaut. Wie ein schweres Schuldbewußtsein lag es drückend und brennend

auf ihrer Brust. Doch ja — das Medaillon, das auf ihrem Herzen lag, war die einzige Ursache. Sie zog es hervor, die Muschel, die in einer Locke vom Haupte ihrer Mutter eine Perle enthielt, das einzige Andenken an dieselbe. Aber daran dachte sie in diesem Augenblicke heißer Qual nicht — sie wollte sich des Gegenstandes derselben, wie sie wähnte, schnell, um jeden Preis entledigen. Das Wasser des kleinen Flusses, der den Garten durchströmte, küßte schmeichelnd rauh den Saum ihres Kleides — sie trat auf die Uferbank, an deren Seite, von Thränenweiden verdüstert, der hellfarbige Kahn lag; sie trennte das Fahrzeichen von ihrem Halse. Im letzten Sonnenglanze blinkte das Kleinod noch einmal auf und fiel, als die vermeintliche Ursache ihrer Herzensqual, aus der geöffneten Hand in die Tiefe. Plötzlich rauschte das Wasser, wie von gewaltsamer Bewegung, die Weiden theilten sich wie ein Vorhang — Klara sah ihr Medaillon wieder blitzen — zwei Augen glühten sie an. Es war Vollbrecht, der ihr plötzlich gegenüberstand. Sie wollte fliehen — umsonst; unter dem Einfluß dieser mächtigen Gewalt mußte sie bleiben.

„Davon hatte weder ich noch mein Vater eine Ahnung", begann sie, schnell sich fassend, mit erkünstelter Leichtigkeit, „daß seine Herren Gemmis sich in die fernste Einsamkeit seines Parks stehlen."

„Um als Wegelagerer in Frack und seidenen Taschentüchern den Damen ihre Kleinodien wieder zurückstellen zu können", vollendete Vollbrecht.

„Ich danke Ihnen, Voll —"; sie erschrak, als sie den Namen auf ihrer eigenen Zunge hörte, und wagte nicht, ihn völlig auszusprechen.

„Das heißt, Sie sagen mir Dank, Fräulein, weil Sie mir keinen wissen wollen. Sie wollten sich des Kleinods entledigen. Schade, daß ich nicht zum Armenausschuß gehöre, sonst hätte ich Ihnen vorgeschlagen, das werthvolle Kleinod, anstatt es fortzuwerfen, lieber für die Armenkasse zu verschildern. Doch nein", fuhr er ernster fort, „das Medaillon fiel mir zu, ich spielte einige Zeit da unten in dem Kahn den Flußgott. Ob ich es also mein Eigenthum betrachten darf?"

„Nein, nein!" versetzte Klara schnell; „ich bitte Sie, geben Sie es mir zurück — es ist ein Andenken von meiner Mutter!"

„Und doch?"

Klara verstand ihn.

„Ich — ich", stammelte sie, „ich weiß es selbst nicht warum. Aber geben Sie es mir zurück!"

Vollbrecht sagte, ohne ein Wort zu sagen, da Kleinod in ihre Hand, die sie eilig darüber schloß. „Sie scheinen ein eigenthümliches Vergnügen darin zu finden, auf dem Wasser zu liegen und dem Strom der Wellen zu verfolgen", sagte sie dann.

„Ich gewöhne mich nur an das Leben. Ich haische die flüchtige Welle, sie sträubt, sie wehrt sich verzweifelnd, sie schlägt in ihrem Zorn kräftig meine Hand, sie versucht die kühnsten Wagnisse, um dem Strome nach, mit ihm fortzueilen. Dann — sie nun ihm nach! Es ist freilich nur ein Spiel, bei dem es mir aber doch oft unheimlich wehe wird. Im nächsten Augenblick aber schlage ich mich vor die Stirn: Thor, willst du dich dem grünen Strome entgegennehmen? Und doch ist dies Hinaustreten aus dem allgemeinen Kreis, der Widerstand das Einzige, was dem besseren Menschen dem großen Strome gegenüber bleibt. Das Handeln in dem Einzelnen verschließen, aber das Recht des Protestes sich wahren — das ist auch ein Handeln! Dem Strome sich entgegennehmen, diene absichtlich den Tod suchen, sich obenzuerhalten im Glanze des Sonnenlichts, nicht unterzusinken, das gilt's!"

Klara schlug langsam ihr großes Auge zu ihm auf; es war eine Bitte, um so heißer, als der Mund dabei schwieg — das Flehen: „Zeige du mir den Weg!"

„Der Mann hat seine Kraft, das Weib ihre Liebe", antwortete Vollbrecht, „ihre Liebe in seinen Arm zu flüchten! Ihr Schwung wird seine Stärke erheben, seine Kraft ihre Seele muthiger und kraftiger machen!"

„Vollbrecht! Vollbrecht!"

Dieser Ton, dieser Blick — er enthüllte ihm Alles. Sie hatte leise mit ihrer Hand seinen Arm berührt; sie wollte sie schnell zurückziehen, er aber ließ sie nimmer los; sie schlug scheu ihre Augen wieder auf, sie begegneten den seinigen, sie sinkte zusammen — sie verhüllte ihre Blicke mit beiden Händen.

Die Sonne war im Neigen, auf die Welle in ihren Zungen rankelte sie einen goldenen Regen. Ihre Häupter glühten vom Abend und von den Flammen ihrer Seelen — sie waren still — es ist das höchste Glück. Darauf drückte Klara das Medaillon in Vollbrecht's Hand. „Es ist dein!" sagte sie noch immer leise, als würde sie durch ein lautes Wort ihr Glück verscheuchen, „trag's als mein Geschenk!"

„Und dein Vater?" Eine Kälte der Besorgniß legte sich über Vollbrecht's Sinn.

„Er soll um meine Wahl und Liebe vor allem wissen! Ihm sie verheimlichen, hieße mich ihrer schämen. Und dazu bin ich auf mich und dich, Vollbrecht, viel zu stolz. Das Medaillon wird ihm Alles sagen!"

Zweites Capitel

Scheiden

Die Glocke schallte durch das Haus. Es war Tischzeit. Sechs bis acht junge Leute, ein älterer Mann, der Rector, an der Spitze, traten ein. Rings tiefe Stille — nur die Blicke sprachen in der gespannten Erwartung auf die Teller einerseits, auf die Thür andererseits. Endlich trat er herein — der Herr des Hauses — mit kalter selbstbewußter Sicherheit. Doch heute ging er nicht zuerst zur Tochter mit seiner beständigen Frage: „Wie geht's, mein Kind?" „Ich danke, gut, Papa!" worauf er dann gewöhnlich seinen Leuten stumm und höflich dankte und seinen Platz an dem halbrunden Tische einnahm. Denn Klara, die ihren Platz zu seiner Rechten hatte, fehlte, sie war heute zu einem Fest geladen. Zur Linken saß der Rector und von dem ab fuhren nach ihrem Dienstalter die übrigen Gewmis den Tisch aus. Von diesen stummen, in tiefem Respect verharrenden Tischgestalten mußten besonders zwei junge Leute auffallen. Der Eine war Vollbrecht, der Andere war blond, von hagerer Gestalt. Seine Lippen waren dünn und farblos. Aus dem einen Auge schaute ein spitziger, schlauer Handelsgeist, der einen neuen Kreuzer für einen alten Groschen gibt, aus dem andern viel selbstbewußte Geistlichkeit, der Geist der geistlichen Conventikel. Es ist Mockardt, zweiter Buchhalter. Beide waren längst stille Gegner, doch scheute sich Jeder, diese innere Abneigung in offener Feindschaft zu zeigen. Doch heute bot sich dieser Anlaß gleichsam von selbst dar — in dem Medaillon Klara's, an dem Mockardt's Blick beim Eintritt Vollbrecht's, der es an der Uhrkette nach Klara's Weisung trug, gleich dem Blitz hängengeblieben war. Das große Rechentalent Mockardt's hatte sich nämlich als Facit und letzten Zweck die Tochter des Hauses vorgesteckt. Dieses Medaillon, das er öfters bei ihr gesehen, in Vollbrecht's Besitz, vernichtete mit Einem Zuge seine Rechnung. Vor allem wollte er die Gewißheit haben, ob Vollbrecht mit Wissen und Willen des Vaters es trage. Mockardt war noch nicht mit sich im Klaren, wie er die Sache angreifen sollte, als Herr van Aert ihm selbst zu Hülfe kam. Gewöhnlich wurde bei Tische nicht von Geschäften gesprochen, heute machte ein wichtiger Gegenstand eine Ausnahme.

„Herr Mockardt, Sie müssen dem nordamerikanischen Consul den Inhalt einer telegraphischen Depesche mittheilen, die ich soeben erhalten habe!"

„Befehlen Herr van Aert sogleich?"

„Sie können noch essen, Mockardt. Wenn er sie nur bis 2 Uhr in Händen hat. Wie viel Uhr ist es?"

„Herr Vollbrecht, Sie haben eine immer richtig gehende Uhr", wandte sich Mockardt in plötzlicher Eingebung an diesen, „Sie können es uns sagen."

Gelassen zog der Befragte die Uhr, und fast ehe er noch Zeit hatte, zu sagen: „Ein Viertel über 1 Uhr", bemerkte Mockardt mit erzwungener Leichtigkeit:

„Sie Liebling der Damen — schon wieder eine neue Trophäe. Ein prächtiges Medaillon! Gold und Smaragden. Ich meinte, es irgendwo schon gesehen zu haben."

Aller Blicke waren nach Vollbrecht's Kette gerichtet, und dieser, der jetzt seines Feindes Absicht klar durchschaute, hielt mit seiner Trophäe tapfer Stand.

„Da haben Sie allerdings nicht falsch gesehen, Herr Mockardt."

„Sie können noch ruhig essen, Mockardt", unterbrach Herr Mathias die Stille allseitigen Erstaunens.

Und still und schweigsam verging die ganze Mahlzeit.

Als Vollbrecht in das Comtor trat, fand er auf seinem Platze folgenden Brief:

„Mein Herr!

Sie sind aus meinen Diensten entlassen. Empfangen Sie nach Gebühr den Abschluß unserer Rechnung bis zu dem Termine, zu dem wir uns gegenseitig verpflichtet haben.

Mathias van Aert."

Dabei lag ein Packet Banknoten.

Mit einem bittern Lächeln betrachtete Vollbrecht noch einen Augenblick die Schriftzüge und setzte sich an sein Pult, zum letzten male. Er schrieb an Klara, theilte ihr den Inhalt der Zeilen ihres Vaters sowie die Tischscene mit und endigte mit den Worten: „Heute Abend bei dem Magnolienbaum." — — —

Es war in dem Parke, nicht gar weit von dem

Magnolienbaum, ein Plätzchen, grün, still und dunkel, ein heimlicher Frühling, das Schlafgemach der Nachtigallen. Sie wachen auf vor nahenden Schritten — sie lauschen und schweigen, und haben morgen von einem Abschiede, einem Liebesschmerze mehr zu erzählen.

„Leite besser — du bist jetzt frei von jedem trennenden Verhältnisse zu meinem Vater. Du kannst jetzt mit größerer Zuversicht vor ihn hintreten, mich zu fordern."

Vollbrecht antwortete weder mit Wort noch Bewegung.

„Ich gehöre dir, Vollbrecht, und mit dir mein Alles. Ich besitze das Vermögen meiner Mutter, ich fordere es von meinem Vater, es sei denn — sprich ja!"

„Nein, Klara! Das würde eine Kluft zwischen dir und deinem Vater reißen. Ich will meine Liebe rein erhalten von jedem Vorwurf." Dann legte er sanft den Arm um ihre Schulter und fuhr fort: „Glaubst du, du seist mir weniger, als daß ich dich so leicht erwerben möchte, ohne meine Arbeit und Mühe? Jetzt könnte ich fordern — gewiß. Aber die Augen würden sich mir verdunkeln und die Stimme würde mir ersticken. Ich will um dich werben mit kühnem Blicke, mit freier Stirn. Um dich wird mir die Arbeit süßer, teurer Gewinn werden. Wir werden uns eine zeitlang nicht sehen."

Sie sah ihn mit einem Auge voll Thränen an. Er verstand diese Frage des Herzens und antwortete: „Die indisch-holländischen Colonieen."

Ueber ihr Gesicht zog ein Schleier. Doch klagte sie nicht, ja sie nickte ihm Beifall zu. Wie lange? schämte sie sich zu fragen. Wie von einem stachelnden Gedanken erregt, fuhr Vollbrecht plötzlich auf — „Klara!"

„Doch nein, nein", sagte er mit den Händen über seine Stirn streifend, „ich darf es nicht denken, nicht fürchten; es wäre Sünde von dir. Und doch — kann ich es auch nicht zurückhalten."

„Vollbrecht!"

Er faßte ihre Hände und sah ihr ernst und tief in die Augen.

„Wenn du nicht größer wärst wie andere Frauen, schwach, wie Frauenherzen überhaupt, so leicht zu bewegen, umzustimmen durch äußere Verhältnisse, die Nichtigkeiten der Welt — wenn —"

„Du zweifelst — aber du sollst glauben", sagte Klara mit dem Stolze des Weibes. „Ich will mir selbst eine Prüfungszeit meiner Liebe bestimmen. Vollbrecht, wir werden uns nicht schreiben — wir wollen aneinander glauben."

„So sei es, Klara, der Buchstabe ist zu schwach für unsere Liebe. Nur der Gedanke reicht aus, der wird zwischen unsern Herzen eine Brücke schlagen. In der Ewigkeit der Liebe ist es ein Augenblick, ein Lächeln der Lippen, ein Entnicken des Herzens. Die Welt wird sagen: Drei Jahre waren es. Drei Jahre!"

Klara griff nach ihrem Herzen, dann fühlte sie an ihrer Hand ein Bild, eine Locke und einen Ring. So schieden sie.

Als Klara in ihr Zimmer zurückkehrte, erwartete sie den Auftrag ihres Vaters, zu ihm hinabzukommen. In dem großen Kamine flackerte ein kleines Feuer, denn obgleich mitten in der schönsten Jahreszeit, herrschte doch in dem weiten, dunklen Gemache wie draußen auf den Vorplätzen und Treppen eine dumpfige Luft. Die Fenster des Gemachs bildeten durch die dicken Mauern tiefe Nischen und als einziger Schmuck des kahlen unheimlichen Zimmers rankten sich Schlingpflanzen mit blauen Kelchblumen an den beiden Thürpfosten auf, mit ängstlicher Regelmäßigkeit hinaufgezogen. Blätter und Blüten waren in Reihe und Glied geordnet, nur eine eben erst aufgesprungene Knospe hatte es gewagt, ohne vorher vom Pfleger und Gebieter einen Platz abzuwarten, sich hinauszustrecken. Sieh — da fiel sie unter dem Messer. In dem Augenblicke machte auch Klara, um sich ihrem Vater bemerkbar zu machen, eine geräuschvolle Bewegung.

Herr van Aert wandte sich nach seiner Tochter um. Die Gleichgültigkeit seiner Züge verwandelte sich jetzt in Spannung und Energie. Er schritt schneller als gewöhnlich, die Arme auf dem Rücken, den Kopf gesenkt, einige male im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor seiner Tochter stehen.

„Du liebst ihn!" sagte er nach minutenlanger Pause. Sein Blick war finster und grollend.

„Ja, Vater!"

„Und das Medaillon?"

„Ich selbst habe es ihm gegeben. Er ist wacker und edel."

„Wacker und edel!" wiederholte van Aert, mit lautem Hohne. „Wacker und edel, aber unmündig wie nur Einer und — du mit ihm. Liebes Medaillon, gerade von ihm!"

„Von wem, Vater?"

„Es wird mir Unglück bringen — ich ahne — ich weiß es — wir werden uns in diesem

leben noch begegnen." Er sprach diese Worte halblaut vor sich hin, aber Klara hatte sie vollkommen verstanden.

„Von wem sprachst du, Vater?"

„Was — wie? Du hättest was gehört?"

„Nein!"

„Aber das Medaillon deiner Mutter zu verschenken! An diesen Menschen, auf diese Weise. Das heißt der bösen Nachrede Thür und Thor öffnen. Eine Unsicherheit, eine Schwankung, eine trübe Miene von mir, man bemerkt es, man argwohnt. Der Credit ist erschüttert und mit dem Credit der feste Grund."

„Du hast Recht, Vater, Vollbrecht ist nicht reich."

„Reich! Was ist reich? Geld besitzen, Ländereien? Dabei kann man sehr arm sein. Reich sein ist, in dem Augenblick ein Vermögen zu verlieren und in dem nächsten Muth und Kraft zu haben, ein neues und größeres zu gewinnen. Ich bin alt und ich fürchte, daß diese Eigenschaften mir fehlen könnten. Und wenn er bloß und nackt gewesen wäre — er hätte sein sein sollen. Er hatte arm sein müssen nach den gewöhnlichen Begriffen, kein Reicheren als du selbst, der vielleicht auf dich herabgesehen hätte. Aber nur kein Sonderling, kein, wie sie sagen, auffergewöhnlicher Mensch, der die Welt aus den Augen setzen möchte."

„Und deswegen haben Sie ihn entlassen?"

„Du weißt, du hast ihn gesprochen?"

„Er geht, er ist gegangen, Vater, nach den indisch-holländischen Colonieen, um Leben und Gesundheit auf das Spiel zu setzen — meinetwegen. Wir haben Abschied genommen in dem Garten, ich komme davon her."

„Und?"

Sie zeigte ihm voll Stolz sein Bild, eine Locke seines Hauptes, den Ring, ihre theuern Herzensreliquien. „Wir haben gelobt, uns ewig zu lieben, Vater."

„Nie — nie!" rief der Alte in dunklem Zorne. Ein entsetzter Blick — eine Bewegung der Hand — und Bild, Ring und Locke lagen in den Flammen im Kamin, die über der neuen willkommenen Nahrung lustig und gierig zusammenzuckten.

Ein leiser Schrei — Klara wollte ihr Theuerstes den Flammen entreißen. Blitzschnell fuhr sie mit der Hand nach der Flamme. Zu spät — Alles war Asche. Die Hand gegen das Herz gepreßt, wandte sie sich nach ihrem Vater.

„Was thatest?" sagte sie mit schmerzlichem Lächeln. „Sie haben hier weiches und zärtliches vor jeder Gefahr." Damit ging sie aus dem Zimmer. Draußen gellte zu ihr der Pfiff der Locomotive herüber, die ihn entführte. Sie wollte in Schmerz und Thränen zusammenbrechen. Da wehte ein Lied aus der Ferne an sie heran — [illegible] kühlender Balsamtropfen aus dem Wunderfläschchen für kranke Menschenherzen, Musik genannt.

Es war das Lied:

Wo ich schwimme in Gottes Rath,
Das man vom Liebsten, was man hat
Muß scheiden.
Obwohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Menschen, ach! so sauer fällt,
Als scheiden, ja scheiden!

(Das dritte Capitel: Auf Java, in nächster Nummer.)

Die dramatische Kunst und das Theater zu Lübeck.

Wenn sich auch nicht das deutsche Schauspiel aus der Kirche entwickelte, wie Einige wollen, so kamen doch in den Klöstern seit dem Ende des 14. Jahrhunderts die sogenannten „Mysterien" zur Aufführung, deren Gegenstand der biblischen Geschichte entlehnt war. Erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts versuchte Hans Sachs ihnen durch den „Hansworst" einen komischen Zusatz zu geben; in Nürnberg also stand die Wiege des deutschen Dramas, und die „Volkspoesie" ist die erste Form der weltlichen deutschen dramatischen Dichtung. Seit diesem Zeitpunkt kann erst von einer eigentlichen Bühne die Rede sein, denn die Hystrionen früherer Jahrhunderte waren nichts als Possenreißer, Gaukler, die Narrenfeste mit Maskeraden und die sogenannten Komödien der Ironbadeurs nicht viel mehr als eine Bänkelsängerei im vornehmen Kleide. Die ebenerwähnte Komik wählte man theils, um das Derbe, was in den Darstellungen zum Vorschein kam, zu mildern, theils um sie bei dem Volke beliebt zu machen. Von nun ab war nicht mehr der Teufel, sondern der „Hansworst" der Vertreter der Volksstimmung, der die Lüge entlarvte, die Scheinheiligkeit geißelte, die Laster der Welt mit seiner Peitsche bestrafte.

Jedenfalls war der Inhalt der Stücke kräftig, lustig, schlicht und deutsch, und wenn man auf diesem Wege ruhig fortgeschritten, so würde das deutsche Theater im 17. Jahrhundert eine viel höhere Stellung eingenommen haben, als es in Wahrheit der Fall war. Sehen wir doch überall die Uebersetzungen Originalstücke verdrängen, die Bühnen selbst immer mehr kunstmäßiges anneh-

men und die sogenannten „Schäferei-Dramen", auch „Waldkomödien" genannt, immer beliebter werden. Aber auch diese „Schäferspiele" fanden ihr Ende, denn schon damals war das Theater dem Zeitgeschmack unterworfen, wenn auch keinem so schnellen Wechsel wie jetzt. So kam nun die Zeit der „Haupt-" oder „Staatsactionen", französisches oder spanisches Machwerk, das mit schwulstigem Pathos ausstaffirt und mit ebenso vieler Anstrengung der Lungen und Hände, vielem Aufwande von Goldpapier und Flitterstaat aufgeputzt wurde. „Sie nahmen den Mund so voll", sagt Iffland, „daß kein Wort herauskommen konnte wie bei andern Menschen, und ihre Blicke schwebten stets in den Wolken. Je mehr die Gesellschaft dem Schauspieler die bürgerlichen Rechte versagte, desto höher trug er sein Haupt, ein Johannes ohne Land, im gemeinen Leben erschien er selten ohne Lorgen." Was aber diese „Staatsactionen" bei dem Volke so sehr beliebt machte, war unzweifelhaft der „Hanswurst" oder der „Pickelhäring", für den der Deutsche nun einmal eine große Vorliebe gehabt zu haben scheint. Allein der gute Bursche, welcher in Luther's Zeit noch seine trefflichen Späße getrieben, war mit seiner Nation ausgeartet und das Theater stand in fortwährendem Kampfe mit der Gemeinheit, so daß die Schauspieler eine lange Zeit hindurch für „unehrlich" gehalten wurden und das Schauspiel selbst ein Spiel des Teufels genannt wurde. Aber vollendungsachtet mehrten sich doch die „wandernden" Bühnen und die „Staatsactionen" blieben bis über das erste Viertel des 18. Jahrhunderts auf den deutschen Theatern vorherrschend. Von einem deutschen Nationaltheater jedoch konnte selbstverständlich bei gänzlichem Mangel an Originalität nicht entfernt die Rede sein und erst Lessing wirkte sowol durch seine Kritik als auch durch seine eigenen Werke durchgreifend auf die dramatische und theatralische Kunst der Deutschen. Er verdrängte die sogenannten „vollkommenen" Charaktere, drang auf Charakterhaltung und Charakterstücke, bemühte sich, das Ansehen des französischen Geschmacks und seine Autoren zu stürzen und die Aufmerksamkeit auf den großen Briten hinzuleiten. Ihm schlossen sich einige Schauspieler und Schauspielerinnen an, die im Verein mit ihm dahin strebten, das wahre lebendige Leben, ein blühendes Gefühl, die Sprache des Herzens und die Sitte des guten geselligen Lebens auf die deutsche Bühne zu bringen. Schon erwarb sich der deutsche Schauspieler Borberstung, Werth, Ansehen und Namen; würdig ihm zur Seite standen Reinecke, Witthöft, Krobbelin, Brandes u. s. w. und bald hatten mehre Höfe und Städte wenn auch kein stehendes, doch ein Theater auf längere Zeit. Weimar, München, Wien, Berlin, Leipzig, Braunschweig, Hamburg. Namentlich aber war es Goethe, der seit 1773, begeistert durch Shakspeare, in seinem echtnationalen „Götz von Berlichingen" die engen Grenzen der bisherigen Bühne durchbrechend, einen neuen Flug nahm und, im Verein mit Schiller, den Geist der echten Tragödie wiedererweckte und die Schauspielkunst in eine höhere Sphäre hob. Allein es blieb doch, genau genommen, fast überall nur ein gespaltenes Streben und die Kunst hatte dabei im Allgemeinen nur wenig Gewinn und der Kenner Aerger. Es fehlte doch durchgehends an Musteranstalten. Und dennoch war die Zeit für diese so außerordentlich günstig! Nicht nur große Talente besaß Teutschland, sondern auch große Schauspieler, die wohl befähigt waren, nachhaltig durchzugreifen, wenn nur die Ämter und das Publicum ihren Bestrebungen diejenige Theilnahme und Unterstützung hätten angedeihen lassen, worauf ihre Kunstleistungen den vollkommensten Anspruch machen konnten.

Was man Großes, selbst mit kleinen Mitteln hervorzubringen im Stande war, beweist uns ein schlagendes Beispiel. Die um diese Zeit mit vollem Rechte so gefeierte Bühne von Weimar, welche Goethe leitete und ein kunstsinniger Fürst schuf, hob sich, mit verhältnißmäßig sehr beschränkten Mitteln, zu einem Musterbilde für alle Anstalten dieser Art empor, mußte sich aber später vor dem Gebell des Kotzebue'schen Hundes wieder zurückziehen. Aber freilich, Goethe und selbst Schiller, die anfangs in Lessing's Zeit gearbeitet, schweiften gar bald nach verschiedenen Seiten ab, bald der Antike nachbildend, bald mit deren Naturgesetzen unsern Organismus zu beleben, bald in romantischen Versuchen und in idealen Schattenspielen sich abmühend. Und so ist es denn gekommen, daß Lessing's große Anfänge und Grundsätze in Theorie und schöpferischer Praxis von unserer „romantischen" Schule verdrängt wurden und wir augenblicklich kein einziges deutsches Theater als Musteranstalt aufzuweisen haben.

Soviel vom deutschen Theater im Allgemeinen, jetzt vom lübeckischen insbesondere.

Das Lübeck, diese reiche Handels- und Hansastadt, von der „wandernden" Bühnen nicht gar

lange vernachlässigt werden, konnten wir schon erwarten, auch wenn uns nicht bekannt, daß der Thespiskarren vorzugsweise nach den Reichsstädten seine Wanderungen anstellte. Haben doch schon im 15. Jahrhunderte die lübischen Patrizier dadurch ihre Vorliebe für die theatralische Kunst zu erkennen, daß sie selbst als Schauspieler agirten und auf öffentlicher Straße dramatische Scenen aufführten. Die Personen, welche in diesen Darstellungen Rollen übernommen, befanden sich auf einem großen Wagengerüste „de Borch" genannt, das sich langsam durch die Gassen bewegte. Bei einem Unglücksfalle, der sich 1468 zutrug, indem der Wagen umschlug, standen nicht weniger als 25 Personen auf diesem Gerüste. Die Darstellungen waren freilich nichts mehr als Moßerien, bei denen jedoch das Komische schon wirksam war. Aber abgesehen von dieser Vorliebe der lübischen Patrizier für die theatralische Kunst, spielte schon damals wie jetzt das Geld eine Hauptrolle im Leben, und wo Handel und Schiffahrt in Flor, mußte der Magnet sich gar wirksam zeigen. Sehr frühe statteten denn auch „Hofkomedianten" mit ihren „Banden" Lübeck einen Besuch ab und zogen, wenn auch nicht mit goldenem, so doch mit silbernem Regen überschüttet, erst nach geraumer Zeit wieder von dannen.

Die ersten „Staatsactionen" wurden in Lübeck unzweifelhaft von wandernden Bühnen zu Anfang des 18. Jahrhunderts und zwar vorzugsweise in der jetzigen „Harmonie", in dem Hause aufgeführt, wo 1721 das berühmte „Lübecker Wunderkind" geboren wurde *). Das öffentliche Local in der Lederngrube, das augenblicklich abgebrochen wird, entstand erst, wenn wir nicht irren, in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Da liegt uns ein Theaterzettel vor — wenn überhaupt dieser gewöhnliche Name einem Druckstücke beigelegt werden kann, das acht Quartseiten stark und durch Form und Inhalt einem Programme ähnlicher ist — dem zwar die Jahreszahl fehlt, der uns aber nach dem Hause des Herrn Paul Heinecken zum Mittwoch, den 22. November, einladet. Von welchem Schlage diese Darstellungen gewesen, konnte allein schon der Umstand verrathen, daß die „Bande der Hoch-Teutschen Chur-Sächsischen Hof-Komödianten" es für nöthig erachtet, ihre „Hauptaction" nicht nur als eine „galante", sondern auch als eine „modeste" an-

*) Vergl. Bd. II. Nr. 12. Jahrgang 1854 der „Unterhaltungen".

zukündigen. Doch derartige Späße kommen auch jetzt noch vor; nur verstand man es damals auf eine andere Weise, die Lacher auf seine Seite zu ziehen. Nach den Staatsactionen nämlich folgten „zum sattsamen Contentement der Hohen Anwesenden" extemporirte Lustspiele oder Nachahmungen Molière's; die letztern ungefähr in der Art, in welcher noch heutzutage die Aufführungen Schiller'scher Stücke unter den Lippen und Händen mancher Schauspieler zu unkenntlichen Zerrbildern ihres Originals werden. Ueberhaupt war man damals wie jetzt nie in Verlegenheit, sein Publicum zu befriedigen. Wie man jetzt zwischen die Acte allerlei „schöne Sachen" einschiebt, so schob man damals dieselben zwischen die Hauptactionen, und hatte man auch noch keine bengalischen Feuer, so hatte man doch schon seine „Illuminationes" und konnte zufrieden nach Hause gehen.

Dabei dürfen wir nicht verschweigen, daß auf den damaligen Komödienzetteln zwar „die Actores der Action", aber nicht die Namen der Darsteller angegeben waren, eine Einrichtung, die selbst auf den heutigen Theaterzetteln unzweifelhaft mit Vortheil gemacht werden könnte, indem so die Directionen an dem Personale leicht etwas ersparen und überdies der Verlegenheit entgehen würden, hier Meier, dort Schmidt oder Müller unterschieben zu müssen. Doch Scherz beiseite. Der erwähnte Theaterzettel nun — verheißt die Aufführung des „CRISUS". Er verkündet: „Crispus, welcher schon vor langer Zeit sich in den Historien bekannt gemacht, erkühnet sich heute, auf den Schauplatz zu treten und seine Lebensbegebenheit in einer lebenswürdigen Action vorzustellen." Außerdem sollen sich noch bei dem „musikalischen Prologe" allerlei rare und lebenswürdige „Illuminationes" zeigen, als: „vier Pyramiden nebst schönen Emblematibus; die Stadt Lübeck, der Stadt Wappen; die vier Theile der Welt" u. s. w. Der Action folgte eine aus dem Molière entlehnte lustige Nachkomedie: „Les Precieuses Ridicules". Wenn wir noch erwähnen, daß die Vorstellungen „praecise mit dem Schlage vier" begonnen, haben wir zur Genüge den Zustand des Theaters angedeutet, den es bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts in Lübeck einnahm.

Der „Hof-Komödianten-Bande" folgten „Gesellschaften deutscher Schauspieler", unter denen die Schuchische vor allem namhaft zu machen ist; aber nicht deshalb, weil sie ihren Thespis-

hatten mehre Monate in Lübeck aufgeschlagen, sondern weil sie sich das Verdienst erwarb, den „Hanswurst" wiederaufgeweckt zu haben und noch überdies als neues Zugmittel das „Ballet" einführte. Leider mußten aber die Vorstellungen, als sie im besten Schwunge und stark besucht wurden, wegen „interessanter" Zustände der „Principalin" auf eine geraume Zeit und zum Leidwesen aller Lübecker ausgesetzt werden. Als aber der 22. October (1758) erschien, schwamm ganz Lübeck in der größten Länge und Breite in einem Freudenthränenbache. An diesem Tage nämlich kam die Aufführung des schon so oft angekündigten, aber aus „erheblichen" Ursachen ausgesetzten Stückes: „Alzire, oder die Amerikaner" wirklich zustande. Das gab einen Jubel! Und überdies versprach die „Principalin" in der Person der Alzire wieder den Schauplatz zu betreten und „Jedermann besonders zu vergnügen zu suchen." Was aber noch mehr als alles Lob und gewiß anerkennenswerth war, daß sie Lust zum Schlusse des Trauerspiels „eine Rede in Versen, welche sie in ihrem Wochenbette verfertigt", zu halten versprochen hatte.

Leider bin ich trotz aller Mühe nicht in den Besitz dieses Schriftstücks gekommen und kann mir hinzufügen, daß zum Schlusse der vielbesuchten Vorstellung ein „lebenswürdiges" Ballet und ein Nachspiel folgte. Am 5. November brachte diese Gesellschaft deutscher Schauspieler ein „besonderes" Schauspiel: „Cleopatra, oder die Thaten des großen Augusti" zur Aufführung, dem ebenfalls ein „großes" Ballet, unter dem Titel: „Die englischen Ringer" (Boxer?) und wie immer ein „lustiges" Nachspiel beigegeben wurde. Ja, später wagte man sich sogar an größere Pantomimen, zu deren Vorbereitungen volle 14 Tage nöthig waren, um die dazu gehörigen Ausgierungen und Maschinen in Ordnung zu bringen. Wenn die Schuchsche Gesellschaft unter solchen Umständen mit Gewißheit auf eine zahlreiche Versammlung hoffte, so können wir ihr dies durchaus nicht verdenken, im Gegentheil uns leicht erklären, daß dies der Fall war, zumal da diese Pantomime betitelt war „Die Geburt des Arlequins". Man ersieht, mit welcher Behemenz das französische Wesen sich schon verbreitet, es war selbst auf die deutschen Theatertitel übergegangen und hatte den kernigen deutschen „Hanswurst" davon verdrängt.

Nach der Schuchschen Gesellschaft nannten „Hochteutsche Komedianten" uns einen Besuch ab und brachten in dem großen Kantzow'schen Hause am Kuhberge „gar herrliche und rare" Komedien mit Pickelharing's Kurzweil durch und durch und mit Bewilligung einer hochgebietenden Obrigkeit zur Aufführung. Unter Anderm wurde gegeben: „Die getreue leibeigene Sklavin Doris, oder: Die Prinzessin aus Aegypten", und zwischen jedem Akte ein Tanz von einem Tanzmeister eigens präsentirt. War dieser Titel schon anlockend genug, ein volles Haus zu machen, so mußte die Notiz, „daß vor die Armen agirt werde", noch als größeres Zugmittel dienen. Die hochteutschen Komedianten forderten dann auch kurz und bündig die „Liebhaber" auf, sich kleinig einzustellen, oder wenn das nicht, ihnen doch Geld zuzuschicken. Wohlthätig ist der Lübecker, wenn ihm aber zugleich mit seiner Wohlthat ein Genuß in Aussicht gestellt wird, so läßt er sich vollends nicht zwei mal bitten. Man kann sich daher das Gedränge denken, das am Dienstage den 25. Juli bei 21 Grad Hitze durch die „Prinzessin Doris" hervorgerufen worden ist!

Es waren doch recht glückliche Zeiten, wo man noch mit der Prinzess Doris und dem ungezogenen Pickelharing vorliebnahm! Sind wir aber um ein Haar breit besser geworden? Es hat sicherlich dem weisen Gottsched und der Frau Neuberin gefallen, den Hanswurst feierlichst zu beerdigen; allein, der ist unsterblich und kommt unversehens in irgendeiner gravitätischen Amtskleidung wieder zum Vorschein, wenn man ihn auch noch so sicher begraben zu haben wähnt. — Der letzte Thespiskarren rollte in Lübecks Mauern 1798; sein Lenker und Führer hieß Zilly.

Weiter hinabzusteigen wagen wir nicht, da wir befürchten, daß der Leser uns nicht folge, da vor uns bessere Aussichten vorhanden, als sie uns der Rückblick bietet. Daß Lübeck jedoch mit herrlichen wandernden Bühnen und deren Darstellungen sich länger als andere ihr ebenbürtige Städte begnügte, möchte uns den überzeugendsten Beweis für die Genügsamkeit unserer Vorfahren geben. Denn daß sie keine besseren Theater gesehen, ist durchaus nicht anzunehmen, da Lübeck eine See- und Handelsstadt ist, wo viel gereist wird, wo es edler und feiner und wo damals ein noch viel größerer Verkehr stattfand als in späteren Jahren. Endlich mußten aber die Lübecker doch der wandernden Bühnen und Hofkomödianten Banken satt und überdrüssig geworden und ihnen der Wunsch nach einem eigenen Theater so recht von Herzen gekommen sein. Anders können wir

und die plötzliche Aufregtheit der kunstliebenden Lübecker nicht erklären; und gerade war es dem letzten Jahre des 18. Jahrhunderts vorbehalten, diese Umwandlung hervorzurufen: seit 1798 nämlich datirt sich die sogenannte stehende Bühne in Lübeck.

Wenn uns die Quellen nicht gänzlich verschlossen bleiben, werden wir auch über diese gelegentlich einmal berichten. H. Asmus.

Hemme Haven.

Ein Beitrag zur Geschichte der Ekstase.

I.

In dem Leben der sogenannten Erweckten oder Wiedergeborenen kommen häufig ekstatische Zustände vor, die viel Verwandtes mit dem Traumleben haben und sich nicht selten bis zur Clairvoyance steigern. In diesen Zuständen ragt selbst aus Menschen von niedriger Herkunft und geringer Bildung ein höherer, edlerer, begabterer Geist hervor. Die Ekstatischen reden mit veränderter, wohlklingenderer Stimme und in gewählteren Ausdrücken als gewöhnlich. Nicht selten auch sprechen sie in fremden Sprachen, die sie angeblich nie gelernt haben. In Blick, Mienen und Geberden drückt sich die Ueberspannung ihres Gemüths aus; sie sehen in ihrer Verzückung den Himmel offen und verkehren mit Engeln und andern verklärten Gestalten. Und während dieses gehobenen Zustandes sind sie für äußere Eindrücke der gewöhnlichen Umgebung unempfänglich. Sie können tagelang ohne Speise und Trank, versetzt in ihre Visionen, zubringen. Selbst äußere schmerzhafte Eindrücke stören sie nicht in ihrer himmlischen Seligkeit.

Wie über den Somnambulismus, so sind auch über diese mit ihm verwandten und in ihn hinüberspielenden Zustände die Ansichten der Psychologen getheilt. Die Einen, wie z. B. neuerdings Professor Richte in seiner „Anthropologie", sehen in der Ekstase eine Bestätigung ihrer Ansicht vom Verhältniß des Geistes zum Leibe, der infolge der äußere Leib mit Allem, was ihm anhängt und was er dem Geiste darbringt, durchaus nicht als eine nothwendige Bedingung seiner Verwirklichung und seines Bewußtseins anzusehen ist. Dieser Sinnenleib in seiner factischen Beschaffenheit ist, jener Ansicht zufolge, nur den Geist eine Schranke von unzweifelhaft hemmender Wirkung für seine höhern Functionen. Dabei sei auch die Annahme nicht abzuweisen, daß das Verhältniß zwischen beiden da es überhaupt kein innerlich nothwendiges und kein unlösbares ist, auch nach verschiedenen Graden verschiebbar sein könne, daß in den wechselnden Zuständen des Lebens eine innigere oder weniger enge Verbindung zwischen dem Geiste und seinem leiblichen Apparate eintreten möge. Dieses zeige sich schon im Traum, in dessen sinnvoller, vorbedeutender Symbolik die tiefsten Beziehungen der Persönlichkeit, bis zu eigentlicher Prophetie hin, sich äußern. Nicht minder spreche für jenes lockere Verhältniß zwischen Geist und Leib die aus allen Jahrhunderten und in zahlreichen Beispielen überlieferte Thatsache, daß Askese, lange fortgesetzte „Abtödtung" des Fleisches, die Tiefe, Helle und Lebendigkeit des Bewußtseins merkwürdig steigere, statt sie zu schwächen.

Kurz, nach dieser Ansicht ist der Geist der geflügelte Schmetterling, der seiner Erlösung aus der Raupenhülle des Leibes harrt, um durch die Tiefen des Aethers zu dringen. Theilweise lockert sich die Hülle schon in den erwähnten Zuständen, ganz aber fällt sie erst im Tode und darum rückt auch erst nach dem Tode der Geist vollständig in das Stadium des Schauens ein.

Dieser keineswegs neuen Ansicht, für deren Bestätigung Richte die Ekstase und das Hellsehen anführt, steht eine andere gegenüber, welche diese Zustände einfacher und natürlicher erklärt und in ihnen nicht ein Freiwerden des Geistes vom Leibe, sondern nur ein Freiwerden einseitiger psychischer Functionen sieht. Diese letztere Ansicht ist zwar minder überschwänglich als die erstere, dafür aber auch minder hypothetisch, mehr auf gründlicher Forschung beruhend. Doch ehe wir von dieser letztern Erklärungsweise sprechen, wollen wir die Geschichte eines niederländischen Bauern mittheilen, der an ekstatischen Zufällen litt. Diese Geschichte ist darum besonders geeignet, ein Licht auf diese Zustände zu werfen, weil sie, von Dem, der sie erlebt hat, selbst in schlichter Einfachheit erzählt, das allmälige Werden und Sichentwickeln der Ekstase darlegt. Sie ist zuerst in holländischer Sprache unter dem Titel: „Levensloop van Hemme Haven" (1714), zu Harlem gedruckt erschienen, nachdem sie von Haven auf Verlangen seiner Freunde erzählt und von diesen im Jahre 1680 treulich aufgeschrieben worden. Arndt hat sie 1717 in den sechsten Theil der „Historie der Wiedergeborenen" aufgenommen. Nach der Arndt'schen Uebersetzung erzählt sie auch Hamm in seinem „Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen aus der protestantischen Kirche" im ersten Theile (1811). Außerdem ist auch eine deutsche Ausgabe mit Anmerkungen des Herausgebers 1810 zu Nürnberg erschienen.

Hemme Hayen's Vater, Hayo Lieben, und seine Mutter, Elisabeth Seelis, wohnten in Ostfriesland, gegen Norden, in einem Flecken, Gnadehofen genannt. Dort wurde Hemme Hayen im Jahre 1633 um Michaelis geboren. Im Alter von anderthalb Jahren verlor er seinen Vater und nach noch anderthalb Jahren bekam er einen Stiefvater, Namens Antjee Reinders, einen von den wasserländischen Wiedertäufern, der ein Schiffer war und dabei Kräuter verkaufte. Ungefähr in seinem zehnten Jahre verrenkte sich Hemme Hayen, da er immer hurtig im Laufen war, das Bein, das er seitdem lahm gehen mußte. „Indes", erzählt er selbst, „brachte mich allmälig vom Spielen und kindlicher Eitelkeit ab, und Gott hat mir nachher wohl gezeigt, wie gar nützlich mir dies Ungemach gewesen, um mich zu demüthigen und zu ihm zu ziehen. Denn gleich damals, wie auch einige Zeit nachher, war ich unaufhörlich bekümmert um die wahre Gottesfurcht und um die Besserung des verkehrten Lebens der Menschen. Doch nahmen die irdischen Dinge nichtsdestoweniger wieder bei mir die Oberhand." Sein Stiefvater, ein gottesfürchtiger Mann, ermahnte ihn beständig zur Tugend und pflegte oftmals zu sagen: „Wer nach dem Himmel gehen will, muß thun, als wenn er allein wäre, und, wie Moses sagt (Buch 2, Cap. 23, 2), nicht der Menge zum Bösen folgen." Zugleich mit ihm unterwies ihn auch seine Mutter in der Gottesfurcht und lehrte, daß er in der Bibel und andern Büchern, besonders in dem „Schatz der Seelen" und der „Nachfolge Christi" von Kempis lese, Bücher, die er seitdem oftmals und gern durchlas. „Auch bin ich im Anfange meiner Erleuchtung durch den Geist berichtet worden, daß die beiden Verfasser jener Bücher zu dem Gnadenlichte Gottes gekommen waren, wie auch der Verfasser der »Wandelnden Seelen« und noch Andere." Am 1 Mai 1655, im 22. Jahre seines Alters, verheirathete er sich mit Ime Lamperts, die damals etwa 21 Jahre alt und ein Waisenkind war. Er bezog mit ihr Oygant. „In meiner Ehe", sagt er, „hielt ich mich allezeit sehr gelassen zu Gott, wünschte anders nicht, als was seiner Barmherzigkeit gefällig, und übergab ihm mit Gebet die ganze Sache. Ein Jahr zuvor hatte ich schon einmal vergebens gefreit; doch ich war damals auch ganz gelassen. Dann, als die Aeltern mir geneigt waren und die Tochter dazu bewegen wollten, begehrte ich: sie möchten nur stillschweigen; sintemal ich die Sache Gott befohlen hätte und wohl zufrieden wäre."

In den 23 Jahren, die er mit seiner Frau gelebt, haben sie 12 Kinder gehabt; doch niemals mehr als drei beisammen im Leben. Sie wurden immer mit vielen harten Züchtigungen heimgesucht. „Hierbei war ich auch inwendig fast niemals ohne Streit, der aus Verwirren, wie gering sie auch schienen, entstand, die ich mir täglich machte, und so manches sonderbare Elend von außen traf mir von innen so sehr das Herz, daß dieser Streit sich nur noch mehr erhitzte, der dann je länger je mehr immer anhaltender wurde, nach innen mich immer stärker drückte, sodaß zuletzt der Wille zur Geduld gezwungen wurde, indem er fand, daß jene Sache von innen, nicht durch Lust oder irgend etwas Aeußerliches gestillt, sondern nur ärger gemacht wurde, und daß ohne gänzliche Untergebung keine Ruhe zu bekommen wäre."

Als ihm eine Tochter von ungefähr 12 Jahren in dem Brunnen hinter dem Hause ertrank, zweifelte er nicht, der Herr habe dies „also sonderlich" in seiner Probe geschehen lassen, da er sie sonst wohl, wenn ihre Zeit kam, auf dem Bette hätte sterben lassen können. Auch anderes Kreuz traf ihn: Vielfaches Sterben des Viehs, anhaltende Dürftigkeit, langwierige Leiden und Krankheiten seiner Frau, die ihn oftmals fragte: „Wie soll's noch endlich mit uns gehen?" Worauf er sie tröstete und auf Hiob verwies. „Wenn sie bisweilen bekümmert war, ich möchte vor ihr sterben, meinte ich sie mit dem Exempel der armen Witwe, die durch Elisa auf Gottes Befehl Hülfe bekam. »Ja, sagte sie, Gott hat das damals wol gethan; allein sollte er das wol auch an uns beweisen?« Ich aber sagte zu ihr: Ja, Gott ist jetzt noch ebenso mächtig als damals! Also gab sie sich hierin zufrieden. Als sie auch später, nach meiner Erleuchtung, immer noch sehr bekümmert war, daß sie vielleicht mich überleben möchte, so sagte ich ihr darauf durch göttliche Offenbarung, daß sie vor mir sterben würde, welches auch von Gott also in Erfüllung."

Er hatte sich anfangs zu der lutherischen Kirche begeben, allein in Anschauung der in ihr herrschenden Gebrechen gerieth er in eine tiefe Bekümmerniß und wollte sich mit den Mennoniten vereinigen, wozu er sich die Niedrigsten, die sogenannten Feinen, auserlah. Doch nach Verlauf einiger Zeit merkte er mehr und mehr, „daß auch ebenso wol bei diesen Leuten die wahre christliche Liebe und Treue nach Billigkeit nicht gefunden wurde". Doch bis zu seiner Erleuchtung hing er ihnen an. Inzwischen kam er zuweilen zu ih-

rem Prediger Benjamin Pommus zu Marienbeten. Dieser hatte einen Theil von den Schriften Jakob Böhme's, unter andern sein Buch: „Der Weg zu Christo“. Er sprach einmal mit dem Prediger von diesem Manne und dessen hoher Erleuchtung und sagte: „Herr Prediger, was dunkt Euch? Sollte wol eine solche Erleuchtung und Gnade auch noch Jemand widerfahren können?“ Und als der Prediger sah, daß er dies mit einem herzlichen Ernste aussprach, legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Hemme, es soll Euch in kurzem ein großes Licht aufgehen! Vergesset ja nicht, es mir auch alsdann mitzutheilen!“

Als die Zeit seiner Erleuchtung herannahte, waren alle in seinem Haus Gebettagen mit innerlichen Heimsuchungen fast überschüttet. Er betrachtete dies als einen Beweis, daß Gott ihrer gedenke. Ja, als sie eine geitlang ohne Tanal waren, dachte er: Unser lieber Herr muß uns nicht lieb haben, weil er uns nicht züchtiget! In derselben Woche, worin ihm Gott sein Gnadenlicht offenbarte, übertrat sich sein Sohn den Fuß und er entbot aus einem benachbarten Dorf einen von den genannten Mennoniten, den Schaden von ihm besehen zu lassen und zugleich mit ihm von seiner Religion zu sprechen. „Doch als er am Sonntag Vormittags nach Upgant kam, hatte mich Gott mit seinem heilsamen Licht bereits gnädiglich besucht. Nämlich im Jahr 1682 am 4. Februar, des Morgens vor Tag, wurde ich durch die Kraft dieses Lichts aufgeweckt und meine Gedanken selen sofort auf gewisse Sprüche aus der Schrift, die ich damals alsbald geistlich verstand, und ich hatte darunter ein sehr tief Gesicht, so, als mir zuvor niemals geschehen war. Ja, worauf auch nur meine Sinne selen, das begriff ich alsbald auf eine geistliche Weise und hatte daher eine geistliche und wol aus hochste übermenschliche, himmlische Sunigkeit in meiner Seele und eine Gemeinschaft mit dem allgemeinen Wesen, so, daß ich durch den Ueberfluß von dieser Freude laut aufschrie und mich denen nicht enthalten konnte.“ Er theilte dies innere Erlebnis seiner Frau mit, die sich über sein Schreien verwunderte. Als die Gratulation ein wenig nachgelassen hatte, stand er auf, indessen kam auch der Mennonit und verband das Bein seines Sohnes. Er ab mit ihnen und nach dem Essen gingen Beide ein Stud Wegs zusammen, in ein Gespräch über Jakob Böhme vertieft. Als sie voneinander Abschied genommen hatten und Hemme Haven wieder nach Hause gekommen war, wurde die Arbeit in ihm so stark, daß er drei Tage lang nicht aufgeben konnte. „Während diesen Tagen war ich überaus unruhig. Bald saß ich ein wenig, bald wandelte ich etwas hin und wieder durchs Haus und war gleich einer Frau, die gebären sollte. Es glich auf gewisse Weise fast einer Pein und war dennoch eigentlich mehr eine Sußigkeit als eine Pein zu nennen; denn da war kein Verdruß bei, sondern eine ganz ausnehmende übernatürliche Freudigkeit. Selbst mein Leib war damals von dem neuen Geist wie erfüllet, und ich fühlte ihn von demselben wie im Innern beweget.“

Was Hemme Haven während dieser Erfüllung in der Heiligen Schrift las, verstand er alsbald Alles nach dem inwendigen Grund. Es stand hellscheinend in seinem Gemüthe und er dachte bei sich selbst: Wie bin ich doch zuvor so blind gewesen! Wenn die Arbeit zu stark in ihm wurde, konnte er nicht mehr lesen; er versuchte es, aber vergebens. Diese Gnade wurde je länger je größer. Insbesondere offenbarte sie sich in einem ihm angenehmen Geschmack, wie ihn kein irdisches Ding gewähren kann. Mehre Nächte ließ ihn die innere Erleuchtung gar nicht schlafen. Ja, wenn Tage und Nächte lang aß er nichts, sondern nahm nur bisweilen einen Trunk zu sich. Er genoß beständig eine „innige Gemeinschaft mit Gott“. Diese fröhliche Botschaft wollte er auch seiner Schwester verkündigen, die zu Sugerdoten, eine Stunde von Upgant, wohnte. Auf dem Wege dorthin, als er durchs Feld gewandelt war und auf die Haide kam, wurde seine Zunge ohne sein Zuthun beweglich und stammelnd in seinem Munde, „und ich redete, wiewol nicht ich, denn ich that nichts dazu, sondern einzig die göttliche Kraft redete aus mir. Und als meine Zunge so gerührt war, sprach der Heilige Geist: CURE CHRISTI LEO MEA. Und von Stund' an sahe ich dieselbigen Worte auch vor mir stehen in lateinischen Hauptbuchstaben und einem sehr hellen schönen Glanz, als ob sie mit Gold geschrieben wären, aber viel schöner und herrlicher.“

Unter diesen Worten, deren Sinn ihm durch den Geist offenbart wurde, lag eine Zahl verborgen. CURE bedeutet soviel als Adam's Fall; CHRISTI, durch Christum können wir wieder gerettet werden; Er ist LEO, oder der Löwe aus dem Stamm Juda. Und was hat er gerettet? Antwort: MEA, mich. Sie machen die Zahl 1257. Denn sieben Buchstaben davon sind Zahlen: C ist 100; V ist 5; I ist 2; L ist 50; A ist 1000. „Seitdem ist mir auch noch einmal offenbart worden, warum meine Zahl nicht voll

war, nämlich 1260, indem dazu noch drei Tage fehlen. Denn die Zahl 1260, deren in der Offenbarung gedacht wird, bedeutet eine Zeit der Probe, wiewol diese Tage an keine Zeit gebunden sind. Die Zeitbenennung ist nur ein Deckel, damit die Vernunft nicht daher kommen könne. Da sahe ich auch, daß diese Tage sollten voll werden; doch nur wie mit einem Blick; und ich habe keine Freiheit, klärer hiervon zu sprechen."

Als ihm dies widerfuhr, war er hart an Offenburg, zwischen Oppant und Ungerbeiern, wo der Mann wohnte, der seines Sohnes Frau besorgt hatte. Er ging zu ihm, redete etwas zu ihm von diesen Dingen und von der Wortseligkeit; doch es drang nicht durch bei ihm. Er legte dann den Weg fort zu seiner Schwester und behielt stets eine große Freude im Gemüth. Als er zu ihr eintrat, sah sie am Herde, mit häuslicher Arbeit beschäftigt. Seine ersten Worte, in die er ausbrach, waren: „Schwester, ich bin im Himmel!" Seine Schwester, hierüber sich entsetzend, fragte: „Was ist dir, Bruder? Bist du auch im Haupt nicht recht verwahret? Hast du auch zuviel gelesen?" „Kurchte dich ja nicht", sagte er, „ich habe nicht zuviel gelesen; sondern unser lieber Herr thut mir die Gnade, darum ich ihn solange gebeten." Er redete darauf, als noch der Mann seiner Schwester und ein anderer alter Bekannter hinzukamen, sehr hart und eifrig, da diese ihm zum Vorwurf machten, daß er so eingezogen lebe und keine Lustbarkeiten mehr wie sonst mitmache. „Laßt euch", erwiderte er, „dieses zum Troste dienen, daß ich, der ich ein so armer Sünder, doch so hoch von Gott begnadiget worden, damit ihr euch auch zur Bekehrung schicket." Als inzwischen der Mittag herankam und man zum Essen ging, weigerte er sich, mitzuessen, sondern nahm nur etwas zu trinken. Sie führten liebliche Gespräche miteinander, und als er gegen Abend nach Hause ging, begleitete ihn seine Schwester ein Stück Wegs. Da sagte er zu ihr: „Es ist noch eine Zeit vor mir vorhanden, worin mir etwas Sonderliches soll begegnen!" ohne daß er selbst wußte, wie, was, oder wann es geschehen sollte. „Ich fühlte dieses so in dem Gemüth spielen und sprach bisweilen die Worte aus, ehe ich es dachte."

Hiermit nahm er Abschied und genoß eine so unaussprechliche Freudigkeit, daß ihm einfiel: „Wenn jetzt einige Stücke Geld auf dem Wege lägen, solltest du dir wol von dieser himmlischen Süßigkeit so viel Zeit wollen abbrechen, daß du sie aufhubest?" Und er sagte darauf bei sich selbst: Nein! Ja, er glaubte, daß, so der ganze Weg mit Stücken Goldes, Perlen und Diamanten wäre bestreut gewesen, er sich daran nicht einmal gekehret haben würde: „So ganz unendlich nun war die göttliche inwendige Empfindung, alle Dinge und dagegen sie nichts zu achten!"

Auf dem Wege wurde ihm innerlich offenbart, daß der Prediger Perinius von Marienhofen vor seinem Haus wäre; aber gleich darauf wurde ihm gezeigt, daß er schon wieder weggegangen sei. Er kam darauf nach Haus und fragte seine Frau: „Warum ist der Prediger schon wieder weggegangen?" Sie verwunderte sich über diese Frage und sagte: „Wie wißt Ihr, daß der Prediger hier gewesen ist?" Er erwiderte: „Ich weiß es und muß ihn noch diesen Abend sprechen." Wirklich ging er zu ihm hin, setzte sich zu ihm nieder und redete „durch Gottes wunderliche Schickung, von unterschiedlichen Sachen, ohne sein Wissen oder Ueberlegung". „Ich sprach daselbige aus mit ausländischen Worten, daß der Prediger sagte: ‚Dies in Hebräisch, dies in Griechisch, dies Latein.' ‚Ich sagte: ‚Ich weiß nicht was es ist, allein es deint so'". Auch beim Prediger schlug er wieder das angebotene Mittessen aus und ging wieder nach Haus, „ganz aufgehoben von Kranken und innerlich überkommen sehr erfüllet und durchglühet", daß er meinte, er müßte vergehen von wegen der Herrlichkeit. Der Leib war, wie er sagt, zu schwach; diesen Glanz zu ertragen. Darum bat er und sagte: „Herr, nicht mehr, oder meine Braut will voneinander reißen!" Und also ging er inniglich fort nach seinem Haus. „Es war da auf das Höchste gekommen und hatte, meiner leiblichen Schwachheit nach, auch höher nicht sein können."

Im Hause sank er seine Leute zu Bett und setzte sich, um sich auszukleiden. Da erschien ihm vom Feuerherd auf einem platten Backstein ein zirkelrunder Flecken wie ein Reichsthaler groß, welcher hell und klar war wie Krystall. Er ging ans Fenster, um zu sehen, ob dieser Glanz vielleicht durch den Mondschein verursacht würde. Aber da er sich recht besann, fiel ihm ein, daß der Mond jetzt nicht scheine; er ging nochmals darauf zu und betrachtete es mit großer Verwunderung. Da wurde ihm inwendig ganz deutlich gesagt: „Das ist ein Theilchen von der neuen Erde." Und nachdem er etlichemals rund herum gegangen war, verschwand es wieder seinen Blicken.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Eine Meerfahrt um Helgoland.

Da liegt das Heilige Land, in Stein erstarrt, wie ein röthlicher Amethyst von funkelndem Silber umsäumt. Schneeig glänzt die Düne, das flatternde Meeresband an der Nebelhaube, die der alte Meergott dem rothwangigen Helgoland auflegt.

Wir ruhen am Strande und sehen dem heitern Spiele der leuchtenden, klingenden Wellen zu. Da tanzen in anmuthigen Linien die launigen Töchter des Meers in ihren blauen Gewändern mit smaragdgrünem Saume und schlagen hüpfend und springend in die Alabasterhände, auf denen sich wie eine der Falke auf den Fingern goldlockiger Edelfräulein die Möve wiegt. Die Wellen tragen in Silbertönen ihr Thalatta! Thalatta! zum Gestade, von dem der grämliche, finstere Sturm die Schaumgeborenen mit ihrem lockenden Liebeslied zurück in ihr kaltes Bett treibt. Schamröthe färbt die Wangen der Wogen, wenn sie, Helgoland sinnend, schluchzend nieder in ihre Kammern gleiten. Die langen Sonnenstrahlen kühlen sich ab in den wogenden Wassern und werfen scheidend ihre Silberstreifen in das bläuliche Wellenkleid. Wir können uns nicht satt an diesem Spiele sehen. Kommen die großen Wogen dahergerauscht, so gedenken wir des greisen Nestors der Dichtkunst, des Alles und Jedes personificirenden Griechen und sehen dann in ihnen „Poseidon's Gespann schönmähniger Rosse;" kräuseln sich dagegen tanzend und springend die Wasser und kommen hastig die weißen Wellen in Scharen zum Ufer gezogen, dann tritt uns Heine, in der Hand die Laterna magica des bilderreichen Orients, zur Seele heran und die Wellen werden zur „welligen Lämmerheerde, die Abends der singende Hirtenjunge nach Hause treibt." Und geht endlich eine frische Brise über die sonnig glitzernde Salzflut, so malen wir mit dem Griffel des großen Portugiesen ein düsteres Nachtstück des Sturms, wo „die Winde mit lautem Brüllen gleich Stieren wüthend zum Kampfplatz eilen." Aber alle diese Bilder erschöpfen den Reichthum nicht, der aus diesem wogenden, funkelnden, klingenden Meere spiegelt.

Dort neigt sich die Sonne nieder zu den Wassern: ein Feuerball auf dem Meeresspiegel. Wir eilen vom Strande empor zur Klippe. Gekrümmte Mütterchen gehen an uns vorüber, wie die Schatten des Abends, in der Hand irdene Milchgefäße, um droben auf dem Plateau von den weidenden Schafen die hellfarbige Zuthat zu dem schwarzbraunen Mokka zu holen. Endlich haben wir den Leuchtthurm erreicht und schauen der Sonne in das runde Alltagsantlitz. Nirgends ist ein Berg, ein Haus oder ein Baum, hinter denen sie, sich bergend, nieder in ihr schaukelndes Bett steigen konnte. Jetzt will sie niedertauchen; aber Schamröthe ergießt sich über das ganze Gesicht. Zornglühend wirft sie uns ihre langen blitzenden Strahlen herüber und läßt sich dann von ihren Dienerinnen den violetten Wolkenpfuhl aus fernem Westen holen, auf dem sie hinter dem Schleier der Abendröthe ungesehen nieder in ihre Kammer steigt.

In demselben Augenblick flammt der zwanzigflammige Leuchtthurm auf und gibt uns das Zeichen zur Rückkehr zum Strande, denn uns erwartet noch ein Stück aus „Tausend und Eine Nacht": Eine Meerfahrt um Helgoland!

Alle Fremden der Insel sind in Bewegung nach dem Strande. Hier liegt Gondel neben Gondel, jede mit vier rüstigen Steuerern bemannt, um die fahrlustige Menge in sich aufzunehmen. Kräftige Seeleute legen ihre schweren Hände uns auf die Achsel, versichernd, daß ihre Gondel die schönste und bequemste sei. Wir steigen endlich in eine derselben, sind aber noch nicht zahlreich genug, um die Abfahrt in das Meer beanspruchen zu können. Aehnlich ergeht es der aus Herren und Damen bestehenden Gesellschaft in unserer Nachbargondel. Unsere Boote liegen so dicht beisammen, daß wir uns gegenseitig unterhalten können. Da hißt denn bald eine junge Dame aus Norddeutschland die Werbefahne auf und sucht uns in der Form der beredtesten Bitte zum Verlassen unserer Gondel zu bewegen. Anfangs zaudern wir; als wir aber die Capitulationsbedingungen anhören, ist unser Entschluß bald gefaßt. „Wir werden", spricht jene Dame mit melodischer Stimme, „sobald Sie heraberkommen, sofort in die See fahren und dann für Ihre Gefälligkeit ein Lied auf dem Wege anstimmen." Wir schlagen ein und unter uns rauscht die Woge, während der Hornerklang der Badermusik aus dem Nachbarbeet zu uns klingt. Der schwarze Sternenmantel der Nacht liegt über dem heiligen Inselland. Einzelne Häuser funkeln im festlichen Lichterglanz, aber bald verschwinden auch sie hinter den Uferwänden und Dunkel ist rings über das gefurchte Meer ausgegossen. Doch plötzlich gluhen die Riele der Gondeln und die Ruder werden phosphorn und die Hände unserer Damen, die mit den leise schluchzenden Wellen spielen, funkeln von smaragdnen Feuerperlen, und das ganze Meer beginnt zu leuchten. „In den Meerestiefen", erzählt Humboldt, „schwärmt jede Welle in einen

Lichtsaum verwandelnd und durch eigene Witterungsverhältnisse an die Oberfläche gelockt, die zahllose Schar kleiner funkelnd-blitzender Leuchtthiere, Mammarien aus der Ordnung der Akalephen, Crustaceen, Peridinium und kreiselnde Nereidinnen". Also Milliarden solcher kleiner Laternenträger fügen auf dem Busen der auf- und niederwogenden Welle, die an unsere Gondel schlägt: die Planetentropfen des Meeres sind ihre Gondeln und das unergründete Rauschen der ewigbleibenden See die Musik, die sie auf ihrer Fahrt begleitet. Auch ihre Brust wird geschwellt von der Lust des Daseins und ihr ganzes Sein löst sich auf in leuchtender Lichtperle. Gerade das Meer um Helgoland ist berühmt ob seines „Meeresleuchtens", von dem in warmer Sommernacht die weiße Düne in strahlenden Diamantenkranz gefaßt wird.

Doch ein anderes Schauspiel steht unserm Auge noch bevor. Kaum an der Nordspitze der Insel angelangt, im Angesicht des auf seiner Klippe leuchtenden Feuerschiffs, beginnt die Illumination der rothen Uferwände. Unbeschreiblich ist der Eindruck, den diese grotesken Felsenmassen im Lichte bengalischer Flammen auf den Beschauer machen. Oft sind die unheimlichen Schatten, welche die abgerissenen Steinmassen werfen, noch großartiger als die reizenden Lichtpartieen. Riesengarben, die Neptun's Dreizack ausgebaren, öffnen ihren rothen Feuerrachen, in den die schäumigen Wellen hupfen. Hunderte von Raketen, in den Farben Helgolands, suchen die versteckten Sterne am Himmelszelt auf und fallen dann nieder über den Häuptern der sich in den Gondeln ängstlich bückenden Fahrgesellschaft, während in „Möhrmer's Gat" oder in „Junk Gat" die Hölle in Helgolands Jugend losgelassen ist, in der die heranwachsenden Lootsen und Fischer die Teufel am Strande spielen. Endlich glüht gegen Mitternacht der im Meere liegende Klipper „Helgoland" in den Farben des Morgenroths und stellt seinen riesigen Bau durch den durchsichtigen Purpurmantel als flammende Staffage auf dem schwarzen Grunde der Nacht zur Schau.

Dies waren die Bilder, die mit uns zu Bett gingen, als wir inmitten des Meeres, eingewiegt von seinem Rauschen, dem Traumgott in die Arme sanken.

J. Schaub

Anregungen.

Das Publicum und die Zeitschriften.

Früher, in den guten alten Zeiten, pflegte ein Autor in überschwänglicher Widmung sein Buch irgendeinem vornehmen Gönner zu Füßen zu legen und in „ersterbender Demuth" seines Beifalls zu harren.

Später, als die Zahl der Leser wuchs und selten nur noch ein Einzelner als Mäcenas aus der großen Masse hervorragte, begannen die Verleger mit schmeichelnden Anreden, wie „Lieber Leser" oder auch „Vielgeliebter Leser", und in den kunstreichsten Wendungen suchte die gelehrte Feder das verführungswürdige Publicum für den neuen Roman zu stimmen und zu gewinnen.

Auch das ist vorbei: die Zeitschriften sind an die Stelle der Bücher getreten, auf wenige Spalten wird der Inhalt eines Folianten zusammengedrängt. Eine neue Macht will eine eigene Münze haben und die Journale locken und zahlen, wie Kreditanstalten, Eisenbahnen, alle neu auftretenden Gewalten dieses Jahrhunderts — mit Versprechungen. Hier werden Prämien für die Abonnenten ausgezeigt, Schiller's Werke, Statistiken der besten Meister, seidene Kleider und Sammetmantillen, selbst eine jährliche Rente für lebenslängliche Abnehmer ist nichts Seltenes mehr, dort verheißt man Novellen und Aufsätze der ersten Schriftsteller der deutschen Nation, den gediegensten Inhalt, eine „nie dagewesene" Billigkeit.

Das Publicum nimmt, nimmt — Den lockt die Rente, jene schöne Dame ein Gewand von dunkelrothem Damast, ein Gutbuch läßt sich von „den großen Namen" fangen und am Ende — aber hier lassen wir den Schleier über die Geheimnisse der Journalliteratur fallen.

Allein verlangt das Publicum Offenheit. Wahrheit, will es nicht von glänzenden Maskenspielen und Täuschungen geblendet werden? Hat es Lage gegeben, wo das Heiligste wie das Niedrigste sich mehr mit einem Glorienschein umgeben als die unsrigen? Steht jetzt nicht Jeder auf erborgtem Kothurn? Und doch — diese Masken müssen herab, Lüge muß wieder Lüge sein, soll der Abgrund, den sie heimtückisch zu unsern Füßen graben, nicht zu dem werden, in den vor noch nicht hundert Jahren das alte Europa versank und den wir, die Enkel, schaudernd und bewundernd die Französische Revolution nennen. Denn Eins hängt am Andern, mit der sinkenden Kunst tritt auch der Verfall des Lebens, der Sitten, der politischen Macht eines Volks ein, und wer dem Einen widersteht, leistet Allem Widerstand.

In diesem Kampfe nicht unthätig und furchtsam zu werden, sondern voranzugehen, soweit unsere Kraft es erlaubt, sei auch ferner unsere Pflicht wie in den frühern Jahren. Wir brauchen dem Publicum keine Versprechungen zu machen, es kennt unsere „Unterhaltungen" und ist ihnen, wie wir hoffen, immer ein

Leser, theilnehmender Freund Stolz auf seine Kunst, nicht auf unsere Leistungen, sind wir zufrieden. Samenkörner des Guten und Schönen ausgestreut zu haben und auszustreuen, die, so klein und gering sie immer sein mögen, die Zukunft zu Blüten und Früchten heranreifen lassen wird.

Damit bieten wir allen unsern Freunden diesseit und jenseit des Meeres unsern Gruß!

Asien und Europa.

Seit Monaten hält der indische Aufstand die Blicke von ganz Europa an jene entlegenen Gestade gefesselt und Namen von Städten, Flüssen und Volksstämmen, die sonst fast nur der Gelehrtenwelt angehörten, sind in Aller Munde.

Nicht mit Unrecht, denn es ist eine große Frage der allgemeinen Cultur, die dort entschieden wird.

Sollen, wie bisher, die Stämme Ostasiens in feindseliger Abgeschlossenheit gegen alles Fremde nur sich leben, sich hochmüthig von der Bewegung der Geschichte ausschließen dürfen? Die Weltanschauung, der Ehrgeiz und die Habsucht der Europäer haben immer seit dem Beginn ihrer Geschichte gegen dies Abschließungsprincip gekämpft; Griechen, Römer, Franken haben die Eröffnung des Orients versucht und zum Theil ausgeführt. Denn der Westen jenes Erdtheils ist ihrem Einfluß — ob auch mit Unterbrechungen — seit dem Fall von Troja und der Gründung der hellenischen Colonieen unterthan geblieben, er hat die starre Macht der Osmanen und Perser sich gefügig und unterwürfig gemacht. Allein diesen kriegerischen, fanatischen Nationen war sein Joch aufzuzwingen, nicht gewaltsam und mit dem Schwerte, nur überredend dringt die Civilisation Europa's schrittweise bei ihnen vor, allmälig schafft sie Sitten und Lebensweise um.

Anders fiel das Geschick Indiens; eine weibische, durch weltlichen und religiösen Despotismus gebrochene, von dem Sonnenbrand des Gangesthales entnervte Nation, sind die Hindu, die einst auch muthig, eisenbewehrt, ein zahlloses Heer von Helden, von den Bergen niegen, seit lange die Beute und der Spielball fremder Eroberer geworden. Der Phalanx der Macedonier konnten sie noch widerstehen, der Begeisterung und der Wildheit der Mohammedaner erlagen sie leichter und schneller als die Binsen an ihren Flüssen dem Sturm. Wie all diese Reiche entstanden und wieder zerschlagen wurden, gehört dem großen Ruinenfelde der Geschichte an, für die Allgemeinheit ist es werthlos und vergessen. Die europäischen Völker sind wie Seeadler über das Meer gekommen, treu ihren Ahnen, den Vikingern des Nordens, eins nach dem andern haben sie hier gerungen, zerstört und gebaut, bis endlich die Bemühungen aller den Engländern als reife Früchte zufielen. Es sind jetzt gerade 100 Jahre, daß Robert Clive bei Plassey die erste große Schlacht in Bengalen zum Vortheil und zum Ruhm des angelsächsischen Stammes schlug, es ist das Hastings der Eroberung. Der Aufstand, den die indischen Truppen jetzt gewagt, ist der letzte Versuch, die verlorene Macht und Herrschaft wiederzugewinnen, die Cultur abzuschütteln, die eben nicht nur Blumenkränze, sondern auch Ketten in ihren Händen trägt, er wird das Signal eines weitreichenden, gewaltigen Kampfs geben, der nicht nur dies Indien, sondern ganz Ostasien zu den Füßen Europas demüthigen wird. Mit der Sonne, hat man oft gesagt, geht die Bildung und das Menschengeschlecht nach Westen, aber ebenso mahr und gewiß ist der Zug und die Sehnsucht gerade in den Männern des Westens, nach jenen Stätten des Aufgangs heimzukehren, wo hin die heilige Sage ihre Wiege setzt. Nicht Eroberungszüge, Plünderungsfahrten waren die Unternehmungen der Hellenen, das Wagniß des Alexander, die Kreuzzüge des Mittelalters — jener geheimnißvolle Zug nach der ersten Heimat hat sie mit hervorgerufen und bestimmt.

Es liegt uns über diese Wechselbeziehungen ein vielfach anziehendes Buch vor: „Ostindien, seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner. Von Philipp von Möllern" (zwei Bände, Leipzig, Costenoble, 1857). Von einem Kaufmann geschrieben, einem Reisenden, der weithinaus in das Land gekommen, bei manchem Ereigniß, das er schildert, mitwirkend war, gibt es frische, anschauliche Bilder des Volkslebens, Landschaftsschilderungen, eine getreue Erzählung der Mahrattenkriege. Einem Manne, der mehr Erlebtes beschreibt als Forschungen niederlegt, müssen hier und dort Irrthümer in der ältern Geschichte verziehen werden: wo er seiner Zeit und den eigenen Thaten näherrückt, erzählt er immer der Wahrheit gemäß, mit Unparteilichkeit. Eins vor allem springt unwiderstehlich aus diesen Schilderungen hervor: wie heilsam, gut und wohlthätig, trotz ihrer Mängel, die englische Herrschaft für Indien ist, welch unsägliche Arbeit, Mühe und Opfer es gekostet, sie aufzurichten, ein unwiderlegliches Zeugniß von der heroischen Kraft europäischer Männer.

Lebensblicke

von E. Habicht.

Im Lichtgewande tritt das Glück zu uns
Und stumm und staunend schauen flüchtig wir
Der leichten Gliederfesselloses Spiel.
Doch kaum, daß wir den Blick hinweggewendet,
Verschwand's uns vor dem trunk'nen Auge schon —
Ein leichtes Luftbild, das die Sinne täuscht.

* * *

Hab' ein Herz nur für die Welt
Und sie hat ein Herz für dich.

* * *

Wie haben wir soviel gestrebt,
Sowenig gethan und wenig erlebt,
Sind endlich zufrieden im engsten Haus
Und wollten doch einst so hoch hinaus.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 2. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Ein Medaillon.

Erzählung in sieben Capiteln von Georg Horn.

Drittes Capitel.

Auf Java.

Vollbrecht's Reiseziel war die Insel Java. David Jungkens war der Herr, dem er sich unter für ihn höchst vortheilhaften Bedingungen für drei Jahre verpflichtet hatte. Sein reger Thätigkeitstrieb wurde von dem müssigen Leben auf dem Schiffe während der fast dreimonatlichen Fahrt auf eine harte Geduldprobe gestellt und umsomehr, je größer und kühner die Aufgabe war, die er sich für den Aufenthalt auf der Insel gestellt hatte.

Drei Jahre — drei Jahre! Wie wollte er arbeiten und schaffen im Schweiße des Angesichts und dann vor ihren Vater hintreten — denn Gut gibt Muth. Wie träumte er sich das Leben groß, alle Kräfte zur regsten Thätigkeit herausfordernd! Er sah sich einem Herrn gegenüber, der, edel und wacker, ihm das weiteste Feld zur Uebung seiner Kräfte überließ. Er vertiefte sich in die kühnsten Spekulationen, in die gewagtesten Conjuncturen des Welthandels. Er runzelte bereits Schiffe aus, herrschte an den großen Plätzen mit dem Namen seines Herrn, der, um ihn dauernd an sich zu fesseln, sein Interesse nothwendig auch zu dem Vollbrecht's machen mußte. Er sah sich als Compagnon seines Herrn, mit den neugewonnenen Capitalien streckte er seinen Arm weiter aus über die Insel, machte unfruchtbare Strecken urbar, baute Gut auf Gut, bis es ihm genug dünkte und er das Schiff bestieg, um nach Europa zu segeln und ihr die Früchte seines Fleißes zu Füßen zu legen. Da ließ eines Tags sich die markige Stimme des Steuermanns vernehmen.

„Hollah, Jungens — aufgeblinkt' Batavia! — ich rieche frischen Rum!"

Vollbrecht hatte in der Stadt selbst ein Fuhrwerk genommen, das ihn nach der Besitzung des Herrn David Jungkens fahren sollte, die 2½ englische Meilen von Batavia gelegen war. Der Weg dehnte sich nach der Küste hin, es war eine köstliche Fahrt; auf der einen Seite das Meer in seiner sonnigklaren Majestät, auf der andern der Tropenwald in stolzer Pracht, von dort her eine labende, belebende Frische, von hier würziger, üppiger Duft — ein Weg, der in ewiger Wanderlust verführen konnte.

Die Besitzung des Herrn David Jungkens war hart am Meere gelegen und dehnte sich weit aus, ein von Gewürzen, Zuckerrohr, Baumwolle, dem Kaffeebaum und verschiedenen Farbhölzern wogender Garten, in dem nur hier und da ein einsames Haus, die Wohnung der Sklaven, auftauchte. Auf einem Hügel, umwogt von tiefem Blättergrün, lag die Wohnung des Herrn David Jungkens, ein zweistöckiges Haus mit dem Aerndblicke auf den Ocean, der sein feines Rauschen herüberlandte.

In einer Art Salon des Erdgeschosses empfing Herr David Jungkens den Ankömmling. Es war eine lange, hagere Figur, die an dem mannen

Liche auf einem Strohkubic in nachlässiger Stellung lag. Der ganze Kopf hielt sich in edlen, scharfen Linien. Die Haare, die los und voriich, aber immer noch mit einem gewissen Schwunge um das Haupt hingen, waren von einem hellen, grauen Blanc. Das Gesicht dagegen war tief gefurcht und gebräunt, wie verwittert von Gefahren und verödet vom Denken und Grübeln. Ein merkwürdiges Widerspiel boten Mund und Augen. Tiefe lagen unter der scharf vorspringenden Stirn und den buschigen Augenbrauen, sie waren immer verschleiert, was dem Gesichte einen finstern unheimlichen Ausdruck verlieh, aber auf ihren Schleiern, den Augendeckeln, stand wie als Entschuldigung eine Gefühlseinsamkeit geschrieben, und wenn die Hüllen wichen, so strahlte es wie Himmelsblau aus zwei Augen, rein, tief und unschuldig wie die eines unschuldigen Kindes. Um aber die Hüllen zu heben, dazu bedurfte es, eben wie bei jenem Schatze des rechten Worts, so hier in das Herz des rechten Blicks. Die Lippen waren voll und schwellend gewesen. Das Leben aber hatte sie gedehnt und zusammengepreßt und zwischen ihnen jene gerade Linie, die Linie der Entsagung, gezogen. Herr David Jungfens hatte eine Flasche mit Rum vor sich, den er jetzt in ein Glas schenkte, dann schnitt er ein derbes Stück von einer geräucherten Hammelkeule daneben ab, setzte das Glas an die Lippen und trank es auf einen Zug aus, wobei er Vollbrecht mit scharfem Blicke vom Scheitel bis zur Sohle musterte. Er schien zufrieden mit dem Resultate seiner Beobachtungen, denn er erhob sich schnell, ging auf Vollbrecht zu, schüttelte ihm derb die Hand und sagte: „Sie gefallen mir — nehmen Sie meinen Gruß.“ Dabei schob er ihm einen Stuhl hin, schenkte ein Glas voll und reichte es Vollbrecht hin, der indessen von der stillen Einladung Gebrauch gemacht hatte.

„Vor allem gewöhnen Sie sich an das Klima. Hollah, auf einen Zug!“

Vollbrecht stellte das Glas nieder. „Ich danke, Herr Jungfens, es wäre gegen meine Natur.“

„Gegen die Natur? Possen! Der Wille ist Natur und kann Alles. Sie kommen ja drüben vom Manor — aus dem jungfräulichen Lande. Nichts da — nichts da — sehen Sie mich nicht so stolz an — es ist doch ein jämmerliches Thun und Treiben — das Leben so nur mit den Fingerspitzen berühren und die Dinge alle durch die Brille zu sehen. Deutschland ist das Land der Brillen und der reinen Gedanken, aber schlechten Rums. Der Gedanke bezwingt die Welt — meinetwegen — der Rum aber bezwingt Unmuth und Verdruß. Und dabei lasse ich es mir genügen.“ Wie um düstere Gedanken zu verscheuchen, fuhr er mit der Hand schnell über das Gesicht und sagte ein neues Glas Rum hinunter. „Wenn ich deutsche Laute höre, und das ist hier sehr selten, wird werde ich vor Weichheit und unwirsch vor Freude, wenn ich einen Deutschen sehe. Habe Sie darum kommen lassen. Kein Weib — kein Kind — ein Fremder unter dem Volke — man wird mit der Zeit ein Klotz. Solange die grauen Haare noch blond waren, ging's noch. Seitdem aber ist meine einzige Verbindung mit dem Vaterlande — diese geräucherte Hammelkeule, deutsches Gewächs, hamburger Fabrikat. Und die thun es auf die Länge auch nicht.“

Aus diesen Scherzen tönte eine tiefe Wehmuth.

„Sie sind schon lange auf der Insel?“ fragte theilnehmend Vollbrecht, der sich immer mehr mit diesem Charakter befreundete.

„Wenigstens lange genug, um mich selbst wie eine Insel zu fühlen.“

Dann schlug er mit der Faust auf den Tisch, um die Geister dunkler Laune zu verscheuchen, und verfiegte darauf ganz in seinem derben Umgangstone. „Sie sollen mir einen Exporthandel für meine Produkte nach Europa schaffen — auf directem Wege, nicht mehr durch die holländischen Thorpeiten in Batavia. Ich bin kein Krämer, aber diese Menschen haben mich jahrelang betrogen, genug! Gehen Sie in die Factorei und sehen Sie sich die Bücher an — und dann sagen Sie es mir, dann will ich Sie selbst auf meinem Fleckchen Erde herumfahren, junger Landsmann, da gibt's doch noch Manches, was Sie kennenzulernen erfreuen wird. Und dann, um die für mich fatalste Geschichte gleich abzumachen, so habe ich Ihnen durch das Handlungshaus ein Salair anbieten lassen, um Ihnen wenigstens eine Garantie zu geben. Das fällt weg — ich biete Ihnen dafür fünf Procent des ganzen Geschäftsumsatzes. Sind Sie zufrieden?“

Sein Wesen war indes immer unruhiger geworden, seine Blicke schwirrten wie Pfeile nach einem Ziele draußen ins Freie. Sein Gesicht war bläulich vor zorniger Wuth angelaufen — sein Blick wie eingebohrt in den Gegenstand seines Zorns.

„Robby, Robby!“ rief er mit weit ausreichender Stimme hinaus.

Vollbrecht trat jetzt näher ans Fenster. Herr

David Jungkens, seine Absicht errathend, zeigte, keines Wortes mächtig, nach einer Stelle, wo eine Anzahl von zwanzig Negern Reis vom Boden abernteten. Sie waren in Colonnen zu fünf aufgestellt. Einer stand hinter den Uebrigen allein, müßig im Schatten eines Baums, während die übrigen, dem sengenden Brande der Sonne preisgegeben, wie Feinde vor einer belagerten Stadt arbeiteten. Mit größtem Behagen und höchster Zufriedenheit sah er ihren Bemühungen zu, schlich sich hier und da an eine der Garben der Reisbüschel, welche die Neger in ihrem Rücken aufgestellt hatten, nahm da und dort leise einen heraus, stellte ihn ebenfalls hinter sich — und am Abend war er es, der die meisten Büschel hatte. Dann glaubte er sich selbst den Lohn für seine Arbeit geben zu müssen, und zwar den typischen in der Samaka, einer angenehm schmeckenden Frucht, wie sie nur auf dieser glücklichen Insel gedeiht, und die er sich von den niedergezogenen Aesten pflückte und mit größter Gemächlichkeit verzehrte.

Nur Vollbrecht hatte diese Scene etwas Komisches, soviel sie vor seinem Rechtsgefühle bestehen konnte. Herrn David Jüngkens dagegen hatte sie in die entfesseltste Zornesaufregung versetzt — sein Ruf hatte nichts gefruchtet — der Neger aß ruhig seine Samaka fort — ein schriller Pfiff gellte von seinen Lippen über die Plantage hin — der Neger nahm mit größter Ruhe einen weitern Büschel als Trophäe seiner Weisheit — In äußerster Wuth riß jetzt Herr David Jungkens eine Pistole von der Wand, um sie nach dem klugen schwarzen Manne abzufeuern — der Hahn knackte — da fiel Vollbrecht seinem Herrn in den Arm und entwand ihm die Pistole.

„Schenken Sie ihm die Strafe zum Lohn für das Vergnügen, das er uns gemacht hat, er hat uns eine Scene aus dem Leben mit Naturwahrheit gespielt."

Vollbrecht hatte richtig geschlossen. An seiner Ruhe mäßigte sich der Zorn des Herrn und nur wie im Nachgrollen eines vorübergegangenen Gewitters ließ er sich vernehmen: „Dieser Robby ist der hinterlistigste Bursche von Allen. Durch alle Instanzen der Züchtigung ist er schon hindurchgegangen — und nichts hat gefruchtet."

„Sie haben mir in meinem Contracte einen Diener bewilligt. Sie würden mich verpflichten, überließen Sie mir gerade diesen Robby." Ein überraschter Blick Jungkens' war die Antwort.

„Meinetwegen, wenn es Ihnen Freude macht. Aber das sage ich Ihnen", und dabei verzog er in letzterm Hohne den Mund, „die Schulmeister kunne und an Dem umsonst. Zeigen Sie mir das Werthvollste, was Sie besitzen."

„Ich verstehe Sie nicht recht."

„Nun, ein Kleinod, oder eben was Ihnen am liebsten ist. Zeigen Sie mir's."

Vollbrecht war über dieses sonderbare Verlangen mehr als erstaunt. Was besaß er denn Kostbares? Er dachte an sein Medaillon, und die Erinnerung, die sich darum schlang, brach wie ein Sonnenmorgen über ihn herein — er hatte in diesem Augenblicke unmöglich lügen und etwas Anderes als dieses Medaillon für sein Kostbarstes ausgeben können. So zog er es denn hervor und hielt es noch immer voll Verwunderung vor die Augen des Herrn David Jüngkens.

Seinen Blick fiel darauf hin, blinzelnd, ungewiß zuerst, dann blieb er lange daran hangen, wandte sich wieder ab, schaute wieder hin, bald auf das Medaillon, bald auf Vollbrecht. Jetzt riß er es ihm aus der Hand und barg es in der seinigen, mit einer Bewegung, mit der man einen bereits verlorengegebenen vieltheuern Schatz wieder begnißt. Eine Thräne fiel auf die Smaragden, das Auge Dessen, der sie geweint, richtete sich auf Vollbrecht mit wunderbarem durchdringendem Ausdrucke, und mit zitternder Stimme sprach er: „Die Quellen meiner Jugend springen wieder auf. Ich kenne dieses Medaillon so gut. Jetzt gehört es Ihnen!"

„Mein theuerstes Kleinod, Herr!"

„Und Sie — Sie haben es von Ihrer Braut?"

„Vor der Welt noch nicht — aber von meiner Braut im Herzen."

„Ich schenkte es einem Mädchen — ich liebte sie, wie nichts mehr auf der Welt."

Vollbrecht seufzte zugleich mit dem sonst so rauhen und jetzt so weichen Manne aus tiefster Brust. Eine Ahnung schien ihm zu sagen, daß ihr Schicksal in dem Kleinod sich berührte.

„Sagen Sie mir, ich bitte, den Namen Ihres Mädchens."

„Klara van Aert!"

„Van Aert? van Aert! Er lebt noch?"

„Er ist noch sehr rüstig."

„Sehr rüstig. — Klara also? Ihre Mutter hieß Bertha. Wenn sie nur ist wie diese, so schön, so rein, so gut." Er strich zwei, drei mal über das Gesicht, dann gab er Vollbrecht das Medaillon zurück.

„Was ich Ihnen eigentlich sagen wollte, haben Sie niemals solch Kleinod sehen. So eine schwarze

Canaille erwürgt Sie im Schlafe, um es zu verkaufen und ein Glas Rum dafür zu kaufen. Ich ließ es mir zeigen, um Ihnen im besten Falle den Verlust zu ersetzen. Auch Das kann ich nun nicht mehr. Dieses Geschmeide ist unersetzlich."

Damit hatte er das Zimmer verlassen.

* * *

Herr David Jungfens war des Tags keine Minute müssig, er schien die Unthätigkeit auch darum zu fliehen, weil sie ihn vereinsamte in sich selbst. So liebte er die Arbeit um ihrer selbst, nicht um ihres Productes willen. Der Ertrag seiner Ernten freute ihn nur so lange, als sie ihm Mühe und Beschwerden in Aussicht stellten. Waren diese vorüber, galt es ihm fast gleich, wie er seine Producte verwerthete. In der Factorei waren daher arge Misbräuche eingerissen und in die Geschäftsbücher sich vertiefend fand Vollbrecht, daß seinem Herrn jährlich große Summen dadurch verlorengingen. Allmälig brachte Vollbrecht Ordnung in die Bücher, schuf im Auslande neue Absatzplätze, regulirte oder brach die alten Verbindungen ab; durch sorgfältiges Sortiren der Producte schuf er neue vermehrte Werthe — andern Producten verschaffte er durch seine technischen Kenntnisse neue Verwendung und dadurch neue Märkte. Große, noch unbenutzte Flächen der Pflanzung wurden auf seine Anregung bepflanzt und so im Ertrage nutzbar gemacht. In Allem hatte er freie Hand. Seit jener weichen Stunde hing Herr David Jungfens mit väterlicher Freundschaft an dem jungen Manne, obwol über das Medaillon und die damit verknüpften Verhältnisse weiter kein Wort über seine Lippen gegangen war.

Wie um so berechtigter fühlte er sich jetzt zu Clara's Liebe, wie rein, wie glücklich! In der Ruhe des Abends, in seiner Hängematte hingestreckt, schwebte ihm der Lohn dafür alltäglich in einem funkelnden Tropenhimmel herauf, einem Stern, der von Europa kam, zu dem auch sie aufgeblickt und gebetet hatte, der Himmelstelegraph zwischen ihren Herzen, und zuversichtlicher und bewußter durfte er sich jeden Tag sagen: „Heute verdiene ich dein Glänzen und dein Grüßen, du treuer, stiller Bote!"

„Apropos — Robby!" fragte Herr David Jungfens eines Abends bei der gemeinschaftlichen Abendmahlzeit. „Sag Sie nur noch so frisch und voll aussehen und sich über den Burschen noch nicht gelb geärgert haben!"

„Keineswegs, ich versichere Ihnen — Robby ist die gemüthlichste Seele von der Welt."

„Oho!" lachte Herr David Jungfens.

„Gewiß, wir leben zueinander im herzlichsten Verhältnisse. Ich behandle ihn, als sei er der redlichste Mensch, lasse auch nicht den leisesten Gedanken des Mistrauens gegen ihn laut werden. Robby fühlt sich davon geschmeichelt und handelt danach."

„Bah, Sie sind doch kein Hexenmeister?"

„Leider nicht, obschon ich etwas der Art gebrauchte, das Medaillon nämlich."

Die Erwähnung des Kleinods warf über das Gesicht des Herrn David Jungfens einen ernsten Schatten der Wehmuth.

„Sieh', Robby", sagte ich ihm gleich den ersten Abend, „dieses blitzende Ding da ist ein Zauber, der mich von allen deinen Gedanken und Handlungen unterrichtet. Was du in dieser Minute denkst oder thust, weiß ich in der nächsten."

„Bah, das war nicht klug gehandelt!"

„Sieh', lieber Robby", sagte ich weiter zu ihm, „dieses kluge, zauberbegabte Auge sagt mir eben, daß du willens bist, dir diesen kleinen Spiegel anzueignen." Ich hatte ihn nämlich belauscht, als er sich davor wie toll geberdete und im Begriffe war, denselben beiseite zu bringen. Ich trat ein und stellte mich völlig harmlos. Weiters ließ ich in einer Ecke des Zimmers absichtlich einen Dukaten liegen, den brachte er mir."

„Ein mal, zwei mal wird er es thun, aus Furcht. Dann wird aber die diebische Natur den Sieg über seine feige Furcht davontragen. Merken Sie auf. Sie werden ihm hinderlich, lästig werden — und um einen Messerstich macht ein solcher schwarzer Teufel sich keine Gewissensbisse."

„Ich werde vorsichtig sein und ihn zu pariren suchen."

„In der Nacht? Denn die ist der Deckmantel ihrer Thaten. Sollten wir leid thun — nehmen Sie sich in Acht."

Es war bei einem Feste, das Herr David Jungfens seinen Sklaven gab. Alle überließen sich der tollsten Lust, nur Robby fehlte in ihrer Mitte und stand seitwärts an einen Baum gelehnt. Vollbrecht beobachtete ihn scharf. Er bemerkte, wie jetzt ein Negerweib auf Robby in aller Heimlichkeit zuschlich. Sie war häßlich, mit grell bunten Kattunlappen und taubeneiergroßen gelben und blauen Glasperlen behangen.

„Robby", sagte sie mit heiserer Stimme von der Seite, sich hinter dem Stamm verbergend, „Robby tanzt nicht — Robby singt nicht — Robby ist ein trauriger Mann."

Ein tuchtiger Jung aus dem ödenen Gebirge war die Antwort des Angeredeten.

„Robby wird sich wieder freuen. Robby wird viel süßes Wasser haben."

Diese Hoffnung schlug bei ihm ein, er wandte ihr sein Ohr zu.

„Die weißen Männer vom großen Wasser sind gekommen. Ein weißes Tuch am grünen Baume hat geredet, weit und laut. Wie der große Stein das Licht ausgelöscht, ist Stama zu ihnen gegangen — sie geben viel süßes Wasser und bunte Kleider und schöne Steine. Stama wird den weißen Männern viel schöne Sachen bringen. Kann Robby nichts bringen?"

„Robby hat nichts."

„Robby hat nichts, Massa hat viel — gelbe Dinge, hell wie das Licht — die weißen Männer geben viel süßes Wasser."

Ueber das schwarze Gesicht des Negers ging ein unheimliches Leuchten.

„Robby kann Massa nehmen — Massa hat viele Dinge", fuhr die schwarze Versucherin fort.

„Massa wird es wissen — das gelbe Auge sagt Massa Alles. Robby fürchtet sich."

„Robby muß das gelbe Auge nehmen."

Das war es, das Weib hatte es ausgesprochen, das zündende Wort, von dem des Negers Seele jetzt aufloderte.

„Massa wird schlafen", fuhr sie fort, „das gelbe Auge wird auf dem Tische liegen, Robby wird das gelbe Auge haben. Stama versteckt sich im Feld — Robby wirft es herab — Stama bringt es den weißen Männern und gibt Robby viel süßes Wasser."

„Stama ist klug, Robby will es thun."

Damit brachen sie die Unterredung ab, gehört hatte Vollbrecht nichts davon.

Die Nacht brach ein und Vollbrecht zog sich in sein Zimmer zurück, Robby folgte ihm, seinen Dienst zu verrichten.

„Robby", begann Vollbrecht bei dem Auskleiden, „Alle freuten sich, du allein warst traurig." Der Neger fuhr in seinen Dienstleistungen fort. Nur ein leises Zittern seiner Hand zeigte von seiner angstvollen Verlegenheit.

„Du hast kein gutes Herz, Robby. Während der Freude deiner Kameraden hast du böse Gedanken gehabt. Du wunderst dich, Robby, daß ich das weiß? Sieh', das goldene Auge sagt mir Alles."

Er hielt ihm das Medaillon vor die Augen. Der Schwarze wich vor dem gefürchteten Zauber drei Schritte zurück.

„Du hast auch mit Stama gesprochen?"

Dem Schuldbewußten wankten die Knie. Alles wußte Massa. Er wollte ihm zu Füßen stürzen, ihm Alles bekennen, hätte Vollbrecht nicht eben jetzt plötzlich abgebrochen. Er hatte das Medaillon gefaßt — er betrachtete es still und lange und dachte an Klara — draußen war der Wachtposten seiner Liebe am Nachthimmel aufgezogen. Er grüßte ihn mit seiner Seele.

„Genug, genug, alter Schwärmer", sagte er, lächelnd über das Gesicht streichend, und legte dann das Medaillon auf den Tisch nieder. Robby folgte dieser Bewegung mit einem Hyänenblick.

„Du kannst jetzt gehen, Robby, freue dich mit den Uebrigen. Doch halt — diese Flasche Rum bring' in die Küche. Ich weiß nicht, wie viel noch darin ist. Hörst du? Schlaf' wohl."

Robby ging, aber nicht ohne einen heimlichen Seitenblick auf das Medaillon auf dem Tische zu werfen. Der Duft aus der Rumflasche war verführerisch, doch trank er nicht davon — das goldene Auge hätte es Massa gesagt. Tief fühlte er seine Sklaverei in der gefesselten Abhängigkeit von diesem Zauber, der doch nichts Anderes war als Vollbrecht's klarer Blick; es war eine härtere, grausamere für ihn als die leibliche, deren Fesseln er nicht achtete. Wenn aber Massa das goldene Auge nicht mehr hätte, dann konnte es ihm auch nichts mehr sagen. Und wie viel süßes Wasser würde er dafür bekommen! Jetzt war er in der Küche, er setzte die Flasche mit einer gewissen Heftigkeit auf den Tisch. Getrunken hatte er nicht, aber die Heftigkeit des Kampfes der Enthaltsamkeit befestigte in ihm den Entschluß, Stama's Rath zu befolgen.

Er wartete noch einige Zeit, dann schlich er mit dem leisen Tritt einer Tigerkatze die Treppe hinauf und horchte durch das Schlüsselloch der nicht verschlossenen Thür, ob sein Herr noch wache. Es war still im Zimmer, behutsam öffnete er die Thür und schlich hinein; er hatte sich die Stelle gemerkt, wo der goldene Gegenstand seiner Qual lag. Es waren noch mehr Gegenstände auf dem Tisch, deren Zusammenklirren seinen Herrn hätte wachrufen können, Gläser, Toilettengegenstände und ein im Nachtdunkel unheimlich leuchtender Dolch. Sein Auge blieb einen Augenblick daran haften, dann aber griff er schnell nach dem zauberischen Kleinod, das er aus Furcht, es möchte ihm ein Leids thun, nur am Schnürchen faßte — und öffnete leise das Fenster. Vollbrecht holte tief Athem, draußen war Alles ruhig, nur fern der

über vom Freudenplatze der Neger tönte und leuchtete es. Aus einem Gebüsch unten am Hange ihm gegenüber tauchte ein Schatten auf, der ihm mit ungeduldigen Geberden zuwinkte. Es war Stama — ein Ruck der Hand und der gefürchtete Zauber flog hinab. Stama huschte schattenähnlich aus ihrem Versteck hervor, sie beugte sich, sie erhob sich, sie zeigte ihm das Kleinod, dann war sie verschwunden. Ein zufriedenes Lächeln flog über die Züge des Negers, dann schloß er das Fenster mit eben dem heimlichen Eifer, mit dem er es geöffnet hatte.

„Wer ist da?"

Es war die Stimme seines Herrn. Keine Antwort.

„Nobby, warum antwortest du nicht?"

Er hatte ihn erkannt, er war aus seiner Hängematte gesprungen — Nobby war verloren. Die Nacht und das böse Gewissen beflügelten und vollendeten seinen Entschluß. Ohne ein Wort zu sprechen, sprang er mit der Behendigkeit und Wuth eines reißenden Thieres auf Vollbrecht los. Ein Kampf begann in tiefem nächtlichen Dunkel, lautloser unheimlicher Stille, wie ein Ringen von Schatten. Die geschickten, hinterlistigen Handgriffe des Afrikaners erlahmten an der Riesenstärke seines Gegners — aber schon hing auch viele zu ermatten an, da funkelte dem lodernden Blicke des Schwarzen der Dolch wieder entgegen; im Augenblick auch hatte er ihn ergriffen und den tödtlichen Stoß nach dem Verhaßten geführt — da ward es lichtheil im Gemach — zugleich mit dem Strahl dröhnte ein Schuß — ein dumpfes Fallen — Nobby war es, noch im Fallen hatte er mit dem Dolche Vollbrecht's Arm geritzt.

Herr David Jungfens stand im Zimmer, unten in seinem Schlafgemach hatte ihn das Geräusch über seinem Haupte aufmerksam gemacht und nichts Gutes ahnend, war er mit Licht und Pistole hinaufgegangen.

„Gut getroffen, der wird die verruchte Hand nicht mehr regen. Beim Baboo-Upas — warum haben Sie nicht nach der Klingel gegriffen?"

„Ich dachte, allein mit ihm fertig zu werden", versetzte Vollbrecht, an seinen Arm greifend und das Blut fortwischend.

„Und bald wäre er mit Ihnen fertig geworden. Hab' ich's Ihnen nicht vorausgesagt? Bestien sind und bleiben sie."

„Bitte, Herr Jungfens — hat nichts zu sagen; es war diesmal nur ein kleines Mißverständniß und wird nie mehr vorkommen." Das Medaillon aber war nicht zu finden — es blieb verschwunden. Von Stama, von der man eine Erklärung hätte erhalten können und die am andern Morgen bewußtlos in einem Reisfelde gefunden wurde, erfragte man sie nicht. Sie war bei den „weißen Männern" gewesen, den europäischen Matrosen, die von den größern Ankerplätzen ihrer Schiffe Bootfahrten nach den Küsten machen und Kattun und Flanell gegen die Tropenprodukte austauschen.

Vollbrecht hütete noch wegen seiner Wunde das Zimmer, als ihm ein Brief gebracht wurde.

„Weber? Von ihr" — flüsterte er, mit einer gewissen Wehmuth. Er war nicht vor Entzücken erschrocken, wie über etwas Unerwartetes — war er doch immer bei ihr. Er kannte die Buchstaben, er legte das purpurrothe Siegel, den Pelikan, das Symbol aufopfernder Liebe an sein Herz. Es war ihm, als mußte die Krankheit dieser Liebesmacht weichen — an seinem glühenden Herzen das Siegel schmelzen. Das war der erste Moment, dann kam eine leise Traurigkeit über ihn.

„Warum ist sie ihrem Gelübde nicht treugeblieben? Warum hat sie an mich geschrieben? Sie lebt — ich weiß es, und das Uebrige fürchte ich nicht. Ihr Glauben an mich und die Liebe wurde wankend, sie war einen Augenblick ein schwaches Weib. Ich will stärker sein, ich will es ihr beweisen, daß mein Glaube an sie und meine Liebe noch immer unverändert, tief und felsenfest ist."

Er legte die Hand zum Schreiben an — sie war noch schwach, sie zitterte. Er schrieb langsam einige Worte, ihren Namen — ihre Stadt.

„In das Contor zu der Correspondenz nach Europa", sagte er, dem Diener den Brief gebend. Er sandte ihn zurück.

Seine Stärke hatte über Klara's Schwäche gesiegt.

Viertes Capitel.

Eine Sunderin.

Ein kleines dunkles Gemach mit grünen Vorhängen, grünen Sammettapeten, an den Wänden einige Oelbilder — Landschaften von Java und Blumen — das ist Klara's Zimmer. Sie selbst ist bleicher geworden, umwallt von dem feinen weißen Schleier der Sehnsucht.

Schnell! Stehlen wir noch den Titel eines Buchs, das sie jetzt beiseite legt, denn an der Thür hat sich ein Klopfen vernehmen lassen. „Unter den Tropen" war der Titel. Unter die Tropen gehörte Alles, was an Büchern, Kupfer-

sichen, Karten umherlag, warum sich Klara das Eiland ihrer Liebe wieder schuf. Jetzt aber war auch schon der Diener eingetreten, der ihr auf den Abend den Besuch ihres Vaters ankündigte und ihr ein weißes versiegeltes Papier in seinem Namen übergab. Klara brach es auf, nichts fand sich darin, als — ein Brief — voll unzähliger rother, schwarzer und blauer Stempel, für sie ein verworrenes Ganze, bis sie ihn schärfer betrachtete, seinen Namen las — ihre Handschrift dann erkannte. Aber war jetzt bleicher, der Brief oder Klara, deren zitternder Hand er entfallen war. Todt — todt! sprach sie langsam tonlos für sich hin. Dann aber bemerkte sie erst seine eigene Handschrift — ihren Namen und ihre Demüthigung. Nicht angenommen — zurückgesandt! Weiter konnte sie nicht zurückdenken. Bald schien sie diese Worte wie leises Klagen zu hören, bald wieder wie kaltes herzloses Höhnen.

Warum hatte er es doch gethan? fragten Klara's stürmende Gedanken. Wenn sie sich auch das Gelübde gegeben, einander nicht zu schreiben, wenn dies die Probe und Prüfung ihrer Liebe sein sollte — er hätte darum nicht so hart handeln, er hätte den Umständen Rücksicht gönnen und ihren Brief annehmen sollen. Das erste, leise Unbehagen schlich in ihre Seele, er hatte sein Gelübde gehalten, sie hatte es gebrochen und fühlte sich von ihm gedemüthigt. In dem Unbehagen erwachte die verletzte weibliche Eitelkeit und zog zwischen den Herzen, die so eins waren, die erste leise trennende Furche. Eine Ahnung mochte das ihr zuflustern, die Thränen kamen, sie weinte, ohne daß sie es sich bewußt war, über sich selbst, die Thränen lösten den erstarrenden Bann. Langsam brach sie das Siegel von dem Briefe und las ihre eigenen Worte:

„Du bist in Gefahr, du bist krank, Volldrecht. Ich weiß es. Die Fühlhörner meiner Seele haben sich nach dir über den Ocean ausgestreckt und halten dich in ihrer bangen Sorge. Diese Nacht fuhr ich aus dem Schlafe empor. Es war mir, als sei ein Tropfen siedenden Oels auf mein Herz gefallen, aus der Lampe der Psyche. Ich kann die Qual um dich nicht nach innen drängen — mein Herz müßte brechen. Mein Herz? Dein Herz. Es gehört ja dir; lebe ich doch nur, weil du lebst. Ich muß dir schreiben, Volldrecht, du leidest — und wenn ihr Männer zu nichts mehr nütze seid, so können wir noch barmherzige Schwestern werden. Das Herz des Weibes ist stärker als alle Gelübde. Ist dies vielleicht eine Schwäche und ist es denn wahr, daß das Weib am großen in seinen Schwächen? Ich habe an dich geschrieben, Volldrecht, obschon ich es nicht sollte. Die Zeilen liegen noch auf meinem Schreibtische. Ich muß sie dir schicken, damit dir von meinen Handlungen und Gedanken nichts verborgen bleibe, auch wenn ich dir vielleicht ungehorsam war. Vielleicht?

„Scham und Schmerz scheuchten mich von dem Orte, wo ich dir geschrieben. Plötzlich stand ich in unserm Treibhause, vor einer Japanrose, ich wußte selbst nicht wie. Sie schien zu leben, das Geheimniß meiner Seele, das Unrecht meines Herzens, meine Schwachheit belauscht zu haben. Mir, in meinen Thränen war sie in ihrer heitern Anmuth die unbarmherzige grausame Welt, die über mich lache, über mich spottete. Ich zerdrückte sie, ich sende sie dir. Es klebt ein Blutstropfen an ihren Dornen, der wird dir Alles sagen.

Klara."

Die Japanrose war verdorrt und verblichen. Der Blutstropfen aber war noch deutlich zu sehen. Es war kein einzelner Tropfen mehr, wie ihn ein Rosendorn zeigt, der Tropfen dehnte und breitete sich, er wurde eine Lache, ein See und sie befand sich kämpfend in seiner Mitte, ringend mit der entsetzlichen Flut — verzweifelnd dann — und untersinkend.

Einen Schrei der Verzweiflung stieß Klara aus, entsetzt vor ihrer eigenen Phantasie, war sie von ihrem Sitze aufgesprungen.

Ihre Dienerin, die den gellenden Ruf gehört, war schnell und mit bestürzter Miene eingetreten und fragte besorgt, ob ihr etwas zugestoßen sei.

„Nein, Betty! Aber komm' mit mir, hier ist es dumpf, dustet und schwül — wir wollen ins Freie."

In einer seltsamen Erregung nahm sie Hut und Shawl, hob den Brief auf, warf noch einen langen Blick darauf und verschloß ihn mit tiefem Seufzen.

Ohne Ziel und Ende gingen die beiden Mädchen über Plätze und Straßen, durch den Lärm und das Gewühl des Handels und Wandels. Endlich waren sie auf dem Hafendamm, wo sich im buntesten Gedränge, im ausgelassensten Treiben alle Nationen vereinigt zu haben schienen. Ein ungeheurer Mastenwald dehnte sich nach allen Seiten aus und dieser Anblick riß in Klara's Herzen neue Wunden auf. Vielleicht hatte er die Spitzen dieser Masten im Vorübersegeln aus der Ferne gegrüßt, vielleicht konnte ihr mancher von den als Wachen auf den Schiffen zurückgebliebenen

Matrosen von ihm erzählen. Sie wollte diese Gedanken stehen, die sie sonst in anderer Stimmung verachtet hätten, sie wollte umkehren, als ein junger Mann an ihr herankam, der Bruder einer der Freundinnen Klara's, der ihr, und nicht ohne Absicht, bisher Aufmerksamkeit und Huldigung erwiesen hatte. Er sprach seine Verwunderung aus, sie ohne Begleitung eines Cicisbeo hier zu finden; er bot ihr seinen Schutz an, den sie nun nicht mehr ausschlagen konnte und lud sie auf eins seiner Schiffe ein, das erst am Morgen aus den indischen Gewässern angekommen war, dessen Mannschaft er eben begrüßen wollte.

(Der Schluß des vierten Capitels, und das fünfte: Eine Erfindung, in nächster Nummer.)

Hemme Haven.

Ein Beitrag zur Geschichte der Gläubigen.

II.

Hemme Haven ging zu Bett, diese großen Dinge überlegend und seine Kleinheit dagegenhaltend. In einer der nächsten Nächte — vor der folgenden Passion — „war sein Angesicht sehr hell und das Gehör so lieblich, daß der Klang, welchen ich da hörte, alle weltlichen Melodieen und Spiele unvergleichlich übertraf und genugsam bewies, daß es himmlisch war. Der Geruch kam mir sehr lieblich vor und wunderbarerweise auch meiner Frau; denn wiewol sie von den andern Eigenschaften nichts gewahr wurde, sagte sie zu mir: ‹Was vor ein angenehmer Geruch ist hier?› Ich sagte: ‹Ei, riechet Ihr das mit?› ‹Ja!› sagte sie, und ich war darüber erfreut, daß sie auch die Gnadung bekam. Denn ich roch in dem Augenblick unterschiedliche herzerquickliche und liebliche Gerüche, als ob es Zubereitungen der Apotheker gewesen wären, wiewol viel angenehmer und edler."

Des andern Morgens, am Charfreitag früh, sobald der Tag anbrach, sagte er zu seiner Frau: „Stehet auf und leget ein groß Feuer an! Denn mir ist gezeiget, daß heut' etwas Wunderliches geschehen soll!" Er wußte nicht eigentlich was. Allein daß etwas kommen sollte, das hatte ihm der Geist schon angedeutet. Sobald das Feuer angezündet war, setzte er sich daran und sogleich entstand in ihm eine „Zusammensprach', als zwischen einem Vater und Sohn, die wol drei Stunden währte, sehr klar und himmlisch." Was darin gesprochen wurde, mußte er mit seiner natürlichen Zunge nachsprechen, sodaß seine Hausgenossen, die dabei waren, obgleich sie die göttliche Sprache nicht hörten, doch das Gespräch zu hören bekamen. „Dies Gespräch ging ohne das geringste Nachdenken also lebendig und fröhlich fort, daß es nicht auszusprechen, zu begreifen und zu glauben ist. Es war auch unterschiedlich von Klang; anders, wenn der Vater, und anders, wenn der Sohn sprach. Der allererste Anfang ging sanft inwendig zu, nicht stimmlich, nur als Gedanke, und hernach wurde er erst laut und stimmlich. Die Reden, so da gehalten wurden, sind zu hoch und nicht erlaubet, allhier zu offenbaren. Viel davon ist mir wieder entfallen. Doch Dasjenige, was mir noch eingedenk und erlaubet ist, auszusprechen, will ich wol erzählen."

Nun folgt die Erzählung dieses innern Zwiegesprächs. Der Sohn, d. i. der neue Mensch, der in ihm wiedergeboren war, sagte unter Anderm: „Mein Vater, spielt Ihr nun so mit Euern Kindern, seid Ihr uns so nahe? Wie seid Ihr denn zuvor so weit von uns entfernt gewesen?" Der Vater antwortete: „Ich bin allezeit bei dir gewesen. Allein, was dankt dich wol von diesen Sachen? Hast du dieses wol durch dich selbst oder durch deine eigenen Werke erlanget?" Er antwortete: „Nein, Herr, allein Eure Gnade und Barmherzigkeit thut dieses!" Hierauf zog sich seine Seele in die äußerste und tiefste Demuth, gänzlich und frei bekennend, daß sie, nach ihrer Selbstheit, nicht würdig wäre, die allergeringsten Wohlthaten von dem Herrn zu empfangen. Darauf ließ ihn der Herr inwendig klar sehen, wie alle Religionen gleich als nach einer Stadt, welche die Seligkeit wäre, reiteten und die Mennonisten, in Ansehung ihrer äußerlichen Niedrigkeit und ihrer Sitten, den Vorgang unter ihnen hätten. Doch sowol sie als die Andern blieben immer vor der Pforte der Stadt stehen und nur Einige von Allen, „die man nach dem äußerlichen Auge nicht davor sollte ansehen", zogen hinein.

Während Hemme Haven nun so immer in seinem innern, göttlichen Verkehr lebte, trug es sich bisweilen zu, daß die andern von seinen Bauersleuten ihn um äußerliche Dinge fragten. Allein er sagte dann kurz und liebreich zu ihnen: „Ei, ihr Kinder, ich muß mich mit weltlichen Sachen nicht bemühen, sondern habe jetzt etwas, das viel besser und edler ist!"

Was sich ihm hierauf zunächst zeigte, war das Leiden des Herrn Jesu von Anfang bis zum Ende, „dergestalt, daß ich auch selbst äußerlich mit meinen Armen und Händen als gebunden zu

werden mich mußte schuken und hellen. Und als der Tod von dem Herrn Jesu in mir sollte erhalten werden, dieweil meine Arme und Hände auswendig alle ausgestrecket waren, fühlte ich in der That und wesentlich eine Pein, die unaussprechlich war. Mein Sohn Hans ließ gerade zu dieser Zeit eine steinerne Schüssel aus seiner Hand in Stücken fallen, und mit dem Fall war es nicht anders, als ob ich mit einem Schwert durchstochen und getödtet würde, sodaß mir der Schweiß aus dem Angesicht ausbrach."

Noch andere Visionen kamen ihm an diesem Charfreitag; der Geist befahl ihm plötzlich, seine Schuhe anzuziehen (denn er hatte Pantoffeln an), aber den linken Schuh nicht zuzubinden. Er that also. Wiederum sprach dieselbe Stimme ganz deutlich: „Gehe aus!" ohne daß er wußte wohin. Was nun folgt, klingt sehr wunderlich, aber es ist charakteristisch für diese ekstatischen Zustände, für dieses Träumen im wachen Zustande. Er ging zur Vorderthür hinaus und seine Frau ohnfälliglich mit; doch machte er (wie es so sein mußte) die Thür hinter sich zu. Als er nun aber hinausgekommen war, wurde er von einer Person geleitet, die beständig mit ihm redete und Niemand anders als Jesus selbst war, wie er mit deutlichen Worten zu erkennen gab, indem er sagte: „Fürchte dich nicht, denn ich bin's selber!" So von ihm geleitet, wandelte er mit ineinandergeschlagenen Armen fort, „und der Herr hielt seine Hand darüber hin, daß er mich also fertigte." In und mit diesem Geleit ging er durch die Mitte des Feldes nach Penne hin. Nun war in der Mitte des Feldes ein Bach; durch den wurde er vom Herrn geleitet und folgte ihm freimüthiglich hindurch. Obwol bis an die Knie im Wasser watend, merkte er doch nichts von Nässe, und auch seine Leute sahen nachher nichts an ihm. Ungefähr am Ende des Wassers befahl ihm der Herr, daß er sein Angesicht waschen sollte. Er that's und trocknete sich mit einem Zipfel seines Rocks wieder ab. Aber dies Abtrocknen ängstigte ihn, sobald es geschehen war, weil er dachte, daß er sich damit vergangen hätte, und er sagte: „Herr, ich wußte es nicht!" „Darum hab' ich dir es auch übersehen", antwortete der Herr. Was dieses Abtrocknen bedeutete, wußte er nicht. „Allein das Abwaschen bedeutet die Abwaschung der Sünden und die Erneuerung des Gemüths durch die Taufe oder die Gnade des Heiligen Geistes; gleichwie ich davon durch den Geist in meinem Gemüth versichert wurde." Mit seinem Geleit fortgehend bis ans Ende des Feldes, hörte er allda wunderbare Dinge sprechen, „die wiederzusagen nicht dienlich ist". Da wurde er aber inwendig haltlos und fing an zu bedenken, ob er weitergehen oder was er nun thun sollte. Sofort antwortete die Stimme: „Kehre dich drei mal gegen die Sonne rund herum und gehe dann den richtigsten Weg, den du willst, nach Hause zurück! Aber sieh' dich nicht um und geh' auch nicht wieder in der Thür hinein, in der du herausgegangen bist!" Indem er sich nun gegen die Sonne umkehren sollte, geschah es, „daß der Erdboden sich gegen die Sonne anwand, da die Sonne stillstehet. Doch hierin sind noch andere tiefe Geheimnisse, welche mir jetzt nicht einfallen."

Als er zurückkam, ging er um sein Haus herum und kehrte durch die Hausthür, die er offen fand, ein; er setzte sich wieder ans Feuer und seine Frau setzte sich zu ihm. Da geschah in seinem Gemüth eine starke Stimme, welche sprach: „Strecke deine Füß' ins Feuer!" welche Worte er, wie schon früher, gedrungen wurde, nachzusprechen. Seine Frau hörte es und fragte: „Ich auch?" Die Stimme in ihm antwortete: „Ja, Ihr auch!" Nun steckten Beide Jeder seinen rechten Fuß mitten ins Feuer, das ziemlich stark brannte. Aber unverletzt und unversengt zogen Beide die Füße wieder heraus. Darauf sprach die Stimme: „Dieweil deine Frau in allen Dingen so geduldig gewesen ist, so soll sie auch Alles mit zu genießen haben." Als sie so ein wenig beieinander gesessen hatten und seine Frau aufgestanden war, sah er mit sonderbarer Aemsigkeit nach seinem linken Fuß und wurde gewahr, daß auswendig auf dem Falchen seines linken Schuhs, wo er denn gebunden, damals aber los war, etwas Grünes sich befand, das vom Durchgehen durch das Wasser hängengeblieben war. „Darauf befahl mir die Stimme, dieses zu nehmen und über das Haupt zu hängen, welches ich that. Und die Stimme sprach: »Nun ist's eine Schlange!« Ich sagte: »Herr, soll ich sie auch sehen?« Allein er antwortete: »Nein, denn ich habe der Schlange den Kopf zertreten! Aber du sollst sie hören!« Da hörte er drei mal ein starkes Zischen wie von Ottern und trat wieder an das Feuer und sah plötzlich aus demselben eine Wolke von Funken aufschlagen und hörte die Worte: „Das sind die Fixsterne!" Darauf stiegen wieder andere Funken auf, nicht so zahlreich, aber größer, und hierbei hörte er: „Dies sind die Planetsterne!" Danach zeigte sich, wie in einem Spiegel, seine eigene

Perlen im Kelch, in derselben Gestalt, wie er zuvor auf dem Stuhle gesessen. Als dies Gesicht vorüber war, kam eine Blume zum Vorschein, bald wie eine Lilie, bald wie eine Rose, „gezeichnet mit Buchstaben, die zuvor mir unbekannt waren".

Dies Alles war am Charfreitag vorgegangen. Am Abend schlief er zwar wenig, aber ruhte doch sanft mit geschlossenen Augen bis an den Morgen des Sonntags. Diese süße Ruhe währte 40 Stunden und sie bedeutete die Zeit, die Christus im Grabe gelegen und die Adam geschlafen, ehe Eva geschaffen wurde. Unten zur Seite seines Bettes sah er beim Aufwachen, an der Wand nahe bei der Kammerthür, die Ruthe Aaron's grünen, blühen und Mandeln tragen. Denn daß sie es wäre, sagte ihm der Geist, und daß sie wie ein Mandelbaum ausgereben, erfuhr er von Petronius, dem er sein Gesicht beschrieb; denn er selbst wußte nicht, wie ein Mandelbaum aussieht.

Nun erhob er sich zwar, wie der Herr aufgestanden war, aber legte sich bald wieder nieder und blieb neun Tage auf seinem Lager. Nach Verlauf dieser neun Tage lagen ihm seine Frau und Kinder sehr an, daß er doch etwas essen möchte. Wiewol er keiner irdischen Speise zu dieser Zeit bedurfte, that er es; aber es gereute ihn herzlich und er rief aus: „Ach, daß ich doch nicht gegessen hätte!" Denn er fühlte, daß das Gemüth dadurch verhindert ward; „und begann sich zugleich wieder in das Grobe zu wenden, worüber ich nach einiger Zeit sehr verdrießlich war dem Leibe nach und Gott bat, ob die süße Genießung nicht bei mir bleiben möchte; allein ich bekam von seiner Gutigkeit zur Antwort: «Ohne Streit und Arbeit kannst du dazu nicht kommen.»"

Einstmals lag er auf dem Bett des Morgens bei hellem Tag und wachte ganz klar und sein Gemüth war in tiefer Betrachtung. „Da wurde ich entzückt und mein neues Mensch schied gleichsam bei der Seiten am Bett von dem alten ab und ließ diesen als eine todte Last liegen. Ich wandte mich um und sah meinen natürlichen Leib so todt liegen; ich selbst aber gerieth wieder in einen hohen Glanz, umgeben von einem sehr hellen Licht, und der neue Leib, den ich trug, war so hell und herrlich, daß sein Glanz die Sonne weit übertraf. Ich glaube und zweifle nicht daran, daß, so Jemand in der Zeit zu meinem äußerlichen Leib gekommen wäre, er selbigen nicht anders als todt hätte gefunden haben, solange die Entzückung währte."

Seine Frau verschied am 7. August 1683 in der Morgenstunde, nachdem sie zuvor auch noch eine sehr angenehme Erleuchtung und Entzückung gehabt, in welcher Gott ihr eine Lilie und darin eine Perle zeigte, mit der Andeutung: daß Einige noch wol die Lilie bekämen, aber Wenige die Perle.

Nach dem Tode seiner Frau, 1684, kurz nach dem Dreikönigstage, hatte er drei mal ein heftiges dreitägiges Fieber gehabt, und da es zum vierten mal wiederkehrte, bestellte er ein gewärmtes Bett, um die Kälte zu lindern. Aber diese wurde so heftig, daß er meinte, diesmal müßte der Tod erfolgen. „Und als ich dies dachte, war ich dahin. Als ich nun so von mir selber weg war, kommt ein Mann zu mir gegangen und spricht: «Ich kann Euch das Fieber wol abnehmen.» «Ei», sagte ich, «wie macht Ihr das?» «Ich mache sie», antwortete er, «erst an der Seele gesund und dann sind sie bald genesen.» Hieraus, daß er vom Gesundmachen der Seele sprach, erkannte ich Ihn und sprach: «Mein allerliebster Jesu, geh' doch nun nicht von deinem Knechte weg oder beliebe erst, ein wenig mit ihm zu reden!» Und er redete auch mit mir von sonderlichen, hohen Dingen, so den Zustand der Seelen betreffen. Danach kam ich wieder zu mir selbst und war ganz frisch und gesund, stund auch alsbald auf und hatte keine Fieber mehr von der Zeit an bis hierher."

Soweit Hemme Haven's Erzählung. Er setzt noch hinzu, daß alle diese Dinge, die ihm überdies mannigfaltig tröstlich waren, nicht haben nach der Gebühr können ausgedrückt werden. Man könne die süße Gemeinschaft des Gottesfürchtigen mit dem Herrn Niemanden schildern, sondern sie Andern nur wünschen. Selig, tausend mal selig, wer sie selbst erfahre! Aber dazu gehöre ein steter und beständiger Tod, ein gänzliches Absterben, ein gründliches Verleugnen aller geschaffenen Dinge, eine vollkommene Uebergebung an Gott, aus reiner Liebe, und ein völliger Gehorsam in allen Dingen.

Mehre Jahre nach diesen Mittheilungen an seine Freunde starb Hemme Haven zu Amsterdam nach kurzer Krankheit. Scheidend küßte er herzlich alle Freunde, die ihn besuchten, und ging still in die Ewigkeit hinüber. Seine Freunde hatten ihn oft ersucht, daß er ihnen von den Werken und Wundern, die Gott an ihm gethan, weiter erzählen und sie dieselben aufschreiben lassen sollte; aber er schlug das ab und sagte: „Der Herr läßt mir das nicht zu. Ich bin wie ein verschlossener

Garten. Der Herr kommt da hinein, wenn es ihm gefällt, und wenn er wieder geht, nimmt er den Schlüssel mit. Aber Andere werden seine Wunder ans Licht bringen."

Wir haben diese Geschichte nicht um ihrer selbst willen, sondern um des psychologischen Interesses willen, das sich an sie knüpft, erzählt. Wir haben sie aber darum vor vielen andern ähnlichen ausgewählt, weil sie recht geeignet ist, die Genesis jener Seelenzustände darzulegen, die von Manchen als ein Beweis für die Wahrheit jener alten Ansicht betrachtet werden, nach der der Leib eine Schranke, ein Kerker der Seele ist. Diese Schranke, meinen sie, werde in den ekstatischen Zuständen durchbrochen und die Seele thue in ihnen schon einen Blick in ihre Heimat, in die sie nach dem Tode des Leibes vollends zurückkehre. Diesen Glauben wollen wir Niemandem rauben, aber vom wissenschaftlichen Standpunkte müssen wir sagen, daß sich die ekstatischen Zustände auch ohne jene Hypothese erklären lassen, wie Jessen in seinem bedeutenden Werke: „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie" (Berlin, Veit & Comp.), vortrefflich bewiesen.

Er begreift unter dem Namen Ekstase alle durch krankhafte Erregung des Nervensystems hervorgerufenen Traumzustände, in denen der Kranke mehr oder weniger zu wachen scheint, aber den natürlichen Verhältnissen zur Außenwelt entrückt ist. Die Sinne sind für die gewöhnlichen Eindrücke unempfänglich, nehmen jedoch wahr, was mit den Traumideen in Verbindung steht und worauf die Aufmerksamkeit gerichtet wird. Der Kranke spricht, denkt, handelt mit Bewußtsein, aber ohne Selbstbewußtsein, unter dem Einflusse eines aufgeregten Gemüthszustandes, von dem die Traumideen hauptsächlich bestimmt und geleitet werden. Die Reden und Visionen der Ekstatischen können einen sehr verschiedenen Inhalt haben, je nach dem jedesmaligen Wahne, der sie beherrscht. Wähnt z. B. der Kranke von bösen Dämonen besessen zu sein, so sind auch seine Reden und Visionen diesem Wahn entsprechend. Es kann vorkommen, daß ungebildete Individuen in fließender Rede und in wohlgewählten Worten längere Vorträge halten. Der Inhalt derselben beruht aber nur in Reminiscenzen. „Die durch Einwirkung des Gemüths gesteigerte Verwandtschaftigkeit", sagt Jessen, „weiß in Ideenassociationen zu verknüpfen und zu erinnern, was der Kranke jemals in seinem Leben gehört, gelesen oder gedacht hat, und so entsteht der Schein eines höhern Verkehrs oder einer Inspiration, obgleich in der That weder neue noch tiefe Gedanken in den Reden enthalten sind."

Den Eindruck von Reminiscenzen machen, denken wir, auch unwiderleglich die in der obigen Geschichte von Hemme Hayen mitgetheilten Worte. Ein schlichter Bauersmann, der schon in der Erziehung von seinen Aeltern eine fromme Richtung bekommen, der sich viel mit der Lectüre mystischer und ascetischer Schriften beschäftigt, schon als Knabe ein körperliches Gebrechen davongetragen, später in der Ehe vielfaches Kreuz und Leiden erfahren, dabei innerlich mit irdischen Gelüsten gekämpft, sich nach der Gnade und Erleuchtung Gottes gesehnt hat, von denen er in Büchern der himmlische Entzückung, deren sie theilhaft geworden, ausgemalt gefunden u. s. w. — ein solcher Mensch kann natürlich zuletzt in eine Gemüthsaufregung gerathen, in der er, wie ein Träumender, alles das wirklich zu sehen, zu schmecken und zu riechen, den Verkehr mit Jesus und mit Engeln wirklich zu erleben und alle die Worte von ihnen wirklich zu hören glaubt, die in der Bibel ihm vorschweben. Wissen wir doch auch sonst, wie mächtig die Einbildung ist, sobald sie einmal ausschließlich von bestimmten Ideenkreisen bewegt wird. „Wenn man", sagt Jessen, „im gewöhnlichen Leben von Jemand sagt, er sei in Ekstase gerathen, so versteht man darunter einen Zustand, in welchem er infolge einer mächtigen Erregung des Gemüths sich so ausschließlich mit einzelnen Gedanken beschäftigt, daß er sich selbst und die Außenwelt darüber vergißt. Es gibt manche Individuen, welche sehr dazu geneigt sind, bei jeder stärkern Gemüthsbewegung in Ekstase zu gerathen, und alle höhern Grade von religiöser Schwärmerei und Begeisterung sind verwandte Zustände. Jede Erhebung des Gemüths macht dazu geneigt, sich selbst und die Welt zu vergessen, und bewirkt, daß Leiden und Schmerzen weniger empfunden werden. Die mit allen ekstatischen Zuständen verbundene Unempfänglichkeit für äußere Eindrücke dürfte auch die religiösen Schwärmer des Orients und die christlichen Märtyrer in den Stand gesetzt haben, durch Ertragen von Martern den Ruf der Heiligkeit zu erwerben. Unter manchen christlichen Secten geriethen während der religiösen Versammlungen häufig einzelne Personen in einen Zustand von Ekstase, in welchem sie als begeisterte Redner auftreten oder in Convulsionen verfallen, und solche

Paroxysmen verbreiten sich nicht selten durch eine Art von psychischer Ansteckung auf eine größere Zahl von Individuen. Epidemische Verbreitung religiöser Ekstasen hat in neuern Zeiten in Schweden und Norwegen stattgefunden." „Diese Vorgänge", sagt Jessen, „werden weniger auffallend, wenn man weiß, daß auch Krämpfe, namentlich bei Kindern, ansteckend wirken können, und wenn man erwägt, welche Wirkungen eine begeisterte Rede auf einen großen Kreis von Zuhörern haben kann, wie leicht ein wahrhaft Begeisterter Andere mitschwärmerisirt und wie außerordentlich leicht religiöser und politischer Fanatismus sich ausbreiten."

Aus dem Gesagten läßt sich in Hemme Haven's Geschichte erklären, wie er tagelang ohne Speise zugebracht; wie die in der Vision gehörten Worte augenblicklich und unwillkürlich in die Bewegung seiner Sprachwerkzeuge übergingen, sodaß er sie nachsprechen mußte; wie endlich von seinen Ekstasen auch seine Frau angesteckt wurde. Die von ihm gesprochenen hebräischen, griechischen, lateinischen Worte waren wol nur Reminiscenzen des ehemals Gelesenen oder Gehörten. Schwerer zu erklären ist seine Clairvoyance, in der er den Prediger vor seinem Hause sah. Ueber dieses Schauen in die Ferne in ekstatischen Zuständen drückt sich Jessen sehr skeptisch aus. Er schenkt den Erzählungen von dem Blick der Somnambulen in die Ferne und von ihrem Wissen entfernter Ereignisse wenig Glauben. „Wären", sagt er, „die Somnambulen in der That zu so außerordentlichen Dingen befähigt, wie von ihnen ausgesagt wird, so sollte man denken, daß Religion und Wissenschaft aus ihren Weissagungen einen bedeutenden Nutzen hätten ziehen können; dies ist aber nicht der Fall gewesen." Psychologisch beachtenswerth bleibt ihm jedoch in allen diesen Zuständen die Duplicität des Seelenlebens, die sich darin zu erkennen gibt und die er aus dem Unterschied von Geist und Gemüth ableitet. Im Wachen geben vorzugsweise die äußern Sinne und das selbstbewußte Ich die Impulse zur Thätigkeit des Großen Gehirns, in den Traumzuständen der innere Sinn und das Gemüth. Jede stärkere Gemüthsbewegung kann die Stelle der selbstbewußten wachenden Thätigkeit des Ich vertreten; sie kann durch ihren continuirlichen Impuls die consequente Verfolgung und Entwickelung bestimmter Traumideen veranlassen und den Träumenden in einen dem Wachen nahekommenden Zustand versetzen, obgleich Selbstbewußtsein und vernünftiges Nachdenken dabei fehlen und die Sinne nur partiell und unvollkommen thätig sind. Nur bei gänzlich aufgehobenem Selbstbewußtsein und unbestrittener Herrschaft des Gemüths über das Große Gehirn kann, nach Jessen, der Zustand des Traumwachens eintreten.

Während also Fichte in den ekstatischen Zuständen ein Freiwerden des Geistes von den Schranken des Leibes sieht, so erkennt Jessen in ihnen nur ein Unterjochtwerden des Großen Gehirns vom überwiegenden Einfluß des Gemüths, einen Mangel freier, selbstbewußter und vernünftiger Geistesthätigkeit und ihres Einflusses auf das Große Gehirn.

Wem es um eine poetischere, gläubigere Auffassung der erwähnten Seelenzustände zu thun ist, der mag sich an Fichte halten; aber wissenschaftlicher scheint uns jedenfalls die Jessen'sche Erklärung zu sein. J. S.

Reisebriefe

von Ameln Bolte.

XV. Paris

(Vergl. „Unterhaltungen", N. F., Bd. II, Nr. 32.)

Wie soll ich Ihnen das heutige Paris beschreiben, mit seinem Aufwand, seiner Frivolität, seinen galanten Frauen und nichts achtenden Männern! Keine Stadt der Erde bietet ähnliche Lust und ähnliche Gesinnungslosigkeit, keine hat den Genuß so ganz zu der einzigen Aufgabe des Lebens gemacht wie dies kaiserliche Paris.

Wir Alle sehen durch die Brille, welche uns die Natur verliehen. Die meinige, so sagt man, besitze schwarz gefärbte Gläser. Wie muß sich dadurch das bunte Leben ausnehmen, in welches mich der Zufall hier geworfen! So eigenthümlich in der That, daß ich nach Worten suche, um Ihnen, was ich erlebe, anschaulich vor das Auge zu stellen.

Ich will Sie in ein Boardinghouse führen, das am Ende der Champs Elysées liegt. Die Vorsteherin desselben, Miß Ellis, eine Engländerin, welche wenigstens sechs Fuß groß ist, hat die vierte Etage dieses Hauses bezogen und nimmt ein Dutzend Kostgänger bei sich auf, welche für Wohnung und Beköstigung wöchentlich 15 Thaler zahlen. Monatsweise verringert sich dieser Preis ein wenig. Ein niedriges Gemach mit zwei Dachfenstern nennt sie ihren Salon, worin ihre Hausgenossen sich vor und nach den Mahlzeiten aufhalten, und jeden Dienstag Abend empfängt sie

zur Unterhaltung ihrer Gäste deren Freunde sowie ihre eigenen.

Wohin man auch auf der bewohnten Erde blicke, überall wird man Engländer und Amerikaner finden; — so haben denn auch beide Nationen sich unter dem Dach von Mrs Ellis' zusammen niedergelassen. Obwol Antagonisten, können sie sich hier doch nicht gut vermeiden. Die gemeinsame Sprache schon führt sie zusammen. Was würde Amerika darum geben, wenn es sich eine andere kaufen könnte, wenn es mit seinem Gegner nicht dieselbe Zunge theilen, nicht die Worte von ihm erborgen müßte!

Unter den Fremden im Hause der Mrs Ellis befindet sich augenblicklich eine englische Witwe mit einer sehr schönen Tochter von 16 Jahren. Frau J. selbst sieht noch sehr hübsch aus und muß schön gewesen sein, wie die feinen Züge bezeugen. Sie ist elegant gekleidet und spricht laut, infolge eines etwas schweren Gehörs. Neben ihr sitzt ein Engländer, ein plumper, unangenehm aussehender Mann, doch mit feinen weißen Händen, als gehörten sie einer Frau an. Er spricht viel von Liebe, macht allen Damen den Hof und scheint nicht abgeneigt, Verhältnisse anzuknüpfen, obgleich er eine Familie auf der andern Seite des Kanals zurückgelassen. In einem Boardinghouse ist hinreichende Gelegenheit zu dergleichen Abenteuern. Sie bilden den Stoff der Unterhaltung und füllen die müßigen Stunden aus, deren ein solches Leben so viele zählt.

Ein junger Mann tritt jetzt in das Zimmer, dessen Gestalt weit alle andern Gäste überragt. Er zählt vielleicht 26 Jahre, doch unterschattet sein Haar nur spärlich seine Stirn. Er ist blond, seine Gesichtsfarbe fahl, seine Züge sind nicht schön; daß er viel gelebt, kann man von ihnen lesen. Seine kleinen blauen Augen leuchten von einem Feuer, das nicht natürlich scheint. Er setzt sich zu Fräulein J. auf ein Sopha. „Ich konnte diesen Morgen nicht kommen", beginnt er.

„Mama glaubt, daß Sie im Bett bleiben mußten, weil sie berauscht waren", flüstert sie.

„Nicht doch, Marie! Ihre Mutter ist abscheulich!"

„Sie glaubt es aber. Und jetzt? Sie riechen nach Rum."

„Geben Sie mir ein wenig Citrone!" antwortet er bestürzt. „Legen Sie es auf dem Flur für mich auf den Tisch!"

Sie eilt hinaus. Herr M. bleibt nachdenkend sitzen. Er ist ein junger, vielversprechender Bürger Amerikas, in Philadelphia zu Hause, wo sein Vater ihn, nach dortiger Sitte, mit dem 15. Jahre in einen Laden stellte und ihn nun, weil er dort nach ihrer Ausdrucksweise „zu schnell lebte", auf dem Continent reisen läßt, seine Bildung zu vollenden. Sollte Mrs J. sagen, was sie an dem jungen Mann fehlte, so würde sie vergeblich nach Worten suchen. In ihrem Alter wissen Mädchen nicht, was — noch warum sie lieben. Einen Gegenstand braucht ihr Gefühl, und findet sich hier, so sind sie befriedigt und schmiegen sich an denen Brust.

Gelegenheit macht Liebe. Das tägliche Beisammensein in einem Boardinghouse führt schnell zusammen und der junge Amerikaner stand zu sehr unter dem Einflusse des Punschs, um seinen Gefühlen nicht bald Worte zu leihen. Sie schwur ihm ewige Liebe, doch von mütterlicher Seite wollte immer noch kein Amen erfolgen. Die Dame bemerkte den Rum und zögerte. Es war ihr einziges Kind. Sie wollte indessen auch seinem Glück nicht hinderlich sein. So blieb sie denn schwankend zwischen Ja und Nein, bis der Vormund entschieden, den man in den nächsten Tagen, von England kommend, erwartete.

Der Abend verstrich den beiden jungen Leuten schnell. Sie hatten sich so Vieles mitzutheilen, was keines Dritten Ohr hören durfte, und wenn es durfte, vielleicht zu hören verschmähte, sodaß die übrige Gesellschaft für sie nicht da war und selbst die Töne der Musik unbemerkt für sie rauschten.

Als Herr M. sich von seiner Braut trennte, war es 11 Uhr, eine für Paris sehr frühe Stunde. Er eilte nach dem Jardin Mabille, traf einige Freunde an, sie tranken ein wenig Rum zusammen, gingen dann nach dem Café spécial und tranken weiter, legten sich ermüdet auf die Sophas und erwachten bei hellem Morgenlicht. Während begab sich Herr M. in seine Wohnung, verschlief hier den Rest des Morgens, kleidete sich an, frühstückte und ging zu seiner Braut, die aber bereits ausgefahren war. Sie hatte ein Billet für ihn zurückgelassen, worin sie ihm mittheilte, daß der Vormund angekommen sei. Nun galt es denen Ja. Zugleich aber wollte er auch gern erfahren, wie groß das Vermögen seiner Geliebten. Eine materielle Basis ist immer der sicherste Grund für alle zartern Gefühle.

Er berieth sich mit einem Freunde über die Angelegenheit und dieser war der Meinung: wenn man den Vormund erst in Rausch bringe, lasse

nach vor Zeugen gar leicht von ihm erfahren und erlangen, was man begehrte. Dieser Rath fand Anklang. Gesagt, gethan. Der Freier begab sich am Abend in das Boardinghouse, wurde dem Vormund vorgestellt und lud diesen darauf ein, mit ihm das Café Bouffon zu besuchen. Soweit ging Alles nach Wunsch, aber das Ende krönte den Anfang nicht.

Der Vormund wollte nicht trinken. Alle Uebrigen sanken dem Bachus in die Arme, nur er allein blieb mit offenen Augen und hellen Sinnen ihnen gegenüber und beobachtete den Freier, der ihn hatte beobachten wollen. Die Gesellschaft trennte sich nicht; nur einzelne Mitglieder fanden die Besinnung, ihre Wohnung zu erreichen, und am folgenden Morgen spielte der Engländer den Verräther und theilte Frau J. mit, welchen Plan der Freier gegen den Vormund geschmiedet. Dadurch erhielt die Sache ihren Ausschlag. Das Nein wurde peremtorisch ertheilt. Der Freier verzweifelte nicht, schwur aber Rache, und wem? — dem Engländer. Er forderte ihn nicht — über solche Thorheit ist man in Amerika hinaus — er prügelte ihn nur, bis sein Arm erlahmte. Dann ging er nach Hause, trank sich Stärkung, schlief darauf und als er erwachte, wurde ihm ein Billet auf rosafarbigem Papier zugestellt, worin das kleine Fräulein sich erbot, mit ihm davonzugehen. Abschlagen durfte er ihr das nicht. Wie weit sie zusammengehen, wird die Zukunft entscheiden.

Kleine Romane dieser Art ereignen sich in einem Boardinghouse beständig. Ein anderer Ort für sie ist das Wartezimmer des Zahnarztes. Hier harren nur Gesunde, welchen an ihrer Körperschönheit gelegen ist; hier findet sich Jugend und Schönheit ein und die höchsten Stände sind vertreten. Der berühmteste Zahnarzt ist ein Amerikaner in der Rue de la paix. Er ist ein noch junger Mann und doch bereits in solchem Ansehen, daß Napoleon III. ihn zum Frühstück ladet und die Kaiserin Mutter von Rußland ihn durch den Telegraphen nach Berlin berief. Seine Preise sind die höchsten und sein Vermögen ist dem entsprechend gewachsen. Jede Minute ist ihm Goldes werth. Wer vorgelassen wird, schätzt sich glücklich. Täglich bringen wir vier Stunden dort zu und läßt er uns auf fünf Minuten vor, so bemerken seine Bücher das mit 100 Francs. Die „Revue des deux mondes" liegt umher; ich nehme die Juli-Nummer und lese die Biographie von Miß Braud, der Verfasserin von „Jane Eyre", welche Mistreß Gaskell vortrefflich und höchst ergreifend abgefaßt hat. Eine wunderschöne Dame tritt ein. Sie ist groß, schlank, elegant, nach der neuesten Mode gekleidet. Ihre Kammerzofe begleitet sie. Vor der Thür hält ihre Equipage, ihre Diener in reicher Livree. Sie setzt sich zu mir und beginnt eine Unterhaltung, spricht vom spanischen Hofe, von Königen, Fürsten, redet alle Sprachen, ist liebenswürdig und höchst gebildet. Ich freue mich der Bekanntschaft. Endlich wird sie abgerufen. Ich muß noch warten. Als ich vorgelassen werde, lautet meine erste Frage an den Zahnarzt, wer die schöne Dame gewesen. Er lächelt. „Ich weiß, wen Sie meinen," sagt er. „Sie ist eine Sirene. Sie bezaubert Alle. Aber sie gehört einer der ersten Familien Frankreichs an, hat ihren Mann verlassen und lebt auf eigene Hand."

Die Regierung ist nur beschäftigt, der Freude alle Pforten zu öffnen. Solange die Lust dauert, wird der Pariser keine Barrikaden bauen. Das Bois de Boulogne ist zu einem Paradiese umgeschaffen; Seen sind darin aufgetaucht, auf denen stolze Schwäne rudern; Wasserfälle, Grotten, Hügel und Thäler, Schweizerhütten und Gondeln gibt es hier, sodaß der Pariser des Neuen mehr gewahrt, als er in seinen Träumen je gehofft. In der Mitte des Holzes ist der Pré Catelan, ein Grundstück, welches die Regierung auf 40 Jahre fortgegeben, um einen Zaubergarten daraus zu schaffen, welchen die pariser Modewelt jede Nacht besucht. Alles ist hier in großem Maßstabe. Jedes Defizit in der Einnahme deckt der Staat. Drei Eingänge führen in den weiten Raum, von Agenten der Polizei überwacht. Eine feenhafte Beleuchtung bunter Lampen strahlt aus den Gängen uns entgegen, ein Sommertheater unterhält uns mehre Stunden mit Nymphen und Najaden; Feuerwerke folgen; Schießhallen laden in andern Theilen ein, Restaurationen, Cafés locken den Durstigen, Verkäufer bieten in schöndecorirten Buden Luxusartikel aus; Marionetten tanzen und schöne Frauen belustigen uns mit Taschenspielerkünsten. Aladin's Wunderlampe scheint hier thätig gewesen zu sein; die Tausend und Eine Nacht wollen vor unserm Blick erstehen und unsere Sinne gefangennehmen.

Le château des fleurs ist ein anderer Garten, am Ende der Champs Elysées gelegen, weniger groß, aber nicht minder glänzend und anziehend. In der Mitte desselben tanzen unter freiem Himmel die Grisetten mit ihren muntern Gesellen

und elegante Damen und Fremde wandern umher und sehen ihnen zu. Niemand besucht Paris, ohne nicht auch das Château des fleurs zu besuchen. In den Jardin Mabille wagen sich von den fremden Damen nur noch die Engländerinnen. Das junge Amerika, fortgerissen von dem Reize dieser Betäubungen, verliert hier alle Besinnung. Männer verlassen ihre Frauen, Jünglinge ihre Studien, Künstler ihre Ateliers, um sich der Lust zu widmen, die hier die Nacht zum Tage macht und so berauschend wirkt, daß jeder Ernst des Lebens davor die Thore schließt. Der Kaiser läßt das Fest der heiligen Genovefa begehen, der Gründerin der christlichen Religion auf diesem Boden; das Volk sieht die bunten Lampen glühen, sieht die Raketen steigen und glaubt an nichts. Dieser Staat ruht auf den Trümmern des zerstörten Familienlebens und der umgestürzten Götter. Respect und Respectabilität sind dahin; man ehrt nicht Gott und ehrt auch nicht den Gott im Menschen.

(Ein schließender Brief in nächster Nummer.)

Anregungen.

Schelling's nachgelassene „Philosophie der Mythologie".

I.

Die ideale Philosophie ist todt, müde von seinen Irrfahrten im Lande des „reinen Sein" ist der Gedanke zur Erde, zur Forschung und Beobachtung zurückgekehrt. Was von jenen Damen und Syrenen bleibt, sind auch Trümmer von Babylon.

Die Nachkommen stehen davor, sollen sie bewundern oder das Haupt schütteln? Sie wissen es kaum. So verhält es sich vor allen mit Schelling's Philosophie.

Der zweite Band der zweiten Abtheilung seiner sämmtlichen Werke enthält die „Philosophie der Mythologie" (Stuttgart & Augsburg, Cotta, 1857). Diese wurde zuletzt 1842 und 1845 46 in Berlin öffentlich vorgetragen und besteht aus 29 Vorlesungen. Ihren Sinn darf man, abgesehen von den Partieen, die durch ihren Bezug auf die Schelling'sche Potenzenlehre dunkel sind, vollendet nennen. Schelling ist ein Meister des Worts. Auch läßt sich aus diesen Vorlesungen erkennen, welch eine Fülle von Geist, Witz und Ironie ihm zugebote stand. Satirische Anspielungen auf Zeitströmungen und Männer, über die Schelling mit attributarischer Vornehmheit sich weit erhaben dünkt, besonders auch auf Hegel, den er jedoch nie nennt, würzen den Vortrag. Auf Hegel ist es z. B. gemünzt, wenn Schelling sagt, man werde sich wundern, daß er die geschichtliche Entwickelung nicht mit China angefangen, „denn fast Allem, was sich Philosophie der Geschichte betitelt, ist jetzt nach dem Vorgang einer Philosophie, die in ihren Formen selbst etwas chinesisch ist, China der Anfang".

Der Standpunkt Schelling's ist vielleicht für Erklärung der Mythologie zu hoch oder auch zu tief. Er hat sich die schwierige Aufgabe gestellt, Einheit und systematische Folge in das Gewirr der verschiedenen Mythologieen verschiedener Völker zu bringen, hat sich aber, trotz seiner vielumfassenden Gelehrsamkeit, die schwierige Aufgabe doch zu leicht gemacht, indem er, seiner Potenzenlehre zuliebe, in den Mythologieen nur ein Nacheinanderhervortreten derselben Mächte im Bewußtsein der Völker wiedererkennt, welche nach seiner Philosophie die Welt beherrschen.

Die Schelling'schen Potenzen haben etwas Geheimnißvolles wie die Goethe'schen „Mütter" im zweiten Theil des „Faust". Sie führen, wie diese, „ins Unbetretene", in „Oed' und Einsamkeit", und man wird beinahe versucht, zu Schelling zu sagen, was Faust bei dieser Gelegenheit zu Mephistopheles sagt:

> Du sprichst als erster aller Prologen,
> Der neue Neophyten zu betrügen,
> Nur umgekehrt. Du denken mich ins Leere,
> Damit ich dort so Kunst als Kraft vermehre.

Wir erinnern uns, daß ein Professor der Hegel'schen Logik zu Berlin in seinen Vorlesungen der Goethe'schen „Mütter" auf die Hegel'schen Kategorieen deutete; mit demselben Rechte konnten es die Schelling'schen Potenzen sein. Ihrer sind drei: Einheit, Vielheit, Allheit. In der Allheit macht sich die Vielheit wieder zur Einheit. Die Folge ist diese: a) das Unbegrenzte, der Bestimmung Bedürftige, d. i. die noch nicht zur Vielheit aufgeschlossene und der Vielheit sich widersetzende Einheit; b) das Begrenzende oder Bestimmende, in dem nichts Unbestimmtes, d. i. die außer der Einheit gesetzte, sich nicht in ihrer Macht habende Vielheit; c) das Dritte ist das die Einseitigkeiten der beiden ersten in sich Vereinigende, das sich selbst Bestimmende, die Einheit in der Vielheit.

Die erste Potenz nennt Schelling auch „Reines Seinkönnen", die zweite „Reines Sein", die dritte „Als Sein gesetztes Seinkönnen". Das Dritte ist nicht das Letzte, aber es ist wieder, was das Erste. Denn wie bei Hegel, kehrt auch bei Schelling das Ende wieder in den Anfang, das Dritte in das Erste zurück. Die Kategorieenschlange beißt sich in den Schwanz, ebenso die Potenzenschlange.

Diese drei Potenzen kannst du aus deinem eigenen Innern schöpfen. Dein Innerstes ist ja leer, eine unbestimmte Einheit, wenn du dich noch nicht zu

einer bestimmten Handlung entschieden hast, noch in keinen bestimmten Act übergegangen bist. In diesem Falle ist dein Inneres Das, was Schelling „Reines Seinkönnen" nennt. Du kannst Dieses oder Jenes sein, bist aber noch nichts Bestimmtes. 2) Dein Inneres ist umgesetzt in wirkliche Acte, du hast dich entschlossen, Dies oder Jenes zu sein, zu thun; das ist das Schelling'sche „Reine Sein", die ruhelose Vielheit. Endlich 3) du bist, indem du außer dir, in irgendeiner Bestimmung begangen bist, doch dabei nicht außer dir, sondern bei dir, du hast dich in deiner Gewalt. So ist dies Dasselbe, was die Religion als den höchsten Standpunkt der Ruhe und Seligkeit preist, das Leben in der Welt, als ob man nicht in ihr lebte, das Haben und Genießen der Dinge, als ob man sie nicht hätte.

Das Erste ist ein der bunten Mannichfaltigkeit feindliches, ein zur Vielheit noch nicht aufgeschlossenes Princip. Das Zweite ist das andere Extrem dazu, nämlich ein Begeistertsein in die Vielheit ohne innere, sich selbst bezügende Einheit. Das Dritte vereinigt diese beiden Gegensätzlichkeiten, es ist eine in der Vielheit sich bezügende Einheit oder, wie Hegel sagte, das Beisichsein im Andersein.

Erziehungsresultate.

An den Früchten erkennt man den Baum und an den Resultaten einer Erziehung ihr eigentliches Wesen. Insofern ist eine Sammlung von Erziehungsresultaten gar kein übler Gedanke. Aber in der Ausführung leidet derselbe doch noch etwas mehr, als ein vor kurzem erschienenes Buch leistet: „Erziehungsresultate. Geschichten, Charakterzügen und Bilder nach dem Leben. Ein Beitrag zur praktischen Erziehung für Aeltern und andere Erzieher" (Hannover, Ehlermann, 1857).

Wie wir uns eine solche praktische Anweisung zur Erziehung durch Beispiele vorstellen, müßte sie gewisse Kategorien erst allgemein hinstellen und dann zu ihnen die Belege durch thatsächliche Resultate mittheilen. Sie müßte also z. B. die Kategorieen der zu niedrigen, den Willen des Zöglings brechenden, und andererseits der zu losen, verzärtelnden Erziehung in ihren Grundzügen nach charakterisiren und alsdann, Beispiele aus dem Leben greifend, an wirklichen Menschen zeigen, wie sie gewirkt.

Aber der anonyme Herausgeber der genannten Sammlung von Erziehungsgeschichten hat sich die Sache leichter gemacht. Er gibt in Nr. 1 und 3 Auszüge aus den größern Werken, die über Karl Witte (Karl Witte d. Ä., „Karl Witte der Jüngere, oder Erziehungs- und Bildungsgeschichte desselben; ein Buch für Aeltern und Erziehende", zwei Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1819) und über Karl von Hohenhausen („Karl von Hohenhausen. Untergang eines Jünglings von 18 Jahren. Zur Beherzigung für Aeltern, Erzieher, Religionslehrer und Aerzte" (Braunschweig, Vieweg, 1836) erschienen sind. Nr. 5 und Nr. 14 sind ebenso nur Auszüge aus „Leben und Studien Friedrich August Wolf's, des Philologen. Von Dr. W. Körte" (zwei Bände, Essen, Bädeker, 1833) und Nr. 15 ist aus dem fünften Bande von „Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Commentar zu dessen Werken. Von Richard Otto Spazier" (Leipzig, O. Wigand 1836) entlehnt. Der Stoff der übrigen Nummern (es sind im Ganzen sechzehn) ist angeblich aus der unmittelbaren Erfahrung des Verfassers und einiger ihm nahestehender Freunde geschöpft.

Warum hat sich der Sammler nicht genannt? Die Anonymität in solchen Schriften erweckt kein Vertrauen. Wer eine gute Sache hat, darf sich auch nennen. Die Sammlung von Erziehungsresultaten, die der Verfasser darbietet, enthält zwar sicherlich viel Interessantes, aber so ohne allen systematischen Leitfaden, ohne allgemeine, die Auswahl bestimmende pädagogische Grundgedanken zusammengetragen, erreicht sie ihren Zweck nicht, eine praktische Erziehungsschule zu sein für Aeltern und Erzieher.

Möchte ein tüchtiger Pädagog, der es nicht zu scheuen braucht, sich zu nennen, den Gedanken einer praktischen Erziehungsschule, welche an thatsächlichen concreten Beispielen die abstract allgemeinen Grundsätze erläutert, aufnehmen und ausführen.

Gewitter.

Es zieht der Wolken dunkles Heer
Am Himmel dicht zusammen,
Im Osten grollt's gewitterschwer,
Hier zuckt und dort ein greller Speer,
Der Himmel steht in Flammen.
Dann folgt, jedoch die Erde bebt,
In Tönen, lauten, vollen,
Ein Schlag, der deine Pulse hebt,
Des wilden Donners Rollen.
Das ist der Wolken heiße Schlacht.
Entfesselt sind die Gluten,
Es stürzen bei der Blitze Pracht
Vom Himmelsdom mit Macht, mit Macht
Die langersehnten Fluten.
Den Sturm, der wild und wilder grollt,
Hörst du im Forste wettern,
Der Regen rauscht, der Regen rollt
Erfrischend von den Blättern.
Und wenn des Schicksals Hand dich faßt,
Du mit ihr kühn entgegen!
Sie rüttelt dich aus träger Rast,
Sie nimmt von deiner Brust die Last,
Sie wandelt Gram in Segen.
Ein Baum, der bei der Stürme Druck
Dem Wetter Stand gehalten,
Wird seinen Stamm und Blätterschmuck
Stets herrlicher entfalten.

Heinrich Zeise.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 3.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Ein Medaillon.

Erzählung in sieben Capiteln von Georg Horn.

Viertes Capitel.

Eine Sünderin.

(Fortsetzung.)

Ein volles Hurrah empfing sie am Bord des Schiffs. Herr Hartmann warf im geschmeichelten Selbstgefühl einen lauschenden scharfen Seitenblick auf seine Begleiterin, zu sehen, welchen Eindruck diese Ehrenbezeugungen auf sie machten. Freundlich grüßte Klara in angeborener Liebenswürdigkeit die Matrosen und ließ sich von Hartmann bis in die untersten Räume umherführen und hörte seine weitschweifigen Erklärungen mit gefälliger Anmuth an. Denn Herr Hartmann schien sich gern reden zu hören und mit vieler Genugthuung zeigte er ihr die hochaufgestapelten Waaren und nahm davon Anlaß, auf seine weitausgebreiteten Handelsverbindungen zu kommen, auf den Ruf und Credit seines Hauses, wobei er fast jedem Satze das Wort „evident" voranschickte. Evident, es konnte für keine Dame ein größeres Glück geben, als ihn ihren Gemahl zu nennen. Klara merkte seine Absicht kaum und während ein Gespräch mit dem Capitän Herrn Hartmann auf einige Minuten in Anspruch nahm, trat sie mit Betty auf das Verdeck.

Von allen Seiten sahen sie sich von den Matrosen umringt, die ihnen die Waaren und Herrlichkeiten anboten, die sie jenseit des Meeres eingetauscht hatten, um damit in Europa auf eigene Hand ein Handelsgeschäft zu machen. Da gab es farbenblinkende, riesenhafte Früchte, glänzende Muscheln und fremdartige Steine, dort hin leckte eine wunderbare, duftige Blume, hier schrien Papageien in den buntesten Farben und ohrzerreißendsten Tönen, dazwischen machte ein kleiner Affe seine tierischen Sprünge, während in jenem Kasten eine Schlange in frierendem Unbehagen sich dehnte und ringelte und die blitzenden Augen nach einem Sonnenstrahl umherwarf.

Klara wies alle Anerbietungen durch ein reiches Geldgeschenk ab; zuletzt, als die Uebrigen mit dem Theilen des Geschenks beschäftigt waren, nahte sich Klara ein junger Matrose, der mit viel verheißendem Blicke aus seiner Tasche ein Papier zog, es in ihre Hand legte und in Erwartung die Hände reibend vor ihr niederkniete. Verwundert gab Klara das Papier an Betty, die schnell es enthüllte.

„Ah! wie hübsch! Woher er es nur haben mag? Fräulein, sehen Sie doch!"

Sie hielt es Klara an einem Schnürchen entgegen — Gold, grüne Steine, es war ein Medaillon — Klara's Medaillon, das sie als theuerste Reliquie dem Einzigen mitgegeben und das ihr jetzt ein Fremder wieder zurückbrachte — als Handelswaare! Klara blieb stumm — der schneidende Schmerz preßte ihr die Lippen zusammen. Sie drohte umzusinken, im rechten Augenblicke faßte sie noch das Geländer des Schiffs — ihr starrer Blick traf einen Moment die tief

unten plätschernde Wege — ach, sie erschien ihr so wünschenswerth und bereitwillig und das Medaillon blinkte ihr noch immer entgegen. Hastig zog sie den Matrosen seitwärts an das Geländer und fragte: „Woher hast du dies Kleinod?"

„Weither — von Java!"

„Von wem hast du es empfangen? Die Wahrheit!"

Sie hielt ihm ihre Börse entgegen.

„Eine schwarze Hexe hat es gebracht."

„Ein Weib?"

„Schwarz und gefährlich wie Wetterwolken. Um einen Rausch hat sie's hergegeben, wird's wol noch wohlfeiler bekommen haben."

Nun konnte sie nichts mehr fragen; sie ließ die Börse in die Hand des Matrosen gleiten. Er machte einen jauchzenden Sprung. Ihre Kniee wollten brechen.

„Ein Weib!" höhnte sie im Weggehen.

Herr Hartmann kam ihr entgegen, entschuldigte sich mit dringenden, großen Geschäften und bot ihr den Arm, um sie zurückzuführen. Als Hartmann sich verabschiedete, sagte er mit starker Betonung: „Evident war es mir das größte Glück. Darf ich hoffen? Morgen werde ich mir die Antwort holen. Sie haben gewünscht — ich verlasse Sie jetzt."

Es war ein bitterer, düsterer Kampf, den Klara, zu Hause angekommen, kämpfte. In der einen Hand lag der Brief, in der andern das Medaillon. Sie hatte noch an ihn glauben sollen? Thräne um Thräne schneidenden Schmerzes rann unter ihren Wimpern hervor. Er hatte sich selbst losgelöst von ihr und nur ein Zufall oder vielleicht auch eine höhere Fügung hatten ihr die Kunde davon gegeben. Der Brief zeigte seine Gleichgültigkeit, das Medaillon seine Untreue. Für jenen gab es noch einen letzten Anker der Hoffnung in seiner männlichen Consequenz, für dieses nichts. Sie hatte noch an ihn glauben sollen? Ein Weib war es, dem er es in einer leichtsinnigen Stunde gegeben hatte — das Symbol ihres Herzens! Wie drückte sie es jetzt krampfhaft in ihrer Hand. Ein Weib! Sie verschmäht, verhöhnt von ihm! Wie glühendes Erz tropften die Thränen auf ihre Wangen. Nicht mehr der Schmerz preßte ihr die Thränen aus — es war das verletzte Selbstgefühl, der Egoismus des Herzens.

Ein Klopfen an der Thür schreckte sie empor; schnell verbarg sie den „Bringer bitterer Schmerzen".

Ihr Vater trat ein. Seine Mienen, wenngleich finster, ruhten doch mit väterlichem Bekümmernis auf der Tochter, die er blaß, abgehärmt, in Thränen fand.

„Ich habe dir vorhin einen Brief geschickt. Er kam aus den Colonien — zurück an die Absenderin."

Seine Mienen verfinsterten sich, sein grollender Ton schleuderte Blitze in ihr Inneres. Sie wagte ihren Vater nicht anzusehen. „Der Elende!" fuhr er in finsterm Grollen fort. „Wenn einer der Commis die Correspondenz in die Hand bekommen hätte — meine Tochter wäre vor der Welt beschimpft auf immer."

Ein langes Schweigen!

„Meine Tochter wird wol wissen, wie sie den Flecken wieder austilgen kann", sagte dann Herr Mathias van Aert und rückte sich einen Sessel zurecht. „Ich muß dir von einem Antrage sprechen, der mich gestern überrascht, angenehm überrascht hat. Herr Hartmann hat um deine Hand geworben. Ein respectabler Mann — ein solides Haus — vorzüglichen Ruf's. Ich wünsche ihm keine abschlägige Antwort zu bringen."

Dieses „Wünsche" klang wie Befehl.

Klara schwieg. Von Hartmann streiften ihre Gedanken ab — zu dem Matrosen — dem Medaillon — ach!

„Du schweigst? Hegst du noch diese tolle Leidenschaft?"

„Kein Wort mehr, Vater!"

„Wie? du?" rief Herr van Aert, entrüstet über diesen herrischen Ton ihrer Worte.

„Ja — ich will sein Weib werden!"

Die Erinnerung an Vollbrecht war ihr jetzt furchterlich. Ihr weiblicher Stolz war erwacht, aber dieser Stolz war nur wieder eine neue Schwäche, die sich ihrer Schuld nicht bewußt werden wollte, deren sie sich schämen mußte. Zu spät! Der Moment war verträumt, wo eine große, tiefe Scham sie wieder hätte stärken können.

Herr van Aert warf einen halb überraschten, halb dankbaren Blick auf seine Tochter. „Und du glaubst", versetzte er darauf ernst, „daß du Hartmann dieses Versprechen durch dein ganzes Leben halten kannst, daß diese — vergessene Leidenschaft sein Lebensglück nicht verkümmern wird?"

„Nein, Vater! Was Hartmann von einem Weib verlangt, kann ich ihm sein."

„Ich darf ihm also das »Ja« sagen?"

Herr van Aert wollte immer noch nicht recht dem schnellen Entschlusse seiner Tochter trauen. Er war auf einen Kampf gefaßt gewesen und jetzt war ihm Alles so leicht geworden. Er

wußte so nicht, was in seiner Tochter vorgegangen war.

„Einen Augenblick!“ sagte Klara, setzte sich an den Schreibtisch, unverwandt verfolgt von den erwartungsvollen Blicken ihres Vaters, dem sie nach wenig Minuten ein Papier einhändigte.

„Ich bitte dich, dies Herrn Hartmann zu übergeben.“

Ihr Vater las:

„Sie haben, mein Herr, bei meinem Vater um meine Hand geworben. Wohlan, ich will Ihr Weib sein! Klara.“

„Ich will es ihm noch der Comtorstunde selbst bringen. Aber will ich ihn nicht stören.“

Damit ging er. Klara sah ihm mit starrem Auge nach — bis er die Thür hinter sich zugezogen hatte; dann faßte sie die Lehne eines Sessels, um nicht niederzustürzen. Wußte sie, was sie gethan? Es war die letzte nothwendige That ihrer eigenen Schwäche. Sie hatte in ihrer Liebe einen so schönen, kühnen Aufflug genommen. Die Phantasie trieb sie empor, sie erhabte in ihrer Kraft, indem ihr Glaube an ihn erhabut war. Arme Klara, du hättest wol an ihn glauben dürfen! So aber war sie an ihm herabgesunken, tief, tief unter den Staub seiner Füße — um sich nie wieder zu erheben. Sie ahnte es vielleicht, sie weinte bitterlich. „Vorbei!“ flüsterte es von allen Seiten ihr zu. „Vorbei mit der Liebe — vorbei mit dem Leben!“ Das alte Lied, das schon so oft unter Thränenfluten gehört wurde und immer wieder gehört wird — als Fluch der Schwäche des Menschenherzens. Und drüben über dem Ocean wand sich Oliver in schweren Träumen. Er sah sich in einem Tempel — die grausamen Priester warfen über ein schönes Mädchenhaupt einen schwarzen Brautschleier. Dieses Haupt hatte gesündigt an der Göttin — ach! und wie er erkannte, war es sein Mädchen, seine Priesterin.

Sechstes Capitel.

Eine Trauung.

Die Kirche ist bis in die entferntesten Räume gefüllt. Auf dem Altare flammen Kerzen, duften Blumen, auf den Stufen liegen Kissen und Teppiche. Eine Trauung! Wozu all die prächtigen, prahlenden Zurüstungen? Sind zwei Herzen nicht genug, nicht der höchste Schmuck des Lebens, wenn sie vor Gott hintreten und sich Liebe schwören? Oder soll die äußere Pracht der innere Oede ersetzen? Sie kommen! Draußen hört man Wagen rollen, dann wird es still, die Orgel beginnt, es öffnet sich das gothische Thürchen der Sacristei, da rauschen die schweren Kleider, wehen Federn, blitzen Steine mit den Thränen in die Wette. Arme Klara!

* * *

Wir finden das junge Brautpaar denselben Abend schon auf der Hochzeitreise nach England in einem der großen rheinischen Hôtels beim Souper. Das Mädchen ist mit dem Auspacken der Sachen beschäftigt.

„Evident — sonderbar ist mir's heute, daß es nicht Sonntag ist und ich doch nicht ins Comtor gegangen bin. Wie ist es Ihnen, theure Klara?“

„Ich danke Ihnen.“

„Es wäre jetzt doch einmal Zeit, das fruchtige »Sie« fahren zu lassen. Dazu sind wir nicht vornehm genug.“

Er nahm ihre Hand in die seinige, er wollte sie an sein Herz drücken — Klara zog sie zuckend zurück.

„Bertz, gehen Sie!“ befahl er.

„Bertz!“ rief Klara entsetzt aus, als das Mädchen weg war. Ihr schauderte vor dem Alleinsein mit ihm. Und heute, wo er Rechte hatte, ihr aber das unglücklichste Menschenlos ward! Vollbrecht stand vor ihr, sie erkannte in diesem für sie furchtbaren Wendepunkte, daß ihrer die Sünde, die Schuld war, und dies Bewußtsein erfüllte ihr die Brust mit namenlosem Elend. Jetzt rückte er näher an sie heran, faßte ihre Hand — ihr stockte das Herzblut — sein Mund forderte den ersten Kuß, um den er bisher vergeblich gebeten hatte. Wie sie leichenblaß wird, wie sie ohnmächtig auf das Sopha zurücksinkt! In dem Augenblicke kehrte Bertz zurück.

„Ich will einen Arzt holen lassen, du bist unwohl, liebe Klara,“ sagte er.

„Nein, lassen Sie das!“

„Doch! Ich will selbst gehen.“

„Gut! Thun Sie es!“ drängte sie, indem sie plötzlich andern Sinnes geworden zu sein schien. Er nahm Hut und Stock und ging.

Klara stand auf, strich mit ihren Händen entsetzt über das Gesicht und starrte, als sähe sie Gespenster, im Zimmer umher.

„Ich will sterben, ich Elende, was hab' ich gethan!“ rief sie ein mal über das andere. Plötzlich aber durchzuckte sie ein rascher, wilder Gedanke, sie zog das Mädchen zu sich heran. „Du bist mir treu, du mußt mir helfen — in diesem Augenblicke! Die [illegible] Thaler, die mir heute mein Va-

der als Nadelgeld gab, werden uns lange vor Mangel schützen. Willst du? Du mußt!"

Ohne nur die Einwilligung Betty's abzuwarten, schrieb sie stehend folgende Worte:

„Ich kann nicht die Ihre sein, wenn Sie nicht eine Wahnsinnige zum Weibe haben wollen. Ich liebe. Forschen Sie mir nicht nach, es wäre unnütz. Erwarten Sie von unserm Bankierhaus ein Näheres von mir in London. Bis dahin werden Sie gegen meinen Vater schweigen.

Klara."

Sie hüllten sich Beide in ihre Mäntel und verließen das Zimmer, um in der nächsten Minute draußen unter Nacht, Häusern und Menschen unbemerkt zu entkommen.

Sechstes Capitel.

Vor dreißig Jahren.

„Stub", fragte Abends nach der Mahlzeit Herr David Jungkens seinen Diener, „sind mit dem heutigen Postreiter nicht endlich einmal wieder Zeitungen gekommen?"

„Da sind sie."

„Wieder von vier, fünf Monaten her", brummte Herr David Jungkens, ärgerlich den Kopf schüttelnd. „Hört, Vollbrecht, haben Sie vorerst das liebe Vaterland. Was ist des Deutschen Vaterland? Daß es Manchem ein Stück Papier sein muß — daran scheint der Post nicht gedacht zu haben. Wenn Sie Neues und Gescheites lesen, halten Sie nicht damit hinterm Berge."

Er reichte Vollbrecht über den Tisch hinüber einige große deutsche Blätter. Dieser entfaltete und durchflog sie, plötzlich wurde sein flüchtiger Blick gefesselt, seine Augen schienen aus ihren Höhlen heraustreten. Aus dem Gesicht hatte sich alles Blut zurückgedrängt — das Blatt fiel auf die Tafel, seine Arme sanken bleischwer nieder, sodaß durch das Geräusch Herr David Jungkens in seiner Lectüre gestört wurde.

„Was machen Sie, Vollbrecht?"

Keine Antwort.

„Sie sehen aus, als ob Sie einen Geist in der Zeitung gelesen hätten."

Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er selbst das Blatt.

„Aha — ist's Das?" rief er. „Ja freilich, nur zwei Zeilen — aber welcher Inhalt! Theodor Hartmann — Klara van Kerk — Verlobte! Hm!"

Er legte das Blatt weg, breitete die Arme auf den Tisch und über Vollbrecht brach voll tiefster Rührung der Wunderblick seiner blauen Augen auf.

„Beim Baboo-Upas, hab' mir's doch gedacht, daß es so kommen müßte."

„Ich bin der unglücklichste der Menschen", rief Vollbrecht.

„Gelassen! Sagen Sie mir lieber, was Sie thun wollen."

„Hier ist gar nichts zu thun."

„Oho! Verlobt ist noch nicht verheirathet! Sie müssen hinüber, Sie müssen dem Fuchs das Täubchen nehmen. Sie müssen sie mir bringen, sie gehört mir ja mehr wie Ihnen. Was? Sie schauen mich an, Sie glauben — ich scherze? Bah, es ist doch wahr, Sie wissen noch keinen Deut von der Geschichte. Desto besser, 's ist gerade die rechte Stunde. Ruhig — und hören Sie."

Herr David Jungkens rückte seinen Strohstuhl heran, legte seine Beine darauf, stützte sich mit dem rechten Arm auf den Tisch und begann: „Hol mich der — aber es sind wirklich schon dreißig Jahre, daß die Geschichte vorfiel — und ein paar darüber, daß ich den van Kerk kenne.

„Wir waren zusammen auf einem Comptoir. Er war nur einige Jahre älter. Ich fühlte mich zu ihm hingezogen, so grundverschieden wir Beide auch waren. Ich war reich, grob, anmaßend, wie wol das Geschlecht junger Patricier drüben noch nicht ausgestorben ist; schlecht war ich nicht, ich war frei und wahr. Wenn ich aber Jemanden einen Schlag schuldig zu sein glaubte, so bekam er ihn offen und ehrlich am hellen Tage, vor allen Leuten. Damit sage ich nicht, daß mein Kamerad schlecht gewesen; oho, sonst hätte ich ihn so von mir gestoßen; es war einer der Menschen, die Alles sehen wollen, ohne sich selbst sehen zu lassen, die nicht das Kleinste thun, ohne zu überlegen: Was wird die Welt dazu sagen?

„Das machte, er war eine Waise und in einem jener Vereine erzogen, die durch Pfennigsammlungen erhalten wurden, er traute sich nicht, laut auf den Pflastersteinen aufzutreten. Eines Tags hatte ich ihn eingeladen, mit mir in das französische erste Kaffeehaus der Stadt einzutreten. Er wollte nicht, »denn«, sagte er, »ich verdanke mein ganzes Dasein guter Leute Gaben. Wenn ich nun da eintrüte, wo gewiß ihrer viele von meinen Wohlthätern sitzen, was würden sie sagen, wenn ich mich plötzlich neben sie setzte?«

„»Was Alles aus Pfennigen werden kann, würden sie denken und sich freuen«, so spottete ich. »Schäme dich über diese Anschauungen, jetzt

ſehe ich erſt, daß du ein Product der kleinen Münze biſt! Faſſe Muth, ſonſt biſt du verloren. Es gibt Fälle, wo die Pflicht der Dankbarkeit der Selbſterhaltung weichen muß. Schüttle ihn ab, den Alp, der dich erdrückt. Kümmere dich den Kukuk um die Welt!«

„Ich ſehe noch ſein altkluges Lächeln. »Denkſt du«, antwortete er, »daß du etwas bezweckſt, wenn du dich über die Welt erhebſt?«

„»Für meine eigene Genugthuung mehr, als wenn ich mich ihr füge. Die Welt, die Geſellſchaft, was iſt ſie Großes, Bedeutendes?«

„»O, drücke dich nicht zu ſehr«, war ſeine Antwort. »Du haſt es leicht, ihrer Meinung zu trotzen, weil du reich biſt. In der Hauptſache weichſt du ihr ſo gut wie ich. Wage es einmal, Mademoiſelle Berbe, die bewunderte Kunſtreiterin, auf den heutigen Ball zu fahren, wo ſich die vornehme hochachtbare hieſige Geſellſchaft verſammelt.«

„»Was? Du glaubſt nicht, daß ich das thue?«

„Bah — ich habe das Kunſtſtück ausgeführt. Weiß Gott — ich hätte es nicht gewagt, wenn Eine — Eine dagewesen. Sie wiſſen ja, der gehörte der heiligſte Ort meines Herzens. Aber ſie war nicht dort. Bah, wenn ich heute mit meinen Schwarzen in den Ballſaal marſchirte, der Schreck, die Empörung, der Tumult könnte nicht größer ſein, als ſie damals waren. Ich habe ſie ungeſtört im Saale herumgeführt, meine Dame vom Cirkus; der hochgebietende Syndicus der edeln Reichsſtadt, als die höchſte Autorität, that zuerſt mir die Ehre an, mir ein Wort zu ſagen. Es kam zum Streit — ich antwortete trotzig, hochmüthig, ging aus dem Saale und des andern Abends aus der Stadt. Etwas hatte mir der Gebieter der Stadt geſchickt, den Ausweiſungsbefehl. Bah, 's iſt mir recht geſchehen.“

Hier hielt er inne und trommelte mit der rechten Hand auf dem Tiſche, wie um ſeine Gedanken zu ſammeln und ſeinen in tiefes Nachdenken verſunkenen Zuhörer auf das Folgende vorzubereiten.

„Sie kennen ja wol das Haus. Van Aert hat es als Löwenpart erhalten und ſein Contor darein verlegt. In dem Hauſe ſtand ich in der Dunkelheit, zwei Stunden vor der Abreiſe, im Erdgeſchoſſe, in einer finſtern Niſche und ſie hing an meinem Halſe — oho, es wird doch keine Thräne ſein?“ Er wiſchte ſich die Augen.

„Ich will einmal ſehen, ob der deutſche Himmel wirklich der ſchönſte iſt. Das einzige Schiff, das im Hafen liegt und heute in die See geht, iſt nach Java beſtimmt. Java ſei die Loſung! Leb' wohl, Bertha! Und ſo oft du dieſes Medaillon anſiehſt, denk' an mich, und damit du immer an mich denkſt, hänge es um deinen Hals.“

„Und ſie ſchluchzte. »David, ich ſterbe, wenn du gehſt.«

„Willſt du mit mir gehen, Bertha?“

„»Mit dir? Ja, David, überall hin — in den Tod!«

„Da ſei Gott vor! Aber gib mir den Schlüſſel zu der Gartenthür, dort warte. In einer Stunde wird Jemand kommen, der dir ein Männerkleid bringt. Suche zuſammen, was dir theuer iſt, und folge ihm.«

„Mathias“, ſagte ich darauf zu van Aert, „wenn du mein Freund warſt, ſo beweiſe es jetzt. Bertha flieht mit mir. Ihre Aeltern wollten, du weißt es, ihre Liebe zu mir nie dulden, drum ſei es ſo; du mußt ihr deine Kleider bringen, hier iſt Geld, kaufe dir andere. Das Schiff nimmt ſeine Paſſagiere dieſen Abend ein. Ich gehe voraus — du folgſt, damit nur kein Aufſehen erregen, eine Stunde ſpäter mit Bertha, deinem Freunde, den du an Bord des Schiffs begleiteſt. Willſt du, Mathias?«

„»Ja!«

„Es war aber kein rechtes »Ja«. Wär' ich weniger in jener trüben Stunde aufgeregt geweſen, ich hätte die Gedanken errathen können, nach denen er gehandelt. Wenn man Bertha in ſeinen Kleidern ſähe, wenn die Welt erfuhre, daß er ſie auf's Schiff gebracht! Das war's — die Geburt des Judas. Ich wartete, kein van Aert kam, keine Bertha — das Schiff lichtete die Anker — da wäre ich um Weniges in die See geſprungen. Bah, er war es nicht werth. Er ging hin — aber nicht zu ihr, zu ihren Aeltern ſchlich er. Ein halbes Jahr darauf bekam er ſeinen Verrätherlohn, die Tochter. Sie war unſchuldig und ſoll unglücklich geblieben ſein ihr Lebtage hindurch!“

Er fuhr mit der Hand über das Geſicht und machte eine Bewegung, als wollte er ſagen: „Nun iſt's vorbei und überwunden.“

„Und von wem wiſſen Sie das Alles?“

„Von ihm ſelbſt.“

„Von ihm ſelbſt?“

„Von ſeiner eigenen Hand geſchrieben. Sie ſtaunen? Die einfachſte Sache, ein Briefchen. Ich wußte gleich, von wem es kam, ohne daß ich die Unterſchrift geleſen. Weiß Gott, es war mir, als ſähe ich die feingeäderte Hand vor mir. Wie ihr Hauch war es um mich; ſterbensmüd und zum Weinen war mir's. Ein Roth, ein Jammerſchrei von drüben. Alte Geſchichten. Verlegenheiten im

Geschäfte des Gemahls durch schlimme Zeitläufe, eine große Speculation war verunglückt, ein bedeutender Wechsel von einem andern Handlungshause, ausgestellt von mir auf dasselbe und girirt von diesem auf Mathias van Aert. Mathias van Aert war ruinirt. Sie wußte noch einen Freund, wenn er auch fern, ja einen Freund — sie schickte mir den Wechsel mit dem Giro von ihrer Hand. Und angenommen hätte ich ihn und wären es Millionen gewesen. »Angenommen«, schrieb ich ihr, nichts weiter. Er aber sollte die Angst für sein ganzes Leben haben, wie Einer mit dem Hängestrick um den Hals. Es war unchristlich — gut, aber es war gerecht — und darum that ich's."

„Nun?" rief Veldbrecht.

„Mit der Honorirung des Wechsels — versteht sich — war ich auf bessere Zeiten vertröstet.

„Der Wechsel ist bezahlt, schrieb ich Mathias van Aert — unter zwei Bedingungen: Von dem Allen gegen Ihre Gattin wie das Grab zu schweigen und wie ein Ehrenmann den Schwur zu halten und dann — mir von Ihrer eigenen Hand wahr und getreu Ihre Handlungsweise gegen mich darzulegen und Ihre Motive. Wenn nicht — so werde ich in kürzester Zeit einen neuen Wechsel auf Sie ausstellen."

„Und er hat es gethan?"

„Hat es gethan — hab's in meiner Händen."

„Eine furchtbare Waffe, gegen seinen guten Ruf — vor der Welt."

„Für die er mir später in drei Briefen die höchsten Summen geboten, die den Betrag des Wechsels weit übertrugen. Noch immer nicht genug — das Höchste will ich — jetzt muß er Ihnen dagegen sein eigenes Kind geben."

„Herr Jungkens! Kann ich das annehmen?"

„Oho! Seht doch, als ob David Jungkens sich je als Scheim bewiesen hätte. Ob ich es gethan, wenn Sie des Herzens des Mädchens nicht versichert gewesen? Nicht doch! So aber soll es uns gute Dienste leisten."

Einige Tage darauf verabschiedete sich Veldbrecht von seinem Herrn und Freunde. Dieser übergab ihm zwei Papiere — die Bekenntniße van Aerts und einen eigenhändigen Brief an dieten.

„Und wenn Sie glücklich sind, so denken Sie auch ein wenig an den Alten auf der Insel. Und sollte es anders gehen, als Sie wünschen, es will Alles getragen sein. Der Mann ist kein Mann, dessen Thätigkeit nicht so kräftig und ausreichend ist, daß er sich nicht aus ihr ein Bollwerk gegen den Schmerz zu schaffen wußte. Wenn das Leid auch oft nicht zum Tragen scheint — es geht doch. Und damit glückliche Reise!"

(Das siebente Capitel: Letzter Kampf, in nächster Nummer.)

Aus dem Leben eines deutschen Schulmannes.

Mitgetheilt von Heinrich Romus.

An einem wetterwendischen Apriltage des Jahres 1792 bezog ein blühender Jüngling, mit vollen, rothen Wangen und unverzagt in eine Zukunft blickend, die ihm wenig Erfreuliches darbot, die leipziger Universität, um auf derselben den theologischen und besonders den philologischen Studien obzuliegen. Seine ganze Baarschaft bestand in einem Speciesthaler, in einigen Nahrungsmitteln und etwas Wäsche.

Dieser Jüngling hieß Friedrich Herrmann. Er ward in dem sächsischen Fabrikstädtchen Mittweida von sehr armen Aeltern am 28. Juni 1775 geboren. Sein Vater hatte als Soldat den Siebenjährigen Krieg mitgemacht und erhielt nach empfangenem Abschied eine kleine Pension, später eine Acciseſtelle in Leipzig, die ihm wöchentlich noch keinen preußischen Thaler einbrachte. Hier in Leipzig empfing der Knabe in einer Winkelschule den ersten Unterricht, mußte aber dieselbe verlassen, als sein Vater bald darauf eine Thorschreiberstelle in Naumburg erhalten, wodurch die Aeltern zwar in bessere Umstände versetzt wurden, aber dessenungeachtet mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatten. Auch wurde der Unterricht des Kleinen in einer Winkelschule fortgesetzt, bis er endlich in die dortige Stadtschule überging, wo es aber freilich mit dem wilden und lebensfrohen Knaben eben nicht aus der Stelle wollte. Erst von seinem zehnten Jahre an wurde er plötzlich fleißig und arbeitete sich unter den ungünstigsten häuslichen Verhältnissen so empor, daß er schon in seinem zwölften Jahre weit älteren Schülern Nachhülfe im Lateinischen und Griechischen ertheilen konnte. Für die Stunde empfing er einen Pfennig; später jedoch gab er auch bei einigen Familien im Französischen Unterricht, der schon besser, mit sechs Pfennigen, honorirt wurde. Wie im Fluge erreichte er Prima und seine kleine, unbedeutende Gestalt stand wie ein Kind neben den andern Primanern, denen sein ärmliches Aeußere oft zu Neckereien Anlaß gab und wodurch der gutmüthige Jüngling sich nie gekränkt fühlte und

oft mit stillem Neid auf seine wohlhabenden Kameraden blickte, mit denen er auch nicht die unschuldigsten Vergnügungen theilen konnte. Und doch hätte er es ihnen gar zu gern gleichgethan! So erzählte uns Herrmann selbst, daß er sich einst ohne Vorwissen seiner Aeltern wie die übrigen Primaner gepudert hätte; kaum aber entdeckte der Vater diesen „Frevel", so blies er so lange und eifrig auf den bestäubten Schwarzkopf los, bis dieser sich wieder in seiner natürlichen Farbe darstellte. Die Zeit seiner Reife rückte näher; doch als Herrmann glaubte, endlich der Sorge bei seinen akademischen Studien bar zu sein, da trieb das Geschick diese seine Hoffnung wie ein Kartenhaus um. Ein Bruder von Herrmann's Mutter nämlich, der Prediger Zeitgenbauer in Dresden, hatte ihm versprochen, ihn aus seinen Mitteln studiren zu lassen; allein er ward einige Wochen früher, ehe Herrmann für die Universität reif erklärt wurde. Somit waren alle Hoffnungen, alle Aussichten mit Einem Schlage dem strebsamen Jünglinge vernichtet, allein sein eiserner Wille entriß sich Das gleichsam vom Schicksal, was es ihm zu verweigern schien, und so haben wir ihn mit Muth und Lebensmuth in Leipzig einwandern sehen.

Ganz auf sich, seine Kraft und die innern Hülfsmittel angewiesen, sinden wir den siebzehnjährigen Jüngling unter den härtesten Entbehrungen unausgesetzt seine Wege nach der Aula machen und mit ganzer Liebe den Wissenschaften obliegen. Es gehörte in Wahrheit Muth und Kraft dazu, unter solchen Umständen zu studiren! Allein Herrmann war erfinderisch, wenn die bleiche Sorge allzu stark an die Thür klopfte. Anfangs bemühte er sich um Privatstunden und erhielt auch einige, unter denen die bei dem Professor Hindenburg zu erwähnen sind; später versuchte er sich als Schriftsteller. Sein erstes Buch, ein Roman, hieß: „Don Pedro, der Vatermörder"; diesem folgte „Lucio Chiaramonti" und andere, die noch jetzt in Leihbibliotheken zu finden, aber großentheils nicht mit seinem Namen als Verfasser versehen sind. Einmal bemerkte er, als er einen Roman schon über die Hälfte fertig hatte, daß sein Held keinen Charakter habe. Hastig schrieb er: „Doch, lieber Leser, du wirst sagen: Was hat denn der Held für einen Charakter? Ich antworte: Keinen, und eben das ist sein Charakter, daß er keinen hat!" Später versuchte er sich als Gelegenheitsdichter; er verfaßte kleine Aufschriften über Mordthaten, Hinrichtungen und andere Aufsehen erregende Ereignisse; kurz er wußte immer Rath, daß sein Geldbeutel, wenn er der Form einer abgezogenen Zwiebel glich, in eine gefälligere verwandelt wurde. Hatte er den Tag hindurch für das Leben gearbeitet, so lebte er des Nachts seinen Studien oder verließ häufig mit dem Hahnenruf schon wieder das Bett, in dem er kaum warm geworden. Daß eine derartige Anstrengung selbst auf den kräftigsten Menschen nachtheilig einwirken mußte, ist erklärlich; auch Herrmann erfuhr dies leider bald, es zeigten sich mitunter Anfälle von Blutauswurf. Uebrigens hörte er aber nicht sehr viele Collegia; am liebsten waren ihm die philosophischen eines Platner, die philologischen eines Beck und die physikalischen eines Hindenburg. So verweilte Herrmann sieben Jahre in Leipzig. Um Jahrsmarkt 1798 erhielt er das Doctordiplom und ließ sich in die Loge „Apollo zu den drei Flammen" als Freimaurer aufnehmen.

Die letzten Jahre aber wohnte Herrmann bei einem leipziger Bürger, Knorr, in dessen Familie er bald als ein Glied angesehen wurde, das zu beleben und zu schmücken verstand. Es entspann sich zwischen ihm und der Tochter vom Hause ein intimes Verhältniß, das bald seinen Wunsch nach einer festen Anstellung rege machte. Da wurde das Conrectorat in Lübben in der Niederlausitz erledigt; der junge Mann bielt darum an, kam aber ohne Hoffnung nach Leipzig zurück und erhielt dennoch einige Wochen später unerwartet die Vocation. Im September 1798 war er schon, 24 Jahre alt, sein Amt an und gegen Weihnachten erfolgte seine Verheirathung. Aber sein Amt brachte ihm jährlich höchstens 230 Thaler ein. Davon sollte er seine Familie ernähren und die in Leipzig nothgedrungen gemachten Schulden abzahlen. Um Dies und Jenes einigermaßen auszugleichen, gab er täglich 14 Schul- und Privatstunden und verwandte die übrige Zeit an Arbeiten für Buchhändler. So schrieb er für den Buchhändler Gotsch eine moralische „Kinderbibliothek", auf deren Veranlassung er 1804 von dem schwarzburg-rudolstädtischen Hofe das Diplom als Hofrath empfing; auch für Henriche in Leipzig schrieb er mehre Sachen und wurde überdies Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften. Die Folgen dieser übermäßigen Anstrengung stellten sich auch bald ein; der Blutauswurf wurde stärker. Lebensmüde studirte er aber unausgesetzt seine Lieblinge, die alten lateinischen und griechischen Classiker, und erlernte einmal in den Sommer

terien die italienische Sprache und später ebenfalls auf ähnliche Weise die spanische; selbst in der englischen Sprache war er größtentheils sein eigener Lehrer.

Wenn Herrmann in Lübben auch mit dem Leben kämpfen mußte, so bezeichnete er doch die dort verlebten sechs Jahre als die schönsten seines Lebens, und er hatte Ursache dazu: er ward geehrt, geachtet und gern gesehen. Namentlich war es aber der intime Umgang mit dem Landespräsidenten von Treskow, den beiden Freiherren von Manteuffel, dem Kammerherrn von Loben, dem General Leising und dem Bürgermeister Alberti, welcher ihm den Ort so lieb machte und wo er seine Bestrebungen gedeihen und anerkannt sah. Aber sein größtes Glück und seine reinsten Freuden fand er doch im engern Familienkreise; häufig nahmen daran theil der Buchhändler Gotsch und ein schlichter Bürgersmann, Donath. Mit Hülfe dieser beiden Männer wurde der Hof, welcher an die Wohnung stieß, in einen Garten umgewandelt und in demselben eine Kegelbahn angelegt, auf der des Sonntags an manch schönem Nachmittage nach Herzenslust Kegel geschoben wurde, wobei der alte Donath selbstverständlich nie fehlen durfte. Im Sommer wurden auch mitunter Landpartieen auf die benachbarten Dörfer gemacht oder eine Wasserpartie in den Spreewald verabredet, und hier unter den alten ehrwürdigen Eichen und entfernt von jeder menschlichen Wohnung brachte die kleine Gesellschaft, nur der Natur und ihren Genüssen lebend, einen frohen Tag hin.

Durch mehre politische Aufsätze, die Herrmann für die „Minerva" geliefert, war er auch mit seinen Herausgeber, mit Herrn von Archenholz in Hamburg, bekannt geworden. Dieser Mann war durch seine Monatsschrift reich geworden, eine Seltenheit in Deutschland, und um diesen Reichthum nun mit mehr Gemächlichkeit verzehren zu können, sah er sich Herrmann als Redacteur aus, machte ihm die glänzendsten Vorschläge und lud ihn ein, die Sommerferien bei ihm zuzubringen. Herrmann entsprach diesem Wunsche und war bei seiner Ankunft ganz eingenommen für den Herrn von Archenholz und dessen Verheißungen. Jedoch schrieb er an den Oberhofprediger Reinhard in Dresden und an andere Freunde und bat um ihren Rath. Alle riethen ab, namentlich die leipziger Freunde, wo Archenholz früher gelebt hatte und bekannt war. Schon schwankte Herrmann in seinem Entschlusse, aber die Forderungen des Herrn von Archenholz und die Aussicht auf endliche Errettung aus seiner drückenden Lage trugen den Sieg davon. Er kam um seine Entlassung ein und reiste gegen Johannis 1805, von seiner Familie begleitet, von Lübben ab: er ging dem schrecklichsten Jahre seines Lebens entgegen.

In Lübben hatte Herrmann wenn auch nur ein kärgliches, doch sicher nährendes Amt gehabt, in Hamburg sah er sich gänzlich der Willkür von Privatpersonen übergeben, die nicht nur ihre Zusicherungen gänzlich umgingen, sondern ihn auch auf eine gefühlverletzende Weise behandelten. Zur ersten Einrichtung waren ihm 200 Thaler versprochen, er empfing — 30 Mark. Eine anständige Wohnung nannte man einen elenden Raum, in dem Herrmann mitten unter den Winterverräthen arbeiten mußte. Sein Gehalt wurde geschmälert, wo es nur thunlich, und die Auszahlung desselben noch überdies so lange verzögert als nur irgend möglich; mit Einem Worte: Herrmann war mit den Seinigen in einer recht mißlichen Lage, sodaß es ihm oft, trotz der unermüdlichsten Thätigkeit, an dem Nothwendigsten gebrach und er durch die Geburt einer Tochter in seine kleine Verlegenheit gerieth. Aber das alte Sprichwort bewährte sich auch bei Herrmann. Er war durch seinen Hülfsunterricht, den er am Johanneum gab, mit dem Director Gurlitt bekannt geworden und dieser hatte ihn als Schulmann liebgewonnen. Als kurz darauf (1806) an dem lübecker Gymnasium eine Professur zu besetzen war, schlug Gurlitt den Privatdocenten Herrmann vor und hatte die Freude, dem jungen Manne die Vocation nach einigen Wochen schon überreichen zu können. Am Himmelfahrtstage zog Herrmann mit seiner Familie nach Lübeck. Es war in Wahrheit eine Fahrt in den Himmel. Mit Archenholz entstand ein Proceß, den ein Vergleich später beilegte.

Hier in Lübeck nun wirkte Herrmann mit Lust und Liebe als Lehrer, Bibliothekar, Redner in der Loge und als Schriftsteller; aber fern und fern leuchten die Freuden ab. Jedoch fühlte er sich glücklich; er kannte in Lübeck keine Nahrungssorgen, er war geachtet und geehrt, sowol von seinen Collegen wie auch von den Bürgern und seinen Schülern. Und wäre die politische Lage der Stadt eine bessere gewesen, Herrmann hätte wenig zu wünschen gehabt. Aber das Joch, welches die Franzosen Lübeck geschmiedet, griff ihn hart an und er sprach sich darüber in der Loge

ungezwungen aus, wodurch er sich bald in die gefährlichste Lage brachte. Auch starb in diesem Jahre (1808) sein Vater, dem die Mutter 1811 folgte. „So vermindert sich" — schrieb er seinem Schwager — „der Kreis Derer, die uns theuer sind, von Jahr zu Jahr. Aber wem soll man auch in diesen Zeiten zu leben wünschen? So viel muß uns, dünkt mich, immer klarer werden, daß, mit Schiller zu reden, der Tod — der Uebel größtes — nicht ist."

In dem ersten Conflict, in welchen Herrmann mit den Franzosen gerieth, gab seine freisinnige Zeitschrift „Erhebungen" Veranlassung. Der lübeckische Verleger des Blattes erhielt von Leipzig aus die Warnung, wach zu sein, da man daselbst bereits einen Buchhändler verhaftet habe, der die Zeitschrift debitirte. Herrmann hatte indeß fürs Erste keine weitere Belästigung, als daß er die „Erhebungen" führte. Als man jedoch später bei einer Haussuchung einige Nummern dieser Zeitschrift vorfand, erhob auch Herrmann eine zweimalige Haussuchung. Glücklicherweise hatte er aber Zeit gehabt, eine Menge ihm wichtiger Papiere, die ihn compromittiren konnten, zu verbrennen; darunter waren namentlich ein Handschreiben der Königin Luise von Preußen und einige Briefe von Mitgliedern des „Tugendbundes", dessen Mitglied auch Herrmann war. Um diese Zeit erschien sein Buch: „Der Nationalwahl", wodurch der Haß der Franzosen gegen ihn nur noch mehr angefacht wurde. Herrmann's Abneigung gegen die Fremdlinge entstand aber keineswegs aus blindem Nationalhaß, er verkehrte mit mehren höheren französischen Militärpersonen und verbrachte in ihrer Gesellschaft manche Stunde in wissenschaftlichen Gesprächen; allein er konnte die Franzosenwirthschaft nicht gutheißen, die jedes Maß außer Acht ließ. Diese Unannehmlichkeiten seiner drückenden Stellung wurden noch vermehrt durch geschwächte Gesundheit. „Meine Brust" — schrieb er 1811 einem Freunde — „thut, ob mein nicht warum, nicht mehr die gewohnten Dienste. Meine Stimme versagt mir und ist heiser, wenn Athem holen Lust, Schmerz und Beklemmung auf der Brust heroben stehen auf." Dieser geschwächte körperliche Zustand war unzweifelhaft eine Folge der übermäßigen Thätigkeit, welcher er sich unausgesetzt hingegeben, und ward bald Veranlassung, daß seine Theilnahme an gesellschaftlichen Freuden bedeutend abnahm und die früher an ihm gewohnte Heiterkeit sich allmälig verlor. Jedoch mit Muth und Standhaftigkeit folgte sein Geist dem wechselvollen Gange des großen und allgemeinen Kampfes, den die Deutschen gegen Napoleon bestanden, dessen Verwickelungen ihn später zwangen, nach Mecklenburg zu entfliehen.

In dieser Flucht gab Folgendes Veranlassung. Am 31 Mai 1813 hatten die Franzosen, vereint mit den Dänen, Hamburg wieder genommen und Furcht und Schrecken verbreiteten sich auch nach kurzem Freiheitstraume über Lübeck. Herrmann aber hatte vor Allen Ursache, auf seiner Hut zu sein, denn er hatte Manches gethan, was in den Augen rachsüchtiger Repräsentanten des Todes schuldig erscheinen konnte: er hatte eine Jubelhymne gedichtet, er hatte einen Triumphwagen, den man in Lübecks Straßen umherfahren ließ, mit Inschriften versehen, er hatte mit allen Kräften für die Errichtung eines Freicorps gewirkt, indem er öffentlich in einer Versammlung, auf den Schultern eines Freundes stehend, damit man ihn sehen konnte, mit flammenden Worten für die gute Sache aufgemuntert und Hunderte von Jünglingen zur Einzeichnung bewogen. Und als das Freicorps auszog, hatte Herrmann auf öffentlichem Markte eine Rede gehalten, in welcher er zum Leben und Sterben für die heilige Sache ermahnte. Das Alles war in damaliger Zeit hinreichend, seine Acht voneinander zu machen und ihn zur Flucht anzutreiben. Schon am andern Morgen nahm er von seiner Familie und seinen Freunden Abschied und einige Tage später suchten die Franzosen in Lübeck wieder ein.

Herrmann verlebte in dem Hause eines mecklenburgischen Gutsbesitzers, dessen Sohn früher das Gymnasium besucht hatte, vier glückliche Wochen in ländlicher Ruhe; dann begab er sich nach Doberan, wo er auf Anrathen seines Arztes sechs Wochen das Bad gebrauchte und auch andere schmerzhafte Curen nicht scheute, um, wenn möglich, seine zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen. Aus den Briefen, die er von hier aus an seine Gattin schrieb, ersehen wir, daß er anfangs die Hoffnung hegte, durch das Bad seine Gesundheit wiederzugewinnen. Unterm 10 Juli schreibt er: „Ich bin inzwischen hier glücklich, daß ich meine Gesundheit immer mehr zunehmen sehe. O, wenn es mir gelingt, wieder der gesunde Mann zu werden, der ich vormals war, so will ich auch in meinem Schicksalen dieses Jahres die Güte der Vorsehung verehren, die mich mit Gewalt aus Lübeck trieb, um, solange noch Rettung möglich war, mich Rettung finden zu lassen. Denn

ich sage Dir, es war weit mit mir gekommen! Noch ein Winter in diesem Zustande — und ich war nicht mehr, aber ich war wenigstens nicht mehr fähig, meinem Amte vorzustehen und meiner Familie Ernährer zu sein. Was ich seit einem Jahre gelitten habe, theils am Körper, theils im Geiste, das weiß der Himmel!“ *)

Allein die Franzosen hielten Lübeck länger besetzt, als Herrmann gedacht, und da er seine Aeußerungen nicht ohne Grund gefährdet glaubte, wenn er jetzt nach Lübeck zurückkehrte, so verweilte er länger in seinem Exil, als er anfangs glaubte. „Ich verlieg Dich und meine Kleinen“ — schreibt er am Michaelistage an seine Frau — „auf zwei oder drei Wochen, wie ich glaubte, und wir haben heute schon Michaelis. Ich wähnte den Sommer noch mit euch zuzubringen, und die zunehmende Kälte erinnert mich, daß der Winter vor der Thür ist. Und noch ist nicht mit Bestimmtheit zu erblicken der lang ersehnte Tag, der uns wieder vereinigen wird, so bunt und verworren sieht Alles aus. Aerztlich sind wir nicht die Einzigen, welche leiden, und das muß unser Trost sein! In der allgemeinen Noth, in welcher Deutschland sich befindet, würden wir uns selbst einen Vorwurf machen müssen, wenn wir von Trangsalen verschont sein wollten. Es gilt jetzt nicht das Beste einer Stadt, nicht das Wohl eines Landes, es gilt die höchste und wichtigste Angelegenheit der europäischen Menschheit, und wie ließe sich die entscheiden, ohne daß Tausende dabei litten und Opfer bringen müßten? Grämme Dich also nicht, wir dulden für eine gute Sache, und der Beharrlichkeit der Edeln kennt der himmlische Vater mit unvergänglicher Freude, wenn nicht hier, doch in einem andern Leben, in welchem wir aus diesem kurzen, nichtigen Traume erwachen. Lange kann diese Spannung nicht dauern, sie ist zu groß; es muß in der Sache bald ein Ende kommen. Behalte also deinen Muth bei und richte ihn, wenn er wankt, auf durch den Hinblick auf das Glück künftiger Tage. Wie sich auch der große Kampf endigen mag, so viel wird immer gewonnen werden, daß es uns erlaubt sein wird, Menschen zu sein, und dies wird aufs neue Freude, Ruhe und Zufriedenheit in die Familien verbreiten.“

Die Nachrichten, welche Herrmann von Lübeck und den Seinigen empfing, trugen viel zu seiner Beruhigung bei; von Seiten der französischen Behörden widerfuhr seiner Familie nicht die geringste Beeinträchtigung. Nur der Souspräfect zeigte sich anfangs sehr aufgebracht gegen ihn, erklärte ihn für einen dem Staate und der Jugend gefährlichen Mann und konnte nur erst nach vielem Zureden und dringenden Vorstellungen der Freunde bewogen werden, für Herrmann's sichere Rückkehr Bürgschaft zu leisten. Diese zu benutzen, war denn auch Herrmann bereit; aber es traten sich große Schwierigkeiten. „Der schwedische General Vegesack“ — schreibt er — „will mich zwar durchlassen, kann aber meinetwegen nicht mit den Franzosen parlamentiren, weil überhaupt gar nicht mit ihnen parlamentirt wird. Er räth mir die Rückkehr ab und ermahnt mich, noch acht bis zehn Tage in Geduld zu harren, weil dann Alles aufgeklärt werden soll.“

So entschloß er sich denn, in Geduld auszuharren und in dem Umgange seines liebenswürdigen Wirths, Pastor Schulze in Weimar, und der lübecker Flüchtlinge, Syndicus Curtius und Pastor Weibel (Vater des Dichters Emanuel Geibel), einigen Trost für die Trennung von seiner Familie zu suchen, bis denn endlich der Triumphruf der Leipziger Schlacht auch nach Weimar drang und ihn mit seliger Freude erfüllte. Allein seine sehnlichste Hoffnung ging doch noch nicht sobald in Erfüllung; Lübeck's Befreiung verzögerte sich bis zum 3. December. Ueberdies war seine Gesundheit in dieser ganzen Zeit wieder äußerst schwankend, und wenn er darüber einen die trostlichsten Briefe schrieb, so fühlte er sich mitunter wieder dem Tode so nahe, daß er glaubte, seiner Frau den großen Schmerz nicht ersparen zu dürfen und in einem Briefe förmlich Abschied von ihr nahm. Allein es war anders beschlossen. Am 13. December endlich verließ Herrmann Weimar und fuhr seiner neuen Vaterstadt zu. Es war bereits Abend, als der Wagen das Burgthor erreichte. „Gehören Sie auch zu unserer Familie?“ fragte der Thorschreiber den Angekommenen. „Ja, ja!“ rief Herrmann mit Freudenthränen und umfing schon in den nächsten Minuten Weib und Kinder.

Unter der treuen und sorgsamen Pflege der Seinen schien sich Herrmann nach und nach von den erduldeten Mühseligkeiten seines langwierigen

*) Während seiner Abwesenheit in Lübeck war Herrmann auch häufig in den Kreis der großherzoglichen Familie gezogen und arbeitete für den Großherzog einen Plan zu einer gelehrten Landesschule aus, der in großen Beifall fand, und Herrmann zwei Jahre später den Ruf zum Directorat der Schule in Schwerin erhielt, den er jedoch aus allerlei Gründen ablehnte.

Geist zu erholen, und mit aller Kraft griff er wieder in den gewohnten Geschäften. Und diese wurden nun noch vermehrt durch die Herausgabe eines „Polnischen Anzeigers"; zudem ward er Mitarbeiter an der „Jenaischen Literaturzeitung", für welche er besonders im philologischen Fache recensirte; auch gab er später mit dem Professor Ebeling und nach dessen Tode mit dem Professor Hermann in Hamburg das „Magazin für die Kunde der außereuropäischen Länder und Völker" heraus. Allein sein Siechthum verbitterte ihm fortdauernd seine frohesten Stunden, es stellten sich öfter schlimme Zufälle ein, hauptsächlich auch starke, mit Phantasieen begleitete Fieberanfälle, sodaß er nach und nach sich fast ganz von dem geselligen Leben zurückzog und sich allein auf den Umgang mit seiner Familie beschränkte. Seine letzte Hoffnung war auf eine Uebelungsreise gerichtet, zu welcher sein Arzt und seine Freunde schon lange gerathen, die er aber erst im Juni 1817 antrat. Vorher vollendete er noch sein Nationalschauspiel: „Die Hermannsschlacht", das am 1ten October desselben Jahres auf der Leipziger Bühne zur Aufführung kam.

Seine Reise brachte ihm viel einige frohe Tage, aber seine Gesundheit, ihr Hauptzweck war und mußte verloren sein. Seine letzte Hoffnung war dahin! Er sah sein liebes Fuddern wieder, verlebte mehre heitere Tage in Leipzig und Dresden, besuchte in Naumburg jeden Plätzchen, das ihm als Knabe lieb geworden, fand in Jena bei Goethe eine freundliche Aufnahme und ging über Frankfurt in das Bad Ems, wo er recht Vielen verwandte. Nach vollendeter Cur machte er eine Rheinreise bis Mainz, ging von da nach Heidelberg und über die Bergstraße zurück nach Frankfurt und verweilte noch bei vielen Bekannten den Weg von Bonn nach Arnsberg zurück zulegen.

In Anfang des Herbstes kehrte Hermann nach Fuddern zurück, fest überzeugt, daß er für seine Uebel weder Heil noch auch nur Linderung gefunden hatte. „Könntest du mich doch befreien von meinem qualvollen Dasein!" sagte er traurig zu seiner Frau, und des Abends, wenn er zur Ruhe ging: „Ach, wie freue ich mich auf mein Bett! Die Stunden, die ich bewußtlos im Schlaf hinbringe, das sind ja meine einzigen schmerzlosen und glücklichen!" Aber dennoch legte Hermann seine Schulstunden nie aus, obgleich er gewöhnlich schon aus den Krankstunden erschöpft nach Hause kam. So verfloß ein Jahr. Kurz vor Weihnacht wurde ihm das Directorat des Gymnasiums in Soest angeboten, er lehnte aber auch diesen Ruf von sich ab. Das Weihnachtsfest war für Hermann das froheste im ganzen Jahre. Acht Tage vorher pflegte er schon seine Wanderungen anzustellen, um für seine Frau und Kinder einzukaufen, womit er sie am ersten Feiertag recht zu überraschen gedachte. Mehre Stunden vor Tagesanbruch, wenn noch Alle schliefen, war er schon in voller Thätigkeit, trug Alles herbei, was er bis dahin sorgfältig verborgen gehalten, zierte und schmückte das Zimmer — der große Lichterbaum durfte nicht fehlen — und legte vor Jeden zurecht, was ihm beschieden war. Wenn dann endlich die Seinen eintraten, staunten, jubelten und sich freuten, dann war diese Freude seine höchste und seligste. So verlebte Hermann auch diese Weihnacht. Am 31. Januar 1818 hatte Hermann den ganzen Tag über seinen Berufspflichten obgelegen und war mit den Seinen bis gegen 11 Uhr beisammen geweilt, am 17. war er nicht mehr. Schnell und schmerzlos, wie er's oft gewünscht, war er hinübergegangen in die Wohnungen des Lichts und seine freundliche Miene schien zu sagen: „Wie ist nun recht wohl!"

Reisebriefe

von Amalie Hofer.

XVI. Norddeutsche Städte.

Früh um 9 Uhr reisten wir von Paris ab und erreichten am Abend Köln, so schnell saust der Dampf uns jetzt durch das Leben. Ich habe diesen Weg schon oft zurückgelegt und fand ihn daher nicht durch den Reiz des Neuen verschönt, der jenen den Dingen immer noch einen blinkenden Mantel umhängt. Wir zogen im Hotel Disch ab, das inmitten der Stadt wie Leme von gegenüber liegt, welcher im Mondscheine aus seinen Gewässern wie eine Frau aus ihren Armen hervorsteigt.

Das alte Köln, mit seinen engen krummen Straßen, lag so still unter mir da, als ob es mit seinen drei Königen und elftausend Jungfrauen schlafen gegangen. Die Herren wanderten durch die Straßen, um ihre Abendcigarre im Freien zu rauchen, und beklagten sich, daß keine Seele ihnen begegnete. Aus dem lustigen Paris hierher verschlagen, wir fühlten wir diesen Abstand! Auch ist es eine unangenehme Empfindung in uns hervor. Ich aber preise die Tugend meines Va-

restaurant, welche Nacht und Tag in ihren Rechten zu erhalten versteht.

Was fängt der Fremde mit seinem Tage in Köln an? Er besucht den Dom und einige Kirchen, sieht dann fragend auf seinen Führer und sieht in dessen Angesichte nichts als das trostlose Wort: „Da ist aus!“ Die Stadt Köln kann dem Reisenden nicht mehr bieten. Sie baut ein Museum; aber es ist nicht fertig, und wenn es vollendet, so steht sehr in Frage, ob sich etwas vorfinde, womit es ganz zu füllen sei. Sie beabsichtigt einen zoologischen Garten anzulegen; aber auf Aktien, und wenn sich diese nicht vermehren, wenn die unglücklichen Thiere, die man hier einsperren will, gar, wie in Brüssel, am Heimweh sterben sollten, was dann? Sie hat ein Theater, aber keine Schauspieler. Der Kaufmann in Köln hat seinen Sinn für die Bühne, er begeistert sich nur für die Oper und die Musik. Er will nicht denken, nur empfinden, darum hat die Tonkunst allein Gnade vor ihm gefunden.

Der Mond zieht matt und bleich herauf, wir wandern über die Schiffbrücke nach Deutz und setzen uns am Ufer des Rhein in einen Garten, wo ein Musikchor spielt. Der herrliche Sonnenuntergang kleidet den Himmel mit glänzendem Purpur, während das Mondlicht die Flut mit silbernem Schein überstrahlt. Die Luft ist still, kein Blättchen regt sich; die Natur ruht, der Mensch genießt. Wir träumen, Erinnerungen tauchen auf — bis der letzte Strich der Gegenwart wiederzieht.

Unser nächstes Ziel war Hannover. Wir fuhren mit langsamem Zug dahin und waren von früh acht Uhr des Abends um dasselbe Stunde unterwegs, von Hitze und Staub tödtlich gemartert. Landleute fuhren auf die Märkte, auf allen Stationen stellten und entluden sich die Wagen und erwähnten uns den Anblick der mannichfaltigen Sonntagstoiletten. Gegen Abend kamen von Minden herüber Schaaren von Herren, welche ihren Sonntag benutzt, um dort im Roulette zu verlieren, was die Woche ihnen nicht wieder einbringen konnte. Die Freundschaft des Spieles soll in Hannover sehr überhandnehmen. Der Nordländer findet ein so einförmiges Leben, daß es begreiflich ist, wenn er einer Aufregung nachgeht, die ihn so ganz gefangennimmt und seinem Innern entreißt.

Wir wogen im Hotel Royal ab und wanderten, so spät es war, noch durch die Stadt. Das Theater, welches ganz in unserer Nähe lag, lerrte sich eben. Sonst waren die Straßen still und einsam, Musik und Tanz nirgends zu finden. Hannover ist eine hübsch gebaute Stadt, besonders in seinen neuen Anlagen. Theater, Schule, Bahnhof sprechen von Geschmack und Wohlstand. Das königliche Schloß wird den Fremden gezeigt, welche darin den einzigen Anhaltepunkt für ihre Schaulust finden und zugleich eingestehen müssen, daß die verstorbene Königin, deren Werk die neue Einrichtung des Schlosses ist, eine Frau von vieler Einsicht und feinstem Geschmack gewesen. Die Silberkammer enthält kostbares Tafelgeschirr, dessen Werth auf mehr als zwei Millionen berechnet wird; indessen findet sich dergleichen mehr oder minder an jedem Hofe, während nicht alle Paläste dem Auge einen so angenehmen Eindruck gewähren wie die Räume im Schlosse zu Hannover. Nachmittags fuhren wir auf den Lindenberg, einen kleinen Hügel, auf welchem Herr Egestorff ein Haus zu einer Gastwirthschaft errichtet hat, die trefflichen Bier liefert. Pour passer le temps ist das recht artig.

Bremen erreicht man mit dem Nachmittagszuge in drei Stunden. Hier wimmelte es von Auswanderern, die mit ihren Habseligkeiten durch die Straßen zogen; sonst war der Ort still, ohne Luft und Leben.

Die Wallhöfe sind vortrefflich, die Promenaden um die Stadt von gefälliger Anlage; eine Statue des Alterthümers Olbers, von Steinhäuser, prangt einsam zwischen dem Grünen; im Dom zeigt man den Fremden einige Mumien, im Ratheweinkeller gibt man ihm zweihundertjährigen Rheinwein zu trinken, den er theuer bezahlt und der wie Essig schmeckt; dann ist es mit Bremen fertig. Trotz der Schiffahrt, trotz des Handels ist der Ort wie ausgestorben. Der Nordländer ist zufrieden, wenn er nach des Tages Last und Hitze ruhen darf. Seine Anforderungen an die Freude steigen nicht höher.

Von Bremen nach Hamburg fährt man mit der Post. Wir wählten die Nacht, es war schöner Mondschein, die Gegend in ihrer Oede erschien uns in dieser Beleuchtung weniger traurig als im Sonnenlichte. Früh 6 Uhr erreichten wir Hamburg und fuhren die Elbe, erst auf einer Dampfbrücke und dann auf einer Fähre. In Hamburg schien noch Alles. Das Hotel de l'Europe am Alster-Bassin nahm uns auf und bot uns die schönste Aussicht. Sehenswürdigkeiten gab es nicht; wir waren auf Promenaden beschränkt und die Herren auf die Börse, welche die Alster-

macht nur ihrem Schleier Ehre. Seit Paris hatte sich ihnen kein so munteres Leben geboten.

Die Frauen Hamburgs führen ein stilles Leben. Das Geschäftsleben macht die Herren nicht aufgelegt zu Damenumgang; sie sind am Abend ermüdet und ruhen; sie sind abgestumpft. Die Speculation, welche ihren Tag hinnahm, duldet keine Mittheilung. Sie speisen und ruhen. Jüngere Leute feiern indessen ihre Orgien, denen der Fremde seine Gegenwart leiht. Aus dem Süden kommend, überraschten uns die lieblichen, feinen Gesichter der Mädchen. Klima und Nahrung müssen hier zusammenwirken, solche Resultate zu erzeugen. Doch wird von den Aerzten ebenfalls viel über Scrofeln geklagt. Die Menschheit geht überall dem Untergang entgegen. Eine Völkerwanderung thäte uns noth. Die reichen Hamburger waren noch auf ihren Landhäusern; wir fuhren am Sonntagmorgen nach Flottbeck hinaus, besuchten die schöne Besitzung des Herrn Bauer sen. und die schönen Treibhäuser des englischen Kunstgärtners Booth. Es war ein herrlicher, sonniger Tag und die Bevölkerung in ihren besten Kleidern auf allen Wegen und Stegen zu finden. Die Königin von Griechenland war angekommen und der Zufall brachte uns mit ihr auf derselben Jagd nach Lübeck. Ihr Gefolge, in griechischem Costume, macht beinahe den Eindruck einer Schauspielertruppe, umsomehr, da sie selbst in pariser Modekleidung erscheint.

Nur den Straßen und Promenaden von Lübeck zeigte sich Niemand, trotz des schönen Sommerabends. Im Lyceltheater war es nicht ganz leer, man gab eine der neuen berliner Possen, von der ich nicht begriff, wie ein Wochenpublicum darüber lachen konnte. Ein wiener Volkstheater zeigt Witz und Humor; hier war von beidem keine Spur und nur das Haschen danach machte sich unangenehm bemerkbar. Wir warteten das Ende nicht ab. Die Quantität konnte uns nicht ersetzen, was die Qualität zu wünschen übrig ließen. Das Theater hat auch eine Mission, es soll die Bildnerin des Volks sein, ihm den Spiegel vorhalten, welcher sein Thun und Lassen wiedergibt. Aber Alles auf edlem Grunde. Der Bühnendichter darf nie vergessen, warum er dichtet. Obgleich Lübeck nicht mehr ist, was es einst gewesen, so sind doch immer noch Spuren von großem Wohlstand bemerkbar. Die Häuser sind gefällig und weiß gestrichen, die Straßen rein, die Promenaden haben sich erweitert und sind sorgfältig unterhalten, die Arbeiten an der Trave zeugen von sich mehrender Schiffahrt, welche Neuerungen und Erweiterungen fordert. Aber auch hier wie überall im Norden leben die Bewohner wie der Lachs in seiner Höhle. Die Frauen sitzen still zu Hause, körperliche Bewegung scheint ihnen eine Strafe und kein Bedürfniß; ein Spaziergang gilt ihnen als Anstrengung und nicht als Erholung. Sie vegetiren und schlafen endlich vermuthlich in diesem glücklichen Familienleben ein — Genügsamkeit, dein Reich ist groß!

(Der folgende Brief demnächst.)

Anregungen.

Schelling's nachgelassene „Philosophie der Mythologie".

II.

Damit ist der Schlüssel zu der Schelling'schen Erklärung und Deutung der Mythologie gegeben. Die Mythologie ist nämlich nach Schelling nur Vergeistigung des Naturprocesses im menschlichen Bewußtsein. Wie in der Natur zuerst nur das unterthierische Eine, die Materie, herrscht und sich aller Vielheit, aller Individualisirung widersetzt, alles Mannichfaltige grausam wieder verschlingt, so wird auch das religiöse, mythenbildende Bewußtsein anfangs nur von einem Katholisch-Einen Gott — einem falschen Monotheismus — beherrscht. Dieser Katholisch-Eine Gott ist ein Feind alles Lebens, aller Bestimmtheit, Vielheit und Mannichfaltigkeit. Daher ist die älteste Religion der Sabäismus, der Sternendienst, die Verehrung des Himmels. Es ist dieses eigentlich das vormythologische Bewußtsein, und auf dieser Stufe der Himmelsverehrung in China stehengeblieben, wo im Kaiser die Macht des Himmels concentrirt gedacht wird. Das Princip der abstracten Religion ist in China zum Staatsprincip geworden. Dieselbe erdrückende Gewalt, welche es als religiöses Princip auf das Bewußtsein ausübte, dieselbe übt es jetzt als Princip des Staates aus. „China ist wirklich auch darum der Schatten gewordene Himmel, weil es so unveränderlich ist und stillsteht wie der Himmel." Der chinesische Kaiser ist nach chinesischen Begriffen Weltherrscher, er ist der schlechthin Einzige, weil in ihm wirklich die Macht des Himmels ruht. Wenn ein großes Unglück über das Volk hereinbricht, wenn drohende Himmelszeichen, ungewohnte Stürme oder Regen sich einstellen, so bezieht dies der Kaiser auf sich, er sucht die Ursache dieser Bewegungen der Na-

nur in stammerem seiner Gedanken, seiner Wünsche, in einer seiner Gewohnheiten, denn wenn Er sich in der rechten Mitte hält, so kann auch nichts in der Natur aus der gewohnten Bahn weichen.

Von diesem Standpunkt, auf dem eine falsche Einheit noch alle Vielheit, Veränderlichkeit und Beweglichkeit des Lebens ausschließt, geschieht ein Fortschritt nur, wenn die Einheit ihre erdrückende Gewalt über das religiöse Bewußtsein verliert und sich zur Vielheit aufzuschließen anfängt. Mit diesem Uebergang beginnt auch erst der mythologische Proceß. In denjenigen Mythologieen, in denen zuerst dieser Uebergang gemacht wird, befindet sich das All-Eine, dieses der Vielheit feindselige Princip, noch in Spannung zu dem zweiten, der Vielheit geneigten Princip. Die Spannung der Potenzen wird siegend überwunden, denn sie ist nur der Weg, das Mittel, um die ursprüngliche Einheit des Monotheismus, der mit dem Wesen des Menschen gesetzt war, wiederherzustellen. Der Polytheismus ist nur Durchgangspunkt zum wahren, erkannten Monotheismus, der das polytheistische Element nicht mehr aus-, sondern einschließt.

Der mythologische Proceß stellt sich nach Schelling in der Stufenfolge der ägyptischen, indischen und griechischen Mythologie dar. Diese drei verhalten sich gleichsam wie Leib, Seele und Geist, denn das Bewußtsein befreit sich in ihnen siegend von der Macht der Materie. In Aegypten ist die Seele noch an die Materie, an den Leib gebunden. Daher das Streben nach Erhaltung des entseelten Leibes. Dem indischen Bewußtsein ist die materielle Einheit schon gegangen, der Mensch ist hier im Zustand der Seele, der immaterielle Einheit. „Hier tritt der Gegensatz der Seligkeit und Unseligkeit ein, nachdem der Mensch im Zustande der Seele Ruhe zu finden vermag oder in die materielle Welt zurückverlangt." Die indische Mythologie ist vorzugsweise eine unselige, da sie in einem mittlern, unentschiedenen Zustande ist. Der dritte Moment, wo die immaterielle Einheit verklärend in die materielle wieder eintritt, wird durch die griechische Mythologie dargestellt. „Was den Juden in Religion und Philosophie wie in bildender Kunst und Poesie auszeichnet, ist die Seele. Was ihm fehlt und was einen großen Theil der Mängel seines Wesens erklärt, was ihm fehlt, ist der Geist der Griechen. Die griechische Mythologie erweist sich schon dadurch als dem dritten Moment entsprechend, daß sie das erste Moment, das ägyptische, wieder aufnimmt, d. h. daß sie den realen Gott nicht, wie das indische Bewußtsein, aufgibt, sondern im Auseinandergehen festhält. Der ägyptische Mythologie ist in Bezug auf die indische noch Einheit, die indische in Bezug auf die ägyptische völliges Auseinandergehen, die griechische ist die im Auseinandergehen sich wiederherstellende, eben darum nur als solche gesetzte, besonnene, geistige Einheit. In der griechischen Mythologie ist ein Rückgang zum Materiellen, aber so, wie das christliche Dogma von dem seligen und unseligen Zustande der immateriellen Existenz nach dem Tode ins Materielle zurückgeht, indem sie eine geistige Wiederauferstehung des Materiellen behauptet."

Es wird Sache der Geübteren sein, zu prüfen, ob diese Deutung eine natürliche, ungezwungene, oder ob sie nicht vielmehr eine gekünstelte, der Potenzenlehre zuliebe erfundene ist. Bezeichnend dürften die Schelling'schen etymologischen Erklärungen der Götternamen hiezu Anlaß geben. Auch bricht öfter seine poetisirende Naturanschauung durch, wie z. B. wenn er gegen die Hermsche Erklärung der Edelsteine sagt: „Alle Qualität in der Natur hat nur Bedeutung, insofern sie selbst ursprünglich Empfindung ist. Die Qualitäten der Dinge lassen sich nicht mechanisch, äußerlich, sie lassen sich nur aus ursprünglichen Eindrücken erklären, die das Wesen der Natur selbst in der Schöpfung erlebt. Wer kann sich denken, daß der Schwefel, der flüchtige Dunst der Schwaden und der flüchtigen Metalle oder die unerklärbare Bitterkeit des Meeres nur Folge einer bloß zufälligen chemischen Mischung sei? Sind jene Substanzen nicht offenbar Kinder des Schreckens, der Angst, des Unmuths, der Verzweiflung?"

Aber abgesehen von allen Künsteleien poetisirender Naturanschauung, enthält doch der Schelling'sche Grundgedanke, daß der mythologische Proceß nur Wiederholung, Abspiegelung des realen Naturprocesses im Bewußtsein ist, viel Beachtenswerthes. Wenigstens ist so viel gewiß, daß die Natur von ihrer Entwicklung aus dem Unorganischen durch das Organische hindurch zum Geistigen hin einen ähnlichen Gang macht wie das religiöse Bewußtsein von der Sternanbetung durch die Thieranbetung hindurch zur Anbetung geistiger und sittlicher Mächte. Schelling sagt: „Wie die Entstehung der Thiere in der Natur selbst nichts Zufälliges ist, wie sie ein nothwendiges Moment des allgemeinen, stufenweise fortschreitenden Naturprocesses sind, so treten auch in der ägyptischen Mythologie die Thiere nicht zufällig, sondern nothwendig hervor und bezeichnen einen wirklichen Moment des theogonischen Processes." Der Moment des Bewußtseins, welcher dem ägyptischen Volke zum Loos gefallen, steht nach Schelling dem Moment der Thierbildung in der Natur parallel. „Das ägyptische Bewußtsein war noch im Kampfe, also nur erst auf dem Wege zu menschlichen Göttern. Diesen Weg bezeichneten ihm die Thiere."

Aber wie hängt dieser Parallelismus zwischen Naturentwicklung und mythologischem Bewußtsein mit den Schelling'schen drei Potenzen Einheit, Vielheit, Allheit, zusammen? War denn die Natur zur Zeit des Sternendienstes eine unterschiedslose Einheit? Ist die Natur in ihrem zweiten Stadium, in dem Stadium der organischen Bildungen, in eine einheitslose Vielheit auseinandergegangen und hat sie endlich erst im Menschen die Einheit wiedererlangt? Uns scheint, daß die Natur auf allen ihren Stufen Einheit und Vielheit zugleich war und niemals eine vielheitlose Einheit oder eine einheitlose Vielheit. Der

Schelling'schen Philosophie der Mythologie steht noch der Grundbegriff seines ganzen Philosophirens, die a priori, aus seinen Gedanken aufbauende Methode an. Schelling und Hegel haben Beide dieses gemein, alle concreten Erscheinungen der Natur und Geschichte unter zum voraus festgestellte Kategorien unterzubringen, sie mögen in dieses Fachwerk hineinpassen oder nicht. Daher thun sie Beide der Natur und Geschichte oft Gewalt an. Von dieser Methode ist die Wissenschaft wieder zu der durch Baco von Verulam gelehrten inductiven, auf Erfahrung beruhenden umgekehrt. Denn nicht aus allgemeinen, abstracten Begriffen — sogenannten Kategorien — heraus haben wir die Natur und Geschichte zu construiren, sondern umgekehrt aus der gegebenen, erfahrungsmäßig sich uns darstellenden Natur und Geschichte unsere Begriffe über dieselben zu entwickeln.

Zurechnungsfähig.

Die Frage, ob ein Verbrecher zurechnungsfähig sei oder nicht, beschäftigt in einzelnen Fällen die Thätigkeit unserer Gerichtshöfe in anspannender Weise.

In der Hauptsache gehen aber alle Strafgesetzgebungen von der Präsumtion aus: Bis zum Beweis des Gegentheils ist jeder Mensch für zurechnungsfähig zu halten, willensfrei und zurechnungsfähig zu achten. Nur ausnahmsweise wird Willensunfreiheit und damit verbundene Unzurechnungsfähigkeit in höherem oder niederem Grade angenommen. Die Entscheidung darüber gibt der Gerichtshof, die Entscheidung aber, ob der Fall zur Bejahung des Begriffs überhaupt geeignet sei, fällt dem Richter anheim; daher die Forderung, daß der Richter ein guter Psychologe sein müsse.

Neuerdings ist gegen diese Auffassung der Sachlage manches Bedenken erhoben worden. Die Psychologie kann ohne Physiologie nicht mehr bestehen, und diese Wissenschaft ist denn doch hier und da auf einem Richterstuhle ganz unzugängliche Dinge gestiegen. Man findet, daß Menschen mit kurzem Halse geneigter zu leidenschaftlicher That als solche sind, bei denen das Blut längere Zeit braucht, vom Herzen in das Gehirn zu gelangen; man sieht, daß gewisse Verletzungen am Kopfe, Muskenmark gewisse Anomalitäten des geistigen Lebens hervorbringen; man kann nicht in Abrede stellen, daß mancherlei Nervenleiden die Willensfreiheit des Menschen in verschiedener Art alteriren, ja daß schon die schlechte oder gute Blutbeschaffenheit darauf einwirkt. Alle diese Beobachtungen leiten dahin, der ärztlichen Frage nach der Zurechnungsfähigkeit eines Verbrechers künftig mehr Raum zu gestatten, und können in dieser Beziehung Friedreich's „Blätter für gerichtliche Anthropologie" Richtern, Sachwaltern und Laien nicht genug empfohlen werden.

Es läßt sich sogar bei von der linken Seite der Physiologen aufgestellte Satz nicht ohne weiteres von der Hand weisen, daß bei vollkommener Kenntniß des menschlichen Leibes und des Baus unserer Nervensysteme überhaupt eine ganz andere Ansicht von der sogenannten Willensfreiheit des Menschen Macht gewinnen würde. Jemand doch selbst Liebig: „Eine jede Gehirnung, insofern sie Antheil an den Lebensprocessen nimmt, wirkt in einer gewissen Weise auf unser Nervensystem, auf die sinnlichen Neigungen und den Willen des Menschen ein." Warum also ein solches Zorngericht erheben, wenn Männer von vielleicht unreinlichen, immer aber doch wissenschaftlicher Gesinnung die Willensfreiheit leugnen? Treffen sie doch darin mit einigen unserer größten Denker zusammen. Wer weiß nicht, daß Spinoza gesagt hat: „Die menschliche Freiheit, deren Alle sich rühmen, besteht allein darin, daß die Menschen sich ihres Willens bewußt und der Ursachen, von denen sie bestimmt werden, unbewußt sind —?" Arthur Schopenhauer hält ähnliche Ansichten fest.

Von theologischer Seite hat es leicht, derlei Dinge kurz zu verdammen, allein der Wissenschaft bleibt die Frage offen. Anders ist es, ob man in die praktischen Folgerungen einstimmen könne, die von den Materialisten aus ihrer Theorie gezogen werden. Man fängt an, jeden Verbrecher als einen „kranken Mann" zu betrachten, vor dem man sich wol sichern müsse wie vor andern Irrsinnigen, den man jedoch mit Strafen zu verschonen habe. Wir entgegnen, daß diejenigen Lehren der Gesellschaft über Gut und Böse, welche zum criminellen Princip erhoben werden, von Jedermann zu beobachten sind, der in ihr leben will. Wer dagegen verstößt, hat die gesetzlich angedrohte Strafe zu verbüßen, soweit ihm nicht von den Aerzten die Möglichkeit einer Geistesverkennung oder der bewußten That abgesprochen wird. Jede Strafe ist nöthige Züchtigung, Zucht zu erzielen. Der Wille, frei oder unfrei, muß sich an das Gute gewöhnen, diese Gewöhnung geschieht durch Zucht an den Kindern, Zucht an den widerspänstigen Erwachsenen. Dabei werden freilich, je höher die staatliche Bildung, desto inniger die Principien der Moral und Rechtsphäre in Einklang zu bringen sein. Bei der Unmöglichkeit einer Begründung der individuellen Moralität wird Alles in der Hauptsache aber nur auf Milderung und feinere Nuancirung der Strafen hinauslaufen. Wir unterschreiben hier vollständig, was Advocat Börner in seiner kürzlich erschienenen Schrift: „Die Willensfreiheit, Zurechnung und Strafe in ihren Grundlehren" (Freiberg, Gerlach, 1857), unter Anderm ausstellt, wenn er sagt: „Das Innere der verschiedenen Menschen bietet eine Mannichfaltigkeit der Entwickelungen, wie wir sie vollständig zu übersehen und im voraus für die Criminalgesetze in allgemeine Kategorien mit vollständiger Erschöpfung und so zu ordnen, daß jedem Falle vorgesehen wäre, nicht im Stande sind. Aber annähernd kann das Ziel erreicht werden und jedenfalls vollständiger, als es jetzt in der Regel der Fall ist." . . . „So ist es unbedingt eine Aufforderung an die Criminalgesetzgebung, daß sie die Vergehen und deren Bestrafung

nicht allein nach der äußern That, sondern auch und zwar vornehmlich nach der innern Gesinnung bestimmt, aus welcher jene entstanden ist.“ . . . . „Ja man kann wol mit Recht behaupten, daß die Ermittelung des subjectiven Thatbestandes noch wichtiger, wenn auch in der Regel bei weitem schwieriger ist als die des objectiven, sobald man nämlich, wie nothwendig, unter der Frage nach dem subjectiven Thatbestande nicht blos die versteht, ob Jemand etwas gethan habe, sondern auch die nach den innern Ursachen und nach dem Grade der jedesmaligen Schuld.“

Heutzutage in man gewöhnlich mit dem objectiven Thatbestande eines Verbrechens zufrieden. Ob ein Diebstahl aus Noth oder Bosheit begangen worden, ob ein Mord aus Liebe oder Gewinnsucht verübt, ist dem Richter und Gerichtsarzte einerlei. Das Kunstmoment aller Strafzumessung sollte aber immer die moralische, nicht die juristische Beurtheilung einer That sein.

Künstler und Kunstwerke.

Kunstwerke pflegen als täglich Inspirationen, als „naturwüchsige“ Erzeugnisse in der Seele des Dichters und Künstlers betrachtet zu werden, für die Augen der Menge stehen sie immer gleich fertig und vollendet da, nur die wenigen, innigern Beschauer suchen aus dem Leben des Meisters, aus dem Werke selbst seine Schöpfungsgeschichte heraus.

In dem Buche: „Die Dresdener Galerie. Geschichten und Bilder“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1857), versucht dies A. von Sternberg oft mit vielem Glück an den vorzüglichsten Bildern in Dresden. In den Schicksalen der Künstler, in Episoden aus ihrem Leben, in daraus entstandenen Verhältnissen und Stimmungen ihres Geistes und Herzens findet er viele feinen Verknüpfungen zwischen ihnen und ihren Werken und hat dadurch für das Verständniß der letztern neue Aufschlüsse gegeben, manche derselben wol auch in neue Beleuchtung gestellt. Und nicht blos dies allein, die Gestalten der alten Meister treten uns aus diesen Sternberg'schen Geschichten lebhafter und eindringlicher vor das Auge. Immer wahr und anziehend, mag er den fein aristokratischen Rubens oder den Kunstlervagabunden Brouwer schildern, besitzt Sternberg die Kunst, in der höhergelegenen Sphäre nicht zu erkalten und in der tiefen nicht zu verlegen.

Des Liedes Geist.

Von dem Thal bis zu den Hügeln,
Aufwärts bis zum Himmelsdom,
Rausche, wie auf Sturmesflügeln,
Des Gesangs gewalt'ger Strom,
Der so frisch und wohlgemuthet
Wie der Traube Purpurblut,
Durch die Adern pulst und fluthet
Und das Herz gen Himmel trifft!

Scheint mir doch von allen Dingen
Nichts so herrlich, nichts so hehr,
Als, den Lerchen gleich, zu singen,
Wenn das Herz uns voll und schwer.
Lieder sind die luft'gen Brücken,
Drauf wir stolz gen Himmel zieh'n,
Wenn des Lebens Noth und Lücken
In den Staub die Seele zieh'n.

Sonnen schimmern, Welten kreisen,
Ueberall ist Harmonie,
Und in tausend holden Weisen
Rauscht der Strom der Poesie.
Von den Blumen, von den Sternen,
Die das Auge nicht ermißt,
Soll der Mensch, der eitle, lernen,
Was da hoch und herrlich ist.

Geist der Töne, Geist der Lieder,
Der gelebt mit Herz und Mund'
Senke dich auf uns hernieder,
Segne du der Dichter Bund'!
Daß, wenn laut aus voller Kehle
Unsres Weihelied erklingt,
Sich erheben Herz und Seele
Neuverjüngt und glutbeschwingt.

Heinrich Jerne.

Sprüche

von Edgar Bapun.

Zerspalte nicht das einfach reine Licht
Allzu pedantisch in die farb'gen Strahlen,
Und lege nicht ein allzu groß Gewicht
In die für kleines Gut bestimmten Schalen,
So bleibst du bei dem wechselnden Gericht
Des Lebens freier von Enttäuschungsqualen.

Des Daseins Seele ist ein Ocean,
Gischt'ge sind die Wellen.
Sie lösen sich nimmer von ihm los,
Ihr kehren zurück in den ewigen Schooß,
Ob sie, verfolgend die kreisende Bahn,
Verrinnen oder zerschellen.

Kultere nicht die Natur mit trennendem Eisen und Feuer,
Kaute nur singst du ihr so, seine Geständnisse ab;
Eil' auf die Höhen, ans Meer, in die dämmernden Schatten der Wälder,
Zwanglos lauschest du da wahres, enträthselndes Wort.

Was unserm Alter Lust und Werth erhält,
Es ist der Sinn, den Zauberklang zu fassen,
Den auf der alten Aeolsharfe Welt
Die Stürme des Jahrhunderts tönen lassen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 4.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Ein Medaillon.

Erzählung in sieben Capiteln von Georg Horn.

Siebentes Capitel.

Letzter Kampf.

Zehn Monate! „Ja, wenn die Zeit außer uns wäre!“ meint der ahnungsvolle, reizbare Nyriani. Für Klara's Vater und Hartmann war es eine ewige Kette verdrießlichen Zögerns. Wolfbrecht war durch Sturm und widrige Winde verschlagen und um mehre Wochen dem Ziele seiner Reise und seiner Sehnsucht entrückt worden. Er empfand in vollstem Umfange das seelenmarternde Gefühl, mit Ketten an einen Ort gefesselt zu sein und jeden Augenblick in der Ferne das Theuerste verlieren zu müssen. Für Klara war diese Zeit nichts als Ungewißheit und entsetzliche Angst vor der Zukunft gewesen. Sie hatte ein Wanderleben ohne Ziel und Ruhe gelebt. Damit sich ihr der Becher des Leidens bis zum Rande fülle, mußte ihr in der Fremde auch noch die treue Dienerin und Freundin Betty an einem epidemischen Fieber hinsterben. Sie stand allein unter fremden Menschen, einsam in ihrem Schmerze, ohne Hoffnung. Ihr Lieblingsaufenthalt war an großen Häfen und Seeplätzen und tagelang konnte sie am Strande sitzen und hinaus in die wogende lockende See schauen und tausend mal hatte sich schon ihr Fuß bewegt, um zu ihm zu flüchten mit ihrer großen Schuld und ihrem großen Schmerz, um zu seinen Füßen niederzusinken, zu weinen und Vergebung zu erflehen. Aber nein — wozu auch? Er liebte eine Andere — er liebte sie nicht mehr. Aber bald sprach dann eine geheime Stimme in ihrem Herzen: Er liebt dich treu und ewig! Stand die Gewißheit seiner Liebe wie ein voller glühender Stern über ihrem Haupte, der mit lodernden Strahlen sie verbrannte.

Von Brüssel hatte sie an Hartmann geschrieben und auf eine Trennung ihrer Ehe angetragen. Sie hatte ihm die offensten und umfassendsten Geständnisse gemacht und zugleich einen Advocaten ihrer Vaterstadt mit der Führung ihres Processes betraut.

Hartmann fürchtete den Verlust äußerer Vortheile und den Spott — Herr van Aert vor allem — das Aufsehen. Heute war der entscheidende Tag gewesen. Klara war gestern zurückgekehrt und im Hause ihres Vaters abgestiegen, ohne ihn jedoch gesehen zu haben. Hartmann, der auf Verlangen des Herrn van Aert solange auf Reisen gewesen, war an gleichem Tage eingetroffen. Der Gatte war in der Wohnung abgestiegen, die er vor seiner Hochzeit hatte einrichten lassen. Für Klara war es der fürchterlichste Tag ihres Lebens. Das Gesetz räumte ihrem unbeugsamen Gatten jede Gewalt über sie ein, mit der Aufforderung an sie, heute noch zu ihm zurückzukehren. Sie hatte den Urtheilsspruch vernommen, geisterblaß verließ sie den Saal. Sie, die schon längst über sich selbst das Schuldig gesprochen hatte, sie wartete nur dies öffentliche Urtheil ab, um den schwarzen Schleier über sich und ihr Leben zu

werden, mit der letzten Forderung an die Welt: „Begrabt mich!“ Eine Stunde darauf las sie folgende Zeilen:

„Alles soll zwischen uns, liebe Klara, vergessen sein, wenn du von jetzt an verständig bleiben willst. Ich halte alles Vergessene für Das, was es ist, für romanhafte Träume. Also Alles vergessen. Ein Gleiches sagt dir der Vater sagen. Ich mache mit ihm einen Nachmittag eine Landpartie. Wir sehen ein Herrschaftsgut an, das uns angeboten wurde.

Am Abend kehren wir zurück. Dann führe ich dich heim — evident als die Meine.

Dein Hartmann.“

„Keine Rettung?“ rief Klara und sprang, wie von Fieberschauern gerüttelt, auf. Das Zwingende und Verzweifelte ihrer Lage stand in furchtbarer Klarheit vor ihrer Seele. „Verrückt denn Alles um mich? Auch die Hoffnung? Und muß ich denn selbst mit versinken? Vollbrecht, komme — rette mich!“

„Kann ich Fräulein Klara sprechen?“ sagte da im Vorgemach eine feste, männliche Stimme zu ihrer Dienerin.

Diese Stimme — seine, Vollbrecht's Stimme — war sie die Stimme des Weltgerichts!

Sie wollte fliehen, sie konnte nicht, sie wollte schreien, umsonst.

„Sie meinen doch wol die Tochter des Hauses?“ hörte sie die Zofe erwidern. „Bedaure — ich soll Niemand vorlassen.“

Dann hörte Klara nichts mehr, es wurde dunkel und still, dumpf und grauenhaft um sie her. Sie fühlte nur, wie Nacht hielt es sie am Arm gefaßt und zwei Augen bannten in die ihren. Dann las er bei ihr, wie ein Richter über sie zu Gericht und sie kniete an seiner Seite und beichtete und schaute bei jedem Worte nach ihm auf, um Vergebung und Milde. Ihr Sprechen war ein Stammeln, bis allmälig über ihren Bekenntnissen seine Züge heller, milder und weicher wurden.

„Ich muß dir Alles sagen, dir, meinem Herzenskundiger! Ich will nicht besser scheinen, keine Gnade vor deinem Herzen, nur Recht! Der Brief — und dann — mein Medaillon.“

„Das Medaillon?“

Sie zog es hervor.

„Es ruht an meinem Herzen — es war ja bei dir.“

Vollbrecht machte eine Bewegung, als wollte er sich den Staub aus den Augen wischen. „Mein Medaillon! Wieder in deinen Händen! O glücklicher Zufall! Aber wie — wie?“

Einen Moment konnte Klara vor Ueberraschung nicht antworten. Er hatte das Pfand ihrer Liebe nicht leichtsinnig vergeben? Desto größer die Schuld — aber er liebte sie noch! Jetzt glaubte sie wieder an ihn, in der zwölften Stunde. Daß es zu spät sei, daran dachte sie nicht, nur an die Gewißheit seiner Liebe. Sie gab ihr die Sprache wieder und ließ sie ihm in raschen Worten erzählen, wie sie wieder in den Besitz des Kleinods gekommen war.

„Nicht wahr, du hattest es mir nicht zurückgesandt?“ schloß sie, „du liebst mich noch? Nein, sprich nicht, ich weiß es auch ohne Worte!“

„Es wurde mir entwandt“, sagte er und fügte davon die ganze Erzählung des Verhalts. Einen Augenblick jauchzte Klara auf, um gleich darauf in ihren Schmerz zurückzusinken. „Mein bleibt immer die Schuld. Ich hätte an dich und deine Liebe glauben sollen.“

Auf seinen Lippen schwebte eine große entscheidende Frage, er wagte sie nicht. Vielleicht ahnte er, was ihn und sie dann zerschmettern würde.

„Nimm Alles zusammen, Vollbrecht, so kommt am Ende nur die Eitelkeit, die Todessünde des Weibes heraus. Ich fürchtete meinen Vater, die Welt, vergib, Vollbrecht! Nicht eher werde ich aufstehen, bis du sagst: Friede sei zwischen unsern Herzen.“

Sie erwartete in athemloser Spannung die Gnade aus seinem Munde. Er beugte sich herab und drückte einen Kuß auf ihre Lippen — den Friedenskuß.

„Und jetzt rette mich!“ rief sie wie mit neuer Seele. „Sie wollen mich von dir reißen. Und ich bin doch dein, Vollbrecht!“

So mächtig war für sie der Zauber seiner Gegenwart, der alten Liebe, daß sie Alles darüber vergaß. Es war wie das blendende Aufleuchten des Blitzes vor dem vernichtenden Schlage, ein Augenblick höchster Weihe, eine heilige Vermählung der Herzen. Plötzlich aber fuhr Klara aus dem süßen Traume empor. Wie in Fieberfurcht des Herzens stöhnte sie: „Sie kommen!“

„Wer? Du erbleichst, du zitterst. Vor deinem Vater?“

„Ja — meinem Vater! Er ist nicht allein, mit ihm kommt noch ein Anderer — Herr Hartmann!“

Sie zuckte zusammen. Mit dem Namen stand auch ihr Schicksal wieder vor ihrer Seele.

„Herr Hartmann, dein Bräutigam?“

Vollbrecht stockte bei dieser Frage.

„Ja, mein Bräutigam“, antwortete sie tonlos.

Er wusste es also nicht, das ganze volle Maß ihrer Schuld. Wie gern wäre sie mit einem Lächeln auf den Lippen — gestorben, aber das Geständniß ihrer Sünde gegen ihn auszusprechen — das konnte sie nimmermehr.

„Sei ohne Sorge, Klara. Es war das Gerücht meines Wagens, der vor dem Hause hält und jetzt »Kehrt« machte, um mich nach dem Hôtel zu bringen.“

„Du willst mich verlassen? Nein, Vollbrecht, nimm mich mit dir, hier ist es mir fürchterlich, ohne dich.“

Er erschrak tief vor dem unheimlichen Leuchten ihrer Augen, dem verzweifelten Tone ihrer Stimme.

„Ich werde wieder kommen, Klara, um mit deinem Vater zu sprechen; dann sollst du mit mir gehen.“

„Ich würde sterben. Er wird kommen, er wird mich mit seinen kalten Händen berühren, rette mich, Vollbrecht, nimm mich mit dir!“

Diesem leidenschaftlichen Flehen vermochte er nicht zu widerstehen. Er überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Gut, Klara — ich werde dich mit mir nehmen, in Sicherheit bringen und dann zu deinem Vater zurückkehren. Noch heute sei Alles rein zwischen uns.“

Er reichte ihr den Arm. Hastig griff sie nach Hut und Shawl. In ihrem Auge stand eine Thräne. Der letzte Blick — die letzte Thräne. Sie zog den schwarzen Schleier über ihr Antlitz herab und schritt an seinem Arme den Corridor entlang.

Vollbrecht hob Klara in den Wagen und dahin ging es im sprudelnden Trabe durch das Gewühl von Menschen und Wagen; Klara vergaß sich selbst. Sie lag an seiner Seite, sie sah und athmete, einzig um sich eine neue, entzückende Welt. Hand in Hand, Auge in Auge tauchten sie Seele um Seele. Es gab für sie keine Stätte des Glücks mehr, sie hatten die höchste erstiegen. Der Wagen bog um eine Ecke — da sah sie ihres Vaters und Gatten daherrollenden Wagen. Sie stieß einen lauten Schrei aus, die Pferde scheuten zurück, der Kutscher versuchte die feurigen Thiere mit dem Zügel zurückzureißen, zum Stehen zu bringen — vergeblich. Aus vollen Nüstern schnaubend, entrissen sie mit wilder Kraft dem Erschreckten die Zügel und tobten mit dem Wagen durch die schnell und erschreckt zur Seite springende Menge, bis sie an der Ecke der nächsten Straße an einer Steinsäule anprallte und die Thiere von selbst zum Stehen zwang. Vollbrecht sah, wie Klara's Haupt an die Steine geschleudert ward, dann verging ihm die Sinne. Im nächsten Moment kam er wieder zu sich, Klara lag todtenbleich, blutend am Kopfe, im Wagen, umringt von jammernden, schreienden, gaffenden Menschen. Einige Schritte davon lag das Ziel ihrer Fahrt, das Hôtel. Vollbrecht selbst hatte sie dahingebracht. Eine Viertelstunde später war er mit dem Arzte allein im Zimmer. Klara lag auf dem Sopha, die Augen geschlossen, bewußtlos. Vollbrecht schaute angstvoll nach dem Arzt, der conventionell die Schultern zuckte und sagte: „Nur ein Wunder konnte sie retten, und Wunder geschehen heutzutage keine mehr, am wenigsten von Aerzten.“ Dann trat er in das Nebenzimmer.

Vollbrecht setzte sich auf den Stuhl neben dem Sopha, ergriff den Schwamm und wischte damit das rinnende Blut von den Schläfen. Es fielen heißere und glühendere Thränen auf ihr bleiches Antlitz. Er drückte einen Kuß auf ihre fahlen Lippen. Berauscht von der Wärme seines Lebens, seiner Liebe schlug sie die Augen auf und als sie den blutigen Schwamm, ihr eigenes Kleid mit Blut befleckt, gesehen hatte, sagte sie leise mit jenem unbeschreiblich rührenden, entsagenden Lächeln: „Ich weiß Alles, Vollbrecht.“

Dann suchte sie seine Hand, und indem sie mit warmem Druck erfassend, begann sie mit schwacher Stimme: „Unser Feld hinausprägen in die Aufgabe Gottes an uns, gleichviel ob das Feld groß oder klein, ob fruchtbar, oder dürr. Vollenden! Je höher aber unser Aufflug über die Welt, desto größer hier die Strafe, wenn wir ermatten und zurückbleiben. Ich wollte stark sein in der Liebe und war schwach, und diese Kluft zwischen Wollen und Vollbringen kann nur Eines ausgleichen.“

„Klara!“

„Der Tod — Vollbrecht! Keine Täuschung, auch keine Lüge mehr! Vorhin konnte ich dir es nicht sagen, ich fürchtete mich vor dir, aber jetzt, wo es zum Abschied geht — Vollbrecht, ich war vermählt.“

Er war aufgesprungen und starrte ihr in das brechende Auge.

„Vergieb! Das Medaillon — hörst du, Vollbrecht? Und mit deine Hand werden, meine Geschichte ist aus, sie bleibt das Leben. Deine Hand ist so warm — wie lebewohl, Vollbrecht,

ſteht du ihren Wagen? Sie kommen — weh, ſeine kalten Hände faſſen mich an, ach Volkbrecht!"

Es war ihr letztes Wort, ſie ſtreckte die Arme nach ihm aus, als wollte ſie ſich an ihn und das Leben feſtklammern, dann ſank ſie zurück.

Stille war's, wie immer beim Tode und bei den Schmerzen. Volkbrecht ſtand an der Leiche — lange und ſtarr, ſeine Gedanken jagten wild, jäh und verworren durch ſein Gehirn. Er griff nach ſeinem Herzen, als drohe ihm die Bruſt zu zerſpringen. Da fühlte er an etwas Hartes — er zog es heraus. Es war ſein Revolver. Aus dunkeln Schlünden ſchaute es ihn ſo traulich, lockend wie die Ruhe, die ewige Ruhe an. Er unterſuchte, er war geladen. Ein Moment — vorbei war Alles. Was hatte er noch zu ſuchen auf dieſer Welt — ohne Liebe? Doch Einer liebte ihn noch jenſeits des Ocean — dort harrten Gleichen ſeiner — „nein", ſagte er in ſeinen Gedanken, „die Todten leben uns zu lieben. Ein Mann muß ſeinen Weg durchſtechen und darf nie liegenbleiben an Gräbern und weinen, aber nicht darüber ſtrauchlen und fallen."

Er legte den Revolver beiſeite, küßte nochmals ihre bleichen Lippen und deckte den ſchwarzen Schleier über ſie, wie über ein Stück abgeſchloſſenen Lebens — er hatte überwunden.

Mathias von Aert und ſein Schwiegerſohn traten bald nachher vor Klara's Leiche.

„Gewiß todt", ſagte Herr Hartmann und befahl ein ſehr glänzendes Begräbniß.

Der Alte ſprach nichts, konnte nichts ſprechen. Er ſtand mit dem Bewußtſein eines Sünders vor ſeiner Tochter. Da trat Volkbrecht an ihn heran. Herr von Aert ſuchte zuſammen, als Volkbrecht ihm das Schreiben von David Jungſens überreichte.

Mathias von Aert riß das Papier auf und las nur den Namen David Jungſens, da wurde es noch ſchwärzer vor ſeinen Augen.

„Ich komme von ihm", ſagte Volkbrecht langſam.

„Sie können jetzt verfahren — wie's Ihnen gefällt", ſagte zitternd der alte Mann.

„Nein", erwiderte Volkbrecht ſtolz und zerriß den Brief. „Ich werde mich nicht rächen. Dieſe Heilige hat Alles geſühnt. Mein Herz verbietet mir, Ihnen Vorwürfe zu machen; Sie ſind ein unglücklicher Mann. Sie haben Alles aus Rückſichten vor die Welt gethan. Wie hat ſie Ihnen gedankt, was hat ſie Ihnen gelaſſen? Ein Leiche und ein einſames Alter."

Am andern Morgen befand ſich Volkbrecht bereits am Bord eines nach den indiſchen Gewäſſern gehenden Schiffs.

Das Ich in der Kindersprache.

Alle Kinder, die ich beobachtete, bedurften wenigſtens ein jähriges Sprachſtudium, um das kleine Fürwort, womit der Redende ſein Selbſt bezeichnet, ohne Fehler anwenden zu lernen. In dieſer Lernzeit, wo faſt täglich ein erheblicher Fortſchritt gemacht wird, eignet ſich das Kind mehre Hunderte von Wörtern an, ſelbſt viele, deren Ausſprache dem Ausländer nie vollkommen gelingt, und einige, die dem Verſtändniß nicht unerhebliche Schwierigkeiten bieten: wie aber, warum und weil, nichts. Nur jenes kleine Wörtlein wird entweder vom Kinde gar nicht geſprochen, oder falſch angewandt oder wenigſtens unverſtanden nachgeahmt. Ein Kind, das mit beinahe drei Jahren ſein Ich gehörig ſetzen kann, verdient eine lobende Cenſur ſo gut wie ein Tertianer, der ſein ὁ nach allen Kunſtregeln zu brauchen verſteht.

Worin liegt nun die Schwierigkeit jenes Wortes? Warum lernt der kleine Sprachſchüler, der, wie die Mutter mit Stolz ſagt, Alles verſteht, was die Erwachſenen reden, und ſo gewandt plaudert wie eine zwitſchernde Schwalbe, jenes Wörtlein, welches doch ſelbſt in der einfachſten Unterhaltung unentbehrlich ſcheint, ſo ſpät brauchen?

An der Schwierigkeit der Ausſprache liegt es nicht, daß das Wort Ich ſo ſpät vom Kinde aufgegriffen wird. Der Gaumen des deutſchen Kindes ſcheint förmlich prädeſtinirt zu ſein, um rauh hauchende Kehllaute, welche dem Franzoſen und Engländer ebenſo ſchwierig als häßlich erſcheinen, hervorzubringen. Alle deutſchen Kinder, die ich darauf prüfte, ſagten weder if noch ich, wie Ausländer thun, ſondern ſie ſprachen das Wörtchen ſo vollkommen aus, wie man es von Erwachſenen hört, und ich fand nie ein Kind, welches dieſes Wörtlein radebrechte.

Die Schwierigkeit des Ich muß alſo im Sinne deſſelben liegen. Nun meinen Viele, der Begriff des Ich ſei im Kinde noch nicht vorhanden, deshalb könne das Kind auch vom Symbol dieſes Ich keinen Gebrauch machen; es unterſcheide ſich ſelbſt noch nicht klar vom Nicht Ich, um ſich als ſelbſtändiges Subject zu erkennen und zu bezeichnen.

Diese Ansicht ist gewiß ein Irrthum. Versteht man unter dem Begriff des Ich das reine, klare Selbstbewußtsein, das Wissen vom Ich schlechthin an sich, wie es die Philosophen nennen, so muß man natürlich zugeben, daß diesen Begriff das Kind nicht habe, aber auch, wenn es nicht im Mannesalter philosophirt, nie bekommt. Wird doch uns Laien von den Philosophen vorgeworfen, wir dächten uns unter unserm Ich immer nur Das, was so und so im Spiegel aussieht und Dies und Jenes erlebt habe, und wir kämen hienieden nie zum reinen, von allen Zufälligkeiten gesäuberten Selbstbewußtsein.

Aber Das, was wir Nichtphilosophen, die wir die Gedanken nicht immer und immer filtriren, bis sie von aller Farbe der Thatsächlichkeit befreit sind, als Selbstbewußtsein passiren lassen, dieses Selbstbewußtsein oder — vorsichtiger gesagt — Selbstgefühl haben die Kinder schon lange zuvor erworben, ehe sie zur Anwendung des Ich-Anwortes greifen. Schon in den ersten Wochen seines Lebens lernt das Kind ahnen, daß ein Nicht-Ich außer ihm sei, da es bald findet, daß etwas vorhanden sein müsse, das nicht zum eigenen Selbst gehört, weil es sich nicht entsprechend seinem Willen und gleichförmig mit den Bewegungen des Körpers bewegt. Und gibt nicht der Umstand, daß Kinder so früh um das Mein und Dein hadern, den sichern Beweis, daß das Kind seine eigene Person andern Personen schroff entgegensetzt? Nebelhaft und verworren genug mag diese Dämmerungszeit des Selbstbewußtseins im ersten Kindesalter sein, aber es ist doch eben Morgendämmerung, und wenn auch die Sonne des klaren Welt- und Selbstbewußtseins noch nicht aufgegangen ist, so wirken ihre Strahlen doch durch eine Art Brechung schon auf den kindlichen Horizont.

Da nun die Fähigkeit zum Aussprechen jenes Wortes vorhanden ist und der Begriff desselben wenigstens als Keim in der Kindesseele ruht, was hindert denn die Kinder, die so gern Alles nachahmen, und „aufschnappen", jenes Wort anzuwenden?

Doch ich will nicht deduciren, sondern, nach der Methode der Naturforscher, die Thatsachen reden lassen und die Entwickelung meines Knaben, über die ich sorgfältig Buch geführt habe, in dieser Hinsicht summarisch verfolgen.

Zuerst drückte dieser Knabe, wie es alle Kinder thun, Alles, was sich auf sein Selbst bezog, in der unbestimmtesten Allgemeinheit aus. Er sagte nicht: ‚Ich habe das schon' sondern: „Er!" nicht: ‚Das schmeckt mir' sondern einfach: „Gut!" nicht: ‚Ich will getragen sein' sondern: „Tragen!" Ein solcher Sprachanfänger spricht fast nur in Interjectionen und Infinitiven, wenn er Stimmungen und Zustände seines Innern bezeichnen will. Er dünkt sich der Mittelpunkt des Kreises, in dem er lebt, und hält es für selbstverständlich, daß alle jene Aeußerungen sich auf den Sprechenden beziehen, da er vielleicht nicht einmal ahnt, daß in andern Wesen gleiche oder ähnliche Stimmungen und Begierden vorkommen. Er spricht deshalb in militärischer Kürze, wie der Herr zum Diener.

Gegen Ende des zweiten Lebensjahres fing aber mein Knabe an, zu den Worten, welche Zustände seines Selbst darstellen sollten, seinen Namen, den er schon länger als ein halbes Jahr nachsprechte, anzufügen, und zwar anfangs blos dann, wenn er sich im Gegensatz zu einer andern Person bezeichnen wollte. „Mein, Arnold auf!" rief er nun, wenn ein anderes Kind den Stuhl besetzen, der ihm gehörte, und setzte bald zu den allen Redensarten, in welche er seine Wünsche kleidete, seinen Namen hinzu. Unentbehrlich wurde ihm nun vollends der Taufname, als er anfing, zusammengesetzte Sätze, und zwar zuerst Verneinungssätze, zu bilden. „Arnold gut ist, Bonbon haben!" wie konnte er diese Namen Jugendlicher anders darstellen, als daß er ein Subject daraus fügte? Dieser Gebrauch des Namens statt des Fürwortes, wie wir ihn auch bei alten Schriftstellern finden („Thucydides beschreib den Krieg der Peloponnesier und Athener", so hebt das Werk des unsterblichen Thucydides an), erhielt sich bei dem Knaben bis nahe an das dritte Jahr; nur wurden allmälig gleichzeitig auch andere Verfahren, sein Ich zu bezeichnen, von ihm eingehalten.

Woher rührt es nun, daß das Kind statt des leicht zu sprechenden Fürwortes den oft schwierigen Namen wählt? Lediglich daher, daß es sich immer mit jenem Namen genannt hört, während die Personen, die Ich sagen, eben andere und Nur Ich, welches Andere aussprechen, scheint dem Kinde etwas ihm ganz Fremdes zu bedeuten und es nimmt deshalb von jenem dunkeln Worte kaum Notiz. Denn während im Anfange das Kind, aus reiner Freude an der Bewegung seiner Sprachwerkzeuge, auch die ihm unverständlichen Laute nachahmt, spricht der heranreifende Sprachschüler freiwillig nur die Worte nach, deren

Sinn ihm einleuchtet. Hört sich ein Kind von seinen Aeltern gewöhnlich „der Junge“ oder „der Kleine“ genannt, so wendet es diese Substantiva als Ich-Surrogat an.

Als mein Knabe etwas über zwei Jahre alt war, begann er wunderlicherweise, statt sich mit Namen zu nennen, sich zu duzen. Oft redete er, nachdem er eben von sich in der dritten Person gesprochen, in der zweiten Person von sich und sagte, als könne dies zur Erläuterung des Gedankens dienen, dem in der dritten Person gehaltenen Satze noch einen desselben Inhalts hinzu, worin er sich als Du darstellte. Sagte er sonst nur: „Arnold will Semmel!“ so sagte er jetzt: „Semmel willst du!“ oder „Arnold will Semmel, Semmel willst du!“ — „Da wirst du einmal staunen!“ sagte er von sich, wenn wir einen Spaziergang antraten. Dabei konnte er schon ganz wohl die Bedeutung von er und sie. „Nachher spielt sie mit dir“, sagte er, seine Wärterin und sich selbst meinend. Ich weiß nicht, ob dieses Schwanken, in dem sich der Erwachsene zuweilen in dieser Relation oder in leidenschaftlichem Monologe überrascht, bei allen Kindern vorkommt; meinen Müttern, die ich darum befragte, war es nicht aufgefallen. Bei meinem Knaben blieb dieser Gebrauch des Du nämlich sechs Monate lang an der Tagesordnung, und selbst als er das Ich richtig anzuwenden verstand, sprach er noch oft von sich in zweiter Person.

Seine psychologische Erklärung findet dieses Du für Ich, wodurch gewissermaßen das Subject sich selbst als ein ihm unterworfenes Object anredet, gewiß in demselben Umstande, der das Kind früher bewog, den Taufnamen als Antwort zu brauchen. Das Kind hat nämlich häufig wahrgenommen, daß es von Andern außer mit dem Taufnamen auch mit Du angeredet werde und hält nun dieses Wörtlein für ein Synonym für seine Person.

Das Ich brauchte mein Knabe zuerst mit einem komischen Mißverständniß. Als ich ihn in dieser Periode seiner Sprachentwickelung zum Danksagen gegen einen freundlichen Geber anhielt, sprach er das „Ich danke“ lächelnd und mit einer Art von Ironie nach, als wolle er sagen: „Da legt man mir einen curiosen Ausdruck in den Mund!“ Bald lernte ich einsehen, warum ihm diese Redensart komisch däuchte. Als ich bald darauf von ihm Abschied nahm, fragte er: „Wo geh' ich hin?“ Er bildete sich, wie sich später oft zeigte, ein, Ich bedeute den Vater, und hielt diesen Wahn und Sprachgebrauch selbst in der Periode noch eine Zeitlang fest, wo er schon seine eigene Person ebenfalls mit ich bezeichnete. So sagte er: „Arnold fällt nicht, ich halte ihn!“ Ein andermal rief er, als ich ihm meine kühle Hand reichte: „Ich bin kalt!“ Und als ihm ein Fremder den Hut aufliegen wollte, sprang er zu mir und rief: „Nein, ich!“ Dieser Sprachgebrauch führte zuweilen sonderbare Verwechslungen herbei. So sagte er einmal, als ich ihn auf der Schulter trug: „Ich lasse mich fallen!“

Diese absonderliche Personalbezeichnung ist nicht schwer zu erklären. Der Knabe hatte herausgefunden, daß die Person, die am meisten mit ihm verkehrte, sich selbst mit ich bezeichnete, und hielt dieses Wort demzufolge für ein Synonym mit Vater. Später, als er wahrnahm, daß auch andere Personen sich selbst als ich bezeichneten, wagte er gleichsam schüchtern diesen Titel auch auf seine kleine Person anzuwenden, und zwar anfangs nur in kleinen Sätzen, die er in ihrer Gesammtheit „aufgezeichnappt“ und gemerkt hatte.

Zum ersten male hörte ich meinen Knaben in einem originellen Satze das Ich so brauchen, daß sich daraus ein klares Verständniß jenes Ausdrucks ergab, als ihm das Badewasser über die Augen träufelte. „Ich bin dunkel!“ rief er aus. Es schien erforderlich, als müsse ihm einmal durch eine Blendung das Nicht-Ich abhandenkommen, damit er sich seines Ich klar bewußt werde. Als ich später den dreihalb Jahr alten Knaben fragte: „Wer war es?“ und er: „Ich war's!“ antwortete, versetzte ich ihm weiter zu: „Wer ist denn ich?“ Da erklärte er lächelnd: „Arnold heißt's!“ Dadurch bewies er, daß er nunmehr über die Anwendung jenes schweren Ausdrucks ins Klare gekommen war. Merkwürdig erschien mir dabei noch, daß er diesmal und später öfter dieses Ich als Neutrum behandelte, als wolle er es als ein unkörperliches Wesen bezeichnen. So fragte er später im Spiel ein anderes Kind, vor dem er sich versteckt hatte, nicht: „Wo bin ich?“ sondern: „Wo is ich?“ Wie man im Englischen nicht sagt: „I am it!“ sondern „it is I!“

Noch geraume Zeit, und zwar bis zu dem Zeitpunkte, wo er mein und dein richtig brauchte und die erste Lüge sagte, brauchte dieser Knabe du und ich ohne Unterschied von seiner Person; erst mit dem dritten Jahre wandte er das Ich ausschließlich an.

Zum Schluß erlaube ich mir hinzuzufügen, daß ich recht wohl fühle, wie diese Ich-Entwicke-

lung eines Individuums manche individuelle Eigenthümlichkeiten haben dürfte und daß erst die Beobachtung einer größern Zahl von Kindern sichere Auskunft über die Gesetze jenes merkwürdigen psychologischen Processes verschaffen wird. Namentlich wäre die Beobachtung von Kindern solcher Nationen wünschenswerth, deren Sprache das Ich, wenn es nicht stark betont wird, nur als Endsilbe an den Stamm des Zeitworts fügt. Vielleicht nimmt sich einmal eine der gebeten Leserinnen, welche sich in Italien aufhält, die Mühe, die Ich-Entwickelung eines Kindes zu beobachten, welches in den Lauten der italienischen Zunge seine ersten Wörter stammelt.

Als ich diese Zeilen schrieb, kam mir ein Buch in die Hände, welches mich durch die geistvolle Behandlung des Ursprungs der Sprache so fesselte, daß ich die Feder weglegte, um ununterbrochen dem methodischen Gange eines Philosophen zu folgen, der nicht auf einer trockenen geradlinigen Heerstraße, sondern auf einem anmuthigen grünen Pfade zum Ziele zu leiten strebt. Es war der zweite Band von Lazarus' „Das Leben der Seele, in Monographieen über seine Erscheinungen und Gesetze" (Berlin, Schindler, 1857). Dieses Buch, dessen größter Theil von einer Reihe von Abhandlungen über Geist und Sprache gebildet wird, trug nicht wenig bei, mich glauben zu machen, daß die oben versuchten Folgerungen nicht unrichtig seien, als ich in einer Anmerkung des über die Erlernung der Sprache handelnden Abschnitts (S. 131) las:

„Es ist leicht einzusehen, weshalb das Kind das Wort »ich« so spät gebraucht und statt dessen seinen Namen sagt; denn dies Pronomen wird stets nur von Einer Person, der redenden, gebraucht; du aber und er u. s. w. sagt derselbe Redende zu vielen Andern; je häufiger aber die Verschiedung und Sonderung, desto leichter ist das Verständniß. Indeß hat man auf dies Factum oft zu großes Gewicht gelegt; es ist sicher, daß das Kind auch „er" und „wir" nicht viel früher anwendet als „ich" und auch für jene lieber die Eigennamen braucht."

Möge jenes Buch, in dem der Verfasser dem vielbesprochenen Ursprung der Sprache mit der Leuchte der Psychologie nachgeht und manche Partieen dieses dunkeln Gebietes glücklich beleuchtet, Allen, die sich gern anmuthig belehren und zu eigenem Denken anregen lassen, empfohlen sein! Es dürfte diese Schrift zu der nicht großen Zahl populärer philosophischer Abhandlungen gehören, welche einer Wissenschaft, die in unserer Zeit vom großern Publicum entweder ganz bei seite gelegt oder nicht selten gehaßt und verachtet wird, Freunde unter den Laien zuführen werden.

E. Sigismund.

Zur Geschichte der Tanzkunst in Spanien.

Schon nach den ersten Andeutungen der Geschichte und Sage war der Tanz eine Lieblingsbelustigung der Bewohner Spaniens und ist bis auf den heutigen Tag, wie die Musik in Italien, eine Leidenschaft der ganzen Bevölkerung geblieben. Die Schilderungen, welche römische Schriftsteller von der Kunst der gaditanischen Tänzerinnen entwerfen, begünstigen die Annahme, daß die spanischen Tänze schon damals in ähnlicher Art wie der heutige Fandango und Bolero mit lebhaften Bewegungen und Gesticulationen verbunden gewesen und zum Schall der Castagnetten, diesem nothwendigen Requisit fast aller südlichen Tänze, ausgeführt worden seien.

Die Tänze der Basken, die nach den Forschungen Wilhelm von Humboldt's die Urbewohner Spaniens gewesen sein sollen, beschreibt der cantabrische Gelehrte J. J. de Iztueta in dem in baskischer Sprache geschriebenen Buch: „Geschichte der alten Guipuzcoanischen Tänze, und Regeln, um sie gut auszuführen und in Versen zu singen" (San Sebastian, 1824), aufs genauste. Er schildert die verschiedene Tänze mit ihren eigenthümlichen Ceremonieen, darunter die Pyrrhichius- oder den Lanzentanz, der von Männern mit Stäben bewaffnet ausgeführt wird, zur Erinnerung an die Schlacht von Beotibar, welche die Guipuzcoaner gegen die Navarresen gewannen. Alle diese Tänze, meist reihenweise ausgeführt, werden von Gesang und lebhaften Gesticulationen begleitet und jeder einzelne Tanz hat seine eigenthümliche Bedeutung, großentheils mit Bezug auf die Sitten und Thaten der alten Cantabrier.

Durch die Herrschaft der Mauren in Spanien erhielten die Tanzmelodieen eine orientalische Färbung und haben die Volksweisen in Altcastilien und Galicien, die nur kurze Zeit unter der Herrschaft der Mauren blieben, wenig Eigenthümliches, so sind sie in Mittel- und Südspanien heute origineller. Aus jener Zeit der Maurenherrschaft stammt auch die **Morescke**, ein maurischer Tanz mit Capricen und seltsamen Luftsprüngen, der sich schon früh (in England seit Eduard III.) aus Spanien

in das übrige Europa verbreitete und zu den beliebtesten Volksbelustigungen damaliger Zeit gehörte.

Aus den asturischen Bergen stieg die alte Lieblingstänze von neuem in die wiedereroberten Provinzen, um hier in den mittlern Jahrhunderten ihre weitere Ausbildung zu erhalten. Auf letztere übten wahrscheinlich die Minstrels und Joglares *) bedeutenden Einfluß, da die Abfassung von Tanzliedern (baladas und danzas) ganz besonders in ihr Kunstbereich fiel. Daß diese umherziehenden Künstler außer dem Singen und Spielen auf musikalischen Instrumenten sich auch auf das Tanzen legten, sehen wir aus dem alten spanischen Ritterroman „Tirante el Blanco".

Zu den ältern, schon im Mittelalter üblichen Tänzen gehören die Gitanilla und die Allemanda, letzterer aus Deutschland stammend und Beides Tänze, deren Aufhören Lope de Vega, ein großer Freund des Tanzes, in seinem Roman „Dorothea" lebhaft bedauert, von denen er sagt, sie seien so ganz in Vergessenheit gerathen, daß man nicht einmal mehr wisse, wie sie beschaffen gewesen; ferner der Turdion, der Pinolagdan, die Madonna Orlana, der Rey don Alonso el Bueno, nach der ihn begleitenden Romanze so genannt, und die Pavana oder Pavane, ein ernsthaft feierlicher Tanz, der vorzugsweise der „Große Tanz" hieß. Fürsten tanzten ihn in ihren Galamänteln, die Ritter mit Mantel und Degen, Magistratspersonen in der Robe, Damen mit langen, nachschleifenden Schleppkleidern. Man ahmte dabei den radschlagenden Pfauenstolz (pavo), oder die katholische Henne (Spanisch pava) nach, woher der Name entstanden sein soll. Als später die Pavane in ganz Europa Mode kam, folgte immer auf dieselbe die Gaillarde, ein ursprünglich lombardischer Tanz, als leichtere Variation des vorigen Themas. Das Schema dieses Tanzes befindet sich in Thoinet Arbeau's (Gründer der Chorographie) „Orchesographie" (1588, 4 mit Kupfern). Er schrieb unter jede Note der Melodie die Bewegungen und die Pas des Tanzes.

Im Allgemeinen unterschied man Reyes und Danzas, von denen jene mit Bewegungen der Arme und Hände verbunden waren, diese nicht. Schon in den ersten rohen Versuchen des Dramas spielte der Tanz eine Rolle, wie er namentlich bei den Darstellungen in den Kirchen einen wesentlichen Bestandtheil bildete. Zu den Feierlichkeiten, durch welche das Fronleichnamsfest verherrlicht wurde, gehörten als unumgängliches Erforderniß außer den Autos (Dramen geistlichen Inhalts) auch Tänze, deren nach den Municipalgesetzen der Stadt Carrion de los Condes von 1578 jedesmal mindestens zwei stattfinden sollten. Ja noch heute, also nach dreihundert Jahren, wird in der Kathedrale von Sevilla während der Octava del Corpus jeden Abend ein Ballet vor dem Hochaltare getanzt. Die Tänzer dabei sind Knaben von 12—17 Jahren in reicher altspanischer Tracht. Die Bewegungen sind ernst und gehalten. Der Idee nach soll der Aufführung der Tanz David's um die Bundeslade zum Grunde liegen. Auf keinen der Anwesenden, selbst auf Fremde macht dieses irgendwie den Eindruck des Ungehörigen. Der Tanz ist oder kann wenigstens eine Kunst sein, die sich ebenso wie Musik und Malerei zu den ernstesten Zwecken verwenden läßt. Oft in man nur so lange erstaunt und geneigt, sein Gefühl für verletzt zu erklären, bis man das Ungewöhnliche selbst gesehen hat.

Im Laufe des 16. Jahrhunderts kamen viel neue Tänze auf, die wegen ihrer freiern Bewegungen und üppigen Stellungen anfänglich gefunden wurden, bei der großen Masse aber so vielen Beifall fanden, daß sie die ältern ernstern fast ganz in Vergessenheit zurückdrängten. Die Schriftsteller dieser Zeit sind voll von Klagen über die Lascivität dieser Tänze, vor allem der Gallarda. Von ihr sagt ein deutscher Schriftsteller, Johann Prätorius, in einem 1668 zu Leipzig gedruckten Buche über den Blocksberg, daß sie vom Teufel erfunden worden: „Von der neuen Gallairdi'schen Volta, einem welschen Tanze, wo man wie ein getriebener Topf herumhaspelt und wirbelt und welcher durch die Zauberer aus Italien und Frankreich in gebracht werden, mag man auch wol sagen, daß indem, daß solcher Wirbeltanz voller schändlicher, unflätiger Geberden und unzüchtiger Bewegungen ist, er auch das Unglück aufschlage, daß unzählig viel Morde und Mißgeburten daraus entstehen. Welches wahrscheinlich bei einer wohlbestellten Polizei zu wahrnehmen und aufs allerscharfe zu verbieten. Und dieweil die Stadt Bern fürnehmlich das Tanzen hasset, so hat der Satan eine junge Tochter von Bern gelebet, alle Die tanzend und springend zu machen, die sie mit einer eisernen Gerte oder Ruthe, welche der Teufel ihr gegeben gehabt, möchte berühren.

*) Minstrels, Joglares oder Juglares nannte man im Mittelalter fahrende Dichter und Spielleute, welche am Hofe sangen, oder Poesie und Musik als Gewerbe betrieben.

Auch hat sie der Richter gepottet und gesagt, sie werden sie nicht mögen umbringen; hat deshalb der Uebelthat nie keine Reue gehabt." Dieselbe Geschichte wird auch in der „Doctrinamanuela" des Pedinus erzählt.

Ebenso heftig entladet sich der Zorn der Schriftsteller auf die Zarabande, die Chacona und den Escarraman, drei besonders beliebte, aber auch vor allem üppige Tänze, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf allen Bühnen Fuß gefaßt hatten und vornehmlich das Verdammungsurtheil der strengen Sittenrichter auf die theatralischen Vorstellungen lenkten. Besonders provocativ muß die Sarabande gewesen sein, die ungefähr seit 1588 bekannt wurde und ihren Namen von „einem Teufel von Weibe" in Sevilla oder Guayaquil an der Westküste von Südamerika haben soll. Der Pater Mariana ließ sich angelegen sein, sie in einem eigenen Capitel seines Buches „De Spectaculis" zu bekämpfen, indem er ihr vorwirft, mehr Unheil angerichtet zu haben als die Pest. Nach einer im Jahre 1741 gedruckten Schrift: „Höchst ergötzlicher Bericht von dem Leben und Tode der seligen Frau des Anton Pintado (Name eines andern Tanzes), wie sie aus der Hauptstadt verbannt wurde und vor Betrübniß darüber starb, und von den Vermächtnissen, welche sie an die ihres Schlages und ihrer Kameradschaft hinterließ", ward sogar ein Verbot wider sie erlassen, das indessen wenig Erfolg gehabt zu haben scheint, denn noch zur Zeit Karl's II. sah sie die Gräfin d'Aulnoy auf dem Theater von San Sebastian. Sie wurde wie es scheint nur von Weibern getanzt, die Chacone dagegen paarweise und von Personen beiderlei Geschlechts. Letztere soll, wie ihr Name sagt, durch einen Blinden (ciego) erfunden sein.

Da die meisten dieser Tänze so frei und ausgelassen waren, so sagten Einige, der Teufel habe sie alle erfunden. Welche Meinung aber auch Einzelne über die Tänze gehegt haben mögen, gewiß ist, daß sie großen Anstoß verursachten, und 1621 sich auf der Bühne nur durch kräftige Aeußerungen des Volkswillens gegen den der Regierung behaupteten. Auch wurden sie eine zeitlang beschränkt und gemildert, keiner aber gänzlich verbannt, mit Ausnahme der zügellosen Sarabande; denn das Publicum meinte schon damals, die Tänze seien das eigentliche Salz der Schauspiele und ohne sie sei die Bühne nichts werth.

In der angeführten Schrift über die Sarabande ist noch von vielen andern verwandten Tänzen die Rede, die ihren Namen meist von den Anfangsworten der Lieder führen, zu denen sie getanzt wurden. Sie wurden in der Regel mit Begleitung der Guitarre, zu Zeiten aber auch der Flöte und Harfe, gesungen; einige Tänzerinnen sollen die Geschicklichkeit besessen haben, zugleich zu tanzen und zu singen.

Dieselbe Klage, die Lope de Vega in Betreff der ältern Tanzweisen führt, daß dieselben vergessen seien und man die Art und Weise, wie sie getanzt wurden, nicht mehr wisse, wird zwei Jahrhunderte später von einem eifrigen Vertheidiger der spanischen Nationalsitten wiederholt, in Bezug auf die Sarabande, die Chacone, den Escarraman und den Zarongo. Der letzte, dessen einfache aber lebhafte Pas zuweilen mit Händeklatschen accompagnirt wurden, hat seinen Namen von einem behänderten Kopfputz der Damen. Wir sind daher nicht im Stande, eine genauere Beschreibung dieser von den ältern spanischen Schriftstellern so oft genannten Tänze zu geben; soviel läßt sich indessen aus einzelnen Andeutungen entnehmen, daß sie im Wesentlichen nach dem nämlichen Typus gebildet waren, welcher der Jota, dem Bolero, dem Fandango und andern zum Grunde liegt, freilich aber mehr Ausgelassenheit zeigten.

Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts, als sich infolge der Prachtliebe Philipp's IV. der äußere Glanz bei den dramatischen Vorstellungen bedeutend vermehrte, bekamen sich die Tänze oft in bunten Verschlingungen und in mannichfaltigen Acten zu großen Ballets aus. Von solchen pomphaften Aufzügen wurden die einfachern Nationaltänze in den Hintergrund gedrängt und allmälig von den Bühnen vertrieben. Es scheint, daß um den Anfang des 18. Jahrhunderts die Sarabande, die Chacone und ihre Sippschaft fast ganz in Vergessenheit gerathen waren; ihre Namen kommen fortan immer seltener vor. Eine analoge, nur minder freie und ausgelassene Form des Tanzes aber lebte indessen unter den Landbewohnern fort und empfing hier ihre Ausbildung, bis sie an die Stelle ihrer Vorgängerinnen auf die Bühne trat. Einheimische Schriftsteller behaupten, daß die Seguidilla (ein Ausdruck, der zugleich den Tanz und das Lied, zu dem er ausgeführt wird, bezeichnet) in der Weise, wie man sie noch heute kennt, im Beginn des vorigen Jahrhunderts in der Mancha entstanden seien; der Name freilich ist bedeutend älter und kommt schon im „Don Quixote" vor (Cap. XXXVIII). Die Musik ist ein sehr lebhafter Dreivierteltakt, die

Copla darf nur vier Verse haben, und hat einen Kehrreim (refrain), als erläuterndes Beispiel mag hier ein von Paul Heyse übersetztes Seguidillenliedchen folgen:

Und muß ich Eine freien,
Eine Kleine will ich;
Denn unter Uebeln wählt man
Das Kleinste billig.
Doch wie viel Elend
Die Kleinigkeit mich koſtet,
Das weiß der Henker!

Diese Seguidillas nun sind als die Wurzel der meisten jener Nationaltänze anzusehen, die noch gegenwärtig bei allen nicht von blinder Verehrung des Fremden geblendeten Spaniern beliebt sind und auch im Auslande Berühmtheit gewonnen haben. Eine Schilderung dieses Tanzes wurde daher zugleich ein Bild der andern, die mit geringen Modificationen Dasselbe wie der Fandango, Bolero u. s. w., darstellen.

Hören wir, was A. von Schack in seiner „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" über Anordnung und Verlauf des Seguidillentanzes sagt: „Während die Guitarre präludirt, stellt sich das Tänzerpaar, am besten in der anmuthigen Tracht des Majo und der Maja, in der Entfernung von drei bis vier Schritten voneinander auf; sodann wird, indeß die Tänzer noch unbeweglich stehen, der erste Vers der Copla gesungen; die Stimme schweigt wieder; die Guitarre beginnt die eigentliche Tanzmelodie zu spielen und erst nun, beim vierten Takt, hebt zugleich das Lied der Seguidilla, der Schall der Castagnetten und der Tanz mit seinen schwebenden Pas, dem graziösen Entgegenfliegen und Zurückeilen, jener wiegenden Darstellung der Liebeserregenden, an. Mit dem neunten Takt ist die erste Abtheilung zu Ende und es tritt eine kurze, nur mit leisen Klängen der Guitarre ausgefüllte Pause ein. In der zweiten Abtheilung wiederholt sich die erste mit einigen Variationen in den Pas und Stellungen und am Schluß derselben werden wieder die anfänglichen Plätze eingenommen; mit dem neunten Takt des dritten und letzten Theils endlich verstummen plötzlich Musik und Lied und es ist eine Hauptregel, daß die Tänzer unbeweglich in der Stellung verharren, in welcher sie die letzte Note der Musik überrascht; wird diese Position gut gewählt, so rühmt man, es sei ben parado."

Aus ihrer Heimat, der Mancha, verbreiteten sich die Seguidillas im Fluge über alle spanische Provinzen. Eigentlich nur Modificationen dieses Tanzes und zum Theil ihm ähnlich, daß schon ein geübter Blick erfordert wird, um ihn davon zu unterscheiden, ist denn auch der Fandango, mit langsamer Bewegung im Dreivierteltakt. Der Charakter des Tanzes ist anfangs sanft, zärtlich und hingebend, dann steigert er sich allmälig bis zum Extrem südlicher Leidenschaft. Und hierin liegt eben sein Reiz, denn die Pas sind höchst einfach und kunstlos. Ihm ähnlich ist der Bolero, die Tirana, eine ursprünglich andalusische Tanzweise, deren Liedchen, wie das des Polo, nur aus vier Versen besteht und des Estribillo entbehrt, und die Jota aragonesa, welche von drei Personen ausgeführt wird. Die Copla wird in der Regel zweistimmig und im Tanzen gesungen. Gewöhnlich geht sie aus H-moll und mit unbezeichnetem G. Der Bolero, ganz so zugeschnitten wie die Seguidillas, aber mit langsamem und Menuettanze, soll ums Jahr 1780 von Don Sebastian Zerezo, einem der geschicktesten Tänzer seiner Zeit, erfunden worden sein. Andere Tänze stehen außer der Reihe und vereinzelt da, wie die Cachucha, die Fanny Elßler nach der Musik eines bekannten spanischen Volksliedes zuerst in dem Ballet „Le diable boiteux" in Deutschland tanzte. Sie wird stets von einem Manne oder besser von einer Frau allein getanzt, mit Begleitung der Castagnetten. Die Erklärung des Namens Cachucha ist sehr unbestimmt. Blasis sagt, daß die Spanier dieses Wort auf eine Schöne anwenden und überhaupt auf Alles, was graziös ist. In der Sprache der andalusischen Zigeuner bedeutet es Gold. In der Poesie bezeichnet Cachucha den Theil des Kochers, in welchem Amor seine Pfeile aufbewahrt. Die folgenden Verse können einen Begriff geben, welche allgemeinen Gefühle die Spanier mit dem Worte ausdrücken:

Wenn durch des Westes Hauch das Meer sich glättet,
Cachucha mein, dann eile her zu mir.
Doch wenn die Woge brüllt, der Südwind los sich lässet,
Dann bleibe dich und komme nicht zu mir.

Die Folie d'Espagne ist dem Fandango nachgebildet, ohne ihm jedoch irgendwie an Reiz zu gleichen. Ihr Charakter ist ernst und langsam, man könnte fast sagen steif und voll Grandezza. Die Melodie geht meist aus einer Molltonart und bewegt sich im Dreivierteltakt. Der Tanz war sonst in Divertissements häufig, wurde aber nur von einem Tänzer ausgeführt. Ferner der Valeo de Xeres, die Madrilena, der Vito, der Olé oder Polo, der Chaito, die Panaderos u. a.

häufig in Andaluſien vorkommend, aber nicht ſo hiſtoriſch wie die vor ihnen genannten Tänze.

Es gehört gegenwärtig in Spanien nicht mehr zum guten Ton, ſich vor Fremden in den Nationaltänzen zu zeigen; man ergetzt ſich dort wie bei uns an Contretänzen und Polkas. Die untern Volksclaſſen, namentlich in der Mancha und in den andaluſiſchen Provinzen, ſind jedoch den alten Gewohnheiten noch treu geblieben und Geſang und Tanz im alten Nationalſtil dürfen bei ihren Luſtbarkeiten nie fehlen. A. C.

Der Apoll von Belvedere.

„Schön wie ein Apoll" — dieß es oft in jener Periode unſerer Literatur, wo Poeſie und Proſa noch von den Göttergeſtalten des alten Olymp bevölkert waren. „Schön wie der Apoll von Belvedere", hört man wol auch jetzt noch von den Lippen kunſtſinniger Mädchen, die einmal ein Antikencabinet beſucht haben und einen idealen Theaterhelden liebend und verſchwiegen im Herzen tragen.

Der Apoll von Belvedere! — Vor uns ſteht eine ſchlanke, hohe Jünglingsgeſtalt; das rechte Bein tritt ein wenig vor, das linke ſteht zurück und verleiht der Statue die Haltung eines im Vorwärtsſchreiten Innehaltenden. Der linke Arm iſt nach der Seite hin ausgeſtreckt; über ihn hängt der Mantel herab, den eine Spange am Halſe zuſammenhält und den der Gott auf den Rücken geworfen hat, um bei der raſchen Bewegung des Eilens und des Schießens nicht gehindert zu ſein. In der linken Hand hält er ein Stück des Bogens, eine Andeutung, die dem antiken Beſchauer den „ſilbernen Bogen" erſetzte. Der rechte Arm iſt zwar geſenkt, doch deutet die etwas geſpannte Haltung des Unterarms und der Hand (bei der leider die Finger ergänzt ſind) auf eine vorhergegangene lebhafte Bewegung hin. Das Haupt neigt ſich, wie der linke Arm, nach der linken Seite hin; die lockigen Haare fallen über der Stirn in einen Knoten zuſammengeſchürzt, wie oft bei Knaben- und Jünglingsgeſtalten der Antike. Die ganze Figur endlich lehnt ſich an einen Baumſtamm, der möglicherweiſe blos zur Stütze der Marmorcopie hinzugefügt worden iſt und bei dem Original, das mehrern Anzeichen nach in Erz gearbeitet war, fehlte.

Was zieht uns bei dieſer Statue ſo mächtig an, feſſelt und ergreift uns?

Es iſt die Lebhaftigkeit des Moments, in welchem der Gott dargeſtellt iſt, und die erhabene Schönheit der Geſtalt an ſich. Denn ſie iſt ſchön, erhaben ſchön, dieſe Göttergeſtalt, und je mehr wir ſie betrachten, deſto wahrer erſcheinen uns Winckelmann's begeiſterte Worte: „Ueber die Menſchheit erhaben iſt ſein Gewächs und ſein Stand zeugt von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elyſium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend und ſpielt mit ſanften Zärtlichkeiten auf dem ſtolzen Gebäude ſeiner Glieder."

Das herrlichſte Ebenmaß vereinigt die einzelnen Theile zu einem vollkommenen Ganzen; die kräftigen Arme, der ſchlanke Leib, die Beine, welche ihre Laſt ſchwebend und ſicher tragen, und die Krone des Ganzen, das Antlitz mit ſeiner göttlichen Würde, trotz der augenblicklichen Erregung — Alles trägt dazu bei, jene Einheit im Kunſtwerk hervorzubringen, welche ſo mächtig auf den Beſchauer einwirkt. Der ganze Zauber unentwickelter Jugend liegt auf dieſem Gebilde; es macht einen Eindruck von Kraft und Stärke, den wir ſonſt von ſo ſchlanken und wenig muskuloſen Statuen nicht empfangen und der vorzugsweiſe durch die Energie, welche in der Bewegung ſich ausprägt, hervorgerufen wird. Dabei drängt ſich uns unwillkürlich die Frage auf, in welchem Moment der Gott dargeſtellt ſei. Die Geſammthaltung ſowol wie der phyſiognomiſche Ausdruck des Geſichts läßt uns nicht daran zweifeln, daß der Künſtler Apoll als Sieger bildete, Sieger durch ſeine nie fehlenden Pfeile. Mögen es nun der Drache Python, oder die Kinder der Niobe oder der Rieſe Tityos ſein, über welche er triumphirt — daß wir ihn in dem Augenblicke ſehen, wo ſeine Pfeile den Gegner niedergeſtreckt haben, bleibt ſicher. Dem wunderbar edel zürnenden Ausdrucke des Geſichts ſcheint aber am beſten die Annahme zu entſprechen, daß er eben über Tityos geſiegt hat, welcher Apollo's jungfräulicher Schweſter Artemis frevelnd nahte. Da eilte der Gott herbei, ein Pfeil des „Weithintreffenden" tödtete den Tollkühnen und dieſen Moment hielt der Künſtler feſt und bannte ihn in den Marmor. Kaum iſt der rechte Arm von der Sehne herabgeſunken, noch hält die linke den Bogen zum Schuſſe bereit, noch hebt der Zorn durch den Körper und blaht die Nüſtern, und wir glauben ihn aus den weitgeöffneten Augen blitzen zu ſehen; aber auf der Zeusähnlichen Stirn thront ſchon wieder die göttliche Ruhe und um den halbgeöffneten Mund ſpielt ein leiſes, ſiegesfreudiges Lächeln.

Das ist der Apoll von Belvedere — und er gehört der Zeit des Verfalls der antiken Kunst an!

A. Sch.

Die Frauen im Alterthum.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die Frauen im Alterthum fast überall in der größten Bevormundung gehalten wurden, selbst in Griechenland, diesem Lande der Civilisation, ward das Weib mit geringer Beachtung behandelt und nicht nur gänzlich von allem Umgang mit den Männern ferngehalten, sondern selbst zur strengen Einsamkeit in die weiblichen Gemächer verwiesen.

Nur in dem alten Rom war es anders; hier genossen die Frauen die größte Achtung und Ehrerbietung und durften ohne jegliche Bevormundung an allen öffentlichen Begängnissen theilnehmen. Schon nach vollendetem vierzehnten Jahre war die Tochter eines römischen Bürgers nicht nur mannbar, sondern sie wurde auch von nun ab: „Mein gnädiges Fräulein!" (Domina) genannt, wie uns der griechische Philosoph Epiktet in seinem Sittenbüchlein „Enchiridion" mittheilt, aber auch zugleich als bitterer Stoiker die boshafte Phrase hinzufügt, daß man die Weiber nur deshalb in der Titulatur zu Gebieterinnen stemple, da man ihre Ohnmacht nicht zu fürchten habe und sie nur durch Toilettenkunststückchen gefallen und herrschen könnten. Wenn wir aber trotz der eben erwähnten Freiheit die Frauen doch nur selten im öffentlichen Leben erblicken, so gründete sich dies nicht so sehr auf Gesetz als auf Sitte. Anfänglich hatten die Römerinnen sogar das Recht, klagend vor Gericht aufzutreten, was freilich später ihnen wieder entzogen war, indem einige Frauen diese Erlaubniß gemißbraucht hatten. Dagegen war es ihnen zu allen Zeiten gestattet, vor Gericht als Zeugen aufzutreten, wovon selbst Vestalinnen Gebrauch machten. Die römischen Frauen durften nicht nur allein das Haus verlassen, wenn sie wollten, sondern sie konnten auch an allen Schauspielen theilnehmen und mit ihren Männern selbst einem festlichen Mahle beiwohnen. Erst viel später, nach der Zeit der Republik, traten mannichfache Beschränkungen ein, als Männer und Frauen in üppigem Lebensgenuß, in der Verschwendung sich überboten, als die frühere Schamhaftigkeit und Keuschheit der Frauen immer lockerer wurde, während der Luxus und die Verschwendung alles Maß überschritt. Erst mit Beginn dieses Sittenverfalls sehen wir eine große Veränderung in den Verhältnissen der römischen Frauen vorgehen und leider die, daß sie von ihren Männern nicht mehr geachtet wurden wie früher. Und um sich für diese Vernachlässigung ihrer Ehemänner schadlos zu halten, bieten sich bald viele römische Frauen einen — Cicisbeo. Die natürliche Folge davon war die immermehr zunehmende Ehelosigkeit der Männer und der größte Leichtsinn in den Ehescheidungen.

Genau genommen war die römische Ehe zweierlei: die wirkliche und die sogenannte „wilde" Ehe. Die erste stand nur den Freien zu; die letzte den Sklaven. In Hinsicht der Form jedoch gab es drei verschiedene Arten von Ehen. Durch die strengere Form der Ehe trat die Frau gänzlich aus ihrer Familie heraus und ging in die des Gatten über. Von dem Ceremoniel ist zwar Manches bekannt geworden, allein man muß die allgemeinen hochzeitlichen von denen von der Willkür eines jeden Brautpaars abhängenden Gebräuche wohl unterscheiden. Die feierliche Abholung der Braut aus dem älterlichen Hause nach der Wohnung des Bräutigams fand nun auch bei jeglicher Hochzeit statt, ohne daß sie jedoch weder nothwendig noch gesetzlich war. Am gewöhnlichsten geschah dies „Rauben der Braut aus der Mutter Schoos" am Abende, und zwar unter dem Schutze der Juno bei Fackelschein, unter Absingung eines Hymenäus, unter Flötenklang und im Geleite von Verwandten, Freunden und Bekannten, unter denen jedoch die „pronubae" ja nicht fehlen durften. Um dem Zuge noch mehr Relief zu geben, nahm jede der begleitenden Personen nur ein Stück des neuen Hausraths, darunter namentlich in einem eigens dazu auserlesenen Gefäße die Spinngeräthe der Braut. Noch jetzt wird im Orient durch zwölf Sklaven hintereinander getragen, was ein einziger tragen konnte, wie es bei den hochzeitlichen Processionen der heutigen Türken so Gebrauch ist. Jedoch gab es bei den römischen Hochzeiten nach Verschiedenheit des Orts und der Zeit weibliche und männliche Brautführer mit Fackeln, die man „Taduchen" (Fackelträger) nannte. Häufig war auch die Sitte, daß eine Braut, wenn sie an dem festlich geschmückten Hause des Bräutigams angekommen war, die Thürpfosten schmückte und mit „Schweinefett" salbte; und ebenso oft und allgemein wurde die Braut über die Schwelle des Hauses gehoben. Der Grund dieser Ceremonie möchte vielleicht darin zu finden sein, daß man auf diese Art eine üble Vorbedeutung vermeiden wollte, indem es bei den Römern für ein böses

Omen galt, wenn die Braut beim Ueberschreiten der Thürschwelle mit dem Fuße anstieß. Daß aber die Braut unmittelbar nach dem Hinüberheben auf ein Schaffell treten mußte, ist nicht recht stichhaltig.

Die Hauptfeierlichkeit fand erst im Hause des Bräutigams statt. Die Braut begrüßte den ihr entgegentretenden Bräutigam mit der üblichen symbolischen Formel; dieser entgegnete wahrscheinlich der Braut ebenso. Etwas Genaueres darüber besitzen wir nicht. Allein Das möchte doch irrig sein, daß der Braut von dem Bräutigam die Schlüssel des Hauses überreicht wurden. Dagegen empfing der Bräutigam die Braut mit Wasser und Feuer und bot ihr beide Elemente zur Berührung dar. Darauf folgte eine religiöse Feierlichkeit im Beisein von zehn Zeugen, so wollte es die römische Sitte. Das Eigenthümliche dieser Ceremonie ist leider nicht mehr bekannt; Braut und Bräutigam aßen gemeinsam Brot und legten ihre Hände ineinander. Wenn auch nicht immer, doch häufig, wurde am Schlusse der Hochzeitsfeier ein Ehecontract aufgesetzt, der sich auf die Vermögensverhältnisse bezog und den alle anwesenden Zeugen beschwören mußten. Anfangs kannte man jedoch diese Sitte nicht, als aber die Ehe ohne „manus" so allgemein wurde, machte sich das Bedürfniß eines solchen Contracts immer fühlbarer.

Bestimmter als diese Nachrichten lauten die über den Anzug der Braut. Die junge Dame trug eine Tunica, „regilla", von weißer, einen Schleier und ein Haarnetz von hochgelber Farbe; die Regilla war mit einem wollenen Gürtel gegürtet und mit dem sogenannten herkulischen Knoten geknüpft. Eigenthümlicher war der Haarschmuck der Braut. Auf jeder Seite des Kopfes waren drei Locken angebracht, die aber nicht mit den gewöhnlichen Instrumenten geordnet waren, sondern wozu die symbolische „hasta cuspidata" benutzt wurde. Nach der feierlichen priesterlichen Einsegnung folgte wie überall ein festliches Mahl, das damit endete, daß Nüsse ausgeworfen wurden. Nach aufgehobener Mahlzeit geleiteten die „pronubae" die Braut zu dem „lectus genialis", während vor der Thür des Schlafzimmers Hymenäen gesungen wurden. Am kommenden Morgen schon übernahm die junge Frau das Regiment im Hause und begann dasselbe mit einem Opfer am Altar ihres Gatten. Im Verlauf des Tags fand noch eine Nachfeier statt.

Ganz besonders aber sahen die alten Römer bei der Wahl der Hochzeit auf die Tage. Zum ängstlich vermieden sie solche, die nach ihrer abergläubischen Behauptung unglückbringende waren, wie z. B. die Calenden, die Nonen, die Idus; desgleichen die Feriae. Selbst auf die Monate wurde Rücksicht genommen und nicht leicht der Mai zu einer Hochzeitsfeier gewählt; ebenso wenig die erste Hälfte des Juni, wol aber die zweite.

Es möchte dem Leser vielleicht auffallen, nichts von einer Verlobung vor der Hochzeit zu hören.

Bei den Griechen mußte allerdings, namentlich in Athen, der Vermählung eine Verlobung vorangehen, wenn die Ehe überhaupt Gültigkeit haben sollte; bei den alten Römern aber war eine Verlobung wenigstens nicht wesentlich nothwendig, wenn auch schon ein Anhalten um die Braut bei deren Vater, Vormund oder Bruder vorangehen mußte. War die Zusage geschehen, so wurde ein einfaches Familienfest gefeiert, und nicht selten empfing die Braut einen Ring als symbolisches Unterpfand der Treue; auch erhielt wol der Bräutigam ein Geschenk von der Braut. Späterhin jedoch wurden werthvollere Gegenstände als Unterpfand gegeben, die der zurücktretende Theil einbüßte. Allein das Verlobniß, selbst wenn es schriftlich eingegangen war, band doch keinen der beiden Theile fest, und es konnte weder in Rom noch in Athen deshalb eine Klage eingereicht werden; beide Theile konnten ohne Nachtheil das eingegangene Verhältniß zu jeder Zeit wieder auflösen.

Aber freilich, ganz ohne Rechtsgültigkeit war die Verlobung doch auch nicht; allein dieselbe währte nur so lange, als das Verhältniß zwischen Braut und Bräutigam bestand, und es war infamirend, wenn ein Theil während der Dauer ein anderes Verlobniß einging, ohne das erste gelöst zu haben. Ein solcher Schritt entschuldigte den Bräutigam selbst dann nicht, wenn er die Braut der Untreue zeihen konnte. Und ebenso leicht, wie eine Verlobung rückgängig zu machen, war es auch, die Ehe selbst zu jeder Zeit zu lösen, ohne daß es der Staatsgewalt erlaubt gewesen wäre, hemmend einzuschreiten; wol aber mußte vorher das Hausgericht der Verwandten gefragt werden. Die Priesterehen allein waren bei den Römern unauflöslich. Die geschiedene Gattin aber konnte sich zum zweiten mal vermählen wie auch die Wittwe nach vollendeter Trauerzeit. Bei den Römern geschah dies nie ohne Nachtheil für den Ruf der Frau und überdies waren bei der zweiten Verheirathung einige äußere Formen weniger ehrenvoll als bei der ersten. Absichtliche Ehelosig-

keit hielt der Römer nicht nur für tadelnswerth, sondern selbst für strafbar. Und doch waren die Ansprüche, welche vornehme Frauen mitunter machten, der Art, daß einem Manne wol die Lust zum Heirathen vergehen konnte; vollends erst, wenn die Frau dem Manne eine bedeutende Mitgift zugebracht: dann mochte er wol nicht auf Rosen wandeln. Daß man schon damals allzu gelehrte Damen fürchtete, sei hier nur beiläufig und kurz bemerkt. Ob mit Recht oder Unrecht, bleibe unerörtert.

H. Asmus.

Anregungen.

Fürstliche Zusammenkünfte.

„Wenn Könige streiten, zahlen die Völker die Kosten."

Nicht allein, wenn sie streiten, auch wenn sie zusammenkommen und sich einander die Hände schütteln, das ist so gewesen von jeher. In alten Zeiten waren freilich viele Besuche noch kostspieliger als jetzt — denkt nur, wie viele Griechen und Trojaner mit ihrem Leben es büßen mußten, daß Paris zwei Tage am spartanischen Königshofe verweilt' Und der Besuch des Antonius bei der Kleopatra nun gar! Ganz Aegypten war am Ende nicht reich genug, für die Kosten einzustehen, und die Schlange des Nil, welche mit ihrem Biß die Brust und das Leben der Kleopatra zerreißen mußte, die letzte Folge dieses Besuchs. Dagegen waren die zehn Theater, die der Zar Peter I. bei seinem Besuche in Frankreich 1717 den Franzosen täglich kostete, freilich eine Kleinigkeit.

Nur Eins ist Dasselbe geblieben: die Aufregung, das Staunen der Völker und die Beschreibungen der Feste. Noch immer redet man von „feierlichen Momenten", „unerhörten Begebenheiten" und „frohen Erfüllungen", gerade als ob die Weltgeschichte einen Augenblick in ihrem Sausen und Brausen innehielte, um den Worten von Kaisern und Königen demüthig zu horchen, und die Dinge und Verhältnisse nicht in sich eine unwiderstehliche Kraft trügen, welche die in innigst ineinandergeschlungenen Hände auseinanderreißt, leichter, als ein Knabe einen Stab zerbricht. Ja, damals auf dem Wasser bei Tilsit, als Napoleon und Alexander I. sich trafen und scheinbar Alles Liebe und Freundschaft zwischen ihnen war, fiel der erste Samen der Zwietracht in ihr Herz, das dunkle Gefühl, daß der Eine von ihnen in Europa zu viel sei. Denn, wie der verständige und vielgewandte Comines, der Minister Ludwig's XI., einmal sagt: „Große Thorheit ist es für zwei große, gleich mächtige Fürsten, miteinander zu verkehren und sich zu besuchen: sie müßten denn noch in der Jugend sein, wo man nur an das Vergnügen denkt." Das paßt freilich mehr auf die barbarischen Zeiten, wo man sich nur über brusthohe Schranken die Hände reichte und vorher auf Reliquien und Evangelienbücher schwur, einander nicht zu schädigen, als für unsere Tage. Aber im Grunde ist seine Bemerkung richtig, zwischen Menschen von gleicher Begabung, gleicher Macht wird stets eine heimliche Abneigung herrschen, der Wille, dem Andern den Vorsprung abzugewinnen. Wirkt diese Eifersucht schon in der Ferne, wie viel mehr erst in der Nähe, wo die Eitelkeit, die kleinen Schwächen der Persönlichkeit unverhüllt hervortreten und das Mißfallen und den Spott des Andern erzeugen!

Und doch — sind Fürsten nicht durchaus Menschen wie wir? Können sie nicht Freunde untereinander sein? Ist es das Verhängniß ihrer Stellung, sich gegenseitig abzuschließen? Man sollte es glauben, da diesen Besuchen, diesen Festlichkeiten meist ein tragisches Ende gefolgt ist. Das allein gibt ihnen auch ihre Bedeutung und was emporkommt aus diesen Festen, Triumphzügen und Umarmungen, das Uebrige ist ein bloßes Spektakelstück, eine Unterhaltung, welche die Gäsaren sich selbst und den Völkern geben, seit die Schlachten und Gladiatorengefechte in Verruf gekommen sind. So betrachtet, erscheinen die Zusammenkünfte und Reisen der Fürsten in unserer Zeit als Produkte derselben unruhigen, unstäten, nach ewig neuen Aufregungen sich sehnenden Stimmung, welche die Industrieausstellungen von Paris und London, die Kunstausstellung in Manchester, das Lager von Chalons, soviel unzählige Feste, Versammlungen der aufführt und viele Hunderte auf einem Riesenschiffe zu einer Vergnügungsreise um die Erde einlädt. Wer wüßte nicht, daß all der Jubel verrauschen wird — aber ein Unvergeßliches und Bleibendes werden diese Schaustellungen des Jahrhunderts erzeugen — das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der europäischen Menschheit, aneinander werden sie die Völker gebracht haben, sich zu erkennen und zu lieben und allmälig zu einem harmonischen Ganzen, zu Kant's „ewigem Frieden" heranzuwachsen.

Zur Geschichte der Erde.

Die Erde wird mit einem schönen, poetischen Ausdruck, der sich auch wissenschaftlich rechtfertigen läßt, die Mutter alles Dessen genannt, was auf ihr lebt und webt. Welchen Ursprungs sie aber selbst sei, wie sie aus dem Urchaos aller Dinge hervorging und allmälig die Gestalt und das Antlitz angenommen hat, das sie jetzt zur Schau trägt — das ist noch immer eine offene Frage der Wissenschaft.

Nun hat sich zwar schon auf Grund der Kant Laplace'schen Theorie von der Entstehung unseres Weltgebäudes, wonach der Stoff unseres Sonnensystems ursprünglich ein zerstreuter war und allmä-

lig, den Gesetzen der Schwere folgend, sich zu den Himmelskörpern zusammengeballt hat — auf Grund dieser Lehre hat sich auch eine Tradition über den Urzustand unserer Erde verbreitet, die man als die allgemein herrschende bezeichnen kann, die Ansicht nämlich, daß die Erde nach ihrer ersten Bildung sich in einem glutflüssigen Zustande befunden habe und erst im Laufe unendlicher Jahrtausende durch Abkühlung, infolge einer Mittheilung ihrer Wärme an den kältern Weltraum, erstarrt, überhaupt auch die jetzt erst auf der Oberfläche gemäßigt kühl und fest, im Innern aber noch gegenwärtig glutflüssig sei.

Die Richtigkeit dieser Tradition wird indeß gegenwärtig von selbständig forschenden Geologen bezweifelt und hat in Otto Volger: „Erde und Ewigkeit. Die natürliche Geschichte der Erde als freiwirkender Entwickelungsgang im Gegensatz zur naturwidrigen Geologie der Revolutionen und Katastrophen" (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp., 1857), einen entschiedenen Gegner gefunden.

Volger theilt zwar im Allgemeinen die Kant Laplace'sche Ansicht von der Entstehung des Weltgebäudes, aber die Folgerungen, die man aus dieser Theorie für den Urzustand der Erde gezogen, bestreitet er um so entschiedener. „Keine Erscheinung der Natur", sagt er, „läßt darauf schließen, daß die Erde je in höhern Wärmeverhältnissen sich befunden habe, so gern man auch, von dieser Annahme ausgehend, dieselbe zu einer, freilich durchaus unzulässigen und nur der höchsten Oberflächlichkeit des Nachdenkens genügenden Erklärung mancher gänzlich mißverstandenen Naturerscheinungen zu benutzen versucht hat. Ohne die irrthümlichen Vorstellungen über die Entstehungsweise vieler Gesteine und über die Erscheinungen der Feuerberge, welche man sämmtlich durch die Annahme eines glutflüssigen Zustandes der Erde unter einer dünnern Erstarrungskruste erklären zu dürfen glaubt, würde man niemals Ursache gehabt haben, das Innere der Erde zum Sitz unermeßlicher Glut zu machen. Gegenwärtig aber ist, durch sorgfältigere Prüfung der Natur jener Gesteine und des gegenseitigen Verhaltens ihrer Bestandtheile, die Irrthümlichkeit jener Vorstellungen erkannt und die Unzulässigkeit einer solchen Erklärungsweise dargethan. So gar ist auch von ganz anderer Seite her, durch himmelskundige Berechnungen, erwiesen, daß selbst die Annahme eines geschmolzenen Urzustandes der Erde zur Erklärung der Feuerberge und der mit diesen in Zusammenhang stehenden oder doch in Zusammenhang gedachten Erscheinungen unmöglich dienen könnte, da gegenwärtig die Erde keinesfalls eine geschmolzene flüssige Masse mit nur geringer Erstarrungskruste sein kann, sondern höchstens die Annahme eines verhältnißmäßig nur kleinen, flüssigen Kerns mit gewissen Verhältnissen des jetzigen Bewegungsganges der Erde verträglich ist." „So bleibt also nicht der geringste Grund zu einer derartigen Annahme zurück. Wol möglich, daß sie ein warmes Herz hat, unsere nimmer alternde Erde; aber möglich auch ist es, daß sie kühl sei, „kühl bis ans Herz hinan" und an der Außenfläche nur ein wenig menschenfreundlich überwärmt. Wie dem auch sei, und wäre sie auch nicht ein Kind des Geschicks — unser Zweifel soll uns nicht verleiten, theilnahmend in das ewige Einerlei ihrer Lage und in den unerschöpflichen Wechsel ihrer Schöpfungen uns zu versenken."

Während nach herkömmlicher Ansicht die Erde „wüste und leer" war, ehe lebendige Geschöpfe sich auf ihr regten, schließt des Verfassers Darstellung mit dem Ergebniß, daß kein Zustand der Erde unserer Forschung erreichbar ist, in welchem die Pflanzen- und Thierwelt nicht in demselben Grade, wie gegenwärtig, ein nothwendiges Glied des Ganzen gewesen wäre.

Es wird Sache der Fachgelehrten sein, die Beweise, die der Verfasser für seine Lehre beibringt, zu prüfen. Wünschenswerth wäre es namentlich, daß ein Humboldt öffentlich seine Stimme über des Verfassers neue Lehre abgäbe.

Schon lange vor dem Verfasser war Goethe ebenfalls ein Gegner der „naturwidrigen Geologie der Revolutionen und Katastrophen". Er ruft einmal aus: „Die Sache mag sein wie sie will, so muß geschrieben stehen: daß ich diese vermaledeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung verfluche!" Und es wird gewiß irgendwo irgendein junger geistreicher Mann aufstehen, der sich diesem allgemeinen verrückten Genieen zu widersetzen Muth hat." Auch sagt er, gegen die Berufung auf die allgemeine Meinung: „Das Schrecklichste, was man hören muß, ist die wiederholte Versicherung. Die sämmtlichen Naturforscher seien hierin derselben Ueberzeugung. Wer aber die Menschen kennt, der weiß, wie das zugeht: gute, tüchtige, kühne Köpfe pugen durch Wahrscheinlichkeiten sich eine solche Meinung heraus, sie machen sich Anhänger und Schüler, eine solche Masse gewinnt eine literarische Gewalt, man steigert die Meinung, übertreibt sie und führt sie mit einer gewissen leidenschaftlichen Bewegung" u. s. w.

Dies ist die Geschichte so mancher Traditionen auf wissenschaftlichem Gebiete, und Goethe hat so Unrecht nicht, wenn er die Berufung auf die Uebereinstimmung der Gelehrten etwas Schreckliches nennt.

Unterhaltungslectüre.

I.

Im Herbste füllen sich nicht nur die Körbe mit Früchten, sondern auch unser Büchertisch mit — Romanen, Gedichten, Dramen — Früchten vom Baume der Dichtkunst, der, wie Jeder weiß und fühlt, bedenklich zu welken anfängt. Nicht bei uns allein aber jenseit des Rhein, wo der kaiserliche Adler mit weit ausgebreiteten schwarzen Fittigen darüberfliegt, auch in England, dem klassischen Lande des modernen Romans, sind die Ruhmestage von Bulwer, Boz, Thackeray längst verüber

Es gibt viel noch Schriftsteller, die es zu Ehren ihres Namens für nothwendig halten, alle Jahre einen Roman von drei Bänden in die Welt zu senden, junge Poeten können ihre unsterblichen Lieder vom Kommen des Frühlings und vom Untergehen der Sonne nicht in dem engen Kreise bewundernder Freunde und Freundinnen verbluten lassen — aber eine bedeutende, allgemein fesselnde Erscheinung, eine Production, in der Kraft und Größe der Gründung mit der Freiheit der Form und dem Adel der Sprache sich vermählten, hat seit einigen Jahren kein Volk mehr aufzuweisen.

Hier und da eine rühmliche Ausnahme — doch auch diese selbst nur Anfänge, Studien, Reminiscenzen. Die Kraft der schöpferischen Production ist gesunken und damit der Einfluß dieser sogenannten „Schönen Literatur" auf die Masse des Volks, das mit seinem Sinn längst herausgerückt hat, daß es nur Unterhaltung, nicht mehr Erhebung und Begeisterung in ihr finden kann.

Streiten über ganz Europa, ein ebenes Feld für das Regen der Eisenbahnen, das Rollen der Goldstücke, den gleichmäßigen Verlauf der Tage, das sind die Wünsche der Menschen, ihre höchsten Bestrebungen. Die Cultur soll nicht mehr in die Höhe, sondern in die Breite gehen, das Handwerk nicht mehr eine Kunst, sondern die Kunst ein Handwerk sein.

Indeß, wie ein lateinischer Poet sagt: „Es ist ein ehrenvoller Tausch, der Zerstörung zu gebieten" — freilich unter den Imperatoren, wo der Tod den Befehlenden traf, und so mag diese Klugheitsregel auch für Die gelten, welche der Unterhaltung der Freiwelt dienen.

Merkwürdig, daß dabei die Frauen in der ersten Linie stehen. Hätte sie der „goldene Kranz" von Luise Mühlbach nicht schlafen? Eine Namensschwester, Luise Otto, bringt uns wieder einen vierbändigen Roman: „Eine Prinzessinkrone" (Leipzig, Hübner, 1857). Die Grille liebt die Vergangenheit, die großen Namen und die Memoiren, die das Schreiben so leicht und die Erfindung so wenig kostspielig machen; der Andere die Irrthümer und Verwickelungen unserer Tage, politische Utopien, Märtyrer der „erhabenen Ideen". In den Romanen von Luise Otto spielt immer ein dunkles Verhängniß hinter der Scene; bald ist es ein heimlich verübter Mord, bald, wie in der „Prinzessinkrone", ein gefährlicher Plane der Jesuiten. Ihre Helden sind bedächtig zwei, einer auf dem Pfade des Lichts, der andere auf dem der Finsterniß, voll von Skrupeln und Widersprüchen zusammen wie die feindlichen Brüder von Marlitt. Dadurch bekommen diese Hauptgestalten eine phantastische Färbung und verlieren etwas von ihrer Menschlichkeit. Eine Heldin von Luise Otto wird stets von schwarzen Locken umweht, meerblaß, wie ein Marmorbild, dastehen. Sprunghaft rückt dann die Erzählung vor, wie es für solche Hintergestalten sich geeignet, die als helfende und rettende Mächte überall für die Verlegenen auftreten; eine Situation reiht sich an die andere; wir haben die äußere Entwickelung einer Geschichte, nicht aber die innere eines Herzens vor uns. Wollte doch Luise Otto, die sich hier und da in einzelnen Zügen als so gute Herzenskennerin offenbart, einige dieser romantischen Gebenedeiten, diese Jesuiten und Kreuzritter, lassen und nur der Einfachheit und Wahrheit huldigen!

„Der Schuld" benennt sich eine Novelle von Maria Gabriella Kittl" (Leipzig, Hübner, 1857), die uns zwar von den heimischen Fluren in die wilde, wirrsame Natur an den Wasserfällen des Nil versetzt — aber auch dem Lande der Romantik nicht einen Fuß breit hinausführt. Das Vaterland tragen die Poeten, wie es scheint, an den Sohlen unsäuberlich trotz dem berühmten Worte Dantes. Ein wunderliches Durcheinander von Schilderungen ägyptischer Sitten, Nilandschaften und den bekannten Betrachtungen über Vergänglichkeit in den zerstörten Tempelräumen von Theben — und einer Erzählung, die an Unwahrscheinlichkeiten und Dunkel des Inhalts mit den Hieroglyphenmanuscripten wetteifert. Die Bücher des Mose wissen freilich viel Böses von der Willkür der Aegypter zu erzählen — indeß, andere Zeiten, andere Menschen! Und daß jetzt noch in Alexandrien europäische Kinder und Damen am hellen Tage geraubt würden, dem widersprechen denn doch die prächtigen Bälle der französischen und englischen Consuls, auf denen die Officiere des Vasallen friedlich Mazurka und Polka mit unseren schönen und lieblichen Landsmännerinnen tanzen, die so auch mitarbeiten und weben am Werk der Zeit — „die Cultur nach Osten zu tragen".

Belehrungen.

Die Gebrüder der Deutschen tagen wieder in Deutschland und wir selbst beschäftigen uns mit ihrer logischen Zänkereien. Man glaubt sich in die Zeiten des alten Bundestags versetzt.

* *

Nur zu bald wieder wird in allen deutschen Gauen gesungen werden müssen: „Sie sollen ihn nicht haben" und wir selbst werden nicht die letzten sein, auch unsere Brust mit einstimmen. Wäre nur von dem Geist und den Gesichten, die uns im Augenblick beherrschen, zu jenem einstimmigen Herrauf noch wenigstens Abrede der Uebergang natürlicher! Im Vorschreiten zu einem großen nationalen Ziele, das wir 1848 und 1849 anstrebten, hätte uns die gerade Heimkehrwendung gen West besser gefunden, als sie uns jetzt finden wird, wo nur in fühlbarer Stimmung für das Allgemeine plötzlich eine Begeisterung werden zu sagen nöthig haben, die leicht mit einer commandirten verwechselt werden kann.

* *

Jener Fürst, der jetzt noch in Deutschland kirchliche Debatten schürt, läuft Gefahr, die Nation um ihre Kraft und Einheit zu betrügen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Ernst Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 5. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Eine Geldheirath.

Eine einfache Geschichte von J. Kerstenbrock.

I.

Der Carneval ist aus. Langsam und ängstlich bricht der Frühling ein und in vielen Familien mit reifen Töchtern und mündigen Söhnen kehrt allmälig Ruhe und Behaglichkeit nach den Zerstreuungen des Winters ein. Lange freilich währt dies gemächliche Zurückleben nicht. Man rüstet bald zu neuen Vergnügungen, zu Badereisen und Touristenzügen; die bewegte Braut will sich reinspülen vom Staub der Ball- und Concertsäle. Nicht Schwalbad und ähnliche Bäder genügen nun mehr, man hat es für nöthig gefunden, in frischer Gebirgswelt sich zu lüften, Kletterübungen über Fels und Geröll anzustellen und in die vielgerühmte Naivetät der Gebirgsbewohner, bisher nur vom verschwiegenen Kunstler belauscht, die eigene, Erquickung suchende Blasirtheit zu tragen. Da sehe man in jene Nachbarstadt der Berge, nach München hinein! Welch ein lebendiges Drängen und Treiben, sobald der erste Schnee auf den Bergen schmilzt, die ersten Heuschober thauen! Welch Suchen und Jagen nach malerischen Aussichten, romantischen Seen, im Gebirge selbst, und mitten in diesem Treiben doch wieder das alte Bild häuslicher Einrichtung mit Strickstrumpf und Kaffeegesprächen! Freilich flüchtet sich auch manche Seele aus innerstem Bedürfniß in die Berge, sammelt still in sich das Geschaute und läßt es zu lebendigem Bilde reifen; aber im Allgemeinen bringt diese Welt wenig Herz und Empfänglichkeit mit für diese Natur, dagegen viel laute, erheuchelte Bewunderung und manchen heimlichen Aerger nach Hause zurück.

Vor dem „Hofwirthshaus" in Oberaudorf hält ein schwerbepackter Reisewagen. Der Postillon hat mit lustigem Horn die Gäste an die Fenster gerufen und vom Hofwirth, einem Italiener, bewillkommt, bescherten die Ankömmlinge unter vielseitiger Musterung die Schwelle. Kaum eine Viertelstunde war zur Toilette verbraucht, da hielt auch die neue Familie sich bereits im Gastzimmer inne: Mutter, Sohn und Tochter. Die Geschwister unterhielten sich mit großer Innigkeit und nur die Mutter lehnte verdrießlich am Fenster und mühte sich ab, waldbehangene Felsen, klotzige Berge, weil gar Schnee und die kleidsame Gebirgstracht der Leute zu entdecken; ach, und sie sah nur in die leblose Straße eines Dorfs wie andere auch, und konnte die Steine auf den Dächern zählen, die sie allein ans Gebirge erinnerten.

Auf ihre Klagen beruhigte sie die Tochter „Sieh', liebe Mutter, hinter diesen Häusern starren die ewigen Berge, dort im Thal glänzt der Inn und draußen vor dem Thor winkt vom Fels eine einsame, kleine Kapelle! Das Alles hast du im Wagen heute verschlafen und um so überraschter wirst du vor diesen Herrlichkeiten stehen."

„Schon recht", entgegnete die Mutter; „aber, Bertha, wir werden auch müde und satt werden von dem aufregenden Genuß, die schlimmen

Gebirgsregen werden herunterschießen und da schau' dir eine solche Gesellschaft an: kalt und eisig wie Gletscher, neugierig und zugleich verschlossen, aufdringlich, wie mir dünkt, und doch gleichgültig! Wenn Julius sich wieder an seinen Beruf spannen muß, wie wollen wir den langen Sommer verbringen?"

„O Mütterchen", lachte Bertha mit übermüthigem Spott, „und du denkst nicht an die seufzenden Herren, die knieenden Schwärmer, an die zärtlich bemühten Führer mit Frack und Alpenstock? Denkst nicht der freundlichen Frauen, die der reichen Bankierstochter liebkosen und mit dir von ihren feinen Söhnen plaudern?"

„Närrisches Kind, das ist Alles Spielzeug für eine Stunde, und es ist deine Art, solchem Volk gar bald den Abschied zu geben! Da will mir etwas Besseres in den Kopf", setzte sie, halb Ernst, halb Scherz, hinzu; „da berufen wir dir einen beständigern Verehrer, einen Bräutigam, als sichern Führer durchs Gebirg und durchs Leben!"

„Ja, Mütterchen", spottete Bertha, „und ganz aus Marzipan muß er sein, und statt der Augen trägt er süße Rosinen und die weißen Zähne sind vom flimmerndsten Zucker geformt."

„Muthwilliges Mädchen! Aus deinen Worten seufzt doch der Gedanke: »Ach, hätt' er nur flammende Augen, wallende Locken, bleiche Denkerstirn und ein Herz, warm und groß wie unsere Julienne!« Aber hüte dich, es könnte doch einmal ein Mann vor dich treten, nicht wie ihn die Dichter schildern, sondern gewöhnlich Fleisch und Blut, aber ehrlich und brav, und das schwärmerische Kind müßt' ihn doch ans Herz ziehen, nicht den Geliebten, sondern einfach nur den ehrbaren Verlobten und Eheherrn! Es mochten Zeiten kommen —"

„Laßt sie!" fiel verdrießlich der Bruder ein; „Bertha ist edel und verständig; was kommen muß, das komme! Jetzt aber wollen wir mit den Gästen hier zusammen speisen und sehen, ob zum Dessert eine nähere Bekanntschaft mit ihnen geboten wird!"

Und wirklich näherte man sich freundlichst, kam vom gleichgültigsten Wettergespräch auf tiefer anregende Gegenstände, hatte allmälig Rang und Stand gegenseitig herausgefühlt und die reiche Bankierstochter stand bald in jener leichten Vertraulichkeit mit den Gästen, die oft mehr als Gebirgsluft und Naturwunder unsere nach Neuem lechzende Welt in diese Gegenden zieht.

Partieen, unter zahlreicher Begleitung ausgeführt, gemeinsamer Tisch und traute Abendunterhaltungen hatten nun so vierzehn Tage in freundlicher Zerstreuung fortgenommen. Bertha war viel umschwärmt und bewundert, aber in ihr that sich manchmal eine ungeahnte Oede auf und ihr Herz fühlte sich wund an und ihr war es, als legte schon ein hartes Geschick seine rauhen Finger darauf. Sentimental war Bertha nicht; überreizte Geistesrichtung hatte sich noch nicht wie ein böser Reif auf ihre Nerven gelegt, ihr Herz war frisch und ihre Lebensanschauung gesund und einfach. Und doch war sie eben erst, fertig geschaut, aus einer Mädchenpension gekommen. Daß sie unbelauert von jenen wunderlichen Ansprüchen an Leben und Geschick, wie sie Andere mit fortnehmen, und unverkümmert ihr Herz mit herausgebracht, zeugte sicher von ursprünglichem, tüchtigem Kern in ihr. Freilich hatte sie, das verzogene, reiche Kind, bisher nicht anders als die meisten ihrer Schulschwestern ihre Tage durchtändelt. Jetzt eine Voß'sche Phantasie durchklingen, ein Lied von Mendelssohn mit Anstand singen, dann eine heimliche Arbeit zu einem Wiegenfeste, dazwischen das Geplauder süßer Tante und das Geklingel modernster Verse, ein Ball, eine Landpartie mit der nothwendigen Naturschwelgerei: das ist so des Lebens reicher Rosenkranz, an dem die Mädchen heutzutage ihre Freuden abbeten!

Nun aber durchrieselte eine sonderbare Ahnung all ihre Adern und ihre Mutter warf so seltsame Worte in ihre Reden, und Julius, der Student, der immer mit brüderlicher Zärtlichkeit an ihr gehangen, ward täglich verschlossener. Bald sollte sie klar werden und doch wieder dunkel bleiben über Das, was man ihretwegen verhandelte.

Man hatte zusammen eine größere Fahrt unternommen; die Damen und ältern Herren der Gesellschaft waren in offenem Wagen den Fahrweg nach dem Schliersee gerollt, die jungen Herren hingegen stiegen mühsam die Oberauerfer und Zeller Alpen hinan, vor dem Gumpfall und der Grafenherberge vorüber, und kamen über Bairisch-Zell, immer eingesperrt in hohe, dunkle Bergwände, an den kleinen, ruhig flutenden See. Bertha war die einzige Dame, die es mit den Herren unternahm, den beschwerlichen Weg durch Waldgestrüpp und Steingeröll zu suchen. Es war dies kein unweibliches Heraustreten aus ihrer eigensten Natur, denn als sie hinabklommen nach Zell, zur Seite den Wendelstein, vor sich den Seeberg, erklärte sie das mit den einfachen Wor-

um: „An die gewaltige Schönheit dieser Alpen, an dies einfache Anmieden werd' ich nun immer denken; denn wo mir je etwas Mühsames auf die Schultern gelegt wird, muß es mich an die Anstrengung mahnen, die ich hier angehalten, und leuchtend tritt dann vor meine Seele der Gewinn, den ich dadurch gewonnen. Die Blumen, die man so mutwillig herabpflückt, wirft man auch leicht wieder in den Staub der Straße."

Zur „Schützenliesel" in Schützerlee, welch eine muntere, behagliche Wirthschaft! Unsere Familie fand so viel manchener Freunde wieder, hatte so viel Neues zu erfahren, daß es bereits Nacht geworden war und man es auf den andern Tag verschob, den anmuthigen See zu befahren. Da brach mitten durch das Gewirr der laute Ton eines Posthorns; bald öffnete sich die Thür und aus dem Gewühl heraus drängte sich Bertha, der dem Ausgang gegenüber gesessen, und warf sich zärtlich an die Brust eines Mannes. Der Vater war es, der so überraschend die Seinigen wiederfand. Auf die natürliche Frage seiner Frau, was ihn hier an den See geführt habe, wandte er sich entschuldigend zu einem jungen schlanken Manne um, der unbemerkt mit ihm eingetreten. Herr Lebach wurde mit auffallender Freundlichkeit als Neuling in Gebirgssceneen vorgestellt, der in der Absicht, zu Oberndorf einige Zeit von der Ueberlast der Geschäfte auszuruhen, hier auch einen Gebirgssee sich ansehen wolle. Gewandt und leicht wußte der Fremde das Gespräch zu schürzen und fortzuführen, nächstlich aber zeichnete er dabei Bertha aus. Der Student saß verstimmt und einsilbig daneben, und als die Schwester ihm die Hand reichte zum „Gute Nacht!" fragte er sie gezwungen: „Nun, wie behagt Dir der neue Zusammling?"

Da rief Bertha, plötzlich mit weiblichem Gefühl das ganze Gewicht dieses Wortes herausfindend: „Alle gefallen soll er mir?"

Julius nickte ernst und zog die Thür hinter sich zu. Bertha stand lange sinnend am Fenster; der See blitzte so beschieden herüber, drüben, das dunkle Nachtgewand übergeschlagen, standen schweigend die Berge und dazwischen flog vom Schenkzimmer in kurzen Pausen Lärm und Gelächter heraus. Ein ganzes Leben lief Bertha hier in sich durch, und als sie wegschritt von der Leichung, da war es ihr, als ginge sie an ihr Sterbebett und habe die Aufgabe ihres Lebens nicht verstanden noch gelöst, und sie bat Gott um eine neue Seele und sollte ich ruhelos ob mit den Gedanken an die Bestimmung des Weibes.

Nebenan im großen Tanzsaal aber ward über ihr Schicksal entschieden. Der Vater erklärte mit kurzen Worten: „Dir, Julius, hab' ich kein Ehrenwort zu schweigen, abgenommen. Du weißt, warum; die Mutter ist ganz einig mit mir und ging auch willig auf die Gebirgsreise ein, die der gute Ton verlangt und die so heiter alle innere Zerrüttung vor den Augen der Welt weglachen soll. Ich sage euch nun, Windstoß auf Windstoß rüttelt an meinem Hause, langsam droht es von innen zu zerbrechen und ich brauche eine gesunde Kraft, die mit beiden Armen sich dagegenstemmt und dabei vorsichtig neue Steine in die Lücken fügt. Lebach ist geschäftskundig, hat Geld und Geist und wirft sich mit Allem, was er hat, freudig in meine Arme. Ihm so wenig wie der Welt sausen die Stürme vor den Ohren, die mich seither heimlich aufgescheucht haben. Durch den Zwischenträger Reiru, du kennst ihn, Hermine, ward er auf uns und unsere Tochter hingewiesen; das zündete gleich in ihm und ich erwarte, Bertha wird sich auch nicht lange sträuben."

„Aber das bleibt Ihr", erinnerte Julius, „um den Betrug darf sie niemals wissen!"

„Betrug?" schrie der Vater und zitterte am ganzen Leibe. „Aber du! Soll ich mich auf die Gasse stellen und zu Lebach aufsammern: Erbarm' dich mein und meiner Tochter? Und wer sagt dir, Junge, daß wir nicht zusammen Glück haben werden, daß unsere gemeinsamen Speculationen nicht doch das Haus wieder aufbauen, wie ich es einst einen gebaut und wie es jetzt noch vor seinen Brautigamsgedanken groß und sicher daliegt? Und geben wir zugrunde, werden alle Anstrengungen fruchtlos sein, wer sagt dir, daß dein künftiger Schwager auch ohne mich einem solchen Los entgangen wäre? Hätt' er nicht den bescheidenen Kramladen aufthun und unter all' seinem faden Zeug versauern und verderben können?"

„Vater, Vater!" mahnte Julius und wenn einst vor Lebach dies ganze Gerüst zusammenbricht, daß du kümmerlich genug, und du, der schöne Mann der Maschinen, nackt und bloß vor ihm dastehst, an wessen Herz wird er die furchtbare Anklage des Betrugs donnern? Von wem wird er seine verlorene Ehrung zurückverlangen? Die arme Bertha ist das Opfer und ihr Herz wird für euch bluten müssen."

„Schweiger", murmelte der Vater und wandte sich der Thür zu.

Die Mutter weinte und sagte zu Julius: „Erfahren soll sie nie, was bei uns vorgeht; aber auch du sei verschwiegen! An deinen Lippen hängt unsere Zukunft.“

„Leider!“ antwortete Julius, mit anderer Auslegung des Wortes.

Seltsam! Da liegt der See glatt und still, die Menschen haben sich hierhergeflüchtet; wie sie sagen aus genügsamer Genügung an stillen Naturscenen, aus Freude am idyllischen Zusammenleben. Und wie weit auseinander stehen sich all diese zusammengeworfenen Nachbarn! Wie wuchern Leidenschaften, Schmerz und Aerger in vielen Herzen und zeichnen sich unschön auf dem Antlitz ab! Gerade wie zu Hause auch — und um nichts haben sie sich herausbemüht! Unsere Familie hatte eine ruhelose Nacht hingebracht und doch glühte Bertha des Morgens frisch und schön wie nie und die Mutter schaute verwundert zu ihr empor, wie zu einer neuen Erscheinung. So oft die Seele so recht mit sich selbst gesprochen und sich gleichsam rein und klar geweint hat, wächst auch an unserer äußern Hülle, wie der Jahresring am Baume, ein neu durchleuchtetes Gewand an und der Staub des gemeinen Lebens legt sich nicht so leicht wieder darauf.

Nach dem Frühstück ließ man sich auf dem See behaglich wiegen, immer in Gesellschaft Lodach's, der sich wie ein Glied der Familie eingeführt. Er war ja gekommen, um die Tochter sich „anzuschauen“ und, so sie ihm gefiele, sie als seine Braut zu erklären. An einen selbständigen Willen Bertha's hatte er nicht gedacht; sie war gewiß auf seine Absicht vorbereitet und auch sonst ein gefügiges Kind. Nun hatte ihn ihr liebenswürdiges, reiches Wesen ganz hingerissen und das war ihm anfangs genug, die Verbindung für geschlossen zu halten.

Solcherlei Freiermege zu betreten, ist in unserer Zeit keine seltene Erscheinung. Die „Brautschau“, wo sich das Mädchen wie eine circassische Sklavin mustern läßt, ist oft die einzige Brücke für Ehen, in denen Geld und Geld zusammenheirathen soll.

Aber unser Bräutigam hatte doch manchen Blick scharf in das Leben gethan und so sah er allmälig ein, daß er hier mit der den Aeltern gegenüber gewahrten Förmlichkeit nicht genug thue, daß er zuvor, wenn auch nicht sogleich Bertha's Herz, doch wenigstens ihre Achtung erobert haben müsse. Er ging daher, so sehr sich seine praktische Natur manchmal unendlich dagegen sträubte, gern auf alle die leichten Schwärmereien Bertha's ein, die, wie die meisten jungen Mädchen, so gern in die Natur all das Unnennbare, Unfaßliche ihres eignen geheimnißreichen Seelenlebens legte. Umsomehr bemühte sich Lodach, nicht unempfänglich für das Schöne zu erscheinen, seit ein junger Künstler, Eugen Maurer, der in Oberaudorf seine Studien machte, in gleichwarmer Bewunderung des einfachen Naturbildes sich innig an Bertha und Julius angeschlossen hatte. Und als absichtliche Heuchelei dürfen wir Lodach's lautes Begleiten Bertha's auf ihren Gedankengängen durch die Natur gerade auch nicht nehmen; so ganz leer und hohl war sein Herz wahrlich nicht, wenn sich gleich manches Gefühl in ihm wie der herabfallende Tropfen an der Hohlenwand nur versteinert angesetzt hatte. Er besaß wenigstens eine tiefe Achtung vor höher begabten und feiner organisirten Naturen, solange sie nicht rücksichtslos mit ihrem Gefühlsleben in die Alltagswelt hineintreten wollten.

Nicht lange hin und her schwankend, sprach er sich denn Abends, als er Bertha, die ihn wirklich tagsüber achtungsvoll behandelt hatte, der Führung des Malers gleichsam abgetrieben und nun Arm in Arm mit ihr den See entlang wandelte, offen und ehrlich aus. „Mein liebes Fräulein!“ begann er, „Ihre Mutter wird Sie wol halb und halb über den Zweck meines Kommens belehrt haben: ich bin gesonnen, einen eignen Herd zu gründen und ergreife mit Freuden die Gelegenheit, als Theilnehmer in Ihres Vaters achtbares Haus zu treten, wo meine Thätigkeit sich allseitig ausbreiten kann. Dabei eine liebevolle Gattin in Ihnen zu finden, die dem lange einsam gebliebenen Manne nun ganz eigen in aller Neigung und Wahrheit ihres Herzens zur Seite steht, ist mir freilich erste und höchste Bedingung. Sie zu sehen und zu ergründen, wollte ich nach Oberaudorf; da hat mich schon der gestrige Abend ganz Ihnen eigen gemacht. Was ich Ihnen biete, ist ein treues Herz, ein fester Halt, an den Sie vertrauensvoll durchs ganze Leben sich lehnen können. Mögen Sie vielleicht dies geschäftsmäßige auf „Brautschau“ Kommen — ich gebrauche absichtlich den Ausdruck — für frivol und leichtsinnig erklären, mögen Sie in den Träumen Ihres warmen Herzens sich eine Ehe aufgebaut haben, die aus lange genährter Liebe, aus wohlgeprüftem Zusammenklang zweier Seelen mit Nothwendigkeit sich bilden muß — ich will nicht mit altväterischer, die Welt besser wissender Moral

in Ihre Anschauungen greifen — ich bitte einfach auf morgen um Ihre Antwort."

Und Bertha? Sie hatte mit der Mutter noch eine lange Unterredung. Ohne klar zu sagen, was man von der aufopfernden Hingabe der Tochter an ihre Aeltern verlange, wußte die kluge Frau doch, überall mit feinem Gefühl die Fäden zusammenfassend, die Bertha an der schönsten gewünschten Heimath fesseln sollten, das zaghafte Mädchen zu dem schweren Entschlusse zu bewegen — und ein neuverlobtes Brautpaar fuhr andern Tags im geschmückten Wagen beim „Hofwirth" vor.

Und so wirst du denn herausgehoben, liebes Kind, aus dem inhaltleeren Leben deiner Mädchenjahre und die Zukunft tritt ernst an dich heran, in der Hand die verhängnißvolle Urne.

II.

Bertha durchlebte wie traumhaft ihre kurze Brautzeit. Lebach war mit geringer Unterbrechung immer an ihrer Seite und immer liebevoll und gut. Der Vater hatte gewünscht, die Hochzeit schon auf den Herbst bestimmen zu dürfen und so konnte Bertha, während in der Hauptstadt viele Hände an der äußern Ausstattung schafften, Raum in ihrem eigenen Herzen ausräumen und es von allen eingenisteten Mädchenträumen reinfegen für den Einzug des neuen, allmächtigen Herrschers. Ueber ihren Verlobten konnte und wollte sie jetzt nicht klar werden. Er zeigte mehr Geist und allseitige Bildung, mehr Takt und Zartheit, als sie an vielen Männern seines Standes beobachtet hatte — in sein Herz jedoch war es vergeblich hinabzusteigen: das blieb immer klar und rein, aber immer auch undurchdringlich. Zuletzt schmiegte sie sich mit zweifellosem Vertrauen an ihn und, was sie am letzten Abend ihm gelobt wußte, das durfte sie von seiner Seite auch allezeit zu erhalten hoffen.

Der „Weber an der Wand", diese liebe, goldene Schenke nämlich war es, die für jeden Abend in ihren Räumen lud. Man ging da einen schmalen, leichtgewundenen Weg hinan, sich lange an dem schroffen Felsen haltend, bis oben das nette Häuschen, wie an die Steinwand geklebt, zutraulich und entgegenwinkt. Da hatte einmal ein stiller Mann gehaust, seines Gewerbes ein Weber, der die bunten Farbengewebe, die er kunstvoll in sein Tuch schoß, auch gern in Luft und Erden vor sich sah und darum an die Felsenmauer, der warmen Sonne gegenüber, ein Gerüstebaum hoch und luftig anlehnte. Der Mann ist tot, seine Blumen blühen hier und zwischen diesen kleinen, zarten Gewächsen schweben jetzt gar oft liebe, blumige Mädchen herum, die im Familienkreise die neue Wirthschaft, den „Weber an der Wand", besuchen, wie sie der feine Schenkwirth benannt hat. Hier saß denn am letzten Tage seines Aufenthalts das junge Brautpaar, allein, abgeschieden von der Welt. Und der abendlichen Nebelluft schwoll die Felsen herauf wie verlassene Schloßgemächer und über dem schroffen „Kaiserzacken" und dem „Prinzstein" schwamm groß und rubig der Mond. Kein herziges Gekose ging heute zwischen den Beiden, wie ein Spielball herüber und hinüber, kein scheinbar Liebesengel saß lauschend durch das Gemach, ernste, schmucklose Worte sprach diesmal, wie noch nie, der Bräutigam, der nachlässig den Arm um sein schönes Mädchen gelegt, und lauschend schaute das Mädchen zu ihm auf.

„Sieh', mein liebes Kind", hub er an, „unsere Herzen wurden auf dem Markt des Lebens aneinander verhandelt, aber uns bleibt noch übrig, die wahre Weihe der Treue und der Liebe darüber auszusprechen. Schon hat deine Zauberkraft über mich gewirkt, was ich einem gleichgültigen Gleichgesinnten gegenüber nie gethan hätte: Ich habe, ganz im Vertrauen auf den großen Ruf deines Hauses, und mehr noch deines Herzens, wie bei deinem Vater um eine Erklärung über seine Geschäftsverhältnisse, um eine genaue Bestimmung deiner Mitgift angesprochen, ja, ich habe schon mein Vermögen in den Maßstab deines Gebäudes aufgeschätzt und rasch einer glänzenden Stellung entsagt, um mit dir einen freundlichen Sommer zu durchleben. Und doch scharf und schneidend spreche ich das aus, meine Liebe, nur deines Geldes, deiner äußern Schätze wegen kam ich hierher, meine Hand in die deine zu legen, denn wenn auch der äußere Zauber deiner Hausgestalt umfloss und du schön arm am Weg und schmucklos dich hangen, ich wußte mir keinem Mittel vor dir zu verbergen. Und wie ich nun Vertrauen gefaßt, wie ich ungescheut mein Innerstes aufgeschlossen, so halte auch du dich immer daran, in Allem aufhaltlos vor meine Augen zu treten, wenngleich das vollausgeströmte Licht dir schmerzen sollte! Vergiß diesen letzten Abend in Oberanders nicht! Ich will oft mit dir thun, an ihn zu denken."

Lebach schwieg hier bei diesen Worten ernst in das Auge und Bertha legte sinnend ihr Haupt an seine Brust. Wie ein ernster Vorsatz aus Schmerzlichem heraus webte sie ernstinglich seine Rede an,

sodaß es ihr tiefstes Herz durchfröstelte; aber allmälig ward es ihr wieder warm in der Seele und zuletzt wußte sie ihm innerlichst nicht Dank genug zu sagen für diese schönen Worte und sie glaubte, nie an ihm und der heitern Zukunft zweifeln zu dürfen. Unter Thränen schied sie von Oberaudorf, gefaßt und in sich beruhigt ging sie zur Trauung. Was nur zuweilen bange Schauer über ihre Seele jagte, war die sonderbare Zurückhaltung ihres Bruders, der gleich mit dem Beginn der Ferien eine größere Reise unternehmen, wie er denn auch bald nach ihrer Verlobung sich aus den Bergen in die Stadt geflüchtet, von wo er kurze, verdrießene Briefe schrieb.]

Ein altes Kalenderwort prophezeit auf frostige Weihnachten warme Ostern und es fragt sich, ob dieser Spruch, an das Leben der Ehe gehalten, nicht auch aus stürmischen Flitterwochen später Sonnentage hervorleuchten heiße. Stimmte dies so sicher zusammen wie eine mathematische Berechnung, dürften wir Bertha getrost in ihre fernere Zukunft begleiten. Denn wahrlich über die ersten Tage nach ihrer Hochzeit legte sich ein recht fahler Gewitterhimmel und wenn er sich aufklarte und hell auslegte, so war's nur jenes glatte, zugeschlossene Winterblau, das unsern Augen beißende Thränen abzwingt. Schon zum ersten Mittagsmahle, da die Neuvermählten sich gegenüberließen, hatte Lebach eine verdrießene, trockene Stimmung mitgebracht. Er hatte im Geschäftszimmer seines Schwiegervaters darauf gedrungen, die wichtigsten Bücher flüchtig durchsehen zu dürfen und nur unter verlegenem Zaudern von seiner Seite einen Blick in ihre Blätter zu werfen vermocht. So erschien ihm der neueste und neueste Geschäftsverkehr ziemlich gestaut und verrückt, der Geldumsatz, um sich bildlich auszudrücken, „flau" und matt und hier und da mochte es ihm auch dunken, als sei Vieles mit Unordnung und besonders auf den letzten Blättern manches nur zum Scheine abgeschlossene Geschäft eingezeichnet. Seinen ernsten Fragen wußte der Bankier, der ihm die ersten Tage nicht verkümmern wollte, nur leichtsinnige Spekulation oder hingeworfene Phrasen von schlechten Zeiten, Kreditmangel und Aehnlichem entgegenzusetzen. Der neue Sohn und Mitregent des Hauses aber verstummte und in ihm legte sich neben bitterm Verdruß der Entschluß fest, binnen wenigen Tagen ganz im Reinen mit seiner neuen Lebenslage stehen zu wollen. Einstweilen fühlte sich sein Groll in kurzer gleichgültiger Abfertigung seiner Gattin. Sie drückte mit dem weichsten Ton an sein Herz

entsprechen und mit den rührendsten Worten Einlaß verlangen in sein Vertrauen — er konnte den Gedanken nicht aus sich jagen, daß er am Ende statt der Goldprinzessin nur eine werthlose Aschenbrödel heimgeführt, daß er an eine, durch ein edles Frauenherz geheiligte Ehe seine materiell gesicherte Existenz gesetzt habe, die ihm gewiß nicht entschlüpft wäre, hätt' ihm ein weniger bedeutendes Mädchen seinen klaren Geschäftsverstand gelassen. So aber hatte er ihretwegen jede Vorsicht vergessen und das Alles schnitt ihm wie ein rostig Messer ins Herz, was er gerade zu ihren Vorzügen zählen mußte. Als sie ihm Abends das Kücken'sche „Mädchen von Juda" vorsang, schlüpfte er mitten in der ersten Strophe aus dem Zimmer, und ihr blieb nichts, da sie zu Ende war und sich verlassen sah, als bitter in das Sophakissen zu weinen.

Den zweiten Tag brachte er ganz und gar unter Berechnungen, Zusammenstellungen und Vergleichen hin und mehr und mehr that sich die entsetzliche Wahrheit vor ihm auf, daß ihn der Bankier betrogen habe. Wüst im Kopfe warf er sich zu Hause auf das Ruhebett und bat Bertha, ihn allein zu lassen. Der Schlaf kam aber nicht über ihn; unruhig wälzte er sich hin und her und sah den goldenen Sonnenfäden zu, die sich noch dann und wann durch sein Fenster zogen. Es lag etwas so Lockendes, Verführerisches in dem Spiel der Abendluft, daß ihn endlich doch wärmere Gedanken überkamen und er aufsprang und Bertha zum Abendgang aufforderte. Und wie glücklich hing sie an seinem Arme, wie harmlos und liebenswürdig suchte sie seinen Verdruß hinwegzuscherzen und stand dabei so fern all dem Wetterfahnenspiel der Frauen, die in bitterm Schmollen und saurer Verdrehung so gewandt sich bewegen. Lebach ward allmälig beruhigter und setzte sich traulich mit Bertha auf eine Ruhebank der Promenade. Da fuhr ein böser Kobold gerade jenen „Reisen" vorüber, der ihn vor kurzem noch zuerst an Bertha und deren Vater gewiesen hatte, und zu spät bereut, entfuhr ihm das bittere Wort: „Hätt' ich doch diesem Ehekontrakt nicht in die Ehe gelaufen wäre! Wie schnell sitzt so ein Goldreif am Finger und zuletzt ist's vergoldetes Blei!" Bertha, die jenen Unterhändler durch ihre Mutter kannte, brach weinend in sich zusammen und nur mühsam konnte er sie aufrichten. Bleich und gebückt ließ sie sich von dem unseligen Manne nach Hause geleiten und schloß sich dort in ihr Schlafgemach. Mit der verzweifeltsten Stimmung rang nun die Neue in le-

bach's Herzen und er wäre sicher noch in ihr Zimmer gedrungen und hätte sich um Sühne betend an ihr Bett geworfen, wäre nicht im selben Augenblick Bertha's Mutter eingetreten, um nach ihrem Kinde zu fragen. Diese Erscheinung jagte den noch glühenden Zorn in ihm wieder zur hellen Lohe auf. Er begegnete der besorgten Frau mit kaltem Gruße und zog sich eilig in sein Gemach zurück. Da ging er mit großen Schritten auf und nieder, als wollte er über die Gedanken, die in ihm saßen und stachen, hinauseilen, und doch mußte er wieder umkehren und sich schleudern lassen in den wilden Sturm von Sorgen und Entwürfen.

Und all sein Sorgen und Grübeln brachte ihn nur tiefer in die Fallgrube, in die man ihn gelockt hatte. Er fand alltäglich mehr, wie mürrischer und schlaffer der Geschäftsgang sich fortschob, wie da ein boshaftes Mißtrauen, dort eine taube Ankündigung des Vertrauens, gleich den Möven, den ängstlichen Vorboten des Sturms, ins Haus hereinflogen; wie heute ein neuer Verlust lebhaftscheint an der Thür pochte und morgen ein wiederholter Beweis von Leichtsinn und Vernachlässigung seine hohen Strafflammen einfeuerte. Ja, auf der Straße rückte man nicht mehr ehrerbietigst den Hut vor dem reichen Bankier oder suchte mit ihm im heimlichen Stolze ein vertrauliches Gespräch anzuspinnen; jetzt blieb man, bedeutsam sich anblickend, hinter ihm stehen, wenn er, die Hände auf dem Rücken, über die Straße schritt, man flüsterte ernsthaft zusammen und warf mit weisen Sprichwörtern umher. Das bemerkte Lobach oft von dem hohen Fenster der Schreibstube, wenn er, um aufzuruhen, das Leben auf der Straße sich anschaute. Ihm selbst drückte mancher Freund bedauernd die Hand, Mancher mied ihn verlegen auf und in sein Haus fielen wie die Schlossen eines Hagelwetters scharfe, anonyme Mahnbriefe nieder.

Es war zu spät. Von der Mitgift seiner Frau war keine Rede mehr und auch sein Vermögen, das er als Verletzter schon dem Gerichte anvertraut, hatten nothwendige Zahlungen, einzugehende Verbindlichkeiten angefressen. Nun erklärte er dem Bankier kurz und entschlossen, daß er die Rettung des Hauses ganz auf seine Schultern nehmen wolle, daß er selbständig neue Quellen eröffnen, alte, mattlos ausgetrocknete Verbindungen abbrechen und überhaupt mit neuen Ideen das kraftlose Haus speisen und kräftigen werde. Fieberisch schlugen jetzt an Lobach alle Adern, nach allen Seiten hin flogen Briefe, Sendungen, Wechsel, das hohe Schreibpult war ihm zur Speisetafel geworden und nur am Abend kam er in das Wohnzimmer seines Hauses, wo er sich in den Sorgenstuhl streckte, den Cigarrenduft sich hinaufwinden ließ und sonst um Gattin und häusliches Glück wenig sorgte. Bertha litt Unsägliches dabei. Wie sie in süßer Bewußtlosigkeit gleichsam ihre Brautwochen verträumt, so suchte sie jetzt sich auch hier durch diese schweren Stunden gewaltsam durchzuträumen. Aber dem Schmerz läßt sich nicht gebieten und sie mußte ihn mit sich herumtragen wie ein krankes Kind, das Keiner aus den Armen der Amme nehmen will. Ihre Freundinnen waren ihr doch meist zu flach und suchten ihres Lebens, hinein, großen Schmerz abzudämmen, und der guten Mutter, die so warm um diese Heirath gesorgt, durfte sie gewiß keine bittere Stunde bereiten. Und auch darum zumeist drängte sie den Schmerz zurück, weil es ihr zuweilen dunkte, über den Mann thränenreiche Klagen auszuschütten, dem sie sich und ihr ganzes Leben doch einmal geschenkt hatte auf ewige Zeit. Was diese sonderbare Wandlung in ihm hervorgebracht, mußte eine gewaltige Schickung sein, der sie nicht lange zu ergründen sich unterstand. Sie wagte nur einmal noch liebevoll ihn zu befragen, um dann auf lange zu verstummen. An seine Seite ihren Stuhl gerückt, ihre Hand schüchtern auf die Seitenlehne gelegt, bat sie mit zitternder Stimme an: „Friedrich, was ist Dir? Du verschließt ganz in Dich, verkehrst nur mit fremden kalten Zahlen und den finstern Gesetzen in deiner Brust. Soll ich das Blatt aus meinem Leben herausschlagen, in das Du auch für mich ein Grundbuch gelegt? Ich meine den letzten Abend zu Oberandorf. Vertrauen hast Du da von mir verlangt und was hätte ich Dir jetzt zu bekennen, ich, die ich gar nicht lebe, nichts will und nichts denke, solange Du leidst und denkst, abgerissen von mir, entfremdet meinem Herzen? Aber an deine bewegte Brust will ich mich lauschend legen, auf ob der Leo, den ich da höre, wie Mitternachtsgloden schreckhaft an mein Ohr schlage, ich habe das Recht ihn zu hören und ich will ihn zu stillen suchen an mein Herz."

Lobach las diese Worte mit einer gewissen Freude in sich; er erkannte aufs neue, welch ein engelhaftes Weib an seiner Seite zu ihm aufschaue und doch — wär mag es so leichthin grausam und herzlos schelten, wenn er im selben Augen-

nicht schon mit harter, unwahrer Anklage gegen sie losbrach?

Die Gedankenschlange, die sich eben ingrimmig durch seine Seele gewunden und sich nun aufbäumte gegen das Weib, das weinend vor ihm stand, sie hat sich schon zur bösen Stunde im Herzen eines Jeden gelegt. Mit weinten Schmerz und Reue in seinem Busen bei dem Anblicke der Frau, die sich so edel vor ihm demüthigte, den sie hätte anklagen dürfen; aber das stolze Bild, mit dem er sich an jenem Abend vor ihr gebrüstet, stieg bei ihrer Mahnung lebendig an sein Auge heran, wie sie am Wegraine stehe, das schöne stürmische Bergkind und mit nassen Augen nach liebesfichtigen Herzen schaute, und wie er gleichgültig und trocken vor ihr vorbeistolzirte, der Mann der goldenen Zukunft, der zukünftige Gemahl einer Geldtonne! Und wie bitter fühlte er nun diesen Stolz gerächt! Könnte es nicht noch kommen, daß sein Weib arm am Wege sitzt und bettelt — um Brot? Oder um Liebe? Und wie schoß jetzt in ihm der Gedanke auf, den er mit selbstsüchtiger Hast sich ergriff. Ja, sie hebt jetzt gerade sein Bild aus dem Rahmen und reicht es spöttisch vor sich hin, weil sie um den ärztlichen Betrug vorausgewußt hat! Sie hat sich mit Armuth und Liebesdürftigkeit umwirbt, sich in heißumgossenen Taumel zu stürzen, und sie weidet sich jetzt an ihrem Siege!

So ist der Mensch! Lieber häuft er mit des Rechts suchtigstem Scheu Unrecht über Unrecht auf sein Haupt, eh' daß er wenig vor ihm die arme, leichte Stunde bekennt.

„Vertrauen fordert du von mir, schlaue Spötterin", rief er mit erzwungener Wuth, „und warst du es nicht, die den Lügner aufgefunden, die nun mein ganzes Leben vergiftet? Hast du nicht so lang den Kopf geschüttelt über Julius Tannen, der noch so ehrlich war, daß er nach Verdienst ein strenges Gericht entgegenzuhalten? O ein Fluch über meine Blindheit!" Und mit dieser sich selbst aufgedrungenen Lüge schied der im Innersten zerstörte Mann von seiner unglücklichen Gattin, um sie auf lange nimmer zu sehen. Als er Nachts wieder nach Hause kam und in einem Anfluge von Reue nachfragte, ob Bertha schon schlafen gegangen, sagte ihm die Kammerfrau in schnippischem Ton, die Herrin sei zu ihrer Mutter ins elterliche Haus gefahren, dort eine ruhige Nacht zuzubringen. Erschüttert stand Lebach lange Zeit vor dem Bilde Bertha's. Thränen auf Thränen rannen aus seinen Augen, bis er sich langsam beruhigte und mit dem leichtesten Trotze sich begnügte. Du kannst nicht anders als hart und ungerecht handeln, wenn eben so hart und ungerecht schaltet mit dir das Schicksal, und schon morgen ist vielleicht die Frucht jahrelanger Mühen abgefallen von deinem Lebensbaume und faul am Boden.

Und wirklich ward er noch in derselben Nacht durch zwei Depeschen aufgeschreckt, die wie mit der strengen Schere der Parzen das feine Gespinnst seiner Entwürfe entzweischnitten und dem Geschäftshause überhaupt den Lebensodem austrieben. Am andern Morgen war Lebach verschwunden, das untere Geschoß im Bankierhause gerichtlich geschlossen und versiegelt.

Es rächt sich an jedem Sterblichen, wenn er wie im Taumel den Gedanken und Gesinnungen untreu wird, denen er lange im Leben auf breiter Straße gefolgt und in neuen, unbekannten Gefilden die schmale Bahn hinaufklimmt. So hatte Lebach all sein Heil nur auf Haß und Gut, auf eine reiche Lebensstellung gesetzt und nun legten sich angeboren mit unüberwindender Gewalt Schönheit und Liebe an sein Herz und siegten ihn eine Weile dem Streben nach Reichthum und Schätzen abtrünnig werden. Darauf haben ihn jetzt beide verlassen und an der treuen Freundin unseres Lebens, an der Liebe, wird es sein, verlorbes zurückzuerobern und ihm Alles wiederzugeben nach ihren Kräften.

III

Das Elend des Lebens tritt oft genug so ungetraut und nackend an uns heran, daß man es dieser ruhigen Erzählung nur verzeihen wird, wenn sie mit einem Sprunge über das Geschick der Bankierfamilie hinwegeilt und den Leser sogleich auf der bekannten Dorfstraße über den Kanal, nach der Weinart tenden sieht. Dort hat Lebach in einem bekannten Kaufhause eine angenehme Stellung gefunden und in rastlosem Arbeiten die Gedanken an die nächste Vergangenheit zu betäuben gesucht. War es nicht durchaus edel von ihm, den morschen Bau, der er zuletzt wieder zu stützen allein sich vermag, auch allein über seinen Schwiegervater zusammenbrechen zu lassen, indem er allen Bangten und Zweifeln durch die Flucht sich entzog, so mag jedenfalls entschuldigend das Gefühl für ihn auf, das ihn wegdrängte von dem Ort des Unglücks und der Schande. Und Bertha galt er ja doch für sich verloren, sie konnte ihn unmöglich lieben, der kaum nach ihrer Liebe gefragt und nur die Tochter des Bankiers gesehen

hatte! Daß er damals am letzten Tage zu Oberursdorf so aufrichtig seinem Kramerfleischesmund vor ihr aufgeschlagen, war mehr das ehrliche Verlangen, die Herzenssünde, die er durch sein geschäftiges Werben an ihr begangen haben mochte, durch redliches Bekennen wenigstens wieder zu sühnen. Nun aber redete er sich ein, gerade diese scharfen Worte möchten tief in ihr Herz gegriffen haben und eben jetzt, da er sie auch durch schmachvolle Verdächtigung so schwer gekränkt, feindselig wider ihn aufbäumen und ihn völlig seiner Gunst entfremden. Neue war zur Zeit umsonst und Vergebung von ihr zu fordern schien ihm unter solchen Verhältnissen charakterlos, denn am Ende hätte dies zarte Nachgeben ihr edles Herz wieder für ihn gewonnen, und er sagte sich's doch allstündlich, daß er ihrer unwerth sei. So stellte er ihr kurz und ehrlich vor, sie möchte den Bund der Ehe förmlich wieder scheiden lassen, um an einen Andern ihr Glück zu finden, das er ihr nun einmal nicht schenken könne. In der bittersten Erregung wartete er der Antwort, die allzu lange säumte.

Da lieh ihn eine befreundete deutsche Familie zum Abendtheer bitten. Er schlicht in sonderbarer Hast vor der gewöhnlichen Zeit seine Tagesarbeit und eilt zu seinen Freunden. Die Frau des Hauses empfängt ihn so gutmüthig und artig wie immer, ihr Gemahl stammelt so heiter wie allabendlich an den Kerbhölzern herum und um die Töchter schienen ihn so theilnahmvoll zu betrachten, so räthselhaft aufgeregt unter sich zu wispern und so erwartungsvoll nach der Thür zu schauen, daß ihn die seltsame Verstimmung beschleicht, und er am Ende klagt, was da komme, ruhig entgegenblickt. Da er nach dem Sohn des Hauses fragt, wird ihm bedeutet, daß man ihn jeden Augenblick mit einer deutschen Landsmännin erwarte und eh' man sich näher ausließe, hört er schon vor Hausthüre läuten — und bald ruht weinend an seinem Herzen Bertha, seine geliebte Gattin. In diesem Augenblick, da er sie so warm und hingegeben in seinen Armen hielt, schwur heimlich in ihm seine Seele, diesen treuen Engel rein zu wahren und zu hüten das ganze Leben lang, und abgefallen von ihm, eine elende, feindliche Welt, schien alles Unglück und alle Sorge. Diesen Abend wußte er, glücklich an Bertha's Seite, all die bösen Fragen nach unterdrängen, die sein Herz bewegten; und erst den andern Tag, am traulichen Kamin, da Bertha ihm selbst den Thee bereitete und bereichte, lauschte er in der wohlthuenden Behaglichkeit ihrer Erzählung. Und was ein treues Frauenherz vermag, wie die verschlossenen Kammern in ihm aufspringen vor dem Rufe der Pflicht und der Liebe, und die häßlichen, gefürchteten Schätze sich hinlegen und wie das Weib damit sich und den Mann loskauft aus traurigen Fesseln, das sollte er jetzt bewundernd erleben an der starken Seele seiner Bertha, die er nun mit wahrem Stolz sein eigen nennen durfte.

„Ich will dir nicht verhehlen", hub sie an, „was ich — ein edles Kind, in den ersten Tagen unserer Ehe gelitten. Allererst muß ich thun vor dir, daß ich in deinen Unmuth und deine Verstimmung thörichte Gedanken hineingelegt und über meine Eigenschaften stundenlang Musterung hielt, um vor dir willkommen darzusterben, und du hast indessen mit schweren Sorgen gekämpft und mit gewaltsamer Anstrengung zu retten gesucht, was du erworben und was dein Stolz und deine Ehre war. Sieh', als an jenem Tag — schon ging das Gerücht um, du seist gestorben — die Beamten kamen und die Thür schlossen, Alles so stumm und so tödtlich unheimlich, als läge ein Todter im Hause, und die Mutter klagend sich in ihr Zimmer verschloß, da war mein erster Gedanke an dein Volk heran und in mir Ries wahnend auf: durch dich ist es unglücklich geworden, durch die Heirath mit dir. Und als nun der Julius blaß und entstellt zu mir stürzte, verzweiflungsvoll meine Kniee umfaßte und mich um Verzeihung bat und nun zuletzt den traurigen Betrug, den man mit mir und dir gespielt und den er mir verschwiegen, weil der Vater nur unter dieser Bedingung seine Ehrenschulden tilgte, und als der alte unglückliche Mann sich schämte, vor dem Antlitz seines Kindes zu treten, da habe ich nicht nur mich und nicht nur dir geweint, ich habe nicht Julius und die Aeltern angeklagt, alle meine Thränen und Klagen haben nur sich gemeint und was du Alles von mir erwartet und Alles durch mich verloren. Ich bin schon am ersten Tage aus dem Hause meiner Aeltern gegangen und habe bei einer Freundin gebeten und da erwartet und gebetet auf dich und auf einen Brief von dir. Niemand ist so mir gekommen als Julius, Niemanden habe ich aufgerufen. Meine Juwelen und Kostbarkeiten habe ich verkauft und den Erlös zu meinem Freunde Max gebracht, ich selbst habe gebetet und geschlafen und manche dieser Tage ist mir meinem Herzen vorbeigegangen, die ein feines Krügelchen und einen gestickten Turnel von meiner Hand getragen. Da bat mich

endlich dein Brief getroffen und wie wohl hat mir dein stiller Schmerz, deine kalte Entsagung gethan, aus der mir ein ganzer Frühling warm und echt entgegenduftete. Ich habe geweint und gelacht und bin mit dem armen Julius im Zimmer herumgetanzt und er mußte mir sogleich einen Paß besorgen und ich habe gepackt und gerüstet, um ja recht bald fortzukommen. Denken Sie sich, ich wollte dann eine Mädchenschule gründen, Klavierunterricht suchen in großen Häusern, Muster copiren für Stickerinnen — ach, es schwirrten die wunderlichsten Pläne in meinem Kopf herum. Nun bin ich Abends in der Dämmerung still hinsinnend am Fenster gesessen, da pocht es schüchtern an meine Thür, ich zünde Licht an und vor mir steht ein alter lieber Freund, der Maler Eugen, der mit uns, weißt du noch? auf dem Schlitten gefahren und mit so wilden Bildern dich verfolgt hat. Er hatte von deinem Briefe gehört, und nun — ich will darüber rasch hinweggehen, es thut mir leid um den Freund und so verliert man oft die besten Herzen — und nun hat er mit glühendster Leidenschaft mir seine Liebe zu mir vorgeklagt, hat mir vorgehalten, daß ich als Lehrer der lutherischen Kirche von dir lassen könnte und als eine Frau von Geist und Gemüth von dem kalten Rechenmeister lassen müsse und er hat so wild und feurig und wie ein Rasender vor mir gelegen, daß mir im Schrecken der Athem verlagte, bis ich ihn endlich entschieden zurückwies, auf immer. Traut ist er hinausgestürzt und ich habe mich mit tiefe innigern Gedanken an dir festgehalten. Später machte ich noch einen schweren Gang — zu meinen Aeltern. Das Haus ist verkauft, sie wohnen sehr ruhig und gefaßt zusammen; mein Vater hat laut geweint und nicht gewagt, mir Vorwürfe mitzumachen. Da sollte es aber anders kommen und in unserm Heil. Ein Fieber hat mich aufs Lager geworfen und ich habe wochenlang die thörichtsten Dinge gedichtet und während ich ängstlich deinen Namen rief und mich in wilden Träumen unter der Last geldgefüllter Säcke verunken sah, sind still und rasch die wenigen Tausende, die ich aus den verkauften Aktien gerettet, zu einem stattlichen Vermögen aufgewachsen. Dein Freund hat glückliche Versuche mit dem anvertrauten Gute gemacht und er läßt sich ein, zu ihm zu kommen und in seinem Geschäft als Mitregent zu thronen in aller Ehre und Würde. Ich werde auch mit Hand anlegen müssen in dem großen Laden, der so bäuerliche Kleinigkeiten verwahrt und ich werde die Ehre zu machen haben. Mein Vater hat seine Gläubiger mit großer Gewissenhaftigkeit zufriedengestellt, sein Name glänzt rein und unverletzt unter unsern Mitbürgern und so können wir getrost zurückkehren in meine alte geliebte Vaterstadt. Und nun, da ich zu Ende bin, mein Freund, keine Verwürfe, keine Anklagen, keine Entschuldigungen! Die Menschen haben uns zusammengeführt in gleichgültiger Berechnung, wie manche Andere auch, aber uns hat die Liebe wieder gerettet wer Wenige, und wir wollen ihr danken, daß sie so kurze Rache geübt und sich schnell versöhnt hat mit unserer — Geldheirath!"

Jetzt waltet Bertha wieder als reich gesegnete Dame, wie in den ersten Tagen ihrer Ehe, nur sicherer und glücklicher, in schönen Sommerabenden sitzt sie lächelnd in dem stillen Blumenhause zu Oberaudorf an der Seite ihres Gatten, zu ihren Füßen ein spielendes Kind.

Die Zug- oder Wanderheuschrecke.

Es ist zum Erstaunen, wie groß die Verwüstungen sind, welche manche Arten von Insekten anrichten. So z. B. der Kornwurm (Curculio frumentarius), diese Plage der Getreidemagazine, der das Mehl aus den Körnern saugt und in kurzer Zeit riesige Vorräthe zugrunde richtet; die Brot- oder Kuchenschabe (Blatta orientalis), die ganze Brote aushöhlt und in Schlössern auf weiten Strecken schon entsetzliches Elend angerichtet hat; der Fichten- oder Borkenkäfer (Bostrichus typographus), der sich ins Splint der Fichten bohrt und ihre unter anderm 1781 auf dem Harz, wo unterhalb Wernigerode der stattlichen Bäume seinen Angriffen erlagen) ganze Wälder zerstört; der Maikäfer (Melolontha vulgaris), dessen „Engerlinge" die Wurzeln der jungen Saaten zernagen und namentlich im Jahre 1479 die Getreidefelder in der Schweiz so allgemein verheert hatten, daß sie in einem förmlichen Monitorio vors geistliche Gericht in Lausanne citirt und trotz des Vertheidigers, den man ihnen angefunden, feierlich in den Bann gethan wurden.

Fragen wir nach der Möglichkeit so umfangreicher Verheerungen durch so winzige Geschöpfe, so lautet die Antwort —: „Lust macht ihre ungeheure Anzahl und unersättliche Freßbegier." Und fürwahr! das Propagationsvermögen dieser kleinen Thiere übersteigt alle Begriffe. Berechnungen haben dargethan, daß eine einzige weibliche Stubenfliege aus sich selbst und durch ihre Nach-

fortpflanzungsfähigkeit im Stande sind, binnen Sommer über zwei Millionen Mücken ihres Geschlechts hervorbringen kann; so hat der Naturforscher Reaumur durch Versuche bewiesen, daß eine einzige Blattlaus während der Dauer ihres kurzen Lebens die Mutter von 5,904,900,000 Abkömmlingen sein kann! Da wundert man sich denn nicht, wenn ein Reisender am Aequator, ehe man sich's versieht, über und über mit diesen Thierchen belegt ist.

Ebenso maßlos wie ihre Zahl ist ihre Gefräßigkeit. Eine einzige Raupenart (Phalaena pini) frißt in wenigen Tagen die dürftige Kiefer kahl, und was die Unersättliche vermag, wenn sie in Masse auftritt, hat in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Gegend von Berlin erfahren, wo oft an einzelnen Morgen Kiefernwaldungen von vielen Ruthen verwüstet wurden. In den heißen Zonen bleibt ein gefallenes Thier, und wär's das größte, keine zwei Tage liegen, ohne von den Ameisen verzehrt zu sein. Die schnelle Verbauung und der starke Darmkanal, der den Insekten eigen ist, sowie die Eigenthümlichkeit ihrer Athemwerkzeuge, indem sie theils mit gekräuselten Kiemblasen und Athemgängen, theils mit knorrigen hornartigen Röhren oder fadigen Schlauchen versehen sind, erklären diese ungeheure Consumtionsvermögen. Man sieht deutlich, sie sollen consumiren. Um sich zu überzeugen, wozu die Athemwerkzeuge mancher Insekten dienen, schnitt Unser scharfsinnig als scharfsichtiger Arzt und Naturforscher einen Ohrwurm (Forficula auricularia) mitten voneinander, weil beide Thiere in ein heftiges Wortgefecht und sich zu seiner Verwunderung, daß der eine Theil den andern verzehrte.

Allein Alles, was wir von der Gefräßigkeit der Insekten erzählen konnten, wird noch übertroffen von der Zug- oder Wanderheuschrecke, jener schon Plinius bekannten, von der ein orientalisches Sprichwort sagt: „Vor Heuschrecke hat ein Pferd wie das Pferd, einen Hunger wie der Wolf und eine Verheerungsgluth wie kein anderes Thier auf Erden."

Von diesen gefräßigsten aller Insekten existiren zwei Arten, eine kleine (Gryllus migratorius) und eine große (Gryllus peregrinus). Das weibliche Thier legt gegen 200 Eier in den Sand, die schon binnen 20 Tagen von der Sonnenhitze ausgebrütet werden. Anfangs ohne Flügel, nähert sich die junge Brut zuerst so, wie sie ausgekrochen, den Alten vereinigend, nach vier Häutungen an Vollständigkeit zu erlangen. Nicht Gras, nicht Kraut noch Saat wird geschont, die gefräßigen Thiere sind bekanntlich auf der Wanderung, so selbst die Baumrinde und die zarte Rinde der Holzgewächse verschonen die Unersättlichen nicht. Ist der Platz aufgezehrt, so sammelt der Haufen weiter und verbreitet sich mit ungeheurer Schnelligkeit. Bald erscheint nun ein schillerndes Heer, das immer in gerader Linie fortwandert, seinem Hindernisse ausweicht, über Städte und Dörfer wegfliegt und die reifen Vegetabilien mit seinem Federkleide füllt. Diese Züge der jungen flügellosen Heuschrecken werden oft noch mehr gefürchtet als die der vollkommenen, denn die jungen Thiere laufen sich, da sie keine Flügel haben, nicht aufschrecken, und überdies sollen ihre Wanderungen meistens in die Zeit des zweiten Pflanzenwuchses fallen. Man hilft ihnen zwar mit sogenannten Treibfeuern nach, Treibhecken, die an langen Pfählen befestigt sind, jedoch meistens ohne sonderlichen Erfolg.

Nach vier bis fünf Wochen haben die jungen Heuschrecken ausgebildete Flügel. Wehe dem Grundbesitzer, dessen Aecker von diesem fliegenden Heere heimgesucht werden! Denn wo diese Myriaden Heuschrecken sich niederlassen, ist in wenigen Stunden das Grün der Orte und Bäume verschwunden, der Boden wund, als wäre das Unterste zu oberst gekehrt, die ganze Gegend ein Bild trauernder, winterlicher Oede, die in wenigen Augenblicken dem lachenden Gemälde des Frühlings gleicht. Ihre Ankunft teilt man ferner Ferne, auf das Gerücht, welches ihr gräßlicheres Klingeln beim Abfressen der Blätter machen, gleicht dem Rauschen des fallenden Hagels. Gleichwohl, Saaten, Obst, die ganze Jahresernte ist dahin. Was sie nicht verzehren, verunreinigen sie, denn auf Straßen von einer Viertelmeile sieht man nichts als Thier an Thier, ein Thal hie und überstinkender

Der Schaden, den diese gefräßigsten aller Insekten anrichten, wird durch nichts weiter gemindert, denn der Vertilgungskrieg der Heuschrecken fangen nicht, sondern sind so scharf, daß sie der schon Rest des Pflanzenwuchses vollends vernichten. Dabei verpesten sie in weitem Umfange die Luft und was das Maß des Unglücks vollmacht, ist, daß die Junge Tausende von Eiern zurücklassen, woraus dann immer wieder neue und noch zahlreichere Armeen hervorkommen, sodaß überwegen schon ganze Länder haben auswandern müssen.

Das sind Thier, dessen eigentliche Heimat der mit Gras bewachsene Steppen der asiatischen Tataren sind, in der Umgebung aller wärmeren

Gegenden und sucht namentlich Syrien, Aegypten, Afrika und ganz Mittelasien heim. Auch in der europäischen Steppe ist die Zugheuschrecke das gefürchtetste Insekt, das hauptsächlich in den Jahren 1825—1831 schreckliche Verheerungen daselbst angerichtet. Mehrmals ist ein solches Heuschreckenheer sogar auf Oedessa gefallen, hat Straßen, öffentliche Plätze und Dächer überzogen, Kenter und Thieren wie ein Hagelschlag erschüttert und durch massenhaftes Hineinfallen in die Schornsteine das Feuer auf dem Herde erstickt. Nur nicht selten aber sind solche zahlreiche Schwärme von Osten kommend, auch schon unter in Europa eingedrungen. So drangen in den Jahren 1693 und 1730 Heuschreckenschwärme durch Polen bis in die Mark Brandenburg vor, 1747 warf Siebenbürgen von der Walachei und Moldau aus davon überfallen und 1748 kam ein solcher Zug über Ungarn, Polen, Schlesien bis Holland, Schottland und selbst auf die Orkadischen Inseln. In Deutschland zeigten sie sich in zweiter Brut vom August bis zum September. Auch Italien und der Westen von Frankreich sind, früheren Nachrichten zufolge, mehrfach mit dieser Hungersnoth und Seuchen mit sich führenden Plage heimgesucht, wie denn auch im Sommer 1817 wieder in Siebenbürgen ein Heuschreckenzug eingedrungen war, der daselbst bedeutenden Schaden angerichtet, namentlich die Maisfelder vollständig kahlgefressen hatte, das von den Garben Stunden kaum ein spannenlanger Strunkel übrigzulassen.

Die Vertilgung dieser schädlichen Insekten hält sehr schwer. In ihrer Verminderung haben die deutschen Naturforscher in der europäischen Steppe durch planmäßige Verfolgung der Zugvögel, welche noch keine Eier haben und deshalb keine Brut hinterlassen, sowie dadurch viel beigetragen, daß sie die Kälber im Winter umpflügen, wodurch die Eier auf die Oberfläche gebracht und durch den Frost vernichtet werden. Haben die Thiere erst Flügel angesetzt, so ist wenig dagegen auszurichten. Man hat Schweine- und Schafheerden unter sie getrieben, um sie auffressen zu lassen, ist mit Pferden darübergeritten, sie aufzuscheuchen, hat mit Flachsblauen darauf geschlagen, mit Feuer und Rauch, Kanonen und Flinten dagegen geschossen, hat auf Trommeln und alten Kesseln, mit Klappern und Schellen Lärm gegen sie geschlagen, doch die hartnäckigen Thiere weichen und wanken nicht, bevor nicht ihr König und Anführer auffliegt. Dann aber folgen sie nachgerade.

Das diese Heuschrecken im Morgenlande gegessen werden, haben wir bereits in einem früheren Artikel: „Das Manna der Israeliten" (N. F. II. Bd. Nr. 30), berichtet. Dr. Redslob.

Zu Schiller's Bearbeitung des „Egmont" für die Bühne.

Mitgetheilt von Arnold Schmidt. *)

Zu der von R. Diezmann edirten Bearbeitung des „Egmont" durch Schiller (Stuttgart, 1857) gehören noch wesentliche Nachträge, die ich nach den Regie- und Soufflir-Manuscripten des mannheimer Hoftheater-Archivs hiermit darbiete.

Zunächst fehlen in der Diezmann'schen Ausgabe die Scenen, die durch das Auftreten Richard's in Klärchen's Wohnung veranlaßt werden, von denen Böttiger in seinem Werke über Iffland's Gastspiel in Weimar S. 301 unbefriedigt spricht und von denen Diezmann im Vorwort seiner Ausgabe sagt: „Diese Scenen habe ich nicht auffinden können." Sie scheinen nur bei der ersten Aufführung eingeschoben zu sein, bei allen späteren blieben sie weg. Im mannheimer Manuscript (von Schiller's Hand öfters beschrieben) waren sie theils durchstrichen, theils defekt und in den Blättern zusammengeheftet; sorgfältig stellte ich sie buchstabengemäß wieder her, — hier sind sie, Ich anreihend an Klärchen's, somit den Akt beschließende Worte:

Ob ich mich rächen? Der Mann hat seine Freunde auf der

Zehnter Auftritt.

Egmont. Klärchen. Richard.

Richard

Warten nicht angehalten, Herr, und ich auch in dem, was ich an diesem Ort Euch vorzutragen' Brechen schnell ihr Gespräch — Ihr seid auf morgen früh zu dem gerufen

Klärchen

zu dem spanischen Herzog — Ihr Herr!

Egmont

Der morgen — Warum sagst du mir das nicht heute?

Richard

Vergeßt — Ich glaubte — es könnte uns — Ihr machen Vorbereitungen zu machen haben

Egmont

Vorbereitungen?

Richard

Der Herzog ließ Euch sagen — der Herzog von Alba

*) Aus einer handschriftlichen „Geschichte des mannheimer Theaters unter Dalberg, Schiller, Iffland und der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft".

Egmont

Was war denn weiter? — Er wird den Statthalter verstummeln — er wird und der Prinz Wilhelm befehlen machen — das ich nicht gar genug verachten kann.

Richart (beiseite)

Wenn es nur Tod wäre —

Klärchen

Hört im Himmel!

Egmont

Was sollte es denn sein? — Gestern und Heimmer! Gott, wie so mir der Kleine reizend hält!

Klärchen (zu Egmont)

Ich bin — ich hasse dich — hör ihn.

Richart

Wir haben die ganze Nacht zu unserm Vorhaben — Verschiedenes Buch — Alle Herr Lieber hat heute — zu seinem Vorhaben erreichen haben, wie man Buch hat wenige

Egmont

Klärchen hält ich? — Hält du bei Himmel? — Klärchen — der Herr mit verborgen?

Richart (zu Gassenz)

Sind der Cranier — weil Alba, weil ich ihn hole, gefangen ist.

Klärchen

Der Cranier gefangen? Und heute sagtest du mir nichts? C genug, du ist Alles zu befürchten!

Egmont

Cranier ist auch meiner Person, weiter hier Herr da sind — hat wenige befiehlt mir, hier zu bleiben — hier ist auch mein Herz ist von meiner Liebe (da umarmend)

Richart (eingetreten vorlesend)

Hat ein gewisser Tod, wenn Sie vorher zur alten Buch in der Lagers hätte Herz!

Klärchen

Ich muss! Mein, es muss sein. — Du musst! Wo ich Cranier mit seiner Hilf nicht hören werde, hilf es mir meiner Gefangen verloren!

Egmont

Entsetzt, was du sprichst! Wer kommt Alba hilf ich auch verfechten, durch unser Kinder der Prinzen Unterstützt auch mehren? Und meine Klara ist, die mir hat sagt! C sollst nicht so sein von deinem Egmont! Ich weiß — meine hören, und es will! (Klärchen umarmend) Klärchen, lebe noch! Auf Wiedersehen für morgen! (Will gehen.)

Klärchen

Nur morgen — Ach! (Sie sinkt wie will halten.)

Egmont

Was ist dir? — Sorge dich!

Klärchen (sich von ihm los)

Ich weiß es nicht — Wie ist es lang — Es schwarz als ist ich bin — zum letzten mal —

Egmont (zornig zu Richart)

Mit deiner albernen Besorgnis! Komm zu dir, Kind! Gott, dein Egmont lebt, weil leben, und die Tyrannei auch! Und Heilst Liebe — meiner sehr Brust soll bergen ihre Haar auf meinem Herzen — Sieh da ist Mutter! —

Fünfter Auftritt.

Vorige. Klärchens Mutter.

Mutter

Klärchen! Kind, was gibt's!

Egmont

Beruhige dich, Mutter! — Klärchen kommt wieder!

Klärchen (sich ihr nähernd)

Egmont!

Egmont

Klärchen! (Reicht noch einmal zurück, umarmt sie, sieht auf verschiedenen Seiten ab.)

Diese Szenen sind also keineswegs eingeschoben, sondern aus dem weimarischen Manuskripte zu späteren Vorstellungen herausgeschnitten, während man sie in Mannheim verflickte.

Ferner zeigt sich noch ein wichtiger Unterschied zwischen beiden Manuskripten in der Einteilung der Akte: das weimarische Manuskript hat fünf Akte, das mannheimer drei, und zwar in höchst praktischer Sonderung; erster und zweiter Akt sind in dem der erste, dritter und vierter der zweite; der fünfte bildet den dritten. In dieser Fassung wurde „Egmont" in Mannheim vom 26. Dezember 1804 an bis 21. März 1824 gegeben, wo Beethoven's Musik den rein Goethe'schen „Egmont" wiederherstellte. Auch in Leipzig wurde diese praktische Einteilung Schiller's noch bis in Engelhardt's Zeit beibehalten. Es fehlt darin auch die von Schiller durchaus gestaltete Erscheinung Klärchen's, und wo es im weimarischen Manuskript beim Eintritt von Ferdinand und Silva in Egmont's Kerker heißt: „Ein Vermummter im Hintergrunde", steht im mannheimer: „Ferdinand und Alba, von zwei Vermummten und einigen Gewaffneten begleitet". Schließlich hat Schiller für die mannheimer Bearbeitung noch weggelassen, was in Weimar gesprochen wurde: 1) in der Szene Egmont's mit Alba, von „Was möglich ist, kann ich hören wie er," bis zu Alba's „Wie du gewinnt hast" u. s. w.; 2) in der Szene Klärchen's mit dem Volke über seine Liebe nach Brackenburg's „Vielleicht" —, die mit „Meinen sie, ich sei ein Kind?" beginnt; 3) in der letzten Szene Egmont's mit Ferdinand, dessen Rede „Und ich soll handeln?" u. s. w., mit Egmont's „Folge mir!" Dann von Ferdinand's Worten an: „Wie oft wünscht' ich dich warnen zu können!" bis Egmont's „Sag meine Treue dir auch dem empfohlen sein!"

Mit Schiller's mannheimer Bearbeitung Schiller's verhielt es, wie es stets ging, ohne allen Einfluß und Widerspruch Goethe's, gewacht hat, während für Weimar der Dichter sein wichtiges Werk unverletzt erhalten. Interessant ist es immerhin, in diesen Bearbeitungen das Wirken großer Genien zu verfolgen.

Anregungen.

Gottfried Kinkel's „Nimrod".

Wir [illegible] Theaterfreunde, die bei Theaterbesuchen [illegible] Genuß für die Empfindungen seiner Phantasie und die Früchte seines Nachdenkens auch dann verbringt, wenn ihnen der Weg zur wahrhaften Innerlichkeit [illegible] bestehen muß mit einer rein auf [illegible] Wirkung, für welche [illegible] Gange des „Orts der Ruhe" [illegible] Gustav Kinkel: Ein Trauerspiel von Gottfried Kinkel (Hannover, Rümpler, 1857).

Drei Dramen wird nicht zur Darstellung kommen, ohne mit Veränderungen an den Anforderungen der Bühne, den Sänger in der Hoffnungsfreude vorzuführen auf den Theatern würden vermuten werden, die im Stande wären, eine solche Dichtung würdig und sicher zu leiten. Auch der Gefahr der gänzlichen Nichtbeachtung wird sich nur auf einer Bühne [illegible] Theaterdirektor Dr. Hoffe [illegible] Feier mit einem Lustspiel zum Geburtstage [illegible] Hollandsbräuten, Theaterprinz, [illegible] den Eisenmachern umgestalteter Textgedichte, seine an den Klassikerstreit und Schulz und Müller [illegible] wahre realistische Dichtung mit den bekannten eigenthümlichen „lebendwirklichen Alltagsmenschen"! Jetzt aber, bei noch vor Jahren, als die Meyerbeer und die Gounods nicht bestehen, an neuen, großen Erscheinungen, wenn auch unerfreulichen Schöpfungen wie [illegible] Immermann, Tenau, Grabbe u. A. [illegible] Armuth hatte, wird auch diese Kinkel'sche Dichtung zum Gegenstande nicht etwa blos der Lektüre, sondern der Debatte, der Unterhaltung und der Empfindung in diesem nächsten Kreise werden.

Der Dichter, der ein ideales, trotzdem [illegible] allen sehr verständlichen Sinn auf die [illegible] Erhebungen richtet, ist aber [illegible] Gefahr, die [illegible] Darstellungen, die [illegible] der gütigen Theater von Byron's „Sardanapal" geben. Eine großartige, aber schwach aufgefaßte und [illegible] Abenteuerlichkeit [illegible] Arbeit des großen Dichters hat man in London zur Grundlage [illegible] Ausstattungsstücke [illegible] Meisters zu machen gewußt. Das englische Theater [illegible] bekannt ist, insofern bei religiösen Dichtern und „Erbauungsstücken" das Englische (wie ein Theater gebildet soll, muß es sich mit der Kirche in den Sonntag theilen dürfen) [illegible] Ausstattungen [illegible] an Decorationen, Costümen, Märschen, Evolutionen, Schlachten, Kriegsschiffen, Ueberschwemmungen und ähnlichen Grundgedanken des Dramas und der Aufführung. So hat man an zwei [illegible] Theatern Londons [illegible] gegeben, in denen eine wirkungsvolle Darstellung des „Sardanapal" benutzt wurde, zu den blendendsten scenischen Effecten. Man entschloß sich nun in einer Oper dem Dichter, daß die Idee der neuen Verwendung [illegible] „Sardanapal" spielt in Ninive, in einem Babylon, dessen Dimensionen [illegible] vollständig aufgefaßten Ruin. Layard's entdeckte Ninive Asbet ist [illegible] Britischen Museum wieder und auf Grund dieser Localstudien, dieser [illegible] Thürme und [illegible] Dächer, dieser Palastsäle und [illegible] Lichtes [illegible] entdeckten alten Prachtwerken hat man in London den Sardanapal [illegible] Byron's zum populären Ausstattungsstück gemacht.

„Nimrod" spielt in gleichem Gegensatz wie Sardanapal und würde vielleicht glänzende [illegible] Entfaltung möglich machen. Der Dichter hat seine [illegible] Bildung zu Hülfe genommen, um das von ihm aufgestellte große Culturgemälde so bunt und die Scene [illegible] wie möglich zu machen. Er läßt alle [illegible] Persönlichkeiten der Bibel, die [illegible] in Ninive in einer [illegible] Blüthezeit [illegible] gewesen sein müssen wie später die [illegible] in Susa, mit den Attributen ihrer Stammesgenossen [illegible] auftreten und erscheint damit die bunten Reihen [illegible] vor [illegible] Fremden aller Art dem Auge vorgeführt werden können. Wie [illegible] Leben und seinen Schlachten aufgerichtet, Belagerungen [illegible] sich alle bei Gastmahl, wo man in den [illegible] Wandgemälden [illegible] sich [illegible] verwandt die [illegible] Fremden Tugenden [illegible] Ueberfluß der [illegible] ausgeführt hatten, Ninive geht in Glanz auf, [illegible] werden auf großen Holzstößen verbrannt, [illegible] Sonnen und Mondfinsternisse treten ein und am Himmel nimmt das Gewölbe des Orion [illegible] Assyrischen Nimrod auf, den „gewaltigen Jäger vor dem Herrn". Aber [illegible] Gestalten [illegible] den [illegible] auch in Sardanapal, und man muß der Klugheit [illegible] beweisen, daß diese Partie des Kinkel'schen Dichtung weniger originell ist und [illegible] auch den [illegible] Theater [illegible] Conventionen [illegible]

Natürlich blieb aber der Dichter bei diesen Aeußerlichkeiten nicht stehen.

Er hat [illegible] Zweck eine Theologie des Königthums geben wollen, eine dramatische [illegible] Darstellung des Königthums [illegible] Sünde. Die [illegible] Hermeliger ragt unter den Untern hervor, übergibt den Verlangten und erhält [illegible] gewisse Rechte zugestanden. Die Vasallen benutzen die [illegible] Gelegenheit, diese Rechte wieder zurückzunehmen, [illegible] es. Das Königthum ist in der Lage, zur Tyrannei zu werden und wird es [illegible] einem Aufstand von Hinterlist oder Grausamkeit, einfach durch die Umstände und die menschliche Natur und die Gesetze des Zusammenlebens selbst.

Man muß zugeben, daß in diesem Gedankengange viel Wahres, aber vom dramatischen Gesichtspunkte

und wenig Unterhaltendes, noch weniger Verständliches liegt. In der That ist Nimrod eine Gestalt gewesen, die man in ihrer ersten Anlage eine große originelle Individualität heißen darf, auf die lange verzichtet zu haben, eine Unterlassungssünde der Dichtkunst gewesen wäre. Ist es da nicht recht der großen Jäger Nimrod, den Raubtöter nach der Sage, zum Repräsentanten des babylonischen Thums machen, anstatt ihn zur Verherrlichung geringerer und mit der Phantasie des neuen Theaters endlich ausgestatteter Ahnherrn. Es erhöht ihn zur Welt. Die Sage läßt Nimrod viel poetischer von dem babylonischen Thurm erschlagen werden, aber von der weiten und tiefen Plan Hand Seiden. Kinkel's Phantasie hat ihn überhaupt einer ernsten funktionsmäßigen Arbeit auf dem dürren Hippodrome. Man weiß nicht recht, welche Priorität sie in der Dichtung und der Phantasie des Königthums, diesem an sich grausamen und tollen Saurier beilegen, vertreten soll. Die letzte Assonanz kann sie als halbe Tautologie nicht entschuldigen, noch weniger drückt sie etwas aus, was dem von Nimrod vertretenen Prinzip fehlt; denn Nimrod ist, wie gesagt, von jener in der Kraft ihr mangelnden Würde tierischer Heldenväter, die nicht im Thieren sich in Thaten thieren, sondern auch Kinder mit Krone und Schwert erschmeicheln läßt. Es ergiebt zum mal einem erbärmlichen Gehör. Alle, was heißt das? Vielleicht die freie Persönlichkeit, die in den Gemeinungen der Staatsbildung verlorengegangen? Diese viele Deutung wirklich im Sinne des Dichters, so würde die Unsicherheit, mit der wir in so modernen, immer bewußten, das innere Gesicht nach vorne Seite hin die Klarheit fehlt. Deutlicher war die gestellte tendenziöse Aufgabe zu umfassen und vollends der Reichthum aller sich hier ergebenden Gegensätze in einem Drama nicht zu erschöpfen, das wirklich für die Darstellung berechnet scheint, wenigstens mit dem bestimmten Bühnenvorschrift, wie § V S. 131 „Er schießt einen Pfeil in die Coulisse," anfängt.

Unser Sänger war zu Bonn am Rhein auch bekannt als einer der ersten Turner. Eine schöne, schlanke Gestalt begeisterte ihn beim Armbrustschießen und Wettlaufen. Auch die Bücher mag er mit Wettmannseifer auf den benachbarten Höhen des Siebengebirgs gesucht haben. Darum Lieb auf das grünende Gehölz, der Schritte wechseln mit den sonnenhellen und farbenreichen, von uns schon oftere „etwas kokett" genannten „Orte der Schlag", und immer wählte Kinkel sich im „Nimrod" einen Jäger, wieder ist es der Freude an dem Pirschen im Jagen und an dem hohen Schusse, der sich auch in seinem Gedicht am frischesten und erschütterndsten zu erkennen gibt. Alle nach dieser Seite hin einschlagenden Schilderungen sind vorzüglich gelungen. Hier ist die Sprache immer schön, immer anschauungsreich. Wieder gelungen ist der realistische Gruß der Empfindung. Die Zärtlichkeiten zwischen Ada und Nimrod, zwischen Lamlah und Nimrod haben etwas vom Lehrbuche, besonders in den Sonnenmonaten S. 194. Das im Blick der wohlwollenden Paris — der ganze Irrthum ist gestattet — ich auch einmal etwas Komisches findet, wie S. 70:

Hab ich seit Jahr, wo einer Mutter Liebe
Ihre Kinder zwischen Thron und Bahre schützt?

ist bei dem bekannten Gleichmuth des Dichters selten.

Der Schwerpunkt des ganzen Stücks zwischen Nimrod und Ninus scheint uns, obgleich sie an eine ähnliche zwischen Philipp und Don Carlos erinnert, die menschlich wahrste und schönste des Gedichts, und weniger seinen Schwächen als jenseits Theil des Gedichtes „Lamlah" beizuzählen ist die Schilderungen der ersten Begegnung, Nimrods Jäger, Pfeiler und ihre Beute und Trophäen. In dem Repräsentanten der letzten, dem Chan Saul, ist dem Dichter deutlich das Menschliche verzogen, daß es ganz unklar bleibt, wo in der ersten Anlage das Verhältniß der Beiden aufhört und — der Vorhang anfängt. Ob gut oder böse in Thun ist, muß die Religion bestimmen. Man konstatirt die Thatsache und meine Liebe des beschäftigen Dichters und — bewundert die Gestaltungen.

Geschichte und Dichtung.

Welche Stellung nimmt die Geschichte in einem poetischen Kunstwerke ein?

Das ist eine vielfach erörterte Frage, die jetzt um so schärfer hervortritt, je größer die Vorliebe ist, mit der man sich historischen Studien, Romanen und Dramen zuwendet hat.

Geschichte soll zunächst erzählt werden, eine Darstellung, nicht eine Beurtheilung des Geschehenen geben. In dieser reinen Anschauung bewegen sich Shakespeare und Walter Scott. Sie stellen die alten Chronisten des Landes wieder her, lebendiger in ihren Helden, farbiger in ihren Schilderungen, allein von dem eigentlichen historischen Sinken, der geschichtlichen Betrachtung ihrer Gestalten wichen sie nicht. Englische Geschichtschreiber haben mit Recht auf das falsche Bild aufmerksam gemacht, das Shakespeare von Johann und Richard III. entwerfen, nicht besser ist es Walter Scott mit Ludwig XI. von Frankreich gegangen. Indem der Romantiker die schlagendsten und wirksamsten Züge aus dem Leben seiner Helden zusammenlas, bekommt sein Bild Leben und Ausdruck, ohne daraus von Grundlinien des Originals zu treffen, gerade als ob der Himmel immer in Morgen- und Abendroth glühte und nicht zwischen beiden oft tagelang mit grauen Wolken bezogen wäre. Indem, wenn Farbe auch im Einzelnen fehlen, so haben die Wahrheit des Ganzen, ein wunderbares Gefühl, Shakespeare und es den Sinn, sie zu schildern, noch näher steht, mehr auf Anschauung und poetischem Ueberblick, Walter Scott durch ein mühsames, gelehrtes Studium, dessen Spuren in allen seinen Romanen zu finden sind. Noch ein anderes Element, das im Drama Shakespeare's bisher vereinzelt und nur immer mit episodenartig auftritt, hat Walter Scott aufgenommen, ausgebildet und zum Hebel seiner

aller historischen Romane gemacht hat. Abenteuer, der romantische Zufall, und hier knüpft er auf das Innigste an die Manche von König Artus, Roland und den Amadis von Gallien an. Der Romantiker verliert bei ihm ihren allgemeinen Werth, ihre Verbindung auf ganze Länder und Völker und sinken zu einfachen Begebenheiten in dem Leben eines Einzelnen herab, etwa wie der Verfasser der Memoiren Schlemihl's und großer Katastrophen nur in Bezug auf sich selbst schildern und darstellen. Ueberall macht sich die einzelne, subjective Meinung des Helden geltend, je nach seiner Liebe und seinem Haß fallen Personen und Zustände dem Lobe oder dem Tadel anheim, und weil Walter Scott auch seine Lieblingsgestalten Anhänger der Stuarts sind, regnet ein unbarmherziger Verdammungsspruch über Cromwell und die Unterdrückung der englischen Staatsverfassung mit seinen Lasten. Dem Vorbilde des theatralischen Pathos folgen die Romanciers aller Länder mit den grellsten Unterschieden, welche Nationalität, Zeitstimmungen und selbst die Quellen, nach denen sie arbeiten, in ihre Werke hineintragen, das Handwerk und der Grundriß des Baus bleiben trotzdem, so lange Menschen noch sind. Denn eine andere Ansicht von der Verbindung der Dichtkunst und der Geschichte ist mit den Worten und Formen begriffen.

Ist die Poesie nur Wiedergabe des Geschehenen, nur es sich eben im Kreise und Auge eines Einzelnen abspiegelt und hat sie Geschichte nur Sinn, Werth und Bedeutung, insofern sie das Gedicht eines Mannes, einer Familie enthüllen und bestimmen hilft? Nein, die Weltgeschichte ist ein Gemeingut, für Alle, die sie thaten ausgeführt und ihre Ideen aufgefaßten werden, diese hat die Poesie zu bewirken, zu plastischen Gebilden umzuformen, nicht immer nur das Bewährte, was sich einer Zeit oder einer bisherigen Vorstellungsart abgekonterfeien, sondern ihren Herzschlag herauszufühlen, ihr Wirken, ihren actuellen Inhalt. Eine historische Dichtung ist nicht die Darstellung eines kleinen persönlichen Schicksals mit einem historischen Hintergrunde, etwa der Zerstörung von Magdeburg oder der Schlacht von Leipzig, sondern diese geschichtliche That selber, nur entnommen dem Kreise des Zufälligen, und angeschaut, mit geistigem Auge, vom Dichter als das Resultat alles Vorhergegangenen und als Same eines unendlichen Zukunft.

Die erste Anforderung ist nun, meinen, sie wird sich am leichtesten und schönsten immer im Roman verhalten, die zweite — epischer, plastisch, ihr scheint vorzüglich das Drama zuzustehen.

Unterhaltungslectüre.

II

Otto Raimund führt uns in seiner Erzählung „Gebrüder Spalding" (Hannover, Rümpler, 1857) einen Conflict in der Ehe vor, der schon manchem heimlich untergraben hat. Durch die Verhältnisse gezwungen, sein Mädchen, ein ruhiges, charakterfestes Mädchen, an die Seite des Hochmuthes, des Neides und Ehrgeizes von ihr zu Reichthum und Ehren gebracht. Eine Heirath geht Alles gut, bis sie einen Officier zu lieben beginnt, von ihm geliebt wird. Es gibt der Leidenschaft nach, verläßt ihren Stand, wird ihr glückliches Gemahl — ein Mann, der eben nichts ist als „der Mann seiner Frau". Diese Margarethe führt nach wie vor das Wirthschaft. Die Unnatur dieses Verhältnisses wird für Beide immer drückender, unerträglicher — bis denn eine wird äußerlich herbeigeführte als innerlich vermittelt Scene in Liebe Blut löst und zur Natur zurückkehrt. Schade, daß die Erzählung nur eine Skizzenskizze geblieben, kein Farbenbild geworden ist, ihr Einfachheit und Abrundung durch Nebenpersonen und eine Fülle äußerlicher Zufälle gelitten und an Wärme und Tiefe der Motivirung verloren hat — aber immer ist sie eine Gabe für den häuslichen Herd, denn, wo oft gelagt, nur Knochen, wenig Kräuter bieten der Mensch der Dichtung.

„Der Buchenhof. Ein Roman von Ludwig Meyen" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1857) schildert in anziehender, lebhafter Darstellung die Wechselfälle, die einen jungen Mann, Max Horn, durch ein buntes Leben vom Kadettenschüler bis hinauf zu dem Rang eines brandenburgischen Generallieutenants nicht in ruhigem Verlauf tragen, sondern emporschleudern. Die Historie ist hier so recht nur durchaus Hintergrund, eine Staffage, die zum Zeichen des Bildes dient. Es ist im Ausgang des Dreißigjährigen Kriegs, die großen, mörderischen Schlachten sind vorbei und die Mark Brandenburg, wo der Buchenhof und der Hauptschauplatz der Erzählung liegt, wird nur von Streifcorps und verirrenden Kriegsbanden belästigt. Diese bewegte, malerische Zeiten, Kämpfen, Jagen leben der Ritterlichen Natur in natürlich geschildert und hebt sich scharf und hell von der Einförmigkeit und dem gleichmäßigen Verlauf eines ruhigen Tages im Bauernhaus ab. Die Charaktere des Verfassers gleichen Holzschnittfiguren, in derben, harten, leicht erkennbaren Linien, fern von den Klügeleien des Verstandes und voll zur Macht gewordener Leidenschaftlichkeit des Herzens und der Gefühle, bewegen sie sich leicht, mit einer gewissen Handlichkeit, im Guten hier, im Bösen dort. Es ist kein bedeutendes Kunstwerk, das uns vorliegt, nur frische Genrebilder, alle voll frischen, gesunden Lebens.

Betrachtungen.

In den Schwankungen des Lebens hältst du dich nur aufrecht, wenn du für alle Lagen in Mäßigkeit und Gerechtigkeit deinen Schwerpunkt suchst.

* *

Bleiben wird von uns nur Das, was gut war, Allgemeinen gewirkt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 6.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Der Fabrikherr.

Eine Erzählung.

I

In der großen Stadtkirche drängte sich die Menge. Vor dem Altare stand ein jungst neuvermähltes Paar, umgeben von theilnehmenden und neugierigen Verwandten und Freunden, an die sich in weiterer Entfernung eine größere Zahl städtischer Männer anschlossen, welche die blaue Blouse für diesen Tag mit Festkleidern vertauscht hatten. Es war eine eigene Hochzeit, die hier gefeiert ward — eigen und bedeutungsvoll wenigstens für das Städtchen, in dem die junge Frau längst eine der „geschätztesten Partien" gewesen, und der junge Fabrikherr Franz Hauke hatte manche Schwierigkeit überwinden müssen, ehe er den Besitz der Geliebten sich errang.

Als er vor drei Jahren aus fremdem Lande in die Stadt kam, die erst eben durch die Verbindung mit der Eisenbahn wie aus langem Schlafe erwachte — da gab es zunächst hinlängliche Mühe, ehe er sich durchkämpfte und Eingang in die enggeschlossenen Familien und Vereinskreise fand. Die Anlage einer Maschinenfabrik gab ihm Beschäftigung genug, um für den Anfang diese Gesellschaft entbehren zu können, als er aber bald durch große Umsicht und rastlosen Fleiß ergiebige Verbindungen nach außen eröffnet und im Innern eine einfache Organisation hergestellt, suchte er auch außerhalb seines Hauses die nothwendige Zerstreuung und den Umgang mit Andern. In dem Hause lernte er Helene, die einzige Tochter des Regierungsraths Wilhelmi kennen; zwischen jenem Tage und der glücklichen Stunde, die ihn heute mit seiner Geliebten verband, lag manche bittere Erfahrung und Kränkung, die ihm von den stolzen Verwandten Helenens bereitet wurde. Wie konnte ein Mann ohne Rang und Stellung, noch dazu ein Fremder, es wagen, seine Ansprüche an der Tochter eines Mannes zu erheben, dessen Vorfahren fast in ununterbrochener Reihe die angesehensten Staatsämter bekleidet, das Vertrauen des Fürsten besessen und dadurch selbst Zutritt zu den Höfen gehabt hatten? Es gehörte eben die ganze Energie zweier Liebenden dazu, diesen Widerstand zu brechen und selbst so mehr ihnen der Sieg kaum gelungen, wenn nicht der regierende Herr ein schweres Gewicht in die Wagschale des Aufstrebenden gelegt hätte, indem er vor dem Regierungsrath dessen Tüchtigkeit und Eifer lobend anerkannte. An dem Tage, an dem der Fürst die Hauke'sche Fabrik selbst in Augenschein nahm und mit dem Besitzer freundlich und lange sprach, erfolgte endlich auch die Einwilligung der Aeltern Helenens.

Zur Feier des Hochzeitstags war den Arbeitern der Fabrik mit ihren Frauen und Mädchen ein Fest bereitet, die jüngern Leute tanzten und jubelten, während die ältern um die Tische herumsaßen und bei mancher Flasche Wein die großen Nachrichten besprachen, die schnell aufeinanderfolgend eine Umwälzung der Verhältnisse in Frankreich verkündeten. Mit besonderer Aufmerksamkeit

lauschten sie den Erzählungen eines vierzigjährigen Mannes, der viel von dem Charakter der Franzosen zu berichten wußte und heute besonders gern gehört wurde, obgleich man ihn sonst seines herrschsüchtigen scheuen Wesens wegen gern vermied.

„Ihr werdet nun sehen, ob ich euch zu viel erzählt habe", schloß Art eine lange Erörterung und ließ seine grauen nachdenklichen Augen über die Versammlung mit sichtbarem Wohlgefallen schweifen, um den Eindruck zu beobachten, den seine Worte auf die Zuhörer gemacht hatten.

„Ihr irrt euch", nahm ein junger Mensch das Wort, der an dem Tische getreten war; „die Freiheit braucht zu ihrem Siege nicht Mord und Brand."

„Du bist ein Narr, Schweizer", fiel ihm Art in die Rede. „Ohne Blutvergießen geht es nicht ab und auch die Illuminationen werden nicht fehlen zu dem Feste."

Der Schweizer wendete sich verächtlich und ging mit einem deutlichen „Mordbrenner!" in den nächsten Saal.

Ein hämisches Lachen verzog das Gesicht des alte Bezeichneten. „Nennt mich nur immer fort so, was thut es mir? Lernt nur erst die Freude kennen, wenn es so plötzlich knistert und prasselt und dann die Flamme aus den Dachsparren hervorzuckt und weiter leckt, wie kleine Lämpchen, hier und da zündet, jetzt eine dunkle Rauchsäule und dann eine Feuersäule hoch aufschlägt zum Himmel, das flammt und zischt und dann ein Krach und nieder stürzt das Gehälk."

„Sprich nicht vom Feuer, man muß den Teufel nicht an die Wand malen", fiel ihm ein Arbeiter in die Rede.

„Geht mir nur weg mit euern Feuersbrünsten hierzulande", fuhr Art fort, „da ist gleich die Polizei zur Hand und das Militär, die Bürger mit den Feuerspritzen und verderben uns den schönen Anblick. Da war es anders, als ich bei der Fremdenlegion stand. Die Offiziere wollten es freilich nicht leiden, aber wir mochten nicht viel danach und ergötzten uns an den brennenden Wäldern und Forsten. Das war ein gutes Mittel, die Einwohner aus ihren Schlupfwinkeln herauszuräuchern und ihnen ein bleibendes Andenken zu hinterlassen."

„Hört auf mit euren Prahlereien", sprach der älteste der Zuhörer, „und nimm dich in Acht, du könntest es doch einmal zu bereuen haben."

Ein plötzlicher Jubel unterbrach das Gespräch, das junge Paar war in den Saal getreten und fand für Jeden ein freundliches Wort und eine gütige Anrede. Der älteste Arbeiter sprach in herzlichen Worten den Dank für das Fest aus und schloß mit einem Hoch auf die Neuvermählten. Nicht minder freundlich antwortete Ernst, aber man fühlte aus seinen Worten eine gewisse Besorgnis heraus, daß die politischen Ereignisse in Frankreich auch hier nicht ohne Einfluß bleiben möchten. Gerade der Kreis, in dem er heute in engere Verbindung getreten war, hatte ihm durch die absichtliche Verkennung der Verhältnisse und der Gefahr gelehrt, wie nahe und drohend sie war. So war das ein Tropfen Wermuth in den Freudenbecher des seligen Tages.

Die Erwartung hatte ihn nicht getäuscht; schnell und sich überstürzend waren die Ereignisse vorgeschritten und hatten in Deutschland in kurzer Zeit Verhältnisse heraufgeführt, auf die Niemand vorbereitet war und die mehr zufällig als organisch sich entwickelten. Was heute als großer Wunsch der Nation angeboren wurde, war in wenigen Tagen veraltet; Meinungen und Ansichten wurden gleich wie Persönlichkeiten im Sturmschritt überholt, gestürzt und vergessen. Wer sich zu berufen fühlte, das in rasender Geschwindigkeit dahinrollende Rad aufzuhalten, wurde zermalmt und zu den Todten geworfen. Der Anfang war gewagt, aber das Ende nicht abzusehen und jeden Tag trat einer aus der Reihe der Schiebenden und Drängenden, ermattet von der Arbeit mit dem Gefühle: „es geht zu weit!"

Es war natürlich, daß ein solcher Zustand der Dinge eine Unsicherheit in der Geschäftswelt hervorrief, die um so drückender für Den wurde, der seinen Handel nach außen hin organisirt hatte. Auch Ernst empfand bald genug die Last der Verhältnisse; Capitalien, die auf seiner Fabrik standen, wurden auf kurze Termine gekündigt, die Bank, die selbst alles Mögliche thun mußte, um ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, sagte ihm „mit Bedauern" den Credit auf, während auf der andern Seite nicht nur die Bestellungen fast gänzlich aufhörten, sondern auch namentlich von Ausland her schon angefangene Arbeiten zurückgewiesen wurden. Der Landesherr, der bisher jedes industrielle Unternehmen kräftig unterstützt und gefördert hatte, sah sich außer Stande, Capitalien herzugeben und als der Regierungsrath als „mißliebig" aus seiner Stellung entfernt war und sich grollend zurückgezogen hatte, fehlte für Ernst am Hofe auch die Persönlichkeit, die seine bedrängte Lage dem Fürsten vorgestellt hätte. So blieb ihm denn nichts übrig, als nach und nach

die Zahl seiner Arbeiter zu beschränken und wenigstens dafür zu sorgen, daß der drohende Bankrott abgewendet wurde.

In all den trüben Stunden war sein häusliches Glück seine einzige Erheiterung; hier vergaß er das Drückende seiner Lage und Helene, die von seinen Sorgen nichts ahnte, sucht in ihrer Unbefangenheit ihm jede Falte von der Stirn. Seiner Thätigkeit, dem Credit seines Schwiegervaters und dem äußern Gleichmuthe der Familie hatte er es denn auch zu verdanken, daß er nach und nach die nothigsten Capitalien wieder herbeischaffen konnte, freilich zu hohen Procenten und theilweise unter Bedingungen, die seiner Solidität nicht entsprachen.

Wie in jener Zeit die verschiedensten Elemente in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht sich berührten, so war auch Art, der längst die Arbeit in der Fabrik aufgegeben und durch seine Erfahrungen und die Reichen seines Auftretens ein beliebtes Mitglied der Vereine geworden, mit den Führern derselben in einen Umgangston gerathen, der eben nur durch die Stimmung der Zeit, das Streben nach demselben Ziel erklärt werden konnte. Zu jenen Führern gehörte ein wohlhabender Bankier des Städtchens, der sich in blinder Hast zu der demokratischen Partei geschlagen, als ihm eine Speculation auf Actien mißglückt war. Jakob Blumenthal trachtete von jetzt an nach einem Sitze im Landtage, es war das der beständige Wunsch seiner ehrgeizigen Gattin und er beschloß, ihr und sich selbst diese Ehre zu gewinnen. Die Arbeiter der Hanie'schen Fabrik, die sich wie ihr Herr fast ganz der Politik enthalten hatten, mußten zu diesem Zwecke gewonnen werden und da Blumenthal wohl wußte, welchen Einfluß Ernst auf sie ausübte, so galt es zunächst, sich seiner zu versichern. Ernst's mißliche Finanzverhältnisse und der Credit des Bankiers waren die Mittel zum Zwecke.

Art, der gegen guten Sold die Sache des Bankiers Blumenthal vertrat, wurde deshalb zu dem Fabrikherrn gesandt, zu sehen, ob eine Einigung mit ihm möglich sei. Er trat seinem trüben Herrn, den Kopf in die Hand gestützt, vergnügt vor seinen Büchern und nicht wenig erstaunt, als er seinen trüben Ardenes so breit und selbstbewußt in sein Zimmer treten sah.

„Was führt dich zu mir?" redete er ihn an. Art unterdrückte den Aerger, den das „Du" in ihm hervorrief; man hatte ihm seit einiger Zeit so sehr geschmeichelt, daß er sich selbst im Stillen für einen „kleinen Herrn" des Arbeiterstandes hielt; trat doch diese neue Aristokratie fast mit ebenso großen Ansprüchen hervor wie die kaum gedemüthigte.

„Ich will Ihnen einen Weg zeigen, wie Sie aus den Verlegenheiten herauskommen können, die Sie jetzt ängstigen."

„Ich weiß nicht, was du meinst", fiel ihm Ernst schnell in das Wort. „Wer kann behaupten, daß ich meine Verbindlichkeiten nicht erfüllt hätte? Am wenigsten steht es dir zu, mich danach zu fragen."

Statt aller Antwort legte ihm Art ein Stückchen Papier vor, das er bis dahin sorgfältig in seiner Rocktasche verborgen hatte. Es waren Hypothekenverschreibungen auf seine Fabrik, Schuldscheine und Wechsel, die er unterschrieben hatte. Ein Zittern der Hand, ein Zucken mit den Lippen verrieth Art, was er wissen wollte, daß Ernst verloren war, wenn diese Karten auf einmal gegen ihn ausgespielt wurden.

Der Arbeiter genoß mit vollen Zügen die Freude, einen Mann vor sich gedemüthigt zu sehen, dem er seine ihm erwiesene Unbill, sondern nur seine frühere Dienstbarkeit nachtrug.

Hanie gab die Papiere zurück, nachdem er sie flüchtig durchgesehen hatte und sagte kühl: „Ich werde zahlen, wenn sie mir präsentirt werden Leb' wohl!"

Es schien, als ob Art die letzten Worte überhört hätte, denn er stand noch immer an der Schwelle der Thür, mit verlegenem Gesichte, bis Hanie sich endlich zu ihm wandte und ihn fragte, was er noch wolle?

„Ich habe einen Auftrag an Sie von einem reichen Herrn aus der Stadt. Er hat mich gebeten, Ihnen diesen Brief zu geben und Sie zu beruhigen, er würde nichts gegen Sie unternehmen und wolle Sie durchaus nicht in Verlegenheit setzen." Dabei schob er ihm einen Brief in die Hand, faßte die Thürklinke und war verschwunden, noch ehe Hanie ihm sagen konnte, daß er warten sollte.

Der Brief war von dem Bankier Blumenthal und enthielt dessen Wunsch, als stiller Theilnehmer in das Hanie'sche Fabrikgeschäft eintreten zu dürfen. Die Bedingungen, die er stellte, waren billig und annehmbar, der Plan zur Erweiterung und Vergrößerung der Fabrik lockend und namentlich leuchtete Hanie die Idee ein, daß das Capital sich mit der Arbeit verbinden müsse, wenn letztere zum doppelten Feinde, der Concurrenz

und den Conjuncturen, Widerstand leisten wollte. Blumenthal enthielt sich in dem Briefe jeder Gegenforderung und so wurde schon am nächsten Tage durch den Notar Brander das Instrument aufgesetzt, worin die Art und Weise der Theilnahme, die gegenseitigen Verpflichtungen und Rechte sich bestimmt waren. Beide Parteien behielten sich eine Bedenkzeit von acht Tagen vor.

Gustav Brander hatte früher auch um Helenens Hand geworben und, von seinem glücklichern Gegner zurückgedrängt, diesem Haß und Feindschaft geschworen. Bei alledem besuchte er das Haus der Neuvermählten und war dort ein gerngesehener Gast. Nie hatte er seine Neigung zu Helenen aufgegeben, auch nicht die Hoffnung, einst die ihrige zu gewinnen. Jetzt schien ihm ein günstiger Augenblick gekommen, sich zunächst ihr Vertrauen zu erwerben und er benutzte die schlaue Art, um unter dem Deckmantel der Freundschaft die junge Frau vor der bevorstehenden Verbindung zu warnen. Wie erstaunte er, als er sie durchaus uneingeweiht in die Verhältnisse des Hauses fand, ja ihr selbst kam die Nachricht von der mißlichen Lage ihres Mannes und von seinen neuesten Plänen so überraschend, daß sie unwillkürlich den Fremden merken ließ, wie sehr sie durch diese Heimlichkeit verletzt sei. Nichts aber rächt sich schwerer in der Ehe als Mangel an Vertrauen; damit ist der erste Schritt gethan, der die Lebenswege scheidet; die schwächliche Liebe, die dem andern Theile eine augenblickliche Sorge ersparen will, wird nie anerkannt werden, am wenigsten, wenn früher oder später doch der Schleier gehoben werden muß. Gerade daran kranken in neuester Zeit die meisten Ehen, daß in ihnen die wichtigsten Verhältnisse und Begebenheiten verborgen werden, bis auf Straßen und Märkten davon gesprochen wird. Einen zweiten Fehler beging Helene; sie war zu stolz, um sich in das Vertrauen ihres Mannes einzudrängen, aber sie vergaß, daß ihre weibliche Würde mehr litt durch ein Geheimniß, das sie ohne sein Wissen mit einem Fremden hatte. In dem Momente, wo sie Brander versprach, keins seiner Worte zu verrathen, war eine neue Kluft zwischen ihr und Gustav entstanden, und mit dem Danke, den sie Brander für seine Mittheilungen aussprach, war der Riß so gewaltig erweitert, daß die Ehe in ihrem Fundamente erschüttert schien.

Nach zwei Tagen erfuhr sie auch durch ihren Gatten die neue Geschäftsverbindung, die Ursachen dazu gab er anders an, als sie in Wahrheit waren. Zugleich kündigte er ihr an, daß er auf einige Wochen nach Polen reisen müßte, um mit seinen dortigen Kunden in einen persönlichen Verkehr zu treten.

Die Zeit seiner Abwesenheit benutzten Blumenthal und Brander, Jeder in seiner Weise; der Bankier hatte sich bis zu Gustav's Rückkehr die Aufsicht über die Fabrik ausgemacht; Art hatte somit Zeit und Gelegenheit, mit Geld und Versprechungen auf die Arbeiter zu wirken. Brander dagegen kam häufig, die verlassene und gekränkte Frau zu besuchen und zu trösten. Seine ungeschickte Vertheidigung des Abwesenden gab Helenen eine hohe Meinung von dem edeln Herzen des Freundes und gegen den Gatten immer neue Anklagepunkte. Gustav fand bei den Geschäften, die er abwickeln mußte, kaum einen Augenblick Zeit seiner Frau zu schreiben, und that er es, so waren seine Briefe kurz, abgebrochen, in jener Unruhe geschrieben, worein ihn seine rastlose Thätigkeit versetzte; Helene aber fand diese Entschuldigung nicht für sie, sondern las aus ihnen nur Mangel an Liebe heraus. Die zarte Rücksicht, die Brander ihr zeigte und die für Wahrheit gehaltene Koketterie, mit der er ihr gegenüber den Kampf der entflammten Liebe durchspielte, stellten das Benehmen ihres Mannes erst recht in den schwärzesten Farben dar, eine Vergleichung beider Männer mußte sich in ihrem Herzen vollziehen, eine Vergleichung, die nur zum Vortheile des Freundes ausfallen konnte.

Als Gustav von seiner Reise zurückkehrte, fand er weder das herzliche Entgegenkommen seiner Arbeiter noch die Freude seiner Gattin, die ihn sonst mit offenen Armen und freudigem Herzen empfing. Wahrscheinlich wäre ihm diese Kälte noch nicht aufgefallen, hätten nicht Speculationen, Pläne und Vorschläge, die man ihm in Polen gemacht, alle seine Gedanken gefesselt. Freilich mußten, ehe sie ausführbar waren, ruhigere Zeiten abgewartet werden, aber es war immer möglich vorzuarbeiten und vorläufige Anordnungen zu treffen. Es handelte sich darum, Fabriken im russischen Polen anzulegen, in Verbindung mit polnischen Edelleuten, die das nöthige Land und theilweise auch Capitalien angeboten hatten, deutsche und französische Arbeiter mußten dahin gesandt und namentlich die Warschauer Bank für das Unternehmen gewonnen werden. Die bedeutenden Schwierigkeiten, die dem Unternehmen im Wege standen, schienen Gustav größtentheils in den politischen Verhältnissen zu liegen; aber gerade diese

fingen an, sich allmalig zu beruhigen und es schien ihm durchaus praktisch und vortheilhaft, die Neigung der Deutschen und Polen für Verbindungen nach dieser Seite hin auszubeuten. Blumenthal, der ihn durch sein Auftreten in der Fabrik verletzt hatte, sollte vorläufig nichts von diesen Plänen wissen, Helene hielt er nicht für fähig, sie zu fassen, so blieb er allein, ganz auf sich beschränkt. Statt sich um seine Fabrik zu kümmern, begann er in Zeitungen seine Pläne anzuregen und war erstaunt, von allen Seiten der Billigung und Beifall zu finden. So berührten sich in der Verbindung der Capitalien zu einem Zwecke so verschiedenartige Interessen und die entgegengesetztesten Ansichten — daß an einem Erfolg umsoweniger zu zweifeln war, da gerade in politischer Hinsicht ein Rückschlag und eine allgemeine Ermattung eintrat.

Der Einfluß der größern Staaten in dieser Hinsicht blieb nicht ohne Einwirkung auf das kleine Ländchen; das im Sturm eroberte Ministerium machte einem andern Platz, zu dessen Verband der frühere Regierungsrath Wilhelmi erwählt wurde. Dieser eröffnete sein Regiment mit der Auflösung des Landtags, der Ausschreibung neuer Wahlen und setzte alle Hebel in Bewegung, sie günstig für sich ausfallen zu lassen. In diesem kleinen Staate war jede einzelne Stimme von Wichtigkeit und es galt vor allem, die Arbeiter der Haale'schen Fabrik der Einwirkung Blumenthal's zu entziehen. So wenig sich auch im Grunde Wilhelmi und Ernst gleichen mochten, hier kamen sie sich entgegen. Es war weniger eine politische Meinung als die Eifersucht auf Blumenthal, die Ernst bestimmte, seinen Plänen entgegenzuarbeiten; dazu kam, daß seine Gattin zum ersten mal seit langer Zeit ihre Abneigung gegen den Geschäftstheilnehmer offen in ihrem Manne aussprach. Der Widerstand, den er bei seinen Arbeitern fand, machte ihm jetzt erst klar, wie gänzlich er hier den Boden verloren und sich in die Hände des Bankiers gegeben hatte. Art namentlich gab ihm deutlich zu hören, daß er nicht vergessen möchte, wem eigentlich die Fabrik gehöre und daß bei einem ferneren Entgegenarbeiten Blumenthal sich leicht entschließen könne, ihn gänzlich aus seinem frühern Besitzthum zu verdrängen. Alle seine begangenen Fehler wurden Ernst jetzt fühlbar, aber er sah keinen Ausweg, um seine Lage augenblicklich zu verbessern, bis er sich, so bedrängt, an seinen Schwiegervater wandte und dieser ihm den nöthigen Credit bei dem Arbeiten verschaffte. Ueberzeugt wie er war und froh, sich rächen zu können, erklärte er den Arbeitern, daß Derjenige sogleich entlassen würde, der für Blumenthal stimmen würde; Art, der eine Stelle als Aufseher erhalten hatte, wurde verabschiedet und der Contract so schnell gekündigt, daß der Bankier ihm nicht zuvorkommen konnte.

Die Abwickelungen gingen indeß nicht so leicht vonstatten, als Ernst gehofft hatte; Blumenthal legte ihm, soviel er konnte, Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg und die Abrechnungen endlich ergaben ein sehr ungünstiges Verhältniß für Haale. Wenn auch durch einen Proceß vielleicht Manches gerettet wäre, so scheute doch Ernst diesen, um seine mißliche Geschäftslage nicht in die Oeffentlichkeit zu bringen. Die zur Abfindung nöthigen Gelder waren bedeutend; der Arzt gab sie nichtsdestoweniger und zwar so heimlich, daß außer den Betheiligten nur Wilhelmi davon wußte. Das Verhältniß war gelöst, die Arbeiter gaben ihre Stimme für Brander ab.

Blumenthal und Art scheuten indessen kein Mittel, um Ernst auf jede Weise zu schaden und zu kränken. Von ihnen kam wahrscheinlich auch ein anonymer Brief, der Haale vor Brander warnte und ihm ein Einverständniß des Letztern mit seiner Frau entdeckte.

Ernst befand sich in einem verzweifelten Seelenzustande: den Kopf voll von hochfliegenden Plänen, war er doch in Wahrheit nicht mehr im Stande, aus seiner Fabrik nur die Zinsen der vorgeschossenen Capitalien herauszuarbeiten; in diesen Sorgen traf ihn der Brief und wenn er auch eine zu edle Natur war, um nicht die Absicht zu durchschauen und ihm jeden Glauben zu weigern, so erregte sie doch einen geheimen, schleichenden Argwohn in seiner Seele, der wuchs, je mehr er in seinem Herzen seine Gattin vertheidigen wollte. Sein erster Gedanke war, zu ihr herauf zugehen und ihr den Brief zu zeigen; aber davon hielt ihn wieder die Besorgniß ab, sie dadurch zu verletzen. Er fing an, ihr Aufmerksamkeiten zu erweisen, die sie lange entbehrt hatte; er klagte sich ihr gegenüber an und sie schob seinen Verschuldigungen noch größere Vergehungen als einen Mangel an Vertrauen unter. Das Verhältniß wurde äußerlich besser, aber innerlich blieb der Bruch ungeheilt.

Gewöhnliche Thätigkeit konnte Haale nicht mehr treiben; er entschloß sich, zu wagen, seine Pläne ins Werk zu setzen. Es galt, die kleinen Capitalien zu vereinigen, um gegen die Capitalisten

Concurrenz zu machen und den kleinen Leuten einen verhältnißmäßigen Antheil an dem großen Gewinn zu gewähren. Der Fürst gab zu den Plänen, die durch berliner und leipziger Bankiers praktisch ausgearbeitet wurden, um so eher seine Zustimmung, als Wilhelmi ihm vorgestellt hatte, hier läge das beste Mittel, die Unterthanen von der Politik abzuleiten und ihrer Unruhe eine andere Bahn zu eröffnen.

Die Creditanstalt wurde unter dem Directorium Hanle und Brander eröffnet.

Großartig mußte begonnen werden: Millionen waren aufgezeichnet und der zehnfache Betrag war gezeichnet. Es war ein Drängen, um Actien zu erhalten; schon am Abend vor dem Tage des Zeichnens waren die Thüren des Locals belagert, handfeste Burschen wurden gemiethet, um mit ihren Fäusten sich durch die geldgierige Menge Bahn zu brechen. Mit erborgtem Gelde wurden Tausende von Actien gezeichnet und wer so glücklich war, mit zerrissenem Rock und zerzausten Gliedern einen Berechtigungsschein zu erhalten, wurde beneidet und gleichsam umlagert und gedrängt, gegen Agio das Papier mit eingebildetem Werthe zu verkaufen. Alle Parteien, alle Stände vereinigten sich in dem Streben, auf so leichte Weise Geld zu verdienen, auf den Straßen und in den Häusern wurde nichts gesprochen als Credit und Gewinn. Jeder war über Nacht ein vollendeter Speculant geworden. In größter Geschwindigkeit stiegen die Actien und das Directorium fand Gelegenheit, einen großen Theil der für sich reservirten mit Vortheil loszuschlagen. Der Gewinn brachte Hanle auf den Gedanken, mit den eingezahlten Geldern weitere Speculationen mit andern Papieren zu machen und die industriellen Unternehmungen, die überhaupt nicht diesen überwiegenden Vortheil versprachen wie der Actenschwindel, vorläufig beiseite zu lassen. Der Erfolg sprach für seine Ansicht: in der ersten Generalversammlung konnte er den Actionären einen bedeutenden Gewinnantheil in Aussicht stellen und dadurch ein abermaliges Steigen der Actien bewirken.

Die Reaction blieb auch hier nicht aus; die ruhigen Leute zogen sich zurück in Erkenntniß der Gefahr, andere ähnliche Institute überschwemmten mit ihren Werthpapieren die größern Staaten, daß diese sich bewogen fühlten, dagegen einzuschreiten. In derselben Geschwindigkeit, wie sie gestiegen waren, fielen nun die Actien und Hanle, der ohne Kenntniß von Speculationen einen Verlust nicht für möglich gehalten und, statt den Gewinn zur Verbesserung und Entschuldung seiner Fabrik zu verwenden, immer neue Zukäufe gemacht hatte, sah sich bei den Abrechnungen in die größten Verlegenheiten versetzt.

So drohend waren die Umstände, daß Ernst den Entschluß faßte, sich seiner Gattin zu entdecken, er fand sie in ähnlicher Unruhe und Aufregung. Brander war bei ihr. Er hatte gewagt, ihr Gestandnisse zu machen, die sie mit angehört, ohne ihm zu antworten. Der Freund ging, die Eheleute blieben allein.

Ernst setzte sich zu ihr; sie bemerkte seine Aufregung; im Gefühle ihrer Schuld schrieb Helene sie auf diese. Er nahm ihre Hand: „Helene, ich habe dir etwas mitzutheilen, was unser ganzes Leben verändern wird!" rief er aus und dann, als könnte er das Wort nicht aussprechen, das ihr die Schreckensfunde bringen sollte, stand er schnell auf und ging mit raschen Schritten durch das Zimmer.

Eine bange Pause war es, Helenens Herz klopfte, als wollte es sich aus seinem Kerker befreien. Ihr sei ein, wie sie gegen den Mann gefehlt hatte, dem sie einst in innigster Liebe, aus freier Wahl gefolgt war. Es war ihr, als müßte er jetzt vor sie hintreten und ihr sagen: „Es muß geschieden sein!" Und bei diesem Gedanken erwachten in ihr alle Erinnerungen an eine verschwundene Seligkeit, da stand er wieder vor ihr wie in jener Stunde, wo er ihr das süße Geheimniß seiner Liebe gestanden hatte.

Im Vergleich zu ihrer Verirrung war ihr das Geständniß, welches Ernst jetzt ablegte, eine Erleichterung ihres Herzens. Kein Vorwurf kam über ihre Lippen, aus jedem Winkel ihres Verstandes holte sie Muth und Treue für den gebeugten, geliebten Mann. In Schmerz und Unglück zeigt sich die Größe einer edeln Frauennatur, in ihnen entwickelt sich der Charakter des Weibes zu einer nie geahnten Stärke und Höhe und ihre elastische Natur findet selbst da noch Ausweg und Hoffnung, wo der Mann zusammenbricht und verzweifelt. Nicht getröstet und des guten Ausgangs gewiß, aber doch beruhigter, ging Ernst von Helenen zu seinen Büchern, um noch einmal mit kaltem Blute die Rechnung seines Lebens zu machen. Jetzt hatte er den Muth, einen Strich unter sein bisheriges Leben zu ziehen und den Thorheiten und Eitelkeiten zu entsagen, die dasselbe bis dahin bezeichnet hatten. Mit Helenen wagte er, die Folgen seiner verschuldeten und un-

verſchuldeten Lage auf ſich zu nehmen; nichts hielt ihn mehr ab, ſeine Verhältniſſe offen darzulegen, nicht einmal mehr die Furcht vor der Strafe ſeiner Feinde.

Helene war tief ſtreng bewegt, als Beate ſie verließ; eine neue Thätigkeit war ihr angewieſen, es war ihr, als habe ein heute Stunde ſie wahrhaft mit dem Geliebten verbunden. In dem Gedanken zitterte ſie vor der nahen Gefahr, in die ſie ſich heute durch ihr Vertrauen zu Beate gebracht hatte; ſie wollte auf einmal jenen Schein des Einverſtändniſſes mit ihm vernichten und ließ ihn deshalb erſuchen, zu ihr zu kommen. Mit Ruhe und Würde geſtand ſie ihm gegenüber ihre Reue über das bisherige Verhältnis. „Sie haben mir heute", ſchloß ſie ihre Worte, „durch das Benehmen, das Sie mir machten, gezeigt, wie wenig Sie auf den Namen meines Freundes Anſpruch erheben können. Sie haben mir dadurch nur bewieſen, daß Sie mich weder lieben noch achten. Wenn ich mich in Verblendung hinreißen ließ, Beſchuldigungen gegen meinen Gatten anzuhören, ſo bin ich jetzt hinlänglich dafür geſtraft. Damit iſt aber auch Alles getilgt, was zwiſchen uns beſtanden; ich wünſche kein Wort der Erwiderung, keine Beſchuldigung und bitte Sie, nur das Benehmen als vollen Wahrheit anzuerkennen, das mein Herz, das überdies genug war, einen Augenblick an meinem Mann zu verletzen, ihm heut und fort zugehören wird." Brauer wollte ſprechen, ſich vertheidigen, Helene aber ſchnitt jede weitere Erörterung ab, indem ſie ihn ſtumm grüßte und in das Nebenzimmer trat.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Die 33. Verſammlung der Naturforſcher und Aerzte in Bonn.

I.

Wer am 20. September 1857 der zweiten Sitzung der Naturforſcher-Verſammlung zu Wien beiwohnte, der wußte, daß fern ab von der Donau-Nymphe der alte Vater Rhein, weit entrückt auf ſeine Nebenbuhlerin, die Gaſtfreundſchaft in ſich geladen. Wen aber, der das Rheinland und die Kaiſerſtadt kennt, überkam da nicht gleich ein bangliches Gefühl, daß der Abſtand ein gar zu gewaltiger ſein werde? Das große, herrliche Wien und das kleine Bonn, ſie ſtellten kontraſte nicht, nur durch die höhern Zwecke erweiſt einander nahetreten.

Ein Blick in die Vergangenheit führt uns zu jenen Tagen, wo Oken's begeiſtertes Wort die Weiſeſten Deutſchlands zu einem Kongreß zuſammenberief, um im perſönlichen Verkehr einander näherzutreten und angeregt zu werden. Damals, in der erſten Verſammlung, die ſeinem Rufe gefolgt war und zu Leipzig 1822 ſtattfand, waren nur 18 Theilnehmer; Oken, Gerus, Kieſer, Schweigger und Kormen bildeten den Kern, dem ſich ein lebensvoller, fruchttragender Baum entwachſen, der ſeine Zweige weit über die Grenzen Europas ausbreitet und ſelbſt aus Oſt- und Weſtindien Säfte und Kräfte zieht. Statt der 18 Laden ſich in aufſteigendem Zahlenverhältniß durch die Jahrzehnde hindurch *) im vorigen Jahre in Wien 1800 und in dieſem Jahre in Bonn über 1200 Männer zuſammen, die Wiſſenſchaft in Gemeinſamkeit zu pflegen und die aufgefundenen Naturgeſetze auf unvertilgbare Blätter zu ſchreiben.

Wie einſt die heiligen drei Könige, von einem goldenen Stern angezogen, dieſem folgten, ſo ſah man in Bonn am Abend des 17. September die Perſonen der Naturforſcher und Aerzte durch die reich mit Fahnen und Blumen geſchmückten Straßen zum „Goldenen Stern", einem gaſtfreundlich berühmten Hotel, in einer Verſammlung ſich begeben.

Bald erkannten ihn Alle als einen guten Stern, denn in ſeinem hellen Lichte ſahen ſich Freunde und Zugenoſſen unverhofft wieder und drückten ſich die Hände.

Noch fehlte manch theures Haupt, auf das man hoffte und das uns das nächſte Tagesgeſtirn bringen ſollte, und wirklich tauchten zu Waſſer und zu Lande noch zahlreiche Jünger herbei und kamen noch eben zur rechten Zeit, um die letzten Klänge des im Garten des Hôtel Royal veranſtalteten Konzertes zu hören und ſich dann um 11 Uhr dem Zuge anzuſchließen, der nach dem Signalſaale im königlichen Univerſitätsgebäude aufbrach.

Der Raum, der uns aufnehmen ſollte, hatte viele Wandlungen durchlaufen. In dieſem barmherzigen Saale im Erdgeſchoß des vormaligen kurfürſtlichen Reſidenzſchloſſes hatte einſt die feierliche Taufe der letzten beiden Kurfürſten von Köln gedauert. Als jedoch Friedrich Wilhelm III. zu Aachen 1818 die neue preußiſche Univerſität Bonn ſchuf, verlauf der Tempel Tha-

*) Zwei mal hat ſie innerhalb dieſer Jahre aus: 1831 und 1847, ausgeſetzt.

saal; sein Parterre, mit Schutt ausgefüllt, ward zu einer Reitbahn umgeschaffen, die in neuerer Zeit einer Kunstreitergesellschaft, dann, mit passender Ueberkleidung, als Ausstellungslocal für den rheinischen landwirthschaftlichen Verein dienen mußte.

In diesem Raume tagten wir jetzt. Mit großen Kosten und durch den bewährten Geschmack des königlichen Baumeisters Lindhorst war er fast gänzlich umgebaut worden. Man hatte den schmalen Saal, dessen Seitenfronte zwölf hochgelegene Fenster hatte, deren Zwischenpfeiler die grünumrankten Büsten berühmter Männer trugen, nach Norden ausgeweitet. Ein pompejanisches Roth bekleidete die Wände; der Eintretenden gegenüber prangte inmitten des Blumenflors der Lauenwelt das lebensgroße Bild des Königs, eigens aus dem Weißen Saal in Berlin hergesandt. Zu den Damentribünen war der Eingang am obern Ende und diese umschlossen gleichsam das Herz der Versammlung, indem sich in der Mitte beider die Tribüne für den Präsidenten, die Geschäftsführer sowie die Vortragenden befand und die Damen den Vorzug genossen, daß ihnen kein Wort der Weisheit verlorenging, während der Redner am untern Ende des Saals zuweilen von den Anwesenden nicht verstanden werden konnte. Der Verhau der Tribüne, mit Blumen gleich einem Altar geschmackvoll verziert, trug, von goldenen und grünen Federn umlaubt, die Büsten des hochseligen und des regierenden Königs.

Der lange schmale Raum war ziemlich, die Damentribünen aber bis auf den letzten Platz gefüllt. So war denn „der Frauen Huldigung", die ihnen zunächst entgegentrabte, der erste angenehme Eindruck, den die Männer der Wissenschaft hier empfingen.

Zum Präsidenten und Geschäftsführer waren bereits in Wien der Geheime Bergrath Noeggerath und der Geheimrath Dr. Kilian ernannt worden. Professor Treichel und Professor Helmholz fungirten als Schriftführer.

Der alte rheinische Nestor, Professor Noeggerath, betrat zuerst die Rednerbühne und hieß die Gesellschaft in jener ihm eigenthümlich herzlichen Weise willkommen. Gleichzeitig sprach auch er alle Befürchtungen, noch mehr aber seine Hoffnungen aus, daß auch Bonn sich das Immergrün der Erinnerung wie Wien bei ihnen erwerben werde, und rollte das Programm der verschiedenen Feste auf, welche die Stadt und die Nachbarstädte den Versammelten zu geben beabsichtigten. Schließlich brachte er dem König den ersten, der städtischen Behörde den zweiten und den Naturforschern den dritten Dank dar — diesen für die sichtbar reiche Theilnahme hervorragender Männer, die der Einladung der Universitätsstadt Bonn so gütig gefolgt wären.

Hierte dankbarer Erinnerung, weihte er den Manen der in diesem Jahre hingegangenen Männer der Wissenschaft. Berlins Universität hatte zwei schmerzliche Verluste erlitten: den Mineralogen und Krystallographen Professor Weiß und den vielgereisten Zoologen Professor Lichtenstein; Halle den Physiker Schweigger, der zu den Begründern und Gründern der Versammlung zählte; Wien den Director des Hofmineraliencabinets, Professor Partsch.

Mit dem Wunsche, daß Oken's Ausspruch: „Ein Sichkennenlernen", sich erfüllen möge, schloß er seine Ansprache, worauf der zweite Geschäftsführer, Geheimrath Dr. Kilian, in humoristischer Weise die eigentlichen Verhandlungen eröffnete. Das bewegte Wort solle Hauptfactor des Verkehrs sein und dem Zweifel an dem Nutzen solcher Versammlungen solle die That das Gegentheil beweisen. Im Verfolg seiner Rede führte er an, daß die Wissenschaft nicht der verhüllenden Crinoline der Gegenwart bedürfe — ein Bild, das um alle Mundwinkel mehr als ein leises Zucken hervorrief. Er pries dann „das Glück der Armuth" und bat, daß der Wortlaut der Statuten, „immer dürftig zu bleiben", beibehalten werde, da dies, wie er glaube, das Hauptverbindungsmittel der Versammlung sei, von welchem man im vorigen Jahre durch Nothwendigkeit der 3000 Gulden „leider" abgewichen sei und über deren Verwendung alsbald berathen werden solle.

Diese Angst und Sorge um des Reichthums willen theilten wol nur Wenige; doch gab die Gesellschaft auf Antrachen durch „schweigende Zustimmung" zu erkennen, daß die Statuten unverändert beibehalten werden sollten. Darauf wurden die eingegangenen Schreiben der Prinzessin von Preußen, des Oberpräsidenten der Provinz und Alexander von Humboldt's vorgelesen. Die Prinzessin von Preußen bedauerte, die Versammlung wegen der Abwesenheit ihres Gemahls nicht gastlich bei sich aufnehmen zu können; doch sollten die Räume des Schlosses und Gartens zur Besichtigung öffnen, welcher sie die Herren mindestens vorübergehend zu begrüßen hoffe. Das

Schreiben des Oberpräsidenten dies im schmeichelhaften Sinne die Träger des geistigen Lebens auch im Namen der Rheinprovinz willkommen.

Alexander von Humboldt schrieb:

„Ich bin tief, aber ich muß auch hinzufügen schmerzhaft gerührt durch die Worte herzlichen Wohlwollens und mich ehrender Anhänglichkeit, mit dem Sie, hochverehrter Herr Collega, mich im Namen meiner Freunde zu Bonn zu Ihrem schönen Feste der 33. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte einladen. Nicht der Ruhe erheischende Zustand meiner schwindenden Kräfte allein und die Nothwendigkeit, am nahen Abschied des Lebens durch angestrengte, ununterbrochene Arbeitsamkeit der Vollendung näherzubringen, was mit Unvorsicht zu spät unternommen worden ist, fesselt mich an mein Studirzimmer. Der Schmerz aber der Entbehrung, die ich mir auflege, kann allein gemindert werden durch die Hoffnung großmüthiger Nachsicht, Dem verliehen, der, wie ein edler Mann (der alte Stein) seines Vaterlandes sich ausdrückte, es für eine Pflicht hält, aufzuräumen, wenn das Ende irdischer Dinge näherrückt. Mit inniger Verehrung und Freundschaft

A. von Humboldt."

Dem einstimmigen Wunsche zufolge wurde ihm ein telegraphischer Gruß sofort nach Berlin gesandt, Herren und Damen erhoben sich von ihren Sitzen, um ihre Ehrfurcht auch sichtbar zu zeigen. Nach Verlesung noch verschiedentlich eingegangener Schreiben traten Fürsprecher der Leopoldinischen Akademie der Naturforscher zu Breslau auf, und indem sie die finanzielle Bedrängniß der Gesellschaft schilderten, beantragten sie, daß die in Wien deponirten 8000 Gulden ihr zu wissenschaftlichen Zwecken überwiesen werden möchten. Die Entscheidung darüber wurde bis zur dritten Generalversammlung vertagt, die Ansprache aber bewies, daß die Leopoldina Carolina nicht für „das Glück der Armuth" schwärmte. Nachdem nun schließlich auch der Bürgermeister der Stadt Bonn, Herr Kaufmann, die Versammlung im Namen derselben begrüßt, begann endlich auch nach vielen großartigen Versprechungen, „was der Gäste alles Staunenswerthes zu sehen und zu hören" bekommen sollten — die reale Thätigkeit der Versammlung.

Professor Schultz von Schultzenstein aus Berlin lobt das Lob der Naturwissenschaft erklingen und spricht „über die Verjüngung derselben". Sein Vater den Grund für die realistische Anschauung legte, sei „die Aufklärung" das Ziel der Wissenschaft, ein geistiger Sonnenaufgang. Dagegen sei die materialistische Richtung ausgeartet und krankhaft, welche die ganze Natur nach todten Gesetzen in einem Einmaleins hinstellte und die „belebte" wie „unbelebte" Natur durch dieselben Gesetze erklären wolle. So war eine Lepra der Wissenschaft, denn sie predigte ein immer neues „Werde" aus den Ueberresten des menschlichen Geistes, dem es versagt sei, die Natur zu durchdringen und ihre Gesetze immer klarer zu erfassen. Sich den Namen zuwendend, bob der Redner in verbindlicher Weise den praktischen Sinn und den „gläubigen Takt" der Naturforscherinnen hervor und bezeichnete sie als Lenkerne auf dem Wege der Umkehr zur Lebenskraft.

Geheimrath Poggendorff kündigte hierauf in humoristischer Weise den zweiten Vortrag des Staatsrathes Mädler „Ueber Fixsterne" an und hebt die richtige Ansicht der Astronomie, da zur Anerkennung auch „ein goldener Stern" seine Pforten geöffnet habe, die erschöpften Ordensmaller zu stanken.

Professor Mädler sprach über das System und den Centralpunkt des Fixsternhimmels und über Doppelsterne. Er gab in klarer, kundiger Weise einer pragmatische Darstellung des ganzen Ganges der bisherigen Untersuchungen, die, auseinandergerissen, ihn auf neue Wege geführt, da ihre Hypothesen sich als unhaltbar gezeigt und er namentlich eine nähere Analogie des Fixsternhimmels mit unserm Sonnensystem in Abrede stellen mußte; nur in allgemeinster Form könne das Newton'sche Gesetz hier Geltung haben. Man könne vielmehr den Gesammtcomplex der Fixsterne, inclusive der systematisch nicht davon zu trennenden Milchstraße, als das die Bewegung erzeugende Agens betrachten; zu näherer Erkenntniß zu gelangen, habe man in strengster Berechnung die Eigenbewegungen der 3222 Bradley'schen Sterne ermittelt und hieraus ward vom Redner die Wahrscheinlichkeitstheorie aufgestellt, daß der Centralpunkt des Gesammtsystems in der Plejadengruppe zu suchen sei. Höchst interessant war seine Betrachtung über Gestalt, Lage und Gruppirung der Milchstraße, da deren scheinbare Bewegungen am besten mit der zuletzt ausgesprochenen Annahme zu stimmen schienen; doch gab auch er zu, daß eine vollständig sichere Aufklärung dieser Probleme der Zukunft vorbehalten wäre; nur die auf diesem neu einzuschlagenden Wege fortgesetzten Beobachtungen würden zum befriedigenden Resultat führen. Er

knüpfte daran noch den Wunsch, auch den für Europas Sternwarten unerreichbaren Theil des südlichen Himmels in ähnlicher Weise beobachten zu können, da in den verglichenen sechs Regionen, die vollständig untersucht worden, nicht Zufall, sondern eine Thatsache seiner Behauptung vorliege, an welcher er festhalten wolle, bis eine bessere und genügendere Erklärung gegeben werde.

Von den Wundern des Himmels, die in Bezug des Fixsternsystems in der eigentlichen Bedeutung des Wortes in unermeßlicher Gotternung vor uns liegen, da nach Huyghens durch Vergleichung der Lichtmasse des Sirius und der Sonne dieser Fixstern der Erde 27,664 mal ferner ist als die Sonne, die der Erde bekanntlich 20 Millionen Meilen fern liegt, wurden die Zuhörer an den Wundern der Neuzeit gelabt, die uns gelehrt, mit dem elektrischen Funken zu schreiben.

Es war der Staatsrath Hamel aus Petersburg, der hierüber Mittheilungen über die praktische Anwendung des elektrischen Telegraphen machte und nachwies, daß bei dieser Naturforscherversammlung im Jahre 1833 vom Baron Schilling von Cannstadt ein vollständig telegraphischer Apparat zur Prüfung vorgelegt worden sei, der in Petersburg alsbald praktisch angewandt worden und von da nach England gekommen sei. Durch den Tod dieses geschickten und eifrigen Technikers gerieth seine Erfindung in Petersburg in Vergessenheit und tauchte später in Amerika und England in vervollkommneter Gestalt auf. Nachdem der Redner in weiterer Ausführung und durch die vorgebrachten Beweise die endliche Erklärung der nordamerikanischen Behörde, „das vom Phönix Worte der Ehre dieser wichtigen Entdeckung der Neuzeit zukäme", vollständig gelegt, und mit allgemeinem Jubel dem Baron Schilling die Entdeckung der praktischen Anwendung der elektrischen Kraft zuerkannt, und Oberst von Sichold übernommen es, der noch lebenden Schwester des früh Verstorbenen diese ihm nachträglich zuerkannte Ehre auf gleichem Wege sofort zu melden.

Um 2 Uhr wurden der Versammlung noch Anzeigen über den Sonntagsausflug gegeben und mit einem „Wiedersehen in einem goldenen Stern" schloß die erste Sitzung.

Wer durch Erfahrung nähere Kenntniß dieser Vereine hat, weiß, daß nirgends so wie hier den Redeströmen die Genüsse in schriftlicher Weise auf dem Fuße folgen, so einmals dieselben überwiegen. So sah man denn um 3 Uhr eine vollständige Völkerwanderung sich zu dem vielgepriesenen „Fürsten" hinbewegen, dessen Decorationen zwar weit hinter denen des Sperl in Wien zurückstanden, dessen Koch sich dagegen nicht nur bei allen Gastronomen, sondern auch bei den Astronomen die gebührende Anerkennung erwarb und den Sperl-Wirth bei weitem überflügelte. Mark und Nebenius nach der Melodie:

Zu Bacharach am Rhein,
Zu Klingenberg am Main,
Zu Hochheim an dem Main
Da gibt's den besten Wein'

brachte am Schluß jene erhöhtere Stimmung zuwege, in der das Herz sich hob und die Zunge frei wird; deutsche, französische, englische, italienische und holländische Laute erinnerten an den Thurmbau zu Babel — aber sie litten nicht auseinander, sie fanden sich Alle mit höherem Verständniß am Abend bei der Liedertafel der Concordia wieder; nur hatte diese „Eintracht" nicht für Alle Platz und wir sahen Viele, die wegen Mangel an Raum auswanderten und ein anderes Vergnügen, vielleicht ohne „Eintracht", aufsuchten.

Am Sonnabend versammelten sich die festgebildeten zwölf Sectionen in den verschiedenen Gebäuden: dem Schloß in Bonn und Poppelsdorf, in der Sternwarte und dem Anatomiegebäude, worauf die ernsten Redeschlachten begannen.

Von diesen Specialvorträgen ist uns hier und da gestattet, das allgemein Interessante hervorzuheben, das zur Besprechung kam und den Fortschritt des einen oder andern Zweiges näher bezeichnet.

Oekonomierath Brenner erregte durch eine Abhandlung über „den wilden Wein" im Hermitage einer Trauben ein besonderes Interesse. Da die wilden Trauben nur in den Waldschluchten der Klüfte vorkommen, mußte angenommen werden, daß unsere gewöhnlichen Weintraubensorten nicht, wie man bisher geglaubt, aus Asien zu uns herübergekommen seien, sondern aus dem heimischen wilden Wein durch Veredelung, gerade wie die Getreidearten aus wilden Gräsern, sich durch die cultivirende Hand des Menschen entwickelt hatten.

Der tief denkende und scharf beobachtende Dr. Karl Schimper gab eine Reihenfolge der interessantesten morphologischen Thatsachen und legte alle seine entdeckten und enthüllten Naturgeheimnisse in verschiedenen Exemplaren vor, an denen er die betreffenden Abhandlungen nachwies, sobald hier oder jene Umstände im Pflanzenleben eintreten.

Aus der Section der praktischen Medicin dürfte der Vortrag des Dr. Weiße aus Petersburg auch für ein größeres Publicum anziehend sein. Er berichtet über den medicinischen Gebrauch des rohen, feingeschabten Rindfleisches, das man im Allgemeinen jetzt schwächlichen Kindern und ganz besonders solchen gebe, die nach dem Entwöhnen an Diarrhöe oder Skrofeln erkrankten. Doch zeige sich nach genauer Beobachtung nicht selten nach dieser Nahrungsweise der Bandwurm. In neuester Zeit haben nun die gründlichsten Untersuchungen ergeben, daß die Bandwürmer sich gleichsam aus den Blasenwürmern entpuppen und Thier und Menschen diese letztern durch gewisse Nahrungsmittel in sich aufnehmen. So sehr darum einige Aerzte jetzt den kräftigenden Genuß des rohen, feingeschabten Rindfleisches allen Leuten wie Kindern als Kräftigung empfehlen, so sind doch andere durchaus nicht dafür, sondern empfehlen feingeschabtes Rindfleisch in eine Flasche zu thun und diese, in einem Topfe mit Wasser eingestellt, drei Stunden kochen zu lassen, wo sich alsdann ein kräftiger Fleischsaft entwickelt, der durchaus lebenskräftigend wirkt.

Nun wäre noch die Section für Psychiatrie hervorzuheben, einer Wissenschaft, der in der neuern Zeit eine ungleich größere Aufmerksamkeit zugewandt wird, da gerade die „sublime" Seite des Menschen noch tief im Dunkel schlummert. In dieser Abtheilung hatte Medicinalrath Mandelt aus Braunschweig den Vorsitz. Nach einem auf die Geisteskrankheiten und das menschliche Gemüth tief eingehenden Vortrag des Dr. Richarz, in welchem er die Unterscheidungssymptome zwischen Melancholie, Lethargie und Manie möglichst bestimmt charakterisirte und die Mittel angab, diesen Krankheiten zu begegnen, ward eine neue Preisfrage: „Wie sind beginnende Seelenstörungen zu behandeln?" ausgeschrieben und für die Errichtung einer Irrenanstalt in der Abtheilung votirt, ein Bedürfniß, wonach die Gesundheitsbehörde schon lange getrachtet hat.

Nachdem durch Rokitansky und Skoda, diese Dioskuren-Paar der medicinischen Welt, eine neue Grundlage der gesammten Krankheitserscheinungen gelegt worden ist, dürfte auch begreiflicherweise ein helleres Licht in diese Nachtseite des menschlichen Gemüths.

Rokitansky's Verdienste für das Wohl der Menschheit können nie genügsam hervorgehoben werden, denn jede weitere medicinische Entwickelung der einzelnen Zweige hat seine „Basis" [illegible]logie", die eine Anatomie der kranken Körper enthält, zur Base. Durch dieses Werk ward die Medicin von einer Kunst zur Wissenschaft erhoben, es ward ihr Leuchte und Compaß zugleich. Nach 20jähriger mühevoller, rastloser Arbeit, durch [illegible] Leichenöffnungen, wo er Schritt vor Schritt die Unterschiede des kranken und gesunden Körpers feststellt, kam er zu freiem Resultat, erst durch diese ganz genaue anatomische Grundlage der Krankheitserscheinungen vermochte man zuerst Entstehung und Entwickelung der Körper- und Geisteskrankheiten zu verfolgen.

Leider fehlten die Herren der wiener Universität der Versammlung, man nennt die wiener Akademie der Wissenschaften „die arbeitsame", zum Unterschied mancher andern, und junge Leute, die wirklich Tüchtiges lernen wollen, wenden sich daher dieser Akademie zu, wo nächst den Genannten auch ein Hyrtl seine tiefernsten Forschungen nicht in trockener Lehre, sondern in schöner Form seinen Zuhörern gibt. Sein Handbuch der topographischen Anatomie, seine „Anatomie des Menschen" durch physiologische Begründung hat in sechs Jahren vier Auflagen erlebt und ist in 10 fünf Sprachen durch die ganze Welt gewandert. Was Rokitansky in der Anatomie kranker Körper, hat Hyrtl in der Anatomie der gesunden Körper geleistet und dadurch den Weg des Normalen und Anormalen in der Thier- und Menschenwelt bezeichnet.

Die grauen Veilchen, die am Morgen bethaut am Himmel thaten, hatten sich mittlerweile verzogen und die Naturforscherinnen zogen schon um halb drei Uhr am Arm ihrer Männer, Väter und Brüder der Lampelbrut zum Fuße des Drachenfels, dem Brennpunkt des Siebengebirge, das überall von Sage und Romantik widerhallt. Schon die Namen der einzelnen Spitzen, die den Hebenring übertragen und es zum Siebengebirge machen, tönen wie verklungene Märchen an unser Ohr. Man lauschte in Rentagewinter, der Präsident Nöggerath führte uns als ein kundiger Berggeist aus der Gegenwart in das Reich der Sage und Geschichte zurück.

Die Sage spricht von einem Drachen, dem hier alljährlich eine Jungfrau geopfert werden mußte, die Wahl fiel einst auf eine heimlich dem Christenthum ergebene Maid. Das Kreuz des Gelübdes in der Hand, schritt sie dem Ungethum entgegen, es wandte sich, geblendet von dem Glanz desselben, gen sie ab, da, den Moment benutzend, durchbohrte der tapfere Siegfried die Weiche des

Ungethüms mit seinem Speer und befreite die Jungfrau vom nahen Tode. In dem Blute des Drachen sich badend ward er unverwundbar im Kampfe, nicht aber gegen schönen Augen gegenüber. An der südlichen Bergseite liegt eine Höhle, die noch heute das Drachenloch heißt.

Aus dieser Sage spinnt sich der Faden der Geschichte und sie erzählt, daß im 5. Jahrhundert der Frankenkönig die Römer hier verdrängte und von der Anmuth der Landschaft angezogen überwinterte, daher der Name: „Hiberna regia" entstanden.

Links am Fuße des Drachenfels zeigen sich noch Trümmer einer alten Königspfalz. Hoch oben aber auf der Zinne des Berges, unfern der Teufelsmauer, die 1814 der Landsturm des Siebengebirges seinem, vor dem Feinde geflohenen Landsherrn Wenzel am Tage der Leipziger Schlacht hat setzen lassen, liegen die großartigen Ruinen der Burg, welche Erzbischof Friedrich von Köln im 12. Jahrhundert erbaute und später an das Kapitel-Stift in Bonn verkaufte. Von ihm erhielten sie der Burggrafen zu Lehn und schlossen schon 1300 einen Vertrag mit dem Domcapitel zu Köln wegen eines Steinbruchs, der bei dem Dombau benutzt ward. Auf der südlichen Seite, wo der Berg weit emporsteigt, ist die „Domkuhle" der Ort, von dem die Steine entnommen wurden und jetzt noch als „Königswintersteine" weithin versandt werden.

In der Sickinger Fehde 1515 ward die Burg zerstört, die Burggrafschaft aber kam durch Heirath an Otto Waldot von Plettenberg. Die nahegelegene Wolkenburg — eine Bergspitze, zu welcher man auf anmuthigem Wege vom Drachenfels aus gelangt, hatte zu viel Romantik, um unbeachtet zu bleiben. Es fand sich mehr als Ein Chronist, um die tragische Geschichte der schönen Hedwig zu berichten. Sie war die Tochter des Raubritters, der in der Wolkenburg hauste, die ihren Namen von den sie stets verhüllenden Wolkenschleiern erhielt, aus denen der Ritter wie der Blitz auf die Pilgrime herabstürzte. Hedwig aber liebte Konrad den Sänger, den goldgelockten, blauäugigen, und ward von dem Vater, sie von dieser Leidenschaft zu heilen, in ein Kloster geschickt. Konrad aber mit seiner Laute einherziehend entdeckte und befreite sie, heimlich schlich sie zu ihres Vaters Burg, um ihren Mantel Dilt sich zu holen und dann mit dem Geliebten weiter zu fliehen — doch ihr Unthern hatte sie dem Vater entgegen, der von einem Raubritt heimkehrte, in Verzweiflung einander fest umschlingend stürzten die Liebenden sich von der Höhe hinab in die brausenden Fluten des Rheinstroms. Aber fern und fern tönte aus der Tiefe der Klageruf der Tochter: „Vater, du treibst mich in den Tod" — von Gewissensbissen gefoltert, erbleichte das Haar des Ritters, er baute sich eine Klause an dem verhängnißvollen Ort, wo der Tod das bräutliche Paar umfangen und als er starb, zerstörte ein Blitzstrahl die Wolkenburg so spurlos, daß auch heute von den eifrigsten Naturforscherinnen keine Ueberreste entdeckt wurden.

Unter Musik, in Gruppen zerstreut, die wissenschaftlichen Betrachtungen fortliegend oder unter heitern Gesprächen die bedeutungsvolle Preisfrage erörternd: „ob gegenwärtig noch so treue, bis in den Tod ergebene Liebe auf rheinischem Boden Wurzel schlagen könne, da er, anerkannt materiell, dieser Romantik längst entwachsen zu sein scheine", sog man herab. Nachdem die Segelflotille und die fliegende Brücke die romantischen Schwärmer heimgebracht, ließen die Meisten den „Goldenen Stern" links liegen und träumten: die Herren von der treuen Jungfrau, die Damen vom blonden Sänger mit der Laute.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Das Jubiläfest in Königinhof.

Es ist seltsam, daß in den österreichischen Zeitungen so wenig über eine sehr charakteristische Festlichkeit verlautet, die zu Königinhof, einer böhmischen Landstadt an der Elbe, in diesen Tagen begangen wurde.

Als Brunnenzierde wurde nämlich eine Idealstatue des mythischen Sängers Jaboj, des Helden eines Fragments der „Königinhofer Handschrift", an dem Tage aufgestellt, an dem vor vierzig Jahren Herr Bibliothekar Hanka diese letztere aufgefunden hatte.

Hätte das Ganze ein Act literarischer Pietät, oder selbst nur eine Ovation des glücklichen Finders sein sollen, so wäre, vollends bei einem Volksstamme, der so arm an geistigen Denkmalen ist, dagegen nichts einzuwenden, selbst dann nicht, wenn eine sonst wenig genannte Stadt die Gelegenheit herbeigezogen hätte, sich laut darüber zu freuen, daß sie durch einen glücklichen Zufall eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Aber die Wahl des mythischen Jaboj, den Einige als einen czechischen Teraus bezeichnen möchten, als den menschgewordenen Ausdruck uralten Grimmes gegen die Deutschen, ist charakteristisch. Die Regie-

rung ist durch die zumeist czechischen Beamten in dieser Rücksicht so gut wie gar nicht berichtet und berathen.

Noch Eins. Bei der Feier wurde das Bruchstück Jabej in mehren Sprachen vorgelesen. Zuletzt, nachdem es Englisch und Französisch, Russisch und Zigeunerisch declamirt worden, bestieg ein Geistlicher die Tribüne und meinte in etwas verzagtem Tone: daß man der Gleichberechtigung wegen doch auch die deutsche Uebersetzung lesen möge, was auch geschah. Während nun die andern Versionen von dem Publikum, dessen kleinster Bruchtheil kaum im Stande war, die Sprachen zu unterscheiden, viel weniger sie zu verstehen, mit Jubel aufgenommen wurde, herrschte bei Vorlesung der deutschen ein bedeutungsvolles Schweigen!

Wir meinen, die geeignetste Antwort auf die Jabelfeier in Königinhof wäre eine Feier in den deutschen Städten Böhmens, daß es zweihundert Jahre her sei, seit durch die Weißenberger Schlacht die Herrschaft des Czechenthums für immer gebrochen und die deutsche Nationalität in Böhmen von dem mehr als zweihundertjährigen Drucke hoffentlich auch für immer erlöst wurde.

Anregungen.

Verirrungen der Dorfgeschichte.

Es ist keine angenehme Pflicht, selbst Schriftsteller sein und über die Leistungen anderer Schriftsteller öffentlich seine Abneigung aussprechen.

Wenn entgegen wir uns dieser Nothwendigkeit, wo sich eine Schrift umgehen läßt oder wo vorauszusehen ist, daß der zur Steuer der Wahrheit nothwendige Tadel von anderer Seite wird ausgesprochen werden.

Ist aber eine Schrift von Interesse, wird sie mit Wohlwollenheit empfohlen, bringt sie irgendwie Prinzip in Gefahr, für dessen Wahrung es bei unserer sittlichen Verfahrenheit an den entsprechenden Organen fehlt, so ist es Pflicht, seine Zaghaftigkeit zu überwinden und, immerhin des Balkens im eigenen Auge nicht achtend, getrost die Splitter zu richten im Auge des Andern.

Einen, offen gestanden, wahrhaft betrübenden Eindruck machten und „Thüringer Naturen. Charakter und Sittenbilder in Erzählungen von Otto Ludwig" (erster Band, Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp., 1857).

Wie ist es möglich, daß ein Schriftsteller von Geist und Darstellungstalent sich so vergessen kann wie in diesem Buche? Fehlt es dem Verfasser an Geschmack oder an bescheidener Selbstbeurtheilung? Darf ihn die Auszeichnungen, die ihm für sein Talent in reichem Maße geworden sind, ermuntern zu solcher Vernachlässigung oder zu einem so grundsätzlichen Sichgehenlassen innerhalb einer Sphäre, die nachgerade dem gesunden Menschenverstande viel zumuthet, der Dorfgeschichte?

Auf einem Raume von fünf Seiten erzählt uns der Verfasser folgenden Vorgang.

Ein thüringisches Mädchen, das abwechselnd im Felde arbeitet oder mit dem Schiebkarren sein Brot verdient und seiner unverwüstlichen Heiterkeit wegen Heiterreibe genannt wird, ist der Gegenstand einer besondern Neigung des Bauernmeisters Fritz Holter. Beide ziehen sich an, Beide stoßen sich aber auch wieder ab. Durch alter Gevatterinnen Gerede glaubt „die Heiterreibe", der Fritz laufe ihr, weil sie sich ihm ablehnend erweist, mit dem Beile auf. Sie kennt ihn eines Abends in einen Mühlbach und glaubt ihn ertrunken. Fritzens Beil hatte aber nur die friedlichste Absicht gehabt, Weidenruthen zu hauen. Fritz rettet sich, erfährt das Mißverständniß, vergibt der Heiterreibe und nach langem Suchen und Finden heirathen sie sich.

Daß man aus einem Vorfall dieser Art eine kleine Familienkalendergeschichte machen kann, die auf einigen Bogen die Lesewelt unterhält, mag keinem Zweifel unterliegen. Ja bei tieferm Einblick und gerechtem Eingehen auf die Ideengänge des Verfassers selbst wird sich nicht leugnen lassen, daß in dem Mißverständniß der Liebenden und der vorteilhaften That des Mädchens einer jener poetischen Momente gegeben ist, aus welchem sich ein ahnungsvolles und das menschliche Gemüth erschütterndes Nachbild hätte entwerfen lassen. Clemens Brentano würde das mit allerlei Zauber verstanden haben. Er würde mit drei bis vier Scenen und den dämonischen Conflict wie mit Kohlenrunen kurz und bündig an die Wand gemalt haben. Denn eben das Schöne am Schauerlich-Poetischen ist die geweckte Ahnung. Wer dichtete sich nicht zu Brentano's „Schönem Anneri" noch eine weite, weite Welt der Schmerzen und die Ahnung alles Erdenwehs viel ergreifen mit hinzu?

Wie anders aber machen es unsere gegenwärtigen Volkston-Erzähler!

Sie nehmen Vorgänge dieser Art mit einer Breite, mit einem Behagen an tausend Nebenlichkeiten, mit einer Umständlichkeit, die den gesunden und natürlich empfindenden Leser zur Verzweiflung bringen kann. Eine solche Redseligkeit, eine solche Reproduction der Dinge an der Wand ist noch nie in unserer Literatur dagewesen, und sollen wir aufrichtig sein, so ist sie kein Beweis des Reichthums, sondern ein Beweis der Armuth.

Dreizig Seiten verwendet der Verfaſſer darauf, zu ſchildern, wie man den Schubkarren ſeiner Heldin bei einem ſchlechten Wetter aus dem Koth bringt. Zehn Seiten dienen zur Ausmalung des Moments, daß der Helden Krieg mit dem Aug ſich gegen den Karren ſtemmt und von der Heiterethei dafür mit einer langen Rede angelaſſen wird. Auf ferneren zwanzig Seiten wird erörtert, ob Einer den Helden Krieg da oder dort geſehen hatte. Einem vor den reichen Dorffrauen zu machenden Knix der Heiterethei werden mehre Seiten gewidmet, ebenſo viel einer Erörterung über das Kaiſerſticken. Endlos iſt die Schilderung des Entſchluſſes beim Helden Krieg, ob er ſein bisheriges wüſtes Leben nicht endlich wolle. Wir können die Breite aller einzelnen Momente, die dem obigen Stoffe „abgewonnen" und nicht ausführlicher angeben, ohne in Gefahr zu kommen, mit der Schilderung derſelben ſelbſt zu langweilen.

Weit entfernt ſind wir, zu verkennen, daß in dem Gemüth des Erzählers alle dieſe Vorgänge mit Wärme empfunden ſind. Das Mißverſtändniß iſt nur dies, daß er für ſein eigenes Behagen auch ein Behagen im Leſer vorausſetzt. Wenn dieſe Reproduction ſeiner Jugendanſchauungen dem Autor geſtattet iſt, ſo wird Jeder ein Autor, der — gerade Zeit dazu hat. Dieſe Erinnerungen wiederholen ſich bei jeder nur einigermaßen gebildet organiſirten Natur. Von Kunſt, Compoſition, Unterſcheidung des Nothwendigen vom Zufälligen iſt hier nicht mehr die Rede. Die Erinnerung kriecht langſam über das Vergebene hinweg und gräbt es ab Halm für Halm, Käferchen für Käferchen. Tritt dabei ein einzelner Moment auftauchend, der uns beſonders anſprich, daß wir lächeln, wenn etwas getroffen iſt, was auch wir aus eigener Anſchauung jetzt noch von einer Thatſächlichkeit der Sitte oder der Redeweiſe im Volke bei behalten haben, kann nicht im mindeſten den Anſchlag geben, die ganze Art zu entſchuldigen. Sie iſt dürftig. Sie gibt bei allem Anſchein der Fülle den Eindruck des Mangels, bei allem Anſchein der Vertiefung den Eindruck des Flachen.

Woher kommen uns dieſe Wunderlichkeiten?

Von einer falſchen Theorie, die durch einige ſehr tragliche praktiſche Beiſpiele unterſtützt wird.

Man hat die Abſtractionen, die ſich kurz faſſende Welt der Bildung als Gegenſtände der Poeſie verlangt. Man hat die Lebensbringe der Intelligenz als die Welt des „Salons" in Verruf gebracht. Man hat von den friſchen, realiſtiſchen, allem poetiſch ſein ſollenden Quellen des Volkslebens geſprochen.

Dieſer Ruhm iſt an ſich wohlverdient. Aber die Ausdehnung, die man ihm in neueſter Zeit gegeben, kann ſeine Kunſtfrist nicht retten laſſen. Wo iſt geſagt, daß man ſo unſer Volk und die nervenzerreißende Intenſität der Alltäglichkeit mit poetiſchen Mitteln umgehen ſoll, um dichteriſche Wirkungen genau zu beim? Nannte Goethe ſchon die Muſe Uhland's um einer gewiſſen conventionellen Beſchränktheit willen einen „ſittlich ästhetiſchen Bettlermantel", welche Lumpen und Farben mit den ihm erſt dieſe Dorfgeſchichten erſcheinen, die die beſten und ſchönſten Farben, die nur auf der Palette deutſcher Dichter prahlen können, an dieſe dürftigen Gänſemagde, ſchubkarrenſchiebenden Botenfrauen, „Spaniſch Pittern" (S. 270) trinkenden Handwerker, ſich prügelnden „Helden Kriegen" und dergleichen Perſönlichkeiten verſchwenden!

Die trefflichen ſchweizeriſchen Darſtellungen des Jeremias Gotthelf hatten jedesmal einen beſtimmten polemiſchen oder komiſchen Zweck. Alles, was ſie uns vors Auge führten, gehörte gerade zum Beweiſe entweder irgendeiner von dem Autor bekämpften Mode oder Richtung oder Verirrung, oder zur Darſtellung des eben in ſeiner Unzulänglichkeit und Abgeſchmacktheit poetiſch verächtlich von ihm aufgefaßten Volks, das er abſichtlich ſo ſchildern wollte, wie es ſchlimmer oder komiſcherweiſe ſo wäre. Ganz anders die deutſche Dorfgeſchichte. Sie hat keinen polemiſchen, ſelten einen komiſchen Zweck. Sie gibt ſich die Miene der abſoluten, ſich ſelbſt genügenden Realität und will aus dem Urgrunde des Volkslebens die geheimſten Thatſachen des Gemüths darlegen. Daß Letzteres zuweilen an ſich möglich iſt, zeigt uns jeder Blick auf die Zeitung, wo täglich unter der Rubrik „Vermiſchtes" Todtſchläge, Diebſtähle, Auswanderungsprojecte, ſeltſame Heirathen, Gerichtsverhandlungen genug erzählt werden. Wer würde an ſich nicht einräumen, daß jeder Mord, dieſer Brandſtiftung irgendeine pſychologiſche Thatſache bedeutſamer und den Dichter herausfordernder Art zugrunde läge? Aber wo liegt die Berechtigung, hier in Allem und Jedem Vertiefungen und Begründungen zu geben, die, einmal ausgeſponnen, den ganzen Apparat dichteriſcher Anſchauungen in Bewegung bringen? Wenn da ein Mitleid im Grabe liegt und ſich das Bein gebrochen hat, ſo läßt der Erzähler das ganze Univerſum an ihm vorüberziehen, predigt und expoſirt Staaten- und Naturgeſchichte bis zu Rouſſeau's „Contrat social" und Decandolle's Lehre von den Krypto- und Phanerogamen hinein. Wenn der Helden-Krieg ſich den Trunk und das Raufen abgewöhnen will, ſo ſind Himmel und Erde dabei betheiligt. „Seit er im Jüngling Heckengeblieben und Geſchlecht um Geſchlecht an ihm vorüber in die Reihen der Männer gerückt, hatte es an Selbſtvorwürfen und innern Mahnungen nicht gefehlt. Sie waren immer dringender geworden; auf der andern Seite hatte aber auch die Gewohnheit das alte Gleis immer mehr ausgetreten. Je nöthiger es erſchien, aus dieſem herauszukommen, um ſo ſchwerer erſchien es auch. Er ſagte ſich: «Ich hab' anders wollen werden und wär's geworden, aber weil die Heiterethei denken muß, ich thu's, weil ſie's hat gewollt, nun geht's nicht!» Das will er ſich anreden, eben weil er fühlt, daß die äußere Anregung durch ſie nothwendig war, daß dieſe erſt ſeinen Stolz gegen ſeine Kameraden aufrufen müſſen, um ihn loszuloſen aus den feſthaltenden Armen der Gewohnheit" (S. 144 u. f. w. u. ſ. w.

Wir müßten drei Viertel der ganzen Erzählung abschreiben, um Beweise zu geben von diesem pathetischen, feierlichen, für die Natur des Stoffs so viel unnatürlichen Tone. Wer verkennt hier das Vorbild Auerbach's, der nach seinen ersten vortrefflichen Genrebildern und Skizzen später diesen Reichthum in der Armuth, diese Ueberschwänglichkeit im Nichts aufgebracht hat? Wie bei ihm, wo hier ein so unendlich wichtiges Vertiefen und Vergründen in Dem, was seiner Natur nach so harmlos ist und auf der Oberfläche liegt. Wie bei ihm, so hier diese Umständlichkeit der Erörterung über die einfachsten Aeußerungen des Willens und der Leidenschaft. Wie bei ihm, so hier der wunderlichste Pedantismus der Rede, das Gegebene einfach wiederzugeben, kein Wort, neben kann nur Beantwortung des Wie? Warum? Wozu? des Ob und des Aber. Wollt ihr mit vielen Empfindungsnüancirungen den Strauß belauschen, so legt euer Ohr doch nicht in die Nähe von Leuten, wo dieselben Menschen, die uns so ungeheuer interessiren sollen, sich prügeln und nach einem „Spanisch Pittern" verlangen, wenn ihr's auch aus Rücksicht auf die elegante Feinwelt somit verschweigt. „Fahrt mit Wolfskörnern, wenn euer Vermögen Wolf ist und ihr's doch nicht gerade in Garben ausgeben könnt, aber macht aus einem Geistern nicht Schaum, der eine ganze, uns wohlbekannte Welt, Lust, Milch und Blutbahnenweis so unendlich zauberhaft vergeistet, als wenn diese Menschen weiter gehen und Kartoffeln ingen oder Heu machen, immer im Bunde mit dem Johanniswürmchen, dem Maßliebchen und dem blauen Ihautropfen! Zumal wenn und zeigt die Natur oder die göttliche Providenz ihre schönsten Zusammenhänge zu dem albernen und trivialen Leben von Menschen, die beim gemachten Scheine der Wirklichkeit über und über in Unwahrheit getaucht sind? Darf jedesmal, wenn die arme Einrahmung abschnurrt, der Darsteller hier hervortreten und von der wunderbar dämonischen Tiefe in der Menschenbrust oder im Kapitel vom Hupfen der Buchfinken und dem Schlag des Zinken anfangen? „Und nun war nichts mehr zu vernehmen als das Rauschen des Hollunderbaumes am Häuschen und das Sausen der Weiden im Winde." Oder „Ein leiseres Lüftchen strich nur mit den zartesten Flügelspitzen an den Ufern hin. Drüben, wo die Wiese zusammenstieß, lauschten Linden. Und wie das Rauschen des nahen Lebens, das sie übertönen und verbergen sollte, bald leiser, bald lauter erklingend, hielten die gedämpften Schläge der Hämmer der Heiterethei die Nähe hindurch den Takt zu der heimlichen Musik des Thales." Diese Schläge der Hämmer bei der heimlichen Musik des Thales gelten den Kartoffeln des Holder Fritz. In der That, das heißt Beethoven zur Schenkenmusik der Kirchweih machen.

Wir wollen uns nicht aufhalten bei dem dialektischen Rothwelsch, das diese Leute sprechen, nicht bei der unendlichen Breite der Reden, bei Selbstgesprächen, wo sich der Holders Fritz selbst bei dem Kopf fragen hört, ob schneit" und ob wie Simon von Athen moralische Lehren und Verwarnungen gibt, nicht bei dem Zutodehetzen eines guten Einfalls (die Frau Weberin spricht z. B. nie, sondern so oft sie auftritt, wird ihr Sprechen Spinnen genannt); nur die Wunderlichkeit des Charakters der Heldin wollen wir noch erwähnen, weil diese „Grillen", die eine Liebeserklärung mit den Worten anfangen: „Du dummer Junge" nachgerade Mode werden. Auch Heiterethei ist eine solche „aparte" Natur, die in thörichter Selbstbeschaulichkeit Handlungen und Worte verbringt, die bedeutsam und effekterregend sein sollen und nur von einer unausstehlichen Prätension und Ungezogenheit zeugen. Adam Bisch Pfeiffer hat für diese „aparten Naturen" den Bühnenausdruck gefunden und Barfüßele sowol wie Heiterethei kommen ihr auf halbem Wege entgegen. Beide sind im Grunde von einer Koketterie, die ganz so an der Schürze zu zupfen und die geflochtenen Zöpfe zu werfen versteht, als wären sie mit unserm neuen Gast: Spielerinnen zur Welt gekommen, nur daß Barfüßele wie Heiterethei nebenbei einen wunderlich moralisirenden, hochromantischen Tic haben und für eine vierzigjährige Gouvernante in einer nördlichen Erziehungsanstalt nichts zu wünschen übriglassen würden. Beide sprechen wie ein Buch, Jene, obgleich sie die Gans hütet, Diese, obgleich sie die Katzen schiebt.

Mögen uns die berühmten Autoren diese Züge nicht übelnehmen! Sähen sie das Erstaunen, mit welchem der gebildete Geschmack sich abwendet, wenn Barfüßele zu ihrem Verlobten sagt: „Und weißt, wir wollen dem Kinde einen Namen geben. Silberrad" oder wenn der Heiterethei bei all ihrem kleinen Lebensgram zwischen Mond und der Hollunderbusch kommt und der Holders Fritz wie ein Dialektiker in langen Erörterungen und Monologen „ich schäme, daß er sich schämt", sie würden die Antrichtigkeit eben, die zwei bedeutende Meister auffindet, auf diesem Wege nicht länger fortzuwandeln.

Unterhaltungslecture.

III.

In das älteste Walten der Märchenpoesie auf einem fast unberührten jungfräulichen Boden führt uns Julius Rodenberg in seinem Buche: „Ein Herbst in Wales" (Hannover, Kümpler, 1857). Nach einer trefflichen landschaftlichen Schilderung dieser eigenthümlichen Provinz von England eröffnet der Verfasser in überschwänglicher Weise das große Buch der „Mabinogion", der walisischen Märchen. Auf diesem kleinen, von Meer und Fels schützend umschlossenen Erdeneck, wie in einer verzauberten Burg, hatten die Kelten die ältesten Bewohner der britischen Inseln vor den gegenden Sachsen ein sicheres Asyl gefunden. Hier hat König Artus gelebt, hat seine Tafelrunde gestanden, in den Zweigen des Weidenbaumes hat er hier verflicht seine treulose Königin Ginevra belauscht, hier endlich schläft er mit all seinen Helden

im Thal von Avalon, wieder aufzuleben am Tage der letzten Schlacht. Das von diesen gewebten Stellen aus ein großer Theil der ritterlichen Sagen, der wunderbarste, zauberreichste, ausgegangen, ist jetzt allgemein bekannt; aber noch mehr, Puck und alle Elfen Shakspeare's, hier haben sie im Ferning getanzt, bis auf den heutigen Tag heißt eine Stelle des Gebirgs das Puckthal. Diese Märchen sind einfach und kunstlos, aus dem beschränkten Gesichtskreis des Hirten, Ackerbauers und Landmädchen, die sie erzählen, deren Vorältern sie begegnet, aus dem Ring des alltäglichen Lebens treten sie nicht durch Weltfeenen und Purpurgewänder erhoben heraus; wenn eine Fee sich dem sterblichen Manne zu eigen gibt, fordert sie nur „drei Ochsen und sieben Kühe", das ist ihre ganze Morgengabe. Statt von Helden und großen Thaten, sprechen sie nur von den kleinen Begebenheiten und Zufällen in Wald und Feld, meist mit einem schwermüthigen Anklang, wie ihn die wilde, einsame Landschaft bedingt.

Poesie des Mittelalters.

Wenden wir uns von der Gegenwart zur Vergangenheit, zu den Anfängen der modernen Literatur, so fallen uns besonders zwei Gattungen der Dichtungen in ihnen auf, die, von den Griechen und Römern wenig geübt, in ihrer Form einen Gegensatz zur antiken Literatur, durch ihren Inhalt die Grundlage der neuern geworden sind.

Es ist die Novelle, die kurze, schlagende Erzählung in Prosa, die bald als Fabel oder Märchen, bald als die Darstellung eines wirklichen Begebenheit auftritt, und die Ballade und Romanze, welche man die Novelle in Versen nennen könnte.

Der ersteren verdankt das romanische Drama, der zweiten die epische Dichtung der Deutschen und Engländer ihre besten Stoffe, ihren Ton, ihre Färbung.

In jenen Zeiten, wo das Barbarenthum sich zur Gesittung ausbildet und das Verlangen nach einer höhern Bildung und Geselligkeit in ihm mächtig wird, tritt die Erzählung auf, die langen Winterabende in Schloß und Hütte zu verkürzen. Denn Alle haben nicht die Gabe der Rede, den Geist, den eine „Unterhaltung", ein „Gespräch" in unserm Sinne bedingt, nicht immer ist ein Troubadour zugegen, mit seinem Lied die Leute im Schloß zu erfreuen, da nimmt der Eine oder der Andere das Wort und beschreibt seine Kriegsabenteuer, Jagden, Turniere, den vornehmen Herrn hat er hier, jene gefeierte Dame dort gesehen. Aber auch Wunderbares begegnet in jenen Tagen den Menschen, in Felsen und Seen wohnen Geister und Dämonen, durch die Lüfte braust das Wilde Heer, in Mondscheinnächten tanzen Elfen und Feen auf Rasenplätzen, unter heiligen Bäumen. Je abgeschlossener nun der Einzelne und sein Volk in seinen Thälern bleibt, je weniger „der Sturm der Welt" und die großen Begebenheiten zu ihm rauschen, desto mehr bildet sich das Märchen bei ihm aus, gewinnt an Tiefe in seiner Bedeutung, an Innigkeit in der Darstellung. Freilich haben alle Völker Märchen, wie alle Gesänge und Tänze haben, aber es gibt Stämme, bei denen dieser Zweig der Dichtung allein zu einem Baume aufgewachsen ist und mit seinen weitdeckenden Schatten fast allen andern Blumen Licht und Feuchte entzogen hat, andere, auf deren Boden er niemals zur Blüte gelangte. Die Nationen, die im Allgemeinen ihre Stammeseigenthümlichkeit, Sitte und Sprache bewahrt haben, wie die Araber, die Kelten, die Germanen, besitzen einen Märchenschatz; den romanischen Nationen, die aus verschiedenen Bestandtheilen sich allmälig zusammenfügten, fehlt er beinahe ganz; ihre Märchen sind die Erfindungen geistvoller, witziger Köpfe einer spätern, gebildeten Zeit, Producte der Kunstpoesie.

Den deutschen Argonauten.

Ein Tempel und Altar der Wissenschaft,
Der Poesie ein traulich Zufluchtsort,
Ein hehres Bild der Treue und der Kraft,
Der Künste und der Bildung reichster Hort,
An seiner Stirn des Duldens Dornenkranz,
In seiner stillen Größe oft verkannt,
Und dennoch strahlend wie in Silberglanz
Das ist dein oft geschmähtes Vaterland!

Und bist du fern der deutschen Heimatsflur,
So fühlst du tief des Vaterlandes Werth,
Und dir ersetzt der Tropen Prachtnatur
Nicht deiner Heimat traute, stillen Herd!
Du siehst im Geist den grünen Buchenwald
Und legst beschwichtigend aufs Herz die Hand,
Was dich ergreift mit Sturmes Allgewalt,
Die Sehnsucht ist's nach deinem Vaterland!

Was treibt dich fort von Deutschlands grünen Auen?
Von seinen Strömen, seiner Wälder Schmuck?
Im Land der Freiheit willst du Tempel bauen
Und fühlst nur mehr der Knechtschaft herben Druck?
Dem Schiffer gleich, der auf dem weiten Meer
Vom Mast sucht sehnsuchtsvoll den grünen Strand,
So wird auch dir das Herz so voll und schwer
Bei dem Gedanken an dein Vaterland!

Das wilde Drängen ohne Ruh' und Rast,
Es zieht auch dich verlockend übers Meer,
Dein Sinnen hat's umgarnt und hat's erfaßt,
Jedoch dein Herz bleibt kalt, dein Herz bleibt leer!
Einst kommt die Zeit, mag sie auch fern noch sein,
Wo du mit Gluth aufwühlst das Häuflein Sand,
Darin den Schlummer findet dein Gebein
Auf deutschem Grund im deutschen Vaterland!

Heinrich Leuse.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 7. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Der Fabrikherr.

Ein Erzählung.

II.

Grün saß eines Tages eifrig rechnend vor seinen Büchern, als er durch das plötzliche Eintreten von Art unterbrochen wurde. Im zerlumpten, beschmutzten Rock trat er bettelnd vor seinen frühern Herrn; auch er hatte sich abgenutzt in der Revolution und war weggeworfen und verlassen worden von den Menschen, die ihn bis dahin gebraucht hatten.

Grün wandte sich, als Art hereintrat, kurz um und unwillig, daß er gestört war, befahl er ihm, sich zu entfernen und nie wieder unangemeldet in sein Zimmer zu kommen. Der Arbeiter hatte ihn, den milden und gütigen Herrn, nie so aufbrausend gefunden, aber seinem Charakter nach setzte er Stolz gegen Stolz, und mit einem Ausdrucke tödtlicher Feindschaft trug er ihm: „Also Sie wollen mich verhungern lassen?“ Grün hatte weder Zeit noch Stimmung, um sich in lange Erörterungen einzulassen und da er einmal gereizt war, rieth er dem Arbeiter, sich an seinen Freund Blumenthal zu wenden. In demselben Augenblicke aber bereute er schon seine Härte; er holte ein Geldstück, um es Art zu reichen, der aber war schon auf der Straße und dahin warf er das Almosen; aber auch in demselben Augenblicke flog durch das schnell geschlossene Fenster das Geld in das Gemach zurück. „Ich will nicht betteln, ich will Arbeit haben oder —“ ein Fluch und eine Drohung folgte leise gemurmelt diesem Rufe.

Auf der Straße war es mittlerweile dunkel geworden, der kühle Herbstabend hatte die Einwohner in ihre Häuser gescheucht, es war, als war man in einer Stadt der Todten. Da tönte fern vom Schloßplatze der Marsch und Gesang und in demselben Momente stiegen dunkle Rauchwolken zum Himmel.

Art wußte, kann aber suchte wilde Freude über sein zorniges Gemüth und in größter Hast eilte er nach dem Platze, wo dem Kurfürsten eine Fackelserenade gebracht wurde. Der enge Schloßhof war mit Menschen gefüllt, deren Fackeln nur gerade soviel Licht verbreiteten, um das Gebäude mit einem gelbrothen Schimmer zu bekleiden, bis der Rauch, eifersüchtig auf diesen Glanz, die natürliche Dunkelheit auf Augenblicke wiederherstellte. Art drängte sich nach einer Freitreppe hier, eingehüllt in Rauch, sah er unter sich das wogende Feuermeer; vergessen war Hunger und Elend, mit starrem Auge und offenem Munde verfolgte er das bewegte Schauspiel, bis zuletzt von den zusammengeworfenen Fackeln die letzte verbrannt war. Dann aber fuhr er auf aus seinem Nachdenken und rief: „Jetzt weiß ich, was ich thun muß.“

Grün blieb heute ungewöhnlich lange in seinem Contor, um noch Alles zu vollenden; jetzt, wo die Arbeiter Feierabend hatten, war um ihn herum vollständige Ruhe; nur einmal schien es ihm, als höre er schleichende Tritte auf dem Flur,

als er aber beim Herumleuchten nichts fand, hielt er es für eine Täuschung seiner aufgeregten Einbildung und setzte sich wieder zu seinen Büchern. Um Mitternacht war er fertig, es war möglich, mit den Gläubigern sich abzufinden, aber die Fabrik und was er besessen hatte, ging ihm verloren. Diese Entscheidung war immer besser als die Unruhe und der Zweifel. Er nahm das Licht, um zur Ruhe zu gehen. Aber eine unerklärliche Angst trieb ihn noch einmal durch die weiten Säle, in denen sonst so geschäftiges Leben herrschte und die jetzt in ihrer Ruhe einen schauerlichen Eindruck machten; warum erschrak er und wurde bleich, als er plötzlich dem Wärter gegenüberstand, der seinen nächtlichen Gang durch die Fabrik machte?

Nach kurzem Schweigen frug er den Wärter, ob er nichts Besonderes bemerkt hätte, und als dieser es verneinte, befahl er ihm, heute ganz besonders wachsam zu sein.

Ernst war kaum in sein Gemach getreten, als wiederum ein ungewöhnliches Geräusch an sein Ohr schlug; er machte Helenen darauf aufmerksam, die ein Arbeiten in der Fabrik zu hören glaubte. Sie öffneten das hintere Fenster, von wo aus sie das ganze Hintergebäude, in welchem die Fabrik sich befand, übersehen konnten.

„Ist dort nicht Licht", frug Helene, „nicht neben seinem Arbeitszimmer?"

„Es wird der Wärter sein, dem ich befohlen habe, Acht zu geben, mich quält eine unbekannte Unruhe", antwortete Ernst.

„Sieh, dort auf dem Boden erscheint auch ein Licht."

Ernst sah genau hin; es war keine Täuschung. „Um Gotteswillen, es brennt!" rief er aus und in demselben Augenblicke schlug auch schon die Flamme aus dem Dache heraus. Jetzt wurde es lebendig auf den Straßen; der Thurmer stürmte die Schreckenskunde in die Nacht hinaus, die Trommeln wirbelten durch die Straßen und riefen mit den Hörnern die Soldaten zur Stelle, Spritzen und Wasserkarren fuhren dröhnend über das Steinpflaster und was Füße hatte zu laufen, eilte nach der Fabrik. Dort war ein buntes Durcheinander von Befehlen, eine Anordnung widersprach der andern und dabei brannte es auf allen Seiten, so schnell hier und dort — kein Mensch zweifelte, daß es angelegt sei. Am besonnensten war Ast; wie in seinem Elemente lief er hoch oben auf der gefährlichsten Stelle und lenkte den Spritzenschlauch hin und her, mit einem Eifer, als läge ihm besonders daran, daß die Fabrik erhalten werde.

Die Arbeiter der Fabrik kamen, um retten zu helfen; Ernst dachte zunächst an seine Bücher. Er eilte in das Contor, wohin man noch ungefährdet gelangen konnte; er fand noch Alles unberührt wie er es vor einer halben Stunde verlassen hatte; schon hatte er das Hauptbuch in seiner Hand, da schien ihn ein böser Dämon zu ergreifen, schnell warf er es wieder an seinen Platz und eilte nach dem andern Theile der Fabrik, wo nichts mehr zu retten und zu helfen war.

Helene betrachtete von dem Vorderhause aus das Feuer in stummer Verzweiflung. Sie hatte die Gardinen hinter sich zugezogen, um unbemerkt von den hier und da in den Zimmern aufgestellten Rettungsmannschaften zu bleiben, zu denen sich andere Neugierige und Alle gesellten, die einen Moment von der Anstrengung des Leichens ausruhen wollten. Da schien es ihr, als ob sie unweit von sich Brander leise mit einem Andern reden hörte. Sie lauschte.

„Das kommt sehr zur gelegenen Zeit", scherzte Brander, „in acht Tagen sind die Regulirungen und nun wird die Versicherung helfen."

„Er hat es selbst angelegt und seine Bücher werden mit verbrennen, du wirst sehen", setzte der Andere hinzu.

Helene stand einen Augenblick wie gebannt; wie tief mußte das Glück ihres Mannes gesunken sein, wenn man solchen Verdacht hegen, so bestimmt aussprechen durfte! Sie stürzte hervor, die Beiden waren nicht mehr da; aber eben trat Ernst in das Zimmer.

„Wo hast du deine Bücher"? rief sie ihm entgegen.

„Sie werden verbrannt sein, wie die ganze Fabrik", sagte er beklommen.

Helene hörte nicht mehr, sie eilte die Treppe hinunter, durch die Menschenmenge und ehe es Jemand hindern konnte, stürzte sie in das Haus, das mit Einsturz drohte. Das Contor war noch nicht vom Feuer ergriffen, ein dichter Rauch benahm ihr den Athem, aber muthig drang sie hinein. Sie hatte früher oft hier gesessen und ruhig zugeschaut, wenn er arbeitete; sie kannte jede Stelle und ob auch ihre Kräfte zu versagen drohten, ergriff sie doch noch die Bücher und als hätte sie das höchste Kleinod gerettet, eilte sie hinaus. Hinter ihr krachte und stürzte Alles zusammen, einen Augenblick später und mit den Büchern wäre sie begraben gewesen. Noch kurz vorher hatte man auf

dem äußersten Dachrande Art sagen sehen; jetzt war er verschwunden; man glaubte, daß er mit dem Gebäude von dem Feuer verzehrt sei.

Die Gerüchte, die am andern Tage durch die Stadt liefen, zeigten deutlich, daß diese von Hanie's Verhältnissen mehr wußte, als er ahnte. Fast in derselben Weise wie Brander über ihn gesprochen, beurtheilte man allgemein die Sachlage und es fanden sich Wenige, die ein Wort der Vertheidigung oder der Entschuldigung für ihn hatten. Ein ruhiger Beobachter konnte nun deutlich sehen, welche Feindschaft Ernst durch das Hineinziehen so Vieler in seine verunglückten Spekulationen gegen sich heraufbeschworen hatte; überall hieß sein Unglück eine „gerechte Strafe".

Da der Verdacht einer Brandstiftung nicht zu unterdrücken war, ließ der Staatsanwalt schon an dem folgenden Tage die Untersuchung eröffnen. Ernst, der bei ruhiger Ueberlegung schwer bereute, die Bücher nicht gerettet zu haben, war tief bewegt, als Helene sie ihm brachte. In dem Momente, wo das Haus zusammenstürzte, war auch der Gedanke in ihm entstanden, welche Verdachtsgründe gegen ihn durch den Verlust seiner Bücher entstehen würden; jetzt glaubte er ohne Furcht, mit reinem Gewissen, vor das Gericht hintreten zu können.

Bei alledem wich der Verdacht nicht von ihm. Freilich waren seine Papiere in Ordnung, aber sie bewiesen auch unwiderleglich seine gedrückte und gefährliche Lage. Zu der Aussage des Wärters, der nicht leugnen konnte, ihn mit einem Lichte in der Fabrik um Mitternacht gesehen zu haben, kamen andere nicht minder belastende Umstände. Einige Tage vorher hatte Ernst die Police der Feuerversicherung erneuern und dabei — in Aussicht auf nächstens aufkommende neue Maschinen — die Versicherungssumme nicht unbedeutend erhöhen lassen; der Agent wollte dabei ein ängstliches Drängen Hanie's bemerkt haben, diese Erhöhung so schnell als möglich einzutragen. Diese Maschinen waren nun — allerdings durch eine Verzögerung Dessen, der die Arbeiten ausführte, nicht angekommen und Ernst hatte im Drange seiner Geschäfte, wie er sich entschuldigte, vergessen, dem Agenten darüber eine Anzeige zu machen.

Der Fall kam zur Aburtheilung vor das Schwurgericht; der Staatsanwalt hielt die Anklage gegen Ernst, der gefänglich eingezogen war, aufrecht; sie lautete auf Brandstiftung, noch erschwert durch das dabei verunglückte Menschenleben. So überzeugt Helene auch von der Unschuld ihres Mannes war, hüllte sie sich doch schon durch den Verdacht so gedemüthigt, daß sie in stiller Verzweiflung den Tag der Entscheidung erwartete. Es war ihr, als verliere sie durch das Auftreten vor den Schranken des Gerichts ihre weibliche Würde und sie war sich vollkommen klar, daß selbst nach einer Freisprechung ihre und ihres Mannes Stellung in dieser Stadt unhaltbar sei.

Der Gerichtssaal war gedrängt voll. Unter tiefem Schweigen wurde die Anklage verlesen, die Zeugen vernommen, und es kam dabei Manches zur Sprache, was den Credit Hanie's auf immer untergraben mußte. Helene, die bis dahin bleich und in Thränen zugehört hatte, sprach mit bewundernswerther Klarheit und Begeisterung für die Unschuld ihres Gatten; in den Aussagen des Angeklagten dagegen bemerkte man eine Unsicherheit, die allein durch die Unklarheit und Unwahrheit seiner allgemeinen Verhältnisse hervorgerufen war; der Mangel an Vertrauen gegen seine Gattin, die eigene Ueberschätzung seines Könnens und seiner Kräfte — kleine Ursachen, aus denen alle jene Verwickelungen entstanden waren — rächten sich hier furchtbar. Der Staatsanwalt trug auf Verurtheilung an; ihm folgte der Vertheidiger, einer der geschicktesten und berühmtesten Advocaten der Stadt. Dieser suchte die verbrecherische That auf den verunglückten Art zu wälzen, er wies nach, mit welch dämonischem Jubel er immer von Brandstiften und den Verheerungen des Feuers gesprochen und behauptete, daß der Unglückliche der Krankheit der Pyromanie verfallen, deren Existenz gerade in unserer Zeit von Aerzten und Juristen behauptet und geleugnet wird, und ihr Opfer geworden sei. Er machte auf das letzte Zusammentreffen des Angeklagten mit Art aufmerksam, sah hier eine Rache als durchaus entfernt Motiv und bezeichnete endlich das schnelle, fast unwillkürliche Erscheinen des Letztern beim Feuer als einen für ihn graviirenden Umstand. Die Zeugen, die auf seine Worte hin vernommen waren, hatten allerdings nicht gerade für Art ausgesagt, aber ihr Urtheil über ihn ging dahin, daß er echt französisch, denn die deutsche Sprache hat keinen Ausdruck für diese Gattung von Menschen, ein bon vivant wäre, ohne im Grunde je etwas Böses gethan zu haben. Ja, man verdachte es dem Anwalt, daß er den Verdacht auf einen Mann leiten wollte, den man für ein Opfer seiner Thätigkeit hielt, und während die Geschworenen sich zur Berathung zurückzogen, hörte man oft ge-

nung aus einzelnen Gruppen die Aeußerung: „Man will alle Schuld auf den Todten werfen und der Schwiegersohn des Ministers soll frei ausgehen!“

Der Spruch der Geschworenen lautete „Schuldig!“ und der Gerichtshof erkannte demnach gegen Hayle wegen Brandstiftung unter erschwerenden Umständen auf zehnjährige Zuchthausstrafe.

Ernst fiel bei dem Ausspruche auf seinen Stuhl zurück und verhüllte sein Gesicht mit der Hand. Er hörte nicht das allgemeine Murmeln im Saale, ihm war es, als müsse sein Herz brechen und nur ganz leise sprach er vor sich hin: „Meine arme Helene!“ Sie aber, die bis dahin gelehnt den Verhandlungen zugehört hatte, erhob sich rasch und trat zu dem geliebten Manne. Sie legte ihre Hand auf seine Schulter und so laut, daß ein großer Theil der Zuschauer es hören konnte, sagte sie: „Wenn auch die ganze Welt dich für schuldig hält, ich weiß, daß du unschuldig bist. Der alte Gott lebt noch, er wird uns nicht verlassen!“

Der Kurst verlangte das Urtheil; Wilhelmi nahm infolge dessen seinen Abschied. Wenige Tage nachher wurde Ernst nach dem Zuchthause abgeführt; Helene folgte ihm; sie miethete in seiner Nähe eine bescheidene Wohnung und der Verlangenswärter erhielt den Befehl, ihr den ersten Besuch bei ihrem Manne zu gestatten, der im Bewußtsein seiner Unschuld mit mehr männlicher Kraft sein Schicksal trug, als er sie sonst in den kleinen Leiden des Lebens bewiesen hatte.

Es war merkwürdig, daß man niemals soviel von Feuersbrünsten gehört hatte, die namentlich das platte Land in Schrecken und Angst setzten, als gerade nach Hayle's Verurtheilung. Es verging fast keine Woche, daß nicht der rothe Hahn auf einem Dache krähte, und zwar immer unter Umständen, die denen beim Brande in der Fabrik glichen, sodaß an einer boshaften Brandstiftung kaum zu zweifeln war. Dadurch und durch das in dem Menschen begründete mildere Urtheil gegen den Unglücklichen hatte sich allmälig eine Partei, die eine Revision des Verfahrens gegen Ernst wünschte und die Geschworenen eines ungerechten Urtheilsspruchs anklagte. Von verschiedenen Seiten suchte man bei dem Kurften für seine Begnadigung zu wirken, und als man erfuhr, mit welcher Resignation und entschlossenem Muthe Ernst sein Schicksal trug, mit welcher Liebe sein treues Weib ihm das schwere Verhängniß zu erleichtern suchte, fand sich selbst unter seinen frühern Feinden Niemand, der ihn nicht von Herzen beklagte und seine Befreiung wünschte. Das ist überhaupt ein Vorzug des Unglücklichen, daß gegen ihn alle Leidenschaften schweigen und selbst der Haß sich in Mitleid abschwächt; unter den Rosen aber, mit denen das Glück unser Haupt umkränzt, lauern die giftigen Schlangen der Mißgunst und des Verraths und die Blumen verwelken und fallen ab, ehe wir uns ihres Duftes und ihres Glanzes erfreuen können.

Wie eine Landplage durchzogen diese Feuersbrünste das kleine Land, breiteten sich dann über die benachbarten Provinzen aus und verloren sich endlich in weitentlegene Provinzen. Der aufmerksame Beobachter hatte einen gewissen Zusammenhang in dieser Erscheinung verfolgen können, aber theils hörte die Theilnahme daran auf, sobald die eigene Gegend verschont blieb, theils blieben auch einzelne Brandstätten unbekannt, aus denen eine scharfsichtige, aufmerksam folgende Untersuchung die Existenz eines fortlaufenden Verbrechens hätte ableiten dürfen.

In der Alltäglichkeit des Lebens und in dem Gefühl der Ruhe nach Aufregung und Schrecken trat auch Hayle's Geschick mehr in den Hintergrund, und nur sein Vertheidiger, der sich vollkommen von der Unschuld seines Clienten überzeugt hatte, verfolgte jeden Umstand, der günstig für ihn schien. Ueber Alles aber hatte er vielfache Erkundigungen eingezogen und sich selbst aus Algier über dessen Führung beim Regimente ein Zeugniß geben lassen. Daß seine Bemühungen im Augenblicke keinen Erfolg hatten, entmuthigte ihn nicht, darin fortzufahren und im Zusammenhange damit wissenschaftlich zu erörtern, wie weit die Kunst am Brande zu einer Leidenschaft werden könne. Zunächst verfolgte und entdeckte er diese Krankheit an gleichsinnigen Mädchen und bei Kindern; aber auch in aufgeregten Zeiten, bei der Entfesselung der Leidenschaften, nach einer Verwilderung durch langanhaltende blutige Kriege erkannte er Symptome dieser Manie. So erzählt Gaspignac in der „Expedition nach der Sahara“, daß durch diese „unglückliche Leidenschaft“ seiner Soldaten unersetzliche Uebel herbeigeführt worden seien, wie allmälig die Bäume verschwänden und dürre Wüsten aus Gegenden würden, die damals noch kulturfähig waren; denn nicht allein die Olivenhäine der Kabylen, auch ihre Getreidefelder, ihre Obstbäume und Palmen brannten die entsetzten Soldaten in ihrer Wuth nieder.

Mitten in seinen Untersuchungen lag der Ge-

vorat in der „Gazette des tribunaux“ von einem merkwürdigen Prozesse aus dem Elsaß. Dort war ein fremder Mann, der sich in der deutschen wie in der französischen Sprache verständlich machen konnte, als Urheber einer Brandstiftung auf frischer That ergriffen worden. Er hatte hartnäckig verweigert, seinen Namen und seine Herkunft zu nennen und nur einem psychologisch merkwürdigen Umstande hatte man es zu verdanken, daß er über den einen Punkt ein genaues Bekenntniß ablegte. Die Anklage hatte nämlich als Motiv der Brandstiftung den Diebstahl angegeben, der bei der entstehenden Verwirrung leicht möglich, hier aber durch die schnelle Entdeckung vereitelt worden war. Der Angeklagte, der bis dahin alle Anschuldigungen über sich hatte ergehen lassen und stumm bei allen Fragen geschwiegen hatte, war plötzlich bei diesem Punkte der Anklage aufgesprungen und hatte sich heftig dagegen vertheidigt.

„Wer kann behaupten“, hatte er seine Rede geschlossen, „daß ich jemals gestohlen habe? Um zu zeigen, wie abscheulich und verletzend ein solcher Verdacht gegen mich ist, will ich ein offenes Bekenntniß ablegen. Sie sollen erfahren, daß ich gezwungen und brennend durch Deutschland und Frankreich gezogen bin; aber fragen Sie weiter, ob je an einem Orte etwas gestohlen, wo ich mir die Arbeit gemacht habe, zu übernachten! Nur das Vergnügen an dem Brande selbst und die Befriedigung, daß ich in meiner Macht hatte, Schrecken und Verwirrung zu verbreiten, haben mich zu den Brandstiftungen bewogen; es hat etwas solch Befriedigendes, diese Ruhe der Nacht, diese Stille und Dunkelheit und dann plötzlich der helle Feuerschein, diese Aufregung, diese Angst, dieser Lärm! Man sieht weit ab vom Feuer und sieht es mit an, als sei es uns zu Ehren angefacht. Wie viel mal lief ich aus Lust den rothen Hahn auf dem Hause eines Mannes heben, der mich beleidigt hatte! Das habe ich vielfach gethan in Baden, wo ich aus einem brennenden Hause ein Kind mit Lebensgefahr rettete. Ärztlich war auch das kein Verdienst“, setzte er spöttisch hinzu, „denn es war mir immer lieber, in meinem Gewissen zu werden als im Zuchthause, aber heuer den Hunger zu verhungern!“

Soweit ging der Bericht der Zeitung, der noch hinzufügte, daß der Angeklagte weitgehende Geständnisse gemacht hätte, die eine schaudererregende Menge von Brandstiftungen nachwiesen, und daß die Gerichte bereits wegen der Glaubwürdigkeit seiner Angaben weitere Erkundigungen eingezogen hätten.

Kurze Zeit darauf kam denn auch die Anzeige an das Kreisgericht des Städtchens, man habe im Elsaß einen Mann ergriffen, der unter Anderm gestanden hätte, an dem und dem Tage die Hanf'sche Fabrik aus Rache gegen den Besitzer angezündet zu haben. Es war kein Zweifel mehr, daß Der, den man für verunglückt gehalten, der Thäter gewesen, und man fand nun, im Zusammenhange mit dem Auftritte zwischen ihm und Frau, sein plötzliches Verschwinden vollständig erklärt. Eine Petition des unschuldig Verurtheilten folgte auf dem Fuße und man beeilte sich, ihm und seiner Gattin das widerfahrene Unrecht auf jede Weise vergessen zu machen. Sein Einzug in die Stadt glich einem Triumphzuge und überall war man bemüht, seine Gefängnißhaft zu erdauern und ihm eine gesicherte Stellung zu verschaffen.

Ernst aber trat mit dem Bewußtsein aus dem Gefängniß, daß er sein ganzes früheres Leben als ein verlorenes ansehen müsse. Es schien ihm unerträglich, ferner mit Menschen zu verkehren, vor denen er geschmeichelt, denn, trotz seiner Unschuld, ihn verdammt hatten und die ihm doch auch jetzt nichts Anderes als Mitleid bezeugen, weil die Untersuchung des unschuldig Erlittenen so leicht und so befriedigend für die Gerechtigkeit ist. Mehr als alles Leid schmerzte und kränkte ihn indeß das Gefühl seiner eigenen Schuld, das thörichte Verlassen der Arbeit, die ihn reich gemacht, das blinde Hingeben an die Spekulation. So war es ihm denn klar, daß nur durch ein Zurückgehen auf Einfachheit und Natürlichkeit seine Verhältnisse und, was ihm jetzt viel mehr galt, er selbst gerettet werden konnte; er sehnte sich nach neuen Umgebungen und nach einer großen, angestrengten Arbeit, und so schied er kurze Zeit nachher aus dem Kreise Seinesgleichen, um jenseits des Meeres mit Hoffnung auf der Farm, die sein Schwiegervater ihm ernannten hatte, ein neues Leben zu versuchen.

Gegen Ihn wurde die Untersuchung in Straßburg fortgeführt; sein Benehmen und die Freiheit, mit der er von jedem Feuer sprach, führten die Zeugen bei den Verhandlungen; die Verurtheilung aber, ihn verurtheilt zu sehen, verwirrte er, indem er sich wenige Tage vor dem Schluß im Gefängniß tödtete.

A. von C.

Bertrand de Born.

Von Karl Simrock.

I.

Von Troubadours und Jongleurs, die sie mit Leier oder Geige auf ihren Wanderfahrten begleiteten, von den Liebeshöfen der Damen zu Romanin und in der Champagne, wo Gräfin Marie auf die Frage: ob zwischen Ehegatten Liebe bestehen könne — dagegen entschied, von Jaufre Rudel, der übers Meer fuhr, um im Heiligen Lande vor den Augen der Gräfin Melisende von Tripolis zu sterben, sind Lieder und Erinnerungen voll.

Jene sonnigen Tage des Dichtergesangs, der wie die Nachtigal nach langem, frostdurchtobtem Winter wiedergekommen war, alle Herzen zu entzücken, die Kunst des Lateins zu preisen und mildere Sitte zu lehren, erscheinen wie ein Traum des Glücks. Der strahlende Himmel der Provence, hier über tiefblauem Meere leuchtend, dort auf den Spitzen der Gebirge in der Reinheit des Aethers ruhend, überall Burgen mit schlanken Zinnen und hohen Thürmen, Ritter und Edelfrauen aus dem frühlingsfrischen Walde heimkehrend, die, umglänzt von der vergoldeten Rüstung, ihr auf weißem Zelter, mit langnachflatterndem Schleier, und bei ihnen der Sänger, geehrt und geliebt, die Leier am grünen Bande, im fröhlichsten Wanderleben von Schloß zu Schloß ziehend, Alle verliebt, Alle viel genießend und wenig bereuend; wo die Augen jeder Dame die Gestirne des Himmels überstrahlen und „ein Ärmchen aus ihrem Handschuh zur Mücklichkeit erhebt" — wie das Alles leuchtet und funkelt, eine liebliche Zauberei!

Denn freilich ist es auch nicht viel mehr als ein glänzendes Spiel der Einbildung, die sich so gern vergnügt, was nie gewesen — goldene Zeitalter, vollkommene Menschen.

Im Süden von Frankreich, von dem Loire bis zu den Alpen, hatte sich die Sitte, die Lebensweise und Kunst des Alterthums viel dauernder, kräftiger und fruchtbarer erhalten als selbst in Italien. Die Stadt der Griechen, Marseille, hatte in allen Wandlungen ihres Geschicks etwas von dem Geiste, der Anmuth und dem feinen Sinne ihrer Gründer bewahrt; zu Narbonne, Nimes, Toulouse gab es römische Theater, römische Burgen, und das Volk selbst kannte sie als ihren Werk. In diesen Landschaften sind die unterjochenden Tänzer, Musikanten und Taschenspieler, mit denen die dramatische Kunst unter den Cäsaren auflief, niemals ausgestorben, kein Bannfluch der siegenden Kirche hat sie ganz aus den Schlössern der Großen, von den Gassen der Städte vertrieben. Dies Volk wollte genießen, es begriff die Entsagungslehre des Christenthums nicht und war von jeher in seinen heidnischen Erinnerungen und Ansichten im Widerspruch mit ihr. Unter dem Schutz einheimischer Fürsten, seit Boso i. 879 die Provence von dem Reiche der Karolinger losriß, später mit der Grafschaft Barcelona vereinigt, waren diese Gegenden fast im beständigen Frieden geblieben; kein Raubzug der Normannen las bei ihnen seine „schreckliche Messe der Lanzen"; sind etwa hier der Ritterschaft der Feudalzeiten und die Macht reicher Städte entgegen. Die vornehmsten Herren des Landes, die Grafen von Toulouse und Foix, die Vicomtes von Beziers und Narbonne, verbrachten ihre Tage in Kriegslagen, Turnieren und Jagden; da entwickelte sich Kleiderpracht, Schwelgerei, aber auch feinere Sitte, Höflichkeit gegen Alle, Verehrung für die Damen. Ärztlich, ihren Stammgenossen jenseits der Loire gefielen die Provenzalen nicht und ein Chronist bricht schon um das Jahr 1000, als Konstanze von Toulouse den König Robert von Frankreich heirathete, gegen die Edelleute ihres Gefolges in bittere Schmähungen aus: „So höflich wie ihre Sitten sind ihre Kleider, sie raufen den Bart wie die Bänkelsänger, tragen Stiefeln, die sich, unschicklich genug, in einen gekrümmten Schnabel endigen und ihre Beinkleider fallen nur bis auf die Knie. Stanz zu geben, springen sie beständig; niemals halten sie Wort und streiten immer." So erscheint den Barbaren die Cultur nur als eine Entartung des Mannes. Die Provenzalen besaßen, was den Franken noch fehlte: die Anfänge einer Geselligkeit, die sich im Frieden und nicht unter den Waffen bethätigt. Das Geschäft des Ritters konnte hier nicht allein der Krieg sein; um ihn zu finden, mußte er über die Pyrenäen gehen, zu den Königen von Castilien und Aragonien und mit ihnen die Feldschlacht gegen die Mauren von Cordova wagen. Das waren nicht jene rohen, fanatischen Bekehrer mehr, wie sie aus den Wüsten gekommen oder wie sie es jetzt wieder geworden sind, sondern glänzende, gebildete, hochsinnige Cavaliere, von unadelhafter Höflichkeit, feinstem Ehrgefühl, zum Ruhm ihrer Dame Ringe beim Spiele suchend und Ehren im Kampfe tödtend. Zuweilen, im Waffenstillstand, kamen die christlichen Ritter in die Zelte, in die Herbergen, wunder-

der leichtgewölbten Paläste der Mauren, da tauschte sich Wort um Wort, Ton um Ton. Schon bei der Belagerung von Saguntum im 11. Jahrhundert sang am Meeresstrand ein Fischer ein Klagelied über das Verderben der Stadt, abwechselnd in arabischer und in der Volkssprache. Denn von Valencia in Spanien bis hinauf nach Toulouse wurde derselbe Dialekt gesprochen, das Provençalische, eine Aussprache des Lateinischen mit einer geringen Beimischung deutscher, gothischer Sprachelemente, das war die Sprache —, denn es bedeutet in ihr Ja' Tönen Dialekt mit seinen vollen, ausklingenden Tönen, dem harmonischen Wechsel seiner Vocale und Consonanten erwählten die Provençalen zuerst in Europa an den Zwang des Reims, an eine kunstvollen und künstlichen Verschlingungen, welche das Versmaß der orientalischen Poesie, aller der Sprachen sind, die mehr durch den harmonischen Wohllaut als durch den Begriff ihrer Worte auf die Seele des Hörers wirken.

Erfüllt, geblendet von den Wundern, die sie sahen, den Mädchen, die sie mit geistigem Ohr eingelogen, gleichsam umrauscht von dem wie verklingenden Wohllaut der Rhythmen, umgaukelt von den lieblichen, phantastischen Bildern der heiligen Palmen, Paradiesvögeln, der Weisheit erfindet Papageien — kehrten die Ritter heim, um in ihrer Sprache ähnliche Zaubereien zu schaffen und das Herz ihrer Geliebten damit zu berücken. Gewiß eine lange, schwierige Arbeit, bis die „fröhliche Wissenschaft" so vollendet und tadellos über Thäler und Höhen klang, als sie jetzt in ihren Arien zu uns spricht. Denn die Lieder des Grafen Wilhelm von Poitiers, die Minnen, die wir aus der Zeit des ersten Kreuzzugs besitzen, tragen schon alle Anzeichen und die ganze Mühe der Kunstperiode an sich. Jene provençalischen Troubadours — es sind nicht reiche, freie Waltersänger, die über die Saiten ihrer leier begeistert hingreifen und leicht und melodisch singen und sagen, was ihnen die Stunde und ein glückliches Gestirn eingibt, sondern es sind Dichter einer schwer zu erlernenden Kunst. Für ihre Lehrer, die arabischen Poeten — denn von den Griechen haben sie keine und von Rom nur eine dürftige Kenntniß —, schlagen auch sie die Form, und erstaunlich kann man die Fähigkeiten nennen, die sie sich selbst in den Verschlingungen des Reims schufen, um sie gegenseitig zu überwinden. Das Musikalische ihrer Poesie, die Harmonie gilt ihnen als das höchste. Noch mehr, auch der Inhalt ihrer Gedichte hat selten den Duft und die Farbe einer wilden Rose, den Anklang vom Herzen zum Herzen; meist gleicht er jenen prächtigen Kunstblumen des Orients mit purpurnen Blättern, aber ohne Wohlgeruch.

Poetisch durchaus — wenn ich drei oder vier Romane ausnehme — bewegt sich diese Poesie allein in Liebe und Haß, in subjectiven Stimmungen. Sie feiern die Frauen und die Damen, sie besingen ihre Augen, vor allen die Farbe. Zwischen den wandernden Sängern und Rhapsoden herrscht eine unbeilbare Nebenbuhlerschaft. Beide haben dasselbe Ziel, aber die Herzen der Mädchen zu berücken, somit sind sie weder einander, in Sitte und Tracht, in Weltanschauung und Ueberlieferung ähnlich. Die Entsagung, das Erkennen der Vergänglichkeit. Muthig und froh war der Sänger aufgegangen, an alle Herrlichkeit der Welt hat er geglaubt, auf seinem Pferde gleitet im leichten Mantel, Goldstück nicht höher geachtet als Wasserkropfen, eine schöne Gestalt sein genannt, die in einem Mondwechsel Alles verrennen, die Gesichter runzlos oder tot, ihre Sterne erblichen — was bleibt ihm da als das verachtete Kleid, das nackte Haupt, das frische Gesicht mehr? So reiten die Ritter mit „der fröhlichen Wissenschaft" wandelt sich nun in den Gesang des Verzichts, die Tugenden ihrer Weiblichkeit zu bewirken.

„Die fröhliche Wissenschaft!" Das ist die Lehre von dem Glanz und dem Genuß des Lebens, die Kunst, zu leben, zu lieben und zu singen. Darüber hinaus gilt es nichts als die Schatten der Nacht. Wenn wir alt sind und müde, mögen sie uns aufnehmen — aber noch liegt die Erde weit vor uns, knospend und duftig. Die Mahl des Lebens ist uns gegeben, das wollen wir so — gleichviel, ob wir Ritter, Bürger oder Knecht sind, mit unserm Liede werben wir alle Herzen offen und die Herzen der Damen, goldene Sporen und schöne Pferde erwerben. Der Geburt hat die Zeugungskraft verloren und nur die Weise des Dichters allein Adel verleihen. Herkunft von ihm soll, so auch die Weihe der Dichtkunst; Bernart, dessen Mutter die Ehre hatte im Schlosse von Tentelleur, sagt mit der Königin von England zu bemalten Tische. In vornehmen Herren singen wir ihre Tugend, in diesem Kreis erhebt nur eigenes Wissen, eigenes Adel. „Adelich bleibt es nicht, wer eine Krone, ausdrückliche Gerechtigkeit. Vor dem Adel allein werden die Lieder gesungen, im

Saal oder Garten einer Burg; seine Frauen bilden allein die Liebesschule und empfangen die Huldigungen der Troubadours. Dem Volke mußte diese Poesie schon wegen ihrer Künstlichkeit in Sinn und Form fern und dunkel bleiben, höchstens hat einmal ein politisches Lied über den Markt der Städte klang. Der Ritterschaft aber war sie ein Lebenselement, jede erlauchte Dame hatte ihren Sänger. Diese Verhältnisse trugen in der Wirklichkeit nichts von jenem idealen Schimmer an sich, mit dem deklariert und verklärt sie in den Liedern auftreten; oft hier stellung sich jene seltsame Verbindung der Liebe mit den Gemeinheiten der Religion und machte die Geliebte zu einer Aehnlichkeit mit der heiligen Gottesmutter auf. Und die Liebe selbst ist nicht jenes leidenschaftliche Aufflehen oder jenes zärtliche Schmachten; sie redet nicht wie Julia und Romeo; auch sie hat ihre Kunstsprache, ihre wissenschaftlichen Ausdrücke und Formeln, von denen der Dichter nicht abweichen darf. Im Leben ist sie derb und sinnlich, im Liede gelehrt, verstandesmäßig. Nicht umsonst heißt der Minne eine „Wissenschaft". Damit ist nicht gesagt, daß nicht Einzelne unter den Troubadours in tiefer Empfindung, mit dem zartesten Gefühl die Liebe besungen hätten, nur der Ausgangspunkt der meisten dieser Liebesgedichte ist in dem durch Herkommen und Sitte geheiligten Gesichtspunkt der Galanterie zu suchen. Darum quillt in ihren Versen nicht die Seele über, mit geistreichen Wendungen, mit gefälligen Spielen des Witzes prunken sie und verlieren vor allem den Namen einer „höfischen Poesie". Ueberall findet man dieselben überschwänglichen Bilder, Erhebungen und Ausrufe; sagt Guillem Ademar: „Aus alle Gefahren des Meeres und der Schlacht, selbst vor die Sklaverei unter den Ungläubigen wirft mich die Sicherheit retterlos!" ruft Bertrand Gelon: „Wenn Gott eine Sterbliche lieben will, muß er seine Augen auf meine Dame richten!" und Peire Rogiers singt von einer Geliebte, deren „Schönheit einen solchen Glanz besitze, daß einige um sie her die Nacht selbst sich mit den glänzenden Farben des Tages schmückt". Was hatte das nicht für erzwungene und gemachte? da ist die ärmliche Dichtung, die sich abquält und krampfhaft schimmernd im Meere der Phantasien widerspiegelt; wo sie an Glanz und Wärme bei diesem Uebergang verlieren, erfrigt sie durch erhöhte Lebendigkeit und den Reiz eines glücklichen Vergleiches.

Ihre „Wissenschaft", die Kunst verschreibt, von der Zahl der Strophen bis zum Inhalt der Verse, drückt aber auch den Gedichten einen bestimmten, unverkennbaren Stempel auf, ein Siegel Salomonis, das sie in Ketten hält. Verschiedenheiten, wie zwischen Dante und Petrarca und Tasso, wird man unter den Troubadours umsonst suchen; alle haben dieselben Dichterlippen und für das Leben eines Jeden genügten die Worte: „Er dichtete und liebte, er litt und kämpfte und ging in ein Kloster, zu sterben." Hier und dort mag des Einen Troubadour wirren und verschlungener hingehen, aber das ist ihr Grundzug, der Faden, dem Jeden die Poesie spann.

Einer allein ragt unter diesen Gestalten, die für uns Schatten ohne Persönlichkeit sind, selbstbewußt und hoch hervor.

> Ich bin gewiß und glaube ihn auch zu sehen.
> Gestalt des andern Alls der Erscheinung,
> Hoheitlich als Vorspiel an mir vorübergehen,
> Und das gelinde Haupt trägt er wie Krone,
> Daß mag er mit der Hand wie die Palmen,
> Da ich und an. „Bist" rufend, wandelnden

So erblickte ihn Dante am Fuß der Brücke, die über den Abgrund der Hölle führt: es ist Bertrand de Born, vom Haupt zur Sohle ein ritterlicher Sänger.

Es ist gegen den Ausgang des 12. Jahrhunderts, in der Blüte des Lehnswesens. Ueber das vielfach zerstückelte Frankreich herrscht dem Namen nach Ludwig VII., allein in Wirklichkeit gebeucht jede Landschaft einem andern Herrn. Heinrich II., der König von England, hat von seiner Gemahlin Eleonore als Morgengabe alles Land von der Loire bis zu den Pyrenäen zur Herrschaft von Poitou erhalten; ihm ist Anjou und die Normandie. Sein ältester Sohn, der junge Heinrich, ist von ihm schon als sein Nachfolger bezeichnet und zum König gekrönt worden. Die Barone halten auf ihn, sie sind näher seinen, lieben ihn ritterlich und freigebig, weil er Troubadours und Kämpfen an seinem festlichen Hof, noch gibt der Ruhm der Waffen ritterlich zusammen mit dem der Liebe. Schwieriger wird es seinem Bruder Richard, dem Grafen von Poitou, mit dem Löwenherzen, seine ritterlichen Barone in Ordnung zu halten. Ein hochfahrender, jähzorniger Herr, der dem Widerspruchenden mit dem Panzerhandschuh ins Gesicht schlägt, liegt er beständig im Kampf, vor den Burgen seiner Vasallen. Trotzdem Poesie gibt es aber auch in ganz Frankreich nicht als die Männer von Li-

meuden, Einen vor Allen, Herrn Bertrand de Born, der in Hautefort wie der Adler sitzt. Der erste Händelsucher, soweit die limousinische Sprache auf der Leier klingt, der mit der Zunge so gut wie mit der Lanze tötet, dessen Worte so geschwind fliegen und den Feind treffen wie die Pfeile seiner Armbrust. Reich und mächtig ist er nicht; kaum 1000 Einwohner leben in seiner Herrschaft und noch dazu soll er sie mit seinem Bruder Constantin theilen. „Wehe Dem," ruft er darum aus, „der mit mir zu kämpfen wagt! Ich werde Dem die Augen ausbrennen, der mir mein Gut nehmen will!" Damit vertreibt er den Bruder von dem Gebiet, das ihm das Testament des Vaters gelassen. Zweien der Verwünschung findet mächtige Beschützer an Alemar, dem Vizgrafen von Limoges, und Richard von Poitou. Nun hilft es dem frechen Tichter nichts, daß er sich nicht einmal „um Montag oder Dienstag kümmert", die Tage, wo nach dem Gottesfrieden alles Streit ruhen sollte; sein Schloß fällt in die Gewalt der Feinde und er muß mit seinem Bruder einen Vergleich eingehen. Einen Vergleich, den er nicht halten wird, aber zunächst hat er einen neuen Gegner gefunden, mit dem zu schwören Ehre bringt. Denn diesem Manne ist das Leben der Krieg, nur unter diesen Form begreift und versteht er es:

Wie Rad vor seine Schenkel mir
Der schnelle Roß vor sich,
Ich sammle Schwerter mir und Helm
Und Mark, Kriegsharnisch.
Der Knechte sage mir niemand zu,
Der Krieg allein mich freut,
Nur ein Gedanke ist mir Lust,
Ich denke mir von Gut.

Die Unruhe, die das ritterliche Schalten und Walten wie ein ewig wogendes Meer erscheinen läßt, in ihm hat sie ihren stärksten Ausdruck gefunden. Eine Gewalt, ganz wie von Gott, eine Seele voll Feuer, deren Ruf ein einziges Zusammengehörigkeitsgefühl ist, wie das Gefühl des verwandten Blutes vor den Mauern Israels. Jener edlen, harten Menschen, die, nicht zufrieden mit den Schlachtfeldern Europas, über das Meer fahren, neue Abenteuer und Feinde zu suchen, und so gleichmüthig über die Leichen hinreiten, wie die Hufe durchbrennen, vor denen Verletzungen ihr Ansehen nicht und unsicher ihre Existenz zu schwingen euch mehr, wollt ihr sie kennen? Hier ist ein Lied Bertrand's, es athmet seinen Muth, seinen Übermuth; es ist wie das Gebrüll des Löwen, der auf die Beute springt:

Mich freut des Aprillings lieblicher Lust,
Seine Blüthen und Blumen spenden,
Mich freut in den Gebüschen voll Nachtigallen
Der Vögel Gesang wieder hören,
Mich freut's mich hoch im reinen Zelt,
Seh' Zelt ich an Hütte gebunden,
Mich freut, wenn die Pferde laufen im Feld
Die Ritter auf schaudernden Rossen.

Mich freut's, wenn Hirten und Herden in Angst
Zuletzt die Wälder schauern;
Viel Rufen vernimmt in feindlichen Landen
Mit Schwertern Hauen und Hämmern
Und jeglich ist ob gefallenen den Thoren,
Stürmenden und Vertheidigern.
Gefreut am Meisten mich Herr zum Sturm
Der Knechte und Reisigen.

Mich freut der adlige, muthige Held
Zuerst, unter Waffengetümmel,
Sein Rossen treten auf die feindliche Welt
Dringt er im grimmigen Kampfe,
Vor sich er sieht Volk, in Folgen in Hut
Ihm Alle gewichen ohne Wanken;
Wer Lust hat an Waffen und Ehre auch Muth,
Wer Schilde gut und empfangen.

Ob Schützen im Hagen, mit Helm und Schild,
Der Knappen, geschlagen;
Mit Knappen und Ritter — wird ohne Wehr
Die Wehr der Letzten jagen.
Nur Gutes Gedanken liegt da nun,
Zerbrochene Lanzen und Bann'
Viel Hufen — da hilft ein schlagenen Mann
Die Knechte in der Kämpfe Schwarme.

Ich sag' euch: Speise und Trank und Ruh'
Die lieben sie nicht der Maßen
Die begehrt der Ruf: „Drauf zu, drauf zu!"
Der Klang der Trompetenpfeifen,
Der Pferdegewieher, Geschrei und Wuth,
Diese Rufe und Klänge lieben
Wenn auf den Ebenen der Lanzen ich sah
Todt Edelmen Knappen Bürgen.

Es ist nur ein schwacher Nachhall in seinen Worten von der wilden, herausfordernden Harmonie des Originals. Zwar einen Mann, der solche Lust im Leben in einer bürgerlichen Zeit für ein Recht gehalten als Unruhe und Noth, ein Herz wie das seinen seinen gefunden Gemüthes?

Ein beständiger Wechsel zwischen Krieg und Minne, der Unruhe des Schlachtfeldes und der einsamen Stille eines Schlosses, die seinen Beruf aber Ärmlichkeit unterbricht — Das ist das Leben eines ritterlichen Herren im Mittelalter. Die Minne, die Rolle des Weibes, welche das moderne Leben hatbieter, hat dem unbekannt. Unterhaltung und heitere Geselligkeit wenig ausgebildet. Weil Lem, der die „rothe Gürtelschnalle" trägt,

die Kunst des Leidens und des Liebens. Denn die eine ist unzertrennlich mit der andern verbunden, der wird ein schlechter Sänger und unbeholfener Ritter bleiben, heißt es in einem Liede, den die Damen nicht lehren und lieben. Gleichsam eine Liederschule, durch die alle gehen müssen, ehe sie den Ruhm und den Namen eines Troubadours erwerben. Und keine Dame, und wäre sie eine Königin von England, weist sich darüber verwundert weigern. Denn mit freudig nimmt sie die Huldigung jedes Sängers an, unbekümmert bleibend, heißt ohne Arg und ohne Scheelsucht sein. Ihrer Entlung im Leben, ob sie vermählt, ob ihre Hand noch vom Ringe frei ist, beachtet die „süße Minnesucht" nicht, kein Schwur am Altare kann — in der Ansicht der Welt — die Liebe binden, das Herz jeder Dame ist frei, der Witz und Anmut es erobern. Viele dieser umherziehenden Dichter haben in der Heimat Weib und Kind, sie gewinnen trotzdem auf ihren Wanderfahrten die Huld der Schönen und weihe dem Manne, der seine Minne der Untreue beschuldigte, von allen Seiten fallen die Spottgedichte wie ebenso viele giftige Pfeile auf ihn, die Kreise der Damen, die verschwiegen Asyle schützen sich ihm, die „süße Minnesucht" trägt ihn auf. Unsere Dame muß auch den Anfeindungen der Liebhaber nur gegen den Geliebten, nie gegen den Gemahl sein.

In diesen wunderlichen, seltsamen Anschauungen, die wenigstens der Auffassung alter Zeiten als einer abenteuernden, ausgelassenen Philosophie von dem Wesen und dem Besitz der Liebe entsprangen, liegt mit der hohe Ton der provenzalischen Poesie, sie beruht auf Ehren und Treue, nicht auf der Wahrheit der Leidenschaft, auf den festen Empfindungen des Herzens. Wenn das Herz wenig und will für eine Dame schlägt, der allein Herz und Sinne ihren die Sprache der Empfindung, die uns auch ergreift, und sie nicht in mißlichsten Stunden Liebeserklärungen ohne Sinn und Betrachtung.

Auch Bertrand de Born hat geliebt und es ist merkwürdig, diesen kriegerischen Mann in solchen Acten zu sehen. Nicht, wie Antonius vor der Kleopatra, hat er seine Schwerter und Schilde über der Schönheit seiner Geliebten vergessen, seine Kriegslust legt er nie auf die Seite, seine kampfbereite, tatendurstende Tüchtigkeit hat ihn ergriffen. Seine Liebe hat nichts von einer weichlichen, schwärmerischen Art, sie ist eine feste, männliche Neigung, allen Worten und Namen gebeugt, kein Nachtigallengeflatter, keine Mondscheinbetrachtungen sind darin, aber auf alten Grabdenkmalen sieht ihr zuweilen einen Ritter ganz in Eisen, mit zusammengelegten Händen über den Schwertgriff vor einer heiligen Jungfrau auf den Knieen liegen: diesem Bilde gleicht Bertrand bei Born's Liebe, so kniet er vor Mathilde, der Herrin von Montignac. Der Liebter Loie's von Lavenac hatte sie Talairand von Montignac, einen Burgherrn Bertrand's, geheirathet. So ist die erste Liebe Bertrand's, der auch darin alle übrigen Troubadours übertrifft, daß sein Herz nicht beständig auf der Blumenfläche von einer Schönen zur andern flattert. Der ersten unerwiderten Liebe muß ihr Gegenstand immer ein Ideal sein, und wie die griechischen Maler im Bilde der Venus die Formen und den Reiz der schönsten Frauen zu vereinigen suchten, suchte auch Bertrand nicht auf Orten, was Mathilden gleichsame — „ich mußte denn irrend durch die Welt ziehen und aus den schönsten Augen jeder Dame mir ein neues Bild ihrer Vollkommenheit schaffen". Die Schönheit Mathildens, erzählt die Sage, hätte aber auch mächtigere Herren als Bertrand gebeugt und bezwungen, die Muse von Poitou und Toulouse und sie geworden. Die Edelfrau von Montignac ist den gleich durchaus jenen schlanken Gestalten mit den ernsten Zügen und den hellen, klaren Augen, um die Hoheit des Schimmer und der Duft der Jungfräulichkeit webt, hochgesinnt „trachtet sie nur nach Ehren und ist Niederträchtigen gegen die Armen" leicht in der Neigung nicht zu gewinnen, „aber ich sehe es vor, Euch meine Bitten und Klagen zu hören, als die Gunst einer andern Dame zu erhalten". Die sehr schöne Liebe und Huldigung Mathilden entdecken, beweist auch Lieder ihre Gegenliebe. Der Gemahl von Montignac, ein Freund Bertrand's, kann sich mit Gleichmuth von Dritten vermählt und Bertrand in einer Liebe vielen Dank gewinnt und dem Lande hinaus zur Verherrlichung einer so großen Schönheit Muth gewinnt. Seine Briefe und Liebesbriefe berichten gründlich Mathilden diese Gedichte und nennen es eine Treulosigkeit gegen sie. Die Dame von Montignac war nicht verlegt, nicht Dame hat sie an Bertrand verloren; sie schlug ihr die Pforte ihres Herzens, nicht im Garten, nicht auf dem Felde hat sie sich weh von dem schönen Jongleur, Bertrand, küssen sie mit Küssen und Liebern, die er ihr brachte, heim. Wie war sich Bertrand rächen? aber weist er vorgeblich sagt ihr. Nicht doch, in der Lager der „Frauenverehrer" darf man nicht am gastfreundlichen Herzen

Ein wenig Lied hat er gefunden, ihr seine Liebe und Unschuld zugleich zu beweisen. Wir geben es wieder.

(Das zweite Gedicht in nächster Nummer.)

Die 33. Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Bonn.

II.

Wer im vorigen Jahre die Sommerlagerluft, das helle Licht der Aerzteabende und Festessen, Redeblumen und Anekdoten kennt — aber der Bonner Sommer hat nun einmal nicht das Talent, derartige Aerzte in so gewitterschwüler und gemüthlicher Liebenswürdigkeit auszubrüten als der Wiener. In Wien hatte man unter dem Gewitter und der wenige Tropfen und Tropfen gewählt, die als feine Atmosphäre umgaben und von ihnen über sich bemalter, jedem Maler, gleichviel welcher seine Richtung war — in zusammenhängender Weise hielt. Nach mit Bonnard so wie. In Bonn, dem Rheinlande ganz freundgesinnten Gastgeber lag der Jubel, der sich hier über uns Alle, Damen und Herren, ergoß und die Versammlung zu einem wirklich harmonischen Ganzen rundet.

Hier in Bonn und es der deutschen Lebensweise gemäß. Während in Wien man bunt die Völker von Osten über einem gemeinsamen Gott überdachte wollten, reisigen hier die Massen zu einem oder dem anderen Arzt die Völker nur nach Ueberwindung von Schwierigkeiten über Tor, et and gar nicht. Wie konnte es anders sein? Denn selbst von dem besten Willen beseelt, konnten drei Persönlichkeiten — auf wenn sie Halbgötter waren — keiner Aufgabe nicht überall in gleicher Weise sich hervorher und liebenswürdig erweisen und die ganz entsprechende Form, die als Ehrenbürger eine Völkerversöhnung oder Ehrenbürger vorgestellt, finden war schwierig nach Bonn kommen, aber eben besser Gerichte.

Es hätte es sich denn überall herausgestellt, daß, um eine solche Masse gründlich und mit Nutzen zu bewegen, es mehr als eine Sache, eine Person und eine Sonne bedarf.

Ob wenige in Bonn sich Jeder selbst helfen und der Stadt sich mit dem Fest betrauten, entzieht es dem innerhalb der geheimen Wand auch nicht an schönen und anmuthigen Momenten fehlte. Der Sonntagsgottesdienst gehörte vor allen zu ihnen.

Wunderbar, wie unser Sonntagsmorgen, der uns vor Jahresfrist nach dem Semmering gebracht, ging auch hier über alle Nebelbilder im vorigen nicht aus dem Himmelsäther herein. Der sich bewimpelte und mit bunten Fähnen geschmückte Dampfschiff, welche der Rhein-Dampfschiffahrts-Gesellschaft in zuvorkommender Weise zur Disposition gestellt hatte, hatten schon früh 7 Uhr der festlichen Pflicht des Rheins, die schönen weiß beschienenen, von rauschender Musik und Böllerschüssen empfangen, und die Wahl hatte die Aahr mit „Schiller", „Goethe" oder „Mathilde" machen. Nach dem Schiller war entschieden der größte Andrang, nicht nur der Damen, sondern Alles, da es sonntags das Abonnirschiff war, auf welchem sich die Professorschaft und die Honoratioren der Gesellschaft befanden.

Da aber auch hier wunderbare Dinge vorkommen, hat ein gewisser Berichterstatter nicht verschweigen. Es geschah es, daß einer unserer liebenswürdigen Gastgeber, mit dem Arzthaus angekommen, sich selbst an Aerzteabend weilte und durch ein unbegreifliches Unglück einschlummerte wurde, weil er seine Karte hatte. Hier begann sie mehr als peinlicher Irrtum, sie als ein wohlbekannt verlegenes und erläuterndes Plaudern durch die weiten Räumlichkeiten ging. Unser gütiger und zuvorkommender Gastgeber konnte nur natürlich Zeugniß ablegen, daß einer seiner Aerzte ihm vom Schiff aus seine Karte zurückgebracht, um sich durch sie persönlich als Freundlich zu legitimiren.

Indeß nun der Nürnberger Hans die tollen Possen Hymnen und hohen Sonnenlichten solch anbehaglichen Gefühle hervorriefen, die mit einem so Völkerschaften und hellenischer Kunst, von dem vielfachen „Hoch" der Ehrenbürger begleitet, die Schiffe sich in Bewegung setzen und den grünen Rhein hinaufdampften.

Hier wurde eine Abendsicht bei hellem Sonnenschein gemacht und das Gefährte traut, daß sich in zauberhaften Bilder dem Beschauer entrollt. Es wird sich kaum eine Beschreibung machen können, das eine so begeisterte Aerztebot einen noch schöneren Morgen durchlebt.

Schon der Sonntag machte sie bekannt, denn er hatte Viele und andere an den Gestaden des Rheins eine höchst gemüthliche Wiedersehensfeier bereit, für uns mit unserem Jubel begonnen. Wie kann sich auch solch gemüthlich und herzlich Theilnahme an der weltberühmtesten Aerzte der Wissenschaft gehalten die solch freudige Stimmung

der Gesellschaft, die sich durch eine reiche Zahl Standen immer freundlicher miteinander verband. Dazu kam der Mangel, welche die lang und sehnsüchtig Ihre zum ersten mal erschauten, der Reiz der Neuheit, Mehrere kannten, wie Mainzerle, wenn auch ohne Laute, von den verfallenen Burgen und Schlössern der wiedergewonnenen Lauenburg berichten, und die fast und fast wechselnden Bilder boten ihnen so mannichfaltigen Stoff dar. Nur einmalen wurden sie durch Ankündigung, die von den Ufern herüberschallten, unterbrochen, da wir Alle im vaterländischen Ohre empfanden.

In Ohren hatte Ankunft hatten sich auch andere Fremde und gebeten Empfindungen mit Klängen gemischt, sodaß es auch, als wolle man mit diesjährigen Ankunft das erste einmalige Vaterland, die eigne Brust überströmen, das die deutschen Kunige schon in einer Kunigeber verwandelten, erobern — aber die Klänge sog, nun Schlachtlieder aufforderten und empfingen, an dem ehrte Jungfrau tuchenden als malerischen Ufern vorbei, zum wiedergewonnenen Kunigsschloß am Rhein, dem Sinkenfels. Das Abendlicht legte mehr an, ohne belohnt die andern und hinzuwollte der Tag, durch eine große Zahl gezogter Lauern, die fast ganz in ihrem Laube — in Verzweigen machten — um noch gemeinsam ihrenlich umherzuschauen, noch anmuthiger belebt.

In welcher Art der Ursprung deren Schlosses sein, so unsicher, doch wird behauptet, daß schon die Römer diesen Punkt zur Bewachung der Rhein gewählt und dort eine feste Kastell errichtet haben.

Geschichtlich ist, daß Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen mit Isabella, seiner Gemahlin, Heinrich III. von England dieser Schwester, dem Herzog von Brabant und vielen Großen und Rittern 1235 hier einfuhren und Gräflicher Ehrenbreich, ein Gast von Blut, die hohen Gäste gut empfangen bewirthete. Der Grafschaft von Jülich, Wilhelm II., Graf von Jülich, von 1245 die Burg eroberten, und sie blieb seitdem durch das Mittelalter bestand der Sitz der Grafschaft von Jülich.

In den französischen Kriegen hatte der Stadt mehrfach eine wechselnde Belagerung und wurde bald von den Franzosen, bald von den Deutschen besetzt. Im 1689 schenkte die Stadt Koblenz dem Burggrafen, der als Gefangener auf sie übergegangen war, dem damaligen Kurfürsten, nachdem König Friedrich Wilhelm IV. auf diese Burg für den Hauptmannsgemach Rauman in alten Stile wiederherstellen und würdig ausstatten. Erzbischöfe, Wappenschilde, Sammlungen aus dem Mittelalter und altdeutsche Geräthe schmücken sie im Innern; über Burg auf dem Gipfel eines hohen Berges von einer Schlacht umgeben, hinter welcher sich die bewaldeten Wölbungen nach Koblenz zu ausdehnen, gibt ihr äußerlich einen romantischen Ausdruck. Nach allen Richtungen hin bieten sich dem Beschauer die wundervollsten Aussichten in einem Panorama dar. Rechts wie eine ragende Wache zum Schutz und Trutz der Königsburg ragen und die dem Mittelalter entnommene Mauerung mit hohem Thurm, dem in hoher Romantik das gothische Stadtchen Braubach zu Füßen liegt, während vom schönen Schloß Philippsburg, die Knechtschaft herauf, lieblich her empfangen. Unterm das alte Städtchen Oberlahnstein mit dem Kapuzinerkloster. Grünanlagen wechselnd von deutschen Kastanienbäumen. Weiter von der Höhe schweift der Blick über die benachbarten, daß namentlich Namen des alten Schlosses Rheinfels — in die Seele gibt und mitten unter dem lauten Jubel der Freude ein wehmüthiges Gefühl: es ist der Gedanke an die Vergänglichkeit aller irdischen Größe und über das leichte Vaterland hinweg hebet das Auge magnetisch angezogen an der Firnen weißen Kapelle, die vom Wiederherstellungsberge in traumer Erhebung auf seinem Dach für so hohe Erinnerungen gemahnt.

Über die Zeit nahmen, das Antwerpe weit aus den Fenstern, der Terrasse und vom Thurm durch Fernrohrenwerk aus besten Schirmen über diese Herrlichkeiten zum Nutzen gemacht, von Mittheilungen und „Hoch!" begleitet, bewegte sich wieder die Schaar und sogle hinab nach dem für jubelnd „willkommen" bestimmten Koblenz.

Unsere kleine Reisegesellschaft sah es seine Freude, wenn auch mancherlei Beschwerlichkeiten machen, so waren es die der Freude, und der Erinnerung beschäftigte sich nur auf das in den Stunden des Genusses aufgeblühte Bedürfniss, das von Neuem auf Lust zur Erquickung des Herzens bereitet war und nicht gehindert wurde.

Darüber kam sich die Gesellschaft zum fröhlichen Schluss begeben, das schon durch seine schönen Landschaft reich ausgeschmückte Rhein und den Main verwirft, der hier in lebendiger Thätigkeit weilt.

Im großen Saale des Schlosses ertönen sich der größte Theil der Versammlung, veranlaßt durch die gütige Bemerkung der hohen Frau, die man-

berufe Geschworenenfahrten in Versuchung bei sich anbauen zu wollen". Bald eröffneten sich der Herren einen Nebenzimmer und mit einer unnachahmlichen Liebenswürdigkeit, die ihr eigen ist, erschien die Prinzessin von Preußen, um die Versammlung nicht fühlen zu lassen, daß sie sein eigentliches Staatsoberhaupt zu so gnädiger Begrüßung angelegt, selbst nur in einem eleganten Reisekleide. Sie trug ein weißes mit lila Perlchen durchwirktes Pelzmäntel, einer eben solchen Mantille und einen weißen Hut mit lila Blumen. Bei ihrem Eintritt ertönte ihr aus Aller Munde ein dreimal lautes „Hoch". Sie begrüßte Alle und sprach mit einigen der ihr vorgestellten Herren, unter denen wir Müller, Hamel, Kreis und noch andere Notabeln der Gesellschaft bemerkten.

Die Gesellschaft, sehr entzückt und begeistert durch die Huld der hohen Frau, eilte nun durch die schönen Räume des Schlosses, die auch hier die Stunde des Schreibens schlug.

Die Menge zog durch die prächtig geschmückte Rheinstraße zu ihren Schiffen; von der Rheinbrücke vergoldet, hoben sich die Konturen der malerischen Ortschaften noch schöner von dem grünen Laubgrunde ab als am Morgen. Da es an Zugvieh nicht fehlte, so entwickelte sich, zumal auf dem „Schiller", wo das Hauptmusikcorps sich befand, eine der Wasser- oder Schiffahrt — leicht angeregt und leicht abgebrochen, als man nach kurzer Achse der Romantik, die uns schon von den Ufern und Bruchsalgrün als Begleiterin entgegenwandte, aus dem Weg, wo uns durch die gütige Einladung des Grafen von Königsberg-Stommeln ein neuer Genuß bereitet wurde.

Unfern vom altrömischen Augustaquae, nach Augustum, das in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf des Kurfürsten von der Leyen, Karl Theodor, Befehl, die schöne Straße, die heerstraße nach Köln führt, erbaut, lag ehemals die Propstei Apollinarisberg, vom heiligen Apollinaris so benannt, der Bischof zu Ravenna und Märtyrer im ersten Jahrhundert war, dessen Gebeine hier lange aufbewahrt wurden, bis sie mit denen der heiligen drei Könige nach dem Rhein kamen. Der Graf von Königsberg kaufte den Berg und unter der Leitung des berühmten Leiner Baumeisters Zwirner ließ er Schloß und Kirche im altgothischen Stil wiederaufführen. Eine schöne Zierde des Rheinstroms, erheben sich die schlanken Thürme mit Kunstgegenständen, eine Verschmelzung des gothischen und romanischen Stils. Die schönen Fresken zieren die Wände, in weiter Einfachheit schwärmen schöne und das Innere ist so heimelig, ähnlich wie der Schloßkapelle zu Berlin, wenn auch das Einzelne als Kunstwerk anerkannt werden muß.

Zur Verherrlichung dieses seltenen Wunderwerks waren wir in höchst liebenswürdiger Weise von den Grafen Königsberg-Stommeln eingeladen. Unter Jubelchören bewegte sich der lange Zug den Berg hinauf, an den Pforten empfing uns der Graf, der Jubelchöre erhöhte der Vereinigt des Momente und nicht zu leugnen ist, daß die helle Beleuchtung, in der die Kirche strahlte, eine ungewöhnliche Wirkung machte. Nun es Nacht ging auch hier das Grau Scheue an und verhüllte, denn mit hoher Gastlichkeit ward Allen ein Imbiß in dem nahegelegenen Garten gereicht. In heiterer Stunde verlebte vorüber — Jubelklänge brachten von neuem in den Schiffen Raum, so dämmerte es auf dem Berge — in hochrot hergestelltem Licht, wie im dämmernden Schleier der Abendröthe, dann das feine Gesträuch von magischem Glanz umflossen ist. Ein lautes „Ah" der Bewunderung erscholl von jeder Lippe und entrang mit einem Lustgefühl und Erbeben der ganzen Sprache einen so wunderbar schönen und erhebenden Eindruck, der sich unauslöschlich in die Seele prägte und die Kirche in ihrem architektonischen Zusammenhang bis ins Einzelne erkennbar machte — wie eine Fata Morgana tauchte sich in der bewegten Luft der Strome das Bild der Heimat ab — darüber wölbte sich das nebelblaue Zelt des Himmels mit seinen goldenen Sternen.

(Aus seinem Briefe in nächster Nummer.)

Schiller's Geburtstag.

Bekanntlich ist die gewöhnliche Annahme, Schiller wäre am 10. November geboren, durch Vorlage Schwab auf Grund des mündlichen Kirchenbuches berichtigt worden, indem man jetzt den 11. November feiert. In nachstehendem, bisher ungedruckten Briefe Schiller's an Wieland nennt aber auch Schiller selbst den 10. November.

Mannheim, den 9. 11.

Haben Sie verbindlichsten Dank, bester Freund, für Ihre neue gütige Gefälligkeit. Bald hoffe ich, Ihnen auch mündlich meinen Dank dafür abstatten. Auf der Gesandtschaft bin ich glücklich entwischt und habe es mir auf mein Verlangen zur Warnung sein lassen, nicht mehr in den Krieg und auf die See zu gehen.

Indem ich Ihnen [illegible]

ich habe meinen hiesigen Freunden angeraten, meinen Geburtstag noch mit ihnen zusammen zu feiern, und dieses festliche Tag ist der zehnte November. Ich bin aber auch der letzte, den ich hier in Anhaltigkeit durchlebe.

Mein altes Logis ist hier geblieben und ich habe es auch bereits wieder gemiethet. Wie der ich Sie demnächst nicht benachrichtigen und vielen Dank für Ihr gütiges Gedenken.

Nunmehr mehr. Empfehlen Sie mich Ihrem Hause und meinen weimarischen Freunden und bleiben Sie mir gut bis zum Wiedersehen!

Ihr aufrichtiger
Schiller.

Da ich nicht bestimmen kann, wann die Postkutsche von hier wieder nach Weimar geht, so ersuche ich Sie, den Rest der 100 Thaler lieber auf die Post zu geben.

* * *

Und doch möchte man sich von dem Kirchenbuche mehr Vertrauen schenken als der eigenen Versicherung des Dichters. Schiller kam früh aus dem ärmlichen Hause, dessen Ordnung auch wol schwerlich die musterhafteste war. Der Vater, ein Militär, wurde nicht selten versetzt und leicht konnte der Sohn sich an eine Zerstreutheit gewöhnen, die eine Thatsache leicht nahm, deren sonstiges Interesse Niemand abzuschwächen kannte.

Anregungen.

Die Evangelische Union.

Seit den Jahrhunderten der politischen Bewegung und der religiösen Ideen, die auf neue Zustände der Nation hinarbeiteten, haben sich die Wünsche und großen Gesucht und Hoffnungen des religiösen Lebens angemeldet und eine Gestaltung angestrebt, die, in den letzten Jahren begonnen, durch die Revolution unterbrochen und gehemmt wurde.

Der Katholizismus, in der Person seines Oberhauptes von neuem lebendig belebt, schickt sich an, Europa zu, niemals dagewesen die Mächte der Religion im Gegensatz. Er verbindet sich mit seinen Feinden. Und niemal wieder dort sie sich selbst gewordene, sichere Form im Kampfe des Geistes und Lebens auf die protestantische Welt, die schwer über auch in Deutschland zur Erscheinung tritt. Sie hat im Jahre 1859 die „religiöse Freiheit" als „freie Gemeinde" proklamiren helfen, die Lehre, Kunst und Wissenschaft gleichsam ihren Lauf gelassen und die Welt, deistisch. Kirchenregierungen hatten nun bei Gelegenheit gelehrten Schulstreits die Wirklichkeit der Idealen im Blick. Viele sind da, die Kirche erblicken zu wollen, wenn sie vom Katholizismus der Kunstempfindung neben der sinnlichen Bewegung weiten im Herzen der Protestantismus die Verbindungen Schwierigkeiten trennt, die auch ihnen die Vergangenheit in den Lebensstellungen aufgeladen haben. Der Protestantismus wäre so überhaupt keine Kirche, weniger eine historische Person, die sich der Sonntags zusammenhebt, die Predigt anhört, Psalmen anstimmt, der sich in nichts von den anderen Gemeinschaftsformen unterscheidet, an dem nichts geheimnißvoll, ausnahmsweise, keine Weihe und keine Heiligung wäre. Was sonst Kirche zusammenhält, religiöse macht und Gemeinschaft und Erziehung als aus innerstem Grund der Seele. Der Protestantismus wäre eben nur das Widerspiel der Mannigfaltigkeit, der Zerrissenheit, der Zwietracht, u. s. w.

Der Protestantismus hätte seine Schilderung gerade annehmen sollen. Nur im Staat ist der Protestantismus zu bejahen, seine Verbindung mit Politik, in der Parteizusammenmacht, auf den Schlachtfeldern von Flügen. Sein Schlachtruf ist ein Kampfruf: „Nun feste Burg ist unser Gott." Indem sich hier die Gegensätze, statt der früheren Gewichte, so mögen die Grenzen sich zu verlieren, die Anderen zu Nationalen machten. Jene ersehen Dilemma mit dämmlicher Gewalt aus der Heiligen der Mannigfaltigkeit, diese entschieden den Himmel bis auf den noch möglich immer noch sehr mysteriösen allmächtigen Herrn Gott.

Das heimgesuchte Gefühl, das gemischt der Vorzeit der protestantischen Lehre ergibt, der evangelischen Union, einigen katholischen Sitte, die einmal von dem alten Römerthum gerade hat, unterdrückt und übergeschichtsbücher, hat die „Deutsch-Katholiken", die „Lichtfreunde" und endlich die „Evangelische Union" hervorgerufen.

Nun begreift kann man sagen, daß es ein eigener, für den unbefangenen Zuschauer, der allem und für sich seinen Werth zu haben pflegt, nicht sonst erhebender als durch seine Merkwürdigkeit sehr angenehmer Anblick war, als in der Marienkirche zu Berlin von den Augen einer Königin, einer allgemeinen Heere, einer politischen Versammlung ist deutscher und Europa, Amerika, Asien der Union erklärt und in wunderlicher Zusammenstellung Heilige Bischöfe und Predigerinnen.

Aber über die „Union" sagten

„Gläubige Katholiken, nur um sich sagen zu wollen
„Wir lieben uns!"

Da gibt es Confessionen ohne Zahlen und, ohne allen nur diese Versammlung gewonnen. Das war sie für die „Union" verbunden. Bei einem Kultus enthüllte sich die ganze Bedeutung! „Liebe uns", ist ausgesprochen worden, „wenn wir Dasein's Bedürfnis theilen!"

Alle die Gedichte der freien Forschung, die Verbindung der deutschen Gemeindeverfassung! Das

alle Mißstände, Störungen und mißliche Zustände haben und dem Herzen Kaiser seine Liebe und Treue [illegible]. Im Gegentheil, diese Evangelische Allianz würde sich einer Lage der Bedrängniß gegenüber gesehen haben, wie sie [illegible] Gustav Adolf zu Kaufung unter Johannes Huß. Sie hat in der Unterstützung [illegible] sich seinem Urtheil aufgelegt, sie hat über ihren Kreis hinaus seine Thätigkeit zu [illegible], seine Bestrebungen gewußt. Der Schutz und die Hülfe eines Königs konnten sie zu glänzenden Zielen verleiten, daß seine Größe aber nicht auf großen Gedanken und tapferen Thaten ausruhte, war Pflicht, und zur Schutzwehr des Protestantismus gegen die ehrgeizigsten Absichten gelegt wurde, war am Ort und in der allein Landesmuthe an der ganzen Versammlung.

Warum wollte sich der Protestantismus mit politischen Schöpfungen? Was soll seine Stärke nach Kirchenzucht und Regierungsform und abgeschlossener Lehre? Wenn sich eine [illegible] Verbindung erhalten können, seine Gastfreiheit, Treue und Lieben, [illegible] zu preisen, dann möge das Thema der „Evangelischen Allianz" und der „Kirchentage" wiederaufgenommen werden; für jetzt aber schaue man sich gelben und freudigen Leben hinaus. Wer so [illegible] Gott ohne sich nicht einmal? In seiner Negation liegt eine große Kraft und liegt auch Verständnis genug für ein freudiges Leben. Das Gebiet ist das Allgemeinste: Wir sind Christen, d. h. wir gehören der großen Gesellschaft an, die über Alle als das Christenthum ist, wenn sie auch von ihm den rechten Segen erhielt! Das weite ganze Leben nach christlichen Normen bringt, die ältesten Kinder zum weitesten Lob der ganzen Zeit und Christlichkeit gemacht werden müßte, das hat die tiefe positiven Ideen der Herren Stahl, die Christlichkeit, die man damit neben können, frei über Lob, was der Protestantismus erstrebt, um sich vor der [illegible] Gefahr zu retten, sagt trotz, ob sie so gewiß dem drohenden Gegner so die Hände zu führen.

Der Bund der Künste.

Alle Künste haben miteinander gemein, daß sie den Menschen in eine [illegible] geistige [illegible] natürlicher, wenigstens nicht [illegible] Sphäre erheben.

In welchem Sinne nun vollkommene Kunstwerke trotz [illegible] Abweichungen [illegible], natürlich zu [illegible] und doch nicht Nachahmung der gemeinen Natur, lernen sich aber [illegible] zu erheben, hat Kleist so treffend erläutert wie Goethe in seinem Gespräch „Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunst werke." Dort unterhalten sich der „Freiherr" und der „Kenner der Künste". Der Freiherr verlangt zum Beweis einer Behauptung, warum eine so vollkommene Kunstwerk als ein Naturwerk erscheine. Der Kenner erwidert:

„Weil es mit ihrer beiden Natur übereinkommt, weil es übernatürlich, aber nicht außernatürlich ist. Ein vollkommenes Kunstwerk ist ein Werk der menschlichen Vernunft und in seinem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die [illegible] Gegenstände in Ruhe gelegt und [illegible] in ihrer Bedeutung und Würde [illegible] werden, so ist es aber die Natur. Sie will durch einen Geist, der harmonisch entsprungen und gebildet ist, aufgelöst und heraus [illegible] das Vernünftige, und in sich Vollendete auch seiner Natur gemäß. Darum hat der gemeine Liebhaber seinen Begriff, er behandelt ein Kunstwerk wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte sieht, aber der wahre Liebhaber sieht nicht nur die Nachahmung der Nachgeahmten, sondern auch die Person des Künstlers, das Mühsame der Zusammenstellung, der Schwierigkeit der [illegible] Kunst mit, er fühlt, daß es sich zum Künstler erheben mußte, um das Werk zu genießen; er fühlt, daß es sich aus seinem gewöhnlichen Leben sammeln, mit dem Kunstwerk vereinen, es anderweit anschauen und sich selbst dadurch eine höhere Weihung geben müsse."

Für den Goethe hier so richtig erkannte Ideale, übersinnliche Natur der Künste besteht es, sich zu einer gemeinsamen Wirkung, zu einem harmonischen Effect zu verbinden. In der Oper z. B. werden very [illegible] verschiedene sinnliche Künste zu einem Ganzen zusammengefaßt. Die Architektur des Gebäudes, die Malerei der Dekoration, die Töne und Musik der musikalischen Drama, die mimisch plastischen Darstellungen der Schauspieler — Alle soll zusammenstimmen und klingen.

Auch die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste hat auch ihre Grenze und ihre Bedingungen. Jene ruht auf gemeinsamen idealen Prinzip, in dem alle Künste wurzeln, diese auf Verschiedenheiten unter ihnen so viele und so große, theils von den Gegenständen her, die sie zur Darstellung bringen, theils von der Wirkung, die sie auf die Sinne des Empfangenden ausüben, daß nicht eine Kunst sich mit einer anderen zu einem Gesammtwerk verbinden kann, daß sie die Verbindung verschiedener Künste eher hindern als fördern muß.

Ueber diese „Vermischung und Zusammenwirkung" bringt M. Lazarus in seinem eben so fein und scharfsinnig [illegible] Werke „Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze" (zweiter Band, Berlin, Schindler, 1857), treffliche Worte bei.

Wie [illegible] scharfsinnige Philosoph durch einzelne Beobachtungen und Erfahrungen im Leben zu den [illegible] und [illegible] Bestimmungen, zu Begründungen allgemeiner Gesetze gelangt sind, so erhebt auch Lazarus den Anlaß zu seiner Untersuchung von einer Einzelerfahrung. Bei einer Reise von Leipzig [illegible] nach Berlin war die Eisenbahn der Künste zu Berlin um die Vorbereitung einer Aufführung von Mendelssohn-Bartholdy's Musik zu Sophokles' Antigone [illegible] mit Begleitung auf die religiöse Stimmung, [illegible]

Bücher wurde auf den Erzählungen der Grenzboten gerühmt werden. Zur Hebung und Belebung des Unterrichts, den die Bücher hervorrufen sollen, weist während der Vorbildung einige schon einmal Gegenstände entsprechende Themata zum Aufsatz gegeben, bei denen Schüler auch das Gewählte den Augen des Zuhörenden wieder vorführen muß. Die Lösung der Aufgabe enthalten nicht etwa eine poetische Schilderung des malerisch dargestellten Gegenstandes, sondern einen sachlichen, mehr kommentierenden Bericht über denselben.

Nun hat der Verfasser wiederholentlich die Erfahrung gemacht, welche von vielen anderen Bemerkungen bestätigt wurde, daß die beiden Hauptschwierigkeiten, daß sich gegenseitig zu ergänzen und zu unterstützen, vielmehr an der Wirkung einander hindern, indem man die Augen zu schonen sucht, um das geistige Vermögen desto freier entfalten zu können, andererseits die Anspannung der Augen der Gedanken der Schüler kaum in die Ferne dringen läßt. Die Frage nach den Ursachen dieser Störung, aber gleichzeitig der Mangel an harmonischer Zusammenwirkung beider Kräfte, führte den auf die allgemeine Untersuchung nach der Möglichkeit und den Mitteln einer Verbindung der Künste.

Das Verfahren, auf dem Wunsche Herbartischer Pädagogik gebildet Untersuchung ist recht brauchbar. Sie gibt klare Aufschlüsse über die Betrachtungen und Mittel des Dichters der Künste. Die Betrachtungen sind theils physischer, theils darstellenden Gegenstand, theils subjektiven, in der Seele des Zuhörenden liegender Natur. Die Verfasser geht in manchen Punkten auf Lessing's „Laokoon" zurück, erweitert aber auch die von Lessing angestellten Untersuchungen. Eine Abhandlung ist nun so interessant, so mehr bekanntlich die Richard Wagner'sche Schule mit ihrem „Kunstwerk der Zukunft" bestrebt ist, die alten Grenzen der Kunst aufzuheben. Von der Verfasser Untersuchungen strahlt ein helles Licht auf viele Erscheinungen.

Das Papageienbuch.

Wie bunt und wunderbar prägt sich den Orientalen die Welt!

„Das Kamel. Das Papageienbuch. Eine Sammlung orientalischer Erzählungen. Nach der türkischen Bearbeitung zum ersten male übertragen von Georg Rosen" (zwei Theile, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1858), that wahrlich goldene Pforten auf.

Alles ist hier überschwänglich, so farbenbunt wie die Arten von Pfauen und Papageien; Gold und Diamanten leuchten auf allen Blättern, die Lüfte sind von Sandelholz, Ambra duftet und Rosenwasser. Sollte man nicht glauben, die Verfasser dieser Bücher und Erfinder, die Ausdehnung ihrer Gebiete, die absolute, fast über Menschlichkeit erhabene Gewalt ihrer Könige hätte sie Bäume zu der Phantasie ihrer Erfindungen gezwungen?

Und gegenüber dieser Herrlichkeit und der Wunderwelt und Meer ihrer Märchen, bei der nichts — und dieser ist auch nicht in. Aus diesem Gegensatz bedarf orientalische Poesie: sie beginnt bei den Indern wie bei den Arabern und den persischen Poeten dürftig, hart und kalt mit der Schilderung eines ungeheuren, grausenden Lebens, mit dem „Vollmond menschlicher Größe" und schließt mit dem Seufzer:

> Der Tod ist doch das Ende eines Lebens
> Und seinen Kelche darf es niemand trauen.
> Der Schlimm wird bis zu Grabesschlange
> Sein giftiges Thier bei Nacht aufgenommen
> Und Keiner ist von ihm gastfreundlich —

Das ist auch der Grundton des noch von dem gegenwärtigen türkischen Sultan zu Jerusalem übersetzten orientalischen „Papageienbuch", die Verbindung von Dichtung und Märchen. Die eigentliche Novelle bleibt immer ein Märchen und eine Lehre. Ein einfacher Rahmen vereinigt die einzelnen Geschichten zu einem Ganzen, in „Laokoon und Eine Nacht" erzählt Scheherazade dem Sultan ihre Märchen, um ihn vom Tode zu retten; hier ist es ein Papagei, der mit seinen lehrigen Worten und Berichten eine junge Frau von der Untreue gegen ihren Gatten heilt.

Wir habe hinten aus interessanten Geschichten haben neue Bearbeitungen gemacht, vom Hasenthal, von den Abenteuern Herbert zu Ofen, auch den arabischen Märchen; hier liegen sie uns in einer türkischen Bearbeitung vor und haben schon den Glanz und die Frische einer östlichen Poesie. Das Spiel von Liebe, geheimen Verbindungen, Verrath und Mord in den Erzählungen, der Stoff der Erzählungen gehört vorzüglich in die frühen Jahrhunderte der mohammedanischen Herrschaft über Westasien.

Es gibt keinen sicheren Maßstab als in der Auffassung des Uebersinnlichen in den Europäern und den Orientalen. Der Eine erschrickt vor den übernatürlichen Gewalten und sieht sich doch zu ihnen hingezogen, als wären sie ein Theil seines Lebens, während sich er vor Verlust mit ihnen anfing zu grauen, er erschrickt vor ihnen; der Orientale spielt mit ihnen, seine Phantasie hat Bekanntschaft aller Feen, welche die Geschichte auf den Weg der Tugend leiten, sie treffen nicht Elias und den Propheten, sie neigen sich vor ihm, es sind heilende Genien. Aber ist der übersinnliche Welt ein Spiel, dem Europäer gilt sie als Nothwendigkeit, als der Ort, wo die Räder seines Lebens ineinander greifen und ruhen.

Beobachtungen

von W. Trapp.

Gefällt dir ein Mensch auf unbekannten Grunde nicht: so verschont, es gibt ihm ebenso mit dir.

* *

Wenn schreibt der Mensch im Stolz seine nicht seinen eigenen Verdienste zu und klagt dagegen im Unglück sein böses Schicksal an?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 8. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Ada.

Eine Geschichte aus Nürnberg.

I.

Das alte prächtige Nürnberg lag im vollen Glanze der purpurumsäumten Abendsonne und schien selbst in seinen Straßen und Gassen, in seinen Häusern und Kirchen das neuerwachende Leben der Natur mit reichen Farben zu färben und sich mit behaglichem Stolze vom Himmel und von der goldenen Sonne für die ihrem Jahrestage schmeicheln zu lassen. Denn es war der Wonnemonat schon zur Hälfte verflossen, den alten Bäumen war schon seit einigen Wochen das herrliche Blätterkleid verschossen und die warmen Lüfte, die längst den gar nicht rauhen Winter gänzlich verjagt hatten, lockten aus den dunklen, immergrünen Epheudecken, welche die grauen Mauern und Thürme nicht umzogen hielt, tausend junge Blätter und Ranken hervor.

An diesem schönen Maiabend aber war in den Hauptstraßen, die zu den Thoren führen, ein gar reges Leben und Treiben; besonders zu und um das Spittlerthor wogte eine bunte schwatzende und lachende Menschenmenge aus allen Volks- und Standesclassen, schmuckgeputzte Damen mit einfachgekleideten Bürgerfrauen, Offiziere und Referendare, Arbeiter in der Blouse und vornehme Herren, Kinder und Mägde. Alle strebten ins Freie, da die Hitze des Tags sich in der Abendluft abzukühlen

begann und es eine alte Sitte der Nürnberger ist, die ersten Tage der Sommermonate am Abend vor die Thore etwas abzukühlen und sich für den kommenden Tag in einem der vielen um die Stadt liegenden Gartenlocale mit einem Trunk guten Biers zu stärken.

Nun aber heute das Spittlerthor das bevorzugte Ziel aller Vergnügungssüchtigen war, indem sich jene seine der acht andern Thore in vielem Punkte über Vernachlässigung beklagen hatte, hatte seinen Grund darin, daß in der nächsten Nähe desselben vor dem Spittlerthor eine Menge von Buden mit Seiltänzern, Kunstreitern, Taschenspielern, Panoramen, Affen- und Hundetheatern, Menagerieen und dergleichen Seltsamkeiten aufgeschlagen waren, die zur Zeit der Messen von einem hochlöblichen Magistrat zu halten Erlaubniß haben, die Leute zu unterhalten und wieder von ihnen unterhalten zu werden. Jetzt aber waren auch die letzten Tage der Tarnische und den armen naschhaftenden Künstlern oder Kunstverkäufern klopfte das Herz rascher, wenn es auf die achte Stunde zuging, denn von nun an begann immer erst ihre eigentliche Ernte, das heißt von da an wurden ihre Buden und Cabinete von den mäßigen Eintrittspreis gern bezahlenden Schaulustigen am meisten besucht. Das viele nicht aus den mittlern und sogar aus den niedrigsten Ständen waren, hatte nichts zu sagen, ihr Gleichen galt doch auch drei Kreuzer und dem Handwerk gelangen seine immerwährenden Witze der dürren

immer wieder von neuem kundes lebenden Publikum vielleicht besser, als hätte er es vor gewissenlosen Lebedamen verachtenden Leuten zum Besten geben müssen. Solche aber bemerkte in dem nicht eben zum gesellschaftlichen Verkehr, zu Liebesabenteuer und Ausschweifungen durch die Versuchung zu reichen oder vom längst gelernten Virtuos meist oder einer Naturgeschichte nun die Forschungen der Natur selbst in einer Menagerie lebend zu sehen, schon der Platz vor dem Spektakel mit den vielen Buden Gelegenheit zu Zusammenstoß für die verschiedenartigsten Menschen war.

Heute nun drängte Alles hin nach der Kunstreitschule des Herrn Julius Saal, der durch mannshohe, an allen Straßenecken, öffentlichen Gebäuden und Stadtthoren angeklebte Placate einem hochverehrlichen Publikum zum letzten mal die unübertroffen lose, nur auf den allgemeinen Wunsch mit vieler Anstrengung noch möglich gemachte Vorstellung angezeigt hatte. Die artige, bescheidene und wohlentsprechende Annonce, die hübsche Reiterin Fräulein Hanne Metz, die schwarzen Augen des einen Bettlegurs und dann der scharfe, rote Arrie indicirte Abend — alles Dies zusammen bewirkte das überaus lebhafte Drängen und Wogen in der hitzen Vorhalle.

Unter den Vielen, die sich mit der Absicht drängten, welche ihnen das laute Gewimmel bereitete, die aus irgendeinem Grund — und meist war es ein unfreiwilliger — die in den Buden gut verhüllten Schätze und Schönheiten nur mit abwendem Blicke gewahren konnten, deren Gleichgültigkeit aber doch nicht den Stempel der Hoffnungslosigkeit trug, bei die ernste, fast wenig Erscheinung eines vornehm gekleideten, edel aufgehobenen Mannes von vielleicht dreißig Jahren auf, dessen große Augen mit erstaunten Blicken über das bunte Schauspiel schweiften, indem sie Aufmerksamkeit, die seine Miene für seine ganze Umgebung an den Tag legte, durch einen bitterschmerzlichen Zug um die geschlossenen Lippen und die in Falten gelegte Stirn wie am Entschuldigung bitten hat. Da schien sich Niemand weiter auf ihn, der, ohne ein bestimmtes Ziel seiner Wanderung zu verfolgen, sich unwillkürlich von der Menschenmenge nach allen Richtungen hindrängen ließ. Endlich schien ihm das Gedränge zu stark zu werden; er musterte seine Umgebung mit einem raschen Blick und richtete dann nach der Seite des Circus hin, wo vor einem Augenblick die Musik war, indem die Vorstellung dann bereits vor einer halben Stunde begonnen hatte.

Er beschleunigte nun, freier gewordene, seine Schritte, um einen Platz, auf die Reihen jubelnden Zuschauer einzuschlagen, als er mit einemmale bewußtlos, unter ein plötzlicher Schmerz über sein Gesicht hinzuckte. Aus dem Circus ertönte nämlich Applaus und wenn dort Leute schwiegen, klang von schlechten Instrumenten eine dumpfe Melodie, bald weiche und wimmernde, bald munterer und freie Tanzmelodie.

Wie die Musik einzelne und neues Beifallsgeklatsch losbrach, hatte sich der ernste Mann mit einer heftigen Bewegung über Augen und Antlitz, konnte sich aber, wie es schien, noch nicht zum Weitergehen entschließen. Er schaute um sich, ob ihn Niemand beobachtet habe; an der Kasse standen zwei Herren, offenbar Mitglieder der Kunstreitergesellschaft, mit Geldzählen und Billetabrechnung beschäftigt; diese achteten nicht auf ihn; einzelne elegante Philister mit Frau und Kind gingen vorüber, einzelne Liebespaare standen plaudernd umher; Keiner aber hatte Zeit oder Lust, sich um den Einsamen zu kümmern; nur ihm ganz nahe lehnte nicht an die Bretterwand des Circus gesunkt zwei Kinder von auffallender Schönheit, von denen das ältere, ein Mädchen, oft in großer Verlegenheit zu dem Herrn hinblickte, indes sich der kleinere Knabe dauernd ungehörig anließ, weinte, mit den Füßen stampfte, das Mädchen am Kleid zerrte und mit Heftigkeit etwas zu verlangen schien. Die Schönheit der beiden hübsch gekleideten Kinder fesselte den Blick des vorher so gleichgültigen Mannes und wie er sie so anschaute, konnte er hören, um was es sich zwischen den beiden handelte.

„Ach, zu den Kunstreitern will ich, hörst du? Bring mich hinein, wenn schon ich so laut ich kann."

„Aber Kätzchen, ich kann dich nicht so thun rufen, weil wir kein Geld mehr dazu haben. Sei doch klug!"

„O, die Leute hat uns Geld gegeben!"

„Ja, hätten wir nur vorher nur gefragt und wir nicht immer Kastanienmänner und Lebkuchen davon gekauft, dann könnten wir jetzt miteinander hineingehen."

„Du hast ja aber nichts gekauft; du hast dein Geld noch; gib mir's!"

„Wie kannst du nur das verlangen! Du bist ja viel zu klein, um allein unter viele vielen Menschen gehen zu können. Ich darf dir das Geld nicht geben, und was fing ich unterdessen an?"

„O, du bist ein garstiges, abscheuliches Ding!"

„Ich kann mich gar nicht mehr leiden, da geschieht Unrechtes!“ Und ich will doch in den Kummerstein und ich laufe mit hin und sag' es dem Mann an der Kasse, daß du so garstig bist, dann soll er mich einsam hinein.“

Der kleine Tyrann wollte einen heftigen und übel rücksichtslos nach seiner Schwester, die ihn zurückhalten wollte; es wäre ihr sicher der Widerstand gegen den wilden Jungen nicht lange gelungen und schon war auch die Thüre in die Hand getan und er funkelte im Gesichtlein wurde, rief er dem fremden Herrn zu: „Ach bitte, bitte, helfen Sie mir Karl'n halten!“

Mit zwei Schritten war der Gefragte bei den Kindern und indem er dem heftigen Knaben ein ernstes Gesicht zeigte, schon er sich ganz unbemerkt und will hinter die Schwester verlaufen, mich er hinter aber zu sichten. Schweigen traten und sagte zu ihr mit der freundlichsten Miene und weichen Stimme: „Hilfe der kleine Schelm sich gewollt hat? Warum lassen du ihm aber nicht seinen Willen, liebes Kind?“

„Weil er, wenn bei dem Kassierer gebeichtet hätte, es hätte ihn niemand zuhören lassen und weil das eine Schande wäre“, entgegnete ihm das Mädchen mit Stolz. „Wäre er folglich gewesen, so wären wir jetzt miteinander hineinnen und hätten das herrliche Vergnügen. Nun haben hat er mich und mich darum gebracht, wenn ich auch gleich das Geld dazu für mich in der Tasche habe. Ich hätte die schönen Tieren und Hirten auf den prächtigen Pferden auch gar zu gern noch einmal gesehen!“

Der Kleine warf einen schwermütigen Blick nach dem Eingang und die Bruder sind sie kann nicht nach.

Der Fremde besann sich nicht einen Augenblick, ihnen das nötige Geld anzubieten, und den Knaben mit Vorsichten erfüllte, schon er auch gelassen unterdrückt und in die Hände schlug. Dem Mädchen aber traten große Tränen in die Augen und ihre Stimme bebte, als sie sagte: „Nicht Herr, behalten Sie Ihr Geld! Denn von dieser Schande mein Vater etwas wusste.“

Sie wischte sich mit einem kleinen Tüchlein noch die Tränen aus den Augen und drehte dem Fremden den Rücken. Karl aber, der in seiner Freude schon an die Kasse gesprungen war, rief den Worten zu: „Ei, so kommt doch!“ Der Alte stand ja schon wieder an. Was sieht sie denn noch solange da draußen? Warum sie nicht gleich kommt, sich sie einstweilen schon allein hinein.“

Der Fremde kannte aber die schamhafte Verlegenheit des Mädchens und das Unrecht des Knaben ein Lächeln der Belustigung nicht verbergen. Er sieht wieder mich aber zu seinen Knie und sucht sie mit freundlichen Worten zu beruhigen; wirklich gelang ihm das auch, schon sie die schmutzige Hand gab zu ihm aufblickte und halb lächelnd zu ihm sagte: „Sie werden wohl nicht gar hier, daß Sie aber Karl's Unart nicht hier werden und uns fremden Kindern eine Freude bereiten wollen, aber ich schäme mich vor Ihnen und ich schäme das Geld nur an, wenn Sie mir sagen, wer Sie sind und wo Sie wohnen, damit ich es Ihnen zurückgebe, sobald ich es mir wieder erworben habe.“

„Du bist ja eine wilde Dame“, entgegnete ihr der Fremde wohlwollend erstaunt, „wenn du es nicht anders sagst, dann ich mal deinem Wunsch nachkommen. Euch, du mir es sogar gebeichten? Kannst du lesen?“

Er hatte auf seiner Visitenkarte eine Bleistiftlinie hervorgezogen und reichte sie dem Kinde hin, das mit einer triumphen Bewegung der linken Hand das Kopftuch in den Nacken zurückwarf, das die Locken es umfloss und mit dem ihm eigenen Stolze entgegnete: „Ob ich lesen kann? Meine Mutter ist die Philosophie. Naturlehre Martin Sie sich!“ Dann reckte sie die Karte in die Höhe über Schulter und ging rasch voran.

„Sie gehen doch auch mit hinein?“ rief sie über die Schulter zurück.

Der Befragte hatte schon ein „Nein“ auf den Lippen; im Aussprechen aber änderte er es zu einem „Ja“ um, denn das Weinen der schönen Kinder regte ihn an, eine alte Erinnerung schmerzlich zu lassen. Er hatte ihn schon verlassen in den Saal gehen und außerdem wollte er die Kinder auch nicht ohne Aufsicht an diesem Ort gehen lassen, wo ihr Leichtsinn doch leicht einen Streich ausgeführt sein konnte.

Während Ada den etwas in Unordnung geratenen Anzug ihres Bruderchens wieder zurechtmachte, ihm das Halstuch fest knüpfte, den Mund sehr schnäuzte und ihm die krausen Locken glattstrich, merkte sie dabei doch über neuen Ärger nicht aus den Augen, der drei Bilder in Klavierspiel. Als sie sich satt, sagte sie auf einem hellen Antlitz spielte einige Verlegenheit, doch suchte sie Scheine zu verbergen und

folgte dem voranreitenden Herrn, indem sie den Pferden an der Hand nahte. Sie fanden noch drei gute Plätze und setzten sich so nebeneinander, daß Ada neben den Herrn kam, der mit einer gewissen väterlichen Güte sein Hauptaugenmerk auf die beiden Kinder richtete und sich um alle die seinen Herren und Damen, die zu den so sehr Angekommenen neugierig aufgeschaut hatten, gar nicht zu kümmern schien.

Aber der Knabe selbst hatte sich mit den beiden Kindern an der Hand nicht zu schämen brauchen, so prächtig sahen sie aus und so artig und fein betragen sie sich. Der wilde Karl war seit dem Eintritt in den Circus ganz ruhig geworden und seinem niedlichen Mündchen entschlüpfte nur zuweilen ein staunendes Ach! oder seine Augen drückten Vergnügen aus bei so schwierigen Experimenten, sein Köpfchen machte oft im leisen des Beifalls unwillkürlich die Bewegungen der Kunstreiter nach und hatte Einer seine Aufgabe gut gelöst, so klatschten ihm seine kleinen Hände Beifall zu; außerdem aber blieb er artig und still auf seinem Platze sitzen.

Ada hatte sich so gefreut, daß sie von den Reitern weghlickend das Profil ihres neuen Freundes im Auge hatte und es schien sie dies mehr zu beschäftigen als die Kunststücke, denn allmälig schaute sie nur noch hier an und verwandte keinen Blick mehr davon.

Während eine Dame, eine große, üppige Brunette, ihre Kunstfertigkeit produzirte und das Publikum nicht aus dem Beifallklatschen herauskam, nur der Blick des Fremden sie auf ihn gerichteten Auges sah', er beugte sich zu ihr herab und frug sie: „Ada, warum schaust du jetzt mich und nicht die Reiterin und das schöne Pferd an?"

„O, ich habe sie nun schon genug gesehen", entgegnete sie rasch und anbefangen. „Ihnen geht es vielleicht auch wie mir, da Sie auch nicht lange zuschauen."

„Wie geht es dir denn?"

„Ich mag eigentlich nur Männer und Kinder so auf den Pferden und mit so prächtigen Kleidern von Seide und Spitzen und Gold und Silber angethan. Die großen Frauen wie diese reiten nur in langen und dunklen Kleidern und nur ruhig auf den Pferden sitzen: anders machen es mir keine Freude und wenn ich einmal in meinem Leben könnte, so möchte ich nicht anders reiten."

Ihr Freund nickte ihr beifällig zu.

„Hattest du Lust, reiten zu lernen?" frug er sie.

„Ach und welche!" antwortete sie begeistert und ihre schwarzen Augen strahlten. „Reiten, Reiten. Wenn ich reich wäre und Unterricht nehmen könnte, mir ein Pferd und einen Reitknecht und ein Fräulein anschaffen könnte! Ich wollte mir sonst der Welt nichts wünschen und mein Pferd sollte es besser haben als ich selbst. Ich müßte natürlich einen Schimmel haben, denn das sind die schönsten Pferde und der müßte recht wild sein. Dann hätte ich dann ein schwarzes Kleid mit einer langen Schleppe und einen ganz kleinen Hut mit einem Schleier und eine Feder. Ach, ich träume so oft, ich sitze so auf meinem Schimmel und wenn ich erwache und neben dem Bette mein altes Peitschchens nur sein altes Pferd von Holz stehen sehe, das Einen so dumm anschaut, da hab' ich schon oft geweint."

„Du bist jetzt aber noch zu jung, um schon reiten zu lernen", meinte der Doktor, als sie eine Weile schwieg.

„Zu jung? O, nein, ich war schon 11 Jahre alt und der Stallmeister, Herr von St., sagte ich vor einem Jahr zu meinem Vater, daß ich so viel Talent dazu hätte. Man muß ja recht jung damit anfangen!"

„Nun, vielleicht wird dir dein Herzenswunsch doch noch einmal erfüllt", tröstete der Freund.

Ada machte eine ungläubige Miene und schwieg.

Ihre Aufmerksamkeit richtete sich wieder auf das Reitduo zu, in der zwei reizende Kinder von sieben und neun Jahren erschienen, dem Publikum drei allerliebste Verbeugungen machten und dann mit bewunderungswürdiger Gewandtheit auf den beiden bereitstehenden Pferden schwangen. Ada war so entzückt von ihnen, daß sie kein Auge davon abwendete; nur als der Diener von dem, ein großes Blatt voll Zuckerfiguren präsentirenden Gange einer zwei Stücke Obstkuchen und zwei gefüllte Tüten voll Zuckerschaum kaufte und ihr leise sagte, den Kuchen möge sie und Karl essen, die Tüten aber vielleicht nach Beendigung ihrer Produktion den beiden Kindern zuwerfen, da sah sie wieder mit einem leuchtenden Blick zu ihm auf und dankte ihm unter tiefem Erröthen nur mit diesem.

„Warum nicht du den Kuchen nicht?" frug sie nach einiger Zeit der Doktor, als sie denselben sorgfältig in ihrer Schürze verwahrte, während ihn Karl längst mit großem Appetit verzehrt hatte.

„Ich bringe ihn meinem kranken Schwesterchen mit", antwortete sie.

Als die Vorstellung beendigt war, wollte Ada dem Herrn noch einmal danken und ihm gute Nacht sagen; dieser aber frug, wo sie wohnten

und schlug den Weg nach der bezeichneten Richtung zu der Stadt ein.

„Ich begleite euch nach Hause, damit euch kein Unfall begegnet", sagte er gütig, wie er immer war; „unterdessen erzählst du mir von deinem kranken Schwesterchen und von Vater und Mutter!"

„Ach", sagte Ada mit einem tiefen Seufzer, indem sie um den nun müdegewordenen Karl den Arm schlang, um ihn besser führen zu können, „da hätte ich Ihnen viel zu erzählen! Aber vor allem müssen Sie wissen, daß ich keine Mutter mehr habe; sie ist schon seit vier Jahren todt; Karl und Eduard, mein kleines Brüderchen, wissen gar nicht mehr, wie sie ausgesehen hat. Ich aber sehe sie noch recht oft vor mir, wenn ich allein bin oder auf ihrem Grab bin. Ach, sie war so gut und mein Vater ist ganz alt geworden, seit sie todt ist. Er muß aber wieder jung werden; denn wenn auch er uns verließe, mich und meine sieben Geschwister, dann wäre der Jammer gar zu groß. Und er ist so gut, wie der liebe Gott selbst."

Sie schwieg und erst als der Doctor nach einer Pause fragte, welchem Stande ihr Vater denn angehöre, wurde sie wieder gesprächig und erzählte mit der ihr eigenen Lebendigkeit, daß er Künstler sei, in Oel male und einen großen Theil des Jahres auf Reisen zubringe, um die Porträts von vornehmen und reichen Leuten aufzunehmen, die sich eigentlich um ihn stritten. Sie erzählte mit Begeisterung von den herrlichen Bildern, die er schon gemalt, und schilderte mit besonderer Vorliebe ein Zimmer in ihrer Wohnung.

„In diesem Zimmer mit den dunkelgrünen Tapeten und Goldleisten hielt sich sonst meine selige Mama den größten Theil des Tags auf. Sie malte auch, aber nur zum Vergnügen und was sie gemalt hat, bewahrt noch Alles mein Papa. Die kleinen Bilder hängen in seinem Schlafzimmer und es darf sie kein Mensch anfassen; ja selbst den Staub wischt er von ihnen ab. In dem großen Zimmer aber, wir nennen es das heilige, hängt das lebensgroße Porträt meiner Mama, das der Papa selbst gemalt hat, wie er sich mit ihr verlobte. Ach, wenn Sie wüßten, wie wunderschön dies Bild ist! Aber man kann es gar nicht schildern und doch sagt der Papa, sie sei noch schöner gewesen im Leben. Er hat sie als Königin gemalt, denn sie war so stolz und prächtig wie eine Königin. Sie trägt ein weißes Kleid mit einem goldenen Gurtel und darüber hat sie einen weiten Mantel von rothem Sammet an. Mit der linken Hand hält sie ihn, daß er nicht fällt und in der rechten hat sie einen Kranz von blauen Kornblumen, den sie Jemand zeigt; auf dem Haupte aber trägt sie eine kleine Krone. Stundenlang steh' ich vor dem Bilde und kann es nie genug sehen, mit seinen langen, schwarzen Haaren, die so schön von dem weißen Hals abstechen, und mit dem wunderherrlichen Gesicht, das Einen wie lebendig aus den großen, schwarzen Augen anschaut!"

Sie machte eine kleine Pause, die ihr Zuhörer, der mit Aufmerksamkeit jedem ihrer Worte lauschte, nicht unterbrach; dann kehrte sie mit einem leisen Seufzer wieder zur Schilderung des „heiligen" Zimmers zurück.

„Das also ist das Bild meiner seligen Mama, das in einem Goldrahmen an der schönsten und besten Stelle hängt; davor steht ein Altar von Ebenholz mit sehr werthvollen und schönen Schnitzereien, wie der Papa sagt. Auf dem Altar aber steht der Malkasten meiner seligen Mama noch ganz wie sie ihn zurückgelassen hat, ehe sie uns von Gott genommen worden ist, mit allen Pinseln und Farben und auch die Palette noch mit den verschiedenen Mischungen; daneben steht ihr Nähkörbchen mit einer angefangenen Stickerei und außerdem liegen noch einige Bücher dort, in denen Gedichtchen von ihr stehn. Alle Tage stellt mein Vater Vasen mit frischen Blumen dazwischen und wischt den Staub von den verschiedenen Dingen, und wenn er nicht hier ist, so übergibt er dieses fromme Amt — denn so nennt er es — meiner ältesten Schwester. Aber ich habe Ihnen noch gar nichts von den andern Bildern, die dies Zimmer schmücken, gesagt und nun sind wir schon an unserer Wohnung! Wenn ich von Mama und Papa erzähle, kann ich nie aufhören. Doch ich sehe Sie ja wieder, wenn —" sie machte eine bedeutungsvolle Miene, indem sie diese letzten Worte sagte.

Der Doctor nahm von den beiden Kindern einen herzlichen Abschied und wollte von dem Dank, den Ada noch einmal wiederholte, nichts mehr hören; er hob den fast schlafenden Karl auf die Arme, reichte Ada die Hand und entfernte sich erst, als Beide in das nur wenig erleuchtete, auf den Zug an der Klingel aber sogleich geöffnete Haus eingetreten waren und sich die Thür wieder hinter ihnen geschlossen hatte.

Ehe er aber das Haus aus den Augen ließ, bemerkte er sich im Scheine der längst aufgegangenen

Mondes die Stirne, in der es lag, konnte an der Eiche sogar ihren mit großen Buchstaben angeschriebenen Namen entfernen und begab sich dann still nach Hause, Kopf und Herz mit den lieblichen, wie er sah, sich ihm selbst überlassenen Kindern und den Erzählungen Ada's erfüllt.

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

Bertrand de Born.

Von Karl Frenzel.

II.

Bertrand de Born rechtfertigte sich vor seiner Liebe wie folgt:

Euer leichtes Schmeicheln haben
Uebles Euch von mir gesagt —
Herrin aller Schönheitsgaben,
Klagen haben sie gelagt
Wenge Ihr Herz entzweien
Nicht mir Bertrand, Nun und nie,
Sendete meiner alten Sitten
Immer treue Kunde hin!

Meinen Sperber will ich senden,
Kühnst auf der Vögel Heere
Ihn auf meiner Faust gezogen
Vor so kalten Kraften lehrt
Klingen soll mir and're Weise
Als der Vorlust allen,
Denket mein Glück am andern Ort
Als in Eurem Sonnenblick.

Laß ich an den Lieb zum Streite,
Werde nicht zu Freuden mein'
Als der Minnel immer Kühn,
Mein Herzchen wußt es hin
Hatt ich je von allen Damen
Gut — außer Euch geliebt,
Wenn es einen höhern Namen
Als den Euren mir noch gibt!

Mag in einer Kemenaten Raum
Ich Euch sehen, hör gelassen,
Hat vermessen eine Schmeichelei
Meinem Mund sich jetzt Euch
Kühnst auf der Kemenate Wegen
Ist mein Ruf zuvor gewesen
Euren Ton schmeichelnd nicht gelogen,
Ist mich trauter Euch gelesen!

Er will euern Sieben! Kann ein Held wie Bertrand de Born eine nähere Verdächtigung seiner Treue sehen? Was waren die Eide bei allen Sternen und Heiligen gegen diese: „Ich will euern Sieben?“

Aber Mathilde vergab nicht. Weiblich, es ist keine leidenschaftige, absolute Leidenschaftlichkeit in ihrem Manne, die, von der Geliebten verhöhnt, sich schnell mit dem Gedanken tröstet, daß sie Frauen so viele wie der Männer, sondern eine echte Leidenschaft. Um ihre Gunst wieder zu erwerben, versucht er Bitten und Geschenke und wendet sich endlich an Tiburge, die Vizegräfin von Ventadour; sie hatte den schönsten Hals und die zartesten, wunderbar weißen Hände. „Ich komme zu Euch“, sagt ihr Bertrand, „gehend wie zu meiner Schutzheiligen. Eure weiße, mit Zauber begabte Hand kann Alles, sie knüpft denn das zerrissene Liebesband zwischen Mathilden und mir wieder zusammen! Weist sie Euch zurück, dann lebe sie wohl, die schöne, herzlose Dame! Euch sollen fortan meine Lieder, meine Burg, ich selbst gehören!“ Ob Tiburgens Bitten Mathildens Herz bewegten, ob ihre Schönheit sie beredt machte? genug, sie nahm des Ritters Huldigung wieder an, doch nicht eher, als bis er von Tiburge Abschied genommen „von dem Orte, wo Verdienst und Tugend herrscht“, und sich von dem Fluchwort hatte lossprechen lassen, den er ihr geleistet. So war von jeher der Lohn der guten That auf Erden, wenn es doch kommt, ein sorgen Wort des Dankes; auch Bertrand erkennt es und wie ein leiser Seufzer weht es durch sein Lebewohl an Tiburge: „Wer Verwegenen beneidet um Verleihung mißt, trägt nichts davon als die Gelehrte.“ Wie mischt sich in diesen Liebesgeschichten mit der feinsten und anmuthigsten Galanterie die Rauheit eines kriegerischen Zeitalters! Zuweilen glaubt man sich in die Gretten und auf die Terrasse von Versailles versetzt und ein geistreiches Liebesgespräch zwischen Ludwig XIV. und Louise von Lavallière zu belauschen — dann aber klingen drohend die Trompeten dazwischen, Schlachtrufen und Degenklirren; sie rufen uns zurück auf die unzugängliche, hochthürmte Burg eines Barons im Mittelalter.

Mit welch stolzer Verachtung sieht er von diesem Thurm auf das Land nieder! Wie niedrig muß ihm der Bauer erscheinen, der das Knie zitternd vor ihm beugt, wenn er auf reichgeschirrtem Pferde an ihm vorüber gerade aus in sein Gemüthsleben jagt! Niedriger nicht allein, sondern wie von einem andern Geschlechte; so mag der spartanische Krieger in seinem Sklaven herabgeblickt haben, wie Bertrand de Born auf den Leibeigenen, der die Schelle mit dem Pfluge durchfurcht. „Was hingegen Leben in ihm treibt“, schreibt er einmal an Geoffroi von der Tretagne, „kann man ihm keinen Zweg leer halten, damit er sich nicht überlebe; wer seinen Bauer nicht drückt, bewahrt ihn nur in seiner Bosheit.“ Das ist die

Kehrseite jenes glänzenden Bildes, das Südfrankreich damals darbietet. Neben dem Geschlecht Provençalischer, die in sammetnen Gewändern, Hermelinmänteln und vergoldeten Harnischen auf den Höhen des Lebens, wie die Halbgötter der alten Welt, von kleinen Sorgen nicht gedrückt, nur Liebe, Waffen und Gesang kennen und üben, ein anderes, im Schweiße seines Angesichts arbeitend, zertreten und geschlagen, in der Furche niedersinkend, die es, vor den Pflug gespannt, zieht. Bertrand sieht in der Welt nur zwei Stände: den Adel und die Bauern; mehr dem Jenseit als dem Diesseit gehört die Priesterschaft an; ihre Kirchen, ihre Klöster, der Kirchhof mit den verwitterten Grabkreuzen bezeichnen Höhen und Grenzen den Hintergrund seiner Welt. Vor ihnen liegt ein weiter Kampfplatz zum Erwerben und Vermehren, die Erde mit allen Gütern, das unantastbare Erbe des Adels. Wehe Dem, der danach trachtet! „Mir gefällt es, wenn ich von den wucherischen Reichen, die mit der Armseligkeit zu ringen wagen, Tag für Tag zwanzig oder dreißig vernichten, wenn ich sie nackt und barhäuptig auf den Landstraßen ihr Brot betteln sehe.“ Ihm gilt nur der ererbte Reichthum oder die Beute des Schlachtfeldes für redlich erworbenes Gut, die Andern „sind beschattet Gesindel, von Betrug und Wucher voll“. Meinet aber nicht, daß er gegen die Fehler seiner Standesgenossen nur der Blinde sei. Seine Fehler weiß er mit dem Mantel der Liebe bedecken; handelt wacker und wie es sich geziemt, dann weiß euch gute Nachrede folgen. Vierfach sind die Beschäftigungen der Adeligen: der Eine, karg mit seinem Reichthum, Gut und Schätze häufend, denkt ein prächtiges Schloß zu bauen oder auf steil anragendem Hügel ein Kloster den Mönchen von Cîteaux für die Erlösung seiner Seele aufzurichten; ein Anderer prangt mit Jagern und kostbaren Hunden; er hat sein Ohr für die Trompete, nur für das Jagdhorn; Jene feiern beständig Turniere und vergessen über um der Vasallen Habe, viele endlich pflegen zu beständigen Kriegszügen über Nachbarn. Das allein sind die wahren Ritter und hat einer unter ihnen die Tugend der Treue, der Höflichkeit und Freigebigkeit, verbindet er Krieg mit Turnier und beschenkt in den Armen und zur Zeit der Weihnacht seine Krieger drei mal Herr über ihn, er ist der Vogel Phönix und die Kaiserkrone gebührt ihm!

So betrachtet Bertrand die Welt, verbindet denn mit ihrem Wogenspiel, mit dem Sturm der Leidenschaften, zuletzt wird du doch erkennen, daß sich überall und immer lieblicher Schellenklingel bewegen, lernet Schein dein Auge geblendet, daß der Sinn deines und alles irdischen Daseins im Jenseit liegt — und die Brücke dazu das Kloster von Citeaux.

Den Bertrand mit seinem Bruder hatte Frieden schließen müssen, war zwar Richard von Poitou sein Lehnsmann geworden. Die Schmach, ihm erlegen zu sein, erfüllte sein stolzes Herz mit dem grimmigsten Haß und gab seiner Zunge Worte, die wie Schwerter schnitten. Da konnte ihm nicht schwer werden, Anhänger zu finden. Die Barone von Poitou standen von Alters her im Rufe der Treulosigkeit und des Wankelmuthes: unruhig und streitsüchtig, hatten sie kaum einem Herrn gehuldigt, als sie sich auch schon nach einem neuen sehnten. Dazu kamen in diesen Landschaften die Könige von England und Frankreich in beständiger Fehde: Friede wurde hier nie, nur kurzer Waffenstillstand geschlossen. Gegen Richard waren Alle gereizt; dem Grafen Wilhelm von Gascogne hatte er sein Erbrecht genommen, den Vizgrafen von Perigord aus seiner Stadt vertrieben und hielt jetzt selbst prächtigen Hof und reiche Tafel darin. In den Sirventen — so nennt die Kunstsprache der Troubadours diese politischen Lieder —, die Bertrand de Born wider den Grafen schleudert, glaubt man die Kraft, die Begeisterung und Leidenschaft des Tyrtäus wiederzuhören; er schilt die Schwankenden, er spornt die Trägen und mahnt in das feige Herz einen Funken ihres Muthes werfen. Vom Anfang bis zum Ende durchhallt sie Trompetengeschmetter und Kriegsgeschrei — und das antwortete ihnen denn auch. In Limoges, in der alten Kirche des heiligen Martial — es war um das Fest der heiligen drei Könige 1183 —, traten die Barone zusammen und schworen auf das Evangelienbuch, Richard zu vertreiben und Keiner ohne den Andern Frieden mit ihm zu schließen. Da waren mit Bertrand de Born die Vizgrafen von Limoges, Ségur und Perigord, die Herren von Hambern, Taurone und Salignac von Montignac, Mathieu de Mauley, mit andern Rittern und Edelleuten versammelt. Sie brauchten nur noch eine Standarte, unter der sie kämpfen wollten, einen großen Namen an ihrer Spitze.

Auch dazu wußte Bertrand de Born Rath, einen Rath, der ihn in Dante's Hölle gebracht, aber ihm zugleich mit zu seiner Unsterblichkeit verholfen hat.

Innige Freundschaft verband ihn längst mit Heinrich, dem ältesten Sohne des alternden Königs von England, Heinrich's II.; ein Mann, der in dem Trotz und Hochmuth seines Wesens und in seinem Geschick eine Aehnlichkeit mit dem Helden der altbritischen Sage, mit König Lear, hat. Die undankbaren Töchter, hier sind es vier Söhne; nur wohnt in keinem die Liebe Cordelia's. Seine Länder hat der Vater unter sie vertheilt und nur die Oberherrlichkeit darüber behalten. Heinrich trägt die Krone von England, in Bertrand's Liedern heißt er der junge König. Richard ist Graf von Poitou und Aquitanien, Gottfried herrscht über die Bretagne, nur Johann ist ohne Land geblieben, er, der sie Alle überleben und beerben soll — denn Allen ist ein kurzes Leben, ein tragischer Ausgang und ein ewiger Ruhm in der Liedkunst bestimmt. Ihre Erscheinung wird vorübergehen wie Meteore, die eine Stunde leuchten und dann verschwinden, nach kurzem Glück ein jäher Fall.

Wie die Söhne des Oedipus trennt Zwietracht und gegenseitige Eifersucht die Brüder, die beiden ältesten zumeist; denn Richard wollte dem jungen Könige um Weihnacht 1182 nicht huldigen, wie es der Vater verlangte; er sei so hoch geboren wie Jener, rief er einmal über das andere und verließ eilig den Hof von Mans. Im Lande von Poitou verschanzte er sich, bewaffnete und versorgte seine Burgen mit Lebensmitteln und Kriegsgeräth. Ein altes, halbverfallenes Schloß auf der Grenze zwischen seinen und Heinrich's Besitzungen, Glaivaux, hatte er schon vor Jahren mit neuen Mauern und Thürmen, dem Bruder zum Trotz, befestigt und seiner Wohnung, es abzubrechen, Gehör gegeben. In den höhern Befestigungen sagte er sich neu und entzog dem Könige das Straßengeld von den Karren, die durch Poitou fuhren, das ihm gehörte, und sang in seinen Liedern — denn auch er verstand ein Saiteninstrument zu rühren so gut wie das Schwert zu schwingen — spottend von dem „Herrn Kämmerer, der nichts hat noch etwas zu erheben wagt". Nicht geringer war Heinrich's feindselige Stimmung gegen ihn, und als nun Bertrand zu ihm eilte, ihm die Verschwörung der Großen verkündigte, wie Alle ihn mit offenen Armen und bereiten Herzen erwarteten, daß es schmählich von ihm wäre und seinen Muth und seine Krone verachten hieße, wenn er noch länger den Hohn und Uebermuth seines jüngeren Bruders dulde — da war der Becher voll. Heimlich ging eine Botschaft zu Gottfried, in der Bretagne ein Heer zu werben; sobald er es ohne Aufsehen vor dem Vater könnte, versprach Heinrich nach Poitou zu rücken; ihm voran eilte Bertrand in wilder Freude. „Ja habt ihr den Krieg!" rief er den Baronen zu, als er zum ersten mal wieder unter sie trat.

Ein Bruderkrieg, dessen Flamme mit jedem Augenblick weiter umsichgriff und dieses ganze, schicksalsverfeinte Geschlecht zu vernichten drohte. Anfangs gelang es zwar dem Vater, die Gemüther zu beschwichtigen; Richard trat das Schloß von Glaivaux ab, eine jährliche Rente beschwichtigte die andern Ansprüche Heinrich's und er schwur dem Vater ewigen Gehorsam. „Beim Himmel", rief Bertrand bei dieser Nachricht aus, „er will also fortan der König der Feigen und der Schelme sein?" Seine Worte, seine Lieder trieben den jungen König aufs neue zum Verrath und zum Krieg. „Ein gekrönter Aar, der vom Gelde eines Andern lebt, gibt keine große Hoffnung; da wär's am besten, Graf Gottfried wäre der Aelteste und trüge die Krone", hatte ihm der Freund geschrieben. Wie hätte ein Ritter solchen Schmähungen ruhig zuhorchen, den Zweifel an seinem Muthe aufkommen lassen können? In aller Welt wäre er ehrlos geweien; denn diese Sirventc gleichen den Zeitungen der neuern Zeit; es sind Blätter, die durch das Land fliegen und die Meinung für oder wider eine Sache entflammen. Auf allen Straßen werden sie von den Kriegern gesungen in Schlössern und Burgen kennt man sie. Noch ist die Politik dem Dichter kein verbotenes Gebiet; recht im Gegentheil, seine beste Kraft wurzelt in ihr, an ihren Ereignissen prüft er Haß und Liebe, die Leidenschaft seines Herzens, die Beredtsamkeit seiner Sprache; hinaus auf den Zinnen der Partei, erscheint Bertrand de Born unter den Rittern wie Demosthenes unter dem Volke von Athen. Reizten die Lieder des Freundes die Seele des jungen Fürsten zum Kampf, so hatten sich auch die Verhältnisse äußerlich so verwickelt und verschlungen, daß nur das Schwert die Lösung bringen konnte.

Während Richard mit seinen Vasallen Gericht auf Gericht schlug, war Gottfried mit seinen Bretagnern in Poitou eingerückt, ihnen zum Beistand, dem Bruder zum Verderben. Unter dem Vorwand, sie zu versöhnen, verließ Heinrich den Hof des Vaters, eilte nach Limoges und pflanzte sein Banner neben dem der Verschworenen auf. Ueberall, wie aus der Erde, sprangen Gegner gegen Richard empor; der König von Frankreich, der

Herzog von Burgund, Raimund von Toulouse versprachen dem jungen König ihre Heere. „Nun kann es nicht fehlen", ſagt Bertrand, „daß die Splitter zum Himmel emporfliegen und Fahnen und Sammet zerriſſen werden!" Wie der Salamander im Feuer, findet er im Tumult der Schlacht das nährende Element ſeines Lebens und kennt nur Einen Wunſch: daß die mächtigen Barone recht aufeinander erzürnt wären. Triumphire nicht, denn derſelbe Löwen des Krieges, den du feierſt, ſteht jetzt wider dich mit erhobener Hand. Vor Limoges iſt der alte König mit dem löwenherzigen Grafen unter hochflatternden Bannern gerückt und zwiſchen Pfeil und Bogen ſplittern die Lanzen. Da, während der Feind, nahe der Stadt, auf dem Schloſſe von Mareuil ruft und Krieger zum Entſatz herbeirufen, erſcheint ihm der Tod. Nun iſt das Glück der Welt von ihm wie Glas zerſprungen und die Finſternis fällt ihn an. Zum Vater, den er ſo ſchwer beleidigt, ſendet er ſeine Boten und erfleht ſeine Verzeihung. Mutig wie immer ſieht der König ſeinen Siegeslauf vom Finger, das mochte dem Sterbenden ein Zeichen ſeiner Huld und Vergebung ſein. Ihn an die Lippen drückend, verſichert er, hier von dem beſten Freunde, der ihn vom Thron auf viele Thränen von Liebe herabgeweint. Denn nicht auf Purpurdecken, wie ſie ihn bei ſeiner Geburt aufnahmen, ſondern im härenen Hemd, den Strick um den Hals — Einem gleich, der zum Richtplatz geführt wird, auf Aſche liegend, verließ der junge König die Welt und das Leben.

Glück und Talent, was ſind ſie beide? Von Bertrand's wird es euch ſagen:

Wenn alle Thränen, Jammer, Traurigkeit,
Das Grauſe, die Verlaſſe und die Schmerzen,
Die Mütterin beklagen in dieſer Zeit,
Zuſammen wollten in meinem Herzen
Ich trüg' ſie leichter als des Königs Leid,
Verbannt aus Reihen und Ehre ſich verloren,
Die Fremdlichkeiten wund die Male ſuchend,
Die ſtrahlen Kummer nur noch kennt und Not.

Schmerzvoll, betrübt, gebeugt in Traurigkeit
Sterben die Gnaden, wandeln ihm verbunden,
Die Sünden, denen Vater ihn erkennt,
Die haben all den ärgſten Feind gefunden
In ihres jungen Königs bittrem Leid!
Kein gleiches Weheleid gab es keinen,
Es glaubt mir's — unter Augen ſchöne Dirnen,
Verblühen mir es nimmer recht vor Not.

Grauſamer Tod, du Quell der Traurigkeit,
Verſtehſt keinen Sieg, du haſt erſchlagen
Den hohen Ritter in der Gleichheit,
Die Jugend kannte keine Jahre klagen.
Du nicht in ſeinem Herzen hoch gelebt!
Viel beſſer wär's, wenn Welt das Recht gelebt
Und es auch Leben. Aus der Mutter Hute,
Der Wachen Freiheit, der Väter Mut.

In ſolcher Zeit voll Mauth und Traurigkeit
Kehr wohl, o Liebe, deine Kraft ſich hier!
Da wandeln alle Dinge ſich in Leid,
Klagt der Elende ſeinen Schmerzen Zoll
Wie reich erblüht des Königs Morgenrot!
Sein Preis er ward auf Erden je gefunden
Sein Herz, ſein Glück — da Tod mit Hauch entſchwunden
Vor Leben und gebückt in Nacht und Not.

Du Mutter Liebe, der aus der Traurigkeit,
Aus Schuld und Sünden auf der Hölle Pfade
Und zu gelangen, ich dem Ich gewacht,
Verlacht All die Hand und rufet „Gnade!"
Nach ſeiner Milde freundlichem Gebot
Mag er dem jungen Könige vergeben
Und laß in ſeinem Paradieſe ihn leben
Mit ſeiner Herzeleid-o ohne Not und Not.

Gebrochenen Geiſtes eilte Bertrand nach ſeinem Stammſchloß Hautefort, aber Graf Richard und Alfons von Aragonien, die mit ihm waren, folgten ihm wie der Adler dem ſinkenden Vogel. Sieben Tage verteidigte ſich Bertrand, zuletzt, unter halbzerſchmetterten Mauern und Thürmen, ſchickte er, wie der provenzaliſche Geſchichtſchreiber der Troubadours erzählt, in der Nacht zum König von Aragonien, er möge jetzt der frühern Freundſchaft gedenken, ihn vor dem Aeußerſten bewahren und die Maſchinen nach einem andern Punkte richten laſſen. Der Aragonier war treulos genug, den Ritter zu verraten. Es war am 23. Juni 1183, daß Bertrand ſein Schloß und ſich ſelbſt in die Hände ſeiner Feinde geben mußte. Gefeſſelt ward er vor den alten König geführt. „Du alter", ſagte ihm der, „hatt' Euch je ich und ſo hochmuthig Eures Weſens gerühmt?" „Herr", entgegnete Bertrand, „es gab eine Zeit, eine fröhliche Zeit, wo ich alle gerecht und geſprochen. Aber mit Eurem Sohn hab' ich meine Seele, Kraft und Tüchtigkeit verloren!" Als ihn der König ſo von ſeinem Sohne reden hörte, hob ſein Herz und ſeine Augen weinten. „Bertrand", rief er aus, „unſeliger Bertrand, recht mußten dir deinen Witz verlieren ſeit meines Sohnes Tod, denn er liebte dich allein auf der Welt! Sei frei, weil ich ihn liebte! Nimm Euer Schloß und Eure Güter wieder!" Und er that alle und ſchenkte ihm ebenein noch 1000 Mark, die Kriegskoſten zu bezahlen.

So mächtig und ergreifend, wie der alte Ehrenmann in poetiſcher Sprache es geſchildert, be-

wies sich von freilich Bertrand's Wort nicht Verzicht thun auch der König, sein Schloss bekam er vom Grafen Richart erst nach der Unterwerfung des Aufstandes zurück. Indess — „wenn der Graf sich großherzig und nicht geizig gegen mich erweist, werde ich eifrig in seinen Diensten sein, gut und treu wie keiner Zeiter. Folge er dem Zug des Meeres! Ein werthvolles Kleinod, das in seine Nähe fällt, bewahrt es wol in seinem Busen, die werthlose Muschel wirft es auf den Sand". Tüchtigkeit und Tapferkeit wusste Richard bewundern auch am Feinde zu lieben; bei seinem letzten Kampfe in Bertrand de Born sein Begleiter, sein Freund. Da das Land wieder beruhigt und zu Ruhen, schweigt auch seine Leier, wie die Aeolsharfe den Wind, braucht sie das Kriegsgeschrei, um zu klingen. Und dann ist der Glanz fort aus Bertrand's Leben, der Sonnenschein der Freundschaft, die bunte Farbenpracht, in die eine echte Liebe das Dasein kleidet. Einmal leuchtet es noch auf, als ihn am Hofe zu Argenton Graf Richard seiner Schwester Mathilde, der Gemahlin Heinrich's des Löwen, vorstellt. Nach so langen Jahren hat der Dichter endlich wieder einen Palmsonntag erreicht, ein Ideal auf seinem Wege getroffen. Die Sage des Alterthums von dem Liebreiz der Helena durchzieht das ganze Mittelalter; mit diesem Namen hat man immer den höchsten Zauber weiblicher Schönheit verbunden und auch Bertrand findet kein besseres Wort des Preises, als die Fürstin „eine weise, treue Helena" zu nennen. Dabei steht die Erinnerung an eine andere Mathilde durch seinen Sinn — „die drei Schwestern von Tarsone" — und sie ist eine von ihnen, die erste, vornehme Liebe' — „vereinigen alle irdische Schönheit in sich, aber Sie steht hoch über ihnen, wie das Gold über dem Sande". Nichts als Sand — die Jugendliebe' Endlich, seit jenen einen Sommer und neben Jahre hingerauscht und was gilt eine Liebe von sieben Jahren gegen die Ewigkeit, das neu aufleuchtende Gestirn seiner Tage, wo ihr neben sich auf purpurnem Pfuhl sitzen sah und die Huldigung des Dichters mit gefälligem Lächeln und begehrlichem Ohr einzog? In dem Lager des Grafen, wo es an Allem, selbst den nothdürftigen Lebensmitteln, fehlt, hat er an einem Sonntag — es ging gegen den Abend und ein leichter Regen fiel — die kunstvollste und gelehrte seiner Gangarten bei Fürsten zu Ehren gedichtet, die kunstvollste, ihrer Bilder und Reimverschlingungen wegen, aber nicht die, wo seine Seele im strengsten Lichte lebt, ein Meisterstück höfischer Kunst, doch ohne jenes heimliche Beben des Herzens, das aus den Versen an die erste Mathilde spricht.

Damit schließt eigentlich Bertrand's Dichterlaufbahn, das sind die Zweige, die seinen Lorbeerkranz bilden und ihn seines Lobes werth machen, das ihm Dante gespendet. Durchaus eine lyrische, leidenschaftliche Natur, hat er für alle Dinge und Begebenheiten keinen andern Maßstab als den seiner Stimmung; wie sie ihn beruhen, so sind sie, schön oder häßlich nicht ihrem Wesen, sondern ihrem Einfluss auf sein Geschick nach. Da er sich so eigen, selbständig und trotzig hinstellt, hat er nicht einmal eine mächtige Partei hinter sich und seine boshaften Sirventen gegen den Aragonier, der ihn so hinterrücks betrogen, blieben erfolglos wie die Aufforderungen, mit denen er König Richard zum Kampf gegen die Franzosen nach jenem neuen Friedensvertrag anspornt. Denn inzwischen ist Oc und No, Ja und Nein, wie er Richard wegen seiner wankelmüthigen Politik spottend nennt, König von England geworden und die Kunde von dem Fall Jerusalems übers Meer gedrungen. Jerusalem und das Heilige Grab wieder in den Händen der Ungläubigen! Nur dafür haben die Menschen noch Sinn und Gedanken; was sind alle Freuden und Schmerzen zusammen gegen dich, Jerusalem? In deinen Mauern wohnt das Heil und das irdische Paradies; nichts Besseres und Edleres hat Jeder zu thun, als seine Güter zu verkaufen und ein Kreuz auf die Brust zu heften. Fürsten vergessen ihre Ritterschaften, Kinder ihre Aeltern und der Verlobte die Braut — nur dich nicht, Jerusalem! Nicht, dass diese Begeisterung jenes Jahrhunderts nur eine heilige, himmlische Flamme gewesen und nicht von irdischen Einflüssen bedingt und entweiht worden wäre, aber sie erhob doch über die Beschränktheit des Alltagslebens und indem sie den Blick auf ein großes Ziel, auf ein Ewiges über ihn hinwies, befreite sie ihn von der gemeinen Sorge. Wie ein neues Morgenroth funkelten ihnen die Zinnen der heiligen Stadt entgegen, auf den Ebenen Palästinas hat die Blüte der Ritterschaft gespielt; nicht die Helden, nur ein Homer hat diesem Kampfe gefehlt.

Die provenzalischen Troubadours theilen diesen Zug, diese Begeisterung für das heilige Grab; gleich der Erste von ihnen, Wilhelm von Aquitanien, hat das Kreuz genommen. Mit der Predigt des Mönchs wetteiferten ihre Lieder, die Gläubigen

nur den Krieg jenseits des Meeres zu entflammen; aber die Wenigsten von ihnen wagten die Fahrt. Unwillkürlich meint man, die wilde Poesie dieses Kampfes gegen die Sarazenen in grossartiger Umgebung, hier die Stätten, wo des Herrn Füße gewandelt, Rosen von Jericho und das Rauschen des Jordans, dort die Wüste, einsam, still, vom Mondlicht überflutet — Alles hätte Bertrand de Born wie magnetisch hinüberziehen müssen. Was er in Europa nicht gefunden: eine beständige Schlacht um größere Interessen als die kleinen Streitigkeiten der Engländer und Franzosen, hier bot sie sich ihm dar; man fühlt, daß er sein Leben und seine Dichtung nicht besser enden konnte als im glorreichen Tode auf dem Lande Palästinas. Indeß — es ging nicht hinüber; die Könige Richard und Philipp August schmähte er wegen ihrer Zögerung, den Markgrafen Conrad von Montferrat, der Jerusalem gegen Saladin vertheidigte, nennt er den Wackersten unter allen Lebendigen, ihn aber — hält eine Lawine, schon ganz blond, in ihren Armen, trotzdem das Meer? Ist das noch der alte Bertrand de Born? Nein, die Schwermuth sitzt bei ihm, die Erkenntniß der Nichtigkeit — „immer dreht sich das Glücksrad hienieden und zuletzt wendet es sich zu seinem Verderben". Einmal, im Manneswuthe, hatte er ausgerufen: „Der ist ein Narr, der sich an den Menschen schmiegt", sie zu etwas Hohem zu bewegen? An ihnen nicht allein, an allem Irdischen, es ist nichts als Eitelkeit — er sieht es jetzt ein. Und in dieser Stimmung öffnet sich ihm nur Eine Pforte, die des Klosters, wer nicht im Gefecht sterben kann, stirbt am besten in der Zelle, während um ihn das Mitleere schallt.

Das letzte Lied Bertrand's gehört der Heimkehr Richard's aus der deutschen Gefangenschaft an; es ist ein Sirvente wider die aufrührerischen Barone von Limousin, welche die Rückkehr des Königs hemmen wollten, sich mit von England zu machen; das ist der letzte Schrei des Löwen. Er verschwindet aus der Bewegung der Zeit; wie die Wellen auf der Dune verrinnen, so verrinnt, was ihm noch vom Leben bleibt, im Klange von Gitarre, Schwert und Rotte, Bitten und Waffen; das eine singt nach dem Irdischen, die andere erobert das Himmelreich; so oder so, Bertrand de Born hatte nur als Kämpfer enden können.

Denke an Achilles, wie er als Mädchen erzogen und in Mädchenkleidern, Helm und Schild und Lanze vor sich scheut, die Schleier und die Spangen verschmäht und mit wildem Jubelgut die gewaltige Hand des Peleus ergreift: so ist die Dichtung Bertrand's, so ragt sie heldenhaft, gleichsam um einen Kopf höher, über die Dichter der Troubadours hinaus.

Die 33. Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Bonn.

III

Indem die Naturforscherinnen noch träumten, machte die Nachricht, daß Sir Roderick Murchison, Englands berühmter Geolog, am Sonntag Abend in Bonn eingetroffen sei, in der Gelehrten Welt die Runde. Die geologisch-mineralogische Sektion muß überhaupt ihrer Zahl und der Autorität ihrer Glieder nach als die bedeutungsvollste der diesjährigen Zusammenkunft hervorgehoben werden, denn Namen wie Murchison, Bernoull, Koksharow, Abich, Peter Merian und Elie de Beaumont werden von Allen gern als die Sterne ihrer Wissenschaft bezeichnet.

Schon um 8 Uhr drängte man sich in den Sektionsräumen, wir traten zunächst in die geologische ein, um den gefeierten Mann zu begrüßen, dessen Ankunft in jedem Fall den Engländern bekundet. Er legte der Versammlung die neuesten geologischen Werke, Karten und Durchschnitte vor, die sich auf die glarischen oder älteren oder paläozoischen Gebirge des Kohlengebirges und der krystallinischen und versteinten Alluvionen der britischen Inseln beziehen, bei welcher Arbeit, wie de Bernoull hervorhebt, Sir Roderick Murchison ein Hauptverdienst zufalle, obwol er nur von dem seiner Mitarbeiter spreche. Dem mannichfach Interessanten, was der Bergbaumann von Carnall in Betreff auf die oberschlesischen Steinkohlenlager, die Gyps- und Mergelschichten berichtet, schließt sich de Beyrich's Vortrag über Durchbruch des Rheins auf seinem Wege an, mit erläuternden Karten, was man in einem steilen, dem Lauf eingelagerten Bassaltstrom auf einer schwimmenden, nur zuweilen auftauchenden Insel Schwefelsäure gefangene Gase als Ausfüllungsmasse der Blasenräume erkannt habe. Auch de Schlagintweit legt hier sein morphologisches System der Alpengebirge nach seiner orodynamischen und vulkanischen Begründung vor.

Während so die Geologen die Eingeweide der Mutter Erde betrachteten, berichtete Professor Kupffer in der anatomisch-physiologischen Sitzung von den Versuchen, die er mit Kaninchen gemacht und experimentirt an einem solchen, um die Wir-

lung einer plötzlich eintretenden Blutarmuth des Gehirns auf die Bewegungen der Iris anschaulich zu machen. Wenn man nämlich einem lebenden Kaninchen eine große Pulsader, welche das Gehirn mit den äußern Theilen des Kopfes mit Blut versorgt, durch eine Schlinge unterbindet und hierdurch den Blutzufluß zum Gehirn plötzlich hemmt, so nimmt man am Auge eine ebenso plötzlich erfolgende Erweiterung der Pupille wahr; stellt man durch Lösung der Schlinge den Blutumlauf wieder her, so daß das Blut wieder gewaltsam in die Gehirngefäße eindringt, so erweitert sich die Pupille noch mehr. Ob gleich dieses Experiment, wie jede Aenderung in der Blutmasse des Gehirns eine Erweiterung der Pupille bedeutet. Dieser physiologische Vorgang gibt sehr werthvolle Schlüsse, zumal bei Gehirnkranken, bei denen bisher nach Dr. Richard Knolprecht stets ein sehr mangelhaftes Verfahren bei Untersuchung der Pupille stattgefunden habe, weil man diese Thatsachen nicht genau gekannt. Die Wissenschaft wählt überall ihre Hilfsmittel, um ins Innere der Natur zu dringen, leider müssen ihr die unglücklichen kleinen Thierchen zu gräßlichen Experimenten dienen, denn nach dem bedauernswerthen Kaninchen erschienen zwei weiße Ratten. Professor Harley aus London hatte sie vor vier Wochen ohne ihre Einwilligung ihrer Nebennieren und Milz beraubt, sie hatten sich nach acht Tagen dieser gräßlichen Operation schon wohl befunden, während Hunde und Katzen oft nur Stunden und nur ausnahmsweise einige Wochen danach gelebt hatten. Eine Veränderung der Hautfarbe, wie Addison solche bei Krankheit der Nebennieren bemerkt haben will, die in England unter dem Namen Bronzed skin (Bronzehaut) bekannt ist, war augenblicklich.

In dieser Sitzung muß ich noch des berühmten Anatomen Schröder van der Kolk aus Utrecht gedenken, der, obwol im hohen Greisenalter stehend, in seltener Geistesfrische seine reichen Erfahrungen zu immer neuem Nutz und Frommen der jüngern Generation überliefert, in so lebendiger Weise, daß er nicht der Bewunderung, die ihm schon ein halbes Jahrhundert zutheil geworden, sich auch die Herzen aller Anwesenden eroberte. Er legte seine überaus wichtigen Beobachtungen über „das verlängerte Mark" vor. Unter diesem Namen kennt man in der Anatomie den obersten Theil des Rückenmarks, der zwischen Gehirn und Rückenmark mitten inne liegt und beide verbindet und auf Athmen und Herzschlag von einschneidendem Einfluß ist. Die mikroskopischen Untersuchungen Schröder's haben nun ergeben, daß das „verlängerte Mark" ein „Centrum" sei, von dem Nervenfasern ihren Ursprung und Weitergang nehmen; diesem Umstand schreibt man es zu, daß bei halbseitigen Lähmungen dennoch die Muskeln der Brust und des Bauches unserm Willen untertan bleiben und das Herz nicht gleichzeitig mit den Muskeln des Armes gelähmt wird.

Aus diesen Sectionssitzungen strömten die Herren zur zweiten allgemeinen Sitzung, zu der die Damen lange vor der bestimmten Stunde sich wieder in zahlreichster Weise eingefunden hatten. Zuvörderst ward in dieser Sitzung als nächster Versammlungsort Karlsruhe erwählt. Die Frage, ob es nicht zweckmäßig sei, daß die Wissenschaft einmal in Nord- und einmal in Süddeutschland tage, rief die zweite hervor: „Wo eigentlich die Grenze zwischen beiden sei", die Bergrath Noggerath mit den Worten seines Meisters Leopold von Buch beantwortete, der behauptet habe: „Süddeutschland beginne da, wo die kleinen Gläser aufhören und man den Wein aus großen Gläsern trinke", welche Erklärung und Abtheilung der nördlichen und südlichen Grenze Deutschlands mit allgemeinem Jubel zu Ehren des berühmten Geologen angenommen ward. Die Einladungen von Lübeck, Bonn und Aachen fanden keinen Anklang, zwei mal nacheinander in einer und derselben Provinz zu tagen, wäre in der That auch zu viel.

Als die Wahl beendet war, verkündete Geheimrath Dr. Kilian mit vielversprechenden Worten die Einladung nach Köln. Jeder Unbefangene mußte bei der blühenden Schilderung Lust, was dem Patienten dort geboten werden sollte, an die Märchen aus „Tausend und Eine Nacht" glauben und seine Erwartungen aufs höchste spannen — geheimnißvoll sprach er von den Wundern eines Hauses, das wie kein zweites auf Erden sich hier dem Wißbegierigen mit allen seinen Schätzen enthüllen werde — ob er damit das Rathhaus, den Dom meinte, blieb uns Allen zweifelhaft, nur die Hoffnung auf ein nie dagewesenes Jauchzen war in Allen erwacht und das übliche: „Alaf Köln", mit dem der Redner schloß, ertönte im lauten Echo aus Aller Munde wider. Nachdem darauf Hofrath Giesebrecht und Medicinalrath Belz zu Geschäftsführern in Karlsruhe erwählt worden waren, begannen die Vorträge.

Kreisphysikus Schwarz aus Sigmaringen berichtete über die Stellung der Seelenheilkunde (Psychiatrik) zur Naturforschung und speciell für

die Medicin. Wie Dr. Richarz hob auch er hervor, daß den meisten Aerzten die Fähigkeit, Irre zu heilen, durchaus abgehe, es daher von großer Wichtigkeit sei, daß man nicht blos in Irrenanstalten irrenärztliche Praxis erlange, sondern Lehrstühle und Kliniken dafür überall errichtet würden, zumal die Zunahme von Nervenkrankheiten und die daraus entspringenden Seltsamkeiten erwiesen wären.

Denn wie „teufelisch", der menschliche Geist, bewies ein komischer Zwischenfall. Der Redner citirte nämlich die Worte eines berühmten französischen Irrenarztes, der sehr richtig gesagt habe: „On emprisonne les sages et laisse courir les fous." Freundlich wollte er die deutsche Uebersetzung dieser kleinen Phrase selbst geben lassen, als ein allgemeines oh! oh! ihm die allgemeine Indignation darüber kundthat; sein Unglück, der männlichen Gelehrsamkeit gegenüber, ein wenig zu bemänteln, sagte er, sich überaus verbindlich den Damen zuwendend: „Für die Damen" — O seelenkundiger Mann, das hättest du als feiner Psycholog doch wissen müssen, daß diese sich nun vollends bis ins „verlängerte Mark" hinein verletzt fühlen würden!

Lieber war es gut, daß Professor Helmholtz, dieser scharfsinnige Physiker, der wie kein Anderer sich die Mechanik dienstbar gemacht und dadurch so Ausgezeichnetes zu leisten im Stande ist, wie bei den sonst getrennten Fächern nie erreicht worden, der Versammlung neue Gesichtspunkte aufstellte. Wer nicht ganz unbewandert in den Naturwissenschaften, weiß, daß der genannte Redner der Erfinder des „Augenspiegels" ist, eines Instruments, dessen sich in neuerer Zeit Aerzte und Aerztinnen vielfach zur Prüfung kranker Augen bedienen. Hier zeigte der mit lautem Beifall begrüßte Redner, wie dieses Auge, dieses einzige Auge schon den gewöhnlichen Mann ahnen läßt und dem auch das ästhetische Gefühl in der Unterhaltung nach seiner Seite hin fehlt, das von ihm neu construirte Teleskop. Klar und verständlich sprach er über die Theorie des Sehens, d. h. über die Weise, wie die Gegenstände sich auf der Netzhaut abbilden. Er hob die Merkmale hervor, nach denen wir die verschiedene Entfernung der Gesichtsobjecte beurtheilen, wie der Einfluß der Luftperspective und der Schlagschatten auf das Zusammenwirken beider Augen influire und die Verschiedenheit der Ansichten hervorriefe, welche unsere beiden Augen uns von dem Gesichtsobjecte gäben, die — richtig verbunden — Hülfsmittel des plastischen Eindrucks wurden, den wir durch das Stereoskop empfangen. Nur ferne Gegenstände sind die Ansichten beider Augen nicht verschieden genug und der Zweck seines Telestereoskops besteht eben darin, die Distanz der Augen künstlich zu vergrößern. Nachdem einem älteren ohne Vergrößerung zwar das neuconstruirte Instrument von Himalayer Vergrößerung, das die Vortheile des Teleskops und Stereoskops verbindet, genau betrachtet und später auf dem Balkon des Anatomiegebäudes aufgestellt. Sein Vorzug besteht darin, daß es dem Auge die landschaftlichen Bilder plastisch näherrückt.

Dem gediegenen Vortrage des Dr. Karl Schimper, dessen wir schon in vielen Blättern speciell erwähnten, konnten leider kaum die allernächsten Zuhörer folgen, da sein schwaches Organ wie der saftreiche Distrikt das Verstehen unmöglich machte. Er gab Anschauungen über die Structur der vegetabilen Zellhaut. Das oft besprochene und bisher noch nicht positiv festgestellte „links und Rechts" in der Natur, das die beständigen Drehungen von der einen zur andern Seite im Pflanzenreich umfaßt, wie wir solches an Bohnen, Winden, Hopfen u. s. w. wahrnehmen, erklärt er durch Verminderung der Schwere und weist noch, daß es in irgendeiner Weise an jeder Pflanze der höheren Abtheilungen vorkomme. Dieses suchen stellt er als das sichere, physikalische und mathematische Klarheit gewährende Mittel hin, die Structur und gesammte Persönlichkeit der Zellhaut wissenschaftlich festzustellen, da nur eine Zusammenfügung ähnlicher Körperchen, deren große Einfachheit annehmen ist, solche Gebilde bei Dehnung und Wiederbewegung geben kann.

Der Goldene Stern mußte heute dem Hôtel Royal weichen, doch waren die Tafelfreuden sehr begehrt, denn es galt, nach der Frauenarbeit die Trümmer jener vielbesungenen Ritterburg Rolandseck und den wasserarm ausgebrannten Vulkan des Nonnenwerth, den Petersberg, in Augenschein zu nehmen. Die Geologen scharten sich um den Geheimrath Noeggerath, jener alle Naturforscherinnen, es macht mit der Jugend als ausgebrannten Vulkanen Halt und, es verlohnen, den von Epheu und Geißblatt umschlungenen Ärmerbogen aufzusuchen, von welchem aus der Ritter hinab ins Thal zu dem gegenüberliegenden Kloster Nonnenwerth, ein zweiter Ritter Toggenburg — schaute.

(Den zweiten und letzten Bericht in nächster Nummer.)

Anregungen.

Die Freundin eines Dichters.

Das sonderbare Erstaunen von der Erscheinung einer Künstlerin oder einer Dichterin nicht berührt oder getroffen werden, erklärt sich — abgesehen von jener natürlichen Neigung — zumeist wohl aus den natürlichen Empfindungen des Mannes überhaupt.

Er scheint es instinktiv, dem Drang der besten Weiblichkeit entrückt auf steilen Höhen und schönen Orten einer still gleichen Aufgabe zu wandeln, in Gedanken und Gedichten zu schwärmen und weltentrückten an einem Monument, immer der Welt „eine schöne Seele" zu scheinen. Wenn sie Zeugen der Wirklichkeit in eine Verbindung bringen, so haben sicht sie noch einen poetischen Schimmer, wie Frauen Künstler schon zu Antonia bemerkt.

Solche Neigung heißt seinen Sieg, sie verbirgt sich unter dem bedeutenden, verheißungsvollen Namen der Freundschaft. Oft ist auch etwas Mütterliches im Spiel oder in der Bewunderung um den Freund einer harte, prosaische Wirklichkeit, die seine Talente nahen vom Wohlleben ruhen. Aber bei alledem, trotz dieser ihrer Verschiedenheit, vergessen sie niemals darüber von dem Ziele der Ehe, der Liebe, der Leidenschaft und der ganze Kunstbegriffe Naturen eine recht merkwürdige Umgestaltung bekommen. Ein Hauch auf die Gedichte ist der Dichterin, sie spannt sich in dem Wunsch ihres eigenen „Überwiegen" Interessantheit, der die ganze übrige Welt nur zum Hintergrunde dient. Und nur entdecken sie kaum bei dem Erwachen auf diesem Traum von der unbedeutendsten Wirklichkeit der Dichter.

„Leben und Dichten der Gräfin Elisa zum Rhonfeld", von Mund. Emil Ferdinand Elling. Mannheim & Leipzig (Berlin, A. Duncker, 1837). Das wenig und fast nur Falsches verrät der Verfasser über seine Heldin. Seine Jugendliebe hat Elisa mit Stolz vom Papier, dem sie sonstige Aufsätze der Eltern ihren „Wilden Jagd", verbannt, heim ersten Blick sieht man, der Romantik der Dichterinnen, eine gewisse Absichtlichkeit in dem Gefühlen Papier d'hôtelmäßig das junge, phantastische Mädchen in Herz Herzlich zu wälzen. Statt sich allmählig in Poesie der Wirklichkeit und einer mäßigen, nicht zu ungeduldigen Neigung zu beruhigen, wird dem Elisa immer mehr zu einer Sucht, an der Herz und Gemüth kranke Theil haben, denn Dichterinnen verlangt die junge Frau nicht an einem Gegenstand, sondern, wenn man so sagen darf, an den Begriff, an der Allgemeinheit des ganzen Seins selbst. Diese Sucht, insbesondere, beschäftigte Damen verbindet Elisa und mit Recht, denn in vielen jungen, schwärmerischen Frauen ist es die Wirkung der Herrlichkeit, ihre Jugend zu Ende, die sie mit Du enden. Wie hatte sich auf den Seele einen Wirkung Malen können? Die ganze Zeit hatte einen romantischen Zug, man sprach nur vom Heraustreten der Mittelalter, von der Verehrung der „schönen Seelen". Da kommt der Arzte. Jetzt anders, als er ihn erwartet. Ein Garnisonleben in Westfalen mit einer Frau wie Elisa nicht beschäftigen, ein Mann wie Ingwin, der nichts ist als ein guter, ehrlicher, aber grundlicher Reiteroffizier, kann sich mit den Ideen, die Elisa durchdringen, Gespräche seiner Gattin nicht beschäftigen. Diese Menschen gehörten nicht zusammen, sie trennten sich. Sie thaten es nicht, wie die Kritik es sagt nach 30 Jahren verlangt hat, mit einem Aufwand von Schmerz und tragischen Scenen, sondern ruhig aus sich, wie Menschen, die einen für drückenden Contract lösen und — dem Beispiel hunderter anderer Menschen folgen. Durch diesen Schritt sah sie besonders angenommen zu werden, und Niemand zu bedauern brauchen, und wer wollte einen Stein auf sie werfen?

Nach der Trennung von Ingwin ging Elisa ein Verhältniß mit Immermann ein, dessen Werken wir oben Lobsprüchen. Was sie macht sie merkwürdig und neuen sie den Nachkommen. Anfangs fühlten sich Beide glücklich, gefördert, der Dichter fand Anregung bei der talentvollen Frau, sie sah sich in ihm geliebt, von einem sie verstehenden Kreis umgeben, sie war einmal eine feine Rose. Das sie von seinem besten Standpunkt betrachtigen, ihre ästhetischen Betrachtungen und die Vergleichung mit Laura oder Dionysia von Hohe, die sie in sich vollzog, sahen sollte, um „Frau Immermann" zu werden, wäre nur Natur: aber es ist das Wesen solcher Verhältnisse, daß sie in der That schweben, sie würden ihren Schimmer, ihre Farbe und Feine verlieren, wollten sie auf Boden. Allmälig lockerten sich die festen Fäden: der poetische Reichthum der Dichterin legt ihm die Sorge der Ärztin gering erscheinen und jene unwiderstehliche Macht der Natur, die der Mann gerade dann am heftigsten noch einmal empfindet, wenn er mit 40 Jahren an die Grenzlinie der mächtigen Kraft angekommen, rächte sich. Immermann sah ein junges, blühendes Mädchen, das ihm einen Eindruck machte besonderer Art als sie ihm an Jahren durch „Erfahrung". Das ist die Macht, die jeglich auch den Geist ergreift. Die Gattinnen, Treue und Talente wachen, natürlich sie als wurden. Sie sahen im Frauenthum nichts selbständig Berechtigtes, sondern nur eine Ergänzung des Mannes, „des eigentlichen Menschen". Die Orientalen denken noch so. Wir lernten Immermann in jenen Prachtgemälden kennen und haben nach seinem Tode in einem Nachruf „Immermann in Hamburg" („Vermischte Schriften", Bd. II), der Ärzte und Gattin gedenkt, die er durch den Anklang seines „Münchhausen", durch die Aussicht auf eine Verbindung mit Jugend und Leben gewonnen. Er ist Aerzte, rasch Partei, Leben — und reiste doch zum letzten „schweren Gang" nach Hessen, um von der meinen

den und beleidigten Gloria Abschied zu nehmen.' Es sind die Männer — wenigstens die auf der Schule der Antike, Goethe's und der Natur.

Das Mitgefühl mit dem Leiden einer schönen, gebrochenen Seele entschuldigt die harten Worte, die Fürmilla Rüting auf Immermann häuft. Sie fühlt in dieser Herzensklage mit dem verlorenen Gliede, das durch den plötzlichen Tod des Dichters gleichsam für die Gemeinschaft desselben auch nichts die Genugthuung des Schicksals erhielt. Gloria hat dann, wie der Biographin liebevoll beobachtet, noch eine Reihe von Jahren seinem Andenken gelebt und konnte sogar noch Helfer auf die Vergangenheit zurückblicken, als verlautete, Frau Immermann, der Dichterin Mutter, hätte wieder geheirathet. Ach, und noch mehr! Selbst wenn Immermann nicht gestorben wäre, hätte die „Arzentin" erleben können, daß der Dichter nach dem Erlöschen der letzten Aufflackerung der männlichen Kraft in stillen Stunden sich zu ihrer weichen Pflege und liebevollen Obhut vielleicht zurückgesehnt hätte? Also das ist Männerart, Männerschicksal! Wir vermögen weder Fürmilla Rüting Recht zu geben, die den Dichter anklagt, noch einem Andern, der ihn vertheidigt, deshalb vertheidigt, weil Immermann in dem neuen Verhältniß ein ganz glücklicher Familienvater geworden sein soll. Die Kritik steht so am Leben aller außerordentlichen Menschen und hält ihnen vor, was da ihrer wichtiger gewesen wäre und was dort. Das Weber ist hier allein, daß man mit einem vollendeten Akte einmal im Triumph und Jubel fortschreiten kann, ein andermal in seine Fesseln gerath. Als Zeus Semele beglückte, verging sie im Feuer. Wir wollen dem Genius nicht Recht geben in Allem, was er sich zu erlauben berechtigt glaubt, aber die Civilisation hat zu einem großen und wichtigen Baume manche Thatsache erbeten, die, für sich neu wahren Werth nur ein kleines Gerüst, ihm kaum bis an die Krone reicht.

Moral im Lichte der Aufklärung.

Weil die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts eine trübe, platte, oft des tiefern Gehalts bare war, hat das Wort Aufklärung einen üblen Beigeschmack bekommen. Und weil es einen trüben, oberflächlichen Humanitarismus gibt, verfehlen die theologischen Umsicht- und Rücksichtsmenschen — aber mit Unrecht — die Aufklärung überhaupt. Es liegt einmal in der menschlichen Natur, für das Falsche und Verderbte, das sich einer guten Sache anhetzt, die Sache selbst büßen und die mangelhafte Ausbildung eines an sich richtigen Prinzips dem Prinzip selbst zur Verdammung gereichen zu lassen.

Aber weit entfernt, aus dem Talein einer falschen Aufklärung zu schließen, daß es überhaupt mit der Aufklärung nichts ist, sind wir vielmehr bestrebt, die wahre Aufklärung durch die wahre zu verdrängen und sie zum Bewußtsein und zur Geltung zu bringen.

In der neuesten ethischen Literatur haben wir nun keine Schrift gefunden, die so richtige Begriffe über den Humanitarismus und die humanitäre Lebensanschauung entwickelt, als die „Wanderungen eines Irrgenossen auf dem Gebiete der Ethik von Anton Ritz" (zwei Bände, Hamburg, Hoffmann & Campe. 1857.) Der alten dualistischen Moral gegenüber, welche den Menschen in zwei, aus verschiedenen Welten stammende Theile ein sinnliches und übersinnliches, gespaltete, ist der Verfasser bestrebt, die Einheit und Ganzheit des Menschen zum Bewußtsein zu bringen und den ethischen Gegensatz zwischen gut und böse, zwischen Pflicht und Neigung aus den verschiedenen Seiten und Sphären der einen menschlichen Natur abzuleiten, statt, wie die offenbarungsgläubigen Moralisten thun, das Gute und die Pflicht nur von oben und außen an den Menschen herantreten zu lassen, die menschliche Natur an sich aber als böse zu betrachten.

Die humanitäre Weltanschauung charakterisirt sich danach, daß man nach ihr, was in der Moral das Gute und das Böse heißt, auf gleiche Weise aus der menschlichen Natur ableitet, „wie man etwa Alles, was ein Stein thut, aus der Natur eben dieses Steins zu erklären hat." Hier und, vom hiesigen Gesichtspunkte aus, gibt es kein Gutes, das der menschlichen Natur widerspricht, kein Böses, das wir uns durch Offenbarung oder durch den dem unsrigen entgegengesetzten Willen Gottes kennenlernen müßten. „Auch für den Humanitarismus*) gibt es Pflichten, wenn auch in einem ganz andern Sinne wie für die frühern Standpunkte; Pflichten, die dem ungebildeten Menschen wenigstens theilweise gegen seine natürlichen Triebe zu sein scheinen und auch in der That nicht unmittelbar Neigungen jedes Gemüths entsprechen. Aber dem Humanisten gilt Das, was in der Moral die Pflicht heißt, oder das Gute zu Thun, was in ihr das Böse genannt wird, in einem höhern Gesichtspunkte als in der Moral etwa eine einzelne Pflicht zu einer andern, sondern Beides entspringt für ihn aus derselben, in sich einigen menschlichen Natur, aus denselben Trieben, aus gleich nothwendigen Trieben."

Nach dieser Auffassungsweise ist es nicht Widerspruchsvolles, wenn derselbe Mann sich heute in die Arena über ein neues Kleid so zu sagen verliebt und sich morgen in die Flammen stürzt, um ihr Kind zu retten. — aber wenn ein Mann, der in der Regel seine Reisen schreibt oder an die Börse geht, ausschließlich, um Geld zu verdienen, sobald es sich um allgemeine Interessen handelt, unbekümmert um den eigenen Vortheil, als Freiwilliger eintritt und unerschrocken den feindlichen Kugeln entgegengeht. Es hat sich bei dem ersteren nicht zu schämen und braucht bei dem andern seine Neigungen nicht erst zu tödten.

*) Wir legen statt „Humanitarismus" Humanismus die Bedeutung unterschieden wissen, indem wir unter dem letzteren die gesittete Schulbildung, die Humanität, d. h. sittliche Richtung und Bildung, unter dem ersteren die rationalistische Verirrung in Dem, was das Wesen der Humanität bildet, verstehen.

sondern er thut Beides ohne Kampf und ohne Berechnung einfach, weil sein Herz ihn dazu treibt, das in dem Glück, welches den ihm Folgenden zu theil wird, die Bestätigung seines Rechts findet.

Von diesem humanitären Standpunkte aus, der das Moralische nur eine Naturerscheinung aus dem Wirken des Menschen betrachtet, entwickelt der Verfasser eine Fülle von ethischen Betrachtungen über das menschliche Leben, die sein Werk nicht blos zu einem lehrreichen, sondern auch zu einem unterhaltenden machen. Die Moral hat nur allzu lange die Idee eines Normalmenschen festgehalten, der nirgends in der Wirklichkeit anzutreffen ist, hat nur allzu lange in einseitigen Gegensätzen sich bewegt, den Menschen bald zum Sclaven machen wollen, bald seine Natur durchaus egoistisch und aller sittlichen, uneigennützigen Antriebe bar genannt.

Gegen die überschwängliche sclavische Moral bemerkt der Verfasser, daß sie mit ihrem nebelhaften Ideal in der Regel zu dem Entgegengesetzten von dem führe, was sie beabsichtigt. „Sehe ich erst ein, daß das vorgeführte Ideal ich doch nie verwirklichen kann, daß an meinem Leibe seine Anlagestellen für die Flügel sein, so wird Jedermann gerühmt, was, mit Bewußtsein vollführt, das Allerunsittlichste ist. Dann werde ich nämlich das Ideal und das Leben nothwendig trennen müssen. Dann habe ich höchstens einzelne Stunden der Schwärmerei, dann habe ich in meiner großen Wohnung eine kleine Oede für mein Ideal. Mein übriges Leben, die ganze Oede außer dieser kleinen Oede ist dann volle Lüge." Hiermit hat der Verfasser treffend die Verirrungen der hyperidealistischen Moral gezeichnet.

Eine andere Einseitigkeit betrifft, die alle Handlungen des Menschen aus dem Egoismus ableitet, so vermißt der Verfasser auf derselben Thaten, die sich nicht aus so niederem Antrieb erklären lassen. „Wasserscheu tritt in der Schlacht die Speere der Feinde zusammen und drückt sie sich in die Brust, um den Umgestoßenen eine Gasse zu bahnen. Noch einem Augenblick vorher hatte er an sich selbst gedacht, noch an seine Kindchen, hatte seinen Mitkämpfern empfohlen, daß sie für sein Weib und seine Kinder Sorge tragen möchten. Aber seine That lebt, wie kann man sie aus Egoismus erklären? Wie erklärt man auf diesem Wege, daß Sokrates in der Schlacht sein Leben wagt, um Alcibiades zu retten? Man wird doch natürlich nicht im Ernst behaupten wollen, Sokrates habe vor dieser That überlegt, Alcibiades werde ihm später einmal dafür einen Gegendienst erweisen."

Nordische Poesie.

Den Ertrag der alten und echten Volkspoesie werden interessiren „Schwedische Volkslieder der Vorzeit. Aus der Sammlung von Geijer und Afzelius. Im Versmaß der Originale übertragen von A. Wartenz. Mit einem Vorwort von Ludwig Uhland" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1857).

Balladen und Romanzen sind dies, die in den Kreisen des Adels entstanden und gesungen wurden und erst allmälig in die niedrigern Schichten des Volks hinabstiegen.

Schweden ist ein Land voll Seen, das Meer hat die ersten Thaten seiner Männer gesehen und so kann es nicht Wunder nehmen, daß Nixen und Meermänner eine große Rolle in diesen Sagen und Liedern spielen.

Da der Adel sie gedichtet, treten die Mädchen nur als Prinzessinnen, die Männer nur als Herzöge und Königssöhne auf; wenn ja einmal ein „Bootsmann" ein adeliges Fräulein gewinnt, so ist er, wie in Komödien, nur verkleidet oder ein verwunschener Prinz, und das Hirtenmädchen, das mit ihrem Gesang den König des Landes bezaubert, entbehrt doch wenigstens der „Goldhaare" nicht. Liebeslust und Leid und die tragischen Verwickelungen, die ihnen folgen, bilden den Gegenstand aller Volkspoesie, so auch dieser; ihr Werth besteht in der Kraft ihres Ausdrucks, in der heroischen Härte und Schärfe ihrer Gestalten. Das melancholische Element fehlt ihnen ebenso wenig. Was mit aus Erfahrung und Erkenntniß schließen, daß jede, den Menschen ganz beherrschende Leidenschaft ihn endlich stürzt und daß somit, was ihn groß gemacht und über die Andern erhob, auch die Ursache seines Falles sei, aus Instinct ahnt dies das Volk.

Glossen

von E. Scherzer.

Ein bekanntes londoner Handlungshaus, das in überseeischen Waaren macht, weist in einem seiner jüngsten — Geschäftscirculäre den wachsenden Reichthum und die rasche Zunahme des Wohlstandes der civilisirten Völker. „Nicht blos in den Augen dieses Kaufmanns sind Civilisation und — Jahresbilanz gleichbedeutend."

* *

Neben ist Silber und Schweigen Gold, letzteres nicht immer echter.

* *

Gute, emporgekommene Menschen darf man an ihre frühere Niedrigkeit erinnern, ohne sie zu verlegen. Der gemeine Parvenu haßt diese Erinnerung und Den, der sie anregt.

* *

Es gibt Gemüther, die gleichen den Dornen an verdorrten Rosenbüschen. Wozu noch ihre Schärfe, ihr eitles, spitzes Wesen? Man läßt sich's gefallen an der duftigen, lebensfrischen Blume, aber noch am Blütelosen, dürren Stiel?

* *

Ja, manchmal „merkt" man die „Absicht", aber statt „verstimmt" zu werden, empfindet man — eine ungeheure Heiterkeit.

* *

Der gemeine Egoist fragt seinen Nebenmenschen nicht: „Wie kann ich dir, wie kannst du mir nützen?" sondern „Wozu taugst du mich brauchen?"

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band — Nr. 9. — Wöchentlich ein Bogen. Vierteljährlich 20 Ngr.

Ada.

Eine Herzensgeschichte von Amara George

II.

Drei Tage später saß der Doctor über seinen Büchern und Studien, mit denen er, kurze, einsame Spaziergänge abgerechnet, ausschließlich sein Leben zubrachte. Eben jetzt war er wieder so darein vertieft, daß er ein leises Klopfen an der Thür zu wiederholtem male überhörte, bis ihn endlich eine geräuschvollere Berührung des Schlosses aufmerksam machte. Da er selten oder nie Besuche bekam, sprang er überrascht von seinem Sitze auf, strich, während er zur Thür ging, die gerwühlten Haare glatt, nicht ohne mit einiger Verlegenheit das eben nicht sehr aufgeräumte Zimmer zu überblicken; dann wich aber sogleich dem Ausdrucke wahrer Herzensfreude, als er seine kleine Freundin Ada vor sich erblickte.

„Grüß' dich Gott, du liebes Kind", rief er ihr entgegen und führte sie in das Zimmer; „du hältst also wirklich Wort und besuchst mich armen Einsiedler; das freut mich recht herzlich!"

Ada war im Anfang ein wenig schüchtern und suchte umsonst die aufgeregte Röthe zu verbergen, als sie aber so freundlich empfangen wurde, da thaute sie bald auf und sie theilte ihm vor allem mit, daß sie ihre Schuld noch nicht abtragen könne und daß sie eigentlich nur gekommen sei, sich deßhalb bei ihm zu entschuldigen.

„Wie, du Kind denkst allen Ernstes daran?" frug Fritz heiter; „das sollte mich ja sehr ärgern und wenn ich es im voraus gewußt hätte, so würde ich meine Thür vor dir angeschlossen haben. Doch — da bist du nun und bleibst recht lange bei mir, nicht wahr?"

Das Kind konnte fühlen, daß es dem Einsamen eben recht gekommen war; deßhalb entgegnete sie auch mit holdseligem Lächeln um das liebe Mündchen: „O, ich bleibe bei Ihnen, solange Sie mich behalten, und es ist vielleicht auch gut für Sie, wenn Sie mit der Arbeit für heute aufhören; Ihr rechtes Auge ist ganz roth. Was thun Sie denn den ganzen Tag?"

„Ich bringe fast den ganzen Tag nur mit Lesen und Schreiben zu und bin heute vielleicht schon zu angestrengt darüber gesessen, wie du sehr richtig meinst. Deßhalb lege dein Hütchen ab und bleibe bei mir! Wir wollen miteinander plaudern, Bilder und Alterthümer betrachten, kennen auch, wenn du Lust hast, in den schönen Garten am Hause gehen. Ganz wie du willst."

„O, dann bitte ich, daß wir hier in Ihrem Zimmer bleiben und daß Sie mir zeigen, was Sie heute gelesen und geschrieben haben! Ich kann mir gar nicht denken, wie ein Mensch den ganzen Tag damit verbringen kann. Schreiben Sie denn nur Briefe?"

„Briefe?" rief der Doctor überrascht; „Gott behüte! Ich schreibe kaum alle Vierteljahr einen."

„Ei, was schreiben Sie denn dann?"

„Das sollst du gleich sehen, du geborene Examinatorin; hier ist meine Mappe, hier sind meine Papiere; da sind die Bogen, die ich heute

vollgeschrieben und da und auch die Bücher, aus denen ich heute, wie den Menschen, Weisheit gezogen."

„O du mein Himmel, das ist ja Alles lateinisch oder griechisch!" unterbrach ihn Ada staunend.

„Freilich", antwortete Felix und lächelte. „Das wird dir aber langweilig sein, nicht wahr?"

„Ich verstehe wenigstens nichts davon, als etwa aqua, das Wasser, und stella, der Stern, was mein Bruder Ferdinand so oft deklinirte, bis wir es Alle mit gelernt hatten. Sie sind also ein Gelehrter?" frug sie wie schmerzlich enttäuscht.

„Die Leute nennen uns allerdings so; warum machst du aber plötzlich ein so trübes Gesichtlein, Kind?"

„Ach, wenn Sie ein Gelehrter sind, dann darf ich nicht öfter zu Ihnen kommen, dann will ich lieber gleich wieder gehen."

„Was fällt dir denn ein, meine liebe Ada! Ich habe dir ja schon gesagt, wie angenehm du mir bist!"

„Ja, das haben Sie wol gesagt; Tante Lina aber sagt immer, die Gelehrten seien alle närrisch und — und —"

„Nun — und?"

„Man müsse sich in Acht vor ihnen nehmen, denn — denn —"

„Nun — denn?"

„Sie wollten alle die andern Menschen auch närrisch machen", schloß Ada rasch ihre Rede, die dem Doctor ein herzliches Lachen entlockte.

„Deine Tante hat eben keine sehr günstige Meinung von uns; doch will ich dir einen guten Rath geben; weißt du was? Probire es einmal mit mir und wenn du merkst, daß sie Recht hat, kannst du ja davonlaufen; außerdem aber must du sie belehren und unsern armen Stand rechtfertigen. Willst du?"

„Herr", sagte Ada mit wiedergewonnener Zutraulichkeit und schlug in die dargebotene Hand; „Sie sehen mir auch gar nicht närrisch aus. Ach, wie schön schlingt sich der Epheu durch das Zimmer! Und welche prächtigen Kupferstiche! Wo haben Sie sie fast alle auch; das freut mich, nun werde ich nie mehr daran vorbeilaufen oder sie anschauen, ohne daß ich dabei an Sie denke. Sie wohnen hier wunderschön, so mitten im Grünen und bei den Rosen und Vöglein. Ich wollte, wir wären auch hier außen; da gefiele es mir viel besser als in der Stadt; sie ist wol auch schön und ich laufe recht mit Herzenslust durch die langen und kurzen Straßen und Gassen und über die herrlichen Brücken. Papa sagt uns auch immer, wir dürften stolz sein, daß wir in Nürnberg geboren wären, denn Nürnberg sei eine der schönsten Perlen Deutschlands und wenn wir von der äußersten Stadtmauer anfingen, so könnten wir in jeder Straße bis zur entgegengesetzten Seite der Stadt eine seltene Schönheit oder eine merkwürdige Erinnerung auffinden, und dann sagt er auch, daß man nirgends eine Lorenzer- und eine Sebalduskirche, einen Schönen Brunnen und eine Burg wie bei uns fände, und daß es auch nicht leicht wieder einen Kirchhof wie unsern von St.-Johann's mit Namen wie Albrecht Dürer, Veit Stoß, Adam Kraft, Peter Vischer und sonst noch so viele andere gäbe. Aber Sie sprechen so ganz anders als alle meine Bekannten; nicht wahr, Sie sind kein Nürnberger?"

„Nein", antwortete Felix, „ich stamme aber auch aus einer schönen Stadt, von der du gewiß schon gehört hast. Meine Vaterstadt ist das alte heilige Köln am herrlichen Rhein."

„O, so weit kommen Sie her? Freilich habe ich schon von Köln erzählen hören, und mehr noch vom Rhein, den ich gar zu gern einmal sehen möchte. Papa war in seiner Jugend auch lange Zeit dort gewesen in — in —"

„In Düsseldorf vielleicht?"

„Ja, in Düsseldorf und spricht immer mit Begeisterung von seinem damaligen Aufenthalt; er hat noch viel liebe Freunde dort und möchte sie schon längst wieder einmal aufsuchen; wird es ihm einmal möglich, so hat er mir versprochen, mich mitzunehmen. Das wäre ein Glück! Aber wenn es dort so schön ist, warum gingen Sie denn fort, Herr Doctor, und warum sind Sie denn hier?"

Der Befragte antwortete mit einem halbunterdrückten Seufzer, die erste Frage ignorirend: „Ich will Nürnberg mit seinen Kunstschätzen und Alterthümern kennenlernen und wie ich merke, kannst du mir dabei gar sehr an die Hand gehen. Willst du mir versprechen, mir Alles davon zu erzählen, was du weißt und mich auf Alles aufmerksam zu machen, was dir schön und bedeutend scheint?"

„Gewiß und mit tausend Freuden", antwortete Ada lebhaft und freudig; „aber damit werden wir heute nicht fertig!"

„Nein, Kind das kann ich mir denken; deshalb mußt du mich recht oft und auf lange Zeit besuchen; wirst du das?"

„Warum denn nicht, Herr Doctor", entgeg-

sete Ada rasch; „die Schule dauert nur von 8—11 Uhr Morgens und von 1—3 Uhr Nachmittags, Mittwochs und Samstags fallen sogar diese beiden Stunden weg; die Schularbeiten fertige ich in einer halben Stunde und dann hab' ich nichts mehr zu thun, als unsern alten Onkel oder die beiden Tanten zu besuchen, und kann treiben was ich will. Papa will nicht haben, daß ich schon häusliche Arbeiten verrichte; das kann Schwester Louise und die alte Bärbel thun, und nähen und stricken, sagt der Papa, kann ich auch noch genug in meinem Leben, jetzt soll ich noch mein Leben genießen. Darum lauf' ich viel spazieren und kann künftighin zu Ihnen kommen, so oft es Ihnen recht ist."

„Dann darfst du zu jeder Tageszeit kommen, mein liebes Kind", sagte Aelie. „Ich will dieser Tage auch einmal zu deinem Vater gehen, damit ich auch zu dir kommen kann."

„O ja, thun Sie das! Wie wird sich mein Vater freuen, einen so schönen und guten Herrn zu sehen! Er wird Sie gewiß gleich malen wollen! Aber er kommt erst in zwei, vielleicht auch erst in drei Monaten von seiner Reise zurück; das ist Schade!"

„Nun, so besuche ich ihn dann", tröstete Aelie. „Du wirst mich aber für einen getreuen und untreundlichen Wirth ansehen, da ich dir nichts zum Genießen anbiete."

„O, ich danke schon für Alles! Ich kann mir denken, daß Sie nichts zu Hause haben; aber ich habe für Sie und für mich genug Vesperbrot bekommen, sehen Sie?"

Ada nahm aus ihrer kleinen Tasche ein Stückchen Schwarzbrot und zehn bis zwölf getrocknete Pflaumen und Birnen.

„Wenn es Ihnen recht ist, so theilen wir uns darein; dies sind Hutzeln, die mir selbst gedörrt haben; sie schmecken ganz trefflich und das Brot ist diesmal auch ganz besonders gut; wir haben gestern einen Laib von unserer Milchbäuerin geschenkt bekommen; kennen Sie das Bauernbrot schon?"

„Nein, es sieht aber delikat aus; unter der Bedingung, daß du das nächste mal mein Gast bist, esse ich nun mit dir."

Beide griffen zu und Aelie pries lächelnd das leckere Mahl.

„O, ich hatte mich so auf den Besuch bei Ihnen gefreut", sagte Ada, indem sie ihrem Freunde die große „Hutzel" brachte, „daß ich mein Vesperbrot ganz vergaß; jetzt schmeckt es darum um so besser, obwol mir die Hutzeln schon lange ein bischen fatal werden, weil wir sie den ganzen Winter bekamen. Aber nun gibt es bald Kirschen und Erdbeeren!"

Das kleine Mädchen schwatzte immer so zu und war nur still, wenn sich die Zähne in das Brot oder in das trockene Obst vergruben. Aelie, der sonst um diese Zeit nie etwas zu genießen pflegte, zeigte diesmal aber guten Appetit und so war der kleine Schmaus bald beendet.

„Darf ich Ihnen nun aber etwas sagen?" frug Ada, nachdem sie einmal rund im Zimmer herumgegangen war, mit feinem Lächeln.

„Alles was du willst", antwortete Aelie.

„Wissen Sie auch, daß es gar nicht ordentlich bei Ihnen aussieht, daß die Bücher, die Bilder, die Meubles nicht voll Staub liegen und daß nichts einen schönen sauberen Platz hat? Es könnte viel netter bei Ihnen sein!"

„Ja, meine liebe und getreueste Freundin, das weiß ich recht wohl; ich kann es aber wahrhaftig nicht ändern", entgegnete ihr Aelie mit komischer Trauer und Betrübniß in Miene und Ton.

„O bitte, bitte", rief Ada und sprang lebhaft auf ihn zu, „erlauben Sie mir, daß ich Ihnen künftig Ordnung mache, den Staub abwische und Alles nett erhalte. Ich kann dazu alle Tage kommen, Sie brauchen sich gar nicht um mich zu bekümmern und auch nicht zu suchen, daß ich Ihre Papiere in Unordnung bringen werde, die laß' ich ganz ruhig liegen. Ach, bitte, sagen Sie ja!" bettelte sie, als Aelie einen Augenblick überrascht schwieg; er sah ihr dabei so innig und lieblich an, daß er sie bei der Hand nahm, ihre weichen Locken strich und sagte: „Willst du was? Komme alle Tage zu mir und so oft du kannst, wenn du dann Lust hast, kannst du hier Ordnung machen, außerdem können wir auch Besseres miteinander treiben, ein gutes Werk wirst du aber allerdings damit vollbringen."

„Danke, danke", rief Ada und drückte seine Hand mit ihren beiden kleinen Händchen; „und nun kann ich ganz heiter und ruhig von Ihnen weggehen, ich sehe Sie ja morgen schon wieder."

„Wärst du noch ein wenig bei mir geblieben", bat Aelie; „es ist ja noch lange heller Tag!"

„O gewiß möcht' ich noch bleiben; ich muß aber noch ein bischen zu meinem alten Onkel gehen, ich besuche ihn alle Tage und gewiß wartet er jetzt schon auf mich. Morgen — morgen komm' ich wieder!"

Mit diesen, mehr sich, als ihrem Freunde

gesagten Worten legte sie sich den Strohhut auf das Köpfchen, schlang die Mantille um und reichte dann mit der holdesten Innigkeit dem jungen Manne das Händchen, ihm rasch Adieu sagend und flüchtig und leicht die Treppe hinabspringend.

Felix trat an das Fenster und sah ihr mit heitern Blicken nach.

„Ein liebliches, reizendes Intermezzo mitten in die Leere und Eintönigkeit meines jetzigen Lebens", sagte er zu sich, „und wie von einer gütigen Vorsehung mir eben in diesem Augenblick gesendet, wo ich das Studiren und Brüten in alten, todten Dingen recht herzlich satt habe! Das Kind bringt mit in der That einen Hauch frischer, gesunder Jugend in die öde Brust und läßt mich den ewigen Gram etwas vergessen — vergessen? Wenn ich das könnte!"

Düsterer Ernst lagerte sich wieder auf sein edles Antlitz; mit melancholischem Blick sah er in die schöne Natur hinaus, die ihm auf der einen Seite entgegenlachte, während ihm die andere die alte ehrwürdige Stadt im vollen Glanze der Abendsonne zeigte. Ein schwerer Seufzer hob seine Brust und wie unwillkürlich nahm er eine zierliche Mandoline von der Wand, lehnte sich träumerisch an das Fenster und sang mit weichem, wohlgebildetem Tenor:

Ich schaue hinaus in die grüne Flur,
In die lenzende, duftende Kreatur;
Es grünen und sprossen die Keime schon,
Es grünen in so hellem Ton
Die frischen, lieblichen Farbenton,
Die Bäume rauschen so laut darein,
Es ist so schön zu trauern,
Im grünen, herrlichen Gottesrain,
Es will harmonisch Lust und Leid,
Und so der armen Menschenbrust,
Da muß allein —
Mir denkt, mein Lieb Mathild wär'
Ein ewig wahrsagend Orakel hier!

Nur den Anfang begleitete er seinem lyrischen Charakter gemäß; bei den letzten Versen, die er als Recitativ mehr sprach als sang, schlug er volle Tonaggregate kräftig an, die sich bei dem Schlusse nach einer kurzen, wie Antwort erwartenden Pause, in sanften, gebrochenen Tönen auflösten. Die schlanken, spielgeübten Finger entlockten dem lieblichen Instrumente die reizendsten Phantasieen, in denen sich immer wieder dieselbe wehmüthige Melodie begegnete. Doch heiterten sich seine Züge allmälig wieder auf und daß ihm auf den Schwingen der Musik das holde Bild seiner kindlichen Freundin versöhnend entgegenschwebte, ging daraus hervor, daß er, indem er sich erhob und die Mandoline von der Schulter nahm, mit leisem Lächeln zu sich sagte: „Das Kind will mein Zimmer in Ordnung bringen? Ich glaube immer, daß ich ihm bald die schwere Aufgabe zutheile, mir Kopf und Herz wieder zu ordnen und sollte es nicht der reinen Unschuld gelingen, den Einfluß der Verderbenheit und Bosartigkeit zu paralysiren? In dies Kind nicht der äußern Erscheinung, wie gewiß auch den Eigenschaften des Herzens und der Seele nach ein Engel des Lichts, vor dem die bösen Dämonen sich scheu verbergen müssen?"

Der junge Mann hatte für den Abend keine Lust mehr, sich in abstracte Studien zu vergraben; das schöne Wetter lockte ins Freie und er suchte es diesmal auf mit dem Vorsatz, der nicht eben malerisch schönen, aber fruchtbaren und gutbebauten Gegend allen den Reiz abzugewinnen, den ihr Anblick bot und für den er sonst ein so tiefes Gefühl in sich getragen hatte, das ein furchtbarer innerer Schmerz ihm die ganze Seele mit dem dunkern Schleier der Melancholie, des Mißtrauens, der Unzufriedenheit umhüllt und ihn all der frischen und freien Unbefangenheit beraubt hatte, die so nothwendig zur Jugend gehört, wenn ihr nicht eben die feinsten und lautersten Genüsse verlorengehen sollen.

Daß es zunächst unglückliche Liebe war, die zerstörend in das Leben des jungen Mannes eingegriffen hatte, ist leicht zu errathen.

Mit all der Schwärmerei eines feinen, poetischen Gemüths, das lange innerlich glüht, bevor es dem seiner Anbetung würdigen Gegenstand begegnet, dann aber auch Alles aufgibt, Alles vergißt, was nicht er ist, und sich ganz und völlig dem Feuer der Leidenschaft hingibt, war er ein der stille Verehrer eines schönen, geistreichen und feingebildeten Mädchens gewesen, das aus der Ferne bewundern zu können ihn schon beglückte, ohne daß er das Bedürfniß gefühlt hätte, dies an den Tag zu legen oder auf ihre Erwiderung zu hoffen. Der schöne Jüngling aber, ausgezeichnet vor den meisten seines Alters durch Anstand und ritterliches Wesen, geliebt von Allen, die ihn kannten, in den äußern Verhältnissen vom Glück begünstigt und mit der Angebeteten auf ganz gleicher Rangstufe stehend, blieb der jungen, kokketten Dame nicht lange verborgen und da sich seine Gefühle für sie doch oft verrathen haben mochten, wurde seiner Schüchternheit von ihrer Seite bald abgeholfen. Die junge Dame sah es gern, die

Schar ihrer Verehrer durch einen Mann wie Felix vergrößert zu sehen; er war nicht besser, aber auch nicht schlimmer als tausend Andere, die Koketterie war ihr zur zweiten Natur geworden, sodaß sie sich ihrer kaum mit bewußtem Vorsatz in allen Fällen bediente. Jung genug, um für die Zukunft noch nicht besorgt sein zu müssen, freute sie sich einstweilen nur noch der Triumphe, die ihre Schönheit und Anmuth über die leichteroberten Männerherzen feierte, dachte bisher noch nicht daran, eins davon für längere Zeit oder gar fürs Leben zu fesseln, spielte mit ihnen nach Laune und Gefallen, forderte aber auch nicht, daß es mit der von ihr erweckten Leidenschaft bei Irgendeinem Ernst werde. Daß dies bei Felix der Fall, daß sie selbst vierzehn Tage lang glaubte, ihn für länger als die Dauer einer Saison als ausschließliches Eigenthum besitzen zu wollen, daß sie darum den sich immer leidenschaftlicher äußernden Jüngling mit Hoffnungen der höchsten, wünschenswerthesten Art erfüllte, war ihrer Ueberzeugung nach schon das Höchste, was sie einem Manne erweisen und in jedem Falle mehr, als er beanspruchen konnte.

Felix aber forderte freilich mehr und als er im vollen Glauben an die Größe und die Ewigkeit ihrer Liebe, von der sie ihm so manchen Beweis gegeben, bei den Aeltern förmlich um die Geliebte warb, als darauf mit ihrer freudigen Einwilligung die feierliche Verlobung stattfand und Felix einige Tage lang der Glücklichste der Sterblichen war und auf der höchsten Höhe der Seligkeit stand, war der Augenblick schon nicht mehr fern, wo seiner die bitterste Enttäuschung harrte. Kaum waren zwei Monate nicht völlig ungetrübten Glücks in solcher Vereinigung vergangen, als sich die schöne Braut plötzlich veranlaßt sah, ihren Aeltern wie ihrem Bräutigam sehr entschieden zu erklären, sie hätte sich in ihren Gefühlen für denselben getäuscht und möchte zu ihrem wie zu seinem Glücke diese Verbindung lösen!

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Volkssagen aus der Bretagne.

Mitgetheilt von Hermann Semmig.

I. Kerleau.

Westlich von Elven liegt der alte Wohnsitz der Familie Trésurier, Kerleau genannt; jetzt ist es zerfallen und ein bescheidenes Landhaus im Schloßhof diente dem Besitzer zuweilen als Sommeraufenthalt. Bevor dies Schloß noch stand, lebte einmal in der Gemeinde Elven ein armer Bauer, Namens Hilo; er war Wittwer und arm, sein ganzer Reichthum war seine schöne Tochter Jeannette. Aber es schien, daß ihm Niemand seinen Reichthum beneidete, denn die jungen Burschen tanzten wol gern mit Jeannette, aber heimführen als Braut wollte sie Keiner.

„Wenn ich nur einen Hof zu pachten fände", sagte der arme Hilo, „ich wollte dem Mädchen schon eine schöne Mitgift darauf ernten, aber mit zwölf Sous Tagelohn, was kann man da beiseite legen? Wollte unser Grundherr mir wenigstens ein Pachtgut verschreiben, so würde ich ihm seine Haiden urbar machen und wir gewännen alle Beide."

Der Hunger treibt den Wolf aus dem Holze. Hilo, der die Sache überlegt hatte, ging aufs Schloß und machte seinen Vorschlag. „Ei gilt", sagte der Herr, „da sind 100 Thaler, eine Heerde und Gerath, aber in drei Jahren muß du das ganze Land hinter meinem Park umzäunt und bepflanzt haben."

Der Bauer war überglücklich und ging rasch ans Werk, baute ein Haus für sich und Jeannette, einen Stall für das Vieh, nahm Aexte und grub, ackerte und säete darauf los. Das ganze Jahr lebte er von Darlehen, aber als es herum war, war er ärmer als zuvor, denn er hatte Schulden — und kein Korn; das schlechte Wetter hatte ihm auch geschadet und die Knechte verließen ihn.

Als nun einmal der unglückliche Hilo allein auf dem Felde grub und der Schweiß ihm von der Stirn rann, rief er trotzig aus und raufte sich die Haare: „Wahrhaftig, ich möchte mich dem Teufel ergeben!"

„Ich stehe zu deinen Diensten", rief es sofort neben ihm, Satan stand da.

„Nein, nein!" rief der Erschrockene, „ich will lieber allein arbeiten."

„Ich will ja nur dein Knecht sein und das ohne Lohn."

„Ach!" rief der Bauer, „du thust nichts umsonst, geh' nur."

„Ohne Spaß", antwortete Satan, „wir wollen einen Handel machen; du bewirthe mich, ich will dir einen Tag und ein Jahr dienen unter der einzigen Bedingung, daß du es mit nie an Arbeit fehlen läßt, bei der ersten Mußestunde —"

„Holst du mich?" warf Hilo ein, „nein, daraus wird nichts."

„Was tolle ich mit der alten dummen Kopf anfangen", sprach Satan, „deine Tochter will ich, sie ist hübsch, und mit ihr will ich mehr als eine Ehrenjungfrau zur Hölle fahren."

„Das noch weniger", meinte Bills.

„Aber wenn du im Elend bleibst, bekommt deine Tochter nie einen Ärzter."

„Sie mag sie ledig bleiben, mir ist's gleich."

„Ja, dir ist es gleich, aber ihr nicht; sie wird's machen wie du und sich zum Teufel wünschen und ich, sei nicht, nehme das Geschenk an."

Bills kratzte sich den Kopf und dachte: Arbeit ist schon genug da, das er Jahr und Tag zu thun hat, ich könnte es schon wagen. „Nun", rief er plötzlich, „der Handel gilt."

„Topp, Herr", sagte Satan, „was hab' ich zu thun?"

„Mach' den Graben fertig, ich will ein wenig ausruhen."

Solange es nun Halden zu roden, Heu zu mähen, Korn zu dreschen, Äpfel zu machen gab, ging Alles gut und der Wohlstand kam ins Haus. Aber nach acht Monaten gab es nicht viel mehr zu thun und Bills ward unruhig, immer hatte er auf neue Arbeit für den Teufel zu sinnen, bis sich eine Hellenmühe gab, und die Sorge machte ihn bleich und mager. Plötzlich kam ihm ein Gedanke, er warf wie ausgelassen vor Freude und als sein Knecht wieder Arbeit verlangte, klopfte er ihm auf die Schulter und sagte: „Du scheinst, dass es eine Lust ist, Bursche, ich bin zufrieden mit dir und will dir heute auch eine Arbeit geben, die dich nicht müde machen soll; hol' die zweizinkige Gabel und komm in den Hof." Während Satan die Gabel holte, stieg der Herr auf den Boden, schaufelte einen Haufen Heu in den Hof und rief dann zum Fachwerker hinab: „Reiche mir doch die Heute mit der Gabel zu, dass ich sie hier aufwerfe."

Der Teufel machte sich an die Arbeit, fuhr zwanzig mal, hundert mal in den Heuhaufen, konnte aber kein Körnchen auffassen. „Das mich der Teufel hol'", rief er wuthend, „was für eine Hellenarbeit hast du mir gegeben."

„Höre, Bursche", rief der Bauer, „wenn du keine Arbeit nicht thun willst, kannst du dir anderswo einen Dienst suchen, ich kann keine Faulenzer brauchen."

„Es ist gut, ich merke wie du bist", rief Satan, „aber ich will mich schon rächen," und verschwand.

Damals nun kaufte ein fremder Herr die schöne Grundstücke, die der Teufel urbar gemacht hatte und baute darauf das Schloss Kerleau; Bills war dabei reich geworden und fand bald einen Ärzter für seine Jeannette. Hoffart kommt mit dem Reichthum und er wollte eine recht kostbare Hochzeit ausrichten. Für sich selbst kaufte er das feinste Tuch und suchte sich den besten Modeschneider in der Gegend aus.

Dieser Schneider, Nikolaus mit Namen, trieb sein Handwerk auf geheimnisvolle Weise; man sah ihn wol zuschneiden, aber niemals nähen und doch war Alles, was man bei ihm bestellte, sauber gearbeitet und am bestimmten Tage abgeliefert. Sobald er Maß genommen hatte, schnitt er zu, legte die Stücke in eine Schachtel und ging dann zur Schenke. Die Einen sagten, er sei ein Herenmeister, die Andern, er hielte es mit dem Teufel. Und die Letztern hatten Recht.

Als nun der Teufel hörte, dass der Schneider nach Kerleau gehen und die Hochzeitskleider fertigen sollte, ging er zu ihm und sagte: „Ich habe mich an dem alten Bills zu rächen und dabei auf dich gerechnet, du musst mir seine Tochter überliefern, oder es geht dir selbst schlecht und das noch morgen, vernehmt ihr?"

Nikolaus verstand und machte sich den andern Tag auf den Weg nach Kerleau, wo er ungefähr anlam. Während des Zuschneidens sagte er plötzlich zu Jeannette, die ihm zusah: „Böse Geschichte, da rocke ich jetzt! Ich habe meine Schachtel in Hause vergessen und kann nun die Kleider nicht zur Hochzeit liefern."

„O, wenn es weiter nichts ist", rief das Mädchen, „ich kann selber hingehen und sie holen."

„Bist eine brave Dirne, Jeannette", sagte Nikolaus, „da, nimm den Schlüssel, lauf' schnell und hol' die Schachtel, sie steht auf dem Werktisch beim Kamin; aber mache sie ja nicht auf, es würde dir ein Unglück geschehen."

„Habt keine Sorge", antwortete Jeannette und lief fort.

Als sie die Schachtel gefunden hatte, nahm sie dieselbe unter den Arm und trug sie ganz behutsam und wagte selbst nicht sie anzusehen. Aber im Gehen hörte sie immer drinnen leise flüstern, seltsam lachen und herumkrippeln. „Das ist doch närrisch", sagte Jeannette, „wenn ich ein bischen durchs Schlüsselloch sähe?" und dabei zog sie den Schlüssel ab, konnte aber nichts sehen. „Ob ich wol öffne", fuhr sie fort, „nur ein klein wenig? Nein, nein! Der Schneider hat gesagt, es könnte mir ein Unglück geschehen; ach!

er hat mich nur betrügen wollen; Rikelaus in ein feiner Schalk, er will nicht, daß man sein Geheimnis erfahre. Was wird's weiter sein, wenn ich hineingucke, ist's ein Thier, was drin herumläuft, beißen wird es nicht, denn groß kann es nicht sein." So schwatzte sie fort und mitten im Schwatzen, wie sie eben auf einer großen Trift war, machte sie sachte die Schachtel auf, aber kaum hob sie den Deckel ein wenig in die Höhe, so sprang eine ganze Heerde kleiner Zwerge, nicht größer als ein Daumen, alle mit einem rothen Mützchen auf dem Kopf, auf die Trift heraus, tanzten herum, indem sie sich im Kreis bei der Hand hielten, und riefen aus voller Kehle: „Arbeit, Herrin, Arbeit!"

Jeannette stand ganz betroffen da und sah den kleinen tanzenden Zwergen zu, aber als sie sie immer nach Arbeit schreien hörte, begriff sie, daß sie verloren wäre, wenn sie die Dämonen nicht zufriedenstellte und rief sofort: „Gut, vorwärts ihr Rothmützchen, reißt mir allen Ginster auf der Trift aus."

Rasch fielen die Arbeiter darüber her und in einem Augenblick war kein Halm mehr zu sehen. „Arbeit, Herrin, Arbeit!" schrieen sie wieder.

„Schon gut", rief Jeannette, „legt mir den ganzen Ginster in Haufen zusammen.

Und die Zwerge machten aus dem Ginster einen Haufen hoch wie eine Eiche. „Arbeit, Herrin, Arbeit!" ging es wieder im Chor.

„Gut, ihr Männlein", sagte Jeannette, „steigt auf den Ginsterhaufen und springt von oben in die Schachtel."

Gleich kletterten die Zwerge hinauf und sprangen flink herab. Wie der letzte drin war, klappte Jeannette rasch zu, eilte nach Hause und übergab die Schachtel dem Schneider. Dieser las alle ungeschnittenen Stücke zusammen, in die er Nadeln und Zwirn gesteckt hatte und öffnete die Schachtel, um sie seinen Zwergen zum Nähen zu geben, aber wie die Däumlinge die Hände nach der Arbeit ausstreckten, sah er, daß sie alle grüne Finger hatten.

„Was hast du denn gemacht, Jeannette", frug er, „daß meine Zwerge so schmutzige Finger haben?"

„Ach, ich bin so rasch gelaufen", war die Antwort, „und da habe ich die Schachtel fallen lassen und die armen kleinen Finger sind ins Gras gerathen; wie ich sie wieder auflas, habe ich vergessen, ihnen die Hände zu waschen."

„Jeannette, Jeannette", rief Rikelaus, „du kannst froh sein, daß du so gut davongekommen bist; ich habe gewiß deine Thorheit zu bezahlen."

„Lieber gut!" sagte die Dirne. „Kommt jetzt, kostet unsern Aepfelwein, weil Eure kleinen Leute über der Arbeit sind."

Rikelaus wollte seine Sorgen vertrinken und trank den ganzen Tag wie ein Loch, sagt der Bretagner, Abends fand er kaum in seine Kammer hinauf, dort machte er seine Teufelsschachtel auf und sofort fuhren alle Zwerge heraus und sangen: „Arbeit, Herr, Arbeit!"

„Teufelsgezücht", rief Rikelaus, „tragt mich in den Hof, ich brauche frische Luft."

Die Zwerge, gehorsam, trugen ihn hinab und riefen wieder: „Arbeit, Herr, Arbeit!"

„Immer das alte Lied", murmelte Rikelaus, „reißt alle Steine in einen Haufen zusammen, welche die Steinhauer losgehämmert haben."

Die kleinen Rothmützen liefen sofort im Hofe umher, lasen alle Steine und Steinchen darin zusammen und sangen wieder: „Arbeit, Herr, Arbeit!"

Aber Rikelaus lag schon im Schlummer und Alles, was er noch zusammenreimen konnte, war: „Geht zum Teufel!"

Da packten die Unholde den unglücklichen Schneider, legten ihn auf die zusammengetragenen Steine, wälzten ihn herum und kneteten ihn so lange, bis ihm die Steine ganz ins Mark gedrungen waren und er selber zu Stein ward. Dann stellten sie ihn unter das Thürchen, wo der Herr von Kerleau sein Wappen hinzulegen gedachte, und da steht er noch heute und rührt kein Glied mehr.

(Eine zweite Sage: Die Kathedrale von Vannes in nächster Nummer.)

Die 33. Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Bonn.

IV.

Die Sage erzählt von Roland's Eck, daß Roland, der Paladin Karl's des Großen, als Hildegarde in irrthümlicher Meinung erobert hatte, heimkehrend von seinem letzten Abenteuerzug, erfahren, daß der Vater seiner Geliebten in Fehde mit benachbarten Rittern lebe. Unweit der Burg begegnet er einem Reiterzug, greift ihn an und tödtet im Kampfe den Führer — es ist der Vater seiner Geliebten!

Sie nimmt den Schleier im Kloster zu Non-

nenswerth, er aber baut sich unterhalb von Oberwinter, da wo der Fels sich über den Strom hinneigt, ein einsam Schloß, um getrennt von der Welt zu leben, wie eine Ballade sagt:

Von da zu ihrem Kloster im Rhein herabzuschauen.
Da schallt von grüner Insel der Nonnen Gang empor
Die helle Stimme wahrt' er zu hören aus dem Chor.
Wie Blumenheim die Bienen, so zog er den losen Schwarz,
Die Nonne ihm gebrochen das tapf're Heldenherz.

Trotz einer höchst gefühlvollen Declamation dieser Verse, sahen wir doch kein Auge in Thränen schwimmen — denn wenn wir in der Gegenwart auch sentimentale und hochromantische Dichter haben, so besitzen wir doch auch noch gesunde Frauenherzen, die sich von so krankhaft-elegischer Stimmung freizuhalten wissen und innerhalb der Romantik doch auch nach der Geschichte forschen. Die aber sagt die Burg 1128 von Erzbischof Friedrich gegen den Kaiser Heinrich V. erbauen. Unter Friedrich II. diente sie zu einem Einigungspunkt edler Ritter gegen die Unbilden des Faustrechts und ward im Kampfe Karl's des Kühnen von Burgund gegen Kaiser Friedrich III. zerstört.

Es dunkelte kaum, als man eilend zurückdampfte, denn heute, so schien es, hatten die Naturforscherinnen den Vorrang und wollten nichts von der Poesie eines Balles, der ihnen zu Ehren stattfand, versäumen.

Obwol schon recht satt, um nicht zu sagen müde von Arbeit und Vergnügen, was blieb mir übrig, als mit den Andern die „schöne Welt" von Bonn in Augenschein zu nehmen, die selbstverständlich sich am zahlreichsten verfand. Wie viel liebliche Gesichter sah ich da in der kurzen Zeit einer Stunde, sah, wie mehre Grimolinen im heftigen Wogendrang einer a[illegible] und abkühlenden Menschenmenge alle Fassung verloren, belauschte drei heimliche Händedrucke, die mich zur Forschung sehr gereizt hätten, wenn es in ihr nicht Schranken gäbe — „bis hierher und nicht weiter"!

In der dritten Plenarsitzung sollte über die Morgengabe Oesterreichs an die deutsche Naturforschung, d. h. über die [illegible] Gulden, entschieden werden. Schon in Wien war der Gedanke aufgetaucht, daß dieselben für Aces von Eisenbeck verwandt werden möchten, die Erwiderungen der Gegenpartei aber brachten es dahin, daß erst, nachdem die wiener Akademie die Vorschläge zur Verwendung dieses Capitals eingesandt, die Bestimmung darüber getroffen werden sollte. Die ganze Angelegenheit ward demnach schließlich der Zukunft anheimgegeben. Hier in Bonn ward nun im Geiste der „Bonplandia", dem amtlichen Blatte der königlich Leopoldinischen Akademie der Naturforscher zu Breslau, welche gesagt: „Ein Kaiserwort solle man nicht derben noch deuteln", der Kaiser wünsche, daß die Gelder zu reinwissenschaftlichen Zwecken verwandt würden u. s. w. — diesem Sinne entsprechend berathen. Man entschied sich, die Summe für Preisfragen zu verwenden. Da aber die Naturforscherversammlung ihren Principien nach sich nicht selbst weder mit der Ertheilung der Aufgaben noch mit der Prüfung der eingesandten Arbeiten befassen kann, so ward ihr der Vorschlag gemacht, das Geschäft durch eben die gelehrte Anstalt ausführen zu lassen, die, von deutschen Kaisern aus dem Hause Habsburg gegründet und von Preußens Königen seit einem Jahrhundert sorgsam gepflegt, dem gesammten Deutschland gemeinschaftlich angehört und nur der Geldmittel bedarf, um durch Ausschreibung von Preisfragen die geistigen Anregungen zu geben. Dieser Vorschlag, von Professor von Schrötter, dem ersten Secretär der k. k. Akademie zu Wien, warm befürwortet, ward keineswegs glatt angenommen; es erhoben sich viele Redner dagegen, namentlich wies Professor Helmholtz nach, daß die Leopoldinische Akademie einen zu beschränkten Wirkungskreis für die Forderung der praktischen Interessen habe und insofern sich nicht mit andern derartigen Akademieen, wie denen von Birmingham und Paris, messen könne, die der Vorredner bezugsweise angeführt habe. Erst nach langer, mühseliger Debatte ward zur Abstimmung geschritten, die zu Gunsten der Leopoldina mit 118 gegen [illegible] Stimmen ausfiel.

Die Sectionssitzungen hatten an diesem Tage ihre bedeutend interessantern Momente. So war der Vortrag des Professors Müller in der anatomisch-physiologischen Section über: „Chamäleon-Augen", die, goldglänzend hervorstehend und facettirt, sich des großen Vorzugs erfreuen, mit großer Schnelligkeit die verschiedensten Richtungen zu überschauen, ein generell fesselnder, und Mancher fragte sich wol in der Stille, ob er im Leben nicht auch außerhalb des Chamäleon-Geschlechts solch vielgewandten Augen begegnet sei.

Hofrath Ruete aus Leipzig legte ein von ihm und dem Mechanikus Stohrer construirtes Instrument vor, das, höchst sinnig und künstlich zusammengefügt, zur Messung der Bewegung des Auges dient. Der aus Holz gearbeitete und mit optischen Gläsern versehene Augapfel drehte sich zwischen

Druckes oben, während der Zug der Muskeln durch unsichtbare Seidenfäden dargestellt war. Professor Bruch sprach über die Bildung der Vocale und zeigte, daß in der Reihe o a u e i der Kehlkopf von unten nach oben steige, und daß das tiefe englische e (z. B. Lord) die tiefste Stellung des Kehlkopfs bedinge. Für die Lippen ist bekanntlich die Reihenfolge der Vocale eine andere. So ergibt sich aus diesen Beobachtungen, daß jeder Vocal durch eine dreifache Combination: „Stellung des Kehlkopfs, des Gaumens und der Lippen", hervorgebracht wird. Schon in einer frühern Sitzung hatte Dr. Germof aus Giessen an einem einfachen Apparate gezeigt, daß der weiche Gaumen bei Bildung der Vocale in sehr bestimmter Weise thätig sei, indem er in der Reihenfolge a e o u i weiter herabsinkt und den Hals verschließt. Bedeutsam werden diese Beobachtungen nicht nur für Lehrer an Taubstummeninstituten, sondern auch für Gesanglehrer, denen freilich die organischen Verhältnisse der menschlichen Stimme und ihre Hülfsmittel meist noch eine terra incognita, weswegen denn auch mehr Stimmen verbildet als ausgebildet werden.

Auch Dr. Mobius' (aus Hamburg) Vortrag über Entstehung und Structur der Perlen hätte alle Naturforscherinnen gefesselt, wenn er vor ihr Forum gekommen wäre.

Neuere Forschungen hatten ergeben, daß die Veranlassung der Entstehung der Perle wahrscheinlich irgendein fremder Körper, z. B. ein Sandkorn, sei, den das Thier mit seiner Nahrung aufgenommen habe und den es, um ihm seine Rauhigkeit zu benehmen, mit seinem eigenen schleimigen Safte überzieht. Ist derselbe verhärtet, so wirkt er wieder als fremder Körper, der das Thier immer von neuem antreibt, ihn zu überziehen. So wächst die Perle und besteht, gleich einer Zwiebel, aus unzähligen Lagen, die bald in bläulichen, bald in gelblichen Farben schillern. Dr. Mobius fand jedoch in den Perlen, die von ihm auf das vorsichtigste geschliffen wurden, kein Quarzkorn als Kern der Perle, sondern nur thierische oder faserige Kalkfasern und nur in einigen krystallinische Kalkfasern, sodaß die erstere Ansicht wieder in Frage gestellt ward. Er wies weiter nach, daß die Säulenschicht der Muscheln und Perlen keine durch Molecularbewegung hervorgebrachte Structur habe. Der Oberst von Siebold, der vor Jahren sich längere Zeit in Japan aufgehalten und interessante Aufschlüsse über diese Inseln mitgetheilt, zeigte bei dieser Gelegenheit die von ihm abgebildeten, künstlich erzeugten Buddha-Perlen, in denen sich als Kern eine concav-convexe Zinnform befand; der Perlmutterüberzug war äußerst schwach.

In der Section der praktischen Medicin möchte als generell bedeutungsvoll zu erwähnen sein, daß Professor Naumann die Anwendung verschiedener Eisenpräparate in der tuberculösen Lungenschwindsucht anempfahl, da sie seit einiger Zeit in der medicinischen Klinik zu Bonn mit außerordentlichem Erfolg angewendet worden waren. Man kam überein, auch an andern Orten diese Curmethode anzuwenden und nach ihrem Erfolg durch gemeinnützige Verbreitung ihrer Mittel dem schlimmsten, von Geschlecht zu Geschlecht in unvertilgbarer Gewalt forterbenden Feinde der Menschheit wirksam entgegenzutreten.

Getreu der Regel, daß auf Arbeit Genuß folgen solle, fand am 22. September die verheißene Festfahrt nach Köln statt — ach, sie brachte für den größten Theil der Gesellschaft nur Enttäuschungen der bittersten Art und verdient ohne bengalische Flamme etwas näher beleuchtet zu werden!

Die zur Abfahrt anberaumte Zeit, 3 Uhr, rief die Gäste zusammen; daß jedoch bei tausend Theilnehmern nicht alle Uhren gleichmäßig gehen können, liegt zu nahe, um bis auf Karl's V. mißlungene Versuche zurückzugehen. So geschah es denn, daß Viele erst mit dem Glockenschlag der dritten Stunde erschienen, aber nicht zu spät zu kommen meinten, da bei solchen Gelegenheiten die Minuten nicht gezählt werden können. Noch stand einer der Festordner außerhalb des ihn aufnehmenden Waggons und sah die Herbeieilenden — trotzdem gab der Mann der strengsten Ordnung schon das Signal zur Abfahrt, der Train setzte sich in Bewegung und wer nicht sein Leben wagen wollte, zog schleunigst den erhobenen Fuß vom Wagentritt zurück und mußte, obwol sich ihm die Hände von Freunden und Bekannten entgegenstreckten, ihr Ruf zu ihm drang, in tragikomischer Verzweiflung, aber doch mit tiefem Unwillen über solche rheinländische „Gastfreundschaft", zurückbleiben. Auch mich traf das harte Geschick, von meinen Freunden getrennt zu werden; ich dampfte fort, sie blieben stehen. Der Stoff der nächsten Unterhaltung war nun gegeben, aber freilich — was für ein Stoff! Und es währte lange, ehe die sehnsuchtsvoll ausgestreckten Hände sich schmerzlich zurückzogen.

Als wir endlich Köln erreichten, war es nicht

die Stille des Unmuths, wie uns statt eines freundlichen Empfangs — gar keinen gewahren ließ, sondern eine Wahrheit. Nur eine äußerst theilnahmlose, müßige, gaffende Menge drängte umher und versperrte den Angekommenen den Weg. Wir überwanden auch das und wanderten eiligen Schritts zu Fuß — denn Wagen waren natürlich zu kostbar gewesen — durch die langen, schmalen Straßen; dort, meinte man, würde der dringenden Einladung Kölns das Siegel durch die geschmückten Häuser aufgedrückt sein und der Herzensempfang seinen Ausdruck finden. Nichts von alledem!

Vater Rhein, als du noch jung warst, hast es an deinen Ufern gesungen und gesagt: Damals spiegelte sich Leben, Kunst und Wissen in deinen Wellen, gleich den Strahlen einer Sonne, an deren Lichte alles Dasein gedeiht und einen poetischen Schimmer gewinnt — heut' ist Alles anders geworden. Das Rheinland hat weiß, die Landschaft ausgenommen, nur für Den noch Poesie, der sie hineinträgt; vor allem zeigte sich Köln ernst, nüchtern und langweilig. Von Kränzen nirgends eine Spur, das reiche Köln ist gar zu arm für so unnütze Dinge — so erreichten wir das Rathhaus. Dort standen die Männer in leuchtend rothen Röcken, daß man fast vor ihnen zusammenfuhr und ängstlich nach den Schwertern in ihren Händen suchte; sie aber griffen nur nach den Einlaßkarten — so sagten wir Muth. Wer in die Räume eindringen konnte, drang ein; es war bei weitem nur der kleinste Theil, und wem es gelungen, sehnte sich aus diesem feurigen Ofen hinaus; er war jedoch für jede rückgehende Bewegung vollständig hermetisch verschließen — ich ergab mich in mein Schicksal.

Da erhob sich die Stentorstimme des ersten Geschäftsführers in übernatürlicher Stärke, nicht gerade zum Herzen, sondern gleich tiefer, bis zu den Nieren dringend; er sagte Alles, was bei dergleichen Gelegenheiten gesagt wird; der zweite Geschäftsführer variirte das Thema und schloß, wie nothwendig jede Rede in Köln schließen muß, mit „Alaf Köln!" was im hundertfachen Echo widerhallte; denn wo es in großen Versammlungen „etwas zu rufen" gibt, da ist Jeder, schon um des Genusses willen, selbst mitgesprochen zu haben, gern dabei. Köln unter den Römern, Köln im Mittelalter, Köln in der Zeit der Hansa und das gegenwärtig in Cau de Cologne, Essen, Papier u. s. w. machende Köln gab in der That Stoff genug zu Anrede der Geschäftsführer und Gegenrede des Oberbürgermeisters. Darauf zog der ganze Zug, wie einst die Pilgrauer, in den Dom hinein; drinnen aber waren viel widerspenstige Kindermädchen mit kleinen Kindern auf dem Arm, denen sie wahrscheinlich schon in erster Jugend die Liebe zur Naturwissenschaft durch den Anblick so bedeutender Männer einimpfen wollten, daß der Einzug auch seine Schwierigkeiten hatte und das Entgegenlallen der jungen Weltbürger, selbst wenn man es für eine Ovation nehmen wollte, war doch nur eine barbarische.

Wer aber das großartige Gebäude kennt, dieses versteinerte Oratorium harmonischer Klangfiguren, der weiß, daß es die Seele zum Himmel zieht und über Erdenmängel fortlebt. Das Chorgewölbe dieses Doms, kühn ruhend auf den schlanken, himmelanstrebenden Pfeilern, die gleich Palmen sich breiten und die Wölbungen tragen, erblickt man von der Galerie in der zaubervollen Verzweigung seiner ganzen Unermeßlichkeit. Trotz der Bemühungen des Geheimen Baurathe Zwirner war es unmöglich, Ordnung in das planlose Treiben der Menge hineinzubringen, da eine zweckmäßige Führung von Haus aus fehlte. Die Domschätze mögen denn auch nur Wenige, besonders Bevorzugte zu sehen bekommen haben, denn die Meisten fragte ich später umsonst danach. Ich hatte mich gleich von der grauen Schar vereinsamt und bei der Dreikönigskapelle verbeet, in welcher der Reliquienkasten der heiligen drei Könige steht, die Helena, die Mutter Konstantin's, im Jahre 326 im Morgenlande gefunden und nach Mailand und die von dorther Friedrich Barbarossa nach der Zerstörung Mailands nach Köln schickte und deren mit goldenen Kronen und köstlichen Steinen geschmückte Schädel hinter einem Silbergitter ruhen, eilte ich zur Agneskapelle, welche das herrlichste Bild, das die Kirche besitzt, enthält. Ein langer Proceß, den die Kirche und das Domcapitel wegen des Anrechts auf dies von Meister Stephan gemalte Bild geführt, ist zu Gunsten der Stadt entschieden, ohne daß die Stadt dieses dem Heiligthum einmal verliehene Gemälde ihm rauben durfte.

Das Bild enthält drei Abtheilungen: Maria Verkündigung, die Anbetung des Christkindes durch die heiligen drei Könige, und die Stadtpatrone. In dem ersteren scheint mir, wie selten in einem andern Bilde desselben Inhalts, das Problem der Jungfräulichkeit Maria's gelöst zu sein; es ist von unaussprechlicher Wirkung, im hohen Grade plastisch, aber ohne alle Härte hervortretend; ein

wahres Juwel der Kunst. Zu meiner großen Freude fand ich auch, daß man mit den bunten Verzierungen der Säulenknäufe bedeutend vernünftiger umgegangen, als es früher den Anschein hatte. Man hat Roth und Gold nur mäßig verwendet, sodaß dieselben nicht gerade beunruhigend auf den Beschauer wirken — ein Gefühl, das meines Erachtens gerade hier vermieden werden muß. Der Straßburger Münster in seiner hohen Einfachheit wird mir immer das Ideal der gothischen Baukunst bleiben, weil in ihm nichts als die reinen Verhältnisse der Architektur wirken.

Der Anblick dieses äußerlich und innerlich sich in Harmonie verwebenden Prachtbaus befreit und hebt von allem kleinlich Menschlichen. Aus fernsten Zeiten stammend — denn des ursprünglichen Tempels, der hier schon zur Zeit Karl's des Großen gestanden haben soll, nicht zu gedenken —, tauchen doch die innern Wurzeln seines Ursprungs bis ins 13. Jahrhundert zurück, wo der Erzbischof Konrad von Hochstaden am 14. August 1248 einen neuen Grundstein dazu legte. Urkundlich steht fest, daß das Domcapitel im Jahre 1257 Meister Gerhard, als dem Leiter des Dombaus, ein Geschenk machte. Man hat gegenwärtig jedem Arbeiter an dem großen Ganzen ein solches Stück Arbeit zugewiesen, das er allein beginnt und vollendet; kein Hin- und Herarbeiten aus einer in die andere Hand findet hier statt.

Kaum traten wir aus diesem Heiligthum heraus, als uns auch schon die alten Uebelstände von neuem überfielen. Der Strom der Menge, sich nun gerade nach einer Erfrischung sehnend, bewegte sich dem Botanischen Garten zu, wo ein „Imbiß" verheißen war. Wiederum erschreckte uns ein „rother Mann", der die Karten prüfte — dann erst durfte man in das Paradies schlüpfen; aber einen „Imbiß", auf den man sich freute, hat wol Keiner bekommen. Man schenkte, ich weiß nicht, ob aus diätetischen, ob aus andern Rücksichten, nur Selterswasser ohne Beimischung von Zucker und Wein — eine Erfrischung, die, da der Abend bereits angebrochen und die kühlere Herbstluft ein Glas Punsch bei weitem wünschenswerther machte, nur für die Schleimdrüse der Sprecher berechnet zu sein schien. Die Erleuchtung der Nordseite des Doms, gerade der wenigst bedeutungsvollen, war in ihrem hochrothen Lichte sehr schön, aber kurz wie ein Augenblick.

Jeder sehnte sich nach der Heimkehr, doch war die eigentliche Rückfahrt erst um 11 Uhr angeordnet; es hieß, „die Räume des Gartens wären Allen als Wartesaal geöffnet"; daß dort die eigentliche Bewirthung mit kaltem Aufschnitt und warmen Getränken stattfinden sollte, davon wußten die Wenigsten, da das Tagesprogramm nichts davon erwähnte. So kam es, daß dort erst ein kleiner Theil der Gesellschaft zu einem Gefühl des „Wohlseins" gelangte und endlich mit vielen Toasten und „Alaf Köln!" in zufriedenstellender Weise die alte ungastliche Stadt verließ.

Die Sectionssitzungen am 23. September boten, anknüpfend an frühere Vorträge, viel speciell Anregendes dar und bewiesen immer von neuem, wie wichtig für die Sache selbst diese Zusammenkünfte bedeutungsvoller Männer der Wissenschaft bei dem gegenwärtig für den Einzelnen nicht zu umfassenden Material der verschiedenen Zweige dieses Wissensbaumes sind, indem hier die geistvollsten Mittheilungen durch das lebendige Wort wie durch einen elektrischen Funken erweckt und vermittelt werden.

Am Abend dieses Tags war das sehr gelungene Concert. Da Beethoven hier geboren, beschwor man auch nur seinen Geist zur Feier dieses Tags und verpflichtete die Hörer dadurch zu wärmstem Dank.

Daß das Thermometer in diesem langen, schmalen, wenig akustischen Saale eine Temperatur von 30 Grad zeigte, ist selbstverständlich; daß bei alledem die Ausführung der meisten Pieces so vortrefflich gelang, machte der Leitung des Musikdirectors Ferdinand Hiller alle Ehre. Freilich waren auch die besten Kräfte um ihn; den Klaviervirtuosen Franck aus Köln, den allgefeierten Violinspieler und Concertmeister Joachim aus Hannover hatte man eigens herbeordert und ein geschicktes Sänger- wie Instrumentalistenchor betheiligte sich mit innigster Hingebung bei der Aufführung.

So nahte der letzte Tag aller genossenen und nicht genossenen Herrlichkeiten. An diesem hatte Professor Mädler noch vor Beginn der allgemeinen Schlußsitzung einen Vortrag über den Mond angesagt. Das Relief der sichtbaren Halbkugel des Mondes, das zu diesem Zweck in einem Zimmer des poppelsdorfer Schlosses aufgestellt war, ist von dem Conservator, Herrn Dickert, nach der großen Mondkarte von Beer und Mädler gefertigt. Auf der aus Holz construirten Halbkugel von 18 pariser Fuß im Durchmesser sind 116 gegossene sphärische Gypsplatten von je 15 Grad Länge und 15 Grad Breite genau aneinandergefügt. Dieses Meisterwerk plastischer Kunst ver-

anschaulicht und das Terrain des Mondes in wie dagewesener Weise. Die Versuche derartiger Reliefs, die Mondoberfläche darzustellen, gehören, wie Professor Mädler schon in einer frühern Sectionssitzung aussprach, der neuern Zeit an. Er selbst hätte das erste der Versammlung der Naturforscher und Aerzte im Jahre 1838 zu Vorment vorgelegt; es wäre nach seinen Mondkarten von der Hofräthin Witte in Hannover construirt worden und müsse daher die Priorität vor dem Dickert'schen Relief beanspruchen, welches dagegen wegen seiner Größe wiederum besondere Vorzüge habe.

(Der Schluß dieses Artikels in nächster Nummer.)

Anregungen.

Franz Liszt.

Wir haben uns von einem allzu lebhaften Für oder Wider in Sachen der sogenannten Zukunftsmusik in diesen Blättern ferngehalten. Ein enthusiastisches Für entspräche unserer Ueberzeugung nicht, ein leidenschaftliches Wider würde die Verschlagung der Polemik gegen den üblichen musikalischen Schlendrian und die Verehrung in Frage gestellt haben, die wir vor einem Theile der Bekenner dieser Schule um vieler glänzenden Eigenschaften willen empfinden.

Im Allgemeinen können wir uns nicht einmal für berufen halten, in diesem Streite ganz unbefangen zu urtheilen. Richard Wagner hat in seinen Schriften allen Künsten den Fehdehandschuh hingeworfen. Er hat allen genommen, um desto mehr der Musik zu geben. Er fand der Poesie, die Dramatik, die Malerei, den Tanz, die Architektur sogar, Alles, was bisher die Musen auf ihren Altären dargebracht erhielten, ungenügend. Andere finden dies in der Praxis noch täglich, aber Richard Wagner fand diese Künste sogar in ihrer Theorie auf falschem Wege. Daraus ist eine gewisse Gereiztheit dieser Künste gegen sein Können und Wollen entstanden, umsomehr, da man die feste Ueberzeugung haben durfte, daß der vielen achtbaren Eigenschaften dieses eminenten Kopfes von einem Hange zur Charlatanerie verdunkelt werden. An italienischen Maestros und deutschen Musikheroen bemerkt man dieser Krankheit oft mit komischen Wirkungen.

Auch um Franz Liszt, den energischen Vertreter der neuen Richtung, hat sich in Büchern, Journalen, Programmen eine Literatur aufgebaut, die so viel das Wort im Munde führt, daß die Vertreter des Worts betreffend eine, ihre Domäne so nahe berührt zu finden. Die Eifersucht auf Das, was der Literatur anschließt, hat uns mit Mißtrauen erfüllt gegen eine Musik, die sich erbietet, Illustrationen an einer Stelle zu geben, wo an und für sich nichts illustrirt zu werden braucht. In alten Tagen kam die Musik und Poesie bescheiden bei der Literatur an, bat sie um ein Libretto, um den Text eines Oratoriums, um Worte zu einem Liede. Die Literatur wußte, daß sie einzelne ihrer Leistungen von den Reizen der Musik zu mächtiger Wirkung hervorgehoben sehen würde und beeilte sich, alle ihre Schätze bereitwilligst der goldenen Harfe der lieblichen Lüfte und dem Schmettern der Tuba anzubieten. Jetzt aber waltet die neue Musik mit einer Sicherheit in den großen, von Statuen geschmückten Hallen der Literatur, daß es fast das Ansehen gewinnt, als wäre ihre wahre Heimat nicht in dem Bereich der Töne, da, wo die beflügelten Ariels wohnen, sondern unten neben den Büchern, Marmordenkmälern, Inschriften, neben Homer, Sophokles, Dante, Shakspeare, Goethe, denen gleichsam mit der Zukunftsmusik erst noch etwas gegeben wird, was ihnen bisher fehlte. Richard Wagner sagte dies offen. Er will die Künste in Religion verwandeln. Er will z. B. aus einer dramatischen Aufführung eine feierliche, mit Glockengeläut und Kanonendonner angekündigte Concurrenz sämmtlicher Künste machen im Geschmack der Passion zu Ober-Ammergau.

Indessen müssen wir bekennen, daß die Befürchtungen, die man eine Zeitlang vor der Emphase der Versprechungen hegte, sich doch immer mehr zu beseitigen anfangen. Die Frage der Zukunftsmusik wird sich immer mehr vereinfachen. Sie wird immer mehr darauf zurückkommen, unser Opernrepertoire mit sangbaren Opern zu bereichern, unsere Concerte mit Symphonieen, deren Ausführung den Orchestern und Hörern gleichviel Genuß gewährt. Selbst die großen und fast Schrecken erregenden neuen Titulaturen, wie „Symphonische Dichtungen", werden sich ganz einfach in die alten bescheidenen Gattungsnamen Oratorien, Symphonieen, auflösen.

Aus dem Chaos der Polemik, der großen „sehr unpersönlichen" Worte der Programme traten und kürzlich in trefflicher Ausführung — am dreißigsten Hoftheater — zwei große Arbeiten von Franz Liszt entgegen. Wir sehen uns kurz, wenn wir gestehen, daß wir die eine ebenso tragisch wie die andere bewunderungswürdig gefunden haben.

Franz Liszt ist gewiß eine derjenigen internationalen modernen Talente und Genies, auf welche die Zeit stolz sein kann. Nicht nur, daß er in sich das Beste dieser Nationalitäten vereinigt, sein Genius trägt auch Schwingen, die ihn leicht über die Zeiten hinwegtragen. Sein theoretisch geschulter, den Gedanken unseres und aller Epochen intelligent zugewandter Geist erfaßt sie wenigstens leicht, begreift sie und weiß sie in ihrem innersten Wesen mit der Feder und dem Worte nachzuconstruiren. Liszt ist wie jener Euphorion im zweiten Theil des „Faust" ein leichtgeflügelter Sohn der Umarmung großer Heroen,

eine aus der goldenen Mitte feinerer Bildung sich und frei sich erhebende ideale Kraft, die auf gemeinem Boden wie die Andern nie hinschreiten, nie das Gewöhnliche anstreben kann. Diese Erfüllung mit dem besten Stoffe seiner und aller Zeiten macht Franz Liszt zu einer Erscheinung, die ihn unter den Vertretern des geistigen Heroenthums ebenbürtig wandeln läßt. Wenn er sich von dem eitlen Ruhme eines großen Klavierkünstlers zu einer höheren Bewährung seines Genius berufen fühlte, so gaben ihm seltene Bildung, Schwung des Naturells, Größe der Anschauungen die vollkommenste Berechtigung, diesem inneren Rufe Glauben zu schenken.

Als Musiker hat sich Liszt die Aufgabe gestellt, seiner Kunst Gedanken zuzuführen. Er muß die Schwäche seiner Kunst gekannt haben. Er muß gelitten haben unter der Erfahrung, die man täglich machen kann, daß das Trivialste einen so außerordentlichen Erfolg hat. Wenn man ihm und seinen Genossen mit Recht entgegenhält, daß sie kahl von denjenigen neuen Leistungen sprechen, die ihrem Ideal von Musik doch schon etwas näher kommen, z. B. von Schumann und Mendelssohn, so mag eine Entschuldigung darin liegen, daß sich jeder neue Gedanke in Extremen bewegt. Schumann und Mendelssohn sind überdies Romantiker. Sie dachten, so gut wie die Liszt'sche Schule denken will, nie dachten nur etwas Anderes als diese. Wir wollen uns mit der Definition des Unterschiedes nicht aufhalten; Leidenschaft, Charakter, Demonstration gehören jedenfalls zu Dem, was die neue Schule an der Musik des letzigen Gewandhauses vermissen durfte.

Der große Vortheil aber, den selbst Mendelssohn und Schumann vor der Zukunftsmusik behalten werden, ist der, daß sie ihnen der Gedanke nie über das Gebiet der Musik hinausgeht. Auch sie haben Lieder ohne Worte gesammelt. Thatsachen der Empfindung gegeben, die durch sich selbst vollkommen verständlich werden sollten; nie aber haben sie die Verbindung mit den Interessen des Sängers, des Instrumentisten und vorzugsweise des Hörers abgebrochen. Diese Interessen beruhen ganz einfach auf Wohlgefallen. Die erste Geige will kein Sklave der Caprice eines Componisten sein, sie will Freude empfinden an Dem, was sie hervorbringt, sie will musikalische Figuren geben, die ihrer Natur entsprechen, Figuren, deren Wirkung ihr durch eine alte Erfahrung verbürgt sind. Wenn ein Orchester die Läufe eines Klavierspielers nachahmen soll, so wird es sich außerhalb seines Berufs fühlen. Der Gedanke hat in der Musik einen großen Werth, einen Werth, der den Unparteiischen immer bestimmen wird, die neue Schule gegen die Routine in Schutz zu nehmen, aber der Gedanke darf in der Musik nur vermittelt auftreten. Die Musik muß erst der höhere Potenzirung des Gedankens werden, gerade das Widerspiel einer Thatsache, das Product nur einer Anregung durch die Thatsache. Den Gedanken selbst geben, ihn so hervortreten wollen, daß er in greller Unmittelbarkeit vor uns steht, erzeugt Wirkungen, die die Musik arm statt reich machen, die sie zur bloßen Illustration des Worts herabwürdigen, zur Tonmalerei, die in erschreckender Vielheitigkeit jede feste Gestaltung flieht und Tod, was sie im Steigen von unten nach oben ist, ebenso gut auch sein könnte, wenn die Leiter von oben nach unten ginge. Endlich gleicht eine solche Kunst, die etwas außer der Musik Liegendes zur unmittelbaren Anschauung bringen will, den Gebehrden eines Stummen, der mit ängstlichem Kampfe sich mühe, Sprache zu gewinnen. Im dritten Act des „Tannhäuser" kommen z. B. Stellen vor, wo man nicht begreift, warum Wolfram von Eschenbach noch überhaupt singt und sich nicht lieber in einfachen und schlichten Worten ausspricht.

Alle diese Bemerkungen passen vorzugsweise auch auf Liszt's Dante-Symphonie, die in geistvoller Intention und in jener oben gerühmten Kunde des dabei zu beobachtenden idealen Sachverhalts etwas hervorbringen will, was der Musik versagt ist. Verstimmung, Reue, Erhebung wecken Stimmungen, die ohne Zweifel musikalisch ausgedrückt werden können, aber nur in jenen Formen ausgedrückt, die wir den Potenzirungen dieser Stimmungen nannten. Die wirklich active Vorstellung der Hölle erzeugt nur eine Wirkung, die statt Grauen Lachen erweckt. Ein Kenner moderner Philosophie wie Franz Liszt sollte sich sagen, daß diese Hölle mit schrillen Pickelflöten, Tamtams und gespenstischen Violinläufen Kinder erschreckt, nicht Männer, nicht Denker. Sie gleicht jenen Teufeln in gemalten Gärten, die am Schluß des „Don Juan" Lachen erregen. Die „Hölle" Dante's sind ja keine bloßen Feuergluten, keine Pech- und Schwefelströme allein, sondern tiefsinnige, obligate Thatsachen der Moral, der Weltgeschichte, Verse voll Grazie, Hoheit, Inhalt, Verse, die zugleich mit der Phantasie auch unsern Geist anregen. Und schon im „Freischütz" begleitet die Wilde Jagd eine Thatsache unserer Theilnahme, die im Vordergrunde gespielte Handlung, einen Vorgang des Verstandes und Herzens. Wenn aber ohne Wort und ohne Inhalt ein Orchester nur im Verbrauch aller seiner dämonischen Schallwirkungen eine Hölle vermalen soll, so sinkt die Musik zu einem Knecht Ruprecht Christ der Weihnachtszeit herab.

Erheben wir uns zu einer erfreulicheren Reminiscenz! Sie besteht in dem „Prometheus" desselben Componisten. Diese weltdurchwandernde Schöpfung stammt aus einer Zeit, wo die Lehre von einer neuen Schule sich noch nicht in Extreme getrieben hatte. Sie stammt aus einer Zeit, wo auch Franz Liszt noch jenen Erinnerungen näherstand an die Wirkungen, die sein unvergleichliches Klavierspiel hervorbrachte. Klarheit und Wohllaut, welche unerläßlichen Bedingungen aller musikalischen Erfolge! Kunst nur gerade soviel, als sich mit aufmerksamem Ohr anhören, oder, sagen wir, um den Bau der Gesänge zu bezeichnen, mit intuitivem Auge überlesen läßt! Und bei alledem fehlt im „Prometheus" nichts, was die

Schöpfung in die Höhe des Gedankens weihelt, keine der verlorenen Ideen, die mit dem Menschen vom Raub des Feuers von jeher verbunden waren, blieb hier ohne Andeutung, der Componist stand auf der ganzen Höhe seiner Aufgabe und entfaltete zugleich eine Fülle auch kleinerer genialer Details. Die glückliche Wirkung dieser Schöpfung entstand daraus, daß sich mit dem Gedanken das Streben verband, innerhalb des Gebietes der Musik überhaupt bleiben zu wollen. Aus den einzelnen Stadien und Gedankenstufen der Sage nahm Liszt nur die Momente hervor, die der Dichter dem Componisten mit Freuden abgibt. Die Lust am Wein, die Freude des Beisammenseins kann der Dichter vollständig nicht schildern; da tritt der Componist ein und führt das gegebene Thema mit seinen Mitteln, seiner unerreichbaren Kunst der Versinnlichung und Wiedergabe der geistigen Natur der Dinge weiter aus. Das mag auch dem dünken, die ihr für die neue musikalische Richtung die großen Worte habt, „ein Thema bekommen und ausführen"! Und doch ist diese und keine andere Aufgabe die einzige! Der Dichter gibt euch ein Schlagwort, ihr prüft es, ob es den musikalischen Ausdruck duldet, geht bescheiden zurück, was sich musikalisch nicht verkörpern läßt, z. B. „Freundschaft" oder ähnliche nur durch Worte und Gedankenaustausch zu lösende Begriffe, und behaltet Wein, Liebe, Lust, Schmerz, Trauer, Seligkeit ohne Metaphysik, ohne Dante, ohne Faust, ohne Mephisto, denn dies sind Begriffe, deren Wahrheit durch kein Chor oder Kagel zu lösen ist.

Liszt's „Prometheus" ist ein Oratorium, das allerdings nicht in dem Opernsaale, in dem man eben Donizetti hörte, genossen werden kann. Es gehört zur Empfangnahme dieser edlen Schöpfung Weihe der Stimmung, ein geistvoller Vortrag des verbindenden Textes, wie ihn Tamsen sprach, ein Entgegenkommen an Würdiges und Erhebliches überhaupt. Wo aber diese Stimmung verbreitet ist, da kann die Wirkung nicht ausbleiben. Mitten in dem, was sich dunkel, metaphysisch, „zukunftsmusikalisch" anzukündigen scheint, wird es plötzlich licht in jenem alten Sinne musikalischer Wirkungen, die immer ihre Geltung behaupten werden: ein Satz beginnt, ein anderer legt sich darauf, sie kämpfen, sie ringen, sie lösen sich auf und das Gewebe wird dichter, bleibt kein bloßer dichtender Anlaß dazu. Wie uns oft auch hier noch beängstigende Neigung, den Wohllaut erst als Blüte nach einigem Harren aufbrechen zu lassen, das, was sich langsam entfaltet, zu geben, das Licht wirksamer zu machen durch langes Dunkel, aus Dissonanzen das Entsprechende sich mühsam erst herauswinden zu lassen, entspringt vielleicht aus dem vieljährigen Umgang des Klavierspielers mit dem Besten, was die frühern Meister geschaffen haben; es dürftet in Accorde und Melodieen sich zu vertiefen, in denen er sich sonst mit seiner tausendfingerigen Hand variirend und traumbetrübend mit Behaglichkeit ergehen durfte. Nun tritt er vom Nordpol an, um an den Süden zu kommen, oder greift die Engländer, wie Napoleon es thun wollte, in Indien an. Bald aber findet er sich auf die rechte Straße, die so nahe liegt, zurück und wird dann ebenso warm, ebenso innig, so wohllautend, wie er zuvor kalt, bizarr oder kakophonisch war. Auch der alte Romantismus der französischen Schule, in der Liszt sich gebildet hat, der Hoffmann-Gallotismus der französischen Literatur aus der Zeit vor und nach 1830, verführt ihn oft, die Musen wenn nicht für Hexen, doch für Sibyllen zu halten, den Parnaß für wenn nicht den Blocksberg, doch für einen spezifischen Hexensalon aus dem zweiten Theil des „Faust", wo hinter den zaubervollen Lichtgestalten der Helenen immer noch Teufel stehen. Dieser bizarre Umweg, den Liszt zum Schönen nimmt, findet sich im „Prometheus" selten. Er ist wohllautend vom Ofeanidenchor an bis zu dem letzten Gesange, in dem man die Arbeit der Cyklopen über felsengründeten Quadersteinen zu hören glaubt, so sicher und kraftvoll baut sich das melodische Gefüge der Töne auf.

Reisen in Afrika.

Dr. Heinrich Barth's Berichte sind in Aller Händen.

Von den vier und fremden Erdtheilen hat sich Afrika bisher am dauernden dem Einfluß und der Kenntniß Europas entzogen. Bis auf geringe, dünn besäete Stationen an den Küsten, hier und dort einen stärkern Punkt ausgenommen, sind die verlassenden Nationen dem eigentlichen Herzen des Landes gleich fern geblieben. Ja, die europäische Cultur ist von den Stätten, die sie einst betrat, so gänzlich vertilgt worden, daß nicht einmal ihre Spuren mehr zu finden sind. Von jener reichen, an Volk und Städten mächtigen afrikanischen Provinz der Römer, die noch gegen den Ausgang der Kaiserzeit die Blicke der Barbaren auf sich zog, ist nichts geblieben. Hier haben mit die ersten Tempel des Christenthums gestanden, ausgezeichnete Kirchenväter gelebt, ist die lateinische Sprache — die Sprache der Welt — in einer, wenn auch immerhin überladenen, doch eigenthümlichen Form ausgebildet worden.

Wer suchte das Alles auf diesen unwirthbaren Gestaden?

Die Wüste, statt enger zu werden, dehnt sich immer weiter aus, die Städte veröden und die Völker ziehen sich in einzelne, umherschweifende Stämme auf. Um so schwieriger wird dem europäischen Reisenden das Vordringen nach der Mitte des Erdtheils. Es sind nicht allein die unwirthbaren Gegenden, giftige Winde und die Schrecken und Mühseligkeiten einer Wüstenreise, die sich ihm hindernd in den Weg stellen, es ist der Barbarei der Sitten, von den Fakiren der Cultur schon angerichtete Völkerschaften. Diese Sultane am Rande der Sahara am Fuße und in den Thälern um den Atlasketten, welche Barth so oft betreten und Vogel vielleicht getödtet haben, gleichen den Raubrittern unserer Mittelalters, von den jährlich durchzuführenden Karawanen haben sie kostbare

große, englische Feuergewehre, selbst Gold von Tunis oder Algier schätzen gelernt, mit der Wildheit der Barbaren vereinigen sie unsern Eigennutz, unsere Habsucht. Sie sehen nicht, wie einst die amerikanischen Männer, in jedem Europäer einen Nachkommen ihrer Götter oder fallen bei dem Schall seiner „Donnerbüchse" wie die australischen Wilden vor ihm nieder und sind ebenso weit von der Anschauung entfernt, ihn als Freund zu betrachten. Im Gegentheil, er ist ihr Todfeind, im besten Falle eine Beute, ein Gefangener, der sich loskaufen muß. Denn die Beschwerden der Reise, die Unzugänglichkeit der Gegenden können nicht als der entscheidende Grund angegeben werden, der so viele Bemühungen, soviel Kraft und Großherzigkeit scheitern ließ. Der Kriegszustand, in dem sich die Stämme am Südrand der Sahara gegeneinander und gegen Alle befinden, wird die Wanderungen eines einzelnen Mannes, einer kleinen Schar fast immer zu einem Abenteuerzug mit unglücklichem — wenn es doch kommt, wenig befriedigendem Ausgang machen.

Was birgt nun der Erdtheil so geheimnißvoll in seiner Mitte? Unwirthbare Einöden? Ein gewaltiges Negerreich? Soweit unsere Kenntniß reicht, keines von beiden. Wie an den Küsten, findet man die Neger überall vielfach getheilt, in einzelnen, von Hecken behegten Dörfern, wo sie die Mauren und Berberstämme berühren, im Glauben des Islam, nicht ohne die ersten Gewerbe des Ackerbaus und Schmiedehandwerks, im reichen, einträglichen Handel mit den Karavanen, die von Tunis und Tripolis kommen, jetzt der erstaunte Reisende auf vielen Negermärkten weiße Waaren aus Marseille und Manchester zum Handel ausgestellt sieht. Hinter landeinwärts weiten Schlangen und rohgeschnitzte Götzenbilder verrathen und aus den Staaten an den Küsten, von Kano und Timbuktu sieben Hauptstraßen mit den dort eingetauschten Handelsartikeln wieder, vielleicht bis an die Ostküste, an den Indischen Ocean. Aber alle diese Staaten, bald größer, bald geringer, zählen selten eine Million Einwohner oder darüber, und nichts deutet an, daß jenseit von ihnen ein größeres, umfassenderes läge, der recht gewiß danach trachten würde, nach dem Meere vorzudringen. Auch von jenen paradiesischen Gegenden, die eine leicht bewegliche Phantasie in das Herz des Wunderlandes verlegte, läßt sich keine Spur erkennen, wie im Norden, scheint auch hier das fruchtbare Land rasch mit der Wüste zu wechseln.

Während man so von Norden her versucht hat, vorwärts zu dringen — Bemühungen, denen wir die Untersuchung des Tschadsees und seines Gebiets durch Barth verdanken —, rückt von der Südspitze des Cap der guten Hoffnung die englische Macht und die protestantische Mission langsam und sicher nach Norden heraus. Einzelne kühne Wanderer voran, es sind die enfants perdus der Civilisation, die Masse drängt nach. Anfangs waren es holländische „Boers", ein hartnäckiges, charakterfestes Geschlecht, welches sich im Kampf der Heerdentrotten niederließ, den Boden bebaute, die Löwen überwand — da hatte Jeder von ihnen etwas vom „Nimrod, dem gewaltigen Jäger vor dem Herrn", er unterwarf die Wilden, er machte sie zu seinen Sklaven, legte sich es die Reste der Tourischen Legion, die dort in der Arbeit der Cultur den Anfang des Jahrhunderts vollziehen müssen, freilich in harter Entbehrung, im grimmigsten Kampfe mit den Kaffern, die an den Hottentotten ein Beispiel haben, wohin der Civilisation für sie führt.

Ein kühner Jäger leitet uns durch die Gegenden nördlich von der Capstadt, es ist Charles Anderson „Reisen in Südwest-Afrika bis zum See Ngami in den Jahren von 1850 bis 1854" (erster Band, Leipzig, Costenoble, 1856). Die Büchse darf der Wanderer nicht einen Augenblick aus der Hand legen. In der Nacht kommen die Löwen bis zu seinem Wachtfeuer, wenn er auf die Jagd nach einem Gnu geht, sieht er sie mit Kameelen im Gebüsch neben sich einherschleichen. Bald gebirgig, bald eben, im jähen Wechsel, dehnt sich die Landschaft von der Walfischbai nach Osten aus, oft eine meilenweite Steppe, brennend in der Mittagsstunde, eisig in den Nachtstunden. Noch sind die Gewässer so ausgetrocknet, daß in ihren Betten und in Rinnen auch nicht ein feuchter Tropfen zu finden, daß ein See zu einer Lache zusammengeronnen ist — jetzt rauscht sie Gewitterwolke nieder, Alles ist in einen wildfluthenden Strom verwandelt, nur die Spitzen der Bäume ragen hervor, ein einsames Mittagsmahl auf einem Hügel. Manche Tagereise auseinander liegen sie, wie Blockhäuser im amerikanischen Walde. Die Namaqua und Damaras, die Negerstämme, die auf diesen Gebieten leben — die reichern auf den Ebenen von dem Ertrag ihrer Heerden, die ärmern im Gebirge von der Jagd —, hören die Reden der Missionare und folgen ihnen, solange sie beschenkt werden, nicht darüber hinaus; denn Treue und Dankbarkeit sind Begriffe und Worte, die ihre Sprache sowenig wie ihr Herz kennt.

Auf die anschaulichste und lehrreichste Weise führt uns der Verfasser umher, wir machen seine kühnen Jagden und Abenteuer gegen Löwen und Rhinocerosse mit, verhandeln wie er mit den Kaptown und Herren der Damaras, die sich durch nichts als ihre Zudringlichkeit vor ihren Unterthanen auszeichnen. Von welch unliebenswürdiger Seite zeigt sich uns da wieder jener gepriesene Naturzustand, jene „paradiesische Seligkeit"! Diese Gebietiger von hundert Kriegern mit Pfeil und Bogen und nicht viel mehr Zugochsen haben an ihrem Hofe Ceremonien wie einst in Byzanz, und wie es dort ein Staatsverbrechen war, rothe Schuhe mit goldenen Adlern zu tragen, so muß sich hier Jeder hüten, fett zu werden. Barbarei und überbildete Cultur, wie ähnlich sind sie im Grunde einander!

Der Zweck des irdischen Daseins.

Es gibt Bücher, den Häusern gleichen, deren schönes, freundliches Portal zum Eintritt einladet, in deren Innern man sich aber unbehaglich fühlt und alle Räume durchwandert, in der Hoffnung, das Rechte, Erwartete und Verheißene werde erst noch kommen.

So ging es uns mit Dr. A. F. Köllerborn's „Was ist der Zweck unseres sogenannten irdischen Daseins?" Ohne auf die Wirklichkeit und auf die mit ihr irgendwie übereinstimmende reine Christuslehre Rücksicht zu nehmen, ist dieses Buch eine Verirrung" (Berlin, Wagner, 1857).

Wer möchte nicht gern eine befriedigende Antwort auf die sich so oft im Laufe des Lebens aufdrängende Frage haben: „Wozu sind wir da? Was ist der Zweck unseres Erdenlebens?" Der Aufschluß, den uns der Verfasser darüber gibt, ist sehr einfach und nicht neu. Gott schuf Gott die Welt aus Liebe, um ihm ähnliche Wesen zu haben, die er möglichst lieben könnte und die ihn wieder möglichst zu lieben vermöchten. Und folgt aus der Wesenheit Gottes, wie sie Köllerborn aus der Wirklichkeit erkannt zu haben glaubt. „Das Reich Gottes, eine durch Liebe gegenseitige Verhältnißverbindung aller solcher in der Wirklichkeit neben Gott entstandener, zur Wesensähnlichkeit mit ihm gelangter Wesen, unter sich und mit ihm, stellt sich demzufolge als entsprechendes Endziel aller Verwirklichung außerhalb seiner Persönlichkeit dar." Der ganze Hergang der Weltentstehung und Entwickelung neben Gott bis zum gedachten Endziel schaffte nur Mittel für diesen Zweck, indem Gott Wesen, die ihm ähnlich sind, d. h. freie, auf „Selbstursächlichkeit" beruhende Wesen nicht unmittelbar schaffen konnte.

Verständlicher und interessanter als diese scholastische Darstellung ist der Schluß des Buchs, der den Unterschied zwischen der reinen Christuslehre und den Kirchendogmen nachweist, unter welche Bezeichnung Köllerborn die Sätze der Kirche versteht, welche dem Ausspruchen Christi und seinem Sinne widersprechen. Hierbei kommt er auch auf den Gegensatz zwischen Glauben und Wissen zu sprechen und sagt mit Recht: „Glauben und Wissen werden als Gegensätze sich gegenübergestellt, beide aber beruhen auf der gemeinschaftlichen Grundlage, daß ein Fürwahrhalten ihr Fragepunkt ist. Ein Glauben ohne Fürwahrhalten des Geglaubten entbehrt jeglicher Grundlage und ein Glauben des Unglaublichen erscheint als ein offenbarer Widerspruch. ... Glauben und Wissen unterscheiden sich nur hinsichts der Art, wie das Fürwahrhalten erzeugt worden." Der Glaube ist ein Fürwahrhalten dessen, was dem eigenen Wesen unsers Geistes dergestalt entspricht, daß wir ihm auch ohne näher entwickelte Gründe zustimmen, während das Wissen ein Fürwahrhalten ist, das sich mehr auf objective, entwickelte Gründe stützt. „Die Kraft des Glaubens wird deshalb, weil der Glaube lediglich Ergebniß der Reaction des eigenen Wesens ist, in einem Conflicte mit dem Wissen, als dem nur durchschnittlich und mittelbar in den Geist Eingegangenen, immer das Uebergewicht behalten."

Diese Bemerkung wird durch die Erfahrung nur allzu sehr bestätigt. Denn, was ihnen aus subjectiven Gründen, wegen der Angemessenheit zu ihrem Gemüth und ihren Bedürfnissen, wahr dünkt, schenken die Menschen mehr Glauben als den tief begründetsten wissenschaftlichen Beweisen. Das Herz behält die Oberhand über den Kopf, der Glaube über das Wissen. Wie käme es sonst, daß die wissenschaftlichen Resultate so schweren Eingang fänden?

Beobachtungen

von W. Krapp.

Wie oft der Menschen Bildung und Sitte mit Etikette verwechseln! Einen Bubenstreich verzeihen sie eher als einen Verstoß gegen die herkömmlichen Formen des Umgangs.

* *

Das Wild macht nicht allein scheue Pferde, sondern auch große Männer. Die mit dem Erfolg wachsende Thatkraft bedarf nur des Hebels günstiger Umstände, um selbst bei geringeren Begabungen Großes zu erreichen.

Wahrnehmungen.

Bei den Schauspielern gilt es für eine praktische Regel, daß man mit der Mehrzahl derselben nicht in theoretischen Ausdrücken sprechen kann, wenn es sich um die Auffassung einer Rolle oder das innere Verständniß irgendeiner einzelnen Stelle handelt. Man muß ihnen die Meinung, die man anschaulich machen will, in eine zugänglichere und handgerechtere Ausdrucksweise übersetzen. Auch in der Erziehung und in manchen Lebensbeziehungen bewährt sich dieselbe Regel. Wenn man tagelang gepredigt hat: „Sei gleichmäßig in deinem Wesen zu den Menschen, biete deinen Vorzügen nun, nimm im Umgang mit den Dienstboten und Kindern einen würdigen Ton an!" der wird oft suchen und suchen, wo er dieser Vorschrift nachkommen, und vergebens. Sagt man ihm aber: „Sei vornehm!" so versteht er sogleich, was gewünscht wird und sucht es nach Kräften zu treffen.

* *

Künstler nenn' ich Den, der dem vom Nothwendigen Gedrängten, in dem den Erwägungen über das hier Bessere, dort Nothwendigere oder Nützlichere schwer und mühsam Abgerungenen den leichten Schein des Natürlichen und sich wie von selbst Verstehenden zu geben weiß.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band — Nr. 10. — Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Ada.

Eine Herrnhutergeschichte von Amalie Struve.

III

Felix Braut gab die überraschende Erklärung, daß ein Anderer ihr erst wahre Liebe eingeflößt.

Dies war nicht so außergewöhnlicher Art, daß ein modern gebildeter Mann darüber in Verzweiflung hätte gerathen sollen. Unter hundert Menschen sind vielleicht kaum zwei, die nicht ein gleiches oder ähnliches Schicksal getroffen und die meisten von ihnen wissen sich auch in der Regel schnell darüber zu trösten. Aber Felix litt furchtbar darunter, besonders da er einen ganz Unwürdigen sich vorgezogen sah und für das künftige Glück der Frauen so heiß von ihm Geliebten in solcher Verbindung zittern mußte. Mit seinem Leben hätte er sie retten, sie sich erhalten mögen; umsomehr fühlte er sich gezwungen, seinen Stolz zu bezwingen und mit allen Betheuerungen und Beschwörungen, welche der Liebe und der Sorge zugebote stehen, das für ihn erkaltete Herz wieder zu sich zurückzuführen.

Seine Bemühungen hatten keinen Erfolg, mit eisiger Kälte, mit bitterm Hohn wurde er von ihr zurückgewiesen und das Mitleid der Aeltern, deren Schwäche für das verwöhnte Kind sie oft Autorität beraubte, äußerte sich in übelangebrachten Trostgründen, die den tiefsten Stachel in das schwerverwundete Herz bohrten. An Glück und seinerer Hoffnung verzweifelnd, suchte er sich mit Verachtung und Gleichgültigkeit zu panzern und seiner Seele zu zeigen, wie er zum Tode getroffen. Es wollte ihm aber nicht gelingen, solange er in der Nähe der Treulosen weilte; deshalb zog er fort aus derselben. Daß ihm auch die Ferne seinen Trost bringen wollte, wiewol Jahre schon über die Wunde gestreift waren, davon konnte sich Jeder leicht überzeugen, der nur einmal in das ernste blasse Antlitz des jungen Mannes sah oder sein unruhiggekehrtes Wesen beobachtete.

In dem Mißtrauen, das er seit diesem traurigen Ereigniß seines jungen Lebens gegen sich und Andere im Busen trug und das bei geringerer Seelenstärke und moralischer Bildung leicht seinem Charakter für immer hätte schädlich werden können, erhielt sich eine Art bitterer Entsagung auf Glück und Lebensfreudigkeit, als ihm der Tod mit rasch aufeinanderfolgenden Schlägen beide Aeltern und eine geliebte einzige Schwester raubte. Nur die ernsten, angestrengten Studien, die seinen Geist völlig vom Leben und von der Gegenwart abzogen, konnten ihm jetzt Hülfe bieten und da er geistig wie leiblich trefflich organisirt war, griff er instinctmäßig zu diesem Heilmittel, das für das Herz freilich nur zu leicht zum völligen Ablenkungsmittel werden kann.

Nach Nürnberg gezogen durch Alles, was er von dieser merkwürdigen Stadt gelesen und gehört hatte, hier er daselbst in tiefster Abgeschiedenheit, selbst die Empfehlungsbriefe, die ihm an die bedeutendsten und angesehensten Familien daselbst mitgegeben worden, versäumte er abzugeben; er fürchtete das weibliche Geschlecht und wird mit

wahrer Aengſtlichkeit ihre Gelegenheit, mit demſelben in irgendeine Berührung zu kommen. Auch dem finden echtzarte Gemüther nach ſchweren Leiden in der Stille der Einſamkeit leichter Heilung und Genesung als im Gewühle der Geſellſchaft, wo eben der Schmerz oft berufen ſcheint, zum Gegenſtand ſolch angebrachter Aufmerkſamkeit zu dienen, daß man ihn in der ihm aufgeprägten Heiligkeit mit leiſerer Schonung behandelt und als unantaſtbar geachtet werden ſollte.

Halber Miſanthrop, halber Fremdling in der ihn umgebenden Welt, ohne Befriedigung, ohne Hoffnung, noch nicht fähig, die Vergangenheit als todt in das Grab zu ſenken und dann leichten Schrittes der Zukunft entgegenzueilen, lechzte Felix nach Glück, nach Leben, ohne daß er es ſich ſelbſt bewußt war, als ihm das kleine Mädchen mit dem unartigen Knaben begegnete und er ihr Beſchützer und Wohlthäter wurde. Es war gar nichts Merkwürdiges und Auffallendes an dieſer ganzen Begebenheit, die ſo leicht ſpurlos hätte vorübergehen können; Felix aber freute ſich doch darüber, als er am Abend nach der erſten Begegnung einſam nach Hauſe zurückkehrte, als wäre ihm etwas Großes geſchehen; die friſchen, geſunden, reinen Kindergemüther hatten ihm wohlgethan und er neigte ſich ihnen mit demſelben Vertrauen zu, wie es ihnen eigen war.

Als er aber nach dem Beſuche Ada's allein in den Auen und Feldern ſpazieren ging, ohne gebahnte Wege zu ſuchen und ſich ganz dem Zufalle überlaſſend, wie er es zu thun liebte, wenn er ſich in der Natur allein wußte, da dachte er des holden Kindes mit der Zärtlichkeit eines Vaters und verſenkte ſich in Pläne für die Zukunft. Er wollte dieſe ſchaffen, leiten, nützen; von ihm ſollte der Same des Guten, Edlen und Großen in ihre empfängliche Seele geſtreut, von ihm ſollte ihr reger Geiſt gebildet werden; er wollte dieſe noch ſo ganz reine und tadelloſe Weſen behüten vor den Einflüſſen des Böſen und Gemeinen; er wollte ihr Lehrer, ihr Freund, ihr Vater ſein, ihr möglichen Falls die Mutter erſetzen.

Dieſe Vorſtellungen erfüllten ihn mit hoher Freudigkeit und er konnte kaum den völligen Einbruch der Nacht erwarten, ſo freute er ſich auf den folgenden Tag, wo er ſeiner kleinen Freundin ſeine Pläne mittheilen, ihr Vorſchläge machen und mit Unterricht und Belehrung gleich beginnen wollte.

Felix war noch jung, durch Reinheit des Herzens junger, als er ſeinen Jahren nach betrachtet werden konnte; mit aller ihm ſonſt eigenen, durch den Schmerz der letzten Jahre nur gedrückten, aber nicht getödteten Lebhaftigkeit hatte er ſich nun dieſem ihm plötzlich aufgegangenen Gedanken hin und vergaß darüber zum erſten mal ſeit langer Zeit, daß er unglücklich geweſen und daß es das Leben liebt, dem Guten Bitteres zu geſellen.

Die völlige Ruhloſigkeit Ada's flößte ihm Vertrauen, Sicherheit, Ruhe ein, und daß ſein Daſein plötzlich durch eine lebendige Urſache einen Zweck, ein Ziel bekommen ſollte, beſeligte ihn um ſomehr, als er, mit einer Fülle wirklicher Poeſie ausgeſtattet, am Entziffern todter Buchſtaben, am Wühlen und Forſchen in alten Pergamenten doch nur Nahrung für ſeinen Geiſt und Verſtand fand, indeß ſein Herz dabei oft bitter Mangel litt.

Obgleich in ſeinen Träumen der Gedanke an ſich und ſein Glück gar keinen Raum fand, ſondern Alles nur auf das von jedem ſelbſtiſchen Intereſſe freie Beſtreben hinausging, ein zweites Weſen durch alle ihm zugebote ſtehenden Mittel zu beglücken und einem ſchönen Leben entgegenzuführen, ſo lag in dieſem Beſtreben für den edeln Mann doch allein ſchon der höchſte Genuß. Daß er überhaupt nur wieder einmal aus den Schranken des Schmerzes herauskam, daß ſeine Seele wieder auf den Schwingen eines innigen Wunſches ſich über die einſame, leere Gegenwart erhob, fühlte er als Wohlthat und er war geneigt, dafür allein ſchon der Gottheit zu danken.

Ada kam am folgenden Tag, wie ſie es verſprochen hatte und machte ſich mit der holdeſten Geſchäftigkeit, gleich nachdem ſie Hut und Mantille abgelegt hatte, an das Ordnen im Zimmer; Felix aber, dem daran bei weitem weniger gelegen war, als mit der Ausführung ſeiner Pläne ſogleich zu beginnen, zog ſie bald von den Schubfächern und Tiſchen ab, indem er ſie auf ein in einer Ecke des Zimmers ſtehendes Tiſchchen aufmerkſam machte. So war dem Auge des Kindes bis jetzt entgangen, da ihm der hinterſte und entfernteſte Winkel angewieſen war; als ſie nun aber hintrat und es genauer beſichtigte, gerieth ſie in wahres Entzücken darüber.

Es war auch ein ſeltſam ſchöner Anblick: auf dem zierlichen mit Epheu umzogenen Tiſchchen von Weidengeflecht war aus einer Menge verſchiedenartiger und vielfarbiger Steinchen ein kleiner Berg aufgebaut, aus deſſen Mitte ſich ein Topf von antiker Form erhob, dem eine ſchöne, fremde Pflanze entſproßte, die ihre langen Sten-

gel und saftigen, dunkelgrünen Blätter hoch erhob und damit mehre längliche, noch fest geschlossene Knospen von zartem gelblichen Grün verbarg. Aelix machte aber Ada, als sie die schöne Anordnung des Ganzen bewunderte, auf die eigentliche Schönheit daran aufmerksam. Diese war allerdings so unscheinbarer Art, daß sie dem Beschauer auf den ersten Blick kaum auffiel; bei näherer Betrachtung aber erregte sie Bewunderung und Freude.

Ueber die vielfachen kleinen, den Berg bildenden Steine, aus den Ritzen, die durch ihre Zusammenfügung entstanden, zog sich feines und langes Moos der mannichfaltigsten Art, von den verschiedensten Farben und Gestaltungen und eine wunderlam schöne, oft dicht und üppig verschlungene, oft sich leicht und fein ausbreitende Decke bildend, sodaß die Steinchen theilweise versteckt waren, theilweise aber hell hervorglitzerten, am Fuße des Baues lag ein mehr als handbreiter Rest von Holz flach auf dem Tisch, der, am Rand etwas umgebogen, einige Zoll hoch mit Erde belegt und wieder mit bunt untereinander gemischten Moosen bepflanzt war.

„Ach", rief Ada entzückt in die Händchen schlagend, „welch allerliebste Spielerei! In meinem Leben hab' ich Aehnliches noch nicht gesehen. Wo haben Sie dies gekauft? Wer machte so seltsame Dinge?"

„Den Tisch kaufte ich gelegentlich, um Blumen daraufzustellen", antwortete Aelix, erfreut über ihre Freude; „das Andere aber ist meine Erfindung und gewissermaßen mein Werk; ich habe niemals den Gedanken dazu irgendwo ausgesprochen oder ausgeführt gesehen. Ich hatte als Knabe schon große Liebe zur Natur und sie äußerte sich schon sehr früh bei mir, indem ich mich mit dem Sammeln von Mineralien und mit Botanik beschäftigte; ich legte mir eine Sammlung aller mir vorkommender Steine an, in gereifteren Jahren betrieb ich diese Liebhaberei mit mehr Ernst und als ich ein eigentliches System dabei befolgte und mich genöthigt sah, Manches aus der Sammlung zu lassen, konnte ich mich nicht entschließen, das Ausgeschiedene wegzuwerfen, da sich an jedes Steinchen für mich eine frohe Erinnerung, eine schöne Geschichte knüpfte; ich that daher das Ueberflüssige einstweilen nur beiseite und es lieferte mir nun das Material zu diesem Bau. Auch mit der Botanik hatte ich mich viel beschäftigt; die ernsteren, anstrengenden und Zeit bedürfenden Studien der spätern Jahre hinderten mich an der Fortsetzung dieser meiner Liebhabereien, bis ich sie wieder viel später in einer für mich äußerst unglücklichen Periode von neuem aufnahm. Ich suchte damals am liebsten die Einsamkeit der Wälder auf und dort erst wurde ich aufmerksam auf die bescheidene, aber überaus reiche, herrliche, appige Mooswelt, die mir vorher immer fast fremd geblieben war, die mich aber bald wahrhaft zauberisch anzog. Ich studirte jetzt im eigentlichen Sinne ihre Eigenthümlichkeiten und wenn diese Moospflanzung hier auch nur eine Spielerei ist, so konnte sie dir doch bei näherer Betrachtung schon im Kleinen einen Begriff von der Fülle und Mannichfaltigkeit dieser einen Pflanzengattung geben. Betrachte nur einmal die hundertelei Aestchen, Kolbchen, Bäumchen", fuhr er fort, als Ada ihn freudig blickend ansah, „die feine Gliederung der einzelnen Blättchen, die Weiche der seidenhaarigen Aeste! Und die Verschiedenheit der Farbe, die Schattirungen, welche vom zarten Weißgrün bis fast ins Schwarze, vom hellen Gelb ins dunkelste Roth und Braun steigen. Wenn es dir Freude macht und du dir einzelne Moose näher zu betrachten wünschest, so hole ich die Lupe her, vermittels deren dir die Schönheit der Formen erst recht auffallend werden wird."

Ada, die mit gespannter Aufmerksamkeit dieser Auseinandersetzung, in der sich Aelix von seinem Interesse an dem Gegenstand fast zu sehr hatte hinreißen lassen, zuhörte und von der ihr völlig neuen Erscheinung aufs angenehmste überrascht war, bat darum und Aelix war im höchsten Grade erfreut, in dem Kinde soviel Sinn für natürliche Natur und soviel Aufmerksamkeit auf seine belehrenden Worte zu finden. Daß sie an dieser seiner Liebhaberei Geschmack fand, daß sie vielleicht mit einem dem seinigen gleichen Eifer sich später einmal damit beschäftigen werde, daß er dem kleinen Mädchen von etwas sprechen konnte und die aufmerksamste Zuhörerin an ihr fand, wo die Meisten nur Gleichgültigkeit oder Langeweile äußerten, das erfreute ihn und brachte ihn in die heiterste Laune.

Ada wurde nicht müde, ihrem Freunde zuzuhören, ihn mit neuen Fragen zu fortgesetzter Belehrung zu veranlassen; er mußte endlich selbst abbrechen, da er fürchtete, sie zu sehr anzustrengen.

„Du liebes Kind", sagte er, ihre Locken streichelnd; „ich möchte dein Vater sein, um dich fortwährend um mich zu haben und deine Fähigkeiten zu entwickeln; du würdest das Glück meines Lebens sein!"

„Mir ist es lieber", entgegnete Ada lächelnd und mit dem Engelsblick der Unschuld an ihm hinaufschauend, „daß ich außer Ihnen noch einen Menschen habe, der mein Vater ist und von dem ich zuweilen getadelt, gescholten, gestraft werde; von meinem Vater darf ich es schon leiden; von Ihnen aber könnte ich mich um keinen Preis tadeln oder strafen lassen. Ich glaube, daß ich mich zu Tode weinen müßte, wenn Sie mit mir einmal unzufrieden wären."

„Ei, da müßten Sie eben stets artig und freundlich sein, wie ich Sie gar noch nicht anders gesehen habe und wie Sie gewiß auch immer sind, dann hätte ich keine Ursache, Sie zu strafen oder Sie auch nur zu tadeln."

„O, das geht nicht so leicht", sagte Ada kopfschüttelnd und mit schelmischem Lächeln. „Sie kennen mich noch gar nicht so lange, als daß Sie wissen könnten, ob ich stets artig bin. Ich weiß gar wohl, daß ich oft die Wildeste von allen meinen Geschwistern bin; aber dafür kann ich dann nichts; ich sage Ihnen, da kommt oft eine Art Wuth über mich, die ich selber nicht verstehe und die mich aber so ausgelassen lustig und wild macht, daß meine älteste Schwester schon einige male geweint hat. Da möchte ich Alles zum Fenster hinauswerfen oder das Haus umstürzen und auf die höchsten Bäume klettern oder ins Wasser springen. O, ich glaube selbst, daß ich dann sehr unartig bin — aber", fügte sie rasch und erröthend hinzu, als Felix ungläubig lächelnd den Kopf schüttelte, „oft kommt das nicht vor, sehr vielleicht, nein ganz gewiß, gar nicht mehr."

„Das glaube ich auch", sagte Felix; „komme nur recht oft zu mir und wenn du dann auch einmal Lust bekommen, wild zu werden und es nicht gar zu arg treibst, dann leide ich dir Gesellschaft. Ich denke aber, daß wir gar keine Zeit dazu bekommen werden, denn ich muß dir doch nach und nach alle meine Schätze zeigen; mein Reichthum geht ja lange nicht in dieses eine Zimmer!"

„Sie haben noch mehr Zimmer?" rief Ada; „o bitte, zeigen Sie sie mir! Wahrscheinlich ist darunter eines davon?"

Sie ging auf eine an der Seite befindliche Thür zu und als Felix ihre Frage bejahte, öffnete sie dieselbe; sie führte in einen kleinen, äußerst geschmackvoll und fein möblirten Salon, an dessen Wänden schöne Oelgemälde und treffliche Kupferstiche in reichen Goldrahmen hingen. Blumentragäten mit feinen Elfenbeinschnitzereien, antiken Gefäßen, japanesischem Porzellan und hundert andern Merkwürdigkeiten oder Kostbarkeiten, ein schöner Glasschrank mit der Mineraliensammlung, zierliche Tische mit Mappen und Papierrollen und in der Mitte des Raums ein prächtiger wiener Flügel. Die Eleganz der ganzen Einrichtung, das schöne Licht, das durch die dunkelrothen Damastvorhänge mit zartem rosafarbigen Schimmer über den Gegenständen lag, der feine Wohlgeruch, der ihr entgegenwehte, entlockten Ada ein lautes, bewunderndes „Ach!" Sie blieb zögernd auf der Schwelle stehen und schaute nur mit dem Ausdruck der höchsten Ueberraschung in dem schönen Raum herum. Felix aber ergriff sie bei der Hand und führte sie vor den Flügel.

„So, meine kleine Prinzeß", sagte er heiter, „laß mich hören, was du kannst!" Sie schüttelte das Köpfchen und zog ihn stumm auf das vor dem Flügel stehende Tabouret nieder, er gab ihrer schweigenden Bitte nach und begann zu spielen. Seine an Virtuosität grenzende Fertigkeit fiel dem kindlichen, unentwickelten Sinne Ada's nicht besonders auf, als er aber von raschen einleitenden Läufen und Phantasieen auf eine einfache Melodie überging und, nachdem er aufgehört, sich nach dem Kinde umsah, erblickte er sie in einem Lehnstuhl am Fenster und das Köpfchen auf die beiden gekreuzten Arme gelegt.

Er dachte, sie sei eingeschlafen und rief deshalb mit ganz leiser Stimme ihren Namen; eine kleine Bewegung von ihr überzeugte ihn aber, daß sie wache und seinen Ruf gehört habe; als er noch einmal und etwas lauter „Ada" rief und sie sich nicht erhob, eilte er, mit einem male seltsam beängstigt, auf sie zu und hob mit beiden Händen ihr Köpfchen in die Höhe. Ihr Antlitz war von Thränen überflutet und zwei große Tropfen drangen noch aus den geschlossenen Augen.

„Ada, mein Kind, was ist dir?" rief Felix im höchsten Schrecken. „Warum weinst du? Was hat dir wehe gethan? Sprich, Ada, was ist dir?"

Sie antwortete ihm aber nicht, sondern machte mit dem Haupte nur eine beruhigende Bewegung.

„Ach, das Spiel hat dich betrübt gemacht, die melancholische Melodie des traurigen Liedes, nicht wahr?" frug er zärtlich, und da sie wieder von neuem begann zu weinen, nahm er ihre leichte zierliche Gestalt in seine beiden Arme, hob sie vom Boden auf und trug sie auf das Sopha. Sie schlang ihre kleinen, feinen Arme um seinen Nacken und als er sie auf das weiche Kissen zu-

gen wollte, fügte es sich, daß sie ihn mit darauf niederzog, indem sie die Arme nicht leise. Sie, bald auf seinem Schoße liegend, bald von seinen Armen gehalten und ihn mit den übrigen fest umschlingend, das Köpfchen an seine Schulter gelehnt, blieb sie längere Zeit ohne sich zu regen. Ihre Thränen versiegten und nach und nach stahl sich wieder das ihr sonst stets eigene heitre Lächeln auf die Lippen und das ganze Gesichtlein nahm wieder den Ausdruck der Heiterkeit an. Sie sprang rasch auf, legte ihre Hände auf das Haupt ihres Freundes und darauf einen Moment lang das übrige und sah ihm dann tief in die Augen.

Felix ließ dies Alles ruhig mit sich geschehen und dachte über das sonderbare Wesen des Kindes nach. Als sie ihm aber lächelnd sagte: „Nun ist Alles wieder gut; aber spielen Sie nicht das traurige Lied, wenn ich nicht weinen soll", da athmete er auf, als wäre ihm eine Last vom Herzen genommen und mit einer Lebhaftigkeit und mit einem Eifer, über den er selbst fast lächelte, leistete er seiner Freundin dies Versprechen.

Er wusch ihr darauf mit Rosenwasser die Thränenspuren vom Antlitz, zeigte ihr verschiedene hübsche Sachen, die sie entzückten, schwatzte hunderterlei Dinge mit ihr, die sie lachen machten und als sie seine Hand, die sie noch immer in der ihrigen festhielt, losließ und vor den Spiegel trat, um sich die krausen wirrgewordenen Locken zurecht zu streichen, machte er ihr den Vorschlag, noch etwas miteinander in den Garten zu gehen. Sie willigte mit Freuden ein. Felix zog an der Klingelschnur, gab im Nebenzimmer der eintretenden Person einen Befehl und ging dann mit Ada in den großen und schönangelegten Garten.

Alle die zarten, farbenprachtigen und süßen Duft ausathmenden Blumen und Blüten der ersten warmen Jahreszeit waren hier mit Sorgfalt gezogen und prangten im schönsten Flor. Die Anlage des Gartens trug noch den Stempel der Zopfzeit: lange, regelmäßige, knapp beschnittene Hecken von Taxus mit gleichen Begenbuchen, steife Alleen von kreisrunden Akazien, zierliche Beete und hübsch bemalte Pavillons, halb hinter Büschen und Hecken versteckte Sitze und freundliche Lauben, springende Fontainen mit phantastischen Wasserspeiern und hausbackige, seltsam zopfmäßige Liebesgötter, Nymphen, Pane und Schäfer auf barocken Piedestalen mahnten wie letzte Winke an eine ganz abgethane Zeit. Es gibt nicht mehr viele so erhaltene Gärten um Nürnberg; einzelne reiche Leute finden der Seltsamkeit wegen ein Vergnügen daran, sie nicht ganz von englischen Anlagen oder gar von Nutz- und Kiesgärten verdrängen zu lassen und lassen alljährlich wieder die große Schere an Baum und Hecke arbeiten; Manche finden auch einen eigenthümlichen Reiz in dieser von den letzten Jahrzehnden so sehr geschmähten Art des Gartenbaus, an deren Stelle freilich eine dem Streben und Treiben der Natur angemessenere getreten ist, die aber doch, als zur Geschichte der vergangenen Zeit keine unbedeutende Charakteristik liefernd, solange als möglich lebendig erhalten zu werden verdient.

Auf Ada, die einen so echterhaltenen Zopfgarten noch nie betreten hatte, machte nun dieser Anblick einen überraschenden und komischen Eindruck, sodaß sie in lebhafte Ausrufungen darüber ausbrach; als sie aber mit Felix eine Zeitlang durch die sonnenbeschienenen Gänge gewandelt war, wendete sich ihre Aufmerksamkeit allmälig nur ihrem Freunde zu. Während dieser neben ihr herging und mit ihr sprach, bückte er sich von Zeit zu Zeit und pflückte ein liebliches Blümchen um das andere; er band ein niedliches Sträußchen daraus und reichte es Ada schweigend hin. Sie zögerte einen Augenblick, es anzunehmen, als er es ihr aber fortwährend hinreichte, sah sie ihn strahlenden Auges an, nahm es, athmete seinen Duft ein und heftete es am obern Rande ihres tief ausgeschnittenen Kleidchens an die Brust, ohne ein Wort zu sprechen. Felix sah ihr lächelnd zu; inzwischen führte er sie zu einer Laube, in der ein gedeckter Tisch stand und sagte: „Heute bist du mein Gast bei einem sehr frugalen Mahl, das dir aber vielleicht doch mundet, wie mir unser gewöhnliches. Schau, wie dich die Erdbeeren anlachen und wie freudig die Butter glänzt, daß sie für dein Mündchen bestimmt ist! Wir sind hier eben wie auf dem Lande und du mußt mit vielen einfachen, aber frischen Dingen vorliebnehmen. Ja, mein Kind, und laß es dir schmecken!"

Aber Ada folgte nicht mit der gewohnten Lebhaftigkeit dieser Aufforderung; sie war, seit sie das Sträußchen von ihrem Freunde erhalten, wieder still und ernst geworden; jetzt nippte sie nur von der Milch, die Erdbeeren aß sie einzeln und Butter und Brot blieb fast ganz unberührt von ihr. Dagegen nahm sie öfter das kleine Bouquet in die Hand, hauchte darüber hin, und zog den Duft in sich und lächelte es zärtlich an.

Um so heiterer und gesprächiger aber war Felix, der nicht müde wurde, ihr von allem Erdenklichen vorzuplaudern, seinem Gaste mit gutem

Beispiel im Essen versagung und Scherz um Scherz mit seiner kleinen Freundin trieb.

Plötzlich sprang Ada auf, schlang ihre Arme um seinen Hals, preßte zahllose Küsse der leidenschaftlichsten Heftigkeit auf seine Locken und auf seine Hände und noch ehe er von dem Ueberfall zu sich kam, war sie davongeeilt, sodaß er in der Ferne nur noch ihr weißes Kleidchen durch das Gebüsch verschwinden sah.

Seine erste Bewegung war ihr nachzueilen; er war aber verwirrt und blieb lange Zeit still an der Stelle stehen, von der sie eben so räthselhaft verschwand. Dann strich er sich die Haare aus der Stirn, lächelte leise in sich hinein und ging langsam durch die vielverschlungenen Pfade des Gartens, bis der Abend hereinbrach und die goldenen Sterne am Himmel erglänzten.

Tag für Tag erschien Ada bei ihrem Freunde; selten vermochte sie irgendetwas Unabänderliches ganz von ihm entfernt zu halten; wenigstens auf Minuten trat sie in sein Zimmer, sagte ihm ein freundliches Wort und ging mit Schmerz für den verlorenen Tag, aber mit Hoffnung für den kommenden wieder fort. Konnte sie aber, wie es gewöhnlich der Fall war, ihre Anwesenheit auf Stunden ausdehnen, so verbrachten sie diese mit den mannichfaltigsten Dingen; es gestaltete sich bald zwischen ihnen ein Verhältniß ähnlich dem eines Lehrers zur Schülerin: denn sie war im höchsten Grade eifrig und wißbegierig und Felix wiederum mit den verschiedenartigsten Kenntnissen ausgestattet, in welchen sich eine ebenso treffliche als reizende Art der Belehrung gesellte; seine der Unterhaltungen mit ihm blieb für sie ohne Lehre und doch war er nie pedantisch, trocken, langweilig. Er nahm bald eigentliche Unterrichtsgegenstände mit ihr vor und sie ging mit Freuden darauf ein, ihm bei der nächsten Gelegenheit zeigend, welchen Vortheil sie daraus gezogen; er trieb mit ihr Geographie, aber nicht ihr Köpfchen mit todten Namen und Zahlen ausfüllend, sondern ihr ein lebendiges, mit den klarsten Farben gemaltes Bild des Landes und der Leute, wovon sie sprachen, gebend; er verband damit das innere Wesen der Völker, ihre Sitten- und Entwickelungsgeschichte, er nahm einzelne hervorragende Persönlichkeiten aus der allgemeinen Menge heraus und entwickelte ihren Charakter, ihre Thätigkeit und daraus wieder den Nutzen oder Schaden, den sie brachten, sodaß sich ihr in der Welt- und Völkergeschichte wieder die des Einzelnen darstellte; er öffnete ihren Blick für die Wunder der Natur, die längst das begabte Kind im Innersten beschäftigt hatten, ohne daß ihm je eine befriedigende Erklärung gegeben worden; er führte sie ein in das Reich der Musik und gab dem todten Spiel der Finger, der qualvollen Langeweile stummer Noten, mit der sie ein bezahlter Lehrer peinigte, Seele und Leben, indem er ihr zeigte, wie sie den Zauber tönen, selber Harmonieen erfinden und mit Bewußtsein und eigener schöpferischer Thätigkeit daraus Genuß ziehen könne, was ihr bisher so unbefriedigend gewesen und nie ihrem innern Drange genügt hatte. Er suchte ihr Auge künstlerisch zu bilden und zeigte ihr aus seinen mit großer Strenge und vieler Mühe gesammelten Kunstschätzen nach und nach von den Anfängen der Kunst bis auf die letzte Zeit in guten Abdrücken oder Handzeichnungen das Bedeutendste, was nach der Seite hin je geschaffen worden; er traf die angemessenste Auswahl aus den Dichtern und Schriftstellern ältester und neuester Zeit und las ihr deren begeisterte Verse oder geist- und gemüthvolle Prosastellen vor; auch liebte er es, ihr Bücher mit nach Hause zu geben und ihr selbst solche Stellen, die sie fesselten, vorlesen zu lassen, ihr musikalisches Ohr, durch ihn täglich in solcher Weise gebildet, verbesserte im Vortrag selten den richtigen Ton und den angemessenen Ausdruck fand sie von selbst durch das Verständniß, mit welchem sie das Meiste gleich instinctmäßig auffaßte. Fiel ihr etwas als unklar und unverständlich auf, so besprachen sie sich miteinander darüber und in der Regel kam ihr nach geringer Nachhülfe von Seiten ihres Lehrers durch eigenes Nachdenken die Aufklärung.

Das Kind entwickelte sich unter dieser geistigen Pflege ungemein rasch, ohne daß ihre naive Unschuld, ihr frisches, holdes Wesen irgendwie darunter litt. Der ihr eigenthümliche Reiz, ihre Lebhaftigkeit, die sich oft zu einem sprudelnden Uebermuth steigerte, der ihr bei der damit vereinigten Grazie und Herzensgüte nichts von ihrer Anmuth raubte, waren für Felix ein Born der Freude, den er um keinen Preis durch Ernst und Pedanterie hätte versiegen machen mögen. Er hemmte sie in keiner ihrer Eigenthümlichkeiten, er raubte ihr durch keine Miene, durch kein Wort die Unbefangenheit, durch die allein sie das holde Kind mit den kleinen Fehlern, aber auch mit den tausend Liebenswürdigkeiten war. Sie schien ihm ein Meisterstück der Natur, an dem der Mensch nichts zu bessern und zu ändern habe, dessen freier

Gestaltung nur nichts Störendes in den Weg zu legen, ihm dasselbe vielmehr soviel als möglich entfernt zu halten seine einzige Pflicht sei. Diese Ansicht leitete seine Erziehungsmethode, wenn man seine Art, sich mit dem Kinde zu beschäftigen, überhaupt so nennen kann, da dieses wiederum den bedeutendsten, Aelix selbst wohl bewussten Einfluss auf sein ganzes Wesen übte.

Schon kurze Zeit nachdem sich ein traulicher Umgang zwischen ihnen gebildet, verschwand aus der Seele wie von der Stirn des jungen Mannes jene durch frühere unwürdige Zeit ihm aufgeprägte Schwermuth, verwehte wie ein Nichts vor einem Lächeln des Kindes, vor ihren harmlosen Liebkosungen, vor den tausend unschuldigen Neckereien und Scherzen, mit denen sie ihn unterhielt und beschäftigte. Wollte jemals in ihrer Gegenwart der alte, durch irgendeine flüchtige Erinnerung wieder hervorgerufene Schmerzenszug sich auf seinem Antlitz zeigen, wollte ihm noch wie aus Gewohnheit ein schwerer Seufzer die Brust heben, so vermochte ein gewisses Stirnrunzeln, ein Beben ihrer Lippen Beides für längere Zeit in weitere Ferne zu bannen. Ein mal war es ihm begegnet, dass er in Selbstvergessenheit und krankhafter Gereiztheit in ihrer Gegenwart eine unglückliche, schmerzerfüllte Aeußerung über sich, seine Hoffnungen und sein ganzes Leben that, was auf Ada einen so heftigen, furchtbaren Eindruck machte, dass Aelix, ebenso überrascht als erschreckt und betrübt dadurch, sich schwur, ein für alle mal die Erinnerung an die Vergangenheit in seine Vergessenheit zu begraben, nur um seinem Liebling seinen ähnlichen Schmerz mehr zu bereiten.

Ob es ihm entging, dass sich aus den anfangs nur kindlichen Gefühlen der Anhänglichkeit in Ada allmälig eine an Leidenschaft gränzende Liebe entwickelte, welche, die Schranken gewöhnlicher Empfindungen ebenso gewaltsam durchbrechend, als ihr ganzes Wesen überhaupt weit über dem Gewöhnlichen stand, ihr kindliches Alter übereilen, ihre Entwickelung bedrohen konnte und von ihm vielleicht noch im ersten Entstehen mit Aufbietung des vertraulichen Umgangs, gemässigt, bezwungen werden musste?

Das Eine nur ist gewiss, dass er bald kein Bedürfniss mehr kannte, welches ihm inniger und unentbehrlicher gewesen als ihre Anwesenheit, ihr Geplauder, ihr Anblick; dass alle seine Gedanken in geheimer Beziehung zu ihr standen, dass sie ihm Jugend und Glück wiedergab, dass er ihr darum mit unbegrenzter Dankbarkeit zugethan und bereit gewesen wäre, ihr jedes, auch das schwerste Opfer zu bringen. Er hatte solange gelitten, entbehrt, gedarbt, das Gefühl der Armuth und des Todes jeder Freude mit sich herumgetragen, dass er mit froher Begierde das sich ihm nun darbietende Glück in sich aufnahm, ohne es zu analysiren, ohne darüber zu grübeln, nur froh, dass es da, dass es für ihn da.

So verging der Sommer und ein Theil des Herbstes, dessen oft rauhere und unfreundlichere Witterung das Kind nicht abhielt, täglich zu ihrem Freunde zu wandern, ohne dass sich, so ganz gegen die Gewohnheit, Irgendjemand weiter darum bekummert hätte als die beiden Betheiligten selbst. Die Abgelegenheit des von Aelix bewohnten Gartenhauses, dessen Parterregeschoss nur von den Gärtnersleuten bewohnt wurde, überdem leer stand und selbst ohne nahe Nachbarschaft war, die Zurückgezogenheit, in der er überdem lebte und die Freigebigkeit, mit der er seine Hausleute bezahlte, liessen ihn von dieser Seite ganz unbehindert; fordernde Freunde oder Bekannte besass er nicht, es wusste kaum Jemand von seiner Existenz in Nürnberg. Ada war sich ebenfalls, wie sie ihrem Freunde gleich zu Anfang ihrer Bekanntschaft erzählt hatte, durch die Mutterlosigkeit, durch die häufige Abwesenheit ihres Vaters und dessen überdem durch angestrengte Beschäftigung fortwährend in Anspruch genommene Zeit und Kraft, wie durch die, ihren vielfachen Verpflichtungen in grosser Jugend noch nicht gewachsene Schwester, sehr viel selbst überlassen; ein alter Onkel und zwei alte Tanten, die, alle besonders für sich lebend, täglich den Kindern zu Ausgängen Veranlassung gaben und bei denen sie bald zu Hause waren, verschafften ihr Tag für Tag Gelegenheit, sich von der Schwester zu beurlauben, ohne eigentlich angeben zu müssen, wo sie ihre Zeit verbringe, und sie war klug genug, um ihr Geheimniss, das eben als solches für sie einen noch gesteigerten Reiz erhielt, nicht zu verrathen, täglich vor oder nach dem Besuche bei Aelix noch eine Viertelstunde die Eine oder die Andere zu besuchen.

Ein im Ada schmerzliches, für Aelix bald ärgerliches, bald lächerliches Ereigniss rief zu jener Zeit eine Unterbrechung ihrer täglichen Besuche, an deren Stelle aber einen Briefwechsel hervor, der in seiner Art wol einzig war.

Aelix sah mit jedem neuen Tage dem Besuche seiner Freunden, die gewöhnlich um die fünfte

Nachmittagsstunde zu ihm kam, mit Ungeduld entgegen; er legte meistens schon eine halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit Buch oder Feder weg und suchte sie durch verschiedene Beschäftigungen in den Zimmern, durch Auf- und Abgehen und sonstige, seiner Unruhe entsprechende Bewegung rascher hinzubringen. Eines Tags aber wollte ihm die Zeit gar nicht vergehen; es schien ihm eine Ewigkeit, seit er mit der Arbeit aufgehört und als er auf die Uhr blickte, überzeugte er sich, daß es mehr als eine Stunde später wie gewöhnlich und daß er nun kaum mehr Ave erwarten durfte.

Er geriet in die größte Unruhe.

(Fortsetzung und Schluß in nächster Nummer.)

Volkssagen aus der Bretagne.

Mitgetheilt von Hermann Lemmin.

II. Die Kathedrale von Vannes.

Eines Winterabends kam ein ehrlicher Handschuhmacher der Stadt Vannes von einem Krankenbesuche heim, den er einem Freunde abgestattet hatte und da er an der Kathedrale vorübergieng, die noch nicht geschlossen war, wollte er erst noch für den Gegenstand seines Kummers einige Gebete sprechen. Er trat ein und kniete in einer der Seitenkapellen nieder. Da es schon spät war, so waren nur noch wenige Beter in der Kirche und die tiefste Stille herrschte in der Dunkelheit. Ermüdet von mehren Nachtwachen, schlief der Handschuhmacher ein und so tief, daß er weder die Glocken das Angelus läuten, noch die Schlüssel knarren hörte, als die Kirchendiener die Thüren schlossen; er ward übersehen und eingeschlossen.

Als es Mitternacht schlug, erwachte der Handschuhmacher endlich erstarrt von der Kälte, sah sich verwundert um und konnte sich kaum von seinem Aufenthalte Rechenschaft geben. Aber bald gab ihm ein seltsames Schauspiel vor seinen Augen das Gedächtniß zurück; denn an dem Fuße des Altars, bei dem er eingeschlafen war, stand ein Priester in schwarzem Meßgewand mit breitem weißen Kreuz, wie bereit, die heilige Messe zu beginnen, und auf dem Altar, der mit einem schwarzen Tuch, worin weiße Thränen gestickt, bekleidet war, flackerten zwei bleiche Kerzen, geschmückt mit Todtenkopfen und kreuzweise übereinandergelegten Knochen.

So ergriffen und überrascht der Handschuhmacher auch von dem düstern Anblick war, so bemerkte er doch, daß es dem Priester an einem Aeppendenten fehlte, und er schickte sich an, die Messe zu bedienen. Er stand auf und wollte seitwärts vom Priester niederknieen, auf den er einen verstohlenen Blick warf.

Aber Entsetzen! Der Priester war ein fleischloses Skelett mit leeren Augenhöhlen!

Außer sich stürzte der Handschuhmacher bewußtlos zur Erde, erst beim Angelus des andern Morgens fand er sein Bewußtsein wieder und kehrte in seine Wohnung heim. Aber bei aller liebevollen Sorgfalt, die seine Familie an ihn verschwendete, blieb er in düsteres Schweigen versunken. Kein Lächeln kam auf seine Lippen und sein Mund hatte keine Küsse mehr für seine Kinder, keine Worte der Liebkosung für sein Weib. Selbst der Schlaf floh sein nächtliches Lager und wenn ihn die Ermüdung herbeizwang, war er unruhiger als die Stunden der Arbeit und des Wachens, denn ihn umlagerten Bilder des Schreckens, über die sein verwirrter Geist kaum Gewalt hatte. Um seiner Seele endlich die Ruhe wieder zu schaffen, beschloß der Unglückliche, sich seinem Beichtvater anzuvertrauen.

„Warum, mein Sohn", suchte ihn der Priester zu beruhigen, „wollt Ihr Eure Seele diesen Schrecken überlassen, die vielleicht nur auf einer Täuschung der Sinne beruhen und die, wenn sie wirklich einen Grund haben, ernsthaft untersucht werden müssen? Denn entweder hat Euch Satan in jener Nacht eine Schlinge gelegt, oder Gott selbst hat Euch zum Werkzeug einer heiligen Sühne erwählt. Es ist für Euer irdisches wie ewiges Heil nothwendig, daß Ihr in derselben Kapelle und zur selben Stunde die Erscheinung wieder erwartet, die Euch so entsetzt hat."

„Ehrwürdiger Herr", versetzte der Handschuhmacher, „diese Prüfung würde mich tödten. . ."

„Ganz gewiß, mein Sohn, würde sie Euch tödten, wenn Ihr Euch mit der Vernunft allein bewaffnen wolltet, um sie zu bekämpfen; aber der Glaube macht unbesiegbar und das Gebet ist die stärkste Waffe! Und wenn das Gespenst wieder zu Euch kommt, so frage es im Namen des lebendigen Gottes. Geht nun, mein Sohn; ich gebe Euch meine Absolution. Gott sei mit Euch!"

Stark im Glauben, schwach im Fleisch, ging der Handschuhmacher noch am nämlichen Abend in die Kirche, kniete in der nämlichen Kapelle wieder nieder und ließ sich abermals einschließen. Aber diesmal schlief er nicht ein, sondern stärkte sich im Gebete bis zu der verhängnißvollen Stunde.

Beim ersten Schlag der Mitternacht zündeten sich die zwei Kerzen von selbst an, der Altar bekleidete sich schwarz, dann erschien mit langsam

ſchwerem Schritt das Skelett in ſeinem Trauermeßgewand am Eingang der Kapelle.

„Wenn du im Namen Satan's kommſt", ſo der Handſchuhmacher mit bebender Stimme, ſo fliehe dieſe heilige Stelle; kommſt du aber im Namen des allmächtigen Gottes, ſo ſage, was willſt du?"

„Höre, mein Sohn und glaube Dem, der da kommt in dem Namen des Herrn", murmelte das Geſpenſt. „Es iſt ſchon Jahre her, ſehr lange Jahre für Dich, ſo leiden, daß ich jede Nacht zu dieſer Stunde an dieſem Altar einen Chriſten erwarte, um mich bei einer Meſſe zu bedienen, die ich verſprochen hatte, als ich noch unter den Lebendigen war und die ich, anfangs aus Nachläſſigkeit, dann aus Vergeſſen, nicht geleſen habe. Dieſe ſträfliche Verſäumniß hat ſchreckliche Folgen gehabt, denn ſie hat auf lange die Pforten des Himmels der Seele Deſſen geſchloſſen, der die Meſſe leſen ſollte, ſowie der Seele Deſſen, für den er ſie leſen ſollte. Sei geſegnet, mein Sohn, du, den Gott erwählt hat, daß er das Werkzeug ſei der Erlöſung zweier Seelen!"

Darauf knieten das Geſpenſt und der Handſchuhmacher an dem Altare nieder und die Todtenmeſſe begann; wie aber der Prieſter das „Requieſcat in pace" geſprochen hatte, verſchwand er, und der Handſchuhmacher, nach dem Kreuze blickend, ſah zwei leuchtende Spuren gen Himmel ziehen.

Da wiſchte er den kalten Schweiß von ſeiner Stirn, erwartete unter Gebet die Stunde des Angelus und als er, mit dem Lächeln auf den Lippen, wieder unter die Seinen trat, brachte er Ruhe und Freude mit ſich, der Friede war eingekehrt in ſeine Seele.

Die 33. Verſammlung der Naturforſcher und Aerzte in Bonn.

V.

(Beſchluß aus Nr. 9.)

Das aufgeſtellt geweſene Mondrelief, ſchon ohne Mädler's Vortrag ſehenswerth, enthält gegen 30,000 einzelne Gegenſtände; ſie wiederholen in plaſtiſcher Darſtellung genau den Inhalt der Mädler'ſchen Karte; ſie zeigen alle ſeither mehr oder weniger ſchon gemeſſenen und gezeichneten Gebirge ſowie eine Anzahl von Formen, welche auf den ältern Herſchel'ſchen und Schröter'ſchen Karten ganz fehlen und ein durch Mädler und Schmidt bekannt gewordenes ſind. Das Relief gewährt außer ſeinem großen techniſchen Intereſſe den Vortheil, daß man den Schattenwurf der Gebirge durch künſtliche Beleuchtung nachahmen und auf ſolche Weiſe vollſtändig das wirkliche Anſehen des Mondes, wie er in Fernröhren erſcheint, zur Anſchauung bringen kann. Da der Mond bis auf ſehr geringe Aenderungen der Erde ſtets eine und dieſelbe Seite zuwendet, ſo hat der Beſchauer des Reliefs den Nordpol der Mondhalbkugel oben, den Südpol unten, rechts die Weſt-, links die Oſtſeite. Die geringere Ausführlichkeit aller dem Rande des Reliefs nahe liegenden Landſchaften hat ihren Grund darin, daß man von der Erde aus dieſelben nur in äußerſter Verkürzung ſieht. Alle Namen und Zahlen ſtimmen mit der Mondkarte Mädler's überein.

In frühern Jahrhunderten mußte theils der geſtirnte Himmel, theils der Mond dazu dienen, die Ruhmſucht der Menſchen mit zu befriedigen. So nannte Galilei die von ihm aufgefundenen Trabanten des Jupiter die Mediceiſchen Geſtirne, zu Ehren der Medicäer. Der Jeſuit Schiller taufte 1627 alle Sterne um und gab ihnen die Namen der Heiligen ſeines Kalenders. Der Aſtronom Hevel hat in ſeiner erſten Mondkarte 1647 der Erde ein Pareil, indem er alle Höhen, Flächen und Tiefen mit den Namen unſerer Länder, Gebirge und Meere belegte. Ein ſpaniſcher Aſtronom fand das unpaſſend und benannte das Aegäiſche Meer des Mondes mit ſeinen vielen Inſeln die heilige Urſula mit den 11,000 Jungfrauen u. ſ. w. Der Jeſuit Riccioli aber, der erſte bedeutungsvollere Selenograph nach Hevel, fand darin eine Entweihung des Heiligſten, taufte die alten Griechen und Römer wieder in den Mond ein und ſetzte zuletzt ſeinen eigenen Namen auf den oberſten Punkt des Mondrandes. In neuerer Zeit fuhr man nach ſeinem Vorgang fort, allen himmliſchen Erſcheinungen die Namen berühmter Aſtronomen und Phyſiker beizulegen; doch iſt „Leverrier" dem Namen des alten Meergottes beſcheiden gewichen; ihm genügt es, den „Neptun" gefunden zu haben.

Profeſſor Mädler hauchte dem aufgeſtellten Mondrelief die Seele ein, indem er erläuternd die Zuhörer über Berg und Thal zu den Kratern und Meeren führte. Er glaubt vier Bildungsperioden in der Oberfläche des Mondes zu erkennen und meint, daß, wenn man die Ebene als die älteſte, die Hochgebirge und Maſſenerhebungen als die zweite und die oft inmitten [illegible]

wieder viele Meilen lang sich durchziehenden Rillen und kleineren Krater als die dritte Periode betrachte, er die hellen Streifen, welche an gewissen grossen Kratern, wie beim Tycho, Kepernicus, Kepler und Aristarch, auslaufen und die bisher noch ein räthselhaftes Phänomen sind, geneigt wäre, für elektrische Strömungen einer vierten Periode zu halten; eine Ansicht, die er selbst nur als Hypothese gäbe. Daß der Mond wie unsere Erde grosse Revolutionen durchgemacht, von Vulkanen und Erdbeben aufgerissen und aufgeschwellt sei, wäre mit Gewissheit anzunehmen; dagegen fehle ihm eine der unsrigen ähnliche Atmosphäre. Dies erhelle schon allein daraus, daß man die Mondgebirge, abgesehen von den Unterschieden der Beleuchtung durch die Sonne, in allererst gleicher Deutlichkeit beobachten könne, was, wäre die Atmosphäre gleich der unsrigen voll Nebel und Wolken, unmöglich sein würde. Aus diesem Mangel folge ein anderer, der des Wassers auf dem Monde. Schon Hevelius und Schröter nehmen die sogenannten Meere für blosse Einsenkungen einer Materie, die das Sonnenlicht nicht zurückwirft. Schröter hat zuerst die Höhen der Mondberge gemessen; so die südliche Randhöhe, die er Leibnitz und Lorbel nennt, nach der Sonnenhöhe über dieser Gegend und nach dem Schatten, den sie wirft, und fand sie 25,000 pariser Fuß hoch, mithin so hoch als die höchsten Berge der Erde. Die Gebirge können nach Gewalt und Höhe nur dann gezeichnet und gemessen werden, wenn sie Schatten werfen. Bei dieser Gelegenheit schilderte Mädler den Reiz eines Sonnenaufgangs auf dem Mondgebirge und verwies die sich speciell dafür Interessirenden auf das neueste Werk des Dr. Julius Schmidt zu Olmütz, der in einem Abschnitt eine vollendete Schilderung davon gibt.

Da also hier der Schatten das Maßgebende, so müssen alle Mondbeobachtungen, welche den Zweck haben, Bergkarten zu liefern, nicht zur Zeit des Vollmondes, sondern zur Zeit der Viertel, überhaupt bei unvollständiger Beleuchtung der Mondscheibe angestellt werden. Eine künstliche Beleuchtung des Reliefs müsste diese Angabe auf das Vollkommenste veranschaulichen; leider kam es nicht mehr zu diesem Experiment, es hatte schon früher einmal stattgefunden.

Die Höhen und Tiefen des Mondes können aber nicht, wie auf der Erde, auf ein allgemeines Niveau bezogen werden, daher werden noch jetzt die Schatten gemessen und aus deren Länge wird mit astronomischen Mitteln die Höhe berechnet. Man hat dann den Höhenunterschied des Berggipfels und des Punktes, der vom Schattenende des ersteren getroffen wurde. Es finden sich unter den bedeutendsten Höhen im Verhältniß zu der Ebene Berge von 21,000 pariser Fuß, die grössten gemessenen Tiefen betragen 12,000 Fuß. Auch das unbewaffnete Auge gewahrt auf dem Monde dunkle und hellere Stellen; die letzteren sind die Gebirge, die ersteren die Ebenen.

Die Selenographie hat dieselben eingetheilt: 1) in Hochland, grosse Massenerhebungen von 30—100 Meilen Ausdehnung, wie z. B. die Mond-Apenninen, den Kaukasus, dessen einzelne Gipfel bis 17,000 Fuß, die Alpen bis 15,000 Fuß hoch sind, und Sandgebirge, von denen einzelne wahrscheinlich mehr als eine Meile Höhe erreichen;

2) in Hügelland mit mittelgrossen und kleinen, meist hellen Bergen, theils mit, theils ohne bestimmt ausgesprochene Richtung; die Ausdehnung dieses Theils ist die grösste;

3) in inselartige, vielzitzige Berge, vielfach in den grauen Ebenen zerstreut, meist sehr glänzend, 4—7000 Fuß hoch;

4) in Bergadern, nur den grauen Ebenen eigen, vielfach gekrümmt, lang und schmal, von 100—300 Fuß Höhe.

Charakteristisch nur den Mond und seine Ringgebirge, die wieder eingetheilt werden:

1) in Wallebenen, zwischen 30 und 15 Meilen Durchmesser, mehr oder weniger kreisförmig von rauh zerklüfteten Ringgebirgen in ähnlicher Höhe umgeben;

2) in eigentliche Ringgebirge von 15—16 Meilen Durchmesser, kreisförmige Bodeneinsenkungen von grosser Tiefe und Schroffheit umschließend. Die innern Wälle sind mit concentrischen Terrassen belegt und die Mitte des Ganzen bezeichnet oft ein Centralberg, dessen Gipfel meist nur den dritten bis vierten Theil der umgebenden Wallhöhe erreicht;

3) in Krater, zwischen sechs Meilen und einigen hundert Fuß Durchmesser. Sie finden sich in allen Gegenden des Mondes und haben es den Selenographen wahrscheinlich gemacht, daß sie einer spätern Periode angehören, da man noch die Verheerungen bemerken kann, die sie auf den alten Gebirgen, aus denen sie ausgebrochen sind, hervorgebracht haben;

4) sind die Rillen, grabenartige, schmale und tiefe Furchen, die sich meilenweit in die Mond-

landschaft hinziehen und mit Ausnahme von dreien sämmtlich erst in den letzten 20 Jahren entdeckt worden sind. Ihre Richtung scheint unabhängig von Gebirg oder Ebene, denn sie durchbrechen in ihrem Laufe sowol ganze Berge als auch die hohen Ringwälle tiefer Krater. In den Rillen erkennt man bisjetzt die jüngsten Formationen auf dem Monde und vielleicht entstehen neue derartige in der Gegenwart;

b) umfassen die Ebenen auf dem Monde sehr große Räume, die man früher für Meere hielt; es sind aber Tiefländer von grünlicher Färbung. Im Mare serenitatis ist das Grün am deutlichsten, während das Grau in den andern Ebenen zuweilen ins Bläuliche spielt. Diese grau-grün-bläulichen Tiefen sind nirgends vollkommen eben, zwei bis drei ausgenommen;

c) die hellen Streifen, die keine selbständigen Erhebungen bilden, sondern ohne Unterschied über die höchsten Berge sowie durch die tiefsten Krater hinziehen und oft in schmalen Streifen sich einige hundert Meilen weit hinziehen.

Professor Mädler hob noch hervor, wie verschiedenartig die Erdgeographie von der Mondgeographie sei; die erstere wäre vom Einzelnen zum großen Ganzen gediehen, die letztere habe mussen vom Ganzen in das Einzelne gehen. ...

Professor Mädler ist von Gestalt eher klein als groß, mit ausgeprägten Gesichtszügen, kräftiger, gedrungener Muskulatur, die im Stande ist, so bedeutenden Anstrengungen, wie sie die fortgesetzten astronomischen Beobachtungen und Berechnungen erfodern, nicht zu unterliegen. In seinem Wesen hat er etwas Naives und Mittheilsames. Auch an ihm bemerkt man in der Unterhaltung jene den Astronomen so oft nachgerühmte Neigung zur religiösen Betrachtung, ohne daß seine Anschauungen je an Mysticismus und an jene beschränkte Gläubigkeit gemahnen, die jetzt Mode geworden. Im Gegentheil weht aus Mädler's Werken und Schriften nur der stets im geistigen Einklang mit dem Universum stehende Weltgedanke in erhebendster Weise vor. „Der Religion, der einen, ewigen", sagt er, „will auch die Naturforschung verpflichtet sein und bleiben; denn Weltserkenntniß und Wahrheitserkenntniß ist ein und dasselbe. In einer jedesmaligen theologischen Richtung wird sie nun und nimmermehr sich erniedrigen."

Als wir das kleine Auditorium verließen, wo uns der Mond so gründlich geschienen, wurden noch die Räume des Schlosses durchzogen, in welchem sich die Naturaliensammlung befindet, die reich an einzelnen schönen Exemplaren fast jeder Branche ist.

Uns fesselte in der zoologischen Abtheilung speciell ein — Rattenkönig; ein König, dessen Existenz sogar geleugnet, in den Fabeln der Vorzeit gezählt worden ist!

‚Eine Ratte!' rufen meine Leserinnen mit leisem Schauer aus, und nicht einmal eine, sondern zwölf Ratten in einen gordischen Knoten verschlungen! Allein zuverdenk hat die Ratte, so häßlich, gefräßig und diebisch sie ist, doch auch Eigenschaften, die sich der Mensch zum Vorbild nehmen könnte, denn sie ist voll Mitleid und Barmherzigkeit für Ihresgleichen. So hat man z. B. beobachtet, daß alte blinde Ratten sanft am Ohr von jüngern geführt wurden und ihnen alle Nahrung zugetragen ward.

Wenn eine sehr zahlreiche Rattenbrut in einem engen Raume ihr Nest hat, verschlingen sich die kletzigen Schweife der Jungen ineinander — das ist der Rattenkönig.

Diese Brut, zuerst durch die Muttermilch verpflegt, wird später in höchst merkwürdiger Weise aus einem instinktmäßigen Mitleidstriebe von andern Ratten bedient, die ihr alle Nahrung zutragen, da der Rattenkönig sich nicht selbst helfen noch den Ort verlassen kann, an dem er erwachsen ist.

In dem zoologischen Cabinet zu Altenburg ist der größte bisher bekannte Rattenkönig; er besteht aus 27 Ratten, der uns vorgezeigte aus nur acht. Diese häßlichen Thiere! Nicht wahr? Und doch erzählt Bonnet von ihrer Kunstfertigkeit und leichten Zähmung in seiner „Geschichte der Ratte" merkwürdige Dinge. Er hat in Paris Ratten nach dem Takte der Musik auf dem Seile tanzen sehen; sie hielten wie Seiltänzer kleine Balancirstangen in den Vorderpfoten, eine andere Schar von acht Ratten hat vor ihm ein Ballet nach der Pfeife getanzt.

Der letzte Glockenschlag ließ mich in die Schlußbetrachtung eilen. Professor Schaubach hielt einen sorgfältig ausgearbeiteten Vortrag über die Bedeutung der Kultur in der Menschengeschichte. Er hob die Gesetze der Entwicklung als die weise und schönere Natur des Menschen hervor, die er in dem großen, ganzen Studium der Naturforschung verstande.

Herr Diakonikofi aus Göttingen schlug eine Saite an, die in Vieler Herzen widerklang, es

war die Hoffnung, daß der in Centralafrika reisende, gegenwärtig todt gesagte Dr. Vogel doch noch vielleicht am Leben sei und man daher nicht zögern solle, nähere Nachforschungen über das Schicksal dieses muthigen Jüngers der Wissenschaft anzustellen. Man habe ja soviel zur Auffindung Sir John Franklin's gethan; hier läge nun Pflicht und Nutzen viel näher, denn die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt sei von wenig Belang im Verhältniß zu dem Zauberreich, das sich dem Geologen, Botaniker und Zoologen mit dem eröffneten Afrika erschließe. Er verlangte zu diesen Nachforschungen nur Propheten, nicht Priester der Wissenschaft; die Ersteren wären arm an irdischen Gütern, aber reich an Muth und Hoffnung; sie reisten nicht die Gewinnsucht der wilden Völker und reisten darum sicherer.

Um durch ein Beispiel den Unterschied zwischen Beiden festzustellen, nannte er Alexander von Humboldt und Burckhardt. Der Letztere habe als Priester mit dem Verkaufspreise eines Rittergutes, den kostbarsten Apparaten und den geachteten Empfehlungsschreiben der mächtigsten Fürsten Europas seine Reisen unternommen, indeß Burckhardt nichts als Uhr und Compaß besessen und doch so Großes geleistet habe. Darum verlange auch er nur Propheten, begeisterte, jugendkräftige, die den Verschollenen zu suchen gingen. Da der Vortragende selbst in Afrika gewesen, ließ er sich von den Erinnerungen seiner Jugendzeit hinreißen und führte die Hörer immer tiefer in das Herz Afrikas hinein bis zu den Buschleuten, von deren Kraftsprüchen er eine Schilderung machte und wenig verbindlich den Damen gegenüber damit schloß, daß diese in ihren schwingenden Bewegungen den gegenwärtig modernen Crinolinen glichen. So hat denn das Katheder der Wissenschaft — im Beginn und zum Schluß — sich zwei mal mit diesem für sie doch gewiß bedeutungslosen Gegenstande beschäftigt; ein Beweis, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen allerdings nur ein Schritt ist.

Oberst von Siebold, der japanische Reisende, wollte von einer Blume sprechen — er hätte, wie Heine, sich kürzer fassen und sagen können:

Ich weiß eine Blume,
Doch weiß ich nicht, welche —
Ich schau in alle Blumenkelche
Und such' ein Herz.

Er begann mit der Gamelie, ging dann auf eine geheimnißvolle Pflanze, die er Aphrodite polymorpha var. *Japonica* nannte, über, die ihm neckisch ihr Geschlecht verbergen; — als wir darüber Aufschluß zu erhalten hofften, ließ er sich von Taifunstürmen und Meeresströmungen verschlagen; die Zuhörer konnten nur eben ahnen, daß diese für die Verbreitung der Aphrodite sorgten, als ebenso plötzlich der Redner nach einer Unterstützung der Hypothese, daß Amerika von Osten her von drei ineinander verschmolzenen Racen bevölkert sei, die Versammlung vollständig überraschte und zu noch größerer Verwunderung aus einem Volksbuche über Erziehung des weiblichen Geschlechts in Japan vorzulesen begann — eine Vorlesung, die der allgemeine Ruf nach Schluß der Sitzung unterbrach.

Geheimrath Neggerath leitete in altherkömmlicher Weise den letzten Act ein, indem er dem König und der Versammlung den wärmsten Dank aussprach, dem aus Aller Herzen und Aller Mund ein vielstimmiges „Hoch" gebracht wurde.

Professor Schrötter aus Wien brachte hierauf den Gegendank der Versammlung und schloß mit den Worten: „So leben die Naturwissenschaften, die uns hier zu einem so schönen Bunde vereinigt haben!"

Das letzte Facit dieser Versammlung ergibt, trotz dieser und jener Störung des Genusses, immer eine reiche Ausbeute an Erweiterung der Kenntnisse und Anschauungen und hat eine Fülle von Anregungen durch die Berührung verschiedenartiger, zu Einem Zweck versammelter Persönlichkeiten im Gefolge. Darin liegt das Fördernde dieser Versammlungen: sie sind die geistigen Brennpunkte, von denen die Strahlen von einem Jahr ins andere hinüberleuchten, bis sie endlich das „Weiß" ergründen. Darum noch einmal: „Es lebe die Wissenschaft!" Denn sie ist es, welche die Stärke und Macht eines Volks leitet; was sie errungen, ist, wie Alexander von Humboldt sagt, das Eigenthum eines Jeden.

Briefe über die Erziehung der weiblichen Jugend.

(Übrigl. „Unterhaltungen", N. F., Bd. II, Nr. 68.)

II.

Es gibt ein altes Lustspiel mit dem Titel: „Wer regiert?" aus dem wir sehen, daß oft über Krieg und Frieden, über das Wohl und Wehe der Völker nicht auf den Thronen, sondern hinter den Küchentischen, nicht nach den weisen Berechnungen des Kanzlers, sondern nach den Launen einer Zofe entschieden wird.

Wir würden auch eine seltsam überraschende Antwort erhalten, wollten wir ernsthaft und ehrlich fragen: „Wer erzieht unsere Kinder?“ Selbst leblose Gegenstände, oft an sich scheinbar unbedeutende, üben den entschiedensten Einfluß. Noch bedeutsamer wirkt die Umgebung im Großen und Ganzen, was sich ja bei der Charakteristik der Volksfamilien nachweisen läßt. Wir selbst endlich influiren unbewußterweise oft gegen unsere Absicht auf die jungen Gemüther viel tiefer, als wenn wir uns zurechtlegen und die Kinder erziehend vernehmen.

Im Allgemeinen überlassen die Aeltern die Erziehung fremden Händen, und wie die Sachen nun einmal stehen, mögen sie ganz recht daran thun. Lieber will ich Kinder übernehmen, die in der Küche beim Gesinde aufgewachsen, als solche, die sich von jung an im Salon unter den Herrschaften bewegten. Ein Mädchen sagte mir einmal aufrichtig: „Ach, von den Lungen, die ich bei Ihnen lernen und auf denen die Bildung beruhen soll, ist in den Gesellschaften, auf die ich mit Mama gehe, nicht die Rede! Aus Vornehme ist das nichts, das ist blos für die Armen!“ Sie hatte ganz Recht. Non vitae, sed scholae! Der breite Raum zwischen Küche und Zimmer, den man früher Kinderstube nannte und recht eigentlich innehatte, ist zum Alkoven zusammengeschrumpft, der, dunkel und enge, höchstens die Schlafstätten enthält.

Ammen, Kinderfrauen und Kindermädchen geben ihren Pfleglingen Mancherlei ins Leben mit: Gutes und Böses. Das Wort Ammenmärchen ist aber mit Unrecht in Verruf gekommen. Es waltet da noch ein Schatz von Poesie, von alten Märchen und Liedern, auf und ab, und es darf uns nicht stutzig machen, wenn Sinn und Gemüth des Kindes mit solcher Milch genährt wird. Freilich pflanzt sich auch viel Aberglauben auf diese Weise fort; manche sinnlose Ansicht klebt dem Heranwachsenden aus unser Zeit her noch an; aber es läßt sich nun einmal kein reiner Weizen vom Felde heimfahren, das Stroh und allerlei Unkraut muß mitgenommen werden. Die Wurfschaufel des Lebens wird das Gute vom Uebeln schon trennen.

Eine Stufe höher hinauf hält man für die Kinder eine fremdländische Wärterin, eine Bonne. Da lernen die Kleinen gleich von Hause aus „parliren“ und das Kindermädchen erspart man. Von gebildeten Bonnen ist selten die Rede. Die besten kommen sehr jung von Paris, die meisten aus der Französischen Schweiz.

Ob es gerathen ist, das Kind schon in frühester Jugend der Muttersprache zu entfremden? Ich weiß es nicht. Mir erzählte eine Dame mit Genugthuung, daß die ersten Worte, die das kleine Töchterchen stammelte, Französisch gewesen wären. Eine andere verlangte, daß ihr Hauslehrer den Religionsunterricht, der Uebung wegen, in französischer Sprache ertheile. Wir verlieren durch das schnelle Reisen den Begriff der Heimat und Die Muttersprache ist die Heimat des Gemüthes. Und doch ist gerade das weibliche Gemüth der heilige Herd, um den sich alle Geister sammeln, solange darauf die Flamme brennt. Eine neue Sprache erlernen, so sagt man, heißt eine Hand mehr gewinnen. Möglich! Aber was nützen mir die hundert Hände, wenn sie sämmtlich leer sind? In welcher Sprache mag ein solches Kind beten?

Allgemeiner und fast allgemein verbreitet ist der Stand der Gouvernanten. Sie stehen förmlich unter der Aufsicht des Staats, machen ihre Examina, man hält Buch über sie. Bei der großen Anzahl unvermählt bleibender Mädchen, den vielen Annehmlichkeiten einer verhältnißmäßig freien Stellung, endlich bei der Leichtigkeit, sich in unsern Schulen die erforderlichen Kenntnisse anzueignen, darf man sich darüber nicht wundern. Auch soll nicht geleugnet sein, daß sich Mädchen recht wohl dazu eignen, jüngeren Schwestern das Gelernte mitzutheilen und selbst kleine Knaben zu unterrichten und zu erziehen. Liegt doch das Letztere ganz eigentlich im Beruf des Weibes. Nur muß freilich die vorbildende Schule eine tüchtige gewesen sein. Hat das Mädchen sich endlich dem Unterricht wissenschaftlich gebildeter Männer gefügt, so wird ihm jeder schädliche und lächerliche Dunkel auf seine Gelehrsamkeit fernbleiben. Die Stellung dieser Damen ist zuweilen behaglich und angenehm. Sie füllen wirklich einen Platz aus in der Familie, stehen der Hausfrau gelegentlich in Küche und Garten bei, und für die langen Winterabende freundlich angesehene Gesellschafterinnen und spielen am Klavier zum Tanz, wenn gute Gesellen die gepflegten Nachbarn zusammenladen. Ihr Einkommen wird allmälig höher, sie können sich gewählte Kleider, Bücher verschaffen, Geld auf die Sparkasse bringen, den und wieder heirathet auch eine den verwitweten Gutsherrn.

Doch hat die Sache freilich auch ihre Schattenseite. Oft verlassen sie eingebildet und verschroben die Schule; unklar in ihren Gedanken und unwahr in ihrem Gebahren, werden sie ent-

weder der Spott oder das Verderben ihrer Zöglinge. Auch versuchen sie wol durch Koketterie und scheinbare Geistreichheit einen harmlosen Naturlaut, dem die treue Gattin solchen zurechtgeschnittenen Kulturpflanzen gegenüber gar zu „hausbacken" erscheint, in seinen Gesang das nicht, so verbittern und versauern sie mehr und mehr, wissen Alles am besten und ärgern sich über die Welt bis an ihr eigenes Ende.

Höher hinauf, in den obern Schichten der Gesellschaft, hat die Gouvernante, wenn sie überhaupt Aufnahme findet, eine anständige Bedientenrolle. Andere führen ein noch beklagenswertheres Leben oder sie resigniren auf die Freuden der Häuslichkeit, thun gewissenhaft, was ihres Amtes ist, halten sich ernst und freundlich, wenn sie im Familienkreise erscheinen müssen, und entschädigen sich in dem stillen Stübchen, so gut es geht. Ich habe treffliche Uebersetzungen, gute Gedichte, wohlgelungene Jugendschriften gelesen, die hier entstanden sind.

Nicht ohne Achtung kann ich an eine alte Gouvernante denken, die mir — es war auch ein Lebensresultat — zwei Kammzeuge zeigte, deren Schubläden mit lauter selbergestrickten Strümpfen gefüllt waren.

Dem Hauslehrer vertraut man heranwachsende Mädchen doch wol nur ausnahmsweise an. Das einsame Landleben, das innige Annäherung begünstigende Lehrerverhältniß, Gelegenheit und Langeweile bilden da manch Verhältniß aus, das den Aeltern Sorge und Gram bereitet. Die Erfahrung warnt und man überhört ihre Stimme nicht ungestraft. Durchschnittlich sind es junge Theologen oder Philologen, die vorübergehend bis zum Examen oder bis zur Anstellung Hauslehrerstellen annehmen. Hin und wieder mag der Eine und der Andere, durch die behagliche Situation verleitet, mit dem Examen hängenbleiben; im Allgemeinen ist jetzt von einem Hauslehrerstande nicht mehr die Rede.

In großen Städten bilden befreundete Familien Kränzchen und Cirkel, in denen, wie in umgebenden Landstrichen, bald hier, bald da, jetzt dies, jetzt das vorgetragen wird. Die Aeltern haben ihre Tochter dann freilich mehr in der Hand und manche Unart bleibt fern. Junge Lectoren der Philologie und angehende Oberlehrer pflegen sich über Geschichte und Literatur, über Geographie und ein wenig Naturwissenschaft gefällig zu äußern, allwöchentlich zwei mal. Was die Mädchen dabei gewinnen, kann ich nicht berechnen; was der Lehrende oft dabei auszustehen hat, weiß ich recht gut; seine Schülerinnen träumen vom gestrigen Tanzvergnügen, während er ihnen das ägyptische Delta schildert.

Trotz mancherlei Bedenken halte ich dafür, daß das Mädchen am besten seine Bildung in einer gut organisirten Schule empfängt, und zwar würde ich eine öffentliche einer Privatschule vorziehen. Die Privatschule ist in ihrem Gedeihen zu sehr von dem stärkern oder schwächern Besuch abhängig; sie muß allerlei Rücksichten Rechnung tragen und kann vielen nothwendigen Anforderungen wegen mangelnder Mittel nicht genügen. Ohnehin ist's bedenklich, das Direktionsgeschäft in die Hände einer alternden Jungfrau zu legen. Nur zu oft haben diese um ihr eigentliches Lebensglück verkürzten Damen die heranwachsende hoffnungsreiche Jugend, der Anmuth und Schönheit, oft auch der väterliche Reichthum andere Aussichten eröffnen, als in dem ewigen Einerlei des Schulmeisterns zu ergrauen und zu sterben. Alte Lehrer sind lange nicht so bedenklich. Es erhält sich der wissenschaftlich forschende Sinn zu Hause und den Kindern gegenüber das freundlich Mittheilende viel länger. Schaut man auch, das herannahende Alter verspürend, mit einiger Wehmuth auf die vorüberflatternden lieblichen Gestalten; sagt man sich es auch selbst, daß das Feuer erlischt, mit dem man sonst den ältern Unterrichtsstoff belebte, so liegt doch auch wieder in dem leichten Geschäft des Mädchenlehrers ein jung erhaltender und immer aufs neue belebender Zauber, wie ja alte Menschen auch sonst durch die Nähe von Kindern sich zu verjüngen meinen.

Mißlich ist's, daß als Hauslehrer häufig junge Elementarlehrer gewählt werden müssen. Sie haben meist mit den eigenen Schulen übergenug zu thun und es ist ein bedauerlicher Irrthum, wenn man glaubt, daß man den ganzen Tag Schule halten könne. Das ist nur für knöcherne Menschen wahr, die überhaupt von der lebendigen und zu belebenden Jugend fern bleiben sollten. Aerztlich, solange das Einkommen der Volksschullehrer so gering bleibt wie bisher, müssen die Aermsten 10—12 Stunden täglich ertheilen, um zu leben. Diese Männer werden fast so angesehen wie die Pflugochsen während des Winters von dem knauernden Landmann. Es genügt, sie nur eben nicht verhungern zu lassen. Die Ochsen sind indeß doch noch besser daran, weil gegen die Räuberlingsarbeit zu kraftiges Futter gereicht wird. Dem armen Schulmann ist's immer Winter.

Es tritt noch ein anderer Uebelstand hinzu. Im Seminar gebildete Lehrer leiden an der häßlichen Schulmeisterkrankheit der Selbstüberschätzung. Wer so viele Stunden des Tags Jahre hindurch mit Personen verkehrt, die er in jeder Hinsicht überragt, die er zu belehren hat, gewöhnt sich leicht an einen Ton, der außer der Schule und Erwachsenen gegenüber mindestens lächerlich klingt. „Ich werde Ihnen das sagen!" das ist die stehende Anfangsfloskel ihrer Reden. Der Seminarunterricht leistet wirklich viel. In zwei, höchstens drei Jahren hat der junge Mann eine Fülle von Kenntnissen und Fertigkeiten sich angeeignet und noch dazu die Kunst erlernt, das Erworbene weiter zu verbreiten. Er ist wirklich reich geworden und hat nur Eins nicht gelernt, nämlich den Respect vor der Wissenschaft. Er hat den Begriff der Wissenschaft gar nicht bekommen und deshalb meint er, daß er sie insgesammt besitze. Wer auf der Universität war, und hätte er sich auch nur „Studiens halber" dort aufgehalten, weiß, wie Meister und Gesellen in der Wissenschaft arbeiten und daß man ihren Inhalt nicht so flüchtig sich aneignet, daß derselbe gar nicht in einem Einzelnen existirt.

Mädchenpensionate sind im Ganzen selten. Hin und wieder wirkt noch ein Kloster in diesem Sinne; auch die Herrnhuter haben ihrer Zeit sich viel Verdienste erworben. Ich halte die einseitige Färbung für bedenklich, welche solch eine Anstalt nothwendigerweise aufdrängen muß. In der Stadt, bei der Verschiedenheit der Lehrer und manchem verwirrenden Intermezzo, ist das weniger zu fürchten.

Für die weitere Bildung der Frauen ist sehr wenig gesorgt. Hin und her werden Vorlesungen gehalten, die meistens ihrer und gar in sehr weiter Ferne noch Zusammenhang haben. Kränzchen und Vereinsabende helfen auch so Nothdürftiges. Die Hauptsache ist und bleibt Lectüre und zwar namentlich populär naturwissenschaftliche. Eigentliches Studium kann ich selten, z. B. sehen nicht einmal Herbarien. Die meisten glauben schon genug etwas gethan zu haben, wenn sie einen englischen Roman statt in der Uebersetzung im Original lesen.

A. Pennitius.

(Der dritte Brief demnächst.)

Anregungen.

Berliner Zustände.

(Correspondenz.)

— — Wir leben hier in einer der seltsamsten politischen Lagen, die die Geschichte gewordener Staaten nur aufweisen kann, und doch ist die Welt so still, daß seit einigen Wochen das Langweiligste die Zeitungen selbst sind, die doch für die Allgemeinheit Stoff zu Gedanken und Gesprächen „a dehors" und bestimmt wären. Man kann in den Lesezimmern und Conditoreien ihrer nicht genug habhaft werden können und zwei in der Hand und drei unter dem Arm mit triumphirenden Blicken auf die herabschauende, nur im Besitz des Staats-Anzeigers und des Journalblatts, weidvoll zu ihm hinüberlauschen — so lange ist es um seine Freude gekommen!

Diese Erscheinung ist sehr traurig, wenn man bedenkt, welche Wünsche und Erwartungen man an den Namen des Prinzen von Preußen knüpfte. In auch der schöne germanische Sinn des leidenden und, wie es scheint, auf lange dem Regiment entrückten Königs bei seinem Stellvertreter noch nicht ganz verbürgt und über eine Wiederherstellung der ziemlich locker gewordenen Verbindung mit Rußland*) zu erwarten, so sprach sich doch die entschiedene Zuversicht aus, der theologische Geist, der so früh und schwer über dem preußischen Staate liegt, würde sich lichten und die Einmischungen einer künstlich ange-

*) V

V. der

Farben Tüchtigkeit in Wissenschaft, Schule und Leben ein Ende nehmen. Jetzt fürchtet man, der politisch regierende Stellvertreter gewöhne sich an die alten Organe des Systems und könne die erste glaubende Begeisterung eines neuen Herrschers in dem Uebermaß der Ansprüche, die schon jetzt an sein Verfahren und seine Winke gemacht werden, nicht ganz so heiter wie eine reine Bettflamme. Andere behaupten wieder das Gegentheil. Sie rühmen eine Mäßigung, die den Prinzen einen Rest sich überlegen läßt, ehe er denselben mit ganzer Verantwortlichkeit auszuüben braucht. Erhalten sich dann noch Namen wie Heinrich von Arnim, von Auerswald, von Schleinitz in Hintergrunde, so ist es vielleicht eine Frucht des Gebets, daß bei Thronfolger neue Organe, die bisher den Willen des Monarchen vollzogen, umformen und allmälig konnaliren.

Auf alle Fälle bleibt eine unendliche Erwartung sein! Welche Ueberheiten nähren nicht ein solches Zustand, wie wir ihn vor einigen Wochen erlebten! Jeder, der bisher ohne Anerkennung geblieben, schien in dem Glauben, nun wäre seine Zeit gekommen. Wie rannte das! Wie conspirirte man! Jeder hatte den Sturz der Meisten! Alle Mißvergnügte kamen plötzlich zu Ehre und Anerkennung! Es sollte uns nicht wundern, wenn selbst der Naturarzt Bullrich von einer Aathestelle im Ministerium der Medicinal-angelegenheiten geträumt haben mag, ja man sprach von einer merkwürdigen Aeußerung, die einer berühmte

Schriftstellerin [illegible] gethan haben sollte, der zufolge sie „als Ministerin sterben würde“. Was wird aus Preußen werden? Wer Generalintendant des königlichen Schauspiels? Wer Finanzminister? Welcher leitende und zurückgelegte Obrigkeit glaubte nicht, die Stunde des „Nationalbanks“ wäre nun auch für ihn gekommen?

Einstweilen ist Alles bei den „wohlbekannten Intentionen“ geblieben und die Stimmung ist eine gemüthlich gereizte. Dieselbe Empfindung wünscht mit Aufrichtigkeit dem kranken Könige Genesung und zu gleicher Zeit dem Stellvertreter Muth und Ausdauer für die Dinge, zu denen er seinem künftigen Volke und Jahrhundert Hoffnung gegeben hat. Es ist dies eine der Situationen, wo man in der That das Heil nur von dem Verhängniß erwarten kann.

Die Stille aber ist drückend. Die geistigen Interessen, die schon solange hier nur noch in den Händen der Geistlichen waren, beschränken sich bei den Männern des Gerichtshofs und der Wissenschaft auf ein ruhiges Vertragen ihrer Würdigkeit im Gelag oder am Theetisch. Vielleicht bringen die Vorlesungen der Singakademie bessere Anregungen. Sie erfreuten sich bekanntlich immer der speciellen Protection des Prinzen von Preußen und seiner geistvollen Gemahlin.

Und die Theater? Ludwig Tieck will und wird lassen. Es ist ihm ein Kind gestorben und eine Wiederstellung seiner Wege mit der des Herrn Kaiser abgeschlagen worden. Seine letzten Worte, die er als Marinelli auf der Bühne gehört hatte, waren die von Prinzen gesetzten: „Weh', geh', sich auf immer zu verbergen.“ Ludwig Tieck wird aber wiederkommen. Die Berliner Bühne bedarf sein großes Talent, seine Intelligenz und seinen bewundernswürdigen Fleiß, und Ludwig Tieck's Obrigkeit und Kunstbegeisterung bedürfen wiederum Berlin. Sein alter Heimathort wird sich löten, um neu geschlossen zu werden. Man wird kein anderes Mittel gefunden haben, um seinen Ansprüchen zu genügen. Wir wollen die hohe Intention des Herrn Kaiser keiner Analyse unterwerfen, aber der dramatische Scherz des „Narrischen“ hat die vollkommenste Berechtigung, sich ihm mindestens gleichgestellt zu sehen.

Unterhaltungslecture.

IV

Seit Jahren ist ein früher allbeliebter gewesener Erzähler, Robert Heller, auf dem Kreise derjenigen Autoren verschwunden, die sich durch ihr Talent (zuweilen auch nur eine wunderbare Kunst, ihr Talent geltend zu machen) immer im Vordergrunde zu erhalten wissen. In einer Erzählung „Der Reichspostreiter von Ludwigsburg. Novelle aus geschichtlichem Hintergrunde“ (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp. 1861) begrüßen wir ihn wieder auf dem Gebiete seiner alten Erfolge.

Diese Arbeit führt uns in die Zeit des nach französischem Muster zugeschnittenen deutschen Absolutismus. Das von dem Sittenmaler aufgerollte Gemälde ist nicht eben weit und umfassend, und gerade, was jener Zeit vorzugsweise ein schmerzliches Interesse verleiht — das Volk —, fehlt, aber die geschilderte Hofintrigue greift in die Interessen und Stimmungen der Nation hinüber und hinterläßt Wirkungen, die man sich über das Gebiet des Erzählten hinaus noch von Bedeutung denken muß.

Oberhofmeister Ludwig von Württemberg ist vortrefflich gezeichnet. Er ist das incorporirte Laster jener Zeit, wo man die Moden und die Ideen von Versailles nicht nur nachahmte, sondern übertrieb und eine gute Dosis deutscher Roheit hinzufügte. In der Art und Weise, wie sich die fürstliche „Freundin“, Gräfin Würben, gibt, sieht man schon, daß man trotz aller Nachahmung auch aus der Rolle fallen konnte, wenn die gespielten Intriguen fein und nicht eben fein, nicht eines Hofes würdig. Die Nichte der Gräfin, Marie Sittmann, gibt die sittliche Ausgleichung, wenn sie auch, nach dem Geschmack jener Zeit, den Grazien stark. Weinland ist mit vieler Vorliebe vom Dichter mit Dem ausgeschmückt, was man am Manne als gut und liebenswürdig bezeichnet; dennoch kommt er aus einer gewissen Passivität nicht heraus, was er zum Heil seines Vaterlandes gethan, bleibt im Hintergrunde, während er selbst nur als Berichterstatter des Fürsten auftritt und den Leser zu viel mit seinen Gängen in das fürstliche Cabinet behelligt. Das, was in dem Gewälze Geheimnißvolles und Wunderbares ist und was einen Stützpunkt mehr für die Spannung des Lesers abgeben konnte, die seltsame Verschwörung der Apothekerswittwe mit Blut geschrieben, in dem sorgfältig verschlossenen Juwelenkästchen der Gräfin Würben aufgefunden, bleibt viel zu sehr in Nebel gehüllt und erhält keine natürliche Lösung.

Diese kleinen Ausstellungen ungeachtet weht über die ganze Erzählung ein wohlthuender, freundlich behaglicher Ton, ein, man möchte sagen unbefangener Styl, das ist einschmeichelnd und, wenn wir das Buch einmal zur Hand genommen haben, und dauernd fesselnd. Sehr zu rühmen ist die schmucklose Weise des Vortrags. Nirgends begegnen wir unserm neuern Ringen nach Pikantem und mit der einfachen Aufgabe der Erzählung noch allerlei andere schönthuende Zwecke Verfolgendem. Die Thatsachen kommen natürlich, die Gedanken mit jener einfachen Wahrheit, die dem Herzen des Verfassers und seinem ehrenhaften Sinne ein schönes Zeugniß ausstellt.

Spruch.

Frag' die Sterne nicht, die bleichen,
Ob das Ziel, nach dem du schweifst,
Gottlich dennoch zu erreichen!
Dein wird's nur, wenn du's ergreifst!

E. Habicht.

Für die Schillerstiftung gingen beim Herausgeber ein: Hundert Gulden ö. W. durch Dr. Mailath in Wien.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 11. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Ada.

Eine Herzensgeschichte von Amara Berger.

IV.

Felix wurde immer verstimmter über Ada's Ausbleiben. Eben heute wollte er ihr wieder eine kleine Ueberraschung bereiten! Er hatte sich auf ihr Erscheinen gefreut und nun mußte sie verhindert werden zu kommen! Er wußte nicht, wie er die Zeit ausfüllen, wie er den Abend verbringen sollte; das Arbeiten hatte er satt; seine Verstimmung ließ ihn keinen Gefallen an der Musik finden, und auszugehen wagte er nicht, aus Furcht, sie am Ende zu verfehlen, wenn sie doch noch käme.

Da erhielt er von Ada einen Brief. Sie schrieb:

„Mein Herzensfreund! Daß ich heute nicht zu dir kommen kann, thut dir gewiß ebenso leid wie mir; du wirst es aber begreifen, wenn du erfährst, daß mein kleiner, armer Piccinino das linke Vorderbein gebrochen hat und nun mit argen Schmerzen zu Bett liegt. Da das arme Kätzchen keinen Vater und keine Mutter hat und da ich es in gesunden Tagen so lieb hatte und so oft mit ihm gespielt habe, so darf ich es jetzt nicht verlassen. Der sehr gute, menschenfreundliche Herr Dr. Schmidt hat ihm das Bein gebunden und morgen kommt er wieder.

„Mit treuer, herzlicher Liebe in Ewigkeit deine Ada."

Felix fügte sich nun gern in die augenblickliche Trennung und freute sich den ganzen nächsten Tag schon wieder auf ein neues Beisammensein; der Abend brachte es ihm.

„Mein Freund! Ich bin sehr traurig, daß es Piccinino noch nicht besser geht und daß ich wieder nicht zu dir kommen kann; mein einziger Trost ist, daß ich den ganzen Tag an dich denke und hoffe, du denkst auch viel an mich und daß ich jetzt an dich schreibe und außerdem in dem schönen Buch lese, das du mir geliehen hast und welches mich immer wünschen läßt: wären wir doch Paul und Virginie! Wenn ich bei dir bin, ist mir Alles recht und lieb, so wie es ist; wenn ich aber allein bei dem armen Piccinino sitze und mir denke, daß du jetzt auch allein bist und wenn dann der Regen an die Fenster schlägt und der Wind mich an den kalten Winter erinnert, dann möcht' ich gar zu gern mit dir nach so einer Insel gehen und selig Tag für Tag mit dir unterm freien Himmel verbringen, der dort so schön sein soll.

„Ich bin mit heißer Sehnsucht und ewig treue traurige Ada."

Felix konnte sich von den lieben Zügen und den in kindlicher Weise soviel ausdrückenden Worten gar nicht trennen; er las auch diesen sehr sorgfältig und orthographisch geschriebenen Brief, der ganze vier Seiten einnahm, rasch vom Anfang bis zu Ende durch, zündete sich die Lichter früher an, als er sonst zu thun pflegte, und legte sich dann mit einem Glase an den Tisch, um die liebe Botschaft erst mit rechter Aufmerk-

sanft zu sein, als gälte es, [illegible] ihr [illegible] aber einer Last durch einen übermüthigen und unberufenen Spruch in einen nicht geringen Schrecken; [illegible] leicht einem Unberufenen verrathen werden könnte.

Felix war Nachmittags in die Stadt gegangen, um sich neue Bücher zu verschaffen: er hielt sich in der Buchhandlung länger auf, als er anfangs vorhatte, dachte jedoch immer noch früher nach Hause zu kommen, als Ada gewöhnlich bei ihm zu erscheinen pflegte. Als er eben die Treppe passiren wollte, bemerkte er, daß sich ihm eine Frauensperson mit raschen Schritten näherte; es war ein junges Mädchen, von der er auf die Empfehlung seiner Hausleute die Besorgung seiner Hemden übergeben hatte, und die nun kam, um ihm die fertigen abzuliefern und dafür den verdienten, wahrscheinlich schon ermarteten Lohn zu empfangen. Sie ging ihm schüchtern nach in sein Zimmer, und während er die Schachtel öffnete und das Geld auf den Tisch hinzählte, begann das Mädchen in artiger, gefälliger Weise ihn auf die Nähterei aufmerksam zu machen und ihn zugleich um fernere Beschäftigung zu bitten. Felix, von Natur gütig und gegen Arme und Nothleidende human, hörte ihr mit Theilnahme zu, als sie ihm eine ergreifende Schilderung ihrer traurigen Lage machte; plötzlich aber horchte er auf; aus der einen Ecke des Zimmers, die ein großer, alter Schrank ausfüllte, hörte er ein ganz vernehmliches, wenn auch dumpfes Pochen, das mit jeder Minute an Stärke und Heftigkeit zunahm. Er wollte schon hinfortfahren und nachsehen, was die Ursache davon sei, als ihn ein neues Geräusch im eigentlichen Sinne erschreckte; aus derselben Gegend der erschollen Töne wie vom Stampfen mit den Füßen, und ein ungewöhnlich scharfer und doch zugleich hohler Laut, wie ihn die Kinder untereinander zuweilen nachahmen, um sich fürchten zu machen, begleitete sie, indeß dazwischen immer wieder das mannichfaltigste Klopfen an Wand und Thür des Schranks hörbar wurde.

Felix kam in eine peinliche Verlegenheit, denn es war ihm im Augenblick klar, daß dies Geräusch von Niemand herrühre als von Ada, und er fühlte dem fremden Mädchen gegenüber, der dieser auffallende Lärm im Zimmer nicht entgehen konnte, eine sehr erklärliche Scheu, die Urheberin davon verrathen zu sehen. Ueberdies fürchtete er, daß durch das Klopfen und Stampfen der alte und gebrechliche Schrank zusammenfallen und Ada dadurch empfindlich verletzt werden könnte.

Seine Lage war eine komische und peinliche

Wie er so den Kopf auf die Hand gestützt sich [illegible] vertiefte, öffnete sich hinter ihm die Thür und ehe er sich noch umwenden konnte, lag ihm schon das schöne holde Kind in den Armen und überhäufte ihn mit heftigen, unaufhaltsamen Liebkosungen, während sie nur abgebrochen stammelnd flüsterte: „Ich hab' es nicht mehr aushalten können!"

Felix war mit Entzücken erfüllt und von der Freude so überrascht und verwirrt, nahm er das theure Wesen in seine Arme, preßte es selig an sich, zog es auf den Schooß und erwiderte ihre Liebkosungen mit nicht geringerer Zärtlichkeit.

„Ada", sagte er endlich, als er bemerkte, wie sie ganz außer Athem war und wie der rasche Lauf und die heftige Gemüthsbewegung sie mehr als gut aufgeregt hatte, „beruhige dich nun, ruhe aus und erhole dich, mein Liebling! Komm', lege dich hier aufs Sopha und lege Hut und Tuch ab, mein Kind!"

So blieben sie beisammen.

Pfarrmine erhielt sich so auch, daß seine Pflege Ada nicht mehr von dem Besuchen bei ihrem Freunde abhielt. Sie kam bei jedem Wind und Wetter, ohne daß je auch nur eine leise Klage ihren Lippen entschlüpft wäre; sie wußte im Gegentheil alle Beispiele, die Felix deswegen beigebracht und oft gegen sie ausgesprochen, aufs beste zu widerlegen. Besonders hat sie ihn dringend noch um Aufschub, als er ihr den Vorsatz und Wunsch aussprach, sich nun unter dem Vorwande, sich malen lassen zu wollen, endlich ihrem Vater zu nähern, weshalb er Gelegenheit haben würde, sie im elterlichen Hause zu sehen und zu besuchen, was ihr die auffallendsten Gänge zu ihm abgenommen hätte.

Ada wich aus und Felix gab ihr gern nach und es blieb einstweilen beim Alten. Fast jeder Tag brachte irgendeinen neuen Zug, irgend etwas Ueberraschendes an dem Kinde. Felix wurde wieder ganz der Mann in Schonung, ungeschwächter Kraft und Jugendfülle; seine Augen leuchteten wieder im frohen Glanze, seine Lippen lächelte, schöner als der frohe Muth, ein inniges, stilles Lachen; die Stirn wurde wieder glatt und die ganze Gestalt richtete sich allmälig wieder aus ihrer nachlässigen, gebückten Haltung in die Höhe. Jeder Dritte würde die Beiden als Das betrachtet haben, woran Beide nicht dachten, und was sie im Grunde, wenn auch ohne jede Schärfe und bewußte Aeußerung, doch waren: Liebende.

zugleich; er wußte sich gar nicht zu retten, schlug entsetzt und eilig heraus zu rufen zur Welt hin, schuckte das Mädchen nach die Betreffende herüber, hörte wieder auf über Entfernungen nach entsprechte er ihr ein Wort heraus, nahm in seiner Aufregung das Licht und schob es tief ins Ihor hinaus.

Das Mädchen machte sich heimlich viel Gedanken machen, schwel aber den sämtlichen Lärm aus dem Schranke heraus als aber Ärlis letztes Benehmen während der letzten Minuten; es ging aber doch sehen Herzens verbannen, denn sein Geschenk war nicht klein.

Ärlis wußte, schuld es sich von dem lästigen Fragen der kindischen Dame befreit sah, über den Inhalt Ada's Briefe, wollte aber doch ein ernstes Gesicht machen und sie verstehen, in welche Verlegenheit sie ihn gebracht und wie leicht sie dadurch ihr Geheimnis hätte verraten können. Es war ihm aber unmöglich, ernst zu sein, als er ins Zimmer trat und ihm aus dem geöffneten Schranke das Antlitz des Kindes entgegenlachte, das halb mit der ihm eigenen Naivität und Freudigkeit heraus- und auf ihn zusprang. Noch ehe er den Mund aufthun konnte, stand er sich in einem unaufhaltsamen Redestrom, auf den aber, trotz der Heiterkeit und des Scherzes, eine gewisse Aufregung nicht zu verkennen war.

„Du sollst dich aber mit Niemand betrachten und besonders kein Mädchen!" sagte er, wartete aber seine Antwort ab, sondern trennte sogleich von ihm weg zum Bücherrepositorium.

Merian's reizende „Annotations topographiae" mit den ländlichen Burgen, den städtischen Schlössern, mit den grotesken Baumgruppen und den erst im Anfang begriffenen französischen Gärten, mit den kleinen Bauernhäusern und den kunstlosen Brücken, mit den Wäldern, Hügeln, Bächen und Seen, Thälern, Schluchten und Bergen, weit entlegene oder naturgetreu belebt durch Menschen oder Thiere, waren dem Kinde immer ein Quell der Freude; für jeden Strich, für jede Schattirung hatte sie Sinn und Verständnis und ihre Phantasie hat sich während des Anschauens tausendfache Beziehungen, die mehr als 200 Jahre alten Bilder in Zusammenhang mit sich und ihren Träumen und Plänchen zu bringen. Sie konnte zu jedem Blatt eine kleine romantische Erzählung liefern, bei der sie und Ärlis natürlich stets die Rolle des Helden und der Heldin spielten und die sie mit Zügen aus Leben und Wirklichkeit so reizend auszustatten verstand, daß Ärlis oft in Gefahr kam, [illegible] Als Burgfräulein aber als Hexenmeister, zu Pferde oder mit Landschaften beladen, am einsamen Bachufer oder in Begleitung gefährlicher Gesellschaft durfte sich sie die „Erfindung" wählen, dem sie nämlich als holde Hexe schaud begegnete oder als armer Mann, von dessen Gnade schalten, demüthig bittet, sie sie Hilfe auch von Hexe erteilen und sie zu seiner Verlobung leiten. Alles mußte sie mit sich und ihrem Freunde zu verbinden und wirklich hat sich mal heimlich, sich selbst unbewußt, tiefer verstehen, als es bei diesem Geplauder des Kindes geschah.

Unendlich viel hatte Merian schon Gelegenheit zu so reinem und gutmüthigem Genuß gegeben; an diesem Abend schenkte er ihnen ein kleines Schloß mit Thürmchen und Mauern, setzte auf einer waldigen Anhöhe gelegen, von wo aus man den Blick in ein weites Thal hatte. Es war ein trotzig und reizend Burgfräulein mit ihr, mit Reisen und Jagen beschäftigt, nur in Begleitung schlechter Dienerschaft und einer alten Amme hier ein freudiges, unabhängiges Leben führen. Ihre Eltern waren gestorben und alle Ärlis, die sich schon um sie bewarben, hatte sie abgewiesen, weil ihr im Traum ein Ritter erschienen war, dem sie ihre Liebe hatte schenken können, und weil sie immer hoffe, daß er einen Tags in Wirklichkeit vor sie hintreten und sie zum Weibe begehren würde. Und ihre Hoffnung erfüllt sich. Sie macht einen Spaziergang in den weiten, dichten Wald, verirrt sich, findet sich nicht mehr zurecht, leidet Hunger und Durst und ist halb verzweifelt, als plötzlich das Rauschen einer Quelle und lieblicher noch als dieses Gesang und Saitenspiel an ihr Ohr dringt. Sie geht dem Laute nach und vom einen Felsen aus, dem sie, der Erscheinung, der Gestaltung, nicht vor ihr. Er begleitet sie nach Hause, gibt sich ihr als verzauberten Ritter zu erkennen, der in ihrem Walde auf seine Erlösung wartet, um mit ihrer Hülfe seine Rechte wiederzuerobern, gesteht ihr seine Liebe und wirbt um die ihrige. Sie empfängt Kuß und Ring, zieht fort zum Kampf, kehrt als Sieger triumphirend zurück und holt sie ab in seine Burg, die noch viel größer und schöner ist als die ihrige. Dort leben sie ein herrliches Leben, dessen Schilderung nur mit Ada's Phantasie würdig genug wiederzugeben wäre.

Diese Träumereien hatten sie alle ehemaligen Qualen vergessen lassen, sodaß sie wieder in die heiterste Stimmung gerieth. Ärlis, dem jeder Zug an dem

Kinde größer, hätte doch die Verlegenheit, die ihm durch jene bereitet worden, — nicht mindern mögen.

So verging der Herbst und die kurzen, kalten Tage des Winters machten die Besuche des Kindes bei ihrem Pflegling immer beschwerlicher. Sie kam aber doch regelmäßig und stets glücklich und beglückend. Felix sagte gleich zuweilen die lebhafteste Sorge um sie, die sich in dem zarten Kinde durch die gänzliche Nichtbeachtung des mütterlichen Unwesens oft bei der Gefahr einer schädlichen Erkältung aussetzte.

Eines Abends, als der Wind draußig durch die hohen, entlaubten Bäume heulte und große, mit Schneeflocken untermischte Regentropfen an die Scheiben schlug, war es Felix schmerzlich, das geliebte, vom Brennen und von der lebhaften Unterhaltung ganz besonders aufgeregte und erhitzte Kind in die kalte, stürmische Nacht hinaustreten zu lassen.

„Bleibst du wohl?“ sagte Ada, „ich bleibe die Nacht über bei dir und gehe morgen, wie gewöhnlich, wenn ich bei Tante Lina schlafe, von hier aus gleich in die Schule.“

Als sie die Verlegenheit in Felix' Zügen sah, als er auf ihre ungestüme Frage nicht gleich antwortete, da war ihr, als erfuhr sie für eine Secunde ein Blitzstrahl und mit hämmernder Röthe im Gesicht barg sie das Köpfchen an der Brust ihres Freundes.

Als Ada sich bald entfernte und er sie nach Hause geleitete, erhebte er im Innersten, als ihm der Gedanke kam, wie schuldlos die Unschuld eines Engels den Angriffen der Verderbtheit ausgesetzt sei, und schon dieser Fall hätte ihn vielleicht bestimmt, seinen Besuch bei Ada's, wie durch Alles bewogen wurde, unglaublich vergolenem Vater nicht mehr länger zu verschieben, als ihn ein Ereigniß traurigster Art bald im eigentlichen Sinne dazu zwang.

Ada kam am andern Tage um die gewohnte Zeit, war wieder heiter und gesprächig, zeigte aber dem aufmerksamen Auge ihres Freundes eine ungewöhnliche Aufregung. Stirn und Wangen glühten, die Augen hatten einen unnatürlichen Glanz und es lag etwas Forcirtes in Allem, was sie sagte und that. Es entging ihm auch nicht, daß sie öfter an die Stirn griff, und auf seine natürlich besorgten Fragen gestand sie endlich, daß sie die ganze vergangene Nacht nicht geschlafen und den Tag über an heftigen Kopfschmerzen gelitten habe, die sich nun, ihrer Meinung nach, mit jeder Minute vermehren. Felix wandte ein oft erprobtes Mittel gegen dieses Leiden auch bei ihr an, aber am Tage darauf kam Ada nicht zwei, drei Tage nicht. Felix, der nicht ohne tiefe Betrübniß an die ihr bereitete Gemüthsbewegung des verlegten Abends dachte, besann sich nach Verlauf dieser drei angstvollen Tage nicht länger. Er ging den vierten Morgen so früh, als es der Anstand erlaubte, nach ihrer Wohnung, frug nach ihrem Vater, mußte längere Zeit in einem Zimmer, durch das mehrere der hölzernen Kinder rasch, aber leise huschten, warten, ohne daß er, wie er sonst wol gleich gethan hätte, den schönen, an den Wänden hängenden Bildern nur die geringste Aufmerksamkeit schenkte, und vermochte kaum mehr seine ängstliche Ungeduld zu zügeln, als an der halbgeöffneten Thür auch der ihm noch gut in der Erinnerung lebende, wenn unterdessen auch größer gewordene Karl erschien. Er rief ihn an und der muntere, freie Knabe hatte den gütigen Herrn auch noch nicht ganz vergessen, kam auf ihn zu, gab ihm die Hand, sagte aber gleich nach der ersten Begrüßung:

„Sie müssen recht still sein und leise auftreten, denn Ada hat ein Nervenfieber und ist drei Tagen schon kommt der Herr Doctor und macht immer ein sehr ernstes Gesicht und Papa und Schwester Luise gehen nicht vom Bett weg und Luise weint oft. Darum ist's auch so still hier im Haus.“

Felix erschrak zum Tode bei dieser Nachricht, auf die er trotz aller Befürchtungen doch nicht gefaßt war. Er konnte dem Knaben kaum antworten und nur mit Mühe gelang es ihm, den eintretenden Vater zu begrüßen und ihm seinen Wunsch, von ihm gemalt zu werden, zu äußern.

Herr K., ein Mann, dessen äußere Erscheinung sogleich den Künstler verrieth, kam dem ihm ganz Fremden mit der Artigkeit eines gebildeten, in der Welt bekannten Mannes entgegen, verbarg aber nicht, daß ihn das schwere Erkranken eines lieben Kindes für diesen Augenblick verhindere, sich irgendeinem Unternehmen mit Eifer hinzugeben und daß er wenigstens für die nächste Zeit um Entschuldigung bitten müsse. Auch auf die Mittheilungen, die ihm Felix über seine Beziehung zu Ada machte, ging er vor Aufregung nur oberflächlich ein. Felix verließ ihn... Ada's Krankheit nahm zu ... Felix kam zu täglicher Erkundigung.

Eines Tages, als Ada's Fieber den höchsten Grad erreicht und ihr Vater kaum mehr die Hi-

der bewahrte Fassung behaupten konnte, führte er Felix in ein Zimmer, das sie vorher noch wie besorgen hatten, und bat ihn, seine Entfernung zu entschuldigen, da ihn die Sorge um das leidende Kind an dessen Lager rufe. Mit feuchtem Auge deutete er auf ein großes, im hellen Licht hängendes Porträt einer Frau und flüsterte kaum hörbar:

„Das ist das Bild meines verschollenen Weibes — Ada ist das einzige meiner Kinder, das ihr gleicht! Ich würde mit ihrem Tode diesen furchtbaren Verlust noch einmal tragen müssen — das wäre zu viel!"

Thränen erstickten seine Stimme; er eilte fort.

Felix hatte bei seinem Eintritt gleich das „Heilige Zimmer" erkannt, von dem ihm Ada am ersten Abend ihrer Bekanntschaft gesprochen; seine Blicke waren von Thränen verschleiert, durch die er die herrliche Gestalt, das wunderbar schöne Antlitz der Dahingeschiedenen in glänzenden Strahlen erblickte. Es war ihm sonderbar zumuthe; er konnte sich nicht klar werden, ob er wache oder träume; das Antlitz gehörte ebenso gut seiner Ada: es war ihr holdseligstes Lächeln, die Reinheit ihrer Stirn; es waren ihre dunkeln, leuchtenden Augensterne und ihre reichen, schwarzen Locken. Nur die Gestalt war eine fremde und ihm doch wie bekannte; es ging ihm die Ahnung auf, daß auch Ada vereint diese majestätische Haltung, diese schöne Fülle zieren würde, und von namenlosen Gefühlen bewältigt, kniete er vor dem Bilde, seine Augen wie verzückt hinauf gerichtet.

Ada kehrte aber zum Leben und somit auch zu Kraft und Gesundheit so rasch zurück, als es bei ihrer Jugend und der sorgsichtigen aufmerksamen Pflege der Ihrigen möglich war.

Felix blieb mit Zustimmung ihres Vaters ihr Gesellschafter.

Ein Sommer verging — ein Winter — noch ein Sommer.

Eines Tages lag die erblühte Jungfrau in seinen Armen.

„Kind, Ada, meine Braut!" rief Felix, von Wehmuth und Glück erschüttert. „Ja, meine Braut und, so Gott will, bald mein Weib! Bleibe getreu unserer Liebe! Gott und deine Mutter werden uns schützen!"

Ein langer, unendlicher Kuß schloß Beider Lippen.

Am Morgen nach jenem Tage erhielt sie in zwischen sonderbarerweise Ada von ihrem Geliebten einen Brief, der sie anfangs aus dem ganzen Himmel ihres Glückes zu stürzen drohte.

„Nach hartem Kampfe bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß eine Trennung für längere Zeit uns beiden als meiner Braut wegen nothwendig ist; und ich möchte sie schon Mittheilen von der zu nehmen beginnen, weder ich sie überhaupt ermöglichen. Der gestrige Abend, die kurze Zeit am Grabe deiner guten Mutter haben mich so weit gestärkt, daß ich dem unvermeidlichen Entschluß schon heute die Ausführung folgen lassen kann. Du bist vor Gott meine Braut, mein erster Weg führt mich zu deinem Vater, dem ich unsere Hand mittheilen und um dessen Segen ich flehen will. Er möge auch entscheiden, wie lange die Zeit unserer Trennung währe."

Die ersten einsamen Tage waren für Ada durch Schmerz und Erhebung fast unerträglich hart; es schien ihr, daß Leben allen Reiz verloren zu haben.

Zwei Jahre waren verstrichen. Ada hatte sich wunderbar schön entfaltet. Wo sie erschien, erregte sie Aufsehen, und der zudringlichen Verehrer waren so viele, daß sie gezwungen war, jedes öffentliche Auftreten zu vermeiden, um ungehindert und unangefochten der Vereinigung mit dem Geliebten entgegensehen zu können. Noch aber wußte sie nicht, wann endlich die Zeit der Entbehrung vorüber sein sollte. In seinem der vielen Briefe fand ein Wort von der Rückkehr, und öfter nahm ihre Sehnsucht nach Felix eine qualvolle, unruhige Gestalt an. Nur fortwährende Beschäftigung in seinem Sinne, und der lebhafte brieftliche Verkehr, der fast mehr als persönlicher Umgang geeignet war, ihre Seelen ganz vereinander zu erhalten, schützten sie vor aufhaltender Traurigkeit; doch nahm ihr Charakter eine immer ernstere Richtung, und Ernst war der Grundzug ihres Wesens.

Dies trug sich bei ihr natürlich mehr oder weniger auf Alles über; selbst in Gesang und Musik äußerte es sich; sie war weit entfernt, sentimental zu sein, und allzu süße Liebeslieder wurden nie von ihr gesungen; ein ernstes, einfaches, tiefempfundenes Volkslied aber konnte sie zu Thränen rühren, und ein solches war es, das ihr Lieblingslied wurde; es war das thüringische: „Ach, wie ist's möglich", dessen weicher Melodie sie erst den rechten Charakter gegeben, indem sie es aus der gewohnten Tonart in Moll gesetzt hatte, und es also sang.

Sie war unter der Magd allein zu Haus, hatte viel gelesen und gearbeitet, und sich nun eifrig in Musik durch die Finger gespielt. Die sommerliche Luft machte erquickend zu den geöffneten Fenstern herein, die Blumen tauen ihren balsamischen Duft auf die letzten Sonnenstrahl, der sich schräg durch den Vorhang stahl, tanzelnden Schatten der kleinen Finger auf und nieder.

Und Bilder des Glückes, das sie nur verlor, stand heute lebhafter, schöner, schmachtsverlockender als je vor ihrer Seele. Sie erinnerte sie Alles an der beiden mit ihm verlebten Sommer, die so überschwänglich reich an Glück und Wonne waren. Sie empfand heute den Unterschied zwischen jener seligen Zeit und der Gegenwart um so tiefer, als sie seit zwei Tagen schon vergebens auf einen Brief von ihm gewartet, und sich nun an der Sehnsucht nach Umarmung und Kuß gequält hatte.

Sie ließ jetzt die Hände ruhen und sah minutenlang zum Fenster hinaus; es war ihr Lieblingsplatz, an dem sie sich am häufigsten aufhielt, weil man von ihm aus in reizender Perspective die alte, prächtige Burg erblicken konnte, und Adele diesen Anblick vor allem andern geliebt hatte. Ihr Auge schweifte gedankenvoll über die langgezogenen Höhen und füllte sich mit Thränen; sie war so ganz allein, und wie lange mußte sie es noch sein?

Sie griff ans Klavier. Dort fand sie immer Beschäftigung, und auch jetzt halfen ihr die Töne sich von dem Schmerze der Sehnsucht zu befreien; sie sang aus tiefstem Herzen ein vom Moment eingegebenes Lied:

Ich bin allein —
Ich bin so im Morgenlicht,
Ich bin so im Mittagsglühn,
Im nächtlichen Sternenschein,
Ach, so allein, so ganz allein!
Ich bin allein —
Wenn in der Hecke Rose,
Im dunklen Schatten, o Pein,
Im wogenden Maisenkornmeer,
Ach, so allein, so ganz allein!

Schon zu Anfang ihres Gesanges war die Thür hinter ihrem Rücken leise geöffnet worden und eine männliche, in diesen Räumen wohlbekannte Gestalt darinnen erschienen. Adele, noch im Nebenraum, bezwang die Ungeduld seines Herzens, als er die Gestalt seiner angebeteten Braut in so herrlicher Entfaltung, wie er sie sich trotz seiner Liebesträume doch niemals gedacht hatte, vor sich erblickte, wie er ihre wehklingende Stimme mit den klagenden, sehnsuchtsvoll nach ihm begehrenden Worten ertönen hörte. War das seine Adele? Seine Braut? Konnte er daran glauben, konnte er die ganze Fülle des sich ihm darbietenden Glückes für sich beanspruchen?

Ich bin allein —
Wenn? Wer ist mir nah?
Den, um den nicht zu leid,
Mein glühend Herz ersehnte,
Der ihn, um den ich weine?

Soweit sang sie, als zwei Arme sie umfingen, als zwei Augen die ihrigen suchten, als vier Lippen sich auch schon fanden, und der laute Schrei der seligsten Ueberraschung in unzähligen Küssen erstarb.

Nun war nicht mehr allein, und sollte es von nun an nie mehr sein. Sechs Wochen später war der junge Braut schon die Gattin ihres Adele, der der alten Residenz gern ihre andern Schätze ließ, da er ihre schönste Blume für sich gewann, um sie an die Ufer des alten, herrlichen Rhein, wo seine Heimat war und das Haus seiner Väter stand, zu verpflanzen und mit ihr das selige Leben der Liebe zu genießen.

Die letzten Stunden der Jungfrau von Orleans.

Von H. J. P. Heine.

Johanna, bei Compiègne durch zu frühes Niederlassen der Brücke abgeschnitten und gefangen, war als Ketzerin und Zauberhexe vor ein geistliches Gericht gestellt, an dessen Spitze ihr Todfeind, der Bischof von Beauvais, stand.

Um Gräßliches von Neuen zu werden, bot er Alles auf, die Gunst der Engländer zu gewinnen und Johanna's Verurtheilung herbeizuführen, während er äußerlich bemüht war, den Schein der höchsten Unparteilichkeit zu bewahren. Von allen Seiten umdrängt, mit den wunderlichsten Fragen bestürmt, mit Ränken und Kniffen bedroht, hatte Johanna endlich sich dazu verstanden, ihre vermeintlichen Irrthümer zu widerrufen und fortan statt ihrer bisherigen Männertracht Frauenkleider zu tragen. Bald genug hatte sie sich indessen überzeugen müssen, wie wenig man geneigt war, ihr Wort zu halten. Man brachte sie nicht, wie verheißen, in ein geistliches Gefängniß, man zwang sie im Gegentheil, ihr hinterlistig die Frauenkleidung wieder nehmend, aufs neue Mannstracht anzulegen. Dies deutete man ihr als Rückfall und Widerspänstigkeit gegen die geistliche Autorität. Sie ward deshalb auf den 31. Mai 1431

werlich auf Morgen 9 Uhr nach dem Alten Markt zu Rouen ziehen, um zu hören, wie sie, als sie ihre Irrthümer gegen den Glauben zurückgefallen, exkommunizirt und der weltlichen Gewalt übergeben werden solle.

Am Morgen nach dieser Verkündigung schickte unser Bischof von Beauvais in der Frühe den Geistlichen Martin l'Advenu, einen milden Verehrer Johanna's, zu ihr, um sie zum Tode vorzubereiten und ihre Beichte zu empfangen, was umsomehr auffallen muß, da er sie doch als Ketzerin verdammt hatte. Als Jener, begleitet von zwei andern Menschen, der Unglücklichen ihren nahen, schrecklichen Tod verkündete, erhob sie sich und rief, laut jammernd ihr Haar zerraufend: „Weh, so grausam will man mit mir verfahren, daß mein jungfräulicher reiner Leib, welcher nie befleckt worden ist, heute in Asche gefallen soll? O, lieber will ich mich sieben mal enthaupten, als ein mal verbrennen lassen! Ach, wär' ich im geistlichen Gefängniß gewesen, welchem ich mich unterworfen hatte, und hätten mich Damen der Kirche bewacht, so wäre ich nie in solches Elend gerathen! Ich rufe Gott an, den großen Richter, daß er solchen Frevelmuth nicht zulasse!"

Dem wackern l'Advenu gelang es bald, die sonst stets so muthige Jungfrau zu beruhigen und ihr Fassung einzuflößen. Viel mag dazu beigetragen haben, daß er ihr nach Rücktrage bei dem Bischof die Zusicherung gab, nach gebeteter Beichte ihr das zuvor mißverbotene Heilige Abendmahl reichen zu wollen. Sie war gern zur Beichte bereit. Nie, sagte später der Pater Martin, hätte er sie so herrlich gebetet und es sind sodann der Pater l'Advenu die Monstranz holen, die auf seinen Befehl und dem kirchlichen Gebrauch gemäß, von vielen Lichtern umstrahlt, ihm unter feierlichem Kirchengesang gebracht wurde. Unterdessen hatte sie sich selbst das heilige Gewand, die Stola, anlegen und sang dazwischen mit kräftiger Stimme: „Peter für sie!" Darauf empfing Johanna unter heißen Thränen, in tiefster Bewegung, das Heilige Mahl.

Als der Bischof mit dem Grafen Warwick und einigen andern Herren zu ihr ins Gefängniß trat, sagte sie: „Bischof, ich sterbe durch Euch!" Er entgegnete heftig: „Rede doch! Nicht durch mich, sondern durch deinen Rückfall; denn du hast dein Versprechen nicht gehalten, sondern bist zu deinem frühern Frevels zurückgekehrt!"

Aber Johanna erwiderte: „Ach, hätten Ihr mich der Obhut anständiger Wächter in einem geistlichen Gefängniß übergeben, so wäre das Alles nicht geschehen! Ich rufe vor Euch zu Gott, dem Rächer alles Unrechts, das Ihr an mir verübt!"

Zugleich beklagte sie sich weiterhin, daß selbst ein verurtheilter Engländer sich nicht erdreistet hätte, gewaltthätige Angriffe auf sie zu machen, wie sie sich dieselben bei ihrem Peiniger l'Advenu verbeten hatte. Dabei aber versicherte sie, daß die Stimmen ihrer Schutzpatroninnen immer treulich ihr zugeflüstert: „Bereue nicht, du wirst Hülfe erlangen und durch einen großen Sieg befreit werden!" Denke doch nicht an dein Märtyrthum, du wirst endlich eingehen in das Paradies!" *) Es wurde selbst der Peter Loet Manelle so mächtig von Rührung ergriffen, daß er unter Thränen bekannte.

Man reichte ihr nun wieder Armschienen, welche sie bereitwillig anlegte.

Um jene Zeit sollen verschiedene Wahrsagerinnen Johanna's, namentlich die alte Pasque von Vaucouleurs, Versuche zu ihrer Befreiung, auch einen Einfall auf Rouen unternommen haben, aber ohne günstigen Erfolg. Gleiche Bitten die Unterhandlungen des Königs Karl wegen Auslösung der Jungfrau ohne glücklichen Erfolg. Unter solchen Umständen war das Urtheil für sie nicht zweifelhaft.

Am 31. Mai des Jahres 1431, Morgens 9 Uhr, holte der wackere l'Advenu in Begleitung der nöthigen Polizei Mannen sie an ihrem letzten schweren Gange ab. Sie fuhr mit den beiden Geistlichen einer vierspännigen Wagen. Auch Jambert de la Pierre, Lieutenant und St.-Rémy, trotz ihr unerschrockener Vertheidiger, begleiteten sie. Bei 800 Bewaffnete hielten die Nähe des Wagens, aber durch die Scharen der Krieger drängte sich Nicolaus Orbigny, der vom Bischof Cauchon zum Historiker Johanna's bestellte Greis. Jetzt trat er sich wie in pflichtlicher Nähe Bahn zur Jungfrau, und hielt treulich ihre Vermahnung an, Johanna verzagt ihm zu, die Engländer aber wollten ihn zurückreißen, und nur mit Mühe rettete ihn der Graf Warwick vor der Wuth der Soldaten, und befahl ihm, sofort die Stadt zu verlassen.

Es schlug die neunte Stunde, als Johanna den Alten Markt von Rouen erreichte. Dort, nahe der Kirche St.-Salvator, waren zwei Gerüste er-

*) Vergl. Friedrich von Raumer's Schilderung im „Historischen Taschenbuch" von 1845, S. 480.

richter, unter vielen namhaften Geistlichen drängte sich eine große Menge Volks umher. Lest wurde sie auf das Schaffot gebracht, und der gelehrte Doctor der Theologie, Nicolaus Midi, ihr erbitterter Gegner, hielt an ihrer nochmaligen Ermahnung eine heftige Ansprache, namentlich über die Stelle des Korintherbriefes, wo es heißt: „Wenn ein Glied leidet, leiden alle mit.“ Schon bei den letzten Worten stürzte Johanna nieder und betete voll Inbrunst. Mehrmals aber rief sie unter Thränen: „Rouen, Rouen! Soll ich wirklich hier sterben?“ Vor allem flehte sie den Erzengel Michael und die heilige Katharina um Beistand an. Lebhaft beschwor sie Gott um Gnade, und bat Alle, welche sie etwa beleidigt haben könnte, in rührender Weise, sie zu vergeben, wie auch sie alles ihr angethane Leid verzeihen wolle.

Viele, selbst sehr englische Kriegsleute, waren tief ergriffen, dem Cardinal von Winchester sollen Thränen in die Augen getreten sein.

Inzwischen ermahnte sie der heuchlerische Bischof noch selbst, um allen Schein des Hasses von sich abzuwenden, und sich nicht der Wuth des Volkes auszusetzen in strafwürdigem Sinne, doch ja zu bereuen und sich der Kirche zu unterwerfen, auch auf die würdigen Geistlichen zu hören, welche er ihr als Beistände zugesellt. Sie erklärte darauf wiederholt, daß sie dem Papst und der Kirche sich unterwerfe; aber, wie zum Hohn hierauf, und im Widerspruch mit ihrer demüthigen Unterwerfung, legte der Bischof dar, daß sie leider als rückfällig und jeder Gnade unwürdig zu betrachten sei, indem sie in bedauerlicher Weise hartnäckig zu ihren Irrthümern zurückgekehrt und sich beharrlich als eine Ketzerin und Gotteslästerin erwiesen. Sodann verkündete er das Urtheil dahin: So oft das teuflische Gift einem Gliede der Kirche dauernd eingeimpft sei, müsse jene die weitere Verbreitung der gefährlichen Ansteckung zu hindern suchen. Da nun Johanna vielfach in grobe Irrthümer der Abtrünnigkeit und Ketzerei, des Götzendienstes, der Anrufung böser Geister verfallen, diese zwar abgeschworen und den Eid selbst unterzeichnet, trotzdem aber nach ihrem eigenen Geständnis hartnäckig sich zu ihnen zurückgewandt habe, so werde sie, wie ein faules Glied, von der Kirche ausgestoßen, für eine Ketzerin erklärt und der weltlichen Macht übergeben.

Alles war nun gespannt auf den weiteren Verlauf, aber, so viele Zeugen auch vernommen sind, so hat doch kein einziger eine Verurtheilung durch ein weltliches Gericht zu bekunden vermocht. Nur der niederträchtige Bischof von Beauvais, ihr wüthendster Verfolger unter der Maske der Gerechtigkeit, hat gesagt, als sie während am Erbarmen und Hülfe bat: „Die Kirche kann dich nicht mehr vertheidigen. Geh' hin in Frieden! Wir übergeben dich der weltlichen Macht und bitten diese, ihr Urtheil nicht auf Tod und Verstümmelung der Glieder zu richten.“ *)

L'Advenu, Jean Massieu, Pierre de la Pierre und Andere haben ausdrücklich bekundet, daß, so viele weltliche Richter auch zugegen gewesen seien, doch keine Verurtheilung erfolgt sei. Dagegen haben nach dem Zeugnis des Priesters Jean Massieu einige Engländer, als Johanna in Flammen aufgebrochen sei und er tröstende Worte zu ihr gesprochen, ihm zugerufen: „Wie, Priester, weißt du, daß wir hier zu Mittag speisen sollen?“ Die Ungeduld der Engländer, ihre gefährlichste Feindin völlig vernichtet zu sehen, war so groß, um den weltlichen Richtern Zeit zu lassen, ein Verdammungs-Urtheil zu sprechen. Nur der Maire von Rouen soll dem Scharfrichter zugerufen haben, seine Pflicht zu thun. Darauf sollen, ohne alle weitere Verurtheilung, nach L'Advenu's Zeugnis, zwei Gerichtsdiener sie gezwungen, von dem Gerüst herabzusteigen, und in dem schon hergerichteten Scheiterhaufen geführt haben, wo sie den Händen des Henkers übergeben wurde. **)

Der Sachwalter des Maire Loyseleur Cauchon behauptete später, daß dieser den gedachten Befehl ertheilt, und behauptete, daß man die weltliche Behörde nicht befragt, sondern Johanna ohne Weiteres als Verurtheilte festgehalten habe. Jammernd rief sie: „O Rouen, Rouen! So muß du denn meine letzte Wohnung sein!“ Am Rande des Scheiterhaufens legte des Henkers rohe Hand auf ihr unschuldiges Haupt die schändende, für Ketzer bestimmte Mütze des Inquisitionsgerichtes, mit der Inschrift: „Ketzerin, Rückfällige, Abtrünnige, Götzendienerin!“ Auf einer Tafel an dem Gerüst fanden die Worte: „Johanna, welche sich die Jungfrau nennen ließ, Lügnerin, Zauberin, Gotteslästerin, Betrügerin, Ungläubige, Teufelsanbängerin, Schismatikerin und Ketzerin.“ Auch daraus, daß dies Alles schon bereit war, sieht man, daß ihr Flammentod längst vorher be-

*) Raumer a. a. O. S. 407.

**) Quicherat, „Procès de la condamnat. etc. de Jeanne d'Arc“, II, 8.

schießen werden. Der edle Beichtvater l'Advenu wich auch jetzt noch nicht von ihrer Seite; er ermahnte sie auf den verhängnisvollen Holzstoß. Da bat sie um ein Crucifix. Ein mitleidiger Engländer machte ihr schnell, wie Manche bekannt hat, ein einfaches Kreuz aus einem Stäbchen.*) Sie nahm es dankend, küßte es voll Innigkeit und preßte es in ihren Busen. Den aufopfernden, ihr treu mitleidig ergeben gewesenen Priestern, Isambert de la Pierre und Martin, wiederholte sie, was diese gleichfalls selbst bekundet haben, die Bitte, ihr ein Crucifix aus der Kirche zu holen, damit sie bis zu ihrem Tode den Gekreuzigten betrachten könne. Da jener ihrem Wunsch nicht verlassen durften, brachte auf ihren Wunsch der Pfarrer der Kirche zu St.-Sauveur ihr ein Crucifix. Dieses hielt sie lange, bis man sie an einen höheren Pfahl band, der auf dem Scheiterhaufen hervorragte. Auch da mußte ihr l'Advenu das Crucifix vorhalten, selbst noch, als der Henker schon mit dem Feuerbrand den Holzstoß angezündet. Da l'Advenu voll Ruhrung, sich selbst vergessend, dem Feuer zu nahe kam, mahnte ihn Johanna und bat ihn, das Gerüst zu verlassen, weil die Flammen sonst über ihm zusammenschlagen würden. Als das Feuer höher emporloderte, hörte man sie laut beten. Dann sprach sie: „O Feuer, ich fürchte, daß du wegen meines Todes viel zu leiden haben wirst!“

Viele Bürger weinten, selbst der Bischof von Beauvais und der stellvertretende Großinquisitor konnten Aeußerungen ihres Schmerzes und ihrer Erschütterung nicht unterdrücken. Bald umhüllten sie der Rauch und die Flammen. Sie bat um Weihwasser, rief den heiligen Michael an und sprach vom Paradiese. Ihr letztes Wort war: „Jesus!“ Dann senkte sie ihr Haupt, ihre Seele flog zum Himmel.

Darauf ward dem Henker befohlen, das Feuer auseinanderzutreiben, um dem Volke den verkohlten Leichnam der Jungfrau zu zeigen, damit es sehe, daß sie wirklich verbrannt sei, wie ein anderes sterbliches Wesen. Dann wurden die Flammen wieder zusammengeschürt, damit der Körper ganz zu Asche verbrenne, aber das Herz und die Eingeweide wollten, wie wenigstens verschiedene Personen versichert haben, durchaus nicht verkohlen. Diese sollen deshalb später auf Befehl des Cardinals von Winchester in die Seine geworfen worden sein.

*) Cocherel a. a. O., II. 17.

Es war nun erfüllt, was ihre Erscheinungen ihr verhießen, freilich in nicht gedachter und beklagenswerther Weise, es waren erfüllt die Worte: „Ein großer Sieg wird dich befreien! Zage nicht vor deinem Märtyrerthum, denn zuletzt wirst du daraus hervorgehen in das Königreich des Paradieses!“*)

Gleich nach ihrem Tode wurden, wie glaubhafte Zeugen versichern, von vielen Seiten Wehklagen und Reue laut. Viele Bürger von Rouen riefen schaudernd, man habe eine Heilige verbrannt. Johannes Tylper, ein Secretär des Staats, rief, ebenmaßen von seinem Gefühl: „Möge meine Seele doch dahin, wo die der Jungfrau ist!“ Johannes Tressart, der Geheimschreiber des Königs von England, sagte schaudernd: „Wir sind Alle verloren, denn wir haben eine Heilige verbrannt, deren Seele bei Gott ist!“ Ein englischer Soldat meinte endlich: sie würde eine vortreffliche Frau gewesen sein, wenn sie eine Engländerin gewesen wäre. Der Henker sagte fast voll Verzweiflung und Reue ganz entsetzt zu l'Advenu und Isambert de la Pierre, sich anklagend, daß er bei Gott keine Verzeihung finden werde wegen Leben, daß er an dieser heiligen Jungfrau gethan.**) Ein englischer Krieger, welcher sie heftig gehaßt und geschworen hatte, selbst Reisig anzulegen, wenn sie verbrannt wurde, war durch ihre Worte und ihr Benehmen des Heilandes noch in der Mitte der Flammen so gerührt worden, daß er gebrochen, zerknirscht einem Wahnsinnigen glich. Um sich durch Trinken zu betäuben, lief er in ein Gasthaus am Alten Markt, allein er fand keine Ruhe und erklärte laut: er sei in großem Irrthum gewesen, und es gereue ihn sehr, was er diesem edlen Mädchen gethan. Sie müsse eine Heilige sein, denn sie habe noch sterbend den Namen des Heilandes gerufen, und er habe, als sie ihren Geist ausgehaucht, eine weiße Taube aus den Flammen aufsteigen sehen.***)

Nur Wenige verhehlten ihre Freude nicht über die endliche Vernichtung ihres Opfers. Einzelne jubelten, daß die „Hexe“ keine Gewalt mehr üben könne, und waren froh, als ihr Herz, ihre Eingeweide und die Asche ihres Körpers in die Tiefe der Seine versenkt waren, damit kein Gegenstand der Verehrung mehr für ihre Anhänger bleibe.

*) Renard's „Geschichte der Jungfrau von Orleans“, S. XXI.

**) Cochérel a. a. O. II, 7.

***) Cochérel a. a. O., II, 352.

Augenscheinlich aber, und von Dürre als ein Zeichen der göttlichen Gerechtigkeit hervorgehoben ist es, daß die [illegible] Johanna's bald nach der Hölle auch plötzlich, theils nicht ein mal einer natürlichen Ursache gestorben sind. Der Bischof von Beauvais [illegible], dessen Spuren [illegible], der Vater Cauchon [illegible], der Kardinal von Winchester und Andere.

Bilder aus Ungern.

Von [illegible].

I. Von Wien nach Pest.

[illegible]

Einen [illegible] hatte sich an Bord der „Kaiser Karl" zusammengefunden. Gewöhnlich hätten wir unser [illegible] haben müssen, denn der Repräsentant der damaligen Republik, Herr von [illegible], war unter uns; neben ihm ein oder zwei Dutzend Personen der adligsten Gesellschaft, wie denn es sich recht angenehm verkehrte, aber doch [illegible] bemerken war, daß die Herren unter dem Kontrast „Personen ohne Uebergewicht" begriff. Uebrigens kann aber ich es in der Kajüte der Dampfschiffe und — dem Verderben — wohin die verschiedenen Nationen ihre Gepäcke gesandt hatten. Neben unter hochaufgethürmten Waarenballen, in dem Theil auf denselben, wie zwischen den Rädern einer fahrbereiten Maschine, lagerten die bunten Massen der Passagiere. Da waren armselige Bauern, welche in Ungern mit Vorliebe eine neue Heimat zu finden hofften, die ausdauernde Magyaren mit scharfgeschnittenen, markigen Gesichtszügen, theils in der schmucken Nationaltracht, mit schwarzverbrämten Jacken, schaftstiefeln Hosen, silbernen Knöpfen und Sporen, theils nur im schlichten Kinderunterrock, den der Ueberzieher über die Hüfte zusammenhält; verdorrte blickende Slowaken mit ihrem hohenden Attribut, den Mäntelsäcken, auf dem Haupte den weiten Filzhut, unter welchem ihr Haar, das männlich gebräunte Antlitz umwogend, gleich dem der Zeitungen im „Leben der Wüste" hervorquillt; serbische Priester mit lang herabwallendem Bart; Griechen mit flug blickenden Augen und schlau [illegible] schleichen Typen und — ein ganzes exotisches Sittenbild, der in seinem Thun erbärmlich von der Hyäne zu leben hatte.

Zwischen diesen Nationen als auch Ja, unterscheidet in italienischer Sprache verkehrend, welche das Proletariat der österreichischen Marine ist. Einen freudlichen Gruß an seine Stallen hat Ihn hinüber und herüber und bei der Abfahrt es unter einander. Sobald er das trübste Heil aus dem Wasser herausgeschaut und zum Athmen gebracht hatte, legte er sich wieder schlafend und verhüllte sehen auf dem [illegible] Deck, mit seinem Leu vermischte sich der Geruch mit seinem Ruß.

Denn auch diese Nation war vertreten. Ein junger Teufel aus dem Gefolge des Herrn von Edgar schien nicht [illegible] mir und wandte mir gerade das hinausschallende Profil zu. Bald aber drehte er sich herum, griff in die Tasche des weiten unterrockartigen Mantelsacks und zog ein Buch hervor, aus dessen Rücken ich las: „Fables de Lafontaine". Er schien das Buch nicht zum ersten mal in der Hand zu haben, denn als ich mich [illegible] zu ihm wandte:

„Monsieur [illegible]",

blickte er kurz auf; eine flüchtige Röthe flog über das olivenbraune Antlitz, er antwortete mit [illegible] guter Aussprache:

„[illegible]",

und war weiß, wie weit er noch fortgefahren hätte zu declamiren, wenn er nicht plötzlich durch einen gewaltigen Lärm unterbrochen worden wäre.

Unter den Passagieren des zweiten Platzes befand sich nämlich auch ein Pferd. Es war in einen hölzernen Kasten gesperrt, und mehre Personen hatten des Schauers wegen ihre Kaltblüte hier zu beleben gesucht, plötzlich aber wurde der Braune wüthend und begann mit den Hinterfüßen so gewaltig gegen die Thür seines Kerkers, daß es [illegible] zu sprengen drohte, und das ganze Verdeck entsetzt auseinanderlief. Zu den Flüchtigen gehörte auch ein junges Mädchen, welches der Schreck halb ohnmächtig mit in die Arme jagte; der Reiter trug einen Stuhl herbei, aber erst, nachdem Alles wieder ruhig war, konnte ich sehen, was ich aus der Schilderung dunkeln Lockenlocken eigentlich gezogen hatte.

Unter einem [illegible] Strohhut quollen braune Ringellocken hervor, welche ein interessantes blasses Gesicht umwehen, die dunklen Augen weilten scheu [illegible] — vor Hitze, wie es schien, und [illegible] hatte sie hierher ins Vordertheil des Schiffes

erfuhr, wo der Frühling um wenig lebendiger sind. Sie war eine Schweizerin, aus Bern, die nach Pugsburg als Gouvernante „verschrieben“ worden war. Herrlich europamüde, d. h. müde Europa zu durchreisen, fragte sie sich, ihrem Bestimmungsort endlich nahe zu sein, wenngleich sie meinte, lange werde sie es wol hier nicht aushalten, denn ohne Berge könne sie nicht leben. Und nun begann sie zu erzählen von den schönen Alpenblumen und Gletschern und von spiegelhellen Seen, und das Auge flammte, und die Wangen röteten sich, bis die heißen Thränen hervorstürzten, bald der schönen alten Heimat, bald der traurigen neuen geltend.

Und wieder matter wurde der Glanz des Auges, als sei das Aufflackern vorbei und Monate des Heimwehs gewesen — bleicher wurden die Wangen — plötzlich sagte sie meinen Namen: „Wie ist“, sprach sie mit veränderter Stimme, „als müsse ich jeden Augenblick umsinken, um die müden aufzusuchen, und vor meinem Auge ist Alles dunkel!“ Und in erneuter Ohnmacht sank schluchzend, rufend die schöne Tochter der Berge — an meinem Arm, ein Opfer der ungewohnten Schaukelbewegung des Schiffes. Ich sorgte, daß sie in der Kajüte niedergelegt werde, und hörte sofort auf dem Verdeck, um zu erspähen, ob nicht bald an Bord in Peterwardein für die Arme ein Arzt Hilfe bereits erhalten könne.

Endlich tauchte das alte Schloß von Peterwardein mit seinen vier Thürmen hinter den Bergen hervor; eilig schoß der Dampfer durch die Schiffbrücke und mit kühner Schwenkung wandte er sich zum Anlegen. Mitten durch das Gewimmel der Landung sog ich Mademoiselle Juliette — den Namen trug die Karte, welche ich nachher in meiner Hand fand. Halb willenlos folgte sie mir. Ich übergab sie der Hut eines alten Lascars, der sie am Ufer erwartet hatte, und erbat mir die Erlaubniß, sie bei meiner Rückkehr durch Peterwardein aufsuchen zu dürfen.

Endlose Gärten ziehen sich unterhalb der Stadt zu beiden Seiten des Stromes hin und begleiten und ermüden das Auge, das es allmälig abstumpft gegen die Eindrücke der Außenwelt, bis es zuletzt in Unthätigkeit versinkt, indeß die Bilder der Gesellschaft sich um so klarer in dem geistigen Auge widerspiegeln. So stand ich wol an der Brüstung, aber der auf den Strom gerichtete Blick gewahrte nicht die trübe Flut, noch die schilfbewachsenen Ufer drüben: vor der Seele zogen, wie Bilder der Laterna magica, Gedanken vorüber, und wenn sie Gestalt annahmen, waren sie alle einander gleich, und alle glichen — Julietten, deren flüchtige Erscheinung mich lebhaft angezogen hatte. Jetzt klang in meinem Ohr der naiv-sentimentale Ton, mit welchem sie scherzend gefragt hatte: „Est-ce que vous fumez cela aussi avec?“ — nun war es der süße Laut schmerzlicher Sehnsucht, mit welchem sie von den Bergen und dem lieben Schweizerland haben erzählt hatte, daß es hinreißend gewirkt habe, als sie ihr den Kindergruß auf die Stirn gedrückt — dann wieder malte ich mir die Stunden in Peterwardein, und sie selber dann, in Thränen gebadet, und der Gelbkrankheit eben Raum, dem Heimweh, erliegend, das Haupt in die Hand gestützt, deren zierliche Bläulichkeit Contrast mit dem Teppich bildete.

„Schaue in Ihre, so werden wieder die Worte, die Sie vorhin gesprochen haben“, sagte der Kapitän, plötzlich an meine Seite tretend, und das Licht meiner Laterna magica verschwand augenblicklich; „und dem Ort da unten — so, eben sendet der Kirchthurm seinen letzten Gruß auf — das ist der Laufpaß von all dem Gewühle hier herum, bis auf eine Stund' abwärts!“

Natürlich ist das Örtlein, welches den Namen seinem Namen leiht, der in der Hand des schriftkundigen Kellners in „Neusatz“ verwandelt zu werden pflegt. In der Ferne erhebt sich ein Kirchenbau in romanischem Basilikenstil, hoch auf einem Hügel gelegen, — aber unvollendet. In seinen Füßen liegt weit ausgebreitet die alte Comitatsstadt Arad, lange Zeit Residenz der ungarischen Könige. Näher treten hier die Berge an den Strom, schroffer wird die Ufer: anmuthig gestalten sich die waldigen Schluchten, und von weitem her schaut eine mächtige Burg über die Höhen: der auf steiler Felsenkuppe erbaute Weißthurm. Mauertrümmer ziehen sich herab bis an den Strom, wo ein viel Stockwerk hoher, fester Thurm sich erhebt. Als Ofen noch Residenz beherbergte, da schmückten prächtige Gärten und Wälder den Blocksberg — aber die Türken haben mit den Christenköpfen auch den Schmuck des Bodens abgemäht.

Aus den gothischen Kemenaten schauten Gesichter herab — der Sonntag hatte das alte Schloß wieder belebt. Ein Dampfer, mit bunten Wimpeln reich verziert, hatte am Fuß des alten Thurmes angelegt; eine Lustfahrt hierher war unternommen worden, und so wie die äußere Physiognomie des Schlosses diesem Zweck entsprach, so

schienen die Passagiere auch Sorge getragen zu haben, ihr Inneres in passende Stimmung zu setzen, denn lauter Jubel tönte zu uns herüber, und Hüte und Tücher wurden geschwenkt.

Es dunkelte längst, als wir uns der imposanten Kettenbrücke näherten, welche Ofen und Pesth verbindet. Der „Franz Karl" hatte wie zum Gruß den Flaggenmast gesenkt, der Schornstein aber blieb stolz aufgerichtet, und doch waren über ihm noch mehre Fuß frei bis zum Brückenbogen. So gern wir uns auch alle Empfangsfeierlichkeiten verbeten hätten, so war doch Spalier gebildet worden, und zwar von Polizei- und Donaue-Beamten; unter dem Kreuzfeuer ihrer Blicke wurde die Landung unternommen, und nach glorreich bestandener Feuerprobe betraten wir den Boden von Pesth.

II. Pesth und Ofen.

Nach den Jagdgründen lang noch schaun
Manch ich im Morgenrothen,
Nach den Gemsbergen hinübergraun,
Den schwarzgrünen Haaren
Nikolaus Lenau

Freilich war der Zapfenstreich bereits geschlagen worden; für einen Sonntagabend indeß wollten uns die Straßen der so volkreichen Stadt doch etwas zu todt erscheinen. Weil schimmerte zwischen den von Markisen überdeckten blütenreichen Oleandersträuchen, — welche vor den eleganten Cafés jene traulichen Plätzchen bilden — noch das im Innern brennende Gaslicht hindurch, aber die Tische drinnen wie draußen waren leer, und auf den drei Billards standen die Bälle unbeweglich, und nur schlaftrunkene Kellner lehnten an den Oefen derselben, möglichen, aber kaum wahrscheinlichen Besuches harrend. Wir traten in eine Restauration, aber auch dort schien bereits Feierabend zu sein, nur Ein Tisch noch war von einer Gesellschaft von Offizieren besetzt. „Allerdings ist unsere Polizeistunde erst um 12 Uhr", meinte der Wirth, „aber", fügte er mit einem Seitenblick auf die Herren hinzu, „wir leben jetzt hier gar sehr scheu."

Auch die Speisekarte spiegelte den Feierabend wider: alle Gerichte waren bereits ausgestrichen, bis auf eins — Gulyasch.

„Ein Nationalgericht? Tant mieux. Her damit!"

„Mit Paprika?"

„Ja wohl, ja wohl!"

Der Kellner verschwand, und wir blickten einander fragend an, mußten aber in Ermangelung eines Fremdwörterbuches den Ausdruck „Paprika" unverstanden lassen. Wie sollten ihn verstehen lernen! Gulyasch (gulyás) ist eine Art gehacktes Beefsteak; Paprika aber ist ein rother Pfeffer, mit welchem der Gulyasch dick bestreut wird; sein Geschmack kommt dem des höllischen Feuers auf ein Haar gleich.

Wie die neue Zeit der alten, stehen sich Pesth und Ofen gegenüber. Hüben der Fortschritt, die wachsende Intelligenz des — zur Zeit freilich verleugneten — Germanismus, in prächtigen hochaufstrebenden Palästen und Kaufhäusern, — drüben das Stillstehen, wenn nicht Hinsterben des Magyarismus, in den traurigen, verfallenden Baracken der Vorstädte Ofens. Buda ist die Stadt der Geschichte, welche lange gekämpft und gelitten hat, ehe sich unter ihrem schützenden Schatten die jüngere Schwester erheben konnte zu Dem, was sie jetzt ist, zur Stadt der Gegenwart. Buda ist das alte Ungarn, Pesth das moderne, oder schärfer gesagt, ein „fortirtes" Ungarn, denn von den Tagen des Mittelalters her nannte man Pesth eine deutsche Stadt; erst seit Anfang der dreißiger Jahre hat die ungarische Sprache ihre deutschen, lateinischen und slawischen Schwestern verdrängt. Während in Buda der ungarische Kern eine deutsche Schale angenommen hat, — fast alle Ladenschilder dort sind deutsch — wird zum Gegensatz in Pesth überall die ungarische Seite nach außen gekehrt: auf allen Ladenschildern steht die ungarische Aufschrift der deutschen — welche als unerläßliches Uebel geduldet wird — voran. Man hat den Magyarismus in Pesth auch durch wissenschaftliche und künstliche Etablissements zu fördern getrachtet und unter Anderm ein ungarisches Theater errichtet; es steht aber nicht in besonderer Blüte, weil unter Denen, die sich der Bühne widmen, eine zu geringe Auswahl ist, der Ungar auch überhaupt selten ein großes darstellendes Talent besitzt.

Mit Ketten ist die Vergangenheit an die Gegenwart geklammert: eine 700 Schritt lange Kettenbrücke wölbt sich über den Strom; nicht um die Vergangenheit festzuhalten, sondern um die Elemente der Gegenwart leichter hinüberzutragen; gegen das Zerfetzende, was etwa diese Elemente haben, sichern die kleinen Forts, welche sich jetzt rings um Ofen auf den die Stadt beherrschenden Höhen erheben.

Entzückend ist die Aussicht von der Brücke. Vorwärts steigt, an den Ehrenbreitstein erinnernd, fast senkrecht aus der Donau der Blocksberg auf,

der ſeit alten Zeiten die Sternwarte trägt; und droben auf dem Berge hämmert's und zimmert's, und um die himmelanſtrebende Stirn flicht ſich eine Mauerkrone. Ein neues Fort wird dort gebaut; denn der Blocksberg ſoll fortan nicht nur die alten Sterne beobachten, ſondern auch einen neuen Unſtern des Kaiſerhauſes in Olen verhüten. Tief unten flutet die Donau und beut ihren Nacken den zahlreichen Schiffen, die mit reichem Gut befrachtet hinauf- oder hinunterſchwimmen; wendet man aber den Blick zurück, ſo trifft das Auge wol auf den prächtigſten Quai in Europa.

Wir gingen über die Brücke, der Stelle zu, wo Oberſt Allnoch, der das Ende des Generals Henzi nicht überleben wollte, mit eigener Hand eine Mine entzündete und ſich in die Luft ſprengte, — den Schloßberg hinan, um dort bei der Genie-direction die Erlaubniß zur Beſichtigung der neuen Feſtungsbauten auf dem Blocksberg einzuholen, welche bereitwilligſt ertheilt wurde.

(Die Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Die populären Weltgeſchichten.

(Becker — Rotteck — Schloſſer — Georg Weber.)

„Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!“

Dies Wort des Dichters iſt einer von jenen allgemeinen Sprüchen geworden, die in Aller Munde ſind und fortan für eine unumſtößliche Wahrheit gelten, am meiſten natürlich bei Denen, die durch Umſtände und Lebensverhältniſſe von der Ergründung hiſtoriſcher Thatſachen ferngehalten werden. Gleichſam ſelbſtverſtändlich und als nicht zu bezweifeln ſetzt es die unnachſichtige Gerechtigkeit der Nachwelt voraus, ſo erhält der Hiſtoriker das Recht, aber auch die Pflicht eines Richters.

Wenn er dieſe ſtrenge Objectivität ſchon in jenen Werken bewahren ſoll, die ausſchließlich für den Kreis der Gelehrten beſtimmt ſind, wie viel mehr erſt, wenn er zum Volke redet, zu Leuten, welche ſeine Thatſachen hinnehmen, ohne ihre Kritik zu verſuchen. Die Fülle des Materials, das nach Erſchließung ſo vieler, theils neu entdeckter, theils beſſer ergründeter Quellen ihm in den letzten Jahrzehnten zugeſtrömt, vereinfacht nicht, ſie vermehrt die Schwierigkeit eines endgültigen Spruchs. Was unſern Vätern ſich noch ſo einfach, beinahe harmlos zeigte, wie verwickelt, in einander geſchlungen, nach allen Seiten anders ſchillernd ſtellt es ſich uns dar! Wer glaubt jetzt an die römiſchen Königstagen und die andern Marchen des Livius? Wer hält es für wahrſcheinlich, daß nur Peter der Einſiedler, auf ſeinem Thier umherziehend und predigend, die folgeſte Ritterſchaft in Europa nach Paläſtina geführt hat?

Und nicht dies allein. Das „Rechtſprechen“ kann doch nur als die eine, vielleicht ſogar zweifelhafte Aufgabe der Weltgeſchichte betrachtet werden; eine andere, ſchwierigere und dornigere, bleibt noch zu löſen. Es gilt die Fäden zu zeigen, welche vom Beginn der Geſchichte ſich bis zu uns fortgeſponnen haben, das große, allumfaſſende Schickſalsgewand, das uns und ſo unzählige vorübergerauſchte Geſchlechter, glorreiche Heldenthaten, den Siegesjubel der Eroberung und das Klagegeſchrei der Bezwungenen gleich unſichtbar

der geiſtige That, die ein Einzelner oder ein Volk ausgeführt hat und die zum Gemeinbeſitz für eine unendliche Zukunft geworden iſt. Dieſe Aufgabe fordert zu ihrer Löſung einen künſtleriſchen Geiſt, inſofern es nur diesem gegeben iſt, in den Wandlungen des Stoffs, in ſeinem Wallen auf und ab, in tauſendfachen Verſchiedenheiten die waltende Einheit herauszufinden. In dieſem Sinne kann die Weltgeſchichte nicht ein rohes Zuſammenſtellen von Namen und Jahlen, nicht einmal eine — wie gut und vortrefflich auch immer dargeſtellte — Reihe von Volksgeſchichten, Schlachtenſchilderungen u. dergl. m. ſein. Den Kern und Inhalt einer Zeitperiode, die Entwickelung zu ihr und aus ihr in den einzelnen Begebenheiten nachzuweiſen, das ſcheint uns das Muſter einer populären Weltgeſchichte. Wie dieſe Forderung, ohne jemals aus dem epiſchen Ton der Erzählung zu fallen, ſich erfüllen läßt, beweiſen auf zwei ganz verſchiedenen Gebieten der Geſchichte, Jeder in eigener, ſtarrer Eigenthümlichkeit, Mommſen in ſeiner „Römiſchen Geſchichte“, Droyſen in ſeinem „Leben Yorks“.

Von den vielen Weltgeſchichten, die dem deutſchen Volke zahlreich wie keinem andern beſchert worden ſind, ſtehen ſelbſt die drei mit Recht gerühmteſten weit hinter jenem Vorbilde zurück; es ſind die von Becker, von Rotteck, von Schloſſer.

Freilich, auch noch die heutige Jugend wird von dem Reiz und der Friſche ergriffen werden, welche die „Geſchichten aus der Alten Welt“ vor Jahren auf uns ausgeübt; hierin hat Becker — in der Behandlung des dankbarſten Stoffes, gewiß — aber doch auch mit eigener Umſicht, Erkenntniß des jugendlichen Gemüthes und nimmer, zum Herzen dringender Sprache — Muſter der Erzählung gegeben, die ſeiner ſeiner viel gelehrtern Nachfolger übertroffen hat. Denn das Wiſſen Becker's iſt verhältnißmäßig gering; es reicht ſelbſt für das Alterthum, das er noch am beſten kennt, dem Abſchöpfen des Rahmens, ſein Talent beruht ganz und einzig in der Erzählung, in dem Vorſehren der ethiſchen Momente in der Geſchichte.

Den schlagenden Gegensatz zu ihm bietet Rotteck's Werk, nicht in der Gesammtauffassung allein, bis auf jede Zeile hinab. Rotteck, in der Zeit der Kämpfe des sich erst selbst begreifenden und entwickelnden Liberalismus, sah Welt und Geschichte nur vom Standpunkte des Staats; ihm sind beide politisch und all ihre Wechsel, Begebenheiten und Entwickelungen verwachsen zu Formeln, sie verlieren ihre Zufälligkeit, die ihnen Farbe und individuelles Leben gab, sie verhärten sich zu Kategorien, ihre Gestalten zu Begriffen. Rotteck versteht nicht zu erzählen. Die zum Erzählen nothwendige, selbst zufriedene, gefällige Breite ist dem Parlamentier des Liberalismus nicht verliehen. Er spricht in abgebrochenen, kurzen Sätzen, bald wie ein Spartaner, bald wie ein römischer Dictator. In dieser Form liegt etwas Zwingendes, sie hat ihre logische Schärfe, nur bewirkt sie wenig, wenn die Kanta erlauben eine ganz andere Auseinanderziehung, einen andern Schwung. Rotteck hält sich immer nur an „Unbescholtenheit, Tugend, Vaterlandsliebe", portreffliche Kriterien, aber was im Leben dem wackern Manne eine Bürgerkrone gewinnen wird, das macht noch nicht die großen Männer der Geschichte. Worte, die für die Rednerbühne geschaffen, sind es noch nicht für ein Lehrbuch der Weltgeschichte, die neben Themistokles und Waldingten auch Cäsar und Cromwell gelten läßt. Dabei war es indeß der Vorzug des Rotteck'schen Werks, aus vielen Folianten das Wichtigste und Lehrreichste nach seiner Meinung in wenigen Bänden niedergelegt und aus den Gräbern und Ruinen einer längst vergangenen und scheinbar gestaltlosen Cultur die Wahrheiten gezogen zu haben, die auch für seine und unsere Tage Bedeutung haben sollten.

So konnte freilich Schlosser, ein Nachgelehrter, ergraut unter Chroniken und in Archiven, die Weltgeschichte nicht darstellen. In Becker's Werk sah er nicht viel mehr als ein Lesebuch für die Jugend, in Rotteck einen Stutzenmacher, der ohne Selbstforschung aufnahm, was zu seinen Formeln stimmte, verwarf, was ihnen widerstritt. Seine Kenntnisse, das Verlangen, Alles zu geben, was er wußte, ein eigenes Wohlgefallen an Auseinandersetzungen und Erörterungen des Unwesentlichen entfernten ihn durchaus von der Rotteck'schen Kürze und ließen ihn ein Werk vollenden, das mit seinen zwanzig Bänden allein schon den Begriff einer populären Weltgeschichte aufhebt. Zu diesem Umfange kommt die Umständlichkeit der Form, nur das Schlagende, Drastische, leicht Anschauliche findet bei der Maße Anklang und Geltung. Das Fehlende in den Darstellungen Macaulay's ist für den Laien die Lebendigkeit, das Bewegte in ihnen. Schlosser bedauert, er schildert nur wie auf der Schädelstätte des Menschengeschlechts sitzt er und hält sein Strafgericht über die aufstehenden, vorübergehenden Stämme; unwillkürlich denkt man an einen der drei Richter im Tartarus der Griechen. Als ob in dieser jahrtausendlangen Wallfahrt der Menschen nichts aufgewühlt wäre als Staub und abermals Staub! Als ob nicht auch Gold und alle Edelsteine der Welt in ihr gelangt, das Größte und Schönste in ihr vollbracht worden wäre! Als ob sie nicht Leben und immer Leben, neue Anregung, den bunten Wechsel, die freudigste Lust gehoben und noch spendete!

Mit den Worten ethisch, politisch, moralisch möchte die grundsätzliche Verschiedenheit dieser drei Weltgeschichten bezeichnet sein. Schlosser's Absicht, von Krieg besorgt, ist sehr anerkennenswerth. Wo ist in die gelehrte Kälte Harmonie und Ordnung zu kommen.

Aber schon wieder ein neues Unternehmen liegt uns vor. Georg Weber, Professor und Schulrector in Heidelberg, der sich durch Lehrbücher, Abriß der Geschichte, eine etwas einförmige Darstellung der deutschen Literatur bekannt gemacht, hat den ersten Band einer „Allgemeinen Weltgeschichte" (Leipzig, Engelmann, 1857) erscheinen lassen und führt uns in ihm durch die asiatische Welt bis an die Pforten des Hellenenthums. Wir begegnen hier einer Auffassung, die wir, bei aller Anerkennung des auf diese Unternehmung gewendeten Fleißes, nicht ganz theilen. Sie zeigt das Vordringen der religiösen Frage auf alle Gebiete des Wissens. So ist der Anklang der neuesten Werke Banke's, den wir hier finden: „Der Universalhistoriker muß durch seine Darstellung den festen Glauben erwecken, daß in dem Gang der Weltgeschichte und in dem Geistes- und Culturleben der Völker sich eine gleiche Gesetzmäßigkeit und Weltordnung kundgibt wie in den Reichen der Natur, wie in der kosmischen Ordnung des Himmelsraumes" —; und später: „Die Darstellung des historischen Lebens muß die göttliche Nähe auf gleiche Weise ahnen lassen wie der Anblick einer großartigen Natur, wie der gestirnte Himmel in heller Sommernacht." Als ob demnach die Menschen den Weltkörpern glichen und ruhig in bestimmten Bahnen fortwandelten, nicht gerade „ewig bewegt", wo seine beruhigt wären! Als ob die Gottesidee in der Natur nicht beständig dieselbe gewesen, eine unabänderliche großartige Harmonie, der selbst die scheinbaren Störungen dienen, während die Gottesidee in der Menschheit einer fortwährenden Wandlung und einem stets Fortschreiten unterworfen ist. Die Menschengeschichte hat nichts gemein mit der Naturgeschichte, ihre Gesetze bleiben immerdar verhüllt; Niemand hat diesen Schleier aufgedeckt, Niemand aus dem Gewirr irdischer Dinge und unserer Leidenschaften die „göttliche Hand" erfaßt, die sie ineinanderspinnt, verschlingt und löst. Und wie meist, hat denn auch in diesem Bande die Einleitung noch nicht ihre Bestätigung erhalten, es wird eine Weltgeschichte werden, die sich voraussichtlich den obengenannten in der Hauptsache verwandt anschließen wird. Mit großem Fleiß hat der Verfasser die neuern Hülfsmittel seiner Wissenschaft eingesehen und benutzt, nur erscheint uns Manches fast zu umfangreich. Diese altasiatische Welt z. B. wird dem Volke immer ein Fabelreich voll glänzender Wunder bleiben. Schildert sie ihm so, aber kann es nicht selbst mit diesen unaussprechlichen Namen und

hochentwickelten Schilderungen indischer — leben mit Werken voller Wahrheitsliebe / sagen — von euch'.

Bei alledem sind wir auf die kommenden Fortsetzungen der Weber'schen Weltgeschichte gespannt und wünschen ihr aufrichtig denselben in die Masse dringenden Erfolg, dessen sich die übrigen historischen Darstellungen aus dieser gewandten Feder zu erfreuen haben.

Ludwig Holberg.

I.

Kein Volk der Erde ist so unpoetisch wie das deutsche.

Es sammelt die Perlen selbst auf fremdlichem Meeresgrunde und knüpft daraus Schnüre, die ebenso der Heimat wie der Fremde zum Schmuck gereichen.

In des Dänen Holberg Komödien haben bereits unsere Romantiker mehr als ein nur Nachsichtheit beanspruchendes Gegel gefunden. Robert Prutz bietet in dem Buche „Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften, nebst Auswahl seiner Komödien" (Stuttgart, Cotta, 1857), ein Werk, das, als Frucht langer Studien, jede Anerkennung unumwunden finden muß, als man es hier ebensowohl mit Gründlichkeit als mit Geschmack zu thun hat. Dem literarischen Theile schließen sich die Uebertragungen der besten Komödien Holberg's an.

Einer Einleitung, „Allgemeine Betrachtungen der dänischen und deutschen Literatur" enthaltend, folgt die „Geschichte der dänischen Literatur bis auf Holberg". Mit der Kalmarischen Union, die Dänemark von Norwegen und Schweden sonderte, zugleich mit der Reformation erwachte das geistige Leben in Dänemark, und deutsche Geister sind es, die daselbe hervorriefen. Aus Wittenberg, „dem Bethlehem der neuen Zeit", wurden Professoren nach Kopenhagen berufen, wie man einst umgekehrt die durch die „Epistolae obscurorum virorum" bekannt gewordenen Hinterlassungen Reuchlins an die neubegründete Universität (1479) berufen hatte. Die deutsche Bibel, durch Mikkelsen in das Dänische übertragen, die deutsche Predigt auf dänischen Kanzeln, der deutsche Gesang dänischer Hymnen, das gab den Dänen Bildung und Streben. Die Naturwissenschaft blühte mit Tycho de Brahe (1546—1601) empor, die Geschichtserzählung begann (Sammlung von Helden- und Volksliedern, Uebersetzung des „Saxo Grammaticus") und die Väter der dänischen Dichtung wurden geboren. Arrebo (1587—1637), Kingo (1634—1703), mit geistlichen Liedern, Pontoppidan (1649—1667), mit Kirchenreden, und Sörensen (nach 1722) als weltlicher, volkstümlicher Dichter. Das ist aber auch Alles, was bis auf Holberg die dänische Literatur aufzuweisen hat.

Prutz schildert dann „Holberg's Leben". Man hat Holberg „derb", „ungeschliffen", „unanständig" genannt, Einzelnes von einzelnen Charakteren der Komödien des Dichters hervorhebend. Man hat dabei die Zeit vergessen. Holberg, sein Lebenlang ein Feind jedes pietistischen Gebarens und des Tabacks, ein Freund des Umgangs mit gebildeten Frauen, ein zeitlebens Dichter mit schwächlichem, feinorganisiertem Körper, ein Feind aller Unsittlichkeit, geißelt als mutiger Schall die rohen Sitten und Moden seiner Zeit und ist viel mehr Moralist als Ärgernißerregender. Hat nennt er noch jedes Ding beim rechten Namen. Und für halberwachsene Knaben und Pensionsdamen werden abgeschwächte Komödien geschrieben, von Prutz. Holberg ist erst spät zum Dichter geworden. Die Eltern eines armen Soldaten 1684 im norwegischen Bergen geboren, ursprünglich zum Kriegsdienst bestimmt, wandte er sich, im Jahre alt, zum Studium der Theologie empfehlungen, studierte später als Handlungsdiener sein Leben und hier mit der Gelegenheit von zu Lehren in die Welt hinaus, nach Holland, dann nach Oxford, wo er durch Musik- und Sprachunterricht ein kärgliches Leben fristete. Endlich zum öffentlichen Lehrer der Universität in Kopenhagen ernannt, benutzte er 1714 ein Stipendium, sich nach Frankreich und Rom zu wenden. Nach vier Jahren zurückgekehrt und von Hunger, Krankheit und Anfeindung abgetrieben, gelangte er zur Professur der Metaphysik, 1720 zu der der Beredsamkeit. Das war ein Wendepunkt in des Bedrängten Mannes Leben. In Ruhe faßte er jetzt wichtige, gründliche Arbeiten und schriftstellerische Projekte ab. Aber merkwürdigerweise wandte sich der alten Richtung die dahin so mit wie abgewiesene Gunst plötzlich und mit solcher Energie auf das Feld poetischer Produktionen, daß es sich „in rascher Aufeinanderfolge der »Peter Paars«, der »Letters und Komödien« in einem Zeitraume von kaum vier Jahren zum ersten Dichter Dänemarks emporschwang". Nach abermaligem Aufenthalt nach Frankreich ließ Holberg seine Muse von 1730—40 schweigen, da nach König Friedrich's II. Tode der Prinz Christian zur Regierung kam und das ganze Theaterwesen mit „königlich dänischem" Interesse belegte. Im Jahre 1746 nach Christian und der kunstsinnige Friedrich V. bestieg den Thron, das Theater blühte empor und mit ihm wieder der nun wieder alte Dichter. Holberg glänzte aufs neue als ein Stern der dänischen Dichtkunst und wurde durch seinen König in den Freiherrnstand erhoben. Sein beträchtliches Vermögen schenkte er bei Lebzeiten auf den Lehrstuhl einer Ritterakademie zu Sorée, in deren Mauern heute noch sein Denkmal steht. „Reich durch seine wissenschaftlichen Arbeiten, gesättigt an Reichthum, Ruhm und weltlicher Ehre, starb Holberg, 70 Jahre alt, in der Nacht des 28. Januar 1754."

Nachdem der Verfasser in besonderem Abschnitt der wissenschaftlichen Thätigkeit des Dichters gedacht, die ihre Bedeutung hauptsächlich im Verlassen polyhistorischer Ungründlichkeit der Zeit hatte und insbesondere für Dänemarks Sprachgeschichte beachtenswerth ist, geht er auf „Holberg's poetische Werke" über. Diese zerfallen in drei Gruppen, von de-

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 12. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Erinnerung an Kissingen.

(Juli 1857.)

Von A. L. von Grimm.

Aus der fernen Fremde denkt Jeder recht gern an den häuslichen Herd zurück, den er verlassen, und sendet Berichte ein über Das, was er dem Wanderstabe geboten und erlebt hat. Und so will ich denn treu allen Freunden am häuslichen Herde erzählen, wie mir es ergangen und was ich gesehen habe. Denn das Heute ist nie wie das Gestern, wenn auch nie besser oder schlimmer, es ist aber anders. Als ich voriges Jahr das liebe Kissingen besuchte, war die Gesellschaft eine ganz verschiedene als die diesjährige, und selbst das niedliche Städtchen hat während des Winters die Spitze seines Kirchthurms verloren und bot nicht denselben Anblick mehr da. Mehr als in jedem andern deutschen Lande waren aber dies Jahr Majestäten, Hoheiten, Durchlauchten und Erlauchten am Rakoczybrunnen versammelt und verdunkelten die Excellenzen und hoch- und wohlgeborenen heute, alle Aemter, die geheimen wie die öffentlichen, die Rittergutsbesitzer wie die Ritter ohne Gutsbesitz, die Schönheiten ersten wie dritten Ranges, und selbst die mächtigsten Retter unserer Zeit, die Geldaristokraten, kurz, ich hätte eine totale Ent- und Menschsinnerung des Publicums zu beschreiben, wenn ich nur die Sonnen und Sterne erster Größe nennen will.

Welch reizende Lage hat dies Kissingen für ein deutsches Gemüth! So heimlich und vertraulich still, wenn man von Schweinfurt kömmt, so lachend von Hammelburg und so lieblich von Ochsenfurt her; und dieser reizende Name neben Schweinfurt, Ochsenfurt und Hammelburg! Die schönen Buchenwälder, die stundenlangen Alleen, das niedliche Flußchen, das auf seinem Wege immer Versteckens spielt, die ernste Bodenlaube, die wie ein Gottlieb herunter in das Thal blickt und sich freut, wenn es ihr gelungen, ein paar Gutgesinnten zu winken, daß sie hinaufsteigen und in diese stille Deutschlands recht gemüthlich hineinschauen. Kurz, es ist ein recht friedlich stilles, vertraulich erbauliches Thal, als hätten es Diplomaten für geheime Sitzungen erbaut, und wo der müde Arbeiter sich recht gemächlich ausruhen und für die Zukunft frische Kräfte an den Quellen der Mutter Erde trinken kann. Und so sind denn dieses Jahr die Menschen herbeigeströmt aus Ostindien und Schwarzburg-Rudolstadt, aus Brasilien und Lippe-Detmold, aus Moskau und Liechtenstein, aus der Walachei und Sachsen-Gotha, aus Schweden und Norwegen und beiden Sicilien, kurz aus der ganzen bewohnten Erde, um — um durch deutsche Kammermusik wieder verjüngt zu werden. Der gute Mutter Deutschland ist doch der häusliche Herd unserer civilisirten Erde. Mutter aller germanischen Völker, Schwiegermutter aller romanischen Geschlechter, Tante aller slawischen Stämme, Großmutter aller zukünftigen Nationen, ist sie die reichste unerschöpfliche Quelle des ganzen Erdenlebens und sendet ihre Schätze aller Art, der Natur, des Geistes und des Her-

ums, des Wassers und des Meeres in aller Richtung nach allen Landen, und wer gut zu ihr selbst kommt, dem heilet sie jedes Leid, die Gicht wie die Wassersucht, den Beinbruch wie das Kopfweh. Diejenigen, die sich bei Sewastopol gegenseitig die Glieder zerschlagen haben, trinken an Deutschlands häuslichem Herde friedlich einen Becher heilenden Wassers oder baden ihre erlittenen Glieder in dem Urquell deutscher Gedingsgründe. Deutschland ist nicht allein der häusliche Herd, das Herz und Gemüth der Erde, es ist die chemische Küche, der Alles verdauende Magen, die Bibliothek, die Rüstkammer, die Apotheke, das Gymnasium, die Universität der Welt, es ist das Haupt- und Residenzland der Welt, während alle andern nur langweilige Provinzen sind. Wie viel tausend melancholische Engländer ziehen nicht jährlich über das Meer den Rhein hinab, um in Deutschlands schöner Natur sich aufzunehmen; ganz England würde mit seinen schwarzen Fabriken und seinen lebensmüden Leuten ohne Deutschland an Hypochondrie. Die Franzosen freilich halten sich in Paris ein und sprechen an der Börse und freuen sich ihrer kaiserlichen Anleihen, wie einst der Herzogen sich in Frankreich zu freuen pflegte. Ja sind die Russen doch ganz andere Leute! Sie haben Königen gleich auf einige Zeit zur Residenz ihres Reichs erhoben, das Gasthaus zum Winterpalais, das Hôtel Manlik und Hallmann zum Generalstabe, die Salinen und Bäder zu Jaroslaw Selo und Peterhof. Der Finnische Meerbusen und Kronstadt werden nicht so leicht durch die türkische Saale ersetzt; denn selbst die kühnste Phantasie kann die salzgeschwängerten Fluthen nicht für Aregatten und Linienschiffe ansehen; aber auch ohne Flotte konnte das ganze russische Reich von Kissingen aus regiert werden; denn Kaiser und Hof, Kanzler und Minister, Botschafter und Gesandte mit ihren Secretairen befanden sich daselbst, und der jüngste der europäischen Kriegshelden, Todleben, war mitten unter ihnen. Aber auch die Engländer waren reich vertreten; freilich nicht durch ihre Königin, die ruhig zu Hause geblieben ist, um den Sonntag ohne Musik und ohne Brunnen zu feiern; aber Lords und Ladies, Gentlemen und Misses brachten ein zahlreiches Publicum an den Brunnen und die langen Tables d'hôte. Das Vaterland, in welchem Kissingen liegt, hat König und Königin sowie den Prinzen Feldmarschall Karl unter die Curgäste geschickt, und denselben sind Minister und Generale, sowie andere Reichswürdenträger gefolgt. Auch Württembergs Königin nebst der Prinzessin Katharine sah man mehre Wochen auf dem Curplatze spazieren und theilnehmend sich mit dem Publicum unterhalten.

So hatten sich fünf Majestäten vereinigt, um in die gefrorene Oberfläche des Wasserlebens Wellen, Wogen und Bewegung zu bringen. Und das war der Gesellschaft noch nicht einmal genug! Diese erwartete noch den Kaiser von Oesterreich, den Kaiser der Franzosen, ja zuletzt den großen Kometen und nebenbei sogar Weltuntergang. Viele Hoffnung, aber auch vergebliche Furcht!

Wie der Brunnen doch die ganze Welt ebnet! Keine Mützen — keine Staatsuniform, sondern nur der civile Oberrock, der leichte Strohhut bedecken Alle, und am Brunnen hören alle anderen menschlichen Eitelkeiten und Vorurtheile auf. Wie kann Wasser allein so große Dinge thun? Wasser allein thut es nicht, sondern das Eisen, das Salz und die Kohlensäure, mit dem Wasser unauflöslich verbunden, ferner wie eine die Heilige Allianz, gebären den Kakeyn, und dieser ist der Wunderdoktor der Welt. Sein Eisen bringt in das Blut und schafft die Helden und Ritter unserer Zeit; sein Salz dringt in die Unterhaltung am häuslichen Herde und macht die Schweigsamen gesprächig, und die Kohlensäure düngt den Geist wie der Guano die dürren Küstenländer. Ja seit der Kakeyn in die Welt, d. h. ins Leben getreten ist, da entstanden Eisenbahnen und elektrische Telegraphen, Helden und Ritter größer als die Homerischen und die des alten Friedrich, Diplomaten feiner als Spinngewebe, Generale strenger als der alte Cato, Redner wie Nestor und Sterne und eine glorreiche Zeit belebte das Weltall. Wären die Olmützer und Bamberger und Dresdner und Wiener und Pariser Conferenzen am Kakeyn zu Kissingen gehalten worden, die orientalische Frage wäre mit anderm Eisen und Blut, mit anderem Geiste und Gemüth und vor allem auf andern Richterstühlen entschieden worden, und wenn sie heute noch unverdaut im Magen liegt, der treue Kakeyn, um sie zu verjagen. Ja, wäre ich politischer Brunnenarzt Europas, ich verführe anders mit ihr als weiland der Heide Jupiter: ich schicke sie nach Kissingen und ließe sie Wasser trinken, bis alle Staatshämorrhoiden, alle Finanzgichtknoten, alle gesellschaftlichen Rheumatismen, alle Ober- und Unterhausbeschwerden und der ganze chronische Schnupfen parlos verschwunden wäre. Denken aber dürfen gedacht. Denn so leicht wie einst dem Zeus wird es mir

nicht werden, so auf dem Rücken fortzutragen), will ich auf gemüthlich deutsche Weise das Badeleben beschreiben.

Ein kleiner länglicher Platz mit Bäumen bepflanzt ist das Forum „des kranken Weltheils“; hier entspringen, dicht an der Lichtenthaler Straße, die beiden Quellen, der Kochbrunn und Plätzchen, die segenreichen Zwillingsbrüder, die Trostfeen der wassersüchtigen Welt. Sechs Uhr Morgens weckt ein Musikchor die ganze Stadt und kurz darauf beginnt es zu leben und zu weben und zu wimmeln und gegen 7 Uhr drängt man sich am Kochbrunn, als gälte es, den Malakow zu erobern. Tag in ein Summen, ein Schnattern, ein Drängen, ein bumptes Rauschen in dem bunten Krankenhause. Was wird hier gegrüßt, betrachtet, geschaut, geplaudert, gelacht, bisweilen auch gestöhnt, gegangen, gelaufen, spazirt, geritten, gefahren, große und kleine Kinder, junge und alte Weiber, gelehrte und ungelehrte Herren, alte und neumodische Frauen, reiche und — wenn nicht immer reiche, doch wohlhabende Leute; denn obgleich der Kochbrunn auf die Armen ebenso wirkt wie auf die Rothschilde, so bleibt doch mancher Schulmeister, mancher Landpfarrer, mancher Regierungsrath ruhig zu Hause, weil von seinem kleinen Gehalte eine Reise, und wenn es von Nürnberg oder Bamberg wäre, an den Brunnen nicht erübrigt werden kann. „Nur die Reichen sind die Glücklichen dieser Welt“ und die eigentliche gemüthsbedürftige Armuth muß sich den Kochbrunn versagen; wenigstens in der Ursache. Und doch weiß ich aus dem Munde mancher hochgestellten, tiefeingeweihten Männer, daß der liebe Gott ihn eigentlich allen Hülfebedürftigen zugedacht hat. Die Gesellschaft in Nürnberg aber ist sehr aristokratischer Natur, obgleich sie sich in verschiedene Arten und Zweige spaltet. Obenan steht natürlich immer die Aristokratie der Abstammung, des reinen, edeln Blutes, daher häufig begleitet von galonirten Kammerdienern, beständig aber von hohem Selbstgefühle, dem Gebrechen vieler Ahnen, immer angethan in reichen und modischen Stoffen, weniger des Morgens als des Abends; ich spreche vom weiblichen Geschlechte; denn von den Männern unterscheidet man den Prinzen nicht vom Advocaten, den General nicht vom Kaufmann, den Ritter hoher Orden nicht vom Gastwirth. Aber das weibliche Geschlecht verkündet seine hohe Abstammung, besonders durch äußere und sinnliche Zierde, wenn die vielen vorangegangenen Ahnen von der Erbschaft der natürlichen Schönheit wenig nachgelassen haben. Diese zunächst neben die Geldaristokraten, die in vier Kirchen soviel Kerzen stinken müssen als das Jahr unser Johannisberger; denn jedes Unrecht wird schon auf Erden gesühnt, und am Brunnen in Nürnberg werden viele alte Sünden gebeichtet, gebüßt und vergeben. Beichte, Buße und Vergebung heilen nicht immer; im nächsten Jahre kommen alle die alten Sünder zurück, weil sie zu viel Fett-, Schildkröten-, Aale- und Rebhühnersuppen gegessen, zu viel Rheinwein getrunken und zu wenig gebetet haben. Eine besondere, erst in ganz neuer Zeit aufgekommene und noch nicht ganz vollzählige Aristokratie ist die des Geistes und des Verdienstes, in Nürnberg sehr stark vertreten; äußerlich am unscheinbarsten; denn sie trägt nicht durch dicke Zeitbände belehrt, trägt aber mein ein hagres, gelbes Gesicht zur Schau, und während der Kopf die größten Siege im Staate wie in der Wissenschaft errungen hat, ist der Unterleib einem völligen Bankerotte nahe. Da wandelt im grauen Rocke und leichten Sitzhut solch ein unscheinbar Männlein; von Niemanden bemerkt, sitzt sich Alles nach dem reichen Kleide einer Bürgerstochter aus Pommern zu, und die Kellner macht mit ihrem reichen Gerichte ebenso viele Verbeugungen für kurze Zeit, als jener seit Jahren und für alle kommenden Zeiten in der Naturwissenschaft gemacht hat. Die Aristokratie des Geistes durchläuft alle Gesellschaftsclassen Nürnbergs; sie erscheint als Minister, als Diplomat, als Rechtsgelehrter, als Arzt, als Mann, als Weib, als Reichthum, als Armuth. Man sagt zwar, und ich glaube es, daß der Wein die Weltgeschichte noch mehr beherrsche als der Stock; in Nürnberg ist er aber in der Regel ebenso krank wie der Unterleib, und der letzte wird besonders sorgfältig hergestellt, damit jener oben in dem höchsten Stockwerk des menschlichen Körpers recht gesund wohnen und wirken kann. Die vierte Classe der Aristokratie ist überall und folglich auch im Bade die mächtigste in ihrer Wirkung, und wird mehr als Reichthum, Abstammung und Verdienst bewundert; das ist die Aristokratie der Schönheit, leider am schwächsten vertreten. Wenn sie sich gar noch mit dem Reichthum verbindet, dann überwindet manches edle Herz seine Standesvorurtheile und opfert seine Ahnen einem jährlichen Einkommen von 12000 Thalern auf. Die dritte Aristokratie wird wie das dritte Rad am Wagen angesehen, nämlich von zwei oder drei der andern; sie ist die ärmste aller, sie ist die

Jugend ohne Schenkel und Reichthum, ohne Abstammung, aber nicht ohne Genies und Herzensvorzüge. Deutsche Jugend und deutsche Poesie wohnen meistens in der Dachstube, gehen zu Fuß, tragen einen unmodischen Rock, einen ausgebrannten Hut und weiden in Kissingen den Curplatz. Und doch war diese Aristokratenclasse in Kissingen sehr zahlreich vertreten, aber nicht bemerkt. Eine Dame hoher Abstammung gönnt zwar im feinsten Sinne ehemaliger ritterlicher Demuth jeden Grafen und jeden Baron, aber sie bemerkt doch nicht den Mann im grauen Kittel, mit einem Apostelhute, unter dessen Rande zwei menschenfreundliche Augen glänzen und das Erbarmen predigen, das er seit einem Vierteljahrhundert selbst unter der leidenden Menschheit geübt hat. Sein Name ist gedruckt in zwei Weltheilen, aber in Kissingen spricht er zu 30 Kreuzer, und folglich kannte ihn Niemand.

So aristokratisch auch die Gesellschaft, die am Saale herumwandelt, so ist die Ankunft aller Curgäste doch heute sehr demokratisch; denn von Schweinfurt kommen alle in der gelben Kutsche, mit dem blauen Peitschen, und nur die allerhöchsten Herrschaften, Kaiser und Könige langen in eigenem Wagen an. Die Küche ist sogar demagogisch exponirender Natur, bewirbt aus schlechter Suppe, bartem lederartem Fleisch und Braten, schwerer Mehlspeise, und ist gar nicht auf die Ernährung der kranken Organe eingerichtet, sondern auf die Bereicherung der Gastwirthe. Deutsche Lichter sind schon in die klagenfurter Gletscher darüber ausgebrochen, und die Diplomaten bestellen überall ihr Diner nach eigenem Zuschnitt. Ueberhaupt sind in unserer humanen Zeit die Gastwirthe die einzigen Tyrannen. Während alle Könige an Ständeversammlungen gebunden sind, verfahren diese eigenwilliger mit den Gästen als der Sultan mit seinen Pferdenegern.

Kissingen ist für Menschen erfunden, die alle Philosophen sind und sich mit Wenigem begnügen. Mein leidenschaftlicher Tänzer hält es dort aus; diese ziehen bei Zeiten ab nach Baden und Homburg und suchen dort die schöne Natur, d. h. den grünen Spieltisch und den verlängerungten Ballsaal. Doch bietet auch Kissingen jeden Mittwoch Gelegenheit, im Conversationssaale zu tanzen; aber es finden sich mehr Zuschauer als Tänzer. Und doch ist in der Saal ein reiches Feld der Beobachtung; Alle sind fremd und bleiben sich fremd, aber die drei Nationen, die Kissingen vorzugsweise besuchen, Norddeutsche, Engländer und Russen, bringen ein nordisches kräftiges Element hinein, so verschieden auch ihre Art zu tanzen ist. Die Russen sind die gewandtesten, leichtesten Tänzer; sie bewegen sich mit Leib und Seele; die Deutschen mit Gemüth und Gemüth, die Engländer nach den Gesetzen der Mechanik. Selten sieht man heute noch den ehrbaren Walzer mit musikalischem Rhythmus tanzen; Tänzer und Musik gehen meistens in Syncopen; die Polka ist, das Kind der Zeit, dem fast Alle huldigen; leidenschaftliche Naturen wählen den Galopp, gefallsüchtige Damen die Cavatine. Alles Dies bleibt aber in Kissingen sehr kalt; spät kommt man zusammen, und früh, schon vor 10 Uhr, geht man auseinander. So lebte man gemüthlich, ja beschaulich, hörte Morgens und Abends die Musik, die unter Heinefetter's Leitung nach Kräften vortrefflich wirkte und täglich eine herrliche Auswahl bot, sodaß Alles mit Vergnügen hörte und ging. Die Königin von Würtemberg spazierte jeden Morgen mit der ganzen Gesellschaft ohne alle Ansprüche auf das liebenswürdigste und einfachste, unterhielt sich mit verschiedenen Gästen und hörte selbst bisweilen des Abends die besten Stücke mit an. Der Monat Juni ist in der ersten Hälfte weniger belebt; man kann der Cur vollkommen leben, ohne im geringsten gestört zu werden. Allein vom 20. Juni an beginnt ein regeres Leben, fast jeden Tag sieht man ganze Schaaren ankommen und in Verlegenheit wegen eines Unterkommens gerathen. Besonders erregte die Ankunft der bairischen Majestäten eine lebhafte Theilnahme der Stadt und der Bäder, die sich des Abends in einem Fackelzuge mit Musik aussprach. Diese deutsche Sitte, Jemanden mit Fackeln und Gesang festlich zu begrüßen, ist außerhalb Deutschlands nicht anerkannt und hätte sich zum Empfange der russischen Majestäten am wenigsten gepaßt, da Fackelzüge in Rußland nur bei Beerdigungen gebräuchlich sind. Als der bestimmte Tag erschien, und die ersten Vorposten in Packwagen und Kurieren anlangten, da war die Straße von Schweinfurt nach dem Curhause dicht mit Zuschauern belegt, und zwar nicht allein von den zahlreich anwesenden Russen, sondern von der ganzen kosmopolitischen Gesellschaft.

Man hat in Deutschland immer die sonderbarsten Vorstellungen über Rußland und die Stellung des Volkes zum Kaiser. Und so glaubte man allen Ernstes, daß alle anwesenden Russen bei der Ankunft ihres Herrschers auf die Knie fallen würden. Das geschieht nämlich in Konstantinopel, wenn der Sultan zur Moschee fährt

reiter. „Dies Schauspiel hat nun Weg: Kaiser und Kaiserin, mit zwei Kindern auf dem Schoße, langten endlich an und wurden am Eingange des Curhauses von den Ehrenwürdenträgern Russlands, die sich zufällig in Kissingen befanden, in Uniform empfangen. Niemand hat auf die Kaiserin, der Selbstherrscherin aller Reußen umarmte einige der dort aufgestellten Herren auf das herzlichste, und die Kissinger Kurhonoren hatten mit dem Kaffeen so viel Intelligenz getrunken, daß sie den Kaiser des Abends mit einer festlichen Erleuchtung des Curgartens begrüßten und den Zackelzug unterließen. Welche Unruhe, welche Neugierde am andern Morgen unter der Gesellschaft! Das Curhaus war von allen Seiten umlagert, um das Kaiserpaar von keiner Seite her unbeachtet entweichen zu lassen. So erwacht der Ehrgeiz der Männer und Frauen, die sich nicht begnügen, die hohen Herrschaften nur spazieren zu sehen, sondern vorgestellt sein wollen. Man erkundigt sich auf das angstlichste, durch welchen Marschall, Kammerherrn, Adjutanten dies geschehen wird. „Mein Herr", sagt Einer, „ich bin Großherzoglicher Geheimrath und Kammerherr." „Ich", fällt ein Anderer ein, „bin Bataillonschef in der Garde." „Ich habe schon einmal das Glück gehabt, dem Kaiser vorgestellt zu werden", fällt ein dritter ein, „als er noch Thronfolger war." „Ich", unterbricht ein Mitglied der Ersten Kammer, „ich kann unmöglich incognito hier sein und mich den gnädigen Blicken des hohen Herrn entziehen." In kurzem wächst das Register der Vorstellungen wie das des Lorgnette an; der beim umringte Marschall verwechselt trotz seines glänzenden Gedächtnisses, trotz der hohen Stellung und der strahlenden Verdienste, die Jeder mit sich im Knopfloch herumträgt, die Namen der einzelnen Herren und die Staatsdame findet sich noch schwieriger in die Botanik der fremden Rangverhältnisse. Kaum läßt sich das hohe Kaiserpaar von dem blicken, als die ganze Wassergesellschaft zu kochen und zu sieden beginnt und sich auf das kühnste in dessen Nähe heandrängt. Die einfache Erscheinung, der freundliche Gruß elektrisirt Alle, und als nun gar ein Ruhepunkt erfolgte, der zu Vorstellungen benutzt werden konnte, da drängten sich die allervorragendsten Vorgipfen der Gesellschaft herbei, von dem hohen und stolzen Montblanc bis zum Brocken, dem „langen Philister". Welch glückliche, glänzende Gesichter, die von dort zurückkommen, wie sanft und selig schlafen die Vorgestellten diese Nacht und die noch nicht Vorgestellten philosophiren bis zum kommenden Morgen über die Ungerechtigkeit des Schicksals. „Wenn der Hofmarschall nur wüßte", sagt ein alter Oberst, „was ich in der Schlacht von Waterloo geleistet habe, so hätte er mich gewiß zu allererst vorgestellt." Aber unsere Zeit ist nun einmal so reich an neuen Auszeichnungen, an jungen Verdiensten, an modernen Orden, an frischen Kirchspielern, daß die frühern Geschlechter dagegen alle verschwinden. Die Anwesenheit so hoher Herrschaften hat aber einen besondern Erfolg: die Vorgestellten und nicht Vorgestellten verschwinden gleichmäßig in der allgemeinen Ununterscheidbarkeit des Publicums; jener stille Tugendverein, die schöne Wirthstochter aus Pommern, werden jetzt mit allen Andern auf gleicher Linie — der Vergessenheit. Nur Der ist groß, mit dem der Kaiser spricht und solange er mit ihm spricht. Indeß gab es einige Männer, die selbst durch die Anwesenheit des Kaiser- und Königspaares nicht ganz verdunkelt werden konnten, und diese bezeichnen wir bei einer andern Gelegenheit.

Eine indische Meuterei.

Erzählt von einem englischen Veteranen.

Vor Jahren lag eine durch ihre treffliche Haltung und Disciplin ausgezeichnete Brigade irregulärer Cavalerie unfern von Poona in Ostindien.

Sie bestand aus drei Regimentern, in denen Mohammedaner und Hindus dienten.

In dem Kriege, der erst kürzlich beendigt worden, hatten sich diese Truppen mehrmals ausgezeichnet und durch Handlungen wahrhaft heroischer Tapferkeit die schmeichelhafteste Anerkennung sowol vom Oberbefehlshaber wie auch von der Armee errungen.

Der Anführer der Brigade war ein waghalsiger alter General, Namens Lawtey, der, wie Richard Löwenherz, den Kampf liebte und sich mit seinem langen weißen Barte und markigem Gesicht prächtig im Sattel ausnahm. Er war einer der besten Reiter und Jäger in Indien; ich selbst sah ihn einmal ein Rudel Wildschweine, das durch sonderbaren Zufall gerade in unsere Cantonnements eingebrochen war, einholen und mit wenigen Ausnahmen selbst durchbohren. Am Tage der Schlacht war er voll Feuer wie ein kampfmuthiges Schlachtroß; seine Stimme klang wie eine Trompete und seine Soldaten folgten ihm ohne Zaudern und mit einem Eifer, der vor keinem Wagnis zurückbebte.

Doch der Friede kam und mit ihm das Unheil. Lawrey's Unglück war es, zu lange zu viel arbeiten zu sein. Wie ein Krokodilbaron, der Schreibens unfähig und des Trinkens unerwohnt, die Regentage mit Gähnen und Misshandeln seiner Vasallen zubrachte, so lebte Lawrey, als kein Krieg ihn mehr in Thätigkeit hielt. Er war im alten Stil erzogen, er schrieb schlecht, buchstabirte noch schlechter und wenn er nicht musste, so las er gar nicht; ein Mensch mit einem Buche in der Hand war ihm ein Greuel. Da er kein Trinker war und doch auch nicht immer auf der Jagd sein konnte, so wurde er aus Nichsthun hart und tyrannisch.

Die Brigade wurde unaufhörlich und unbarmherzig beschäftigt. Morgens, Mittags und Abends wurde inspicirt, mussten Uebungen zu Pferde und zu Fuß vorgenommen werden, selbst des Nachts wurden, obgleich das Land vollkommen ruhig war, Patrouillen ausgesendet, sobald er am Morgen den Hufschlag der Cavallerie auf den steinigen Straßen vernahm. Jeder war jedes Regiment schon längst vortrefflich geschult, die Burschen geschickt und brav. Aber Lawrey wollte Vollkommenheit. Bald ward an der Uniform, bald am Sattelzeug eine Aenderung befohlen. Schwerter und Lanzenspitzen mussten so scharf sein wie Rasirmesser; wöchentlich inspicirte sie der General. Wie manches Schwert zerbrach er über seinen Knieen, weil seine Schärfe ihm nicht genügte; kurz, er quälte seine Leute wie einst Paul von Russland seine Garden.

Es ist wahr, der Soldat wird im Nichsthun roh, aber auch starrköpfig, behält man ihn ohne Ursache unausgesetzt in Athem hält. Als der Krieg zu Ende war, wurde jeder Reiter sein Leben vor seinem Brigadier gelassen haben; kaum waren aber einige Monate in diesen unnützen Quälereien verflossen, als sich auch schon diese Liebe in Gleichgültigkeit und endlich in Hass verwandelte.

Damals wurde ich zu Lawrey's grossem Unwillen Brigademajor bei ihm, denn aber die Schwachheit des Regiments war er durchaus nicht erbaut. Zwei seiner Regimenter wurden von seinen Schwiegersöhnen befehligt, obgleich Beide für ihre Stellung noch zu jung waren, und meinen Posten hatte er dem Neffen seiner Frau zugedacht. Der Unzufriedenheit der Mannschaft war schon im Hauptquartier bekannt geworden und man sah es vor, einen Brigademajor zu wählen, welcher zwischen der Brigade und ihrem Chef vermittelnd einzutreten vermöchte und mehr als die Persona des Commandirenden wäre. Darum hatte man mich gewählt, weil ich mit der Sprache und Denkweise der Eingeborenen bekannt war. Ich fand wenig Schwierigkeit, mir das Vertrauen der Soldaten zu erwerben. Mit dem Brigadier war es anders; mit absichtlich, liess er es mich durch hundert Nadelstiche empfinden und reizte selbst meine Tischgenossen auf, mich noch „Sowarry zu schicken", d. h. mit mir keinen Umgang zu pflegen. Alle meine gutgemeinten Einwendungen und Winke beachtete er natürlich nicht. Je mehr ich seinen Neuerungen entgegen war, desto entschiedener bestand er darauf. So oft ein alter Offizier seine Brigade verliess, wurde sein Platz mit jungen Männern besetzt, die vom Hindostanischen ebenso wenig verstanden als vom Schwedischen und mit den Gebräuchen der Muselmanen und Hindus gänzlich unbekannt waren. Endlich kündigte Lawrey eine durchgreifende Reform an: die irregulären Reiter sollten Infanterieübungen betreiben und ihre Bärte scheren.

Anfangs glaubte ich nicht, dass der Brigadier es mit dieser Reform ernst meine. Aber er schwur, er würde nicht ruhen, bis die Haut seiner mützlichen Patans und Rajpoots von Bart und Knebelbart so rein sei als das Innere seiner Hand.

Die eben angekommenen jungen englischen Herren stimmten ihm zu. Sie bildeten sich ein, es würde einen Hauptspass geben, wenn die alten „bärtigen Williams Jungen" rasirt würden. Umsonst machte ich Vorstellungen, bittet und bat zuletzt um Aufschub; Lawrey's hartnäckige Natur litt keine Einwendung. Er, der solange in Indien gewesen, hatte wenig von dem Charakter der Eingeborenen verstehen gelernt. Viele fallen in denselben Fehler. Sie sehen die unterwürfige Furchtsamkeit, den geschmeidigen Gehorsam, die Achtung vor der Autorität oder deren Anmassung, die kindische Verehrung des Rangs bei den Eingeborenen und meinen, diese Furcht hätte keine Grenzen, bis sie eines Tages sich schmerzlich enttäuscht sehen. So war es im vorliegenden Falle. Der Befehl wurde auf der Parade verlesen und selbst die mächtigen Instincte der Disciplin vermochten nicht ein Murren zu unterdrücken, das bis zum Schrei des Unwillens schwoll. Ein Regiment insbesondere schickte ein Memorial ein, das ich mit Erstaunen las, so gerecht und gemässigt war seine Sprache.

„Wir sind Reiter", sagten die Soldaten, „und die Söhne von Reitern und haben unser Brod

unter Ihrem Banner vergessen. Sind Sie mit uns unzufrieden, so entlassen Sie uns! Wir wollen gehen und Sie segnen für Ihr Brot und Salz, das wir genossen haben. Aber wir sind nicht angeworben, um zu Kanonenfutter gestellt zu werden, und können uns zu dieser Degradation nicht verstehen!"

Lawrey wußte. Um Allem die Krone aufzusetzen, befahl er dem Regimente, stramm zur Parade zu erscheinen. Das Regiment hielt Parade, aber nicht Einer hatte seinen Bart abscheren lassen. Der Brigadier wählte zwei Sergeanten, Mohammedaner, einen Patan und einen Pathek, und befahl seinen Dienern, sie so lange auf dem Boden festzuhalten, bis ihre Bärte von einem Barbier abgenommen wären.

Um die volle Bedeutung dieses hohen unwiderruflichen Befehls zu fassen, muß man sich erinnern, wie heilig der Mohammedaner seinen Bart hält, ihn mit eifersüchtiger Sorgfalt pflegt, bei ihm seine Eide schwört und einen Schimpf gegen ihn als die ärgste Beleidigung erachtet. Auch waren alle diese Moslems und Hindus von guter Herkunft, Söhne von Landbesitzern, Patans und „Jemindars", d. h. Leute, welche ihre Ländereien unmittelbar von der Regierung haben, militärische Abenteurer, denen Pferd und Waffen gehören und denen selbst von ihren Offizieren nicht das Prädikat „Gentleman" verweigert wird, da sie sämmtlich einer weit höhern Klasse angehören als die Sepoys.

In finsterm Schweigen sah das Regiment seine Kameraden mishandeln und kein sichtbarer Ausdruck erfolgte. Aber bei Tagesanbruch wurde ich aufgeweckt und fand Lawrey in vollem Uniform, gestiefelt und gespornt zur Seite meines Bettes.

„Auf, auf!" sagte er in heiserer Hast denn sonst; „Ihr Pferd wird gesattelt! Sie müssen mit mir reiten, es gibt einen Aufstand!"

„Ich sagte Ihnen, daß es so kommen würde!" erwiderte ich, rasch aufspringend. In fünf Minuten war ich angekleidet und fertig bewaffnet und mit einem halben Dutzend Soldaten und berittenen Peons hinter uns. Auf der Spitze eines Hügels flatterte eine rothe Fahne, das Zeichen des Aufstandes, eine Trommel wurde geschlagen und schon hatten sich unzufriedene Soldaten in Menge versammelt, während andere zu Pferde oder Tscheu herbeikamen, um sich mit ihnen zu vereinigen. Die Aufwiegler, deutlich vor den Andern erkennbar, waren die beiden Mohammedaner, denen man so schmählich mitgespielt hatte. Als wir ihnen nahten, richteten sich wol gegen hundert Karabiner gegen uns.

Lawrey versuchte die Gemeuterer anzureden, aber ein wilder Schrei des Unwillens übertönte seine Stimme. Jetzt machte ich einen Versuch und hatte besseren Erfolg.

„Der Brigadier mag herauskommen", rief der eine der Kavallerieführer, Patan, „aber kein Bewaffneter soll sich nahen! Nur der Chef und der Brigademajor!" Zugleich richteten sie die Mündungen auf unsere Leute.

Lawrey, brav wie ein Löwe, befahl dem Gefolge, zurückzubleiben, während er selbst furchtlos vortritt. Umsonst versuchte ich, ihn davon abzuhalten, da ich wohl wußte, wie wenig er sich zu mäßigen wußte. Doch er widerstand und so ging es denn mitten unter die Meuterer.

„Sie haben durch unsere Tapferkeit hohe Ehren erlangt", riefen sie ihm zu; „Sie haben uns, den der Feind überwunden ist, unterdrückt; jetzt wollen wir nicht mehr dienen, wir fordern unsere Entlassung; geben Sie sie uns!"

Die Verhandlung begann; Lawrey wollte nichts zugestehen; die Sache wurde bedenklich. Er begab sich zurück, um mir Gelegenheit zu geben, die Truppen wiederzugewinnen.

„Nun, Kameraden," begann ich, „ihr kennt mich und ich verstehe euch! Ich kann nicht mit bewaffneten Gemeuterern unterhandeln, aber geht und stellt eure Waffen von meinem Hause auf und ich versichere euch bei meiner Ehre als englischer Offizier, ihr sollt eure Entlassung haben!"

Nach langer Diskussion gingen sie auf meinen Vorschlag ein und marschirten bereits den Hügel hinab, als der Brigadier zurückkehrte. In wenigen Worten erklärte ich ihm, was mir gelungen war, und bat ihn, die Uebereinkunft zu bestätigen und die Sache zu retten. Doch Lawrey rief auf Hindostanisch: „Nein! Die Andern mögen ihre Entlassung haben, aber die Kavallerieführer die Strafe!" Damit war alle meine Diplomatie vernichtet; von allen Seiten erhoben sich Säbel, Pistolen und Karabiner gegen uns.

„Kann man den andern Regimentern trauen?" fragte ich hastig auf Englisch.

„Ja" erwiderte Lawrey rasch. „Reiten Sie nach ihnen und bringen Sie sie herbei! Wir wollen diesen Empörern Antwort geben!" Er sprach Englisch und so wußten seine Worte nicht verstanden. Ich ritt davon, aber Lawrey hielt unglücklicherweise meinen unter den Meu-

fern. Nahebei lief eine Landstraße zwischen zwei hohen Hügeln dahin. Kaum hatte ich diese erreicht, als ich auf Reiterei unter dem Commando eines Schwiegersohns Tantra's stieß. Der Oberst hatte, sobald er von dem Aufstande gehört, sein Regiment aufsitzen lassen. Ich hob meine Hand winkend empor und die Trompeter blieben zum Trabe. Sogleich folgte ein Pistolenschuß, wildes Geschrei und ein Feuern aufs Gerathewohl von dem Hügel her, auf dem die Aufständischen sich befanden und den ich soeben verlassen hatte. Ich wendete mein Roß und sprengte im Galopp, gefolgt vom Regiment, zurück. Die Meuterer feuerten wieder, doch ohne Schaden, und stoben dann auseinander. Viele wurden niedergehauen, Andere gefangen oder niedergeritten und wieder Andere in die Bambusdickichte getrieben, wo sie durch Fieber oder wilde Thiere elendiglich umkamen. Wahrscheinlich erreichten nur Wenige ihre Heimat.

Tantra fanden wir am Boden liegend, zwar noch lebend, aber in großer Gefahr. „O", sagte der Arme, „hätt' ich doch Ihrem Rathe gefolgt! Verzeihe mir, mein Junge! Ich überleb' es wol nicht!"

Sobald die Trompete ertönte, hatte der Rädelsführer in die Zügel von Tantra's Roß gegriffen und gerissen, als das Roß bäumte. Während der Schwergetroffene am Boden lag, erhielt er sechzehn schwere Wunden von Klingen, so scharf wie ein Rasirmesser. Dennoch lebte er noch 36 Stunden, zum Erstaunen der Wundärzte, obgleich er nach den ersten fünf Minuten kein Wort mehr sprach. Das Regiment wurde entlassen, sein Name aus den eingeborenen Compagniebüchern gestrichen, die Meuterei selbst so gut als möglich verheimlicht und verschwiegen, ein Verfahren, das, wie die neuesten Begebenheiten andeuten, etwa ebenso verständig ist, wie wenn man ein Sicherheitsventil zuschraubt, um sich vor Explosion zu sichern.

Gewiß, wir können aus den Thorheiten der Vergangenheit einigen Nutzen ziehen und sie als Warnungszeichen für die Zukunft gebrauchen. Jedenfalls haben Jene viel zu verantworten, welche durch thörichte Spitzfindigkeiten die Auseinanderlegung der wahren Ursachen der Verletzung des englischen Civil- und Militärsystems in Indien verhindern.

Bilder aus Ungarn.

Von Friedrich von Gaudy.

II. Peſth und Ofen.

Der ehrne Schloßberg iſt ſeit uralten Tagen befeſtigt und hat mit wechſelndem Glück viele Belagerungen erlebt, welche ihn bald in die Hände der Türken, bald in die der Ungarn gegeben haben. Die Weſtfronte wird von den etwa 1200 Schritt weit zurückgelegenen Bergen beherrſcht, auf einem derſelben, dem Spießberg, ſtanden Bergeri's Breſchbatterien, mittels deren er ſich die gegenüberliegende Mauer öffnete. Der Sturm auf dieſe Breſche wurde durch eine auf dem Blocksberg aufgeſtellte Zwölfpfünder-Batterie unterſtützt. Ob das Gelingen deſſelben durch Verrath herbeigeführt worden, iſt noch nicht aufgeklärt, indeß glaubt man allgemein, daß Soldaten eines Regiments ihre Gewehre hinuntergereicht haben, um die Stürmenden heraufzuziehen, welche anfänglich zu kurze Sturmleitern hatten und erſt ſpäter andere herbeiſchafften; auch ſoll eine kleine Ausfallthür ſeitwärts der Breſche von innen geöffnet worden ſein, ſodaß ſich die Vertheidiger unerwartet in der Flanke angegriffen ſahen. Görgei ſpricht in ſeiner Darſtellung des Sturms von einer Periode, wo „ein Stillſtand" einzutreten geſchienen habe; „er habe lange hingeherrſcht, aber nichts unterſcheiden können; plötzlich ſeien die Seinigen auf dem Wall geweſen."

General Henzi ſelbſt an der Spitze einiger Compagnien ſtellte ſich den Stürmenden entgegen und war unter den Erſten, welche fielen. Ein ſchönes Monument, zu ſeinem und der Seinen Gedächtniß errichtet, erhebt ſich jetzt auf dem nach ihm benannten Henzi-Platz. Von einem etwa zehn Fuß hohen Poſtament ſteigen vier ſchlanke Säulen empor, die ſich oben zu einem gothiſchen Dach wölben. Unter dem letztern ruht ein ſterbender Krieger mit geſchloſſenem Viſir, im Arm einer Victoria, die einen Lorbeerkranz über ſeinem Haupte hält. Die eine Seite des Poſtaments führt die Inſchrift: „Dem General Henzi, Oberſt Allnoch und 280 Tapferen", die andern Seiten enthalten die Namen der Letztern.

Nicht fern vom Henzi-Platz ſteht das Schloß, aus deſſen Garten man einen ſchönen Blick hinüber nach Peſth wie auf das gerade zu ſeinen Füßen ſich hinziehende Ufer hat, das durch ſeine vier Minarets aufbringenden metallenen Glockenthürme einen ganz morgenländiſchen Anſtrich erhält.

Das Schloß birgt einen Schatz, der wie eine Prinzessin im Märchen bewacht, aber dennoch einmal geraubt worden ist: die Krone des heiligen Stephan. Während anderswo eine Krone erst dadurch eine Bedeutung erhält, daß ein König sie trägt, so wird hier nach dem alten ungarischen Gebrauch der König erst dann für den echten König angesehen, wenn er sich diese Krone aufs Haupt gelegt hat. Die Krone ist es eigentlich, welche „regnat", der König „gubernat" nur. Stirbt der König, so regiert die Krone allein weiter, bis ein neuer König durch sie sein Haupt geweiht hat. Solange also die regierende Krone abhandengekommen war, befand sich Ungarn gewissermaßen im Zustande der Anarchie.

Das Thal zwischen Blocksberg und Schloßberg wird von der sogenannten Katzenstadt, dem Viertel der Serbier, gefüllt. Parallel laufende Gassen durchschneiden dieselbe in der Richtung des Thales, indes Steintreppen, welche sich am Fuß des Blocksbergs hinaufziehen, die Stelle der Querstraßen vertreten. Wir mußten uns durch eine große Volksmenge Bahn brechen, als wir durch die engen Straßen von Buda zur Kettenbrücke zurückkehrten, denn es war eben Jahrmarkt. Juden und Jüdinnen hatten ihre Waaren meist auf der Erde ausgebreitet und riefen laut schreiend die Vorübergehenden an, bald mit deutschen, bald mit ungarischen Lauten. Große Geschäfte mochten sie freilich nicht machen; zwar tummelten sich viele ungarische Bauern auf dem Markt umher, welche auch hier und da um ein buntes Tuch feilschten; aber der Ungar hat im Allgemeinen zu wenig Bedürfnisse, um einen Markt einträglich machen zu können. Unbekümmert um den Lärm ringsumher steht der Zigeuner mit der Geige vor der Wirthshausthür und spielt seine wilden Weisen, indeß das zerlumpte Mädchen an seiner Seite das dunkle Auge mit bittendem Ausdruck über die Umstehenden gleiten läßt.

Pesth steht in lebhaftem Contrast zu der Schwesterstadt. Schöne, gerade Straßen, die sich in regelmäßigen Winkeln durchschneiden, machen es leicht, sich darin zurechtzufinden, glänzende Läden und fürstliche Paläste, deren Einrichtung an Pracht und Reichthum mit denen von Wien wetteifert, ziehen bald rechts bald links das Auge auf sich. Hier und da begegnet man Husarengestalten, die aber nicht der kaiserlichen Armee angehören, sondern auf den ersten Blick als Civil-Husaren zu erkennen sind und, im Dienste des Comitats stehend, als Nachtwächtereien, Stadtsergeanten und Spitzlingshüter fungiren. Außer bei diesen Leuten ist in Pesth die Nationaltracht nur gewöhnlich kaum zu sehen, höchstens auf Landschildern, wo ein Husar Kossuth ausweist, oder als verkappte Ubertas über einem Bäckerladen schwebend, ein Füllhorn mit Kipfeln (Hörnchen) und Backwerk ausschüttend.

III. Pressburg.

[illegible]

Wer mit der Eisenbahn das Ungarland durchfliegt, der meint wol, den gesegnetsten Landstrich Europas zu sehen; denn soweit das Auge schweifen mag, trifft es auf hochgethürmte Kornmieten, als vermochte die Scheuer gar nicht den reichen Erntesegen zu bergen. Aber ein wenig Potemkin'sche Täuschung ist dabei. Denn reichgefüllte Scheuern, welche die Phantasie sich noch außer jenen Schobern malt, gibt es in der Wirklichkeit gar nicht, da der ungarische Gebrauch das Getreide gleich auf dem Felde durch Pferde auszutreten und dann das Stroh in Mieten aufzuhäufen pflegt. Freilich, Körner genug gehen dabei verloren, aber der Ungar ist bequem und läßt gern die Pferde für sich arbeiten; auch läßt die freigebige Hand der Mutter Natur ihn keinen Mangel empfinden.

An freundlichen Dörfern eilt man vorüber, deren Häuser eins wie das andere weiß angetüncht, einstockig, mit der Thür nach dem Hofe zu gebaut sind. Wohlbepflanzte Gemüsegärten schmiegen sich an die Dörfer und sind wegen der in großer Zahl darin angebrachten Ziehbrunnen schon aus weiter Ferne zu erkennen. Wer aber die Pusten sucht und den Boden, welchem Petöfi's ergreifende Lieder entkeimt sind, und den Rossbirten sehen will, den Hirten, welcher mit wildem Geschrei hinter der unbändigen Heerde dahersagt; wer den Zigeuner belauschen möchte, der, von flackerndem Feuerschein beleuchtet, der Fidel schauerig düstere Klänge entlockt, Klänge, deren unverkennbare Schwermuth Nikolaus Lenau in unserm Herzen so ergreifend wiederzutönen weiß — der muß den Weg meiden, welchen der dampfende Frachtwagen durcheilt, denn vor seinem Getöse weichen die Pusten scheu zurück. Die Eisenbahn wie die durch dieselbe ins Leben gerufenen Neben-

Frauen und Seitenwege haben die anwohnenden Bauern veranlaßt, mehr und mehr Land unter den Pflug zu nehmen, indem sie ihnen die Möglichkeit gewährten, leicht einen Markt für ihre Producte zu erreichen.

Anders aber ist es mehr im Innern des Landes, zumal jetzt, wo durch die Aufhebung der Robot der Besitzstand wesentlich geändert und angegriffen werden ist. Manche grosse Grundbesitzer dort kennen nun kaum den grössten Theil ihres Landes beschallen, weil es ihnen an Arbeitern gebricht, und so hört man sie wol klagen — wie sehr man es auch klingen möge —, daß sie auf ihre Revenuen nur dann mit Sicherheit zählen könnten, wenn die Kartoffeln mißrathen seien, da nur der drückende Hunger den Bauer dann brächte, für Tagelohn zu arbeiten, während zu anderer Zeit das Geld für ihn gar keinen Werth habe. Denn der gemeine Ungar hat keine Bedürfnisse ausser denen des Magens; in die Bunda gehüllt, liegt er mit seinen Ochsen Tag und Nacht auf dem Felde und unter der Bunda trägt er nichts als ein Hemde, welches nicht eher gewechselt wird, als bis es ihm vom Leibe gefallen ist.

Schon von weither schauen die weissen Trümmer des alten ausgebrannten preßburger Schlosses auf uns hernieder, einer alten Sage gleich, daß Ungarns Ärmen dort einst Hof gehalten. Die Zeit ist nicht allzu fern, da es geschehen; aber wie die Sage weiterklingt, wie allgemach die Einzelheiten im Dunkel verschwimmen, bis nur der dürre Rahmen übrig ist, welchen dann wol die Zeit mit Neuem, ihrer Anschauungsweise gemäßer wieder ausschmückt — so stehen die Hallen der alten Königsburg verödet und nur das Gemäuer ist geblieben, daran man die vormalige Grösse ermessen mag. Die alten Umfassungsmauern aber, welche vordem zur Vertheidigung des Castells gedient haben, hat die Neuzeit in ihren Bereich gezogen; das Jahr 1848 hat sie durch eine Palissadenwand ersetzt und Geschützbänke in den Ecken angelegt.

Ein einziger Zugang führt hinauf; er geht über den Antenberg, eine weit aussichtreich gewundene Gasse, welche durch eine Menge von Buden noch mehr verengt wird, sodaß man sich zwischen den ausgehängten, im Winde schwankenden Kramwaaren und den sie anpreisenden Verkäuferinnen nur mühsam hindurchzuwinden vermag. Endlich tritt man durch ein Thor von altehrwürdiger Bauart hinaus auf die Esplanade, welche das Schloss trägt. Das ist ein Fleck, recht wie er sich gehört für einen Königsbau; denn mit Entzücken schweift der Blick umher über die Lande, welche er weithin beherrscht. Aber nur die Lage ist malerisch; im Uebrigen war das Schloss in seiner letzten Gestalt (die ursprüngliche zeigt uns ein altes Bild in der Martins-Kathedrale) im Stil der Zopfzeit aufgeführt und noch mag man hier und da Schnörkelwerk und Blumengeräth an den verwitterten Mauern entdecken. Solche Ruine ist nicht schön; während es beim Anblick von Trümmern aus edler gothischer Zeit uns ehrwürdig überkommt, so will es hier uns bedünken, als schauten wir die frühzeitigen Züge eines Neue aus den Zeiten der Regentschaft, und wir fragen uns dann, warum man eine solche Ruine erhalte, warum man sie nicht lieber auf den Abbruch verkaufe?

Als im Jahre 1784 Preßburg den lange gesuchten Titel einer Hauptstadt des Königreichs an Ofen zurückgab, wurde in dem nunmehr freigewordenen Schlosse ein Seminar gebaut, welches lange Zeit eine grosse Berühmtheit genoß. Aber die schwarzen Talare sollten sich hier nicht lange halten, sie mußten „zweierlei Tuch" das Feld räumen; denn schon im Jahre 1802, beim Ausbruch des Krieges, etablirte die östreichische Regierung hier ein grosses Militärmagazin, welches mit allen Arten von Ausrüstungsgegenständen gefüllt wurde. Auch dieses war nicht von langer Dauer, es ging noch in demselben Jahre durch eine Feuersbrunst zugrunde. Der böse Leumund will wissen, daß dieselbe durch den obersten Magazinbeamten angelegt worden sei, welcher über das ihm Anvertraute nicht als ein gerechter Haushalter gewaltet; zuletzt habe ihm das Gewissen in Gestalt eines angemeldeten Revisors geschlagen, sodaß er sich keinen andern Rath gewußt, als die läuternde Kraft des Feuers zu Hülfe zu rufen, um sich von dem Verdachte der Veruntreuung zu reinigen.

Hart an dem alten Schlosse hat man eine Kaserne erbaut, deren Charakter sich schon von weitem durch die ruhrige Thätigkeit ihrer Bewohnerschaft verrieth. Da hing schneeweiß gestrichenes Lederzeug von den Fenstern herab; da waren Hunderte von Klopfpeitschen in Bewegung, um den Staub aus Montirungsstücken zu entfernen; hier sah man einen langen Zug, welcher ausgehobene Fensterflügel zum Brunnen schleppte, dort einen andern, welcher gefüllte Wassereimer hinaufführte, um Flure und Zimmer zu scheuern.

Ein prächtiges Gebäude an der Donau, dessen

hohes Dach die Nachbarn weit überragte, war mir aufgefallen; man bezeichnete es mir als das Palais des Grafen Z. Juliettens Wohnung, Juliettens, deren Bild aus meiner Seele sich durch andere Eindrücke nicht hatte verdrängen lassen wollen! Ich eilte hinab, besorgt, ob es der lieblichen Pflanze des Südens habe gelingen mögen, sich hier zu akclimatisiren.

Noch wohnte sie allein in dem weiten Palaste; da die Familie des Grafen erst in einigen Tagen zum Empfang des Kaisers eintreffen sollte. Der alte Diener leitete mich hinauf.

In einem hohen Zimmer saß die Schweizerin und schaute noch bleicher als zuvor. „Ob in schon, daß Sie gekommen sind!“ begann sie aufstehend und bot mir treuherzig die Hand. „Sie sind doch der Einzige in dieser großen Stadt, der Theil an meinem Schicksal nimmt. O wie drückend ist hier diese Luft! Noch kann ich mich gar nicht daran gewöhnen; sie benimmt mir den Athem!“

Juliette versank wieder in dumpfes Hinbrüten und vergebens suchte ich durch Worte des Trostes sie daraus zu wecken. Ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben, setzte ich mich ans Piano und schlug einige Accorde an; unvermerkt nahm mein Spiel den Charakter banerer Schwermuth an, in den ich beim Phantasiren leicht zu verfallen pflege — aber eben dieser Charakter schien in Juliettens Seele verwandte Saiten anzuklingen. Sie näherte sich leise.

„Sie haben ja gewünscht, mich singen zu hören, — nein, bleiben Sie nur sitzen, Sie sollen mich accompagniren!“ Und nun begann sie mit silberklarer Stimme eins ihrer heimatlichen Lieder zu singen, indeß ich nach dem Gehör die einfachen Harmonieen hinzufügte.

Wie nie kann Gesang ergreifender sein, als wenn der Sänger im Liede seine eigene Seelenstimmung singt! Juliette sang nicht, was blos der Dichter und der Componist gefühlt hatten: sie sang die schmerzlich empfundene, ungestillte Sehnsucht, welche ihr eigenes Herz erfüllte. Den Refrain jodelte sie, ein fern und ferner nachklingendes Echo darstellend, indem sie die Stimme allmälig zu einem wunderlieblichen mezza voce herabsinken ließ und zuletzt mit einem, im heimischen Pianissimo geflüsterten, langausgehaltenen Laut zur Tonart zurückleitete. Es erinnerte mich dies an ein bekanntes schwedisches Volkslied, welches ich so oft von Jenny Lind in unnachahmlicher Weise hatte singen hören. Und doch hatte Juliettens Gesang durchaus nichts Künstlerisches, und doch waren es nur die reinen Laute der Natur, welche, aus dem Herzen quellend, ihren Weg zum Herzen finden mußten; Laute, welche mich tiefsinnerlich erschütterten, daß ich mich der Thränen kaum zu erwehren vermochte.

Auf die Sängerin selbst war der Gesang sonderbarerweise von entgegengesetzter Wirkung; die Klänge der Heimat schienen lindernden Balsam auf ihr wundes Gemüth geträufelt zu haben und ein heiteres Lächeln spielte um ihre Lippen. Sie intonirte ein anderes Lied von minder ernstem Gepräge, dem ein drittes von ausgelassener Lustigkeit folgte. Plötzlich wurden wir durch den tollen Gassenlärm unterbrochen, den die Phantasie eines Wunders nicht zu verzaubern vermag; es war ein wildes Durcheinanderrufen von lauter Lieutenants ohne Anstellung, bald klagend, bald wieder jubelnd, ohne daß man eine Melodie herauszuhören oder festzuhalten vermochte; in seiner Gesammtwirkung nur geeignet, das Ohr zu betäuben und völlig zu verwirren. Es war — eine Rekrutenwerbung, welche eben unter unserm Fenster den an der Donau hinlaufenden Quai entlang gezogen kam. Voran ging eine Zigeuner-Musikbande, welche mit Flöte, Baß und Hackbret jenen sinnbetäubenden Lärm machte, dem man einen sinnbetäubenden Einfluß auf das Gemüth der jungen Leute zuschreibt, derartig, daß sie, von der Musik berauscht, den Werbern leichter ins Garn gehen. Wer aber von der Musik nicht genug berauscht sein sollte, für den wird ein Faß Ungarwein hinterhergetragen, aus welchem Jedem ohne Unterschied nach Belieben gezapft wird. Außerdem trägt noch einer der den Zug begleitenden Husaren ein offenes Beutel voll blanker, neugeprägter Zwanziger, woraus den Neuangeworbenen sofort das Handgeld gezahlt wird, und um das Ganze herum schwärmt eine Volksmenge, deren wüstes Lärmen die Musik beinahe erstickt und in deren Gebahren man den ernsten Charakter des Magyaren vergebens suchen möchte, zumal als der Zug bald darauf stillhielt und die Einfangeworbenen mit den Husaren zusammen den Nationaltanz begannen. Juliette folgte dem seltsamen Schauspiel mit vielem Interesse, und als sie darauf mit der ihr eigenen Lebendigkeit die Tänze ihres Landes, wie sie hier und da noch gehen werden, schilderte und erzählte, wie man das letzte Lied, welches sie mir vorgesungen, daheim gar oft von ihr begehrt, wobei dann der Ober im Reigentanz den Refrain gejodelt habe

— da schienen alle Lebensgeister in ihr erwacht zu sein und den finstern Dämon des Heimwehs völlig verscheucht zu haben. Gern folgte sie meiner Aufforderung, eine gemeinsame Tour durch die Stadt zu unternehmen.

Die alte Krönungsstadt trug eine Sonnabend-Abendphysiognomie; der große Sonntag, dem sie entgegenging, war die in den nächsten Tagen erwartete Ankunft des Kaisers. Da wurden Fenster gescheuert, Häuser abgeputzt, Straßen gepflastert; auf dem Wege, welchen der Kaiser durchfahren sollte, erhoben sich Gerüste für die Ehrenpforten, zum Theil schon mit Tannengrün bekleidet, und an den Fronten der öffentlichen Gebäude traf man große Vorbereitungen zur Illumination.

Nicht anders ging es in der Martins-Kathedrale, dem alten Krönungsort der ungarischen Könige, her. Thurmhohe Gerüste standen im Schiff und Seitenkapellen, baumlange Rauchbesen fuhren an den hohen Wänden auf und nieder und hüllten die steinernen Bischöfe und Feldherren des Königreichs in dicke Wolken ehrwürdigen Staubes. Achtlos auf solche Aeußerlichkeiten kniete eine Schar Andächtiger vor den Bänken; darum schaute aber auch der heilige Martin, dessen lebensgroße Statue zu Pferde sich hinter dem Hochaltar erhebt, um so liebreicher auf sie herab, indem die sinkende Sonne, durch ein hinter dem Hochaltar befindliches rundes Fenster von gelbem und röthlichem Glase hereinblickend, sein Haupt mit einem goldigen Schimmer umsäumte.

Es ist eine wunderlieblich schöne Legende, die des heiligen Martin, daß er den Mantel mit dem von der bittern Kälte leidenden Armen getheilt und daß ihm Tags darauf der Herr Christus, mit derselben Mantelhälfte bekleidet, erschienen sei — gewissermaßen eine anderthalbhundertjährige Illustration zu der Hauptlehre des Christenthums, der Lehre von der Nächstenliebe. Und mit dem Schwerte hat der Heilige seinen Mantel zertrennt, denn er war dermalen ein Krieger — nicht ungleich manchen Kirchenfürsten der neuern Zeit — darum sehen wir ihn auch in der Kathedrale mit allem kriegerischen Schmuck angethan, das Haupt bedeckt mit einem Husaren-Kalpak, welchen die Naivetät des Bildners für unzertrennbar von der Gestalt eines ungarischen Reitersmanns gehalten, da er gleich in römischen Thermen gewesen.

Vor einem großen, aber überaus einfachen Gebäude standen wir still. Das war das Stände-haus. Wer konnte es sich verhehlen, daß die stolzen ungarischen Stände in so unscheinbaren Sälen getagt haben? Wer konnte sich die Magnatentafel anders denken als von goldbeschlagenen Sesseln umgeben? Wer möchte es glauben, daß die Esterhazy, Palffy, Szechenyi, Karolyi auf hölzernen Bänken Platz nehmen? „Wie seltsam contrastiren viele Oertlichkeiten mit den prächtigen, roth ausgeschlagenen, teppichbelegten Sessionssälen neuern Datums, wo soviel — und darunter so Weniges — gesprochen wird! Nun, auf den ungarischen Reichstagen, da mag es auch nicht still hergegangen und mag es oft schwer genug gewesen sein, ein Wort zu verstehen. Ein Wort aber, das wurde dort so verständlich gesprochen, daß es noch bis in unsere Zeit herüberschallt, daß die Schwingungen seines Klanges selbst den Lärm der Revolutionen übertönt haben und es nur noch als süße Harmonie ihr Ohr des in kurzem einziehenden Kaisers klingen wird, das Wort der Treue. „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!"

Aber der Ungar ist auch stolz auf dieses Wort und weiß die Erinnerung an jene Zeit, wo die schöne Königin, das Söhnlein im Arm, im Schooße des Reichstags Hülfe zu suchen kam, wohl festzuhalten. So zeigt uns der Vorhang des Theaters eine Gegend bei Pressburg; im Hintergrund erhebt sich das alte Schloß; den Vordergrund aber nimmt ein Altar ein, der die Büste der Maria Thereña trägt, und am Fuße des Vorhangs liest man in großen goldenen Lettern die schöne Antwort des Reichstags mit der Jahreszahl 1745.

Es dunkelte längst, als wir wieder in das Palais zurückkehrten. Juliette war wieder sehr ernst geworden. Sie trat an das geöffnete Bogenfenster, durch welches eine schwüle Gewitterluft ins Zimmer drang, nur dann und wann gekühlt durch starke Windstöße, welche die Wellen der dicht darunter hinrauschenden Donau heftig peitschten, daß sie tobend gegen das Ufer brandeten. Schwarzes Gewölk zog eilig am Himmel daher, nur auf Augenblicke zerreißend, in welchen Luna schüchtern herniederlugte; ein Silberstrahl schoß dann über den Strom, gleich als eile er, sich vor dem herannahenden Sturm zu bergen.

„Lächeln Sie nicht", sagte die Schweizerin; „aber so sind mir die Wolken am liebsten; so kann ich mich am besten zurückträumen nach der Heimath. So trutzig schaut auch dort der Himmel drein, wenn der Föhn über die Berge streicht,

und wie hier gegen die Schiffbrücke, so brandeten dort die Wellen des Lac Leman gegen die alten Mauern von Schloß Chillon."

Es war ein majestätisches Schauspiel. Finster zog der Himmel die Brauen zusammen, daß die Erde erbebte und alles Land umher mit Nacht bedeckt war, und wieder schoß er aus zürnendem Auge Blitze herab, daß das ganze Firmament wie in Feuer getaucht schien und man das ferne Neutragebirge wie am hellen Tage erkennen konnte; zwischen den Donauufern aber fegte der Sturmwind daher, daß er die Wellen des Stromes rückwärts aufstaute, und die Schiffbrücke ächzte und knarrte. Aber durch das Toben der Elemente vernahm man noch die eintönigen Hammerschläge der Zimmerleute unter unserm Fenster, welche, bis der endlich hernieder prasselnde Regen sie vertrieb, unermüdlich thätig waren, den „Kronigsberg" für die bevorstehende Feier herzurichten, eine Tribüne mit Geländer hart am Ufer des Stromes, auf welche der König von Ungarn gleich nach der Krönung vollständig bewaffnet hinaustreten und das tausendjährige Schwert des heiligen Stephan nach allen vier Weltgegenden schwingen soll. Und das wird keine leere Form sein bei dem jugendlichen Monarchen, denn er weiß die Waffen zu handhaben.

Vom traulichen Theetisch hinaus in die finstere Nacht, vom Herde der Freundschaft zum Schornstein der Locomotive — trauriger Wechsel! Wie viel ist über das Scheiden nicht schon geschrieben und gesprochen, gesungen und gelesen worden, und doch tritt das Bittere desselben uns in immer neuen Formen entgegen! Scheiden unter erschwerenden Umständen aber heißt es, wenn's draußen platzregnet und die Glocken bereits alle schlafen gegangen sind, und solches war just mein Fall. Keine Straßenlaterne wollte mir als Leitstern dienen; alle waren bereits ausgelöscht und tiefdunkle Finsterniß umgab mich. Dazu peitschte der heftige Wind mir den Regen gerade ins Gesicht. Hätte ich doch das Anerbieten des alten Kellners, mich zum Bahnhofe zu begleiten, angenommen! Aber mich dauerten seine weißen Haare in dem bösen Wetter, und so schlug ich's aus, in der Hoffnung, mit den vereinten Mitteln meines Ortsinnes und meines Mantels den ebenso vereinigten Feinden Nacht und Regen Trotz bieten zu können.

Ich meinte, beim Hergehen mir den Weg wohl gemerkt zu haben, aber es ist schon bei Tage schwer genug, sich in Preßburg zurechtzufinden. Statt der Straßennamen liest man an den Ecken immer noch wiederholte dringende Aufforderungen zur Reinlichkeit nebst angehängtem Strafoder von verhältnißmäßiger Prügelstrafe u. s. w., und nur an einzelnen Ecken keimten als eine Saat der neuesten Zeit die Namen „Radetzki-Markt", „Jellachich-Straße", „Havnau-Platz" hervor.

Den letztern hatte ich glücklich wiedergefunden; ich erkannte ihn mit Hülfe einer schlecht brennenden Laterne, welche an der großen Ehrenpforte angebunden war, damit diese nicht von nächtlichen Wanderern umgerannt werde. Von hier aus aber mußte ich in eine falsche Richtung gerathen sein. Bei Tage hatte ich die Preßburger vielfach Deutsch reden hören; jetzt schienen sie Alle in Stock-Magyaren verwandelt zu sein.

Aus einem Fenster des Erdgeschosses drang schimmerte Licht; ich klopfte an die Scheibe und erklärte einer von innen fragenden Stimme, ich hätte mich verirrt und wünschte den Weg zur Eisenbahn zu wissen. Ein Paar sehr dürre Beine streckten sich zu einem Bette heraus, fuhren in ein Paar sehr enge Unterhosen, und eine lange Figur, welche in einer Zipfelmütze ihren Gipfelpunkt fand, näherte sich dem Fenster mit der Frage:

„Wer sind Sie denn?"

Die Dachtraufe schüttete ihren Inhalt reichlich auf mich aus; ich gedachte daher den sich entspinnenden Conversationsfaden energisch abzureißen und fragte statt zu antworten:

„Wo geht man zum Bahnhofe?"

„Sind Sie nicht — ein Strumpfwaarenfabrikant?" fragte der Dürre, welcher mittlerweile am Fenster Platz genommen und eine lange Pfeife ergriffen hatte.

„Zum Teufel, ja! Aber wo ist der Weg zur Eisenbahn?"

„Da müssen's die Straß gerad hinuntergeh'n; aber wollen Sie denn ....."

Schleunige Flucht hatte mich dem vermuthlich schlaflosen Frager entrückt, aber noch nicht hundert Schritt war ich fortgegangen, als sich die Straße theilte. Neuer Zweifel! Was wäre aus mir geworden, hätte nicht ein Nachtwächter — man schätzt dieses Genus der kaukasischen Race nie hoch genug — mich glücklich ans Ziel geleitet!

Nicht lange darauf rollte ich in die Nacht hinaus und behaglich in die Ecke des Coupé gedrückt, spottete ich des noch immer fortprasselnden Regens. Bald sank ich in tiefen Schlummer, und der Traum führte mich weit fort an den Genfer-See, wo sich Juliette im Reigentanz mit

dem heiligen Martin brachte, wobei Letzterer vor Aerger den Kolpak hoch in die Luft warf; am Ufer aber erhob sich das alte ausgebrannte preßburger Schloß mit der Palisadenwand darum, und an der Geschützbank in der Ecke schilderte derselbe Soldat vom Regiment Deutschmeister, der mir, als ich die Bank erstieg, zugerufen hatte: „Gang's hunter; da droben dürfen's nit stehn."

Anregungen.

England und der Kampf in Indien.

Die von uns heute mitgetheilte Erzählung eines englischen Reisenden, welche offenbar eine gewiß nicht selten vorgekommene muthwillige Reizung der Indier beweist, hindert uns nicht, in dem gegen Indien beobachteten Systeme mit dem größeren Theile der englischen Presse eine größere Strenge zu wünschen.

Blicken wir einen Rückblick auf die Eroberung Indiens.

Nicht nur das stolze Wort, das Lord Palmerston vor einigen Jahren in einer Sitzung des Unterhauses sprach („Civis Romanus sum" solle jeder Engländer von sich in der Fremde sagen"), ruft unwillkürlich eine Vergleichung zwischen Römern und Engländern hervor, sondern noch mehr ihre Erfolge gegen Nationen, die vom Standpunkt unserer Bildung auf einen Rest von Wildheit weder in ihren Charakteren noch in ihren Sitten ausgeglitzt haben.

Kein Volk der Neuzeit hat größere und bedeutendere Colonien an Landumfang und Macht begründet als der angelsächsische Stamm.

Tragen seine Eroberungen auch nicht jenen Stempel heroischer Kühnheit wie die der Spanier, so sind sie dafür um so dauernder, schöpfungsreicher zugleich, während die Nachtelgerei des Cortez und Pizarro nichts aufweisen können als einige Städte und das mit Blut und Scheiterhaufen eingeführte Christenthum.

In dieser Weise gewaltthätig und raubsüchtig, durchaus nur als Sieger, welche für die Besiegten kein anderes Wort haben als das „Vae victis!" sind die Engländer niemals in Ostindien aufgetreten, sie glichen in der Hälfte ihres Regiments zuweilen den römischen Proconsuln, aber sie waren keine Banditen aus den Gebirgen Castiliens.

Als die Königin Elisabeth wenigen Kaufleuten London's ein Privilegium gab, nach den indischen Gewässern zu handeln und die kostbaren Gewürze von jenen Gestaden zu holen, war die Macht der Holländer so gewaltig und schien so fest begründet, daß die englischen Schiffe oft nur in ihrem Gefolge erschienen und die beiden Compagnieen, die in London und jene in Amsterdam, Tractate miteinander schlossen, Bündnisse gegen die Spanier, worin die Engländer stets die zweite Rolle übernahmen.

Durch Aerzte, die in den Harems indischer Fürsten glückliche Curen machen, durch Gesandtschaften gelingt es ihnen, um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Bengalen festen Fuß zu fassen und die Erlaubniß zur Anlegung von Factoreien zu erhalten von demselben Mongolenkaiser zu Delhi, dessen letzte Nachkommen sie jetzt auf den Ruinen ihrer kaiserlichen Stadt als Verbrecher erschossen haben.

Katharina von Portugal bringt dann als Morgengabe ihrem Gemahl, dem zweiten Karl, einige Besitzungen auf der Westküste der englischen Krone zu, noch aber gelten wenige Pfunde Thee für ein reiches Geschenk der Ostindischen Compagnie an den König.

Diese Kaufleute dachten nicht an Eroberungen, sie besaßen keinen Stolz und ertrugen selbst von dem kleinsten indischen Rajah die derbsten Demüthigungen ihrer Handelsvortheile wegen.

Erst die Franzosen gaben ihnen den kriegerischen Trieb, indem sie ihre Burgen und Verbindungen vor und während des Siebenjährigen Krieges betrieben. Damals war die Hauptmacht der Engländer in Bombay, Madras, nur wie ein verlassener Vorposten in dem Reiche von Bengalen, hieß noch von seiner Gründung Fort William.

Der Sieg aber, den Robert Clive bei Plassey über die Indier gewann, veränderte wie mit Einem Schlage nicht allein die Stellung, sondern auch die Ansichten der Compagnie. Nun fühlte sie, daß sie zur Eroberung Indiens berufen sei und fing jenes System an, das sie von den Römern abgelauscht, dessen Verderblichkeit sie jetzt empfunden hat: sie ließ die Fürsten dem Namen nach bestehen, umgab sie mit einem Hofe, einer Ehrenwache und zahlte ihnen eine jährliche, oft höchst bedeutende Rente, hinter diesem Schatten regierte sie selbst. Wären in ganz Indien nicht französische Officiere verstreut gewesen, welche den eingeborenen Königen und Herren Infanterieregimenter nach europäischer Zucht, mit guten Waffen und taktischen Uebungen, heranbildeten, hätte die Compagnie nicht wieder und wieder die durchgreifenden Pläne der Feldherren gehemmt, so würden Männer wie Clive und Warren Hastings in wenig Jahren Indien unterworfen haben. So aber führte man keine Angriffskriege; man rückte wol dazu, man begann sie nicht. Allmälig, nach blutigen Schlachten, da man den Fremden Zeit gelassen, die Indier zu Soldaten zu machen, erlag Tippo Saib, der Staat der Mahratten, alle Völker und Herrschaften vom Indus bis zur Gangesmündung, von Cap Comorin bis hinauf zu den Schneegebirgen.

Solche Eroberungen konnten nicht ohne grausame Thaten, ohne Bedrückungen und Ungerechtigkeiten vollführt werden, und es ist charakteristisch für die ältere, aber auch gar zu schwache Weltanschauung, im Gegensatz zur antiken Strenge und Klarheit, daß gerade im Parlamente Englands sich das bitterste Ge-

ihrer gegen die Eroberer Indiens erhob. Der Senat und das römische Volk verschenkten goldene Kränze und Ehrennamen an den siegreichen Feldherrn und fragten wenig danach, wie er den Sieg gewonnen, hier mußte sich Warren Hastings vor den Schranken vertheidigen, weil er indische Männer vor den Pforten seines Palastes hatte aufknüpfen lassen. Zugegeben, daß die römische Politik mit eisernem Auge jede Selbständigkeit zertrat, so hat sie doch Länder, die jetzt wüst und öde liegen, wie Kleinasien und Nordafrika, mit wunderbaren Städten, Straßen und Kanälen, Tempeln und Kunstwerken geschmückt, ein reiches, lebendiges Treiben und Wogen, theils hervorgerufen und immer erhalten, wo jetzt kaum einsame Viehheerden dürftiges Gras finden. Mehr als hundert Jahre, von Augustus bis zu den Antoninen, ist der Friede der bekannten Welt nur an ihren äußersten Grenzen gestört worden, wohl den Engländern, wenn sie diese verständige Härte nachgeahmt, sie hätten jetzt nicht so viele Todte zu beklagen und noch so viel Mühsal vor sich!

Der Europäer mit seiner Humanität und den Lehren seiner Religion will in den asiatischen Nationen noch immer Seinesgleichen sehen und kann sich nicht zu der Einseitigkeit erheben, mit der die Hellenen unter den Griechen die persischen Prinzen und Großen Barbaren nannten. Im wunderlichen Wechsel dagegen erscheint keine Proclamation eines asiatischen Satrapen, die uns nicht mit den härtesten Schmähungen als Barbaren und Tyrannen belegte. Zwischen uns und den Asiaten kann es nur Krieg geben, bis wir die Herren und er der Sklave; er muß fühlen, daß die Civilisation eherner ist und unter ihrem Wagen so gut wie seine Götter ihre Wagner zermalmt.

Freilich, hier springt jener verhängnißvolle Punkt, der diesen letzten Aufstand mit herauftührte, sichtbar hervor — die Inder wie die Engländer haben ein anderes ausschließendes Religionsgesetz. Wenn Rom ein Volk bezwang, führte es dessen Götter mit nach dem Capitol; in seinem Pantheon hatte die Isis vom Nil Raum wie der griechische Apollo. Die christliche Religion will Proselyten machen, die Bekehrung ist das Hauptgeschäft ihrer Sekten. Unversöhnlich wachen dort im Ganges-Thale ebenso eifrige Diener des Mohammedanismus, die Priester des Brahma über den ihrigen; hier waren Streit und beständiger Zwiespalt unvermeidlich. Bald unterstützt, bald verhindert die Compagnie die Bestrebungen der Missionare, sie ist eine Regierung von Kaufleuten, die gern bei aller Eroberungssucht den Schein der Gerechtigkeit wahren wollte; nur auf den nächsten Gewinn bedacht, hat sie vielleicht in einzelnen Personen die Habsucht und die Verbrechen eines Verres in Sicilien nachgeahmt, aber von jener durchgreifenden, unbarmherzigen Strenge, mit der Titus, die „Freude des Menschengeschlechts", die Einwohner von Jerusalem, die seine Legionen verheert, als Sklaven verkaufte, ist sie doch — eben um unserer ganzen Bildung und menschlichen Empfindung willen — entfernt geblieben. Man hat verschiedene Versuche im Parlamente gemacht, der Compagnie die Herrschaft zu entreißen, immer im Namen der Menschlichkeit, Billigkeit, all der erhabenen Worte, welche jetzt die Inder nach ihrem Verständniß mit Raub und Mord belohnen. Es ist nicht gelungen und vielleicht wird nur die Erfahrung, die man jetzt gemacht, und die Klagen der Europäer, die durch die Nachlässigkeit und Milde ihrer eigenen Herren sich jetzt in Gut und Leben gefährdet sehen, eine entscheidende Aenderung hervorrufen. Indessen dieser Aufstand die allmälige Eroberung Asiens oder doch sein Hineinziehen in die allgemeine Culturbewegung in Frage gestellt hat, beschäftigt uns jetzt nicht, und unwillkürlich muß man sich sagen, daß unsere Ansichten und Einrichtungen auf vielen Völkern nicht passen und diesen Menschen gegenüber keine Tugend, nur die Spitze des Schwerts gezeigt werden kann.

So haben sie ihre eigenen Fürsten seit Jahrtausenden beherrscht, so wollen sie es auch heute sein. Die Besiegten selbst preisen bis auf diesen Tag den „erhabenen" Timur, der ihrer Ahnen Köpfe zu Pyramiden aufthürmte; ihnen gilt Hinterlist und Falschheit als Tugend und Ritterlichkeit und Großmuth als Wahn.

Es mag für die Philanthropie betrübend sein, aber wer asiatische Völker beherrscht, kann nur im ruhigen Besitze bleiben, wenn er jene „eiserne, zerschmetternde Hand" hat, die sie selbst ihren Göttern und Heiden zu geben pflegen.

---

* Festgaben zur Bescherung.

Diesmal sind die gepflückten Blumen auf unserm Weihnachtstisch — musikalische, Blumen von Mozart und Haydn und den andern großen deutschen Meistern, die, gefällig in einen Immortellenkranz gewunden, der kunstliebenden Hand sich darbieten.

Julius Hopfe hat die vorzüglichsten Stücke im Reiche der Tonkunst zu einem musikalischen Hausschatz gesammelt und einfach und leicht und — wohl viel nur das Pianoforte eingerichtet; er nennt sie „Immortellen" (13 Lieferungen, Gisleben, Reichardt).

In Chorälen, Volksliedern und den bekanntesten Gesängen der Dichter zu Ehren der Weihnacht bringen Müller und Löhm „Weihnachtsblumen" (Leipzig, Müller), die Allen willkommen sein werden, welche dem lauten Jubel um den Tannenbaum durch die Klänge des Klaviers eine größere Weihe geben wollen.

„Das Buch der Pflanzenwelt. Von Dr. Karl Müller" (zwei Bände, Leipzig, Spamer, 1857), leitet uns mit seinen prachtvollen Ansichten im Tondruck aus der phantastischen Welt der Töne in die ebenso wunderbare und noch reichere der schaffenden Natur. Von den indischen und brasilianischen Urwäldern bis zur Pinienwaldung Italiens finden wir hier die Pflanzenformationen auf dem Lande wie im Meere anschaulich geschildert und dargestellt. Die

Fülle von Belehrung, welche das Buch gewährt, ist nicht eine leblose Masse von Thatsachen und lateinischen Namen, sondern die geistvolle und anziehende Darstellung gibt sie uns in einzelnen Schilderungen der Flora in den verschiedenen Erdtheilen zusammengefaßt.

„Das Buch der Natur", von Hermann Wagner herausgegeben (Glogau, Flemming, 1857), schildert in der Weise der populären Naturwissenschaft für Jung und Alt das Leben des Waldes in den verschiedenen Jahreszeiten, führt uns „auf fahlen Reisen", in den „hohlen Baum". Leicht und gefällig geschrieben, wird es vor allem dem wanderlustigen Knaben willkommen sein.

In demselben Verlage ist erschienen „Des Knaben Lust und Lehre", in zwölf Heften eine Art Jugendzeitschrift, zu deren Mitarbeitern Dr. Laufhard in Weimar, H. Masius in Halberstadt und andere klangvolle Namen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Pädagogik gehören. Mit den belehrenden Aufsätzen wechseln, wie billig, Erzählungen, Fabeln, gefällige Gedichte, sodaß hier eine reiche Quelle des Nützlichen und Angenehmen sich erschließt.

Endlich müssen wir des trefflichen „Orbis pictus" (Leipzig, Voigt & Günther) gedenken, den Laufhard herausgegeben hat. Die Zahl der Bilder ist so groß, die Erläuterungen dazu sind so sinnig und dem kindlichen Alter angemessen, daß man obgleich das Buch mehre Thaler kostet, damit, zumal für eine zahlreiche Familie, einen wahren Schatz der Unterhaltung und belehrenden Anregung gewinnt. Wir können aus Erfahrung versichern, daß es jedesmal im häuslichen Kinderkreise die beste Beruhigung der kleinen Lebhaftigkeit gewährt, wenn der Laufhard'sche „Orbis pictus" zum „Bilderbeschauen" und Lesen vorgenommen wird.

Ein komischer Intermezzo dazu wird die drollige „Jägergeschichte" gewähren, die soeben (Leipzig, F. A. Brockhaus) in zweiter Auflage erschienen ist. Aus Indien, wo es soviel blutige Bräuel jetzt zu berichten gibt, wird hier auch einmal ein Spaß mit vielem Humor erzählt, in dem die Engländer zu allen Zeiten Meister waren.

Frohe Weihnacht.

Rosenbekränzt lag einst auf Einen Tag der römische Sklave auf dem Teppich seines Herrn, der ihn lächelnd bekränzte. Es war der Scherz der Saturnalien, die umgekehrte Welt, wo die kühne, berauschende Freiheit auch einmal den Lippenrand des Dienenden benetzen durfte.

Es ist etwas davon im Herzen der Völker geblieben, als sie die Weihnachtszeit auf die gleiche Zeit des Jahreswende verlegten. Aber bunt und fröhlich muß das gewesen sein, als man in England und Frankreich an den Fürstenhöfen, in Schlössern und Kirchen der Geburt Christi wie ein Melodrama aufführte, mit singenden Engeln, um die Krippe der mit Thieren, die auch dem ehen geborenen Gottessohn mit ihrem Gehorsam huldigen. Der Weihnacht griff in das Leben und die Gedanken des Volks, sie erregte Weihe und höhere Stimmung. Man kann nicht genug die bildende und civilisirende Mission des Christenthums im Mittelalter preisen. Die Passionsmysterien lehrten trotz Faustrecht Recht und Gerechtigkeit. Die Weihnachtszeit erzwang den trübsten Frevlern Lust und Freude.

Mit der Reformation zog sich der Glaube von Grauen und Plagen in das Herz zurück. Das Aeußere verlegte sich in das Haus. Da recht eigentlich ist die Weihnachtszeit werden die alte Saturnalie der — Ablösung, Ablösung — vom Jahreseid, von Jahressorgen. Wenn das Jahr in seinem Wandel bis zu diesem Feste gekommen, scheint es in seinem Laufe noch ein mal innezuhalten und sich in das alte Götterhaupt des Janus zu verwandeln, rückwärts und vorwärts schauend. Zögernd stehen wir selbst auf der Schwelle, es hält die geschäftige Hand und hält einen Augenblick im Wirken und Weben inne, nicht mehr die Noth und Arbeit des Tags, Hoffnungen, Erwartungen umdrängen, umspielen Geist und Sinn. Vergißt der Mann diese schöne jährliche Ausgleichung, diesen momentanen Stillstand der Sorge, die Frau zwingt ihn, um der Kinder willen, und, wo die Liebe waltet, auch um seiner selbst willen, selbst dran zu gedenken. Mann, Weib, Kind, in der Heiligen Nacht sind sie vereinigt, rührender und ungertrennlicher, als es je die Mythologie und Kunst der Griechen zu thun vermocht. Allen Dreien ist der Engelgruß gesungen, allen Dreien huldigen die Könige.

Mag darum der alte laute Jubel der Saturnalie und des Mittelalters verstummt sein, und selbst der Ernst und die bunte Tracht des Jahrmarkts unserer Zeit mit seinem Jahre mehr zurücktreten, um den Alter des Hauses kommen noch die farbigen Kerzen, drahlt noch auf dem Schooße der Mutter das Kind. Die alte Sitte sagt immer noch: Ruhe dich aus eine Weile von deinem Lebenswege! Mach' eine Pause in deinem täglichen und stündlichen Gedanken! Gedenke deiner eigenen Jugend und hoffe im Gewühl deiner Mühen und dem trüben Einerlei deiner Pflichten wenigstens noch auf den einsamen Lichtbaum wenn nicht schöner Erfüllung, doch — der Ruhe!

Wahrnehmungen.

Man klagt über Abwesende und sagt: „Les absents ont tort." Die edle Natur sagt: „Les absents ont raison!"

* *

Als Jüngling fragen wir: „Was ist mehr?" Als Mann: „Was ist schön?" Als Greis: „Was ist gut?"

Der zweite Artikel über Heiberg in nächster Nummer.

Zur die Schillerstiftung gingen beim Herausgeber ferner ein: Ungenannter zweihundert Thaler als Ersatz einer in Weimar verlorenen Banknote.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 13.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Des Sohnes Bild.

Aus dem Leben.

Am eichenen Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand, saß der Dorfprediger, behaglich seine Pfeife rauchend; dicht neben ihm zu seiner Rechten der raschaufgeschossene, tannenschlanke Sohn mit dem geistreichen Auge, mit der weißen Stirn und den schwarzen Locken, die in dichter Fülle auf seine Schulter niederfielen. Des Jünglings Wangen glühten. Er war in der strengen Winterkälte, wie sie in Siebenbürgen zu Weihnachten gewöhnlich ist, aus der Stadt gekommen, um das hohe Fest im Kreise der Lieben zu feiern.

Am offenen Feuer saß die Mutter, den reichlich beladenen Bratspieß vorsichtig umdrehend. Ihre Hand blieb von Zeit zu Zeit an dem Griffe desselben; denn Auge und Ohr der Mutter hing an dem Liebling ihrer Seele, an dem Sohn, der eben erzählte, wie es ihm in den letzten Wochen ergangen, welche Hindernisse ihm die Sorge ums tägliche Brot in den Weg gewälzt und wie ihm in der Sorge das Lernen so schwer geworden. Seine Worte drangen tief in das Herz der Mutter, und manche Thräne rollte unbemerkt über ihre Wangen.

Der Vater dagegen horte scheinbar gleichgültig hin und warf dann und wann einen theilnehmenden Blick auf den Sohn. „Hinfort wird es dir an Unterstützung nicht mehr fehlen", fiel er endlich ein. „Der Proceß um deiner Mutter Erbe ist beendigt und zwar zu unseren Gunsten."

„Wäre's möglich, Vater, lieber Vater! Ich könnte im Sommer schon die Universität beziehen, ich könnte Deutschland sehen, die Heimat unserer Väter! Wiederholt mir's, damit ich's fassen lerne!"

„Nun, nun", entgegnete der Alte, „nicht so ungestüm, mein Sohn! Habe ich's, der Proceß ist gewonnen, und du kannst, wenn nichts Anderes dir im Wege steht, eine deutsche Universität beziehen!"

Das Antlitz des Sohnes verklärte sich bei diesen Worten. Seine Seele erfüllten der Hoffnungen und Entwürfe so viele. Ein unbestimmtes, aber mächtiges Gefühl der Sehnsucht kam über ihn und zog ihn fort, fort nach Deutschland. Die unerwartet eingetretene Aussicht auf Befriedigung dieser Sehnsucht raubte ihm fast die Sprache, während doch sein Herz jubelte, seine Pulse klopften, sein ganzes Wesen sich in namenloser Aufregung befand. Er eilte hinaus ins Freie; der enge Raum der Stube erdrückte ihn.

Es war ein heiteres Abend. Der Schnee funkelte unter seinen Füßen. Die Sterne flimmerten wie bewegte Kerzenflammen. Ein kalter Wind fuhr über die Berge. Tiefe Stille lag über dem Dorfe, obgleich in allen Wohnungen Licht zu sehen war. Den Jüngling kümmerte nicht der Frost, der seine Glieder schüttelte. Er blickte zum gestirnten Himmel auf und sprach: „O Gott, laß mir's gelingen, laß mir's gelingen!"

Zwei Jahre sind verflossen. Heinrich ist in Leutschland.

An einem Sonntagnachmittag war's so herrlich im Dorfe. Frauen saßen auf der langen Bank vor des Mädchenlehrers Wohnung, Burschen und Mädchen spielten in der Kirchgasse und die Alten hatten ihre Freude daran. Ein lauer Wind weht über die Thalebene wie ein herzlicher Gruß von lieben Bekannten. Die Herbstsonne streute milde Wärme wie im Lenz.

Nur im Hause der Predigerwitwe war's still wie im Grabe. Die Witwe saß am Fenster, und während ihre Phantasie alle Plätze aufsuchte, wo sie einst in heiliger Seelenbewegung gewandelt, perlte Thräne um Thräne über die bleichen Wangen. Denn der Kahn der Erinnerung, der auf der Spiegelfläche der Vergangenheit lange hin und her geschwankt, hielt endlich am Ufer. Und an diesem Ufer steht ein Grabeshügel, zwar nicht mit frischen Blumen geschmückt, denn er ist schon anderthalb Jahre alt; aber es ist doch der Hügel, unter dessen dunkler Decke der treue Gatte ruht.

Kaum aber ist die Witwe ihrer Thränen gewahr geworden, als sie dieselben abgetrocknet und, indem sie auf das an der gegenüberliegenden Wand hängende Bild des Sohnes blickte, spricht: „Verzeihe, was ich weine, da ich doch noch habe, du meiner Seele Liebling, mein Stolz, meine Hoffnung, mein größtes, herrlichstes Gut! Verzeihe! Denn trotz der Thränen lieb' ich dich von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüth."

Während sie letzten Worte über ihre Lippen flossen, trat ein Bauer ein und übergab ihr einen Brief. Ihre Hand zitterte, als sie denselben öffnete. Ihr Herz klopfte, als sie zu lesen begann. Das Blatt entsank ihren Händen, als sie zu Ende kam. Sie schwankte dem aufgedeckten Bette zu, vergrub das Haupt in die Kissen und weinte bitterlich.

Nun stand sie ganz allein im Leben. Denn in dem Briefe ward ihr vom Universitätsamte angezeigt, daß ihr Sohn den Folgen eines heftigen Nervenfiebers erlegen sei.

Als des blinden Nachbars Tochter, die sie als Pflegekind ins Haus genommen, eintrat, erhob sie sich und erweiterte ihren Gram. Ihr Antlitz verrieth nichts von dem, was in ihrer Seele vorging. Anna wußte um den Tod des Lieblings, denn mit Blitzesschnelle hatte sich die traurige Kunde im Dorfe verbreitet. Aber sie that, als habe sie keine Ahnung von dem Vorfall, der die Mutter so fürchterlich traf. Sie deckte den Tisch und stellte die Schüssel darauf.

Die Mutter winkte ihr zuzulangen und trat vor das Bild. Starr hingen ihre Augen an demselben. Ihr Körper zitterte und mit halbgebrochener Stimme sprach sie leise: „Komm', komm', und sei mein Gast!"

In demselben Augenblick stürzte sie mit einem durchbohrenden Schrei zu Boden.

Anna sprang hinzu, um ihr aufzuhelfen, aber sie bebte zurück bei dem Anblick der Sterbenden, die kaum hörbar äußerte: „Ich habe ihn gerufen! Nun will ich gern sterben!"

Das Mutterherz, das treue, schlug nicht mehr.

Franz Oberl.

Die mainzer Pulvererplosion.

Denjenigen Theil der Stadt Mainz, welcher bei der am 18. November stattgehabten Pulverexplosion der allgemeinsten Verwüstung anheimfiel, nennt man den Alten Käntrich, von Castrum (das Lager der Römer) herrührend. Es ist eine enge schmale Straße, die nur eine Reihe Häuser hatte und längs der Stadt südwestlich auf der Anhöhe hinläuft, die, 30 Fuß höher als das Ufer des Rhein, eine ungemein großartige Aussicht über Stadt und Land beherrscht.

Wenn ich den Mauern der Festung entrinnen wollte und das Weinufer mit seinem geschäftigen Treiben mich gerade nicht anzog, war mein liebster Gang durch den Neuen Käntrich die dritte steinerne Treppe hinauf auf die prächtige Terrasse, dann durch den Alten Käntrich zum Gautthore hinaus in die stärkende Luft, die weit über die fruchtbare Ebene weht. Ich bewunde immer meine Schritte etwas, wenn ich durch den Alten Käntrich kam, diesen ältesten Theil des alten Mainz, doch war es weit weniger sein Alterthum, was mich anzog, als vielmehr das neue Leben, welches sich von Jahr zu Jahr dort immer mehr entfaltete. Dieses kleine Dorf in der Stadt, wie ich stets sagen mußte, wenn ich mich in dieser Gasse umsah, hatte viele Eigenthümlichkeiten für den aufmerksamen Beschauer. Es erschien abgesondert von der übrigen Stadt, und hatte ein auffallendes Gepräge des Wohlbehagens seit vielen Jahren angenommen. Ferner konnten sich die kleinen Hütten und Häuschen weder nach vorn, noch nach hinten oder zur Seite ausdehnen, dessen ungeachtet erweiterten sie sich von Jahr zu Jahr. Auf den alten Fundamenten thürmte sich Stube auf

Stube, Stockwerk konnte man es nicht nennen, was so klein und zierlich wie ein Vogelkäfig aussah, oder wie ein Schwalbennest an die alte Stadtmauer angeklebt schien. Alle möglichen Formen und Farben zeigten sich an diesen wunderlichen Neubauten, aber was sie vor allem freundlich und ansprechend machte, war der recht sichtbare Schönheitssinn ihrer Bewohner. An allen Fenstern selbst der kleinsten Hütte sah man Blumentöpfe voll schöner, selbst seltener Pflanzen, Rosen, Nelken, Hortensien konnte man in Menge sehen, aber ihnen singende Vögel in zierlichen Bauern; auf den Mauern, den kleinen Plätzchen neben den Häuschen sah man da und dort eine Vogelhecke voll niedlicher Kanarienvögel, welche gesunde Kindergesichter auf den schmalen Treppen, die von außen in die Höhe führten, mit großer Lust bewunderten. Selbst neben den hohen Giebeln der Häuschen bemerkte man hin und wieder kleine Stellen, dem engen Raum abgewonnen, welche, mit Blumen und Sträuchern bepflanzt, schwebenden Blumenbeeten ähnlich sahen und einen eigenthümlich freundlichen Eindruck hervorbrachten; auch die sehr breite Stadtmauer war, wo sie zwischen den Lücken durchblickte, mit Grün, selbst mit Blumen geschmückt.

Ich dachte oft darüber nach, woher es wol komme, daß diese meist ganz unbemittelten Leute soviel Sinn und Freude an derartigen Dingen zu haben schienen, was man in den andern ärmern Theilen der Stadt gar nicht oder nur ausnahmsweise findet, und ich kam auf die Idee, daß vielleicht die frische, gesunde Luft, die hier oben weht, wie der freie Anblick der herrlichsten Landschaftsbilder so wohlthätig auf die Bewohner des Alten Kätsch einwirken, und sicher trugen diese Elemente etwas dazu bei.

Aber diese kleine Herrlichkeit, die sich binnen in kindlicher Weise aus Armuth und Alterthum nach und nach zu einem erfreulichen Bilde gestaltet hatte, ist jetzt ein grauenerregender Trümmerhaufen. Da wo die Blumen blühten, die Vögel sangen, die Kinder lachten und die Mutter sich freuten, ragen nur noch aus den Trümmern verfallene Mauern hervor; eingestürzte Dächer, Balken und Schutt bedecken die Straße, wo man im traulichen Geplauder allabendlich die Nachbarleute versammelt sah. Verwüstet und ihrer Wohnungen, die Familien getrennt, zerstreut oder getödtet. Eine einzige schreckliche Minute, in der Stadt und Umgegend erbebte, hatte den Alten Kätsch in schwarzen Lampfrauch und Staubwolken ein, eine totale Finsterniß über denselben ausgebreitet, während es schauerlich donnerte und krachte, Mauern und Häuser zusammenstürzten und seine beängsteten Bewohner kaum eines Aufschreies fähig waren, von starrem Entsetzen gelähmt.

Ich befand mich in diesem über alle Beschreibung gräßlichen Augenblick dicht neben der Kleinsburg, einem vollkräftigen Renaissancegebäude, die von der Nordwestecke aus den Anfang des Alten Kätsch bildet. Ich hörte einen donnerähnlichen Knall, fühlte einen heftigen Schlag und stürzte zusammen, doch verlor ich keinen Augenblick meine Besinnung. Schnell raffte ich mich empor, völlige Dunkelheit umgab mich und ein erstickender Qualm drohte mir den Athem zu nehmen, es krachte und stürzte schauerlich neben mir und aus diesem unheilvollen Getöse rings um mich vernahm ich jetzt Töne der Angst und des Jammers. Allmälig wurde es wieder heller, ich sah durch Staub und Rauch die Trümmer der Häuser, die mir durch ihre Eigenthümlichkeiten so lieb waren, heute aus ihnen hülfeflehende Stimmen und suchte aber Schutt und Graus hinwegzukommen, aber ich war durch den heftigen Schlag so gänzlich gelähmt, meine Körperkräfte waren durch den Schrecken so erschöpft, daß selbst der heftigste Wille mich kaum fähig machte, mich selbst zu retten. Den verschütteten Unglücklichen kam jetzt von allen Seiten Hülfe, aber auch jene Jammernden, welche ihre Angehörigen unter den Trümmern suchen mußten, nahten verzweiflungsvoll herbei, in wahnsinnigen Schmerzenslauten Vater, Mutter, Bruder, Schwester ausrufend. Diese Jammertöne, diesen Ausdruck des Entsetzens und des Schmerzes, wer vermöchte sie zu schildern! Alles ist nur ein schwacher Ausdruck dafür — auch in seiner Grausamkeit nicht denkbar für den, der es nicht mit erlebte!

Ein Mann und ein Mädchen rangen sich kämpfend über die Trümmer an mir vorüber, „mein Weib", „meine Mutter" in Angstschreien ausstoßend. Da streckte sich eine Hand hülfeflehend aus einem Schutthaufen hervor und eine dumpfe Stimme wimmerte um Rettung.

„Thersie! Lebst du noch?" schrie der Mann in freudiger Angst.

„Mutter, Mutter!" schrie das Mädchen. „Wir helfen dir, wir retten dich."

Mit den Händen schafften sie den Schutt hinweg; der Mann zog das schwerverletzte Weib hervor, aber es war nicht sein Weib, nicht die,

der er suchte. Man trug die Verletzte bald fort hinweg. Der Mann grub verzweiflungsvoll weiter in dem Schutte des zertrümmerten, eingestürzten Hauses.

„Ich glaube, ich höre sie jammern!“ rief das Mädchen. „O, schnell, schnell, Vater, ehe sie stirbt!“

Ein Schutthaufen war rasch hinweggeräumt, hinter ihm, in der zertrümmerten Stube lag der zerschmetterte Leichnam des Weibes.

Schaudernd wendete ich mich von diesem Jammer hinweg, aber überall begegnete mein Auge gräßlichen Scenen. Nur der Anblick eines alten Mütterchens, das ein Soldat fast unversehrt aus dem Schutte hervorzog, war minder grauenhaft, aber in seiner Art unendlich rührend. Kaum sah der Alte sich gerettet, so griff er in ihre Rocktasche, holte ein kleines Gesangbuch heraus und reichte es ihrem Retter hin.

„Nimm es, nur“, sprach sie mit zitternder Stimme. „Es ist Alles, was ich noch übrig habe; nimm es zur Beute!“

Doch der Soldat hatte sich schon zu anderer Arbeit von ihr weggewendet. Kopfschüttelnd folgte sie ihrem Lebensretter und murmelte vor sich hin: „Beten will ich für ihn; aber mein Gebetbuch möchte ich doch haben!“

Sie wankte sich um, fuhr aber schaudernd zurück. Der kleine Winkel war zerstört, in dem ihr Gebetbuch wohl gelegen hatte. Seufzend und händeringend wankte sie über die Trümmer hinweg.

In diesen Schrecken, in dieses Entsetzen tönte wie die Posaune des letzten Gerichtes die Kunde, die schnell sich verbreitete, daß eine noch viel furchtbarere Explosion zu befürchten sei, indem die unbeleuchteten, bis an die Decken gefüllten Pulvermagazine stark beschädigt wären, Pulver aus ihren zerbrochenen Thüren herausrolle und eine ganz in der Nähe aufgehäufte Masse in Flammen stehe.

Ob hier Gerücht kein ungegründetes war, hat sich später herausgestellt, wie man auch erfuhr, daß nur durch den Muth und die Geistesgegenwart einiger Militairs diesem neuen noch viel grausenhaften Unglück vorgebeugt wurde.

Ich zog mich, kaum mehr fähig zu gehen, von diesem Schauplatze des Jammers und Elends in meine ziemlich entfernt gelegene Wohnung zurück. Ich fand sie in einem wüsten Zustande. Fenster waren herausgestürzt, Thüren aus ihren Angeln gerissen und alle Möbel mit herabgefallenem Mauerwerk bedeckt, aber gegen den Jammer und die Zerstörung, von der ich eben kam, erschien mir dies als eine völlig unbedeutende Kleinigkeit.

Am folgenden Tag wollte ich mich wieder in den Alten Markt begeben. Dieser Stadttheil existirte nicht mehr. Die Stelle ward bereits aus Versehen, vielleicht auch, um diesen gräßlichen Schauplatz der Verwüstung nicht jedem Auge bloßzustellen, von militairischer Seite abgesperrt. Aus der Ferne gewährt dieser Theil der Stadt sowie seine ganze Umgebung ein unheimliches, grauenhaftes Bild. Wie mit einem dicken grauweißen Tuche waren die hochsten Thürme, Dächer, Häuser und Bäume dicht bestreut; mir erschien diese eigenthümliche Färbung wie ein Leichentuch, das Alles umhüllte. Nicht der Himmel, der sich an diesem Tage so klar und glänzend über der Stadt wölbte, nicht der Blick auf die prachtvolle Landschaft, die im Sonnenstrahl prangte, nicht lebende und athmende Menschen, welche von nah und fern gekommen waren, um das Trauergefilde der Stadt, die man einst die goldene nannte, anzustaunen und zu beklagen, konnten mich zerstreuen und meinen Gedanken eine andere Richtung geben. Ich kehrte bald wieder in meine verdunkelte Stube zurück, wo statt der hellen Glasscheiben dichte Teppiche mich gegen das Eindringen der kalten Luft schützten; traurig legte ich mich dort nieder und schämte mich der Thränen nicht, die mir unaufhaltsam in die Augen traten.

Am andern Tage begleitete ich einen Leichenzug, welcher Vater, Mutter und drei Kinder nach dem Friedhofe brachte. Ein junger Mann mit einem weinenden Kinde an der Hand ging dicht hinter dem Leichenwagen, seine kräftige Gestalt schien sich kaum noch aufrechthalten zu können und über sein todtbleiches Gesicht zuckte verzweiflungsvoller Schmerz. Er und das Kind waren die einzig übriggebliebenen Glieder der arbeitsamen, glücklichen Familie, die man eben zu Grabe geleitete. So folgte schnell ein erschütterndes Begräbniß dem andern, meistens Bewohner des Alten Marktes, die vor wenigen Tagen noch dort zufrieden und sorglos lebten.

Doch noch viele andere Theile der Stadt hat in mehr oder minder großem Grade ein ähnliches Schicksal.

Junge Männer aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands ereilte bei dieser furchtbaren Katastrophe der Tod.

Aeltern oder Kinder, Verwandte, liebe Freunde und Bekannte sahen sich fast jeden Tag mehr, bald minder getrösten, und Diejenigen, welche selbst bei-

nen persönlichen Schaden nahmen, waren von Schmerz und Weh um die Leidenden tief gebeugt.

Wohl legt sich jetzt lindernd die allgemeine große Theilnahme auf die blutenden Wunden der so schwer heimgesuchten Mainzer, aber diese Tage zu vergessen, dieses Bild der Zerstörung, das auf so jammervoll erschreckende Weise durch die ganze Stadt sich zeigte, aus dem Gedächtnisse zu verdrängen, wird erst nach langen, langen Jahren möglich sein.

Den schönsten Trost gibt das erhebende Gefühl, daß die so oft verkannte Einheit Deutschlands sich auf die ehrendste Weise bei dem Unglücke einer Stadt bewährt und hoffentlich auch durch eine Bundeshülfe den Wunden aufs neue befestigt, daß die Herzen der Deutschen doch nur ein Vaterland haben. Selbst die am schwersten Niedergebeugten, die tödtlich Getroffenen werden in diesem Gedanken Trost und Erhebung finden.

Wunden heilen; den Schmerz lindert Theilnahme und Zeit, materieller Schaden läßt sich ersetzen — aber die Todten entsteigen den Gräbern nicht mehr. P. St.

Eine Schwester Ludwig Feuerbach's.

In dem wildromantischen solothurner Beinwilerthale hatten sich schon früh einige Söhne des heiligen Benedictus angesiedelt, um dort in ihrem stillen Klösterlein ein erbauliches und beschauliches Leben zu führen. Es wird hierbei wol auch geblieben sein; denn die Geschichte weiß nichts davon zu vermelden, daß die Mönche von Beinwil in Kunst oder Wissenschaft etwas geleistet oder sich durch ihre pädagogischen Bestrebungen, wie etwa ihre Brüder in St. Gallen, durch Bauwerke und Aehnliches berühmt gemacht hätten.

Als aber in Deutschland und der Schweiz im 16. Jahrhundert die Geister „auseinanderzugehen" anfingen, die Klöster sich leerten, Nonnen und Mönche sich heirathelen und Solothurn selber drauf und dran war, den „neuen Glauben" anzunehmen, da erwachten auch die stillen Einsiedler aus ihrer Beschaulichkeit und beschlossen, dem weitern Vor- und Eindringen der Reformation in die Schweiz den hartnäckigsten Widerstand entgegenzusetzen. Von Basel war Alles zu fürchten; schon hatte es einen Theil des Laufenthals durch seine „Prädicanten" für die Reformation gewonnen, das nur durch die List und Einschüchterungsversuche des Bischofs Os. von Blauen wieder zur Römischen Kirche zurückgeführt wurde. Hielt man nicht strenge Wache, so konnte der Wolf wieder in die Schafheerde eindringen, und bevor man es sich versehen, konnte die ganze Ämter Thierstein sammt der Herrschaft Pfeffingen, dem Amte Lörrach und dem Leimenthal eine Eroberung der Reformation geworden sein.

Dieser Gefahr konnte in dem abgelegenen, engen, bergumschlossenen Beinwilerthale kaum wirksam vorgebeugt werden. Es kam vielmehr darauf an, den äußersten Brückenkopf des solothurnischen Katholicismus mit einer tüchtigen Vertheidigungsmannschaft zu besetzen und bis ans feindliche Lager die Befestigungswerke vorzuschieben. In diesem Sinne wol wurde das Kloster Beinwil auf die nördliche Seite des Blauen, nach Mariastein verlegt; wol einem ähnlichen Motiv verdankt das Kapuzinerkloster in Lörrach sein Entstehen.

Das Kloster Mariastein ruht auf einem Absatz des letzten Gebirges, das gegen Norden die Schweiz abschließt und sie vom Elsaß trennt, in wundervoller Lage. Es blickt hinweg über die baslerischen „Reben", über den Rhein hinüber bis tief in den Schwarzwald hinein, hinunter bis weit in das Elsaß hinab. Seine Lage konnte nicht vortrefflicher gewählt werden. Bald war es auch das Mekka Ignaciender von Wallfahrern, die jahraus jahrein bestaubt und ächzend den Berg heraufkrochen, um durch die Vermittelung der wunderthätigen Mutter Gottes sich eine Gnade zu erwerben. Der restaurirte Katholicismus unterließ denn hier auch nichts, um den Sinnen der Menge jene Nahrung zu geben, die sie im Werkeltags-leben nicht findet und im festlichen Gottesdienste des Tempels vergeblich sucht. Das Alles machte Mariastein schon längst zu einem berühmten Wallfahrtsorte und für den stets fortwachsenden Ruhm seines wunderthätigen Gnadenbildes wußten die Mönche zu sorgen.

Das Kloster von Lörrach dagegen erfreut sich weder eines wunderthätigen Gnadenbildes, noch besitzen seine Einwohner jene Mittel, die vorzugsweise geeignet wären, die Menge anzuziehen. Sie gehören dem Bettelorden der Kapuziner an, die trotz aller Armuth bekanntlich überall eine große Popularität besitzen. Ja, gerade weil sie darauf hingewiesen sind, ihren Lebensunterhalt bei dem gemeinen Manne zusammenzubetteln, treten sie aus dem Heiligenschein, den man sonst der Geistlichkeit zu leihen pflegt, heraus, während doch wieder ihr rauhes Klostergewand, ihr langer Bart,

ihre gemessene Haltung bei allem Wechsel der Moden die Beharrlichkeit eines respectablen Sinnes darstellt.

Was aber beide Klöster miteinander theilen, das ist der Ruhm, den dieselben sich durch die Austreibung nicht nur des leibhaftigen Teufels von „besessenen" Personen, sondern auch desjenigen in Gestalt des evangelischen Glaubensbekenntnisses erworben haben. Wer sich von einer andern als der katholischen Confession etwa belästigt fühlt, der eile nur nach Lorsch oder Marienstern — und er wird dort gründlich davon geheilt werden. Hat Jemand die Gut bereits anderswo überstanden, so findet er dort Gelegenheit in einer geeigneten Nachcur.

Solche Curgäste hatten sich denn auch fortwährend in der Nähe des einen oder andern Klosters auf. Der interessanteste, den ich vor einigen Jahren kennenlernte, war eine Dame, die dem Leben dieser Welt, wie es scheint, in Folge wiederholter Enttäuschungen schon frühzeitig entfremdet worden ist.

Zur Zeit, wo ich sie kennenlernte, lebte sie schon mehre Jahre abwechslungsweise bald in der Nähe des Klosters Marienstern, bald in der Nähe des Nonnenklosters von Lorsch. Ihre Lebensweise war eine sehr regelmäßige, stille und zurückgezogene. Am Morgen früh schon, wenn die Morgenglocke die Mönche zur Kirche rief, schickte auch sie sich an zur Andacht der heiligen Messe. Und das mit einer Regelmäßigkeit und Gewissenhaftigkeit, die bewundernswerth ist. Ob der Morgen hell und heiter über die Erde lächelte, oder ob winterliche Stürme mit Schneegewirbel über die Felder fegten, das im Dunkel kein Paar mehr zu haben war: keinen Tag des Jahres schlief sie im Morgengottesdienste und verharrte immer mehre Stunden in der Kirche.

Als sie in der Nähe von Lorsch wohnte, wallfahrte sie jeden Samstag nach Marienstern, da der Samstag bekanntlich der Muttergottes geheiligt ist. In den Dörfern, durch welche sie kam, wurde sie ehrfurchtsvoll begrüßt und Kinder drängten sich in ihre Nähe, um Heiligenbildchen von ihr zu erhalten. Obschon das Volk nicht wußte, wie sie hieß, so wurde sie dennoch überall als eine liebe Bekannte geehrt, deren anspruchslose Frömmigkeit ihr den bewährtesten Heimathschein ausgestellt hatte. Man nannte sie nur die „Nonne", als welche sie auch ihr schwarzes, faltenreiches Kleid, welches ihre Gestalt bis dicht unter das Kinn einhüllte, während ihr Haupt mit einem gleichfarbigen Kapuchon bedeckt war, vollständig bekundete.

Zufälligerweise hörte ich einmal ihren Namen nennen, denselben, den sie mit einem ebenso geistreichen als kühnen deutschen Philosophen gemein hatte. Wäre bei einer so himmelweiten Verschiedenheit der religiösen Anschauungsweise hier vielleicht eine Verwandtschaft möglich? Die Sache interessirte mich, ich wollte Klarheit haben. Ist die fromme Pilgerin vielleicht gar die Schwester unsers Philosophen, der mit aller Theologie sammt und sonders aufgeräumt hat?

Was ich wissen wollte, setzte ich als wahr voraus, und diese Voraussetzung mußte mir zur Entschuldigung eines Besuches bei ihr dienen. Der Verwandt, die Neuse ihres Bruders, mit dem ich befreundet sei, nicht zu kennen, war der Schlüssel unserer Unterhaltung.

„Meinen Sie Arnold oder Ludwig?"

„Ludwig!"

„Der wohnt gegenwärtig in Bruckberg. Kennen Sie ihn schon lange?"

„Schon seit einigen Jahren."

„Der Verblendete! Wie fleißig hat er in Heidelberg seinen Studien obgelegen, wie gut, wie brav, wie sittlich war er, bis er nach Berlin kam und dort von den Philosophen verdorben wurde! Nicht als ob Ludwig nicht auch jetzt noch der edelste Mann, die beste Seele wäre, der man sich nur denken kann; allein statt daß er in Berlin Theologie studirte, hat er dort die Theologie wegstudirt, all sein Sinnen und Trachten gegen die Theologie gerichtet und nun stellt er seine eigenen Ideen als seine Götzenbilder auf den Altar und betet sie an! Doch wird er sich gewiß noch bekehren; ich bitte Gott alle Tage auf das inbrünstigste, daß er meinen Bruder erleuchten und ihn zur wahren Religion zurückführen möchte, von der er so entfernt, der er so feindlich ist. Der Himmel wird mich gewiß erhören. Hat doch auch der große Philosoph Jakobi auf seinem Sterbebette nach nichts Anderm mehr verlangt als nach dem Empfang des allerheiligsten Altarssacraments."

Ob es je möglich ist, daß die religiöse Anschauungsweise der beiden Geschwister, von denen die Eine vom Protestantismus zum römischen Katholicismus zurückgekehrt, der Andere vom Protestantismus zur Identificirung derselben mit der Anthropologie fortgegangen war, von denen die Eine nur blindlings glauben, der Andere nur glauben will, was man sehen, greifen und begreifen kann?

ob es je möglich ist, daß Brüder und Schwestern sich auf dem gemeinsamen Felde der Verehrung ihrer religiösen Ansichten treffen werden, müssen wir natürlich dahingestellt sein lassen. G.

Ein Besuch im diesjährigen Lager von Châlons.

Im Herzen der Champagne, auf deren dürren Kreidehügeln die wundervolle Traube reift, umgeben von duftigen Nadelholzanpflanzungen, erheben sich um das Fort Brant-Mourmelon unabsehbare Reihen von Zelten, von Lazarethen durchschnitten; auf einer kleinen Anhöhe, von der man die Blicke weithin überschauen kann, steht ein abgeschlossenes Viereck von Backsteingebäuden, überragt von weiß und blaugestrichenem Holz, auf dem Dache flattert die Trikolore.

Das ist das kaiserliche Quartier, umher ein Lager für 22,000 Mann, das nach den Befehlen des Kaisers selbst angelegt und eingerichtet ist, auf einem Boden, den man für 6 Millionen Francs gekauft hat.

Ueberall ein buntbewegtes Leben, emsige Bewegung, die Menge gut, der Wein in Ueberfluß, das herrliche Lager, wie Attila hier auf seinen Schilden sein Zelt aufgerichtet.

Der Tag, an welchem die auswärtigen Besuche am zahlreichsten erschienen, war immer der Sonntag. Wenn man um 7 Uhr früh von Paris fortfuhr, war man um 11 Uhr im Lager, zur Stunde, wo die Truppen von der Attaque im Parademarsch wieder einrückten. Dieser sonntägliche Gottesdienst, an dem sämmtliche Regimenter theilnahmen, gewährte ein großartiges, unvergeßliches Bild. Die Truppen, in Kolonnen aufgestellt, bildeten ein großes Viereck um einen Altarschrein, der etwa 100 Schritte von dem kaiserlichen Quartier aufgerichtet war, um die Messe darunter zu lesen, die Adler vor die Front zu ziehen. Sämmtliche Musikcorps waren am Fuße des Altarplatzes versammelt und musizirten, während die Geistlichen zelebrirten, doch glich das Ganze mehr einem prachtvollen Galakonzert als einem Gottesdienst. Die Messe, welcher ich beiwohnte, wurde durch die Zellenweihe eingeleitet, dann folgte ein Potpourri aus den schönsten und beliebtesten Stellen des „Trovatore" und endlich die Schlummerarie aus der „Stummen von Portici." Zwischen diesen Musikstücken war nur eine Pause von einer Viertelstunde, in welcher der Vorgesang der Hymne die Truppen auf die Knie beten, während die Fahnen salutirten, ein ganz überwältigender Eindruck. Nach Beendigung des Gottesdienstes waren die Regimenter entlassen und die Offiziere und Soldaten mischten nun ganz den eleganten Besucherinnen, welche indeß aus der Nordbahn eingetroffen waren, zur Inspection, und machten sie mit den Neuen wie Schattenseiten des Lagers bekannt.

Mit der Entfernung der Truppen aus der Nordbahn hatte sich auch ein wandelnder Handelsstaat in Bewegung gesetzt und war ihnen ins Lager nachgefolgt. Schaaren von Tabulettkrämern mit allen medicinischen und nicht medicinischen Heilmitteln umwanderten dieses moderne Sparta. Hier war dann um so größere Veranlassung geboten, als in der That die Localität des Lagers eine von allen Hülfsquellen entblößte war.

So hatte man denn gleichzeitig mit der Ankunft der Truppen, wie im Märchen mit der Windsbraut, eine Stadt von Bazars, Märkten und Läden aus der Erde emporwachsen lassen, die den Kaufleuten über Nacht für die ihnen neuen Plätze hinab.

Diese nächtlichen Aerbeuter hatten über Erfahrungen aus der Krim mitgebracht, sie sahen hier von neuem die goldenen Körner ihres Erwerbes wie vom Winde weitergetragen in dem reinigen Boden der Champagne aufgehen, ähnlich wie die Pflaumblüten, deren Blattstaub in unglaublichen Entfernungen vom Winde hinüber getragen wird, um die andern zu befruchten. Wenn wir an ihnen vorübergingen, sagten wir wohl die Offiziere scherzweise: „Voilà nos vampires." Darum haben auch die Einwohner von Brant-Mourmelon, wo sich über Handel und Wandel zusammengedrängt, kaum ein Obdach vor sich behalten, Haus und Hof für Welt und gute Worte hergegeben und sich kaum ein Plätzchen in der Scheune gerettet. Ganz Mourmelon ward verwandelt, die Straßen jahrmarktartig, Krämladen an Krämladen mit bunten Schildern, wer am lautesten schreit, schreit am besten, — da die Häuser nicht ausreichten, schlug man Zelte auf und baute Baracken auf allen freien Stellen, ein wahres Lagerquartier.

Die Behauptung, „daß der Durst schlimmer zu ertragen als der Hunger", galt hier als unbestreitbare Wahrheit, denn unter zehn Buden waren acht Weinschenken, während außerdem die andern beiden auch Wein schenkten und nebenbei noch Lebensmittel verkauften. Man sah in Brant-Mourmelon Schilder, welche den Soldaten

die ehemaligen Viertel der Hauptstadt ins Gedächtnis rufen, wie „La barrière de l'Etoile" und andere. Da aber Jeder sein Theil haben mußte, so hatten die jüngern, noch empfänglichern Herren ihre großen Café-Concerts, wo die Stimmen der Primadonnen für so nicht redendem Beifall hinrissen, und manches Sirenenlied den jungen Krieger fesselte, bis der Zapfenstreich ihn gewaltsam ins Lager zurückrief.

Das ist aber nicht nur für Paris, sondern für alle Nachbarstädte wie Reims, Châlons, Vitry eine neue nie dagewesene Begebenheit, ein solches Manöverlager von 22000 Mann zu sehen, das die Müßiggierde und nicht noch die Neugierde weit neue Besucher hinzieht. Alle kehren begeistert und entzückt von dem großartigen Anblick, von der Schnelligkeit, Genauigkeit und Zucht der Truppen zurück; schon ihre Schilderungen würden neue Gäste herbeilocken, die, wie sie selbst sagen, von diesem instructiven Zeltlager sich näher unterrichten wollen. Zu diesen gehörte ich so selbst.

In den großen Manövern erscheint der Kaiser gewöhnlich selbst das Programm, es wird dann allen Divisionen mitgetheilt. Sie währten 2 bis 4 Stunden, der Kaiser beschäftigte selbst, er durcheilte von der Rechten zur Linken die Reihen, jede Bewegung mit großer Aufmerksamkeit überwachend. Diese unermüdliche Thätigkeit, die er überall zeigt, scheint nicht nur für eine ungewöhnliche geistige Befähigung und Anspannung, sondern auch für ein körperliches Wohlbefinden zu sprechen, worauf oft gewiesen wird.

Inzwischen machte der Kaiser unerwartet die Runde und manövrirte Alles mit einer bis ins Kleinste gehenden Aufmerksamkeit; daß er bei solchen Begegnungen mit dem lebhaftesten Jubel empfangen wurde, erklärt sich leicht. Der Verkehr mit dem Volke, das seine Wagenpferde scheu machte und sein Leben einen Augenblick gefährdete, hatte sich vor meiner Ankunft eingetragen, doch hörte ich noch oft und viel davon reden und die Kraft, Geschicklichkeit und Geistesgegenwart bewundern, mit welcher der Kaiser, der sich selbst führe, die wildgewordenen Renner zügelte.

Unter den Arbeiten, die hier das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigen, sind die in vielen Steppen angelegten Gärten im Kleinen, was die hängenden Gärten der Semiramis im Großen: ein Zeugniß von dem schaffenden Geist und der arbeitsamen Hand des Menschen. Man hat durch Aufführen von Erde im Lager kleine Beete errichtet, die nicht nur in anmuthiger Blumenfülle prangen, sondern auch Kabis und Salat tragen, soweit haben die Soldaten, die das Gärtnerhandwerk verstehen, den widerspänstigen Boden bezwungen. Hier entfaltet sich der militärische Geschmack in seinem vollsten Glanze und zeigt dem Ausländer zugleich, wie künstig, erfindungsreich und oft poetisch der Franzose nach allen Richtungen hin ist. So sind inmitten der Beete Inschriften von kleinen bunten Steinen ganz lieblich zusammengelegt, dann wieder Kriegsattribute oder Trophäen ähnlich ausgeführt, oft auch Verse voll Huldigungen für den Kaiser, die Kaiserin oder den Prinzen. So wird der Soldat auch außerhalb seiner militärischen Bewegungen geistig rege erhalten und der Einförmigkeit des Lagerlebens, das leicht ermattend wirken könnte, entgegen. Auch war der Gesundheitszustand ein ganz vortrefflicher, denn es gab kaum weniger Kranke als in der Garnison. Bei allen Einrichtungen in man mit der größten Umsicht zuwerke gegangen und rühmt namentlich dem Kaiser nach, daß er in die kleinsten Details eingedrungen, um für das Wohl der Truppen zu sorgen.

Ein Krankenhaus „Ambulance" ist in der Mitte des Lagers errichtet, es nimmt die Kranken auf, die im Regiment nicht verpflegt werden können und führt gewissermaßen die Zwischenstation zum Hospital von Châlons, wo man Diejenigen hinbringt, die für längere Zeit dienstunfähig sind.

Die Soldaten aber haben kein Verlangen als sich zu vergnügen, und hierzu ist ihnen vollauf Gelegenheit geboten.

Vor der Kleiderausgabe eines jeden Regiments befindet sich in offenen Zelten eine wahre Kleidermie von Spielen jeglicher Art. Man sieht mit der Klinge, mit dem Stock, man beißt, schießt Kegel, spielt Ball, Kugelspiel oder Lotto, je nachdem man die lauteren Unterhaltungen den heftigen Bewegungen vorzieht. Das Lotteriespiel, so alt es ist, hat doch für jugendliche Gemüther noch seinen Reiz; zumal wenn die Nummern von einem sogenannten „Tombolamacher", der wohl gerade nur erfahren in den Gewohnheiten und dem Geschmack des Kasernen- und Lagerlebens ist, aus dem Sack gezogen werden. Von 1 bis 90 hat sich jede Nummer ihre besondere Bezeichnung, irgendein scherzhaftes Prädicat, das ihr von dem „Tombolamacher" beigelegt wird; so heißt Nr. 7 voilà la pouche! Da ist la pêche d'abricots. Solche und ähnliche Scherze mit den nöthigen Pausen begleitet, verfehlen nie ihre Wirkung auf das Gelächter der Umstehenden.

Von dem Hippodrom, der, wie viele Zeitungen meldeten, in ähnlichem Umfange wie das Colisseum zu Rom aufgeführt und eingerichtet werden sollte, habe ich nichts geschaut. Das Terrain hätte keine Schwierigkeiten dargeboten, es wäre kaum nöthig gewesen, den Circus mit Sand auszustreuen, so entgegenkommend hatte die Natur dieser Absicht die Hand geboten. Auf meine Nachfrage erfuhr ich von den Ottomanen, daß kein Unternehmer auf sein Wagniß den Bau habe unternehmen wollen, obwol er gewiß nie besser als gerade hier auf seine Kosten gekommen wäre. Zum Theil entschädigte indeß dieses Manget „le Théâtre du Prince Impérial". Im griechischen Tempelstil erbaut, geschmackvoll ausgestattet, hatte es seine Ränge, sein Orchester, seine Gestühle. Schauspieler und Schauspielerinnen waren die Unteroffiziere und die Soldatenkinder und lobten ihre oft schwierigen Rollen, alle mit großer Sicherheit, einige mit entschieden angeborenen Talenten aus. Unter den mannichfachen kleinen und großen Scherzen und Pikanterien erfreuten sich „Les enfants terribles" des ganz besonderen Beifalls der Menge. Nur gutes Spiel hatte auch der Kaiser mit anerkennende Worte.

Auch auf die musikalische Ausbildung wird viel Eifer gelegt; wer nur irgend Talent für Musik hat, wird in dem besonders dazu errichteten „Institut musical" ausgebildet, aus dem die Musikdirectoren Chefs d'chœurs hervorgehen. Sehr beachtenswerth war unter Anderm die Virtuosität, die einige Musici auf ihren großen Jagdhörnern von Kupfer hatten, die sie selbst scherzweise „nos pavillons de cuivre" nennen. Ich habe die reinsten Accorde und Tonfolgen auf diesen Instrumenten gehört, die so klangreich an das Ohr tönten, daß man oft eine menschliche Stimme zu vernehmen glaubte. Daß die Musik überhaupt unter den Soldaten allgemein beliebt, bewiesen schon die „Cafés-chantants", in einem der besuchtesten und glanzvollsten drängten und hielten sich allabendlich so viele Zuhörer, daß die Sache aufhörte ein Vergnügen zu sein und der Name „chantant" auch sehr bald in ein „Café bruyant" verwandelt wurde. Viel interessanter und wirklich genußreich wurden dagegen die Gesänge im Freien von den Sängern der Regimenter unter Leitung eines „Chef de chœurs" ausgeführt. In der 6 Kilometer langen Straße, die das Lager durchschneidet, standen große weithin leuchtende Gaudelaber, diese bildeten den Sammelplatz der Sänger und Zuhörer; hier bekam man sehr gut eingeübte Chöre aus den bekanntesten Opern in der vortrefflichsten Weise einmarschirt zu hören.

Um den dramatischen Scherzen ihrer Kameraden ein Parolli zu bieten, hatten die Zuaven eines Tages auch ein Fest bei sich angeordnet. Sie stellten die Ceremonien einer arabischen Hochzeit in Algier dar. Etwa 100 Zuaven hatten sich in weite weiße Gewänder gehüllt, die möglichst treu dem arabischen Costum nachgeahmt waren; nach Physiognomie und Hautfarbe konnte man sie Alle für echte Kinder der afrikanischen Sonne halten. In diesem eigenthümlichen Schmuck begannen sie einen seltsamen, arabischen Tanz unter der Begleitung von Oberpfeifen und Trommeln, dazwischen ertönte das oft wiederholte „ou — ou" der Hochzeitsgäste. Die „jeune mariée" in einen langen Schleier vom Kopf bis zu den Füßen verhüllt, sodaß ihre Gestalt wie ihr Antlitz allen Augen nach arabischer Sitte unsichtbar war, kauerte an der Erde und harrte des Augenblicks, in welchem sie in das bräutliche reichgeschmückte Zelt geführt werden sollte, indem im Kreise Matronen um sie herum tanzen und von ihren Tugenden Wunderdinge sangen. Dies Fest hatte ungefähr 3 Viertelstunden gedauert, als sich der Kaiser, der dabei erschienen, erhob, um fortzugehen. Da zündeten alle 100 Acteurs ihr Wachslichter an und mit Fackeln oder mit Laternen in den Händen brachten sie den Kaiser in langen Zügen zu seinem Pavillon zurück, die Musik und die vielsagenden „ou — ou", welche die höchste Lust und Lustbarkeit anströmten, fehlten nicht. Dieser Abend hatte alle Gemüther sehr erfüllt und belustigt, und die „arabische Hochzeit" machte viele Tage von sich sprechen, bis wieder der Punsch sie vergessen ließ, den die „Cent Gardes" den Unteroffizieren der Regimenter im „Quartier Impérial" gaben, wo die Gäste von der obersten bekränzt und mit gekreuzten Aexten empfangen wurden. „Partons pour la Syrie", dem Liede der Königin Hortense, das jetzt von ein Nationallied geworden ist.

In all diesem Jubel kamen die Hiobsposten des Herrn Gérard, welche auf die Soldaten einen beunruhigenden Eindruck machten. So oft das Wetter schön war, hing Gérard in seiner Montgolfière am Himmel und führte auf dem kleinen Verdeck derselben gymnastische Künste aus, so überflog er das Lager, nur an einem Arme oder an einer Hand in einem Ringe hängend oder wie eine Mühle sich selbst an einer befestigten Stange in der Luft herumdrehend. Es lag oft eine erschreckende Kühnheit in diesen Darstellun-

gen, die denn auch ihre Anziehungskraft nicht verfehlten. Gobard mußte auf Befehl des Kaisers vor jedem Regiment eine besondere Revue machen, und so kam es, daß die Soldaten ihm viele seiner halsbrechenden Künste ablernten. Diese Lustfahrten zogen, als Wunderdinge von Mund zu Mund weitergetragen, von nah' und fern Neugierige herbei. In Menge sah man die Landleute, 10—15 Meilen weit, auf drei, vier Bauernwagen, daneben Reiter und Fußgänger, Karawanen gleich, ins Lager rücken, um, wie sie selbst sagten, „die schönen Regimenter, den Kaiser, ein Manöver und Herrn Gobard" zu sehen. Ist das geschehen, was Alles im Laufe eines Tages zu bewältigen ist, so kehren sie befriedigt und vergnügt nach Hause zurück.

Indem auch die Herrlichkeit dieses Lagers in wenden, seit Wochen und seine Bewohner nach Paris zurückgekehrt, wohin sie sich endlich, trotz aller Vergnügungen, zu sehnen begannen. Nur zwei Linienbataillone haben den Befehl erhalten, den Winter in den Baracken auf dem Platze zu verleben, um die Etablissements zu bewahren und im Verein mit einigen Kompagnieen im Frühjahr die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, um eine doppelt so große Truppenmasse im Sommer dort aufnehmen zu können. Diese zu mustern, dürfte zu einem interessanten Sommerausflug des Jahres 1858 gehören. M.

Das Goldene Zeitalter.

(Zur Jahreswende.)

Die Idee eines Goldenen Zeitalters in der Menschheit wol nie fremd gewesen; wir finden sowol in Moses' schriftlicher Urkunde wie auch bei den Griechen und Römern dieselbe ausgesprochen. Am meisten geläutert und am edelsten wirksam erscheinet sie jedoch in Jesus. Genau genommen, kann sie aber auch keinem Menschen fehlen, denn sie wurde einem Jeden gleichsam durch seine Vernunft gegeben, nur mit dem Unterschiede, daß sie hier schwächer und roher, dort stärker und schöner hervortritt, je nachdem nun ein Jeder nach seiner Individualität den Begriff derselben sich ausbildet. Ovid findet die goldene Zeit da, „wo Friedrich von allem Gesetze" sei, und Virgil findet sie gerade durch das Weben; jener preist die Einfalt, die nichts kennt als das Eigene und an Dem genug hat, was die Natur bietet; dieser hält die Menschen nur dann erst reif für ein schöneres Loos, wenn die Kunst sie aus den Wäldern gelockt und gelehrig gemacht hat. Beide aber schweigen vom Tode. Hesiod dagegen läßt auch die Kinder der goldenen Zeit sterben, wenn sie auch wie Götter leben und des Alters Beschwerden ihnen nicht nahe. Eine Verschiedenheit gibt sich bei einzelnen Völkern, Racen und Charakteren noch auffallender kund. Bei den Israeliten ruht im Goldenen Zeitalter der Pharisäer im Schooße Abraham's, oder sichtet von zwölf Stühlen herab die zwölf Stämme Israel's. Der Anhänger des Koran schwelgt sich in den Arm einer Houri, oder trinkt aus dem Schädel erschlagener Feinde; der Nobünnliche schwelgt an nimmer endenden Gelagen und der Richtung ruht von jeglicher Arbeit; der Liebende findet jeden Drang seiner Sehnsucht gestillt und der Ehrgeizige sieht am Ziel seiner ungeheuern Entwürfe.

Neben diesen besondern Eigenthümlichkeiten gibt es auch noch allgemeine Merkmale eines Goldenen Zeitalters. Alle Uebel, Schmerzen, Sorgen und Aengsten sind fern; keine Kriege verwunden die Welt, keine Mordschwert schwingt blutige Waffen. Jeder hat, was er wünscht und braucht; dem stillen Gedanken begegnet überall eine liebliche Wirklichkeit; nichts mangelt, Ueberfluß erfreut Sinn und Seele. Die Erde ist ein Garten, in dem die Früchte wachsen ohne des Menschen Fleiß; in seinem seligen Nichtsthun schwebet die Zeit, es waltet ein ewiger Frühling; es gibt keine Ärmel, keine Feinde. „Die Wahrheit fließt so leicht aus der Brust", sagt Ovid, „wie der Athem, der sie ausspricht, und Treue ist dem Herzen nicht weniger Bedürfniß als der Pulsschlag." „In Allen wohnt ein Wille und um Alle schlingt die Liebe ihr Band der Vollkommenheit" ruft Hesiod. Denke dir das Schöne bis zur Idealität gesteigert und in der wunderbarsten und reizendsten Mischung verschmolzen — da begegnet dir die goldene Zeit. Also soviel steht fest, daß man in der goldenen Zeit sein Höchstes realisirt findet. Aber dennoch, hat jemals ein Mensch sein Zeitalter für das goldene gehalten? Und er kann es nicht, denn immer gibt es in Beziehung auf seinen Zustand Manches, was er wol noch haben und nicht haben möchte. Zum Vorwurf kann ihm dies aber nicht gereichen, wenn nicht zugleich sein ganzes Wesen ein Vorwurf für ihn werden soll.

Wenn nun aber kein Mensch es gefunden — wann und wo ist dann das Goldene Zeitalter?

Das hängt von den verschiedenen Ansichten ab. Diese sagen: es ist verschwunden, Jene:

es werde kommen. Die Dichter laſſen das Menſchengeſchlecht damit beginnen, die Sittenlehrer laſſen es damit enden. Die Erklärung iſt nicht ſchwer, den Dichter entzücken Natur und Einfalt: beide findet er auf den erſten Entwickelungsſtufen der Menſchheit und ſo tritt jeder Menſch ihm aus einem Paradieſe hervor. Des Sittenlehrers Gebiet aber ſind nicht liebliche Phantaſieen, ſondern ernſte Reflexionen. Der urſprüngliche Zuſtand, worin das Menſchengeſchlecht auftritt, iſt ſein Ideal nicht; erſt mit dem Fortſchritt wird dem Menſchen das Höchſte gegeben. Er muß ſich alſo die goldene Zeit erringen, er ſoll ſie ſchaffen. Beide aber nehmen ein Vorhandenſein des Goldenen Zeitalters nicht an; jene reden von einem Paradieſe, das geweſen, dieſe ahnen es in der Zukunft.

Wer von ihnen hat Recht?

Nirgends fängt die Natur mit Vollendung an, überall ſehen wir eine allmälige Entwickelung des Kleinen wie des Großen; ſelbſt die Erde war nicht gleich anfangs ein paradieſiſcher Aufenthalt. Laß uns Moſes das Leben des erſten Menſchen ganz ſo überaus reizend darſtellt, darf uns nicht irremachen, denn, wie man ſeine Erzählung auch nennen mag, „Geſicht oder Weisſagung“, immer hat eine ſchmeichelnde, wenn auch noch ſo „ſeherne“ Phantaſie daran einen verzeihlichen Antheil. Daſſelbe trifft ja auch Scherenſchleifer unſerer Zeit. Jedoch gänzlich davon abgeſehen, denkt auch nicht einmal die Schilderung Moſes auf ungemiſchten Genuß hin. Eine verderbliche Luſternheit treibt ſie aus ihrem Garten hinweg, noch ehe ſie ſich häuslich darin niedergelaſſen haben. Soll das nun das Goldene Zeitalter ſein? Dann frei ich hat es eine goldene Zeit gegeben? Und wir dürfen nur die Inſeln der Südſee beſuchen, um ſie noch jetzt unter den Menſchen zu finden. Ja, wenn erſt ſo weit gehen? Wir hätten ſie dann ja mitten unter uns, auf nackter Haide oder im ärmlichen Torfe, wo ein niedriges Strohdach uns ſchützt, unter dem Ybdemon und Baucis leben; wo dem Jünglinge im Strahle der erſten Liebe ſich die Schöpfung verklärte und das Leben geheimnisvoll, aber glänzend und wunderſelig vor ihm da lage wie ein Brauttag — da fänden wir goldene Zeit! Aber für uns wäre ſie doch auf immer verſchwunden, da wir unſere Verhältniſſe in das ſtille Hyrtenhaus nicht übertragen könnten. Für uns wäre ſie alſo auf ewig vernichtet — wenn wir nicht preisgeben wollen alles Große und Herrliche, alle Erfindungen, Entdeckungen, Errungenſchaften, alle Wiſſenſchaft und Kunſt, und hinabſteigen von der erklommenen Kulturſtufe in das alte Nichts. Dagewieſen iſt alſo die goldene Zeit noch nicht — die Natur fängt nicht mit dem Höchſten an, wenigſtens weiß die Geſchichte nichts von ſolchem Anfang. Es bleibt uns alſo nichts übrig, als das Goldene Zeitalter in der Ferne zu ſuchen. Wird aber das Kommende irgendeinmal eintreten, oder wird es immer und immer ein Kommendes bleiben? Wird es nicht auch hier heißen: ewig kommt es, da iſt es nie?

In heitern Momenten, wo irgendein beſchloſſenes Ereigniß auf dem Gebiete der Sitten, der Wiſſenſchaft oder Politik ſelbſt mäßige Gemüther begeiſtert, überläßt ſich der Menſch ſo gern ſanguiniſchen Hoffnungen. Sein überſchlauer Muth kann ihn alle kleinen engen Maße des Lebens vergeſſen und das Unendliche tritt ihm nahe. Er berechnet nur, was ſeinen Wünſchen entſpricht und entwirft Pläne zu deren Erfüllung; er ſchreibt Bücher, hält Reden und konnte die Tag und Ort beſtimmen, wo das Goldene Zeitalter die Erde begrüßen wird. Manche nennen dieſe Projekte machen und bezweifeln, daß die Erde jemals ein vollendetes und wahrhaft glückliches Menſchengeſchlecht leben werde, und aber überzeugt, wo mangelhaft auch hier Alles werde vorbereitet werden, das Vollkommene dort im reinſten Lichte anzutreffen. Beide erkennen alſo an, irgendeinmal werde man auf das Goldene Zeitalter nicht mehr zu warten haben, es werde da ſein, auf das höchſt, reinſte, dauerhafteſte Glück werde die Menſchheit beſitzen. Iſt dieſe Meinung nicht haltig?

Den Unterſchied zwiſchen hier und dort legen wir einmal beiſeite. Es iſt ja die Rede von der Zukunft. Der denkende Menſch kennt aber nur eine Zukunft, wie er auch nur ein Leben hat. Zeit und Ewigkeit umarmen ſich ihm und bilden ein Unzertrennliches. Wird aber dieſe Zukunft je das goldene Alter bringen? Wird es einmal heißen: Nun iſt es da?

Aus dem Sein folgt zwar kein Sollen und das etwas noch nicht geſchehen, beweiſt durchaus nicht, daß es nimmer geſchehen werde; aber die Erfahrung muß vielen Glauben noch etwas herabſtimmen. Wie lange entwickelt ſich bereits die Menſchheit in den Völkern und Individuen! Wie viele Entwürfe ſind ſchon für das Wohl der Staaten und Nationen gemacht! Wie viele Weiſe haben retten wollen durch Wort und That! Wie viele Opfer haben ihr Blut vergoſſen für den Be-

danken, der Welt eine bessere Zeit zu bringen! Jahrtausende sind darüber hingerauscht, Millionen ins Grab gesunken — aber das alte Klagelied: es geschieht nichts Neues unter der Sonne, hat sich immer bestätigt. Statt daß nach dem Spruche eines alten Sehers im Goldenen Zeitalter „die Wölfe bei den Lämmern wohnen und Kuhe und Bären zusammen weiden" sollen, würgen die Einzelwesen der edelsten Gattung ihre eigenen Brüder.

Allein einer tieferen Begründung bedarf die Frage: „Ob der wirkliche Eintritt eines Goldenen Zeitalters sich jemals erwarten lasse?" Das Ziel aller menschlichen Wünsche und Hoffnungen ist das Goldene Zeitalter. Ueber dasselbe hinaus liegt kein Bedürfnis, um das Höchste zu bleiben, muß die goldene Zeit sie selbst sein und an derselben etwas ändern wollen, hieße Gold in Dukaten umprägen. Das Leben der Welt nun aber beruht durch eine ewige Bewegung und ihre Fortdauer beruht auf deren Regsamkeit der verschiedenartigsten Kräfte. Wo viele harmonieren, da ist Wechsel, da kämpft mit dem Tauben das Milde, der Tag mit der Nacht, da geht leicht das Gleichgewicht verloren und muß durch heftige Erschütterungen wiederhergestellt werden. Am Himmel und auf Erden nehmen wir einen nie endenden Kreislauf wahr. Meteore verschwinden und verschwammene werden wieder sichtbar. Aus dem Alten verjüngt sich Neues und aus dem Schoße der Zerstörung windet sich ein werdendes Leben hervor. Das beklagen wollen, hieße die Uhr schelten, daß sie geht und die Kraft, daß sie wirkt, ja hieße, den Pulst des Universums verschwinden und den schaffenden Lebensgeist aus seinen glühenden Adern bannen. Es wäre also der wirkliche Eintritt eines Goldenen Zeitalters der gewisse Untergang des Weltalles.

Wiederum ist des Menschen Zweck Vollendung. Dieser Zweck sieht nicht als Problem, noch als Chimäre da, er bildet vielmehr die Basis von Allem, muß uns gewiß und groß sein. Die Griechen haben ihn anerkannt und unser Wissen selbst gibt ihn uns, da wir uns ein Höchstes denken können. Vollendung aber widerspricht jeder Voraussetzung, denn das Vollendete ist Ende. So hat auch der Mensch sein Leben nur in der Idee und in dem, was er um der Idee willen für die Idee thut. Jeder Stillstand im Streben aber ist Selbsttötung, denn nur solange wir streben, leben wir. Zum Streben aber bedürfen wir eines Ziels; ohne ein solches fehlen uns Absicht und Richtung. Das Goldene Zeitalter jedoch würde jedes Ziel vernichten, eben weil die Menschheit am Ziele wäre. Es würde alle unsere Mühen vernichten, aber — uns zu Göttern machen. Diese Idee hat auch dem Menschengeschlechte von jeher vorgeschwebt. Wir finden sie schon bei den Paradiesbewohnern. „Der tödliche Genuß und die höchste Vollendung sei ihnen nur darum verweigert, weil sie dadurch gleich sein würden wie Gott." Die Mythen der alten Römer und Griechen sprechen zwar anders, sie lassen aber doch die Götter das Thun der Sterblichen bewachen, damit sie nicht die in ihnen ruhenden gelangen. Hierhin rechnen wir namentlich die Mythe von Prometheus, Ixion, Phaeton, von der Arachne, der Niobe u. s. w.

Auch Schiller hat diese Idee meisterhaft dargestellt. Ueberhaupt kann kein Streben ohne ein Widerstreben bestehen und seine Wirkung der Kraft ohne Gegenwirkung. Hindernisse stärken nur den Menschen; Behaglichkeit, Wohlleben, Ueberfluß aber schwächen — das lehren die Geschichte auf jeder Seite. Darf demnach, auch wenn es könnte, das vollendet Goldene Zeitalter uns wirklich erscheinen? Kann es jemals sein, wenn nur ein Kampf uns zum Ziele zu führen vermag? Wo aber bleibt unter solchen Umständen das „Ruhen von aller Arbeit", worauf mancher Sterbliche so sehnlichst hinschaut? Ruhe wird sein, wie sie liegt in: eine andere gibt's nicht. Wer eine andere erwartet, hat sich schlecht begriffen.

Es klingt wol widersprechend, es ist aber gewiß: der Eintritt des Goldenen Zeitalters könnte nur grausenerregend sein. Wo eine Ueberfüllung besteht, da hört der Genuß auf. Nicht ist dem Menschen nur in der Sehnsucht, in dem Streben, es ist ihm noch nicht Alles zutheil geworden, in der Ahnung eines Bessern. Reiße die Hülle hinweg, stillige jeden Wunsch und — du wirst deinen Himmel für immer verloren haben! Man hört auf glücklich zu sein, wenn man es zu sehr ist. Wechsel aber würzt den Genuß in jeder Beziehung; wo aber immer Ruhe, immer Vergnügen, immer Entzücken, da ist kein Wechsel, da wäre in Wahrheit eine Verdammnis. Ist alle Begrenzung der Befriedigung unseres Glücks, so müßte eine Goldene Zeit dasselbe vernichten; die wirklichen Eintritt widerspricht sich selbst.

Gottlich liegt in dem Goldenen Zeitalter auch ein Gegensatz zu der wirklichen Welt. Es sollen dort Alle das Höchste finden. Unmöglich können nun aber Alle in dieselben äußeren Umgebungen versetzt werden. Ein Paradies in den Polargegen-

den mußte doch nothwendig ein anderes als an den blühenden Ufern des Euphrat sein. Denken können wir uns eine Heimath ohne Flecken, ein Vollkommenes ohne Mangel, ein Ding ohne Grenzen, aber die Unendlichkeit einführen wollen in die Wirklichkeit — das heißt sich selbst nicht verstehen, nicht wissen was man will. Und so liegt in dem Eintritte des Goldenen Zeitalters Vernichtung der Welt, des Menschen, des Genusses und der Idee eines solchen Zeitalters zugleich.

„Wenn nun aber die Idee der höchsten Vollendung nichts als Wahn ist?"

Das ist sie nicht! Oder unser ganzes Leben müßte Wahn und Lüge sein. Die Menschheit wird sich ihrer Vollendung in einem Goldenen Zeitalter nähern, das Ziel erringen aber nie. Das Höchste wird uns auch die Zukunft nicht geben, aber fortwandeln sollen wir. Nun die Griechen ihren Kronos und die Römer ihren Saturn, Beide Bilder der Zeit, die Goldene Zeit bringen lassen — welch ein heiliges Mysterium liegt darin! Ja, die Zeit ist die Mutter alles Großen und Schönen. Und an Zeit wird es uns fehlen. Ob uns darmisch oder Hilfe —? Das ist so gewiß des Menschen Beruf, daß er sich durchs Leben schlagen lerne und „in Schuld und Irrthum gerettet sei".

Und so schließen wir denn mit Schiller's Worten:

Denn ich gewiß ist meine Lehre nicht,
Wenn sie nicht eure Lust und Andacht weckt.

B. Reinhardt.

Polemisches aus Böhmen.

Wir erhalten aus Böhmen eine Entgegnung auf die von uns in Nr. 6 der „Constellation" gegebene Mittheilung, „Das Jahrfest in Königgrätz betreffend". Sie lautet im Wesentlichen folgender:

„In meinem königgrätzer Manne kann es dem 50. Jahrestage der Auflösung der „Königgrätzer Hauptschützen-Gesellschaft" keinesfalls eine Ehre sein, daß ein Mitglied derselben, der Herr Bürgermeister Hanke, sich zu seinem Amte nicht entschließen konnte, am 17. September d. J. den Festzug mit seinem Gefolge zu eröffnen. Doch wurde diesbezüglich verfahren, wie Ihnen auf Ihr gefälliges Ansuchen bereits am 20. September d. J. Ihr Blatt mit einem bezüglichen Artikelchen ist, worauf die gefällige aus allen Gegenden Böhmens hingekommenen Gäste von den Thürmen begrüßt wurden. Nach einer vorgängigen Berathung gelang man zur Eröffnung der Feier. Nach dem Vortrage mehrerer der Gesellschaft „Lieder, sind in schwülstiger Sprache, lange nur Gelegenheitsreden, worauf auch diese Blätter verschiedene Gedichte der Gesellschaft in verschiedenen Sprachen vorgetragen wurden, und zwar von den Herren Bibliothekar Hanke, Buchhalter Krammerius, Direktor Zirkus und Herrn Rath Böhm, der die deutsche Uebersetzung „Ein Gericht" machte. Die Festhymne endlich klang das Fest. — Der Referent findet es nur allein auffallend, daß in obgedachter Weise wenig von einer so charakteristischen Jubelfeier Notiz nahm, da doch nicht nur alle inländischen, sondern auch die meisten ausländischen, selbst schlechten Blätter darüber eine gebührende Erwähnung thaten, und wir können uns solche Vernachlässigung eben nicht deuten, als daß der Referent überall den Ton vermißt, der es angeschlagen. Schon der Anlaß, daß seine Inaugurirung der nächsten Sängers Jahre, das Hissen einer Fahne mit Inschrift des Königgrätzer Hauptschützen-Gesellschaft, an dem vor 50 Jahren jener Bürgermeister Hanke sein letztes ausgeführtes hatte, verdient die Referenten aufmerksame Aufmerksamkeit der wahrhaftigen Schützen der altehrwürdigen Kulturstadt, insbesondere diese 50-Jahre nicht als Augenweide, sondern glücklicherweise nur aufmerksam erhalten hat und die Persönlichkeit Jahre nicht als Sänger allein, sondern vorzugsweise als Königsbild und Vertreter der Nation erscheint. Zur näheren Charakterisirung der Gedichte muß man hinzufügen, daß im Ganzen nicht die geringste Neigung durch Deutsche gedichtet, sondern vielmehr eine entschiedene Antipathie gegen die Deutschen in Form und Inhalt Platz griff, und das einzige Mittel, das bei Arbeit gebrauchte Lob, ist der Bürgermeister der Aufforderung, der selbst das Fest seinen schönen Tribünen gelitt, was wol nur schwer nachzuweisen ist.

Eine zweite abweichende Unterweisung des Thatsächlichen bezieht sich auf die Aufführung des Datums, daß die Feier an dem 50. Jahrestage der Auflösung der Hauptschützen-Gesellschaft wurde, da doch die Feier, bekanntlich Thatsache wegen, nicht am 17. September dem Jahrestage, an der Referent sie meinet, sondern erst am 20. September abgehalten werden konnte. Die berührende Meinung hat unter Gesellschaftsmitglieder, die es so genau nehmen, zu widerlegen, sondern wol überflüssig, daß sie Gott und unsere Geschichte entkleiden. Die Auflösung konnte, daß eine Regierung durch die gemeine landliche Dynastie in ihrer Aufsicht so gut wie gar nicht verletzt und verletzen ist, versteht wol nur zu gut die Leser, selbst ein katholisches Dynastie zu entschädigen und entschuldigen durch die von uns angeführten Motive der Feier, entbehrt für diese Stadt. — Die Absicht der Regierung der ersten Zeit liegt klar in den Worten unserer allerhöchsten Monarchen ausgesagt, die einen jeden treulosen Angriff zu einem abscheulichen Schwerste verwandeln. — Es ist das Geschäft einer Regierung nicht, die Epoche, die das Schicksal zwischen zwei Völkern ist, auch nicht zu ehren, um soviel weniger in einem Falle, wo zwei Nationalitäten mit verschiedenen Kräften die gegenseitigen Rechte brechen wollen, und die schlimmste Gab, jeder große Tod vereint anzuführen. Endlich wirft ein Mann, der es wagt, den deutschen Sinnen Böhmens gegenüber, für wichtig den Tag feiern, wo durch die Weißenberger Schlacht die Herrschaft des Czechenthums für immer gebrochen wurde, der Königgrätzer Feier Nationalhaß als Motiv vor!"

Wir hat mir diese Entgegnung meines in den Spalten der hiesigen Constellation Böhmens veröffentlicht und behaupte, nicht den Raum zu besitzen, ihm eine weitere Ausdehnung zu geben. Meine Gewissenhaftigkeit fühlt sich jedoch veranlaßt, den Streit aufzunehmen, und stelle in einer Reihe nach einem Handschuh mehr hin.

„Angegeben, daß ich im Datum geirrt habe, so ist doch am Ende die Auflösung der „Königgrätzer Hauptschützen-

[illegible] [illegible] [illegible] [

schreiben als diesen einen Charakter des Intrigue, so würde er nach unserm Tafelstyle sich schon dadurch den größten komischen Dichtern aller Zeiten an die Seite gestellt haben." Eine dritte Gruppe bildet die „literarische Komödie", und hier ist es wiederum der „Ulysses von Ithacia", den Prutz mit Lieck als ein Juwel der Holberg'schen Dichtung bezeichnet. Vor allen ist dieses Stück gegen das deutsche Theaterwesen in seiner Ungeheuerlichkeit mit Zaubereien und Maschinationen gerichtet und spendelt von burlesker Ausgelassenheit.

Fast sämmtliche 36 Komödien Holberg's sind mehrfach ins Deutsche übertragen worden, am vollständigsten von einem Augsburger, J. G. Laub (von 1746 an), später noch später in einer Kopenhagen-Leipziger Ausgabe von mehren Uebersetzern in den Jahren 1759—78. Neuerdings hat Oehlenschläger 25 Stücke übertragen, doch läßt sich Prutz verlauten: „Diese Uebersetzung ist in jeder Hinsicht sowol sprachlich wie in der ganzen Auffassung, dermaßen mißlungen, daß sie sogar jenen alten Uebersetzungen weit nachsteht." Prutz selbst hat sich das Verdienst erworben, in dem Geiste der Dichtung haltgender, guter, deutscher Sprache sechs Stücke Holberg's zu übertragen und seinem Werke über den großen dänischen Komiker anzuhängen; es sind dies: „Der politische Kannegießer", „Jean de France", „Jeppe vom Berge", „Der elfte Juni", „Ulysses von Ithacia oder Eine deutsche Komödie". Allen diesen einzelnen Uebertragungen sind kritische, historische und erläuternde Bemerkungen beigegeben, die das Interesse im Ganzen erhöhen.

Zur Erinnerung an die weimarischen Feste.

Wir haben in unsern „Unterhaltungen" (N. F. Bd. II. S. 825) Bericht erstattet von den schönen und erhebenden Tagen des September, wo in Jena-Weimar die Doppelbüsten Schiller's und Goethe's, die Statue Wieland's enthüllt wurden.

Man hat diesem Feste hier und da mißgünstige Nachklänge gegeben. Daß das Jetzt gegen das Sonst hier in Nachtheil gebracht wird, ist eine sich von selbst verstehende Sache. Aber auch das Sonst hat man verglichern wollen und in dem, was wir gewohnt sind, als hohe Wahrheit zu verehren, nur einen leeren Schein gefunden. Um so wohlthuender ist es, wenn man noch frische Kränze gewunden findet für Erinnerungen, die unzerstörbar im Herzen der Nation leben und sich die alte Poesie Weimars nicht nehmen lassen werden. Alt- und Neu-Weimar findet man vereint in Ludwig Bäumund's „Weimars Genius". Eine Festgabe in Lebensbildern zu der am 3. September 1857 stattfindenden hundertjährigen Geburtstagsfeier von Karl August" (Weimar, Kühn, 1857).

Wir finden hier eine warm geschriebene Lebens-Skizze des großen, verurtheilsfesten Fürsten, dann eine Reihe von Gedichten, den weimarischen Persönlichkeiten gewidmet und Einst und Jetzt in mannichfacher Weise gegliedert, als: Fürstenhaus, Kirche, Wissenschaft und Kunst. Eine Hymne, zu Weimar's Festtagen in der Fürstengruft gesungen, schließt das Ganze. Reichhaltig biographische Anmerkungen sind den einzelnen Gedichten beigegeben.

Allerlei Sänger.

„Nohana. Von Adolf Strodtmann" (Hamburg, Würger, 1857), ist ein lyrisches Epos und behandelt die Trauergeschichte einer nordamerikanischen Indianerin. Der Stoff eignet sich unserer Ansicht nicht zu epischem Vortrag. Er ist eher für lyrische Verherrlichung. Doch bekundet der Verfasser den erforderlichen Ernst und ein anerkennenswerthes Streben, Gedanken und Form in den Grad innerer Nothwendigkeit zu bringen. Die gehaltvollen Naturschilderungen mag von guter Auffassung, die gewählten Bilder ungezwungen, wenn man auch manches lieber negiert, zumal bei der Ungewöhnlichkeit des Stoffes, größern Reichthum wünschen möchte.

„Amaranthen. Ein Frühlingsraum. Von Wilhelm von der Weyde" (Leipzig, Verlag-Comptoir, 1857) hat einen mannigfaltigen Inhalt. Wir erhalten eine weites Ausholen von Liedern, unter denen sich namentlich die Rubriken „Komische" und „Trauerweiden" angesprochen haben.

„Schneeflocken. Poetisches Jahrbuch aus Rußland. Erster Winter" (Leipzig, Fleischer & Kiesel) bringt leidenschaftlich Prosa, Liebe und Poesie, wie man sonst über Rußland nicht zu hören pflegt. Diese „Schneeflocken"? Das ganze Unternehmen trägt den Stempel des Dilettantischen, der überhaupt unserer ganzen lyrischen Literatur aufgedrückt ist, doch hier in es etwas zu hart ausgeprägt. Nur Jessen von Eiersee hat unter den Vorherrschenden einen Ton hellen Klanges. Adolf Glaßbrenner's musikalische Betrachtungen haben wenigstens innere Melodie. Die Sachen von Max Ferd. „Himmel und Erde", „Die weite Welt", „Der Dichter und die Muse", enthalten gute Gedanken, nicht aber des Dichters Verdichtung und Prädikation. Interessen als Symptome des wechselhaften krankhaften Elements in Rußland und eine solche Haltung wird immer beachtenswerth erscheinen und mögen denn auch Hinze, Lollert, Waldeck als Vertreter mit Anerkennung genannt werden.

Ernstlicher begegnen wir „Balzac. Bilder aus dem Leben eines Landarztes. Von Berthold Sigismund" (Berlin, Schultze). Hier ist poetisch concentrirte Wahrheit, Leben und die poetische Erscheinung schließen sich Fuß und Schwesterreichen, sicht darin Poesie eine dankbare Zukunft vor sich. Selbst die Rubrik, welche der Sänger nur „Erzählende Gedichte" nennt, enthält viel Poesie. „Schön sein und arm" ist ein ergreifendes Gedicht. Ebenso bieten die Abschnitt „Heimathliches" frische, lebendige Bilder. Berthold Sigismund freut das Volk und den Berg. Ihm bleibt die lächelnde Sonne, weil er schwere, dunkle Nächte sah. Die Naturschilderungen in seinem Buche verrathen

Kenntniß der großen, alleinigen Mutter, ohne in der thörichten neuern Richtung vielleicht Naturforschen zu verfallen.

Wahrnehmungen.

Bei unnatürlichen Schilderungen in der Dichtkunst muß man drei Fälle unterscheiden. Einmal kann nur der Ausdruck unnatürlich sein und die angewandte figürliche Phantasie hat Blödsinn zur Folge; das andere mal ist auch diese unmöglich, wohingegen die Darstellung den Reiz vollkommener Ueberraschung für sich hat; endlich gibt es Schilderungen, wo Darstellung und Inhalt gleich unmöglich wiedergeben.

* *

„Treu, fleißig, ehrlich" muß man Dienenden in ihr Stammbuch schreiben, aber thut man es nicht, so hat die Polizei ein Recht, nach den Gründen der Verweigerung zu fragen. Um Weitläuftigkeiten zu vermeiden, schreibt man lieber die Armut, auch wenn man Merkmale genug hat, daß man von einem abziehenden Dienstboten behalten wurde. Unser ganzes Verhalten zur Welt ist ein leises „Treu, fleißig, ehrlich".

* *

Der Apotheker liefert Medicamente, Arzneitaxe, Warnungszettel u. s. w. Alles aus einem und demselben Schweinschmalztopfe. So kommen uns die Lobeserhebungen und Schmeicheleien vor, die die Weltmenge Allen und Jedem bereithält.

* *

Wenn ihr doch wüßtet, was wohl mit hinter Dem, was ihr an uns lobet, unsern eigentlichen Tadel werfen!

* *

Liebe des Weibes erkennt man nicht an dem Aufgeregtsein von Allem, was den Denker interessirt, sondern an der Dauer, wie lange man bei Jedem verweilt.

Universalworte.

Das alte Jahr geht zu Ende und hinterläßt ernste Mahnungen.

Kommen wirklich die Jammerschalen der Prophezeiung an die Reihe und werden über die Völker ausgegossen?

Ihr lächelt zu den Befürchtungen, die über das Ende der Spekulationen ausgesprochen wurden, und nun naht die Zerstörung und Alles ist mehr gewesen, was einer Schwindelzeit bezweckte!

So wird es auch noch mit den andern Jammerschalen werden. Wir werden Dinge erfüllt erleben, von denen man nicht die leiseste Ahnung hatte, denn unwiderstehlich ist in der Geschichte die Macht der Natur und der Gerechtigkeit.

Wie ein Leben wird das alte Jahr hinausgetragen, nur Lachende Erben grinsen es tanzenden Herzens, noch ein letzter Blick und der Sarg wird so viel Erde darauf, als ihr Spaten tragen kann.

Aber rühren wir uns nur für das neue Jahr zu ernsterm Gange. Die Völker und ihre Interessen, glaubten wir, wären riesige Kolosse geworden, die man nicht mehr um gemeinlicher Heilsrichtungen willen in Bewegung bringen kann. Die Reformer der Großen und manche Große selbst werden es dennoch versuchen. Und warum nicht? An die Unbeweglichkeit dieser angestaunten Güter kann man nicht glauben, wenn nicht Geist und Seele in diesen Kolossen lebt, Muth, Glaube, Ueberzeugung, Arbeitstüchtige Wahrheitsliebe. Leblen diese Elemente innern Lebens in den Völkerkolossen nur zu sehr, so bricht der Sturm in den materiellen Interessen aus. Da können jetzt die großen Fahrzeuge und Lädungen Mägen für die Herrscher erinnern, wie zerbrechlich die sind!

Ein altes Jahr ... Ja, zum Tode führt Alles! Das hoffnungsvollste Herz wie das ruhigste hat endlich ausgeschlagen und in seine weiche Schlummerdecke graben wir uns Alle ein, ob im Ueberdrusse oder mit stillem Lächeln, die Beide, müde, Frieden und Ruhe suchen. Die Lebenden geleiteten der Todten nur wie Schattenbilder, die auch in den Strom hinabglitten und der nächste Welle schon über ihnen zusammenschlägt.

Und doch — ein neues Jahr! Immer neue Hoffnungen, immer neue Träume! Wie leuchtet das Auge, wie klopft das Herz! Unerträgliche Aerzte werden sich leiten, Sorge und Noth werden zerflattern, die Lasten unserer Schwäche und Irrthums werden verwehen! Eine Welt des Glücks stürmt das neue Jahr in trunkenen geschlossenen Händen zu halten, und wenn es dieselben aufthut, streut es — noch die alten Sorgen und Leiden über die Menschheit aus! Wer aber kann der Hoffnung wehren! Eine Welt der Liebe und des Glücks mag sich Aronen an der Menschheit verdient und immer und immer ist es uns, als schüfe nur der Hand, sie in ihrer ganzen Fülle zu fassen. Wir schauen so reich und haben uns doch täglich. Wenn wir nur nicht so arm wären, wir müßten Millionen in unsern Händen haben, Millionen an wahren Lebensgütern, die uns vom Ueberfluß gehören! Aber arm, sagen wir, und wir — an Liebe, mit all den Rettungs- und Armenvereinen, die bald unserer Eitelkeit, bald der kalten Nothwendigkeit blühen! Uns fehlt uns nur — ein Herz für das Vaterland, für Gemeinsinn, für große Gedanken! Uns fehlt uns nur — die Stimmung für ein höheres, größeres Saitenspiel des Lebens ...

Gläubige! Warum wollen wir bei solchem Gefühl Trübsinn üben? Singt der Himmel in uns selbst, wer kann er da fehlen?

Wecken sollen wir ihn? Ihn aus uns heraus-leben?

Wer wollte denn nicht Bilder der Hoffnung erhalten? Sind sie auch die Mahnung unserer Jugend und unserer Schönheit begründet, so gerne: Ein glückliches Jahr!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band — Nr. 14. — Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Angelica Kauffmann.

Von Freiherrn A. von Loen.

I.

Erinnert sich der geneigte Leser aus Hogarth's Zeichnungen des Morgens in Covent-garden?

Es ist derselbe londoner Platz, auf dem unsere Geschichte beginnt.

Wie dort bedeckt der Schnee den Markt, der sonst mit seinen Blumen und Früchten an einen immerwährenden Sommer mahnt, nur statt des Morgens sind wir am Abend und statt der vornehmen Dame, die sich vom frierenden Pagen das Gebetbuch nachtragen läßt, eilt ein junger Mann ungeduldig auf und ab und wird immer ärgerlicher, weil ein Anderer ihn warten läßt. Innerlich mag er sich vorgenommen haben, den Nachlässigen bei seiner Ankunft mit Vorwürfen zu überhäufen, und doch, als er endlich kommt, reicht er ihm ohne ein Wort weiter zu sprechen die Hand und läßt sich von ihm in eine der benachbarten Tavernen führen, die um diese Zeit und bei dieser Witterung ungewöhnlich stark besucht waren.

„Wäre es nicht besser, Richard, wir ließen uns ein eigenes Zimmer geben?“ fragte endlich der Mann, der draußen gewartet hatte, als sie in die überfüllte Schenkstube eingetreten waren; aber der Angeredete führte ihn wieder, ohne zu antworten, durch die Gäste hindurch, die noch englischer Sitte in ihren Verschlägen abgeschlossen saßen, begrüßte den Wirth am Schenktisch wie einen alten Bekannten und deutete dann auf einen Tisch am Ende des Saals, der noch unbelegt war. Dahin gingen die beiden jungen Männer und nachdem sie sich überzeugt hatten, daß Niemand sie höre, fragte Richard: „Du hast mich rufen lassen, Friedrich; was willst du?“

„Willst du Geld verdienen, viel Geld?“ gab der Angeredete zur Antwort.

Richard sah seinem Freund mit einem sonderbaren Blicke an, stürzte sein Glas Brandy auf einen Zug hinunter und erwiderte trocken: „Wie ich Geld verdienen kann, weiß ich am besten: ich brauchte nur einem jungen armen Edelmanne in Schweden den Nachweis zu geben, daß er von Rechts wegen einer der reichsten Grundbesitzer ist, und die Belohnung könnte mir nicht ausbleiben.“

„Wäre es nicht auch um deinen Hals geschehen, hättest du mich schon längst verrathen“, antwortete Friedrich, indem er einen mißtrauischen Blick um sich warf, endlich aber doch sagte: „Richard, wir gehören zusammen und du mußt mir helfen, wenn du mich nicht elend sehen willst. Du weißt, Alles ging von dir aus und du benutztest nur die Träume meines Ehrgeizes, um mich zu gebrauchen!“

„Freilich, du bist kein praktischer Mann“, ergänzte Richard und hielt dem Wirthe zum vierten male das Glas hin, das er dann wieder mit einem Zuge leerte. „Aber du hast durch mich erreicht, was du träumtest. Du bist reich, vornehm, angesehen; die Glenden, die dich sonst wie einen Bedienten behandelten, nennen dich jetzt ihren Freund.“

„Das Alles ist mir nur Mittel zum Zweck", sagte Friedrich. „Aller Glanz der Welt hat für mich nur darum Werth, weil er mir Gelegenheit gibt, mit Künstlern und Dichtern in Berührung zu kommen. In allem Glanze, der mich umgibt, sind das meine seligsten Stunden, die ich der Kunst und der Poesie leben darf: ich würde mich glücklich fühlen in einer Dachkammer, wenn —"

„Wenn Künstler und namentlich die Künstlerinnen es nicht vorzögen, Champagner statt Wasser zu trinken und den Menschen zu betrachten. Aber damit kommen wir nicht weiter; kurz und deutlich, was willst du?"

Der junge Schwärmer rückte seinem Freunde näher und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, die diesen zu so lautem Lachen bewogen, daß der Wirth nicht umhinkonnte, einen flüchtigen Blick nach dem Tische und den jungen Männern zu werfen.

„Du wirst noch die Aufmerksamkeit aller Gäste auf uns ziehen", sagte Friedrich ärgerlich.

„Und wenn sie das große Geheimniß hörten, was würde es schaden?" antwortete Richard; „daß du verliebt bist, sieht Jeder an deiner ganzen traurigen Gestalt, und daß Verliebte sich nie zu rathen wissen, ist auch eine bekannte Sache. Aber freilich, du hast Recht, die Stube hier ist nicht mehr geheuer, wir haben einen verdächtigen Zuhörer bekommen."

Es hatte nämlich an dem nächsten Tische ein Mann von etwa 30 Jahren Platz genommen, der mit ausländischem Dialekte ein Glas Wein verlangte und dabei mit beobachtenden Augen in dem Saale umherblickte, als wollte er die verschiedenen Gruppen seinem Gedächtnisse einprägen. Die jungen Männer standen auf und Richard fragte den Wirth, ob er den Fremden kenne.

„Er kommt öfters hierher", lautete die Antwort. „Er muß hier in der Nähe wohnen und soll ein Maler sein."

Der Winter des Jahres 1764 war auch in London ungewöhnlich kalt gewesen, aber während die beiden Freunde in der Schenkstube verweilten, war ein plötzliches Thauwetter eingetreten, sodaß sie pägerten, die behagliche Wärme des Zimmers mit dem nasskalten Wetter der Straße zu vertauschen. Jetzt war es Friedrich, der zum Aufbruch trieb und Richard ihm zu folgen bat, er müsse ihm die Dame zeigen, die er um jeden Preis sein nennen wolle. Absichtlich die Ausgetretenen vermeidend, fuhren sie nach Lincolnsinn und hielt an dem dortigen Theater stehen, sodaß er die große Treppe, die zu dem ersten Range hinaufführte, überschauen konnte. Eine lange Wagenreihe war vor dem Theater aufgefahren, das Schauspiel war vorüber. Eben öffneten sich auch schon die Thüren und die Treppe füllte sich mit Herren und Damen, die hier verweilten, bis ihre Wagen ausgerufen wurden.

Friedrich schien Alles um sich herum vergessen zu haben; als hinge das Schicksal seines Lebens daran, sah er nach den immer neu Hinzutretenden. Jetzt fuhr er plötzlich auf und flüsterte Richard zu: „Dort steht sie!"

„Siehst du den Herrn in violettem Sammet und links davon den in rothem?"

„Ich sehe sie und dazwischen die Dame —"

„Ja die, die ich anbete", fügte Friedrich so leise hinzu, als ob das Geheimniß durch ein lauteres Bekenntniß entweiht würde.

Die bezeichnete Dame war vielleicht 18 Jahre alt, ihre blonden Locken wurden nur schlecht durch ein schwarzes Spitzentuch verdeckt, das, nach Art der Spanierinnen über den Kopf geworfen, ein feuriges braunes Auge durchscheinen ließ, während es eine feine Nase und einen geistreichen Mund, auf dem ein anmuthiges Lächeln spielte, vollständig unbedeckt ließ.*) Sie ließ die Augen durch die Versammlung schweifen, als suche sie Jemanden, und als sie sich getäuscht fand, überzog ihr Gesicht ein Ausdruck des Mißmuthes, der aber bei ihrem liebenswürdigen Mienenspiele fast in demselben Augenblicke einem schalkhaften Ausdruck annahm. Man sah, daß nur Glück und Befriedigung in ihrem Herzen bisher geherrscht hatten, und hätte ihr ein Schutzengel zur Seite stehen mögen, um ihr diesen Gleichmuth der Seele zu bewahren durchs ganze Leben.

Während sie die Treppe hinabstieg, hatte Friedrich seinen Begleiter fortgezogen und war mit ihm bis zur Chaiseportiere gekommen.

„Sie ist schön", hatte Richard bemerkt, „aber was soll ich thun?"

„Ich will dich fürstlich belohnen, wenn du mir Mittel und Wege zeigst, wie sie mein Weib werden kann."

Statt aller Antwort blickte Richard plötzlich nach oben, zeigte auf den zweiten Stock eines Hauses,

*) Diese Schilderung entspricht dem Porträt Angelica's in der Dresdener Galerie. Das berliner Museum enthält von ihr ein Porträt, auf welchem sie sich in phantastischer Richtung, den Kopf mit einer Drachenhaube mit Pfauenbusch geschmückt, gemalt hat. In London malte sie 1765 das selbst, unter einem Baume sitzend.

in dessen mittlerm Theile ein Licht brannte, und trat dann hinaus. „Und sie?"

„Mensch, was hast du mich hierher gerufen?" rief Friedrich.

„Du selbst bist den Weg gegangen, nun mußt du hinauf zu ihr und um Vergebung bitten! Der Zufall hat hier entschieden und vor dem habe ich gewaltigen Respect. Laß dies Weib nicht von dir, es ist dein guter Engel gewesen, und es ist mir manchmal, als ob Alles aus wäre, wenn sie nicht mehr mit dir ist."

„Thorheit!" schalt Friedrich dazwischen. „Aber glaube!"

„Nenne es wie du willst, aber Unsereins hat auch seine Gedanken, und ich kann drei Dinge nicht leiden: Ahnungen, Zufall und Gewissen. Die beängstigen mich jetzt und ich habe ein Gefühl, als wurde mir die Kehle zugeschnürt. Ich will dich morgen in derselben Taverne treffen, vielleicht ist mein Kopf dann freier." Er ging, kehrte aber noch einmal um und sagte: „Ich muß noch ein Glas Brandy trinken, um mich zu beruhigen. Hast du Geld bei dir?"

Friedrich gab ihm, ging in dem Hause, vor dem sie standen, viele Stufen hinauf und klopfte, oben angekommen, nach Art der Freimaurer, drei mal an die Thür. Auf dies Zeichen wurde sie sogleich geöffnet und fast in demselben Augenblicke umschlang ein junges Weib den Eintretenden und bedeckte seinen Mund mit Küssen.

„Bist du endlich wiedergekommen, du Liebster?" rief das junge Weib, indem sie Friedrich in das Zimmer zog und mit liebender Sorgfalt ihn zwang, die durchnäßten Kleider mit andern zu vertauschen. „Du hast deine kleine Frau lange allein gelassen, und recht ängstlich ist es ihr hier gewesen bei dem Nebel und bei dem Mangel an Sonnenschein. Aber nun bin ich tausend mal entschädigt, denn du bist wieder bei mir."

Unterdessen durchflog er die Briefe, die für ihn angekommen waren; sie schienen gleichgültigen Inhalts; nur einmal stutzte er und sein Gesicht verfinsterte sich. „Das muß hintertrieben werden", murmelte er vor sich hin.

Die junge Frau bemerkte sein Erschrecken.

„Es ist nichts, Lucrezia", sagte er bestimmt, „und doch hat der Brief das Unangenehme, daß er mich wieder zwingen wird, auf mehre Tage dich zu verlassen, aber das Alles", fuhr er fort, als ihre schwarzen Augen sich mit Thränen füllten, „das Alles wird bald vorüber sein, mein Herz, und dann kehren wir zurück unter den ewig glänzenden Himmel deines Vaterlandes, nach Italien."

Als brache die Sonne Italiens auf einmal durch den dichten Nebel Englands, so brach aus ihren Thränen ein Blick des Lichts, so feurig, so liebevoll, daß auch ein weniger träumerisches Gemüth als das des jungen Mannes davon ergriffen werden wäre. Es lag in ihren Augen ein solch Gemisch von Begehrlichem und Jungfräulichem, daß der Betrachtende wie festgebannt ihr in die Augen schaute, um das Räthsel ihres Wesens zu lösen. Vielleicht daß auch über Friedrich's Herz die Macht ihrer Schönheit die alte Gewalt in diesem Augenblicke wieder gewann. Aber es war nur ein Moment, flüchtig wie der Kuß, den er auf ihre Lippen drückte; rasch wie der Entschluß, noch heute fortzugehen, um vielleicht nie wieder diese Schwelle zu betreten. Dieser Gedanke machte ihn weich, er zögerte nochmals und dann ging er wirklich. „Auf Wiedersehen!" rief eine Stimme hinter ihm her.

Begleiten wir ihn noch einmal zurück nach Covent-garden und durch die Nunnstraße, die er vorhin so sorgfältig vermieden hatte. Er tritt in eins der größten und schönsten Häuser ein, schlaftrunkene Diener in vornehmer Livree taumeln auf sein Erscheinen, Kerzen werden angezündet, deren Glanz sich überall in Pracht und Reichthum spiegelt. Er ist allein; noch einmal durchliest er aufmerksam den Brief, den er in Charlesstreet erhalten hat, dann setzt er sich an einen reich verzierten und vergoldeten Schreibtisch und schreibt; seine Züge nehmen die alte Heiterkeit wieder an, nur als der Brief beendet und nur noch die Unterschrift darunterzusetzen ist, springt er plötzlich auf, mit schnellen Schritten eilt er durch das Zimmer, entschlossen nimmt er die Feder wieder und schließt den Brief mit einem „Dein treuer Vetter Friedrich." Dann nimmt er das Couvert, betrachtet aufmerksam die Adresse, die an Herrn Sven Detlef Svenson lautet, und wirft es in den Kamin, dessen hell angefachte Glut es im nächsten Augenblick verzehrt.

Als wollte die Musik alle Gedanken verjagen, die wild sein Gehirn durchkreuzten, öffnete er das Klavier und sang mit kräftiger schöner Stimme ein damals in England beliebtes Lied des Lord Mornington, Vaters des Herzogs von Wellington, das also endete:

O hear a brother mourner's plaint,
At Chloe's window fly.
Tell her I bleed for love of her,
For love of her I die.

Wer war dieser Mann? Oder liegt nicht vielmehr die Frage näher, wie kam er, dessen geheimnißvolles Wesen auf ein Verbrechen schließen läßt, zu der Liebe der feurigen Italienerin, während zu gleicher Zeit ein blonder Lockenkopf, umgeben von den vornehmsten Männern der englischen Aristokratie, mit seinen braunen Augen nach ihm ausschaut?

Man wußte nur von ihm, daß er ein reicher schwedischer Graf, ein Kunstkenner und feingebildeter Mann war, was damals schon anfing in England von Bedeutung zu sein, ein Philanthrop war. Die Männer hatte er durch sein Auftreten gewonnen. Die Frauen sahen in ihm eine jener unverdorbenen Naturen, die nichts wußten von Ehrverbot's Moral, die erst jetzt nach Decennien ihre Früchte in der Gesellschaft trug. Allerdings hatte er die feinen Manieren und die äußere vornehme Haltung, die damals mehr galten als Ehrbarkeit, allerdings konnte auch er die berüchtigten Lehren des Lords, dieses Favorits an weiblicher Würde, den Jebnion in seiner derben Manier abfertigte; aber er hatte nur zu den alten Verführungskünsten, zuerst unbewußt, dann durch das Bewußtsein geleitet, eine neue erfunden, welche die Frauen unwiderstehlich berauschte, da sie in dem Entschwiegen an ihr eigenes Wesen bebaut. Dabei war er unverrichtet, viel in der Welt herumgekommen, nirgends ein Neuling, ein Philanthrop und, was Allem die Krone aufsetzte, vornehm, reich und schön. Er war der Held der Salons, gern gesehen von den Männern, verwöhnt von den Frauen und selbst von jenen geliebt, denen er nur aus der Ferne gehuldigt hatte, vielleicht in der Absicht — denn in ihm war ein sonderbares Gemisch von Absichtlichkeit und Absichtslosigkeit — um sich erst erscheinen zu lassen, ehe er siegte. So hatte er auch gespielt, bis er selbst den Ernst zu fühlen begann, mit dem verschleierten Mädchen in Trastevere, und nun hing sein Herz nach ihrem Besitze, nach dem blonden Lockenkopfe mit den schalkhaften braunen Augen, deren Namen damals ganz London mit Bewunderung nannte, Angelica Kaufmann.*)

II.

Angelica Kauffmann war, nachdem sie schon in frühester Jugend die Aufmerksamkeit der italienischen Maler und Kunstkenner auf sich gezogen hatte, mit warmen Empfehlungen vom Herzog von Modena und der Herzogin von Carrara nach England gekommen. Die Briefe der fürstlichen Gönner verschafften ihr Zutritt in die höchsten Kreise der Gesellschaft, vielfache Bestellungen und reichen Geldgewinn, während einige Werke Winkelmann's, den sie 1763 in seinem einfachen Zimmer beim Cardinal Albani kennen und lieben gelernt hatte, ihr die Freundschaft des Lord Hamilton*) und gastliche Aufnahme bei der Lady Wortley verschafft hatten, die ihr um so nothwendiger waren, da sie zunächst ohne ihren Vater nach London kam.

Lady Wortley hatte freilich bald nachher, ihrer Gesundheit wegen, nach Italien zurückkehren müssen, aber sie hatte in schwärmerischer Gastlichkeit ihre Wohnung der Künstlerin zur Verfügung gestellt, in der sie wie eine Verwandte der Lady behandelt wurde.

Heute aber sollte sie auch von Lord Hamilton und seiner Gemahlin Abschied nehmen; der Lord hatte, weniger in Uebereinstimmung mit den Ansichten des Ministeriums als um seine kunstforscherischen Forschungen mit größerem Erfolge fortsetzen zu können, den Gesandtenposten in Neapel angenommen; Pompeji zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt.

Er kam um Abschied zu nehmen, zugleich um Angelica beim Scheiden noch einen jungen Mann vorzustellen, den er in Rom hatte kennen und, wie er sich ausdrückte, in London schätzen lernen. Angelica's Erlaubniß voraussetzend, hatte er ihn hierher bestellt. Der Bediente meldete den Grafen von Horn; er wurde angenommen.

Die beiden jungen Leute, die schon seit längerer Zeit durch das magische Band gegenseitigen Wohlgefallens verbunden waren, wurden durch den gemeinsamen Freund so förmlich vorgestellt, als hätten sie sich früher nie gesehen. Man sprach von allgemeinen Dingen, von London, von Neapel. Angelica bewunderte des Lord um das Wiedersehen der schönsten Stadt, man kam auf Reisen und die Unterhaltung wurde immer lebendiger und freier.

*) Die Daten (S. in einer ausführlichen Monographie durch den Italiener Rossi (Florenz 1868), dem in den „Zeitgenossen" (Neue Folge II, 133—96) Nachrichten. Auf Interessantes über die 1741 zu Chur in Graubünden Geborene theilt Goethe mit, der sie oft besuchte, und Merkwürdiges, der in Begleitung ihrer weltlichen Gemahlin, des Herzogs Hofe von Dessau, häufig in ihrem Hause auf Cathi Cornelio verweilte.

*) Lord Hamilton, der berühmte Kunstkenner und Erforscher des Gebietes von Pompeji. Das Portrait seiner Gemahlin, von Rafael Morghen in Kupfer gestochen, ist eine der besten Arbeiten Angelica's.

Der Graf erzählte von seinen Reisen, aber immer nur in Bezug auf Angelica, indem er Das erwähnte und rühmte, was sie selbst gesehen hatte und worüber sie selbst urtheilen konnte.

„Sie nannten", sagte er unter Anderm, „Neapel den schönsten Ort der Welt, und ich möchte Ihnen in mancher Hinsicht darin Recht geben. Und doch ermüdet auch diese Schönheit, wie ich selber empfunden habe. Die Stimmung, in der wir eine Gegend sehen, übt ja den größten Einfluß auf unser Urtheil. Für mich gibt es nur Einen Ort, der mich immer wieder an sich zieht. Ich hatte in der Schweiz von einem Berge bei der herrlichsten Beleuchtung eine Aussicht über den Bodensee bis nach Konstanz, das in der reinen Luft sich spiegelte, während als Abschluß die appenzeller Gletscher in der Ferne sich erhoben. Erquickt durch diesen Eindruck, fuhr ich östlich hinunter; und da lag vor mir ausgebreitet eine Alpenlandschaft, so idyllisch, daß man glauben sollte, nur die Phantasie könne sie malen, im grünen Thale ein freundlicher Ort, auf langgestrecktem Hügel eine friedliche Kirche, die ganze Landschaft umgeben von schneebewachsenen Bergen, die wie bescheiden zurückgetreten waren, um dem Ganzen als Rahmen zu dienen."

Angelica berichte auf, ihr schönes Auge glänzte. „Sie kennen den Namen des Städtchens?" rief sie.

„Wie sollte ich den Namen nicht behalten haben", erwiderte dieser, „da mir dort eine andere, noch viel größere Ueberraschung aufgespart war."

„O erzählen Sie", bat Angelica.

„Als ich in das Thal hinunterlenkte, läuteten die Glocken der Kirche. Mein Führer hielt still, nahm sein Käppchen ab und betete ein leises Vaterunser. Mich trieb's zum Gotteshause. Die sinkende Sonne schien durch die bunten Scheiben, ich hoffte auf deren Wirkung in der Kirche, die ich nun weiß und kalt dachte. Da auf einmal, wie trauben die Natur mich entrückte, stand ich hier geblendet von der Wirkung der Kunst. Bäume, das Dunkel schienen emporzustreben zur Decke, die, das Ewige darstellend, funkelnd goldene Sterne im blauen Firmamente zeigte; liebliche Engelsköpfe schauten Hoffnung verheißend hernieder, während in der Mitte die Allwissenheit Gottes, das Kreuz und der heilige Geist verkündbildlicht waren. Ringsherum aber standen al fresco gemalt die Gefährten des Herrn, so tief empfunden und so charakteristisch gemalt, als stünde man den Meisterwerken Juliens gegenüber."

„Nun brauchen Sie nur den Namen des Orts nicht zu nennen; ich kenne ihn genau, es ist mein liebes, liebes Schwarzenberg, der Geburtsort meines Vaters."

„Das wußte ich nicht, mein Fräulein; aber daß Sie die Künstlerin waren, die jene Apostel malte, das erfuhr ich. Seitdem habe ich immer gewünscht, Ihre Bekanntschaft zu machen, bis es mir heute durch die Gnade des Lords vergönnt war."

Auf Angelica machte die Erwähnung ihrer Heimat und das Lob, daß jenen Bildern gespendet wurde, einen so durchaus wohlthätigen Eindruck, daß ihr der Graf wie ein alter Bekannter vorkam, dem sie unbedingt eine Berechtigung einräumen konnte, die sonst nur durch Freundschaft erworben wird. — Den Künstlern genügt überhaupt das rein ästhetische Behagen an ihren Kunstwerken, es ist ihnen in vieler Hinsicht angenehmer als die Reflexion über den Schönheitsgrund, den der Kunstkenner verlangt.

Angelica zeigte ihr neuestes Bild; sie hatte sich selbst dargestellt, unschlüssig schwankend zwischen Malerei und Musik, gleichsam der Absicht eines Gemäldes, in den sie einst durch ihre Freunde geraten war, der, bei ihrer großen Anlage zum Gesange, ihre Ausbildung nach dieser Seite hin wünschten.

Hamilton lobte mit den Ausdrücken eines Kunstkenners und alten Freundes, der Graf mit Geschmack, aber nicht ohne eine individuelle, eigene Stimmung.

Dann kam der Augenblick des Abschieds; der Lord hoffte, sie noch einmal zu sehen, ehe er London verließ, Horn bat um die Erlaubniß, ihr Atelier besuchen zu dürfen.

„Als Freund des Lords sind Sie mir immer willkommen", war die Antwort Angelica's.

Die Herren gingen; auf der Treppe trafen sie einen Mann, dem der Lord die Hand drückte und ihm das Versprechen abnahm, ihn zu besuchen, wenn er nach Neapel käme.

„Vielleicht komme auch ich bald nach Italien, meine Sehnsucht und mein Herz sind zwischen hier und Neapel getheilt", sagte der Fremde.

Der Graf sah flüchtig auf den Sprecher, dessen Stimme er schon gehört zu haben glaubte; ihre Blicke begegneten sich, Beide erkannten sich wieder. Es war der Mann, dessen Erscheinen ihn gestern aus der Taverne gescheucht.

„Es ist ein tüchtiger Maler, Antonio Zucchi, ein Bekannter Angelica's, oder vielmehr ihres Vaters. — Leben Sie wohl, Graf, auf Wiedersehen in Neapel." Damit trennte sich Lord Hamilton von seinem Schützling.

III.

Von jenem Tage an kam der Graf oft in das Atelier der Künstlerin, bis es Angelica ein Bedürfniß wurde, ihn täglich zu sehen; es lag hier eine jener Verhältnisse vor, in denen man über die gegenseitigen Empfindungen vollkommen klar ist, ohne sich doch je darüber ausgesprochen zu haben. Angelica, die eine Erklärung des Grafen bis jetzt verhindert hatte, fühlte bald, daß sie auf längere Zeit dieser Rolle nicht gewachsen war, und da der Graf ihr täglich deutlicher seine Liebe und seine Wünsche an das Herz legte, entschloß sie sich, ihren Vater zu einem Besuche zu vermögen, ohne den Grund anzugeben, der ihr seine Anwesenheit wünschenswerth machte. Obgleich mit Arbeiten, die nicht aufzuschieben waren, beschäftigt, fühlte er doch aus dem Briefe die einsame Lage seiner Tochter heraus und schickte ihr eine seiner Gemmen zur Gesellschaft. Das war Oel in das Feuer gegossen; das junge Mädchen war bald mehr von der Liebenswürdigkeit des Grafen entzückt als Angelica selbst und führte diese dadurch zu einer Höhe der Leidenschaft, auf der ihr sonst ruhiges Urtheil sich verwirrte. Der Graf beobachtete die Fortschritte seiner Liebe nicht mit der Ruhe eines kalt Berechnenden; er hatte sich selbst so hineingelebt und gedrängt in diese Liebe, daß er darüber alle Verhältnisse vergaß, die, außerhalb derselben liegend, ihm den Besitz Angelica's unmöglich machten. So war das Geständniß seiner Liebe, daß er ihr that, und die Frage, ob sie sein werden wolle, die verhängnißvolle Folge eines leidenschaftlich erregten Zustandes, aber schon die Seligkeit, mit dem ihn die Antwort erfüllte, wurde getrübt durch bange Zweifel, die in seiner Seele emporstiegen. Von hier bis zum Besitze war ein langer Weg, und seine muthige That, sein entschlossenes Handeln führte ihn zum Ziel — vorwärts mußte er, immer vorwärts auf der Bahn der Lüge und des Trugs.

Horn hatte zunächst von Angelica das strengste Geheimniß über ihre Verlobung verlangt, selbst ihr Vater sollte nichts davon erfahren, ehe nicht die verwickelten Verhältnisse des Grafen in Schweden geordnet wären; war diese Lage, gab er nicht an und Angelica konnte sie um so weniger errathen, da sie wußte, daß der Graf reich begütert und ohne nähere Verwandte war.

Ein Mann hatte das entscheidende Verhältniß mit nicht gleichgültigen Augen angesehen, und er hielt sich für verpflichtet, Angelica zu warnen. Ihre Unbefangenheit täuschte ihn; eine Unterredung mit der Cousine brachte ihn vollends auf falsche Fährte: das junge Mädchen sprach so unbefangen über Annäherung zu dem Grafen an, daß Antonio Zucchi*) glaubte, Horn's häufige Besuche hätten ihr Herz Angelica schon lange, beyeilt ihres jungfräulichen Freundes wegen und als Künstlerin: es schien ihm, als ob die Leidenschaften der Tegern nicht mehr die Ruhe der frühern trügen; er war klüger, die Seelenzustände Angelica's aus ihren Kunstwerken zu beurtheilen als aus den Gemüthserscheinungen, aus denen der Liebende die Gewißheit schöpft, geliebt zu werden. War doch auch seine künstlerische Thätigkeit gestört, fehlte doch auch ihm seit längerer Zeit die Ruhe. Eine Madonna, die er für den Herzog von Forlì malte, war fast, ohne daß er es ahnte, ein Porträt Angelica's geworden. Er fühlte sich beunruhigt, er mußte den Zauberbann lösen und das konnte nur geschehen, daß der geachtete Künstler die gefeierte Künstlerin errang. Doch hatte er nicht den Muth, ihr das Geständniß seiner Liebe zu machen, er schrieb und — kam zu spät. Angelica antwortete ihm schonend, bedauernd und liebevoll. Niemand stünde ihrem Herzen so nahe als er, den Ihren aufgenommen, dessen Namen sie dem Künstler nicht nennen dürfe; er erwarb ihn nur zu gut, jetzt war kein Zweifel mehr, sie liebte den Grafen.

Für Andrea hatte London seinen Reiz mehr; nur um Angelica's willen hatte er sein Italien mit England vertauscht; nach diesem Scheitern seiner Pläne zog es ihn nach seinem Vaterlande zurück. Aber eine ihm selbst unklare Gewalt hielt ihn; es schien ihm, als ob sein Bild Angelica's einen Ausdruck von Schwermuth trage und ihn anflehe, zu bleiben, weil sie seiner bedürfen würde. Das Zusammentreffen mit dem Grafen in der Taverne fiel ihm auf; er hatte seinen Begleiter dort öfters wieder gesehen, das Mißverhältniß in der äußerlichen Stellung der Beiden und trotzdem ihre damalige Vertraulichkeit erregten seinen Argwohn, die Nachrichten, die man über den Grafen brachte, waren unbestimmt, sich widersprechend; es drängte ihn, zu erfahren, wer jener Mann sei. Nicht als Beleidigter und Zurückgesetzter wollte er heimlich gegen das Bündniß der Liebenden wirken, nur wissen wollte er, ob der Fremde werth wäre, sein Ideal zu besitzen.

*) Antonio Zucchi, ein verdienstvoller Maler in Rom (starb 1795), ein Nachkomme Jakob Zucchi's. Schüler des bekannten Historienmalers Georg Maier. Die spätere Verbindung Antonio's mit Angelica ist bekannt.

Lader beschloß er, die Bekanntschaft Richard's zu machen. Inzwischen drängten auch andere Ereignisse den Grafen aus seinen Träumereien heraus zum Entschluß und zur That.

Den Abend nach ihrer Zusammenkunft in der Laterne hatte der Graf Richard vergeblich auf sich warten lassen; er war von der Verstellung der Angelina mit dem stolzen Gefühle zurückgekehrt, daß er von jetzt an der Hülfe seines Bekannten würde entbehren können. Welche vergebliche Hoffnung! Lucrezia mußte vor allem aus Londen fort, nach Italien geschafft werden und er hoffte so mit Einem Schlage den unbequemen Vertrauten und sie entfernen zu können. In der Furcht, ein öffentliches Erscheinen mit Richard könne auffallen, hatte er, seinen bisherigen Grundsätzen entgegen, diesen zu sich nach Kufsteinet beschieden. Richard war geblendet von all der Pracht, die den Grafen umgab, und der Gedanke stieg in ihm auf, selber an diesem Glanze einmal theilzunehmen und sich nicht länger von einem Menschen als Tenner behandeln zu lassen, den er mit einem Worte vernichten konnte.

Das Alles überlegte er, als Friedrich ihm den Auftrag gab, seine Gattin nach Rom zu begleiten, unter dem Vorwande, daß der Graf bereits dahin vorausgegangen sei.

„Mit andern Worten", sagte Richard, als der Graf geendet hatte, „ich bin der Lump und du willst mich auf leichte Weise abfinden und aus deinem Gesichtskreise bringen. Sei überzeugt, daß ich nicht gehe."

Der Graf bat und drohte endlich.

„Glaubst du, ich ließe mich von dir einschüchtern?" rief der Andre erzürnt aufspringend. „Ein Wort von mir und du wanderst von diesem Zimmer in das Gefängniß, alle Welt erfährt, daß du ein Betrüger bist, kein Graf von Horn —"

„So mögest du!" bat Horn.

„Wenn sie es erfahren, muß Zimmern's mich? Ich allein kann gegen dich zeugen, in meinen Armen verschied der Graf und ich kenne dich als Sven Detlef Svennen, den Secretär meines verstorbenen Herrn."

Der Graf war in das Nebenzimmer getreten, er überzeugte sich, daß Niemand horchte, dann verschloß er die Thür. Richard folgte ihm mit triumphirenden Augen.

„Was verlangst du von mir?" fing Horn schonend ruhig.

„Theile mit mir deine Güter", sagte Richard.

„Gib mir vollständige Einsicht in deine Verhältnisse und dann Halbpart."

„Nun so fahre zur Hölle!" schrie in äußerster Wuth Friedrich, der eine Pistole ergriffen und wie ein Rasender auf seinen Genossen sich stürzte; aber ehe er noch das Gewehr spannen konnte, hatte dieser es ihm schon aus der Hand gerissen, ihn zu Boden geworfen und ließ den Hahn der Pistole spielen, die Mündung auf Friedrich gerichtet.

Eine kurze Pause der Ueberlegung trat ein.

„Ich will mit dir theilen unter einer Bedingung", unterbrach Friedrich das Schweigen.

„Sage denn!"

„Du begleitest Lucrezia nach Italien."

„Gut!" sagte Richard — „setz' auf Schreibe, wie ich diktire."

Der Graf that wie ihm befohlen war und schrieb: „Unter der Bedingung, daß Axel Sepien mein mir ehelich angetrauter Weib —"

Friedrich hielt inne. „Schreib' oder ich gehe", sagte Richard und diktirte weiter:

„angetrauter Weib Lucrezia Horn von hier weg, gleichviel wohin, nur jenseits des Kanals schafft, verpflichte ich mich, ihm Einsicht in die Vermögensverhältnisse des zu Rom am 14. November 1782 verstorbenen Grafen Friedrich von Horn zu geben und die Revenuen derselben mit ihm zu theilen."

Richard trat an den Schreibtisch und sah über die Schultern des Schreibenden. „Es ist gut, du verstehst meisterhaft die Hand des Grafen nachzumachen", setzte er hinzu. „Und nun unterschreibe."

„Welchen Namen soll ich darunter setzen?" frug Friedrich, dessen Hand zitterte.

„Unterschreibe dich wie früher Sven Detlef Svennen, und nun gib mir das Papier."

„Was willst du damit beginnen?"

„Es ist nur für alle Fälle. Du erhaltest es sogleich, sobald deine Frau verschwunden ist und du dagegen mir mit einem gerichtlichen Verkauf der Hälfte der schwedischen Güter abgeschlossen hast." Lader steckte er das Papier in seine Brieftasche, ergriff seinen Hut und frug, was er seiner Frau als Witwengehalt zu geben gedenke.

„Wenn du sie bewogen hast, zu reisen, werde ich sie mit hinlänglichen Geldmitteln versehen", antwortete Friedrich. „Wann wirst du zu ihr gehen?"

„Heute Abend um 7 Uhr", sagte Richard und ging.

Der falsche Graf schaute ihm lange nach, dann

verhüllt er in ein kurzes Nachdenken, endlich sprang er auf, klingelte heftig und befahl, daß sein Wagen angespannt werde.

Es war 5 Uhr Abends, der Verkehr lag todt auf den Straßen Londons, die städtischen Laternen verbreiteten ein trübes, unsicheres Licht, der Graf ließ seinen Wagen an Somerlethouse halten und lag in einer der Nebenstraßen des Strand. In einem Hause, das dem Portale nahe war, sprang er sich eine Treppe hinauf, klopfte an eine Thür linker Hand. Nach langem Warten wurde endlich geöffnet; eine dürftige Gestalt leuchtete dem Eintretenden mit Gesicht und fragte erstaunt: „Was führt Sie her, Herr Graf?"

Friedrich folgte dem Manne in das Zimmer, schloß die Thür und ließ sich auf einen Stuhl nieder, während der Andere unterwürfig vor ihm stehen blieb.

„Erinnerst du dich des Abends, wo wir Bekanntschaft machten?"

„Wie sollte ich nicht, ich war in Ihrer Gewalt, und wenn Sie gewollt hätten, wäre ich längst von den Raben verspeist."

„Du kannst mich jetzt dankbar beweisen, und mehr als mehr werth sein wird, viel Geld verdienen", sagte der Graf.

Des Mannes Augen glänzten von unheimlichem Feuer, sie gaben deutlich, daß er zu Allem bereit sei. Doch schien mehr Anderes zu erwarten, denn er sahe, ohne das Innere gewahr zu werden, fest:

„Ich habe einen Feind, der verschwinden muß; willst du ihn unsichtbar machen?"

„Stumm?" war das einzige Wort, das der Mann aussprach.

„Wenn es nicht anders möglich ist, mag es denn sein, aber lieber wäre es mir, wenn er für das Schiff Sr. Majestät gepreßt werden könnte, das in den nächsten Tagen nach Indien abgeht."

„Das ist mein Geschäft!"

„Vorsicht ist besonders nöthig; wenn es dir möglich ist, seine Papiere zu bekommen, versprache ich eine Extrabelohnung. Ist dein Streich gelungen, erwarte ich dich morgen bei mir."

Der Graf gab eine genaue Beschreibung des Mannes, der entweder gegen 7 Uhr in Charing-Street oder Abends im Goldenen Löwen in Covent-garden zu treffen wäre.

Der Mann ging an die Arbeit, der Graf suchte zu Angelica.

IV.

In Angelica's Seele waren durch [illegible] Ereignisse aufgethürmt, um so lebhafter, da es ihr schwer fiel, den treuen Freund Antonio vorübergehend [illegible]. Es war ihr oft und viel in ihrem Herzen gewesen und seine Nähe ihr fast zum Bedürfniß geworden, sodaß sie seine Entfernung wie einen schweren Verlust empfand.

In dieser Verstimmung, die der neugewonnene Freund ihr nicht ganz auszufüllen konnte, schwebte sie sich oft nach dem Vater, dessen Ankunft in Florenz ihrem Ende entgegensahen. Es war ihr nur eine drückende Last, daß sie das tiefe Geheimniß ihrer Liebe nicht ihrem Vater anvertrauen durfte, der sonst in ihrer Seele jeden Gedanken gekannt hatte. So traf sie ein Brief, der die Bestätigung von der baldigen Ankunft des Vaters brachte; in demselben sprach sich eine so innige Sehnsucht nach der Tochter aus, daß diese aufgeregter Seele an eine Ahnung glaubte, die er von den großen Veränderungen haben mußte, die ihr bevorstanden. Sie hatte den liebevollen Ausdruck seines treuen Herzens an ihre Lippen gedrückt und aus ihren Augen war eine Freudenthräne herausgefallen, als der Graf eintrat.

Er forschte nach dem Grunde der Angelica's Aufregung und sie theilte ihm die frohe Aussicht mit, ihren Vater bald wiederzusehen. „Dann wird Alles gut sein", sagte er vertrauensvoll hinzu. „Wie wird er sich freuen über das Glück seiner Tochter und doch beklagen, daß die Künstlerin in den Hintergrund tritt vor der glücklichen Gattin!"

Hätte Angelica unbefangen beobachten können, sie hätte vielleicht bemerkt, wie wenig der Graf heute geneigt war, auf die zärtlichen Tändeleien der Liebe einzugehen, die ihm sonst entzückten. Er wurde stiller und ernster, bis auch sie endlich von seinem trüben Wesen betroffen wurde und ihn fragte, was ihm fehle.

Er entschuldigte sich mit politischen Nachrichten aus Schweden, die von großem Einflusse auf sein Schicksal sein könnten, und er schien ihr, als erleichterte ihm die Erzählung dieser Verhältnisse die Sorgen seines Herzens. Sie glaubte nun das Geheimniß erklärt, das wie eine Schattenwand zwischen ihnen gelegen, und auch ihm hatte sein Bericht einen neuen Weg gezeigt, durch den er manches Wunderbare in seinem Leben auch für die Dame erklären und sich für die Engländer mit dem neuen Glorienscheine des politischen Flüchtlings zieren konnte. Aber in Verfolg dieser Gedanken kamen ihm noch andere Erinnerungen, die ihn so lebhaft beschäftigten, daß er kaum hinhörte auf Angelica's Plaudereien, die mit bunten Farben ihre Zukunft ausmalte. Ihm hatte sich plötz-

lich eine glänzende Perspective eröffnet; die Hälfte der durch eine falsche Correspondenz behaupteten Güter, die er heute an Richard weggegeben hatte, sie konnte sein werden von Rechtswegen; auch ihre Einkünfte reichten hin, um Angelica eine gesicherte Lebensstellung an seiner Seite zu gründen; kein Verrath war mehr zu befürchten, kein weiterer Betrug. Er ging so schnell in eine aufgeräumte Heiterkeit über, daß Angelica ihm kaum zu folgen verstand und sich froh war, als der Eintritt der Gouvine ihr Zusammensein unterbrach.

Der Graf entfernte sich bald darauf, er befahl, zu Hause angekommen, einige Kisten mit Schriften, die in seiner Bibliothek standen, in sein Arbeitszimmer zu bringen, während er den abgeschickten Diener erwartete, überlas er die Briefe, die auf seinem Schreibtische lagen; unter vielen war einer, den er herausnahm und, nachdem er an dem Wappen den Schreiber erkannt hatte, ihn schnell erbrach; sein Vetter, Gustav Horn, schrieb ihm von Stockholm und meldete ihm, als dem vermeintlich noch lebenden Piasten, im voraus seine baldige Ankunft in London.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Eis im Feuer.

(Zu Berichten Boutigny's über den sphäroidalen Zustand.)

I.

In einem Zeitalter, in dem Physiker und Chemiker jährlich neue merkwürdige Eigenschaften der Körper aufspüren, in dem Botaniker und Zoologen jährlich Hunderte neuer Pflanzen und Thiere und die Astronomen jährlich mehre Planeten entdecken, ist es den Menschen leicht geworden, sich zu der Höhe emporzuschwingen, wo ein alter Dichter als Standpunkt des Weisen hinstellt, zu dem Standpunkte, wo man sich über nichts wundert.

Wenn nicht eine physikalische oder chemische Entdeckung sich sogleich dem praktischen Leben nützlich zeigt, wie die Photographie, wenn nicht ein neues organisches Wesen zum Paradestücke wird wie die Victoria regia oder der Hydrarches, und wenn ein neuentdecktes Gestirn nicht der Erde den Untergang droht, nimmt das jetzige Publikum die naturwissenschaftlichen Errungenschaften so vernehmlich kühl und verwunderungslos auf wie ein neues Händchen Gedichte oder eine neue Polka.

Wenn aber irgendeine physikalische Entdeckung noch im Stande ist, das blasirte Publikum in Verwunderung zu setzen, so dürften doch die Experimente und die daran geknüpften Hypothesen eines Forschers sein, der in einem glühenden Ofen Eis erzeugt und seine Hand unverletzt in feuerflüssigem Metalle badet; der klar nachweist, wie das mittelalterliche Gottesgericht zuweilen günstig für den Angeklagten ausfallen konnte; der durch sein Experiment begreiflich zu machen glaubt, wie sich die Sonne und ihre Planeten aus glühenden Tropfen gebildet haben und wie die Steinlebien nicht durch Verwesung von Pflanzen entstanden, sondern als Samen vom Himmel herabgeregnet sind und der für Solche, die nur am Nutzlichen Freude haben, auch das Zerspringen der Dampfkessel verhüten lehrt.

Dieser Naturforscher, von dem wir schon Bd. I unserer „Unterhaltungen" S. 7[illegible] sprachen, ist ein pariser Chemiker, Boutigny, dessen Schrift „Studien über die Körper im sphäroidalen Zustande", dritte Auflage, soeben in deutscher Uebersetzung (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschienen ist. Dieses Buch ist nicht nur bedeutsam durch die Aufklärung der, durch viele Augenzeugen bestätigten, sinnreichen und überraschenden Experimente, sondern auch interessant durch die Blicke, die es uns in das Seelenleben eines von seinen Forschungen ganz erfüllten und fast berauschten Mannes gibt. Der Verfasser, der von sich sagt, er sei ein Mann des Laboratoriums, aber keineswegs ein Schriftsteller, hat unabsichtlich in seiner wissenschaftlichen Arbeit eine psychologische Studie gegeben, die uns den Seelenzustand eines Forschers anschaulich malt, der von einer Idee gewissermaßen besessen ist. Nachdem sie durch einen Zufall in seine Seele gefallen ist und dann, wie ein Stein im Wasserspiegel, die ersten kleinen Wellenkreise erregt hat, breiten sich die immer neuen Wellen täglich weiter aus, bis sie ihm endlich bis an die Grenzen des Weltalls zu reichen und alle naturwissenschaftlichen Gebiete zu erschüttern scheinen.

Der Keim zu den überraschenden Entdeckungen Boutigny's lag in einer schlichten Beobachtung, die seit dem Alterthume sich vielen Laien aufgedrängt haben mußte, aber erst vor etwa hundert Jahren von zwei Deutschen, Grier und Leidenfrost, wissenschaftlich beschrieben wurde, in dem „Leidenfrost'schen Phänomene". Dieses kann jeder Laie leicht hervorrufen.

Erhitzt man Wasser in einem beliebigen Gefäße, z. B. einem silbernen Löffel, über einer Flamme, so beginnt derselbe bald zu sieden und

durch Verdampfung zu verschwinden. Bringt man aber in den vorher mit erhitzten Teeren Löffel einen Tropfen Wasser, so tritt nicht, wie man erwarten sollte, ein um so rascheres Sieden und Verdampfen ein, sondern das Wasser, welches sich in einen perlmutterähnlichen Tropfen ballt, tanzt freiselförmig in dem Löffel herum und verdampft auffallend langsam. Zieht man dagegen den Löffel von der Flamme weg und läßt ihn etwas verkühlen, so verdampft der Tropfen in einem Momente und oft mit einer kleinen Explosion. Das Paradoxe dieses Vorganges liegt darin, daß die Verdampfung, die Wirkung der Wärme, in einem weniger heißen Gefäße rascher erfolgt als in einem heißern und selbst einem glühenden.

Löwe, der gewöhnlichen Redensart: „Viel hilft viel" zuwiderlaufende Thatsache lag wunderlicherweise fast hundert Jahre brach, obgleich sie mehrfach geeignet schien, die Forschung herauszufordern. Die Physiker führten dieselbe wol in einer Anmerkung ihrer Lehrbücher an, aber keiner nahm sich die Mühe, dem Geheimnisse jenes Wassertropfens mit Ausdauer nachzuspüren.

Boutigny wurde im Jahre 1836 durch einen Zufall zur Entdeckung dieses Phänomens gebracht, welches ihn bald ganz an sich fesselte und sich ihm als Hauptaufgabe seines wissenschaftlichen Strebens aufdrängte. Es scheint in der Seele eines Forschers, in der augenblicklich, wie ein Blitz, der Gedanke einschlägt und sie ganz in Beschlag nimmt, etwas Aehnliches vorzugehen wie im Gemüth eines Jünglings, welches durch den Blick eines jungen Mädchens in Flammen gesetzt wird. Nur in einem prädestinirten Individuum wendet dieser Blitz und nur in einem solchen wird er zur immer brennenden Flamme.

Boutigny hat wol, gleich andern Forschern, kaum jemal solche Ruhe besessen, um die Experimente, die zur Entdeckung seiner Aufgabe führen konnten, in der streng methodischen Ordnung anzustellen, wie er sie in seiner Schrift aufführt und es wäre psychologisch interessanter, wenn er seine einzelnen Versuche in chronologischer Ordnung aufgeführt hätte. Da sein Buch darüber keine Aufschlüsse gibt, so mögen seine Experimente und die daran geknüpften Hypothesen in systematischer Reihenfolge auch hier aufgezählt werden.

Die erste Frage war: Tritt nur Erscheinung nur an dem Wasser und dem Aether, den Boutigny zuerst untersuchte, oder ist sie eine allgemeine? Durch viele Versuche glaubt sich unser Forscher zu dem Schlusse berechtigt: alle schmelzbaren und verdampfbaren, alle wahrscheinlich sämmtliche Stoffe, folgen demselben Gesetze. Und nicht nur kleine Tropfen zeigen dieselbe Erscheinung, in größern Gefäßen lassen selbst große Flüssigkeitsmengen dasselbe Phänomen wahrnehmen. Auch bedarf es keines Gefäßes, um dasselbe hervorzurufen; wenn man auf eine erhitzte Fläche eine andere gießt, die leichter siedet, z. B. Wasser auf geschmolzenes Blei, tritt mit der ersteren derselbe Fall ein, wie wenn man einen Wassertropfen in einem heißen Löffel bringt. Um die neue Erscheinung kurz zu bezeichnen, nannte sie Boutigny, weil die Flüssigkeit einen abgerundeten Körper von der Gestalt einer Kugel oder Linse darstellt, den sphäroidalen Zustand.

Als zweite Frage drängte sich auf: Welche Temperatur muß das Gefäß haben, damit die hineingegossene Flüssigkeit den sphäroidalen Zustand annehme? Man hatte wol geglaubt, die Schale müsse glühen; Boutigny fand aber, daß für Wasser das Gefäß 142 Grad, für absoluten Weingeist 134 Grad, für Aether 61 Grad genuge und daß das Gefäß um so heißer sein müsse, je höher der Siedepunkt der anzuwendenden Flüssigkeit liege oder je schwerer dieselbe verdampfe.

Um zu erforschen, in welchem Verhältnisse die Schnelligkeit der Verdampfung des Tropfens zu der Temperatur des Gefäßes stehe, brachte Boutigny eine gewogene Menge Wasser in ein heißes Gefäß und maß die Zeit, welche die Flüssigkeit zum vollständigen Verdampfen brauchte; dann füllte er eine gleiche Menge Wasser in das nunmehr etwas abgekühlte Gefäß und notirte die Zahl der Secunden, welche verflossen bis zum vollständigen Verschwinden des Tropfens u. s. f. Dadurch gewann er die Ueberzeugung, daß die Flüssigkeit im sphäroidalen Zustand um so schneller verdampfe, je heißer das Gefäß ist.

Nun galt es, die Temperatur der in den heißen Gefäßen verweilenden Flüssigkeiten zu messen. Die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß der Tropfen weniger heiß sein müsse als das Gefäß. Boutigny fand aber, außer der Bestätigung dieser Vermuthung, auch noch, daß die Flüssigkeit unveränderlich eine und dieselbe Temperatur festhält, die niedriger ist als ihr Siedepunkt. Der in einem glühenden Metallgefäße ausharrende Wassertropfen zeigt beständig etwas über 96 Grad C. Wärme (die Siedewärme des Wassers ist 100 Grad C.), der Alkohol 76 Grad, Aether nur 34 Grad, schweflige Säure (die durch Verdichtung in flüssigen

Zustand gebrachter Schwefel kam, der trotz brennenden Schwefel aufbrigt, auf blos — 10 Grad, d. h. zehn Grad unter dem Gefrierpunkte des Wassers. Dies merkwürdige Verhalten der letzteren Flüssigkeit regte den Forscher zu einem Experimente an, bei dem ihm gewiß das Herz gepocht hat vor Erwartung, ob es nicht einer Hexe oder Zauberer gelte. Wasser — so folgerte er — in die schwefelige Säure gebracht, welche in einem glühenden Tiegel schwimmt, müsse alle getrieben, und man kann sich der Freude des Experimentators denken, als sich seine Vermuthung bestätigte. Der glühende Tiegel sah wirklich seine Wärme an durch Wasser, sondern der Wasserdampfen tauchte sogleich seine Temperatur mit der kühlen Säure aus und verlor bei dieser Verwandlung so viel, daß er unten in einem glühenden Tiegel gelten. Faraday hat später gezeigt, daß jener Tanzkünstler, welcher auf bei der Nähe des Polarmeeren erstarrt, in einem glühenden Tiegel gefriert, wenn man es in verdünnte Schwefelsäure taucht, die sich im Tiegel im sphäroidalen Zustande befindet.

Was ist nun Ursache, daß die Wärme des glühenden Metalls nicht auf die kalte Flüssigkeit übergeht? Der Verfasser macht den Wahrscheinlichkeitsrechnungen auf der Angemessenheit die Vermuthung, daß die Flüssigkeit das Metall nicht unmittelbar berühre, da somit die Wärme des Metalls unmittelbar übertragen würde. Um den oft trügenden Augenschein zu prüfen, welcher rasch den der Gefahrenen berührenden und sogleich von der abgetragenen Tropfen für einen beständig dem Metall berührenden halten kann, stellte Boutigny einige sinnreiche optische und chemische Versuche an, von denen nur einer erwähnt werden mag. Bringt man in eine glühende Schale von Platin einen Tropfen Schwefelsäure, so stellt diese Säure das Metall, welches sie unter anderen Umständen rasch erstört, nicht an, kann also die Schale durchaus nicht berührt haben. Einen glänzenden Beweis für seine Ansicht fand Boutigny in einer Beobachtung, der in Glasbläsereien bekannt und gemacht worden war. Legt man einen Tropfen geschmolzenen Glases auf Wasser fallen, so zeigt das Wasser anfangs seine Spur von Siedung, erst nach einiger Zeit, nachdem das glühende Glas einen Theil seiner Wärme verloren hat, wallt das Wasser auf und entwickelt lebhaft Dämpfe. Boutigny versuchte, um die Erfahrung näher zu prüfen, ein großes eisernes Gefäß Silber oder Platin, welches zum Glühen erhitzt war, in ein Gefäß voll Wasser und bemerkte deutlich, daß das Wasser ruhig um das glühende Gefäß stehen, als dann es sich vor dem Verbrennen, erst nach einiger Zeit begann das Wasser zu brennen und zu kochen. Auch erzählt er das in einem alten Journale berichtete Verfahren der ostindischen Hausmänner, geschmolzenes Silber in eine Form von Zinn oder dem Handel zu gießen, durch eigene Versuche und fand, daß wirklich das glühende Metall den benetzten Zinn nicht zu verbrennen vermag, solange es sich darin im sphäroidalen Zustande befindet. Als Boutigny in der Glashütte von Choisy seinen Versuch machte, hatte er von dem Ingenieur der Gesellschaft, daß man eine in das Wasser getauchte glühende Glasmasse mit der Hand umgreifen und bewegen könne, ohne sich zu verbrennen. Lege galt es für den Forscher zu beweisen, ob er wirklich bei an die Wahrheit seiner Hypothese vom sphäroidalen Zustande glaube. Bei der Hypothese begründet, so gibt von dem glühenden Glas seine Hand an das Wasser, als auch nicht an die mit Wasser benetzte Hand aber und der Physiker hatte das Glas so unerschrocken berührt wie seine Wange. Der Glaube des Erfinders an die Wahrheit seiner Theorie fand weil, aber Boutigny ist ehrlich genug zu sagen: „Ich habe diesen gefährlich scheinenden Versuch nicht ohne eine gewisse Unruhe wiederholt, aber ohne die geringste Beschädigung." Wahrscheinlich ist die Furcht Anderer über die Bewährung seiner Hypothese nicht weniger groß gewesen als die Furcht über die unversehrte Hand, welche sich dem wissenschaftlichen Gottesurtheil ausgesetzt hatte.

Herr Alphonse Michel schreibt der Welt gewesen zu sein, der in neuerer Zeit — ohne von Faraday zu Kenntniß gebracht zu sein — blos aus wissenschaftlichem Forschungstriebe mit seinem Finger einen Strahl geschmolzenen Eisens, als es aus dem Ofen hervorfloß, durchbrach. Nach Michel hat Boutigny auch diese und ähnliche Versuche eigenhändig angestellt. Er hat einen Finger oder die Hand in einen Kessel voll glühenden Quecksilbers, Silbers und Blei gesteckt, ohne sich im geringsten zu verbrennen. Benetzt er den Finger vorher mit Aether, so empfand derselbe nimmt im geschmolzenen Blei sogar Kälte. Es ist bemerkenswerth, daß noch seine Vorfahren der Magie auf ihren Kunststücken sich mit diesen Kunststücken haben lassen, sie gewiß Hexen machen würden. Sollte ein geneigter Leser Lust fühlen, sich auf wissenschaftlicher Neugier der Feuerprobe zu unterwerfen, so wäre ihm, um sich allmälig im Muthe

zu bestatten, anzurathen, zuerst einen Finger, der mit Aether befeuchtet oder mit Lycopodium bestreut ist, in heißes Wasser zu tauchen, dann die mit Wasser befeuchtete Hand mit geschmolzenem Blei in Berührung zu bringen und endlich einen „kühnen Griff" in geschmolzenes Metall zu thun. Immer wird man dabei nur diejenige Temperatur empfinden, welche die an der Hand haftende Feuchtigkeit (Aether, Wasser oder Schweiß) annimmt, wenn sie sich im sphäroidalen Zustande befindet, und diese liegt ja stets unter ihrem Siedepunkte, ist also nicht zu fürchten; nur der unterhalb des geschmolzenen Metallbades befindliche Theil der Haut wird durch die strahlende Wärme desselben gegerbt. Nur muß man sich hüten, den Finger in das Metall zu tauchen, wenn es durch Abkühlung dem Erstarren nahe ist, denn sonst könnte eine kleine Menge am Finger haften oder gar der Finger in dem Schmelzgut verbacken. Michel und Deutinger blieben nicht die Einzigen, die sich solchen Ordalien unterzogen. Die Herren Despretz und Lebreuil, die Professoren Perron und Gome und der Arzt Vigal, Herr Govier und dessen achtjährige Tochter — wahrlich eine Heroine — haben ihre Hände in einen Tiegel voll geschmolzenen Magnesium gesteckt. Welches Licht durch diese kühnen Versuche auf die Ordalien des Mittelalters fällt, bedarf kaum der Erwähnung. Eine vom Nachweis bewegte Hand kam unversehrt aus dem geschmolzenen Blei hervor, wenn dieses nur gehörig heiß war, und der Gerichtsdiener, der aus Haß gegen den Angeklagten den Tiegel recht tief erhitzt, that demselben gerade einen Liebesdienst.

Die unzweifelhaften Berichtigungen der Gegenwart haben manchen Bericht alter Schriftsteller, der lange für Sage oder Lüge gegolten hat, bewahrheitet. Manche „Fabel" des Herodot ist durch neuere Reisende als Thatsache bestätigt worden; aber auffallender ist wol seine Rehabilitirung alter, für Märchen erklärter Berichte, als die der Möglichkeit einer ohne Lug und Trug erfolgten Heiligsprechung durch die Feuerprobe, und wenn die moderne Welt sich noch einmal kindlich verwundern kann, so dürfte es bei diesem Anlasse geschehen.

(Den zweiten Artikel in nächster Nummer.)

Reisebriefe

von Ewald Bülz

(Vergl. „Unterhaltungen", N. F., Bd. II, Nr. 3.)

XVII. Mecklenburg-Schwerin.

Die Grenze meines engern Vaterlandes ist überschritten, ehe liegt die Landschaft vor mir da, bis endlich, wie eine Oase in der Wüste, Schwerin vor mir auftaucht.

Jede, selbst die kleinste Residenz eines Fürsten, ist mit mehr Geschmack erbaut wie die übrigen Städte des Landes, und auch die Lage bietet gewöhnlich schon einige Vortheile. So geht es auch hier. Die Hauptstadt des Volks der Obotriten liegt an einem weiten See, den mit Gehölz bewachsene Höhen umgeben. Hart am Ufer hin zieht sich die Stadt und tritt dadurch vortheilhaft hervor. Das neue fürstliche Schloß spiegelt sich in den Fluten des Sees. Sein Bau, eben erst vollendet, ist noch das Gespräch des ganzen Landes. Dem goldenen Hause des Nero gleich schauen sie es an und jeder Patriot ist befließen, dies Wunder des Jahrhunderts mit hohem Selbstgefühl zu nennen. Bei seiner Einweihung waren alle befreundeten Fürsten geladen, sodaß die Tafel ganz leicht war und die Landstände allein in den untern Räumen speisen mußten. Als Ludwig Napoleon den neuen Theil des Louvre eröffnete, waren alle Quartiers geladen; das ist eben auch Frankreich. An den Küsten der Ostsee bewahrt man noch jedem Stande den ihm gebührenden Platz.

Ob dem Volk diese Ständeordnung nicht gefällt? Es wandert scharenweise aus und man hat hier und da keine Arbeiter mehr, um den Feldbau zu verrichten. Die Eisenbahn führt von Schwerin nach Ludwigslust, dem großherzoglichen Sommeraufenthalte, welcher in einer Sandwüste entstanden ist und von vielen Personen von guter Familie jetzt bewohnt wird; denn die fürstliche Großmuth hat hier zahlreiche Häuser erbaut, die der unbemittelte Adel umsonst zu bewohnen so gütig ist. Es ist recht still in diesem Ludwigslust; aber angenehm feierlich still. Unter dem sich färbenden Laube schaut freundlich ein Pensionat hervor, wo adelige Frauenhände die christliche Jugend der Barmherzigkeit selbst an Personen von feiner Geburt üben.

Die Eisenbahn führt nach Wismar und Rostock, aber auch in diesen Seestädten ist es todt. Man sollte glauben, es habe sich, wie in der Verzauberten Rose, ein hundertjähriger Schlaf auf das

Land gelegt. Wie wenig Handel und Verkehr ſich hebt, beweiſen ſchon die Eiſenbahnaktien, die meiſtens noch auf 50 bleiben. Roſtock hat eine Gasbeleuchtung und die kleinern Städte folgen nach und nach dem Beiſpiele. Das iſt übrigens nicht ganz ſo leicht; denn das Publicum ſträubt ſich gegen dieſe wie gegen jede Neuerung. Es iſt den Damen nicht gemüthlich, wenn ſie des Abends in einen Thee gehen wollen, keine kleine Handlaterne vor ſich hertragen zu laſſen, und was dem Deutſchen nicht gemüthlich iſt, das vermeidet er. Das Theater in Schwerin iſt jetzt in den Händen des Herrn von Aleſtow, der vortheilhaft darauf wirkt. Im Sommer geht die Truppe nach Doberan, dem immer noch beſuchten und beliebten Bade-orte, obgleich er der See ſehr nah liegt und nur eine beſchränkte Zahl von Gäſten in dem Badehauſe an dem ſogenannten Heiligen Damm ein Unterkommen findet.

Travemünde, in der Nähe von Lübeck, bietet dem wirklich Kranken größere Vortheile, nur muß er nicht auf angenehm geſelligen Verkehr rechnen, denn die größte Zahl der Gäſte beſteht aus den Gutsbeſitzern Mecklenburgs, welche lange nicht mehr über ihre Hufen hinausgedacht haben. Ein ſehr ſchönes Mädchen aus Treptow gebrauchte in dieſem Sommer zu den Bädern und die vermögenden Mecklenburger beſchloſſen, ſich nicht über ihre Schönheit zu verlieben, bis ſie ſich über ihre Vermögensumſtände unterrichtet; ſie telegraphirten auf gemeinſame Koſten und fanden die Antwort ungenügend, beſchloſſen daher ihre Herzen.

Durch den Schloßbau in Schwerin iſt einige Anregung zur Bildung des Geſchmacks gegeben, fremde Künſtler und Architekten ſind angezogen und eine Idee von Kunſtſinn hat die erſten Keime getrieben. Leider iſt mit Vollendung des Baus dem Talente jede weitere Bahn verſchloſſen und die jungen Leute, welche ſich dem Fache zugewandt, müſſen in Schweden nach Beſchäftigung ſuchen, die ſich namentlich auf der Bahn nach Gothenburg bietet. Die Literatur iſt für Mecklenburg ein unbekanntes Feld, im ganzen Lande erſcheint kein einziges erörterndes Journal, gibt es wenig Verlagsbuchhandlungen. Man lieſt überhaupt ſehr wenig. Die Leihbibliotheken enthalten nur ſolche Bücher, welche wohlfeil ſind und dadurch fällt die Wahl meiſtens auf Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen; denn nur ſehr wenige beſſere deutſche Romane erſcheinen bisjetzt noch zu herabgeſetzten Preiſen.

XVIII. Berlin

Mit der Eiſenbahn von Ludwigsluſt kommend, muß man die Grenze des Zollvereins überſchreiten, dem Mecklenburg bisjetzt noch nicht beigetreten iſt und auch ſchwerlich je betreten wird, weil es ſeine Localintereſſen nicht gefährden. Schwarz und Weiß, mit dem preußiſchen Adler daneben, bezeichnet für mich recht genau die Trennung von meinem Vaterlande. Wir ſtehen jetzt auf einem neuen Boden. Der preußiſche Militär, als Eiſenbahnbeamter, verrichtet mit einem gewiſſen Anſtand ſein Geſchäft; er ſpricht gut, ſein Schnurrbart kleidet ihn. Er öffnet die Koffer des Reiſenden mit Worte und weiß dieſer unangenehmen Pflicht durch die Nothwendigkeit ſeines Gehorſams auch den mürriſchen zu entwingen, den wir der Sache freilich nicht gern gutwillig leiſten. Wir fügen uns, aber, wie es der Bürger monarchiſcher Staaten gewohnt iſt, mit einer leiſen Verwünſchung gegen das Geſetz, welches nur zur Plage erfunden ſcheint, und reiſen weiter. Der Weg iſt einförmig, nichts verkürzt uns die Zeit, aber endlich — Berlin liegt vor uns auf der Ebene weithin ausgedehnt, während jenſeit der Kreuzberg mit ſeinem Monumente ſich vortheilhaft von ihr abhebt.

Die Hauptſtadt des proteſtantiſchen Deutſchland, der Sitz der Wiſſenſchaften, die Trägerin der Künſte, der Brennpunkt der Intelligenz iſt nun erreicht und die Bruſt erweitert ſich bei dem Gedanken, wie viel des Sehenswerthen, wie viel des Großen und Schönen ſich uns hier bieten wird. Wir ſtehen überdies am Vorabend wichtiger Zeitereigniſſe. Der König iſt erkrankt, eine Art Regentſchaft iſt eingetreten. Wird der Monarch geneſen? fragt man ſich und die Entgegnung bleibt ein Achſelzucken, das den Zweifel ausdrückt.

Der König ſelbſt, erzählt man uns, legt die Hand an ſeine Stirn, das Gedächtniß iſt ihm entflohen. Der Prinz von Preußen vertritt einſtweilen ſeine Stelle. Er will in dieſer Lage nicht eigenmächtig handeln, noch die eigene Anſicht vertreten, er will in dem Sinne Anderer thätig ſein. Das bleibt ſo ſchwierig als gefährlich; denn es kann ihm das Vertrauen nach beiden Seiten fehlen. Das Ungewiſſe der gegenwärtigen Verhältniſſe läßt Niemand zur Ruhe kommen, bis in die fernſten Kreiſe reicht die Spannung, für deren Aufhören ſich das Gute nicht vorherſagen läßt. Betrachtet man allſeitig die Lage des Königs, ſo iſt doch die des Prinzen, inmitten ſo vieler fremden, ihm entgegengeſetzten Anſichten und Einflüſſe, vielleicht noch beklagenswerther.

In dieser allgemeinen Mißstimmung hat sich nun noch diese Geldkrisis gestellt, welche wie ein Alpdrücken auf der Stadt ruht und die einzige Unterhaltung des Tages ausmacht. Wer ist gefallen und wer steht noch? sind die beständigen Fragen nach jeder Börse. Wie zuvor, solange die Welt steht, rufen wol einige Gratisire aus, nur ein so allgemeiner Ruin die Geldbeutel. Unglücksfälle, wie sie uns die Geschichte sonst verzeichnet, ein Erdbeben, ein Ausbruch des Vesuv, ein Sturm auf hoher See, eine gewonnene oder verlorene Schlacht, sie alle konnten keinen Umsturz der Verhältnisse herbeiführen, wie es dieser Panikschwindel gethan. Und Niemand weiß noch, wie weit diese Erschütterung reichen werde; denn solange die Schwankungen dauern, ist es nicht zu berechnen, wann gänzliche Stille eintreten und was sie uns bringen werde. Alle Wintervergnügungen schweigen einstweilen, bei Gerlen ist es leer, die Zahnkünstler entlohnen ihre Arbeiter, nur durch Zuhalfe der Bank, sagte man, ist eine der größten Arbeiterentlassungen bei einer weltberühmten Fabrik verhindert worden. Die Geschäfte stehen still und bis auf — die Witzpreishändler hinab fühlen alle Schichten der Gesellschaft die drohenden Fallliten. Nur die Gerichte sind dermal die gewinnenden, denn täglich melden sich neue Bankrotte und es drängen sich eine Anzahl junger Advocaten zu ihrer Schlichtung herbei. So verursacht auch hier noch das Unglück des Einen den Vortheil des Andern.

Der Himmel hat sich indessen umgekehrt, die schönen Herbsttage sind entflohen, unaufhaltsamer Regen geht herab und die Straßen Berlins sind verödet. Kein traurigerer Anblick als eine große Stadt an einem grauen Novembertage! Die Theater bieten dann noch die einzige Zerstreuung und namentlich hat Johanna Wagner in ihrer Rolle als lady Macbeth eine so zauberhafte Wirkung geübt, daß man selbst im Traume noch mit ihr beschäftigt sein mußte. Ist ihre Stimme als Sängerin gleich dahin, so wirkt dafür ihr wunderbares Spiel so hinreißend, daß sie das Auge fesselt, auch wo das Ohr nicht hört. Zudem werde die Oper von der Bühne zurückziehen müssen, sowie sie zurücktreten, sagt man im Publicum; denn keine andere Sängerin würde nach ihr diese Rolle ausfüllen. Elise Schmidt hat an einem Sonntag ihre letzte dramatische Vorlesung, die „Elektra" des Euripides, gehalten, in weißem Gewande, den grün und goldenen Kranz im dunkeln Haar, bei Kerzenbeleuchtung am lichten Tage, des Effects halber. Sie hat Beifall gefunden.

So bieten sich dem Publicum noch alle Arten von Unterhaltung, es gibt Vorträge hier und Vorträge dort, Vorträge über christliche Gesundheitspflege und Vorträge über Heidenbekehrung, hier sammelt man für verwaiste Kinder und dort für verwaiste Jungfrauen, sperrt sie in enge Räume ein und erzieht sie für den Himmel, jeden Sonntag predigen die Engel der Irvingianer, nachdem sie die ganze Woche lang für die Kreuzzeitung gearbeitet; im Gesangverein der Stern weigert man sich, noch Texte aus dem Alten Testamente zu singen und sein Gardelieutenant wagt mehr seine Seele, wie man zu sagen pflegt, dem Teufel zu verschreiben. Und doch schaut immer noch seine Taube sichtbar aus den Wolken herab und erklärt ihr Wohlgefallen an diesem gottesfernen Wirken und Walten.

(Ein vorgehefteter Brief in nächster Nummer.)

Anregungen.

Ulrich von Hutten.

„Alea jacta est! Ich hab's gewagt!"

In diesem, dem Cäsar entlehnten Sinnspruch liegt das Wesen und Leben des soeben von David Strauß meisterhaft geschilderten Ulrich v. Hutten.

Vorbildlich schwebt in ihm sich der Begriff der germanischen sittlichen Begeisterung verkörpert zu haben. Wo er war und kommt sie wie eine Fackel, die um so heller loht, je härter sie gegen den Stein geschlagen wird, so wie ihn vergebt sie ihr eigenes Feuer.

Was war Glück und Ruhe nennen, auch nicht im kleinsten Maßstabe ist es Ulrich von Hutten zuteil geworden.

Schon als Knabe im Kloster zu Fulda, wohin ihn sein Vater, der Ritter von Steckelberg, gebracht hat, liegt er in Zwist mit seinen mönchischen Lehrern. Ohne Sinn für ihr Treiben, ihre Gebräuche, ihre Gelehrsamkeit, sieht er seine Welt nur gefangen hinter Mauern, ein muthiges Ich kämpfen, Kämpfen mit den Widerwärtigkeiten des Geschicks, ein Ringen um die höchsten Güter und die freiliche Freiheit.

Des Vaters strenger, unnachsichtlicher Willen, der ihn zum geistlichen Stande bestimmt, zwingt ihn endlich zum letzten Schritt, er entflieht, er wird fahrender Student.

Von diesem, entschlossenem Wesen, obgleich er nicht älter ist als 16 Jahre, will er sich selbst den Weg bahnen, nur auf sich gestellt sein; die Musen werden ihm helfen und „ein wenig auch das Glück".

Um ihn ist eine aufgeregte Zeit, eine Bewegung der Geister, die wir kaum noch begreifen, alle begabten Menschen eilen zu den Schätzen der wieder entdeckten alten Literatur; neben der kirchlichen Bildung hat sich eine weltliche, profane erhoben, beide im Kampf um die Herrschaft. Priester und Mönche sind die Anhänger jener mittelalterlichen Welt, welche einst Europa bekehrt und umgewandelt hat, die Humanisten sind die Nachfolger Cicero's und Ovid's, der alten heidnischen Weisheit, welche Sokrates neben Christus stellen und den allmächtigen Gott Jupiter nennen. In diese Kreise, die einen rabbelaisen lateinischen Hexameter für die beste Empfehlung eines Mannes halten, kommt Hutten zu Köln, zu Erfurt, zu Frankfurt an der Oder, da schließen sich Jugendfreundschaften, Verbindungen mit ausgezeichneten Gelehrten, die ersten, langdauernden Anregungen ergreifen diese feine jugendliche Seele. Er versucht sich in „römischen Liedern" — aber noch fehlt die Muse, die ihn allein begeistern konnte — der Zorn. Sonst, trotz der Studien in den Gläsern, ist dies fahrende Leben wild, zügellos, durchaus ein Vagantenleben, inmitten der besten, tüchtigsten Genossen, unter Becher- und Würfelspiel. So in diesem Ulrich von Hutten geht ein ungestümes, heißes Blut — es ist die Erbschaft der ritterlichen, händelsüchtigen Ahnen —, welches die Dürftigkeit und die Entbehrungen des Klosters nicht gedämpft, nur erbost haben. Ach, auch der Krankheit der Zeit, der Lustseuche (von der Albrecht Dürer damals wenigstens Vorbereitung sagen konnte: „Wer hätte sie jetzt nicht?"), fällt er zum Opfer und muß seinen in den Schweißen seines Leibes gleichsam ein sichtbares Zeichen tragen, daß diese Zeit ihn zum Propheten und Märtyrer zugleich erwählt habe. Mit vielen Wunden schleppt er sich umher, denn seine Wanderlust hören sie nicht, elend, ohne Geld, da ihm der Vater jede Unterstützung versagt, kommt er an den öden Strand der Ostsee. Nur so seinem Jammer entschlagen, ihn endlich das Geschick — es macht ihn zum Dichter.

Nicht zum Dichter zarter Gefühle, tiefer oder erhabener Gedanken, sondern nur des Hasses, des Zorns. Auf ihn paßt ganz das Wort des römischen Satirikers: „Unwille schrieb diese Verse." Der Raubanfall, den der Bürgermeister Ebeleb Löp zu Greifswald auf ihn machte, als er von dort nach Rostock wanderte, zwang ihm die Feder in die Hand, in den heftigen Klagen gegen ihn und seinen Sohn ergoß sich zum ersten mal die frische, derbe Poesie Hutten's. Diese leidenschaftliche Poesie, das sich bald zu einem bitteren, scharfen Witz zusammenfaßt, fließt in einem Strom voll vernichtender Worte auf des Gegners Haupt nieder, erfüllt alle seine Schriften, sie sind durchaus auf den Augenblick berechnet, dem Zufall verdankt. Hutten ist kein Genie wie Dante, der lange sucht und grübelt und seinem Haß und seine Liebe zum Allgemeinen erhebt, ein immer bewußter Künstler, steht er auf der Bresche, wenn der Humanismus oder seine Familie angegriffen wird, klingt es sich noch vor Luther gegen Rom und die Priester, nicht anders hat es sich so gern im Harnisch, den Helm um die Stirn und mit dem Schwert gegürtet, in Holzschnitten darstellen lassen.

Auch andere, mächtigere Feinde zeigen bald seinen Grimm. Auf seinen Reisen und Fahrten in Italien lernt er die heimtückische Politik, den Hochmut der Venetianer, die Verderbtheit des römischen Hofes, der „heiligen Väter, an denen nichts Heiliges ist", wie Julius II. und Leo X., kennen und hassen. Ein deutscher Ritter, fühlt es sich bis in die Seele gekränkt, wenn die Franzosen und die venetianischen Piraten den Kaiser Maximilian verhöhnen, mit dem Degen schlägt er einmal ihrer Hure in die Fratze, die von dem Kaiser in seiner Gegenwart so unanständig redet, mit der Feder vernichtet er in Gedichten und Satiren den Ruhm „der Affen auf den Lagunen", und seinen Julius, der den Himmel verschenkt. Da Maximilian liegt er die Jungfrau Italia eine Klage und Mahnung senden, sie aus den Händen der Tyrannen zu befreien. Diese Tyrannen von der Ohnmacht des Reichs über Italien und Rom, die von allen Humanisten gepriesen werden, beschuldigen ihn vorzugsweise, er mag diese Herabwürdigung der deutschen Nation nicht länger leiden. Ihre Bedeutung durch die Priester und Abhängigen. Hier und da brechen die alten Stimmungen an die Oberfläche, Heinrich IV., in ihm auf.

Ein Handel, in den seine Familie indes verwickelt worden, lenkt seine Vaterlandsliebe von diesen Dingen ab. Es ist der Streit des Hutten mit dem Herzog Ulrich von Württemberg, der einen ihrer Gerichtsgenossen, Herrn Hans von Hutten, hinterrücks im Walde erschlagen. In vier Reden, die Hutten diesen Mordes wegen dem Herzog entgegenschleudert, diesem „zweiten Phalaris und Nero", atmen jene „catilinarische", donnernde Beredsamkeit. Leider wirkt die Kleinheit der Verhältnisse lähmend auf sie ein und der Redner muß zuweilen zu übertreibenden Bildern, zu dem Schellengeklingel seiner Worte seine Zuflucht nehmen, um auf der Höhe zu bleiben.

Inzwischen entbrennt der große Streit, in dem das Ich bald gewagt' endlich eine weltgeschichtliche Bedeutung gewinnt: die Reformation.

Die fernen Feindschaften und Kämpfe der Humanisten und der „Dunkelmänner", die sich doch immerhin nur auf einen geringen Theil des Volks bezogen und den Ausdruck literarischer Fehden nie mals verleugneten, werden durch die gewaltige, tief innerliche Kraft Luthers in das Herz der Religion hineingetragen, sie verlieren ihre Ausschließlichkeit und machen zu Alle bewegenden Fragen, zu Forderungen einer vollkommenen Umgestaltung im Denken und Glauben empor. So begreift sie endlich Hutten nicht — diese Innerlichkeit ist ihm verschlossen, er sieht nur die schmutzigen Flecken, das neue Babylon Rom, das in Lust und Sünde die Schätze der deutschen Nation vergeudet. Ihm war es das Höchste,

die Ritter liegen aufs Pferd, verjagten die „Dunkelmänner“ und eroberten Rom. Die Sache, die Luther mit dem tiefsten Ernst erfaßt und vollführt, vertheidigt Hutten mit jener muthigen Heiterkeit, jener Mischung von Spott und Hohn und glühendster Begeisterung des Hasses, die er nicht laß werden kann, die ihm zugleich Gewinn und Dämon ist. Nicht umsonst ist er in Rom gewesen und hat den „Briefen der Dunkelmänner“ manche Seite eingeschrieben, das Gleichnis, der Schärfe zum Trotz, die ungeheuere Ader des Lucianischen Witzes in ihm. Alles macht ihn zum gefährlichsten Feinde der katholischen Geistlichkeit. Da war es nur der nothwendige Rückschlag, daß sie sich endlich gegen ihn erhob, und noch hatte sie etwas von einem aufgeregten Löwen. Hutten, der durch den brandenburgischen Ritter Berlewit von Stein in die Dienste des Kurfürsten Albrecht von Mainz getreten war und zwei ruhige Jahre an seinem Hofe verlebt hatte, geehrt und ausgezeichnet als ein kaiserlicher gekrönter Poet, mußte auf die Burg des Sickingers flüchten, von wo er im Krieg gegen Ulrich von Würtemberg zuerst schrieb. Im Lager, unter dem Zelt, ist jene Freundschaft entstanden, die uns so theuer und geheiligt sein sollte wie den Griechen die zwischen Orestes und Pylades, eine Freundschaft ohne Falschheit, ohne Streit, bis in den Tod hinein. Das der Papst befahl, ihn, den Unschuldigen, der nichts gethan als die Wahrheit geredet, nichts gewollt als das allgemeine Beste, gefangen nach Rom zu bringen, erzürnte ihn vielleicht darum um so heftiger, je mehr er in jenen Jahren, 1518—19, sich mit den Gedanken der Stille, der Ruhe, einer behaglichen, arbeitsamen Muße getragen hatte. Daß war nun auf immer vorbei, jetzt konnte nichts vor ihm liegen als Sieg oder Tod, aber getrost: „Ob Deutschland ganz, Gottes Gericht auch bezwang!“

Nur den Burgen Sickingens, den Herbergen der Gerechtigkeit, fanden sich die Vertriebenen und Flüchtigen zusammen. Einer leidenschaftlicher als der Andere. Als der junge König Karl, von dem er — und Hutten zumeist — Großes erhofft, sich dem Papst zuwandte, der Reichstag zu Worms Luther verlud, da sind die abenteuerlichsten Pläne besprochen worden, die päpstlichen Cardinäle zu überfallen, Worms zu besiegen, den Papstschuh umherzutragen, Hutten wollte die Revolution. Er lebt die leidenschaftliche Sprache und schreibt durch seine Klagen, seine Anklage: er hat nicht mehr mit den Gebieten und Fürsten, sondern mit der ganzen Nation zu verhandeln, mit der Nation, die für ihn sich zunächst in der Ritterschaft ausprägt, denn die Kaufleute haßt er und lebt — das Wegelagern gegen sie! Wie dieser beständige Ruf: „Auf Schwert!“ ihn von Luther und den Männern des Worts entfremden, ihn selbst vereinzeln und verbittern mußte, da sein Kriegsgeschrei ihm antwortete, liegt Jedem klar. Es ist ein phantastisches Element in Hutten, etwas von einem irrenden Ritter, das ihn für uns um so bedeutender, empfehlen, seinen Untergang tragischer macht. Doch läßt sich nicht verkennen, daß ihm jene Klarheit und Besonnenheit fehlte, welche die großen Menschen zur Mitwelt erhoben, er kann die Ihrer nicht zum Siege führen, er ist nur ihr „Vorbender Herold“. Gequält, hager und bleich von einer eigenen Krankheit, die kein Mittel ganz heilt, an der Hand l. und Rafael Farben, im Regen und Sturm zieht er mit Sickingen umher und seine Lebenskraft verzehrt in traurigen Fehden, in verzweifelter Stimmung. Endlich verläßt er flüchtend den Freund, mit den wildesten Gesellen treibt er umher, plündernd, spielend, aber immer gegen den welschen Feind entbrannt in einem heiligen Zorn, der selbst diesen Ausländern seiner Bude Glanz und Schimmer verleiht. Mit Erasmus, dem alten Genossen, innerlich längst zerfallen, gerath er in Basel auch in offenen Zwiespalt, und so, meinend mit Allen, in der besten Stimmung, betritt er die Schweiz, um auf Ufenau im Züricher See zu sterben. „Ich hab's gewagt!“ Er war erst fünfundreißigjährig, längst mit dem Lorber um die Schläfe; jetzt fand man nichts bei ihm als eine Feder. So rasch verzehrt das Feuer der Begeisterung den Sterblichen!

Nichts Vollendetes hat Hutten hervorgebracht. In den Zwiespalt jener Tage zwischen Wort und That recht inmitten hineingeworfen, Dichter und Ritter, hat er das eine nicht ausüben, die andere nicht vollführen können. Sein Leben ist sein ganzer Ruhm; er war ein Vorkämpfer, der beste, den es gegeben, und für die erste Sache. Sagt, er war ein deutscher Geistesriese — und ihr habt ihm genug gethan, ihr genießt die Früchte seines Wagnisses!

Strauß' „Ulrich von Hutten“ (zwei Theile, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1858) ist ein Werk, das mit der grünlichsten Kritik die anziehendste Darstellung verbindet. Was ihm gebührt, ein würdiges Denkmal, hier hat es der Ritter gefunden. Mit reifer Ruhe verfolgt der Verfasser den Kampf seines Helden gegen die Mönche, mit seltener, erschütternder Kraft schildert er das Elend, die Irrfahrten und den Ausgang des Helden. In unserer Zeit, wo man das alleinige Heil des Protestantismus darin sucht, Rom, so sehr verlernt oder zu bekämpfen wünscht, sei dieses Buch Allen empfohlen, haben wir früher! So wird zur richtigeren Erkenntniß jener Tage beitragen und für die unsrigen eine Ermuthigung sein.

Behauptungen

von *F. v. B.* in Wien.

Können wir an den allgemeinen Werth eines Menschen auch dann noch aufrichtig glauben, wenn er denselben für uns verloren hat?

* * *

Intrigue entsteht aus Falschheit und — Furcht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 15.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Angelica Kauffmann.

Von Freiherrn A. von Lütz.

IV.

Zu jeder andern Zeit hätte der aus Schweden gekommene Brief den falschen Grafen mit Schreck und Entsetzen erfüllt. Jetzt löste er die Siegel von den Briefen, die er einst selbst daran gelegt, und überzeugte sich mit einem Blicke, daß die Schriftstücke noch unversehrt waren. Es waren Briefe, die der Graf Horn einst als Mitglied der Verbindung der „Hüte", als Verschworener gegen den König Friedrich erhalten hatte; seit seinem Tode hatte der falsche Graf diesen gefährlichen Briefwechsel abgebrochen, denn auf seine Entdeckung wäre die Einziehung seiner Güter zu Gunsten der Krone erfolgt.

Während hier Friedrich einen weitgehenden Plan entwarf, hatte auf der andern Seite das Schicksal — gegen ihn entschieden.

Richard, der gefürchtete Gebieter seines Betrugs, war nicht bei Lucrezia gewesen. Er war nicht zweifelhaft, wem er den Auftrag geben sollte, sie nach Italien zu begleiten. Und in Wahrheit fand er nicht den Muth, dieser Frau, die er ebenso fürchtete wie sie ihn verachtete, den Auftrag ihres Gatten auszurichten. Er hatte daher vorgezogen, noch einen Tag die Sache hingehen zu lassen und bei einigen Gläsern Brandy im Goldenen Löwen einen andern Plan zu ersinnen. Zaudernd stand er endlich auf und bezahlte dem Wirthe seine Zeche; kurz nach ihm verließ auch der Maler seinen Sitz und folgte ihm. Er fand ihn auf der Straße im Kampfe mit einem Andern, der ihm eine Pechmaske über das Gesicht geworfen und sich schon seiner Brieftasche bemächtigt hatte. Bei Antonio's Herannahen ergriff der Angreifer die Flucht.

„Das ist kein Anderer gewesen als der Graf", rief Richard, als er durch Hülfe des Malers von der Maske befreit war.

„Ihr mögt Recht haben, Freund", sagte Antonio. „Das geschah auf Anstiften des Grafen Horn. Aber kommt mit hinein in die Taverne, auf solchen Schreck gehört ein Trunk."

Richard, den der Angriff vollständig entnüchtert hatte, folgte seinem Retter. Nasche und einige Flaschen Sherry reichten hin, ihm die Zunge mehr zu lösen, als ihm vielleicht später lieb war. Die beiden Männer unterhielten sich lange, dann versprachen sie sich auf morgen ein Wiedersehen.

„Ich werde sie retten!" jauchzte Antonio.

Am nächsten Morgen erhielt der Graf die Brieftasche Richard's, zu gleicher Zeit mit der Meldung, daß der Angriff mißlungen sei.

I.

Es schien, als ob das Schicksal Angelica's bei bleiben sollte von der letzten bittern Erfahrung, die als Consequenz einer Reihe von Zufälligkeiten ihr bevorstand. — Aber die Siegesgewißheit ihres schützenden Freundes und seiner Verbündeten, die bösen Augurien, die plötzlich an den Grafen herantraten und ihn gewaltsam aus seiner Ruhe aufschreckten, vollendeten ihr Geschick.

Kaum war die Brieftasche in des Grafen Hand, als ihm auch ein Brief Richard's überbracht wurde, des Inhalts:

„Dein freundliches Vorhaben von gestern Abend ist vereitelt durch einen Freund, der mir in der letzten Stunde zur Seite trat, zugleich um deine Pläne auf Angelica Kauffmann zu vereiteln. Wir rathen dir London zu verlassen. Deine Rolle ist ausgespielt."

Der Graf erschrak heftig. Woher wußte Richard den Namen Angelica's, wer war der neue Freund und wozu diente der Rath?

Der Graf entschied sich rasch; einen Dolch in der Rocktasche, ging er zu Richard; er traf ihn allein.

„Du hast mir einen unverschämten Brief geschrieben", sagte er, indem er sich zwang, möglichst unbefangen zu thun. „Er kam mir nicht unerwartet und hat mich um so weniger erschreckt, da wir doch beide verrathen sind." Und ohne ein Wort weiter zu sprechen warf er den Brief des Grafen Gustav Horn dem Genossen zu, den dieser eifrig las.

„Was geht das mich an?" fragte Richard.

„Ich habe für den Fall schon längst meine Vorsichtsmaßregeln getroffen", fuhr der Graf hinzu. „Wenn ich untergehe, sollst du wenigstens mit vernichtet werden; das Promemoria an die schwedische Gesandtschaft ist fertig und die Briefe, in denen ein gewisser Axel Jessen als Kurier an die Verbindung der „Hütte" erwähnt wird, sollen es begleiten. Zuletzt ist es gleichviel, ob man als Fälscher von Urkunden oder als Hochverräther aufgeknüpft wird."

Eine lange Stille trat ein.

„Du hast deine Träume von Ehrgeiz schnell vergessen", sagte endlich der Graf.

„Der Anfall von gestern Abend hat sie mich vergessen lassen", lautete die Antwort.

„So kommen wir nicht zum Ziel", erwiderte darauf Friedrich. „Sage mir, wer war der Fremde, mit dem du dich gegen mich verschworen hast?" — Als Richard schwieg, setzte er hinzu: „Es gibt noch Mittel und Wege, um den Grafen Gustav auf seiner Reise aufzuhalten, und ich bin auch jetzt noch nicht abgeneigt, unsern gestrigen Vertrag zu erfüllen, wenn du ehrlich gegen mich bist."

„Es ist zu spät", entgegnete Richard. „Der Mann, der sich mit mir verbunden hat, ist dein Todfeind, Antonio Zucchi."

Der falsche Graf wurde todtenbleich, seine Kniee zitterten, sein Gesicht nahm den Ausdruck einer wilden Verzweiflung an: „Dann freilich ist alles verloren, alles, du, sie und ich", rief er und brach in ein lautes Schluchzen aus.

Dieses weibische Zusammenbrechen in dem Augenblicke der Gefahr, das auf jeden andern Mann einen Eindruck tiefster Verachtung hätte machen müssen, wirkte ganz anders auf den Genossen des Grafen. Sei es, daß er zum ersten male einen Mann weinen sah, sei es, daß auch er in dem Momente fühlte, was er zu verlieren im Begriff stand, er legte seine Hand auf die Schulter des Grafen und sagte: „Vielleicht ist noch Hülfe möglich!"

„Rette mich, hilf mir Angelica zu erringen, und —"

„Wohl, der Maler weiß bis jetzt nur, daß ich ihn zu einer Frau führen kann, die mit einem Worte deine ganze Existenz untergräbt; ich habe ihm versprochen, ihn heute Abend dahin zu begleiten."

„Weiß er ihren Namen?" forschte Friedrich.

„Er kennt ihren Namen und ihre Wohnung, aber er hat versprochen, sie nicht ohne mich zu besuchen."

Ein Hoffnungsschimmer flog über das Gesicht des Grafen. „Verspricht mir, den Besuch aufzuschieben bis morgen."

„Und morgen finden wir das Nest ausgeflogen", sprach Richard vor sich hin. „Es sei."

„Heute Abend in meiner Wohnung sprechen wir weiter", sagte der Graf noch und verließ ihn.

Heimgekehrt schrieb er an Angelica: „Es war wie eine Mahnung des Schicksals, daß ich gestern mit dir von den Gefahren sprechen mußte, die mir wegen meiner politischen Verbindungen drohen. Ich habe die Gewißheit, daß ich verrathen bin, was mich am meisten schmerzt, durch einen Mann, den ich in deinem Hause habe kennen lernen, durch Antonio Zucchi. Ich kenne seine Pläne nicht, aber es scheint, als ob er erlaubt wäre, Geheimnisse zu erlauschen. Wenn du mich lieb hast, weise ihn ab und zeige ihm, daß du für den Mann, der mich verrathen will, kein anderes Gefühl als Verachtung hast. In treuester Liebe dein Friedrich."

In einem zweiten Brief benachrichtigte er seine Frau, daß er, aus Ursachen, die er ihr bald erklären würde, sich verborgen halten müsse, daß er einen sichern Schiffer gedungen hätte, der ihn nach Frankreich hinüberführen würde; und daß er sie bäte, mit dem nächsten Schiffe nach Bou-

lagne zu geben, da der Haß seiner Feinde sich wie auf seine Gattin zu erstrecken schiene.

In Folge dieser Briefe wurde Antonio Zucchi zwei mal bei Angelica abgewiesen. Auch fand er die Frau, die ihm über den Grafen Aufschluß geben sollte, abgereist, als er sie allein aufsuchte, da Richard für heute die Begleitung verweigert hatte.

Der Graf sah wohl ein, daß jeder Moment kostbar war, und daß er keine Zeit zu verlieren hatte, wenn er Angelica nicht verlieren wollte. Kaum waren jene Briefe geschrieben, als er auch schon seinen Wagen bestellte und nach dem Strand fuhr, wo er an einem abseits gelegenen stillen Hause hielt. Eine alte Haushälterin öffnete, man hörte, wie der Graf nach dem Pater Luci fragte. Mit gebeugtem Kopfe war er hineingetreten, ein Lächeln des Triumphes lag auf seinem Gesichte, als er wieder den Wagen bestieg.

Angelica schwebte den ganzen Tag über in der größten Angst für den Geliebten; auch darauf war gerechnet. Die letzte Rolle mußte gespielt werden und auch diese gelang.

Bleich und verzweifelnd kam er den Abend zu Angelica, er preßte sie heftig in die Arme und hielt sie, als ob er sie nie wieder lassen wollte.

„Alles ist verloren, Angelica; ich komme, um Abschied von dir zu nehmen. Es war ein kurzer Traum voll Seligkeit, zu schön, als daß nicht ein bitteres Erwachen darauf folgen sollte."

Angelica's Augen füllten sich mit Thränen.

„Was ist geschehen?" drang sie in den Grafen.

„Ich bin verrathen, wie ich dir schrieb. Der schwedische Gesandte wird noch heute die Erlaubniß erhalten, mich verhaften zu lassen, meine Auslieferung ist gewiß."

„O flieh, theurer Freund", bat Angelica.

„Es ist zu spät; überall lauern Spione, es gibt nur ein Mittel, mich zu retten, und das ist in deiner Hand —"

„Befiehl über mich, was soll ich thun?"

„Wenn du dich entschließen kannst, mein zu werden, noch heute, jetzt in dieser Stunde, bin ich gerettet. Dem Gatten der geliebten Angelica Kaufmann, der Freundin der Königin wird niemand etwas anhaben können."

Angelica schauerte; sie preßte die Hand auf ihr Herz und hauchte leise vor sich hin: „Mein Vater!"

„Vergeb'!" rief der Graf, „vergeb', daß ich dir den Weg zeigte; ich bitte, ich beschwöre dich, vergiß, was ich thörichte gesprochen habe. Mein Schicksal erfüllt sich, ich sollte noch einmal den Himmel sehen und dann auf das Blutgerüst steigen."

Angelica atmete krampfhaft; heiße Thränen fielen aus ihren Augen, dann warf sie sich nieder vor ihrem Crucifix und betete. Der Graf beobachtete gespannt jede ihrer Bewegungen.

Endlich stand sie auf, mit dem Gesichte einer Verklärten schaute sie den Grafen an.

„Wie kann ich dein werden?" fragte sie.

„Laß ab von mir!" bat der Graf.

„Ich will dein sein", sagte sie leis; „schaffe einen Priester meiner Kirche."

Eine Viertelstunde nachher fuhr der Graf, der die zitternde und weinende Angelica in seinen Armen hielt, dem Strand zu nach jenem Hause, in welchem er heute den Pater aufgesucht hatte. Er stieg allein aus und kam kurze Zeit darauf mit einem Priester im Ornat zurück; der Wagen fuhr noch einige Schritte, dann mußte auch Angelica aussteigen. Einige Stufen hinunter und sie befanden sich unter Leichensteinen, auf einem Kirchhofe, in dessen Mitte eine kleine Kirche stand. Der Priester öffnete selbst die Thür, es war fast vollständig dunkel, nur die ewige Lampe verbreitete ein ungewisses Licht. Der Sacristan kam, die Lichter des Hochaltars anzuzünden, nachdem er vorher die Fenster dicht verhangen hatte; er und des Priesters Haushälterin waren die einzigen Zeugen.

Das Ja war gesprochen, die Kirche hatte ihren Segen über das junge Paar ausgesprochen und die Hoffnung gewonnen, einen Proselyten unter den schwedischen Großen gemacht zu haben.

Das war die Hochzeit der liebenswürdigen, schönen und bewunderten Künstlerin Angelica Kaufmann.

In Angelica's Wohnung war große Aufregung, als sie zurückkehrte; der Vater war angekommen.

„Morgen werde ich ihm alles sagen", betheuerte der Graf, indem er einen letzten heißen Kuß auf ihre brennenden Lippen drückte.

Aufgeregt wie noch nie, kam er in seine Wohnung zurück. Ein Diener reichte ihm eine Karte: Graf Gustav Horn.

„Der Herr wird morgen früh wiederkommen", setzte er hinzu.

„Ich bin in den nächsten Tagen nicht für ihn zu sprechen; man soll sagen, ich sei nach Frankreich gereist", befahl der Graf.

Lange saß er noch vor seinem Kamine, dessen

Glut er sie und sie in Gedanken schürte, und wie im Fieber sang er vor sich hin:

Tell her I bleed for love of her
For love of her I die

VI.

Die Nachricht von Angelica's Verheirathung machte ein ungewöhnliches Aufsehen in London. Eine kurze Anzeige im „Spectator" reichte hin, die verschiedenartigsten Persönlichkeiten dafür zu interessiren; man forschte nach der Ursache der Eile, des Geheimnißvollen, mit dem die Verbindung geschlossen war. Zeigte sich auf der einen Seite eine allgemeine Liebe und Verehrung für Angelica, welche die englische Aristokratie als ihren Schützling anzusehen schien — so erwachten auf der andern Seite Stimmen des Mißtrauens gegen den Grafen, der, wie man glaubte, das ihm von der Künstlerin bewiesene Vertrauen gemißbraucht hatte.

Friedrich sah dieses Interesse zunächst mit Freuden, als aber die nie mit der Thatsache zufriedene Gesellschaft ihre Commentare und Zusätze machte, die, vielleicht auch wieder entstellt, bis zu seinen Ohren drangen, wurde er aufmerksamer und sah, daß er auf seiner Hut sein mußte. Er war jetzt auf einmal nicht mehr der fremde, vornehme und reiche Mann, er war der Gemahl der Künstlerin, die von den vornehmsten Mitgliedern der englischen Aristokratie aufgenommen und geliebt war, und diese glaubte ein Recht zu haben, Aufklärungen zu verlangen. Dann war Graf Mansar Horn in London erschienen und hatte durch den französischen Gesandten Näheres über diese Verbindung gehört, die ihm um so wichtiger sein mußte, da Kinder aus einer unauflöslichen Ehe, wie die mit Angelica war, nie in den Besitz der Lehnsgüter kommen konnten, die vielmehr ihm als nächstem Agnaten zufallen mußten. Für ihn war seine Abweisung in der Wohnung seines vermeintlichen Vetters ebenso erklärt wie dessen Wunsch, ihn von London fern zu halten; um so eifriger war er bemüht, in seine Nähe zu kommen.

Während er und Angelica's Freunde jeden Schritt des falschen Grafen beobachteten, ging der Vater, dem durch Antonio Mißtrauen eingeflößt war, zu seinem Schwiegersohne und verlangte offene Auskunft über seine Verhältnisse, über die Zukunft, die er der Tochter bieten könnte, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er die Heirathsgunst seiner Tochter zu einem Schritte gemißbraucht hätte, der sie wenigstens den Mißdeutungen der Welt aussetzen und ihrem Rufe schädlich sein müßte. Die offene Sprache des alten Künstlers schüchterte den Grafen ein; er suchte sich durch dieselben Märchen zu entschuldigen, die er der Tochter erzählt. Aber was Angelica bewog, ihm zum Altare zu folgen, sein Unglück und seine verzweifelte Lage, gerade das wurde ihm dem Vater gegenüber zur Anklage, der es einen Frevel an der Ruhe seiner Tochter nannte, sie mit in das ihn bedrohende Verhängniß zu ziehen.

„Meine Tochter hat wie ein junges unerfahrenes Mädchen gehandelt", schloß er seine Rede, „Sie wie ein Verführer. Sie werden sie nicht eher wiedersehen, ehe Ihre Verhältnisse nicht durchaus geordnet und ehe Sie nicht im Stande sind, Ihre Angelegenheiten vor drei ehrenwerthen Männern klar und ohne Ausschmückung darzulegen."

Der Graf schien außer sich. „Sie ist der gute Stern meines Lebens!" rief er leidenschaftlich. „Entzieht mich nicht seinem Einflusse oder ich gehe unter. Bedenken Sie, daß der Ruf Angelica's mit dem meinigen verbunden ist, wie ihr Schicksal mit meiner Zukunft." Der Alte blieb unerbittlich, der Graf drohte.

„Ich bin alt und nur noch geschickt, den Pinsel zu führen", sagte Kaufmann, „aber die Männer, die ich zum Schutze meiner Tochter aufgerufen habe, werden das Übrige thun gegen einen Mann, der so ehrlos gehandelt hat wie Sie!"

Der Graf sprang auf, er war bleich, aber schnell beruhigte er sich, indem er sagte: „Sie und ihr Vater —!"

„Aber die Männer, die ich um ihre Jugendkraft beneide, die drei Freunde Angelica's, meine Freunde —"

„Wer sind die Herren?" unterbrach ihn Friedrich.

„Der Herzog von Leeds und der Lord Greter und dann, wenn der Graf es erlaubt, ein Mann, der den Pinsel zu führen versteht, aber auch den Degen, Augenio Zucchi."

„Ich werde mit diesen Herren in Unterhandlung treten", sagte der Graf kalt.

„Und sie werden Ihnen zu jeder Zeit bereit sein, sobald sie wissen, wer Sie denn eigentlich sind und in welchem Verhältniß Sie zur Frau des Teufel Spanien stehen."

Der Alte ging; Friedrich stürzte mit einem lauten Schrei zusammen. Es war kein Zweifel mehr, sie wußten alles, er war verrathen. So war er auf einmal um alle Früchte seiner fortgesetzten Täuschungen und Verbrechen betrogen,

und verlor damit auch den letzten Funken von Energie, der schon spärlich genug in dieser Seele glühte. Was blieb ihm denn noch, wenn er nicht mit äußerm Glanz diese Gefühlskoketterie ausputzen konnte, die sein eigentliches Wesen ausmachte? Was er früher für diesen letzten Fall sich erdacht hatte, einen gewaltsamen Tod, davon hielt ihn jetzt nur seine Feigheit ab; denn ein Gefühl der Reue, ein höherer Gedanke hatte nie in diesem Herzen gewohnt, das nur Leidenschaft kannte und eine Gefühlsstimmung, die er frevelhaft Liebe hieß.

Ihm blieb jetzt keine andere Rettung als die Flucht; er glaubte sich ganz verloren und doch war der Verdacht, den der Vater Angelica's und namentlich Antonio mit jenem Namen verband, den er von den Wirthsleuten der nach Venlegne entflohenen Lucrezia in Erfahrung brachte, weit unter dem Verbrechen, das hier verlag.

Der Graf rief einen vertrauten Diener; er beschloß, noch in dieser Nacht abzureisen; die Angst hatte ihn um jede Ueberlegung gebracht, nur eine Sehnsucht hatte er, Angelica noch einmal zu sehen. In dem Gedanken erwachte wieder seine alte Leidenschaft. Während er die Anordnungen zur Flucht traf und der Diener eifrig beschäftigt war, das Werthvollste einzupacken, lief es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Hotel der Lady Vernoeht. Noch einmal mußte er Angelica wiedersehen, er mußte erfahren, was sie von ihm dachte und vielleicht sie zur Flucht bewegen; in einem andern Lande, mit einer andern Existenz konnte alles vergessen werden. Er wartete bis 10 Uhr, dann schlich er allein nach der Wohnung Angelica's. Es war ihm, als ob Manner am Portale seines Hauses aufgestellt wären, als ob sie ihm folgten, und dann hielt er es wieder für Wirkung seiner aufgeregten Phantasie. Gräßlich stand er dem Kerker gegenüber, aus dem sie damals ihm nachgeschaut hatte. Damals und jetzt; der Gedanke ergriff ihn, er hüllte sich tiefer in seinen Mantel und lauschte. Alles war still, in ihrem Gemach brannte Licht. Er schwang sich auf die Gartenmauer, von dort war es leicht, den Balkon zu erklimmen; plötzlich durchbrach ein leises Pfeifen die Stille des Abends, dem ein ähnlicher Ton antwortete; dann war alles wieder still. Er drückte sich an die Thüre der Balkonthür, um nicht gesehen zu werden, und als er sich überzeugt hatte, daß alles ruhig blieb, klopfte er leise. Ein Schrei des Schreckens war drinnen zu hören, dann sagte er innig: „Ich bin es, Angelica!"

Einen Augenblick schien sie bei sich zu erwägen, was sie thun wollte; endlich wurde das Fenster daneben geöffnet. Angelica hatte seine Stimme erkannt.

„Was suchst du hier?" fragte sie.

„So muß ich den Weg zu dir suchen!" klagte er.

„Verlaß mich, ich bitte dich, du stehst Gefahr!"

„Ich weiß es, Angelica, nur einen Moment will ich mit dir reden! Ich muß fort von hier, alles ist verloren, ich komme, um Abschied von dir zu nehmen."

Angelica antwortete nichts, Thränen waren ihre einzige Sprache.

„Ich liebe dich, wie noch keiner geliebt hat! Bedenke, daß du mein bist durch das Versprechen, das du mir in der Kirche gegeben!"

„O warum mußte alles so kommen!" rief Angelica.

„Noch kann alles gut werden; meine Flucht ist gesichert, wir können noch glücklich sein; komm mit mir!" flehte er leidenschaftlich bewegt. „Wir gehen nach meiner Vaterstadt, nach dem lieblichen Thale und führen dort ein Leben voll Wonne und Liebe."

„Ich darf nicht!" rief die junge Frau; „meine Pflicht gebietet mir zu bleiben."

„Welche Pflicht ist größer als die, welche dich mit mir verbindet?"

„Ich habe meinem Vater das Versprechen geben müssen, nichts zu unternehmen, ehe nicht alles klar ist, und dann —"

„Und dann?" fragte er.

„Meine Pflicht als Künstlerin gebietet mir zu bleiben. Das weiß ich wol, das meine Kunst untergehen würde in dem zahlosen Leben, das ich mit dir führen müßte. Könnte ich dich dadurch retten, ich thäte es. Aber umsonst werde ich dieses Geschenk des Himmels nicht weg. Sie soll mir ein Trost sein in all den trüben Tagen, die mich erwarten; denn das fühle ich wol, du hast mich namenlos elend gemacht."

„Ist das dein letztes Wort für den Verzweifelnden?"

„Ich habe zu wählen zwischen dir und jener hohen Himmelstochter, die von Jugend an mir Trost gegeben, die alle Zweifel meiner Seele löste, durch die ich alle meine Gedanken und Empfindungen lebendig vor das Auge meines Innern zum Abschluß bringen konnte. Nenne mich nicht kalt, wenn ich so spreche. Eine Trennung wird uns einen gut thun; jetzt, wo ich sehe, daß mein

Opfer dich nicht gerettet hat, fühle ich die ganze Schwere deines Elends und den Verrath, den ich gegen den alten Vater beging."

In diesem Augenblicke wurden die beiden Pässe wieder hörbar.

„Was ist das?" fragte Friedrich ängstlich.

„Wenn man uns belauschte!" sagte Angelica leise.

„Du hörst halb von mir", äußerte der Graf; sie reichte ihm die Hand, die er mit seinen Küssen bedeckte.

„Lebe wohl, Gott geleite dich!" sagte sie zum Abschied. Dann verschwand sie vom Fenster und die Thränen, die ihrem Auge entflossen, zeigten, wie schwer der Kampf ihres Herzens sei, daß aus ihrer Seele nicht so leicht das Bild des Mannes, der sie schmählich betrogen hatte, entschwinden wollte.

Sie hörte, wie er herniederglitt; jetzt sprang er über die Mauer; da — was war das? Sie eilte an das Fenster, sie hörte, wie ein Mann angegriffen wurde und einige Augenblicke sich wehrte; ein kurzer Schrei und Alles war still. Mit einem gellenden Schrei fiel auch sie zu Boden. So fand sie ihr Vater, bleich, verwirrt, ohne Bewußtsein. Aerzte wurden geholt, sie hielten den Zufall für bedenklich, Ruhe wurde empfohlen.

Während ihr Leben in der größten Gefahr schwebte, war das Schicksal Friedrich's entschieden. Den vereinigten Bemühungen Antonio's und des Grafen Gustav Horn, die durch Versprechungen und Geld Richart leicht gewannen, war es gelungen, das Verbrechen zu enthüllen; der schwedische Gesandte hatte die Erlaubniß erhalten, den Betrüger verhaften und nach Stockholm bringen zu lassen, wo das Gefängniß sich für ihn auftat, um ihn nie wieder zu entlassen, bis man seine Leiche auf dem Verbrecherfriedhof einscharrte.

In den Mauern seines Gefängnisses war es ihm eine Beschäftigung, die glühendsten Liebesgerichte an die Künstlerin zu richten, die er in sein Schicksal hineingezogen hatte und die nie wieder genesen wäre, wenn sie den ganzen Abgrund der Verbrechen je geschaut hätte, an deren Hand sie durch den Betrüger geführt wurde, der eine kurze Zeit ihr Gemahl hieß.

Ueber alles hinaus geht die Milde einer Frau. Lucrezia, der gute Stern des Grafen, wie Richart sie einst nannte, hatte gebetet und gesucht, bis sie Friedrich wiederfand. Sie kannte seine Liebe zu einer andern; er quälte sie mit dem Vorlesen der leidenschaftlichen Gedichte, worin er Angelica besang — sie blieb bei ihm, sie pflegte ihn, sie drückte ihm die Augen zu, sie weinte an seinem Grabe — und was ihr die Palme des ewigen Sieges verschaffen muß — sie liebte ihn noch! Welch wunderbares Räthsel birgt du doch, o Frauenherz!

VII.

Die Aerzte erklärten Angelica für genesen, aber sie blieb still, in sich gekehrt, theilnahmlos. Der Vater berieth mit Antonio, was zu thun sei, und dieser setzte seine Hoffnung auf Veränderung der Luft, auf den Einfluß Italiens, auf die Wirkung der Kunst.

Angelica folgte fast willenlos; diese Schwermuth hatte sich über ihr Wesen gelagert; derselbe Ernst lag täglich neu auf ihrem Gesicht, alle Eindrücke gingen spurlos an ihr vorüber, sie hatte kein Lächeln und keine Thräne mehr.

Farblos erschien ihr die Welt, ihr, der Künstlerin, die durch die Macht der Farben unzählige Freunde gewonnen und alle Gedanken mit deren Hülfe verewigt hatte. Grau lag die Gegenwart vor ihr wie der Himmel des Landes, das sie verließ, wie die nächste Vergangenheit, die sie mit keinem Worte erwähnte.

Mit manchem bangen Seufzer beobachteten der Vater und Antonio diesen Zustand; sie sah die Betrübniß des Vaters, die treue Sorgfalt des Freundes; ein Druck der Hand bewies ihnen, wie dankbar sie die Theilnahme erkannte, aber ihr Zustand blieb unverändert.

So kam sie nach ihrem Vaterlande. War es die Erinnerung an das erste Gespräch mit dem Verstorbenen, war es die Sehnsucht, ihre Kunstwerke wiederzusehen, zum ersten male seit langer Zeit sprach sie einen Wunsch aus: sie wollte allein in die Kirche gehen.

Was dort geschah, weiß nur Gott und sie; als sie herauskam, waren die Thränen in ihren Augen getrocknet; es schien, als ob der alte Glanz aus ihnen strahlte, und leise führte sie zu dem Vater, der mit einem dankbaren Blick zu Gott die Tochter in seine Arme schloß: „Vergieb mir, Vater, es soll alles anders werden." Dann reichte sie dem tiefbewegten Freunde die Hand und ein kummer Blick war ihm verständlicher als alle Worte der Sprache.

So schien, als hätte der Anblick des Apostels der Liebe, in dem sie einst befangen sich selbst gemalt hatte, ihr das große Wort der ewigen Liebe verkündet, vor der alle irdische verschwindet.

Von da an nahm sie ihren Pinsel und ihre

Palette wieder zur Hand, was die Natur begonnen, die Kunst vollendete es, und wenn auch ihre Gemälde seit jener Zeit einen elegischen Ausdruck angenommen haben, so zeigten sie doch, daß ihre Seele sich frei gemacht hatte von den störenden Eindrücken, die das Schauen beeinträchtigen. Sie war wieder eine Priesterin der Kunst geworden und, getreu der Inschrift, die einst griechische Mönche über die Kirche von Grotta ferrata schrieben, ließ sie „die Krankheit der Sorgen" zurück, ehe sie ihr Heiligthum, die Kunst, betrat.

Mit solch erneuten Gedanken begrüßte sie das Land der Kunst; Himmel und Klima hatten ihren wohlthätigen Einfluß und der Anblick des Schönen erhob ihre Ideen, das Kleinliche und Unedle trat zurück in seine Schranken, ihr geistiges Weben wurde durchdrungen von dem Begriff der ewigen Schönheit; sie war genesen, gerettet.

Lag auch der Künstlergenius in die tiefgebeugte Seele zurückgesunken war, daß selbst ein Kunstwerk aus jener Zeit, Amor darstellend, wie er die Psyche heilt; sie hatte im Verweis jene Urne geöffnet, welche den Schatz göttlicher Schönheit enthalten sollte; aber in des Todes finstern Schatten war sie mit Schlummertropfen gefüllt und mit ihrem berauschenden Duft verwandelten sie Psyche in eine Leiche.

Erinnert ihr euch jener Geschichte Amor's und Psyche's, die Apuleius erfand oder wenigstens durch seine Bearbeitung zuerst in Umlauf brachte? Sie gab die Idee zu jenem Gemälde oder vielmehr Angelica mochte in ihr Benehmen von Uebereinstimmung mit ihrem eigenen Schicksale finden; als echte Künstlerin schilderte sie die widerstrebenden Gefühle, die sie bedrückt und gesunken hatten, durch ein Kunstwerk ab.

Auch sie hatte das Geheimniß der Liebe schauen wollen, das nach ihrem Empfinden vom Himmel stammte, sie hatte die warnende Stimme, die ihr in der Erinnerung an ihren Vater vor die Seele trat, so gering geachtet; nun erlangte sie den Schatz göttlicher Schönheit, die Liebe zu schauen. Aber wie Psyche stieß sie den „ein Gewölk schwerer Schlummertropfen" wurde sie matter. Da nimmt die ewige Liebe, die eine Zeitlang ihr Antlitz verhüllt zu haben schien, durch ihren Wetterstrahl, die Kunst, diese rein und ewig dauernde Liebe Angelica's, den Schlaf wieder von ihren Augen und in der Umarmung des Wiedergefundenen genießt sie das höchste irdische Glück.

Wie Zeus Amor und Psyche durch ein unauflösliches Band aneinanderknüpfte, so gab die ewige Liebe der Künstlerin den Weiheruf, und wie jener zu Psyche, so sprach sie zu Angelica: „Komm hin und sei unsterblich!"

Eis im Feuer.

(Die Anschauungen Boutigny's über den sphäroidalen Zustand.)

II.

Das glänzende Resultat, welches Boutigny für die Kulturgeschichte aus seinen Studien gewann, verschaffte ihm nicht zur selbstzufriedenen Ruhe. Einige Räthsel, die der sphäroidale Zustand ihm vorlegte, glaubte er genügend gelöst zu haben. Las die in ein kleines Gefäß gegossene Flüssigkeit nun eine kugelähnliche Gestalt annahm, eine constante, unter ihrem Siedepunkte gelegene Temperatur behalte und nicht in unmittelbare Berührung mit der Metallfläche trete, stand ihm als Thatsache fest. Aber die Hauptaufgabe war noch nicht gelöst: Warum beruhet eine Flüssigkeit unter den erwähnten Umständen die Wandung des Gefäßes nicht?

Viel die Majorität der Physiker meint: ein solcher Tropfen beruhet deshalb die heiße Unterlage nicht, weil er von den Dämpfen, die sich aus ihm entwickeln, fortwährend in die Höhe geprellt wird wie ein Federball, der, ehe er zur Erde fällt, von einem andern Schlagnetze durch die Luft geschleudert wird.

Boutigny hält aber sein Schooskind, den sphäroidalen Tropfen, für eine Tänzerin, die, ohne wie Sancho Pansa geprellt zu werden, sich in selbsteigenem Schwunge schwebend erhält, ohne alle Stütze, und der Schwere Trotz bietend wie ein im Weltenraume frei rollender Planet. Er erklärt solche Tropfen geradezu für „Satelliten der Erde, welche die Eigenschaften planetarer Körper besitzen".

Zunächst nennt er den sich aus dem Tropfen so langsam entwickelnden Dampfen nicht die Kraft zu, den Tropfen zu tragen. Schwenkte er eine am Faden befestigte dünne Silberschale, in der sich ein Tropfen befand, auch noch so heftig im Kreise, so brachte doch der Tropfen nie die Wand, was er durch Zischen verrathen haben würde, die mächtige Centrifugalkraft wäre aber doch gewiß, so schließt Boutigny, im Stande, den Widerstand der Dampfbläschen, die sich wie Stabilitoren eines Luftballs unter den Tropfen stemmen, zu überwinden. Sieht er von der Höhe des Pantheon kugelige Tropfen in eine heiße, am Boden der

Kirche stehende Schale fallen, so kamen selbst diese durch den Hall mit großer Wucht begabten Tropfen nicht zur Berührung mit dem Metalle. Hineinfallen und Kreisschweben war eins. Um überzeugend nachzuweisen, daß nicht die Dämpfe die Träger des tanzenden Tropfens seien, dachte er folgenden sinnreichen Versuch aus. Er ließ einen Tropfen auf eine siebartig durchlöcherte heiße Metallplatte oder auf ein heißes Netz aus Draht fallen und siehe, der Tropfen verdampfte auch hier nicht eher, als bis das Sieb oder Netz sich abkühlte, berührte also diese Unterlage nicht, solange er sphäroidal blieb. Alle, schließt Boutigny, sind nicht die Dämpfe Träger des Tropfens, denn diese entweichen ja hier, ohne anprallen zu können, durch die Löcher des Siebes oder die Maschen des Netzes. Aber auch dieser Versuch ist nicht streng beweisend, da ja außer den durch die Zwischenräume der metallenen Grundlage entweichenden Dämpfen auch Dampfsäulchen da sind, die an das Metall anprallen.

Doch wir überlassen die Entscheidung dieser Frage den Physikern, um zu hören, wie Boutigny weiter schließt.

Die Erfahrung lehrt, daß gewisse Körper durch eine Art Anziehung (Adhäsion) an andern haften; so bleibt ein Tropfen Wasser an einem Glasstabe kleben, wenn man denselben aus der Flüssigkeit entfernt und klammert sich so fest an den starren Körper, daß er der Schwere, die ihn zur Erde zieht, Trotz bietet. Andere Flüssigkeiten dagegen zeigen zum Beharren keine Neigung, wenn man ihnen die Oberfläche derselben Körpers darbietet; zieht man z. B. einen in reines Quecksilber getauchten Glasstab aus der metallischen Flüssigkeit, so haftet vom Quecksilber so wenig etwas an als Fließen an einem mit Lorbeeröl benetzten Finger, ja das Quecksilber weicht vor dem eingetauchten Glasstabe sogar zurück, als wäre es die Berührung eines Paria.

Die Wärme nun, deren Wirkung im Allgemeinen dahin geht, die Körpertheile auseinanderzutreiben und Verbindungen zu lösen, bringt zwischen der Metallwand und der Flüssigkeit einen Hass hervor, der sich zur Abstoßung steigert; sie erzeugt eine Repulsivkraft, welche den leichter beweglichen Körper zurückprallen macht.

Zugleich entweicht aber in den Einzeltheilen der Flüssigkeit (jeder Tropfen ist ja eine Association von unendlich vielen kleinen Wassertheilchen), gewissermaßen als Opposition gegen das feindselige Ausland ein Bestreben, um so enger unter sich zusammen zu halten und sich, als festgefugten Staat, um einen idealen Mittelpunkt zu gruppiren; sie bilden (wie etwa wilde Pferde, von Wölfen angegriffen, ein Quarré formiren, dessen Bayonnette durch die Hinterhufe vertreten werden) eine Defensivkugel, die sich ihrer Haut wehrt solange es geht. Diese Nothwehr übt die sphäroidale Flüssigkeit nach Boutigny's Ansicht (die indess Widerspruch erfahren hat und ferner erfahren dürfte) dadurch aus, daß sie die Wärmestrahlen, welche ihr von der heißen Metallplatte zugesandt werden, wirkungslos abprallen läßt (total reflectirt), auf ähnliche Weise, wie ein Spiegel fast alle auf ihn fallenden Lichtstrahlen zurückwirft. Freilich ist der Tropfen nicht im Stande, den Angriffen der Wärmepfeile ohne Verlust sich auszusetzen, immer fallen einzelne Individuen des Tropfens als Opfer und entschweben als Dampf. Deshalb verkleinert sich der Tropfen allmälig; aber nicht ohne tapfern Widerstand zu leisten, denn dieselbe Wassermenge verdampft, wenn sie sich im sphäroidalen Zustande befindet, in einem auf 200 Grad erhitzten Gefäße fünfzig mal langsamer als in einem gewöhnlichen Kochtopfe.

Boutigny faßt seine Hypothese, die hier, der Verständlichkeit halber, breiter und bildlicher dargestellt ist, als die strenge Wissenschaft erlaubt, so zusammen:

„Ein Körper befindet sich im sphäroidalen Zustande, wenn seine Temperatur auf einer Oberfläche, die er nicht berührt und deren Temperatur beliebig erhöht werden kann, unveränderlich bleibt. Er nimmt dabei eine abgerundete Gestalt an, verharrt in einer solchen Entfernung von der Fläche, daß sie weder physikalisch noch chemisch auf ihn wirken kann und reflectirt die auf ihn strahlende Wärme fast vollständig."

Den Werth seiner Forschungen für das praktische Leben erkennt Boutigny besonders in den Aufklärungen, die sie über die Ursache des Zerspringens der Dampfkessel geben. Wenn ein gewöhnlich leerer Dampfkessel vorwährend geheizt wird, so können seine Wände eine so hohe Temperatur über 200 Grad annehmen, daß frisch eingegossenes Wasser in den sphäroidalen Zustand versetzt wird, d. h. nicht zur Dampfbildung kommt, weil es die heißen Metallwände nicht berührt und benetzt. Wird nun das Feuer geschwächt oder plötzlich kaltes Wasser eingepumpt, so kann es geschehen, daß sich die ganze Wassermasse urplötzlich in Dampf von ungeheurer Spannung verwandelt und explodirt.

Dieser zuerst von Lamas vermuthete und von Boutigny durch Experimente nachgeahmte Vorgang mag wirklich die Ursache vieler Unglücksfälle auf Dampfschiffen sein, wie sie sich besonders häufig auf nordamerikanischen Dampfern ereignen. Kann doch schon eine Schwankung des Schiffs Ursache werden, daß das sphäroidale Wasser an eine kühlere Stelle des Kessels anschlägt und plötzlich eine Dampfexplosion bewirkt, der das Sicherheitsventil nicht genugsam Abzug verschafft.

Boutigny hat sich nicht begnügt, auf die Gefahr hinzudeuten (die übrigens gewiß auch noch durch andere Ursachen veranlaßt wird), er hat auch einen Dampfgenerator ausgesonnen und durch nicht ungefährliche Versuche erprobt, der gegen ähnliche Unglücksfälle sichern soll.

Dies wäre denn der Kern der Resultate, die Boutigny durch ein zwanzigjähriges Studium erlangt hat. Er hat durch eine Reihe planmäßig und sinnreich angestellter Experimente die Wissenschaft bereichert, welche, wenn auch — wie er selbst sich tröstet — seine Theorie von der wässern Zeit reformirt oder umgestossen werden sollte, bleibenden Werth haben. Aber durch das bisher Mitgetheilte hat der Leser zwar eine Skizze von den wissenschaftlichen Leistungen Boutigny's, doch nicht das Charakterbild erhalten, welches der Autor unabsichtlich in seinem Buche von sich zeichnet. Mir erschien aber dieses unwillkürlich gezeichnete Porträt fast so interessant als die eigentliche wissenschaftliche Arbeit, und ich versuche deshalb, auch von diesem eine Anschauung zu geben.

Daß Boutigny ein sinnreicher und geschickter Experimentator ist, ergibt sich aus seiner Arbeit unmittelbar; daß er seine Aufgabe zwanzig Jahre lang unablässig verfolgte, beweist seine rühmliche Ausdauer. Daß er Franzose ist, würde erhellen, wenn auch sein Werk ohne Personen- und Ortsnamen ursprünglich in deutscher Sprache erschienen wäre. Es würde sich seine Nationalität nicht nur ergeben aus der wissenschaftlichen Gliederung seines Buchs, welches nach numerischer Aufzählung der Experimente die Hypothesen anreiht und durch Rückblicke und Resumés nach der Klarheit strebt, welche in Frankreich als Haupterfordernis eines Buchs mit Recht angesehen wird, sondern die Abstammung des Verfassers ließe sich auch auffinden durch zahlreiche Schwächen, in denen uns der französische Charakter in seinen Eigenthümlichkeiten entgegentritt. Boutigny ist kein oberflächlicher Deutscher, der jahrelang in seiner Stube forscht und sich im voraus darüber tröstet, daß ihm ein Franzose oder Ausländer den Gewinn seiner Arbeit wegnimmt; er liebt es nach französischer Art, sein Heureka in Akademieen und andern gelehrten Gesellschaften erschallen zu lassen und strebt ängstlich danach, sich für jede Entdeckung die Priorität zu sichern; er ändert unerbeten seinen Ansatz, wenn sein Herzblättchen unbelebt bleibt oder gar Anfechtungen erfährt und theilt gern die belobenden Aeußerungen von Gesellschaften und Akademieen mit. Er tritt nicht, wie ein deutscher Forscher, sobald er das Wort gesprochen, hinter die Bühne und führt seine wissenschaftlichen Sprößlinge rein objectiv vor; er tritt vielmehr, wie ein französischer Docent, im Bewußtsein seiner Fertigkeit und Eleganz, selbst vor und erwartet, daß die Zuhörer, wie die französischen Studenten thun, nicht nur am Ende jeder Vorlesung, sondern auch nach jedem gelungenen Experimente klatschen. Als Franzose gibt er sich auch zu erkennen durch die geringe Berücksichtigung, die er der deutschen Wissenschaft schenkt. Leidenfrost, der erste Entdecker, wird nur mit einem Worte erwähnt und die deutschen Forscher, die Leidenfrost's Phänomen weiter untersuchten, werden gar nicht genannt. Obgleich Boutigny längere Stellen aus englischen und italienischen Werken in den Ursprachen anführt, citirt er von Deutschen fast nur Liebig und zwar als „Professor in Lindingen". Ueberdem gibt sich Boutigny als Franzose darauch kund, daß er seine theoretischen Entdeckungen sogleich praktisch zu machen sucht. Welcher deutsche Professor hätte sich wol herbeigelassen, seine theoretischen Untersuchungen durch die Herstellung eines Dampfventils zu unterbrechen und hätte nicht, wenn er ja der Praxis dienen wollte, dies einem Mechaniker überlassen?

Was aber Boutigny vor vielen seiner Collegen auszeichnet, ist die bei aller Neigung zur exacten Forschung hervortretende Phantasie. Boutigny sagt stolz: „Wo ist ein Buch, welches mehr neue Versuche enthüllte als dieses?" Er hätte auch hinzufügen können: Wo ist ein Buch, welches mehr verwegene, ins Schwankende gehende Hypothesen enthält als das meinige?

In dieser Sucht, Hypothesen zu machen, in denen mehr die Phantasie als der Verstand Bausteine liefert, scheint ihn in nicht geringem Maße sein lebhaftes Selbstgefühl verleitet zu haben. Er ist sich bewußt, daß seine Forschungen Epoche machen und auf die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft Einfluß haben werden. Aber er gönnt die Ehre

anwendung seiner Resultate niemand anderm, er will alles selbst ausnutzen und bringt in die Chemie, die Geologie und Kosmologie mit den kühnen Vorschlägen ein.

Die Erde ist ihm ein sphäroidaler Tropfen, der, um einen glühenden Kern gespannt, dennoch seine constante Temperatur behauptet. Sowie umweiten von den auf einem Bleche rotirenden Tropfen sich ein Tröpfchen ablöst und selbständig rollt, so ist der Mond ein von der Erde fortgeschleuderter Tochtertropfen. Die Molecules aller Elemente waren im Uranfange im sphäroidalen Zustande, sie verdunsten sich allmälig untereinander und regneten auf die erkaltete Erde herab. Andere Geologen begnügen sich, das Wasser herabfallen zu lassen; Boutigny erklärt, auch die Masse der Steinkohlen sei als Regen herabgegangen und habe sich in Becken angesammelt; die in den Steinkohlen zu findenden Reste von Pflanzen „müssen" innigen Umgangs sein. Die Lücke, die in der Erde nach Hinausschleuderung des Mondes entstand, bildete das Becken für den Ocean. Die Sonne ist bewohnt, denn ihre glühende Atmosphäre vermag nicht ihre Glut auf den in ihr schwebenden, im sphäroidalen Zustande befindlichen Sonnenkörper zu übertragen. Durch die Schwingungen des Sonnentropfens wurden die Planeten als secundäre Tropfchen hinausgeschleudert und weil die Planetentropfchen auf dem Planetenbleche schweben und sich „umwälzen" in derselben Richtung drehen wie die Erde, sind diese Tropfen Himmelskörper Satelliten der Erde.

Sind das nicht Phantasien, die, an die astrologischen Träumereien des großen Kepler erinnernd, kaum zu vereinigen sind mit einem exacten Forschen? Boutigny fühlt selbst, daß er nicht sogleich damit durchdringen werde. Aber er weiß sich zu trösten. „Jede Idee, die aus dem gewöhnlichen Gedankenkreise herausfällt, erscheint als frankhafter Traum, die großen Wahrheiten erfordern stets lange Zeit, ehe sie in die Wissenschaft Eingang finden." Hat nicht Montaigne, so ruft Boutigny einmal aus, von den Feuerwaffen gesagt, sie zeigen mit Ausnahme der Ohrenbetäubung so wenig Wirkung, daß man ihren Gebrauch für den Krieg bald aufgeben werde?

Kaum werden viele der phantasiereichen Hypothesen unseres Forschers den unglücklichen Prophezeiungen der Zeitgenossen so Trotz bieten wie die Kanonen dem geistreichen Montaigne; indessen darf ein Mann wie Boutigny, der der Wissenschaft so viele bleibende Thatsachen errungen hat, wol auf Verzeihung hoffen für einige verfehlte Hypothesen und wird für immer ein schlagender Beweis dafür bleiben, daß die Phantasie für die Seele eines wissenschaftlichen Genies ebenso nothwendig sei als für die des Künstlers. Denn was ist jede große Erfindung, solange sie noch unverwirklicht als dunkle Idee und unfertiger Plan in der Seele des von ihr mit Schlaf- und Ruhelosigkeit gepeinigten Denkers ruht, anders als ein Phantasma?

S. Sigismund.

Die hamburger Krisis.

Zur Aufklärung für Laien.

Wir haben lange geklagt, die Welt werde still, es falle nichts vor.

Jetzt regt sich's rings um uns und verspricht lebhafter zu werden, als wir's wünschen mochten.

Ganz Welt geht lärmend um. Banken, Creditkassen, Garantievereine, Bons, Zwangscurse — wir hätten schon wieder das Wort Assignate vernommen, wäre es nicht zu schlimmen Klangs, fürchtete man sich nicht vor den historischen Erinnerungen, die es weckt.

Als die amerikanischen Mails eine Hiobspost nach der andern brachten, zuckte man auf dem Continent die Achseln: Yankees bleiben Yankees! In der That, man hatte Recht. Neunhundert Firmen zahlungsunfähig allein in dem einen Neuyork, und jetzt alle wieder in beinahe hellem Gange. Wer das begriffe! Aber es ist ein alter Handwerksburschenspruch, daß sich's nie leichter marschirt, als wenn das Ränzel leer ist. Die Verpflichtungen hat man abgeschüttelt, der langen und bangen Sorgen ist man bar, mag jetzt Albion, oder wer sonst ins Mitleid gezogen wurde, zuschauen, wie es den Bankerottschwindel überlebt. Time is money! Wir Yankees gehen von neuem ahead.

Die „Times" denken darüber anders. Amerika ist ihnen plötzlich nicht mehr die tugendgrüne Nation. Es mischt in das Recht der Majestäten, denn es hat Deutschwalle und andere Anzeichen moralischer Zustände erlebt. Mag sein, daß sich jenseits des großen Salzwassers im Stillen mehr vorbereitet, als man in Europa glaubt; sei dem, daß wir das Vermächtniß des amerikanischen Schwindels angetreten haben. Nachdem die englische Krisis hoch genug gestiegen ist und Palmerston höchst eigenhändig einzugreifen für nöthig hielt; nachdem man aller Orten an die Banken und ihre Verwandte, die Regierungen, Forderungen von Ausnahmsmaßregeln gestellt hat; nachdem die Preußische Bank

zu unbeschränkter Notenemissionen in bedenklicher Weise ermächtigt wurde und dennoch der Geldklemme nirgends abgeholfen ist, nach allen diesen Verirrungen entladet sich das Wetter über diejenige Stadt, in der alle Adern deutschen, ja mitteleuropäischen Geschäftslebens zusammentreffen, über Hamburg. In allen Städten, wo der Handel selbständig zu Worte kommt, hört man seit Wochen nichts anderes als Berichte über Hamburg und seine Finanzkrisis. Wunderbarerweise hat ein recht armes Hinterland dies Unglück über die reiche Stadt heraufbeschworen, Schweden, das Land der Butterstemmel ohne Butter, wo Austeuern noch heute im Geschmack des alten Scipio in Kupfermünze bezahlt werden. Nicht daß Hamburg ohne Schaden durchgekommen wäre, wenn es nie Skandinaven gegeben hätte, die von dem Credit der reichen Hansastadt ihr Leben fristen; ohne Capitalverluste kommt in Zeiten solcher Krisen kein Handelsplatz durch. Aber der Leviathan läge längst im Tiefwasser sicher und geborgen, wäre nicht nur Unglück das eine Kettenglied gesprungen, um dessen willen jetzt des Kolosses ganze Zukunft in Frage gestellt ist. So gerade bei Hamburg.

Es gab in London ein vielgenanntes schwedisches Haus, das durch Pracht und Ueppigkeit die Solidität des Geschäfts verdeckte, des schwedischen Geschäfts, durch das jenes Haus bekannt und das trinkfeste wiederum ihm sein Dasein verdankte. Es ging in der londoner Krisis zugrunde. Dadurch kam ein Loch in das ganze Gewebe, welches diese schwedische Wechselpflanze umgab. Das Loch ward zum Riß und zwar zu einem so klaffenden, daß alle Deckungen aus Schweden plötzlich wertlos wurden. Dasjenige Haus, welches in Hamburg dem Umfange und Wesen nach diesem Verhältnisse am nächsten stand und durch seine Insolvenz die Krisis zum Ausbruch brachte, war kein eigentliches hamburger Haus. Vor wenigen Jahren etablirte sich S. Zwei Schweden waren die Inhaber, ihr Vermögen von geringem Belang, ihre Verbindungen durch Verschwägerung mit Schweden sehr umfangreich. Nach und nach gewann man Vertrauen und gewöhnte sich an die großen Summen, welche in ihren Accepten cursirten. Als das londoner schwedische Haus brach, waren auf das hamburger schwedische Haus nicht weniger als sechs Millionen Mark Banco Accepte im Umlauf, meistens Blanco-Accepte, d. h. Tratten schwedischer Häuser, welche sich durch Benutzung dieser jungen Firma von drei Monaten zu drei Monaten das ihnen zur Betreibung des eigenen Geschäfts fehlende Geld machten.

Der Segen und der Fluch eines Handelsplatzes ist, wenn er Wechselplatz ist. Nur wenn er auf den Cours-Zetteln von London, Paris u. s. w. eine Notirung hat, ist er ein solcher. Berlin, Leipzig, Breslau, selbst Augsburg werden im Auslande „notirt“: Bremen nicht, Lübeck nicht, Stettin nicht. Begreiflicherweise bringt die Wohlthat dieses Notirtwerdens die Gefahr mit sich, welche das Wesen jedes Wechsels bezeichnet; man muß diesen verhängnißvollen Vortheil Hamburgs über manchen andern Platz nicht außer Acht lassen, wenn man z. B. die hamburger Krisis mit der gemüthlichen bremer Geldklemme vergleicht. Nun liegt die Verführung nah, wo Einer aufs Gut geht, ihm nachzugehen. Zwölf hamburger Firmen, zum Theil schon vom Großvater auf den Enkel vererbt und gut fundirt, sahen sich durch die Gefälligkeit jenes specifisch schwedischen Hauses in ihren alten kaufmännischen Verbindungen bedroht. Hatten sie früher für einen reellen Waarenumsatz mit einem schwedischen Kunden ihm einen mäßigen Wechselcredit gestattet, so wurde jetzt der letztere die Hauptsache. Nach und nach gingen auch die Widerstrebendsten lieber und lieber hinein, gelockt durch Consignation von Getreide und andere gern genommene Zuwendungen. Genug, als jene schwedische Firma stockte, hatte die halbe hamburger Börse Accepte auf dieselbe im Disconto-Portefeuille. Man machte Anstrengungen, das Haus zu stützen. Eine Weile schien Hoffnung vorhanden. Bald sah man indessen, daß nach einmal verlorenem Credit ihm der Concept ausgegangen sei. Man ließ es fallen. Sogleich wurden nach dem viel verrufenen Paragraphen 21 der neuen Bundeswechselordnung sämmtliche sechs Millionen Tratten auf dieses Haus fällig. Der Discontosatz hatte schon seit längerer Zeit auf 5 Procent gestanden (in Neuyork stieg er auf 36 Procent!). Man begreift, daß es nicht jedem möglich war, auf der Stelle für seine Unterschrift auf einem dieser Wechsel mit baarer Einlösung einzutreten, daß andere in der Voraussicht, daß ihr Vermögen nicht zahlen werde, Bedenken trugen, sich plötzlich aller Mittel zu entblößen und dadurch beim Umsichgreifen der Krisis ihre Masse bis zu solchem Grade zu verschlechtern, daß sie ihren eigenen inländischen Geschäftsfreunden nur mit einer mageren Liebesgabe gerecht werden konnten. So wurde denn den Umständen Rechnung getragen und eine Zahlungseinstellung in Masse von Seiten der Nachtheiligten beschlossen. Die Rückwirkung blieb nicht aus. War bis dahin die Schwierigkeit groß

gewesen, selbst Primawechsel zu discontiren, so hielt jetzt ein jeder seinen Bankbalde für Fälle in Bereitschaft, die ihn täglich selbst treffen konnten, niemand nahm Wechsel. Einen Augenblick gab man sich dem Wahn hin, ein patriotisches Zusammenfassen werde den Geldmarkt wieder leichter machen. Eine Garantiegesellschaft trat zusammen, drückte ihren Stempel auf Wechsel, die für gut galten und fügte so dem eigenthümlichen Werth derselben noch den auf 12 Millionen Mark Banco angeschlagenen Subscriptionswerth der Gesellschaft hinzu. Aber es zeigte sich bald, daß niemand sich seines Bankbalde begeben wollte, immer in der Voraussicht eigener Verlegenheiten. So stellte dieser Verein schon in wenigen Tagen seine Thätigkeit wieder ein. Ein Beschluß von Rath und Bürgerschaft ermächtigte ferner die „Kammer", d. h. die Staatsverwaltung, auf Waaren die Hälfte des Tarwerths in Bons vorzuschießen. Da das Tarirten indessen langsam vonstatten ging, so stellte sich durch diese Maßregel keine Erleichterung heraus. Man war selbst nicht im Klaren, ob Bons an Zahlungsstatt angenommen werden würden. Es stand dem Ermessen jedes Einzelnen frei. Der Paragraph 29, ein wahrer Wettermacher und für Geldkrisen der größte Kobold, der sich erfinden hätte lassen, machte inzwischen weitere Verheerungen. Von ihm loszukommen war nicht möglich — die Börse wehrte sich noch so sehr gegen ihn wehren. Endlich brachte die Höhe der Krisis selbst ihren Schutz gegen ihn mit sich. Die Ueberhäufung der Notare, die Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Kräfte im Handelsgericht machte es unmöglich, jedem Protest sofort executorische Folge zu geben und so trug die Usance ein, verfallende Wechsel sich durch ein Wiederbestellen auf den Verfalltag unterweilen bis auf bessere Zeiten vom Halse zu schaffen. Weiter wurde eingeführt, daß die Majorität der Gläubiger nach Einziehung des Status eines Suspendirenden bestimmen könne, ob eine Administration einzutreten sei oder nicht. Endlich wurden Ehrenämter, wie deren die halbe hamburger Börse im Staatswesen gratis versieht, den sie von der Krisis Betroffenen nicht aberkannt, eine Maßregel, die bis in das Senatszimmer hinein ihre schützende Wirkung zu bewähren hatte. Alles dieses waren übrigens Strohhalme, nicht Rettungsbalken. Auch die Rathschläge von herbeigerufenen Finanzautoritäten wie Hansemann, Wolfmar u. a. erwiesen sich als unfähig, einen Sturm zu beschwören, dem man wol, mit guten Windfacten versehen, aus dem Wege segelt, gegen den aber keine Wetterableiter Stand halten, wenn man einmal in den Wirbel hineingerathen ist. Wie allenthalben fanden sich zuletzt auch Stimmen, welche an eine Hülfe von oben dachten, zwar nicht im Sinne eines gewissen J. W. Dunker, der einem Buß- und Bettage durch die „Hamburger Nachrichten" das Wort redet, wol aber im französischen Sinne, wonach der Staat immer helfen muß. Man berief sich dabei auf die vom Staate im Brandjahre 1842 gemachte Anleihe von 40 Millionen Mark Banco, vergaß, daß damals die Mittel herbeigeschafft werden mußten, um einer Zwangsanstalt, der hamburger Brandkasse, die Erfüllung eingegangener Verpflichtungen möglich zu machen, und empfahl allen Ernstes eine ähnliche Anleihe, um für Rechnung sämmtlicher Staatsangehörigen der Börse dasjenige zu schaffen, was jeder auf seinem Bankconto besitzt — Geld zum Discontiren. Es wird bei dieser Veranlassung zu einer Waare gekommen sein, an der es bisher zum Heile Hamburgs fehlte, zu einem hamburger Papiergelde. Obschon die Verhältnisse des Staats so günstig sind, daß kaum einer der vielen andern mit dem Heiligenschein des Wasserstempels gestempelten Papierfetzen, wie sie in der Welt Umlauf haben, besser genannt werden kann, so hat die Sache selbst ihre bedenkliche Seite und bei reiflicher Besinnung wird man beklagen, diesen Präcedenzfall geschaffen zu haben. Es ist wahr, Hamburg muß sich in Krisen dieser Art selbst helfen. Es hat keinen Minister, der, eingreifend in Handelsinteressen, heute den Leinwandhandel nach Spanien um einer dynastischen Mücke willen preisgibt, morgen Krakau occupirt und mit ihm das ganze dahin unterhaltene, ihm völlig unbekannt gewesene Geschäft ruinirt; der dazwischen auch wieder die Bank durch ein Stirnrunzeln oder ein Lächeln zu einem Unband oder einem Samariter macht. Es muß sich selbst helfen, ohne Ephwisheit. Aber es hat sich bisher auch geholfen. Je weniger in solch einem Staate von ihm als solchem die Rede ist, desto besser. Der Druck, den auf die höchsten Verwaltungsspitzen in Zeiten allgemeiner Calamität so manche Körperschaft (wie z. B. die Börse, das Commercium) ausübt, ist kein geringer und findet um so mindern Widerstand in Fragen wie die gegenwärtigen, wo eben die Besitzenden nicht verlieren wollen. Was man dem Senat, der in einer Reihe zu den Besitzenden gehört, abnöthigt, bewilligt der Egoismus nur zu gern. Ein Wunder noch, daß sich von seiner Seite eben so viel

Widerspruch zeigte. Dieser letzte Schritt auf dem Wege finanzieller Auskunftsmittel ist übrigens noch zu neu, als daß man beurtheilen könnte, was er zu Wege bringen wird. Aderlaßen pflegt in Krankheitskrisen bessere Zeigen zu haben als künstlich unterbrochen. Wird die Krisis durch die Hülfe von eben diesmal beseitigt, so ist ihre reinigende Wirkung zugleich mit in Gefahr gebracht. Die Zeit wird lehren, ob abermals ein halbes Jahrhundert erforderlich sein wird, um die empfangene Lehre vergessen zu machen.

Um speciell Hamburgs Handel künftig vor Schwindel und Mißtrauen zu bewahren, gibt es übrigens noch einige Maßnahmen, die sich in der That gerade in solchen Zeiten mehr als je empfehlen. Zuvörderst betrifft dies die hamburger Bank. Ein Theil ihres Zweckes ist ihr durch die Concurrenz der zwei hamburger Discontobanken abhanden gekommen; sie gestattet seit jener Concurrenz ein Benutzen der auf ein Conto eingegangenen Beträge am Tage des Eingangs selbst. Aber ihre Baarvorräthe hüllt sie nach wie vor in undurchdringliches Geheimniß. Warum? Es gibt keinen stichhaltigen Grund dafür. Als Stievenhagen noch sein Seeräuberwesen auf der Elbe trieb, mag es gerechtfertigt gewesen sein, nicht zu verrathen, wie viel in der hamburger Bank zu holen war. Jetzt fällt solche Veranlassung weg. Vertrauen aber wird nur durch Offenheit geweckt. Giroban-ken pflegen eben in Zeiten großer Geldklemmen auf einzelnen Punkten die größten Summen zu vereinigen, weil Niemand sich von Geld entblößen will. Wozu also den Reichthum verschweigen? Lichten sich aber einmal die Bankvorräthe, nun, so ist der Druckmesser doppelt nöthig. Es ist in Wahrheit unbegreiflich, warum man an dieser verderblichen Geheimnißkrämerei festhält. Selbst die gegenwärtige schwere Zeit scheint keine Aenderung in dieses System hineinzubringen.

Ferner ließe sich durch das Stempelcontor leicht eine Controle über den Wechselumlauf bewirken. Man spricht jetzt von 500 Millionen Mark Banco hamburger Accepte, welche in den nächsten Monaten fällig werden. Die Summe scheint groß, ist aber vielleicht kleiner als in mancher andern Zeit, nur daß man unter gewöhnlichen Geldverhältnissen nichts davon merkt. Auch in diesem Punkte also wäre Oeffentlichkeit sehr zweckmäßig. Ob man sie so weit gehen lassen wollte, um Nachschlagebücher einzurichten, in denen das Wechselobligo aller Häuser verzeichnet stände, bedürfte schon näherer Erwägung. Auch diese Maßregel scheint sich zu empfehlen, so sehr sich auch die Kaufmannschaft im Ganzen dagegen sträuben mag. Es könnte nicht schaden, wenn sie aller Orten bestände. Mag die Statistik sich die Eroberung dieses wichtigen Postens angelegen sein lassen.

Das endlich gegen Fallite, die in einem näher zu normirenden Grade über ihre Kräfte arbeiteten, ein strengeres Strafverfahren als das in Hamburg bisher befolgte stattzufinden sei, scheint auch noch eine Maßnahme, auf die man ernstlich bedacht sein sollte.

Im Ganzen wird man sich übrigens zu hüten haben, über die Geschäftswelt ohne weiteres den Stab zu brechen. Die Wechselbeziehungen des Weltverkehrs sind so schwer zu übersehen, die feinsten Berechnungen lassen die Möglichkeit so vieler unvorhergesehener Zwischenfälle zu, daß man bei einiger Sachkunde viel mehr Ursache hat zu bewundern, wie diese ungeheure Maschine so lange Zeiträume hindurch ohne Stockungen functionirte, als zu mäkeln, wenn einmal ein Radbruch eintritt und das große Getriebe der Nachhülfe bedarf. Der Handel ist ein Recke, welchem alle Augenblicke die Glieder wachsen und dem unsäglige Einrichtungen doch zumuthen, weit über alle Möglichkeit hinaus in Schuhen zu gehen, die ihm an Zeh' und Hacke zu knapp geworden sind. Man braucht nur an die Zähigkeit zu denken, mit welcher der Grundbesitz den 5 Procent-Zinsfuß vertheidigt, den längst antiquirten Titel Wuchergesetz sich als Schild vorhaltend. Zahllose andere Narrheiten muß der Handel sich als drückende Anhängsel gefallen lassen und nur wenn er über den schwerfälligen Wust einmal ins Stolpern geräth und auf die Nase fällt, kommt man dahinter, daß dies und jenes längst sich überlebt. Wie groß der Zuwachs der Geschäfte beispielsweise in Hamburg und Altona ist, läßt sich aus den städtischen Nachweisen leicht ermitteln. Der Werth der Einfuhr betrug im Jahre 1850 363 Millionen Mark Banco, 1851 373 Millionen, 1852 392 Millionen, 1853 444 Millionen, 1854 530 Millionen, 1855 528 Millionen, 1856 605 Millionen Mark Banco. In ähnlichem Verhältnisse steigerte sich der Ausfuhrwerth. Im Jahre 1850 betrug er 313 Millionen Mark Banco, 1856 schon 613 Millionen Mark Banco. Diese Zunahme steht im richtigen Verhältniß zu dem Handelsaufschwung anderer Weltmärkte. Er kommt dem deutschen Geschäft zustatten, mag die Krisis auch momentan noch so empfindliche Wunden schlagen. Er zeigt, daß Hamburg vorwärts geht, wo bei

dem Vorwärtsschreiten aller andern ängstliches Zurückhalten einem Ueberflügeltwerden gleichbedeutend wäre. Eröffnen sich neue Absatzwege, zeigen sich neue Bezugsquellen, da gilt es mit an der Spitze zu sein, um letzten Aus zu fassen und die hamburger Flagge dort aufzupflanzen, wo man von deutscher Nation kaum anderes als das rothe Wappen mit den drei Thürmen hinüber bringt. Das zu solchem Vorwärtsstreben eine Entwickelung des Creditwesens gehört, liegt auf der Hand; ebenso, daß ein Zusammenwirken vieler allein im Stande ist, Großes zu erreichen. Discontobanken, Compagniegeschäften aller Art, Creditinstitute und die unvermeidlichen Begleiter, ja die Pioniere bei solchen Feldzügen zur Eroberung des goldenen Handelsvließes. Wir hätten ohne solches Zusammenwirken keine Eisenbahnen, keine Privattelegraphen, keine Kanäle. Ohne alle Frage bringen solche Massenkräfte größere Gefahren mit sich als vereinzelte kleine Unternehmungen. Es ist nöthig, sie scharf zu controliren. Man kann sie nicht allseitig genug beleuchten, nicht genug vor ihren Auswüchsen auf der Hut sein. Aber fehlte unsern Geschäftsleuten der Muth, dessen sie heutzutage zum Scheinhalten bedürfen, man müßte sie vorwärtsspornen und sie mit Nachdruck auf Creditinstitute hinweisen. Allen Orten bestehen sie, man geht ihnen unmöglich aus dem Wege. Man schützt sich nur gegen die Nachtheile fremder Monopole dieser Art, indem man sich durch selbstgeschaffene ihrem Einfluß entzieht.

Möge die gegenwärtige schwere Zeit daher nicht noch das Mißverständniß in die Gemüther legen, als sei eine Rückkehr zum „Alten" auch der Weg zum „Guten". Das Gute, Alte erwies sich noch allen Orten, wo man es zurückbeschwor, als das Ueberlebte.

Anregungen.

Hegel und seine Zeit.

Die Philosophie als solche hat es zwar mit ewigen Wahrheiten zu thun, aber der Philosoph bleibt doch immer ein Kind seiner Zeit und die ewigen Wahrheiten spiegeln sich in ihm unter dem Lichte seiner Zeit. Zur richtigen Würdigung eines philosophischen Systems ist es daher unerläßlich, den Geist der Zeit, in der es entstanden, gewachsen und zur Herrschaft gelangt ist, in Anschlag zu bringen. Andererseits jedoch, da ein philosophirendes Individuum keine leere Tafel ist, auf die der Geist der Zeit nur seine Gedanken schreibt, sondern da es auch einen eigenen, angeborenen Geist und Charakter hat, so kann aus den Zeitverhältnissen allein eine Philosophie nicht genügend abgeleitet werden; es bedarf vielmehr eines Eingehens auf die eigenthümliche Individualität des Philosophen, um zu sehen, wie auf ihn diese Zeitverhältnisse wirken mußten. Denn die angeborene Individualität ist immer das bestimmende Maß der äußern Einflüsse.

Mit diesen Voraussetzungen laden wir „Hegel und seine Zeit. Von R. Haym" (Berlin, Gärtner, 1857).

Von der Hegel'schen Philosophie hat sich unsere Zeit zwar befreit und auch praktisch sind wir über den allzu rechtfertigenden Hegel'schen Grundsatz „Was wirklich ist, ist vernünftig", hinausgegangen, aber dennoch ist ein solches zurückschauendes Buch wie das Haym'sche kein überflüssiges, denn es will das Urtheil der Geschichte über die Hegel'sche Philosophie zum verstandenen Urtheil machen und beweisen, warum die Hegel'sche Philosophie zur Mumie erstarren mußte. Haym that mit dem Hegel'schen System dasselbe, was Vischer mit den Systemen seiner Vorgänger that. „Hegel" — sagt Haym — „stürzte über ihre Leichen die gewaltige Pyramide seines absoluten Idealismus. Es ziemt sich, daß diesem Idealismus keine geringere Ehre widerfahre. Beilegen wollen wir ihn in einem größern, unvergänglichen Grabmal. Conserviren wollen wir ihn in dem großen Bau der ewigen Geschichte, einen Platz, und redlich einen Ehrenplatz ihm anweisen in der Entwickelungsgeschichte des deutschen Geistes."

Aber auf dem Ehrenplatz, den er Hegel anweisen wollte, ist nicht viel geworden. Weist doch Haym die „Taschenspielereien" nach, durch welche so manche der Hegel'schen Constructionen zustande gekommen, nennt er doch die Hegel'sche Philosophie „eine Musterkarte von Widersprüchen und ein Maximum von Verwirrung".

Hegel's „Sympathieen mit der Reaction", die Haym ausführlich nachweist, sind auch nicht geeignet, ihm einen „Ehrenplatz" zu vindiciren. Gerade in das erste Jahr von Hegel's berliner Wirksamkeit fielen die Anfänge jenes unseligen Verfolgungssystems, welches, wie Haym sagt, noch in der Erinnerung beschämt und erbittert. Preußen ging damals voran in jenen Maßregeln, welche die Verbote der Karlsbader Beschlüsse, die Einleitung zu der Politik wurden, ganz Deutschland unter polizeiliche Aufsicht zu stellen. In alledem war weder Staatssinn, noch Ordnung, noch Ehrlichkeit, noch Achtung vor Freiheit und Wissenschaft. Ein Staatsmann wie Humboldt brach darüber mit dem herrschenden System; die Männer der Wissenschaft, ein Schleiermacher und

Dahlmann, protestirten gegen die Schmach, die den deutschen Universitäten und deren Lehrern zugefügt wurde. Für Hegel aber, wie seltsam es klinge, war gerade dieses Auftreten der preußischen Regierung ein Beweis mehr, daß er sich in dem Staate der wahren Vernunft befinde, in dem Staate par excellence befinde. Die Rechtsphilosophie spiegelt am klarsten diese Wendung oder dieses „Schicksal" der Hegel'schen Philosophie, die Verwandlung des absoluten in einen Restaurationsidealismus. In der berühmten Vorrede der Hegel'schen Rechtsphilosophie findet Haym nichts anderes als „eine wissenschaftlich formulirte Rechtfertigung des karlsbader Polizeistaates und der Demagogenverfolgung". Das berüchtigte Wort, das Hegel mit großen Lettern als die Inschrift seines Systems und seiner Staatslehre drucken ließ: „Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig" — dieses Wort nennt Haym mit Recht „das classische Wort des Restaurationsprincips, die absolute Formel des politischen Conservatismus, Quietismus und Optimismus". Es war in der Ordnung, daß eine auf der schiefen Ebene der Reaction begriffene und doch auf die Begünstigung der Wissenschaft bedachte Regierung begierig die von der Philosophie ihr so unbedingt gebotene Hand ergriff. Vollkommen, sagt Haym, verdiente Hegel das Zeugniß, welches Altenstein ihm über seine Rechtsphilosophie ausstellte, ein Zeugniß, welches ihn gleichsam zum officiellen Restaurations- und preußischen Staatsphilosophen erklärte. „Gegen jenes tumbe Wort von der Vernünftigkeit des Wirklichen im Sinne der Hegel'schen Vorrede zur Rechtsphilosophie sei alles, was jemals die Hobbes und Filmer, die Haller und Stahl gelehrt haben, eine verhältnißmäßig freisinnige Lehre. Die Generalgnadentheorie und die Theorie des unbedingten Gehorsams sei unschädlich und gefahrlos im Vergleich mit der furchtbaren Doctrin, welche das Bestehende als Bestehendes heiligspricht. Daß eine Philosophie mit dem Motto „Was wirklich ist, das ist vernünftig", und mit der Tendenz, einen bestimmten bestehenden Staatszustand zu begreifen, nur eine Zeitgeltung haben konnte, ist an sich klar. „Daß in dem Doppelsinne des Wirklichen und des Begreiflichen, der sich mit bewundernswürdiger Zweideutigkeit durch das ganze System hindurchzieht, die Schwere des Wirklichen schließlich das Uebergewicht bekommen muß, hat sich überall herausgestellt."

Hegel bildete zu dem Kant'schen und Fichte'schen Subjectivismus mit seinem Sollen das Gegentheil des schlechten Objectivismus, der das Sein, das Bestehende, rechtfertigt. Haym lenkt wieder zurück zum Kant-Fichte'schen Geist, sein Verhör ist ein wesentlich praktisches, und wer möchte leugnen, daß uns ein Wiederanknüpfen an den Kant-Fichte'schen Idealismus nothwendig ist, um die Reaction, die „Umkehr der Wissenschaft", zu überwinden?

Schließlich zu Haym's Schilderung von Hegel's Charakter noch dies:

Wir hörten Hegel und kannten ihn näher. Die Mängel, die ihm persönlich anklebten, kamen aus einem engherzigen Sinne, einer in langer Gewohnheit verkümmerten und bitter gewordenen Natur. Seine Anschauungen entbehrten jenes ursprünglichen Sinnes für das Schöne auch im Fühlen, Denken und Handeln. Er war der Diener des Großen und Erhabenen an sich vollkommen tüchtig und erhob sich auch oft dazu mit mannhaftem Aufschwung, aber immer wieder sank er in etwas zurück, was wir Cynismus nennen möchten. Er besaß den äußern und innern Genitsmus, der dem Idealen im Menschen einen unverletzbaren Rest anlegt. So wunderte ihn auch die Schwächlichkeit und das geheimräthliche Berliner Hausvorsammlungsglück. Von den ironischen Schlacken eines so feinen Geistes gab uns auch eine Notiz, die in seiner Jugend in Tübingen ihn gekannt, eine Vorstellung, indem sie sagte: „Er war der unausstehlichste und schmutzigste Magister, der je aus dem Schlunde Suse kam."

Hegel's Lehr- und Vortragsweise glauben wir in unserm Jugendversuche „Nero" in der Schilderung des dritten Sophisten nach dem Leben gezeichnet zu haben.

Jüdische Literatur.

Das „Jahrbuch für Israeliten auf 5618 (1857—58)". Herausgegeben von Joseph Wertheimer. Mit einem Stahlstich: „Der Seher", nach einem Gemälde von Oppenheim" (neue Folge, vierter Jahrgang. Wien, Sommer) bringt viel Anregendes und für die israelitischen Glaubensgenossen Interessantes.

Dem „Rückblicke auf das verflossene Jahr", einem Beitrage des Herausgebers, entnehmen wir z. B. folgende, weiteren Kreisen vielleicht nicht uninteressante Thatsachen:

„In Jerusalem hat die Familie Rothschild ein Hospital mit einem Stammcapital von 200,000 Francs gegründet, die dazu erforderlichen Gebäude wurden von der Baronin Betty Rothschild angekauft und auf ihre Kosten vergrößert. Das Spital trägt die Aufschrift: „Dem Andenken Meyer Rothschild's seine Söhne Amschel, Salomon, Nathan, Carl, James Freiherren von Rothschild."

Im Gegensatz zu manchen Zeitungsberichten nennt der Herausgeber die Nachrichten über den Zustand der Juden in Rußland ganz erfreulich. Ein Ukas von 1857 gestattet den Juden das Erwerben von Herrschaftsgütern; auch die Haltung von Leibeigenen ist ihnen freigegeben, die strengen Strafen auf Verbergung von Rekrutirungspflichtigen sind auf das Maß des Gesetzes für alle Unterthanen in dieser Beziehung herabgesetzt worden; einem warschauer jüdischen Bankier ist vom Kaiser Alexander jetzt zum ersten mal die Baronswürde ertheilt worden. Auch in Oesterreich wird die Stellung der Juden eine immer mehr dem lichtern Geiste der Aufklärung und Humanität entsprechende. Die Ge-

suche um Bürgerverleihungen werden, zumeist die, welche Communal- und Humanitätszwecke betreffen, ohne Ausnahme beifällig beschieden; die Arbeit des Reisens im Inlande ist dadurch zur Wahrheit geworden, daß die Relation auf den Passkarten wegfällt, die Zuweisung von 60 Judenfamilien durch den Bürgermeister in Brünn, die ihrer Zeit viel besprochen ward, wurde höheren Orts gütigst. Den jüdischen Unterrichts- und Humanitätsanstalten wird mancherlei Vorschub geleistet, der Taubstummenanstalt in Wien wurde außer den Tolerirten aus ungarischen und mährischen Landestheilen noch ein Staatsdarlehen von 15,000 Gulden zur Führung ihres Baus, ebenso erhielt die jüdische Gemeinde zu Preßburg von Seiten des mährischen Landesausschusses zu Erbauung einer Schule ein unverzinsliches Darlehen von 10,000 Gulden. Berühmt werden die Anordnungen zu Gewährung des jüdischen Religionsunterrichts. In Preußen dagegen machen sich auch auf israelitischem Gebiete die altaristokratischen Bestrebungen bemerkbar, während die jüdischen Religionsschulen hinter denen Oesterreichs zurückstehen sollen. In Baiern aber ist die früher verbotene Gastlichkeit zwischen Juden und Christen wieder gestattet.

Eine biographische Skizze von Dr. O. Müller „Der Prophet Jeremias", gewährt einen interessanten Einblick in die Sitten und Verhältnisse, denen der israelitische Adel des Prophetenthums gelten. Dr. Albert Cohn liefert ein erfreuliches Bild „Die jüdische Gemeinde in Paris". Erwähnenswerth ist besonders darin die Rothschildstiftung, ein Spital und Versorgungshaus, zu welchem James Rothschild eine halbe Million Francs verwendete. Anregend durch ihren Gedankenreichthum und immer das Richtige treffend sind die „Mittheilungen zur Charakteristik der Gegenwart" von Simon Szanto. Es zeugt für den Muth, der vorzugsweise die Stellung der Männer und Lehrer behandelt, von einem sehr verständigen Eingehen in das Wesen der Menschennatur. Die von Dr. Bärwald mitgetheilten „historischen Miscellen" z. B. der Lebensrettung Kaiser Otto's II. durch den Juden Kalonymus, die Urkunde des Polenkönigs von Speier, sind ebenfalls Beiträge, das Bewußtsein im jüdischen Volke zu heben. Das unter der Rubrik „Wienerisch Interessant" von M. Wolf mitgetheilte Actenstück ist ein Brief des Kaisers Ferdinand, die Vertreibung der Juden aus der Leopoldstadt nach der Unsern Frauen betreffend. Die „Ehrentafel der Humanität im Verhalten von Christen gegen Juden" von Joseph Wertheimer enthält eine Reihe menschlich schöner Züge, unter anderen einen des Papstes Pius IX. gegen den jüdischen Bildhauer Guttmann. Wir wünschen dem Erzähler derselben von ganzem Herzen auch für die künftigen Jahrgänge seines Jahrbuchs ähnliches Material. „Amsterdam von der weiblichen Seite" ist eine interessante, mit historischen Thatsachen und trefflichen Bemerkungen reich ausgestattete Schilderung dieser merkwürdigen Stadt von Max Grünbaum. „Anregungen" nennt Joseph Wertheimer eine Reihe von Vorschlägen und Ideen, die an und für sich so gut gedacht sind, daß sie praktisch eine nützliche Thatsache werden müßten. Bemerken müssen wir bei diesem Artikel noch, daß der Verfasser (zugleich Herausgeber des Jahrbuchs) 25 Dukaten in Gold für die beste Widerlegung der unter allerlei Deckmänteln gegen das Judenthum gerichteten Angriffe ausgesetzt hat. Als „fromme Wünsche" bezeichnet Emanuel Hecht Stummer Handel, Bestattung der Todten ohne Sarg, Anlegung von Gemeindechroniken, einen historischen Verein (zunächst für jüdische Geschichte), jüdische Gesangvereine, wünschenswerthe Kenntnisse bei Rabbinern, Stiftungen zum Vortheil der Schule. Interessant ist ein Aufsatz von M. Wolf „Jüdische Kinderspiele", und die „Ehrentafel österreichischer Juden" von Joseph Wertheimer, auf welcher gar manches Beherzigenswerthe zu lesen ist, wie auch die „Zustände in Brody, Lemberg, Tarnow, Stanislau, Tarnopol und Galizien überhaupt", von Leon Herzberg Krämer, und die „Zustände in Czernowitz in der Bukowina" von David Schwarzfeld des Interessanten, Interessanten und Belehrenden viel enthalten. In dem „Rückblick auf die jüdische Literatur vom April 1856 bis dahin 1857" gibt Dr. B. Beer in der seinem gründlichen Geschriebenen eigenen warmen und lebendig ergriffenen Weise kurze, aber treffende Kritiken der meistens von israelitischen Schriftstellern verfaßten oder das Judenthum mehr oder weniger berührenden Schriften.

Von poetischen Leistungen erwähnen wir zwei Legenden: „Der Becher des Propheten" von Dr. M. Zeitteles, und „Das gute Gleis" von Leopold Stein. Ein Gedicht „Am Sinai", früher von Zunz, ist der. Es ist in schöner und farbenreicher Anschauung gehalten, aber nur theilweise und zu sehr verflüchtigend. „Die Prinzessin. Eine Geschichte von Leopold Kompert", bringt eine jüdische Dorfgeschichte theilweise in dem Geschmack, den wir schon oft gerügt haben. Gleich im Beginn der Erzählung der volksthümlichen Farben auf und senkt auch mit der Altmagdnatur der romantische Sonnenstrahl viel zu häufig ungezogen. Zum Glück ist es aber das Gemüth, daß auf der Schneiderwerkstatt sah oder schon am Rocken Alles so schön und golden spann. Nur von dem ahnen Aehrl vieler Dorfgeschichten, bis in den Schlaf hinein umständlich zu sein, können wir den berühmten und liebenswürdigen Erzähler nicht freisprechen.

Auf die Schlußrechnung gegen beim Herausgeber ein. Den Exemplaren des Jahrbuch zur Schlußrechnung. 1 Thlr. von Herrn Pfarrer Jakob Schaal in Bernburg. 2 Thlr. von Herrn C. Strauß in Dessau. 1 Thlr. von Herrn Dr. Kroeglin in Saalfeld.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Ottokar Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 16.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Der Einsiedler auf Volbjerg.

Novelle von Steen Steensen Blicher.

I.

Wenn der nordische Wanderer, der von Viborg nach Randers reist, dem Ende des langen Sees, welcher den Namen der Stadt trägt, vorbeigekommen ist und den ersten steilen Hügel erreicht hat, so breitet sich vor seinen Augen die ganze Jyds Halve aus, — ein Name, an welchen sich Erinnerungen knüpfen, kalter und rauher wie die Gegend selbst.

Zwei oder drei kleine Hütten, eine oder von einem kleinen Stück angebauten Getreides umgeben, bieten die einzige Abwechslung auf dem zwei Meilen langen Wege bis zum Dorfe Cerum. Von hier an wechseln Haide und Acker. Dörfer und Kirchen zeigen sich stets dichter und dichter beieinander und der weite Gesichtskreis wird durch ferne Wälder belebt; man merkt, daß man sich dem fruchtbaren und wohlangebauten Theile der jütischen Halbinsel nähert.

Beim Dorfe Leisten sagt man der Haide Lebewohl und vergißt sie augenblicklich über die liebliche Landschaft, die gleichsam plötzlich bei dem letzten dunkelbraunen Hügel hervorgezaubert und dem Wanderer zum erfreulichen Anblick dargestellt wird.

Unter ihm breitet sich einer der größten Seen des Landes aus, halb mit Gras und Weiden bewachsen, und von ihm aus erheben sich hohe, wellenförmige, waldbewachsene Hügel, welche ein tiefes und enges Thal einschließen, in dessen Hintergrund die Herrenburg Von Aalbæk mit ihren weißen Mauern und hellrothen Dächern freundlich zwischen hundertjährigen Buchen hindurchschimmert. Das Baumhaus zur Rechten, im Thale die Mühle mit dem Teich, nun beinahe hinter Bäumen verborgen, schmücken den Vordergrund des Thales.

Vor 30 Jahren stand hier, anstatt des jetzigen neumodischen Schlosses, die alte ehrwürdige Aalborg mit ihren zwei hohen Zinnen über Thurm und Dach im Thale, und wer sie gesehen hat, wünscht, daß sie noch hier stände und nicht mit einem Gebäude vertauscht worden wäre, das unkundige Personen eher für ein ländliches Wirthshaus halten würden.

Angenehm wird ein Fremder überrascht, wenn er, in das Thal gekommen, bemerkt, daß es nicht, wie es anfangs des Sumpfes ausficht, geschlossen ist, und nun plötzlich einen ausgedehnten Bergsee vor sich hat, dessen Ende sein Auge nicht zu ermessen vermag. Aber sein Blick wird doch bald nach einer, in den See hinausspringenden Halbinsel gezogen, die ganz mit majestätischen Linden bewachsen ist. Gegen Westen, dicht an diesem Gehölz, das früher ein Garten war, stand das alte Aalborg. Nach vorn verband ein breiter Damm die beiden Arme des Sees und trennte die Burg von dem festen Lande.

Und weshalb steht sie nicht jetzt noch auf dem lieblichsten Platz des ganzen Thales? Eine alte Prophezeiung bedrohte sie mit Untergang, in einer

Nacht der Weihnachtszeit sollte sie zugleich mit der Halbinsel in den Abgrund sinken. Ein furchtsamer Bewohner zog sie nieder und zog fort.

Sammelstätte ist nicht mehr; aber die nachstehende Sage, welche die Burg überlebte, mag, einer Gedächtnisblume gleich, zwischen Dornen und Nesseln auf ihrem Grundplatze emporschießen, und der Wanderer wird sich oft umblicken und denken: dort stand sie.

II

In Pierregrav, zu welchem Pfarrhof der Edelhof gehörte, starb vor einem halben Jahrhundert der Prediger Laurits Binder, meines Großvaters Bruder. Mein Vater lebte als Student einige Jahre in seinem Hause, und von ihm hörte ich das Ereignis, welches jetzt erzählt werden soll.

Es war im Jahre 1718 an einem Sommerabend in der Dämmerung, als eine mit zwei Pferden bespannte Kutsche durch die Pforte des Pfarrhofes zu Neustadt rollte.

Herr Mogens kam eiligst in seinem grünen, großgeblümten, damastenen Schlafrock und mit der rothen Nachtmütze auf seinem wohlerwürdigen Haupte heraus.

Da sah' aus der geöffneten Kutschenthür sprang ein Cavalier mit dem Degen an der Seite und — mit einer Maske vor dem Antlitz.

„Ihr seid hier wol der Pfarrer?" fragte er und ohne die Antwort abzuwarten, sagte er hinzu: „Kennt Ihr ein Kind taufen?"

„Es möchte sein", sagte der staunende Pfarrer, „was hat der gute Herr sonst noch zu befehlen?"

Anstatt zu antworten trat der Herr an die Kutsche und nahm einen kleinen schwarzen Kasten heraus, ging mit diesem unterm Arm zur Thür und machte dem Pfarrer mit der andern Hand ein Zeichen, das er vorangehen und den Weg zeigen möge.

Dieser aber blieb stehen, zeigte auf den Kasten und sagte: „Mit Eurer gnädigen Erlaubniß, ist dies — —"

„— Ein Kind, wie Ihr hört", nahm der Cavalier das Wort, denn in demselben Augenblick hörte man den Laut eines solchen — „gefällt's Euch hineinzutreten!"

„Cujus? Cujus?" sagte der Pfarrer, ohne sich von der Stelle zu rühren, „wessen ist das Kind?"

„Das kann Euch gleichgültig sein!" lautete die Antwort, „Ihr sollt es nur taufen."

„Ich bitte gehorsamst um Verzeihung!" erwiderte Herr Mogens, „ich kann das Kind nicht eher taufen, als bis ich weiß, wem es gehört."

„Weshalb nicht?" sagte der Fremde, und hielt ihm einen gestickten seidenen Beutel hin: „hier sind die Gebühren."

Sr. Wohlehrwürden schüttelte den Kopf und sprach: „Ich kann's nicht thun; ich muß erst des Kindes Aeltern kennen."

„Lesen bedarf's nicht", sagte der Herr schroff, „das Kind hat christliche Aeltern, dies mag Euch genügen — nun' wollt Ihr?"

„Ich will weder, noch kann ich", lautete die Antwort.

„Ihr wollt nicht?" wiederholte Jener mit gedämpfter Stimme, „bedenkt Euch wohl!" Dabei steckte er die Hand in die Westentasche, zog eine kleine Pistole hervor, spannte sie und sagte: „Seid vernünftig, wohlerwürdiger Herr! Ihr habt zwischen Geld und Blei zu wählen. Was wollt Ihr haben?"

„Keins von beiden", antwortete der unerschrockene Pfarrer, „wenn ich mir selbst rathen darf. Ist es Euch wirklich um die ewige Seligkeit dieses unmündigen Kindes zu thun, was bei Fall zu sein scheint, so werdet Ihr schwerlich Euch Gewissen mit dem Morde eines unschuldigen Mannes belasten."

Die Maske lachte spöttisch und sagte: „Ihr seid gesinnt und kennt niemals einen billigern Handel erleben, noch einmal — was wollt Ihr?"

Nach einiger Augenblicke Bedenken sagte der Pfarrer: „Wollt Ihr mir auch nicht vertrauen, wem das Kind angehört? Das ich schwöre, dafür bürge Euch mein heiliger Amtseid."

„So sehe nicht in meiner Macht, und — zum letzten male —" hier hob er die Pistole, doch zielte er nicht auf den Pfarrer, sondern berührte mit der Mündung den Wildbeutel, der auf dem Deckel der Kiste lag.

Da fiel dem Herrn Mogens plötzlich ein Gedanke ein. Bei Besetzung der Pfarrstelle zu Vorning hatte ihn der Patron Graf Schiel übergangen, und seinen Schulkameraden Herrn Jens gewählt; weshalb er beständig ein wenig gegen Letzteren eingenommen war. Hier bot sich Gelegenheit, dem Collegen einen Streich zu spielen.

„Hört einmal!" sagte er: „Ich will's Euch gerade herausjagen, und Ihr dürft keineswegs daran zweifeln, bei mir kommt Ihr nicht um die Breite eines Haares weiter, weder durch Versprechungen noch durch Drohungen. Aber ich will Euch an einen Mann verweisen, der keine Um-

stände macht und sogleich Euer Kind tauft. Wißt Ihr, wo Borning liegt?"

Die Maske nickte.

„Gut!" fuhr der Pfarrer fort. „Herr Jens dort, mein Bruder in Christo, hält mehr von Gott als von Blei; fahrt nur in des Herrn Namen zu ihm."

Bei diesen Worten verbeugte er sich tief und trat rücklings in seine Thür hinein.

Der Fremde sah ihm stumm nach, ohne seinen Abschiedsgruß zu beantworten, steckte die Pistole und den Beutel in die Tasche, hieß dann mit dem Kasten wieder in die Kutsche, indem er dem Fuhrmann zurief: „Allons donc!"

„Oui, Monsieur!" antwortete dieser und darauf ging's im vollen Trabe zum Dorfe hinaus.

Herr Jens war bereits zu Bette gegangen und seine Frau wollte ihm folgen, als die gedachte Kutsche auf den Pfarrhof zu Borning rasselte. Sie hüllte sich schnell in einen Mantel und eilte hinaus, den späten Besuch zu empfangen. Kaum hatte sie den Zweck desselben erfahren, als sie auch schon zusagte, daß ihr Mann das Kind sogleich taufen werde. Sie bat den Herrn, inzwischen in die Wohnstube einzutreten, bis Herr Jens mit dem Ankleiden fertig sei. Daß sie nach dem Namen des Fremden fragte, war ebenso natürlich, als daß sie keine andere Antwort bekam als die, welche das Gold im Beutel gab.

Mit dieser wohl zufrieden, eilte sie zu ihrem Gatten, schüttelte ihn wach und sagte: „Steh' auf, lieber Jens! ein Kind ist hier, das getauft werden soll."

„Nun, nun!" murmelte er noch schlaftrunken, „das eilt doch nicht so sehr. Wessen ist das Kind?"

„Das kann dir gleichgültig sein", antwortete sie eifrig; „aber es gehört gewiß großen Leuten an, denn es ist in einer Kutsche hierher gekommen und ein vornehmer Cavalier folgte, der dir für deine Mühe fünf Dukaten geben wird."

Fünf Dukaten! Der Pfarrer erhob sich, schob die Decke ein wenig hinunter und setzte seine Nachtmütze auf und wäre sicherlich in wenigen Augenblicken aus dem Bette gewesen, wenn nicht die Frau unglücklicherweise hinzugefügt hätte: „Der Narr in Neustedt! Er hätte die Dukaten haben können, denn dort sind sie zuerst mit dem Kinde gewesen, anstatt dessen zeigt er sie hierher."

Als der Pfarrer dies hörte, sah er seine Frau einige Secunden starr an, sank darauf wieder sanft in die Kissen zurück, zog die Decke über sich und sagte: „Weht's von der Seite her, so ist ein Haken dabei. Nein, ich danke, wenn Herr Mogens nicht taufen darf, so wird Herr Jens es ebenfalls nicht thun. Oh sieh' ja, sicherlich! sage dem Fremden, daß ich nothwendig wissen muß, wer die Aeltern sind!"

Alle Vorstellungen der Frau fruchteten ebenso wenig wie ihr Schelten; er blieb unbeweglich.

Nun kam das Dienstmädchen bleich vor Schreck und versicherte athemlos und stotternd, daß es mit den fremden Gästen nicht richtig sei; sie wäre nämlich draußen beim Kutscher gewesen und hätte ihn gefragt, woher sie wären? Darauf habe er mit hohler und schauerlicher Stimme geantwortet: „Von der Hölle!" In demselben Augenblick wäre ein Lichtschein von der Stube her auf sein Gesicht gefallen und es wäre kohlschwarz.

„Du Gans", sagte die Pfarrerin, „das ist nur eine Maske, wie der Herr drinnen sie auch trägt."

Aber der Pfarrer sagte: „Da sehen wir's, siehe zu, wie du dich von ihnen losmachst, ich will nichts damit zu thun haben, wenn er auch das Kind mit Gold aufwiegen würde."

So aber dachte Frau Jens nicht. Sie biß sich in die Lippen, sann nach und flüsterte dann dem Mädchen zu, was sie zu thun habe. Darauf ging sie zu dem Fremden und sagte, daß nun Alles sogleich zur Taufe bereit sei. Das Mädchen solle kommen und dem Pfarrer leuchten.

In die Studirkammer — diese lag seitwärts im linken Flügel und liegt noch da — eilend, zog sie den Priesterrock an, band die Halskrause um und drückte die Perücke tief auf den Kopf hinab; ein wenig Lichtschnuppe über den Mund und auf's Kinn machte die Verwandlung vollständig.

Der fremde Herr ließ sich leicht täuschen; die Kammer war eng und dunkel und wurde nur spärlich durch ein dünnes Licht erhellt. Dabei sprach die Pfarrerin in künstlicher Mischung heiser und hohl und zwar so glücklich, daß sogar ihre Bekannten schwerlich Mißtrauen gefaßt hätten.

Das Kind wurde getauft und die Frau bekam ihre fünf Dukaten; dem Mädchen gab sie eine Kleinigkeit, damit sie seinen Mund halte, freilich vergebens, wie man bald erfahren wird.

Als der Pfarrer am nächsten Sonntag nach Doorning kam, das zu seinem Sprengel gehörte, erzählte ihm der Küster: daß in jener Nacht ein Mann gekommen wäre, der wie ein Neger ausgesehen und den Kirchenschlüssel von ihm verlangt habe. Als er — der Küster — bemerkt hätte, daß ein Pistol in einer seiner Westentaschen

auf, glaubte er sein Begehren nicht abschlagen zu dürfen und wagte es noch weniger ihm zu folgen.

Nach einer Viertelstunde sei der Schwarze wiedergekommen, hätte den Kirchenschlüssel abgegeben und bald darauf sei ein Wagen aus dem Dorf gerollt, soweit der Berichterstatter beurtheilen könne, — nach Hammerbei hin. Sobald der Tag gegraut, sei er in die Kirche gegangen, hätte aber nicht das Mindeste entdecken können. Jetzt eilten beide dorthin. Sie suchten vergebens, besonders oben im Chor, bis die Gemeinde endlich versammelt war und der Gottesdienst begann.

Während Herr Jens auf der Kanzel stand, bemerkte er, daß einige Frauen ganz unten in der Kirche dann und wann die Köpfe zusammensteckten, flüsterten und unter den Stuhl guckten, der sich vor ihnen befand. Als der Gottesdienst beendet war, ging er zu ihnen hin und fragte sie nach der Ursache ihrer Unruhe. Sie zeigten ihm nun einen kleinen schwarzen Raben, den seiner früher dort gesehen hatte.

Auf Befehl des Pfarrers ward derselbe hervorgezogen und geöffnet und zum großen Schrecken aller fand man darin — ein todtes Kind, in feines Linnen eingehüllt. Es war klar, daß es erst kürzlich geboren sein und ebenso erst vor kurzem gestorben sein mußte; denn noch hatte der Verwesungsprozeß nicht begonnen. Der Pfarrer ließ den Deckel zumachen und die kleine Leiche wieder hineinlegen, wo sie gefunden worden war.

Der Kasten, welcher von dickem und starkem Eichenholz ist, sieht noch heutigentags unter einem Stuhl der Kirchenthür gegenüber, aber die Nägel sind abgerostet und der Deckel liegt los. Das Einzige, was man darin findet, ist Asche, Staub und kleine Knochenreste.

Für jenes Jahr findet sich denn nun im Kirchenbuche zu Vorning der Vermerk — die aber später eingeschoben, sowie auch hinzugeschrieben worden ist: „Genannt ein kleines Kind, Christian benannt."

Es ist wahrscheinlich, daß das Mädchen nicht geschwiegen und der Pfarrer die letzte That seiner Frau erfahren hat, die er schon darum nicht gemißbilligt haben mag, weil das unschuldige Kind ohne Zweifel getauft worden und so doch noch vor seinem Tode die heilige Taufe empfangen hatte, wenngleich auch hier von einem Werke berichtet wurde.

Soweit und nicht weiter geht die Spur, welche nun nach einem so langen Zeitraum für beständig verloren zu sein scheint. Das Dunkel, welches die ganze finstere Begebenheit einhüllt, wird nicht eher erhellt werden, als bis vereint alle Thaten der Ewigkeit ans Licht kommen.

Vielleicht gibt die folgende Begebenheit einen Lichtschimmer für diese dunkle That.

III.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts starb nördlich in Westerhanherred ein ganz sonderbarer Mensch, den keiner eigentlich kannte, ungeachtet er seinen Aufenthalt dort länger als vierzig Jahre gehabt hatte.

Seine Kleidung bestand aus dickem, grobem, wollenem Zeug, aus weißer und schwarzer Wolle gewebt; da aber die letztere, ungefärbt, mit der Zeit und durch das Schleifen, einen rothbraunen, rostartigen Schein annimmt, so hat das Zeug selbst ein ähnliches Aussehen, das jedoch mehr ins Graue fällt und den Nebeln der Westsee gleicht, wenn sie von dem dunkelrothen Schein der sinkenden Sonne schwach beleuchtet wird. Seine Sprache war dänisch, so wie ein Jüte über dem Bauernstand sie spricht.

Seine Lebensweise und Nahrungsquellen waren dieselben wie die aller andern Dünenbewohner: Fischerei und Strandungen, daneben hielt er eine Kuh und einige Schafe, die mit denen der Nachbarn friedlich das dünne Gras der unübersehbaren Sandwüste theilten. Er soll groß und wohlgewachsen gewesen sein und ein schönes, aber schwermüthiges Antlitz gehabt haben; das letztere hält das Volk für ein Zeichen eines geheimen Vergehens: denn unverschuldete Sorge, meint es, kann, als Gottes Fügung, einen Mann nicht beugen.

Keiner Seelen wird ihn jemals haben lachen sehen, worüber man sich nicht wundern darf, da man ihn niemals bei den Gelagen dieser Menschen noch bei ihren andern Versammlungen sah, sondern nur bei ihrem strengen und gefährlichen Geschäft an dem stürmischen Strand.

Er nannte sich schlecht und recht Christian, wozu die Leute den Namen Bolbjerg fügten, nach der Stelle, auf welcher er seine einsame Wohnung aufgeschlagen.

Der nördliche Arm des Limfjord erstreckt sich bis auf eine halbe Meile ans Meer und schießt zugleich mit einem westlicheren, kleineren die längliche Landzunge ein, welche die Bewohner Hannesland nennen, ein Name, aus dem später Hanherred wurde. Der südlichere Theil derselben hat schöne Kornfelder, üppige Fluren verbärgen die nahen, vom Sturm niemals heftig auf-

geruhigen Buchten. Wohlgebaute Bauernhöfe liegen an den Ufern umher zerstreut, und die Bewohner nehmen ohne Anstrengung und ohne Gefahr reichliche Nahrung von dem willigen Boden und aus den ruhigen Gewässern, in Sicherheit hören sie das Drohnen des wilden Meers jenseits der Sandberge. Gehst du aber in diese Sandberge hinein, so findest du eine ganz andere Natur. Als ob du auf einem ungeheuern Kirchhof zwischen zahllosen Hügelgräbern oder auf den Trümmern einer vernichteten Vorwelt wanderest. Drinnen herrscht Schweigen und Ruhe, aber überall sieht man Spuren von Unruhe, der Verwirrung und dem Aufruhr der Elemente; diese Landregion ist selbst ein Meer, dessen gewaltige Wogen von der Hand der Allmacht mitten in ihrem wilden Tummeln ergriffen und zu ewiger Stille verzaubert zu sein scheinen; ihre Seiten sind mit Sandhafer bestreut, dessen scharfe blaßgelbe Spitzen immer wie verwelkt aussehen und, wenn der Wind bläst, mit eintönigem, anhaltendem Klagelaut rascheln.

Aber wanderst du weiter umher, so wird du durch den unerwarteten Anblick zahmer Haustiere überrascht, welche den Menschen kleiden und nähren; selbst die Wohnungen der Menschen entdeckst du nun hier und da, sie liegen versteckt und sind eingefunden von fahlen Hügeln umgeben. Oft erkennt sich, daß du sie nicht wie die baufälligen Hütten der Armuth, sondern wie nette, traulich Wohnungen ländlichen Wohlstandes vorfindest, nicht selten geweißt, die Fenster mit hellen Farben versehen und mit kleinen Anbauten versehen, welche Schiffsdächern und Verdeckkajüten gleichen, zuweilen auch in Wirklichkeit sind, Geschenke des vernichtenden wie auch mildthätigen Meeres. Frischgrüne Grasflächen und saftige Kornfelder fassen sie ein.

Hierinnen, nördlich von der erwähnten Bucht, beginnt ein breiter Hügel sich über die kleineren Sandhöcker zu erheben und erstreckt sich in regelmäßig steigender Höhe bis an das Meer. Bevor du noch so hoch gekommen bist, daß du es siehst, wende dich einmal um und betrachte die friedliche Hälfte des Panoramas! Laß dein Auge mit Wohlgefallen über Felder und Fluren, Häuser und Dörfer und hin über den Fjord mit seinen vielen Buchten schweifen, bis jenseits der Landzungen, welche eine Scheidewand zwischen Wasser und Luft bilden, wo Windmühlen und Kirchen, dunkle Punkte und helle, sich wie Zeichen auf der großen Landkarte erheben.

Von dieser lächelnden Landschaft wende dich wiederum ab! Tritt auf der Klippe äußersten Rand! Zweihundert Fuß tief unter dir dehnt du das Meer, überall soweit du blickst ohne Abwechslung, ohne Ruhepunkt für dein rastlos schweifendes Auge, es dehnt sich weit in die Ferne, wo es dunkel mit dem Himmel verschmilzt, wie die Zeit mit der Ewigkeit. Klein erscheinen dir von hier aus des Meeres Wellen und langsam das Rollen derselben gegen das Land und selbst ihr Gebrause kommt gedämpft die Höhe hinauf.

Schwindelt dir, so komme dem äußersten Rande nicht zu nahe! Eine Klippe tief, auf der du stehst, und steil neigt sie sich über das schmale steinige Ufer hinaus. Weht aber der Nordwest wind, so steige seitwärts hinunter und du siehst das Meer in seiner Macht, du siehst, wie die schweren Wellen sich schäumend an den Riffen brechen — an den drei Riffen, die sich in Zwischenräumen ganz um die westliche Küste zum Schutz des Landes, aber zum Verderben der Seefahrer, welche diesem gefährlichen Ufer zu nahe kommen, erstrecken.

Einen Steinwurf vom Ufer entfernt erhebt sich eine Klippe, steil, rauh, unförmlich, einer Burgruine der Vorzeit ähnlich. Seit Jahrhunderten hat das Meer vergebens ihre feste Mauer bestürmt, die ungeheuern Wellen prallen gegen sie an, werden aber an dem harten Felsen gebrochen, ballen sich in Schaum auf und sinken ohnmächtig zurück.

Ist schließlich dein Auge gesättigt, dein Ohr von dem unaufhörlichen Donnern betäubt, so gehe wieder auf die Spitze, von der du hinabgestiegen bist! Gieb deinen Sinnen, gib deinen Gedanken Ruhe und strecke deine ermatteten Glieder auf dem weichen Moos in der Vertiefung aus, welche du dicht innerhalb des höchsten Abhangs findest! Hier stand einst das Haus des Einsiedlers; und die Klippe, auf welcher du liegst, ist Helligsø — Jütlands einziges Felsen, der Seefahrenden Schreck.

An dieser landschaftlich eben Stelle hatte der Fremde seine Hütte erbaut. Die Wände derselben mauerte er aus Kalkstein auf, den er von der Klippe brach; den Oberbau bekleidete er mit Torf, den halb der Regen und die Sonne bleichte und der der kleinen Wohnung ein trauriges Aussehen des Alters und der Hinfälligkeit gab. Bei stillem Wetter hing der Torf gleich den weißen Fetzen eines Gewebes längs der Wand hinunter und bedeckte das einzige Fenster und die obere Hälfte der Thür, aber im Sturm flog er wild umher und pfiff bei dem Brausen der Wogen in der Tiefe.

(Fortsetzung und Schluß in nächster Nummer.)

Petrarca, ein Gegner der Aerzte.

Von einem Arzte.

Die ärztliche Wiſſenſchaft hat von jeher das leidige Schickſal erfahren, gerade den erleuchteten Köpfen und ſcharfſinnigen Denkern gegenüber ihr Anſehen zu verlieren, ſobald dieſe es unternahmen, einige kritiſche Excurſionen in das innere Gebiet derſelben zu wagen. Beſonders aber waren es die praktiſchen Aerzte, denen es bis zum heutigen Tage recht ſauer gemacht wird, ihren Doctorhüten und Geheimrathsknöpfen, die ſie mit größter Würde zu tragen meinen, den dauernden Reſpect der Herren Denker und Philoſophen von Fach zu gewinnen. In dieſer Beziehung enthält ein Ausſpruch des großen Philoſophen und Königs Friedrich des Zweiten in bündigſter Kürze alles, was die beißendſte Kritik aller Zeiten gegen dieſelben anzuführen vermöchte. „Ich für meinen Theil bin über die Charlatanereien, durch welche die Menſchen verführt werden, ſchon lange aus meinem Irrthum gekommen, und ſetze den Theologen, den Aſtrologen, den Adepten und den Arzt in Eine Claſſe.“ So ſchreibt er in einem Briefe an Herrn von Voltaire am 1. Januar 1775, und auch in unſerer Zeit werden die berechtigten und unberechtigten Stimmen nicht fehlen, welche dieſem Ausſpruch Beifall zollen.

Mit welchem Grunde? Weil das Publikum ſich täuſcht über ſich ſelbſt, weil es ſeine Vorurtheile, ſeine Neigungen und Bedürfniſſe vergißt; oder würdet ihr demjenigen Arzte den Vorzug geben, der ſo frei und wahr wäre, ſich euren Vorurtheilen, Neigungen und Bedürfniſſen nicht zu fügen? Gewiß nicht, denn man kann es alle Tage ſehen, wie ihr nicht die wiſſenſchaftliche Beſtimmung und Würde, ſondern die Kunſt des Arztes, eure Imagination zu beruhigen, am höchſten ſchätzt.

Der ärztliche Stand verhält ſich ebenſo wol dem gebildeten Publikum wie der urtheilloſen Menge gegenüber wie eine Privatkaſſe; er wirkt durch ein Myſterium und — das Myſterium? So fragt ihr; nun — daß ich es euch verrathe, das werdet ihr von einem Arzte nicht erwarten. Gewiß, daß ihr daran glaubt heut wie immer und die Furcht vor dem Tode und die Schmerzen eines leidenden Körpers werden immer dafür ſorgen, daß man daran glauben wird, auch wenn man ein Spötter der Aerzte, ein Zweifler oder aufgeklärter Denker iſt. Solange die Welt bleibt wie ſie iſt, denn in den 5867 Jahren der geiſtigen Entwickelung der Menſchheit iſt es noch immer bedenklich, von der geſunden Vernunft einen öffentlichen und allgemeinen Gebrauch zu machen — wird ein Myſterium immer eine größere Anziehungskraft ausüben als die entſchleierte Wahrheit, und ſolange werden diejenigen Aerzte des größten Beifalls ſich erfreuen, welche zu thun verſtehen, was Rameau's Neffe im Diderot'ſchen Dialoge „eine Pantomime machen“ oder „eine Poſition nehmen“ nennt. Diejenigen unſerer Leſer, denen dieſe Art, ſein Glück zu machen, neu ſein ſollte, mögen ſich von Diderot in der Goethe'ſchen Ueberſetzung belehren laſſen, ſie konnten auch Molière's „Tartuffe“ zu dieſem Zweck mit Nutzen leſen. Jene Stoiker werden immer ſehr vereinzelt bleiben, welche es ruhig läßt zu wiſſen, daß Krankheiten, Seuchen und andere Unglücksfälle, ja die leibliche Verſchlechterung der Menſchenracen zu den nothwendigen Uebeln auf dieſer Erde gehören, damit dem Tode der Tribut von 2½ Procent immer prompt zufalle, und man wird es immer einen ſchlechten Troſt nennen, daß Ruhe der Seele, Beſchränkung des Genuſſes, Arbeit, Geduld im Leiden und Licht, Pflanzenſäure oder Heilmittel ſind, welche in den meiſten Fällen nicht geringere Dienſte leiſten als die Orakelſprüche der medicinischen Kaſuiſtik. Es gab Laien, und vielleicht gibt es deren noch, welche, in das Myſterium des ärztlichen Prieſterſtandes eindringend, den Schleier von demſelben nur hoben, um — wie Sokrates, Cato, Cicero, Montaigne, Molière, Friedrich II., Goethe und andere, den Kunſtwahn der Aerzte zu verſpotten und den Irrthum des Publikums zu belächeln; als den entſchiedenſten und unverſöhnlichſten Gegner aber nennt die Geſchichte der Medicin Franceſco Petrarca.

Die Seele dieſes ruhmgekrönten Sängers, aus welcher in unerſchöpfter Fülle der Sprache die lebensfriſcheſten Lieder zur Verherrlichung ſeiner Liebe quollen, verſenkte ſich in das Studium der alten Hippokratiſchen und arabiſchen Medicin, um ſich mit der tiefſten Bitterkeit gegen die Aerzte des 14. Jahrhunderts zu ergießen. Dieſelbe Feder, aus welcher die geiſtreichen Sonette an Laura floßen, ſchrieb auch eine ſcharfe, gelehrte lateiniſche Streitſchrift: „Contra medicum quendam invectiva“, und wurde nicht müde, in Briefen an ſeine gleichfalls berühmten Freunde Boccaccio, Se Tondi, Wilhelm von Ravenna, Franz von Siena und Philipp von Cabaſſole dieſen Kampf bis zum Ende ſeines Lebens fortzuführen. Wenn es auch gewagt iſt, weil er es ſelbſt ſagt, daß ein perſönlicher Conflict mit einem beſonders von ihm nicht

genannten Arzte die Veranlassung ward, daß er auf dieser Gegnerschaft wie auf einer Lebensaufgabe beharrte, so geht doch auch aus seinen Schriftstücken deutlich hervor, daß er das Resultat war seines angestrengten Studiums der damaligen medicinischen Literatur, seiner treuen und unausgesetzten Beobachtung des ärztlichen Lebens und Wirkens, sowie seines sogar freundschaftlichen Umgangs mit mehreren hervorragenden Aerzten. Um das Gewicht seiner Stimme ganz zu begreifen, muß man sich in Petrarca nicht blos den gefeierten Dichter vorstellen. Genie, Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit hatten ihn auf die Höhe seiner Zeit erhoben und ihm eine glänzende, einflußreiche Lebensstellung erworben. Kaiser Karl IV. verlieh ihm sogar den Titel eines Pfalzgrafen. Als Hof- und Staatsmann auf weiten Reisen und in der Heimat sammelte er an den Höfen vieler Fürsten, an dem Sitze der Päpste und Cardinäle, in den Häusern der Adelichen und Patrizier die Wahrnehmungen, welche ihn, der längst die Macht der Kunst bezweifelte, endlich drängten, vom Standpunkt der Moral die heftigste Gegnerschaft schonungslos und öffentlich über den ganzen ärztlichen Stand zu schwingen. Die moralischen Motive zu seinem vernichtenden Urtheile sind nicht zu verkennen*); es hat mehr wie der Aerzte gefehlt, daß ohne Bewahrung der ärztlichen Würde und Wahrheit, ohne Belebung des ärztlichen Berufs mit dem ehemals philosophischen Geiste, derselbe von einem andern lucrativen Gewerbe nicht mehr zu unterscheiden sei. Es kann nicht meine Absicht sein, auf dieser Stelle zu untersuchen, in wie weit man seinen Ansichten beipflichten könne oder nicht; ich halte nur, es würde nicht ohne Interesse sein, Petrarca von einer Seite und aus einem Gesichte zu zeigen, auf welchem unsere Leser ihn schwerlich gesucht hätten.

Indem Petrarca über den Rang der ärztlichen Wissenschaft und Kunst unter den andern Wissenschaften und Künsten Betrachtungen macht, weist er darauf hin, daß die Alten sie den Göttern zuschrieben und übersieht auch nicht, daß die Bibel sie als von Gott kommend darstellt. „Aber", ruft er den Aerzten zu, „bildet euch nicht ein, daß sie darum die vorzugsweise göttliche Wissenschaft sei; denn die Bibel sagt auch, daß der Ackerbau von Gott komme sowie alles, was dem Menschen nützlich zu werden geeignet ist. Was hätte auch die Medizin vor dem Ackerbau voraus? Könnte der Nutzen einer Kunst der Maßstab ihrer Würde sein, so wäre vielmehr der Bauer der edelste aller Künstler. Vergleicht sie die Medizin mit der Bibel, indem sie sie „die Kunst nennt, auf die rechte Weise zu leben", so hat sie das mit allen edlern Wissenschaften und Künsten gemein, denn alle beziehen sich darauf und haben nur den einen letzten Zweck, mit dem zu verbinden, das wir recht leben." „Indes", meint er weiter, „mit der Bibel kann die Medizin als Lebenskunst deshalb nicht verglichen werden, weil, um wohlbehalten recht zu leben, selbst die Bibel nicht einmal hinreicht das zu lehren, in das Werk eines Hebers, Nähergarn, des beiderlei religiösen Gewebe."

Gegen die Anmaßung der Aerzte, ihrer Wissenschaft den Namen und die Würde einer philosophischen beizulegen, tritt er in folgender Weise auf: „Ihren naturwissenschaftlichen Philosophemen nach pflegen freilich die Aerzte in ihrem Wahne auf Hochmuth, den Himmel unter ihren Füßen zu haben und, in das Verborgenste der Natur schauend, die Ursachen der Dinge tief in ihren letzten Tiefen erforscht zu haben, und was viele himmlischen Männer, viele Geheimwissenschaften der Natur, denen nichts unbekannt ist, über das Weltall aussprechen, wie verwegen es auch sei, sich für das Heil nicht blos wie ein Dogma, sondern als ein göttlicher Orakelspruch geben. Indessen liegt sich hinter dem allen, was ihre Philosophie über die einzelnen Naturdinge aussagt, nur ein lächerlicher Prunk; es beruht sich blos Kenntnis auf seine selbstgemachten Erfahrungen, gründet sich keineswegs auf unbezweifelte Thatsachen und beruht nur ebenso auf einem bloßen Naturnachsinnen als auf einem blos theoretischen Interesse. Wenn aber auch alles wahr wäre, würde es zu einer höhern Er-

*) Viele Bemerkungen seiner Zeit auch der vorliegenden schriftlichen Vorträge des medicinischen Auditors zu Bologna, Herrn Dr. Hirschfeld, in seiner kürzlich erschienenen „Kurzen Darstellung der Geschichte und Literatur der Medicin" (Breslau, Leuckart & Grassner) für Naturforscher und Aerzte zu bearbeiten. Ich verdanke diesen sachgemäßen Gelehrten, mit dem ich selbst gerne Bologna vor seinem Tode noch zu einer Verabredung zu treffen hoffte, die Bekanntschaft mit den Quellen, benutzte die Gelegenheit in eine Sammlung von Reisigen aus Petrarca's Briefen. Wer dieselben benutzen will, findet die Stelle unter dem nachstehenden Artikel über Petrarca in der genannten Zeitschrift. Ich beschränke mich vorläufig nur darauf, die wesentlichsten Gesichtspunkte und Urtheile in gedrängterer Weise aus dem reichen Material herauszuheben.

lichen Erkenntniß über unser Woher und Wohin haben?"

Er eifert ferner gegen die dialektisch-disputatorische und rhetorische Form der Medicin damaliger Zeit, und seine scharfen Worte schneiden tief und scharf auch in das Fleisch der Aerzte unserer Zeit ein. „Der Medicin kann diese Disputirkunst nichts nützen; denn aufs Handeln, aufs Heilen kommt es an. Ueber die theoretische Untersuchung verliert der Arzt das Wohl des Kranken aus dem Auge und statt ihm das versprochene Heil zu bringen, hetzt man ihm mit Trugschlüssen das Ohr voll. Heutzutage können die Aerzte nicht reden ohne zu disputiren, und da sie in der That nicht zu disputiren verstehen, weil ihnen der wahre Widerstandsgrund fehlt und auch nicht schweigen gelernt haben wie die Alten, von denen, nach Virgil, die ärztliche Kunst bedeutungsreich die schweigende Kunst genannt ward, so kreischen sie oft gegen Wahrheit und bessere Ueberzeugung um die Wette und machen ihre Kunst nicht blos zu einer schwatzhaften, sondern zu einer marktschreierischen. Aber wie es sich in der Medicin nicht um künstliche Disputationen, sondern um das Heilen handelt, so bedarf es auch nicht der Worte, die nur der Redner nöthig hat, sondern der That. Die Wortkunst, in die man die Heilkunst verwandelt hat, ist an sich überflüssig und trägt weder zur sichern Hoffnung noch zur Sache etwas bei, sie ist den Kranken lästig. Absichtlich um leere Versprechungen zu machen, wo es an den rechten Mitteln gebricht, um Aerzte zu verdecken, um die Schuld von sich ab und auf den Kranken, seine Umgebung, die Natur zu wälzen und die Ueberlebenden zu trösten, kann wohl die Aerzte viel Beredtsamkeit nöthig haben: wie aber die Medicin an sich selbst niemals eloquent machen kann, so macht sie Eloquenz nie den Arzt."

Wenn Petrarca bekennt, durch viele Beredtsamkeit der Aerzte, die, in seine Nähe sich drängend, um seine Gunst buhlten, bis zum Ueberdruß verfolgt worden zu sein, so haben in unsern Tagen auch einsichtsvolle ruhige Männer, Laien, ihre Verwunderung über die Eloquenz ausgedrückt, die in manchem der heutigen hydropathischen und electrotherapeutischen Institute den Kathedersaal bestürmt. Indeß, nicht blos da; es ist im Allgemeinen die phrasenhafte Dialektik, welche uns unterscheidet von der philosophischen Wortmacherkunst der Aerzte des 14. Jahrhunderts. Bleibt dem Laien auch oft dunkel der tiefe Sinn, wenn sie nur kurz ist, denn „an Kürzeste darf es euch nicht fehlen und wenn ihr euch nur selbst vertraut, vertrau'n euch auch die andern Seelen."

An einer andern Stelle tadelt er die Sitte, die Namen der Krankheiten und Heilmittel nach griechischer Terminologie zu bestimmen, und nennt dies gräcisirende Schminke, täuschende Charlatanerie, die sich für unbekannte Dinge der erlernten verpflichtenden Nomenclatur bediene, um damit den Uneingeweihten zu imponiren. Damit aber ließe sich nicht verdecken, daß das therapeutische Wissen der Aerzte ein stückiges sei. Ja, ihm ist die therapeutische Seite der Medicin nicht blos zweifelhaftes und bezweifeltes Wissen, sondern geradezu ein Nichtwissen und „Gott weiß es", sagt er, „durch welches Mißgeschick oder welche verderbliche Verstimmung es geschieht, daß die Aerzte alles andere besser verstehen als das eine, was sie lehren. Was soll man aber dazu sagen, wenn an dieser sogenannten göttlichen Kunst, die man mit allen möglichen Lobeserhebungen belegt — die Aerzte selber zweifeln? wenn ein berühmter Arzt sogar die Wirksamkeit und Unentbehrlichkeit der Medicin überhaupt in Frage gestellt hat? Wer kann es einem verargen, wenn man den ganzen zweideutigen, schwankenden und verwickelten Plunder verwirft? Allerdings wissen die Aerzte auch sehr gut, was ihre Kunst zu leisten im Stande ist und sehr besser, jemehr sie selber überhaupt wissen. Jeder nicht ganz verblendete und sich selbst absichtlich täuschende Arzt, der besser aber um so gewisser, wenn er es auch äußerlich nicht ganz gesteht, weiß doch, im Stillen in seinem Kämmerlein und bei verschlossenen Thüren in sich gekehrt, sich nicht die Wahrheit verhehlen und sich wundern, wie oft er die Hoffnung anderer genährt, wie oft er durch seine Kunst selbst getäuscht werden!"

Wie Petrarca das ärztliche Gebahren im öffentlichen Leben seiner Zeit darstellt — damit schone ich mich, die Leser vieles Blattes zu unterhalten. Es gehört viel Selbstverleugnung dazu, wenn man dem ärztlichen Stande angehört, seine wenn auch immerhin durch komischen Witz und sarkastischen Humor gewürzten Auslassungen nachzuschreiben.

Er sah das ärztliche Leben weit entfernt vom Charakter eines echt philosophischen Strebens, das einem reichen Theil unsrer unterstützenden Hülfe verdient und allen gering achtet, außer Wissenschaft, Erkenntniß und Tugend, besonders aber jede Oberflächlichkeit und Charlatanerie verschmäht.

Er hasse die Aerzte schon wie Philosophen, aber er sah sie handeln wie andere Leute, die ein Gewerbe treiben, wie Schuhmacher und Schneider des Geldes. Er glaubte, an glauben, daß es eine wahre Heilkunst und wahre Heilkünstler geben könne, nur seine Zeit hätte sie nicht hervorgebracht.

Endlich aber, nach allem diesen, verwahrt er sich feierlich gegen die Meinung, als sei er aus persönlichen Antipathieen oder feindlicher Gesinnung ein Feind der Aerzte geworden, da vielmehr sein fortgesetzter intimer Umgang mit vielen Aerzten, unter denen er nur die Wortmacher hasse, die mit ärmlicher Dialektik ausstaffirt, nur zu klappern, nicht zu heilen verstanden, das gerade Gegentheil beweise, und ergebe sich im vollen Lobe des ärztlichen Standes, insofern er durch Wissen zur Wahrheit und durch die vorzugsweise Uebung der christlichen Tugenden zu seinem sittlichen Zwecke in der Welt zu gelangen suche.

* * *

Ob nun Petrarca dem heutigen Standpunkte der Heilkunde und Kunst gegenüber seine skeptische und polemische Stellung aufgeben würde? Ein Theil der Antwort auf diese Frage liegt in der Meinung, welche einer der gründlichsten Aerzte und geistreichsten Lehrer der Wissenschaft in der Gegenwart unter sein Volk gebracht hat. „Aerztliche Aberglaube macht die Meisten nur in den Händen derjenigen Aerzte, welche bei ihren Heilversuchen niemals den Weg streng naturwissenschaftlicher Forschung verlassen.“ Also, mit anderen Worten, mit allem, was im Gebiet der Wissenschaft und Kunst bis auf unsere Tage entdeckt und gelehrt worden ist, trotz so vieler berühmter Namen, denen die Zeit die allgemeinste Bewunderung und Verehrung gezollt hat — keine sichere Aerztlichkeit, diese sollen erst gemacht werden!

Nun, so hoffen wir, daß die kommenden Generationen, glücklicher als wir, solche sichere Aerztlichkeit gewinnen möchten; denn wir Lebenden werden noch fortfahren müssen zu leben, wie man „in den Tag“ und seine Welt durchschlüpft, um es am Ende gehen zu lassen wie's Gott gefällt.“ Gelange aber auch es auch Pflicht sein, den moralischen Kampf gegen Irrthum und Aberglauben und den von ihm scheinbaren Nutzen und Vortheil immer von neuem zu beginnen.

Schattenrisse aus den deutschen Alpen.

Von Friedrich von Tschy

I. Von Linz nach Wien.

Kaum hat der erste Sonnenstrahl mit warmem Hauche den Thau verjagt, begeben sich geschäftige Neger am Landungsplatze der Dampfboote zu Linz. Arbeitende, die in dichter Umgebung die Zeit zu verträumen, aus den Gassen herausströmen, sich wirbelnd durch das enge Thor brechen und beinahe Blicke nach dem Handknecht zurückschauen, welcher, ihre bewegliche Habe manipulirend, mit einer Ruhe und Langsamkeit folgt, welche zur Verzweiflung hinaus könnte, wenige Hafenarbeiter mit Kisten auf der Schulter, welche alle nicht Kisten tragende Menschen der Welt anlachen, vermehrt durch den heiteren Respect, mit dem man ihnen stets aus dem Wege zu gehen pflegt; weinende Schwestern, die dem scheidenden Bruder das Gelübde geben, Spaziergänger, Polizeidiener, Kohlenträger, Matrosen — alles mengt sich durcheinander und stemmt sich an und um. Endlich ist der Lärm bis im Landungsgebäude vorgedrungen; mit Verachtung erkennt er seine Nichtigkeit, welche, auf den Schultern des Handknechts ruhend, über die Köpfe der Menge ragt, und harrt nun des Augenblicks, welcher ihm noch gegönnten Weg zum Schiff vollenden soll. Da tönt die Glocke; ein rauhes Gebrüll des Oberaufsehers und in langem Zuge ergießt sich der rothblaue Strom durch die schmale Pforte auf das Schiff. Der Lärm übersteigt nun — aber der Oberaufseher verlangt „a Ruah“ zu haben und mit der Belehrung, daß dies nicht an Bord, sondern in dem am Ufer liegenden Wartesaale zu Linz sei, muß er wieder anfangen und manche gegen den Strom schwimmen. Endlich, die vielbekämpfte Thorfrist, daß nur Gelassene nicht nur durch moralischen, sondern auch durch physischen Druck wirken, kommt den Anhänger gewinnen.

Kaum hat eine Minute verflossen und der Platz am Ufer ist wie gefegt, an Bord aber drängt sich Kopf an Kopf. Köpfe und Hüte thürmen sich auf, Tücher und Bücher stehen auf dem Verdeck umher. Schon hat sie von der Landungsbrücke aus Schiff gewechselnden Blicke entdeckungen; schon hat sie Rufen gegrüßt und

noch sogen man nach, die letzten Bäden, welche in Gestalt dunkelhafter Laue uns mit dem Lande verbinden, zu zerreißen, denn — sonderbares Spiel der Natur — obgleich längst der östliche Himmel in rosigem Schimmer glänzte, lag doch über dem Wasser ein so dichter Nebel, daß man das jenseitige Ufer nicht erkennen konnte. Alles erging sich nun in Vermuthungen über den Nebel; die gewagtesten Combinationen wurden gemacht, ob und wann er weichen oder fallen werde, endlich bot er uns mit ihm die verlassenen Laue, mit waren auf dem Wege nach Wien.

Der Donaustrom ist ein geschichtliches Bilderbuch, nur freilich sind die Bilder nicht gar chronologisch geordnet, sondern Römerthum, Nibelungensage und Befreiungskriege laufen bunteln genug durcheinander und auf dem Boden der Geschichte sprießen auch die Blumen der Sage üppig hervor.

Dort liegt mitten in der Donau das alte Raubschloß Spielberg, in welchem Waldemar endlich verendet. Welche Schätze bergen jetzt die öden Mauern, denn die Ritter von Spielberg sagen sammt ihrer Habe den Wellen, wie der Tiger zum Sprunge bereit, den vorüberziehenden Kähnen zu nahen und ihnen einen Zoll abzupressen, oder gar seine ganze Habe.

Nicht fern davon schlägt der Name Matze an unser Ohr. Ein wirklich Schloß mag dieses nicht aus dem Wasser aufragendem Felsen gegenüber Aggsteinern schauern wie hin, ob nicht die lieblich Gestalt der „Donaunixchens", welche mit dem Netze von Gold der tapfern Manne ergötzt, ob aus den Wellen hoben und die weiße Arme nach uns ausstrecken wollte, verschwindend, weil der Nixen so wenige existiren — aber wir spähen vergebens. Indeß weil machte man ihren leis klagenden Gesang nahe den Felsen von Matze vernehmen, wie sie aber auch Theater gewagen, ist so hierorts nicht wieder gesehen worden.

Auch die Schöße auf der Donau erscheinen in ihrem abwechslichen Bau wie Bilder aus vergangener Zeit. Dort schmale Bänke tragen ein hohes Dach, das Hinterdeck ist eben so erhöht wie das Vorderdeck, hier wie dort ist ein vom mächtigen Ruder regiertes Steuer. Sieht man solchen Gebäude den Strom hinabschwimmen, mit den zur Seite wie Fahne hinausragenden Ruderstangen, welche in einförmigem Gleichmaß auf und niederbewegen, kann meint man eine der mittelalterlichen Galeeren zu erblicken. Und der stromaufwärts Strom hält sie an den Rudergaleeren und mag nimmer ein Segelschiff auf seinem schwanken Rücken tragen.*) Rasend gespeitscht von den Rädern des Dampfers wird es in seiner Aufregung oft den kleinern Fahrzeugen gefährlich, welche — gleichwie ein scheu gewordenes Gespann durch ein Paar im Galopp vorüberstürmende Pferde wundig wird — gar lustig, d. h. für den Schiffer gar ängstlich, zu tanzen beginnen, bald mit der Spitze sich gen Himmel bäumend, bald wieder sich in die Tiefe bohrend. Zwar tönt das „Stop" des Capitäns, sobald man in die Nähe anderer Fahrzeuge kommt, aber der erregte Strom ist nicht so leicht zu beschwichtigen und sein Pulsschlag beunruhigt selbst die fern am Ufer liegenden Schiffmühlen.

Ruhig zieht die Donau zwischen Linz und Grein dahin, in breitem Bette, dessen Wände ihr kein Hinderniß entgegenzustellen wagen, und wie nach Zerstreuung und Abwechslung heischend, umschlingt sie in ihrem Lauf zahlreiche Inseln; „Auen" mit weidenumpflanzten Ufer und grünen Hügeldächern darauf. Plötzlich wechselt das Bild: die Gelinge treten hart an den Fluß heran und beschränken ihn, strengen Pupillenaugen gleich, auf ein Drittheil der bisher eingenommenen Breite. Mächtig brausend wälzt sich der empörte Strom in dem verengten Bette fort und entschädigt sich in boshaften Stromschnellen, die schon manchem Schiffer Untergang bereitet haben. Eine solche ist der Greiner Schwall. Pechschwarz glänzt das Schiff haben, und die hoch darüber auf steiler Felsklippe gelegene Greinburg schaut lächelnd auf die ernsten gewordenen Züge des Steuermanns herab — der Anblick seiner Gefahr ist ihr zu alltäglich. Die reichen landschaftlichen Schönheiten, auf dem geringen Raum zwischen Grein und Mauthausen zusammengedrängt, folgen rasch aufeinander; hier die Felsen, an denen die wilde Wage erfolglos rüttelte: dort bei in den verschiedensten

*) Die Dampfschiffe auf der Donau gehören hier, wie mehr Erwähnung haben mögen, zu unseren für bei der Vergleichung von der großen Erscheinung zu viel Widerstand erfahren, auch die Gefahren weniger leicht überblicken lassen. Der Donaustrom ist schon seinem Laufe gemäß nur selt mehr über die Ufer hinausgetreten, als deutsche Flußgebiete. Die Dampfschiffe sind weniger schwer, weil beschwerlich gemacht, schon von weitem vernimmt man das weite Getöse der Schiffsgeister, welche die Fahrzeuge an der Zahl, aller voraus, hinab und an den Ufern sich zu Thale, sich von Insel zu Insel tragen, und ob sie vom Segelschiff, wie den mühsamen Stromaufwärts, von Schleppschiffen und Fischerboten kaum auf der Donau eine Menge von Dampfschiffen sehen.

Farben schillernde Baumreihen, Ruinen, Klöstern, Schlössern zum malerischen Hintergrund dienend, — sie machten den Blick weit fesseln, aber das schäumende Kielwasser zog unaufhaltsam mit uns vorüber.

Schon ist der „Strudel" erreicht, welcher zu beiden Seiten der Aktieninsel Wirth verabschiedet. Alles ist höchst gespannt auf die bevorstehende Schiffbruchscene — doch der Strudel wird umgangen, da der hohe Wasserstand es gestattet, einen für gewöhnlich nicht fahrbaren, ungefährlichen Arm des Kanals zu passiren. Aber für den Abenteuerlustigen bleibt noch eine Hoffnung, denn gleich darauf kommt die Stelle, wo das Reisehandbuch den „Wirbel" anmeldet. Haarsträubend ist es, wenn man darin liest von „bedenklicher Tiefe," von einem Trichter, 20 Ruß im Durchmesser, von einem unterirdischen Abfluß zum Neusiedlersee u. s. w. Schon sieht man in Gedanken das Schiff vom Wirbel erfaßt, inmitten des großen Trichters 20 mal um den Schwerpunkt wie ein Pfeil gedreht, demnächst durch den unterirdischen Kanal abschwimmend, und findet sich schließlich in Ungarn auf der Fläche des Neusiedlersees wieder zu Tage gefördert — in Ungarn und das mit einem nach Wien reisenden Paß — —

„Kommt denn der Wirbel nicht bald?" fragt man endlich, da das Unheimliche noch immer ausbleibt, bei zu erwartenden „Wir sind mitten darin", lautet die Antwort, und verwundert betrachtet man die Wasserfläche, die aber durchaus keine auffallende Physiognomie trägt: die Macht des Wirbels ist längst gebrochen; schon Maria Theresia begann den Kampf mit ihm, in welchem er endlich unterliegen mußte.

Der Strom hat nun aufgehört — völlig beruhigt ist er jetzt, wo er die Wassern des einen, dem 19. Jahrhundert entstammenden Schleuse Verbindung beigesellt. Hier hatte Kaiser Franz I. seinen Lieblingsaufenthalt; seinem Naturell mochte es nicht entsprechen, den Blick auf der glänzenden Wasserfläche ruhen zu lassen, als ihn an den Schreibtisch des vergangenen Jahrhunderts zu weilen.

Ein Räderchen war auf einer der Inseln gestrandet und Karin, an der Bahn Grete stehend, ins Wasser hinab. Plötzlich sah sie, wie das Schiff, welches vermöge seiner schnelleren Bewegung dem Strom voraneilte, diesem entgegenschwimmen schien. „Wo fahren wir denn hin?" wandte er sich zweifelnd an die Umstehenden. „wir fahren ja 'nauf?"

„Nun ja", war die Antwort, „wir fahren nach Linz; wollen Sie denn nicht nach Linz?"

„Ach Herr Jesus, nein; ich will ja nach Wien!"

„O dann haben Sie mit dem unteren Schiff fahren müssen. Nun gehen Sie nur zum Kapitän, daß er auf der nächsten Station anhält, damit Sie aussteigen können."

Eben trat der Kapitän aus seiner Kajüte. Durch einen Augenwink schnell orientirt, hieß er sich das Billet zeigen, bestätigte dem Manne, daß es auf ein solches Dampfboot gelautet sei und auf der nächsten Station bis morgen Mittag werde warten müssen, um dann von dem eigenen Schiff aufgenommen zu werden, für die thatsächlich gefahrene Strecke wolle er eigentlich noch nichts bezahlen, da sein Billet nach Wien laute.

Sein Gesicht verwandelnd, schlich der Unglückliche zur Kajüte hinab und kehrte mit einem neuen Portrait wieder zurück, das er bis zur nächsten Station auf der Schulter behalten wollte, um beim Aussteigen seinen Aufenthalt zu verantworten. Wer aber schildert die Aengste des armen Mannes, als plötzlich bei einer Biegung des Stromes die ihm wohlbekannten Thürme des auf schon emporragenden Hügel gelegenen Wallfahrtsortes Maria Taxel sichtbar wurden.

„Ehre sei Gott, das ist ja Maria Taxel!" rief er plötzlich aus. Aber noch wollte er seinen Augen nicht trauen und mehrmals blickte er auf die Karte und wieder in den Wellen — bis endlich die Ueberzeugung, daß er auf dem rechten Wege sei, ihm den Stein vom Herzen und die Last von der Schulter hob. „Wir fahren wir doch nach Wien!" sagte er strahlig; „aber ich begreife halt nit, wie das halt ganz'n ist mit dem Wasser."

Der Alte lachte selber so herzlich über den seinen Scherz und nahm denselben so gemüthlich auf, als daß nicht eine Intimität zu seinen Gunsten mit Erfolg hätte eingeleitet werden können. Einer auf die Umstehenden ausgeschickten Manöver-Ordre folgte sofort ein dreifaches Hochleben auf den tüchtigen Steuermann und ein lustiges Gelächter begleitete den Gefangenen in die allerheimlichste Stimmung. Wer die nachher über die Lichtung des Schiffes betrogen, dem antwortete er mit Ueberzeugungswärme: „O ich weiß wohl, daß wir nach Wien zu fahren; aber, daß die Leute recht verkehrt gelaufen ist, das hat mir mein Herzog keiner andrer."

Eine Reihe langst gebrochener Bogen beherrscht von den Strom. Raubvogel sitzen auf den verfallenen Thürmen: das sind die alten Raubritter, welche die alles verwandelnde Zeit mit ihrer Zauberhand in diese Gestalt gebannt hat. Mit unheimlichem Klagelachter flattern sie von Zinne zu Zinne, die Sage wach zu halten, welche, in der Felsspalte verborgen, sonst einschlafen möchte, und die Sage schlägt das matte Auge auf und hebt an zu erzählen die alte Mär', die sie so oft erzählt und die so schon widerklingt in des Volkes Mund. So mag wol kaum ein Schuß die Lenau hinunter, und der Name Roggenhausen verunehrt haben, ohne daß einer oder der andere berichtete von dem grausamen Ritter Schreckenwald von Roggenhausen und seinem „Reisegeleite", einer Räuberei, auf welche er seine Gefangenen führte, ihnen nur die Wahl lassend, zu verhungern, oder, sich hinabstürzend, schnellern Tod zu finden. Gerirt aber das Räuberzug dem alten Turmverließ voraber, dann sind von den auf unwirthlichem Fels stehenden alten Mauern herab das Klagelied des ritterlichen Knappe, der hier in Haft gehalten ward, und dazwischen hinein vernehmbar die von der Treue geschlagenen Saiten auf Wendelin's Harfe.

Mauern auf der einen, Felsen, Hain, Stein auf der andern Seite, bilden die Schlußpunkte des romantischen Theils der Donauufer. Die Gebirge treten auf beiden Seiten weiter zurück, der Strom erlahmt in seiner Schnelligkeit und walzt sich ruhig in seinem weiten breiten gewaltigen Bette dahin.

Welches Lärmen aber bei der Landung in Vilshofen! Ein Schreien, ein Durcheinanderlaufen, wie ich noch keines erlebt! Eine ganze Wagenburg war am Ufer aufgefahren, um die Passagiere zur Stadt zu schaffen. Sämmliche Kutscher schienen von durcheinander, um Fahrgäste anzulocken; dazu kamen gutbefrackte Agenten, patentirte Polizeisoldaten, amtringliche Gepäckträger — eine ganze Weile verging, ehe das Chaos sich entwirrte, jeder sein Gepäck gefunden hatte und im Wagen lag, und nun rollte eine lange Reihe von Wagen unter hochaufwirbelndem Staube der Kaiserstadt zu, in deren Straßen sie sich verlor wie der Strom bei seinem Eintritt ins Weltmeer.

(Die zweite Hälfte in nächster Nummer.)

Reisebrief.

von Amalie Schoppe.

XIX. Berlin im December 1857.

Berlin bietet vielerlei Interessen, nach allen Richtungen hin findet man sich hier mannichfach angeregt. Hatte die Krisis in der Handelswelt gleich augenblicklich alles andere in den Hintergrund gedrängt und dem einen Hauptgedanken Raum gelassen: wie wird dies enden? — welches Haus wird nun zunächst fallen und mich oder meine Freunde in seinem Sturze mit zu Boden reißen? so ließ diese äußerste Spannung bald nach, und die Geselligkeit kehrte gern zu den Tagesbegebenheiten, zu Stadtgeschichten und allem andern Neigungen zurück. An der Börse macht man noch immer seine besondern Geschäfte; die Herren versammeln sich, erzählen einander die Vorfälle des Tages und füllen die Zeit mit guten oder schlechten Scherzen aus.

Inzwischen bietet der Weihnachtsmarkt seine Waaren dar, zu ermäßigten Preisen heißt es; die Mütter sinnen Mittel, an eine Bescherung vor den Heiligabend zu denken, und der Vater gibt wie früher seine Summe her, damit der Lichterglanz an ihrer Lust der Familie so theure Zeit erhalte. In den Modewaarenlagern ist es nicht mehr leer, man kauft zu ermäßigten Preisen, selbst die Seide wird nicht länger ein verpönter Stoff genannt.

Aber neben diesem Hinblick auf eine hellere Zukunft hat man auch die Trauer hier empfunden, wahre, ernste Trauer, wie sie das Herz bewegt, wenn wir einen theuren Angehörigen verlieren. Rauch ist gestorben, seine Leiche wurde von Dresden hierhergebracht, und an dem Tage, welchem er vor allen andern gehört, feierlich bestattet. Es fehlte nicht an Theilnahme bei dieser Gelegenheit, nicht an festlichen Equipagen, nicht an Kränzen und schwarzem Flor; und dennoch fehlte viel, um das eine große Wort genügend auszudrücken: — daß man Rauch der Erde wiedergab. Es war alles so kahl, so kalt, wie der Boden selbst, der ihn aufnahm; es war ein Tag ohne Sonne, ein Himmel ohne Farbe, es war die ganze Temperatur eines nordischen Herbsttages, und — das Klima macht dann auch — den Menschen.

Ich war in Paris, als man Berangers nach dem Père-la-Chaise trug. Ich war Zeuge, wie das Volk die Trauerpalmen unter sich theilte, die Immortellenkränze zerpflückte, den Kranz des Trauerwagens in seine Fetzen zerriß und ich selbst

ſchätzte mich glücklich, ſolche Trophäen mit hinwegtragen, ſo ſehr ergriff mich der Enthuſiasmus, der hier den Dichter des Volks auf ſeinem letzten Gange begleitete. Ganz Paris war auf den Straßen, alle Läden hatte man geſchloſſen, alle Arbeiten eingeſtellt und 30,000 Mann ſtanden unter Waffen, um für die öffentliche Ruhe zu ſorgen. Nie habe ich einen ſo großartigen Trauerzug geſehen, und Beranger, der arme Poet, der aus ſeinem Dachſtübchen in ein noch engeres Kämmerlein gebracht wurde, durfte wahrlich um einen Leichenzug beneidet werden, den kein König der Erde ſo großartig gehabt.

Hier ſteht der Große Friedrich unter den Linden aufgeſtellt, und jedem mußte es bekannt ſein, wem Berlin dies Monument verdankte. Unter ihm hin zog jetzt die Leiche des Künſtlers, der ſeine Tage und ſeine Nächte in Verherrlichung dieſes Werkes verbracht und des Großen und Schönen ſoviel geſchaffen, zur Ehre und zum Ruhme des deutſchen Volks. Und wie kalt war heute dieſes Volk! Nicht einmal ſoviel Neugierde hatte es, dem Sarge dieſes großen Mannes in den Weg zu treten und ihm den letzten Abſchiedsgruß noch nachzuwinken — „Das iſt das Los des Schönen auf der Erde!“ — Die wärmſte Sonne wärmt auch wärmere Herzen. Hier ſteht die Kunſt noch im Solde der Könige, die Nation betrachtet ihre Schöpfungen noch immer nicht als ihr Eigenthum, und doch iſt ſie es, die Preußen jetzt ſo herrlich ausgezeichnet. Wohin das Auge blickt, erwuchs es neue Werke der Pracht. In den Muſeen findet man die regſte Thätigkeit. Zunächſt iſt es die Bleichfeldhalle, eins der großartigſten Bauwerke alter und neuer Zeit, welche jetzt die Künſtler beſchäftigt. Kiß, Erdt, Wanner und Hermann, hat Arbeiten auf weit hinaus unter der Hand. Berlin bereichert ſich zuſehends an Denkmälern der verſchiedenſten Art, und auch andere Theile der preußiſchen Monarchie erhalten ihren Schmuck. Man ſieht und darf dieſen Vortheil nicht verkennen; betrachte man Wien, wie arm iſt es in dieſer Hinſicht! Welche Künſtler hat es aufzuweiſen, welche Denkmale hat die Kaiſerſtadt gewonnen? Betrachte man die reichen Handelsſtädte, das arme Hamburg, deſſen einzige plaſtiſchen Kunſtwerke im Hauſe des Dr. Abendroth zu finden ſind; Leipzig, das erſt jetzt den erſten Verſuch zu einem Muſeum gemacht hat. Dem gegenüber macht Berlin einen wahrhaft großartigen Eindruck. Selbſt dem Künſtleben des ſonſt ſo reichen Rom darf man es nicht nachſetzen, kaum vergleichen! Während der Bildhauer hier Aufträge erhält, welche ihn wahrlich beſchäftigen und ſeinen Namen der Nachwelt mit Ruhm überliefern, iſt der Künſtler in Rom auf den Fremden angewieſen und hält für theures in ſeinem Atelier allerlei Phantaſiegebilde bereit, welche den Nichtkenner locken, das ihm oft ſaure und billig Erworbene zu erheben. In Berlin tritt man in die Werkſtatt, in Rom nur in den Laden eines Bildhauers; während uns hier nur Modelle gezeigt werden, finden wir dort eine Menge vollendeter Sachen. Aber wie vollendet? Schon nur durch die Schönheit des Stoffs, den ſchönen, weißen carrariſchen Marmor, der das Auge blendet. Leider ſtellt ſich immer mehr heraus, wie wenig dieſe herrliche Maſſe ſich für unſere nordiſchen Winter eignet, und uns darum zwingt, zu Bronze zu greifen, welche haltbarer, aber weniger ſchön iſt. Nur in einer Kirche oder ſonſt geſchloſſenen Raum darf man den Marmor mit Sicherheit anwenden, eine Wahrheit, die ſich nicht immer mit Pracht und Zweck eines Denkmals vereinigen läßt.

Unſere nordiſchen Häuſer aber ſind wenig geeignet für plaſtiſche Kunſt. Wir müßten eine andere Baukunſt erfinden, mit Niſchen und beſonderen Plätzen, in denen die Statuen und Gruppen ſich behaglich ſtellen zu können vermögen.

Es iſt erſtaunlich, welch einen Unterſchied wenige Jahre hervorbringen können in einer Stadt, die fortwährend nach außen hin wächſt und nach innen hin ſich neu ergänzt. Wir finden unſere alten Freunde nicht mehr, wo wir ſie verlaſſen, ſie haben einen neuen Stadttheil zu ihrem Aufenthalt gewählt, ihre Beziehungen haben ſich verändert, und damit zugleich die nothwendigen in denen. Kaum finden wir uns noch zurecht auf Straßen und hier ſelbſt wie fremd geworden vor. Alles macht hier ohnedies den Eindruck in; ſei es in dieſer oder jener Richtung. Berlin iſt in ſeiner Weiſe, zum Vortheil, in ſeiner Bewunderung des deutſchen Heers, in ſeinem Glauben an die ſichtbare Hand Gottes, die alles lenke, ſogar vielleicht die jetzige Selbſtverläugnung der Banken. Das Wort chriſtlich ſieht überall geſchrieben, und wer ſich die Mühe geben will, es als Deviſe an ſeiner Mappe zu tragen, der darf darauf rechnen, daß ihm, ſei es auf welchem Wege es ſei, irgend eine hohe Protection werde. Als ob die Verſicherung hier einmal wieder mit eigener Hand der Zeugniß des ſeinem Menſchenleben ergeben und ihre Auserwählten zunächſt dabei berückſichtige!

In ſolcher Richtung hin ſuchte ich als Muſter einige der ſogenannte apoſtoliſche Gemeinde

auf, welche in einem „Rothen Hause" — dem Unterschiede des Raubes und des Grünen Hauses — ihre Versammlung hält. Ein ganz neuer Gesichtskreis hat sich mir hier aufgethan. Man scheint nämlich die Rückkehr des Heilands auf die Erde zu erwarten. Propheten standen unter ihnen auf, der Geist Gottes fuhr in seine Gläubigen und lieh ihrer Zunge eine wunderbare Beredtsamkeit. Verzückungen erschütterten ihren Körper, und laut verkündeten sie den Tochtern Zions das nahe Erscheinen des Herrn. Ihr Glaube überraschte mich. Der rechte Glaube versetzt Berge. Ihre Hoffnungen auf schnelle Erlösung aus diesem Jammerthale erinnerte mich an die „Latter day saints" in England. Sie aber wollten davon nicht hören, daß sie einer Sekte angehörig werden wollten. Selbst Jesum wollten sie nicht für ihren Meister erkennen, obgleich sie, wenn auch sonst nichts, doch die Ursprache — Zungensprache — wie sie es nennen, von ihm entlehnt haben; denn nur er, soviel ich weiß, hat behauptet, daß dem Menschen eine Sprache angeboren sei, die auch wir noch über von uns reden können, sobald der Geist des Herrn in ihn fahre, und die er als eine verlorengegangene Sprache betrachtete — „unknown tongue." Eine solche „unknown tongue" reden nun auch diese apostolischen Christen im Rothen Hause, so oft der Geist über sie kommt; aber leider nur dem Redenden selbst verständlich, denn die Herzenden sind immer noch, selbst in dieser Gemeinde, viel zu sündlich, um die Ursprache zu verstehen, die schon einen hohen Grad der Heiligkeit erfordert.

Zersplittert, wie alles in Deutschland ist, finden wir auch die literarische Welt in dieser großen Stadt. Jeder trägt hier einsam die Steine zusammen zum großen Bau, den sich die Kultur zum Ausgedeih errichtet; jeder hofft, daß sein Stein ein Eckstein werde, und sucht ihn mit Mörtel scheinbar dazu zu machen. Aber die Zeit, die alles schaffende und wiederum alles zerstörende, zerstört auch diesen Bau mit ihrer zerfressenden Kraft. Denn Berlin ist geistig arm geworden, die Zeit der Intelligenz haben es verlassen, nur einzelne Talente beugt es noch, welche bestimmt sind, das Ganze zusammenzuhalten.

(Die [illegible] folgt in nächster Nummer.)

Anregungen.

Der Engländer Lewes über Goethe.

Wir haben bereits in unsern Blättern (S. Jg. Nr. 11, Nr. 22) das Werk des Engländers G. H. Lewes über „Goethe's Leben und Schriften, über sein Verhältniß zu Schiller" (Berlin, Arnold Landau, 1857) angezeigt. Wir sind gespannt, wie sich verschiedene Kreise in das Werk vertiefen.

Lewes ist, was man in unserm Lande einen „Genialen" nennt, zu Goethe und seiner Zeit in Liebe, manchmal natürlich auch in Opposition, was andern Stoff zur Anklage geboten hat. Andererseits macht ihn aber auch die Liebe und Verehrung Goethe's nicht zu blind und befangen, daß er menschliche Schwächen und Schattenseiten an ihm nicht entdecken sollte; es entheilt sogar in manchen Stücken Irrungen, die deutsche Kritiker gethan.

In den Bekenntnissen Goethe's, die wir bei Lewes finden, gefällt vornehmlich das, was er über die Dichters Stellung zu Fürst sagt. Als Goethe dem Herzog in den Krieg folgte, ging er allerdings seinem Berufe wegen, nicht aus Vorliebe an der Sache. Nach seiner Seite hatte er Partei. Für die Regierung, für die er seine Kräfte, wie er Republik nach manigfacher Zwiespalt überzeugt, war alles Heil nur aus einer Stärkung seiner alten politischen Ursachen hauptsächlich darum abgeneigt, weil sie die Kultur aufhalten und unmöglich machen, was er im vollen Sinne des Wortes im Kunst des Friedens und zu seiner Zeit seine Lehre vermochte er sich für große Kämpfe einen bestimmten Antheil abzugewinnen. Die Wucht der französischen Revolution und unserer deutschen Reformation von gleicher Tiefe, sie bemerkte den tiefsten Einschnitt in der Entwicklung

[illegible] trotzig in seine vermeintlichen Lücken, wie es mehr Talent thun, ruhige Betrachtung geht.

Lewes sagt überzeugend, es hätte gar keinen Sinn, daß Männer von historischem und politischem Geiste gegen solche Auffassung zu Felde ziehen und ihre Waffen entblößen und ihre Gedanken entzünden. Goethe's beschauliche Natur konnte, nach Lewes, der vorübergehende Lärm der Zeit nicht stören; in den ewigen Gesetzen der Natur fand er den Anker, und die Nahrung, welche die Dichtung verschiedenen Erfahrungen des Augenblicks anbieten kann.

„Ob neu gestalten Kräften der Dichtkunst und Philosophie sich zu verbinden, ob ein Dichter und Philosoph allerdings gebieten, aber ihm auf einer Wechselseitigkeit in politischen Dingen ein Verbrechen zu machen, ist ebenso unverständig, als einen neuen Staatsmann verantwortlich machen, er hätte keinen Sinn für griechische Kunst und verstünde sich nicht auf Physiologie." Gegen die Beschuldigung, daß Goethe sich aus Selbstsucht von der Politik zurückgezogen, bemerkt Lewes: „Wie selbstsüchtig Goethe war, wissen wir am besten, wir ihn am genauesten kennen, und wenn sich von ihm, wie in Parteisinne machen, das Gleiche sagen ließe, so würde es besser in der Welt um in Deutsch

kann gewiß. Daß Goethe das Wohl des Menschen aufrichtig wünschte und in seiner Weise mit einer tief durchdachten Methode daran thätig war, dafür mag es mir genügen, ihn vor dem Vorwurfe der Selbstsucht zu schützen, den doch nur die unpolitische Charakterlosigkeit seiner Bestrebungen ihm zugezogen hat. Seiner Ansicht und dem Verfahren darf man ganz entschieden Treue" [illegible] Kennt Gott nicht in Abrede, daß Goethe's „Mangel im politischen Sinn" bedauern, in den Freiheitsbestrebungen das Gute zu erblicken. Er sagt, warum Goethe's die drei Grundsätze der französischen Revolution: Gleichheit, Freiheit aller Menschen vom Volke, politische Freiheit, zuwider sein mußten, daß Erneuerung der Natur wie der Menschen hatte ihn zu der Überzeugung gebracht:

Gleich bei seiner [illegible] gleich [illegible]
Wie hat es machen? Es ist aber [illegible]

An der Verfolgung des Volks, ich will es sagen, glaubte Goethe nicht. „Selbst wenn sie dem König recht", sagte er, „sie würden nicht, wie sie an seiner Stelle regieren würden." Über war der Mensch „der Mensch lernen". Gewiß — politische Freiheit hielt er durchaus nicht für nothwendig, der einzige nöthige Anfang sei die, angeborne innere Rechte nachzuahmen, sein Haus zu bestellen, seine Kinder zu erziehen, in dem kleinen Kreise seiner Wirksamkeit sich unabhängig zu benehmen.

Diese Ansichten über wahre wirkliche Selbstständigkeit gingen auch weiter dem Ansehen Goethe's nur zu Gute gereichen. Selbst Knebel muß hier sagen: „Daß selbst seine bedeutende Ansicht eines politischen Zustandes unmöglich ist, sieht man nicht in den Zeiten gekommen zu sein, das Polizeiwesen auf den Universitäten und Regierungsunternehmungen auf die ganze Nation hinlänglich kennt, das übersieht er halber." Aber man würde doch irren, wenn man meinte, daß Goethe, weil er den Grundsätzen der Revolution und der Herrschaft des Volks nicht zugethan war, auf Seite der Aristokraten stand. Er erklärte sich ebenso gegen das falsche Spiel der königlichen Partei:

Sage, was wir nicht mehr? Wir wollen den Fürsten [illegible]
Sind von der ungeschickt, daß man, wie wir es sich gleich!
Ungeschickt und will sich alle schon Prinzen nun,
Sind von schlecht und so nahet sich zum Menschlichkeit an."

Ja, nicht die wüthen Gleichmacher und Freiheitsbetben können ihnen von der Aristokratie zu Gnaden verdammt zu haben:

Wie auch Einzelne sich [illegible] noch rettet ein Teller in Ansehen
Mehr Ernstes, wenn, ach! Menschen in Stürmen verkommen."

Und zu Eckermann erklärte Goethe gelegentlich, eine große Revolution sei nur die Schuld des Volks, von der Regierung.

Wie Goethe wegen seiner Stellung zur Politik allerdings zum Theil mit Unrecht verunglimpft wurde, so sind seine Verdienste auf dem Gebiete der Naturforschung nicht gebührend anerkannt worden, und auch der eigene Neffe den Lichter in Schutz gegen seine Verächter die Schlagfertigkeit, die [illegible] auf ihn als Dilettantismus herabsehen. Der Erste Professor Dr. [illegible] Geist seinem Meister und Goethe als Naturforscher vergleichenden Anatomie unschätzbar nahegestanden — „eine Ehre, die für seine Anatomie und Zoologie [illegible] Goethen Dr. Hilaire einer der scharfen Köpfe und gründlichen Anatomen war, und die für Goethe eine verdienen ist, da seine naturwissenschaftlichen Schriften nur bei Autorität einer in der Wissenschaft schon bekannten Namens früher hätten, um schon anerkannt, nachgeschrieben und citirt zu werden." Daß, um durch so hohe und den Preis nicht verunglimpfen, hält Ch. Kraus für verpflichtet, zu widerlegen, daß Goethe's Interesse der einer Dilettant in der Naturwissenschaft ist nicht nur einen flüchtigen Gedanken und Einzelforschung Einen Methoden zu suchen, die Grundlage aufzufinden und denen sich die Einzelheiten ordnen lassen, das war sein großes Ziel. „Wir machen bei seinen Naturforschungen darauf aufmerksam, daß Goethe's Ansichten über vom Bilden Schreibmaschinen, wenn auch Goethe selbst seine Experimente vorgelegt, in einer bereits in jüngster Anlage vorhandenen Schrift „Ueber das Sehen und die Farben" (Leipzig, Voßischen 1816) begründet und vertheidigt wurden und das jüngst in Berlin eine Schrift von Helmholtz „Goethe im Kampf gegen Newton", erschienen ist, die ebenfalls zur Erledigung dieses Streites [illegible] Sie ist für diese Gegenstand [illegible]

Die wissen Urtheilen, Goethe's gegen angeblichen Angriffe und Verunglimpfungen in Schutz zu nehmen, [illegible] ist, daß der Kritiker den Dichter sagen sagen ist [illegible] Goethe [illegible] nämlich in die Anschauung ein, welche [illegible] bei seiner Unterredung mit ihm am „Pferdchen" machte und die auch [illegible] Sohn 1792 bei der Revision des Romans [illegible] hatte. Beide [illegible], daß Werther's Krankheit, welche ihn zum Selbstmord treibt, nicht eine aus einer unglücklichen Liebe hervorgehende, sondern [illegible] und [illegible] sei. Goethe erklärte diese Verwechslung der Motive für einen [illegible], Karoline für einen Irrthum gegen die Natur, und [illegible] ganz Goethe [illegible] zu „Ihre", wie Frau sagt, „gegen alle Leute, Hofes, Napoleon und Goethe, ist die einfache Thatsache entscheidend, daß Jerusalem Werther [illegible] an verletzter Ehrgeiz [illegible] an unglücklicher Liebe [illegible] und daß Goethe [illegible] sie [illegible] sagt. Seine Schilderung im „Werther" entspricht ganz dem Berichte, den [illegible] über Jerusalem und [illegible]

Gedanken eines gläubigen Naturforschers über das Jenseits.

Noch entschiedener als Rudolf Wagner, von dem wir in unsern „Unterhaltungen" (N. F., Bd. II,

Nr. 32) beschäftigen, hebt ein anderer gläubiger Naturforscher die Gegenwart in der Seelenlage auf dem theologischen Standpunkte und stützt von ihm aus Betrachtungen an über das Schicksal der Seele nach dem Tode. Gotthilf Heinrich von Schubert in seinen „Vermischten Schriften. Mit Nachträgen zu der Verfasser Selbstbiographie" (Dritter Band. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Erlangen, Palm & Enke, 1857).

Den Hauptinhalt des vorliegenden ersten Bandes bilden „Ansichten und Aussichten über das Diesseits und das Jenseits in Briefen", in denen sich Schubert an sich als den einzigen Seelenforscher kundgibt, wie er auch aus seinen sonstigen Schriften bekannt ist und aus seinem Bildnis entgegenleuchtet.

Schubert gehört zu jenen Naturforschern, die in der Natur und ihren sinnlichen Erscheinungen überall Symbole, Analogien und Vorbilder des übersinnlichen Seins sehen. Alles Gestalt, Sinnliche ist ihm nur ein Gleichnis des Ewigen, Unsterblichen. Tiefes ahnungsvolle Zug nach dem Jenseits in ihm findet einen innigen, tiefgefühlten Ausdruck in den einzelnen Worten „Tod", schreibt er, „ist die Tochter, die der Vater mit allem Ernst und mit aller Kraft des Wortes zu ihrem zu Gebote steht, die Furcht und Verschlossenheit des Diesseitslebens nehmen." Tod ist selbst im Leben der höchste Trieb von dem Guten, dem Wissen, dem Verstehenwollen, denn Existenz und Leben unserer Sinnlichkeit erscheinen uns wenden vom Glückstand selbst Leben mit innigem Verlangen, ja mit Neigung gehören, aber wenn in solcher Neigung Leben sich innerlich vollendet, wenn Ahnung und Sehnsucht in dem Besitzen, was sie sucht und wünscht, ist. Tod aber, was dem Vogel im Käfig widerstrebt, wenn er im Herbst die Töne vernimmt, welche der Trieb der Wanderung nach dem ungesehenen Jenseits seinen gefiederten Verwandten verleiht, das gründet unserm Innern, wenn ich ein Wort brauche, auf welchem die Macht des Zugs nach der Ewigkeit ruht. Der schwache Keim, der in das Leben der Jenseits gemacht ist, regt sich und wacht auf."

Schubert nennt also den Zug nach dem Jenseits den „wichtigen Wendepunkt" und findet ihn in folgenden Naturerscheinungen abgebildet. Wenn die junge Lerche singt, welches sich von hinnen die Meise des Weibchens und dem jungen Flaum hervorbrechen, das ihnen Leib bereitet, ihre Eltern, die ihr das Futter bringen, zum Nester zurückkehren sieht, da regt sie voll Lust die Flügel, denen zum Aufschwung nach der Gleiche des Äthers fehlt, sie wollte für den Lebenden Pflegern schon in der Luft entgegenkommen, aber wenn diese wieder davonfliegen, so im gleich schnellen Fluge begleitet. Ähnlich lehrt die Schwalbe von dem Nester des Nestes, das zu weilen in den Gedanken Zeit sein folgt, gar bald wieder zu der Mutter zurück; dennoch war ihr Flämmen schon ein Verstehen zum Fluge. Denn man kann mit sagen: Mit jeder lebendigen Regung eines Naturdranges macht der Kraft, demselben zu folgen und ihn zu befriedigen. Jener Trieb, welcher die erst hervorsprossende Schwinge in ihre scheinbar erfolglose Bewegung setzt, ist nichts anderes als der Trieb des Wachsthums selber, dessen innere Stimmung und Bewegung durch die äußerliche sich bestätigt und zur Vollendung steigert."

Dasselbe erfahren wir nun auch dem Menschen in unserm Innern, sobald in ihm der geistige Wandertrieb sich regt. Dieser ist eine Kraft des ewigen Lebens, welche das Verlangen, den Zug nach diesem bewirkt. Und mit jeder lebendigen Regung dieses Verlangens wächst in uns die Lebenskraft für das Sein in der Ewigkeit. Scherzhaft nennt Schubert diese innige Sehnen des Herzens ein Mittel der Lebensverlängerung, denn kein anderes gleichkommt, welches die Gesetze der Materialismus uns anpreist. Denn was wäre die Lust eines Materialisten gegen die Freuden des ewigen Lebens?

Der irdisch ähnliche Natur, in deren Reich wir während des Erdenlebens heimisch sind, vergleicht Schubert auch mit einem Mutterleibe, darin unser innerer Mensch verborgen ruht bis zur Stunde seiner Entgeburt in das jenseitige Leben. Der Mutterleib der Sinnenwelt und des Gleichgelebens trägt auf unsern innern Menschen alle die Anregungen über, in die er selbst versetzt werden ist. Wie die Interessen je nach den verschiedenen Anregungen, die sie schon im Mutterleibe empfangen haben, mit verschiedenen Qualitäten in diese Sinnenleben entgeboren werden, so werden sie gleicherweise je nach den Eindrücken, die sie im Jenseitsleben empfangen, mit verschiedenen Qualitäten in das Jenseits eingeboren. Hieran knüpft Schubert die übereinstimmenden Ausdrücke der Bibel und neuerer Dogmatiker, und überhaupt diesen, die auf der Naturbeobachtung gegründeten Analogien nur zur Bestätigung des biblischen Glaubens.

Aber nicht den Maßstab wissenschaftlicher Strenge anlegt, sondern wem es um erbauliche, den Glauben fördernde Betrachtungen über das Jenseits zu thun ist, der wird der Schubert'schen Briefe mit großer Befriedigung lesen. In dem, was an den Ansatz der Religion das Herzliche und Gemüthliche ist, stimmen die Ansichten vollkommen mit den Glaubigen überein. Dem Zauber einer poetischen Diktion wird sich niemand entziehen können. Einmal anderes aber ist es, ob auch allen diesen Diktionen, Gleichnissen, Ahnungen, so schön sie vorgetragen und zusammengestellt sind, eine logische Beweiskraft innewohne.

Behauptungen

von F. v. S. in Wien.

Mäßigkeitsliebe wirkt durch das, was sie ist, Ärgernisliebe nur durch das, was sie hindert.

* *

Wir machen uns bei Zeiten gleichgiltig, den Tod der Andern zu den Andern selbst zu finden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Hildebrand. — Druck und Verlag von A. G. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 17. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Der Einsiedler auf Bolbjerg.

Novelle von Steen Steenstrup.

III.

Gegen vierzig Jahre hatte der Einsiedler auf Bolbjerg gelebt, er war alt geworden und sein Haar war wie Asche seines Hüttendaches. Aber noch erschien er die entfernt liegende Kirche an jedem Sonntag und war immer ein zuverlässiger Mann bei allen Ernteungen rings umher, sowol um zu bergen, aber noch mehr, um zu retten, mehrere Schiffbrüchige verdankten ihm ihr Leben. Bei Stürmen, die gegen das Land gerichtet waren, wenn dergleichen Unglücksfälle erwartet werden konnten, sah man ihn beinahe überhalb seiner Hütte auf des Berges äußerster Spitze zum Ausspähen bereit stehen.

Einst vermißte man ihn. Ein Unwetter tief die andern Tüchtenbewohner an den Strand. Ihr Vorderstehen guckten wie gewöhnlich nach dem Bolbjerg und fragten verwundert: „Wo mag Ebbesen wol sein?“

Ebbesen kam nicht.

Da gingen einige hinauf und fanden ihn todt auf seinem Lager, ein aufgeschlagenes Gebetbuch ruhte auf seiner Brust. Man schloß ihm die Augen und den Mund und legte ihm das Buch unter das Kinn.

Ein Tagebuch hatte er hinterlassen, aus seiner Papierfetzen bestehend, alle vollgeschrieben.

Der Begebenheiten sind wenige, sie sind nur zusammenhängend und dunkel, weshalb auch derjenige, welcher dem Erzähler treue Handschrift über-

lies, sie „sonderbares und verworrenes Zeug“ nannte, aus dem sich nur so viel ableiten ließe, daß der Mann von ostindischen Leuten herstammen, aber einen verschiedenen Kopf gehabt haben müsse.

Der Leser wird, wie ich hoffe, noch etwas mehr finden.

Hier sind die Fragmente, aus dem Papier, der Schrift, der Farbe der Tinte und aus dem Inhalt selbst acht deutlich hervor, daß sie zu verschiedenen Zeitpunkten entstanden sind.

IV.

„Was lerne ich nun aus allen diesen Büchern? Mit mir selbst und mit meinem Standpunkt im Leben unzufrieden zu werden! Aber habe ich denn anderes auf meinen Reisen gelernt? Ja! Nun ist gelehrt! Ich habe gelernt, daß alle Unruhe der Menschen nur ein Streben nach Ruhe ist. Und die kann ich hier finden, wenn ich mir ein gutes Gewissen und einen genügsamen Sinn bewahre — ein gutes Gewissen? habe ich das?“

„— Mein guter Junker' es ist alles verlorene Mühe. Er will mich immer höher stellen, er sagt, das sei seines Vaters Plan gewesen, als er mich aus meinem geringen Stande herausriß (ich hätte in demselben bleiben sollen!) und mich später mit seinem Sohn erziehen ließ, daß ich wenigstens Richter auf dem Gute werden solle.

„Man erzählt ja von einem Kaiser, daß er einen Lieblingsaffen nicht mit dem ganzen römischen Reich vertauschen wollte. Und ich sollte eine Richterstelle auf Lysöring meinem Freiheit vorziehen?“

Apropos! wie steht es eigentlich mit der Ärztin?

„— Ich habe ernstlich über den Gegenstand nachgedacht. Es muß und es soll anders werden. Es ist wahr: ich habe niemals verliebt und verlobt, ich habe es niemals vorübergehend auf ein Mädchen abgesehen. Sie kommen zu von selbst — ich kann nicht in Ruhe sein. Und bin ich doch nicht mehr als ein Mensch!

„Ach! kennte ich doch Ruhe finden, eine treue Arzenin für all diese unbeständigen! Meines Vaters Lächerbüste würde mir lieber sein als das Schloß in Indien. Ja! das ist eine Wahrheit: derjenige hat wohl gelebt, welcher im Verborgenen wohl lebte.

„— Der Mensch und all sein Streben ist lauter Gaukelei. Keiner weiß so recht, was er selbst will und wenn wir bekommen, was wir wünschen, sind wir doch nicht zufrieden.

„Ich suchte nach den Ärzten der Welt: ich griff sie, aber sie wurden zu Blasen in meiner Hand. Welche blieb mir zurück? Alle Früchte, die ich bis jetzt pflückte, waren wurmstichig. Nichts ist sicher, nichts ist beruhigend — ausgenommen Reue ist der Tod.

„— Wenn der alte Richter stirbt, soll ich seinen Dienst haben. Ich weiß nicht, ob ich für denselben tauglich bin; aber ich könnte dem Herrn nicht ausweichen. Nur habe ich mir ausbedungen, daß ich in meiner väterlichen Hütte wohnen bleiben darf.

„Wie reizend liegt sie! Hinter mir und über mir die dichten Linden, vor mir der blanke See zwischen waldbedeckten Hügeln. Ein lebendiges Weib würde diesen Platz in ein Paradies verwandeln — aber verliere ich ein Paradies?

„Wäre ich doch wieder ein Kind!

„— Die hohe Dame ist gekommen. Nun beginnt ein Lärm: es soll gekocht und gebraten, gesotten und gebacken werden; ein Aeußerstes will stattfinden. Es geht bis zum Ekel. Nun soll ich wieder mit meiner Viole da Gamba hervor — ruft nicht so laut! ich komme.

„— Sie ist schön. Aber was geht das mich an? ich hab' eher ebenso schöne und ebenso — schwache gekannt. Ich könnte beinahe glauben, daß ich Gnade vor ihren Augen gefunden, ich kenne jene Blicke, das Wetterleuchten am Himmel der Liebe. Was ist es gegen den milden Sternenschein der echten Liebe? — Werde ich diesen Sternenglanz jemals schauen?

„— Woher kommt das? Ich bin 30 Jahre und doch scheint mir, daß ich 100 gelebt habe. Kann man von der Zeit aufnehmen wie von einem Gebäude und — es verjüngen, bevor es fällig?

„Sie ist ungemeinlich schön — und wipig wie eine Pariserin. Aber sie steht mir soweit zu hoch wie auch zu tief. Ja, wäre sie meinesgleichen und ihr Herz rein. Morgen reist sie, Amen!

„— Der Abendwind saust im Schilf und im Laube; und lieben klingen Violinen und Flöten. Die Musik der Menschen mischt sich mit jener der Natur. Aber ach, die Harmonie leidet! Des Herzens Moll und des Schicksals Dur — gibt Mißtöne.

„— Was ist das? Sie hat nach mir verlangt, damit ich die Rechnungen ihres ungetreuen Verwalters durchsehe. Weshalb? ich gehe, wenngleich eine gewisse Ahnung mich zurückhält. Es pocht drinnen wie eine Totenuhr.

„Thorheiten!

„— Soll ich oder soll ich nicht? — Ein Tropfen dieses irdischen Nektars macht aber weniger — aber wenn es zum Acqua Tofana wäre?

„Gleichviel! Ich habe bereits zu viel von solchem Gift bekommen. Meine Pulsschläge sind gezählt. Ich subtrahire vielleicht nur ein paar Zahlen von der Hauptsumme. Dehne deine Arme, mein Meerweib! Ich rufe — laß die Wasser sich über uns schließen!

„— Es wird mir ein wenig zu ernst. Heimliche Ode! Diese schöne Partie! Ein Fischerboot und eine Prinzessin! Du armes Gemüthen! man kann dich zuweilen mit wenigem zufriedenstellen — wie sie singt, wie sie weint! Aber wenn ich mich nur ihr warte annehmen lassen — unter dem Gelübnis ewigen Stillschweigens, so wäre sie ruhig.

„Ist es Täuschung, so spielt sie ihre Rolle vortrefflich. „Ach, wer kann eines Menschen Herz erforschen? Wer kennt sein eigenes? Und sind wir nicht alle Heuchler vor uns selbst, ohne es zu wissen?

„— Das muß wenigstens berechnet werden.

Ausgaben.	Einnahme.
1. Arzthof	1. Eine schöne Frau
2. Ruhe	2. Ein großes Vermögen
3. Selbstachtung	3. Ein ruhiges Leben

Bilanz —?

„— Hat der Mensch wirklich freien Willen? Das möchte eine Frage sein. Ehe wir eine That unternehmen, meinen wir es, aber später sieht es

und, als ob sie dennoch geschehen wäre, ob wir gewollt hätten oder nicht. Du glaubst deinen eigenen, selbstgewählten Weg zu gehen, aber das Schicksal ist's, welches denselben abgesteckt hat.

„War es nicht mein Wille, mich mit einer Fischerhütte zu begnügen? Aber das Schicksal will, daß ich einen Großhof besitzen soll. Ehrmann, er kein Narr.

„— Ich gerathe in Grübeleien. Eine mystagogische Ehe! Bin ich denn ein Kranker? Aber sie — die linke Hand — ist sie nicht ebenso warm und weich und süß wie die rechte? Ach sie hat's!

„— Dachte ich es nicht? Hinter Ehemannsrechte und eines Lieutenants Verpflichtungen! Dein Sklaverei wird zuletzt unerträglich.

„Wenn ihre entsetzliche Eifersucht nur nicht wäre! Ich darf mit keinem jungen Frauenzimmer sprechen, nicht einmal andere ansehen; ich muß ihr Rechenschaft für jede Stunde des Tages ablegen, wo ich gewesen bin, was ich gethan habe — es ist zu ermüden. Welche Auftritte mußte ich heut' zu sehen, nur weil ich mich mit einer Bauernfrau von Veltheim sprach! Und heute Abend kommt wol noch das Gewitter nach dem Blitz und dann folgt der Regen. Das ist das Allerlangweiligste! Wenn sie mich nur mit diesen Verleumdungsscenen verschonen möchte!

„— Wie lange soll dies dauern? Hat denn sie meiner nie überdrüssig werden? Aber in diesem Fall, glaube ich, würde sie mich in den Pappenschrank stecken und mich dort unter andern Raritäten verbergen; sie läßt mich nicht los.

„— Nun weiß ich weder aus noch ein. Sie hilft weder mit Ernst noch mit Scherz. Schmeichle ich ihr, so beschuldigt sie mich der Falschheit; und kehre ich die rauhe Seite heraus, so wird sie ohnmächtig. Ich muß schließlich vom Großhof und von allen beiden.

„— Betti! Welch lieblichen Klang besitzt dieses Wort! Betti! Der schönste aller Namen!

„Jedesmal wenn ich ihn höre, beginnt mein Herz so süß zu klopfen und eine Sehnsucht befremdet mich — aber diese ist mild und sanft; nicht wie bisher werde ich in den wilden, brausenden Gebirgsstrom der Sinnlichkeit hineingewirbelt; ich gleite leise hinein auf dem ruhigen, klaren See der ehrlichen Liebe.

„Werde ich den Hafen derselben erreichen?

„Ihr Mund schweigt, aber ihre Augen flüstern: „Ehrmann! ich liebe dich!" O Betti!

„— Die entscheidende Stunde nähert sich. Ich kann die Minuten zählen; aber nun zittre ich; weshalb? vor wem? vor meiner — ja, was für meiner? Ärzin? Nein' was mag wol diese Heirath linker Hand bedeuten? Spiegelfechterei! Meine Gattin denn? Leider' sie ist meine Beherrscherin, ein weiblicher Tyrann, ich habe sie satt, und — fürchte sie.

„Himmel! wenn sie etwas wüßte, nur ahnte — sie würde mich morden können. Gott ist mir unglücklichem Menschen gnädig!

„— Ja! ich bin ein anderer Mensch geworden — und — ein besserer? Ja! gepriesen sei du mein Schöpfer! Du hast mich durch Liebe verwandelt.

„Kein Verlangen, keine Unruhe, kein Sturm in meinem Innern; sondern Frieden und Hoffnung und stille Freude. Der dunkle Nebel der Nacht ist verschwunden und eine neue Morgenröthe strahlt mit ungetrübtem Glanz.

„— Gott hilf mir! Sie hat etwas gemerkt, und wie konnte sie anders? Ich mußte mich ja von den Ärmeln der Stunde losreißen. Seit acht Tagen sah ich sie nicht. Aber sie ängstigte sich meinem angeblichen Unwohlsein.

„Deshalb sandte sie ihren Vertrauten, diesen dummen, verhängnißvollen Schurken, dessen weiße Haut eine Schandschürze ist.

„Ich muß flüchten.

„— Ist sie auf die Spur gekommen? Will sie mich? Weshalb sprach sie heute mit Betti — so beredtsam, so glückstrahlend freundlich? Ich zittre für uns beide.

„— Es soll so sein! Alles gab ich ihr zurück, Großhof und Gold, bis auf diesen verwünschten Ring. Und dann hinweg, o meine Geliebte, wo der Tempel der Liebe uns aufnehmen und verbergen will!

„— Nun ist's geschehen! Aber welch entsetzliche Scene! Himmel, schütze du uns! Ein Löwin lauerte in jedem ihrer Augenwinkel, als sie mit ihrem Blick bis an die Thür nachschleuderte. Würde sie entdecken, daß ich eine andere liebe — diese zwar glaubte sie bestimmt — aber würde sie erfahren, wer es wäre, sie würde zu allem im Stande sein. Verräther!

„— Ich hab's. Heimlich soll meine unschuldige Liebe gehalten werden; heimlich wie die sündhafte! Wenn lieber Junker und der Pfarrer sollen meine einzigen Mitwisser sein. Betti geht nach Bielkow; ich bleibe auf Ausflug.

„Und wenn sie denken das Vergangene vergessen, aber einen neuen Frevel, wie ich ihn, haben wird, dann, o meine hergelaufene Geliebte,

dann weiß du mein Weib vor Gott und meinen einzigen Freunden auf der Welt.

„— Die Stürme haben ausgetobt und ich bin im Hafen. Nie verlasse ich ihn wieder. Stürme brausen! Wühle dich auf, du unruhiges Meer der Welt! Mich erreicht nicht einmal der Widerhall deines fernen Donners. Ich höre nur das frohe Geplauder meines kleinen Engels und der Mutter Wiegenlied. Ich bin ein glückseliger Mensch.

„Sieh! Die Sonne steigt über den Berg empor, sie sendet ihre Strahlen über den glänzenden See, um mir zu dieser meiner irdischen Seligkeit Glück zu wünschen. Die Fische spielen vor Freude in den klaren Gewässern und alle kleinen Vöglein freuen sich mit mir. Gott sei Ruhm und Dank in Ewigkeit, Amen!

„— Meine süße Dodi will durchaus, daß der Knabe Christian heißen soll! Sie hat in allen Dingen zu gebieten. Sie liebt mich grenzenlos. Wenn ich nach einer kurzen Abwesenheit vom Schlosse oder vom Pfarrhof wieder zurückkomme, so ist es, als ob sie mich in Jahren nicht gesehen hätte. Und wenn ich selbst dann eben von den Hügeln die weiße Mauer meines Hauses drunten auf der Landspitze schimmern sehe, ist es dann nicht, als ob ein Lichtstrahl plötzlich mein Auge träfe und mir tief bis ins Herz dränge?

„— Sollte sie noch etwas im Schilde führen? Der Junker behauptet, daß er den entsetzlichen Alten draußen in Venning gesehen habe; aber er verstecke sich im Gebüsch. Was will er hier?

„Morgen soll ich nach Randers, um zum Kirchtaufeichmaus einzukaufen. Ich will mir dann ein paar Pistolen anschaffen. Man weiß niemals, was sich ereignen könnte.

„Der Herr halte seine Hand über meine Geliebte!"

(Zwischen dem Obenstehenden und Nachstehenden muß offenbar ein Zeitraum von mehreren Jahren verflossen sein.)

„Gott ist gerecht. Durch mein sündhaftes Leben hatte ich mich selbst einer glücklichen Ehe unwürdig gemacht. Mein Gewissen war in Schlaf gefallen, deshalb mußte es durch Schrecken erweckt werden.

„Und es ist die Gnade des Allmächtigen, daß er gestattet, daß ich meine Uebertretungen durch langjährige Reue und strenge Arbeit büße. Er belohne auch meinen theuren Junker, der mich am Selbstmord verhinderte und mich später während meiner langen Gefangenschaft pflegte! Ohne ihn würde ich für ewig verloren gewesen sein und würde nie mein Weib und unser seliges Kind wieder gesehen haben.

„O du Furie der Hölle! Was hatte das unschuldige Kind gethan?

„Aber der Erlöser will, daß wir unsern Feinden vergeben sollen. Auch ich will's, indem ich mich demüthig und betend den schweren Prüfungen unterwerfe. Geduldig will ich leiden, auf daß ich mich vereinst mit meinen Lieben in seinem hohen Himmelreich vereinige.

„— Der Sturm heult und das Meer brüllt, der Sand fliegt und pfeift um meine Hütte. Aber bald werde ich diese traurigen Töne nicht mehr hören. Der Sand in meinem Stundenglase ist beinahe verronnen. Ich fühle, daß sich der Abend naht. Meine Lebenskraft nimmt merklich ab. O Herr, erbarme dich bald!

„Gnädiger Gott und Erlöser! War es eine Botschaft von dir? Einen lieblichern Engel konntest du nicht senden.

„War es ein Traum oder eine Erscheinung? Sie stand an meinem Lager mit dem Kinde auf dem Arm, selig lächelnd wie des Herrn eigene Mutter! Und der kleine Engel streckte die Hand nach mir. Ich komme."

Dies unterbrochene Stück muß das letzte gewesen sein, was der Einsiedler hinterlassen und während der Krankheit geschrieben hat, die seine langen Seelenleiden endete.

Wir überlassen es der eigenen Phantasie des Lesers, die großen Lücken dieser finstern und traurigen Geschichte auszufüllen, sowie auch den Grund zu errathen, welcher den Dichter bewogen, das Leben — ein Leben von über dreißig Jahren — in jener wilden und trostlosen Wüste hinzubringen.

Schattenrisse aus den deutschen Alpen.

Von Friedrich von Gerdy.

II. Von Wien nach Mariazell.*)

Die Glocken von Kirchenlaaben
Sie singt zu Kirchentan.
Und ich zu Füßen am Strome,
Da geht der Donnerton
Heran.

„Auf Wiedersehen!" riefen wir der guten Stadt Wien zu, welche uns zum Abschiede mit allen Glocken läutete*) — denn es war just um die Zeit

*) Siehe das Vorwort „Wiener Bilder" im vorigen Hefte dieser „Unterhaltungen", S. 465—472.

der Freiberg — und welche durch eine zahlreiche Deputation aus allen Ständen uns das Geleite geben half, nur daß die Deputation sich eigentlich wenig um uns kümmerte; daher bemerke ich auch gar nicht, daß wir schon in Freiberg die Gesellschaft wieder verloren hatten und selbst aber wieder noch die Begleitung gehabten sein.

Wir aber wandten uns ins Herz des Werner-waldes; die Luft, welche denselben in regelmäßigem Kreislauf frische Säfte zuführt, der Duft wogen Kant eben bereit, uns aufzunehmen. Oede und kahl erscheint zuerst das Thal des Triebisch-baches; regelmäßige Kegel, unbewachsen und steinig, begleiten es auf beiden Seiten. Aber nicht lange, so werden die Hänge fruchtbarer und an ihnen hinauf zieht sich ein Wiesenteppich, welcher durch den Schatten zahlreicher Obstbäume mit dunklen Flecken bunt gezeichnet ist. Das Auge trifft oft mit Wohlgefallen auf geschmackvoll angelegte Fabriketablissements, welche die Wasserkraft an das Thal gefesselt hat und welche sich auch dem Ohr schon von weitem durch geräuschvolles Klappern kundgeben.

Hoch auf dem Kamm der Wasserscheide zwischen Triebisch- und Lößnitzbach glänzt der mit weißem Blech beschlagene, von einem Blumengewinde Kränzen umschlungene Thurm der alten Wallfahrtskirche zu Annaberg. Wer mag wohl Gott danken, wenn man den steilen Berg glücklich erklettert hat, und darum ist das Kirchlein droben recht an seinem Platz; auch stehen seit uralter Zeit schon seine Pforten den Wandrern offen, welche auf der Pilgerfahrt zum Heil hier im Gebet neue Stärkung für den beschwerlichen Rest des Weges suchen. Heute aber herrschte ungewöhnliches Leben in Annaberg: eine bedeutende Wallfahrergesellschaft, welche gerade eingetroffen war, nahm Theil an einem großen geistlichen Fest, zu welchem allen Thalinsassen auch wir insofern gehörten, als unser Wagen 6 Insassen mehr, um eine solche Procession vor der zu lassen.

Alle Glocken läuteten; der ganze Weg war mit frischen Tannenreisern bestreut und auf diesem grünen Teppich bewegte sich wie eine bunte Riesenschlange die Masse der Beter in ihren verschiedenen Trachten. Blumenbekränzte, mit Bildern verzierte Stäbe, in reichem Lichterschimmer strahlend, waren allenthalben auf den Straßen errichtet, verschiedene Priester hatten daran.

Chorknaben mit brennenden Kerzen in der Hand eröffneten den Zug und geleiteten ein schön gemaltes Crucifix, in welchem das brechende Auge des Herrn wehmüthig leidend auf die frischen Blumenguirlande herabzublicken schien, welche den heiligen Leib umfingen. Nun folgten zunächst die Gewerkschaften der zahlreichen umliegenden Hüttenwerke in schwarzer Arbeitstracht; dann kamen die Knabenchöre unter Vortritt einer unabsehbaren Kinderschaar, welche ein riesiger Akkord regierte — eine Figur, die an den „Triller" der sächsischen Prinzenraub erinnerte. In schrillem Contrast zu vielen kräftigen Hämmern und Schmiedungen standen die schwächlichen Organen der armen Wallfahrtsgesellschaft; denn aber erhob sich die Generation wieder in den gebrungenen nervigen Gestalten der Knappen, welche aus allen Thälern herbeigeströmt waren. Gemeinschaftlich gebetet, sangen sie unter Leitung ihres Geistlichen vereinzelt, Männer, Frauen, Jünglinge und Mädchen gemischt, aber schon von fern zu unterscheiden an den verschiedenen Schlußreimen, in welchen die Responsorien klangen, bald mehr und bald minder andächtig. Die Mädchen wie billig am ausgiebigsten — so mehr denn tausend Kehlen mußten sich das Innere unseres Wagens reflektiren und manches Mund sprach vom „Gebenedeiten Leib der Jungfrau Maria" indeß die Lippe das allerneueste, heiterste Lächeln trug. Den Mädchen folgte eine Anzahl ungarischer Schwarzröcken — eben solle auf Pilgerschaft zum Heil begriffen — mit weiß getünchten Gesichtern, den Rosenkranz*) über der Schulter, sie sprachen kein gemeinsames Gebet, sondern sangen, ein jeder für sich sein Lied und trug den Rosenkranz zwischen den Fingern drehend, dabei. Die Menge der nachgetragenen, reichen Votivgeschenke schien selbst manchen den Beschluß der Procession. Voran schritt der greise Priester unter prächtigem Baldachin, umgeben von Chorknaben, welche Weihrauchfässer schwangen, dann folgte paarweise in langer Reihe die fromme Pilgerschaft. Viel war es interessant, die Gesichter zu mustern. Alte und Junge gingen nebeneinander; abgehärmte Asketen und solche, die vom Laster immer breiter geworden waren, dazu Hagere ein Fingre Leuteringe und Dicken wieder schienen ein anderes so gräßlich, als wären der Hunger an dem Fleischlichen Wohlleben so schwer Strafen finden — keiner aber war, der nicht durch einen Blick in unseren Wagen den ein-förmig brummenden Hymnen eine Abwechslung zu geben versucht hätte, mancher auch, der es durch unverhehlenes Gähnen that.

*) Rosenkranz Rosario.

Das Lied ist zu Ende und gleich der Verwandlung in einer Raimund'schen Zauberposse löst sich die weihgeordnete Reihe plötzlich auf und verschwimmt zu einem regellosen Knäuel. Dampfende Marktköstriche wachsen den Altären gegenüber wie aus der Erde empor — Buden mit bunten, lustig im Wind flatternden Wollstahnenbildern thun sich auf — Böller werden abgefeuert, daß es weithin durch die Berge hallt — liebliche Lieder treten statt der ernsten Reigenweisen — ambulante Bäcker, welche enkleie Brezelguirlanden auf lange Stecke gefädelt haben, drängen sich durch die Menge — und der Gumpeldskirchner beginnt aus dem Faß seinen Weg in die Köpfe zu nehmen.

Von der Annaberger Höhe aus hat man eine weite Aussicht und eine neue Welt erschließt sich dem Auge: das Gesäuse Hochland. Der im Hintergrund auer vorgelagerte mächtige Oetscher sollte uns den Willkommensgruß machen. Anfangs zeigte er auch ein ganz freundliches Gesicht und der Schnee in den Gruben desselben flimmerte gar prächtig im Sonnenlicht. Plötzlich aber verfinsterte sich sein Antlitz, er zog eine Nebelkappe über den Kopf und machte sich unsichtbar; ein mächtiger Regen fiel herab, sodaß wir eiligst das Wagenverdeck über den Kopf ziehen und uns ebenfalls unsichtbar machen mußten. Der Himmel weiß, was dem alten Berggeist so plötzlich durch den Sinn gefahren war — eine Stunde später lächelte er wieder so freundlich wie zuvor und hatte ein Mäntelchen von rothem Sonnengold über die Schultern geworfen.

Wer das Veilchen brechen will, darf es nicht an der Heerstraße suchen; so spricht auch eine von den lieblichsten Blüten, welche die romantische Alpennatur getrieben, in einsamer Wildnis, seitwärts von Wienerbruck: der Wasserfall des Lassingbaches. Auf ebenem Wiesengelände schreitet man eine Zeitlang hin, biegt dann seitwärts ein und sieht plötzlich an einer wilden, tief eingerissenen Schlucht, durch welche die Lassing dahinbraust. Der an sich nicht wasserreiche Bach wird zum Behuf des Holzflößens mittels einer Schleuse angespannt und bildet, wenn diese geöffnet wird, einen der großartigsten Wasserfälle.

Schon ehe man die Schleuse erreicht, hat der Bach allmälig sich beruhigt und scheint zum klagenden Bassin geworden. Jetzt verläßt uns der Führer, der Herr es machen, dessen Zauberhand den Wasserfall in Gang setzen soll; er windet uns weiter am Bache hinab, verweilt an den steilen Abstürzen desselben — aber welche jetzt nur wenig Wasser nimmt, das durch die Augen der Schleuse geschlüpft ist, zu einer Hütte, wo man, geschützt vor den Strahlen der Sonne, Platz faßt und des Augenblicks harrt, in welchem die Schleuse gezogen wird. Mit ängstlicher Spannung ist der Blick auf die oberste Schwelle des Falls geheftet — da beginnt ein dumpfes Rauschen — stärker wird's und stärker — plötzlich erscheint die weiße Masse, wälzt sich tosend über den ersten Absatz, an dessen Fuß sie einen Augenblick ruht, bis das dort gefüllte Becken überströmt und seinen Inhalt unter hochaufwirbelndem Wasserstaub zu Fuß tief hinabtreibt.

Indes wir auf den Beginn des Schauspiels warteten, hüpfte flinken Fußes eine schmucke Alpenmaid die Stufen des Bergpfades herab, trat in die Hütte und bot uns einen Strauß Alpenrosen; es waren die ersten, welche ich sah. Aber wie schnell schwindet der duftige Schmelz dieser Blümlein, als könnten sie sich nimmer verwinden, vom Herzen der Mutter Erde gerissen zu sein, und nicht lange mag man sich dann an ihnen erfreuen — kaum länger wie an dem künstlichen Lasingfall. Denn dessen Herrlichkeit währt kaum eine Viertelstunde, dann läßt allmälig, gleichsam ermattend, die Wassermasse nach, bis zuletzt wieder nur ein dünnes Bächlein von Absatz zu Absatz springt.

III. Mariazell.

> Ein lustig Himmelleben
> Verlebet man Tagelang,
> Die Schöpfung steht vor dem erstaunt,
> Doch ist er nicht von hohen Wuchs.
> H. Heine.

Die Mönche waren immer gute Topographen. Ob es galt, einen beherrschenden Standpunkt einzunehmen, oder nur einen malerisch schönen Punkt herauszufinden — immer zeigten sie sich als Meister in der Kunst. Meist haben sie das Kreuz gerade an solchen Punkten aufgerichtet, wo der Ausruf: „Wie wunderschön ist Gottes Erde!" sich unwillkürlich jeder Brust entringt; nicht ohne tiefe Bedeutung erhebt sich der Altar gerade an solchen Stellen, die, weithin sichtbar, auch den fern Vorüberziehenden mahnen an den Allgegenwärtigen, welcher über ihm thront wie die Kapelle über dem Thal. Solch gesegnetes Fleckchen hat auch der erste Begründer von Mariazell sich ausgesucht, als er das holzerne Marienbild auf die bewaldete Kuppe eines Berges trug und für dasselbe in einem Baumstamm eine Nische (Zelle) ausschnitzte. Und wie aus dem Samenkorn ist die Gnadenkirche von Mariazell zum mächtigen, den ganzen Kaiser-

naat überschattenden Baum emporgewachsen, an dessen Wurzeln jährlich Hunderttausende von Pilgern andetend niedersinken.

Uralte Sagen umdämmern die erste Geschichte des Wunderbildes; erst Heinrich von Mähren warf einen Eichenstrahl hinein, als er, ein Gelübde zu lösen, gegen Ende des 12. Jahrhunderts über jener Zelle eine Steinkapelle erbauen ließ. Immer mächtiger wirkte die Wunderkraft; König Ludwig I. von Ungarn verhalf sie hundert Jahre später zu einem Sieg über die Türken gegen Verpflichtung eines Gelöbnisses, daß er über jener Steinkapelle eine größere Kirche aufführen wollte. Aber dieses äußere Gebäude ist dann ein Raub der Flammen geworden und in modernem Stil wieder aufgebaut, während das innere — die Steinkapelle — unversehrt geblieben ist und seine ursprüngliche Gestalt bewahrt hat.

Einige Kerzen, von frommen Händen vor dem Gitter der Steinkapelle angezündet, warfen einen dürftigen Schein in das Heiligthum, welches das hölzerne Gnadenbild umschließt; einzelne Beter knieeten an dem Gitter.

Ein ganzes Cabinet anatomischer Präparate aus Wachs, alle möglichen Gliedmaßen enthaltend, ist an den Pfeilern ausgestellt. Aehnliche Präparate aus Silber wandern gleich in den Kirchenschatz, während die wächsernen zugleich in antikem Sinn gespeist, d. h. verbrannt, nämlich, wenn sie alters- und baufällig geworden sind, zu Kirchenkerzen eingeschmolzen werden, um jüngerm Nachwuchs Raum zu machen. Eine Galerie von frommer Dankbarkeit gestifteter Oelbilder, welche die Wunderkraft des Gnadenortes an sichtlichen Exempeln veranschaulichen sollen, bekleidet die Wände; eine Galerie lebendiger Jammerbilder aber, welche in der Kirche und auf den Straßen umherschleicht, gibt dieser Wunderkraft ein entschiedenes Dementi: es ist eine beklagenswerth reichhaltige Sammlung von Blinden, Lahmen, Stummen, Krüppeln und Aexen.*) Der Wallfahrtsort ist ihnen weniger ein Teich von Bethesda als vielmehr ein Welt-Asyl; sie haben sich gleich kauernd in Mariazell niedergelassen, um die Reisekosten der für sie sehr einträglichen Wallfahrten zu sparen, vielleicht auch der an allen Orten zu leistenden Polizeivertretung halber: „Das Betteln ist hier bei Strafe verboten," weil sie ja der Vollstreckung jener Schubstrafe durch nichts wirksamer als durch ihr Indigenat begegnen können.

*) Goethe.

Die Kirchenpforte ist mit allerhand gedruckten Annoncen beklebt. „Chambres garnies für Wallfahrer" — „Petpulte billig abzulassen" — „per Taschendieben warnt man die P. T. Wallfahrer" — „Hundertjähriger Ablaß für die und die geistlichen Uebungen", und mitten darunter folgende

„Höfliche Bitte.

Eine betrübte Frau in Klosterneuburg ersuchte alle P. T. Reisende, sie in ihr Gebet einzuschließen."

Wie liegt ein tiefer Sinn in dem Glauben an die Macht der Fürbitte in solcher Gestalt — zum Zerrbild aber kann die Uebertreibung solcher „Fürbitten" werden, wie z. B. der bei den Springprocessionen zu Echternach bestehende Gebrauch, gegen Entgelt jemand andern statt seiner daran theilnehmen zu lassen, ohne daß dadurch die Wirkung, welche der Zahlende von der frommen Uebung erhofft, abgeschwächt werde.

Drei Kategorien umfaßt das gewerbliche Leben in Mariazell: Wirthshäuser, zudringliche Bettler und Krambuden für Wallfahrtsgegenstände, oder wie das Schild der letztern besagt: „Christliche Waarenhandlungen." Heiligenbilder, Reliquien, Wachskerzen, Rosenkränze, Gebetbücher, silberne Herzen, wächserne Arme, wächserne Beine, wächserne Schweine und wächserne Seejungfern, jene für die Viehhändler vom Wasenwald, welche dieselben darzubringen pflegen, wenn sie in Wien günstige Verkäufe abgeschlossen haben, diese für die Frauen der katholischen Christenheit als Dankopfer nach glücklich erfolgter Niederkunft — das sind die hier gangbaren Artikel, keinen andern Kriegsgesetzen unterworfen als denen, welche aus dem Kampfe des Unglaubens gegen den Glauben stehen.

IV. Höllenfahrt.

Wie die Krebse, welche der ins Wasser geworfene Stein bildet, nach außen immer unmerklicher werden, so verschwimmt auch nach und nach die den Wallfahrtsort umgebende Sphäre heiliger Stellen, in den Kreis des geistlichen Lebens drängt sich allmälig das weltliche — der Ton des Glöckleins verklingt und der Schall des wuchtigen Hammers tritt an seine Stelle — ja nicht genug damit: vom Wallfahrtsort sind nur wenige Stunden Wegs bis zur Hölle!

Ein enthaltsamer Förchtenwald macht die Scherze. Am Rande desselben ist eine hölzerne Tafelscheune

hingebreitet, mit saftig grünen Wiesenflächen und Almenhütten und weidenden Rindern, deren traulich erklingende Schellen uns liebliches Grüß zutragen, recht als sollten wir des Lebens Süßigkeit noch einmal schmecken, bevor wir eingehen in die Pforten des Todes. Denn unmittelbar daran reiht — wie Leben und Tod aneinander grenzen — das Thal von Weichselboden, eine Felsenöde, wo man die ganze Welt vergessen könnte — eine Stätte für Büßende — die Vorhallen auf der Höllenfahrt.

Durch eine finstere, eng umschlossene Bergeinöde, welcher die dort herrschende Stille und Abgeschiedenheit das Gepräge des Todes aufdrückt, führt der Weg, zwischen verwitterten Felsblöcken und unheimlich starrenden Kalkwänden hin. Alles Leben ist hier entwichen; kein Vöglein, das murmelnd die steinige Thalsohle hinabrinnt — fürchtet sich doch selber der Wind, das ernste Schweigen zu unterbrechen und durch die Zweige der hier und da auf dem Steingeröll wurzelnden Tannen zu dem einsamen Wanderer zu reden. Aengstlich späht die Katze, ob nicht mephitische Dünste durch den Orkus gehen — aber die lieben Alpenkräuter duften so würzig von allen Seiten herüber, daß sie den Teufelsodem weit ersticken mögen.

Der Seher Tiresias, welcher die Gestalt des uns begleitenden Jägerburschen angenommen, hatte uns zwar nicht wie dem Odysseus empfohlen, zwei schwarze Schafe zu opfern — vielleicht in Berücksichtigung der hohen Alterthümer — um abgeschiedene Seelen reden zu können; doch hatten wir aus eigenem Antriebe den Versuch gemacht, in dem Jägerhause wenigstens einen Hammelschlegel zu verspeisen, dessen ungewöhnliche Zähigkeit aber uns nicht zum Genuß des Opferfleisches kommen ließ und den Mittag zu einem Fasttag machte; indessen halte ich es für eine Folge des Opfers, daß wir nachher mitten in der Todesöde unserer Wanderung unter lautem Geschrei eine Schar ziemlich unsauberer Gesellen auf uns zuschweben sahen — jugendliche Höllenbewohner, welche aus den armseligen Hütten eines Nebenthälchens herbeistürzten, den verdächtigen Fremdling mit Handküssen zu überhäufen, eine Höflichkeit, die er angemessen zu erwidern hat. Nachdem der Eindringling diese Prüfung überstanden, öffnet sich das Thal zu einer weiten Weite, rings von Felsen umwandet, die nach allen Seiten amphitheatralisch aufragen. Nur einen Verlassenen fanden wir in diesem Theil des Tartarus und eine wahrhaft teuflische Marter war für ihn ersonnen. Wahrscheinlich war er bei seinen Lebzeiten ein schlechter Maler gewesen und deshalb zu der Lamalusqual verurtheilt worden, bei der höllischen Hundstagshitze Schneegebirgslandschaften zu zeichnen, ohne daß die Eisapfelkühle, welche sein Gesicht kühlt, den von den Schläfen reichlich perlenden Schweiß fühlen dürfen. Lange schon mochte er hier üben — vielleicht bald so lange wie der Kaiser im Kyffhäuserberge; denn sein Bart war zwar noch nicht durch das Dach gewachsen, aber er reichte beinahe heran.

Nicht fern davon steht ein hölzernes Haus, äußerlich geputzt mit allerhand Zierathen von Hirschgeweihen. „Tritt in das Jägerhaus", beginnt Tiresias, „welches der Erzherzog Johann hat bauen lassen, wissen's, für seine Gemsjagden."

Sonderbar bleibt's immer, daß der Erzherzog, der doch ein frommer Herr ist, sich gerade in der Hölle ein Absteigequartier gebaut hat.

Die Venus von Milo und die Mediceische.

Bekanntschaft mit der letztern darf ich gewiß voraussetzen, da sie ja in der Erinnerung fast aller, die sie einmal gesehen, als die zarte, weiche, liebliche Frauengestalt lebt, die, in sich zusammenschauernd, den Kopf schüchtern zur Seite gewendet, den Körper in leiser Wellenlinie schwingt, für das echteste Bild schöner und schamhafter Weiblichkeit gilt, eine Ansicht, die wir täglich selbst aus Frauenmund und Frauenfeder lesen und hören können. Ein Urtheil, das vielleicht der Berichtigung bedürfte, sicher zur Betrachtung der Statue herausfordert.

Ueber die Verschönerung des Nackten in der Kunst sind die Verhandlungen weit als geschlossen zu betrachten; wenn irgendwo, so gilt in der Kunst das schöne Wort: „Dem Reinen ist alles rein", das so oft erwähnt wird, aber so selten zu Ehren kommt. Und in der Betrachtung antiker Kunstwerke zumal werden wir, indem wir den historischen Standpunkt nicht ganz aus den Augen verlieren dürfen, uns noch viel geneigter finden, die Verschönerung des Nackten anzuerkennen. Obgleich aber die Griechen den menschlichen Körper ganz anders als wir anschauten, so unterschieden doch auch sie zwischen unbewußter oder motivirter Nacktheit und kannten den höchsten Reiz, den schamhaftes Erröthen weiblicher Schönheit verleiht; und der knidischen Venus des Praxiteles,

von der sich unsere Medicerin gemüthvermaßen als eine Nachbildung erweist, wurde eben diese schamhafte und göttliche Liebreiz nachgerühmt.

Finden wir nun diese göttliche Scham bei unserer Statue? Ich glaube nicht, obwohl sie sich ihrer Nacktheit bewußt ist, was schon die ganze Stellung und Haltung andeutet. Wenn sie aber weiß, daß sie unverhüllt sich den Blicken der Beschauer zeigt, so durfte auch die verschleierte und vergeistigende Schamhaftigkeit nicht fehlen, welche allein die an sich wundersame Gestalt zur Göttin macht. Wie schalkhaft kokett wendet sie den Kopf zur Seite und auf dem Antlitz, wo wir holde Verwirrung erwarten, spielt und lacht nur ein lieblich reizendes Lächeln. Trotz der frischen und zarten Schönheit des Körpers, trotz der Jungfräulichkeit ihrer schlanken Glieder, ist die Venus von Medici nicht Göttin, ja nicht einmal Weib im edelsten Sinne zu nennen.

Wie ganz anders steht ihr gegenüber die Venus von Milo da! Gleicht die Medicäische Göttin der sich erschließenden Knospe, so ist diese ein Bild der völlig aufgeblühten Blume. Hier erscheint uns das Weib in seiner schönsten Vollendung. Wir bewundern an ihr nicht Schlankheit, Feinheit der Glieder, sondern die Fülle, das Gerundete und Vollendete der Formen, deren mit Vorliebe behandelte Bildung dem Eindruck der unbewußten Würde und Majestät, welchen diese Statue trotz allem in ihr liegenden Weiblichkeit gleichsam ausathmet, eher nutzt als Eintrag thut. Sehr gut durfte einfach ungezwungene und doch so anmuthige Stellung, bei der die Last des Körpers so leicht auf der rechten Seite ruht, diese herrliche Wellenlinie von Schulter zu Hüfte, deren Schönheit einst durch den leider verlorenen rechten Arm noch erhöht wurde, diesen Nacken und diese Brust. Hier ist keine Spur mehr von schalkhaftem Reiz, von verlockendem Lächeln, selbst die erröthende Scham, das recht eigentliche Kennzeichen des weiblichen Weibes, in der Göttin fern, in unbefangener Hoheit und Schönheit schaut sie auf den Beschauer herab. Und in dem Bewußtsein, daß sie die „Götter und Menschen bezwingende" Göttin der Liebe ist, hat sie es vergessen, daß ihr Gewand von den Schultern herabsinkt, daß nun auch der an den Hüften zusammengeschlungenen Hülle die Pracht ihres Leibes wie eine Blume aus dem Blätterkelche entspringt.

Die Medicäische Venus ist nur ein reizendes Weib, nur die Verkörperung irdischer Liebe und Schönheit, die von Scherzen und Amoretten umgaukelt — aber den ewigen, göttlichen Gedanken der Liebe, die „schaumgeborene Aphrodite" findet sie nur in der Venus von Milo.

A. Bch.

Weimar vor hundert Jahren.

Im Jahre 1742 wurde Goethe geboren.

Wie es noch wenige Jahre vorher mit der Aufklärung in Weimar aussah, zeigt eine nachfolgende Bekanntmachung der damaligen Landesregierung vom Jahre 1742.

[illegible]

Hier wird durch Brand-Schaden viele in große Armuth gerathen können, dahero dergl. Unglück billig zu bessern, Als ist Befohlen worden, daß in einer jeden Stadt und Dorfe ordentliche dergleichen Teller, worauf schon gemahlet und mit der Figur und Buchstaben wie die beigefügte Probe besagt, bey Anzeige der allenthalben Mondes Mittage zwischen 11 und 12 Uhr mit frischen Kuchen und neuen Bier gebacken werden soll, sollen, oder wenn eine Feuers-Brunst entstehen sollte, welcher sich Mann ist Gnaden verlassen wolle, ein solcher von denenjenigen selbsteigenen Teller mit den Worten: In Nahmen Gottes, das Feuer gelöschet und weiteres Unglück verhütet werden um sich greifen sollte, dermahlen solchen wiederholen worden soll, wirklich kann die Noth abgeholfen gehemmet wird. Dergl. Teller sind haben die regierenden Burgermeister in denen Städten, und der Dörfern aber die Ge. richts-Schultzen in Verwahrung aufzubehalten und bey vorkommenden Noth zu thun und den benöthigten zu communiciren. Hiernächst aber, weil dieses gutes Werck zu machen nicht nöthig ist, den sich zu erhalten. Dieselben ordentlichen hierüber ergangenen Gnädigen Befehl

Weimar, den 28 Dec. 1742.

Folgt dann die Abbildung eines solchen brandhütenden Tellers.

Man sieht, Amalia, Wieland, Graf Görz, Knebel und Karl August bekamen zu thun, einen solchen, noch mit den Hexenprocessen in unmittelbarem Zusammenhange stehenden Geist aus vaterländischen Landen zu bannen.

Reisebriefe

von Moritz Hartmann.

11. Berlin.

Was sich nicht an einem Abend hier zusammendrängt! Und noch dazu der Name des hochseligen Königs als Componist an der Spitze eines Pro-

gramm, das einem Concerte für wohlthätige Zwecke galt, in welchem nur fürstliche Personen mit ihren Schöpfungen hervortraten. Der Gemahl der schönen Königin Luise war den Künsten — das Ballet und die Baukunst ausgenommen — nie besonders hold, man konnte an ihm keine leidenschaftliche Vorliebe für Musik, weit weniger vermuthete man in ihm einen Componisten! Natürlich führte die Neugierde eine Menge Menschen in das wahrhaft königliche Concert. Konnte der Herr Geheimrath an diesem Abend das Opernhaus nicht besuchen, so mußte doch die Frau Geheimräthin dahin fahren, um ihre Bekannte ebenfalls abzumagen; denn trotz aller dramatischen Gährung der jetzigen Mode will die Linke immer sehen, was die Rechte thut. Und im Schauspielhause wurde zu gleicher Zeit, unter der Leitung des Herrn Musikdirector Taubert, eins der Abonnementconcerte für classische Musik gegeben, so aufgezeichnet sind. Es ist sehr schwer, Billets dazu zu erhalten; denn so groß der Saal ist und so viele Zuhörer er hat, so ist der Zudrang doch außerordentlich.

Der König aber jetzt täglich paradiren. Zwei Regimenter zeigen sein Kommen an. Die Augen sind in die Augen gezogen, sitzt er in die Ecke des Wagens gedrückt, neben ihm seine Gemahlin, ein Bild der Treue, welche in Tagen des Leidens sich am schönsten bewährt. Man hofft immer weniger auf eine dauernde Besserung und die Aerzte mauern darüber. Ueberhaupt ist man nicht heiter in Berlin, eine drückende Atmosphäre hat sich über alle Verhältnisse gebreitet. Niemand hat den Muth, die Zukunft hell ins Auge zu fassen.

Auf der Börse sagte man neulich, daß die Bankiers um ihr Prozent aufgeschlagen hätten, weil — ihre Kunden so lange Gesichter bekommen. Die häßlichen Erinnerungsworte des jüdisch-polnisch-deutschen, die jetzt mit dem „berliner Witze" zusammenhängen, nennen das Bankerottmachen Platte geben. Das Widerliche an solchen Ausdrücken ist, daß sie ganz in den ernsten Gebrauch übergehen und aus dem Munde selbst der Bildung kommen.

Der Weihnachtsmarkt war wenig besucht; die schönen erleuchteten Buden standen leer. Gerson hat seine Waaren auf Credit. Das Vertrauen ist verschwunden, es hilft an keinem noch so wohlklingenden Namen mehr, der Boden unter den Füßen wankt. Haselwanz hat seinen Ruf bis dahin glänzend bewährt, man fürchtete einen Moment, daß auch seine Bank wanken möge; doch half darauf Gregor seine Papiere wieder und setzte sie neuen Anläufen.

An Gesellschaften denkt niemand. Selbst besucht man heute mehr die Theater, welche noch nicht, wie in Dresden, die schlechten Zeiten zu höheren Preisen gezwungen. Neues bietet sich nicht viel. Nur „Stamma", nach dem Französischen von Ulbach, ist über die Bühne gegangen mit mäßigem Erfolg. Das Stück erinnert an Ihre „Ville Noire", ist aber in seinem Motiv verschieden. Während das erstere die Heiligkeit der Ehe darstellt, hat das des Franzosen die Mutterliebe als Mittelpunkt gewählt. Wollte der Autor die Schwierigkeit schildern, die der Ausübung einer Kunst sich entgegenstelle, sobald die Künstlerin Frau und Mutter sei, so mußte er sie freilich auf die Bühne gehen lassen, weil diese Laufbahn allein sie dem Hause entfremdet. Sonst aber hat die Frau in Frankreich so lange schon die Berechtigung gehabt, dem Manne erwerbend zur Seite zu stehen, als daß dieser Punkt in der Poesie noch bestritten werden konnte, und in der That wird auch bei uns davon nicht lange mehr zu reden sein. Wie die Lilien auf dem Felde können die Frauen nun doch einmal nicht leben, die Natur bekleidet sie nicht und Sammet und Seide wollen erworben sein. Die Männer werden täglich weniger aufgelegt, ihnen diesen bunten Flitter, der ihnen so hübsch steht, anzuhängen; viele wollen sich überhaupt nicht mehr verheirathen und der Staat kann sie dazu „leider" nicht zwingen. Man muß alle Klöster einrichten, oder einen Sklavenmarkt, wie bei den Türken, oder — was man am wenigsten will — man muß ihnen den Erwerb genommen. Preußen ist darin vorangegangen, indem es Lehrerinnen bildet. Da die Männer nicht länger Lust haben, beim Schulsacke Hunger zu leiden und im letzten Falle lieber in Californien oder Neuholland Gold graben, als auf einem Leute das A B C lehren und trockenes Brot essen, so müssen die Frauen dazu benutzt werden. In Berlin „macht man sie zurecht" — wie man mir sagte, und zwar jährlich ungefähr 200, welche nach allen Enden der Welt, sogar nach Rußland, abgehen, ohne „zu viel" zu wissen. Nur Methode haben sie bekommen und das ist gut. Leider aber, klagte man, verheirathen sich jetzt viele von diesen Lehrerinnen. „Die Männer müssen jetzt vielen Geschmack an solchen gelehrten Frauenzimmern finden", sagte einer dieser Herren Schulvorsteherinnen mißbilligend. „Kaum haben wir sie zurecht gemacht, so verlieren wir sie schon wieder." Die englischen Zeitschriften beschäftigen sich eben jetzt auch mit diesem Vorwurf und werden

und hoffentlich eine praktische Lehre geben, um in gleicher Zeit der Welt zu Lehrerinnen und die Männer zu Ehegattinnen kommen können.

Die natürliche Religion.

Immer, als es von verschiedenen erscheint, ist das philosophische und religiöse Denken einer Nation mit dem gesammten politischen Leben derselben verbunden.

Die Lungen des Volks athmen leichter und freier, je klarer und reiner die Speculation über das gesammte geistige Sein erscheint.

Die Philosophie, im Grunde genommen die Quelle aller jener Zweifel und Sehnsuchten, die dem denkenden Menschen nach Aufgebung des blinden Glaubens übrig bleiben, ist der Schlüssel aller jener Mysterien, die sich der Mensch zu seinem Culte auserwählt hat.

Wir Deutsche pochen sonderbarerweise auf unsere Gemüthlichkeit, auf unsere Herzlichkeit und weichere Gefühle; es ist aber thöricht, diesen selbstgefälligen Versicherungen Glauben beizumessen, denn der Philosophie ist unserer Nation ein Nationalelement mehr wie jedem andern Volke; die Philosophie, innerlichst mit unserer Literatur, mit unserem Denken und Leben, hat gemacht, daß wir bei weitem mehr Grausamkeiten als Fehler; wir haben das Herz über den Verstand verloren und sind nach einem glänzenden Triumphzug unserer Gedanken heute dahin gekommen, daß wir zwar Kant und Fichte, Hegel und Schelling besitzen, aber um aller Weisheit vor einer engherzigen und trostlosen Theologie und unterirdischen vor dem unerquicklichen und faden Materialismus bebten.

Unsere transrheinischen Nachbarn arten beinahe ebenso wenig für gute Theologen, auch nicht für gute Philosophen. Das scheint jedoch ebenso natürlich zu sein, als wenn die Deutschen zu viel auf der Herzlichkeit und Gemüthlichkeit gäben, die bei jedem andern Volke ein alltägliches Element ist als bei den Deutschen. Die Franzosen haben ein Herz und ein Gemüth bewahrt, trotzdem, daß sie darüber lächelten, als Frau von Stael in ihrem Buche „Ueber Deutschland" erklärte, die Deutschen besäßen etwas, was andere Völker gar nicht kennten, nämlich ein „Gemüth". Die Franzosen haben die Philosophie mit dem Glauben, den Verstand mit dem Herzen behalten. Die philosophischen Studien seit 40 Jahren waren ganz anderer Art wie das unsrige und führten sie endlich zu einem Ziele, welches wir noch nicht zu erreichen vermochten. Die natürliche Religion, die Standarte der jüngsten französischen philosophischen Schule, mit Jules Simon als Vertreter, war die Frucht jener Kämpfe auf philosophischem Gebiet in Frankreich, eine Frucht, deren Analyse wir versuchen wollen.

Unter dem ersten Kaiserreich, während Deutschland durch die philosophischen Lehren Kant's und Fichte's sich kräftigte, verkümmerte die Philosophie Voltaire's und der Encyclopädisten die Moral des französischen Volks. Die politische Reaction der Bourbonen hatte zur Gegenströmung die ultrareligiöse Reaction der Theologen, welche mit überraschender Harmonie unter Gérin, de Maistre und Bonald dasselbe predigten, was die Stahl'sche Theologie heute bei uns lehrt. Nur hatte jene Reaction, als eine katholische, mehr historischen Kopf als die Reaction der heutigen Leiter des Protestantismus. Von einer Philosophie, das heißt von einem wissenschaftlichen Logos, welcher damals in Deutschland zum Ueberfluß vorhanden war, sprach man in Frankreich erst wieder mit Royer Collard und mit dem Auftreten der von ihm vertretenen Schottischen Schule. Diese hatten bisher noch immer den Höhepunkt der wissenschaftlichen Philosophie für die Franzosen; denn der damals blühende Eklekticismus Cousin's und der unter Guizot besonders florirende Doctrinarismus waren Ausläufer der schottischen Lehre.

Unterdessen Deutschland sich für Hegel oder Schelling stritt und jetzt bald einen Jahrzehnten Kampf der philosophischen Systeme zu führen im Stande ist, war Frankreich durch Saint-Simon zu einer praktischen Philosophie gekommen, das heißt zu einer Lehre, welche mit dem irdischen Wohl auch das leibliche zu verbinden suchte und mit der Sehnsucht nach spiritualem Wohlbefinden auch die nach materieller Verbesserung vereinigte. Der praktische Sinn der Franzosen vergaß bald die blossen philosophischen Theorien zu belauschen; die Schüler Saint-Simon's, Pierre Leroux, Proudhon, Considerant traten wie Apostel einer neuen Lehre auf und trugen ihre Philosophie und Religion mit einer bisher ungekannten Schärfe und Klarheit vor. So war nicht zu verwundern, daß die ganze französische Nation dieser neuen Lehre die größte Aufmerksamkeit lieh, weil sie allen, selbst das materielle Wohl des Volks in Betracht zog; die wissenschaftliche Philosophie ging damit in dem reißenden Strom der socialistischen Lehren unter, der mit zerstörender Gewalt alles mit sich fortriß, reine und klärende Ideen

überschwemmte und endlich mit seinen brausenden Wogen ein ganzes Land überflutete, einen Thron und ein Königshaus stürzte.

Dieser stürmische Sieg der praktischen Philosophie hatte die Triumphatoren verblendet und unsinnig gemacht. Hinter dem Felsen von St. Helena erstand, wie aus Duft und Wolkennebeln gewoben, das Gespenst des Napoleonismus aus dem fluthenden Meer und schwebte im Gewande einer neuen Lehre nach Frankreich, setzte sich abwartend an das Gestade und einige Zeit später auf den Kaiserstuhl. Mit der Zauberkraft des alten todten Kaisers stand plötzlich und über Nacht vor den Augen der verwirrten französischen Nation ein goldener Kaiserthron mit Hermelin und Scepter; die Philosophie war eine Fabel geworden, der Bonapartismus herrschte mit seinem bonapartistischen Socialismus, der sich halb durch die Berufung an die Massen in eine blinde Abhängigkeit vom alten Priesterthum verwandelte.

Indessen zeigt sich das Bedürfniß des Menschen, sich gerade mit dem Unbegreiflichen zu beschäftigen und über dessen Begreiflichkeit sich zu mühen, ohne Unterlaß und um so dringender, je länger er sich dessen enthielt. Die Philosophie enthält das Mysterium, welches der denkende Mensch betrügt, um über Dinge sich aufzuklären, die schon hundert mal aufgeklärt waren, um hundert mal wieder in das Unbegreifliche zurückzufallen. Die Speculation der Philosophie baut hundert mal ihr Schloß und reißt es ebenso oft wieder nieder. Der Philosoph macht unzählige male seinen Weg, um die Wahrheit zu finden, und geht immer wieder von neuem an den Ausgangspunkt zurück, sich neu zu rüsten für einen neuen Entdeckungsversuch. Die Natur Gottes, die Vorsehung, die Unsterblichkeit — das sind Fragen und Probleme, die niemals aufhören werden, die Philosophie zu beschäftigen. Jahre lang hatte die Wissenschaft in Frankreich sich nicht damit beschäftigt; jüngst aber hat sich dort um Jules Simon eine philosophische Schule gebildet, welche mit der natürlichen Religion diese Probleme zu lösen gedenkt.

Die Aufmerksamkeit, welche Jules Simon schon früher durch sein Buch „Ueber die Pflichten" erregt hatte, steigerte sich noch bedeutend nach dem Erscheinen seines Buches „*La religion naturelle*", welches das ganze philosophische Glaubensbekenntniß von ihm und seinen Anhängern enthält. Seit den Zeiten Royer-Collard's war es das erste Zeichen wieder, welches die wissenschaftliche Philosophie in Frankreich von sich gab. Nach allen Verirrungen, Enttäuschungen und Experimenten, nach dem erbitterten Kampf der Socialisten gegen die ewig unlösbaren Probleme der Welt mußte auch ein solches Buch mit einer solchen Lehre ungemeinen Beifall finden. Es lebte die Moral, welche die Philosophie und das Volk verloren hatte, und wie schwach auch der dogmatische Theil des neuen philosophischen Systems ist, es repräsentirt doch wieder eine gesunde wissenschaftliche Anschauung. Während die deutsche Philosophie im Nebel taumelt, stellt sich die französische wieder auf eine feste Basis.

Jules Simon's natürliche Religion lehrt im übrigen nicht vieles neu; schon Jean Reynaud, der alte Saint-Simonist, trat 1854 mit dem Buche „Ciel et terre" auf, worin er Religion und Philosophie miteinander zu verbinden sucht und die Unsterblichkeit der Seelen nach den Sternen hin verlegt. Die natürliche Religion Jules Simon's hält Vernunft und Glauben für sich widerstreitende Elemente, die durchaus zu verbinden er nicht für möglich hält. „Glaubet", ruft er aus, „aber zweifelt — aber verbindet nicht Himmel und Erde!" Die Vernunft erkennt sicherlich auch das Gefühl der Religion an und ist, wie Simon glaubt, nicht blos „ein Geist, der stets verneint". Hierin und in noch mehrern andern Punkten sind die Dogmen Simon's schwach, weil er der Philosophie im Grunde den Charakter einer Wissenschaft benimmt.

Sehen wir von einigen Exaltationen ab, die den jungen Philosophen so weit treiben, daß er nach dem Tode Gott von Angesicht zu Angesicht allen Ernstes zu sehen hofft, oder daß er sich ausdrückt, Gott kenne einen jeden von uns „nach seinem Namen", so dürfen wir diesen Umschwung der Philosophie in Frankreich nur mit einem freudigen Gefühl begrüßen. Die Moral, einem Volke entrissen, vermag durch diese Lehre wieder um aufzuleben, und gewiß ist es, daß die Moral sich stärkt, je mehr sie sich mit den Fragen über die Gründe, Wesen, oder die Vorsehung und das zukünftige Leben beschäftigt. Wir haben keine materiellen Beweise von alledem, aber wir glauben daran und suchen Gründe und abermals Gründe für jene trostreichen Wahrheiten, weil wir darin den Grund unsers Seins, die einzig mögliche Erklärung unserer Gründe finden. Die Menschheit muß mit Vernunft einer natürlichen, nicht tyrannischen Religion huldigen, will sie sich ihrer würdig zeigen. Sie gibt niemanden ein Recht, vom Himmel mehr zu erzählen, als er ahnen kann,

noch wird sie ihre Moral darin finden, wenn die Negation die Vernunft und die Philosophie verkörpert.

Von Jules Simon ich heute mit diesen Ansichten beschäftigt und theils dogmatisch philosophisch, theils rein religiös die Beantwortung derselben findet, beweist uns für Frankreich besonders eine Regeneration der Geister durch eine natürliche Religion. Man braucht nicht schwarz zu sehen, wenn man den jetzigen Zustand der europäischen Menschheit für einen lebensgefährlichsten und erschreckendsten hält. Die Moral ist zweideutig, die Hochherzigkeit bespöttelt, der Edelmuth verlacht. Wir haben eine Moral nöthig, welche durch die Beschäftigung mit ernsteren Interessen als denen des Genusses und Reichthums wieder ihre prometheischen Funken uns sendet.

Die natürliche Religion Jules Simon's ist im Grunde keine neue Lehre, wol aber eine neue Lehre zu unserer Zeit. Die philosophischen Wahrheiten sind auf ihre wahre Basis zurückgeführt, die Klarheit der Ansichten ist vorzüglich und die Moral energisch. „Brauchen wir", heißt es S. Seite 28ⁿ, „weniger das materielle Interesse und denken wir an unser Seelenheil, nicht wie Bonzen oder Heilinge, sondern wie Männer. Verlieren wir einen Ehrgeiz, so ist es der, Gutes zu thun, der einzige männliche Ehrgeiz. Denken wir daran, daß das Leben kurz ist und daß ihm eine Unsterblichkeit folgt; legen wir, wie ein Soldat, unsern Weg mit Muth zurück. Wir sind nicht Herren des Glücks, wol aber unserer Herzen. Die Welt kann uns verurtheilen, zu leiden, aber nicht, feig zu leiden. Sie kann uns töten, aber nicht beschimpfen. Sie kann uns eine Freude nach der andern rauben, welche sie uns gab, aber es hängt von uns ab, ihre Freuden so zu verachten wie ihre Ungerechtigkeiten, und ruhig, stolz, ergeben und unserer selbst bewußt unter den Augen Gottes zu bleiben."

Die Art und Weise Jules Simon's, die natürliche Religion aufzurichten, ist mehr, als er glaubt, in Widerspruch mit vielen seiner Ansichten gegen die Philosophie. „Wenn ihr nicht glaubt, so zweifelt ihr," sagt er; „wenn ihr Religion habt, so habt ihr keine Philosophie." Der Verfasser hält aber interessanterweise oft den Skepticismus für die gesammte Philosophie, während er doch selbst seine sämmtlichen Abhandlungen nicht als theologische, sondern als philosophische gegeben hat. Wir machen ihm keinen Vorwurf daraus, aber wir finden es unrecht, einen ungläubigen Philosophen als präsumirend vor dem gläubigen anzunehmen. Es ist möglich, daß man in Jules Simon nach dem Erscheinen seines Werkes „Les devoirs" einen größern Philosophen ahnte, als er sich in der That durch seine letzte Dogmenaufstellung zeigt; es ist auch möglich, daß der Chef der neuen Schule noch Bedeutenderes für die Zukunft leistet; wir aber glauben, daß sein Buch „Ueber die natürliche Religion" wenn auch nichts Neues, doch etwas Erhebendes ist, weil die existirende und überreizte Gesellschaft in keiner Weise mit so gesunder Moral bedacht. Sie wurde mit all dem Ernst und dem Gemüth Simon's hingeführt werden zu einer natürlichen Religion, in der sie wieder Kraft und Energie zu großen Thaten schöpfen kann.

Dem Verfasser ist der Abschnitt über die Unsterblichkeit am meisten gelungen. Auch ist dieser Gedanke vornehmlich das Centrum, von dem er die Radien seiner Beleuchtungen ausstrahlt. Ein zukünftiges Leben ist mit dem Gedanken jedes Menschen eng verbunden; es ist der Glaube der Menschheit, so lange sie besteht und niemals mehr aus Ueberdruß und Unverstand geleugnet werden als in unserer Zeit. Die Unsterblichkeit ist, wie Simon richtig sagt, eine Thatsache der menschlichen Natur. Ueber ihre Gestaltung sich in abstracte Vernunftschlüsse einzulassen, ist wol nur wenigen in den Sinn gekommen, sondern der Glaube daran wuchs aus den allgemeinen geistigen und gemüthlichen Zuständen der Menschen hervor. Denn die Blasirtheit unserer Skeptiker, welche sie leugnet, vernichten die Ereignisse eines jeden Tages in unserm Leben und Wirken, wenn der Tod kommt und einen Freund von unserer Seite raubt, wenn uns ein Weib, ein Kind, ein Bruder, ein Vater entrissen wird, dann genügt dies Leben nicht, und der größte, bestgelebte Zweifler fühlt, daß der Raben, der den Staub bedecken soll, nicht sein Bruder sei, sondern daß die Lieben, die er jetzt verliert, vereint für ihn noch leben werden. Jules Simon hätte bei seiner trefflichen und klaren Abhandlung über das zukünftige Leben die Gedanken des amerikanischen Predigers Theodor Parker noch mit in Betracht ziehen können, dessen philosophische Abhandlungen auch diesen Gegenstand vortrefflich beleuchten.

Die natürliche und theologische Religion sind leider verschieden. Aber unsere Gesellschaft, von der Philosophie und von der Theologie gänzlich abgeschlossen, hat vor allem nöthig, einen Grund gesunder und rettender Ansichten für die verletzten Hoffnungen des Gemüths wieder zu ge-

winnen. Die natürliche Religion ist diese Kunst; sie braucht nicht gerade die von Jules Simon zu sein, sondern überhaupt nur eine moralische und vernünftige Lehre. Eine solche, wenn auch mit mystischen Gratulationen verwoben, geht von dieser jungen philosophischen Schule aus, und aus diesem Grunde begrüßen wir sie.

Eduard Schmidt-Weißenfels.*)

*) Die Redaktion ist den vorstehenden Artikel zum Abdruck gelangen.

Die Arbeiterbibel, bekannt als populärster philosophischer Schriftsteller, hat soeben ein Büchlein „Briefe über natürliche Religion" (Preis, A. H. Burchhauser) erscheinen lassen, auf die wir gelegentlich noch näher eingehen werden. Die Tendenz ist uns Ihnen, die sie einzeln, den einzig Gesichtspunkt einzigen. Der Verfasser will dem alten, mit Unrecht in Verruf gekommenen Deismus eine neue Begründung geben. Wir folgen seinen Ausführungen mit Interesse, können allerdings nicht auch nicht von einem besonderen Talent historischen Darstellung oder einer überraschenden Tiefe des philosophischen Denkens, doch von gesundem und natürlichen Schlußfolgerungen, die besonders auch durch das Populäre einer edlichen Darstellung gut empfohlen und jedem Gebildeten gewiß interessante Unterhaltung werden.

Schade machen wir auf die seit dem 1. Oktober vorigen Jahres in Burgsteinfurter Verlag (Ruhr) „Deutsche Blätter" (wöchentlich 1 Bogen) erscheinen, deren Abonnement der Vierteljahr 1 Mk. 20 Pfg.) unterstützen. Unsere Absichten der Herausgeber hat einen Aufsatz. Die Veranlassung, die Buchstaben und das Bedürfnis heutiger Bildungsmittel solcher Art, als sie jetzt von Tag angeben, einzugehen, liegt so sich sehr nahe. Es ist den Leser ihrer „Deutschen Blätter" das Zeugnis zu geben, daß sie bei Darstellung einer einfachgesinnt und nicht von modischem Haß gegen Wissenschaft und Aufklärung beherrschten freisinnigen Organ nicht zu kommen haben. Wir nicht eben gewählt gewählte Programm („Lieber Volksgut") zog den ersten Nummern in ähnlichen Blättern leichte Aufrichtung der Bedeutung der Tagesereignisse der Aktualität zu, bei spätere Verlauf der „Deutschen Blätter" bei unserer Gradmesser als Tagesblatt erscheint. Der Aktualität liegt vielfach Gefahr, Oberflächlichkeit und eine Übertreibung der neuen Erscheinungen. Es kommt nicht zur Geltung, daß für die durch die Presse vermittelte Belehrung eine größere Anregung nur durch eine tiefe Analyse lebt. Noch weniger will es scheinen, daß in unserer ganzen öffentlichen Kunst verbreiteten Haß gegen die Bildung, der alles verwirft, was Denn von seinem Brot, Kleid von seinem Kleid ist, und sich lieber jedem radikalsten Kurpfuschertum in die Arme wirft, wenn dies nur zur Gegnerschaft an Paul de Kock führt. Für die Unparteilichkeit seines Standpunkts zeugt sein eigenes Urteil über den Charakter des Werkes, das seit 1871 den Literaturen aller Völker Europas einen eigentümlichen Anstrich gegeben hat. Seine Kennzeichnung wird einen der ersten in die Geschichte der Entwicklungen der europäischen Geister der letzten Jahre und Lesen, die mit Recht verweilen bei den Krimi, der im einen die Ursache wurde für die mögliche Blüte im andern und für die vollendete Armut im sich hätte sammelten Denken. Er legt allen seinen Ausführungen die Thatsache zum Grunde, daß unsere gegenwärtige Literatur seit einer großen Revolution in Frankreich, Italien und Deutschland abgerungen wurde.

Verschweigen können wir nun allerdings nicht, daß in dem öffentlichen Glaubensbekenntnis der „Deutschen Blätter" einige auch etwas Unwahrscheinliches gibt und manches von einer allzu großen Sachgläubigkeit gegen einzelne Lehrsätze wurde gewissen Personen über Thatsachen prägt. Die Bücher bringen ich etwas angenehmer an das Lichtheit und Herausgabe der Belehrung ist nicht immer eine leichte, da uns zugleich eine volle, prinzipielle Orientierung fortsetzt. Da es ist dem Herausgeber sogar eigen, in einem und demselben Blatte Schatten und Licht, Ein und Aus nicht immer so zu verteilen, daß man auf seinem Boden steht, was leicht zugleich zu überleben. Die Kunst jener obigen Kunst, in den Ausführungen des Guten Ein gefällt, an auch an die leichte Zustimmung von den Gegenstellungen Wege gelenkt und mit zwei oder drei den Dichtern verwirrten Sätzen, die aus einem Blatt, als aus einem Wochenblatten gelesen werden, die Leser schließen abgelesen zu haben glaubt, verhilft der Herausgeber allerdings auch nicht. Er liegt sich vielmehr nur leider Mühsale der Kälte und der Nähe erleben, während man ihr die Gegenschaft hat.

Das Material der Artikel der „Deutschen Blätter" ist bekanntlich auch durch Berücksichtigung der deutschen Literaturen übergenommen, und in geschickt mit, besonders einen schönlich das belletristische Feld von in seinen Hervorragenden vertreten wird und Tag, was mit dem Tage kommt und geht, meist nur gelegentlich aufgefunden wird, das sich hier eine freiere Zeitschrift im Publikum Freunde gewinnt.

D. Red.

Anregungen.

Zur Religionsphilosophie.

I.

Mit der Religion ist es wie mit der Sprache. Sie besteht lange und wird, ehe man sich ihres Ursprungs bewußt wird. Denn die Religion ist, wie die Sprache, etwas Naturnotwendiges. Alles Natur wüchsige aber, sei es ein pflanzliches oder geistiges, erscheint in seiner unmittelbaren Wirkung der Reflexion, und sei es nicht entsprungen, wie ein Wunder.

So haben denn auch Theologen der Sprache und der Religion einen wunderbaren, übernatürlichen Ursprung gegeben und sie aus göttlicher Offenbarung abgeleitet. Diese Ansicht eines höheren Wesens, das Leben des Menschen beherrschenden und über

natürlicher Einwirkung war eine nothwendige Durchgangsstufe in der Entwickelung menschlicher Erkenntniß. Die dualistische, supranaturalistische Weltanschauung, welche alles, was sie nicht natürlich erklären konnte, auf übernatürliche Weise, durch unmittelbare Wunderwirkungen Gottes oder der Götter entstanden glaubte, mußte derjenigen einheitlichen Weltanschauung vorangehen, die alles natürlich erklärt und in dem Wunder nur „den Glauben des rohen Kindes" erblickt, aber nichts wissenschaftlich Brauchbares und Haltbares.

Heutzutage müßten wir es darum als einen Rückfall betrachten, wenn jemand die Sprache oder die Religion oder sonst eine objektiv geistige Macht noch aus unmittelbarer, göttlicher Offenbarung ableitete.

Der supranaturalistischen Ableitung der Sprache haben Herder und Grimm ein Ende gemacht. Die supranaturalistische Erklärung der Religion hatte schon Spinoza beseitigt und sie ist seitdem auch in der deutschen Philosophie, namentlich in der pantheistischen Richtung Schelling's und Hegel's, entweder ganz zurückgedrängt oder doch entschieden durch Feuerbach bekämpft und besiegt worden.

Trotzdem erheben sich hier und dort die Verlangen, auf den Kanzeln nicht allein, sondern auch auf den Katheder der Philosophie. Ein solcher ist in H. E. Hirschfeld in seiner Schrift „Ueber das Wesen und den Ursprung der Religion" (Breslau, Kern, 1859). „Die Entstehung der Religion durch eine übernatürliche, aber sinnlich wahrnehmbare Einwirkung der Gottheit" steht dem Verfasser fest. Weil nämlich fast alle positiven Religionen sich von unmittelbarer, wunderbarer, göttlicher Offenbarung ableiten, darum, meint der Verfasser, müssen sie auch wirklich einen übernatürlichen Ursprung gehabt haben; denn hätte Gott nur, wie die Rationalisten behaupten, natürlich, d. h. durch die Natur, auf den menschlichen Geist eingewirkt, wie könne dieser sagen, die natürliche Wirkungsweise Gottes in eine übernatürliche zu metamorphosiren, wie es doch im supranaturalistischen Glauben der Völker thue? — Dieser Beweis gleicht genau diesem: Die Wirkungskraft eines Magnets kann keine natürliche sein, denn alsdann könne sie sonst dazu, auf den Schauer den Grundsatz der Zauberei zu machen?

Leitet man, wie der Verfasser thut, die Religion aus unmittelbarer Einwirkung Gottes auf den menschlichen Geist ab, so erhebt sich die Frage: Wie kommt es, daß es so viele falsche Religionen gibt, deren Begriffe von Gott höchst unwürdig sind und die sich doch auch auf göttliche Offenbarung ableiten? Auf dieser Verlegenheit hilft sich der Verfasser so: „Die Einwirkung der Gottheit ist und bleibt viel, sie hat also nicht immer bestimmte Zwecke zum Ergebniß; sie kann darum oftmals auf ungewünschte als gelungene werden. Obwohl nun ist aber auch der menschliche Geist; er kann Ursachen wegen sich anders ausbilden und an der Gottheit irren. Es muß also demnach neben der wahren auch falsche Religionen geben." Eine Andacht, welche die göttliche Grundanschauung vom Verhältniß des Menschen zu Gott zu Grunde liegt, nicht aber die christliche. Uebrigens ist das Verfassers Buch durchaus vom jüdischen Standpunkt aus geschrieben, denn überall gibt sich in ihm der Dualismus zwischen Gott und Natur, Gott und Mensch zu erkennen.

Rudolf Gottschall.

Trotz der noch überreichen Production auf dem Felde der Lyrik, wo jede Blume des Gefühls sich für eine Rose hält, hat die Theilnahme und Neigung der Leserwelt für diese Muse mehr und mehr abgenommen. Schon von dem Publikum der Geibel'schen Lieder hat man die Bemerkung gemacht, es bestände mehr aus jener schönern Hälfte des schönen Geschlechts, die auf der schmalen Grenze zwischen den Träumen der Pensionen und dem Leben der Wirklichkeit sich bewegt. Wie viel verlangsamer von der Theilnahme wirklicher Bildung muß die andere große Schar von Poeten bedauern, die allerwegs ein merkwürdiges Talent hat, sich in Zeitschriften, Almanachen, Blumenlesen zwanzig, dreißig Jahre lang in einer Art Oeffentlichkeit ganz respectabel zu behaupten, ja in der Würdigung derer, die nicht nur sie in Liedern, Balladen, Sprüchen u. dergl. machen, das große Wort zu führen! Die kunstlose Literaturgeschichte unsrer poetische Epoche nicht nach der Form, sondern nach dem Gehalten und vorzugsweise nach dem der Poesie zugeführten neuen Inhalte beurtheilen.

Unverlierbarer Rest einer lyrischen Natur muß das unvertilgbare, begeisterte, schrankenlose Gefühl sein. Das Zuneigen einer zufälligen Beobachtung oder wenn es auch noch so geistreich ist, doch nur Epigramm, keine Gedichte.

In den „Neuen Gedichten von Rudolf Gottschall" (Breslau, Trewendt, 1858) finden wir mehr eine malende Muse. Gottschall's Worte und Bilder sind gelber, prächtiger und sinnlich expressiver als seine Gedanken. Darum gelingt ihm am besten die Schilderung gemalter Naturscenen, eines Sonnenaufgangs, eines Waldbrandes, leidenschaftlicher Menschen und Kämpfe, weniger ein einfaches, kurzes Lied, das nur Gemüthsstimmung bietet. Immer muß er — um Vollendetes zu schaffen — mit vielem Farbenaufwand arbeiten können. Ganz vortrefflich ist nach dieser Seite hin das Gedicht von Dante, dem Kriegsherrn, der, von einem russischen Popen und einem Ghetto verhindert, den polnischen Adel in Humanität an die aufrührerischen Bauern verkauft und seine eigenen Kinder, die den Polen als Pfand seiner Treue dienen sollten, zurückstößt, um sich durch den Orden von Thorn zu lösen.

Nicht minder glänzend in der Ausführung mit wohllautenden, harmonisch ausklingenden Versen

überwindet das kleine Opus „Barrabas“ doch nicht alle Schwächen seines Plans und der Charakterisierung seiner Helden. Es ist etwas Mißliches um die Darstellungen aus der Bibel; wir glauben das Heilige in ihnen nicht mehr und wollen, um diese Sagen unserem Verständnis und unserem Anschauen näherzubringen, moderne Gedanken und Verwicklungen in sie hineintragen, wir zerreißen den Schleier mit dem Pathos der Zeit und sehen nichts als halbamüsante Masken, die uns gallonisch und unserer Seele bleiben. So wird Hebbel's „Judith“ ein Frauenbild der George Sand.

Soviel Schwung, Begeisterung und poetische Verklärung auch der „Cäsar“ Gottschall's aufweisen, wollen wir unsere Bedenken nicht unterdrücken lassen, daß sich gegen diese Form richtet. Die antiken Verhältnisse mit Reimen zu verbinden, widerspricht ihnen so gut wie den Gesetzen unserer Poesie und erinnert zu sehr an die Uebungen, welche Schüler mit den Oden des Horaz in „gebundener Uebersetzung“ anstellen. Jenem inneren Ohr, welchem das goldene Gesetz einer pindarischen Siegesode, einer Liebestrophe des Catull nicht ganz entstehen, wird der Widerspruch zwischen dem Rhythmus des Klangs und den Reimen. Nacht und Pracht, Becher und Zecher ... ein unliebsamer scheinen; unser recht harmonisch, diese melodisch, seinem Ueberlegungen wird es einfallen, in einer Ode von Gottschall die Weise der Sappho zu finden, und wer die Strophe des Alcäus über der Sappho wiedererkennt, wird durch den Reim angenehm gestört, als habe er antike Statuen bunt bemalt. Eine doppelte Gebundenheit des Gedankens durch die Form ist unerträglich.

Von allen solchen Versuchen der Sammlung verdienen die „Theaterscenen“ den Preis. Sie geben in tadelloser Form männliche Gedanken, malen, wenn von alter Bühnenpracht, einer wahren, nachhaltigen Empfindung sie — weil sie echt und ganz aus den Anschauungen einer Zeit hervorgingen — auch ebenso begeistert mit einschmeicheln auf den Leser wirkt. Der Grundfehler des Dichters, sich aus den Verirrungen, in die er durch das Dichten, „dem Natürlich“ zu thun, geriet, zu immer höheren reinen Höhen emporzuschwingen, macht seine Selbstzerfleischung sehr. Man kann nicht im Bunde mit Michaelis & Comp. „der Seele rein bewahren“.

Wolfram von Eschenbach.

Richard Wagner hat einen sehr glücklichen Griff gethan, als er die Sänger der deutschen Sage für seine Opern benutzte. Der poetische Duft, der die Namen Tannhäuser, Lohengrin, Gralsritter u. s. w. umgiebt, theilt sich seinen eigenen Musik mit. Die eigenthümlichen Zauber entdeckt und durch seine Kunst, auch wenn wir nicht in manchem mit der musikalischen Behandlung einverstanden sind

Dennoch hat die Bewunderung, die in den Tagen vor und nach den Befreiungskriegen jedes Werk des Mittelalters als ein unerreichbares Wunder anstaunte, ihrem Gegenteil die Stelle geräumt. Man hat oft nur noch ein Lächeln des Mitleids für Ritterromane, die Valentin Schmidt einst in den „Wiener Jahrbüchern“ mit den gothischen Münstern verglich und weit über die Gesänge des „Ambrosischen Homer“ stellte. „Don Quixote“ auch jetzt mancher Aesthetiker, und das diese Tafelrundenritter jemals die allgemeine Anerkennung finden und fortlebend und fortwirkend in dem Bewußtsein des Volks und der Dichter sein könnten wie Homer und Dante, Ariost und Tasso, verbietet ihnen allerdings auf immer der beschränkte, trotz seiner Buntheit so dürftige Inhalt und die Formlosigkeit ihrer Werke.

Der Name Wolfram's von Eschenbach und seines Helden Parzival ist der gefeiertste in der mittelalterlichen Literatur, und Gervinus hat ihn nicht für unwerth gehalten, ihn mit Dante zu vergleichen. Aber die unbefangene Betrachtung muß dem Alleremsten einer den größten Vorzug einräumen, der Gründer seines Werks zu sein, während Wolfram nur ein französisches Vorbild ausarbeitete und allerdings verbesserte.

Wer den vollen Eindruck dieser romantischen Welt auf sich wirken lassen will, dem empfehlen wir die zweite Auflage des „Parzival. Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach“, in der wohlgelungenen Uebersetzung von San Marte (Albert Schulz) (zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1858). Hier ist auch denen Gelegenheit gegeben, Wolfram von Eschenbach kennen und schätzen zu lernen, welchen die mittelhochdeutsche Sprache unverständlich ist.

Nomen et Omen.

Ist es denn wirklich kein Wahn, schreibt man uns, daß sich nach dem Namen auch der Charakter bildet? Zum Beweis einer Hypothese gehört ruhige, sorgsame Würde und sonst langsame Vorsichtigkeit, daß im Einfall der Irrthum ausgeschlossen liegt. Die deutschen Schriftsteller heißen: Spindler, Schlegel, Herrmann, Müller, Becker, Mahler, Laun, Wilken, Raumer, Menzel, Niebuhr, Rotteck, Schlosser, Dahlmann, Ranke, Leo, Häusser, Seibel, Hüffer, Hurter u. s. w.

Eine Grabschrift auf Rauch.

Dr. L. W. Hehrenz in Dresden, ein sehr kenntnißreicher, geschmackvoller Kunstkritiker, dichtete auf Rauch's, des großen Bildhauers, Hinscheiden folgendes Epitaph:

Ein Rauch ist's, sprach der Gott, was sterblich war,
Kommt wieder unserm Vater, aus welchem es war.

So deutlich etwa

Nun ruht Rauch, der im Leben als Ueberwinder gefeierte
Gleich der Natur; da er starb, beugte Er, Gott zu gehorchen u.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 18.** Wöchentlich ein Bogen

Die Veri.

Novelle von Agnes Franz.

Am Ende der Vorstadt, ganz versteckt zwischen prächtigen Gärten, stand ein großes stilles Haus.

Der erste Stock desselben zeigte nur heruntergelassene Jalousieen, denn seine Bewohner waren seit Jahren in Italien; der Staub legte sich auf die vergoldeten Schränke und die Spiegel erblindeten, weil sie so gar nichts von Jugend oder Eitelkeit widerzuspiegeln hatten, und nur die Spinnen, die einzigen lebenden Bewohner, woben ihre Netze zwischen den Falten der reichen seidenen Gardinen.

Auch im Garten war es still, der Laut der Natur allein vernehmbar. Die Stille, welche um das Haus schwebte, schien sich auf die übrigen Bewohner herabzusenken, denn man hörte nur wenig von ihnen den ganzen langen Tag.

Im Erdgeschoß war dies nun erklärlich, denn da wohnte eine alte Frau, einst die Amme der Besitzerin des Hauses und dieser wie dem Hause selbst so zugethan, daß sie es sorgfältig wie ihren Augapfel hütete und die Zimmer des zweiten Stocks, welche eigentlich Fachwerk, wenn auch im besten Stile, waren, nur an ruhige Leute vermiethete. Obwol nun diese Wohnungen im Augenblicke von der Jugend bewohnt wurden, so störte doch nicht das mindeste Geräusch die alte Frau, die da glaubte, der letzte Laut könne die Ruhe ihrer leidenden Gebieterin stören, wenn vielleicht auch fern in Italien, wo sie aber in Gedanken pflegte, am ihrem liebenden, bangen Herzen ein Wunder zu thun.

Auf der rechten Giebelseite wohnte ein junger Gelehrter, der saß den ganzen Tag und brütete über alten Hieroglyphen und entzifferte Palmblätter voll alter orientalischer Worte, denn er arbeitete jetzt an einem wahrhaften Werke über Indien, seine Literatur, seine Sprachen und den Ursprung und die Verwandtschaft derselben. Einen Theil seines Lebens setzte er an die Vollendung dieser Arbeit und sah nicht rechts, nicht links, unverrückt nur dies eine Ziel im Auge behaltend. Sein einziger Weg war von und nach der Bibliothek. Die bescheidenen Lebensbedürfnisse besorgte ein alter Diener, der ihm schon als Student diente, nur er hatte sich bereits so in sein Junggesellenleben hineingefunden, daß er schon in jenem Lande, seinen heiligen Mädchen er entzifferte, in sein und das Treiben der heiligen Wellen des Ganges so vertieft zu sein glaubte. Gewohnt von seinem Studium sah er nicht, daß neben ihm eine Welt blühte, so schön wie die getraumte an den Ufern des Ganges.

Das entgegengesetzte Giebelzimmer bewohnte ein junges, schönes Mädchen, eine Tamarin.

Als dies gekommen war, um das Zimmer zu miethen, das ihr gefiel, weil es groß, luftig, mit weiter Aussicht über Gärten nach den Bergen hin, hatte die alte Frau Zimmermann bedenklich und sorgend den Kopf geschüttelt, wie die junge Dame ihren Stand genannt, denn sie hegte gar seltsame Begriffe von den Künstlern im allgemei-

nen und von Tänzerinnen im Besondern. Aber das junge Mädchen blickte sie mit ihren schönen, braunen Gazellenaugen so fröhlich und freundlich an und sah gar so sauber und anmuthig und dabei auch so ruhig und ehrlich und aufrichtig aus, daß sie dennoch handelseinig wurden. Nur als beim Abschluß die zukünftige Hausgenossin ihren Namen nannte: „Graziella Arlberg", schüttelte die Alte noch einmal bedenklich den Kopf bei dem Klange des fremdartigen Namens und summte leise vor sich hin: „Graziella! Graziella!" Es war ein so sonderbarer Name! Indes, das Wohlgefallen an der Erscheinung überwog auch dies letzte Bedenken.

Graziella wohnte nun seit zwei Jahren in dem stillen Hause und durch sie war nie die Ruhe gestört, sie zu erhalten der Stolz der alten Bewahrerin. Das junge Mädchen ging des Morgens zur Probe und fuhr Abends in einem alten, schwerfälligen Wagen ins Theater; sie machte keine Besuche und empfing auch keine, und Frau Zimmermann, welche die Gattung stets nach der Species beurtheilte, lehnte sich mit dem ganzen Luxus ihres Corps der Tänzerinnen auf, ahnungslos, welche Ausnahme sie vor sich habe. Deshalb hatte sie auch verheirathete, für die Bedürfnisse ihrer jungen Hausgenossin zu sorgen und freute sich jedesmal, wenn sie deren Wohnung betrat, über die vielen Blumen und Vögel, über die hübschen Geräthe, die Bücher, das Klavier und die tausend Kleinigkeiten, welche ein Mädchenzimmer anmuthig machen. Sie hielt denn auch alles sauber wie ein Kätzchen, putzte die Blumen der großen Ephenlaube, die das Fenster beschattete, so glänzend als möglich und nahm allmählich an den kleinen und großen Freuden des jungen Mädchens den lebhaftesten, mütterlichen Antheil. Es war wol auch unbegreiflich, Graziella nicht zu lieben, denn sie war die Treue und Güte, die Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit selbst; man mußte sie lieben, auch wenn sie nicht die glänzenden Gaben der Anmuth und Schönheit besessen, die man neben ihrem liebenswürdigen Wesen gleichsam wie nothwendige Attribute ihres Standes betrachtete.

Alles that Frau Zimmermann, nur in das Theater ging sie nicht, dagegen hatte sie einen unbesiegbaren Widerwillen, der noch gewachsen, als sie an den ersten Nasenrümpfen, welche sie einem in der Hoffnung gewährt, dann noch aber zum Schluß den Weihrauch zu finden, nichts gefunden als die leichten Kümmernisse Anfänger Tänzerin. Warum Graziella eigentlich so wurde, war ihr ein Räthsel geworden, denn sie holte allmonatlich die Gage für sie ab und war ordentlich erschrocken über „das unchristlich viele Geld"; aber an einem berufsfreien Abend erfuhr sie die Lebensgeschichte ihres Lieblings, und so einfach diese auch war, diente sie doch dazu, beide noch inniger zu verbinden.

Graziella war die Tochter eines berühmten Künstlers, der es aber in der Kunst des Sparens nicht zur Virtuosität gebracht. Ihre Mutter, ein schönes Mädchen aus dem Bürgerstande, hatte den Gatten so leidenschaftlich geliebt, daß sie seinen kostspieligen Bedürfnissen und Liebhabereien eher Vorschub leistete, als sie hemmte. Gesellschaften und Reisen, theure Bücher und Gemälde schienen ihr so nothwendig für seinen hochgebildeten Geist, und für ihn zu sorgen, zu denken, so natürlich, daß sie, diesen leuchtenden Lebensstern im Auge, alles andere gänzlich aus den Augen verlor. Als ein plötzlicher Tod ihn aus seiner Laufbahn abrief, verlor auch sie den Boden unter ihren Füßen, daß sie, von dem furchtbaren Schlage betäubt, einige Zeit noch unberschwankte und dann dem Gatten nachfolgte. Sie hinterließ zwei Kinder, einen schönen, kränklichen, aber geistvollen Knaben und die kleine Graziella. Fremde Leute nahmen sich der verlassenen Kinder an. Erich zeigte schon früh bedeutende Anlagen zur Malerei, und ein Künstler dieses Fachs, ein Freund seines verstorbenen Vaters, versprach der Behörde, für seine Fortbildung Sorge tragen zu wollen. Die Kleine war das anmuthigste Geschöpf, das man sich nur denken konnte, und schien von der Natur selbst zur Tänzerin bestimmt. So wuchsen die Geschwister heran; Graziella besuchte die Ballettschule und Erich die Akademie. Es schien, als ob sich die opferfreudige Liebe der Mutter auf die Tochter vererbt hätte, denn das Kind strengte sich über seine Kräfte an, um zum selbständigen Erwerbe zu gelangen und des Bruders heißen Wunsch nach einer Wanderfahrt durch Italien befriedigen zu können. An ihrem 16. Geburtstage trat sie ihr gegenwärtiges Engagement an und Tags darauf zog Erich freudig nach dem Süden, voll Jugend und Begeisterung.

„Studire, arbeite sorglos", hatte Graziella beim Scheiden gesagt: „denke vorerst nur an die Kunst, nicht an den Erwerb; der Ueberschuß meiner Gage reiche hin, deine Bedürfnisse zu decken."

Die Sorglosigkeit des Vaters war als glückliches Erbtheil auch auf den Sohn übergegangen, und dieser lebte fröhlich genießend in Rom, empfing

der Geldsendungen der Schwester und dachte bei der Größe derselben nicht einen Augenblick daran, ob Graziella sich auch nicht auf das äußerste einschränken müsse, um sie in dem Grade zu ermöglichen.

So war es denn geblieben bis heute. Lea und die alte Frau, der stille Gelehrte und das schöne Mädchen lebten im steten Frieden erfüllter Pflichten mit- und nebeneinander hin.

Es war ein rauher, nasskalter Herbsttag gewesen, dem ein unfreundlicher Abend folgte; der alte Theaterwagen hielt vor der Thür und kaum war Graziella ihm entstiegen und in die Hausflur getreten, warf ein Windstoß diese so heftig ins Schloß, als wolle er durch diese Handlung einen ewigen Protest gegen ihr Oeffnen einlegen. Frau Zimmermann stand bereits wartend in der Thür ihres behaglichen Stübchens und lud das junge Mädchen ein, näher zu treten und den Thee bei ihr zu trinken, „weil es ein gar zu böses Wetter sei", und in der That konnte es nach einer Fahrt in dem kalten Nebel keinen einladenderen Anblick geben, als sie selbst und ihr Stübchen bot.

Im Ofen prasselte ein lustiges Feuer, der kleine kupferne Kessel sang darauf und einige Kerzen brannten dazwischen; der Theetisch war dicht an die behagliche Flamme gerückt, die alten Möbels glänzten so freundlich im Lichte und die gestickten wagen Gardinen vor den schneeschützenden Fensterladen gewährten dem tobenden Sturme nicht den kleinsten Zugang. Die ganze Umgebung war so gemütlich und sauber wie die Bewohnerin selbst. In der weißen Haube, die dicht das alte, freundliche, runzlige Gesicht umrahmte, sah sie da und bediente das junge Mädchen mit mütterlicher Zärtlichkeit. Bald schenkte sie ihr den Thee ein, bald wieder strich sie ihr mit einem Tuche über das glänzende schwarze Haar, in dem noch einige Regentropfen schimmerten, bald wärmte sie die kleinen kalten Hände oder holte ein altes seidenes Tuch aus der Schublade, um es ihr um den schönen Hals zu schlingen. Dazwischen plauderte sie oder ließ sich vom Theater erzählen, von den kleinen Begebenheiten der Coulissenwelt mit der teilnahmsvollen Neugier der Mutter und am Ende erwähnte sie auch noch des jungen Gelehrten, der ihr seit einiger Zeit noch blasser als sonst erschien.

Eigentlich mochte sie gegen ihren Hausgenossen nicht leiden, denn als sie ihm nach einem raschen Blicke in das Chaos bedeutender Bücher und Papiere die Notwendigkeit des Scheuerns und Aufräumens vorgetan, ihre Hülfe dabei aber verbeten und er diese Hülfe ein für alle mal mit sichtlicher Heftigkeit abgelehnt, war er bedeutend in ihrer Achtung gesunken und sie betrachtete ihn mit sichtlicher Geringschätzung, wenn er seinen täglichen Weg antrat, und erwiderte seinen Gruß um einen guten Teil kälter, als es in ihrer warmherzigen Natur lag.

Es war ein eigentümlicher Umstand, daß eine tiefe Röthe das Gesicht und den Hals des Mädchens überzog, wenn die Rede des Gelehrten erwähnt, wahrscheinlich theilte sie deren Geringerung über seinen Mangel an Ordnungssinn, denn so oft jene seinen Namen nannte, zeigte sich auch auf Graziella's Gesicht die erhöhte Färbung.

Das kleine Mahl war endlich geendet, die alte Kuckuksuhr hob in elf Schlägen aus und Frau Zimmermann leuchtete ihrem Lieblinge die Treppe hinauf. Da tönte plötzlich ein tiefer, schmerzlicher Laut durch das Haus, das beide erschrocken stehen blieben, ein banges Stöhnen folgte ihm und nun flog Graziella so rasch die Treppe hinauf, daß die alte Frau kaum zu folgen im Stande war.

Die Töne kamen aus dem Zimmer ihres Hausgenossen und eingetreten fanden sie ihn bewußtlos auf dem Sopha liegend, das braune Haar war weit zurückgeschlagen und ließ die brennende, flammende Röthe sehen, welche das Antlitz bedeckte. Die trockenen Lippen stöhnten halb, halb konnten sie wirre Worte, und die heißen, durchglühten Hände trieben ein gefährliches Spiel mit den Fransen des Fußteppichs.

„Der arme Mensch ist krank", äußerte die Alte mitleidig Graziella zu. „Was fangen wir zwei dußlichen Frauen mit ihm an? Es sind die Symptome eines Nervenfiebers; er hat sich überarbeitet, denn sein alter, und ich muß mir Vorwürfe machen, schmutziger Diener erzählte, als er vorige Woche ein Packet auf die Post trug:

„Nun sind wir fertig, Frau Zimmermann, und Sie soll sehen, was uns das für Ruhm und Geld einbringen wird, und dann geht's fort in die weite Welt, nach den Pyramiden oder nach Jerusalem.

„Du lieber Gott! Wenn das arme junge Blut nun nicht die Reise nach dem himmlischen Jerusalem antreten muß, denn bei solchem Krankheiten ist der Mangel an schneller Hülfe oft der Tod, ich kenne das und es ist jetzt tiefe Nacht und kein Thierdoktor im ganzen Hause!"

„Sie meinen, Frau Zimmermann", fragte ängstlich Graziella, „daß ein Arzt unumgänglich nöthig?"

„Ja wohl, mein liebes Kind, Sie sehen ja, wie krank der arme Mensch.“

Der junge Mann öffnete bei diesen Worten die Augen, sah angstvoll und wild im Zimmer umher, starrte fremd das junge Mädchen an und sank dann wieder in seine frühere Betäubung zurück. Frau Zimmermann suchte nach Tüchern und legte diese, in kaltes Wasser getaucht, auf den Kopf des Kranken.

„Ich gehe!“ rief entschlossen Graziella.

„Kind, Kind, jetzt, in finsterer Nacht? Ein junges Mädchen, allein? Wer behüte mich!“

Doch alle Gründe scheiterten an der Beredsamkeit der barmherzigen Samariterin und eingehüllt in Tücher und Mantel, verließ diese das Haus, begleitet von den angstvollen Segenswünschen der alten Frau.

Diese Nacht war es, der Regen strömte hernieder und verwandelte die harmlosen Rinnsteine in Bäche; die Gaslaternen tanzten im Winde und ihr bleiches Licht leuchtete dem Mädchen auf ihrem Liebeswege. Mit der Angst eines verfolgten Wildes eilte sie die langen, nassen Straßen hinab, bis sie atemlos und erschöpft vor dem Hause des Arztes anlangte und die Klingel zog, deren greller Ton die Bewohner aus Ämter rief.

Der Arzt war zu Hause und zugleich bereit, dem Ruf der jungen Künstlerin zu folgen. In möglichster Eile fuhr er mit ihr ab und ließ sich unterwegs erzählen von dem einsamen Leben und der angestrengten Thätigkeit des jungen Gelehrten, die wahrscheinlich eine Ursache des Leidens nach sich gezogen.

Und so war es auch. Ein heftiges Nervenfieber brach aus und manche lange, ehe Herbstnacht sah Graziella am Bett des Kranken, machte ihm kühlende Umschläge, gab ihm zu trinken, sang ihm leise alte Melodieen und ihre Stimme beschwichtigte wunderbar seine Aufregung. Der Sturm der Krankheit brauste glücklich vorüber, ohne das junge Leben zu knicken, und der Doktor versicherte es oft dem Kranken, daß nur die außerordentliche Sorge der beiden Frauen und die schnelle Hülfe sein schwer gefährdetes Leben gerettet.

Eugen Keller erkannte dies wohl und jauchzte ihm ein einsames, mühevolles Studium geweihtes Leben und dessen Entbehrungen, die einen Schatten auf das Andenken seiner Mutter warfen, von Neuem treu gehalten, je höher schätzte er ihr aufopferndes Walten in den Tagen der Krankheit.

Denn auch Graziella, sie ihm die Pflegerin wiedergegeben, nicht mehr allein in dem kam, so weichte sie doch fortwährend mit Frau Zimmermann, die allen Groll längst vergessen, ihre ganze freie Zeit seiner Pflege. Es war ihm schon ein bisher unbekannter Genuß, ruhig daliegen und mit halbgeschlossenen Augen das schöne Antlitz zu betrachten, ihre leise, melodische Stimme zu hören, wenn sie flüsternd mit der alten Frau sich unterhielt. Und als er später stark genug war, zu sprechen, welche lange Plaudereien führten sie da nicht! Sie enthüllte in diesen Unterhaltungen so arglos ihr Herz, daß es ganz unmöglich war, sie nicht zu lieben. Eugen wollte dies nun zwar nie, nie thun, denn sein Vater hatte ihm oft mit trübem melancholischem Lächeln gesagt: „Liebe thut weh!“ das er sein Herz fest gewappnet glaubte gegen diesen Gegenstand der menschlichen Ruhe und Jugend; aber wer konnte Graziella sehen, ohne sie zu lieben, wenn sie von ihrem Bruder sprach, von dessen Erfolgen im Leben, oder ihr reizendes Lächeln, womit sie den Kranken aufmunterte, die Arznei zu nehmen; den lieblichen Ernst, mit dem sie ihm aus seinen dicken Büchern vorlas, Länge vorlas, die sonst ein Gegenstand höchsten Interesses für ihn gewesen wären, die er aber jetzt gar nicht hörte, weil er nur ihren Mund betrachtete mit den kleinen, weißen Zähnen; die zwei Grübchen in den rosigen Wangen, die glänzenden braunen Augen, von den langen Wimpern so fromm und weich beschattet! Es waren die schönsten Stunden seines Lebens; das köstliche Gefühl des Genesens und das der erwachenden Liebe überfluteten mit tausend Wonnen sein Herz.

Und Graziella — ach, wie lange, wie still, wie tief hatte sie den bleichen Hausgenossen schon geliebt, ehe sie noch ein anderes Wort als das des alltäglichen Grußes von ihm gehört!

Die Einsamkeit des Krankenzimmers, die Dankbarkeit, war der Keim gewesen, aus dem die Blüte seiner Liebe emporstieg; bei ihr war es der vom Himmel gefallene Stern, der eben dawar und kein Keimen und Wachsen brauchte in seiner Schönheit. Aber so sehr auch seine Liebe wuchs und erstarkte, sein Mund blieb geschlossen und Frau Zimmermann fing an, noch mißbilligender den Kopf zu schütteln als damals, wo er ihr das Scheuern verbot. Warum sprach er nicht? Warum bat er nicht um das Mädchen an, bei ihr wegwerfen? Warum machte er sie nicht zu seiner Vertrauten? Sie hatte keine Ahnung, welch schwerliche Kämpfe sich regten in der Brust des jungen Mannes erhoben.

Anfangs hatte er mit seinem Gewissen zu

gegen, weil er von dem Erfolg seiner mühevollen Arbeit abwarten wollte, und später trat die Erinnerung an das häusliche Elend, das seine Kindesjahre verkümmert, wieder vor seine Seele. War er, der ernste Mann, ein passender Lebensgefährte für die Künstlerin? Ach, warum war sie das! Ein brennendes Gefühl der Eifersucht machte seine Pulse schneller klopfen. Würde ihr seine Liebe Ersatz bieten können für ihre glänzende Künstlerlaufbahn?

Der Männer Liebe ist so selbstsüchtig und viel verlangend und er kannte noch so wenig den tiefen Werth des Frauenherzens, denn ihm fehlte das Ideal der Mutter, trotz die schmerzlichen Zweifel, die ihn quälten, wol verschieden waren, Graziella las alle Sorgen auf der bleichen Stirn des Geliebten, aber sie genoß das Glück der Gegenwart mit hochentzückendem Herzen und hatte das tiefe Vertrauen, daß die strahlende Sonne der Liebe die Nebel endlich zerstreuen würde.

So war das neue Jahr herangekommen, die kalten, [illegible], schönen Tage verbreiteten wunderbar die Stimmung, Eugen wurde heiterer und die Liebe schien Siegerin zu werden. Da kam eines Tags ein dickes Briefpacket mit Bahnsiegel und fröhlich stürmte Eugen hinab zu seinem alten Pflegevater, um ihr mitzutheilen, wie er den Auftrag erhalten, auf Kosten der Regierung eine Reise nach dem Orient anzutreten, nach deren Beendigung er eine Professur erhalten solle.

„Wo ist das Fräulein?“ fragte er hastig, und man sah, wie die Aerzte eines glücklichen Erfolgs alle künstlichen Arbeit unterbrochen. Wäre Graziella in diesem Augenblicke dagewesen, viele trübe Stunden wären ihnen erspart worden sein.

„Sie ist im Theater“, entgegnete Frau Hermann, „heute ist zur Feier der Anwesenheit des Kronprinzen ein neues Ballet, wissen Sie das nicht?“ Er konnte es freilich nicht wissen, denn Graziella erwähnte niemals die geringste Einzelheit ihres Berufs gegen ihn.

„Gehen Sie doch ins Theater, Herr Doctor; die ‚Peri‘ heißt das neue Ballet und Fräulein Kathi in die Peri.“

Fast mechanisch folgte Eugen der Weisung und schlug den Weg nach dem Theater ein. Es war gedrängt voll. Glänzende Uniformen, blendende Toiletten, ein Meer von Lichtern umflossen ihn, Federn wogten, Blumen nickten, die Hitze, das Gedränge wirkten betäubend auf ihn, denn seine Nerven noch immer von der Krankheit geschwächt waren. Er hatte das heilige Theater nie betreten und war überhaupt kein Freund davon, er sagte den schmerzenden Kopf in die Hand und drückte sich tief in eine Ecke.

Der Vorhang flog auf; ein donnernder Applaus empfing die beliebte Künstlerin. Graziella, ganz verhüllt von dem Reichthume ihres langen, schwarzen Haares, flog[illegible] hinein an die Pforten des Paradieses. Das schöne Gedicht „Lalla Rookh“ von Thomas Moore war geschickt in ein Ballet verwandelt, in Scenerien und Maschinerien in Ohren des hohen Hauses das Möglichste aufgeboten. Palmen rauschen, Blumen blühen, in goldenen Fluten zeigt der Schwan sein glänzendes Gefieder, Genien schweben in zierlichen Reihen. Die Peri erblickt vor der Pforte und bindet in romantischer Schale das Blut des vor sein Vaterland gestorbenen Jünglings. Das Ballet machte alle Pforten der Farben, ihrem Lichtung durch Graziella, wie geschaffen für die Rolle der Peri, entfaltete bei den weichen Formen der sich an ihr Lichtung schmiegenden Musik allen Zauber ihrer Kunst.

Das Haus erbebte von Beifallssturm, Blumen flogen auf sie herab; der Kronprinz hatte sich aus der Loge und war ihr einen Regen von Rosen und Lorbeer zu. Graziella nahm ihn auf und lächelte glücklich, wie ein Kind, geschmeichelt als Mädchen, befriedigt als Künstlerin, so fröhlich und dankbar, daß ein abermaliges Bravo erscholl.

Arme Peri, wie wenig ahnest du, daß deine Lächeln für die Pforten deines Paradieses [illegible]!

In höherer Aufregung kam Eugen nach Hause. Wie, wie, hatten tausend unbestimmte Stimmen in seinem Innern, wie kann diese geliebte Maid ohne die Ruhe der Häuslichkeit den aufregenden Beifall ihrer Künstlerschaft ertragen, wie kann sie sich glücklich fühlen als die Gattin eines Mannes der Wissenschaft! Graziella war eben wieder in der häuslichen Zeit verkommen, wo kein Laut entzückenden Beifalls an ihr Ohr schlug!

Hastig packte er seinen Koffer. Mit eigenmächtiger Selbstquälerei riß er ihr Lachen und den kronglichen Tage sich zurück. Der heilige Ernst hatte ihm einen so peinlichen Schmerz verursacht, daß er ihr grausam machte gegen neuen Schmerz. Mit eisenharter und darum noch starrer Ruhe verabschiedete er sich von der erstaunten Graziella, schenkte Frau Hermann freundlich und fuhr, finster gestimmt, unzufrieden mit sich und der Welt, in die weite Ferne.

Das Bewußtsein begangenen Unrechts ist aber

ein Wurm, der niemals schlief. Wenn Perle sein Lieben an den Ufern des Nil und es ließ sich nicht übertönen von dem Donnern des Weltmeeres. Das Bild der Peri entschwand allgemach seinen Augen wie die Märchen der Kindheit vor den Wahrheiten des Lebens, und das Andenken seines Märchens trat hervor, die für sein Leben hinausgeeilt war in Sturm und Nacht. Wie kalt hatte er zum Abschiede nicht die Hand berührt, die in langen heißen Nächten seine Stirn gekühlt! Immer deutlicher pochte der gewissenhafte Mahner und hielt ihm sein Unrecht, seine Grausamkeit vor; in thörichter, blinder Eifersucht hatte er den Talisman seines Lebens in den Staub geschleudert, weil ihm die Fassung nicht behagte. Aus der Kunst, zu der sie erzogen, die den Bruder nährte und bildete, hatte er ihr in selbstsüchtiger Grausamkeit einen Vorwurf gemacht. Immer deutlicher trat Graziella's traurigster, tragischer Abschiedsblick vor seine Seele, heißer wallte es in seinem Herzen auf; statt die Coulissen des Nil zu suchen, grübelte er darüber nach, was sie denken, was thun mochte. Er sah der Sphinx so aufmerksam ins steinerne Auge, als sollte sie ihm die Frage beantworten, ob Graziella ihm vergeben, ob sie gar verheirathet — er hätte sich ins Innere der Pyramiden verbergen mögen, um seine Thorheit und seine Reue dem Tageslichte zu entziehen. Jemehr Zeit verfloß, jemehr regte sich in ihm der Wunsch, ihre Verzeihung zu erflehen. Er arbeitete Tag und Nacht, jene Fragen der Wissenschaft zu lösen, wegen deren er hergereist, nur um heim zu kommen.

Endlich war seine Aufgabe gelöst und er reiste so schnell als möglich zurück, und je näher er seinem Ziel kam, je unerträglicher dünkte ihm die Langsamkeit der Reise, aber da lag die Heimath vor ihm.

Zwei Jahre trennten Abschied und Wiedersehen; was konnte in der Zeit nicht alles geschehen sein!

Langsam ging er durch die schon verödeten Gassen dem stillen Hause zu. Auf sein Klopfen öffnete er den Thürflügel; ein fremdes Gesicht schaute heraus.

„Frau Immermann?“

„Die ist todt“, lautete die kurze Antwort.

Todt war die erste, traurige Veränderung; die liebe, alte Frau todt, es schien eine schlimme Vorbedeutung.

„Fräulein Aldern?“ fing er weiter, und zwischen der Frage und der Antwort lag eine Ewigkeit der Qual und bitterer Reue.

„Sie aber?“

Eugen sah plötzlich das unfreundliche Gesicht mit einer Miene an, als hätte eine wohlthätige Fee es in ein bezauberndes Wesen verwandelt.

Wie ein Erlöster ging er die Stufen hinauf, ein Muth, eine Zuversicht, ein tiefes Gefühl des Glücks kam über ihn. Er öffnete leise die Thür, da saß, verklärt vom Schein der Abendsonne, in der goldnen Umrahmung des Cybeus, Graziella und jedes Wort erstarb auf seinen Lippen und Thränen, die ersten seiner Mannesjahre, zitterten in seinen Wimpern und er schämte sich ihrer nicht.

Was er ihr sagte, wie er seine Thorheit, seine Reue bekannte, wie er ihre Verzeihung erhalten, er wußte es nicht, genug, daß es so war, daß er das schöne Gesicht sah, daß ihre Hand in der seinigen ruhte.

Aber was war es, daß das liebliche Roth der Freude von Graziella's Wangen entschwinden ließ, als er sie bat, seine Gattin zu werden und das bald, in möglichster Kürze, denn er hatte noch Zeit übrig vor Antritt seiner Professur und diese konnten sie benutzen, eine Hochzeitsreise nach Italien zu machen, dort den Bruder aufzusuchen und in dem blühenden Süden ihre Flitterwochen zu verleben? Warum schüttelte Graziella so ernst und traurig ihr anmuthiges Köpfchen? Jetzt sah er ein, wie blaß sie war, wie durchsichtig ihre Haut und wie verändert die Gestalt.

Die arme Peri war aus dem Himmel gefallen, auf die harte kalte Erde.

Jenes unheilvolle Ballet hatte ihre Künstlerlaufbahn aufs grausamste unterbrochen. Bei einer Wiederholung war der Draht des entschwebenden Wolkenwagens gerissen und Graziella herabgestürzt.

Der Hof, die ganze Stadt hatten Antheil an ihr genommen. Der Beinbruch war zum Glück wieder curirt worden, aber das Paradies des Theaters war ein verlorenes, denn der kranke Fuß versagte seine Anstrengung mehr und mußte aufs äußerste geschont werden.

Wie sehr bedauerte sie Eugen und wie gern war doch seine egoistische Freude, daß nun kein schwindliges Aufblicken mehr möglich war. Wie herzlich lachte er, als sie sich einen „Krüppel“ nannte, so herzlich, daß sie mit einstimmen mußte. Wie bekämpfte er ihre Einwendungen so beredt und wie glücklich waren sie beide, als sie — nach vier Wochen — wirklich hinausfuhren aus der dumpfen Nebelluft dem sonnigen Italien zu!

Und als Graziella in Rom unbeschreiblich, zwischen Gatten und Bruder, der ein tüchtiger

Kunkler geworden war, da ſchwanden aus ihrem Gedächtniſſe jene zwei Jahre des Schmerzes, der Sehnſucht, der Einſamkeit, der tiefen Entmuthigung, da fühlte ſie ein ſo ſeliges Genügen, wie jene zarte Peri nur fühlen konnte, als ihr nach langen, heißen Tagen wieder aufgethan wurde das Goldportal, das ihr dunkles Gott verſchlug!

Die Slawen in Norddeutſchland.

Geſchichtliche Skizze von Heinrich Kruse.

I.

Seit dem 6. Jahrhundert, wenn nicht ſchon früher, wurden die Küſten des Baltiſchen Meeres und die Ufer der in daſſelbe mündenden Flüſſe von einem kräftigen Menſchenſchlag bewohnt, der in den Geſchichtsbüchern bald **Slawen**, bald **Wenden** genannt wird, in Holſtein Wagrier, im Lauenburgiſchen Polaben, in Mecklenburg Obotriten heißt und von den älteſten niederſächſiſchen Schriftſtellern als ein arbeitſames, friedliebendes, die Viehzucht, Jagd, den Ackerbau und Fiſcherei treibendes Volk bezeichnet wird, das den Krieg nicht eigentlich liebte, aber die Waffen zu handhaben verſtand, wenn es gezwungen ward, dieſelben zur Vertheidigung ſeines Herdes und ſeiner Götter zu ergreifen. Die Verſtorbenen wurden verbrannt und ihre Aſche in Urnen aufbewahrt; häufig mußte die Gattin das Loos ihres verſtorbenen Mannes theilen. Die Grabhügel beſtehen aus ungeheuern Steinmaſſen, die jetzt immer mehr verſchwinden, da die Holzungen, in denen ſie ſich befinden, abgetrieben und der Boden zu Ackerbau benutzt wird. In neuerer Zeit hat man ſich jedoch Mühe gegeben, dieſe Grabmäler aufzuſuchen und die Arbeit iſt auch nicht vergeblich geblieben. Man fand Gräber mit Waffenreſten und ohne dieſelben; die letztern mögen wol ſolchen Streitern gehört haben, die ihren Tod in den Wellen fanden, ohne daß ihre Leichen je wieder zum Vorſchein kamen. Wenn nämlich die Slawen angegriffen wurden und dem Feind nicht widerſtehen konnten, ſtürzten ſie ſich, mit langen Rohren verſehen, in die Fluth; das eine Ende derſelben nahmen ſie in den Mund, das andere hielten ſie über die Oberfläche des Waſſers hinaus: ſo vermochten ſie Luft zu ſchöpfen und lange in der Tiefe zu verweilen. In den meiſten aufgefundenen Slawengräbern fehlen die Urnen. In einem ſolchen urnenloſen Grabmale befand ſich eine Streitaxt, deren Stiel mit einer Platte gefaßt war; ein Gefäß nicht darunter hatte die Form einer Ente. Kopf, Flügel und Schweif waren durch Punkte angedeutet. Auf dem Rücken befand ſich eine runde Oeffnung und das Ganze ruhte auf einem kurzen runden Fuße. Ein anderes Gefäß hatte die Form eines Nachens. Wahrſcheinlich verſinnlicht die Art der Tapferkeit und die Gefäße in Enten- und Nachenform den Tod ſolcher Slawen, die ihr Leben im Waſſer endeten. Beſonders reich an ſolchen Slawengrabmälern waren früher die Gegenden der Trave und der Wakniz; gewöhnlich lagen vier bis ſechs in einem Umkreiſe nebeneinander. Alle aber waren mit Steinen am Fuße eingefaßt und zwiſchen ihnen ragten höhere Hügel hervor. Die Urnen, welche man hier gefunden, waren freilich nicht ſo ſchön und rein geformt als in den Gegenden Mecklenburgs, denn ſie waren nur mit Aſche und Knochenſplittern angefüllt, aber neben ihnen fand man doch mitunter auch Ringe und andere Gegenſtände.

Der Slawe liebte das Gaſtrecht, von dem ſelbſt ſeine Feinde, die Chriſten, nicht ausgeſchloſſen waren. Verließ er auf mehrere Tage ſeine Hütte, ſo ſetzte er vorher Speiſe und Trank, wie die Natur ſie erzeugte, zurecht, damit, wenn ein Fremder während ſeiner Abweſenheit ſeine Schwelle betrate, derſelbe Nahrung fände. Hatte jedoch der Slawe, an deſſen Thür ein Wanderer klopfte, nichts zu geben, ſo brachte er ihn zu ſeinem Nachbar, oder er erwartete die Nacht und ging umher und — ſtahl. Solchen Diebſtahl war er erlaubt. Keiner durfte unerquickt ſeine Hütte verlaſſen. Ward ein Slawe überfahren, die Gaſtfreundſchaft vernachläſſigt zu haben, ſo durfte ihm ein anderer die Hütte über dem Kopf anzünden. Daher konnten ſelbſt chriſtliche Prieſter und Mönche auf ihren Miſſionswanderungen es wagen, bei den Slawen um ein Obdach und Speiſe und Trank nachzuſuchen. Der zweite Grundzug ihres Charakters war eine unbegrenzte Liebe zur Freiheit, ſie duldeten keinen Herrn über ſich. Alle Angelegenheiten wurden bei ihnen in Volksverſammlungen, bei den Alten ihrer Gegend, zur Sprache gebracht, wo es freilich nicht immer ſehr friedlich hergegangen ſein mag, denn gleichzeitige Schriftſteller bezeugen, daß die widerſprechende Partei oft von der ſtärkern durch Schläge zum Nachgeben gezwungen worden ſei.

Eine Macht aber erkannte der Slawe über ſich, die ſeiner Prieſter. Sie waren der Stolz des ſlawiſchen Volks, lenkten alle Angelegenheiten

das Glaubige [illegible] Kriege und über entfernten [illegible] Die [illegible] Religion ist zwar bis auf [illegible] Zeit noch in ein tiefes Dunkel gehüllt, so viel [illegible] jedoch gewiss, daß der Slave an ein unsichtbares Wesen glaubte, das dem Menschen nur Gutes erzeige, und zugleich an ein gewisses, das ihm entgegen. Namentlich schrieb dasselbe er seine Kriege nach vor vielen Wetter, die seine Feinde und Ihnen oder Ihr in feindlichen Ländern schaden. Die an dem Baltischen Meere wohnenden Slaven verehrten namentlich den Swantewit, die Siwa, den Radegast und den Prove. Dem letztgenannten Gotzen hatte man Gastmähler gegeben, ihn mit einer Krone geziert und seine Bildsäule in einem Hause aufgestellt, in der linken Hand trug er einen Spieß, an dem eine kleine Fahne befestigt war, in der rechten ein der Trinkschar nicht unähnliches Gefäß. Radegast hatte seinen Haupttempel in Rhetra, seine Bildsäule trug einen Löwenkopf mit einer Gans darauf und einen Büffelskopf auf der Brust. Ihn verehrten besonders die Obotriten. Siwa (Göttin des Lebens und der Fruchtbarkeit), hatte ihren Haupttempel in Magdeburg, ihre Bildsäule war unbekleidet, sie hielt einen schlafenden Raben auf dem Haupte, Weintrauben in der einen, einen Apfel in der andern Hand. Sie ist der deutschen Freya nicht ganz unähnlich *). Swantewit endlich hatte seinen Haupttempel in Arcona auf Rügen. Der Ursprung dieses Gotzen ist ebenso sonderbar als seine Figur. Swantewit stammt aus der katholischen Kirche; dies scheint widersprechend, ist aber doch so. Unter der Regierung des Königs Ludwig des Deutschen waren Mönche aus dem Kloster zu Neuencorvey als Missionäre nach Rügen gesandt, um die heidnischen Insulaner zum Christenthum zu bekehren. Diese Mönche legten es sich besonders angelegen

*) Abweichend hiervon ist das Bildniß jener Göttin, welches in Altenburg gefunden wurden. Sie ist 2 Fuß hoch, trägt Pelz, Helm und Schild, mit einem Gorgonenhaupt, und in der Hand eine Schale. Das Gesicht ist männlich und trägt Backen- und Kinnbart; sie ist mit einer Gürtung, mit einem gestickten, etwas gefransten Rande, an dem sich kleine Glocken hängen, umgeben. Auf dem Kopfe sitzt ein gerade gebildeter Hut, das Gesicht wurde von Siwa's linke Hand gehalten. Sie ist mit einem Kleide bekleidet, das auch nicht viel an die Füße reicht, es ist unterwärts und schlecht gemacht. Die rechte Hand hat an den Leib gelegt, die linke ausgestreckt und hat etwas gehalten, das gebrochen. Auf dem linken Arme, vorn, sieht man „Sibo", auf dem rechten „Jhar, ihar", auf dem linken „Marmar". (Vergl. „Geschichte der Burgwarte Magdeburg. Von [illegible] Mit [illegible] Karte.")

von ihren Thaten, den heiligen Veit, den Ungläubigen bekannt zu machen und erbauten ihm zu Ehren eine Kirche; als aber später die Bekehrer den Augen verjagt wurden, blieb von dem Christenthum beinahe nichts weiter übrig als die Verehrung des heiligen Veit, den die Augen für eine Gottheit hielten. Der Name Sanct Veit wurde bald in Swantewit — wie verlesen und aus einem Märtyrer ein Gotze. An der Küste aber waren die vorwendischen Mönche unschuldig — sie hatten sie ihren Heiligen nicht abgebildet. Swantewit nämlich hatte eine vierköpfige Gestalt und war aus Holz mit vieler Geschicklichkeit ausgehauen. Er war mit vier Köpfen begabt, hielt in der rechten Hand ein Horn, das alljährlich einmal mit Wein gefüllt wurde, in der linken einen Bogen. Man gab viel auf die Orakelsprüche dieses Gotzen, mehr als auf irgendeinen der übrigen. Ihm wurden jährlich aus allen slawischen Gegenden an der Ostsee, unter denen Helmold namentlich Wagrien nennt, bestimmte Opfer gebracht; auch legte man einen Theil der erbeuteten Waffen ihm zu Füßen. Die Fürsten sandten reiche Geschenke, um eine günstige Antwort zu bekommen, wenn sie derselben bedurftig waren, und selbst fremde Kaufleute durften von ihren Waaren nicht eher das Geringste einkaufen, bevor sie die Erstlinge dem Gotzen geopfert hatten. Dadurch gelangte der Tempel zu großem Reichthum und die Priester hatten ein mehr als königliches Ansehen, namentlich der erste Opferpriester. Nur er durfte in die Halle gehen, in welcher die Bildsäule des Gotzen aufgerichtet war, und damit der Gotze auch nicht mit einem Hauche entheiligt werde, mußte er, wenn er Athem schopfen wollte, hinaustreten. Wer die Gottheit zu fragen hatte, mußte durch den Mund des Priesters dies thun, der auch die geheimnißvolle Antwort zurückbrachte. Jährlich feierte man dem Gotzen zu Ehren ein großes Fest, an welchem sich das Volk vor der Thür des Tempels versammelte. Bei dieser Feierlichkeit nahm der Priester das Horn aus der Hand des Gotzen und untersuchte, ob der Wein in demselben durch Abdunstung sich stark vermindert oder nicht; im ersten Falle weissagte er Unfruchtbarkeit oder Theuerung; im letztern aber erlaubte er die Ausfuhr des Getreides. Darauf ward das Horn wieder mit Wein gefüllt. Auch hatte Swantewit seine eigene Kriegerschar. 300 auserlesene Reiter waren ihm geheiligt und mußten alle Beute, die sie dem Feinde abnahmen, in den Tempel bringen. Man hielt ihm ein weißes

Ort, das gleichfalls hier heilig gehalten wurde und dem sich nur der Priester nahen durfte. Um beim Untergange der Sonne, dann nur es sehr erlaubt und mit Schweig und Stand verbeugt, das für ein unvergleichliches Zeichen galt, das Sonnenrad wiederum seine Freude verleiht habe.

Gegen diese Slawen unternahm Karl der Große zu Anfang des 9. Jahrhunderts einen Kreuzzug, um ihre Götzen zu zerstören und dafür das Kreuz aufzurichten. Er merkte aber bald genug, daß dies Volk für die Christuslehre noch nicht reif sei; er, der den Sachsen mit die Wahl zwischen Taufe und Tod gelassen, ließ ab von dem Versuche, die Slawen zu bekehren. Zwölf Jahre nach Karl's Tode (845) empfing der dänische König Harald Klag zu Mainz die Taufe und kehrte, von dem heiligen Ansgarius, dem Apostel des Nordens, begleitet, in sein Vaterland zurück, mit dem Vorsatze, das unvollendete Werk Karl's an den Slawen zu vollziehen. In Dänemark, in Schweden und einem großen Theile Holsteins faßte das Christenthum auch Wurzel, bei den Slawen aber fiel sein Same auf einen unfruchtbaren Boden. Und wie war dies auch anders denkbar! Die päpstlichen Missionäre verstanden nicht einmal die Sprache der Slawen hinlänglich, um sich durch ihre Rede Einfluß zu verschaffen; noch weniger konnten sie sich in ihre Sitten finden. Wie konnten die Slawen so plötzlich die Religion ihrer Väter aufgeben, die mit ihrer ganzen Staatseinrichtung so innig verknüpft war? Was ihnen heilig war, was ihre Gesetze ihnen erlaubten, nannte das Christenthum Greuel. Sie sollten der Vielweiberei entsagen, sich der Ehe mit Verwandten enthalten, schwache oder ungestalte Kinder nicht mehr aussetzen, Zauberkünste meiden, den Sonntag streng feiern, den Leib mit Kasteiungen und Fasten schwächen, den Zweikampf fliehen und den Selbstmord, den ihre Religion so sehr anpries, verabscheuen; sie sollten selbst ihre Lebensart ändern und den liebsten Speisen, Raben-, Geier- und Pferdefleisch entsagen. Und für alle diese Opfer ward ihnen ein Himmel versprochen, der keineswegs mit den Kämpfen, Trinkhörnern und den Jungfrauen Walhallas verglichen werden konnte, ein Himmel, in dem sie nicht hoffen durften, irgendeinen ihrer Väter zu finden. Und überdies war ja auch das Christenthum die Religion der Franken, deren herrschsüchtige Pläne den noch nicht unterjochten Völkern unmöglich gleichgültig sein konnten, da sie mit Feuer und Schwert die freien Sachsen bezwungen und überall Hohn und Mord ausgestreut hatten!

Später glaubte sich Otto der Große berufen, das Werk der Bekehrung bei den Slawen zu vollenden. Er zog mit Heeresmacht gegen die Küsten des Baltischen Meeres; es kam zu einer blutigen Schlacht (955) und sein Vorhaben schien gelungen. Die Slawen mußten versprechen, die Tempel zu schließen und den Geistlichen den Zehnten zu geben. Aber bei diesem Versprechen verblieb es auch, sowie es die Furcht bewirkt: der Gewaltige nahm einen Perser und sogar das Christenthum seiner Bekehrung wieder ab. Endlich rühmten sich die Missionäre, viel unter den Slawen ausgerichtet zu haben, das war aber in Wahrheit nur Selbsttäuschung, denn aus Ueberzeugung oder innerer Neigung ging kein Slawe zum Christenthum über, wenn dieser oder jener sich auch zehnmal und noch öfter hatte taufen lassen: das weiße Taufkleid, welches man den Proselyten schenkte, äußerte bei ihnen eine magische Kraft. So kamen einst mehrere Slawen zum Kaiser, die ihm ihr Verlangen, gleich getauft zu werden, aussprachen. Nun waren aber keine leinenen Kleider vorräthig, und der Monarch ließ in der Eile einige aus grober Sackleinwand zusammennähen. Einer der Täuflinge fand jedoch das ihm angezogene Kleid so schlecht, daß er entrüstet ausrief: „Ich bin nun schon 20 mal getauft worden und habe allemal sehr hübsche Kleider erhalten; ein solcher Sack aber wie dieser paßt sich für einen Sauhirten!“ Der Wendenfürst Billung freilich ließ sich aus andern Gründen und irdischen Rücksichten die Taufe gefallen: er glaubte, sich in die Schwester des oldenburgischen Bischofs Wago verliebt zu haben und, um sie zu ehelichen, ward er ein Christ — auf einige Wochen. Als er seiner christlichen Gemahlin überdrüssig geworden, verstieß er sie und ward wieder ein so guter Heide, als er es je vorher gewesen. Mit einem Worte, alle so hochgepriesenen Missionsversuche hatten dem Christenthum weiter keine Frucht getragen, als daß es auf eine kurze Zeit im Slawenlande geduldet wurde. Wer aber nicht blind und taub war, mußte überall wahrnehmen, daß die Stimme des Volkes sich gegen das Christenthum aussprach, zumal da es inne wurde, daß den christlichen Geistlichen der Zehnte mehr galt als der Glaube, und daß es nicht sowol auf ihre Bekehrung als auf ihre Unterdrückung abgesehen war. Helmold, der durchaus kein Freund der Slawen war, äußert in seiner „Slawischen Chronik“ — die wich

sagte Urkunde für die alten Gottheiten der Slawen in Verfallungen —: „Ihre ganze Grausamkeit wandte sie, das Joch der Knechtschaft zu brechen und ihre Freiheit mit den Waffen zu vertheidigen.“ Aber auch zum Christenthum übergetreten war, der Fürst wurde zu den Heidnischen zurück, als der Fluch Billungs über die Slawen herrschte. Dieser Fürst hatte für seinen Sohn um eine sächsische Prinzessin angehalten, aber die hochmüthige Antwort erhalten: „Man werde die sächsischen Prinzessinnen keinem Hunde zum Weibe geben!“ Tief griff wie Geierklauen in das Herz des verletzten Häuptlings. „Ein Hund soll mich schon zu beißen!“ gab er wieder, sagte sich von aller Gemeinschaft mit den Sachsen los und verwandelte seine Scheu um den heiligen Tempel zu Rhetra, der allen Obotriten schwerer Tadel, wie es dem Charakter des Slawen eigen, drang die wuthschnaubende Schar in alle Ortschaften Nordalbingiens, wo es Christen gab, ein und verübte die schrecklichsten Gräuel; unzählige wurden niedergemetzelt, nur wenige entgingen dem Rachschwert. Einer Anzahl von 60 Geistlichen war es vorbehalten, als Märtyrer des Christenthums zu sterben. Man schnitt ihnen vorn auf die Stirn das Zeichen des Kreuzes ein, zerschlug ihnen theilweise die Hirnschädel und führte sie dann wie gemeine Verbrecher mit auf dem Rücken gefesselten Händen im ganzen Lande zur Schau umher, bis sie den Schmerzen erlagen und das Leben aushauchten. Aber merkwürdig, Mistewoy, der die erste Veranlassung zu diesem Verheerungszug gegeben, bereute später seinen Abfall vom Christenthum und wollte durch seine Taufe den Christen einige Entschädigung bieten — aber sein Volk dachte anders: es entthronte ihn und jagte ihn in die Verbannung.

Sein Enkel, Gottschalk, besteig den Thron, und die Christen schmeichelten sich mit der Hoffnung, daß er, da er in Lüneburg in der christlichen Religion erzogen, ihr auch Vorschub leisten werde; allein sie irrten sich. Der junge Fürst wurde der ärgste Christenverfolger; plötzlich aber entbrannte er für die gehaßte Religion und wurde ein ebenso warmer Anhänger derselben, als er früher ihr Verfolger gewesen. Die niedergebrannten Kirchen und Klöster wurden wieder aufgebaut, und christliche Missionäre fanden sich, zum geheimen Aerger der heidnischen Priester, wieder ein, die nicht nur dem Herrn ihre lateinischen Horas sangen, sondern auch das Volk in der slawischen Sprache unterrichteten. Es schien, als wenn endlich die Zeit gekommen, wo das Glockengeläute die Hörner der heidnischen Opferdiener verdrängen sollte. Allein diese Hoffnung trog gewaltig. Der heidnischen Priester, deren Gottschalk 6 schlachten ließ aus mehreren Gründen wurden war, versäumten nicht, ihn bei dem Volke zu verdächtigen und als Opfer zu bezeichnen, durch das allein der Zorn der Götter gesühnt werden könne. Am 7. Juni 1066 war Gottschalk in der Kirche zu Lenzen beim Gottesdienst gegenwärtig; betend knieten alle vor dem Altare — da plötzlich ertönt Waffengeklirr und gleich darauf stürmt in den Tempel eine bewaffnete Schar, geführt von heidnischen Priestern und ermordet alle Anwesenden — Gottschalk zuerst. Das war der Anfang der Gräuelscenen, das Ende war die Verwüstung aller Christen im Slawenlande. Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land zog die fanatische, blutlechzende Menge, allen Gläubigen den Tod schwörend. Die Bisthümer Magdeburg, Oldenburg und Mecklenburg wurden gänzlich zerstört, und der Märtyrer waren unzählige. Kaltblütiger starb aber wol keiner als der Mönch Anevernus, der mit vielen seiner Klosterbrüder am 15. Juli vor Magdeburg geschlachtet wurde. Bei weitem grausamer verfuhren die Slawen gegen den Bischof Johann von Mecklenburg; nachdem er die schmählichsten Mißhandlungen erduldet, schleppten sie ihn nach Rhetra, hieben ihm Arme, Beine und Kopf ab, warfen seinen Körper auf die Straße und steckten sein Haupt, als Siegeszeichen dem Radegast geweiht, auf eine Stange. Der Tag dieser Greuelthat war der 10. November 1066.

So war aufs neue der christliche Glaube von den Küsten des Baltischen Meeres mehr denn je verdrängt. Und was war Ursache dieses Rückfalls der Slawen zum Götzendienst? Weit mehr als die Anhänglichkeit an die Religion der Väter war es die Liebe der Slawen zur Freiheit. Gottschalk nämlich stand nicht mehr selbständig da, er war dem Sachsenherzog dienstbar geworden und nicht mehr ein freier Slawenfürst; daher erblickte das Volk in ihm einen Verräther seiner Freiheit und in dem Christenthum die Kette seiner Knechtschaft. Zwischen Slawen und Sachsen gab es nun keine Einigung mehr; im „Sachsenspiegel“ wird ausdrücklich verordnet, keinen Sachsen gegen einen Slawen und umgekehrt zeugen zu lassen, da man gewiß war, daß jede Partei die Unwahrheit beschwören werde, sobald sie dem Gegner zum Nachtheil gereiche. Von jenem Blutbade an mußten alljährlich den slawischen Göttern Christenopfer gebracht werden,

lebhaft es bald seinen einträglichern Handel nach den wendischen Häfen gab als vor den ehemaligen Stürmen; jeder fremde Schiffer und Kaufmann aber mußte zum Zeichen, daß er kein Feind sei, den Göttern ein Opfer bringen, und endlich christliche Kaufleute haben auf Gewinnsucht den Märtyrertod gestorben.

Dieser Zustand zwischen Slawen und Obotriten in Mecklenburgien währte fast ein halbes Jahrhundert, erst mit dem Anfange des 12. Jahrhunderts der Strahlen des Christenthums milder und freundlicher als bisher über das Slawenland sich zu verbreiten. Was von den Kriegen des Friedens, was durch allmälige Verbreitung des Lichts und der Saaten sich in der Wenden Länder gebauet hatte, das alles ging freilich unter Gottschalk's Nachfolgern, dem Augierfürsten Kruko — dessen Vater Grimus ein Bruder des obenerwähnten Mistevoy war — gewaltsam wieder verloren, da sein wilder Sinn den Frieden und ruhigen Lebensgenuß verschmähte und Tausende seiner Unterthanen alljährlich zum blutigen Kampfe führte, der nur auf Zerstörung gerichtet war und Befriedigung seiner Raubsucht bezweckte. Er verheerte demzufolge die benachbarten Gegenden von der Ostsee bis zur Elbe mit Feuer und Schwert, zerstörte Hamburg mehrmals und zwang den Bischof, seinen Sitz nach Bremen zu verlegen. Allein es wurden doch viele Slawen der Tyrannei des Kruko überdrüssig; es bildete sich für die Söhne des erschlagenen Gottschalk, Buthue und Heinrich, die dem Blutbade glücklich entgangen waren und als Flüchtige in der Fremde umherirrten, in der Stille ein Anhang. Der ältere, Buthue, versuchte es, unter sächsischem Einfluß, den Thron seines Vaters wieder zu erkämpfen; er drang mit einem Häuflein Krieger in das unbesetzte Ploen ein, wurde aber vom Glücke verlassen, in die Festung eingeschlossen und mußte sich, von Hunger und Verrath gezwungen, dem Kruko ergeben. Dieser hatte ihm und den Seinen durch gegebenes Wort zwar freien Abzug gewährt, allein der wortbrüchige Augier ließ alle meuchelmörderisch niederstoßen und rückte darauf als Sieger in Holstein ein, unterwarf sich dasselbe und drückte so schmählich das Land, daß mehr denn (xx) Familien auswanderten und sich am Harze anbauten.

Gottschalk's jüngerer Sohn, Heinrich, hatte während dieser Zeit bei seinem Großvater mütterlicherseits, dem Könige von Dänemark, Zuflucht gefunden. Mit Hülfe Dänemarks und im Vertrauen auf die Nachrichten erprobter Freunde aus dem Heimatlande, unternahm er 1066 einen Kriegszug gegen die wendische Küste, erfocht auch glücklich Ostern und zwang den alternden Kruko zur Abtretung mehrerer seiner Plätze. Allein Heinrich's Glücksstern wäre doch wol bald erloschen, wenn er nicht die Zuneigung der noch jungfräulichen Gemahlin Kruko's gewonnen. Und sie gewann, entging er den ihm gelegten Fallstricken und wurde für die christlichen Bewohner Nordwendenlands ein neuer Stern der Hoffnung. Nur ist es schwierig, den Grad der sittlichen Farben eines Verbrechens bestimmen zu wollen. Der Furcht vor dem rachedürstigen Kruko und die verbrecherische Liebe für die Gattin seines Leidenden brachte sie dahin, den Gatten durch einen Andern erwerben zu helfen und die Wenden zu ehelichen. Sonst war er ein Fürst von großen Gaben, er suchte alle Slawen nach und nach unter seinem Scepter zu vereinigen und das Christenthum, mehr als bisher geschehen, zu verbreiten. Er unterhandelte mit den benachbarten Bischöfen, bedang sich aber von vornherein, daß sie sich jeglichen unmittelbaren Einwirkens auf seine Unterthanen enthalten und ihm selber das Bekehrungswerk überlassen sollten. Zu dem Ende berief er christliche Priester und fand auch glücklich den Mann, welchen er suchte und der begabt genug war, das ihm übertragene Werk entsprechend auszuführen — Vicelin.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Briefe über die Erziehung der weiblichen Jugend.

(Vergl. Nr. 51 des dritten Jahrgangs der „Unterhaltungen".)

III

Lassen Sie mich mit einer Erinnerung aus der Kindheit beginnen. Unsere Wärterin sang uns gern das Klagelied eines vornehmen Fräuleins vor, aus dem mir noch die Worte im Gedächtniß haften:

Und wenn ich in der Kirche thu' fahren,
Dann sitzt der mir die Demamsel.

Später habe ich oft daran gedacht, wenn ich in schönen Kutschen mit fest heraufgezogenen Fenstern die armen Kinder der Reichen mit der Bonne oder Demoiselle spazieren fahren sah. Der Arzt hatte ihnen Bewegung in freier Luft verordnet.

Offenbar sitzen unsere Mädchen gerade in den Jahren viel zu viel, in denen es die natürliche Aufgabe ist, den Körper zu entwickeln, viel mehr als die Brüder, oft neun Stunden den Tag

Nehmen Sie mich auf das Pianoforte eingeschränkt? Nun hat der Mädchenschulen viele und mehr als nöthige Personale gemacht. Die Anforderungen der Eltern sind es eben, die Verlockungen der Virtuosen, von denen Schülerinnen gerne einmal mehr absorgirt ist als der gewissenhafte Lehrer. Die öffentlichen Lehrerinnen werden allen Orten weniger besucht als jene „Privatgesellschaften für Töchter aus gebildeten Ständen", wie sie so gerne Schulen zu Tugenden erklären, nennen und einrichten. Ob das Mädchen hübsch und herzig die Welt anschaue, ob sie aus der Schule schwatzen Sinn und lebhaftes Interesse mitbringe für alles Menschenwohl und Menschlichgute, war einst Frauenzweck. Hier wird auch Englisch gelehrt, aber dem liegt anderweitem Zustande. Das Nachbars Lieschen ist in die Schule gegangen und hat ein prächtiges Gouvernantenexamen gemacht, und von unserer Bertha dien es, ihre Kenntnisse hatten keinen Zusammenhang. Ich glaube, wenn eine solche Privatschule ankündigte, sie brächte ihre Schülerinnen dahin, daß sie auch Knaben im Lateinischen bis Quinta vorbereiten, überflügelte sie mit einem Zuge alle ihre Nebenbuhlerinnen.

Der vernünftige und gewissenhafte Lehrer wird den Uebelständen, denen er nun einmal nicht schroff entgegentreten darf, die schärfsten Spitzen abzubrechen wissen; er wird den Stundenplan so einzurichten suchen, daß die Unterrichtsstunden auch in körperlich erträglicher Weise miteinander abwechseln und auf das Zeichnen das Declamiren folgen lassen. Ja, er wird es zuweilen nicht für seine Würde gefährlich halten, die Lachmuskeln seiner Schülerinnen in Thätigkeit zu setzen, welche Bewegung denn doch wol unter allen erdenklichen die zweckmäßigste ist.

Die Vorbereitungsstunden zu Hause zu beschränken, ist eine sehr schwierige Sache. Ich wollte es wol übernehmen, auf wenigen Bogen alles festzustellen, was ein Mädchen von den Wissenschaften im Kopfe haben soll. Aber um die Bogen auch gehörig zu benutzen, da müßten sie nur freilich in den Schulstunden ganz anders zu hören, als man es jetzt verlangen und erwarten kann.

Eine trostlose Sache ist nun einmal das leidige Klavierspiel, und so viel Stimmen sich auch schon gegen den Misbrauch erhoben haben, es ist noch immer kein Ende nicht abzusehen. Ob überhaupt eine Thorheit jemals durch Vernunftgründe vertrieben werden kann, ist eine schwere Frage. Mein macht sie nur einer jungern Schwester Platz, die in Rücksicht der Tonkunst verschollen, in Rücksicht der Tonwelt ehrwürdig ist.

Wer wollte die Musik nicht verehren? Die Werke der plastischen Kunst kann man vermehrt bedauern, die Werke der Dichter nachempfindend genießen. Das Musikstück ist der verflogene Strauß des Augenblicks, mit dem es verhallt und in uns nur weiter bildend nachklingt. Wer wollte eine Symphonie von Beethoven nicht einem Natürlichen Kinde gleichachten?

Lob und Preis und Ruhm sollen und müssen auch ihr werden, aber kommt es auch genug. Ich habe mir sagen lassen, daß heutzutage die Musikfeste, d. h. die Pianisten, ihren Schülern das Tänzerleben unterlegen. Das sollte mir leid thun, denn ich war eigentlich der Meinung, den Künstern seine Handvolle vorzuschlagen, auf denen Alt und Jung, Groß und Klein eine herbstliche Dämmerstunde mit lustigem Jubel verlebte. Den Geschmack bildet man mehr durch das Hören als durch das Selbstspielen. Wenigstens hat das übertriebene Klavierspielen unserer Zeit es noch nicht dahin gebracht, daß im Concert tüchtige, klassische Stücke Eingang finden, geschweige denn die vorübergehenden Modestückchen verdrängen. Das Klavier ist mit der Zeit zu handhaben, das lehren die Automaten, die so hübsch vom Blatte spielen, und deshalb ist's möglich, auch dem musikalisch wenig oder gar nicht Beanlagten einige Fertigkeit beizubringen.

Nun hat das arme Kind denn auch seine Stunden abgespielt. Es hat dabei entweder gar nichts gedacht, sondern nur mit den muden Augen eine Art von musikalischer Irrmühle in Gang gesetzt, oder es hat sehnsüchtig hinausgesehen zum Fenster, vor dem die letzten Abendwinde die rosigen Blüten vom Apfelbaum wehen, und dabei so weiblich wie möglich den Mozart oder gar Wagner u. s. w. irgendwo anders hingewünscht. Damit ist aber seine Qual nicht zu Ende. Das Jahr hat 12 Monate und in jedem Monat fallen in selbst nur wenigen zahlreichen Familien zwei Geburtstage, Polterabende und unverbrüchliche Feste nicht gerechnet, des Weihnachtsfestes gar nicht zu gedenken, dem zu Liebe jährlich manches Mädchen sich ruinirt. Da gibt es Teppiche und Kissen zu sticken, die doch auch nicht bloße Kleinigkeiten sein sollen. Der Bursche ist besser daran. Er geht eines schönen Morgens ins Freie und bringt ein pathetisches Carmen vom Spaziergang heim, das Herzen rührt und Börsen öffnet. Welch einen Berg aber konnte man auftürmen aus

ungeheuren Vorgängen, Volksversammlungen und all diesen so lächerlich übertriebenen und so mannigfaltigen Affekten der Männerwelt!

Auch das ist überstanden! Die vorgeschriebenen Stücke sind gemacht; wer wollte sie zählen! Das arme Kind ist müde, geistig, aber gedrückt, körperlich, ohne sich bewegt zu haben. Ihr „Mama", denn „Mutter" gibt es nicht viele mehr, fühlt ein menschliches Rühren und gibt ihr den größern begonnenen Roman, der bis zur bald vollendeten Arbeit verschlossen wurde.

Armes Lehrer! Du gibst dir alle Mühe, das Poetische in dem jungen Gemüth zu entfalten, du bereitest dich zur Lektüre mit Plutarch hin, und auf ein Wort von Goethe vor, das du deinen Schülerinnen morgen vorlesen willst, und während dessen sitzen sie und studiren „die drei Musketiere" von Alexandre Dumas in einer Grotschenübersetzung.

So verquälen sich die sechs Wochentage. Am Sonntage wird die Promenade besucht. Da ist freilich frische Luft und Bewegung die Hülle und die Fülle. An Wochentagen spazieren zu gehen, wäre unschicklich; allenfalls besucht man auf ein Stündchen den Garten einer geschlossenen Gesellschaft und erfreut sich körperlich an Staub und Cigarrendampf, geistig an schönen Redensarten junger Herren und an bösen Nachreden alter Nachbarinnen.

Kann es denn nicht anders werden? Der Knabe hat zu Hause nichts zu thun als zu arbeiten und in Mußestunden unnütze Streiche auszusinnen und auszuführen. Ist dies Tagewerk vollbracht, so geht er hinaus und tummelt sich bis zum Abendessen tüchtig müde. Ich will das Mädchen ihm nicht nachschicken, obgleich es mit gewisser Beschränkung nicht so unmöglich sein dürfte. Aber warum beschäftigt die Mutter die Kinder nicht in Stube und Kammer, in der Küche und im Hühnerhof? Weh dem Manne, dessen Frau erst nach vollendeter wissenschaftlicher Ausbildung, also beiläufig im sechsundzwanzigsten Jahr die Geheimnisse des wirthschaftlichen Haushalts zu ergründen begann! Es gilt ja nicht, eine gewisse Anzahl von Gerichten schmackhaft bereiten oder eine Tafel geschmackvoll anordnen zu können, es gilt das Auge offen und die Hand bereit zu halten, um jeden kleinen Uebelstand zu bemerken und zu entfernen, um tausend Bequemlichkeiten zu erschaffen, die man nur vermißt, deren man sich genießend nicht bewußt wird; es gilt scheinbar sehr unbedeutende Lücken schleunigst auszufüllen, die vernachlässigte Pflicht des ganzen Hauswesens soll werden lernen. Das kann nicht erlernt werden in zwei mal sechs Stunden wie die englische Sprache, das will errungen sein, bis es nicht zur andern, sondern zur eigentlichen und wahren Natur des Weibes geworden ist.

Ich habe mein Petrefakt bei allen gymnastischen Künsten, indessen sie eben nicht zum Ziel haben als den Körper zu üben. Ich will die Mädchen auch nicht nach dem Lernplan schulen. Selbst die schwedische Heilgymnastik ist mir zu viel, zu gekünstelt. Es hat doch etwas Wunderliches, wenn ich nun Anderlein den Arm so und die Hand so halten, Lieschen und Gretchen so! Als Nothbehelf sei sie aber auch dem guten Gretchen über nicht Wichtiges zu thun, das ebenso den Körper bildet und sonst auch praktische Resultate hätte? — ich sollte meinen. Ein Auskunftsmittel bietet die Schule. Es ist die Naturwissenschaft, die eben nur im Freien wirklich und ernstlich betrieben werden kann. Eigentliche Excursionen zwar werden sich nur selten anstellen lassen, obgleich auch sie nicht ganz fehlen dürfen. Aber es genügt, wenn sich der Lehrer klar macht, daß er die Schülerin in das Verständniß eben der Natur, die sie selbst täglich und stündlich und allerorten umgibt und von der der Mensch ja auch nur ein Stück ist, führen soll. Das Sauerwerden der Milch und ein vulkanischer Ausbruch beruhen gleichberechtigt auf Naturgesetzen. Im Freien wird uns das nun erst recht klar, daß die Naturwissenschaft eine einige sei und nicht, wie es in den Schulen so leicht scheint, nach Stunden und Klassen getrenntes Stückwerk. Ein kleiner Platz im Freien gibt als Ausgangspunkt Stoff zu den verschiedenartigsten Betrachtungen. Der Spaziergang führt zu einem kahlen Hügel, der nach der einen Seite hin abgestürzt ist. Es gilt zunächst Umfang und Höhe und den Winkel der Abdachung annähernd zu bestimmen, die offene Seite läßt die Schichtungen des Erdreichs, ihre Verschiedenheiten bemerken; hier sind Pflanzen zu sammeln, eine Wurzel herauszubolen; dort von dem einzeln stehenden verkümmerten Baum Blatt und Frucht zu gewinnen; Schmetterlinge und Käfer gibt's zu haschen und zu erkennen: Anregungen, die Leib und Seele eine Stunde tüchtig und wirklich nach den verschiedensten Richtungen hin beschäftigen, ohne daß man dabei von dem langweiligen Gedanken gepeinigt wird, man mache sich Bewegung.

Wenn der Nutzen der unbefangenen Natur

[illegible] ist, das ist so ein [illegible] Thema, auch nicht praktisch genug zu sein scheint, der haben unsere Lehrer Erfahrung in den Klassen. Man hat sich darüber gewundert, daß die Mädchen meist „brotlose Kunde" erlernen, daß sie, wenn den Eltern nicht weiter geholfen, so überaus übel daran wären. Warum läßt man die Mädchen nicht statt in vielen andern Dingen, in der schönen Gesangskunst unterrichten? Freilich gehört außer der reinen Geschicklichkeit eine gewisse warme und nicht übergroße Erregung der Hand, eine herzliche Neigung dazu. Einige Semester Unterricht würde vielleicht die Lehrer schon täglich im Chor [illegible] und im Notenlesen so fördern, daß sie [illegible] schulen oder im eigenen Familienkreise [illegible] könnten. Daß ein Mädchen der mittleren Klassen [illegible] von ihrer englischen Sprachfertigkeit Gebrauch zu machen gewichtig war oder auch nur Gelegenheit hätte, ist schwer, ich [illegible] glaublich. [illegible] daß man von Mannesmunde viel von Demüthigung, von Ehrfurcht und von Ehrbarkeit lernt, ist in jeder Lage anzuerkennen, gewiß immer Vergnügen und, wenn's wünschenswerth ist, Nutzen.

A. Pennrittus.

Anregungen.

Zur Religionsphilosophie.

II.

Befriedigend ist die Erklärung des Wesens und Ursprungs der Religion, die wir in einem größern philosophischen Werke eines Anhängers der Fries'schen Schule, zu der bekanntlich auch Schleiden gehört, gefunden haben, nämlich in Professor Apelt's „Metaphysik" (Leipzig, Engelmann, 1857). In diesem gediegenen Werke beschäftigt sich das Schlußkapitel mit der Religion und führt die Fries'sche Ansicht von derselben durch.

Nach Fries treten die religiösen Grundgedanken des Glaubens durch die ästhetischen Ideen mit der Naturbetrachtung zusammen zu einer Ahnung, welche den irdischen Dingen in einer Bildersprache des Gefühls höhere Bedeutung zuschreibt. Auch nach Apelt kommt die Religion nur auf ästhetischem Wege durch Ahnung der ewigen Bedeutung der Erscheinungen zu Stande. „Unter dem Weltgesetze der ewigen Schönheit, d. i. unter der ästhetischen Gesetzgebung im Reiche der Dinge, entfaltet sich der religiöse Glaube des Menschen in eine religiös ästhetische Weltansicht. In den religiösen Stimmungen des Gefühls beziehen wir das Menschenleben sowol wie das erscheinende Weltall kraft der ästhetischen Ideen auf die überreichen Wahrheiten des Glaubens." Das Wesen der Schönheit besteht in der Form der Einheit, der Harmonie. Diese Form der Einheit, dies Gesetz der Harmonie ist aber gerade das Unbeschreibliche und Unaussprechliche, das sich nicht in Worte fassen, sondern nur anschauen läßt. In dieser Form liegt die wahre Magie der Schönheit. Das Magische dieser Formen kündigt sich unmittelbar der Einbildungskraft an, ohne daß wir im Stande wären, es zu zergliedern und verständlich in Begriffe aufzulösen. „Allein durch eben diese Magie ragen diese Formen des Schönen und Erhabenen gleichsam über die Naturgesetze hinaus und treten unmittelbar unter die Ideen des Absoluten. So schließen hier die religiösen Grundgedanken unsers Glaubens durch die ästhetischen Ideen mit der Naturbetrachtung zusammen und dies bildet die eigenthümliche religiöse Ueberprägung der Ahnung, welche uns gleichsam in unerklärbaren Bildern die ewige Bedeutung des Seins der Dinge vergegenwärtigt."

Nicht so wie der hier ausgesprochene Grundgedanke der Apelt'schen Religionsphilosophie hat uns die nähere Zusammenstellung der drei Formen des religiösen Gefühls: Begeisterung, Resignation, Andacht, mit den drei ästhetischen Gattungen des Epischen, Dramatischen und Lyrischen befriedigt. Sie erscheint uns allzu gekünstelt. Nach Apelt zerfallen die ästhetischen Ideen in drei Gruppen. Die epischen erwecken Begeisterung, die dramatischen Demüthigung und die lyrischen stimmen uns zur Andacht. Die epischen haben zu ihrem Inhalt die Bestimmung des Menschen, die dramatischen den Gegensatz von Gut und Böse, die lyrischen die Weltregierung. Und diesen dreien wiederum entspricht die dreifache Idee des Absoluten: Seele, Freiheit des Willens, Gott. Das Gekünstelte an dieser Zusammenstellung geht schon daraus hervor, daß sie nach der Kant'schen Kategorientafel: Quantität, Qualität, Relation und Modalität, entworfen ist. Diese Art des Schematisirens, die entweder, wie in der Kant'schen Schule, alles Gegebene unter die Vierzahl, oder, wie in der Hegel'schen Schule, unter die Dreizahl der Kategorieen unterbringt, bringt kein Heil für die Wissenschaft; sie schachtelt die Dinge, wie ein Waarenhändler seine Waare, unter gewisse Etiketten ein.

Es ist nicht einzusehen, warum z. B. die Weltregierung nur mit dem Lyrischen und mit der Andacht in Vergleichung gezogen wird. Kann die Weltregierung nicht auch dramatisch zur Anschauung gebracht werden, und Resignation, nicht auch episch, und Begeisterung wecken? Läßt sich der Gegensatz von Gut und Böse nicht auch episch und lyrisch darstellen und kann er folglich nicht auch Begeisterung und Andacht erwecken? — Begeisterung, Resignation und Andacht können alle drei, und zwar vereint, auf epischem wie auf dramatischem und lyrischem Wege entstehen. Ja, die drei religiösen Gefühlsformen lassen sich nach unserm Dafürhalten gar nicht trennen. Religiöse Begeisterung, Resignation und Andacht sind

immer bestimmen. Der sieht das Heil der Menschheit begründet Verlust entgegen auf alle irdische Glückseligkeit, entsagt dem Leben und schickt sich ergebungsvoll zur Rückkehr zu Gott.

Das Wesen der Kant'schen Religionsphilosophie liegt in diesem Grundgedanken, daß die Religion nur soweit Interesse in sich enthält, daß sie der Bürgschaft der Ahnung ist, in der das Gesetz von Unendlichen angeschaut wird.

Duller-Hagen's Deutsche Geschichte.

Deutsche Geschichte! Was ist sie gegen die Geschichte Roms, Englands, selbst Frankreichs!

Deutsche Geschichte ist Verbannung, Entbehrung, ewiges Verlassenheitsgefühl, Neid, Mißgunst, Krieg aller gegen alle.

In den Zeiten der Ottonen, der salischen Kaiser und der Hohenstaufen ist, genau gesagt, schon das Zerfallen des Kaiserthums das eigentlich treibende Moment deutscher Entwickelung, und während in Frankreich und England alles sich um einen großen, weithin mächtigen Mittelpunkt, um Paris und London, um Königsgewalt oder Parlament schart und die Widerstrebenden, die Frondeurs und irischen Rebellen, niedergeschlagen werden, löst sich in Deutschland Ring nach Ring von der Kette des Allgemeinen. Die Stammesunterschiede der Sachsen und Franken, der Baiern und Schwaben haben in den Herzen dieser Völker und ihrer Fürsten Einzelinteressen, Neigung zu Sonderbünden und eine Ausbildung des Individuellen, im Widerspruch mit dem Ganzen, nach gehalten. Wie einst die sächsischen Großen gegen Heinrich IV., haben später die Welfen gegen die Waiblinger gestanken.

Man hat jetzt Geschichten der deutschen Einheitsbestrebungen. Es sind Bücher, die man voll Wehmuth liest. Die deutsche Geschichte bietet nicht die Lösung von Widersprüchen in eine umfassendere, glücklichere Einheit, sondern beweist nur das Fortbestehen und Fortspinnen derselben in den mannichfaltigsten Wandelungen. Ueber den Dualismus von Gut und Böse, Sein und Schein, That und Idee ist die deutsche Philosophie des Idealismus zum Absoluten vorgedrungen, wo die Wechsel und Gegensätze des Lebens nur als das schöne Spiel des einen und desselben Geistes erscheinen. Anders in der Wirklichkeit. Jeder Versuch, eine sichtbare politische Einheit herzustellen, ist vor Jahrhunderten so gut wie in unsern Tagen gescheitert. Es hat Momente gegeben, wo die Macht und Herrschergewalt eines außerordentlichen Kaisers mit den Waffen die Unterordnung des Reichs zu erzwingen drohte; mit dem Ruf nach alter Freiheit ist die gesammte Aristokratie gegen ihn aufgesprungen und hat an einem Schlachttag seinen Triumphbau zerschlagen; andere, wo der Druck der Feinde, die Entwürdigung aller das Gefühl der Gemeinsamkeit erzeugte und wenigstens noch im letzten Kampfe die Deutschen unter einer Fahne sich und Europa befreiten — allein nach vielem haben sich Nord- und Süddeutschland, Protestanten und Katholiken in alter Schroffheit verfeindet abgewandt. Was einigen kann, was zu innerer Wahrheit und Kunst, den Menschen. Auch sie haben nie ein großes Staatswesen errichtet und die Eigenschaften des romanischen und deutschen Stammes zu übervereinigen nur zu vorübergehend vermocht. Ihre Geschichtschreiber erzählen viel „denkwürdige Geschichten", aber nicht die „Geschichte der Deutschen", so bringen auch wir die Thaten unserer Kaiser, die Schilderung unserer Verfassungen, unserer Kirchenkämpfe, von Machtblüthen erfreuenden und so gut Denkmale des deutschen Geistes, wie man in das Werk des Schreibers eine gewissenhafte Mahnung an Andere ist, — eine „Geschichte Deutschlands" im ernsten und großen Sinne gibt uns bis heute.

Wenn in einer langen, jahrhundertjährigen Entwickelung, abgesehen von gelegentlichen Irrungen und den unbesonnenen Gaukeleien persönlicher Leidenschaften, ein Volk stetig nach einem Ziele vorschreitet, seine Verfassung ausbildet, seine Macht nach außen, die Blüte seiner Bildung im Innern entfaltet, welch ein beneidenswerthes Loos fällt da dem Geschichtschreiber! Wie leicht ordnet sich da vor dem sinnigen Auge die Fülle der Thatsachen einer vorwaltenden Idee unter! Das Ueberflüssige, Vorübergehende tritt vor dem Bleibenden und Fortwirkenden so schnell und so weit zurück. Wer dagegen „deutsche Geschichte" schreiben will, hat nur ein Schlachtfeld vor sich; willig oder unwillig, er muß Partei nehmen, und das schmerzliche Gefühl, daß mit jedem Schritt vorwärts zu seinen Tagen der Ruhm des Deutschen Reichs mehr gesunken, wird ihn nicht verlassen. Ja noch mehr, dies Feld ist kaum zu übersehen, seitdem wir nicht mehr, wie zu Bünau's und selbst Luden's Zeiten, mit der Schilderung von Haupt- und Staatsactionen oder einem, trotz seiner scheinbaren Natürlichkeit gekünstelten Pragmatismus zufriedengestellt sind, sondern vor allem unser Volk und den tragischen Wechsel seines Geschicks kennen lernen wollen.

Nach dieser Richtung, mit starker Betonung des culturhistorischen Momente, hat Karl Hagen, Professor an der Hochschule zu Bern, das Werk Eduard Duller's: „Vaterländische Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" (fünf Bände, Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp.), fortgesetzt und bis zum Tode Joseph's II. geführt. Ein verdienstvolles, der besten Anerkennung werthes Buch, nicht allein seiner männlichen Gesinnung, sondern der Sicherheit und Klarheit seiner Darstellung wegen; man fühlt, es ist mit dem vollsten Verständniß der Aufgabe gearbeitet.

Ein anderes freilich ist es mit ihrer Lösung. Hier scheint uns das Abbrechen bei dem Beginn der Französischen Revolution dem Begriff einer „vaterländischen Geschichte" entgegenzustehen. Ist nicht erst in ihren Stürmen der Gedanke an das „gemeinsame Deutschland" lebendig und das Nationalbewußtsein eine gewisse, wenn auch nur heimlich wirkende Macht

gründen.“ Ludwig Geiger hat die Zeiten vom Westfälischen Frieden bis zum Anfang des großen Krieges, und es begegnet sich, daß der Geschichtschreiber, der eben mit staunenswerthem Fleiße die Geheimgeschichten des Intriguenjahrhunderts geschrieben, sich gern von diesem Gemälde der Verwirrung abwendet, aber es soll nicht verkannt werden, daß auch damals schon in Residenzgeschichten und tiefe politische Ideen von der Übergewalt des Rechts und der christlichen Gemüth aufrauschen und im Kanzler Axenstirn Schweden vom Protectorate gegen den Norden zum Ocean eine bestimmte Wendung gewinnen.

Hagen hat nicht Tacitus's Talent lebhafter Erzählung, das in den vielen Bänden vorherrscht, er bemüht die Leute mehr in ihrem Kern, als daß er sie schildert in ihrer bunten Mannichfaltigkeit, er richtet sein Auge über die Erscheinungen der Thaten als die Thaten an sich vor, eine Darstellung, die allerdings dem Werke einer Gelehrtengeschichte durchaus entspricht und mit geschickter Hand das Aeußerliche und jene Reihe von Namen, Jahreszahlen und dergleichen Einzelheiten von sich weist, welche nur zu oft die Geschichte unseres Volks gerade dem Volke ungenießbar gemacht haben.

Jüdische Literatur.

II.

(Vgl. Nr. 15 dieses Jahrgangs der „Unterhaltungen“.)

Seitdem der Altmeister der Wissenschaft, Alexander von Humboldt, gezeigt hat, daß man strengwissenschaftliche Forschungen in angenehmer Form aufstellen kann und daß der Kothantenstand eine unnütze, lästige Zugabe sei, hat man es fast auf jedem Gebiete der Wissenschaft versucht, „goldene Aepfel auf silbernen Schalen“ zu reichen.

Der Verfasser der „Jüdischen Literaturbriefe“ (Leipzig, Hunger, 1857), Dr. B. Beer, gehört zu denen, die einen massenhaften Stoff lichtvoll zu ordnen verstehen. Die jüdische Wissenschaft, wie sie in neuester Zeit aufgefaßt wird, datirt erst seit kaum einem halben Jahrhundert. Pflege. Dr. Beer gehört mit Zunz, Kayserling, Geiger, Jellinek, Philippson, Frankel zu den eifrigsten Förderern derselben. Bereits ist es ihm gelungen, manchen Schatz aus den Trümmern der Vergangenheit ans Tageslicht zu bringen.

Vorliegende Briefe geben mit einzelnen Strichen ein Bild der jüdischen Literatur bis auf die neueste Zeit. Mit besonderer Vorliebe verweilt der Verfasser bei der Geschichte des Jugendunterrichts, bis zur Zeit, wo der Talmud abgeschlossen wurde (420 nach der gewöhnlichen Zeitrechnung). Die Resultate der Forschungen, die in diesen Briefen niedergelegt sind, werden den Mann von Fach wie den Laien in vollem Maße befriedigen.

Interessant wäre es, in einer Zeit, die sich soviel mit Pädagogik beschäftigt, die Pädagogik des Talmud ausführlich zu behandeln. Es wäre dies eine Aufgabe, die des Verfassers vierter Briefe würdig wäre.

Der S. 5 ausgesprochene Tadel über der verschiedenen Modalitäten, wodurch Heidenthum, Christenthum, Islam und Judenthum sich voneinander unterscheiden, dürfte auch den größten Freisinn entwaffnen.

Unterhaltungslectüre.

X.

Wer nichts bringt, wird jedem etwas bringen. Diese Maxime der humanistischen Meisterdenkmäler, Jahrbücher, Almanach u. s. w. gebührt auch dem „Jahrbuch deutscher Dichtkunst auf 1858. Herausgegeben von Siegfried Kapper“ (Prag, Dominicus).

Der Name des Herausgebers bürgt für die Auswahl, die an sich bei einem solchen Buche nicht immer ganz nach Wunsch getroffen werden kann, weil es schwer zusammenhält, namhaften Schriftstellern Aufforderungen zu machen. Indessen sind hier die Mitarbeiter dem Interesse und Herausgeber entgegengekommen. Man findet von den namhaftesten Autoren Erzählungen, Gedichte, dramatische Bruchstücke, die reich an Unterhaltung und lebendiger Anregung sind.

Behauptungen

von F. v. B. in Wien.

Das Herz ist immer des Widerklangs bedürftig — der Geist trägt seine volle, reine Harmonie in sich selbst und ist um so befriedigter, je selbständiger er sein kann.

* *

Bedauernswerth sind jene Menschen, die sich nur „interessant“ machen, wenn sie sich ausbeuten lassen.

* *

Wer Gewinn verleihen oder Nutzen schaffen könnte, ist immer gefeiert — nur gleichgültige Leute stehen uns immer und überall „zu Diensten!“

* *

Schwächen haben nur dann etwas Liebliches, wenn ihnen eine unklare Befangenheit zugrunde liegt.

Begrenzung.

Von Bergeshöhe wallt des Stromes Quelle,
Die Woge braust wie eines Kranken Blut,
Das sich entfacht in fieberheißer Glut;
Und ruhlos stürzet in das Thal die Welle.
Da fesselt plötzlich sie die holde Stelle,
Wo sie im Grund des Sees im Frieden ruht,
Vergessen hat sich selbst die stürm'sche Flut,
Die Ruhe glänzt aus ihr in thau'ger Helle.
Wie gleicht dem Quell der wogende Gedanke!
Er kann sich niemals mit sich selbst versöhnen,
Durchbrechen will er seine feste Schranke.
Da fühlt er plötzlich von der Macht des Schönen
Wie von beglückten Ufern sich umfangen,
Und in der Liebe rastet sein Verlangen.

Edmund Dorer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 19.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Ein Carnevalsschwank.

Von Don Manuel Breton de los Herreros.

„Erlaubst du mir, mich zu dir zu setzen, schöne Bäuerin vom Gebirge?"

„Mit Vergnügen! Und ich weiß dir's Dank, daß du den Platz an meiner Seite wählst, während soviel Schönheiten im Saale glänzen. Kennst du mich vielleicht?"

„Nein, bisher nicht, und ich würde dich wahrscheinlich ebenso wenig kennen, wenn du deine Maske abnähmst! Aber was liegt daran? Wir können heut' Abend den Anfang machen, uns kennen zu lernen, wenn dir's recht ist. Die Bekanntschaften, die man auf einem Maskenballe macht, pflegen nicht die schlimmsten zu sein."

„Sie führen nur oft zu großen Enttäuschungen."

„Das will ich nicht bestreiten, denn freilich hab' ich's mitunter erfahren."

„Und ebenso werden andere sich in dir getäuscht haben."

„O nein! Wer sich nie anders zeigt, auch im Carneval nicht, als ohne Maske, über den wird niemand sich täuschen!"

„Das ist wahr! Du hast aber auch keinen Grund, dein Gesicht zu verstecken, und das läßt sich nicht von jedem behaupten."

„Sehr verbunden, schöne Hirtin! Du kennst mich also?"

„Ja, von Ansehen! Ich höre, du bist Dichter; willst du mir Verse machen?"

„Sehr gern, wenn du's verlangst! Ich habe mich von jeher bemüht, den Damen gefällig zu sein. Vorher aber möchte ich deinen Namen wissen."

„Nenne mich wie dir's einfällt: Phillis, Laura, Chloe, wie dir's am poetischsten klingt! Wähle ihn nur ganz nach deinem Gutdünken!"

„Wie soll ich aber, ohne die Züge zu sehen, deren Schönheit ich besingen möchte —, ohne den reizenden Gegenstand meiner Inspiration zu kennen —"

„Das sagt mir ein Dichter? Wer wie ihr fortwährend in den schrankenlosen Regionen des Ideals schwebt, wozu bedarf der eines Gegenstandes für seine Verehrung? Ich halte deine Phantasie für so erfinderisch und traue überdies meinem Gesicht so wenig, daß ich nicht den Mut habe, meine Maske abzunehmen."

„Freilich lassen wir Poeten, wenn du mich wirklich zu ihnen zählen willst, unsern Geist in höhern Räumen schweifen, aber doch nähren wir uns nicht allein von Phantasiebildern, und von mir kann ich dich versichern, daß ich, was Frauenschönheit betrifft, mich immer an die Wirklichkeit halten werde."

„Und was versprichst du dir davon, mein Gesicht zu sehen?"

„Das Vergnügen, es zu bewundern, wenn es hübsch ist, wie ich voraussetze; — es anzubeten —"

„Immer sprecht ihr gleich von Anbetung! Ihr Dichter verdientet, daß man euch aus jedem ehrbaren und wohlgeordneten Staate verbannte."

„Warum, ohne Maske?“

„Wenn ihr sagt, was ihr wirklich fühlt, als leichtfertige Gegenliebe, und wenn ihr's nicht fühlt, als Heuchler. Ihr thut ganz recht daran, ferne Maske zu tragen; ihr Worten bedarf sonst nicht, um zu lügen; ihr seid unausstehlich verlogen.“

„Wenn dem so ist, so will ich mir mit Vergnügen einen Liebhaber gefallen lassen, der mich dem schönen Geschlecht so glaubhaft.“

„Sind wir Frauen so entsetzliche Komödiantinnen?“

„Ja, meine ferne Maske! Was hat bewirkt, sonst ihr nicht behaupten, daß wir euch ohne Grund anklagen. Wir dürfen aber nicht leugnen, daß die Treulosigkeit und das Mißtrauen der Männer alle Schuld an eurem Mangel an Aufrichtigkeit trägt und daß wir um so mehr Nachsicht für eure Verstellung haben müssen, als sie fast immer auf dem Wunsche beruht, uns zu gefallen. — Ist es denn aber nicht möglich, daß ich dein Gesicht sehe?“

„Unmöglich! Der Wunsch, dir zu gefallen, räth mir, ich solle meine Maske behalten.“

„Deine Unterhaltung entzückt mich und jedes Wort von dir erhöht meine Ungeduld, dich kennen zu lernen.“

„Ist es denn so nothwendig, mein Gesicht zu sehen, um es sich schon zu denken? Hast du mich nicht gleich zu Anfang in vollem Ernst den reizenden Gegenstand deiner Begeisterung genannt? Glaube mir's, in deinem eigenen Interesse wie in dem meinigen widersetze ich mich der Nachgiebigkeit, die du von mir verlangst. Solange ich verschleiert bleibe, bin ich sicher, aus deinem Munde Schmeicheleien zu hören, wie sie mir nicht immer geboten werden; verschwände aber die schützende Hülle, dann — habe' wohl, liebliche Täuschung! Dann würden steife Höflichkeit und trockener Ernst an die Stelle der Lobsprüche, der hübschen Worte, der feinen Aufmerksamkeit treten, mit denen du mich — ich will nicht sagen stolz machst, aber mich aufs angenehmste unterhältst.“

„Diese Bescheidenheit ist mir der augenscheinlichste Beweis deines Werths.“

„Nun ja; wenn kein anderes, hab' ich das Verdienst, bescheiden zu sein, — oder richtiger gesagt, aufrichtig und wahrhaft.“

„Wenn mir's möglich wäre, dich mit andern gewöhnlichen Frauen zusammenzustellen, so könnte ich versucht sein, dir zu glauben. Der Carneval ist ja nur die Rückseite der Schaumünze, welche die Welt verkehrt, und gerade sind die Damen unserm Schutz der schwarzen Hülle, die sie zur Täuschung aufzufordern scheint, sehr oft wahrhafter als ohne Maske. Haben sie doch so schon Gelegenheit, ungestraft zur Wahrheit zu sagen! Aber du? Du bist nicht häßlich, das will ich beschwören! Ich habe mich so oft girrt und bin so oft angebetet worden, daß ich endlich einen gewissen Takt, eine gewisse Erfahrung in der Kunst erlangt habe, Masken zu beurtheilen. Nein, du bist nicht so leicht, — du hast eine feine Nase! —“ (Als ich diese Worte sprach, machte meine Schöne eine Bewegung, als fühle sie sich durch etwas verletzt. Ich kam auf den Gedanken, die eben von mir gebrauchte gemeine Redensart habe ihr einen unangenehmen Eindruck gemacht, und fing an, mich zu entschuldigen, daß ich nicht in so gewählten Ausdrücken gesprochen, als sich's für sie gezieme; meine Hirtin vom Gebirge aber fing an zu lachen, reichte mir die Hand und erklärte, sie nähme nicht den geringsten Anstoß an meinen Worten. Ich fuhr demnach fort:) „Nur eins wird mir leid sein, wenn du die Maske abnähmst.“

„Und das wäre?“

„Daß mir's dann nicht länger erlaubt wäre, mit dir zu reden wie mit einem Landmädchen, wie mit einer Maske. Wäre es denn nicht ein Schmerz, dieser lieben, vertraulichen Plauderei, diesem reizenden Vorrecht, dich du nennen zu dürfen, entsagen zu müssen? Jetzt rede ich mit dir, wie vertraute Freunde, wie Geschwister, Verheirathete oder Liebende miteinander reden.“

„Nun, und wenn ich die Thorheit begänge, mir die Larve abzunehmen, so würdest du nicht schnell genug aufstehen können und etwa ein gezogenes und pariertes »Ich küsse die Hand!« hervorstottern.“

„Welch ein Vergnügen du daran findest, mich zu kränken! Hältst du mich denn einer solchen Undankbarkeit für fähig? Ich will einmal einen Augenblick denken, du seist wirklich häßlich, abschreckend. Könntest du denn mit der abscheulichen Maske, die mich in Verzweiflung bringt, der Anmuth deiner Unterhaltung entsagen? Dem Zauber deiner Stimme, die mich entzückt? Der Liebenswürdigkeit und Grazie, die mich fesseln und verwirren? Wem könnte eine Dame mit solchen Vorzügen und Gaben mißfallen? Wenn dein Gesicht häßlich ist — ich verzeihe dir's!“

„Gib wohl Acht, was du sagst! Solltest du nachsichtiger sein als alle andern Männer, oder

weniger von Eigenliebe beherrscht? Häßlichkeit gilt bei euch allen für das größte Verbrechen, und man einer Frau verweigern kann."

„Sonderbar gehöre ich zu den Ausnahmen, allerliebste Maske, aber du verkennst die Natur. Beuge du deine Nase hoch und du wirst sehen, wie mein Entzücken, statt dir zu weichen, sich erheben wird! Du mögest es selbst am besten wissen, daß meine Nase keine vorwitzige ist. Wie kommst du zu der Schlußfolge, daß mich erschrecken soll? Sehe ich denn nicht die Reinheit deiner schlanken Taille, der Schwellen deiner Hand? Empfindet mich nicht dein weißliches Näschen? Treffen mich nicht die Strahlen deiner zauberischen schwarzen Augen? Locke Locken von Ebenholz, die so schön gegen den warmen Schnee deines Nackens abstechen, wem gehören sie als dir? Vermöchte ich mich so schlecht auf die anmuthigen Bewegungen deines Kopfes, daß ich nicht wissen sollte, wie verführerisch deine rosigen Lippen lächeln?"

„Und dennoch, trotz all der Vorzüge, die du so hoch überschätzest, versichere ich dich, daß, wenn ich mich entlarve, du vor Entsetzen zurückschaudern wirst."

„O nein! Nimmermehr! Ganz unmöglich! Deine Figur — deine Züge —"

„Hast du denn meine Züge gesehen?"

„Ich darf behaupten, ja! Deine Nase ist das Einzige —" (hier hörte ich die Schöne lachen).

„Du lachst? Hätten du vielleicht eine Stumpfnase?"

„Wer weiß? Lange es nicht darauf an, es zu ergründen!"

„Nein, es ist nicht denkbar, daß eine widrige Nase die schöne Harmonie so vieler Reize stören sollte! Sei's aber wie es wolle, ich will alle Reizen der Kunst, um die ich dich bitte, tragen. Mit diesem Munde, mit diesen Augen, mit dieser unvergleichlichen Figur erlaube ich dir die Nase einer Negerin!"

„Unverschämter!"

„Nun also, nimm die Maske ab! Laß mir die Sonne hier im Saale aufgehen!"

„Verwegener!"

„Muß ich knieen? Soll ich zum Gelächter des Balls werden?"

„Genug, es mag denn geschehen! Du sollst mich ohne Maske sehen! Du hast's gewollt! Warum müssen wir Frauen so schwach sein! Aber wenigstens sollen meine Hände die Büchse der Pandora nicht öffnen! Empfange denn durch deine eigenen die Strafe für deine thörichte Ungeduld!"

„Auch das noch! O Neuer! O Glück! Verzeihe mich, ihr Sterblichen! Reicht mir die Leier, o Musen! In diesem Moment bin ich Pindar, bin ich Tyrtäus!"

„In diesem Moment bist du ein Thor!"

„Verwünschte Bänder — ich werde nicht fertig mit diesem Knoten — ich zerreiße ihn — ah, jetzt hab' ich's! Allerliebst —"

Mir erstarb das Wort auf den Lippen, so groß war mein Erstaunen, mein Schrecken, mein Entsetzen. Leere Nase! Leere Nase! Welche Nase! — Ich hatte die Natur nie für fähig gehalten, der Hyperbel zu solcher Uebertreibung zu steigern. Das Sonett des Tasso rede:

„Sie war ein Mensch, gelingt es einem Maler" —

malt hier mit schwachen und blassen Farben. Nein, das war keine menschliche Nase, das war eine Rübe, ein Säbel, ein Meilenstein, eine ägyptische Pyramide! O Himmel, und man behauptet noch, unser Vaterland habe seine Wiedergeburt begonnen? Wenn man das Recht hat, alles zu verdammen, was sich dem langsamen, aber sichern Fortschritt unserer Institutionen widersetzt, alte alles nicht Zeitgemäße, alles Uebertriebene und Maßlose — wie gab man nicht schon längst ein Gesetz gegen solche Nasenübergriffe? — Mitten in dem Grauen, das mir dieser entsetzliche Decorationswechsel verursachte, hätte ich mich doch gern von meiner Giesantin ohne allzu große Unhöflichkeit verabschiedet; ich machte übermenschliche Anstrengungen, um einige gelernte Phrasen zusammenzubringen — unmöglich! Wäre mir ein Spiegel gegenüber gewesen, ich hätte ein sehr albernes Gesicht darin erblicken müssen.

Zu meinem Glück fing die Gebirgsnymphe, die gewiß schon längst mit allen Wirkungen ihrer Mißgestalt vertraut war, ungezwungen und herzlich an zu lachen — ich weiß nicht, ob über meinen Kampf oder über sich selbst. Das gab mir Muth, aufzustehen. Unter dem Vorwand, einen Freund begrüßen zu müssen, und ohne das Herz zu haben, sie noch einmal anzusehen, empfahl ich mich mit einem trockenen und verdrießlichen „Ich küsse Ihnen die Hand."

Die Beschämung begleitete meine Schritte, der Aerger machte mich blind; ich fand kaum Platz für meine eilige Flucht, stolperte über Sessel, über Menschen, über meine eigenen Füße, und wäre nach Hause geeilt, ohne meinen Wagen zu erwarten, ja ohne meinen Mantel einzulösen, hätte mir nicht meine Gemüthsbewegung einen Hunger zugezogen, der ebenso gewaltig war als die un-

wige Nase, deren Schatten mein Glück verdunkelt hatte. Ich drängte mich demnach ins Vorderzimmer, bemächtigte mich eines Tisches, gerieb ihn so sperrlaune, verlange, was man mir am schnellsten bringen könne, etc. etc. — Man ging, aber noch immer in vollem Zorn, von der Schwelle, und eben bringt man mir die vierte, als ich mich gramverzerrt — o himmliche Mächte! — jene nämliche Gebirgsbäuerin, aber besser gelaunt, jene nämliche Nase, die mich eben noch mit Grauen erfüllt hatte. Meine erste Bewegung war, aufzuspringen und der Kinder zu ergreifen; aber die durchdringende Schönheit machte mir das Blut erstarren, als sie mir mit einer diabolischen Freundlichkeit sagte: „Wie? Sie stehen auf, um mich nicht einladen zu müssen, mit Ihnen zu soupiren?"

Ich ward rot wie ein Schulknabe. Die Nase lachte und zu meinem Unglück lachte ihr Begleiter, der ihr den Arm gab, nicht; mir wär's ein Fest gewesen, hätte ich meinen Zorn an ihm auslassen können.

„Señora —"

„Ich werde Ihnen keine großen Unkosten machen; ein Glas Eispunsch, weiter nichts."

Soviel Unbefangenheit war mir denn doch zu viel. Ich nahm mir vor, Spott mit Spott zu vergelten und sagte: „Ich wäre allzu glücklich, Ihren Wunsch zu erfüllen, Señorita; aber ich fürchte, diese Nase wird mir's unmöglich machen; denn ich sehe nicht ein, wie Sie ein Glas —"

„Zum Munde bringen können? Sehr richtig! Aber ich wollte auch nicht mit dieser Nase trinken; ich werde sie wegthun."

„Was? Was sagen Sie? — Alte —"

Indem führte sie die Hand an die Nase und nahm sie ab.

O ich blöder Tropf! Sie war falsch, war von Carton, und unverhüllt blieb die wirkliche, nicht minder vollkommen und reizend als alle übrigen Züge ihres Gesichts.

Wie soll ich meine Verwirrung, meine Verzweiflung schildern, als ich die wundersüße Schöne vor mir sah und mich an die Leichtgläubigkeit, die Unhöflichkeit, die Ungerechtigkeit meines Betragens erinnerte? Ich wollte sie tausend mal um Verzeihung bitten, meinen Irrthum mit Thränen bereuen und den Boden zu ihren Füßen küssen; aber die Grausame gab ihrem Begleiter den Arm, warf mir einen strengen Blick zu und verschwand, indem sie mir mit kühlstem Ausdruck nachrief: „Ich empfehle mich Ihnen!"

Joseph Pignata.

Eine Erinnerung aus dem 17. Jahrhundert.

Wenn man mit Recht die Geschichte als eine Lehrerin der Menschheit betrachtet, so müssen die wahrhaftigen Ueberlieferungen aus dem Leben einzelner Menschen als die ergiebigste Quelle dieser Belehrung angesehen werden. Als eine solche der Aufbewahrung und Mittheilung für spätere Zeit werthe Erzählung erschien uns die der Kinder Pignata's aus den Kerkern der römischen Inquisition, durchaus merkwürdig und einzig, daß es wol der Mühe lohnt, sie dem jetzt lebenden Geschlecht wieder vorzuführen, und wäre es auch nur, um zu zeigen, wie viel menschliche Klugheit und Erfindungsgabe, wenn sie mit Charaktergröße vereint ist, selbst in den verzweifeltsten Fällen zu erreichen vermögen, während sie zugleich Gelegenheit zu einer Sitten- und Localschilderung der damaligen Zeit gibt, die es nicht bedauern läßt, daß sie vorüber und einer Zeit allgemeinerer Bildung gewichen ist.

Joseph Pignata war Privatsecretär bei mehrern Cardinälen zur Zeit des Papstes Alexander VIII. (1689 — 1691), von denen der erste, Cardinal Ruspadonna, ihm eine lebenslängliche Pension hinterlassen hatte. Der letzte, dem er diente, war der Cardinal Gastalti, nach dessen Tode er den Vorschlag eines Gönners und Freundes, eines Herrn de Gabrielli, annahm, in seinem Hause zu wohnen und ihm Gesellschaft zu leisten. Dort lebte er zwei und ein halbes Jahr. Bei diesem Mann fanden sich oft Gelehrte, Philosophen und Weltgeistliche ein, wie es scheint, zu regelmäßigen Zusammenkünften. Diese Vereinigungen wurden von einem böswilligen, feindlich gesinnten Manne in Mailand als ketzerisch angezeigt, und diese Anklage fand in Rom so viel Gehör, daß sämmtliche Theilnehmer verhaftet wurden.

Pignata, den man sich wahrscheinlich scheute im Hause seines Gönners gefangen zu nehmen, wurde auf die Straße gelockt, dort warfen ihm zwei Männer einen großen schwarzen Mantel über, bemächtigten sich seiner und schleppten ihn in ein nahes Haus, wo sie ihn so lange festhielten, bis der Hauptmann mit 40 Häschern angekommen war. Nun wurde er in dieser Vermummung in eine Kutsche gesetzt und zuerst nach der Wohnung des Hauptmanns, dann nach den Gefängnissen des heiligen Gerichts gebracht. In der Kanzlei dieses Tribunals untersuchte man seine Taschen, nahm ihm alles, was er an Geld und Papieren bei sich hatte und ließ ihm nur seine

Tabaksdose, ein Gebetbuch „Le Semaine de la sainte Vierge“ und seinen Rosenkranz. Nachdem man ihm seinen Namen abgefragt hatte, wurde das Thor eines großen Hofes geöffnet und der Befehl ertheilt, ihn in eine der hinteren Gefangenenzellen zu führen, die man verriegelte — geheime — nannte, weil er dort mit niemand in Verbindung kommen konnte. Als Pignata den Hof durchschritt langte der große, dürftige Gefangenwärter des heiligen Gerichts, bei ihm die Kappe der Peterskirche und Rom, und er erkannte, daß sein Gefängniß gerade der östlichen Façade des Tempels gegenüberlag.

Da er nicht wußte, wieviel er sich in der traurigen Einsamkeit, in die er nun verdammt war, beschäftigen sollte, so fing er an, die Vespern der heiligen Jungfrau aus seinem Gebetbuch in Musik zu setzen. In der Nacht dichtete er die Worte und am Tage componirte er sie und da er kein Instrument hatte, so bediente er sich eines kleinen Tisches, um darauf zu spielen, während seine Phantasie sich alle Töne vergegenwärtigte, deutlich, als ob er sie hörte. In dieser einförmigen Beschäftigung vergingen ihm 240 Tage, also mehr als acht Monate, und da er nun deutlich sah, daß er nicht so bald frei sein würde, als er gehofft hatte, dachte er daran, im äußersten Fall seine Rettung durch die Flucht zu bewerkstelligen. Allein er hatte weder Messer noch Scheere, noch das geringste eiserne Instrument und sein sehnlichstes Streben ging dahin, sich ein solches zu verschaffen.

Einst sah er bei einem der Gefangenwärter eine Tabaksdose in Stroharbeit und hörte von ihm, daß andere Gefangene, die weniger streng gehalten wären, sich damit beschäftigten, kleine Stroharbeiten in verschiedenen Farben zu verfertigen. Sogleich kam ihm der Gedanke, daß, wenn er von den Obern des geistlichen Gerichts die Erlaubniß zu solchen Arbeiten bekommen könnte, er sich auf diesem Wege einige kleine Instrumente verschaffen könnte, wie Scheere, Federmesser, Nadeln, sowie auch Zwirn, Leim oder wenigstens Kleister, weil er alles dessen bedürfen würde, um die Pappe zu schneiden und zusammenzulegen, die das Gerippe dieser kleinen Galanteriesachen ausmachte.

Die Schwierigkeit war nur, diese Gunst zu erlangen und er fürchtete, daß man sie ihm nur gewähren würde, wenn es ihm gelänge, etwas Neues in dieser Art zu erfinden, das seine Arbeit begehrenswerther machte. Wirklich entdeckte er eine Art der Behandlung, auf die noch niemand gefallen war. Mit einigen Nadeln aus seinem Halskragen und einem Stückchen Kreide, nicht größer als sein Nagel, das er noch in der Tasche fand, zeichnete er seine Erfindung auf ein Stückchen Papier und kam nach Verlauf eines Monats zu seinem vorgesteckten Ziel. Der Geistliche, der mit dem Pater Commissarius alle acht Tage die Gefangenen besuchte und dem der Kerkermeister von Pignata's neuer Erfindung gesagt hatte, war neugierig, sie kennen zu lernen, und sie gefiel ihm so gut, daß er sie mit sich nahm, um sie den andern Stroharbeitern zu zeigen. Nach acht Tagen brachte er sie wieder mit und Pignata bat ihn um die erbetene Erlaubniß. Der Pater antwortete ihm, daß dies in dem engen Gewahrsam nicht erlaubt sei, daß er aber in der Congregation sein Gesuch unterstützen und ihm diese Gunst zu verschaffen suchen wolle. Wenn er sich unterdeß mit Zeichnen unterhalten wolle, so solle er Papier, Dintenfaß und alles Nöthige zu Bildern und Federzeichnungen erhalten. Pignata nahm dies mit Dank an, bis er die erbetene Erlaubniß erhalten würde, die erst — sechs Monate nachher gewährt wurde.

Nun legte er sich wieder auf das Zeichnen, das er seit länger als 15 Jahren nicht getrieben hatte und fertigte nach eigener Erfindung eine Menge Bildchen, die den Gefangnißwärtern in die Augen stachen und womit er sie von Zeit zu Zeit beschenkte, um sie milder für sich zu stimmen.

Der Zufall wollte, daß mit einem derselben gewechselt wurde und daß der neue, ein Trunkenbold, sich in den Kopf setzte, Pignata könne ihm das Bild seiner Geliebten malen, ohne sie je gesehen zu haben. Mit diesem Gesuch verfolgte er ihn unaufhörlich und versicherte ihn seiner ewigen Dankbarkeit, wenn er seinen Wunsch erfülle. Der Gefangene versprach ihm endlich, es zu thun, wenn er ihm ein Federmesser verschaffe, da er ohne ein solches seine Federn nicht mehr gebrauchen könne. Nach einigem Zögern gewährte der Wärter dies, doch nur unter der Bedingung, daß er das Federmesser am andern Morgen zurückerhielte. Pignata schnitt seine Federn und zeichnete aus dem Kopf das Brustbild einer kleinen Figur, die nach der damaligen Mode gekleidet war. Als der Kerkermeister das Bild am andern Tage sah, schwur er hoch und theuer, daß dies seine Geliebte selbst sei und daß es keine größere Aehnlichkeit geben könne. Nun quälte er ihn, daß er, um sein Werk zu vollenden, ihm auch noch einen Liebesbrief dazu schriebe; um nur das Federmesser noch behalten zu können, fügte sich Pignata in seine

Forderungen, die ſich mit jedem Tag wiederholten und immer anmaßender wurden.

Aber wieder ein Zufall legte ihren Zudringlichkeiten ein Ziel. Eines Tags geriet der Mörder in der Schenke in Streit und wurde aus dem Locale entlaſſen. Zwar erinnerte er ſich an das Federmeſſer und rang ſeinem Nachbarn auf, es herauszufordern, aber Pignata, der wohl wußte, daß er ſelbſt nicht wagen würde, weiter zu ihm zu kommen, brauchte es ab und bekam es wenig, er mußte es in der Irrenanſtalt vergeſſen haben, daß er es wieder erhalten. So verblieb ihm das Federmeſſer, das er von einem ſolchen Schutz hinter und verbarg.

Monate waren indeß bei ſeiner Gefangennahme vergangen und der Proceß war nicht weiter gediehen als am erſten Tage. Es war zur Zeit der Congregation, die zwei mal im Jahre, zu Weihnachten und zu Oſtern, in einem großen Saale gehalten wurde, in dem alle Gefangenen anweſend waren. Bei dieſer Gelegenheit ſah er ſeine Leidensgefährten wieder. Er fand ſie zu ſeiner Betrübniß mager, elend und kaum zu erkennen, während ſie darüber erſtaunten, ihn, der vorher immer kränkelte, friſch und blühend zu ſehen. Von der Zeit an, wo er weder Arzt noch Arzneien brauchte, war er geſund geworden.

Um dieſe Zeit ſtarb Pianza, Aſſeſſor des geiſtlichen Gerichts, und ihm folgte Bernini, ein heimlicher Feind des Hauſes Gabrielli. Auch Papſt Alexander VIII. ſtarb und der Proceß ſchleppte ſich bis zur Erwählung Papſt Innocenz' XII. hin. Die Gefangenen hofften großmüthige Begnadigung von der Milde des neuen Papſtes, freilich umſonſt, denn endlich nach 22 Monaten erfolgte der Urtheilsſpruch. Zwar wurden ſie vom Bann losgeſprochen und nur zu einigen beſondern Bußübungen verpflichtet, aber die Sentenz lautete auf lebenslängliches Gefängniß, wobei ſich nur die Congregation vorbehielt, die Strafe nach Belieben ganz oder zum Theil abzukürzen oder zu erlaſſen.

Dieſer Urtheilsſpruch erſchreckte alle auf das höchſte, denn der älteſte unter ihnen, einen gewiſſen Abbé Oliva ausgenommen, der eine Hauptperſon im Proceß geſpielt, war nicht älter als 32 Jahre. Das Glücklichſte, was ſie hoffen konnten, war, nach 15 oder 20 Jahren das Gefängniß zu verlaſſen und in ſo vorgerückten Jahren erſchien ihnen die Freiheit nicht mehr wünſchenswerth, weil ſie allein nicht Mangel und Elend und den Kampf um das Nothdürftige des Lebens aufzuwiegen vermochte.

Pignata fand alſo ſeinen einzigen Troſt in der Hoffnung der Flucht. Es ſah demnach mancherlei wirkliche Schwierigkeiten, ſie zu bewerkſtelligen, er wußte, daß es kein Beiſpiel gab, daß eine ſolche Unternehmung gelungen wäre, dennoch verlor er den Muth nicht und es milderte ſeine Leiden, daß er Tag und Nacht darüber nachſann, wie er ihnen entkommen könne.

Nach ſechs Monaten erhielt er endlich die Erlaubniß, in Stroh arbeiten zu dürfen, und um es ſchneiden zu können, gab man ihm die kleine Scheere wieder, die ihm bei ſeiner Verhaftung abgenommen worden war. Dieſes ſchwache Inſtrument wurde das hauptſächliche Werkzeug ſeiner Errettung. Er ſuchte ſeinen Arbeiten in Stroh neue und ſchönere Formen zu geben, wodurch ſie ſich vor denen der andern Gefangenen auszeichneten. Dann erbat er ſich die Erlaubniß, Farben kaufen zu laſſen, die er auch erhielt; er wollte nur einen Vorrath Bleiweiß gewinnen, denn wenn er dies auf ein Blatt Papier auftrug, ſo konnte es ihm dienen, ein in die Mauer gegrabenes Loch zu verbergen. Mit dieſen Farben malte er kleine Miniaturbilder, die er in ſeine Stroharbeiten einfügte, und machte ſie dadurch zierlicher und werthvoller.

Infolge des Urtheilſpruchs gab man den Gefangenen die Abſolution und geſtattete ihnen, die Feſttage zur Meſſe zu gehen und alle 14 Tage zu communiciren. Hier hatte Pignata Gelegenheit, die andern Gefangenen zu ſehen und unter ihnen einen alten Freund, der mit ihm das Collegium zu Rom beſucht hatte, Namens Johann Philipp Alfons. Beide ſuchten ſich einander zu nähern, ſprachen einige Worte miteinander und ſteckten ſich heimlich Briefchen zu, die nichts weiter enthielten als den Wunſch, zuſammen in einer Zelle wohnen zu dürfen. Sie kamen überein, gemeinſchaftlich dieſe Gunſt zu erbitten und nach vielen überwundenen Schwierigkeiten wurde ſie ihnen gewährt.

Um dieſe Zeit bemerkte man, daß die Mauern des Hauptgebäudes, in dem die beiden Freunde wohnten, ſich von den Grundmauern losgelöſt hatten und eine Reparatur dringend nöthig wäre. Die Congregation befahl alſo durch ein Decret: daß ſie beide in einem andern Flügel untergebracht würden. In dieſer neuen Wohnung athmeten ſie eine freiere Luft und hatten die Ausſicht auf Gärten und Springbrunnen. Manchmal unterhielten ſich die Gefangenen aus den Fenſtern miteinander und alle Tage gingen ſie zur Meſſe, wo

ſie ſich immer Zeit zu einem ſichern Sprunggang abzubrechen konnten. Das Unglückliche aber dabei war, daß ſie über ihrer Lage als einem Schritt zur völligen Freiheit ausahen. Sie hofften nach vier oder fünf Jahren der Dauer des Ziel ihrer Leiden zu erreichen und ſo war der Augenblick etwas in den Hintergrund.

Lamalle kam Pignata ein Kupferſtich von Bolani in die Hände, der die heilige Empfängnis vorſtellte, und er bat den Gefährten, ihm ſein auf Pergament zu kopieren und die Kopie als ein Geſchenk an das Kloſter der heiligen Empfängnis in Campo Marzo zu ſchicken. Mit dieſer mühſamen Arbeit brachte er „18 Monate zu im feſten Glauben, daß er nach Beendigung des Werkes auch die Erhörung ſeines Gebets finden würde, und wirklich in Tage nachdem es am Altar aufgeſtellt war, erreichte er wenigſtens das Ende ſeiner Einkerkerung. Doch nicht lange dauerte die Erleichterung ihrer Haft. Bald änderte ſich die Szene auf ſehr traurige Art, die Reparaturen waren beendigt und eines Morgens wurden er und ſeine Gefährten unerwartet wieder in die alten Zellen gebracht. Dieſe harte Maßregel erweckte wieder von neuem die Wünſche und Pläne zu entfliehen und wäre es ſelbſt mit Gefahr des Lebens, denn alles dünkte ihnen beſſer als das Elend lebenslänglicher Gefangenſchaft.

Pignata und Alfons kamen überein, zu erbitten, daß man ſie doch zuſammen in ein anderes Gemach einquartieren möchte, das ihnen zur Ausführung ihres Plans am geeignetſten erſchien, und vielleicht, um ihnen die grauſame Wiedereinkerkerung etwas zu vergüten, erlangte der Pater Commiſſarius die Erfüllung ihres Geſuchs.

Dieſe Wohnung, in einem Winkel des Gefängnishofes gelegen, war die einzige, die nach außen zu weder den Graben noch die 30 Fuß hohe Mauer hatte, und Pignata durfte alſo hoffen, wenn er die Gefängnismauern durchbräche, keine Schwierigkeit weiter zu finden, ſondern gleich in die Straße zu gelangen, was bei keiner andern der Fall war. Uebrigens war die Wohnung auch dadurch bequem, daß ſie gleichſam drei Behältniſſe enthielt. Das erſte war ſehr klein und diente nur zum Durchgang, das zweite größere war dunkel und erhielt nur vom dritten Licht, welches letztere ein Fenſter hatte, das auf den Gefängnishof ging. Die Dunkelheit des zweiten Gemachs ſchien den Gefangenen bequem, um eine Oeffnung zu verbergen, wenn es ihnen gelänge, ſie zu Stande zu bringen.

Kaum waren ſie drei eingezogen, als Pignata Beſuch von ſeiner alten Mutter und ſeinem Bruder erhielt. Der Bruder war in Graz im Land des Herzog von Sagnberg und nach Rom gekommen, um die alte ſiebzig Mutter mit ſich nach Deutſchland zu nehmen. Beide hatten ſich die Gnade erbeten, den gefangenen Sohn und Bruder noch einmal zu ſehen. Unendlich rührig war dieſes Mutterherz, bei dem nicht Thränen verſiegen als Worte gewechſelt wurden. Der Biſchof gerne Pignata's Herz, und nachdem er überzeugt war, daß er unbeugſamer als je ſei, bot er ihm bei ſeinem Unternehmen beizuſtehen.

(Der Beſchluß in nächſter Nummer.)

Die Slaven in Norddeutſchland.

Geſchichtliche Skizze von Heinrich Jacobs.

II.

Wiclin (Winkel), der nach damaligen Begriffen auf chriſtliche Weiſe lebte, berechtigte in ſeiner Jugend keineswegs zu den Hoffnungen, die er ſpäter ſo überraſchend erfüllte. Schon früh der Aeltern beraubt, fiel er als Jüngling in die Stricke der Verführung und hatte gar bald ſein kleines Erbteil verpraßt. Um dem drückendſten Mangel zu entgehen, verließ er ſeine Vaterſtadt, Hameln, wo er vielleicht ſogar geboren wurde, und fand glücklicherweiſe als Oberknabe in dem benachbarten Schloße der Gräfin von Everſtein eine Zufluchtsſtätte. Das Wohlgefallen der Schloßherrin an dem ſchönen Jüngling zog ihm aber die Ungunſt des Schloßkaplans zu, das dieſer es kaum erwarten konnte, den neuen Günſtling zu ſtürzen. Dieſer Augenblick fand ſich jedoch bald. Die Gräfin hatte große Geſellſchaft bei ſich, und dieſe günſtige Gelegenheit glaubte der Prieſter benutzen zu müſſen und fragte Wiclin, welche Schriftſteller er denn auf der Schule geleſen. „Die Achilleide des Statius", gab der Gefragte zurück. „Und was iſt der Inhalt dieſes Gedichts?" fragte der Kaplan weiter. Der Jüngling bekannte offen ſeine Unwiſſenheit. Da rief der ſchadenfrohe Pfaffe: „Gebt mir doch dieſen gelehrten, eben erſt aus der Schule gekommenen Jüngling! Ich glaubte, es ſei etwas Rechtes an ihm, aber wie bin ich enttäuſcht! Er weiß ſoviel wie nichts!"

Beſchämt über dieſe Bloßſtellung ſchlich Wiclin ſich aus der Geſellſchaft, verließ, ohne Abſchied von ſeiner Wohlthäterin zu nehmen, das

Schleswig und wanderte unaufhaltsam Paderborn zu, wo er dem westlichen Bischof, M. Hartmann, offen und freimüthig seine Meinungen gestand und ihn bat, das Verlangen seiner Heimkehr nachsichtig zu hören. Der Schulmann widerstand der Bitte, und Vicelin lebte ihm in dem Gedanken, daß der Lehrer aus väterlicher Besorgniß für die Gesundheit des Schülers denselben stets, seinem Eifer für die Wissenschaften etwas zu steuern. Allein der lernbegierige Jüngling antwortete immer: „Ich muß eilen, solange Gelegenheit und Jugend es mir gestatten!“ Auch überredete Vicelin denn auch alle seine Mitschüler zu demselben Eifer, das Hartmann ihn zu seinem Gehilfen ernannte. Aber ein Schulamt konnte seinen Plänen, die vom Himmel nicht fern waren, nicht mehr genügen. Demnach hatte er in Bremen, wohin er später berufen wurde, den Wunsch genommen, die Vorträge der scholastischen Theologie auf der Hochschule zu Paris zu hören, deren Scharfsinnigkeit damals die ganze gebildete Welt in Verwunderung setzte. Aber die Hindernisse waren schwer zu besiegen, bis endlich der Erzbischof ihm die Erlaubniß zu dieser Reise gab. Aber wie sehr sah Vicelin sich in seinen Erwartungen getäuscht! Drei Jahre war er in Paris und lernte hinlänglich die Männer kennen, die ganz Europa wie ein Orakel der Weisheit verehrte, konnte ihrem Dunkel aber keinen Geschmack abgewinnen. Dagegen fand seine Seele Nahrung in den Vorträgen der biblischen Scholastiker Anselm und Anshelm: hier ging ihm eine neue Welt auf! Mit dem festen Entschluß, sich dem Priesterstande zu widmen, kehrte er zurück, und obwol er noch kein Mönchsgelübde abgelegt, lebte er doch schon ganz wie ein Mönch, er enthielt sich der Fleischspeisen und trug ein härenes Gewand auf bloßem Leibe. Nachdem er zum Priester geweiht war, zog er hinab zum Strande des Baltischen Meeres, ins Slawenland, Heinrich seine Dienste anbietend. Dieser nahm ihn nicht nur freudig auf, sondern merkte auch bald, daß keiner besser zum Heidenapostel tauge als Vicelin, der damals in der Blüte seines Alters stand — noch in den Dreißigern. Mit den schönsten Hoffnungen kehrte Vicelin nach Bremen zurück, um seine Geschäfte dort schnell zu ordnen und sein Werk zu beginnen — als gänzlich unerwartet die Nachricht von dem plötzlichen Ableben Heinrich's ihn traf. Was vorangegangen, geschah, die Verhältnisse im Slawenlande veränderten sich zum Nachtheil des Christenthums und die dringendste Mission unterblieb. Heinrich's Söhne, Zwentipold und Kanut, die nach des Vaters Willen von der Thronfolge ausgeschlossen, standen einander im blutigen Kampfe gegenüber, jeder suchend, die Gewalt an sich zu bringen. Vicelin mußte alle Arbeiten von dem heiligen Werke, wenn er es auch nicht aus den Augen verlor.

Im Jahre 1126 wurde der Erzbischof von Bremen eine Pilgerreise in die entlegensten Theile seines Sprengels, nach Holstein machen. Vicelin begleitete ihn. Als sie bei dem Städtchen Aldenburg, später Neumünster genannt, das hart an der Grenze des Slawenlandes lag, angekommen waren, sprachen einige Bürger des Orts den Wunsch aus, der verwaisten Kirche wieder einen Priester zu geben. Da wandte sich der Bischof an seinen Begleiter und sagte: „Diene ihrer Kirche, es gibt keine, die näher dem Slawenlande lag und geeigneter wäre, von ihr aus unter jene Völker zu kommen.“ Vicelin folgte freudigen Muths. Und wahrlich, er bedurfte desselben; noch gegenwärtig gehört die Gegend, in welche er zog, zu den traurigsten Landstrecken in Holstein, und damals war sie nun vollends eine Einöde. Soweit das Auge reichte, erblickte es nichts als Haidegegenden, die nur hin und wieder von Moor und Gestrüpp unterbrochen wurden; und diesem Boden ähnlich waren die Menschen in den elenden Hütten. Von dem Christenthume kannten sie nur den Namen und opferten noch in Hainen und an Bächen den Gözen ihrer Väter. Allein Vicelin vertraute Gott, unermüdlich suchte er die Irrenden zu belehren, die Unzufriedenen zu versöhnen, die Götzenaltäre aus den Wäldern, die heidnischen Gebräuche aus dem Leben zu vertilgen, sodaß bald sein Ruf in Holstein bis an die Elbe sich verbreitete — aber für die anwohnenden Slawen konnte er nur beten.

Ein Jahr später aber belebte ihn wieder die Hoffnung, auch dorthin den Friedensgruß des Christenthums bringen zu können. Der Kampf zwischen den beiden Söhnen Heinrich's war beendet; Kanut war durch Mörderhand gefallen und Zwentipold zeigte sich menschlicher. Vicelin erinnerte ihn an das Versprechen seines Vaters, und der Slawe gewährte ihm freie Mission. Allein schon nach einigen Monaten standen die Ruzier, um den Tod ihres Stammfürsten Kruko zu rächen, dem neuen Slawenfürsten kampfbereit gegenüber. Zwei Jahre leuchtete die Kriegsfackel durch Nordalbingien und der Kampf endete erst mit der Ermordung Zwentipold's und seines Sohn

und, des letzten Nachkommen Heinrich's. Jetzt ergriff der Dänenkönig Knut Hilfswaffe das slawische Scepter und das Herz der bedrängten Christen und des neumünsterschen Priesters schlug höher. Aber das Schicksal, das solange schon über die Slawenfürsten gewaltet, ereilte auch den neuen Herrscher. Knut wurde 1131 von seinen Verwandten meuchlings ermordet und Pribislav verlor wieder einen neuen Beschützer seiner ranken Planungen und einen persönlichen Freund. Kaum war der Tod Knut's bekannt, so erhoben sich zwei Häupter der Slawen: Pribislav und Niclot, ersterer ein Seitenverwandter Heinrich's, letzterer ein angesehener Grundbesitzer. Ersterer hatte sich bald den westlichen, letzterer den östlichen Theil Nordalbingens unterworfen. Helmold bezeichnet beide „als grausame, gegen das Christenthum wüthende Thiere". Das Heidenthum kehrte überall zurück, neue Götzenbilder und Altäre wurden aufgerichtet, Thiere und Christen geopfert. Wer weiß, wie weit die fanatischen Götzenpriester die Wuth der Slawen gegen die christliche Lehre gesteigert, wenn nicht Kaiser Lothar sie im Zaume gehalten. Dieser zog mit einem ansehnlichen Heere gegen Dänemark, um den Tod des vielgeliebten Freundes Knut an dessen Mörder zu rächen, als er sein Werk beendet, ließ er zum Schutze der zwischen der Elbe und Trave wohnenden Christen eine Burg anlegen (1134), der er den Namen „Siegesberg" (Segeberg) gab. Die slawischen Priester aber sahen dem wachsenden Baue mit finstern Blicken zu. „Diese Burg wird ein Joch für das ganze Land!" knirschte der eine. „Von hier aus werden die Deutschen unser ganzes Land beherrschen!" rief ein anderer. „Sie werden über die Trave gehen und in ganz Polabien ihr Wesen treiben!" prophezeite der dritte. „Siehst du jenes kahlköpfige Männchen? Dem haben wir alles zu verdanken!" meinte der vierte, auf Vicelin zeigend. „Er muß aus dem Wege geschafft werden!" riefen alle im Chor. Aber die Fürsten, klüger als ihre fanatischen Priester, warnten vor solchem Meuchelmord und verhielten sich ruhig. Wel versuchte es Pribislav später, das deutsche Joch abzuschütteln, belagerte den „Siegesberg" und brannte die Vorstadt ab (1138), allein die Mission ward durchaus nicht beunruhigt.

Der Nakiefürst Kaze, aus Kruko's blutigem Geschlechte stammend, war aber dem Pribislav feindlich gesinnt, und wieder brannte nun mehrere Jahre des Krieges Fackel in Nordalbingien. Städte und Dörfer lagen verwüstet und das Land war von Einwohnern beinahe entblößt. — Da endlich nahte der Tag, wo die Christen den Sieg davontragen sollten. Adolf II. war endlich als Graf von Holstein anerkannt und die Länder an der Trave wurden einer Grafschaft einverleibt. Um aber die Mittel seiner Länder schnell zu vermehren, mußte er eine Handelsstadt besitzen; einen passenden Ort zur Anlage glaubte er am Zusammenfluß der Trave und Wakenitz zu finden, und hier gründete er 1143 unter dem Namen einer alten in den Kriegen zerstörten Stadt das neue Lübeck, das seinen Hoffnungen auch bald entsprach und eine bedeutende Rolle wurde. Aber mit gänzlicher Sorglosigkeit konnte man doch nicht in die Zukunft blicken, da man den kriegerischen Sinn der zurückgedrängten Slawen kannte. Dazu wuchs von Tag zu Tag die Macht des Niclot, der unbezwungen über Mecklenburg herrschte; aber auch dieser Gefahr sollte ein Ende gemacht werden.

Wir befinden uns in der ersten und glänzendsten Periode der Kreuzzüge, wo die Begeisterung, für des Himmels Güter zu kämpfen, von den lebhaften Weltmenschen auch in den bedächtigern Norddeutschen gekommen war (1146). In drei großen Heereszügen zogen die Kreuzfahrer gegen die Ungläubigen; der eine nach dem Gelobten Lande, der andere nach Portugal und der dritte gegen die Slawen, ans Baltische Meer. Bei dem letztern Zuge ragte vor allen der achtzehnjährige Herzog von Sachsen und Baiern, Heinrich der Löwe, durch Heldenmuth und Stärke seiner Mannschaft hervor. Kaum hatten die Slawen von dem gegen sie gerichteten Zuge Nachricht erhalten, so rief auch Niclot sein Volk unter die Waffen und erinnerte den Grafen Adolf an das mit ihm geschlossene Schutz- und Trutzbündniß. Aber der Graf wollte davon nichts wissen und verweigerte jeglichen Beistand. Da entbrannte der Zorn des betrogenen Slawen; unerwartet erschien er vor Lübeck, an einem Tage den Krieg ankündigend und beginnend. Nach kurzer Gegenwehr war die Stadt erstürmt. Dies blutige Beispiel scheuchte endlich das Kreuzheer aus seiner deutschen Langsamkeit auf. Es fiel in Mecklenburg ein, sengte und plünderte wie der Feind und zwang Niclot zum Rückzug. Große heroische Thaten wurden nirgends verrichtet. Keine Flamme erlischt so leichter als die der Begeisterung. Kurz, der ganze Kreuzzug war in einigen Monaten beendet, und kann nicht treffender bezeichnet werden, als es von Bernhard in den wenigen Worten geschehen: „Man

hatte Schlacht geschlagen, schlecht geflogt und schlechten Frieden geschlossen." Nachdem die Deutschen von den Slawen das Versprechen erhalten, sich taufen zu lassen und die Gefangenen frei zu geben, verlangten sie das verwüstete Land, während Adolf II. von Kiel das alte Bündniß erneuerte. Dieser verunglückte Versuch gewährte den christlichen Fürsten nur wenig Schutz, als aber Heinrich der Löwe kaum Lübeck vor Jaxo der Gefangenschaft in der Hand hatte und sich mit Klugheit an der innern Angelegenheiten der Slawen eindrängte, konnte Wagrien ungestört von der christlichen Kirche bis zu seinem Tode, der 1195 erfolgte, wachsen.

Bis zum Jahre 1160 mußten die Slawen ihren Gott und Herr, oder wurden vielmehr durch den Löwen im Zaume gehalten, als dieser aber in diesem Jahre von seinen Ländern entfernt gehalten wurde, brachen sie das Friedensgebot und fielen raubend in die christlichen Länder und Städte. Auch Lübeck wurde von einem plötzlichen Ueberfall bedroht, aber glücklich durch die Geistesgegenwart eines Priesters gerettet. Kaum hatte Heinrich von diesem erneuten Raubzuge Kunde erhalten, so zog er gleich einer drohenden Gewitterwolke eilig daher und seine Scharen wüteten furchtbar gegen die Unglücklichen: was nicht das Schwert traf, ertrank im Wasser oder wurde gefangen genommen. In das eroberte Land rief er dann Ansiedler aus Holland, Flandern und Seeland, die in Dörfer und Städte, welche so viele Jahrhunderte ein Sitz des Heidenthums gewesen, neues Leben, christlichen Glauben und christliche Sitten brachten. Der Kampf um das Obereigenthum aber entfernte sich immer weiter von dem Baltischen Meere nach den Ufern der Weichsel.

Allein dieser Zug des Kreuzes an den Küsten der Ostsee war zu groß und blutig gewesen, als daß man nicht schon früher gesucht hätte, dessen durch Denkmäler der redenden und bildenden Kunst zu vereinigen. Sinnreicher aber und poetischer ist es wol nie geschehen als durch jene Legende, die wir noch heutigen Tages unter dem Wandgemälde in dem Dom zu Lübeck in lateinischen Versen lesen, deren deutsche Uebersetzung nur, wie sie in alten lübischen Chroniken zu lesen ist, zum Schlusse anfügen.

Die Zeit hat lange begehrt, als Karl, der große Held,
— Der auch den andern Karl nennt unsre große Welt —
In Westland einmal sagt mit einem goldnen Ring,
Der ist um beiden Hals gelegt einem King
Von Greife ganz gemacht, kunt nach der Zahl stringe.
Wann von den vier Viertheil gelungen mit gehegt
Vierhundert Jahr' herrsch dem Heinrich, soll genannt
Der Leu, ein großer Fürst, tundt ganze Sachsenland.
Er sich an diesem Ort auch zur gewissen Zeit,
Die kann und muss der Greif ehr' alle Kaufmannen
Sich wenn sich, und gut Gericht zur Jagd
Den Greifen sing man hat, und wie der Kunst ringt.
Wird er von den gefunden. Er sieht das gilt zu Tage
Das gelichen dem Gewerb ein Recht in diesem Stand,
Drauf er an diesem Ort ein heilge Tod gewann,
Da kamen eine Kind', und klagten auch viel,
Wie sorge wollte man; schwächt sie auch beigehalt.
Daß sie schon und auch recht. Er sah zum Wahrzeichen
Ein goldgestaltet Kreuz in einem rothen Schild.
Das einer Kind erkannt, so wundert es sich nicht,
Warum an diesem Ort ein Kreuz ist aufgericht.

Ueber Anmuth.

Von Moriz Carriere.

Die Schönheit, die wir als den sinnlichen Ausdruck eines Vernunftbegriffs bezeichnen, daß Schiller in der Abhandlung über Anmuth und Würde die des Baues oder die architektonische genannt und sie von der beweglichen oder bewegten Schönheit unterschieden, in welcher er die Anmuth sah.

Es leuchtet ein, daß holzerne Schwerfälligkeit und steife Starrheit von der Grazie am fernsten steht, daß diese sich vielmehr durch Leichtigkeit und ein freies Spiel der Kräfte kundgibt. Schiller verlangt dabei sprechende Bewegungen, das heißt solche, die ein Geistiges ausdrücken, er will, daß die Schönheit der Seele durch sie hindurchscheine. Er eignet die Grazie nur der Aeußern an und das ist richtig, aber er hält die Aeußere zu eng, wenn er sie nur der Persönlichkeit zuerkennt.

Anmuth ist die Schönheit der Gestalt unter dem Einfluß der Freiheit, der Zufall aber, sie sei die Schönheit derjenigen Erscheinung, welche die Person bestimmt, dünkt uns zu eng. Er verträgt der Natur als solcher die Anmuth. Ich möchte sie weder dem Schmetterling absprechen, der im Blumenfeld die zarten farbenschimmernden Flügel auseinanderfaltet und schlägt, noch der Palme, die im Abendwinde sanft sich wiegt, noch dem Wasserstrahl, der sich in den Perlennebeln glänzender niederrieselnder Tropfen hüllt; in dem Spiel der höhern Thiere ist sie freilich schon mit empfindungsvollen seelenhaften Regungen durchdrungen.

Im Fortgange der Entwickelung nähert sich Schiller der ganzen Wahrheit. Er spricht von Bewegungen, die unwillkürlich in einer Empfindung begründet sind und sie sympathetisch begleiten wie das Mienenspiel und die Geberden das

Wort des Redners, und in dem Antheil, den Stimmung und Gefühl der Person an einer willkürlichen Bewegung hat, in dem Unwillkürlichen an demselben sucht er die Grazie. Das Subjekt darf nie so aussehen, als ob es um seine Anmuth wüßte, sagt er hinzu, und sicherlich wird sie nicht gefunden, wenn sie gesucht wird. Jede Affektation ist widerlich. Selbst der über die Bewegung gebietende Wille darf nicht sichtbar sein, wie von selbst aus eigenem Trieb muß sie vor sich gehen und doch zugleich zum Ausdruck der Seele werden. Und so möcht ich sagen: Wir haben in allem Schönen die Verschmelzung von Geist und Natur, von Gesetz und Erscheinung. Aber diese Harmonie kann dadurch hervorgebracht werden, daß der Wille oder die Idee sich die Außenwelt unterwerfen und sich selbstbewußt in sie hineinbilden, oder es kann auch geschehen, daß die Natur sich dem Geist freiwillig und wohlgefällig anschmiegt und daß die individuellen Lebenskräfte nicht sowol von einem Gesetz über und außer ihnen beherrscht erscheinen, als daß sie dasselbe mit eigener freier Lust erfüllen. In diesem Falle entsteht die Anmuth.

Sie geht aus von der Natur, vom Instinktmäßigen und Sinnlichen, sie liegt im Unbewußten, sie erfreut uns durch das Seelenhafte im Unwillkürlichen, durch die angeborene Leichtigkeit, mit welcher der Trieb ein Gesetz erfüllt, ohne daran zu denken; sie besteht in einem Ueberschuß des Eigenthümlichen über das bloß Regelrechte, so wie Begeisterung und Liebe ein Weiteres und Höheres sind und thun als die bloße Befolgung der Rechtsordnung. Anmuth wäre nicht in einer Welt der Nothwendigkeit. Sie ist das Zwanglose, sie ist Ausdruck der Freiheit, aber nicht sowol des sich selbst erfassenden Willens und bewußten Handelns, als der Freiheit in der Natur; sie erscheint im Menschen soweit er zugleich Natur ist und der Natur keine Gewalt angethan wird, weil sie sich von selbst in das Reich des Geistes erhebt und hingebend ihm sich anschmiegt.

Dagegen gehört die Würde dem Geist an. Sie ist stets Ausdruck der Geistesfreiheit in ihrer Herrschaft über die Triebe; in ihr erscheint die siegreiche Sicherheit der Idee. Schiller sieht sie vorzugsweise in der Ruhe, auch im Ertragen des Leidens, wenn der Geist dem Widerwärtigen die edle Fassung des eigenen Wesens entgegenstellt. Die Gravität, welche sich mit Würde belehnen möchte, wo der sittliche Wille doch nichts vollbrachte, verfehlt ebenso ihr Ziel als die anmuthhaschende Ziererei. Aber es gibt auch eine würdevolle Bewegung, eine solche, in welcher der auf Hohes und Großes gerichtete, von Hohem und Großem durchdrungene Geist vieler seiner Stimmung und diesem seinem Ziele auch die Schritte gemäß macht, die er thut; es gibt auch eine anmuthige Ruhe, in welcher die Beweglichkeit der Glieder nicht aufgehoben und die Gewalt in eine durch das innere Wesen bedingte Lage hingegossen ist; häufig wiederholte Bewegungen werden durch Gewohnheit eine zweite Natur, oder bilden einen stehenden Zug, einen bleibenden Ausdruck der Miene. Aber wie das Natürliche so der Anmuth auch der Freiheit, so ist die Ruhe in sie auch der Bewegung hervorgegangen. Wenn uns das Spiel der sanft sich hebenden und senkenden Welle anmuthet, so erscheint dieselbe Form ja in der Linie, die vom Stiel aus bis zur Spitze den Umriß der Rosenknospe bezeichnet und auch sie ist geworden durch die Thätigkeit und Bewegung des sich bildenden Organismus. Vischer erklärt die Anmuth im Gegenstande als den Ausdruck der lebendigen Bewegung der Idee, „welche den Stoß durchdringt, aber durchaus liberal, sodaß seiner Zufälligkeit kein Zwang angethan wird". Vielmehr erscheint der Stoß, das materielle Dasein selber als das frei sich Bewegende, damit seine eigene Idealität Bewegende. Durch die Zufälligkeit hebe das Anmuthige aus dem Zusammenhang des Seelenhaften heraus; gerade das erfreut uns im Anmuthigen, daß auch die unterstellte Bewegung des Körpers dennoch seelenhaft ist. Das Eckige, Schroffe, Harte in der materiellen Gestaltung wirkt nicht anmuthig, weil es in seiner Erscheinung selbst ein gegensätzliches Zusammenstoßen, Abprallen und Widerstand zeigt, während das Runde, Weiche, Wellige, dessen eigene Theile ineinanderfließen, sich damit als das Bestimmbare und Durchdringliche für die Idealität hingibt.

Anmuthig ist das Hellenenthum, würdevoll die römische Art. Dort blüht das Leben auf wie ein glückliches Gewächs und die Herrlichkeit seiner Entfaltung dankt uns mehr eine Gabe der guten Natur, die von selbst so liebliche Früchte bringt, als der Preis mühseligen Ringens und Kämpfens, wie solches Rom gegründet und groß gemacht hat, sodaß seine Bürger in der Herrschaft über das Widerstrebende und in der Selbstüberwindung ihre Ehre fanden. Dem Manne kommt mehr die Würde, dem Weibe die Anmuth zu; im Mann herrscht der selbstbewußte Wille, während das Weib durch Reinheit und Innigkeit des Gemüths und

ungerte und mehr nur ſich ſelbſt erlebt, wo der Mann ſich erarbeiten muß. Heldiſch, ſelig in der eigenen Kraft, lebt die weibliche Natur neben dem Manne, der ſeine Kräfte auf einen beſtimmten Zweck richtet und kennt, um das Reich des Weibes auszubreiten. Die harten Muskeln des Mannes kennen die Leichtigkeit nicht wie die zarten, weichen des Weibes, deren Bewegungen der Ausdruck des in ſich harmoniſch geſtimmten Innern iſt. Aber wie Mann und Weib zuſammengehören und erſt vereint die ganze Menſchheit ausmachen, ſo Anmuth und Würde. Schiller ſieht viele Verbindung in der hohen Grazie, von welcher Winkelmann ſchreibt: „Die himmliſche Grazie ſchaut ſich allenthalben um und kauft ſich nicht an, ſondern will geſucht werden; ſie iſt zu erhaben, um ſich ſehr ſinnlich zu machen; ſie verſchleiert ſich in die Bewegungen der Seele und nähert ſich der ſeligen Stille der göttlichen Natur.“ Schiller ſelbſt bemerkt hierzu: „Sind Anmuth und Würde, jene durch architektoniſche Schönheit, dieſe durch Kraft unterſtützt, in derſelben Perſon vereinigt, ſo iſt der Ausdruck der Menſchheit in ihr vollendet und ſie ſteht da gerechtfertigt in der Geiſterwelt und freigeſprochen in der Erſcheinung. Beide Geſetzgebungen berühren einander hier ſo nahe, daß ihre Grenzen zuſammenfließen. Mit gemildertem Glanze ſteigt in dem Lächeln des Mundes, in dem lautbelebten Blick, in der heitern Stirn die Vernunftfreiheit auf und mit erhabenem Abſchied geht die Naturnothwendigkeit in der edeln Majeſtät des Angeſichts unter. Nach dieſem Ideal menſchlicher Schönheit ſind die Antiken gebildet und man erkennt es in der göttlichen Gewalt einer Niobe, im Belvederiſchen Apoll, in dem Borgheſiſchen geflügelten Genius und in der Wuth des Barberiniſchen Faunes.“

Was uns anmuthet, das ſpricht uns zunächſt von der Naturſeite an und hat etwas Hinreißendes, Berauſchendes in uns überſtrömen; es erquickt, erhält und fördert uns in unſerm perſönlichen Weſen, es entrückt uns nicht dem Gewöhnlichen, es demüthigt uns nicht vor uns ſelbſt wie das Hohe und Heilige, es reißt uns nicht zu ſich empor wie das Erhabene, ſondern es ſchmeichelt ſich uns ein, es neigt ſich zu uns hin und ſtets uns Neigung ein. Darum nennen wir es auch das Liebliche, denn durch Anmuth erweckt die Schönheit unſere Liebe. So überwiegt allerdings in der Anmuth das Sinnliche, in der Würde das Geiſtige, aber keins kann ohne das andere ſein, ſonſt würde die Schönheit aufgehoben.

In Grazie beſonders in der Bewegung oder die werdende Schönheit, ſo drückt Würde vermöglich das Gewordene aus, die im Werth zu Tage gefördete Weiſenheit, das Anſehen und die Stellung, die gewann ſich erworben hat, beſonders auch in dem Sinne, daß er mit ſeiner Perſönlichkeit einen höhern Beruf von allgemeinerem Charakter im Staat, in der Kirche, in der Wiſſenſchaft begleitet. Die Würde, die der Mann zu tragen hat, läßt ſeine Kraft und Gewichtigkeit erſcheinen, gibt ihm aber nothwendig zugleich den Ausdruck eines geübten und geordneten Weſens, und wie das Anmuthige im heitern Spiel, ſo zeigt ſich das Würdige im Ernſt der Pflicht, in der Strenge und Schärfe der Form, in der einfachen Betonung des Bedeutenden, in der Hervorhebung des Weſentlichen. So nähert es ſich dem Erhabenen, das wir als dasjenige Schöne betrachten, welches vornehmlich durch ſeine Größe wirkt, während das Anmuthige gern ſich im Kleinen zeigt und dadurch zierlich oder niedlich wird, uns nicht imponiren, ſondern ſich uns gefällig erweiſen will, mit einem Reichthum aufblühenden Schmucke die ſchlichte Regelmäßigkeit einfacher Normen umkleidet, durch die Fülle des Beiwerks veranſchaulicht es die freie Beweglichkeit des Geiſtes und der Natur in biegſamen und geſchmeidigen Formen und will nicht ſowol durch das Ganze als durch jeden einzelnen Theil uns erfreuen. Darum aber dürfen wir das Anmuthige nicht als die unvollſtändige Schönheit bezeichnen wollen, die mit dem Mangel der Erhabenheit in dem Beſondern und Einzelnen befangen bleibt und den Beſchauer fehlt, das heißt, die innerliche Freiheit und Einheit des Bewußtſeins aufhebt und ihn als Einzelweſen in die erſcheinende Einzelheit verſenkt, wie Weiße in ſeiner Aeſthetik lehrte, denn mit Recht ſagt Emil Braun, daß alle Anmuth, die des Zuſammenhanges und Wechſelbundes mit der Erhabenheit verluſtig gegangen, zur faſtloſen Eleganz herabſinkt und von der unerquicklichſten Wirkung iſt, ein faſtes, ſinnliches Lächeln ohne Grund des Inhalts. Vielmehr blüht die wahre Anmuth aus der vollendeten Kraft hervor und das Erhabene kleidet ſich gern in ihr Gewand.

Leicht ſinnlicher zwar iſt die Anmuth des Kleinen und Feinen als die des Gewaltigen, aber die Grazien ſtanden auf dem Schild des Zeus von Phidias, ihr Bild ſchmückte die Stirnbinde der Here Polyklet's und wer verkennt die Anmuth der Umriſſe im hoheitsvollen Antlitz der Juno Ludoviſi, in den Geſtalten und Perſen der „Iphi

gemäß" von Goethe, oder in Beethoven's Musik, wo in den Tiefen des Geistes melodisch erklingt? Raumschroll steht der Tempel des Ideenreichs vor seinen inneren Augen, im Glanze der edel geformten Hermen, glänzend im Rosenduft wie geweihtes Licht, wie wenn es aus den Strahlen der Sonne bereitet wäre. Anmuthsvoll lacht uns der Spiegel des blauen Meeres entgegen und wir leben in ihm ein Bild des Unsterblichen selbst. Die Grazie der Meeresgöttin Venus wird von den Griechen oftmals, weil diese selbst immer jung, blühend und wonnig ist und die Fülle des geistigen Selbstgefühls zum Zauber der weiblichen Liebenswürdigkeit kommt. Wer die Neapolitanische Meergöttin geschaut, der versteht, was die Alten mit dem Ausdruck der furchtbaren Grazien des Reichthums bezeichnen wollten. Anmuth waltet nicht blos in dem Gemälde der jungfräulichen Mutter mit dem Kinde von Rafael's Hand, sondern auch in den umfangreichen und sinnvollen Schöpfungen derselben Meisters, die das religiöse und philosophische Leben schildern. Anmuth verklärt die Dämonische der delphischen Sibylle Michel Angelo's. Anmuth entfaltet sich nicht blos im Kreise um Kaulbach's große Bilder, der die Weltgeschichte als ein lustiges Kinderspiel darstellt, sondern in den Bildern selbst, welche die Idee der Geschichte in tragischer oder epischer Würde verkörpern; sie waltet in der Bewegung und Gestaltung der einzelnen Figuren und in der Art und Weise, wie sie sich ungezwungen bei aller Selbständigkeit doch zur Gruppe und zum Ganzen verbinden.

Einen Zusammenhang von Kraft und Anmuth erkannte Vasari, wenn er über Andrea Verocchio und dessen Genossen schrieb: „Wäre einem Meister die bis ins Kleinste gehende Fertigkeit eigen gewesen, welche die Vollkommenheit und Blüte der Kunst ausmacht, so würden sie in ihren Werken auch eine kräftige Kühnheit entwickelt haben und daraus wäre wieder jene Lieblichkeit und höchste Grazie entstanden, die man bei ihnen nicht findet, mit welch angestrengtem Fleiße sie auch arbeiten, und die den schönen Gestalten den höchsten Kunstwerth verleiht." Pindar beginnt am Schluß des 12. Olympischen Siegesliedes: „Vollendetes Jesus, gib Würde und das Glück dieser Anmuth diesem Lied."

Die Griechen haben die Idee der Anmuth selbst mythologisch und künstlerisch gestaltet; indem wir ihrer sinnvollen Dichtung nachgehen, wird unsere Darstellung durch die Phantasieschöpfung des Volks der Schönheit selber bestätigt werden. Eurynome, des Meergottes waltende Tochter, ein Bild der Naturfülle, der sinnlichen Lebenskraft, hat vom Gott des Himmels und Erbauer der Welt, von Zeus, die Charitinnen geboren. Das Geschlecht der Horen, welche ihm Themis, die Satzung, geboren hatte; Wohlordnung, Recht und Friede (Eunomia, Dike, Eirene) und ihre Namen und die Namen besagen ihr Walten und deuten auf die sittliche Weltordnung auch im Reiche der Natur. Der sittlichen Weltordnung, wie sie durch die Geschicke der Menschen sich offenbart, stehen die Moiren oder Parzen vor, ebenfalls Töchter des Zeus und der Themis. Aber während hier das allgemeine Band der Dinge und der Weltwirksamkeit offenbar wird, zeigt sich die freigebige Lebensfülle in den Kindern des Zeus und der Eurynome. Aglaja ist der Name der ersten, er bedeutet Glanz; Pindar nennt sie zugleich die Hehre; Euphrosyne, die Frohsinnige, Thalia, die Lebensblüte, heißen die beiden Schwestern, die der Töchter als gesangfreudig und liederfreudig bezeichnet. Bedeutungsvoll ist mir die Dreizahl. Sie ist nicht ursprünglich, aber von Anfang an steht die Charis nicht einsam, sondern es sind mehrere, zunächst zwei. Kleio und Phaenna heißen sie bei den Lesern, Schall und Schimmer: es sind diejenigen Bewegungen der Materie, die uns das innere Leben und den ihr anvertrauten Sinn offenbaren. Ton und Farbe, diese Empfindungen unserer Sinne von der Bewegung der Materie, und das Element aller Anmuth. Auxo und Hegemone, Wachsthum und Führerin, heißen die Huldgöttinnen der alten Athener; es ist das Leben der Freiheit, das sich entfaltet und vermehrt, aber dabei der Führung bedarf, um nicht der Willkür zu verfallen, sondern zu höhern Daseinsformen hinaufzusteigen. Daß ihnen dann Peithe, die Ueberredung, gesellt wurde, ist wieder bedeutungsvoll; der Zauber der Rede entfaltet seinen Reiz nicht, um uns zu zwingen, sondern er will in uns eingehen und uns zur Selbstbestimmung für das gleiche Ziel hinleiten. Mehrere Gestalten, nicht unabhängig außer- und nebeneinander, sondern als Gruppe zusammengefügt, sodaß eine in der andern lebt und aufgeht und jede an die andere sich anschmiegt und ihr entgegenkommt und eine an der andern sich ergänzt, sie geben erst das volle Bild der Anmuth, die wir stets als Hingebung und Huld zugleich bezeichnen müssen. Dies zu veranschaulichen griff der Genius der antiken Bildkunst zum Dreiverein der Grazien. Nicht sogleich und nicht sofort mit vollendeter Meister-

schaft, aber die Kraft war um so herrlicher. Von Sokrates weist eine Gruppe der drei Grazien erwachsen, sie waren noch bekleidet; erst Praxiteles streifte die Hülle ab und ließ die Glieder aus den Kleidungsfalten hervortreten.

Aber der philosophische Genius des Sokrates hat umgewirkt, vor Ihm eine vollendete Erscheinung zu geben, die Harmonie im Einklang zu gebären, in der Eintracht mehrerer Gestalten, die der Selbständigkeit fähig sind und deren jede doch nur um des andern leben, an den andern sich zur Totalität, zur allseitigen Darstellung der zugehörigen Natur ergänzen will. Der Geist und das Gesetz, denen die Individualität und die Natur sich anbequemen, um sie wollig in sich aufzunehmen, gewähren beiden Halt und Maß, und so gelangt die innere Triebkraft zu edler Entwickelung und Vollendung. Keins scheint des andern zu bedürfen, das Gesetz nicht der Lebenskraft, die Natur nicht des Geistes, und doch sind sie füreinander da, innigster da. So erscheint jede der drei Schwestern schön für sich und zugleich halten sie sich wechselseitig umschlungen; jede könnte auf der eigenen Weisheit beruhen, doch neigt sie huldvoll zur andern sich hin; jede könnte selbständig sein, doch fügt sie sich freudig als Glied in ein Ganzes. Aus dem Geist ist jede Absichtlichkeit, aus der Natur jeder Zwang äußerer Notwendigkeit entfernt; die Form ist nirgends Hemmung oder Schranke, sondern das Werk und die Selbstbegrenzung des freien Gestaltungstriebes, darum schwellend, satt, voll melodischen Klanges. Aller Selbstsucht ledig, sucht keine der drei Schwestern das Ihre, findet aber ihr Glück und ihre Vollendung in der andern; denn das Sichverlieren in wahlverwandten Wesen ist die Auferstehung in ihnen: jede nimmt die Natur der andern in sich auf, indem sie sich ihnen hingibt. Das Ganze selbst tritt nicht als herrschende Macht auf, welche die Glieder sich unterwürfe, sondern wird durch ihren selbstgewollten Liebesbund hervorgebracht.

Die erste Strophe der Pindarischen Hymne an die Charitinnen, der ich eben gedacht, lautet selbst wie eine philosophische Andeutung des Begriffs der Anmuth; sie möge hier zum Schluß in einer von mir versuchten Uebersetzung noch eine Stelle finden; im Rhythmus selbst erklingt das Wesen der dargestellten Gedanken.

Auf reflexumgossner Flur, im Wogenschlage
Unsres Sees Kephisos strömt,
Herrlichste Charitinnen, Liebesverflechter,

Die in Orchomenos Bürgerinnen abwechselnden Reihn
Ihr weiht,
Hoch hat Gelehrte Rat! Denn nun auch kommt ein jeglicher
Freudiges und Zärtes, was Erfreuliches wirkt,
Wenn er ein Schönes ein weiles, herrlicher Musen Hauch,
auch ihr Walter
Ihr Heiligen, schaut ihr
Einst zum ersternden Mahl, eins zum Reigen, oder
Wird einmal ein Gesang
Im Himmel ins, und Hell in den gastfreigeschmückten
Festlichen Kreisen eures Throns
Bei dem der ewig ihren Bruder im Bogen macht verehrend

Auch für Schiller wird die Anmuth zur Brücke über die Kluft zwischen Natur und Geist; er glaubte zu einer Erklärung annehmen zu müssen, daß die moralische Ursache im Gemüth, die der Grazie zu Grunde liegt, in der von ihr abhängenden Sinnlichkeit gerade denjenigen Zustand nothwendig hervorbringe, der die Naturbedingungen des Schönen in sich enthält. So ward ihm das Schöne die Ineinsbildung des Idealen und Realen, eine Bestimmung des Begriffs, welche die folgende Philosophie für die entsprechendste erklärt hat.

Was in eins gebildet werden soll, das muß ursprünglich eins gewesen oder füreinander da sein, sodaß beide sich zur vollendeten Darstellung des Wesens ergänzen können. Wären Idee und Erscheinung, wären Geist und Natur, Gedanke und Materie ein Dualismus von Haus aus, herrschte nicht eine Einheit in und über ihnen, so würden sie, ohne Beziehung zueinander, weder aufeinander wirken, noch das eine im andern sich darstellen können. Nur wenn die Grundformen der Welt dieselben sind mit denen der Vernunft, ist eine Erkenntniß der Dinge möglich, weil die Wesenheit der Dinge sonst in eine andere als die eigene Form gebracht und, damit verändert, nicht verstanden würde; unser Weltbild wäre ein bloß subjectives, dem Traum ähnlich, und wie würden wir vermögen, nach unserer Erkenntniß die Kräfte der Natur für uns zu verwenden und dadurch zu beherrschen, daß wir sie ihren Gesetzen gemäß für unsere Zwecke arbeiten lassen. Das Gefühl des Schönen überzeugt uns gerade unmittelbar davon, daß das Sinnliche die Selbstoffenbarung des Geistigen wird und damit das eine ewige Sein in zweifacher Daseinsweise besitzt. Die zweifache Daseinsweise aber tritt ein, weil ohne den Unterschied keine Anschauung, keine Liebe, keine Erkenntnis möglich ist, weil durch den Unterschied erst Bestimmtheit gewonnen wird.

Der Schauspieler Pylades.

So oft in Zeiten der Stimmung und Aufregung die Lebensentfaltung eines Volks gehemmt wird, möchte die Wichtigkeit des Theaters, dieses Surrogats wahrhaften öffentlichen Lebens.

Das wird auch sehr wohl gewußt und wenn bekanntlich mit Predigern, Memoiren- und Schwurgericht „nicht regiert werden kann", so wird unter den positiven Erfordernissen der Beherrschung dem Schauspielwesen der nächste Platz hinter der Beschaffung des Lebensunterhalts eingeräumt [illegible], und um die Terzette analog voll zu machen, kann noch die bekannte alimenta ratio regnum hinzugefügt werden.

Das Schauspiel bildet somit ein wesentliches Glied dieser Kette und es darf, um die Sache in das rechte Licht zu setzen, nur an das wie überall so auch hier gegenwärtige Rom erinnert werden: an die Circensischen Spiele und an die Parteien der Rennbahn, die länger als ein Jahrtausend als organisirte Körperschaften bestanden und mit dem Sinken der Reichsmacht in umgekehrtem Verhältniß Gewicht gewannen. Auch unser Theater haben eine politische Berechtigung und das weltliche, weltliche und heilige Ostern gegen den Histrionencultus zeugt von einem Mißverstehen der Geschichte. Wenn das im „Rheinischen Museum" von 1826 S. 344 angekündigte umfassende Werk über das römische Schauspielwesen der Kaiserzeit erschienen sein wird, werden die Deutschen in den Stand gesetzt sein, die staatliche Bedeutung des Theaters gründlicher zu würdigen.

Inzwischen ist es vergönnt, auf einen dieser Geschichtsepoche angehörigen Mann vorläufig aufmerksam zu machen, der wegen seines klaren Verständnisses dieser Verhältnisse den Dank der Nachwelt beanspruchen darf. Es ist der von seiner Zeit hochgefeierte, in den Glossarien häufig erwähnte und daher den Philo- und Archäologen wohlbekannte Mime Pylades.

Durchdrungen von der Wichtigkeit seiner Aufgabe hatte er einst einen Zuschauer, der ihn ausgezischt, mit dem Dolche bedroht. Unglücklicherweise mochte der Bedrohte ein Mann von Rang sein, daher denn Pylades um seiner künstlerischen Empfindlichkeit willen polizeilich gemaßregelt und ausgewiesen wurde. Suetonius „Octavianus" C. Allein der Kaiser Augustus fand es seinem Streben nach Volksgunst angemessen, den Liebling des Publikums bald zu begnadigen. Als er ihn bei dieser Gelegenheit vor sich forderte und ihm die Neigungen mit seinen Kunstgenossen zu vermitteln Veranlassung nahm, erinnerte sich Pylades, daß des Herrschers ganzes Leben eigentlich nur ein fortwährender Staatsstreich sei und entgegnete mit Herwegh'scher Offenherzigkeit: „Es kann ja dir, Cäsar, nur förderlich sein, wenn das römische Volk seine Aufmerksamkeit auf unsere Streiche richtet." Dio Cassius 54, 17.

Es wird nicht berichtet, daß Augustus diesem Epigramm widersprochen habe, und so ziemt auch uns anzuerkennen, daß Treffenderes nicht gesagt werden konnte und daß mit diesen geschichtlichen Worten die „höhere Bedeutung" der Bühne gewichtiger bezeichnet worden ist, als in vielen langweiligen Schriften über diesen Gegenstand geschieht, deren unerquickliche Reihe noch neuerlichst in der „Deutschen Vierteljahrsschrift von 1846", IV, 31, mit üblicher doctrinärer Breite und unter Verdammung des künftigen „modisch christlichen Dramas" vermehrt worden ist.

Anregungen.

Unterhaltungslectüre.

VI.

In die „kleine Welt des Herzens" führt uns ein stimmungsreiches Buch „Ein Frühling. Von Jakob Corvinus" (Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1837).

Um den Stamm der Erzählung, eine einfache Liebesgeschichte zwischen einer Blumenmacherin und einem Philologen, schlingen sich allerlei grüne und bunte Gewinde, bald zu einem Kranze sich vereinend, bald wild und neckisch auseinander laufend. Hier und dort erinnert die eine Seite des Buchs an Jean Paul, seine überschwänglichen Heldinnen, seinen elegischen Humor, alles Gelungene ist Miniaturmalerei, die Schilderung kleiner Lebensverhältnisse, kleiner, traulicher Gemächer, eines alten Junggesellen. Darüber hinaus erheben sich weder Empfindung noch Darstellung. Die außerordentlichen Begebenheiten und leidenschaftlichen Menschen verlieren jeglich bei ihrem Eintritt in den Kreis des Verfassers ihre Wahrheit und jene Fülle individueller Züge, mit denen derselbe so glücklich die andern, nicht auf Kothurnen gehenden Gestalten seiner Erzählung ausstattet. Die Einheit jeder Kunstform wird zerrissen, sobald sie widerstreitende Gegenstände zusammenzwingen will. Wenn auf einer Seite ein verliebter Jüngling hinter dem Ladentische seines Krämerdens schmerzlich bewegt die Düte mit Rosinen, die seiner Angebeteten bestimmt war, einem Jungen schenkt als Zugabe zu einem halben Mas Sprup, soll nicht auf der nächsten eine große, weit

berühmte Gespenst auf den Namen Lenore, wie Sarpho auf dem Leukadischen Felsen ihr Leid und den Fluch des Schicksals brauchen, wenngleich das vergnügte Autor, der gerade vom „Roman der Liebe einsamer" als dem wahren Element des Lebens gesprochen hat, seine Theorie anders verstanden. Kennen hatte unser junger Autor in einem früheren Werkchen „Die Ehemänner der Hasenhaide" (Berlin, Stage, 1837), seine Gaben entfaltet. Wie lieb und gut und wahr gezeichnet da die Hasenhaiden, der alte Herr Teufel und der gute Kommissionsrath durcheinander und miteinander durch ihre kleine Welt! Jetzt wird er kühner, greift und die Tendenz des Ganzen hebt nur die Harmonie einzelner schöner Stimmungen und Schilderungen auf.

Vor der künstlerischen Ausarbeitung und dem poetischen Tone durch Dichte tritt „Verworren. Von Julius Gundling", ein Roman in zwei Bänden (Leipzig, Wiedemann, 1838), wieder in die Reihe der Alltagsliteratur zurück.

Nicht, daß auch nicht hier das „reale Leben" von jüdischen Spitzbuben und Wucherern, gefallene Mädchen und Liebesbriefen genau abgebildet wären, aber die Erfindung des Romans spinnt sich mühselig durch eine Reihe von Zufällen hin, wie sie schon aus „Gil Blas" und den andern spanischen Liebesromanen zur Genüge bekannt sind. Es mag das Bestreben des Verfassers gewesen sein, Prag von dieser Seite zu schildern und der Sittenpolizei Aufschlüsse zu geben. Auch dies ist ein immerhin löbliches Unternehmen, das nur leider mit der Dichtkunst nichts zu schaffen hat. Daß ein Ehepaar seine Jugend liebt, sie verliert, beider Kind verloren geht, endlich gefunden und Mittel zur Versöhnung der Aeltern wird, ist eine unbedeutende Thatsache „aus dem Leben", eine Anekdote, die eine halbe Stunde gut erzählt, angenehm unterhalten kann, aber nicht ist sie schon Merkwürdigkeit durch die Tafeln eines Kunstbuchs.

Endlich in dieser allgemeinen Gelbsucht — was könnte da unterhaltender und belehrender zugleich sein als „Memoiren eines spanischen Diplomaten. Herausgegeben von Gisela Helena" (zwei Bände, Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1837).

Ein spanischer Diplomat — auf dem Titel hat er sich selbst abbilden lassen mit den beiden Säulen des Herkules und der stolzen Inschrift „Plus ultra!" — welche Revolutionen hat er erlebt, welche Schwenkungen aller Meinungsfarben überdauert, Kerkern und Ehrenmale — ja, wenn nur nicht das Jahr seiner Prägung auf ihm vermerkt wäre — 1770! Und nun wage ihr alle schon, daß es ein romantischer Diplomat ist aus den Tagen der Monumentstürmerei und der großherzigen Verbündeten. Solche Abenteuer bilden das bunte Gewebe seines Lebens. Lebendig auf der Insel Madeira begraben, wird ihn ein Erdbeben wieder an das Sonnenlicht, und aus dem Bauche eines Krokodils am Orinoco entkommt er wie der Prophet Jonas. Denn unser Diplomat theilt die Wanderlust und die Liebe für Naturwunder mit dem jetzigen Geschlecht, und wenn er durch Afrika wandert, schreibt er mit Bartels, oder wenn durch Amerika, mit Humboldt'schen Lettern. Trotz seiner Weltreisheit in den römischen, italienischen und englischen Poeten ist unser Ideal kein großer Dichter geworden und seine eigene glatte, schon ausgeprägte Form hat ihn nicht zum Verächter der Form gemacht, er ist auf der Mittelschule gutschen Bonmots und Cultur stehen geblieben und hat in der schlechten Gesellschaft und den Räuberhöhlen, welche eine Hälfte der spanischen Landschaft und Romane bilden, die hohe Genugthuung der Lüge angenommen. In seinem Munde, um ihm auch mit einem spanischen Dichter zu antworten, „wird die Wahrheit selbst verdächtig", und seine Genossen, die jetzt mit ihm ruhig in dem Schoßkinder eines römischen Kaiserhofs liegen, preisen ihn sicherlich als den ersten Baron Münchhausen ihres Stammes.

Der Blumen Streit.

Ich lausche in des Abends Dämmerungen;
Die Rose sagt: „Blumen, huldigt mir.
Ich bin der Schönheit auserwählte Zier,
Hat sie des Geistes Sonnenglanz durchdrungen."
Und die Granate hat mit ihr gerungen:
„Ihr Schwestern, zügelt eure Herrschergier!
Erglänze ich nicht strahlender als ihr?
Ich bin dem Licht am leuchtendsten entsprungen."
„Wer ringt mit mir?" — die stolze Rose sprach —
„Ich prange als die königliche Blume
Und als Vasallen dient ihr meinem Ruhme."
Ich hörte still der Blumen Streit und brach
Die Hadernden für dich, was sie entzweite
Vergaßen bald sie, da ich sie weihte.

Edmund Doter.

Die Tanne.

Die Tanne ragt so hoch und hehr —
Die Sträucher ringsum schweigen
Und haben am stolzen Tannenbaum
Gar vieles auszusetzen.

Die Tanne hört von allem nicht,
Sie sieht die Bahn sich weiten.
Sie sieht der Wälder wogend Meer
Sich über die Lande breiten.

Sie lauscht, wenn unten vom Höhn durchwühlt,
Die Sträucher zittern und schwanken,
Mit ihrem Freunde, dem brausenden Sturm,
Gewaltige, hohe Gedanken.

Alexander Kaufmann.

Für die Schillerstiftung gingen beim Herausgeber dieses ein: für ein „Jahrbuch zur Schillerstiftung" 1 Thlr. von Herrn Dr. Schwartzauer in Dresden; bezgl. 10 Thlr. von Freiherrn von Biedermann auf Eberswalde, 40 Gulden 9 Kr. Rhein. durch die Herren Jean Naumann und C. Strauß als fernerer Beitrag des Zweigvereins der Schillerstiftung zu Offenbach am Main.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 20. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Joseph Pignata.

Ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert.

II.

Die größte Schwierigkeit, welche die beiden Gefangenen beunruhigte, war die Durchbrechung einer Mauer von mehr als sechs Fuß Dicke; sie hatten keine andern Instrumente dazu als die Scheere, das Federmesser und einen Nagel. So nahm Pignata denn zur List seine Zuflucht. Er vertraute dem Vater, der die Gefangenen allwöchentlich besuchte, daß er einen Bruch habe, der ihn quäle und ihn nöthige, um ein Bruchband zu bitten. Der Vater schickte ihm einen Chirurgus, um ihn zu untersuchen, und da er von Natur gerade eine Erhöhung an der passenden Stelle hatte und sich stellte, als ob jede Berührung ihm sehr schmerzhaft sei, so wurde der Chirurg getäuscht und er erhielt das Bruchband.

Inzwischen zeigte es sich bald, daß auch das darin befindliche Eisen, nachdem er es herausgenommen, noch nicht hinreichte, um zum Ziele zu kommen. Die gar zu feste und dicke Mauer widerstand jedem Versuch. Die armen Gefangenen richteten ihre inbrunstigen Gebete zu Gott, daß er ihnen einen Weg zeigen möge, ihre Ketten zu zerbrechen. Da, eines Abends, war es Pignata, als wenn eine Stimme zu ihm sagte: „Warum denkst du daran, eine so feste Mauer zu durchbrechen und nicht lieber den obern Theil des Gewölbes?"

Es durchfuhr ihn wie ein Blitz; voll Freude sprang er aus dem Bett und eilte, seinen Freund zu wecken, der schon in tiefem Schlafe lag. „Was gibst du mir, Philipp", rief er, „wenn ich dich in zwei Stunden aus dem Gefängniß bringe?"

„Du bist ein Narr", sagte dieser schlaftrunken; „laß mich ruhen, ohne mich mit deinen Träumen zu belästigen."

„Nein", rief Pignata, „dies ist kein Traum, es ist vielmehr eine göttliche Eingebung! Du weißt, daß über deinem Bett der Mittelpunkt des Gewölbes ist, und da die dicken Gewölbe in ihrer Mitte nur zwei Fuß haben, so können wir es in zwei Stunden durchbrechen."

„Du hast nicht unrecht!" sagte Alfonß, der aufmerksam geworden war und nun auch seinerseits bemerkte, daß, wenn sie das Gewölbe an einer Stelle durchbrächen, wo es sehr dunkel wäre, die Gefangenwärter es um so weniger bemerken würden. „Aber", fuhr er fort, „wir hätten uns dann von einer bedeutendern Höhe hinunterzulassen."

„Das thut nichts", versetzte Pignata, „denn wer sich drei Fuß hinunterläßt, kann es leicht auch vier Fuß thun." Alfonß fand dies so richtig, daß auch er vor Freude aus seinem Bett sprang, und im Hemd, wie sie waren, fielen beide auf ihre Kniee und stimmten mit leiser Stimme das Te Deum an.

Den folgenden Morgen maßen sie mit dem Stiel eines Besens die Höhe der Kammer; sie fanden, daß sie 17 Fuß hoch war und daß sie all ihre Geräthschaften übereinanderstellen müßten, um die Decke zu erreichen. Pignata erfand folgende Maschine dazu. Das Fundament

unter seinen beste Freunden halten, auf viele von ihnen, einer aber von anderen, mit auf sich noch ein Schiff. Alles packte vorsichtig. Nur die Früchte und einige Brote auf den Feldern wollten sie über Mittag und Nacht liegen, damit Sonne und Luft sie vollends süß und schmackhaft machten. Da aber der Papst Gemmenfurcht auch über ihren Aufenthalt schlief, wie er in die sie Jahreszeit zu thun pflegte, so wollten sie warten, bis er, wie alle Jahre, sein Sommerquartier bezog, bei welchem die Thore der Stadt und die Straßen nach dem Kerkergesetz Kreuzel wieder offen waren, die man wegen der Pest gesperrt hatte.

Sie besuchten sich unter allen Zusammenkünften, und so an einem Abend besuchten sie in ihren Gesprächen waren sie übereingekommen, daß Pignata sich als Eremit verkleiden, während sein Gefährte sich durch Perücke und veränderte Kleidung des ersteren unkenntlich machen sollte. Schon seit einiger Zeit hatte Pignata eine wollene Decke im Strohsack verborgen, aus der er sich ein Ordensgewand zu bringen dachte. Er machte auch eine Laterne von Pappe, die er innen mit Tinte schwärzte und in die er eine kleine Muschel, deren er sich zu seinen Farben bediente, setzte. In diese Muschel goß er Öl und drehte von der Baumwolle seiner Schlafdecke einen Docht, um sich, wenn sie ein wenig arbeiten sollten, heimlich damit Licht anzuzünden, da die Gefangenwärter alle Abende ihre Lampe auslöschen. Auch schaffte er sich einen Vorrath von Farben, Zwirn und überhaupt Nothigem an unter dem Vorwand, daß er zu dem herannahenden Weihnachten allerhand kleine Geschenke anfertigen wolle.

Was ihm noch mehr alle Hoffnung und Aussicht auf eine Begnadigung benahm, war ein Gespräch, das er mit seinem Beichtvater, dem Pater Marchese, hatte. Dieser sagte ihm nach abgelegter Beichte, daß der Papst unerbittlich sei gegen ihn sei und daß er sich, solange dieser Papst lebe, mit keiner Hoffnung der Begnadigung schmeicheln dürfe. Im weiteren Gespräch fragte ihn Pignata wie zufällig, welche Strafe diejenigen zu erwarten hätten, die aus den Gefängnissen des heiligen Gerichts zu entfliehen versuchten?

„Es ist wahr", antwortete jener, „einige haben es versucht, aber es ist ihnen nie gelungen, da der Ort hoch und mit Gräben und Mauer umgeben ist."

„Aber welche Strafe", sagte Pignata, „steht auf diese versuchte Flucht?"

„Mein Sohn", antwortete er, „wer zu fliehen versuchte, ehe er vom Papst losgesprochen ist, würde zum Ketzer verdammt werden, und wer es nach der Lossprechung thäte, erhielte die Strafe des Gefängnisbruchs."

Als ihn Pignata nach einigen Tagen wieder sprach und sich über seine Gefangenschaft beklagte, sagte ihm der Pater zu seinem Trost, daß er den Papst von ihm und seiner Bußfertigkeit erzählt habe und daß sie übereingekommen wären, daß es schade sein würde, wenn er einen Ort verlassen sollte, der so wohlthätig für das Heil seiner Seele wäre.

Als Pignata diese Gespräche seinem Freunde mitteilte, erkannten sie beide wieder aufs neue, daß ihnen nichts übrig bleibe als die Flucht.

Was ihnen noch fehlte, war, wie schon gesagt, ein härteres Eisen als das des Bruchbandes, das zu dünn und biegsam war, um die Steine damit ausbrechen zu können. Eines, als Pignata einmal im Zimmer umherging, fielen seine Blicke zufällig auf eine Stelle, wo ehemals eine Thür gewesen war, und er bemerkte zwei große eiserne Thürangeln, die in der Mauer befestigt zurückgeblieben waren. Sogleich rief er Alessi zu: „Wir suchen in der Ferne, was wir in der Nähe haben; laß uns den Himmel danken, der uns das Nöthigste darbietet!"

„Wo?" fragte Alessi.

„Hier!" sagte Pignata, indem er ihm die Thürangeln zeigte.

„Aber wie soll man sie herausbekommen?"

„Laßt Euch mir die Sorge", rief Pignata, „und wenn es mir einen Arm kosten sollte, ich werde sie aus ihrem Loch herausbringen!" Und wirklich bearbeitete er sie so mächtig mit Schere und Messer, daß er nach drei Tagen eine derselben in der Hand hielt. Das Loch füllte er mit aufgeweichter Kreide aus und klebte auf die Stelle eine andere gemalte Angel von Pappe. Alles war so täuschend natürlich gemacht und die Farbe der Mauer so gut nachgeahmt, daß niemand die Täuschung bemerken konnte. Den so mühsam errungenen Schatz trug er nun zu mehrerer Sicherheit immer bei sich.

Oefter hatten die Freunde von dem Wege gesprochen, den sie nach der Flucht aus dem Kerker nehmen wollten, und beschlossen, über Florenz und Genua nach Frankreich zu gehen und in Lyon oder Marseille zu verweilen, bis sie von ihren Verwandten Geldunterstützung erhalten hätten. Sie hatten auch öfter über die Vorsicht gesprochen, die

man bei dem Herausreißen mit dem Seil anwenden habe, und wie nothig es sei, es mit den Bauern nicht zu verderben. Um sich darin zu üben, handhabten sie die Hacke einer Schildwache abwechselnd, beseitigten sie an die Kerkermeister, die sehr hoch waren, und langten sich daran heraus. Alles war gut gegangen und schien ihnen leicht auszuführen.

Der Monat November kam endlich und mit ihm der Nordwind und die Kälte, die den Pater Bonaventura nöthigten, sein Winterquartier zu suchen. Er zog in der Nacht des 6. aus. Die Armuth, der unter ihm wohnten, hatten das Gerücht dieses Umzugs und dankten Gott dafür. So hatten denn die beiden Gefangenen Zeit, zum ersten mal ihre Maschine aufzurichten und zu versuchen. Alfonß lief zuerst hinauf, während Pignata an der Thür Wache hielt, damit sie nicht überrascht würden. Er fing an mit Scheere und Nagel zu arbeiten, konnte aber nichts ausrichten und behauptete, die Mauern müßten von Diamant sein, weil durchaus nichts einzudringen vermöchte. Pignata ließ ihn herunterſteigen und hielt es für rathſamer, die Nacht zu erwarten, wo sie ruhiger arbeiten konnten.

Als die Stunde des letzten Besuchs der Kerkermeister herannahte, verbarg Pignata das Licht in seiner Laterne, und da jene sahen, daß die Gefangenen, schon halb ausgekleidet, ihr Gebet verrichteten, untersuchten sie nur flüchtig die Kammern, Thüren und Fenster, sagten Gute Nacht und entfernten sich.

Eine Stunde nachher, als überall Stille herrschte, richteten die beiden Gefangenen ihre Maschine wieder auf, breiteten ihre Matratzen und Decken umher und nun stieg Pignata hinauf und begann mit dem Eisen aus der Bandage das Gewölbe zu untersuchen. Er fand, daß das Loch am leichtesten da zu machen sein würde, wo das Gewölbe sich an die Mauer schloß, die beide Gemächer trennte. Das Glück ließ ihn eine hohle Stelle finden, die man bei der letzten Reparatur durch eine starke Eisenstange gestützt hatte. Das Eisen, das viele Arbeit noch frisch fand, machte ohne zu große Mühe eine handgroße Oeffnung hinein und nun nahm er die eiserne Thürangel und fing an die Steine auszubrechen. Es gelang ihm nur mit einem und er begnügte sich auch damit für das erste mal und spritzte nur mit dem Munde eine Menge Weinessig in das Loch, um dadurch den Kalk aufzulösen. Nachher verklebte er sorgfältig das Loch mit einem bemalten Blatt Papier, die Maschine wurde wieder auseinandergenommen und alles wieder an seinen Ort gestellt.

In der nächsten Nacht deckten sie die angefangene Oeffnung wieder auf und fanden, daß der Weinessig eine ganz Wirkung gethan hatte. Es wurde ihnen leicht, das Loch größer und tiefer zu machen und sie gelangten bis an den Ziegelstein, die den Ausbruch des obengelegenen Zimmers bildeten. Sie dachten, daß nun nichts weiter nöthig wäre, als diese mit dem Messer auszuheben, um Durchgang zu gewinnen. Von neuem wurde Weinessig, den sie sich in Menge von ihren Salaten aufgespart hatten, hineingespritzt, das Loch mit einem großen Blatt Papier verklebt, Kalk und Steine wurden bereits geworfen und als alles wieder in Ordnung war, suchten sie die Ruhe.

Am andern Morgen, als sie bei Tagesanbruch aufstanden, bemerkten sie, daß der Kalk und Schutt, die herabgefallen waren, einen ungeheuern Staub in den Kammern erregt hatten und wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie bei Ankunft der Kerkermeister jeder einen Besen in die Hand nahmen und die Stuben fegten. Die List gelang ihnen, einer der Gefangenwärter sagte nur: „Welchen Teufelsstaub macht ihr da?“ aber sie achteten nicht weiter darauf.

Endlich kam der verhängnißvolle Tag; es war der 9. November 1683. Den ganzen Tag über beschäftigte sich Pignata mit den Vorbereitungen zur nächtlichen Flucht. Zuerst machte er sich aus zwei Handtüchern einen Quersack, wie ihn die Mönche beim Einsammeln der Almosen tragen, und that einige Wäsche und einige seiner künstlichen Arbeiten hinein, um sie im Nothfall zu verkaufen; nachher schnitt und nähte er sich aus zwei Bettdecken ein Mönchskleid, wie es die Eremiten eines Ordens, genannt Angelica, trugen, auch nähte er die Betttücher aneinander, um sie nachher in der Nacht nur noch entzweischneiden zu dürfen; denn sie mußten für eine Höhe von 80 Fuß hinreichen. Alles wurde schnell beendet und als die Nacht gekommen und der gewöhnliche letzte Besuch der Gefangenwärter vorüber war, versprachen sich beide Gefährten brüderliche Freundschaft und stete Vereinigung, sodaß, wer nach gelungener Flucht zuerst ein Unterkommen fände, den andern nicht verlassen solle. Dieses Versprechen wurde beiderseits mit den feierlichsten Gelübden bekräftigt.

Zum letzten mal errichteten sie dann ihre Maschine und suchten ihr Werk zu vollenden, indem sie die Oeffnung so groß machten, daß ein Mensch hindurchkonnte. Aber hier fanden sie noch die

große Schwierigkeit; denn als sie die Zugeisen von oben herunter aufheben wollten, die sie geglaubt hatten mit dem Kopf einstoßen zu können, zeigte es sich, daß es unmöglich war, sie zum weichen zu bringen, weil gerade auf dieser Stelle ein alter, schwerer Mauerkeil stand, der nicht die geringste Bewegung der Steine erlaubte. Doch Pignata arbeitete mit seinen Instrumenten so verzweifelt, daß endlich ein Stein brach und es ihm möglich wurde, den Arm durch die Oeffnung zu bringen, um den Keil auf die Seite zu schieben. Nun machte er das Loch so groß, als es ihm nöthig schien.

Als dies geschehen war, stieg er wieder von der Maschine herunter und schnitt, nähte und drehte die Bettlacher zu einem Seil, lang genug, um die Straße zu erreichen. Hierauf schnitt er Alfonß die Haare ab und gab ihm seine Perücke und die für ihn bereiteten Kleider.

Sich selbst hatte er während der letzten zwei Monate unter dem Vorwand von Zahnschmerzen den Bart wachsen lassen, um ihn seiner Verkleidung gemäß zu schneiden. Er hatte zwei Briefe geschrieben, den einen an den Papst und das heilige Gericht, den andern an den Pater Commissarius und seine Gefährten, die er auf der Bibel zurückließ. Nun stieg er wieder herauf und durch das Loch in das obere Gemach, wo es seine erste Sorge war, alle Thüren von innen zu verschließen; dann ließ er sich von seinem Gefährten das Licht, die Kleider und das Seil hinaufreichen. Dieser wollte ihm nun selbst folgen, aber da er größer und stärker als Pignata war, fand sich die Oeffnung zu klein für ihn. Er fing an den Muth zu verlieren und verzweiflungsvoll an allen Gliedern zu zittern. Pignata verwies ihm seinen Kleinmuth und stellte ihm vor, daß, da das Loos nun einmal geworfen sei und er nicht mehr zurück könne, so gälte es jetzt noch, alle seine Kräfte aufzubieten, nicht aber zu verzagen. Nun thäten beide alles, was sie thun konnten, der eine von oben, der andere von unten, die Oeffnung zu erweitern und da es nicht gelang, rieth ihm Pignata, sich nackt auszuziehen; er that es und reichte dem Gefährten seine Kleider hinauf, aber als er nun hindurch wollte, hinderten ihn die spitzen Ecken der Steine und er blieb wieder stecken. Pignata, entschlossen, ihn um jeden Preis herauszubringen, nahm seinen Kopf an die Mauer, ließ Alfonß die Arme um seinen Hals schlingen und zog ihn so mit der Gewalt der Verzweiflung heraus. Aber die Anstrengung war so groß, daß er wie in Schweiß gebadet war. Alfonß dankte ihm von ganzem Herzen, zitterte und bebte aber immer noch vor Schreck und war durchaus nicht zu beruhigen.

Pignata befestigte das Seil an das eiserne Geländer, das nach der Straße ging und damit es gerade herunterfallen möge, band er sein Eremitenkleid an das Ende desselben. Hierauf ließ er es langsam herunterlassen. Alfonß, der sich indeß wieder angekleidet hatte, bat der erste sein zu dürfen, der herunterglitt, damit Pignata das Seil leiten und von dem Vorsprung des Simses entfernen könne. Pignata half ihm nun, wie er es wünschte, sich über den Balkon schwingen, empfahl ihm, das Seil weit zu umfassen, damit die Schwere des Körpers ihn nicht zu schnell herunterzöge, entfernte das Seil von dem Sims und sah ihn hinuntergleiten. Alles ging gut, bis ungefähr zur Mitte, da aber hatte er wahrscheinlich vergessen, das Seil mit den Beinen zu umfassen, Pignata hörte den Mantel, den er auf der Schulter trug, gegen die Mauer schlagen und zugleich einen lauten Schrei und die Worte: „O Jesus!" Bei diesen Lauten verließ Pignata das Zimmer und alles, was darin war, warf sich über den Balken und ließ sich leicht bis zur Erde gleiten. Er fragte Alfonß, was ihm begegnet sei; weinend antwortete dieser, daß er ein Bein gebrochen habe und zeigte ihm, daß der Knochen am Gelenk des Knöchels mehrmals gebrochen war. Von Schreck, Schmerz und Mitgefühl über diesen Unfall erstarrt, stand Pignata wie eine Bildsäule.

Aber bald ermannte er sich und fragte: „Was kann ich für dich thun, mein theurer Bruder?"

„Gehe", sagte der Verunglückte, „und hole mir einen Chirurgus!"

„Wo willst du, daß ich hingehe, zu dieser Stunde, verkleidet, wie ich es bin, dir in der Stadt einen Chirurgus zu suchen? Wenn du nicht größer und stärker als ich wärest, so würde ich dich auf meinen Schultern forttragen, aber so wie die Sachen stehen, muß, wer kann, nur sich zu retten suchen. Dein Unglück schmerzt mich aufs tiefste. Wenn du willst, daß ich bei dir bleibe, um dich nicht zu verlassen, so wird diese Aufopferung mir eben so unheilbringend werden, als sie dir nutzlos ist. Alles was du davon hast wird nur sein, mich unter den furchtbarsten Strafen leiden zu wissen und nie werden wir uns wiedersehen!"

Inzwischen hatte Pignata sein Eremitenkleid angelegt und Alfonß, der einsah, daß ihm der

andere seine Hülfe schaffen könne, bat, nur für ihn zu beten. Dies hat auch Pignata von ihm und nachdem sie sich mit Thränen umarmt hatten, trennten sie sich mit schwerem Herzen und unbeschreiblicher Angst.

Noch war Pignata nicht an das Stadtthor, das dem Gefängniß nahe lag, gekommen, als Alfonso ein lautes Klaggeschrei ausstieß und „zu Hülfe! zu Hülfe!“ schrie, aber mit solcher Stärke, daß der Thorwärter, der es hörte, als er Pignata das Thor öffnete, fragte, wer nur so laut nach Hülfe schrie, worauf Pignata antwortete: er wisse es nicht. Das Geschrei dauerte indessen fort, so laut, daß er es noch vor den Thoren der Stadt vernahm. Der schreckliche Ton dieser Stimme, der an seine Ohren schlug, zerriß ihm das Herz.

Der Zustand, in dem er war, läßt sich nicht beschreiben. Er hatte den ganzen Tag über nichts gegessen und getrunken, hatte mit übermenschlicher Anstrengung gearbeitet und fühlte sich nun so erschöpft, so kraftlos, daß er nur einen Tropfen Wasser wünschte, um seine lechzende Zunge zu erquicken. Es regnete zwar in Strömen, aber dies Wasser diente nur, ihn zu hindern und noch mehr zu verwirren. Schwach bis zum Tode, mit laut schlagendem Herzen, zitternden Knieen — es war kein Wunder, wenn ihn seine Sinne verließen, jeder Plan der Flucht aus seinem Gedächtniß schwand und nur der Instinct augenblicklicher Lebenserhaltung ihm blieb. Der schwere Eremitenrock, vom Regen durchnäßt, hinderte ihn bei jedem Schritt und im Bedürfniß, sich nur jener Last zu entladen, warf er im Vorbeigehen seinen Cucullus mit allem, was er enthielt, in eine offenstehende Scheuer und eilte weiter.

Auf einer kleinen Höhe angelangt, wo er die Umgegend etwas überblicken konnte, suchte er nach einem Ort, wo er sich verbergen konnte und entschloß sich, sich in einem der Weingärten zu verstecken, welche die Gärten umgeben. Er verließ also die Landstraße und ging an einer Hecke hin, die, wie er glaubte, eine solche Weinpflanzung einschloß, fand sie aber so dicht, daß es unmöglich war, hindurchzukommen. Zum Glück sah er einen Baum, der mitten in der Hecke stand, ergriff die niederhängenden Zweige, schwang sich an ihnen empor und ließ sich auf der andern Seite der Hecke herniederfallen. Aber statt eines Weingartens fand er sich in einem Kohlgarten, der ihm kein Versteck bot. Bei dem Schein des Vollmondes, der trotz des Regens leuchtete, sah er in der Nähe einen andern Baum, der eines mit Epheu wie eine Laube bewachsen war und unter dem man eine Art von Sitz bereitet hatte. Sogleich legte er sich und die Zweige des Epheu verbargen ihn so gut, daß er alles sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Der Regen wurde immer stärker und sein Durst quälender und er sangte das Wasser auf, das von den Epheublättern herabrieselte, fand es aber bitter wie Galle; darüber bezwang ihn endlich die Müdigkeit, er sank in Schlummer.

Bei Anbruch des Tages erwachte er, aber mit großem Schrecken, denn er hörte nahe hinter der Hecke laut bis sechs Männer gehen, die laut mit einander sprachen und von denen der eine sagte: „Hier kann niemand durch.“ Er horchte zitternd und wagte nicht sich zu regen, bis die Männer, nachdem sie mehrere male längs der Hecke hingegangen waren, ungeduldig über den noch immer fortströmenden Regen davongingen.

Er erkannte darin sichtbar Gottes schützende Gnade, denn es regnete den ganzen Tag fort, so daß er unentdeckt ruhen bleiben konnte. Der Regen strömte so stark, daß der Gärtner selbst sich nicht aus dem Hause wagte. Nur einmal kam er mit einem Kruge sporenstreichs nach dem Baum zu gelaufen, bückte sich und schöpfte ohne aufzustehen in einer Quelle, die vier Schritte von Pignata entfernt war und die er nicht bemerkt hatte, Wasser und lief ebenso eilig nach dem Hause zurück. Der arme Flüchtling litt so die Qualen des Tantalus, denn in der Nacht hatte er das Wasser nicht gesehen und am Tage getraute er sich nicht hervor, um seinen Durst zu löschen. Der fortdauernde heftige Regen durchnäßte ihn indes vom Kopf bis zu den Füßen und machte ihn starr und steif.

In dieser traurigen Lage gedachte er immer wieder an das Schicksal des armen Alfonso. Was war aus ihm geworden, wenn er sich nicht irgendwo verbergen, sich nicht vielleicht bis zu einer Kirche schleppen konnte? Sicher war er wieder in das Gefängniß gebracht worden und hatte alles auf ihre Fluchtpläne Bezügliche, Pignata's Verkleidung und den Weg, den sie einschlagen wollten, bekennen müssen. Er sah wohl, daß er seinen Plan verändern und einen andern Weg nehmen, statt nach Florenz gegen Westen, nun nach Osten gehen müsse. Eine andere Kleidung konnte er sich nicht verschaffen, da er nichts besaß als eine halbe Pistole, die ihm sein Bruder bei seinem Besuch heimlich in die Hand gedrückt hatte, aber er versuchte seinem Eremitenkleid eine andere Form zu geben. Glücklicherweise fand er seine

Schuhe, Kapuze und Jacken in der Tasche und ſchnitt ſich nun das Kleid, das bis zu den Knien reichte, bis an die Knie abſchneiden und es anders zu nähen, indem es wie ein Reifrock erſchien. Das machte auch das Kleid weniger ſchwer und hinderte zum Gehen. Die abgeſchnittenen Stücke verbarg er in der Hecke. Bis um 7 oder 8 Uhr der Regen aufhörte, nahm er ſeinen Weg nach der anderen Seite, überzwang die Hecken, die ihn hinderten und eilte auf ein kleines Winzerhaus zu, in dem er Licht ſah. Dort bat er ſich für einen Fremden aus und bat den Winzer um ein wenig Waſſer, denn er war ſo verſchmachtet und krankhaft, daß er ſich nicht mehr aufrecht erhalten konnte. Der Winzer gebot ſeiner Frau ihm ein wenig Piquet zu holen. Dies iſt nämlich ein ſchwacher Wein, den man in Italien, nachdem man den beſten Saft aus den Trauben erhalten hat, dem Winzer noch auszupreſſen überläßt. Während die Frau ihn holte, fragte der Mann ihn nach Namen, Heimat und Reiſeziel und Pignata ſagte ihm, indem er ein ſchlechtes, mit Franzöſiſch gemiſchtes Italieniſch gebrauchte, daß er ein armer Pilger aus der Normandie ſei, der zu den heiligen Kirchen in Rom wallfahrte. Die Frau brachte ein großes Gefäß mit Piquet, wovon er mehr als die Hälfte trank; wenn er aber auch ſeinen Durſt dadurch leichte, ſo machte ihn das Getrank, weil er ſo lange nichts gegeſſen hatte, doch ſo übel, daß er beinahe ohnmächtig wurde und den Winzer bitten mußte, ihm für Geld oder um Gotteswillen ein Stück Brot zu geben. Der Mann, den ſein Zuſtand rührte, ſchenkte ihm großmüthig ein halbes Brot und zeigte ihm hierauf den Weg nach Rom, wo er ihm ein Wirthshaus empfahl und ihm gute Nacht wünſchte.

Als er allein war, ging er nicht den Weg nach der Stadt, ſondern in anderer Richtung durch die Wieſen, aber der beſtändige Regen der vorhergehenden Tage hatte dieſe ſo mit Waſſer angefüllt, daß kaum hindurchzuwaten war; aber das wäre noch gegangen, wenn es nicht wieder angefangen hätte zu regnen und zwar ſo heftig, daß er kaum weiter konnte. Er fühlte eine Unruhe im Geiſt, die faſt wie eine höhere Eingebung war und die ihm ſagte, er dürfe vor 10 Uhr nicht weiter gehen. Seine einzige Zuflucht war das Gebet zu Gott und zu ihm flehte er in jedem Augenblick um Beiſtand. In dieſer Erhebung ſeines Gemüths folgte er den Gedanken, die ihm kamen, als wären ſie ihm vom Himmel geſchickt. Als er nahe bei der Brücke Milviana war, verbarg er ſich ſo gut es ging in den Gebüſchen an ihrem Ufer und blieb immer dort. Als es 10 Uhr geſchlagen hatte, ſagte ihm wieder die Stimme in ſeinem Herzen: „Brich auf!“ Noch aber war er nicht hundert Schritte von dem Schilf, als er vor ſich auf der Strada Flaminia das Geräuſch von Reitern hörte, die ſich nach der Brücke bewegten. Er warf ſich flach auf die Erde, das Geſicht nach der Brücke gekehrt und ſah, daß es gegen dreißig Häſcher waren. Der Mond that gerade aus den Wolken und ihre Waffen glänzten in ſeinem Licht, ſodaß er ſie genau unterſcheiden und zählen konnte. Sie ritten über die Brücke bis zu einem nahen Wirthshaus, dort theilten ſie ſich in zwei Scharen, die eine ging nach Baccano, die andere nach Prima Porta. Dieſen folgte Pignata, während ſie ihn zu verfolgen glaubten.

Der Regen nöthigte ihn aber bald wieder ein Obdach zu ſuchen, in einem offenen Stall bei einer Herberge, wo er einige Stunden ſchlief. Als er erwachte, hatte der Regen aufgehört und der Mond ſchien hell. Er vermied die Landſtraße und wanderte auf Nebenwegen weiter bis zu einem kleinen Wirthshaus, vor dem ein großer Springbrunnen war. Dort löſchte er ſeinen Durſt, als er aber das Geſicht nach dem Wirthshaus wandte, ſah er unter der Thür deſſelben vier Häſcher liegen, die ruhig ſchliefen. Er ſchlich auf den Fußſpitzen vorüber und ging weiter.

Bald ſtieg die Sonne auf und ſo mußte er mit doppelter Vorſicht die große Straße meiden und Nebenwege ſuchen. Gern hätte er ſich in einem Nachen über den Arno fahren laſſen, aber der Schiffer forderte einen zu hohen Preis, da das Waſſer vom langen Regen ſehr angeſchwollen war. Hindurchzuſchwimmen wagte er nicht bei ſeiner Schwäche, ſo ſetzte er ſich denn am Ufer hin und bald kam ein Kaufmann mit ſeinen Waaren, der den Schiffer bewog überzufahren, wo er dann für eine Kleinigkeit mit hinüberkam. Nachdem er noch ein Stück gegangen war, verbarg er ſich in einem nahen Wald. Er fühlte, daß ſein geſchwächter Körper den Strapazen nicht länger würde widerſtehen können, und daß er durchaus Ruhe und Nahrung haben müſſe. Da gedachte er eines treuen Freundes, der in der Sabina wohnte, und entſchloß ſich, dieſen aufzuſuchen. Zwar wußte er nicht, ob er ihn zu Hauſe treffen würde, aber er mußte es wagen oder im Elend verkommen. Die Nacht wanderte, den Tag aber ruh

verbergend, gelangte er endlich eines Abends zum Hofraum seines Freundes. An der Thür des Hauses fand er glücklicherweise einen Diener, der auf seine Frage: ob der Herr zu Hause sei, mit „Ja“ antwortete. Nun bat er ihn, dem Herrn zu sagen, daß er ihm einen Brief von einem Freund in Rom zu übergeben habe. Der Diener ging und bald erschien der Herr an der Thür, dem der Diener leuchtete. Der Anblick eines verwilderten, schlecht gekleideten Mannes mit langem Bart erschreckte den Mann und ließ ihn einen Meuchelmörder fürchten. Er rief ihm daher aus der Ferne zu: „Wo ist der Brief, den Ihr mir zu geben habt?“ Pignata that, als suche er ihn und bat, daß der andere den Diener mit dem Licht fortschicken möge. „Nein, nein“, rief dieser, „er soll bleiben!“ Nun näherte sich ihm der Flüchtling leise und flüsterte ihm zu: „Ich bin Pignata.“ Der Freund verlor seine Fassung nicht und sagte laut und ruhig zu ihm: „Kommt morgen vor der Abreise wieder, ich werde Euch die Antwort geben.“ Hierauf wandte er sich und befahl dem Diener, ihm zurückzuleuchten und während dieser den Rücken kehrte und die Treppe hinaufleuchtete, führte er den Flüchtling rasch in ein dunkles Gemach und in sein daranstoßendes Schlafzimmer. Hierauf ging er selbst Licht zu holen und befahl seinen Leuten, ihm das Abendbrot in sein Zimmer zu bringen. Als er zurückkam, verschloß er erst die Thüren und dann hielten sich die Freunde mit aller Zärtlichkeit in die Arme.

Alles was die treueste Freundschaft ersinnen konnte, geschah nun für den armen Flüchtling. Der Freund wärmte ihm selbst das Bett und da er sah, daß Ruhe ihm am nothigsten war, so bestürmte er ihn nicht mit neugierigen Fragen, und ein zwölfstündiger ununterbrochener Schlaf vergütete dem Gemarterten die erlittenen Strapazen.

Am andern Morgen erzählte Pignata dem Freund die Geschichte seiner Flucht und dieser berichtete ihm wieder, was man in der Stadt von ihm erzählt hatte. Ein von Rom zurückgekehrter Freund habe die Nachricht mitgebracht: der Papst biete alles auf, um Pignata wieder in seine Gewalt zu bekommen; die Beschreibung seiner Person, seiner Kleidung sei allgemein verbreitet, auf allen Wegen, an allen Orten werde ihm aufgelauert und mehr als 200 Soldaten, Häscher und Spione seien in Bewegung gesetzt, um seiner wieder habhaft zu werden.

Diese Nachrichten kannten die Ruhezeit des armen Flüchtlings in den Armen der Freundschaft nicht lange dauern lassen. Darum rieth der Freund, den Kirchenstaat schnell als möglich zu verlassen und in das Königreich Neapel zu entfliehen. „Aber“, sagte Pignata, „ich kenne die Wege nicht und wie will ich sie finden, zumal da ich nur des Nachts gehen kann?“

„Sorge“, antwortete der Freund, „werde ich tragen, ich werde dir einen Führer mitgeben, einen Bauer, den ich genau kenne und für dessen unwandelbare Treue ich stehe.“

„Dann“, versetzte Pignata, „will ich mich auch als Bauer oder Schäfer verkleiden, um weniger Aufsehen zu erregen.“

„Das wird sehr gut sein“, antwortete der andere, „ich werde sorgen, daß er sich schon in dieser Kleidung findet.“

Am nächsten Abend ließ er den Bauer, der Francesco hieß, kommen und sagte ihm, daß die Nothwendigkeit seinen Freund zwänge, durch die Gebirge und auf wenig besuchten Wegen nach dem Königreich Neapel zu gehen, daß er ihm Führer sein und ihn treu geleiten solle. Francesco war zu allem bereit und versprach die treuesten Dienste. Nun hüllte sich Pignata in einen Schäferpelz und der Führer erhielt einen Sack mit den Mundvorräthen. Zuletzt nahm der Freund Pignata bei Seite, legte zwei Pistolen in seine Hand und sagte: „Vergib, daß ich dir so wenig Geld geben kann, aber ich schwöre dir bei unserer Freundschaft, daß es alles ist, was ich jetzt besitze. Erst in vierzehn Tagen bekomme ich Geld für Wein und Getreide ein und solange kann ich dich nicht behalten ohne Gefahr für dich und mich. Begnüge dich also und gib mir Nachricht sobald du in Sicherheit bist. Bis zur Rückkehr des Führers werde ich auf der Folter sein. Du brauchst ihm nichts zu geben, ich werde ihn belohnen, wenn er zurückkommt, sobald er zufrieden sein soll!“

Nun aßen sie noch zu Abend miteinander, hierauf holte der Freund seine Brüder, mit denen er zusammen wohnte, ließ sie ihre Waffen nehmen und ihn begleiten. Sie stiegen im Dunkeln hinab und verließen alle zusammen das Haus. Es war 10 Uhr Abends und wieder heller Mondschein. Sobald sie aus der Stadt wären, versuchten die Brüder alles, um die geheimnißvolle Person zu erkennen, die sie geleiteten, aber es gelang ihnen erst beim Abschied und nun war die Freude groß, denn auch sie kannten und liebten Pignata. Mit tausend Umarmungen und den angelegentlichsten Empfehlungen an den Führer trennten sich die Freunde.

Mehrere Nächte wanderte nun Pignata mit seinem Führer unermüdlich durch die Gebirge fort, wo sie bald empfindlichen Durst litten, denn die Vorräthe waren schnell erschöpft, und sie froh sein mußten, wenn sie nur Wasser in einem schlammigen Graben fanden. Das Schlimmste aber war, daß der Führer den Weg verlor, vielleicht weil er nicht gewohnt war, ihn des Nachts zu gehen. Sie wanderten so in der Irre herum, kamen in der Nacht an drohende Abgründe, wo sie wieder umkehren mußten oder sahen sich genöthigt, trotz aller Gefahr den Weg zu erfragen. Einmal wurde der Führer von Erschöpfung und Mangel der Nahrung ohnmächtig und konnte nicht weiter und nur einige Gewürznelken, die Pignata zufällig noch in seiner Tasche fand und die das einzige waren, was er ihm geben konnte, belebten seine Kraft wieder.

Auf ihren Irrwegen begegneten sie einem Ochsenhirten von sehr verdächtiger Miene und fragten ihn, ob er ihnen nicht sagen könne, wo sie einen Bach fänden, um ihren Durst zu löschen. Er antwortete: „Warum geht ihr nicht nach Licenza (ein kleines Schloß in der Gegend) und trinkt Wein?" Sie sagten: es sei ihnen zu weit, aber er versicherte, daß es ganz nahe sei und zeigte ihnen den Weg dahin. Während sie seiner Anweisung folgten, wendete sich Pignata zufällig um und sah den Hirten, seine Heerde verlassend, sporenstreichs über die Berge eilen. Dies flößte ihm Verdacht ein. Dennoch gingen sie auf dem bezeichneten Wege fort, kamen aber an einen Abgrund und mußten umkehren. Auf einem andern Weg fanden sie glücklich einen Bach, in dem sie ihren Durst löschten. Sie verfolgten den Weg am Bache fast zwei Stunden lang, als sie plötzlich 30 Schritte vor sich einige Musketen im Mondschein blitzen sahen, die an eine Hecke gelehnt waren. Ihr Schreck war im Anfang groß, aber die Stimme im Innern sagte Pignata wieder: „Geh' vorwärts, ich werde dich mit meinem Schilde decken!" Er vertraute ihr und ging. Bald zeigte sich zur Rechten ein kleines Haus und nicht weit davon mehrere Gruppen schlafender Hälcher mitten auf dem Wege. Glücklich kamen sie vorüber, sprangen über die Hecken der Weingärten, durchwateten einen tiefen Graben und eilten den nahen Berg hinan.

Bald betrebte sie eine ähnliche Gefahr. Nach langem nächtlichen Marsch trafen sie beim Anbruch des Tages einen Mann, der Pferde hütete. Er rief ihnen zu: „Guten Tag! Wohin geht ihr durch diese Wildniß?" Pignata antwortete ihm, daß sie nach Neapel gingen und von Marino kämen.

„Ihr von Marino?" versetzte er, „ihr seid eher römische Flüchtlinge!"

Trotz seiner Verlegenheit behauptete Pignata fest: „Ich sage dir, daß wir von Marino kommen und in das Königreich Neapel nach unserer Schäferei gehen!"

„Du bist also ein Schäfer?" antwortete jener und nach Pignata's Hals deutend fuhr er fort: „Glaubst du, dies sei die Haut eines Schäfers?"

Vergebens suchte Pignata, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, der Hirt kam immer wieder auf seine Fragen zurück: „Und warum geht ihr nicht über Riofredo nach Neapel, da dieser Weg viel kürzer ist? Auf dem Weg, den ihr nehmt, kommt ihr erst morgen in das Königreich Neapel und über Riofredo würdet ihr schon heute dahin kommen."

„Nun gut", versetzte Pignata, „wie viel willst du haben, wenn du uns zu Pferde nach Riofredo führst?" Erst nach längerem Drängen und als ihm zwei Testonen geboten wurden, willigte er ein sie hinzubringen; sagte aber: er wolle vorher die Messe hören. Pignata erstaunte zwar über diese Frömmigkeit, hielt sie aber doch nicht für Heuchelei und bat den Hirten nur, ihnen vorher ein wenig Brot zu kaufen, was jener auch bereitwillig that. Außerdem gab ihm Pignata noch Geld, um ihnen Wein und Brot mitzubringen und der Hirt eilte fort, mit dem Versprechen, in einer Stunde zurück zu sein.

Als die Flüchtlinge eine Stunde gewartet hatten und der Hirt nicht zurückkam, fingen sie an Verdacht zu schöpfen und stiegen einen Berg hinan, um sich in ein nahes Gehölz zu verstecken. Sie waren kaum hundert Schritt in das Gehölz hineingedrungen, als sie den Hirten mit drei Häschern im schwarzen römischen Mantel zurückkommen sahen. Schon von fern rief er: „He, wo bist du, du, der nach Riofredo wollte?" Die Flüchtlinge sahen und hörten alles, ohne gesehen zu werden, und drangen nur tiefer in das Gehölz ein, um sich den Verfolgungen zu entziehen. Hier warteten sie, bis es Nacht geworden war, dann wanderten sie vorsichtig weiter. Auf ihrem Wege begegneten sie bald wieder zwei Männern, die sie fragten, ob sie nicht eine Kuh gesehen hätten, und als sie dies verneinten, weitergingen. Aber Pignata, der sich zufällig umsah, bemerkte, daß die Männer sie fortwährend beobachteten,

und bewog seinen Begleiter, sich wieder mit ihm in einem nahen Wald zu verbergen. Sie gingen durch den Wald und als sie herausstraten, sahen sie sich am Ufer eines Flusses. Sie berathschlagten, ob sie es wol wagen sollten, hindurchzuwaten. Pignata, dem die innere Unruhe schon wieder dringende Gefahr andeutete, sagte, daß er es durchaus wagen wolle und lasse es auch sein Leben. So traten sie denn, trotz der Dunkelheit, in den Fluß; das Wasser ging ihnen bis an den Gürtel, aber sie kamen glücklich hinüber. Schon aber hörten sie auf dem andern Ufer des Flusses rufen: „He! He! Habt ihr nicht jemanden gesehen?" Pignata wandte den Kopf um und bemerkte, daß diese Stimme aus einem kleinen Hause kam, in dem Licht war, in dessen Schein mehrere Gestalten sichtbar wurden. Die beiden Männer, die ihnen begegnet waren, antworteten vom Berge herab: „Ja, sie sind in den Wald gegangen!" Die Stimme von unten versetzte: „Laßt die Hunde los und umstellt den ganzen Berg!" Und nun erhob sich das furchtbarste Geheul dieser wilden, auf Menschen dressirten Thiere so laut und schrecklich und von allen Schos der Berge an beiden Seiten des Flusses so vielfach wiederholt, daß den armen Flüchtlingen das Herz in der Brust erzitterte. Sie wären verloren gewesen, wenn nicht das Wasser, das sie von ihren Verfolgern trennte, die Witterung abgehalten hätte. Sie wagten nicht, sich zu rühren, starr vor Furcht und Angst, aber auch erstarrt von Kälte und Nässe. Vier Stunden dauerte diese furchtbare Jagd; endlich wurden die Hunde in das Haus zurückgebracht, alles wurde wieder still und die Verfolgten wagten die fernere Wanderung.

Auf dem Berge vor Nocera trafen sie eine Bauernfamilie mit zwei Esln, die Eicheln einsammeln gingen. Diese Leute hatten Mitleid mit den Unglücklichen; die Frau gab ihnen von ihrem Brote und der Mann geleitete sie bis zur nahen Grenze, half ihnen selbst einen Balken über den tiefen Grenzgraben legen und nahm nur nach vielem Nöthigen die kleine Belohnung an, die Pignata ihm bieten konnte.

Als sie hinüber waren, fiel Pignata auf seine Kniee, küßte die ersehnte Erde und dankte Gott laut für die Gnade, die ihn soweit geführt hatte. Dann wanderten sie noch eine Viertelstunde bis zu einem Wirthshaus, wo sie, wie es schon der Bauer vorausgesagt hatte, neapolitanische Häscher fanden, die aber nur zur Grenzbewachung dort stationirt waren. Pignata antwortete auf ihre Fragen mit dem Muthe und der Ruhe, die ihm das Bewußtsein des gehabten Glücks gab, und es gelang ihm, sie zu befriedigen. Nachdem die Wanderer ihre Kleider getrocknet und zu Abend gegessen hatten, streckten sie sich auf ein Strohlager und suchten die langentbehrte Ruhe. Am andern Morgen machten sie sich schon ganz wieder auf. Francesco hatte große Lust zurückzukehren, doch Pignata bat, ihn noch diesen Tag bis Pezzano zu begleiten. Sie fanden unterwegs einen Gastfreier, der ihnen gestattete, bis eine halbe Stunde vor Pezzano auf seinem Esln zu reiten. An dem Orte angelangt, gingen sie in das Wirthshaus und Pignata verlangte Papier, Feder und Tinte, um an seinen Freund zu schreiben und ihm seine glückliche Ankunft in Pezzano zu melden. Er badete dann seine wunden Füße in warmem Wein mit Salbei und Rosenblättern und ließ sich den Körper mit Salz und Oel einreiben. Francesco mußte ihm seine Kleider geben und dafür die seinigen nehmen; um ihn zu entschädigen, hatte er den Freund in seinem Briefe gebeten, ihm einen neuen Anzug auf Pignata's Kosten anfertigen zu lassen. Am andern Morgen, mit Anbruch des Tags, umarmte er seinen treuen Gefährten mit tausend Dankworten, gab ihm den Brief und entließ ihn.

Nun allein in Pezzano, war sein erstes Geschäft, in die Kathedrale zu gehen und dort zu beichten und zu communiciren. Während der heiligen Handlung sah er einen wohlgekleideten Mann eintreten, den er früher oft in Rom gesehen hatte und der, wie er wußte, eine der ersten Stellen bei einem neapolitanischen Grafen einnahm. Als die Messe beendet war, machte ihm dieser ein Zeichen, daß er ihn sprechen wolle, nahm ihn bei der Hand und führte ihn aus der Kirche.

„Mein Herr," sagte er ihm, „trotz Ihrer Kleidung ist es nur zu kenntlich, daß Sie kein Bauer sind, und ich muß Ihnen sagen, daß man hier Verdacht gegen Sie hegt, sodaß mein gnädiger Herr, der zur Zeit hier verweilt, durchaus wissen will, wer Sie sind!"

Pignata wollte seine Rolle als Bauer fortspielen, allein jener versetzte: „Verzeihen Sie, aber man hat uns benachrichtigt, daß zwei Bauern im Wirthshaus allein zu Abend gegessen, ein Bett verlangt, Schreibzeug gefordert und sich mit Oelen und Kräutern gesalbt haben. Hier zu Lande und vielleicht auch anderwärts kennen

Bauern solche Feindseligkeiten nicht und haben auch nicht das Geld, um solche Ausgaben zu machen."

Pignata erschrak, da er aber den Mann als treu und redlich kannte und dieser ihm auch sein Obergewand gab, ihm eher beizustehen als zu schaden, so nannte er ihm seinen Namen. Darüber umarmte ihn dieser und konnte nicht aufhören, ihm sein freudiges Erstaunen auszudrücken. Er rief einmal über das andere: „Wie ist das möglich? Wie haben Sie sich retten können? Ganz Rom spricht von Ihnen! Die Inquisition gibt sich unglaubliche Mühe und der Papst, der im höchsten Grade erzürnt ist, will Sie um jeden Preis wiederhaben! O Gott, ist es möglich?"

Er führte ihn nun zu seinem Herrn, einem Fürsten, dem Pignata seine Abenteuer erzählen mußte und der ihm großen Antheil bezeigte. „Wenn Ihre Sache", [illegible], „von einem andern Tribunal als [illegible]lichen Gericht abhinge, so würde ich [illegible] Freunden für Sie verwenden und Ihnen [illegible] Zucht auf meinen Gütern anbieten; aber ich mag mich nicht mit der Inquisition entzweien. Alles, was ich thun kann, ist, Ihnen zu rathen, daß Sie eilig weiterreiten, denn Sie sind hier nicht sicher! Seien Sie kurzum vorsichtiger in den Wirthshäusern, sie sind voller Spione! Schiffen Sie sich sobald als möglich nach Venedig ein, dort sind Sie sicher!" Auf Pignata's Gegenrede, daß er den Weg bis zu einem Seehafen nicht kenne, schrieb ihm der Fürst selbst die Route auf, der er zu folgen hatte, und entließ ihn gnädig.

Der Flüchtling machte sich also wieder auf den Weg und zwar ohne Verzug. Die Nacht brachte er bei armen Hirten zu, die ihn gastfrei aufnahmen, und am nächsten Morgen ging er weiter. Sein Weg führte ihn über hohe Gebirge, wo er über die Schneeflächen hin in der Ferne das Meer erblickte. Als er gegen Abend sich Bergamo näherte, stürzte plötzlich eine Heerde Wölfe über den Pfad. Durch Steinwürfe und eilige Flucht suchte er sich vor ihnen zu retten und kam athemlos, aber unverletzt, in Bergamo an.

(Fortsetzung und Schluß in nächster Nummer.)

Die Archive von Venedig.

Zu den eigenthümlichsten Wundern Venedigs gehören nicht seine Malerschulen, der Rialto, der Marcusplatz und seine Paläste allein, sondern viel mehr noch als diese alle jene ungeheuren Sammlungen von Manuscripten, Rechnungen, Sicherheitsbriefen, Protokollen und Staatsschriften, die jetzt auf dem Campo San Polo im Kloster der Frari aufgestellt und als die „Archive der Republik" weitbekannt sind.

In ihnen liegt das Leben, der ehemalige Glanz, die Herrlichkeit, Sitten und Lebensgewohnheit der Lagunenstadt beschlossen. Denn vom Höchsten bis zum Niedrigsten gab es überwachende Magistrate, von dem Rath der Zehn über die wichtigsten Staatsverhandlungen bis zu den signori alle pompe, welche die Kleidung der Damen in ihren Grundzügen vorschrieben, auf strenge Einfachheit hielten und nur bei dem Empfang fürstlicher Personen den Edelfrauen erlaubten „jedliches Kleid und jeden Schmuck zu tragen, der ihnen zur Zierde gut scheinen würde". Für das 16., 17. und 18. Jahrhundert fließen diese Quellen am reichlichsten, neben den Papieren, welche das innere Getriebe der mächtigen Stadt uns schildern, kommen für jene Zeiten auch die zahlreichen Depeschen und Berichte, welche die venetianischen Gesandten von allen Höfen Europas an den Staatsrath sandten, so — diese klugen und nach „Neuigkeiten begierigsten" Männer waren mit diesen einlaufenden Berichten nicht zufrieden, und jeder Gesandte mußte bei seiner Heimkehr einem besondern Collegium eine Relation einreichen, welche den Charakter des Volkes, des Fürsten und seiner Umgebung, Handel, Macht, Finanzen und Kriegsvolk des Landes schilderte, in dem er längere Zeit verweilt. Leopold Ranke hat zuerst auf den Werth dieser Documente, auf ihren Einfluß und ihre Verwendsamkeit für die Geschichte aufmerksam gemacht, und die meisten seiner Werke beruhen auf ihren Angaben. Schon vor ihm hatte Daru, freilich ohne sie einer gründlichen Kritik zu unterwerfen, aus ihnen seine Geschichte Venedigs zusammengestellt, damals als der größte Theil der Archive auf Befehl Napoleon's nach Paris geschafft worden war. Denn mit dem Untergang der Republik begann auch der Verfall dieser Sammlungen, die fast bis zum letzten Tage ihres Bestehens mit ängstlicher Sorge fortgesetzt wurden. Nicht nur nahm jeder in den ersten Augenblicken des Schreckens aus ihnen, was ihm gefiel, Urkunden, deren Verschwinden sein Haus von lästigen Steuern und Hindernissen befreite, Straferlasse und dergleichen mehr, und zerrig die Menge die Acten der Staatsinquisition, sondern bald griffen auch mächtigere Hände in diesen kostbaren Schatz, je oft im rasch wechselnden Kriegsglück Venedig an Oesterreich oder Frankreich

tel, mußten seine Archive die spoglie opime nach Wien oder Paris geben und die minder werthvollen, wenn auch zahlreichern Sammlungen, die man zurückließ, verkamen, ein Raub der Zeit und des Staubes, ungepflegt und ungeordnet. Erst seit 1815 zum größern Theil wieder vereinigt, haben sie jetzt in dem ehemaligen Franciscanerkloster eine bleibende Stätte gefunden.

Ein französischer Gelehrter, Armand Baschet, der sie im Auftrag seiner Regierung einige durchforscht hat, einige wichtige Momente in der politischen Geschichte des 16. Jahrhunderts aufzuklären, gibt in einer vielfach anziehenden Schrift „Les archives de la serenissime republique de Venise" (Paris, Ampot, 1857) genauere Kunde von den Schicksalen und dem Reichthum dieser Sammlungen, die gleicher Weise für die Weltgeschichte wie für die Kenntniß des alten Venedig unerschöpfte Quellen darbieten, und deren Benutzung schon einmal in diesen Blättern (Neue Folge Bd. I., S. 438) hervorgehoben wurde.

Deutsche Schauspieler.

(Vergl. „Unterhaltungen", N. 3., Bd. II., Nr. 41.)

IX. Heinrich Anschütz.

Der Mangel eines deutschen Nationaltheaters, so sehr er den Zusammenschluß der Geister und das Streben nach einem Ziel und einem Ideal hinderte, hat doch unbedingt auf die Entwickelung des Eigenthümlichen in Dichtern wie Schauspielern wesentlich und heilsam eingewirkt.

Es bedarf keines nähern Eingehens in die Ursachen des vorwiegenden Individualcharakters sämmtlicher Erscheinungen deutschen Kultur- und Kunstlebens. Alle politischen und socialen Verhältnisse, Literatur und Bühne gestalteten sich bei uns aus der Peripherie des Kreises heraus, nicht aus dessen Centrum, und erst das Zusammenlaufen der verschiedensten, einander scheinbar widersprechenden Strahlen bildete ein einheitliches Ganzes, das den deutschen Geist nach seinem Kern und seiner Bedeutung darstellt. Von dem „Cid" des Corneille bis zu den letzten Tragödien Voltaire's, welch lange Reihe von Variationen über dasselbe Thema, welch innigen Zusammenhang zwischen den Darstellungen der Rachel, der Clairon, der Lecouvreur! Der Deutsche jedoch, der sich Schiller und Goethe zu eigen machen und die Romantiker und was vor, nach und dazwischen berief, unberücksichtigt lassen würde, der konnte nicht einmal zum vollen Verständniß der beiden Heroen vordringen, ebenso wenig als dem eine richtige Werthschätzung unseres modernen Schauspielkunst gelänge, falls er nur die Devrient und Gustl Dervient, nicht aber auch Neuber oder Caroline und Marie Seebach gesehen hätte. Dadurch aber, daß in Deutschland eine berliner, wiener und dresdner Bühne existiren, die je nach der ersten oder der andern Seite hin das Allgemeine vorzugsweise ausgebend werden, arbeiten sich auch aus den einzelnen lokalen Verhältnissen, namentlich mit Beibehaltung der künstlerischen Grundlagen, besondere Erscheinungen heraus, die in ihrer höchsten oder annähernd höchsten Vollendung, nach ihrem Werth und der Anerkennung, die ihnen zu Theil wird, keineswegs an den mutterlichen Boden gebunden sind.

Anschütz, der Matador und Oberhaupt des wiener Hofburgtheaters, trägt so entschieden das Gepräge der Atmosphäre, in der er sein ungewöhnliches großes Talent entfaltete, daß man mit Recht sagen darf, in seinem Spiel spiegele sich in gewissem Sinne Wien mit all den Vorzügen und Fehlern der Stadt. Seine Blüte fällt in die dreißiger Jahre und den Anfang der vierziger, denn in dem letztverflossenen Triennium wurde das vorgerückte Alter des ausgezeichneten Mimen denn doch schon in der zum Ausharren nicht mehr zureichenden Kraft der Darstellung fühlbar, und er ragt jetzt mehr in der Intention seiner Rollen hervor, als daß er im Stande wäre, das gelungene Leben vom Anfang bis zu Ende in ihnen festzuhalten.

Als noch Wien die von den Abwesenden gepriesenen Tage hatte, wo das unterirdische politische Schweigen des Volks die Lebhaftigkeit des Gemüths und den Drang nach Genuß begünstigte, feierte Anschütz wunderbarerweise seine eigentlichen Triumphe; diese erblaßt, muß das Staunen schwinden. Während im „Spiel", einem Belustigungsorte der Wiener, an einem Winterabend 4000 Backhühner verzehrt wurden, während die außerordentlichen Komiker der Vorstadtposse den Taumel, der in den Leuten als Stimmung vorhanden war, noch um ein Beträchtliches steigerten und mit niedrigern Elementen verletzten, während Therese Krones die grausamen und ungeduldigen Wünsche läuterte und verklärte, indem sie die Schlüpfrigkeit in eine für jene Welt „ideale" Sphäre erhob, Bäuerle und Zaphir die Leinzig'sche „Dramaturgie" und die Schlegel'schen Vorlesungen dem „Donauweibchen" mundgerecht zubereiteten, trat in Brillparter ein echt tragischer

Lichter hervor, soweit er dies unter solchen Umständen sein konnte, bemühte sich Schreyvogel (Wien) um die Herstellung eines sogenannten „klassischen Repertoire" und war Anschütz der vornehmste Repräsentant desselben. Das Gegengewicht, das die Hofbühne dem generellen Fastnachtsleben der Wiener bot, war diesen wohlthuend, ja erwünscht; jeder hatte gleichsam mehr Respect vor sich, wenn er der Vorstellung des „Don Gutierre" und der „Ahnfrau" beigewohnt hatte, und wähnte, dann eine um so größere Berechtigung zu besitzen, sich an der Leichtfertigkeit der komischen bunten Erscheinungswelt zu erbauen. Uebrigens wurde den damaligen Wienern die Aufnahme „höherer" Dinge im Burgtheater ungemein erleichtert; das tägliche Brot bildeten „Der Landjunker zum ersten mal in der Residenz", „Graf Benjowsky oder die Verschwörung auf Kamtschatka", die Schauspiele Babo's und die Tragödien Collin's. Iffland's „Jäger" erschienen als gefällige Brücke zu „Don Carlos" und „Maria Stuart", und wenn das Publikum bei seinen theatralischen Landpartieen ab und zu einen Shakspeare'schen Berg überklimmen musste, der überdies noch mit ärztlich-theatralischer Vorsicht zu einem Hügel abgetragen worden war, so hatten die Leute nichts dagegen einzuwenden. Sie gewöhnten sich endlich, da das Burgtheater einen glänzenden Kreis schauspielerischer Kräfte versammelte, die dichterischen Figuren mit den darstellenden Künstlern zu identificiren und die Karoline Müller und Lorsche, die Schröder und Anschütz heute in dieser, morgen in jener Rolle sehen zu wollen. Auf das Zusammenspiel wurde der vorzüglichste Werth gelegt, Formenglätte überall beansprucht, das Temperament und das Colorit standen im Vordergrund des allgemeinen Begehrens, und da die Mehrzahl der Schauspieler längst das Gymnasium und Lyceum der darstellenden Kunst hinter sich hatte, als sie vor jene Lampen schritten, so brauchte man nicht zu besorgen, daß der Schauspieler über der Farbe und den feurigen Lichtern die Contouren vergäße, wenn er freilich dafür auch von nun an weniger an die innerliche als äußerliche Vortragsweise des Charakters dachte. Wie falsch und thöricht ist es darum, in Wien von einer „neuen Schule" im bevorzugenden Sinne gegen die alten Schauspieler zu reden, da jetzt, meines Wissens, mit spärlichen Ausnahmen gar kein auch nur halbwegs bedeutender Nachwuchs die Lücken des Burgtheaters ausfüllt.

Unter allen Schauspielern jener Periode ist Anschütz der einzige, der am meisten Granit in seinen Rollen aufweist und dem die Arabesken und das Schnörkelwerk das Knochengerüst seiner Menschen nicht wild überwuchern und unsichtbar machen. Gestaltende Kraft ward ihm mehr als seinen übrigen Collegen verliehen und ein wirklicher Adel haucht jede seiner Leistungen an. Seine leibliche Erscheinung trifft günstig mit seiner geistigen Individualität zusammen; mittelgroß von Statur, stämmig und breitschultrig, wandelt er daher, das lebendige Bild seiner gemessenen, aber durchaus nicht unzulänglichen Auffassungsweise; das bläulich-graue Auge hält den eigentlichen Blitz zurück und alle, noch so sprühende Funken werden geheim und still zum milden Licht herabgestimmt. Die breiten, auseinander gehenden Züge des Gesichts geben ein Bild deutscher Bonhommie, doch von einem melancholischen Schatten umflossen; so erinnert er an die Gestalt des Küstermeisters Martin in der Hoffmann'schen Erzählung. Tief und vollklingig ist sein Organ und die Rede rollt sich oft mehr mit epischer Wucht und Ruhe ab, als daß sie immer von der dramatischen Ebbe und Flut hinauf- und hinuntergetragen würde. Das langsamere Sprechen Anschütz' veranlaßte in Wien die stereotype Phrase des Theaterpublikums: „Das Stück spielt um eine halbe Stunde länger, weil Anschütz die Hauptrolle hat." Er legt jede Gestalt so vorsichtig, beinahe behäbig an, daß man in den ersten Scenen an den still die Furchen des Ackers durchschreitenden Säemann sich erinnert, der die Körner mit gelassener Hand ausstreut und dessen Miene die vertrauensvolle Gewißheit spiegelt, daß Regen und Sonnenschein sich schon zur rechten Zeit einfinden werden. Anschütz veranschaulicht uns den Werdeprocess klar und lebendig, aber ohne das geheimnißvolle dunkle Moment, das die Fäden hier und dort einzieht und eine Weile unter der Erde laufen läßt. Die leisesten Schwingungen der Seele treten, ich möchte sagen mit lauter Deutlichkeit hervor und das kleinste Motiv greift mit so zudringlicher Plastik um sich, daß der Eindruck des Erhabenen in der hehren Tragödie nicht selten verloren geht. Dagegen ist die Kraft des Gemüths, das nie ins Weichliche zerfließt, eine erschütternde, und diese vorwiegend empfindende Darstellung, die in Anschütz eine Art historischen Stils annimmt, ist sein Specifisches. Eben darum werden seine Figuren Goethe's, Schiller's und Shakspeare's stets nach innen humanitär, im Herder'schen Sinn; ihre Gedanken und Gefühle sind nicht

ſchlank, ſondern gedrungen; ſie ſind nicht „gefährlich", wie Cäſar die hagern, bleichen Geſichter tauft. Anſchütz iſt zaghaft wie Grillparzer, wenn er die Leidenſchaft an den äußerſten Rand des Abgrunds führen und das glühend gewordene Eiſen brechen ſoll; er fürchtet, das harmoniſche Gleichgewicht dadurch einzubüßen. Würde zugleich die Gemüthlichkeit in ihm ausſchweifen, dann konnte allerdings von keinem bedeutenden Schauſpieler in ihm die Rede ſein; das geſchieht nun aber nicht. Das Beſtändigende in der Tragödie — in ihm hat es Seele und Geſtalt gewonnen, er iſt der individuelle Chor der Runſt und ſagt in jeglichem Drama, mag er auch darin nur episodiſch beſchäftigt ſein, die Idee des Ganzen aus und ſchüttelt das Sieb ſo lange, bis die reine Menſchlichkeit auf dem Drahtgeflecht zurückbleibt.

Wie ſich der kindliche Sinn die Patriarchen und Propheten ausmalt, wenn der Knabe die heiligen Bücher geleſen, wie er jene Geſtalten, in moraliſcher Beziehung der Umgebung ſeines Vaterhauſes gleichend, erblickt und den alten Noah und Abraham dies phyſiſch über das gewöhnliche Maß hinausgerückt anſchaut, ihnen ähnlich wird das Gemälde des Lear unter Anſchütz's Händen. Die gewaltigen Linien und Striche, die den König zeichnen, weichen in Anſchütz' intenſivern Gemüthsdimenſionen; es iſt dasſelbe Lied des Herzens, das im Muſikmeiſter Miller etwa erklang, nur durch die Regiſter der Orgel brauſend. Auf das Kindliche und Kindiſche im Lear baute Anſchütz den Charakter. Er wächſt aber nur darum mehr äußerlich empor, weil die furchtbaren Geſchicke, die über ihn hereinbrechen, ein Stilleben, welches darzuſtellen Anſchütz ſo liebte, unmöglich machen, und der Zuſchauer kommt nur durch das eigene Reflektiren in eine Region, wo das „kleine Leiden" und der Familienſchmerz ein Ende hat, nicht aber durch die Verſinnlichung übermenſchlicher Zuſtände im Darſteller. Anſchütz' Lear iſt nicht von mythiſchen Lichtern geſtreift, die unbedingt aufgeregt werden müſſen, wenn die ans Ungeheuerliche ſtreifende Handlung und die Leidenſchaft des Königs eine künſtleriſche Motivirung erhalten und wenn der Realiſt im Betrachten dort zum Schweigen gebracht werden ſoll, wo ihm ein Bedenken und ein Zweifel erlaubt iſt. Aus dem nämlichen Grunde leitet uns der Anſchütz'ſche Lear nur an ſeltenen Punkten aus dem Einzelſchickſal, das in germaniſirender Gegenſtändlichkeit und Individualiſirung uns anſtarrt, ins allgemeine Verhängniß hinaus, und die Ahnung, ſo meiſterhaft der Gefühlstöne im Ganzen und das Eigenthümliche im Detail zum Ausdruck kommt, bleibt denn doch ein monographiſches Bild, erweitert ſich aber nicht zu einem Symbol und einem vermenſchlichten Mythus der Welt.

In der hiſtoriſchen Tragödie möchte ich nur den Shrewsbury und den Oranien von Anſchütz vollendet nennen. Hier bildet nämlich der geſchichtliche Strom, dem er, wie aus dem Vorhergegangenen erhellt, nicht gerecht werden kann, ein Delta allgemeiner Menſchlichkeit. Der engliſche Staatsmann und Rathgeber Eliſabeth's wie der flandriſche „ſchweigſame" Fürſt wurzeln im Boden edler Geſinnung, unabhängig von den beſtimmenden und modulirenden Einflüſſen der Zeiten, folglich in Anſchütz' Sphäre. Er verabſäumt es ſicherlich nie, die nöthigen Lokaltinten anzuwenden, allein das gelingt ihm am beſten in Rollen, die, wie die obigen in den Niſchen, nicht im Vordergrunde ſtehen. Niemand wird ſich den treuherzigen Lügen ſeines Shrewsbury in der Gartenſcene entwinden, niemand ohne Rührung Oranien's Worte hören können: „Einen Verlorenen zu beweinen, iſt auch männlich!"

Unnachahmlich, unerreichbar iſt Anſchütz im bürgerlichen Trauerſpiel. Sein Muſikus Miller, ſein Meiſter Anton, ſein Erbförſter dürften ſobald nicht wieder nach dem Tode des Künſtlers einen derartigen Darſteller finden. Das „alltägliche Elend" trifft man bei Anſchütz nicht an, er löſt den Kern des Gemüths nicht in Pulver auf, um damit zu funkern und zu prunken, wie es Döring in Berlin thut, es iſt ein organiſch ſich entwickelndes Gefühlsleben, das keine Stufe überſpringt und keine ſpecielle Aeußerung der Empfindung ungebührlich überſchwemmt. Der künſtleriſche Geiſt überwacht das Herz, während die Gefühlshelden des Schauſpiels mehr oder minder den Verſtand in der Bruſt und ein ſogenanntes „Gefühl" im Gehirn beherbergen, woher denn die gallertartigen Figuren ſtammen, die bei aller Hitze der Extremitäten und bei allem Thränenvergießen kühl und nüchtern bis ans Herz hinan erſcheinen. Anſchütz hat immer nur mit dem Schmerz, nie mit dem Jammer etwas zu ſchaffen; ſogar die Iffland'ſchen Menſchen zwingt er, die Redſeligkeit zu bändigen, und reißt der Tugendphraſe wenigſtens den ärgſten Flitter ab; ſie haben alle gebeichtet, ehe er ſie vor die Lampen ſtellt, und ſchluchzen und verdrehen die Augen nicht, wenn er ſie in Fleiſch und Blut kleidet.

Im Rhetoriſchen bringt Anſchütz vielleicht eben-

so wenig einen Nebenbuhler. Wenn die Verfechter eines Catilina mit der erbärmlichsten Vertheidigung gegen einen Cicero in die Schranken träten und Ausschuß die Rede spräche, es wäre dann der Sieg des letztern ein zweifelhafter.

Die Liebe und Verehrung der Wiener für Anschütz ist eine ungeheuchelte, und so oft er wieder einmal, die Krone auf dem Haupt und den Scepter in der Hand, als König Lear aus der Tiefe des Theaters majestätisch hervorschreitet, so oft begrüßt auch den greisen Künstler ein Minuten langer anhaltender Beifalls- und Freudensturm des Hauses, als ob sich ein alter Marschall und Kriegsheld seinen Truppen zeigte. C. G.

Anregungen.

Zur Religionsphilosophie.

III.

„Briefe über natürliche Religion. Von Dr. Julius Frauenstädt" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1858). Diese von uns schon in Nr. 17 empfohlene Schrift bildet den entschiedensten Gegensatz zu der neulich genannten des Dr. Hirschfeld, „Ueber Wesen und Ursprung der Religion". Denn während Dr. Hirschfeld auf supranaturalistische Weise die Religion aus übernatürlicher Einwirkung Gottes in den Menschengeist ableitet, zeigt Frauenstädt schon in den ersten Briefen seiner Schrift, daß der Gegensatz zwischen natürlicher und geoffenbarter, d. h. übernatürlich entstandener Religion, vom gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft aus nicht mehr haltbar ist, daß es im Grunde genommen keine andere als natürliche Religion gibt und die sogenannte geoffenbarte nur für den Glauben übernatürlichen Ursprungs ist, an sich aber nur eine höhere Stufe der natürlichen Religion bezeichnet.

Mit Arelt's religionsphilosophischer Ansicht hat die Frauenstädt's das gemein, daß auch sie die Religion aus Ahnung ableitet, nur daß Frauenstädt statt des Wortes Ahnung sich des Ausdrucks „unmittelbare Intuition, bei der Gemüth und Phantasie betheiligt sind", bedient. Auch besteht noch die Differenz zwischen Arelt's und Frauenstädt's Ansicht, daß letztere die Religion nicht blos auf ästhetischem Wege zu Stande kommen läßt, sondern ebenso, ja noch mehr auf praktischem. Denn Frauenstädt hebt besonders hervor, wie die „theils physische, theils moralische Noth des Lebens" bei Erzeugung der Religion mitwirkt. Aus diesem praktischen Ursprunge der Religionen erklärt sich nach ihm der Gegensatz zwischen unsittlichen, egoistischen, und sittlichen, uninteressirten Gottesverehrungen; ein Gegensatz, auf den er das Hauptgewicht bei Beurtheilung der Religionen legt. Frauenstädt legt selbst die Grundzüge einer uninteressirten natürlichen Religion, wie sie dem heutigen Standpunkte der Bildung und Wissenschaft entspricht, dar, gibt sich aber nicht der Illusion hin, daß solche uninteressirte, dem Herzen Opfer auferlegende Religion jemals Weltreligion werden wird. Auch in unserer so weit vorgeschrittenen Zeit findet er noch Hindernisse genug, welche der Ausbreitung einer solchen natürlichen Religion im Wege stehen, und er charakterisirt namentlich die drei Classen der Ungläubigen, der Autoritätsgläubigen und der Schwarmgläubigen als wenig geeignet zur Aufnahme einer reinern Religion, wie er sie entwirft. Gegenüber den Werken und Angriffen der modernen hierarchischen Partei, der Stahl, Leo, Vilmar u. a., sei diese Schrift Frauenstädt's allen Gegnern jener Dunkelmänner, den Freunden des Lichts und der Wahrheit empfohlen.

Schließlich berichtigen wir noch unsere in Nr. 17 gegebene kurze Erwähnung dieser Schrift dahin, daß wir mit der Aeußerung, sie gäbe dem Deismus eine neue Begründung, nur die rationalistische Tendenz derselben verstanden. Ihrem eigentlichen und genauer präcisirten Ziele nach gibt sie eine neue Fassung des Pantheismus.

Erziehung zur Schönheit.

Unter Schönheit versteht man gewöhnlich, wenn von einem schönen Menschen die Rede ist, nur die körperliche Schönheit. Aber erst wenn sich mit ihr die Seelenschönheit, eine geistige Schönheit, harmonisch verbindet, entsteht der im edelsten Sinne „schöne Mensch".

Eine vollständige Erziehung zur Schönheit müßte demnach sowol die körperliche als geistige Seite des Menschen, und zwar beide im Verein, harmonisch ausbilden. Eine praktische Anweisung zu solcher Erziehung, allgemein verständlich geschrieben, liegt uns vor in der „Kallipädie oder Erziehung zur Schönheit durch naturgetreue und gleichmäßige Förderung normaler Körperbildung, lebenstüchtiger Gesundheit und geistiger Veredelung, und insbesondere durch möglichste Benutzung specieller Erziehungsmittel. Für Aeltern, Erzieher und Lehrer. Von Dr. med. Daniel Gottlob Moritz Schreber, praktischem Arzte und Director der orthopädischen und heilgymnastischen Anstalt zu Leipzig. Mit 72 Abbildungen im Texte" (Leipzig, Fr. Fleischer, 1858).

Mit dem griechischen Titel „Kallipädie", den der Verfasser seiner inhaltlich beachtenswerthen Schrift gegeben, wollen wir nicht rechten. Das Wort „Kallipädie" bedeutet eigentlich nicht „Erziehung zur Schönheit", sondern „Zeugung schöner Kinder". Aber wir wissen, was der Verfasser damit bezeichnen will.

Wie die allseitige Erziehung an dem Zöglinge alle innig zu einem Ganzen vereinigten Seiten der

menschlichen Natur, die körperliche, gemüthliche und geistige, gleichmäßig ins Auge zu fassen hat, so hat sich demgemäß auch der Verfasser in seiner Erziehungslehre die Aufgabe gestellt, allseitig zu sein. Er findet in der gegenwärtigen Generation, und gerade unter denjenigen, welche in der geistigen Ausbildung am weitesten vorgeschritten sind, Mangel an harmonischer Vereinigung des wahren körperlichen und geistigen Lebenskerns. „Kräftige, gestählte Naturen und charakterstarke Individualitäten sind — wir können das nicht leugnen — in der Minderzahl.“ Der Verfasser weist auf die physische und moralische Herabgekommenheit der gegenwärtigen Menschen in der Einleitung hin und entwirft hier ein düsteres Bild. Aber er zweifelt nicht an der Fähigkeit der Menschheit, vollkommener zu werden, und schreibt der Erziehung einen mächtigen Einfluß auf geistige und körperliche Veredelung zu. Er will sogar auf Erzielung edler, harmonisch gebildeter Menschen schon bei der Eheschließung hingewirkt wissen, insofern der angeborene Typus des zu erziehenden Kindes durch die physischen und geistigen Eigenthümlichkeiten der Ehegatten bedingt ist, und gibt hier den allerdings — sehr komischen Rath, das Schließen der Ehen, wenn auch nicht in definitiv abhängiger, doch in berathender Weise an ärztliche Begutachtung zu binden! Die ärztliche Begutachtung soll durch ein die körperlichen und geistigen Gesundheitsverhältnisse beleuchtendes Zeugniß in jedem Fall sich darüber zu erklären haben, ob wichtige ärztliche Bedenken gegen die Schließung der Ehe vorhanden oder nicht, namentlich in Betreff des Altersverhältnisses, der etwaigen Blutsverwandtschaft, erblicher Gebrechen und Krankheitsanlagen der beiden Theile. Es soll dabei als Grundsatz festgehalten werden, daß in jeder zu schließenden Ehe mindestens eins von den beiden Gatten eine tadellose, die Mängel des andern Theils verbessernde Constitution besitze. Als äußerste Consequenz des polizirten Staates ist diese Ansicht charakteristisch genug, wird aber, wie Weinhold's Insinuationen, keine Beachtung finden.

Der Verfasser theilt das ganze Erziehungsgeschäft nach den Lebensaltern des Zöglings oder vielmehr nach seinen verschiedenen Entwickelungsstufen in vier Abschnitte ein. In jedem Theile wird zuerst von der körperlichen, dann von der geistigen Seite der Erziehung gehandelt.

Ein immerhin anerkennenswerther Vorzug dieser Erziehungslehre vor andern, abstract gehaltenen, besteht in ihrem Eingehen auf bestimmte, wirkliche Verhältnisse. Sie spricht z. B. im dritten Theil unter der Ueberschrift „Das Kind mit seinen Aeltern.“ von dem zu beobachtenden Verfahren bei der Einweihung des Kindes in die Religion, über Berufswahl, über häusliche Einrichtung des Familienlebens in Bezug auf Musik, Theater, Vorleten; selbst Taschengeld, Tagebuch, Rügentafel entgehen seinen Blicken und Urtheilen nicht. Im vierten Theile, der das Jünglings- und Jungfrauenalter betrachtet, sind treffende Bemerkungen und Rathschläge über die Sünde des Duells bei Jünglingen. Der Verfasser will, daß man dem Drange nach Muthübungen und Muthverweisungen, der sich im Duell äußert, auf andere, gesetzmäßige und wahrhaft edle Weise Gelegenheit schaffe, sich zu entfalten, durch Betheiligung an Jünglingsvereinen zu solchen Zwecken, bei denen es Gelegenheit gibt, Muthproben abzulegen. Solange aber für solche Ersatzmittel nicht gesorgt ist, „wird man sich wol das Fortbestehen des Duellmißbrauche gefallen lassen müssen; und vom Gesichtspunkte des Staats aus dürfte die Alternative wol auch so stehen. Immer noch besser, selbst wenn sich auch hin und wieder einmal einer den Kopf einrennt, als daß aller männliche Sinn unter der Jugend erstirbt, als das Laufende geistig vertrocknen oder versumpfen. Unter zwei Uebeln ist das kleinere stets das erträglichere, doch wäre zu wünschen, daß auch diesem die Grundwurzel genommen würde; man schaffe dem Jünglinge, wo es nur irgend möglich, Gelegenheit, auf gesetzmäßige und wahrhaft edle Weise in Muthübungen zu erstarken. Wenn die Jünglinge zu lebenstüchtigen Männern reifen sollen, so darf die Schule der Männlichkeit nicht mangeln.“

Aus dem vielen Guten, das in dem Werke des Verfassers zu finden, ist noch besonders hervorzuheben, was er in der Einleitung gegen das allgemein verbreitete Vorurtheil, daß die ganze Erziehung in den ersten Lebensjahren ausschließlich der Mutter obliege und die erzieherische Aufgabe des Vaters erst später, etwa vom vierten oder fünften Jahre des Kindes an beginne, einwendet. Er weist mit Recht auf die Pflicht der Väter hin, das ganze Erziehungsgeschäft zu leiten und zu überwachen, statt es wegen angeblich mangelnder Zeit oder Abhaltung durch Berufsgeschäfte auf die Frau zu wälzen. Der Mann als der erfahrenere, mehr in und für die Welt lebende Theil soll nach dem Verfasser auch befähigter sein, einen tüchtigen, auf vernünftige Grundsätze basirten Erziehungsplan zu entwerfen und im Einverständniß mit der Frau festzustellen. Die Hauptaufgabe der Frau beruhe in der treuen Ausführung dieses Plans und in der Kunst, alle die tausend bunten Einzelheiten des Familienlebens mit den Hauptgrundsätzen des Erziehungsplans in Einklang zu bringen.

Die allzu schroffen Urtheile über die Pensionate unterschreiben wir nicht. Die Pensionate sind ein Surrogat für unsere fehlende öffentliche Erziehung. Sie halten die Jugend viel länger jung als das Haus, das in seiner traulichen Brutwärme die jungen Entwickelungen frühreif zeitigt und sie an Dingen und Vorgängen theilnehmen läßt, für die man im Pensionat noch kein Auge hat. Ein junges Mädchen wird über der gefährliche Krise, sich zur Jungfrau heranzureifen, durch nichts so sehr hinweggeführt als durch den Eintritt in ein Pensionat, das, wenn daselbe richtig geleitet ist, es viel länger kindlich erhält als das Haus.

Alfred Meißner.

In der Kober'ſchen Romanbibliothek erſchien vor kurzem aus Alfred Meißner's Feder „Der Freiherr von Hohlwein“. Dieſe Erzählung bildet den Inhalt der erſten Bände von „Sanſara“ (Leipzig, Herbig, 1858).

Was bedeutet „Sanſara“?

„Wie ekel, ſchal und unerquicklich ſcheint mir doch ganze Treiben dieſer Welt!“ ruft Hamlet. Dieſe in kraftvollen und geſunden Naturen vorübergehende Stimmung feſtgehalten und zum Princip des Lebens und aller geiſtigen Anſchauungen gemacht, iſt das Weſen des Buddhismus, zu deſſen heiligen Worten auch „Sanſara“ gehört. „Sanſara“ iſt die Welt des Verlangens, der Gelüſte, der Thaten, mit einem Wort die irdiſche, ſichtbare Welt, welcher „Nirvana“, die vollſtändige Auflöſung, die Beſtimmungsloſigkeit, das Nichts entgegentritt. Dem Chriſten bedeutet die Unſterblichkeit, dem Buddhiſten das „Nichtſein“ ſeine Seligkeit. Wer hätte nicht wie der Buddha, als er noch zu Kapilavaſtu als Königsſohn ſah, das Verblühen der Schönheit, das Elend des Alters, die allgemeine Wandlung des Daſeienden betrachtet und beklagt? Rückkehr aus dieſer Welt des Gelüſtens, wo er nur zum Stein wird, den eine unſichtbare Hand emporſchleudert, zu erſchlagen, ich weiß nicht wen, iſt die Aufgabe des Weiſen, damit beginnt ſein Anrecht auf das einſtige Verlöſchen im Nirvana.

Dies poetiſch darzuſtellen, zu erklären, wie ein energiſcher, willensſtarker, lebensfreudiger Menſch durch die eigenthümlichen Verwickelungen ſeines Geſchicks und die Folgen ſeiner Thaten — denn hier iſt jede That zugleich eine Schuld — zu dieſer Einſicht und Reſignation gelangt, macht den Grundgedanken des, wie es ſcheint, auf mehrere Bände berechneten Romans. Was bisjetzt vorliegt, iſt nur noch eine Reihe loſe verknüpfter Abenteuer, die ein „moderner Don Juan“ am Traunſee, in Böhmen und Pisa erlebt. Als ob die „Sanſara“ nichts Tieferes, Weltumfaſſenderes, Allmächtigeres wäre als der ſinnliche Liebesſturm, der einen Alexander der Liebe zu ewig neuen Eroberungen treibt! Der Fürſt von Planenburg, trotz ſeiner elegiſchen Natur und ſeinem gebrochenen Herzen, der geckenhafte Marcheſe Val Madonna, der Freiherr von Wallmerode — alle ſind ſie die Schatten des großen Alexanders von Hohlwein, des Mädchenverführers, die, wenn ein gerechtes Schickſal ihre Frevelthaten ſtraft, „Sanſara!“ rufen — „Die Welt iſt nichts!“ oder moraliſch ſeufzen: „O die dämoniſche Luſt am Weibe!“ In ſolcher Weltanſchauung Meißner's reduciren ſich alle Conflicte auf das geſchlechtliche Leben und er gewinnt nicht einmal vielem ganz die leidenſchaftliche und ſinnliche Seite ab.

Was der Gründung an Innerlichkeit und Tiefe abgeht, verſucht der Dichter durch Monologe zu verbergen und zu erſetzen, die ſein Held wie eine tragiſche Parabaſe nach den Ereigniſſen hält. Soviel Schönes und Ergreifendes in ihnen geſagt wird, widerſprechen dieſe doch dem Weſen einer epiſchen Dichtung durchaus und laſſen uns die Empfindung, aus dem Fluß der Handlung geriſſen einen Gedankengang durchmachen zu müſſen, den die Willkür des Dichters, nicht die Nothwendigkeit an dieſem Punkte anſtellt.

Indeſſen hegen wir nur ſelbſt für ſolche Willkür und Subjectivität dem übermäßigen Realismus der Lage gegenüber einige Sympathieen. Des Vollkommenen nach der realiſtiſchen Seite hin haben wir nicht viel gewonnen und werden kaum beſonders viel gewinnen; warum uns nicht das ſchöne goldene Thor offen laſſen der poetiſchen Freiheiten, die zu allen Zeiten gegolten haben und erſt jetzt ſo ſpröde abgelehnt werden ſollen? Iſt es ein Unglück, wenn eine Dichtung uns nur den Dichter ſelbſt werth macht? Welche Wunderlichkeiten hat Balzac geſchrieben! Die ganze Literatur der Jahre 1800—1848 war von Corinne, Delphine, den Wahlverwandtſchaften und Wilhelm Meiſter an eine einzige Reihe ſolcher Erfindungen, an denen uns meiſt nur das Einzelne, nicht ſelten ſogar nur der Einfall hinriß. Sollten wir nicht unſer Publikum gewöhnen, wieder Freude an dem wenn auch loſen und nackten Zufall der Phantaſie, an der Grazie und Schalkhaftigkeit eines über ſeinen Stoffen ſchwebenden dichteriſchen Schaffens zu empfinden? Wir ſollten, meinen wir, dieſe Lehre bekämpfen von der abſoluten Nothwendigkeit einer erdenſchweren Thatſächlichkeit aller vorgeführten Verwickelungen.

Das Anziehende an dem Werke Meißner's iſt die Ärmlichkeit der Schilderung, die Kunſt der Verwickelung, eine gewiſſe poetiſche Tragik des Zufalls, die bei dem Ende Cäcilia's auf dem Traunſee uns mit geheimem Schauer ergreift. Neben dieſem düſtern Gemälde ſteht als liebliches, ſchelmiſches Bild Maretta und der romantiſche Garten in Piſa; es ſind die vortrefflichſten Seiten des Werks, voll Leben und Wahrheit. Dies innerlich hohle, verderbte italieniſche Weſen, wie ſpiegelt es ſich hier ab! Unwillkürlich fühlen uns bei dieſen Schilderungen die Geſtalten aus Heine's italieniſcher Reiſe ein. Giampolino und der römiſche Marcheſe ähneln ſich; zwiſchen ihnen beſteht nicht allein eine Stamm-, ſondern auch eine Seelenverwandtſchaft.

Wir ſind auf den Verlauf des Romans geſpannt. Vielleicht gelingt es dem Dichter denn doch noch, den Charakter ſeines Helden mehr zu vertiefen und ihn in eine andere „Sanſara“ zu ſtürzen als in die Arme bald eines Bauernmädchens, bald einer Gräfin, vor allem aber ihn von dem Pomp eines theatraliſchen Helden und den letzten verblaßten Flittern von Lord Byron's „Don Juan“ zu befreien.

Wahrnehmung.

Wir haben ein, wenn auch nicht immer dankbares, doch ſtarkes Gedächtniß für die Zeiten, wo wir beglückt wurden, ein ſchwaches für die, wo wir ſelbſt beglückten. Zur Weihnachtszeit frage man die Erinnerungen der Kinder und Aeltern.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 21.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr

Joseph Pignata.

Ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert.

III.

Im Gasthofe zu Soriano saß am Feuer ein Mann von vornehmer Haltung, in reicher Kleidung, mit dem Pignata ein Gespräch begann.

Während sie noch sprachen, kamen vier Häscher herein, die, den Hut in der Hand, dem Manne sagten, daß sie seine Befehle vollzogen hätten.

Bald nachher traten Einwohner des Orts ein, die ihm Geschenke brachten: Tauben, Hühner, Wein; auch ein Vater mit zwei Söhnen, von denen der eine das Priesterkleid trug. Dieser letztere nahm zu Pignata's linker Seite, der Vater zur rechten Platz.

Pignata hatte den vornehmen Mann für einen Kommissarius gehalten, der, wie es in Italien Sitte ist, von Ort zu Ort geht, um Kriminalangelegenheiten zu untersuchen; jetzt kam er von diesem Glauben zurück, als er den Bauer neben sich zu ihm sagen hörte: „Um Gottes willen, Herr Kapitän, begnügen Sie sich mit 15 Carlins, die ich Ihnen anbiete, und geben Sie mir meine Ziel zurück, sonst geht mir durch Sie mein Getreide verloren, das ich noch nicht auf den Fruchtboden gebracht habe!"

„Nein, nein," antwortete der andere, „du erhältst sie nicht, wenn du mir nicht 20 Carlins gutes Geld bringst!"

„Und woher soll ein armer Bauer wie ich so viel Geld nehmen?"

„Das geht mich nichts an, ich will es so!"

Diese gebieterische Art zu sprechen, erregte Pignata's Neugierde und er fragte den jungen Priester, wer der Mann sei, worauf dieser antwortete: „Es ist der Scharfrichter von Aquila, der, nachdem er zwei Verbrecher hingerichtet hat, die Viertheile hier in die Gebirge bringt, um sie den Bauern zur Warnung an den Orten aufzuhängen, wo die Verbrechen begangen worden sind, und da er eine königliche Autorisation dazu in den Händen hat, so nimmt er von Rechts wegen überall, wo er durchkommt, alles, was er zum Transport nöthig hat, weg: Pferde, Ziel und Maulesel. Wenn er keine Wagen findet, so legt er eine Taxe auf und fordert, was er will. Mein Vater, der die Schande gern vermeiden möchte, daß seine Ziel zu einem solchen Gebrauch verwendet werden und sie auch wegen der Feldfrüchte nicht entbehren kann, ist mit uns hierher gekommen, um sich mit Geld loszukaufen."

Pignata war nicht wenig überrascht, daß er sich solange mit dem Scharfrichter unterhalten hatte, aber treu seiner Rolle — denn er hatte sich vor ihm für einen frommen Pilger ausgegeben, der nach Loretto wallfahre — bemühte er sich, ihn nachgiebiger zu machen und hielt ihm eine lange Vermahnung über die Pflichten der christlichen Barmherzigkeit, führte ihm die Armuth des Bauern zu Gemüth, verhieß ihm, daß Gott ihn dafür lohnen würde, genug, er sprach so eindringlich, daß der Scharfrichter nachgab und sich um seinetwillen, wie er sagte, mit 16 Carlins begnügen ließ.

Vater und Sohn waren voller Dankbarkeit gegen Pignata und baten ihn, ſie zu begleiten und mit ihnen zu Abend zu eſſen. Der junge Prieſter beſonders ſchloß ſich an ihn an und gab ihm zu verſtehen, daß er ihn für mehr halte, als ſeine Kleidung erwarten laſſe. Er drängte ihn ſo mit Fragen über ſeinen Stand und die Abſicht ſeiner Reiſe, daß Pignata, um ihn zu beſchwichtigen, vorgab, er ſuche in den Gebirgen eine balſamiſche Pflanze. Dieſe Aeußerung brachte jenen auf den Gedanken, daß er ein gelehrter Mediciner und Botaniker ſei, und nun beſtürmte er ihn mit Fragen über dieſe Wiſſenſchaften und ſagte ihm, daß er ſelbſt gern Arzt geworden wäre, daß aber der Vater ihn gegen ſeinen Willen zum Prieſterſtande gezwungen. War Pignata nun früher der Advocat des Vaters gegen den Schaffrichter geweſen, ſo mußte er nun den Advocaten des Sohnes gegen ſeinen Vater machen und dieſen letztern mit den dringendſten Gründen zu bewegen ſuchen, den Sohn Arzt werden zu laſſen. Es gelang ihm auch diesmal wie das erſte mal und der Vater gab ſeine Einwilligung. Dieſe gute Familie hatte ihn ſo lieb gewonnen, daß ſie ihn gar nicht fortlaſſen wollte und nur ſeinem äußerſten Drängen nachgab.

Pignata wanderte weiter und kam nach Sulmona, der Vaterſtadt Ovid's. Unterwegs überlegte er, daß ſeine geringe Baarſchaft zu einer Seereiſe nicht hinreichen würde, und beſchloß alſo, ſeinen Weg zu ändern. Er wollte eine Verwandte von ſeiner Mutter her, die an der neapolitaniſchen Grenze verheirathet war, aufſuchen und ſie um Unterſtützung an Geld und Kleidern bitten und wo möglich bei ihr eine kurze Zeit von ſeinen Mühen ausruhen. Wieder fand er auf dieſem neuen Wege bald bei Hirten und Bauern, bald in Klöſtern ein Obdach und eine kurze Ruhe.

Endlich, nach manchen Gefahren, lag der Wohnort ſeiner Verwandten vor ihm. Ihm ſchien es das Gerathenſte, dem Anbruch der Nacht ihr Haus zu bereiten. Als Knabe von neun Jahren war er ſchon an dem Orte geweſen, eben bei der Hochzeit dieſer Gevatter; ſo fand er glücklich das Haus. Auf ſein Klopfen kam eine Magd heraus, die er fragte, ob ihr Herr zu Hauſe ſei. „Nein", ſagte ſie, „aber die Frau iſt da!" Dieſe letztere kam auch ſogleich dazu und fragte, was er wolle. „Ich habe einen Brief an den Herrn zu übergeben", verſetzte Pignata. Die Frau wollte den Brief haben, er aber bat ſie, ihren Mann erwarten zu dürfen. So wurde er denn in die Küche geführt, wo noch eine der Töchter war. Mutter und Tochter betrachteten ihn mit ſcheuen Blicken und hielten ihn mit ſeinem verwilderten Bart und Haar, ſeiner zerriſſenen Kleidung, wie ſie ihm nachher geſtanden, für einen Banditen. Pignata hatte eine Ahnung davon und um ihre Furcht zu beſchwichtigen, nannte er die Mutter bei ihrem Taufnamen und fragte ſie nach ihren andern Verwandten.

„Ach, ich bitte," ſagte ſie, „erwecken Sie nicht meinen Kummer, indem Sie mich nach meinen Angehörigen fragen! Einer meiner Vettern, ein Prieſter, kam vorigen Sommer von Wien nach Rom, um meine Tante nach Deutſchland zu bringen. Sie reiſten hier durch und ich hatte den Troſt, ſie zu umarmen; aber der Abſchied zerriß mir das Herz, da ich keine Hoffnung habe, ſie jemals wiederzuſehen. Ein anderer meiner Vettern, der im weltlichen Stande lebt, iſt in Rom in dem Gefängniß des geiſtlichen Gerichts, und ich darf nicht eher hoffen, ihn wiederzuſehen als im Paradieſe." Hier erſtickten Thränen und Schluchzen ihre Stimme.

Pignata war ſo gerührt, ſowol durch die Erinnerung an ſeine Mutter als auch durch die Theilnahme der Gevatterin an ſeinem Unglück, daß er ſich kaum enthalten konnte, mit zu weinen; aber er bezwang ſich und ſagte: „Es iſt wahr, die Gefangenſchaft Ihres Vetters iſt ein Unglück, aber Sie müſſen ſich Gott unterwerfen; er iſt nicht immer unerbittlich und Sie haben vielleicht mehr Grund, als Sie denken, ſeine Barmherzigkeit zu loben. Wenn ich Ihnen gute Nachricht von Ihrem Vetter brächte, würden Sie ſie nicht mit ebenſo viel Freude aufnehmen, als Sie jetzt Schmerz über ſein Unglück empfinden?"

„Ach, welche gute Nachricht könnten Sie mir von einem Manne geben, der in einem Kerker ſitzt, aus dem er nie herauskommen wird?"

„Und doch", ſprach Pignata, „iſt es wahr und gewiß, daß er ſich aus dem Gefängniß gerettet hat und in dieſem Lande iſt."

Sie ließ einen Schrei der Ueberraſchung aus und rief: „Er iſt alſo entflohen?"

„Ja", antwortete Pignata, „er iſt hier in der Nähe, aber in dem elendeſten Zuſtande, und er ſchickt mich her, Sie zu bitten, ihm in ſeiner Noth beizuſtehen. Er weiß, daß Sie eine gute Verwandte ſind und ihn nicht verlaſſen werden. Haben Sie Mitleid mit ihm; er verdient es durch die unerhörten Trangſale, die er hat erdulden müſſen!"

Während er sprach, hatte die Cousine ihn unverwandt angesehen; kein mehr römischer als neapolitanischer Dialekt war ihr schon vorher aufgefallen, jetzt sprach die Stimme des Bluts unwidersprechlich und außer sich vor Freude stürzte sie sich mit dem Ausruf: „Ach, du bist es selbst, mein Vetter!“ in seine Arme. „Ja“, antwortete er, „ich bin es!“ Die Tochter kam nun auch herzu, ihn zu umarmen, und beide dankten und lobten Gott für seine Gnade. „Nun aber“, bat Pignata, „schließt vor allen Dingen die Thür! Ich fürchte, daß jedes Lüftchen mein Verräther werden könnte. Niemand darf mich bei euch sehen, wenn dieses Wiedersehen nicht für mich und für euch unheilvoll werden soll!“

Die Cousine that, was er wünschte, und ließ sogleich ihren Mann holen, der Pignata, trotz seiner Lumpen, sogleich erkannte. Er führte ihn in ein Zimmer im ersten Stock, aus dem er im Nothfall in das Nachbarhaus entkommen konnte. Hier sollte er schlafen, bis der Vetter noch ein günstigeres Versteck ausfindig gemacht hatte; denn er fürchtete, daß der Bischof bei dem geringsten Verdacht ihn natürlich bei seinen Verwandten zuerst suchen würde. Die ganze Familie war voller Freude über seine glückliche Rettung und überschüttete ihn mit Liebkosungen und Beweisen zärtlicher Theilnahme.

Am nächsten Morgen führte ihn der Vetter in ein anderes Haus, dessen Besitzer gerade auf dem Lande war und zu dem er den Schlüssel hatte. Unter der treuen Pflege dieser liebenden Verwandten konnte Pignata sich nun von seinen Strapatzen erholen. Sie versahen ihn mit Wäsche und Kleidern und bewogen ihn, sich den langen Bart abnehmen und nur einen Knebelbart stehen zu lassen. Der Vetter rieth ihm, sich nach Venedig einzuschiffen, wohin später Pignata's Bruder, der Geistliche, zum Carneval auch kommen würde, bei dem er sicher wäre, Zuflucht und Hülfe zu finden. Er fügte noch hinzu, daß er diesem Bruder eine Kiste mit Citronen, Schinken und Früchten zu den nächsten Festen zu schicken habe und schlug Pignata vor, der Ueberbringer derselben zu sein.

Pignata willigte in alles; man packte die Kiste und er schrieb die Adresse und den Frachtbrief dazu, damit der Bruder seine Handschrift erkennen und daraus sehen möchte, daß er in Sicherheit sei. Außerdem aber erwähnte man aus Vorsicht nichts von ihm. Nun wurde ein Platz für ihn auf einem Schiffe genommen, das nach zwanzig Tagen nach Venedig fahren sollte, und nach Verlauf dieser Zeit schied er mit tausend Thränen von den treuen, liebreichen Verwandten.

Der Vetter führte ihn bis zu dem Hafen, übergab ihn dem Herrn des Schiffes und entfernte sich hierauf schnell, um keinen Verdacht zu erregen. Pignata hatte gedacht, daß die Reise nun gleich fortgehen würde; aber der Patron des Schiffs machte keine Anstalt und antwortete immer nur auf die Fragen, wann er reisen werde? — er werde reisen, sobald er guten Wind habe. Pignata überlegte, daß dies vielleicht lange dauern könne und daß er indeß in beständiger Gefahr schwebe, entdeckt zu werden, und kam endlich zu dem Entschluß, seinen Weg und seine Pläne zu ändern, und zwar so geheim, daß selbst die Verwandten es nicht wußten. Unter dem Vorwand, die Messe zu hören, ging er eines Morgens aus und wanderte längs der Meeresküste weiter. Sein Plan wurde jetzt, nach Sicilien zu gehen und zu sehen, ob er nicht in Messina eine Zuflucht finden könne, sei es als Matrose oder im Dienst eines vornehmen Herrn, unter fremdem Namen, als Philipp de Perchi.

So durchirrte er das Königreich Neapel, bis er nach Policastro kam, wo ein Schiff ihn nach Messina brachte. Aber die Paläste, die einst die Stadt geziert, waren größtentheils in Trümmer zerfallen oder mit Balken gestützt — eine Folge des großen Erdbebens, das die ganze Insel verwüstet hatte.

Als er eines Tags traurig und in allen Hoffnungen getäuscht am Hafen spazieren ging, kamen zwei römische Matrosen, die ihn gekannt hatten, auf ihn zu. Er eilte, der Begegnung auszuweichen, aber dieser Zufall hatte ihn so erschreckt, daß er sogleich beschloß, Messina zu verlassen und, da er sich in ganz Italien nicht sicher glaubte, nach Otranto zu gehen, sich von da nach Albanien einzuschiffen und nach Konstantinopel zu ziehen, dort die türkische Sprache zu erlernen und mit der ersten Karavane nach Mekka zu ziehen. Er wiegte sich mit diesen weitaussehenden Plänen, aber das Geschick hatte es anders beschlossen.

Zwar kam er leicht in Fischerbooten wieder nach Policastro und von da nach Tarent. Auf der Wanderung nach Otranto aber überfielen ihn Straßenräuber und beraubten ihn seiner Kleider und Baarschaft. Lange lag er, geschlagen und verwundet, außer Stande, sich zu rühren; endlich raffte er sich empor und schleppte sich in der finstern Nacht nach einer Schäferhütte, in der er

Licht sah. Die guten Hirten erbarmten sich seiner, wuschen seine Wunden mit Wein, gaben ihm Milch zu trinken und bereiteten ihm ein Lager im Stall. Am andern Morgen fühlte er sich etwas gekräftet und da er in seine Unterbeinkleider einige kleine Geldmünzen eingenäht hatte, so war sein Unterhalt wenigstens für einige Tage gesichert. Die Leute, die ihn beherbergt hatten, gaben ihm noch ein Brot und Schafvelle, um sich damit zu bedecken. So wanderte er wieder weiter.

Am Abend — schon erhoben sich in einiger Entfernung die Thürme Otrantos — begegnete er einem Priester, der ihm bekannt schien. Das gutmüthige Gesicht des Mannes ermuthigte ihn, sich ihm zu nähern und ihn demüthig um eine Gabe zu bitten. Der Priester fragte ihn freundlich, aus welcher Gegend er wäre? „Ich bin ein Römer", antwortete Pignata.

„Du ein Römer? Und wo wohntest du in Rom?"

Pignata sagte es ihm; der Priester versetzte: „Ich habe Ursache, Rom und die Römer zu lieben, denn ich habe dort Freunde gefunden, die mein Glück gründeten. Der Cardinal Baradonna war mein Gönner, ihm verdanke ich das Kanonicat in der Kathedrale dieser Stadt. Er ist nun todt und ich bitte Gott noch für seine Seligkeit. Er hatte einen Secretär, der sich mir als ein wahrer, großmüthiger Freund bewies und der Pignata hieß; ich werde ihn nie vergessen." Die Erinnerung an seinen Herrn und die sichtbare Fügung des Himmels, die den armen Flüchtling gerade in diesem verzweiflungsvollen Moment einen alten Freund finden ließ, rührten Pignata so sehr, daß er in Thränen ausbrach, die er umsonst zurückzuhalten suchte. Erstaunt fragte ihn der Priester, warum er weine? Er konnte nichts weiter erwidern als: „Ich bin ja Pignata!"

„Sie Pignata?"

„Ja, ich bin der unglückliche Pignata und ich erkenne Sie wohl! Sie kamen vor fünfzehn Jahren zu mir, um mir für das Kanonicat zu danken, und brachten mir getrocknete Weintrauben und zwei Pistolen; ich behielt nur die Weintrauben."

Bei diesen Worten küßte der gute Kanonicus Pignata's Hand und bat ihn, ihm zu folgen. Der Flüchtling hatte wieder einen Beschützer gefunden, der ihm alles ersetzte, sowol ein böses Geschick ihm geraubt.

Drei Tage lang beherbergte ihn der Kanonicus in aller Sorge und Freundschaft und bemühte sich indeß, ein Schiff für ihn zu finden; es fand sich, schneller als er geglaubt, und Pignata trat auf einem mit Kaufmannswaaren befrachteten Fahrzeuge die Reise nach Albanien an. Der Wind war an diesem Tage so günstig, daß sie schon am Abend die Küste vor sich sahen und Dalmatien nahe waren; aber als ob alle Mißgeschicke und Gefahren gerade ihn zum Opfer auserkoren hätten, scheiterte auch hier seine Hoffnung. Mit Einbruch der Nacht schlug der Wind um und wurde ungünstig; ein furchtbarer Sturm schüttelte das Fahrzeug mit solcher Gewalt, daß sie sich oft für verloren hielten. Das große Segel war von dem strömenden Regen so schwer geworden, daß es auf der einen Seite fast ins Meer eintauchte und das Schiff beinahe zum Umschlagen brachte. Dieser wüthende Sturm dauerte die ganze Nacht und erst um 2 Uhr Mittags am andern Tage konnten sie Land entdecken. Sie waren der Stadt Zara in Dalmatien gegenüber, aber zwischen den vielen kleinen Inseln, Klippen und Riffen konnte das halbzerschellte Schiff nicht die Einfahrt in den Hafen gewinnen, bis der venetianische Commandant ihnen eine Schaluppe mit acht Ruderern entgegenschickte, die sie an einem Seile in den Hafen zogen.

Alle waren mehr todt als lebendig, besonders Pignata, der das Meer noch nie in seinem Zorn gesehen hatte. Ruhebedürftig, wie er war, suchte er eine Fischerhütte und legte sich zum Schlafen nieder; aber der Schlaf floh seine müden Augenlider, allzu traurige Gedanken erfüllten seine Seele. Wie konnte er mit seinen geringen Mitteln eine Reise nach dem fernen Asien unternehmen, er, der weder ein Wort Türkisch noch Griechisch kannte? Genug, er sah ein, daß es besser sei, sich nach Venedig einzuschiffen, wo er während des Carnevals wenigstens seinen Bruder fand, und so eilte er sogleich zum Hafen, wo er auch bald mit einem Schiffsherrn einig wurde, der für Ueberfahrt und Kost bis Venedig nur eine Pistole verlangte. Er nahm nun einen Gesundheitspaß unter dem Namen Gaspare Fidele und bezahlte dafür noch 20 Sols.

Drei Tage nachher war der Schiffer bereit abzufahren. Pignata bestieg das Fahrzeug und das erste, was er dort bemerkte, war der Name seines Bruders, von Pignata's Hand selbst auf den Ballen geschrieben, den sein Vetter vor langer Zeit fortgeschickt hatte und den er schon längst in den Händen seines Bruders glaubte. Hocherfreut fragte er einen Matrosen nach Ort und Zeit der

Abfahrt. Da fand es ſich, daß ſie ſchon vor vier Wochen von Giulia nova abgereiſt, aber durch widrige Winde zurückgehalten worden waren; es war daſſelbe Schiff, auf dem ihn ſein Vetter hatte einſchreiben laſſen, und ſo war es ihm doch noch beſtimmt, mit demſelben zu fahren. Dieſe ſichtbare Fügung Gottes verſöhnte ihn wieder mit der Veränderung ſeines Reiſeplanes; aber bald ſollten neue Prüfungen kommen. Als ſie in das offene Meer gelangten und 15 oder 20 Meilen von Jura entfernt waren, überfiel ſie eine große Windſtille, ſodaß ſie weder vorwärts noch zurück konnten. Das Meer blieb unbeweglich und der Schiffspatron ſah ſich genöthigt, in Melata zu landen und dort den Wind zu erwarten.

Das Dorf Melata lag auf ſteilen Klippen. Hier wurde weder geſäet noch geerntet, der Boden beſtand aus unfruchtbaren Felſen, nur Ruben und Buchsbaum wuchſen dort und die Einwohner nährten ſich vom Fiſchfang. Die Reiſenden gingen in die Kirche, um die Meſſe zu hören. Im Vorübergehen ſahen ſie die Vorbereitungen der Einwohner, um ihren König zu krönen. Denn die Republik Venedig, welche die Herrin des Landes war, ließ ihnen aus beſonderer Gnade dieſen Schatten eines Königs auf drei Tage in jedem Jahr, und zwar war die Macht eines ſolchen Königs ſo groß, daß er innerhalb dieſer drei Tage Verbannte zurückrufen konnte, ohne daß der Befehlshaber der Republik etwas dagegen einwenden durfte. Pignata und ſeine Gefährten wurden von dem König eingeladen, dem Feſte beizuwohnen, zu welchem ſie, wie es Sitte war, ihm Geſchenke brachten. Dem feierlichen Aufzug folgte ein feſtliches Mittagsmahl in der Hütte des Königs, wo zwei Tafeln ohne Tiſchtücher mit 70 — 80 irdenen Tellern beſetzt waren; nur an einem Ende der Tafel war ein Tiſchtuch ausgebreitet und mit Buchsbaum geſchmückt. Dort ſaßen der König und die Prieſter. Der König wollte, daß Pignata und der Schiffsherr ſich auch zu ihm ſetzen ſollten, aber ſie mußten dieſen Vorzug mit einer Flaſche Branntwein bezahlen. Die Bewirthung war ſehr ſchmal, weil das ſchlechte Wetter den Fiſchfang gehindert hatte. Doch hatte man durch einige andere Gerichte dieſen Mangel zu erſetzen geſucht. Nach geendigter Mahlzeit ging es auf den Marktplatz, wo getanzt und geſprungen wurde und die Eingeladenen noch zwei Flaſchen Branntwein für die — Frauen zum beſten geben mußten. Aber die Reiſenden frören und langweilten ſich in dieſem wüſten Treiben und ſchlichen ſich heimlich davon.

Da der Patron bei Anbruch des nächſten Tages ſah, daß Oſtwind ſich erhoben hatte, ſo lichtete er die Anker ohne Zeitverluſt und ſie fuhren weiter, hatten aber kaum einige Meilen hinter ſich, als der Wind umſprang und ſie wieder zwang, an einer Inſel, die Sylva hieß, anzulegen. Dieſe Inſel war fruchtbarer als Melata und der Hauptort glich mehr einer Stadt als einem Dorfe. Er hatte drei Kirchen und ein Franziskanerkloſter. Am andern Tage, der ein Feſttag war, beſuchten die Reiſenden die Kirche, wo der Prieſter die Meſſe in ſlawoniſcher Sprache las, und der Sakriſtan, nachdem er den Altar beräuchert hatte, den Weihrauch jedem Anweſenden einzeln darbot, ſtatt ihn über alle auszuſtreuen. Nach beendigter Meſſe ging es in die Schenke, wo ſich ein alter Schiffer zu ihnen geſellte, der gut italieniſch ſprach und dem Schiffspatron das Anerbieten machte, ihm für unentgeltliche Ueberfahrt als Steuermann zu dienen, da er mehr als dreißig mal die Fahrt von Sylva nach Venedig gemacht habe und das Meer hier kenne. Der Schiffspatron willigte ein und da der Wind ſich wieder geändert hatte, ſo gingen ſie am nächſten Morgen unter Segel.

Alles ging glücklich von ſtatten und am dritten Tage kamen ſie bei Malamocco an, wo ſie Anker warfen, um die Nacht vorüber zu laſſen, aus Furcht, daß ſie, ſo nahe dem Hafen, noch auf Sandbänke gerathen und ſcheitern könnten. Aber auch hier noch verfolgte ſie das Ungemach, denn nach Mitternacht erhob ſich ein furchtbares Ungewitter, Blitz und Donner begleiteten den ſchrecklichſten Sturm, die Wellen thürmten ſich auf und ſtürzten jeden Augenblick über das Schiff. Sie wären verloren geweſen ohne ihren greiſen Steuermann, der, wenn die Matroſen verzweifelten, immer ſeine Ruhe bewahrte, alles lenkte und anordnete und, als führte Neptun ſelbſt ſie durch die Klippen, endlich den Sieg errang. Zwar war ein Anker verloren, ein Tau zerriſſen und das Schiff ſelbſt voll Waſſer, aber doch erreichten ſie glücklich den Hafen und die Todesfurcht machte der Freude Platz.

Oft hatte Pignata unterwegs mit dem Schiffspatron geſprochen und unter anderm auf deſſen Frage: ob er keine Bekannte in Venedig habe? ihm geantwortet: Ja, er habe einige und er wolle den Verkauf ſeiner Waaren vermitteln, wenn er ihn als Compagnon und Miteigenthümer des Fahrzeugs gelten laſſe. Er hoffte dadurch jedem Verdacht zu entgehen, weil niemand in einem Schiffspatron den römiſchen Flüchtling ſuchen

wurde. Der Schiffer war es zufrieden, führte ihn in seiner Schaluppe an das Land und Pignata versprach, am nächsten Morgen wieder an das Ufer zu kommen und ihm vom Erfolg seines Geschäfts Nachricht zu geben.

So war er denn endlich nach so vielen Gefahren und Widerwärtigkeiten am 21. Januar in Venedig angelangt. Er staunte die schöne Stadt an, die ihm ein Wunder der Welt schien, aber auch er wurde angestaunt und zwar wegen seiner calabresischen Tracht, in der er wie ein Harlekin aussah, und er mußte über sich selbst lachen, als er den Schattenriß seiner Gestalt im Sonnenschein erblickte.

Ernstlich aber dachte er nun daran, seinen Bruder aufzufinden. Als er, in vielen Gedanken verloren, vor der Marcuskirche zwischen den kleinen Buden der Armenier und der andern levantischen Kaufleute hin und her ging, begegnete er einem Priester, der ihn lange ansah, vielleicht wegen seiner auffallenden Tracht. Da er bei den Buden verweilte, um Bocksbäute zu kaufen, so kam Pignata mit ihm ins Gespräch, erzählte, daß er mit seinem Schiffe von Giulia nova käme, daß er verschiedene Waaren zum Verkauf darauf geladen und auch Aufträge und Briefe abzugeben habe, unter anderm eine Kiste für einen gewissen Abbé Pignata, den er aber, da er zum erstenmal in Venedig sei, nicht aufzufinden wisse. Der Priester erwiderte: „Sie sehen in mir einen nahen Freund des Abbé Pignata. Wir waren noch gestern Abend zusammen im Theater." Und nun nannte er ihm seine Wohnung. Rasch miethete Pignata eine Gondel und bat den Priester, ihn darin zu begleiten, was dieser auch that, aber ihm unterwegs soviel Fragen stellte, wie er sich nenne, ob er nicht die Verwandten des Abbé Pignata kenne, daß er ganz ängstlich wurde und es schon bereute, mit ihm gegangen zu sein.

So kamen sie nach der Wohnung des Abbé und traten in einen Saal, wo der Priester Pignata allein zurückließ und in das Schlafzimmer des Abbé ging, der noch im Bette lag. Pignata näherte sich der Thür und hörte Folgendes: „Verzeihen Sie, Signor Pignata, daß ich Ihren Schlaf unterbreche, aber ich glaube, Ihnen eine gute Nachricht zu bringen; in dem Saal ist ein Fremder, den ich erst für Ihren Bruder hielt, aber nachdem ich ihn ausgefragt habe, zeigt es sich, daß es ein Kaufmann ist, der aus Neapel kommt und der Ihnen etwas in seinem Schiffe mitgebracht hat."

Bei diesen Worten kam einer von Pignata's Neffen, der gerade gegenwärtig war, heraus, starrte Pignata ganz betroffen an, erkannte ihn und zog ihn nun in das Schlafzimmer. Bei seinem Anblick sprang der Bruder aus dem Bett, umarmte ihn mit Freudenthränen und nun ward er von allen geküßt und geliebkost, selbst von dem Priester, der so gerührt war, daß er ihm Treue gelobte wie seinem eigenen Bruder.

Einige Tage verflossen ihm nun in allen Freuden. In ungarischer Kleidung, als Gaspare Fidele besuchte er die Redoute, das Theater, alle Sehenswürdigkeiten Venedigs und genoß die ganze Festlichkeit des Carnevals. Sein Bruder führte ihn auch zu einem vornehmen Gönner, dem Grafen Latour, kaiserlichem Gesandten in Venedig, der ihn gütig empfing, ihm sein Haus anbot und seinen Schutz zusagte. Auch die Angelegenheit mit dem Schiffspatron wurde glücklich beendigt, da Pignata ihm seine ganze Schiffsladung verkauft hatte.

Nach beendigtem Carneval, in dem er wie alle immer maskirt ausgegangen war, reiste der Bruder mit ihm über Görz nach Grätz, wo er als Director der Kammermusik im Dienst des Fürsten von Eggenberg stand. Nach achttägiger Reise kamen sie in Grätz an und stiegen in der Wohnung des Abbé ab. Dort fand Pignata seine alte Mutter wieder, die an seinem Halse Freudenthränen weinte und Gottes Gnade pries, die ihr den Sohn wieder geschenkt hatte. Tags darauf brachte ihn der Abbe zu dem Fürsten, seinem Herrn, der ihn in sein Cabinet führte und ihm dort mehrere kleine Bilder zeigte, die Pignata im Gefängniß gemalt, bei jenem Besuch seinem Bruder mitgegeben und die dieser dem Fürsten verehrt hatte. Pignata sagte ihm, daß er glücklich sein würde, wenn er einem Herrn, der diese schwachen Versuche der Aufmerksamkeit gewürdigt habe, seine Dienste widmen könnte und daß er nun in der Freiheit ihm Werke zu liefern hoffe, die würdiger sein würden, ihm dargebracht zu werden. Der Fürst entließ ihn freundlich und ließ ihm am nächsten Morgen sagen: Wenn er sich mit 12 Dukaten monatlich und freiem Tisch begnügen wolle, so sei er gern geneigt, ihn in seinen Dienst zu nehmen. Pignata nahm es mit Freuden an und ging noch denselben Tag hin, ihm zu danken. Der Fürst stellte ihm die Aufgabe: ihm eine Oper zu dichten und zu componiren, die er auf seinem Theater aufführen lassen wolle, und zwar sollte er dazu die Geschichte der heiligen Genovefa wählen

Pignata verſprach, zu thun, was in ſeinen Kräften ſtünde und ſetzte ſich in einem Dachſtübchen, das ihm der Abbé einrichtete, zur Arbeit nieder, glücklich, endlich in den Hafen der Ruhe eingelaufen zu ſein. Aber ach, noch hatte das Mißgeſchick nicht auf, ihn zu verfolgen und nur zu bald ſollte er es wieder erfahren! Wie wäre auch ein Feind wie die heilige Inquiſition zu verſöhnen geweſen!

Nur vier Tage war er in Grätz und arbeitete ruhig in ſeinem Dachſtübchen an ſeiner Oper, als ein Italiener, der in Grätz ſtudirte und mit dem Abbé ſehr befreundet war, zu dieſem kam und ihm mittheilte, daß der Stadtvogt ihn habe arretiren laſſen, um ihn auszuforſchen, ob er nicht etwa den Bruder des Abbé Pignata kenne, der erſt kürzlich von Italien angekommen ſei. Er habe es geleugnet und ſich ſo gut wie möglich herausgeredet; nun möge er ſelbſt ſich verſehen. Ein Blick aus dem Fenſter beſtätigte die Warnung nur zu ſehr, denn ſchon war die Straße voller Soldaten. Der Abbé eilte ſogleich zu dem Fürſten, der ihm an die Hand gab: Pignata ſolle ſich in das fürſtliche Palais flüchten, wo er, der Fürſt, hoffe, ihn ſchützen zu können.

Mit dieſer Antwort kam der Abbé zurück. Alle zagten und bangten, die alte Mutter weinte, aber Pignata war ſchnell entſchloſſen. Im Hauſe konnte er ſich nicht ohne Gefahr verbergen, ebenſo wenig über die Dächer entfliehen oder die Mauer einbrechen, es blieb ihm nur ein muthiger Entſchluß übrig. Er ließ alle Lichter im Hauſe auslöſchen, hüllte ſich in ſeinen Mantel, nahm einen Degen und eine Blendlaterne, hieß einen Diener ihm folgen und ſo trat er hinab, ſchloß das Haus und ging langſam mitten durch die Soldaten nach dem Palaſte des Fürſten. Der kühne Schritt gelang, glücklich kam er dort an und ſchickte ſogleich den Diener zurück, um ſeine Verwandten zu beruhigen. Es war aber auch die höchſte Zeit geweſen, denn kaum war Pignata eine halbe Stunde fort, ſo drang ein Offizier mit ſechs Soldaten in das Haus, durchſuchte es von oben bis unten und entfernte ſich, als er nichts fand.

Pignata hielt ſich indeß im Palaſte verſteckt. Am andern Morgen ließ ihn der Fürſt zu ſich kommen und ſagte ihm: „Sie müſſen heimlich aus der Stadt entfliehen, ich will Sie nach Eggenberg ſchicken, wo Sie nichts zu fürchten haben, denn ich möchte nicht, daß ich, während Sie hier wär, einen Befehl des Kaiſers erhielte, der mich nöthigte, Sie auszuliefern. Bedenken Sie alſo den Tag Ihrer Abreiſe, ich werde einen Wagen vor dem Stadtthor halten laſſen. Wenn die erſten Verfolgungen vorüber ſind, werden wir weiter ſehen, was für Sie zu thun iſt.“

Nun berathſchlagten die beiden Brüder, wie Pignata am beſten aus der Stadt kommen könne, und es wurde beſchloſſen, daß er, als Student verkleidet, unter einer Anzahl Studenten, anſcheinend in einem gelehrten Streit begriffen, zum Thor hinausgehen ſolle. Dies gelang; ſie erreichten auch ungehindert den Wagen, der ihn nach Eggenberg brachte. Dort ward er auf Empfehlung des Fürſten von dem Kaſtellan gut aufgenommen und bewirthet. Aber nun begann für ihn eine andere Widerwärtigkeit, die ihm von da an überall viel zu ſchaffen machte. Er verſtand nämlich kein Wort der deutſchen, und die Leute, mit denen er zu thun hatte, kein Wort der italieniſchen Sprache. Er bat daher ſeinen Bruder in Briefen, ihm einen andern Aufenthaltsort zu verſchaffen, und dieſer ſchrieb ihm auch zuletzt, daß er ihn durch einen Freund abholen laſſen wolle. Dieſer kam auch mit zwei Pferden; Pignata beſtieg das eine, der Freund das andere und ſo nahmen ſie den Weg nach Marburg. Als ſie einige Meilen geritten waren, fanden ſie den Abbé, der ſeinem Bruder ſagte: „Folge dieſem Herrn, er wird dich nach Wildhaus bringen, einem Ort, der dem General Rabatta gehört, von dem ich dir hier einen Brief zuſtelle! Uebergieb ihn einem Verwalter und ſage ihm: Du ſeiſt der Architekt des Generals, der einige neue Häuſer dort bauen laſſen will. Hier haſt du Zirkel und Pinſel, damit du einige Zeichnungen nach deiner Phantaſie entwerfen kannſt. In einigen Tagen wird der General ſelbſt kommen, wo du ihm für ſeinen Schutz danken kannſt. Nimm auch hier Briefe mit Inſtruktionen, damit es dir nicht an Geld fehlt, und nun, theurer Bruder, geh' mit Gott!“ Die Brüder umarmten und nannten ſich betrübt, der Abbé reiſte zurück nach Grätz und Pignata ritt mit ſeinem Gefährten weiter nach Marburg.

Von Marburg bis Wildhaus mußten ſie Poſtpferde nehmen und hier lernte Pignata zuerſt die Uebelſtände der deutſchen Poſten kennen, die ſolange das Märtyrerthum der Reiſenden waren, die Langſamkeit und Grobheit der Poſtmeiſter und Poſtillone, die ihm alle wie kleine Tyrannen erſchienen. Endlich erreichten ſie Wildhaus, wo der Gefährte ihn verließ und er von dem Verwalter des Generals empfangen wurde.

Nun war er aber in der alten Verlegenheit;

er und der Verwalter konnten ſich nur durch Zeichen verſtändigen. Zum Glück war ein junger Schreiber da, der die Rechnungen für den General führte und der ein wenig Latein verſtand, dieſer mußte den Dolmetſcher machen. Pignata forderte Papier und fing an, ſeiner Rolle gemäß den Grundriß eines Hauſes zu zeichnen und daſſelbe in ſeinen Theilen auszuführen. In den Mußeſtunden ſpielte der Verwalter mit ihm Karten und ſo verging die Zeit.

Der Graf Rabatta kam bald darauf mit ſeiner Gemahlin an und erzeigte Pignata alle mögliche Ehre und Freundlichkeit; er fand auch den Grundriß zu dem neuen Hauſe nach ſeinem Geſchmack und ließ es ſpäter danach bauen; aber auch er konnte ihn aus Furcht vor einem Auslieferungsbefehl nicht lange bei ſich behalten und rieth ihm, zu ſeinen Brüdern, den Grafen Rabatta in Gorz, zu gehen. Er gab ihm einen Begleiter mit und Pignata wollte ſich eben auf die Reiſe machen, als ein Brief von ſeinem Bruder ihn warnte, nicht auf den gewöhnlichen Poſtſtraßen zu reiſen, weil von Wien aus ſein Signalement und der Befehl, ihn feſtzunehmen, an alle Poſten geſchickt ſei. Er mußte alſo zu Pferde auf Nebenwegen nach Gorz eilen. Kaum hatte er dort dem Grafen ſeinen Empfehlungsbrief übergeben, als auch dieſer ihn beiſeite nahm und ihm mittheilte, daß auch hier ſchon ein Befehl zu ſeiner Verhaftung angekommen ſei. Er mußte daher gleich wieder zu Pferd ſteigen und der Graf ſchickte ihn nach Lotenburg, ſeinem Gut, wo er den jungſten der gräflichen Brüder fand, war aufgenommen wurde, aber doch wieder den Rath erhielt, ſeiner Sicherheit wegen weiter in das Innere von Deutſchland zu ziehen.

Sein Weg führte ihn nun nach Villach, wo er auf dem Karren eines Fuhrmanns mit ſeinem Koffer einzog, und über Hallein und Salzburg nach München, wo er drei Tage blieb und dann nach Augsburg ging. Dieſe Reiſen waren mit vielen Beſchwerden und mancher Unannehmlichkeit verbunden, denn außer den Mühſeligkeiten, die er erdulden mußte und dem Nachtheil, die Landesſprachen nicht zu verſtehen, fiel ihm auch die Art der damaligen deutſchen Sitten unangenehm auf. Sehr zuwider war ihm das Bier, das er abſcheulich und einer bittern Medizin ähnlich fand, der Wein, der ihm ſauer dunkte als der Weinſeim in Italien, und die Betten, die er Maſchinen in Form von Schränken nannte. Als er ſich hineinlegte, verſank er wie in einen weichen Abgrund und wußte ſich nicht anders zu helfen, als indem er alle Betten herauswarf, ſich auf das Stroh legte und mit ſeinem Mantel zudeckte.

In Augsburg gab er ſich bei einem italieniſchen Sprachmeiſter, Namens Pamagueli, in Penſion. Von da ſchrieb er an ſeinen Bruder und bat ihn noch einmal um Geldunterſtützung, um ſeine Reiſe weiter fortſetzen zu können. Bis dieſe ankam, vergingen acht Wochen, und inzwiſchen beſchäftigte ſich Pignata hauptſächlich mit Muſik, da ihm Pamagueli ein Spinett verſchafft hatte, und hielt ſich faſt immer in ſeinem Zimmer zu Hauſe.

Einſt führte ihm Pamagueli eine ſeiner Schülerinnen, ein junges, ſchönes Mädchen, zu, deren Anzug wir nicht umhinkonnen zu beſchreiben, da ſie nach der damaligen augsburgiſchen Sitte gekleidet war. Sie trug als Gürtel eine dicke ſilberne Kette, woran eine große Taſche von Sammet mit ſilbernem Bügel hing. Ihr Kleid war ganz mit Spitzen und goldenen Borten beſetzt, die ſchlanke Taille umſchloß ein Corſet oder Spencer, das vorn mit goldenen Borten zugeſchnürt war und deſſen Schöße auf den Rock herunterfielen, die Haare waren geflochten und hinten um den Kopf gewunden. Dieſes Mädchen war die Tochter eines berühmten Malers Namens Mayer, und die Nichte eines Agenten des kurfürſtlichen Hauſes von Braunſchweig-Lüneburg und Hannover und Syndicus von Augsburg. Sie beſuchte ihn öfter und brachte Freundinnen mit, die wie ſie gern Italieniſch ſprechen wollten, und auch ihren Vater und Oheim lernte Pignata durch dieſe Gelegenheit kennen, die ihn bewegen wollten nach Hannover zu gehen.

Aber Pignata's Wünſche gingen jetzt weiter. Er glaubte den grauſamen Verfolgungen ſeiner unverſöhnlicher Feinde nur dadurch zu entgehen, wenn er ſich in einen andern Welttheil flüchtete, und ging daher nach Amſterdam, um ſich da einzuſchiffen.

Dort war er in Sicherheit und die lange, qualvolle, gefahrliche Flucht für ihn ein Stück Geſchichte, eine Erinnerung geworden. Damit ſchließen auch unſere Nachrichten von ihm. Einmal von dem Unſern, der, ihn verfolgend, ihn zugleich aus der Maſſe der Menſchen emporgezogen hatte, auf immer befreit, tritt er in die Allgemeinheit zurück und verſchwindet in ihr.

E. Lerer.

Ueber Idioſynkraſie und Antipathie.

Von Dr Robbeln.

Wenn die Wirkungsart gewiſſer äußerer oder innerer Einflüſſe auf einen Menſchen ſo ſehr von der Regel abweicht, daß dieſer dadurch entweder ganz ungewohnlich, ja nicht ſelten krankhaft oder auch im Gegentheil gar nicht afficirt wird, ſo ſagen wir von einem ſolchen Menſchen, daß er eine Idioſynkraſie gegen dieſes oder jenes habe. Warum aber ſagen wir nicht lieber Antipathie, da dieſes uns ſoviel geläufigere Fremdwort doch wol daſſelbe bedeutet, oder beſtände vielleicht ein Unterſchied zwiſchen den Begriffen Idioſynkraſie und Antipathie?

Ein weſentlicher, lautet die Antwort. Denn die Idioſynkraſie iſt eine organiſche Erſcheinung, es liegt ihr eine eigenthumliche Stimmung und Beſchaffenheit des Körpers zugrunde; dagegen die Antipathie ein Product des Gemuths, abhängig von dem intellectuellen, moraliſchen und ästhetiſchen Standpunkte iſt, den wir einnehmen. Zeigt dieſer Unterſchied doch ſchon die Etymologie dieſer beiden, der griechiſchen Sprache entnommenen Kunſtwörter an, indem Idioſynkraſie ſoviel als eine eigene beſondere Miſchung der Säfte bedeutet, alſo von einem individuellen Verhältniß der körperlichen Organiſation hergenommen iſt; das Wort Antipathie hingegen, als das bezeichnend, was gegen die innern Gefühle ſtreitet, eine ſittliche Bedeutung hat.

Antipathie (Abneigung, Widerwille, Wahlfeindſchaft) iſt bekanntlich der Gegenſatz von Sympathie (Zuneigung, Mitgefühl, Wahlverwandtſchaft), zwei Kräfte, die tagtäglich auf uns einwirken im ſocialen Leben. Denn — nicht wahr? entweder wir ſympathiſiren oder antipathiſiren mit den Menſchen, mit welchen wir in Berührung kommen. Manchmal ſogleich beim erſten Anblick. Wie geht das zu? Wir meinen unwillkürlich, geheimkräftig — ſympathiſch, und doch liegt der wirkliche Grund davon ſehr nahe: das Aeußere der Perſon, die uns gegenübertritt, gefällt oder mißfällt uns und wir ſchließen von dieſem äußern auf ihren innern Gehalt. Ein anderes mal berichtet uns das Vorurtheil, wir haben uns ein Urtheil durch Hörenſagen gebildet oder aber, falls ſich unſer Urtheil auf ſelbſteigene Erfahrung ſtützt, eine ſo große Verſchiedenheit des Charakters dieſer Perſon mit dem unſerigen wahrgenommen, daß eine Harmonie der Gefühle uns unmöglich ſcheint. ... Sind aber alles das nicht ſittliche Gründe — Ergebniſſe unſers Urtheils über dieſe Perſon? Und wie oft iſt nicht die Gemüthsſtimmung, aus welcher dieſe Urtheile entſpringen, vorübergehend, ja ſo wandelbar, daß die Antipathie zur Sympathie, die abſtoßendſte Wahlfeindſchaft zur innigſten Wahlverwandtſchaft wird! Auf ähnliche Weiſe und aus ähnlichen Gründen entſteht die Antipathie gegen Thiere und lebloſe Gegenſtände. Nicht uns anerſchaffen und in der Organiſation unſers Körpers begründet, ſondern uns zu eigen geworden durch Erziehung, Vorurtheil, Sitte, Gewohnheit, Mode, läßt auch ſie ſich durch Vernunftgründe und die Kraft des Willens ſchwächen und überwinden.

Nicht ſo die Idioſynkraſie. Dieſe merkwürdige Empfindungseigenthumlichkeit hat mit dem Seeliſchen unſers Weſens nichts zu thun, ſondern iſt lediglich in körperlich-organiſchen Verhältniſſen zu ſuchen. Veränderungen in der Miſchung und Form der Organe des Körpers und beſonders des die Empfindung vermittelnden Nervenſyſtems, nimmt die Wiſſenſchaft als ihren Grund an; doch ſind dieſe Form- und Miſchungsverhältniſſe viel zu fein, um nachgewieſen zu werden. Das aber iſt es nun auch eben, was das Weſen der Idioſynkraſie ausmacht: es muß ein Unerklärliches, mit den gewohnlichen Lebenserſcheinungen nicht Zuſammenſtimmendes dabei wirkſam ſein. Denn ſobald eine Erſcheinung, die man bis dahin zu den Idioſynkraſieen zählte, aus dem wahrzunehmenden veränderten Baue und der Miſchung der Organe erklärt werden kann, oder ſobald ſie nur mit den übrigen Erſcheinungen des Lebens und beſonders des Nervenſyſtems in Zuſammenhang zu bringen iſt, hort ſie auf, Idioſynkraſie zu ſein. Deshalb wird auch die Liſte dieſer conſtitutionellen Empfindungseigenthumlichkeiten immer kleiner werden, jemehr unſere Kenntniß der organiſchen Natur ſich erweitert. Sind doch ſchon jetzt viele Erſcheinungen, die man ehemals zu den Idioſynkraſieen zählte, nicht mehr dahin zu rechnen. So hat z. B. die Eigenheit der ſogenannten Nachtmenſchen (homines nocturni des Linné, Albinos, Kakerlaken) die nur bei ſchwachem Lichte, bei Mondſchein und im nächtlichen Dunkel deutlich ſehen konnen, aufgehort, zu den Idioſynkraſieen gezählt zu werden, ſeitdem man weiß, daß das Fehlen des „ſchwarzen Pigments", nämlich jenes dunkeln Hintergrunds im geſunden Auge, der dazu dient, das Rückprallen des Auges zu verhüten, dieſer beſondern Geſichtseigenthümlichkeit

zugrunde liegt. Sie verdient den Namen einer Idiosynkraſie ſo wenig als die aus der gefärbten Klutſüchtigkeit in ihren Augen zu erklärende Erſcheinung, daß Gelbſüchtige alle Gegenſtände gelb ſehen. Wollte man ſolche Zuſtände Idiosynkraſieen nennen, ſo müßte man es auch Idiosynkraſie nennen, wenn ein Menſch nicht ſehen kann, weil er keine Pupille oder eine verdunkelte Hornhaut hat.

Wir laſſen nun einige Beiſpiele nambafter Idiosynkraſieen, um ſo intereſſanter hoffentlich, als ſie den Lebensgeſchichten hiſtoriſch berühmter Perſonen entlehnt ſind, hier folgen. Der römiſche Feldherr Germanicus und ebenſo Graf Wallenſtein, Herzog von Friedland, konnten weder den Anblick noch das Geſchrei des Hahns ertragen. Beiden, wenn auch ihrem moraliſchen Charakter nach ſehr verſchiedenen, doch was Tapferkeit und Ueberlegtheit betrifft, ohne Frage gleich hochſtehenden Feldherren kam ein Grauen an, wenn ſie einen Hahn krähen hörten. Die Königin Anna von Frankreich fiel in Ohnmacht, wenn ſie eine Spinne ſah und auch Marſchall Turenne und König Guſtav Adolph zeigten beim Anblick dieſes Thierchens. Tycho de Brahe verlor alle Kraft und Faſſung, wenn er einem Haſen oder Fuchs begegnete, und ein ſonſt ſehr tapferer Edelmann konnte es nicht über ſich gewinnen, mit dem Degen in der Hand, einer Maus entgegenzutreten. Voltaire konnte keinen Raben krächzen hören ohne heftige Beängſtigung zu empfinden und einem Rath des Parlaments von Bordeaux jagte der Anblick eines Igels einen ſo gewaltigen Schreck ein, daß er mehrere Jahre wähnte, dieſes Thier freſſe an ſeinen Eingeweiden.

Daß Menſchen vor gewiſſen Nahrungsmitteln: Milch, Butter, Käſe, vielen oder jenen Früchten und Fleiſchſpeiſen Averſion empfinden, iſt etwas ſehr Gewöhnliches, doch verdient dieſer Widerwille nur erſt dann den Namen einer Idiosynkraſie, wenn der wiſſentliche oder unwiſſentliche Genuß derſelben ſich durch gewaltſame Wirkung auf ihren Magen und auf ihr geſammtes Nervenſyſtem äußert. So verfiel Paris jedesmal in Convulſionen, wenn er Fiſche ſah und auch der berühmte Erasmus von Rotterdam hatte eine ſolche Abneigung dagegen, daß ſchon deren bloßer Geruch ihm Fieber zuzog. Ambroiſe Paré erzählt, daß eine ſehr angeſehene Perſon keinen Kalb ſehen konnte, ohne in Ohnmacht zu fallen und der berühmte franzöſiſche Hiſtoriker du Chesne: daß dem Geheimſchreiber Franz I. jedesmal ein Blutſtrom aus der Naſe geſtürzt ſei, ſo oft man ihn an einen Apfel habe riechen laſſen. Der berühmte Hahn zu Verden durfte nicht ſechs bis zehn Erdbeeren eſſen, ohne ſich Convulſionen auszuſetzen und Rooſe („Ueber die Krankheiten der Gelehrten") kannte eine Dame, die ſehr gern Erdbeeren aß, aber unausbleiblich nach dem Genuſſe derſelben ein Fieber mit allgemeinem Neſſelausſchlag bekam.

Andere können gewiſſe Worte, Töne, Manieren und Körperbewegungen nicht ertragen, ohne ganz eigen davon ergriffen zu werden. So ein gewiſſer Don Juan Dal, Ritter von Alcantara, der in Krämpfe verfiel, wenn er das Wort „Lana" ausſprechen hörte, oder der Philoſoph Chryſipp, der einen ſolchen Widerwillen gegen Verbeugungen hatte, daß er umfiel, wenn er gegrüßt wurde. Hierher gehört auch jene läſtige und abſonderliche Idiosynkraſie, die Shakſpeare im „Kaufmann von Venedig" (Act 4. S. 1.) den Shylok neben mehrern andern unerklärlichen Eigenheiten zur Bemäntelung ſeiner blutgierigen Wuth gegen den Antonio aufzählen läßt, eine Idiosynkraſie, die übrigens nicht vereinzelt daſteht, denn auch Manna getta hat einen Mann gekannt, dem es nicht beſſer erging. Einer noch merkwürdigern Idiosynkraſie erwähnt Humboldt („Verſuch über die gereizte Muskel- und Nervenfaſer", Bd. 2. S. 184). Eine Gräfin in Mailand nämlich verlor die Stimme, ſo oft die Sonne unterging und bekam ſie wieder bei Sonnenaufgang, ſodaß die zeitweilige Lähmung ihrer Stimmnerven deutlich von der Länge und Kürze der Tage abhängig war.

Aber auch die gänzliche Unempfänglichkeit für irgendeinen Reiz bei übrigens geſunden und ſonſt ganz richtig empfindenden Sinnwerkzeugen iſt Idiosynkraſie. So kannte Profeſſor Blumenbach einen Engländer, deſſen Sinne ſehr ſcharf waren, der namentlich einen ſehr feinen, nicht etwa durch den Gebrauch ſtarken Schnupftabacks geſchwächten Geruch hatte und doch von dem ſo durchdringenden Duft der Reſedablüte durchaus nichts empfand. Ebenſo gibt es Menſchen, die, wie gut ſie auch ſonſt ſehen können, ſo wenig Farbenſinn haben, daß ſie nicht allein die grüne und blaue Farbe voneinander nicht zu unterſcheiden vermögen, ſondern auch nicht die grüne und blaue von der rothen; ja es hat Menſchen gegeben, die für die Lichtvorſtellung keinen größern Vorrath in ihrem Sehvermögen hatten als weiß oder ſchwarz und für die, obgleich auch ſie ſonſt in der Nähe wie in der Ferne recht gut ſehen konnten, die ſichtbare Welt nur wie ein Kupferſtich erſchien. Ebenſo gibt es auch mehr Leute als man gemeinhin glaubt, die von gutem, ja ſogar äußerſt feinem, aber ſchlechter-

dings nicht musikalischem Gehör sind, deren Sinn für Töne, nicht blos um sie nachzumachen (zu singen), sondern auch nur von diesem Schall zu unterscheiden ganz unempfänglich sind. Ein Beispiel der letzten Art war der genialste Leitung, dem durchaus der Sinn zum Genusse der Musik fehlte, obgleich er gut hörte.

Daß Menschen gegen dieses oder jenes Arzneimittel eine Idiosynkrasie haben, kommt dem Arzte sehr oft vor. Man glaube aber nicht, daß nur immer nervenaufregende, den Geruch- oder Geschmacksinn stark berührende Mittel eine so seltsame Wirkung hervorbrächten. Im Gegentheil sind es sehr häufig die unschuldigsten Dinge, z. B. ein Eßlöffel voll des milden Flieder-, Kirsch- oder Lindenblumenwassers, das die meisten Menschen mannigfache ohne alle Wirkung trinken können, die gleich einer Vergiftung die heftigsten Zufälle zuwege bringen. Ein anderes mal ist es der Honig, oder auch nur der bloße Geruch von Rosen- oder Zimmetwasser, was Uebelkeit und Brechen erregt. Gegen stärker wirkende Mittel, wie Kampher, Moschus u. s. w. ist die Reizbarkeit und Empfindlichkeit oft so groß, daß auf die kleinste Dosis Zuckungen und Ohnmachten erfolgen. Dagegen aber sind nun auch manche Menschen gegen die stärksten Reize ganz unempfindlich oder es haben Mittel von der entschiedensten Wirkung geradezu entgegengesetzten Erfolg, sonst beruhigende Mittel erregend, eröffnende verstopfend und stopfende eröffnend auf sie wirken u. s. w.

Die Kenntniß und Berücksichtigung solcher idiosynkratischer Eigenheiten ist sehr wichtig in Krankheiten, da hiervon viel zur richtigen Beurtheilung der Umstände und zur Abwendung schädlicher Maßregeln und Verschreiben abhängt. Eine ganz richtige Ahnung hiervon läßt das auch sehr wohl anerkennen im gewöhnlichen Leben. „Der kennt meine Natur", sagt man lobend vom Arzte.

Vom Rhein.

I.

Wenn man unterhalb der Mannmündung den dritten Mittelrhein überschreitet, kommt man, über eine Schiffsbrücke, in die Stadt, welche in jüngster Zeit die nationale Sympathie der Deutschen in Anspruch genommen und in erhebender Weise gefunden hat. Auch in vielen Blättern war jüngst von Mainz und seinem 28 Brumaire die Rede.

Ein begeisterter Sänger nennt Mainz bei Gelegenheit der Pulverexplosion die Liebe der deutschen Städte; ich weiß nicht, ob wegen des Kunstliegens der schönen Mainzerinnen oder weshalb eigentlich sonst. Soviel aber ist gewiß, man kann die Brücke nicht überschreiten, ohne, von den Schönheiten des Rhein und seiner Ufer gefesselt, stehen zu bleiben, nicht den Blick auf- und abschweifen lassen, ohne sich längst vergangener großer Dinge zu erinnern, die hüben und drüben geschehen sind.

Die Brücke ist über 1000 Fuß lang. Sie ruht auf 46 flachen Booten, welche durch Anker und eiserne Ketten am Vorder- und Hintertheil im Strom festgelegt sind, wie die Schiffer sagen, gemahrt, und durch Balken und Bretter zu Jochen verbunden sind. Durchschnittlich mögen täglich 3000 Personen über diese Brücke kommen und gehen, nahe an 2 Millionen Menschen im Jahr. Das Gewicht der Waaren und Güter, welche in großen und kleinen Fahrzeugen, mit Dampf-, Wind-, Strom und Menschenkraft zu Thal und zu Berg durch die geöffnete Brücke hindurchgeführt oder gezogen werden, steigt von Jahr zu Jahr und geht über 20 Millionen Centner jährlich hinaus. Sie bedeutend ist der heutige Personen- und Güterverkehr an diesem wichtigen Rheinübergangs- und Stationspunkt, dem sich in den letzten Tagen die öffentliche Aufmerksamkeit so allgemein zugewendet hat.

In der Theilnahme, welche der Stadt Mainz bei ihrem jüngsten Unglück von deutscher Seite gezollt wurde, darf man mit Recht mehr als den Ausdruck eines allgemein menschlichen Mitgefühls, man darf darin den Beweis erkennen, daß die historischen Erinnerungen, der nationale Zusammenhang des deutschen Volks noch lebendiger und der Bethätigung fähiger sind, als der Zweifel an deutscher Nationalität einräumen mag. Diese Theilnahme galt der Geburtsstadt Gutenberg's, galt der Hauptstadt einer Provinz, welche als Schauplatz weltgeschichtlicher Begebenheiten das Interesse des ganzen deutschen Volks erregt und verdient. Noch schwerer als jene Millionen Centner Waaren wiegen diese Erinnerungen. Sie sind ein Schatz, in dessen Besitz sich wol jede Stadt die goldene nennen möchte.

Eine ähnliche Brücke wie die in der Mitte der Rheinprovinz führt im obern Theile derselben über den Rhein, zu einer andern dem deutschen Herzen theuern Stadt: in den Schauplatz unserer ältesten epischen Muse, an den Ort der berühmten Reichsversammlung von 1521, zum Worms, wohin sich ebenfalls die Theilnahme der Deutschen

wieder lebhaft wendet, um zu Erinnerung an die große Explosion der Geister vor drei Jahrhunderten dem Kirchenhelden Luther ein würdiges Denkmal zu setzen. Hier, wo der Nibelungen Hort im Rhein vergraben liegt, sind beide Ufer auch unter dem Wasser durch den Telegraphen verbunden, der hauptsächlich zum Telmelden der frankfurter Börsencurse und anderer unpoetischer Dinge dient.

Wenn die Schiffbrücken zu Worms und Mainz im Winter wegen des Eisgangs abgefahren sind, wird die Verbindung des rechten und linken Ufers zum Theil noch durch offene Kähne unterhalten, in denen es nicht gemüthlicher ist, als es auf dem großen Thorflügel gewesen sein mag, auf welchem der Schwedenkönig bei Mainz den Rhein überschritten haben soll. Hier hat man seit den letzten Jahren seine Zuflucht zur Dampffähre genommen und will nächstens den Grundstein zu einer festen stehenden Brücke legen, über welche, wie bei Köln, die Locomotive Menschen und Waaren hinwegführen wird.

Weder Napoleon I. noch die neuern französischen Speculanten sollten den Ruhm haben, diesen wichtigen Bau auszuführen, für welchen der erstere die nöthigen Gelder bereits angewiesen, die letztern schon ausgerechnet hatten, wie viel Agio sie an den mainzer Brückenactien verdienen würden.

Beim Bau einer großen mechanischen Wollspinnerei und Weberei, die kürzlich zwischen den Weingärten errichtet worden ist, welche Liebfrauenmilch und andern lieblichen Weinsaft erzeugen, stieß man auf eine Menge steinerner Särge. Die Todten schienen hier sämmtlich mit Fleisch und Bein auferstanden zu sein, denn die Särge, als man sie öffnete, waren leer. Einzelne Ornamente im Innern und Aeußern dieser aus einem Stück gehauenen, mit starken Steindeckeln versehenen Todtensärge werden Aufschluß über ihre Geschichte liefern. Zwei der schönsten Särge sind nach Mainz in das dort bestehende Römisch-germanische Museum gekommen, die übrigen wanderten in die Rheinprovinz auf die benachbarten Oerter, in denen die Bauern sich ihrer als Wassertröge für Brunnen und zu ähnlichen Zwecken des ländlichen Haushalts bedienen. Ueber ein anderes vor wenig Jahren in der Rheinprovinz entdecktes großes Todtenlager germanischen Ursprungs, über die mannichfaltigen in jenen Gräbern gefundenen Waffen und Schmuckachen, hat der unter den Archäologen im In- und Auslande rühmlich bekannte Professor L. Lindenschmit in Mainz merkwürdige Aufschlüsse geliefert.

Die Vergangenheit hat für uns nur Werth, insofern sie Inhalt besitzt, je inhaltsreicher, desto bedeutungsvoller ist und wird sie in den Augen der Lebenden, desto wichtiger und ergiebiger sind die auf ein wissenschaftliches Erschließen der geschichtlichen Quellen aller Zeiten gerichteten Bestrebungen. Führen diese Bestrebungen dahin, den rothen Faden des Zusammenhangs in Sitten und Gebräuchen unserer ältesten Ahnen aufzufinden, ein gemeinsames Band zu entdecken, das schon in grauer Vorzeit durch die verschiedenen Glieder der großen mannichfach verzweigten germanischen Völkerfamilie ging, so ist das ein besonderer Gewinn für alle, die in der Belebung deutsch-nationaler Elemente, in der Kräftigung des nationalen Bewußtseins, das beste Mittel erkennen, unserm Volke die Erfüllung seiner culturhistorischen Mission zu sichern.

Die hessische Rheinprovinz ist, wie kein anderer Theil unsers Vaterlands, geeignet, Zeugniß gegen eine Lehre abzulegen, welche von jeher gern allen geschichtlichen Beruf der Deutschen leugnete und unser Dasein als Volk von einem zufälligen lockern Mengungsproceß verschiedener barbarischer Horden herleitet. Die Bestrebungen der Alterthumsforscher, an deren Spitze in Rheinhessen der genannte Sachkenner steht, die Sammlungen und Leistungen des Römisch-germanischen Museums in Mainz haben die Aufmerksamkeit und Unterstützung forschungsfreundlicher und kunstsinniger deutscher Fürsten gefunden; sie verdienen wie die Leistungen des Germanischen Museums in Nürnberg die Theilnahme des deutschen Volks um so mehr, als sie mit prunkloser Bescheidenheit und aufopferungsfähiger Hingabe gepaart sind.

Nur zu leicht hat die Ansicht Glauben gefunden, die Deutschen auf dem linken Rheinufer und namentlich die am Mittelrhein seien halbe Franzosen. Mit ihrem Code Napoleon, ihren Assignaten, mit ihren Notabeln und ihrer Helena-Medaille sind sie doch fernedeutsch. Bauer und Bürger sind nicht blos mit ihren Gesinnungen, sondern auch mit ihren materiellen Interessen eng an das Vaterland geknüpft. Deutsche Gründlichkeit in Können und Wissen ist hier überall hochgeehrt und französische Flunkerei weit mehr auf dem rechten als auf dem linken deutschen Rheinufer zu finden.

Anregungen.

Friedrich Hebbel's Gedichte.

(Stuttgart, Cotta. 1857.)

Vor den Thoren großer Städte und an ihnen nahe gelegenen Dörfern sieht man oft den Reichthum und ein geschmackvolles Behagen an ihm in Villen wohnen, die zugleich in unmittelbarer Nähe des Wohnhauses große, im Sommer geöffnete Treibhäuser zeigen. Ein Palmenhaus ragt zur offenen Veranlassung empor; Cactus, Aloes sind durchwoben von luftigen Orchideen; nur die goldgefiederten Paradiesvögel, die bunten Papageien und Kolibris fehlen, um das mit Veranden umgebene, von Jalousieen und verhängten Balkonen beschattete Haus unmittelbar in die Vorhengrotte der Tropen zu verlegen. Hinter diesen nächsten Umgebungen des glücklichen Besitzers breitet sich erst der natürliche Garten aus. Er ist in Beete abgetheilt, in Laubengänge, die nach einem System geordnet sind; die Pflanzen sind auch hier seltene und bezeichnen ihren Werth durch die weißen Stäbchen an, auf welchen ihre Namen in der Schulsprache genannt werden. Ganz am Ende der schönen Besitzung beginnt erst der Park. Auch hier waltete die Kunst des Gärtners, aber das Grün der Bäume ist von Feldblumen durchzogen, deren Samen die Vögel brachten. Hier schmettert die Nachtigall, der Kauz hüpft von Zweig zu Zweig; zuletzt endet das Ganze mit einem krystallenen, von wilden Vergißmeinnicht umblühten Bache, über welchen ein weißes Gelenkbrücken hinausführt in das weite Feld, die wallenden Saaten, die Kornblumen, die rothen Mohnblüthen und in das freie Bereich der jubelnden Lerche.

So der gemischte Eindruck der jetzt in einer Sammlung erschienenen Gedichte eines Autors, dessen Stellung zur engern Literaturgemeinde bevorzugter ist als zum Publikum. Während Friedrich Hebbel in Wien eine Popularität besitzt, daß man wol die Aerzte oft aufmerken hören kann: „Hat Hebbel denn auch die »Alemannischen Lieder« geschrieben?“ ist er an andern Orten so unbekannt, daß es wol umgekehrt auch vorkommt, mit Befremden zu hören, ob der Sänger der „Alemannischen Lieder“ auch die Dramen „Judith“ und „Maria Magdalena“ geschrieben hätte?

In unserer obigen dreifachen Eintheilung seiner Gedichte als kunstvolle Treibhauspflanzen, natürlich erzogene und sorgsam gepflegte Gartenblüthen und nur zum dritten Theil als freie, ursprüngliche Wald- und Feldnatur liegt theilweise ein Erklärungsgrund, warum er noch immer nicht so, wie er es verdient, durch gedrungenen Muth dieses bedeutungsvollen, die Gemüther anziehenden, mit der Macht der Sprache und der Tiefe des Gedankens reichlich ausgestatteten Dichters.

Wir wollen uns bei einem Thema, das wir, von Friedrich Hebbel sprechend, schon oft behandelt haben, nicht aufhalten. Wir wollen den oben im Bilde gegebenen Eindruck seiner gesammelten Gedichte durch einige nähere Beispiele erläutern.

Unser Dichter besitzt seinem innersten Wesen nach die glückliche Organisation einer nach allen Seiten zu gleicher Zeit in Thätigkeit gesetzten Geistes-, Seelen- und Herzenskraft. Muß man das Gefühl voraus sein, dann folgt ihm die Phantasie und der gliedernde Verstand; hält sich der Verstand voraus, dann folgt ihm das Herz; bald bricht sich die Phantasie ihren Weg, hält die Zwerge oft der dichtenden und sachlichen Gebiete so lange zurück, bis der Verstand und das Herz nachgefolgt sind.

Diese Organisation hat nur den einen Nachtheil, daß alle drei Thätigkeiten nicht unmittelbar, mit einem einzigen elektrischen Schlage in ihm wirksam sind. Die Schillersche tiefe tapfere und energische Weise ist die Pauke, die zwischen seiner ersten und zweiten Anregung liegt. Springt ihm ein Bild entgegen, so dauert es lange, bis er die dazu entsprechende Empfindung, ist einem irgend entsprechenden Gedanken gefunden hat. Ueberwallt ihn ein Gefühl, so hört er es nicht in der mit dem Gefühl ungleich arbeitenden Form ausströmen, sondern kristallisirt erst das Klarlage und gibt statt der Thräne einen Tropfen oder Kiesel, je nachdem. Hat vollendet sein Verstand, sein Witz, sein außerordentlich scharfsichtender epigrammatischer Sinn eine klare Beobachtung gemacht, so weiß er doch einsam Bäumen es mit großem Geschick so zu wenden, als wenn die abstracte Bemerkung eine Folge concreter Anschauung, ja sogar nicht selten eines Gefühls gewesen wäre.

Dieser Mangel an sofort schlagfertiger Geistesgegenwart aller einzelnen Thätigkeiten seines Wesens ist die Ursache der Schranke, die zwischen ihm und einer unbedingten Hingebung liegt. Sie erzeugt, abgesehen von den Dramen dieses Dichters, in seinen Gedichten ein Ueberwiegen des von einer allerdings starken und seltenen Subjectivität beherrschten Zufälligen und für den Genuß völlig Irrelevanten. Man sieht einen Dichter, der gleichsam aus sich über sich tritt. Im Momente ist durch die Aufgabe jedes Gedichtes Hebbel aber macht den Eindruck einer Natur, der, verliebt in die Schönheit seines Denkens, Schauens und Empfindens, diesem Behagen an sich selbst Worte verleihe, viele, innige, poetische Worte, die indessen uns nur selten ganz in den Kreis seines eigenen Lebens hinüberziehen. Noch mehr, jedes Gedicht, das er gibt, ist gleichsam sofort auch eine Theorie des Gedichts. Er besinnt die Sache, auf die es ankommen soll, und aus dem Bau seines Verses, aus dem Zusammenhange dieses Satzes mit einem vorhergehenden oder nachfolgenden hat man den Eindruck, als wollte er zugleich sagen, daß er damit auch ein Beispiel geben hätte, wie ein Gedicht eigentlich richtig zu formen wäre und vom Mittelgut sich unterscheiden müsse.

Das Bewußte, Theoretische, Polemische begleitet den Dichter auf Weg und Steg. Oft bricht dies aus den beifallsten Invectiven, zuweilen aus einer beifallslos unbefangenen Bewunderung vor sich selbst heraus; meistentheils aber liegt es zwischen den Zeilen, in dem Nachklange, in dem Baue, hier in dem, was gegeben, dort in dem, was weggelassen wird. „Das sind Nüsse zum Knacken! Beißt euch eure Zähne daran aus!" So lautet der Refrain der meisten Gedichte dieser Sammlung, und so gern man es thut, so freudig man anerkennt, daß die Arbeit belohnend ist, die Zähne ermüden zuletzt doch, und wenn man auch dem stolzen Autor nicht zürnt — man liebt ihn nicht immer.

Zu der seltsamsten Treibhauscultur unsers Millionärs gehört sicher ein Drittel dieser Sammlung. Der Witz entdeckt das eine, das immer natürlich ist; will er aber auch das andere damit in Verbindung bringen, so entsteht das Gezwungene, Gekünstelte, Gemachte. Nun wird eine Form, nun ein Gerüst aufgebaut; der Dichter gibt nur die Balken, das Sparrenwerk, der Leser soll sich die Mauersteine selbst hinzutragen. Wir wissen alle, daß Uhland viele seiner Balladen so gedichtet hat; aber dem Nachahmer fehlt beim Aufrichten seines Gerüstes die tiefe Melodie des Tagwerks, der Maurer nimmt sie vom Zimmermann nicht an! So hölzerne Gerüste zu Bauten, die der Hörer selbst vollenden soll, sind „Schön Hedwig" (S. 56), „Auf ein Mädchen im Louvre" (S. 135), „Situation" (S. 155) u. s. f. In diesen und vielen andern Gedichten soll der Leser immer erst aus sich selbst den Schluß machen, selbst die Anwendung ziehen, den Gedankenvorgang entweder des Dichters oder der handelnden Personen errathen; aber man ermüdet, die Arbeit ist schwer und nicht immer lohnend. Fast durchgängig liebt der Dichter das Symbol. Zuweilen liegt die Deutung nahe, oft aber auch ist sie von einer Intimität, die kein Mensch ergründen kann. So in „Schäfers Abschied" (S. 13), in „Liebeszauber" (S. 30), in „Die Spanierin" (S. 65), „An den Tod" (S. 228) u. s. w. Wer versteht folgendes, auch äußerlich wie in Kanzleistyl mit Kommaten und Semikolen verschnörkelte Sonett:

Ich wandle durch den Garten hoch gemuthet,
Da, mich mit Gott und der Natur versöhnend,
Hat, abgewendet, das Gedenken Ruhe,
Verzeihen hat im Geist auf in den Sinnen.
Wie weiter ich den muthig rückwärts trieben,
Was es mir, endlich von der Symbol berührt,
Und in die Mittelpunkt hinüberführet,
Gespielt, wie All und Ich in Eins gerinnen.
Nur suchte ich das, wie ich selbst Gedanken,
Die gleich Kometen flogen, scheu erblickte,
Die ich verzagt zu ihrem Glühen brachte,
Zu auch das All ein Ich, das seiner Schranken
Vergessen, an das Weltenräthsel tickte,
Und Nothwehr, ob es sterben müsse, versuchte.

Der Verfasser nennt dies Sonett ein „Monstrum", und wahrlich ist es ein solches! Nicht eben, daß man es, wie einen auf Schrauben gestellten abschlägigen Bescheid einer Behörde, allmählich über Streusand und Schreibfehler (vielleicht in der drittletzten Zeile „All im Ich" statt „All ein Ich") hinweg verstünde und wol begriffe, was der Dichter sagen wollte: Das Welträthsel in uns im Ich zu lösen ist gefährlich, man kann darüber zum Atheisten werden! Aber ist das Ganze gefällig? Sind Form und Inhalt lohnend? Das sind diese tropischen Pflanzen, die bei uns in den Treibhäusern stehen, während sie unterm Aequator — des guten Geschmacks — als Unkraut wachsen. Ja, die künstliche Wildniß des Autors geht weit! Sie bringt uns zu den Pflanzen auch Menschen, bei welchen das Dämonische eher komisch als grausig wirkt. Zu stark tätowirt, hat man jenen Jahrmarktswilden, dem auf W. Wegener's Zeichnung schlimm wird, weil er bei seinen Vorstellungen in der leipziger Meßbude zu viel rohes Fleisch genossen. So jene Metzgerei S. 60, so die Malerüberraschung S. 62, so die Blume am grausigen Ort S. 150, so der „Dicke Wald" S. 152. Hier erstreckt sich das Dämonische bis zur bekannten „Moritzthat" auf und in Wachs.

Die zweite Sphäre, wo nicht der Verstand, sondern die Phantasie das Erste im Dichter war, bringt uns das zweite Drittel dieser Gedichte und in ihm sehr viel Schönes. Hier sieht man den Künstler, während dort nur den Grübler. Einige Balladen, wie S. 37 der „Uckermärkische Bauer", sind vortrefflich. Sinnreich ist „Das Korn auf dem Dache", S. 88. Ergreifend „Das Kind am Brunnen", S. 71. Das oft vorkommende, etwas gewagte sensuelle Thema erhebt sich S. 83 in der „Odaliske" zu großer plastischer Schönheit und psychologischer Wahrheit. Artig ist eine Anekdote zugestutzt in „Husarenwerbung", S. 90. „Ja, das Käthchen hat gefehlt", S. 140, ist allerliebst. Und dennoch sind wir auch hier noch immer in den gekünstelten und schön gehaltenen Wegen, sehen auch hier noch die Blumen zu malerischen Gruppen gruppirt, sehen auch hier noch die eminölen theoretischen Bäselchen an den mit goldenen Früchten behangenen kleinen edeln Obstbäumen, die gleichsam nur als Probe für einen etwaigen Anbau dieser Frucht dastehen. Und, um noch mehr zu sagen, auf den Dichter hat hier etwas der wiener Geschmack eingewirkt, jenes Ah! das die wiener Damen im Conversaal ausrufen, wenn der Ernst Baron Klesheim sein Schwarzblatt von den Thränen singen läßt, die Sterne geweint sind, und von den gestorbenen Kindern, die „Flügln kriagt" haben, und von diesem salonmäßigen bunten Steinsand Lovely mehr. S. 215 liebt die Rose die Lilie und die Lilie hätt' auch gern ein Blümlein von ihr, aber der Wind verweht's, die Rose gibt ihr jedoch immer mehr Blättlein, bis sie sich fast zu Tode gegeben hat; glücklicherweise fällt aber der Lilie doch noch eins in den Schoos und da schließt sie sich zu und ist glücklich. „Man hört den Salonenthusiasmus" S. 217 ist die Sonne ein Jüngling und liebt die Erde; dann kommen erst die Veilchen, dann beim zweiten Liebesblick

die Lilien, beim dritten die Rosen, der Sonnenjüngling grämt sich immer mehr und von dem Gram der Sonne ist eben die Erde so schön. „Als wenn sie es nicht gerade von seiner Wonne wäre!“ S. 226 weint ein Kind auf ein Veilchen herab und aus dem Thau seiner Thränen wächst dann ein zweites Veilchen. Die Damen rufen „Ah! Ah!“ S. 232 wird schwärmerisch „ein altes Haus“ besungen und das alte Haus (doch nicht Wenzel Scholzens „Schenken's mir ein Haus?“) spricht und erzählt alles, was darin die Großmutter und der Großvater verrichtet und gebetet haben — und nun soll es abgerissen werden und neu aufgebaut, und der Dichter, der als Friedrich Hebbel dem Baron Klesheim und dem Maler Waldmüller gegenüber gerade dem neuen Hause sein schönes Zukunftsrecht hätte das Wort reden sollen, der „laut das alte Haus lieben“ zum dreifach geschmolzenen Ah! des beglückten Concertpublikums. S. 229 spricht „Ein abgeschiedenes Kind an seine Mutter“ und bringt ihr Jenseitskunden, die wie aus dem Texte eines Gnbrve im Spiritusglase sich anhören. S. 218 leiten „Horn und Kiste“ ihren Ursprung her, diese von einem indischen Sandelbaum und jenes vom Metall aus der Erde Grunde. Das Metall

Durch Feuer und durch Wasser
Hat das den Weg gemacht,
Drum haben Menschenhände
Ein Horn hervorgebracht'

Die Verwunderung wäre ganz angebracht, wenn das Waldhorn und die Kiste aus Eisen herkämen, die nun gerade ein Waldhorn (nicht etwa nebenbei auch eine meinungene Stubirlampe) und nun gerade eine Kiste (und nicht etwa nebenbei auch ein Schachbrett) hervorbringen könnten, wie die Perle nur allein von der Muschel und von nichts anderm herkommt und nichts anderes von ihr. Und S. 223 wird uns „Das Hermelin“ vorgeführt, das nach Roß's Naturgeschichte dem Jäger bei jeder Gelegenheit entrinnt und erst dann geschossen wird, wenn es sich einen Dornen eingerissen hat und sein schönes Fell vom Blutröpfchen reinigen will. Man fragt sich: Was sagt dies Bild? Vielleicht, daß wir den großen Gefahren zu entgehen trachten, aber den kleinen erliegen, wenn wir uns z. B. bei einem Irrthum zu lange aufhalten? Dann wäre die Nutzanwendung bedeutender als das kleine gesuchte sinnliche Symbol. S. 231 fehlt bei einem Kranken, der nur im Traume genesen ist, jede Begründung auf das, was das an sich schöne Bild sagen will.

Doch genug! Wenden wir uns zum letzten Theile, zum Park, zum schattigen Nest des Vogels, zur Silberbrücke, zum freien goldenen Felde!

In ihm ist die auch in dem vielen Gesuchten und manchem Verfehlten immer noch vorherrschende bedeutende Absicht und poetische Lebensanschauung des Dichters zu einem wirklich vollendeten Ausdruck gekommen. Hier hat man reiche Gelegenheit, einen Dichter zu bewundern, der so ganz von dem ganz und gaben Singen und Sagen unserer Zeit abweicht und ohne Weihe und Bezug nie in die Saiten greift. Hier haben wir auch den rein Menschlichen in unserm Dichter. Hier fühlen wir ein edles, bewegtes, oft sogar zages und vom Leben mit ernster Prüfung geläutertes Herz schlagen. Hier ahnen wir, was der Mangel, den wir oft an Hebbel's Muse, vorzugsweise der dramatischen, rügten, die Liebe, in reichster Fülle strömen könnte. Oft rieselt sie hier nicht bloß unter dem kalten Gestein der Dialektik hervor, sondern liegt ganz klar zu Tage im Wiesengrün, im gefeuchteten Boden, der sich einfach gibt, wie er am Wege liegt. Wie rein ergießt sich S. 100: „Ein trübes Liebesleben“! Das Epigrammatische und Verstandige findet sich auch hier, wirkt aber nur tiefenvoll und zart. Der Dichter verräth in diesem ganzen Cyklus bis S. 120 ein tief unter seinen sonstigen Bestrebungen, ja unter den Ausbrüchen einer gewissen Verwegenheit liegendes Gemüthsleben, dem sogar die Ergebung und Demuth nicht fremd sind. Die Intimität, die auch hier den Empfindungen zu Grunde liegt, wie S. 123 „Auf ein altes Märchen“, kann nachgefühlt und mitempfunden werden. S. 127 ist „Liebesbriefe“ von seltener Zartheit. Sinnig ist S. 129 die galante Fabelei und S. 130 ff. die Symbolik vom „Baum in der Wüste“. Hier geht der Widerschein des Bildes tief ins Herz. In dem Cyklus „Im Schmerz sein Recht“, finden sich gleichfalls viel Bedeutendes. Wie hehr, wie anschauungsreich, wie tief ist S. 254 das Gebet an das Glück

Du du, aber die Sterne weg,
Mit der goldenen Schale
Rathsweise, um sie am Abend Beim
Gelag wieder zu füllen;
Da mal schwenke sie noch, o Glück,
Ein mal, schwinde Welten!
Sieh, ein einziges Lächeln hängt
Noch verloren am Rande,
Und der einzige Tropfen genügt,
Eine himmlische Seele,
Die hier unten in Schmerz erstarrt,
Wieder in Wonne zu heben.
Ach, sie weint der ganzen Welt
Nie die anderen alle.
Du du glückliche mal reich gemacht!
Laß mir Tränen, den Armen!

Ebenso wahr gedacht und viel empfunden ist S. 313 die Anschauung, wie viel Sonnentage dazu gehören, einen Becher Weines zu reifen, und das Wort „Wie zahle ich den Preis für so viel Leben“. Tiefsinnig ist S. 315 die Rechtfertigung, nach der das Weib das Ende eines Kreislaufs der Verwandlung ist, nicht der Anfang. Allen diesen Bildern liegen Nutzanwendungen zu Grunde, die sittlich fühlen, menschlich erheben.

Von der Form dieser Gedichte läßt sich sagen, daß sie rein und ursprünglich, d. h. kein traditionelles, in unserm lyrischen Gedichten sich tyrannisirendes Phrasenthum enthält. Weil der Gedanke sich die Form hier meist selbst gestaltete, die Anschauung und der Begriff gleichsam schon das mitempfangene und mitgeborene Wort sind, so kommt begreiflich zuweilen

hart, ironisch und allzu sorglos gewählt aufs Papier. Wir haben oben ein Beispiel dieser mit einer unklaren Reflexion auch ganz abstract sich äußernden Sprechweise gegeben. Manchmal auch fällt ein Vers ganz aus der Diction der Poesie heraus, was besonders dem Dichter im Reime begegnet. Freiligrath brachte es auf, zu Schwerdt, zu Wuchtiges zu reimen; Hebbel reimt oft zu leichtes und das rein Conjunctive; z. B.:

Wie ist, als dürft' ich unterbrech'n
Aus einem dumpfen Grabe,
Wenn ich das erste Licht erseh'n,
Den Zauch getrunken habe.

Die angehängten Distichen haben eine regelrechte Form und scheinen dem Dichter eine besonders liebe Gesangsart. Man liest sie meist mit Wohlgefallen, weniger in den Gelegenheitsreden. Der Goethe-Prolog (S. 294) hat etwas alexandrinerhaft Exponirendes und klingt fast Opitzisch altfränkisch.

Die Schlußepigramme sind scharf und zuweilen selbstvernichtend in der Würdigung des eigenen Könnens und Wollens. Wer würde jedoch diese Ausbrüche des Zorns nicht einem Genius zu Gute halten, der bei dem Bewußtsein, immer dem Höchsten nachgerungen zu haben und nicht immer dabei von seiner Kraft verlassen gewesen zu sein, hat erleben müssen, daß sich die souveräne Kritik über ihn zu Gericht setzte und aus einzelnen abgerissenen Sätzen seiner Werke oder dem Mißlingen dieses oder jenes Totaleindruck einer Schöpfung fast radical über ihn den Stab brach! Ohne Selbstvertrauen, ohne Nahrung schöpfen von tonangebenden Zeitgenossen ist kein glückliches Schaffen möglich. Wir sind nicht blind gegen die Auswüchse eines übergroßen Selbstvertrauens, wir müssen den Dichter tadeln über eine Wendung, wie die S. 141, wo er mit einem naiven Anflug seiner früher pronocirtern Ansicht einem Mädchen sagt, daß, wenn es sie betrogen hätte, wolle er ihr den höchsten Glanz, sie vor sich zu verherrlichen, verleihen; diese Motive sind selten in der vorliegenden Sammlung. Unserer mehrfachen Ausstellungen ungeachtet ist ihr Erwarten der eines großen, reinen, zukunftreichen Strebens.

Deutsche That und deutsches Lied.

Die neulich von uns gerügte Fülle des Einzelnen, welche eine übersichtliche Darstellung des gesammten deutschen Geschichte erschwert, gibt auf der andern Seite der Dichtung einen reichen, unerschöpflichen Schatz.

Jede Landschaft, man möchte sagen jedes Ländchen hat hier seine besondern Sagen, seine Lokalhelden, die er in kunstlosen Liedern feiert, bis sie allmählich, zum Theil verändert und umgeformt, zum Gemeingut der Nation werden.

Die vortreffliche Sammlung der „Schweizersagen aus dem Aargau. Von Ernst Ludwig Rochholz" (Aarau, Sauerländer, 1857), deren ersten Theil wir schon in unsern „Unterhaltungen" (N. F., Bd. II, S. 494) besprachen, zeigt den Reichthum und die Wandlungen dieser Stoffe auf einem doch immerhin begrenzten Raume. Hier tritt in den rein geschichtlichen Sagen, wie natürlich, das Geschlecht von Habsburg in die erste Reihe; standen doch auf diesem Gebiet seine Burgen — es ist interessant, die Ausbildung der berühmten Anekdote zu verfolgen, die Schiller's Ballade: „Der Graf von Habsburg," zu Grunde liegt. Aus dem ältesten deutschen Jahrbuch von Zürich, bis zum Jahre 1336, und der Chronik des Klosters zu Königsfelden, wo die stolze Königin Agnes ihren ermordeten Vater, Kaiser Albrecht, beweinte, ging sie in Tschudi's Werk, weiter ausgemalt, über; ihm entnahm sie Schiller; jene Verse:

Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn
Der Graf, bei dem Streiten und Jagen
Das Roß ich bestritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!

finden sich wortgetreu schon in der ältesten Erzählung *)

Unter den vielen Sammlungen, worin man die deutsche Geschichte schon in Liedern und poetischen Erzählungen gleichsam illustrirt hat, zeichnet sich das Buch von Nikolaus Hocker, „Vom deutschen Geiste" (Köln, Greven, 1858), als das reichhaltigste aus.

Mehr als zwei Gedichte besingen von den Ariern bis herab auf Leipzig die Großthaten der Deutschen auf dem Schlachtfelde wie in den Künsten und den Wissenschaften; es findet sich kein berühmter Name, der nicht wenigstens sein Distichon gefunden hätte, manche, die es vielleicht weniger verdienten, sogar mehrere. Mit anerkennenswerthem Sinn hat der Herausgeber sich nicht von der politischen Parteien Haß und den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit abgewandt, sondern aufgenommen, was nur immer diesen konnte, die Gesinnungen und Hoffnungen der Zeit zu charakterisiren. Nach dieser Seite hin erscheint seine Sammlung wie eine Ergänzung zu den Geschichtswerken und eine poetische Chronik unserer Culturbildung.

*) Gelegentlich bemerken wir auch in Betreff Goethe's: Die kürzlich durch die Zeitungen gegangene Notiz über den Besitzer des Goethe'schen Z „Gellert" hatte ein Vergessen in Thüringen die Dichtung veranlaßt; widersprüche der baierischen Annahme, daß der „Gellert" in der Hauptsache nur eine Uebertragung und freie Bearbeitung aus dem Sagen- und Balladenschatze der Donau ist.

Wahrnehmung.

Die Ursache, warum euch oft die Menschen zürnen, sucht doch seltener in dem, was ihr ihnen erwiesen, als in dem, was ihr ihnen zu erweisen unterließet.

Um einer Wiederholung zu begegnen, bemerken wir, daß wir in N 12 mitgetheilte komische Gedicht auf den Bildhauer Rauch nur die Uebersetzung eines gleichbetitelten Alten hätte genannt werden sollen, wo derselbe auf Rauch gemacht wurde.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band — Nr. 22. — Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Geschick bringt Glück.

I.

Es war 10 Uhr Abends. Ich befand mich, es war vor Jahren, in Paris.

Verwaist, voll Begierde, die Welt zu sehen, hatte ich mich entschließen, mit einigem Vermögen, einigen Kenntnissen ausgestattet, mein Glück in der französischen Hauptstadt zu suchen.

Und schon seit drei Monaten war ich hier, aber ich hatte für meine Zukunft nichts gewonnen als das Herz eines Mädchens und einige Gasthofsbekanntschaften. Indeß die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft verließ mich nicht. In solchen Glückesträumen führte mich mein Weg am Palais Royal vorüber. Aermlich strahlten mir die hellerleuchteten Galerieen entgegen, welche seine Mauern umschließen. Noch hatte ich nie am Abend diese gewaltigen, kostbar geschmückten Räume betreten und unwillkürlich fast trugen mich meine Füße diesen strahlenden Herrlichkeiten zu, die auch in so später Stunde noch von Besuchern erfüllt waren. Ich trat ein. Welch ein Anblick! Zwischen den Verkaufsläden hängen in der Verbindungsgalerie Spiegel, aus welchen die Gasbeleuchtung widerstrahlt, und magisch ist die Wirkung, welche diese Reflex an dem Glasgewölbe hervorbringt. Lange lief ich, auf und nieder wandelnd, mein Auge an dem schönen Anblick weiden. Eine Marien als meine Gattin mit solcher Pracht umgeben zu kennen — welch ein Traum!

Da legte sich eine Hand auf meine Schulter.

Es war ein junger Franzose, den ich einige mal gesehen und mit dem ich, da er immer freundlich und zuthunlich war, öfter einige Worte gewechselt.

„Wahrscheinlich sind Sie zum ersten mal des Abends in dieser Galerie, mein Herr", sagte er mit jener angeborenen einnehmenden Artigkeit in Ton und Weise, welche den Franzosen charakterisirt. „Nicht wahr, es gibt nur ein Palais Royal?"

„Ich bin bezaubert von dem Eindruck, den das Ganze auf Auge und Gemüth macht."

„So willigen Sie ein", und er legte seinen Arm vertraulich in den meinigen, „daß wir noch ein halbes Stündchen nebeneinander hinwandeln? Ich könnte Sie vielleicht auf manche interessante Einzelheit aufmerksam machen, die dem Auge des Fremden nur zu leicht entgeht."

Gern nahm ich seinen Antrag an, wir im Fluge verrann die Zeit. Zuletzt wie zufällig fragte mein Begleiter: „Haben Sie jemals eine Pharobank?"

„Niemals; aber ich kann nicht leugnen —"

Da hatte er schon nach Ueberwindung einer Treppe eine Thür geöffnet, wir traten in einen Saal, wo um eine große, grüne, mit Goldhaufen bedeckte Tafel — kurz, wir standen an einer der damals geduldeten Pharobanken. Ein wechselvolles Spiel, in seinem beständigen Umschwung so interessant schon für den unbetheiligten Zuschauer, wenn es zugleich nur nicht so gefährlich für ihn wäre!

„Kommen Sie", sagte mein neuer Bekannter, „lassen Sie uns einige Goldstücke daran wagen."

„Ich spielte noch niemals, mein Herr, und werde nicht spielen."

„Glauben Sie nur nicht", erwiderte er lächelnd, „daß ich ein Spieler von Profession bin, der Böses mit Ihnen im Sinne hat. Nein, nein! Nur lockt es mich unwiderstehlich — mehr, bevor Sie mich verkennen, lassen Sie uns lieber gehen."

Es that mir leid, meinen freundlichen Begleiter durch einen Argwohn zu kränken, aber spielen wollte ich nun einmal nicht. „Ich fürchte wenig in der Welt", sagte ich, „aber ich fürchte das Spiel. Bleiben Sie — spielen Sie allein, ich will den Zuschauer machen."

„Wenn Sie es mir verzeihen — es ist unartig, dieses abscheuliche Gelüste."

Er setzte und hatte in wenigen Minuten vielleicht 50 Louisdor gewonnen. Mein Herz pochte vor Begierde, meine Nüstern blähten, meine Hand zuckte unwillkürlich nach der Börse. „Soll ich es wagen?" flüsterte ich dem andern ins Ohr.

„Wagen Sie, doch bestimmen Sie vorher eine Summe, die Sie daran setzen wollen; ist sie verloren, hören Sie auf."

„Es sei."

Vorsätze, welche die Begierde und mein Unglück wie Schnürchen zerrissen. Während sein Gewinn sich verdoppelte, kreuzte sich meine Börse. Ich erbleichte, er bemerkte meine Aufregung. „Sie haben verloren, alles verloren?" fragte er mit einem theilnehmenden Blick. Ich bejahte.

„Wenn Sie in der That weiter zu spielen für gut halten", bemerkte er darauf mit entgegenkommender Höflichkeit, „so leihe Ihnen meine Börse zu Diensten."

„Nein," sagte ich nach einigem Kampfe entschlossen, „es ist genug. Gehen wir."

Als wir die Stufen hinunterstiegen, sagte er zu mir: „Nun rathe ich Ihnen selbst, nie wieder zu spielen. Sie versprechen es mir." Wir schieden voneinander, als Freunde uns die Hände drückend, ohne unsere Namen zu kennen, ich habe ihn nicht wieder gesehen.

„Spielen Sie nie wieder!" O, hätte ich seinen Rath befolgt; aber immer schwebten seine gewonnenen Goldstücke vor meinen Augen, meiner Phantasie, in Verbindung mit den Herrlichkeiten des Palais Royal, die ich Marien zu Füßen legen wollte. Konnten nicht an einem glücklichen Abend mir unermeßliche Reichthümer zufließen? Genug, ich spielte am folgenden, spielte am dritten Abend und nach acht Tagen war ich — ein Bettler.

Ich erschoß mich zwar nicht, stürzte mich auch nicht in die Seine — aber taumelnd, wie von den Furien des Verbrechens gepeitscht, wankte ich am andern Morgen zu Marien, die ich seit acht Tagen nicht gesehen hatte, weil meine Raserei des Nachts mich völlig unfähig machte, ihren Anblick am Tage zu ertragen.

Acht lange Tage nicht gesehen! Eine Ewigkeit für ein liebendes Mädchenherz, jeder Tropfen Zeit ein Tropfen Qual. Sie saß mit dem Rücken der Thür zugewandt, gedankenvoll, doch schnell wandte sie den Kopf beim Geräusch meines Eintritts.

„Mein Freund!" rief sie aufjauchzend, und ehe ich noch Zeit hatte, die Thür hinter mir zu schließen, hing sie schon an meinem Halse.

„Marie!" rief ich — mit einer Empfindung, mit der etwa ein Schuldiger vor seinen Richtern steht, „Marie, ein Glücklicher schied ich von Ihnen, ein Unglücklicher kehre ich zu Ihnen zurück!"

„Mein Gott! Wo waren Sie diese langen acht Tage?" fragte die Mutter mit forschendem Blick mich musternd.

„Wo ich war, Madame? An einem Orte, den schon viele, die ihn reich, in der Fülle des Glücks betraten, als Bettler verließen. Ich habe gespielt — zum ersten mal in meinem Leben gespielt und verloren."

„Viel?"

„Alles!" Ein banges, peinliches Schweigen. „Aber beruhigen Sie sich, Marie, blicken Sie nicht so streng, Madame! Nein, ich habe nicht alles verloren, noch habe ich zu Ihr, Marie, meine Kenntnisse und meinen Muth."

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte da die Mutter, „aber Sie irren, wenn Sie glauben, daß Marie noch die Ihrige ist!"

Leise wand sich die Geliebte aus meinem Arm und schlich zum Sopha, in dessen Polster sie ihr Gesicht verbarg.

„Um des Himmels willen, welch hartes, niederschmetterndes Wort!" sagte ich verwirrt. „Kann ein Irrthum —"

„Nicht alle", fiel die Mutter mit milderer Stimme ein. „Sie irren auch, Hermann, wenn Sie glauben, daß Ihr Irrthum Sie von Marien trennt. Ich glaube, ich weiß beinahe gewiß, daß Sie niemals ein Spieler waren, und die bittere Lehre, die Sie empfingen, macht mich sicher, daß Sie niemals einer werden könnten. Aber die Folgen Ihrer Unbesonnenheit trennen Sie von meiner Tochter. Ich konnte dem Fremdlinge, der sein Glück in Paris zu machen herkam — es war schon viel gewagt — aber ich konnte ihm meine Tochter versprechen, solange er im Besitz von gewissen, wenn auch unbedeutenden Geldmitteln war

„O, Madame", rief ich überrascht und ergriff ihn, „nie hatte ich geglaubt, daß so kleinliche Beweggründe —"

„Sie verkennen mich wiederum. Nicht das Geld an sich war es, worauf mir lag, aber das Geld als Mittel, um Ihren Kenntnissen und Talenten in Paris Beachtung, Anerkennung und endlich einen Wirkungskreis zu schaffen, der Ihre und Mariens Zukunft gesichert hätte. Alles strebt nach Geld, Wohlstand, nur danach. Der Arme, der Bettler wird in Paris weder beachtet noch gesucht, hätte er zehn mal mehr Talent als Sie. Oder glauben Sie nicht, daß viele hundert kenntnisreiche Fremdlinge und Eingeborene durch die Gassen laufen, die, von gestern noch hungrig, auch heute nicht wissen, was sie zu Mittag essen werden?"

„O Madame, Sie vernichten mich! So wäre ich auf ewig von Marien getrennt?"

Das Mädchen wandte ihr Gesicht zu mir hin und sah mich mit einem jener unbeschreiblichen Blicke an, in denen Liebe und Entsagung den heftigsten aller Kämpfe streiten. Ich trat zu ihr, ich ergriff ihre Hand, meine Thränen strömten mit den ihrigen vereinigt darauf nieder. „Es thut mir wehe," sagte die Mutter bewegt, „aber Sie begreifen, wie viel ich der Ehre meines verstorbenen Gatten vergeben würde, wenn ich der Tochter eines französischen Marquis länger ein Verhältniß mit einem jungen Fremdlinge erlaubte, der nichts in und nichts hat, nicht einmal Aussichten. Kehren Sie mit solchen zurück, und wenn Mariens Herz noch das Ihre ist — wir werden ja sehen."

Marie preßte meine Hand und zwischen ihre beiden kleinen Hände.

„Leben Sie wohl!" sagte die Mutter.

Leise lösen sich Mariens geschlossene Finger. Noch einmal traf mein Auge jenen unbeschreiblichen Blick. Vernichtet stürzte ich aus dem Hause.

II.

Schwere vergeblicher Liebe ist schlimm, aber Hunger noch schlimmer und beständiger. Meine Uhr, mein Siegelring, meine Tuchnadel wanderten den Weg — war nicht alles Irdischen, doch aller Pretiosen zur Zeit der Noth. Das wenige daraus gelöste Geld zerrann unter meinen Händen und neuen Entwürfen. Die Miethe für den kommenden Monat mußte vorausbezahlt werden und außerdem hatte jeder Tag noch seine eigenen Bedürfnisse, welche Ansprüche an meine geringe Kasse machten. So mußte etwas unternommen werden, auch um Mariens Mutter nicht Recht zu lassen.

So stand ich denn eines Morgens im Vorzimmer des Marquis von St. und wartete auf den Erfolg der Meldung. Ich wartete nicht lange, nur eine Stunde. Da wurde ich in das Cabinet des Marquis gerufen.

„Sie wünschen, mein Herr?" fragte der Marquis, indem er aufstand und mit ausgezeichneter Artigkeit mir entgegentrat.

„Ich bin ein Deutscher, mein Herr, und habe erfahren, daß Sie für Ihre Söhne einen deutschen Lehrer und Erzieher wünschten."

„Ah! Irren Sie sich doch. Es ist lange her, daß Sie Ihr Vaterland verlassen haben?"

„Wenige Monate."

„Ich liebe Deutschland, die Deutschen, ich wünsche, daß meine Söhne eine deutsche Bildung erhalten. Wie gefällt Ihnen Paris?"

„Vielleicht zu sehr für einen Deutschen."

Nun sprachen wir über Paris, kamen auf das Unterscheidende im deutschen und französischen Charakter, der Marquis sprach unterrichtet, geistreich, wir schienen außerordentlich zufrieden miteinander. Endlich fragte er: „Sie sind musikalisch?"

„Ich kenne die Musik und spiele das Piano."

„Vortrefflich, ich bin entzückt, mein Herr. Sie sind zugleich Literat?"

„Ich habe meine Studien auf Universitäten gemacht."

„Oh," sagte der Marquis, „ich hoffe, daß wir uns einigen. Haben Sie die Güte", setzte er hinzu, indem er seine geöffnete Hand mir darbietet.

Ich glaubte, es gälte einen deutschen Händedruck und war einfältig genug, schon meine Hand entgegenzustrecken.

„Vergeben Sie," meinte er lächelnd, „ich wünsche Ihre Papiere, Ihre Empfehlungen."

„Ich habe keine, mein Herr; ich glaubte, das Papier aus der Fremde hier in Paris kaum einigen Einfluß haben dürften und daß der Mann selbst und seine Prüfung die beste Empfehlung sein müßten."

„Sie haben vollkommen Recht", erwiderte er, „indessen bin Sie unstreitig bei hiesigen angesehenen Personen empfohlen und eingeführt."

„Auch das nicht, mein Herr, ich bin unbekannt in der Stadt."

„Ah — h!" sagte er, indem er aufstand. „Nun wohl, mein Herr, ich muß Ihnen sagen, daß es eigentlich nicht meine Absicht war, sogleich

eine Wahl zu treffen und daß es damit noch an Eile habe. Indessen bin ich erfreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Geben Sie mir doch gefälligst Ihre Adresse, damit ich über kurz oder lang in Stand gesetzt bin —"

Erfreut zog ich meine von mir selbst geschriebene Karte mit dem bescheidenen „au quatrième" hervor und reichte sie ihm. Mit der verbindlichen Miene steckte er sie in sein Portefeuille und verneigte sich dann. Ich empfahl mich. So erging es mir in fünf, sechs Häusern, wo ich, Paris in Aus durchlaufend, eine Anstellung als Privatlehrer suchte. Variationen über dasselbe Thema. Later brach der November herein, es regnete viel und ich bemerkte, daß die Spuren meiner nassen Stiefeln auf dem spiegelblanken Parket das Erste waren, was von meinem Ich nicht nur der Dienerschaft, sondern auch der Herrschaft in die Augen fiel. In einem Hause fand ich, in das Besuchzimmer geführt, sogar Gelegenheit, eine Probe meiner Fertigkeit auf dem Piano abzulegen. Man war entzückt, man bat um eine und noch eine Piece, meine Brust schwoll von Hoffnung und ich spielte immer besser. Aber zuletzt kam immer der dankende Bote nach, die Frage: „Mein Herr, bei welchen Personen von Bedeutung sind Sie eingeführt?"

Es war nichts damit. Was nun? Ich bemühte mich um eine Stellung auf Comptoiren, in Buchhandlungen, um ein Engagement als Secretär bei einem vornehmen Herrn. „Aber," hieß es, „Paris ist überfüllt mit Leuten, die solche Stellen suchen und nicht finden können, ja, die noch dazu angelegentlichst empfohlen sind." Ich dachte an die Mutter meiner verlorenen Marie: „Warten Sie", hatte man an einigen Orten, wo man weniger höflich mit mir verfuhr, aber doch aufrichtig zu sein schien, endlich gestanden, „es läßt sich im Augenblick in dergleichen Dingen durchaus nichts thun, suchen Sie indessen zu werben, Freunde zu erwerben, unterdes hält man eine Gelegenheit fest." Ach, Freunde suchen, warten, wo man in seiner Kammer schon ganz nahe an dem letzten Kummerpfennig ist, wo die letzte Woche des vorausbezahlten Miethsmonats drohend heranrückt und jeder Tag noch nähere Sorgen viel dringenderer Art mitbringt!

Das Leben des Menschen ist eine Masse von Furcht, Hoffnungen, Widerwärtigkeiten, Entwürfen, Geschäften, wo sich hier und da ein Augenblick Freude anhängt, der oft Schmerz und Reue in seinem Gefolge hat. Könnten wir in der Geburt ahnen, was uns das Schicksal bestimmt, so würden die meisten aus dem Schooße der Mutter sogleich wieder in den Schooß der Erde zurückkehren wollen. Es gibt eine Stufe der Rathlosigkeit, die statt des Muthes sich mit jenem entsetzlichen Stumpfsinn wappnet, bei dem man nichts mehr hofft und nicht mehr fürchtet, kaum noch denkt. In solchem Zustande — Stimmung kann man es nicht nennen — verließ ich ein Haus, wo man mich wiederum abgewiesen, um nach meiner Wohnung zurückzukehren, das Entbehrliche von meiner Kleidung zu veräußern, um den Hunger noch einige Tage zu stillen.

Mein Weg führte nicht durch die Rue de Savoie, dennoch fand ich mich plötzlich darin. Damals glaubte ich, daß meine Rathlosigkeit mich diese Straße einschlagen ließ, jetzt weiß ich, daß es der Finger Gottes war. Die Straße war ziemlich leer. Etwa dreißig Schritte vor mir ging ein wohlgekleideter Mann. Ich bemerkte, daß er ein Tuch aus der Tasche zog und daß gleich darauf etwas Weißes auf der Erde lag. So schnell ich konnte, eilte ich ihm nach, um das verlorene Papier aufzuheben und ihm einzuhändigen, aber noch bevor ich ihn erreichte, war er kurz vor mir in ein Haus getreten. Ich hatte einen Brief gefunden. Es blieb nichts übrig, als ihm nachzugehen. Vor dem Hause war ein Bronzearbeiterschild. Ich trat hinein.

„Ist nicht eben ein Herr in dieses Haus gekommen?"

„Ja, der Meister, wenn Sie ihn sprechen wollen, belieben Sie nur da hineinzutreten."

Man führte mich in ein Zimmer. Ich fand munitere, schwarzhaarige Knaben, eine hübsche, modisch gekleidete, junge Frau und der Meister war offenbar der Mann, den ich auf der Straße vor mir gehen hatte.

„Verzeihen Sie meine Dreistigkeit, mein Herr. Vermissen Sie nicht vielleicht etwas?"

„Das ich nicht wüßte", sagte er verwundert.

„Besinnen Sie sich; könnten Sie nicht vielleicht auf der Straße etwas verloren haben?"

Er suchte an und in seinen Taschen herum und kam endlich an die hintere Rocktasche. Sein Gesicht verfärbte sich auf einen Augenblick. „Mein Himmel, der Brief! Amalie, ich habe den Brief verloren", sagte er bald zu seiner Frau gewendet.

Lächelnd reichte ich ihm meinen Fund hin und ergötzte mich an dem Wechsel seiner Züge.

„O, mein Herr", sagte er, „Sie wissen nicht, wie vielen Werth dieser Brief für uns hat! Er

enthält eine Menge wichtiger und einträglicher Bestellungen, die mir bis von Lyon, ja, bis von weither zugekommen sind und die ein dortiger Freund aus Gefälligkeit alle in einem Briefe für mich zusammengefaßt hat. Ich bin unvorsichtig mit dem Briefe umgegangen; wäre er verloren, so hätte ich wieder nach Lyon schreiben müssen; aber auch das wäre vergeblich gewesen; denn mein Freund schreibt mir, daß er im Begriff sei, auf vier Wochen zu verreisen. Sie sehen selbst ein, welch ein bedeutender Verlust mir daraus erwachsen wäre, wenn Sie den Brief nicht gefunden und sich um mich bemüht hätten. Ich danke Ihnen herzlich. Amalie! Nicht wahr, Sie werden mit einem kleinen Abendbrot bei uns vorliebnehmen?"

Ich schlug, immer schon im Begriff, zu gehen, dies Anerbieten keineswegs aus und saß bald mit der freundlichen Familie um eine zwar nicht kostbare, aber schmackhaft und reichlich bereitete Abendtafel. Frau und Kinder zogen sich bald nach dem Abendessen zurück; der Meister aber und ich, wir fanden bald Gefallen aneinander. Er erzählte mir aus seinem Leben, von seinen Wanderungen, Geschäftsverhältnissen, von seiner Frau und seinen Kindern und von tausend Dingen. Ich hatte auch viel, recht viel auf dem Herzen und keine theilnehmende Brust in dieser unermeßlichen Stadt, in die ich meinen Kummer hätte ausschütten können. Ich war ganz aufrichtig gegen meinen neuen Freund, ich erzählte ihm alles — alles! Die Mitternacht übereilte uns, ehe wir es merkten.

„Wohnen Sie weit von hier?" fragte mich mein gefälliger Wirth, als ich aufbrechen wollte.

„Eine halbe Meile etwa."

„Es ist spät. Wie wäre es, wenn Sie lieber die Nacht hier schliefen? Ich habe eben ein kleines Gastzimmer mit einem fertig aufgemachten Bette. Kein Mensch wird dadurch gestört. Bleiben Sie immer!"

Ich war den ganzen Tag umhergelaufen und herzlich müde. Der freundliche Vorschlag kam mir sehr gelegen und ich sah keinen Grund, ihn abzulehnen. Ich blieb. Als ich am andern Morgen erwachte, fand ich mich in einem freundlichen Stübchen, zierlich nach Bürgersitte ausmeublirt. Die frühe Morgensonne blickte lachend zu mir herein und lockte mich zu dem Fenster. Es ging hinaus auf das Gärtchen des Hauses, dessen sandbestreute Gänge und mit Herbstblumen geschmückte Beete und darüber die im Schmuck des Spätherbstes prangenden Bäume erquickend in mein Auge fielen. Ich weiß nicht, war es Ahnung oder eine andere Empfindung, aber ich fühlte mich unbeschreiblich heimisch innerhalb dieser mir fremden Wände. O, dachte ich, diese einfachen freundlichen Menschen, unbekannt mit überspannten Wünschen, unbekannt mit dem, was wir so stolz höhere Bildung nennen, wie glücklich leben sie eins durch das andere in ihrem stillen abgeschlossenen Kreise, sie verlangen nicht hinaus über die blauen Berge, ihr Haus ist ihre Welt. Und ich? O Marie! Und ein Paar große, große Thränentropfen rieselten über meine Wangen, die mit meinem Hungerkummer nichts gemein hatten. Es waren die Thränen der Sehnsucht nach einer Heimat.

Um 7 Uhr kam ein sauber gekleidetes Dienstmädchen und brachte mir Kaffee. In meiner Wohnung [illegible] brachte mir ihn niemand schon seit mehr als zwei Monaten. Endlich erschien auch mein freundlicher Wirth. Ob ich nicht einen Blick in seine Werkstatt thun möchte, fragte er. Ich folgte ihm mit Vergnügen und fand — nun eben eine Werkstatt, aber eine bedeutende und hoch saubere, in welcher sechs Gesellen arbeiteten und mehrere Burschen. Ich trat zu einem alten Manne und sah, wie er modellirte. Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen seit früher Jugend! Der alte Herr arbeitete langsam und mühsam. Ich bat meinen jungen Wirth, mir zu erlauben, mich mit dem Modelliren beschäftigen zu dürfen. Mich trieb eine unwiderstehliche Lust.

„Herzlich gern", sagte er lachend, „es wird aber nicht gehen, es will gelernt sein." Er suchte den alten Herrn, mit Wache, kurz alles herbeizuschaffen, was ich verlangte. Er war so artig und führte mich in ein Stübchen recht neben der großen Werkstatt, in dem ich ungestört arbeiten könne, bis zu seiner Rückkehr. Ich sollte durchaus noch den heutigen Tag im Kreise seiner Familie verleben. Damit drückte er mir herzlich die Hand, als ich in seinen Wunsch einwilligte, und empfahl sich. Ich ließ mich nicht stören, suchte mir, mit Hülfe des alten Herrn, alles zusammen, was ich brauchte, und war glücklich; ich arbeitete, dankerfüllt! Arbeit ist das kräftigste Gebet.

Der junge Meister hatte mir einige Scenen aus der Jahrevolution mit wahrhafter Begeisterung am Abend vorher erzählt, in seinem Zimmer hingen wohlgetroffene Porträts. Ich eilte hinauf und holte sie herbei. Rasch entwarf ich eine Gruppe: Ludwig Philipp, wie er mit dem linken Arm Lafitte

umarmt und mit der rechten Hand die dreifarbige Fahne faßt, die ihm Lafayette auf dem Stadthause darreicht. Die Kunst forderte auf eine wunderbare Weise meine Arbeit. In kaum sechs Stunden standen alle drei Helden jenes Ereignisses, wenn auch noch nicht ganz vollendet, fein ausgearbeitet, aber in meiner höchsten Freude lebendig ähnlich und im Ausdruck der Situationen angemessen, vor meinen Augen. Der Meister war noch nicht zurückgekehrt. Mein Andenken stand unberührt da. Ich hatte es im Eifer meiner Arbeit ganz vergessen. Ich trank ein paar Gläser Wein, setzte mich wieder an meinen Tisch und entwarf andere Zeichnungen. Auch diese Arbeit ging mir rasch und keck von der Hand. Da trat der Meister zu mir herein. Er sah mit Verwunderung, was ich vollendet. „Aber sagen Sie mir, mein Herr, sind Sie ein Taschenkünstler?" Dabei betrachtete er mit Kennermiene die Medaille. Dann nahm er die Zeichnungen zur Hand. „Ich erstaune, und weiß nicht, was ich sagen soll."

Ich erzählte ihm, daß ich in meiner frühen Jugend an dieser Beschäftigung großen Gefallen gefunden, daß ich bei einem mir befreundeten Medailleur ein wenig in die Schule gegangen und dort oft halbe Tage beim Medailliren zugebracht hätte. Der Meister schwieg nachdenkend eine lange Weile, während er unablässig die Medaille und die Zeichnungen betab und nach allen Seiten hin und her drehte. Er wollte etwas sagen — wollte auch nicht — und wollte wieder. Deutlich war es in seinem Gesicht zu lesen, daß er ein Wort nicht über seine Lippen bringen konnte.

„Sprechen Sie nur, mein Herr", sagte ich, „und fürchten Sie nicht, daß ich meinem freundlichen, lieben Wirthe etwas übel deuten könnte. Nicht wahr, diese Arbeiten haben ihre Mängel. Aber bedenken Sie, daß sie ein Kaie gemacht."

„Ich nein, nein, bewahre", sagte er aus voller Brust, „davon ist gar nicht die Rede! Aber — nun, frei heraus denn, ich hätte Ihnen einen Vorschlag zu machen. Sie sehen, mein alter Medailleur ist krumpf und es geht ihm alles so langsam von der Hand, daß ich oft in Verzweiflung gerathen möchte. Er ist nicht ungeschickt, aber Sie sind viel geschickter; dabei jung und teufelmäßig rasch! Wie wäre es, mein Herr, wenn Sie sich entschließen, in meinem Geschäfte mitzuarbeiten, bei mir — wissen Sie, in dem obern Stübchen vor der Hand — zu wohnen und ganz der Unsrige zu bleiben? Ich habe obendrein eine Vorliebe für deutsche Arbeiter. Aber verzeihen Sie mir die Dreistigkeit, ich würde niemals gewagt haben, Ihnen diesen Vorschlag zu machen, wenn Sie mir nicht selbst gestern Abend gesagt hätten, wie wenig Aussichten —"

Ich war beim Anfang seiner Rede blutroth geworden und freute mich daß, daß der wohlmeinende Mann es nicht gemerkt hatte. Aber ums Himmels willen! Ein teutscher Gelehrter — und ein Bronzearbeiter! Endlich auf der andern Seite auch wieder: Hunger oder ein Bronzearbeiter! Konnte ich nicht in die Heimat zurückkehren und als Volksschriftsteller dem Publikum die allermerkwürdigsten Dinge schreiben?

„Mein lieber Freund!" — ich wollte etwas sagen, aber der Meister ließ mich in der Freude seines Herzens nicht zu Worte kommen.

„Meine Frau, meine Kinder, wir alle haben Sie gestern in den wenigen Stunden liebgewonnen durch Ihr offenes, unbefangenes Herz und Sie sollen selbst die Freude haben, wenn ich Ihren Entschluß den Meinen verkünde. Gewiß, Sie werden bei uns sein wie ein Kind im Hause. Sie brauchen nicht mehr für Ihre Zukunft zu sorgen. Sie werden erstaunen, wie ich Ihre schönen Talente benutzen werde. O, ich bin ein Praktikus, ich habe Spekulation. Zwei drei Jahre bei mir im Hause und — dafür lassen Sie nur mich sorgen. Ich mußte nicht Gerard heißen, wenn Sie nicht, bei Ihrem Fleiße, mit Ihren Kenntnissen und bei meiner Thätigkeit in drei Jahren ein schönes Kapital besäßen. Mein Schild soll prangen mit Ihrem Namen, Gerard & Comp.!"

„Theuerster Herr Gérard!", fiel ich ihm lächelnd ins Wort, „Sie überbieten mich mit Güte, aber — verzeihen Sie, aber bedenken Sie doch, daß ich weder ein Wanderbuch noch einen Gesellenbrief aufzuweisen habe."

Er lachte laut auf. „Was soll das? Wollen Sie nicht lieber gar von Empfehlungs- und Vorstellungen reden? Nein, bei uns heißt es nur: Komm' her und zeige, was du kannst! Nun gut, Sie haben gezeigt, was Sie können, Ihre Kenntnisse sollen uns nützlich werden und Geld einbringen. Schlagen Sie ein: rascher Entschluß, guter Entschluß!"

Ich sann eine Weile nach; ich gedachte der Rathlosigkeit, der Verlassenheit, in der ich mich befand und die mich unausbleiblichem Verderben entgegenführen mußte; ich dachte, daß es keine Schande sei, eine in der Jugend erworbene und von der Natur begünstigte Geschicklichkeit zu benutzen, um sein Brot zu gewinnen; ich dachte der Sehnsucht

nach einer Heimat, die mich heute Morgen prophetisch auf dem Stubchen da oben beschlichen hatte — „fahr' hin, ohnmächt'ger Stolz der edlen Seele". Ich schlug ein und — war Modelleur bei einem Bronzearbeiter.

III.

Meister Gerard und seine Familie lebten auf das glücklichste, fleißig und sittig, zufrieden und immer wohlgemuth. Drei Jahre war ich nun schon in dem Hause meines theilnehmenden, rechtschaffenen Freundes, meines Retters, und wurde von allen auf das innigste geliebt; denn der weniger Gebildete ist immer erfreut, wenn der höher Begabte — nicht zum Schein, sondern aus wahrem und herzlichem Wohlwollen — zu ihm herabsteigt. Sogar ein Piano hatte Gerard angeschafft, als er hörte, daß ich darauf zu spielen verstände, und ich hatte die Freude, diesen guten Menschen manchen lieben Abend zu verschaffen. Einsame Stunden widmete ich der Lektüre oder einem Spaziergange, glücklich, soweit ich es sein konnte; denn durch all mein Denken und Thun zog sich der Gedanke an meine verlorene Marie.

Eines Abends wanderte ich wider meine Gewohnheit der Chaussée d'Antin zu. Ich gedachte ihrer, ich war in Träume versunken und meine Augen waren bis auf wenige Schritte vor mir dem Erdboden zugewendet, sie hafteten daran. „Abwesenheit ist ein Probirstein für Liebesgefühle", murmelte ich. Da hörte ich plötzlich von einer mir nur zu bekannten Stimme die Worte laut aussprechen: „Da ist er!"

Elektrisch durchzuckte es mein Herz. Ich blickte auf. Kaum zehn Schritte von mir entfernt sah ich Marie mit ihrer Mutter mir gerade entgegenkommen. Ausweichen konnte ich nicht mehr, es war unmöglich. Welch ein ‚Zusammentreffen'! Mein erster Blick fiel auf Marien. Sie sah blaß aus, aber ihre Augen leuchteten mir liebend, freundlich entgegen und sprachen wie die lispelnden Töne ihrer Lippen: „Da ist er!" — Ich war noch nicht vergessen.

„Hermann, mein lieber Hermann, wo waren Sie so lange, wie geht es Ihnen?" begann die Mutter.

„Marie!" sagte ich kaum vernehmlich, indem mein Auge noch wie angewachsen an dem ihrigen hing. Die Mutter mußte ihre Frage wiederholen.

„Verzeihen Sie, Madame, aber gewiß, es war nicht meine Schuld — dies Zusammentreffen, diese peinliche Verlegenheit —"

„Seien Sie doch nicht thöricht, Hermann! Wie kann hier von Verzeihung die Rede sein? Die Chaussée d'Antin, dünkt mich, ist frei für jeden. Doch wie geht es Ihnen? Was treiben Sie? War es recht, mehr als drei Jahre so gar nichts von sich hören zu lassen? Haben Sie denn geglaubt, daß wir gar keinen Antheil an Ihnen nähmen?"

„Und konnten Sie von mir erwarten, Madame, hielten Sie mich für unbesonnen genug, um mir zuzutrauen, daß ich Ihr so deutlich ausgesprochenes Verbot übertreten würde?"

Sie schwieg; wir gingen eine lange Weile stumm nebeneinander hin. „Doch noch immer", sagte die Mutter dann, „haben Sie mir meine Frage nicht beantwortet, wie geht es Ihnen? Wahrhaftig, ich nehme den innigsten Antheil an Ihrem Geschick!"

„Madame", erwiderte ich, all meinen Muth zusammennehmend, „der neben Ihnen geht, ist nichts als ein Modelleur!"

„Ein —"

„Ein Modelleur bei einem Bronzearbeiter."

Eine ängstliche Stille; nach einer Weile sprach sie rasch: „Begleiten Sie uns, Hermann, wir leben in Hause!" Wir gingen nun stumm unsers Wegs, ihrer Wohnung zu. Nur einmal fragte Marie, indem sie sich über ihre Mutter zu mir neigte: „Und es ist schwer, das Modelliren, nicht wahr?"

„Nein! Der Meister versicherte mir, es sei mir etwas Angeborenes!"

Wir saßen alle Drei um den wohlbekannten Tisch; ich an derselben Stelle, die ich so oft vor Jahren eingenommen. Marie reichte mir dieselbe große blaue, goldrandige Tasse hin, die damals immer ausschließlich für mich bestimmt war. Ihre Hand zitterte. Welche Gefühle wogten in meiner Brust, als ich jetzt meine Schicksale erzählte!

„Und welche Aussichten haben Sie nun?" fragte die Mutter, als ich geendet.

„O die günstigsten, Madame!" erwiderte ich. „In einigen Monaten spätestens werde ich Herr meines eigenen Geschäfts sein, wenn ich mich von meinem Compagnon trennen will."

„Wohl! Erinnern Sie sich noch, daß ich Ihnen sagte, wenn Sie Aussichten hätten; möchten Sie zu uns zurückkehren und wir wurden sehen?"

„Wie konnte ich es wagen, Madame! Marie von Raillon und ein Bronzearbeiter!"

„Ich will Ihnen offen gestehen", fuhr sie fort, „daß ich nicht so unbekannt mit Ihren Verhältnissen bin, als ich mich anfänglich stellte, um Ihre Aufrichtigkeit zu erproben. Erfahren Sie auch, mein junger Freund — doch meiner Tochter Auge sagte ihnen mehr, als meine Worte vermögen. Ja, die liebevollste Erinnerung an Sie ist nicht einen Augenblick aus Mariens Herzen gewichen, und wenn Sie Ihre Wangen bleicher sehen als einst, so erraten Sie die Ursache. Mein einziges Kind schwand in vergeblichem Sehnen hin und ich bereute schon, Sie so ganz aus unserer Gegenwart verbannt zu haben. Da überraschte mich vor einiger Zeit die Nachricht, daß einer unserer entfernten Anverwandten gestorben und daß mir durch seinen Tod eine ziemlich bedeutende Erbschaft zugefallen sei. Augenblicklich war mein Entschluß gefaßt; ich wandte alle Mittel an, um Ihren Aufenthalt zu erforschen, aber lange vergeblich, bis endlich der Zufall mich ihn finden ließ. Ja, ich habe sogar Herrn Gérard gesprochen, und hätten wir uns heute nicht getroffen, würde Sie morgen eine Einladung zu uns gerufen haben. Denn wer, wie Sie, reich an Kenntnissen und höherer Bildung, aber verlassen von jeder Gelegenheit, sie geltend zu machen, zum Handwerk greift, der hat überall Aussichten, auf der ganzen weiten Erde, der verdient die Hand eines edeln, ja des edelsten Mädchens zum Lohne, daß er noch etwas zu sein vermochte, wo wenige mehr den Muth zu einer neuen Laufbahn gehabt hätten! Und hier" — sie stand auf und ergriff meine und Mariens Hand — „nehmen Sie meine Tochter hin, sie ist die Ihrige!"

Ein Freudenruf und Marie lag an meinem Herzen. Wir konnten lange nicht sprechen.

„Und nun lassen Sie es genug modellirt sein", meinte die Mutter. „Legen Sie Ihr Handwerkszeug nieder und leben Sie fortan nur der Liebe und den Ihrem Genie angemessenern Beschäftigungen! Marie bringt Ihnen ein Vermögen zu, gross genug, um Sie für die Zukunft jeder Lebenssorge ledig zu machen."

„Nein!" sagte ich bescheiden, aber fest. „Mein Handwerk öffnete mir im größten Sturm einen sichern Port, als mir jeder andere verschlossen war. Wie treulos, wollte ich von der Fahne weichen, zu der ich im Unglück geschworen, jetzt, da das Glück mir lächelt! Oder verlangen Sie, daß ich in müßiger Ruhe träumend meine Tage verbringe, ein Schmarotzer an dem Tische meiner Gattin? Nimmermehr!"

„Lieber Hermann!" äußerte Marie bittend, indem sie mit ineinander gefalteten Händen an meiner Schulter hing, auf welche ihr Köpfchen sich stützte.

„Süße Marie, soll ich undankbar, treulos sein, um ein Tagedieb zu werden?"

„Gut, Hermann," bemerkte die Mutter. „Ich achte, ich ehre Ihre Gründe, doch dünkt mich, es ließe sich ein Ausweg finden. Fühlen Sie Lust und Fähigkeit in sich, einer Maschinenfabrik vorzustehen?"

Mit leuchtenden Augen, mit pochendem Herzen bejahte ich. „Während dieser drei Jahre habe ich vielfache Gelegenheit gehabt, den Wink des braven Gerard zu befolgen und Blicke in die Theorie dieser Kunst zu thun, wenn ich auch des Praktischen noch nicht mächtig war."

„Wohlan, suchen Sie mit Hülfe Ihres neuen braven Freundes ein Fabrikwesen der Art für mich anzukaufen oder einzurichten. Ich bevollmächtige Sie dazu; die nöthigen Summen liegen in Bereitschaft. Sie sehen, daß ich nicht eigensinnig, sondern praktisch bin, nicht verdienstlos auf die Verdienste meiner Ahnen poche, sondern gern dem Bürgerthum und vor allem der Bürgertugend meine Hand reiche."

Und nun? Brauche ich noch zu erzählen, daß ich glücklich, daß ich Mariens Gatte bin, in gutem Wohlstande, unter den besten Freunden? Das versteht sich von selbst, und mein ganzes Geschick, wenn ich es jetzt überdenke, ist nichts als eine Anekdote aus dem guten, alten, sterbenden Paris, das hoffentlich noch nicht gestorben ist. F. G.

Wer hat das Pulver erfunden?

Suum cuique — Jedem das Seine — auch dem, der das Pulver erfunden hat.

Man hat dem Johannes Gutenberg das Verdienst der Erfindung der Buchdruckerkunst zu rauben oder zu schmälern versucht, weil schon vor ihm der in Harlem lebende Holländer Laurens Janszoon Coster aus getrennten, beweglichen Lettern zum Behuf des Drucks Wörter zusammensetzte, und die Holländer sehen noch heutzutage den Laurens Coster als den eigentlichen Gründer der Buchdruckerkunst an. Aber auch sein Verdienst könnte durch den Umstand in Frage gezogen werden, daß die Braunschweiger schon zu Ende des 14. Jahrhunderts, also 50 Jahre vorher, ehe Gutenberg mit seiner Erfindung in Mainz hervortrat, sogar schon bleierne bewegliche Lettern

gossen und zum Zweck von Inschriften an Wettern zusammenstellten und auf hölzernen Tafeln befestigten. Man hat Gutenberg Unrecht gethan, denn er hat seine Erfindung unabhängig von Feuer und den Braunschweigern gemacht, und der von ihm erlangte Erfolg spricht zu deutlich für ihn, er wird immer als Erfinder dieser großen Kunst angesehen werden.

Weniger fest steht das Verdienst des Berthold Schwarz. Mag er auch in den meisten Geschichtsbüchern als Erfinder des Schießpulvers genannt und von den meisten Menschen als solcher angestaunt werden, weil nach ihrer Ansicht diese Erfindung eine bedeutende Klugheit und Schlauheit voraussetzt — ihm gebührt das Verdienst dieser Erfindung nicht, denn schon hundert Jahre vor ihm wurde in Europa mit Pulver und Kanonen geschossen und das Pulver war schon dreizehn Jahrhunderte früher in China in Gebrauch. Schwarz ist in seiner Erfindung durchaus nicht selbständig gewesen; er hat bereits von dem Vorhandensein des Pulvers gewußt und hat mehrfache Andeutungen und Erzählungen über die gewaltige Kraft und die Zusammensetzung des Pulvers benutzt.

Selbst über die Lebensschicksale des Berthold Schwarz ist vieles Falsche und Ungenaue verbreitet, und die beiden Angaben, welche wir in den Geschichtsbüchern aufgezeichnet finden, nämlich daß er im Jahre 1340 die erste Mischung des Pulvers gemacht und im Jahre 1354 bei einem Experiment durch das Explodiren der in einem großen eisernen Mörser befindlichen Pulvermischung das Leben verloren habe, sind falschlich.

Berthold Schwarz ist nicht der Name des Pulvererfinders. Er hieß eigentlich Konstantin Anklitzer und war zu Anfang des 14. Jahrhunderts in Freiburg im Breisgau geboren. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er in der reichen Benedictinerabtei St. Blasien auf dem Schwarzwalde. Er trat als Mönch in das Kloster ein und wahrscheinlich erhielt er schon hier den Mönchsnamen Barthel oder Berthold, unter welchem er stets vorkommt. In der Stille und Einsamkeit des Klosters lag Schwarz eifrig seinen Studien ob, beschränkte diese indeß keineswegs blos auf das Trivium und Quadrivium, auf das Lesen der Kirchenväter und des Breviers, sondern fühlte sich nur zu bald durch die anziehenden mystischen Studien der damaligen Zeit, durch die Apothekerkunst, die Medicin und Alchemie gefesselt und sah diesen den Vorzug vor den alten Kirchenvätern.

Durch die Araber waren diese Wissenschaften, als welche sie damals vorzugsweise betrachtet wurden, von den Aegyptern in das Abendland gebracht und fanden hier in den Klöstern eine schnell entgegenkommende Aufnahme. Mystische Philosophie der Natur, Forschen nach dem innern, geheimnißvollen Wesen der Dinge und nach den Geheimnissen der Natur, Apothekerkunst, Medicin und Alchemie, die sogenannte „Schwarze Kunst", hatten viele Mönche für sich gewonnen und ihr Studium nahm in vielen Klöstern so sehr überhand, daß die Kirchenväter und der Papst nur zu häufig darüber vergessen wurden. Zwar war schon im Jahre 1131 und 1139 durch päpstliche Bulle den Mönchen die Ausübung der Arzneikunst untersagt, aber diese Bulle hatte, wie so manche andere, keine Wirkung; das Auge des Papstes reichte nicht in die Zellen der Mönche und sein Arm kaum bis an die Mauern der Klöster.

Schwarz galt in dem Kloster als ein kluger Mönch, der aus dem Studium der geheimen Wissenschaften viele Kenntnisse gesammelt habe. Als nun Bergwerke in der Nähe mit neuem Eifer und neuen Mitteln betrieben und ausgedehnt werden sollten und deshalb einen umsichtigen, kenntnißreichen Leiter erforderten, ward Schwarz von dem Vorstande der Abtei hierzu ausersehen. Um sich zu dieser Stellung nach besten Kräften auszurüsten, studirte er die Werke des Albertus Magnus (Albert von Bollstadt oder der Große, 1193 in Lauingen an der Donau geboren und 1280 zu Köln im Kloster gestorben), des Arztes Raymundus Lullus, der als Grundstein alles Wissens seine große Kunst, Ars Lulliana, betrachtete, des Roger Baco und des Thomas von Aquino.

Schwarz hatte all sein Forschen und Sinnen nicht, wie es damals Tausende thaten, darauf gerichtet, die Erfindung des Goldmachens zu entdecken, sondern er wollte durch Analogie und Induction das geheime Schaffen und Wirken der Natur ergründen und erkennen. Vorzugsweise fühlte sich Schwarz durch die Schriften des Mönches Roger Baco angezogen, der sich hauptsächlich den Studien der Mathematik und der Natur gewidmet hatte und auf diesem Gebiete zu solchen wichtigen Entdeckungen und scharfsinnigen Schlüssen gelangt war, daß er von seinem Orden verurtheilt und in das Gefängniß geworfen wurde. In Baco's Schriften hatte er über die künstliche Nachahmung des Donners und Blitzes und über

ihre gewaltige Wirkung geleiet. Bacon gab zugleich an, durch welche Mischung dies hervorgerufen werde: nämlich durch Kohle, Schwefel und Salpeter, und erzählte von dem Griechischen Feuer, von welchem Schwarz schon früher gelesen hatte, ohne ein Näheres darüber zu finden. Nach der Angabe der byzantinischen Kaiser Leo, Konstantin Porphyrogenetes und Julius des Afrikaners bestand die Masse des Griechischen Feuers aus Naphtha, Asphalt und Schwefel und rief eine dem Blitz ähnliche Wirkung hervor.

Schwarz hatte dies alles mit dem größten Interesse gelesen und vielleicht fallen schon in diese Zeit seine ersten Versuche, um nach jenen Angaben sowol das Griechische Feuer wie das den Donner und Blitz nachahmende Experiment des Bacon hervorzubringen; doch haben wir aus dieser Zeit keine Nachrichten über die Versuche des Schwarz.

Auf einer Botschaftsreise kam Schwarz nach Freiburg und kehrte in dem Minoritenkloster an der St. Martinskirche ein, wo er von dem Guardian des Klosters freundlich aufgenommen wurde. Auch dieser war ein eifriger Alchemist und beide trieben nun vereint das Studium der Alchemie und stellten in ihren Zellen zahlreiche Versuche und Experimente an. Schwarz zahlte sich hierdurch gerettet, wurde Minorit und blieb in dem Kloster. Das nahegelegene reiche und salzhaltiges Eis führende Bergwerk am Bromberge gab Schwarz zu neuen Studien, Forschungen und Versuchen Anlaß; er besuchte es oft und aus dieser Zeit datiren seine ersten Versuche, die sich der Erfindung des Schießpulvers näherten. Der Guardian des Klosters starb und Schwarz fuhr in seinen Experimenten allein fort. Er hieß sowol in dem Kloster wie in der Umgegend, die von seinen zahlreichen Experimenten Kenntniß erhalten, nur „der schwarze Berthel", und aus dieser Benennung hat sich sein späterer Name Berthold Schwarz gebildet. Je weiter er aber in seiner Erfindung fortschritt, um so mehr verbreitete sich der Verdacht, daß er ein Zauberer sei und mit dem Teufel im Bunde stehe, und diesem Aberglauben fiel er endlich als Opfer und wurde als Zauberer in den Kerker geworfen, in dem er wahrscheinlich wie einst sein Lehrer Bacon starb. Daß er durch eine Explosion des von ihm erfundenen Pulvers das Leben verloren habe, ist nicht begründet, auch das Jahr seines Todes steht nicht fest.

Die ersten Erfinder des Schießpulvers sind unstreitig die Chinesen, denn bereits um das Jahr 80 n. Chr. war das Pulver bei den Chinesen und Hindiern bekannt. Sie wandten es indeß nicht zum Schießen an, sondern zum Sprengen von Felsen in Steinbrüchen. In alten chinesischen Schriften wird die Erfindung des Pulvers sogar noch in eine weit frühere Zeit verlegt.

Ohne allen Zweifel ist es ferner, daß den Mauren das Schießpulver bekannt war und daß durch sie die erste Kenntniß desselben sowie auch der Gebrauch desselben zum Schießen und die Anwendung von Kanonen nach Europa kam. Bereits unter der Regierung Jakob's von Aragonien wurden in Huesca gefertigte Maschinen gegossen und wurden schon 1229 gebraucht, um große Steine zu werfen. Mit diesen Maschinen geschahen in 24 Stunden 1500 Würfe. Bei der Vertheidigung von Niebla unter Ben-Obeid wurden ferner 1257 Schießpulver und Kanonen angewandt.

Wir haben ferner ein italienisches Gedicht des Mathias Vaius aus dem 14. Jahrhundert, in welchem schon Kanonen im Kriege zwischen den Städten San-Geminano und Volterra genannt werden. Ebenso wurden schon Kanonen in dem Kriege der Venetianer gegen Genua angewandt.

Wie der Bischof von Leon, Don Pedro, und Peter Marin erzählen, wurden schon 1340 in der Seeschlacht zwischen dem Könige von Tunis und dem Könige von Sevilla von den afrikanischen Schiffen aus eisernen Tonnen Feuerströme auf die spanisch-maurischen Schiffe geworfen.

Alle diese uns durch die Geschichte erhaltenen Erzählungen beziehen sich auf die Anwendung des Schießpulvers und der Kanonen, und sie fallen sämmtlich vor die Zeit, in der Schwarz das Pulver erfunden haben soll. Es wäre auch unbegreiflich, wie die Erfindung des Schwarz sich so außerordentlich rasch hätte verbreiten können; denn als im Jahre 1342 Alfons XI., König von Castilien, die Mauren in Algeziras belagerte, schossen diese mit Feuerschlünden auf die Belagerer.

Drei Jahre später (1340) schossen die Engländer in der Schlacht bei Crecy bereits mit Donnerbüchsen auf die genuesischen Armbrustschützen der Franzosen und errangen durch ihre Donnerbüchsen den Sieg. Im Jahre 1338 bedienten sich die päpstlichen Truppen im Kriege mit Forli schon der Bombarden und um dieselbe Zeit war in der kleinen Stadt San-Angelo schon eine Kanonengießerei.

Ein deutscher Edelmann machte Karl VI., König von Frankreich, ein Geschenk von sechs Kanonen, die dieser 1383 in der Schlacht bei Roosbeke gegen die Flamänder mit Erfolg anwandte. Im Jahre 1384 wurde bereits in Augsburg Schießpulver angefertigt und angewandt, und um dieselbe Zeit hatte die Stadt Lübeck bereits eine Pulvermühle.

Es sind diese kurzen Daten hier zusammengestellt, um zu beweisen, daß Berthold Schwarz nicht der erste und selbständige Gründer des Pulvers gewesen ist, und um dem Irrthum, der sich in den meisten Geschichtsbüchern eingeschlichen hat und durch sie in das Volk gelangt, abzuhelfen. Wir wollen dem Mönche das Denkmal, welches ihm vor wenigen Jahren in der Stadt Freiburg gesetzt ist, nicht missgönnen, aber der Wahrheit muß die Ehre bleiben. Fr. Friedrich.

Aus den Urwäldern.

Von Alexander Kaufmann.

I.

Einst sang der „Wandsbecker Bote“:

Wenn jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen.

und es ist eine schöne Sache um ein gut erzähltes Wanderabenteuer, um lebhaft dargestellte Sitten, Bräuche, Vorstellungen und Anschauungen entlegener Stämme und Volksfamilien. Aber mehr noch als Erzählen und Beobachten ist Nutzbarmachen des Erzählten und Beobachteten, der weite Blick, welcher sich dem verständig Reisenden öffnet, vor allem — die Möglichkeit, zu vergleichen!

Seitdem sich unsere Verkehrsmittel in einer früher kaum denkbaren Weise entwickelt, ist auch unsere Wissenschaft auf Reisen gegangen und dadurch mehr und mehr befähigt worden, sich aus früherer Beschränktheit zur klaren Höhe der Vergleichung zu erheben. Tiefere Bekanntschaft mit dem Indischen hat unsere germanische Vorzeit aufgehellt und dem vorher aus Mangel an Vergleichung so falsch gedeutigten Aegyptischen, Griechischen, Römischen seine richtige Stellung in Welt- und Völkergeschichte angewiesen. Die Sprachforschungen als Grundlage haben wieder auf Ethnographie, politische, Kunst- und Religionsgeschichte eingewirkt; namentlich verdanken Mythologie und die mit ihr in engstem Zusammenhange stehende Sagenforschung jenem Streben nach Parallelismus die glänzendsten Erfolge und dürften, auf diesem soliden Fundamente weitergeführt, der Stolz unserer modernen Wissenschaft werden. Zur klassische, germanische, slawische Mythologie liegen bereits die trefflichsten, auf Vergleichung basirenden Arbeiten vor; es fehlt dagegen noch an einer durch Sprachkenntniß begründeten Mythologie der verschiedenen Stämme Amerikas und doch dürfte gerade durch sie ein urständlicher Zusammenhang des gesammten Menschengeschlechts, eine gemeinsame Abkunft derselben von einem, in Gedanken und Vorstellungen über Gott und Göttliches übereinstimmenden Urvolke auf das schlagendste bewiesen werden. Unzulänglichkeit der Quellen, Schwierigkeit, ihrer habhaft zu werden, und freilich Hindernisse, welche durch jener eben genannten Verkehrsmittel dem europäischen Forscher noch lange einen Damm entgegenhalten; auf der andern Seite steht dagegen zu erwarten, daß man in Amerika selbst sich diesen Studien zuwenden und sie mit der Gründlichkeit und Tiefe, welche unserm Volk so verbreiteten germanischen Stämme eigen ist, betreiben wird. Die günstige Aufnahme, welcher sich Longfellow's „Hiawatha“ und Schoolcraft's Sammlung zu erfreuen hatten, mochten wir als erwünschten Vorboten solcher Bestrebungen ansehen.

Aus Berichten von Missionaren und Reisenden, aus einigen älteren Geschichtschreibern über Amerika, wie Bernal Diaz, Garcilaso de la Vega u. a. haben wir einige Bemerkungen über Mythen und Sagen der verschiedenen amerikanischen Stämme gesammelt, woraus wir hier, unter besonderer Berücksichtigung der biblischen Tradition, eine kleine Auslese folgen lassen; auch H. Lüken's fleißig gearbeitetes Sammelwerk: „Die Traditionen des Menschengeschlechts“ (Münster 1856) sei mit gebührendem Danke erwähnt.

Wir beginnen mit Gott, dem „großen Geiste“ der Amerikaner. Die Peruaner nannten ihn Pachakamak, den Erhalter der Welt, die Mexicaner Teotl, was offenbar an das bekannte, in seiner Wurzel so verbreitete Deus erinnert. Man dächte sich den Wohnsitz des großen Geistes bald über der Sonne, bald über dem Gewölbe des Himmels; manche Stämme stellten sich ihn riesenhaft vor und mit so feinen Sinnen begabt, daß er alles auf Erden sehen und hören könnte: eine Vorstellung, von welcher der Missionar, der sie berichtet, mit Recht bemerkt, daß sie die würdigste sei, die sich ein Volk, welches der Offenbarung entbehre, von Gott machen könne. „Gott ist ein Geist!“ lehrt das Christenthum und die christlichen Bekehrer bedienten deshalb oft für den christlichen Gott die Benennung des großen Geistes bei.

Gott, den wir eben als Erhalter der Welt kennen lernten, ist auch Schöpfer derselben, und die Menschen, welche er schuf, nahmen anfangs an seiner Unsterblichkeit theil. Nach der Schöpfungsgeschichte der Aleuten gingen die Menschen, wenn sie ins hohe Alter gekommen, auf einen Berg und stürzten sich von dort in einen See, woraus sie dann zu neuverjüngtem Leben hervorgingen. Nach dem Mythus der Grönländer kam der erste Mensch, Kallak, aus der Erde, sein Weib aber entstand aus seinem Daumen. Die Ehepewyans erzählen, im Anfang sei nichts gewesen als der Ocean, über dem ein mächtiger Vogel geschwebt. Die Augen des Vogels waren von Feuer, jeder Blick ein Blitzen, jeder Flügelschlag Donnerrollen. Kaum berührte der Vogel den Ocean, so fuhr die Erde empor, und der große Vogel ließ dann aus der Erde Wesen hervorgehen, um sie zu bevölkern. Wie verloren aber die Menschen das ursprüngliche Glück und ihre Unsterblichkeit? Gleich Adam durch Ungehorsam und — ein Weib! Die Sage der Aleuten berichtet weiter: Gott verliebte sich in eine schöne Jungfrau. Als die Liebenden einst beisammen saßen, machte ihm das Weib den Vorwurf, daß er so viele Berge und so wenig Waldungen erschaffen. Da ergrimmte der Gott und tödtete den Bruder seiner Gemahlin, worauf die Menschen ihre Unsterblichkeit verloren. Bei den Grönländern heißt es nach Cranz' „Historie von Grönland": den Tod brachte das Weib in die Welt, indem es sagte: „Laß diese sterben, damit die Nachfolger den Platz gewinnen!" Und noch deutlicher erinnert an den verbotenen Genuß des Apfels der Schöpfungsmythus der Hundsrippen-Indianer: Chepewer, der erste Mensch, gab seinen Kindern zwei Arten von Früchten, eine weiße und eine schwarze, verbot jedoch, von der schwarzen zu essen. Da machte er eine Reise, um die Sonne zu holen, und während seiner Abwesenheit verleiteten die Kinder den ganzen Vorrath an weißen Früchten; als Chepewer zum andern male wegging, den Mond zu holen, machten sie sich auch über die schwarzen und zehrten sie gänzlich auf. Chepewer ergrimmte heftig über diesen Ungehorsam und verfluchte die Erde, daß sie in Zukunft nur schlechte Früchte tragen, seine Kinder aber mit Krankheit und Tod heimgesucht werden sollten. Einer andern Quelle verdanken wir eine genauere, in einzelnen Zügen vielfach an Abendländisches erinnernde Fassung derselben Mythe.

Auf einer kleinen Landenge, zwischen zwei nurmischen Meeren, lebte der junge Chepewer, welcher den alten Chepewer, den ersten Menschen, zum Vater hatte. Als der alte Chepewer in der Nähe der jetzigen Hundsrippen landete, sah er eine schöne, fruchtbare Welt vor sich liegen. Weil aber das schöne Land unbewohnt war, schuf Chepewer Menschen hinein und gab ihnen zwei Arten von Früchten, schwarze und weiße, mit dem Verbot aber, von den schwarzen zu essen. Dann reiste er fort in ein fernes Land, wo die Sonne weilte, um sie der Erde zu bringen, die noch ohne Licht war; als er mit der Sonne zurückgekehrt, freute er sich, daß seine Kinder gehorsam gewesen und nur von der weißen Frucht genossen, weil Tod und Krankheit nun keine Gewalt über sie erlangt. Chepewer entfernte sich zum andern male, um für die Nacht den Mond zu holen; während der ersten Reise hatten jedoch seine Kinder die weißen Früchte sämmtlich aufgezehrt und Chepewer vergessen, sie mit neuem Vorrath zu versehen. In dieser Noth griffen sie nach der schwarzen Frucht. Als der Alte von seiner Wanderschaft zurückkehrte, sah er den Kindern schon an den Augen an, was geschehen, wurde sehr betrübt und kündigte ihnen die schlimmen Folgen ihres (wenn auch unfreiwilligen) Ungehorsams an. Chepewer lebte nach diesem Ereigniß noch viele Jahre; über ihn allein kam der Tod nicht. Seine Kehle war abgenutzt, die Zähne waren ihm hundert mal ausgefallen und hatten sich eben so oft wieder erneuert; die Zunge hatte sich öfter abgerieben und erneut; graue, blaue, weiße Augen hatten sich in seinen Augenhöhlen bewegt; das Leben war ihm eine Last. Da rief er seinen Urenkel zu sich und bat, ihm einen Biber zu schaffen. Als derselbe gebracht worden, ließ Chepewer ihm sieben Zähne ausreißen; von diesen ließ er sich einen in jeden Schlaf, einen in jede Seite, einen in die Stirn, einen in den Rücken und einen in die Zehe des rechten Fußes schlagen — dann starb er.

Nach dem Mythus der Irokesen stammen die Menschen von der „alten Frau Großmutter", welche, aus dem Himmel verstoßen, die Erde schuf, zugleich aber auch die Ursache alles Bösen auf Erden ist; die Monneteri geben ihr den „ersten Menschen" zum Gatten; beide zusammen erschufen die Erde. Vor Erschaffung derselben hatte es schon sechs Menschen gegeben, von welchen die Stämme der Irokesen und Huronen, nämlich die des Wolfs, des Bären und der Schildkröte, abstammen. Jene sechs flatterten, weil noch keine Erde da war, in der Luft umher. Da hörten sie,

im Himmel bewohnte sich ein Weib, und einer von ihnen, Hequabo, d. i. der Wolf, ließ sich durch Vögel zu ihr bringen. Er fand das Weib unter einem Baume, als sie ihrer Gewohnheit nach zum Brunnen gegangen, Wasser zu schöpfen. Dort bis sie sich verfuhren und der Herr des Himmels stieg sie hinab. Aber eine Schildkröte nahm sie auf ihren Rücken, Muscheltiere und Krebse bildeten ihr aus Schlamm eine kleine Insel, die nach und nach immer größer und endlich zu unserer Erde wurde. Die Frau gebar zweier Kinder, von denen das eine, welches Waffen hatte, das andere waffenlose tödtete. Eine verwandte Erzählung findet sich bei den Delawaren, und auch das anmuthige Märchen: „Wie die Nantikoken zu ihren Frauen kamen", in den „Indianermythen" von Amara George, gehört durch manche übereinstimmende oder verwandte Züge in diesen Sagenkreis.

Die Mexicaner besaßen einen Mythus von vier, auch Wasser, Luft, Erde und Feuer benannten Zeitaltern; beim Schluß des ersten ging das Menschengeschlecht unter in einer gewaltigen Flut; das zweite endete mit dem Untergang der Menschen und Thieren durch ein Erdbeben; das dritte durch Sturmwinde; das vierte endet in einer Katastrophe der Zukunft durch einen allgemeinen Weltbrand. Sie kennen auch ein goldenes Zeitalter unter Quetzalcoatl, d. h. gefiederte Schlange. Da war die Erde so fruchtbar, daß sie Gurken trug von der Länge eines Menschen; von selbst färbte sich die Baumwolle; Singvögel füllten ringsum die Luft. Der große Geist aber gab dem Quetzalcoatl einen Trank, der Unsterblichkeit verleihen sollte; kaum hatte Quetzalcoatl davon getrunken, als ihn solche Wanderlust überfiel, daß er das Land verließ, nachdem er zuvor seinen Goldpalast zerstört, die Kakaobäume in dürre Stauden verwandelt und alle Singvögel mitgenommen. Wie die Deutschen von ihrem Reichsbart, erwarteten die Mexicaner von Quetzalcoatl, daß er einst zurückkehren und das Goldene Zeitalter erneuern würde; in den Spaniern des Cortez sahen sie die Abgesandten des erzürnten Aeltern, und Montezuma selbst sprach einst in diesem Sinne den Feldherrn der Conquistadoren an: „Es ist uns wohl bekannt, daß der große König, welchem Ihr gehorcht, von unserm alten Quetzalcoatl abstammt, welcher ein Herr der sieben Höhlen von Nahuatlaka und ein rechtmäßiger König der sieben Völkerschaften ist, von welchen das Kaiserthum in Mexico seinen Ursprung genommen hat. Dieser große Quetzalcoatl hat uns einige Weissagungen hinterlassen, die wir als unfehlbare Wahrheiten verehren. Aus diesen sowol als aus den Berichten, welche von vielen hundert Jahren her in unsern Geschichten aufbewahrt worden, wissen wir, daß derselbe dieses Land verlassen und neue Länder gen Morgen aufgesucht und aufgenommen hat, dann er auch die Versicherung hinterlassen, in folgenden Zeiten würde ein Geschlecht, das von ihm abstammte, zurückkehren und unter Gesetz wie die ganze Regierungsform umgestalten." Auch eine Sage vom ersten Weibe besaßen die Mexicaner. Coleli, der Irrige, bildete aus einem Menschengebein die Mutter des Menschengeschlechts, Cihuacohuatl, die „Frau mit der Schlange", oder Quilaztli, die „Frau von unserm Fleische" genannt. Sie kam mit Zwillingsbrüdern nieder. Mexicanische Hieroglyphenbilder stellten sie dar mit der Schlange redend, hinter ihr die beiden Knaben.

In den Erzählungen der Südamerikaner spielt gleichfalls das erste Weib eine große Rolle und gilt als Quelle des Uebels auf Erden. Nach den Berichten der Muyskas-Indianer in Bogota trug das Weib auch die Schuld der Sündflut. Zur Strafe dafür ward es in den Mond verwandelt. Bei den Yamanachiern, Kataiben und Brasilianern finden sich ähnliche, zum Theil recht bedeutsame Züge über die einstige Unsterblichkeit des Menschen, über seinen Fall durch Ungehorsam oder Unglauben und des Weibes Betheiligung daran.

Die Sündflut, zu welcher der Mythus aus Bogota bereits übergeleitet, läßt sich vom höchsten Norden bis zum tiefsten Süden Amerikas verfolgen, von den Grönländern bis zu den Araukanen in Chile, deren Stamm sich bis zur Magellanstraße ausgebreitet haben soll. In allen diesen Mythen finden sich als Grundzüge: die große Flut, Rettung einiger Gläubigen vermittelst Arche und endlich, nachdem die Flut sich zu verlaufen angefangen, das Aussenden von Thieren auf Kundschaft.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Die berliner Festtage.

Auch wir kennen dem allgemeinen Drange der Theilnahme an einem fürstlichen Bunde und der Feier desselben nicht widerstehen. Und haben wir nicht vorzugsweise ein Recht der Besprechung, seitdem im englischen Parlamente D'Israeli gesagt: Diese Heirath wäre besonders darum so anziehend und Theilnahme erweckend, weil sie ein Bund der

Herzen wäre, der am häuslichen Herde geschlossen?

Aber wir haben das Bedürfniß, mehr darin zu suchen.

Abgesehen von der officiellen Begeisterung, die bei solchen Staatsactionen nach wie ein elektrischer Strom fortlegt und selbst den Kältern endlich ergreift, war es wol die Jugend des fürstlichen Paares, die ihm die Theilnahme und Sympathie der Masse gewann; denn diese pflegt in den Fürsten immer nur glücklichere Sterbliche zu sehen und empfand für beide jenes unwillkürliche Gefühl, das über eine schöne junge Braut das umgebende Volk Segen und Glück rufen läßt — aber diese fürstliche Frau kommt aus der Fremde, nicht blos aus dem Schooß einer Familie, die tausend Kupferstiche und Lithographieen als eine zufriedene Bürgerfamilie auf dem Throne dargestellt, deren kleine Scenen und tägliches Leben eben dadurch jedem bekannt und werth sind, sondern sie kommt aus England, einem Lande, das die Gedanken einer freien Verfassung und der Selbstregierung des Volks immer anregen wird. Ein Bündniß mit diesem Lande scheint gleichsam ein Anerkennen, eine Huldigung dieser politischen Ideen und Formen zu sein. In dem Protestantismus, der Preußens Denken und Wissen — quandoque! — durchdringt und erfüllt, besitzt es dieselbe fortreibende Kraft, die England unter der Königin Elisabeth und später unter Cromwell groß zu machen begann.

Diese Wahlverwandtschaft beider Völker greift tiefer und ist gehalt- und zukunftreicher, als es jene Schwärmerei der Franzosen im vorigen Jahrhundert für englisches Wesen, englische Sitten und Moden war. Damals gab es nur einen Staat, der dem Ideal nahekam — den Staat der Briten; und nicht ohne ein stilles Lächeln vergleicht man Montesquieu's ernstgehaltene Bewunderung und den brausenden Enthusiasmus in Voltaire's Briefen aus London mit den Referaten deutscher Zeitungscorrespondenten über Parlament und Aristokratie, die so manche Nebelflecke in dieser Sonne zeigen. Wenn schon früher das Haus Brandenburg, seit es selbst eine gewisse, wenn auch nur zweite Rolle in Europa erlangte, eine Allianz mit England suchte, waren die politischen und kirchlichen Interessen die vorwiegendsten. Sie schwankten und wechselten im 18. Jahrhundert allerdings mehr als ein mal. Während Wilhelm III., der die „glorreiche Revolution" beschloß, brandenburgische und deutsche Krieger um sich hatte, kennt man das schmähende Wort, mit dem Georg I. den preußischen König als des heiligen römischen Reichs Erzlandstreuer bezeichnete. Ja, noch in den schlesischen Kriegen standen die Engländer auf Seiten Maria Theresia's, so sehr Friedrich der Große seine politische Neigung zu England auch ausgesprochen. Es ist später nur die gemeinsame Stellung Europas zu Napoleon und ein Zufall gewesen, der endlich beide Völker inniger verknüpfte; ein Zufall, der den Sieg bei Belle-Alliance herbeiführte. Von da an aber gehörten Blücher und Wellington, Preußen und Engländer etwa zusammen; die Bewunderung, welche der preußische Feldherr in London empfing, konnte dies Bündniß nicht fester knüpfen als der Haß, mit dem die Franzosen gerade seinen und Wellington's Namen unter denen ihrer Besieger verfolgten. Man fand sich in gleichem Falle, in gleicher Siegesschuld. Man sehnte sich nach Constitution, nach britischer Selbstregierung. Ideale — immerhin, aber von großer Gewalt für die Massen, Gedanken und Worte, die eine ewige Glorie über sich haben.

Jetzt sieht nun manches Auge sich erfüllt durch die Vermählung des Prinzen, der dem Thron so nahe steht, mit der englischen Prinzessin; sein vielfältiger Verkehr mit jener Bürgerfamilie im Purpur und ebenso viele Wahrzeichen der Erfüllung für die Augurien, die so gern in dieser englischen Allianz eine Bürgschaft finden möchten, daß Preußen sich wieder ganz zurückfinde auf die Bahn, die ihm Friedrich der Große gezeichnet. Es sind große Hoffnungen, die sich an den Namen des Prinzen von Preußen knüpfen. Gewiß sei uns denn, daß die Völker, die sich unter den Waffen, in einer der verhängnißvollsten Abendstunden für Europa kennen gelernt, die denselben Norden theilen, sich inniger, verwandtschaftlicher jetzt verbunden fühlen. Mit dieser Annäherung wird die Erkenntniß eines gemeinsamen Ziels in beiden lebendiger wachsen. Beide als Vorkämpfer der Forschung, des Protestantismus, der Gewissens- und bürgerlichen Freiheit — und hier sei es uns erlaubt, preußisch und deutsch für identisch zu halten — stehen zwischen den gefallenden romanischen Nationen, denen weder Verträge mit Rom noch Sicherheitsgesetze und beschworene Eide zur Sicherstellung ihres Wesens und ihrer Staaten nützen, und den sich zusammenfassenden, schwärmerischen Slawen in der Mitte, wir hoffen, ein Fels im Meere.

Anregungen.

Das Leben des Meeres.

Auch das kryſtallene, glänzende Thor, mit welchem bisjetzt das Meer geſchloſſen war, thut ſich dem Forſcherauge immer mehr auf. Wie in eine Märchenwelt treten wir in das Reich Neptun's, der mit ſeinem Dreizack nicht nur den Wellen und ſeinen Bewohnern gebietet, ſondern auch einen reichbelebten und durch ſeine Vegetation überraſchend intereſſanten Tiefboden beherrſcht.

Dr. Georg Hartwig, Badearzt in Oſtende, ſagt in ſeinem Buche „Das Leben des Meeres. Eine Darſtellung für Gebildete aller Stände" (zweite Auflage, Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp. 1857), von ſich ſelbſt, daß er das Meer liebe wie der Schweizer ſeine Berge. Dieſe Liebe hat ihm das Auge geſchärft für das wunderbar bewegte Leben des Meeres und gab ihm ebenſo wol die Ausdauer, mit welcher er ſeine Beobachtungen anſtellte, wie die warme Sprache, mit der er ſeinen Gegenſtand zu ſchildern weiß.

Der kleinere Theil unſerer Erde, das feſte Land, iſt nach allen Seiten durchſucht und durchforſcht worden, der größere aber war zu lange in ſeinen feuchten Schleier gehüllt, und ob auch dieſer immer nur noch leicht, nur wenig gehoben iſt, ſo zeigt er doch ſchon ſo viel Staunens- und Bewunderungswerthes, daß man wol die Naturforſchung auffordern möchte, ſich vorzugsweiſe dieſer Enthüllung des Meeres zu widmen.

Zuerſt zeigt der Verfaſſer das Meer als Waſſermaſſe, von deren phyſiſchen Phänomenen das Leben der Erde abhängt, die Größe und Tiefe des Oceans, ſeine Grenzen, Temperaturverhältniſſe u. ſ. w. Weiter handelt er über die Bewohner des Meeres, ſeine Vegetation und ſeine geographiſche Verbreitung, er ſchließt mit Beantwortung der Frage „Wie iſt der Menſch allmählich mit der Größe und den Grenzen des Oceans bekannt geworden?"

Der Verfaſſer gibt eine Menge neuer oder noch minder bekannter Thatſachen an. Am Wallfiſch z. B. muß man, ſeiner Erzählung zufolge, den gänzlichen Mangel deſſelben an Wurd um ſo unbegreiflicher finden, als er der König im Waſſerreiche iſt. Kaum glaublich, daß ſogar ein Vogel, der ſich auf ſeinen Rücken ſetzt, ihn in Furcht ſetzen kann. Nicht minder intereſſant iſt der Lebenszähe Hai, deſſen ausgeſchnittenes Herz noch einige Stunden fortſchlägt und den eine in den Körper dringende Harpune, wenn dies bei ſeinen Mahlzeiten geſchieht, nicht hindert, wenn ihm die Flucht gelingt, zu ſeinem Tiſch zurückzukehren und die Mahlzeit zu beendigen. Während uns der Verfaſſer die poetiſchen Sagen über den Delphin nimmt und ihn, gewiß zum Leidweſen unſers muſikliebenden Zeitalters, als den Harmoniern unzugänglich hinſtellt, gibt er uns ein anſchauliches Bild von den Licenzen des Seebären, der oft in ſeinem Harem bis 50 Weiber ſich hält. Dabei hat dieſer Sultan ſogar ein Herz; er liebt alle 50 Weiber zugleich aufs zärtlichſte, wenn er auch ſtreng mit ihnen verfährt und von ihnen Mutterliebe verlangt. Für den Schmerz, wenn ihm ſeine Jungen genommen werden, ſoll er ſogar Thränen beſitzen. Weniger Aeltern- als Liebe haben die Seelöwen, führen aber deſto zärtlichere Ehen.

So in reicher Auswahl könnten wir dem anziehenden Buche folgen. Es fehlt vor allem durch die Art der Schilderungen, die, ohne übertrieben zu ſein, nur jetzt bei einigen Naturforſchern Mode iſt, poetiſch ſein zu wollen, doch ſich fern von jener trockenen Gelehrtenart hält, die das Schönſte und Wunderbarſte, was ſie ſchildert, mit gelehrtem Staube beſtreut und ihnen das nimmt, wodurch ſie wirken, das Friſche und Lebensvolle.

Unterhaltungslectüre.

VII.

Emma Niendorf, von der wir ſchon ſo manche feine Beobachtung von Menſchen und Gegenden erfahren haben, bringt uns „Liebesgabe. Märchen" (Darmſtadt, Leske's Separat-Conto, 1858). Von dieſer können wir weniger erbaut ſein. Wir möchten Sehnſuchtsthränen und Morgenluft auch im roſigſten Lichte des Worts erſcheinen laſſen, aber ſind wir denn noch im Kindesalter der Allegorie, um mit dem Königsſohn Frühling und ſeinem Vormund Winter, mit der Anrikel, die in ein Kloſter gehen will, oder mit den Damen Kindheit und Polerie mitzuſpielen? Welche Geſtalten, ſchattenhafter als Schatten, die, wenn ſie der Blick ſchärfer erfaßt, alle in dasſelbe unterſcheidungsloſe Grau zerfließen! Die Arbeit daran iſt tadellos, aber für wen, fragt man ſich, wurde ſoviel Schmelz, dieſe gekünſtelte Lieblichkeit, dieſe Millionen Thränenperlen verſchwendet? Kinder können dieſe Märchen nicht leſen, der natürliche Sinn wie der gebildete Geſchmack wendet ſich von ihnen ab, deshalb möge die uns ſonſt ſehr werthe Verfaſſerin uns wirklichen Welt, zu Reifen und Gegenden zurückkehren.

Mit reicherer Erfahrung durch die Schule des Lebens gegangen, weiß Ulrike Pelke ihre Geſtalten auf den feſten Boden der Wirklichkeit zu ſtellen. Ihre „Sabbathfeier" (zwei Bände, Leipzig, Schlicke, 1858), die Geſchichte zweier junger Mädchen von ihrem Austritt aus der Penſion, durch die unglückliche Ehe der einen bis zur glücklichen der andern, gemahnt uns an die nun faſt vergeſſenen Erzählungen von Johanne Schopenhauer und Henriette Hanke. Daſſelbe behagliche Ausmalen der kleinen Vorfälle in Häuslichkeit und Wirthſchaft, Ehezwiſte um eine zerbrochene Taſſe oder ein ſchlecht aufgetragenes Gericht, nichts Kleines, doch anheimelnd für Frauen und Mädchen. Dabei — und das iſt der Vorzug unſerer Schriftſtellerin — bleiben dieſe vielleicht zu ausgeführten Vorfälle nur als die Symbole und Reuke

zungen von Seelenzuständen und innerlichen Gemüten und gewinnen auch dem kalten Leben ein gewisses Interesse ab. Nur eins, das ewige Schönthun und Verklären von Strümpfstrickern und Kochen darüber nicht an jene Seligkeiten unserer Dorfgeschichten, Bären, Mühen, Hexen, Trichen u. s. w., und ist doch wieder nur ein anderer poetischer Meyer Hamburg, wie wir deren so viele haben.

In ähnlicher Auffassung, mit Miniaturmalerei, erzählt dieselbe Verfasserin in einem andern, kunstreich mit feinen Illustrationen ausgeschmückten Buche: „Aus der Künstlerwelt" (dritter Band, Leipzig, Barth, 1856), angenehme Anekdoten und Geschichten aus dem Leben berühmter Maler, ähnlich, wie es A. von Sternberg von den Meistern der Dresdener Galerie gethan hat. Solche Erzählungen — halb erdacht, halb Reliefe — könnte man die Verzierungen des Sockels nennen, auf welchem sich das Standbild der Meister erhebt. Sie müssen aber eingein gelesen und betrachtet werden, in dieser Fülle erdrücken und verwirren sie.

Zwei Seufzer aus dem Leben.

I.

Ein Freund schreibt uns:

„Ach, die Sonne ist heutzutage Eigenthum der Bauern und reichen Leute geworden. Der Geschäftsmann, Beamte, Gelehrte erfährt nur ausnahmsweise von den Strahlen, die das warme Sommerlicht in der Natur verbreitet. Man hat hier und da an Abhülfe gedacht und will namentlich die an Ausbildung des Blödsinns grenzende Vielschreiberei des Beamtenlebens verkürzen. Gott, wenn dem so wäre, wenn dem so sein könnte! „O Sonnenschein! O Sonnenschein! Wie scheinst du mir ins Herz herein!" Aber es gibt mehr Noth und Sonnenmangel als nur den der Schreiber. Ein Genügen an genügendem Auskommen ist nirgends mehr vorhanden, selbst Rothschild rumpelt, wie man uns sagt, bei Betheiligung an Wechselhändelbestrebungen die Stirn. Der Luxus des Hausstandes, der Vergnügungen, der Schaustellung, der Genusssucht ist excessiv. Warum ist unsere Zeit nur so unglaublich — gedankenlos geworden? Warum rennt alles dem Ziel der — Taubstummen, der Aeolsharfe, der Irrenheilanstalten, des Chambregarnis — muss heute stoppen! — zu! „Wer lacht da?" Chamagner! Bester Freund — Von früh bis in die Nacht lieg' ich mit der Hand an der Ader, nur um die Kosten eines „anständigen" Junggesellenthums zu bestreiten. Champagner! Hat sich ein so „vernünftiger" Mensch entschließen, den „leibergriffen einen Hahn anzuthun und eine Heirath „aus Liebe" zu schließen — dann fahre wohl, irdisches Glück! Handschuhe, Spitzen, Hauben, Hüte der Frau — davon ist noch gar nicht die Rede! Nein, nur das Nöthigste, das Allernöthigste! Wo bleibt da Vergnügen und Sonnenschein!"

II.

„Ja", spricht und betrübt Humorist, „ja, bester Freund, die wunderlichen Erscheinungen in der Welt sind nicht die Hegelianer und Schopenhauerianer, sondern die praktischen Leute! Des Vormittags beugt so ein Pürstus seine Gedichte, Mittags hält er ein mißbilligendes Gespräch über die materialistische Richtung der Zeit, Nachmittags trinkt er seinen Kaffee mit einem Mitglied eines weitverzweigten Vereins altgläubiger Färbung und kommt von Herzen allem bei, was über die Nichtigkeit des Lebens und die Stückhaftigkeit alles Wissens der Erde gesagt wird, des Abends ißt er im vornehmen Erstaurant der Kulmbacher Halle, raisonnirt über alles, was gestern an seinem Tisch verworfen wird, und spricht mit schreckenerregender Naivetät ebenso wol über die Nothwendigkeit der Gewissenstreiberei wie über die Nothwendigkeit der Unterdrückung derselben. Nein! Und der Kerl ist gar nicht einmal dumm zu nennen! Im Gegentheil! Er ist gewandt in Rath und That, brav als Beamter, als Geschäftsmann und Familienvater! Wie wachsen und nur diese Pflanzen? Durch welche Luft gedeihen sie? Ich will dir's sagen, Freund. Souveräne Geringschätzung des Allgemeinen und des Menschlichen! Nachzudenken über die allgemeinen Interessen der Menschheit, nachzudenken in stillen Viertelstunden über die Heiligthümer der Erde — „Aberglaube"! Sich den Kopf abreißen um Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen in der Welt — „Phrasen"! Man gehe immer nur von den Früchten der kleinen Alltagswelt und begrabe sich im Lage mit dem Lage — dann geht's!"

Wahrnehmung.

Menschen, die eine höhere Werthschätzung beanspruchen dürfen, als wir und die Mühe geben wollen, ihnen einzuräumen, wissen auf uns nur Gewissenhaftigkeit. Um des nagenden innern Vorwurfs los zu sein, hilft man sich gewöhnlich einfach, sie herabzusetzen.

Gelöbniß.

Wenn in dem Ocean Sonnenstrahlen liegen,
Begrüßet ihre Glut den Gluthlaut;
Er rauscht empor mit kühnem Schwingenpaar,
Um in dem Licht des Aethers sich zu wiegen.
Der Staub indeß bleibt in der Tiefe liegen,
Gebricht des Lichts Wonne auch so klar;
Er trübt mit dämm'scher Freude, lieberbar,
Die Strahlen, die zur Erde leuchtend fliegen.
Siehst du, o Geist, der Schönheit Sonne funkeln,
Gelobe, nie dem niedern Staub zu gleichen,
Der tückisch strebt, das Höhre zu verdunkeln.
Und kannst du nicht dem Aar gleich hochwärts streichen,
Das Schöne liebend, Höchstes zu erreichen,
Bleibe der Lust, das Hohe zu verehren.

Edmund Dorer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band — Nr. 23. — Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

I.

Kronele war die vierte Tochter und das fünfte Kind der Frau Reich, die selbst fünf Schwestern und vier Brüder hatte. Kinder eines reichen Viehhändlers in einem Dorfe des Elsaß.

Frau Reich war 17 Jahre alt, als sie wider Willen mit Herrn Reich vermählt wurde, dem sie, obschon sie beständig in den Gassen auslief, das sie ihn nicht liebe, einen Knaben und sechs Töchter, eine schöner als die andere, gebar.

Uebrigens war Herr Reich, was man im Dorfe „einen Mann wie einen Baum" nennt: hoch gewachsen, kerzengerade, mit regelmäßigen Zügen. Manches Mädchen wäre froh gewesen, ihn zu besitzen, aber nie hatte er vor seiner Heirath ein Wort an ein Mädchen verloren. Auch Frau Reich war früher eine Schönheit des Dorfs gewesen, stolz auf ihre schöne Hand, ihren kleinen Fuß, den Reiz ihres lebendigen Geistes. Man hatte es ihr tausend mal gesagt, daß sie witzig und „schnippisch" sei. Nur Herr Reich, ihr Ehemann, hatte sich nie mit ihr anders als von Geld und Interessen unterhalten. Er verstand kein Liebeswort zu sagen, weder der Mutter noch seinen Kindern, obwol er sonst allen seinen Pflichten als Gatte und Vater nachkam, Pflichten, die nach seiner Denkweise einzig darin bestanden, ihnen ein behagliches Leben zu sichern. Während 25 Jahren hatte er ohne viel Sprechens und Weisens Gut

an Gut, Haus an Haus, Lohnung an Lohnung gereiht. Wenn die Mutter eine der Töchter verlobte — er selbst bekümmerte sich nicht darum —, so zeigte er in wenigen Worten dem Bräutigam an, daß er für jede seiner Tochter 4000 Francs Mitgift in Bereitschaft habe. Daher kam es denn, daß seine Frau, so glücklich sie in der That war, sich zuweilen als das unglücklichste Geschöpf Gottes bei den Nachbarinnen beklagte. Wie den meisten Frauen, wäre es auch ihr lieber gewesen, daß ihr Mann ihr oft wiederhole, er liebe sie, als daß er sie liebte, ohne es ihr zu sagen. Am Tage ihrer Heirath von einem heftigen Herzdrücken beklemmt, hatte sie zum ersten mal eine dunkle Ahnung von Liebe; denn das Herz fühlt sich nur, um sich einem andern zu geben, die eigene Seele lebt und erkennt sich nur in der hellen Seele eines andern.

Frau Reich lebte wieder auf, als sie Mutter ward. In den schönen Augen ihrer reizenden Kinder schöpfte ihre Seele Licht und Leben. Aber auch das Gefühl der Mutterlichkeit ist nur eine Dämmerung, wenn es nicht von der Sonne der ehelichen Liebe glänzend erhellt wird. Eine Mutter, die den Vater ihres Kindes nicht liebt oder nicht von ihm geliebt wird, erfüllt wol alle heiligen Mutterpflichten, findet auch wol Zufriedenheit, nie aber hohes Mutterglück darin.

So war sie 27 Jahre alt geworden, als sie ihre vierte Tochter gebar, der sie den elsäßisch-jüdischen Namen Kronele (Krone, Krönchen) gab. Fast ein Jahr vor dieser Geburt — die Mutter erzählte mir

dies litt sie an einer Brustgeschwulst. Ein Vierteljahr hindurch hatte sie vielerlei Arzneimittel, äußerlich und innerlich ohne jeden Erfolg gebraucht, als eine Jüdin, eine ihrer Jugendfreundinnen, ihr rieth, den Herrenmeister vom Rhein — so nannte man ihn — zu besuchen.

Dieser merkwürdige Mann, im ganzen Unterelsaß wegen seiner wunderthätigen Curen berühmt, war ein einfacher Bauer, der fast allein auf einer Rheininsel im französischen Gebiete wohnte. Frau Reich, von ihrer Mutter und einem ihrer Kinder begleitet, begab sich nach dieser Insel, die anderthalb Stunden von ihrem Dorfe entfernt war.

Der Bauer, der sich durchaus nie bezahlen ließ, unternahm auch nicht alle und jede Cur, und mehr als ein mal, nachdem er den Kranken betrachtet hatte, sagte er: „Guter Freund, ich kann nichts für Euch thun." Bitten, Versprechungen, Thränen, alles war dann vergebens! Wie einst Balak dem Könige Balaam, wiederholte er: „Nicht möglich!" Kaum aber hatte er Frau Reich betrachtet, so sagte er zu ihr: „Schöne Frau, mit Gottes Hülfe heilen wir Euch."

Es war ein Mann von etwa 45 Jahren, mit großen blauen Augen und einer weißen feinen Hand. Er sprach wenig, aber seine Worte drangen zum Herzen. Niemand wußte, wovon er lebte. Von Zeit zu Zeit ging er über den Rhein und blieb einige Tage in Deutschland, wo er, wie das Volk wissen wollte, einen kranken Fürsten geheilt habe, der ihm für seine Heilung eine lebenslängliche Pension festgesetzt.

Er bat Frau Reich, Platz zu nehmen. Dann, nachdem er sie lange, aber mit etwas starrem Blick angesehen, strich er den krankhaften Theil mit seiner Hand und murmelte einige unverständliche Worte. Nie in ihrem Leben empfand die Leidende ein solches Gefühl als in diesem Augenblick. Nicht allein verschwand jeder Schmerz wie weggezaubert, sondern all ihr Blut strömte von den äußeren Theilen ihres Körpers gegen das Herz und von da wallend nach dem Haupt. Es schwindelte ihr, hätte sie ihre Mutter nicht an den Schultern festgehalten, sie wurde ohnmächtig zu den Füßen des Zauberers gefallen sein.

Da sie fromm bis zur Schwärmerei war, so konnte sich die arme Frau gar keinen Begriff machen von dem außerordentlichen Gefühl des Selbstvergessens, das sich ihrer wider ihren Willen bemächtigte. Vergebens schlug sie ihre Augen nieder, um den Arzt nicht anzusehen, sie hätte sich in einen unsichtbar machenden Mantel hüllen mögen, denn sie fühlte sich überall angeschaut, und kaum war die Operation vollendet, so fiel sie fast bewußtlos in die Arme ihrer Mutter und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Liebe Frau", sagte der Herrenmeister, indem er sie verabschiedete und seine Hand legte auf ihre brennende Stirn legte, „erholt Euch! Mit Gottes Hülfe ist alles Uebel bald vorüber."

Frau Reich eilte wie eine Verbrecherin davon. „Am Ende", sagte sie zu ihrer Mutter, „ist es eine Sünde, wenn man an Zauberei glaubt. Nie mehr wird mich dieser Mann zu sehen bekommen."

Und wirklich sah und sprach sie ihn nie mehr. Aber die Züge und die Gestalt dieses Wundermanns erloschen dennoch nicht aus ihrer Seele. Nicht allein hatte das Kind, das sie ein Jahr später gebar, Augen, Nase und Hand des Zauberers, sondern auch seinen magischen Willen.

Und dieses Kind war Kreucle.

II.

Als Frau Reich ihre dritte Tochter verheirathete, war Kreucle in ihr 17. Jahr. Sie hatte noch zwei jüngere Schwestern; die eine, Heva, elsässisch auch Hesse genannt, war 15 Jahre alt, die andere war erst achtjährig und hieß das Kind, oder Fanfan oder Mamele.

Heva war eine jener frühzeitigen glänzenden, aber nichtssagenden Schönheiten. Selten ist ein junges Mädchen, so vollkommen an Gestalt, so reich an Farbe, so regelmäßig in seinen Zügen, anders als ein schnell entwickelter Leib, dessen Seele gleichsam wie ein Zwerg an ihm hinaufschaut. Denn das Wachsthum der Seele benimmt immer dem Körper einen Theil seiner Kräfte und nicht umsonst behaupten große Geister, das Blut sei die Nahrung der Seele; deswegen vielleicht sagt das Alte Testament: „Du wirst kein Blut verzehren, denn das Blut ist die Seele."

Diese frühzeitigen Schönheiten werden gewöhnlich von dem gemeinen Volk bewundert. Auch folgte Heva den ganzen Tag im Dorfe herum, unter dem Vorwand, Fanfan spazieren zu führen, in der That aber, um von allen Seiten Schmeicheleien über ihre Frische und Schönheit zu erhalten, und da diese täglichen Bewunderungen zum Theil auf die Mutter zurückfielen, so konnte Frau Reich nicht umhin, ebenfalls Holz darauf zu sein und zuweilen zu denken, daß Kreucle, wenn auch gerade nicht häßlich sei, doch Heva weit an Schönheit nachstehe. Groß war freilich der Unterschied zwischen beiden Schwestern. Heva hatte schwarzes

Haar, so üppig, daß man es mit beiden Händen nicht umfassen konnte. Alles an ihr war voll Harmonie, so ausgebildet, daß sie einem 18jährigen Mädchen glich.

Kronele war in allem der lebendige Contrast ihrer Schwester Hesse. In ihr war alles verdeckt, verschleiert, man hätte sie eine Schönheit in ihrer Schale, oder ein blasses Lichtbild nennen mögen, das nur durch einen Sonnenstrahl dem gleichgültigen Vorübergehenden Leben und Farbe zeigt.

Sie hatte kastanienfarbenes Haar und blaue Augen, schön nur durch ihren langsamen, zart verschleierten, durchdringenden und sich in das Gedächtniß einprägenden Blick. Frau Reich machte mehr als ein mal ihrer ältern Tochter den Vorwurf, daß sie ihre natürliche Schönheit nicht geltend zu machen wüßte. Manchmal sogar zog sie selbst Kronele an und sud sie ein, mit ihrer jüngern Schwester an Dorfgasse zu weiteifern, aber Kronele überließ sich zuerst der Schönheitspflege ihrer Mutter und lief dann schnurstracks in ihr Kämmerlein, glättete ihr Leibchen und betrachtete sich in dem Spiegel, um sich von der Keuschheit ihres Anzugs selbst zu überzeugen.

Während Hesse sich von allen Frau Gevatterinnen des Dorfs bewundern ließ, besorgte Kronele die Haushaltung oder verbrachte ihre Mußestunden bei ihrer Nachbarin Frau Sommer, einer jungen Französin aus dem südlichen Frankreich, die einen elsässischen Soldaten geheirathet hatte und ihm in sein Dorf gefolgt war. Dieses junge Ehepaar liebte sich und arbeitete um die Wette, er als Schuster, sie als Beutelstickerin für straßburger Krämer.

Kronele war der Abgott dieses Ehepaars. Die Französin, die kein deutsches Wort verstand, lehrte sie ihre Sprache und der Mann, der die Welt gesehen hatte, liebte es, sich mit diesem jungen Dorfmädchen zu unterhalten, das sich den härtesten Entbehrungen unterzog, um den Armen beizustehen und bei jeder Gelegenheit Beweise von edeln, großen Gefühlen gab. Kronele überdieß liebte beide, weil sie eine wahre Begierde zu lernen empfand. Sie las alles Gedruckte, was ihr in die Hände fiel. Tabet bewunderte sie die zärtliche Liebe beider Gatten, die trotz ihrer Armuth und angestrengten Arbeit sich nichts als Liebes und Gutes zu sagen hatten, nie jemanden Böses nachredeten und immer, auf Gott vertrauend, die Noth des Lebens muthig ertrugen.

Trotz dieser gerühmten Vorzüge, die Frau Reich allerdings anerkannte, konnte doch die Mutter nicht umhin, sich selbst zu gestehen, daß mit Ausnahme von Herrn und Frau Sommer ihr keiner die Schönheit ihrer ältern Tochter rühmte, während alle von der Schönheit, der Anmuth und sogar von dem Geiste Hesse's voll waren.

Diese Meinung wurde in ihr noch durch eine Familiengebenheit verstärkt.

Ihre älteste verstorbene Schwester, die zwei Söhne hinterließ, hatte auf ihrem Sterbebett ihrem jüngsten Sohn das Gelöbniß abgenommen, eine seiner Cousinen zu heirathen. „Nicht die schönste wähle du", sagte sie zu ihm, „sondern die braveste und frommste."

Dieser junge Mann kam jetzt von Nancy zurück, wo er, nachdem er zuerst in Straßburg gearbeitet hatte, bei einem Notarius zwei Jahre als Schreiber fungirte. Er wählte diese Arbeit, zuerst um Französisch zu lernen und der Gerichts- und Processprache mächtig zu werden, damit er selbst einen Kauf- und Verkaufschein auf gestempeltem Papier abfassen konnte. Leon, so hieß er, war reich. Mütterlicherseits blieben ihm ungefähr [illegible] Francs, und obschon sein Vater sich zum zweiten mal verheirathet, so konnte er doch auch noch von dieser Seite, was man, zur Schande unsers Geldjahrhunderts, Hoffnungen zu nennen pflegt, erwarten.

Außer seinen französischen Phrasen hatte der junge Herr Leon sich in Nancy einen Schnurrbart und ein rundes, fein gekämmtes Bärtchen angelegt. Er bildete sich nicht wenig auf alle diese Vortheile ein, besonders aber auf seinen „französischen" Geist, den er sich in Lothringen erwarb und den er großmüthig an seine ebenbürtigen Dorfgesellen verschenkte, damit sie, so wie er, ihr Glück bei den jungen Mädchen zu versuchen im Stande seien.

Leon entschloß sich, seiner Tante einen Besuch abzustatten, um sich von ihr bewundern zu lassen.

Aber, o Schicksal, er kam, sah und wurde gänzlich von den schönen Augen und besonders von der üppigen Gestalt Hesse's besiegt. Der aufgeputzte Notariatsschreiber aus Nancy, der elegante Stutzer seines Cantons fiel wie an einem verliebten Schlagbaum vor der jungen Hesse nieder, die er als Kind verließ und nun als glänzend schöne Jungfrau wiedersah.

Er erinnerte sich gleich seines Gelöbnisses und ohne lange zu überlegen sagte er zu Frau Reich: „Tante, auf ihrem Sterbebett habe ich meiner seligen Mutter versprochen, eine deiner Töchter zu heirathen. Wenn du mich aber zum Tochter-

mann haben will, so gib mir Hero. Meine Mutter hat mir viel ans Herz gelegt, die braunste und frommste zu wählen, da ich aber hoffe, daß deine Töchter alle gleich brav und fromm sind, so wähle ich Hette."

„Und warum gerade Hette?" fragte die Mutter. „Du weißt doch, daß es nicht der Brauch ist, die jüngere vor der ältern Tochter zu verheirathen."

„Ich könnte dir darauf antworten," sagte Leon, „daß ich Hero und nicht deine ältere Tochter liebe. Dies allein würde genügen, doch will ich offenherziger sein."

Und indem er seine sammetne Mütze auf das Ohr setzte und sich den Schnurrbart kräuselte, fügte er hinzu: „Kreucle ist gegen Hette, was der Mond gegen die Sonne ist. Ich bediene mich eben nicht dieses Vergleiches, um dir zu beweisen, daß ich nicht unwissend in Nancy gewesen bin; so unwissend du als Tortfrau bist, so kennst du doch die Sonne und kennst auch den Mond."

„Es sind Landleute", antwortete die Tante, indem sie spöttisch lächelte. „Es ist gerade nicht nöthig", fuhr sie fort, „Deinen Kreucle verblendet zu haben, um zu erkennen, daß du eine recht große Dummheit gesagt hast. Beigt, mein Hettele scheint dir eine Sonne, das beweist eben nicht, daß mein Kreucle, trotz ihrer blassen Farbe, minder schön sei als ihre Schwester."

„Ich hab' ihr bei Gott ein Kompliment gemacht", erwiderte Leon. „Der Mond ist auch schön, besonders bei Nacht, dein Kreucle aber ist häßlich oder besser weniger gut als gleichgiltig, und zwar bei hellem Tage. Und dabei sagt man, man nennt sie auch nur eine Prinzessin von Wolfenbüttel."

„Gescheidt' nur", unterbrach ihn die Tante, „Kreucle macht sich nichts aus dir. Uebrigens ist Hettele noch ein Kind und nie werde ich meine jüngere vor der ältern Tochter ausgeben. Nach dem Heu mäht man das Grummet. Ich weiß auch nicht, ob dich mein Hettele liebt und werde sie auch nicht darum fragen."

„Tante", sagte Leon, „wenn du nur verlangst, daß mich deine Hero gern habe, das ist meine Sache. Ich bin jetzt 25 Jahre alt und komme von Nancy."

„Du bist nicht häßlicher als ein anderer."

„Aber reicher, Tante, und jünger."

„Und warum verschmähst du Kreucle?" fragte die Mutter aufs neue.

„Genug davon", sagte Leon.

„Nun, so komme in drei Jahren wieder, wenn Kreucle verheirathet ist."

„Ich kann warten", erwiderte Leon. „Versprich mir nur, deine Hette keinem andern zu verloben."

„Ich werde meinen Mann um Rath fragen."

„Das wäre das erste mal."

Diese Unterhaltung wurde von Hero, die rasch ins Zimmer trat, unterbrochen und die sich über Kreucle beklagte, weil sie immer bei der Frau Sommer ihre Zeit verbringe. „Ich möchte wissen", fügte sie heftig hinzu, „was sie an dieser Frau schön findet?"

„Das will ich dir sagen", antwortete die Mutter, die ein gewisses Vergnügen daran fand, Hette in Gegenwart ihres Anbeters zu demüthigen. „Kreucle glaubt nicht wie du an ihre Schönheit und benutzt jede Gelegenheit, um etwas zu lernen. Frau Sommer gibt ihr Unterricht in der französischen Sprache und du thätest viel besser daran, ihr Beispiel zu benutzen, denn du weißt und kannst nichts."

„Oh!" unterbrach sie Leon. „In Nancy spricht man ein besser Französisch als im südlichen Frankreich. Ich werde selbst der lieben Cousine Stunden geben."

Und da Frau Reich ihm einen Wink ihrer Unzufriedenheit über dieses Wort gab, so fügte er hinzu: „Verzeiht mir, Tante, wenn Hette meine Frau sein wird."

Bei diesem Worte schwoll die ehrsame hochmuthige Hette vor Lust und Stolz auf. Sie errieth leicht, daß Leon sie ihrer Schwester vorzog und daß von ihr zwischen ihm und ihrer Mutter die Rede gewesen war.

„Geh'," rief die Mutter ihr zu, „geh', hol' mir das Kind. Das ist lauter Schmutz."

Hero entfernte sich langsam, um noch einen Blick von Leon zu erhaschen, den sie jedoch nicht zu erwidern wagte.

Ehe ich jedoch diese Geschichte fortsetze, so muß ich — denn topographische Beschreibungen sind mir zuwider — für dies mal dem Leser eine Beschreibung von dem Hause des Herrn Reich geben. Die Lage dieses Hauses und seine innere Einrichtung haben einen gewissen Einfluß auf die Begebenheiten, die folgen sollen.

III.

Das Haus des Herrn Reich hieß ehemals das kleine Schlößel, weil es vor der Revolution dem Ortsherrn gehörte. Es hatte freilich nichts

Schlossartiges, als das es, auf die Spitze des Torbügels gebaut, von seinen Fenstern aus eine herrliche Aussicht auf eine weite Ebene von grünen Wiesen und gelben Kapfeldern gewährte, die von kleinen Bächen durchschnitten und rund herum von einem Eichen- und Buchenwäldchen begrenzt war. Das Schlössel war wie die andern Häuser des Dorfs nur einen Stock hoch, jedoch unterschied es sich von ihnen durch sein holländisches steiles, spitzes und an allen Seiten gleiches Dach, das auf jeder Seite zwei Dachfensterchen hatte. Herr Reich hatte es mit neuen Ziegeln und Schindeln bedecken lassen und auf der Hauptseite las man die Zahl 1840, mit Ziegeln von verschiedenen Farben eingelegt.

Die Zimmer zu ebener Erde waren höher als die in den andern Häusern und von unten bis oben mit Fichtenholz getäfelt, sogar die zwei Mittelbalken der Decke. Wie alle elsäßer Dorfwohnungen hatte das Schlössel eine Flur im Viereck, in der rechts und links zwei Thüren zu zwei Stuben führten und die Küchenthür der Hausthür gerade gegenüber lag.

Ebenso war die Eintheilung des ersten Stocks unter dem Dach, mit Ausnahme der Küche. An ihrer Stelle war ein großer Speicher, für Holz und Früchte mit verschiedenen Mehl- und Obstschaufen, auf dem immer zwei Seile, um die Wäsche zu trocken, aufgespannt waren. Von dem Speicherfenster überlah man die ganze Ebene, wol eine Stunde weit.

Herr und Frau Reich wohnten unten an der rechten Seite in der großen Stube, mit einem Kämmerchen daneben. Hier standen zwei kleine deutsche Betten, doch mit Unterbetten ausgestattet und zwischen beiden eine große Wiege. Kreuzle und Hasele schliefen in der Stube links zusammen in einem Bett. Der Sohn des Hauses schlief im ersten Stock, in einem Dachkämmerchen über seinen Schwestern. Die schöne Stube des Hauses im ersten Stock mit drei Fenstern hies die Bräutigamsstube, weil gewöhnlich die Bräutigame der zahlreichen Töchter der Familie in ihr wohnten, so oft sie ihrer Braut und ihren Schwiegereltern einen Besuch abstatteten.

Alle diese Zimmer waren auf Bauernart möblirt. Ein Tisch, ein Schrank, eine Kommode, ein Ofen und vier rothene Stühle. In der Bräutigamsstube aber war alles vornehm und natürlich. Nicht allein befand sich ein französisches Bett darin mit geseppten Decken und Gardinen, sondern auch ein Kanapee, ein Ofen von Porzellan mit kupfernen Reifen, ein venetianischer, in Hagenau gefaßter Spiegel, ein Nachttisch von Mahagoniholz und statt der Kommode von Nußbaumholz ein Secretär mit geheimen Schubladen. Kreuzle erhielt diese Stube in all ihrer gewöhnlichen Sorgfalt. Sie scheuerte regelmäßig zwei mal die Woche den Tiefboden und bestreute ihn mit Weißsand; die Vorhänge der Fenster waren immer schneeweiß und die Möbel alle hell gehoben und geputzt.

Statt wie die andern jungen Mädchen des Samstags und des Sonntags im Wäldchen spazieren zu gehen und die Schmeicheleien der Burschen anzuhören, saß Kreuzle gewöhnlich sich in die Ecke des Kanapees, von der aus ihr Auge das ganze Thal umfaßte, und überließ sich ihren Träumereien oder las in den Psalmen; denn außer einigen durch Zufall in ihre Hände gefallenen Blättern hatte sie in keinem andern Buch als in der Bibel gelesen, die sie auf Hebräisch las und deren Text sie sich durch die gegenüberstehende deutsche Uebersetzung klar zu machen suchte.

Im Elsaß ist der Brauch — er stammt wol noch aus dem Mittelalter —, daß die Braut dem Bräutigam, wenn er sie besucht, bis an die Thür seines Schlafgemachs leuchtet. Es ist dies wol ein Anfang der Emancipation des Mädchens, denn die Braut trägt ihrem Bräutigam ganz allein den Lichtstock. Dabei ist sie jedoch immer entweder von der Mutter oder von einer Schwester überwacht.

Als die ältere Schwester Kreuzle's ihrem Bräutigam einmal zum Schlafengehen leuchtete, sagte Frau Reich zu ihr: „Kreuzle, mein Schatz, wenn deine Schwester den jungen Herrn in sein Zimmer führt, so schleichst du ihnen leise nach, und wenn deine Schwester nicht gleich wiederkommt, so rufst du sie bei ihrem Namen."

Obschon Kreuzle 16 Jahre alt war, so konnte sie sich gar nicht einbilden, warum sie ihrer Schwester nachschleichen sollte. Auch blieb sie unten an der Treppe stehen. Da plötzlich hörte sie etwas wie einen Kuß. Unwillkürlich lief sie einen Schritt aus und lief in ihr Stübchen. Gleich darauf erschien die Mutter, die lächelnd sagte, was vorgefallen sei, und dann die Braut selbst, die zornig über Kreuzle brummte und ihr eine derbe Ohrfeige gab. Kreuzle ließ sich schlagen, ohne zu wissen, warum. Aber bei sich selbst nahm sie sich vor, nie einen Liebhaber zu bekommen. Ohne sich Rechenschaft von den Gründen geben zu können, fühlte sie doch instinctartig, daß der Act zu lieben auf dem Texte ihr

wieder sei und daß alle Verschmeichelungen nur der Ausdruck großer Gefühle seien.

Da sie nun die älteste Tochter war, so gehörte ihr von Rechts wegen die Brautigamsstube. Auch hatte sie dieselbe ganz nach ihrer Art umgewandelt. Alles Grelle wurde verbannt; an seine Stelle traten zärtlichere, keuschere Farben. Die rothen Ueberzüge wurden weiß, die gelben rosenfarbig, bis alles in ein harmonisches Ganzes mit den Gefühlen Kreucle's zusammenfloß.

IV.

An demselben Abend, wo Leon mit seiner Tante von Hexa sprach, fanden im Hause Reich zwei Auftritte statt, der eine rechts, zwischen Herrn und Frau Reich, der andere, zwischen Kreucle und Hesse, in der Stube links.

Herr Reich schlief bereits, als seine Frau mit ernster Miene sich ihr Nachthäubchen zurechtsetzte und stille Betrachtungen über die Männer im allgemeinen und über den ihrigen insbesondere anstellte. „Genug geschnarcht!" rief sie plötzlich mismuthig. „Es scheint, als hättest du durchaus keine Sorgen mehr. Ist's möglich, so zu schlafen, wenn man noch drei junge Töchter zu verheirathen hat?"

„Was, was!" murmelte der Mann, indem er sich wie ein Aal plötzlich herumkehrte. „Was gibt's? Es wird noch Männer genug geben für deine Töchter; sie sind reich und schön — Kreucle ausgenommen."

„Wie", versetzte die Frau, „du auch verkennst mein Kreucle? Die einzige —"

„Was, die einzige?" unterbrach sie Herr Reich, indem er sich aufrichtete und seine Nachtmütze abnahm.

„Kreucle ist gewiß schön", entgegnete die Mutter; „sie hat so etwas außerordentlich Einnehmendes, was unsern andern Kindern abgeht."

„Sie hat ihren Reitwein (Mitgift)", sagte der Vater, „und nun genug davon und laß mich schlafen!"

„Ich kann mir gar nicht denken", rief jetzt Frau Reich ärgerlich, „wie ich mit diesem Manne so viele Jahre gelebt habe! Seit ich ihn kenne, hat er mir noch kein anderes Wort gesagt als ‚Laß mich schlafen!' Aber heute soll er es nicht!" Und damit gab sie ihrem Manne einen derben Schlag auf die Schulter.

Herr Reich, der nicht beßer Laune war, erwiderte ihn.

„Potztausend Gott!" schrie die Frau, „jetzt schlägt er mich gar! Ein Mann, den ich nie geliebt habe!"

„Ah, du gestehst es also, du hast mich nie geliebt!"

„Gewiß nicht! Ich habe nie eine Ahnung von Liebesglück gehabt! Ein mal in meinem Leben, glaub' ich, habe ich etwas gefühlt, das der Liebe ähnlich war, aber an dich habe ich nicht gedacht!"

„So!" sagte der Mann, ohne sich jedoch zu rühren. „Und an wen hast du gedacht? Ich bin doch neugierig!"

„An jemand, der nicht so grob ist wie du," erwiderte die Frau fast herausfordernd und erwartete seine Antwort. Herr Reich aber, der seit zehn Jahren nicht so viele Worte mit ihr gewechselt hatte, war bereits des Antwortens müde, und um der Scene ein Ende zu machen, sagte er, indem er sich auf die andere Seite wandte: „Genug, genug! Ich falle um vor Schlaf und du schreist, als sei Feuer im Hause."

„Es brennt auch im Hause!"

„So lösch' es und laß mich schlafen!"

„Leon brennt für Hexa. Er hat sie von mir zur Frau gefordert."

„Er hat recht, der Junge!" sagte Herr Reich, indem er sich wieder aufrichtete. „Ah! Er brennt nicht für dein Kreucle; es ist ihm zu fein. Die Hexe — A la bonne heure! sie ist hell und stark und prächtig! Er hat recht, der Leon, der versteht etwas! Kein Kreucle, die muß man ein anzünden wie eine Schulkerze."

„Und doch bekommt Leon die Hexe nicht!"

„Und warum nicht?"

„Weil ich nicht will! Gerade das Kreucle muß er heirathen!"

„Tartarn! Und warum gerade dein Kreucle?"

„Weil's mir gefällt! Ich verheirathe meine jüngere Tochter nicht vor der ältern, und da er sie nicht beide auf ein mal nehmen kann —"

„Mach', was du willst," murmelte endlich der Mann, „und laß mir meine Ruhe!"

„Das wollte ich eben wißen! Nun schlaf', Alter! Morgen sage ich Leon, daß er die Wahl hat, entweder Kreucle gleich zu nehmen oder zu warten, bis sie mit einem andern verheirathet ist. Mein Kreucle heirathet gewiß keinen Dorfdutzi chen! Sie ist nicht so dumm wie ich!" Herr Reich antwortete nicht mehr, er schlief schon wie ein Ratten.

Während dieses Gespräches in der Stube rechts suchte Hexa ihre Schwester Kreucle in der Stube links wegen ihres Abstehens auf Leon auszuforschen.

Kreuele legte sich gewöhnlich vor ihrer Schwester nieder. Einmal in ihrem Bettchen und bis an das Kinn zugedeckt, sah sie gewöhnlich stillschweigend ihrer Schwester zu, die sich vor dem schräg über dem Nachttisch hängenden Spiegel mühevoll langsam auszog und sich bewunderte.

An jenem Abend dauerte die Nachttoilette Hera's länger als eine halbe Stunde; denn während ihres Auskleidens dachte sie theils an Leon, theils an die List, mit der sie ihre Schwester versuchen wollte; denn gewiß war Hera sehr beschränkt. Ihre Herr ihres Innern verbarg sie unter einem beständigen Lächeln und einer gewissen Kopfbewegung, die so sagen schien: Wenn ich wollte, könnte ich euch schon antworten. Ich habe soviel Verstand und Geist wie ihr. Noch langem Grübeln legte sie sich jedoch zu Bett, ohne das Licht auszulöschen und ohne zu wissen, wie sie es mit ihrer Schwester anfangen sollte.

Da sie aber falsch war, so war sie, wie alles Falsche, schleichend und schwerfällig. Sie faßte daher ihre Schwester und sagte zu ihr: „Wie gern hab' ich dich, Kreuele!"

„Wirklich?" versetzte diese. „So thu' mir einen Gefallen!"

„Herzlich gern, Schwester! Gewiß denkst du an den Vetter?"

„An Leon? Du fällst mir nicht ein. Ich denke an an einen Mann."

„Leon ist unser Vetter", erwiderte Hera. „Die Mutter sagte mir, er sei für mich zum Ehemann bestimmt."

„Mama hat dir das gesagt?"

„Leon ist ein hübscher, reicher, junger Mann. Ich an deiner Stelle würde ihn mit beiden Händen nehmen."

„Du denkst also schon an das Heirathen?" sagte Kreuele.

„Vater und Mutter denken nicht daran, mich vor dir auszugeben. Leon ist für dich bestimmt."

„Ich hoffe, daß aber meinen Willen meine Aeltern mich wie einem Manne verfahren."

„Sieh doch!" sagte Hera. „Ei, man wird mit dir eine Ausnahme machen, weil du so bist! Haben sie unsere ältern Schwestern lange gefragt? Wenn Mama zu mir sagte: „Du heirathest Leon oder auch mit einem andern", wie würde ich es wagen, ihr eine Bemerkung dagegen zu machen."

„Ei, Hera, wie du so geschwätzig bist! Seit langer Zeit hast du nicht soviel auf ein mal geredet. Bist du etwa schon in Leon verliebt?"

Hera, die sich ertappt fühlte, versuchte es, ihr Gesicht mit der Bettdecke zu verbergen. Dann sagte sie: „Und wenn ich den Vetter gern hätte? Ich bin noch nicht 16 Jahre alt, obschon man mir immer 18 gibt. In keinem Falle kann ich es mit dir aufnehmen, denn wenn ich auch schöner bin —" Sie hielt inne, denn sie bemerkte an einem ironischen Lächeln Kreuele's, daß sie ihre Herzensmeinung zu bloß gelegt, und fuhr rasch fort: „Gerade heraus, Schwester, man hat mir's tausend mal gesagt, ich bi früher und schöner als du. Ich aber weiß, daß du mehr Geist hast als ich."

„Das ist wirklich schön von dir", sagte Kreuele mit schlauem Blick auf ihre Schwester. „Und warum schweigst du jetzt?"

„Ich weiß nicht mehr, was ich sagen wollte."

„Von Leon war die Rede."

„Ach ja. Du sollst mir nicht ein, mich vor ihr zu verheirathen. Uebrigens denkt Leon auch nicht an mich."

„Und wenn er doch an dich dächte?"

„Ja, wenn wünschen du auf Ihn verzichten und es der Mutter schreiben."

„Höre mich, Hera!" sagte Kreuele, die sich ihrerseits aufrichtete und mit der rechten Hand die Bettdecke über ihre Schultern hielt. „Ich lese in deiner Seele. Unterbrich mich nicht! Auf wenn Ja aber Leon! Unser Nachbarn, die Ärmsten Sommer, in in großer Not. Obschon der Mann und sie selbst Tag und Nacht arbeiten, so fehlt es doch an allem in ihrer Haushaltung; nicht einmal Brennholz genug hat sie, nicht einmal rein Wäsche für ihr Kind! Ich habe meine ganze Ersparnis für sie geliehen, es bleibt mir kein Pfennig. Du hast recht, denn sie geht niemand einen Heller und der Vater gibt dir soviel Geld. Du hast gewiß mehr als sie Armen in lauter Amüsementsachen."

„Ich errathe", antwortete Hera. „Du bittest mich, ich gebe mein Geld deiner Armen, die sich aber nicht lustig machen und mich in mal aber das andere eine Zeile heißt."

„Du irrst dich", unterbrach sie Kreuele. „Diese Sommer sagt niemanden etwas Böses nach. Das Herr-Sorte ist so ein häuslicher Vereinsjahrsbrunst." Dabei lachte sie unwillkürlich und fuhr dann fort: „Uebrigens wirst du, daß die Armen Gottes thun unserm Herrgott da oben wohlgefällig. Die Armen sind seine lieben Kinder."

„Das glaube ich nicht", antwortete Hera

ernn, um ihren Geiz zu beweisen. „Wenn sie seine lieben Kinder sind, warum gibt er ihnen nicht Geld genug?“

Diese gottesläßerliche Antwort war für die fromme Kroncle ein Stich ins Herz. „Ich sehe wol“, sagte sie, „du gibst mir keine 50 Francs nicht umsonst.“

„Gewiß nicht! Ich brauche ein neues Kleid.“

„Sieh' mich an!“ sagte Kroncle. „Ich verkaufe dir den Vetter Leon für keine 50 Francs. He?“

„Man meint wahrhaftig“, erwiderte Heva, „Leon gehöre dir schon mit Leib und Seele. Er kann dich nicht einmal leiden, er findet dich häßlich.“

„Heva, ich bin die älteste Tochter, und wenn ich auf Leon verzichte ...“

„Du irrst dich. Er hat dir bereits einen Korb gegeben. Ich will's nur gestehen, Leon ist mir gut. Er hat es mir gesagt und der Mutter auch. Wenn etwas fehlen, was mein ist?“

Kroncle schlüpfte unter die Decke, ohne zu antworten; Heva blies das Licht aus.

Um 1 Uhr des Nachts weckte indes Heva ihre Schwester und sagte zu ihr: „Ich gebe dir die 50 Francs, aber du sagst selbst der Mutter, daß du Leon nicht heirathen magst.“

„Ich sage der Mutter“, versetzte Kroncle, „daß du ihm gut bist.“

„Meinetwegen. Aber du heirathest den ersten, der um dich anhält; denn die Mutter gibt mich nicht vor dir aus.“

„Du bist thöricht.“

„Ich gebe dir mein Geld nicht.“

„Gut!“ sagte Kroncle gereizt. „Morgen verbitte ich sie von Leon selbst, der mir sie gewiß nicht abschlägt.“

„Ich gebe dir die 50 Francs“, sprach endlich Heva, „aber du schweigst und — nimmst den Ersten, der kommt.“

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

Aus den Urwäldern.

Von Alexander Kaufmann.

II.

Derselben Quelle, welcher wir die Geschichte des alten Ghepewee entnommen, verdanken wir folgenden Mythus von der Sündflut, der sich an die Person des jungen Ghepewee knüpft. „Dieser lebte auf jener Landenge von der Jagd und dem Fischfang. Nun einer besondern Verfügung kam er einmal so viele Fische, daß das Meer sich verstopfte, das Wasser austrieb und die ganze Erde überflutete. Da nahm er ein Boot, that seine Familie und von jeder Thiergattung ein Paar hinein und verwahrte sich für längere Zeit mit Lebensmitteln. Die Flut dauerte viele, viele Monate; Ghepewee konnte kaum mehr sein und der Seinigen Leben fristen und machte in einem großen Rath, den er mit den Thieren hielt, den Vorschlag, eines derselben solle in die Meerestiefe steigen und etwas Schlamm heraufholen, um daraus eine neue Erde zu schaffen. Der Otter lehnte es ab, weil ihm der Schwanz im Wege sei; der Hirsch und das Elenthier des Gewehres halber, der Bisamratte seiner kurzen Füße wegen — keins wollte, bis sich endlich der Biber zur verhängnißvollen Reise entschloß. Er tauchte unter, erschien jedoch bald wieder auf der Oberfläche des Wassers. Nun bot sich die Bisamratte dazu an; nach langer, langer Zeit kam sie todtmatt wieder zurück und hielt ein wenig Erde in ihrer Pfote. Daraus formte Ghepewee eine kleine Kugel, legte sie auf den Ocean und die Kugel wuchs, bis eine kleine Insel daraus geworden. Ghepewee schickte einen Wolf, um zu sehen, ob sie, ihn zu tragen, stark genug sei. Die Insel neigte sich jedoch auf die eine Seite und der Wolf lief nun ein ganzes Jahr immer um die Insel herum. Sie wurde stets größer und endlich so groß, daß alle ausstiegen konnten. Da die neue Erde ohne Bäume war, pflanzte Ghepewee seinen Stab in sie und alsbald erwuchs eine Tanne, deren Gipfel bis in den Himmel reichte. Menschen und Thiere erbielten ihre Wohnsitze angewiesen, die ihnen angebotene Unsterblichkeit lehnten die letztern jedoch ab, bis auf den Hund, der nun auch nach dem Tode der getreue Begleiter des Menschen ist. Lange lebte Ghepewee's Nachkommenschaft in Glück und Frieden; als aber einige junge Männer im Spiel getödtet worden, brach Streit aus und man ging auseinander nach den verschiedenen Weltgegenden. Einer zog an die Ufer des großen Bärensees und eine trächtige Hündin begleitete ihn. Nachdem sie geboren, band der Mann, so oft er wegging, die jungen Wölfe an. Als er einst zurückkehrte, vernahm er aus der Hütte menschliche Stimmen und Gelächter. Drei muntere zwei hübsche Knaben und neben ihnen lagen die Hundefelle, die jener eilig ins Feuer warf, um den Kindern ihr menschliches Wesen zu erhalten. Sie wurden die Stammväter der Hundsrippen-Indianer.“ Aehnlich diesem, nicht blos

an Biblisches, sondern vielfach auch an Germanisches erinnernden Mythus läßt die Traditionen der Algonquins an die Stelle der Bisamratte einen Raben treten.

Bei den Mexicanern findet sich eine höchst merkwürdige Tradition über die Sündflut, welche zugleich schon auf den Thurmbau von Babylon überleitet. Das in einer Arche gerettete Paar, ein Mann und ein Weib, landete am Gebirge Colhuacan; dort zeugten sie eine Menge Kinder, die aber sämmtlich stumm waren. Da erschien eine Taube und lehrte sie die Sprache, aber jedes eine andere, sodaß die Kinder sich untereinander nicht verstanden und infolge dessen den Beschluß faßten, sich zu trennen. Ein mexicanisches Bild weist den Coxcox — so hieß jener Noah — im Kasten schwimmend dar; darüber ein Baum, worauf der Sprachen verbreitende Vogel sitzt. Nach einer andern Sage der Mexicaner schickte Tezpi, der sich allein bei der großen Flut gerettet, nach Verlauf derselben verschiedene Vögel als Kundschafter aus, von denen jedoch keiner zurückkehrte; endlich kam ein Kolibri mit einem Baumzweig im Schnabel wieder.

Die Chiapaneken in Yucatan hatten einen Stammvater, dessen Namen verführen konnte, ihn mit dem größten ugierer deutschen Götter in Verbindung zu setzen: Votan. Das Wort soll nach Clavigero „Kaninchen" bedeuten. Votan aber war der Enkel des Greises, der bei der großen Flut die Arche gebaut hatte. Ein Mythus der Tamanaken, welchen Pater Gili aufbewahrt hat, erinnert lebhaft an Deukalion und Pyrrha. Ein Mann und ein Weib retteten sich bei der Flut und als sie hernach, über den Verlust aller ihrer Freunde und Verwandten traurig, umherwandelten, rief ihnen eine Stimme zu, sie möchten die Kerne der Palma Maurita hinter sich werfen. Da wurden aus den vom Weibe geworfenen Kernen Weiber, aus den vom Manne geworfenen Männer.

Es würde zu weit führen, die vielen, in Nord-, Mittel- und Südamerika verbreiteten Sagen von der Weltflut einzeln aufzuführen, und wir erwähnen nur noch die Bemerkung Alexander von Humboldt's, daß sich solche Mythen nicht etwa bei einem vereinzelten Stamme, sondern, am Ober-Orinoco z. B., in zerstreuten Angaben bei fast allen Stämmen erhalten.

Die Mythe von den vier Zeitaltern der Mexicaner führte uns schon auf die Lehre eines künftigen allgemeinen Weltbrandes. Vermuthlich war damit die Rückkehr Quetzalcoatl's und einer glücklichern Periode, worin die Erde ihre verlorene Schönheit wiedergewinnen würde, in Verbindung gebracht. Mit dem Untergange der Welt hängt die Furcht der Mexicaner und Sonnenfinsternissen zusammen, sowie der Gebrauch, dabei möglichst viel Lärm zu machen, um das betrübte Gestirn zu wecken und aus seiner Betäubung ins Leben zu rufen. In Gegenwart des bekannten Hans Egede äußerte ein Grönländer: „Wenn die Sonne einmal ganz verfinstert wird, gehen die Todten wieder aus ihren Gräbern hervor," und auch die Peruaner sollen nach Garcilaso nicht blos eine Auferstehung der Seelen, sondern auch eine körperliche Regeneration geglaubt haben.

Nicht ohne Reiz sind die Schilderungen der Grönländer von dem Leben nach dem Tode und dem Orte, wo sich die Verstorbenen, die während ihrer Erdenlaufbahn tüchtig und thatkräftig gewirkt, aufhalten: Immer hat das „Elysium der Grönländer" in der von Amara George herausgegebenen „Mythologie" zu einer niedlichen Dichtung benutzt. Nach Cranz bekamen die Grönländer aber auch eine Hölle in unterirdischer Gegend, finster und kalt, mit mannichfachen Schrecken angefüllt, als Aufenthalt für untaugliche und träge Menschen. Die Mexicaner unterscheiden zwei Himmel und eine Hölle; in den ersten Himmel, welchen man sich in der Sonne dachte, kamen Adeliche, Männer, die auf dem Schlachtfelde, und Frauen, die als Wöchnerinnen gestorben; ein Weib, Tecpaniquat, führte sie als ein Hermes Psychopompos hinüber. Die Seelen solcher, welche an Krankheiten, oder im Wasser oder vom Blitz gerührt gestorben, nahm der Wassergott Tlaloc auf, und auch hier empfing sie ein freundlicher Ort voll lieblicher Speisen und allerlei Ergötzlichkeit. In die Hölle, die finstere Behausung des Mictlantecutli, kamen Diebe, Mörder und andere Verbrecher, und es scheint, als ob den besondern Verbrechern auch besondere Räume angewiesen gewesen. Die Maipuren wiesen den Bösen einen Brunnen an, worin das beständige Feuer brennt — dieselbe Vorstellung, welche uns in Sagen und Legenden des Mittelalters so häufig begegnet.

Eine große Rolle in den Mythen der Amerikaner spielen begreiflicherweise die Thiere. Wir wählen als Beispiel einer nordamerikanischen Thiersage folgende Erzählung aus dem Sagencyklus der Hundsrippen-Indianer, welche die Klugheit des Maulwurfs weiblich und originell zu erklären versucht. „Als Chepewyer die große

Tanne (Nadelbaum?) gepflanzt, bemerkt er eines Tags auf derselben ein Eichhörnchen, klettert ihm nach und gelangt so endlich bis in den Himmel. Hier stellt er eine Falle für das Eichhörnchen und steigt dann wieder zur Erde. Am andern Tage verfinstert sich plötzlich die Sonne und man sieht, daß statt des Thierchens die Lichtspenderin in die Falle gerathen. Oheyewee fürchtet sich hinaufzugehen und sie zu lösen; er beruft, wie bei der Sündflut, den Rath der Thiere, und der Maulwurf erbietet sich, mit seinen scharfen Zähnen die Falle zu zernagen. Dies gelingt ihm auch, aber er hat, von den allzu nahen Sonnenstrahlen geblendet, sein Augenlicht eingebüßt."

Der Vögel und ihrer mythischen Bedeutung wurde im Verlauf unserer Mittheilungen bereits öfter gedacht; so des mächtigen Vogels, welcher die Erde geschaffen, des Raben und Kolibri bei der Sündflut, der Taube, die Sprachen lehrte, und der Singvogel, die Quetzalcoatl mitnahm, als er Mexiko verließ. Die nordamerikanischen Indianer besitzen folgenden, durch seine Anklänge an unser Eiermärchen für uns doppelt bedeutsamen Mythus über die Entstehung der indischen Vögel.

Wawpee, d. h. der weiße Hase, war der berühmteste Jäger seines Stammes. Er verirrte sich einst im Walde und gerieth endlich an eine ihm bisher unbekannte Stelle, wo sich mitten im Dickicht eine offene, blumige Wiese ausbreitete. Dort sah er die Halme wie durch Fußtritte niedergedrückt und einen in das Gras getretenen Kreis, ohne daß er jedoch Spuren fand, von wem derselbe etwa herrühren konnte. Nachdem er sich eine Weile auf die Lauer gelegt, um hinter das Geheimniß zu kommen, hörte er in der Luft eine leise Melodie, die näher und näher kam, wo sich endlich ein Korb niedersenkte, drin zwölf Schwestern saßen, alle von entzückender Bildung und wunderbarster Schönheit; die Mädchen sprangen heraus und führten so reizende Tänze auf, daß Wawpee vor Seligkeit fast außer sich gerieth und keinen höhern Wunsch kannte, als der jüngsten der Schwestern habhaft zu werden. Er brach hervor, sie zu ergreifen; aber schnell wie Vögel sprangen die Mädchen in den Korb und entschwebten gen Himmel. Am andern Tage ging Wawpee, von Sehnsucht verzehrt, wieder hin, verbarg sich jedoch, um nicht bemerkt zu werden, in der Gestalt einer Beutelratte; der Raub mißlang und der Korb schwebte aufwärts wie das erste mal. Am dritten Tage verwandelte sich Wawpee in eine ganz kleine Maus und nun gelang es ihm, sich des jüngsten Mädchens zu versichern, während die übrigen Elf wieder emporstiegen. Wawpee lebte mit der Schönen einen glücklichen Winter und Sommer und sie gebar ihm einen prächtigen Knaben; aber die Tochter des Sterns konnte durch irdische Kost nicht befriedigt werden; heimlich flocht sie einen Korb, den sie mit Leckerbissen und allerlei Kram füllte. Als Wawpee einst auf der Jagd war, floh sie mit ihrem Kinde den Gestirnen zu. Je mehr aber der Sohn aufwuchs, um so lebendiger erinnerte er sich der irdischen Heimat und tiefste Sehnsucht nach ihr erfaßte ihn. Da erging von oben eine Botschaft an Wawpee, ob er nicht hinaufkommen und am himmlischen Glück theilnehmen wolle; doch möge er dann von jedem Thier seiner Jagd ein Glied mitbringen. Wawpee hog nun die schönsten vierfüßigen Thiere und Vögel der Erde, nahm von dem einen einen Schwanz, vom andern eine Klaue, vom dritten einen Flügel u. s. f., und als jegliches beisammen, ging er zum Ringe und fuhr auf. Auf dem Stern entstand große Freude bei seiner Ankunft; der Herr desselben hielt ein großes Fest an, zu welchem sich alle seine Völker versammelten; aber dem Vater wollt' es wie dem Sohne eben nicht gefallen. Sie überredeten die Mutter, daß sie in ihre Rückkehr willigte; alle jedoch, welche von den Vogelgliedern genommen, wollten mit. Sie streiften ihre Flügel aus und flogen in großen Scharen der Erde zu. Von ihnen aber stammen sämmtliche Vogelgeschlechter, welche noch heute Feld und Wald beleben und mit ihrem entzückenden Gesange erfüllen.

Eine Analogie mit einer Mythe des classischen Alterthums, der Erscheinung des Zeus bei Semele, bietet ferner folgende Tradition eines nordamerikanischen Stammes. Bei dem Häuptling desselben erschien vor Sonnenuntergang ein schöner Jüngling. Er nannte sich den Sohn des großen Wabenda, des großen der Götter, und warb im Auftrage seines Vaters um die schöne Tochter des Häuptlings. Dieser aber bezweifelte die göttliche Herkunft seines Gastes und verlangte eine Bürgschaft dafür. „Gut, so will ich ein Zeichen thun" erwiderte der Jüngling. „Morgen, wenn die Sonne ihren Lauf beginnt, soll nicht ein Wölkchen den Himmel trüben, in der Zeit eines Athemzuges aber sollen ihn schwere Wolken umziehen, die Donner rollen und scharfe Blitze eure Augen blenden, bis ihr euch aber wieder von der Erde erhoben, darauf ihr vor Schrecken stürzen werdet, soll alles wieder klar und ruhig sein"

Wie er gesagt, so geschah's, und der Häuptling gab ihm seine Tochter.

Die Phantasie des Abendländers wird gewiß durch solche, dem unmittelbaren Leben der Indianer entsprungenen Märchen und Sagen, deren Urwaldfrische sich in keinem Zuge verleugnet, weit mehr angesprochen werden als durch jene zuerst berichteten Mythen, die wir weniger um des Stoffes selbst als ihrer Uebereinstimmung willen der Aufzeichnung werth erachteten. Wissenschaftlich sind diese letztern, poetisch gewiß die ersteren von höherm Reiz, und wir würden kein Bedenken tragen, gerade die Thiersage weitläufiger zu behandeln, mahnte uns nicht Zeit und Raum zum Abbrechen unsers gewiß interessanten, aber in vielen Beziehungen noch höchst bedenklichen und durch scharfe Kritik wenig gesichteten Gegenstandes. Nichtsdestoweniger können wir die Versicherung geben, daß wir bei Auswahl unserer Zeugnisse möglichst diejenigen wählten, deren Erzähler als geachtete und vorurtheilsfreie Männer Zutrauen und Verlässigkeit in Anspruch nehmen können, und uns überhaupt, soweit thunlich, zu beschränken suchten, um nicht durch allzu große Fülle des Gebotenen zu verwirren und zu ermüden. Wir enthielten uns ferner nach Möglichkeit aller ausführlichern Hindeutungen auf die entsprechenden und sich zur Vergleichung darbietenden Verwandtschaftszüge aus der Bibel, der classischen, germanischen oder keltischen Mythologie, indem wir annehmen berechtigt sind, daß sie, dem Leser bekannt, sich von selbst aufdrängen werden. Wem dürfte z. B. bei der Stammsage der Handsrygen-Indianer nicht die Mythe von der Entstehung des Weibergeschlechts oder den Schwanenhemden des Nordens einfallen? Wem nicht in der Geschichte des Wampee der Zauz unserer Elfen und der ihnen zugeschriebene Bleiring? Eine kühnere Phantasie dürfte sogar bei dem um die Zuteil des Ehepower rennenden Wolf an den Kreis der Gyta gemahnt werden.

„Deotyma", Polens Corinna.

Mitgetheilt von J. A. Feth.

Wenn wir einen Blick auf die polnische Literatur der Neuzeit werfen, so müssen wir über den Reichthum an poetischen Werken in derselben erstaunen. In einer an schöngeistigen Erzeugnissen verhältnißmäßig armen Zeit, wie es die gegenwärtige ist, verdient dieser Umstand ganz besondere Berücksichtigung, und der den materiellen Interessen so vorwaltend zugewandte Westen Europas würde vielleicht nicht schlecht dabei fahren, wenn er bei dem östlichen Nachbar dasjenige suchte, was Wärme und frisches Leben in die schon erstarrten Glieder zu bringen vermag.

Prüfen wir die Schöpfungen eines Pol, Syrokomla, Lenartowicz und noch so vieler anderer — Männer wie Frauen —, so leuchtet uns aus ihnen der Funke derjenigen Begeisterung entgegen, welcher die Seele zu einem Gesange stimmt, der sich mit der himmlischen Harmonie zum schönsten, reinsten Accord verbindet. Aus ihnen spricht nicht kalter Verstand, sondern ein frisches, für jedes Gefühl noch zugängliches und empfängliches Herz, und die Dichter erscheinen als Apostel der Ärmlichkeit, ihre Worte als das Echo eines entschwundenen oder neu zu bestehenden Glücks. Mickiewicz steht im polnischen Liede die Puntrolade vergangener so wie künftiger Jahrhunderte, in welcher das Volk seine ritterlichen Waffen, das kostbare Gewebe nationaler Gefühle und die Blumen seiner Begeisterung birgt und schaut. So existirt keinen Zweifel, daß auch in geistiger Beziehung im Osten noch manche Schätze für uns zu heben ist, und es kann nur bedauert werden, daß sich darum unter uns noch so wenig Sympathieen gezeigt haben. Im polnischen Dichterhain grünt manch schönes, kräftiges Reis und es verlohnte sich wol der Mühe, es aus dem heimatlichen Boden in den unsrigen zu verpflanzen.

Im Gebiete der Prosa begegnen wir bedeutendem Talente, doch möchte es wol zu weit gegriffen sein, wenn man eins oder das andere als ein Epoche machendes und für alle Zeiten gleich großes bezeichnen wollte. Anders verhält es sich mit der polnischen Poesie, sie steht in der That auf einer hohen Stufe, man könnte sagen, im Zenith ihrer Größe, auf dem Gipfel ihrer Bestimmung. Was beispielsweise Mickiewicz gesungen hat, ist unübertrefflich, ja vielleicht selbst unerreicht, und wenn der Dichter des „Wallenrod" über die Grenzen seiner Heimat hinaus noch nicht diejenige Anerkennung gefunden hat, die seine Schöpfungen in so reichem Maße verdienen, so liegt das eben in den jetzigen Verhältnissen, wurzelt in mangelhafter Kenntniß, in Vorurtheilen, die im Laufe der Zeit sicher mehr und mehr schwinden werden.

Nach des großen Dichters Scheiden ist vielfach die Frage aufgeworfen worden, wer wol würdig sei, an die Spitze des Zuges zu treten, und man hat „Deotyma" als diejenige bezeichnet, der es am ersten zukomme, das verwaiste poetische Scepter

zu ergreifen. Diese Bevorzugung spricht, trotzdem sie manchen Gegner fand, jedenfalls für ein mehr als gewöhnliches Talent und ein solches kann man der obengenannten jungen Dichterin auch durchaus nicht absprechen. Sie ist überdem eine so eigenthümliche und seltene Erscheinung, daß sie selbst in weitern Kreisen als nur im Heimatlande Interesse erregen kann und einige aus den sichersten Quellen geschöpfte Nachrichten über ihr Leben und Wirken in diesen Blättern wol an der rechten Stelle sind.

Die unter dem richtiger Diotima zu schreibenden Namen Deotyma auftretende Dame heißt Hedwig Luszczewska und ist eine Warschauerin. In frühester Jugend schon sprach sich bei ihr der Drang aus, ihre Worte in poetische Form zu kleiden. Die Aeltern, welche in vorzeitiger Exaltation nachtheiligen Einfluß auf das körperliche Gedeihen des Mädchens fürchteten, suchten dieses Streben, so oft es sich zeigte, zu hindern, allein sie vermochten nicht, es zu unterdrücken, und da der Kleinen alle Gelegenheit genommen war, unter Menschen Zuhörer zu finden, so wandte sie sich an die Vögel, an Bäume und Sträucher, um diese mit allem bekannt zu machen, was ihr Inneres bewegte. Das Leben in und mit der Natur wirkte mächtig auf die Entfaltung der jungen Seelenkräfte und bereitete gewissermaßen den Aufschwung vor, durch den sie später so sehr in Erstaunen setzte.

Hedwig war bereits sieben Jahre alt, als sie anfing lesen und schreiben zu lernen. Ihr Vater sorgte für den Unterricht in der Geographie, Geschichte und Mathematik, für die sie, gleichwie Mickiewicz, große Neigung zeigte, die Mutter dagegen, eine höchst gebildete Frau und Mitglied einer gelehrten Gesellschaft in Italien, übernahm es, die Tochter mit den Grundlagen der Religion bekannt zu machen und verfolgte dabei denjenigen Weg, welchen ihr das Herz, nicht aber der Gebrauch zeigte. An diese weibliche Führerin, der sie so viel verdankt, wandte sich die junge Dichterin in einer ihrer ersten Improvisationen und zwar ebenso rührend wie voll der edelsten Begeisterung.

Deotyma's Jugend schied sie noch von der sogenannten großen Gesellschaft, die sie aber auch nicht vermißte und sich am wohlsten im Kreise älterer, gebildeter Personen fühlte. Hier lauschte sie mit ungetheilter Aufmerksamkeit den Gesprächen über Poesie, ideale Bildung, Heldenthum, religiöse Anschauungen u. s. w., die ebenso anregend und bildend auf Geist und Gemüth des jungen Mädchens einwirkten, wie es später und in erhöhtem Maßstabe die Montagscirkel, in denen die bedeutendsten literarischen und Kunstgrößen Polens zusammenkamen, thaten.

Die obengenannten Cirkel, lebhaft an die Salons einer Rachel, einer Frau von Stael, oder der unlängst verstorbenen Frau von Guardin erinnernd, waren die Wonne der gebildeten Welt Warschaus; in ihnen trat die jugendliche Deotyma mit ihren Improvisationen auf und der gewiegte Literat selbst hielt es nicht unter seiner Würde, nachzuschreiben, was sie in den Augenblicken der Begeisterung sprach, und die erstaunenswerthen poetischen Ergüsse Tags darauf der Lesewelt in den öffentlichen Blättern mitzutheilen.

Leider war den in so mannichfacher Beziehung anregenden Zusammenkünften keine lange Dauer beschieden, wie denn überhaupt das wahrhaft Gute so selten nicht die bleibende Stätte unter uns findet, die ihm zu wünschen wäre. Seit zwei Jahren schon ist der Salon der Frau von Luszczewska nur einem sehr kleinen Kreise vertrauter Freunde zugänglich, größere Gesellschaften aber ganz aus ihm verbannt. Veranlassung dazu gaben einerseits die Regierung, welche an dem Inhalte von Deotyma's Improvisationen, die das Nationalgefühl, volksthümliche Erinnerungen so mächtig anfachten, Anstoß nahm, andererseits die Kleinlichkeit und niedrige Gesinnung derer, die es nicht ertragen können, wenn sie von andern überflügelt werden, und die es nicht verschmähten, den unlautern Weg der Intrigue einzuschlagen, um durch das frisch auftauchende Talent nicht in den Schatten gestellt zu werden und dadurch am eigenen, mühsam erarbeiteten Ruhme einzubüßen. Ein dritter Grund lag in der Befürchtung der Zeitsplitterung für das junge Mädchen selbst und dies gerade wollte man aufs sorgfältigste vermeiden.

Deotyma beschäftigte sich ein Jahr hindurch vorzugsweise mit dem Studium der Literaturgeschichte ihres Landes sowie mit demjenigen der Naturwissenschaften unter des geschätzten Professors A. Waga Leitung. In vernünftiger Auswahl las sie Werke älterer und neuerer, verschiedenen Richtungen angehörender Schriftsteller und brachte auf diese Weise durch Nachdenken und Vergleichung des einen und andern Systems Klarheit und ein gewisses Gleichgewicht in ihre Gedanken und Anschauungen. Die Frucht davon finden wir in allen ihren Schöpfungen, in denen uns ebenso sehr die gesunde Auffassung anspricht, wie wir in ihnen einen Reichthum von Kenntnissen bewundern, an dem mancher andere sein Leben lang zusammentragen würde.

Teotyma's Gedächtniß ist außerordentlich und selbst in den sogenannten strengen Wissenschaften besitzt sie eine ungewöhnliche Geläufigkeit und Sicherheit. Jedes neuerscheinende Werk von mehr als gewöhnlicher Bedeutung unterwirft sie einer genauen Prüfung und sammelt daraus Stoff in ihren Dichtungen. Daher kommt es auch, daß manche ihrer Schöpfungen so schwer zu verstehen sind, daß man sich dazu mnemonische Brücken bauen möchte. Auf die Erlernung fremder Sprachen hat man bei ihr keinen großen Werth gelegt, und zwar ging man von dem freilich nicht stichhaltigen Gesichtspunkte aus, das Gedächtniß nicht mit Wörtern zu überladen, sondern statt dessen dasselbe lieber mit Gedanken zu bereichern.

Trotz fortgesetzter eifriger Studien war das Talent der Improvisation bei der jugendlichen Dichterin im fortwährenden Zunehmen begriffen und wer irgend konnte, suchte Gelegenheit, Zutritt in das Pawlowski'sche Haus zu erlangen, um sich von der Wirklichkeit dessen zu überzeugen, was als Kunde von Mund zu Mund ging. Wem es vergönnt war, das junge Mädchen in den Augenblicken der Begeisterung sprechen zu hören, der war eben so erstaunt wie hingerissen und beugte sich vor einer Erscheinung, durch deren Mund eine höhere Macht zu sprechen schien. Man betrachtete Teotyma's Auftreten als ein in Wahrheit Epoche machendes Ereigniß und sammelte mit ängstlicher Genauigkeit, was das begabte Mädchen über die Geheimnisse der Schöpfung, über die Bestimmung des Menschen offenbarte.

Im Jahre 1852 erschien der erste Band von Teotyma's „Improvisationen", nachdem sie vier Jahre hindurch reichliche Proben ihres seltenen Talents gegeben hatte. Was sie gesungen hatte, ging von Mund zu Mund, von Herz zu Herz; man lernte viele Stellen ihrer Schönheit wegen auswendig und wiederholte sie gern bei jeder passenden Gelegenheit. Dichter, die seit lange schon geschwiegen hatten, selbst Mickiewicz, griffen wieder in die Saiten und sangen erhebende Weisen, angeregt durch eines jungen Mädchens Begeisterung, die, ein zweiter Orpheus, dem todten Stein selbst Leben einzuhauchen schien.

In den Jahren 1854—55 machte Teotyma verschiedene Reisen, welche von großem Einfluß auf ihre geistige Entfaltung waren. Sie besuchte in Deutschland, das sie als die Wiege des Gedankens preist, Baiern, den Rhein, besonders den sagenreichen Lorleifelsen, weilte in Königswinter im paradiesischen, vom Drachenfels gekrönten Siebengebirge, machte einen Abstecher nach Belgien bis zum Meeresstrande in Ostende, stand an dem Grabe des Dichters der „Meriade" und begrüßte in der Insel Rügen die Urnatte slawischer Anschauung und Religion. Aller Orten sprach sich, was sie fühlte und empfand, im Liede aus und außerdem sind die empfangenen Reiseeindrücke noch in trefflich geschriebenen Briefen niedergelegt. Zur Rückreise in die Heimat wählte sie den Weg über Posen und Krakau und wurde in diesen beiden Städten, an welche sich so viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen, mit wahrem Enthusiasmus empfangen. Wie sie sich singt, flogen ihr Lorber- und Eichenkränze entgegen, einstimmig nannte man sie Polens Sarmia, ja in der Ueberschwänglichkeit selbst dessen Homer, und beugte sich vor einem Talente, dem das Land kein zweites ebenbürtiges an die Seite setzen konnte. In Krakau, der Metropole Polens und dem Mausoleum seiner Könige, dem steinernen Denkmal einer großen Vergangenheit, besuchte sie den Hügel Kosciuszko's, des echten Patrioten und Volksmannes, mit ihren Thränen, sang auf Wanda's und des Fürsten Krakus Grab. Was da ihren Lippen entströmte, trägt das Gepräge tiefer Trauer, heftigen Sehnsucht nach ruhmreicher Zeit: es ist ein dem Leichenhügel des Vaterlands entquellener Thränenstrom, die Klage eines weiblichen Marius, eines Jeremias auf den Ruinen Karthagos und Jerusalems. Sie um den Wawel sich lagernde Königsstadt (Krakau) verabschiedete die jugendliche vaterländische Sängerin mit nassem Auge und auch das übrige Blut nicht trocken, als sie ihr den letzten Scheidegruß zusandte.

Teotyma, von deren Improvisationen und Dichtungen bereits die zweite Serie erschienen ist, hat sich seit drei Jahren schon fast völlig von der Welt zurückgezogen, improvisirt nur noch, wenn der Genius sie dazu antreibt, und lebt vorzugsweise ihren Studien. Sie arbeitet gegenwärtig an einigen großen Dichtungen, von denen „Piast", aus 24 bis 30 Gesängen bestehend, zum großen Theil schon vollendet ist und ein Meisterwerk verspricht, in dem wir zugleich das erste polnische Epos begrüßen. So ist keinem Zweifel unterworfen, daß die heute erst 22 Jahre zählende Sängerin zu großen Hoffnungen berechtigt, denn sie steht in ihrem jugendlichen Alter bereits auf einer Stufe geistigen Schaffens, die andere erst nach jahrelangen mühevollen Studien und Versuchen erreichen.

Zum Schluß und um dem Vorwurf der Par-

teilichkeit zu entgehen, ſtehe hier über Leotyma noch das Urtheil eines Kenners, den man gewohnt iſt, für gleich gründlich und fremd für alle Nebenrückſichten zu halten. Er ſagt in einer kurzen Abhandlung über die jetzigen polniſchen Dichter unter anderm Folgendes:

„Wenn wir Leotyma's Improviſationen nicht denjenigen Werth zuerkennen, der ihnen andererſeits und vielfach gezollt wird, ſo deuten wir in ihr doch jedenfalls ein lyriſches Talent von großer Bedeutung. Es ſind nicht zierlich zugeſtutzte oder gewöhnliche und durch gemachte Leidenſchaft erwärmte Gefühle, mit denen wir es da zu thun haben, ſondern vielmehr ein ruhiges, tiefes Durchdrungenſein von dem poetiſchen Gegenſtande, der, im Schmucke glänzender Phantaſie, ſich in der Dichtung ſelbſt ſo ſehr verliert, daß wir ihn nur noch aus der Vogelperſpective zu ſchauen wähnen; ferner ein allgemeines Zuſammenfaſſen aller Einzelheiten und deren von Nebenumſtänden völlig unabhängiges Auftreten. In dieſer logiſchen Aufeinanderfolge der geiſtigen Thätigkeiten der Dichterin ruht zugleich einer der Hauptmängel, den man in ihrer dichteriſchen Anſchauung gerügt hat und theilweiſe nicht ohne Grund. Alles Syſtematiſche, wenn es gleich von vorn herein als ſolches auftritt, thut der Poeſie Eintrag, denn es erſcheint nur zu leicht als Sucht, belehren zu wollen oder geradezu als ein Liebäugeln, als ein Kokettiren mit den erworbenen Kenntniſſen. Leotyma iſt von einer Partei bis in den Himmel erhoben, von der andern in den Staub getreten worden; beides unſerer Anſicht nach mit gleich wenig Recht. Wer ruhig prüfen kann, wird mit uns wol einerlei Meinung ſein, daß in den Improviſationen und Dichtungen ſowol wie auch in dem größern Werke »Lomira« die jugendliche Sängerin noch nicht ihren Gipfelpunkt erreicht hat, ſondern bei tüchtigem Studium und guten Vorbildern gar wol im Stande iſt, ihre Schöpfungen mehr und mehr von den ihnen noch anklebenden Schlacken zu reinigen und mit der Zeit durch und durch Vollkommenes zu bieten."

Anregungen.

Aeſthetiſche Ideenjagd.

(Auch beſonders bei Goethe'ſchen „Wahlverwandtſchaften".)

Es war gewiß keine unbegründete Klage, die einſt Goethe über die Deutſchen zu Eckermann äußerte: „Die Deutſchen ſind wunderliche Leute! Sie machen ſich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die ſie überall ſuchen und überall hineinlegen, das Leben ſchwerer als billig. Ei, ſo habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch rühren zu laſſen, euch rühren zu laſſen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermuthigen zu laſſen! Aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abſtracter Gedanke und Idee wäre!"

Goethe ſagte demnach Kunſtproducte wie Naturproducte auf und betrachtete es als das größte Verdienſt Kant's um die Welt und um ihn ſelbſt, daß er in ſeiner Kritik der Urtheilskraft Kunſt und Natur nebeneinanderſtellt und beiden das Recht zuerkennt, aus großen Principien zwecklos zu handeln. Schon Spinoza hatte Goethen in dem Satz gegen die „abſurden Endurſachen" beſtätigt, und daher ſein Grundſatz: „Natur und Kunſt ſind zu groß, um auf Zwecke auszugehen, und haben's nicht nöthig, denn Bezüge ſind's überall und Bezüge ſind das Leben."

Goethe machte ferner von ſeiner eigenen Art, zu produciren, das Geſtändniß, daß es im Ganzen nicht ſeine Art war, als Poet nach Verkörperung von etwas Abſtractem zu ſtreben. Er empfing in ſeinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke ſinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, bedeutſamer Art, wie eine rege Einbildungskraft ſie ihm darbot; und er hätte als Poet weiter nichts zu thun gehabt, als ſolche Eindrücke und Anſchauungen in ſich künſtleriſch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darſtellung ſo zum Vorſchein zu bringen, daß andere dieſelben Eindrücke erhielten, wenn ſie ſein Dargeſtelltes hörten oder laſen. Wollte er jedoch einmal als Poet irgendeine Idee darſtellen, ſo that er es, wie er ſelbſt ſagt, in kleinen Gedichten, wo eine entſchiedene Einheit herrſchen konnte und welche zu überſehen waren, wie z. B. die Metamorphoſe der Thiere, die der Pflanze, das Gedicht „Vermächtniß" und viele andere. Das einzige Product von größerm Umfang, wobei er ſich nach ſeinem eigenen Geſtändniß bewußt iſt, nach Darſtellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, wären etwa ſeine „Wahlverwandtſchaften". „Der Roman", ſagt er hinzu, „iſt dadurch für den Verſtand faßlich geworden; aber ich will nicht ſagen, daß er dadurch beſſer geworden wäre. Vielmehr bin ich der Meinung, je unzuſammenfaßlicher und für den Verſtand unfaßlicher eine poetiſche Production, deſto beſſer."

Dieſe Grundſätze Goethe's über poetiſche Production, dieſe Geſtändniſſe über ſeine eigene Art, zu produciren — die natürlich nicht Plan und ein höheres Ziel leugnen? Was bewirkt dem Gedichte? anſchließen —, mag ſich der Leſer gegenwärtig halten, wenn er Goethe's Dichtungen lieſt, noch mehr aber,

wenn er die Commentare, die Auslegungen und Erläuterungen und Beurtheilungen zur Hand nimmt, die über Goethe's Dichtungen erschienen sind und noch immer erscheinen.

Wir treffen hier auf einen bemerkenswerthen Unterschied.

Die deutschen Ausleger sind bei ihrer Sucht nach Ideen meistens Unterleger. Selbst Rosenkranz und Düntzer, die sonst ein so eingehendes Verständniß Goethe's zeigen, dürften von diesem Vorwurf des Unterlegens, statt des Auslegens, nicht ganz freizusprechen sein.

Dagegen ist Lewes auch in diesem Punkte zu Goethe, wie wir neulich schon sagten, congenial, daß er die Jagd nach Ideen bei Auslegung dichterischer Werke haßt. „Ich studire", sagt Lewes, „ein Kunstwerk nicht anders als wie ein Werk der Natur, ich freue mich an seiner Wirkung und suche dann die Mittel zu erkennen, durch welche die Wirkung hervorgebracht wird, keineswegs aber die Idee, welche den Mitteln zu Grunde liegt. Wenn ich bei der Section eines Thieres einen klaren Einblick in den Mechanismus erhalte, wie gewisse Functionen sich vollziehen, so gebe mir die Belehrung, die Functionen seien die Ursachen dieses Mechanismus, keinen Zuwachs an wirklicher Kenntniß, während ich mich umgekehrt, wenn ein vorgefaßter Zweckbegriff statt der sinnlichen Anschauung entscheiden soll, in einem wahren Sumpfe von naturphilosophischen Vermuthungen befinde, wo ich nirgends festen Fuß fassen kann."

Infolge dieser Methode weichen die Lewes'schen Erklärungen der Goethe'schen Dichtungen von den Erklärungsweise deutscher Commentatoren bedeutend ab. Selbst bei Erklärung derjenigen Dichtung, die Goethe, wie er selbst gesteht, nach einer vorhergehenden Idee gearbeitet zu haben sich bewußt ist, verfährt Lewes anders als die deutschen Commentatoren, die sich darum streiten, ob Goethe in den „Wahlverwandtschaften" die Heiligsprechung der Ehe oder ihre Auflösung ausgesprochen habe. Düntzer in seiner neuesten Erklärung der „Wahlverwandtschaften", die das fünfte Bändchen der „Erläuterungen zu den deutschen Classikern" (Jena, Hochhausen, 1857) bildet, weist als Grundanschauung der Dichtung die Heiligkeit und Unzertrennbarkeit der Ehe nach. Daß die zu Grunde liegende Idee, der sehr einfache Text des Ganzen, das sechste Gebot, genauer das Wort des Heilandes sei: „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen in seinem Herzen" (Matth. 5, 28), das habe Goethe selbst gegen Zelter und Luther ausgesprochen. Noch bestimmter sei in dem Roman selbst die Heiligsprechung und Unzertrennbarkeit der Ehe als Grundanschauung bezeichnet, da Mittler sich über die Ehe als „Anfang und Gipfel aller Cultur" ausspreche und hinzufüge, sich zu trennen gebe es gar keinen hinlänglichen Grund, da der menschliche Zustand in Leiden und Freuden so hoch gestellt sei, daß, da es gar nicht verhindert werden könne, was ein Paar Gatten sich einander schuldig werden, es eine unendliche Schuld sei, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden könne. Wenn Mittler nun in seiner nüchternen Predigerweise die Unstatthaftigkeit der Ehescheidung beweist, so sei es Ottilie, welche die Unauflöslichkeit der Ehe mit der ganzen Innigkeit ihrer Natur wirklich empfindet und die unverletzliche Heiligkeit derselben durch das Gebot ihres unwillkürlich der Schuld anheimgefallenen Lebens herrlich bewahrheite und verklärt. Gerade die Darstellung, wie in Ottiliens Gemüth das Gefühl der Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe unversehens plötzlich hervorbricht und sie zu sühnender Entsagung sich gedrängt fühlt, bilde den eigentlichen Inhalt unserer ganzen, aus diesem Keime hervorwachsenden, zu einem wunderbaren Blüthenbaume sich entwickelnden Dichtung.

Von dieser Auffassung der „Wahlverwandtschaften", als der allein richtigen, überzeugt, bekämpft Düntzer jene Kritiker, welche wegen der „Wahlverwandtschaften" den Stein gegen Goethe erheben, „weil sie den Werth und die Berechtigung dichterischer Darstellung der mannichfach Verirrungen nicht zu ermessen vermögen, da ihnen jede Ahnung der sittlichen Kraft abgeht, welche der gewichte Dichter uns in die Seele giebt, indem er das Wesen und die Folgen zerstörender Leidenschaft eingreifend widerspiegelt".

Lewes dagegen sagt: „Unter Roman gilt den einen für unsittlich, den andern für tiefsittlich. Ich glaube, es ist weder das eine noch das andere. Wenn jene ihn tadeln, daß er die ganze Grundlage der Ehe untergrabe und diese ihn begeistert als sittlich preisen, weil er die Heiligkeit der Ehe so klar ins Licht setze, so irren beide, nach meiner Ansicht, gerade allgemeine Folgerungen aus einem einzelnen Falle, aber sie legen doch mit ihren Deutungen in etwas hinein, was der Dichter selbst überhaupt nicht gewußt wissen wollte. Goethe war ein Künstler, nicht ein Vertheidiger oder Ankläger der Ehe; er schrieb ein Buch, treu nach dem Leben, und gerade weil es so treu ist, bietet es auch ebenso entschiedene Seiten der Auffassung, wie die Wirklichkeit selbst, die es darstellt."

* * *

Der Herausgeber unterschreibt ganz diese Ausführungen seines geehrten Mitarbeiters, möchte aber doch noch einen Schritt weitergehen und an das Ohr, das allerdings ein gewisses Cui bono? zum Maß? Warum? verlangt werden muß, wieder anknüpfen. Man hat jenen berühmten Mathematiker ausgelacht, der Racine's „Phädra" wie gedruckt hatte, von einem Verwandten derselben ins Theater geführt wurde und nach dem Eindruck, den ihm die Vorstellung gemacht, befragt, antwortete: „Ganz schön. Aber was beweist das?" Der Mathematiker hatte in gewissem Sinne recht, unrecht freilich darin, daß er mehr suchte, als was er sah, die Action blinder Leidenschaft.

Wer Goethe's „Wahlverwandtschaften" zur Rechtfertigung der Ehe macht, handelt thöricht, nur wenn

es Goethe selbst gethan hätte, so würden wir Zweck und Mittel bei ihm widersprechen. Er wollte nur eine Abstraction der Natur auf die Sitte übertragen und greift in der Analogie einer Ehe der Wahlverwandtschaft ohne Bedenken

Hier wäre denn die Stelle, wo wir wünschen möchten, Goethe hätte seine poetische Arbeit und Willkür doch noch anders benutzt. Wie, wenn ihn in den Wahlverwandtschaften das ideenlose Factum an sich, die sinnlich poetische Thatsache so sehr gereizt und er nachher auf sein Haus ein Dach gesetzt hätte, das nicht dazu paßt? Wie, wenn es für seine ironische Anregung und ideenlose Anschauung des Lebens allerdings Grenzen gäbe, und sogar Grenzen, von denen Goethe so gut es war, einige viel Stoff hätte respectiren sollen? Hätte er sich gleich bei seinen Conceptionen an ein „Ein Ganzes" gehalten (ohne darum didaktisch zu werden), so würde ihm nicht geschehen sein, daß er bei seinem andern Drange, den er hatte und den sich ringsstanden hat, dem Drange, alles abschließen und abrunden zu müssen, nicht; Vieles auch die natürlichen und poetischen Anschauungen die sich ihm für den zweiten Theil des „Faust" aufdrängten, zu einer so erzwungenen Harmonie und auf eine schließlich doch „allegorisch-didaktische" ausklingende Spitze getrieben haben.

Schließen wir also mit folgendem Bekenntniß

Ideenjagd und Ideenjagd sei ein Unterschied! So wie die ästhetische Philologie unserer Tage die Dichter ergründet und auslegt, bringt sie allerdings Sachen zu Tage, a. die diese selbst nie gedacht haben. Unbenommen aber soll der Poesie bleiben und der höher gestalteten sogar unerlaßlich, zu einer Gedankenanschauung ein sinnliches Material suchen zu dürfen, vorausgesetzt nur, daß letzteres alle Kennzeichen jener Anschauungen anrichtigt, die, wie oben gesagt, nach Goethe, Kant und Spinoza an sich zwecklos sind.

Wir gingen von einem Goethe'schen Satze aus, der für ihn selbst sehr erklärend ist. Indessen liegt die volle Wahrheit dichterischen Schaffens in ihm ganz nicht ausgedrückt.

Poetische Stimmung.

Wem es Bedürfniß ist, mitten aus den Eindrücken der Alltagswelt dann und wann hinaus zuflüchten zu seinern Anschauungen und edlern Anregungen, als sie die tägliche Erfahrung des Lebens bietet, der greift in solchem Augenblick wol nach Hut und Stock und eilt vors Thor in einen Park und sucht dort unter den Bäumen sein Herz wieder, das er unter den Menschen zu verlieren fürchtete.

Weht aber vielleicht draußen der Sturm zu rauh oder spricht die Einsamkeit erst recht zu Leere, die das Herz mehr beängstigen als erheben, so hilft auch ein Gang in den Bücherschrank. Welcher Gebildete hätte nicht seine Lieblingsdichter, die in solchen Augenblicken ihm das sagen, was sich ihm selbst dann nur zu erwarten und unklar durch die Seele wirft? Wenige Seiten von Rückert's Sprüchen gelesen, in Goethe's Aphorismen und Sinngedichten, in Humboldt's „Briefen an eine Freundin", und manche Dissonanz löst sich auf, manche Wunde schließt sich, mancher gute Engel im Herzen wird beredsam, mancher Ton verstummt.

Eine Gattung jener Bücher, die man in solchen Stimmungen immer mit Nutzen aufschlagen wird, sind poetische Anthologieen. Wir haben deren in Ueberfluß, wenige aber von so zweckmäßiger Auswahl wie das „Album der neuern deutschen Lyrik" (Leipzig, F. A. Brockhaus), das bereits in dritter Auflage erschienen ist. Viel gute Namen stehen hier beisammen, und ist einem oder dem andern darunter vielleicht auch zu viel Ehre angethan, wenn man ihn neben Rückert und Uhland stellte, so wählte der ungenannte Herausgeber doch immer nur das von ihm, wodurch er sich den Aeltern gemüth- und phantasiereicher Anregung empfehlen ließ.

Die Träume.

Die Gedanken kannst nur lenken,
Aber nicht die Träume lenken.
Ob sie heute dich vielleicht
Sind womit sie dich bedenken.
Wechselwind ist ja der Traum,
Kommt von all und keiner Seite,
Neugstigt und erschüttert den Baum
Oder wirft ihn wol beiseite.
Was ihr eu und gerne denkt,
Steht just nicht in seinen Büchern.
Was vergessen und versenkt,
Weiß er unverdrossen zu schildern.
Halb Erinnerung und halb
Ahnen und Seelenfeier,
Trinkend heut ein schwerer Alp,
Morgen leichter Zauberschleier;
Räthsel, wunderbar geheim,
Und dem Himmel selbst entnommen,
Wenn es den Gedankenstrom
Läßt zur vollen Blüte kommen;
Wenn, die lette du gedacht,
Wünsche, die dein Herz erfüllen,
Durch des Traumes Gittermacht
Als gewähret sich enthüllen.
Wie erwachst du da voll Glück,
Schließest nochmals wol die Lider,
Mußtest mit dem Seelenblick
Den erträumten Segen wieder
Wahn und Täuschung, ach, nichts mehr.
Die ein milder Gott dir gönnte!
Aber überselig — wer
Sie sich selbst bereiten könnte!

Draxler-Manfred.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 24.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

V.

Am Tage nach diesem Nachtgespräch kam ein Bruder der Schwestern nach Hause und sagte: „Mutter, eine Nachricht! Der beste elsässische Schullehrer will sich in unserm Dorfe niederlassen und, was noch mehr, in unserm Hause zu Kost gehen!"

„Wie? Was?" rief die Mutter.

„Ich sage dir, daß Herr Seibel, der alle ersten Preise des öffentlichen Schullehrerunterrichtes davongetragen und der bereits einer Schule vorstand, die ihm 1500 Francs eintrug, sich seiner Gesundheit wegen entschließen hat, unsere Schule zu übernehmen, die nur 900 Francs einträgt. Ich habe ihn sofort beim Maire gesprochen; alles ist bereits entschieden. Herr Seibel wünscht bei uns zu wohnen, weil er an der Brust leidet und unser Haus seiner Lage und seiner guten Luft wegen ihm vom Maire selbst empfohlen wurde."

„Was schwatzest du mir da vor?" sagte die Mutter. „Du sprichst von einem jungen Menschen, der sich mein Haus und meine Kost auswählt, wahrscheinlich auch meine Töchter. Das hieße den Wolf unter die Schafe rufen."

„Mutter", antwortete der junge Mensch, „du brauchst nur den Herrn anzusehen, um deshalb ruhig zu schlafen. Es ist ein kleines, kränkliches Herrlein, was wir einen Strümpen nennen; der denkt nicht an deine Töchter."

„Ich thu's nicht!" versetzte die Mutter. „Mein Haus ist kein Wirthshaus."

„Du vergißt, liebe Mutter, daß Herr Seibel sehr gerichtet ist und uns unsern Unterricht in allem geben kann. Der Hexa besonders, die auf Gottes lieber Erde nichts weiß und nichts kann."

„Sieh' nur einmal den frechen Burschen!" eiferte Hexa, die auf der Hausflur gelauscht hatte. „Meinst du, wenn ich wie Kronele mich hätte blaß lernen wollen, ich wäre nicht soviel als sie?"

„Möglich, Schwester," erwiderte der Bruder. „Ich will es dir aber gerade herausjagen, Leon hat mir gestanden, daß du ihm zu unwissend scheinst; besonders als geborene Französin solltest du wenigstens Französisch verstehen und sprechen und schreiben."

„Leon hat der dies gesagt?" fragte die Mutter.

„Ja, Mutter! Ueberhaupt weist er uns unsere Unwissenheit bei einem so ziemlich respectablen Vermögen vor. „Ihr lebt wie Bauern", sagte er mir, „und habt nicht einmal einen französischen Schullehrer."

„Aber", sagte die Mutter, „Leon dürfte nicht mit dir einverstanden sein, wenn er wüßte, daß der Schullehrer bei uns wohnen will."

In diesem Augenblicke trat der junge Seibel selbst, der den Sohn als Plänkler vorausgeschickt hatte, grüßend in das Zimmer. Hexa, die ihn mit einem Blick von unten bis oben musterte, blinzelte mit spöttischem Lächeln ihrer Mutter zu und lief davon. Frau Reich, die ebenfalls schmun-

zelte, entfernte ſich raſch in die Kammer, um ihre Haube gegen eine andere, kattlichere zu wechſeln. Dabei muſterte ſie durch die Vorhänge der Thür den kleinen Schulmeiſter, der, nachdem er dem Sohne die Hand gedrückt hatte, ſich auf einen rohrenen Stuhl neben den Ofen ſetzte und, mit ſeinem Stöckchen ſpielend, ruhig die Zurückkunft der Frau Reich abwartete.

VI.

Elias Seibel war der Sohn eines Gerümpelers von Hagenau, der, nachdem er ſich mehrere Jahre mit Armuth und Noth herumgeplagt und einen Bankrott von 23 Francs 13 Centimes gemacht hatte, den Bettelſtab ergriff und unter die jüdiſchen Schnorrer — ſo nennt man im Elſaß die Bettler — ging, die von Dorf zu Dorf wandern, von den Vogeſen bis zum Schwarzwald und weiter die Pfalz hinein, ſich ſelbſt bei ihren Glaubensgenoſſen zu Tiſche laden, alle, die ihnen ein Almoſen abſchlagen, mit Schmähungen und Flüchen beladen und dabei das Geſchäft eines Heirathsmäklers treiben, das man auf Hebräiſch Schadchen nennt.

Elias, der Sohn dieſes Mannes, kam in einer jüdiſchen Herberge auf der Straße zur Welt und um ihm gleich etwas Koſtbares zu geben, gab ihm ſein Vater den Namen Elias. Wie Rachel, die große Schauſpielerin, erſte der junge Elias von Dorf zu Dorf auf dem Rücken ſeiner Mutter. Die Zigeunerinnen und die jüdiſchen armen Weiber tragen ihre Kinder in einem weiten Leintuch, das ſie ſich über die Schultern wie eine Hängematte knüpfen.

Der junge Elias liebte ſeine Mutter herzlich und kaum war er drei Jahre alt, ſo ſagte er zu ihr, ſo oft er ſie weinen ſah — denn man hatte es ihr nicht an der Wiege geſungen, daß ſie einst beneidet werden würde —: „Mutter lieb, bald bin ich groß und dann mache ich dich reich.“ Die arme Frau blickte dann gen Himmel, als wollte ſie ſagen: Gott Dort oben möge dir deine Bitte gewähren — und bedeckte das Geſicht ihres Sohnes mit Küſſen und Thränen. Als Elias drei und ein halbes Jahr alt war, wurde er in die Armenſchule von Hagenau zugelaſſen, wo er Deutſch und Franzöſiſch leſen lernte und auf Koſten der jüdiſchen Gemeinde erzogen wurde. Seine Aeltern richteten es immer ſo ein, daß ſie die jüdiſchen Feſttage in Hagenau bei ihrem Sohne verbrachten. Seine Mutter bewirthete dann ihren Liebling immer mit einem guten Stück Kuchen und zwei weichgeſottenen Eiern, und ſo oft ſpäter Elias geſottene Eier aß, meinte er, es wäre Feiertag.

Von früheſter Kindheit an hatte Elias nur die eine Sorge, Geld zu verdienen, um ſeine Aeltern zu ernähren. Er hätte leicht, wie ſo viele andere arme Kinder, betteln gehen können, aber er war ſo ſtolz, als wäre er der Sohn eines Edelmanns geweſen, und kaum ſieben Jahre alt zwang er ſeinem Vater das Verſprechen ab, dem Schnorren zu entſagen und ſich aufs neue in der Stadt Hagenau niederzulaſſen. Der unglückliche Vater, der ſeinen Sohn anbetete, gehorchte auf Koſten ſeines Lebens. Denn obſchon bejahrt, ſo ſtarb er nur aus Verdruß und Kummer, nicht mehr mit ſeinen Schorrbrüdern fortan ſtets Stadt und Feld fragend und rudelnd — ebenfalls ein elſäſſiſch-jüdiſches Zeitwort — durchwandern zu können und, wie der Jagdhund das Wildpret, die Hochzeits- und Verlobungsſchmäuſe ſchon auf zwei Stunden weit zu riechen.

Der junge Elias hatte eine ſchöne, helle Stimme und wurde bald dem Synagogenſänger von Hagenau als erſter Sänger — Begleiter mit der Stimme — beigegeben. Kaum neun Jahre alt, konnte er monatlich ſeiner Mutter ſchon zehn Francs geben, die er mit ſeinem Singen ſich erworben hatte.

Der Rabbiner von Hagenau, von der Frömmigkeit des jungen Elias gerührt, nahm ihn in ſeine Talmudſchule auf, um ihn ſpäter in die Rabbinatsſchule von Metz zu ſenden. Tag und Nacht ſtudirte fortan Elias Hebräiſch und Chaldäiſch, die Bibel und den Talmud, ohne das Franzöſiſche und Deutſche zu vernachläſſigen, ſodaß ſeine Geſundheit nach einigen Jahren faſt ganz darüber zu Grunde ging. Er ſollte bereits als erſter Talmudſtudent auf Koſten des elſäſſer Conſiſtoriums nach Metz geſchickt werden, als er von einer ſchweren Bruſtkrankheit befallen wurde. Kaum geneſen, verboten ihm die Aerzte, ſeine Ober-Rabbinatsſtudien fortzuſetzen, denn dazu hatte er Griechiſch und Lateiniſch nöthig; und da er während ſeiner langſamen Geneſung Schiller und Rouſſeau geleſen, ſo verzichtete er freiwillig auf den jüdiſchen Prieſterſtand, ließ ſich als Schullehrer einſchreiben und trug in kurzer Zeit die erſten Preiſe und ein ausgezeichnetes Zeugniß als Lehrer davon.

Dieſes Diplom befreite ihn nach dem franzöſiſchen Geſetz vom Militärdienſt, obſchon er auch ohnedies wegen ſeiner kleinen Geſtalt zu ſeinem

Dienſt dieſer Art, nicht einmal als Jäger, fähig geweſen wäre.

Elias hatte bei ſeinem Synagogenſänger, einem jungen Deutſchen aus Würtemberg, guten Muſikunterricht genoſſen, ſpielte die Guitarre und konnte ſich auch auf dem Piano mit den Accordgriffen begleiten. Dieſe Kunſt trug ihm mehr ein als alle ſeine andern Studien.

Er hatte bereits eine größere Schule übernommen, als er in ſeinem 23. Jahre von einer ſtarken Bruſtentzündung wieder auf das Krankenbett geworfen wurde. Dank der frommen Pflege ſeiner Hauswirthin, genas er nach und nach, beſchloß aber, auf Anrathen des Arztes das zu feuchte Dorf mit ſeiner zu zahlreich beſuchten Schule gegen einen gelindern, luftigern Ort zu vertauſchen. Als Elias ſich in das Dorf begab, in dem Frau Reich wohnte, und ſich ihr ſelbſt vorſtellte, war er 24 Jahre alt; doch ohne ſeinen Bart hätte man ihn kaum für 18 gehalten, ſo mager war er und klein. Schön war nichts an ihm als ſeine Augen, die mit ihrem blauen, lebhaften Blicke einen ſtarken Willen, von großer Sanftmuth gemildert, andeuteten, freilich nur für den Menſchenkenner.

Frau Reich, die ihn, wie geſagt, von ihrem Alkoven aus gemuſtert hatte und vorerſt nichts als den Wuchs, die Stumpfnaſe und die dünnen Beine ſah, trat endlich in die Stube und machte eine Verneigung, die ſie mit einem leiſen Lächeln begleitete.

Elias erhob ſich von ſeinem Sitz, warf ihr einen ſeiner ſanftmüthigſten Blicke zu und ſagte zu ihr: „Ihr Sohn hat Ihnen wol ſchon die Urſache meines Beſuchs mitgetheilt, werthe Frau? Er hat Ihnen, wie ich hoffe, geſagt, warum ich Ihr Dorf und Ihr Haus allen andern vorziehe."

Er hat ſchöne Augen, dachte Frau Reich. Dann ſchnell das Wort ergreifend, antwortete ſie: „Mein lieber Herr, ich bin bekannt wegen meiner Offenherzigkeit! Ich ſage alles rund heraus, wie es mir auf dem Herzen iſt. Seien Sie ſo offenherzig wie ich und ſagen Sie mir, warum Sie gerade zu mir eher als zu den andern kommen, zu den Maus zum Beiſpiel, die viel reicher ſind als wir und durch ihre Stellung — Herr Mar iſt unſer Maire — mehr Einfluß auf das Wohl eines Schullehrers haben."

„Das will ich Ihnen kurz ſagen", erwiderte Elias. „Der Arzt hat mir verboten, in dem Unterdorf zu wohnen wegen des Nachtſchattens. Während eines Spaziergangs in dem Wieſenthal habe ich bemerkt, daß man von den Fenſtern Ihres Hauſes die Ausſicht über die ganze reizende Ebene hat. Das allein, werthe Frau, ſind die Urſachen, die mich veranlaßen, Ihre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch zu nehmen. Ich bin übrigens leicht zu befriedigen. Ein Bett, ein Tiſch, zwei Stühle iſt alles, was ich brauche. Was die Koſt anlangt, ſo beſtimmen Sie ſelbſt die Summe, monatlich. Ich habe mich nicht erkundigt, ob Sie reich oder arm ſeien, reicher oder ärmer als andere Familien. Als Schullehrer forſche ich nur nach den Anlagen des Geiſtes und des Herzens. Mein nächſter Zweck iſt, meine zerrüttete Geſundheit wiederherzuſtellen, ohne meine Schüler zu vernachläſſigen, und mein Brot und das meiner lieben Mutter zu verdienen, deren einzige Stütze ich bin. Auch Sie ſind Mutter! Ich verſpreche Ihnen, Ihren Kindern durch meine Lectionen und meine Sorgfalt zwei- und dreifach das zu vergelten, was Sie Gutes dem Sohne meiner Mutter thun werden."

Dieſe Worte drangen in das Herz der Frau Reich, die, obſchon gerührt, dennoch eine Ausrede ſuchte, um ſich nicht gleich zu binden. „Mein Herr", ſagte ſie darum, „Ihr Antrag iſt wirklich ſehr ſchmeichelhaft für mich und meine Kinder. Da ich jedoch erſt meinen Mann fragen muß, ohne den ich nichts entſcheide, ſo bitte ich Sie, dieſen Abend wiederzukommen."

„Was die Mutter entſcheidet, iſt entſchieden!" rief voriant der Sohn.

„Ich weiß es", antwortete Elias, „man hat es mir bereits geſagt. Ihre Mutter jedoch", ſagte er dann, indem er ſich an den Sohn wendete, „iſt eine Frau von Geiſt und Verſtand. Sie weiß, daß, um zu befehlen, man wenigſtens ſich ſtellen muß, als gehorche man." Damit grüßte er und entfernte ſich, indem er verſprach, des Abends ſeine Anfrage zu wiederholen.

Seine Worte verfehlten ihre Wirkung auf die Mutter nicht, die aber, trotz ihres Geiſtes, doch nicht einſah, daß ſie in dieſem jungen Manne einen Herrn fand, der, um zu gebieten, ſich ſehr gut zu ſtellen wußte, als gehorche er nur.

VII.

Frau Reich hatte ſich vorgenommen, einen Familienrath während des Abendeſſens zu halten, der aber durch die plötzliche Ankunft Leon's überflüſſig wurde.

Hera, welche wußte, daß Leon kommen würde, hatte auf ihn außerhalb des Dorfs gewartet unter

dem Vorwande, die kleine Schweſter ſpazieren zu fahren. Leon, der ſie bemerkte, eilte auf ſie zu, drückte ihr die Hand und verſicherte, er komme nur ihretwegen.

Sie benutzte dieſe Gelegenheit, um ihr gutes Herz zu beweiſen, und forderte von ihm die von Kronele verlangten 50 Francs für Frau Sommer. „Meine Mutter“, ſagte ſie, „darf es nicht erfahren, daß ich Ihnen entgegengegangen bin. Ich habe ihrem Willen nur dieſer armen Frau wegen überſchritten. Gutes thun geht allem vor.“

O, dachte Leon entzückt, wie gut kenn' ich die Frauen! Wie raſch habe ich die ſchöne Seele in dieſem ſchönen Mädchen entdeckt! Das kommt von meinen Studien in Frankreich. Schade, daß meine wohllautende Braut nicht Franzöſiſch ſpricht. Ich wünſchte ſo gern, ihr Schönes und Gutes in Gegenwart ihrer Bekannten zu ſagen, ohne daß ſie es verſtünden.

Im Laufe des weitern Geſpräches entdeckte Hera dem jungen Manne, daß ein ſehr häßlicher Schullehrer im Dorfe angekommen ſei, der in ihrem Hauſe zu wohnen wünſche.

„Ei Leon!“ ſagte Leon; „ich rathe, nehmt ihn auf!“

„Die Mutter“, antwortete Hera, „fürchtet, es ſei nicht ſchicklich wegen meiner Schweſter.“

Indem ſie dies ſo hinwarf, entfernte ſie ſich mit einem Blicke, der zu ſagen ſchien: Für mich iſt nichts zu fürchten, denn ich liebe meinen Vetter.

Als Hera nach Hauſe kam, traf ſie Leon mit dem Vater, der Mutter und dem Bruder ſchon am Tiſche. Im Eintreten übergab ſie die 50 Francs Kronele, die wie der Wind davonflog, um ſie ihrer armen Freundin zu bringen.

„Nun“, ſagte die Mutter, „es fehlt nur noch die Meinung Kronele's; denn wie ich ſehe, hat dieſer junge Schulmeiſter alle Stimmen für ſich, ſogar die Hera's.“

„Ich“, verſetzte dieſe, „ich habe keine Stimme; der Vetter ſtimmt für mich.“

„Ihr ſeid alle ſchon einig?“ entgegnete die Mutter. „Wißt ihr, daß dies nicht erlaubt von euch iſt, beſonders gegen meine ältere Tochter?“

„Mama“, erwiderte Hera, „ich verheirathe mich nicht vor meiner Schweſter. Kronele aber hat mir's geſtanden, daß ſie nicht an den Vetter denkt.“

„Das heißt“, unterbrach ſie Leon, „ich denke nicht an ſie, weil ich nur an Hera denke. Ich darf's wol geſtehen, meine Nichten ſind ein und ſtimmen mit dem letzten Willen meiner ſeligen Mutter überein. Und da ich beſchloſſen habe, auf Hedwig zu warten, und ſollte ich graues Haar bekommen, ſo werdet ihr wol einen Mann für Kronele finden.“

Herr Reich machte große Augen und ſchwieg wie gewöhnlich ſtill.

„Hera“, ſagte die Mutter, „du biſt unter einem glücklichen Stern geboren. Leon liebt dich wirklich.“

„Nur wünſchte ich“, antwortete Hera, „um meinem Vetter zu gefallen, Franzöſiſch zu lernen.“

„Alles kommt dir nach Wunſch“, meinte die Mutter, „ſowol der ſchöne Bräutigam wie ein häßlicher Schulmeiſter. Wir werden den Herrn Seibel ins Haus nehmen.“

„Nicht allein wird es mir Vergnügen machen“, ſagte Leon, „daß Hera Franzöſiſch lernt, ſondern ich wünſchte auch, ſie nähme Geſang- und Muſikunterricht. Sie hat eine ſchöne Stimme und viel Gefühl.“

Hera's Augen glänzten vor Wonne und Luſt; ſie war überglücklich.

„Wo aber ſoll er wohnen?“ fragte die Mutter; „denn wie ich ſehe, iſt die Bräutigamsſtube aufs neue beſetzt; Leon hat ſich ſelbſt mit Hera verlobt.“

„Ja wol!“ erwiderte Leon, indem er das Glas ergriff und mit Herrn Reich anſtieß. „Ich wäre aber doch neugierig, darüber die Meinung meines Oheims zu erfahren. Herr David Reich, ich fordere von Ihnen förmlich Ihre Tochter Hera zur Heirath!“

„Du weißt, Leon,“ unterbrach ihn raſch die Mutter, „dein Onkel ſagt nur mit allein ſeine Meinung. Abgemacht! Du heirathſt, wenn Gott will, unſere Hedwig, aber du warteſt auf ſie, bis erſt unſer Kronele einen Mann ſich auserwählt hat!“

In dieſem Augenblick trat Elias in die Stube und grüßte.

„Herr Seibel“, rief ihm die Mutter entgegen, „mein Neffe Leon, mein zukünftiger Tochtermann — denn er iſt Bräutigam mit dieſer meiner Tochter Hera —, hat Ihre Sache ſich ans Herz genommen. Wir nehmen Sie auf. Nur kann ich Ihnen die Oberſtube nicht geben, die dem Neffen beſtimmt iſt, wenn er uns die Ehre erweiſt und einige Tage bei uns verweilt. Mein Sohn aber behauptet, daß man aus der Geräthſtube durch eine Wand zwei ſchöne Wohnzimmer herſtellen kann. In dem einen hat man die ſchönſte Ausſicht im Hauſe und während der Abweſenheit

Leon's können Sie Ihre Bücher und Ihre Sachen in seiner Stube laſſen."

„Werthe Frau", erwiderte Elias, „wenn ich nur die gute Luft Ihres Hauſes einathme, bin ich ſchon zufrieden! Man hat mir ſo viel Schönes und Gutes von Ihnen und Ihrer Familie geſagt, daß ich es als ein Glück betrachte, wenn Sie mir die Ehre erweiſen, mich in Ihre Mitte aufzunehmen. Herr Leon hat, wie ich höre, in Frankreich ſtudirt; wir werden uns leicht verſtehen."

„Mein Neffe", erwiderte die Mutter, „wird auch alles andere mit ihnen verabreden. Wir ſind keine Leute, die ihr Eſſen und ihre Wohnung verkaufen; wir werden Sie wie einen Sohn behandeln, hoffen aber auch, daß Sie uns kein Fremder bleiben werden."

So war denn Elias Seibel in das Haus der Familie Reich eingeführt und als Hausgenoſſe aufgenommen.

VIII.

Während Elias ſeine Effekten und ſeine Bücher holte, ließ Frau Reich ihre Gemächer zurecht machen und beſtellte ſich ein geringes Dienſtmädchen, weil ſie es nicht für ſchicklich hielt, daß Kreuzle, die bisher die Haushaltung verſorgte, einen fremden Herrn bediene. Herr Seibel traf an einem Mittwoch wieder im Dorfe ein und die Magd konnte erſt Freitag darauf ihren Dienſt antreten.

Zum erſten male ſah er ſo Kreuzle, die in einer mehr als gewöhnlichen Dorfſtaffette die Küche beſorgte, die Bücher und die Kleider des jungen Schulmeiſters ordnete und zurechtlegte. Die Kleidung und das beſcheidene, ſchüchterne Weſen Kreuzle's ſtach ſo ſehr gegen den Hochmuth Hera's ab, daß Elias ſie für die Magd des Hauſes hielt. Als er jedoch ihre zarten Züge, die Anmuth ihrer Bewegungen und eine gewiſſe Familienähnlichkeit in ihrem Geſicht mit den Zügen Hera's und der Mutter bemerkt hatte, ſagte er zu ſich ſelbſt: Sie iſt gewiß eine Waiſe, eine verarmte Nichte, die, um ihr Brot ehrlich zu verdienen, die Haushaltung ihrer Tante übernommen hat. Unwillkürlich fühlte er ſich von dieſem Weſen angezogen und um ihr die Arbeit zu erleichtern, bat er ſie, ſich nicht um ſeine Stube zu bekümmern, da er die Gewohnheit habe, ſeinen Hausrath ſelbſt zu verſorgen.

Während zweier Tage verließ Elias ſein Zimmer und die Oberſtube nur um die Stunden des Mittags- und des Nachteſſens. Freitag Morgens traf er im Hinuntergehen Kreuzle auf der Treppe und wagte es, ſie anzuſchauen. Das arme Kind, wie an ihre Stelle gebannt, wußte nicht, ob ſie die Treppe hinauf- oder hinabſtürzen ſollte. Sie ſchlug zuerſt die Augen nieder, da aber Elias ſelbſt, wider ſeinen Willen, auf der Treppe ſtehen blieb, ſo begegneten ſich ihre Blicke. Es war ein elektriſcher Blitz, der zwei Herzen durchflammte. Kreuzle eilte endlich erröthend davon und der junge Elias kehrte langſam und nachſinnend in ſein Kämmerlein zurück.

Nie hätte er es gewagt, ſeinen Blick auf Kreuzle zu richten, hätte er ahnen können, daß ſie die Tochter des Hauſes war. Seitdem er aber in dieſem Hauſe war, hatte er Kreuzle immer nur in einem Kleide von Kattun und mit Holzſchuhen in der Küche gehen, in der Stube, um ſie auszukehren und das Eſſen auf den Tiſch zu ſtellen. Sie aß am Tiſche und ſervirte dabei wie alle elſäſſiſchen jüdiſchen Mägde, die bei den frommen Juden am Herrentiſche ſelbſt wie ein Familienglied ſpeiſen. Hera hingegen, die, behäbig aufgeputzt, den ganzen Tag mit der kleinen Schweſter im Dorfe wie ein Pfau umherging, erſchien nur zum Eſſen im Hauſe, um ihrer Mutter die Dorfneuigkeiten zu erzählen. Dazu nannte Hera ihre Mutter nicht anders als Mutterlieb oder Mutterherz, während Kreuzle nie ein ſolches Schmeichelwort entſchlüpfte. Endlich hatte Elias Frau Reich oft mit Kreuzle koſen, während ſie für Hera nur Süßigkeiten auf den Lippen hatte.

Nach alter Gewohnheit frommer, einſiedleriſcher Menſchen pflegte Elias ſeine Bemerkungen und Anſchauungen über Menſchen und Dinge in ein Buch einzuſchreiben mit Sprüchen aus der Bibel und dem Talmud. Des Freitags, ehe er ſich zum Sabbath rüſtete, ſetzte er ſich, auch diesmal, vor ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb unter den hebräiſchen Spruch Salomonis: „Wer ein Weib gefunden, hat Gutes gefunden" folgende Zeilen:

„Ich weiß nicht, was mich mit einer ſo unüberwindlichen Kraft zu dieſem armen Mädchen zieht, das man Kreuzle heißt. Die Armuth, die wir miteinander gemein haben, iſt es nicht, denn in dem Dorfe, das ich verließ, ſah ich mehr als ein armes ſchönes Mädchen, ſchöner als Kreuzle, und die trotz meiner Häßlichkeit mir zu gefallen ſuchten. Seitdem ich dieſes Haus betreten, bin ich ein anderer Menſch. Mir iſt beſtimmt, jung zu ſterben, und ich hatte mich, ohne zu murren, dieſem Geſchick unterworfen; ſeit ich aber dieſes Waiſenkind geſehen, fühle ich in mir eine bisher

noch mit gesammte Lebenskraft. Ich will leben und ich werde leben, weil ich es will!

„Welch ein Adel in den Zügen dieses Mädchens! So war Rebekka, von der Moses sagt: »Sie war schön von Gestalt und reizend zum Anschen.« Und wie glänzt ihre schöne Seele durch ihre zarten Züge! Man möchte ausrufen: »Sie ist ein Duft, den man sieht!«

„Solche Geschöpfe bewiesen eben das Wort des Talmud, daß Gott sich eher in den Niederungen als auf den Höhen offenbart. Um deswillen erschien er Moses im Dornenbusche und nicht auf dem Wipfel einer Ceder. Er zeigt den Menschen, daß die Anmuth — diese Offenbarung der Seelenschönheit — nicht erblich ist; daß so manche Königstochter daran von einem armen Mädchen aus dem Volke übertroffen wird. Kroncle ist ein solches Kind Gottes. So war Ruth, als sie zu Naemi sagte: »Ueberall, wo du hingehst, werde ich gehen. Wo du lebst, will ich leben, wo du stirbst, sterbe ich, und wo du begraben wirst, soll man mich begraben.«

„Kroncle kennt sich nicht. Sie ist ein Demant unter Kieseln. Ach, warum ist es mir nicht vergönnt, diesen Demant zu schleifen und ihn in mein Herz zu fassen! Gott gebe mir Leben und Gesundheit und ich werde dieser armen Waise ihren Werth zu erkennen geben, und wenn ich ihr mit Gottes Gnade nicht zu häßlich scheine, so werde sie mein Weib in Gott und ich gelobe, für sie und meine liebe Mutter allein zu leben, zu arbeiten und zu sterben.“

Es war vor Sonnenuntergang und er durfte — denn die orthodoxen Juden spielen kein Instrument am Samstag — noch zu seiner Guitarre die Zuflucht nehmen und sang eine Romanze. Seine Tenorstimme war rein und voll Schmelz; heute besonders drückte sie melodisch alle zarten Gefühle seines Herzens aus. Frau Reich und ihre beiden Töchter standen wie bezaubert unten an der Treppe und verschlangen mit naiver Bewunderung das Lied bis auf den letzten Ton.

„Wie glücklich wird Leon sein“, sagte die Mutter zu Hova, „wenn er dich dieses Lied singen hört! Denn Elias muß dir es so oft vorsingen, bis du es auswendig kannst.“

Auch Kroncle blieb bis zu Ende an der Treppe und kehrte still in ihr Kämmerlein zurück, um ihr Feiertagskleid anzulegen.

IX.

Es gibt Gefühle, von denen der Mensch sich keine Rechenschaft geben kann und die ihn bezwingen. Diese unerklärliche Seelenbewegung trieb den jungen Elias zu Kroncle noch ehe er Zeit hatte, ihre geistigen Eigenschaften zu schätzen. Und ihrerseits, ohne an den Schulmeister zu denken, den sie nicht anzusehen wagte, fühlte Kroncle die Eitelkeit sich in ihr regen und suchte durch ihren Anzug zu gefallen. Vielleicht war dies bei ihr mehr eine Regung des Ehrgeizes als der Gefallsucht. Bisjetzt hatte sie sich nie herabgelassen, einem Dorfburschen zu gefallen. In Gegenwart eines jungen Mannes aber, dessen Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit von allen gerühmt wurde und der so schöne, herzvolle Lieder sang, fühlte sie sich zu sagen einen Stich der Eigenliebe, und daher nahm sie sich vor, und sei es auch nur für diesen Abend, schön zu erscheinen.

Elias kam mit Herrn Reich und dessen Sohne von der Synagoge nach Hause. Er hatte alle Blicke und Salamaleke (Grüße) der Dorfbewohner, die einen seine Herren, die andern seine zukünftigen Schüler, ausgehalten und begann, sowie er in die Stube trat, den Freitagabendsgesang — einen Gruß an die Engel, die den Sabbath einweihen —, als Kroncle und Hova ebenfalls in die hell erleuchtete Sabbathsstube traten und gemessenen Hauptes sich ihren Aeltern näherten, um von ihnen nach dem orthodoxen Brauch den Segen zu empfangen.

Hova trug ihr schottisches Kleid mit hellen Farben; ihr schönes schwarzes Haar fiel in zwei langen Flechten bis auf die Schultern, und um sich einsegnen zu lassen, hatte sie ein gesticktes Taschentuch auf ihr Haupt gelegt, denn die Juden segnen ihre Kinder nicht barhaupt ein.

Kroncle hatte wie ein Kind ihr Haar in einem Netze gesammelt, das ihr bis auf den Nacken fiel. Sie trug ein blaues Kleid von Merino; der Rock war ihr ein wenig zu kurz geworden, sodaß man ihr kleines Füßchen sah, das sich mit weißen Strumpfen in einem einfachen Pantoffelschuh verbarg.

Als Elias Kroncle sich ihrer Mutter nähern sah, um ihren Segen zu erhalten, erschien sie ihm wie eine überirdische Gestalt. Von allen Frauengestalten der Bibel, die in seiner Phantasie lebten, hatte keine diesen göttlichen Strahl, der ein Abfluß der lebendigen und von einem heiligen Feuer erglimmenden Seele ist. Es schwindelte ihm; er erblaßte, schloß die Augen und mußte sich auf einen Stuhl stützen, um nicht ohnmächtig niederzusinken, während die Mutter auf Hebräisch sagte: „Gott segne dich, mein Kind“ — und sie legte ihre

Hand auf das Haupt Kroneie's —, „sowie er Sarah, Rebekka und Rahel segnete!"

„Amen!" erwiderte Kroneie. „Und möge der Gott Israel's", fügte sie auf Deutsch hinzu, „meinen lieben Aeltern Tage des Glücks und der Seligkeit bescheren!"

Hera antwortete nur mit einem leisen Amen.

Elias hütete sich wohl, Jemanden seinen Irrthum, Kroneie für ein Waisenkind gehalten zu haben, mitzutheilen. Von dieser Stunde an wagte er es nicht mehr, Kroneie ins Gesicht zu schauen, und am Sonnabend schon strich er seine Betrachtung aus seinem Tagebuch aus und schrieb auf Hebräisch folgenden Vers David's darunter: „Was ist der Mensch, o Gott, daß du seiner gedenkst? Und was der Erdensohn, daß du sein Dasein abwägst?" Und gleich darauf den Spruch Hillel's: „Auch dies wird zum Guten sein."

X.

Die Selbstentsagung Elias' war ebenso ernst und so reich als der Entschluß, Kroneie zu berathen, da er sie noch für eine Waise hielt.

Im Elsaß sind bei den Bauern sowol als bei den Dorfjuden die socialen Grenzlinien schroffer und werden weit seltener überspringen als in den Städten Deutschlands und Frankreichs. Frau Reich bildete sich sicherlich mehr auf ihre Stellung und ihren Reichthum ein als eine Herzogin, und dieselbe Herzogin hätte eher als Frau Reich ihre Einwilligung zu der Heirath ihrer Tochter mit einem Schullehrer gegeben.

Bei den orthodoxen Juden — denn die andern haben mit den Christen dieselben Tugenden und Fehler gemein — übertrifft nur ein Adel alle andern Vorzüge des gesellschaftlichen Lebens. Es ist der Adel der talmudischen Gelehrsamkeit, der mit einer strengen Frommigkeit verbunden ist. Wäre Elias ein Rabbiner gewesen, er hätte, obschon eines Bettlers Sohn, sein Auge auf das schönste und reichste Mädchen richten können. Nicht etwa, daß er geradezu wählen durfte, aber kein frommer Jude würde ihn des Hochmuths und der Selbstüberschätzung angeklagt haben. Solche Heirathen waren immer der Stolz, nicht etwa des Rabbi, so arm er war, sondern seiner Schwiegereltern, die sich in dieser Wahl ein Stück Himmel zu kaufen wähnten und in jedem Fall wenigstens das Glück ihres Kindes sicherten, da ein wahrhaft frommer Talmudist schon seines Glaubens wegen ein vortrefflicher Ehemann zu sein pflegt. Elias aber war nur ein Schullehrer und obschon er kein Sieg des Talmud überhaupt, so galt er doch wegen seiner profanen Gelehrsamkeit für einen verdächtigen Ketzer und konnte seine Ansprüche auf eine reiche, fromme Heirath erheben.

Elias wußte dies wohl und in seinem Innern hatte er mehr als ein mal diese Vorurtheile beklagt. Schon in dem Dorfe, das er vor noch nicht langer Zeit verlassen hatte, erklärte man ihm förmlich den Krieg wegen seiner Guitarre, und als das Gerücht sich verbreitete, die Tochter eines reichen frommen Juden wäre blind für seine Häßlichkeit und nicht ganz taub für seine schöne Stimme, so riethen mehrere orthodoxe Freunde dem Vater des Mädchens, sie durch den Baal Hascheem (Mann Gottes) beschwören zu lassen, und klagten den jungen Schulmeister förmlich der Zauberei an. Die Klage wurde erhoben, theils durch die Neckereien einiger gebildeteren Juden, zumeist aber durch die Krankheit des Schulmeisters, der froh war, unter solchem Vorwand dies Dorf verlassen zu können.

Wäre Elias nicht von so zarter Gesundheit gewesen und hätte er weniger liebend an seiner alten Mutter gehangen, deren einziger Trost und letzte Stütze er war, längst schon hatte er das Elsaß gegen das Innere Frankreichs vertauscht gehabt. Jedoch gab er nie diese heimliche Hoffnung auf und oft hatte er schon von seinem Vorgesetzten das Versprechen erhalten, an einer Stadtschule angestellt zu werden.

Derweilen verlieh er gewissenhaft seinen Dorfschuldienst und gab den Kindern des Hauses Unterricht ohne eine persönliche Absicht und mit dem festen Entschluß, nie das Geheimniß seines Herzens zu verrathen.

Nicht seine Schuld war es, wenn Hera nicht so rasche Fortschritte wie Kroneie machte. Er beschäftigte sich mit der einen so emsig wie mit der andern. Kroneie aber hatte den halben Weg schon zurückgelegt und hatt wie Hera im Dorfe umherzustolziren, schloß sie sich, sobald sie eine freie Stunde hatte, in die Bräutigamsstube ein, wo Seidel's Bibliothek sich befand, und verschlang alles, was ihr in die Hände fiel. Elias hatte wol die Besuche Kroneie's in seiner Bibliothek während seiner Abwesenheit in der Dorfschule bemerkt; hatte sie aber zu benutzen, um Kroneie zu begegnen, schloß er blos alle Bücher unter Riegel, welche die geringste Aehnlichkeit mit einem Roman hatten, und ließ auf der Kommode und auf dem Tische eine Bibel, die „Geschichte der Ju-

den", von Josephus, eine „Römische Geschichte" in französischer Sprache und einen Band „Naturstudien" von Bernardin de St.-Pierre.

Heva, die in der Geschichte, Sprache und Religion zurück war, übertraf ihre Schwester in der Musik und im Gesang. Besonders sang sie das Gerüthkammerlied — Frau Reich hatte es so genannt — wenn auch ohne Gefühl, doch mit Leichtigkeit, und sie freute sich schon im voraus, es ihrem Bräutigam an seinem Geburtstage vorzusingen.

XI.

Elias hatte sich in dem kurzen Zeitraume von neun Monaten bei allen Dorfbewohnern beliebt gemacht. Seine Gesundheit hatte sich sichtlich gebessert und seit seinem letzten Unwohlsein an jenem Freitag Abend, wo er seinen Irrthum hinsichtlich Kroncie's entdeckte, gewann sein Körper beständig an Stärke und sein Ausehen an Farbe. Die meisten Judenfrauen des Dorfs sagten der Frau Reich Schmeicheleien über Schmeicheleien, daß sie einen so gelehrten und braven Schulmeister in ihrer Gerechtigkeit beherberge.

Im Elias haben die armen Juden, besonders aber ihre Frauen eine Redefreiheit, die man sonst nirgends antrifft. Sie schleudern den Reichen die derbsten Wahrheiten wie Pfeile ins Gesicht, Wahrheiten, die nicht selten in Bosheiten ausarten. Ihre Zunge wäre alles, was sie haben, sagen sie, und einem jeden das Seinige!

Als eines Samstags Frau Reich mit mehrern Judinnen die Synagoge verließ und von diesen aufs neue wegen des Schulmeisters Glückwünsche erhielt, antwortete sie laut und ärgerlich: „Ich weiß nicht, warum man mir immer soviel Gutes von Herrn Elias sagt. Ich bin wol reich genug, um einen Lehrer für meine Töchter zu bezahlen, und im Ganzen kommen uns die Stunden des Herrn Elias sehr theuer. Freilich bin ich stolz auf meine Kinder, sie begreifen und lernen so schnell. Am Ende bin ich ihre Mutter und dumm war ich nie, obschon ich keinen Elias zum Lehrer hatte. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Der Schullehrer, den ihr alle auf unsere Kosten erhebt, wäre undankbar, wenn er nicht mein Haus den andern vorzöge. Wie elend kam er ins Dorf, ein Kind hätte ihn doch umgeworfen! Dank sei es meiner Kost — denn im Reich'schen Hause wird, denk' ich, nicht schlecht gekocht —, dank meiner Pflege, Herr Elias ist jetzt so gesund wie ein junger Hirsch! Er wächst sogar noch und die Schule hat sich eben nicht darüber zu beklagen."

„Was Wunder", rief eine arme Judenfrau, die man die Friseurin hieß und die trotz ihrer Armuth nie Almosen von einem Bewohner des Dorfes angenommen hatte, „in Eurem Hause ist er wie ein Hahn in einem Hühnerhof."

„Was wollt Ihr damit sagen, Lästerzunge?" fuhr Frau Reich auf.

„Ich", versetzte die Friseurin mit einem tückischen Lächeln, „ich lästere nie, aber ich kenne das Dorf, wo Herr Seidel früher Schullehrer war und das er verlassen mußte, weil er ein junges Mädchen bethört hatte, gerade in dem Hause, wo er wohnte. Ich hätte Euch dies nicht gesagt, große Frau, Ihr seid zu klug, zu stolz für uns arme Dorfweiber. Ich weiß aber, daß es zu spät ist. Ja, schließt nur den Taubenschlag, die Tauben sind ausgeflogen mit dem Täuberich!"

Nach diesen Worten verschwand sie um die Ecke der Gasse.

Frau Reich war an hämische Reden gewohnt, diese aber gingen ihr doch zu weit, und als nun gar die Frau des Maire begütigend meinte: „Es ist alles Lüge und Bosheit, doch finde auch ich den Schulmeister nicht so häßlich wie Ihr und fürchte, er hat ein Auge auf Eure Heva, seht Euch vor —" war jedes Wort ein Dolchstich für die Mutter.

Sie faßte sich jedoch und sagte laut: „Nur die Eifersucht und der Neid lügen aus Euch, nur weil Herr Elias Eure Töchter nicht mag, sie sind ihm zu häßlich. Und was kann er sie lehren? Er gibt keinen Unterricht im Lügen und im Verleumden. Er ist viel zu fromm dazu und meine Tochter sind zu brav und zu bekannt, um sich um Eure Bosheiten zu bekümmern."

Glaubte sie selbst auch nicht ein Wort ihrer Rede, so erreichte sie doch damit ihren Zweck. Die Frauen entfernten sich, ohne zu antworten, und sie eilte zornroth nach Hause. Auf dem Wege beschloß sie, noch heute hinter die Wahrheit des Gerede um jeden Preis zu kommen. Darum hielt sie an sich und belauschte nur während des Mittagstisches alle Blicke des Schullehrers und ihrer jüngern Tochter. Ueber Kroncie war kein Wort gefallen und sie selbst dachte nicht an sie — sie dachte nur, zornglühend, an „ihre Heva".

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Kosciuszko's Grab in Solothurn.

Solothurn ist ein freundliches, liebes, friedliches Städtchen.

Ich hatte während der acht Tage, die ich hier

ab und zu ging, mehr denn ein mal Gelegenheit zu erfahren, daß die Bewohner von Solothurn auch viel weniger geldgierig sind, wie dies sonst bei den Schweizern oft, dem Fremden gegenüber fast in der Regel, der Fall ist. Die Ausnahmen kommen gerade in den katholischen Cantonen häufiger vor als in den reformirten. Sonst haben die Reformirten überall in der Schweiz große Vorzüge vor den Katholiken, sie sind fleißiger, ordentlicher, gebildeter, sparsamer, reicher, aber die katholischen Schweizer sind dagegen offener, gerade heraus, freudigern Gemüthes, weniger eigensüchtig. Das mehr verkommene Wesen der katholischen Schweizer macht oft einen sehr unbehaglichen Eindruck, wenn man aus einem reformirten Canton in einen katholischen übertritt; aber die derbe Herzensgüte bietet dann mitunter vollen Ersatz für alles, was dem Katholiken dem reformirten Schweizer gegenüber abgeht.

Aehnliche Eindrücke mögen vielleicht mit Ursache gewesen sein, daß Kosciuszko in Solothurn eine Ruhestätte suchte oder fand. Das Haus, in dem er hier wohnte, Nr. 5 neben der Post, ist in seiner einfachen Bescheidenheit doch eine der größten Merkwürdigkeiten, die Solothurn zu bieten hat. Der heilige Urs auf dem Baselerthor, der heilige Mosis vor der Hauptkirche, der sinnig genug einen lebendigen Quell aus dem Felsen zu seinen Füßen schlägt; der Zeitglockenthurm und dessen Uhr mit ihrem Ritter, der jede Viertelstunde pater peccavi seufzend sich auf die Brust schlägt, und ihrem Sensenmann, der alle Stunden das Sandglas herumdreht, ja selbst das Ursus-Münster, die Jesuiten- und Franciscanerkirche mit ihren höchst zweifelhaften Holbein und Rafaelen — würden manchen, der sich in der Welt umgesehen hat, kaum veranlassen, hierher einen kleinen Abstecher zu machen, während das Andenken an Kosciuszko viele treiben wird, sich das Haus anzusehen, das er bewohnt hat.

Mehr aber noch als die Stelle, wo ein ausgezeichneter Mensch gelebt hat, zieht uns der Fleck an, wo er begraben liegt. Das Grab eines großen Mannes unterhält stets das lebendigste Andenken. Kosciuszko's Grab ist in dem eine halbe Stunde von Solothurn gelegenen Zuchwil. Ein paar Bauernhäuser, eine kleine Kirche und ein Kirchhof bilden das ganze Dorf. Die Kirche, der Kirchhof, die duftigen, dichtbelaubten Bäume, der grüne Wald, der fast bis in den Kirchhof hineinreicht, machen dies Plätzchen zu einem herrlichen Friedhofe, zu einer sinnigen Ruhestätte. Vor dem Haupteingange der Kirche in der Mauer des Kirchhofs ist das kleine Denkmal des „letzten Polen". Eine große dunkle Weltkugel mit einem untergehenden goldenen Stern auf einem viereckigen Granitblocke und der Inschrift: „Vivere Thaddaei Kosciuszko 1817", ein paar Trauerweiden rechts und links, ein paar Blumen, eine Lilie vor dem Grabhügel, so war das Denkmal ursprünglich gesetzt. Im Jahre 1844 haben polnische Flüchtlinge es verbessern zu müssen geglaubt, indem sie das von David Angers gearbeitete kleine bronzene Medaillon, mit der Inschrift: „Fratres patri — XV. Oct. 1844", in den Granit hineinbefestigen ließen. Es paßt nicht hierher und macht hier, wie gut es sonst sein mag, gar keinen Eindruck. Die schöne große Einfalt des kleinen Monuments ist dadurch gestört. In diesem einzigen Zusatze auf dem einfach großen Denkstein tritt das kleine Gezerede vieler polnischer Flüchtlinge der Neuzeit neben den großen Gedanken, den allerschütternden Schmerz eines Kosciuszko. Doch wer darf es wagen, mit ihnen zu rechten?

Neben dem Grabe Kosciuszko's liegt rechts das eines Schreinermeisters von Zuchwil, links das einer armen Bäuerin. Das ist die beste Gesellschaft für den edeln Flüchtling, und sein Herz, das nach Krakau gebracht wurde, hätte hier in freier Erde neben freien Bürgern eines freien Landes sicher ruhiger und ungestörter der Ewigkeit entgegengeträumt wie in der Hauptstadt des alten Polen, die jetzt dem fremden Eroberer dienen muß.

Es gibt wenige Namen in der Weltgeschichte, die einen so schönen reinen Klang haben wie der Kosciuszko's. Es ist etwas in diesem Namen, das an die edelsten Menschen, die je gelebt, sich selbst geopfert, sich für ihr Volk und für die Menschheit so innig hingegeben haben, erinnert. Es geht mit den Namen und dem Andenken großer Männer wie mit den Tönen der Harmonie; wenn der eine Ton angeschlagen wird, klingen die andern mit. Kosciuszko, Washington, Hutten, John Hampden sind solche Namen, die harmonisch zu einander gehören und die, so oft sie ausgesprochen werden, in denen, welche Gefühl für Menschengröße haben, die Stimmung der geweihten Stunde heiliger Gedanken an alles Edle und Große im Menschen hervorrufen.

Ich mußte hier auf dem Grabe Kosciuszko's noch ganz besonders an einen ältern deutschen Dichter denken, der mit in die Reihe derer gehört, die zu Kosciuszko's Namen harmonisch anklingen, ich meine Klopstock. Vielleicht war die Aehnlichkeit,

die in den Baumgruppen, dem Charakter der Kirche und der Umgebung zwischen Klopstock's Friedhof in Altona und Kosciuszko's Grabstätte in Zuguell stattfindet, mit Ursache davon, daß es mir so vorkam, als ob beide Geisterbrüder seien. Das Leben Kosciuszko's ist ein Epos, das einst seinen Klopstock finden wird. Der Ruf: Finis Poloniae, der ihm von dem Geiste der Weltgeschichte in den Mund gelegt wurde, ist eine der herzzerreißendsten Elegieen, die je gedacht und gedichtet worden sind. J. Deuxberg.

Der Koran und seine Bilder.

Von Jakob Schaub.

Arabien! Welch ein Zauber der Phantasie klingt aus diesem Worte! Welch bunte Bilder aus den Tagen der Kindheit steigen mit ihm herauf!

Das Leben schleicht da in der Gestalt des Märchens aus „Tausend und Eine Nacht" wieder zu unserer Seele, kleidet sich in seine phantastischen Wundermasken voll heiterer Laune vor uns aus und erscheint in noch höherer Anmuth, in noch schönerem Reize in dem Makamenbilde eines Abu Zeid von Hariri, bald die Schellenkappe der Komik schwingend und eine feurige Liebesarabe auf die Zrende und den Wein anstimmend, bald das härene Gewand der Buße anlegend und in salbungsvollem Ton die Flucht aller Erdenlust predigend, um, nun in höherer Verklärung sich vergeistigend, als Zeile der Weisheit zuletzt in Gnomen und Sprichwörtern aus der Welt der Sinnlichkeit in das Reich des Gedankens hinüberzuleiten. Der goldene Rahmen für dieses phantastische Traumgebilde ist jenes Land des Weihrauchs und der Palmen, des Kameels und des Straußes, der Emire und Scheiks, der Zelttadt und Beduinen, das Vaterland des Kaffees mit Yemen und Mekka, die Heimat des Halbmonds mit Mekka und der heiligen Kaaba, die Wüste mit dem Sinai und den Ruinen Palmyras. Und angehaucht ist dieses reiche Landschaftsbild nicht von dem zarten Dufte nordischer Poesie, sondern von dem glühenden Samum orientalischer Phantasie, während es sanft durchzittert wird von dem natürlichen Wohlklang der arabischen Sprache, die selbst in ihrer Prosa oft in melodischem Rhythmus von den Lippen der Wüstensöhne erklingt.

Die Araber entfalten in ihrer Geschichte das Thatenbuch der goldenen Jugendzeit mit ihrer ritterlichen Tapferkeit und ihrer brennfiedernden Liebesglut. Es bäumt sich auf ihrem heimatlichen Boden das Edelroß der Erde mit seinem Emir im dunkelgebräunten und reichverzierten Kaftan, von dessen Turban die bunte Feder weht und an dessen Seite der rubinbesetzte Damascener blitzt. In seinem Herzen brennt das heiße Feuer des Südens, aus seinem Auge strahlt Lebensglut und Kampfbegierde, wenn über seine Lippen Amar's Liedesstrophe strömt: „Ich freue mich, wenn Schwerter aufeinanderfliegen, da blitzen sie wie deine glänzenden Zähne, wenn du lächelst!" Zuweilen glaubt man sich beim Lesen dieser Gedichte in die Zeit des deutschen Rittertums versetzt. Aber eine Kaaba, ein Nationalheiligthum fehlte damals und fehlt trotz der baierischen Walhalla auch heute noch unserm Volke, um den gekrönten Rundgesang seiner Dichterfürsten, ähnlich wie das hellstrahlende Siebengestirn der arabischen Moallakat, in goldener Schrift auf persischer Seide darin aufzuhängen.

Diese Sonne der Poesie verfinstert sich, als Mohammed das blutige Banner des Halbmonds der arabischen Schlachtenkarawane in die Hände drückt. Mohammed fällt ein hartes Urtheil über die maßlosen Dichter (Sure 26), die „in jedem Thale umherschwärmen". Mit dem Koran wird den muselmanischen Völkern eine neue, mehr animale Seele eingehaucht. Eine grobsinnliche Didaktik tritt neben einer gemein-rohen Erotik an die Stelle der alten lautern Lyrik und das Reimgeklingel an die Stelle des melodischen Rhythmus. Das Märchen, obgleich von Mohammed (Sure 23) verworfen, wird der Liebling der Oase wie des Harems und die Makame die satirische Geißel des aus alter Tradition in der Seele des Volks lebenden Idealismus. Seichte Moral und grober Materialismus sind der Aly, den Mohammed auf das Herz Arabiens gewälzt, während der Fanatismus mit der Schärfe des Schwerts unter dem Khalifat den index prohibitorum librorum bewacht, sodaß selbst unter Harun-al-Raschid nur die geduldeten Wissenschaften und Künste ihre Blüte treiben. Arabien gleicht mit seinem Herzen voll Begeisterung, in seiner vom Islam gepflegten Unwissenheit dem Propheten selbst, der bei seiner bilderreichen Phantasie weder lesen noch schreiben kann, und in seiner Poesie der Wüste, in der nur hier und da eine seltene Oase den Durst des Pilgers löscht.

Wenn nun Goethe in seinem „Westöstlichen Divan" singt:

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen,

so muß man zur Beurtheilung des Koran, natürlich hier mehr nach seiner ästhetischen und poetischen Seite hin, sich nicht nur Land und Volk, auf und unter dem seine Wiege gestanden, im Geiste vergegenwärtigen, sondern man muß auch aus den poetischen Producten der mohammedanischen Völker rückwärts auf den Reichthum der Quelle und die Vortrefflichkeit des Kanons dieser Poesie schließen, nämlich auf den Koran, „der nicht nur des Islams Gesetzbuch, sondern auch das Musterwerk arabischer Dichtkunst" sein soll und von dem Hafis, der Sänger aus Schiraz, sagt:

Durch den Koran hab' ich alles,
Was mir je gelang, gemacht.

Der schlaue Derwisch hält den Koran als das Schwert seiner Sicherheit in der Hand, freut sich aber der Scharten, die er selbst muthwillig in diese scharfe Klinge schlägt. Der Koran muß bei dem Fanatismus der mohammedanischen Völker der scheinbare Grund und Boden all ihrer geistigen Productionen bleiben; inwiefern er selbst dies aber in Wahrheit ist, darin gehen seine Beurtheiler weit auseinander und es ist selbst den muselmanischen Dichtern, auch wenn sie sich den Namen „Hafis", d. h. der im Koran Belesene, beilegen, mit ihrem von der Nothwendigkeit erzwungenen Urtheile nicht ganz zu trauen. Die einen finden in ihm die Quelle aller Poesie, die andern die Blüte aller Phraseologie, während Goethe, der bekanntlich dem Studium der arabischen Poesie Zeit und Arbeit und selbst den morgenländischen Sprachen zum Zwecke der Beurtheilung und Belehrung besondere Aufmerksamkeit zuwandte, von diesem heiligen Buche bekennt: „daß es uns, so oft wir auch daran gehen, immer von neuem anwidert, dann aber anzieht, in Erstaunen setzt und am Ende Verehrung abnöthigt."

Der Koran ist nicht, wie die gläubigen Moslem meinen, in der Nacht der Herrlichkeit (Al Kadar) vom Himmel gefallen, auch nicht von Mohammed, dem Sohne Abdallah's, auf Palmblätter und Pergament niedergeschrieben worden, sondern eine Sammlung von 114 Suren, Reden oder Abschnitten, die ihrem Kern nach wol ursprünglich der Phantasie des Propheten entsprungen, aber in ihrer gegenwärtigen Gestalt der mündlichen und schriftlichen Tradition entnommen sind, wie dieselbe ohne jegliche Kritik von den Khalifen Abu-Bekr und Othman als echt und göttlich angenommen wurde. Die wunderlichen Ueberschriften der einzelnen Suren kommen von dem wunderlichen Zusammenstellen des ganzen Koran her; er ist wie andere Religionsurkunden das Gesammtproduct einer von besondern religiösen Ideen erfüllten Zeit. In der 29. Sure beweist Mohammed gerade durch seine Unwissenheit die Göttlichkeit des Koran: „er habe ja vordem kein Buch lesen, auch keins mit seiner Rechten schreiben können." An einer andern Stelle heißt es: „Jegliches Zeitalter hat seine besondere Offenbarungsschrift." Auch verwahrte er sich gegen die Meinung, daß der Koran das ganze Wort Gottes enthalte, „denn", heißt es in der 31. Sure, übereinstimmend mit einer Stelle im Talmud, „wären auch alle Bäume auf der Erde Schreibfedern und würde auch das Meer zu sieben Tintenmeeren anschwellen, so würden die Worte Gottes doch nicht erschöpft werden können." Am Schlusse der 36. Sure wird ausdrücklich der Koran als ein Buch der Lehre und nicht als ein Kanon der Dichtkunst hingestellt: „Wir (Allah) haben dem Mohammed nicht gelehrt die Kunst zu dichten, auch ziemt sie sich nicht für ihn; denn er, der deutliche und klare Koran, soll nur eine Ermahnung sein." Die Feinde des Propheten gaben den Koran für ein Werk der Dichtung und der Phantasie aus und nannten nach der 16. Sure seinen Inhalt „alte Fabeln", während er den Gläubigen der Kern des Moralgesetzes, „das höchste Gut" ist. Nach der 80. Sure ist der Koran niedergeschrieben auf erhabene reusche Blätter von Engelshänden; aus seinem Worte spricht die Allmacht Gottes, denn die Geister, die ihn nur lesen hörten, wurden (46. Sure) Moslem. Nur der Unglaube versteht den erhabenen Gehalt des Koran nicht, weil ihm (16. Sure) auf das Auge eine Decke gelegt ist. Er wendet sich von ihm ab, wie (74. Sure) ein furchtsamer Esel vor dem gewaltigen Löwen flieht.

Goethe hat recht mit seinem Ausspruche voll scheinbaren Widerspruchs. Der Koran muß den gebildeten Europäer anwidern und zugleich anziehen; das eine durch seine kindische Geschichtsentstellung und derbe Unwissenheit, das andere durch seine ursprüngliche schwungvolle Phantasie und seine Bildersprache aus dem Zaubergarten des Orients. Die sinnlichsten Erzählungen des Alten Testaments, z. B. von Loth und den Sodomitern, kehren in steter Wiederholung und in Uebertreibung wieder und die absichtliche Unkenntniß des „ungelehrten Propheten" kann nur dem gläubigen Auge des Moslem entgehen. Von der Königin von Saba wird berichtet, daß sie zu Salomo gekommen und von demselben nach seier-

licher Audienz in einen Saal geführt worden sei, dessen Fußboden von Glas gewesen. Sie habe ihr Kleid aufgehoben, weil sie geglaubt, sie müsse durch Wasser schreiten. Die Phantasie des Propheten versteht es, einfach schöne Erzählungen des Alterthums in raffinirt sinnlicher Weise auszuschmücken. So ist die 12. Sure, „Joseph" überschrieben, dem Moslem die Lieblingssure des Koran und zeugt in ihrem poetischen Kleide von der poetischen Begabung des Propheten. Joseph wird von seinen Brüdern in das Haus eines Aegyptiers, des Potiphar's im Alten Testament, verkauft. Der Frau des Hauses gefällt seine wunderbare Schönheit und sie wird dadurch zur Sünde gereizt. Joseph ergreift die Flucht, aber sein Kleid wird von hinten zerrissen. Potiphar kommt zu dieser Scene und das Weib erzählt den Vorgang so, daß Joseph zum Verbrecher wird. Aber ein Kind in der Wiege rettet den schönen Juden, indem es spricht: „Wenn sein Kleid von vorn zerrissen ist, dann spricht sie die Wahrheit und er ist ein Lügner; ist aber sein Kleid von hinten zerrissen, dann lügt sie und er sagt die Wahrheit." Potiphar begreift hierauf die Größe der Weiberlist. Aber die vornehmen Frauen der Stadt höhnen über Potiphar's Weib und zwar nicht wegen seines unzüchtigen Wesens, sondern weil sein schöner Sklave es nicht geliebt hat und seine Rache ihr dennoch nicht gelungen ist. Da läßt Potiphar's Frau, um den Weibern der Stadt zu beweisen, daß ihr Auge auf nichts Gewöhnliches gefallen sei und daß sie in gleichem Falle ähnlich fühlen und handeln würden, die schönen Spötterinnen zu einem Gastmahle laden und befiehlt dem Joseph, dabei zu erscheinen. Auf den Tellern vor den Weibern liegen scharfe Messer und als nun Joseph in den Saal tritt, werden alle so bezaubert von seiner Schönheit, daß ihre Augen auf ihm haften bleiben, aber ihre weißen Hände sich durch die scharfen Messer vom Blute röthen. Sie rufen alle: „Das ist kein Mensch, das ist ein Engel!" Potiphar's Weib hat sich gerächt und spricht es nun offen im Beisein Joseph's aus, daß sie das Ziel ihrer Wünsche erreichen werde, wenn nicht dieser hartherzige Sklave sein Weigern in dem dunkelsten Kerker bereuen wolle. Solche lüsterne Künstelei darf aber bei Mohammed, „dem Siegel der Propheten", nicht auffallen, wenn wir aus der XI. und 69. Sure die eigene Moral des sinnlichen Arabers kennen lernen.

Die 11. Sure wird von einzelnen Kritikern als die erhabenste des ganzen Koran bezeichnet, ein Urtheil, zu dem besonders die Bitte Noah's: „O Erde, verschlinge dein Wasser, und o Himmel, halte deinen Regen zurück!" Veranlassung gegeben haben mag, während von Mohammed selbst die 36. Sure, „J. S." überschrieben, das „Herz des Koran" genannt und von dem Moslem den Sterbenden vorgelesen wird. Die 55. Sure könnte man wegen ihres steten Refrains: „Welche von den Wohlthaten eures Herrn wollt ihr wol beugen?" die Chaiel-Sure des Koran nennen, während die 112. Sure mit ihres „Reimes Gleichklang" die kürzeste und doch inhaltreichste des ganzen Koran ist. Sie lautet nämlich:

Gott ist einer,
Er ist von Ewigkeit;
Er hat nicht gezeugt,
Er wird nicht gezeugt;
Ihm gleich ist keiner!

Der eigentliche und poetische Werth fast aller religiösen Urkunden liegt aber neben ihren poetischen Büchern, wie z. B. den Psalmen, dem Buche Hiob im Alten Testament, in dem Gebrauch sinnlicher Bilder für geistige Vorstellungen und Zustände. Das Bild ist das Schwebende zwischen Himmel und Erde, zwischen Körper und Geist. Es verdichtet oft das Unsichtbare zu einem Sichtbaren und trägt uns auf den Wolkenflügeln der Kunst in eine Sphäre, in der aus dem Spiegel des Bildes das dunkle Räthsel des Geistes den Sinnen ahnend erschlossen wird. Der Malerevangelist Lukas hat uns so in den Schriften des Neuen Testaments die Ausgießung des heiligen Geistes in dem erhabensten und lieblichsten Bilde zu versinnlichen gesucht. Und solche Bildersprache ist den religiösen Urkunden aller Völker eigen; dem Norden freilich mehr in den Luft- und Wasserfarben, dem Süden mehr in den Licht- und Feuerfarben dichterischer Phantasie. Gesellt sich dann zu der Einbildungskraft die Speculation, zu den poetischen Gebilden ein gedankenreicher Inhalt, so formen sich aus dem Geiste des religiösen Genius Bildwerke des Wortes, die das Herz entzücken und den Verstand zum Forschen und Enträthseln begeistern. Aber gar häufig sind solche Bildwerke Bilder von Sais, die ihren Schleier nicht von der Hand der Alltagswelt lüften lassen, sondern deren mystischen Gehalt nur der verwandte Geist zu schauen vermag. Sie gleichen den Muscheln, die in gefahrvoller Tiefe die kostbarsten Perlen bergen und die der kühne Taucher oft nur mit Hingabe seines Lebens sich zueignen kann. Darum

heißt es in den christlichen Religionsurkunden vom Himmelreich, daß es der köstlichen Perle des Kaufmanns gleiche, die über alle Güter und Schätze, auch wol über alles Wissen der Sinnenwelt erhaben ist. Solche Bilderſprache steigert sich in künstlerischem Fortschreiten zu tief gehaltenen Analogieen und Parabeln, von welchen Kuno Fischer in seinem „Dante von Verulam" sagt, sie seien „Gleichungen, von denen das eine Glied gegeben ist, das andere gefunden werden soll. Gegeben ist das Bild, zu finden ist der Sinn. Parabeln sind also Sinnbilder, von denen das Bild gegeben, der Sinn aufgegeben wird."

Der Koran ist reich an Bildern und Parabeln, obgleich an Einfachheit, Schönheit, Lieblichkeit, poetischer Form und gedanklichem Gehalt weit hinter den jüdischen und christlichen Religionsurkunden zurückstehend. Mohammed ist mehr Phantast als Künstler und das Manierirte überwiegt bedeutend das Genial-Originale. Eins aber ist ihm eigen, worin er unübertroffen bleibt: die Glut der Phantaſie in der malerischen Darstellung übersinnlicher Zustände. Wir wollen unser Urtheil an Beispielen nachweisen und zu diesem Zwecke die Bilder des Koran in drei Kategorieen theilen: in physische, psychisch-ethische und metaphysische.

Die erste Kategorie ist karg vertreten. Mohammed nimmt das Sinnlich-Sinnliche wie es ist, und verweilt mit seiner Phantaſie am liebsten bei dem Uebersinnlich-Sinnlichen.

Das Bild der Weltschöpfung ist im Koran nur Copie des alttestamentlichen Originals. Den Himmel hat Gott, „der Herr des Ostens und des Westens", siebenfach geschaffen, den unteren mit hellen Leuchtern; er hat ihn des Gleichgewichts wegen auf seiner Wage aufgewogen und an ihm die Thürme des Zodiakus errichtet. Den Menschen hat er aus Thon, wie ein irdenes Gefäß, geformt, den Geist aus reinem Feuer, die Dämonen aus dem Gluthauche des Samum. Das physische Leben des Menschen gleicht „irdischem Geräthe", vergänglich, schwach und zerbrechlich wie dieses. Von allen Thieren wird das Kameel gepriesen und im Bilde „das Schiff der Wüste" genannt und dem Pferde eine besondere Sure (Sure 101) gewidmet: dem schnell eilenden Rosse mit schnaubenden Nüstern, unter dessen stampfendem Hufe die Erde Funken sprüht.

Reicher ist die Kategorie der psychisch-ethischen Bilder, die zwischen dem Realen und Idealen schwanken. Aber auch hier ist das Eigenthümliche und Originelle nur spärlich vertreten.

Jeder Mensch ist prädestinirt zu Glück und Unglück, was in der 17. Sure bildlich dahin ausgedrückt ist, daß jedem Menschen sein Vogel (sein Schicksal) an den Hals gebunden sei. Aber der Mensch will sich nicht in sein Geschick mit Geduld ergeben, wie es die schöne Parabel der 18. Sure darstellt. Moses wandelt neben Elias und kritteelt bei dessen Handlungen, die im Auftrage Gottes geschehen und die Moses nicht begreifen kann. Nun war zwar die Bedingung der Reise, daß Moses sich über nichts von allem, was er sehen werde, mißfällig äußern solle. Elias bohrt in ein Schiff ein Loch. Der Menschenverstand des Moses meistert die Handlung des Boten Gottes. Elias erschlägt einen Jüngling. Moses macht ihm Vorwürfe. Elias fügt bei einer großen Stadt eine sich senkende Mauer ohne Belohnung. Moses tadelt ihn. Der göttliche Bote erklärt nun Moses: Hier scheiden sich unsere Wege. Zuvor aber höre das Warum meiner Handlungen. Das Schiff gehört armen Leuten. Ich machte es unbrauchbar, weil es sonst die Beute in der Nähe lauernder Seeräuber geworden wäre. Der Jüngling war der Sohn frommer Aeltern, aber sein Aug betrat die Straße des Lasters. Sein Tod rettete seine Aeltern vor Verzweiflung. Die Mauer gehörte Waisen ohne Vermögen. Unter ihr liegt ein großer Schatz, den sie bei ihrer Volljährigkeit heben sollen. — Eine ähnliche Parabel erzählt Hans Sachs. Das milde Herz wird in der zweiten Sure in lieblichem Bilde gefeiert. Es gleicht einem üppigen Garten auf schöner Anhöhe, den der Morgenthau und der Früh- und Spätregen tränkt, sodaß sein Ertrag ein doppelter ist; es gleicht einem Samenkorn, das sieben Aehren trägt, jede mit 100 goldenen Körnern. Aber das harte Herz gleicht dem Kiesel der Gasse; mag es noch soviel auf ihn regnen, er bleibt dennoch hart.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Das Nibelungenlied.

Taubstummen schenkt du mir zwar, du redest öfter durch Zeichen
Oder Geberden als durch unser geschmeidiges Wort;
Ja, du bedienst dich auch dann noch des schlichtesten, das du nur findest,
Aber ich nenne dich doch unser unsterbliches Lied.
Kommen werden die Zeiten, wo Aönes grimmige Horden
Uns aufs neue den Kampf bieten am Goldenen Horn;

Und wie die Väter gelegt, so können die Enkel erliegen,
Denen der gläubige Muth fehlt wie das riesige Mark.
Dann ergießt sich der Schwarm, geführt von Attila's Schatten,
Ueber den Stolz der Cultur ohne Erbarmen daher.
Bilder werden zerfetzt und Statuen werden zerbrochen,
Bücher in Bädern verbrannt oder von Pferden zerstampft:
Selbst die Sprachen zerbröckeln und schmelzen am Ende zusammen,
Aber wenn dieses geschieht, ist auch die Brücke gebaut,
Die den ersten Mongolen verlockt, sich hinüber zu wagen
In die verschüttete Welt, welche noch stammelt für ihn.

Trifft er unter den Trümmern den Faust dann oder den Tasso,
Wirft er sie lachend zurück in das durchwühlte Grab,
Denn was hätt' ihm der Doctor im schwarzen Talare zu sagen,
Oder der weise Poet, welcher den Kränzen erliegt?
Aber die Helden Burgunds versteht er, den grimmigen Hagen
Und das rächende Weib, wenn auch das liebende nicht,
Und so schlagen die Rechten, die unsre ältesten Schlachten
Durchgefochten, vereint auch noch die letzte für uns.

Friedrich Hebbel.

Anregungen.

Goethe's Lilli.

Elise Schönemann, die Tochter eines frankfurter Bankiers, gehört in den Kreis jener Frauen, die so mannichfach in Goethe's Leben den Zauber der Weiblichkeit persönlich und poetisch wirken ließen.

Fast wäre sie diejenige geworden, an deren Stelle dreißig Jahre später die Schwester des Verfassers vom „Rinaldo Rinaldini" trat, Fräulein Vulpius, die Frau des großen Mannes.

Goethe erzählt im 17. Buche von „Dichtung und Wahrheit", wie ernst dies Verhältniß auf sein Leben wirkte. Er hatte schon den „Götz", „Werther" und „Clavigo" geschrieben, als er sich von seinen kleinbürgerlichen Bekanntschaften und vielerlei beschränkenden Neigungen zu diesem seinem damaligen Stande als ihm zu jener ebenbürtigen Verhältniß erhob und, wie er in dem kühlen, nicht eben schönen Tone späterer Auffassungsweise sagte, „auch einmal versuchte, wie einem Bräutigam zu Muthe wäre".

Goethe hat gewisse Gattungen von Frauen vorzugsweise kennen gelernt und nach seiner Theorie schwerstillend und geistig nutzentragend zu poetischen Gebilden verwandt: solche, die gewissermaßen unter, und solche, die gleichsam über seiner Leidenschaft standen. Jenen Beziehungen verdankt die Welt seine naiven Frauencharaktere, von der (wol in Friederike von Sesenheim vorgezeichneten) Dorothea (in „Hermann und Dorothea") an, zu Klärchen, Gretchen bis zu Philinen hin, diesen seine Idealgestalten, Iphigenie, die Leonoren, die mehreren Charaktere seiner Romane, die sich sämmtlich zwar ein praktisch tactes Air zu geben pflegen, mehr oder weniger aber doch nur der verschiedenartig nuancirte Ausdruck der weimarischen Hofdame sind.

Zwischen diesen beiden Gegensätzen fehlt bei Goethe jene Repräsentation des Frauenthums, die wir bei Jean Paul, Schiller, Voß und der neuern deutschen Literatur suchen müssen, die Frau der Begeisterung (Iphigenie ist nicht thatbegeistert, sie ist nur rücksichtsvoll und vermittelnd), der Pflicht, der Sorge, der Mühe, der Gleichberechtigung und Ergänzung zum Manne, mit Einem Wort die Heroine ihres Geschlechts.

Hätte Goethe bei Elise Schönemann nicht blos gefühlt, „wie einem Bräutigam", sondern auch wie einem Manne zu Muthe ist, einem Manne, der in der von ihm bitter genug (s. „Wahrheit und Dichtung", Buch 17) empfundenen Abhängigkeit von den Daseinsbedingungen seiner in der Gesellschaft ihm gleichstehenden Frau leben muß, in der Abhängigkeit von den Aeltern, Freunden, Verwandten derselben, die man im Leben nicht so leicht abschütteln kann, wie er in dem Gedichte „Lilli's Park", mit einer sich selbst ironisirenden Verzweiflung gethan hat; wer würde nicht davon nothwendig entstandene Folgen für seinen Genius zugeben müssen? Wer weiß, ob sich das oftmals schon ausgemalte, an sich allerdings müßige Bild, was wol aus dem Dr. juris, frankfurter Advocaten, Notar, Senator, Schöffen, möglicherweise frankfurter Bundestagsgesandten Goethe ohne Weimar in poetischer Hinsicht geworden wäre, nicht auch gemodelt hätte nach den Frauencharakteren, die er schilderte? Wer weiß, ob sein, wie er an sich rühmt, immer realistischer Sinn sich nicht vervollständigend und mannichfacher liebevoll auffassend bewährt hätte im Geiste etwa einer Frau und Schwester des Götz und ähnlich erfundener Charaktere, welche die mächtige Gebundenheit des Mannes durch das Weib noch in anderer Weise versinnlicht hätten, als dies in den der weimarischen Periode entstammenden, mehr aus Reflexion als Wirklichkeit gewobenen ästhetischen und in der „Natürlichen Tochter" bis zur kalten Strenge erfrierenden Weiblichkeiten sichtbar ist?

Goethe verzweifelte damals an den Schwierigkeiten, sich der anspruchsvollern Lebenslage seiner Ver-

lehren gegenüber behaupten zu können. Der Druck ihres Reichthums, der Ansprüche ihrer Familie lag zu schwer sowol auf ihm selbst wie auf dem Stolze, in der besorgten Vorsicht seiner eigenen Angehörigen. Nur mit großem Kampfe riß er sich von dem Mädchen los, dem er „Herz, mein Herz, was soll das geben!“ gesungen. Es bedurfte einer Abhängigkeit wie der, die den „Egmont“ schuf, um die anmuthige, feingebildete und nicht etwa kokette (wie man „Lilli's Park“ falsch auslegen könnte), sondern ihn nur wegen ihrer geselligen Pflichten und wegen einer Art von Vornehmheit zur Verzweiflung bringende Lilli Schönemann zu vergessen.

Das siebzehnjährige Mädchen hatte das Unglück, daß ein zweiter Verlobter, ein junger Kaufmann, Bernard aus Straßburg, nach erlittenen Vermögensverlusten gleichfalls den Muth zu diesem Ehebunde verlor und, ohne sie je wiederzusehen, nach Amerika floh. Ihr dritter, Reiz von Türkheim, gleichfalls aus Straßburg, Volontär im Geschäft ihres Aeltern, der sie schon geliebt hatte, als sie noch mit Goethe und Bernard ging (man fühlt sich an Brackenburg erinnert), heirathete sie dann wirklich. Als Mutter von vier Kindern überraschte sie die französische Revolution mit allen ihren Schrecken. Ihr Gatte, Girondist, stand als Maire von Straßburg der Guillotine nahe. Er floh. Auch sie mußte, da die Schreckensherrschaft Frauen und Kinder als Geiseln zurückbehielt, ihr Heil in der Flucht suchen. Karl immer zu Fuß, als Bäuerin verkleidet, mit ihren Kindern am Arm wanderte sie aus dem Herzen Rothringens mitten durch die französischen und deutschen Heere bis nach Heidelberg, wo sie sich erst mit ihrem Gatten vereinigen konnte. Noch oft prüfte die Charakterstarke und ganz in ihren Lebenspflichten, in der Liebe zu ihrem Gatten und ihren Kindern aufgehende Frau ein wechselvolles Schicksal. Selbst Ministerin wurde sie auf ein Jahr in Baden. Napoleon hatte dem Großherzog erlaubt, ihren Mann, einen tüchtigen Finanzier, zum Finanzminister zu wählen, eine Stellung, die indessen Türkheim bald wieder aufgab. Wenige Jahre nach seinem Tode starb auch Lilli (1817) auf dem Gute ihres Mannes in Rothringen.

Diese Lebensschicksale des einzigen weiblichen Wesens, mit dem Goethe in dem Verhältniß stand, in welchem wir alle zu den Frauen stehen, um deren Liebe und Hand wir mit einiger Schwierigkeit werben mußten, sind mit vielen charakteristischen Belegen in einem Buche mitgetheilt, das, soviel wir wissen, noch nicht im Buchhandel zu haben ist. Der verdienstvolle Veteran des deutschen Kunst- und Buchhandels, Karl Jügel in Frankfurt am Main, hat seine Lebenserinnerungen in einem Werke herausgegeben (unter dem von einer gleichfalls Goethisch-frankfurter Reminiscenz entlehnten Titel: „Das Puppenhaus“), das der Anregen und Begründer des frankfurter Filiale zur Schillerstiftung nur zum Besten dieses von ihm ehrenvoll vertretenen Zweckes und nicht unter vier Thalern verkauft. Für Kenner und Freunde der frankfurter Lokalität (und diese sind durch Goethe, Klinger, Börne, politische und patriotische Beziehungen aller Art in ganz Deutschland verbreitet) gibt es seit lange keine unterhaltendere Lectüre als diese Denkwürdigkeiten eines scharf beobachtenden, witzigen und gesinnungsvollen Geschäftsmannes. Die reichen Kenntnisse, die schlagfertigen Auffassungen, die allem Höhern mit der gleichen gesunden und frischen Natürlichkeit, die sonst nur die materiellen Interessen zu wecken pflegen, zugewandten klaren Gesichtspunkte Karl Jügel's haben ihn in Frankfurt am Main zu einer im edelsten Sinne des Wortes populären Persönlichkeit gemacht. Wie sehr er diesen Lokalruhm, diese Hingebung des ihm für alle seine Vorschläge leicht entgegenkommenden Vertrauens seiner Mitbürger verdient, beweist dies sein „Puppenhaus“. Hinter dem spaßigen Titel verbirgt sich ein starker Band inhaltreicher Thatsachen aus der frankfurter Chronik von Goethe's Jugend an bis herauf in die Zeit, wo seiner der Bundestag, später die einquartierte Bundesgarnison den Charakter der Stadt sehr geändert, den leichtblutigen alten Frankenmann in eine mehr dem Schein als dem Wesen der Dinge ergebene Weise gedrängt haben. Dies über den zurückgebenden alten Bürgerinn Frankfurts mannichfach verstimmte Gemüth verlieh auch den Autor nicht beim Niederschreiben seiner Memoiren, und wenn wir in der Fülle des Anregenden, Belehrenden und Unterhaltenden, das sie bringen, eine tadeln möchten, so wäre es die fast zu oft durchblickende, von der Gegenwart unbefriedigt gelassene Stimmung, die zu einem Besserwerden der Zukunft gar kein Vertrauen mehr zu haben scheint. Jedenfalls möchte man den liebenswürdigen und sinnigen Verfasser fragen: Ist es denn darum, daß es in Frankfurt ungemüthlicher und oberflächlicher geworden, allüberall in der Welt und in den Herzen unserer Zeitgenossen trotz alledem und alledem ebenso schlimm bestellt wie in seiner Umgebung?

Karl Jügel ist selbst der Schönemann'schen Familie angehörig und hat an die Spitze seines Buches Lilli's sauber ausgeführtes Porträt gestellt. Es zeigt einen außerordentlich zarten, lieblichen und dennoch eigenthümlich strengen und in gewissen Dingen sogar unbeugsamen Kopf. Wir suchten nach einer Gestalt in der großen Galerie Goethe'scher Frauencharaktere, auf welche diese edeln und strengen Züge passen würden. Wir gestehen, daß wir keine ganz zutreffende gefunden haben.

Tarnó' Symbolik.

Schiller gibt den Schlüssel zur Menschenkenntniß:

Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie die andern es treiben;
Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz!

Gewiß sehr heilsam gesagt, aber zur Erkenntniß der individuellen Verschiedenheiten reicht dieser Schlüssel nicht aus. Das Treiben des einen Individuums ist oft so sehr von dem des andern verschie-

ren, daß eins das andere nicht versteht und ein Blick in das eigene Herz nicht genügt.

Unstreitig können wir ein Inneres nur durch seine Aeußerungen kennen lernen. Der Aeußerungen gibt es aber zwei verschiedene Arten: mittelbare und unmittelbare. Die mittelbaren Aeußerungen sind: Rede und Handlung; die unmittelbare ist die Gestalt des Individuums. In seiner Gestalt hat sich jedes Individuum am unmittelbarsten, am unverfälschtesten, so zu sagen am naivsten geäußert, und wir beobachten daher, um einen Menschen kennen zu lernen, nicht nur seine Reden und Handlungen, sondern auch seine Physiognomie, seine körperliche Erscheinung und Haltung.

Solange dieses Beobachten der Gestalt nur vereinzelt geschieht, ist es unwissenschaftlich. Die wissenschaftliche Beobachtung sammelt die vereinzelten, zerstreuten Erfahrungen, bringt sie in gewisse Klassen und leitet daraus allgemeine Gesetze ab. Einen großen Schritt hat in dieser Beziehung Carus gethan in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniß", das uns gegenwärtig in zweiter, vielfach vermehrter Auflage vorliegt (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1858).

Es ist zweierlei: ein dunkles Gefühl von der Bedeutung menschlicher Gesammtbildung, sei es eigenes oder fremdes, zu besitzen, oder aber das Mysterium der Gestalt auch wirklich im Einzelnen deuten, dieses Symbol auch wahrhaft im Bewußtsein entziffern zu können. Ein Seherblick, ein Vermögen, bald im geringern, bald im höhern Grade, aus der Hülle den Kern, aus dem Symbol der Gestalt die Art der leiblichen Idee zu erschauen, ist von jeher vereinzelt vorgekommen, und solcher Seherblick gerechte Königen und Heerführern zu großem Vortheil, indem sie schnell aus der Menge die tauglichen Werkzeuge für ihre Pläne herauszugreifen im Stande waren. Wer einen solchen Seherblick hat, der braucht nicht erst zu sagen: „Sprich, damit ich dich sehe!" sondern er sieht den Menschen noch besser, ohne daß er spricht.

Anders ist das Wirken der Wissenschaft. Sie darf diesen Seherblick, der sie selbst überflüssig machen würde, nicht voraussetzen. Sie muß ausgehen von dem, was Entwickelungsgeschichte, Morphologie und Physiologie über die Bedeutung jeglicher einzelnen Bildung des Menschen darzulegen im Stande sind; sie muß vergleichen und messen, welche Seite der Organisation mehr, welche weniger hervorgetreten, und wird Schlüsse daraus ziehen, welche „zwar weniger das Vergnügen des Errathens, dafür aber die Befriedigung der Ueberzeugung gewähren". Doch ist Carus auch einsichtsvoll genug, um einzuräumen, daß eine solche wissenschaftliche Symbolik in ihrer Anwendung nie eines gewissen richtig vermittelnden Gefühls, eines feinern, angeborenen Tastes ermangeln kann; kurz, daß sie, wie viele Wissenschaften, in ihrer Anwendung zugleich gewissermaßen zur Kunst werden müsse. „Der organische Bau des Menschen ist etwas so Incommensurables, etwas so in seiner ganzen Tiefe Unfaßbares, er enthält neben der großen Macht des Rationalen so viel ganz unerläßliches Irrationales, daß nie das Wägen, Messen und Zählen allein ausreichen kann, zum Verständniß desselben zu gelangen."

Indem wir uns auf unsern, bereits früher ausgesprochenen Dank für das Erscheinen dieses geistvollen Buchs beziehen, bemerken wir nur noch, daß in der Nothwendigkeit, davon eine neue Auflage zu veranstalten, der Beweis liegt, wie allgemein verbreitet im Publikum die gleiche Empfindung ist.

Wahrnehmungen.

Du hast vielleicht recht, soweit dein Urtheil die Sache betrifft, und doch geben die Gründe, um derentwillen gerade du so urtheilst, dir unrecht!

* *

Einen unheimlichen Eindruck machen auf uns Menschen, die mit unserer eigenen Natur eine Verwandtschaft haben, dasselbe Lebensziel verfolgen wie wir, sich dazu derselben Mittel bedienen, oft sogar mit uns verwechselt werden und von denen wir uns doch im innersten Kerne und vom tiefsten Grunde aus himmelweit verschieden fühlen.

* *

Ein großer productiver Schöpfer in Kunst, Literatur, Wissenschaft, Staat, Industrie und allen höhern Beziehungen des Lebens findet vor den Schwierigkeiten der von ihm gelösten Aufgabe gar nicht einmal die Zeit, auf sie eitel zu sein. Nur dem Verfertiger der kleinen Dinge, vor allem dem Dilettanten wird es möglich, sich bei der Verwunderung darüber lange aufzuhalten.

Ghasele.

Zwischen Erd' und Himmel gehen
Beten schwebend auf und nieder,
Leise Liebeshauche wehen,
Kunde gebend, auf und nieder!
Sehnend zwischen Erd' und Himmel
Schwebt im Morgengrau die Wolke,
Zieht, aus purpurnem Gewimmel
Rosen webend, auf und nieder!
Sehnend trägt die süßen Klänge
Hoch ins Himmelsblau die Lerche,
Und es wogen ihre Sänge
Herzerhebend auf und nieder!
Sehnend doch mußt du vor allen,
Menschenherz, du kranke Taube,
Zwischen Erd' und Himmel wallen,
Ewig liebend auf und nieder!
Von des Himmels gold'nen Thoren
Weggescheucht ins wüste Dunkel,
Flatterst du verirrt, verloren,
Angstvoll bebend — auf und nieder!

Robert Hamerling.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 25. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

VI.

Nach dem Mittagessen gab gewöhnlich Elias den beiden Töchtern Religionsunterricht. Seit seiner Anwesenheit im Hause hatte Hersa auf ihre Samstagsspaziergänge im Mädchen verzichtet. Da sie Braut war, machte sie keine Ansprüche mehr auf die Herzen ihrer jungen Bewunderer. Kronele verbrachte gewöhnlich ihre Samstagsnachmittage bei Frau Sommer.

Kaum hatten die Töchter ihre Bücher herbeigeholt, so sagte die Mutter: „Kinder, es ist dies vielleicht die letzte Stunde, die Herr Seidel euch gibt. Lernt also schnell, was ihr zu lernen habt."

Bei diesen Worten spitzte Hersa ihren Mund wie ein verwöhntes Kätzchen in die Höhe. Frau Reich, die ihr Auge nur auf sie gerichtet, bemerkte den tiefern Eindruck nicht, den ihre Worte auf Kronele machten.

„Herr Elias Seidel", sagte sie dann, „Sie wissen, ich sage alles offen und gerade heraus. Aufrichtig, warum haben Sie das Dorf verlassen, wo Sie doppelt soviel verdienten als hier bei uns? Gesundheits halber? O nein. Sie waren nicht so krank. Man hat mir andere Dinge erzählt!"

Elias erwiderte, ohne zu zögern: „Werthe Frau, es ist wahr, außer meiner Krankheit, die leider eine allzu große Wahrheit ist, gab es noch eine andere Ursache meines Fortzugs. Ich hatte das Unglück, von einem überspannten Mädchen geliebt zu werden. Sie gedenken dies klingt, so wahr ich es doch."

„Ich habe mir sagen lassen", versetzte Frau Reich, „daß Sie diesem Mädchen Unterricht gaben, so wie meinen Töchtern. Sie wohnten in dem Hause ihrer Aeltern und — frei heraus — man behauptet, Sie hätten sie mit geheimen Zaubereien ganz für sich eingenommen."

„Wohl", antwortete Elias lächelnd, „mit rechten Dingen geht es nicht zu, wenn ein Mädchen mich liebt, entweder ist sie bezaubert oder überlistet."

„Ei, wenn sie verliebt war, warum haben Sie sie denn nicht geheirathet?"

„Ich?" versetzte Elias. „Ich, ein armer Schullehrer, ein Mädchen heirathen, das ein Vermögen von 20,000 Francs besitzt! Ich hätte sie ihren Aeltern abzwingen und verführen müssen und die ist hat sich, Gott sei Dank, Elias Seidel nicht die geringste Unehrenhaftigkeit vorzuwerfen. Und bin ich auch arm an Geld, so bin ich doch reich an Ehre."

Ein Beifallslächeln flog über die Lippen Kronele's, die gebrungten Haupter diesem Gespräche stumm zuhörte.

„Was Sie da sagen", antwortete die Mutter, „beweist mir, daß Sie sich kennen und keine übertriebene Meinung von sich haben. Man gibt einem Schullehrer seine Tochter nicht mit freier Hand. Ich will Sie nicht beleidigen, Herr Elias, ich glaube sogar, daß Sie eine Frau glücklich machen können, aber die Welt bleibt Welt und ein Schulmeister bleibt ein Schulmeister."

„Was kümmert uns all das?“ rief endlich Hera. „Die Mutter hat sich von bösen Weibern einnehmen lassen, wahrscheinlich von der Frau Rat, weil ihre Tochter vor Neid fast vergehen, wenn ich die Lieder von Herrn Elias singe und auf der Guitarre spiele. Herr Elias beehrt mich nicht, ich liebe den Vetter, meinen Bräutigam.“

„Wenn man der glaubt,“ erwiderte die Mutter, „meint man, du wärest allein meine Tochter. Uebrigens, Heirat oder nicht, in einem Hause, wo Töchter sind, muß jeder Argwohn auf der Thürschwelle bleiben! Ich habe heute genug hören müssen und ich bitte Herrn Elias, sich eine andere Wohnung zu suchen.“

„Wenn Sie mir Ihr Haus verschließen“, entgegnete Elias, „verlasse ich das Dorf. Man würde sonst auch hier sagen, ich habe Ihre Tochter beunruhigen wollen. Die Wahrheit ist, denn ich darf sie gestehen, daß jenes Mädchen mich liebte. Statt aber geheime Mittel anzuwenden, ihre Gunst zu gewinnen, mied ich sie, weil ich sie eben nicht liebte. Denn so häßlich und so arm ich bin, nie werde ich ein Weib heirathen, ohne sie zu lieben.“

Dies sagend, erhob sich Elias von seinem Sitze und verschwand.

Die Wangen Kreuele's hatten sich während seiner letzten Antwort mit einer sichtbaren Röthe überzogen. Nie schien ihr ein Mann so schön an Ehrenhaftigkeit, so groß an Würde und Seelenadel. Frau Reich selbst bewunderte im Stillen ihren Schulmeister und gestand sich, daß sie seine Abreise sehr bedauern und ihn nicht so leicht ersetzen würde.

Endlich brach Hera aufs neue das allgemeine Stillschweigen, indem sie sagte: „Elias ist ein Ehrenmann, nie hat er mir eine Artigkeit gesagt.“

Kreuele nickte winkend dieser Meinung bei, stand von ihrem Sitze auf und entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen.

Als Elias am andern Morgen die Treppe herabkam, um sich in seine Schule zu begeben, traf er Kreuele in der Hausflur. Seit lange schon hatte er es nicht mehr gewagt, sie anzureden, jetzt aber wünschte er, in den Augen Kreuele's den Entschluß ihrer Mutter zu entdecken. Er blieb daher stehen und sagte zu dem Mädchen: „Man hat also Ihrer Mutter gesagt, ich liebäugele mit Hera.“

„Hera“, erwiderte Kreuele, „hat Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Ich hoffe also in Ihrem Hause bleiben zu dürfen“, sagte Elias, „Ihre Mutter müßte mich denn fortschicken.“

„Herr Elias Seidel“, erwiderte Kreuele, „thut gewiß niemals, was eines Ehrenmanns unwürdig wäre.“

„Danke, Kreuele, für diese gute Meinung!“ versetzte Elias sich verneigend, zum ersten mal hatte er diesen Namen ausgesprochen. „Sie allein kennen mich.“ Und nachdem er dies gesagt, entfernte er sich langsam.

Er war schon längst aus ihren Blicken und Kreuele stand noch immer auf der Hausthürschwelle wie gebannt und sah ihm nach.

XII.

Je tiefer und je ruhiger der Fluß, desto heftiger wird er, wenn sein Lauf gewaltsam gehemmt wird.

So war es mit Kreuele.

Sie wußte nicht, daß sie Elias liebte und hatte sich noch keine Rechenschaft abgelegt, wodurch von der Sehnsucht ihrer Seele nach einem Blick von ihm noch von dem instinctartigen Vergnügen, Stunden lang in seinem Zimmer zu bleiben und in seine Bücher sich zu vertiefen. Sie fühlte sich glücklich, ohne es zu wissen, und dies Glück war ebenso rein als unschuldig. In ihrer Unwissenheit glaubte sie, es würde immer so bleiben; seit aber die Mutter gedroht, Elias aus dem Hause zu weisen, erhielt ihre Seele eine Erschütterung, die sie in ihren letzten Tiefen bewegte.

So ist der Mensch. Er fühlt sein Herz nur, wenn es ihm nicht mehr angehört, und sein Glück in dem Augenblicke des Entschwindens! Kreuele fand keine Ruhe mehr. Der Schlaf selbst floh sie. Wenn die Mutter schon zürnte, weil sie argwohnte, Elias liebe Hera, was würde sie erst sagen, wenn sie die Wahrheit wüßte, daß ich ihn liebe, dachte sie oft. Sie wollte daher ihr Herz gewaltsam ersticken mit all den Gefühlen, von denen es überströmte. Diese Gefühle waren aber so heftig, daß sie auf den Körper zurückwirkten und der armen Mädchen eine Röthe über die andere in das Gesicht jagten. In Gegenwart ihrer Mutter konnte sie sich Gewalt anthun und schien ruhig, wenn auch blässer als gewöhnlich, allein in Gegenwart ihres Gewissens konnte sie sich nicht verhehlen, daß sie liebe, daß sie umsonst alle ihre Seelenkräfte gegen diese Liebe aufbiete, und dieser Gedanke, diese Entdeckung ihrer Willensohnmacht gegen ihr eigenes Herz machte sie erröthen, so oft sie sich in einem Spiegel betrachtete.

Wie oft wünschte sie, frei von sich selbst zu

sein! Wie oft versuchte sie, seit dem letzten Auftritt zwischen ihrer Mutter und dem Schulmeister, durch langes Herumirren in dem Walde, auf den Wiesen und den Dorfern, sich selbst und das Bild, das sie verfolgte, zu vergessen! Ja, sie mied sogar ihre Herzensfreundin Frau Sommer, weil diese in ihrer Seele las, was sie so gern ausleichen wollte. Jeden Morgen fand sie eine andere Ausrede, um das elterliche Haus zu verlassen: bald galt es, eine arme Verwandte in der Ferne zu trösten, bald mußte sie in die Stadt, um sie von Glias verlangten Bücher und Lieder zu kaufen, ja sie wußte sogar von ihrer Mutter die Erlaubnis zu erhalten, nach Strasburg zu gehen, wo sie bei einer Tante über Nacht blieb und mit ihr verschiedene Einkäufe für die Ausstener Hero's machte. Alles vergebens! Kaum war sie aus dem Hause, so trieb sie es mit derselben Gewalt wieder zurück, und kaum wieder im Hause, wollte sie wieder von dannen. Nicht einmal schlafen konnte sie mehr. Oft weckte sie mitten in der Nacht ihre glückliche Schwester und sprach ihr von dem schönen Wetter und von deren baldiger Heirath. Hero aber, die ihrem zukünftigen Glück endlich entgegensah, bat ihre Schwester, sie schlafen zu lassen, damit sie so — ihre Rosenfarbe nicht verliere!

Seit zwei Tagen schlief der junge Reich wegen einer leichten Krankheit in der Bräutigamswohnung. Abends begab sich Glias zu ihm und las ihm aus einem Buche vor, um ihm die Zeit angenehm zu vertreiben. Kronele, die zufällig in die Stube trat, um ihrem Bruder eine Arznei zu bringen, hatte bemerkt, daß Glias, sobald er sie sah, sein Buch schloß und das Lesen unterbrach. Sie hatte zugleich an dem Einband des Buche erkannt, daß es nicht der Bibliothek des Schulmeisters angehöre.

Gegen 2 Uhr in der Nacht, als das gute Kind vergebens sich alle Mühe gegeben, einzuschlafen, erhob sie sich, warf ein Nachtkleid über sich und schlich in das Zimmer ihres Bruders, wo Glias' Bibliothek war.

Welche Unbesonnenheit! Aber Kronele war ein — Mädchen. Von Neugierde brennend nach dem Buche, das er in ihrer Gegenwart bei Seite legte, fühlte sie noch überdies das Bedürfnis, zu lesen, in der Hoffnung, sich selbst zu vergessen.

Sie fand das Buch auf dem Tische, nahm es und lief wie ein Verbrecher davon.

Als sie die Lektüre hinausdrang, interessirte sie an Leib und Seele. Jetzt erst fühlte sie, wie sie gefehlt hatte. Zum ersten mal in ihrem Leben. Aber alle Gefahr war vorüber. Sie lag auch jetzt neben ihrer Schwester und las in dem Buche. Es war die Geschichte von Paul und Virginie.

Wen Gott liebt, den straft er gleich nach einer üblen That.

Kronele hatte gegen 3 Uhr in der Nacht ihr Buch zu lesen begonnen — gegen 5 Uhr — es tagte schon, als ihre Mutter, die seit einiger Zeit wegen der Gesundheit ihrer Tochter besorgt war, in die „Schlafstube" und überraschte Kronele leise und schluchzend im Bette.

„Gütiger Gott!" rief die Mutter, „was ist vor? Warum brennt das Licht bei hellem Tag und warum weinst du, Kronele?"

Daß sie poetische Thränen über einen Roman vergoß, hätte Frau Reich nie geglaubt, nicht einmal begriffen. Ein mal im Jahr war, am neunten Tag des Monats Ab, dem „Zerstörungstag Jerusalems", jetzt noch Frau Reich auf die Erde, las im Josephus im jüdischen Tenich die Greuelthaten vieler Jerusalems und weinte bitterliche Thränen.

Sie schrieb daher in großem Zorn, als Hero ihr sagte: „Mutter, ich glaube, Kronele ist närrisch. Da sitzt sie schon seit drei Stunden ohne Unterlaß und seit drei Stunden höre ich nichts als Weinen und Schluchzen. So dauert es schon seit drei Wochen."

Der Mutter, die von mancher Thorheit über Kronele bisher zu nichts glauben wollte, wurde es heil vor den Augen. Sie entriß das Buch den Händen ihrer Tochter, zerrte es, fast aus dem Zimmer und hielt ihr kleines, noch schluchzendes Töchterchen.

„Nicht wahr, mein Schatz", sagte sie zu dem Kinde, „du hast mir gestern gesagt, Kronele betrachte den häßlichen Glias?"

„Ja, Mutter", sagte die Kleine, indem sie die Augen verdrehte, „so macht sie ihm Augen."

Hero und die Mutter lachten laut auf, obschon Frau Reich gar keine Lust zum Lachen hatte.

„Und er, mein Engel, was macht er?"

Und das neunjährige Mädchen stieß einen Seufzer aus und sagte: „So schmalzt er."

„Hero", sagte die Mutter, „was denkst du davon?"

„Ich, Mutter?" versetzte diese. „Ich denke dies an Kron und habe nichts zwischen Glias und Kronele bemerkt. Ich weiß nur, daß uns Herr Seidel oft Vorlesungen hält, von denen ich kein Wort verstehe, während Kronele den Hals vorstreckt, als wollte sie ihm das letzte Wort von den

treppen küssen, als verstünde sie das alles besser als ich!"

Kreuele, die sich während dieser Antwort von ihrem Bette erhoben hatte, in dem sie sich angekleidet die halbe Nacht zugebracht, warf einen scheuen Blick auf ihre Schwester und wollte sich, ohne ihr zu antworten, entfernen.

„Ich verbiete dir, fortzugehen", sagte die Mutter.

„Gut, ich bleibe."

„Sieh' mich an, Kreuele. Wirst du mir die Schmach anthun, ein Judenkind zu lieben?"

„Mutter! Mutter!" stammelte Kreuele. Sie wollte antworten, nicht um sich, nur um Elias zu vertheidigen. Dann aber bedachte sie, daß eine Tochter, die mit ein Buch gelesen, immer taub für zarte Gefühle bleiben wird, und da sie andererseits Gott zu beleidigen fürchtete, wenn sie ihrer Mutter Vorwürfe machte, so zog sie es vor, zu dulden und zu schweigen.

Ihr Stillschweigen aber erhöhte den Zorn der Mutter. Es wäre ihr lieber gewesen, ihre Tochter hätte alles abgeläugnet.

„Wirst du mir antworten?" kreischte sie. „Ist's möglich, daß ein fremdes Judenkind über eine Familiengeschichte ist die Augen roth weint! Ich glaubte, nur eine fromme Tochter erzogen zu haben, aber dieser Ort, dieser Gottesläugner hat mir das Herz meines Kindes verdorben! Wer weiß, er hat sie vielleicht gelehrt, ihre Aeltern zu misachten, weil sie nicht so gescheidt sind als er. Aber der Sache wird ein Ende gemacht. Dieser Mädchenverführer muß mir zum Haus hinaus und heute noch!"

„Mutter", antwortete endlich Kreuele, „mir kannst du sagen, was du willst. Aber wenn du Elias verleumdest, begehst du eine Sünde. Nie hat mich Elias etwas Unrechtes gelehrt."

„Ah", schrie aufs neue die Mutter, „bist du endlich da! Du wagst es noch, ihn zu vertheidigen und gegen wen? Gegen mich, gegen deine Mutter? Wäre er doch an seiner Krankheit auf dem Lorje gestorben, wo er ebenfalls ein christliches Judenkind bezaubert hat! Warum mußte er hierher und zu mir ins Haus kommen!" Und indem sie in immer größerer Erregung etwas suchte, um ihre Hände zu beschäftigen — denn geringe Menschen müssen im Zank, wie Seiltänzer, immer etwas in der Hand haben —, rief sie: „Mit natürlichen Dingen geht es nicht zu, daß er Eindruck auf ein junges schönes Mädchen macht! Er hat dich behext, Kreuele, er hat dir einen Liebestrank eingegeben! Es gibt Männer, die Weiber beherrschen, sie brauchen sie nur anzurühren. Ich weiß es schon! Vielleicht hat er verzauberte Münzstücke oder Federn in seinem Buche gelesen." Und indem sie die zerrissenen Blätter des Buches aufhob, näherte sie sich Kreuele und schlug sie damit einige mal aufs Haupt, indem sie rief: „Hinaus mit dem Hexenmeister, dem Gott! Vernichtet und zermalmet möge er sein, so wie ich hiermit im Namen Gottes sein Werk vernichte und zermalme!"

Das arme Kreuele suchte nicht, antwortete nicht. Vor ihrer Ruhe verstummte endlich auch die Mutter, die nicht mehr wußte, was sie thun, was sie sagen sollte, als Herr Elias, der ihr Gerichtet gehört, an der Thür erschien. Ein Blick belehrte ihn über den ganzen Vorfall.

„Frau Reich", sagte er, „ich komme, um Abschied zu nehmen. Ich verreise, und zwar heute noch. Schon seit zwei Monaten hat man mir eine gute Stelle in Afrika angetragen. Nicht allein ist mir das afrikanische Klima empfohlen, sondern man bietet mir auch 1000 Francs jährlich mehr an als hier. Ich hatte es erst abgeschlagen, nach reiflicher Ueberlegung aber habe ich mich entschlossen, die Stelle anzunehmen, und ich gehe, um meine Mutter von diesem Entschluß zu unterrichten. Ich komme nicht wieder, werthe Frau! Ein Commissionär wird meine Sachen abholen. Ich bin niemanden im Dorfe etwas schuldig, es sei denn Ihnen, Frau Reich, für Ihre fast mütterliche Gastfreundschaft, die ich nie vergessen werde. Leben Sie wohl! Meine Mutter wird Ihnen in meinem Namen für alles Gute danken!"

Wie von einem Schlage getroffen, suchte die Mutter ihre Sprache, um zu antworten, und fand kein Wort. Als aber der junge Mann die Schwelle der Hausthür hinter sich hatte, lief sie ihm nach und rief: „Herr Elias, man verläßt ehrlicher Leute Haus nicht wie ein Dieb! Was haben wir Ihnen Leides gethan?"

„Nichts, Frau Reich!" versetzte Elias. „Sie wissen wohl, daß meine Entschlüsse ebenso rasch als unerschütterlich sind."

„Gottes Fluch über Sie!" schrie da Frau Reich auf. „Sie lieben meine Tochter Kreuele. Sie gehen fort, weil Sie wissen, daß ich Sie fortjagen würde."

„Was geht das Sie an?" antwortete Elias, indem er zurückkam, um Kreuele noch ein mal zu sehen; „und stimmen Sie, wen ich liebe oder hasse? Habe ich Ihnen die Geheimnisse meines

Herzens vertraut? Habe ich je von Liebe mit Ihrer Tochter gesprochen? Wollen Sie mich etwa zwingen, meine theuersten geheimsten Gefühle vor Ihnen auszuschütten?"

„Sie haben mein armes Kind mit Zaubereien verlockt; man hat es mir verrathen gesagt."

„Frau Reich", sagte Elias mit ernster, klarer Stimme, „hätte ich diese übernatürliche Kraft, so hätte ich sie gewiß zuerst auf Sie angewandt! Und was Ihre Tochter betrifft" — und dabei sah er sie, betrachtete er sie zärtlich —, „so wird Kreuzle nie ihrer Mutter ungehorsam sein! Das wenigstens hat sie von mir gelernt! Ich habe Ihren Kindern beständig wiederholt, daß nie ein widerspänstiges Kind glücklich sein wird. Ist's wahr oder nicht, Kreuzle?"

„Ja, Herr Seibel," erwiderte diese mit erstickter Stimme, „es ist die Wahrheit und ich werde sie nie vergessen."

„Sie sehen", fuhr Elias fort, „daß Sie weiter von mir, noch von Ihrer Tochter etwas zu fürchten haben. Und weil ich doch gehe, gehe ich lieber als Freund, denn als Feind. Sie haben mir soviel Gutes gethan! Sie haben ein besseres Herz, Frau Reich, als Sie selbst wissen. Ihr Schale ist rauh, der Kern aber ist vortrefflich. Und nun leben wohl und möge Gott euch alle lieben und beschützen und beglücken!"

Er war verschwunden.

Sonderbar! dachte Frau Reich, dieser junge Mensch braucht nur zu sprechen, um wie ein Zauber auf mich zu wirken; ich begreife Kreuzle. Ein Unglück, daß er Schulmeister und der Sohn eines Bettlers ist. Und weil er denn doch fort ist, so muß Kreuzle ihn vergessen.

Dann, indem sie aus dem Zimmer trat, sagte sie laut: „Kinder, kein Wort von allem, was diesen Morgen hier vorgefallen."

„Du glaubst", erwiderte ihr Sohn, der trotz seiner Unpäßlichkeit die Treppe herabkam, um diesem Auftritt ein Ende zu machen, „du glaubst, man habe dich nicht gehört? Da geh' einmal in den Hof!"

Wirklich war der Hof voll Neugieriger, Ehrfurchtsvoller Juden, die dem Schulleher ein lautes Lebewohl zurufen.

Kreuzle hatte sich durch die Küchenthür zu ihrer Freundin geflüchtet und hielt sie weinend um den Hals, indem sie ausrief: „Er verläßt uns, er ist fort!"

XIII

Der Sturm, der über dem Hause Reich ausgebrochen, schien sich mit der Abreise Seibel's, trotz verschiedener Nachschläge, zu stillen. Als der Bote kam, um die Sachen des Schulmeisters zu holen, athmete Frau Reich hoch auf, wie von einer großen Last befreit. „Gott sei Dank, nun sind wir ihn los, nie werde sein Name mehr in unserm Hause genannt! Horch du, Hexe, Kreuzle soll uns nun ihn vergessen! Es ist dies in deinem Interesse, denn ich verheirathe dich nicht vor deiner Schwester und nie werde ich meine Einwilligung geben, daß sie diesen Gek heirathe."

„Ich muß gestehen", versetzte Hexe, „daß ich Kreuzle nicht begreife. So groß auch die Zauberkraft Elias' sein mag, mir schien er immer abstoßend häßlich."

Frau Reich suchte die Räthsel, denn sie schien den Schulmeister nur darum so heftig zu hassen, weil sie im Grunde ihres Herzens die Wahl Kreuzle's sich sehr leicht erklären konnte. Sie begriff wohl die Macht seines Worts und die magnetische Kraft seines Seelenblicks. Ja, hätte sie nicht gefürchtet, ihre Tochter dadurch zu reizen, so hätte sie vor aller Welt Seibel vertheidigt. So dachte sie auch jetzt bei Hexe's Worten: Wenn ich zwischen ihm und Elias zu wählen hätte, ich wüßte schon, wen ich wählen würde. Nun ist's aber einmal so, der eine ist reich, der andere arm; der eine ist der Sohn meiner Schwester, der andere das Kind eines Bettlers.

Wie ein überschäumender Fluß nach und nach in sein Bett zurücktritt und Tag nach oben nach unten gräbt und aushebt, so Kreuzle, die ihre ganze Ruhe wieder erlangt zu haben schien. Sie hatte sich Rechenschaft von ihrer Lage und der ihrer Eltern gemacht. Meine Mutter, sagte sie zu sich selbst, will nie zugeben, daß ich Elias heirathe, darum muß ich auf jede Heirath verzichten. Ich muß und soll meiner Mutter gehorchen. Das ist die Pflicht eines jeden Kindes. Aber sie überredet mich und kann mich nicht zwingen, einen andern zu heirathen. Man kann den Esel zwingen, an den Brunnen zu gehen, sagt ein Sprichwort, aber man kann ihn nicht zwingen, zu trinken. Ich bleibe ledig.

Dieser Entschluß gab Kreuzle in kurzer Zeit ihre Ruhe und ihre Schönheit wieder.

XIV

Kreuzle hatte von Natur die Macht, sich allem zu leihen und in vielen Situationen sich zu

zwingen und glücklich zu machen. Von Kindheit an lebte sie in einer phantastischen Welt. Als sie noch nichts gelesen hatte, nannte sie schon von einer Gesellschaft, wo die Männer andere Sitten und eine andere Sprache hatten als diejenigen, welche sie in ihrem Lande vor Augen sah. Diese Träume waren die Folgen einer Feengeschichte, die man ihr erzählt hatte. In ihrer naiven Unwissenheit wähnte sie, eine solche Welt müsse sich wol nur in Paris finden, weil dort ein König und eine Königin wohnten. In ihrer Verzweiflung aber mußte sie zum voraus auf den Wunsch verzichten, jemals Gesellschaft von weitem nur zu sehen, denn dieser König und diese Königin waren von einer andern Religion als der ihrigen. Sie konnte nicht begreifen, warum Frau Semmer Paris verlassen, um ihrem Soldaten in ein elsässisches Dorf zu folgen; sie wußte nicht, daß ihre Freundin in Paris Kammermädchen war und daß sie den Vater ihres Kindes heirathete. Gerührt mußte sie sich aber, daß, obschon Herr Semmer nicht ihrem Ideal entsprach, er doch gebildeter und gerechter in seinem Handeln war als alle andern Dorfbewohner, ja sogar als ihr Vetter Leon, der zwar von Herzen gut, aber roh und eingebildet auf seinen Reichthum und seine Jugend war.

Seitdem aber Kreuele die Bibel gelesen hatte, seitdem sie Männer wie Moses, Joseph, David und Salomo bewunderte; seitdem sie sogar einige Redensarten kennen gelernt, die Gut und Blut der Erwählten ihres Herrn ausopferten, verwandelte sich die Gleichgültigkeit, die sie bisher für ihre nächste Gesellschaft gehabt, in Verachtung. Sie machte hierin keine Ausnahme. Vater und Mutter ehrte sie, weil es ihr Gott befohlen hatte und weil sie in allem Gott gefallen wollte, den sie nach dem Befehl ihres Lehrers von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit ganzer Kraft liebte, aber sie schätzte sie wenig. Eben daher, weil sie sich streng an Gottes Gesetz hielt, kam sie zu dem Entschluß, Elias nicht gegen den Willen ihrer Aeltern zu heirathen, aber auch zugleich lieber zu sterben, als einem andern anzugehören. Meine Mutter, dachte sie, kann mich auch nicht zwingen, fröhlich zu sein und an den groben Lustbarkeiten des Dorfs theilzunehmen, wenn ich es vorziehe, mich in meine Stube einzuschließen und ein frommes Buch zu lesen. Was vor Gott erlaubt, ist es auch vor der Mutter.

Sie beschloß auch zugleich, nie sich mit ihrer Mutter von ihren Indianen zu unterhalten. Meine Mutter, dachte sie, hat nie gebetet, glaubt nicht an Liebe. Sie würde mich auslachen.

Kreuele, deren Seele nie eine irdische Leidenschaft gefühlt, hatte keinen Sinn für die körperliche Schönheit eines Mannes. Ein Mann in ihrer Phantasie war nur ein edleres Mädchen und fast alle unschuldigen Jungfrauen haben diesen idealen Begriff von einem Jünglinge. Nicht etwa, daß sie einen Mann mit einer Mädchenschönheit sich wünschen; im Gegentheil! Nur malen sie sich einen Gatten, der mit der Kraft, die ihnen fehlt, alle zarten Gefühle und bescheidenen Streben der Selbstaufopferung, deren sie sich selbst fähig glauben, vereint. Ihr höchstes Glück ist, einem Manne anzugehören, der in seinem strahlenden Lichte alle, die sich ihm nähern, gleichsam erleuchtet und verschönert. Sie vergessen nur, daß jedes Ausstrahlen eine Flamme voraussetzt und daß sie der Gefahr ausgesetzt sind, sich entweder an diesem Feuer zu verbrennen oder in allzu großer Nähe nichts mehr vom Lichte zu sehen und sich an den Kohlen und an der Asche zu beschmutzen.

Nie hatte Kreuele die Häßlichkeit des Schulmeisters bemerkt. Sie sah nur die Schönheit seiner Seele, die ihr Mutter selbst nicht leugnen konnte, und die besiegende Macht, die er auf alle ausübte, die ihm zuhörten. Elias war der erste Mann, der sich von all den Männern, die Kreuele kannte, durch geistige und ideale Eigenschaften auszeichnete.

Bald schien es ihr, als könne sie sich von allen ihren Gedanken nur Rechenschaft geben, seitdem sie Elias kennen gelernt hatte; als hätte sie nie, ehe sie ihn kannte, das Dasein ihres Herzens gefühlt. Ihr Leben hing für sie von der Stunde an, wo Elias zuerst ihr Unterricht gab.

So stark auch der Wille eines Weibes ist, es ist sich seiner unbewußt, ehe es von dem Willen eines Mannes beherrscht und belebt wird. Elias lebte übrigens wie sie in einer höhern Welt der Wissenschaft und der Religion, während die andern Männer von nichts anderm als von Aeckern, Rüben, Ochsen, Pferden und Branntwein sprachen. Nie hatte er seine Meinung über die Schönheit oder Häßlichkeit eines Mädchens geäußert, nie unterhielt er sich außerhalb seiner Lehrstunden mit einem Frauenzimmer; er schien nur für die Wissenschaft und Gott zu leben.

Sei es durch seinen Lehrstand, der große Geduld erheischt, sei es durch seine Natur, der weder Zorn noch Unmuth eigen, Elias war sanft und nie hatte ihn jemand ereifert gesehen.

Frau Reich sagte, brachte es trotz ihrer bekannten Sticheleien nicht dahin, ihn aus seinem Gleichmuth und seiner Würde zu reißen.

Kreuzle dachte daher eher an das Glück, Elias als Lebensgefährten denn als Ehemann zu besitzen. Weil, wie man sagt, ein Mädchen früh oder spät neben einem Manne leben muß, so wäre es ihr am liebsten gewesen, zu keinem andern glaubte sie es erlauben zu können, sie mit zu umwerben.

Somit hatte Kreuzle ihre Wahl getroffen. Ihr Zauberpalast war erbaut. Ihre Seele hatte Ruhe davon genommen und so leicht war es nicht, sie daraus zu bannen.

Nichts ist tyrannischer als der Wille eines liebenden Herzens, der sich von allem zurückzieht und in seinem Alleinsein sich selbst und andern beschwerlich und Gleiche verscheucht. Wehe dieser Seele schon, wenn ein stärkerer Wille sie gewaltsam aus dieser dürftigen überirdischen Welt reißt.

Eine Seele, die ihren Willen verliert, stirbt. Kreuzle hatte eine Ahnung von dieser Wahrheit. Sie fühlte, daß, wenn ihre Mutter oder Elias selbst ihr verbiete, in diesem Traume zu wandeln, sie, wenn auch nicht auf der Stelle, doch langsam dahinsterben würde.

Was kümmert aber der Tod eine liebende Seele? Ist er nicht selbst eher eine Hoffnung als eine Landung?

Man verdient einem Mädchen, von dem Geliebten zu träumen — Leben ist allenfalls nur eine ewige Verbannung, Sterben aber ist vielleicht eine Wanderung zu dieser Zauberstelle.

XV

Frau Reich, der mehr Herz hatte, als Kreuzle ihr zutraute, ließ sich von der schlauen Art ihrer Tochter nicht täuschen und glaubte die Schlacht nicht gewonnen, weil der Feind das Schlachtfeld verlassen. Sie hatte eine neue Unterredung mit ihrem Manne, nicht etwa, um seine Meinung zu erfahren, sondern um ihm ihren Entschluß, Kreuzle um jeden Preis zu verheirathen, mitzutheilen.

Sie gab daher allen wandernden Heirathsmaklern Befehl, einen ihnen frommen Israeliten aufzusuchen, der Kreuzle mit 10,000 Gramm Mitgift und einer reichen Aussteuer zu ehelichen wünsche.

Sonderbar! Kaum hatte Elias das Dorf verlassen, so wollte ein jeder gerichen und gewußt haben, daß Kreuzle in ihn und, was noch mehr, der Schulmeister in Kreuzle verliebt sei. Frau Rau und ihre Tochter, denen es nicht an Witz fehlte, hatten nicht auf, zu Herrn Elias' Lobe zu sprechen; selbst in Gegenwart der Frau Reich thaten sie, freilich um sie zu ärgern, ihrer Tochter Kreuzle, weil sie als eine wahre Pandorra die Vorurtheile verschmähte und den Grundsatz verbreitete, daß die Wissenschaft es wol mit dem Golde aufnehmen könne.

„Die Wahrheit ist", erwiderte Frau Reich darauf, die ihrem Herrn mit einem Lächeln verbot, „daß mein Kreuzle nur zu winken braucht, um den Elias als Mann zu bekommen. Ich kenne schon junge Töchter, die viel mal so reich sind wie die meinen, und von denen Elias seine Heirathen wurde, und wäre sie auch so schön wie meine Hexe!"

Trotzdem mußte Frau Reich, daß die Mädchen recht hatten. Daher folgte sie einem Vorschlage Frau's und bat alle jungen Bursche des Dorfs, die gerne eher kleine Ansprüche auf Kreuzle machen, den Schulmeister zu verhöhnen und zu verkleinern und besonders nie etwas Gutes von ihm vor ihrer Tochter zu berichten.

Diesem Wunsche wurde reichlich entsprochen. Natürlich ohne Erfolg.

XVI

Es war in der nächsten Woche, als ein alter Jude im Dorfe einkehrte und sich zur Frau Reich begab, um ihr eine Partie für Kreuzle anzusagen. Lieb war ihr, den Abends wiederkommen, um in Gegenwart der ganzen Familie seinen Antrag zu wiederholen.

Als er kam, sagte die Mutter zu Kreuzle: „Mein Kind, du in der Schachtel, der Bub zu verheirathen wünscht. Er weiß, was in seiner Hand verschlossen ist. Da du aber auch weißt, daß ich dich nie einem Bräutigam zur Frau geben werde, so weiß du ihn anhören und ihm überlegt deine Meinung sagen."

Kreuzle antwortete nicht.

„Meine Antwort, gute Antwort", sagte der Alte, der sich in seinem Stuhl zurechtsetzte und anfing: „Der junge Mann, den ich Euch vorschlage, ist ein ehrliches Kind frommer Israeliten aus dem Dorfe Oberle. Er ist 25 Jahre alt, reich und handelt mit Pferden. Glaubt mir, liebes Kind, wenn ich hierher gekommen bin, um Eure schöne Hand für einen meiner guten Freunden zu fordern, so habe ich meine guten Freunde dazu gebeten. Ich habe mich im voraus

aber alles erkundet und wußte, daß ich es mit einem schönen, feinen und frommen Judenkind zu thun habe. Herr mir wohl zu! Ihr müßt nicht glauben, wir brauchen Euer Reichthum — ich habe ja in meiner Rocktasche fünf, sechs junge, prächtige Mädchen, drei mal reicher wie Ihr — und ich bin eigentlich kein Schatchen, ich bin der Rhgriandu, der Reichstech von meinem lieben, guten Karl, so heißt mein Freund — Gott soll mir ihn leben lassen! Wahr ist's, er glaubt, Ihr seid eine Schönheit — und daher habe ich Euch sehen wollen, ehe ich ein Wort von allem Eurer Mutter gesagt habe, damit mein Karl in seiner Erwartung nicht betrogen werde. Ihr Pferde aber habt Ihr bekommen. Mademoiselle, ich bin kein Schmeichler, aber ich gestehe, daß Ihr mir ganz besonders gefallt. Ihr habt eine englische, feine Schönheit. Ja, ich finde Euch schöner als Hasse, und sie gilt doch im ganzen Ganten für das schönste Judenmädchen."

Kreuzle aber lachte spöttisch und sagte: „Was, was Ihr da gesprochen habt, wird Euch von dem jungen Manne erzählt. Euch soll ich nicht berathen, sondern ihn. Mag er denn kommen und mir seinen Antrag machen, ich will ihm kurz mit Ja oder Nein antworten."

„Nun", versetzte der Alte, „wünscht Ihr, daß er selbst komme?"

„Ich verbitte mir manchen unter Hause", erwiderte Kreuzle, „mir meine Mutter ist stolz darauf, ihrem Erwarten, reich aber arm, ein Nachtessen und ein Bett anzubieten."

„Pfui, Kreuzle," sagte der Vater. „Du bist klüger als deine Mutter, die immer sagt, daß du dich gar nicht verheirathen willst."

Bei diesen Worten fuhr Kreuzle zusammen. Sollte meine Mutter mich errathen? dachte sie, indem sie sie zärtlich anblickte. Sollte sie in meinem Herzen gelesen haben?

Frau Reich hatte den Blick ihrer Tochter verstanden und kaum war der Schatchen fort, so sagte sie zu ihrem Manne: „Wir werden leeres Stroh. Unsere Tochter heirathet keinen Handelsmann, den Glaus will sie! Sie bringt mich noch vor Jahr früher ins Grab."

Am andern Morgen erwartete Frau Reich umsonst den Alten, der ihr versprochen hatte, den Kaffee mit ihr zu trinken. Sie schickte ihren Sohn, um ihn zu holen, er hatte aber das Dorf schon bei Tagesanbruch verlassen.

Kreuzle und Frau Sommer waren ihm bis nach der Herberge gefolgt und Kreuzle hatte ihm zwei Louisd'or für das Versprechen gegeben, daß er nie wieder ins Dorf kommen wolle, um sie zu verheirathen.

XVII.

Solange Kreuzle sich bemühte, ihre Tränen zu entfernen, sah man auf ihren Gesichtszügen keine Spur von dem innern Seelenschmerz; sobald aber dieser Kampf unnöthig ward, wurde sie tagtäglich blässer. Ihre Wangen furchten sich, um ihre Augen zog sich eine bläuliche Linie, ein Zeichen der Erschlaffung, und bald mußte sie sich in der leichtesten Arbeit minutenlang unterbrechen und sich ausruhen. Frau Sommer hatte diese Unwohlsein früher als Frau Reich bemerkt, und mit der wahren Ursache nur zu wohl bekannt, schrieb sie folgenden Brief an Claus, dessen Adresse sie in Straßburg erkundigt hatte.

„Mein Herr!

„Sie kennen die Schreiberin dieses Briefs als eine ehrliche, schlichte Frau und als die einzige Freundin Kreuzle's, Ihres Zöglings. Sie glauben mir, also, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihnen ohne Wissen meiner unglücklichen Freundin schreibe. Ich habe lange gezögert, ehe ich mich selbst dazu entschloß; es handelt sich aber um das Wohl einer schönen Seele und einer treuen Freundin. Gebe Gott, daß mein Entschluß zum Guten ausfalle!

„Mein Herr! Seitdem Sie unser Dorf verlassen haben, weiß jedermann, daß Kreuzle Sie liebt; niemand aber weiß, ob Sie dieselbe lieben oder je geliebt haben. Nicht einmal ich, ihre einzige und beste Freundin. Sollten Sie ein schlimmes Spiel mit ihr getrieben haben? War's möglich, daß Sie sich den Anschein gaben, ein junges, unschuldiges Mädchen zu lieben, ohne sich für etwas Heiliges zu empfinden? In diesem Falle ist es Ihre Pflicht, wie es zu gestehen. Ich weiß, die Welt verzeiht solche Fehler leicht. Oder haben Sie wirklich meine Freundin geliebt und seitdem vergessen — denn „Aus den Augen, aus dem Sinn", sagt das Sprichwort — nun, so ist es ebenfalls Ihre Pflicht, mir die Wahrheit zu sagen. Denn ich darf, ich muß Ihnen wohl gestehen, daß Sie das Herz, das Glück und vielleicht das Leben dieses Engels gerauht haben.

„Ohne von Ihnen zu sprechen, schlägt Kreuzle, die mit Recht diesen Namen trägt, alle Partien aus, die ihr angetragen werden. Man verwundert Sie in Gegenwart meiner lieben Freun-

den, man spottet über Ihr Kreuzerl — Kreuzle bleibt still und glaubt Sie nicht einmal gegen Ihre Feinde vertheidigen zu dürfen, die sie nicht als Ihnen ebenbürtig betrachtet. Sie anempfiehlt sogar ihrer Mutter nicht, die alles, aber vergebens, anwendet, ja sie sogar mißhandelt, um sie zu reizen und in Zorn zu bringen. Aber Kreuzle verbirgt lieber ihre Thränen und schweigt. Für Sie dulden, ist ihre höchste Wonne. Ich hätte Ihnen alles dies viel mehr schreiben, wenn nicht diese Kämpfe, dieser beständige Krieg einer schwachen Weiblichkeit gegen seine ganze Familie, ja gegen das ganze Dorf — denn es gibt kein Dorfjunge vor der vorüber, ohne sie zu necken, wenn der Prinz Eugen die Schönheit Kreuzle in einer goldenen Kutsche holen wird —, wenn nicht, wie ich sage, dieser beständige Krieg die Gesundheit und das Leben meiner Herzensfreundin ernstlich bedrohte. Kreuzle gleicht sich nicht mehr seit Ihrer Abreise und ich fürchte, daß sie innerlich zerbrechen ist, eher zu sterben, als Ihnen freiwillig zu entlagen.

„Ich frage Sie ernst und aufrichtig: lieben Sie Kreuzle? Oder haben Sie sie gelockt um sich zu vergnügen?

„Wenn Sie unsere Freundin lieben, so ist's Ihre Pflicht, sie zur Heirath zu verlangen. Denn weiß sich verheirathen, denn sie kennt 17 Jahre alt. Die Mutter aber sucht Zeit zu gewinnen, denn sie hofft, Kreuzle werde Sie vergessen. Sie irrt sich; Kreuzle vergißt Sie nie, selbst wenn Sie ihrer vergessen hätten.

„Ich weiß, daß Sie mir antworten können, Ihren Rang würde Ihnen die Hand ihrer Tochter verlagen. Möglich, möglich auch nicht. Mein Mann sagt: ein Ehrenmann muß vor allem seine Pflicht thun, das andere Gebe bei Gott.

„Wenn es aber wahr ist, was ich es oft hören mußte, daß Sie geheime Mittel besitzen und anwenden, um sich beliebt zu machen, ohne je etwas Heiliges, ohne je Liebe für ein Mädchen zu empfinden — ich glaube es nicht —, so sollten Sie doch aus Mitleid mir in einem Briefe das Geheimniß mittheilen, auf daß ich das Leben meiner unschuldigen und reinen Maria rette, damit Kreuzle Sie vergesse und ihren Aeltern, ihrer Freundin, sich selbst erhalten bleibe.

„Ich erwarte von Ihnen eine ehrste rasche als bestimmte Antwort. Mir nicht antworten, hieße sich selbst gestehen: ich bin ein Heuchler und ein Mörder, wogegen Ihre Antwort dem armen Mädchen einen glücklichen Moment verschaffen würde. Verzeihen Sie meine derbe Aufrichtigkeit.

Gräfin Sommer."

Kaum war ein Monat verflossen, seit Frau Sommer ihren französischen Brief auf die Post gegeben hatte, als sie folgende Antwort aus Wien erhielt:

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Aus Kaiser Joseph's letzten Lebensjahren.

Skizzirt.

An einem Frühlingsmorgen des Jahres 1787 lehnte der Kaiser Joseph II. an dem geöffneten Fenster seines Arbeitszimmers auf dem Schlosse zu Schönbrunn und schaute, in Gedanken versunken, nach den waldbewachsenen Bergen drunten.

Eine Weile mochte er so gestanden, betrachtend vermeint haben, als ein eigenthümliches, auffallendes Geräusch an ihm drang. Es klangen Stimmen in einiger Ferne, ein Trubeln des Volkes, um so seltsamer, da sich gewöhnlich unter dem Fenster eine Schildwache befinden mußte. Neugierig beugte sich der Kaiser weiter hervor und sah jenseits des Wegs, der an der Front des Schlosses vorüberführte, hin, wo nicht weit von ihm die Schildwache, ein Garde-Grenadier, damit und mit einer Person zu sprechen schien, welche das Gedränge verursachte. Wenigstens sahen drei seiner Bewegungen darauf hin, da er bisweilen mit der Hand nach der bezeichneten und oft mit wiederholt heftig mit dem Kopfe aufschlug. Jauchzen flogen sogar einzelne Worte, die der Grenadier unwillig und ärgerlich halblaut sprach, zum Fenster herauf. Alles machte dem Kaiser um so mehr auffallen, da niemand während seiner Anwesenheit vom Glacis betreten durfte, überdies die heute Morgenstunde hiezu noch nicht erwarten ließ. Regierungsrath beobachtete er den Grenadier, der hochgewachsen, schönen Gesichts, einen Musketier hatten verprügelt und doch so seine Pflicht vergaß.

„Nun entlasse Euch aber, Peter!" vernahm er endlich ziemlich deutlich und der Grenadier machte zugleich eine heftige Bewegung mit der Hand nach dem Gewehr hin. „Ich darf nicht mit Euch sprechen und Euch an diesem Ort lehren! Es ist um mich geschehen, wenn Ihr hier bemerkt werdet. Da seht, des Kaisers Fenster steht offen und er ist gar früh auf! Wenn er uns hörte!"

„Den Kaiser will ich ja eben sehen, ihn spre-

den!" entgegnete eine etwas härtere, rauhere Stimme im steiermärker Dialekt hinter dem Strauche hervor. „Weiß du nicht, Antonel, daß das der einzige Weg ist, um dem Kaiser zu retten? Unser guter Kaiser muß es erfahren; denn nur er allein kann uns helfen. Hier hast du das Briefel, daß sie dir schrieb und das ich dir gegeben, dann wirst du erst ihre Noth, ihre Angst und ihren Kummer kennen! Würde ich wol sonst einen so weiten Weg nach Wien und von da zu der nach Schönbrunn unternommen haben? Antonel, höre mich!" Und er trat dem Grenadier näher, sodaß ihn der Kaiser genauer betrachten konnte. „Sprich mit dem Kaiser, aber laß mich mit ihm sprechen! Du bist gewiß noch mein braver Sohn, wie du warst, als du diese Mütze und diesen Rock noch nicht trugst."

Der Alte hatte dabei die Hand auf die Schulter des Grenadiers gelegt und schaute ihm erwartungsvoll ins Gesicht. Dieser schwieg eine kurze Zeit, als kämpfe er mit sich selbst und halte Rath, was er beginnen und wie er den Vater beruhigt vernehmen bringen solle. Mit jedem Augenblick wuchs seine Verlegenheit, ängstlich umrannt sah er sich um, richtete sich dann straff empor und schob den Alten sanft von sich.

„Gehe endlich, Vater!" sagte er, „? Uhr werde ich hier abgelöst und bis Uhr kann ich Euch einige Augenblicke vor dem Schloßthore sprechen; dann wollen wir das Weitere miteinander verabreden!"

Und damit begann er wieder seine unterbrochene Wanderung mit festem Schritt unter den Fenstern des Schlosses, der Alte aber wendete sich nach der entgegengesetzten Seite des Gartens und war bald den Augen des Kaisers entschwunden.

Der Kaiser, in seiner menschenfreundlichen, theilnehmenden Weise, dachte schon weniger an die Pflichtverletzung seines Grenadiers als an die Klage des Vaters. Oft hatte er seit kurzem aus Steiermark Berichte von den Bedrückungen der Gutsherrschaften erhalten, er wollte endlich einmal klar sehen und sein Entschluß war gefaßt.

Freilich wußte der arme Bauer, der in diesem Augenblick Todesangst litt, nichts von der freundlichen Meinung des Kaisers. Denn als er auf seinem Rückweg über die Gartenthür steigen wollte — es war der Weg, auf dem er den Garten betreten, hatte ein Gärtnerbursche ihn bemerkt und festgehalten. „Halt da!" schrie er ihn an. „Was hast du im Garten gemacht? Gestehlen?"

Zornig und nach Athem ringend stotterte der Bauer: „Verzeiht, ich war dort bei meinem Sohne, der unter den Fenstern des kaiserlichen Zimmers Schildwache steht, und sprach mit ihm. Hier bin ich hereingestiegen, weil ich anders nicht zu demselben gelangen konnte, und hier wollte ich wieder herausklettern. Ich bin ein ehrlicher Bauersmann aus Munddorf im Steiermarkischen unweit Marienzell. Kommt mit zu meinem Sohn, er wird Euch sagen, daß ich Wahrheit gerede!"

„Du lügst ganz offenbar!" rief der Gärtner. „Eine Schildwache darf bei Kaiserlichen mit niemand, selbst nicht mit dem eigenen Vater sprechen! Und dann darf keiner bei Gefängnißstrafe in den Garten! Du bist ein Gauner! Marsch, fort, auf die Schloßwache," und er stieß den alten Bauer vor sich hin, der Gegend zu, wo Antonel noch auf seinem Posten stand.

Unterdeß war der Alte ruhiger geworden; denn der Irrthum mußte sich ja durch seinen Sohn aufklären; aber welch Unglück, daß sich dabei zugleich dessen Schuld herausstellte! An sich selbst dachte er nicht mehr. Er war seinem väterlichen Gefühlen gefolgt und hatte seinen Sohn, unbekümmert, ob er den Garten erstiegen und ihn dort auch aufsuchen, ihn sprechen durfte, von der Noth seines Hauses unterrichten wollen; noch weniger glaubte er, ihm dadurch große Verlegenheiten zu bereiten. Keine Macht wäre vermögend gewesen, ihn noch länger aufzuhalten, als er nach vielfältigem Forschen und Fragen endlich erfahren, daß Anton von 6 Uhr des Morgens an im Garten Wache stehe, und als man ihm gesagt, daß kein Fremder hineingelassen werde, war er ebenso schnell zu dem Gartenthore gelangt, die Pforte zu übersteigen. Sechs Tage befand er sich auf der Wanderschaft, hatte weder Zeit, noch Anstrengung, noch Geld gescheut, seinen Sohn zu sehen, und nun in Schönbrunn angekommen, sollte ihn ein Pförtner und ein Gauner von ihm noch länger trennen? Rasch ist die Pforte überstiegen und lauschend lenkt er seine Schritte der Front des Schlosses zu, er erblickt seinen Sohn; die Freude ist übergroß; er hätte laut jubeln mögen; doch nimmt er sich noch, da das hohe Schloß, die Nähe des Kaisers, dem ja eigentlich seine weite, beschwerliche Reise zumeist galt, ihm Ehrfurcht, Staunen einflößt. Hastig, doch leiser, als er sonst gewohnt, eilt er der Schildwache zu, die nicht wenig erstaunt, einen Mann in der ihm so theuern Landestracht auf sich zukommen zu sehen. Der Grenadier sagt, ihm gebiete die Pflicht seines Berufs, den Fremdling sofort aus seiner Nähe zu treiben, ihn der

Bedeutung für seinen Schmerz zu übertäuben, doch — da erkannte er seinen alten Vater. Verwunderung, Schreck, aber auch Freude schien seine Züge; ihm ist's nicht möglich, einen Laut von sich zu geben, bis der Ruf des vor Freude jubelnden Alten: „Mein Antonel!“ zu ihm dringt und dieser ihn auch schon umfaßt hält.

Das war vor einer langen halben Stunde geschehen — und als der Vater sich endlich wieder entfernt hatte, athmete der Sohn leichter, denn das Gewissen hatte wegen seiner verletzten Pflicht geschlagen; nun, meinte er, sei alles wieder gut — da bringt der Gärtner den Vater wie einen Dieb zu ihm geschleppt, unter lautem Rufen und Schmähen: „Halt — hier ist ein Lump, der sich für seinen Vater ausgibt!“

Dem Unglücke ließ sich nun nicht mehr ausweichen, den alten Vater konnte und wollte Anton nicht verleugnen, nicht verläugnen. Er war schnell gefaßt und mit Geistesgegenwart, von einem heiligen Muthe erfüllt, antwortete er: „Ja, das ist mein Vater, ein ehrlicher Bauer aus Mautdorf in Steiermark, da, wo ich her bin. Sein Name ist Max Brunhof und kam daher, um mit dem Kaiser zu sprechen.' Laßt ihn los; ich werde nachher auf der Schloßwache selbst Meldung machen!“

Der Gärtner kannte denselben zu gut, den Bauer loslassend, einige Schritte zurück, meinte aber doch, daß ein ehrlicher Mensch seinen verschlossenen Garten betrete, noch weniger aber die Thüren sprenge, um hinaus zu gelangen. „Darum Max ist doch ein anständiger Mann“, sagte er darum ruhig, „selbst wenn er Euer Vater wäre, ich werde ihn auf die Hauptwache führen und den Fall gehörigermaßen melden, damit man erfahre, ob ihr beide wirklich verwandt seid und nicht einerlei Handwerk treibt.“

Darüber geriet der Grenadier nun auch in Grimm und Zorn und ganz vergessend, daß er vor dem offenen Fenster des Kaisers stehe, antwortete er heftig und schlug endlich mit der Faust den Gärtner zu Boden. Laut schreiend stürzte der wieder und erschrocken über die Folgen seiner Gewaltthat wichen beide, Vater und Sohn, zurück. Und während Anton den Vater bittend in die Gebüsche drängte und ihn bat, zu fliehen, erhob sich der Gärtner, nahm sein langes Messer aus der Tasche und näherte sich hinterrücks dem Grenadier, da rief der Kaiser, den der Streit wieder an das Fenster gelockt und der alles bemerkt hatte, laut hinab: „Schildwache, der Bursche will dich stechen!“

In den Garten war vom Flug gedrungen, der Grenadier sprang sich zurück und präsentirte, seinen Degen zum Kaiser empor schwingend. Der Bauer sprang schnell den Hut vom Kopfe herabgerissen und schaute ebenfalls hinauf; der Gärtner zog sich langsam nach der Mauer zurück, um sich zu entfernen.

„Lasse den Burschen, Grenadier!“ rief der Kaiser wieder. „Er soll der Wache übergeben werden.“

Allein der blinde Wuth des Gärtners machte seine Gefangennahme nicht ganz leicht, und als der Grenadier ihm das Messer entwunden wollte, erhielt er einen so heftigen Stoß in die Seite, daß er mit einem lauten Schrei zusammenbrach.

Das war aber auch ein Zeichen des Angriffs für den alten Vater. Ein Sprung, ein Griff, ein Schlag mit der gewaltigen Faust und der Mörder lag besinnungslos neben dem in seinem Blute schwimmenden Grenadier, über den sich nun der Vater laut jammernd beugte.

Allmählich wurde Lärm im Schlosse. Soldaten, Offiziere, Diener kamen schnellsten Laufes herbei und selbst der Kaiser eilte von dem Unglücklichen, schon in wenig Minuten der sonst so stille Gartenplatz mit einer großen Menge Uberwundener und Neugieriger angefüllt war.

Auf Befehl des Monarchen kamen auch mehrere Aerzte, die den Verwundeten untersuchten und der schleunigste Hülfe leisten mußten; dieser wurde versichert zu weiterer Pflege angelegentlich empfohlen. Sowohl zur Beruhigung des Kaisers als auch insbesondere des alten Vaters erklärten dieselben, daß der Wunde nicht gefährlich sei und der junge Grenadier allenfalls gerettet werden würde. Der Mörder war bereits in Haft genommen und nach den vorliegenden Umständen erwarten ihn eine schwere Strafe, zumal der Kaiser von allem selbst Augen- und Ohrenzeuge gewesen war.

Allmählich beruhigte sich alles, der Kaiser befahl, den Bauer nach seinem Arbeitszimmer zu führen, er wollte selbst seine Geschichte, seine Noth, seine Sorgen erfahren.

Der Bauer erzählte: „Kaiserliche Majestät! Als ein ehrlicher Bauersmann, der Gott und die Obrigkeit fürchtet, ernährte ich bisher, nicht reich, nicht arm, meine Frau und vier Kinder von dem Ertrage meines Hofes bei Mautdorf, unweit Salzburg gelegen.

„Nun hatte ich einen Nachbar, der war ich einem Meineid beim und war ich schwöre, sagte, spalte. Wir waren liebe, treue Freunde, bis ihn vor mehr denn zwei Jahren der Teufel von mir und sei-

der einzigen Tochter unermartet ris. Sterbend hatte er ſie mir zur treuen Obhut übergeben und gern that ich, was ich konnte; ſo wie ich für die Meinen ſorgte, ſo ſorgte ich für ſie. Bei mir wuchs ſie heran und es konnte nicht fehlen, daß ſich bald viele Bewerber fanden, denen das reiche und ſchöne Mädchen gefiel; aber bereits liebte Roſel, ſo durch ſie, meinen Antoni und beide wollten nicht voneinander laſſen ihr Verlangen. Doch unter vielen Bewerbern befand ſich auch der Sohn unſeres Amtmanns, ein wilder und roher Herr, den Roſel gerade am wenigſten leiden konnte. Allein ſie weiſe dadurch nur den Zorn des Amtmanns und er ſuchte ſie nur mich, den er für den Urheber ihrer Abneigung hielt. Und alle Tage er durch harte Bedrückungen meinen ganzen Zorn erregen. Bald waren Forderungen zu hoch, bald fand er unſer Beſitzthum zu und fragte und, wo es konnte. Bei der nächſten Rekrutenaushebung mußte Antoni mit; der kaiſerlichen Majeſtät ſoll es immer dienen, aber der Amtmann ſchickte ihn nur fort, um ſeinem Sohn die Roſel ihre Werbung zu gewinnen. Doch das Mädchen hielt an ihrer Liebe feſt und der Amtmann ſann einen andern Plan, ihr zu verderben. Eine alte Schrift, die ſich noch im herrſchaftlichen Archiv vorgefunden haben ſollte, worin ihm als Testament zu einem Proceß, wodurch die Maria ſich um die Hälfte ihres Beſitzthums gebracht werden ſollte, ein kleines, aus Unachtſamkeit begangenes Verſehen gab ihm endlich den Grund, ihr zu gefährliche Hoffnungen zu nehmen, in der ſie ſich noch befindet. Alle meine Versuche, ihr Leid zu erleichtern, alle Mühe und Wege, die ich um ihretwillen ohne Scheu machte, blieben erfolglos. Sie klagt, ſie jammert und meint in ihrem Gram zu vergehen. Es bleibt uns darum nur ein Weg, durch welchen wir noch Hülfe erwarten können und dürfen; unſer ganzes Vertrauen war und blieb stets auf den Kaiſer gerichtet. Der Weg war uns weit und ſchwer, doch es mußte geſchehen. Dahin ſchicke ich ja auch meinen Sohn, den ich in Wien zu ſtudiren vermeinte, zu leben und zu weben. Er ſollte mir den Weg zeigen, um zu meinem Kaiſer zu gelangen. Nach fünf Tagen kam ich in Wien an, ich mag manchen Kummer nicht; ohne zu raſten, eilte ich hierher, und nun iſt alles geſchehen, wie es kaiſerliche Majeſtät befiehlt. Ich habe ſchwer gefehlt, wie auch mein Sohn, aber erbarmt Euch unſerer, die ſo unſchuldig leiden und dulden; verlaſſet uns nicht; denn nahe drohen wir ſämmtlich dem Untergange."

Mehr und mehr hatte ſich im Laufe der Erzählung die Stimme des Bauern erhoben; ſeine Augen glänzten unter Thränen; die Hände hielt er flehend emporgerichtet, er hatte aus dem tiefſten Innerſten ſeines Herzens geſprochen.

Die ausdrucksvollen Züge des Kaiſers hatten anfangs wenige Theilnahme gezeigt, warum aber allmählich ernſter und härter geworden. Noch richtete er einige Fragen an den Bauer über die Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten des Amtmanns und ſagte dann: „Eure Angelegenheit werde ich unterſuchen und finden ich das, was Ihr ſaget, der Wahrheit getreu befinde, Euch auch Ruhe verſchaffen; Euer Weg ſoll kein vergeblicher geweſen ſein. Auch ſein hinſichtlich Eures Sohnes unbeſorgt; ihm ſoll die ſorgſamſte Pflege zu Theil werden. Iſt er, was ich hoffe, geweſen, ſo ſollt Ihr ihn bald wiederſehen und dann mag er ſein Roſel ehelichen. Ich habe mich gefreut, einen ſo guten, trefflichen Sohn beobachten zu können. Wollte Gott, es könnte ich jeder Vater ſolch braver Söhne erfreuen; denn ein guter Sohn, der ſeinen Vater liebt, iſt auch ein guter Soldat und liebt auch ſeinen Kaiſer; dies ſind ſeine ſicherſten und treuſten Stützen!" *)

Damit war der Bauer entlaſſen. Von den Aerzten erfuhr er, daß ſein Sohn aus jeder erheblichen Gefahr ſei und beruhigter betrat er am Abend das Zimmer des Kaiſers, der ihm ein Schreiben für den Statthalter, Grafen von Bonn, in Graz übergab. „Es wird ſchon anders werden", ſagte er noch huldvoll zu ihm. „Kehrt nun ruhig in Eure Heimat zurück; Euer Recht iſt dem Ende nahe. Euren Sohn überlaſſe mir, ich werde nun Euer ſein Weib im Auge halten. Doch, dem frommen und treuen Roſel gebt hier, mit ſie mit ihrem Antoni zum Traualtare, mein Hochzeitgeſchenk: ich belohne die Tugend gern!"

Dabei legte er ein kleines Kärtchen in die Hände des tief bewegten Vaters, worauf er eigenhändig die Worte geſchrieben hatte. „Dem in der Jugend treuen und tugendhaft verharrenden Roſel von ihrem Kaiſer Joſeph." **)

Der kaiſerliche Brief, den der alte Bauchel herumſchreiend dem hochgeehrten Statthalter in Graz gab, befreite ſogleich das arme Roſel aus dem Gefängniß und ihn von den Bedrückungen des Amtmanns. Und kaum war der Sommer mit ſeinem Prangen und ſeinem Glanz über die

*) Eigene Worte des Kaiſers Joſeph's II.

**) Anekdote

Ende gekommen, da kehrte auch sein Sohn, gekleidet und gerüstet, in der blanken Gensdarmenuniform, mit der hohen silberbeschildeten Bärenmütze heim, ein rechter Saul, für ihn und das ganze Dorf. Zwar hatte er nur kurzen Urlaub, hatte aber auch des Kaisers eigene Erlaubniß, sein Mädchen zu heirathen und nur mit ihr wieder nach Wien zurückzukehren. Wahrhaftig, hier galt kein langes Zaudern und Säumen, und wenn sich auch Reiel vor der großen, fremden Stadt fürchten wollte, so sah sie nicht recht vor dem Kuß des Geliebten und der eigenen Herzensfreude dazu. Am Sonntag sah die alte, kleine Kirche des Dorfs ein schönes und glückliches Paar und die junge Braut schaute noch einmal so roth und lieblich aus, denn sie trug um den Hals das Gnadengeschenk des Kaisers, eine goldene, feingegliederte Kette, aus vier emaillirten Schildchen gebildet, an denen ein kleines Medaillon mit des Kaisers Bildniß hing.

Gleich nach der Hochzeit schieden die beiden Glücklichen, wenn auch mit schwerem Herzen, so doch mit den freudigsten Hoffnungen. In Wien erbaten sie die Erlaubniß, sich nach Schönbrunn zu begeben. Hier wartete ihrer schon ein besonderer Befehl des Kaisers, nach dem Anton mit dem Amte eines Gärtners betraut wurde und eine eigene Dienstwohnung beziehen mußte.

Wenn die innigste Neigung und Hingebung Anton's und seiner Gattin der Wohlthat des Kaisers lohnte, so hielt auch er sein Auge mit Wohlgefallen auf beide gerichtet. Sobald er in Schönbrunn anlangte, begann gleichsam eine Reihe festlicher Tage für sie, und war es von ihnen gegangen, schien ein Theil ihres Glücks zu fehlen. Jede Gelegenheit benutzten sie sorgsam, ihm Freude zu bereiten, sei es selbst nur durch ein einfaches Sträußchen, das sie auf seinen Weg legten.

So schlang sich allmählich ein heiliges Band der Liebe um diese edlen Seelen, den Hochsten mit den Geringsten verbindend. Mehr als die Meinung und das Vorurtheil der Welt galt ihnen das Reine und Wahre. In diesem Punkte trafen die Philosophie des Kaisers und die schlichte Einfalt der in seine Nähe versetzten Bauersleute zusammen.

Jeder kennt den eigenthümlichen Charakter Joseph's II., der gern in der einfachen Hülle den werthvollsten Kern, ein menschliches und edelmuthiges Herz, suchte. Darum trug er auch stets ein gewisses schmachtendes Verlangen nach dem braven Gabrian, vor allem, als er ernstlicher zu kränkeln anfing und endlich das Lager nicht mehr verlassen durfte. Dann mußte in den Abendstunden Antonel bei ihm erscheinen, ihm von der Gemarkung und ihren Bergen erzählen, harmlose Plaudereien, denen der Kaiser gern lauschte. In solchen Augenblicken bei allen Ceremonien des Hofes und es schien, als seien beide Männer nur durch die Jahre voneinander getrennt, durch eine innige Freundschaft aber verbunden.

Im Februar 1790 nahm der Krankheit Joseph's II einen immer gefährlicheren Charakter an, immer näher trat ihm der Tod.

„Ich werde bald verbinden geben", sagte er eines Abends zu Antonel, der jetzt nicht von seinem Lager wich. „Mir däucht, mein Stundenglas ist bald abgelaufen."

Diese Aeußerung warf den treuen Diener ganz nieder. Kaum schluchzend konnte er aus Bett und suchte dem Herrn Trost zuzusprechen, Trost, dessen er selbst am meisten bedurfte. Zu seiner Gattin sprach er bei der Heimkehr traurig: „Unser guter Kaiser wird sterben, es ahnt mir. Reiel, gib Acht: ist er nicht mehr, dann gnade auch etwas mir mir!" Als er sie erbleichen und erschrecken sah, schwieg er und mochte ihr nicht alles zu sagen, was er empfand.

Es war gerade acht Tage vor dem Tode des Kaisers, da fühlte auch der junge, rüstige und starke Mann es plötzlich wie einen Stich in der Brust; doch ging er, da ihn Joseph hatte rufen lassen, zu ihm hinüber. Allein nach einer Stunde schon ward sein Schmerz heftiger, die Beklemmung ängstlicher und er mußte sich entfernen. Es schien ihm durch das Herz. Noch ein mal betrachtete er das Antlitz des schlummernden Kaisers, drückte noch einen Kuß auf dessen zarte, abgemagerte Hand und schied.

„Es ist das letzte mal, daß ich ihn hier auf dieser Erde sah," sagte er noch im Weggehen zu dem dienstthuenden Kammerdiener und trocknete sich die Thränen. „Vielleicht bald dort oben!"

Ein Fieber hatte ihn ergriffen, aber der Arzt versicherte, trotz der wilden Phantasien des Kranken, wenn er beständig mit seinem Kaiser verkehrte, daß der Kranke in seiner Jugend und Kraft es überstehen werde.

Bald vermißte auch Joseph den geliebten Diener und wunderte sich über dessen langes Ausbleiben. Als man ihm jedoch sagte, daß der Gabrian selbst im Fieber läge, sprach er leise: „Ein treuer Diener, der seinem Herrn selbst durch das Todesthal folgt."

Am 20. Februar entschlief der Kaiser sanft und ruhig. Schnell verbreitete sich diese Schreckenskunde in alle Gauen, in alle Häuser der Stadt, nur Noel verbarg sie ihrem Gatten. Denn die Aerzte hatten ihr die höchste Hoffnung seiner Genesung gegeben, wenn sein Gemüth durch nichts erschüttert würde. Unnöthige Sorge! Als sie an sein Lager trat, sagte er mit matter Stimme: „Mir ist wohl. Nun mein Kaiser todt ist, werde auch ich zur ewigen Ruhe eingehen, wo uns kein irdischer Stand mehr trennt."

Erschrocken fuhr Noel zurück: „Woher weißt du die Kunde?"

„Er sieht mich! Ich höre seine Stimme!" entgegnete er kaum vernehmbar.

In Stürze die treue Gattin nieder auf den Kranken mit lautem Schrei, denn plötzlich, als er sein Haupt wieder auf das Kissen legte, durchzuckte ein Schlaganfall seinen Körper und er war verschieden, war seinem heimlichen Herrn gefolgt.

* * *

Noel zog mit ihrem einzigen Kinde, einem Knaben, wieder daheim in das stille Dorf zu ihren Pflegeeltern, wo der Vater, indeß zum Greise geworden, sie tieftrauernd aufnahm. Sie verheirathete sich nicht wieder. Mancherlei Schicksale gingen an dieser ehrbaren Familie seitdem vorüber; ihre Glieder leben verstreut, außerhalb der alten Heimat, doch bewahrt der Enkel das ehemaligen Gönnlings zu Schönbrunn noch die Kette, welche Kaiser Joseph einst der Braut derselben verehrte, als ein theures Erbstück und werthes Angedenken. C. B.

Der zweite Artikel der Abhandlung von Josef Schmidt „Der Meister und seine Bilder", erscheint in nächster Nummer.

Anregungen.

L. H. Rosenthal.

In den Entwickelungen der Schriftsteller treten zuweilen Krisen ein, wo ihnen die bisher zu Gebote gestandenen gesunde und frische Beherrschung ihrer Stoffe abhanden zu kommen scheint und sie Mißerfolg über Mißerfolg erleben. Es würde verschnell gurtheilt sein, wollte man in solchen Fällen sofort von einem Nachlassen der früheren Kraft sprechen. Im Gegentheil liegt Mißgriffen dieser Art gewöhnlich ein Streben zu Grunde, eine frühere Bahn zu Gunsten einer größeren Vertiefung der Mittel und Absichten zu verlassen. Nicht selten brechen aus solchen Uebergängen die alte Kraft des Autors wieder mit überraschend neuen Gestaltungen hervor. Die Entwicklung desselben machte eben nur eine Krise durch.

Von dem mit großen Erfolgen belohnten und vom Autor geschätzten Dichter der „Debora" und des „Sonnenhofs" liegen zwei neue Arbeiten vor, die keinen Erfolg hatten. „Der Goldschmied von Ulm" war eine schattenhafte, schnell in Nebel aufgelöste Schöpfung, und ein neues, soeben erschienenes Werk „Das gefangene Bild. Dramatische Phantasie in drei Aufzügen" (Stuttgart, Cotta, 1880) ist nicht einmal bis zum Lampenlicht gedrungen.

Zwei Maler kommen, wahrscheinlich zu Ende des 16. Jahrhunderts, aus Rom mit dem Auftrage, ein Bild wieder aufzukaufen, das einem deutschen Fürsten in einer kleinen Privatgalerie so außerordentlich gefallen hätte und dann abhanden gekommen wäre. Alle Zeichen deuten auf die Holbein'sche, in Dresden befindliche Madonna. Der Maler sieht ein junges Mädchen in einer kleinen deutschen Stadt, auf welches dem Einen, mehr durch plötzliche Liebe und höhere Ahnung als durch genaues Signalement, das eine der beiden Mitglieder der auf dem Bilde dargestellten Familie des Stifters zu passen scheint. Sie dringen in das von der Jungfrau bewohnte Haus und finden dort ein altes Paar, das scheinbar in Mangel und Weh lebt, in Wahrheit aber einen Schatz von Bildern aufgehäuft hat. Herr Barnabas sieht unter der Vormäßigkeit einer alten Beichtmeisterin, die durch Zaubermittel die Bilder — man weiß nicht zu welchem Zweck — lebendig zu machen versucht. Einer der Maler entdeckt das Geheimniß des auch von Herrn Barnabas gehüteten Holbein durch die Vorspiegelung, er besäße eine Tinctur, um alte verdorbene Bilder wieder in ersten Schöne neu erstehen zu lassen. Mit „glühendem" Verlangen und halb wahnsinnig vor Eifersucht sucht Herr Barnabas ihn dieses anzueignen, und während in der Nacht die alte „Sibylle" die Bilder zu irgendeinem Hexengreuel zu bereiten hofft, enthüllt sich richtig der Reiz der Holbein'schen Madonna, die, während die Weltenbrannten die ganze Galerie — ausleeren, auf den Flammen gerettet und dem deutschen Fürsten gehört wird, welcher durch eine Anticipation der Zeit und Gesinnung vermuthet wird prototypisch gesetzt. Er Maler ist der König Johann von Sachsen ist, dem der Dichter auch sein Drama widmete.

Wir würden die Achtung, die wir vor den Verpflichtungen der Kritik haben, auf den Augen zu setzen fürchten, wenn wir nicht offen gestünden, daß uns hier eine Arbeit geboten wird, die von Anfang bis zu Ende eine Verirrung ist. Nicht eine Phantasie, sondern eine Phantasmagorie liegt uns vor. Gestaltlose, nicht zusammenhängende Incidenzien sind

es, der in englisch gefärbtem Deutsch den Prolog aufführen, der von einer in allem Ernst vom Autor ernsthaft angegebenen Scenerie sich unterfängt und aufgefordert zu denken, die „Bühne in ein Narrenhaus verwandeln würde.

Fragt man sich nun, wie eine so unglaubliche Erfindung drei Akte lang ausgesponnen und mit Witz und Mut — wenigstens in Worten und Gebärden — überzogen werden konnte, so mit etwas lachendem Ernst und begeisterter Hingebung vom Dichter durchgeführt ist, so können wir, so schmerzlich es uns ankommt, von einem talentvollen und uns persönlich werthen Mitgenossen zur Erreichung poetischer Ziele ein solches Opfer hinnehmen, doch nicht umhin, Meinenthal zu warnen vor einer Richtung, die wir kaum anders näher zu bezeichnen wissen, als wenn wir sie eine liebedienerische nennen. Nicht, daß wir ihm es verdenken wollen, wenn er jetzt seinem Druckverleger einem der deutschen Fürsten der Nerde nach widmet und, wie Gudlauber, seine Braut mit bekanntlich nicht immer von selbst kommenden Schaumkämpen bepackt, die Unterordnung, die wir rügen, ist die, welche sich an Zustände, Ideen, Erscheinungen, poetische Moden mit ängstlicher Entäußerung eigner freier und mannlicher Prüfung hingibt.

Meinenthal, ein Jude, setzt in seiner Novelle einen Bilder wieder das Christenthum, wie in der „Deborah", wie im „Sonnenwirbel", in der ganzen Weltanschauung auftreten, wie es nur von dem Standpunkte eines Christlichen Dichters deren Bewußtsein zum dritten Theile Kirchen sind, bekannt werden kann. Das ist das Mißliche und für seine an sich großen Aufklärungsziele unserer Zeit Hingegebenen so tief Empfindende eines Theils der neuern „weltschmerzlichen" Richtung und der Portugiesischen vorzugsweise, daß sie den Menschen in seiner ganzen beschränkten Gebundenheit niedergeben und sogar einen Triumph und Schein der Poesie darin finden müssen, ihm den Zweifel und den Bruch mit der „Sitte" in seiner Weise zu nahe kommen zu lassen. So wird bei Meinenthal auf der Bühne gerade so wie im alltäglichen Verkehr gebeten und „gelautet" und dem Herrn Pfarrer die Hand geküßt, und die gegenseitig geltend gemachte Moral ist die der unzurechnungsfähigen Kinder und Großmütter. Auch in seiner „Phantasie" bleibt alles in einer so bewußten und unbefangenen Weise beim Alten, daß sogar der Kinder sagen: „Wir wollen fromm sein". Diese ganz pure conservative Hingebenheit an das Thatsächliche deckt den Dichter vielleicht auch für alles das, was mit einer gewissen abgethanen Romantik und der Phrase alter Literaturmoden im Zusammenhange steht. Die Camarilla, die an einer so gottesfürchtigen, heiligen, frommen, allerlei Duft und Farbe und Andacht und fabile Hehre und eine Marie athmenden Gesinnung ihr Wohlgefallen hat, ist allerdings sehr mächtig. Doch, Gott sei Dank, an Zahl nur klein, und wir prophezeien Meinenthal, wenn er in dieser Sphäre seines Wirkens und seiner Anschauungen „à la Novalis" zu lange verweilt, daß ihm der wahrhaft lohnende Beifall des Lesers, die Hingebung eines auf der Höhe der Zeit befindlichen Publikums, verderblich zu fehlen anfangen wird.

Das Victoria-Theater in Berlin.

Wer möchte nicht neben dem Reichen und beschränkten Wien so manches Vorbild, das nicht unvollkommener ist als das Nationale, die Vielheit theater bringen, wo gerade das der Massen Organisirende und Begeisternde, der Sage und der Geschichte, die grimme Zauberposse und selbst jene derbe und eigenthümliche Komik gepflegt würde, nur in seinem Stamm und jener Einheit als Ehre zugestellen?

Auch die Werke einer dramatischen Kunst sollten auf diesem Boden in mildester Fassung erscheinen und die Musen tummeln in leichtem Rhythmus wandeln können, ohne durch die Kirchen an ihrer Schönheit zu verlieren. Niemand sollte ersinnen, was ihr an Würde gebricht. Denn abgesehen, daß der beschränkte Raum eines Theaters unter allen Schauanstalten keinen noch jener den alt ehrwürdigen Gesimst erlauben kann, fühlt sich der Mensch vor den dichterischen Idealen in einer gewissen andächtigen Stimmung, die oft nur der Kunst eines genialen Schauspielers überwindet, und sucht unwillkürlich schärfere, sinnlichere Eindrücke, als ihr Anlagen einer Tragödie bietet.

Von diesen Anschauungen aus entstanden in allen Hauptstädten zuerst, endlich, bei der Schaulust der Massen, dritte und vierte Theater. Wie alle Künste, ging auch die dramatische in die Breite, sie ergriff alle Stände. Nur blieb es nicht bei dem guten und schönen Impetus. In die Hand von unbemittelten Speculanten gerathen, verwilderten diese Theater in gegenseitiger Concurrenz. Nicht das Derbe, nur das Außergewöhnliche wurde die Losung. Noch leichter als der Eingang wird die Menge bethört und zum Verderblichen durch den Schein der Kunst verlockt. Die Posse, die Lustspielfigur, die im durchsichtigen Allegorienkleide geht, das „feine Lumpenthum" wurde vor allem für Berlin ausgebeutet. Der Humor wich dem Witzwort, meist genügte es durch die jüdische Gesinnungsweise populär gewordenen Ausdruck, den Beifall hervorzurufen. Diese Stimmung ist allmählich die herrschende geworden, sie hat ihre Helden unter den Juden wie im Königstädtischen Theater oder — um einen dieses specifischen Ausdrucks zu gebrauchen — in der „grünen Neune".

Weit Ernsteres haben, als bei der Sterilität und Jämmerlichkeit dieser in ihren Genüssen beschränkten und deshalb auf die methodische Ergründung von [illegible] Menschen ganz angewiesenen Theater schon wieder zwei neue entstehen dürfen, eins mit Herrn Gerl, eins mit Herrn Wallner. Das Victoria-Theater soll nun vollends ein Tempel der Musen und Grazien werden inmitten einer Gesellschaft, die sich eben — wir sehen ihre Sprache — nun ihren „Meister" erkürt, eine Zukunft der deutschen Drama

tischen Kunst in einer Stadt, in welcher einmal drei Theater (das königliche darunter) zu gleicher Zeit von einer partiter Opernwere [„Le plateau de reine"] gehören? Noch ist mit vielen und dichten Schleiern verborgen, wie dem Inhaber der Victoria-Concession der große Wurf des Geldherbeischaffens gelang, indem die Mauern, die Logen, die Sitze selbst, für das Auge des Vorübergehenden gibt es schon ein Victoria-Theater, mag auch das Gerücht seiner Subhastation in jedem Monat die Stadt zwei mal durchlaufen. Während wenige Dauergänger mit Sorn und Mörtel daran arbeiten, ist der Poesie um so geschäftiger, die Zukunft des Theaters auszumalen; sie spricht von großen Summen, glücklichen Contracten, der Besitzer sucht nicht nur technische Directoren, sondern schreibt schon erste und zweite Poesie für die zur Feier der Eröffnung einzureichenden Komödien aus.

Wird nun dies Theater eine würdige Ergänzung zu dem Theater des Herrn von Hülsen werden? Werden hier die Stücke, die Tragödien zur Aufführung kommen, die im königlichen Theater abgewiesen werden, weil heute darin ein Engländer so gesichert ist, daß der junge Hof beleidigt werden könnte, morgen um einer friedlichen Aufregung willen sich der alte Hof verletzt fühlen könnte? Wird eine Oper erstehen, die gegeben wird, weil sie Musik enthält, nicht Gelegenheit zu Balletten? Wird in Berlin einmal wieder ein jugendlicher Held und Liebhaber möglich werden, der Don Carlos, Don Cäsar, Hamlet so spielt, wie sie vor Aller Phantasie leben und im königlichen Schauspiel seit Jahren nicht mehr vertreten sind? Werden sich junge Talente in der Pflanzschule der deutschen Schauspielkunst, die Berlin vertritt, bilden können, ohne daß sie bei Kroll in einem großen, hohen Saale ihre Lungen ruiniren oder vor Bier und Kaffee in den Sommertheatern spielen müssen?

Nicht von alledem' Worten eine beschränkte Concession, wieder ein Ehr', der der Regierung, dem Ministerium der Bildung, verantwortlich ist und Rudolf Gerf heißt — in Paris ein Verein, ein Reservoir, ein Arsène Houssaye, ein Duloz, Männer, welche die Garantieen der Bildung und einer zu verlierenden geistigen Ruhmes selbst an den kleineren Theatern bieten! — und was wird das Ende sein?

Das Victoria-Theater wird eine Pflanzschule des „Blödsinns" werden wie alle berliner Nebentheater, das „Vorstädtische" ausgenommen. Es wird eine Arena werden, wo eine spanische Tänzerin auf eine Posse von Kalisch folgt, um ihretwillen von den drei Zwergen oder dem Riesen Mumpitz vertrieben zu werden. Einem neuen „Actenbündler" werden beide Hallen sich öffnen und die Klagen der Grazien von der bemalten Decke auf eine neue „Berliner Gusche" voll Verwunderung sich senken. Statt der Klage der Nibelungen wird das Orchester nur die Couplets begleiten, die „grellrich" den Unterschied der Dinge unter den „Frankfurter" und den „vornehmen Linden" auseinandersetzen. Denn die Menschen und die Verhältnisse, die in Berlin das Theaterwesen beherrschen und theils heimlich, theils offen die Corruption des Geschmacks, die Herabdrückung der dramatischen Kunst zum Handwerk und nur sich als Ziel ihrer Bestrebungen hingestellt haben, scheinen sich nicht zu ändern. Eine zahllose Legion Halbbefähigter hofft von ihnen „Brot und Spiele", als angehende Schauspieler, als Possendichter, als Agenten, und verkauft um ein „warmes Abendessen" und wenige Silberlinge ihre Arbeit und ihre Seele. Das Publikum und der Poesen sind in der Uebergangung von der Nüchternheit und Werthlosigkeit ihrer heute befriedigten und morgen vergessenen Couplets und Soloscenen eins. Nur Neues, immer Neues! Nur befriedigt, immer friert! Ein weitverbreitetes, allbekanntes, viel besser gesuchtes als leider wirkendes Blatt ertheilt ihnen allen jeden Sonnabend seinen Tatelbericht: nach diesem Thema spielen Gesellschaft und Theater, Künstler und Publikum, jeder auf seinem Instrument. Das Thema selbst ist auch nur in seinen Formen verschieden, im Grunde ist es ewig eins, es überlegt nur das Wort des römischen Weisen: „Alles ist Schein" in das moderne — und viel wahrere „Alles ist Schwindel"!

Wahrnehmung.

Keine mannichfaltigeren und sinnvolleren gewebten Teppiche gibt es als in den Schleiern, mit denen wir die geheimen Wünsche und Interessen unserer Sinne zu verhüllen wissen.

Das Leben.

Des Lebens Springquell hebt die freudig'ne Flut,
Vom Weltengrund ewig ins gold'ne Licht
Des Himmels aufwärts, aber ewig
Wieder zurück in die Tiefe stürzt er.
Die Säule trägt sehnsüchtigen Schwunges hinan,
Doch ob des irdischen Quelle sie ganz ermißt,
Zerstäubt die Flut ohnmächtig, ach, in
Tausend verlorene leere Perlen!
Die aber spröhn hellgoldig im Glanz des Tags
Und freu'n des Spiels sich, freu'n sich der kurzen Lust
Des Aetherendauchs, ihrem Abgrund
Eine begliickte Minute schwebend.
Sie tauchen Abgrund, tauchen im Fallen auch,
Und wissen nicht mehr, taumelnd und glanzberauscht,
Ob in den Schoos sie der Vernichtung
Oder der ewigen Liebe sinken.

Robert Hamerling.

Trost.

Soviel das Leben auch Liebe kennt,
Soviel die Liebe auch Leben brennt,
Das ewig sehnende Menschenherz
Hat nicht genug — auch will es den Schmerz;

E. Geibel.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 26. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Kreucle.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

XVII

Die Antwort Herrn Elias Seibel's auf das Schreiben der Frau Semmer lautete:

„Werthe Frau!

„Vor allem meinen Dank für Ihre Aufrichtigkeit und die Güte, mir zu schreiben!

„Hiermit beantworte ich Ihre Fragen, eine nach der andern.

„Sie fragen mich, ob ich Kreucle liebe?

„Ich liebe sie, seit ich sie zum ersten male sah! Ich habe nie geliebt, ehe ich sie sah, und nie werde ich ein anderes Mädchen lieben als Kreucle!

„Ihnen, der Freundin meiner Geliebten, darf ich wol dies Geständniß thun, aber unter der Bedingung, die ich Ihnen, wie die Heilige Schrift sich ausdrückt, auf das Herz binde. Kreucle darf nie diese Zeilen zu Gesicht bekommen, noch den Inhalt erfahren, solange sie nicht sicher ist, daß sie mir feierlich als Ehegemahl mit Einwilligung ihrer Aeltern angelobt werde! Möge Gott diesen Moment nur uns beschleunigen! Denn wenn ihr sagen, daß ich vor Liebe für sie vergehe, wenn sie für mich verloren ist?

„Schon lange, als ich bei meinem Eintritt in das reich'sche Haus Kreucle wegen ihrer bescheidenen Kleidung für eine Waise, eine Verwandte des Hauses hielt, gelobte ich mir in meinem Innern, für dieses göttliche Geschöpf zu arbeiten und zu leben. Als ich die Wahrheit erfuhr, konnte ich diesen niedergeschriebenen Entschluß wol dem Papier, aber nicht meinem Herzen entreißen. Besser, ich hätte an jenem Tage schon das Haus verlassen oder von dem Augenblicke an, wo ich den halsstarrigen Willen und Charakter der allmächtigen, allenderrschenden Mutter kennen lernte. Ach, es wäre doch zu spät gewesen! Denn zu meinem Schrecken — ja, ich erschrak vor mir selber — bemerkte ich bald, daß Kreucle meine Liebe erwiderte.

„Und dann war es für mich eine paradiesische Glückseligkeit, die Seele dieses theuern Wesens auszubilden; denn nie schuf die Hand des Schöpfers eine schönere! Wol war dies meinerseits ein Dünkel, denn an dieser Seele war nichts mehr zu bilden, man konnte sie nur bewundern. Kreucle begreift alles Große und Edle, als hätte sie nie etwas Kleines und Niedriges gekannt noch gesehen. Sie spricht die Sprache des Himmels, als wäre sie nie auf Erden! Und statt sie zu belehren, unterhielt ich mich mit ihr über die Wissenschaft, um von ihr zu lernen.

„Die Wärme, die Strahlen, die ihre Gedanken und Gefühle verbreiten, haben mehr als einmal nicht allein die Gesundheit meiner Seele, sondern auch die meines Körpers aufrecht erhalten; ein Blick aus ihrem Auge heilte mich. Und wenn ich ermüdet, der Menschen und ihrer Niedrigkeiten satt war, bedurfte es nur ihrer sanften Antworten, und mein innerer Schmerz ver-

schwand wie der Nachtnebel unter dem Morgenthau!

„Wer spricht von Zauberei? Ist jemand bezaubert, so bin ich es! Und wenn ich so rasch auf- und davonlief, so geschah es, weil ich durch meine Gegenwart nicht diese zarte Seele unglücklich machen wollte; weil ich fürchtete, diese Paradiesblume könnte von den sie umgebenden Nesseln erstickt werden; weil ich hoffte, sie werde mich vergessen. Gern hätte ich meine Liebe ihrem Glück geopfert! Sie bedauern mir das Gegentheil! Es konnte mich stolz machen, wenn der Schmerz über ihrem Schmerz nicht stärker wäre. Ach, wenn sie für mich duldet, so dulde ich nicht weniger für sie! Sie wenigstens hat nur gegen andere zu kämpfen, ich kämpfe gegen mich selbst, und vergebens!

„Nichts wäre mir lieber und leichter, werthe Frau, als in einem Briefe an die Mutter Kroncle um Heirath zu verlangen! Oft wollte ich an Kroncle selbst schreiben, um sie meiner ewigen Liebe zu versichern; ich stand davon ab, weil es nicht in der strengen Sitte ist, einem jungen Mädchen, so ehrlich auch die Absichten sind, heimlich Briefe zu schreiben. Es gibt hienieden kein Glück für ein Kind, das die Pflichten gegen seine Aeltern verletzt. Und nie möchte ich die Ursache einer solchen Pflichtverletzung sein!

„Und dann dachte ich: Wenn Kroncle mich liebt, so wird sie schon die Vorurtheile ihrer Mutter zu besiegen wissen; denn ich glaube an das Herz der Frau Reich und denke, daß sie, trotz der Liebkosungen, mit denen sie Hera überschüttet, deren Sonntagslichenheit ihrer Eitelkeit schmeichelt, ihre ältere Tochter inniger, vielleicht allein herzlich liebt. Der Zauber, den Kroncle auf alle ausübt, die sich ihr nähern, erstreckt sich sogar auf ihre eigene Mutter, und sie brauchte nur zu wollen, um sie zu beherrschen. Es fehlt Kroncle nur an dem Willen, weil ihr der Glaube an sich selbst fehlt.

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich bereit bin, um Kroncle's Hand anzuhalten. Jedoch wünschte ich vorerst ein Wort der Ermuthigung von ihr selbst; denn wie ich ihr nie meine Liebe gestand, so hat sie ihrerseits mir nie gezeigt, daß sie meine Liebe annehmen würde.

„Ehe ich meine Frau aus den Händen ihrer Aeltern verlange, muß ich wissen, daß sie selbst es wünscht, meine Frau zu werden. Verweigert mir die Mutter ihr Kind, so warte ich, und bartend werde ich Gott anflehen, daß er das Herz der Mutter erweiche. Denn ohne viel leere W… daß ich Ihnen sagen, Kroncle wird mein … weib in Gott oder Elias stirbt ledig! Wa… Sie wie eine Mutter über das zarte Kind! La… Sie es nicht in den Dornenweg des Zwei… fallen! Sagen Sie ihr, daß wir geboren sind … leben, um zu leiden und zu dulden! Daß sie nicht den Muth verliere! Daß sie nie an … zweifle und immer auf Gott vertraue, der … die gerechten Seelen erprobt, sie aber nie verl…

„Und ist es uns nicht vergönnt, miteinan… zu leben, so leben wir einer für den andern!

„Ob unser Aeußeres verbunden oder nicht, … doch unsere Seelen untrennbar auf ewig verei…

„Uebergeben Sie, beste Frau, Kroncle die … anliegende Billet, das Sie lesen mögen, nie … diesen meinen Brief selbst!

„Indem ich Ihnen noch ein mal von ganz… Seele für Ihre Sorgfalt, für Ihre Freundlich… und Herzensdürftigkeit danke, verbleibe ich … Freund und Diener

Elias Seidel."

Das eingeschlossene Billet lautete folgendermaßen:

„Mein Fräulein!

„Ich habe den Entschluß gefaßt, mich zu v… heirathen, aber nur, wenn Sie, meine Aug… wählte, diesen Entschluß billigen! Ich habe … 1200 Francs festen Gehalt und mit meinen … verdunden bringe ich es auf 2000 Francs. … habe die Bekanntschaft des Gouverneurs v… Algier gemacht, der mir gewogen ist und … eine schöne Zukunft verspricht. Wenn ich … Ihre Hand werbe und Ihre liebe Mutter sie … gewähre, würden Sie ohne Bedauern Ihre … milie und Ihre Heimat verlassen, um mir n… Afrika zu folgen? Antworten Sie mir mit Ein… Wort durch Ihre Freundin Sommer und se… Sie versichert, daß ich mich — was Sie a… beschließen — im voraus diesem Entschluß unt… werfe. Sind Sie ja doch meine Krone u… meine Fürstin, ich bin nur Ihr Diener, aber … bis in den Tod!

Elias Seidel."

Und hier — die Antwort Kroncle's!

„Herrn Elias Seidel!

„Sie haben mir ein hebräisches Gebet üb… setzt, in dem es heißt: »Du sollst deinen G… von ganzem Herzen, von ganzer Seele und v… ganzem Vermögen lieben.«

„So werde ich meinen Mann lieben.

„Wenn also meine Mutter Ihnen ihre Tochter Kreuele zum Eheweib verspricht und gewährt, so wird Ihre Frau Ihnen nicht allein nach Minka folgen, sondern sie wird mit Ihnen bis an das Ende der Welt gehen, bereit, wie sie ist, wenn dies nicht Gott beleidigen heißt, Sie von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Vermögen zu lieben.

Kreuele Reich."

XVIII.

Frau Sommer, der dieses Billet Glück schuf, hat ihn zugleich, seine Anfänge zu beschleunigen. Denn mit jedem Tage wuchs die Gefahr, die über dem Liebespaar schwebte.

Zum Lobe der Menschheit sei es gesagt, daß sogar auf dem Dorfe eine wahre, große Liebe, die von Herzen kommt, mehr Bewunderer als Verächter findet, und daß ein Mädchen, das sich durch eine treue Liebe für einen Ehrenmann auszeichnet, kaum verschmäht zu werden, mehr Heirathsbewerber findet, als ihr genehm ist. Sei es, daß der Bewerber sich schmeichelt, dieß Mädchen, einmal seine Gattin, werde ihm so treu und ergeben sein, wie sie es ihrer idealen Liebe war, oder auch, weil der Mensch von Natur so boshaft und neidisch ist, daß er gern sogar sein eigenes Glück aufs Spiel setzt, wenn er nur das fremde Mädchen dadurch verdirbt.

Kreuele, deren Liebe für Glück im ganzen Elsaß, wenigstens bei den Judenstämmen, die Söhne und Töchter zu verheirathen hatten, bekannt war, wurde durch diese Liebe selbst über alle andern Mädchen gestellt und von den jungen Männern zur Heirath verlangt, die ohne diese Gedanken nie an sie gedacht hätten.

Diese Liebesgeschichte verschwatzte sich bei ihrer Wanderung von Dorf zu Dorf. Ueberall sprach man von ihrem Witz, und nicht allein ihrer Schönheit, sondern auch die häuslichen Glück wurde so übertrieben, daß man glauben konnte, ein Zwerg der Unterwelt hätte eine dramatische Ehe nach Minka entführen wollen.

Nun fing man auch in ihrem Dorfe selbst an, ihrem Geiste und ihrer Anmuth Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie wurde die Perle des Dorfs, vielleicht des ganzen Elsaßes, unter Jungfrauen wie Ehefrauen.

So dachte auch ein junger Judenbursch aus Bischweiler, der Glück wohl kannte und von seiner Liebesgeschichte mit Kreuele oft sprechen gehört. Er war von sehr guter Familie und bereits zu seiner Reife als Theilhaber angenommen. Neugierig, Kreuele zu sehen, begab er sich in das Dorf und verbrachte ihrer Mutter seine Besuchern nicht, nachdem er die Tochter einige Zeit betrachtet hatte.

Kreuele glich in ihrer durchsichtigen Blässe, die ihre lebendige Seele abspiegelte, einem überirdischen Wesen. Alles an ihr strahlte von Liebe und Heiligkeit. Seit langer Zeit besorgte sie wegen ihrer Schwäche keine Handarbeit mehr. Da sie nichts zu thun hatte, denn ihre Mutter hatte ihr alles beim Strang verboten und hatte ihr jedes Buch aus den Händen gerissen, so kämmte und flocht sie ihr weiches Haar oder pflegte ihre schöne Haut. Sie hatte es verstanden zu siechen, aber auch diese Arbeit wurde ihr bald zu schwer und so blieb sie still und nachdenkend in ihre Träumereien versunken. Selten erlaubte ihr der Vater, ihre Zeit bei ihrer Freundin zuzubringen. „Mit der Frau Sommer", sagte er, „spricht du von Glück, der willst du dich langweilen. Wenn du müde bist, an ihn zu denken, so hörst du von selbst auf."

Zwar fehlte es nicht an Leuten, die der Frau Reich sagten, ihre Tochter sei krank, sehr krank. Frau Reich selbst konnte es nicht ganz wegleugnen. Doch so oft man ihr von diesem Unwohlsein sprach, erwiderte sie: „Eine Krankheit, deren Ursache man kennt, ist nicht gefährlich; ein Dorfmädchen zu übrigens kein Stubenhocker. Kreuele ist jung und stark und wird nicht aus Liebe sterben."

Der Rabbiner war nicht allein reich und ehrenhaft, sondern hatte auch eine gute Erziehung genossen. Er glaubte daher, daß Kreuele, da sie doch wußte, daß ihre Mutter sie vor dem Schulmeister gerühmt hatte, seine Werbung freudig annehmen würde, schon um aus der Hölle ihres elterlichen Hauses zu kommen.

„Glauben Sie", sagte er darum vertraulich zu Frau Reich, „daß ich mich mit einem Schulmeister werden kann und darf?"

Frau Reich lächelte und erwiderte: „Sie thun dem Glück zu viel Ehre an. Er kann sich nicht mit Ihnen vergleichen. Der Unterschied ist so bedeutend, daß ich sich an Ihnen andern Mädchen spreche. Dem sei aber wie dem wolle, Herr Salomon", denn so hieß Salomon Reiter, „Sie müssen nicht denken, daß die Sache so leicht sei. Reicher sind Sie reicher als meine Tochter, freilich gebe ich sie nie dem Bräutigam von Hagenau, aber Kreuele hat gar hohe Ansprüche. Sie könnte eine Prinzessin sein. Nicht etwa, daß sie Reichthum und Schönheit verlangt, sie liebt den an-

men häßlichen Glas, denn er hatte Geist und Verstand und wenn er spricht, so fließt ihm Honig von den Lippen. Wenn Sie daher ernstlich an Kreusle denken, so rathe ich Ihnen, weder von Ihrem Reichthum noch von Ihrer Jugend zu sprechen."

Frau Reich stachelte nicht umsonst den Ehrgeiz des jungen Mannes, der sich unbesiegbar wähnte. Er bat Kreusle um eine Zusammenkunft und Kreusle gewährte sie ihm.

Wie die meisten Männer, rühmte er dem armen Mädchen ihre Schönheit; da sie aber nicht darauf antwortete, so erschöpfte sich der Vorrath seiner Schmeicheleien schnell und in einem Augenblicke, wo er innehielt, sagte ihm Kreusle mit einem Lächeln und sanfter Stimme: „Herr Salomon, verschwenden Sie Ihre Worte nicht an mich, sondern bewahren Sie dieselben für Ihre zukünftige Braut, die schöner und reicher als ich sein muß. Ich habe nichts als mein Herz und das gehört mir nicht mehr. Wie vermöchten Sie ein Mädchen ohne Herz zu lieben."

Zornig über diesen Korb, aber noch mehr verliebt, begab sich der junge Mann zu der Mutter und hielt förmlich um die Hand Kreusle's an.

Diese Werbung brach wie der Donner über dem Haupte Kreusle's los. Hatte die Mutter anfangs nicht recht an die ernsten Absichten des reichen Fabrikanten geglaubt, so verdammte sie jetzt mit erneuter Bitterkeit den Schulmeister und die Liebe ihrer Tochter zu ihm. Die alte Qual Kreusle's begann wieder, der Hohn, der Spott aller gegen die Arme. Sie duldete alles, heimlich flossen ihre Thränen und ihre Gesundheit verschlimmerte sich sichtlich von Tag zu Tag.

Noch eine andere Gefahr bedrohte Kreusle.

Leon, der bisjetzt Hedwa zu lieben glaubte, fing plötzlich an dieser seiner Liebe zu zweifeln an. Er empfand anfangs Mitleiden für Kreusle und bildete sich allmählich ein, er liebe sie weit mehr als seine Braut.

Wenn er jetzt die Züge und die Rosenfarbe Hedwa's betrachtete, sagte er zu sich selbst: „Sie allein liebe ich!" warf er aber einen Blick in das blasse Auge Kreusle's, auf ihre feine, schlanke Gestalt, so dachte er, dieser Glas, den Gott verdamme! versteht sich besser wie ich auf Frauenschönheit. Was für Augen hatte ich, als ich Kreusle häßlich fand! Und diese Sanftmuth! Wie anders würde Hedwa ihrer Mutter antworten! Eine Frau, die so ergeben, so treu, so langmüthig, so engelsgeduldig war Kreusle ist — Leon schlief schon seit 14 Tagen nicht mehr und legte sich jede Nacht mit dem Gedanken nieder, ob er nicht [illegible] thäte, anstatt auf seine Heirath mit Hedwa zu [illegible] gen, von seiner Tante Kreusle zur Ehe zu [illegible] langen.

Wie der junge Salomon bildete sich Leon [illegible] er brauchte nur die Hand nach Kreusle auszustr[illegible] und sie, die doch früh oder spät auf Glas [illegible] zichten müßte, würde sich glücklich schätzen, [illegible] an seiner Seite zu trösten.

XIX.

Es war zwei Tage vor Ostern, am Nach[illegible] tage, und Frau Reich in ihrem Garten beschä[illegible] als die Kleine hereingesprungen kam und ihr einen [illegible] übergab, den ihr der Briefträger eben gebra[illegible]

Einen Brief aus Afrika! Sie öffnete ihn[illegible] zitternder Hand; er war mit hebräisch-deut[illegible] Buchstaben geschrieben, die einzige Schrift, die [illegible] Reich zu lesen verstand.

Kaum hatte sie einige Zeilen gelesen, so [illegible] sie einen Schrei aus, der Brief fiel ihr aus [illegible] Hand und sie selbst sank schluchzend und seuf[illegible] auf die Gartenbank, als sei ihre letzte Stunde [illegible] Das erschreckte Kind lief in die Stube und [illegible] Kreusle, die ihre Mutter in die Arme nahm [illegible] sie bald wieder zur Besinnung brachte. [illegible] sogleich brach sie aufs neue in laute Klagen [illegible] heftige Thränen aus. Im Augenblick war [illegible] Garten von Neugierigen voll, die Mutter [illegible] Tochter mit Fragen bestürmten.

„Ach", schluchzte sie, „man hat mir [illegible] Schmach nicht an meiner Wiege vorgesun[illegible] Warum bin ich nicht todt und begraben!"

„Um Gottes willen, Mutter", sagte Kre[illegible] „welch ein Unglück hat uns denn getroffen?"

„Du fragst auch noch?" erwiderte diese, „[illegible] ich, die ich die schönste Partie im Glas[illegible] sching, weil die Familie einen Flecken hatte, [illegible] muß nun erleben, daß eine Schwarzerin, der [illegible] mehr als einmal Almosen gegeben habe, es [illegible] und sich mit mir verschwägern will. Nein, [illegible] hätte nie geglaubt, eine solche Schande zu [illegible] leben! Was habe ich denn Böses gethan [illegible] der Welt, solche Schande zu erleben?" Und [illegible] ihrem Zorn riß sie ihre Hände von dem K[illegible] sodaß ihr langes Haar, das seit dem Tage [illegible] Heirath nach dem talmudischen Gesetze kein M[illegible] mit Ausnahme ihres Gatten gesehen hatte, [illegible] eine Mähne um sie flatterte. „Hört mir zu, [illegible] alle! Der Sohn von Jakob Seidel — ihr [illegible] den Schwarzen alle gekannt — sein Sohn [illegible] mein Tochtermann werden! Aus ist es mit [illegible]

nem Stolz! Wen Gott demüthigen will, dem gibt er Töchter. Sechs Töchter, sagt man, sind sechs Stühle im Gehinnom. Aber," und hier richtete sie sich auf, „ehe ich meine Tochter einem Bettler gebe, verkaufe ich sie." Und indem sie Kroncle am Arm fasste, rief sie aufs neue: „Wer kauft eine mißrathene Tochter?"

Das arme Kroncle war mehr todt als lebendig, zitterte an Leib und Leben, bis die Mutter endlich von Hera und Frau Sommer unterbrochen und beruhigt wurde. Der Anfall war vorüber, ihr Zorn hatte ausgetobt; sie ließ sich geduldig, immer schluchzend, in ihr Zimmer führen, während Kroncle den Brief aufhob, von dem ihre Mutter nur die ersten Zeilen gelesen hatte.

Der Brief lautete also:

„Werthe Frau Reich!

„Sie werden wahrscheinlich diesen meinen Brief und meine Bitte als eine strafbare Kühnheit betrachten. Meine Pflicht ist es aber, sowol für mich als für Ihre liebe Tochter, Ihnen zu schreiben. Ich liebe Ihre Tochter Kroncle und fordere sie von Ihnen förmlich zur Frau.

„Sie müssen mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich nie den geringsten Schein that, mir die Liebe Ihres Kindes zu gewinnen, obschon ich sie seit dem ersten Tage meines Eintritts in Ihr gastfreundliches Haus liebte. Wenn Sie mir die Hand Kroncle's verweigern, so werde ich diesen Schmerz als ein gottesfürchtiger Sohn zu ertragen suchen. Ich bin an das Dulden und Leiden gewöhnt. Ich wenigstens bleibe meiner Liebe und meinem Herzen treu, sogar wenn Sie Ihr Kind einem andern geben. Ja, ich bitte mich zum voraus in mein Schicksal ergeben und mich mit Freuden dem Glücke Ihrer Tochter opfern, wenn ich nicht von andern erfahren hätte, daß Kroncle nicht allein die besten Aussichten hat und sich meiner noch erinnern, wenn man mir nicht versichern könne, daß sie meinetwegen todte und sogar ferperlich leide."

Kroncle konnte nicht weiter lesen. Thränen verdunkelten ihr die Augen. Auch sie sank ohnmächtig auf die Gartenbank, die ihre Mutter soeben verlassen hatte, als Hera ihr ankündigte, daß die Mutter ruhiger und stiller geworden sei und mit ihr zu sprechen wünsche und ihr befehle, den Brief von Elias ihr selbst zu übergeben.

XX.

Die Juden feiern das Osterfest als Erinnerung ihres Zugs aus Aegypten. Von dieser Epoche datirt sich ihre Befreiung aus der zweihundert jährigen Sklaverei und ihre Erhebung als ein selbständiges Volk, die nach dem Propheten nur dann aufhören soll, wenn es nur Einen Gott und Ein Volk geben wird.

Während der acht Tage des Passahfestes essen die Juden blos ungesäuertes Brot, das sie Mazes heißen. Außer dem Brot haben sie für dieses Fest sogar besonderes Tischgeschirr. Vierzehn Tage vor Ostern wird alles in einem jüdischen Hause umgekehrt, gewaschen, gescheuert, während die Jugend auf den Treppen sich gegenseitig hilft, die Mazes zu kneten, zu walzen, zu stupfen, in den Ofen zu schieben und sie endlich zu zählen und zu backen. Es darf keine Sonne auf den Teig scheinen, das Wasser zum Kneten wird nach Sonnenuntergang geholt und gut verdeckt bereits geholt, die Walger- und die Stupfelhölzer werden beständig mit Mehl abgerieben, damit kein Teig davon kleben bleibe und zum Säuern beitrage.

Alles irdene und kupferne Geschirr wird mit heißem Wasser und siedender Asche gereinigt, d. h. zum Gebrauch für das Fest vorbereitet, die hölzernen Möbel werden gewaschen und mit besonderen Tüchern versehen. Das Porzellan und das übrige Geschirr aber wird für acht Tage in die geräumte Kammer verdammt und durch sanktifizirtes Geschirr ersetzt.

Am Abend vor dem ersten Festabend, wenn alle jüdischen Feste beginnen, wie der Sabbath, am Vorabend, wird alles Gesäuerte aufgesucht. Dieser Tag heißt der Visitationstag. Die Frau legt in verschiedene Ecken Stückchen Brot, die der Mann aufsucht und sie in Lumpen verbirgt. Am andern Morgen wird alles Ungesäuerte zusammengetragen und von den Juden des Orts in einem großen Freudenfeuer verbrannt.

Elias' Brief kam an diesem Visitationstage ins Haus. Kaum trat Kroncle in die Stube, so sagte ihr die Mutter: „Heute Abend muß alles Ungesäuerte aus dem Hause verbannt sein. Der Gedanke an diesen Menschen muß daher heute noch verbannt werden. Und damit es ein für alle mal weg, weram er ist, so wirst du, meine Tochter, ihm selbst antworten. Ich werde dir diktiren. Morgen ist Passah, morgen ist es mir verboten zu schreiben. Uebrigens kannst du vorgehen, was ich ihm zu sagen habe."

Kroncle, die sich kaum aufrecht hielt, antwortete nicht.

„Ist dir's lieber, daß Hera schreibt? Ich

zwinge dich nicht dazu, aber ich befehle dir, hier zu bleiben. Du sollst hören, was ich ihm zu sagen habe."

„Mutter, wenn Ihr befehlt, ist es meine Pflicht, zu gehorchen."

Nach dieser Antwort erhob sich Frau Reich und warf einen Mutterblick der Liebe auf ihre Tochter, den diese aber zu vermeiden schien, indem sie ihre thränenvollen Augen zu Boden senkte. Dann, nachdem sie mehrere male die Stube durchschritten und bald an den Bändern ihrer Haube, bald an einem Zipfel ihres alten Shawls genagt hatte, während Kroncle Papier, Tinte und Feder vor sich hinlegte, diktirte sie folgenden Brief:

„Mein Herr!

„Ich habe mich nicht [illegible] den Augenblick in Ihnen geirrt. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Mein Herr, wissen Sie denn auch, wer Sie sind? Ich zweifle fast daran. Denn wenn der Sohn von Jakob Seidel sich selbst kennen würde, nie hätte er es gewagt, die Tochter von David Reich zur Frau zu verlangen.

„Mein Herr! Ich habe mit eigenen Augen Ihre Mutter gesehen, die Sie in einem Leintuche auf ihrem Rücken trug; Sie reichten ihr die Hand über die Schulter und die Mutter streckte ihre Hand nach einem Almosen aus. Den halben Sou — ich gab ihn ihr selbst."

Kroncle, die mit krankhafter Geschwindigkeit schrieb, erhob ihr schönes Auge zur Mutter.

„Das wundert dich, mein Kind", fuhr diese fort, die endlich einen tiefen Eindruck auf ihre Tochter gemacht zu haben glaubte. „Sie ist die lautere Wahrheit."

Kroncle aber antwortete nicht. Und je mehr die Mutter Vater und Mutter herabzuwürdigen sich mühte, je mehr erhob Kroncle in ihrem Geiste den Sohn. Auch sah die Mutter bald ein, daß sie sich irrte, und wie eine Schauspielerin, die vergebens auf den erwarteten Beifall harrt, nahm sie einen andern Ton an und fuhr fort:

„Es wundert mich nicht, daß Sie in Ihrem Hochmuth auf Ihr Wissen und Ihren Namen es versuchen, der Mann zu werden von einem jungen, schönen, ehrlichen, braven Mädchen, deren Familie nie auf der Landstraße gebettelt hat und die eine Rente von [illegible] und eine Aussteuer von 300 Francs hat. So jung der Hahn ist, er versucht's, um eine Henne zu fressen, besonders wenn sie goldene Federn hat. Was mich wundert, ist, daß Sie es wagen, nachdem Sie einen Korb erhalten haben und fast aus dem Hause gejagt worden sind, wieder an meine Thür zu klopfen. Sie sagen, es sei Ihre Pflicht. Was für eine Pflicht? Sie spielten doch sonst den [illegible] Mann (großen Mann), woher jetzt auf einmal so kleinlich, süßlich? Wenn ich nicht irre, sagten Sie einst, Sie würden nie ein Mädchen heirathen ohne die freie Einwilligung ihrer Aeltern — und wie ich soeben erfuhr, haben Sie ohne mein Wissen einen Brief an meine Tochter geschrieben und meine Tochter hat Ihnen geantwortet."

Frau Reich hielt aufs neue inne; sie hoffte Kroncle werde leugnen; da diese aber sich nicht Unrechtes vorzuwerfen hatte und wie immer schwieg, fuhr die Mutter fort: „Und weil Sie es dennoch wagten, so haben Sie hier kurz meine Antwort. Nein! Tausend, hunderttausend mal nein. Nein, immer und ewig nein!"

Wieder schwieg sie und erwartete eine Bemerkung von ihrer Tochter, hörte aber nichts als das Kratzen ihrer Feder, denn Kroncle erstickte ihre Thränen und ihr Schluchzen und schrieb gebeugten Hauptes, ohne ihr Auge zu erheben.

„Und nun noch zwei Zeilen, Kroncle, schreibe", sagte die Mutter.

„Mein Herr, ich benutze diese Gelegenheit, um Ihnen anzukündigen, daß Herr Salomon Netter von Bischwiller, ein reicher, schöner, junger Mann, mein Kroncle zur Heirath verlangt hat und daß ich sie mit ihm verlobte. Nach Ostern die Heirath."

Kroncle erhob ihr Haupt und zeigte ein tränenreiches Gesicht mit zwei Thränenfurchen. Sie legte die Feder nieder, stand vom Tische auf und sagte mit heiserer Stimme: „Mutter, das schreiben Sie selbst!"

In diesem Augenblicke trat Leon in die Stube.

„Auch gut", sagte darum die Mutter. „Leon kommt gerade recht; er wird es mir schon schreiben."

Kroncle sank trotz aller Anstrengung erschöpft und erblassend auf das Sopha. Die Mutter flößte sie, Leon eilte ihr zu Hülfe und behandelte sie mit besonderer Zärtlichkeit.

Vielleicht, da der Unmuth der Mutter in Worten ausgetobt war und obwol sie Leon beauftragte, den Brief zusammenzulegen und ihn an Elias auf die Post zu schicken, vielleicht wenn Kroncle ihr gesagt hätte, daß sie lieber sterbe als Elias entsage, vielleicht hätte sie erst noch alles reiflich vor diesem letzten Schritt überlegt, wenigstens die nach Ostern gewartet. Frau Reich führte gern Scenen auf und sie hätte der sterbenden wei-

neuen Locken so manches nachgegeben. Kreusle aber war zu unerfahren und zu schüchtern, um ihrer Mutter so zu spielen und glaubte auch nicht, daß ihre Mutter Sinn für solche Farbe hatte.

Und auch neue brüchten Kreusle, lieber zu schweigen, aber auch zugleich lieber zu werben, als einem andern als Elias je anzugehören.

Und Leon, der ihr Schweigen nicht ungern sah, legte den Brief zusammen, schrieb die Adresse darauf und schickte ihn zur Post.

XXI.

Das Obersich begann denselben Tag.

Das ganze Reich'sche Haus war festlich geschmückt. Die Vorhänge und Bettdecken waren gewechselt, die Dielen gescheuert und mit Goldsand bestreut, die Kommode hatte einen neuen Teppich, der Schränke neue Läufchen erhalten und selbst die Steine der Hausflur waren rein abgewischen.

Mitten auf dem Tische, den ein schneeweißes Tuch bedeckte, erhob sich ein rundes dreistöckiges Brot, ebenfalls mit einem weißen Tuche verhangen. In jedem dieser Schalen lag zwischen zwei Servietten ein etwas dickerer Wecke, den man Mizwa heißt. Auf dem Brot befanden sich ein Bund Lattich, ein Meerrettich, den man Morrer (Bitterkeit) nennt, eine silberne Schale mit Charoseth (ein Gemisch geriebener Mandeln mit Zucker), Salz und Petersil, ein aufgebratenes Hammelbein und ein hartgesottenes Ei. Das Brot soll an das Ostermahl erinnern und das runde Ei ist ein Symbol der immerwährenden Wanderung des Volks Israels seit der Zerstörung Jerusalems; der Lattich wird mit dem Zuckergemisch vergeben, als Symbol des Lebens, viel Bitterkeit mit wenig Süßem.

Auf der Schaub befand sich ein Divan mit vier Kissen, worauf der Hausherr seinen Sitz nimmt. Neben ihm auf einem Stuhl thronte die Hausfrau. Jeder Platz hat einen silbernen Becher mit Wein gefüllt vor sich, den er während des Sedero (so heißt das Abendmahl) in drei Pausen leert, und ein Buchlein, Haggada, das auf Hebräisch und in provinzieller Vaterlandssprache die Wunder erzählt, mit denen Gott aus Liebe zu seinem Volke Aegypten und die Pharaonen bestrafte.

Während Herr Reich, seine Frau, sein Sohn und sein Schwiegersohn sich in die Synagoge begeben, hatte Hirsch, nachdem er den Thron seines Vaters aufgerichtet, ihr schönstes Brautgewand angethan und erwartete ihren Bräutigam auf der Hausschwelle.

Kreusle hingegen, in Schmerz aufgelöst, warf ein weißes Oberkleid über und verbarg ihr Haupt unter einer weißen Haube, als wäre sie verhüllet. Ihre Mutter merkte die Absicht ihrer Tochter, ehe sie noch in die Küche trat. Sie erblasste darüber, wußte sich aber wohl, mit ihrer Tochter davon zu sprechen.

Man sah sich gespannt und erwartungsvoll an den Tisch.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Der Koran und seine Bilder.

Von **Isidor Schnitt.**

II.

In der 17. Sure zeichnet Mohammed die Mittelstraße zwischen Geiz und Verschwendung in dem Bilde des Menschen, dessen Hand weder an den Hals gebunden, noch zu weit ausgestreckt.

Die Menschen mit guten und bösen Werken gleichen (Sure 101) zwei Wagschalen. Die Wagschale mit den guten Werken erhebt sich zum Himmel, die mit den bösen Werken sinkt unter zur Hölle.

Hochmuth ist die Sünde aller Sünden, er kommt immer vor dem Fall. Eben hatte (Sure 15) den Menschen aus trockenem Thon und schwarzem Lehm gebildet und den Engeln geboten, sie sollten vor seinem Bilde ihre Knie beugen. Die Geisterwelt lief unter in Demuth; nur Satan verharrte in Hochmuth und wurde aus dem Himmel gestoßen.

Der Mensch soll nun sein in seinen Gelübden und Eiden. Wer seine Versprechen leichtfertig gibt und bricht, der gleicht (Sure 16) der Frau (Penelope?), die ihre gesponnenen und wieder gebrochenen Fäden immer wieder anknüpfte.

Der Unglaube gleicht in seinen Werken der Asche, die (Sure 14) der Sturmwind an einem Tage verweht, dem schlechten Baume, der nicht in lebendigen Erde wurzelt und nirgends Halt und Festigkeit hat, während der Glaube dem guten Baume gleicht, der an den Wassern gepflanzt ist und dessen Zweige in dem Himmel streben. (Aehnlich in den Psalmen.) Der Unglaube gleicht (Sure 18) dem reichen Manne, der im Stolz auf seinen Weingärten voll Korn und Palmbäumen prahlt und der im Unglück, wenn der Hochherbst seine Schätze zerstören, sprachlos die Hände ringt, weil ihm das Vertrauen fehlt. Die Werke des Unglaubens gleichen der Luftspiegelung der Wüste, dem täuschenden Wasserbilde über dem heißen Sandmeer zur Mittagszeit, die den Wanderer zu sich locken, aber seinen Durst

nicht zu stillen vermögen. Der Ungläubige gleicht (Sure 29) in seinem Thun der Spinne, die auch sich selbst ihr Haus baut: aber sein Fundament und Gebälke stürzt vom stärksten Windhauch ein. Der Ungläubige und Gläubige sind (Sure 35) seine Gleichnisse; denn nicht gleichen sich der Blinde und der Sehende und nicht die Finsterniß und das Licht und nicht der kühle Schatten und der heiße Wind; auch gleichen sich nicht die Lebenden und die Todten. Die Ungläubigen sind Kinder des Zornes. „Ketten (Sure 36) haben wir ihnen an den Hals gelegt, welche bis an das Kinn reichen, sodaß sie ihre Köpfe in die Höhe halten müssen. Vor und hinter ihnen haben wir Riegel geschoben und sie mit Finsterniß so bedeckt, daß sie nicht sehen können." Die 39. Sure enthält ein schönes Bild von Schlaf und Tod. Der Schlaf ist das Bild des Todes. Im Schlafe nimmt Gott die Seele zu sich in den Himmel. Wer sterben soll, dessen Seele läßt Gott nicht wiederkehren.

Die dritte Kategorie der Kernbilder ist die reichste, eigenartigste und erhabenste. Hier ist der Prophet in seinem Element und sein Finger malt mit der Mittagsglut, die in der Sandwüste die Hitze des Simums ausbrütet, und mit den Schatten, welche den verirrten verbrennenden Araber umwittern der brennendheißen Wüstenhitze umfangen.

Die todte Erde ist ihm (Sure 30) ein Bild der todten Menschheit. Ein erquickender Regen von oben ruft millionenfaches Leben wieder ins Dasein. Der Tod gleicht der Nacht, die den Aufgang des Lichtes nur bis zum Morgen verdeckt; aber die Sonne steigt an ihrer Zeit wieder aus ihrer Kammer hervor. Ein Posaunenstoß (Sure 39) wird alle Gräber öffnen und alle Todten lebendig um den Thron der Gottheit sammeln. An jenem Tage (Sure 44) wird der Himmel (Sure 70) wie geschmolzenes Erz vergehen und die Berge werden flaumenartiger Wolle gleichen. Die Himmel (Sure 81) werden weggezogen wie die Haut des Kameels. Die Sonne erlischt; die Sterne fallen nieder; das Meer steht in Flammen; die Hölle brennt lichterloh und das Schicksalsbuch ist aufgeschlagen vor dem Weltenrichter. Die Berge gleichen einem Haufen zusammengepreßten Sandes. An diesem Tage wird das Kamel vor der Zeit gebären und die Kinder werden (Sure 73) vor Schrecken graues Haar bekommen; der Freund wird nicht nach dem Freunde fragen; die vor Mohammed durch Aeltersbund begrabenen altarabischen Mädchen (Sure 81) werden Jungfrau von ihrem Tode aufstehen und an das Licht wird gebracht, was (Sure 99) in der Tiefe der Menschenbrust schlummert. Keine Lüge ist an jenem Tage denkbar. Denn den Sterbenden, dem die Seele bis zur Kehle gestiegen und Bein an Bein liegt, umstehen zwei Engel, der eine zur Rechten und der andere zur Linken und schreiben (Sure 50) seine Rechnung nieder und begleiten ihn dann zum Tage des Gerichts. Und Weltenrichter ist Gott, jener Eine, der (Sure 39) keine Gehülfen hat, die unruhig untereinander sind, sondern der mit dem Dichter sprechen kann: „Ich bin ich selbst allein!" Und dieser Eine rechnet schnell. Er trägt die Schlüssel des Himmels, die Erde leuchtet von seinem Lichte und vor ihm liegt aufgeschlagen das Weltenbuch. Er ist gerecht, thut keinem Unrecht, nicht einmal soviel (Sure 4) als eine Ameise schwer; auch soviel nicht als das leichteste Häutchen eines Fruchtkerns.

Wehe aber den Frevlern! Für sie öffnet die Hölle (Sure 15) ihre sieben Thore und schauerweise (Sure 39) werden sie hineingetrieben. Keinen Gruß (Sure 39), kein „Friede sei mit euch!" kennt die Hölle. Ihre Wächter sind die Dämonen, geschaffen aus dem Feuer des Samum. Langsam wie Oel schlürfen die Frevler hier (Sure 141) unsäglich Wasser. Der Tod schleicht zu ihnen von allen Seiten heran, ohne daß sie sterben können. Sie werden in Ketten geschlagen, erhalten Kleider von Pech und ihr Angesicht bedecken Feuerflammen. Angst umgibt sie Nacht und Glut. Sie schreien vor Durst (Sure 18) um Hülfe und es wird ihnen Wasser von den Dämonen gereicht, das geschmolzenem Erze gleicht und ihr Gesicht brennend verzehrt. Sie greifen (Sure 37) und hungern nach den Früchten des Höllenbaumes Zakkum mit dem Kopfe der Schlange. Sie füllen sich den Bauch an, um dann mit siedendem Wasser ihren Durst zu stillen. In dreifacher Säule (Sure 77) steigt der Höllenrauch mit seinem Schatten auf und dennoch beschattet er die Höllenkinder nicht, die in Gluten wie Thürme stehen, als wären es rothgelbe Kamele. Ihre ewige Flucht aus der Hölle ist eine ewige Rückkehr zur Hölle. Gefesselt werden sie mit eisernen Ketten. Gefragt wird die Hölle (Sure 50) an jenem Tage: Bist du voll? Und ihre Antwort ist: Ist noch Zuschuß da?

Welch ein wonniges Bild ist dagegen das Paradies mit seinen (Sure 47) Strömen von Wasser, das nie verdirbt; mit seinen Strömen von Milch, deren Geschmack sich nicht ändert; mit seinen Strömen von Wein, lieblich für die Trin-

finden; mit seinem Strauß von grünendem Hennig; mit seinem Gruß: „Friede sei mit euch!“ Aber der Weg dahin ist (Sure 57) ein doppelter Lichtweg. Ein Licht muß vorauleuchten, um den Weg zu zeigen; ein zweites Licht zur Seite strahlen, aus dem aufgeschlagenen Koran in der Rechten und mit seiner Flamme die Gestalt der Seligen verklären. Auch der Ungläubige hat viele Lichter, aber sie leuchten nicht (erinnert an die klugen und thörichten Jungfrauen des Neuen Testaments). Die ganze Menschheit wird in drei Haufen getheilt: in (Sure 56) die Gesegneten der rechten Hand, in die Gesegneten der linken Hand und in die in der Mitte Gebunden. Die Gesegneten der linken Hand werden zur Hölle verstoßen, die in der Mitte Gebunden zu den Freuden des Paradieses gelangen und die Gesegneten der rechten Hand noch eine höhere Stufe der Glückseligkeit finden. So erklärt sich denn auch der Doppelgarten in der 55., der lieblichen Gbaiel-Sure. Die Seligen, die Menge der Moslems, werden in den ersten Paradiesgarten eintreten: eine herrliche Oase mit wogendem Grün beschattet, von klaren Quellen durchrieselt und mit Obst, Palmen und Granatäpfeln bepflanzt. Keine Bewohner werden (Sure 44) außer dem ersten Tod keinen Tod mehr schmecken und die Sorge wird aus ihrer Seele fliehen. Sie werden (Sure 43) geschmückt mit Armbändern, Gold und Perlen und gekleidet sein in Sammet und Seide. In Zelten, für sie aufbewahrt, werden sie die herrlichsten und schönsten Mädchen (Sure 56) mit großen schwarzen Augen finden und neben ihnen auf gestickten Polsterkissen ruhen. Ein Becher, gefüllt aus der Paradiesquelle Kafur (Sure 76), wird die Runde machen; nichts, was den Geist verwirrt oder trunken macht, wird er enthalten. Ein Kreis von ewigblühenden Jünglingen wird sie umgeben, welche die Becher kredenzen und goldene Schüsseln (Sure 43) mit Paradiesfrüchten reichen.

Aber eine noch höhere Lust und Wonne empfängt die Glückseligen in dem zweiten Paradiesgarten, dem Aufenthalte (Sure 56) Mohammed's und der Propheten. Aus ihrem Antlitze strahlen stete Freude und ewige Heiterkeit. Sie ruhen auf Lagerkissen, deren Inneres mit Seide und Gold durchwirkt ist. Weder die Sonne mit ihrer Glut noch der Mond mit seiner Abendkühle gehen hier auf und unter. Sanfte Baumschatten breiten sich über ihnen aus und die Paradiesfrüchte hängen tief herab, damit sie leicht gepflückt werden können. Ewig blühende Jünglinge, wenn du sie siehst, hältst du sie (Sure 76) für ausgestreute Perlen, gehen um sie herum mit silbernen Kelchen und Bechern und mit krystallenen Pokalen und leuchtenden Silberflaschen, deren Maß sie nach eigenem Wunsch bestimmen können. Ihre Gewänder sind aus feiner grüner Seide und aus Sammet, durchwirkt mit Gold und Silber und geschmückt sind sie mit silbernen Armbändern. Sie kredenzen Wein mit Ingwerwasser gemischt, aus einer Quelle, welche Salsabil heißt. Ihre Unterhaltung besteht aus einem Spiel von Fragen und Antworten. Weder eitles Geschwätz (Sure 56) noch irgend eine Anklage wegen Sünde werden sie dort hören, sondern nur den Ruf: „Friede! Friede!“ Tornenlose Lotusbäume und schön gruppirte Talhabäume werden sie beschatten; daneben laue murmelnde Quellen und anmuthiger Wechselgesang. Ewige Jungfrauen, himmlische Houris, durch eine besondere Schöpfung geschaffen, von gleichem Alter mit ihnen, weder von Menschen noch von Engeln jemals berührt, werden auf erhobenen Kissen neben ihnen ruhen. Sie sind schön wie Rubinen und Perlen in ihren Muscheln eingeschlossen und gleichen mit ihren großen schwarzen Augen (Sure 37) den verdeckten Eiern des Straußes.

Was will neben solcher Farbenglut ein Dante mit seiner „Göttlichen Komödie“ und ein Milton mit seinem „Verlorenen Paradies“? Was wollen daneben die lieblichen Bilder Michel Angelo's auf der Altartafel in der Sixtinischen Kapelle und die gewaltige Tonschöpfung eines Mozart in seinem Requiem? Wo ist das Erhaben-Häßliche je mystischer, Himmel und Erde verschlingender und das Erhaben-Schöne je glühender, Mark und Bein verzehrender dargestellt worden als in dieser Sura morgana aus dem Phantasiegarten des Sohnes Abdallah's? Beweist sich auch sonst nirgends das tiefe Wort des Islams, hier gilt sein Flammenwort: „Es ist nur Ein Gott und Mohammed ist sein Prophet!“

Dampf und Schnee.

Von Max Maria von Weber. *)

I.

Leicht, flüchtig und fast geräuschlos gleitet auf der Eisenbahn ein Kurierzug über die winterliche Ebene dahin.

*) Bekanntlich ist Herr Hauptmann von Weber eine Autorität im technischen Bereich der Eisenbahnkunde. Die obige Mittheilung zeigt, wie er sie Schatz seines Wissens auch in poetischer Weise durchblitzt. D. Red.

Der Schnee ist über Nacht unablässig bei vollkommener Windstille herabgesiebt und dämpft den Schall auf der schweigenden Winterfläche.

Wie Schaum, leicht, flockig deckt er fusshoch den Boden wie mit einem zarten Daunenbette, daß die dürren Halme und Reife zu frieren scheinen, die aus der weichen Hülle herausragen in die bitterkalte, stille Winterluft.

Aber auch nur wenige solcher gibt es, die nackt und kahl emporstarren; denn der fein niederfallende Silberstaub hat auf jedem Reischen, jedem verdorrten Blatte, jedem Halme, ja selbst auf dem Drahte der Telegraphen einen Ruhepunkt gefunden, die Krystallnadeln haben sich geschäftig aneinander gereiht und zarte Feder- und Haargebilde aus jedem schwanken Kerpchen geformt. Wie riesige weiße Straußenfedern hängen die Büsche über die Einschnittsränder herein, die kleinen Büsche haben wunderliche Allongeperücken aufgesetzt, unter denen frierende Erdgeisterchen hervorzulugen scheinen, und die Tannen sind bis auf die äußersten Zweigspitzchen sorgsam in Baumwolle gepackt, als seien es wunderbar zarte Salonpflanzen und nicht so recht eigentliche harte Kinder des nordischen Winters. Der Schnee hat alle Ecken, alles Scharfe ausgeglichen, alle Spitzen gebeugt oder bedeckt, alles Harte weich verhüllt; völlig weich fließen die Konturen der Höhen, der Gehölze dahin, und wenn eine Felsnase, auf der das deckende Eisgebilde nicht haften konnte, einmal dunkel oder rothraun in die Luft schaut, hebt das Steingesicht verdrießlich und bald verschlafen aus seiner Nachtmütze hervor, die ihm tief auf der Stirn hängt.

Selbst die scharfen mathematischen Linien und Flächen der Bahn sind unmerklich mit der weichen, großen Masse verschwommen und präzis und schwarz laufen nun die Linien der Gleise durch die flimmernde Fläche. Hellblau liegt der Himmel über dem makellosen Weiß der Erde, die Strahlen der Wintersonne kommen wärmelos wie blitzende Eisnadeln durch den kalten Aether daher und wärmelos flimmern Millionen Eissternchen in dem kaltweißen Lichte.

Hellblau liegen die weichen Schatten an den Hügeln, hellblaue Töne weben sich duftig durch das kahle Gestäber der Forsten, bläuliche Streifchen säumen die Konturen der schneebedeckten Felle und Höhen, wo sie sich gegen den fernen, weiten, kalten Himmel abscheiden; ein bläuliches, mit Silberflittern durchwebtes Weißchen flieht auf, wo der Aufflug eines Vogels oder der Fall eines Eiszapfens den Schnee von einem Aste schmeißt; hellblau liegt auch der Schatten des Kutterzugs über die blitzende Fläche.

Emsig begleitet er die Maschine, huscht bald fern tief unten und undeutlich über die kandirten Dächer von Lerfern oder die leuchtende Ebene getretener Bäche, bald ist er nahe und dunkel und scharf auf der sammetnen Fläche einer Einschnittsböschung, schrumpft und streckt, dehnt und verzerrt sich eilig und gehorsam, wie es ihm Höhe und Tiefe, Fläche und Welle vorschreiben; immer aber schwebt über dem Eiligen, Beweglichen, Hellblauen noch ein eiligeres, beweglicheres Etwas — der Schatten des Dampfes, der rasch und putzig, mit seinem Glanz den weißesten Schnee beschämend, aus dem Schornstein der Maschine wirbelt. Das feigt und bäuft und streift und wallt, und kaum ist's zu unterscheiden, was ist der Dampf und was ist sein Schatten!

Ein Stück unendlich kräftigen Lebens, rollt der heiße Mechanismus mit seiner Last von warmen Menschen, seiner Tendenz des Vorwärts, seinem keuchenden, eilenden Athem, seinem leuchtenden Metall, seinen farbigen, goldverzierten Fahnwerken durch die schweigende, weiße, todte Winterwelt dahin. Die Fenster der Wagen sind gefroren und schließen wie Vorhänge das Innere ab. Nur hier und da wird eins geöffnet und ein rauher Männerkopf in dicker Pelzumhüllung schaut auf die leuchtende Gegend hinaus, oder ein paar rosige Mädchengesichter lugen aus ihren koketten Kapuzen mit blauem oder rosa Futter über die alten Männer, Nonnen, Eremiten oder Eisbären, in die der Schnee die Bäume und Steine maskirt hat. Das dauert aber nie lange; bald schließen sich die großen Spiegelscheiben wieder und nichts Lebendiges bleibt auf dem eilenden Zuge sichtbar als die rothgefrorenen Nasen der Schaffner, die aus den dicken Mänteln und Mützen hervorschauen, und die beweglichen Gestalten des Locomotivführers und des Heizers, die auf der Maschine ihren harten und das Menschenleben rasch abnagenden Dienst thun. Auch sie sind dick in gewaltige Rocke, Pelzstiefel und Pelzmützen verpackt und dennoch schneidet der kalte, durch die schnelle Bewegung erzeugte Luftzug bis auf die Haut. Was weiß der Passagier, der, wohlverwahrt mit Pelz und Zupfdeck, in den Wagenkissen liegt, von den Leiden dieser armen Leute in einer kalten Winternacht! Pfeifend dringt der schneidende Wind durch alle Kleidung, findet durch die kleinste Oeffnung den Weg zu dem erstarrenden

Körper und führt den feinen Schneestaub mit sich bis auf die bloße Haut. Der gefrierende Dampf der Maschine, das spritzende Wasser imprägniert die Kleider zu einer fast unbeweglichen Eismasse, der Bart friert mit dem Kragen schmerzend zusammen, der in das Gesicht gepeitschte Schnee sticht die frostentzündete Haut wie mit tausend Nadeln und häufig führt die Wirkung der Kälte auf die Kopfnerven einen apathischen Zustand herbei, der den Locomotivführer nahezu schlummern läßt. Dann gilt es der großen, auf ihm ruhenden Verantwortlichkeit recht bewußt zu bleiben, die Augen mit Aufwand aller Kraft offen zu halten und das Gesicht, trotz dem stechenden Schnee und schneidenden Winde, auf die Fahrbahn und auf die Signale gerichtet zu halten. Auf den Stationen wird ihm keine Ruhe; er muß den Zustand seines Feuers auf dem Roste untersuchen und sich in das fast erstarrte Gesicht die strahlende Glut der großen Brandmasse schlagen lassen, muß oft in tiefem Schnee seine Locomotive umgehen, die Wirksamkeit ihrer Theile prüfen, und alles dies fast steif und betäubt von Frost; nichts darf versäumt werden, denn an jedem übersehenen Bolzen kann ein Dutzend Menschenleben hängen. Und doch darf er, wenn er nicht feig werden will, sich nicht ausmalen, wie vielleicht der kleine Sprung in einem Radreifen, das Rischen in einer Achse, die eben vielleicht seinem noch so sorgsam prüfenden Auge entgehen, Ursache sein können, daß statt des brausenden, dröhnenden Zugs, der fröhlich in den Bahnhof rollt, eine leise klappernde, unheimliche telegraphische Depesche ankommt und die Frau und die Kinder, die mit warmer Suppe in heimlicher Stube auf den Vater warten, nichts erhalten als diese gespenstische Nachricht: „Achse bei Station 12* gebrochen, Zug ausgeglitt, Locomotivführer todt, Heizer verletzt, kein Passagier beschädigt.“ Doch daran denkt kein braver Locomotivführer, und wenn ihm auch einmal eine ähnliche Anwandlung in stürmischer Nacht kommen sollte, bei dem heftigen Wintersturm, durch das wir unsern Zug hinfliegen sehen, stehen die abgehärteten, fernigen Leute munter ihrem Amte vor und lassen sich den Dampf von Cigarren, deren Qualität und Preis ihnen keine Sorge zu machen braucht, da man von ihnen bei dem raschen Luftdurchschneiden weder etwas schmeckt noch riecht, um die halberfrorene Nase wehen. Schweigend (es wird überhaupt wenig auf Locomotiven gesprochen, am wenigsten aber bei harter Kälte) sucht der Führer zuweilen an den Griffen, durch die er auf das Wirken der Maschine Einfluß übt; von Zeit zu Zeit wirft der Heizer Brennmaterial nach. Die Fahrt geht rasch, die Luft ist ruhig und der Locomotivführer beruhigt sich damit, Wettlauf mit den kleinen Wolken zu halten, die sich am klaren Himmel zu zeigen beginnen und ihren Schatten auf die Bahn werfen. Diese Schatten laufen schnell; es bedarf eines Kraftaufwandes der Maschine, mit ihnen Schritt zu halten oder sie zu überholen.

Jedoch gibt es wenig Stürme, mit denen eine gute Schnellzugmaschine nicht um die Wette zu laufen im Stande wäre. Es ist auf ebener, nicht zu sehr gekrümmter Bahn nicht schwer, zwölf deutsche Meilen in einer Stunde zurückzulegen, und ein Sturm, der seine Luftmassen mit gleicher Schnelligkeit bewegt, ist ordinär, deckt Häuser ab und entwurzelt Bäume. Während der Führer spielend bald den Zug in den Schatten rollen läßt, bald in den Sonnenschein führt, blickt er besorgt empor; denn dieser eilige Wettlauf deutet auf raschen Wind in den höhern Luftregionen. Noch ruht die Atmosphäre auf der Erde still, kein Hälmchen, keine Kiefernadel schüttelt den feinen kalten Silberstaub ab und der Dampfschweif der Maschine legt sich ruhig wallend auf die Schneefläche, auf die er, selbst in zarte Eisnadeln verwandelt, niederrieselt.

Bald aber gesellen sich am Himmel zu den einzeln hintreibenden Hauen Wolken Streifengebilde von Nordosten her, die unheimliche, weißgraue, spitzgeblasene Strahlen emporstrecken. Die Strahlen wachsen, rasch auseinanderfahrend, bis in den Zenith und kriechen dann auf der andern Seite, eilig sich nähernd, in einen Punkt die spitzen Köpfe zusammenstreckend, nach dem Horizont herab, nehmen an Zahl und Dichte zu, werden immer grauer und fahler, ziehen einen kalten Mantelkreis nach dem andern vor das schräge Sonnenlicht, bis es droben aussieht, als wäre ein Sturmheer durch die dichte, kalte Luftmasse gefahren, und das Sonnenauge nur noch wie einschlummernd auf den Schneefeldern ruht.

Da stiebt auch der erste Luftbauch durch die überreiften Bäume und Halme — zuerst nur so leicht, daß nur die feinsten Reifchen glitzernd ihren Silberstaub abschütteln und fliegen lassen; der nächste Zug, schon munterer, regt die Halme alle und die schwanken Zweige der Birken alle. Wolken stieben empor von den leise gerührten Bäumen, die noch lautlos der Hauch verstreut, aber plötzlich

treten ganze Baumgruppen schwarz und ernst gegen den schneeigen Hintergrund hervor. Leise beginnt der Wind in den Aesten zu singen, die Weiden beugen ihre fahlen Ruthen, die Birken lassen ihre dunkeln Haare fliegen und einzelne dürre Blätter huschen über den Schnee. Noch achtet niemand im Zuge des heranschleichenden Feindes. Die Mädchengesichter ergötzen sich jetzt daran, wie die Perücken und Federn in Silberstaub getrieben und ganz preziöse Baumgruppen werden lassen. Der hoher steigende Tag lockt zum häufigen Oeffnen der Fenster, blauer Cigarrendampf wirbelt aus den behaglich gepolsterten Räumen und die einsamen Cabinenwärter, die im Schneeschaufeln innehalten, um dem eilenden Zuge das Zeichen: „Alles in Ordnung" zu geben, hören Plaudern und Lachen aus den vollen, prächtigen Häusern schallen.

Aber der Wind steigt! Flüsternd und seufzend kommt er jetzt durch das entkleidete Ried und das dürre Laubholz daher und fährt in das tiefe Dunkel des schneebelasteten Tannenforstes. Die schlanken Gipfel, die schwanken Zweige der Nadelbäume beugen sich weit und matt, lassen ihre Last fallen und schnellen dunkel und elastisch zurück. In dichtem Nebel stiebt der niederrieselnde Schnee die Luft und zieht wie Weihrauchdampf über dem Forst empor. Hoch in der Luft, die immer mehr von ihren Massen verliert, sieht man die Vögel schon mit dem kommenden Sturme kämpfen.

„Wenn es mehr Wind gibt" — sagt der schweigsame Locomotivführer und knöpft sich den Rock noch fester — „so können wir morgen nicht zu Hause Kaffee", ergänzt der noch schweigsamere Feuermann, indem er die Feuerthür öffnet, um zu feuern.

Noch liegt die Schneemasse auf den Feldern, auf dem dichten Gezweig des Nadelholzes und den knorrigen Aesten der Eichen und Buchen fest, bis sie der Sturmstoß erreicht, der jetzt über die Ebene daher gefegt kommt. Mit Pfeifen und Zischen faßt er die schneebelasteten Kronen, die einen Augenblick durch ihre Wucht dem Andrängen widerstehen; doch dann beugen sie meist die sehr schlanken Spitzen, lassen alle schwanken Zweige vom jagenden Feinde ab, ein Zittern durchläuft die Schneesäume und mit Brausen, wie Wasserfälle, und dumpfen Schlägen lassen sie die Wucht des Schnees in Massen von ihren Höhen herabfallen; die abgebrochenen grünenden Zweige knacken und prasseln mit durch alle freigewordenen Nadeln und Spitzen pfeift schrillend die böse Luft. Wenn sich der Schneehund, der den Wald umwirbelt, verzogen hat, steht der noch eben weiße, schweigende, starre Forst schwarz, höhnend und knarrend, in unheimlichem Leben erweckt.

Immer heller pfeifend streicht der Wind über die Schneefelder. Wo er ein Hügelchen trifft, setzt er dessen Schneehülle in Bewegung; von den Höhen treibt er die leichtesten Flocken vor sich her am Boden hin, die Schneedecke der Wälder weht er über die Flächen, ohne sie ruhen zu lassen. Soweit das Auge sieht, türmen kleine Wölkchen auf und der dahingleitende Schnee sucht sich Rinnen und kleine Vertiefungen für seine rasche Bewegung. Millionen kleine, wie Wasser fließende Silberbäche überziehen, anscheinend harmlos, in einer Richtung schießend, die Felder, sammeln sich zu kleinen, silbernen Bächen in Ackerfurchen, immer eilig vom eisigen Winde getrieben. Der wundervolle Anblick der tausendfachen, zierlichen Bewegung erregt die Aufmerksamkeit der Passagiere, welche die tückische Kobold-Natur der Nymphen jener Quellchen und Bächelchen nicht kennen, zu lauter Bewunderung, und wirklich kann der, welcher noch nie den Beginn eines Schneesturms auf großen Ebenen gesehen hat, nicht sagen, daß er die Pracht des nordischen Winters kenne.

Der schweigsame Locomotivführer aber blickt finster auf die silberne wunderliche Bewegung und fragt nur den Feuermann: „Haben Sie denn vielleicht eine —" — „In dem Tenderkasten", ergänzt der schweigsame Feuermann und meint die verbotene Rumflasche. „Dann ist's gut", beschließt der Führer das Gespräch und schaut wieder hinaus auf die Gegend, die in immer rascheres Vorüberfliegen geräth.

Immer wuchtiger streift der Wind am Boden hin. Die schneefließenden Bäche von gleitendem Schnee sind zusammengeronnen und fallen wie stiebende Wasserfälle in windstille Tiefen, die sie schnell auffüllen, um dann eilig ihren Weg darüber fortzusetzen; an jedem Körper, den der Wind trifft, bilden sich Wirbel, in denen Schneesäulen wie rasende Gespenster tanzen und emsig den störenden Gegenstand mit Schnee umschütten, bis ein sauber gedrechselter, blendender Grabhügel ihn bedeckt; an den Rändern der Gräben und Hohlwege steht es wie Brandung empor und drängt sich hinab und lagert sich, in zierlicher Form erstarrter Meereswellen von Zucker, die höher und höher schwellen, immer feinere glasähnlichere Kämme bekommen, immer tiefer und massenhafter darin ab. Auf den Hängen

der Eisenbahneinschnitte modellirten sich emsig die hohen, weißen, feststehenden Wogen, und schon streckten sich sanftere Undulationen selbst bis auf das Gleis herüber, das sie mit flachen, kleinen Höhenzügen aus zartem Schneestaub kreuzen und mehr als fußtief bedecken. Da, wo die Bahn aus der Ebene in den Einschnitt läuft, krümmt sich ein wunderlicher Schneehöhenzug tief in diese hinein, eilend bewegt, sich immer weiter streckend, von Secunde zu Secunde höher wachsend. Diese zart zusammengeblasenen und doch so mächtigen Schneewellen sind die sogenannten Windwehen. Sie entstehen durch Niederfallen des durch den Wind getragenen Schnees an windstillen, geschützten Orten, Vertiefungen, Höhlen, Einschnitten, hinter festen Körpern und windfangenden Gebilden. Hochhoch schaufelt der Sturm in schneereichen Gegenden auf, läßt Dörfer und Wege verschwinden, Wälder als wunderliche Hügel erscheinen, füllt Schluchten und Thäler aus, deckt selbst die Merkzeichen und Dammreihen der Herrstraßen und ändert die Physiognomie einer Gegend, daß der Wohlbekannteste in der Heimat nicht den Weg nach der eigenen Behausung zu finden weiß. Dann ist die Erscheinung eine furchtbare. Wagen und Pferde versinken in den tückischen Schneetiefen, die sanfte Ebenen scheinen; den ermüdeten Zuwanderer begräbt die flockige, undurchdringliche Last; der Verkehr ist abgeschnitten zwischen Dorf und Dorf. Noth und Entbehrung stellen sich ein und zwischen den Städten stockt der Postverkehr, bis sich die Dörfer aus der Tiefe gegraben und Sonnenschein und Luft die Oberfläche der Schneemasse zu lustiger Schlittenbahn geeignet haben.

Doch unser Kurierzug durchschneidet noch kräftig die weichen Wogen. Hell stiebt hoch auf vor seinen Bahnräumern der gefrorene Schnee, noch höher schleudern rechts und links die Räder fester geballte Massen empor, wenn die Speichen im windschnellen Drehen von der flüssigen Schneeflut gefüllt werden. Als Regen, Staub und in großen Stücken umgibt die Maschine ein Wirbel von Schnee. Geblendet müssen die Leute oft das allzu sehr gepeitschte Gesicht abkehren; die Theile der Maschine überzieht angeflogter Schnee, daß sie wie aus Zucker geformt erscheinen. Noch bis vor wenig Augenblicken spürte man nicht, wenn die Maschine die niedern Schneewellen durchschnitt, doch dort vor dem tiefen Einschnitte liegt schon ein knietiefer, breiter Wall. „Die Klappe des Aschekastens zu", ruft der Führer, damit der Schnee beim Durchbrechen nicht von unten durch den Rost verlöschend in das Feuer der Maschine dringe, und gibt volle Dampfkraft. Pfeilschnell saust die Maschine in die tiefe Schneewehe hinein, bohrt sich wirbelnd, sprengt und dampft die weiß angepackte Masse, spritzig fällt sie zu die mächtigen Räder, die Schnelligkeit nimmt rasch ab beim Durchpflügen und alles Lebende auf dem Zuge fühlt, wie einen starken Druck nach vorn, daß eine gewaltige verzögernde Kraft sich der flüchtigen Bewegung entgegengestellt hat. Die Fenster öffnen sich eilig, besorgte Gesichter schauen hinaus in die mit Eisnadeln erfüllte Atmosphäre hinaus, doch schließen sie sich rasch wieder, da die Maschine die Wogen durchbrochen hat, holt ihre Schnelligkeit wieder zusammen und der Sturm heulend Schneewellen in die gepeitschten Räume schleudert. . . Die Ebene gleicht dem Meere. Das bewegliche, schaumige Element schlägt wilde Wellen, zerschellt brandend, donnerdoch klatschend an gefrorenen Erdwällen, Steinen und Häusern, wirbelt gedreht in dichten Säulen empor, dampft in großen Wolken jagend auf, stiebt in Millionen kleinen und großen Bächen in jedem Augenblick daher. Die Luft ist mit Eisnadeln und Schneestaub gefüllt, die Signale verschwinden und die Bäume des Zuges sind nicht mehr im Stande, vorwärts zu kehren — —

„Ich wollte, wir wären durch den hohenbirmer Einschnitt", sagt der Führer, als eben die Maschine eine hohe Schneewelle durchschneidet und einen mehr als zuvor verzögernden Druck erhalten hat, von Minute zu Minute mehren sich an den Einschnitten die Schneewehen, sodaß nur auf den fahlgefegten Dämmen die Geschwindigkeit noch zu halten ist. „Die Prämien für Festhalten und Geleitsmann sind beim Teufel!" antwortet der sehr praktische Heizer und versucht nach dem bezeichneten Einschnitte auszuschauen, den sie gleich erreichen müssen. Eine mächtige, mannshohe Schneemauer sperrte ihn auf dem Gleise, auf dem der Zug rollte, ab, um die in glitzernden wirbelnden Wolken der Schneesturm, immer höher thürmend, rase.

„Donnerwetter, hier wird's mal zu Ende gehen!" ruft er aus, als er diesen glatten, weißen, dampfenden Feind erblickt, auf den sich die Maschine mit Verzweiflungswuth losstürzt. „Ja, wenn die Wehe lang ist, nix aus!" rief der Führer und duckte sich, denn in diesem Augenblicke trifft die Maschine den Schneewall mit voller Schnelligkeit in gerader Linie. Dampf schlägt sie in die weiche Masse hinein, die sich, wie ein riesiger weißer Pflanzen-

schwert auseinanderstaubend, vor ihr bis zur Höhe des Scherngerüstes erhebt und polternd und brausend die Maschine überschüttet, daß die Leute sich festhalten müssen, um von der Flut nicht mitgerissen zu werden. Noch zwei Augenblicke behält sie die Gleichmäßigkeit, wie Wasser schwingen die gepaarten Schwermassen rechts und links vorbei, der verzögernde Druck nach vorn wird so mächtig gefühlt, daß die erschreckten Passagiere sich anklammern, um nicht auseinandergeworfen zu werden, dann wird das Athmen der Maschine kürzer und schwerer — die bis an die Achsen im Schnee wühlenden Räder drehen sich langsamer und langsamer — das Gewaltsame steht wieder zusammen und verschnauft sich tiefer und tiefer — endlich erliegt der gewaltige Apparat — — noch ein tiefer schwerer Hauch und der Zug — steht.

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

Anregungen.

Die Bienen und die Wissenschaft.

Die Zucht der Bienen in Deutschland verdankt ihren ersten Aufschwung den Bemühungen Karl's des Großen.

Wie er das noch unübertroffene Muster eines weisen Staatsmannes und umsichtigen Gesetzgebers war, so trat er auch, jeglicher Reform zugewandt, mehr noch durch sein Beispiel Besserungen im Leben als durch seine Verordnungen. Der größte Fabrikant und der erste Handelsmann seines Reichs, war er zugleich der beste und einsichtsvollste Landwirth seiner Zeit.

Als solcher erkannte er sehr wohl, wie unwerthschaftlich das allgemein gebräuchliche Raubsystem der „Wild Zeidelei" sich allmählich erweisen müsse, welches sich begnügt, den wilden Bienen des Waldes ihren Honig abzujagen. Deshalb drang er auf das Zeideln der Bienen in „Stöcken". Auf seinem Gute Sondhausenwerth hatte Karl der Große 17, auf dem Gute Grifenweiler sogar 50 Bienenstöcke. Er befahl in einer besondern Verordnung, bei Bereitung des Honigs und des Wachses reinlich zu verfahren und eine bestimmte Menge an seine Hofhaltung abzuliefern. Nach seiner Regierung kam die Bienenzucht noch mehr in Schwung und wurde durch Gesetze beschützt, deren Härte die Gegenwart nicht begreifen kann. Das sächsische Recht legt auf den Diebstahl eines eingefriedigten Bienenstocks die Todesstrafe und auf die Anwendung eines freifindenden den neunfachen Betrag.

Wenn auch die Bienen schon in den ältesten Zeiten gepflegt wurden, wie die Berichten der römischen Schriftsteller Cato, Varro, Columella u. a. beweisen —, wenn die Zucht derselben sogar im Alterthum zu den „nobilen Passionen" gerechnet wurde, indem z. B. der karthagische Feldherr Mago sich mit Stolz seiner Erfolge in derselben rühmt —, so wurde doch nur in Deutschland der Grund zur heutigen Bienenzucht gelegt. Es war in der heidnischen Zeit das alte Nationalgetränk, der Meth, welchen auch den Bedarf des Honigs die Lieblinge der Götter zu den größten Hundherren unserer Vorfahren machte. — später im Mittelalter aber führte der Gebrauch gewundener Wachskerzen zur Bienenzucht und ließ sie namentlich von den Klöstern aus begünstigt werden. Wenn man nach nur in den Urkunden erwähnten Schenkungen von Wachs und Honig, und namentlich von der Häufigkeit dieser Schenkungen auf die Ausdehnung der Bienenzucht einen Schluß zu machen berechtigt ist, so hat sich in alter Zeit vor zugsweise Schwaben durch seine Bienenzucht hervorgethan, wie es in der Gegenwart die Rheinprovinz, Schlesien, Sachsen und Thüringen thun.

Die alten Klotz- und Kastenbauten, welche man bei den Bienenzüchtern in Böhmen noch so häufig findet, sind in den genannten Ländern längst verschwunden und die ungleich zweckmäßigern Strohkörbe sind an ihre Stelle getreten. Noch sind zwar die liegenden Strohkörbe am meisten verbreitet, allein schon beginnen die vortrefflichen Dzierzon'schen Einrichtungen der stehenden und liegenden „Ringstöcke" und der Maschinen-Strohbauten mehr und mehr sich einzubürgern.

Der größte Vorzug der Dzierzon'schen Stöcke besteht darin, daß man zu jeder Zeit Einsicht in die Arbeiten seiner Bienen haben kann und daß man, mittels der beweglichen Waben, vollkommen Herr über sie ist und sie zu jeder Arbeit nöthigen kann, welche man von ihnen ausgeführt zu sehen wünscht. Bei den Dzierzon'schen Stöcken liegt es in der Hand des Bienenvaters, ob seine Bienen viel oder wenig junge Brut aufziehen sollen, ob häufig oder selten Schwärme den Bau verlassen sollen, ob man den Honig frei von Blumenstaub und Brut gewinnen will, ob man häufig oder selten Honig ausschneiden könne; — ferner kann jeder Unfall eines Bienenvolks (Weisellosigkeit, Ruhr, Motten u. s. w.) schnell beseitigt und das Bedürfniß der Bienen nach Futter zu jeder Zeit sicher bestimmt werden. Mit dem Dzierzon-Stock ist der Bienenvater erst wirklich Herr seines Bienenvolks.

Aber trotz dieses bedeutenden Fortschritts, welchen deutscher Fleiß errungen hat, fehlt doch zur klaren Einsicht noch ein bedeutsames Hülfsmittel.

Noch hatte sich die deutsche Naturwissenschaft in ungerechter Weise von den Bienen entfernt gehalten und deren Beobachtung fast ausschließlich den Laien überlassen. Während in Frankreich Reaumur, der geistvolle Physiker, den Beobachtungen des Bienen-

staates sich zuwendete, bietet diese Aufgabe in Deutschland in den Händen der Landwirthe, Pastoren und Schullehrer, welche trotz ihres Eifers und ihrer Aufmerksamkeit doch den Mangel an naturwissenschaftlicher Vorbildung nur allzu fühlbar machen. Daher kommt es, daß in den Bienenschriften der edlen „Imker" eine Art Rathwerk gepflogen wird, welche für gebildete Leser ebenso unerträglich als sogar für die Bienenwirthe selbst oft unverständlich ist. Namentlich fehlt es den Bienenzüchtern gänzlich an anatomischen Kenntnissen. Der blinde Huber im Elsaß, welcher nur durch Hülfe seines Freundes und Dieners Burnens anatomische und mikroskopische Untersuchungen anstellen konnte, hatte durch seine Arbeiten den Beweis geliefert, welchen Nutzen die Anatomie des Bienenkörpers dem Bienenzüchter gewähren könnte; allein sein Beispiel fand wenig Nachahmung. Selbst die Arbeiten, welche Leuckart, von Siebold, Dönhoff in den letzten Jahren unternahmen, blieben ohne weitgreifenden Einfluß. Dennoch muß jeder Einsichtsvolle zugeben, daß man nur dann eine rationelle Bienenzucht werde glücklich durchführen können, wenn man von der Lebensweise und den Naturverhältnissen der Biene statt der jetzigen Vermuthungen sichere und wohlbegründete Kenntnisse besitzt. Verdankt doch auch die Landwirthschaft ihren jetzigen Aufschwung der vorgeschrittenen naturwissenschaftlichen Erkenntniß; ebenso ist die Technologie nur eine Tochter der heutigen Chemie und Physik. Die Viehzucht endlich erreicht ihre besseren Erfolge nur durch die Fortschritte der Physiologie.

Für die Bienenzucht fehlte bisher diese Verbindung zwischen den wissenschaftlichen Arbeiten und den praktischen Bestrebungen.

Eine solche ist angestrebt in der vortrefflichen Zeitschrift, die Dr. Karl Neslam in Leipzig, kürzlich zum correspondirenden Mitglied der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien ernannt, seit länger als Jahresfrist herausgibt unter dem Titel „Kosmos. Zeitschrift für angewandte Naturwissenschaften." Monatlich erscheint ein Heft dieses inhaltreichen Journals, dem die gefeierten Namen der Wissenschaft Mittheilungen machen aus dem Gebiete ihrer den Anforderungen des Lebens zunächst gemachten Studien. Vorzugsweise lenkt der Herausgeber mit umsichtigem Blick, einem seltenen Schatz der vielseitigsten Kenntnisse und einer ihm besonders eigenen Gabe, anschaulichen, auch die Reize des Stils und eines glücklichen Humors nicht verschmähenden Darstellungsweise den Gang dieses gediegenen Unternehmens.

Dr. Neslam hat denn auch den glücklichen Gedanken gehabt, in diesem „Kosmos" die Bienenzucht zu einem Gegenstande der „Anwendung" wissenschaftlicher Kenntnisse zu machen. In Verbindung mit Mehrmals Küchenmeister (in Zittau), Dr. Dönhoff (in Orsoy am Rhein) und Dr. Mengel (in Zürich) führt er uns die Lebensweise der Bienen in gedrängter, aber übersichtlicher Darlegung vor. Bessere und schönere Abbildungen, als bisher ein Werk über Bienen jemals geboten haben, zeigen uns den feinsten mikroskopischen wie den größeren anatomischen Bau der Bienen. Auf den in den ersten drei Heften veröffentlichten Abbildungen finden wir die verschiedenen Bienenracten (Weisel, Arbeiterin, Drohne), die Entwickelungsgeschichte der Bienen, ihre Füße und Klauen, die Netzflügel und die merkwürdigen Rüssel- und Zungenorgane durch Farbendruck in wissenschaftlich und künstlerisch gleich befriedigender Weise wiedergegeben. Selbst eine der Bienenzucht vorzugsweise gewidmete Zeitschrift gestand schon nach dem ersten Hefte, daß die umfängliche und reiche Bienenliteratur bisher noch nichts so gleichzeitig Praktisches und wissenschaftlich Bedeutendes aufzuweisen habe. Der Text ist klar, verständlich und interessant.

Da der „Kosmos" sich nicht einseitig auf die Bienenzucht beschränkt, sondern auch auf den Gebieten der Landwirthschaft und des Gartenbaus, auf der geistigen und leiblichen Diätetik, auf dem Leben der Thiere und der Pflanzen und auf der Geologie ebenso Mittheilungen bringt wie auf der Völkerkunde, so hoffen wir, daß diese Vielseitigkeit, im Verein mit der eleganten Ausstattung, dem Blatte bei vielen Bienenfreunden Eingang verschaffen und jene Kenntnisse verbreiten wird, deren Mangel bisher eine der größten Hemmnisse für gedeihlicheren Aufschwung der Bienenzucht bildete.

Es gibt kein Hausthier, welches so wenig Pflege und Abwartung bedürfte und die geringe Mühe so überreich belohnte wie die Biene. Das kleine Gartenstückchen eines Händlers oder Handwerkers genügt, um mehrere Bienenstöcke zu hegen. Die gedrängtesten Honigweber sind ebenso fleißig für den armen Schullehrer, dessen Einnahmen sie wesentlich erhöhen, als für den reichen Gutsbesitzer, welcher ihnen nur aus Gewohnheit ihr Plätzchen gönnt.

Da in den Monaten März und April die günstigste Zeit für Anlage eines Bienenstandes ist und auch der Neuling sich in die Geheimnisse eines Bienenvaters mit Hülfe des auf dem Umschlage des „Kosmos" von Monat zu Monat gegebenen Bienenkalenders leicht einarbeiten wird, so hoffen wir, daß diese Zeilen zur allgemeineren Verbreitung der Bienenzucht einige Anregung geben werden.

Alexander Weill.

Der Verfasser der Erzählung, die wir in unseren laufenden Nummern geben, war einer der Ersten, die ihre ländlichen Jugendeindrücke in mehr oder weniger abgeschlossenen Bildern schilderten und Dorfgeschichten schrieben. Jude von Geburt, waren ihm vorzugsweise die Erscheinungen des jüdischen Lebens geläufig, die er auch als solche in ihrer jüdischen Eigenart schildert, ebenso wie Kompert das Leben der böhmischen Juden. Der specifische Unterschied zwischen schwäbischem, französischem und jüdischem Wesen, wie er in Alexander Weill's Heimat, im Elsaß, sich

stark vertreten ist, tritt in seinen Erzählungen ganz besonders anschaulich hervor. Eine künstlerische Abrundung derselben, wie sie Berthold Auerbach, Josef Rank u. A. sich angeeignet, versuchte der Verfasser mit besonderm Glück erst da, als ihm die Bedürfnisse der französischen Literatur bekannter wurden.

So geht wild und bunt genug in unserm schmählich verlotterten Elsaß her. Der christliche Bauer ist in der Hand des Juden, der sich mit der ihm eigenen Gewandtheit schnell in die französische Art hineinfand, dafür, daß der Christ nicht zurückblieb, zeugte die Confiscation und der angeborene Nachahmungs- und geringe Vaterlandstrieb der Deutschen. So hat sich, wie in Nordamerika der schwäbische Bauer schon lange statt Getreide Bündel treibt und somit sein ganzes Sprechen und Thun verjankeet ist, im Elsaß ein französirendes Mischwesen gebildet. Die jungen Burschen kokettiren mit sozialistischen oder napoleonischen Phrasen und die Mädchen sind vom Geistertendum inficirt. Die Juden vermitteln den Verkehr, machen Korn-, Vieh-, Wuchergeschäfte und bringen es unter dem Schutze der bürgerlichen Gleichstellung und Emancipation bis zur Würde eines Maire und Deputirten. Erst haben sie die Hütten in ihrem Zwerchsack, dann die Paläste in ihrem Portefeuille. Herr Koulb mag jetzt wol so ziemlich der französische Staatskanzler sein. Alle diese Mischungen sind schon an sich, als Kunstdinge erzählt, bunt und unterhaltend genug; Alexander Weill hat sie noch mit einem warmen und lebendigen Pragmatismus verbunden. Wenn seine Erzählungen nicht den vollen Eindruck der Dichtung machen, so sind sie darum nicht selten natürlicher und glaubhafter.

„Kronele", nur dem Leben des Judenthums allein entnommen, ist zu gleicher Zeit auch Französisch erschienen, doch ist unsere Mittheilung dieser Erzählung keine Uebersetzung, sondern ein vom Verfasser, der ebenso gewandt Deutsch wie Französisch schreibt, bereits vor längerer Zeit aus überlassenes Original.

Hinter den Coulissen.

I.

Unsere Leser durchfliegen die Zeitungen gewiß auch in ihren buchhändlerischen Anzeigen. Da werden für jetzt einiger Zeit eine neue Unterhaltungszeitschrift nach der andern angezeigt finden, die „beliebtesten" Autoren sind gewonnen, ein Mittelpunkt alles Besten und Trefflichen wird aufgerichtet und eine Liste von Namen figurirt wie bei einer Stadtverordnetenwahl.

Die Wahrheit und die Kehrseite dieses erfreulichen „Fortschritts" ist indessen die Entdeckung eines großen Rückschritts. Man baut Häuser und hat keine Bewohner dafür. Die Mitarbeiterschaft gediegener Schriftsteller ist so gesucht, so wenig ausgeboten, daß wir Zeitschriften auftauchen könnten, die durch das ganze deutsche Reich mit dem Rufe: „Eine Novelle! Ein Königreich für eine Novelle!" correspondiren.

Wir sind nämlich an wirklich angewehmer und gern gesehener Production viel ärmer, als man öffentlich eingesteht. Einige große, reichdotirte Zeitungen sind in der Lage, in ihrem Feuilleton die beliebtesten und — beliebtesten Vagenfüller vortrefflich zu bezahlen. Diese geben ihre Sachen im Aufstreich dem, der das Meiste bietet, und der Rest ist — Schweigen von denen, die nichts liefern, Schweigen über die, die allerdings immer zu haben sind. Stand der Literaturbörse demnach: Große Journale, ungeheure Versprechungen und keine lesbaren Artikel. „Zuletzt muß denn doch die Hexe dran" d. h. die französische Romantik, frisch aus den pariser Blättern übersetzt, und — diese gütige Mutter hätten wir beinahe vergessen — die „Natur".

Wahrnehmungen.

Wieviel Unheil richten nicht in der Welt viele nagenden, alles zerzupfenden Halbnaturen an, die heute einen Anlauf zur Bedeutsamkeit nehmen, morgen der geringsten Schmeichelei unterliegen, ihre Stimmungen der Langeweile für ein Bedürfniß nach Lebenspoesie halten, mitten aus kindlich heraufbrechenden Verhimmelungen in die trivialste Abhängigkeit von den Launen der Erde fallen, ewig sich mit dem Schein einer gebildeten Selbstbeherrschung schmücken, dann aber um des geringsten, ihr Interesse berührenden Anlasses willen der Zunge den unbedachtesten Lauf lassen, charakterlos jedem Neuen nachlaufen, dem, was ihnen imponirt, solange huldigen, bis eine neue Erscheinung es verdrängt hat, in allem, was sie aus sich lieben und verehren sollten, abhängig sind von fremder Zustimmung, und wo diese bei den tausenderlei verzweigten Egoismen des Lebens ausbleibt, schnell die Fahne ihres eben vergötterten Günstlings verlassen, nie fertig werden, alles anfangen, stets etwas gefunden haben und doch schon wieder suchen und suchen und mitten in der Selbstqual, die aus einem solchen dämmernden Zustande entsteht, mitten in dem drängenden Unmuthe der Nichtbefriedigung und einer für die Eitelkeit nicht genug ausstreichenden allgemeinen Anerkennung plötzlich zum glücklichsten Stillstand dieses Wogens und Wallens gelangen, wenn man etwa — die Weiße ihrer Hände rühmt! Denn man wird schon gemerkt haben, daß wir vorzugsweise eine Erscheinung aus dem Leben des weiblichen Geschlechts schildern.

* * *

Ein glückliches Gefühl, für einen Haß, den wir nur instinctartig fühlten, plötzlich einen triftigen Grund zu bekommen.

Spruch.

Pflücken Rosen, denke:
Hier sind Dornen in der Nähe!
Sticht ein Dorn dich, denke:
Hier sind Rosen in der Nähe!

Robert Hamerling.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band — Nr. 27. — Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Bei Uhland.

Nach manchem Regentage stand die Sonne wieder klar am Himmel, die Lerchen sangen und die Wachtel in den Sommersaaten schlug, als ich, mein Ränzlein umgehangen, den schönen Bergpfad südlich von Stuttgart hinaustieg, um nach Tübingen zu wandern. Uhland hatte mich zu Gaste geladen und ich entschuldigte mich nicht, wie die Gäste der Bibel, mit Acker und Hantierung und kam mit festlicher Stimmung dem Hause meines Wirthes nach. Was ich auf dem Wege sah und hörte: wenig wüßte ich zu nennen; denn in lebendig stand das angenehme Ziel vor meinen Augen. Schon dämmerte der Abend, als ich den Saum eines Gehölzes betrat und Tübingen in der Nähe liegen sah; in einem Wirthshause an der Straße wimmelte es von Studenten, ein Corps Burschen sang wandernd in die Dämmerung hinein und erquickte von ihren vollen, frischen Tönen bereits mich bald die Musenstätte selbst. Ich wollte Uhland denselben Abend nicht mehr stören, nahm ein Zimmer im Gasthofe und ließ erst am nächsten Morgen fragen, wann ich, ohne unbequem zu werden, kommen dürfe. Aber statt des Boten kam Uhland selbst und führte mich unter freundlichen Verwürfen, daß ich nicht sogleich bei ihm erschienen, in sein Haus.

Uhland's Haus steht am linken Ufer des Neckar; gerade davor führt die Brücke über den Fluß und aus den Fenstern des ersten und zweiten Stocks übersieht man ein reizend Stück vom Neckarthal, umrahmt von waldigen Höhen und Bergen. Ein freundliches Zimmer war mir hier eingerichtet und schön wie die Aussicht auf das grüne Thal erschien mir die Aussicht auf so manche gute Stunde in dem theuern Hause. Ich täuschte mich auch nicht; das Behagen eines Aeltervaterhauses überkam mich, als ich die freundlichen Blicke meiner Wirthe sah und die Sorgfalt gewahrte, meinen Wünschen zuvorzukommen. So legte ich denn alle Aengstlichkeiten ab und dachte wie ein Sohn des Hauses zu leben. Bald wechselten Stunden der Arbeit mit ernsten und heitern Gesprächen bei Tische und im Garten; gegen Abend kamen kleine Ausflüge an die Halde und die Geselligkeit erhielt Verstärkung durch manchen werthen Nachbar, besonders Freund Mayer, den innigen Liederdichter, und dessen Familie.

Wenn ich sagen sollte, welcher Tag und welche Stunde mir bei diesem und bei spätern Besuchen besonders lieb geworden, so wäre mir die Antwort nicht sobald zur Hand; denn mit gleicher Freude gedenke ich vieler Stunden und vieler Tage, welche ich als Gast des theuern Meisters zugebracht. Es wird mir stets erinnerlich sein, wie heiter wir eines Tags im geräumigen Wagen nordwärts fuhren, um der „uralten Eiche" unsern zahlreichen Besuch abzustatten; — es war an einem Juntagmorgen; die gute Stimmung wurde bald in Liedern laut; wir kamen durch manches grüne Thal mit Schaaren gepuzter Schwabenmädchen am Wege und fröhlich wurde endlich am Fuße des queren Eichenkammes Halt gemacht,

geschmaun und getungen, um spät, und manchmal von Tertfindern durch Wänderschnüre im Marsche gehemmt, nach Tübingen zurückzukehren. Ich werde auch des schönen Ausflugs nach Sebamannsweiler immer gedenken, der uns manche historische Erinnerung weckte und in duftiger Ferne die malerische Veste Hohenzollern sehen ließ; auch eines Wintermarsches nach Reutlingen in Gesellschaft eines Landsmannes und Vischer's, des berühmten Aesthetikers, werde ich mich mit Freuden erinnern — wie wurde da wacker geschritten und geschertzt, barbarisch getrotzt ohne Klage und zugeschritten ohne Warten! Mancher Lorbeerbaum wurde jetzt die Straßenränder zieren, wenn die großen Namen und Theorieen Wurzel geschlagen hätten, welche den Weg entlang ins Erdreich fielen! Allein Ein Tag wird denn doch den Vorrang haben in meinem Herzen, jener wundersame Wandertag mit Uhland allein nach dem berühmten „Lichtenstein" und der bekannten „Nebelhöhle"!

Wir waren frühmorgens mit der Post, ich glaube bis Pfullingen, gefahren, hatten uns hier mit einem Imbiß und einem Gläschen Wein gestärkt und traten nun wohlgemuth — es war ein warmer Sommermorgen — den Weg nach unserm Ziele zu Fuße an. Wir schritten tüchtig aus, von manchem alten und neuen Leide des Vaterlandes redend und von den fehlgeschlagenen Versuchen, das schöne Deutsche Reich zu fester Einheit aufzubauen; Uhland gestand mir jetzt, er habe zur Zeit, als die Dinge noch vielverheißend waren, ein Gedicht begonnen, des humoristischen Inhalts: „Alle die würdigen Herren und Meister des Reichstags, Minister, Präsidenten, Bischöfe, Barone und Gelehrten mochten sich vereinen und es an Strenge und Reinheit ihrer Absichten nicht fehlen lassen, da es leicht geschehen konnte, daß der Himmel, durch einen Verstoß vernommen, alle ihre Bestrebungen zu nichte mache. Denn in Schwaben habe eine Gemeinde, die stets für ihren Landtag in erster Reihe unsern lieben Gott als Deputirten gewählt, bei ihrer Parlamentswahl diesmal auch die hochwürdigen Herren vergessen und ein einfach Menschenkind nach Frankfurt am Main entsendet." Motivirung und Pointe dieser Idee, in Uhland'scher Weise durchgeführt, hätten diesem Gedichte auch später noch eine dauernde Bedeutung verleihen müssen; — aber eben weil die Dinge endlich gar so trüb' und kummerlich verliefen, „verlor mich die Neigung zu der Arbeit", sagte Uhland, „und ich halte es für gut, daß sie nicht vollendet und damals gleich veröffentlicht wurde." Inzwischen zeigte mein verehrter Führer nach mancher Höhe und nach manchem Grund am Wege, von denen eine Sage geht, und so kamen wir, die Gegenstände unserer Unterhaltung oftmals wechselnd, bergauf und bergab zum schönen Lichtenstein und von hier, nach kräftigem Mittagstisch und guter Ruh, zur wunderlichen „Nebelhöhle", die wir mit Zaudern bedächtig und lange durchschritten. Ich hatte in der Stille Uhland's ruhigen Schritt bewundert und bemerkte auch jetzt noch, daß er nicht lässiger wurde, als wir Nachmittags in scharfer Sonnenhitze unsern Rückweg begannen. Auch an Gesprächen mancher Art gebrach's noch immer nicht, und ohne Ahnung, was den Meister nach und nach bedrücken mochte, gab ich manchen heitern Bericht aus dem Leben Wiens und meiner lieben entfernten Heimat zum besten; — einen solchen hatte ich, durch eine Zeitungsnotiz angeregt, eben wieder begonnen, als wir eine Ortschaft an der Straße erreichten und Uhland plötzlich stehen blieb, indem er sagte: „Ich spräche gern den Meßner hier; wollen Sie warten, bis ich wiederkomme?" Und nach diesen Worten ging er still dem Gottesacker zu und verschwand hinter einer kleinen Mauerthür. Ihn zurückerwartend, setzte ich mich ruhig vor ein Haus auf einen Stein, legte mir in Ermangelung besserer Beschäftigung mit einem Zweig die Stiefel rein und sah einem Mädchen zu, das den Hühnern in gelben Streifen Körner vor die Thür streute; nach einer halben Stunde ging die Kirchhofthür wieder auf, Uhland, in Begleitung eines alten Meßners, trat heraus und diesem rasch zum Abschied nickend, kam er wieder auf mich zu. Ich merkte, daß er gerötheten Augen hatte, stand eilig auf und schloß mich ihm zum Weitermarsche an. Ohne zu wissen, was sein Herz beschwere, sah ich doch das Augen eines tiefen Leids in seinen Mienen und gedachte, am besten schweigend nebenher zu gehen. Wir hatten so bereits den Ort und ein Stück der freien Straße hinter uns, als Uhland selbst das Schweigen endlich brach und sagte: „Die Zeit der letzten Aufregung hat manche Erscheinung zu Tage gebracht, die seltsam, unerklärlich ist. In dieser Gegend hat eine tiefe Schwermuth und Todessehnsucht mehrere Menschen fast zu gleicher Zeit befallen — und einige legten auch, um sich von dem dunkeln Leid zu befreien, Hand an sich. Darunter war auch ein geachteter Mann dieses Orts, der mir nahestand, ein ausgezeichneter

Mensch und glücklicher Familienvater. Seines Morgens wartet er noch in aller Würde und Ruhe seines Amtes, wird darauf von einer unwiderstehlichen Schwermuth befallen und in wenigen Stunden ist er nicht mehr. . . Wir sagten noch in Frankfurt, als dies geschah: heute komme ich zum ersten mal in diese Gegend und meine den Grabhügel desselben Mannes, welchen ich einst ganz wohl und zufrieden verließ."

Der einzelne Fall tadelte uns dann auf allgemeine Bemerkungen über ähnliche Fälle, verschiedene Ansichten und Beispiele wurden aufgeführt und schienen Uhland dem frischen Leide ein wenig zu entrücken. So erreichten wir endlich die Station, wo uns die Post wieder aufnahm, und wohlbehalten kamen wir spät Abends wieder nach Tübingen und an unsern häuslichen Herd zurück.

Ich sollte nun wol des Lebens in Uhland's Hause, der mancherlei Vorfälle und geistigen Anregungen in demselben mit besonderer Ausführlichkeit gedenken; die Versuchung ist auch stark genug und an gutem Stoff würde es nicht fehlen, aber ich glaubte doch die Weihe schöner Häuslichkeit nicht hoch genug zu achten, wenn ich mehr, als billig ist, berichten wollte; muß ja doch die dankbare Erinnerung auch manches für sich allein behalten! Nur eines Sylvesterabends will ich hier gedenken, welchen ich mit einer größern Gesellschaft in Uhland's Hause feiern half.

Ich war zum Weihnachtsfeste nach Tübingen gekommen, hatte tapfer mit zugesehen, wie die schmackhaften schwäbischen National-Springerle verfertigt werden, und wurde zum Dank für diese ökonomische Aufmerksamkeit am Weihnachtsabend vom Christkind mehr als reichlich beschenkt; am folgenden Sylvesterabend nun sollte ich auch noch dadurch belohnt werden, daß man eine größere Gesellschaft einlud, um meinem heimlichen Ehrgeiz als Violinspieler Raum und Publikum zu schaffen. Nach mancher Uebungsstunde bei Freund Mayer kam denn auch der schöne Abend endlich heran, eine zahlreiche Gesellschaft erschien und bald stand nicht nur der dreibeinige Tisch auf dem Teppiche, sondern auch das Klavier wurde friedlich aufgethan und die Noten wurden zurechtgelegt; da trat denn Uhland in einer fröhlichen Stimmung, wie ich ihn selten gesehen, zu mir und bereitete mich an, die Schlacht der Töne zu eröffnen; ich holte mir also das zärtliche Instrument, meine Geige, prüfte noch einmal die oft gestimmten Saiten, verneigte mich gegen das im Halbkreis versammelte Publikum, blickte es wie ein Virtuos mit wohlwollender Protectionsmiene an und nickte meiner Begleiterin auf dem Klavier mit leisem Kopfnicken ein Zeichen zum Anfang gebend, begann ich so schmelzend als möglich die bei mir immer unvermeidliche „Elegie" von Ernst. Die Geige war glücklicherweise von feiner Gestaltung heiter und außerdem von so guter Neujahrnachtslaune, daß sie selbst, wenn ich ein wenig pauken griff, aus purer Artigkeit dennoch den rechten Ton hergab, und so darf es denn nicht wundern, wenn die liebliche Composition (deren Doppelsinn ich übrigens, mit Lemuth sei's gedacht, einfach spielend ohne wesentlichen Unfall ausgeführt wurde). Ein Beifallssturm (man entschuldige, daß ich's selber sagen muß) erhob sich und ich bedauerte nur, daß kein Abgang nach einem anstoßenden Zimmer veranlaßt war, um schnell zu verschwinden und mich gleich darauf wieder herausrufen zu lassen; in Ermangelung dessen blieb ich also zudig neben und verneigte mich so dankbar, als es die Umstände geboten; da erhob Meister Uhland sich plötzlich, und durch ernste Mienen die bewegte Versammlung zur Ruhe bringend, begann er nach kurzer Pause etwa so:

„Meine Herren und Damen! Wir haben einen Mann vor uns, dessen bescheidene Weise keine Ahnung zu haben scheint von dem, was in ihm von angeborenen Talenten lebt und webt! Noch voll der Bewunderung einer Leistung, die wir eben genossen haben, halte ich es für meine erste Pflicht, den jungen Mann aufzuklären über seine Bedeutung für sich selbst und für die versammelte Gesellschaft hier sowie für die weite, große Welt überhaupt!"

Und nun wurde mir ein Ehrenkranz gewunden von so unglaublichen Zeitungsphrasen, als sie nur je einem der Unsterblichen zu Theil geworden! Gebeugt von der Ueberfluth von Schmeicheleien, die mir so unerwartet aus so ehrwürdigem Munde kamen, stemmte ich die Geige auf das Knie und steckte meinen Bogen salutirend zur Erde; erst als der Redner geendet, ein wiederholter Beifallssturm verklungen war, erhob ich mich feierlich wieder, um meinen Dank in einer zweiten Leistung, einer ebenfalls unvermeidlichen Partie meiner Kunst: in Lanner's lieblichen „Steirern", auszudrücken. Ein fast noch wärmerer Beifall und ein hoch schöner, heiterer Abend folgten dieser kleinen Kurzweil und noch spät nach Mitternacht erklang das Tafelklavier von unsern Liedern und Sprüchen, die wir dem neu angebrochenen Jahre brachten.

Da hier einmal von meiner Geige kurz die Rede ging, so muß ich doch auch von dem Abenteuer sprechen, zu dem sie früher bei meinem zweiten Besuche in Tübingen Anlaß gegeben.

Gedenkt mir's doch wie heute. Uhland hatte gehört, ich spielte etwas Violine, und ersuchte mich denn, wenn ich wieder zu ihm käme, ja meine „Minfel" (meiner Ausdruck) nicht daheim zu lassen. Ich hatte zugesagt und brachte nun meine Geige, nur flüchtig in ein Schnupftuch gewickelt, wirklich mit; Kolophonium und Bogen hatte ich, in Erwartung, daß es an derlei Schießbedarf in Tübingen nicht fehlen könne, in Stuttgart zurückgelassen. Nun sollte denn nach meiner Ankunft bald die erste Probe meiner Kunst abgelegt werden, und sie war um so bedeutungsvoller, als mir Uhland eine Wohnung neben seinem Arbeitszimmer angewiesen: „weil ihn Musik in seinen Arbeiten eher fördere als störe". Ich gestand nun meinen Mangel an Kolophonium und Bogen, worauf sofort einige Boten nach der Stadt gesendet wurden, um das Nöthige zu holen; aber sie kamen alle unverrichteter Sache wieder zurück. Wer im Besitz jener Dinge war, der brauchte sie selbst, und wer sie nicht besaß, kannte sie natürlich nicht leiden. „Was hilft's?" sagte Uhland nach einigem Bedenken wohlgelaunt, „unter solchen Umständen hilft ein rechter Mann sich selbst!" Und so machten wir uns beide auf den Weg, durchschritten erst die Musenstadt nach rechts und links, klopften an manche Thür und an manches Fenster, es wurde uns auch aufgethan, aber was wir suchten, wurde nicht gefunden. Da blieb Uhland endlich lachelnd stehen und sagte die folgenreichen Worte: „Ich habe einen hohen Freund, der in schwierigen Lagen der Töne viel vermag; er wird auch uns aus unserer Lage reißen! Kommen Sie!" Und voran schritt der theure Meister — und ich ihm nach — dem himmelhohen Stadtthurme zu. Denn droben auf der hohen Warte der Thurmstube, nirgends anders, befand sich jener erhabene Freund, der uns aus unserer Lage retten sollte. Zu ihm auch, mit bebenden Knieen und beschleunigtem Athem, traten wir endlich ein. Der Stadtthürmer aber erfuhr kaum, welch ein ruhmreicher Gast in Uhland ihm erscheine, als er erschrocken und erfreut nach dem Belieben fragte; er schätzte sich äußerst glücklich, unsere Wünsche erfüllen zu können. Denn wirklich holte er sofort den Violinkasten hervor, schloß ihn auf und bat mich, aus seinen Vorräthen von Bogen und einigen Stücken Pech meinen Schießbedarf zu wählen. Ich that's und dankte im voraus: — dann aber ging es wieder abwärts, Treppe für Treppe, dem Hause Uhland's zu, wo ich trotz der Bewegung im Blut und der Sorge im Herzen meine erste Kraftprobe ohne Schande und Spott bestand und später, durch diesen Glückfall kühn geworden, oft genug das sonst so stille Haus von unten bis oben mit wahren Staubwirbeln von Tönen erfüllte.

Josef Kenk.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

XXI.

Alle Gäste, Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, legen beim Ostermahl eine Hand an den Tischaltar und sprechen laut folgende Strophe: „Dies ist das Elendbrot, das unsere Vorfahren im Lande Mizraim aßen. Wer Hunger hat, er komme und esse mit uns, wen es dürstet, er komme und labe sich mit uns. Dies Jahr sind wir hier, künftiges Jahr aber im Lande Israels. Dies Jahr sind wir Knechte, künftiges Jahr sind wir freie Männer!"

Dieser Spruch stammt aus der babylonischen Gefangenschaft.

„Ich wette", begann Leon, „Kronele dachte an Afrika statt an Asien."

„In Asien", versetzte diese, „sind die Juden Knechte, in Afrika sind sie freie Franzosen."

„Ja, das Ganze", sagte der junge Reich, „ist zu ändern. Es fällt mir gar nicht ein, nach Jerusalem zu wandern, und so oft ich dies Gebet wiederhole, setze ich Paris anstatt des Landes Israel. Paris ist mein gelobtes Land."

„Du hast diese Bemerkung schon im vergangenen Jahr gemacht", erwiderte ihm Kronele, „und Herr Elias, der damals noch hier war, hat dir bewiesen, daß, solange nicht alle Völker einen einzigen Gott anbeten, die Juden bald in Afrika, bald in Asien, bald in Europa als Märtyrer des Mosaischen Ideals werden leiden müssen. Ihr Märtyrerthum ist noch lange nicht zu Ende und die sich frei wähnen und stolz thun, sind keine Juden mehr und haben nie gewußt, warum sie Juden waren."

„Genug davon!" sagte die Mutter, die bei dem Namen Elias auffuhr.

Man begann die Wundererzählungen. Es ist der Brauch, daß ein mit Wein gefüllter Becher auf dem Tische steht, der dem Propheten Elias

bestimmt ist, denn Elias ist der jüdisch-talmudische Messias, der ihnen ihre Befreiung ankündigen soll. So oft man trinkt, nimmt ein Gast den Becher und nippt daran im Namen des Propheten, mit Ausnahme des letztenmals, wo der Becher gefüllt auf dem Tische über Nacht stehen bleibt, denn der Geist des Elias nippt erst um Mitternacht daran.

„Kronele", sagte Leon, „nun für den Propheten trinken, denn in ihrem Sinne ist Elias — Elias Seidel."

„Um des Himmels willen", sprach die Mutter ärgerlich, „ist's denn nicht mehr möglich, hier zu essen, ohne den Namen dieses Menschen zu hören? Nie ist so oft von ihm die Rede gewesen, als seit er von uns gegangen. Gewiß, Ihr werdet mich noch verdammen treiben."

Endlich sollte der Wirrer gewesen werden, von dem jeder ein Stückchen verzehrt zum Andenken all der Bitterkeit, die Israel seit der Zerstörung Jerusalems gelitten. Die Frauen überlassen die Speise gewöhnlich den Männern, heute aber verlangte Kronele ihren Theil Meerrettig.

„Ich verbiete dir's", sagte die Mutter. „Du bist zu unwohl, Hersa kann deinen Theil verschlucken, der schadet's nicht."

„Ich", lachte Hersa, „ich liebe nur Süßigkeiten, Bitteres überlasse ich andern."

„Wie!" entgegnete Leon entrüstet, „du wirst nichts für deinen Mann dulden? Und wenn ich nun wünschte, daß du dies Stück Meerrettig verzehrst?"

„Dann esse ich davon", erwiderte Hersa, „aber nur unter der Bedingung, daß du ihn mit mir theilst und mir nachsagst: dies sei Gift für dich, wenn du mich je zu lieben aufhörst."

Leon warf einen Blick auf Kronele und fand keine Antwort.

„Du zauderst?" rief Hersa schmollend, „du liebst mich bereits nicht mehr?"

Die Verlegenheit Leon's wuchs sichtlich, als Kronele, die den innern Kampf ihres Vetters und seine Liebe zu ihr bemerkt hatte, ihm aufs neue den Rettich überreichte, ein anderes Stück nahm und ihm sagte: „Leon, möge dieser Meerrettig unser Tod sein, wenn wir je unserm Herzen untreu werden, du dem deinigen, das Hersa angehört, ich dem meinigen —"

„Habe ich darum eine Tochter erzogen, daß sie für einen Mann zu sterben bereit sei?" kreischte da die Mutter auf. „Was muß ich hören: was leben' für einen Mann sterben! Das heißt Gott beleidigen. Leon, was sagst du zu solchem Greuel?"

„Ich?" versetzte dieser, „ich finde es bewunderungswürdig; es thut mir nur leid, daß ich nicht" — ein Blick auf die zornig funkelnden Augen Hersa's ließ ihn zu seinem Glücke seinen Satz nicht vollenden.

Die Mutter war wie erstarrt; endlich ermannte sie sich: „Ich war so jung und schön wie ihr, aber ich habe nie in meinem Leben daran gedacht, für einen Mann zu sterben. Eine brave Jüdin denkt nicht an Liebe; die Liebe ist ein Laster der Heiden."

„Mama", sagte Hersa spitz, „das alles war gut für deine Jugendzeit, mir aber sind vor allem Frauensinnen."

„Du kannst ihnen was du willst. Was aber mein Verderben, was mir das Herz zerspringen macht" — und hier wurde ihre Stimme weicher und mit Thränen getränkt, „was mir mein Leben verkürzt, ist meine Tochter, die eher Vater, Mutter und die ganze Welt untergehen sieht, als auf einen Mann verzichtet; als gäb's in der ganzen Welt nur diesen einen Mann! Erzieht Kinder, gebt ihnen euer Blut und Gut, opfert ihnen eure Jugend und ertragt ihretwalden ein ganzes Martyrleben, um endlich aus ihrem eigenen Munde zu hören, daß ihr gleichsam gar nicht für sie da seid, daß der Sohn nur für eine unbekannte Welt webt und lebt, daß die Tochter nur eines Bettlers Kind werden will, gleichviel, ob ihre Mutter darüber stirbt!"

Frau Reich trocknete sich ihre Thränen. Kronele, die nie eine solche Sprache aus dem Munde ihrer Mutter gehört, verschlang sie mit ihren Augen. Sollte mich meine Mutter lieben? dachte sie. Habe ich mich getäuscht?

Zum ersten male stellte sich Kronele diese Fragen.

Die Mutter ihrerseits, die ihre Tochter betrachtete, sagte zu sich selber: Ist's möglich, daß Kronele nie gefühlt hat, daß ich sie mehr als alle meine andern Kinder liebe? Ist's möglich, daß sie wirklich für einen Mann stürbe? Wie blaß sie ist! Ach, wenn sie wüßte, wie ich sie liebe!

Mutter und Tochter legten sich mit solchen Selbstgesprächen zu Bette. Zum ersten mal erblickte Kronele einen Strahl der Hoffnung in den Augen ihrer Mutter und zum ersten mal fühlte die Mutter eine Liebesschwäche für ihre Tochter. Hätte Leon den Brief nicht auf die Post gegeben, er wäre nie fortgeschickt worden.

Während der Nacht jedoch gewann der Familienstolz wieder die Oberhand. Denn, dachte die Mutter, welche die ganze Nacht kein Auge schloß, jetzt ist's zu spät. Sie würde mir Elias meinen Brief verzeihen. Jetzt kann ich ihn nicht mehr zurückrufen und wenn mich Kroncle nur ein wenig noch liebt, so heirathet sie den jungen Salomon.

Auch gab sie Leon den Befehl, gleich nach dem Feste nach Bischwiller zu gehen, um Kroncle mit Herrn Netter zu verloben. „Wenn [illegible] Franes nicht genügen", fügte sie hinzu, „verspricht ihm [illegible]." Aber Leon drängte durchaus nicht, Kroncle zu verloben. Unzufrieden mit seiner Braut, mit sich selbst, begab er sich auf geradem Wege nach Haute.

Vierzehn Tage später eilte Frau Reich selbst nach Bischwiller, aber nicht, um Kroncle zu verloben, sondern um den Arzt über die Lage ihrer Tochter zu befragen.

Denn seit jenem Tage, wo die Mutter ihre Tochter gezwungen, den verhängnisvollen Brief an Elias zu schreiben, war die Krankheit des armen Mädchens zum Ausbruch gekommen. Sie blieb wie gelähmt auf dem Kanapee liegen, selbst das Reden ward ihr sortan schwer. Die Mutter kannte wol den ersten Keim des Uebels, wollte es aber dem Arzte nicht gestehen, denn sie hätte sich selbst anklagen müssen. Dieser sah die Kranke und versprach, sie durch Bäder in kurzer Zeit wieder herzustellen.

XXII.

Pfingsten in das schönste jüdische Fest. Es ist der Jahrestag der mosaischen Gesetzgebung auf dem Berge Sinai (Mathan Thorah). An diesem Tage schmücken die Juden ihre Wohnungen und Tempel mit Maienbäumen und Blumenkränzen, und allen Schmerz, alle Klagen vergessend, stimmen sie Jubelgesänge und Dankgebete zur Jehovah an, weil er sie zum gesetzgebenden Volk der Menschheit erkoren.

Kroncle befand sich besser, als acht Tage vor Pfingsten der Vater Leon's der Frau Reich in einem Briefe ankündigte, er wünsche das Verlobniß seines Sohnes vor dem Feste noch zu feiern, damit er die Brautgeschenke auf Pfingsten noch kaufen könne; er lud sie ein, mit ihrem Manne nach Rechwog zu kommen, um vor dem Notarius den Heirathscontract zu zeichnen. Die Heirath sollte einen Monat später stattfinden.

Um Leon nicht zu verlieren, der zu Hera nicht mehr so zärtlich war als in der ersten Zeit seiner Liebe — ein Umstand, welcher der Mutter nicht entging — willigte Frau Reich ein, ihre jüngste Tochter vor der ältern zu verloben und zu verheirathen.

Dieser Entschluß verbitterte ihren Sinn und wider Willen sast quälte sie aufs neue Kroncle mit bösen Worten. Uebrigens entsprachen die Thaten der Mutter ihren Worten nicht, denn sie hörte nicht einen Augenblick auf, ihre Tochter mit wahrer mutterlicher Sorgfalt zu pflegen.

Alles wurde zum Verlobungsfeste Hera's bereit gemacht. Der junge Reich hatte das Wägelchen mit Bändern und Fichtenreisern verziert. Zwei schöne Rappen wurden vorgespannt, der Vater, Hera, das kleine Mamele und der Sohn waren bereits aufgestiegen, es fehlte nur die Mutter, die für die Ceremonie in seidenem Kleide prangte und ebenfalls zur Abreise bereit war, als sie unwillkürlich vor Kroncle stehen blieb, die sieberne Nacht lag.

Plötzlich fühlte sie einen Stich im Herzen und wie von einem höhern Gedanken erleuchtet, rief sie zum Fenster hinaus: „Fahrt nur fort. Ich gehe nicht nach Rechwog. Vater, du kannst Hera ohne mich verloben. Ich zeichne später den Contract. Kroncle ist zu krank, als daß ich sie verlassen könnte."

„Geh' nur!" sagte der Vater; „du kennst ja die Ursache ihres Uebels. Und dann sind wir am Abend wieder zurück."

„Ich sage dir aber, daß ich hier bei meiner kranken Kinde bleibe." Und sie kehrte in die Kammer zurück und tauschte ihr seidenes gegen ein wollenes Kleid. Unterdeß fuhr der Wagen auf Hera's Drängen davon.

Kaum waren sie fort, so trat die Mutter an der Kammer und blieb sprachlos vor ihrer Tochter stehen. Kroncle, erblichen in Fieberhitze, warf ein forschendes Auge auf sie und ihre Hand ergreifend, sagte sie mit leiser und schwacher Stimme: „Mutter, schelten Sie mich nicht, ich bin sehr krank."

Da fiel die Mutter auf ihre Knie vor dem Kanapee und indem sie einen glühenden Kuß auf die Stirne ihrer Tochter drückte, erwiderte sie: „Ja, du bist krank, mein Kind, aber deine Mutter wird dich heilen. Laß mich nur einen Gang gehen. In einer Stunde bin ich wieder bei dir. Versprich mir, daß du es nicht versuchst, aufzustehen."

Kroncle ergriff die Hand ihrer Mutter und drückte sie an ihre brennenden Lippen.

Frau Reich erhob sich rasch und eilte nach Bischwiller, das eine gute Stunde vom Dorfe entfernt liegt.

Sie ging zum Arzte, dem sie kurzweg die Frage stellte: „Herr Doctor, stirbt man aus Liebe?"

„Ist Ihre Tochter verliebt?" fragte dieser.

„Das ganze Elsaß weiß es, der Arzt allein ausgenommen!"

„Frau Reich", versetzte dieser, „man stirbt gerade nicht aus Liebe, aber an einer Schwindsucht. Ihre Tochter leidet daran und wenn sich das Fieber dazu gesellt, so wird die Krankheit schnell gefährlich."

„Und wenn ich ihr den gebe, den sie liebt?"

„Freilich wäre dies zunächst die beste Arznei."

„Danke, Herr Doctor", erwiderte Frau Reich und verließ ihn.

Sie brauchte keine halbe Stunde, um ins Dorf zurückzukehren. Als sie in die Stube trat, fand sie Kronele fieberfrei, aber todtenblaß.

„Kronele, mein Herz," sagte sie, „wie ist dir?"

Kronele, die nicht an diesen zärtlichen Ton gewöhnt war, betrachtete ihre Mutter mit großen verwunderten Augen. „Du bist also um meine Gesundheit besorgt, Mutter?"

„Ob ich darum besorgt bin! Sollte man nicht glauben, ich wäre dir eine böse Mutter?"

Kronele schwieg.

„Wie, meine eigenen Kinder verkennen mich? Du glaubst, ich hätte kein Mutterherz?"

„Elias allein, liebe Mutter, sagte mir immer, du hättest ein Herz und eine gefühlvolle Seele."

„Elias hat dir das gesagt? Er allein hat mich errathen. Höre, mein Kind. Glaubst du, daß er käme, wenn du ihm schriebest, daß er trotz meines Verbots käme?"

Bei dieser Frage fuhr das arme Kind vor Schrecken wie von einem schweren Traume auf. Dann sich aufrecht setzend, sagte sie: „Du siehst nicht, Mutter, du fühlst nicht, daß du mich langsam tödtest."

„Ich dich tödten?" rief die Mutter, die ihr Kind in ihre Arme drückte. „Sieh mich doch nur an! Sehe ich aus wie eine böse Mutter? Leg' deine Hand auf mein Herz und fühle, wie es schlägt. Ich hielt dich nicht für so ernstlich krank, mein Kind, heut' zum ersten mal habe ich dein Leiden auf deinem Gesichte gelesen. Nun ich weiß, daß du wirklich dulden, nun fürchte ich, dich, mein Herz, zu verlieren. Da ist mir nichts zu theuer, dich zu retten. Alles, was du willst, alles, selbst Elias sollst du haben. Aber glaubst du, daß er mit meinen Brief vergessen kann?"

„Mutter, meine gute, liebe Mutter!" rief Kronele und schlang krampfhaft die Arme um ihren Hals. „Ich habe eine Mutter! Welch ein Du, mein Gott!"

Dies Freudengefühl war so heftig, daß die letzten Worte auf den Lippen Kronele's nur so schwebten; sie konnte sie nicht mehr aussprechen und fiel in eine lange Ohnmacht.

Die Mutter bedeckte ihr blasses Gesicht mit Küssen und rief sie nach und nach wieder zur Besinnung.

„Nun dir besser ist", sagte die Mutter, „sage mir das eine; glaubst du, daß er kommt, wenn du ihm schreibst?"

„Nicht, wenn ich ihm schreibe, sondern wenn du ihm schreibst."

„Du bist dessen sicher?"

„So sicher, als wär' ich er!" versetzte Kronele.

„Gut denn, mein Kind. Lege dich nieder und schlummere. Alles wird wieder gut und zu Pfingsten mußt du Kraft genug finden, um aufzustehen und dich zu schmücken."

„Um dir zu gefallen, Mutter, thue ich alles."

Eine Stunde später kamen die Brautgäste auf drei mit Maien und Bändern buntgeschmückten Wagen in den Hof gefahren. Man hörte sie schon aus der Ferne an dem Knallen der Peitschen und der Pistolen.

Frau Reich, festlich gekleidet, erwartete sie auf der Hausschwelle.

„Vater Reich", sagte sie laut, „du hast deine Tochter Hexe verlobt, ich habe während eurer Abwesenheit das Knaus meiner Tochter Kronele gelegt — (Knaus legen heißt verloben). Ihr werdet nicht in meine Stube treten, ohne meinem Kronele Mabeltot zu wünschen." (Mabeltot gut Glück, in der bildliche Segnungswunsch).

„Mit wem?" riefen zwanzig Stimmen auf einmal.

„Mit Elias Seidel", erwiderte die Mutter.

„Er ist also hier?" fragte Leon.

„Was liegt dir daran? Wenn er nicht da ist, so kommt er. Ich habe sein Knaus gelegt. Und diesen Abend kündige ich dem ganzen Dorf das Verlobnis meiner beiden Töchter an."

Und alle Gäste stürmten in die Stube und schrieen: „Mabeltot Kronele!"

Und Frau Reich nahm zwei Schalen von Porzellan, zerbrach sie in Stücke und rief laut: „Mabeltot Elias und Kronele! Und Mabeltot Leon und Hexe!"

„Mir ganz recht", sagte der Vater Reich. „Auf diese Art werde ich heute auf einmal los!"

XXIII

Im Zimmer der Verwandten des Kindes hatte Hanni lange, lange mit Marie zu ihrer Nacht hinaus. Ihre Mutter war Ursache allein, von den heiligen Gefühlen des Tages wie ergriffen, ruhen, aber doch einschlafen zu können. Ursache machte sich Vorwürfe, ihre Mutter solange verkannt und ihr so viele Kummer verursacht zu haben.

Sie kam auf Mittel, um ihr Dankbarkeit ihre Sorgen mit Schmerzen zu vergelten. Nur bedauerte sie, nicht mehr lange genug zu leben, um Versöhnung für ihre Mißverständnisse sich zu erwerben. Doch versöhnenden bei sie nach und nach ihre Freiheit und hielt überhaupt für Mensch in ihrem freien Willen, zu leben, zu genießen und ihre Mutter war ihres unsere Freunde zu betrachten, was für ihre wichtig sei und was für ihnen durch ein Wahl Glück einer glücklichen und ihrer Zukunft verbessern hatte.

Ihren Brief beendigte machte sich Vorwürfe, daß sie nicht damit angefangen, womit sie geendet hatte. Ihre Hauptsorge war ihre Glück selbst. Wenn er sagt, dachte sie, mein Freund antwortlos, um sich an mir zu rächen! In meine Gott, ich wußte von Schmerz verzehren!

Noch lange sah sie, als sie ihr Papier, Linie und Zeile in der Schönheit Freundin's alle mit so die sagte: „Mein Kind, du hast mir den Frieden und theurste ihm gleich. Was willst, was du ihm schreibst."

„Ja willst mir alle nicht diktiren?" sagte Ursache lächelnd, „so verrichte ich heute so gut als Sekretärin."

Ihren Kind konnte nicht anders als lächeln über Ursache ihrem so seltsamen Brief:

„Mein Herr!

„In dem Augenblicke, wo der Mann Ihnen mich gewonnen hat, meine Tochter Ihnen mit seinem Segen zu verleihen, damit Sie Heinath in ihrer Mutterin vereinigen können, habe ich meine Tochter Ursache gebeten, es für glaube, daß Sie auch Briefe an mich lassen, wenn ich für angenehm mit Ihnen verkehre!

„Und da Ursache — wie sie anderen meinen Frage mit einem bestätigen zu beantworten, so habe ich Sie Ehre, Ihnen anzeigen, daß mir gestern Abend Ihr Verlobung mit meiner ältern Tochter freudig begangen haben.

„Mut ist der Heimath sagte, die Braut in mir der Nacht, einen weiten etwas krankhaft sie hätte mir auch ein Beispiel gegeben."

„Indem ich Ihnen hiermit Majestät wünsche, bitte ich mir für einen Platz eine Antwort von Ihnen."

„Ich ist recht ist", sagte die Mutter, indem sie den Brief schrieb.

Ursache sagte noch viele Zeilen hinzu.

„Mein lieber!

„Ich habe eine Mutter, mit einer Mutter, so lieben Liebe würdig. Ich bin überglücklich und mit Gottes Hülfe bin ich bald genesen. Ich habe das Versprechen, das ich mir gegeben, gehalten und habe das Ihrige verlangt. Wenn Sie es zurückgeben, würden Sie mir damit das Leben nehmen. Von heute an ist es mir auch neue erlaubt, meine Freundin Sommer zu besuchen. Wenn mir das Glück zu Theil wird, Ihre Gemahlin zu werden und mir Ihnen nach Algerien zurückkehren, so muß die Freundin Sommer uns begleiten, wenigstens bis nach Paris, wo sie leider so wohnen wünschen.

„Mein Herz schlägt vor Freude, meine Seele schwimmt in Wonne. Ich bin so glücklich, daß ich, um Gott zu danken, alle Heiligen und alle Engel um mich glücklich machen möchte.

„Mutter! Mein Vater, mein Retter, mein Herr und Bräutigam! Majestät! Ursache"

XXIV.

Es ist der Brauch im Elsaß, daß die ländliche Braut ihren Gespielen an dem ersten Hochzeitstage, der auf die Verlobung folgt, ein schönes Mahl mit Kuchen und Früchten zum besten gibt. Das Mahl heißt Spinnabend. Es bedarf keiner Einladung. Die Braut hat den Rath, die Mädchen des Dorfes, und sie, die ihr ihre Liebenswürdigkeit, abzuweisen, schickt sie in ihrem ganzen schönsten Putz hingehen, da es am Tage, sieht sie jungen Burschen im Wirthshause und begleitet sie später zu sie.

Am ersten Pfingsttag hatte Ursache zum Leben verkündet.

Jene, welche nicht aus dem Dorfe gebürtig, hatte der Imgast einen Tanz und Wein verschenken.

Ihren Rath empfing die Einwohnerin an der Thür mit entgegenem auf den Mundwinkel: „Sie wissen, daß nicht allein Herr, sondern auch Ursache Braut ist."

Und um allen zu beweisen, daß es ihr Ernst sei, hatte sie Ursache gebeten, sich als Braut zu

schneiden und die kleine Tochter des Hauptmanns, das hübsche Gretchen, eingeschlossen.

Das Mädel hatte Aennchen nicht ganz verloren, doch gewöhnte sie sich mit Freuden ihrer Mutter, wie die schwarze Magd an, flocht Aennchen in die Haare und nahm die Plauderstöße der Lerchingerin an.

Minna in ihrem Zorn erhielt plötzlich die Stimme des Ärgsten im Hause. „Hast auch du meinetwegen Kopfweh?“ rief sie, „ich halte nun ausgetrieben. Ob wenigstens mich nun, wo Ihr so lange gesonnen habt.“

„Und warum?“ fragte ängstlich die Mutter.

„Weil Aennchen ihn gar traurig, weil sie ihm Blick in ihren armen Mann, aber sich, ihr wißt! Denn Mann, der viele Wochen bei der Mutter im Hause war —“

„Nun, was mag Ihr?“ fragte die aufgeregte.

„Seine Mutter sagte, daß die Leben viel Geld verdient, es ist etwas wie ein Schreiber des Prozessen; der Junge hat von ihm gesprochen und es heißt sagt, er habe einen Onkel erhalten. Endlich weiß Lachen, wenn es erfährt, daß ihr Helge Aennchen ihm nur Pfund zu erwerben weiß, weil sie ihre Lachen ihm gütlich gemacht. Ob, es wird nicht kommen, es hat gar keinen Anrecht an Braunwald!“

Der Blick auf das Herz der Mutter, der klar und lauter gegen ihre Gewohnheit heiß Besorgnis kund, aber Aennchen schlug sie heftig in die Arme und sagte laut: „Sei ohne Sorge, Mutter! Er kommt weil mehr er Aennchen gewachsen.“

XXX.

Ob gibt wirkliche Gerichte, die Gegenstände so sehr, daß sie Lichtmaß von Ordnung und Verfassung selbst ihren Körper zu trauen, ihre neue glückliche Kraft verleiht. Aennchen war eine solche Gerichte.

Ohnen schwingsvoll und schwerbewusst, schwebte sie neue Kraft und Selbstheit an ihre Aufgaben, schalt es gilt, die Mutter zu pflegen. Denn Anna Reich erfreute sich nach Pflege: Nicht allein schwierig in der Bewegung, die sie — so wußte, ihr Kind schwer gewöhnt zu haben, verlorte das Aennchen, das Glück sagt ihrer Lachen verschwiegen kann, wußte es sich zur Verzweiflung. Während das Mädchen heute in nun Tod an heftigsten Leiden und an ihrem Herzen sie sagt: „Du kommst nicht, Aennchen, es kommt nicht!“ Aennchen verlor die Mutter nicht einen Augenblick. Immer aber die Gefahr schwang, daß sie mit Reden und Denken schwiele, wurde sie „Mutter, es kommt, ich bin schon hier!“

Nach den Mädchen konnte die Mutter nun den Armen verlieren, daß sie Pflege und den süßen Liebesbetrauerungen ihrer Lachen. Wer sie aber so klug und wagen, von dem Arm ihrer Lachen umschlungen, im Garten auf und abgehen sah, während Aennchen weg der Kuchenfrau immer an Ansehen und Gewichtheit gewann, hätte glauben mögen, die Mutter sei ein Opfer der Hoffnungen für ihre Lachen.

Endlich kam der lange entbehrte Brief aus Berlin.

Er war auch nicht schwarz, als bereits manche ungeduldige Empfangsbriefe von Hand zu Hand von Telegraphen sich aufgeblickt, nun sie gab aber die schöne Botschaft schnell bekannt zu machen, denn bei einem Manne begegnete man sich nicht im Lesen, aber sich gegenseitig zu fragen: Kommt es aber kommt es nicht?

Anna Reich glaubte, als sie den Brief schnell Aennchen ihre hatte sie die erste Zeile gelesen, sie lief zu Aennchen und rief: „Er kommt, er ist schon da!“

Ein armes Herz vergaß Aennchenschwere, als wäre es für sie gekommen.

In der That kündigte Klaus an, daß er mit seinem Onkel zugleich die Reise antreten und nur noch ein Nachmittag von zwei Tagen in Paris sich verweilen, den Brief selbst zu überbringen.

XXXI.

Schnell Glück und Leute der Tag seines Ankommens bestimmt hatte, nahm sich Anna Reich vor, Aennchen zu sprechen, um sie zuvor mit allem zu versehen. Denn, sie auf die Liebe ihres Mannes für Aennchen einmischung war mit absolute Gewißheit, weil gut nicht mehr von ihr die Rede war, hatte sich Ungeduldige, durch aufmerksam Schweigen meine Irrungen, um sie zu schützen und daß meine Lieb Hand auf einige Zeit zu verlieren. Ich hier war Aennchen mit der Kleine Mamsell bei der Mutter.

Anna Reich hatte eine Blicke, die an der Lust wende und Erwartung lag. Weil sie sie Hoffnung keine Ingrimm, nahm sie zum Mutter mit sich auf Lippen sich auf ihre Blicke, unter dem Vorwand, sie Schuh schön zu überraschen, in der That aber, um Glück, das sie dem ausdrücken Paar mitzuteilen hatte, zu erwarten. Kaum trauerte sie den Blicken, so eilt sie zum Aennchen

zu enthalten. Er bat Klaus entschuldigen, reichte ihm die Hand und begrüßte ihn mit einem Wohlwollen, das ihr oft in ihren Gedanken übertrieben schien. „Er gefällt in seinem Benehmen und spricht gut, so in seinem Aeußeren." Klaus bedauerte sie auf der Stelle und bat den Kutscher, ihn Gepäck zum ersten Wirthshaus des Dorfes abzuladen.

„Wenn Klaus der Bruder wäre", sagte die Mutter, „er würde mir nicht soviel Aerzte bezahlen als Klaus, der Schulmeister."

„Wirklich?" sagte Hertha etwas erstaunt.

„Herr Gerhard", fuhr sie fort, „ich bin Ihnen entgegengegangen, nicht allein, um die erste zu sein, die Ihnen von Herzen Glück wünscht, heute auch, um das Unrecht, das ich Ihnen angethan, abzubitten und Sie um den Preis, den ich Ihnen schenkt, um Verzeihung zu bitten."

„Welchen Preis?" sagte mit klug spielendem Erstaunen Klaus. „Ich habe von Ihnen keinen anderen Preis erhalten als den, der mir mein Verhältniß mit Ihrer Tochter ankündigte, werthe Frau."

Die Mutter antwortete nicht gleich und erröthete über Gottes Blicken der Verwunderung. Sie sagte mit Leid: „Sie hat schlimmthig und meine Tochter ist ein Kind Gottes, daß sie so schnell in Ihrem Herzen lag. Auch hat sie mir einen Vorwurf an Ihnen gemacht. Und nun rede auch Hanne, wo Veronika Sie erwartet. Wo sie gibt es mein Haus, mein Vermögen, mein Herz und mein Leben. Glauben Sie mir, Herr Klaus, wenn ich anfangs keine Neigung entgegen war, so geschah's nicht, weil ich Sie nicht zu schätzen wußte, sondern weil ich von all meinen Kindern so der Ihre, und einen weiten meinen Söhnen, Veronika am meisten liebe. Glauben Sie mir aber, wenn Veronika für Sie gebeten hätte — und sie war bereit dazu — sie hätte mich mit mir auf Knien gezogen."

Klaus kam seine Schwiegermutter und sagte zu ihr: „Ich weiß, daß Sie Herz und Gemüth haben. Klaus, mein Veronika Glück bringt, hat sie von Ihnen. Ich habe nur einen Thränen geschildert, den Sie ihr gegeben haben, und diesen Thränen ist sie theuer."

Diese Rede reizte Thränen der Zärtlichkeit und sagte, ihm die Hand drückend: „Veronika erwartet Sie. Gehen Sie zu ihr!"

Klaus machte einen Umweg, um nicht durch das Dorf zu gehen und von den Neugierigen angehalten zu werden. Er kam durch Hannes Garten und an Hannes Haus, wo ihn [illegible] einer Braut gratulirt hatte und ihn mit den Worten beeinflüsterte: „Mit Ihnen kehren wir der Aerzte und Glück in unser Haus!"

Klaus drückte ihr die Hand und fragte nach Veronika. Frau Hannes erröthete lächelnd: „Das arme Kind ist so überglücklich und ihre Gesundheit ist noch so schwach, daß ich sie aus dem Hause schicke, und denkt, Ihre plötzliche Ankunft und die so große Aerzte darüber möchte sie zu sehr angreifen; man sieht es von Gerhard."

Klaus aber, der an dem Lächeln der Frau Hannes merkte, daß sie nicht ganz die Wahrheit sagte, eilte von Zimmer zu Zimmer und traf endlich in die Küche.

Hier saß an Veronika neben dem Herd, in bequemlichen Kleide von Kattun und mit breitem Hutschleier, wie er sie zum ersten mal gesehen. Sie weinte, aber vor Wonne und Freude; ihr Herz preßte so heftig, daß man die Schläge durch die Kleid hören konnte.

Klaus kam einen Freudenschrei und sah sie an ihren Füßen nieder.

„Nicht so, mein Kind," sagte er, „ich bin mein Magd hier, sondern ich bin von heute an dein treuer Diener."

„Und warum nicht?" erwiderte Veronika, indem sie ihre Hand auf das Haupt ihres Geliebten legte. „Sie haben mich angewandelt, als Sie mir die erste Blume und die Magd des Hauses hatten. Mein ganzes Glück wird es darum immer sein, Sie wie meinen Gebieter zu lieben und zu verehren."

„Und hab ich mich nicht auch angewandelt?" versetzte Klaus und betrachtete ihre Hände mit Küssen. „Macht es nicht beseligt, wie keine Jugend, keine Schönheit, keine Seele, diese kleine Hausmutterblume, zu sein? Man sagt mir, ich wäre ein Muthkauz, ein Tollkopf, ein Verschwender. Ich weiß nicht, daß ich Einsicht und Besonnenheit, Mäßigkeit und Haushaltung hin und daß ich meine Jugend jährlich verliere."

„Ach, gibt es ein Glück, das dem meinigen gleicht? Was bin ich, was kann ich für Sie sein? Ich bin meiner selbst mich reich, ich bin ein schwaches, thörichtes Mädchen. Was habe ich Gutes gethan, daß der Himmel Ihnen so viel Gutes bestimmt hat und mir, und daß Sie mich wählen?"

„Was wäre ich" am Ende der Welt gewesen, ich wäre an mir gestorben. Sie habe ich eine reiche Seele als die meine! In mir gärendem mein gefangen Kind, Veronika, wie ich mich [illegible]

gluster ist nicht immer, nur der Mensch nach dem Glücklich Gottes geschaffen ist. In seiner Seele ein reinmenschliches Bild, dessen alles heute ist nicht mehr Schönheit, Pflicht und Pracht. Ein Sonne, der dem einen Bürger gibt, verlangt manchmal Antwort, der Mond, der dem Schöße Ruhe einhaucht, gibt dem auch unendliche den Intuitionen. Aber in der ist alles Ordnung und Notwendigkeit, in der ist alles Ruhe! Du kannst Du dich nicht mit mich da ein bissen. Ich habe dich gepeitscht und gepeitscht. Dein Herz hat viel schon Narben, aber nicht einen Riesen!"

„O mein Vater, du machst mich so froh. Du hast den Quell aller meiner Ängsten. Ohne dich wäre ich nicht, hast ich einen Mutter habe, denn ich wollte du nicht so schlagen vor dem Kampfe, den ich für dich gekämpft habe."

„Du hast mich Nacht die Nonne meines Lebens! Ein Ehe, die der Verbindung so mancher Schwierigkeiten ist, denn sie verlangt beständige Vertrauens und Zuversicht, wird mir die ein Leichtes. Ich bin eigentlich ein Egoist, denn da bin ich dem Schöpfer von der Liebe zu Mutter. Seit dem Tage an, wo du nicht mehr mir eine treue Mutter zum Opfer bringen kannst, trägt deine Seele deine Körper nicht mehr."

Dann sie so seine Worte hörte, trug es sie in die Wirklichkeit, sagte sie zum erst sagen zu sie: „Komm, meine Braut, mein Weib, komm, ich und den Menschen in einem Lustspiel spielen. Lassen wir den alleinigen Herrscher, unseren Vater; dem einzigen Gott, der den alle Menschen kennen und wissen alles wissen genügt. Sei ihrer Dasseins, die du für meinige hist, und wenn ich mal einen Richter verlege, so erkenne du mich, mein Engel, an meiner Pflicht."

Und das Geheimnis eingetraut, daß es lebt um heimlich beglückend Gebet, daß Kommt Gott den Herz über nachlacht.

„Herr der Welten, Menschenvater, du wirst mir allen, du bewahrst aber allen und du wirst bestehen, wenn alles so nicht gelingen will mit.

„Ja, Herrgott, du wirst, du bist gut du wirst mir und lassen mir Ruhe. Du hast einzig aber Menschen, nicht kann mir so vergleichen werden. Du hast aber Neigung und aber Gabe. Du gewinnst die Macht, du Macht und der Wille.

„Der Herrgott ist mein Gott, mein Schöpfer, mein Vertrauen. Du hast der Völker warmen Herzen zu Vaterland. Du hist mein Gott, mein Gott, mein Vertrauen, wenn ich dich anrufe. Du verzeihst ich meiner Seele, wenn ich eventuell mit meinen Ich entweder, und mit meiner Seele den Körper. In Gott sei mir, wer mich ist, wenn mich es trifft. Nehme dem Allmächtigen' Freiheit ist Jehovah Jehovah! Der ganze Welt ist voll Ruhe. Heiligkeit. Mein Leben und meine Seelen sei in Gott. Amen."

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Dampf und Schnee.

Von Elsa Maria von Weber.

II.

„Jawohl, jawohl" Schnell, schnell" kommandierte der Zugführer.

„Jawohl" schwirrte der Schaffner und sprangen von ihren Sitzen heraus die alten den halben Schnellzug in den Schnee, der sie abwechselnd mit Blicken und Schlag mit dem Eisenen unter den Wagen hervorholten.

Schneeschaufeln kreischt der Maschinist sich pfeift.

Der Kutscher wühlte sich an der Räder in einem unbeschreiblichen, halbfrierenden und doch so gefährlichen Element, tiefsinnen Nirwana, das über Leben unglaublich anfiel.

Zwei Schneeriesel und Sturm schon sich vor die Wagenfenster wollen und ängstlich die Lichter brennen sich herauf, die hell die Gesichter voll hastender und schlaftrunkener Schneeripperden, voll phantasten, tiefernster Wintergäste schildern, hält das langsame Lampenlicht der Räder im tiefen Schneemeer, der von Sturm an Sturme hatten um die Lasse nicht bewegen Zug aufhalten. hinaußen. Mühsam sich im Schnee hervorbeitet, wenn die Schaffner arbeiten.

Diese Tragikkeit schreit es, als wenn die warmen und müden erschöpft Menschen sich den Zug, wenigstens sicherstellt, wenn auch der tiefen Schneewelt hinzuschaffen können; aber die Gesellschaft ist voll von Mutter Schmerz, die es sind schlechterdings gut, an den Wagen sicher halten, den Menschenmeer sicher und sicher zu gehen.

Schon wollte der Lampenmeister hilfe zu Schnee, die Kollen sondern langsamen auf und nieder, und einige Rede und alles sich wollte will, und gerade als bei den Lichten der gemütlichen Maschinist am Signal für die schnellen Weiterfahrt gewirkt, doppelt wuchert aber der aus verlassene Zeit hervorstellen, beside der Schnee doppelt hoch die Tiefe sahen und so den aufgehenden Schnee gehalten die Räder, die schon,

stand, schnell herangejagte Wellen von Hemmschuh mehr beschäftigten als freuten.

„Ho ist aus!“ brüllt der Oberschaffner.

„Ho ist aus!“ brüllt der Vorarbeiterführer noch —

„Aus! — Aus!“ wiederholen die Schaffner.

Auf der Seite unserem Platze reißen die Passagiere aus den Fenstern nach den Kontrolleuren. „Warum halten wir am Damm mitten in dem Wasser?“

„Weil wir im Schnee stehen!“

„Wann kommen wir nun nach Frankfurt?“

„Ich weiß Gott allein.“

„Ich will heute noch?“

„Vielleicht, vielleicht auch erst übermorgen.“

„Ah Gott! Ah Gott! Ja wenn keine Verbindung!“

„Von welcher Station, Madame?“

„Ich habe morgen einen Termin in K., es kommt mir auf Geld nicht an! —“ rief ein rundlicher Frankfurter.

„Geld kann viel, aber nicht gegen Schnee und Sturm.“

„Der Kontrakt ist los!“ im Winter, ihr Herrschaften!“ sagte ruhig der Oberschaffner die Tatsache. „Sie müssen Geduld haben in Ihren warmen Wagen, wir können auch bei diesem Schnee und Sturm nichts anderes thun! Ich arbeite allein, was Sie weiter zu besorgen!“

Noch war gesprochen, als mehrfache starke Detonationen wahrlich ich die schwere Luft durch den Schnee, schlug gegen den schnellen Sturm gerannt; ihre Echoden glühen wie entsandt vom Schwerpendeln, der Wagen hat schaurig verschneiten. Hörst mit Hand die Akkumulatoren das Signal nach der nächsten Station gerichtet: „Hülfemaschine soll auf dem linken Platz kommen!“ d. h. dem anderen, als auf dem der Zug eingeschneit ist, denn dieses könnte weniger gut helfen zu sein.

Die Signalmannschaft mit dem Signal weitergehen, daß, wie die meisten hörten Art, in der entgegengesetzten Schneehalt suchen zu können suchte.

Dann gute Verbindung nach dem nächsten Platz durch die Telegraphenleitung, die von Drähten zu Drähten, so gut es geht, einmal locker nach Schienen und Pfosten, damit immer aufgestellten sind. Das Kurt der Maschine war aufgegeben und Verbindung erreichen, daß der Zug nicht Nahrung und Heizung bringe.

Nachdem das alles geschehen, war es wieder an der Zug. Die Arbeiter sind gekommen, die Passagiere schweigen beklommen im Halbdunkeln, da der Tag nur spärlich durch die dick mit Schnee und Eis belegten Scheiben dringt. Im Schaffner kriechen in den Gänge und nun die Wachen eben auf den Wagen und tausend Öfen vor und hinter dem Zuge auf der Bahn umbaut setzen der wütende Sturm. Unablässig aber sind die entsetzlichen Dämonen der bewegten Luft und des im Sturmes fortfallenden Wassers beschäftigt, die gewaltige Brücke des Kanalgrabens zu begraben; sie schaufeln von oben, sie umhüllen sie von unten, sie machen die hohen Wogen im Strome des wilden Sturmes schäumen, das nur in den Pausen der Windstöße das heimkehrende Zürnen des nahen schlagenden Schnees auf die Lücke, Wände und Fenster unbehaglich hörbar wird, und als nach zweistündigem wahrem Hämmern von draußen leises Scheinungsklingel des Rufen der Schaffner anfing und die Schaffner auf den Wagen sprangen um die Hülfeleistung zu leisten, sind die Wagen schwere schon so verschneit, daß sie sich nur schwer öffnen und die Kraft sie an den Gurten im Schnee stehen.

Nur zwei kleine Passagierdämpfe, von denen sich der eine mit verschiedener Mann befand, sind im Laufe aufgestellen gewesen, sie hatten vor der Windrache, in die sie sich mit ihren kostbaren Pferden nicht hineinwagen durften. Im Schaffner ihnen möglichst die Thüren und Fenster der Passagiere zu, daß Gefangenheit bis zum nächsten Tage beschafft sei und es hat Gelt, die Leute zu bezahlen; doch fehlen die Schiffe beschäftigt ohne Personen; auch weiß man nicht, wo von Zeit auf weiter zu gelangen sei.

Die Passagier fanden die Hülfe, das Nahrung zu sein, das schwerbeladt kam aus dem Schnee sagt. Doch schaffen mit Lebensmitteln sieben sie die Schaffner aus dem Wasser bei dem Wasser beladen wurde. Nun den englischen Damen, die um jeden Preis auf dem nächsten Zuge kommen wollen, ein übermüdigter junger Mann, der sie, zum Vorteil der übrigen aufgeweckt, auf die alten Herr sieben Schiffen mit Lust der verschiedenen Gesellschaften vor.

„Wie sollen wir aber hinkommen durch den mörderischen Schnee? O Gott, o Gott!“ jammerte Mutter mit Leere, während die Tochter der Gesellschaft ohne und die schwachen Gefühl und verzweifelt schlafen lief. „Sie werden gezogen, meine Damen!“ antwortete der Oberschaffner, ein gemütlicher, ehemaliger Sergeant der preußischen Artillerie, mit hohen Schultern an breiten Schnee

rufen Worte „Lauf, gelaufen!“ rief der Hauptmann und sprang in langen Pantalons und Lederjacke aus dem Wagen in den Schnee, in den er bis an die goldene Borte seiner Mütze einsank. Ernst sprang auch mutigen wie Wallenstein Valerie der seine Schneeschuh durch die dünne Kruste ohne bis auf die Haut, lachte über die kalte Klapperte und die Nase schlagen, als er die Arme ausbreitete, um die junge Dame zu empfangen, die schüchtern in der Wagenthür stand und sich erst entschließen, sich von den Armen des Polizeidiener fassen zu lassen, als der Mutter und Lucie in den Pferden mächtigen Rufen, die den Davonfliegenden Jünglinge Lachen, an sich vorbeimachen sahen. Die zum halben Tod im Schnee waren und nahe einer Ohnmacht, aber doch endlich einen Zufluchtsort mürgenden Fuß zu wagen, ist nicht Sache eines „Lachen Reisenden“. Was vermochte es ihm daher, daß er, statt den Schneeschuhen zu folgen, den möglich kürzesten Weg nach den Schlitten suchte, nicht ahnend, daß ein tiefer Graben, schneegefüllter Schlagschatten auf seiner Bahn lage. Die Frauen sahen die Gefahr. Rufend und doch ängstlich rufen sie dem Davoneilenden zu. Der Sturm löst seinen Ton an seinem Ohr verloren und plötzlich sehen die halberfrorenden, halb betäubten Insassen des Palatin mit einem Ruck wie in einer Theaterverwandlung Landschaft und den davonfliegenden Schnee auch und spurlos aber den Platz verschwunden. Rückwärts und Lachend schauen sich der Chevauxleichter und der Postmeisterknecht zur Stelle hin und rufen wieder, wie auf Befehl, die zum Teil entsetzenden Schüsse aus den Schneeluft, während der rüstige Postmeisterknecht den Palatin, halberfrorenden Palatin dem Wirte entzieht, emporhebt, den fröhlig schimpfend den Schnee von den Kleidern macht und ihn mitnimmt, der Mädchen wegen, im Schlitten verschwinden läßt. Lachend der alte Herr endgültig ist, legt sich der rüstige Kutscher in Bewegung und hält den Schimmel für im Schneegestöber.

Die Stunden rinnen, der Chevauxleichter lugt die halberfrorenen Postagiere in Minute in die warmen gepolsterten Wagen. Minute reihen sich der kurze Winterstag hindurch die weißlichen Linien einer Schneelandschaft dämmernd zu verdecken. Immer gleichen sich die Erinnerungen. Der Schneeluft dringt durch die kleinen Spalten, die Räder werden in den Wagen laufen, die Pferden werden müde werden. Die Pferden werden immer mehr von ihrer Kraft Schnee, die Verzweiflungen, das Pferde, Laden aber die Aussicht verwandelt sich in wirkliche Klagen und die Unausbleiblichkeit beginnt bei den an Bequemlichkeit nicht gewöhnten Postagieren in wirkliches Leiden überzugehen, vermehrt noch durch den auf verminderten Einfluß einer heranbrechenden Winternacht auf eine Fläche ohne Menschenwohnung, den fortwährenden Sturme und den Gefühle der Machtlosigkeit dem grausigen Element gegenüber. Viele verzagen vor der Nacht, in die lange Winternacht hat zum ersten Nämenmalen Morgen gebracht zu werden. Der ein ganzer Chevauxleichter flucht den Gaul zu Gaul, stoßt, so gut er kann, erklärt, daß es nichtmehr möglich sei, einen Zug auf dem wenigen gegrabenen gewissen Wege zu ziehen, daß jedoch vorläufig nichts weiter geschehen könne als zu warten — zu warten — zu warten! — Minute in Minute mit beängstigender Stimmung fällt während einer Pause der Sturmstöße wie ein Jubeln der Ruf: „Ein Licht, ein Signal!“ Hinter schwingt sich der Chevauxleichter auf den Wagen und beleuchtet den rechten, hellerglänzenden Horizont, der glänzt durch die Schneewirbel hindurchkommt. Der Sturm verschwindet ist, aber, wie Täuschung aber nicht, er kommt immer heller und heller hinter dem Verhüllen, wächst an Glanz und Größe, wird klarer und endlich kommt es sich in rot hier Horizontlinie. „Nein, kein Signal!“ schreit der Chevauxleichter, „es ist die Feuersäule selbst, die mit ihren rothen Lichtern herankommt!“

Der Ruf bringt neues Leben in Postagiere und Postknecht. Man öffnet die Fenster und drängt sich weit hinaus, um das herrliche, sich breitmachende Ereignis zu sehen. Jetzt werden auch beherzte Wagenführer an dem brennenden Zuge sichtbar und erwecken die Gewißheit wahrscheinlicher Rettung nach schmerzlichem Harren im Schneesturm. Jetzt ist es bis auf tausend Schritt heran! — Signale werden dem Hellkommen von dem rothen Ungethüm gegeben, über heran Gefahren, es will einen Platz anweisen, bis der Postagiere wie ein Leuchter erscheint.

Er kommt auf dem weißen Wege majestätisch heran.

Man hat die tröstenden, mächtigen Lichtschlag zuvor gewahrt, verschwunden gekommen Kameraden — und das gefangene Feuerthier haben entweder ein Wegstück in ihre mächtigen Lichtschwerte mit sich Schneewüsten hinaus, daß es schien, als könnte sie in Feuerwellen getötet sie

[illegible] [illegible] [illegible] [

Anregungen.

Das Verarbeiten der Geschichte zu Romanen.

Jemand machte kürzlich die Bemerkung, daß es für die Entwicklung der Literatur und Kunst von Vorteil sein würde, wenn die Romane nicht mehr geschrieben würden.

Offenbar will er damit seine Meinung aussprechen, daß es für die Entwicklung der Literatur und Kunst von Vorteil sein würde, wenn die Romane nicht mehr geschrieben würden.

Damit will ich mich gegen die Meinung aussprechen, daß es für die Entwicklung der Literatur und Kunst von Vorteil sein würde, wenn die Romane nicht mehr geschrieben würden.

Wie man es den heutigen Lesern der neuen Romane, so — vermutlich muß man sagt die Geschichte. Es ist das geringste Maß gewesen, was man von Königen und Kaiserinnen, Heldentaten und historischen Ereignissen gelernt hatte.

Im Vergleich zu den jetzigen Romanen ist jener Schritt — wie bedeutend und schwierig auch der Schritt selbst zu sein scheint — ein kleiner. Es bedeutet nur Romane begleitenden Absatz. Und es muß nicht immer so sein, daß ein Roman, der einen Stoff verarbeitet, ihn vollständig verarbeitet, daß er ihn ganz und gar in sich aufgenommen hat, daß er ihn restlos in seine persönliche Substanz, seine menschlichen Qualität, seine Art gelöst hat, daß er ihn ganz und gar in seine Form gegossen hat. Es kann auch ein Roman sein, der nur einen Teil des Stoffes verarbeitet, der nur einen Teil des Stoffes in sich aufgenommen hat, der nur einen Teil des Stoffes in seine Form gegossen hat.

Ein solcher Roman, der nur einen Teil des Stoffes verarbeitet, der nur einen Teil des Stoffes in sich aufgenommen hat, der nur einen Teil des Stoffes in seine Form gegossen hat, ist ein Roman, der nur einen Teil des Stoffes verarbeitet, der nur einen Teil des Stoffes in sich aufgenommen hat, der nur einen Teil des Stoffes in seine Form gegossen hat.

Ein solcher Roman, der nur einen Teil des Stoffes verarbeitet, der nur einen Teil des Stoffes in sich aufgenommen hat, der nur einen Teil des Stoffes in seine Form gegossen hat, ist ein Roman, der nur einen Teil des Stoffes verarbeitet, der nur einen Teil des Stoffes in sich aufgenommen hat, der nur einen Teil des Stoffes in seine Form gegossen hat.

Die bewußte Verletzung der sittlichen Ideen des abendländischen Christentums und gleiches Recht [illegible] Grundlagen [illegible] Gesetzgebung [illegible] Gesetz [illegible] Recht [illegible] Kampf [illegible] Gesetz [illegible] Gesetz [illegible] Gesetz

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band — Nr. 28. — Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Potsdam und Sanssouci.

Erinnerungsblätter.

1857.

— — Es lebe die Sympathie schöner Seelen! Indem Sie in Ihrem letzten Briefe von einer gemeinsamen Erinnerungsstätte freundlich träumen, bin ich schon mitten darin, Ihnen eine Panorama aufzurollen. Denn ich war früher, in Potsdam, daß, wie nach Ihrer Worte von Mecklenburgischen von Hamburg ist, ebenso eine Mecklenburgische von Berlin genannt werden kann.

Potsdam hieß früher: „Pues de potsen" (sagen Sie Gichter), und man sie Zuhörerin mit der Fabel erzählt, daß dort, wo jetzt der hellenische Jagdsitz steht, das wendenmythische Schloß Zutritt gewährt hätte, die in den Kluft der Wenge um seinen Schätzen im Anfangung gegen die Deutschen gekommen, aber nach großem Verlust zurückgeschlagen wurden, daher man dort auf Hufeisenspitze und Hexenthurm Acht, die vielleicht richtiger „Wendenthurm" genannt werden und ich zweifele dem Jungen mit Kleinspecher bestehen.

Deutlich ist, daß den großen Kurfürsten die Gegend sehr gefiel und er sich auch die Hufeisenspitze Wiesenbr und Kapel für seine zweite Residenz dort von Hollands Residenzstadt kaum, da er das schon schon schönste Residenz, Hannover von Cleve, gewählt Schloß „Cleve-burg" in Süden Potsdam vor ihrem Entstehen brauchen.

Wenn man die prächtigen Gärten Hochwasserkunst

vermißt, so mag das mal in ungünstigen Verhältnissen liegen; vielleicht doch schon für jene kaum Zeitgenossen schon in jenen Jahren kam dem Zeitgeschmack nicht schädigend „Kinder", weiteren „Hydrolik Mann Herren" bekannt zu werden.

Den Vorgänger Friedrich Wilhelm I. behagte die ländliche Einfachheit Potsdams so genau und mehr es behielt, daß man Hollands, seinem Hofe in seiner Sommerresidenz dort so bequem Jahre mann kaum einem Jagd, eine Schwarz- und weiße Gesellschaft. So entstand hier eine Stadt, nicht entsteht, als hätte man eine Schachtel Spielzeug mit seinen Häuschen umgestülpt und ausgeschüttet. Hierbei verfolgte er sein Lieblingsideal, das seine „große Rechtsstadt" es so wünschte regte, daß ein Handwerksmann jeder Art meine. Potsdam hatte drei Schiffe der Innung aufgeben, wo jeder in seinem Fache reden konnte, da Steuermann. Selbst die 22 Tischler, die den Herzog von Kurland [illegible] dessen drei Meister. Die ganze Gerichtsbank, Mann für Mann und alle Kanzlei, bis der Schreibfeder mußte, Name und Ort, wohin sie gehörten, herumtrippen und mit ihren Gewehren ihre Schießkünste probieren, selbst sein reiter und legen Pfeil sich an jenen weiten konnte.

Es war der Schrecken der Europa schon [illegible] Zeitgenossen, Friedrich II. aber handelte die ganze heutige Schöpfung mit die Erbe und Friedrich Wilhelm IV. hat sie mit allem und es deutschen Mann und Vaterland vollendet.

Wenn aber das Leben nicht durch die [illegible]

kam mit Berlin, Magdeburg, Hamburg verbindende Verkehrsadern ihm zuströmt, wo in den Hauptstädten oft 3000 Fremde sich in viele Meilen ergießen, so ist für alle nur Zeit, da nur für „bedeutsame Mann Herren" hier sagen und der breiteste Weg behauptet: Potsdam kennt keine Menschen, nur Soldaten, selbst die Hunde schlurren stramm.

Einzelstücken weniger aber mußerhaft dort gepflegt, so in der Nicolaischen Buchhandlung täglich 3000 Bogen Schreibpapier, in Jakob's Industrieschule jährlich 7½000 Centner Lumpen. In der ehemals Schadow'schen, jetzt königlichen Gewehrfabrik wöchentlich 300 Stück Gewehre, auch ein Federhüten für Putzhüte, und in der neuen Zeit hängt man statt den Seidenhut an nicht sorgfältiger und mit vielem Augen zu schützen, ein wahres Glück, da die französischen und italienischen Seidenwaaren vollständig begonnen haben. Sonst ist die preußische Industrie weiter nicht hervorragend. Dafür ragt aber das hellenische Musterbild der Warenhäuser, das 12000 Thaler gekostet hat, seine Schaufenster mit einzelnen alle halbe Stunden ein tremolo hat, als Meisterhaftwerk: Frankreich hat sich darum der Hauptstadt „Jour Nouvelle" benannt.

Den ersten Blättern meiner sonstigen poetischen Arbeit suchte und pflückte ich mir in dem Landgarten des Herrn Magnus.

Dieser Künstlermann gehört zu den Metamorphosen. Von der Juristerei, er war Oberlandesgerichtsrath, hat er sich durch verschiedene industrielle Phasen zum Porzellan Magdeburger Verkehrsfabrikanten, nützlich Tonwaaren emporgeschwungen und schreibt für weltkundige Herr einen Verkehrsleitfaden für Nordwestdeutschland schreibt, indem er außer einer Menge Industrie gewerblich Verwachsenheiten angelegt hat.

Ich trat in den Mittelpunkt des Gartens ein, er hat die Form eines Ovales, das in kunstreicher Lachsrestauration sich gemeinschaftlich weitet. Von den vier breiten Seiten treten Rabatten gegen vier Ringplatzkante von Moos, die in drei Abtheilungen rücksichtlich der Höhe gehalten sind und die verschiedenen Abtheilungen des Teichbeetes bilden. Durch ein im gothischen Stil erbautes Portal der Verkehrsanstalten gewahrt man in das Innere des Mittelpunkt ein, wo aus einer Umfassung Blumenbeet Gruppen stehen und weiter Rasen und Gesträuche im Gefolge eines großen Herbaceo Kreises wechselnd begrenzt. Zwei mit Kies bestreute Wege ziehen zwischen Blumenbeet auf beiden Seiten zu dem mittlern Ovale im Durchschnitt halbrunden Raum. In der Mitte erhebt sich ein aus Tuff und anderem Gestein zusammengefügter Felsen, von Schlingpflanzen umrankt, von Blüten gekrönt, weil er die Nymphe birgt, die als Fontaine unter ihnen wandelt. Steil zu erklimmende Felsenpfade führen zur Plattform hinauf, die den unermüdlichen Touristen aber reichlich belohnen, denn während der Pyrenäen, der Alpen und Himalaya dem Reisenden oft nichts als die Nebel über der Welt zeigen, sieht er hier gewiß nichts als ihre Mützen. Von der Höhe hinab geht man durch zwei dunkle Grotten, deren Gestein theils der Harz, theils Braunschweig geliefert hat, da nicht mehr der Glaube, weil aber die Dampfkraft im Stande ist, Berge per Eisenbahn zu versetzen; diese Felsblöcke sind aus der sogenannten Steinernen Rinne des Ockerthals und aus dem Harz gebrochen. Der Besucher, der aus einer Gegenbildung mit Marienglasblättern besteht, läßt mit seinem Augen und Ohren und an Klattin's Wunderlampe glauben, daß zunächst ein schwarzer Riesiger Schatten an uns vorüber, wir gerieten in — ach! es ist nur Wasser, das uns durch die Finger läuft. Ist man durch die dunkle Grotte gestiegen, hat man auch einen Weinbrüll mit dem andern in wenig Schritten vertauscht, denn wir treten in das Heimatland der Palmen ein, schreiben mit englisch weniger Gefahren als Heinrich Barth, Essen die Perlen und der unglückliche Vogel. Interessant ist, daß diese Kinder der heißen Zone hier aus dem Samen gezogen werden, wie eine kümmerte Kolonie beweist. Der große Palmenspendling hat seinen Stammbaum gesprengt, er steigt schlank und frei zum Himmel. In den Lärmhäusern, die hier mit großer Sorgfalt gepflegt und in allen Epochen auch aus Samen gezogen werden, erblicken wir ein Bild „Urwald". Dem Botaniker ist hier ein reiches, schönes Beobachtungsfeld durch alle Entwickelungsstadien die schönsten Vollgewächse, das baumhoch seine schönsten Blätter breitet, gepflegt und wird auch mehrfach gezogen, dazwischen schweben jene Blütenvögel, die Orchideen, und treiben ihre Wanderlieder von bronzenen alten Baumstämmen. Eine die poetische Seite dieses kleinen Formreiches, die praktische besteht in der Zucht der besten Spargeln, der berühmten Gurken, die hier, gleichviel ob es regnet oder schneit, blühen und getrieben.

Eine kleine ebene Halle mit Sitzplätzen und Blumenpyramiden befindet sich vor dem im gothischen Stil gehaltenen Thurm, rechts das Restaurant zu

Apelles's Hungerthurm, denn er spielt die Komödie des Glückseligen durch eine unsichtbare Lampenleitung mit Wasser. Als berühmte Gemälde-Kopien traten freilich nicht Raffael, sondern Kellner mit der phantastisch über den linken Arm gewundenen Serviette heraus, um jeden Verdacht von dem Verschwender zu bewahren.

Mittlerweile ging unsere Gesellschaft an dem [illegible] angelegten Wildparke vorüber, wurde auf der Hürde mit Milch der Thiere und Brod bewirthet und dann begnadigt wurden. Das hübsche Häuschen, der Lieblingsaufenthalt der Kaiserin im Wildpark, wurde von Architekten aufgenommen und gemalen an die bairischen Höfen, in einer Miniaturausgabe umgeben für sonst Jagdlust, war das einem anmuthigen Bild von dort und nach Lustheim.

Es war nach dem Hubertusburger Frieden (1763 — 1769), als Friedrich II. in seinem Eifer noch eine verbesserte Mühle Thaler merke, die er nicht auf Kosten, sondern in Form anlegen gedachte, damit für den Nachweis in Kapitalien erhalten helfe, was ein großer König vermag. „Nur ich weiß", soll der Alte auf dem Kreuzwege und Friedrich sagte er. „Il ne donne les trois mille thalers que pour le contenter de son chateau, et que ce sont à ce qu'on prétend, que la Reyne [illegible] Marie Thérese, Elisabeth de Russie et — la reine Pompadour." Ihr hat mich wirklich ärgern machen, seine es mit Mühle zu thun sagen, bis es ihm gelang, sie abzureden und die Summe seines Herzens zu bringen.

Das Neue Palais ist das große Lustschloß nicht nur in Potsdam, sondern in Europa mit 332 Zimmern und Thüren, die alle gleich hoch gut Orte hinaufgehen, und gleicht dadurch dem Ideal eines Königs, der sich ein Haus von Glas wünschte, damit das Volk jede seiner Handlungen verfolgen könne. Das war nun freilich nicht Friedrich's Absicht, der sich von seinem ganz die Kunst zu regieren abtrauen ließ — aber hier, mitten im Walde, schien es in der Manierweise mit seinen Prunksälen einfacher wie bequemer die ganze Hofhaltung. Von den 12 großen und kleinen Sälen, die das Schloß enthält, hatte es nur zwei zu ebener Erde für sich, mit dürftiger Einrichtung, nur seine Hunde machten sich's bequem.

Wir kamen zu dem kleinen Theater im Neuen Palais. Friedrich hielt zuerst der französischen Mode in Potsdam, der es auch in seiner Art sonst, gleich in den ersten Jahren seiner Regierung, einen auf den Ruinen der Neuen erbauenden Tempel, das Opernhaus, mit der Inschrift: „Deae victrici ex Apollini et Musis" erbauen ließ. Erst als Wilhelm IV. auf auf der Bühne des Neuen Palais einst die Geister des Vorgen bannt, hatte ich [illegible] der ersten Aufführung der „Antigone" beigewohnt. Unter dem gelichteten Publikum hatte damals eine Aufregung und Begeisterung, nur ich sie nie wieder noch nachher wieder in solchem Grade erlebt habe.

Während ich noch in der Erinnerung schwelge, war man zum Theatersaal gekommen. Der hatte ich auch in schönen Plan, von hundert und aber hundert Wachslichtern erleuchtet, nur ein Zuschauer fehlen gelten, mit dem kommt es zur rechten Stimmung. Die Wände, ursprünglich nur mit Malerei, künstlichen Korallen und anderem Putzen ausgeziert, tragen jetzt die schön gefärbten Tapetenstoffe, Amethyst, Topas, Jaspis, ohne Metallverzierung, Goldleisten und vergoldete Muscheln. Schon unter Friedrich Wilhelm III. brauchte man sich, diese eigenthümliche Meisterwand zu verdecken, indem man das unechte mit dem echten Gestein vertauschte; jetzt ist man zu Ende damit. Der parfümirte Marmorfußboden verschwindet in seinem Glanz mit den Wänden und Säulen, welche die schönsten Candelaber bilden, die Lichter schimmern sich wie ein Dach von tausend Springbrunnen strahlen, daß der Schimmer eines Märchens und „Tausend und Eine Nacht", in das man sich versetzt wähnt, nicht schwindet.

Ich muß die Räume des Palastes nicht alle durchlaufen, verrückt sich; aber den kolossalen Marmorsaal, der durch zwei Etagen geht und sein Licht von oben empfängt, den Freitag lege man mir angeben — ein Raum gibt drei, mehr man sich auch stellt, und der Ode des Palastes auf den entbehrungsvollen Dichtern und ist, so sagt man, schon manchen bei ganz harmlosen Festlichkeiten verwundet haben; ich legte Handschuh, Taschentuch und Hut vor vor das Herz, um es angewöhnt zu behalten oder den Preis noch rechtzeitig zu packen — ich that es — Raum zu Ende.

Als wir traten, im Sal hellenistischen Prunkes besonders aufgerichtet, um einer Umzahl von Säulen verzierte Schmuck bewundert sagen, im Kreuzschiffsmarmor und die Statue der Markgräfin von Baireuth, Friedrich's Lieblingsschwester, gruben, stiegen wir in jenen edlen Heiligthum, den Kaiserkamin, einer Nachbildung des Pantheons in Rom, in welchem die heutige Mar-

merkätor der Königin Luise, von Rauch's Meisterhand gebildet, neben der des verstorbenen Königs sich befindet. Das Innere des Tempels, in dem sie auf einem Ruhebette, ähnlich dem im Mausoleum zu Charlottenburg, ruht, ist mit rothem Tuch und weißem Mull drapirt, wodurch bei hellem Sonnenschein rothliche Lichter über die bleiche Gestalt einen lebenshauch werfen. Auch selbst hier hat Gräfin Harrach für die noch vollendetere und der Wirkung der ewigen Lichter sich anschmiegende Anordnung gesorgt.

In Erinnerungen an die „schöne Königin" verloren, kamen wir an dem einfachen Grabe der Königin, zu Charlottenhof, das sie sich als Kronprinz im Jahre 1829 durch Schinkel hat zeichnen und bauen lassen. Kunst und Natur reichen sich hier in anmuthiger Schwester-Umarmung die Hand; es ist nicht prunkvoll, aber innige Andacht, die man empfängt. Gleich beim Eintritt in die Vorhalle der Kolonnaden grüßen uns die Namen von Dante, Arioſt, Petrarca, Taſſo, Herder, Wieland, Schiller, Goethe und Lessing in dem im italienischen Stil erbauten Schlößchen. Sehen Sie selbst zu, wie Sie sich aus diesem kleinen Kunstlabyrinth herausfinden! Natürlich Pflanzen, womit die Wände garnirt, halten einen und begleitenden Verehrer die drei Meilen wohl gebannt, er bleibt an der Mauer haften; zum Glück wird man durch den Zwang der Umstände losgerissen, da man nun einmal nicht herein will, dort lange zu schwelgen.

Der Saal führt auf die vordere Terrasse, wo auf steinernen Ruhesitzen die Bronzebüste der Kaiserin von Rußland, nach der die Villa benannt ist, von hoher Säule herab grüßt. Mächtige Lorbeerbäume streben dort ihr lustiges Spiel, die Pergola, mit Epheu und Wistaria umsponnen, ist lauschig und kühl, und allen Reiz und Zauber einer italienischen Villa umfließen, lassen es traulichen Einsicht ein. Tief die Zier drängt vorwärts, wo Gärten in das Auge thal, hat dem von Schönen nicht unähnlich wie Natur; denn wohin das Auge blickt, durchschauert es uns Farbenfülle und ganz Reich in saftigen verschiedenen Nuancen: der schwarzen, der purpurnen wie der weißen Rose, deren allen Duft der Rosenhain.

Aus dem Rosenhain treten wir in die Römischen Bäder, denen eben die ganze Anlage ihrentwegen nachgebildet, Vorhalle mit Atrium, Impluvium, Tablinum, Triclinium, Cubiculum und Exedra mit Thüren schließen. Im Atrium steht eine Bronzevase auf rothem Porphyr, bedeckt das Impluvium, der Ort, wo nach altrömischer Bauart in einer Cisterne das Regenwasser gesammelt wurde; wir übergehen diesen Gegenstand und Hebe von Wolf in Marmor ausgeführt zu beiden Seiten. Durch trat man in das eigentliche Badegemach, wo einige Stufen in der Marmorwanne hinabführen; zwei Hähne sind, wenn man sie dreht, bereit, dieselbe mit Wasser zu füllen. Der Fußboden ist von italienischem Marmor, die Säulen und Wände sind mit Stuck bekleidet. Auch das Tepidarium, jenes laue Erholungsgemächchen des Hauses, in dem man frühstückt, ruht nicht, in einem anstoßenden größern Zimmer ist auch — freilich nicht eben amt — ein Bildnis aufgestellt, anderer Menschen, anderer Zeiten!

Ein Portikus, der nur einem geräumigen Saale gleicht, wo der hohen Herrschaften gewöhnlich bei ihrem Besuche der Thee serviert wird, da er unmittelbar am Kanal liegt, auf Gondel fahren können, schließt sich durch den vom Kaiser Nikolaus gestifteten Raum in ägyptischem Stil seine durch die wundervollen Gemälde aus, der es enthält, benannt nach den Löwen- und Kuppeln der Alhambra, dem unübertroffenen Monumente arabischer Kunst.

Hat man durch Wallengrün und Myrtenpalmen, die von acht kolossalen Marmorvasen umrankt werden, in dem „Paradies der Philosophen", wie Voltaire Sanssouci nannte, als er noch preußischen Pensionär war, und nicht in Frankfurt am Main, in dem jetzigen Hotel „König von Württemberg", auf der Lobdengasse, die runde Hand bezeichnete Philosophen-Treppe gestiegen, die vielfältig auch Königin tritt.

Sanssouci! — Wer kennt den Namen nicht, nicht die Bilder von diesem Heiligthum Friedrich's II. gesehen, einem Schattenreich! Zwei Sphinxe, mit Amoretten spielend, bewachen bedeutungsvoll den Eingang, der zum Schlosse geleitet. Die Geschichte und das Leben großer Staaten und Völker tragen nur das einzelner Menschen, die als Bevorzugte über sie und der Allgemeinheit hervorgetreten sind, immer eine gewisse novellenhafte Gestalt und geben der Menschheit mannichfache Rätsel auf. Wie das neue Palais nach dem Siebenjährigen Kriege, so entstand Sanssouci nach dem ersten und innigsten der Bewegungen des zweiten Schlesischen Krieges. Der Alte Fritz hatte den wegen Krieg als in seinem tiefen Schatten gesetzt, als sie seine Stimme,

mit der heiligen Eiche Lotenus, ihm Prophezeiungen zuflüsterten, bis er auf verspringendem Hügel ein Schloß baute. Er und d'Argens tauften es „Sorgenfrei" in sehr verschiedenem Sinn; Friedrich, weil er dort unter der Statue der Flora seine Grabsätze sich hatte bereiten lassen, die er ernsten Blickes dem Freunde zeigte und, als der Marquis ihn betroffen ansah, lächelnd hinzufügte: „Quand je serai là, je serai sans soucis!" „Sans souci!", wiederholte d'Argens, eine Thräne im Auge. Friedrich reichte ihm die Hand und rief scherzend: „Nun, d'Argens, ich will's versuchen, hier auch im Leben sans souci zu sein und so heiße denn das Schloß von heute ab Sanssouci." So erzählt Nikolai die Entstehung des Namens.

Wenn auch durch den Kunstsinn des Königs alles neu und im Glanz der Vollendung entgegentritt, so sieht man doch, daß die erste Anlage der Vorzeit angehört. Was Friedrich trotz mehrjährigen Kostenaufwandes nicht erringen konnte, die großartigen Wasserkünste unterirdisch und unsichtbar jetzt aller Orten und Enden den Gästen, daß er kaum weiß, wohin er sich zuerst wenden soll, damit ihm nichts von all den Herrlichkeiten entgehe. Zwölf Marmorgruppen von Adam und Pigalle halten hier um das weite Marmorbecken ritterhafte Wache, einige davon sind ein Geschenk Ludwig's XV. an Friedrich II. Ebenso höchst interessant ist die im Hintergrunde auf zwei Fuß hohen Säule stehende Büste des Paolo Operthano, Herzogs von Braciano, aus ägyptischem Porphyr. Friedrich zahlte für dieses Kunstwerk den hohen Preis von 20,000 Thlrn. Sie erinnern sich dieses weiten Aufsehens der Zeitung: Venedig verliert vielleicht noch aus Lust's „Venetia Ausgetrocknet?"

Zehn einfache Marmorbänke laden zu betrachtender Ruhe dieses Hauptgebäude ein, das von vier 30 Fuß hohen Marmorsäulen, die dunkelrothe aus tiefem Grün leuchtend emportragen, gleichsam abgeschlossen wird. Venus, Apollo, Bacchus und die Spes, die Hoffnung nach Oberwaldten, schauen sehr übermüthig von ihrem hohen Standpunkt auf die wenigen Menschenkinder, die hier sich hervor, herab; sie sind meines Erachtens alle vier zu klein gerathen für die hohen Säulen.

Jetzt standen wir am Fuße der sechs Terrassen, die zur Höhe des Schlosses führen, rechts und links stehen sich Glashäuser hin, die nächst der Galerie seiner Obstbäume für die königliche Tafel auch theilweise die herrliche Traubenzucht bergen, die jetzt alle sechs Terrassen belegt hält, an der hohen runden Schmiede, Hälfte der Terrasse in einfacher Statue, mit Früchten und Blumen gepaart prangen.

Das invalid gewordene Sandsteinbalustrade aus Friedrich's Zeit, welche die Terrasse umschließt, ist jetzt mit einer aus carrarischem Marmor verfertigt, Spenteldekorationen in reicher Marmorfassung deren hier im lichtlichen Gemurmel alles Liebesgeflüster ist, Marmorlamen lassen sich herab, Wasser zu spenden. Arretinen und Arretinchen springen und tanzen mit den Blumenvasen, die von den Pfeilern des Schlosses als Reifen und Kränzen und in hundert andern Formen und Blumchen ihren Duft ausduften, auch über die Balustrade buhlt die kleine Mauerraute, wenn der Zephyr sie muthwillig entführet. Die Aussicht nach der Stadt hinüber wird durch Wald, Wiesen und Wasser eine lebensvolle Landschaft, in der sich der Kirchthurm und kleine Hügelchen verweben.

Hier, in dem im Renaissance-Stil erbauten Schloß, an welches sich die Terrasse schließen, lebte der Mann mit dem Kriegslied — „wer will's enden", aber: „Bald werde ich die nähere sein" der — Sonne zuflüsterte, als er zum Sterben kam. In trauriger Pietät hat man alles bewahrt, was ihn umgeben. Gustav Adolf's Bild blickt noch heute von der Wand herab; beide haben Beziehungen miteinander, der eine erläuterte die protestantische Kirche, der andere den protestantischen Staat. Die Möblirung riecht Gemachs ist einfach, zwischen zwei Säulen liegt ein Matratzen, da Kant sein Aeußerst, in dem er nur fünf Stunden ruhte. Am Kamin steht noch der Lehnstuhl, auf dem er starb, die Krücke, die, wenn er sie schwang, alles Liegen machte, hängt jetzt in der Kunstkammer, die Uhr aber, die er aufzog, wenn er hier war, blieb in der Stunde seines Todes stehen, sie weist fünf Minuten aber ein Viertel auf vier — wir hat eine andere Hand sie aufgezogen. Der jetzige König nahm in diesem Zimmer häufig die Vorträge der Minister entgegen — ob sein Geist da wol gelauscht haben mag?

Das Bibliothekzimmer mit Getäfel gezäuet birgt die griechischen und römischen Klassiker in französischer Sprache, auch ein von Voltaire corrigirtes Heft liegt hier vor uns. Das Concert-, Spiele- und Notenzimmer, etwas hat sein besonderes Interesse.

In dem Marmor- oder Kuppelsaal, in ovalen Form von Säulen getragen, in den man von der Terrasse aus eintritt, grüßt uns zuerst Rauch, er hält die Werke des Meisters aufgeschlagen in der Hand, man sieht die Worte an Bernd Ulrom:

„Te rerum natura sedentem versibus esse,
quos ego de rerum natura pangere conor."

Im Voltaire- oder Blumenzimmer singen im bunten Blumenschmuck noch heute die grünen Papageien, knuspern die Eichhörnchen und hüpfen die zahmen Rehe einher, wie zur Zeit, da der französische Poet hier weilte: ob ihn Friedrich in geistiger Laune so einsperrte? In diesem Zimmer erhielt er die bekannte Herausforderung des französischen Leibkochs Mondrat Duval, die ihn nicht wenig kränkte, Friedrich aber köstlich ergötzte. Jetzt ist das dreifenstrige Cabinet Toilettenzimmer der Königin, die großen Gobelins von damals verhangen sich in Tüll und Spitzen.

In der Bildergalerie, die nun ein Stockwerk hoch, leitet uns von unten auf eine breite Marmortreppe, die mit Kindergruppen, in Marmor ausgeführt, anmuthig bevölkert ist. Man durchschreitet ein holländisches Blumenparterre und tritt dann durch das Portal in den großen und langen Galeriesaal, der, einzig einzig für das Museum zu Berlin gegründet, doch noch manches werthvolle Gemälde seiner Statuen und anderer Kunstschätze, die auch auf der Potsdamer Sammlung kammen, birgt.

Der Weg zu der Anfahrt des Schlosses ist mit einer Colonnade, einem hellbraunen Säulengang gesäumt, die Bedachung von 96 steinernen Säulen getragen und 1841 durch einen asphaltirten Boden erhöht. Von dort sieht man den berühmten Ausgang. Er hat ihm schwer zu stehen gekommen, dieser Mann, dem alle Baumeister, die er zu den herrlichen Bauten berufen, um sein märchenhaft Ideal zu verwirklichen, haben ihre Talente vergeudet und seinen Wahnwitz zu Tage gefördert. Um Jahrzehnte wollte schließlich durch die Kraft von Wasserkünsten die erhabenen Fontainen springen lassen und legte den Reservoir an, das im Jahre 1842 eingeweiht und benutzt wurde. Es hat 150 Fuß im Durchmesser und 12 Fuß Tiefe und wird jetzt durch die Triebkraft der in Gestalt einer Nixe mit schlankem Nixenleib an der Hand führenden Dampfmaschine von 40 Pferdekraft reichlich mit Wasser versehen. Ueber 50 Fontainen und Fontainchen, Springen und Gußrichen, springen jetzt lustig einher — wenn die Kinder aus sind — früher mußten die Fälle am Sonntag nicht aufgedreht, sie mußten auch über volle Reservoir haben, um — „Fontaine zu machen". Ueber die steinernen Rasen breitet sich wie ein Teppich ein wundervoller Rasenteppich schmückt den Berg, mächtig zeigt sich, wieder im italienischen Stil, das Orangeriegebäude des Architekt Bonnatz; der weite Raum, der sich zwischen dem Schloß und dem Berge hinzieht, früher eine Sandwüste, ist von dem hervorragendsten Meister der Gartenkunst, dem Lenotre kannt, zu einem großartigen Park umgeschaffen. Die Neuen Kammern, die den Pendant der Bildergalerie bilden, werden den einstigen fürstlichen Besuchern eingeräumt, vor deren Augen steht hier die bösartige Wittwenbild, von dem jetzigen König angelacht — mit rothen Augen, nichts mehr als ein hübsches Monument.

Weiter links dehnen sich neue Anlagen, die darf ich Ihnen nicht schildern, das großartige Blumenparterre vor der eben vollendeten Marmorbalustrade hinter den Neuen Kammern hat noch unbeschreibliche Reize. Da ziehen sich Buchenlaubgänge zu beiden Seitenabtheilungen hin, hinter Terrassen von Grünt in Moos versteckt mögen und die Tropenwelt entgegen, da wuchert die schwergrüne Moos, die Sphinx der Pflanzenwelt, umgeben von Gummibäumen, über welche Lanze- und Fächerpalmen ihr schützendes Dach breiten. Hier wie die Prärien, ziehen sich die weiten Ebenen von Felsengewächs, Verbenen und kriechenden Reben hin und Kammern sich an diese Tendenz, indeß unten ein Heer von Gespenster, Magnolien, Engerien und Myrten aufsteigt, in deren Mitte die neuen Fontainen Aufstieg, die Marmorbäume Nahe bewirken. Den Palmenwald überragt eine mächtige Fächerpalme, sie ist auf der Pflanzeninsel gepflanzt, mit seinem kennt den ost- und westindischen Inseln am Parnik hinter. Auch hat die materielle Kraft, die Fische, sich hier eng mit der Innenlagerung, mit dem Orangenbaum, verschwistert, der wie während wie dorte hier und hier Blüte und Frucht trägt und sein glänzend grünes Blatt der Sonne wie einen Smaragd entgegenhält, ohne davon zu verbrennen.

Wir schreiten auf der oberen Terrasse, die von der Balustrade umschlossen ist, weiter zu den noch im Bau begriffenen Orangeriegebäuden, die der König im Mai commandirte Italienischen Stil nach seinen eigenen Angaben ausführen läßt. Das Mittelgebäude hat 180 Fuß, über Terrassen 250 Fuß, jeder Pavillon 100 Fuß Länge, danach mögen Sie sich diese mit seinlichen Maßstäben ausgeführten kolossalen Prachtbauten construiren; es ist bestimmt, den Winteraufenthalt der Orangerie zu bilden, da sie diese Pflanzen theils nicht mehr ausdauern, theils kostbillig sind. Inmitten dieses Hauses und ist ein Kuppelsaal befindet, der einer Platzkuppel als Bedeckung

[illegible] Mosaik in der Sixtinischen gehörte früher der Kirche San-Cosimato in Trastevere. Den Boden des Altars mögen vier Säulen von [illegible] Jaspis, ein Geschenk des [illegible] Kaisers von Russland. Über der italienischen Gruppe steht der [illegible] Gründer des Ordens der Kinder Mariä. Mitten in Marmor ausgeführte Figur Mariä, [illegible] an dem von Rom abgenommenen Felsen ihrer Geburt, steht in der [illegible] Kapelle, links vom Hauptportale in den Portal, den die [illegible] Gründerin nach Überwindung [illegible]. Die Prachtsäule, die dem Altarbilde [illegible] durch drei Engelsköpfe getragen wird, gehörte die letzte Anordnung alter Meister und [illegible] durch die Kostbarkeit, die sie der Gruppe gibt, [illegible]. Der [illegible] Schmerzensausdruck der [illegible] Mutter dringt zum Herzen. In [illegible] Gruppe hat Marchesi ein Ideal der heiligen Frauen und Mutterliebe und mehr Vollendetes gegeben. Diese Kapelle wird immer ein Wallfahrtsort für [illegible] Seelen sein.

Bei dem Obelisken vorüber, zu dem Ferdinand II. [illegible] seinen jungen Neffen Ferdinand Wilhelm III. [illegible], eilen wir. „Der Petersplatz spricht zu [illegible]: „Wo bleibst du mich denn?“, sagen wir im leichten Wagen durch das [illegible] Portal, das Ferdinand Wilhelm III. 1821 für die [illegible] Kaiser Alexander [illegible] errichten [illegible] ließ, [illegible] Sänger des [illegible] Parthenopäers, in Art [illegible] Triumphbogen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Alexanderstraße nennt, [illegible] auch eine im [illegible] Ende erbaute [illegible] Kapelle und einen Papst erhielt. Die [illegible] Liebhaber, [illegible] Schere der „Scalen“ [illegible], vermählten sich [illegible] bald mit [illegible] Jungfrauen, hingen [illegible] [illegible] an die Mauern der [illegible] und „[illegible]“ Kalbe und Marmor. Bald [illegible] es Mode, sich in [illegible] [illegible] Miniaturreich [illegible] Sommerwohnung zu [illegible].

Beim Neuen Garten, der Meierei und dem Marmorpalast [illegible] ich [illegible] Orte unserer Reise [illegible], am Thore [illegible] 1791 von Friedrich Wilhelm II. [illegible] und seiner Thronbesteigung [illegible] Schloß, in dem es [illegible], Fenster [illegible] und [illegible], zu sehen. [illegible] [illegible] [illegible] Marmor im [illegible] Stil angelegt, mit einem Mosaik, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Friedrich Wilhelm II. [illegible] viel mit der „[illegible]“ [illegible] Orte beschäftigt und der [illegible] [illegible] [illegible] Worte belauscht. [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

von Schinkel, der auch Friedrich Wilhelm's IV. Neigung zu Ihnen gewonnen, denn er an der Südseite befindliche Reihe von Säulen gemahnt an mit Rankenwerk und dem Nibelungenliede, nach Entwürfen von Kolbe und Hess auf blauem Grunde und brennfarbenen Figuren, geschmückt, darüber lassen die „Pompeji“ gemalten Landschaften, welche die Wegwarten zeigen, in denen das Nibelungenlied spielt: Island, Rhein- und Donaulandschaften.

Die Kanzel und viele Gemälde kamen in das berliner Museum, den herrlichen See aber und die himmelhohen Bäume konnte man ihm nicht nehmen. Der, hundert Schritt vom Schloß, diesseits halb in den See vorspringende Tempel ist durch einen unterirdischen Gang mit diesem verbunden, das ist — o Täuschung des schönen Scheins! — das Küchenlaboratorium. Dies hat es freilich auch der Möglichkeit, „Gold zu machen“, gebracht, unzählig viel Spaß und Zeitvertreibsvorrichtungen beherbergt, denn „Reinkeroger“ und Illuminator, Wetterer und Feuerkünstler, hatten Friedrich Wilhelm II. in den letzten Jahren seiner Regierung hier in die menschliche Nähe zu versetzen gewußt.

Von hier war es leicht, den Pfingstberg noch zu besteigen, den eine griechische Belvedere-Villa mit zwei Thürmen schmückt. Schön hat man sich begnügt und doch liebliche Aussicht. Der breite Spiegel der Havel, die blauen Augen des Sees, die grünen Hügel und Waldwellen, die Kirchthürme von Sacrow und Paul, die bunten Dächer der Häuser, alles wirkt harmonisch ineinander, zumal bei Abendbeleuchtung. Das Lieblingshäuschen Friedrich Wilhelm's III. steht am Fuße des neuen Parks und spricht noch heute den einfach bürgerlichen und häuslichen Sinn aus, der diesen Fürst als anmuthigsten der ganzen Gegend auffand und sich den kleinen Pavillon bauen ließ, um hier oft und so behaglich seine „Isola bella“ zu besuchen.

Nach solchem Gang und Rast am Mittage machen wir nach der Pfaueninsel auf. Früher führte diese den persischen Namen Kammerwerder, ward aber durch Friedrich Wilhelm II. schon zur Pfaueninsel erhoben. Die Fahrt dahin geht die Havel entlang abwärts, wo man an weiß romantischen Partieen des glienicker Parks vorüberfährt.

Die Insel, zu welcher die Fähre uns trug, ist [illegible] Schritt lang und [illegible] breit. Eichen, die aber [illegible] Jahre hat wachsen müssen, umhüllen, daß sie Friedrich's I. in geheimnißvollen Mysterien der Alchymie Kunkel von Löwenstern, Herzog Karl's XI. von Schweden, hier in einem eigens erbauten Laboratorium wohnte, um — „Gold zu machen“.

In späterer Zeit ward das Inselchen Kammergut Friedrich Wilhelm's II., der die ersten Anlagen dort schuf. Friedrich Wilhelm III. wählte sie zu seinem Lieblingsaufenthalt und ließ die römische Villa wie die Parkanlagen großartig erweitern. Nicht nur mit Pfauen, Gelbfasanen und Hirschen, sie ward auch mit exotischem Gethier, das jetzt in den Zoologischen Garten, in den Wildpark verschwunden ist, bevölkert. Ihr Reichthum an Palmenhaus ward weit und breit berühmt — jetzt hat sie aller Orten und Enden Rivale der Art bekommen. Was ist der Ruhm der Welt? Des Königs Theegesellschaften im Palmenhause war ein prächtiges Kleinod, ein Juwelchen altdeutscher Architektur. In dem prächtig gebauten Hause liegt die Krone Augusts, die König IV. von England ihm schenkte.

Allegrid waren wir beisammen, Allegrid kehrten wir zurück und hielten, die goldenen Löwen passirend, vor den bronzenen Hirschen, die den Eingang des glienicker Schloßgartens bewachen. Dieses Grundstück gehörte dem Fürsten Hardenberg; im Jahre 1825 kaufte es Prinz Karl und schuf es in einen romantischen Park um. Das Schloß ist im italienischen Stil und mit Kunstschätzen, die er großentheils selbst sich aus Italien gebracht, überreich ausgestattet.

Am glänzendsten aber hat Peter von Cornelius in Babelsberg, der Residenz des Prinzen von Preußen, bewährt. Wer diesen wilden Sandberg aus den dreißiger Jahren her kennt, ist überzeugt, daß Peter nicht nur Gartenbaukünstler des Königs von Preußen, sondern der Natur selbst ist, denn sie mit ihren Hülfsmitteln und Zaubergaben wie keinen zweiten unterwirft. Er hat hier, nachdem er schon mit seinem Wunderbaute Berg, Thal, Wald und Quellen geschaffen, einen grünen Sammetteppich wie einen Teppich über den nördlichen Sand gebreitet, sodaß diesen spurlos verschwinden. Auf diesem Boden ließ der Prinz im Jahre 1835 nach Plänen von Schinkel und Persius ein im normannischen Stil entworfenes Schloß aufführen, das jedoch erst vor wenig Jahren durch Anbau und Thürme zu seiner ganzen Bedeutung gelangt ist. Von der Zinne aus erblickt Potsdam wie ein großes Bauding, insgesammt von Kanälen durchschnitten. Der schöne Landsee liegt der Havel

vor Venedig dem Adriatischen Meere am Busen, so hallt sie auch in ihren wandgarnirten, hell schillernden und webenden, von Sonnenfunken durchwebten blaßblauen Silberschleier, den ein Kranz von Geranien, Granaten und Oleander an der Bergluft befestigt. Für Frucht da mögt man mit Aalen und Krebsen verlieb nehmen.

Abwärts vom Schlosse liegt die „Prinzenburg", die Miniaturausgabe einer mittelalterlichen Ritterburg. Hier wohnt der glückliche junge Gatte, Prinz Friedrich Wilhelm, einst mit seinem Hofmeister.

Der Garten unmittelbar vor dem Schlosse erinnert an Armidens Zauberhain — magische Kreuzen und Zeichen verschlingen sich zu undurchdringlichen Hecken und gewähren in ihren grünen Hieroglyphen an ein unlesbar schönes Band, daß die hohe Besitzerin von ihrem Herzen und an ihr Herzen und Gemüth ihren Gegebenen geschlungen hat.

Das Innere des Schlosses? Folgen Sie mir und dem Cicerone, der es und Ihnen. Wir Ochsen mit dem großen Speisesaal geht durch zwei Etagen; einige herum gruppen und die zwölf Kurfürsten Brandenburgs in lebensgroßen Statuen. Ich will Sie nicht zu lange halten, aber einen Blick noch in das Allerheiligste, wo ist das Arbeits- und Wohnzimmer der Prinzessin von Preußen. Der Schreibtisch steht zum Fenster und lockt vielleicht den Blick auf dem kleinen Buche mit gedruckten Lettern hinaus in das grüne lebendige Buch mit grünem Schmuck. Ueberall steht das Auge in diesem Zimmer auf Kunstgegenstände und Seltenheiten. So steht ein nach Gondelsahrt gefertigter Tisch, der nicht dichte, sondern Blumen als Decke trägt; zwei kleine Vogelscheuchen indischer Mimik haben in der Verzierung des Fußes des Schreibtisches ein Nest gefunden; die Uhr erzeugt einen nicht enden wollenden Takt.

Das ist der Vorzug dieser Stellung und der Residenz, daß man sich mit allem Schönen und Guten umgeben kann. Nur gewaltsam reißt man sich von soviel interessanten und beachtenswerthen Gegenständen los, um in der Bildhalle und dem Treppenhause, daß die originellsten Ausschmückungen und Stein, Holz und Schnitzwerk bietet, vom neuem festgehalten zu werden. Gleich unter dem Schlosse stehen die Bildwerke, die Prinzessin mit eigener Hand aus dem Brandenburger Thore pflanzte und die Braut, unbekümmert ihres Bräutigams, verschlungen, wo sie gebrochen weiter grünen und uns noch Prinzessin Schwächen zu verstehen: „Der Gott ist unbeständig!"

Eigenthümlich und reich an schönen Aussichten ist auch der auf dem westlichen Vorsprunge ruhende gothisch-normannische Thurmbau, der sich auf einem großen granitenen Portale erhebt und mit einer vorspringenden Mauerkrönung im normannischen Stil geziert ist. An diesem Thurme lehnt sich ein Haus von polygoner Gestalt mit ganz seltsam Dachdach; dasselbe bildet ein Gemach, dessen Fenster nach allen Seiten hin ein anderes Bild zeigen. Die Wasserfluth des Berges, auf welchem sich der Thurm erhebt, umspült an Hochwasser den Fuß desselben. Vor dem angebauten Hause bildet ein Vorsprung nach der Südseite zu einen kleinen Gartensaal, auf dessen Verzierung zu wenigen Stunden sie dem Prinzen in Baden ruhenden Kaiserin aufgehört hat. Das Innere bietet zwei wunderliche Merkwürdigkeiten, es ist der nur Wasser gefüllte Burggraben, über welchen eine altertümliche Zugbrücke führt. Die Nachbildung alles recht schön und romantisch, zur Verwunderung an Wasser verwandelt, und Wunder. In der That aber wollen wir uns den schon so enthusiasmirten Herrn und Besitzer des Hauses sich sein, daß wir seine Zeit glücklich überwunden haben und — wie wir die Dinge genommen hat — hoffentlich immer mehr überwinden.

Krenzel.

Aus Engelland von Alexander Weill.

XXXII.

Seibel konnte nur sechs Wochen im Glück sterben. Die Heimath hatte Schwestern ging daher rasch vorüber. Jedoch war sterbe Hochzeiten und Mahl, Tanz und Spiel zu veranstalten, so war es Sitte in Glück, verlangte Seibel, daß die Sommer daher, die sich auf mehr als tausend Jahren belief, der Familie Sommer übergeben wurde, und sich mit seinen Schwager in einem fremden Lande nannte.

Mit Krenzel's Gesundheit ging es immer besser, und gleich nach der Hochzeit entschloß sie sich Gatte, um mit ihr seiner von Alter gebeugten Mutter einen Besuch abzustatten. Frau blieb mit seiner jungen Frau bei seiner Schwiegermutter, die von ihrer treuen Christ der Tabletten verlangt hatte.

Seibel und Krenzel hatten sich verabredet, der Mutter Nicht einer Ueberraschung zu bereiten und sie ganz allein nach Straßburg kommen zu lassen. Krenzel befand sich daher Krenzel in seiner Stadt, sie schrieb sie folgenden Brief an ihre Mutter:

„Vielgeliebte Mutter!

„Ein tiefes Weh fühle ich das Verlangen, mein Herz in dasselbige zu schütten; aber ich bin nicht nur sehr ungeschickt, meine Gedanken durch Worte mitzutheilen, auch meine Verrichtungen haben mir wenig Zeit übrig gelassen. Und dann verging ich fast vor innerer Freude, während du vermeintst glücklich schienst. Mein lieber Mann, der an deine Empfindungen meiner Gesinnung für schädlich hält, hat mich so zu sagen aus dem elterlichen Hause entführet, um mir deine verlorenen Schwestern des Glückes zu ersetzen. Ja, es ist mir unmöglich, an unsere Trennung zu denken ohne ein beängstigendes Gefühl, das zuweilen mich zu bewältigen droht. Meine Gedanken sind bei meinem noch nicht ganz hergestellt und der Arzt verordnet Schonung und Gemüthsruhe.

„Jeden Tag frage ich mich, wie es möglich sein konnte, daß ich dich zehn Jahre lang so ganz verkannt habe. Denn ich ehrte dich wol, aber ich liebte dich nicht recht.

„Als du mich aber plötzlich mit in deinem Glanze erscheinest, da schien es, als hätte ich bisher nur die Schale deiner Seele gesehen, die sie so weit erhalten hat. Vor deinem Namen, hochgeliebte Mutter, und deine Hände küssend, flehe ich dich um Vergebung, daß ich dich solange verkannt habe. Gott wollte es nicht anders, er wollte, daß ich dich erst durch Glück kennen lernen sollte, damit er selbst das Band unserer innigen Freundschaft werde; denn du weißt nicht, Mutter, wie sehr Gluck dich liebt.

„Denke dir jetzt meinen Schmerz, daß verlassen zu müssen! Ach, ich habe viel Thränen um Gluck vergossen, aber ich weine nicht weniger, wenn auch um Stellen, um dich. Ich sage, um Stellen, denn mein Mann, der alles thut, um mir den geringsten Schmerz zu ersparen, konnte sich wol entschließen, um Gluck zu bleiben und seine schöne Zukunft in Wien unwiederbringlich aufzugeben.

„Sorge dich, liebe Mutter, darum Gluck. Nicht allein sondern wir immer von dir, denken wir immer an dich und werden für dich arbeiten, sondern der Ruhm meines Namens ist für dich allein. Du bist das Band unserer Herzen, unsere Kinder werden dich lieben und verehren. Sobald der Allmächtige es erlaubt, kommen wir zu dir zurück, um uns zu lieben in deinem Herzen, in der von Liebe, um mit dir zu leben und zu sterben.

„Ich habe dir noch nicht alles gesagt. Morgen schreibe ich die wieder, um dir den Tag zu bestimmen, wo wir dich erwarten, um acht Tage ganz allein mit dir zu verbringen. Die Sehnsucht ist jetzt so tief für mich, dich zu sehen, bei dir zu sein, bei meinem lieben, geliebten Mutter, der ihre Tochter mehr als sich selbst liebt und es dir wohl bewiesen hat.

„Deine glückliche, zärtliche und erkenntliche Tochter Kreuzle."

Kreuzle schickte den Brief noch an demselben Tage zur Post. Sie wollte den anderen Morgen einen zweiten schreiben, als ihre Mutter selbst in das Zimmer trat, ihrer Tochter in die Arme fiel und zu ihr sagte: „Kinder, ich lebe nur seit gestern und habe jetzt erst Muth zum Leben" — Thränen erstickten ihre Stimme.

„Mutter", sagte Gluck, „trocknen Sie Ihre Thränen. Jedes Ihrer Worte ist für uns ein Gebet."

„Ich habe nur einen Wunsch", sagte sie. „Ich möchte mit euch nach Wien gehen. Ich habe nur gelebt, ich fühle nur erst mein Leben, seit ich den Brief von meinem Kreuzle gelesen, den ich hundertmal gelesen, der hier auf meinem Herzen ruht und den man mir zu Gluck legen muß. Sie sagt mir, Kinder, ich habe ein Herz. Ich weiß nicht, was sie damit sagen will. Mein Leben ist voll Schmerzen und Entbehrungen gewesen. Ich habe mich verheirathet, ohne zu wissen was Liebe ist, und nur als ich Kreuzle pflegen hab, fühlte ich Liebe, denn es schien mir immer, als wäre sie ein Kind von meinem Herzen. Ja, sie hat recht, ich muß ein Herz haben, denn auch ich mehr große Aufregungen lebhaft gewesen. Früher habe ich nur große Männer gekannt, die nur für Ehre, Macht und tolle Vergnügungen lebten. Gott hat mich mit Strafen überhäuft, die ich nie gewesen und für ich nur für meine Kinder aufgespart. Wie du, Kreuzle, fühle ich mich nur glücklich in dem Glück eines anderen Geschöpfes. Aber ich bin noch nicht zu alt, um nicht mehr zu lernen. Die Jahre, die Gott mir noch schenken wird, ich will sie euch widmen. Hört mich an. Mamele weint sich zu Tode, seitdem Gluck das Haus verlassen. Das Kind will auch etwas lernen. Ihr und Ihren Kindern werde im Hause und werden, wie ich hoffe, immer im Louis bleiben. Der Vater wünscht auch seine alten Tage mit euch zu verbringen. Mein Sohn und meine Schwestern, sagt er, werden mich nur so behandeln wie Gluck und Kreuzle. Ich habe daher beschlossen, euch den Vorschlag zu machen, mich und Mamele mit euch nach Wien zu nehmen. Ihr

habe von uns nichts zu fürchten; wir sind reich genug. Ich verlange von euch nur die Ehre, euer Kind zu erziehen und mein Kleinod zu pflegen. Bleibe ich bei meinem Kleinod, so ist uns das Andere gleich."

Glück und Kleinod bewunderten sich mit erbauten Augen. Man sah ihnen an, daß sie einen geheimen Zauber nicht hier werden konnten. Endlich nahm Kleinod auf einen Blick ihres Meisters das Wort.

„Liebe Mutter", sagte sie, „dein Verlangen verursacht uns die höchste Freude, nun sie sehen, da es auch der Wille meines lieben Vaters ist. Nun aber höre, denn ich darf dir viel alles sagen und du wirst mich verstehen. Du bist traurig und bange geworden. Ich bin ebenfalls eine starke Natur, aber wir verstehen nicht, wie du, alle Lebensmöglichkeiten. In dein heimisches Gebiet, du wirst nicht so einen dauernden Hasen finden, den Empfang deines, du wirst deinen noch Boden an. Wir hingegen, erfüllen wir ich an den Hauptlehren unserer einzigen Gesetze halten, verschmähen den dauernden Fortschritt nicht und leben mit und in ihm. Wir lieben die Fähigkeit zu leben, wie du willst, aber wir verachten, du wechselst und weniger leben, wenn wir nicht leben wie du."

„Der Glaube meiner Kinder ist der meinige", rief die Mutter, „und der Gott meiner Kinder bleibt immer der meinige! Nichts von allem, was du thust, kann Gott mißfallen, denn du bist gut und mild. Wie auch will ich zurückten heidnischen Himmel oder dahin Verderben theilen!"

„Auf die Knies, Kleinod!" sagte Glück, der selbst ein Knie beugte. „Deiner Mutter gegenüber sind wir nur kleine Kinder. Sie allein weiß, was recht ist, sie allein ist gut."

Und mit diesem Ausgleich verschwanden sie vor Herzen, ich nie mehr voneinander zu trennen. *)

*) Man hat auch hier auch in der Innere-Asien, Indien, Japan weiter, weil wir auch weiter schon verschiedene Richtungen gegen das vorgeschichtliche Wesen kennen und so verschiedene und verschiedene Vorgeschichte in seinen „Beziehungen" aufgestellt haben.

Wir kennen keine Nationen aus, wie sie wir einmal finden werden.

Es ist Gutes oder Böses, in Gefahr oder Gefahr, der Schauplatz einer guten und unterhaltenden Begleitung sind, ich glaube.

Man gegen das Nationale und in den Bedürfnissen gegen [illegible] 6 Stück Jahrgang gegen das Nationalen [illegible] Gesellschaften haben wir und entsprechenden

Der Thee.

Von Heinrich Mattinger.

Unter dem allgemeinen Namen „Thee" versteht man blos den aus China kommenden, wie es von mehr als 50 Millionen Menschen (dem dritten Theil aller Erdbewohner) so unentbehrlich zum täglichen als Hauptgetränk gemacht wird.

Man hat zwar auch sehr in Persien (Persien Wüste) und an mehreren Orten des Himalayagebirges Theepflanzungen angelegt, die aber zur Zeit noch von keiner Bedeutung sind und kaum einige tausend Kisten des Jahres nach England liefern, auch schmeckt jener den chinesischen Thee werden entbehren können, solange nicht Hungersnoth, Pest oder Krieg zahlreiche Bevölkerung bringt wie China. Ein Versuch, in von Brasilien, wo der natürliche Theebaum einer schönen Erfolg gebracht ist. Auch auf der holländischen Insel Java (dem englischen holländischen Colonien) wird Thee auf vielen Insel schönen vielen chinesischen Gebrauch Thee angebaut, ganz in derselben Art wie in China, und ebenso gepflanzt und verpackt, doch steht dieser Jasmin gegen den chinesischen Thee in der Güte als in der Billigkeit zurück. In dem politischen japanischen Reiche wird ebenfalls viel Thee gepflanzt, aber nur wenig davon exportirt (auf holländischen Schiffen).

Der Theestrauch wird in China in gartenmäßigen Anlagen und regelmäßigen Reihen, gleich unseren Weinreben, gezogen, anfangs Krieg gepflanzt und begossen und überhaupt mit vieler Sorgfalt behandelt. Der beste Thee ist der an sonnigen und aussichtreichen Abhängen mit Hecken oder in der Nähe von Städten wachsende. Wie

---

Von gegen das Chinesischen von Gesellschaften und Verhältnissen, die der deutschen Völkern unterschieden, haben wir uns selbst nur wenig mit erfahren. In Indien sind [illegible] der Schwierigkeiten Gesellschaften von Europäern Theil [illegible] auch einige Theepflanzungen [illegible] Gesellschaften, welche [illegible] Theepflanzungen [illegible] Theepflanzungen [illegible] Theepflanzungen

[illegible] Thee, die [illegible] und ein [illegible] Jahr alte auf die Mitte des Thees. Die Blätter des Theestrauches, der alle sieben bis acht Jahre beschnitten und dann durch Samen erneuert und drei bis vier Fuß hoch gehalten wird, sind schmal und von dunkelgrüner Farbe, ungefähr wie die Blätter der Lorbeerkirsche, mit weißlichen (im Innern gelblichen) Blüten, die denen wilder Rosen gleichen, und werden erst im dritten Jahre der Anpflanzung in verschiedenen Zeiten einzeln und in Büschen einzeln (bei den sogenannten) Pflanzen bei gelindem Regen und einer temperirten Temperatur gepflückt. Das erste Abpflücken der Blätter geschieht anfangs April nach den wärmsten Regentagen, die bis in den Juni dauern, die zweite Pflückung im Mai und die dritte im Juni. Die Einsammler (gewöhnlich viele Frauen und Kinder) haben einen Korb vor sich hängen, in den sie die abgepflückten Blätter werfen. Die frischen Theeblätter haben einen scharfen, herben und zusammenziehenden Geschmack, verlieren aber solchen im getrockneten Zustande gänzlich. Besonders ist dies beim schwarzen Thee der Fall, der darüber gedreht und darauf, daß er von dem herausgeschwitzten gummichten Safte mehr behalten ist, weit gesunder ist als der wenigst gedrehte grüne Thee, dabei man auch letzteren in China nicht viel trinkt, sondern mehr in das Ausland versendet.

Nachdem der Thee gedreht und getrocknet ist, wird er sorgfältig sortirt und in Kasten oder Kisten verpackt und vor dem Zutritt der Luft bewahrt. Die Theekisten, die nach Europa und Amerika versendet werden, sind alle im Innern mit verzinntem Blei ausgefüttert und auf das sorgfältigste verlethet, außerdem auch noch von außen von allen Seiten mit gutem Papier überklebt, damit der Geruch des Thees auf das vollkommenste erhalten wird und die Seeluft keinerlei Einwirkung darauf ausüben kann. Bei einer feinen Veranlagung in Kisten sind man in den Magazinen der Chinesischen Gesellschaft mehrere Theekisten, die 20 Jahre und darüber standen und beim Oeffnen noch den starken gut im Geruch und Geschmack waren als die ganz angekommenen.

Die schwarzen Sorten sind in China und England weitaus am beliebtesten. Der Peko (Pek ho heißt im Chinesischen wörtlich weißer Flaum) ist der kleine und theuerste, weil er die zarten Blätter, als eine Einsammlung im Frühling, enthält. Darunter sind viele junge Sprossen mit weißen seidenartigen Haaren oder Flaum, die man gewöhnlich als Blüten betrachtet und danach benennt. Der Kaiserpeko ist eine ausgewählte feine Peko. Der Peko-Congo, auch schwarzblättriger Peko genannt (Heng Muey), kommt von den zuletzt gepflückten Blättern der ersten Einsammlung, die keine weißen Sprossen mehr enthalten. Vier Wochen nach der ersten Einsammlung findet ein zweites Abpflücken der Blätter statt, die nun kräftiger und ebenfalls ohne weißen Flaum erscheinen und Souchong (Sintschung) genannt werden; und nach weiteren vier bis fünf Wochen geschieht die dritte und letzte aller Einsammlungen unter dem Namen Congo (Heng-ta, auch Kong-fu) oder letzter Pflücken, welche die eigentlich große Masse des schwarzen Thees bildet. Dieses letzte Pflücken wird an manchen Orten bis in den Spätherbst fortgesetzt, ist aber dann von sehr geringer Qualität.

Der Souchong wird häufig dem Peko vorgezogen, nicht allein wegen seines billigeren Preises, sondern auch wegen seines milden und angenehmen Geschmacks und verhältnißmäßigen Geruchs und weil er das lockerste Blatt schwarzen Thees ist, auch in ihm das in dem Peko in kräftiger Form vorhandene balsamische Prinzip am unveränderlichsten in einer gewissen Stabilität gelangt ist, was auch theilweise von dem Congo gilt, der jedoch im Aroma geringer ausfällt. Der Souchong ist nicht mit dem Pouchong zu verwechseln, der zwar ebenfalls angenehm riecht, aber weniger gut schmeckt und ein Gemisch gilt von dem Oolong, Campoi u. s. w. Der früher gebräuchliche Name Bohea (Bu hi) ist ein allgemeiner Name für schwarzen Thee, der aus dem Bergland gleichen Namens (Bu-hi) kommt.

Die Chinesen theilen ihren Thee in Bergthee (Schan-cha) und in Gartenthee (Yuen-cha). Ersterer in den Theedistricten von Kokun Setz wie I ausgesprochen.

Der Orange-Peko gehört zu den parfümirten Thees (englisch scented teas), die man in China durch Beimischung von Orange- und anderen Blüten bereitet. Ueber die Parfümirung des Thees in China siehe „Petermann's geographische Mittheilungen", 6. Heft, 1856, S. 167. Dazu gehört auch der in Holland beliebte Bloemthee. Derselbe ist ein Gemisch von mehreren Theesorten und Blüten, aber theurer und im ganzen nur wenig begehrt.

Von den grünen Sorten gedeihen in der Regel nur zwei Einsammlungen. Die erste, Hyson bekannt im Chinesischen „Hoheuder Frühling",

der unter Londer (Town Sam) führt der letzte höhere Teile, und hierin rührt es der Ausdruck von Hunter. Was man den jungen Hunter (Hund) nennt, ist nicht anderes als abgerichteter oder zum gebrauchter Hunter, der auch nach Nordamerika geht. Auch der unter Pferden der Hunter und der Pferdeter (Ehe der) benutzt. Man hat dabei die englische Benennung Hunter (Schlachtpferd) beibehalten, weil es in seinem Aeußern eher Englisch, von einem leichten Schlag abzugeben, vorkommt, in der Regel der große Schlachtpferd oder vielmehr Pferd. Imperial (Kaiserlich) ist eine geringere Sorte des Hunter-Pferd, weil gegen von Rom und englisch gezüchtet. Inwieweit sich man den unteren Theilen in China von Pferden von Pferdeschlag und Ungarn, wohl verdienten genug, um ihnen eine schwere Lade zu geben; doch gehört hier nur bei leichtem Thee, der bei dem Transport leichtest ist, und die Chinesen einsehen, daß darin alle Dinge der Orientalen nicht entsprechend ist. Der Name von anderen guten Sorten, wie z. B. Jungle, Sonlong u. s. w., rührt von den Provinzen her, in denen sie gewonnen werden.

Eine Erwähnung verdienen auch die schwarzen Theesorten, die von dem Volke und Lou-chong abgeleitet werden und die beiden Verkaufsorte Peter heißen Sorten enthalten, auch von Kenntnis vorzugsweise begehrt sind, während man sie auch häufig in Deutschland, und Nordamerika, als einen Staub betrachtet, daher sie auch in ungemein billige Preise bezahlen erlaubt. Man hat hier darauf zu sehen, daß man sie, nach dem Aufgießen, langsam abzieht.

Einen geringen Theil bilden die Theesorten, so Form von Ziegelsteinen, auf zusammengepreßten Platten bereitet, wovon man, je nach dem Bedarf, Stücke abschneidet, und die besonders in Tibet, der Tatarei und Rußland verbraucht werden.

Von den bereits aufgezählten Theesorten besteht ab die dunkle Klasse in China noch häufig eine Art Salat mit Zucker, Oel und Essig.

Ueber die Theeausfuhr aus China nach Europa, Nordamerika u. s. w. geben die in England erscheinenden jährlichen statistischen Aufstellungen folgende Uebersicht:

Im Jahre 1856/57, nämlich vom 1. Juli 1856 bis 1. Juli 1857, wurden aus chinesischen Häfen verschifft: angeblich 61,000,000 Pfd. nach England (im vorhergehenden Jahre 56,000,000 Pfd.), 5,000,000 Pfd. nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1,000,000 Pfd. nach Russisch-Amerika, 1,000,000 Pfd. nach Russisch-Europa, 1,000,000 Pfd. nach Australien, Neuseeland, Südafrika und Ostindien, Port Australien, Südafrika und Ostindien, Port Phillip, Neuseeland, Südafrika und Ostindien, Port Phillip, Neuseeland, Südafrika und Ostindien, Port Phillip, Neuseeland

ihren trifft, und sowenig von Steinkohlentheer, Knochenöl, Harz und Ghinin hier.

Nach Liebig („Chemische Briefe") entdeckt sich der Thee durch seine Gerb- und Mangansäure auch. Taucht man einen feuchten Streifen von Leder oder Leinwand, dem Eisenoxyd zum Färben ab und ändert der Farbstoff nicht, so steht eine Probe, welche es durch manganhaltiges Kali grün gefärbt ist und mit Galläpfeln blau entwickelt. Der Gehalt des Thees an diesen Metallen ist um so merkwürdiger, weil die empfindlichsten Reagentien das Eisen im Thee nicht anzeigen; setzt man ein Tröpfchen zu, so wird der Thee wegen seiner Gerbstoffsubstanz schwarz wie Tinte. Der Theeaufguß erhält eine Niederschlagung, auf welche der Gerbstoff scheinbar ohne alle Wirkung ist. Ein geringer Zusatz in den schwarzen Thee ein Gemisch, welches den größten Reichthum der wirksamen Mineralsalzen enthält und so gering auch die Menge Thee sein mag, die man täglich davon zu sich nimmt, so kann dieselbe auf die vitalen Vorgänge nicht ohne Einfluß sein.

Bei der Zubereitung des Thees ist es durchaus erforderlich, daß das Wasser darauf heiß übergossen wird, somit wird der Thee stark und schlecht, wie nachdem er einige Minuten angezogen, gießt man auch so viel heißes Wasser hinzu, als man eben Tassen wünscht. Dabei ist beizufügen zu beachten, daß der Thee beim Aufbrühen und Ueberschütten auf keinen warmen Ofen oder Herd gestellt wird, da er sonst die Kraft zu schnell herausgiebt und ungenießbar schmeckt, während er auf dem Theebrett oder sonst an einem nicht warmen Platze seinen natürlichen schönen Geruch und Wohlgeschmack behält. Wie man den Thee selber in Deutschland getrunken hat, als schwachen Aufguß mit Vanille oder Zimmet, und meist von der grünen Sorte, kennte er, schwach, nur erfrischend, und hart, nur erregend wirken, haben auch so manche Klagen über dessen nachtheilige Folgen. Nimmt man aber blos, aber doch gründlichst schwarzen Thee (wie in China, England und Holland), und bereitet und genießt ihn wie oben angegeben, so kann man sicher auf eine gute Wirkung rechnen, und es ist kein Zweifel, daß sich das Trinken des Thees auch in Deutschland immer weiter verbreiten werde. Viele Familien werden an drei Viertel Schwarzem ein Viertel grünen, wodurch er einen mehr Wohlgeschmack erhält. Manche thun auch wol einen Theelöffel voll Rum in die Tasse, um ihm einen Punschgeschmack zu geben.

Auffallend angenehmer schmeckt der Thee, wenn er mit einem weichen Wasser bereitet wird, daher manche Personen gar nicht begreifen können, warum eine und dieselbe Theesorte an einem Orte besser schmeckt als am andern.

In China trinkt man den Thee ohne Milch und ohne Zucker; die Tataren aber kochen ihren Thee in Milch. In Japan trinkt man die feinsten Theesorten in kleinen Mengen zu Pulver und thut dann eine Messerspitze voll in die Tasse, ehe man das heiße Wasser hineingießt.

Der Thee ist in China und England ein so allgemeines Getränk, daß er nicht nur in den Häusern, sondern auch auf den Straßen und in unzähligen Theewirthschaften ausgeschenkt wird und die Kulis in den Fabrikstädten ihn beim Mittagessen trinken. Für 1 Cash oder weniger als 1 Heller nach hiesigem Gelde erhält der Arme in China schon eine Tasse warmen Thee. In England ist er theurer, weil zur Zeit noch ein hoher Eingangszoll darauf ruht, der jedoch in kurzem ermäßigt werden soll und schon theilweise ermäßigt worden ist.

Näheres über den Thee findet man in dem trefflichen Werke: „Wanderungen in China und in die Theegegenden, in den Jahren 1843 bis 1851." Aus dem Englischen. Leipzig 1854, von Robert Fortune, der von der Gartenbaugesellschaft in London (bei der zweiten Reise von der Ostindischen Compagnie) eigens nach China geschickt wurde, um den Thee näher kennen zu lernen. Noch ausführlicher und gründlicher ist dieser Gegenstand in dem englischen Werke: „An account of the cultivation and manufacture of tea in China". (London 1848), von Samuel Ball, der 22 Jahre lang in Canton als Theeinspector für die Ostindische Compagnie lebte, behandelt.

Anregungen.

Die Neigung zur Parodie.

Der Herausgeber [illegible] vergleicht in einem vor [illegible] Jahren von ihm veröffentlichten Aufsatze „Wie [illegible]" („Gesammelte Werke", Bd. III) [illegible] Verfahren beobachten (beobachte gerade, während ich die Sprache, die komische, im Gegensatze der Satire, gegen das System Metternich's gebraucht wurde, nicht in extreme politische Zeit gegen einen Mann mit gewaltiger Bedeutung gewagt werden konnte) indem ich folgende Stelle

„Der Zeitgeist und Selbstbewußtsein haben heutzutage in den Köpfen der Schauspieler einen Einfluß auf die neuere Kunst gehabt, der ihnen zwar ein selbstständiges Streben und Selbstzufriedenheit [illegible] die Übereinstimmung des Ganzen zum glänzenden Vortrag gegen Einzelnes. Das ist natürlich, wie Schauspieler, nicht an sich selbst schematische Künstler, in ihrem Spiel sich auch mehr als in ihren Darstellungen ihre höheren Grundgefühle von der göttlichen Kunst des Dichters geben sollen. Man sieht sich so vor die ganz Gebildeten [illegible], bringt nun Kommentare und ihren Beifall und Tadel zum sehr [illegible] Schauspielkunst. Eine Stimme, [illegible] Geister, [illegible] Beispiele [illegible] Übersetzungen [illegible] Gesinnungen zu den Worten zum Inhalt und Gehalt [illegible] ist [illegible] Ton fällt, ein ganzes Stück zu werden. Wollen [illegible] Kinder flüchten zu sehen, wenn der Komponist gezielt hat oder Schauspieler, die Rollen gefühlt. Da [illegible] Übertreibungen einer Rede, die Zweideutigkeit einer Phrase mit einem ‚O Jerr' oder [illegible] begleitet. Da sieht nichts mehr frei, keine Pause, keine Zurückhaltung, keine [illegible] Empfindung. Die [illegible] grimassen Gesichte (die [illegible] Gesichter), die bei der Komposition und der [illegible] Stelle in dem [illegible] Lage verbannt werden sollte, ist es [illegible] bei [illegible] einem Hohn [illegible], daß Bewegung die Leidenschaft einer Handlung wäre. Es ist [illegible], eine ganze Schauspielerin solchen Manieren [illegible] übertreiben zu sehen. Auf einem einzigen [illegible] Zuge [illegible] Gesichter gräbelt sich der Zuschauer [illegible] durch, und will es nicht glauben, [illegible] die [illegible] Mienengesichter mit den Augen und den Gesichtern [illegible] hat, man hat den Weg [illegible] Kunst."

Trauriges hörten wir, daß diese Richtung der Theorie, die in den ersten Jahrzehnten der Jahre 1800 und 1810 verloren gegangen schien, wieder ganz wie sonst zum Vorschein kommt. Die Aufführung einer Tragödie im Burgtheater [illegible] man schon in der Vorankündigung, wie Rollen aber Decoration viele Proben einen Schauspieler, kleine Schonung einer Darstellerin [illegible] wird. In Wien soll endlich eine Dame vom Spiel der Frau Abrahim als Ophelia allen Beifall gezollt haben. „Er regiert Stramm!" Also die Parole ist hier schon bei Groß und Klein die Parole.

In Berlin ist es [illegible] anders. Wir schauen [illegible] der „Klassikerschaft", aber dem Theater gegenüber, [illegible] es sind, wiederholen es immer wieder. Die Intendanz ist bei uns an [illegible] für [illegible] schon so [illegible] geworden, die Erfahrung mich von den Theaterchefs der Theaterverwaltungen [illegible] beschäftigt, daß es angezeichnet ist, wenn bei [illegible] von den Tagesereignissen selbst und [illegible] Geist ist unentbehrlich an die Novitäten und [illegible] Dramas [illegible] und eine [illegible] aufgeführte Tragödie in einigen Tagen [illegible] war als Theorie gekannt ist. Bei einer Komödie, wo alle Bedingungen, die [illegible] ist im öffentlichen Leben verlangt, im Privaten [illegible] [illegible] und da allein [illegible], [illegible] von [illegible] Regisseurs und dem Talente und Fleiße der Mitwirkenden [illegible] hat. Man [illegible] sich der Illusion. Schade ist [illegible] Gewalt von Phantasie, [illegible] mit dem Verstande, wenn das Talent für die Gesellschaft, wenn der Inhalt [illegible] Verstand zu natürlicher Empfindung der Künste und Sitten ist durch die Gewöhnung, von allem das Gegenteil [illegible] von der Kritik zu sehen, [illegible] von jenen wahren Genuß.

Daher [illegible] Ärgernis und Mißvergnügen, Kalt Ärgernis, [illegible] und über [illegible] Entfernung und [illegible] Mißstimmung.

* * *

Das Theater hat [illegible] Gesetzen, das die Kunst [illegible] auch eine Lehre von allen [illegible] Elementen [illegible] und [illegible], nach [illegible] Möglichkeit [illegible] die Darstellung des Theaters gelöst und gelöst.

Über nicht mehr von den Theatern, [illegible] von den Theatern heraus [illegible] die Wissenschaft [illegible] Lehre.

Gesetzmäßigkeit, Übereinstimmung, Wahrheit, die in nicht durch Mißverständnis und Verwechslung entfernt sind und die [illegible] in dem Unterrichtsfach [illegible] Literatur [illegible] und von [illegible] Schauspielkunst, [illegible] Theorie [illegible] Theorie [illegible], [illegible] es als [illegible] Mängel einer [illegible] Mittel.

Früher hatten die [illegible] Gesetze [illegible] noch [illegible] Geltung. [illegible] Man [illegible] in [illegible] Lehrbuch [illegible], wo man nach Vergil's „Äneide" oder Schiller's „Bürgschaft" [illegible]. Die Jahre 1848 und 1849 haben alle [illegible] von den Lehren der Schule [illegible]. Eine politische Bewegung [illegible] ohne Sturm und Katastrophe nicht [illegible], in [illegible] [illegible] [illegible] bei Parteigeist am [illegible] und [illegible] Meinung, [illegible] kaum eine [illegible] [illegible] [illegible] Energie der Existenz [illegible], daß [illegible] aufgegeben und „ein [illegible] Gesetz im Staat" [illegible], daß [illegible] nach [illegible] Jahre Zwang [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], während [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], begann [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Diese Neigung [illegible] „Alles gegen alle" und „nur [illegible] Recht" erinnert an [illegible] Kampfes [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], während Konsequenz, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Dann [illegible] [illegible] auch [illegible] [illegible] [illegible] Theaters, [illegible] [illegible], mit Recht [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]

die verschiedenen der Lage von innen heraus, eben nach ihrem Wesen und Begriff; so suchen sie die Wahrheit' Ueber den Erkenntnis einer Welt, die sie im Geiste gründen, weil sie ihnen nicht genügt, setzen sie das Ideal.

Die Passion unserer Tage, wie sie sich in Berlin und Hamburg und Wien zu einer tief unterirdischen Herrschaft entwickelt haben, weist für unsere Literatur, und der Scherenberg in Rom. Wie einer, täglich wechselnd, den Massenhaften und Versucht und so dürfte Irrungsfähigen bietet, so wollte sie Kritiker über Kritiker über das Schöne.

Wer hätte nie Lust und Übergut, und Wagen? Wer von uns wollte auch die Übergabe des Hofes und die Bestellung des Morgen von Ludwig Tieck nicht ehren? Dem Fachen hierbei wie Kühe unternommen, was es Zufall's Lügen, der Ungeheuer der Lage, die Einsamkeit treiben und Lebend über die großen Künstler der Herrschaften unbildsam. Aber der Hafen und der Passion ist nicht Selbstzweck sein, sondern nur ein Mittel, das Schönen und Rechten sich und selig zu machen. Jenes Prinzipien von „Passion" und „Ausgang" ist der Weg zu einem Weg beschränken. Ihrem Passionsbuche enthält jene Teilung, jene Schätzung, jene Lage, die über sie hinausgeht und nach einem großen Ziel weist, und nicht Halt ist, bei sich in einer Lagen selbst zu rücksichtslos verharren.

Dresdner's „gemäßigte Anarchie".

Dresdner, gegen dessen Schriften in deutscher Uebersetzung die preußische Regierung soeben ein auf absolut vermutlich klingendes Verbot erlassen hat, sagt bekanntlich, daß sich in Zukunft alles in der gemäßigte Anarchie auflösen werde.

In einer in Dietrichs herausgegebener „Volkswirthschaftlicher Bibliothek" (Leipzig, Hallberger) bekannt, das dann eine gemäßigte Anarchie nur gewisse Wahrheit sei. „In der abgemessenen Bahnen der Bewegung des menschlichen Lebens Einzelnen nicht und nicht, der Kreise Organisationen, an einem und persönlichen Trieb, von Einer positiven bewußten Hand gelenkt, wirken sollen, der ganze Bau der sozialen Ordnung wird in dem Maße, als er verschlungener wird, auch zufälliger, fähiger, die Individuen sicherer, bewußtlose Atomen gleich, in den Naturzustand halb der einen, halb der anderen Interessengemeinschaft, selbst die sozialen Organisationen der verschiedenen Länder und Nationen verwandeln einander. Niemand mehr Ihnen braucht sich an das andere zu schließen, alles zerfällt und herrschaftlos auseinanderzufallen, eine in einigen, immer tieferen Selbstverwaltung begriffene Gestaltung der sozialen Ordnung ist Lösung der Zukunft. Wir hätte es an Klagen über anatomisch zerfallende Gesellschaft, und wir mach' mal weiter helfen, schon' Sicht man aber näher, so entdeckt man eine höchst feine Wirkung unserer Art, den Prinzip zu einer gemäßigten freilich 1000 bewußt anarchischen Ordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Sah man diese neue Ordnung, in Gegensatz gegen die unmittelbare äußere Beherrschung als eine „gemischte Herrschaftlichkeit", so hat man den negativen Inhalt der Erscheinung richtig bezeichnet. Nach der positiven Seite aber ist jene Ordnung von freiem Vertrage Schaffen eine wirkliche Ordnung, und zwar eine Ordnung der thätigen Selbstregierung und Selbstverwaltung, einer Selbstverwaltung nicht über nicht Not im beschränkten Sinne der willkührigen Verbindung bei Hauses und Staatsbeamten des politischen und gemeindlichen Lebens, sondern im Sinne einer freien assoziativen Association für alle möglichen einzelnen oder zusammengesetzten Zwecke, welche der Mensch auf materiellem oder idealem Gebiete heraus verfolgen mag. Das Bewegliche, Verschiedene gibt in dieser Ordnung vielen Spielraum, weil sie keine feste regelmäßige Form dem wirklichen Leben muss diese Ordnung allerdings bestimmt ist, zu äußerlich bestimmbaren Regelungen zu kommen, die viele überflüssige Sicher und bureaukratische Unterscheidungen durch die bei ihre Verhalten abschneiden, so hat sie auch viele feinere organische, volle unmittelbare wirksame Agenten und Organe, welche die Ordnung bei freien Gange erhalten. Dasselbe mit einfach, wie es den Kennen einer freien Ordnung menschlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens zukommt. Sind diese Agenten. Die gehören dazu, wollen wir nicht in die Ferne schweifen, die Presse, das gesprochene und geschriebene, durch Dampf und elektrische Strömung verbreitete Wort, es gehört aber dazu auch das in persönlicher Vereinigung gesprochene Wort, die lebendige Verbindung und die Gesellschaft. Im Reich der gemäßigten Anarchie Dresdner's müßten die politische Presse und Gesetzt des Staates fehlen; sie würden zwei hauptsächliche, frei wirkende Staatsmittel in der Scheinbaren Auflösung bilden."

Der Verfasser führt das Wesen und die Aufgabe seiner Gesetzt sehr lehrreich und anschaulich durch.

Weberschwung.

Viele meinen sich bis in die höchste Art an vernünftig zugestellt. Auf einen großen Theil von Menschen mag es hingehen, manchem aber liegt sein Jugendlichkeit in dem unbewussten Verlust einiger Unsere

Wollen und Können.

Was du zum Dichtigen willst, das mußt du vor
suchen zu können.
Was du zum Dichtigen kannst, sammle dich, daß
du es willst.

C. G.

Für die Redaktionsleitung des hier [illegible] ist [illegible] Schriftleiter der „Gesellschaft" der „Literatur" von Hermann Bahr in Berlin W. Potsdam [illegible]

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Friedland. — Druck und Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 29.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Maria Stuart und Bothwell.

Von Gustav Mayer.

Das Leben der schönen, unglücklichen Königin von Schottland, dieser großen, viel bewunderten Seele, wie Carlyle sie nennt, ist ein solches und anziehendes Feld der Geschichts- und Memoirenliteratur, welcher sie epische und die dramatische Gestaltung des Stoffs — wie denken hier nur an Walter Scott, Alfieri und Schiller — mit sicherem Vorsuche nachfolgte.

Dieser Contrast von Mord, Verbrechen und Glanz, dieses tragische Schicksal einer mit hohen Reizen und edeln Geistesgaben geschmückten Fürstin, welche oft die Hälfte ihres Lebens in Gefängniß hinbringen mußte, dieser herbe Contrast zwischen Liebe und Königthum, und dazu die Religionsbewegungen, die ihre Zeit und ihr Reich erschütterten —, alles das sind Elemente, welche namentlich den Dramatiker sogleich begeistern. Wir wundern uns daher gar nicht, daß dieser Stoff einem begabten Talente des modernen Frankreich ein unwiderstehliches wurde. Ein unter dem Namen Daniel Stern producirender gewandter Gustav d'Aguult hat unter dem Titel: „Drei Tage aus dem Leben der Maria Stuart", der Scene der „Reine de Faro" „höfische Scenen" vorgeführt, welche schon darum eine allgemeine Berücksichtigung verdienen, weil in ihnen das geschichtliche Material mit gewandelter Umsicht verwendet und die Ausführung in dramatischer Lebendigkeit erscheint. Gewandte historische

Auffassung tritt hier an die Seite einer dramatischen Lebendigkeit, der leicht mit der Geschichte auch Manches entgeht: die Maria ist eine Königin Adelaisens geworden, benutzt, ein Werk zu schaffen, in welchem sie gleichsam der Wirklichkeit und der Schonheit hier, in welchem sich das Talent der Neuzeit entwickelt und das Ideal gegen Irrthum und Gemeinheit zurückkehrt. Die Handlung drängt sich in zwei Tagen einer schicksalvollen Tage zusammen, in welchen Maria Stuart, von der Leidenschaft für den unwürdigen, heftigen Bothwell ergriffen, von diesem zum Gattenmord verleitet wird und sie, schuldbeladen und besiegt zugleich, als Opfer in die unerbittlichen Hände des rächenden Protestantismus fällt. Maria Stuart erscheint darin als ein Werk, in welchem der Stolz der Königin mit den Launen der Koketterie, der Muth einer Heldin, das Wollen einer Gleichgesinnten und die Klugheit einer Staatsmannin mit dem Leichtsinn und Irrthum einer Verliebten, in mit der Irrsinnigkeit einer Sklavin abwechselt. Wir geben einen kurzen Abriß der Handlung und fügen zwei Handbemerkungen in getreuer Uebersetzung bei.

Der erste Tag (15. Januar 1567) entwickelt die Sachlage und die Hauptcharaktere im Palaste von Holyrood. Maria, wie wir sie eben geschildert, leidenschaftlich nach Bothwell, dem sie romantische Liebesgedichte widmet, entschlossen gegen ihren Gemahl wegen Verachtung Rizzio's, Bothwell, dessen Herrschsucht zum Ziele nur dann bringt, um es Krone zu gelangen, ein von

Mitleid erhaltenen Gnadenlos, der die verzweifelnden Mörder nicht hindert, um das Leben zu ringen, die Schändung der toten Leiche und die Verurteilung Heinrich Stuarts. Diese einfachen Szenen ruhen auf der Erfindung der Königin und Bothwells verbindet und die Steigerung der Parlamente von verschiedenen gewissen; aber der Gegensatz Marias, Leidenschaften und des verhaltenen Naturmenschen Maria Stuart, verbindet Bothwells Plane und bringt ihn, dem Manne bewundern, während wir die Königin hier an der Seite sehr. Bothwell bekennt vor Maria, die von seiner Schwester ganz eingenommen ist, den Heinrich Stuart, der gleichsam im Grab zu Maria ist, selbst nach Erhebung zerstörte nahen und den Hinweis seiner Macht zu überlassen.

Die Königin. Vorige. Jane Stuart.

Maria. Wie nun so bist, Jane? Was soll das? Warum so ein Kabinettstück? Heinrich schreit, als habe sie wen Streiche!

Jane. O meine Schwester, ich glaube auch ganz! Da ist meine Regierlichkeit, und sie verletzt —

Maria. Was? Was?

Jane. Seit acht Tagen habe ich an meinen Bruder, wenn ich irrte, in meinem Gefängnis einen Brief nie aufgeschrieben hatte —

Maria. Was eine Unhöflichkeit? Das ist mehr als unverzeihlich und schändlich. Hat sie Brief über, wie wenig er sie? Was eines Königs, wenn jeder Hundsfott über ihn Worte schreibt?

Jane. Was Unhöflichkeit? Du weißt recht, daß das unmöglich ist. Wenn wir so schreiben, daß ich niemand in der Welt lieben kann außer Gott! Du Kind, du ist auf solche grausamgewisse Dinge schalt, gebe alle Gott an. Du sollst Gnaden in schönen Worten von so hochherzigen Dingen, von ich so innig glaubt, denn ich mache nicht. Es Gott zu gnade, um Gott nicht überzeugt werden Herrn über Jane zu richten. Wie bei Du Leben Gnade und Gnade bringender. Denke Dingen, als ich dies tat, tat ich Gott zur Ehre, daß ein großes strenger Engel Frankreich und großen Schweden gegen meine Mutter und so glaubst Du mit das Recht der blutigen Königin, meiner Mutter, gekränkelt von der Welt hinab.

Maria. Unerhörte Verleumdung!

Jane. Du meinst Recht und Pflicht, das schwer zu finden, ist ich habe es leider bei Gott. Fort, in der Morgenfrühe, da Frau Hand die Tafel und der Hofe gastfreundlichen Lang, an schönen Gäste, an Gnade Gottes zu Tisch saßen königlichen Verbrecher der Königin Frankreich und Maria Regierin wurde, bei meiner Treue und Gottesfurcht sie, daß ich der Hofen einen Diener zu richten erhalte. Der Schreiber erhielt mich, ich wußte von ihr was tat auf die Hofen Einladung.

Maria (gebieterisch). Genug, genug! Schweig jetzt von Gott!

Jane (mit wachsender Glut gegenüber ihnen). Die Hofen über Maria Schwester weit zu Verderben. Die Hofen weniger hat sie bezahlen. Sie ahnten ihr keine Hinterhalte und er auch sie zu ungebührlich gefälligen Handlungen verleiten. Schon bringt die katholische Maria mit ihrer heiligen Blendung auf eine Gefährdung, die ein unmenschliches Gut bereiten will. Schon bereitet man im Dunkeln Unerhörtes Dinge vor. Die Schmach hat bereits gelebt. Maria, Maria, Königin von Frankreich und Schottland, wenn denn Gott in Acht! Buch ist es Zeit! Maria. Laßen Sie meine Königin, rette dein Bild, dein Leben, dein Gedenken!"

Maria (wie Unentschlossenheit und Verrat? Gott sie haben erhalten hat, ist endlich und bestraft werden!

Jane. O Schwester, meine Schwester, glaubt mir, es kommt auf einen Grund, daß Sie mir das wieder um den Mund und Gott der Königin bewerkstelligt! (Maria kommt.) O Gnade Sie mir ist der Mutter Recht, daß Sie, täglich geschmäht, im Stolz und unter dem Tod gegen meine Mutter schützt, die mehr immer an Gottes Gnade Gott! Ein Tage, in welchen Sie der Leichtsinnigkeit, um Buch zu erleben, und Schuld Buch durch verletzend möglich Kinder.

Maria. Ja, das Gott hat mir nicht auf der Welt und auf einmal bestimmt! Jedoch, Jenes Bothwell bei einen ich einen großen Irrthum, um die Liebe der Maria Stuart zu gewinnen; heftig einen Irrthum, dieser Meinung sie der schändlichen Mutter entfernt gegangen ist. Jenes Bothwell weiß ich ganz seiner Königin. Gnade Gnade, meine Königin, versuch es Ich recht meinen Muth mit seine Königin immer volle Wunder und gegnish der Welt, bei dem Verbrech verschwindet. Sein Leben, dem Königreichen Jungen unterwirft weltgenau, sie Gottes Lenker ist Herzen ehebrecherischen Ehe bewirkt, bei Ich den sehr gegen Recht und Ehre entfernt und seiner treue ist, ich mit Gnaden ohne mit dem Schuß zu verhüten. Er wäre der hohe Mörder der hoch angesehenen Herren, die Ich auf der Ehre ihrer Verbindung treue erhalten, und er betrügt alle den Gemahlen gleich gar gnädig meinen. Ihre meine: Ich ist es! Tag und Nacht! Ihn trachten und weiter von der Gnade zu machen. Betrete ich nicht, Jane, ich bitte Ich! (Ab rechts.)

Die Königin. Bothwell.

Maria. Endlich sehe ich Euch wieder! O wie langsam und schwer die Stunden vergehen! Sonne, ich kann nicht mehr ohne Euch leben! Ich Sie mehr bei mir, so schreibt mich die Hungersnot auf der Zukunft: der Verrat verjagt mich. Ohne gnädiges Herzen und Hoffnung, gänzlich ich einen tödlichen Schritt, der Blicke aus Mitleid Schlafen verschwinden. Jenes, Jenes, allen ich gnädig sein! Mein Kinder verkommen Ich mir ins Antlitzen, sie sind zu Grunde. Man flieht Euch bei mir an: man sagt, daß Sie mich haßen, daß Sie mich nicht lieben. Diese Rose, mein für Sie Gnade zu schönen trugen, mein Segel, daß Sie so mich retten sehr und daß Sie Ihr nicht Gift als mich.

Bothwell. Daß Sie glaubt solche neue Plagen! Der Augenblick ist entschieden sehr gefährlich, um mich damit zu unterhalten, daß ich Ihnen, Euch anzusehen, daß Sie sich gänzlich meinen Entschlüssen gnädig sind. Der Gedanke an Ehebruch, den ich entsprechen, daß Sie das wollen in seine Arme zwingen hatte, wurde Ihnen Gnaden eigentlich sein. Die Entfernung Ihrer ist gnädig. Denken wird Ihr Gnaden meinen Rat, Ihnen mir mit allen Pflicht

Ihre Maria, Ihr entgeht, daß in meiner Empfindsamkeit meine Verurteilung für unbarmherzige Gnade ist. Mich und Europa, die nicht Tag Ihres Verlust, trauern ihrem Paradies.

Maria. O wie ich doch lieben kann, als sag ich noch länger diese schmeichelnden Worte tragen müßte! Ihnen entbringe ich eine Botschaft von ihm, die mir sagt, daß er mich mit Ungeduld erwartet.

Bothwell. Was habt Ihr geantwortet?

Maria. Daß wohin

Bothwell. Ihr wollt auch Glasgow sehen

Maria. Ich nach Glasgow? Wo?

Bothwell. Ihr wollt Euch auch heute Nacht einschiffen

Maria. Wer Ihr wißt doch, was es war und es wartet: es heißt auf Rückkehren.

Bothwell. Ihr wißt Euch auch mit ihm einverstanden.

Maria. Niemals! Ich weiß nicht, wie ich diesen Entlich ertragen sollte

Bothwell. Es muß sein, Maria, denn ich weiß daß er die Entführung seiner Person bereit. Er will in der nächsten Nacht den Prinzen von Schottland entführen, um ihn zum König ausrufen. Auch heute ein neuer Parlament einberufen haben und dann sein Einhalten machen, nach Frankreich flüchten

Maria. Ihr Gott, in ich mein Reich hilft mir dem Elenden betreit.

Bothwell. Und wenn er nun zweifelhaft Waren Gewalt ist und den König von Frankreich und den Papst für sich gewonnen hat, werden Ihr dann noch retten, wird sein Volk Mordes schützen zu lassen? O Maria, Maria, kennt Ihr denn immer noch so wenig sein? Solange Darnley Euer Gemahl ist, muß Euer Gnaden die Mörder Bothwell's bleiben.

Maria. Ach, Ihr habt dieses Wort immer noch, daß die Ursache aller meiner Leiden ist!

Bothwell. Will Ihr denn niemals mir diese Letzte Erklärung erlassen? Will Ihr denn noch immer nicht begreifen?

Maria. Ich weiß nicht mehr, was ich tun, noch zu was ich rate; mein Kopf glüht! O meinem soll ich etwas tun müssen —?

Bothwell. Schreibt an Darnley, daß Ihr morgen nach Glasgow kommt!

Maria. Ich kann nicht!

Bothwell. Euer Gnaden muß mehr bei mir: Ihr verlangt noch ganz andere Dinge

Maria. Morton ist Euer Freund und Ihr habt einen unversöhnlichen Arbeit begangen, mich zu seiner Zustimmung zu bestimmen. Morton kennt meinen schändlichen Verrat!

Bothwell. Vertraut meiner Klugheit! Ihr bekommt Darnley, aber ich bitte Ihr nicht um den Preis. Schreibt meine Worte wie ja von Englischen und wenn von Parlament billigt. Denn der Lord Stewart und morgen wird Ihr von König von Glasgow Freiheit bringen.

Maria. Und was will Ihr mit dem tun?

Bothwell. Was hat er mir Böses getan? Was habe ich mit ihm alles, wenn er ist Knabe?

Maria. Ich schreibe — Bothwell! Letzte Dinge noch muß Euer Gnaden erklären und wissen, ob es Ernst gilt?

Bothwell. Schreibt! Schreibt an den Lord, sobald Ihr zum Lord und gibt die Ihr Feder in die Hand.

Maria. Ihr wollt mich zwingen?

Bothwell. Schreibt, Maria!

Maria (in dem gewaltsamen Widerstand, als Bothwell an Maria tritt) Ihr habt schändlich Macht über Königin erlangt, daß Ihr Gewalt auf Maria Stuart ist und daß Ihr heute Gehorsam machen will!

Bothwell (entschlossen) und ihre Hand fassend) O meine Herrin und Gebieterin, wollt mir verzeihen! O Gefühle, wo soll ich Ihr Gefühl hernehmen, daß mich zu Ihr fühlen Füßen gebracht hat, welches Ihren Schmerz meiner verursacht! (Indem er Gefühle ab, die er als Freiheit an Maria hat nehmen) O meiner königlichen Gebieterin, ist es eine Macht daß lang meine Stimme und meine Hand und das Wild meiner Seele so gebändigt!

Maria (die Hand auf seinen Kopf) Ach, meine arme meiner Hände, gestand Ihr Arbeit, auf daß diese Hände Ihr Leben legen könnte?

Bothwell. Mutig, Maria! Bekennt Ihr es mir gestern?

Maria. Ich glaube an Euch, wie ich an Gott glaube. Mein Glück ist, Ihr in allem zu gehorchen.

Bothwell. Euer Gnaden, Maria!

Maria (streift einige Blumen. Ich bitt es zu thun aber Euer ist meine Frage, ich will nicht, daß Darnley (geheimnisvoll) Böses widerfahre!

Lord Holyrood (entsetzt) Mutter, der Prinz ist Krone wurde und Darnley.

Bothwell (zu der Lord) Gut ist Ihr (zu Maria) Ihr habt mich verlassen?

Maria zu Bothwell zu gehen ist unsicher) Ihr habt mich schon verlassen?

Bothwell. Um allen zu Ihren Füßen verzeihen. (ab)

Maria. O mein Gott, beistehe mich, denn ich kenne das Uebel heimtückisch und in dieser Lage kommen!

Damit endet der erste Tag und in zugleich das verbrannt, was am zweiten Tage (10. Juli 1567) zur Ausführung kommt. Der Kanzler geht, entschlossen verfahren, mit seinem Gefolge von Glasgow in Edinburg ein, hält aber mit dem von der Stadt in Amt es hält in dem zum Empfange bereiteten Hause Balfour's ab, wenn Darnley vergeblich erwarten muß, weil er an einer Krankheit gelitten, deren Bestätigung den königlichen Prinzen gefährlich werden konnte. Die Königin kehrt sogleich nach dem Schlosse Holyrood, wo das Aufgebot der Vermählung einer ihrer Kammerfrauen ein Fest bestimmt. Von Angst und Reue erfüllt, schreibt sie sofort an Bothwell und befiehlt ihm, nichts gegen Darnley anzufangen, allein der Abwesende, Lord Bothwell, Schwester und Mitverschwörer, unterläßt absichtlich die Besorgung des Briefes. Lord Arn meint in seiner Wut durch den Knall einer Pistole unterbrochen und man vernimmt plötzlich, daß von der Stadt das Haus Balfour's in die Luft gesprengt und der König mit Gefolge unter

den Trümmern begraben sei. Das Volk auf den Straßen schreit Verrath.

Etwa vier Monate später fuhrt der dritte Tag (15. Juni 1567) auf das Schlachtfeld von Corbiesthall bei Musselburg. Zwar ist Bothwell Maria's Gemahl und trägt die Krone, eine Ehe, von niemand anerkannt, eine Macht ohne Reich, denn dieses ist in vollem Aufruhr, vom Bürgerkrieg zerrissen, mit Abscheu gegen seine Königin erfüllt und wird eigentlich von Morton oder vielmehr von dem unerschütterlichen Presbyterianer Knox regiert. Aus Gent zurückgekehrt, hat sich dieser feurige Redner und erbitterte Gegner des Papismus bald aller Gemüther bemächtigt. Der französische Gesandte räth der Königin zu einer Zwiesprach mit Knox, die dieser selbst wünsche. Sie erfolgt, nimmt aber keinen glücklichen Ausgang, und bald darauf sieht Maria, die ihr Schicksal noch einmal den Waffen anvertrauen will, sich von ihrem Heere und ihren Freunden verlassen. Bothwell flieht, sie muß sich an Morton und die Verbündeten ergeben und wird als Gefangene nach Edinburg gebracht, wo sie erst zu Gunsten ihres Sohnes entsagen muß und bald darauf, als des Mordes und Ehebruchs schuldig, zum Tode verurtheilt, diesen zu erleiden nach Fotheringay abgeführt wird, — ein Schicksal, dem sich Maria bekanntlich durch die Flucht entzog, welche sie in die Hände ihrer Feinde in England brachte. Wir geben hier die Scene der Königin mit dem presbyterianischen Reformator.

Maria. Ha ist eine gräßliche Zeit, Master Knox, daß wir uns nicht gerüstet hatten.

Knox. In Wahrheit, Mylady, die Zügellosigkeit des Volks und die Feilheit der Fürsten haben selten solche Noth gesehn.

Maria. Ihr wagt jetzt offenes gegen meine barmherzigen Vergebungen der Empörung, gegen meine sanften Erhebungen von einem Königthum, dem Ihr und die Eurigen manche Kränze verwandten. Ihr hattet vielleicht besser daran gethan, Eure Gemüthsruhe gegen gerechte Verbrechen zu sichern, gegen treue Unterthanen, für den Frieden Ihrer Heerden, Ihrer Pfarrer, die sich wieder ihren Kirchen angepaßt, Ihres Volk, das sie verlassen hat. Aber lassen wir das Vergangene. Alles läßt sich vielleicht gut machen. Und gewiß ist es mein größtes Glück, wo Euch zu nützen fehlet.

Knox. Der Himmel bewahre mich davor, mein heiliges geistliches Kampfe gegen Euch und Euer Volk, um dieses Blutvergießen Willen zu stören.

Maria. Das ist auch mein sehnlichster Wunsch. Was kann ich dafür thun?

Knox. Mehrere Dinge, so leicht als nothwendig, aber nothwendig sind, daß alle aufhört.

Maria. Was? Ich bin zu allem bereit, um Euch meinen guten Willen zu zeigen.

Knox. Mylady, Ihr seid der letzte Stein des Papsttempels in diesem Lande, die letzte Stütze und Zuflucht des römischen Aberglaubens: schwört ihm ab!

Maria. Was sagt Ihr?

Knox. In Angst und Noth, die über Euch gekommen, hört jetzt die Stimme der Wahrheit, die vergebens in Euren Lustbarkeiten und glücklichen Tagen zu Euch gesprochen!

Maria. Was Ihr die Wahrheit nennt, ist nur der Athem des Aufruhrs und der Ketzerei.

Knox. Ueberlaßt Eure Seele nicht den Rathschlägen des Zorns! Prüft die Zeit selbst, die Euch noch bleibt! Euch Gottvergessen, meine Bitten, darum Ihr einen so bösen Gebrauch gemacht, benutzt es jetzt, um die Wahrheit zu suchen.

Maria. Die Wahrheit ist in der Kirche, in welcher ich geboren bin und für die meine Vorfahren gestritten haben.

Knox. Hört die Stimme eines Mannes, der gewacht und gebetet, der Ketten getragen und vor der Menschen gezittert hat! Ihr suchtet meinen zu Hollyrood zwischen Eurer Harfinge, Pfeifenspieler und Weiber. Wenn Ihr mich heute anhört, werdet Ihr vielleicht nicht mehr Lust verspüren, zu lachen.

Maria. Aber was verlangt Ihr denn eigentlich von mir?

Knox. Ich verlange, Mylady, daß Ihr Eurem Irrglauben abschwört!

Maria. Aber trägt der Nordwind die Artikel von Schottland fort, als mein Glaube erschüttert wird?

Knox. Nehmt Euch in Acht und bedenkt, daß Ihr nicht mehr in den Zeiten Eurer eitlen Ruhmsucht lebt! Die Tage Eures Glücks sind vorüber. Die Macht Rome, für Eure Anschwärzungen rachte, ist vernichtet. Ihr habt nur eine kleine Zahl von Anhängern. Die Mauern von Holyrood, die Ihnen Eurer geheimen Versammlungen, schützen jetzt nur die Lüge und das Schweigen.

Maria. Und der blutigen Erscheinung Rizzio's, den Eure Feigheit und Verrath gemordet.

Knox. Ihr habt nun da in der äußersten Noth, ein Schwert weiter und Ihr Kurz in den Ehrgeiz, den Euch die Verzweiflung gegraben. Besteht Ihr darauf, eine Schlacht zu liefern, so werdet Ihr unterliegen, und dann wird der allmächtige Mensch auf seine Bekehrung nicht hören; das Volk wird unversöhnlich sein und ich selbst bin dann nichts mehr für Euch zu thun im Stande.

Maria. Ihr werdet nichts mehr für mich thun können? Wer ich Ihn denn, daß Ihr es wagt, so zu mir zu sprechen?

Knox. Ich bin weder Knecht, noch Graf, noch Baron und doch mächtiger als sie alle, denn mein Gebieter kommt nicht von Fürsten, sondern von Gott. Es geziemt auch an Euch und Euer Volk Knox Euch schreiben mag, so erkennt er doch hienieden keinen andern Herrn als Christum. Durch den Geist, mit dem seine heilige Weisheit mich erfüllt, ist das strahlende Licht der Reformation über ganz Schottland aufgegangen, aber dem Palast wie über der Hütte, aber dem Bauer wie über dem Edelmann. Ich muß sagen Euch überlegen.

Maria. Gut vielmehr, daß, wo Ihr trotzet, das Volk überlegen wurde. Ihr schürtet den Geist der Empörung gegen die Königin.

Knox. Das Regiment der Weiber ist wider die Ordnung der Natur, wider das ausdrückliche Wort Gottes, und ein abscheulicher Anblick vor Gott und allen vernünftigen Geschöpfen, wenn ein Weib herrscht und befiehlt, wo sie gehorchen und dienen soll.

Maria. Ihr habt mich gehört, Mylord, und ich hoffe, Ihr werdet Euch künftig besser vorsehen, ehe Ihr Euch öffentlich gegen mich erklärt.

Knox. Ich habe nichts gegen Eure Person, Madame, ich habe nur gegen Eure Religion gepredigt, die Gott verdammt.

Maria. Ihr habt Euch nicht gescheut, Euch in Gegenwart meiner Räte und meiner Damen in Ausdrücken zu ergehen, die mich tief beleidigen müssen.

Knox. Ich habe nur gesagt, was ich vor Gott und meinem Gewissen verantworten kann.

Maria. Ihr habt Euch erkühnt, Euch in meinem Vorzimmer mit meinen Damen in Streitigkeiten über Religion einzulassen, die Euch nicht zustehen.

Knox. Ich habe nur auf Befehl meiner Obern gehandelt, die mir aufgetragen haben, das Wort Gottes zu predigen, wo ich es finde

nen entgegentreten, die mit jedem reifenden Male, Lichter und Lineaten von neuem erzeugt werden und sich ebenso wenig zerstören lassen wie die Fata Morgana in der Wüste.

Diese Frauen haben keine Ahnung von den Gemüthsgründen, von den Seelenmysterien einer deutschen Frau; sie kennen selten eine sittliche oder ästhetische Leidenschaft; sie haben wenig Gefühlsbildung, schon weil sie keine Geistesbildung besitzen. Manches deutsche Bauernmädchen ist, verglichen mit gebildeten Römerinnen, eine Priesterin der sublimsten Sentimentalität. Die modernen Gelehrten und Künstler sind aber eben von der Gemüthsenergie, von dem breiten, prallen, sinnlich-profanen Verstande der Römerin entzückt. Sie nennen die Rücksichtslosigkeit antike Majestät; die Bigotterie und Tragheit praktischen Mystizismus; die Seelenlosigkeit eine Seelenreichheit; die rohe Unwissenheit und Verrücktheit nehmen sie für Naivetät und die allerdings vorhandene sinnliche Grazie spiegelt ihnen eine Liebenswürdigkeit des Wesens vor, die nimmermehr existirt.

Es ist etwas vom Ätzblut in den römischen Frauen, was durch eine Verpflanzung des deutschen Seelenlebens in seinem warmen Herzblut umgewandelt wird. Die Italienerin hat eine elementare Selbstsucht, Herzlosigkeit und Beschränktheit, bei der dem durchgeistigten und von Sympathieen geschwellten Menschen angst und bange wird; sie zeigt die Oekonomie der Natur, die ihre Gebilde aus einem organischen Punkt heraus gestaltet und sich nur so weit mit der Außenwelt verwebelt, daß sie sich ungehindert auf ihr individuelles Prinzip zurückziehen kann, aber von deutscher Nächstenliebe und deutschem Verständniß, von einem belebten Verkehr, von der Fähigkeit, sich in Menschen und Geschicken hineinzufühlen, die Poesie einer Situation zu empfinden, in Licht bei der gebildeten Römerin zwar auf Augenblicke eine Tiefe zu finden, aber kein entwickeltes Organ zu erspähen. Die Italienerin kann nur eine lebendig-gemachte Puppe sein, so einfach, so naiv, so bestechend wie diese, so voll plastischer Grazie und Sprache, so keusch, so gut sie selbst, d. h. auf einen natürlichen Verstand und einen natürlichen Stolz gestellt, aber auch so kalt und herzlos wie Marmor und Erz. Die Natur der Römerin zeigt auch nicht ein heimisch-elastisches Prinzip, das sie fortdauernd seinen Ueberfluß von Herz und Seele heben, sondern sie empfindet und thätigkeitsfreudig in dem Augenblick, wo sie [illegible] werden will, nur der natürlichen Basis anlangt. Die Römerin ist daher selten in Schmerz und Freude, in unbestimmtes Sehnen „in Hangen und Bangen" aufgelöst; vielleicht in keinem Augenblicke ihrer Liebe ein sentimentales Mädchen „in schwebender Pein", sie ist nicht „freudvoll und leidvoll", aber „gedankenvoll" zu sein ist noch weniger ihre Sache; ihre Gedanken sind egoistisch und profan.

Verhohne die deutsche Frauenweichheit und Seelenbildung wer da wolle; ich für mein Theil habe die Erfahrung gemacht, daß deutsche Empfindung bis ans Ende des Lebens ausgehalten, daß die deutsche Ehe eine Vergeistigung und Verklärung der bräutlichen Liebe werden kann, daß mit der deutschen Sentimentalität das intensivste Seelenleben, eine unwandelbare Treue, eine transscendentale und immanente Kraft des Gemüths gepaart sein kann. Ich halte daran fest, daß der männlich geartete Mann, das der schwer zu lösende Geist des deutschen Mannes ein deutsches Weib mit leicht gelöster Seele braucht und daß es eben die weiblich gearteten, sentimentalen Mannesbilder sind, welchen die männlich geartete, antik-naive, die sinnlich-verständige Römerin convenirt und imponirt, aber ein männlich gearteter Mann fühlt sich nur durch ein weibliches Weib ergänzt.

Was ein Weib werth ist, bezeugt die Ehe, bezeugt der Einfluß des Weibes auf den Mann und auf die Erziehung der Kinder in der ersten Entwickelung. Hält man diese Wahrheit fest, so fällt das Verdict gegen die Italienerin aus. Der Mann macht in Italien Marktcontrakte, nicht nur, weil er ein armer Knauser ist, sondern weil er dem Weibe nicht traut. Der arme Handwerker, der kleine Ortsvorstand tragen Fisch, Fleisch und Gemüse im Taschentuch nach Hause, und das sind lange nicht die schlimmsten Beweise von Mißtrauen. Die Frauen werden in allen Klassen ohne die Liebe und Respectsbezeugung behandelt, die in Deutschland Sitte ist. In den ungebildeten Ständen traut der Mann seiner Ehefrau sehr oft mit der Brutalität, die auch in Deutschland gefunden wird, aber zur deutschen Art gehört noch Reue, Versöhnung und Zärtlichkeit.

Man sollte denken, daß sich die Mutter an der Liebe zu ihren Kindern schadlos halten; das ist aber nicht oft der Fall. Die Italienerin mag sich nicht gern mit der Erziehung ihrer Sprößlinge befassen; wenn es irgend angeht, werden Knaben und Mädchen, etwa mit dem siebenten Jahre, in das Pensionat eines Klosters gethan, welches sie um das 16. oder 17. Lebensjahr verlassen, um

sich für das bischen Disciplin und Schmalhansens schadlos zu halten und eine Lebensperiode plötzlich zu beginnen, zu welcher ein in der Welt erzogenes Kind allmählich und natürlicherweise angeleitet werden will. Im Kloster lernen die Mädchen wenig mehr als lateinische Gebete und müssen den ganzen Tag umher. Die italienische Phantasie verleugnet sich nicht und so bleibt die Verkehrtheit und Corruption nicht aus. Das Mädchen schaut nach einem Liebhaber aus, um aus dem Zwinger zu kommen; heirathet ohne Liebe, weil ohne Noth des Leibes wie der Seele, und versteht nicht einmal, die Wirthschafterin, geschweige die Gattin des Mannes, oder eine Hausfrau und Mutter zu sein.

Die Erziehung der kleinen Kinder ist lockre und strenge, aber alles am verkehrten Ort. Nur unsere Ärzte, auf gewisse Manieren wird gedrungen gehalten (wie der französischen Bonnen). Ich sah eine Dame mit einem vierjährigen Knaben in einem Garten; das Kind lief einem andern entgegen, um mit ihm Kameradschaft zu machen, ward aber sofort weggeführt, obgleich die Mutter jenes Knaben eine ziemlich gekleidete Dienerschaft und bei der kleinen Szene gegenwärtig war.

Eine deutsche Mutter hat es gern, wenn Kinder sich herzen und küssen; dem Italiener ist dies kein Herzensdrang, sondern eine Verletzung seiner. Das kleinste Kind darf sich nicht ein wenig auf dem Teppich tollern; es wird dagegen bewundert, wenn es sich artig oder prätig und preis benimmt, wenn es mit Schmeichelei einen Lumpen bettern abfertigt und Stolz blicken kann; woher es denn kein Wunder ist, daß besonders die kleinen Mädchen naseweis, schnöde, unleidlich, geschwätzig, aber ihr Alter weit und gar nicht wie Kinder sind. Mädchenschulen gibt es vor gewöhnlich nicht; die Knabenschulen sind mit wenig Ausnahmen unter der Kritik.

Der Italiener respectirt keine Regel, keine zwingenden Beweggründe, er ist ganz und gar Augenblicksmensch und Naturalist, der seine Sympathien, Antipathien und Interessen vor die letzten Gründe suchte. Wenn man ihn mit Vernunftgründen oder Thatsachen in die Enge treibt, so schneidet er den Diskurs durch die Nebenfrage ab: „Sprechen wir nicht weiter davon.“ Eine Schwierigkeime in Absicht sagte mir: „Beständigkeit, Klugheit und Verläugnung sind dem Italiener so widerwärtig, daß er krank werden würde, hätte er nur einen Tag ganz vernünftig sein oder folgerichtig handeln wollen. Unmöglichkeit und Zerstreuung sind so sehr sein Lebenselement, daß er gar keine Ahnung davon hat, was Wahrheit und rechtes Wesen bedeuten und warum sie Lebens- oder Bildungsprincip sein sollen.“

Die Weiber sind aber in diesen Naturgebrechen noch verkehrter und unvernünftiger als die Männer. Mit ihnen läßt sich aber kein Thema raisonniren, und je größer ihr Irrthum, ihre Thorheit ist, desto leidenschaftlicher und manierter vertheidigen sie Unrecht und Unverstand. „Eine italienische Mutter“, sagte jene Dame, „ist eine solche nämlich im materiellen Sinn. Daß sie ihr Kind als sittliches Wesen zu behandeln und zu bilden habe, kommt ihr gar nicht in den Sinn. Eine deutsche Frau und Mutter fühlt diesen italienischen Weibern gegenüber so viel heraus, daß ihnen keine deutsche Seele und Sittlichkeit und keine Hingebung für ihr Kind in allen Augenblicken innewohnt. Für eine Frau, der das Kind geboren ist, kochen die Freundinnen vor allen Dingen eine Fleischbrühe zur Stärkung, sie warten die Momente des Schmerzes verstanden und gehalt. Hebt man des Kindes Schönheit, so schmeichelt das natürlich ihrer Eitelkeit; spricht man aber von den Eigenschaften des kleinen Wesens, so hat die Dame nicht Sinn, aber äußerst sich so lieblos und profan, wie wenn sie gar nicht die Mutter wäre.“

Ein Correspondent sagt über italienische Kindererziehung: „Man sieht unter der zarteren Jugend der unsern, so hübsch der mittlern Klassen – wahre kleine Feuer! – Daher ist die Liebe, die Gewalt, die Ausdauer der Italiener bewundernswerth. Sonderbar, daß sich die Juden, Polen, Russen, Zigeuner und Kosacken, das sich alle Nationalitäten durch ihre Liebe zu den Kindern auszeichnen, während die hochpolitischen Chinesen ihre Kinder und Mütter meiden!“

Der Correspondent hätte zugleich mit den Zigeunern an die Liebe der Rhesusaffen denken können. Es kommt ihm aber gar nicht in den Sinn, daß der Nationalismus und Egoismus beider und das Mütterliche zusammen ein Natürliches ist, mit welchem die Mutter das Junge als das Theil sieht, an dem sie ihr eigenes Subject erkennt. Von der thierischen Mutterliebe und Mutterlosigkeit kann kein denkender Mensch anders reden als von der Natur. Es muß der vernünftige Sinn, seine Erziehung und Zucht dazu kommen, das aber für seinen Naturstand heilsame sich als für Unvernunft eines höheren Standpunkts, verhalte sich wie Wild

Wie es um das Gemüth und um die Liebe einer italienischen Mutter aussieht, davon kann man sich am Feste der heiligen Rosalia in Palermo überzeugen. Man sieht dann ein großes Gerüste mit Figuren und lebenden Personen in den Straßen umherfahren. In einer Höhe von 20—25 Fuß werden an Eisenstangen Kinder von drei bis fünf Jahren, als Engel verkleidet, schwebend aufgehängt. Das Schreien und Klagen der armen Kleinen wird von dem Lärmen der Prozession übertönt; sie senken zuletzt die Köpfchen und die Glieder wie welke Blumen und müssen ihr Märtyrerthum geduldig beweben. Die unnatürlichen Mütter aber ertragen das Schauspiel mit dem Troste, daß es den Kindern Segen bringen wird. Diese Geschichten werden, wie alle andern Nichtswürdigkeiten, mit Naivetät, Herkommen und Gewohnheit entschuldigt. Als ob nicht eben die schlechten Gewohnheiten und Geschichten eine Diagnose der schlechten Race sind!

Wenn man die täglichen kleinen Sünden der Mütter, die sie an den Kindern begehen, ins Auge faßt, dann fällt Licht auf ihre große Schuld: der Ursprung derselben ist nicht nur Mangel an Geist und Erziehung, sondern Mangel an Liebe und Zärtlichkeit, ist Rohheit des Gemüths. Um bequemer die kleinen Kinder (schlechtweg Creaturen genannt), handhaben zu können, werden ihnen auch die Arme und Hände eingeschnürt, und solchergestalt Kinder von einem Jahre jämmerlich malträtirt, nicht selten wie todte Sachen über Seite gelegt, dann wieder in horizontaler Lage (den Kopf nach hinten heraus), unter den Arm geklemmt, fortgetragen wie ein Kleidstück, Buch oder Packet. Kinder am Gängelbande werden nicht nur von ihren Wärterinnen, sondern auch von ihren Müttern, wenn diese sich im Eifer des Gespräches herumwenden, so plötzlich von einer Seite zur andern geschleudert, wie man es in Deutschland mit seinem jungen Hunde thun würde. Der Mangel an Respect vor der Menschenperson gibt sich aber nicht nur in der Mishandlung der kleinen Kinder, sondern im Theater, in den Barbierstuben und überall kund. Man trägt die Leichen an vielen Orten offen auf einem Brett fort und senkt sie auf die profanste Weise in die Grube.

Die Schauspieler agiren sich, wenn sie im lebhaften Disput sind, mit allen zehn Fingern fast ins Gesicht hinein und ein italienischer Barbier traitirt das Menschenantlitz wie eine todte, ihm verfallene Sache ohne alle Discretion. Er sucht sich einen beliebigen Theil der Wange heraus, um ihn besser abschaben zu können; faßt seinen Mann so oft und sans façon bei der Nase, als es ihm convenirt und stößt ihm die Steine mit einem kurzen Ruck hinterwärts, um ihm den Hals von unten herauf rein putzen zu können. Derselbige grandios liebenswürdige, antik-naive Barbkünstler weicht sein Opfer zwar am Schlusse mit wohlriechenden Wassern ab, aber er führt seinen Patienten mit dem Finger in den Mund und verknetet ihm das Gesicht dermaßen, daß er es kaum im Spiegel wiedererkennt.

Die objectiven Sinnesgruben zählen aber diese wie alle andern Scham- und Gefühllosigkeiten zur classischen Naivetät, die deutsche Herzensdelicatesse und Schämigkeit aber zur deutschen Sentimentalität. Was mich betrifft, so danke ich, nachdem ich Italien gesehen, unserm Herrgott, daß ich ein christlich-sentimentaler, subjectiver, schwelgerischer Deutscher und kein antik-naiver, liebenswürdiger, plastisch-naturalistischer Italiener bin.

Es ist ein Kunststück, aus unserm modernen Reisenden klug zu werden. Wenn sie Amerika illuminiren, so wird die Arbeitsscheuigkeit zur vornehmsten Tugend, die Schwielenhand zum heiligsten Symbolum, die Nationalindustrie und Oekonomie zum Inhalt der Weltgeschichte gemacht; über die Unästhetik und Brutalität der Nordamerikaner wird wie über Nebensachen hinweggegangen. Für das genial-ästhetische Italien aber schickt sich, wie es scheint, die ordinäre Arbeit und Nationalökonomie nicht so recht. In diesem classischen Lande wollen die Romantiker ihre Romane und die Antiquare ihre antiken Illusionen verwirklicht sehen. Das italienische Volk erfüllt nach der idealen Weltanschauung der Gebildeten seine Mission vollkommen, wenn es dem curiösen Reisenden als Gondelführer Stanzen von Tasso vorsingt, oder seinen liebenswürdigen Faschine, Betturino, Cicerone, Cameriere u. s. w. abgibt und sich übrigens dem dolce far niente, der Obhut seiner Heiligen, und dem liebenswürdigen Naturalismus überläßt, der das Schlafen, die Conversazione und das Ungeziefersuchen zur Lieblingslebensart erhoben hat.

Die Barbierstube.

Skizze aus dem Literarbum von Heinrich Heine.

Gleich den Römerinnen, verwendeten auch die Römer vielen Fleiß auf ihr Haar und ihren Bartwuchs; nur ist aber das Geschäft eines Barbiers

im Alterthum identisch denkt mit dem gegenwärtigen, irrt sehr. Schon seine Benennung „Tonsor" lenkt hinlänglich darauf hin, daß das ganze Geschäft, was wir mit dem Worte Barbier bezeichnen, genau genommen von Haarbereiter abzuleiten ist, da die alten Griechen sowol wie Römer sich das Haupthaar viel früher und häufiger rund um den Kopf scheren ließen, ehe sie sich der aus dem Orient und von den Aegyptern zu Alexander's Zeit zu ihnen gekommenen Mode des Bartes fügten.

Wir führen demnach dem Leser nur das Geschäft eines alten Barbiers vor Augen, das damals viel wichtiger und verwickelter war, als es in unsern heutigen Barbierstuben meistentheils gefunden wird. Denn der Römer pflegte mit seltenen Ausnahmen seine ganze Morgentoilette nicht in seinen vier Wänden, sondern in der Barbierstube zu machen, da ihm für seinen Bedarf größtentheils Spiegel, Kämme und andere Requisiten im eigenen Hause mangelten. Alle Schriftsteller erzählen übereinstimmend und ausdrücklich, daß der „galante Mann" zum Haarputzer ging und nur der in grauem Heroismus sei, welcher sich die Haare selber schnitt. Daher glich denn auch in Wahrheit eine derartige alte Barbierstube einer Kasernenstube, wo in den Morgenstunden ein so großer Zusammenfluß von Menschen und — Schwätzern stattfand, wie sie uns Theophrast in seinen „Charakteren" unterhaltend schildert. Der arme Barbier aber kam kaum zu Athem, und es war gewiß keine kleine Aufgabe, die Zufriedenheit der zuströmenden Gäste zu erlangen, da ihr Wunsch so vielfach verschieden war. Dieser verlangte eine Arbeit, jener wünschte die Nägel beschnitten, ein dritter endlich einen Barthau; alle drei Wünsche mußte der Barbier im Alterthum in einer Person befriedigen, denn nur die Allerreichsten waren im Besitz der dazu gehörigen Instrumente, die aber nicht von ihnen, sondern von ihren Sklaven gehandhabt wurden. Und wenn auch die Werkzeuge vorhanden, so fehlte den meisten doch im eigenen Hause etwas wesentlich Nothwendiges, der Spiegel, in welchem sie den Umschnitt der Haare untersuchten, wie uns Plutarch erzählt. In der Barbierstube aber konnten sie sicher sein, das Nöthige zu treffen.

Wie uns Böttiger in seiner „Sabina" erzählt, war das Geschäft des Barbiers dreifach: das erste und begehrteste war augenscheinlich das Beschneiden der Haare. Dazu bediente er sich aber nicht der Schere, sondern scharfer Messer von verschiedener Größe und Schärfe, mit denen er die Haare nach dem Kamm abnahm. Das noch ältere alles Haarschneidens aber war, nach Aristophanes, der Schnitt mit einem Messer. Dieser Haarschnitt oder, was gleich ist, diese Artur, war auch zugleich die eleganteste. Jedoch legte man auch zwei Messer aneinander und bildete so eine Art von Schere. Dieses Messer, womit die Haare geschoren wurden, hieß nach Lucian gewöhnlich ἀκινάκης, d. h. Schwert, gleichviel, ob es einfach oder aus zwei Messern zusammengelegt war, und mag unzweifelhaft der jetzigen Benennung Schere die Entstehung gegeben haben, die mit Weglassung der ersten Silbe sich beinahe von selbst bildet. Wie es aus Horaz' „Satiren" bekannt sein dürfte, kam es bei dem Schnitt mit einem Messer namentlich auf einen gleichen Schnitt an; daher pflegten denn auch sorgfältige Barbiere nach geschehenem Schnitt emsig darauf bedacht zu sein, jedes noch neben gebliebene ungleiche Härchen sorgfältig abzuklippen, wobei gewiß manche drollige Scene vorgekommen sein mag, schon weil die von Plutarch aufbewahrten Barbiersanerbieten durchaus nicht für abgemessen halten. Uebrigens war die erste Frage des Barbiers: „Wie scher' ich dich?" denn es gab mindestens fünf verschiedene Arten, die Haare zu beschneiden, wie auch den alten Grammatikern und Glossarien zur Genüge hervorgeht. Am drolligsten jedoch müssen die Auftritte während des Haarschneidens und auch noch nachher bei denen gewesen sein, die sich noch für jugendlich hielten aber doch noch für jung gelten wollten. Der Leser möge sich das Weitere selber ausdenken, wir bemerken nur, daß auch alle Haarbereitungsarten der Haare in der Barbierstube in Anwendung gebracht wurden, worauf sich die römischen Haarkräuser als ausgelernte Praktiker ungemein gut verstanden und so künstlich wie möglich machten.

Das zweite Geschäft des Barbiers war das eigentliche Rasiren. Es wurde mit weniger Abweichung ganz so wie noch jetzt verrichtet; selbst die Seifenerde zum Abreiben fehlte nicht; doch war sie nicht gleichsam weiß, sondern sattig und rauh und bei den Griechen aus getrübtem Alaun bereitet. Plautus nennt sie in einer scherzhaften Allegorie „Umschlagetuchchen", weil sie über die Schultern gebreitet wurde.

Das dritte Geschäft endlich war das Abschneiden der Nägel an den Händen, denn an den Füßen wurden die Nägel, wie bekannt, gewöhnlich in den Bädern beschnitten. Das Beschneiden

geschah aber nicht mit dem „Schwert", sondern mit kleinen Messerchen. Die abgeschnittenen Stückchen Nagel sammelte man sorgsam auf und verwahrte sie als Amulet.

Ob auch der geringe, sogenannte „kleine Mann" sich von dem Barbier die Nägel beschneiden ließ, bleibt zweifelhaft. Wenn es geschah, war es sicherlich nicht gar zu häufig, da es ersprießlich, daß er die Hände des Barbiers dadurch zu umgehen suchte, daß er sich Pechpflaster auflegte. Daher fragt Martial auch wol einen Weichling, der ebenfalls die Dienste des Barbiers durch allerlei Pechpflaster überflüssig zu machen suchte: „Aber wird sie aber die Nägel beschneiden?" So oft verhöhnt man auch Martial's Epigramm auf die Barbiermesser, und ebenfalls mögen wir hier eines kleinen Spottgedichts von Phaedrus erwähnen, das er auf einen Barbier (Dingerbeck) gemacht und in dem alle Werkzeuge seines Handwerks auf eine ergötzlich-komische Weise aufgezählt sind. Wir finden darunter auch — einen Streichriemen, der aus einem Stück Fell von einem alten, abgetragenen Hute bestand und von manchem Dingewirthen für eine Barbierausgabe erklärt werden ist.

Wer sich also vom Sklaven die Nägel nicht beschneiden lassen konnte, ging in den Laden eines Barbiergesellen und ließ sich von diesem dieselben beschneiden und abzupfen. Heraus fühlt eine Ausnahme von diesen Nägel in einem seiner scherzhaften Briefe als eine zukünftende Eigenheit mit folgenden Worten an:

Du, ich in eines Barbiergesellen Laden
Mir meine Nägelchen die Nägel nicht beschneid.

Wir sehen aus dem Gesagten, welche Sorgfalt die Alten den Nägeln und Fingern zu Theil werden ließen. Von schöner Finger und ein schöner Nagel stehen selbst in dem Register der verlangten Schönheiten einer Frau des Alterthums. Und das ist auch leicht erklärlich. Man begleitete damals und begleitet noch jetzt in jenen Gegenden die Rede immer mit schicklichen Geberden und Bewegungen der Hände und Finger, die selbst in bestimmte Regeln der Kunst gebracht waren und als ein Hauptheil der alten Redekunst anzusehen sind, schon da die Griechinnen und Römerinnen allein durch verschiedene Fingerbewegungen verständlich machen, namentlich alles, was wir mit Zahlen ausdrücken, vollkommen damit bezeichnen konnten. Diese Fingersprache ist hier und verloren gegangen, aber sie findet sich doch noch jetzt in den Harems des Orients, wenn den Sklaven und den Frauen. Die Damen des Alterthums aber verwandten diese Fingersprache vortrefflich und noch jetzt legen die heutigen Griechinnen wie fast alle Frauen in der Levante ein schönes Orangegelb oder Roth durch das Einreiben der Sennesblätter auf die Nägel an Händen und Füßen und werden so zu „rosenfingerigen Aureen". Von dieser Kunstlei bis zur verlebenen Verlängerung der Nägel in Chinesen — die sämmtlichen Damen bewegen sich sogar Nägel von goldem Kupfer an die Fingerspitzen — hat nur noch einzelne Stufen zu überschreiten. Auch diese Moden müssen klimatisch beurtheilt werden; noch aber fehlt es uns an einer klimatischen Geschichte der Moden, wenn freilich Rinde vor fünfzig Jahren die ersten Linien mit großer Einsicht gezogen hat. Doch wir kehren ein und erinnern uns, daß im Orient, woher die Ringe doch unzweifelhaft stammen, noch gegenwärtig eine kleine schlanke Hand die erste Bedingung der Schönheit ist. „Die Hände der Hindu", sagt ein Touriste, „sind zart gebaut und gleichen einer feinen Weiberhand, daher auch die Größe ihrer Schuh für die meisten europäischen Füße zu klein sind."

Unter solchen Umständen mußte selbstverständlich ein so beachtet, sorgsamer Finger auch ein schöner sein, zumal da im Alterthum keine Handschuhe im Gebrauch waren. Daher die große Sorgfalt, welche die Römerinnen auf Finger und Nägel verwendeten; daher die Erfindung der Ringe, die ihrer ersten Bestimmung nach weniger als Putz denn als Mittel dienten, die Finger zarter und schlanker zu erhalten; daher auch der Gebrauch von allerlei Salben, Kräutern und mineralischen Pulvern, wovon sich nach Plinius' „Naturgeschichte" ein ganzes Receptbuch sammeln ließe. Vergegenwärtigt man sich dies alles, so möchte es leicht erklärlich sein, wie man im Alterthum für die Besorgung der Nägel eigene Personen anstellen konnte, die sich ausschließlich und allein damit beschäftigten, die rauhen Unebenheiten und Nebenauswüchse der Nägel abzuglätten und wegzuschneiden und die Nägel überhaupt in einem schicklichen Verhältniß des weiblichen Fußes machen konnte. Endlich müssen wir nicht vergessen, daß auch die Nägel an den Füßen selbst bei den eleganten Damen des Alterthums sichtbar waren, da die Schuhsohlen blos mit Bändern, meist nur einem solchen der ganzen Länge nach, über den Rist des Fußes befestigt wurden, an Strümpfe aber gar nicht zu denken war.

Wie nun aber die vorgenannten kosmetischen

Gaben mit den Abschnitzlingen der Nägel betrifft, so lassen sich viele weil vervielfachen. Plinius nämlich erzählt uns, daß diese Gur mit gegen die Tertian- und Quartanfieber gebraucht worden sei, doch wird der Aberglaube viele Abschnitzlings auch zur Vertreibung anderer Uebel gebraucht haben, da man überhaupt viel Wunderliches von ihrem Gebrauche zur Zauberei erzählt. Um nur eins zu erwähnen, war es im Altertum nicht erlaubt, sich an einem Markttage die Nägel beschneiden zu lassen.

Der Hofevogt.

Aus dem Tagebuch eines Arztes.

Haarsträubend ist oft das Elend und der Jammer der Kindheit und bei den entsetzlichen wilden Thaten der Rache, verletzten Ehrgefühls, die zum Todtspruch zuletzt der Gerechtigkeit anheimfallen, rufe ich oft unwillkürlich aus: „Wenn noch Kinder!“

Solch entsetzlicher Fall lag mir erst kürzlich vor.

In Schlesien auf dem Dominium eines Geheimen Finanzrathes, daß in seiner Abwesenheit seine drei alt gewordenen Töchter beherrschten, lebte ein einziges Ehepaar im Gesindehause, etwa 200 Schritt vom Schlosse entfernt. „Hanke Gottlieb“ (Gottlieb Hanke) diente schon 30 Jahren auf dem Gute, hatte bereits die Prämie des Landwirthschaftlichen Vereins, bestehend in einem Spar-kassenbuch über einen Thaler, erhalten, hatte vor einer „Hannkene“ Johanne Eleonore, welche Dienstmagd war, kennen gelernt und vom gnädigen Herrn nach freundlichem Votum der Jungfer die Erlaubniß erhalten, sie zu heirathen. So hielt der gnädige Herr, der die weise Sitte in der Aeußerung übte und dort die Erfahrungen seiner Inspectore auf den Staatshaushaltsetat anwendete, auch treue, gepreßte Diener.

Er ist wahr, Gottlieb war ein tüchtiger Mann. Auf eine Schulbildung, wie ein Pfarr im Stande aufzuweisen, besaß er eine Fertigkeit, die an das Geometrische grenzte. Von Jugend auf hat Gott im Herzen: „Treue Hand geht durch ganz Land“, hatte er wohl erkannt, daß bei Einem heute wie immer nur durch Redlichkeit zu Stande ist, sich ein erträgliches Leben zu verschaffen, wie dem ein ganz anderes Gewissen widerstehen ist. Er [illegible] und der Kirchstand waren seine ersten Pflichten, die er kennen gelernt; die Arbeit, die gewissenhaft und einige heitere Stunden, Kinderlachen, die „Jahre meiner Jugend“ und „Ruh des Herz ist mein Lust“, bildeten sein psychisches Gleichgewicht. Vom Kuhhirten bis zum Oberinspector ging in Reihenfolge bis zum Vieher nach dem Pferdehof hatte er sein Ziel erlangt, als ihm der gnädige Herr als „Vogt“ auszuzeichnen Mache verlieh. Stolz schritt er oft über sein Gut, wenn er sich überlegte, daß er bei seinen Collegen einen Vorsprung angetangen, sein Stolz „in die Schwemme“ geritten und er jetzt „Vorsteher-rath“ sei, wie ihn schenzend der Hof nannte.

Er fühlte sich glücklich und verglich sein Amt seines Herrn durch unermüdliche Treue und Arbeitsamkeit. Der Herr Finanzrath hielt aber auch große Stücke auf den treuen Knecht und nahm ihn gern in Schutz, wenn seine Tochter gegen den Willen des Vaters einen theuren Gaul in der Wirthschaft spielen wollten. Es war wenig, aber gehörte nicht zu den „Armen Herren“, die hatte nur einen sehr bescheidenen Etatsposten gegen alles, was im entgegengesetzten einem „Luxusgut“ ähnlich sah. Wer ihm auch von den Knechten entwendete, war in seinen Augen schlimmer als seine Herren, ihm weitere Bezahlung und Verzeihung verschafft.

Wie lange, kurze Minuten war es nun schon seit dem Tode des Oberhofs gewesen, die mühevollen täglichen Arbeiten über Beschäftigung. Die Wirthschaftsbücher kamen heran, die mehr als drei mal Kommerz und die schönen Tage. Viele Stunden nachtlichen, nicht friedliche Erholungen, seine „Sorgen“ mancherlei kalte Nächte, welche mit eine Kammer zur Verzweiflung, war Tod, wenn auch Schwarze, als Erlösung. Wenn reichen nicht das Zeit der Ruhe, die Ruhen zu „Verzweiflung“, was der Nachtschatten weckt [illegible]

Nach Gottlieb's Jugendtraum Kuhhirt, was dem er „einkommen“ und bei der „Schwemme“ zu werden, den aber sein schöner Stolz und [illegible] Stunden, war heute der Tod, der [illegible] Kinder an den Bettrand gelenkt und [illegible] sie sahen, daß sie nun seine Kinder als besonders und die mit gefühlvollen [illegible] Kinder [illegible] hatten wie die gütigen Hand des [illegible] [illegible]. Das Herz [illegible] [illegible] wollten. Ohne sie [illegible] an [illegible] Hand, wie ich nun der Tod [illegible] [illegible] ein Kind auf seine Kinder [illegible] [illegible] [illegible]

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.

3-598-51032-2
FN. 19189/081

ſchlafen, aber das Gebet machte ſeine Kinder nicht ſatt, noch wärmte es ſie.

Für den Tagelöhner Kaspar war das Weihnachtsfeſt wieder eine rechte Prüfungszeit. Gerade am „Heiligen Abend“ ſtand er mit Thränen im Auge unter den Seinen, er hatte ihnen von der Mutter erzählt, wie ſie vom Himmel herab ſähe und zu Gott um Rettung ihrer Kinder bitte, aber ſeine Reden verhallten, ſie fanden kein aufmerkſames Ohr. Die Kinder ſaßen frierend und zuſammengekauert auf einem Haufen Lumpen und ſtarrten zu Boden, nur zuweilen blickten ſie nach Brot. Wie Furien ergriffen dieſe Worte das arme Vaterherz. „Kinder, ich verſchaffe euch Brot und ſollte ich —“ das letzte Wort verſchluckte Kaspar, als ſtünde es nicht in ſeinem Wortregiſter, es klang aber wie „ſtehlen“ und er eilte zur Thür in die Nacht hinaus. Er fühlte keinen Froſt, er fühlte keinen Hunger, der Hunger ſeiner Kinder tödtete in ihm ſelbſt das Gefühl deſſelben.

Einen Augenblick überlegte er, wohin er ſich wenden ſollte. Gottlieb fiel ihm ein. Vielleicht hilft der Vogt. Der Arme hilft am eheſten den Armen, denn nur er weiß, was arm ſein heißt. Der Reiche empfindet nicht, was Hunger iſt, er kann ſich nie ganz in die Lage eines Armen denken. Kaspar eilte auf den Hof. Wie ein Geſpenſt trat er in das dunkle, naſſe, aber doch durchwärmte Stübchen des Vogts. Die Lichter des Chriſtbaums brannten auf dem Tiſche, der Vogt hatte ſeiner Ehehälfte und ſeinen vier Kindern „eingeheizt“ ſo gut es ſeine Verhältniſſe erlaubten. Chriſtſemmeln und Kuchen, das obervormundſchaftliche Geſchenk der Herrſchaft, lagen auf dem zweiſpännigen Ehebett und das Feſtgericht des Schleſiers für dieſen Abend: „geräuchertes Schweinefleiſch und Pilzklöße“, verrieth ſich durch den Geruch. Kaspar blieb regungslos an der Thür ſtehen. Er zögerte und getraute ſich nicht in den Kreis der Glücklichen zu treten. Das iſt der größte Fluch der gemeinen Armuth, daß ſie uns Muth und Menſchenwürde raubt. Erſt der Gedanke an ſeine Kinder rief ihm den Zweck des Hierſeins ins Gedächtniß. Ohne weitern Gruß ſchritt er auf ſeinen Freund zu, faßte deſſen Hände und bat mit gedrückter Stimme, während ihm die Thränen über die Wange liefen: „Bruder, hilf mir, gib meinen Kindern Brot; ich muß ſonſt aus der Welt.“ Der Vogt kannte ſeinen Freund und deſſen Verhältniſſe. Er trug ein mildes Herz unter rauher Schale und hatte oft nach harter Arbeit auf weichem Lager der darbenden Brüder gedacht, ſodaß er innig betete: „Erhalte mir mein Brot!“ Ohne viel Worte ſchnitt er Semmel und Kuchen ab, raffte ein Bündel buntes „Deputatholz“ zuſammen und gab alles dem Armen. Darauf nahm er ihn bei der Hand und beide verließen das Zimmer. Im dunkeln Hausflur flüſterte der Vogt dem Glücklichen zu, er ſolle einen Augenblick warten. Mechaniſch harrte Kaspar. Im Schloße war noch alles lebendig, der Herr hatte alle Diener und Mägde verſammelt, ihnen eine Weihnachtsfreude zu machen. Der Vogt ergriff ein Viertelkörbchen und ſchlich ſich leiſe zur Kartoffelkammer, von der er die Schlüſſel in Verwahrung hatte. Vorſichtig öffnete er die Thür, raffte das Körbchen voll Kartoffeln und mit einem „Herr, verzeih' mir das Verbrechen“, gab er die Früchte dem Kaspar, welcher ohne Dank, ſtumm vor Freude, davoneilte. Obgleich ſich das Gewiſſen des Vogtes rührte, was bei einem Ehrlichen nicht leiſe geſchieht, ſo machte ihm doch die Freude, geholfen zu haben, den Fehler leichter, um ſo mehr, als er feſt entſchloſſen war, von ſeinen Deputatkartoffeln, die er zum Neujahr erhielt, den Verluſt der Herrſchaft zu decken und dem Herrn das Geſchehene ſelbſt mitzutheilen.

Kaum hatte der Vogt ſich zu Tiſche geſetzt und den Vorfall faſt vergeſſen, ohne Ahnung, daß er entdeckt ſein könne, als der Bediente ihn ſchleunigſt zum Herrn Finanzrath auf das Schloß rief. Wol dünkte ihm der Befehl ſonderbar, doch vermuthete er, Befehle in der Wirthſchaft zu erhalten, und eilte aufs Schloß.

„Alſo habt Ihr mich doch getäuſcht? Das iſt der Dank! Es bleibt alſo wirklich wahr, daß unter den Armen kein Ehrlicher ſei! Ich habe es nicht glauben wollen, ich baute auf Euch, auf Eure Treue!“ ſo herrſchte der Herr den Vogt an, der vor Schreck erſtarrt war, daß er auch nicht ein Wort zu ſeiner Vertheidigung wagte. „Ihr ſeid jetzt einmal entdeckt worden, Beweis genug, daß Ihr mich ſchon zehnmal beſtohlen“, fuhr der erbitterte Finanzrath fort. „Wir ſind quitt. Meine Tochter war Augenzeuge Eurer That, und Spitzbuben mag ich nicht im Hauſe. Ihr verlaßt morgen ſchon den Dienſt, hier iſt der Lohn fürs nächſte Vierteljahr und nun Gott befohlen.“

Der Vogt wollte ſprechen, alles erzählen, aber der Herr wies ihm die Thür und verließ das Zimmer. Vernichtet ging der Vogt in ſeine Wohnung. Am andern Morgen ſchon verließ der Finanzrath das Gut, ſeinem Vogte gelang es nicht mehr, ihm zu ſprechen und ſeine Ver-

zeihung zu erflehen. Und daß die bei den Herren hutern erzogenen Fräulein den Befehl pünktlich ausführen würden, davon konnte er überzeugt sein.

Am Heiligen Abend verschwieg der Vogt den Vorfall seinem Weibe, denn noch konnte er das Unglück nicht überleben, in das er sich und die Seinen übereilt gestürzt. Erst als der Herr zum Thore hinausfuhr und der Vogt keinen Ausweg mehr sah, trat er zu seinem Weibe und rief ihr händeringend zu, daß er brotlos sei und sie noch heute den Hof räumen müßten. „Gehe du, bitte die Fräuleins, falle ihnen zu Füßen. Sonst weiß ich keinen Ausweg und es geht uns dann wie dem Kaspar." Das Weib folgte ohne langes Fragen, während der Vogt auf die Kniee fiel und zu Gott bat, die Herzen derer zu erweichen, die sein Glück oder Unglück in den Händen trugen.

Umsonst — die alten Fräulein blieben kalt, theilnahmlos, unerbittlich. Als die Abgewiesene weinend und nun auch trostlos und verödet ihrem Manne die harte Antwort der Herrschaft mittheilte, war es ihm, als stäche ihn eine Natter ins Herz und verzweifelt rief er aus: „Weib, was sollen wir denn anfangen?"

„Fürchte nichts", entgegnete sie, „Gott verläßt uns nicht."

Aber der Vogt war eine andere, leidenschaftlichere Natur als Kaspar. Gläubig wie er war, fehlte ihm der Muth zum Kampf, die Geduld zum Ausharren. Alle Menschen, die ein bestimmtes, festes Einkommen beziehen, verweichlichen meist so sehr, daß sie ohne Rath dastehen, falls ihnen Ungunst oder Unglück diese Grundlage raubt. Sie glauben, ohne das „Fixum" nicht leben zu können und sinken feige vor dem Geschick zusammen, während alle, die den Morgen noch nicht wissen, wo die Arbeit des Tages herkommen wird, viel handhafter und gewohnter in der Schlacht des Lebens sind. Tagelöhner zu sein, war dem Vogt unmöglich, obgleich er in seiner Stellung vielleicht härtere und anstrengendere Arbeiten verrichten mußte als jener. Die Gedanken an Selbstmord stiegen in ihm auf. Aber sich allein todten — das sah er ein, würde das Unglück vermehren. Vier Kinder und das unglückliche Weib! Er mochte sich an einen guten Gedanken anklammern wie er wollte, immer verschwand er hinter dem düstern Schleier der Zukunft. Er ging mit sich zu Rath. Noch 24 Stunden hatte er Frist erhalten, sich eine neue Wohnung zu suchen. Diese Zeit vollends, ihn recht schnell fortzuschaffen, um Abend die Gewißheit zu haben, des andern Tages auf der Straße unter freiem Himmel liegen zu müssen, falls nicht die Ortsgerichte ihn im Gemeindehause aufnahmen, wenn er keine Aussicht unter diesen Umständen hatte, brachte den Entschluß, den gräßlichen, schnell zur Reife, den er mit entsetzlicher Kaltblütigkeit in der letzten Nacht ausführte.

Die Kinder wurden in das Bett gebracht, die Mutter folgte. Der Vogt war noch im Hofe beschäftigt, alles zu ordnen. Ohne nochmals den Versuch der Bitte zu wagen, schrieb er auf sein Stübchen zu: die Galle stieg ihm ins Blut, als er bemerkte, wie er beobachtet wurde, obgleich er seiner Herrschaft nicht den Werth einer Stecknadel entwendet. Dieses Mißtrauen, diese Entehrung preßte ihm Thränen aus den Augen, er fuhr sich mit dem Aermel darüber und murmelte: „Lieber todt als entehrt, als Tag für Tag Sorge und Kummer."

Ermattet von den Anstrengungen und der Verzweiflung trat er in die Stube, setzte sich auf den alten Schemel und stützte den Kopf auf beide Hände. Wie lang es da in der Brust dieses Mannes! Der Feind hatte nicht leichtes Spiel!

Dort lag das Weib, das geliebte, hier lagen seine Kinder. Er betrachtete mit angehaltenem Athem eins nach dem andern. Der Anblick that ihm wohl und unterbrach den starren, fürchterlichen Lavastrom seiner Gedanken. Aber da stand auch die Zukunft, die schreckliche, drohende! Seine Kinder in Lumpen, bettelnd auf der Straße, sein Weib im Graben, am Wege verkommend! Himmel und Hölle! Der böse Dämon behielt den Sieg. „Mord! Besser so als so! Im Grabe hört der Jammer auf!" Mit diesen Worten eilte er weg von dem Lager, verriegelte die Thür und ergriff das Barbiermesser, welches auf der Kiste sein verstecktes Plätzchen hatte. Es geht nicht mehr — das war der trostlose, tödtliche Gedanke des Unglücklichen und der Tod aller erschien ihm das Beste. Und in diesem Wahnsinn trat er mit dem geöffneten Messer fest und stark an das Gebett und tödtete sein Weib. Sie schrie noch auf, der Mann hatte gezittert. Aber er faßte sich wieder — die Kinder starben, lautlos, schmerzlos, nach wenig Minuten war alles todtenstill. Die Armen hatten es überrungen. Mit einem Arm die Leichen der Kinder umfassend, tödtete sich der Vogt selbst durch einen den Kopf vom Rumpfe fast trennenden Schnitt und nach kurzem Röcheln war auch er verschieden.

Am andern Morgen, als der neue Vogt an-

kam, die Wohnung zu beziehen, meldete derselbe den gnädigen Fräulein, daß der Vogt von innen verriegelt habe. Der Inspector eilte hinüber; er vermuthete zuerst das Unglück, da er den Charakter seines Vogtes kannte. Das Fenster wurde zertrümmert, der Laden geöffnet und ein Blick zeigte, was geschehen. Ohne ein Wort zu sagen, eilte er in den Stall, sattelte sich ein Pferd und ritt im Galopp zur Stadt, um das Blutgericht, die Gerichtscommission, zu holen. In einer halben Stunde traf sie auf dem Gute ein. Die Thür wurde aufgesprengt und man fand die Gruppe der Todten, die selbst den ergrauten Inquirenten, denen Aas auf der Blutlache ausglitt, zu einem minutenlangen Erstarren über das Grauenhafte der That brachte. An allen Gliedern zitternd, nahm der junge Protokollführer, der heute seine Probelection hatte, die Verhandlung auf, während Mägde und Knechte weinend und jammernd umherstanden. Der Inspector wurde vernommen; er gab dem Todten das beste Lob, Kaspar auch. Endlich erschienen die Töchter des Finanzraths. Ihre Aussage klärte alles auf.

Ein Wort, das dir im Zorn, wider deinen Willen, entfährt, weißt du, welche Thaten es heraufführt?

So ist die Wirklichkeit, das Leben! Welcher Roman käme ihr an Schrecklichkeit und Wahrheit gleich?

Anregungen.

Die Kindheit des Menschen.

Im Kinde ist der zukünftige Mensch eingeschlossen wie im Keime.

Um diesen Keim richtig zu pflegen und seine naturgemäße Entwickelung zu befördern, muß man ihn kennen, sein Wesen und die Bedingungen, von denen seine gesunde Entfaltung abhängt, studiren.

Einen beachtenswerthen Beitrag zu solchem Studium bietet die bereits in zweiter Auflage erschienene Schrift „Die Kindheit des Menschen. Ein Beitrag zur Anthropologie und Psychologie. Von Dr. Heyfelder" (zweite Auflage, Erlangen, Enke, 1858). Der Verein badischer Aerzte für Staatsarzneikunde hat diese Schrift seiner Preis- und Verdienstmedaille werth gefunden und die Dresdener Gesellschaft für Natur- und Heilkunde den Verfasser durch ihre Mitgliedschaft geehrt.

Die Schrift gehört zu jenen Arbeiten, welche die Lehre vom Menschen naturwissenschaftlich, vom physiologischen und medicinischen Standpunkte aus behandeln. Wir können dem Verfasser nur beistimmen, wenn er sagt: „Die Pädagogen vom Fach müssen durchaus die Leiblichkeit und ihre Gesetze kennen lernen als die Basis aller Vorgänge und Zustände des Kindes. Schwerlich wird eine Zeit kommen, wo die Aerzte Pädagogen oder die Pädagogen Aerzte sein werden, und doch hielt ich es von meinem Standpunkte aus für eine gute Zeit. Ohne Physiologie keine Pädagogik, ohne Physiologie keine Psychologie." Der Verfasser macht mit Recht darauf aufmerksam, wie früh in Kindern die psychische Regsamkeit beginnt und sich in unverkennbaren Zeichen, in leiblichen Geberden und Bewegungen abspiegelt, und wie wichtig es ist, von frühester Zeit an die von außen auf das Kind stattfindenden Einwirkungen und deren Verhalten dagegen zu beachten und zu regulieren. Ein Hauptmoment bei Behandlung und Heilung der Kretinen ist die geistige Anregung und Beschäftigung, die man ihnen von der Kindheit an angedeihen läßt. Hervorgerufene, übersehene und daher falsch behandelte Affecte geben bei Kindern die Ursache von Erkrankungen ab. Der Verfasser hat für diese Behauptung Romberg's, des berühmten Arztes für Nervenkrankheiten, Autorität für sich. Romberg windicirt den jüngsten Kindern nicht allein die einfachen Affecte, wie Schreck, Zorn, Aerger, sondern auch solche, die einen Vergleich, ein Urtheil, einen geistigen Proceß voraussetzen, als Eifersucht, Neid, Gram, und macht ausdrücklich darauf aufmerksam, daß die Gemüthsaffecte häufig bei Kindern übersehen werden.

Beachtenswerth ist auch folgende Bemerkung des Verfassers: „Unverstandene Worte, Geberden oder Ereignisse zucken von der Kindheit her in uns wie in einem tiefen Schlafe der Vergessenheit. Aber plötzlich, jahrelang nachher, wenn uns die Verhältnisse klar und verständlich werden, auf die sie sich beziehen, erwachen auch in uns diese Erinnerungen, und zwar nicht nur in ihrem Thatbestand, sondern auch in ihrer Bedeutung. Oder man beobachtet an Kindern, daß solche Worte und Geberden ihre Aufmerksamkeit anziehen, gerade weil ihnen das eigentlich erklärende Verständniß mangelt und doch ihrer scharfen Beobachtung und ihrer erwachenden Intelligenz nicht entgehen konnte, daß etwas dahinter stecke. So beschäftigen sie sich denn mit dem Räthsel, suchen sich darüber zu unterrichten und dringen wirklich zu dem wahren Verständniß oft allein durch. Demnach sind die Eindrücke, die wir als Kinder empfangen, keineswegs an uns verloren, selbst dann nicht, wenn sie augenblicklich unverstanden und ohne direkten Erfolg bleiben."

Von diesen Ansichten aus, die so sehr auf die genaueste Beobachtung des werdenden Menschen auffordern, hält es der Verfasser für nothwendig, aufs entschiedenste einer Unsitte entgegenzuwirken, die freilich auf hohen Stufen der Civilisation im Gange ist, daß nämlich Aeltern ihrer Kinder erste Pflege

und Erziehung von Wiederlingen, meist von rohen, häufig selbst niedrigen und verdorbenen Menschen besorgen lassen. Bei den Römern, zur Zeit der höchsten Geniebildung und Verweichlichung, wurden die Kinder den Sklaven zur Pflege und Erziehung überlassen. Tacitus eifert schon damals in edler Entrüstung dagegen. Er schreibt sogar früherer Zeiten größern Reichthum an beredten Rednern und Männern der Wissenschaft dem Umstande zu, daß damals die Mütter, selbst edle Frauen, ihre Kinder an ihrer Brust und auf ihrem Schoße durch ihr Wort und ihr Beispiel heranzogen, nicht gekauften Sklaven überließen wie zu seiner Zeit.

Aber auch vor dem Extrem roher zu groben und kleinlichen Aufmerksamkeit in der Erziehung warnt der Verfasser. Zu viel Beschäftigung mit dem Kinde, zu viel Aufforderung, seine kleinen Künste zu zeigen, ist schädlich, und um so mehr, je lebhafter das Kind von Natur ist, während es bei phlegmatischen, unentwickelten Kindern vielleicht als ein Heilmittel betrachtet werden kann. Durch übermäßige geistige Anregung wird das ohnehin noch zarte Gehirn zu gesteigerter Thätigkeit veranlaßt und dadurch in den Zustand der Congestion versetzt. Während man nach der psychischen Seite unangenehm aufgeregte Menschen aus ihnen macht, ist es nach der physischen Seite häufig eine Ursache der acuten Gehirnkrankheiten, welche nach statistischen Untersuchungen 9 Procent aller Todesfälle bei Kindern unter 10 Jahren bedingt.

Diese medicinische Warnung wird bestätigt durch den Volksglauben. „Zu gescheite Kinder werden nicht alt." Also auch hier, wie überall im Leben, ist die richtige Mitte, die goldene Mittelstraße zu empfehlen. Es taugt ebenso wenig, die Kinder zu lange in der Dummheit zu erhalten, als sie zu früh klug zu machen. Ja, sollten wir wählen, so wären uns die jungdummen lieber als die altklugen, an denen unsere Zeit leider so überreich ist.

Shakspeare als „gelernter Metzger".

Die in Hamburg erscheinende Sonntagszeitung „Nordische Blätter", bringt aus der Feder ihres geistvollen und gelehrten, jedoch von paradoxen Behauptungen nicht freien Herausgebers Dr. J. Kruger Auseinandersetzungen über eine mögliche „Wiedergeburt der deutschen Dichtung". Man liest darin folgende Auslassung:

„Was Lessing bekämpft hat, war hauptsächlich die vorhergegangene geistige Leibeigenschaft und Shakspeare war ihm nur das Mittel, sie zu stürzen. Wenn Lessing jetzt wiederkäme und sähe, daß seine Nachfolger auf seine Autorität hin eine neue geistige Zwingherrschaft begründet haben, würde er durchaus im Sinne seines Princips handeln, wenn er gegen den Unfug einträte. Shakspeare ist bekanntlich einer der größten Dichter. Er ist aber fern davon, ein Ideal desselben zu sein, was auf seinem Gebiete erreicht werden kann; schon deswegen nicht, weil die Fortentwickelung des menschlichen Geistes, wenn auch in bestimmten Perioden und Abschnitten vor sich gehend, dennoch eine schrankenlose ist. Seine Mängel haben theils im Charakter seiner Nation, theils in dem seiner barbarischen Zeit, theils in der Zufälligkeit seiner eigenen Entwickelung ihre Begründung. So war z. B. auf seine Denk- und Dichtweise für sein ganzes Leben vom entschiedensten Einfluß, daß der Zufall ihn in seiner Jugend dem nicht gerade sein künstlerisches Aleicherhandwerk zugeworfen hatte. Anwiesern, geht am schärfsten aus seinen Jugendstücken hervor. So enthält z. B. sein „Titus Andronicus" folgende, in dieser Beziehung höchst charakteristische Scene (Act V, 2):

Personen: Chiron, Demetrius, Lavinia, die ihr entehrt, ihr die Zunge ausgerissen und die Hände abgehackt haben. Lavinias Vater, Titus Andronicus (mit abgehauener Hand):

Hört, Buben, welche Qual ich euch erlang'!
Die Hand blieb euch, die Zungen durchzuschneiden,
Jeden Lavinia mit den Stümpfen bat
Eure Lücken, die euer schuldig Blut empfangt.
Ihr Kaiserin, sagt ihr, will zum Schmaus mir kommen
— Man hört mich! Gut! Schein ich ihr zu Stolz!
Und sind es ein zu Trig mit meinem Blut;
Und aus dem Leibe hilf ich eine Rinde,
Drin eingebacken eure Schurkenhäupter;
Dann soll die Metze, eure buhlsche Mutter,
Der Hölle gleich der eig'ne Brut verschlingen!
— Jetzt reicht die Messer her! — Lavinia, komm,
Kopf auf den Strahl!

(Er verschlimmert den Beiden)

So!
Nun trage ihr sie, ich mache selbst den Koch,
Der anrichten, die die Mutter kommt.

Wenn hier der Metzger von Ach auf das unbedeutendste hervorritt, so bereitet er sich allerdings in seinen späteren Werken einigermaßen von seinen Jugendneigungen. Aber selbst noch im „König Lear" muß zuletzt, nachdem alle möglichen Unschädlichmachungen angewendet sind, Lear sogar seine gute, fromme Cordelia erwürgt auf die Bühne schleppen, was allerdings Gelegenheit gibt, ihn selbst am Schlag aus Reden zu laben, während für den Hamletdarsteller nichts übrig bleibt als ein messerloses Hinde hinter den Coulissen. Diese auch in sonstiger Beziehung den Shakspeareschen Stücken eigene innere und äußere Roheit, welche sie den feinfühlenden romanischen Völkern gänzlich ungenießbar macht, war auch die Ursache, weshalb seine sonstigen großen Eigenschaften solange verkannt wurden."

Der jedoch kundgegebene Neigung des, wie man sieht, an schwierig durchzuführenden Behauptungen nicht armen Verfassers für den Orient braucht auf seinen Studien, die in der gelehrten Welt geschätzt sind. Doch bezweifeln wir, daß seine Hoffnung, aus der größern Bekanntschaft mit der Poesie des Orients müsse unserer Literatur eine Auffrischung kommen, sich erfüllen wird. Mehr als was Rückert auf diesem Gebiete leistete, ist kaum zu erreichen möglich. Und

haben die unter den günstigsten Umständen einer allgemeinen Aufmerksamkeit und Hingebung angestrebten Bemühungen dieses formenreichen Dichters nicht besonders Eingreifendes und Dauerndes gefördert, wer sollte ihm gleichkommen? Das Spruchsingen im Charakter des Brahmanen, die tönereiche weltösliche Divane-Poesie, beides hat Nachahmer gefunden, von denen einige ein gewisses Glück gemacht haben, aber ein wahrhaft neuer Inhalt ist unserer Literatur durch diese und alle ähnlichen poetischen Weltspaziergänge nicht erobert worden.

Schließlich wundert es uns, daß der sonst in manchem so vorurtheilslose Verfasser in seinem Ueberblick über die neuere Literatur, in der er sich von den Anschauungen Schmidt's, Vilmar's, Hillebrand's u. A. entfernt, doch über die sogenannte „jungdeutsche" Periode die abgestandene alte Weisheit der Compendien wiederholt. Die neuere Literatur hat auf lange Zeit seine Aufgabe der Form mehr, sondern eine des Inhalts. Was an ihr von Bedeutung ist, muß dies in der Stellung der Poesie zu den Thatsachen des Lebens sein. Und da läßt sich unwiderlegbar darthun, daß nur diejenigen neuern Literaturrichtungen wirklich neuen Inhalt zu Tage gefördert haben, die aus den Gährungen des sogenannten „Jungen Deutschland" hervorgingen, ob nun an ihrem ersten Chaos selbst betheiligt oder nur im Wenn und der Verneinung der aus jenem Chaos allmählich entstandenen Gährungen und Lichtungen.

Hinter den Coulissen.

III.

Paris ist der unerschöpfliche Lieferant dramatischer Neuigkeiten. Sucht man nun, um sich über den Werth derselben zu unterrichten, in den Feuilletons der französischen Journale nach einem Urtheil, so gehört eine lange Erfahrung und die Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen, dazu, sich über die wahre Meinung von Kritikern zu orientiren, die nicht einmal zu den bestochenen gehören. Wenn ein Werk nicht angesprochen hat, so wird der Kritiker, wenn er tadelt, durch den factischen Nichterfolg unterstützt, aber auch dann entwindet er sich mit einer Menge von Artigkeiten der wahren Ueberzeugung, die sich auch ihm aufgedrängt haben mußte.

Woher diese delicaten Rücksichten?

Eine ganze Kette von Zurückhaltungen wirkt hier zusammen.

Der Director des Theaters, von der Großen Oper bis zum Circus hinunter, setzt auf seine Novität die Hoffnung seiner und die Existenz seiner ganzen Gesellschaft. Er führt nichts vor, um es prüfen zu lassen. Er sagt nicht, wie in Deutschland, gleichgültig in seiner Loge und lacht nicht selten, wenn ein Autor, der ihm vielleicht die Nase zu hoch trägt, eine Schlappe erleidet. Er führt niemals, wie auch dies in Deutschland so oft geschieht, Stücke auf, gerade damit sie durchfallen. Er hat keine Kritiker zur Seite, die ihm Beifall spenden, wenn er nach dem mißlungenen Versuch wieder zu Schiller und Shakspeare zurückkehrt; er besitzt kein Mittel, um über eine Grabstätte von heute morgen ein Ballet tanzen zu lassen. Die Existenzfrage, die sich für die Schauspieler und Directoren an eine Novität knüpft, mildert schon an sich die Kritik des Referenten.

Versöhnt wird dieser dann freilich durch eine Loge, die ihm zu jeder Zeit zur Verfügung steht. In dem raffinirten Paris, wo alles den Theatern zuströmt, ist es eine schätzenswerthe Annehmlichkeit, in den Theatern Logen zu besitzen und damit eine Gattin, eine Geliebte, Verwandte und Freunde unterhalten zu können. Da die Zahl der anständigern Theater fast einem Dutzend gleichkommt, die Zahl der tonangebenden Referenten vielleicht kaum größer ist, so riskirt der Director nicht zu viel, die Vergünstigung wird nicht täglich von allen in Anspruch genommen.

Ist der Referent hartnäckig, werden seine Lobeserhebungen zu kühl, seine Ausstellungen zu scharf, so flüchtet der Director zum Gegenthümer oder Hauptredacteur des „Constitutionnel" oder „Siècle" oder der „Presse". Auch diesem steht täglich eine Loge zu Gebote. Auch seine Gattin, seine Geliebte, seine Verwandte und Freunde haben diese im geselligen Strudel des pariser Lebens schätzenswerthe Annehmlichkeit. Es findet dann Rücksprache, oft eine Scene statt und die Novitäten sind wieder — charmant und unterhaltend.

Schließlich geht dann freilich auch der Franzose von dem Satze aus, daß man den Schriftsteller unserer Tage weder mit Molière noch Racine, weder mit Plautus noch Sophokles vergleichen dürfe. Es fehlt ihm, von der angeborenen Bonhommie und den liebenswürdigern Formen des Stils ganz abgesehen, die Schulmeisterei mit den höchsten Maßstäben; nur in den „Revuen" gibt es einzelne Kritiker, die über die ganze Epoche, wie die „höhere" deutsche Kritik zu thun pflegt, den Stab brechen und in den Arbeiten des Tags, selbst wenn sie 200 Vorstellungen erleben, nichts als Jämmerlichkeiten sehen.

Lebensblicke

von L. Habicht.

Ideen sind Schwalben, die erst lange um ein Dach herumfliegen, bis sie anfangen, ein Nest zu bauen.

* *

Der Zufall ist in der Hand eines denkenden Menschen, was der rohe Stein in der des bildenden Künstlers.

* *

Die Sibyllinischen Bücher sind ein Symbol der Zeit. Je mehr man davon verausgabt, desto werthvoller wird der Rest.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 30. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Der Waldfrevel.

Erzählung von Fr. Friedrich.

I.

Der junge Förster Damm war Oberförster geworden und viele beneideten ihn um diese Auszeichnung und rasche Beförderung, auf welche mehrere ältere und im Amte ergraute Männer sich Hoffnung gemacht hatten. Damm hatte indessen diese Auszeichnung nicht bloßer Gunst, sondern seiner eigenen Tüchtigkeit zu verdanken. Er stand allein und ohne Verwandte in der Welt da und hatte sich mit allem Eifer und aller Lust seinem Berufe hingegeben. Dabei wurde er von ausgezeichneten Fähigkeiten unterstützt und sowol seine Kenntnisse wie die Rechtschaffenheit und Sicherheit seines Charakters eigneten ihn vor vielen zu dieser ausgezeichneten Stellung.

Er war erst einige dreißig Jahre alt. Seine hohe, stattliche Gestalt und sein männlich-schönes Gesicht gaben ihm eine unverkennbare Würde, die durch die Bescheidenheit und Sicherheit seines Benehmens noch gehoben wurde. In der Erfüllung seiner Pflichten besaß er eine unerschütterliche, fast eiserne Strenge, aber seine Untergebenen wußten gleichwol, daß sein Herz mild und gütig war; denn persönliche Beleidigungen verzieh er schnell, ohne seiner Stellung und männlichen Würde etwas dadurch zu vergeben. Er war deshalb allgemein geachtet, und diejenigen, welche ihm näher standen, hingen mit ergebener Liebe an ihm.

Als er mit seiner alten Haushälterin die geräumige und schön ausgestattete Oberförsterwohnung, welche inmitten des Waldes in einer lieblichen Gegend gelegen war, bezogen hatte, da war zum ersten mal in seinem Leben die Sehnsucht ergriffen, ein Herz zu besitzen, welches dies alles mit ihm theilen konnte. Er besaß Stellung und Eigenschaften, um jedes Mädchen zu beglücken, aber so ausschließlich hatte er sich bisher seinem Berufe gewidmet, daß er kein Mädchen kannte, welches im Stande gewesen wäre, sein Herz zu gewinnen. Er fühlte jetzt, daß er zu eingezogen gelebt und sein eigenes Lebensglück zu wenig im Auge gehabt hatte.

Mit solchen Gedanken schritt er, die Büchse über die Schulter gehängt, in den Wald, der von jetzt an unter seiner Aufsicht stand, den er selbst aber noch wenig kannte. Der herrliche Wuchs der hohen Bäume und die hier und dort anzubringenden Verbesserungen hatten seine Gedanken bald von ihrem Gegenstande abgebracht und ganz wieder seinem Berufe zugewandt, als das Geräusch einer Säge in sein Ohr drang. Er kannte dieses hastige, kurze Sägen; es rührte nicht von der Hand eines Holzhauers her, sondern von der eines Holzfrevlers, und rasch wandte er sich nach der Gegend, aus der das Geräusch drang.

Er kam ihm näher und näher, aber hohes Gebüsch hinderte ihn, den Holzfrevler zu erblicken, bis er nur noch wenige Schritte von ihm entfernt war. Er hatte, wie er es gewohnt war, einen Mann erwartet, und war deshalb überrascht, als

er ein junges Mädchen erblickte, das mit kurzer Handsäge den Stamm einer jungen schlanken Eiche durchschnitt.

Er wollte rasch hinzutreten und die Säge der Hand des Mädchens entwinden, blieb aber wie gebannt stehen, als sein Auge das Mädchen näher betrachtete. Es war ärmlich, fast zerlumpt gekleidet, aber diese Kleidung umhüllte einen schöngeformten und feinen Körper. Die Hände waren klein und weiß und schienen nicht an solche Arbeit gewohnt, der Arm war schön gerundet und der Nacken voll und blendend weiß. Von dem Gesicht erblickte er nur das Profil, aber aus der ebenmäßigen Schönheit desselben konnte er auf die Schönheit des Gesichts schließen. Das dunkle, schwarze Haar war mit einem Tuche lose zusammengehalten. Die Augenbrauen und Wimpern waren von derselben Farbe wie die Haare, die Wimpern waren lang und schienen ein Paar schöne Augen zu beschatten. Die Bewegungen des Mädchens waren leicht und nicht ohne natürliche Grazie.

Der junge Oberförster war durch diesen Anblick für den ersten Augenblick so überrascht, daß er fast unwillkürlich zurücktreten wollte, um sie nicht zu stören, aber ebenso schnell erwachte das Bewußtsein seiner Pflicht und die Neugier in ihm, wer dieses Mädchen sei, dessen äußere Erscheinung zu seiner Schönheit so wenig paßte. Er trat einen Schritt vor und als sie ihn bemerkte und den fremden schönen Mann vor sich erblickte, fuhr sie mit einem leisen Schrei erschrocken zurück. Einen Augenblick waren ihre großen dunklen Augen auf ihn gebettet, dann senkten sie sich schüchtern zu Boden.

Nun jetzt konnte der junge Oberförster ihre Schönheit in vollem Lichte erblicken. Ihre Stellung, wie sie erschrocken und beschämt, die Säge noch in der Hand haltend, dastand, hatte nichts von jener dreisten Keckheit, die er bei den untern Ständen fast stets wahrgenommen hatte. Auf ihrem blassen, schönen Gesicht war auch nicht der geringste Zug von Verwerfenheit zu bemerken, nur Unschuld und Milde waren darauf ausgeprägt. Sie stand ihm als Holzfrevlerin gegenüber und er selbst war verlegen und wußte nicht, wie er sie ansehen sollte.

Das Mädchen schien zu fühlen, was in ihm vorging, und eine dunkle Röthe überzog seine bleichen Wangen. „Wie ist dein Name?" fragte der junge Mann endlich, indem er ein Notizbuch hervorzog, um denselben aufzuzeichnen.

Mit ängstlichem Blicke hatte das Mädchen sein Vorhaben verfolgt und vermochte kaum mit zitternder Stimme die Worte „Marie Waller" hervorzubringen.

„Und wo wohnst du?" fragte der Oberförster weiter.

Sie nannte den Namen eines nahegelegenen Dorfs und der junge Mann war nun wieder in Verlegenheit, was er weiter beginnen sollte. Er hätte sie gern ungehindert gehen lassen, aber seine Pflicht sprach dagegen.

„Du bist strafbar", sprach er endlich, „und ich kann nicht umhin, dich bei dem Gerichte anzuzeigen."

Mariens Wangen erbleichten und sie sah ihn mit einem so flehenden und seelenvollen Blicke an, daß ihn seine Worte fast gereuten.

„Meine Pflicht erfordert es," sprach er, gleichsam zur Entschuldigung und Milderung seines Verfahrens. „Ich würde dir gern die Strafe erlassen, aber ich darf es nicht!"

„Haben Sie Erbarmen, Herr!" flehte das Mädchen, indem es die Arme ihm bittend entgegenstreckte. „Haben Sie Erbarmen! Ich bin gezwungen, es zu thun, aus eigenem Willen würde ich es nicht gethan haben!"

„Wer hat dich gezwungen?" fragte der Oberförster, dessen Augen mit größtem Interesse auf ihr ruhten. „Wer hat dich gezwungen?" wiederholte er, als sie verlegen schwieg.

„Meine Mutter", antwortete Marie kaum hörbar leise und wieder senkte sie die Augen beschämt nieder.

„Ist deine Mutter so arm, daß sie genöthigt war, dich zu einer so unrechten That zu zwingen?" fuhr der junge Mann fragend fort. „Konnte sie sich nicht an mich wenden und um Holz bitten? Kann dein Vater nicht für Holz Sorge tragen? Was ist dein Vater?"

Wieder erröthete des Mädchens Wangen bei dieser Frage. „Mein Vater ist todt", erwiderte es, „und meine Mutter ist arm. Wir kannten Sie nicht, Herr, sonst — sonst würden wir Sie um etwas Holz gebeten haben!"

„Ich werde Nachricht über deine Mutter einziehen", entgegnete Damm, „und wenn sie wirklich einer Unterstützung bedarf, so werde ich dafür sorgen."

„Nein, Herr, wir haben keine Unterstützung nöthig!" unterbrach sie ihn fast hastig. „Ich bin gesund und kann arbeiten."

Die Hast und Aengstlichkeit, mit welcher sie

diese Worte sprach, fiel dem jungen Manne auf und er vermochte sie sich nicht anders zu erklären, als daß ein gewisser Stolz sie abhalte, ihre Armuth kund werden zu lassen und eine Unterstützung anzunehmen. Er glaubte in ihr eine jener Armen zu erblicken, die einst in besseren Verhältnissen gelebt haben, durch irgendein Unglück verarmt sind und sich nun schämen, ihre Armuth offen einzugestehen, und lieber die bitterste Noth ertragen, als irgendeine Unterstützung von fremder Hand annehmen, weil sie dadurch gleichsam mit dem Bettler auf eine Stufe gestellt werden. Die ganze Erscheinung Mariens schien diese Vermuthung zu bestätigen und um etwas Näheres über ihre Verhältnisse zu erfahren, erwiderte er: „Deine Hände scheinen nicht an grobe Arbeit gewöhnt zu sein!"

„Doch, Herr, ich kann arbeiten!" entgegnete Marie, der Frage ausweichend, und der junge Mann wagte nicht, tiefer in sie zu dringen. Er fühlte, daß er kein Recht dazu habe und daß sie sich dadurch beleidigt fühlen möchte.

„Ich will den Holzfrevel nicht zur Anzeige bringen, obschon es meine Pflicht verlangt", sprach er, „aber versprich mir, dich nie wieder von deiner Mutter zu einer ähnlichen That verleiten zu lassen!"

„Nie, nie!" erwiderte Marie, indem sie mit einem dankbaren und feuchten Blicke zu ihm aufschaute und dann mit leisem Gruße und errothend forteilte.

Der junge Oberförster blieb eine Zeit lang stehen, um dem lieblichen Mädchen nachzuschauen, das leicht und fast flüchtig zwischen den Bäumen dahinschritt. Als sie seinen Blicken entschwunden war, legte er sich in dem hohen Waldgrase nieder, stützte den Kopf auf den Arm und blickte, in Gedanken versunken, in die Gegend, in welcher die liebliche Gestalt verschwunden war.

Wie ein Traum erschien ihm alles, so unvermuthet war es gekommen und so schnell war es geschehen, und unwillkürlich wandte er den Kopf zur Seite und blickte nach dem eingeschnittenen jungen Stamme, um sich zu überzeugen, ob nicht wirklich alles ein Traum gewesen sei. Aber da stand der Baum und zeigte deutlich die Wunde, welche ihm des Mädchens Hand zugefügt hatte.

Noch nie in seinem Leben war der junge Oberförster in einer gleich erregten und ihm selbst unerklärbaren Stimmung gewesen. Das liebliche Bild des Mädchens schwebte ihm noch deutlich vor den Augen; es lag ein wunderbarer Zauber darin und ebenso wunderbar schienen die Verhältnisse Mariens zu sein. Es ärgerte ihn, daß er sie nicht länger zurückgehalten habe, und wäre sie in dem Augenblicke vor ihm gestanden, er würde nicht den Muth gehabt haben, ihr näher zu treten und das Geheimniß, welches sie umhüllte, aufzuklären.

Als er sich endlich erhob, um zu seiner Wohnung zurückzukehren, schritt er in Gedanken durch den Wald, und so sehr er sich auch bemühte, das Bild der Holzfrevlerin aus seinem Geiste zu verscheuchen, es wich nicht, sondern gewann für ihn immer mehr und mehr Leben. Er wollte, als er heimgekehrt war, seinen Jäger, der bereits mehrere Jahre in dieser Gegend weilte, nach dem Mädchen fragen, aber er scheute sich davor, gleichsam als ob er dadurch das Interesse verrathen hätte, welches er an ihr nahm und welches, ihm selbst kaum erklärbar, so rasch und mächtig in seiner Brust erregt war.

Am Morgen des folgenden Tags ging er zu dem ihm bekannten Pfarrer des Dorfs, dessen Name ihm von der lieblichen Holzfrevlerin genannt worden war, um ein Näheres über sie und ihre Mutter zu erfahren.

Der Pfarrer lächelte, als er ihm mit offener Wahrheit, aber auch mit inniger Begeisterung, welche die Erinnerung in ihm hervorrief, die Begegnung des vorhergehenden Tags erzählte.

„Ich begreife Ihre Neugier und Ihr Interesse", sprach er; „denn ebenso wenig, wie der liebliche, so schöne Körper des Mädchens zu seiner ärmlichen Kleidung paßt, ebenso wenig gehört es seinem ganzen Wesen nach in die Umgebung, in der es lebt. Marie ist hier im Dorfe geboren; ich selbst habe sie getauft und gleichwohl kann ich Ihnen nicht sagen, wer ihr Vater ist, da ihre Mutter sich darüber nie bestimmt ausgesprochen hat. Ich vermuthe, daß sie das Kind eines französischen Offiziers ist, der vor ihrer Geburt einige Zeit hier im Dorfe im Quartier lag. Ihre feine, hübsche Gestalt, die mit der ihrer Mutter nicht die geringste Aehnlichkeit hat, scheint es zu bestätigen, aber bei alledem bleibt es von meiner Seite nur eine Vermuthung. Als sie Kleine einige Jahre alt war, wurde sie von einer Verwandten der Mutter zu sich genommen und erzogen und ist erst seit einem halben Jahre, nach dem Tode derselben, zu ihrer Mutter zurückgekehrt. Solange sie bei ihrer Verwandten war, ist sie nie hierher gekommen; aber ihre Erziehung scheint eine gute zu sein, denn solange sie zurückgekehrt

ist, habe ich von allen Seiten nur Lobenswerthes über sie vernommen."

„Und die Mutter?" fragte der Oberförster, welcher der Erzählung des Pfarrers mit größter Spannung gefolgt war, ungeduldig.

Der Pfarrer zuckte mit den Achseln. „Die steht freilich nicht in dem besten Rufe", erwiderte er, „und ich habe Marie bekannt, daß sie zu derselben zurückgekehrt ist. Gutes kann sie nicht von ihr lernen; Ihr gestriges Erlebniß gibt schon einen Beweis davon."

Der junge Oberförster schritt aufgeregt und überlegend im Zimmer auf und ab.

„Kann die Tochter nicht von der Mutter entfernt werden?" fragte er endlich.

„Ich habe bereits daran gedacht", entgegnete der Pfarrer, „nur weiß ich nicht, auf welche Weise am besten für ihr Fortkommen gesorgt werden soll."

„Das Beste ist", erwiderte der Oberförster, „wenn das Mädchen in irgendeiner guten Erziehungsanstalt in der Stadt sich Bildung und Kenntnisse erwirbt."

„Gewiß ist dies das Beste!" versetzte der Pfarrer lächelnd. „Aber wer wird die Mittel dazu hergeben? Die Mutter ist arm."

„Ich werde es thun!" rief der junge Mann rasch.

„Sie?" fragte der Pfarrer erstaunt.

Der Oberförster fühlte, daß er durch jene wenigen Worte sein ganzes Herz und seine geheimsten Gedanken verrathen hatte und eine leichte Röthe überflog sein Gesicht. Er faßte sich indeß schnell wieder. „Sie wissen", sprach er, „daß ich gestern Marien zum ersten mal gesehen habe und werden mich deshalb nicht mißverstehen. Ich kenne sie nicht näher, aber sie hat ein tiefes Interesse in mir erregt und ich möchte nicht, daß sie in den Verhältnissen, in welchen sie jetzt lebt, zu Grunde geht. Ich will gern die Kosten einer guten Erziehung tragen, wenn Sie zur Vermittelung derselben die Hand reichen wollen."

Der Pfarrer versprach es bereitwillig, verhehlte indeß nicht, daß die Mutter ihre Einwilligung dazu wahrscheinlich nicht geben werde, wenn sie nicht ihre eigenen Interessen dadurch gefördert sehe; denn die lagen ihr mehr am Herzen als das Glück ihres Kindes. Er versprach, die Mutter auszuforschen, ohne den Namen des jungen Mannes zu nennen, das Mädchen mit dem Plane bekannt zu machen und ihm dann selbst in einigen Tagen Nachricht zu bringen.

Der junge Oberförster kehrte heim und die Bilder, welche ihm jetzt vorschwebten, waren schon um vieles bestimmter und kühner als am Tage zuvor. Hatte die Holzsterblerin gestern seine Neugier und ein warmes Interesse erregt, so hatte sie an diesem Tage schon einen Platz in seinem Herzen eingenommen.

Er zweifelte nicht daran, daß die Mutter zu dem gefaßten Plane ihre Einwilligung bereitwillig geben werde, aber dennoch sah er der Nachricht des Pfarrers mit größter Ungeduld entgegen. Er würde schon am andern Tage selbst zu ihm gegangen sein, um sich dieselbe zu holen, hätte er nicht gefürchtet, seine Ungeduld dadurch zu verrathen.

Am dritten Tage erhielt er endlich einen Brief des Pfarrers, aber derselbe entsprach keineswegs den gehegten Wünschen. Das Mädchen war um so freudiger auf den Plan eingegangen, da sie errieth, von wem er ausging und die stattliche Erscheinung des Oberförsters auch auf ihr Herz nicht ohne Eindruck geblieben war. Die Mutter weigerte sich indeß, ihre Tochter zum zweiten male von sich zu lassen. Nicht mütterliche Liebe war der Grund dieser Weigerung, sondern der niedrigste Egoismus. Auf die Schönheit ihres Kindes hatte sie die größten Hoffnungen und ihre ganze Zukunft gebaut. Sie erkannte wohl, daß hinter dem Plane, welcher ihrer Tochter Bildung und Kenntnisse zu verschaffen suchte, ein tieferer Grund verborgen liege; sie gestand sich ein, daß dadurch auch ihre eigene Zukunft gesichert werde, aber der Gewinn, den ihr Marie verschaffen sollte, wurde dadurch vielleicht auf Jahre hinausgeschoben und sie, die stets nur an den Genuß des Augenblicks dachte und alles dafür hingab, konnte sich nicht zu weit liegenden Hoffnungen entschließen. Ob das Glück ihrer Tochter dadurch gewann oder verlor, bedachte sie weder, noch kümmerte sie sich darum.

Von wem der Plan mit ihrer Tochter ausging, vermochte sie nicht zu errathen, da diese ihre Begegnung im Walde verschwiegen hatte.

Der Pfarrer rieth Damm, selbst mit der Mutter über sein Vorhaben zu reden, und mit Eifer griff er diesen Rath auf. Sofort begab er sich nach dem Dorfe, um sie aufzusuchen, und sein Herz schlug ihm ruhiger, als er sie allein in ihrem ärmlichen Zimmer traf. Machte schon die Armuth, welche in dem Zimmer herrschte, auf ihn einen traurigen Eindruck, weil er daran dachte, daß das liebliche Mädchen in diesem Raume leben

mußte, so ward derselbe durch den Anblick seiner Mutter noch gesteigert.

Ja, der Pfarrer hatte recht, Marie hatte nichts mit ihrer Mutter gemein, auf deren Antlitz die niedrigsten Leidenschaften deutlich ausgeprägt waren. Ihre kleinen grauen Augen hatten einen unruhigen und stechenden Glanz, die Nase war etwas gebogen und spitz und um den halb eingefallenen und festgeschlossenen Mund zog sich ein spöttisches, schadenfrohes Lächeln.

Mit einem lauernden Blicke musterte sie den ihr unbekannten jungen Oberförster und er hatte Lust, sofort wieder fortzugehen, ohne der Alten seinen Plan mitzutheilen; aber der Gedanke an das ihm schon so theuer gewordene Wesen hielt ihn zurück. Offen und wahr sprach er seine Absicht aus und fügte hinzu, daß er auch für ihr Sorge tragen werde; und kaum hatte ihn die Alte errathen, als ihr Gesicht freudig erglänzte. „Ersuchen Sie sich die Marie ganz wie Sie wollen!" sprach sie mit einem verschmitzten Lächeln. „Wozu ist es aber nöthig, daß sie in die Stadt in eine Anstalt kommt? Bei ihrer Mutter ist sie am besten aufgehoben; denn Sie wissen, Herr, hübsche Mädchen sind den meisten Anfechtungen ausgesetzt! Ja, ja, hübsche Mädchen muß man hüten, und meine Tochter ist hübsch, Herr, das weiß ich, und deshalb hat auch schon mancher hochangesehene Herr ein Auge auf sie geworfen! Sie sind nicht der Erste, der es auf sie abgesehen hat, aber ich habe das Kind nicht von mir gelassen. Ha, ha, Herr, hübsche Mädchen sind ein Kapital, das gute Zinsen bringt, deshalb muß man das Kapital in Händen behalten!"

„Seid ruhig!" rief der junge Mann, über die hämischen Worte der Alten erbittert. „Ich will Eure Tochter bilden und erziehen lassen, damit sie sich einst anständig durch das Leben helfen kann. Für Eure Bedürfnisse werde ich schon Sorge tragen, Ihr sollt keine Noth leiden!"

„Und dafür verlangen Sie nichts weiter von dem Mädchen?" fragte die Alte mit verschmitztem Lächeln. „Ich kenne die Männer, Herr, ich kenne die Männer, aber ich habe nichts dagegen, ein Theil ist des andern werth!"

„Ich verlange dafür von Eurer Tochter, daß sie ein anständiges und unverdorbenes Mädchen bleibt", erwiderte der Oberförster mit verächtlichem Blick auf die Alte. „Jetzt sagt mir kurz, ob Ihr in meinen Plan einwilligt."

„Ich verstehe schon, Herr, ich verstehe schon!" entgegnete die Alte. „Sie wollen das alles geheim halten, es soll einen vornehmen Schein haben; ich verstehe schon und habe nichts dagegen. Bringen Sie das Kind in die Stadt und das Uebrige machen Sie mit ihm selbst ab. Ha, ha, das ist ja meine Sache nicht! Ha, ha, ich bin ja alt und häßlich!"

Der Oberförster warf der Alten eine Hand voll Geld hin und verließ rasch und ohne Gruß das ärmliche Zimmer, um die verwerfenen Worte der Alten nicht länger zu hören, denn seine heiligsten Gedanken wurden dadurch angetastet und entweiht.

Er war entschlossen, Marien so schnell als möglich nach der Stadt zu bringen, um sie aus den Händen ihrer verworfenen Mutter zu befreien, und nachdem er sich hierüber mit dem Pfarrer berathen und ihm die Ausführung seines Plans übertragen hatte, eilte er freudig und mit erleichtertem Herzen heim.

Es war ein heiterer, milder Sommerabend. Die Sonne schien goldig durch die grünen Wipfel der Bäume und länger und länger rankten sich die Schatten an ihren Stämmen empor. Es war still eingsam im Walde, nur hier und dort zwitscherte ein kleiner Vogel, der sein Nachtlager aufsuchte, oder ein Reh trat leise und vorsichtig aus dem Dickicht, um an dem üppigen Graswuchse längs des Weges zu äsen. Langsam und in Gedanken versunken, schritt der junge Oberförster dahin. Der stille Frieden des Waldes schien sich auch in sein Herz gesenkt zu haben und goldig, wie die Abendsonnenstrahlen in den grünen Baumwipfeln, waren seine Hoffnungen und die Bilder der Zukunft, welche vor seinem Geiste vorüberzogen.

Er dachte an sie, deren Schicksal er gleichsam in seine Hand genommen hatte, und war deshalb um so freudiger überrascht, als er um eine Waldecke bog und ihm das Mädchen mit einem Bündel trockenen Holzes auf der Schulter entgegenkam. Auch Marie war überrascht, und als ihr dunkles Auge dem Blicke des Oberförsters begegnete, überzog eine dunkle Röthe ihre Wangen.

Wieder war der junge Mann verlegen, als er sich diesem einfachen Naturkinde gegenüber befand, und doch fühlte er, daß er ihm jetzt schon viel näher stand als vor wenigen Tagen. Schon seinem Blume konnte man es anhören, wie befangen er war, und auch das Mädchen schien dies zu fühlen, denn es vermochte ihn kaum zu erwidern.

„Ich bin heute bei deiner Mutter gewesen", sprach der Oberförster endlich, „und habe mit ihr über den Plan gesprochen, welchen der Herr Pfarrer dir bereits mitgetheilt hat. Sie hat nichts dagegen und wenn du einwilligst, wirst du sie schon in einigen Tagen verlassen und in die Stadt gehen. Sprich dich offen aus, ob du Lust dazu hast!"

Marie sah ihn mit einem so freudigen und dankbaren Blicke an, daß er ihr ganzes Innere daraus erkannte.

„Deine Mutter wird dir vielleicht einzureden suchen, daß ich eine unrechte Absicht dabei hege", fuhr er fort, indem er ihre Hand ergriff; „glaube ihr nicht, Marie! Nur dein eigenes Glück habe ich im Auge. Ich will nicht, daß du in der Umgebung, in welcher du jetzt lebst, zu Grunde gehst, und das Einzige, was ich von dir verlange, ist, daß du rein und unschuldig bleibst, so wie du es jetzt bist!"

Das Mädchen hatte seine Hand ruhig in der seinigen gelassen und er fühlte, wie sie leise erbebte.

„Ich weiß, daß Sie nichts Unrechtes thun und von mir verlangen können", entgegnete sie, indem ihre Augen schüchtern auf den Boden gerichtet blieben, „und niemand soll mir diesen Glauben rauben!"

„So, halte fest an ihm, Marie," rief der junge Mann, „und du selbst sehen, daß du dich nie in mir täuschst! Noch eine muß ich dir sagen. Ich werde, soviel es in meiner Kraft steht, zu verhüten suchen, daß du mit deiner Mutter wieder zusammenkommst. Du wirst dies vielleicht für unrecht halten — vertraue auch hierin mir; später wirst du einsehen, daß ich recht gehandelt habe."

Das Mädchen versank ihm. Es selbst sehnte sich ja von der Mutter fort und leise erwiderte es: „Ich vertraue Ihnen."

„Der Pfarrer wird dich in die Stadt bringen", fuhr er dann fort. „Ich werde dann sorgen, daß du eine anständige Beziehung erhältst, und wenn du irgendeinen Wunsch hast, so theile ihn mir stets offen mit. In der Stadt werde ich dich besuchen, vorher sehe ich dich nicht wieder. Aber nicht wahr, Marie, du vergißt mich nicht?"

Das Mädchen erröthete und seine Hand erzitterte vor innerer Aufregung. Als es aber seine dunklen großen Augen aufschlug und ihn so unschuldig sah und sich damit anschaute, da hätte er es mit seinen Armen umfassen und an sein Herz drücken mögen. Er bezwang sich indeß und drückte ihm nur zum Abschiede lieb die Hand.

Als Marie fortging, schaute er ihr sinnend und glücklich nach. Noch einmal wandte sie das Haupt nach ihm um und es war ihm, als ob sie ihm noch einen freundlichen Gruß zugenickt hätte. Dann verschwand sie zwischen den Bäumen.

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

Das „Wissenswürdigste" im Jahre 1512.

Von Dr. Karl Neslan.

Wie der einzelne Forscher genöthigt ist, das Bild der gesammten Wissenschaft in sich wach zu rufen, um sich derselben als Leuchte auf dem Irrpfade seiner Forschungen zu bedienen, wenn anders er des gewichtigen Ausspruches eingedenk ist, welchen Baco von Verulam in der Naturwissenschaft geltend machte: „Die richtige Fragestellung ist schon fast die Wissenschaft selbst"), so können wir auch in der Entwickelungsgeschichte der Wissenschaften ebenso wie beim einzelnen Forscher die Anwendung dieses nothwendigen Hülfsmittels des geistigen Arbeitens wahrnehmen. Vor jedem bedeutenderen Aufschwung der Naturwissenschaften gibt sich das allgemeine Streben kund, die vorhandenen Kenntnisse in übersichtliche Form zusammenzufassen, Ueberblick und Maßstab des gegenwärtigen Wissens zu gewinnen, um, auf diesen gestützt, wacker vorschreiten zu können gegen die dunkle Ferne des Unbekannten und noch Unerforschten.

Dem „encyklopädischen", d. h. das Wissenswürdigste eines Jeden zusammenfassenden Bestrebungen sind und sind gegenwärtig vorzugsweise diejenigen in frischer Erinnerung, welche als Vorläufer der gegenwärtigen Literaturepoche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich sich geltend zu machen wußten. Freilich wendeten Diderot und d'Alembert vorzugsweise der Philosophie ihr Interesse zu; aber indem sie mit der Religion und der Geschichte auch die Staatslehre verbannt, waren sie schon genöthigt, aus den Wolken der idealen Welt herabzusteigen in die reale Wirklichkeit. Wie bei allen allgemeinen Encyklopädieen, machte sich auch bei dieser das Bestreben bemerklich, eine Naturphilosophie zu begründen — ein Streben, welches freilich bis heute noch vergeblich der Erfüllung harrt.

Der erste und einzige, welcher den Aufbau einer Encyklopädie aus selbstgeschaffenem naturphilosophischen Systeme bis zu einer gewissen

Vollendung durchführte und welcher deshalb als eigentlicher Begründer einer encyklopädischen „Wissenschaft" angesehen werden kann, war der Engländer Baco. Zeitgenosse Shakspeare's und des ruhmvollen Entdeckers des Blutkreislaufes, Harvey, theilte er mit den beiden andern glänzenden Geistern ebenso den frischen Drang nach freier Entwickelung als das Bedürfniß empirischer Forschung und die Vorliebe zum Realismus. Wie Shakspeare die mythologischen Gottergestalten seiner Zeit auf der Scene verschwahne, in das frische Leben griff und mit Hülfe seiner feinen Beobachtungsgabe die Wirklichkeit in seinen markigen Gestalten verkörperte, wie Harvey, unbeirrt um die Dogmenzankerei seiner medicinischen Zeitgenossen, ohne Rücksicht auf die zahllosen Systeme, welche gleich Pilzen auftauchten und wieder verschwanden, nur den Weg treuer Naturbeobachtung in dem seinen machte und auf diesem eine unerschütterliche Grundlage für die Forschungen künftiger Jahrhunderte legte, so trennte sich Francis Baco schon während seiner Studienjahre zu Cambridge mit Abscheu von der scholastischen Philosophie und weihte sein Leben der Ausführung des großen Gedankens: die Wissenschaften einer völligen Umgestaltung entgegenzuführen, indem er sie den Nebeln der Speculation entriß und in das klare Sonnenlicht der Naturbeobachtung und der realen Wahrheit hinüberleitete.

Alle Wissenschaften theilte Baco, nach den drei Grundvermögen unsers Geistes: Gedächtniß, Phantasie und Vernunft, ein in die Geschichte und Philosophie. Unerbittlich gegen seiner Richtung und dem Nützlichkeitsprincip allen blind ergeben, wandte er sich von der Poesie fast mit Widerwillen ab, erblickte aber auch in der Geschichte nur eine Vorschule für Lebensweisheit und Wissen, nicht eine wirkliche in sich geschlossene „Wissenschaft". Diesen Ehrennamen ertheilt er nur der Philosophie, d. h. der Naturphilosophie, und die Erneuerung der Naturwissenschaften ist ihm das letzte Ziel aller seiner literarischen Bestrebungen, wenigstens in seinen Schriften. Denn als er vom untergeordneten Advocaten durch glänzende Redegabe und eine neuen Scharfsinn Lord-Kanzler geworden war, verhielt er sich ebenso wie sein Gönner Essex dem ehrgeizigen Anläger und wurde leider in nicht weniger denn 28 Fällen der „Bestechung" überführt.

Wollen wir auch Baco den Ruhm eines Begründers der Encyklopädieen, d. h. der eigentlichen Wissenschaftskunde, nicht schmälern, weil er zuerst durch die auf wissenschaftliche Sorge basirte Eintheilung die einzelnen Wissenschaften zu einem organischen Ganzen zusammenfügte, so ist er doch keineswegs der erste gewesen, welcher den Gedanken einer encyklopädischen Aufspeicherung des menschlichen Wissens verfolgte. Bereits im Alterthum finden wir derartige Versuche, welchen später die gemeinsamen Lehrbücher der „sieben freien Künste" nachfolgten. Die erste Encyklopädie (nach dem jetzigen Begriffe) begründete im Mittelalter Martianus Capella. Ihm folgte Georg Reisch oder Reich, der gelehrte Prior des Karthäuserklosters zu Freiberg, welcher im Jahre 1501 seine Encyklopädie schrieb, die, jetzt fast vergessen, nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden, den meisten kaum dem Namen nach bekannt ist, die aber auf den Zustand der Kenntnisse im 16. Jahrhundert den größten Einfluß ausübte, wenn wir anders dem Urtheil Glauben schenken wollen, welches Alexander von Humboldt in seinen kritischen Untersuchungen über die Entwickelung der geographischen Kenntnisse über dies Werk ausspricht. Reich hatte sich leider hauptsächlich auf Aristoteles, Plinius und Seneca und brachte kaum hier und da die für geographische Kenntniß so wichtigen Thatsachen, welche Strabo überliefert hat. Ein ähnliches Urtheil sind wir genöthigt, über seine medicinischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu fällen, wenn wir von der uns vorliegenden Encyklopädie aus unsere Schlüsse ziehen dürfen.

Das Werk von Reich führte den Titel: „Aeptatomus cunctis philosophie alias Margarita philosophica tractans de omni genere scibili" (Kurzer Auszug der gesammten Philosophie oder philosophische Perlen, jede Art des Wissens umfassend), und wurde von 1501 bis 1503, also in den fünf ersten Jahrzehnten eines Menschenalters, nicht weniger als fünfmal aufgelegt *). Die uns vorliegende Ausgabe scheint ein Nachdruck zu sein. Auf dem (theilweis beschädigten) Titel suchen wir vergeblich nach Spuren von Reich's Namen, vielmehr lautet der Titel nur: „Margarita philosophica nova, cui nomen sequentia . . . ", trägt die Jahreszahl 1512 und den Drucker Argentine (Strassburg?).

Das lateinisch geschriebene und mit kleinen Lettern, aber vielen Abkürzungen, in Quart gedruckte Werk enthält 325 auf beiden Seiten bedruckte Blätter, welche eine spätere Hand neu in Zinte paginirt hat, und bietet nicht weniger als folgenden Inhalt:

*) Nach anderen soll sie zuerst 1496 in Heidelberg erschienen sein.

1. Gedichte zur Erläuterung des Werks (welche die Stelle der „Vorrede“ einnehmen).

2. Eine lateinische Grammatik (5 Blätter);

3. Lehrbuch der Logik (Blatt 36 bis 69).

4. Eine Anleitung zur Rhetorik mit einem Anhange über die Kunst des Gedächtnisses und über das Briefschreiben (Blatt 61 bis 73).

5. Ein Lehrbuch der Arithmetik; dieses zeigt auf dem Titel, wie man dem Schüler rechnen lehrte durch Auflegen kleiner Geldstücke, welche zu den Zahlen 1 bis 6 gruppirt sind (Blatt 74 bis 85).

6. Ein kurzes Lehrbuch der Musik; scheint hauptsächlich der Geometrie der Rhythmen wegen zunächst zu folgen. Ein Mühlenrad, ein auf den Amboß hämmernder Schmidt, ein den Taktstock regierender Musikdirector und ein Hebräer, welcher schwere Gegenstände auf einer Wage abwiegt, sind als Repräsentanten der Rhythmen abgezeichnet, während die Melodie durch zwei Scalen (in sechs Tönen auf- und absteigend) und durch Spieler auf einer Orgel, einer Harfe, einer Mandoline, einer Flöte, sowie endlich durch einen „Poeta“ vertreten wird.

7. Principien der Geometrie (Blatt 101 bis 116).

8. Astronomie und Astrologie (Blatt 117 bis 150);

9. Naturphilosophie (Blatt 150 bis 223), nach welcher die intellectuellen Seelenfähigkeiten (de potentia animae intellectivae) den Uebergang bilden zur

10. Metaphilosophie (Blatt 224 bis 245).

11. Ein Anhang (Blatt 246 bis Schluß), welcher sich dem Register (246 bis 260) anschließt, enthält noch kurze Uebersichten der griechischen Grammatik, der hebräischen Grammatik, der figurirten Musik (Compositionslehre), der Architektur und Perspective, sowie endlich astronomische und geographische Aufzeichnungen; erstere bezüglich der Entfernung und Bewegung der Gestirne, letztere rücksichtlich der Aufzeichnung einer Weltkarte auf eine durch Länge- und Breitenmeridiane eingetheilte Kreisfläche.

Das Werk schließt mit der Notiz, daß Johann Meuninger von Straßburg zur Vervollständigung des Werks diesen Nachtrag verfaßt habe, im Juni des Jahres 1512.

Wie man sieht, bieten weder „Encyklopädie“ noch „Anhang“ ein folgegliedertes, organisches Ganze, sondern es sind nur eine Ansammlung willkürlich aneinander gefügter Theile. Der Anhang, welcher die für jene Zeit seltenen Kenntnisse der griechischen und hebräischen Sprache bietet, hat durchweg eine wissenschaftlichere Färbung und geht tiefer auf die Gegenstände ein als die Encyklopädie selbst. Der Straßburger Grüninger arbeitete und schrieb als Gelehrter, während das Werk des Prior Reisch den Eindruck des Dilettantismus mit vorwiegend philosophischer Färbung macht. Das ganze Werk mit seinen 208 Holzschnitten erscheint uns heute mehr wie ein Bilderbuch für erwachsene Kinder, denn als ein Hülfsmittel für Gelehrte, und wenn es wirklich im Stande war, wie Alexander von Humboldt ihm nachrühmt, auf Anschauungen und Bildungsgang des 16. Jahrhunderts den nachhaltigsten Einfluß auszuüben, so gibt dies einen Beweis, welche geringe Ansprüche man damals an die Gelehrsamkeit erhob. Trotzdem werden wir bereits durch Anfänge einzelner Anschauungen überrascht, welche wir gewohnt sind, einer viel spätern Zeit zuzuschreiben.

So wird z. B. die „anima vegetativa“ (die bewußtlos schaffende, Ernährung und Wachsthum leitende Seele) streng getrennt von der „anima sensitiva“ (von der empfindenden, nachdenkenden, mit Bewußtsein wollenden Seele). Bekanntlich war es aber erst Georg Ernst Stahl aus Ansbach (1660—1734), welcher fast zwei Jahrhunderte später*) diese Unterscheidung zur Grundlage eines medicinischen Systems machte, indem er sich auf die Stelle der biblischen Schöpfungsgeschichte stützte, in welcher es heißt: „Der Mensch wurde zur lebendigen Seele.“ Wenn auch öfters schon ähnliche Theorien in der Heilkunde aufgetaucht waren, so haben doch einige Stellen und Ausdrücke Stahl's mit der uns vorliegenden Encyklopädie solche Uebereinstimmung, daß man an einen directen Einfluß glauben möchte.

Sehr hübsch ist auf dem 197. Blatte allegorisch der Zusammenhang der Sinneswahrnehmung mit der bewußten Auffassung des Wahrgenommenen dargestellt. Vom Auge, vom Ohr, von der Zunge und von der Nase sind gerade Linien nach der Mitte der Stirn gezogen, schauen sich in einem Punkte vereinigen und an dieser Stelle ist auf einem Schilde beigedruckt: „Sensus communis“ (der allgemeine Sinn). Die Physiologen der frühern Jahrhunderte waren also bereits überzeugt, daß der äußere materielle Sinneseindruck erst dadurch, daß er im Gehirn zum Be-

*) Seine Dissertatio de mechanismi et organismi diversitate erschien Halle 1708.

wußtsein gelangt, in eine Sinneswahrnehmung umgewandelt werde, eine Einsicht, welche im Laufe der Zeiten vielfach vernachlässigt wurde und durch deren glänzende Darlegung in seinem „Lehrbuch der Physiologie" Carus bekanntlich in den ersten Jahrzehnten des laufenden Jahrhunderts allgemeine Aufmerksamkeit erregte.

Außerdem finden wir auf derselben Abbildung (Tab. V, Fig. 2) die ersten Grundzüge der Gall'schen Schädellehre. Von der Stirn nach dem Hinterkopfe zu läuft ein Band, auf welchem drei zusammenhängende größere Schilder die drei Hauptabtheilungen des Gehirns: „Vorderhirn", „Mittelhirn" und „Kleines Hirn", anzudeuten scheinen. Das vorderste Schild trägt, wie schon erwähnt, die Inschrift: „Sensus communis"; darüber nach oben: „Phantasia" und nach unten: „Imaginatio" (Einbildungskraft). An der Verbindungsstelle des ersten und zweiten Schildes ist eingedruckt: „Vermis" (Wurm). Wenn dem in der Anatomie des Gehirns vermuthlich nicht allzu wohl bewanderten Herrn Peter hier nicht ein Schreibfehler einen Streich gespielt hat und die Bezeichnung des sogenannten Hirnwurms (d. h. des Mitteltheils im kleinen Gehirne) an eine falsche Stelle gekommen ist, so könnte man höchstens annehmen, daß der trichterförmige Anhang des Gehirns, an welchem die Zirbeldrüse sich befindet, unter dem Ausdrucke „Wurm" verstanden werden sei. In dem seiner vielen Abkürzungen wegen sehr schwer lesbaren Texte fanden wir keine Erläuterung.

Das zweite Schild über dem „Mittelhirn" trägt nach oben die Inschrift: „Cogitativa" (Nachdenken), nach unten: „Estimativa" (Urtheil). Die Beziehungen des Hirns zu den verschiedenen geistigen Thätigkeiten hat man sich also zu jener Zeit, was Vorder- oder Mittelhirn betrifft, gerade umgekehrt gedacht als in der heutigen Anatomie, nach welcher das Vorderhirn der Intelligenz, das Mittelhirn dem Gefühl und der Phantasie unterthan sind.

In dem Schilde, welches, am Hinterkopf gelegen, dem „Kleinen Gehirn" zu entsprechen scheint, finden wir das „Gedächtniß", doch ist nicht, wie man erwarten sollte, „Memoria" eingeschrieben, sondern „Memorativa", ebenso wie nicht „Imaginatio", sondern „Imaginativa" die Inschrift am Vorderhirn wörtlich lautet. Mögen die Herren Philologen entscheiden, ob der Verfasser damit etwa nicht Einbildungskraft und Gedächtniß, sondern „Eingebildetes" und „Erinnertes" (Imaginata, Memorata?) absichtlich bezeichnen wollte.

Bemerkenswerth ist, daß wir in dieser dreifachen Eintheilung die Grundzüge einer vernünftigen wissenschaftlichen Kranioskopie bereits vorfinden und daß jedenfalls, trotz ihrer Willkürlichkeit, die Eintheilung des alten Peter Reich mehr Werth und Bedeutung besitzt als der gedankenlose Wirrwarr, mit welchem Gall's Schädellehre so lange Zeit die Dilettanten genarrt hat.

Was die übrigen anatomischen Darstellungen, namentlich eine Tafel der Brust- und Baucheingeweide auf Blatt 186, und einen Durchschnitt des Auges „mit sieben Häuten" anbelangt, so geben sie für die Kenntniß der Anatomie des Verfassers Zeugniß. Jene Einflüsse, welche sich im 16. Jahrhundert geltend machten und welche die Despotie des Galen'schen Systems stürzten, hatten freilich noch keine Macht ausüben können, denn in demselben Jahre, in welchem die Encyklopädie veröffentlicht wurde, erblickte ein der kühne Reformator Vesal, auf dessen neuer Naturbeobachtung die ganze spätere Anatomie sich begründete, das Licht der Welt. Das bedeutendste und maßgebendste Werk, welches Reich für seine Ausarbeitung etwa benutzen konnte, war mithin die „Anatomia" des Mundine, welche zuerst 1478 zu Venedig erschien, oder die Anthropologie des leipziger Professors Magnus Hundt, welche daselbst 1501 gedruckt wurde. Die Originalholzschnitte des letztern, welche Choulant in seiner vortrefflichen „Geschichte und Bibliographie der anatomischen Abbildungen" (S. 24) mittheilt, stehen zwar in künstlerischer Beziehung weit hinter dem „Corpus physicum" der „Encyklopädie" zurück, sind aber in anatomischer Beziehung ihr mehrfach überlegen. Hundt zeigt am Herzen die Eintheilung desselben in vier Höhlen und bemerkt auch den Herzbeutel an, sowie auf den Lungen die Eintheilung in kleine Läppchen angegeben ist, während das Herz in der „Encyklopädie" mit einem Kartenherze die auffallendste Aehnlichkeit hat und von der Lunge nur rohe Umrisse sich vorfinden. Dagegen sind Leber, Magen und Milz in der „Encyklopädie" ungleich richtiger angegeben, ebenso Niere und Blase, während diese Theile bei Hundt roh schematisch gezeichnet sind, die Leber sogar als eine sechslappige erscheint, während die „Encyklopädie" sie bereits in ziemlich richtiger Form abbildet. Endlich sind bei Hundt die dünnen Gedärme beziehungslos untereinander verflochten, während die „Encyklopädie" sie in dicht aneinander liegenden schraubenzieherartigen Windungen abbildet.

Mit der „Erläuterung", welche diese Abbildungen begleitet, wollen wir den Leser nicht behelligen: es genügt, wenn wir mittheilen, daß neben dem Aristoteles am häufigsten Virgil, die Bibel und sämmtliche Kirchenväter, namentlich Augustinus, zur Erklärung der Anatomie, der Entwickelungsgeschichte und der Geburt des Menschen citirt werden. Baco's Forderung der richtigen Fragestellung beachtet der Verfasser der „Encyklopädie" nur vom rhetorischen, nicht vom naturwissenschaftlichen Standpunkte; gelehrte Phrase erscheint das höchste Ziel seiner Naturphilosophie.

Der kleine Verkehr in Paris.

Von W. Hamm.

Wer alle Seiten des Lebens der Weltstadt kennen lernen will, darf nicht davor zurückschrecken, gleich einem Entdecker in das Labyrinth ihrer Gäßchen und Gassen, ihrer Vorstädte und Anhängsel zu tauchen, wobei er freilich da und dort einen Pfuhl, überall schmutzige Stiefel und gewöhnlich schlechte Kost bekommen wird. Dafür sammelt er unschätzbare Erfahrungen, Beiträge zur Nationalität und zur Charakteristik einer Bevölkerung, die in sonderbarer Originalität kaum ihres gleichen hat. Höchst interessant ist z. B. der Besuch des Hundemarkts; es wird den Leser vielleicht nicht gereuen, wenn er demselben folgt.

1. Der Hundemarkt.

Der Hundemarkt befindet sich hinter dem Jardin des Plantes, auf demselben Platz wie der Pferdemarkt; er wird hier blos am Sonntag, und zwar in den Mittagsstunden von 12 — 2 Uhr. In den für die Pferde bestimmten Ständen oder Abtheilungen werden auch die verkäuflichen Hunde angebunden. Die mehr oder minder berechtigten und legitimen Eigenthümer dieser Thiere halten ihre Waare um sich versammelt und thun ihr Möglichstes, um ihr Ansehen und Werth zu verleihen. Wenn das zum Verkauf vorgeführte Pferd mit Hülfe der Peitsche, der Sporen und Schienbeine, durch doppelte Haferrationen, die Pferdepille, oder irgendeins der tausend beliebten künstlichen Mittel der Herren Roßtäuscher — oder besser Menschentäuscher — ein ganz anderes Aussehen bekommt wie vorher, eine Kraft, ein Feuer, eine Stellung entwickelt, die es weit entfernt ist immer zu haben: so geht bei dem Hund ein großer Theil dieser Künste verloren, er gibt sich nicht zu derlei Stimulationen her. Wird er recht gut gefüttert, so schläft er alsbald zur Verdauungsruhe ein; wird er geprügelt oder sonst malträtirt, so schmiegt er sich platt auf den Boden und heult auf die erbärmlichste und unausstehlichste Weise; daher läßt man ihn am besten ganz in Ruhe, und das thun denn auch die Hundehändler. Aus diesem Grunde bietet der Hundemarkt den merkwürdigsten Gegensatz zum Pferdemarkte: auf diesem Geschrei, Wiehern, Gestampf, wüthender Wortwechsel, Peitschengeknall, Zurufe, ohrbetäubender Lärm, dort Friede und Stille wie im Goldenen Zeitalter.

Aber der Anblick des Hundemarkts ist nicht minder malerisch und interessant. In den Ständen oder Abtheilungen zunächst dem Publikum finden wir jene modischen Wachtelhunde, King Charles genannt, mit den großen, runden, dummen Augen, kurzen, geraden Beinen, kaum vermögend, ihr Hintertheil, das mit der Wucht eines übermäßigen Fahnenschweifs belastet ist, fortzuschleppen. Diese lächerlichen Hunde nehmen heutzutage bei den Damen der Façon denselben Rang ein wie ehedem die abscheulichen Möpse und Bologneser bei unsern Ahnen, welche, wenn sie sich abconterfeien ließen, glaubten, dem Porträt fehle etwas, sobald es nicht ein dergleichen kleines Ungethüm im Arm halte. Neben jenen durch die Zucht verbildeten Wachtelhunden ist aber noch eine zahllose Menge anderer kleiner Köter von jeder Rasse oder Bastardirung, von jedem Alter und Geschlecht bereit, den erstern den Rang der Schoßhunde streitig zu machen. Da sind die Pinscher, die scheußlichen Rattenfänger, bei welchen jedes einzelne Haar eigenthümlich sich in besonderer Richtung sträubt, die kleinen Kläffer von ganz unbekannten Stämmen, endlich die hübschen Windspiele mit ihren geschmeidigen Bewegungen, ihrem zarten, und doch kräftigen Muskelbau, deren feiner Kopf aber die absoluteste Ausdruckslosigkeit und Dummheit darlegt — wahr ist's, daß auf dieser Welt hienieden nichts vollkommen ist, also auch kein Windspiel!

In zweiter Reihe kommen die Jagdhunde — namentlich die Vorstehhunde, ohne Zweifel die beste, schönste und intelligenteste Rasse des Hundegeschlechts. Unter den mancherlei eingeborenen französischen Rassen erblickt man hier die sehr beliebten sogenannten pariser Jagdhunde mit gelbgrauem Fell, und die berühmten englischen Pointers, von gelber Farbe, welche die besondere Eigenthümlichkeit haben, daß sich ihr Rückenhaar sträubt, sobald sie Witterung haben, sichern und stehen oder sonst in Aufregung gerathen. Unter

dieſen Hunden finden ſich nicht ſelten Gremplare, die von Kennern oder Liebhabern mit 500 Francs bezahlt werden.

In demſelben Stande ſchläft friedlich der waſſergewohnte Neufundländer neben dem menſchenfreundlichen Hund des St. Bernhard, der die Schneewüſten der Alpen durchſtreift, um verirrten Wanderern Beiſtand zu bringen. Dort knurrt der athletiſche Saufinder, hier die häßliche Bulldogge mit dem furchtbar ausgebildeten Beißwerkzeug; zwiſchen ihnen erſcheint von Zeit zu Zeit, inmitten der verworrenen Maſſen, der geſcheidteſte, geiſtreichſte, gebildetſte und volksthümlichſte vor allen Hunden; er, deſſen Körper ſo oft bekleidet, mit Sorgfalt zugeſtutzt, am meiſten gepflegt wird. Die Hälfte davon iſt glatt geſcheren, damit er löwenähnlich ausſehe; die mit ſymmetriſchen Zotteln verſehenen Beine erinnern an die phantaſtiſchen Pantalons der Seiltänzer; ſeine zierlich nach vorn gerichteten, lockigen Ohren geben ihm die Miene einer alten Kokette, während ſein kecker Schnauzbart, verwegen abſtehend, wieder den Vergleich mit jenen wunderbaren Bartgeſichtern der Fremdenlegion oder der Zuaven erlaubt, die in Paris von jedem Ausländer mit einer Art Neſpect angeſtaunt werden; mit einem Wort, es iſt der beſcheidene Pudel, der Hund des Studenten, der Künſtler, der Soldaten und Bürger.

Auf dem pariſer Hundemarkt begegnet man faſt allen bekannten Racen und Arten. Nächſt den Hühnerhunden ſind vielleicht am theuerſten jene großen, wild ausſehenden, häßlichen, rauhhaarigen Koter der Pyrenäen, mager und knochig, aber mit einem Auge, das eine ſeltene Intelligenz ausdrückt. Derlei Hunde ſind ſelten und koſtbar. Sie dienen hauptſächlich den Fleiſchern und Viehhändlern zum Treiben und Zuſammenhalten der Schlachtviehheerden. Man verſichert, daß gewiſſe arme Spekulanten ſich leichter über den Verluſt ihrer Frau wie über den ihres Hundes tröſten würden; wenigſtens hört man dieſen Grundſatz gar häufig auf den Viehmärkten von Sceaux und Poiſſy ausſprechen, und, ſo übertrieben er auch ſein mag, ſtimmen wir ihn doch, um einen Beweis von dem hohen Werth zu geben, den man dieſen Hunden beilegt. Minder im Preis ſtehen die Schäferhunde; wahrſcheinlich ſtammen dieſelben aus einer frühern Vermiſchung von Pudeln und Rattenfängern; ſie haben ein rauhes Fell mit Seidenhaaren und ein ganz bewachtenes Geſicht; daß ſie Menſchenverſtand beſitzen, wird jeder Schäfer beſchwören.

Der Hundemarkt zieht ſtets eine Menge Volks an, darunter auch die vornehme Welt und die Damen. Es iſt durchaus nichts Seltenes, daſelbſt den eleganteſten Toiletten und echten Kaſchmirſhawls zu begegnen. Denn man kommt hierher nicht blos um zu betrachten und zu kaufen, ſondern um zu ſuchen. Wer in der Woche einen angebeteten Wachtelhund oder einen braven Hühnerhund verloren hat, der kommt gewiß am Sonntag heraus nach dem Pferdemarkt und ſucht den undankbaren oder unglücklichen Flüchtling. Leider aber iſt das Suchen oft leichter wie das Finden. Für gewiſſe Leute ſind die Begriffe gefundener Hund und geſtohlener ganz gleichbedeutend, wie es denn eine eigene Klaſſe von Leuten gibt, deren Geſchäft blos das „Finden" von Hunden iſt.

Es gibt verſchiedene Mittel, um einen geſtohlenen werthvollen Hund unkenntlich zu machen, ehe man ihn auf den Markt bringt. Iſt er mager, ſo wird er fett gemacht, das iſt aber ein ſehr ſeltener Fall; iſt er fett, ſo kann man ihn abmagern, und dieſer Fall kommt viel häufiger vor. Man ſchert ihn und färbt ihn; je nach Bedarf muß er die Ohren oder den Schweif hergeben; genug, es geſchieht damit ſo vielerlei, daß er endlich faſt ebenſo ſchwer wieder zu erkennen iſt wie ein Pferd, das der Roßkamm ein paar Tage lang in den Händen gehabt hat. Nichtsdeſtoweniger werden aber auch die geſchickteſten Hundediebe manchmal ertappt, wie jener, der mitten auf dem Markt von der ſchönſten Hand, die man ſich denken kann, die ſchönſte Ohrfeige bekam, die man ſich denken kann. Eine in der pariſer Haute volee ſehr bekannte, hochſtehende Dame beweinte ſeit acht Tagen einen prachtigen ſchwarzen King Charles mit rother Zeichnung; trotzdem, daß die letztere verſchwunden war, erkannte ſie ihn wieder in den Händen eines Hundehändlers, ſie will ihn ergreifen, der Unmenſch entwicht ihr an den Ohren und wirft ihn in einen Käfig, daß das Thier jämmerlich heult. Aber ebenſo raſch hatte die entrüſtete Dame die innere Fläche ihres Handſchuhs ſo feſt mit der Wange des Räubers in Contact gebracht, daß der Schall weithin hörbar war. Es entſtand ein wahres Aufſehen; der Beſtohlene dachte: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu ſorgen — und ſuchte ſich gelind davonzuſchleichen. Aber die pariſer Polizei bemerkt alles; wie er den Kreis verlaſſen wollte, hatte ihn auch ſchon ein Stadtſergeant bei den Ohren und führte ihn nun ebenfalls zum Käfig. Dergleichen Schauſpiele

kommen auf dem Hundemarkt immer vor; das Eintrittsgeld dazu besteht aber auch manchmal in tüchtigen Puffen. Um sie zu vermeiden und im Interesse des öffentlichen Anstandes gebrauchen die Herren Hundehändler oft das sichere Mittel, Hunde von einigem Werth, die sie in Paris nicht gekauft haben, nach London zum Verkauf zu senden und umgekehrt. Durch diese wohlmeinende Einrichtung wird jede Störung vermieden und der Handel geht darum nicht schlechter.

II. Der Vogelmarkt.

Kommen wir in den Schatten der Thürme von St. Sulpice, in die Straße zwischen den beiden Hauptballen des Marktes von St. Germain, so begrüßt uns ein so helles Durcheinander von Gezwitscher, daß wir sogleich die Nähe des aufgesuchten Vogelmarktes errathen. Auch er findet nur Sonntags in den Mittagsstunden statt und es werden auf ihm blos Vögel und was in diese oder ähnliche Kategorie gehört, verkauft.

Auf dem Vogelmarkte kommen keine solche dramatische Zwischenfälle vor wie auf dem Hundemarkte. Da geht es friedlicher und idyllischer zu. Die Langenreihen der beiden offenen Gebäude, welche den Markt von St. Germain bilden, sind alle Sonntage mit Pyramiden von zahllosen Käfigen belegt, welche mit Vögeln aller Arten, von dem bescheidenen Distelfink an bis zu den kostbaren exotischen Papageien, Loris und Manuras angefüllt sind.

Aber der am meisten begehrte Artikel — um uns des kaufmännischen Ausdrucks zu bedienen — ist der kanarische Zeisig oder gelbe Sperling überall schlechtweg Kanarienvogel (Canari) genannt. Der gewöhnliche gelbe Kanarienvogel kostet 1—2 Francs das Stück. Diesen kauft und hält der Arbeiter, der kleine Handwerksmann. Von den eigentlichen Liebhabern wird er daher verachtet. Es gibt eine andere Sorte viel größerer Kanarienvögel, von längerer Gestalt, und für solche werden oft fabelhafte Preise bezahlt. Diese Vögel kommen aus Holland — wohin sie erst durch Tiroler, schwarzwälder oder thüringer Vogelhändler eingeführt werden; — gewöhnlich kostet das Paar davon 12—25 Francs, je nach ihrem größern oder geringern Gesangestalent. Einzelne Vögel werden aber auch noch zehn- und zwanzigmal theurer bezahlt. Von da an gibt es keinen Preis mehr, sagen die Vogelhändler; und in der That haben Liebhaber schon die Summe von 400 Francs für ein Paar holländische Kanarienvögel zurückgewiesen. Uebrigens artet die Vogelliebhaberei in Paris manchmal in eine Manie aus wie einst diejenige der Blumen. Im Faubourg St.-Germain wohnt ein Maler, der eine Volière besitzt, deren Werth auf mehr als 150,000 Francs geschätzt wird; sie ist ausschließlich von holländischen Kanarienvögeln bevölkert.

Neuerdings ist viel die Rede von einer neuen Sorte Kanarienvogel, welche vielleicht die holländischen um die Krone bringen. Belgien ist es, das unter den Auspizien seines Thronerben, des Herzogs von Brabant, diese unblutige Revolution hervorzubringen wagt. Man sagt, daß dieser Prinz seine Mußestunden der Aufzucht und rationellen Racenverbesserung der Kanarienvögel widmet, und daß er das schöne Ziel verfolgt, sein Vaterland mit einer neuen, belgischen Rasse derselben zu beschenken, die, hervorgegangen aus einer nach den Regeln der wissenschaftlichen Thierproductionslehre und mit größter Sorgfalt ausgeführten Kreuzung, alle übrigen der Welt überflügeln soll. Die Kunde davon hat zwar die Grenzen des Hofes König Leopold's überschritten, ist aber noch nicht thatsächlich bis auf den Vogelmarkt von St.-Germain gedrungen. Der belgische Kanarienvogel ist daselbst noch nicht eingebürgert.

Die einheimischen grünen Zeisige singen gerade so gut wie die gewöhnlichen Kanarienvögel und werden auch ungefähr zu demselben Preise verkauft. Diese armen Unglücklichen werden oft zu einer ganz eigenen Dienstbarkeit gezwungen; sie sind die Säugammen ihrer Rasse. Die reichgefiederten Holländer, diese großen Sänger, welche 15 oder 20 Louisdor in ihrer Kehle haben, sind die egoistischsten und unmoralischsten Vögel, die man sich vorstellen kann. Merkwürdigerweise mangelt ihnen der Muttertrieb gänzlich; entweder brüten sie gar nicht, oder sie lassen ihre Jungen ohne weiteres Hungers sterben, kurz, sie sind von der Cultur beleckt. Daher bringen die Vogelzüchter, um die Rasse fortzuerhalten, gern grüne Zeisige in die Hecken, die, mit einem guten Herzen begabt, sich sofort der verlassenen Waisen als Ziehältern liebevoll annehmen. Diese Thatsache ist allzu merkwürdig, um nicht zu sehr moralischen Betrachtungen hinüberzuführen.

Ein Distelfink oder Gimpel kostet — zum Fangpreis, wie man auf dem Vogelmarkt sagt — ungefähr 1 Franc das Stück; hat er aber etwas gelernt, ist er 3—6 Francs werth. Grünfinken kosten zum Fangpreis 10 Francs das Dutzend,

und verkaufen sich angelernt 2—3 Francs das Stück. Eine Nachtigall kauft man nur 1—1½ Francs; ist sie entwöhnt, so kostet sie 3—5 Francs, aber blos im Herbst und Winter. Im Frühjahr dagegen gilt eine schlagende Nachtigall 80—120 Francs und noch mehr. Dann tritt sie mit den holländischen Kanarienvögeln in einen Rang; es gibt keinen Preis mehr dafür. Die Nachtigall ist sehr schwer zu halten und ihre Ernährung sehr kostspielig; in Paris erfordert sie mindestens 5 Centimes täglich. Turteltauben kosten 1—2½ Francs. Dieser Artikel ist seit einiger Zeit sehr zurückgegangen, wie die Händler sagen „er zieht nicht mehr". Das Symbol der Zärtlichkeit wird vergessen, verachtet, der Turteltaube zieht man jene — fast wäre zu sagen „unmenschlichen" — Rabenmütter der holländischen Kanarienvögel vor, auch ein Zeichen der Zeit.

Die ausländischen Vögel mit ihrem schimmernden, funkelnden Gefieder bilden ebenfalls eine wichtige Abtheilung des Handels auf dem Vogelmarkt. Früher waren dieselben sehr theuer; heutzutage, wo die Schiffahrt sich vervollkommnet hat, und sie ganz wohlfeil geworden. Ein buntscheckiger Bengali kostet nicht mehr als 5—6 Francs.

Auf dem Markt von St.-Germain verkauft man übrigens nicht blos Stubenvögel, man findet daselbst auch Tauben von jeder Sorte, prachtvolles Hofgeflügel und selbst Kaninchen. Alle diese Thiere werden aber blos als Zuchtthiere, d. h. zur Fortpflanzung der Rassen oder als Schenkheitsexemplare verkauft, denn für das Nutzgeflügel hat Paris seinen besondern Markt, welchen wir später besuchen wollen.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Anregungen.

Der deutsche Student.

„Frei ist der Bursch'" lautet der Refrain eines der beliebtesten deutschen Studentenliedes.

Die Begeisterung kann sich diese goldene Wahrheit nicht oft genug wiederholen, und nicht intoniren am Schlusse jedes der zahlreichen Strophen des Liedes zu hören. „Frei ist der Bursch'" verlangt für diesen Spruch da capo.

Aber nicht der Enthusiasmus allein, auch der Skepticismus hat sich des Themas bemächtigt und nicht leicht hört man in einer „Studentenkneipe" das Lied erschallen, ohne daß einige entschlossene Opponenten zu dem Refrain „Frei ist der Bursch'" das Amendement stellen: „oder auch nicht!"

Denn gerade die lustigsten Burschen, die am tollsten mit den Bändern und Farben ihrer Verbindungen durch die Gassen, klirrende Sporen an den Stiefeln, wandern und die bekannten „blauen Veilchenaugen" der Mädchen auf sich zu ziehen wissen, die am kleinlichsten „commerciren", am kühnsten das Rapier führen, wie Hamlet, der Student aus Wittenberg — und Ende gut, alles gut — am rittermäßigsten „contrahiren", gerade sie beklagen am tiefsten, daß es nun mit der Pracht und Herrlichkeit des deutschen Studententhums aus sei. Sie haben die Erinnerungen eines alten Onkels für sich, der wohl Gothaer Heimath a. D. ist, aber in der Jugend dem Wartburgfeste beiwohnte und nur mit Mühe der Demagogenjagd entging. Ihm erzählte wieder der Vater vergessene Herrlichkeiten der heimgefallenen Krankfurt an der Oder-Studienzeit, damals, als „Sophie von Memel nach Sachsen reiste" —, und so rückt das goldene Zeitalter des Studententhums immer höher bis in die Tage der Gründung der Universitäten hinauf.

Diesen Rückweg hat Oskar Dolch in seiner „Geschichte des deutschen Studententhums von der Gründung der deutschen Universitäten bis zu den deutschen Befreiungskriegen" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1858) gemacht.

Aber — es ist nichts mit dem Goldenen Zeitalter! Wir gestehen, daß uns niemals so krappante, fast grausige Beispiele, wie wir sie in diesem Buche gesammelt finden, die Barbarei der „guten alten Zeit" aufgedeckt haben. Der Ton und der Geist, der einst auf den deutschen Hochschulen herrschte, tritt unwillkürlich das Wort Hamlet's in uns wach: „Pfui, pfui darüber! Es ist ein wüster Garten, drin lauter Unkraut wächst." Noch zu Ende des 17. Jahrhunderts mußte jeder Student bei seiner Aufnahme in die Studentenschaft sich einer Ceremonie unterwerfen, bei der Spott und körperliche Mißhandlungen in so grausamer Weise miteinander abwechselten, daß viele Eltern ihre dreizehnjährigen Knaben lieber in die Studentenschaft aufnehmen ließen, um ihnen die spätere Ceremonie zu ersparen. Das Ganze erinnert an die wildesten und rohesten Matrosenspäße, jene z. B. bei dem Passiren der Linie. Mit einigem Stolz darauf, „wie's jetzt so herrlich weit gebracht", wird man aus Dolch's anekdotenreichem Buch sehen, welche Roheiten einst in dem gebildetsten Stande Deutschlands geherrscht haben.

Wäre die graue Hülle des Stoffs, diese zahllosen Einzelheiten des interessanten Buchs nur mehr und immer von leitenden Ideen durchwoben! Gleich den wichtigsten Gesichtspunkt für die Geschichte des Burschenthums hebt der Verfasser nicht scharf genug hervor. Zur Zeit, als die ersten Universitäten gegrün-

der wurden, konnte jede Existenz nur in corporativer Gestalt sich Geltung verschaffen. Der einzelne galt dem Staate nichts, der nur Stände und Innungen, Bünde und Körperschaften kannte. Es war daher natürlich, daß alle die Laufende, die aus allen Weltgegenden in eine Stadt zusammenströmten, um lehrend und lernend den Wissenschaften zu dienen, recht- und schutzlos dagestanden hätten, wenn auch sie sich nicht zu einer Gesammtheit, einer universitas vereinigt und als solche sich Rechte verschafft hätten. Als mit der wachsenden Staatsautorität diese corporativen Anstalten zum Schutz oder Nutzen des einzelnen unzulänglich wurden, da wandte sich ihre Kraft auf schädliche, selbst verbrecherische Zwecke, wir lesen, daß sich Studenten zur Ausübung von Diebstählen und Räubereien verbunden haben.

Am Schlusse seines Werks spricht der Verfasser seine Wünsche für Gegenwart und Zukunft aus, in denen er sich vielfach begegnet mit Dr. Johann Eduard Erdmann's „Vorlesungen über akademisches Leben und Studium" (Leipzig, Weibel, 1858).

Diese Vorlesungen erfreuten sich, so oft sie zu Halle an der Saale kühlem Strande gehalten wurden, des Zulaufs und des lauten Beifalls der studirenden Jugend, jetzt, zu einem Buche vereint, werden sie ihre Anregung und Anziehungskraft auf jeden ausüben, der die Fähigkeit nicht verloren hat, sich in eine fremde Anschauungsweise hineinzudenken.

Und fremd ist Erdmann's Anschauung der Dinge gewiß, dies vornehme Verhalten von oben her, dies Treiben auf eine dialektische Spitze erinnert sehr an die „drollige Epoche unserer Literatur", an die dreißiger Jahre, als ob Heinrich Heine sich etwa in einen hallenser Professor verwandelt hätte. Erdmann verfolgt ernstlich keine Tendenz, höchstens seinen Haß gegen „gewisse Journale" und die Gothaerpartei von 1849. Wie antiquirt ist das alles! Keiner Partei sich anschließend, alle abweisend, nur gestützt auf seine eigenen, ausschließlich auf dem Katheder gewonnenen Erfahrungen und Ueberzeugungen, wird er nicht leicht jemand finden, der sich ihm nicht in allen wesentlichen Punkten anschließe, aber man wird auch nur den geschickten Seiltänzer bewundern und sein schließliches „Plaudite, amici!" gern erfüllen.

„Der Student ist frei" — dieser Satz wird auch von Erdmann an die Spitze gestellt. Er soll sich losreißen von der bisherigen untreien Stellung in der Familie, dem väterlichen Hause, sich losmachen von den anerzogenen politischen und religiösen Grundsätzen, von Standesvorurtheilen und Rücksichten; er soll sich seine eigenen Ueberzeugungen erringen, unbeengt durch irgendeinen Zwang, eine Autorität. Daß der Verfasser erwartet, es werde nach beendigtem Sturm und Drang die errungene religiöse Meinung keine andere sein als die orthodoxe evangelische Dogmatik, die philosophische Ueberzeugung keine andere als die der „allein seligmachenden" Hegel'schen Lehre, und zwar nach seiner (Erdmann's) Auffassung, des einzigen, der Hegel verstanden, dies alles wird nur angedeutet, nicht ausgesprochen, und zeigt, wie Erdmann die „Freiheit" versteht. Er findet sie denn auch vor allem in den Institutionen des „Verbindungslebens, des Duells und der akademischen Gerichtsbarkeit", die er als echt studentische Güter empfiehlt und preist, auf die aber, unserer Ansicht nach, nichts besser paßt als das Wort Zinzendorf's:

Und der Mensch entsteiget,
Wird dem Tod gleichgeil:
Und der Teufelsaffe lieget
Zur Verwetzung da.

Wahrlich, mit der Freiheit sind wir auch einverstanden, nur soll sie nicht ein Vorzug des Studenten, sondern ein Eigenthum der ganzen gebildeten Jugend sein. Das Erdmann von einer, Deutschland eigenthümlichen Aristokratie der „studirten Leute" spricht, ist durch den Umschwung unserer sozialen Verhältnisse, der soviel tüchtige Kräfte der Landwirthschaft, dem Forstwesen, Baufach, der Polytechnik zugeführt hat, zum Anachronismus geworden, während gleichzeitig mehr als früher — Erdmann's eigene Erfahrung wird dies bestätigen — auf und von den Universitäten her jetzt die goldene Mittelmäßigkeit sich in den examinlichen Sessen blaht.

Lyrische Poesieen.

I.

Es ist etwas Eigenes um die Lyriker. Das handelnde Subject sind sie immer selbst. Ihr Ich empfindet, leidet, handelt allein. Das nimmt den meisten Versen bei aller Anmuth der Form, bei aller Sinnigkeit der Gedanken doch den wahren Reiz und das wahre Interesse.

Wir vermögen Adolf Strodtmann (in seinem „Ein Hohelied der Liebe", Hamburg, Verlagscomptoir, 1858) mancher Vorzüge nicht leicht zu finden, aber die Eintönigkeit des lyrischen Eigenweinens haftet auch an seinen Arbeiten und verliert sich hauptsächlich nur bei den wenigen heitern oder milden Wendungen, welche sich seine Trauermuse erlaubt. So ist in seinen „Gedichten" (Leipzig, Keil, 1858) das „Lied des Verlorenen" von echt poetischem Schwunge. Auch der „Abschied" (S. 75) sei hier erwähnt. „Aus der Jugendzeit" ist nur sichhaltig in seiner flammenden Liebe zum deutschen Vaterlande. An Max Waldau, den Phrasenreichen, ist S. 77 fg. ein ganzes Glaubensbekenntniß zu lesen. Das politische Wanderlied „Nach Italien" (S. 111) hat uns angesprochen. Durch lyrische, einfache Stimmung erwärmt S. 92 „Todte Liebe", S. 116 „Ich glaubt', in stürmender Blindheit", so käme die Liebe gefahren."

Von Karl Siebel liegen vor: „Tannhäuser" (zweite Auflage) und „Ein Sohn der Zeit" (Iserlohn, Bädeker, 1857). Die Behandlung der Tannhäusersage in vorliegender Form dürfte Widerspruch finden. Versöhnungslos scheidet das Ganze. Das in seinem ersten Entwurfe von Richard Wagner festgehaltene, später leider beseitigte Zurückkehren des Tannhäuser

in den Venusberg nach unrichtetem Kirchen in Rom ist jedenfalls auch der Lösung unserer gegenwärtigen Dichters vorzuziehen. Eine eisenhämmische Wucht bezwecken Siebel's Verse durch Wortwiederholungen. Wir bekennen, daß, will man einmal Herzbrechtes verlassen, dann doch der von Wagner vorgeschlagene und gebrauchte Stabreim diesen alten Sagen entsprechender erscheint. „Ein Sehn der Leu" — das ist ein Bild des leidenden, sehnsuchtsvollen Menschen unserer Tage. Zerfallen mit dem Himmel, zerfallen mit der Freiheit des Vaterlandes, klammert sich der angeblich so hochachtungene an einen Begriff: „Liebe", über den wir nicht rechten wollen. Die Dichtung ist namentlich im zweiten Theile reich an Gedanken, die auch gewandten Ausdruck finden.

In prachtvoller äußerer Ausstattung, mit dem ernsten, fast einem mühsamen Brüten und Denken entsprechenden Bildnisse Hermann Lingg's geschmückt, tritt uns der „Musenalmanach von Christian Schad" (achter Jahrgang. Würzburg. Stahel. 1858) auf 421 engedruckten Seiten eine Fülle neuerer lyrischer Gesänge vor. Das darunter sich vortreffliche Sachen befinden, bezeugen wir mit Freuden. Der alte Arndt singt und sagt in gewohnter Art allerlei — aber die Distichen sind für einen Dichter seines Rufs in der That doch zu übel gerathen. Der weiland „gevangene" Karl Beck gibt seine Brust ungepanzert mildern Stimmen der Liebe und des Trostes hin. Friedrich Bodenstedt singt eine empfundene Hymne an Hermann Lingg, dieser selbst gibt vielerlei Lieder, Schöngeformtes und nur vielleicht zu Spartes. Von Gottfried Keller kann wir einiges kommen. Ein inniges, warmes Andenken spendet Ludwig Pfau (S. 143) seinem ausgewanderten, in der Ferne gestorbenen Vater. . . Einer weiteren Aufzählung bedauern wir aus Raummangel in unseren Blättern nicht Folge geben zu können.

II.

Auch in den bereits vielfach rühmlichst besprochenen „Gedichten von Otto Banck" (Leipzig, Karl Fischer, 1858) herrscht ein Uebermaß der eigenen persönlichen Stimmung, das hier fast bis zum Egoismus geht. Die Empfindung des Dichters ist voll und lebhaft, seine Anschauung ist tief, die Sprachbehandlung gewandt, aber das dringendste Interesse hat der Sänger nur für sich selbst. Das heißt den Spruch, die Blume, die sich selber schmücke, schmücke auch den Garten, zu ernst nehmen.

Ironisch nur weilt es sich in der Nähe des Dichters, wenn sein Auge offen ist für die ganze Welt. Er mag versunken sein in sein eigenes Leben und seine eigene Herzenserfahrung, er mag die Schatten, die er selber wirft, überall wiederfinden, wo die Sonne des Alls scheint, aber die Natur muß ihm ein offenes Buch sein, fremdes Leben muß durch seine Saiten rauschen können, er muß das Leid, die Lust und die Größe der geschichtlichen Erscheinungen zu würdigen wissen, er muß, unseren trefflichen Dichtern gleich, für seine Stimmungen eine gewisse Universalität besitzen.

Otto Banck ist ein Narcis des Herzens. Das Thema der Liebe, der glücklichen und der von Verlassenen, die dem Leser meist zu verschleiert bleiben, bedrängten, ist fast sein alleiniges Thema. Nebenher das naheverwandte Weltheil der Welt, das Leben der Menschen und die Kunst. In Klanggedichten, in Oden, Dithyramben, ja selbst in Balladen hören wir immer nur dies Eine. Der Schäfer und die Schäferin. Der Jäger und die Jägerin. Der Jüngling und die Maid. Der erhörte Kranz. Der zerrissene Kranz. Die Untreue. Ein verbotenes Kind. Die Schaukel der Todtengräbers für eine Liebe hier und eine Liebe dort u. s. f. Für eine bedeutsame Kraft, für eine Kraft voll Bewußtsein, eine Kraft, die ihrer Geliebten (S. 196) sagen kann: „Ach und nur unglücklich sein, du hast dafür die Auszeichnung, daß

Solange deutsche Herze klingen,
Wird man von dir und unsrer Liebe singen!

für einen nach mancher Seite hin auch fein und tief auffassenden Genius ist das Gebotene zu einförmig, der äußere Reichthum innerlich zu arm.

Innerhalb dann freilich bergen, was Otto Banck gibt, unter sich viel Ausgezeichnetes. Mit diesem Egoismus einer nur auf sich selbst bedachten Herzens ist es ihm ein vollkommener Ernst. Da entsagen schon seiner Feier, die nicht nach der üblichen Weise gefeiert ist, ja unter der man sich ein Instrument ganz eigener Stimmung und Construction denken muß, oft Töne tieferschütternder Wahrheit, heiligster Leidenschaft, bezwingender Gewalt und eines für das viele Verlegende der Sammlung versöhnenden Adels. Das schöne, reinste, edelste Gericht der Sammlung ist nach unserm Gefühl S. 19 „Seelentrauer":

Wie lang', du liebes Licht der Erde,
Willst du noch leuchten meinem Gang?
Bin noch so jung und doch so krank
Im Herzen und im Haupte.
Wenn mir's nur einer glaubte!
Wie kommt's, daß ich schon müde werde
Hab' mich erst so kurz gefreut,
Du hast mich, raubest Glück der Zeit,
So früh für dich gewonnen,
Bin drum für mich verdorben.
Der Jugend letzte Genüsse
Hast du mir alle abgekauft
Und dann mit Seel' und Leib getauft
Mit ew'ger Trennung
Im Taufstein der Entsagung!
Was helfen mir die warmen Küsse,
Die mir mein liebes Liebchen gibt?
O Herz, mein Herz, du wirst geliebt,
Wenn sich der Kuß, der scheue
Da treue sich, doch mit Weinen.

An solchen, tief aus dem Geheimnissen der Seele sich spinnenden Fäden ist die Mehrzahl des Dichters im einzelnen reich. Auch der Sprache, dem Rhythmus und Bau des Verses theilt sich dann eine eigentümliche Musik mit. Solche Stimmungsreiche Bilder und Situationen finden sich in „Liebesblindheit" (S. 14),

„In der Krankheit" (S. 18), „An Lucindens Grabe" (S. 23), „Sonnenaufgang" (S. 56), „Abendfrieden" (S. 91), „Die verlorene Hochzeit" (S. 121), „Der Landschaftsmaler" (einem der wenigen Gedichte, die aus dem steten Liebesthema herausstreten, S. 158), „Wiegenlied der Verlassenen" (S. 256, obgleich wir bezweifeln möchten, daß eine unglückliche Mutter es „fein" bekommen kann, ihr Kind zu „wiegen", d. h. in ihrem Kinde Trost für Unrecht oder den Tod des Vaters zu finden), „Der Irrlichtertanz" (S. 288), „Der reiche Bursch und das Waisenmädchen" (S. 387), „Lieb' zu Liebe" (S. 312) u. a. m.

Dagegen gestehen wir, für die satirisch-epigrammatische Art Otto Banck's nicht gleiche Sympathie zu fühlen. Manche seiner Spottverse sind treffend, im allgemeinen aber sind sie zu cynisch und von einer Derbheit, die des attischen Salzes entbehrt. Aber noch mehr: diese durch Goethe's Weyhrauch genannten maßen Ausfallungen stehen in einem auffallend unvermittelten Gegensatze zu der Sentimentalität des Buchs und unwillkürlich fragt man sich: Welches ist für die Thräne auf der einen Seite und das „im Rosenbett ächzende Schwein" auf der andern die höhere Einheit im Charakter des Dichters? Kann man in demselben Augenblicke nur an „Prügel", „Hunde bellen", „Schweineschlachten", „Pferdeäpfel", „Mäuse dreck" u. s. w. denken und im andern mit dem Nichtenklange der Wehmuth und Erinnerung durch Gespreizenhaine schreiten? Gelangt man bei so unvermittelt schreienden Widersprüchen so nicht zu einem Schlüssel für das ganze innere Wesen des Dichters und mag es vielleicht in einem an sich selbst tief Liebeleben Ich Raben, das naturgemäß die Liebe anderer verscherzte? Muß man es nicht finden in der Strafe, die dem kalten und höhnenden Gemüth wird, daß ihm zuletzt Tantalusqualen nach Hingebung von den Göttern verhängt werden? Kennt doch der Dichter nicht ein so verletztes Gemüth unverstandener Liebe und verborgenen Reichthum der Seele! Diese unschönen, selbst da, wo sie wahr scheinen, nicht überzeugenden Epigramme scheinen etwas Primitiveres im Autor als seine Wehmuth. Sie beweisen, daß er Liebe erwartete, wo er selbst keine bot. Das ganze Buch gibt das Bild der Leiden eines vereinsamten Verstandesnaturs, wie sich zur vollen Höhe ihres Talents und eines demselben entsprechenden Verlags nur dann aufschwingen kann, wenn sie anfängt, über sich selbst zuerst den Stab zu brechen und sich gebeugt der Ueberzeugung zu unterwerfen: Schweige du doch von dir und an Gott, Welt, Geschichte, Natur, fremde Größe und Bestimmung, alles, was außer dir lebt, durch dich als Diener und Propheten des Worts reden!

Wenn wir schließlich die Lyrik des Dichters vorhin ein Instrument eigener Erfindung nannten, so liegt darin ein ganz besonderes Interesse dieser Gedichtsammlung. Nicht, daß sich nicht Otto Banck bekannten Weisen anschlösse — das mittelalterliche deutsche Minnelied klingt fast zu schulmäßig durch, die Romanze in zu gemachter Nachahmung der schottischen Weise, die Liebesode zu sehr im Anklang an Goethe'sche Formen —, aber darin liegt ein besonderes Verdienst, daß der Dichter in der Diction frei ist von dem traditionellen Apparat der Modeu, Schulen und Antholegieen. Er geht gleichsam von dem einfachen Conversationston gegenseitiger Verständigung, von dem natürlichen Laut des Schmerzes und der Freude aus und will überhaupt von der Sprache zunächst nichts mehr, als daß sie kurzweg das sage, was man empfindet. Eine Knappheit, eine gewisse Nüchternheit wird da freilich der Klippe, an der uns manches Gedicht gescheitert scheint; im ganzen genommen aber ist die Ursprünglichkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks eine Zierde der Sammlung. Wieder einmal finden wir mit den Rhythmen Sie kommen oft zu sehr dem Componisten entgegen. Der Refrain, das Wiederholen gewisser Worte, das Zurückkehren eines die in die Mitte der Strophe gebrachten Verses in seinen Anfang und das Wiederaufnehmen irgendeines tonmalerischen Wortes und öftere Repetitionen desselben ist Sache des Componisten, der Dichter soll ihm nicht vorgreifen und schon mit seiner eigenen Rede Musik machen wollen. Es geschieht ihm sonst, wie sehr oft in dieser Sammlung, daß ein Versanfang höchst kunstvoll aufgebaut erscheint und uns doch durchaus nicht ins Ohr klingen will, denn wo der Dichter weiblich reimt, hat die Melodie des Verses vielleicht ein Verlangen nach männlichem Reim; wo jener einen Refrain anbringt, kommt er diesem vielleicht gerade am unerwartetsten, und ganze Strophen können auf diese Art wie Kartenhäuser zusammenfallen.

Wir gaben diese unparteiische und ausführliche Analyse, um die oft einschläfernde und von näherer Bekanntschaft abschreckende Wirkung eines unbedingten Lobes zu vermeiden. Wir wollten auf Otto Banck gerade die Intelligenz aufmerksam machen, Kunstrichter, Strengere Beurtheiler, welche die Bücher nicht lesen, um überall das Echo ihrer Uebereinstimmung wiederzufinden, sondern um zu prüfen, zu erörtern, zu richten. Der Literatur eine Bereicherung gegeben zu haben, ist ein besonderer Vorzug eines neuauftauchenden Talentes, und diesen besitzt Otto Banck im reichsten Maße. Er wird, da seine Muse sich fast ausschließlich nur ihm selber widmet, nicht Begeisterung wecken können wie das erste Auftreten Karl Beck's und Georg Herwegh's, aber die interessante Bekanntschaft eines feinen Kopfes und einer eigenthümlich gearteten Naturanlage bietet er jedem, der für Ungewöhnliches empfänglich ist.

Lebensblicke

von L. Habicht.

Das Glück ist eine Blume ohne Stiel. Ihr Duft und ihre Farbe sind da, aber zu halten ist sie nicht.

* *

Wer die Stunde verkürzt, verlängert das Leben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band — Nr. 31. — Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Der Waldfrevel.

Erzählung von Fr. Friedrich.

II.

Ein halbes Jahr war verflossen.

Marie befand sich in der Stadt in einer Erziehungsanstalt und zeichnete sich in jeder Beziehung aus. Ihr Betragen war bescheiden und sinnig und in ihren Kenntnissen machte sie außerordentlich rasche Fortschritte, sodaß ihre Lehrer ihr stets nur das ungetheilteste Lob geben konnten. Sie schien den Plan ihres Wohlthäters zu ahnen, vorzugsweise trieb sie aber das Streben, sich ihm dankbar zu zeigen, und dies war ja der einzige Weg, auf dem sie es vermochte.

Der junge Oberförster hatte sie erst einmal in der Stadt besucht und kaum hatte er sie wieder erkannt. Die saubere Kleidung und die frische gesunde Farbe ihrer Wangen hatten ihre Schönheit noch bedeutend gehoben. Er hatte das Bild der armen und bleichen Holzfrevlerin in seinem Herzen getragen und im Geiste gebadt, da war ihm eine vollendete Schonheit entgegengetreten. Und auch das ganze Wesen des Mädchens schien in der kurzen Zeit umgewandelt zu sein. Die gedrückte Schüchternheit, welche sich der Umgebung und der Verhältnisse, in denen sie lebte, schämte, war geschwunden und hatte einem zwar dankbar bescheidenen, aber doch sicherm Benehmen Platz gemacht. Zwar war sie ihm gegenüber noch schüchtern und befangen gewesen, doch hatte dies einen andern Grund. Sie ahnte seine Gefühle gegen sie und wußte zugleich die Liebe, welche seit dem ersten Augenblicke, wo sie ihm im Walde gegenübergestanden hatte, in ihrem Herzen so gewaltig aufgeflammt war, verbergen und zurückhalten.

Das Herz des jungen Oberförsters trug sich mit den glücklichsten und seligsten Träumen der Zukunft. Das ganze Leben erschien ihm in einem neuen und verklarten Lichte und jedes Zimmer seines Hauses, jeden schonen schattigen Platz des Waldes belebte er mit glücklichen Bildern.

Mariens Mutter, welche seine Liebe zu ihrer Tochter bald erraten hatte, suchte dieselbe möglichst zu ihrem Vortheile zu benutzen und hatte ihn wiederholt um Geld gedrängt, welches sie ebenso leichtsinnig wie verschwenderisch durchbrachte. Er hatte sie sich indeß dadurch ziemlich fern gehalten, daß er ihr untersagte, sein Haus zu betreten und ihr allwöchentlich durch den Pfarrer ihres Dorfes eine Summe auszahlen ließ, welche zu ihrer Erhaltung vollständig hinreichte. Damit schien sich die Alte auch zufrieden gegeben zu haben.

Zum zweiten male reiste der junge Oberförster zur Stadt, um Marie zu besuchen. Diesmal war sein Herz indeß nicht so heiter und unbefangen, als das erste mal, denn diesmal sollte sich das Glück seines ganzen Lebens entscheiden. Er wollte dem Mädchen seine Liebe gestehen. Er wußte zwar schon, daß Mariens Herz ihm gehörte, aber dennoch bangte ihm vor dem Augenblicke, als wäre es möglich, daß in ihm all sein Glück vernichtet werde.

Diese Befürchtung war thöricht, mit überglücklichem Herzen kam ihm Marie entgegen. Und erst als er das Mädchen festgepreßt an seiner Brust hielt, als es ihm so offen und lieb in die Augen schaute, fühlte er die ganze Größe des Glücks, welches er erreicht habe.

Er hatte schon im voraus beschlossen, Marie noch ein halbes Jahr in der Stadt zu lassen, ehe er sie in sein Haus einführte, und sie war gern damit einverstanden. Ihr dünkte ja ihr jetziges Glück schon so unendlich groß, daß sie eine Steigerung kaum für möglich hielt.

Nur ein Gedanke drängte sich störend in die glücklichen Träume des jungen Mannes — der Gedanke an Mariens Mutter. Marie durfte nicht wieder mit ihr zusammenkommen, mußte jede Verbindung mit ihr abbrechen, wenn sie ihr Glück nicht getrübt und vernichtet sehen wollte. Er hatte ihr den Eintritt in sein Haus untersagt, aber konnte Marie dasselbe thun, wenn sie sein Weib war und die Alte sich zu ihr drängte? Mochte sie noch so schlecht und verworfen sein, sie blieb doch immer ihre Mutter und nimmermehr mochte er die natürlichen Regungen der Kindesliebe in ihrem Herzen unterdrücken.

Er sprach mit dem Mädchen offen über dieses Verhältnis und sie selbst wußte ja leider nur zu gut, wie wenig sie ihre Mutter zu achten vermochte. Sie hatte jene Befürchtungen selbst schon im stillen gehegt und fand keinen Ausweg. Sie durfte ihre Mutter nicht zu sich nehmen, wenn sie nicht ihres künftigen Mannes und ihr eigenes Glück untergraben wollte, und sie fühlte, daß sie ihrem Geliebten mehr schuldig war als ihrer Mutter, von der sie nie aufrichtig und innig geliebt war. Sie würde sich selbst mit Freuden jede Entbehrung auferlegt haben, um ihre Mutter vor jeder Not zu sichern, aber sie wußte auch, wie maßlos und rücksichtslos diese in ihren Anforderungen war, solange sie nur einige Hoffnung auf Erfüllung derselben hatte.

Als ihr der Oberförster deshalb den Vorschlag machte, ihrer Mutter die Reisekosten nach Amerika zu geben und jährlich eine mäßige Summe, welche sie vor Not schützte, auszuzahlen, stimmte sie ihm bei, wenn auch mit schwerem Herzen, sie wußte aber in der That keinen andern Ausweg. Jedesmal wurde schon durch den Gedanken hieran die Reinheit ihres Glücks getrübt und dieser Schritt ängstigte sie zugleich mehr als ihren Geliebten, der ihrer Mutter ja ferner stand.

Sobald der junge Oberförster aus der Stadt zurückgekehrt war, ging er zu der Alten und machte ihr den Vorschlag, nach Amerika auszuwandern, ohne ihr mitzuteilen, daß er ihre Tochter als sein Weib heimzuführen gedenke. Durch die guten Bedingungen geblendet ging die Alte schneller und leichter auf diesen Vorschlag ein, als er selbst gehofft hatte. Er gab ihr das zur Ausrüstung und die Reise nötige Geld und all seine Befürchtungen waren nun mit einem male von seinem Herzen gewälzt.

Schon war die Zeit, wo die Alte abreisen sollte, nahe herangerückt, als sie durch einen Zufall die Verlobung ihrer Tochter mit dem Oberförster erfuhr und schnell gab sie ihren Entschluß der Auswanderung wieder auf. Alle Bitten, Versprechungen und Drohungen von seiten Damm's vermochten ihren Willen nicht zu ändern. „Wozu soll ich jetzt nach Amerika gehen", erwiderte sie gleichsam zum Spott, „da meine Tochter ein solches Glück macht? Sie ist ein gutes Kind, ich kenne sie und sie wird ihre alte Mutter nicht Not leiden lassen. Ich bleibe jetzt hier, um mich auch über dieses Glück meines Kindes zu freuen, jetzt bin ich ja geborgen."

Sie wußte recht wohl, weshalb ihm daran gelegen war, sie zu entfernen und verhehlte sich nicht, daß sie, wenn sie bliebe, alles von ihm zu erreichen im Stande wäre. Sie benutzte dies sogleich, indem sie von Zeit zu Zeit einige Hoffnung machte, daß sie sich doch vielleicht noch zur Auswanderung entschließen würde, und ihm auf diese Weise stets neue Summen entlockte.

Das Glück des jungen Oberförsters wurde durch dieses Verhältnis zwar getrübt, indessen war er fest entschlossen, es sich dadurch nicht vernichten zu lassen. Als das Jahr, welches Marie in der Anstalt bleiben sollte, zu Ende war, ließ er sich mit ihr in der Stille, ohne daß ihre Mutter es erfuhr, in der Stadt trauen und machte mit ihr eine größere Reise, um wenigstens die erste Zeit des jungen Ehestandes in ungetrübtem Glücke hinzubringen.

Die Alte war auf das höchste erbittert, als sie dies erfuhr, denn gerade auf die Hochzeit ihrer Tochter hatte sie mehrere Pläne gebaut, welche ihr nun natürlich vereitelt waren. Noch glaubte sie indes Mittel genug zu haben, um ihre Wünsche und Anforderungen erfüllt zu sehen, und darauf war ihr ganzes Streben gerichtet. Ihr Kind liebte sie nicht, dessen Glück war ihr deshalb gleichgültig.

Mit Ungeduld sah sie der Heimkehr der Neu-

den glücklichen Menschen entgegen, denen die wenigen Wochen der Ehe wie ein glücklicher Traum dahingeschwunden waren. An demselben Tage, an welchem sie in die Oberförsterwohnung zurückkehrten, an welchem Marie zum ersten male die Schwellen des Hauses betrat, welches ihr ein Tempel des Glücks werden sollte, stellte sich auch gleichsam wie ein böses Vorzeichen ihre Mutter ein und trat mit all den Ansprüchen und Rechten auf, welche eine Mutter ihrem Kinde gegenüber nur machen kann. Sie verlangte als Mutter in dem Hause aufgenommen und gepflegt zu werden und Marie wäre vielleicht zu schwach gewesen, hätte sie aufgenommen und ihr eigenes Glück der Kindesliebe zum Opfer gebracht, wäre der Oberförster nicht mit aller Entschiedenheit und Macht dagegen aufgetreten.

Er sah sein eigenes und seiner Marie Glück bedroht, er erkannte, daß Güte und Milde hier nicht helfe, und daß er nur mit Strenge, selbst mit scheinbarer Härte durchzudringen vermöge. Er versprach für die Bedürfnisse der Alten Sorge zu tragen, verwies ihr aber für immer sein Haus. Und sie ging, aber nicht ohne einen Schwur hinterlassen zu haben, sich an seinem und ihres eigenen Kindes Glücke rächen zu wollen.

Marie fühlte sich tief dadurch erschüttert, aber ihr Mann beruhigte sie. „Solange wir selbst an unserer Liebe und unserm Glücke festhalten", sprach er, „kann es uns niemand rauben. Deine Mutter vermag es wol zu trüben, aber nie zu vernichten, denn unsere Herzen kann sie nicht voneinander trennen."

Ja, der Mensch glaubt das Glück unzerstörlich fest und sicher in seiner Hand zu haben, solange er seine Braut noch davon geschwellt fühlt, aber in es ihm nur für einen Tag, für eine Stunde entflohen, dann begreift er, daß Menschenmacht das Glück nicht geben und nicht bewahren kann.

Wochen vergingen, ohne daß das Glück des jungen Paares im geringsten getrübt wurde. Die Alte empfing durch die Hand des Pfarrers ihre regelmäßige Unterstützung und hatte sich in der Oberförsterwohnung nicht wieder blicken lassen. Schon glaubte Tamm, sie habe ihre Erbitterung und ihren Schwur vergessen und werde sie auch fernerhin ungestört lassen. Da bemerkte er eines Tages, daß in einer jungen mit großer Sorgfalt angelegten Baumpflanzung ein nicht unerheblicher Holzfrevel geschehen war, denn eine große Anzahl der jungen Stämme waren abgesägt.

Empört über diesen Frevel, in dem er sofort eine Rache oder Schadenfreude vermuthete, da die jungen und dünnen Stämme nur wenig Holzwerth besaßen, und weil dieser Stämme in der Nähe unberührt geblieben waren, schlich er dem Frevler selbst aufzupassen, um mit großer Strenge gegen ihn zu verfahren. Schon am folgenden Tage sollte er ihn entdecken und zwar in der Mutter seines jungen Weibes. Er traf sie, als sie gerade im Begriff war, mit derselben Handsäge, welche er einst in Mariens Hand erblickt hatte, einen jungen Stamm abzuschneiden.

Erstaunt trat er auf sie zu, aber die Alte erschrak weder über seine Dazwischenkunft, noch ließ sie sich in ihrem Beginnen stören.

„Haltet ein!", rief er aufgeregt, indem er ihren Arm zurückhielt, „haltet ein, oder ich werde Euch dem Gericht überliefern!"

„Ha, ha, Herr Schwiegersohn", erwiderte die Alte, ihn grinsend anlachelnd, „das werden Sie nicht thun. Sie werden die Mutter Ihrer Frau nicht in das Zuchthaus bringen. Das werden Sie nicht thun, das weiß ich wol. Ha, ha, die Schwiegermutter des Herrn Oberförsters im Zuchthause, das wäre eine hübsche Geschichte, und eine Schande obendrein."

Tamm erkannte, weshalb die Alte lachte und in bethätigter Erbitterung preßte er die Lippen aufeinander. Er konnte und durfte sie dem Gerichte nicht überliefern, er konnte seiner Marie diesen Schmerz, ja und auch diese Schande nicht bereiten.

„Was treibt Euch zu diesem Frevel?", rief er heftig, „Ihr habt keine Noth, Ihr bedürft kein Holz, es ist allein Eure Rache, welche Ihr an den jungen Stämmen ausüben wollt."

„Ha, ha, Herr Schwiegersohn", entgegnete die Alte mit demselben grinsenden Lachen, „die armen jungen Bäumchen haben mir nichts zu Leid gethan. Nein, das ist's nicht. Sehen Sie, mein hübsches Töchterchen hat durch einen Holzfrevel sein Glück gemacht, es ist dadurch Frau Oberförsterin geworden, nun möchte ich sehen, ob sich nicht auch mein Glück dadurch machen läßt. Ich bin freilich alt und häßlich, ha, ha, daran wird's liegen, wenn es mir so schnell nicht gelingt, aber ich habe Geduld!"

„Geduld!", rief der Oberförster. „Ich sage Euch, daß aber meine Geduld nicht so weit reichen wird als die Eure. Ich unterstütze Euch soviel ich kann, ich unterhalte Euch gänzlich, was wollt Ihr mehr?"

„Was ich mehr will?“, wiederholte die Alte. „Ei, ei, Herr Schwiegersohn, mein Töchterchen ist eine vornehme Dame geworden, sie hat's gut als Frau Oberförsterin, geht in herrlichen Kleidern und wohnt in einem schönen Hause, während ihre Mutter in einer Hütte wohnen muß und in Lumpen geht. Das ist's, ich will ebenso leben als mein liebes Töchterchen, ich will zu ihr, in ihr Haus oder . . .“

„Schweig!“, unterbrach sie der Oberförster aufgebracht. „Keinen Fuß sollt Ihr über die Schwelle meines Hauses setzen. Ihr sollt das Glück und die Ruhe meines Weibes nicht vergiften. Ihr könntet mit dem, was ich Euch gebe, anständig und ohne Sorgen leben, aber Ihr vertrinkt und verbringt es. Laßt Euch nicht zum zweiten male von mir bei einem Holzfrevel treffen, oder ich übergebe Euch dem Gerichte, daß Ihr die verdiente Strafe empfangt!“

„Ha, ha“, lachte die Alte, „das thun Sie nicht, darauf will ich es ankommen lassen. Meine Tochter hat durch einen Holzfrevel ihr Glück gemacht, ich will es auch, Herr Schwiegersohn, aber lasse ich nicht davon ab.“

Ohne ein Wort zu erwidern, ging der Oberförster fort. In ihm stürmte eine heftige Erregung. Er sah sein höchstes Glück durch den Trotz und die Bosheit der Alten bedroht, er wußte, wozu sie fähig war, und daß sie nimmer ruhen würde, bis sie ihr Streben erreicht. Zugleich beschloß er aber in seiner Erbitterung, dem boshaften Trotze eine unerbittliche Strenge entgegenzusetzen und lieber alles zu wagen, als sein und seiner Marie Glück der Alten preiszugeben.

Es hatte ihn eine Heftigkeit und Wildheit ergriffen, die er nie früher an sich gekannt hatte. Er sah das Heiligthum seiner Liebe und seines Glücks bedroht und allen Haß, dessen er fähig war, warf er auf die, welche sie bedrohte. Sollte er das höchste Glück erreicht haben, nur um es nach einem kurzen Traume sich durch boshafte Ränke entrissen zu sehen? Nein, das sollte und durfte nicht sein, an diesem Glücke hing sein ganzes Leben und das Leben würde er eingesetzt haben, es sich zu erhalten.

In heftiger Aufregung durchschritt er den Wald. Der Sturm in seinem Innern mußte sich erst legen, ehe er seiner Marie entgegentrat, denn sie durfte nicht ahnen, was vorgefallen war und in ihm vorging, sie wollte er schützen und behüten, solange es möglich war. Und eine finstere, unheimliche Ahnung stieg in ihm auf, daß dies nicht immer möglich sein würde. Trübe Bilder zogen vor seinem Geiste vorüber. Er sah sein junges, jetzt noch so blühend schönes Weib in Thränen und mit bleichen kummervollen Wangen. Aus ihren Augen blickte ihm nicht der kleinste Schimmer des Glücks entgegen, das ihnen jetzt noch einen so wundervollen Glanz verlieh — Gram und Kummer sprachen aus ihnen — da raffte er sich endlich gewaltsam empor und scheuchte die trüben Bilder seiner aufgeregten Phantasie.

Mag es Ahnungen geben oder nicht, gewiß gibt es in manchem Leben Stunden, in denen die Zukunft gleichsam in dunkeln Schattenbildern vor dem aufgeregten Geiste vorüberzieht und in ihm Eindrücke zurückläßt, die nicht so schnell wieder schwinden und auf sein Handeln nicht ohne Einfluß bleiben.

Als der Oberförster in seine Wohnung zurückkehrte, hatte er jede Aufregung in sich so weit niedergekämpft, daß er Marie heiter entgegentreten konnte. Sie hatte keine Ahnung von dem Vorgefallenen, sonst hätte sie vielleicht aus der Leidenschaftlichkeit, mit der er sie an sein Herz drückte, gleichsam als wollte er sich vergewissern, daß das Glück noch ihm gehörte, auf seine innere Aufregung schließen können. Sie merkte indeß nichts davon und er verbarg es ihr sorgfältig.

Trotzdem war Damm aber nicht ruhig. Er wußte, daß die Alte ihren Vorsatz nicht aufgeben und neuen Holzfrevel ausüben werde, und er mußte befürchten, daß sie von seinen Jägern entdeckt werde. Um dies zu verhüten, um seiner Marie und sich selbst diese Schande zu ersparen, war er unablässig im Walde, um ihr aufzupassen.

Einige Tage lang schien sie den Frevel eingestellt zu haben, da traf er sie aber wieder auf frischer That und der freche Hohn, mit dem die Alte ihm entgegentrat, empörte ihn auf das höchste. Er entriß ihr die Säge und zerbrach sie, aber die Alte erwiderte mit ihrem grinsenden Lächeln, daß sie noch Geld genug habe, sich eine neue Säge zu kaufen, und daß sie ihr Vorhaben nimmer aufgeben werde, bis auch ihr Glück dadurch begründet sei.

Der Oberförster drohte ihr, daß er sie dem Gerichte übergeben werde, daß er lieber die Schande als ihren frechen Trotz ertragen wolle, aber auch hierdurch ließ sie sich nicht abschrecken. „Thun Sie es nur, thun Sie es nur, Herr Schwiegersohn“, rief sie, „und Sie werden sehen, wozu ich fähig bin! Das ist ja mein Wille,

daß Sie mich ins Zuchthaus bringen sollen. Dort habe ich es ebenso gut als jetzt. Dann haben Sie Ruhe vor mir und mein Töchterchen braucht sich seiner Mutter nicht mehr zu schämen! Aber es soll an seine Mutter denken und sein Hochmuth soll sich legen! Bitter, bitter soll es bereuen, daß es mich nicht zu sich aufgenommen hat!"

Damm versuchte nun, durch Güte die Alte von ihrem Verhaben abzubringen; er stellte ihr das Thörichte desselben vor und versprach ihr eine nicht unerhebliche Summe Geld; doch auch hierdurch ließ die Alte sich nicht bewegen. „Was nützen mir die paar Thaler?" entgegnete sie. „Die sind bald aufgezehrt und dann sitze ich wieder hilflos da. In Ihrem Hause allein bin ich geborgen; meine Tochter soll mich zu sich nehmen, das will ich und darauf bestehe ich!"

„Ehe ich das zugebe, mag selbst das Schlimmste geschehen!" rief der Oberförster in höchster Erbitterung und eilte fort, um durch das freche, höhnische Lachen der Alten nicht bis zum Aeußersten getrieben zu werden. Wieder eilte er lange im Forste umher, um ruhiger zu werden, und wieder glückte es ihm, seine Aufregung vor Marien geheim zu halten. Bei ihr fühlte er sich so wohl und glücklich, bei ihr vergaß er die Gefahr, welche ihr Glück bedrohte, und bei ihr ward er wieder ruhig.

Diese Ruhe sollte indeß nicht zu lange währen. Schon am folgenden Morgen trat einer seiner Jäger zu ihm ins Zimmer und meldete ihm den bedeutenden Holzfrevel, welcher in der neuen Anpflanzung geschehen war. Er wußte zwar bereits darum, aber dennoch erschrak er, weil nun auch die Jäger darauf aufmerksam geworden waren und dem Thäter auflauerten, der ihnen noch unbekannt war. Um dies zu verhüten, beschäftigte der Oberförster sie in einem andern Theile des Waldes und hing selbst die Büchse über die Schulter, um in den Wald zu gehen und der Alten aufzupassen.

Als er von seiner Marie Abschied nahm, blickte er ihr lange und tief in die Augen. Eine ihm unerklärliche Bangigkeit und Schwere ruhte auf seinem Herzen und es war ihm fast, als ob er sein Weib zum letzten male an sein Herz gedrückt, zum letzten male in ihre Augen geschaut hätte.

Auch dieses bemerkte Marie nicht, weil sie keine Ahnung von dem hatte, was in ihm vorging. Sie hielt es nur für einen Ausdruck seiner innigen Liebe und als er sich endlich von ihr losriß und rasch in den Wald eilte, blickte sie ihm lange und glücklich lächelnd nach.

In düsterer Stimmung schritt Damm zu der jungen Baumpflanzung. Nie zuvor hatte er ein so wildes und zerrissenes Gefühl in seinem Herzen empfunden als jetzt. Das Glück, welches er sich durch seine Marie errungen hatte, gehörte ihm, niemand hatte ein Anrecht darauf, am allerwenigsten Mariens Mutter, die ihre Tochter nie geliebt hatte. Und von ihr sollte er sich dieses Glück rauben lassen, sie drängte sich zwischen ihre Herzen und doch hatte er an ihr so viel gethan, als ihm nur möglich war! Doch nein, es durfte nicht sein! Das Laster und die Bosheit der Alten durften über die Unschuld seines Glücks den Sieg nicht davontragen, es durfte nicht sein und er fühlte eine wilde Kraft in sich, um es zu verhindern. Er haßte die Alte; unwillkürlich ballte sich bei dem Gedanken an sie seine Hand. Er wünschte mit ihr zusammenzukommen, um dem bittern Haß in seinem Herzen etwas Luft machen zu können, und dennoch fürchtete er sich, ihr gegenüberzutreten, weil er fühlte, daß er nicht im Stande sein würde, seine Leidenschaft zu beherrschen.

Ohne daß er es gewahr worden war, hatte er sich der Baumpflanzung genähert; da tönte das kurze und rasche Geräusch einer Säge in sein Ohr; er kannte es und heftiger Zorn leuchtete aus seinen Augen. Sein Herz pochte heftig und laut und rasch schritt er auf die Baumpflanzung zu. Er hatte sich nicht getäuscht; es war die Alte, welche soeben einen jungen Stamm abschnitt. Als sie ihn kommen sah, den jetzt doppelt an seine Pflicht gemahnten, schon unter der Rutsche seiner Untergebenen stehenden Mann, stieß sie ihr hohnlachendes „Hi, hi!" aus, um ihn noch mehr herauszufordern.

Er, seiner Sinne nicht mehr mächtig, riß die Büchse von der Schulter — einen Augenblick, ein Schuß hallte durch den Wald und mit lautem Schrei stürzte die Alte zur Erde.

Erschrocken, regungslos stand die große Gestalt des Oberförsters da. Aus seinen Wangen war jeder Tropfen Blut getreten und seine Augen starrten auf den Leichnam ihm zu Füßen. Die Sicherheit seiner Hand war sein Verderben geworden, die Kugel hatte das Herz der Alten durchbohrt und keine Macht konnte die That ungeschehen machen. Mit einem male war die Wuth aus dem Herzen des Mannes gewichen,

krampfhaft war es vor Schrecken über die eigene That zusammengezogen und in seinem Geiste und vor seinen Augen schwindelte es.

Da durchzuckte ihn der Gedanke, daß er einen Mord begangen, daß er die Mutter seines Weibes getötet, und mit dem lauten Ausrufe: „Marie, Marie!“ stürzte er fort in den Wald, weiter, immer weiter, um der schrecklichen Qual in seiner eigenen Brust zu entfliehen, bis er erschöpft niedersank. Doch bald raffte er sich wieder empor, um dem blassen, bleichen Bilde seines Weibes zu entfliehen, welches, das Leben seiner Mutter von ihm fordernd, vor ihm stand.

O, es gab eine Qual und ein Unglück, dessen Größe er nie zuvor geahnt hatte, und seine Hand hatte dies Unglück herbeigerufen, er hatte sein Weib und sich selbst namenlos elend gemacht. Er wollte sich in der Verzweiflung seines Schmerzes selbst das Leben nehmen, nur um diese Qual in seiner Brust zu stillen; aber die Hand, welche die Waffe gespannt hielt, sank kraftlos nieder; nun sein Leben jeden Reiz für ihn verloren hatte, zitterte er für dasselbe.

Er dachte daran, zu fliehen, aber eine unsichtbare Gewalt hielt ihn in der Gegend zurück, wo er noch vor wenig Stunden so unendlich glücklich gewesen war. Er hatte sein Glück durch die Bosheit der Alten getrübt geglaubt und jetzt — jetzt erschien ihm sein Zustand verglichen wie ein Himmel gegen die Höllenqual, welche jetzt seine Brust erfüllte. Ohne Ziel, ja ohne einen bestimmten Gedanken eilte er rastlos in dem Walde umher, bis er endlich erschöpft und ermattet niedersank. Er preßte die brennende, glühende Stirn an die kalte Erde, er schloß die Augen, als ob er damit jede Erinnerung von sich stoßen könnte, aber dem Fluche der Schuld konnte er nicht entrinnen.

Noch ehe Marie die Heimkehr ihres Gatten erwartet hatte, hatte sie schon die schreckliche Kunde von dem Tode ihrer Mutter erhalten. Waldarbeiter hatten den Schuß und den lauten Schrei der Alten gehört, sie waren herbeigeeilt und hatten gesehen, wie der Oberförster wie ein Verzweiflungsvoller geflohen war.

Eine schreckliche Ahnung stieg sofort in Mariens Herzen auf, als sie die Nachricht erhielt; sie ahnte, daß ihr Mann die That vollbracht und ohnmächtig sank sie nieder. Als sie wieder zu sich kam, blickte sie mit ängstlichem Auge die sie Umstehenden an, als ob sie aus deren Gesichtern lesen wollte, daß sie sich täusche, daß alles nur ein schrecklicher Traum gewesen sei; aber aus den traurigen und bangen Blicken, welche auf sie geheftet waren, las sie nur die volle Bestätigung ihrer Befürchtung. Ihr Herz sträubte sich gegen den Gedanken, daß ihr Mann ein Mörder sei —; nein, nein, es konnte nicht sein, und mit ueberhafter Ungeduld sah sie seiner Heimkehr entgegen, damit er ihr sage, daß sie sich unrecht grämt, daß er unschuldig sei!

Aber er kam nicht. Die Sonne hatte sich bereits unter den westlichen Horizont gesenkt und er war noch nicht da; und sie stieg wieder im Osten ruhig und goldig empor und noch sah das unglückliche Weib und harrte der Heimkehr ihres Gatten. Kein Schlaf war auf ihre brennenden Augen gekommen, das kleinste Geräusch hatte sie emporgeschreckt und sie war aufgesprungen, um ihm entgegenzueilen, aber er kam nicht. Fern im Walde lag er erschöpft, elend am Boden; das unglücklichste Geschöpf war noch glücklicher als er.

Das Gericht hatte schnell Kunde von der That erhalten und sandte einige Beamten, dieselbe zu untersuchen und den Oberförster aufzuspüren. Man hatte sich bemüht, dies alles vor dem unglücklichen Weibe geheim zu halten, aber ihr auf jedes Geräusch lauschendes Ohr hatte es dennoch vernommen. Sie erzitterte heftig, als sie es hörte, aber kein Laut kam über ihre Lippen, keine Thräne rann über ihre Wangen, das Herz behielt den ganzen namenlosen Schmerz krampfhaft in sich zurück.

Gegen Abend des zweiten Tags wurde der unglückliche Oberförster endlich im Walde aufgefunden. Willenlos ließ er sich fesseln und fortführen; es galt ihm ja gleich, wohin und was aus ihm wurde; denn so, wie es gewesen war, konnte es doch nimmer wieder werden, das Glück war für ihn unrettbar verloren. Erst als er sich seiner Wohnung, an welcher der Weg vorüberführte, näherte, weigerte er sich, weiter zu gehen; doch bald gab er auch hierin nach. Schon erblickte er sein Haus, in dem er so glücklich gewesen war, zwischen den Bäumen, da stürzte ihm Marie, sein Weib, entgegen. Ihr Antlitz war bleich wie das einer Todten, ihre Haare waren aufgelöst und hingen wild herab. Wenige Schritte war sie noch von ihm entfernt, da blieb sie stehen und ihre Augen starrten auf ihren gefesselten Mann. Einen Augenblick stand sie regungslos wie eine Bildsäule da, dann erzitterte sie heftig, sie erschrak vor seinem Anblick und stürzte bewußtlos zur Erde nieder.

Mit verzweiflungsvollem Schmerz warf sich der Unglückliche über sie, er netzte ihr Gesicht und ihre Haare mit seinen Thränen, er rief sie laut mit Namen, aber sie fühlte und hörte es nicht.

Und wohl ihr, daß sich in diesem Augenblick ihre Augen nicht wieder öffneten, um die schrecklich entstellte und kaum erkennbare Gestalt des geliebten Mannes zum zweiten male zu erblicken. Seine Augen waren tief in den Kopf zurückgetreten und blutig unterlaufen, sein Gesicht war bleich und das Haar hing wild über seine Stirn herab — die zwei kurzen Tage schienen ihn um zwanzig Jahre älter gemacht zu haben.

Aus Mitleid mit seinem Schmerz ward er von seinen Begleitern gewaltsam von seinem Weibe gerissen und fortgeführt. Er sträubte sich anfangs mit aller Kraft, aber bald sagte er sich und gedankenlos wie ein Geistesabwesender ließ er sich fortführen in das Gefängniß. All sein Lebensglück lag begraben, vernichtet hinter ihm, was die Zukunft brachte, kümmerte ihn nicht.

Die Untersuchung der That war bald beendet, der unglückliche Oberförster hatte sie von Anfang an eingestanden. Von allen, selbst von seinen Richtern wurde er aufrichtig bedauert, aber dem Gesetz mußte Genüge gethan werden und drei Jahre Festung lautete das mildeste Urtheil für Tödtung. Schweigend hörte er es an, schweigend und gebeugt ließ er sich auf die Festung führen, er war ja todt für sein Glück, für das Leben und die Welt und seine einstige Kraft und sein Muth waren dahin. Sein Weib sah er nicht wieder; das lag schwer erkrankt in der Oberförsterwohnung und wußte von dem allen nichts.

* * *

Es war ein heiterer, frischer Herbstmorgen. Der Himmel spannte sich weit und in seinem Blau über die Erde und die Erde erglänzte von Tausenden von Thautropfen, welche an Halmen und Blättern hingen. Lange Reihen von Kranichen zogen hoch in der Luft dem Süden zu und Schwärme kleinerer Zugvögel flogen von Busch zu Busch über die Felder und Wiesen hin.

In dem Walde, in welchem die Oberförsterwohnung lag, herrschte eine lautlose Stille ringsum. Nur der leise Wind, der durch die Wipfel der hohen Bäume fuhr, fuhrte gelbe Blätter herab und trieb sie spielend an der Erde fort. Ein Mann schritt langsam durch den Wald der Oberförsterwohnung zu. Es war eine hohe, aber gebeugte Gestalt. Er zählte noch keine vierzig Jahre und doch waren schon tiefe Furchen in sein Gesicht gegraben und sein Haar fing an zu erbleichen. Seine Wangen waren bleich und eingefallen, seine großen Augen blickten glanzlos und matt. Er ging langsam dahin und doch sah man es ihm an, daß das Gehen ihm schwer ward, weil ihm die Kraft dazu fehlte.

Diese hinfällige Gestalt war Damm, der schöne und kräftige junge Oberförster, der noch vor einem Jahre denselben Weg so lebensmuthig und heiter einhergeschritten war. Ein einziges Jahr Gram und Kummer hatte dies alles vollbracht.

Der Landesherr hatte ihm zwei Jahre seiner Strafe geschenkt, aber hatte er ihm auch das Glück und die Ruhe seines Herzens zurückgeben können? Dem Gesetz war volle Genüge gethan; er war frei — weshalb eilte er nicht, an Marieens Herzen auszuruhen und Gram und Kummer zu vergessen? Hatte das eine Jahr auf der Festung auch die Liebe in seinem Weibe geschwächt? War Marie ihm das nicht mehr, was sie ihm einst gewesen? Nein, nein, das war es nicht, er liebte sie noch ebenso innig und treu wie einst! Aber über dieser Liebe lag der dunkle, schwere Schatten seiner That. Sein Herz trieb ihn, seinem Weibe entgegenzueilen; in Gedanken drückte er es hin und lud an seine Brust — da erhob sich die blutende Gestalt des Alten dazwischen und wie festgebannt standen seine Füße.

Er wußte, daß ihn Marie noch ebenso innig wie einst liebte, aber wie sollte er vor sie hintreten? Konnte er ihr noch offen und ruhig ins Auge schauen wie einst? Konnte er an ihrer Seite noch so harmlos glücklich sein wie früher? Die eine unbedachte That, sie ruhte wie ein Fluch auf seinem Innern!

Langsam nahte er sich dem Forsthause. Wie vor einem Jahre lag es still und friedlich unter hohen Bäumen, da nichts an ihm verändert zu sein schien. Noch prangte das alte und mächtige Hirschgeweih über der Hausthür, noch schlang sich an der einen Giebelseite Epheu empor und rankte bis auf das Dach hinauf, noch blickte das ganze Haus dem Beschauer so freundlich und zutraulich entgegen wie einst — es war ja von allen Schmerzen unberührt geblieben.

Einen Augenblick lang betrachtete der Unglückliche das Haus und die Stätte mit wehmüthiger Trauer. Er wollte rasch näher treten, aber die Erinnerung an die Vergangenheit hielt ihn gewaltsam zurück. Er warf sich nieder auf die Erde, barg das Gesicht in den Händen und weinte laut. Und vermochten die Thränen die Vergangenheit

auch nicht auszulöschen, so milderten sie doch seinen Schmerz.

Beruhigter erhob er sich und eilte auf das Haus zu, in dem seine Marie, sein höchstes Erdenglück weilte; denn die Milde der höchsten Forstverwaltung hatte sie nicht von dieser Stätte vertrieben. Unter dem Schutze eines alten und ihr befreundeten Försters, welcher ihres unglücklichen Mannes Stelle versah, hatte sie dort still trauernd gelebt.

Wol klopfte Damm's Herz lauter und heftiger, je näher er dem Hause kam; wol trat ihm das blutige Bild der Getödteten vor die Gedanken; als er aber sein Weib aus der Thür des Hauses treten sah, als er den Freudenschrei hörte, sobald sie ihn erblickte — da schwand jeder andere Gedanke, jede Erinnerung an das Geschehene. Er eilte auf sie zu, er schloß sie in seine Arme, und als sie ihr Haupt schluchzend an seiner Brust barg, da fühlte er, daß ihr Herz ihm vergeben, daß ihre Liebe noch die alte sei. Kein Wort kam über ihre Lippen, Freude und Schmerz sprachen ihre Herzen in einem einzigen Blicke aus, mit dem sie einander in die Augen schauten. Wol lag noch die alte Liebe in diesem Blick und in ihren Augen, aber der trübe Schleier der stillen Trauer und des Schmerzes hatte ihren frühern, freudigen Glanz verhüllt.

So war das Wiedersehen in dem Försterhause.

Der Oberförster war frei und heimgekehrt, er hatte seine Marie wieder, aber das heitere, harmlose Glück wollte in das Haus, wo so vieles an die Vergangenheit erinnerte, nicht zurückkehren. Er suchte um Versetzung in eine andere Gegend nach, er war selbst mit einer gewöhnlichen Förstersstelle zufrieden — beides wurde ihm gewährt —, aber der Schatten, der düster auf ihrem Glück ruhte, schwand nicht. Beide fühlten, daß ihre Herzen sich innig lieb hatten, beide suchten durch erhöhte Liebe gegenseitig jeden Schmerz und jede Erinnerung an die Vergangenheit zu tilgen, aber äußerlich war etwas Fremdes zwischen sie getreten, was ihr harmlos heitere Innigkeit unmöglich machte — das war „der Fluch der bösen That", das war die Hand der Nemesis, die auf ihnen ruhte und deren Schwere erst durch die Zeit unmerkbar wurde.

Die junge Baumpflanzung, welche die Hand des Oberförsters einst angelegt hatte, wo ein Waldfrevel den Grund seines großen Glücks und ein Waldfrevel die Ursache seines Elends gewesen war, liegt öde und erstorben da. Keine Hand hat sie ferner gepflegt, die Stätte des Verbrechens, und selbst die Natur scheint ihr den Segen versagt zu haben. Moos und spärliches Gras ist das Einzige, womit sie den Boden bedeckt hat.

Der kleine Verkehr in Paris.

Von W. Lamm.

II. Der Vogelmarkt.

(Beschluß.)

Sobald der gestrenge Herr Marktinspector gewahrt, daß auf dem Vogelmarkt auch für die Küche bestimmtes Geflügel eingeschwärzt wird, so nimmt er die Delinquenten sofort beim Kragen, hält über sie hochnothpeinliches Halsgericht und das Corpus delicti muß büßen für die Thäterschaft des Händlers. Aber solche Fälle kommen sehr selten vor.

Der berühmteste pariser Geflügelzüchter heißt Gérard. Auf den Vogelmarkt bringt er seine riesigen Cochinchinesen, Bramaputras, seine blauen Haubenhühner, die silbergeschuppten Jerusalemhühner, die grauen Dorkings, und seine bunten, normännischen Kampfhähne; andere minder renommirte Händler suchen in allen diesen Zuchten mit ihm zu wetteifern. Von Tag zu Tag wird dieser Theil des Vogelmarktes wichtiger und interessanter, da die Federviehzucht eine Mode geworden ist. Seine vollständige Entwickelung gewinnt derselbe immer mit dem herannahenden Frühjahr.

Nicht die uninteressantesten Thiere des Vogelmarktes sind endlich die Kaninchen. Jedermann weiß, daß die Stallkaninchen in Paris das gewöhnliche Fleischgericht unbemittelter Leute sind; allein zu diesem Zweck findet man sie hier nicht, sondern nur solche Thiere, die zum Vergnügen gehalten werden. Die Mode will nun, daß der Werth eines sonst hübschen Kaninchens von der Länge und Breite seiner Hängeohren abhängt, sodaß es Thiere darunter gibt, deren Ohrenfläche größer ist als die ihres Körpers. Kurz, wer über die Sonderbarkeit des Geschmacks und der Liebhabereien der Menschen lächeln und doch darüber staunen will, wie die Kunst der Zucht sich denselben anzubequemen weiß, der wird auf den genannten Märkten eine reiche Nachlese zu Betrachtungen finden.

III. Der Wildpret- und Geflügelmarkt.

Der Markt, auf welchem das Tafelgeflügel, das bekanntlich in Frankreich eine größere Rolle spielt als sonst irgendwo, ebenso das Wildpret von jeder Art verkauft wird, heißt Marché de la Vallée,

und liegt auf dem Kai, an der Ecke der großen Augustinergasse; er nimmt einen Theil des Platzes vor der Kirche und dem Kloster gleiches Namens ein. Früher wurde der Markt auf dem Kai selbst, in freier Luft gehalten, und versperrte nicht wenig den Passirenden den Weg. Gegenwärtig ist er unter eine geräumige Halle verlegt, wie die meisten Märkte in Paris; dieselbe ist im Jahre 1818 erbaut worden und besteht aus drei Galerieen, welche durch Pfeilerreihen voneinander geschieden und durch eiserne Gitter wieder verbunden werden. Die mittlere Galerie dient für die Fuhrwerke und die Großhändler; die erste Galerie, zum Detailverkauf bestimmt, enthält in gleichen Abständen kleine, ganz aus Eisen aufgeschlagene Pontifen. Hinter der Markthalle, nach der Seite der Rue du Pont de Lodi hin, befinden sich die Geflügelhöfe und die Käfige. Hier werden die lebenden Thiere, die zum Markt kommen und vor dem Verkauf noch einer besondern Sorgfalt bedürfen, einstweilen untergebracht. Dieser Raum ist denn auch der Sitz einer ebenso originellen als eifrigen Industrie, auf welche wir späterhin zurückkommen werden.

Der Markt von Lavallée wird viermal in der Woche gehalten, Montags, Mittwochs, Freitags und Samstags. Im Winter eröffnet man ihn um 8 Uhr, im Sommer um halb 7 Uhr; zu jeder Jahreszeit aber wird er gegen halb 3 Uhr unwiderruflich geschlossen. Eigene Polizisten oder „Ordonnanzen des Herrn Polizeipräfecten" wie sie sich lieber nennen hören, versehen den Dienst der Sicherheitsbehörden, während wiederum besondere Agenten, gleichfalls direct vom Polizeipräfecten installirt, den wichtigen Handel dieses Marktes überwachen und in den gesetzlichen Schranken halten.

Der Kleinverkauf ist übrigens hier ziemlich unbedeutend; dieser ist in den Händen der ungezählten Wildprethändler, bei welchen die Köchinnen ihre Einkäufe machen, ganz wie es mit allen übrigen Lebensbedürfnissen in Paris der Fall ist. Nur die guten Wirthschafterinnen gehen oder fahren direct auf den Markt de la Vallée, weil hier nicht allein Geflügel und Wildpret stets in der allergrößten Auswahl vorhanden, sondern gewöhnlich auch etwas billiger ist wie bei den Wiederverkäufern.

Die wichtige eigentliche Aufgabe dieser Halle ist die Vermittelung des Großhandels mit Geflügel und Wildpret, welche nicht allein von den Jägern und Gutsbesitzern der nächsten Umgegend der Weltstadt, sondern oft von weither, sogar aus dem Ausland, hier zusammenfließen. Häufig sieht man hier eine Gemse aus Savoyen neben einer Kette schottischer Moorhühner liegen.

Seit dem Jahre 1851 werden die Großverkäufe nicht mehr durch directe Uebereinkunft abgeschlossen. Das System des Ausrufs und der Versteigerung, welches zuerst in der Halle des Provaires mit außerordentlichem Erfolg eingeführt wurde, ward auch für den Verkauf der Waaren in Lavallée angenommen. Eigene Makler, welche vom Polizeipräfecten ernannt werden, übernehmen die Vermittelung zwischen den Producenten der Provinz und den pariser Wiederverkäufern; ein System, das gegenwärtig auf allen Lebensmittelmärkten in ganz Paris eingeführt ist. Die Redlichkeit und gewissenhafte Amtsführung der Makler wird erstens durch eine Caution einigermaßen gesichert; zweitens aber, und noch viel zuverlässiger, durch die unaufhörliche Ueberwachung von seiten unbekannter, geheimer Agenten, welche der Herr Polizeipräfect in immer neuen Metamorphosen unermüdlich dahin dirigirt.

Um den Markt mit Geflügel oder Wildpret zu beziehen, braucht es für Landleute, Förster und Jäger keiner besonders großen Umstände oder Formalitäten. Es genügt völlig, die Waaren, welche zum Verkauf bestimmt sind, in große Körbe gut zu verpacken, oben darauf die Note mit genauer und detaillirter Declaration zu legen, dann auswendig die Adresse irgendeines Maklers, und darunter eine zweite Karte mit der Aufschrift: „Rückgehende leere Körbe an Herrn X Station N" anzubringen, und sodann das Ganze auf die Eisenbahn oder irgendeine andere Transportgelegenheit zu schaffen. Der Absender schreibt gleichzeitig direct an den Makler, um ihm Avis von der Sendung zu geben und ihn zu benachrichtigen, wie die Zahlung geschehen soll, entweder in baar per Post, oder in einem Sichtwechsel auf Paris. Das letztere ist gewöhnlich üblich, wenn der Absender keinen sichern Correspondenten in Paris hat, bei welchem der Makler den Betrag für den Verkauf gleich einzahlen könnte. Es wird zugegeben werden müssen, daß es nicht leicht eine einfachere und sicherere Methode des Handels gibt, und es verdiente dieser Gebrauch der pariser Märkte gewiß eine recht allseitige Nachahmung. Da der Verkauf auctionsweise (à la criée), das heißt nach dem Meist- und Letztgebot geschieht, so darf der Verkäufer die Gewißheit haben, daß seine Waaren nicht unter ihrem Werth weggegeben werden. Bringen es

nichtsdestoweniger die Conjuncturen mit sich, daß die Waaren nicht das Gebot erhalten, welches sie beanspruchen dürfen, so zieht sie der Mäkler, im Fall sie sich halten, nicht selten von der Versteigerung zurück und sucht sie dann am nächsten Markt unter vielleicht günstigern Bedingungen anzubringen. Ihr eigenes Interesse sowol wie dasjenige der Stadt Paris, welches wieder die sie bewachenden geheimen Agenten im Auge haben, spornt sie an, die in Commission erhaltenen Waaren stets so theuer als nur möglich zu verkaufen. Von dem Bruttoertrag des Verkaufs gehen 10 Procent ab, nämlich 7 Procent Octroigebühren für die Stadt Paris, und 2 Procent Eingangszoll. Die Mäkler erhalten blos 1 Procent Provision für ihre geleisteten Dienste; je mehr demnach der Verkauf abwirft, um so bedeutender erhöht sich auch die Summe ihres Gewinnes.

Der Mäster oder Lieferant muß die allergrößte Sorgfalt beobachten in der Art des Schlachtens, des Zurichtens und der Einpackung der Waaren, die er zu Markte sendet. Nur sehr wenige Thiere werden lebend abgeliefert. Kaninchen und Hasen müssen getödtet, ausgeweidet und nach dem Erkalten in frisches Stroh emballirt werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß das Stroh, als ein schlechter Wärmeleiter, am tauglichsten zur Emballage todter Thierkörper ist. Heu fängt alsbald an zu gähren und entwickelt ein Ferment, welches die Fäulniß sehr beschleunigt.

Dem Geflügel darf der Hals niemals abgeschnitten, sondern es muß nur beinahe gerade so zugerichtet werden, als wenn es eben an den Bratspieß gesteckt werden sollte. Diese Vorsichtsmaßregel ist nicht unwichtig, denn jedes zum Verkauf gestellte Stück Geflügel verliert ohne dieselbe augenblicklich die Hälfte von seinem Werth.

Geschossenes Wildpret läßt sich, wenn nicht im Winter, bekanntlich schlecht aufbewahren; es muß daher rasch versandt und sofort verkauft werden. Ist dasselbe vom Schrot zerrissen oder schon etwas angegangen, so kann man häufig ganze Lose davon zu sehr billigen Preisen erhalten.

Die Tauben werden stets nur lebend versandt und verkauft.

Das beste und schönste Hühnergeflügel kommt großentheils aus den Bauernhöfen der Normandie und der Sarthe; aus dem Bourbonnais, dem Berry, der Beauce und der Champagne vorzugsweise Gänse und Truthühner.

Alles Wildpret aus dem ganzen Versorgungsbezirk von Paris, d. h. von 12 Meilen in der Runde, strömt auf jenem Markte zusammen.

Die beträchtlichsten Quantitäten an Tauben liefern die Bauern und Gutsbesitzer der Picardie.

In der größten Anzahl versandt werden aber immer Gänse und Truthühner. Es gibt manche Züchter und Händler, welche öfters Heerden von 200 und 300 Stück auf einmal abschicken.

Wenn die Tauben, sei von sehr weither in eigenen Reisekörben transportirt, in Paris ankommen, so ist es unumgänglich nothwendig, sie, bevor sie zum Verkauf gestellt werden, einer eigenthümlichen Operation zu unterwerfen. Ein besonderes Lokal der Halle ist zu deren Vornahme bestimmt. Hier nehmen Marktvorsteher, durch eine Medaille ausgezeichnet, und vom Polizeipräfekten für diesen Posten eigens bestellt, die Tauben in Empfang und nöthigen denselben sofort eine gewisse Menge Körner in den Kropf. Man nennt diese Leute Gaveurs. Sie stecken die Körner in ihren eigenen Mund und stopfen sie nun mit oder ohne Zwang den Tauben in den Schnabel; das Futter liefern sie selbst und erhalten für diese besondere Arbeit 20—25 Centimes per Dutzend gestopfter Thiere.

Diese Vorsichtsmaßregel ist unerläßlich, weil ohne dieselbe die Waare beim Verkauf nicht hinlänglich gewürzt wird. Verschiedene große Taubenzüchter hatten sich von dieser Auflage, welche keineswegs streng verbindlich ist, freigemacht, mußten aber trotzdem vor den Barrièren besondere Etablissements gründen, wo ihre eigenen Leute die Tauben füttern, kurz bevor sie dieselben zu Markte bringen. Der Gaveur erlangt rasch eine bedeutende Geschicklichkeit in seiner Kunst und fertigt an einem Markttag mit außerordentlicher Schnelligkeit sehr bedeutende Mengen von Tauben ab. Man versichert, daß dies Geschäft ein höchst einträgliches gewesen sei, ehe die größern Taubenzüchter es selbst in die Hand nahmen.

Auf dem Markte von Vaugirard werden allerdings sehr große Quantitäten an Geflügel und Wildpret verkauft, aber wahrhaft schöne Exemplare, das Beste der Jahreszeit, kommen doch nur selten dahin, die großen Geschäfte in der Stadt kaufen ihre Vorräthe direct auf dem Land ein, wobei sie sich natürlich besser stehen, und die Restaurateure und Gastwirthe ersten, zweiten und selbst dritten Rangs handeln wieder lieber blos mit einigen großen Wildprethändlern, deren Häuser das Renommée besitzen. Der Grund davon ist ganz einfach: auf dem Vaugirardmarkt wird nur

in Loſen oder Abtheilungen verkauft; unter jeder Abtheilung befindet ſich ſowol gute wie ſchlechte Waare; die großen Gaſtwirthe, die berühmten Reſtaurateure, die Wiederverkäufer mit einer reichen Kundſchaft und vornehme Haushaltungen wollen aber nur Waare von erſter Qualität kaufen, und ſich nicht mit dem Ausſchuß begnügen, den ſie gezwungen wären mit einzukaufen.

Die hauptſächlichſten Kunden des Marktes von Lavallée ſind die Reſtaurants in 20 Sous, die Speiſewirthe, Garköche und die Kleinhändler der großen Stadt. Für dieſe iſt nichts zu ſchlecht; ſie können allerdings auch das beſte Geflügel brauchen und verwenden, aber ihr Bedürfniß richtet ſich weſentlich nur auf die Wohlfeilheit. Es darf daher kein Wunder nehmen, wenn die Speiſekarte eines „Restaurant au bon marché" im Palais Royal für 1 Franc 50 Centimes, außer dem Brot und einem Getränkloſe, den der Namen „Maron" ehrt, Salmi von Becaſſinen, Rebhühner mit Kohl, wilde Enten oder ſelbſt Faſanen offerirt. Jedes Wildpret ward auf dem Lavallée in einem Loſe gekauft, das durch die Klinke des Jägers, durch ſchlechte Emballage oder lange Reiſe unanſehnlich, wenn nicht Schlimmeres geworden war. Da koſtet dem Reſtaurateur vielleicht noch lange nicht ſo viel wie ein ordentliches Stück Hammelkeule.

Die Kundſchaft des Marché de la Vallée beſchränkt ſich aber nicht blos auf die billigen Speiſewirthe und die Grauwaarenhändler von Paris. Noch tiefer im Rang ſtehende Geſchäftsleute holen ſich von dort die Mittel zu einem mühevollen und nur wenig einträglichen Handel. Das ſind die Rôleurs, Schreibfälle von wandernden Händlern, welche mit kleinen Handkarren die Straßen durchziehen und ihre Waaren ausbieten, daß die Kennerſcheiben zittern. Bei ihnen muß man natürlich weder fette Hähnchen noch junge Rebhühner ſuchen. Der Rôleur beſitzt Schamgefühl; er beſucht vorzugsweiſe nur die entlegenſten Straßen und die Faubourgs.

Außer den Rôleur gibt es in der Halle von Lavallée noch eine eigenthümliche Gattung von ſtädtiſchen Zwiſchenhändlern, welche die Hauliers heißen, genannt von dem Dorf Houilles im Departement der Seine und Oiſe, daſſelbe beſitzt das beneidenswerthe Privilegium, in ſeinem Ring alle die achtungswürdigen Geſchäftsleute zu vereinigen, die ſich dieſer beſondern Induſtrie, vielleicht der lucrativſten von allen, widmen. Der Houillon kauft auf dem Markt alles, Gutes und Schlechtes; aber nur dann iſt ſeine innere Berechnung die größte, wenn er das Allerunbrauchbarſte, was da iſt, an ſich gebracht hat. Dann durchläuft er mit ſeinen billigen Waaren die ganze Banlieue von Paris und verſorgt ſowol das Landhaus des pariſer Spießer wie die Weinkneipe, wo der „Petit bleu des Barrières" geſchenkt wird. Seine größten Handelsheldenthaten verrichtet er aber in Paris ſelbſt, auf dem menſchenvollen Boulevard, und ſeine Kunden ſind hier die ehrbaren Familienväter, zurückgezogene Materialiſten, pensionirte Beamte, ſparſame und doch leckerhafte Junggeſellen, und einige „Jäger vor dem Herrn", welche weniger Glück haben, als ihr Vater verdienen dürfte. Der Houillon gibt ſich alsdann für einen Bauer der Umgegend aus, und deshalb hütet er ſich wohl, jemals ſeine Landestracht, man könnte auch ſagen Standestracht, mit einer andern zu vertauſchen. Seine ehrliche blaue Blouſe macht ſein Glück. Er durchläuft den Boulevard beſonders gern zur Jagdzeit und ſieht er das gutmüthige und ſeelenreine Geſicht irgendeines Mannes mit Fuchsknopfen auf dem Rock, ſo zieht er unter ſeiner Blouſe einen feiſten Haſen, ein Paar Rebhühner hervor, und verlangt dafür einen ſo geringen Preis, daß der gute Mann eilig und ängſtlich, ein anderer könne ihm die Beute wegſchnappen, geſchwind den dummen Bauer beim Wort hält, ihn bezahlt, ihm noch ein Trinkgeld gibt und voller Stolz heimkauft zu ſeiner Frau, der er die herrliche Jagdbeute triumphirend zu Füßen legt. Dieſe aber erkennt ſchon am Geruch, daß das Wildpret mindeſtens über acht Tage alt und ihr Mann, der gewaltige Jäger, von einem pfiffigen Bauer übertölpelt worden iſt.

Aus Chopin's Leben.

Der für die Kunſt zu früh dahingegangene Chopin, ein auf ſlawiſchen Stamm gepfropftes franzöſiſches Reis, vereinigte in ſeiner Organiſation die Charaktereigenthümlichkeiten des Polen wie des Franzoſen. Von jenem hatte er die lebhafte, bewegliche und gern von einem zum andern überſpringende Phantaſie, die geduldige Ausdauer in der Arbeit, das Erreichen eines benannten Ziels, den Hang zur Satire, die Melancholie und die Gewandtheit in der Sprache; von jenem dagegen ein weiches, dem Herzen entquellendes Sehnen, eine rührende Einfachheit im Umgange mit Leuten, welche ihm nahe ſtanden, eine Kindlichkeit, die ſich im Gebet, in den Sympathieen unverhohlen ausſprach und, in

die Frauennatur übergreifend, gleich dieser leicht zu reizen war und durch den geringfügigsten Umstand verletzt werden konnte.

Beinahe in den letzten Tagen seines Lebens, als langes Leiden schon seine innerste Lebenskraft angegriffen hatte, begab sich Chopin auf dringendes, oft wiederholtes Bitten seiner Schülerinnen von jenseit des Kanals nach England und Schottland. Das kränkliche Aussehen des Künstlers, seine, man möchte sagen in Nebel gehüllte Gestalt, die Art und Weise, wie sich sein Talent aussprach, dies alles war dazu geschaffen, die Töchter Albions zu bezaubern. Chopin spielte damals schon nur sehr selten und machte es seinen Schülerinnen gegenüber zur Bedingung, daß man ihn vor allen Aufforderungen, sich hören zu lassen, sicherstelle.

Wechsel des Orts und der Luft, der milde Frühling, die anmuthige Gegend, vor allem aber die zarte Sorgfalt, mit welcher man ihm überall entgegenkam, suchten den fast schon verlöschenden Lebensfunken zu neuer, freilich nur augenblicklicher Flamme an und machten den leidenden Künstler für das gesellschaftliche Leben etwas mehr zugänglich. Nicht immer war er indeß vermögend, den oft nur durch Blicke ausgesprochenen Bitten der Damen, die gerade deshalb um so dringender waren, zu widerstehen; er war auch seiner einsamen Rolle, durch das Schweigen, zu welchem er sich selbst verurtheilt hatte, und entzückte und berauschte, wenn seine Finger über die Tasten glitten, seine Zuhörer nicht minder als seine Zuhörerinnen. Die Glücklichen, welche dieses Genusses theilhaftig wurden, hatten in ihrem Entzücken nichts Eiligeres zu thun, als den Zauber, den sie in den Tönen und Weisen des Meisters bekannt, überall zu verkünden. So gelangte die Mär denn auch bis zum Hofe, welcher das Verlangen hegte, den großen Meister zu hören. Von allen Seiten gedrängt und geschmeichelt, ging Chopin, der sich mehr als gewöhnlich bei Kräften fühlte, auf die Aufforderung ein; es wurde Tag und Stunde des Auftretens bestimmt und die Königin lud zu dem in Aussicht stehenden Concert die ganze Blüte der Aristokratie ein.

Der ebenso warm empfohlene wie ungeduldig erwartete Künstler erschien endlich im Schlosse Windsor. Seine Pulse schlugen lebhafter, sein Auge gewann an Glanz und umgeben von einem Flor schöner junger Damen setzte er sich an das Instrument.

Was er spielte, war ein Gedicht, bei welchem alle Saiten seines Herzens erklangen, ein Gesang, der ihn so vollkommen, so ausschließlich beschäftigte und mit sich fortriß, daß er gänzlich vergaß, in welchem Kreise er sich befand. Er war mit seinem Genius allein, über den Sternen, und um die kleine, schmächtige Gestalt Chopin's genauer betrachten zu können, hatte die Herzogin von Kent, der Königin Mutter, ihren Platz verlassen und sich einige Schritte weit von dem in seine Phantasieen versunkenen Vortragenden niedergelassen.

Da plötzlich erscheinen vier handfeste Männer, heben das Instrument wie eine Feder in die Höhe und tragen es dem Spielenden vor der Nase hinweg!

Als hätte ihn eine Natter gestochen, springt Chopin in die Höhe. Ein Aufschrei blieb ihm im wahren Sinne des Worts in der Kehle stecken.

Er sollte über den sonderbaren, ihm völlig unerklärlichen und ihn aus allen Himmeln reißenden Auftritt bald Aufklärung erhalten, denn sofort nahte sich ihm der Ceremonienmeister und eröffnete ihm, die Etikette des englischen Hofes gestatte es nicht, daß irgendjemand von königlichem Geblüte sich einem Künstler so sehr nähere, wie es die Herzogin gethan. Um den Verstoß gut zu machen, sei ihm kein Mittel passender erschienen als dasjenige, welches er angewandt.

So oft Chopin später den Vorfall erzählte, fügte er hinzu, er hätte im ersten Augenblick eine unwiderstehliche Lust verspürt, dem flüsternden Malord — die Nase abzubeißen, sich jedoch bald eines andern besonnen und seinen Vortrag, so gut es gehen wollte, beendigt. Die Erinnerung an die britische Hofetikette ist ihm bis an sein Lebensende schreckhaft verblieben.

Wir erzählen diese Anekdote einem krakauer Journale, der „Kronika", nach und müssen ihm die Bürgschaft für die Echtheit derselben überlassen.

J. N. F.

Anregungen.

Memoiren und Geschichte.

Das geschichtliche Studium hat in den letzten Jahren soviel Verbreitung und Aufnahme gefunden, ausgezeichnete Geschichtswerke, wie Macaulay's englische, Mommsen's römische Geschichte haben einen Leserkreis gewonnen, wie wenige neuere Schriftsteller ihn zu besitzen sich rühmen dürfen.

Einmal lebendig angeregt, durch die großen Gestalten und Thaten ferner Zeiten, fremder Nationen über das Elend und die kleinen Verhältnisse der Gegenwart erhoben, mußte dieser wiedererwachte historische Sinn im deutschen Volke sich endlich, freilich wie immer zuletzt, der eigenen Geschichte, den eigenen Helden zuwenden. Keine standen uns allen, unsern Bestrebungen näher als die Männer, welche den Krieg von 1813 vorbereiteten, anfachten, vollendeten. Die Biographien von Stein und York, die Memoiren Reiche's, des tüchtigen Generals Toll haben uns viele scheinbar so nahe liegende, aber durch die diplomatischen Darstellungen der späteren Jahre so unverständlich gewordene, in eine so weite Ferne gerückte Epoche im hellsten Lichte vorgeführt und Zeugniß abgelegt von der ruhmreichen und begeisterten Erhebung eines Volks, die einzig von allen sich mit jener der attischen Männer vergleichen läßt, als die Scharen des Xerxes über den Hellespont gingen, soeben mit den drei glorreichen Siegesschwestern von Marathon, Salamis, Platää vor ebenbürtig an die Seite stellen können. Großbeeren, Dennewitz und Möckern, wo kein Leonidas „Wanderer, kommst du nach Sparta" rufen durfte, deren Verlust einst Platen dem deutschen Volke so bitter vorgeworfen, für unsere Freiheit, unsere besten, idealen Güter mit vergossen wurde.

Biographien, Schilderungen von selbsterlebten Ereignissen besitzen eine gewisse dramatische Lebendigkeit, das Interesse der persönlichen, im Leser für den Helden angeregten Theilnahme, eine romantische Spannung, die den Geschichtswerken in dem ruhigen, sich gleichbleibenden Lauf ihrer objectiven Darstellung abgeht. Das zuweilen, unter der Hand eines Meisters wie Tacitus oder Gibbon, sich die tragischen Geschicke eines Mannes wirklich zu einer Tragödie gestalten, bei dem „letzten Römer" im antiken Sinn, bei dem Engländer in der oratorischen, parteiischen Weise der Anklagerin, bestätigt unsere Behauptung, denn da überwiegt eben in ihrer Darstellung das subjectiv theilnehmende Element. Während es hier nur vereinzelt auftritt, beherrscht es dagegen die Memoiren ganz und gar.

Jeder erinnert sich noch, mit welcher Bewunderung, mit welcher Spannung des Geistes und des Herzens er bei Macaulay die „glorreiche Revolution" von 1688, die Krönung von Wilhelm III. und Maria gelesen; so oft er viele Seiten durchblätterte, weiten sie ihm wie früher ergreifen, so tief und mahr, wie die Schilderungen des Thucydides, wie der Ausgang der Messalina oder Otho's im Tacitus. Warum aber lassen ihn die späteren Bände Macaulay's, fast? Nur darum, weil der Engländer ein vortrefflicher Geschichtschreiber, ein vollendeter Biograph, etwas von einem Plan Duc ist, ihm aber das Talent, das wahrhaft historische, fehlt, ruhig sich entwickelnde Verhältnisse in ihren hervorspringenden Punkten klar, übersichtlich, bündig darzulegen. „Er wird lang weilig" sagen alle, denen die Geschichte mehr zu einer Erholung, die mit dem Schönen das Nützliche verbindet, als zum Studium dient. Mag aber der Reiz und die Anziehungskraft der Memoiren deshalb auch für die gebildete Welt ebenso erklärlich als unbestritten sein — denn sie kommen dem Roman und dem Epos, in ihren vollendetsten Mustern, wie in den Chroniken Froissart's, Joinville's, den Memoiren des Cardinals von Retz, sehr nahe, und auch bei geringeren und weniger bedeutenden weisen geschickte Hände vielfach und gerade den Rhein Novellen, Romane, Schauspiele zu bilden —, es bleibt die Frage noch erlaubt: was gelten sie dem Historiker, welche Zeugen sind sie für die Wahrheit einer Thatsache?

Eine Frage, die bei der Menge der Memoiren- und „historischen Romane" auf allen Büchertischen oft aufgeworfen sein mag.

Memoiren sind zunächst Erzählungen dessen, was der Schreiber selbst erlebte, Ereignisse, in denen er mitwirkte, Unterhandlungen, die er führte, Schlachten, die er schlug. Das „Ich" ist das vorherrschende, mag es nun Julius Cäsar oder Mademoiselle Louise von Orleans bekennen. Zuweilen schreibt auch wol ein Kammerdiener, eine Hebamme die Erlebnisse ihrer Gebieter, dann wimmeln die „kleinen Leiden", die Chronique scandaleuse vor; hier ist die unerschöpfliche Fundgrube aller historischen Anekdoten, der weltberühmten Lustspiele von Scribe; aus diesem oben nicht reinen faktischen Quell holt endlich die Alte Voltaire's und der ganzen 18. Jahrhunderts. Die Kammerdiener regieren zuletzt die Welt, diese „beste Welt", wo das Scepter in der höchsten Hand von Drahtfäden gelenkt wird, die in der Hand einer Wärterin enden. Wir wollen diese Geschichten durchaus nicht alle bespötteln, nur die Anschauung, die man durch sie von dem Lauf der Dinge und der festschreitenden Geschichte erhält, ist ebenso kleinlich als falsch. Das Zufällige — und dazu gehört sogar die Leidenschaft hervorragender Menschen — kann einen Zusammenhang feindlicher Interessen aufhalten oder hervorrufen, aber diese Gegensätze selbst aufheben. Es ineinander verschlungen kann kein Zufall, kein Geschenk spanischer Handschuhe oder „ein Glas Wasser" Gallien frauzösirt oder Karl's Reiche, aber das Imperatorenthum hält sein Volk nur einen Augenblick auf. Freilich macht der Mensch im ge-

müssen Sinne für Geschichte, er vollführt die Thaten, aber viele That selbst ist nur ein Produkt von Kar-toffeln, die Jahrhunderte im Schweigen und in der Erde geschafft, von Verhältnissen, daran allen Himmel nur Gitze, gearbeitet; aber wähnt jemand, die existentielle Frage sei rein zufällig im Kopfe eines Übrigen entsprungen, Alexander I. hätte, wenn er nur gewollt, mit seinen Kosaken im Dezember von 1812 am Niemen stehen bleiben können? Er mußte hinüber, wie der Mazedonier nach Asien, Cäsar über den Rubikon. Nicht außer uns, in den Dingen um uns und liegt das unabwendbare Gesetz, keiner kann es halten, es sinken, in ewig neuen Verwandlungen führt es die alten Gegensätze hervor; heute in einem verrosteten Schlüssel einer gefallenen Krone zu Jerusalem, morgen in dem unbeachteten Worte eines französischen Obersten, eines Volontär.

Indem begreifen die Memoirenschriftsteller sich und ihre That, die Welt ist ihnen nur ein Spiegel, der sie zurückwirft. Der Soldat schildert den Kampf um das Dorf, das er erstürmen half, der Feldherr die Schlachtordnung, den taktischen Gang des Gefechts, das Malerische tritt bei ihm vor der mathematisch richtigen Zeichnung zurück; in seinen, gelehrsamen Verhandlungen läßt der Staatsmann seinen Witz führen, wie der alte, vortreffliche Kommines den Leuten in der berühmten Zusammenkunft zu Peronne zwischen Ludwig XI. und Karl dem Kühnen, ein Abenteurer, wie Montreville, sieht und durch romantische Begebenheiten von der Stufe eines Bedienten bis zu der eines französischen Grafen. Mit den Damen — Frau von Montreville oder Madame zu Hause — stehen wir bei dem Toilettentisch der Anna von Oesterreich oder Antoinette Poitiers, der Marquise von Pompadour, Spieler und Gesellschafter, Helden und Männer, es gibt keinen Stand, dessen Mitglieder nicht Memoiren geschrieben — und sie alle sind, jeder in seinem Kreise, Kinder des „Zufalls" — und welcher Zufalls!

Ein Beispiel mag genügen. „Ja diesen Unruhen", sagt der Kardinal von Retz, „brauchte ich einen Mann, in Wahrheit, ich wollte nur eine Standarte. Ich hätte gewünscht, daß es ein Enkel des vierten Heinrich sei, mit langen, blonden Haaren, schön, wohlgestaltet, aufbrausenden Sinnes, daß er die Sprache und die Liebe der Pariser hatten beide — von jene da, eines Morgens führte mir der Zufall zu Paris den Herzog von Beaufort entgegen, der eben aus dem Gefängnis des Königs entflohen. Das war genau der Mann, den ich brauchte". So legt sich in den Memoiren — und ich rede nur von den authentischen, erwiesenen — das Bild der Welt aus kleinen Ursachen zusammen, und je tiefer der Verfasser in die engen Verhältnisse seines Lebens hinabsteigt, desto bunter, farbiger wird es, während es von oben her, mit scharfem, sonnigem Blick überflogen, wie ihn Julius Cäsar oder Friedrich der Große besitzt, eine gelassene, kühle Beschreibung wird und den noch wenig bewegten, wenn auch richtig gezeichneten Reliefbildern auf den Säulen älterer griechischer Tempel gleicht.

Die Wahrheit jeder einzelnen Thatsache zu entscheiden, ist die Sache der jedesmaligen Kritik; das Faktum an sich erfährt man kaum aus einem Memoire, die Wissenschaft des Autors hat es schwarz oder hell gefärbt, aber es läßt uns, in einseitiger Auffassung, doch näher; wir sehen die Tragödie oder Komödie noch nur uns aufgeführt, wenn auch nur von schlechten Schauspielern. Das Skelet der Geschichte bekleidet sich oft mit solchen Seidenlappen, zuweilen auch mit echtem, vollem Fleisch. Der Reiz eines solchen Buches ist für alle, die Nutzung für den Kritiker.

Ja, gibt es eine lebendigere Schilderung als die von Schiffbrüchen, die wir selbst erlitten? Wer konnte besser als Mademoiselle Louise von Orleans selbst erzählen, wie sie auf die Bastille geeilt und ihre Kanonen auf das Heer des Königs gerichtet? Wo wäre die Schlacht von Möckern treuer, expressiver dargestellt als in Droysen's „York"? Zugegeben, daß der Autor sich oft vergaß, oft zu seinen Gunsten interpretierte, selbst falsche Thatsachen, Irrthümer wie bewußte Sünden zugegeben, der Werth der Memoiren bleibt unzweifelhaft; sie vertreten gewissermaßen die Stelle der modernen Illustrationen. Sie machen Leben aus Zeit gegründet.

Nur — soll niemand, von ihren lebendigen Darstellungen, von ihren interessanten, spannenden Episoden angezogen und verblendet, ihre Behauptungen und Anschauungen überall für [illegible], sie selbst für den wahren Spiegel der Ereignisse [illegible].

Die Zungen der Völker.

Ich weiß von Eichbaums zu leise:
„Ach, daß der Himmel, lag ihr, jene Früchte,
Die reichen Sammler, welche mir die Sänger haben,
Von meinen Ästen nicht auf meinen Gott!"

Mit diesem Gottsched-lithauischen Epilog schließt O. A. Daumer die Sammlung sagenhafter Dichtungen oder erfundener Sagen, welche Amara Prange unter dem Namen „Morgenrose" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1850) mit ihm und ihrem Gatten, Alexander Kaufmann, veröffentlicht.

Ob der Zufall verschuldete, daß der „betende" Apfelbaum so ironisch gefallene Randbemerkungen zu dem Buche auf dessen letzter Seite aus der Schule schwatzt? Juvenalia hat der gütige Himmel es gefügt, daß eine Menge Früchte der Muse Daumer's und Alexander Kaufmann's durch die innerliche Dichterin gesammelt wurden und daß sich von dem vorliegenden Gesangsinhalt der letztere ein kleiner Theil — wir glauben einige zwanzig Gedichte auf etliche hundert der beiden männlichen Sänger — auf diesem neuen Ast unseres deutschen Reimapfelbaums mit an dem Sonnenlichte der Öffentlichkeit freut. Warum

ein mitarbeitbetheiligte und ebenein noch die weibliche Hand sich bei der Arbeit des Zusammenstreichens unterziehen musste. Hatte den erfahrenen Männern, wie schon, das mühsame Geschäft zu überlassen, lässt sich nicht füglich erraten.

Wäre nicht den Dichterinnen manches erspart, was einem Dichter nicht hingehe, so gäbe es allerhand Fragen über die Quellen der mitgetheilten Bearbeitungen, Quellenangaben, welche einer solchen Sammlung erst ihr eigentliches Interesse verleihen können. Amara George sagt zwar in der Vorrede: „Was seine Bearbeitungen, was Originale Uebertragungen sind, wird namentlich in der Abtheilung Schweden, England u. s. w. einem kundigen Auge nicht entgehen.“ Einem kundigen Auge. Aber was geschieht für das Auge der Nichtkundigen, die sich eine Sage in vollendeter Form schon ohne weiteren Nachweis gefallen lassen, dagegen die hier gemachte Abweichungen fremder und heimischer Mären nicht genug von praktischen Ueberlieferungen unterschieden glauben, um andere Benamsetzeichnisse als an Register zu stellen, d. h. Nachweis, wie weit der Dichter überliefert, erfindet, nacherzählt?

O. F. Lauener sagt:

Ich bin ein Salamander
Und geh' in's Feu'r,
Wie ich allein hab Ruhe,
Und sonst keiner, Gevatter,
Wie gar die Menschen gut.

Dies ist nicht etwa ein Urtheilsspruch, sondern ein ganz abgeschlossenes Gericht. Wer hören soll, soll es passlichen Orts nachgerichtet ist und warten und haben genügen lassen, hätte das Gedicht an sich eine Berechtigung. Aber da es einen poetischen Inhalt erarbeitet, kann es höchstens durch einen Nachweis, welche poetische Perlode diese Blüte ohne Luft treib und der Auffindung werth hielt, interessiren.

Derselbe Dichter berichtet nach dem „Deutsch-Elsässischen“:

Hasen weinete,
Hasen schmerzete
Wieder die Hitze so groß auf Erd' —
Ach, wie bin
Ich nur und die gute?
Wie helfe mir
Mensch und Vieh
Wieder von diesem Plage.

Da läßt sich das Nämliche poetischer in einer Zeile sagen. Welchen Gewinn hat sie?

Uebrigens ist die Sammlung jedenfalls auch bereicherungswerth manches darunter, was sicher genug bekannt ist, um auch ohne den Vermerk der Quelle Berechtigung als Gedicht seine Stelle auszufüllen. Die große Mehrzahl indessen verdient auf diejenige poetische Belebung, welche das deutsche Herz so überwältigend erscheinen lässt, und da es überhaupt eine so poetische Sache ist, dem Gedichte der Sage nahe zu treten, ohne Sorge zu tragen, daß man die einfache schlicht gebliebene Lauterkeit der alten Ueberlieferungen nicht beeinträchtige, so ist es nicht wünschenswerth, daß hier gegebene Beispiel zu Nachahmungen verführen zu sehen. In Herder's „Stimmen der Völker“ hätte man Neues, eine wenig gekannte Welt schon sich zum ersten mal auf, obwohl über Herder Kenner Kunst. Seitdem aber ist so vieles in diesem Fache zusammengetragen worden, daß man mehr und nicht weniger verlangt. Man hat sich gewöhnt, das volksthümliche Ueberall und Nirgends von Dichtern zu hören, welche einer gewissen Methode nicht entbehren können, und der stark empfehlenswerthe Spruch des Meyhöfer vom Dichter für Dichter wäre sich nur, wo man jede Pedanterie abstreift.

Am treulichsten hat sich noch Alexander Kaufmann mit seiner Aufgabe abgefunden, indem er in die Sammlung Gedichte hineinflicht, die zum Titel „Novellen“ kaum noch einen Bezug haben.

* * *

Von Daumer allein erschien vor längerer Zeit schon „Polydora“ (zwei Bände, Frankfurt am Main, Literarische Anstalt). Auch hier befolle Seiten, das wir nicht billigen können: Gedichte, deren Ursprung man nicht völlig klar kennt und gegen deren formelle Gebrechen man sich um so mehr einzunehmen fühlen sich, als der Uebersetzer seiner eine poetischer Sinn ohne Zweifel mehr daran mitgearbeitet hat, als er andeutet und zugiebt.

Diese ganze zweideutige Literatur hat eigentlich Rückert verschuldet. Man sah bei ihm, wie später bei Daumer, Sachen als persisch, türkisch, arabisch, die nicht eigentlich übersetzt, sondern nur übersichtet waren. Nun mochte man nicht mehr, wie der persischen Welt des betreffenden Dichters, der betreffenden Epoche, des betreffenden Autors selber eigentlich recht zu thun ist, von tiefen Mißtrauen beseelt regelmäßig bei allem, was man aus den Kunstgruben des Orients in deren Blöcke empfing. Noch bis zur Stunde ist es z. B. dem großen Publikum unklar, was in der wirklichen Hafis und was in dem Hafis, der uns vor mehreren Jahren in zwei Bänden (Hamburg, Hoffmann & Campe) geboten wurde, Friedrich Daumer in Nürnberg?

Für die Schillerstiftung.

Das Jahr 1859, die hundertjährige Geburtsfeier Friedrich Schiller's, rückt immer näher. Im November 1859 soll die Schillerstiftung eröffnet werden, worauf gerechnet, daß die Verherrlichung aller Kollekte und ihrer Abgeordneten leicht von Statten gehe.

Unsere Leser wissen, daß die Schillerstiftung, deren Haupt- und Mutterverein vorläufig Dresden ist (nicht zu verwechseln mit dem Schillerverein in Leipzig), die Aufgabe hat, Schriftstellern, die sich poetischer Formen bedient haben (nicht etwa blos Dichter), aus ihren Krankheiten in Fällen der Noth beizustehen.

Je näher die Zeit der Eröffnung der Schillerstiftung rückt, desto offener treten auch, verzagt und hoffnungsvoll, die Fälle hervor, wo von ihr Hülfe eben jetzt erwartet wird. So ist kürzlich in Ulberfeld

Adolf Schults gestorben. Er hinterläßt eine Witwe und sieben Kinder in einer so hülflosen Lage, daß in Elberfeld und Barmen für sie gesammelt werden muß.

Adolf Schults war kein Talent ersten Ranges, aber seine innige, herzliche, besonders der Familie und dem Herd des Hauses zugewandte Muse hat manches schöne Lied gesungen. Seine „Gedichte" erlebten eine dritte Auflage (Iserlohn, Baedeker, 1857). Ferner erschien von ihm „Haus und Welt" (ebendaselbst), „Luther" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1853), „Ludwig Capet" (Elberfeld, Baedeker, 1855), „Der Harfner am Herd" (Weimar, Böhlau, 1856). Manches seiner Lieder ist componirt worden. Von diesem Talent eine Existenz zu haben, war nicht möglich. Schults griff in dem Kaufmannsstande an und erwarb sich sein Brot als Buchhalter in einem elberfelder Geschäft. Es erhielt ihn, aber es reichte nicht aus, nach dem Tode des noch nicht Vierzigjährigen die Zukunft der Seinen zu sichern. Auf seinem letzten Lager dictirte er folgende Klage und Bitte an das Geschick:

Friedhof, traut mein Vater ruht,
Deine Pforten seh ich wanken!
O, mich dürft, sie meinen's gut
Ruhe — Ruhe soll ich endlich trinken.

Aber nein, ihr Winker, nein,
Darf noch nicht bei euch einkehren!
Augenpaare, glüht auf klein,
Sieben Augenpaare hören wollen!

O, und eins, das Tag und Nacht
Jene Sehne straffer spannen,
Das mir mich gefällt, erwacht, —
Würde freilich mir Pfeilen senden.

Du, o meines Vaters Geist,
Kannst du mir kein Zeichen senden,
Daß Befreiung mir verheißt?
Lue da sagt: Noch einmal wird sich's wenden!

Stillt' die Thränen auf der Brust
Laßen ab vom Deinen Blauen, —
Soll in Gnaden deiner Lust
Ich noch einmal mir Erquickung trinken?

Guter Vater, habe Dank,
Daß für mich dein Ohr noch offen!
Ich, dein Sohn, so schwach und krank,
Will noch einmal hoffen — hoffen — hoffen!

Aber die Hoffnung erfüllte sich nicht. Gewiß wird die Schillerstiftung darauf bedacht sein, auch diesen „sieben weinenden Augenpaaren" und der „Lenkerin" derselben im nächsten Jahre eine Hülfe zukommen zu lassen. Möchte sie, um dies mit Erfolg thun zu können, der Fonds dieser Stiftung durch die Beiträge vieler Herzen von Tag zu Tag vermehren! Möchte niemand länger mit einer Spende zurückbleiben, der diese Zeilen liest und das Vermögen besitzt, irgendeine Gabe, und wenn noch so klein, einem nationalen Unternehmen beizusteuern, das in seiner Aufgabe sich vielleicht noch ausdehnen läßt und noch in weitern Kreisen segensreiche Wirkungen verbreitet!

Lebensblicke

von L. Habicht.

Man vermeint, in der Biographie eines Dichters oder Künstlers in dessen Werkstatt zu treten; aber das Schaffen ist etwas so tief Geheimnißvolles, daß wir doch nur die Gerüste und Gestelle gewahren.

* *

Wir könnten viel mehr Widerwärtigkeiten abschütteln, als wir uns die Kraft zutrauen. Es gefällt uns aber eben, unser Geschick anzuklagen.

* *

Die Liebe hat nur für sorglos-uneigennützige Herzen einen unüberwindlichen Zauber. Dort, wo der Verstand haushält und ergiebige Früchte fordert, dort, wo der Berechnung kühle Winde wehen, gedeiht nicht die an Duft und Klang gewöhnte Blume.

Sei liebreich.

Treu bewahre im Gemüthe
Und beschirme früh und spät
Jede Knospe, jede Blüte,
Die auf deinen Wegen steht.

Sei's die Knospe hoch am Baume,
Sei's ein fröhlich plaudernd Kind,
Sei's am grünen Wiesensaume
Eine Blume, weich und lind.

Halt' den Wurm auf der Stätte
Nicht für klein und für gering;
In der Schöpfung ew'ger Kette
Sieht ihn an als starken Ring'.

Nach den Sternen magst du trachten;
Wenn dein Geist den Staub besiegt,
Doch des Kleinen sollst du achten,
Der zu deinen Füßen liegt'.

Hoch und herrlich ist die Stärke,
Die von Seelenadel zeugt,
Wenn sie sich zum Liebeswerke
Zu dem Schwachen niederbeugt.

Gibst du den gesunk'nen Ranken
Neuen Halt und frischen Stand,
O dann reichst du auch den Kranken
Und Gefall'nen deine Hand.

Sei ein Denker oder Dichter,
Kerne' in Erzen oder Stein,
Vor dem ew'gen Weltenrichter
Sollst du Mensch vor allem sein.

Treu bewahre im Gemüthe
Und beschirme früh und spät
Jede Knospe, jede Blüte,
Die auf deinen Wegen steht.

Heinrich Zeise.

Für die Schillerstiftung ging beim Herausgeber d. Bl. ferner ein: „Dresden" einer „Leipzig F. A. Brockhaus" sowie ein: Von Herrn von K. in Dresden ein Geschenk. — Von „zum Manchen" in Graudenz und Marie L. in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 32. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Zwei Prätendenten.

Historische Skizze von Adolf Stern.

I.

Ihr kennt alle Walter Scott's Romane und habt mit Spannung den Abenteuern gelauscht, die der schöne Flüchtling, Prinz Karl Stuart, nach der unglücklichen Schlacht von Culloden (1746), auf seiner Wanderung durch Schottland bestand.

Die Poesie hat in Walter Scott's Romanen, in Robert Burns' Jakobitenliedern sich eines Stoffs — des Untergangs der Stuarts — bemächtigt, dem auch in der Historie eine Fülle von Geschichten, Beleuchtungen, Memoiren und Mittheilungen gewidmet wurden. In England waren die Schicksale einer vertriebenen Königsfamilie mit denen zahlreicher aristokratischer Geschlechter verknüpft und selbst so verwachsen, daß noch heute und allerorts die lebendige Erinnerung an die Prätendenten blüht. Das übrige Europa, für dessen Geschicke die britischen Titularkönige im vorigen Jahrhundert immer wichtige Personen waren, hat das Gedächtniß an sie minder bewahrt, und der Zusammenhang zwischen der Vertreibung König Jakob's II. und dem abenteuerlichen Zuge Karl Eduard's ist selbst Gebildeten minder klar.

Wie verschieden auch die englischen Historiker die Regierung König Karl's II und vor allem König Jakob's II. beurtheilen mögen, wie entgegengesetzt die Auffassungen Hume's und Macaulay's sind, keiner stellt in Abrede, daß Regiment und Ziele des letzten Herrschers drückend und lästig für die Nation, demüthigend für deren theuerste Güter und zukünftige Wohlfahrt erschienen. Der unermeßliche Schatz von Loyalität, den Karl II. bei seiner Rückkehr aus der Verbannung empfangen, war freilich schon zum größten Theil verschwendet, als Jakob II. 1685 den britischen Thron bestieg. Indessen war noch so viel Treue und Anhänglichkeit an die Stuarts vorhanden, um damit hauszuhalten, zwei Aufstände unter dem Earl von Argyle in Schottland, unter dem Herzog von Monmouth in England wurden glücklich zu Boden geschlagen. Jakob aber war bereits gealtert, trübe Lebenserfahrungen, sein hartes, bigotes Wesen machten ihn wenig geeignet, klug und mild zu herrschen. Ein Mißgriff folgte dem andern: Begünstigung des verhaßten Katholicismus, die Unterdrückung der englischen Kirche mit despotischer Willkür, die Nichtachtung des Parlaments reizte selbst die loyalen Tories. Die Hoffnung der Nation beruhte nur noch auf der Kinderlosigkeit des alten Königs, auf dem protestantischen Gemahl der vermeintlichen Thronfolgerin Maria, dem Prinzen Wilhelm von Oranien, Statthalter der Vereinigten Niederlande. Da ward Jakob (am 10. Juni 1688) ein Sohn geboren und das englische Volk sah vor sich eine Reihe „katholischer Tyrannen", Zertrümmerung wohlausgerichteter Bollwerke der Nationalwohlfahrt, Scheiterhaufen und Blutgerichte, wie sie die Regierung der katholischen Maria gebrandmarkt. Mit einer krampfhaften Anstrengung vereinigen sich für einen Augenblick Whigs und Tories,

Anhänger der Staatskirche und Dissenters, alte Whigs, loyale Bürger, hohe Staatsbeamte und selbst die knechtischen Werkzeuge der königlichen Despotie gegen Jakob, riefen Wilhelm von Oranien ins Land und zwangen den unentschlossenen, erschreckten und kleinmüthigen König, sich, seine Gemahlin und seinen jungen Prinzen von Wales nach Frankreich zu flüchten.

Während die rasch zusammengetretene Convention Wilhelm von Oranien und Maria gemeinschaftlich auf den nach ihrer Auffassung erledigten Thron berief, hatte Jakob als rechtmäßiger König von Großbritannien bei Ludwig XIV. eine glänzende und ritterliche Aufnahme, in St.-Germain eine königliche Residenz, und in dem Gefolge, das ihn begleitet, einen neuen Hofstaat gefunden. Während der Jahre 1689—1691 konnte Jakob nicht einmal als eigentlicher Titularkönig gelten, Irland und die schottischen Hochlande standen für ihn in Waffen, erst nachdem durch die Schlachten am Boyne (1689), von Aghrim (1691) und durch die Uebergabe von Limerick (1691) die Iren besiegt und die schottischen Hochlande leidlich beruhigt waren, überwog das Königthum Wilhelm's dasjenige Jakob's.

Jakob behielt nichtsdestoweniger ein Ministerium, seine Palastbeamten und seine Leibgarden bei. Zahlreiche Verleihungen in partibus, die Austheilung aller schottischen und englischen Orden gingen aus dem Cabinet des vertriebenen Königs hervor. Gesandte, die freilich nur als Agenten auftreten durften, verwendeten sich bei allen Regenten und Höfen Europas für die Sache der Legitimität.

Die Hoffnungen auf eine Restauration minderten sich, als Ludwig XIV., erschöpft durch einen zehnjährigen Krieg, 1697 im Frieden von Ryswijk Wilhelm als König von England anerkennen mußte. Zwar wurde an seinem Hofe der verbannte Herrscher noch stets geehrt, aber eine werkthätige Hülfe vermochte er außer seiner verschwenderisch freigebigen und wahrhaft königlichen Gastfreundschaft nicht ferner zu leisten. So verflossen die Jahre von 1697—1701 im alten Intriguiren, Correspondiren mit England, Schottland und Irland, mit Plänemachen und äußerlichen Etiketten. Ein Anerbieten Ludwig's, ihm die polnische Krone zu verschaffen, lehnte Jakob ab und trachtete einzig danach, seinem Sohne, gleichfalls Jakob und im Schlosse St.-Germain Prinz von Wales geheißen, die Väterkrone wieder zu verschaffen.

Der unglückliche Prinz, welcher in der Verbannung emporwuchs, in ihr erzogen, in ihr zum Ritter des Hosenbandes ernannt und mit den Ehren der Königskinder umgeben wurde, scheint dennoch zeitig zur Einsicht in die Verhältnisse gelangt zu sein. Als ihm in seinen Kinderjahren eine Schwester geboren wurde, erwies sich die Unwahrheit und die Gehässigkeit der Fabel, die ihn zum untergeschobenen Kinde machte, sonnenklar, dennoch wurde von der Whigpartei in England dieselbe aufrecht erhalten. Die Eindrücke, die der Knabe früh empfing, erklären ebenso sehr wie seine spätern Schicksale die Tiefen seines Charakters. Die Bilder, welche Anthony Hamilton, Saint-Simon und andere Augenzeugen von dem Hofleben zu St.-Germain entwerfen, sind wenig erfreulicher Natur. Von vornherein überwog Priester- und Beichtvätereinfluß, und als die weltlichen Lords, die Jakob in die Verbannung begleitet, allmählich von Jakob's Hofe verschwanden, die einen in französische Dienste traten, die andern ihren Frieden mit der Regierung Wilhelm's machten, da gewannen die Priester immer freieres Spiel. Jakob II. befand sich ohne Rückhalt in ihren Händen, sodaß er für seinen Sohn Maßregeln vorschrieb, Regierungsgrundsätze und Verhaltungsbefehle ablöste, die der Knabe nur zu sehr in sich aufnahm und, zum Mann geworden, ausübte.

Wilhelm's von Oranien Regierung hatte mit Kraft und Glanz die Stürme ihrer ersten Jahre überdauert. Ohne eigentliche Popularität saß Wilhelm III. fest auf dem britischen Throne; es vermochte weder der Tod der volksbeliebten Königin Maria (1695), noch das Murren, welches über seine Begünstigung der Niederländer gehört wurde, eine Stellung zu ändern, welche die reifste und weiteste Staatsklugheit, die unermüdlichste Beharrlichkeit und die Lage der Verhältnisse im Verein herbeigeführt hatten.

Daß unter solchen Umständen und nachdem selbst Ludwig XIV. den Oranier als britischen Herrscher hatte anerkennen müssen, sich sowol die Freunde der Stuarts als das verbannte Königshaus selbst Hoffnungen auf Restaurationen bewahren konnten, mag den meisten als eine eitle Täuschung erscheinen, zu der Befangenheit und Unkenntniß der Sachlage gegenüber nothwendig gewesen sein müsse. Wer jedoch ähnliche nahe liegende Gedanken hegt, der erinnere sich, wie trostlos die Lage des Hauses Stuart vor noch nicht einem halben Jahrhundert nach der Schlacht von

Vertreter gewesen war, der erinnerte sich, wie schon eine Restauration der Stuarts nach Cromwell's Tode und trotz deren „gottseliger" Armee möglich geworden. Fassen wir die Lage der Dinge genau ins Auge, so müssen wir sogar gewahren, daß in wenigen Jahren eine Vermehrung der jakobitischen Partei eintrat.

Der Beschluß der Convention, welcher Wilhelm III. auf den englischen Thron rief, hatte die Erbfolge auf die Nachkommenschaft der beiden Töchter Jakob's II. — aus echter Ehe mit Anna Hyde — Maria und Anna übertragen. Maria's Ehe mit Wilhelm III. blieb kinderlos und schon im Jahre 1695 setzte der Tod dieselbe. Alle Hoffnungen richteten sich nun zunächst auf den jungen Herzog von Gloucester, ein Kind Anna's aus ihrer Verbindung mit dem Prinzen Georg von Dänemark. Schon um diese Zeit erwog die Whigpartei, daß der Tod auch dieses Kindes die gesammten Resultate der Revolution von 1688 gefährden könne, schon um diese Zeit richteten die Freunde der protestantischen Thronfolge, denn natürlich ließ der glaubenseifrige Jakob seinen Sohn als Katholiken zu St.-Germain erziehen, ihre Blicke nach dem neuen Kurfürstenthum Hannover.

Dort lebte hochbetagt die Kurfürstin Sophia, eine Tochter der unglücklichen Elisabeth von der Pfalz und von Böhmen, einer Tochter Jakob's VI. von Schottland, der als Jakob I. alle drei britischen Kronen an das Haus Stuart gebracht (1603—1625). Es hieß weit zurückgreifen, wenn man die Kurfürstin Sophia und deren Söhne und Enkel zum britischen Thron berechtigt erklärte, und solch heftigen Widerstand setzte die Torypartei im Anfang dem Vorschlag entgegen, daß man vor der Hand denselben fallen ließ. Als jedoch der Herzog von Gloucester, der einzige, durch den die neue Thronfolgeordnung von 1689 einen Fortgang zu erwarten gehabt hätte, wirklich im zarten Kindesalter verschied, mußte der Vorschlag erneuert werden und die Whigs erfochten 1701 und 1707 nach heftigem Zeitungs- und Parlamentskrieg, unter hundert Intriguen und Anstrengungen, die gerade kein erfreuliches Bild gewähren, den Sieg für die hannoversche Erbfolgeordnung, gemeinhin die protestantische genannt. Geschmälert wurde, wie schon angedeutet, der Sieg durch die Vermehrung, welche die jakobitische Partei erhielt. Denn abgesehen davon, daß die Mißregierung Jakob's II. mehr und mehr aus dem Gedächtniß vieler Tories schwand, daß die Partei derselben von den Whigs beinahe aus allen hohen Staatsämtern verdrängt ward und auch sonst mancherlei Unguns zu erfahren hatte —, so fanden sich Hunderte und Tausende von Edlen und Gentlemen aus Cavalierblute, denen das Gewissen schlug. Die Priester der englischen Kirche, die der Regierung Wilhelm's den Eid nicht geleistet, machten ihnen begreiflich, daß, wenn schon Maria und Anna, die doch Jakob's II. Kinder seien, usurpatorisch den Thron bestiegen, die hannoverschen Kurfürsten noch viel minder zum Thron berechtigt wären. Andere fragten, was denn der Prinz von Wales, das Kind, an der Einkerkerung der sieben Bischöfe, an der Verletzung der Testacte durch seinen Vater verschuldet habe. Und mancher setzte hinzu, wohin es denn mit Altengland noch kommen solle, ob ein einheimischer König nicht mehr denkbar sei, und ob dem Holländer durchaus ein Deutscher folgen müsse.

Der verbannte Jakob, der seinen Sohn während vieler Jahre heranwachsen sah, wiegte sich in Hoffnungen auf Wiederherstellung. Ihm war der Ryswijker Frieden ein schwerer Schlag gewesen, und als nun durch die spanischen Erbfolgestreitigkeiten der Krieg durch ganz Europa aufs neue entbrennen sollte, (denn daß Wilhelm der Oranier in diesem Streite das Schwert ebenso wenig ungezogen ließ als Ludwig, das wurde bald ersichtlich,) ward seinen seit der Boynеschlacht verjagten Anhängern gleichfalls wieder frisch zu Muth. Die Vorsehung hatte es gut vor mit dem alten Verbannten, als sie ihn am 6. September 1701, zwölf Jahre nach seiner Flucht aus England, weiteren Wirren entrückte; fast gleichzeitig starb sein Nebenbuhler König Wilhelm an den Folgen eines Sturzes vom Pferde.

Ein Knabe beinahe noch, hinterblieb der Sohn des Verstorbenen zu St. Germain. Im Schlosse begrüßten ihn die britischen Verbannten, deren Zahl eben nicht klein war, mit dem Titel Majestät. Jakob III. — in Schottland der achte dieses Namens — war der Name des Prätendenten. Und unter diesem Namen sollte ihn die Welt 63 Jahre lang Ansprüche auf den britischen Thron machen, hundertmal einen Schimmer, öfter einen Strahl der Verwirklichung erblicken sehen, zweimal sollte er in Britannien als König ausgerufen — und schließlich doch in der St.-Peterskirche zu Rom als ein Verbannter, ein Abenteurer, begraben werden. Wie hat Macaulay recht, wenn er ihn den unglückseligsten aller Prinzen nennt — aber das Prätendententhum muß doch auch seine Reize

haben, oder — was sicherer ist — in gewissen Fällen die Geschichte allerdings nichts lehren, nichts beweisen und für spätere Zeiten nichts ändern.

Einiges Gewicht und einigen Glanz erhielt Jakob's III letzter Titel durch die erfolgte Anerkennung Ludwig's XIV. Es scheint kaum glaublich, daß der alternde Monarch, der eben, um die spanische Krone auf seines Enkels Philipp Haupt zu setzen, einem Kriege mit halb Europa entgegenging, der um jeden Preis das Zürnen Englands, wo das Parlament noch nicht kriegerisch gestimmt war, hätte vermeiden sollen, sich durch diese Anerkennung in noch mißlichere Lage brachte. Verschiedene Umstände wirkten zusammen: einmal vielleicht das Bewußtsein, daß der Friede mit England nie ein haltbarer sein werde; das andere mal aber die weiblichen Umgebungen des Fürsten, die seinen katholischen Eifer mit Ermahnungen, Bitten und Thränen für den Prätendenten rege machten. Rechnet man gerechterweise einen Theil jener ritterlichen Großherzigkeit und Feinheit, mit der Ludwig einst Jakob II. empfangen, hinzu, so erklärt sich die Anerkennung, welche er gegen die Stimme seines Staatsrathes, gegen alle Gründe aussprach und der sich Spanien, Modena, der Papst anschließen.

In England bestieg in demselben Augenblicke Anna — Jakob's II. Tochter aus erster Ehe und die Stiefschwester des Prätendenten —, den von Wilhelm errichteten und nach Meinung der jakobitischen Partei widerväterlichen Thron. Beherrscht von Sarah Churchill — der Gattin des großen Marlborough — erlangten bei ihrem Regierungsantritt die Whigs, die eifrigsten Freunde und festesten Stützen der Revolution von 1688 und der hannoverschen Thronfolge, mehr und mehr alle Macht, allen Einfluß. Der Spanische Erbfolgekrieg, der durch alle Jahre hindurch den Ruhm und das Glück Marlborough's vermehrte, hatte die ungetheiltesten Sympathieen beim Volke; die Parlamente beriefen sich, Geld zur Führung desselben, Ergebenheitsadressen an die Königin, Dankadressen an Marlborough zu votiren. Die jakobitische Partei, zwar verstärkt durch die mißvergnügten Tories, aber niedergedrückt durch Gesetze und Unpopularität, führte in Wort und Schrift einen halb offenen, in eifrigem Correspondiren mit dem Prätendenten in Frankreich einen geheimen Krieg gegen die bestehenden Zustände. Numerisch am stärksten war sie in Schottland, dessen unruhige Hochlandshäuptlinge ihre Clans stets zu einem Heere unter dem Banner des Prätendenten vereinigen konnten, eine Gefahr, die trotz der Erinnerungen an Montrose und Dundee nie ernstlich genug in Erwägung gezogen wurde, um ihr in Zeiten zu begegnen. Irland seufzte noch unter den Wunden des Kriegs von 1689—1691, die Niederlage am Boyne war unvergessen, und die Unterwürfigkeit deshalb eine allgemeine.

In Frankreich befand sich eine doppelte Emigration, zunächst diejenige der englischen und schottischen Lords, welche das sogenannte Ministerium zu St.-Germain, die nächsten Umgebungen Jakob's II. und nun des jungen Prätendenten gebildet hatten und bildeten, dann aber diejenige, welche ihr Glück in französischem Kriegsdienst bis auf „bessere Zeiten" suchten, von Jakob's II. natürlichem Sohne dem Marschall Herzog von Berwick an bis auf die irischen Brigaden herab, die unter Lauzun und Macarthy 1691 ihre grüne Insel laut des Vertrags von Limerick verlassen hatten und unter französischer Fahne den Ruhm des irischen Namens wiederherstellten. Die Führer blieben alle in Zusammenhang mit Jakob II. und dem Prätendenten, sie hofften durch seinen Sieg Heimkehr ins Vaterland. Natürlich aber lockerte die doppelte Aufgabe, Jakob III. als ihren rechtmäßigen König und Ludwig XIV. als zeitweiligen Herrscher und Kriegsherrn anzuerkennen und auf seinen Befehl in Flandern, in Deutschland, in Savoyen und Spanien zu fechten, das Band gar sehr.

Die Mächte Europas beachteten theilweise gegenüber dem Prätendenten das Verfahren, welches in England zahlreiche Lords und andere bedeutende Männer, die nicht zur eraltirten jakobitischen Partei gehörten, anwendeten. Sie erkannten die Regierung der Königin Anne laut und öffentlich an und setzten sich im geheimen in einige Beziehungen zu dem Prätendenten, weil ein Erfolg desselben nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte. Daß die Sympathieen besonders katholischer Cabinete dem jungen Jakob zugewandt waren, blieb kein Geheimniß. Der Titularkönig selbst erschien als ein junger Mann, welcher zunächst von seinem Vater den katholischen Glaubenseifer geerbt, der diesen um drei Reiche gebracht. Bei ihm hatte die Glaubensfestigkeit ein edleres und gewinnenderes Ansehen, da sie nicht von Jakob's II. dumpfer Halsstarrigkeit begleitet war, und doch gegen alle Versuchungen Stand hielt. Mehr als einmal erschöpften sich seine Anhänger in Aufforderungen und Bitten, ihn zur anglikanischen Kirche zu bekehren: es unterliegt kaum

einem Zweifel, daß es eine Zeit gab, wo ein Handeln ähnlich dem Heinrich's IV., der Paris einer Meſſe werth hielt, dem Prätendenten die Thronfolge in England geſichert haben würde. Von Karl II. hatte er wie alle Stuarts eine Ader der Galanterie, die ſelbſt ſeinem ſittern Vater nicht abgegangen war, und die auch ihm ſpäter ſeine Ehe trüben ſollte. Im allgemeinen erſchien er ſelten heiter und es iſt natürlich, daß er mit den Jahren immer düſterer wurde. Muth bewährte er in vielen Fällen, beſonders bei dem Aufſtand von 1715, und wenn er dreißig Jahre ſpäter keine Neigung zeigte, nach England zu kommen, ſo mag das mit den Lebenserfahrungen, die er indeß gemacht, mehr als hinlänglich erklärt und entſchuldigt werden.

Es iſt indeß nur zu ſehr Wahrheit, daß jeder Prätendent weit mehr ein „politiſches Object" als eine Perſönlichkeit für ſich ſein muß. So ſollte auch Jakob die Erfahrung machen, daß oft ſelbſt der Eifer der Verſchworer für ihn ein ſelbſtſüchtiger ſei, und daß er von den Regenten Europas als Demonſtration gegen das engliſche Gouvernement verwendet wurde. Doch konnte dies erſt in ſpätern Jahren vollkommen klar und dem Prätendenten peinlicher werden; kurz nach der Zeit, da er ſich als Jakob III. proclamirte, faßte er die berechtigte Hoffnung, mindeſtens der Nachfolger der Königin Anna zu werden.

Denn während Marlborough ſiegend die Niederlande durchſtürmte, am Schellenberg und bei Blenheim die Marſchälle von Frankreich ſchlug, während die ſpaniſche Silberflotte bei Vigo von der engliſchen genommen wurde, und Engländer Sardinien eroberten, in Barcelona und Madrid einzogen, während der Geiſt der engliſchen Nation hoch ging wie in den Tagen der Elisabeth, während endlich die wichtige Maßregel der Union Schottlands mit England im Parlament durchgeſetzt ward (was freilich die dortige jakobitiſche Partei vergrößerte und noch weiter erbitterte), gedachte die Königin Anna ihres Bruders mit Bekümmerniß und ihrer Theilnahme an der Revolution von 1688 mit Gewiſſensbiſſen.

Gewiß iſt, daß ſie Briefe des Prätendenten empfing, und daß ihre ſich ändernden Anſichten zum Theil auf Rechnung von Prieſtermahnungen, zum Theil auf Intriguen der Tories geſetzt werden mußten, denen in dieſer Zeit der beſte Erfolg, der überhaupt denkbar war: die Lockerung und endliche Löſung des Verhältniſſes der Königin zur Herzogin von Marlborough, erblühte. Zwar waren die Tage, wo Mrs. Freeman und Mrs. Morley (Sarah Churchill und Anna) eine romantiſche Freundſchaft verband, ſchon längſt zu Ende gegangen — aber die kühne und geiſtreiche Herzogin von Marlborough beherrſchte noch Jahre hindurch die Königin durch die Furcht, welche ſie einzuflößen wußte. Erſt nach dem Tode des Prinzen Georg von Dänemark (1707) erblickt eine neue Günſtlingin, Abigail Hill, Gräfin Maſham, bei der Königin immer freiern Zutritt, immer ſteigenden Einfluß — und allmälich bereitete ſich jene Palaſtrevolution vor, welche Scribe den Stoff zu ſeinem beſten Luſtſpiel, dem „Glas Waſſer" gegeben hat.

Die Torypartei, an ihrer Spitze Harley und der geiſtreiche und ausſchweifende, vielberüchtigte und weltberühmte Henry St. John Viscomte Bolingbroke, verdrängte nach mancher Niederlage die Whigs Marlborough und Godolphin vom Staatsruder, deſſen ſie ſich bemächtigte, um England alsbald in den Hafen des Friedens von Utrecht, der freilich zu den Siegen engliſcher Heere und Flotten in keinem Verhältniß ſtand, zu lenken. Von nun an wünſchte die Königin die Aenderung der Thronfolgeacte zu Gunſten des Prätendenten durch ſie zu erlangen.

Während des Krieges noch ſah Jakob ſich aus dem Correſpondiren und Intriguiren der Verbannten, für welches St.-Germain, das Kloſter Chaillot, wo Marie von Modena, die Witwe Jakob's II., die Mutter des Prätendenten, lebte, und Paris die Hauptſtätten waren, einmal zu kräftigem Handeln emporgerufen. Ludwig XIV. befahl, ihn mit einer Hülfsmacht nach Schottland zu ſenden, wo man am leichteſten eine Erhebung für die Stuarts bewerkſtelligen zu können glaubte; 1708 führte der Admiral Graf Forbin eine Flotte, die zwar bis an die Küſten Schottlands gelangte, hier aber theils durch Stürme, theils durch Admiral Byng zurückgetrieben wurde. Jakob III. erblickte die Küſten Großbritanniens bei dieſer Gelegenheit zum erſten male — ſeit er nie als halbjähriges Kind in den Armen der franzöſiſchen Edelleute Lauzun und St.-Victor verlaſſen hatte. Die Hoffnungen, welche er an dieſen erſten Verſuch, ſeine Titularkrone zu einer realen zu machen, etwa geknüpft haben mochte, ſcheiterten. Im folgenden Jahre nahm er an dem Feldzuge in Flandern theil. Bald darauf nöthigte ihn der Abſchluß des Utrechter Friedens, das Schloß zu St. Germain mit Marly-le-Roi und Commercy, in dem damals noch ſouverainen Herzogthum Lothringen, zu vertauſchen.

Von hier aus unterhandelte Jakob durch vertraute Agenten mit dem neuen Torycabinet in England. Seine Partei, durch den Zutritt eines Mannes wie Bischof Francis Atterbury verstärkt, erhielt von Bolingbroke die besten Versicherungen, während der zum Grafen Oxford ernannte Harley bald schwankend zu werden begann. Hätte sich indessen der Prätendent zu dieser Zeit zum Uebertritt zur englischen Kirche entschließen, so wäre seinen Freunden ein rascheres Vorgehen möglich gewesen. Die Zweifel, welche sie über Oxford's Geneigtheit hegten, zum Umsturz der hannoverischen Thronfolgeordnung beizutragen, zwangen Bolingbroke, seinen Hauptfeind auf Entfernung derselben zu concentriren. Im übrigen wurden bereits manche andere Maßregeln getroffen, der Herzog von Ormond, einer der wärmsten Anhänger Jakob's, zum Anführer der „fünf Höfen" ernannt, der Graf von Mar, gleichfalls Jakobit, zum Staatssecretär von Schottland. Unzweifelhaft hatte Jakob nie wieder so günstige Aussichten, in Hannover starb die Kurfürstin Sophia, die eigentliche Erbin der englischen Krone, deren Anrecht somit auf den Kurfürsten Georg, der schon im vorgerückten Alter stand, überging, in England verdrängte Bolingbroke mit Hülfe des allmächtigen Einflusses von Lady Masham den Grafen Oxford. Da veränderte der plötzliche Tod der Königin Anna die ganze Scene, vernichtete das so wohlangelegte Gewebe der jakobitischen Umtriebe. Anna war seit längerer Zeit kränklich gewesen, und die mannichfachen Seelenkämpfe und äußerlichen Grelamitäten, die sie in letzter Zeit erschüttert hatten, zuletzt noch die heftigen Scenen bei der Entlassung Graf Oxford's, beschleunigten ihre Auflösung, die am 1. August 1714 erfolgte.

In den letzten Stunden ihres Lebens gelang es dem Herzog von Shrewsbury, in Gemeinschaft mit den Herzogen von Argyle und Somerset, den zögernden Bolingbroke zu überraschen — und von der sterbenden Königin den weißen Stab des Lordschatzmeisters zu erhalten. In Eile wurden alle Vorkehrungen getroffen und so gut war die Taktik und Organisation der Whigs, daß am 2. August der Kurfürst von Hannover als König Georg I. von Großbritannien und Irland ausgerufen wurde. Der eine Moment, an dem der Prätendent ohne einen Bürgerkrieg auf den englischen Thron hätte gelangen können, war unwiederbringlich verloren und sorian wußte er wieder blutigen Einsatz um seine vermeintlichen Rechte wagen.

Zunächst war Jakob an den Hof von Versailles geeilt, hoffend, bei Ludwig XIV. die Anerkennung Georg's als König von England hindern zu können. Aber zu erschöpft war der alternde Monarch, zu erschöpft sein Reich, als daß man sich neue Schwierigkeiten hätte bereiten mögen. Das Ministerium, und an dessen Spitze Herr von Torcy, versicherte dem Prätendenten seine Freundschaft, Ludwig fühlte sie wirklich, was vermochte er jedoch anderes zu versprechen als geheime Unterstützungen den jakobitischen Umtrieben, als Geld hülfe? Die Umtriebe begannen denn auch wirklich im größten Stil, man dachte ernstlich an das, was seit der Boyneschlacht verzweifelt geschienen, an eine offene Schilderhebung. Die rachsüchtige Verfolgung, welche gegen die Mitglieder des letzten Cabinets, vor allem gegen Bolingbroke begann und diesen zur Flucht nach Frankreich nöthigte, führte Jakob einen wichtigen Anhänger zu. Das Jahr 1715 fand Bolingbroke als „ersten Staatssecretär König Jakob's III." in Paris.

In England und Schottland zugleich bereitete man den Aufstand vor. Aus den Bädern zu Plombières hatte Jakob dem englischen Volke seinen feierlichen Protest gegen die Thronbesteigung Georg's mitgetheilt, von Commercy aus ertheilte er dem Herzog von Ormond, der den Aufstand in England, dem Grafen Mar, der ihn in Schottland leiten sollte, seine Befehle. Ludwig XIV war voll warmen Eifers für das Unternehmen, er betrieb Anleihen, er überlas jakobitische Anfragen in französischen Häfen — und wer weiß, er hätte sich schließlich vielleicht bis zum Kriege hinreißen lassen. Die Position in der europäischen Politik, welche Frankreich durch die Vertreibung der Stuarts aus England verloren hatte, war doch zu wichtig! Aber das Mißgeschick des Hauses Stuart wollte es nicht dahin gelangen lassen, Ludwig starb am 1. September 1715 — in demselben Momente, wo der Herzog von Ormond, eine Entdeckung und Verhaftung befürchtend, aus England entfloh, und der Graf Mar in den schottischen Hochlanden vereinzelt das Banner des Prätendenten aufpflanzte.

Mar fand zahlreiche Unterstützungen, die wichtigsten Clans fielen zu ihm und um die Mitte September waren die Grafschaften Inverneß, Ayr, Ulrie, waren die wichtigen Städte Montrose, Aberdeen, Brechin, Dundee und Perth mit dem altschottischen Königspalaste Scone in seinen Händen. Triumphirend riefen die Schotten König Jakob VIII. aus — und nur Mar's Zögern, der

bei Perth im Lager stehen blieb, verhinderte sie an der Besitznahme wenigstens des ganzen alten Gebirgskönigreichs für den Stuart.

Wenn Jakob jetzt erschien, war noch Hoffnung. Die neue hannoversche Dynastie stand noch wenig fest, holländische Hülfstruppen hatte man zwar von London aus begehrt, aber noch nicht erhalten, im Süden von Schottland erhob sich ein neuer jakobinischer Aufstand, Lord Kenmure rief „Jakob VIII." zu Moffat aus und marschirte, von dem Brigadier Mackintosh verstärkt, den ihm Mar sandte, gegen den Herzog von Argyle, den Befehlshaber der englischen Streitkräfte in Schottland. Auch in England selbst blieb es nicht ruhig und meist Torys vereinigten sich die jakobitischen Herrn von Northumberland und Lancaster.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Zur Geschichte der Sammlungen.

Von Dr. Freiherrn von Biedermann.

(Nachdruck verboten.)

Der uns Menschen innewohnende Forschungstrieb hat in seiner unmittelbaren Folge die Sammelwuth — denn anders kann man diese Eigenschaft bei dem Sammler nicht bezeichnen, der sich sogar entschließen angelegner, was ihm nicht freiwillig gewährt wird.

Solche Liebhaberei hatte ich auch und noch die nützlichste von allen — ja, lachen Sie nur! — Feuerzeuge zu sammeln. Alle Rumpelkammern durchstöberte ich, kein Winkel, in dem sich etwas erhalten haben konnte, blieb undurchsucht; wo ich eine Haushaltung, eine Hütte wußte, in der man noch am Alten hing — nicht soviel an Sitten als an Feuerzeugen —, fragte ich nach und suchte nach vergessenen Feuerzeugen.

Und gewiß, ich besitze jetzt eine hübsche Raritätenkammer davon — nicht vollständig, denn wo wäre der Antiquar, der je mit seinem Sammeln fertig würde? — aber doch interessant und anregend. Was mir anfangs eine Spielerei war, gewährte mir nach und nach eine wissenschaftliche Unterhaltung, indem ich in der entstandenen Reihenfolge ein Bild des Zeitgeistes und der geistigen Richtung bekam, welche den verschiedenen Epochen, aus denen meine Apparate herstammten, angehörten. Plumpe und einfache Praxis, wissenschaftliche Spielerei, Geschmacklosigkeit und Zierlichkeit, Einfachheit und Luxus, alles in vertretten.

Ich glaube, es ist kein unbedeutender Zweig der Kulturgeschichte, der uns hier vorliegt, und er verdiente einer sorgfältigern Bearbeitung recht wohl. Tagtäglich benutzt ein jeder wol sehnmal chemische und mechanische Kräfte, um sich Feuer zu machen, ohne aber rückwärts noch vorwärts zu denken, ohne sich zu fragen: Wie war es früher, wie wird es sein? Und doch sollte die Geschichte einer solchen „Himmelsgabe" einem jeden von Interesse sein.

Was wäre der Mensch ohne Feuer? Was hülfe ihm dann der herrlichste Kamin mit seinen Sesseln ringsumher? Was die feinste Havannacigarre auf dem Tische dann? In welche Verzweiflung müßte ein Pacht gerathen, wenn er seine künstlichen Recepte nicht kochen könnte? Doch Scherz beiseite; nur durch Kenntniß und Behandlung des Feuers in die Wissenschaft möglich geworden, und die Völker, die nur einen Feuerhaufen kennen, über dem sie an Pfählen ihren Kessel aufhängen, stehen noch tief. Erst mit den Oefen und Herden beginnt die Kultur.

Die Natur bietet so viele Quellen des Feuers, daß es dem Menschen nicht lange verborgen bleiben konnte. Blitze fuhren zündend vom Himmel herab in Bäume und Sträucher; Vulkane schleuderten Flammen und glühende Lava auf die Landschaft; in trocknen sumpfigen Wäldern anderer Gegenden tanzten Irrlichter nächtlich und züngelten durch die dunkle Nacht, oder brennende Naphthaquellen gaben die ersten Brände.

Wann, wie und wo aber der erste Funken vom Menschen benutzt und zu seinen Zwecken angewendet wurde, wird wol schwerlich je ermittelt werden, wenn wir anders nicht annehmen wollen, daß Prometheus den eben geschaffenen Menschen den Funken vom Olymp herabbrachte, wodurch man freilich gleich aus aller Verlegenheit käme.

Die ersten Schwierigkeiten mochten aber dadurch entstehen, daß man, nachdem man das Feuer einmal kannte, nicht wußte, wie man sich dasselbe zu jeder Zeit beliebig verschaffen könne. Daß man aber darauf eine hohe Wichtigkeit legte, geht daraus hervor, daß die Römer den Dienst der Vesta einrichteten, in deren Tempel die Jungfrauen ein ewiges Feuer unterhalten mußten. Auch bei den Persern scheint sich aus diesem Grunde seit frühester Zeit ein ähnlicher Feuercultus in den Tempeln herausgebildet.

Doch sehen sehr früh, wie wir sehen werden, wurden Mittel, vielleicht durch Zufall, entdeckt, den Funken zu locken, Mittel, die zum Theil noch heutzutage von uns gebraucht werden. Mit dem Fortschreiten der Wissenschaften sind aber unzäh-

lige Varianten aufgetaucht; der Mensch verlangt in seiner Veränderlichkeit immer etwas Neues; die Mode greift ein und gebietet neue Formen, der wir uns in Gehorsam, wie billig, beugen; die Bequemlichkeit erheischt auch, daß man rastlos darauf sinne, wie man am schnellsten und leichtesten und ohne die geringste Mühe Licht erhalte.

Wenn ein schwärmerischer junger Mann, entzückt über die Liebenswürdigkeit seiner Lucinde, vom Balle heimkehrend, in dichterischem Erguß begriffen, Feuersteine aneinander schlagen müßte, sein Zimmer und seine Gedanken zu erhellen — nicht wahr, schon allein für ihn müßte eine Zündmaschine erfunden werden, wo ein leichter Druck schon die Flamme hervorruft.

In gewerblicher Hinsicht sind die Zündrequisiten der Neuzeit von großer Bedeutung und die statistischen Tabellen über den Bedarf an Holz für die unvermeidlichen Phosphorhölzchen in den einzelnen Fabriken klingen geradezu unglaublich, und erstaunlich ist es, wie viel Tausende von Menschen jetzt von Bereitung der Zündrequisiten leben, wie vielen Familien die kleinen, billigen Dinger, deren wir, ohne Verschwender zu sein, in kurzer Zeit so viele verbrauchen, Unterhaltung gewähren. Da ist der Holzschneider, der Holzfuhrmann, der Drechsler, der Büchsendreher und Schachtelmacher, die Arbeiter in der Fabrik und vor allem der Fabrikant selbst. So gering auch der Bruchteilpfennig ist, den jedes einzelne Hölzchen jedem der Genannten abzugeben hat, so ist doch die Summe im Ganzen eine sehr bedeutende.

Mögen auch viele von den Arbeitern für einen immerhin spärlichen Lohn durch die schädlichen Phosphordämpfe oft zu langwierigen Krankheiten sich verdammt sehen — was kümmert das die Welt? Ist sie doch dadurch in den Stand gesetzt, überall mit Einem Strich an der Wand — gleichgültig, ob sie gute Tapete deckt oder ob der rohe Kalk ihr eine rauhe Fläche bietet — Licht zu haben.

Gehen wir nun nach diesen allgemeinen Worten zur Sache selbst zurück. Ein so langer Zeitraum auch verflossen ist, in welchem Feuer gemacht worden, so ist doch im Verhältnis die Verschiedenheit der Mittel nicht so groß, als man glauben konnte, und die Hauptverschiedenheiten liegen mehr in der Form und den Hüllen, also in der Mode, denn in der Sache selbst. Nur in den letzten funfzig Jahren haben, durch die Fortschritte der Wissenschaft bedingt, die Feuerzeuge wesentliche Veränderungen erlitten.

Zunächst kann man einige große Hauptgruppen unterscheiden, die jetzt noch gleichzeitig fast alle nach mannichfacher äußerer Umänderung bestehen; es sind dies:

1) die Frictionsfeuerzeuge;
2) Hohlspiegel und Brenngläser;
3) Chemische Apparate, und
4) Cigarrenzünder.

Unter Frictionsfeuerzeuge habe ich solche gerechnet, wobei keine chemischen, sondern nur rein mechanische Kräfte wirken, und wo durch Reibung zweier Körper so viel Hitze entsteht, um einen Zunder in Brand zu setzen.

Als einfachste Art, Feuer zu erzeugen, ist wol die Reibung zwischen hartem und weichem Holze sowie auch die zwischen Eisen und Kiesel anzusehen.

Die wilden Völker und auch noch mehrere nordische, halbcivilisirte Nationen reiben zwei Holzstücke, von denen das eine hartes, das andere weiches Holz, so lange aneinander, bis das letztere zum Glimmen gebracht ist. Die schon höher stehenden Stämme des asiatischen Archipels haben eigens dazu geschnitzte Hölzer, die sie bei sich tragen und die sie aus zwei verschieden harten Palmholzarten machen. Das weichere Stück ist fußlang und zollbreit, vorn mit einer kleinen Vertiefung, in welche sie einen aus den Blattstielfasern der Aneuga (eine Palmenart) verfertigten Zunder legen, und dann mit dem andern harten Stück, welches spindelförmig geschnitzt ist und an die Vertiefung gestellt wird, durch schnelles Drehen die Entzündung des weichen Holzes und somit des Zunders bewirken.

Dieselbe Methode ist auch bei den Deutschen in Gebrauch gewesen, welche Eichen- und Hollunderholz dazu verwendeten. Die südeuropäischen Völker haben, nach Plinius, Epheu- und Berberholz genommen.

Vielleicht nicht viel später als diese einfache Art, ja ich glaube, weil der Zufall eher darauf hingeführt haben kann, mag man entdeckt haben, daß die Reibung zwischen Eisen und Kiesel, oder auch Schwefelkies, Funken erzeugt. Jedenfalls haben die Römer diese Feuerzeuge schon längst gekannt.

Noch heutzutage sehen wir in allen Schichten der Gesellschaft, namentlich bei Jägern, die sogenannten Feuertäschchen in Gebrauch, die zwar eine andere äußere Form darbieten als vor 2000 Jahren, aber doch dasselbe im Wesen geblieben sind.

Außer dem Stahl haben aber auch Stein und Zunder mannichfaltige Veränderungen im Laufe der Zeit erlitten. Der ursprüngliche formlose Schwefelkies wich dem schönern Kiesel und Feuerstein, anfangs auch noch eckig und zackig, wie man ihn eben im Felde fand, bis im vorigen Jahrhundert das Schlagen des letztern in Frankreich erfunden wurde und die schönen, viereckigen, flachen, sogenannten Flintensteine jene verdrängten, während der Vornehme sich die seinen aus Achat schneiden ließ.

Ebenso erlitten die Stähle allmählich eine Umformung. Zuerst ein einfaches Stück Eisen, später, im 15.—17. Jahrhundert, mit einem ebenso unzierlichen hakenförmigen Henkel, wurde es nach und nach immer kleiner und geringer und zum bessern Halten in der Mitte durchbrochen, sodaß man mit den Fingern hindurchfahren konnte.

Erst Ende des vorigen Jahrhunderts machte man Meisingfiguren als Griffe, namentlich Hunde, deren Füße mit dem Stahleisen wiegenpferdartig verbunden waren. Noch später, vor 30 oder 40 Jahren ungefähr, wurden die Stähle graviert, geätzt und vielfach verziert, obgleich sie, namentlich in der eleganten Welt, schon der Vergessenheit entgegenging.

Nicht weniger Stadien durchlief der Zunder. Das ursprüngliche Zunderholz, wozu man trockenes faules hartes Holz nimmt, das man in den Wäldern an alten Baumstümpfen findet, wird zwar noch heute benutzt, den Funken zu fangen, aber man hat noch mehrere, verbreitetere Sorten Zunder.

Im Mittelalter wurden namentlich bei ärmern Leuten Hobelspäne dazu gebraucht, in reichern Haushaltungen aber hatte man den gewöhnlichen Leinwandzunder, den man aus alter Leinwand fertigte, die man zu diesem Zweck mit Mennige gedüngt hatte.

Schon zeitig lernte man auch aus einem Schwamme, dem Boletus igniarius, durch Klopfen und Biegen den sogenannten Feuerschwamm bereiten, der schnell und leicht in Brand geräth, sobald er nicht in die Hände von Maurern und Zimmerleuten geräth. Bei diesen hat er das Privilegium der Langsamkeit und führt daher den Namen „Maurerschwamm".

Zu Anfang dieses Jahrhunderts war an die Stelle desselben eine chemisch präparirte Pappe, die Zündpappe, getreten, ist aber bald wieder verschwunden; jetzt kennen sie nur noch wenige Menschen. Später, in den dreißiger Jahren, führte man auch eine Zeit lang unter dem Namen Chinesischer Schwamm den stäubenden, dunkelbraunen und baumwollenähnlichen Zunder der Südseeinsulaner, dessen ich schon oben erwähnte.

Die Magyaren führen dem Stoff noch einen ähnlichen Zunder, den sie aus der Wolle der Rückseite von den Blättern der Artemisia alexythuma machen lassen.

Um aber, nachdem der Zunder durch den glühenden Stahlfunken ins Glimmen gerathen war, helles Feuer zu haben, gebrauchte man außer den Hobelspänen noch andere Mittel. Solche Mittel waren Schwefelfaden, Schwefelhölzchen oder Schwefelstübchen. Erstere kannte man damals stückchenweise überall, letztere machte man sich in den Haushaltungen selbst, indem man ungekünstelt gespaltene Spänchen oder — und zwar spitz dreieckige — Papierstückchen mit den Spitzen in geschmolzenen Schwefel eintauchte.

Die vollständigen Feuerzeuge, d. h. wo Stahl, Stein und Zunder als zusammengehörig in irgendeinem Gefäß vereinigt waren, findet man, wie schon gesagt, je nach dem herrschenden Zeitgeist ihrer Entstehungszeit verschieden und selbst einzelne Corporationen hatten deren verschiedene.

Im Mittelalter hatte man plumpe Holzkasten mit hakenförmigem, großem Stahl, der zuweilen an dem Kasten mit Ketten befestigt war, um dem Verlieren vorzubeugen, wobei man sich fast allgemein noch der Hobelspäne als Zunder bediente.

Solche Kasten, länglich viereckig mit zwei Fächern und einem Deckel, fabrizirten vornehmlich die Tischler noch bis ins erste Viertel dieses Jahrhunderts. Später wurde der Kasten niedrig und flach, mit gewölbtem Deckel, zierlich von Weißblech gemacht, oft oben eine Tülle zum Licht darauf, im Innern waren Fächer für die verschiedenen Ingredienzen, wozu auch der Schwefelfaden und Linnenzunder gehörten, welche zum Auslöschen noch einen besondern Deckel zu ihrem Fache hatten. Dieses, das sogenannte Thüringische Küchenfeuerzeug, war bis 1820 noch fast ganz allgemein. In Schlesien (Schlesisches Feuerzeug) hatte man aber früher nur zwei 3 Zoll große kupferne Tellerchen mit aufgebogenem Rande, wovon das untere zum Zunder bestimmt war, während das obere als Deckel diente und Stein und Stahl aufnahm.

Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, als die französischen Flintenschlösser noch zu den bemerkenswerthen Neuerungen gezählt wurden, be-

wußte man diese zu eleganten Feuerzeugen, und zwar in Form von Pistolen, unter dem Namen Mechanisches Feuerzeug. Das Schloß war an einem messingenen Kolben angebracht, der vorn zum Stehen Füße hatte, und in die vergrößerte Pfanne that man statt des Pulvers friedlichen Zunder, der durch die Feder des Pfannendeckels beim Abdrücken entzündet wurde. Wie wenig schön sie auch unseren jetzt verwöhnten Augen erscheinen mögen, damals mögen sie doch eine anerkannte Zierde der Schreibtische gewesen sein.

Sie alle verschwanden vor den immer allgemeiner werdenden Schwefelhölzchen.

Wer im Freien Feuerzeuge brauchte, wie Jäger, Landwirthe, Fuhrleute u. dergl., der führte schon lange die Zunderbüchse — die Tinderbuchse der Ostfriesländer —, eine kurze, gelbblechene oder hölzerne Röhre mit einem Deckel oberhalb und einem verschiebbaren Stopfel unten. Diese wurde mit Zunderholz gefüllt und durch Stahl und Stein in Brand gesetzt, wozu eine gewisse Geschicklichkeit gehörte. Nahm der Zunder oben ab, so wurde er durch den Stopfel von unten nachgeschoben. Man trifft sie vereinzelt noch heutzutage und selbst in silbernen Hüllen.

Bequemer und allgemeiner noch waren die Feuerfläschchen, ein Modeartikel, der zu Ende des 18. Jahrhunderts aufkam; es sind kleine Fläschchen, die entweder von der derben Hand des Beutlers gefertigt oder von zarten Fingern gestickt, genäht, geflochten oder sonstwie gemacht und als Angebinde verehrt wurden. Gewöhnlich waren die Stahle unten am Fläschchen festgenäht. Ich besitze auch derartige Etuis, die ganz von Stahl sind und wo ein durch einen Druck aufspringender Deckel Schwamm und Stein unter sich birgt.

Eben solche Fläschchen, nur äußerst zierlich von bunten Federstreifchen, Vogelfedern oder ähnlichem Material geflochten, führen auch die Chinesen und die angrenzenden Völker.

Mit der Zeit hatte man sich aber auch an diesen Fläschchen satt gesehen; auch fand man, daß der Schwamm für unsere Ungeduld nicht immer schnell genug brennen wollte, und so entstanden die seitdem in vielfachen Formen und Modificationen ausgebotenen Lunteufeuerzeuge.

Eine sehr schnell feuerfangende (gewöhnlich orangegelb gefärbte) Lunte in einem engen Messingröhrchen wird mittels eines Kettchens herausgezogen und dient als Zunder. Nach dem Gebrauch zieht man sie rückwärts, und ein kleiner Deckel, der an dem Kettchen befestigt ist, schließt dann die Röhre luftdicht. Der Stein hierzu, fast immer ein geschliffener Achat, ist auf verschiedene Art an der Röhre angebracht; entweder hängt er an einer besondern Kette daran oder er ist radförmig und zum Drehen darauf gewietet. Ebenso sind die Stähle theils mit verschiebbaren Riegeln, theils durch Federn, theils durch Futterale an der Röhre angebracht. Jetzt hat man diese Feuerzeuge dadurch zu vervollständigen gesucht, daß man noch Kapseln zu Phosphorhölzchen und Messer zum Cigarrenabschneiden damit verbunden hat.

Gehen wir nun zu der zweiten Reihe, den Brenngläsern und Hohlspiegeln, über.

Beide Apparate waren schon im hohen Alterthum bei Griechen und Römern bekannt.

Mittels Hohlspiegel, welche durch Reflex der gesammelten Sonnenstrahlen große Hitze erzeugen, soll schon unter Numa das Feuer auf dem Altar der Vesta, wenn es ausgegangen war, wieder angezündet worden sein, und Archimedes soll die Schiffe der Römer in ziemlicher Entfernung mittels holzerner Hohlspiegel im Wasser verbrannt haben. Verbürgen möchte ich die Erzählung nicht, aber sie beweist doch die Kenntniß und Anwendung der Hohlspiegel; sicher ist es auch, daß goldene Hohlspiegel, als die Spanier nach Amerika kamen, bei den alten Inkas in Peru in Gebrauch waren.

Sie mögen wol nicht lange angewendet worden sein, da das leichtere Feueranschlagen zeitig schon bekannt wurde und auch die Brenngläser, welche, im Gegensatz zu jenen, die gesammelten Sonnenstrahlen durchlassen und auf dem Zunder hinter dem Glase konzentriren, nach den Berichten des Plinius ebenfalls schon früh entdeckt wurden. Nur welche Art sie verfertigt wurden oder ob man zufällig gefundene und geeignete Kiesel dazu verwandte, ist unbekannt; doch ist letzteres fast anzunehmen, da die Glasschleiferei eine Erfindung des 12. oder 13. Jahrhunderts ist. Außer dem schon öfters genannten Schriftsteller werden die Brenngläser auch schon in alten Gedichten erwähnt.

Die Mode, mit Brenngläsern Zunder anzubrennen, erhielt sich bis zu Anfang dieses Jahrhunderts. Wer erinnert sich nicht aus seiner Kindheit der gewöhnlichen, drei Zoll großen Gläser, mit plattirtem Drahtring eingefaßt und mit dem ausgeschweiften, mit Silberdraht übersponnenen Griff daran?

Ich komme nunmehr drittens zu den der Neu-

zeit angehörigen chemischen Feuerzeugen, welche mit dem Aufschwunge der Wissenschaft seit 70—80 Jahren entstanden, eine Zeit, wo die Physik und Chemie, wenn auch nicht so „populär" gemacht wie jetzt, doch aber anfing, vom Laien, der interessanten Experimente wegen, in mannichfaltigen Spielereien getrieben zu werden, und wo es zum guten Ton gehörte, eine Sammlung physikalischer Instrumente zu haben.

Je mehr nun durch diese allgemeine Theilnahme die Aufmerksamkeit auf die vielen, noch unbekannten Kräfte der Natur hingeleitet und dadurch eine Entdeckung nach der andern gemacht und sie zum allgemeinen Nutzen zu verwenden gesucht wurde, desto vielfaltiger wurden auch die Feuerzeuge, und es folgen nunmehr die neuen Erscheinungen in rascher Aufeinanderfolge bis heutzutage.

Zuerst erbarmten sich die Physiker der immer noch mit Zunder und Schwefelfaden sich plagenden Menschheit und Fürstenberg erfand 1780 das durch A. L. Ehrmann bekannt gemachte elektrische Feuerzeug, bei dem das durch Zink und verdünnte Schwefelsäure erzeugte Wasserstoffgas durch einen elektrischen Funken entzündet wurde, der einem unter dem Glase angebrachten Elektrophor entsprang und durch einen Messingdraht bis an den Hahn, der das Gasreservoir verschließt, beim Aufdrehen desselben geleitet wurde. Es waren dies große, einen halben Tisch einnehmende Maschinen, die erst durch Döbereiner auf einen geringern Raum beschränkt wurden. Im Jahre 1823 nämlich entdeckte derselbe, daß feines Platina im Wasserstoffgas zum Glühen komme. Er construirte, darauf fußend, eine Maschine, wo sich, wie bei der erstern, Wasserstoffgas erzeugt und das aus dem Hahn ausströmende Gas auf den sogenannten Platinaschwamm trifft und durch dessen Glühen selbst entzündet wird.

Ziemlich gleichzeitig mit jener war die Gründung, als Vorläufer der Schwefelhölzchen, der Peylai'schen Lichter. Es waren gewichste Dochte in ein Präparat von Phosphor, Schwefel und einem Oele getaucht, die in einem zugeschmolzenen Glasröhrchen geführt wurden. Beim Gebrauch brach man die Spitze ab, erwärmte die Röhre in der Hand und zog den Draht schnell heraus, wobei er anbrannte. Sie hatten nur ein kurzes Leben, indem im Jahre 1805 von Bertholt in Wien die Gründung gemacht wurde, die Hölzchen mit einer Kuppe von chlorsaurem Kali zu versehen, welche, in Schwefelsäure, die man zu diesem Behuf in Fläschchen mit Asbestfüllung gab, getaucht, anbrannten. Das sind die sogenannten Wunderhölzchen oder Schwefelhölzer, die bis 1830 noch ziemlich allgemein in Gebrauch waren.

Ihre gewöhnliche Farbe war zinnoberrothe Kuppe und darüber den gelben Schwefelstand (wie noch die jetzigen Phosphorhölzchen). Gar manches Kaufmannshaus ist durch sie reich geworden und der Absatz mag für damalige Zustände ein ungeheurer gewesen sein.

Blechbüchsen und zinnoberroth angestrichene Tellerchen mit Dillen für das Fläschchen und die Hölzchen waren die am häufigsten angetroffenen Feuerzeuge, wenngleich hier und da, aber immer vereinzelt, auch elegantere Zusammenstellungen vorkamen; so namentlich die kleinen Oefen, deren Körper die Flasche und deren Bratrohre die Hölzchen aufnahm; auch Locomotiven, als diese bekannt wurden, dienten zu diesem Behufe.

Dem immer unzufriedenen Menschen waren endlich auch diese Feuerzeuge zu unbequem und er mußte etwas haben, das wo möglich von selbst und ohne sein Zuthun brannte. Dies wurde so ziemlich durch die Phosphorhölzchen erreicht, zu denen wir nunmehr kommen; aber hier hört alle Disciplin auf.

Mit unwiderstehlicher Gewalt drang diese Erfindung, welche um das Jahr 1829 bekannt wurde, durch alle Schichten der Gesellschaft. Ein Strich mit dem Hölzchen über eine rauhe Fläche und — es brennt! Was will man mehr?

Die Mannichfaltigkeit ihrer Gestalten aufzuzählen, wird niemand verlangen. Lang und kurz, schmal und breit, roh und glatt, rund und viereckig, gerieft und cannelirt, ungefärbt oder bunt, mit Schwefel oder mit Wachs getränkt, parfumirt — die sogenannten Salonhölzer — oder phosphorig duftend, die Kuppen in allen Farben des Regenbogens prangend, mit oder ohne Lack — das sind die hauptsächlichsten Veränderungen, in denen man diese kleinen gewichtigen Dinge, diese für jedermann so nothwendigen Begleiter antrifft.

Ebenso mannichfach wie ihr Aussehen sind die Hüllen, in denen sie zum Verkauf ausgeboten werden und die immer eine mit Sand beklebte Fläche zum Anzünden der Hölzchen haben. Da sind einfache Tütchen, von grauem oder Strohpapier — runde und ovale Schachteln, große und kleine, hölzerne Büchsen zu 100—500 Stück, deren in Preußen und Sachsen unzählige gedreht

werden, oder Kinchen von papierstarkem Holze zu [illegible] Stück, sowie auch elegante viereckige oder runde Pappschachteln für den, der lieber mit vielem Geld das bezahlt, was er recht gut billiger haben konnte.

Gleichzeitig mit den Phosphorhölzchen kamen auch die kleinen Wachslichter unter der Etikette American patent bright oder Alumettes pyrogenes en cire auf, wo ein dünner Wachsdocht das Zündholz vertrat. Sie haben wenig Mannichfaltigkeit, rothe, blaue oder braune Kuppen und die, daß die eine Sorte bescheidentlichst anbrennt, während die andere ihr bischen Licht mit wahrhaft unbescheidenem Knall und Puff ankündigt.

Den Pariern scheint aber selbst das einfache Streichen schon zu viel zu sein; wenigstens hat, um dies zu ersparen, ein Fabrikant daselbst [illegible] eine Art Wachslichter erfunden, denen man nur die Spitze abzubrechen braucht, um sie brennen zu machen. Ein mit Schwefelsäure gefülltes, fadendünnes Röhrchen nämlich, das im Dochte hinläuft, legt beim Abbrechen die Säure auf die in chlorsaures Kali getauchte Spitze laufen und bringt diese zum Brennen. Doch ist die Bereitung zu kompielig, um größere Verbreitung zu finden. Ebenso wenig ist eine andere Art in Aufnahme gekommen, die vor ereinig Jahren ihr kurzes Dasein feierten, ebenfalls Wachslichter, die man ins Wasser tauchen mußte. Sie waren mit einer Mischung von ungelöschtem Kalk und Schwefel bepudert und mußten in Glasflaschen aufbewahrt werden.

Die vielfachen traurigen Erfahrungen von entstandenen Feuersbrünsten oder verbrannten Kindern durch die leicht entzündlichen Phosphorhölzchen, welche als so ein billiges Material — [illegible] Stück — 4 Ngr. — mit unverkäuflichem Leichtsinn überall hingeworfen werden, haben die Fabriken, jetzt freilich nicht mehr gültigen polizeilichen Verbote derselben sehr gerechtfertigt, trotz des Lächelns der Fortschrittsmänner. Diese Gefährlichkeit hat nun zuerst in Marienberg zu einer neuen Art von Zündhölzchen Veranlassung gegeben, welche jene Gefahren vermeiden sollten und jenen den Krieg ankündigen, deshalb auch Anti-Phosphorhölzchen genannt wurden. Dieselben entzünden sich nämlich nur auf einer mit besonderer Masse bestrichenen Pappstiel und sind allerdings ungefährlich in Bezug auf Selbstentzündung und den Leichtsinn der Kinder, aber auch wieder um so unbequemer, da man sie nicht überall brauchen kann.

Die Reihe der eigentlichen Feuerzeuge ist damit bis auf die Jetztzeit geschlossen — in den verschiedenartigsten, seltsamsten Formen, die nur die Phantasie erdenken kann, erscheinen sie nun in tausend Läden, bald von Guipeilen mit Arabeskenkränzen oder von Porzellan mit Nippfigürchen auf unsern Tischen, bald als Cigarrenzünder in unsern Taschen. Hier erlahmt jede Beschreibung vor solcher Fülle, nur das Auge überfliegt sie, wenn es sie in einer großen Sammlung nebeneinander aufgestellt sieht und mit einem Blick ihre Vorzüge und Nachtheile schätzen kann.

Die jüngsten Philosophen.

Wenn auch im Lande der Philosophie, wie die Ausländer bewundernd oder ironisch unser Vaterland bezeichnen, die absolute Wissenschaft sicherlich zehnmal weniger Dilettanten zählt als die Alterthumskunde und hundertmal weniger als die Naturwissenschaften: so besitzt das deutsche Volk doch eine Altersklasse, deren Genossen fast ohne Ausnahme dilettantische Versuche in der Philosophie machen, ohne dazu äußerer Anregung zu bedürfen.

Dieser fast durchgängig philosophirende Theil der deutschen Bevölkerung ist die Jugend, und zwar nicht die Jünglinge, über deren verfliegenden philosophischen Eifer die Universitäten sich beklagen, sondern die zartere Jugend, für welche „tief im Schacht noch ruhet der Stahl, der vom Kinn einst scheret das Flaumhaar".

In der That sind alle einigermaßen gutgearteten Kinder von drei bis sechs Jahren dem Philosophiren so ergeben, daß sie fast tagtäglich ihre Jahnchen an den härtesten Problemen versuchen und ihren Mentor durch Fragen und Einwürfe nicht selten in Verlegenheit setzen. Kaum haben sie durch die Sinne die Erscheinungen der Außenwelt einigermaßen aufgefaßt, so regt sich in ihnen der mächtige Trieb, hinter die Erscheinung zu schauen, um die Fäden zu erkennen, durch deren Zug die Dinge sich gestalten und bewegen. Und da Philosophiren im Grunde doch nichts anderes bedeutet als das Streben, hinter die Erscheinungen zu spähen, darf man da nicht das Forschen der Kinder auch Philosophiren nennen, wenn sie versuchen, die letzten Ursachen der Erscheinungen zu ergründen und gar oft, wie Leibniz über seine erlauchte Schülerin klagt, immer wieder ein Warum für das Warum wissen wollen?

Da die Geschichte der Philosophie nicht ver-

schmäht, die Entfaltung des philosophischen Strebens bei den Urvölkern zu erforschen, und aus dem wildesten mythologischen Gestrüppe die Gedankenwurzeln auszuwühlen: so wird es wol gestattet werden, am häuslichen Herde über die philosophischen Bestrebungen der Kindheit in kurzen Andeutungen zu berichten.

Die Erinnerung des Erwachsenen reicht nicht so weit in seine eigene Kindheit zurück, daß sie ihm ein auch nur leidlich klares Bild gebe von jenen ersten Regungen seiner Vernunft. Nur einzelne Probleme, die unser Interesse besonders lebhaft anregten, bleiben uns erinnerlich aus jenem Dämmerleben des Geistes. Ich selbst weiß mich nur noch einer einzigen Frage zu entsinnen, die mich lange peinigte, das war der Weltuntergang. Ich hatte in der Kirche das Evangelium vorlesen hören, worin die letzten Dinge beschrieben werden, und quälte mich nun, wie es möglich sei, alles in nichts zu verwandeln. Ich zermörserte Steine zum feinsten Staube, warf die Atome ins Wasser und Feuer, um die Vernichtung zu beobachten, und da ich nie zum Nichts gelangte, wandte ich mich zur praktischen Seite der Frage, wie einige Dinge, die ich für die nach uns kommenden Menschen für ganz besonders werthvoll hielt, vom Untergange zu retten seien. Und dazu gehörte spaßhafterweise ein alter Leuchter von auffallender Form, den ich aus einer Rumpelkammer gerettet hatte. Dies ist die einzige Erinnerung an meine philosophischen Knabengrübeleien, die mir geblieben ist, und den meisten Erwachsenen wird ihr Gedächtniß nicht treuer sein.

Und doch philosophiren wir als Kinder alle. Man braucht nur mit einem vier- bis sechsjährigen Knaben, dessen volles Vertrauen man besitzt, einen Spaziergang zu machen, um zu erfahren, daß er täglich gordische Knoten findet und sie je nach seiner Individualität zu lösen oder zu zerhauen strebt oder sie verzweifelnd liegen läßt.

Ich will, um anzudeuten, in welcher Art und Reihenfolge sich dem Kinde die Probleme aufdrängen, erzählen, wie mein eigenes Söhnlein, über das ich sorgfältig Buch geführt habe, seinen philosophischen Curs machte. Zuvor muß ich aber bemerken, daß dieser Knabe, dem speculatives Talent auf keinen Fall angeerbt sein kann, nur mittelmäßige Fähigkeiten besitzt und in keiner Weise frühreif war. Hatte er doch mit dem dritten Jahre noch nicht einmal das Wesen der sprachlichen Vergleichungssätzen begriffen und brüstete sich, wenn ein anderes Kind größer genannt wurde, mit dem stolzen Ausrufe: „Ich bin auch der größte!“ Auch wurde er weder unmittelbar noch mittelbar auf die Probleme gelenkt, die er sich zu seinen Forschungen wählte; er wuchs vielmehr, soweit man das überhaupt von dem Sprößlinge eines civilisirten Volkes sagen darf, als Naturkind auf. Die Beobachtung jedes andern Kindes wird also wol im wesentlichen dasselbe Ergebniß liefern, welches sich mir an diesem Knaben herausstellte.

Schon seit seinem zweiten Jahre fragte er häufig nach Dingen, die für ihn mit den Sinnen nicht unmittelbar wahrnehmbar waren. Zuerst nach dem Wo. „Wo kommt der Schnee her? Wohin fließt der Fluß?“ Bald auch, und zwar viel häufiger fragte er nach dem Wann? „Wann wird es Sommer? wann gibt es Schnee?“ Jede Mutter weiß, wie schwer dem Kinde der Begriff der Zeit fällt, wie lange es gestern und morgen verwechselt und wie es gewöhnlich erst durch die Schulglocken zwar nicht den abstracten Begriff, aber doch die ungefähre Vorstellung von der Zeit sich erwirbt.

Vor seinem dritten Jahre stellte mein Knabe nur eine einzige Frage mit Warum. Vor dieser Frage aber war er schon aus dem Stande der Unschuld getreten, er hatte seine erste Lüge gesagt. Es war ihm nämlich ein Spielzeug übergeben worden mit der Weisung, es zu schonen. Nach einiger Zeit trat er zu mir und sagte: „Papa, ich habe es nicht kaput gemacht.“ Aufgefordert, das Spielzeug zu bringen, zauderte er und sagte: „Ich habe es blos ein bischen kaput gemacht.“ Ich erwähne diesen Vorfall, weil er nicht nur den idealistischen Glauben mancher widerlegt, die da meinen, Kinder des zartesten Alters könnten nicht lügen und ihre unwahren Aussagen seien nur Trugbilder ihrer lebhaften Phantasie, welche sie selbst für wirklich hielten, sondern hauptsächlich um zu zeigen, bis zu welchem Grade sich die Sophistik im Kinde entwickeln kann, ehe die Weisheitsliebe, die Philosophie, beginnt. Denn, war es nicht eine sophistische Spitzfindelei, daß der Knabe die kleine Beschädigung für gar keine ausgab?

Vielleicht werde ich belächelt, wenn ich dies Sophistik und die andern Aeußerungen des Kindes sein Philosophiren nenne. Denn die erste Warumfrage meines Knaben bezog sich keineswegs auf eins der großen ewigen Räthsel, sondern einfach auf ein Mäuseloch. „Warum baut sich das Mäuschen ein Loch?“ fragte mein Knabe auf

einer verwundeten Miene und vernahm mit offenem Munde und strahlenden Augen das Weil. Es war eine höchst kindische Frage, aber mir war sie sehr bedeutungsvoll. Fast drei Jahre lang hatte der Knabe dem Geschehen und Thun zugesehen, ohne daß es ihm eingefallen wäre, nach den Gründen des Geschehens und Thuns zu forschen. Heute zum ersten male vermuthete er etwas hinter den Erscheinungen Liegendes, Ursache oder Grund. Deshalb erschien mir dieses erste Warum als das Zeichen der Menschwerdung im höhern Sinne, als das Hephata der erwachenden Vernunft.

Mit seinem Eintritt ins dritte Jahr fragte er immer häufiger nach der Ursächlichkeit. „Warum fliegt der Staub? warum geht der Fluß dorthin? warum macht sich der Regen einen Weg am Hügel? warum ziehen die Wolken fort?" Diese und ähnliche Fragen beweisen, daß das Kind zunächst durch das Problem der Ortsveränderung zum Nachdenken gereizt wird. Und in der That ist, nachdem das Kind die ersten, wenn auch dunkeln Vorstellungen von Raum und Zeit erworben hat, nichts natürlicher, als daß es sich zu dem Begriffe der Bewegung, in dem jene beiden Urbegriffe zusammenfließen, hingezogen fühlt.

Bald wurde indeß der Knabe von dem Widerspruche betroffen, in dem manche Naturerscheinungen mit den irdischen Gesetzen zu stehen scheinen. Da er beim Ballspiele und Bauen die Allgewalt der Schwerkraft, die alles zur Erde zieht, wahrgenommen hatte, mußten ihn freischwebende, alle der Schwere trotzende Dinge stutzig machen. Zwar betrachtete er die in der Luft schwimmende Seifenblase und den fliegenden Vogel, die er schon oft gesehen, als selbstverständlich; aber der Himmel war ihm ein wunderbares Räthsel, über das er Aufklärung bedurfte. „Warum hängt der Himmel da oben? Wenn man hineinschießt, fällt wol ein Stück herunter? Die Engel müssen ihn wol halten?" Diese Fragen zeigten, daß das Kind wie der Urmensch sich den Himmel als festes Gewölbe vorstellt, und daß die Phantasie helfen muß, Stützen und Karyatiden zu erfinden. Niemals hatte mein Knabe von Himmelsträgern gehört; aber derselbe Geistestrieb, dem die indischen Weltträger, Elefant und Schildkröte, dem Okeanos und Atlas ihre Entstehung verdankten, ließ auch ihn zur Phantasie greifen, wo die Vernunft nicht ausreichte.

Hatten sich bisher die Fragen des Knaben auf die mechanische Naturphilosophie bezogen, so verlieg er sich nunmehr auch in die höhern Abschnitte der Physik, in denen die Menschheit erst seit Newton mit größern Erfolgen arbeitet, in die Lehre von Wärme und Licht. „Warum raucht mein Mund?" fragte er in einem kalten Raume, und „warum sind zwei Lampen da?" als sich das Lampenlicht im dunkeln Fenster spiegelte. Daß die Sonne wärmt und die Flamme brennt, daß im Spiegel ein Abbild erscheint, regte ihn nicht zu Fragen an, offenbar weil ihm die Erfahrung jene Erscheinung als alltägliche gezeigt hatte. Das Alltägliche reizt aber Große und Kleine selten zum Denken an, nur das Neue und Wunderbare wird ein Stachel zur Forschung. Fast möchte man sagen: das Staunen sei der nothwendige Anfang des Forschens, und die Kunst des Entdeckens bestehe hauptsächlich darin, sich ein gewöhnliches Object als neu vorzustellen und sich gründlich darüber zu verwundern.

Durch eine optische Täuschung wurde mein Knabe frühzeitig zu der Ueberzeugung gebracht, daß nicht alles so ist, wie es erscheint. „Warum rennen die Bäume jetzt?" fragte er, als wir rasch in einer Allee gingen. Obgleich er das Irrige seines Ausdrucks sogleich einsah, als wir stillstanden, stellte er doch dieselbe Frage bei wiederholten Gängen zwischen Baumreihen wieder und suchte sich dieselbe Sinnestäuschung absichtlich durch rasches Laufen hervorzurufen. Auch diese geistige Erfahrung, welche die erste Bresche in den unbedingten Sensualismus schießt, scheint mir für die Entwickelung des menschlichen Geistes bedeutsam.

Fast gleichzeitig mit jenen physikalischen Fragen stellte er Fragen in Bezug auf die Morphologie, durch welche selbst der kühnste Nachfolger Oken's in Verwirrung gesetzt werden konnte. „Warum haben die Pferde ihre Ohren oben? Warum ist der Finger (der Mittelfinger) größer? Warum haben wir zwei Nasenlöcher und nur einen Mund? Warum sind die Christbäume (die Fichten) größer als der Lattelbusch (der Wachholderstrauch)? Warum wächst die Maus nicht größer?" Alle diese Fragen verkunden, daß es der Seele widerstrebt, die Gestaltungen der Natur als schlechthin gegeben oder zufällig zu betrachten; sie begehrt auch für die Formen der Naturwerke wie für die der Kunst die Gründe zu wissen. Leider sind diese Begehrungen so Faustischer Natur, daß selbst die kühnsten Philosophen nicht gewagt haben, hier Erklärungen zu versuchen.

Nur einmal richtete der Knabe eine Frage an mich, welche andeutete, daß ihn die geheimnißvolle Thätigkeit der Seele verwunderte und zum Denken

anrege. Er bat mich um eine Erzählung und ich forderte Zeit, um mich zu besinnen. Da blickte er mich lange forschend an und fragte endlich: „Wo besinnst du denn die Geschichten her?“ Auch den Urvölkern scheint unter allen Geistesfrüchten vor allem die Phantasie als ein Wunderbares aufzufallen; stellen doch manche Völker, welche die Schöpferkraft des Geistes in den ernsten Wissenschaften gar nicht anstaunen, die Producte der Phantasie als unmittelbare Eingebungen höherer Wesen dar. Den Ariost fragte sein Herzog verwundert: „Meister Ludovico, wo nehmt Ihr nur all das wunderbare Zeug her?“ Galilei's Gedanken dagegen findet man gar nicht so wunderbar.

Uebrigens ist in den Kinderseelen die Phantasie ungemein thätig. Mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit agiren sie beim Spiel die Rollen verschiedener Personen und treffen dabei nicht blos zufällige Aeußerlichkeiten, sondern auch tiefer liegende Charakterzüge der von ihnen dargestellten Menschen sehr glücklich. Ueberdies ist die Schwungkraft ihrer Phantasie so gewaltig, daß sie nicht, wie der Dichter, nur im Moment des Schaffens an die wirkliche Existenz ihrer Phantasiegebilde glauben, daß vielmehr ein Phantasma, welches ihnen einmal aufgestiegen ist, zur dauernden Wirklichkeit für sie wird. Als ich einmal im Freien, da eben ein Rabe in der Nähe aufflog, meinem Knaben einen Bonbon gab und auf die Frage, woher ich den Leckerbissen habe, scherzend auf den Vogel zeigte, bildete sich im Kinde die Mythe vom Geschenke bringenden Raben so fest aus, daß ich Mühe hatte, sie wegzurationalisiren. Ein anderes mal nannte ich mein Söhnlein, weil es im dunkeln Zimmer Bangigkeit äußerte, einen Furchtbaren. Als ich ihn nun später einmal fragte, vor welchem Gegenstande er sich eigentlich fürchte, nannte er mit Grausen den Furchtbaren. So war ihm das unverständliche Wort zum Wahrwolf und Nachtmahr geworden. Ich erwähne diese kleinen Vorfälle, weil sie mir einen Beleg zu geben scheinen von dem scheinbaren Widerspruche, der in dem Geistesleben jugendlicher Völker beobachtet wird, daß sie neben den tiefsten philosophischen Ideen die thörichtsten Phantasiegebilde in sich hegen und die ersteren oft in die wunderlichsten Sagen einkleiden. Mit dem vierten Jahre drängte sich meinem Knaben eine Idee auf, vor der auch dem erwachsenen Denker schwindelt. „Was ist denn da, wo die Wolken aufhören? Wo hört denn der Himmel auf? Der kann doch nicht alle werden?“ Man sieht daraus, wie die Ahnung von der Unendlichkeit des Raumes im Kinde aufdämmert.

Auffallend früh richtet sich die Forschlust der Kinder auf das Geheimniß des Entstehens und Vergehens. Die Frage nach dem Ursprunge des kleinen Schwesterchens wird zwar durch die Storchmythe leicht beschwichtigt, aber die Wißbegierde ruft hundert ähnliche Fragen wach. „Warum wachsen meine Nägel? Warum fallen die Blätter ab? Wer macht die Blumen?“ Immer und immer wieder drängt es die junge Seele, den letzten Grund alles Werdens und Seins zu erfassen.

„Werden denn die Kukuke auch aus Eiern?“ fragte auf einem Spaziergange mein Knabe, als er fünfthalb Jahre alt war. Nachdem ich es bejaht, ging er eine Zeit lang in stillem Nachdenken neben mir her, dann fragte er: „Aber wie noch keine Kukuke da waren, wo kamen da die Kukuke her? Die hat wol der liebe Gott gemacht?“

Der Knabe hatte noch nie vom Weltenschöpfer gehört; er kam, um einen Ruhepunkt für sein Denken zu finden, ganz von selbst darauf, den lieben Gott, an den er sein Abendgebetchen richtete, als den Urheber alles Seins, das nicht in sich den Grund seiner Existenz trägt, anzuerkennen.

So schwingen sich die kleinen Denker zu den höchsten Höhen des Gedankens empor, um im nächsten Augenblick, nach Art der Hamerikken, wieder herabzusinken auf die Erde, die mit tausenderlei bunten Erscheinungen den jungen Philosophen verlockt von den luftigen Höhen.

C. Sigismund.

Anregungen.

Die Illustrationen.

Der erste deutsche Maler hat den schönsten Theil seines Ruhms seinen Illustrationen zum „Reineke Fuchs“ verdankt. Bald kostbarer, in großen Blättern, bald einfacher in kleinen, manchmal winzigen Holzschnitten inmitten des Textes, hat man die Dichter des Volks, seine Geschichtswerke illustrirt; von dem einzelnen selbständigen Blatt flüchtete sich die Karikatur in die Flugblätter und wirkt jetzt vereint durch Wort und Bild zuletzt — und das ist der kühnste Griff — illustrirt man die Zeitgeschichte.

Die Paten und Patchen, die eine kostbare Braut zum Geschenk erhält, werden im Holzschnitt wie zum

Mitgenießen allen geschenkt, die Eroberung von Kanton braucht niemand mehr in langen Schilderungen zu lesen, er sieht sie vor sich; — ja, es gibt bis auf eine täglich auftauchende Kunstreiterin, die „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" berühmt werden will, nichts, was eine illustrirte Zeitung nicht brächte, was nicht von London bis Australien betrachtet und angestaunt würde.

Die Illustration — sei sie nun künstlerisch vollendet, wie Kaulbach hier und dort eine zu Shakspeare zeichnet, caricaturmäßig und sarkastisch, wie Punch eine Stunde vor seinem Falle noch Lord Palmerston darstellt, oder endlich rein „referirend", einem Zeitungsberichte gleich, wie die in den illustrirten Journalen — ist nicht zwecklos, im Gegentheil durchaus Tendenzarbeit. Sie will etwas sagen, zunächst das Factum, dann aber auch ihre Ansicht von ihm. Von Meistern wie Gavarni und Grandville glaubt jeder gern, daß sie mit ihren Bildern spotten wollen, und ein Blick auf Kaulbach's Macbeth zeigt uns, daß wir darin weniger den Helden Shakspeare's als des Malers Auffassung von ihm und dem Ausdruck des Ehrgeizes vor uns haben. So ist die Illustration nur durch die Unterschrift verständlich. Freilich, unter Porträts sollte sie nicht stehen, da sie noch niemand „sprechend ähnlich" gefunden, und während der Name uns einen Bekannten verheißt, tritt sein Gesicht uns gewöhnlich wie aus einer fremden Welt entgegen.

Dem weniger Gebildeten, der Masse des Volks, rückt die Illustration so das Fremdeste nahe und verklärt ihm — in Scherz oder Ernst — das Nächste. Sie zwingt ihn, seine träge Einbildungskraft anzuspannen und das nur halb fertige Bild auszumalen; sie bereichert seine Anschauungen, wo das Wort spurlos an ihm verhallt wäre. Der unvertilgliche moderne Trieb des Schauens in uns, die krankhafte Begierde, inmitten der Ereignisse gewesen zu sein, beide finden in den Illustrationen ihre Befriedigung. Doch muß man vom Standpunkte der Gesinnung auch gegen das Uebermaß protestiren, mit welchem gewisse hervorragende fürstliche Persönlichkeiten bei jedem noch so geringfügigen Anlaß illustrirt werden. Nichts nährt seit zehn Jahren so den Servilismus wie die Illustration.

Wo ist die Grenze der Illustration? Die Meinung Anton Springer's in seiner lehrreichen und geistvoll behandelten „Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrhundert" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1858), daß „die im Holzschnitt verkörperten Gedanken dadurch nichts an Vollständigkeit verlieren und nicht eine matte, halbierige Gestalt erhalten", scheint uns durch die einfache Wahrnehmung widerlegt, daß jedes Ding doch seine Farbe und dadurch erst seinen wahren individuellen Ausdruck hat.

Unterhaltungslectüre.

VIII.

Adele Heim hat zwei „Zeitnovellen" erscheinen lassen: „Wahnsinn kein Scheidungsgrund" und „Durch eigene Kraft" (Leipzig, Otto Wigand, 1857).

Der Dr. Baumann, der Liebling der Dichterin, sagt mit Kaltblütigkeit auseinander: „Das Denken ist nur Gehirnthätigkeit; Tuberkeln im Gehirn wirken auf das Denken wie ein Klappenfehler des Herzens auf den Pulsschlag, wie Lungentuberkeln auf die Athmung." Wunderlicher Dr. Baumann, wenn denn dein Herz doch nur der stärkste „Muskel" ist, was müht du dich auf 200 Seiten jahrelang mit einer hoffnungslosen, sentimentalen Liebe?

Eine gewisse Begabung in der Verflechtung der Verhältnisse, ein treues Copiren häuslicher Scenen, eine rasche, lebendige Darstellung läßt sich der Verfasserin nicht absprechen, aber ihre Gestalten sind nur Abstractionen.

Auf der entgegengesetzten Spitze steht Fr. Friedrich in seinem Roman „Des Zweiflers Umkehr" (zwei Bände, Leipzig, Wiedemann, 1858). Schilderte er uns in seinen „Orthodoxen" die Verirrungen der Kirchlichkeit, so in diesem Werke die des Materialismus. Wir schätzen das liebenswürdige Gemüth, die seelischen Stimmungen, die uns der Verfasser wie ebenso viel Einblicke in sein eigenes Herz offenbart; wir erfreuen uns einiger vortrefflicher Züge und Schilderungen, aber — ohne an der realen Wahrheit des Dargestellten zu zweifeln — für unsere Empfindung ist die Moral seiner Erzählung nicht. Ein Mann, der sich erst durch Unglücksfälle zu dem „alten Glauben" wieder wendet, zeigt sich weder dieses Glaubens noch seines frühern Zweifels werth; er gehört, wie Lessing's „Freigeist", der Komödie an und auch hier bleibt der Leser ungerührt durch alle Leichensteine und Kirchenlieder. Läuterungen, die immer individuell bleiben und niemals das Allgemeine auch nur berühren, gehören nur dann in das Gebiet der Kunst, wenn der Zufall sich zu einer seelischen Nothwendigkeit vergeistigen läßt und endlich die Umkehr selbst im Herzen und durch das Herz, nicht durch eine Feuersbrunst und einen Todesfall geschieht.

Lebensblicke

von L. Habicht.

Wer einsam sein kann, an den ranken sich die schönsten Liebesträume der Menschheit auf.

* * *

Das Herz sieht die Täuschungen zu spät herannahen, der mißtrauische Verstand viel zu früh.

* * *

Viele entwinden sich mit Absicht den Ideen der Zeit und des Lebens. Und gibt es etwas Schöneres, als den Strahl des Geistes aufzufangen, der durch das All zittert?

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 33.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Zwei Prätendenten.

Historische Skizze von Adolf Stern.

II.

Unglücklicherweise war der Prätendent im Anfange vom Schauplatze der Begebenheiten zu weit entfernt. Allerdings brach er sofort von Commercy aus auf und eilte nach der französischen Nordküste, der Herzog von Ormond schiffte sich ein, um einen Aufstand in den westlichen Grafschaften von England wach zu rufen, und Bolingbroke machte sich in Paris geschäftig, den Regenten, Herzog von Orleans, günstiger zu stimmen. Dieser hatte mit der englischen Regierung freundlichere Beziehungen angeknüpft, als unter Ludwig stattgefunden. Er legte sogar auf Reclamation des englischen Gesandten Stair in Paris Beschlag auf Schiffe, die für den Prätendenten ausgerüstet waren. Kaum daß es Jakob noch gelang, ein Fahrzeug mit einigen Waffen und Pulver nach der Westküste von Schottland abgehen zu lassen.

Ein größerer Erfolg möchte auch den Regenten zu thätigerer Theilnahme veranlaßt haben. Aber alle diese Zögerungen hatten unglückliche Folgen; zuerst vermochte der Herzog von Ormond (auf dessen Aufstand man jakobitischerseits größeres Gewicht legte als auf den der Schotten und Nordengländer) nicht einmal auf der britischen Westküste zu landen, dann noch viel weniger Freunde zusammenzubringen. Jakob selbst wurde wochenlang in St. Malo zurückgehalten, der November verstrich und damit die beste Zeit.

Schon um die Mitte November wurde der Aufstand in Nordengland, vergebens verstärkt durch die Schotten, nach dem Gefecht bei Preston zu Boden geschlagen. In Schottland war Mar aus seinem Zögern herausgetreten und lieferte am 13. November 1715 dem Herzog von Argyle die Schlacht von Sheriffmuir. Er siegte — aber so ungenügend, daß damit die jakobitische Sache wenig gefördert wurde, und da er gleich nach der Schlacht wieder in sein Lager bei Perth zurückkehrte, hier abermals unthätig verblieb, so hatte der Herzog von Argyle keinen Nachtheil von seiner Niederlage. Gleichzeitig gelang es der Regierung, durch den Häuptling Simon Fraser von Lovat eine Diversion im Rücken Mar's zu bewerkstelligen. Lovat entriß den Jakobiten Inverneß und solchergestalt trat Jakob, als er wenige Tage vor Weihnachten 1715 zu Peterhead auf der schottischen Ostküste landete, seine „Regierung" und seine „Armee" in ziemlicher Bedrängniß.

Wie dem auch sein mochte, Jakob vergaß keinen Augenblick, daß er sein „rechtmäßiges Königreich" betreten habe. Ein feierlicher Einzug in Dundee, die Ernennung Lord Mar's zum Herzog, andere Standeserhöhungen, Ernennungen von Kammerherren, Kammerjunkern und Stallmeistern, der Befehl einer feierlichen Kirchendanksagung für seine glückliche Ankunft, die Bestimmung seines Krönungstages auf den 23. Januar, eins jagte das andere. Besser dem Augenblick angemessen war der Befehl Jakob's an alle Hochländer, zu den Waffen zu greifen, und die Einsetzung eines

regelmäßigen Rathes in Perth. Von Dundee aus war der Prätendent in den ersten Tagen des Januar 1716 nach Perth geeilt und bezog den alten Palast seiner Ahnen Scone.

In Paris mühte sich indeß sein Staatssecretär Bolingbroke vergeblich, die Absendung der irischen Legion nach Schottland zu bewirken, Hülfe für den Herzog von Ormond, der eine Landung in Irland beabsichtigte, zu erlangen, ja er konnte kaum die Absendung einigen Geldes bewirken. So war Jakob's Erscheinen und königliches Auftreten nur eine schwache Verstärkung der eben zu Ende gehenden Erhebung. Der Herzog von Argyle zögerte so lange, daß es dem Titularkönig zum ersten und letzten male möglich wurde, einen Monat in seinen Reichen Hof zu halten, aber es waren traurige Tage im Schlosse Scone und in Perth. Jakob erschien niedergedrückt, blieb in seinen Zimmern, vermochte es nicht über sich zu gewinnen, irgendeine Festlichkeit zu veranstalten —, seine Heerführer, der „Herzog" von Mar und General Hamilton, beschäftigten sich mit der Befestigung von Perth, verbrannten die Dörfer auf der Straße nach Stirling und rüsteten schließlich für einen Rückzug nach Montrose. Am 30. Januar — einem der Todestag Karl's I. — räumte Jakob und seine Anhänger Perth, die letzten dachten noch einige Tage an einen Feldzug in den Hochlanden, drangen aber dann einstimmig in den Prätendenten, sich zu Montrose wieder nach Frankreich einzuschiffen. Nach einigen Schwanken willigte Jakob ein und ging an Bord einer französischen Fregatte. Seinen Fuß setzte er in dieser Nacht vom 5. Februar zum letzten male auf britischen Boden. Schon wenige Tage später langte er wieder an der französischen Küste an, die Reste seiner Armee zerstreuten sich in den Bergen von Nairn, Inverneß und Lochaber. Die Führer begaben sich gleichfalls nach Frankreich; Mar war schon mit Jakob selbst abgesegelt.

In seine Verbannung zurückgekehrt, that der Prätendent zwei Schritte, die ihm unendlich geschadet haben. In demselben Momente, wo er aus Mißtrauen Bolingbroke die Siegel abforderte, überwarf er sich mit seinem natürlichen Bruder, dem Herzog von Berwick. Diesen Tapfern sehen wir fortan, der jakobitischen Sache so gut wie entfremdet, gänzlich dem französischen Dienste gewidmet.

Die Geschichte Jakob's in jenen dreißig Jahren, welche der Erhebung von 1715 folgten, und in denen der Titularkönig von mannichfach wechselnden Schicksalen heimgesucht wurde, bis er von der politischen Schaubühne beinahe verschwand, um dann durch seinen Sohn noch einmal in den Vordergrund zu treten, ist an sonderbaren, unerfreulichen Wahrnehmungen nur allzu reich. Auf der einen Seite erscheinen Tausende von gewissenhaften Menschen in der Lage, sich Unterthanen eines Verbannten zu nennen und gleichwol einer usurpatorischen Regierung Dienste leisten zu müssen. Auf der andern Seite begegnen wir dem gewissenlosesten, schmutzigsten Intriguiren und Ränkemachen, sehen vielgewirbene Anhänger des legitimen Erbrechts in höchst zweideutigem Lichte. In Verhältnissen, wie die geschilderten, reifen die unsichern, schwankenden, ja die nichtswürdigen Charaktere, schießen die Abenteurer und Pläne-macher hervor. In jenen dreißig Jahren begegnen wir fast allen Glücksrittern von Europa in Beziehung zur Sache des englischen Prätendenten, man denke an den bekannten Theodor von Neuhof, den Baron Görz, der Minister Karl's XII., in geheimen Plänen für Jakob verwendete, der hier vielleicht Muth gefaßt, eine Krone zu erobern, dessen früherer Königstitel von Gerrica immer noch wesenhafter war als derjenige Jakob's. Da tauchen Ränkeschmiede wie Lord Fraser von Lovat auf, der in raschem Wechsel Jesuit und Familienvater, Anhänger der hannoverischen Regierung und Inhaber Stuart'scher Orden- und Adelspatente ist. Da fangen selbst Männer wie Bischof Francis Atterbury an, die Unterscheidungen zwischen Recht und Unrecht zu verkennen, und im ganzen sind die Charaktere, welche blind für jede andere Erkenntniß an der Sache der „rechtmäßigen Könige" halten, unter den jakobitischen Parteigenossen die ehrenhaftesten.

Zunächst nahm Jakob seinen Wohnsitz nicht wieder in Lothringen, sondern im päpstlichen Avignon. Unter den Mächten, welche ihn beim Tode seines Vaters als König von Großbritannien anerkannt hatten, befand sich auch der Heilige Stuhl. Als katholischer Fürst hatte er die Sympathieen desselben für sich, und so ausgedehnt waren diese, daß ihm das Recht der Ernennung der irischen Bischöfe zugleich mit einer Pension vom römischen Cabinet gewährt wurde. Jetzt nun, wo Frankreich, wo Lothringen dem Prätendenten kein Asyl gewähren mochten, eilte er, sich in die Besitzungen des Papstes zu begeben, und vertauschte bald Avignon, wo sich der Herzog von Ormond und andere seiner Anhänger dauernd niederließen, mit Bologna.

Kurz nach seiner Flucht aus Schottland hatte Jakob, dem der Regent von Orleans mehr und mehr feindlich gesinnt wurde, seine Blicke auf Spanien und Schweden gleichzeitig gerichtet. In beiden Staaten sahen unternehmende Minister, vom Stolze des emporwachsenden England beleidigt, gar wohl die Vortheile einer Aenderung der Dynastie ein, und Alberoni in Spanien, Görz in Schweden dachten eifrig an die Wiederherstellung der Stuarts. Auch war der Plan so übel nicht, den Helden von Travendal und Narva, den Eisenkopf von Bender, König Karl XII. in die schottischen Hochlande einfallen zu lassen. Uebler stand es schon um ihn, als Karl XII. 1718 in den Laufgräben von Friedrichshall endete, als Alberoni durch seine Entwürfe Spanien in den Kampf mit der Quadrupelallianz von Oesterreich, Holland, Frankreich und England hineinriß. Dieses Krieges haben wir nur insofern zu gedenken, als sich dabei die völlige Umkehrung seitheriger Verhältnisse offenbarte. Frankreich erscheint im Bunde mit England, der Marschall von Berwick tritt an der Spitze eines französischen Heeres, mit dem er in Spanien eindrang, indirect seinem Bruder gegenüber.

Jakob III. war nämlich von Bologna nach Spanien gereist (Anfang 1719) und in Madrid als König von England vom Hofe feierlich empfangen worden. Nach einem prachtvollen Einzuge erhielt er im königlichen Palaste sammt seinem Gefolge, in dem sich auch der Herzog von Ormond, Marquis Tullibardine, bei den Jakobiten Herzog von Athol geheißen, und andere vornehme Emigranten befanden, eine fürstliche Wohnung eingeräumt. Dazwischen betrieb man die Ausrüstung der Flotte, die ihn nach Schottland führen sollte, hoch eifrig. Wieder schienen sich begründete Hoffnungen auf Erfolg zu eröffnen — und wieder, wie bei seinem ersten Versuche zur Erringung der väterlichen Krone, waren Wind und Wetter hinderlich, zerstreuten Stürme die Flotte, auf der er sich eingeschifft, und zwangen ihn zur Rückkehr nach Madrid.

Nicht im Stande, seiner Sache in Spanien zu nützen, begann Jakob seines Aufenthalts am spanischen Hofe, der eitlen Ehren, die man dem „Könige von England" erwies, überdrüßig zu werden. Zudem beschäftigte ihn ein anderer Plan, der auch zur „Politik" gehörte — seine Verheirathung.

Bei den Ansichten, die der Prätendent und seine Anhänger vom Erbrecht hegten, war es wichtig, das legitime Königshaus unter allen Umständen aufrecht zu halten. Der Streit durfte nicht verjähren oder erlöschen — der Titularkönig hatte demnach seit längerem seine Verbindung im Auge gehabt. Es war einigermaßen schwierig für ihn, sich als König Hymensgemäß zu verheirathen, indessen wurde die Schwierigkeit glänzend gelöst und Jakob Stuart verlobte sich mit Clementina Sobiesky, der Enkelin des heldenmüthigen Befreiers von Wien, also mit einer Prinzessin königlichen Geblüts. Die Freude, die seine englische Partei dabei empfand, dämpfte auch alle Bedenken, welche aus der abermals katholischen Verbindung etwa erwachsen mochten.

Der Verbindung gingen einige romantische Abenteuer der Prinzessin, eine Gefangenschaft im Oesterreichischen, eine Flucht nach Venedig voraus. Darauf feierte man die Hochzeit zu Bologna mit großem Aufwand; im Jubel derselben konnte Jakob den in Spanien erfolgenden Sturz seines Gönners, des Cardinals Alberoni, weniger schwer empfinden. Das neuvermählte Paar nahm seine Residenz in Rom.

Die äußerlichen Verhältnisse des Prätendenten bleiben sich von nun an viele Jahre gleich — sie verändern sich bis zu seinem Tode kaum. So wird daher hier der Ort sein, ihrer in kurzen Zügen zu gedenken. Vom päpstlichen Hofe hochgeehrt und bei den Päpsten Clemens XI., Innocenz XIII. und Benedict XIII. persönlich hochangesehen, durch päpstliche und spanische Pensionen von hohem Betrage, durch gelegentliche Beisteuern seiner britischen Anhänger gelang es dem Prätendenten, stets das äußerliche Ansehen eines Hofes zu behaupten. Er residirte zu Rom im Palazzo Muti an der Piazza di San Apostoli, im Sommer gewöhnlich auf einer Villa zu Albano. Sein Ministerium und Cabinet bestand begreiflicherweise aus wenigen Vertrauten und Secretären, von den ersten werden wir Gelegenheit finden, mehrere zu erwähnen. Die übrige Dienerschaft war zahlreich, wir finden Intendanten des Hauswesens, Stallmeister u. s. w.

Bei Tafel und bei großen Festen, zu denen die Elite der römischen Gesellschaft geladen wurde, erscheint das ganze Ceremoniell der Höfe. Der Anstand, die Urbanität des Titularkönigs wird sehr gerühmt. Außer einer Anzahl Irländer, die im Dienste des Hauses Stuart standen, dienten als Leibwache die päpstlichen Schweizergarden, von denen berittene allezeit den Wagen des „Königs von England" begleiteten. Noch immer gab es zahlreiche Ordensertheilungen, Adelsdiplome in

partisan, selbst ein und das andere Kapitel des Hosenbandes wurde noch gehalten. Der römische Hof wachte mit anerkennenswerther, oft wahrhaft ängstlicher Sorgfalt über dem Leben Jakob's, mehrfach verhafteten seine Delegaten Engländer, die man eines Mordanschlags gegen den Prätendenten für verdächtig hielt.*)

In solch äußerlicher Ruhe entwickelten sich übrigens die schlechten Eigenschaften Jakob's: eine gewisse Neigung zur Trägheit, ein Mangel nicht an Muth, aber an rascher Thatkraft, eine Hinneigung zur Frömmelei, und eine aus seinen Verhältnissen wohlerklärliche, ihm aber zu großem Schaden gereichende immerwährende düstere Stimmung mehr und mehr. Was die erstere anlangt, so hatte dieselbe nicht eben wie diejenige seines Vaters etwas Hartes und Unduldsames, setzte ihn aber doch besonders in den Augen vieler tuchtigender Cavaliere herab.

Schon wegen der Abneigung der englischen Nation gegen das Papstthum war der Aufenthalt des Prätendenten in Rom einerseits, seiner vornehmsten Anhänger in Avignon andererseits ein Missstand. Rechnet man die damals äußerst beträchtliche Entfernung hinzu, welche zwischen dem Titularkönige und seinem Reiche lag, so wird man die Gefühle von Tausenden von Engländern begreifen, welche die Söhne des Prätendenten in spätern Jahren gar nicht mehr als Briten, sondern als „italienische Abenteurer", ein Name, mit dem besonders 1745 die Whigzeitungen gegen Karl Eduard freigebig waren, zu betrachten anfingen.

Kehren wir aber zur eigentlichen Geschichte und ihren Ereignissen zurück, deren wichtigstes im Jahre 1720 wol die Geburt eines „Prinzen von Wales" für die jakobitische Partei war. Der Sohn Jakob's und Clementina's erhielt in der Taufe die Namen Karl Eduard und ist in der Geschichte wenn nicht bekannter, so doch jedenfalls berühmter als sein Vater geworden.

Die Geburt Karl Eduard's, dessen Taufe unter großen Feierlichkeiten vor sich ging, fiel mit dem Anspinnen einer neuen Verschwörung in England beinahe zusammen. An die Spitze derselben trat diesmal ein Geistlicher, Doctor Francis Atterbury, Bischof von Rochester, der berühmte Schriftsteller, der Herausgeber von Clarendon's Denkwürdigkeiten über die erste englische Revolution und Restauration. Atterbury theilte die jakobitischen Meinungen mit der Mehrzahl der Hochkirchenmänner. Was diese aber nicht mit ihm theilten, war ein hervorragendes Talent, die diplomatische Gewandtheit. Die Treue, mit welcher Bischof Atterbury an dem gestürzten Königshause hielt, mochte, in seinem Gewissen vieles rechtfertigen, was bei einem Priester mindestens befremdlich erscheint. Jetzt beschäftigte ihn und andere Freunde der Plan, zu Gunsten Jakob's einen Aufstand in London zu erregen, die Bank und den Tower zu stürmen und gleichzeitig die Grafschaften zu revolutioniren. Wieder gingen Briefe zwischen London und Paris, zwischen Paris, Rom und Avignon, zwischen den jakobitischen Lords in England und zwischen den jakobitischen Lords in den schottischen Hochlanden. Das Briefschreiben, welches diese Verschwörungen charakterisirt, trug diesmal zu ihrem Verderben bei, eine Anzahl ihrer Schreiben wurde aufgefangen und auf Grund derselben schritt die Regierung zur Verhaftung mehrerer untergeordneter Agenten und des Bischofs von Rochester (1722). Während den erstern der Proceß gemacht wurde, erschien der letzte vor dem Oberhause, vertheidigte sich umsonst mit großer Kraft und Beredsamkeit, und wurde schließlich zur Verbannung verurtheilt.

So unglücklich für Jakob das Fehlschlagen auch dieses Entwurfs sein mochte, es hätte, wie nicht zu leugnen ist, sein Gutes haben können. Seit der Prätendent unvorsichtig und voreilig genug Bolingbroke aus seinen Diensten entlassen hatte und selbst dem Herzog von Mar kein Vertrauen mehr schenkte, hatte sich nie eine gleich günstige Gelegenheit, einen fähigen Minister zu gewinnen, gezeigt. Atterbury war ohne Zweifel der talentvollste Mann unter der ganzen jakobitischen Partei, zudem Bischof der englischen Kirche. Welche Beruhigung hätte für die royalistischen Protestanten Englands darin liegen müssen, wenn der Bischof von Rochester als Kanzler oder Staatssecretär an Jakob's Seite in Rom residirte!

Aber auch der Prätendent war von jenem Geiste blinden Gunstverschenkens, den Karl I. Buckingham, Jakob II. dem verrätherischen Sunderland gegenüber an den Tag gelegt hatte, nicht frei. In den ersten Jahren des Aufenthaltes in Rom stieg am Hofe des Titularkönigs der Oberst Johann Hay, der bei dem kurzen Residiren Jakob's in Schottland königlicher Stallmeister gewesen, jetzt jedoch zum Lord Inverneß befördert war. Nicht genug, daß Inverneß, der unwissende, der

*) Sogar Preßvergehen gegen Jakob scheinen als Hochverrath gerahndet worden zu sein. Clemens XI. ließ den Abt Selvini, der eine Schrift wider den Prätendenten und Clementina Sobieska hatte ausgehen lassen, enthaupten. Vergl. Raynald, „Geschichte der römischen Päpste", II, 317.

unzuverlässige, zum Staatssecretär ernannt wurde, seine Anmaßungen hielten bessere Männer fern, erfüllten die vornehmsten Jakobiten mit Schmerz über die Schwäche des Mannes, den sie als ihren König anerkannten, ja trieben schließlich am Miniaturhofe Jakob's einen Eclat hervor, der von den schändlichsten Folgen begleitet wurde.

Im Jahre 1725 nämlich erfolgte die zweite Entbindung der Titularkönigin Clementina von einem Prinzen, der in der Taufe den Namen Heinrich und von seinem Vater kraft Königrechts den Titel eines Herzogs von York erhielt. Wir werden diesem Prinzen gegen den Schluß unserer Skizze hin wieder begegnen, denn er war bestimmt, die Reihe der Stuarts zu schließen. Kurz nach dieser Entbindung nun glaubte die Königin Clementina, die Unverschämtheiten des Lord Inverness nicht länger ertragen zu können. Lady Inverness, die Gattin des Günstlings, sollte zudem zum Prätendenten in nähern Beziehungen stehen. Clementina, in der trotz aller Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit, die man vor ihr rühmte, das heißere polnische Blut der Sobieski kochte, forderte von ihrem Gemahl die Entlassung des Lords, erlangte dieselbe dem eigenthümlichen Stuartsarrsinn gegenüber nicht, und beschloß nun, obenein von andern Ränkestiftern gehetzt, in ein römisches Kloster zu gehen. Sie führte wirklich ihren Entschluß 1725 aus, und Jakob hatte seine thörichte Verblendung mit dem Zürnen des kaiserlichen und spanischen Hofes, mit Verlust seiner spanischen Pensionen und mit dem Grollen seiner englischen und schottischen Anhänger zu büßen.

Zwei Jahre währte es, ehe der Mißstand ausgeglichen, Inverness endlich entlassen und sein Schwager, der Graf Dunbar, ebenfalls ein von Jakob ertheilter Titel, an seiner Stelle erster Minister wurde. Die Versöhnung der Titularkönigin mit ihrem Gemahl fiel mit der letzten thätigen Anstrengung, die derselbe zur Erringung seiner Krone machte, zusammen. Im Jahre 1727 war Georg I. als König von England verstorben. Ohne Schwierigkeiten wurde in England Georg II. proclamirt, Jakob aber war bei der Nachricht augenblicklich nach Lothringen aufgebrochen, dachte an eine Landung in Schottland, die er indeß auf Zureden seiner Freunde aufgab, um bald wieder nach Rom zurückzukehren.

Des äußern Lebens Jakob's daselbst haben wir schon gedacht. Von Zeit zu Zeit erschien auch jetzt noch einer oder der andere englische Edelmann an seinem Hofe, Briefe wurden gewechselt und königliche Rundschreiben erlassen. Die englische Regierung hielt Spione in Rom und Albano, welche die kleinsten Vorkommnisse am Hofe des Prätendenten beobachteten, Jakob hielt Agenten allerorts. Im allgemeinen aber beugte sich die jakobitische Partei unter die obwaltenden Verhältnisse, ihr König aber unter die Last seiner Sorgen und Bekümmernisse. Im Jahre 1735 gesellte sich zu denselben die Trauer um den Tod Clementina's, die, ohne England je gesehen zu haben, als Königin von England in der Peterskirche in Rom bestattet wurde.*).

Wol mochte der verbannte Fürst seine Söhne mit Trauer heranwachsen sehen. Das frische Aufblühen derselben, der früh sich entwickelnde Muth und die kühne Thatkraft, die sein Prinz von Wales Karl Eduard schon früh, und war es auch nur auf gefahrvollen Jagden, bewährte, konnten ihm, dem jede Hoffnung vereitelt worden, wenig Trost bringen. Dennoch theilte er schließlich die Hoffnungen seiner Anhänger und Unterthanen, die auf Karl Eduard als den vielverheißenden Helden und Ritter ihrer Sache blickten, insoweit, daß er ziemlich entschlossen schien, seine „Krone" zu Gunsten desselben niederzulegen.

Karl Eduard Stuart's in wissenschaftlicher

*) Das Leichenbegängniß Maria Clementina's liefert einen Beleg, wie sehr der päpstliche Hof entschlossen war, den Prätendenten gleich einem wirklichen Herrscher zu ehren. Die Titularkönigin war am 18. Januar verschieden, am 22. Januar wurde ihre Leiche feierlich in der Kirche zu den heiligen Aposteln aufgestellt. Die Kirche war mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, mit den Wappen von England, Schottland und Irland geschmückt, durch mehrere tausend Wachskerzen erleuchtet. Der Leichnam war mit Hermelin und Purpur bekleidet, trug die Krone auf dem Haupte, in einem Prachtzimmer, der sich über dem Paradebett wölbte, glänzten in Gold die Worte: „Maria Clementina, Magnae Britanniae regina". Am 20. Januar wurden die feierlichen Exequien gehalten, bei denen sich von 35 in Rom anwesenden Cardinälen 32 einfanden. Dem feierlichen Zuge in die Peterskirche folgten sämmtliche Mönchsbrüderschaften, das Kapitel von St. Peter, der Hof des Prätendenten, — das Paradebett war von der päpstlichen Schweizergarde und der ganzen Camera segretta umgeben. In der illuminirten Kapelle wurde das Miserere Allegri's gesungen, während der päpstliche Oberhofmeister den dreifachen Sarg mit dem päpstlichen Ringe versiegelte. Die „Königin" wurde an der Seite Christinens von Schweden bestattet und die feierlichen Messen in der vaticanischen Hauptkirche, in der päpstlichen Kapelle, in der Kirche der heiligen Apostel, in der der Dominicaner, wobei der Pater generalis selbst Messe sang, und in der des heiligen Stanislaus dauerten noch einige Tage fort, dem Cardinal Gotti wurde der Befehl ertheilt, das Leben der Verstorbenen zu beschreiben. Vgl. „Neue Europäische Fama", 1735, I, 384 fg.

Beziehung ziemlich vernachlässigte Erziehung hatte ihm mindestens die höchste Meinung vom legitimen Recht und die feurigste Entschlossenheit, die Missgeschicke seiner Familie auszugleichen, eingeflößt. Gewiß war er ein tapferer und hochherziger Jüngling, der 1715 den Thron errungen haben würde, um den er 1745 vergebens kämpfte. Wir wissen, daß Missgeschicke und Demüthigungen später den Helden von Preston, Clans und Falkirk in eine traurige Ruine verwandelten, es ist aber ebenso festgestellt, daß alle Verleumdungen von Gegnern und abtrünnigen Anhängern den Charakter des Prinzen Karl Eduard nicht haben verdunkeln können.

Früh schon hegte er den Wunsch, in der Sache seiner Familie, die ja vor allem auch die seinige war, thätig sein zu dürfen. Ihm konnte bei aller kindlichen Ehrfurcht und bei allem Respect vor der Majestät seines königlichen Vaters nicht entgehen, wie derselbe mehr und mehr nicht in behaglicher, aber in trüber Ruhe zu Rom einzuschlummern begann. Er ersehnte den Tag, wo auswärtige Hülfe — denn ohne diese wollten die Jakobiten nichts mehr wagen noch hoffen — es ihm möglich machen würde, seine Bereitwilligkeit, seinen Eifer, diesen Rechten zu dienen, zu bewähren. Wie einst der Beginn des Spanischen Erbfolgekriegs das Signal zu neuen Hoffnungen für die jakobitische Partei gewesen war, so wurde es jetzt (1740) der Beginn des Oesterreichischen Erbfolgekriegs, besonders als in Frankreich die Grundsätze Ludwig's XIV. zu erneuter Geltung gelangten, die sogerade Politik des Cardinals Fleury von der kriegerischen der Gebrüder Belleisle und des Cardinals Tencin, der Jakob's III. Verwendung den Cardinalshut verdankte, verdrängt wurde. Seine erste Rückwirkung äußerte dies, wie immer in den schottischen Hochlanden. Die Macdonalds, Cameron von Lochiel, der greise Ränkeschmied Lovat verständigten sich untereinander und sandten Boten nach Rom und Paris, ihre Erhebung anzusagen, sobald nur eine kleine französische Landung stattfinde.

Der Titularkönig, der vorzügliche Staatsschriften verfaßte und bessere Briefe schrieb als seine Minister und Secretäre, beantwortete diese Oeffnungen sowie die ersten, welche ihm das neue französische Ministerium machte, in höchst angemessener Weise. Er lehnte ab, selbst irgendwelche so oft gescheiterte Versuche zu erneuern, bat aber, seinem Sohne die nöthige Unterstützung angedeihen zu lassen.

Mit diesem begannen sich fortan die Jakobiten zu verständigen. Im Januar 1744 verließ Prinz Eduard Rom, welches er erst 21 Jahre später wieder betrat, und ging über Genua nach Frankreich. Der Cardinal Tencin, um den König Georg II. von den Niederlanden abzuziehen, betrieb die Ausrüstung einer Expedition für den Prinzen, die dann im Sommer von 1744 auch wirklich zu Stande kam. In Schottland hatte man große Verkehrungen getroffen, Ormond war von Avignon herbeigerufen worden, die Einschiffung ging endlich vor sich — und zum dritten male wurde die Flotte zerstreut, die einem englischen Prätendenten zur Krone verhelfen sollte. Es schien, die Decrete, in welchen Jakob III. seinen Sohn zum Regenten von Großbritannien und Irland erklärte, sollten wieder unbenutzt bleiben, wie so viele aus dem Cabinet von Rom hervorgegangene Papiere.

Denn ob auch Karl Eduard seine Sache in Paris persönlich betrieb, er forderte dieselbe wenig. Er bat umsonst, ihm mindestens die irische Brigade zur Verfügung zu stellen, er erhielt Versprechungen über Versprechungen, aber keinen Soldaten, nicht einmal Geld. Jakob mußte von Rom aus Anweisung zur Bezahlung der pariser Schulden seines Kronprinzen geben.

Da faßte dieser — in der Einsamkeit des Jagdschlosses Navarre bei Nantes, — einen kühnen, einen gewagten, aber hochherzigen Entschluß. Im Frühjahr 1745 benachrichtigte er seine Freunde in Schottland „er werde allein, und wenn er auch nicht mehr als einen Bedienten mitbringe, im Königreiche seiner Väter landen, sie möchten sich vorbereiten, in Waffen zu ihm zu stoßen". Er kaufte Flinten, Schlachtschwerter, Pulver sowie andere Kriegsvorräthe, verschaffte sich ein kleines bewaffnetes Schiff, und benachrichtigte seinen Vater in Rom und die Höfe von Frankreich und Spanien von seinem Vorhaben in demselben Momente, wo er zur Eroberung dreier Königreiche mit sieben Menschen und 4000 Louisdor von Nantes aus abstegelte.

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

Ueber magisches Geistesleben.

Von Dr. Warmann.

Das Interesse am Geheimnißvollen, der Hang zum Wunderglauben ist so allgemein und so mächtig, daß man sich mit Mißtrauen und Mißbehagen von denen abwendet, welche meinen, in

den wunderbar scheinenden Vorgängen eine natürliche Verkettung von Ursache und Wirkung nachweisen zu können.

An den Wundern, welche der menschliche Geist unablässig offenbart in den Werken der Wissenschaften, der schönen Künste, der Mechanik und Industrie, geht nicht blos die ungebildete Menge gleichgültig vorüber und findet das alles überaus erklärlich und natürlich, aber vor den Wundern der Hellseher und Nachtwandler, der Geisterbeschwörer, Wahrsager und Propheten, vor den Geheimnissen der Träume und Ahnungen steht man betroffen und staunend still und ruft: „Seht da die übernatürliche Kraft des Geistes im Menschen! Er spottet der Naturgesetze, kehrt eure sogenannte ewige Ordnung der Dinge um und bestimmt sich selbst, gleich unabhängig von Fleisch und Bein wie von Zeit und Raum!“

Gewisse kirchliche und politische Maximen unterstützen die Lehre von der Continuität des Wunders, d. h. einer fortdauernden Unterbrechung der Ordnung in der Natur, sowenig diese Lehre auch harmonirt mit der Eigenschaft der Weisheit, welche wir dem Schöpfer beilegen, und erkennen in einer unleugbar praestabilirten Gesetzmäßigkeit, welche das Dasein des kleinsten wie grossten Organismus im Weltall regelt. Man lässt sich die Berufung auf Naturgesetze wol gefallen, insofern sie nur nicht das Geistesleben im Menschen berühren; auch wird Naturforschern und Aerzten der Beruf zugestanden, sich mit der Erkenntniß der Bedingungen unserer Existenz insoweit zu beschäftigen, als es zum Zweck der Erhaltung der Gesundheit, der Heilung von Krankheit und für die materielle Wohlfahrt im allgemeinen nöthig ist; eine Anmaßung aber sei es, das geistige Gebiet naturwissenschaftlich zu untersuchen. Auf diesem Felde gebühren Arbeit und Autorität allein den Theologen und Philosophen. Wo aber ist denn im lebendigen Menschen die absolute Grenze, auf der sich Geist und Stoff scheiden? Wer zeigt mir genau den Punkt, auf dem die Wirkung der physischen Gesetze aufhöre oder wo der Geist dieselben durchbreche, um uns sein eigenes Wesen zu enthüllen?

Tausendfältige Vorgänge, die in ununterbrochener Bewegung sich in uns vollziehen, überzeugen den nachdenkenden Verstand von der unwiderstehlichen Wirkung eines Naturgesetzes, daß jeder materiellen Anregung auch im Augenblick ein psychischer Erfolg entspricht, dessen niedrigster Grad die Empfindung ist, sowie umgekehrt jedem psychischen Reiz sofort eine physiologische Wirkung folgt. Von dem kleinsten und entferntesten Punkte an unserer Körperoberfläche wird das Urtheil angeregt und bestimmt; denn indem wir empfinden, entscheiden wir unwillkürlich über die Art der Empfindung. Wenn irgendein erschütternder Laut unser Gehör trifft, so wird eine Reihe lebhafter Vorstellungen im Gehirn aufgeweckt, die Gedanken durchzucken die Gesichtsmuskeln, sie verkörpern sich in Lauten, in Worten, das Auge wird leuchtend, die Herzschläge, der Athem werden beschleunigt — kurz, der ganze Mensch wird in erhöhte Bewegung gesetzt, und ein Gleiches sehen wir, wenn unerwartet unsern Augen irgendeine angenehme Erscheinung entgegentritt. Wir sagen dann, der Mensch freut sich. Welch eine Reihe combinirter physiologischer Acte bedarf die Seele, um die Freude, um hundert andere Zustände unsers Wesens auszudrücken! Diese einzelnen Acte aber, die wir naturwissenschaftlich zerlegen können, fallen in Wirklichkeit in einen Augenblick zusammen und wir vermögen in uns den sinnlichen physiologischen Vorgang von dem psychischen, intellectuellen nicht zu unterscheiden. Doch daraus, daß wir nicht zu unterscheiden vermögen, folgt nimmermehr das Recht, zu schließen: Geist und Stoff möchten wol im Wesen gleich sein; es folgt nur hieraus, daß Geist und Stoff sich in einer Weise bedingen, welche uns nicht gestattet zu sagen, welcher von beiden Theilen den andern beherrsche.

Niemals hat die Naturwissenschaft Anstand genommen zu bekennen, daß ihr unter ihren Arbeiten die Leuchte der Erkenntniß nur zu oft ganz erlischt. Unsere Gegner weisen zwar auf die Versuche einzelner, den menschlichen Geist unter dem Mikroskope aufzusuchen oder ihn auch dem Gehirn herauszudestilliren; aber auch die Offenbarungen derer, welche über den mystischen Tiefen träumend sinnen, verdienen — nichts Schlimmeres als unser Mitleid für den Irrthum. Theoretische und empirische Forschung beweisen nichts, als daß der Geist in dem ihm anerschaffenen Leibe nach des Schöpfers Willen keine ausreichenden Mittel findet, sich selbst zu erklären. Wer ihn nicht aus der gesammten Geschichte der Menschheit zu begreifen vermag, der muß es aufgeben, einen andern Beweis für seine unsterbliche Natur zu verlangen. Es gibt unbezweifelt zwischen Himmel und Erde Dinge, von denen die Philosophen sich nichts träumen lassen, wie Prinz Hamlet meint, und es gibt auch eine Menge Menschen, die es sich genügen lassen, daß ihnen vor diesen Dingen

einfach der Verstand still steht. Wenn sie indeß die Zeit mit edeln Handlungen ausfüllen, welche andere darüber in methodischer Verfolgung der Seele über die Grenzen der sinnlichen Welt hinaus metaphysisch reflectirend verbringen oder verlieren, so haben sie einen großen Vorzug vor den Metaphysikern voraus.

Gegen den Glauben an den Spuk der Geister, Geisterbeschwörungen, deutende Tische und pneumographische Enthüllungen hat sich sogar die Autorität der Kirche erhoben. Nicht zu bezweifeln jedoch ist die Realität der Zustände, welche wir als Somnambulismus, magnetischen Schlaf, Nachtwandeln, Verzückung kennen, und ebenso wenig ist in Abrede zu stellen, daß man neben vielen confusen, nichts bedeutenden auch beziehungsreich in das wahre Leben hineinragende lichte und geschiedne Träume sowie bedeutungsvolle Ahnungen haben könne, die auch zuweilen Erfüllung finden. Wenn jedoch selbst Aerzte so weit gehen, aus derartigen Beobachtungen die magische, alle Gesetze des lebendigen Organismus willkürlich überspringende oder umkehrende Natur des Geistes zu beweisen und zu hoffen, damit einen aufklärenden Beitrag zur Psychologie geliefert zu haben, so will ich zwar nicht bezweifeln, daß diese Beweise dem Laien recht einleuchtend scheinen können, aber ich bezweifle, daß sie geeignet sind, gegnerische Ansichten zu widerlegen. Will man die unbekannten Ursachen ungewöhnlicher Lebensthätigkeiten einstweilen magisch nennen, um damit das zu bezeichnen, was man nicht definiren kann, so mag dies gelten; wer jedoch mit diesem Ausdruck den bestimmten Begriff einer sogenannten immateriellen, in der Natur der Dinge nicht begründeten oder absolut geistigen Einwirkung verbindet, der stellt sich auf einen Standpunkt, den man nur außerhalb der Naturwissenschaft mit Erfolg vertheidigen wird. Denn alle jene Erscheinungen sind, wenn man ihnen nur dreist näher tritt, nicht magischer als alle andern Lebensthätigkeiten am Organismus, die wir nur deshalb nicht mehr bewundern, weil wir sie unausgesetzt an uns und an allen Menschen gleich wahrnehmen und weil wir überhaupt über dieselben nicht nachdenken.

Indem uns einerseits die ungeheure Expansionskraft des menschlichen Geistes mit Bewunderung erfüllt, werden wir andererseits durch eine unendliche Reihe von Thatsachen und Beobachtungen belehrt, wie sehr sie gebunden ist an die wesentliche Bedingung einer naturgemäßen Beschaffenheit, einer gesunden Entwickelung und steten Uebung der leiblichen Sinne zusammen. Eine durch organisches Leiden oder auch nur durch vorübergehende Krankheit verursachte Störung, Verminderung oder Aufhebung der animalen Functionen verfehlt niemals, rückwirkend auch die intellectuellen Thätigkeiten entweder in einem Punkte oder in vielen zu stören, zu vermindern oder ganz aufzuheben. Die Beispiele sammeln die Aerzte an den Krankenbetten. In dem Kretin, dem Blödsinnigen, dem Wahnsinnigen kommt dieses Verhältniß in der betrübendsten Form zur Anschauung. Es gibt aber auch Organismen, in denen wir eine ungewöhnliche Erhöhung, Anspannung und Ueberreizung der animalen Functionen, besonders in der Empfindungssphäre des Nervensystems, beobachten; diese zeichnen sich auch psychisch aus durch erhöhte, angespannte und leicht zu überreizende Seelenthätigkeiten. Auf diesem Boden ist alles möglich; aus ihm kann das Genie hervorgehen und von der Menschheit gesegnete Wunder bewirken, aber er kann auch die berückenden Irrthümer, die Laster, das Verbrechen, den Wahnsinn gebären. In solchen Organismen ist die Anlage gegeben, um diejenigen Erscheinungen hervorzurufen, in denen ein überlieferter Glaube den freien Flügelschlag des Geistes, die mächtigen Regungen der entfesselten Seele zu erkennen meint. Die Naturwissenschaft befindet sich zwar keineswegs in der Lage, diesen Glauben mit unwiderleglichen Gründen bekämpfen zu können, aber es ist noch weniger ihr Beruf, ihn mit scheinwissenschaftlichen Gründen künstlich zu stützen, da sie wissen muß, daß er die Quelle so vieler heilloser Verirrungen gewesen ist und bleiben wird. Wenn sie an die Erklärung so ungewöhnlicher Lebensprocesse geht, so hat sie zunächst alles das vorsichtig auszuscheiden, was unter dem Einflusse zufälliger Momente überraschte, getäuschte oder täuschende zweite und mehrere Personen Wunderbares in solche Scenen hineingetragen haben, und sie wird dann nur die Thatsache eines leidenden Körpers und Menschen erblicken, welcher aufhört, Wunder zu verrichten, sobald in ihm die Genesung wiederhergestellt wird. Zahlreiche Schriften über diesen Gegenstand haben dazu beigetragen, mehr die Phantasie der Leser zu befriedigen, als den Verstand zu erleuchten. Auch Aerzte und Naturforscher haben dem vorherrschenden Geschmack des Publikums gehuldigt und den Leser in die mystische Nacht nur geführt, um ihn mit Schauern vor dem Unbegreiflichen zu erfüllen und

ihm zuletzt die Lösung der Lebensräthsel im Jenseits zu versprechen. Was gegenwärtig die Untersuchung noch schwieriger und bedenklicher macht, das ist der Missercdit, in den sogar die sogenannte orthodoxe oder conservative Naturforschung gerathen ist. Religion, Poesie, malende und bildende Kunst vereinigen sich gleichmäßig, um den unheiligen profanen Forschungseifer von den magischen Zauberstätten abzuwehren, in welchen die beglückenden Traumgebilde der Phantasie sich verlieren.

Nicht wenigen Ergebnissen der gemeinsamen Forschung in allen Naturgebieten wohnt die Kraft logischen Beweises bei und sie sind geeignet befunden worden, um die traditionellen Mythen und Ansichten über die Natur im allgemeinen, über das Verhältniß des Menschen, über seine leiblichen und geistigen Beziehungen zu ihr wie zu einer geoffenbarten übersinnlichen Welt zu modificiren. Die Besorgniß vor den Consequenzen ist aber größer als begründet, denn selbst unter den empfänglichen Gebildeten ist es nur der kleinste Bruchtheil, der das Bedürfniß fühlt, nach der Natur der Dinge und dem Grunde ihrer Eigenschaften zu fragen. Noch ist es keinem wissenschaftlichen System und keiner wissenschaftlichen Verirrung — auch der Materialismus ist nicht neu — gelungen, die Macht des Glaubens in der Welt zu vermindern und den Aberglauben zu vernichten.

Das Außerordentliche und Unbegreifliche der meisten Erscheinungen, zu deren Erklärung die bekannten Gesetze des Lebens nicht ausreichend gefunden werden, liegt darin, daß sie in den Zuständen des tiefen Schlafs oder Schlummers vor sich gehen, mit demselben kommen und verschwinden. Wir machen alle die Erfahrung, daß die unbekannte Ursache, welche uns täglich zur Nachtzeit, zuweilen auch zu andern Tageszeiten, zum Einschlafen zwingt, unsere Sinne, unsern ganzen Körper in einen betäubten, lähmungsähnlichen Zustand versetzt, in welchem wir die Eindrücke der Außenwelt zunächst nur undeutlich, endlich gar nicht mehr wahrnehmen, den Willen und das Bewußtsein verlieren. Wie ist es nun möglich, daß es da und dort einen oder einige Menschen geben kann, die schlafend oder träumend, also im bewußtlosen oder halbbewußten Zustande, solche außergewöhnliche Geistesthätigkeiten kundgeben können, die sie wachend zu äußern nicht im Stande sind, ja sogar Handlungen verrichten können, zu denen wir andern unsere wachenden leiblichen Sinne und das volle Bewußtsein durchaus nöthig haben? Diese Frage ist nach meiner Ueberzeugung in der allen Anforderungen der Wissenschaft und Naturwahrheit entsprechendsten Weise von dem Physiologen Professor J. Purkinje in Prag gelöst worden. Unter der Aufschrift „Ueber Wachen, Schlaf, Traum und verwandte Zustände" ist in Rudolf Wagner's „Physiologischem Wörterbuch" seine vortreffliche Abhandlung zu finden, die aus der treuesten Naturbeobachtung hervorgegangen ist, sich durch einen edeln, klaren Stil, strenge Logik der Gedanken auszeichnet und von einem ungekünstelten religiösen Gefühl durchwärmt wird. Unsern Lesern, welche Aufklärung höher schätzen als Unterhaltung, sei diese Arbeit bestens empfohlen, denn sie ist eine seltene Probe, wie man streng wissenschaftlich denken und doch auch jedem gebildeten Uneingeweihten verständlich schreiben kann. So hat auch K. G. Carus in seiner, gebildeten Lesern längst befreundeten Schrift „Psyche" die Entwickelung des geistigen Lebens im Menschen durch alle Phasen der organischen Entwickelung des Körpers und in allen seinen Beziehungen zur Außenwelt bis an die Grenze, über welche hinaus unsere Ahnungen streben, ebenso sehr physiologisch als ethisch befriedigend begründet.

In ganz jüngster Zeit ist unter dem Titel: „Das magische Geistesleben; ein Beitrag zur Psychologie," ein Buch erschienen, welches den preußischen Sanitätsrath und praktischen Arzt Dr. Bruno Schindler in Greiffenberg (Schlesien) zum Verfasser hat. Derselbe offenbart darin ein schönes dichterisches und gläubiges Gemüth. Mitten in wissenschaftlichen Zweifeln, unter denen er den aufstrebenden Flug seiner Phantasie mit dem Gewicht anatomisch-physiologischer Lehrsätze zu zügeln bemüht ist, zieht ihn doch der poetische Zauber der Mystik lebhaft an sich. Ohne Zweifel strahlt von dem Stoff seiner Arbeit jenes clair-obscur Licht aus, in welchem seine eigenen naturwissenschaftlichen Erfahrungen und Ansichten mit religiösen, philosophischen und social-politischen ineinanderfließen. Folgt man einem Theile derselben, dann ragt das Reich des Geistes in das Reich der Geister, dann haben die Somnambulen, die Magnetisirten, die Ekstatiker allein den rechten Geist, dann kann man den Propheten nicht mehr vom Betrüger unterscheiden und wir müßten die Enthüllungen der Klopfgeister und Psychographen mit Ehrerbietung vernehmen. An andern Stellen jedoch überrascht uns der Verfasser mit sehr ernst-

gemeinten Angriffen, gleichmäßig gegen die Prätensionen der ersten Naturwissenschaft, der Theologie und transscendenten Philosophie auf diesem Gebiete gerichtet wie gegen die modernen Propheten und Magiker. Es ist ein Buch, ebenso reich an innern Widersprüchen wie an geistvollen Reflexionen, ausgezeichnet durch einen eleganten, schwungvollen Stil, lebendige Darstellung und eine mit seltenem Sammelfleiß zusammengetragene Fülle von Beispielen magischen Geisteslebens, welche nicht verfehlen können, die Aufmerksamkeit der Leser spannend zu unterhalten.

Dr. Schindler geht von der nun einmal nicht zu entdebrenden anatomisch-physiologischen Basis des menschlichen Doppellebens aus, dessen einer Faktor (Pol) das dem bewußten Willen unterworfene (cerebrospinale) Gehirnnervensystem, dessen anderer Faktor das (sympathische) Ganglionnervensystem ist, welches nach ihm eingeborenen, vom Willenseinfluß unbeherrschten Gesetzen den gesammten Organismus in lebendiger Thätigkeit erhält. Darüber waltet kein Zweifel unter den Naturforschern, welche philosophische oder religiöse Richtung sie auch vertreten, daß die Kraft des bewußten Geistes sich nur allein durch das eingenannte System zu offenbaren vermag und daß diesem die Quellen ununterbrochenen Lebens nur aus dem sympathischen Nervensystem zuströmen. Hieraus folgt des Verfassers polare Kraft, die Polarität des Geistes, und er unterscheidet mit Recht ein bewußtes (tagpolares) von einem unbewußten (nachtpolaren) Leben und will uns überzeugen, „daß nur durch das Eindringen in die polare Thätigkeit des Geistes (auf welchem Wege?) uns eine Menge (warum nicht alle?) Erscheinungen klar werden, für die uns bisjetzt jede Deutung fehlte, und nur auf diesem Wege dürfen wir hoffen, Licht über manche psychologischen Geheimnisse zu verbreiten, welche uns ohne diese Polarität undurchdringlich erscheinen".

Diese so zuversichtlich ausgesprochene Hoffnung nimmt er uns im weitern Verlauf wieder, indem er ganz energisch die Anmaßung der Wissenschaft zurückweist, in diesen Fragen eine entscheidende Stimme zu haben. Es trägt sich auch mit den Autoritäten sehr unerfreulich, die zwar die Thatsachen nicht zu bezweifeln scheinen, aber ihre Ansicht darüber zurückhalten oder dem epidemischen Glauben an hyperphysische oder magische Grundkräfte nicht das Wort reden. Ihnen ruft er zu: „Das menschliche Wissen ist nicht bei Aristoteles oder Galen, auch nicht bei Newton oder Cuvier! Es ist nicht im Schoße der pariser Akademie oder bei Humboldt!"

Der Verfasser ist praktischer und ein sehr gescheidter Arzt; seine Erfahrungen müssen ihm bestätigt haben, daß die überwiegende, also krankhaft gereizte Thätigkeit des sympathischen Nervensystems auch das Gehirn, die Sinnesorgane, mit ihnen den Geist und das seinen Zwecken dienende (untere Handlungen vermittelnde) muskelbewegende Nervensystem in Mitleidenschaft zieht; daß dann die Thätigkeit des Geistes je nach Umständen in Maß und Art verschiedene Abweichungen äußert, Abweichungen, die unbezweifelt unter den Begriff nachtpolaren Lebens gehören. Es ist gewiß, daß sich nachtpolare Geistesthätigkeit nicht anders entwickeln kann als auf Anregung vom gereizten, also erkrankten psychischen Nachtpol. Nun sagt er: „Geist und Leib sind eins. Keine Regung der Seele wird gedacht, ohne daß nicht eine Abänderung in den Molecülen der Nervenstränge oder des Gehirns stattfinden sollte. Kein Blutkügelchen rinnt nach dem Gehirn ohne Einfluß auf den Gedankengang."

Diese aus einer vorurtheilsfreien Naturbeobachtung gewonnene Ueberzeugung hindert ihn dennoch nicht, alle pathologischen und physiologischen Voraussetzungen als willkürlich, ungenügend und nichts beweisend in Thatsachen des magischen Geisteslebens zu bezeichnen. Besonders widerstrebt er jener Ansicht, welche Sinnestäuschungen, Hallucinationen da voraussetzen zu können glaubt, wo der Verfasser die Erhebung des Geistes aus leiblichem Banne zu immateriellem Schauen und Wirken vertheidigt. Ich weiß nicht, ob ihm schon zu jener Zeit, da sein Buch erschien, die aus des Herrn von Wasielewsky's Feder geflossene Biographie des unglücklichen, in Wahnsinn verstorbenen Tondichters Robert Schumann bekannt gewesen ist. Derselbe erzählt: „Schumann glaubte einen Ton zu hören, der ihn unablässig verfolgte und aus dem sich allmählich Harmonieen, ja ganze Tonstücke entwickelten. Endlich traten auch Geistesstimmen hinzu, die bald in verheißendem, bald in verfolgendem, vorwurfsvollem Tone ihre Zuflüsterungen machten und ihm während der letzten vierzehn Tage seiner leidensvollen düsseldorfer Existenz selbst die Nachtruhe raubten. Eines Nachts verließ er plötzlich seine Ruhestätte und forderte Licht, indem er äußerte, daß Franz Schubert und Mendelssohn ihm ein Thema gesandt hätten, welches er sogleich aufschreiben müsse, was

denn auch, trotz aller Gegenvorstellungen seiner Gattin, geschah."

Dieser Biographie ist auch ein genauer und sehr interessanter Sectionsbericht der Aerzte beigefügt, welche besonders den Kopf, das Gehirn und den Gehörnervenapparat untersucht und in dem Gehirn, auf der innern Schädelfläche sehr bedeutende Anomalieen gefunden haben. Aus dieser beglaubigten Thatsache ist es erlaubt, wenigstens zu folgern, dass diejenigen nicht ganz unrecht haben, denen bei Personen, welche an die Realität ihrer Phantasiegebilde glauben oder welche Visionen haben, die Gabe der Prophetie, des innern Schauens besitzen sollen, die Vermuthung einer durch kranke organische Grundlage bestimmten Geistesaffection näher liegt als der Glaube an eine besondere geistige Erleuchtung.

Ich bin durch eine eigene Erfahrung in meinem Misstrauen bestärkt worden und kann nicht umhin, ihr hier einen Platz einzuräumen. Ich machte sie während meiner Militärdienstzeit als wachthabender Arzt im Garnisonlazareth zu Mainz. Unter den Kranken befand sich ein Civilgefangener, ein ehemaliger ausgezeichneter Jurist und Justizbeamter, der seinerzeit aus Gründen, die nicht hierher gehören, sich mit Zurücklassung von Frau und Kindern heimlich nach Amerika begeben hatte und nach zwei Jahren, von Noth und Heimweh gedrängt, nach Europa zurückgekehrt war, um sich den Gerichten zu stellen. Er war zu mehrjähriger Festungshaft in Mainz verurtheilt und eines Augenleidens wegen aus den Festungscasematten in das Militärlazareth transportirt worden. In täglicher Berührung mit ihm, um von ihm englisch zu lernen, erkannte ich in ihm einen Mann von scharfem Geist und einer umfassenden wissenschaftlichen Bildung; über seine sittlichen Principien blieb ich in Zweifel, um so mehr, da er über die mir bekannten Gründe seiner Festungshaft in einer Art sich äußerte, die mir bewies, dass er sich mit seinem Gewissen juristisch verglichen hatte. Er liebte gute Kost, bereitete sich seine amerikanischen Lieblingsspeisen selbst und schien überhaupt im Leben immer Gourmand gewesen zu sein. Pflege und Behandlung im Lazareth gefielen ihm wohl und er wusste geschickt alle Personen für sich zu gewinnen, um seinen Aufenthalt darin zu verlängern. Er vertraute mir, seine Absicht sei, die Vergünstigung zu erlangen, dass er in der Stadt wohnen und freiern Umgang mit den ihm bekannt gewordenen Leuten genießen könnte. Das war nun zunächst sehr schwierig und es trat vielmehr die Besorgniss nahe, dass man ihn in die einsame, strengere Kasemattenhaft wieder zurückführen werde. Um diese Zeit fand ich ihn stiller, nachdenklich, an eine gemüthliche Saite anschlagend, von seinen Reminiscenzen überwältigt, die ihm manche Stunde Schlaf raubten. An einem Sonntage, als die Glocken der nahe gelegenen Kirche läuteten, äußerte er, dass es doch unrecht wäre, den Gefangenen nicht den Trost geistlicher Erbauung zu gewähren. Ich fand religiöse Schriften bei ihm; besonders beschäftigte ihn die Uebersetzung eines englischen Buchs: „Harmonie, Herzenstöne." Seitdem ging auch der Pastor der evangelischen Gemeinde bei ihm aus und ein. Da ereignete es sich, dass ich einmal in der Nacht von einem der kranken Soldaten, welche in einem an das Gefangenenkrankenzimmer anstoßenden Saale lagen, geweckt wurde mit dem Bemerken, der Gefangene gehe im Zimmer heftig auf und nieder und spreche schon geraume Zeit so laut, dass sie im Schlaf gestört wurden. Ich begab mich zu ihm, öffnete seine Thür und hörte, dass er unter heftigen Gesticulationen wie in einer unsichtbaren Gesellschaft zu sprechen schien, von der Größe seiner Sünden redete, den bösen Feind verfluchte und alle inständigst ermahnte, für ihn zu beten.

Als ich ihn anrief, trat er sehr rasch auf mich zu und rief: „Ah, sind Sie es, lieber Doctor? Gut, dass Sie kommen! Wer sind denn diese Leute gewesen?"

Ich betrachtete ihn genau und da er eine Unterhaltung darüber anzuknüpfen suchte, bat ich ihn, sich ruhig zu Bett zu legen. Am andern Tage bemühte er sich, mir die Scene auseinanderzusetzen. Ich musste ihm jedoch bemerklich machen, dass die Menschen, welche in wahrhaftes Wahnsinn oder in wirklichem Schlafwandeln sich befunden haben, beim Erwachen aus diesem Zustande sich nur schwer oder gar nicht an das zu erinnern vermochten, was sie während jenes Zustandes getrieben haben.

Von diesem Augenblicke an suchte er mich zu vermeiden und wandte sich nur an den diensthabenden Oberarzt. Immer häufiger wurden die Besuche des evangelischen Geistlichen und anderer einflussreicher Männer; man sprach von dem baldigen, ruhigen Gefangenen, man übertrug ihm Arbeiten für einen daselbst bestehenden Verein und es dauerte nicht mehr lange, da bezog er eine Wohnung in der Stadt, durfte sich frei in derselben bewegen und wurde in den engern Kreis

jenes Bet- oder Innern-Miſſionsvereins gezogen. Einige Jahre darauf iſt er an demſelben Orte geſtorben.

Ich frage nun jeden unbefangenen Leſer: „Iſt jene nächtliche Scene eine Komödie geweſen oder ſprechen mehr Gründe dafür, daß ſie es nicht geweſen ſei?"

Dr. Schindler hat im Ernſt wol nicht hoffen können, über das dunkle Gebiet, auf welchem ſich Wahrheit und Lüge in gleich myſteriöſem Gewande oft begegnen, ein neues Licht zu verbreiten; vielmehr möchte mir ſcheinen, daß er ſein Buch in der edeln Abſicht ſchrieb, auch ſeinerſeits für eine ideale Erfaſſung des Lebens, gegenüber der materialiſtiſchen Irrlehre, in den Kampf zu treten.

Dieſe Abſicht tritt zuweilen in zu ſichtlicher Weiſe hervor, und dennoch, welche Waffen drückt er in die Hand der Gegner!

Man leſe folgende Sätze: „Alles magiſche Fernwirken erſcheint uns nur deshalb als etwas Unerklärliches, weil wir uns von der alten Idee nicht losringen können, daß der Geiſt etwas für ſich Beſtehendes, vom Körper Getrenntes ſei."

Und weiter. „Wem dagegen der Geiſt als das unveräußerliche Eigenthum der organiſchen Miſchung und Form erſcheint, da er von der Wahrheit durchdrungen iſt, daß Miſchung, Form und Kraft ſich gegenſeitig bedingen; wem die Bewegung als die Urerſcheinung aller auf ſich gegenſeitig wirkenden Materie bekannt iſt, für den kann es durchaus nichts Befremdendes haben, daß der Menſch denſelben Reizen unterworfen iſt wie jeder andere Körper."

Endlich ein Satz wie dieſer: „Der Menſchengeiſt iſt das höchſte Product tellurer Thätigkeit", klingt er nicht wie eine bekannte materialiſtiſche Deviſe? Hält man dieſe Sätze auch in ihrem Zuſammenhange mit dem Ganzen, ſo verlieren ſie an ihrer Bedenklichkeit nichts dadurch, daß der Verfaſſer ſich bemüht, ſie ſchließlich wieder im Spiritualismus aufzulöſen.

Fernwirkungen des Geiſtes über meilenweite Räume hinaus, Wirkungen des Geiſtes auf den Geiſt werden von ihm durch Bewegungsgeſetze erklärt, die nicht über allen Zweifel erhaben ſind und in einem eigenen Contraſt zu ſeinen faſt ſpöttiſchen Gloſſen ſtehen, mit welchen er jene Phyſiker ſtraft, die das Tiſchrücken phyſikaliſch zu erklären verſuchten. Auch der bläuliche Schein des odiſchen Lichts der Reichenbach'ſchen Sensitiven zieht ihn magiſch an. Ich will den bläulichen Schein nicht leugnen, er iſt eben ein Schein; ich weiß ſehr wohl, daß von manchem Geiſte ein Licht ausgegangen iſt, ſtrahlend genug, um die Welt zu erleuchten, um die Welt in Flammen zu ſetzen; aber dieſe ausgezeichneten Sterblichen haben nicht im magiſchen Schlaf oder Traum gelegen, ſie haben gewacht, wachend, bewußt gekämpft und gelitten. Die Lectüre des beſprochenen Buchs vermindert wenigſtens nicht meine Ueberzeugung, daß die Anſtrengungen und Thaten des wachenden, des bewußten Menſchengeiſtes der allein rechte und wahre Maßſtab ſind, ſeine Kraft zu meſſen, ſeinen göttlichen Urſprung und ſein den Tod überdauerndes Weſen zu beweiſen.

Dürfte Dr. Schindler's pſychologiſcher Beitrag, meiner Meinung nach, nicht alle Bedingungen enthalten, um mehr zu erklären, als andern gelungen iſt, um Zweifler zu überzeugen und Gläubige zu befriedigen, ſo bleibt ſeine Arbeit doch die Frucht eines den höchſten Lebensgütern zugewandten Strebens und eines wiſſensreichen, geiſtvollen Kopfes.*)

Deutſche Schauſpieler.

X. Bertha Wagner-Unzelmann.

Noch wird in der Erinnerung aller Kunſtfreunde der Name und die Geſtalt dieſer eigenthümlich begabten, ſeeliſch wirkenden Schauſpielerin lebendig ſein, die ein hartes Geſchick ſchon vor Jahren der Kunſt und am 7. März 1858 dem Leben entriß — auch darum, weil Marie Seebach, wenn auch von den Flügeln eines mächtigern Genius getragen, mehr als einmal in Spiel und Erſcheinung an die Oberfläche uns gemahnt.

Bertha Unzelmann hatte die Sinnigkeit und die Schüchternheit einer altdeutſchen Mädchengeſtalt; ſchlank, ohne Fülle, das längliche Geſicht von breiten dunkelblonden Flechten eingerahmt, mit jenen Augen, die halb verſchleiert mehr mit ſanfter Bitte gewinnen und entzücken, als mit dem leuchtenden Blick Julia's bezaubern, bot ſie wenig Blendendes für die Bühne dar, in ihr war etwas von jenem Duft und Hauch, aus

*) Wir ſind im Stande, durch einen von dem Verfaſſer des hier beſprochenen Werks kürzlich erhaltenen Beitrag zu ſeiner Behandlung pſychiſcher Zuſtände in der nächſten Nummer einen Beleg zu geben. D. Red.

dem die Dichter ihre zartesten Gestalten gewebt. In künstlerischen Umgebungen und Tendenzen groß geworden — sie war die Enkelin des berühmten Schauspielers Unzelmann und der noch lebenden Frau Werner am Hoftheater zu Berlin — wurde sie, wenn auch anfänglich ihr selbst unerklärlich und wider ihren Willen, von diesen Einflüssen zum Theater hingezogen, um das mit Leidenschaft zu ergreifen, was sie anfangs verschmäht. Und einmal, es war in ihrem vierzehnten Jahre, sich ihrer Bestimmung klar geworden, bezwang sie den Widerstand ihrer Aeltern, die Hindernisse, die ihr die Natur selbst in ihren Weg zum Ruhm gelegt, den Mangel an blendender Schönheit, den Mangel eines volltönenden Organs. Damals, in dem Ausgang der dreißiger Jahre, beherrschte die Spielweise und das Beispiel Seydelmann's das berliner Theater, seine Auffassung der Kunst galt als untrüglicher Maßstab des Besten und Höchsten, was man erreichen könne. Nicht von augenblicklicher Begeisterung ausgegangen, noch von dem Athem des Genius beseelt, sondern aus den Combinationen eines tiefen, außerordentlichen Verstandes erwachsen, nicht in wahrhaft poetischer Arbeit, sondern in den strengen Formen von Gegensätzen und Schlüssen sich bewegend, hat diese Schauspielkunst Seydelmann's vor allem die „denkenden Künstler" geschaffen und auch Bertha Unzelmann in ihren Lehrjahren diesen unverlöschlichen Stempel gegeben.

Unter der Leitung ihres Stiefvaters, eines geistvollen, philosophisch gebildeten Mannes, hat sie viel gelesen, gelernt, fast zu viel für eine Schauspielerin, wenn nicht ihr Gemüth und die geistige Anmuth, die vielleicht ihr Eigenthümlichstes war, diesen „Trödel der Gelehrsamkeit" verklärt hätte. Ist doch während ihres Aufenthalts in Bremen von ihr gesagt worden, daß sie den Plato in der Ursprache gelesen! Auf einer kleinen Bühne im elterlichen Hause spielte und übte sie vor einem Kreise gebildeter Männer zuerst ihre Rollen, die verschiedenen Urtheile und Meinungen, die da laut wurden, regten sie immer wieder zum Durchdenken und Vertiefen ihrer Aufgaben an. Wie in der ganzen modernen Kunst, tritt auch in ihrer Entwickelung eine grübelnde, nie ausruhende Kritik als das eigentlich fördernde Element auf, an die Stelle einer mächtigen Phantasie, die im Augenblick ihre Gedanken denkt und zu Gestalten formt, setzt sich eine feine, vielseitige Reflexion, der die Wissenschaft einen unerschöpflichen Samen fruchtbringender Kenntnisse und Ideen zuführt, und sucht nun, unterstützt von einem sinnigen Gefühl des Schönen und einer weichen Seele, die Gebilde des Dichters Zug für Zug in die Wirklichkeit zu übertragen, hier wird zuweilen die Tiefe der Auffassung weit die eigentliche Darstellung überragen. Unwillkürlich gedenkt man bei solchen Leistungen an die Malerschule der Carracci: hervorgegangen aus den gründlichsten und strengsten Studien, von ungewöhnlicher Gedankentiefe in dem großen und bewunderungswürdigen Annibale, hat sie doch selbst in ihren besten Bildern nie ganz diesen Staub der Forschung, den akademischen Zwang von sich schütteln können, dem sie andererseits freilich ihr Dasein und ihren Ruhm verdankt, zwischen Rafael und Rubens gestellt, trägt sie Keime und Elemente beider in sich und kommt doch weder zu dem Wunder harmonischer Composition und idealer Schönheit noch zu realer Lebensfülle und Farbenpracht. So etwa stand Bertha Unzelmann, als sie am 7. März — es sollte ein verhängnißvoller Tag in ihrem Leben werden — 1842 zum ersten male in Stettin das Theater betrat, zwischen der alten Schule und jener ihr und allen noch unbekannten Schauspielweise, die jetzt in Lawison und Marie Seebach den Kranz gewinnt. Die Reflexion löst die idealen Anschauungen und Kunstformen überall auf, sobald die schaffende Kraft in einzelnen oder in Nationen zu schwinden beginnt, aber sie selbst ist nichts Bleibendes, sie ist gleichsam nur der Draht für den elektrischen Funken des Geistes, der aus seinem eigenen öde gewordenen Reich in die Wirklichkeit hinüberflüchtet.

Damals fehlte dem jungen zwanzigjährigen Mädchen weder die Hoffnung, noch das Glück, selbst die Weissagung war mit ihr, ein Wort Seydelmann's, der einst zu ihren Aeltern, als diese über das schwache Organ der Tochter klagten, lächelnd geäußert: „Da wird ihr freilich nur der trostlose Ausweg bleiben, eine große Künstlerin zu werden." Nicht lang, wenn auch reich an Triumphen war ihre theatralische Laufbahn, Bremen, Leipzig, Berlin und Wien, wohin sie mit ihrem Gatten Joseph Wagner 1850 an das Burgtheater berufen war, haben sie am häufigsten gesehen und jetzt am innigsten beklagt. Der Bühne durch ein heftiges Brustleiden seit Jahren entzogen, hat sie eben noch sehen können, wohin dieselbe Reflexion, die in ihr mächtig gewesen, im Lauf der Zeit, durch die Einflüsse der großen französischen Schauspielerin befähigt, die kühnere Nebenbuhlerin geführt, die nach ihr vor allem das

„Gretchen" im „Faust" ist und unbestritten ihre Erbschaft angetreten.

Es war ein reiches Repertoire, mehr als 140 Rollen, ersten wie untergeordneten Ranges, das Bertha Unzelmann beherrschte; ihr hatten die Musen die Töne tiefster Klage wie ihr süßestes Lächeln verliehen. Aber es lag in ihrem Wesen wie in ihrer Bildung, wenn die vielfach ergriffenen, leidenschaftsvollen, innerlichen Gestalten der Ophelia und Gretchens, Valentinens in dem gleichnamigen Schauspiel von Gustav Freytag, oder der Tischlerstochter Klara in Hebbel's „Maria Magdalena" ihr am besten gelangen und die Perlen ihrer Kunst waren. Hier, wo aus einer naiv-sentimentalen Natur sich das tragische Geschick entwickelt, in den zerreißenden Seelenkämpfen, die stufenweis Gretchen und Ophelia durch eigene Schuld, durch den Mord des Bruders und des Vaters zum Wahnsinn führen, bietet sich dem reflectirenden Verstande das ergiebigste Feld von Herzenswandlungen, die A erklären und veranschaulichen soll; hier sind die Gegensätze der zartesten Lieblichkeit und des entsetzlichen, selbstverschuldeten Elends durch eine tiefere Gedankenarbeit zu vermitteln und in einer holdseligen, endlich zerfallenden Erscheinung wiederzugeben, als sie die hohe Tragödie mit ihren plastischen Antigones, Phädras, ihrer Maria Stuart verlangt. In ihnen fand denn auch Bertha Unzelmann die ihr congenialen Wesen, die Hüllen für ihre Seele und ihr Gemüth. Und es waren eben nur ätherische Geschöpfe, wie Angelikas mit dem feinsten Pinsel gemalt und zurücktretend vor jener blendenden Farbengebung, vor dem jubelnden Liebesausruf, aber auch den verzerrten Schmerzensäußerungen, die wir seitdem sahen.

Die künstlerische Ruhe, das Maß des Schönen, das diese Schöpfungen auszeichnete, nahm ihnen etwas von der ergreifenden Wirkung auf die Massen, und wenn Bertha Unzelmann in allen Leistungen die Theilnahme und den Beifall der Gebildeten durch die Reinheit ihrer Zeichnung, die Bewunderung der „empfindenden Herzen" durch die ihr innewohnende Lieblichkeit oft errang, vermochte ihr Genius nur in seltenern Momenten zu allen verständlich zu sprechen. Wir wissen noch, daß, wenn sie mit irrem Blick und zerzaustem Haar das Vaterunser in Hebbel's „Maria Magdalena" begann und es nicht enden konnte, ein Schauer durch die Versammlung lief, daß um ihre Ophelia, wenn sie im weißen Kleide, den Strohkranz im Haar, die Blumen vertheilte, bei allem Reiz ein dämonisches Grauen schwebte. Wie schwach ist das Wort, jetzt, nach Jahren, die Eindrücke schildern und festhalten zu wollen, die, einmal vorübergegangen, mehr und mehr in der Erinnerung verschwimmen! Eine und die andere Gestalt tritt uns klarer, in deutlichern Umrissen entgegen — vor allen Valentine, auch darum, weil keine Schauspielerin ihr in der Schilderung dieser Frau, in der Entwickelung der innigsten und hingebendsten Liebe aus einem scheinbar kalten, egoistischen Herzen gleichgekommen. Symbolisch vom Dichter aufgefaßt und auch so von der Unzelmann dargestellt, machte diese Valentine alle Kämpfe der Emancipation in sich durch und verkörperte in Anmuth und Würde das moderne Frauenthum, das die freigewählte Liebe höher als ihre Stellung, die Sitte der Welt und den eigenen Ruf schätzt. In solchen Rollen, als Lady Milford und Prinzessin Eboli, denen ein sittlicher Makel anhaftet, bewahrte der Adel ihres Wesens sie sicher vor jeder leidenschaftlichen Uebertreibung, wußte ihr wägender Verstand, so wahr wie rührend, genau den Punkt herauszufinden, wo sie mit dem Ideal aller Reue und Zerknirschung, mit der büßenden Magdalena der heiligen Sage, zusammenhängen und in ihrem Fall und ihren Thränen das ewig gleiche und doch ewig erschütternde Bewußtsein der Vergänglichkeit, menschlicher Schuld und des unabwendlichen Geschicks sich ihnen und allen aufdrängt. Diese Accente des Schmerzes, der Selbstanklage hatten einen unvergeßlichen Klang, und oft ist es uns, als hörten wir in dem Wehschrei der Marie Seebach, wenn sie als Gretchen in den Ketten aufjährt, wieder den alten Ton.

Es ist nichts um den Ruhm der Welt, wie schon Dante sagt, so wenig als um das Wehen des Windes; die Nachkommen ernten leicht auf den Furchen, die der Genius mühsam gezogen. Was ist es nun gar mit dem Ruhm und dem Gedächtniß einer Künstlerin, die ohne dämonische, hinreißende Gewalt und das mächtig beherrschende Wort zunächst nur dem kleinen Kreise der Gebildeten eine bedeutende und bewunderte Erscheinung war? Was Fleiß und Studium, ein edler, gehaltvoller Sinn aus einem an sich nicht allzu reichen Talente Schönes und Großes gestalten können, hat sie gezeigt; nicht weit ab von den Besten wird ihr Denkstein sein. Ein kurzes Wort bezeichnet den Eindruck ihrer Persönlichkeit und ihrer Leistungen vielleicht nicht am schönsten, doch am wahrsten: sie wirkte wohlthuend. Sie ver-

stand es, alle Mißklänge zu lösen, jede Herbheit zu mildern und in allem Schrecken noch jenen ätherischen Schimmer zu bewahren, der uns immer in das Reich der Kunst weist wie der Glorienschein um den Kopf der Madonnen in den Himmel. R. F.

Anregungen.

Così fan tutte.

„So machen es alle" mußten wir uns unwillkürlich sagen, als wir vor einiger Zeit im „Reichsadler", einem frankfurter Lokalblatt, einige von Emil Pirazzi geschickt zusammengestellte Auszüge aus Schiller und Goethe's neuaufgelegtem „Briefwechsel" lasen.

Man beschuldigt das „moderne Literatenthum", das Nicht besonders deshalb so vortrefflich zu schildern weiß, weil es doch, krähen wir, selber dazu gehört, aller möglichen Greuel in der Kunst, die öffentliche Meinung zu alarmiren, und noch neulich rügte ein Autor, der in den Zeiten der weiland „Hallischen Jahrbücher" in herrschlägerischer Kritik auch das Seinige geleistet hat, die „Zügellosigkeit der jungdeutschen Journalistik" aus den dreißiger Jahren. Man lese aber, wie es auch die großen Heroen unserer Literatur gemacht haben! Besonders in Schiller ein Matador jenes Handwerks, zu dem das Klappern gehören soll. Um für seine „Horen" Abonnenten zu bekommen (besonders vor Beginn des neuen Quartals!), sucht er nach Hülfsmitteln aller Art und verschmäht die praktischen am allerwenigsten.

„Das erste Erscheinen der »Horen« ist von ganz eigenem Erfolg begleitet; die junge Zeitschrift macht im deutschen Publico, dessen Neigungen und Schwächen billige Rechnung getragen wird, die allergrößte aber auch einmal tüchtig gerieben werden. Sentenzen, und Goethe schreibt schon am 18 März 1795 an Schiller: »Im weimarischen Publico rumoren die ›Horen‹ gewaltig, mir ist aber weder ein reines pro noch contra vorgekommen; man ist eigentlich nur dahinter her, man reißt sich die Stücke aus den Händen und mehr wollen wir nicht für den Anfang.« Bald darauf (im 66. Briefe) schreibt Schiller: »Cotta ist mit der Messe ziemlich zufrieden. . . Nur bittet er sehr um größere Mannichfaltigkeit der Aufsätze. Viele klagen über die abstracten Materien, viele sind auch an Ihren Unterhaltungen (›Deutscher Ausgewanderten‹) irre, weil sie, wie sie sich ausdrücken, noch nicht absehen können, was damit werden soll. Sie sehen, unsere deutschen Gäste verlangen sich nicht; sie wollen immer wissen, was sie essen, wenn es ihnen recht schmecken soll. Sie müssen einen Begriff davon haben.« Im 137. Briefe schreibt Schiller: »Gegen Ende vor Jubilate erscheint Cotta mit einer Geldklage um den Leib, und zwar pünktlich wie eine wohlberechnete Sonnenfinsterniß, um das Honorar für das ganze Jahr abzutragen.« Inzwischen aber fürchtet er schon im September für die Abonnenten im neuen Jahr (108. Brief): »Wir müssen jetzt mit allen Segeln zu fahren suchen, denn ich weiß von mehreren Orten, auch aus Cotta's Briefen, daß wir gar nicht sicher sind, unsere dermaligen Subscribenten auch fürs nächste Jahr zu behalten.« Darauf beruhigt Goethe (103. Brief): »Glauben Sie meiner Weissagung, daß mit dem neuen Jahre die Subscribenten sich eher vermehren als vermindern werden.« Um »unsere werthen Leser« zu reizen, ist Schiller schon früher auf ein höchst eigenthümliches Lockmittel verfallen (77. Brief): »Ich habe schon ehemals daran gedacht, daß wir wohl daraus thun würden, einen kritischen Archiplan in den ›Horen‹ zu eröffnen. Aufsätze dieser Inhalts bringen ein augenblickliches Leben in das Journal und erregen ein sicheres Interesse beim Publikum. Nur dürften wir, glaube ich, das Heft nicht aus den Händen geben, welches geschehen würde, wenn wir dem Publikum nur andern ein gewisses Recht durch unsere förmliche Einladung einräumten. Von dem Publikum hätten wir sicherlich nur die elendesten Stimmen zu erwarten und die Autoren würden sich, wie man Beispiele hat, sehr beschwerlich machen. Mein Vorschlag wäre, daß wir die Angriffe aus unsern eigenen Mitteln machen müßten; wollten dann die Autoren sich in den ›Horen‹ vertheidigen, so müßten sie sich den Bedingungen unterwerfen, die wir vorschreiben wollen. Auch wäre deshalb mein Rath, sogleich mit der That und nicht mit den Propositionen anzufangen. Es schadet uns nicht, wenn man uns für unhandig und ungezogen hält. Was würden Sie dazu sagen, wenn ich mich, im Namen eines Herrn von K., gegen den Verfasser von ›Wilhelm Meister‹ beschwerte, daß er sich so gern bei dem Schauspielervolk aufhält (ein Bedenken übrigens, das Schiller selbst wiederholt gegen Goethe äußerte), nur die gute Societät in seinem Roman vermeidet. Sicherlich ist dies der allgemeine Stein des Anstoßes, den die feine Welt an dem Meister nimmt, und es wäre nicht überflüssig, auch interessant, die Köpfe darüber zusammenzustellen. Wenn Sie antworten wollen, so will ich Ihnen einen solchen Brief fabriciren.« Goethe oder ein anderer sollen dann ebenfalls auf die literarische Arena treten und den »Wilhelm Meister« gegen den ›Herrn von K.‹ vertheidigen. Leider jedoch erfahren wir nichts weiteres über die Sache; denn Goethe schreibt im nächsten Briefe, man wolle sich die Idee bei vermehrtem Zusammensein mündlich besprechen, wie denn überhaupt die Erörterung und Erledigung der interessantesten Fragen meist auf die öftern gegenseitigen Besuche in Weimar und Jena verschoben wird. Wieder

schreibt Goethe im 103. Briefe: »Zu überlegen wäre es, ob man nicht vor Ende des Jahres (!) sich über einiges erklärte und unter die Autoren und Recensenten Hoffnung und Furcht verbreitete«, u. s. w.

Die „Jungdeutschen" zählten in den dreißiger Jahren, als sie gegenseitig an ihren Personen ihre Ueberzeugungen auslegen, sich haßten und verfolgten und einer Idee willen, boshaft waren, um einem Staate von Vaterland, Freiheit, Religion, Kunst und Literatur den Sieg zu verschaffen, größtentheils 20—25 Jahre.

Diese großen Männer aber, die kurz vor Jahresschluß und vor Aufhören des Abonnements zur Gewinnung neuer Pränumeranten Skandal machen, sich künftig selbst angreifen, um sich desto besser vertheidigen zu können u. s. w., zählten damals Goethe 50, Schiller 36 Jahre.

Wilhelm Müller.

Man hat Ludwig Uhland für den lyrischen Lieder auch verantwortlich gemacht, seitdem er sang: „Singe, wem Gesang gegeben!" Aber schon Goethe brachte manchen Leuten mehr als ihnen recht war, und sah sich zu dem Protest genöthigt:

Wenn die Dichters Mühle geht,
Hatte sie nicht ein
Wenn mal einmal uns verdrießt,
Uhlet uns auch verzeih'n.

Wilhelm Müller gehörte, getreu seinem Eigennamen, zu denen, deren Mühle fleißig ging. Goethe's Wort paßt auf ihn wie auf keinen andern. Wer ihn liebgewann, verzeiht ihm gern, daß er zu viel brachte, und freut sich an den bunten Muscheln, wenn sie auch häufig erst aus dem Ufersande aufgelesen werden müssen.

Wie die gesammelten „Gedichte" vorliegen (vierte Auflage, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1850), hat sie der Dichter nicht selbst zusammengetragen, sodaß er für die etwaige zu große Menge des Gebotenen nicht einmal verantwortlich gemacht werden könnte.

Müller ist jung gestorben. Noch nicht 33 Jahre alt, riß ihn der Tod aus einer glücklichen, kunstreich, drangvollen Existenz. Im Jahre 1830, dem Jahre nach des Dichters Tode, gab G. Schwab die bis dahin zerstreut erschienenen Dichtungen des dessauer Bibliothekars in den „Vermischten Schriften" zuerst in einigem Zusammenhange heraus. Die „Waldhornisten-Gedichte" waren schon 1821—24 erschienen; die „Griechenlieder", in drei Lieferungen, folgten einander 1822, 1823 und 1824. Wie alle politischen Gedichte, haben sie ihre Epoche gehabt, anfangs wirkt immer als die rein lyrischen Gefühlsergüsse, und sie durch die Zeit überholt worden. Sie stehen uns heute in vieler Beziehung fern. Hoffentlich kommt die Zeit nicht wieder, wo es die Aufgabe der Dichtung war, den Posten der politischen Presse zu beziehen. Das Jahr 1849 brachte uns in Schleswig-Holstein schuldlos Unterliegen Stoff genug zu ähnlichen Schmerzensausbrüchen. Es handelte sich wieder um eine „Empörung gegen den gesetzmäßigen Herrscher", wie sich deutsche Cabinete schon in Bezug auf die Erhebung der Hellenen ausgedrückt hatten. Aber die Stimmung des verletzten Nationalgefühls konnte sich diesmal in der politischen Presse selbst schon Luft machen; die Leiern rauschten schwächer; dies war ein Symptom politischen Wachsthums.

Was Wilhelm Müller's populärste Seite ist und bleiben wird, solange wenigstens Franz Schubert gesungen wird, sind die vielen Gedichte, bei denen uns die volksthümlich gewordenen Weisen des wiener Meisters im Ohr klingen. In der That gibt es neben Eichendorff kaum einen zweiten, der sangbarer gedichtet als Müller. Sein Rhythmus gewinnt erst die völlige Wirkung, wenn sich ihm der Klang gesellt. Er unterscheidet sich in dieser Hinsicht auffallend von Lenau, der so musikalisch begabt und dabei doch so wenig zur Componistenausbeute geschaffen war.

Viele Lieder Müller's, und unter ihnen die besten, sind von vornherein für den Gesang geschaffen worden, so die zahlreichen „Tafellieder für Liedertafeln", die noch immer als Fundgrube für passende Veranlassungen ausgebeutet werden und ihre Berechtigung in der bachusholden Laune des Dichters haben, während des Tändelns in den kleinen erotischen Gedichten Manche zu viel wird.

Immer bleibt, was diese Gedichtsammlung im großen und ganzen bietet, eine gesunde Kost, wie sie nicht auf vielen Tischen zu finden ist. Es weht ein frischer Luftzug durch alle Salen, ob die Liebe, der Wein, das Wandern, die Freiheit oder der Frühling besungen werden, der Frühling, dem der Gruß entgegenschallt:

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! Geschwinde!
Zum Angriff schlage die Nachtigall,
Ihr Widerhall,
Ein Widerhall auf meiner Braut!
Herein, herein, du Frühlingsluft!
Geschwinde, geschwinde!

Lebensblicke.

von L. Habicht.

Bei den Griechen war die geschickte Wagenlenkung in der Rennbahn das Höchste im Olympischen Spiel. Auch bei uns ist es noch der Fall; nur gilt die Kunst dem Wagen des eigenen Geschicks.

* * *

Nationen werben nicht am Schlagfluß, nur an der Entzündung.

* * *

Es gibt übernarme Tage, in denen selbst unsere gewaltigste Anstrengung nicht die Nebeldecke von unserm Geiste reißt. Solche Dämmertage wollen sagen: Versenke dich auch einmal in die Erinnerung!

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 34. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Auch eine Pfingstfeier.

Eine Skizze aus Schlesien.

Pfingsten! Fest der Maien und der Jugend, welch seliger Schimmer umgibt dich nicht, das du in Anmuth und Schönheit vor dem Auge meiner Erinnerung stehst! Wer hätte sich nicht einmal in dieser Zeit gehoben und getragen, wie von leichter Welle geschaukelt gefühlt, da endlich frei aufgeathmet nach langen, trübseligen Tagen und hinausgezogen in die erwachende Natur, gleichsam ein neues, so ihm noch nie gewordenes Leben gekostet! Schon in meiner Kindheit spielte Pfingsten eine bedeutsame Rolle. Des Knaben Herz pochte ungeduldig den Stunden entgegen, wo vom Thurme herab ein Choral die Pfingstfeier einläutete, noch ungeduldiger am dritten Pfingsttage, wo der Trompeter das Schützenfest verkündigte und ihm schon ein Trupp meiner Genossen durch die Gassen folgte. Er hatte zwar, der arme „Reichel Franze", aber das merkte man beim Blasen nicht, um so weniger, da drei Tambours hinterdrein schritten, von denen der längste in der Mitte seiner kleinern Collegen ging, alle in gelben Beinkleidern, den weißen Schurz darüber, in blauem Frack und mit dem rothen, mächtigen Federbusch, der auf mich einen ganz besonders imponirenden Eindruck machte.

Leider bin ich nur ein Epigone meines Landsmanns Laube, und das Schützenfest meiner Vaterstadt konnte in mir keinen Satiriker, sondern nur einen Bewunderer finden; aber den Rahmen konnte ich doch noch geben, den Laube mit so köstlichem Humor schildert und der sich schon Wochen vorher auf der Mühleninsel seine Heldenthaten einübte.

Auf dem alten Rathhause wurde die Fahne abgeholt und die ganze Schützengilde marschirte zum Major, der schon ängstlich bei seinem Pferde stand, es streichelte und mit ihm schon that, um es in guter Laune zu erhalten, im Herzen unentschlossen, ob er den fahnen Ritt wagen sollte. Vielleicht dachte er dann mit Kalkhas, daß sich Götter nicht auf Wunderzeichen verlässt; wenn aber die Schwanen um die Wette singen, empfahl er seine Seele Gott, den Leib seinem edeln Rosse, noch ein Senfzer — und seine noch jugendliche Frau und der Hausknecht halfen dem alten Herrn in die Bügel. Wieder streichelte er das Thier, die Frau gab ihm noch ein Stück Weges das Geleit, der Hausknecht führte das Pferd ebenso weit am grünen Sicherheit am Zügel und der Major stand heldenmüthig an der Spitze seines Regiments; die Trommel wirbelte, halt aus, mein Roß! Die Augen zu und die Schenkel in die Seiten des militärfrommen Thieres gedrückt, ritt er die Liegauer Gasse hinab.

Jetzt ging's zum regierenden Bürgermeister in alten Kleeschuh, der das handelnde und geschäftige Volk kaum zu lenken vermochte, während er sonst das ganze Jahr in melancholischem Schweigen lag, nur ein Brunnen plätscherte darinnen, aus dem wir Schuljungen das Wasser scheuten, an diesem Tage aber widerhallte er von Lärm und Jubeln,

von den Klängen des alten Sprettauer Marsches, unter denen endlich der Zug sich nach dem Schießhaus in Bewegung setzte.

Welch glänzender Zug! Voran der phantastisch geschmückte Zieler, die schön gemalte Scheibe mit dem großen Herzen auf dem Rücken. Hinter ihm trug ein Amtsdiener den großen Schützenpokal, den sogenannten „Willkomm", aus dem jeder Schützenbruder vor Beginn des Schießens einen Zug thun konnte. Ihm folgte der alte König, wie er genannt wurde, obwol sein Königtum erst vom letzten Pfingstschießen herstammt, geschmückt mit einer Kette silberner Schilde, bis 81 etwas Prächtiges, wenn man einen Vater hat, der König wird, wie schmecken dann die Aepfel und Birnen gut, die ihm der Pfarrherr als gewährte kleine Gemeine liefert, als kämen sie aus dem Garten der Hesperiden! Dem alten König, der einmal sogar als neuer König des Abends wieder in die Stadt getragen wurde, folgte der Vogelkönig, wie wir Schlesier den zweiten nennen, und hinter ihm der alte Main, von des „Schicksals gewaltiger Faust" auf seinem Andalusier festgehalten, der, wie Sage erzählt und es noch in aller Sprettauer Erinnerung, statt über die Brücke einen mit ihm durch das Wasser sprang.

Auf Befehl des milden weisen Kaisers Max II. ist das erste Pfingstschießen im Jahre 1568 in Sprettau abgehalten worden. Gewiß in der Absicht, die Mannen zum bevorstehenden Türkenkriege tüchtig zu machen. Während des Dreißigjährigen Kriegs, in Zeiten, die noch mehr zu Grabe getragen als heitere Schützenfeste, ist die Feier dieses Volksfestes völlig eingegangen. Seit 1823 aber ist es von neuem ein Pfingstschießen und damit die rechte Pfingstfreude. Sicher war es wieder der damals entbrennende Türkenkrieg, der die Sprettauer zu neuer Schießübung trieb, und so haben sie neben den in ihrer Nähe hausenden Raubrittern, auf deren Abwehr sie stets bedacht sein mußten, es immerhin den Türken zu verdanken, daß jetzt noch ein echtes Volksfest bei ihnen besteht.

Eine bunte, phantastische Welt rollte sich dem Kinderauge auf, wenn es vom Balkon des Schützenhauses auf den Platz blickte — das bunte Gewimmel von Kindern, Bauern, den reich geschmückten Jägern, den weißgekleideten Mädchen, die wie Schneeflocken herumflatterten, das ganze, harmlose Treiben wie ein niederländisches Bild. Um den Kalberitt eines Zinngießers drängten sich die Bauern am meisten, denn das war seine Waare, die sich leicht zerbrechen ließ, sondern solide Dosen, Pfeifenabgüsse und Löffel, in der Mitte des Tisches prangte das Bild eines Schimmels, an den Seiten Nummern mit Gewinnen. Sobald nun ein Kamerad gar seine Augen geworfen, schrien die andern unter tobendem Gelächter: „Schimmong!" und wenn der Verlachte darüber empfindlich wurde, gab es „Händel von der ersten Sorte", wie sie sich der Handwerksbursche in Goethe's „Faust" nicht besser wünschen konnte.

Ich hatte einen Wurf frei, denn der wohlhabende Mann war mein Pathe, aber bei mir wiederholte jedesmal der Schimmel und oft, wenn mir im Leben ein Wurf nicht gelingen wollte, dachte ich bei mir selbst: „Schimmong!"

Besonders am „Sauerbierſonntag" gipfelte sich das Vergnügen. „Sauerbierſonntag" ist dieser lustige Tag humoristisch getauft worden, weil an ihm die Zeche, schließlich „Certe", verrechnet und bezahlt werden muß. Aber was harmt das uns, wir sind nicht Schützenbrüder und können uns sorglos in das Menschengewühl stürzen.

Dort in dem Garten des Schießhauses spielt ein Savoyarde seine Drehorgel, Bauernjungen und Kindermädchen, alte Mütterchen bilden sein dankbares Publikum. In seiner Nachbarschaft steht ein Karrousel, auf dem sich eine wilde, zerlumpte Jugend herumtummelt, weiterhin thut sich uns ein Circus auf, Athleten werfen mit Centnern herum wie mit Kieselsteinen, daß den Zuschauern vor Verwunderung der Mund offen, aber die Tasche zu bleibt, denn dort wandert schon der nie rastende Teller herum und sichtet die Spreu von den Körnern. Die Höhe des Pulvers wird zerstiebt in alle Winde und findet sich erst wieder zum chinesischen Feuerwerk ein, das sich prächtiger auf dem grauen Nachhausewege als in der Wirklichkeit ausnimmt.

Stangenklettern, Hahnschlagen, Sacklaufen, das gibt ein Meer von Lust und Freude. Dort zeigt sich, daß wir Schlesier ein heiteres, sorgloses Völkchen, und daß wir die glückliche Mischung unseres Blutes nicht verleugnen können.

Viele dieser etwas bunten Lustbarkeiten sind in den Bären versammelt worden, das Vergnügen hat sich meist in den Schützensaal geflüchtet, wo noch immer jeder Schlesier Flemming's Ermahnung beherzigt:

Wer nur lange, laß uns springen,
Wer nur lustig, frisch und flink,
Jedes Ding will Weile haben,
Eile mit Weile bringt den Segen,
Eile mit Weile bringt den Segen,
Eile mit Weile bringt den Segen

In den Lauben auf Zelten unter armen Bäumen, die mit Fichtenreisern geschmückt, wurde den Schützen und ihrem Anhang frei Bier ausgeschenkt. Blas Hunder, der dann bei Heimweg mit wenig militärischer Ordnung angetrieben wurde, und Wunderle, des letzten Lichters der Schlesischen Schule, ermunternder Zuspruch: „Trinkt, bis euch das Bier besiegt, nach Manier der Alten" in redlich befolgt wurde! Dafür hatten sich freilich auch die hier als Brüder umarmt, die Scheelsucht das ganze Jahr über getrennt, und die Sprottauer an solchen Pfingsttagen ihrem Namen Ehre gemacht, denn der Platz, auf dem jetzt die Stadt steht, soll früher voll Sperren und Lerchen gewesen sein, und die sich zuerst ansiedelnden Slawen, haben den Ort in ihrer Sprache „Sprottan", d. h. „Raum' auf" genannt, und so sind die Sprottauer noch heute in der ganzen Umgegend als „aufgeräumte Leute" bekannt.

Das waren die Pfingstfreuden des Knaben, der heranwachsende Jüngling suchte die Natur, seine beste und einzige Geliebte. Da wurde am Pfingstfesttag mit einem Freunde, aber allein, hinausgewandert in der Morgenfrühe zur „Mordlache", die, mitten im Walde, sich wie das nasse Auge eines Verbrechers vor dem Licht verschleiert. Ein Trupp Kroaten soll im Freiheitskriege Kleider in das tiefe Gewässer hineingeritten und ertrunken sein, denn wie ein Abscheu erzählt, haben die Kroaten ein Hexenwerk glauben wollen, die Hüttenleute aber den Arme mit gläubigen Bibelstangen nicht nur in die Flucht, sondern auch in den stürmischen Gewitternacht in die Lache getrieben, die von ihrem Untergang den Namen erhalten. Das ist freilich unheimlich, aber der Weg dahin ist so freundlich einladend und weit lachelte der Himmel an diesem Morgen hochblau hell darein. Wir wanderten zum Thore hinaus, über mehrere Brücken, da sich der Bober hier in zwei Arme spaltet, an Gärten hin, in den Nonnenbusch, den aber unser Oberamt „Hymnenbusch" nannt, denn eine Streifhorde Russen habe hier ihr Lager aufgeschlagen, und daher heisse der im Busche liegende kleine Berg auch nicht „Nonnenruken", sondern „Hunds"-Hymnenrücken. Welch köstlicher Weg! eine prächtige Lindenallee führt den schönen Dom, durch den das heraufsteigende Sonnenlicht glitzert, und bald öffnet sich der Blick ins Freie, auf ein im kampfenden Morgenwind wallendes Feld. Auf den engen Pfaden kommen wir an der unheimlichen Kroatenlache, an der aber, wie mild versöhnend, die schönen Trauerweiden stehen. Hier verbaut ich Venau's wundersame Schilflieder, an diesem dunkeln Orte klangen sie mir im Herzen nach.

In der Stadt sind in dieser Morgenfrühe alle Laden geschlossen, ein tiefes Schweigen in den Strassen und fast an jeder Thür grüne Reiser zur Strafe der Langschläfer von neckenden Händen hingesteckt, womit einer dem andern zuvorkommen suchte, um den sogenannten „Kandidus" anzuhängen. Ein neckischer Kobold musste diese Nacht ein Werk getrieben haben, denn Bänke und Schilder, alles war vertauscht, das Schild einer alten Krämerin „Hier ist guter Biereing" hing an der Handthür einer alten, zanksüchtigen Junggesellen und das eines Weinkaufmanns an dem in der Mitte eines Rohrweges stehenden Galgen, und das Becken eines Barbiers flatterte lustig an der Thür eines Winkeladvocaten. Doch wie Scherz, so ereignen sich auch Tragödien, selbst in dem Alltagsleben einer kleinen Stadt.

Es war auch an einem Sonntage und dort auf dem Schützenplatze wogte wie immer das bunteste Treiben. Ueberall Eintracht und Frieden, nur zwei Gegnern mieden sich geflissentlich und doch waren sie einst nahe befreundet gewesen, und noch jetzt Nachbarsleute, aber seitdem der Kaufmann zum Obersten erwählt worden, war es mit der Freundschaft des Fabrikanten vorbei. Dieser hatte sich mit der Hoffnung des Avancements getragen und nur offenbar durch List und Ränke hatte der Kaufmann dem Freunde den Rang abgelaufen. Und hätten es sich auch Freunde verziehen, ihre Frauen konnten es nicht. Es war ein zu empfindlicher Friedensbruch und jedes Pfingstfest schienen sie alte Wunden auf. Zweckentsprechend hatten das Unglück gehabt, von denen Blicken war es zu hohen Worten gekommen, der Zorn war in Erbitterung übergegangen, tiefliche Gebrechen — wie sie sich nur bei feindlichen Nachbarn abspielen können. Auch heute warfen sich die beiden kriegführenden Frauen böse und vernichtende Blicke zu, aber während drinnen in der Laube die Aeltern sich in unserem Gott vergnügten, spielten ihre Kinder draussen in der Nähe der kleinen Kirche am Schießhaus und schienen sich wenig um den Hass ihrer Aeltern zu kümmern. Sie wurden das ganze Jahr über gehütet, von sie nicht miteinander in Berührung kamen, kein Wunder, dass sie sich heute aufsuchten, wo alles freier athmete und sich selbst überlassen war. Wilhelm, der Sohn des Kaufmanns, war ein aufgeweckter, munterer Knabe, er wusste seiner Freun-

hin, der kleinen Marie, so herrliche Geschichten zu erzählen von dem kleinen Kapellchen, das dort neben der Kirche stand, und in das, wie der Vater gesagt, eine Nonne hineingemauert worden. Die Kinderherzen hatten kaum Platz für die lange, schreckliche Geschichte, die dem kleinen Erzähler selbst immer furchtbarlicher wurde, bis er beide die Angst von dem bösewichten Boden her und zum Ufer der nahe vorüberrauschenden Spree fand. Sie gingen am stillen Ufer hinauf, wo all den lustigen Leuten vereint sich niemand hierher, die Wellen plätscherten vorüber, ein blauer Himmel lachte über der Heide und nur einzelne Windstöße trugen die Töne der Musik herüber. Nach manchem Spiel nehm den Kindern die Uferweiden, die sich leise im Winde wiegten, in die Augen. „Gib acht, Marie", sagte der Knabe, „jetzt schneide ich dir eine Pfeife, das wird hübsch sein." Lest beugte sich ein schöner, glatter Ast über das Wasser, den vor allem musste er haben, und, trotz des Abredens seiner Spielgefährtin, schritt er ans Werk. „Du musst mich nur halten, wenn ich mich hinüberbeuge", sagte er zu ihr, „so", und er schaut, wie weit das Ufer genügt, hastig an dem Weidenast. „Nun hab' ich ihn halt", ist er gelobt auf, aber in diesem Augenblick hatte er das Gleichgewicht verloren und sank in den Kahn, denn die schwachen Arme des Mädchens hatten ihn nicht halten können. Zum Glück hatte Wilhelm die Gefahr umklammert, aber er brachte jenen Augenblick so hin, und er rief seine kleine Freundin, die erschrocken davonlaufen wollte, zurück. Das arme Kind wollte ihm auch mit ihrer Hand heraushelfen — umsonst, sie war zu schwach, sie nahm die andere Hand zu Hilfe, und beide verloren in der Tiefe.

Zwei Kinder sind in der Spree ertrunken — hieß es schon am Vormittage später auf dem ganzen Platze. Alles stürzte ans Ufer, dort lagen die beiden Kleinen, ihre Hände noch immer ineinander geschlungen, wie ein Paar vom Nordwind abgeblühte Blüten.

Mit einem Angstschrei drängte sich ein Weib durch die Menge, und stürzte sich jammernd mit dem Ausruf „Mein Kind, mein Kind!" auf die Leiche der kleinen Marie. Aber dort kniete bereits in namenlosem Schmerz eine Frau und betrachte das Antlitz ihres Sohnes mit heißen Thränen; es war die Mutter Wilhelm's. Welch ein Zusammentreffen der beiden Leidenden, hier an den Leichen ihrer Kinder! Sie sahen sich heute an, es war in beide Mutter, die ihr Liebstes verloren, in diesem einen überwältigenden Gefühle fanden sich die entfremdeten Herzen, noch ein Blick des innigen Verständnisses und sie lagen sich weinend, schluchzend in den Armen. Ihre Männer neben dabei mit feuchten Augen, sie haben sich stumm die Hände gereicht, dort die bleichen innig geliebten Kinderlippen predigen zu mächtig Frieden und Versöhnung.

Wie Wilhelm's Eltern in den Tagen der Freundschaft hatte man scherzend die beiden Kinder miteinander verlobt, und jetzt hatte sie der Tod so traute in seine dunkle Brautkammer geführt, und der Hügel, unter denen sie ruhten, wurde zur Wallfahrtsstätte, an der die Freunde sich wiederfanden und den gemeinsamen Verlust und Schmerz auszuweinten. Doch hinweg von diesen kalten Bildern, draußen ist heller Sonnenschein, in Prag fließt mit seinen Blüten und seinem Sonnenschein für alle!

C. G.

Zwei Prätendenten.

Historische Skizze von Adolf Stern.

III.

Wann hat sie nun folgenden, in den Jahrbüchern der schottisch-englischen Geschichte denkwürdigen Vorgänge. Am 25. Juli 1745 landete der Prinz in der Bucht von Moidart an der Westküste des schottischen Hochlandes. Seine Freunde, die das Unternehmen anfangs für verwegen hielten, scharten sich bereits mit aller Bereitwilligkeit um ihn, nur einzelne, voran wieder Simon Lovat, der Doppelzüngige, wurden abtrünnig. Unter den Hunderten von adeligen Herren zogen der Herzog von Perth, Lord George Murray, Bruder des Herzogs von Athol, und der junge enthusiastische Donald Cameron von Lochiel, ein echter Ritter der Legitimität, hervor. Am 19. August wurde in dem romantischen öden Thale von Glenfinnan das königliche Banner Jakob's III. oder VIII. entfaltet. Nun erst erhielt die englische Regierung zuverlässige Nachrichten und sandte gegen den „Prinzprätendenten", dem die Clans des Hochlandes zuströmten, den General Cope, setzte Preise auf seinen Kopf und was der schimpflichen Dinge, die man in solchen Augenblicken für nothwendig hält, mehr sind. Die englischen Jakobiten wurden durch Verhaftung einiger ihrer vornehmsten Führer eingeschüchtert, die irischen suchte der listige Statthalter Lord Chesterfield durch kluge Zeitungen niederzuhalten.

Indessen machte Prinz Karl Eduard Tag um Tag beträchtliche Fortschritte. In Eilmärschen überschritt er den Forth-Arm, General Cope räumte ihm durch einen unglücklichen Marsch auf Inverness den Weg zum Niederlande. Karl Eduard zog im Triumph in Blair, in Perth ein, überall seine Armee verstärkend, Steuern erhebend, seinen Vater zum König, sich selbst zum Prinzregenten der drei Reiche proclamirend, durch Muth, Ausdauer und Leutseligkeit die Herzen seiner Soldaten, durch Feinheit und Liebenswürdigkeit die der Vielen, besonders der Damen von Schottland gewinnend. Von Perth, wo kurze Rast gehalten wurde, ging der Marsch in den schönen Septembertagen gegen Edinburg, das, von Verhaftigern entblößt, vergebens unterhandelte. Am 18. September 1745, nach 37 Jahren, wehte das Banner der Stuarts wieder über den Zinnen des alten Schlosses Holyrood, — in den Räumen desselben entwickelte Karl Eduard die Gastlichkeit durch einen nächtlichen, glänzenden Ball, während seine Truppen sich zur Schlacht vorbereiteten. Bereits am andern Morgen verließ der Prinz Holyrood wieder, rückte dem General Cope entgegen, der sich bei Dunbar aufgestellt hatte, und schlug am Morgen des 21. September die regelrechte Schlacht von Preston Pans, in der er die kleine englische Armee gänzlich zertrümmerte. Artillerie, Fahnen, Pferde erbeutete, und mehrere hundert Gefangene machte.

Nun kehrte er im Triumphzug nach Edinburg zurück. Als er hier zu Roß an der Spitze seiner Scharen einzog, vom Jubelruf des Volks begrüßt, die Sackpfeifen der Hochlandsbataillone die alte Cavalierweise: „Der König soll wieder sein Eigen heißen“ spielten, als sein Gebiet ganz Schottland ihm unterwarf, die Jacobiten sicherlich meinten, als seien sie es nie anders gewohnt, da mochten wol Tausende wähnen, die rechte Zeit sei gekommen. Jakob VIII., aber vielmehr sein Prinz von Wales und Prinzregent, war im Königreich wirklich anerkannt, die Steuern in seinem Namen erhoben, Soldaten für ihn geworben, die verschollenen alten Herren, wie Lord Pitsligo, waren zu seinen Fahnen, die Befehle des Oberbefehlshabers, den er in Edinburg niedergesetzt, wurden bereitwillig befolgen. Ein französischer Gesandter erschien am neuen Hofe zu Holyrood, Agenten Karl Eduard's brachten Huldigungen an von Ludwig XV. und das Cabinet von Madrid. Immer neue Siegesnachrichten, wo man selbst dem großen königlichen Namen Jakob's das Wort „Endlich besiegt“ einverleibte, trugen auch Kouriere oder Kuriere die Siegesberichte an den Papst Clemens nach Rom. Dieselbe sandte nun auch seinen geliebten jüngern Sohn Heinrich, Herzog von York, nach Frankreich —, machte aber doch wol in jenen bangen Stunden das Kreuz von Gallonen schon dampfern sehen.

In England war alles Bewegung. König Georg II. kehrte eilig aus seinem Kurfürstenthum Hannover zurück, das Parlament, welches ihm, aus Karl Eduard in einer Proclamation für ungültig erklärt hatte, suspendirte die Habeas Corpus-Akte, brachte Strafgesetze gegen die Katholiken wieder auf und bewilligte Subsidien, um holländische und deutsche Truppen ins Land zu rufen. Der Bruder des Königs, der Herzog von Cumberland, wurde an die Spitze der Armee gestellt, aber im Volke herrschte Gleichgültigkeit, unter den großen Staatsmännern vielfache Zagen und Verwirrung. Lord Chesterfield zwar bemerkte, er sehe einen Hochländer an wie Rowe einen Lear, nämlich als einen Mann, der, wenn ihm ein anderer gegenüberträte, auch nur für einen Gegner, aber kaum derselbe sein besonderer Mann im Lande. Karl Eduard's Proclamationen versprachen Heiligkeit der Rechte des Parlaments, Anerkennung der Nationalschuld, Beschützung der Kirche von England. Was hatte „der Kurfürst von Hannover“ Besseres zu bieten?

Soldesgewalt war der Ausfall in England, in dem sich der junge Prätendent entschloß, nicht in ohne Bedenken auf Gefolg, als seine schottischen Officiere darauf drangen. Eben diese Bewegung der Schotten schon trug den Keim des Verderbens in sich. Zunächst zwar stimmte auch hier der Sieg die Unternehmungen des Prinzen. Man tauschte den Marschall Wade, der seine Vertheidigung auf Newcastle concentrirte, und überflügelte an der Seite von Cumberland die Armee. Der jakobitische Generallieutenant Herzog Perth nahm nach seiner Vereinigung die kleine Festung Carlisle, der Prinz drang in raschen Tagemärschen gegen Preston vor und rückte Carl Marsden in Manchester ein. Lord General Murray über die jakobitische Armee mit einer bewunderten Bewegung zwischen die des englischen Marschalls und zwischen London. Am 4. Dezember, „dem schwarzen Montag,“ erreichten Karl Eduard und seine Hochländer, zu denen sich eine Anzahl Engländer, „Das Regiment von Manchester“, gesellt hatte, bereits Derby, etwa 18 Stunden von London. Der Tagemarsch lag-

noch zwischen Karl Eduard Stuart und dem Palaste von St. James.

Es fand allerdings keine Hebung der englischen Jakobiten statt, auf der andern Seite aber blieb auch die gleiche Unthätigkeit der Whigs dieselbe. Aus Schottland langte zwar die Nachricht an, daß Edinburg, Glasgow und Dumfries wieder zu ihrer Pflicht zurückgekehrt, d. h. gegen die Herrschaft des Prätendenten aufgestanden wären. Dagegen aber sammelte Lord Strathallan zu Perth ein neues kleines Heer, zu dem selbst Lovat's Clan, die Fraser, stießen; französische Zufuhren, Waffen, Geld, Offiziere erreichten Schottland täglich und in den Hochlandsdistrikten galt König Jakob und der Prinz noch immer, jeder Angriff wurde abgewiesen. Demnach stand die jakobitische Sache so gut, wie sie nur stehen konnte. Die Führer aber, welche von vornherein einen gewissen Widerwillen gegen jeden Einfall in England hegten hatten, legten große Wichtigkeit auf den Verlust von Edinburg, drangen auf sofortigen Rückmarsch nach Schottland, und setzten trotz der Opposition des Prinzen Karl Eduard, sich fortwährend auf die Unthätigkeit der englischen Jakobiten, welche durch Eroberung Londons augenblicklich gehoben sein würde, berufend, im Kriegsrath ihren Willen durch. Der Vormarsch auf London ward aufgegeben und die Rückzugsmarsche nach Schottland eingeschlagen.

Dies wurde der Todesstoß der jakobitischen Sache. Zwar nicht augenblicklich, denn ein siegreiches Gefecht, das Lord Murray bei Clifton lieferte, sicherte einen ungestörten Rückzug, und nachdem Glasgow wiedergenommen und die Streitkräfte Lord Strathallan's, bei denen sich auch die einzige französische Hülfstruppe, das Regiment „der Schotten des Königs“ befand, zum Prinzen gestoßen waren, betrug die jakobitische Armee [illegible] Mann, wohlversehen mit Geschütz und Gepäck. Aber die frische Freudigkeit, welche von Glenfinnan bis Derby herrschte, war dahin und Karl Eduard verlachte in Schottland ein ebenso trübes Neujahr als sein Vater Jakob vor genau 30 Jahren. Seine nächste militärische Unternehmung bildete die Belagerung des Schlosses von Stirling. Um dieselbe aufzuheben, rückte ihm General Hawley mit einem englischen Heere bis Falkirk entgegen. Hier gab die Unfähigkeit des Generals dem Prinzen noch einmal Gelegenheit zu einem glänzenden Siege. Am 17. Januar 1746 überfiel er mit seiner ganzen Macht das englische verschanzte Lager, schlug nach tapferer Gegenwehr die Truppen, eroberte alle Kriegsvorräthe, Fahnen u. s. w. Der Schlachtbericht, den er zu Bannockburn drucken ließ, sprach noch einmal volle Hoffnungen aus, die sich in keiner Weise verwirklichen ließen.

Jetzt endlich langte der Herzog von Cumberland in Schottland an. Beinahe an demselben Tage hob Karl Eduard die Belagerung von Stirling auf und zog mit seinen verminderten Scharen sich in die Hochlande zurück. Da es ihm gelang, das Fort Augustus und die wichtige Stadt Inverness, bisher in den Händen der Regierung, zu gewinnen, so hatte er sich ebenfalls, eine Entscheidung vermeidend, in den Hochlanden behaupten können, wenn seine Truppen genügende Vorräthe und Hülfsquellen besaßen. An diesen mangelte es jedoch nur zu bald; in den Monaten März und Anfang April, wo keine wesentlichen Waffenthaten vorkamen, wurden die Aufständischen von Noth aller Art gequält. Englische Kreuzer nagen die französischen Zufuhren auf, die dem hätten abhelfen können. Und Frankreich, welches durch Sendung der drei irischen Regimenter in französischem Dienst noch immer eine glückliche Wendung geben konnte, ließ diese Gelegenheit, seine Politik in England geltend zu machen, abermals ungenutzt vorüberziehen, blieb theilnahmslos. Unklug war es demnach vielleicht, aber wol erklärlich, wenn Prinz Karl Eduard eine Entscheidung suchte — und fand. Der Morgen des 27. April 1746 fand die hochländische Armee demoralisirt, halb entkräftet von Hunger und Kälte beim Landhause von Culloden, auf dem in traurige Berühmtheit gelangten Drummossmoor*) zur Schlacht aufgestellt. Ihr gegenüber stand die englische Armee, frisch, wohlgenährt, bereits die erhaltenen Scharten auszuwetzen, und unter den Befehlen eines so trefflichen Führers wie der Herzog von Cumberland. Ein vollständiges Geschützfeuer eröffnete und entschied die Schlacht, die hochländischen Reihen wurden nach tapferer Gegenwehr gebrochen, die kleine Reiterkolonne versuchte vergeblich die Schlacht herumzureißen, ein wüthendes Gemetzel begann, in dem die Hochländer zu Hunderten fielen. Andere flohen zerstreut in die Berge, das französische Hülfsregiment streckte bei Inverness die Waffen, mühsam hielt Lord George Murray [illegible] noch in Ordnung, mit denen er in Ruthven

*) Man leite es von Robert Burns' berühmtem Drummossmoor, Drummossmoor,
Du mauk ein Frühlingsmorgen sah mich

eine neue Armee zu bilden suchte. Karl Stuart irrte verzweifelnd vom Schlachtfelde — Culloden hatte das Schicksal seines Hauses entschieden.

Der Plan, den Krieg fortzusetzen, erwies sich bei dem gänzlichen Mangel an Material, an Geld, bei der allerorts in den Hochlanden herrschenden Muthlosigkeit als unausführbar. Die Gemeinen trennten sich, um in Hunderten der grausamen schonungslosen Rache des Siegers anheimzufallen, einige der Führer wurden gefangen, andere suchten ihre Flucht nach Frankreich oder Flandern zu bewerkstelligen.

Es ist hier nicht der Ort, die ferneren Maßregeln der englischen Regierung, die Hinrichtung der Grafen Kilmarnock und Balmerino, des greisen Lovat u. s. w. zu erzählen, noch zu berichten, wie ein fernerer Widerstand der schottischen Hochlande gebrochen, die Clansverfassung aufgehoben, eine Kette neuer Forts angelegt ward. Wir müssen zum Prätendenten zurückkehren, der, während sein Vater in Rom und Albano in unaussprechlicher Angst und Sorge hinlebte, noch monatelang in Schottland auf gefahrvoller Flucht verweilte.

Die romantischen Umstände dieser Flucht, die Rettung durch die edelherzige Flora Macdonald, welcher der Prinz in Wiederkehren folgte, die Wanderung von den Hebriden zum Festland, vom Festland zu den Hebriden, während fortwährend die genauesten Nachforschungen stattfanden — suchte doch der General Campbell den Prinzen sogar auf der einsam im Atlantischen Ocean gelegenen Felseninsel St. Kilda oder Hirta —, das Verbergen bei Räubern und in einem Thurme, die Treue der Schotten, von denen Hunderte um die Wanderung des Prinzen wußten, während ein Preis von 30,000 Pf. St. auf seinem Kopfe stand, und während sie mit seiner Auslieferung vielleicht die Begnadigung theurer Freunde und Verwandten erkaufen konnten — alles das bildet eine der merkwürdigsten Erscheinungen im Jahrhundert des Egoismus und der Skepsis.

Vom Mai bis September währte diese Flucht. Zwei französische Fregatten waren dem Prinzen zur Hülfe gesandt worden, aber erst im September konnte sich Karl mit etwa 90 Begleitern bei derselben Bucht von Lochnanuagh einschiffen, an der er seine erste Landung bewerkstelligt hatte.

Inzwischen fand er einige Bestätigung für die erduldeten Leiden in dem glänzenden Empfange, der ihm am französischen Hofe wurde. Ludwig XV. empfing den „Prinzregenten von Großbritannien", spanische und französische Pensionen wurden ihm gewährt und das Jahr 1747 wäre kein besonders unglückliches für ihn geworden, wenn nicht einerseits die Politik des französischen Hofes ihm jede Truppenunterstützung für einen neuen Einfall verweigert — auch eine diesfällige Reise nach Spanien blieb ungenützt, das herzige Kriegsspiel empfing ihn nur in nächtiger Stille —, andererseits aber „Papst Jakob" in Rom die Niederlage von Culloden durch einen überlisteten, unbegreiflichen Schritt noch aufgewogen hätte.

Nichts wurde in England so sehr gefürchtet als der katholische Eifer des Hauses Stuart. Niemals schenkten die Whigs den Versicherungen des ältern Prätendenten, die Staatskirche zu schützen, Glauben, mit Verdruß hatten seine Anhänger zu verschiedener Zeit den Uebertritt hervorragender Jakobiten, wie des Herzogs von Wharton, des Staatslings Inverness, zur katholischen Kirche gesehen. Und gerade in diesem Momente (Juli 1747) beschloß der jüngere Bruder Karl Eduards, Heinrich von York, in den geistlichen Stand zu treten. Bei erreichte der alte Prätendent mit seinem Eifern am päpstlichen Hofe, daß sein zweiundzwanzigjähriger Sohn zur höchsten Würdenwürde erhoben und mit dem Cardinalspurpur bekleidet wurde, aber was wollte dieser Erfolg sagen gegen die Verstimmung, mit welcher in England die Nachricht davon aufgenommen ward, und gegen das Zerwürfniß, welches sich mit dem Prinzen Karl Eduard ergab?

Es war in der That, als ob sich vereint alles gegen das unglückselige Haus Stuart vereinigte. Karl Eduard ergab sich in Paris Ausschweifungen, und weigerte sich 1748, beim Abschluß des Friedens, allem vernünftigen Vorschlage beizutreten. Er blieb in Paris, bis man ihn mit Gewalt und unter persönlicher Mißhandlung über die Grenze schaffte — eine Handlung, die zwar der Regierung Ludwigs XV. nicht zur Ehre, aber dem Prinzen zum Schaden gereichte.

Ein Jahr lang trug er sich noch mit Plänen, bald auch Pitt einen heimlichen Besuch, den er 1750 in London machte, wieder, Hülfe durch Friedrich von Preußen zu erlangen, der mit der englischen Regierung grollte. Aber die letzten Reste der jakobitischen Partei verschwanden in England unter Pitts des ältern glänzender erster Verwaltung. Der „Pätendent" sank immer mehr zum „Abenteurer" herab. Er lebte unter dem Namen Douglas heimlich an verschiedenen Orten, brach beinahe alle Beziehungen zu

seinem Vater, der sein Leben zu Rom ziemlich in der oben geschilderten Weise noch immer fortsetzte, ab und brummachtige seinen Rat so weit, daß er für einen meterischen Trunkenbold galt. Das war der Karl Eduard, der 1766, als „Jakob III.", der drei reale Bengen seiner Titularkrone überlebt hatte, stark und feierlich in der Peterskirche zu Rom beigesetzt wurde, dorthin zurückkehrte, um sich „König von Großbritannien und Irland" zu nennen. So läßt ihn auch seine fernere Lebensgeschichte fast ganz aus der Weltgeschichte verschwinden. In Rom nahm er zwar den Titel eines Grafen Albany an, verlangte aber dennoch als König geehrt zu werden, und hatte deshalb mannichfache Verwicklungen mit dem päpstlichen Hofe. Im Jahre 1772 verheirathete er sich — noch einmal im Gedanken, das legitime Königshaus aufrecht zu halten, befangen — mit der Prinzessin Louise Marie Karoline von Stolberg-Gedern, einem 1752 geborenen, alte im Alter von dem Prätendenten sehr verschiedenen Mädchen.

Das neue Paar nahm seinen Sitz zuerst in Florenz. Nun offenbarte sich, daß Karl Eduard's Leben unheilbar geworden. Die junge lebensmuthige und geistreiche Gemahlin erlebt die unglückseligste Behandlung. Ein Zeitgenosse schreibt, ihr späteres Lebensgeschick, berichtet uns von Scenen so roh, so unwürdig, daß sich der ganze Jammer eines zerrütteten und herabgekommenen Lebens im Hause des Prätendenten offenbarte. Von Diesem mag es natürlich nicht viel besser, mürrisch, wenn er nüchtern, zornig, wenn er trunken war, erregte der Titularkönig selbst bei den Treuesten bittere Empfindungen. Die Gräfin Albany vermochte nach nicht Jahren häufiger, glücklicherweise kinderloser Ehe den Aufenthalt bei ihrem Gemahl nicht länger zu ertragen und suchte ihren Kummer in ein Kloster, wie es einst Klementina Sobieski, freilich mit weniger Berechtigung und Veranlassung gethan.

England wuchs zu riesenhafter Macht und Größe, derjenige, welcher sich seinen Herrscher nannte, sank und sank. Nicht genug, daß er moralisch herabgekommen war, wurde er auch geistig so kindisch, sich mit den Weissagungen des Nostradamus und astrologischen Träumen zu beschäftigen. Die einzigen wirklichen Gelegenheiten, wo sich ihm noch zu einer zweckentsprechenden Thätigkeit boten, ließ er vorübergehen. Washington Irving erzählt uns, daß zu Anfang des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges das jakobitische Gefühl in den Gemüthern noch von solcher Stärke gewesen sei, daß Einladungen an Karl Eduard in Florenz ergingen, sich an die Spitze Amerikas zu stellen, sich dort ein Reich zu gründen. Eine Einladung, der er nicht entsprach.

Kurz die Berichte, welche sich die englische Regierung noch immer, jahrelang durch ihre Gesandten in Toscana und Rom über den Prätendenten erstatten ließ, waren sehr unnöthig. Karl Eduard hoffte bis zur Stunde seines Todes auf eine Restauration, die nichts unmöglicher machte als sein eigenes Leben. Seine letzte königliche Handlung war die Legitimirung einer natürlichen Tochter, der er den Titel einer Herzogin von Albany verlieh, seine letzte edle Seite die Erinnerungen, welche er an die schottischen Hochlande und ihre Treue bewahrte, und von denen viele, die mit ihm zusammentrafen, auch in den letzten Jahren seines Lebens, die er wieder in Rom verlebte, uns zu berichten wissen.

Ein Jahrhundert war seit der Vertreibung des Hauses Stuart aus Großbritannien verflossen, als Karl Eduard am 30. Januar, dem Hinrichtungstage Karls, 1788 zu Rom verschied. Seine Leichenfeier hielt der Cardinal von York zu Frascati, er ward mit Königsehren, mit allen englischen und schottischen Orden ins Grab gelegt, später neben seinem Vater in der Peterskirche beigesetzt.

Heinrich Stuart lebte noch bis 1807 als Cardinal. Er kannte Robert Burns die letzten Worte des schottischen Jakobitismus in dem Liede: „War' Hochland Heinrich wieder hier" anstimmen hören, er kannte noch eine vergebliche Erhebung Italiens, das vor hundert Jahren so treu, wenn auch unglücklich, für sein Haus gestritten hatte, leben. Aber er sah mehr als das: der Weltgeist bewahrte diese letzte Ruine vom Hause Stuart auf, um sie das tragische Geschick anderer mächtiger Königshäuser, ein anderes flüchtiges Herrschergeschlecht, eine andere Reihe kriegerischer Ereignisse schauen zu lassen. Mit dem leidigen Trost, daß das Unheil seiner Familie kein vereinzeltes mehr sei, daß, nach dem Ende ihrer Tragödie, die Geschichte schon neue heraufführe, ist der Cardinal von York verschieden.

Das Todtenorakel.

Von Leonhard Schneider.

Von je hat die Menschen das Verlangen beseelt, die Zukunft und das Verborgene zu erfahren.

Das Alterthum brachte die Befragungen [illegible]

in eine eigene Wissenschaft: die Mantik. Das Totenbefragen gehört zu den ältesten Formen derselben; sein Vorkommen erstreckt sich bis in die Mythe. Bei Aegyptern und Griechen gab es Tempel, in denen die Toten beschworen und befragt wurden, Psychopompoien, so zu Heraklea in Bithynien, zu Phigalea in Arkadien und in der Grotte des Trophonius in Boetien. Das in Schauer gehüllte Totenorakel am See Acheruse in Thesprotien befragte Periander (Ol. Jahre vor Chr. Aber auch im Volke war die Totenbeschwörung bekannt und schon zu Moses' Zeiten allgemein verbreitet. Der Talmud hat uns das initische Ritual aufbewahrt, wie der alte Gesang der Odyssee durch Jahrhunderte das Vorbild des dabei angewandten Rituals bei Griechen und Römern blieb. In der frühesten Zeit des Griechenthums, in den Orphischen Hymnen und im Hesiod, gilt die Totenbeschwörung neben dem Liebeszauber und der Wahrsagung als die Hauptkunst des Magiers.

Bei den Römern ist die Totenbeschwörung allgemein im Volke verbreitet. Kein Dichter, welcher der Zaubereien gedenkt, versäumt es zu erzählen, wie die Magie die Seelen in der Unterwelt zu beunruhigen und zur Erde zurückzuführen vermöge. So singt Virgil von der Mycis:

Daß die Schatten herausbeschwören aus tiefstem Grabe
Weiß sie, daß sie die Saat in Schauer mit Zaubern gewandelt;
Jungen, besprengt mit Milch, holt sie zum Tode zurück.

Und Ovid:

Auf ich die Nacht aus Thron und mitternächtigem Grabe
Bei Manilius vermag die Zauberin
Schatten zu rufen, die tiefste Unterwelt zu erschüttern.

Die Schauergreuel einer Sagana, Canidia, Gräthe leben im Volke, und wahrhaft grauenerregend ist die Beschwörung eines römischen Legionärs nach dem Ritual der thessalischen Zauberin bei Lucan. Plinius klagt über die häufigen Hexenorgien, die das Volk mit den Schatten der Abgeschiedenen halte, und erzählt, daß Nero ein Opfer seiner Leichtgläubigkeit in dieser Kunst geworden sei. Man schaudere nicht vor dem grauenhaften Verbrechen zurück, um sich frisches Blut zu verschaffen, ein nothwendiges Requisit, um die danach lechzenden Manen zu rufen; man morde, um die Manen des Gemordeten sich dienstbar zu machen. Was Lucan von Erichtho berichtet, ihre Hände hätten nicht Scheu gehabt vor dem Mord, wenn sie frisches Blut zu magischen Zwecken gebraucht, ist sie habe das Kind im Mutterleibe nicht geschont und sich Manen selber geschaffen, so ist sie deren bedurft, was Horaz von der Canidia erzählt, das berichten Cicero als geschichtliche Thatsache von Petronius und andere von Nero.

Wie bei den Kulturvölkern, so begegnen wir dem Totenorakel bei den Barbaren, soweit irgend die Nachrichten reichen, bei Galliern, Germanen, bei den Anbetern des Brahma und Buddha, bei den Wilden der Südseeinseln und Nordamerikas.

Auch im Mittelalter war das Totenbefragen häufig geübt; manche Mönchsorden machten Geschäfte damit, und ein Karthäusermönch, Jacobus de Gluvia, hat uns eine ausführliche Anleitung dazu hinterlassen, mit den Geistern Verstorbener zu sprechen. Die Rituale der Magier zu dem Bannen der Geister sind in Menge auf uns gekommen und es zweifelte im Mittelalter niemand an der Möglichkeit, mit dem Geisterreiche zu verkehren. Auch Luther und seine Anhänger leugneten die Wahrheit der Erscheinung nicht, wenn sie auch in den Manifestationen der Abgeschiedenen nur ein Blendwerk des Teufels sahen.

Die Kunst, die abgeschiedenen Seelen zum Sprechen zu bringen, ist in der Neuzeit auf eine Weise geübt worden wie früher in dieser Allgemeinheit noch nie. Man glaubt einen neuen Weg gefunden zu haben, die Geheimnisse des Grabes, die Herrlichkeit des Himmels, die Schrecknisse der Hölle zu durchforschen; man hofft, vom Himmel mit einem neuen Gnadenmittel begnadigt zu sein, man verläßt die Kirchen, um den Manifestationen des Geisterreiches ein gläubiges Ohr zu leihen. Die Spiritualisten Amerikas und Europas zählen nach Millionen. Heutzutage ist das Geisterklopfen nicht mehr die geheime Weisheit der Weisesten, es ist ein Kinderspiel; heutzutage bedarf es nicht eines langen Gebets, nicht eines weitläufigen Rituals, nicht des Blutes geopferter Kinder; ein Mädchen legt die Hand auf ein Stück Holz oder nimmt den Stift in die Hand, und die Geisterwelt bedient sich dieses Mediums, sich den Sterblichen mitzutheilen; endlich erscheinen die Geister nicht mehr mit allen Schrecknissen des Grabes: ein einfaches Klopfen am Tische, an der Wand, in der Luft genügt für die Geisternähe und wird in Ermangelung eines Sprechorgans zur Zeichenschrift. Aber mit dem Wissen der Geister war es von je nicht weit her und wir sind trotz der mehrtausendjährigen Mittheilungen aus „jener Welt" nicht im geringsten klüger geworden, sodaß das Wort des Jesaias noch heute in voller Gul-

ungleit berichtet: „Die Wahrheit mögen sie nicht von den Todten erfragen."

Der Glaube an ein jenseitiges Geisterreich und die Möglichkeit, mit ihm zu verkehren, war nicht nur der Volksglaube, er war der allgemeine religiöse und philosophische Glaube. Pythagoras und Plato bezweifeln die Macht der Magie, mit den Seelen Verstorbener verkehren zu können, nie, da nach allgemeiner Ansicht die Seelen Verstorbener in Dämonen übergingen. Bei Heiden und Juden glaubte man, daß die Seelen Verstorbener sich nicht alsbald von der Erde trennen, sondern, an ihr Erdenleben und ihre Lieben sehnsüchtig denkend, umherschweifen und sich um die Angelegenheiten derer kümmern, mit denen sie durch ein sympathetisches Band verknüpft bleiben; daß Ideen, die sich in den letzten Stunden des Lebens in dem Sterbenden fixirt haben, ihn auch nach dem Tode beschäftigen; daß die Seele an dem Orte des Verderbens verweilt, bis es gelungen ist, wie wiederum die Seele des Gemordeten den Mörder verfolgt. Besonders dursten alle, die entweder gar nicht oder doch nicht in geweihter Erde begraben und, die Flüche der Erzürnten nicht betreten. Diese Ansichten gingen auch in das Christenthum über wie Tertullian, Irenäus, Augustinus bezeugen. Lactantius sagt, wo er die Philosophen Demokrit, Epikur und Diagoras, welche die Unsterblichkeit geleugnet, widerlegt: sie dursten ihre Meinung wol nicht vor einem Magier in behaupten wagen, der durch seine Kunst die Seelen aus der Unterwelt heraufbeschwöre und es bewirke, daß sie sprächen, die Zukunft verheißen und Zeichen ihres Gegenwarts gäben. Das ganze Mittelalter hindurch blieben diese Ansichten herrschend; sogar sich die Kirche doch selbst eine Gewalt über die Seelen im Fegefeuer bei.

Kaum war der Geisterglaube durch die Reformation in etwas berichtigt, als die wunderbaren Erscheinungen des Magnetismus dazu beitrugen, das Geisterreich mit allem Zauber früherer Volksglaubens zu rehabilitiren. Kerner, von Schubert, Novalis, Jung-Stilling, Werber lieben sich beirren, die Ursache unerklärter Erscheinungen in einem Geisterreiche zu suchen. Aber Philosophie und Naturforschung schienen zu gewaltig auf und die Kerner'schen Geistergeister hatten sich zurückgezogen in das verschlossene Stübchen dieses oder jenes Magnetiseurs, als die mit dem Irdischen verflochtenen Erscheinungen das Geisterreich abermals in Ehren brachten und Millionen in Gläubige verwandelten. So aber Vernunft hoch über Alles stand auch das Gerücht der vermeintlichen Geister und ihre Manifestationen sein mochten; so trostlos ihre Erörterungen über ein inhaltloses Jenseits, gegen das unser Erdenleben ein wahres Paradies, auch waren: es wiederholte sich die alte Erfahrung, daß man die Erscheinungen nächtlichen Seelenlebens nicht im eigenen Geiste, sondern in einem „jenseitigen" Geisterreiche begründet glaubte. So kam es, daß nicht nur das Volk, welches sich durch das Ueberraschende und Unerklärbare der Erscheinung blenden ließ, seine Gespräche mit dem Geisterreiche hielt, ja nicht einmal durch das Täuschende und Unwahre der vermeintlichen Geister von seinem Wahne geheilt ward, sondern auch sogenannte Gelehrte von dem Glauben an die Möglichkeit des Verkehrs mit der Geisterwelt sich nicht losmachen konnten.

So schreibt Franz Delitzsch („System der biblischen Psychologie", Leipzig, Dorffling & Franke, 1855): „Die Geisterwelt, die gute sowol als die böse, welche zu allen Zeiten der Hintergrund des irdischen Geschehens gewesen ist, tritt in unserer Zeit, indem nach einem göttlichen Gesetze der Geschichtsgestaltung das Ende der christlichen Aera ihrem Anfange immer gleicher wird, in den Vordergrund. Gewaltige, antreibende Eingriffe guter Engel in das psychische Leben des Menschen einerseits und andererseits alle Arten des Zauberes bis zur Todtenbeschwörung werden immer häufiger." Und ein anderer Gelehrter, geblendet durch die scheinbare Uebereinstimmung der Geister im Denken und Thun, spricht sich im „Morgenblatt" entschieden dafür aus, daß unsere modernen spiritualistischen Erscheinungen nur durch Annahme des Mitwirkens der Geister erklärbar sind. Auch die diabolisch-dämonische Erklärungsweise hat ihre Vertreter, und wie Goethe einen Theil der Erscheinungen nachgelebenen Geisterlebens als dämonische bezeichnete, so hält G. H. von Schubert die sich heute manifestirenden Geister, selbst wenn sie sich für Engel und Heilige ausgeben, nicht für „Heilungsgeister". Ihm ist es derselbe Geist des Abgrunds und der Lüge, der früher aus den Orakeln, später aus den Beichtern und in neuerer Zeit aus den Somnambulen gesprochen; der unter dem Anschein des Ernstes und anständiger Zucht seinen sogenannten Scherz und Trug mit den Seelen der Menschen treibt und sie auf dem Wege des Irrthums nach dem Verborgenen zum Verderben führt, weil er seine Lust hat am Tode und am Verderben des Menschen.

Erscheinungen, welche durch Jahrtausende bei

allen Völkern beobachtet wurden, müssen einen gemeinschaftlichen Grund in der menschlichen Natur selbst haben, und es bedarf wirklich nicht der Annahme eines jenseitigen Geisterreichs, um sie zu erklären. In dem eigenen Geiste, in seiner unbewussten, dem Traumleben verwandten, sich unserer Forschung entziehenden Hälfte liegt der Grund aller Erscheinungen, die man von je dem Geisterreiche zuschrieb. Auch die Kundgebungs-Verstorbener und das Totenorakel war von je nichts anderes als die auf künstliche Weise hervorgerufene Lautwerdung dieses innern Traumlebens.

So gewinnen wir Einsicht in eine Reihe von geschichtlichen Thatsachen, für die es bisher an jeder Deutung fehlte. Von dem Klopfen an den Decken auf den dodonäischen Säulen, von dem Harfen der samothrakischen Kinge und dem Schwingen des Ringes der Hekate, von den Gestaltbildern, die sich bewegten, sprachen und die Zukunft verkündeten, bis zu den an Ringe, Äpfel oder gebannten Geistern, dem Lust- und Schlussel-Drehen finden wir das verbindende Glied des Verständnisses. Wir wissen jetzt, was es heißt, wenn wir in der Bibel lesen, daß der Israelit sein Heil frug, und wenn die Kalbalmen uns erzählen, daß sie die Komiata von Zeho sprechen hören konnten. Indem wir alle diese Erscheinungen des Aberglaubens entkleiden und in das Traumgebiet des Menschengeistes verweisen, entreißen wir ihnen mit dem Schleier des Ueberirdischen auch ihre innere Glaubwürdigkeit und finden den psychologischen Grund, weshalb alle Verheißungsthätigkeit von je in den ihein Bereich der Lüge und Täuschung gerieth.

Es ist traurig, daß ein großer Theil der Gebildeten und der noch größere der Gelehrten sich von diesen Erscheinungen abgewendet, welche den größten Einfluß auf die kulturgeschichtliche Entwickelung der Völker ausübten und nun den Priestern aller Religionen benutzt wurden, die Wahrheit ihres Dogma und die Macht ihres Wortes zu beweisen; traurig, daß man die Wahrheit des Satzes leugnet, da man seinen angeblichen Grund als einen nichtigen erkannt und die Sache nur abgemacht hält, wenn man sie in das Gebiet des Aberglaubens und der Täuschung verwiesen hat. Man scheut sich, die Worte „Psychologie" und „Psychographie" in guter Gesellschaft auszusprechen, weil man meint, gleichzeitig den ganzen Geisterspuk mit in den Kauf nehmen zu müssen; man sieht mit vornehmer Verachtung auf die armen Gelehrten herab, die an die Möglichkeit glauben, daß ein Stück Holz durch eine andere Kraft bewegt werden könne als den mechanischen Stoß, während vor den eigenen Augen unzählige Bewegungen der Materie ebenso wenig mechanisch sind, aber man bedenkt nicht, daß diese Erscheinungen geeignet sind, die verborgenen Tiefen des menschlichen Geistes aufzuklären und nicht über eine Reihe geschichtlicher Thatsachen sowie über eine große Zahl von Krankheitszuständen zu verbreiten. Eine Naturforschung und eine Seelenlehre, welche diese Erscheinungen unberücksichtigt lässt, versperrt sich selbst den Weg einer weiteren Forschung, und es nützt sie der Vorwurf, ihre Aufgabe nicht gelöst, keineswegs umgangen zu haben.

Die Zeitungen der alten Römer.

I

Bei dem Worte Zeitungen denken wir gewöhnlich an unsere Zeitungen mit ihren Leitartikeln, ihren Berichten aus dem In- und Auslande, ihrem Feuilleton, ihren Annoncen und Börsenberichten. Es schwebt uns das große oder kleine Format, das weiße oder graue Papier, der enge oder weite Druck derer vor, die wir gewöhnlich zu lesen pflegen. Denn so ist einmal der Mensch — wenn er ein Buch liest, hat er denselben unwillkürlich gewohnte Betrachtung unter, die ihm die gelesenen und gewohnte ist. Ein Protestant wird beim Worte Kirche an die kleine, enge, getünchte Kirche seines Ortes; kommt er dann in den Kölner Dom, wie erstaunt ist da und wie erweitert sich mit der gesehenen großen Kirche auch sein Begriff von der Kirche. Umgekehrt, kommt ein Provinzler in eine große Provinzialstadt, wie verengern sich da seine Begriffe, wie wird da aus der Kirche eine Kapelle, aus der Straße eine Gasse!

Eine Verengerung wird auch unser Begriff von so manchen Einrichtungen und Institutionen erleiden müssen, schaut wir aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückgehen. Denn sie verhält sich in dieser Beziehung zu unserer so weit vorgeschrittenen Gegenwart wie Kindheitsstufe zu einer Vollmannsstufe. Ja, man kann beinahe behaupten, daß der Mensch sogar noch größer ist, das heißt, daß sein Fort der Jetztzeit einmal noch schon größere Kreise an den allgemeinen Errungenschaften unserer Zeit, hat mehr mit derselben gemein als das Alterthum.

Nicht viel anders stehen unsere Zeitungen zu

denen der Römer. Es ist, als ob wir plötzlich aus einem großen, von vielen Gaslammen oder gar von elektrischem Licht erleuchteten Saale in ein kleines, enges, schmuckloses Zimmer, in dem nur wenige dürftige Kerzen brennen, eintreten. Bei dem Worte Zeitungen halte der Leser vorerst nur die allgemeinste Bedeutung festhalten fest, wonach man darunter öffentliche Tagesberichte versteht. Wie aber die öffentlichen Tagesberichte bei den alten Römern beschaffen gewesen seien, darüber verbanne er alle vorgefaßte Meinung, die ihm etwa unter Zeitungswesen beibringt.

Ueber die „Zeitungen der Römer" ist neuerdings wiederholt in bedeutenden Schriften gesprochen worden von dem französischen Akademiker Declercq und von den deutschen Gelehrten Lieberkühn und W. Adolf Schmidt, nachdem vorher schon der Historiker Schlosser die Erinnerung daran erneuert hatte, wodurch auch Karl Zell zu einer kurzen, zusammenfassenden Darstellung des ganzen Materials veranlaßt worden war. Letztgenannter, vormals Professor zu Freiburg, ist dem großen, deutsch gebildeten Publikum bekannt durch seine 1826—1833 erschienenen „Revueschriften", einer Sammlung von Abhandlungen über Gegenstände aus dem Leben und aus der Literatur des klassischen Alterthums, welche den Zweck hatten, Lesern von allgemeiner Bildung aus den Quellen geschöpfte, anschauliche Darstellungen aus diesem Kreise des Lebens und der Literatur zu geben, zugleich aber auch einen Beitrag zu der wissenschaftlichen Bearbeitung der hier behandelten Gegenstände zu liefern. Zell's „Revueschriften" wurden mit großem Beifall aufgenommen. Auch Goethe las sie und rühmte von dem Verfasser: „Wir haben seine Mittheilungen vergnügt an uns vorübergehen lassen und können bezeugen, daß er uns an das Behagen erinnert, manches im Gedächtniß Ausgelöschte wieder erneuert, manches neu zugebracht hat, ohne daß uns seine Belesenheit lästig geworden wäre, und in den hinzugefügten Noten manchen angenehmen Blick ins Alterthum hat thun lassen." Goethe las die sämmtlichen solchen Aufsätze, von dem ersten, der Wirthshäuser der Alten behandelt, an bis zum letzten, der uns auf das Sittliche in der griechischen Volksreligion werfen läßt, in Gesellschaft gebildeter Freunde, welche sich unterhalten, zu belehren, anzuregen, zu ergötzen und zu nützlichen Betrachtungen angeregt sein wollten, und „als man dem letzten Vortrag weder an Gehalt noch an andern irgendein Hinderniß der Aufnahme zu bemerken hatte, so ward die Unterhaltung dergestalt angenehm, daß man bei kurzer Dauer der Aufsätze nach jedesmaligem Aufhören eine gewisse Lust empfand, sie Vorlesen weiter fortsetzen und zuletzt den Wunsch entschieden aussprach, der Verfasser möge es nicht an Fortsetzung einer so angenehmen Sammlung fehlen lassen." (Vergl. Goethe's „Sämmtliche Werke", Ausgabe in 40 Bänden, 1840, Bd. 32, S. 419.)

Der Wunsch, den schon Goethe aussprach, Zell möge es nicht an einer Fortsetzung seiner angenehmen „Revueschriften" fehlen lassen, ist, nachdem die ersten drei Bände derselben von 1826—1833 erschienen waren, lange unberücksichtigt geblieben. Jetzt erst, nachdem für Zell, nach vierzig, im öffentlichen Dienst zugebrachten Jahren, die kaum nur periodisch wiederkehrenden Ferien in den behaglichen Zustand einer dauernden Muße übergegangen sind, hat er Zeit und hinreichenden Vorrath an Stoff zur Fortsetzung seiner früheren Sammlung, und gegenwärtig liegt uns bereits der erste Band der Neuen Folge der „Revueschriften" vor, der auf 348 Seiten ausschließlich von den „Zeitungen der alten Römer" handelt („Revueschriften von Karl Zell." Neue Folge, erster Band: Heidelberg, K. Winter's Universitätsbuchhandlung, 1867). Diese ausführliche Abhandlung ist eine Umarbeitung und Erweiterung eines im Jahre 1834 unter demselben Titel erschienenen freiburger Universitätsprogramms. Wir schließen uns in unserer folgenden Mittheilung über die Zeitungen der alten Römer an Zell an, indem wir die Resultate seiner Forschungen auf dem hierher, der mehr zur Gelehrte von Interesse ist, möglichst kurz zusammenfassen.

Die alten Römer zeigten bekanntlich in ihrem ganzen Staats- und Rechtswesen eine durch sehr feine und urkundliche Beobachtung geschärfte Ordnung. Sie hatten so denn auch eine Stadt- und Staatschronik, die sogenannten Annales Jahrbücher Annales maximi, regelmäßig geführt von dem Oberpriester Pontifex maximus, welcher die Verpflichtung hatte, Jahr für Jahr die wichtigen Begebenheiten und Vorfälle mit Bemerkung des Tags hier aufzuzeichnen. Diese Angaben wurden auf weißgetünchte Holztafeln geschrieben und in der Vorhalle des Oberpriesters öffentlich ausgestellt zur allgemeinen Kenntnißnahme des Volks. Diese Sitte auf Holztafeln von früher Zeit an, wahrscheinlich von der Gründung der römischen Hierarchie an, begeg-

ren und Jahrhunderte lang regelmäßig fortgeführt, war eine der Hauptquellen zur Kenntniß der Reihenfolge der obersten Magistrate, der römischen Geschichte und des römischen Lebens.

In denselben Kreis römischer Staatseinrichtungen gehört eine andere Gattung unter obrigkeitlicher Autorität verfaßter und bekannt gemachter Aufzeichnungen, die Zeit über unter dem Namen „Zeitungen der Römer" näher besprochen. Man hat derselben Aufzeichnungen auch den Namen einer „Römischen Staatszeitung" — nicht ganz mit Unrecht — beigelegt. Nur war diese römische Zeitung bei der Uebereinstimmung hinsichtlich des wesentlichen Hauptzwecks in jeder andern Beziehung von unsern Zeitungen ganz verschieden.

Was zuerst den Titel der römischen Zeitung betrifft, so läßt sich derselbe mit urkundlicher Gewißheit nicht angeben. Am meisten mit gewöhnlichen wird sie unter dem Namen Acta Acta angeführt, mit welchem Worte die Römer ebenso wol das Geschehene als die urkundliche Aufzeichnung des Geschehenen benannten. In dem Titel Acta kommen häufig noch Zusätze vor, wie: Acta der Stadt und Städtische Acta; ferner: Acta des römischen Volks, und nicht selten wird hinzugefügt: Tägliche Acta Diurna. A. Schmidt vermuthet, der vollständige Titel sei gewesen: „Tägliche Acta des römischen Volks" Acta populi romani diurna.

Vollständige Jahrgänge dieser täglichen Stadtacten sind uns nicht mehr übrig. Was wir von ihnen wissen, ist aus einzelnen gelegentlichen Anführungen der alten Schriftsteller gefolgert. Zwar sind seit dem 16. Jahrhundert einige Aufzeichnungen, die sich für Reste der römischen Stadtacten ausgaben, im Umlauf der Gelehrten gekommen, aber ihre Echtheit ist bestritten.

Die täglichen Stadtacten gingen aus den oben schon erwähnten priesterlichen Annalen, nach dem Gleichen verfahren, hervor. Diese Annalen waren ein geistliches Institut, sowie es auch im Mittelalter die geschichtlichen Aufzeichnungen meist in der Hand des Klerus waren; in beiden Fällen aus ähnlichen Gründen: die Priester hatten eben hier vorzugsweise Veranlassung und Muße. Als sich bei den Römern das öffentliche Leben in immer weitern Kreisen reicher entfaltete, als immer mehr Neues vorging, zugleich auch der strengere Geist der Zeit sich änderte, da genügte diese alte Priesterchronik nicht mehr, welche ohne Zweifel immer stabil bei ihren alten Formen und ihrer alten Dürftigkeit blieb. So erhob das Interesse des Volks daran. An die Stelle jener alten Annalen waren von dem Ende des 6. Jahrhunderts der Stadt an die Annalisten, die Geschichtschreiber, mit ihren literarischen Werken getreten. Im Vergleich mit diesen mußte die alte Priesterchronik sich bald als ungenügend und überflüssig hinsichtlich der geschichtlichen Darstellung erweisen, nicht minder in den Verfällen der Stadt und den Tagesneuigkeiten. Wenngleich der Oberpriester, sobald ihm etwas aufzeichnungswerth schien, dieses sofort auf seiner weißen, öffentlich aufgestellten Tafel aufschreiben ließ, die uns jetzt, nach unsern Begriffen, als unbedeutend vorkommen würde, so wird dennoch die weiße Tafel an mehr Tagen im Jahre weiß geblieben als beschrieben worden sein, und unter den Notizen über Haupt- und Staatsactionen werden andere Vorfälle vorzugsweise nur vom Standpunkte der Religion oder des Aberglaubens aus aufgezeichnet worden sein. Die Würde und der priesterliche Charakter des Pontifex maximus ließen nicht zu, daß er gewöhnliche Stadtneuigkeiten zum besten gab. Als nun aber das Bedürfniß danach sich eingestellt hatte, weil das römische Leben reicher an Ereignissen und Verfällen wurde und die oberpriesterlichen Annalen wegen ihrer Dürftigkeit nicht mehr beachtet wurden, zog sich der Pontifex maximus P. Mucius von diesem Geschäft zurück und viele Annalen hörten auf. Die Natur der Sache spricht dafür, daß nach dem Aufhören der einen Seite der Annalen, ihrer Aufgabe für Geschichtschreibung, welche durch schriftstellerische Arbeiten einzelner Privaten befriedigender geleistet wurde, sofort auch der andere Theil ihrer Aufgabe, die Anzeige bemerkenswerther Tagesvorgänge, durch ein neu aufkommendes Mittel gelöst wurde, wenngleich uns die genauern Nachrichten hierüber fehlen.

Nach Zell's Untersuchungen hat man sich die Entstehung und den Anfang der stadtrömischen Stadtacten so zu denken: In der alten Reichschronik, wie sie bis auf P. Mucius fortgeführt worden, waren zusammen enthalten: Die Verzeichnisse der Consuln und übrigen Magistrate, die Geschichte des Jahres nach den wichtigsten Daten und einzelne bemerkenswerthe Vorfälle des Tags, namentlich Wunderzeichen, Vorbedeutungen und Aehnliches. Nach ihrem Eingehen wurde die Geschichte in den Werken der beginnenden historischen Literatur behandelt, welche gleichfalls den Namen Annalen erhielten; für die Magistratsverzeichnisse dienten die sogenannten Consu-

verfassen und für die gewöhnlichen Tagesneuigkeiten die Stadtacten (Acta urbana), zu denen durch Julius Cäsar nun noch eine besondere und regelmäßige Publication von Neuigkeiten aus dem Senat, eine regelmäßige Veröffentlichung von Senatsprotokollen hinzukam, die Acta senatus. Gewöhnlich nimmt man an, beiderlei Acten, die Volks- und Senatsacten, seien zusammen in einer gemeinschaftlichen Publication veröffentlicht worden, sie hätten, nach unserer journalistischen Bezeichnung, nur zwei verschiedene Rubriken eines und desselben Blattes gebildet. A. Schmidt dagegen hält die Senatszeitung für ein von den Volksacten gesondertes selbständiges Journal. „Soll halt die Nachrichten über das ganze Institut für zu dürftig, um mit Bestimmtheit hierüber entscheiden zu können. Nachdem das Verbot der Publication der Senatsprotokolle unter Augustus erfolgt war — wem fällt dabei nicht die jetzige französische Preßgesetzgebung ein? —, wurden kurze Auszüge daraus in die Volksacten Acta urbana, Acta populi aufgenommen, welche demnach in dieser Periode der Kaiserzeit jedenfalls Volks- und Senatszeitung in sich begriffen.

Jene altrömischen Stadtacten wurden in den nächsten Jahren nach Cäsar's Consulat regelmäßig publicirt und enthielten ein reichhaltiges Material zur Kenntnis der politischen Tagesgeschichte mit einer Menge von Staatsneuigkeiten. Aus den Jahren 695—711 der Stadt (59—43 v. Chr.) haben wir gegen Auszüge aus einzelnen Nummern dieser Zeitung mit Angabe der Daten. Wir verdanken dieselben dem gelehrten Ausleger der Cicero'schen Reden, Asconius Pedianus, einem Grammatiker aus dem 1. Jahrhundert n. Chr., der zu dem Zweck seiner Commentare die Stadtacten jener Periode ausbeutete. Er hat unter anderm aus den Zeitungen ersehen, daß am letzten Februar 701 der Stadt ein Senatsbeschluß gefaßt wurde, des Inhalts: Man sehe die Erwerbung des P. Clodius, den Brand der Curie und die Verwüstung des Hauses des M. Lepidus als gegen den Staat selbst verübte feindliche Handlungen an.

An die Anführungen des Asconius Pedianus schließen sich für die nächstfolgenden Jahrgänge (Anf. 702 der Stadt) einige Anführungen der Stadtacten an, welche sich in der Correspondenz des Cicero mit Celius finden. Es ist darin von Staatsangelegenheiten die Rede, von Vorgängen im Senat; zugleich sieht man aber daraus, daß die Stadtacten schon damals auch Materialien zur Ehronik der Hauptstadt enthielten. Aus den Stadtacten in diesen letzten Zeiten der Republik hat sich auch noch die Notiz erhalten, daß dort erzählt war, wie Julius Cäsar die ihm am Feste der Lupercalien angebotene königliche Gewalt abgelehnt habe.

Daß es in derselben Periode Leute gab, welche für Geld Gewerbsmäßig das Geschäft von Neuigkeits-Berichterstattern trieben, und daß auf diese Weise neben der officiellen Zeitung der Stadtacten es gewissermaßen auch noch Privatzeitungen gab, davon hat man in der Correspondenz des Celius mit Cicero ein Beispiel, welches ohne Zweifel nicht das einzige war. Es waren so viele Römer im Civil- und Militärdienst in den Provinzen des römischen Reichs zerstreut und darunter gewiß viele, welche nicht, weder durch Briefe von Freunden und Verwandten noch durch die zugesendeten officiellen Stadtacten, genug Neuigkeiten zu erfahren glaubten und denen eben solche Neuigkeitsberichte zugeschickt wurden, wie sie Cicero von Celius erhielt.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Anregungen.

Vorlegeblätter oder Holzformen?

Es handelt sich gegenwärtig um eine Reform im sogenannten Zeichnen, wie es in den meisten unserer Schulen noch getrieben wird. Ein Buch, das unlängst bei Otto Meisner in Hamburg erschienen ist, erklärt der alten Methode den Krieg und scheint geeignet, eine völlige Umwälzung in der bisherigen Kunstfertigkeit der kleinen Zeichner vorzubereiten. Es sind „Die Elemente des Zeichnens nach körperlichen Gegenständen. Von Friedrich Heimesdinger. Mit 52 Abbildungen auf einem für zwei Thaler besorgenden Modellkasten."

Wir machen Aeltern und Lehrer darauf aufmerksam. Unsere Kinder sollen sich in den wenigen Jahren ihrer Schulzeit eine große Menge Kenntnisse erwerben. Da muß denn jede Verwendung unnützen Zeitaufwandes wünschenswerth sein. Als solchen bezeichnet man mit Recht diejenigen Stunden angreifen, welche der Schüler auf eine Fertigkeit verwendet, die es — in der bei uns gelehrten Weise — nur so lange ausüben kann, solange es Weihnachts- und Geburtstagsüberraschungen zu machen gibt. Nach beendigter Schulzeit hört diese Gewohnheit auf. Die Anleitung fehlt, die nachhelfende Hand ist nicht zu entbehren; wie die gedruckten „Wünsche", so haben

die Zeichnungen ein Ende. Wenige begabte Kinder bringen auch wol noch später einmal die knappen meisterhaften Züge, aber da sie im Grunde nur Talent zu Lust treiben, die sich viel besser zu billigem Preise kaufen lassen, so verläßt einer nach dem andern die alte Methode, versucht sich an Nachbildungen der wirklichen Natur, gewahrt, daß ihm dazu auch die geringsten Anfangskenntnisse fehlen und gibt endlich mißmuthig alles Zeichnen auf. Von unserm Kreise wird es wenigen anders ergangen sein. Die vielen Stunden, welche das Kind der freien Bewegung und der frischen Luft abknapste, um im Schulzimmer Bilder aller Art nachzuzeichnen, tragen dem Gewinn so gut wie keine Zinsen.

Soll also Zeichnen wirklich allgemein werden? Keineswegs. In gleicher Weise wie Pestalozzi begann in Kopenhagen schon vor Jahren eine neue Methode des Schulzeichnens sich zu bahnen, indem nämlich Hansen's Buch in seiner Tendenz die Möglichkeit aufs Neue, statt Copieen zu Copieen gradezu die Natur Modell stehen zu lassen. Bei der ganz handelt es sich um die vereinfachte Anwendung dieser Grundsätze. Wir können unsere Schuljugend nicht in Masse und Zeit hinausführen, brauchen auch nicht immer an Landschaftliches oder Figürliches zu denken, wie es die Vorlegeblätter thun. Pyramiden, Obelisken, Würfel, Kugeln gilt es nachzubilden, Gegenstände, Formen mit einem Wort, statt ihrer perspectivischen Andeutungen am. Das Sichtbare wird projicirt, das Nichtsichtbare durch verhandelmäßige Verbindung der peripherischen Linien mit Punkten angedeutet und so dem Verstande und Auge des Schülers, mit der Hand zugleich, am einfachsten, um nach seiner Ueberzeugung zum Minder Einfachen und Complicirten vorzuschreiten. Diese Methode ist nicht neu. In den höhern Zeichenschulen findet sie sich zum Theil schon eingebürgert, aber nur sehr zum Theil. Auch bedient man sich gewöhnlich der Formen aus Draht, wodurch der Schüler Nachdenken nicht gerührt wird, indem er mit der unbiegsamen Formen selbständig die perspectivischen Schnitte zu machen im Stande ist. Hermann Klinger's Formen sind aus hartem Holz. Er hat in Hamburg bereits seit zehn Jahren diese Methode in Anwendung gebracht und die besten Erfolge gesehen sind die Veranlassung, daß er mit seinen Erfahrungen sich weiteren Kreisen gegenüberstellt.

Wenn man leider zugeben muß, daß die in den gewöhnlichen Zeichenschulen durch Copirübungen mühsam den Kindern beigebrachten Kenntnisse in den wenigsten Fällen ihnen im weiteren Leben dem Nutzen sind, so ist es zu wünschen, daß der Gegenstand als ein hinreichend wichtiger erscheint, um allseitige Erwägung und Berücksichtigung zu finden.

Die Sommerbühnen.

Ein treffliches Wort über viele Bühnen, welche die Behörden umgehend hätten zulassen sollen, schrieb kürzlich Eduard Jerrmann.

„Die moralischen Folgen der unüberlegten Bewilligungsfreudigkeit bei Ertheilung von Concessionen zur Sommerbühnen sind für die Schauspielkunst wahrhaft verderblich. Wie dem ersten warmen Sonnenschein ziehen sämmtliche Provinzialtruppen Italiens aus den heißen Hallen der Göttin in Wellen schöner Natur. Das ist die Zeit, wo der Kunstjünger frei Kraft prüfen, in weiter Welt hinaus schauend die Töne seines Organs modulirt, die Eigenthümlichkeiten der Localitäten für einen ergebenen Raum benutzen, die Schranken, welche die Aesthetik zwischen Mimik und Mimesis zieht, genau beobachten und jede unkünstlerische Ueberschreitung vermeiden lernen soll. Die Garten ist dann der deutsche Platz, und wenn die hohe Sonne die geschminkten Wangen des jungen Mädchens bleicht und so dem Zuschauer den Duft jener romantischen Täuschung raubt, ist es da zu verwundern, wenn auch in der Kunst wenige der Realismus bald das Ideal überwuchert, den höheren Blicken jedes Zuschauers, den sie ernster befragt, unerbittliche zollingen, die ganze Art der Darstellung, der Mann wie der Weib, ob dem Ehrgeiz des Tons und der Pause des Zuschauer sind, so an eine solche Sommerbühne über andern treibenden Antrieb eher machen als den der Kunst? Das ist die Schule der Routine, das sind die einzigen Verbreitungen für die höhere Kunst, die dem begeisterten Jünglinge, dem kunstgläubigen jungen Mädchen offenstehen. Wie Sinn, Geschmack, Zartheit der Empfindung, Phantasie und Menschl bei solchem steten Treiben untergehen müssen, kann sich auf die Dauer auch die stärkste künstlerische Natur nicht unangefochten erhalten. Indirect durch Verweichlichung und aufgezwungene Leutseligkeit, sinkt plötzlich ein solcher Magnat die beschränktesten Schulleute der Menge ab; selbst die einzelne Grimasse schmeißt sich nachahmend an den durchnäßten Körper, stümpelnd durch den Kalk kommt sie endlich gemiß und ehrlich abgetrocknet nach Hause und spielt morgen die unverschämteste Rolle auf neue, denn das Programm der Sommerbühnen kennt das Wort „Wiederholung" nicht. Dort werden die gefallenen Talente der jungen Mädchen, die besten Hoffnungen der Jünglinge für die wahren Kunstanstalten gebildet, und ist es Schwarzseherei, fragen wir, wenn bei dieser so gefährlich gewordenen Lage, bei dieser commercialisirten Kunstübung wir den bevorstehenden gänzlichen Untergang der Kunst prophezeien? Wenn wir behaupten, daß in 10—15 Jahren die wenigen wahren Kunstanstalten in sich selbst zerfallen müssen, da es ihnen unmöglich sein wird, die abgehenden Künstler aus guten Quellen zu ersetzen, durch deren Benennung Vorschulen für die Bühnen man so thörichter die Kunst und ihre Würde entehrt?"

Die Kunde der deutschen Vergangenheit.

Es ist noch nicht gar lange her, seit man angefangen hat, durch Abzeichnen von alten Grabbildern

Waffen, Rüstungen und andern Wahrzeichen verschollener Zeiten eine Geschichte der Trachten zusammenzustellen.

Schon das geringe Licht, welches durch das bisher Gesammelte auf einige Jahrhunderte des Mittelalters geworfen worden ist, gibt vielleicht nach mancher Seite eine weit verständlichere Beleuchtung, als ihnen durch die gründlichsten Geschichtsforschungen zu Theil geworden.

Die Schwierigkeiten dieses Trachtensammelns sind indessen so groß, daß manches Jahrzehnt verstreichen wird, ehe Vollständigeres auf diesem Gebiete geleistet werden dürfte. Einerseits wird immer nur ein beschränkter Kreis von Mitarbeitern bei solchem Unternehmen die nöthigen Befähigungen dazu in sich vereinigen, andererseits fehlt es bisjetzt an einem Centralpunkte, wohin jeder zum Fördern dieser Aufgabe Geneigte sich mit seiner Ausbeute wenden könnte.

Dies führt uns zu einer allgemeineren Betrachtung.

Ohne Frage liegt es, trotz jener Einschränkung, beim Vorhandensein eines solchen Sammelplatzes eine große Fülle von brauchbarem Material, das jetzt unbenutzt und unbeachtet bleibt, zu guter Stunde vereinigen, wie denn für viele verwandte Sammelstudien ein leitendes Organ fehlt, das durch Hinweisen auf auszufüllende Lücken, durch Aufmuntern zum Beachten des unbeachtet Verfallenden und Verlorengehenden, durch ein Heranziehen und richtiges Verwenden vieler zersplitterter Kräfte Großes mit kleinen Mitteln zu erreichen im Stande wäre.

Es würde zu weit führen, die einzelnen Aufgaben durchzugehen, welche hier erwünschte Lösung haben könnten. Jeder Kultur-, Sprach-, Geschichts- und Kunstforscher kennt die klaffenden Lücken, die ausfüllbar sind und doch nicht ausgefüllt werden, weil eine Menge verstreuter Kenntnisse nicht zur Verwerthung gelangen. Anfänge sind hier und da gemacht worden und jedes Jahr bringt neue zersplitterte Versuche. Aber es bleibt meistens die Ausbeute eines kleinen Theiles von Nachforschen, und was sie zusammentragen, dringt kürzlich oder gar nicht in die Oeffentlichkeit.

Es gibt aber kein anderes Mittel als die weitest verständliche Oeffentlichkeit, um viele die für diese Studien bei Anleitung bedurften, in Zug zu bringen. Ohne eine periodische Schrift z. B., die beständig die Parole ausbietet, auf Lücken hinweist, über Eingegangenes Bericht erstattet und jedem seinen Platz anweist, ist nichts Umfassendes zu leisten. Und auch sie könnte nur große Erfolge erzielen, wenn sie bei als Sammelndes Blatt verbreitet würde, wie der „Reclamer" in London und Paris. Dann würden Küster, Dorfschullehrer, Pfarrer, Archivare, Todtengräber, Steinmetze u. s. w. dem Gelehrten in die Hand arbeiten. Wenn der brauchbare Dilettantismus solcher oft zur Arbeit herangezogen wird, so werden auf der andern Seite eine Menge Nachlässigkeiten in Umlauf gebracht, die jetzt unserm Schaffen schaden. Wenn man nur das eine Gebiet der Sitten und Gebräuche ins Auge faßt, so erstaunt man schon über die Fülle des Materials, welches hier des Zusammentragens wartet. Was aber das Heranziehen vieler zu leisten vermag, das Nennen und Erfahrungen anderer Art zeigen. — z. B. die großen Fortschritte der Wissenschaft von den Strömungen, den Hinderungen, den Meerestiefen, seit durch Admiralität und Privatbemühungen die englischen Kapitäne dahin gebracht worden sind, ihre Reisen zu jenen zielenden Beobachtungen zu benutzen. Die Unabhängigkeit des Beispiels ist nicht so groß, als sie auf den ersten Blick scheinen mag.

Vielleicht wäre hier eine Aufgabe für die Mitglieder des „Germanischen Museums" gefunden.

Reimsprüche

von Frieder Lewy.

Wenn du ein Ziel erreicht, so schaue erst zurück,
Den Weg, der hinter dir, nochmals im Geiste messend,
Nicht einen Schritt darauf, nicht eine Müh' vergessend,
Dann wende dich und nimm — tiefathmend froh dein Glück!

Die Wahrheit stumm zu denken ist nicht schwer;
Sie in die Welt zu werfen, das ist mehr!

Das will mir an dem Künstler nicht behagen
Seh' ich ihn stets die Arbeitsschürze tragen.

Willst du ein lästig Joch zerschlagen,
So ist gewiß, sie werden sagen
Ihm fehlte eben Kraft zum Tragen.

Was mir von selbst entgegensprang,
Nahm ich stets gut mit Schweigen;
Das, was ich zwang und schwer errang,
Nenn' ich mit Stolz mein eigen.

Rath.

Rathe, daß du der Welt dich fügest
Und durch Gleichmuth sie beschwichtigest,
Gleichsam als ob deine Seele
Nichts Besonderes verhehle,
Was die Leute zwar erbauen,
Aber nur mit Neide schauen.
Selbst den Himmel zu vergessen,
Die nur schweigen und nur essen;
Aber wenn er einmal wettert,
Blitzt und donnert und zerschmettert,
Haben sie, vor Angst beklommen,
Neu vor ihm Respect bekommen.
Manchmal so an rechten Orten
Ueberrasche sie mit Worten,
Welche ihnen unerwartet;
Zeig, daß anders du geartet,
Daß es lohnte, aufzupassen,
Weisheit zu dich hören lassen!

Dräxler-Manfred.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band — Nr. 35. — Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Der Gemsenkönig.

Romantische Skizze aus dem Baskenlande

I. Haona

Auf den steinigen Feldern der baskischen Provinz Labourt reiften die Maiskolben zur zweiten Ernte des Jahres; die Rebe hielt mühsam ihre Traubenlast am Ulmenstamme fest, die großen Kastanien- und Nußbäume waren schwer beladen. Obwol der Sonnenschein noch warm an den Bergwänden lag, war ein Theil der Heerden aus dem Gebirge geklommen und belebte die Wiesen am Ufer der Nive. In das dunkle Grün des Eichenwaldes mischten sich die rothen und gelben Linden, womit sich der Herbst zu schmücken pflegt, und schon flogen die Waldtauben in großen Schwärmen der Ebene zu.

Einige Kähne zogen den Fluß hinunter nach Bayonne; sie hatten spanische Wolle geladen; ihre Führer trugen die kurze Weste, die braune Hose, das blaue baskische Barett. Sie standen im hintern Theile des Kahns, den sie mit einer Stange lenkten, und sangen eine der schwermüthigen Weisen, die im Volksgesange vorherrschend sind.

Ein junger Mann, der am Ufer des Flusses rustig aufwärts schritt, grüßte die Schiffer mit baskischen Worten; sie neigten nur den Kopf, sangen weiter und zogen vorüber. Aber als Worte und Melodieen in der Ferne verhallten, war es, als wachte ein Echo in der Erinnerung des Wanderers auf; er sang dasselbe Lied, erst leise, zögernd, dann zuversichtlicher, lauter — die Weise, die vorhin so klagend war, brach wie ein langerhaltener Jubel aus seiner Brust hervor. Jetzt wand sich der Pfad durch ein Gelengebüsch und als er es verließ, lag Ustariz vor ihm im Abendsonnenglanze. Schimmernd lagen die hellen weißen Häuser zwischen den Hecken und Bäumen; auf den Gartenbeeten prangten bunte Herbstblumen, Melonen, Kürbisse und purpurrothe Pfirsiche. Vor den Häusern saßen Männer und Frauen in vergnüglichem Gespräch; die Weiber spannen, die Kinder spielten, die Burschen sangen und leise bewegten sich die alten Eichen des Capitole-herry, der das Dorf überragte.

Einen Augenblick blieb der Wanderer stehen, er breitete die Arme aus, als wolle er dies reiche volle, heitere Leben in seine Umarmung fassen; dann ließ er das Dorf zur Seite liegen und brach sich Bahn durch das Gestrüpp des Bergabhangs. Ein Zweig schlug ihm den Strohhut vom Kopfe — er ließ ihn liegen; Dornen zerrissen seine Kleider, seine nackten Füße — er achtete nicht darauf, er eilte nur immer hastiger aufwärts und erreichte bald einen Wiesenplan, der, von einer höher aufsteigenden Bergwand begrenzt, wie eine Terrasse über Ustariz liegt. Von hier fällt ein Bach in Cascaden zum Flusse hinunter und uralte Nußbäume breiten ihren Schatten über ein halbverfallenes Haus. Aber Moos und Haustaub verdecken die Spalten in den Mauern und in dem Dach der Hütte, und eine wuchernde Schlehdornhecke, die von Hopfen und

Waldreben durchflochten ist, verbirgt schamhaft die schmutzigen, wettergepeitschten Wände.

Der junge Wanderer blickte dies Bild der Armuth bald zornig, bald kummervoll an, tauchte die Hand in den Bach, als ob er ein Weihwasserbecken wäre, schlug ein Kreuz und ging, ein Ave Maria murmelnd, durch das Gärtchen dem Hause zu. Die Thür war offen; vor dem Kamin kauerte ein Weib in ärmlicher Kleidung.

„Paona!“ stammelte der Kommende. Sie richtete sich auf und sah ihn eine Weile zweifelnd an. „Renau, Renau!“ rief sie dann und schloß ihn in die Arme. Beide weinten.

„Den Heiligen Dank, daß ich dich wiedergefunden habe!“ sagte Renau endlich.

„Etcheco-yaona*), sei willkommen!“ erwiderte die Alte mit demüthiger Miene.

„Sie Herrin des Hauses bleibst du, Paona! Ich bin dein Diener, dein Kind wie in frühern Zeiten.“

„Das Kind ist ein Mann geworden“, erwiderte die Alte, indem sie wohlgefällig die kräftige Gestalt des jungen Mannes betrachtete. Aber zugleich bemerkte sie, wie zerrissen seine Kleider, wie sonnenverbrannt und hager sein Gesicht und wie verwirrt die langen schwarzen Haare waren.

„Renau, du bist arm, unglücklich zurückgekehrt!“ rief sie aus.

„Arm bin ich“, gab er zur Antwort, „aber unglücklich nicht mehr — ich bin wieder frei und bin im Baskenlande.“

„Setze dich, Renau, ruhe dich aus — ich habe Wein, Käse und Kastanien! Du findest hier auch nicht viel, aber genug für uns beide. Wir arbeiten wieder zusammen, denn nicht wahr, du willst nun bei mir bleiben?“ Bei diesen Worten sah ihn die Alte mit angstvollen Blicken an. Er ergriff ihre Hände und sagte:

„Paona, seit ich von hier weggegangen bin, habe ich keine Freude gehabt! Meine Gedanken suchten das Baskenland bei Tag und bei Nacht; das Heimweh hat an mir gezehrt wie ein Fieber, und es hätte mich getödtet, wenn mein Wille nicht so stark gewesen wäre.“

Die Alte sah ihn mit leuchtenden Augen an, legte die Hand wie zum Segen auf sein Haupt und ging schweigend fort. Renau blickte umher. Das weite Gemach war von allem Schmuck entblößt, Rauch und Ruß hatten die Wände geschwärzt, an denen nicht mehr wie sonst glänzende Waffen hingen. Ueber dem Betschemel war noch das alte Crucifix, aber keine Lampe brannte darunter. Von dem kleinen Hausaltar waren die silbernen Blumenvasen verschwunden und nur ein vertrockneter Stechpalmenzweig schmückte das hölzerne Bild der Jungfrau. Auf dem steinernen Kaminsimse standen einige Töpfe und Teller von gebranntem Thon, ein Schemel am Ehrenplatz beim Feuer, eine Bank am Fenster, davor ein Tisch von Eichenholz, das war alles. Aber der geringe Hausrath und der Fußboden von rothen Backsteinen, der Kaminmantel und die Fenstervorhänge, die anstatt der Glasscheiben dienten, glänzten von Sauberkeit. Renau sah, daß Paona muthig gegen den Verfall des Wohlstandes kämpfte.

Sie kam zurück mit einem Weinkruge, einigen Ziegenkäsen und einem Teller voll gekochter Kastanien. Renau sprach das Tischgebet, dann setzten sich beide zu dem einfachen Mahle. Man sah es ihnen an, daß sie gern gefragt und erzählt hätten — und doch scheuten sie sich; neuerige Erinnerungen mußten berührt werden, manches Schmerzhafte, Schwere, das jetzt jeder allein trug, fiel dann auch dem andern zu.

„Wie geht es meinem Bruder, wo ist er?“ fragte Renau endlich mit sichtlicher Angst.

„Er lebt unten in Aezpâtz*) bei dem reichen Hirtart“, antwortete Paona. „Es geht ihm gut, er ist groß und schön geworden.“

„Ist das alles, was du mir von ihm zu sagen hast?“ fragte Renau wieder.

„Wir sehen uns selten“, sagte die Alte.

„Ihr seht euch selten? Ihm geht es gut und du lebst in Dürftigkeit? Paona, ist es so weit gekommen, daß er die Schwester seines Vaters, unsere neue Pflegerin, unsere zweite Mutter, vernachlässigt?“

„Nein, nein, Renau, so ist es nicht!“ sagte die Alte begütigend. „Larre ist ein gutes Kind; er will mir alles geben, was er sich erspart, aber ich kann arbeiten und ich habe, was ich brauche. Uebrigens ist's am besten, wenn ich dir sage, was mich bekümmert“, fuhr sie nach einer Pause fort. „Du bist der Aeltste, bist Larre's Herr, sein Vorbild, und so hört er wol mehr auf dich als auf die alte Paona. Sieh', Renau, ich denke oft mit Schmerz, daß Larre kein baskisches Herz hat, wie es sonst immer in unserer Familie gewesen ist. ... Aber du bist so bleich, Renau, der

*) Etcheco-yaona, Herr des Hauses.

*) Eine der drei Ortschaften, aus welchen Ustaritz, der Hauptort des Baskenlandes, besteht.

Abend ist kalt und du wirst müde sein — leg' dich schlafen!"

„Schlafen?" rief der junge Mann. „Schlafen, wenn ich höre, daß mein Bruder sich auf falsche Wege verirrt hat?"

„Nun, so komm' ans Feuer!" sagte Naona, indem sie ein Bündel Rebenholz auf die Kohlen warf.

Renan schob die Bank an das Kamin, um Naona den Ehrenplatz zu lassen. Die Flamme schlug prasselnd durch die dürren Ranken und warf zitternde Streiflichter in das Gemach. Jetzt erst sah Renan, welche Furchen Zeit und Gram auf das Gesicht des Weibes gegraben hatten, das einst „die Krone von Ustariz" hieß. Sie verstand das Bedauern in seinem Blicke und sagte freundlich:

„Renan, mir ist zu Mute, als wäre mit dir auch meine Jugendzeit wiedergekommen!"

Er schüttelte traurig den Kopf und beide schauten eine Weile in das Spiel des Feuers, das bald zusammensank, bald, neue Ranken ergreifend, an der rußigen Brandmauer in die Höhe schlug. Nach einer Pause begann Naona in leisem, wehmütigem Tone:

„Wie oft, Renan, habe ich hier allein gesessen mit meinen guten und bösen Erinnerungen, allein mit meiner Traurigkeit und mit meinen Gebeten! Wie lange ist es her, daß ich hätte weinen und beichten! Der Krieg zerstörte unsern Wohlstand und raubte mir den Verlobten — die Aeltern starben bald nachher, aber ich hatte noch einen Bruder. Ein Bruder ist Sohn und Vater zugleich, unser Beschützer und unser Genosse. Was die Schwester nur als Wunsch in der Seele trägt, das führt der Bruder aus. Ach, der Bruder ist uns mehr als Vater und Sohn, denn der Vater hat eine Vergangenheit, die wir nicht kennen, und der Sohn wird eine Zukunft leben, die wir nicht teilen — aber der Bruder hat dasselbe Leben, dieselben Wünsche und dieselbe Arbeit wie wir! Als das Weib meines Renan gestorben war, übergab er mir seine Kinder, und seit der Zeit verstanden wir uns fast noch besser. Wir gingen miteinander zu unsern Gräbern, pflegten die mutterlosen Waisen mit vereinten Kräften und vertrauten uns unsern Kummer um das Baskenland. Als du geboren wurdest, Renan, war eine böse Zeit. Der spanische Krieg verwüstete die Bergthäler. Da hieß es, wir wären Franzosen und wir sollten unsere baskischen Brüder jenseit des Gebirgs bekämpfen; und wir sprechen doch Eine Sprache, haben denselben Ursprung gehabt. Gott kann nicht wollen, daß wir uns zerreißen! Aber die Menschen haben es gethan — sie haben uns getrennt, weil sie wissen, daß wir in der Vereinigung zu stark wären, um uns zu unterwerfen. Und der Teufel hat die Hölleniaat beferdert. Du weißt wol noch, wie die Grenznachbarn sich haßten und verfolgten? Das hat letzterem noch zugenommen. Ach, es ist, als wäre die gemeinsame Sprache nur da, damit sie sich gegenseitig nur um so bitterer kränken können, und es heißt nicht mehr: „Ich bin Bask!" — sie sagen: „Ich bin Aragonier oder Spanier."

Naona brach in Thränen aus; Renan erfaßte ihre Hände und sah sie bittend an. Sie trocknete ihre Augen mit der Schürze und fuhr ruhiger fort:

„Mein liebes Kind, das war's eigentlich nicht, was ich dir sagen wollte; aber du hast deines Vaters Stirn, seine Augen und seinen feinen Mund, und wenn ich dich ansehe, ist's mir, als wäre die alte, liebe Zeit wieder da, wo wir miteinander klagten und hofften. O, wir hatten stolze Pläne, Kind! Es war deines Vaters Lebensaufgabe, die Stammgenossen zu versöhnen, damit sie sich wieder einmüthig und stark gegen die Verderbnis der Welt abschließen möchten — da kam der Unglückstag! Ein Reitender flog're an unsere Thür; er wollte ins Gebirge auf die Gemeindejagd gehen und man hatte ihn an deinen Vater, als an den besten Führer, gewiesen. Sie jagten miteinander fort; einige Stunden später wurde dein Vater sterbend zurückgebracht. Das Gewehr des Fremden sollte sich von selbst entladen haben. Die letzten Worte des Sterbenden waren: ‚Naona, ich übergebe dir meine Kinder!' Aber was ist ein mündliches Vermächtnis für die Menschen! Der Fremde nahm mir den ältesten Sohn, den jüngsten holte der reiche Verwandt. Ich wäre zu arm, sagten sie, und so blieb ich allein und weinte über mich selbst wie über das Baskenland."

„Von jetzt an wirst du nicht mehr allein sein", sagte Renan; „und als das heiligste Vermächtnis meines Vaters will ich die Aufgabe betrachten, die er nicht vollenden konnte."

Sie reichte ihm die Hand und sah ihn mit einem Lächeln an, das die edeln, strengen Züge wunderbar verklärte. Beide schwiegen — sie verstanden sich ohne Worte.

„Du wolltest mir auch von meinem Bruder Larro erzählen", sagte Renan nach einer Pause

„Larry!“ wiederholte Naona, indem sie mit der Hand über die Stirn strich, als müsste sie sich besinnen, ihre Gedanken ordnen oder zudrängende Bilder verscheuchen. „O, er ist ein gutes Kind“, sagte sie endlich. „Er ist geschickt in allem, was den Basken ziert. Seine Tänze sind anmuthig und doch ernst, sein Ball fliegt am höchsten, er läuft mit jedem um die Wette und seine Reze fangen die weitesten Tauben. Dabei ist er fleißig bei der Arbeit und hat in jeder Art viel gelernt, denn Hiriart hat ihn erzogen wie seinen eigenen Sohn. Hiriart hat nur ein einziges Kind, eine Tochter in Larry's Alter. Sie ist das schönste Mädchen der vereinigten Ortschaften von Ustariz — und Gott sei mir gnädig, ich glaube, daß sich die Kinder lieb haben!“

„Warum forschest du das, Naona? Ich glaubte nicht, daß bei uns das Geld ein Hinderniß wäre, wenn ein junges Paar sich liebt.“

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Das Geld thut's nicht“, sagte sie stolz, „im Blute liegt die Ehre, im Namen!“

„Jeder Baske ist von königlichem Blute“, rief der junge Mann, „und die Namen Hiriart und Gratchatto sind beide gut.“

„Hast du denn nie gehört, daß Hiriart's Frau, Maria's Mutter, aus einer Gothenfamilie stammte?“

Renan erschrak. „Mein armer Bruder!“ sagte er mit schmerzlichem Tone.

„Ich habe sie gekannt“, fuhr Naona fort. „Sie war ein braves Weib, fromm, wohlthätig und bescheiden. Sie hatte viel Ansehen und Liebe bei den Leuten, bei den Armen besonders. Aber wer kann ein Brandmal wieder auslöschen? Sie war eine Gothin; sie hat das Geschlecht der Hiriart verderbt und ein Gratchatto darf sich nicht mit ihnen verbinden.“

„Naona, Gott kann das Brandmal auslöschen, er ist barmherzig!“

„Nein, Renan, nein! Er straft die Sünden der Väter bis ins dritte, vierte Glied, wir dürfen uns seinen heiligen Gebeten nicht widersetzen. Erinnere dich, wie er unsere Vorfahren über Meere und durch Wüsten in diese Berge geführt hat! Die Nachbarn sagen, wir wären aus Phönizien gekommen, um das Gebirge nach Gold und Silber zu durchsuchen, aber das ist nicht wahr! Beim Thurmbau zu Babel, als die Sprachen sich verwirrten, hat der Herr die Frommen ausgesucht; diese haben die Sprache des Paradieses behalten, die Sprache, in der Gott selbst mit den Menschen geredet hat. Diese Frommen waren die Ahnen des Baskenvolks. Sie blieben dieser heiligen Sprache und ihren heiligen Sitten treu, lebten einträchtig in diesen schönen Bergen und es gab hier weder Krankheit noch Unglück, bis die Fremden kamen.“

„Die Römer waren es“, schaltete Renan ein.

„Die Römer zogen fort, mein Kind“, fuhr Naona fort; „im Baskenlande hat keine ihrer Burgen gestanden, während in Frankreich und in den spanischen Bergen noch viele Thürme zu finden sind, die sie gebaut haben. Die Römer zogen also fort, denn sie achteten unser starkes Volk; aber die Gothen, die uns ebenso wenig unterwerfen konnten, suchten uns zu überlisten. Sie blieben hier unter dem Vorwande, daß sie müde und krank wären. Sie wollten nur als Gäste geduldet sein; sie versprachen sogar, uns als Sklaven zu dienen. So setzten sie sich fest und mit ihnen kam Unfrieden, Unglück aller Art. Weil sie verachtet und vermieden wurden, hassten sie uns, waren jedoch zu feig, um uns offen anzugreifen. Aber der heimliche Feind ist immer der gefährlichste! Auch die Gothen haben das bewiesen. Sie haben uns nach und nach besiegt, denn sie gehen jetzt hochmüthig neben dem Basken einher; sie sind reich an Feldern und Heerden, und ebenso sehr wie die Franzosen sind sie daran schuld, daß unsere Gebräuche immer mehr verfallen. Wie lange gibt es keinen Aschico*) mehr für die Todten und keinen Ilçar**) für die Lebendigen! O heiliges Baskenvolk, dein Untergang ist nahe!“

Sie war aufgestanden; ihre Augen strahlten, ihr Antlitz glühte. Renan faltete die Hände. Ihm war, als stünde der Geist seines Volks verkörpert vor ihm und die klangvollen Töne der langentbehrten Baskensprache drangen mächtig an sein Herz. „Naona, Naona!“ rief er aus, „der alte Gott lebt noch und das Baskenland schläft nur! Los und versuchen, es wieder zu wecken!“

II. Der Sonntagsmorgen.

Als Renan am folgenden Morgen das große Bett verließ, das er früher mit seinem Bruder getheilt hatte, fand er einen vollständigen Anzug aus dem Kleidervorrath seines Vaters davor ausgebreitet. Mit innniger Freude nahm er die male-

*) Aschico, ein kirchlicher Montag zu Ehren der Verstorbenen.

**) Ilçar, der Gerichtstag der Todten.

reiche Tracht der Heimat wieder an. Da ist nichts, was die Bewegung hemmt: eine kurze weite Weste ohne Aermel läßt das blendend weiße Hemd sehen; unter dem Kragen, der breit übergeschlagen ist, wird ein buntseidenes Tuch leicht um den Hals geschlungen; eine Schärpe von rother Seide umgürtet die Hüften und hält das kurze Messer, die unentbehrliche Waffe des Basken. Die schwarze Sammethose wird mit Schleifen unter dem Knie befestigt und über den blauen Strümpfen kreuzen sich die bunten Schnüre der sandalenartigen Espadrilles. Den Kopf bedeckt ein blaues Barett, aber des Baskenmädchens größter Schmuck ist das Haar, das lang getragen wird und das gebräunte Antlitz wie eine Mähne umwallt.

Renan war ein echter Baske: nicht groß, aber kräftig, von vollkommenem Ebenmaß, mit rascher Bewegung, kühner Haltung und bald forschendem, bald träumerischem Blick. Wenn er lachend die weißen Zähne zeigte, sah er so heiter aus wie ein Kind, aber gewöhnlich drückten die regelmäßigen Züge Ernst, Trotz und Entschlossenheit aus.

Als Renan in seinen baskischen Kleidern im Wohnzimmer erschien, fand er Maena schon zum Kirchgange bereit. Sie erschrak, als sie ihn erblickte, denn im ersten Moment glaubte sie den Geist ihres Bruders zu sehen. Aber sie schlug ein Kreuz, um alle bösen Gedanken zu verscheuchen, hüllte sich in die weite blaue Kapuze und machte sich, da es Sonntag war, bereit, mit ihrem jungen Gefährten die Messe zu besuchen.

Anfangs verfolgten die beiden einsam ihren Weg, aber nach und nach gesellten sich andere Kirchengänger zu ihnen. Männer mit straffer Haltung und kühnem Blick, Mädchen und Frauen mit dem leichten Gange und den anmuthigen Bewegungen, die den Baskinnen eigenthümlich sind. Alle trugen die hübsche baskische Tracht, die Renan so lange nicht gesehen hatte: rothe, wollene Röcke, die kurz genug sind, um den muskulösen Fuß im weit ausgeschnittenem Schuh nicht zu bedecken, bunte Tücher um Kopf und Brust, große goldene Ringe in den Ohren und mit der wollenen Kapuze versehen, die zugleich Hut, Mantel und Sonnenschirm ist. Von allen wurde Maena mit einer Art Ueberbietung begrüßt; sie dankte nur mit stummem Kopfnicken und schien die verwunderten, fragenden Blicke nicht zu sehen, die von allen Seiten auf Renan gerichtet wurden.

Bald hatte ihn eine der älteren Frauen erkannt; die Nachricht von Renan's Ankunft lief von Mund zu Mund. Als er sich dem Kirchhofe näherte, kürzte ihm Larry, der in ungeduldiger Erwartung am Eingange stand, entgegen und die Kameraden umringten den Heimgekehrten und begrüßten ihn mit Ausrufungen der Verwunderung und der Freude.

Als die Messe begann und die Brüder nach sechsjähriger Trennung wieder nebeneinander knieten, waren sie nicht im Stande, der heiligen Handlung mit Andacht zu folgen. Der Familiensinn der Basken war in ihnen durch lange Entbehrung bis zur Leidenschaft gesteigert. Sie konnten es nicht lassen, sich immer wieder anzusehen, sich die Hände zu drücken und ihrer Freude durch halblaute Ausrufungen Worte zu geben.

Noch ein anderes junges Herz war trotz aller Anstrengung unfähig, so fromm zu beten wie sonst. Marie, Hyriart's Tochter, konnte ihre Blicke und ihre Gedanken nicht von den Brüdern abwenden. Sie erkannte sich und schlug die Braut zur unrechten Zeit, denn sie dachte an Larry's Geschichten, in denen Renan als Held und als Retter zu glänzen pflegte. Was heidnische und christliche Sagen von Herkules und St.-Georg, von Roland oder von Lorenz dem Werwolf berichten, hatte Larry auf seinen Bruder übertragen, und je länger Marie die beiden betrachtete, um so mehr verschwammen Wahrheit und Dichtung in eins. Wie im Traume sah sie auf, als die andern die Kirche verließen und als Renan auf dem breiten Wege zwischen den Gräbern zu ihr trat, um sie zu begrüßen, klopfte ihr Herz so stark, daß sie kaum antworten konnte.

Zum Glück kam ihr der Vater zu Hülfe, er freute sich, den älteren Sohn seines Freundes wieder zu sehen und lud ihn und die alte Maena ein, den Tag in seinem Hause zuzubringen. „Ich dachte, die Verwandten blieben heute unter sich", antwortete Maena mit abweisender Miene. „Wir haben viel von der Vergangenheit zu erzählen und es wäre wol an der Zeit, daß wir zusammen einen Rosenkranz für unsere Todten beten."

„Meinst du nicht, daß uns die Todten lieber lachen als weinen sehen?" fragte Hyriart und fügte mit etwas gereiztem Tone hinzu: „Ich glaube doch auch, daß Larry's Vater und Schwester keine Fremden für euch sind."

Marie und Larry ergriffen bittend Renan's Hände, und als Maena zu ihm hinüberah, sah sie in seinem Gesichte den Wunsch zu bleiben. So folgte sie denn mit übel verhaltenem Mißmuth den vorangehenden Männern.

Das Haus des reichen Hyriart unterschied sich

wenig von denen der Nachbarn. Wie diese, enthielt es außer der Wohnstube, die zugleich als Küche diente, nur wenige Kammern und über dem Erdgeschosse nur einen Bodenraum zum Aufbewahren der Vorräthe. Grüne Jalousien verschleierten die Fenster, und die Wände waren von außen und innen weiß getüncht. Aber die Wohlhabenheit seines Besitzers bewiesen die Einfassungen der Fenster und der Thür, die ebenso wie der Kaminmantel aus graublauem pyrenäischen Marmor bestanden, noch mehr aber die Fensterscheiben, die Polster auf der weiß gescheuerten Bank, der Lehnstuhl des Hausherrn und das große silberne Crucifix mit alabasternem Weihwasserbecken zwischen den Fenstern. In jedem, auch dem ärmsten Hause fänden wir aber wie hier ein weißes leinenes Tuch mit rothen oder blauen Karren über den Tisch gebreitet und darauf, zum Frühstück für die Kirchengänger, Chocolade, Pisarra, (Obstwein) Maisbrot und die harten Maiswaffelkuchen, die Gofenas genannt werden.

Nachdem die alte Ursula, Hilario's Magd, die Knechte, der Roßbube und Hernan der Hund, den Gideon-Panna und seine Gäste begrüßt hatten, sprach Maria das Gebet, sie setzten sich um den Tisch, Ursula theilte die schäumende Chocolade aus, Maria reichte Brot und Kuchen umher und eine Weile hörte man nichts als das Klappern der Tassen und das Knacken der Gofenas. Wie dem deutschen Bauer, so ist auch dem Basken das Essen ein feierlicher Act, der schweigend vollzogen wird, und das Ursula diese Sitte verletzte, war der größte Beweis von Theilnahme, den sie Renan geben konnte.

„So wahr ich auf die ewige Seligkeit hoffe", sagte sie, indem sie die Tassen zurückschob, „ich habe immer gesagt, daß du wiederkommen würdest, Renau, denn ein Christenherz kann nur im Meere oder in baskischer Erde Ruhe finden."

„Was sprichst du vom Tode!" rief Larre; „leben, leben wollen wir — uns freuen, singen, tanzen, ballschlagen."

„Das Grab ist von alle dem das Ende!" sagte Panna in ihrer düstern Weise; aber Hilario, der solche Reden nicht leiden mochte, forderte Renau auf, von seinem Leben und seinen Schicksalen in der Fremde zu erzählen. Alle schwiegen und sahen erwartungsvoll auf den jungen Mann; dieser schüttelte den Kopf.

„Ich habe kaum etwas zu erzählen, was der Rede werth wäre", sagte er. „Ich habe weder Abenteuer bestanden, noch ist mir ein großes Glück oder Unglück begegnet."

„Aber du hast sicher viel gelernt und erfahren, wovon wir nichts wissen", sagte Larre.

„Das habe ich freilich", erwiderte Renau mit traurigem Lächeln; „aber ich bin dafür in allen Dingen, die den Basken zieren, ungeschickt geblieben. Doch ich will euch kurz erzählen, wie ich gelebt habe, damit ihr das begreift. Nachdem der Baron das Baskenland verlassen und sich noch kurze Zeit in Frankreich aufgehalten hatte, ging er nach Deutschland zurück, das, wie ihr wißt, sein Vaterland war. Ich begleitete ihn, und obgleich ich mich traurig und einsam in dem kalten Lande fühlte, dessen Sprache rauh und klanglos an mein Ohr schlug, so war mein Schicksal dennoch erträglich, denn der Baron hielt mich wie seines gleichen. Ihm zu Liebe gab ich mir Mühe, die deutsche Sprache und viele andere Dinge, die er gut und nützlich fand, zu erlernen, und mich an die fremde unbequeme Lebensweise und Sitte zu gewöhnen, wiewol ich an alle dem keine Freude hatte und die Sehnsucht nach der Heimat, die der Baske nie vergessen kann, mich oft verzehrte. Aber als der Baron plötzlich starb, ohne eine Bestimmung in Bezug auf mich zu hinterlassen, und man mich nun in die Bedientenstube verweisen und zwingen wollte, in Livree auf der Kutsche der jungen Baronesse zu stehen, da hielt ich es nicht mehr aus. Ich nahm meine kleinen Ersparnisse zusammen und eilte der Heimat zu, so schnell ich konnte. Die letzten Wochen ging ich zu Fuß, dabei kam ich aber nur langsam vorwärts, denn ich bin nicht mehr so gewandt und kräftig wie sonst. Gestern, als ich die ersten baskischen Worte hörte und Ustariz sah, das Haus meines Vaters und dich, gute Panna, da kam es mir vor, als hätte ich alles abgeschüttelt, was mich so lange gedrückt und bedrückt hat — aber heute merke ich schon wieder, wie fremde Jahre der Abwesenheit Geist und Körper eines Basken niederdrücken."

„Das überwindest du bald!" rief Larre, indem er den Traurigen umarmte. Und Maria legte die kleine Hand auf seine Schulter und sagte freundlich:

„Wenn der Sommer wiederkommt, wirst du schon merken, daß die baskische Sonne stark und fröhlich macht."

„Deine Augen können das auch!" antwortete Renau.

Vielleicht hatte Panna die Worte gehört —

sie schleuderte dem jungen Mädchen einen Blick zu, vor dem die Arme erschrak und der Ursache veranlaßte, sich zu bekreuzen.

„Willst du nicht deinen Sonntagsspaziergang machen, Eucheco-yama?“ sagte sie ängstlich, „und deinen Gästen den Herbstsegen in den Feldern und Obstgärten zeigen? Ich kann unterdessen das Mittagessen fertig machen und Naema wird so gut sein, mir dabei zu helfen.“

Hyriart stand auf und nahm den Knotenstock zur Hand. Naema schlug mit verdrießlichem Gesicht die Aermel der braunen Jacke zurück. Sie wäre lieber mitgegangen, um die jungen Leute zu überwachen. Aber nun wollte sie Roman wenigstens eine Warnung mit auf den Weg geben und als sie sah, daß Larry Manta schweigend in die weiße Kapuze einwickelte, flüsterte sie ihrem Bruder zu:

„Glaubst du nicht auch, daß er die schöne Gastentochter lieb hat?“

Roman schüttelte heftig den Kopf und ging hinaus, ohne zu antworten — es kam ihm zum ersten male zum Bewußtsein, daß auch unter der baskischen Sonne nicht alles schön und gut ist.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Die Zeitungen der alten Römer.

II.

In der Kaiserzeit tritt die römische Zeitung noch mehr hervor als zur Zeit der Republik, und wir finden sie bei den Schriftstellern dieser Jahrhunderte nicht selten erwähnt. Als neuer und Hauptgegenstand des Neugierde suchenden Publikums trat nun das kaiserliche Haus ein. Aber im allgemeinen enthielten die öffentlichen Akten wie früher so auch jetzt Nachrichten und Aktenstücke aus dem Kreise des politischen und administrativen Lebens, aber auch Stadtneuigkeiten aller Art.

Zur Charakterisierung dieser Publikationen, als eines Magazins von allen möglichen, zum Teil unbedeutenden Stadtneuigkeiten des Tags erinnert Zell an eine Stelle des Tacitus, worin dieser auf den Unterschied zwischen Werken der historischen Literatur und solchen Tagesberichten hinweist. Zu dem Jahre des Stadt 811 (58 n. Chr.) sagt Tacitus, in diesem Jahre sei wenig Denkwürdiges vorgegangen, es müßte denn jemand in seine Darstellung der Geschichte aufnehmen wollen ein ausführliches Lob der Kunstwerke und der Balken, welche Kaiser Nero bei seinem Bau eines Amphitheaters in der Nähe des Marsfeldes anwenden ließ, „während doch“, setzt er hinzu, „im Interesse der Würde des römischen Volks die Einrichtung getroffen ist, nur die hervorragendsten Ereignisse in den Geschichtswerken Annales, solche unbedeutende Dinge aber in den Tagblättern [illegible] aufzuzeichnen.“

Außer den Stadtakten und den Senatsakten gibt es noch eine andere Quelle der Geschichte der Kaiser und des kaiserlichen Hauses, die man zuweilen mit Unrecht als in den Stadtakten begriffen ansieht. Suetonius erzählt nämlich, wo er von der guten Zucht und Ordnung spricht, welche Augustus bei der Erziehung seiner Familienangehörigen zu halten sich bemühte, unter anderm auch, er habe seine Tochter und seine Enkelinnen so erziehen, daß er sie sogar zum Wollespinnen anhielt, und ihnen befohlen, sich aller Reden und Handlungen zu enthalten, welche sie zu verheimlichen hätten; vielmehr sollten alle ihre Reden und Handlungen so sein, daß sie sich in die „täglichen Kommentare“ eintragen ließen. Diese täglichen Kommentare [illegible] hält Adolf Schmidt für identisch mit den Stadtakten [illegible]. Er sieht nämlich in dieser Weisung des Augustus den Anfang der ersten Zeitung der Hofetikette: den Prinzen und Prinzessinnen ist in Haltung und Benehmen ein bestimmter Zwang auferlegt worden und in diesem Sinne habe Augustus Tochter und Enkelinnen angehalten, nichts anderes zu thun und zu reden, als was in die „Tageblätter“ aufgenommen werden könne. Diese Ansicht verwirft Zell. Nach ihm hat unter den „täglichen Kommentaren“ Tagebücher zu verstehen, welche die Töchter des kaiserlichen Hauses selbst führten oder welche Personen, die mit ihrer Erziehung und Beaufsichtigung betraut waren, zu führen hatten. Tagebücher zu schreiben, dies war eine von vielen Personen mit jetzt so im Altertum große Gewohnheit. Von Tagebüchern des Kaisers Tiberius, der Agrippina und des Aurelius hat sich eine ausdrückliche Nachricht erhalten. Zell bemerkt mit Recht gegen A. Schmidt, daß, selbst wenn unter den „täglichen Kommentaren“ die öffentlichen Tageblätter zu verstehen wären, dennoch die ganze Auffassung des obigen Gesetzes oder Befehls des Augustus, als sei damit etwas der byzantinischen oder modernen Hofetikette Aehnliches zu erreichen beabsichtigt worden, nicht die richtige sei. Die Art, wie Suetonius davon spricht und was man sonst von Augustus weiß, stünde damit in Widerspruch

„Es wäre auch so nur die ganz vernünftige Maxime damit ausgesprochen, die man jedem Hause, wo junge Töchter sind, nur empfehlen kann, nämlich: sich so sittlich und wohlanständig im Reden und Thun zu zeigen, daß man durchaus nichts zu verheimlichen habe und alle Welt unsere Worte und Handlungen wissen dürfe."

Ueber die Frage, wie lange die altrömischen Stadtacten bestanden, kann sich nichts Sicheres berichten. Es ist jedoch nach Zell kein Grund vorhanden, welcher die Annahme verhinderte, daß sie bis zur Zerrüttung der römischen Zustände bei dem Eindringen der nordischen Völkerschaften fortgedauert. In den ersten Jahrhunderten des christlichen Roms traten zu den alten Stadtacten — und für die Christen von einem viel tiefern Interesse als diese Stadtneuigkeiten — die Acten der Märtyrer Acta martyrum, die unter öffentlicher Autorität der christlichen Gemeinde verfaßten Aufzeichnungen der Thaten und Leiden der Märtyrer zu Rom; und an die Stelle der Senatsacten und Magistratsacten traten die Acten der Concilien Acta conciliorum.

Nachdem uns unsere Leser bis hierher gefolgt sind, wünschen sie gewiß eine Frage beantwortet zu sehen, die ihnen schon lange auf der Zunge schwebt; die Frage nämlich: Welche Form hatte die römische Zeitung? Wie war ihre innere Oekonomie, die Eintheilung des Stoffs und wie der Satz beschaffen? Wer schrieb sie und wie wurde sie im Publikum verbreitet? Kurz, um einen uns geläufigen Ausdruck zu gebrauchen, wie verhielt es sich mit der Redaction und Expedition der römischen Zeitung?

Auch zur Beantwortung dieser Frage fließen die Quellen nur sparsam; doch Zell ist ein so gediegener Sammler und ein so quellenkundiger Gelehrter, daß er alle Nachrichten der alten Schriftsteller, welche sich nur irgend für seinen Gegenstand verwerthen ließen, aufs sorgsamste ausbeutet, um uns ein möglichst vollständiges und anschauliches Bild zu verschaffen.

Von dem Titel der römischen Zeitung war schon oben die Rede. „In Anfang eines jeden Jahres, wahrscheinlich aber auch jeder einzelnen Tagesnummer, wurden zur Bezeichnung der Zeit die Namen der jedesmaligen Consuln; außer oder auch ohne dieselben mußte jede Nummer das Datum des Tags haben. Letzteres liegt in der Natur der Sache, geht aber auch aus einzelnen Anführungen der „Acten" bei alten Schriftstellern hervor, sowie aus einer von Zell mitgetheilten scherzhaften Nachbildung eines solchen Zeitungsblattes. Daß keine „leitenden Artikel", überhaupt keine raisonnirenden in der römischen Zeitung vorkamen, ist als gewiß anzunehmen. Es wurden vielmehr, wie schon der Name Acta andeutet, nur actenmäßige, protokollarische Meldungen gegeben. Ob eine bestimmte Eintheilung und Reihenfolge nach Rubriken war und welche, wissen wir nicht. Im Laufe der Jahrhunderte gingen hierin wahrscheinlich mancherlei Veränderungen vor. Anfangs und in der Regel waren es nur kurze Angaben der verschiedenen Tagesneuigkeiten und die einzelnen Stücke für einen Tag waren von sehr beschränkter Ausdehnung. Wurden größere Mittheilungen aus den Verhandlungen der Volksversammlungen, ferner, wie besonders in der Kaiserzeit, aus den Senatsverhandlungen und aus den gerichtlichen, namentlich aus den criminalgerichtlichen Acten gegeben, so werden diese weit den gewöhnlichen Stadtneuigkeiten und Anzeigen vorangestellt worden sein.

Sprache und Stil der römischen Zeitung folgte im allgemeinen dem Wechsel der Formen der mündlichen und schriftlichen Mittheilung, welche der Lauf der Zeiten mit sich brachte. Doch waren ohne Zweifel zu allen Zeiten die hier ohne Raisonnement und ohne Rhetorik gegebenen Mittheilungen über die Ereignisse und kleinen Vorfälle des Tags in einem einfachen, trockenen Stile erhalten, im Geschäftsstil, wie er überhaupt den protokollarischen Aufzeichnungen eigen war. Außerdem brachte auch schon der ursprünglich epigraphische Charakter dieser Aufzeichnungen Kürze und Beschränkung auf das Nothwendigste mit sich.

Aus der schon oben erwähnten scherzhaften Nachbildung eines Zeitungsblattes, die uns aus dem lateinischen Alterthum übrig ist, läßt sich ein sicherer Schluß auf Form und Stil des Originals ziehen. Bei der Darstellung nämlich des Thuns und Treibens des Trimalchio, einer ergötzlichen Figur, welche Petronius in seinem Schelmenromane „Satyricon" gibt, tritt ein Actuarius auf und liest seinem Herrn Trimalchio einen Tagesrapport vor über das, was an diesem Tage auf seinen Besitzungen vorgegangen war. Hier liegt nun die Spitze des Scherzes darin, daß dieser ratifizirte Prahler Trimalchio sich einen Bericht erstatten läßt, ganz in der Form und in der Weise, wie täglich die Stadtacten erschienen; in derselben Uebertreibung sind alle einzelnen Angaben des Tagesrapports gehalten. Die Stelle bei Petronius lautet:

„Ein Actuarius las Folgendes, gleichsam wie Stadtacten, vor: Den 26. Julius. Auf dem Cumanischen Landgut, welches dem Trimalchio gehört, sind geboren worden 30 Knaben und 40 Mädchen; in den Speichern wurden von der Tenne gebracht (so viel) Scheffel Weizen; gezähmt wurden (so) Ochsen. — An demselben Tage wurde der Sklave Mithridates an das Kreuz geschlagen, weil er von dem Genius unsers Herrn übel gesprochen hatte. — An demselben Tage wurde die Summe von (so viel) Sesterzien baar in die Kasse gelegt, weil das Geld sonst nicht angebracht werden konnte. — An demselben Tage entstand ein Brand in dem Pompejanischen Park, der in dem Hause des Verwalters Nasta ausgebrochen war" . . .

Es ist für unsern Zweck hier nicht nöthig, die Stelle bei Petronius noch weiter auszuschreiben. Genug, Zell schließt aus derselben, daß wir in dieser scherzhaften Nachbildung der Stadtacten ungefähr dasselbe finden, was in dem Original gewöhnlich vorkam: Bemerkenswerthe Geburtsanzeigen, Hinrichtungen, obrigkeitliche Edicte, Ehescheidungen, Gerichtsverhandlungen, und alles das in protokollarischer, registerartiger Aufzählung.

Ueber die Redaction und Expedition der römischen Zeitung, wer sie schrieb, wie sie ausgegeben und verbreitet wurde, fehlt es uns durchaus an nähern Nachrichten. Es läßt sich darüber nur nach der Natur der Sache und nach der Analogie anderer römischer Einrichtungen urtheilen. Was zuerst die Redaction betrifft, so machte die Art der Darstellung in den Stadtacten keine besondern Ansprüche auf Talent oder Kunst der schriftlichen Composition; es war ein reines Kanzleigeschäft zu besorgen und dazu reichten Kanzlei- und Bureaumenschen aus. So waren es denn auch Actuarii, welche die Stadtacten schrieben, wie auch in der scherzhaften Nachbildung bei Petronius ein Actuarius auftritt. Die Quellen, aus welchen die Actuarien der römischen Zeitung ihr Material schöpften, waren: eigene Wahrnehmungen und öffentliche Actenstücke. Die Gesetze, Senatsbeschlüsse, Edicte der Magistrate, Urtheile der Gerichte wurden zur allgemeinen Kenntniß durch öffentliche Aufstellung gebracht oder standen ihrer Einsicht in den Archiven offen. Die Berichterstattung über dasjenige, was in der Volksversammlung, im Senat, in den Gerichten vorging, machte nur einen Theil des Inhalts der Stadtacten aus; dazu kamen dann noch vielerlei Stadtneuigkeiten hinzu. Wenn für jenen ersten Theil schon eine größere Anzahl von Actuarien nöthig war, so war eine nicht geringe Zahl nöthig, um über die Vorfälle des Tags in den verschiedenen Theilen der großen Hauptstadt Kunde einzuziehen und Bericht zu erstatten. Wahrscheinlich fand, wie für die Acten der Märtyrer im christlich gewordenen Rom, eine Vertheilung der Actuarien nach bestimmt abgegrenzten Districten statt.

Die Actuarien der römischen Zeitung standen wahrscheinlich unter der Direction einer Magistratsperson. Wenngleich für diese protokollarischen Acten durchaus nicht eine so ins einzelne gehende politische Leitung und Inspiration nöthig war wie bei unserer modernen Tagespresse und bei einem jetzigen Regierungs-Presbureau, so haben wir doch aus der Kaiserzeit Beispiele, daß hochen Orts nicht selten diktirt wurde, was in der Zeitung stand, was verschwiegen werden sollte, und Zell führt einige solche Beispiele an. Eine Person oder Behörde mußte also wol solche höhere Befehle für die Actuarien vermitteln, sowenig als eine vereinigende und leitende Centralstelle hier fehlen konnte. Da die Stadtacten öffentliche Actenstücke waren und als solche in den Staatsarchiven auf Holz- oder Metalltafeln aufbewahrt wurden, so vermuthet Zell, daß diese leitende Behörde der Stadtacten vielleicht dieselbe war, welche die Aufsicht über das Staatsarchiv in dem Aerarium bei dem Tempel des Saturnus hatte. Vielleicht gehörte dies Geschäft aber auch zu dem Ressort des Stadtpräfecten.

Was die Art der Ausfertigung und Verbreitung der Stadtacten betrifft, so müssen wir aus der Vergleichung anderer analoger Einrichtungen darüber Aufschluß suchen. Bei Actenstücken, welche zur archivalischen Aufbewahrung bestimmt waren, geschah die Ausfertigung auf Bronzeplatten; das römische Staatsarchiv bestand aus Tausenden solcher Bronzeplatten. Solche Exemplare von Actenstücken dagegen, welche der Publication dienen sollten, wurden auf weiß (mit Gyps) angestrichene Holztafeln mit schwarzer oder rother Farbe geschrieben; eine solche Holztafel hieß Album. Auch benutzte man geweißte Wandflächen von Gebäuden zu diesem Zweck. Unbedeutende Bekanntmachungen, namentlich Privatanzeigen, wurden wol auch mit trockenen Farbstoffen, namentlich mit Rothstein, auf die Wände geschrieben. Zell nimmt daher an, daß die Stadtacten, auf einem Album geschrieben, Tag für Tag zur öffentlichen Kenntniß ausgestellt wurden, und zwar an dem Orte derjenigen Behörde, die mit der ober-

den Leitung dieser Acten betraut war. Aber nicht blos auf dem öffentlich ausgestellten Album waren die Acten zu lesen, sondern sie wurden auch von sehr vielen Personen abgeschrieben. Solche Abschriften wurden gewiß viele genommen von solchen, die sie auf ihre mit Wachs überzogenen Schreibtafeln mit ihrem Griffel eintrugen, um ihrem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen oder um die Neuigkeiten andern aufbewahrt mitzutheilen, sei es zu Hause oder auswärtigen Freunden. So bequem, wie wir heutzutage, denen man die Zeitungen schwarz auf weiß gegen ein geringes Abonnement ins Haus bringt oder die wir in Gesellschaften und Lesekabineten für ein paar Groschen mehr lesen können als der Kopf verträgt, — so bequem hatten es die Römer nicht, obgleich es bei ihnen Leute gab, welche das Geschäft des Abschreibens der Zeitung gewerbsmäßig für Geld betrieben und die öffentlichen Acten noch mit andern, überall der aufgetriebenen Stadtneuigkeiten vermehrten, jene Diurnalia nämlich, wie sie Cicero in seinen Briefen nennt.

Die Versendung und Verbreitung der Abschriften der Stadtacten in das übrige Italien und in die Provinzen des Reichs geschah mit den unvollkommenen Mitteln, welche überhaupt der öffentliche Verkehr im Alterthum hatte, obgleich hierin zwischen den verschiedenen Perioden bedeutende Unterschiede waren. Der Verkehr wurde vorzugsweise durch Privatleute und Privatkuriere unterhalten, welche den vornehmen und reichen Römern in Rom und in der Provinz mit ihren Scharen von Sklaven und Freigelassenen so leicht zu Gebote standen; dann seit Augustus aber auch durch eine unserm Postwesen analoge, wenngleich sehr beschränkte Einrichtung. Bei so beschränkten und unvollkommenen Verkehrsmitteln die Tagesneuigkeiten der römischen Zeitung, ehe sie in ferne Provinzen drangen, oft schon veraltet waren, ist an sich klar. Das Aroma der Zeitungen, das ihnen nur eigen ist, wenn man sie, wie Austern und Eier, frisch genießt, ging also für viele in der Alten Welt verloren.

Es sei hiermit unsere Mittheilung über die Zeitungen der alten Römer beschlossen. Zell gibt zwar noch sehr zahlreiche und interessante Auszüge aus denselben und verbreitet sich über den politischen Geist, in dem sie geschrieben wurden, sowie über den Einfluß auf die öffentliche Meinung, den sie ausübten. Doch müssen wir natürlich den Leser, der sich hierfür interessirt, auf Zell's Abhandlung selbst verweisen. Wer die Mühe nicht scheut, die kritisch-gelehrten Untersuchungen, mittels deren Zell zu seinen Resultaten gelangt, mit durchzumachen, wird sich reichlich belehrt und unterhalten finden. Auch auf die Neue Folge der Zell'schen „Kleinen Schriften" paßt das Lob, welches Goethe der ersten Sammlung derselben ertheilte. J. F.

Die Geisteswelt der Thiere.

Von Fr. Friedrich.

I.

„Die Thiere sind, mit dem Menschen verglichen, durchgängig Krüppel, viele davon nur Larven", so bezeichnet Oken die Thiere, und diesen Worten entsprechend nennt sie Herder „die jüngern Brüder der Menschen".

Wie wenige Menschen erkennen aber diese Brüderschaft an, wie wenige, die sich dieser geistigen Verwandtschaft mit den Thieren nicht schämen! Weil der Mensch das geistig begabteste Geschöpf, ist er auch das liebste, weil er die höchste Stufe in der Geisteswelt einnimmt, glaubt er ein Anrecht zu haben, sich allein diese Welt anzueignen. Er ist sich bewußt, daß das Feuer des Prometheus ihn belebt, aber sein Auge sieht nicht, daß der Strahl dieses Feuers auch noch andere Geschöpfe erhellt. Er dünkt sich den Herren der Schöpfung und in Irrthum auf dem Gebiete des Geistes. Da ist es freilich viel verlangt, daß er die geistige Ebenbürtigkeit der Thiere anerkennen soll, denn er legt ihnen nicht einmal die gerechte Würdigung widerfahren.

Es könnte dies nicht so allgemein ausgesprochen werden, wenn es nicht bei der bei weitem größten Mehrzahl der Menschen vollkommen wahr wäre, wenn nicht die jetzige Zeit mehr als irgendeine frühere diesen Vorwurf verdiente. Denn man höre nur die Aussprüche und Ansichten eines Pythagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles, Plinius und Plutarch. „Der Mensch", sagt Sokrates, der heidnische Philosoph mit christlichen Anschauungen, „ist ein schönes Thier, aber sein Umgang ist gefährlicher als der der Thiere", und auf diese Anschauung gestützt nennt sein Schüler Plato den Menschen ein zahmes Thier, welches, gut erzogen, das göttlichste aller Thiere, aber schlecht erzogen, das wildeste Thier wird. Aristoteles, Plinius und Plutarch waren sämmtlich von den Seelenthätigkeiten der Thiere, von ihrer Sanftmuth, Gelehrigkeit und Klugheit, von ihrem Verstand und ihrem Muth begeistert, und ihnen folgten die

meiſten Philoſophen und Naturforſcher des Alterthums.

Und jetzt, mehr wie zwei Jahrtauſend ſpäter? Jetzt theilen die meiſten Menſchen die Anſicht jenes franzöſiſchen Philoſophen und Mathematikers des 17. Jahrhunderts, des Descartes, der die Thiere Maſchinen und Automaten ohne irgendwelchen Verſtand und ohne Empfindung nannte. Jetzt hat ſich wieder zwiſchen den Thieren und der Mehrzahl der Menſchen eine unendlich weite Kluft geöffnet, die eine gegenſeitige Berührung unmöglich zu machen ſucht.

Forſcht man erſtaunt nach dem Grunde dieſer Erſcheinung, ſo kann es nicht verborgen bleiben, daß einige mißverſtandene religiöſe Anſichten und Lehren ein Weſentliches dazu beigetragen haben, den Thieren eine Stufe anzuweiſen, die von dem Menſchengeiſte unendlich weit entfernt liegt. Weil nach der bibliſchen Erzählung Gott dem Menſchen allein einen lebendigen Odem eingeblaſen und ihn zum Herrn der ganzen Schöpfung eingeſetzt hat, deshalb darf das Thier nicht theilhaben an dieſem Odem des Lebens, deshalb wird es ſich auf jene Stufe zurückgedrängt, welche die Mineralien und Pflanzen innehaben. Ja es gibt viele, welche die Geiſtlichkeit des Geiſtes, welche in ihnen lebt, geſtehen und entweiht glauben, wenn auch den Thieren Geiſt zugeſchrieben wird, und welche in ihrer Beſchränktheit ſelbſt zu ſchwach und zu kleinlich ſind, als daß ſie eine Ebenbürtigkeit anderer Geſchöpfe ertragen könnten. Sie glauben die Menſchenwürde entehrt, wenn ſie von ihrem Privilegium des Geiſtes auch den Thieren einen Theil abgeben, ſie glauben ihre Herrſchaft über alle Creatur erſchüttert, weil ſie ſich nicht ſtark genug fühlen, ſich eine wirkliche Herrſchaft des Geiſtes zu erringen und zu bewahren.

Der wichtigſte Grund jener Erſcheinung beruht aber in der Unkenntniß und Intereſſeloſigkeit, mit welcher die meiſten Menſchen auf die Thiere herabblicken. Selbſt die Wiſſenſchaft hat dem geiſtigen Leben der Thiere eine noch viel zu geringe Aufmerkſamkeit gewidmet. Die Phyſiologen haben ihr Augenmerk faſt ausſchließlich auf den Menſchen gerichtet und außer Acht gelaſſen, daß ſie den menſchlichen Geiſt nie vollſtändig erfaſſen und erforſchen können, wenn ſie nicht auf die erſten Regungen und Entwickelungen des geiſtigen Lebens, wie es ſich bei den Thieren vorfindet, Acht geben.

Keine einzelne Erſcheinung in der Natur läßt ſich je vollſtändig erforſchen und begreifen, wenn ſie nicht im Zuſammenhange mit dem großen Ganzen aufgefaßt wird. Der menſchliche Geiſt iſt aber eine ſolche Erſcheinung, wenn er von dem geiſtigen Leben der Thiere abgeſchnitten wird. Das hieße eine Blüte begreifen zu wollen, ohne die Pflanze, aus der ſie hervorgegangen, und die Knoſpe, aus der ſie ſich entwickelt, zu kennen.

Wer je die Natur in der Geſammtheit ihrer Schöpfungen und ihres Schaffens beobachtet hat, dem kann es nicht verborgen geblieben ſein, daß es in der Natur keinen allein ſtehenden Abſatz gibt, daß nirgends in ihr ein abſoluter Anfang und ein abſolutes Ende zu finden iſt, ſondern daß alles in ihr im harmoniſchen Zuſammenhange und in verwandtſchaftlicher Verbindung ſteht. Die Erde mit ihren Schöpfungen iſt nicht als fertig erſchaffen, ſondern hat ſich gebildet, ſtufenweiſe aus dem Niedern das Höhere. Was aber auseinander hervorgegangen iſt, muß auch miteinander verwandt ſein und beſitzt gewiſſe Berührungs- und Verbindungspunkte. Wo iſt die Grenze zwiſchen Mineralien und Pflanze, wo die zwiſchen Pflanze und Thier, wo die zwiſchen Thier und Menſch? Wo iſt der Anfang und das Ende des geiſtigen Lebens? Der Menſch ſteht als beſeeltes Weſen nicht einzig und allein; mag er die Krone des Geiſtes auf ſeinem Haupte tragen, mag er den Mittelpunkt des geiſtigen Lebens in ſich vereinen, das Gold, aus dem dieſe Krone gefertigt, zieht ſich als Lebensader durch das ganze Thierreich, und wer vermag es abſolut zu verneinen, daß nicht ſelbſt bis in das Pflanzenreich ein ſchwacher Schimmer deſſelben hinabreicht?

Gall, der ſich ſo vielfach mit dem menſchlichen und thieriſchen Schädel und deſſen Kerne, den geiſtigen Kräften, beſchäftigt hat, ſagt: „Die Thiere haben an ſo vielen Seeleneigenſchaften des Menſchen theil, daß der Naturforſcher oft nicht weiß, wo das Thierreich endet und die Menſchheit beginnt.“ Werden wir nicht oft von menſchlichen Zügen in dem Leben vieler Thiere überraſcht und ſind nicht umgekehrt thieriſche Züge im Menſchenleben ſo häufig, daß wir nicht einmal mehr darüber ſtaunen? Man hat dem Materialismus den Vorwurf gemacht, daß er den Menſchen zu ſehr zum Thiere herabdrücke und das Thier zu ſehr zum Menſchen emporhebe, man gibt ihm Schuld, daß er an der höchſten Menſchenwürde gerüttelt, und dem Menſchen die abſolute Herrſcherkrone auf dem Gebiete des Geiſtes vom Haupte geriſſen habe. Gewiß iſt dies ein

ungerechter Vorwurf, der erst dann Gültigkeit erlangen würde, wenn man den Satz, daß der Mensch sich erniedrige, sobald er unter ihm stehenden Geschöpfen Gerechtigkeit widerfahren läßt, als wahr beweisen könnte.

Es handelt sich hier nicht um ein Für oder ein Wider des Materialismus, sondern allein um die Wahrheit, die über jedes von Menschen gemachte System erhaben ist.

Wir können das Seelenleben der Thiere und ihr Verhältniß zum Menschen nicht passender und kurzer bezeichnen und feststellen als mit den Worten Burmeister's: „Der menschliche Körper ist eine modificirte Thiergestalt, seine Seele eine potenzirte Thierseele. Eine absolute Differenz zwischen der menschlichen und thierischen Seele ist ein Ausdruck des menschlichen Hochmuths.“ Diese Worte bezeichnen viel, aber, wie wir sehen werden, keineswegs zu viel.

Jeder Unterschied, den die Wissenschaft bisjetzt zwischen der menschlichen und thierischen Seele aufzufinden vermocht hat, ist nur ein gradueller, ein quantitativer, es ist derselbe Unterschied wie zwischen der Seele eines kleinen Kindes und der eines Erwachsenen. Nur darin unterscheidet sich die unentwickelte Kindesseele von der Thierseele, daß jene sich mit Adlerschwingen emporzuheben vermag, daß sein Ziel für sie zu groß und zu hoch ist, daß keine bestimmte Grenze sie einengt, während dem Thiere die Schwingen fehlen, um sich emporzuheben. Wie der Blick seines Auges auf die Erde gerichtet ist, wie die ganze Organisation seines Körpers es ewig an die Erde fesselt, so ist auch seine Seele ewig an diese Erde geknüpft. Man könnte, wenn man nach einem Vergleiche suchen wollte, die menschliche und thierische Seele passend mit einem Baume und einem niedrigen Strauche vergleichen. Beide wachsen in demselben Boden, beide entwickeln sich aus einem vielleicht gleich großen Kerne, und für beide gibt es eine Zeit, in der sie an Größe sich gleich sind. Während der Strauch sein geringes Wachsthum bald vollendet hat, erhebt sich der junge Baum stolz und kräftig. Sein Wipfel strebt zum Himmel empor, seine Zweige breiten sich weit und schattend aus und überragen den niedrigen Strauch unter ihnen und lassen kaum einen Sonnenstrahl hindurchdringen, ihn zu erblicken. Während der Wind über den niedrigen Strauch unerkennbar dahinstreicht, rauscht er in den Wipfeln des stolzen Baumes, und während des Strauches Blick auf einen engen Kreis der Erde gebeftet bleibt, schaut der hohe Wipfel des Baumes frei zum Himmel empor und weithin über das Land, über Fluren und Felder — und doch gab es einst eine Zeit, wo sie einander gleich waren, wo vielleicht der Strauch noch den jungen Baum an Größe überragte.

Um den Unterschied zwischen menschlicher und thierischer Seele noch näher und faßlicher zu bezeichnen, müssen wir auch auf den körperlichen Organismus des Menschen und der Thiere einen Blick werfen. Weder der Mensch noch irgendein Thier ist aus dem Aneinandertreiben einzelner Organe geworden, sondern sie sind durch den Complex und das Zusammenwirken aller entstanden, sie bilden ein harmonisches Ganzes, das sich nicht in einzelne Theile zerlegen läßt, ohne zugleich zu zerfallen und seine charakteristische Eigenthümlichkeit einzubüßen. Deshalb ist es außerordentlich schwierig, einzelne Organe oder Seelenthätigkeiten der Thiere mit den entsprechenden des Menschen zu vergleichen.

Es ist bekannt, wie unendlich viele Thiere den Menschen an Schnelligkeit der Füße und Kraft des Körpers übertreffen, wie der Geruch des Hundes, das Auge des Adlers, das Gehör des Uhus und das Gefühl der Spinne die entsprechenden menschlichen Sinne weit übertragen an Feinheit und Schärfe, wie die kleine Biene durch die Geschicklichkeit, mit der sie ihre Zellen baut, oder die Spinne und Seidenraupe durch die Zartheit, mit welcher sie ihre feinen Fäden spinnen, den Menschen weit übertreffen — und doch kann sich keines jener Thiere mit dem Menschen messen, bei dem alle Sinne und Organe in feinster und höchster Harmonie zu einem Ganzen vereint sind. Bei dem Menschen ist alles menschlich, wie bei den Thieren alles den Charakter des Thieres trägt und nie zu verleugnen vermag.

Das menschliche Auge blickt dennoch schärfer und bestimmter als das des Adlers, weil es in größerer Harmonie mit seinen übrigen Sinnen steht und von diesen mehrfach unterstützt wird, das menschliche Ohr hört schärfer und genauer, weil alle seine andern Sinne gleichsam mit hören.

So ist es auch mit den Seelenthätigkeiten der Thiere und des Menschen; bei diesem sind sie echt menschlich, bei jenen bleibt ihnen ewig der Charakter des Thierischen aufgeprägt. Mag der Elefant durch die Stärke seines Gedächtnisses, der Hund durch seine Treue und Aufmerksamkeit, der Fuchs durch seine Schlauheit sich auszeichnen und es manchem Menschen hierin zuvorthun, sie

können in ihren Geistesthätigkeiten nie den Charakter des Thierischen verleugnen und nie in allen Beziehungen die Stufe des Menschengeistes erreichen.

Der Mensch kann in vielen Beziehungen unter das Thier herabsinken, aber immer werden noch einige Lichtfunken durchschimmern, welche den Menschengeist verrathen und welche das Thier nie zu erreichen vermag, weil seine Stufe eine niedere ist und sein ganzer körperlicher und seelischer Organismus eine feste, unüberschreitbare Grenze dieser Stufe bildet.

Und dennoch ist die Geisteswelt der Thiere eine unendlich reiche und große, und je mehr der Mensch sich die Mühe nimmt, einen Blick in sie zu thun, um so mehr wird er erstaunen und einsehen, ein wie großes Unrecht er den Thieren zuvor gethan hat. Es ist freilich nicht leicht, sich mit dieser Welt vertraut zu machen. Die Ideen und Vorstellungen der Menschen zu erkennen und zu erfassen, ist nicht schwer, weil diese sich stets im menschlichen Gesichts- und Gedankenkreise bewegen und wir die Sprache, die Schrift und andere Zeichen besitzen, welche sie getreu wiedergeben; wo finden wir aber den Schlüssel in der Geisteswelt der Thiere? Wir können ihn nur in rein äußerlichen Erscheinungen und Zeichen suchen und es gehört große Geduld und Aufmerksamkeit dazu, diese Zeichen so sicher und genau zu erkennen, daß sie als Typen einer Vorstellung dienen können.

Die Thiere haben zwar auch eine Sprache, es ist dies jedoch eine reine Zeichensprache; sie ist zu äußerlich und zu arm, um als ein Bild der Geisteswelt des Thieres gelten zu können; sie ist nur der kümmerlichste Nothbehelf einer Sprache.

Fassen wir jetzt die Grenze, welche das thierische und menschliche Seelenleben voneinander scheidet und für immer scheiden muß, näher ins Auge, so tritt uns zuerst der Umstand entgegen, daß das geistige Leben des Thieres ein durchaus individuelles ist, dessen allgemeine Normen zwar bei der ganzen Gattung festgestellt sind, das aber in jedem einzelnen Thiere seinen bestimmten und durchaus unabhängigen Ausdruck findet.

Das geistige Leben des Menschen tritt wol auch mehr oder weniger bei den einzelnen Individuen in die Erscheinung; es gehört aber zugleich der ganzen Zeit, in der der einzelne lebt, der Vergangenheit und überhaupt dem ganzen gebildeten Menschengeschlechte an. Bei keinem Menschen ist die Bildung und Entwickelung des Geistes eine rein individuelle, unabhängige, auf ihn selbst beschränkte. Unsere Bildung und Entwickelung ruht auf den Schultern derer, welche vor uns und für uns gedacht und gearbeitet haben; wir treten gleichsam als Erben in die geistige Errungenschaft unserer Aeltern und Vorfahren ein und vermögen uns nie von dem Einflusse der Vergangenheit, der Geschichte und der Gegenwart loszumachen.

Wie würde es mit der Höhe unserer Bildung und der Stufe unserer geistigen Entwickelung stehen, wenn jeder von uns sich diese Bildung von den ersten Anfängen an selbst zu erwerben und zu erringen hätte! Wie wenig würde selbst der klügste und mächtigste Geist von dem zu erringen vermögen, was das ganze Menschengeschlecht Jahrtausende nöthig gehabt hat! Wie würde es mit der Bildung des menschlichen Geistes stehen, wenn die Vergangenheit von jedem Menschenleben abgeschnitten wäre, wenn es nur, wie das Thier, der Gegenwart angehörte. Die Geschichte hat uns die Nachrichten von einzelnen Menschen aufbewahrt, deren Entwickelung eine rein individuelle war, die sich aber auch im allgemeinen über die Entwickelung des thierischen Geistes kaum oder nur äußerst wenig erhob.

Wir sehen es ja noch jetzt an allen den Völkern, welche keine Geschichte haben, welche also ihre geistigen Errungenschaften nicht oder höchstens durch mündliche Ueberlieferung für die Nachkommen aufbewahren, daß ihre geistige Bildung eine äußerst niedrige ist. Jedes Volk steht, solange es keine Geschichte hat, auf der Kindheitsstufe, ja man kann sagen auf der thierischen Stufe des Geistes, wenn man diesen Ausdruck richtig verstehen will, weil seine Bildung, wie die des Thieres, mehr oder weniger eine individuelle und gegenwärtige ist.

Hieraus begreift es sich leicht, weshalb die Entwickelung des thierischen Geistes im allgemeinen nie einen Fortschritt machen kann. Für das Thier gibt es keine Vergangenheit und keine Zukunft. Es findet keine Bildung vor und hinterläßt auch keine. Jedes Thier muß die Entwickelung seiner geistigen Fähigkeiten von den ersten Anfängen an beginnen und, auf sich selbst beschränkt, weiterführen und vollenden. Da ist es freilich nicht zu verwundern, daß diese Bildung und Entwickelung nie eine hohe Stufe zu erreichen vermag. Sie erscheint uns mehr von der Natur bedingt, mehr instinktartig, weil sie den ganz natürlichen Gang geht, und sie wurde uns

bei dem Menschen ebenso erscheinen, wenn sie ebenso individuell wäre.

Wir finden, daß der Hund des Ulysses ebenso klug, treu und anhänglich war wie jetzt irgendein Hund. Der thierische Geist hat in den dreitausend Jahren, welche seitdem verflossen sind, keinen Fortschritt gemacht, weil der wirkliche Fortschritt ein Vorrecht des Menschengeistes bleibt.

Die geistigen Fähigkeiten können bei einzelnen Thieren bis zu einer staunenswerthen Höhe gezüchtet und entwickelt werden; sie gehen aber mit dem Tode des Thieres spurlos verloren und seine Nachkommen müssen ganz von demselben Punkte wieder ausgehen wie es selbst.

Die Thiere haben keine Geschichte, nicht einmal eine Tradition — in diesen Worten liegt der erste große Unterschied zwischen dem menschlichen und thierischen Geiste begründet.

Man könnte erwidern, daß viele Thiere ihre Jungen in gewissen Fertigkeiten unterrichten und ihnen gewisse Erfahrungen, welche sie selbst gemacht haben, mittheilen. So unterrichtet die Katze ihre Jungen in der Sicherheit des Sprunges auf die Mäuse; der Löwe zeigt seinem Nachkommen, wie er seinen Feind und seine Beute am sichersten hinten am Halse erfaßt; der Storch belehrt seine Jungen, wie sie die Flügel schwingen müssen, um sich, gleich ihm, in die Luft zu erheben; ebenso die Krähe. Adler und Falken leiten ihre Jungen zu immer höherem Auffliegen, zum Fluge im Kreise und in Schwenkungen sowie zum Stoßen auf Beute, indem sie zu letzterem Zweck über ihnen fliegen und erst todte, später auch kleine lebende Thiere, die sie gefangen haben, fallen lassen und den Jungen erst dann gestatten, sie zu verzehren, wenn sie dieselben selbst gefangen haben, und ähnliche Beispiele ließen sich noch viele anführen. Dieser Unterricht betrifft indeß nur gewisse äußere Geschicklichkeiten und trägt zur Entwickelung der geistigen Fähigkeiten wenig oder gar nichts bei. Darauf erklärt sich aus einer Ungeduld der Thiere, ihre Jungen ebenso geschickt zu sehen, wie sie selbst sind.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Karlradens Ring.

Die Sage macht sich gern mit Lieblingshelden des Volks zu schaffen.

Von solchen ist Karl der Große.

Seine jüngste Heldthat, welche Theodor Vernaleken in seinen inhaltreichen „Alpensagen" (Wien, Gerold, 1858) mittheilt, behandelt die schon in Grimm's „Deutscher Sagen", Nr. 452—54, berichtete Begebenheit von dem Ringe, an dessen Besitz der Zuneigung des großen Frankenkaisers gelegen war.

Hier ist es nicht, wie in der „Deutschen Sage" (Nr. 452), einer dem Kaiser zu Liebe verbannte Schöne, welche den Talisman mit sich in den Sarg nahm und auch im Tode das Herz ihres fürstlichen Verehrers nicht frei ließ, bis der Bischof Turpin den Ring im Munde der Todten entdeckte und ihn in eine tiefe Quelle warf, wo Karl's Neigung sich dann dem Orte selbst, der Stadt Aachen nämlich, zuwandte. Es handelt sich hier nie in der Grimm'schen Sage um die Gemahlin des Kaisers, und der heilige Theotul nimmt schließlich die Sünde des Verkehrs mit einer Zauberschlange, der Spenderin jenes Ringes, von dem Gewissen des Kaisers. Zuvor aber ist ein fahrender Schüler, der auf den Talisman räth, und ein Ritter, welcher den Rath des Schülers sich zu Nutze macht. Er sucht so lange, bis er in der Kaiserin Mund den Ring findet. Nun wendet sich alle Neigung Karl's dem Ritter zu, und da hiermit die Verzauberung endlich gelöst wird, wirft er den Ring „in ein Meer". An der Stelle, wo der Ring weggeworfen wurde, entsteht hierauf der Zauber und ist die Ursache, daß Karl dort den Aachener Münster erbaut.

Zu dem Kapitel der Liebeszauber gehören eine Menge Hülfsmittel, die zum Theil auch im Gebrauch sind. Montanus in seiner Sammlung „Deutscher Volksbücher, Volkslieder u. s. w." (Bielefeld, Velhagen, 1858) führt einige derselben an. Vortrefflich wirkte die Zaunrübe. Der Liebende wußte ein paar Scheibchen derselben seiner Angebeteten in die Schuhe zu practiciren. Lange sie in diesen verzauberten Schuhen, so war ihr Herz ihm gewonnen. Auch Froschschenkel wurden von liebeskranken Herzen gesucht, ehe die Kenntniß ihrer Schmackhaftigkeit herausfand. Ein solches Schenkelchen, an den Vorhosen eines schmucken Mädchens aufgehängt, hat den Vorzug dieses Zaubers unwiderstehlich erscheinen. Ueberdem galt es, die Froschglieder noch auf absonderliche Art zu gewinnen und zu bereiten. Die Kasten, in welchen sie aufbewahrt wurden, mußten von dem Holze eines Jungfrauensarges genommen sein; Muhamedien mußten die Froschbeinchen abnagen, und was alles sonst noch in Betracht kam.

Die Zaubergemälde spielten in Liebessachen auch eine wesentliche Rolle. Liebesfaden wob man auf geheimnißvolle Weise hinein oder nähte sie ins Hemde. So erklärte sich namentlich die Verführungskunst, durch welche die Nonne zu Pfalzel das Herz des Erzbischofs Poppo zu Trier bestrickte. Die drei Nebe

tragen, von denen Liebesabenteuern der „Herrn Hammer“ erzählt, wurden durch Liebestränke verzaubert. Glückliche Zeiten, wo die Verirrungen heiliger Herren noch nicht ihnen selbst Schuld gegeben wurden! Wie in der antiken Auffassungsweise, bethören Hexen oder hier ihre Nebenbuhler, die Zauberer, die armen Sterblichen, und wenn die Hexe verbannt ist, sind sene des Bannes los und ledig. Blaubart und Heinrich VIII. kamen entschieden ein paar Jahrhunderte zu spät auf die Welt.

Naturwissenschaftliches.

Der aufkeimende Frühling, blauer Himmel und frisches Waldgrün locken uns wieder, wie bei ihrer alljährlichen Auferstehung, ins Freie hinaus; nur sind wir gewohnt, sie jetzt anders anzuschauen, anders auf ihre Stimmen zu horchen als in der Periode poetischer Naturschwärmerei, wo über die Reize „Wunderblumen“ und die „beredtesten Sänger des Waldes“ das stille, konsequente Leben unter und um uns vergessen wurde, wo man nicht das Bild der Natur an sich, sondern nur seinen zufälligen Schein pries und bewunderte.

Jetzt sendet jeder Mai mit seinen Sängern auch seine Gelehrten aus. Wie die fernen Länder und Meere, haben die Hallen und Wandelbahnen unserer nächsten Nähe ihre Alexander von Humboldt und Heinrich Barth im verjüngten Maßstabe gefunden. Der nun empfundenen Schönheit der Natur hat sich eine erforschte harmonische Ordnung ebenbürtig an die Seite gestellt und durch das Wissen des Einzelnen die Bewunderung vor dem Ganzen sich erhöht. Im allgemeinen, so sehr die Kälte populärer naturwissenschaftlicher Schriften bisweilen genug jedes einfachen, tieferen Streben überfriert, kann man doch nicht verkennen, daß die Energie, mit der das Studium ergriffen und verbreitet wird, und allen die Natur näher gerückt und verständlicher gemacht, der Landschaftsmalerei einen wunderbaren Aufschwung verliehen, der Dichtkunst neue Stoffe, neue Farben zugeführt hat.

Alle bisher einzeln behandelten, durchforschten und dargestellten Zweige der Naturwissenschaften in ein großes Werk zu sammeln, hat die Buchhandlung von O. D. Bädeker unternommen, welche in „Die gesammten Naturwissenschaften“ (Essen, 1858) Arbeiten und Untersuchungen von Müller, Mutius, Müggerath und andern Gelehrten vereinigen will. Dem bisjetzt erschienenen ersten Bande dient ein Brief Humboldt's zur besten Empfehlung, welcher das Werk „ein Gegengift für die vielen inhaltleeren populären Schriften“ nennt, „mit denen Deutschland mehr als die Nachbarstaaten überschwemmt ist“.

Eine Einleitung von Hermann Mutius legt uns die Ordnung des Kosmos, die Verbindung seiner Theile und der ihrer Erforschung dienenden Wissenschaften in trefflichen Worten auseinander.

Sonst bildet die Darstellung der Physik und Meteorologie von Karl Kopp, sachlich und lebendig dargelegt, den Inhalt dieses ersten Bandes.

Mehr für den Laien, auch zum Durchblättern allein, sind die „Botanischen Unterhaltungen zum Verständniß der heimatlichen Flora“ von dem viel bewährten, aber auch vielschreibenden A. Rossmäßler und B. Auerswald (Leipzig, Mendelssohn, 1857). Sie sind durchaus, was ihr Name besagt, „Unterhaltungen“, sie lehren wie im Spiel einige Kenntnisse, sie dringen weder tief noch scharf in ihren Gegenstand ein, aber sie helfen doch „zum Verständniß der heimatlichen Flora“, auch schon durch die Pflanzenabbildungen, welche sie geben. Die Zierlichkeit der Darstellung ist ihr Werth; bei solchen Werken kommt unwillkürlich die Frage, warum unsere, nach Neuem so begierige Welt nicht vielen und jenen Zweig der Naturwissenschaften lieber gleich in Verse gebracht? Die Alten haben ja auch geringere Dichter als Virgil gehabt, welche die Ärzte, die Jagd, die Sterne besangen.

Zwei andere Werke leiten uns von der Heimat in die Fremde, obgleich diese beiden Begriffe schon viel von ihrer Gegensätzlichkeit verloren. Die Bilder unserer Kunstausstellungen haben uns mit den Küsten und den Mitternachtssonnen des Nordens so vertraut gemacht, wie eigene Anschauung mit den Hauptlandschaften oder Thätigkeit Bergen. Dr. Karl Müller schildert, meist nach englischen Berichten, „Die Wunder der Polarwelt“ (Quedlinburg, Neubr, 1858). Diese Gegenden haben durch die Auffindung der Nordwest-Durchfahrt aus dem nördlichen Eismeer in den Stillen Ocean zwischen Amerika und Asien, durch den Untergang Franklin's und seiner Mannschaft in jenen Gebieten ein erhöhtes Interesse gewonnen. Eine eigentliche, gereiht sich entwickelnde Darstellung gibt der Verfasser nicht, er erzählt mehr nur die Entdeckungsreisen, die von Jahrhundert nach West und Nord zu Lande und zu Wasser unternommen wurden; und was dabei von der Landschaft und ihrer Eigenthümlichkeit sich als passende Tableaux zeigte, tritt dann auch als schmückender, abschließender Hintergrund auf.

Lebendiger malt Anderssen seine „Reisen in Südwest Afrika bis zum See Ngami“ (zwei Bände, Leipzig, Costenoble, 1858). Wir sprachen schon in Nr. 19 des vorigen Jahrgangs der „Unterhaltungen“ über den ersten Theil dieses Werks, im zweiten kommen wir endlich nach dem durch so viele Mühseligkeiten, Gebirge und Wüsten gleichsam berüchtigten und verheißenen See Ngami mit dem muthigen, vielleicht übersiehenden Reisenden. Anderssen ist mehr ein Jäger, ein Abenteurer; er untersucht nicht die Gegenden, die er durchstreift, er faßt sie nur mit dem Auge auf, vielleicht mochte es ihm auch an den nöthigen wissenschaftlichen Instrumenten fehlen. Sein Werk ist ein Skizzenbuch, bunt, unterhaltend, mag es nun von den Sitten und Sagen der Negerstämme sprechen oder Löwen- und Elefantenjagden schildern,

bei denen man auch der Phantaſie eine gewiſſe Rolle zuzuertheilen ganz naturgemäß berechtigt iſt.

Unter dem Titel: „Mittheilungen aus der Werkſtätte der Natur", erſcheint (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp.) eine populär naturwiſſenſchaftliche Zeitſchrift, welche die Theilnahme auch der Ungelehrten, d. h. aller, welche nicht Fachgelehrte ſind, an den Beſtrebungen und Erfolgen der Männer der Wiſſenſchaft vermitteln will. Dies Unternehmen will ſich vor andern ähnlichen dadurch auszeichnen, daß es keine einſeitige Richtung verfolgt, ſondern den verſchiedenſten Richtungen, inſofern ſie nur auf wiſſenſchaftlichem Boden ſtehen, freieſten Spielraum läßt. In dem erſten uns vorliegenden Hefte dieſer „Mittheilungen" kommen nicht nur wichtige theoretiſche, ſondern auch praktiſch einflußreiche Fragen zur Verhandlung. Wir verweiſen unter andern nur auf die jetzt brennende Frage wegen der Kuhpocken-Impfung. „Haben die Kuhpocken jemals gegen die Menſchenpocken geſchützt?" Dieſe wichtige, gegenwärtig zum Zankapfel gewordene Frage iſt der Gegenſtand eines lehrreichen, auf ſtatiſtiſche Zahlen ſich ſtützenden Artikels von Dr. Winter in Lüneburg.

Das Anregen freiniger Fragen iſt es beſonders, was wir der neuen Zeitſchrift zum Lobe anrechnen müſſen. Es bietet einen Beweis für das Streben nach Unparteilichkeit, daß z. B. auf Dr. Volger's Wunſch zwei der rückhaltloſeſten Anhänger der plutoniſchen „Geologie der Revolutionen und Kataſtrophen", gegen die derſelbe ſeit langer Zeit kämpft und der er im vorigen Jahre in ſeinem Werke „Erde und Ewigkeit", auch den letzten Boden ſtreitig zu machen ſuchte, zur Theilnahme an dem neuen Unternehmen eingeladen worden ſind. Dadurch werden dieſe „Mittheilungen" nicht allein einen Blick in die „Werkſtätte der Natur", ſondern auch in die Werkſtatt der die Natur ergründenden Naturforſcher thun laſſen, und das Publikum wird in Gelegenheit erhalten, nicht blos Thatſachen in ſich aufzunehmen, ſondern auch ſich ſelbſt ein Urtheil über dieſelben zu bilden und mitzuforſchen.

Neue und alte Lieder.

Wenn wir Karl Banck's neu erſchienene Lieder (Opus 68. Dresden, Kriebel, 1858) zugleich mit denjenigen eines verſtorbenen Muſikers, C. F. Kauffmann (Stuttgart, Ebner & Seubert, 1858), nennen, ſo wollen wir dadurch keinen verwandtſchaftlichen Zug zwiſchen beiden angedeutet haben, ſondern im Gegentheil die Vermuthung irgendeiner kritiſchen Erörterung von vornherein ablehnen. Banck's muſikaliſche Urtheile bilden die tägliche Lectüre der Leſer des „Dresdner Journals". Somit begegnet allem, was er als ſelbſtſchaffender Künſtler bietet, ſchon jenes Intereſſe, das minder bekannten Namen zu erringen nur durch große Anſtrengungen gelingt. Die Gedichte des Opus 68 ſind ſämmtlich von Klaus Groth und haben ſchon dadurch für manche Anziehungskraft. Wir nennen „Die Mühle", „Sie ſehnt ſich", „In der Fremde", „Da geht ein Bach", „Im Wald", „Auf der Haide", „Wiegenlied", „Verloren" u. ſ. w. Alle dieſe Lieder ſind auch einzeln zu haben und von mäßigem Stimmumfang. Grazie und poetiſche Tiefe gehören ſeit lange zu den Kennzeichen der muſikaliſchen Muſe dieſes Tondichters. Je ſeltener Karl Banck auftritt, deſto geſammelter ſeine Kraft.

Ueber die Compoſitionen Kaufmann's ſprach ſich ſchon früher einmal in den „Unterhaltungen" (N. F. Bd. I, Nr. 50) David Strauß vom Standpunkte des Dilettantismus aus. Seitdem haben die Singweiſen Schumann's und anderer Berufener ihre Eroberungen auch unter den Anhängern der ſonſt Genügſamen erweitert. Bei poſthumen Veröffentlichungen prüft ſich am meiſten der Geſchmack von einſt und jetzt; doch ſind von Kaufmann die Gedichte Lenau's, Mörike's, Heine's, Kerner's zur Grundlage edler Klänge gemacht worden, die nur darum nicht allgemeinen Widerhall gefunden haben mögen, weil ſeine Weiſen etwas Apartiſtiſches haben. Manches Lied, das uns kaum aufs wohllautendſte anmuthete, endet ſchon, während man eben glaubt, der Sänger ſolle mit ſeinen ſchönen Gedanken nun erſt recht in Zug kommen.

Reimſprüche

von Fedor Löwe.

Du haſt die Theile Acht in der Hand
Und wohl zu fügen weiß ſie dein Verſtand;
Allein der Genius fehlt, der, gottgeweiht,
Dem Werk den warmen Lebenshauch verleiht.

Wer allzu raſch emporgeklommen,
Iſt athemlos ans Ziel gekommen;
Ihm wird Beſitz nicht zum Genuß,
Weil er ſich erſt erholen muß.

Pocht der Schmerz, der dunkle Gaſt,
An dein Thor, ruf' feſt: „Herein!"
Schweſter wird ſein Scheiden ſein,
Trifft er dich auf ihn gefaßt.

Hans Wurſt, den haben ſie vertrieben;
Herr Johann Wurſt iſt dageblieben.

Mit Wort und Mienen zu betrügen,
Sie nennen es: Der Form genügen!

Wem wird die ſchwere Kunſt gelingen,
Das eig'ne Herz ſo zu bezwingen,
Daß es geduldig läßt ſein Pochen,
Wenn man gebeut? Und ohne Klage
Ruht neue Schlacht, ſpricht man: Nun ſchlage? —
Wie manches wäre nicht gebrochen!

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Ernſt Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 36.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Der Gemsenkönig.

Novellistische Skizze aus dem Baskenlande.

III. Capitolo-herry.

Nach dem Mittagessen, das wie gewöhnlich aus Speckſuppe, Hammelfleisch mit stark gepfefferter Sauce, Maismehlbrei, Kastanien und Pitarra bestand, saßen alle plaudernd unter den Nußbäumen im Grasgarten. Dann gingen alt und jung noch einmal zur Kirche; aber die Vesper dauerte nicht lange und der Rest des Tages gehörte der Freude.

In einigen Wochen sollte zwischen den Ballspielern von Ustariz und denen von Hasparren ein Wettkampf stattfinden. Dies wichtige Ereigniß verdrängte Tänze, Lieder und Geschichten. Wer irgend im Stande war, die Pilota zu schlagen, übte sich darin. Die andern saßen gruppenweise unter den Bäumen des großen Platzes und suchten die Spieler durch Zuruf, Lachen, Spott und Bewunderung anzufeuern.

Das Schlachtfeld war ein großer baumleerer Raum am Ende des Platzes. Die Kämpfenden hatten Westen, Halstuch und Barett abgeworfen; die langen Haare hielt ein seidenes Netz. Wie die Pilota in den Lüften, so flogen die Spieler auf dem Rasenplatze hin und her. Die Füße schienen den Boden kaum zu berühren, die Bewegungen waren rasch wie der Blick und der Blick sicher wie der des Adlers. Ein Jubelruf ertönte, so oft der Ball sich zu ungewöhnlicher Höhe aufschwang und mit geübter Hand aufgefangen wurde, ehe er die Erde erreichen konnte.

„Ustariz wird siegen!“ riefen die Männer, die das Amt der Kampfrichter verſahen.

„Ustariz wird siegen!“ flüsterten die Frauen; die Kinder sogar schlugen mit drolliger Zuversicht in die kleinen Hände und schrien: „Ustariz, Ustariz wird siegen.“

Renan stand neben Mayta. Seine Augen glühten, seine Muskeln zuckten. So oft ein kühner Wurf gelang, entwand sich seiner Brust ein halbunterdrückter Schrei.

„Willst du nicht mit spielen?“ fragte Larry, der als einer der geschicktesten Ballschläger viel Beifall erntete.

„Heute nicht!“ rief Yaona warnend, „du sollst dich erst zeigen, wenn du Meister bist.“

„Ich glaubte, die Kinder deines Namens würden gleich als Meister geboren“, sagte Hiriart mit leichtem Spott. Renan folgte dem Bruder in die Reihen der Spielenden. Yaona stand auf und zog ihr Capuchon über den Kopf.

„Wenn Renan nach mir fragt“, sagte sie, „so weist ihn nach dem Capitolo-herry, dort will ich auf ihn warten.“ Dann grüßte sie und ging stolz und zornig den Bergen zu.

„Vater, willst du mir nicht endlich sagen, was Yaona unfreundlich gegen uns macht?“ fragte Mayta, als die hohe Gestalt der Alten zwischen den Büschen des Bergabhanges verschwunden war. „In den vereinigten Dorfschaften von Ustariz ist

kein Haus", fuhr das junge Mädchen fort, „deſſen Bewohner ſich nicht freuten, wenn du über die Schwelle trittſt. Dreimal haben ſie dich ſchon zum Aousso-apessa (Ortsvorſteher) gewählt, überall wird dein Name mit Achtung und Liebe genannt und das Wohlwollen, das alle für dich empfinden, erſtreckt ſich ſogar bis auf mich — aber Naona, die Schweſter deines liebſten Freundes und die Pflegemutter deines Sohnes, gibt uns kaum die Hand, wenn ſie Abſchied nimmt."

„Sie iſt alt, liebes Kind, und hat viel Unglück gehabt", antwortete Hiriart. Das Mädchen ſchüttelte den Kopf.

„Grutchatto, Grutchatto!" riefen die Ballſpieler in dieſem Augenblicke. Der Beifall galt Larry, der wieder einen kunſtvollen Wurf ausgeführt hatte und jetzt traurig bemerkte, daß Manta nicht auf ihn achtete.

„Grutchatto!" wiederholte Hiriart. „Mein Leben lang habe ich dieſen Namen wie den meines Bruders angeſehen — und nun möchte Naona ein altes Vorurtheil benutzen, um unſere Kinder zu trennen."

Aber kaum hatte er die Worte ausgeſprochen, als er ſie bereute. Manta's Unbefangenheit ſollte nicht geſtört werden und um ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben, fuhr er haſtig fort:

„Ich habe daran gedacht, daß es für Larry und Renau am beſten wäre, wenn ſie in einem Hauſe leben könnten, aber ich mag darüber nicht beſtimmen, ohne deine Meinung zu hören. Als Larry in mein Haus kam, meine arme Manta, biſt du ſchon um die Hälfte deines Erbtheils ärmer geworden, wenn nun auch Renau zu uns zieht ...."

„Mußt du noch einmal theilen", fiel ihm Manta ins Wort.

„Bedenke, Kind, was es heißt, zwei Brüdern nachzuſtehen!" ſagte Hiriart. Sie ſah ihn verwundert an, rief aber, als ſie ſein Lächeln bemerkte, mit erheitertem Geſicht:

„Es iſt nicht dein Ernſt! du kannſt nicht glauben, daß ich ſo eigennützig bin. O, ich weiß es wohl", fuhr ſie erröthend fort, „daß man dich immer beklagt hat, weil du keinen Sohn haſt. Aber nun hat dir der Himmel ſchon den zweiten geſchenkt und keine von meinen Freundinnen kann ſtolzer auf ihre Brüder ſein, als ich es bin."

„Du biſt doch meine beſte Freude, wie es früher deine Mutter war", ſagte Hiriart; dann ſprachen ſie nicht mehr davon und ſahen dem Ballſpiele zu.

Auch Renau war nach einigen mißglückten Verſuchen zu den Zuſchauern zurückgekehrt. Er war zu ſtolz und hatte Larry zu lieb, um ihn zu beneiden, aber mehr als je erſchienen ihm die ſechs Jahre in der Fremde wie eine nutzlos vergeudete Zeit. Hiriart ſah, daß er traurig war, ging zu ihm und lud ihn ein, ſein Haus als ſeine Heimat und ihn ſelbſt als ſeinen zweiten Vater anzuſehen.

„Du biſt großmüthig wie immer, Hiriart", antwortete Renau, „und ich weiß nicht, wie ich dir meinen Dank ausdrücken ſoll. Aber was ſagt Naona, wo iſt ſie?"

„Auf dem Capitolo", rief Manta; „kommt, laßt uns alle zu ihr gehen; wie wird ſie ſich freuen, daß die Brüder, die ſo lange getrennt geweſen ſind, nun wieder zuſammen leben können."

„Aber Naona, ſoll ich ſie in ihrer Einſamkeit und Armuth verlaſſen?" fragte Renau.

„Es iſt ihre Schuld, wenn ſie arm und einſam iſt", antwortete Hiriart mit ungewöhnlicher Strenge in Blick und Ton. „Mein Haus ſteht ihr ſchon lange offen. Aber ſie macht thörichte Pläne und treibt noch immer ihr gefährliches, geſetzwidriges Schmuggelgeſchäft. Dazu würde ſie freilich deine Kraft und Gewandtheit gern benutzen — aber du weißt, Renau, daß dies Leben kein ehrenhaftes iſt, und daß ich, als Aousso-apessa jeden Verkehr mit dir abbrechen müßte, wenn du dieſen Weg beträteſt."

Renau's Augen flammten, eine heftige Antwort ſchwebte ihm auf den Lippen, denn die Freiheit des Handels ſehen die meiſten Basken für ein unantaſtbares Recht an, und in ihren Augen iſt der Contrebandier mit dem Nimbus ritterlicher Würde geſchmückt. Aber Manta fiel begütigend ein und bat ſo freundlich, Naona's Zuſtimmung zu dem herrlichen Vorſchlage des Vaters gleich einzuholen, daß alle weiteren Erörterungen unterblieben. Da Hiriart keine Luſt zu dem Wege hatte, mußte auch Manta zurückbleiben, und die Brüder traten allein die Wanderung nach dem Capitolo-herro an.

Eine Weile gingen ſie ſchweigend nebeneinander hin. In Renau's Zügen drückten ſich ſtreitende Wünſche und Gefühle aus. Larry bemerkte es erſt, als ſie bei einer Biegung des Weges ſtehen blieben und auf das Dorf zurückblickten.

„Bruder, wie ſiehſt du aus!" rief er erſchreckt: „Du biſt doch nicht in Zweifel, ob du Hiriart's Vorſchlag annehmen ſollſt?" Und darauf fing er an, dem Bruder das Leben in Hiriart's Hauſe zu ſchildern und kam immer darauf zurück, wie

freundlich Mayta wäre, wie ſie jedem Freude zu machen ſuchte, und daß es das größte Glück für jeden ſein müßte, mit ihr unter einem Dache zu wohnen.

„Dies Glück wirſt du nicht lange mehr genießen, armer Larry", ſprach Renan. „Bedenke, daß Mayta ſchön und reich iſt — da wird es ihr an Freiern nicht fehlen und wer weiß, wie bald ſie einen von ihnen wählt."

„Kann ich nicht auch um ſie freien!" rief Larry.

„Was würde Hiriart dazu ſagen?" fragte Renan, „und was ſagt Mayta?"

„Hiriart hat mich lieb und vertraut mir", antwortete Larry. „Ich glaube, daß er nicht nein ſagt, wenn er hört, wie lieb ich ſeine Tochter habe. Aber Mayta! Sieh' Bruder, ſie iſt ſo freundlich mit mir wie mit keinem andern und doch habe ich noch nicht den Muth gehabt, mit ihr über meine Wünſche zu ſprechen. Ich glaube", fügte er nach einer Pauſe hinzu, „daß ich ſelbſt noch nie ſo ernſthaft daran gedacht habe als in dieſer Stunde."

„Aber jetzt wirſt du mit ihr ſprechen?" fragte Renan wieder.

„Ich weiß es nicht", antwortete Larry. „Es überfällt mich auf einmal eine große Bangigkeit. Ich habe das Gefühl, als ob ich Mayta's nicht würdig wäre. Aber wer weiß", fuhr er mit gerötheten Antlitz fort, „ob nicht bald die Zeit kommt, wo ſie meinen Namen mit Stolz nennen darf. Wenn ich Sieger würde im Wettkampf mit Hasparren!"

„Du meinſt alſo, daß man nur die Pilota geſchickt zu werfen braucht, um Liebe zu erwerben und des ſchönſten Mädchens würdig zu ſein?" Larry erſchrak vor dem Tone, in welchem Renan das ſagte.

„Nein, nein, ſo habe ich's nicht gemeint!" erwiderte er. „Mayta's würdig bin ich deswegen doch nicht, aber es ſoll auch kein anderer einen äußerlichen Vorzug vor mir haben, denn mehr als ich kann ſie doch keiner lieben, und darum will ich doch keinem nachſtehen. Nein, keinem! keinem!" rief er laut und ſchüttelte die geballte Fauſt, als ob er den Widerſtand der ganzen Welt herausfordern wollte. In dieſem Momente traf ihn ein ſeltſamer Blick aus Renan's Augen. Larry ſtutzte und fuhr in demüthigem Tone fort:

„Von dir, Bruder, habe ich natürlich nicht geſprochen. Ich weiß ja, daß du nicht zu Mayta's Bewerbern gehörſt. Das Mädchen iſt dir noch fremd. Oder liebteſt du ſie doch?" fuhr er durch Renan's Schweigen genöthigt fort. „O, dann vertraue mir. Ich habe keinen Augenblick vergeſſen, daß du nach Gottes und der Heiligen Willen mein Aelteſter und mein Herr biſt. Ich würde natürlich vor dir zurücktreten und habe dich ſo lieb, daß ich beinahe glaube, ich könnte mich über dein Glück freuen — und wenn ich das nicht könnte, ſo wollte ich lieber fort gehen, ſoweit mich meine Füße tragen, als dich und Mayta durch den Anblick meiner Verzweiflung ſtören."

Während Larry ſprach, wogten Zorn, Schmerz und Stolz in Renan's Seele, aber der Stolz behielt die Oberhand. Er konnte ſich nicht verhehlen, daß Mayta's Liebkoſungen einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hätte. Er glaubte in ihr das Bild ſeiner Träume verkörpert zu ſehen, aber in dem Augenblicke, als er ſich das geſtand, war er auch entſchloſſen, ihr zu entſagen. In Larry's Verſprechungen ſah er nur den Ausdruck ſeiner Einfalt und Schwäche, die ſich in Schmerz und Entſagung gefällt. Hätte ihn der Bruder zum Kampfe um das Mädchen ſeiner Wahl herausgefordert, ſo würde er ihn angenommen haben — aber der abergläubiſchen Ehrfurcht vor dem Rechte der Erſtgeburt, das nirgends ſo geachtet wird wie im Baskenlande, oder gar der Großmuth ſeines jüngern Bruders wollte er nichts verdanken. Er fühlte ſich ſtark genug, ſchweigend zu thun, was Larry mit prunkenden Worten verſprach; aber der Bruder kam ihm in dieſem Augenblicke ſchwach und kleinlich vor, und es lag eine gewiſſe Geringſchätzung in ſeinem Tone, als er erwiderte:

„Spare deine Opfer, bis ſie verlangt werden. Meinſt du, ich wäre zurückgekommen, um mich hier an ein Weib zu feſſeln? Ich habe andere Wünſche und ein anderes Ziel." Nach dieſen Worten begann er ſchneller zu ſteigen und Larry folgte, halb beſchämt und halb froh, daß ſein Opfer verſchmäht war.

Der Capitolo-berry iſt ein Hügel von mäßiger Höhe, an den ſich die vier Ortſchaften von Ustaritz lehnen. Sein Gipfel iſt von prächtigen Eichen beſtanden, einige Felsblöcke liegen im Schatten der Bäume und den Boden bedeckt ein feiner, dunkelgrüner Raſen. Auf einem der Felsblöcke lag Paona mit gefalteten Händen, das ſorgenvolle Antlitz der untergehenden Sonne zugewendet. Der goldige Duft des Abends umgab ſie wie ein Wetterleuchten und in ihrem Auge lag wieder der Seherblick vom vergangenen Abend. Renan ſetzte ſich ſchweigend neben ſie und erfaßte ihre Hand,

aber Larre, der gern zu Mayta zurückgekehrt wäre, fing gleich an, von Hiriart's Verrichtungen zu erzählen.

„Das habe ich erwartet", sagte die Alte im gleichgültigsten Tone.

„Und welchen Rath gibst du mir?" fragte Renau nach einer Pause.

„Welchen Rath ich dir gebe?" wiederholte sie, „gar keinen, gar keinen! Was versteht die alte Daona von solchen Dingen und von allem Thun und Treiben der Menschen? O, du wirst klug werden, wenn du zu ihnen gehst. Sie werden dir sagen, daß Daona eine Thörin ist, daß deines Vaters Gewerbe — Gott wolle dem Verstorbenen seinen Frieden schenken! — daß deines Vaters Gewerbe ein schimpfliches war. Und wenn du ihnen glaubst, Renau, und nach ihren Worten thust, wirst du Glück und Ansehen finden unter den Leuten — vielleicht auch eine reiche Braut aus dem Gothenstamme!"

„Daona, sei nicht ungerecht", sagte Renau, „ich habe nicht gesagt, daß ich dich verlassen will."

„Warum wolltest du mich nicht allein lassen?" rief die Alte. „Wendet sich denn nicht alles der neuen Zeit zu und der neuen Sitte! Das Baskenvolk muß schwer gesündigt haben, daß Gott beschließt, es aus dem Buche des Lebens zu vertilgen. Ich habe geglaubt, sein Messias würde kommen, das war mein Irrthum und das rechnen mir die Menschen als ein Unrecht an. O, könnten euch diese Bäume erzählen, wie es sonst gewesen ist, so würdet ihr meinen Schmerz begreifen und achten. Sagt nichts, ich weiß ja, daß ihr mich für ein altersschwaches Weib haltet. Aber wißt ihr, wo ihr steht? Entblößt euer Haupt und denkt in Ehrfurcht an die alten Rechte eures Volkes. Hier war der heilige Gerichtshof des Baskenlandes. Als ich noch jung und glücklich war, habe ich hier die Väter des Rechts versammelt gesehen. Aus allen Ortschaften des Baskenlandes kamen sie hier zusammen. In der Mitte des Platzes lag ein großer Felsblock, darüber kreuzten sie die Hände und schwuren, das Urtheil zu sprechen nach Recht und Gesetz. Und dann standen sie, auf ihr knorrigen Stäbe gestützt, unter den Bäumen, jeder trug vor, was seiner Gemeinde oder seinen Freunden wünschenswerth oder nothwendig schien; Streitigkeiten wurden geschlichtet, der Unterdrückte beschützt, der Verbrecher bestraft. Das Gesetz, nach welchem die Väter richteten, stand in ihrem Herzen geschrieben, es war alt und heilig, wie der Ursprung des Baskenvolkes und erbte fort von Geschlecht zu Geschlecht. Jedes Jahr trat hier der Biltar zusammen, und was er beschloß, das wurde ausgeführt. Der Ort heißt noch wie sonst Capitole, aber der Name ist ordentlich ein Hohn, denn das Gesetz und die Sitten der Fremden sind bei uns gültig geworden. Wenn die letzten Zungen der guten alten Zeit zu Grabe gehen, ist alles aus — und euern Kindern mögt ihr ein Märchen erzählen, das anfängt: Es war einmal ein Volk, das hieß das Baskenvolk, und es war einmal ein Land, das hieß das Baskenland!"

„Daona, du träumst", sagte Larre, „besinne dich, sieh' um dich her, es ist alles besser als in deinen Gedanken."

„Wir haben ja unsere Sprache noch", fuhr Renau fort, „unsere Sitten, unsere Sagen und unsere Liebe zur Heimat!"

Daona stand auf, schüttelte den Kopf und deutete nach Westen.

„Ist jener rothe Schimmer dort Eguzquio*), der Schöpfer des Lichts?" fragte sie, „warten noch eine kurze Weile und Gabo**), die Lichtleere, beginnt. Dann schließen sich die Blumen furchtsam zu, dann kommen die Eulen und Fledermäuse aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Der Wolf heult, die Gewässer seufzen und die Gespenster kommen in grauen Nebelschleiern aus den Schluchten hervor, um alles, was lebt, zu morden und zu verderben. . . Das ist die Zukunft unserer Heimat!"

„Eguzquio kommt wieder", sagte Renau, „der Tag fängt wieder an."

„Nicht für das Baskenvolk!" rief die Alte. „»Wachet und betet«, sagt die Schrift. Wer will wachen, wer will beten? Geht, geht, dort unten findet ihr Freunde, Bequemlichkeit und Reichthum! Um das Verlorene wiederzuerlangen, müßtet ihr kämpfen und entbehren, und dazu seid ihr zu schwach und zu feig."

„Das kann nur ein Weib ungestraft sagen", murmelte Renau, der vor Zorn erbleichte, und Larre ergriff seine Hand und bat:

„Laß uns gehen, Bruder. Hiriart und Mayta warten auf uns."

„Geh' hinunter, grüße sie und sage ihnen, daß ich im Hause meines Vaters bleiben will", erwiderte Renau.

Daona's Augen funkelten. Sie ahnte freilich

*) Eguzquio, die Sonne
**) Gabo, die Nacht.

nicht, daß Manta's Name mehr bewirkt hatte als ihre Worte.

Es war spät, als Larry nach Hause kam. Er hatte lange, aber vergebens versucht, den Bruder von seinem Entschlusse abzubringen.

„Ich habe mich in ihm geirrt", sagte Hiriart, „er scheint Paona's störrischen, menschenscheuen Sinn geerbt zu haben."

Manta sprach das Tischgebet mit zitternder Stimme — als sie endlich allein sein konnte, erleichterte ein Thränenstrom das gepreßte Herz und sie weinte lange, lange — warum, das wußte sie selbst kaum.

IV. Die Madonna von der Gemsentreppe.

Ein halbes Jahr war kaum vergangen, da hieß Larry, der berühmte Tänzer und Pilotaschläger, nur noch „der kleine Grutchatty" und Renau, der Contrebandier, war der Held von Ustariz geworden. Sein Ruhm verbreitete sich immer weiter und bald war er in dem ganzen Districte Labour, ja sogar in den spanischen Grenzthälern so bekannt wie in seiner Heimat. Man nannte ihn den Gemsenkönig, vielleicht weil er schnell und sicher wie diese Thiere über Felsen kletterte und über Schründe und Waldbäche sprang, oder weil er nie auf die Isardjagd ging, ohne mit Beute beladen zurückzukommen. Aber auch wenn es galt, große Quantitäten feiner Cigarren, spanischer Wolle, Weine oder Gewürze auf heimlichem Wege über die Grenze zu schaffen, war Renau der beste Mann dazu. Die Douaniers waren unermüdlich, ihm aufzulauern und ihn zu verfolgen; aber alle ihre Anstrengungen waren umsonst. Sie haßten ihn wie den leibhaftigen Satan und mußten doch Sonntags mit ihm in der Kirche beten. Wie stolz ging er durch die Reihen der Dorfbewohner, die vor Anfang der Messe plaudernd auf dem Kirchhofe zu verweilen pflegten, und wie herablassend nahm er die Grüße seiner Kameraden auf! Wenn er auf dem Tanzplatze oder beim Pilotaspiel erschien, verstand es sich ganz von selbst, daß er den Reigen führte, das Lied anstimmte oder über die Reihenfolge der Pilotaschläger entschied. Im letzten Wettkampfe war Ustariz von Hasparren's Ballspielern besiegt, aber als es hieß, daß Renau Grutchatty das nächste mal für seinen Geburtsort kämpfen würde, war Hasparren's Selbstvertrauen schon im voraus gebrochen.

Aber Renau's Blick und Renau's Stimmung blieben düster, trotz dieser Erfolge. Der Zwiespalt seines Lebens mit dem Entwickelungsgange der Zeit kam ihm immer deutlicher zum Bewußtsein. Er theilte Paona's Erwartungen nicht; wenn sie, wie am ersten Abende, mit Prophetenglauben von der Versöhnung und Verbindung aller baskischen Männer sprach, sah er darin nur eine Erinnerung an unwiederbringlich verlorene Güter. Er hatte zu viel vom Weltleben gesehen, um an den Widerstand des kleinen Bauernlandes gegen die Strömung der allgemeinen Gesittung zu glauben — und wenn Männer, wie Hiriart, auf seiten der Neuerung standen, was war dann noch für das Alte zu hoffen? Nur weil Renau für sich selbst kein Glück innerhalb der Civilisation gefunden hatte, klammerte er sich an das entschwindende und versuchte es festzuhalten. Er fühlte, daß ihm dies eigensüchtige Bestreben kein Glück bringen konnte, und war doch nicht im Stande, seinen störrischen Sinn zu bezwingen.

Wenn er mit Manta zusammen war und aus jedem ihrer Worte und Blicke erriet, wie sehr sie ihn liebte, glaubte er wol auf Augenblicke, daß er Erlösung aus seinem Banne finden könnte; aber wenn er länger darüber nachdachte, fanden sich unzählige Schranken und Hindernisse, die ihn zurückschreckten. Er war nicht an Arbeit gewöhnt, das geregelte Leben in Hiriart's Hause kam ihm langweilig, beinahe ertödtend vor. Dann redete er sich auch wol ein, daß Manta nicht im Stande wäre, seinen Stolz, seine Freuden oder Leiden zu begreifen, und dann stürmte er mit wilder Erbitterung in seine Vergeinsamkeit hinaus.

Da glühten die Felsen im Strahl der Mittagssonne, da brachen sich die Wolken an den Marmorkronen des Gebirges; da weckte der Schrei des Adlers oder der schrille Angstruf der fliehenden Gemse den Widerhall der Kluft — dort war er selbst wie ein flüchtiges Wild, gejagt von den Wächtern des Gesetzes, aber dort fühlte er sich stolz und frei wie seine Vorfahren, und war von Gefahren umringt, die seinem Thatendurst Befriedigung gaben.

In den Aufregungen dieser Lebensweise verlor Renau mehr und mehr die Empfänglichkeit für sanftere Genüsse. Hiriart's Haus betrat er fast nie, obwol ihn dieser, seiner frühern Drohung zuwider, noch immer freundlich aufnahm. Trotz seiner Sympathieen für die neue Zeit und das neue Gesetz war Hiriart zu sehr Bauer, um nicht Muth und Gewandtheit über alles zu schätzen. Ueberdies hatte er Manta's Wünsche erraten

und hoffte eine Zeit lang, daß Renan durch ihre Liebe zur bürgerlichen Ordnung zurückgeführt werden könnte, bis die auffallende Zurückhaltung des jungen Mannes diese Erwartungen zerstörte.

Die arme Manta war bis dahin gewöhnt, jedes Verlangen erfüllt zu sehen; daher glaubte sie die Vereitelung ihrer Herzenswünsche nicht überleben zu können. Zu stolz, um sich darüber auszusprechen, aber zu schwach und unerfahren, um gegen den Schmerz zu kämpfen, gab sie sich einem Trübsinne, einer Theilnahmelosigkeit hin, die den Zustand ihres Herzens ebenso deutlich verriethen wie Klagen und Thränen.

Hiriart entschloß sich endlich, um diesem Jammer ein Ende zu machen, freimüthig mit Renan zu sprechen. Es war einmal ein stiller Sommerabend, als er das Haus erreichte, das er seit dem Tode seines Freundes Gruchatty nicht wieder betreten hatte. Paona saß strickend am Feuer, Renan lag in Decken und Mäntel gehüllt auf der Bank am Fenster.

„Steh' auf", rief Paona, als sie den Kommenden bemerkte; „steh' auf, Renan, der Aousso-apessa ist hier!"

„Bleib", sagte Hiriart, als der junge Mann erschreckt aus seinem Schlummer auffuhr, „du weißt, daß nicht der Aousso-apessa, sondern der Freund deines Vaters zu dir kommt. Aber ich sehe Blut an deinem Fuße; bist du verwundet?"

„Es ist ein Schuß", erwiderte Paona, die noch gereizter zu sein schien als gewöhnlich. „Deine Freunde, die Grenzwächter haben es gethan. Aber sie mögen sich in Acht nehmen, die Hunde! Ich hoffe, daß Renan's Kugel sie trifft, trotz eurer Gesetze."

Hiriart bezwang seinen Unmuth und sagte ruhig, indem er den Ehrensitz am Feuer einnahm:

„Laß uns den alten Streit nicht immer wieder anfangen, Paona; den mag die Jugend ausfechten — wir beide haben vielleicht kaum noch Zeit, das angefangene Tagewerk zu vollenden."

Eine lange Pause trat ein — alle dachten an den Todesfall, der sie zuletzt in diesem Raume vereinigt hatte. Endlich nahm Hiriart das Wort.

„Wer so lange, wie ich, das Gute des Lebens genossen hat", sagte er, „muß sich zum Abschied bereit halten. Mein Haus ist bestellt — und ich könnte ruhig sterben, wenn Manta versorgt wäre. Ich wünsche darum sehr, das Kind zu verheirathen."

„Das kann nicht schwer halten", meinte Paona; „du hast die Wahl zwischen den besten und reichsten Burschen von Utariz."

„Der Reichthum soll mich nicht bestimmen", antwortete Hiriart, „mein Kind hat alles, was zu einem genügsamen Leben nöthig ist. Es kommt mir also nur darauf an, sie an der Seite eines Mannes zu sehen, der sie liebt und achtet, der ihr ein Freund und Beschützer sein will — und so habe ich nichts zu thun, als meinen Segen zu geben, wenn Manta darum bittet."

Renan hob auf: „Hat sie das gethan?" fragte er hastig.

„Ich denke mir, daß die Kleine nicht weiß, ob sie geliebt wird", antwortete Hiriart, „vielleicht ist sie auch mit sich selbst nicht ganz im Klaren. Aber ich glaube, daß ich ihre Wünsche errathen habe... Doch wozu die Umwege! Laß uns miteinander sprechen, wie sich's für Freunde schickt. Renan, ich glaube, daß Manta dich lieb hat — willst du mein Sohn sein?"

„Echeco-yauna!" stammelte der junge Mann.

„Was soll die Taube im Geierneste!" rief Paona.

„Im Geierneste soll sie nicht wohnen", erwiderte Hiriart. „Ich habe Renan gefragt, ob er mein Sohn sein will, das heißt zugleich, ob er sich entschließen kann, meine Arbeiten und Bestrebungen zu theilen."

Abermals trat eine Pause ein. Hiriart und Paona sahen erwartungsvoll zu dem jungen Mann hinüber, der schwer athmend, mit verhülltem Gesicht auf seinem blutbefleckten Lager saß. Endlich stand er auf, trat ans Feuer, ergriff Hiriart's Hand und sagte ehrerbietig:

„Echeco-yauna, du kennst das Leben, das ich führe und ich höre aus deinen Worten, daß du von mir verlangst, es deiner Tochter zu Liebe aufzugeben. Das kann ich nicht, Hiriart, das will ich nicht! Ich will leben, wie mein Vater gelebt hat — vielleicht ist es mir auch vergönnt, jung und rasch zu sterben, wie er gestorben ist. Aber laß mich jetzt als Haupt der Familie Gruchatty einen Wunsch aussprechen: Gib das Kind meinem Bruder Larry zum Weibe. Beide sind jung, schön, gut — und Larry liebt Manta mehr als sich selbst."

„Aber Manta?" fragte Hiriart mit bekümmerter Miene. „Sie hat Larry immer nur als ihren Bruder angesehen — dürfen wir hoffen, daß das anders wird?"

„Ich habe im Namen meines Bruders mit dir gesprochen", antwortete Renan; „sag' mir, was

du darüber denkst, das Weitere liegt in der Hand der Heiligen."

Hiriart stand auf. „Larry wird immer mein lieber Sohn bleiben, es mag werden, wie es will", antwortete er.

Renan drückte ihm schweigend die Hand; Paona machte sich am Feuer zu schaffen und nickte nur hochmüthig mit dem Kopfe, als er sie zum Abschied grüßte. Aber kaum hatte er die Thür hinter sich zugezogen, als Paona aufsprang und rief:

„Renan, wie konntest du das thun? Wie kann sich ein Gruichartu mit einer Gothin verheirathen!"

„Schweig', Paona!" antwortete der junge Mann, der sich todtenbleich auf sein Lager niederließ, „begreift du nicht, daß ich nur auf diese Art die Versuchung überwinden konnte?"

Dann zog er die Decke über sein Gesicht und noch spät in der Nacht glaubte Paona ihn stöhnen und schluchzen zu hören.

Aber schon am folgenden Morgen schien er den Schmerz überwunden zu haben; er sah sehr ruhig aus, sprach von seinen Unternehmungen, von den Verfolgungen der Grenzwächter und von seinen Rachеplänen. Er pflegte seine Wunde mit Sorgsamkeit, und sobald sie geheilt war, ging er wieder auf die Gemsenjagd und trieb sein gefährliches Schmugglergewerbe mit der alten Lust.

Auch Manta wurde ruhiger, nachdem ihr der Vater das Gespräch mit Renan ausführlich mitgetheilt hatte. Hiriart hoffte, daß der Stolz des Mädchens ihre Liebe bald vollständig besiegen würde; er sprach Larry Muth ein, wenn dieser klagte, daß sich Manta mehr und mehr von ihm zurückzöge — sah in allem günstige Zeichen für die Wünsche des jungen Mannes und brachte es durch seine Zuversicht endlich so weit, daß dieser die Ansichten des Pflegevaters theilte.

Beide täuschten sich. Manta begriff jetzt, was sie von Renan getrennt hatte; sie war empört, daß man wagte, seiner Liebe Bedingungen vorzuschreiben und war entschlossen, alle Gefahren und Entbehrungen seines Lebens zu theilen. Das Renan ihrer Liebe nicht mehr vertraute, that ihr weh, aber er hatte sie solange nicht gesehen — sie war gewiß, daß er sie verstehen würde, sobald sie sich wieder begegneten, und sie hoffte auf dies Zusammentreffen von einem Tage zum andern.

Aber Renan kam sogar zur Messe nicht mehr nach Ustariz, Paona sagte, er wollte mit den Grenzwächtern nur zusammenkommen, wo er im Stande wäre, Rache zu nehmen, und Manta kam zu der Ueberzeugung, daß sie den Geliebten im Gebirge aufsuchen mußte — in seinem Hause konnte sie Paona's wegen nicht mit ihm sprechen.

Sie erinnerte sich, daß er ihr von seiner Verehrung für die Mutter Gottes von der Gemsentreppe erzählt hatte, und nun meinte das Mädchen, es würde für sie beide am besten sein, wenn sie Renan unter den Augen dieser Gnadenreichen spräche. Um sich ihren Schutz zu sichern, gelobte ihr Manta zwölf Vaterunser und zwölf Ave-Maria, eine Wachskerze und ein silbernes Kreuzchen. Die alte Urraca wurde zur Vertrauten des Gelübdes gemacht, und sobald Hiriart und Larry einmal wieder zum Markte nach Bayonne ritten, traten die Frauen ihre Wanderung an.

Bald lagen Ortschaften, Gärten, Felder und Wiesen hinter ihnen, der Weg zog sich an immer schroffern Abhängen empor, wo Wald und Haide miteinander abwechselu, bis endlich auch diese verschwinden, um kahlen Felsmassen, Gießbächen und Schneelagern die Herrschaft zu überlassen.

Urraca murrte und klagte, aber Manta beachtete weder den Jammer der Alten noch den Wechsel der Umgebung und die Beschwerden des Wegs. Sie dachte nur an das Zusammentreffen mit Renan, machte sich auf jede mögliche Wendung des Gespräches gefaßt, glaubte ihres Muthes wie ihrer Geistesgegenwart sicher zu sein und war fest überzeugt, daß sie alle seine Bedenklichkeiten besiegen würde. An seiner Liebe zweifelte sie nicht, denn er hatte den Zustand seines Herzens ebenso wenig zu verbergen gewußt als sie selbst.

Ohne Hindernisse gelangten die Frauen nach mehrstündiger Wanderung ans Ziel. Manta erkannte die kleine Felsennische, die ihr Renan oft beschrieben hatte, und das hölzerne Standbild der Jungfrau, das durch Schneewehen und Stürme jedes Schmuckes beraubt war — und doch hätte sie gern gezweifelt, an der rechten Stelle zu sein, denn der Erwartete, den sie durch den Beistand der Mutter Gottes sicher hier zu finden glaubte, war nicht da! Aber sie faßte sich bald; er konnte noch kommen, mußte kommen, wenn es ihr gelang, die Mutter Gottes von der Gemsentreppe zu rühren. Sie legte das silberne Kreuzchen auf den Steinblock nieder, der das Gnadenbild trägt, zündete die schöne zweipfündige Wachskerze an und kniete nieder, um die versprochenen Gebete herzusagen.

Aber die zwölf Ave-Maria und die zwölf

Vaternoster waren gesprochen, und keine menschliche Gestalt zeigte sich zwischen den Granitblöcken der Gemsentreppe, wie einer der schwierigsten, nur den Eingeborenen zugänglichen Pässe genannt wird, die aus den Hochthälern der nördlichen Gebirgsseite nach Spanien führen.

„Wir müssen ausruhen!" sagte Mayta geduldig und setzte sich mit ihrer Begleiterin im Schatten der Felswand nieder. Die Sonne stieg höher und höher, erleuchtete die Schluchten und Schründe neben und über ihnen, aber Mayta sah nichts als die vorüberziehenden Wolken und hörte nichts als das Brausen des Gletscherbachs, der in Cascaden von einer Felsstufe zur andern sprang.

Urraca fing an vom Heimwege zu sprechen; der armen Mayta sank der Muth, sie legte den Kopf in die Hände und weinte bitterlich. Die alte Dienerin blickte verwundert und rathlos auf das junge Mädchen. „Laß uns gehen!" sagte sie endlich, „ich fürchte mich in dieser Einsamkeit."

„Ja, laß uns gehen!" rief Mayta, sprang auf und begann zu Urraca's Entsetzen die Gemsentreppe hinaufzuklettern. Sie hörte nicht auf die Bitten der Alten, die ihr nicht folgen konnte; sie sah sich nicht um und achtete nicht darauf, daß sie Kleider und Hände am scharfen Gestein zerriß, zwischen dem sie sich springend, rutschend und kletternd hinwand.

„Wohin gehst du?" fragte plötzlich eine traurige Stimme. Es war Paona, die von der Höhe herunterkam.

„Ich will Renau sehen", antwortete Mayta; „wo ist er?"

„Also habt ihr's schon gehört?" fragte die Alte wieder. „Aber warum ist der Aamsa-ayassa nicht selbst gekommen? Oder haben sie dich geschickt, weil sie meinen, ich würde dir leichter verrathen, wo er ist, damit sie ihn finden?"

„Es ist niemand hier, der ihn sucht, als ich allein", sagte das junge Mädchen; „und ich denke, daß ich ihn auch ohne dich finden werde." Dabei fing sie wieder an zu klettern und rief den Namen des Geliebten, so laut sie konnte. Paona eilte ihr nach und hielt sie zurück.

„Du wirst die Wächter herbeirufen", sagte sie zornig, „noch ein lautes Wort und ich stoße dich in den Abgrund; dann können Hiriart und Paona zusammen um ihre Kinder weinen."

„Er ist todt?" schrie Mayta entsetzt.

„Wie, du weißt noch nichts? Du bist vielleicht mit ganz andern Hoffnungen gekommen?" sagte Paona. „Geh' mit mir, du sollst Renau sehen."

Sie wendete sich seitwärts und führte das zitternde Mädchen bald hinauf, bald hinab, über Schneelager und durch Felsenspalten. Endlich erreichten sie eine Art Plateforme, die von Abgründen umgeben und auf einer Seite von einem Felskegel überragt ist, dessen Klüfte dem Adler und dem Bären zum Schlupfwinkel dienen.

„Dies ist das letzte Asyl, das dein Vater und seine Freunde dem Basken gelassen haben", sagte Paona, indem sie Mayta zu einer dieser Höhlen führte. Schaudernd bemerkte das Mädchen frische Blutspuren am Boden, und endlich erblickte sie Renau's Gestalt, die auf blutbefleckten Waarenballen gebettet lag. Sie lief zu ihm hin, fiel auf die Knie und beugte sich weinend über ihn.

„Ist der Pfarrer gekommen?" fragte der Verwundete, der mit geschlossenen Augen dalag. Mayta konnte vor Schluchzen nicht sprechen. Paona erzählte, daß sie auf halbem Wege umgekehrt wäre, um das Mädchen zu führen.

Jetzt erkannte Renau die Knieende; er versuchte zu lächeln, bat Mayta, die Qual des Abschiedes nicht zu verlängern, und ihm so schnell als möglich den Pfarrer zu senden, damit er als Christ sterben könne.

„Du wirst nicht sterben", rief Mayta, „Larry wird dich holen, und ich werde dich pflegen, bis du —"

„Bis ihn dein Vater ins Gefängniß schickt, nicht wahr?" fiel Paona ein, „laß ihn sterben, Mädchen, das ist für ihn und für uns das Beste, denn sieh", fuhr sie mit der Ruhe der Verzweiflung fort, „er würde doch ein Krüppel bleiben sein Leben lang; würde nie mehr Gemsen jagen oder zum Schrecken seiner Feinde mit der Büchse durchs Gebirge streifen — und wenn sie ihn fangen, wehrlos wie er jetzt ist, weißt du, was sie dann thun? Sie schicken ihn auf die Galeeren!"

„Sei ruhig, Paona, ich werde nicht in ihre Hände fallen!" sagte der junge Mann; Mayta blickte fragend von einem zum andern.

„Dein Vater wird sagen, daß es so kommen mußte", fuhr Paona fort, „gestern hat Renau einen von den Grenzwächtern verwundet — möchte die Seele des Hundes zur Hölle fahren! Dann haben ihm die andern aufgelauert und es ist eine böse Stunde für Gruchatty gewesen, denn die Kugeln seiner Feinde haben ihm den rechten Arm und die Brust zerschmettert. Die Büchse ist ihm entfallen und endlich hat der kaum geheilte Fuß während der Flucht den Dienst versagt. Als ich ihn fand, lag er halbtodt zwischen den Felsen,

mit Mühe habe ich ihn in dies Versteck geschleppt, damit er wenigstens in Ruhe sterben kann. Sage ihm Lebewohl, Mayta, und bete für seine Seele!"

„Er wird nicht sterben, er soll nicht!" rief Mayta wieder, „wir wollen ihn pflegen und für ihn arbeiten, mein ganzes Leben soll ihm gehören."

„Ein herrliches Dasein für einen Cruichatty!" sagte Paona verächtlich, „hast du nie gehört, daß unsere Vorfahren ihrem Leben freiwillig ein Ende machten, um den Beschwerden des Alters oder der Schande zu entgehen? Renau ist ein Basske und wird niemals verlangen, als Krüppel oder als Bettler zu leben!"

„Renau, sag', daß du für mich leben willst, oder laß mich mit dir sterben", bat Mayta.

„Du wirst leben und Larry glücklich machen", erwiderte Renau. Sein Gesicht zuckte; er schien furchtbar zu leiden und bat Mayta wiederholt, ihm den Beichtiger zu schicken.

Aber das arme Mädchen konnte sich nicht von dem Geliebten trennen. Es war ihr, als müßte sie ihn vor Paona's Wildheit schützen und sie fühlte sich gleichsam von Gefahr befreit, als diese fortging, um den Geistlichen zu rufen. Sie betete zur Mutter Gottes von der Gemsentreppe, empfahl den Geliebten ihrem wunderthätigen Schutze, gelobte der Kirche von Ustariz ein goldenes Gnadenbild für seine Genesung, und war endlich überzeugt, daß die Heiligen ihr das Glück ihres Lebens erhalten müßten.

Aber die Zeit der Glaubenswunder ist vorüber. Als Paona mit dem Geistlichen zurückkam, war Renau so schwach, daß er kaum im Stande war, seine Beichte abzulegen. Darauf empfing er die Sterbesacramente und hauchte in Paona's Armen seinen Geist aus. Mayta warf sich jammernd über die Leiche; der Mantel fiel von dem zerschmetterten Körper und die Umstehenden sahen mit Grausen, daß der Verstorbene sein Leben durch Leben des Verbandes freiwillig geendet hatte.

Mayta verlor die Besinnung; der Priester ging, nachdem er das De profundis gesprochen hatte. Urraca war nach Ustariz geschickt worden, um Hiriart zu benachrichtigen, und so war es Paona allein, die in der schrecklichen Nacht an der Leiche ihres Lieblings wachte und betete.

* * *

Renau's Jugendgenossen haben seine irdischen Reste auf dem Friedhofe von Ustariz begraben. Hiriart hat seinem Andenken ein Marmorkreuz gesetzt, Mayta für das Heil seiner Seele eine ewige Lampe gestiftet und es hat lange gedauert, ehe Larry an den Spielen und Kämpfen der Jugend wieder theilnehmen mochte. Aber welcher Schmerz wäre ewig, welcher Verlust unersetzlich? Die baskische Jugend hat andere Helden und Führer; Mayta ist Larry's glückliches Weib; Hiriart ist zufrieden, daß ihre Kinder den wilden Sinn Cruichatty's nicht geerbt haben, und seit Paona ihrem Lieblinge gefolgt ist, ist des Gemsenkönigs Leben und Tod nur „eine Geschichte", die man sich abends am Kaminfeuer erzählt.

A. Scheibe.

Die Geisteswelt der Thiere.

Von Fr. Friedrich.

II.

Ein zweiter Unterschied zwischen der menschlichen und thierischen Seele, welche der letztern eine unübersteigbare Schranke entgegenstellt und ewig ein Vorrecht des Menschen bleiben wird, ist das Selbstbewußtsein und die Persönlichkeit als die nothwendige Folge desselben.

Selbst hierdurch ist der Ausspruch, daß der Unterschied zwischen menschlicher und thierischer Seele nur ein quantitativer sei, noch nicht umgestoßen. Das Selbstbewußtsein ist nicht eine besondere, für sich bestehende Kraft des Geistes, sondern eine Erscheinung, welche an das Zusammenwirken der menschlichen Geisteskräfte gebunden ist und erst mit einer gewissen Entwickelungsstufe derselben zum Vorschein kommt. Das kleine Kind hat kein Selbstbewußtsein; es entsteht bei ihm erst allmählich, wenn seine übrigen Geisteskräfte schon eine gewisse Stufe der Entwickelung erlangt haben, und es steigert sich, je mehr diese Entwickelung weiter schreitet. Auch das Thier würde Selbstbewußtsein haben, wenn es möglich wäre, seine sämmtlichen Geisteskräfte bis zu einer gewissen Stufe harmonisch auszubilden.

Der Mangel des Selbstbewußtseins übt aber auf die Geistesthätigkeiten der Thiere einen bei weitem größern Einfluß aus, als es auf den ersten Blick scheint. Der Mensch setzt infolge des Selbstbewußtseins sein Ich der ihn umgebenden Welt entgegen, er fühlt sich als dieses Ich, als Person. Durch das Selbstbewußtsein ist der Mensch in den Stand gesetzt, abstracte Schlüsse zu ziehen und überhaupt abstract zu denken; durch dasselbe ist es ihm allein möglich geworden, sich bis zu dem höchsten abstracten Begriff zu erheben und an einen Gott oder eine Gottheit zu glauben. Eine unendlich hohe und weite Geisteswelt ist da-

durch für ihn eröffnet; er betritt das Gebiet des Forschens und der Wissenschaft.

Dies alles ist für das Thier unmöglich. Seine Geisteswelt ist eine durchaus concrete. Es vermag keine Begriffe zu bilden, weil jeder Begriff eine Abstraction in sich schließt, sondern kann sich nur concrete Bilder und Vorstellungen machen. Es ist durchaus nothwendig, dies bei der Betrachtung der thierischen Seelenthätigkeiten streng festzuhalten, so schwer es auch oft werden mag. So hat man eingeworfen, das Thier müsse sich nothwendig Begriffe machen können, weil seine unbestreitbare Furcht vor Strafe ein Bewußtsein des Rechts oder Unrechts voraussetze und bedinge. Dem ist aber nicht so, wie ein Beispiel am leichtesten zeigen wird. Hat ein Hund wegen irgendeiner Unart Schläge bekommen, so wird er in dem Falle, daß er sich verleiten läßt, dieselbe Unart noch einmal zu begehen, in den meisten Fällen Unruhe und Furcht vor Strafe zeigen. Es ist ihm aber keineswegs das Unrecht, das er begangen hat, zum Bewußtsein gekommen; er hat sich noch weniger einen Begriff davon gemacht, sondern sein treues Gedächtniß führt ihm bei der wiederholten Unart das Bild des Stocks vor und die Schmerzen, welche ihm derselbe schon einmal, wenn nicht öfter, bereitet hat.

Wollte man den Thieren ein Bewußtsein und den Begriff des Rechts oder Unrechts zugestehen, so hätte man sie damit auch auf das Gebiet der Moral hinübergezogen und nothwendig müßten die Consequenzen, welche daraus folgten, noch weiter führen und den Theologen eine nicht geringe Angst und Verlegenheit bereiten.

Weil die Thiere kein Selbstbewußtsein haben, haben sie auch kein Gefühl der Persönlichkeit. Deshalb können sie auch keine abstracten Begriffe und Schlüsse bilden und nicht in abstracter Weise denken; deshalb gibt es für sie keine Moral und deshalb können sie sich auch nie zu dem Begriff eines höhern Wesens, eines Gottes, erheben. Schon Sokrates erkannte dieses, denn er sagte: „Die Thiere beten zu keinem Gott."

Alle übrigen Geistes- oder Seelenthätigkeiten finden wir bei den Thieren und einzelne derselben sind zuweilen bis zu einer staunenswerthen Höhe ausgebildet. Diese Thätigkeiten und Kräfte machen die Geisteswelt des Thieres aus und diese ist bei den Thieren der höhern Bildung keineswegs eine geringe und öde. Alle Affectionen des Gemüths, Freude und Schmerz, Zorn, Furcht, Schreck, Liebe, Haß, Mitleid, Schadenfreude und Neid, treten abwechselnd auf und wir wissen, bis zu welcher leidenschaftlichen Höhe sie meist gesteigert werden. Alle einzelnen Thätigkeiten der Denkkraft: Unterscheidung, Aufmerksamkeit, Erfahrung, Erinnerung und Einbildungskraft, bilden Factoren in dem Seelenleben der Thiere.

Obgleich wir aber all diese einzelnen Kräfte und Thätigkeiten kennen, ist es dennoch schwer, uns ein deutliches Bild von der Geisteswelt der Thiere zu machen. Wir können sie mit der unsrigen nicht vergleichen, weil darin das Selbstbewußtsein eine außerordentlich wichtige Rolle spielt, und vermögen uns kaum ein Leben ohne Selbstbewußtsein vorzustellen. Von dem geistigen Leben eines kleinen Kindes, dem das des Thieres am meisten gleicht, können wir uns gleichfalls kein Bild machen, obschon wir es einst selbst durchlebt haben. Betrachten wir aber die Geisteswelt der Thiere genauer, so finden wir auch in unserm Leben Zustände, welche ihm gleichen. Dem Thiere fehlt das Selbstbewußtsein und auch bei dem Menschen hört dasselbe zu bestimmten Zeiten, nämlich im Schlafe und Traume und bei einigen Krankheiten, auf. Während dieser Zeit sind nämlich die Ganglionnerven vorzugsweise thätig und haben ein Uebergewicht über die Functionen des Hirns und Rückenmarks erlangt. Alle diejenigen Geisteskräfte, welche unter dem Einfluß der Ganglionnerven stehen, bleiben auch während des Schlafs thätig. In unsern Träumen ist die Erinnerung und Einbildungskraft vorzugsweise thätig, wir vermögen zu unterscheiden und uns Bilder zu machen. Verstand und Klugheit sind in Wirksamkeit, aber das Selbstbewußtsein fehlt durchaus. Wir vermögen uns von den Bildern und concreten Traumvorstellungen nicht zum abstracten Begriff zu erheben; wir sind nicht im Stande, uns zu sagen, daß unsere Traumvorstellungen eben nur ein Werk des Traums sind und daß wir zu der uns umgebenden Welt in einem ganz andern Verhältniß stehen, als die Traumphantasie es uns vorspiegelt.

Diesem Traumleben des Menschen gleicht die Geisteswelt der Thiere in vielfacher Beziehung. Sagen wir doch selbst vom Menschen, daß er während des Schlafs in den embryonischen, also in den thierischen Zustand zurückkehrt.

Nur der Unterschied herrscht zwischen dem menschlichen Traumleben und der Geisteswelt der Thiere, daß bei diesen die Sinne in voller Thätigkeit sind, während sie beim Menschen im

Schlafe fast gänzlich unempfindlich sind. Es folgt daraus, daß das geistige Leben der Thiere weit mehr von den äußern Einflüssen abhängig ist und daß das Gebiet ihrer Einbildungskraft ein weit beschränkteres ist als im Traume des Menschen. So durchaus phantastisch und willkürlich, wie unsere Träume oft sind, kann die Geisteswelt der Thiere nicht sein; sie wird träger, aber doch ruhiger und deutlicher sich gestalten.

Es wird dem Menschen nie gelingen, einen vollständig klaren Blick in das thierische Seelenleben zu thun, obwol die aufmerksame und nähere Betrachtung der einzelnen Geistesthätigkeiten manches Licht auf dieselben wirft. Hier würde es zu weit führen, wollten wir auf diese Thätigkeiten und Kräfte näher eingehen. Vielleicht ist es uns späterhin gestattet, einige derselben hervorzuheben, um an ihnen zu zeigen, wie weit die Grenze der thierischen Geisteswelt reicht und wie sie oft dem echt Menschlichen so außerordentlich nahe tritt.

Keinem Zweifel unterliegt es aber, daß bisjetzt das Geistige in den Thieren viel zu wenig beobachtet ist, und doch ist diese Beobachtung so außerordentlich lohnend. Es wird indeß einst die Zeit kommen, in welcher auch die Thiere, dem Menschen gegenüber, in ihre vollen sittlichen Rechte eintreten und als Wesen geachtet werden, die an dem höchsten Gute des Menschen Theil haben.

Daß die geistigen Kräfte bei den verschiedenen Thiergattungen sehr verschiedenartig vertheilt sind, braucht kaum noch erwähnt zu werden, ebenso wenig, daß das oben Gesagte nicht oder doch nur in sehr beschränktem Maße von den Thieren der niedrigsten Stufen gilt. Es versteht sich ja von selbst, daß z. B. die Infusionsthierchen, welche sich kaum über die Pflanzen erheben, auch in geistiger Beziehung dieselbe Stufe einnehmen. Die geistigen Fähigkeiten und Kräfte gehen mit Vervollkommnung der körperlichen Organisation Hand in Hand, denn der Körper ist ja der Stoff, an welchen die geistigen Kräfte gebunden sind.

Man hat einigen Thiergattungen der untern Klassen, z. B. den Bienen, eine hohe Stufe der geistigen Entwickelung eingeräumt, aber zum großen Theil mit Unrecht, weil man keine bestimmte Grenze zwischen dem natürlichen, angeborenen Instinct und der freien Geistigkeit gezogen hatte. Den natürlichen Instinct finden wir aber gerade bei vielen Insekten in bewundernswürdiger Schärfe und Feinheit ausgebildet.

Je mehr sich ein Thier seiner körperlichen Organisation nach dem Menschen nähert, um so näher steht es ihm auch in geistiger Beziehung, um so größeres Recht hat es zu fordern, daß es von ihm als ein jüngerer Bruder angesehen und behandelt werde; als ein Kind, das noch auf der ersten Stufe seiner geistigen Entwickelung steht.

„Das Heer von Thierseelen", sagt Jean Paul, „mache nicht gegen sie und das Leben gleichgültig und man schließe von der Menge der Seelen nicht auf die Geringfügigkeit der Seelen, wie wir mit Sand und Staub thun! Kein kleines Leben ist vergeblich!"

Pariser Briefe.

I.

Wenn deutsche Blätter die Meinung zu verbreiten suchen, daß der gesellschaftliche Zustand in Paris jetzt, infolge der durch das Attentat herbeigeführten strengen Polizeimaßregeln, fast unerträglich sei und daß der Verkehr, das öffentliche Leben dieser Weltstadt sichtlich unter diesem Druck leide, so ist dies vielleicht in der Tiefe richtig, für die Oberfläche aber noch nicht sichtbar geworden.

Der Franzose wie der Fremde, soweit er hier harmlos, nur genießend lebt und sich jeder politischen Tendenzversuche und Ausfprüche enthält, genießt die pariser Herrlichkeiten ungestört wie früher und wird nie eine lästige Ueberwachung weder seiner Person noch der Gesellschaft, in welcher er sich bewegt, bemerken, obwol dieselbe gewiß in höchst vollkommener Weise organisirt ist, so vollkommen, als nur je die Sage das steinerne Ohr des sicilischen Tyrannen erfinden konnte, womit er seine Feinde unter den Bürgern von Syrakus belauschte.

Der beste Beweis für diese letzte Behauptung mag die Thatsache sein, daß unter den Verwundeten des 14. Januar 70 öffentliche und geheime Polizeiagenten waren, die in der Nähe der Großen Oper, freilich in dem belebtesten Theile der Stadt, aufgestellt waren oder wie die andere Menge lustwandelten.

Dann aber und vor allem ist das Bedürfniß und die Sucht nach dem Vergnügen hier viel zu groß, um den Pariser von seiner flanirenden und stete Abwechselung liebenden Lebensweise dauernd abzuschrecken — eine Leidenschaft, die er mit vielen andern Großstädtern theilt, nur daß nirgends dafür auch so viel Nahrung vorhanden ist als hier. es ist ein Strudel, der mit jedem neuen Tage auch neu hervorzubrechen scheint.

Die erste Frühlingstoilette von Paris ist jetzt

vollendet, Baum und Strauch grünen und in der Gesellschaft sieht man bestimmte Formen der Kleidung, bei den Herren wie bei den Damen, sich sehr regelmäßig wiederholen. Das Leben in den Salons dagegen erwattet schon, die Gesellschaften beschränken sich in der vornehmen Welt nur noch auf die Empfangstage bei den Ministern, höhern Staatsbeamten und Gesandten; kleine Soiréen werden nicht mehr ohne besonders dringende Veranlassungen gegeben. Dafür findet die gute Gesellschaft jetzt ihr zahlreich besuchtes Stelldichein in den Nachmittagsstunden von 2—6 Uhr in den Champs-Elysées und noch mehr im Bois de Boulogne. Die Summe aller Feinheit, des Luxus und der Pracht in schönen Wagen und Pferden wie in reichen, geschmackvollen Damentoiletten kann man in den erstern an sich vorüberziehen sehen, wenn man von den zwei Reihen Stühlen, die längs der großen Avenue der Champs-Elysées aufgestellt sind, sich einen kauft und dann nichts weiter thut als die Augen öffnet. Dafür gibt es übrigens nicht wenig Liebhaber. Am besuchtesten ist die Promenade von 4—6 Uhr; in dieser Zeit kann man stets gewärtig sein, die Kaiserin im offenen, vierspännigen Wagen mit zwei Vorreitern, grüne Livree mit Gold, eine Hofdame links neben sich, nach beiden Seiten hin freundlich grüßend, zu sehen. Man würde ihre Equipage in dieser Wagenfülle kaum erkennen, wenn ihr nicht alle andern schnell ausweichen. Zuweilen erscheint auch der Kaiser im zweispännigen Wagen, einen Adjutanten neben sich, im Oberrock und selbst fahrend, wie alle vornehmen Herren. Kaum bemerkt im Publikum, ist er auch schon wieder verschwunden. Das „Kind von Frankreich" aber erregt jedesmal einen Sturm unter den Kindermädchen, die sich echelonsweise dort bewegen und deren Zahl nur mit den Feuerfanen einen Vergleich aushält. Durch die roth und weißen Fähnchen der Lanciers, die den Wagen des Prinzen beständig umgeben — rechts am Wagen reitet sein Gouverneur, links der commandirende Offizier mit gezogenem Säbel —, wird er schon in der Ferne wahrgenommen; mit unbeschreiblicher Hast drängt alles nach dem Fahrweg und man hört einstimmig: „Ah, qu'il est gentil!"

Die großen Abendgesellschaften waren in der letzten Woche die Nachzügler der Wintersaison. Ein Ball bei dem Herzog von Bassano, bei welchem das diplomatische Corps fast vollständig vertreten war, und am Sonnabend bei dem neuen Minister des Innern, dem General Espinasse, welcher durch die wundergleiche Ausstattung seines Palastes und den Glanz einer auserlesenen Gesellschaft die allgemeinste Bewunderung hervorrief.

Die letzte große öffentliche Festlichkeit war der Ball, welchen der Senator und Seinepräfect Baron Haußmann — der Viel-, nicht eben rühmlich Genannte — im Namen der Stadt Paris am Mittwoch den 28. April im Hotel-de-Ville gab. Das Fest war nicht sowol eine Vereinigung der guten Gesellschaft, als vielmehr ein officieller Empfang bei der höchsten Communalbehörde. Vom Hofe war niemand, von der Diplomatie nur wenige Mitglieder anwesend, obgleich sehr zahlreiche Einladungen gerade an die letztere ergangen waren. Niemand weiß, woher diese Bälle stammen, aber es ist jetzt Observanz geworden, drei bis vier derselben im Laufe des Sommers zu geben. Die Franzosen wundern sich selbst darüber und meinen, es sei eine englische Mode, die man angenommen, da bekanntlich die Engländer ihren Carneval nicht im Januar und Februar, sondern im April und Mai hätten. Andere — und das sind schon mehr Politiker — meinen, die Municipalität wolle mit diesen Festen sich der pariser Gesellschaft wie den Fremden angenehm machen und dem Handwerkerstande Geld zu verdienen geben, nach dem kaiserlich socialistischen Grundsatze: das Geld zu verschwenden, um die „ouvriers" in Ruhe und Behaglichkeit zu halten. Das Local wird zu diesen Bällen jedesmal neu decorirt und zwar in einer Weise, daß selbst die in Pracht und Geschmack verwöhnten Pariser immer von neuem darüber erstaunen.

Der Haupteingang in den Festschauplatz war von der Seite des Saales St.-Jean nach der Place Lobau. Riesenfontainen, welche sich unten an der Marmortreppe befanden, waren so decorirt, daß sie Laubgrotten darstellten. Die Fontainen stiegen an den breiten Marmorstufen empor, die aus dem Marmorhof in den Saal St.-Jean führen, und fielen schleierartig herab, durchleuchtet von einem blendend weißen Gaslicht, das geschickt inmitten der Menge exotischer Pflanzen verborgen war. In dieser wunderbar reizenden Decoration bewegten sich in den reichsten Toiletten die Damen, strahlend von Diamanten und Rubinen, die neugestiftete Soldatenaristokratie in glänzenden Uniformen, das reiche Bürgerthum und eine Unzahl Fremder. Man konnte sitzend, ohne Ermüdung diese großartige Versammlung von fast 6000 Menschen aller Stände, aller Länder in fortwährenden

Wandlungen an sich vorüberziehen sehen. Man tanzte in drei Sälen nach den Klängen von drei guten Orchestern. Der Platz war nicht zu beschränkt, denn die Räume sind zu ausgedehnt, außerdem regelten an den Thürflügeln stehende Diener Geben und Kommen dieses Menschenstroms. In solchen Anordnungen, vom Höchsten bis zum Kleinsten, sind die Franzosen Meister, es sind geborene Festordner. Der Präfect empfing selbst mit seiner Schwägerin oder Schwester die Eintretenden, geschmückt mit dem Stern zum Rothen Adlerorden, den er neulich empfangen, sich verbindlich nach dem Befinden seiner Gäste erkundigend. Man sagt, er sei infolge der erhaltenen Auszeichnung sehr aux petits soins für alle Preußen. Ueber seinen häuslichen Zwist, der durch alle Blätter des Auslandes gelaufen, ist man nicht im Klaren; die Lesarten sind so verschieden, daß die Wahrheit schwer zu ermitteln ist. Der Kaiser, sagt man, hat ihn wegen seiner Gewandtheit im Anordnen theatralischer Aufzüge und Feste liebgewonnen und braucht ihn so; natürlich, daß das byzantinische Kaiserthum wie das heutige kann ein Talent nicht geringschätzen, welches sich auf den Humbug der „öffentlichen Spiele" versteht.

(Ein zweiter Brief demnächst.)

Anregungen.

Die Erneuerung der deutschen Poesie.

Alt ist die Klage von dem Hinschwinden der poetischen Kraft, der schaffenden wie der empfangenden; der Mangel außerordentlicher Kunstwerke, das dilettantische Arbeiten der vielen minder Begabten, die Kühle und Theilnahmlosigkeit der Menge gegen dichterische Schöpfungen sollen es nach beiden Seiten hin bezeugen.

Verlange man doch nicht von Zeit und Menschen, was ihnen nicht gegeben, was ihre Wesenheit zerstören würde, wenn sie es besäßen!

Die Literatur eines Volks hat in seinen jeweiligen Bestrebungen, Ansichten, seiner politischen Herrschaft oder Ohnmacht ihre letzten Wurzeln, sie nicht als das nothwendige Product all seiner Strebungen schaffen bis zu diesem Zeitpunkt, sondern als eine freigeborene Tochter des Genius — und mit des Genius — zu betrachten, ist die Sache einer schönen, aber blinden Begeisterung, nicht das Resultat der historischen Forschung. Oder glaubt man, das Lied Homer's sei möglich gewesen, ohne daß vor ihm tausend namenlose Sänger ihre Leyern gestimmt und zerbrochen, ohne daß vor ihm ein namenloses Volk von Helden und Weisen den schönen Staat gegründet und Ilion zertrümmert? Wenn somit alle Kunst im Grunde ihrem Inhalt wie ihrer Form nach von gegebenen Bedingungen des Volkslebens, der Zeitströmung, der erlangten Uebung abhängig ist, wie kann man unserer Epoche so herb den Mangel eines Dante, Shakspeare oder Goethe vorwerfen? Ihr Charakter ist wesentlich ein kritischer, grübelnder, versuchender; was die Vorläufer des Columbus auf dem Ocean suchten — eine neue Straße nach Indien, den Aufschluß einer neuen Welt, das versucht sie in allen Gebieten des Lebens. Warum ihr immer den Vorwurf machen, daß sie noch in keinem einen Columbus gehabt? Welche Schätze hat sie trotzdem nicht den Künsten zugeführt! Oder soll die Einführung der realen Wirklichkeit, die tiefere und ergreifendere Darlegung von Seelenzuständen, als sie je vor diesen Tagen ein Poet gewagt, die Schilderung des geschichtlichen Nebeneinander in der Poesie nur darum für keine Eroberung gelten, weil nicht Rafael oder Michel Angelo sie gemacht? Diese Wege müssen weiter durchschritten werden; nur an ihrem Ende kann sich eine neue Welt der Poesie finden.

Wir theilen darum die Ansicht Dr. Kruger's nicht, deren wir schon einmal (N. F., Bd II, Nr. 29 der „Unterhaltungen") erwähnten, daß die deutsche Literatur aus dem Orient das Prioprincip ihrer Erneuerung holen solle. In einem neuen Artikel seiner „Nordischen Blätter" bezeichnet er uns sogar die Dichter und Dichtwerke, deren Einwirkung die „Keime, die in unserm nationalen Talent ausgestreut liegen", nähren und zur Gestaltung bringen könnten. Es sind die indischen Epen und das „Schahnameh", das Königsbuch des Ferdusi. Von letzterem rühmt Kruger, daß „Ilias, Odyssee und Nibelungenlied als einzelne Episoden darin Platz finden könnten", daß endlich „sein Gehalt an und für sich schon durchaus der Richtung und den Bedürfnissen unseres Zeitalters entspräche".

Gestützt auf seine Kenntniß der orientalischen Sprachen, des morgenländischen Lebens wird Kruger zweifellos die Schönheiten des Details, des Rhythmus tiefer und wärmer empfinden als der Laie in diesen Dingen, der sich mit einer Uebersetzung begnügen muß; aber ein Urtheil über den Inhalt, die Gesammtauffassung wird auch diesem freistehen. Und da wird der plastische Sinn des Europäers sich ewig von diesen Kolossen, diesen elefantengleichen Helden zu Achilles und Hektor, zu Helena und Andromache zurückwenden, zu den Formen, worin die Schönheit ihren Begriff und ihr Maß gefunden. Der Orient versteht nur das Erhabene oder das Reizende der Schönheit, nicht ihre eigenste Wesenheit, wie sie die Venus von Milo oder die Sixtinische Madonna zeigen,

seine Heroen sind, wie Löwen oder Nilpferde, mit denen er sie so gern vergleicht, von unglaublicher Stärke, von bewundernswürdigem Muth; es fehlt ihnen sogar eine Ader von Ritterlichkeit nicht, die freilich, selbst bei Firdusi, oft an das ungeschlachte Walten unserer Riesen im Märchen erinnert; allein wie weit ist dies alles von jener Individualisirung, jener bei allen Wundern doch so begreiflichen Menschlichkeit des Agamemnon, des Odysseus, die selbst in ihrer letzten künstlerischen Abschwächung bei Torquato Tasso noch einen Tancred und eine Clorinde schaffen kann. Gewiß zählt Firdusi unter die größten und außerordentlichsten Poeten der Welt; die Schilderung des Kampfes zwischen Rustem und Sohrab, Vater und Sohn, hat vielleicht noch eine ergreifendere Schwermuth, ein größeres Pathos als der Fall des Hektor beim Homer, die wunderbare Melancholie, die der große Dichter über die Perle seines Liedes hingehaucht, wird in jedem Herzen und zu allen Zeiten widerklingen; nur schätze man seinen Genius nicht seinem Urtheile, die Kraft seiner Phantasie, den Wohllaut seines Wortes seinem Compositionstalente gleich. Das „Königsbuch" ist mit seinen hunderttausend Versen, als Ganzes betrachtet, eine Reimchronik der persischen Heldenzeit, die vor jeder historischen Forschung liegt und für uns nichts als das eine Moment des Kampfes zwischen Hirten und Ackerbauern in unendlichen Variationen fixirt. Jeder Unbefangene, der nur einmal eine Reimchronik des Mittelalters aufgeschlagen, wird die Aehnlichkeit beider — als Composition natürlich — herausfühlen. Ein Gefecht folgt dem andern, sie lösen sich ab in Kämpfen und Thaten, hier wird ein tragisches Ereignis, dort die Feier einer Hochzeit erzählt; eins entwickelt sich wol aus dem andern, nur ohne jenen künstlerisch zwingenden Verlauf, wie ihn die Ilias, das Nibelungenlied, eine Tragödie Shakspeare's zeigen. Historischer Sinn kann sich nicht in einem Gedichte der Urzeit abspiegeln, deren genauere Kenntnis nie einem Sterblichen in geschichtlichen Lagen geworden; was immer die Quellen des Firdusi waren, bis zu den ersten Kämpfen zwischen Turan und Iran konnten sie nicht hinaufreichen, durch mehr als zwei Jahrtausende wechselvollster Schicksale mußten sie getrübt und verdunkelt sein. So ist das Bild Iran's im Geiste des Firdusi nur durch Reflexion entstanden, der prächtige, genußreiche Hof der ghasnewidischen Sultane, ihre ritterlichen, auf den Feldzügen nach Indien berühmt gewordenen Helden — meist waren es fremde, turkomanische Reiteroffiziere, muthig, aber auch habsüchtig und prahlerisch wie alle Abenteurer, um auch das zu sagen — wandelten sich in der dichtenden Phantasie zu dem Palaste des Kai Kobad und Afrasiab, zu Sal und Rustem und Jenem um; nicht anders sind Ariosto's und Tasso's Helden entstanden, ihre Urbilder lebten am Hofe zu Ferrara. Die Orientalen haben keine Geschichte, niemand wird die buddhistischen Legenden, die chinesischen Annalen mit diesem Namen ehren, und selbst als der Westen Asiens mit der europäischen Cultur zusammengestoßen in Spanien, Syrien, Aegypten, bleiben die geschichtlichen Erzählungen der Araber und Osmanen auf dem Standpunkte der Chronik. Was soll unsere Literatur von ihnen lernen? Die Kenntnis des Herzens? Sie haben keine Iphigenia, keine Andromache, weder Ophelia noch Gretchen. Die Tragik der Leidenschaften? Sie haben keine Tragödien. Geschichtlichen Sinn? Sie begreifen nur das Massenhafte und die absolute Herrschergewalt, nur den Fall eines Mannes, nicht den eines Staates, weil ihre Zustände seit Jahrtausenden sich in ihrem letzten Grunde gleichgeblieben.

Das Ungeheuerliche kann nicht der Gegenstand der modernen Kunst sein, die Vertiefung des Lebens wird sie aber nur aus seinen Zuständen, die Erkenntnis der Geschichte nur aus der Historie selbst lernen. Gegen die materialistischen Tendenzen und Interessen — wenn denn einmal eine Schutzwehr gegen sie gesucht werden soll — ist die Historie die letzte Burg des Ideals, weil sie unwiderleglich, zwingend das Walten des Genius beweist. Und wie in ihr, auf dem Gebiete der Malerei und der Bildhauerkunst, sich die kämpfenden Principien des Idealismus und Realismus gereinigt und versöhnt, sollte auch die Poesie sich zur rechten Erneuerung ganz ihr zuwenden, in der Verklärung der Geschichte ihren höchsten Zweck finden, ihre Befriedigung und ihren Ruhm.

Josef Rank.

Der diesjährige Jahrgang der „Libussa" bringt, außer einem saubern Stahlstichporträt des Dichters der Böhmerwald-Geschichten, auch einen Lebensabriß desselben.

Josef Rank ist 1815 im Böhmerwald, und zwar im Dorfe Friedrichsthal, geboren. Sein Vater war Bauer und manche unserer Leserinnen schläft vielleicht auf den von dem alten Rank in alle Welt geschickten Bettfedern, denn wir hören, daß er halb Hessen, Preußen, Schwaben und die Niederlande versorgte. Die Mutter Rank überblickte mit der Zeit eine Reihe Kinder, deren Zahl das schon stattliche Dutzend nach und nach um die goldene Dreizahl noch vermehrte. Der Seppel zeichnete sich vor den Geschwistern durch den Besitz einer Geige aus. Da Apoll von manchen Malern mit diesem Wahrzeichen seiner Kunst abgebildet wird, so ist die Vermuthung nicht ungerechtfertigt, daß, den Anhängern der Dorfgeschichten-Literatur zu Gefallen, das Schicksal schon hier dem kleinen Josef zu verstehen geben wollte, was Zeichens er sich dereinst würdig zu machen habe. Einstweilen ließ es ihn indessen sechs Jahre im Klattauer Gymnasium über der Erwerbung derjenigen Kenntnisse zubringen, welche ein für den Lehrstand sich heranbildender Oesterreicher nöthig hat. Eigenes Stundengeben half ihm dabei zur Erschwingung der die Mittel der Aeltern übersteigenden Kosten.

Im Jahre 1836 wanderte der Gymnasiast nach

Wien, um sich daselbst für seinen Beruf weiter auszubilden. Hier fand sich für ihn eine sehr annehmliche Stelle als Erzieher in dem Hause des Wiener Advocaten Herrn von Ploner. Außer der bildenden Geselligkeit des Familienkreises erfreute der junge Student sich noch mannichfacher Gelegenheiten, sich mit derjenigen Welt bekannt zu machen, welche jede selbstschaffende Künstlernatur am meisten anzuziehen pflegt: die Bühne. Shakspeare namentlich wurde ihm bekannt. Man begreift, wie groß der Schritt mit einem male war aus dem klösterlichen Gymnasium, noch voll der Eindrücke einer böhmerwalder Dorfjugend, plötzlich in das glänzende Leben und in die geistathmenden Räume des Burgtheaters!

Die ihrer Anlage nach weiche, schwärmerische Natur Rank's wurde denn auch durch diese mannichfachen Anregungen in diejenige Thätigkeit hineingetrieben, welche zu jeder Zeit contemplative Gemüther am glücklichsten macht: Widerspiegeln des Innern und Aeußern in poetischer Form, dichten.

Mit poetischer Entwickelung ist es eine eigene Sache. Häufig bringt mangelnde Theilnahme zur Selbstkritik, dann mag sie als Gunst des guten Genius gepriesen werden. Häufig schreckt sie ganz zurück, verstockt eine erst halb in Fluß gekommene Mittheilsamkeit, vergällt das Gemüth, stößt gewaltsam in andere Bahnen und bringt jene halb zu Worte gekommenen Naturen hervor, die ihren Beruf verfehlt zu haben glauben und nun zeitlebens mit Gott und aller Welt in Hader liegen. In Mangel an Erfolg solcherart bald fördernd, bald vernichtend, so bringt zu rascher Erfolg ähnliche Doppelgefahr mit sich und nur berufene Kraft trägt den dichterischen Lorbeer früh, ohne zu vergessen, daß er welkende Blätter hat und mit jedem Lebensabschnitt durch neue Kränze ersetzt sein will. Goethe war diesem verhängnißvollen Geschenk gewachsen. Bis in das Greisenalter ließ er nicht ab, der Vergänglichkeit des schönen Schmucks eingedenk zu sein und für frische Zweige aus den olympischen Hainen zu sorgen.

Es würde ungerecht sein, eine weit bescheidenere Thätigkeit durch das seltene Beispiel niederzudrücken, das wir als Ausnahme des ungewöhnlich frühen Erfolg hervorhoben. Dennoch wird der Verfasser der „Böhmerwald-Geschichten" mit uns beklagen, daß sein frühes Wandern auf plötzlich völlig gebahnten Wegen ihm jene mühsame Bergsteigerarbeit ersparte, welche die Kräfte stählt und eine zu üppige Zeitigung der Früchte weise zurückhält. Dank seinen Kinder- und Jünglingsjahren, dank so manchen Eindrücken einer einfach-natürlichen Umgebung, hat er einen Hintergrund für seine Erfindungen, welcher noch lange für das Schwächerwerden dieser letztern eintreten kann. Auch sein Publikum ist ihm gewiß, denn der Nachwuchs derjenigen, welche Besseres und immer Besseres heischen, hält noch lange vor. Um so weniger darf man den Wunsch unterdrücken, daß er die Errungenschaft eines beliebten Namens benutzen möge, um sich höhere Aufgaben zu stellen als die hinter ihm liegenden, und solcherart sein Publikum zu heben, indem er sich selbst hebt. Und hier bedarf es keiner Erweiterung seines engen Darstellungskreises. Auch die alten Maler der Holländischen Schule blieben in den engen Verhältnissen ihrer bäuerlichen Umgebung und ihr Ruhm lebt doch noch frisch, ob die Farben auf ihren Paletten längst verstaubt sind.

Man hat den Verfasser der schwarzwälder Dorfgeschichten oft als das Vorbild Rank's genannt. Wenn zwischen Verwirren der Reflexion und unverweltem Erzählen kein Unterschied ist, so mag man alles, was Dorfgeschichte heißt, immer unter die nämliche Rubrik bringen. In der That aber ist die Aehnlichkeit zwischen beiden Verfassern eine so geringe, daß man fast behaupten kann, wo der eine gefalle, müsse der andere nothwendig mißfallen, und umgekehrt. Der Vorrang der ersten Dorfgeschichten-Erzählerin ist längst als jenseit des Kanals zu Hause nachgewiesen worden*), und da es in der Kunst des Erzählens völlig gleichgültig ist, wer zuerst eine Bahn betrat, wenn nur der rechte Meister das Rechte zu Tage fördert, so scheinen die Fragen über dieses Thema uns weit müßiger als das zu Tage Geförderte selbst.

Und hier mag denn noch erwähnt werden, daß die in der „Iduna" mitgetheilte Novelle Rank's „Zwei Weihnachtsabende", wieder in jenen katholisirenden, engherzigen Ton verfällt, vor welchem wir den beliebten Verfasser warnen möchten, da dieser Ton seinen Leserkreis nothwendig nach einer Seite hinüber rücken muß, auf welche er selbst keinen Werth legen kann. Weimar und der weimarische Park sollten noch anderes zu ihm reden.

Was das Jahrbuch sonst bietet, ist nach dem bekannten Maßstabe solcher Sammlungen gewählt und jeder findet etwas. Neben Hoffmann von Fallersleben läßt sich Justinus Kerner vernehmen, neben dem Dichter des Thamelicus besingt der Sänger des Gyska verschütteten Liebesglück, und der ritterliche „Landsknecht" legt einen Speer für die alten Burgen der Raubritter ein, welche ein profanischer Rathgeber der augsburger „Allgemeinen Zeitung" mit geschlossenen Gesellschaften moderner Industrieritter wieder bevölkern möchte. Auch Dr. Ludwig August Frankl, Castelli, Ulr. Horn, Siegfried Kapper und viele andere sind in der Sammlung vertreten. Nur ausgeführte Stahlstiche bieten dem Auge Befriedigung, wenn sich das Ohr Genüge gethan hat.

Sinnestäuschungen.

Von dem Medicinalrath A. Clemens in Frankfurt am Main ist eine kleine Monographie über diesen Gegenstand erschienen. Wir machen solche Leser, welche nicht durch größere Werke über dieses Thema

*) Das in Deutschland wenig bekannte trefflichen Dorfgeschichten-Erzählerin Miß Mary Mitford, „Our village", erschien schon 1824—1832. Sie brach den ganzen Weg die Bahn.

bereits ihr Unheil bildeten, auf die Arbeit des bekannten Verfassers aufmerksam. Für die Wissenschaft sind in derselben, wie wir glauben, nicht eben neue Entdeckungen gemacht; auch scheint der Zweck mehr ein anregend unterhaltender gewesen zu sein, sonst wäre auch nicht alles in Betracht Gezogene streng unter die gewählte Ueberschrift paßt.

Wir hätten gewünscht, die Anwendung der mitgetheilten Thatsachen wäre nicht dem Leser überlassen geblieben, und dasjenige, welches überhaupt zu erörtern unterblieb, wäre von dem übrigen Material getrennt worden. Um unsererseits mit der Ankündigung eine Nutzanwendung zu verbinden, welche mancher Krittgen Dämmerungsleserin und Dämmerungsstickerin zum Frommen gereichen mag, heben wir die S. 51 erzählte Begebenheit hervor, welche um so allgemeiner bekannt zu werden verdient, je weniger die Warnungen vor dem Anstrengen der Augen im Uebergangslichte beachtet zu werden pflegen.

Nach dem „Philosophical magazine" (1854) berichtet Dr. Clemens:

„Kapitän G. hatte die Gewohnheit, die Mußestunden an Bord mit der für einen Seemann etwas seltsamen Beschäftigung am Stickrahmen auszufüllen. Eines Abends, begierig noch eine Blume zu vollenden, setzte er seine Arbeit in der Dämmerung fort. Plötzlich erblickten die Farben vor ihm eine überraschende Veränderung, namentlich war er nicht mehr im Stande, roth' Farben zu unterscheiden. Eilig begab er sich auf das Verdeck, in der Hoffnung, eine größere Lichtfülle würde ihm seine volle Sehkraft wiedergeben. Vergebens. Von jenem Tage an blieb er farbenblind. Sein Sensorium wirkte auf den gegebenen Eindruck verkehrt. Er verwechselt Grün und Roth, hält einen Silberschilling für eine Guinee und vermag in einem Sonnenspectrum nur zwei Farben zu unterscheiden."

Die Epigonen.

Daß entartet, hörst du klagen,
Sei das menschliche Geschlecht,
Daß es sei in unsern Tagen
Nied'rer Leidenschaften Knecht;

Daß das Edle und das Hohe
Nicht mehr auf dem Staub sich hebt,
Und daß der Begeist'rung Lohe
Nur noch im Verglimmen bebt;

Daß wir eitle Epigonen
Ohne Kraft und ohne Muth,
Die wir schlaffen Seelen thronen
Auf der Väter Schweiß und Blut..

Daß sie und erbaut die Stufen,
Sei bekannt mit Herz und Mund!
Was sie wirkten, was sie schufen,
Ist des Tempels fester Grund'

Waren sie, ihr sagt's, die Größern,
Nun, so laßt uns voll Vertrau'n
An den Säulen, Sieben, Ehren
Ihres Tempels weiterbau'n!

Daß er mächtig sich erhebe,
Zeuge unsers Wirkens ist;
Daß er stolz gen Himmel strebe,
In die Wolken, kühn und frei'

Rüst'ge Hände tragen Steine
Und es muß der Bau gedeih'n,
Sinkt ermattet auch der eine,
Tritt ein and'rer für ihn ein.

Gibt's nicht Männer noch wie Hutten
Und wie Zwingli und Calvin?
Die den Heuchlern ihre Kutten
Auf die Schultern niederzieh'n?

Hat ein Humboldt nicht ergründet
Höh'n und Tiefen dieser Welt?
Und uns Fackeln angezündet,
Deren Glanz die Erd' erhellt?

Regt sich nicht ein mächtig Schaffen,
Fröhlich Wirken überall?
Hört ihr nicht der Geisterwaffen
Hellen, wundervollen Schall?

Nun, so laßt das eitle Klagen,
Seid der Gegenwart gerecht,
Und geht selber ohne Zagen,
Frohen Herzens ins Gefecht!

Heinrich Zeise.

Reimsprüche

von Leodor Löwe.

Wo ich schritt recht unbedacht,
Hat stets ein Engel mich bewacht.
Doch wo ich mich recht zusammengenommen,
Da bin ich meist zu Schaden gekommen.

In seinen Unmuth sich versenken,
Ins Dunkelste sich einzudenken,
Auch das ist ein Genuß, der frommt,
Wenn er nicht allzu häufig kommt.

Ein kranker Mann' O gönnt ihm jede Pflege,
Berühret ihn sacht, führt ihn die besten Wege'
Doch darf er da nicht wandeln wollen,
Wo die Gesunden wirken sollen.

Es rauschen den eingeborenen Ton
Der Wald, das Meer seit Jahrtausenden schon.
Geschlechter schwanden und sind gekommen,
Sie haben des Urlieds Klang vernommen,
Und konnten all aus dem Wogen und Wehen
Ein einziges Wort nur: „Wort", verstehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 37.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Baptiste Molière.

Von Karl Frenzel.

Bronzen, außerordentlichen Menschen beweist sich die Gunst oder Ungunst des Geschicks auch darin, daß aus ihrem einfachen, oft wenig hervorragenden und ereignißreichen Leben die Sage aufwächst und ihr Bild, zwar nicht in richtigen, aber helle schärfern Zügen den Nachkommen überliefert.

So haben Helden wie Propheten und Dichter ihren Mythos, Shakspeare wie Molière. Ein Lebenslauf, der, im Dunkeln und in der Stille begonnen, in vielfachen Verwickelungen und unsteten Wanderfahrten, den Dichter, ohne Ruhm, fast ohne Namen, bis an sein sechsunddreißigstes Jahr führt, ihn dann plötzlich in eine Welt voll Glanz erhebt, ihn, den armen Schauspieler, dem mächtigsten Könige der Erde, dem Alexander des Jahrhunderts, ebenbürtig gegenüberstellt, damit er sich selbst und seinen Genius erkennen lerne, und ihn doch zuletzt in einem Grabe enden läßt, das nur die Thränen seines Weibes und die flehentliche Bitte der Freunde ihm gewonnen — ein solches Leben bot sich von selbst der Phantasie dar, es zu schmücken und seine wunderbaren Uebergänge zu vermitteln und zu erklären. Die Mythe von Molière ist so reich und so irrthümlich wie die um Dante, Tasso und Shakspeare, und hat es so wenig als die andern vermocht, das Wesen dieses begabten Menschen zu enthüllen. Die Wege des dichterischen Genius, seine Anfänge sind verschüttet; selbst der erste Markstein, den die genaueste Forschung setzt, liegt schon auf einer Höhe, deren Fuß die Nebel verhüllen.

Als so, am 24. October 1658, im Gardensaal des alten Louvre eine Schauspielertruppe aus der Provinz vor dem Könige, seiner Mutter und seinem Bruder den „Nikomedes" von Corneille aufführte und nach dem Schluß der Tragödie der Director der Truppe in bescheidenen, gewandten Worten die erlauchte Versammlung bat, sie noch durch ein kleines, lustiges Spiel erheitern zu dürfen, wie sie ihm und seinen Schauspielern in der Provinz Ehre und Ruf eingetragen — wußten nicht einmal die officiellen Zeitungsschreiber von diesem Besuch des Königs, noch den Namen des Directors. Dieser Mann, damals viel unbekannter, viel weniger gesucht als der Niete, der sich in jenen Tagen am Pont neuf für 15 Sous sehen ließ, war Jean Baptiste Pocquelin Molière. Andererseits, was war auch an ihm merkwürdig? Sein Gesicht? Kaum; Mademoiselle Poisson, eine Schauspielerin seiner Gesellschaft, mag es schildern: „Er hatte eine breite Nase, einen großen Mund mit dicken Lippen, die Augen von schwarzen, dichten Augenbrauen beschattet, bräunlich im Gesicht, immer war er ernst." Das Spiel seiner Begleiter? Ebenso wenig; es mochte in den tollen Uebertreibungen einer Posse — „Des verliebten Arztes" — den vornehmen Herren und Damen ein Lachen bis zu Thränen entlockt haben, aber im ernsten Drama waren diese Schauspieler, wie er selbst

es später einen seiner Marquis sagen läßt, „unwissende Dummköpfe, welche die Verse natürlich sprechen und nicht vor der schönen Stelle eine Kunstpause machen“. Und diese Possen endlich, haben wir, das Publikum des großen Paris, sie nicht viel besser auf unsern Markten, in der italienischen Komödie mit Arlechino und Scaramouche? So weit, bis zu diesem Ringen um die Gunst der Menge mit Reisen und Waltischen — denn zu Chaillot, an den Thoren der Hauptstadt, ward einer, aus dem Baskenlande hergeführt, den Schaulustigen gezeigt — hatten 13 Jahre voll Mühen, Entbehrungen, wenn auch ohne Schuld und Reue, doch sicher voll Gram und Traurigkeit, Molière geführt; dafür hatte er seine Jugend, die Freundschaft seiner Verwandten, ein friedliches, sorgenloses Leben geopfert.

Denn zu Paris in der Straße St.-Honoré am 15. Januar 1622 von einer angesehenen, wohlbegüterten Bürgerfamilie geboren — sein Vater, Jean Poquelin, wie der Vater seiner Mutter, Marie Cresse, gehörten zur Zunft der Tapezierer —, durfte er hoffen, einst im Wohlstand seinen Neigungen zu leben, mochte er nun das Gewerbe der Familie fortführen oder in den Advocatenstand treten, damals das gewöhnliche Ziel der reichen Bürgerssöhne. Man braucht nur an die kostbaren Tapeten jener Zeit, an ihre Sessel und Himmelbetten zu erinnern, um das Handwerk eines Tapezierers so einträglich wie hervorragend und der Kunst verwandt zu finden. Ueberdies erbielt der junge Poquelin, als seine Mutter im Mai 1632 gestorben, von ihr ein Vermögen, das, wie die Zeitgenossen urtheilen, mehr als hingereicht hatte, um mit Anstand davon zu leben. Auch der Vater ist ganz in schlichter, bürgerlicher Weise auf die Zukunft seines Sohnes, eine sichere Stellung bedacht; 1631 wird er unter die Kammerdiener und Tapezierer des Königs, damals des dreizehnten Ludwig, aufgenommen und es gelingt ihm, 1637 die Anwartschaft auf diese Stelle seinem Erstgeborenen zu erwerben. Solche Hofämter pflegten von den damit Bekleideten wie ein Besitzthum betrachtet zu werden, wie ein Erbe, das man schon im voraus seinen Nachkommen sichern müsse. So besaß der funfzehnjährige Baptiste im Fall des Todes oder der Krankheit seines Vaters eine Stelle, die ihm für nur drei Monate Dienst 300 Livres Gage und eine außerordentliche Vergütigung von 47 Livres 10 Sous jährlich eintrug. Das ahnten freilich weder Vater noch Sohn, daß dies so bescheidene Amt einst den Sohn zu ganz andern Bestimmungen in den Saal von Versailles und an das Lager des Königs führen würde; daß es dem Schicksal gefallen sollte, aus diesem ersten, schwachen Faden allmählich das feste Band freundschaftlicher Gunst zu weben, das den König an seinen Dichter fesselte.

Aus dem Hause der Straße St.-Honoré, vor dem ein Steinpfeiler mit Sculpturen — Affen auf einem Apfelbaume sitzend — stand, war Baptiste's erster Schritt in die Welt sein täglicher Gang in das Jesuitencolleg Clermont. Auch ihm knüpfen sich die Freundschaften, die Verwickelungen späterer Jahre auf den Schülerbänken; und gleich da beginnt sein Glück: er hat eigenthümliche Menschen, erlaucht durch Geburt oder Geist, zu seinen Mitschülern. Da ist zunächst Claude Chapelle, der natürliche Sohn des Rechnungsraths Lullier, ein feiner, geistvoller Kopf, der mit seinem leichten Scherz, seinen Weinliedern und Gelegenheitsgedichten doch nicht ganz der Vergessenheit anheimfallen wird und in allem Taumel des Frohsinns und des Genusses sich eine tiefempfindende, der Freundschaft fähige Seele bewahrt. Bei Gassendi, dem berühmten Philosophen, den ihm der Vater zum Erzieher gegeben, lernt er Baptiste Poquelin kennen und lieben; sie treiben zusammen die Philosophie des Epikur, die der eine befolgen, der andere in seinen Komödien der Welt in noch anziehenderer Form, noch reizendern Versen verkündigen soll als ihr damaliger Lieblingsdichter, der Römer Lucrez. Ein abenteuerlicher, wüster, aber origineller Bursche, durchaus eine Figur für den Griffel Callot's, mit wallenden Federn auf dem Hute, breiten Spitzenmanschetten, spanischen Handschuhen, an der Seite einen langen Stoßdegen, halb Poet, halb ein Raufbold, gesellt sich zu ihnen, begreiflicherweise ein Edelmann, Cirano de Bergerac. Zuerst hat ihn sein Dorfpfarrer, dann der Rector des Collegiums von Beauvais aus der Schule gewiesen, jetzt erscheint er in langen Zwischenräumen bei Gassendi. Im Laufe seines Lebens wird er mehr als zehn Menschen im Zweikampf verwunden und todten, weil sie über seine Nase gelacht, den Schauspielern, die seine traurige Tragödie „Agrippina“ nicht zu seinem Beifall spielen, aus der Mitte des Parterre zurufen: „Fort von der Bühne!“ und endlich zu seinem Glück jung sterben. Einen weit andern Weg machte Monseigneur Armand, Prinz von Conti, den Poquelin in seinen letzten Lehrjahren im Jesuiter-

colleg trat. In jene Zeit, 1642, war der junge, dreizehnjährige Prinz für die Kirche und den Cardinalshut bestimmt; das Waffenhandwerk und die reiche Erbschaft des Hauses Condé sollte seinem ältern Bruder, dem Herzog von Enghien, bleiben, der zum Siege von Rocroi, zur Vernichtung des spanischen Ruhms heranreifte. Allein an diesem schwächlichen, unentschlossenen, zu nichts vor allem tüchtigen Armand Bourbon und seinem Geschick bewies sich einmal wieder unwiderleglich die Macht des Zufalls, die Willenlosigkeit des Menschen, die wir thöricht und hochmüthig leugnen. Jene Schülerfreundschaft zwischen den beiden, durch die Geburt so weit voneinander getrennten Jünglingen schien um so bedeutungsloser, da Baptiste Poquelin bald nachher das Collèg und die philosophischen Studien verließ, um sich ganz der Rechtswissenschaft zu widmen. Hier und dort geschieht in den Schriften der Zeitgenossen eine kurze Erwähnung seines Advocatenstandes, flüchtig, unbestimmt, durchaus nur Erinnerung, keine Gewißheit; seine ersten Biographen, Lagrange und Vinot, die einen kurzen Abriß seines Lebens an die Spitze der Ausgabe seiner Werke von 1682 stellten, fassen die Stufen seiner Bildung in die drei Worte zusammen: Humanistische Studien, Philosophie, Rechtswissenschaft; das war, wie Bazin in seinen „Bemerkungen über Molière's Leben" treffend sagt, alles, was die von ihm melden konnten oder wollten, die mit ihm gelebt. Aber da ist noch ein viertes, durch nichts mit den andern vermittelndes Wort, das inhaltschwerste aller: diese Jugend, die scheinbar so regelmäßig, gesetzlich sich entwickelte, thut plötzlich einen Sprung aus diesen geordneten Verhältnissen heraus; auch sie hat ihren Uebergang über den Rubicon, nur weiß keiner seine Stelle mehr aufzuweisen, denn sie ist schon jenseit des Baches aus der Stille und dem Frieden auch auf eine Weltbühne getreten: auf das Theater.

Es ist im Jahre 1645 und Baptiste in seinem verhängnißvollen 23. Jahre, das — seit Alexander in diesem Alter die Eroberung Asiens bedachte — etwas bedeutet in der Entwickelungsgeschichte des Genius, als der Name Poquelin verschwindet und statt seiner ein Molière in der Tragödie „Artaxerxes" von Magnon auf den Brettern des „berühmten Theaters" zu Paris erscheint, das dort von Straße zu Straße wandert. Bald ist es an dem Thor von Nesle, bei St.-Paul, bald in der Straße Bussy; spielt heute ohne Entgelt, morgen um hohen Preis; junge Leute, Mädchen und Frauen, aus angesehenen Bürgershäusern, bilden die Gesellschaft, den Kern die Geschwister Béjart, Kinder eines Procurators am Châtelet, zwei Brüder und eine Schwester, Magdalene, vielberühmt wegen ihrer Schönheit und ihres Talents. In ihrer Mitte ist plötzlich, wie durch einen Sturmwind hineingeworfen, Baptiste Poquelin. Trieb ihn nur der Ruf des eigenen Herzens, eine große Leidenschaft? Es ist nicht mehr als eben eine Sage, daß schon der Knabe eine unüberwindliche Neigung zum Theater gehabt und mit pochendem Herzen und leuchtendem Auge an der Seite eines freundlichen Großvaters den Worten und dem Spiel französischer und italienischer Possenreißer gelauscht, ja vielleicht bei dem einen oder dem andern Unterricht in der Schauspielkunst genommen. Es ist nichts mit der Stimme des Genius, die noch acht Jahre, Mühen und Elend und Gefahren eines Zigeunerdaseins braucht, um sich verständlich zu machen, der Mitwelt wie ihm selbst, mit dem ersten Schrei des Löwen; und so bleibt nichts gewiß als das Factum und die hingeworfene Bemerkung Tallemant's des Réaux, der sein Lebtage nichts besseres wußte, als Anekdoten zu hören und niederzuschreiben, daß aus Liebe zu Magdalena Béjart ein junger Mensch, Namens Molière, seine Studien beiseite gelassen und Schauspieler geworden.

Ein neues Leben, ein neuer Name. Es lag theils in der Sitte der Zeit, daß der Künstler sich einen wohltönendern als meist die Geburt gab, theils in der Rücksicht gegen seine Familie, die sein Schritt nach damaliger Anschauung entehrte. Molière — anklingend, gefällig, nicht leicht zu vergessen; ein Name endlich, den schon ein vielgelesener Romanschriftsteller getragen und den ein bewunderter Tänzer noch trug; der jetzt freilich für uns den Ruhm eines Jahrhunderts einschließt und auch klingt wie Unsterblichkeit. Nach den Lehrjahren die Wanderjahre; und diesem „berühmten Theater" konnten sie um so weniger erspart werden, je schlechtern Fortgang es in Paris hatte, je größer die Neigung zu abenteuerlichem Umherschweifen in all seinen Mitgliedern war. Etwas von einem Zigeuner lebt in jedem Schauspieler, zumal in so unruhigen Tagen, wie sie mit der Regentschaft Anna's von Oesterreich über Frankreich heraufgekommen. Die vornehme Gesellschaft, Herren wie Damen, mit Liebesgeschichten, Duellen, politischen Plänen und Hoffnungen beschäftigt, das Volk in den Städten voll republikanischen Gelüstens, nur zu sehr ver-

sucht, den Gemeinen von England nachzuspielen und die Freiheit zu erobern: es ist wie eine wildbewegte See, wo Welle sich mit Welle kreuzt, oder, mit Molière's Augen gesehen, eine bunte Lebenskomödie, in der blind und unerbittlich der Zufall herrscht und die List derer, die ihn klug zu benutzen verstehen; wo die gelungene That zum Recht wird und die glänzende, äußere Erscheinung in goldgestickten Kleidern, prächtigen Federbuschen, ihrem ganzen malerischen Gewimm selbst der Hohlheit des Wesens noch einen schimmernden Firniß gibt, eine wildverschlungene Intriguenkomödie, zwecklos, aber blendend, ohne Moral, aber gefällig für die Jugend und Schönheit, die, wenn sie endlich aus diesem Treiben den innewohnenden Gedanken ziehen will, nur das Wort des Mascarille findet: „Es lebe der Betrug und die Betrüger auch!"

So verließen Molière und seine Freunde Paris im Jahre 1646; kurz vor ihrer Abreise hatte ihnen und den andern Schauspielern der Hauptstadt Henri, der letzte Herzog von Guise, mit seinen Kleidern noch ein Geschenk gemacht; er wie sie gingen auf Eroberungen in die Welt hinaus, der Herzog nach Neapel, wohin ihn das aufrührerische Volk gegen die Spanier gerufen, Molière in die Provinz; der eine spielt eine Don Quixotiade, der andere einen Schelmenroman. Denn schon in dieser junge, dreiundzwanzigjährige Mensch der unbeschränkte Gebieter seiner Truppe; eine Stellung, zu der ihn der Ernst seines Charakters, sein Talent, gewiß auch sein mütterliches Vermögen erhoben haben. Zwölf Jahre Nomadenleben, hinüber, herüber, auch ein Zug durch die Wüste. Wo eine Scheune, ein Wirthshaussaal sich darbietet, sind die leichten Bretter bald zusammengeschlagen, auf denen der Mikrokosmos des Lebens sich abrollt; auf Messen und Jahrmärkten entlocken einen Augenblick Molière's Späne, Magdalenens Schönheit die Menge und sind im nächsten vergessen; Spreu, die im Winde aufliegt, Spuren, welche die nächste Welle Sandes bedeckt. Später, als dieser wandernde Komödiant der erste Poet Frankreichs geworden, werden solche Stätten heilig, und die Bänke, auf denen er eine Weile sinnend gesessen, zu kostbaren Reliquien.

Allein die Einzelheiten dieser Wanderung sind nur uns verloren; kaum mochten die Zeitgenossen sie selber wissen, und für Molière waren sicher der Schmerzen mehr darin als der Freuden. Im Stadtarchiv zu Nantes steht auf einer vergilbten Seite sein Name; im April 1648 war er dort, um einem Venetianer zu weichen, der mit Marionetten umherzog. Der Gouverneur von Guienne, Bernard Nogaret, Herzog von Epernon, hielt dann die Truppe ein Jahr lang in seinem Dienst, zu Bordeaux, bis der ausbrechende Bürgerkrieg ihn und Molière zur Flucht trieb. Vielleicht gingen die Schauspieler nach Vienne, wo ihre Anwesenheit bezeugt ist; sonst liegt auf diesen Jahren 1649–1653 Dunkel und Vergessenheit. Da endlich fassen wir nicht mehr den Zipfel seines Mantels, sondern den Mann selbst; zu Lyon führt er seine erste Komödie auf: „Der Unbesonnene." Zwar noch weit entfernt von jener Gedankenfülle und Beschaulichkeit, der einschneidenden, tiefgehenden Charakteristik seiner Meisterwerke, zeigt doch gleich dies erste Beispiel den Fluß und die Anmuth seines Verses, die Kunst, den theatralischen Effect herauszuarbeiten, den Mangel eigentlich schöpferischer Phantasie, der ihn immer wieder zu den lateinischen, italienischen, spanischen Komödien zurückführen wird. In nichts verräth „Der Unbesonnene" eine geniale Kraft, in keinem Zuge ahnt er an den spätern philosophischen, tiefsinnigen Dichter; er spielt an keinem Orte, in keiner Zeit; er ist überall, wo die Jugend im Kampfe mit dem Alter, die klug berechnende List mit dem Ungestüm des Leichtsinns; diesem anmuthigen Bilde fehlt nur ein Farbenton, der Schmelz einer zarten, einer ernsten Liebe. Denn das war die Leidenschaft des Poeten zu Magdalena Béjart, dieser Philine in seinen Lehrjahren, doch wol nicht und die erste Trunkenheit längst verflogen. Und nun tritt, wieder wie vom Glück berufen, eine zarte, sinnige Frauengestalt in sein Leben ein, in der das Gefühl der Sitte die Leidenschaft mildert, wie er sie selbst so gut und rührend geschildert. „Sie" — sagt er zu ihr in der „Komödie von Versailles" im satirischen Ton, den das Ganze forderte —, „Sie stellen eine von den Frauen dar, die sich tugendhaft dünken, wenn sie den Schein bewahren, welche das Vergehen nur in dem Verluste ihres Rufes sehen und was die andern Liebe — Freundschaft nennen!" Und dann — fast am Ende seines Lebens diesen tiefgefühlten Ausruf:

> In diesen Augen fand ich sanfte Gluten,
> Und ewig [illegible] mich ihr Blick wie Licht,
> Sie haben mir getrocknet meine Thränen
> Und nicht verachtet, was dein Reiz verschmäht!

Diese Frau ist Katharine Leclerc, vermählt mit Edme Villequin, der unter dem Namen de Brie auf das Theater gegangen. Beide spielten

in Lyon die Komödie, als Molière mit seiner Gesellschaft dort eintraf und sie bewog, sich ihm anzuschließen. Es gilt nicht zu vergessen, daß wir in der Mitte des 17. Jahrhunderts wie in einem Zigeunerlager sind und die strengen Gesetze der Sitte nicht zu denen hinanreichen, die, Schauspieler ohne Namen und Bedeutung, gleichsam außerhalb der Gesellschaft stehen. In der Frauenschule, durch die Molière gegangen, behauptet Katharine de Brie die hervorragendste Stelle; von allen, die er geliebt und die in ihrem Wesen und Charakter ihn das Herz des Weibes ergründen ließen, bis sein eigenes in dieser Erkenntniß brach, ist sie die reinste, lieblichste Gestalt, sein Ideal. Nicht in der Tiefe und Gewalt der Leidenschaft begreift er das Weib, noch von verklärender, poetischer Stimmung getragen; seine Heldinnen, und damit zugleich seine ganze Kunst, bewegen sich in einer mittlern Sphäre zwischen Wirklichkeit und Ideal. Der Reiz des Verses, die Getragenheit der Sprache, der Sentenzen, hier und dort ein wunderlicher Zufall, eine romantische Verkleidung, nächtliche Liebesabenteuer bilden den künstlichen, farbigen Hintergrund seiner Gemälde, der sie als nur geschautes, reflectirtes Leben offenbart; die Frauen aber, die im Vordergrund auf dem Laboratorium stehen, diese, die vor dem Spiegel noch ihre Locken ordnet, jene, wie sie ein Liebesbriefchen verbirgt, wir kennen sie alle; wir gehen noch heute mit ihnen, es sind unsere Schwestern, Bräute, Frauen, wie Orante und Henriette, die auch wir verehren wie Molière. Es ist nichts Wunderbares in ihnen noch um sie, wie um Shakspeare's Viola oder Rosamunde; ob sie scherzen, ob sie lieben, alles ist natürlich an ihnen; der englische Poet faßt auch in seinen Lustspielen das Weib in der letzten Wurzel seines Seins, in seiner Liebesempfänglichkeit, grübelnd und sammelnd auf, der französische Dichter kennt es nur in seinen socialen Beziehungen, auf seinem Platze in der Gesellschaft. Von der Dorimenen, die Don Juan bethört, bis zu der listigen, verführerischen Celimene, deren Reiz selbst der Menschenfeind Alceste nicht widersteht, oder besser bis zu der muntern, verständigen Henriette, welch eine lange Reihe geistvoller, vortrefflicher Charakterbilder! Aber doch auch nur das, überall die begrenzte Wirklichkeit, nirgends ein Zug des Ideals.

Vor der Bekanntschaft mit Katharine hat Molière in seinen Wanderungen mit Magdalena Béjart nur die rohern Seiten der weiblichen Natur aufgefaßt, eine derbe, rasch zugreifende Sinnlichkeit, Verschlagenheit, Muthwillen und wilden Scherz; Züge, die alle seine Zofen als ebenso viele sichtbare Zeichen ihrer Abstammung von Magdalenen tragen; ist es nicht Goethe's Philine, die nach dem Begegniß mit den Räubern auf dem Rasen sitzt und Nüsse knackt? Mascarille, der tolle, betrügerische Diener, und Marinette, das Kammermädchen, sie ist die Jugend Molière's. Jetzt ist er 31 Jahre, beinahe über Thorheit, Sturm und Drang hinaus, da nimmt ihn die zweite Göttin an der Hand, seine Minerva. Ihre Schönheit bezwang ihn nicht gleich, sondern erst von einer andern Schauspielerin, Mademoiselle Lupare, welche den ganzen kalten Stolz und die Hoheit der Juno besaß — 14 Jahre später hat sie noch Racine's Andromache gespielt —, zurückgewiesen, suchte er in Katharinen, wie in einer Vertrauten seines Schmerzes. So entstand dies Verhältniß, dessen Entwickelung er selbst in den Worten gegeben: „Was andere Liebe, nennt sie Freundschaft." Das Gefühl für Frauenjugend, den Begriff des Ideals, Katharine Vesker hat es in Molière erweckt.

Und hier setzt eine andere Reihe von Frauenbildern an, die unter verschiedenen Namen nur immer sie verherrlichen und alle ihre „ewig theuern Züge" tragen. Sie gehören der zweiten, glänzendern Epoche von Molière's Kunst, den Tagen seines häuslichen Unglücks, wo schicksalsvoll für ihn eine dritte Frau, eine verheißende, sternlose Sterne in seinen Kreis getreten und im Gegensatz zu ihr, nach dem ersten verwehten Liebesrausche, die Tugenden und die gewinnende Milde der Freundin in ihr schönstes Licht treten.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Die Gartenkunst.

„Das Höchste aller Erfüllungen und Versprechungen ist das Paradies — im Grunde nur ein Garten", sagt ein altes Wort.

Damit wäre dem Menschen auch die Gewißheit der Wiedererlangung seines verlorenen Gutes gleichsam, und es ist interessant, das Streben zu verfolgen, das alle Völker der Erde theilen, sich das Paradies, wenn auch nur in der Nachahmung, wiederzugewinnen.

Die Gartenkunst der Vorzeit ist begreiflicherweise nicht sowol das Product des Bewußtseins, sondern das Product der künstlerischen Naturtriebe der Menschheit überhaupt, welche die Menschen antrieb, die Disharmonie der Natur, soviel sie

konnten und verstanden, in Harmonie umzuwandeln, sich den Boden nutzbar zu machen und je nach klimatischen Verhältnissen die Sonne oder den Schatten zu suchen.

Ein Ort, der in anmuthiger Schönheit von der Natur selbst schon harmonisch geschaffen war, ward bei den Persern „Paradies" genannt, und unwillkürlich versetzte man das erste Menschenpaar in einen solchen von der Natur bevorzugten Garten. Wo aber die Natur in ihrer Gestaltung sich unharmonisch zeigte, suchten die Mächtigen dieser Erde sie aus angeborenem Schönheitsgefühl nach jenem Vorbild umzugestalten. Bei den alten Völkern war aber der Nutzen, den ein Paradies abwarf, noch das Wesentliche. Fruchtbäume und Nutzpflanzen standen in erster Reihe, dann erst kam die Blumenpflege. Xenophon hat die „Paradiese" auch „lustige Plätze" genannt. Späterhin ward schon in der Vorzeit der Besitz eines Gartens wie noch heut das Symbol von Macht und Reichthum, in diesem Sinne ließ Semiramis ihre hängenden Gärten anlegen, zeigte Cyrus dem Lysander seinen von ihm selbst angelegten Park. Wunderbar ist, daß die Griechen, freie Meister aller bildenden Kunst, in der Gartenkunst wenig leisteten, denn der Hain der Akademie, der Garten Cimon's und selbst die sabelhaften Gärten des Alkinous waren nur schattenreiche Parks oder ungeheure Wein- und Obstbaumfelder.

Böttiger's Bemerkungen zur Gartenkunst der Alten sind leider unvollständig geblieben. Gewiß ist aber, daß ebenso wenig wie die Landschaftsmalerei die Gartenkunst nach unsern heutigen Begriffen in die Anschauung und das Bewußtsein der Griechen trat. Ueberall herrschte die Naturlust vor, schattenreiche Haine und Grotten wurden durch das Verlangen nach Kühlung hervorgerufen und die Ausschmückung mit Statuen lag wurden in ihren religiösen Bedürfnissen, sie standen in einem besseren, innigeren Verhältniß zur Natur als wir.

Die von einigen Schriftstellern gepriesenen römischen Gärten haben auch, mit wenigen Ausnahmen, wie vielleicht der des Lucullus, der jedoch hauptsächlich infolge der Gemälde seiner Villa berühmt war, keinen Anspruch auf Kunstgärten. Sehr richtig bemerkt Hirschfeld in seiner „Theorie der Gartenkunst", daß man sich in Italien mit der Fruchtbarkeit des Bodens, dem Reiz der Aussichten, den besonders die Villen auf den Anhöhen an den Meeresufern darboten, begnügte, und nicht zu weiteren Vervollkommnungen verging. Die weitausgedehnten Gartenanlagen der Vornehmen dienten vor allem kostbaren Spielereien, wie sie denn die in den Vivarien prangenden, kostbaren, exotischen Gewächse zu besserm Gedeihen mit Wein zu begießen pflegten. Um die kleinen Gärtchen ihrer Villen größer erscheinen zu lassen, ward die Gartenmauer mit Aussichten bemalt, durch Wasser und Baumgruppen optische Täuschungen hervorgerufen. Schließlich artete diese Ausschmückung in Ueberladung und Künstelei aus; so ließ Hadrian das Thal Tempe genau in Tivoli nachbilden, und der Besucher findet heute noch Spuren jener Anlagen.

Diese ganze Kultur, unzählige Villen und Gärten sind in den Stürmen und Verwüstungen der Völkerwanderung bis auf die letzte Spur untergegangen.

Karl's des Großen praktischer Blick erweckte zuerst wieder den Sinn für Landescultur und förderte die Einrichtung von Nutzgärten. In Italien begann zuerst wieder die Pflege kleiner Lustgärten, deren reizvolle Schilderungen wir in den Erzählungen des Boccaccio finden, während in den Klöstern von Mönchen mit Fleiß und Mühe Nutzgärten angelegt wurden. Unter den Medicäern hatten die Anspielungen wieder an Ueberladung, der Garten am Palast Pitti und der am Quirinal spricht noch heute davon. Spielereien aller Art, besonders Verstümmlungen verdrängten allen guten Geschmack.

Da trat in Frankreich unter Ludwig XIV. ein Mann auf, der den Ungeschmack zum Sturz erhob und den Ausspruch auf die Natur übertrug. Künstler in der Tracht der Pflanzen und Bäume genannt worden, die nur unter seinen Messern und Scheren grünen und blühen durften. Ludwig's XIV. Wort, „L'état c'est moi", verwandelte sich bei ihm in ein „La nature c'est moi". Die Parks von Versailles geben noch heute ein treues Abbild seiner Tyrannei, die sich denn aus beliebter Nachahmungssucht französischer Mode auch sehr bald nach Deutschland erstreckte. Friedrich II. hatte diesen Stil bei Sanssouci und Maria Theresia bei Schönbrunn adoptirt. Jeder Gartenbesitzer, der Anspruch auf Vornehmheit und guten Geschmack machte, ließ seine Hecken beschneiden und unterdrückte den Zweigen jedes freie Wachsthum, freie Regung und Gestaltung. Statt der Blumen spielte buntes Gestein die Hauptrolle, man legte große Blumenbeete daraus zusammen und lernte sich dieser geschmacklosen Unsitte

Der praktische Sinn der Engländer empörte sich zuerst gegen diese absichtliche Verknöpfung der Natur. Der Landschaftsmaler Kent hat mit neuen Ideen zu Landschaftsgärten auf, und der Gärtner Brown führte sie aus. Pope geißelte in seinen Briefen die Geschmacklosigkeit der Franzosen und legte 1716 bei seiner Villa zu Twickenham einen Garten im Naturstil an, der viele Nachahmer fand. So war die Bahn gebrochen und der Umsturz des altfranzösischen Gartenstils ward durch Einführung natürlicher, landschaftlicher Gärten von der Mitte bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts überall vorbereitet. Aber es ging nicht ohne einen Kampf des Neuen mit dem Alten. Man rief Künstler, Dichter und Gelehrte zu Hülfe, die theils für den alten, theils für den neuen Stil Partei ergreifen sollten und so auch nach beiden Seiten hin in Menge fanden.

Hirschfeld's „Theorie der Gartenkunst" hatte damals großes Verdienst, dennoch wirkte sie nicht durchgreifend. Da trat endlich auch für uns ein Mann auf, der auf praktischem Wege dem Unwesen in der Gartenkunst ein Ende machte.

Es war J. F. von Sckell, 1757 in Weilburg in Nassau geboren, der Sohn des dortigen Hofgärtners. Vom Markgrafen von Baden später nach Schwetzingen berufen, wo die bedeutendsten Treibhäuser von dem Blumenpflege und Gartenkultur liebenden Fürsten angelegt waren, erhielt der junge Sckell dort seine erste Erziehung, die in Frankreich vollendet ward. Von dort ging er 1777 nach Frankreich, blieb sich lange in Versailles auf, bis ihn sein guter Stern nach England führte. Dort hatten Kent und Brown, angeregt durch die, von William Chambers leichtsinnigen chinesischen Garten, die im Naturgeschmack dort angelegt und cultivirt wurden, eine Reform der Gartenkunst hervorgerufen. Man hat in späterer Zeit vielleicht mit Unrecht behauptet, daß William Chambers viel Phantasie in seine Schilderungen verwebt habe, dennoch riefen sie neue Ideen über die Gartenkultur ins Leben. Sckell sah dort die berühmtesten neuen Schöpfungen und kehrte bereichert mit Erfahrungen und Geschmack nach dem Continent zurück, wo er vom Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz den Auftrag erhielt, versuchsweise einen Theil des Schwetzinger Gartens im natürlichen Geschmack anzulegen. Dieser Theil des sonst im altfranzösischen Stil ausgeführten Parks gefällt heute noch jedem Beschauer vorzugsweise. Von da ab ward Sckell das Gartengenie für ganz Deutschland. Unter der Fülle der Anlagen, die er ausführte, war auch der Garten des Schlosses Favorite bei Mainz, — heute die Neuen Anlagen benannt. 1789 erhielt er vom Kurfürsten Karl Theodor den Ruf als Gartenbaudirector nach München, dort machte er den Plan zum Englischen Garten, den Graf Rumford auf einem weniger günstigen Terrain anlegen wollte. Nach dem Tode Karl Theodor's ging er wieder nach Baden und begann die Verschönerung Mannheims durch Gärten und öffentliche Plätze. Im Jahre 1803 berief ihn König Max Joseph von Baiern wieder nach München, der Englische Garten ward da ausgeführt und der alte Garten von Nymphenburg neu construirt. Was Lenné gegenwärtig für Berlin und Potsdam, war Sckell damals für München. Worms am Rhein, Baden, Baden und viele andere Schöpfungen sind Sckell's Werk. Mitten im Schaffen raffte ihn 1823 der Tod hin, als er das am Fuße der Alpen so wirkungsvolle Tegernsee noch zu verschönern gedachte. Max Joseph hatte ihn in den Adelstand erhoben, und legte ihm am See im Englischen Garten bei München ein einfach schönes Monument. So ward dieser Mann der Apostel einer neuen Gartenkunst für Deutschland, er hinterließ nur ein Werk: „Beiträge zur bildenden Gartenkunst", wo es das erste wirkliche Lehrbuch der Gartenkunst war, mit viel allgemeiner Anerkennung aufgenommen. Weniger theoretisch als praktisch gehalten, wurde es zwar von Neuen angegriffen, da es besonders, entgegen Hirschfeld, in das Wesen der Kunst von ihm verlangten, aber Sckell hatte absichtlich seinem Werk, der damaligen Ueberschwenglichkeit besser Gebildeter gegenüber, diese praktische Haltung gegeben, daß, wie er selbst sagt, „nur schlechte Welt, wo Hügel, Thäler, Bäche, Wasserfälle, Seen, Wälder und Gebüsche der Natur ähnlich zu Gärten zweckmäßig verwandt werden sollen". Sckell sah den, vom ästhetischen Gesichtspunkt zum vollendetsten Künstler, da er lebendige landschaftliche Gemälde schuf, und wie der Maler in seinem Bilde, durch Licht und Schatten die richtigen Töne, wie und wann, zu treffen weiß, so wußte auch er durch Kenntniß der verschiedenen Laub- und Nadelhölzer in Ueberraschungen und schönsten Wirkungen hervorzurufen. Sckell lag in allen von ihm angelegten Gärten das Moment, welches ein Gemälde zum Kunstwerk erhebt: die Mannichfaltigkeit im Einfachen. Seine Parkanlagen sind durchweg malerisch. Wie aber ein Tonstück nicht von Dominantpunkten entbehren kann, so waren auch sie nicht

regellos, sondern glichen in ihrer harmonischen Zusammenstellung der Kunst eines Lenôtre selbst. Alles athmete Natur, seine Seen, seine Waldsäume, seine Rasenflächen und Büsche, und doch waren sie oft aufs malerischste in die Sandflächen hineingezogen.

Daß jedoch die Gartenkunst wie jede andere in den Kriegsjahren Rückschritte machte, ist begreiflich, nicht nur weil sie stehen blieb, sondern weil vieles Geschaffene zerstört ward.

Jene einst weltberühmten Treibhäuser in Schwetzingen, wo die seltensten exotischen Pflanzen prangten und die ersten Camelien in Europa blühten, waren längst verschwunden. Erst mit der Rückkehr des Friedens in die verwüsteten Gauen Deutschlands regten sich neue Blüten an diesem Zweig edelster Cultur. Reisen nach England wurden nicht nur für den praktischen Landwirth von hohem Nutzen, sondern auch für die nach reicherer Entwickelung werbende Gartencultur. Junge Leute, die sich der Gärtnerei zuwandten, suchten dort ihre Ausbildung zu vollenden, denn hier hatten sich Land- und Gartenbau, von keinen unmittelbaren Kriegsstürmen heimgesucht, wunderbar herrlich entfaltet.

Der Mann aber, der infolge glücklicher Verhältnisse, eines feinen Geschmacks und Sinnes für Naturschönheiten die Landschaftsgärtnerei von England nach Preußen brachte, war der Fürst Pückler-Muskau.

Auf seinen in der Lausitz gelegenen Gütern legte er zuerst jenen Musterpark an, welcher als Vorbild aller derartigen Schöpfungen gedient hat. Er begann 1815 sein großes Werk, die alten Befestigungsmauern des mittelalterlichen Schlosses wurden niedergerissen. Ein neues Schloß, an drei Seiten von den Wellen eines Sees umspült, der durch einen künstlichen Zufluß von 7 Stunden Länge stets Nahrung erhielt, stieg zauberhaft empor. Sümpfe wurden in duftende Wiesen, Sandflächen in Rasenteppiche verwandelt, ein ganzes Dorf translocirt und eine Colonie von Garten- und Bergwerksarbeitern als Schutz und Trutzmauer an die Grenzen des Parks übersiedelt. Ein öffentliches Bad mit besonderm Park und Gebäuden vervollkommnete die Anlage. Der Fürst leitete das Ganze, ihm halfen seine Architekten und Gärtner zur Seite, vorerst war es der ihn später im Jahre 1828 auf einer Parkreise begleitende Gartenintendant Rehder, der sich viel Verdienst um die Ausführungen erwarb. Schinkel entwarf die Pläne für das Schloß sowie für die meisten andern Gebäude. In seinem Werk: „Briefe eines Verstorbenen", gibt der Fürst vielfache Beschreibungen jener großartigen Parkanlagen Englands, die hierher zu übersiedeln sein Ehrgeiz war.

Auch haben in der That seine muskauer Parkanlagen kaum etwas zu wünschen übrig, sie zogen vornehme und geringe Reisende nach dem sonst so unbeachteten Ort und gaben ihm einen Namen in der Geschichte der Gartencultur. Reizvolleres als der Lustsee, umkränzt von den schönsten und seltensten Wasserpflanzen, kann man kaum sehen. Ihm ebenbürtig schließt sich der Blumengarten an, und erhöht die Anmuth des einst so reizlosen Ortes. Auch die Kunst, alte Bäume zu verpflanzen, hatte Fürst Pückler aus England mit herüber gebracht. Doch konnten diese Anlagen wol bewundert, nicht aber nachgeahmt werden, da die großen Kosten überall hindernd sich solchen Anlagen entgegenstellten.

Der damalige Kronprinz von Preußen aber hatte mit ganz besonderm Interesse diese Schöpfungen nicht ohne den Wunsch angesehen, ähnliche, noch großartigere bei sich ins Leben zu rufen, und seine Wünsche gegen den damals schon vom Rhein berufenen Gartendirector Lenné ausgesprochen. Dieser Mann ward Preußens Schell. Den Genius des Künstlers unterstützte die Freigebigkeit des Monarchen, was beide vereint geschaffen, kennt und bewundert jedermann in den Gärten und Schlössern, welche Potsdam zieren.

Wie nun auch Fürst Pückler-Muskau den Höfen von Berlin, Weimar, Meiningen und Sondershausen die Leidenschaft für schöne Gartenanlagen mitgetheilt und mit gutem Rath sie auszuführen unterstützt hat, Lenné war doch überall derjenige, der die Anordnungen leitete. Auch Papst Pius IX. berief ihn nach Rom, um durch zweckmäßige Anlagen von Bäumen und Sträuchern die klimatischen Verhältnisse zu verbessern.

Süddeutschland machte nicht gleiche Fortschritte in der Gartenkunst. Wer die kaiserlichen Gärten in und um Wien kennt, sieht, daß der Bann, in den der Nervenstil dort die Natur gezwungen, noch wenig gelöst ist. Im Garten von Schönbrunn blühen und grünen die Bäume und Sträucher noch unter der alten Scheere. Für die Gärten einzelner vornehmer Herren ist die neue Kunst indes schon mitgebend geworden und die meisten österreichischen Bades orte besitzen Anlagen im neuern Stil.

Viele Städte haben sich mit herrlichen Parkanlagen geschmückt oder haben Gartenplätze em-

wickelt, wo sonst nur Sandflächen waren. Wir erinnern an Mannheim, Frankfurt, Breslau, Hamburg, Altona, die alle durch höchst gelungene Anlagen einen neuen Zauber über sich ergossen haben. Bei Altona hat Booth seine großartigen Nutz- und Handelsgärten, seine unvergleichlich schönen Orchideenhäuser, der Weg von Hamburg dahin ist eine Kette der anmuthigsten Landsitze der reichen Kaufmannschaft. Nürnberg ist fast die einzige größere Handelsstadt, die ganz schmucklos blieb.

In Frankreich erwartet man, daß durch die alles umgestaltende Hand des Kaisers sich ein neues Element dieser Kunst entfalten werde, da große Summen zur Verschönerung der Hauptstadt bewilligt sind. In den Gärten von Versailles aber sieht man noch Lenôtre's unbeschränkte Despotie. Neuilly und Eu wurden durch Ludwig Philipp in besserm Geschmack angelegt, und vielfache Privatbesitzungen eifern ihm nach. Die Gärten von Rothschild in Suresnes, der Park der Madame Delisle und des Herrn Pankoucke unfern der Hauptstadt, sowie noch einiger anderer. Die öffentlichen Plätze aber tragen alle schon den landschaftlichen Charakter zur Schau, einen schönern als den „Place de la Concorde" hinter es in der Welt nicht so leicht zum zweiten mal geben. Der Gärtnerstand hat auch den Grad wissenschaftlicher Bildung wie bei uns noch nicht erreicht, er ist mehr der geschickte Handwerker als der denkende Künstler, der die Forderungen der Aesthetik überall in Betracht zieht.

In England, das uns so weit voraus war, hat die Gartenkunst sich nur innerhalb der einmal einfach wie praktisch eingeschlagenen Wege vervollkommnen können, Neues ist nicht geschaffen worden, nur ist sie selbst mehr und mehr Allgemeingut geworden. Nash und Paxton sind die gefeierten Namen der Neuzeit. Der erstere hat den Regentpark angelegt und Jones- und Greenpark vortheilhaft umgestaltet. Der letztere hat in genialer Weise auf den Besitzungen des Herzogs von Devonshire in Chatsworth aus fast wüsten Gegenden eine neue Welt geschaffen. Riesigere und herrlichere Anlagen als unter andern das Treppengewächshaus findet man nirgends, es ist das größte Glashaus, das überhaupt existirt. Wasserkünste und Kaskadenpartien tragen den Stempel des Kolossalen, der Springbrunnen schleudert seinen Strahl 300 Fuß hoch in die Luft, die Felsen, die man aufeinander thurmte, betragen in 90 Fuß Höhe und 30 Fuß Breite, bis endlich ein ganzes Gebirge dastand.

In Schottland sind die herrlichen Gartenanlagen in Edinburg zu rühmen, ein Schmuck, durch den jetzt allen großen Städten, die sonst nichts als Häusermassen aufzuweisen hatten, ein neues belebendes Element einverleibt und die Atmosphäre sowol durch das Grün der Bäume und Sträucher wie durch Wasserkunst und Fontainen verbessert wird.

Spanien ist gleichsam nur eine Verleumderin der Gartenkunst. Im Generalife, in Granada, stehen jene riesigen uralten Cypressen noch ebenso kalt, steif und starr als in jener Zeit, da die unglückliche Königin Zoraide den heimlich geliebten Abencerragen dort umfing, von Boabdil, ihrem Gatten belauscht.

Wie die Baukunst der Araber eine Hieroglyphe ihrer Religion ist, so ist es auch ihre Gartenarchitektur. Man muß an Zauberformeln denken, wenn man diese sich auf der Erde verschlingenden Arabesken verfolgt, die scheinbar regellos hierhin und dorthin ranken und doch auf eine Grundform zurückzuführen sind. „Gott allein ist der Sieger" lautet der Spruch der Alhambra.

Aldovia, Escurial und Aranjuez sind aus der spanischen Strenge nicht herausgekommen, sowenig wie die Volksgärten in Madrid und der über alle Beschreibung schön gelegene Garten in Cintra bei Lissabon. Die in Lissabon und Barcelona angesiedelten englischen Kaufleute haben vielfach Gärten im natürlichen Geschmack angelegt, ohne die Nachahmung der Eingeborenen dadurch hervorrufen zu können.

Nichts Malerischeres läßt sich von Italien sagen. Wie die Gärten vor 300 Jahren eingerichtet worden, so liegen sie heute noch da. Nur bei Monza in Alvorea und auf dem Monte Pincio sind neuere Parkanlagen, sonst liegen die Villen des Adels theils verödet, theils in Trümmern, und wenn man in den großen Städten hier und dort Ziergärten trifft, sind sie möglichst bunt und duftlos, denn die Italiener lieben nicht den Blumenduft, der, wie sie sagen, die Nerven zu stark angreift. Der Fürst von Butera ist der einzige, der mit Bewußtsein für Gartenkunst gefördert, doch hat er sich vorzugsweise der Pflege exotischer Gewächse hingegeben.

Hierin übertrifft uns vieles der Norden den Süden. In Rußland, wo Frühling, Sommer und Herbst nur drei Monate, und der Winter deren neun zählt, begegnet uns eine Blumenfülle, die uns erstaunen läßt.

Wer glaubt, wenn er die im italienischen Ge-

schmack angelegten Blumeninseln des Sees im Park von Peterhof geben hat, dem Nordpol so nahe zu sein? Orangenbaum hat Naturanlagen zu schön, wie wir sie nur bei uns sehen können. Im südlichen Rußland ist, wie in und um Petersburg, durch deutsche Gärtner, begünstigt vom Klima, die Gartenkunst sehr fortgeschritten. Von den Treibhäusern, die Petersburg hat, konnte man Wunderdinge erzählen. Schon zur Zeit des Wiener Congresses hieß Kaiser Alexander zu einem Fest, das er in Wien seiner Schwester, der Großherzogin von Weimar gab, die Kirschen zum Dessert aus Petersburg in der Mitte des Februar kommen. Man berechnete, daß jede Kirsche ungefähr einen Dukaten koste, und doch waren sie in solcher Fülle vorhanden, daß auf allen Tafeln der zwei Säle zählenden Gesellschaft Fruchtkörbe mit diesen Kirschen angefüllt waren.

Die berliner Gartencultur war das Vorbild der petersburger, deutsche Gärtner übersiedelten dorthin sowie nach Kopenhagen. Wer dort den reichen Seeprospect sieht, der Tausende hinlockt, wer die schönen Parks und weiten Rasenplätze in und um Kopenhagen kennt, der weiß, welchem Genius sie entstammen. Auch die Anlagen im Volksgarten, „Tivoli" genannt, sind im englischen Stil ausgeführt.

Ebenso überraschend sind die großen im landschaftlichen Stil angelegten Gärten um Stockholm. Der Mälarsee gewährt wie das nahe Meeresufer reizvolle Punkte, die vielfach mit Geschmack und Sinnigkeit benutzt sind, auch hier tragen deutsche Gärtner das Verdienst davon; selbst in Norwegen entwickelt sich der Sinn für Gartencultur — was dem Menschen am unerreichbarsten, danach greift er am leidenschaftlichsten, um es sich, sei es auch durch Opfer, zu erringen.

Der Nordländer weiß, daß, um Blumen zu haben und Früchte zu ernten, er Fleiß und Mühe aufwenden und die Kunst zu Hülfe rufen muß, und that beides, während der Südländer, im süßen Nichtsthun, vor Wachsen und Blühen seiner Bäume und Felder sicher, sich um ihre Cultur nicht allzu viel mühte; was aber konnte dieser üppliche Boden gewähren, wenn ihm die Pflege und Mitverwaltung des Nordens zu Theil wurde?

In Polen ist alles verloren — keiner denkt an Gartenkunst, ein gleiches Schicksal theilt Ungarn, obwol der Sinn für Schönheit dort nicht fehlt und vor den letzten blutigen Katastrophen deutsche Gärtner dort auf den großen Besitzungen der reichen Großleute beschäftigt waren, friedliche Haine und Idyllen zu cultiviren — die Brandfackel hat sie vertrieben. Die Moldau und Walachei aber hat trotz aller Bedrängniß doch ihre Fortschritte nach dieser Seite hin gemacht, und ist dem classischen Boden Griechenlands in Cultur und Pflege dieser Kunst weit vorausgegangen, denn die Gärten in und um Athen an den königlichen Schlössern sind im altitalienischen Stil verblieben.

Die Neuzeit, die der Weltfahrer und Reisenden in ferne Zonen so viele zählt, gibt doch nur selten Rechenschaft über außereuropäische Gartenkunst, weil nur Einzelheiten, während doch das Ganze allein uns ein Spiegelbild der Sitten und Empfindungen eines Volkes wiedergeben vermag.

William Chambers' ersten Berichten über chinesische Gärten lagen, sowie die Phantasie auch daran ausgeschmückt, gewisse charakteristische Züge zu Grunde, und es ist unzweifelhaft, daß von China aus die erste Idee eines Naturgartens den Engländern durch seine, Temple's und Macartney's Schilderungen gekommen ist. So erzählt auch Ellis, der sich 1818 der Gesandtschaft dorthin anschloß, daß die Chinesen in die kleinen Raumflächen ihrer Hausgärten Felsen, Wasserfälle und Grotten in künstlicher Weise hineinbauen und man oft nicht begreift, wie das alles dort Platz habe.

In einem alten chinesischen Gedicht aus dem 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, das ein englischer Missionär Gibot übersetzt hat, besingt der Dichter See-Ma-Kouang seinen Garten, und schildert die Silberarme des Flusses, die ihn umschlingend ihm Leben und Nahrung geben, die hellglänzenden Augen seiner Seen, die Stille seiner Grotten, die Höhe seiner Felsen; ein Beweis, daß diese Art Gärten bei den Chinesen aus alter Zeit herstammen.

Japans Gärten sind ohne Geschmack und Plan angelegt, aber die sorgsamste Blumenpflege findet man dort. Die Natur hat sie mit Blüten und Gewächsen seltenster Art geschmückt, es ist das Heimatsland der Camelie. Kämpfer und Siebold haben das Werthvollste darüber berichtet, die Priester üben Blumenmysterien bei Vermählungen aus. Die ostindischen Gärten trugen einst in der Blüte einheimischer Reiche den Charakter der türkischen Gärten. Berühmt war der Garten des Schah Baber bei Kabore, der aus Terrassen bestand, die überrieselt in üppiger Fülle Blüten und Früchte trugen. Der Krieg zerstörte alles — des Philippus Ausspruch: „Daß man eine Stadt

wol in drei Tagen in Trümmer legen, sie aber nicht in drei Jahren wiederaufbauen könne" — findet auch bei diesen Anlagen seine Anwendung. Die Kirchhöfe der indischen Fürsten sind schattenreiche Haine, Cypressen, Trauerweiden, immergrüne Eichen und andere seltene und schöne Bäume wurzeln dort und umschatten ihre Gräber.

Kalkutta hat einen Wald mit Parkanlagen, die Niederlassungen der Engländer haben dort neues Leben in der Gartencultur hervorgerufen, während in Persien die Gärten noch denen gleichen sollen, die Herodot und Xenophon geschildert.

Fruchtbäume und duftende Blüten sind vorherrschend, denen das belebende Element der Wasserkünste nirgends fehlt. Die Gärten von Kerim-Khan, von Aiar-Gerib in Ispahan sind in ihrer Art Originale dieses Charakters. An diese schließen sich in gleicher Weise die türkischen Gärten an. „Nur keine Bewegung" weder geistig noch körperlich, ist ihr Wahlspruch. Es sind schattenreiche Lauben, Kioske, umwoben von Rosen und Jasmin; nur das Plätschern eines Springbrunnens oder Pül-Pulo lieb dort die Stille der Natur hier unterbrechen. Der Blumenflor aber, der dort wuchert, umfaßt alles, was wir an Farbenpracht und Tulpen kennen.

Konstantinopel, Adrianopel, Kairo und andere Orte sind mit diesen duftereichsten Blüten ausgestattet. Lady Montague berichtete zuerst über die üppige Schönheit der Gärten ihrer Freundin Kasime, der Favorite des Sultans; sie waren, trotz dem asiatischen Charakter, in beschränkten Räumen angelegt, und machten wol nur der Neuheit wegen solchen Eindruck auf sie.

Jetzt sind auch dorthin deutsche Gärtner berufen, um die Gartencultur zu erweitern. Mehemed-Ali, Vicekönig von Aegypten, war darin mit gutem Beispiel vorangegangen. Kanum, am Nil gelegen, hat ein Schloß im byzantinischen Stil und schattenreiche Haine. Ibrahim-Pascha hat gleiche Anlagen in Randah auf einer Nilinsel ausführen lassen.

Amerika, das wir im Fluge um die Welt noch mitnehmen, hat in der Gartenkunst, überhaupt in den letzten Jahrzehnten besondere Fortschritte gemacht.

Die Anlagen, die im 17. Jahrhundert von den Holländern dort gemacht wurden, tragen noch den Charakter der holländischen Gärten, die Engländer aber haben in den letzten dreißig Jahren auch dort Großes für die Gartencultur gethan.

In Neuyork, an den Ufern des Hudson, in Pennsylvanien, bei Boston sind landschaftliche Gartenanlagen und Parks entstanden, die an Schönheit mit den europäischen wetteifern und von reichen Pflanzen immer mehr erweitert werden. Südamerika hat keine Prachtgärten, aber einen überreichen Blumenflor. Da die Blumen dort die Lieblinge aller Stände sind, von vornehm und gering als Schmuck getragen werden, so ist ihre Cultur auch fortgeschritten. In Texas hat ein preußischer Gärtner einen schönen Garten angelegt, und in Brasilien fordert der Kaiser die edle Gartenkunst und den guten Geschmack, das zeigen die Gartenberichte, die wir aus Rio-de-Janeiro gelesen haben.

Werfen wir nach dieser Rundreise durch die Gärten der ganzen Welt einen Rückblick auf die Gartenliteratur, so ist sie im Verhältniß zu allen andern arm zu nennen. Seit Hirschfeld ist nur Sckell, Fürst Pückler und von Hake in diesem Literaturfach für Deutschland von Bedeutung. In Frankreich machte nach Morel und Blaikie in neuerer Zeit Gabriel Thouin's Werk: „Plans raisonnés de toutes espèces des Jardins" (1818), Aufsehen. Yates, Biart, Neilette, Audot haben sich alle mehr oder minder durch ihre Werke Namen und Anerkennung verschafft. In England gilt Loudon's Werk noch immer für das bedeutendste, das man über Landschaftsgärtnerei besitzt. Italien stellt sein Contingent in Silva und Pinkemonir (1817). Damit schließt Europas Gartenliteratur ziemlich ab. In Amerika trat Meehen und Lenning, Architekt in Neuyork im Staate Neuyork, als Gartenschriftsteller auf, er gibt specielle Schilderungen nordamerikanischer Gärten. Zum Bewußtsein des Schönen durchgedrungen, können wir jetzt erst von einer Gartenkunst sprechen, die sich bei aller Freiheit auf unumstößliche Gesetze gründet. Die alles fördernde Bildung hat auch die früher nur handwerksmäßig ausgeübte Gärtnerei in ein höheres Stadium gehoben und sie zum Kunstgegenstande gemacht. Stoßen wir im großen Ganzen auch hin und wieder noch auf Irrthümer und Abschweifungen des äußerlichen Bewußtseins, so führt doch die einmal gewonnene Erkenntniß des einfach Wahren und Schönen auch diese Wissenschaft ihrer Vollendung entgegen.

M.

Die polnische Erzählung der Neuzeit und deren Bearbeiter.

Mitgetheilt von J. U. Kraszewski.

Vor wenig Jahrzehnden noch war ein in polnischer Sprache geschriebenes Unterhaltungsbuch in seiner Heimat, gleichviel, ob im Boudoir der Salondame, auf dem Tische des Städters oder Landedelmanns, oder unter dem Strohdache des Dorfers eine große Seltenheit. Junge, in der Pension einer bedeutenden Stadt erzogene Mädchen pflegten nach der Rückkehr ins älterliche Haus den empfangenen Schliff durch fleißiges Lesen der Schöpfungen eines Paul de Kock und Alexander Dumas, und hatten, wenn ja einmal die Rede auf die heimische Literatur kam, für dieselbe höchstens einen ungläubig tragenden Blick. Es fehlte im allgemeinen für dasjenige, was im Lande selbst ans Licht trat, so gut wie alles Interesse, und dem auftauchenden Talente war ebenso sehr die Gelegenheit genommen, sich zu entfalten, wie die dem Boden des Vaterlandes entsprießene geistige Kraft vergeblich nach Mitteln suchte, um ins Volk zu dringen und sich zu dessen Gemeingut zu machen.

In jener, im allgemeinen geistesarmen Zeit brachte es eigentlich nur die Poesie zu einiger Geltung. Eine kleine Anzahl Auserwählter hatte wol Sinn und Verständniß für den heimischen Dichter, der große Haufe jedoch, dem im Durchschnitt ausländische Sprachen nicht zugänglich waren, der indeß gleichwol das Fremde dem Seinigen vorzog, griff nach Uebersetzungen, und die Verlagshandlungen kamen ihm hierin aufs bereitwilligste entgegen, indem sie ihm echte Fabrikarbeit dutzendweise in die Hand gaben.

Das Unwesen dauerte so lange fort, bis Männer von Herz und Talent zu derselben Waffe griffen, welche bisher jede Entwickelung geistiger Thätigkeit im Gebiete der vaterländischen Literatur niedergehalten hatte. Mit kräftiger Hand rissen sie die fremde Pflanze aus dem heimatlichen Boden und reichten anstatt der fremdländischen, wol den Gaumen kitzelnden, doch oft genug gehaltleeren Speise, in guten, dem Leben entnommenen polnischen Erzählungen dem Volke eine gesunde, ihm besser zusagende Kost, indem sie zugleich bewiesen, daß auch die eigene Landessprache Kraft und Fülle genug in sich trage, um dem Gefühl und der Phantasie den nöthigen Ausdruck zu geben.

Aus dem bisher Gesagten erhellt zur Genüge die wichtige Stellung, welche wir in der polnischen Belletristik der Neuzeit der Erzählung anweisen müssen. Ihr gebührt das hoch anzuschlagende Verdienst, das Interesse an den Thaten seiner Vorfahren im Volke geweckt und dieses aus seiner Gleichgültigkeit für dasjenige, worauf es in so vieler Hinsicht stolz sein konnte, gerissen zu haben. In dem der heimatlichen Erde anvertrauten Samenkorne regte sich mehr und mehr ein kräftiges Leben, und die Keime, welche ihm entsprossten, zeigten deutlich, daß nur der gute Wille nothwendig war, um den im Winterschlafe liegenden kahlen Acker in ein üppiges Aehrenfeld umzuwandeln.

Der Erzählung also, und vorzugsweise ihr, muß das Verdienst zugeschrieben werden, daß im polnischen Volke Interesse für die eigene Literatur rege geworden ist. Sie nahm ihren Stoff theils aus der Vergangenheit, theils aus der Gegenwart, kleidete denselben in gefällige Form und fand in dem Maße, in welchem sich ihre Zahl vergrößerte, auch von Tag zu Tag mehr Freunde. Jan von Tenczyn, Pojata, Damian Nałęcz machten seinerzeit nicht geringes Aufsehen; allein mit dem Reiz der Neuheit schwand auch das Interesse für diese Schöpfungen; man forderte Frischeres, Lebendigeres auf diesem Gebiete und bewirkte dadurch zugleich einen Umschwung in der Poesie. Die altadelichen Erzählungen: „Sędziowie" und „Rabsztyner Starosten", an und für sich schwache Versuche, denen andere, noch weniger gelungene folgten, hatten das Gute, daß sie die Neugier weckten und gewissermaßen den Weg zu fernerm Fortschreiten ebneten, bis mit „Sophia's Denkwürdigkeiten" und etwas später mit Kraszewski's „Erzählungen" eine neue, glänzende Epoche begann.

In gegenwärtigen Zeilen kann und soll nichts weiter gegeben werden als eine bis in unsere Zeit sich hineinziehende Reihe historisch-literarischer Bilder in Umrissen. Im Vorbeigehen sei es erlaubt, darauf hinzuweisen, welchen Werth man im Alterthum schon der Erzählung beilegte und zum Beweis dafür das Buch Esther, Ruth und andere des Alten Testaments anzuführen, die im wesentlichen eben nichts weiter sind als Gebilde der Phantasie, freilich in höchst anziehender Form. Die altgriechische Erzählung genoß, wie bekannt, zu Hause sowol wie auch im Auslande eines weitverbreiteten Rufs; und wie früher schon die Artussage, Decameron und die Zauber-, Ritter- und Räubergeschichten, so wurden später Ver-

vantes, Lesage und Addison, sowie in neuester Zeit Walter Scott und selbst Balzac Repräsentanten eines Zweigs der schönen Litteratur, der nach und nach alle zu ihm in gewisser Beziehung stehende in seinen Kreis hineinzog, ja sie selbst nicht selten ganz in den Hintergrund drängte. Die polnischen Schriftsteller hatten, um eine volksthümliche Erzählung zu schaffen, sich freilich nicht als blinde Nachahmer an das bereits Vorhandene anzulehnen, dasjenige zu benutzen und zu verarbeiten, was auf dem Felde der Phantasie anderweitig schon errungen war. Das thaten sie denn auch; sie folgten gefeierten Vorbildern, ohne dabei die nationale Färbung aus dem Auge zu verlieren; und wenn sie durch dasjenige, was sie gaben, sich auch noch nicht zu einer hervorragenden, die allgemeine Aufmerksamkeit erregenden Stellung emporschwangen, so blieb ihnen doch das unbestrittene Verdienst, das Volk aus seiner Apathie aufgerüttelt und auf die Veredelung seines Geschmacks heilsam eingewirkt zu haben.

Es ist jedenfalls schwieriger, über Verhältnisse, die der Vergangenheit angehören, eine klare Anschauung zu erlangen, als Leben und Zustände zu erfassen, in denen wir uns selbst bewegen und die unmittelbar auf uns einwirken. Aus diesem Grunde muss man auch den sogenannten historischen Roman höher stellen als die gesellschaftlichen und Sittengemälde, obgleich gerade diese wesentlich dazu beigetragen haben, die Erzählung populär zu machen. Die Schwierigkeit an und für sich gibt zwar der auf historischen Daten basirenden Erzählung keinen grossen Werth, so wie sie ja auch beim Drama, und vorzüglich bei der bildenden Kunst, nicht in Anschlag kommt, allein sie erklärt die im Verhältnis geringe Zahl derjenigen Schriftsteller, die sich überhaupt mit diesem Genre beschäftigen. An der Spitze derselben steht in Polen der Graf Heinrich Rzewuski, dessen oben schon erwähnte „Denkwürdigkeiten Soplica's" sowie auch „Listopad" (November) unbedingt zu den bedeutendsten und glücklichsten Schöpfungen gehören, welche die Neuzeit hierin „Soplica" ist nicht eigentlich eine Erzählung, sondern vielmehr eine Reihe loser Bilder, allein diese haben dennoch die nöthige Einheit und tragen so treu das Gepräge ihrer Zeit, sind so treffend und meisterhaft gezeichnet, dass wir uns in ihnen in die Wirklichkeit versetzt glauben und uns als mitten in der Handlung stehend betrachten. Wie nun „Soplica" sozusagen als Vater aller jener altadelichen und soldatischen Plaudereien, die in den Dichtungen Vincent Pol's, Wladislaus Syrokomla's und anderer so glückliche Nachahmung gefunden haben, gelten kann, so muss man auch „Listopad" als das Urbild des polnischen historischen Romans hinstellen, das jedoch bisjetzt leider das einzige in seiner Art geblieben ist. In ihm ist der der Geschichte zu Grunde liegende Gedanke mit ebenso viel Sorgfalt und Genialität durchgeführt, wie er sich vor den Augen des Lesers treffend entfaltet und in gewisser Beziehung die ganze Philosophie der Geschichte zu deren Verständnis bringt. „Listopad" darf mit Recht ein Meisterwerk genannt werden und steht weit über des Autors spätern Arbeiten. Zu diesen gehören unter andern „Das Schloss zu Krakau", „Der Zaporoger", „Michalowski's Denkwürdigkeiten", und in ihnen sprang der Dichter-Historiker von dem Felde objectiver Plastik auf dasjenige der Parteikämpfe über, was bei Gegenständen, die über dem alltäglichen Leben und Treiben stehen, immer gefährlich ist. Der Mangel geschichtlicher Erläuterungen in einem Anhange, die dem „Listopad" beigegeben sind, macht sich in den letztgenannten Werken nicht fühlbar, da Auffassung und Behandlung des Stoffs in ihnen sich mehr deutlichte aussprechen.

Sigmund Kaczkowski, Rzewuski's Nachfolger und Nebenbuhler im Gebiete des geschichtlichen Romans, hält sich in ungleich engern Grenzen wie sein Vorgänger und ist diesem auch in der Kraft der Darstellung nicht gewachsen. Er sucht seine Helden vornehmlich im Zeitalter Stanislaus August's, wol auch der Könige aus sächsischem Hause, und greift damit in eine Epoche, in welcher Polen bereits dem Untergange mit starken Schritten entgegenging. In einem umfassenden historischen Ueberblick weiss er sich nicht zu erheben; er beschränkt sich auf den galizischen Kreis Sanok nebst dessen Bewohnern und späht in dieser engen Sphäre nach irgendeinem Factum, einer Begebenheit, auf die er eine Erzählung bauen kann. Aus diesem Grunde sind auch seine ersten, weniger umfangreichen Schöpfungen, besonders „Der Kampf um die Fähnrichstochter" und einige andere, die gelungenern; spätere, wie „Murzelio", „Die Waldbrüder", „Der rasende Mann", „Der Staroste Holebucki", „Annuncyata" und „Nicenia's Grab", meist bändereich und breiter ausgeführt, bewegen sich doch nur in einem verhältnismässig engen Kreise, lassen demzufolge der Entwickelung des geschichtlichen Gedankens

geringen Spielraum und zwingen den Autor nicht selten, in die soziale und Gefühlssphäre überzuspringen. „Mordelio" ist in Bezug auf künstlerische Durchführung jedenfalls die hervorragendste Arbeit Kozłowski's; allein auch in ihm treten die historischen Momente fast vollständig in den Hintergrund und andere, phantastische, völlig neue nehmen deren Stelle ein. Seine „Onkel", ein Sittengemälde unserer Zeit, sind eine meisterhafte Leistung und nur da verfehlt, wo der Verfasser die Richtung der Epoche schildern und in ihr schroff einander entgegentretende Grundsätze sowie augenscheinlich spekulative Ueberzeugungen hinstellt.

Von andern, sich im historischen Gebiete bewegenden Romanschriftstellern verdienen noch M. Grabowski und M. Czajkowski genannt zu werden, welche beide unter andern das hinwaner Blutbad, dieses grauenerregende Blatt in der Geschichte Polens, benutzt und behandelt haben. Bei dem erstern verdient der gute Geschmack Anerkennung, wenn auch dessen Bilder oft übertrieben und gezwungen erscheinen, bei dem letztern dagegen das mehr selbständig auftretende Talent, für welches auch Czajkowski's „Anna" sowie „Das rothe Kleidchen" rühmliches Zeugniß ablegen. Wenngleich allen diesen Werken vielfach eine krankhafte Phantasie und ein gewisser roher Sabelton anklebt, so nehmen sie doch das Interesse des Lesers in nicht geringem Grade in Anspruch. Wenn ich zuletzt noch A. Kosiński anführe, so geschieht es, weil er ein fähiger und sehr fruchtbarer Schriftsteller ist, der die Ergebnisse eigener Phantasie in verschiedene historische Episoden einwebt, dabei aber häufig genug die geschichtliche Wahrheit, sei es auch nur die innere, mit den behandelten Thatsachen in den grellsten Widerspruch bringt.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Anregungen.

Karl G. P. Gradener.

Die Erfahrung lehrt, daß trotz aller Warnungen die Sirene Musik unsres Zeitalters rettungslos in ihre Arme bekommen hat. Gewissermaßen mag immerhin die unmusikalische männliche Bevölkerung Englands um dieses ihres negativen Vorzugs willen auszeichnen. Alle politischen Rücksichten werden nichts gegen die Geschmackentrohmung deutscher Bildungsansprüche vermögen. Unsere Instrumentalarbeiter haben vollauf zu thun; täglich entstehen neue Fabriken. Die Statistik wird sich nicht lange mehr dem Vorwurfe verschließen können, mit der nüchternen Feuchte ihrer Ziffern-tabellen in das chaotische Gewirr hineinzuspringen, das Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein durch die Luft am Musiziren in erschreckenden Verhältnissen anwächst.

Während aber dem zum Unwesen ausgearteten Treiben dieses Kunsttriebes nicht Schranken zu ziehen war, hat es seine großen Schwierigkeiten, einestheils das aufrauchende Bessere vor Ansteckung und Verflachung zu bewahren, dann aber mehr noch fast ihm Bahn zu brechen. Ohne Frage sind wir nicht auf einmal so plötzlich alles musikalischen Sands beraubt, wie es bei einer Rundschau unter den Productionen unserer Zeitgenossen der Fall zu sein scheint. So ist wahr, alle Welt hört zu viel Musik, auch die Componisten, und es ist ihnen fast nicht mehr zuzumuthen, originell zu sein. Aber fernab von dem wertruhenden großen Strom sucht immer eine Anzahl Ausgeschlossener ins breite Fahrwasser der Oeffentlichkeit einzulenken, ohne zu Worte kommen zu können, und nicht selten trifft dies Los die besten Kräfte. Denn echte Kraft ist nicht ruhmredig und die Posaunenbläser wollen entschädigt sein. Für einen Talentier, der das Nachstreben in trüben Gewässern nicht scheut, bietet sich auf dem Gebiete der gemachten Kunstgenossen auch im musikalischen Hochwasser ergiebige Ausbeute. Wer nicht wie Robert Schumann selbst das kritische Scepter schwingt und schon dadurch die Augen auf seinen Namen lenkt — geschähe es noch so bescheiden, wo eigenes in Betracht kommt — aber wer nicht, wie Mendelssohn, in glücklicher Unabhängigkeit lebt, wer da, wie so viele tüchtige Musiker, als Lehrer neben stümperhaften Schülern die besten Tagesstunden verschwendet, der muß sich früher oder später auf die Straße breiter Mittelmäßigkeit begeben, will er auch als Componist durchdringen und diejenige Kategorie bereichern, welche in musikalischen Lehrinstituten heimisch geworden.

Denn das Triviale hat immer aus mancherlei Ursachen den obersten Sitz in der Gunst der Menge. Nicht nur, weil es sich an die niedrigern Fähigkeiten wendet und daher dem großen Haufen verständlicher ist, wesentlich auch deshalb, weil dem trivialen Talente die Mittel und Wege, welche zum Ziele führen, nicht viel Bedenklichkeiten machen. Wie seine Kunstäußerung, so der musikalische Künstler auch als Mensch. Der Dichter kann wol edle Charaktere schildern und selbst unedel empfinden, denn die Sprache dient ihm als Maske, aber ein Musiker hat nur die Tonwelt zu seiner Verfügung und sie gibt sich nicht dauernd zur Lüge her. Somit dürfen wir den Musiker mit seiner Kunst mehr als einen andern Künstler mit der seinen identificiren, und wer in den Tie-

graphiren unserer großen Musiker heimisch ist, wird sogleich die Erfahrung gemacht haben, daß der Biograph über den Charakter des Geschilderten demjenigen kaum etwas Neues zu sagen hatte, der schon in den Geist der Compositionen des Betreffenden eingeweiht war.

Das unerbauliche Ergebniß dieser Betrachtungen ist, daß die Mittelmäßigkeit zu jeder Zeit herrschen wird, der gebildete Geschmack lehne sich noch so lebhaft dagegen auf; daß aber — und hier wird es schon erbaulicher — namentlich in der Musik die gegenwärtige Oede uns nicht für ein Zeichen der Verarmung gelten darf, vielmehr nur als ein Zeichen, daß wie in Frankreich in diesem Augenblick jede politische Wahrheit, so auch bei uns gegenwärtig unter dem Regiment der musikalischen Mittelmäßigkeit jede echt musikalische Idee durch den Chor der Vierstimmigen niedergehalten wird. Jede? Wir sagen freilich zu viel. Aber die Ausnahmen bestätigen ja nur die Regel, und wie gering ist am Ende auch der Trost, daß hin und wieder eine veredelte Stimme wirklich durchdringt, erwägt man, wie viele andere nicht zu Gehör kommen und wie leicht der glänzende Erfolg leichterer Arbeiten selbst die gediegenere Natur von der rechten Bahn ablockt.

Der Künstler, dessen Namen wir an die Spitze dieser Betrachtungen stellten, ist eine solche im Durchdringen begriffene Stimme. Einem Zufall verdanken wir die Bekanntschaft mit einem Theil seiner Arbeiten, auf welche wir hier die Aufmerksamkeit von Freunden gehaltvollern Schaffens lenken möchten. Warum? Das spricht sich in dem eben Angedeuteten genugsam aus. Der Componist der „Fliegenden Blätter", der „Herbstklänge" *) und anderer durchweg interessanter, wenn auch häufig derber Tondichtungen lebt als Musiklehrer in Hamburg. Seine besten Stimmungen, seine kostbarste Zeit frißt der Brodkram täglicher Bedarf, — sie werden eben an Schüler verschwendet, für welche hundert gewöhnliche Lehrer das Nämliche leisten könnten. Viele Zeitung ist keine musikalische. Wir berühren daher nur nöthig mit der Spitze unserer Feder, was dem kritisch musikalischen Gebiete zu nahe kommt. Aber wenn die Musik heutigen Tags zu einer Macht geworden ist, die auf unzählige, in der Bildung begriffene Geister bestimmend wirkt, und wenn der Wunsch gerechtfertigt scheint, diese Einwirkung aus einer ungünstigen in eine günstige, veredelnde zu verwandeln, so erhebt sich sofort die Berücksichtigung einer einzelnen brachstehenden Kraft zu der Höhe einer das Allgemeine berührenden Frage. Wir wollen nicht gesagt haben, daß der Genannte unter den neuern musikalischen Kräften Deutschlands allein steht. Bedeutendere Talente noch mögen vorhanden sein. Aber nur wer die in die Oeffentlichkeit dringt, hat Anspruch darauf, daß er in die rettende Reihe aufgenommen werde, welche über der beständigen Sündflut gewöhnlicher Erscheinungen mit den Keimen des Guten und Bessern rahmreibt.

Selbst Franz Schubert's Muse wäre ohne die helfende Hand von Freunden, welche ihm Verleger durch Subscriptionen gewannen, nicht zur Würdigung gelangt. Seine vierhändigen Sachen richteten den Verleger derselben zu Grunde, bis nun die Eigenen ihm gerecht werden. So schwer ist es, für Gediegenes das allgemeinere Interesse zu erwärmen, und dieses allein doch ist im Stande, dem Componisten Unabhängigkeit zu sichern und ihn auf jedem Wege vorwärts zu treiben.

Der Componist der „Fliegenden Blätter" ist über die Schwierigkeiten der Anfangswerke unserer musikalischen Versuchungen bereits hinaus. Seine Tonschöpfungen brechen sich Bahn. Aber Gutes soll Aufmunterung finden und rasch, nicht schleppend langsam, zur Geltung gelangen. So möge man denn nicht nur am häuslichen Herd, beim Summen des Theekessels, von ihm hören und lesen, sondern seine eigene anziehende Gedankenwelt am Klavier und im Concertsaal zu Worte kommen lassen, damit ihm jene Aufmunterung werde, die allein auf das Gute das Bessere und das Volle zu pfropfen weiß.

*) „Herbstklänge", sieben Lieder für tiefe Stimmen. Opus 18 (Leipzig, Hofmeister). „Hebräische Gesänge", Opus 15 (Leipzig, Breitkopf & Härtel). „Fliegende Blätter", II. III. Heft, Opus 27, 31 (Hamburg, Schuberth, Cranz).

Historische Unterhaltungslectüre.

Wer den Preußen von ihrem großen König, den Oesterreichern von ihrer großen Kaiserin erzählt, findet immer dankbare Hörer.

Wir haben nicht viele Abschnitte unserer Geschichte, die uns ungetrübte Rückblicke gestatten, es ist billig, daß man diejenigen Charaktere der historischen Bühne in den Vordergrund drängt, an welche sich große Erinnerungen knüpfen. Maria Theresia gehört zu diesen. Sie hat viele rein menschliche Eigenschaften besessen; ihr Leben ist voll von kleinen Zügen, welche dem Herzen ihres Volkes werth sind. Selbst wenn das Bedürfniß, zu verehren, zu lieben, zu bewundern, im Laufe der Zeit einen Läuterungsprozeß vornimmt, der über die Wahrheit hinausgeht, so ist diese veredelnde Metamorphose in sich gerechtfertigt und zumal in der nicht streng historischen Lektüre häufig erwünscht: der kleinen Herren und Fürsten gab es zu allen Zeiten genug, man erbaut sich um so lieber an den einmal volksthümlich gewordenen Ausnahmen. Selbst einen Salomo will man nicht in der unerbittlich aburtheilenden Auffassung der nüchternen Geschichtsforschung.

Von den Novellen, welche Levin Schücking unter dem Titel „Aus den Tagen der großen Kaiserin" (Prag, Kober, 1858) begonnen hat, führt uns die erste „Die Odalisken", mit großer Anschaulichkeit den Hof Karl's VI. vor. Maria Theresia's Hand ist noch nicht vergeben. Der junge Herzog von Lothringen scheint zwar am Vorabende seines Glücke zu

reiben, er hat Eindruck gemacht und gewinnt auch durch die Natürlichkeit und Wahrheit seines Wesens die Gunst des Lesers. Aber ein spanischer Kämmerer und ein Hoffräulein intriguiren gegen diese Verbindung, die zufällige Anwesenheit zweier türkischen Sklavinnen ganz in der Nähe des kaiserlichen Lustschlosses wird benutzt, um auf den Herzog den Schein eines verliebten Abenteurers zu werfen. Man schreibt falsche Briefe, steckt sich in Verkleidungen, flüchtet in Alkoven, wird schließlich arretirt, compromittirt, um, beschämt und vernichtet, den getrennten Liebenden wieder das Feld zu überlassen und ihre Hände ineinander fügen zu sehen.

Der Stoff würde sich trefflich zu einem Lustspiel eignen. Türkische Schönen, ein höchst lächerlicher Hofstaat, dazwischen Persönlichkeiten wie der Prinz Eugen von Savoyen, Maria Theresia, Karl VI. u. a., Intrigue über Intrigue und endlich ein Theatercoup im Pavillon Transtons, wie ihn sich nur ein Calderon wünschen könnte.

Für die Lectüre, gestehen wir, fehlt uns das, was unsere Theilnahme gefangen nimmt. Die einzigen lebenswürdigen Erscheinungen, Maria Theresia und ihr spaßiger Gemahl, machen uns nicht um ihrer Hoffnungen willen zittern; wissen wir doch aus der Geschichte, daß sie zueinander gelangen. Bahneia, die eine Odaliske, steht zu sehr im Hintergrunde, um uns anders als vorübergehend zu interessiren. So beschäftigt uns denn in ziemlicher Breite das ränkespinnende Paar, welches viel Witz, aber durchaus kein Blut besitzt, keins wenigstens, das uns zur Sympathie auffordert; und weiter der Hofnarr Baron Klein, vortrefflich gezeichnet, wir geben es zu, aber auf die Länge doch keine wünschenswerthe Gesellschaft. Die große sprachliche Gewandtheit des Verfassers und der geringe Umfang der Novelle heißen über diese Bedenken theilweise fort.

Der Nachtrag wäre, unseres Erachtens, besser weggeblieben. Bahneia's Zukunft kennen wir aus dem Schluß des Hauptstücks angedeutet werden; sie ist zu flüchtig angelegt, um einer biographischen Nachrede zu bedürfen. Für des Spaniers fernere Schicksale interessirt man sich nicht sonderlich, und jedenfalls war es bedenklich, ihn von Wien aus nach Griechenland verschlagen und dort in die Luft fliegen zu lassen, um sich, wieder aufgelebt, von Bahneia gesprächsweise einen Korb zu holen. Es ist ohne Zweifel Humor darin, aber der Humor gibt sich nicht immer als solcher, und wir haben eine Mischgattung statt einer Gattung.

Da das historische Gebiet gegenwärtig so fleißige Bebauer gefunden hat, so glauben wir darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß Einflechtung streng historischer Daten, daß genau historisches Costüm und klare Zeichnung interessanter historischer Persönlichkeiten wie auch die Schilderung bedeutender historischer Vorfälle diesem Genre der Romanliteratur eigen sein sollten, ohne jedoch seine Quintessenz auszumachen. Mehr oder weniger oder auch ganz erdichtete Persönlichkeiten sollten die Fabel des Romans abgeben und solcherart die dichterische Freiheit unbeengt lassen, dem Leser aber den Reiz der Spannung bewahren; ein Reiz, den die Nacherzählung wirklicher Historie nur bei völlig ununterrichteten Persönlichkeiten behalten kann. Jedes bedeutende historische Ereigniß predigt durch sich selbst; es gibt eine Art — und wir glauben sie angedeutet zu haben —, die ihm innewohnende Lehre zu verallgemeinern, indem man sie aus dem trockenen Geschichtssaal in die Hände der Unterhaltungsbedürftigen bringt, mit ihrer wahrheitsgetreuen Erzählung aber eine erfundene Begebenheit Schritt halten läßt, die dem Gemüthsbedürfniß des Lesers Genüge thut und, ohne die historische Treue zu beeinträchtigen, der Moral des ganzen Vorgangs eben eine Kolie leiht. Durch ein rein conventionelles Verhältniß, wie es das Hofleben mit sich bringt, kann sich der Faden rein menschlicher Beziehungen in erdichteten Nebenpersonen ziehen, die dadurch für unser Interesse — und nicht zum Schaden des Kunstwerks — zu Hauptpersonen werden. Dem feinen Geschmack höherer Kreise können wir die Wirkungen der Vernachlässigung minder begünstigter Lebensschichten gegenüberstellen, einem thatenreichen Treiben auf dem großen Völker-Schachbrett die stille Erhaltungsbestimmung der vom Weltensturm unberührten Naturen, einem Friedrich dem Großen den weiblichen Diogenes der potsdamer Schloßtreppe, die alte Bettlerin, die auf Friedrich's Frage, wie es ihr denn während des Siebenjährigen Kriegs ergangen sei, die Antwort gab: um dergleichen habe sie sich nie bekümmert, — „Pack schlägt sich und verträgt sich".

Reimsprüche

von Feodor Löwe.

Willst du, so nenn' ich dich groß, den Größern und auch den Größten,
Gnädig gestatte dafür mir den bescheidenen Raum'.

Zagend erblickst du den Berg, den felsengezackten, gewalt'gen,
Und dich befällt schon im Thal Fürchten vor Schwindel und Müh'.
Wage dich muthig empor, dort wehen erquickende Lüfte,
Freier erscheint dir die Welt, stützt du den Riesen aufs Haupt.

Sorgsam erwägt der Verstand, hebt langsam un endliche Lasten,
Achtung gebietet sein Müh'n, aber die Arbeit läßt kühl.
Muthig erscheint das Talent, faßt rasch die Gewichte und schwingt sie,
Frohe Bewunderung weckt einzig die spielende Kraft.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 38.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Baptiste Molière.

Von Karl Frenzel.

II.

Damals aber, zu Lyon, feierten er und seine Genossen ihr Triumphfest, und es scheint fast, als hätten sie hier ihre Wanderungen auf immer beschließen wollen. Denn d'Ailouey, ein Abenteurer und Spieler, der sich daneben auch mit der Literatur beschäftigt, fand im Juli 1653, als er von Paris nach Turin reiste, Molière's Truppe in Reichthum und Ansehen in Lyon. Nun mag er selbst erzählen: „Was mich am höchsten entzückte, war das Zusammentreffen mit Molière und den Béjarts, und wie denn die Komödie ihren Zauber hat, so konnte ich diese theuern Freunde nicht sobald verlassen und blieb drei Monate zu Lyon." Natürlich in ihrem Hause, es war „für mich ein Königreich Utopien." Ja, noch mehr; als Molière den Befehl erhielt, zu Pezenas vor den Ständen Languedocs zu spielen, „schiffte ich mich mit den Schauspielern auf der Rhone ein, und da ich zu Avignon all mein Geld verlor, hielten sie mich den Weg über frei und ich saß an ihrem Tische den ganzen Winter." So früh fängt Molière schon an, den Beschützer und den vornehmen Herrn zu machen; das ist kein armer Poet, der im Vorsaal der Großen wartet und dem, um in einem Bilde zu reden, das die Dichter der Zeit gern aus einem Sonett Tasso's entlehnten, „die Augen seiner Katze als Kerzen beim Niederschreiben seiner Verse dienen müssen"; nicht doch, er empfängt an seinem Tische, im gestickten Kleid, zahlreiche Gäste; es geht prächtig und hoch her, der Sherry verschäumt so golden wie der Wein; es ist ein horazisches Gastmahl, bei dem auch Phyllis und Lydia mit bekränztem Haar und die Leier nicht fehlen. Ein unruhiges Verlangen nach den Genüssen und der Herrlichkeit des Lebens, ein tiefeingewurzelter Zug, es den Marquis und Seigneurs, die er bald verspotten sollte, gleichzuthun, erfüllt Molière's Seele. Dabei verleugnet er den Philosophen und den Beobachter nicht, mit gleicher Schärfe und Neigung studirt er die vornehme Welt wie die Sitten und die Rede des Volks. Der Lehnstuhl von Pezenas ist berühmt; des Sonnabends, nach dem Ende des Marktes, saß Molière stundenlang darin, in der Barbierstube Gely's, wo alle Schwätzer und Neugierige des Orts zusammenliefen, aufmerkend, beschaulich, wie Mademoiselle Poisson es uns schon gesagt, „immer ernst".

Hier endlich trifft der Schauspieler wieder mit seinem erlauchten Mitschüler zusammen, mit Armand Bourbon, dem Prinzen von Conti. Der war nicht Cardinal geworden, sondern hatte bald an der Spitze des aufständischen Paris gegen die Truppen des Königs gefochten, bald in Staatsgefängnissen ein Jahr gesessen und, seine Unbeständigkeit zu krönen, eine Nichte seines Todfeindes, des Cardinals Mazarin, Anna Martinozzi, geheirathet. Seitdem war er oft im Süden Frankreichs gewesen, er befehligte die Armee in Roussillon gegen die Spanier, mehr als einmal

eröffnete er die Ständeversammlung von Languedoc. Schon auf seiner Hochzeitsreise nach Paris hinauf mochte er 1653 in heiterster Stimmung den alten Spielgenossen, den Bapuße Pequelin des Jesuitencollegiums, zu Lyon empfangen und die Komödie von dem „Unbesonnenen" lachend mit angesehen haben, wenn er nicht in den Thaten des Helden ein Epigramm gegen sich selbst entdeckte; jetzt hatte er ihn nach Pezenas eingeladen, in fürstlicher Weise ihm und seiner Truppe einen reichlichen Lohn zugesagt. Noch ist der Prinz von Conti jung, leichtlebend, fröhlichen Herzens, ein königlicher Jüngling, nach der Meinung d'Aubignac's, der die Goldstücke umherwarf, beinahe wie Regentropfen. Freilich auch die Zeit wird kommen, wo dieser Armand Bourbon, gleich seiner Schwester Genovefa, zurückgekommen von den Irrthümern und Freuden der Jugend, nur in der Ertödtung des Willens, in strengster Frömmigkeit und Selbstanal das Ziel und Heil des Daseins erblickt, wo er, aus eben diesen Gegenden, die jetzt seine Feste und Triumphzüge sahen, die Schauspieler verjagen und Feinde Gottes nennen wird. Solchen Wandlungen erliegen endlich alle, welche den Schimmer der Dinge für Wahrheit und die Gunst des Glücks thöricht für mehr als eine freundliche Täuschung gehalten.

Für Molière indes war 1653 das Jahr seiner Liebe, einer Neigung, daran Grazien und Musen gewebt und die uns die Komödie: „Der Liebeskummer", gegeben. Zwar das Lustspiel als Ganzes betrachtet ist schwächer, wirrer und ohne den fesselnden Reiz des Muthwillens, der den „Unbesonnenen" auszeichnet, aber die Liebesscenen zwischen Grazie und Lucile, dies Kosen und Streiten, athmen den Duft der Jugendlichkeit, haben etwas von Frühlingsstriche und Nachtigallengesang. Hier hat Molière eine jener zarten Saiten der Seele berührt, deren goldener Klang immer in gleicher zauberischer Gewalt zu uns reden wird; hier gegriffen in jedes empfängliche Herz, und es kann seinen Ruhm nicht beeinträchtigen, daß Horaz vor ihm schon diese Töne bewegt; war es doch so nicht. Er selber hat den unvergänglichen Reiz dieser Scenen gefühlt; wie die süßeste Erinnerung der Jugend tauchen sie wieder und wieder in seinen Werken auf; sie sind im „Tartuffe", in den „Lustigen Streichen des Scapin", noch mehr, o Molière, sie leben überall, wenn auch nur einen kurzen Augenblick, in einem jeden Lustspiel. Und mit den ersten Worten der Liebe finden sich auch die Spuren des ersten Kampfes. Wenn Bazin in seinen vortrefflichen Bemerkungen zu Molière's Leben, deren ich schon einmal erwähnte, sich dahin äußert, daß im „Liebeskummer" sowenig wie in dem „Unbesonnenen" eine Satire gegen die Zustände und Thorheiten der Zeit vorleuchte, man müßte denn die Stelle dazu rechnen, wo Grazie die Dienste eines Raufbolds ablehnt, ganz im Sinne des Prinzen von Conti, der die Stände von Languedoc zu dem Versprechen vermocht hatte, die Edicte des Königs gegen die Duelle — damals noch mehr wie jetzt wurden sie in Frankreich als ein Geschäft betrieben und der Mord als Ehrenkampf gepriesen — aufrecht zu halten: so übersieht er, daß in der Scene zwischen dem Vater Asragne's und seinem pedantischen Erzieher Metaphrax die Keime all jener blöden, verfahrenen Gelehrten liegen, welche später als Marphurius und Trissotin der Geißel des Dichters erliegen sollten. Wie jeder geistvolle Kopf, der aus sich heraus die Dinge zu begreifen sucht, verachtet Molière die Gelehrsamkeit aus Büchern, die aus fremder Meinung angelernte. Die Gesellschaft des Hofs, die vornehme Welt, wird er später sagen, beurtheilt ein Kunstwerk viel richtiger als die Gelehrten. Seine Philosophie richtet sich an alle, die in der Wirklichkeit vorwärts streben wollen, und gibt die Gesetze des guten Tons, seiner Geselligkeit, aber nicht kümmern sie die Zwecke des Daseins, die formale Bildung des Denkens. Das höchste Gut ist doch — alles in allem genommen —, ein reicher, begüterter Mann zu sein, sicher der Gunst des Königs, von feiner, gefälliger Sitte, nicht ohne die Gaben der Grazien und Musen; sich ausschließlich einem Bestimmten hingeben, dem Forschen nach der Wahrheit oder der Furcht vor dem Tode, ist gleich lächerlich; Alceste, der Menschenfeind, oder Argan, der eingebildete Kranke mit seiner Nachtmütze und seiner Apothekerrechnung, sind, jeder in seinem hartnäckig behaupteten Wahn, gleich weit von dem Molière'schen Ideal entfernt, jenen kühlen, verständigen Menschen mit den feinsten Sitten und tadellosen Spitzenmanschetten. Diesem gegenüber erscheint die Gelehrsamkeit in dem Costüm und dem Gebahren des italienischen Doctors, aufgeblasen und hartmäulig, und die Jünger des Aristoteles als eben aus dem Narrenhaus entsprungen: in schärfster Weise bezeichnet Molière den Umschwung der öffentlichen Meinung; 1624 hatte die Universität zu Paris von dem Parlamente ein Edict erlangt, das diejenigen mit Leibesstrafe bedrohte, welche das

System des Philosophen von Stagira angreifen wurden — jetzt gibt es die komische Muse dem Gelächter aller preis, „die für 15 Sous einen Platz im Parterre kaufen und furchtlos ihr ‚Oho!‘ rufen können“. Denn die einzige Wissenschaft, die dem honnête homme ziemt, ist die Kenntnis des Lebens; die Gesellschaft gibt jedem Dinge erst Wert und Bedeutung. Was es an sich ist, wer weiß es?

Der „Liebeskummer“ ist zuerst 1656, im Winter, zu Béziers, aufgeführt worden, sonst fehlen uns wieder die Nachrichten über den Aufenthalt der Molière'schen Gesellschaft. Frau von Villedieu erzählt, daß sie oft in Narbonne nach dem Theater Molière's gegangen und ihre Schönheit nicht wenig dazu beigetragen habe, Zuschauer anzuziehen. Das mag in jener Zeit geschehen sein, denn erst 1658 laden ihn seine Freunde ein, nach Paris zu kommen und in der Hauptstadt sein Glück zu versuchen. Auf langem Umwege nähert sich die Truppe dieser verhängnisvollen Stätte; den Carneval bringt sie in Grenoble zu, im Sommer spielt sie zu Rouen; man sieht, Molière wie seine Genossen zögern vor dem letzten, entscheidenden Schritt, vor den Thoren dieser Stadt, die sie schon einmal flüchtig, geschlagen verlassen und die sie alle mit Ruhm und Gold weit über ihre Hoffnungen hinaus, aber auch mit Schmerzen und Sorgen überschütten sollte. Dies Zaudern entschieden, Molière an die ihm gehörende Stelle in der Welt gewiesen zu haben, wird das Verdienst des Prinzen von Conti bleiben; er bewog den einzigen Bruder Ludwig's XIV., Monseigneur Philipp von Orleans, Molière's Truppe in seinen Dienst zu nehmen. Sie kamen, spielten am 24. October 1658, gefielen dem Hofe und wurden die „Schauspieler des Herzogs von Orleans“. In einem Saale des Palastes Petit-Bourbon hatte eine italienische Gesellschaft seit einigen Jahren ihr Theater aufgeschlagen, und da sie nicht an allen Tagen spielte, erhielt Molière die Erlaubnis, Montags, Dienstags, Donnerstags und Sonnabends statt ihrer aufzutreten, gegen eine Entschädigung von 1500 Livres.

Nach der Beendigung des Bürgerkriegs, dem vollständigen Siege der absoluten Königsgewalt über die adeliche Aristokratie und die populären Leidenschaften war Paris damals in jener Umwandlung begriffen, die es aus einem mittelalterlich abgeschlossenen Gemeinwesen mit stark ausgesprochenen republikanischen und religiösen Tendenzen zu der genußsuchenden, sittenverderbten Hauptstadt der drei letzten Bourbonen, zu dem Babylon der modernen Cultur machte. Von allem, was in den Tagen der Ligue und Fronde diese gewaltige Bevölkerung bewegt, war nur in den reichern Bürgerfamilien ein Andenken geblieben, eine Abneigung gegen den Hof und seine Feste, die sich des Gegensatzes willen in die rettenden Arme der Religion warf und in der Erkenntnis der Allvergänglichkeit sich auf die eigene vorbereitete. Die Menge wollte Vergnügen, Spiele, wie immer nach mißlungenen Aufständen, und sie hatte außer den Italienern, Riesen und Italienern zwei französische Theater, im Palast Burgund, wo der große Corneille jetzt gerade die „Oedipusfage“ aufführen ließ, und im Marais, das von Uebersetzungen spanischer Komödien lebte; kam als dritte Truppe die Gesellschaft Molière's hinzu. Es ist klar, sie stand auf keinem günstigen Boden; überall Eifersucht, Mißgunst, Nebenbuhler um sich. Die Geschicke Molière's haben in ihrem äußerlichen Verlauf eine wunderbare Aehnlichkeit mit denen William Shakspeare's: beide sind Schauspieler und Dichter, endlich Theaterdirectoren, in Gunst am Hofe, selber reiche, angesehene Herren, im Kampf mit dem rohen Sinn der Menge und der asketischen Strenge religiöser Parteien; was dem einen die Puritaner, sind dem andern die Jansenisten; und doch, wie verschieden lösen sie das Räthsel des Daseins! Molière's Weltanschauung überwindet die Disharmonie der Wirklichkeit nicht, er täuscht uns nur gefällig mit dem Siege der Liebenden und der Schönheit, als wäre dadurch das Land der Verheißung, die ideale Welt gewonnen; ein Glück, welches sich sehr realistisch auf den Betrug von Vormündern und Vätern aufbaut und sie zwar bezwungen, aber nicht bekehrt hinter sich läßt; er hat nicht jene erhabene Melancholie Shakspeare's, die in dem schmerzlichen Ausruf über die irdische Nichtigkeit zugleich den Trost dafür gibt, er will nur die menschlichen Thorheiten im Streit und Unterliegen nicht gegen eine höhere poetische Wahrheit, sondern die Grundsätze der Gesellschaft, den gesunden Menschenverstand zeigen. Dafür benützt er das feinste Gefühl, ein Auge, das sich nie täuscht; hierin ist er eine durchaus originale Erscheinung, der Dichter des französischen Verstandes.

Diese Stellung errang er mit der kleinen Komödie der „Précieuses ridicules“.

In jener schwierigen Lage, in der sich die

Truppe zu Paris befand, mußte ein Stoß gemacht werden, die Massen zu gewinnen und die neue Bühne in Aufnahme zu bringen. Wie schon gesagt, zeichneten sie sich alle in kleinen, halb improvisirten Schwänken aus; auch Molière war in dieser lärmenden Lustigkeit, diesem Carnevalsjubel ein Meister und die Titel mehrerer von ihm verfaßten Possen hat uns das Register des französischen Theaters überliefert; zwei, die uns erhalten, zeigen die ganze Roheit erster Entwürfe, die wilden Scherze und Effekte, denen damals wie heute die Galerie Beifall klatschte. In diesem Sinne wurden die „Precieuses ridicules" geschrieben, so aufgeführt, in der tollsten Uebertreibung, am 18. November 1659. Die Anekdote, daß bei der Darstellung aus dem Parterre ein alter Herr gerufen: „Muth, Molière! Das ist die wahre Komödie!" scheint die Erfindung eines müßigen Kopfes, wie eine Prophezeiung nach dem Ereigniß zu sein; aber Loret, ein damaliger Zeitungsredacteur von Paris, hat die Posse auch gesehen und sagt uns: „Niemals war ein Lustspiel so komisch; ich habe meine 30 Sous dafür gegeben, doch für 10 Dukaten gelacht." Gewiß, die Menge theilte diese Ansicht — die Schauspieler erhöhten die Preise der Plätze. Die „Precieuses ridicules" haben keine dramatische Handlung; zwei überspannte Mädchen, Madelon und Cathos, weisen die ihnen gewordenen Heirathsanträge zurück; die Freier senden ihre Diener, als Marquis verkleidet, zu den Mädchen; ihre tollen Reden bethören die beiden „Precieusen", man gibt einen Ball, bis die Herren wieder erscheinen und die Diener durchprügeln. Der Werth des Stücks ist die Zeitsatire.

Seit Molière sich seines eigenthümlichen Genius in diesem Scherze bewußt ward, nimmt seine Muse Schwert und Speer; nur selten legt sie die Waffen ab und setzt den alten Rosenkranz der Jugend wieder auf das Haupt, von dem eine Blüte nach der andern welkend abfällt. Drei große, festgeschlossene Parteien, die ihn erdrückt hätten, waren sie einen Augenblick einig gewesen, macht er sich nacheinander zu Feinden, indem er ihre Abentuerlichkeiten, ihre Schwächen und Sünden im Gegensatz zu dem Allgemeingültigen dem öffentlichen Tadel und Gelächter exponirt. Die schongeistigen Cirkel, in denen Gelehrte, große Herren, vornehme, feingebildete Frauen eine ausschließliche Sprache und Literatur für sich erzeugen wollen, haßt er mit dem gesunden Sinne des Volks, dem Hochmuth eines Autodidakten, der vielfach verletzten Eitelkeit eines großen Poeten. Gegen die Heuchler in der Larve der Frommigkeit empört sich sein hochgesinnter Charakter, seine Ueberzeugung, das Beste in ihm; den Aerzten zuletzt und der Heilkunst ist er ein unversöhnlicher Gegner in dem Bewußtsein, daß ihm, dem der Tod schon jahrelang in der Brust sitzt, keine Kunst mehr helfen kann. Diese drei Schlachten, das ist Molière's Leben, Molière's Kunst; er gewinnt sie alle, aber die zweite am glorreichsten; denn in der ersten bricht sein Herz gerade über jenes weiberwendische, eitel nach dem Schein haschende Wesen der Frauen, das er in der Gelimene, der kokketten Geliebten des Menschenfeindes, blutig gegeißelt hatte, und in der letzten stirbt er, ein Gladiator vor dem versammelten Volke, das ihm Beifall zujubelt und ihn fast mit Lorberkränzen erstickt.

Sinn und Geschmack für literarische Gespräche, eine geistvolle Unterhaltung im geschlossenen Freundeskreise ist den Franzosen durch die italienische Einwanderung unter der Regentschaft der Maria Medici gekommen. Sie selbst, ihre Freundin Leonore Galigai, ihr Poet, der Ritter Marino, liebten jene Akademieen an den Fürstenhöfen der Este und Medici, ein Gespräch über Liebe und Dichtkunst in den verschwiegenen Bosquets der Villen. Allmählich verbreitete sich dies Gefallen an dem Spiel des Witzes, der Feinheit der Concetti unter den Hofleuten; eben erst aus den wilden Leidenschaften der Ligue hervorgegangen, brauchten die noch erregten Gemüther eines solchen besänftigenden Heilmittels, eines neutralen Gebiets, wohin sich weder die politische noch religiöse Frage verirren konnte. Das war die Kunst und sie fand ihr Asyl in der Straße St.-Thomas du Louvre, in dem Palaste Pisani. Ein durchaus italienisches Gebäude, die Fenster in florentinischer Architektur, mit weiten Gärten umher, gehörte es einer italienischen Dame, Katherine Vivonne; ein Pisani war ihr Vater, eine Savelli ihre Mutter; geheirathet hatte sie den Marquis von Rambouillet, den Großmeister der Garderobe unter Ludwig XIII. Eine zarte Frau, feingebildet, in der Gesichtsbildung den Madonnen von Reni nicht unähnlich; ein Typus, den für uns Deutsche Goethe in der Prinzeß Leonore zum Ideal erhoben hat, versammelte sie in ihren Sälen die erlesenste Gesellschaft, wie sie geistreicher nicht im Cäsarenhaus des Augustus gewesen. Daß sich um sie und ihre Tochter Julia eine Art Cultus bilden mußte, liegt in den Dingen; daß aus den

urſprünglich edeln Bemühungen, Ton und Gehalt der franzöſiſchen Literatur zu heben und den claſſiſchen Muſtern ähnlicher zu machen, ſich allmählich ein geziertes und geſchmackloſes Weſen in Sprache und Haltung, ein wunderlicher Frauendienſt und ein gegenſeitiges literariſches Schönthun herausbildete, dies Misgeſchick theilt die Stiftung Katharinens mit allen menſchlichen Einrichtungen. Allein was Frankreich Großes erzeugt, bis zu Molière hat es hier eine ſichere Stätte gehabt. Nennt den beſten Namen der tragiſchen Muſe, Pierre Corneille, hier hat er ſeinen „Polyeukte“ zuerſt geleſen; Pauline iſt das Ideal einer Précieuſen, ihre Neigung gehört dem Geliebten, ihre Pflicht dem Gatten; nennt die begabteſte Schriftſtellerin Frankreichs, Marie Sévigné, ſie iſt eine Perle dieſer Geſellſchaften geweſen; die Helden der Fronde, der Herzog von Larochefoucauld und Genoveva von Longueville, im Schatten der Bäume von Rambouillet ſind ſie gewandelt. Und auch die letzte Weihe des Heiligen fehlte ihnen nicht; als der Schimmer jenes italieniſchen Palaſtes längſt vor den neuen Wundern von Verſailles erblichen und im Staate Ludwig's XIV. niemand groß und verehrt ſein durfte als er, hat Flechier von der Kanzel herabgerufen: „Erinnert euch, meine Brüder, dieſer Gemächer, die man noch mit Verehrung betrachtet! Wo Geiſt und Herz ſich läuterten und die Tugend unter dem Namen der unvergleichlichen Arſenice (das iſt Katharine) verehrt wurde! Wo ſoviel hochgeborene und hochverdiente Menſchen eine erlauchte Geſellſchaft bildeten, beſcheiden ohne Zwang, gelehrt ohne Stolz, feingebildet ohne Uebertreibung!“ Zu den Worten kommt eine Thatſache: der Cardinal von Richelieu hatte die Marquiſe von Rambouillet bitten laſſen, ihm mitzutheilen, was in ihren Salons wider ihn geredet wurde; die muthige Frau entgegnete, ſolche Erklärungen würde ſie nie geben können; ihre Freunde wüßten, wie hoch ſie ſelbſt von ſeiner Eminenz dächte, und richteten danach ihre Meinungen. Einige Zeit vor ihrem Tode hat ſie dieſe Grabſchrift ſich gedichtet:

> Hier ſchlummert, viel von Schmerzen, Arſenice,
> Womit ein ſchwerglich Schickſal ſie verfolgt;
> Hilft da, o Wand'rer, all ihr Glück zählen
> Zahl ihres Lebens Augenblicke nur!

Arſenice — ſo nannte ſie ſich nach der Sitte der italieniſchen Akademieen, es iſt der erſte Vorwurf, den Molière den Précieuſen macht. „Hat man jemals“, ſagt ſeine Madelon, „im ſchönen Stil von Kathos und Madelon geſprochen? Würde nicht einer dieſer Namen genügen, den poeſieſlichſten Roman zu Fall zu bringen?“ Darum nennt ſie ſich Polixena und die andere Aminta. Die unerbittliche Logik des geſunden Menſchenverſtandes ſchlägt mit der ihr eigenen Grauſamkeit dieſe ernſtlichen „Zierpflanzen nieder, da ſie ihr den Weg mit Blumen und Ranken verſperren. Und welche Thorheiten bietet dieſer Palaſt von Rambouillet in Gemach und Garten nicht dar! Seine Damen nennen ſich die Précieuſen; zu einer von ihnen hat Segrais geſagt: „Gefällig, hochgebildet und immerdar Préciöſe, wer wäre ſo roh, dich nicht zu lieben?“ Wenn ſie Beſuch empfangen, legen ſie ſich in „großer Toilette“ zu Bett; ſo beginnen ſie das Geſpräch: je dunkler, räthſelhafter, deſto beſſer, bis ſie zuletzt „weder verſtanden werden, noch ſich ſelbſt verſtehen. Zu dieſen Unterhaltungen“ — es ſind La Bruyère's Worte, auch eines logiſchen Kopfes — „braucht man weder Menſchenverſtand noch Gedächtniß, nur Esprit, nicht den ſcharfen, ſondern den falſchen, den phantaſtiſchen.“ Daher erfinden ſie neue Wendungen und Ausdrücke in der Sprache; ſie reden von „wolkenſchweren Stirnen“, wenn ſie jemand in Traurigkeit ſehen; der Spiegel wird ihnen zum „Rathgeber der Anmuth“, ja Kathos ruft der Magd nach: „Hüte dich, ſeine Spiegelfläche durch die Mittheilung deines Bildes zu beflecken!“ und Madelon befiehlt dem Diener: „Koch, die Bequemlichkeiten des Geſprächs!“ Sie meint die Seſſel. Das Vorleſen von Gedichten, Briefen, Tragödien war in dieſen Geſellſchaften ſelbſtverſtändlich die Hauptbeſchäftigung, und Mascarille, der ausgepuzte Marquis, trägt den Damen gleich ein kleines Gedicht „nach ſeiner Façon“ vor, das deren begeiſterten Beifall erweckt und vermuthlich auch vom feinſten Gelächter des Publikums begleitet wurde, denn Molière hat dieſelbe Scene noch zweimal, im „Menſchenfeind“ und den „Gelehrten Frauen“, nachgeahmt. Auf dieſem Felde die Schlacht zu ſchlagen, konnte für die Satire nicht ſchwer, freilich auch der Sieg nicht eben ruhmlich ſein; um ſo weniger, da der Abbé de Pure ſchon auf der italieniſchen Bühne eine Poſſe gegen die Précieuſen gegeben und Molière durch das Verwerfen der „lächerlichen“ die vornehmen Damen und Herren des Hofs, die wahren Précieuſen, aus den Schranken zu weiſen ſuchte.

Trotzdem, es war ein Sieg, der erſte, den er erfochten — und ich glaube gern, daß er nach

dem Gefolg gerufen: „Nun brauch' ich nicht mehr Plautus und Terenz zu lesen oder Fragmente des Menander zu entziffern; fortan ist die Welt mein einziges Studium!" Es ist nicht das Jauchzen eines siegestrunkenen, jugendlichen Helden, es ist das Bewußtsein eines Mannes über die Größe und auch die Grenze seines Talents. Mit dieser Komödie hatte er sich die olympische Bahn vorgezeichnet, die er bis zum Ziel durcheilen mußte; in dem Reich des Idealen war keine Stätte mehr für ihn. Denn von in diesen wunderlichen, verzerrten Formen doch eine ideale Anschauung des Lebens sich verbürge, diese Welt trotzter Frauenverehrung eine gewisse Poesie habe, deren Spuren uns noch jetzt in den Romanen des Fräuleins von Scudéry überraschen, entging wol kaum dem scharfblickenden Auge des komischen Dichters. Aber ihm konnte sie sich nicht öffnen; seine Stellung und seine Gesinnung, sein bestimmt ausgesprochenes bürgerliches Wesen schlossen sie ihm auf immer; er war nur etwas, wenn er sie zerstörte. Einen Augenblick, wie in der Ahnung, welch einen zweiten Brand von Troja er heraufführe, schwankte er noch in der Fortsetzung des Kampfes. Nicht aus Furcht vor den Vornehmen, die überdies noch den Fehdehandschuh nicht aufgenommen, sondern aus der folgenden Ueberlegung, die uns vor jeder Entscheidung zurückschrecken läßt. Nieder legte er zwar die Waffen nicht; seine drei folgenden Komödien: „Der eingebildete Hahnrei", „Don Garcia von Navarra", „Die Männerschule" (1660 bis 1661), verfassen nur scheinbar das Schlachtfeld; mehr als einmal kehren in ihnen die alten Schlagwetter gegen die Précieusen, die Stutzer mit den bauschigen Kanonen und duftenden Perücken, die üblen und geschmackverderbenden Gesellschaften wieder; endlich gründet sich diese ganze „précieuse" Anschauung auf die Natur des Weibes. Ihre Ergründung und Darstellung beginnt darum Molière in diesen Komödien. Noch läßt er zwischen Mann und Weib nur eine heiße, jugendliche Liebe oder die thörichte Eifersucht mürrischer Alten zu, immer nimmt er die äußersten, leichtfaßlichen Gegensätze. Seine Mädchengestalten sind ebenso verliebt als verschlagen, aber dieser Liebe fehlt der eigentliche poetische Reiz, der Julia, Desdemona oder Gretchen verklärt; sie entspringt aus einer Mischung von Sinnlichkeit und Geist, nicht aus dem Herzen, und die Listen, welche sie anwenden, sich zu befreien, verdienen keine andere, höhere Rechtfertigung als Leonorens Worte in der „Männerschule":

Ob dieser Strauch zu schützen und zu loben?
Ich weiß nur, daß ich ihn nicht tadeln kann.

Denn diese Leonore streift schon an das Molière'sche Ideal, sie ist eine zu früh gekommene Henriette, die ruhigen Gemüthes den ältern Mann heirathet, wie Elmire Orgon's Gattin geworden. Diese Kühle der Ueberlegung, die er für das Höchste hält — gleich den ersten, in dem er sie verkörpert, nennt er Reife, den Besten —, auch darum, weil er sie selbst nicht besitzt, entgeht seinem Sganarelle und setzt sich wie ein erblicher Fehler von ihm zu Arnolphe, Orgon, Alceste und Argan fort. Hier ist die Wurzel seiner Thorheiten, und je bedächtiger er alles bedenkt und ordnet, desto fester schürzt er den Knauel der Verwickelungen und seines Unglücks. In den Rollen dieser eifersüchtigen Alten war Molière, wie die Zeitgenossen einstimmig versichern, unübertrefflich, und die Lebenswahrheit seines Spiels und seiner Schilderungen, wobei freilich von dem Standpunkt der Kunst immer betont werden muß, daß sie noch nicht ganz das Possenhafte verleugnen, erhob ihn zum Liebling des Volks. Vierzigmal aufeinander ward „Der eingebildete Hahnrei" gespielt; solche Erfolge konnte freilich die Niederlage des „Don Garcia", in dem Molière seine Unfähigkeit bewies, im Stil der „Precieusen", wie Calderon oder Moreto, zu dichten, nicht auslöschen, und das neue Theater, das ihm der König im Palais-Royal bewilligt, in dem Saal, wo einst der Cardinal von Richelieu seine „Mirame" aufgeführt hatte, sah nach jenem ersten Unfall bald wieder die alten Siegessterne über sich leuchten.

Den Abschluß und die Vollendung dieses Kreises von Gestalten bildet die „Frauenschule", am 26. December 1662 zuerst gespielt, eins von Molière's Meisterwerken und entscheidend für sein Leben und seine Kunst. Der eifersüchtige, betrogene Vormund, das betrügende Mädchen sind zu Typen geworden; die vielen, oft sich widersprechenden Wünsche, Anschauungen, Leidenschaften, welche die Individualität ausmachen, gehen in diesem einen abstracten Gedanken unter. Wie Eifersucht, Geiz, Menschenhaß, Heuchelei Gewalt über das Wesen des einzelnen gewonnen, daß sie es gleichsam auslöschen, schildert der Dichter nie; sie sind da, sie äußern sich nur, und in fortwährender Bewegung gegen Dinge und Menschen getrieben, scheint es, als besäßen sie eine Seele; aber es ist ewig nur dieselbe Stahlfeder der Abstraction, welche sie eine Zeit lang wandeln läßt,

bis sie selbst erschöpft zerbricht. Die freie, phantastische Komik entspricht dem französischen Volksgeiste nicht, weil sie auch das Lächerliche und Thörichte zur Poesie erhebt, während er es gedemüthigt und unter Spottliedern begraben sehen will. Die Gesellschaft, wie sie sein soll in der Komödie ihre Heiligsprechung erhalten, mit all ihren Mängeln, Fehlern und Vorurtheilen, und Molière wäre nicht der specifisch französische Genius, wenn er nicht, auf Kosten seines Herzens, ihr diese Glorie gegeben hätte.

Denn er spielt nicht nur — er ist der Arnolph der „Frauenschule". Wie der Held seiner Komödie hat er ein junges Mädchen „ohne Reichthum, ohne Stellung, ohne Aeltern," die sie anerkennen, in seinem Hause erzogen, sorgfältig, ängstlich, jede Hoffnung in ihr gepflegt, er hat sie geheirathet, wie Arnolph es Agnes versprach. „Du hast es gewollt, George Dandin," wird er später einen seiner unglücklichen Ehemänner ausrufen lassen, „du hast es gewollt!" Dieser Tag, der 20. Februar 1662, sollte nicht zum Glück für ihn aufgehen sein; es ist etwas Verhängnißvolles für ihn in diesem Monat; seine Heirath, die Aufführung des „Tartuffe", sein Tod liegen in ihm beschlossen. Dies Mädchen war Armande Grésinde Béjart; sie spielte einmal im „Bürgerlichen Ehemann" das Fräulein und ihr Geliebter schildert sie uns so. „Ja", sagt er zu seinem Diener, der all ihrer Unvollkommenheiten erwähnt, „sie hat kleine Augen, aber sie sind leuchtend und strahlend wie nichts auf der Welt, die rührendsten aller; ja, ihr Mund ist groß, aber die Grazien flattern darum; ja, sie ist das launenvollste Geschöpf auf Erden, aber die Schönen kleidet alles gut, man erträgt alles von den Schönen!" Alles! Daran gedenke, Baptiste Molière, wenn du, betrogen und getäuscht von ihr, wie dein Alceste von Célimenen, nichts als den verzweifelten Ausruf hast:

O, wenn aus deiner Hand mein Herz ich hole
Ob tiefes Glücks will ich den Himmel klagen!
Ich klage es nicht, auf immer mocht' ich brechen
Die schreckliche Verblendung meines Herzens!
Doch all mein Sterben, Ringen bleibt vergebens,
Für meine Sünden muß ich so sehr lieben!

Unter den Zeitgenossen hat jeder diese Armande Béjart für die Tochter, nicht für die Schwester Magdalenens gehalten, deren Schönheit Molière zuerst verblendet und auf das Theater geführt, und der Heirathscontract, der sie für eine Tochter von Joseph Béjart und seiner Gattin Marie Hervé ausgibt, erregt diese Meinung in mir nicht. Sollte Armande in die angesehene Bürgerfamilie der Pocquelins eintreten, mußten wol Aeltern für sie gefunden werden und sie nicht mehr das „Kind der Liebe" einer Schauspielerin sein. Es ist da ein Flecken in Molière's Leben, den nichts tilgen kann; seine Verehrungen zu den Frauen werden von Leichtsinn und Sinnlichkeit bestimmt und entbehren jedes Adels; warum das Schicksal ungerecht nennen, das ihn an diese so vielfach von ihm gequälten Frauennatur scheitern ließ? Daß Armande seine eigene Tochter gewesen, hat nur einer und der andere von seinen Feinden behauptet; eine Beschuldigung, die Ludwig XIV und Henriette von Orleans nicht besser widerlegen konnten, als daß sie das erst geborene Kind Molière's über die Taufe hielten. Jenes, diese Ehe verletzte den Stolz Magdalenens, die Freundschaft Katharinens; endlich verband sie einen mürrischen, in sich gekehrten, schweigsamen, vierzigjährigen Mann mit dem Reiz, aber auch den Launen eines Mädchens von 17 Jahren, die noch dazu eine große Künstlerin werden sollte. Und nun erkennt und belächelt die Größe und Thorheit menschlichen Verstandes zugleich! Dieser Mann, der euch in Arnolph's Gedicht so unwiderleglich bewiesen, daß die Jugend nicht zum Alter paße, daß keine Sorge, keine List Liebe erzwinge, der euch von den Frauen gesagt:

Nur Uebermuth und Leichtsinn ist in ihnen,
Nachahmt ihr Geist und ihre Seele schwach,
Nichts Ungeformtes gibt es auf der Welt!

er wagt es mit der Sirene, wagt es, ihr selbst die Zauberworte zu lehren, mit denen sie jedes Herz umstricken muß, und sie wie eine zweite Andromeda auf der Klippe der Bühne den Augen aller auszusetzen. Vergebens erinnert ihn der Freund, Chapelle, im scherzenden, doch ernstgemeinten Gedicht an jenen höchsten Gott des Homer, der inmitten der drei zornigen Göttinnen langsam, zögernden Fußes über die Spitzen des Ida schreitet. Er will nicht umsonst den Eifersüchtigen so oft gespielt haben und bis zum Tode den Menschen ein Beispiel sein von der Schwäche und der Thorheit der Liebe — und dann, in jenen ersten Tagen eines neuen, jungen Glücks mochte er den Warnern, wenn er die Geliebte vor sich hingaukeln sah, heimlich sagen:

Ich seh' und lache wol all ihrer Schwächen,
Doch sie besitzt die Kunst, mir zu gefallen;
Sogleich ist ihr Komisch — und am Ende
Blieb meine Liebe doch ihr Herz noch lauter.

Damals war es wie ein Strom des Glücks über den Dichter gekommen; zum ersten male hatte er Angesicht zu Angesicht mit dem Könige verkehrt und — was alles bedeutet — dessen Neigung erobert, rasch, plötzlich, mit dem ersten Eindruck. Schon während das neue Theater im Palais-Royal gebaut wurde, spielte die Gesellschaft einmal an einem Oktoberabend 1661 im Louvre vor dem kranken Kardinal Mazarin die „Précieuses ridicules". Der Kardinal lag halb ausgestreckt in seinem Armstuhl; hinter ihm, auf die hohe Lehne des Sessels gestützt, stand aufrecht der junge König, dessen cäsarische Gelüste damals noch die strenge Hand des sterbenden Ministers im Zügel hielt. Hier konnten Fürst und Dichter sich noch nicht treffen, die Gegenwart eines dritten hatte sie gestört. Jetzt, in dem Garten des Schlosses zu Vaux, wo Nikolaus Fouquet, der Finanzminister, dem Hofe jenes berühmte Fest gab, das mit seinem Sturze endigte, war es anders, der König endlich sein eigener Herr. In den Nachmittagsstunden, Mittwoch den 17. August 1661, trat dort bei dem Hinaustreten aus dem Theater Ludwig XIV. auf Molière zu. Der schon halbwegs berühmte Theaterdirektor hatte mit seiner Truppe auf einer Sommerbühne eine kleine Komödie: „Die Lästigen", gespielt; aneinandergereihte Schilderungen der vornehmen Gesellschaft, worin der Marquis und der Spieler, der hochgeborene Schöngeist und der armselige Gelehrte, Duellanten und „précieuse" Damen den erlauchten Zuschauern ihr Spiegelbild vorhielten. „Da, Molière," hatte der König, auf den Herrn von Soyecourt, seinen Garderobemeister, deutend, ausgerufen, „da steht noch ein Original, das Sie vergessen!" — nämlich den leidenschaftlichen Jäger, einen Münchhausen en miniature.

(Der dritte Artikel in nächster Nummer.)

Die erste Entdeckung von Nordamerika.

Hoch im Norden, wo die gewaltige See unaufhörlich mit dem Lande kämpft und tiefe Buchten zwischen die Felsen des Gestades einreißt, hatte sich im Altertum der ersten Jahrhunderte n. Chr. eine Menge von kleinen, selbständigen Fürstentümern gebildet, deren fester Besitz oft nur in wenigen Hufen Landes bestand. Unermeßlich dagegen war das eigentliche Gebiet ihrer Herrschaft, denn es war das Meer, soweit es seine Wogen wälzte.

Die normännischen Seekönige, die Führer der Wikinger waren gefürchtet an allen Küsten der bekannten Welt. Es gab keine tapferern, todesverachtendern Männer; um geringer Beute willen trotzten sie dem Sturm des Himmels und der Ueberzahl der Menschen. Ihre Heimat waren alle Ufer der Nordsee, besonders aber die tiefen Fjorden Norwegens, des eigentlichen Nordlands. Diese boten sichere Häfen und unergründliche Verstecke; der Bonde, der an ihrem Strand begütert war, vermochte niemals lange dem Reiz der blauen Unendlichkeit zu widerstehen, die sich bei jedem Blick verlockend vor ihm auftat.

Jeder tüchtige Gutsbesitzer war ein Fürst, aber auch ein Seemann; von Jugend auf mit dem Element vertraut, das er bald allein, bald in zahlreicher Genossenschaft durchfurchte, um dem Wal, den Robben, den Eisbären und anderm Getier der See Krieg zu bieten, war ihm die Woge so vertraut wie das feste Land, auf dem er nicht minder als geübter Bergsteiger und Jäger die vielbesungene Kraft der Nordlandsrecken entfaltete. Dort an Norwegens Gestade wuchsen neben den besten Männern auch die besten Eichen zum Schiffsbau; weit berühmt und gesucht waren die festen, schnellsegelnden Fahrzeuge der Wikinger. Dieselben waren sowol auf den Wind wie auch zum Rudern eingerichtet. Sie hatten nur einen Mast, mit einem Segel in sogenannter lateinischer Form; der runde Bauch des Schiffes war oben zur Hälfte mit einem glatten Verdeck geschlossen; die Ruder wurden stehend geführt. War das Meer seine zweite Heimat, so war dem Wikinger das Schiff kein zweck, oft auch nur kein einziges Haus. Mit zärtlicher Liebe hing er daran, er betrachtete es fast als ein lebendiges Wesen und zog den Tod vor, wenn keine Wahl blieb zwischen ihm und dem Verlust. Die Schiffe trugen alle Namen; gewöhnlich hießen sie Drachen, Falken, Schnecken, Seerosse, oder waren auch zur Erinnerung an irgendeinen geliebten Gegenstand benannt. Ihre Bemannung betrug je nach Größe und Zweck sieben bis vierzig Mann, selten mehr als die letztere Zahl, denn man verstand noch nicht, größere Schiffe dauerhaft zusammenzubauen. Gerade die Kleinheit der Nordlandsdrachen machte sie aber um so beweglicher und lenksamer. Von ihren Matrosen galt ein Mann mehr als drei des Südens; abgehärtet, ganz und gar der See vertraut, in allen ihren Obliegenheiten durch eine, von Jugend auf festgesetzte Uebung vollkommen, und mit der Gefahr spielend wie Leute, welche

nur zu gewinnen, nichts zu verlieren haben, bildeten sie eine furchtbare unwiderstehliche Bande, welche nur des richtigen Anführers bedurfte, um schon durch ihr Erscheinen zu siegen. Denn der Handel war nicht der Zweck ihrer Fahrten; sie kauften die Waaren ohne Geld und zahlten mit Blut. Kein Schiff auf den Wogen, keine Stadt am Strand entging ihrer Contribution. Sie unternahmen die abenteuerlichsten Züge und zwar auf Entfernungen hin, welche bei dem damaligen Stand der Schiffahrt fast unglaublich wären, wenn nicht das frühere Beispiel der Phönizier die Möglichkeit solcher Weltreisen schon dargethan, und die Geschichte nicht in der Zerstörung so vieler Ansiedelungen und in der Gründung neuer Reiche im Süden durch die nordischen Seekönige unwiderlegbare Beweise dafür hätte. Die kühnen Wikingspieleten folgten blos dem Himmel und der Küste, der Meeresströmung und dem Zufall. Oft war es ihnen ganz einerlei, wohin der letzte sie brachte. Viele ihrer Kreuzzüge wurden ganz auf Gerathewohl unternommen, und so gelangten sie nicht blos zwischen den Säulen des Herkules hindurch nach Sicilien, Griechenland, Kleinasien und Afrika, sondern auch der Sage nach auf die canarischen Inseln und nach einem unbekannten Land, das einige für Brasilien halten. Unbestritten aber ist ihre Entdeckung Grönlands.

Der gewaltigste König des Nordlands war Harald Haarfagar, mit dem schönen Haar, an das er keine Schere kommen ließ, bis ganz Norwegen seinem Scepter huldigte. Von ihm und von der holden Gida sangen die Lieder weithin durch den ganzen Norden und bis in späte Zeit. Aber seine Nachkommen erbten nicht ihres Ahnen Ruhm und Besitz. Blut floß zwischen ihnen und ihren Gegnern, welche ihnen die Herrschaft streitig machten und entrissen. Ein Enkel König Harald Haarfagar's, der tapfere Erich Rothhaar, wurde funfzig Jahre nach seines Großvaters Tod aus dem Reiche verbannt, weil er seinen Feind erschlagen hatte, und floh nach dem schönen Island, damals dem Paradies des Nordens, welches der Wiking Naddod ums Jahr 861 entdeckt, Ingolf colonisirt hatte. Auch hier war eine Heimat der Seekönige; aber neben der See pflügten sie den Acker und es erstand in dem neuen Land eine ebenso arbeitsame und besonnene wie kühne und zuverlässige Bevölkerung. In ihrer Mitte war nicht der rechte Platz für den übermüthigen, nach damaligem Begriff ritterlichen Erich Rothhaar, welcher trotzend auf seine Abkunft und seine körperlichen Vorzüge über alle Schranken hinwegsprang und jede Blume, die da blühte, für sich gewachsen meinte. Nicht lange, und jedermanns Hand war wider ihn, wie seine Hand gegen jedermann. Schwer schlug er, wohin er traf; aufs neue lud er Blutschuld auf sich und Verbannung. Aber es hatte sich um den Abenteurer ein Häuflein gleichgesinnter Leute geschaart, die gern seiner Führung und Herrschaft unterthan waren, weil sie seinen Muth und Geist anerkannten. Mit vielen warf er sich in den Drachen und stieß hinaus in die See ohne Plan und Zweck.

Sieben Tage waren sie gefahren, da erscholl der Ruf: Land. Eine lange helle Küste dehnte sich vor ihnen aus. Im Hintergrund stiegen zackige Eisberge empor. In einer der tiefen Buchten, welche einen vortrefflichen Hafen bildete, warfen sie Anker und betraten den Strand. Sie hatten Grönland entdeckt im Jahre 985.

Damals war das Klima des höchsten Nordens ein viel milderes wie heutzutage. Island war zur Hälfte ein Ackerbaustaat; es gedieh die Gerste und der Hafer, die Birken wuchsen hoch empor und der lange Sommer lieferte Weide und Winterbedarf für die Kühe. So war es auch in Grönland; die Küste lachte den Verbannten in so freundigem Grün entgegen, daß sie ihr den Namen „Grunland" gaben und daselbst Hütten zu bauen beschlossen. Die Jagd war ergiebig, noch mehr der Fischfang, der Boden trug Pflanzen in Fülle und der Strand war bedeckt von Massen des Treibholzes; so gefiel es den Ansiedlern und sie gründeten ein neues Reich. Zwar war Erich Rothhaar viel zu sehr Seekönig, als daß er dem ruhigen Landleben hätte Geschmack abgewinnen können; aber seine häufigen Fahrten nach Island und Norwegen, wo der Ruhm seiner Entdeckung frühere Uebelthaten in Vergessenheit gebracht hatte, erwarben dem neuen Land stets neue Ansiedler und Grönland ward als ein integrirender Theil des großen Normannenreichs betrachtet.

Der Steuermann Erich's, Haruli, hatte sich in Grönland fest niedergelassen, während seine Familie theilweise in Island zurückgeblieben war. Darunter befand sich sein Sohn Biorn, der sich zu einem kühnen Wiking herangebildet und viele Küsten gesehen hatte. In einer Zeit der Muße, gegen Ende des 10. Jahrhunderts, fiel es ihm ein, seinen Vater besuchen zu wollen. Zwar kannte er den Weg nach Grönland nicht, allein dies war für einen Normann kein Grund der Abhaltung; er traute den Sternen und den allgemeinen Be-

richten und fuhr mit einer kleinen, nicht besser unterrichteten Mannschaft, gerade von Island ab. Aber bald gerieth sein Schiff, vor heftigem Nordostwind jagend, in einen so dichten Nebel, daß es vollkommen hülflos war; als nach drei Tagen der Schleier desselben zerriß, breitete sich dicht vor den fahrenden Seeleuten ein Land aus. Allein das war nicht Grönland, wie sie sich wol sagen konnten, denn es fehlten der grüne Strand und die Berge im Hintergrund, von welchen man ihnen erzählt; sie wagten daher keine Landung und segelten weiter. Abermals traten sie ans Land, es war eine vergletscherte Insel, an der sie gleichfalls vorüberfuhren. Endlich, nachdem sie neun Tage umhergeirrt waren, fanden sie das wirkliche Grönland und daselbst offene Arme zur Aufnahme. Bjorn blieb hier bei seinem Vater bis zu dessen Tod, worauf er nach Norwegen zurückkehrte.

Aber wachend und träumend verfolgte ihn immer und überall das Gesicht jener fremden Küste, die er entdeckt, aber nicht betreten hatte. Er trat zusammen mit dem Sohn des Erich Rothhaar, Leif, welcher in Norwegen, unablässig seinem wilden, verwachsenen Vater, zum Christenthum übergetreten war, nichtsdestoweniger aber von ihm die Art der Kühnheit und der Sucht nach Abenteuern geerbt hatte. Die Erzählung Bjorn's erweckte Leif in dem jungen Leib mit aller Macht und Stärke; seine Begierde nach Thaten, derer des Vaters und der Ahnen würdig, riß ihn bald hin zum Entschluß. Es war nicht schwer, im Nordland Mannen zu sammeln zu einem kecken Zweck; rasch hatte Leif 35 wackere Matrosen angeworben, worunter auch ein deutscher Abenteurer, mit Namen Tyrker, ein Schmied vom Rhein, und mit diesen stach er im Jahr 1001 in die See, zunächst nach Island, wo er sein Schiff verproviantirte, und dann weiter. Bjorn diente als Führer und zwar so gut, daß schon nach einer glücklichen Fahrt von vier Tagen das früher gesehene Land vor ihnen erstieg. Aber es war eine flache, öde Küste, welche nicht zum Bleiben einlud; sie landeten daran im Boot, fanden aber nur eine traurige Wildniß und gaben ihm daher den Namen „Helluland", das Land der Felsgeschiebe. Es war Neufundland.

Von hier aus segelten sie, immer die Küste im Auge behaltend, in südlicher Richtung fort. Alsbald traten Berge in Sicht, gewaltige Wälder zogen nieder bis zur See und sie gaben dieser neuen Gegend den Namen „Markland", das ist Waldland, unzweifelhaft das heutige Neuschottland. Immer weiter nach Süden dringend, erreichten sie endlich eine freundliche, grüne Insel, nicht an der Küste, bewachsen mit niederm Buschwerk und hohem Gras. Ihr gegenüber schien die breite Mündung eines Flusses sich dem Meere zu vereinigen; sie fuhren ein Stück daran hinauf, warfen Anker und stiegen alle ans Land.

Der Ort dieser Landung ist nicht mehr mit Genauigkeit festzustellen. Die Beschreibung paßt nur, aber auch nicht ganz, auf die Narragansett-bai zwischen Massachusetts und Rhode-Island mit der Insel Martha's-Vineyard, es ist aber hier kein Fluß vorhanden, sodaß blos die Annahme übrig bleibt, die Normänner hätten den schmalen Arm der Bai für einen solchen gehalten. Besser paßt allerdings auf ihre Schilderung die Insel Long-Island und die Bai von Newyork mit der Mündung des Hudson; aber auch mit dieser Stelle lassen sich einige Besonderheiten der Angabe nicht gut vereinigen.

Nach einigen Tagen der Ruhe segelten die Abenteurer Kunaufwärts, bis sie in einen See gelangten; sie nahmen entweder die Narragansett-bai dafür oder die Erweiterung des Hudson unmittelbar hinter seiner Mündung, denn daß sie, wie einige wollen, bis in den Champlainsee gelangt sein sollten, ist durchaus unwahrscheinlich. An einer lachenden Uferstelle legten sie das Schiff vor Anker, betraten das Land, fällten Holz und erbauten sich Hütten. Das Klima war so mild, der Boden so reich, die Wälder so voll Wild, daß sie freudig beschlossen, zu bleiben und hier eine dauernde Niederlassung zu gründen. Ihr Entschluß ward bestärkt durch die Entdeckung des Deutschen Tyrker. Dieser kehrte eines Tags von einem Streifzug in den Wald zurück, beladen mit den schönsten Weintrauben, die nur er allein von allen seinen Genossen kannte, während diesen der Wein selbst, dem die Beutezüge der Normänner häufig galten, durchaus nichts Neues war. Demnach war dies aber für sie die Kunde seiner Bereitung, in welcher der Deutsche nunmehr ihr Lehrer ward und wodurch sie einen wichtigen Handelsartikel zu erwerben hofften, der um so mehr Absatz versprach, als mit dem Christenthum im Norden auch der Wein zum Behuf der heiligen Handlung der Communion eine Nothwendigkeit geworden war.

Von ihrem glücklichen Fund nannten die Abenteurer ihr Land „Vinland", d. i. Weinland. Wohlgemuth richteten sie sich häuslich ein und

blieben den ganzen milden Winter hindurch, ohne mit Ureinwohnern zusammenzutreffen, hier wohnen, eine Gesellschaft von Robinsonen der glücklichsten Art. Aber der Drang nach Mittheilung ihres Glücks ließ sie nicht ruhen; reich beladen mit kostbarem Holz und Wein segelte ihr Schiff im Frühjahr 1001 wiederum westwärts und erreichte nach kurzer Fahrt Brattahlid, den Wohnsitz Erich Rothhaar's in Grönland. Der alte Heide lebte noch, um sich der Erfolge seines unternehmenden Sohnes zu freuen, der von nun ab Leif der Glückliche hieß, und nach des Vaters Tod Fürst von Grönland ward.

Von da an begannen regelmäßige Fahrten der Nordländer nach Vinland und die Niederlassung der ersten Ansiedler, Leifsbudir genannt, begann sich zu erweitern und zu einem dauernden Wohnsitz zu gestalten. Aber das Idyll des traulichen Aufenthalts ward bald grausam getrübt. Eines Tags erschienen zum unheimlichen Erstaunen der Wikinger Menschen am Saume des Waldes, rothhäutige, seltsam bemalte Gestalten. Eine Verständigung zwischen ihnen und den Eindringlingen kam nicht zu Stand und es entbrannte ein wilder Kampf, in welchem die letzteren unterlagen. So tapfer sie auch waren, dem entsetzlichen Kriegsgeheul und Anprall der Indianer vermochten die Normannen nicht zu widerstehen, und in regelloser Flucht stürzten sie zurück nach dem sichern Schiff. Zwar ermannten sie sich wieder, sammelten sich und drängten die Rothhäute zurück in den Wald, aber sie hatten viele schwere Verluste erlitten und unter diesen war ihr Häuptling Thorwald, Leif's Bruder, welchen ein vergifteter Pfeil durchbohrt hatte. Traurig begruben sie ihn mit den gefallenen Genossen unter einen weit in die See vorspringenden Felsen, auf dessen Spitze sie ein Kreuz pflanzten und ihn von da ab Krossanes, d. i. Kreuzcap, nannten. Ihrer Sicherheit aber nicht mehr trauend, kehrten sie bald darauf wieder nach Grönland zurück.

Ihre Erzählung entflammte die Wuth der zurückgebliebenen Helden, Thorstein, Leif's zweiter Bruder, schwur den Gefallenen Rache und schickte sich an, mit großer Heeresfolge nach Vinland zu segeln. Ihn begleitete sein heldenmuthiges Weib Gydrid, die schönste der Nordlandsfrauen, deren Ruhm noch heute in Liedern lebt, die Tochter des reichen Thorbiorn in Island, welcher die Hexe Thorbiorg schon in seiner Kindheit eine glorreiche Zukunft und eine durch alle Jahrhunderte berühmte Nachkommenschaft geweissagt hatte.

Aber vergeblich war die neue Seefahrt. Thorstein's drei Schiffe irrten den ganzen Sommer hindurch auf dem Meere umher, ohne im Stande zu sein, weder Vinland noch die Heimat aufzufinden; nach manigfacher Drangsal gelangten sie endlich noch zur rechten Zeit an die Westküste Grönlands, wo sie überwinterten. Hier starb Thorstein. Im Frühjahr darauf segelte seine Witwe mit dem Rest der Genossen längs der Küste nach Brattahlid zurück.

Hier war mittlerweile der Prinz Thorfinn Karlsefne von Island eingetroffen; die Schönheit und die Größe der Gudrid hatten ihn und er freite um sie. Aber nur unter der Bedingung, daß er das Werk, welches ihr erster Gatte vergeblich versucht, vollende, reichte sie ihm die Hand. Der reiche Königssohn hielt sein Gelobniß und rüstete die größte Expedition aus, welche bis dahin je von Grönland abgegangen war. Mit drei Mann in drei Schiffen segelte er sammt seiner Gattin nach Vinland. Die Fahrt war glücklich; sie sahen Helluland, Markland und kamen endlich, bis die Wahrzeichen der glücklichen Gegend erschienen: Reben und Korn. Sie warfen Anker und gründeten eine Niederlassung, welche sie nach dem Geburtsort der Gudrid in Island Straumfiord nannten. Aber es war nicht das reichs Weinland, welches sie erreicht hatten, sie waren zu hoch im Norden geblieben und fanden nicht das, was sie suchten. Gudrid gebar hier einen Sohn, den Snorre Thorfinnson, wahrscheinlich das erste Kind weißer Menschen auf dem amerikanischen Festlande. Mit ungeahnter Heftigkeit brach der Winter herein, gegen welchen sich die an keine Beschwerden längst gewohnten Ansiedler kaum zu schützen vermochten; sie litten großen Mangel an Lebensmitteln, da Jagd und Fischfang fast unmöglich geworden waren und sie sich, vertrauend auf die Berichte ihrer Vorgänger, mit Vorräthen fast gar nicht versehen hatten. In diesem Unglück kam noch das größere des Zwiespalts unter den Normannen. Ein Theil davon, der größere, war dem Christenthum zugethan, die übrigen waren Heiden. Die Zwistigkeiten begannen, wie immer, durch das Schuren der Priester. Den gegenseitigen Verwürfen und Anfeindungen folgten Thätlichkeiten und bald standen die feindlichen Genossen einander gegenüber im blutigen Kampfe. Die Skraëlen schürten die Brände; Gudrid's kluge Vermittelung wehrte dem weiteren Blutvergießen. Aber die Einigkeit, so nothwendig in ihrer gefährlichen Lage, war gebrochen und es

erfolgte eine Trennung. Die heidnischen Wikinger bestiegen eins der Schiffe und segelten ab; nie ward wieder von ihnen gehört.

Mit dem Frühjahr verließ Thorfinn sammt seinen Mannen Stromfiord in zwei Schiffen und fuhr nach Süden. Immer reicher wurde die Küste; an einem Punkte derselben, wo Korn und Wein im Ueberfluß wuchs, ließen sie sich abermals nieder, nachdem sie die Hoffnung aufgegeben hatten, das rechte Leifsbudir zu finden. Kaum hatten sie festen Fuß gefaßt, so erschienen auch die Eingeborenen, aber in so bedrohlicher Anzahl, daß die Rachegedanken sofort in den Hintergrund traten gegenüber der Sorge um das eigene Wohl. Der Verkehr mit den Rothhäuten gestaltete sich im Anfang ziemlich freundlich; diese brachten kostbares Pelzwerk zum Tausch gegen die wenigen Waaren der Fremden. Als das wünschenswertheste Gut derselben erschienen ihnen die ehernen und eisernen Waffen, deren Werth sie gegenüber den Holzspeeren und Knochenpfeilen rasch erkennen lernten; aber gerade diese wurden ihnen mit klug er Umsicht verweigert. Dadurch kam es zum Streit; die Wilden suchten mit Gewalt zu erringen, was ihnen der Handel versagte; sie überfielen plötzlich mit ungeheurer Uebermacht die Niederlassung der Normannen und schlugen diese, trotz tapferer Gegenwehr, in die Flucht. Wahrscheinlich wären sie alle auf dem Wege nach den Schiffen von den Rothhäuten hingeschlachtet worden ohne den Heldenmuth der Freydisa. Diese, ein gewaltiges, furchtbar anzusehendes Weib, entriß ihrem, von einem Pfeilschuß niedergestreckten Gatten das Schwert und wandte sich rasend gegen die Feinde, die bestürzt vor ihrem Anblick wichen, wodurch die Wikinger Zeit bekamen, sich zu sammeln und die Wilden zurückzutreiben. Aber an einen Frieden war von da an nicht mehr zu denken; unaufhörlich von den Rothhäuten belästigt, wurden sie der ewigen Kämpfe und Unsicherheit überdrüssig und beschlossen die Heimfahrt. Doch nur eins der Schiffe gelangte nach einer Abwesenheit von drei Jahren wieder glücklich nach Grönland; das zweite, welches Bjorn Grimulfson führte, ward verschlagen ohne Wiederkehr. Thorfinn blieb nicht lange mehr in Grönland, sondern kehrte nach seiner Heimat Island zurück, wo sein Sohn Snorre ihm in der Würde folgte und Stifter eines großen, weitverzweigten Geschlechts ward, dessen Nachkommen heute noch im Nordland in hohem Ansehen stehen. Keiner aber war berühmter darunter als Thorwaldsen, der große Bildhauer, der seinen Stammbaum direct bis auf jenes erste Kind der Alten Welt in der Neuen zurückzuleiten vermochte.

Im Jahre 1011 ging die letzte Expedition von Island aus über Grönland nach Vinland. Ihre Führer waren die beiden Norweger Helge und Imboge, begleitet von dem Mannweib Freydisa, deren That ihr hohen Ruhm im ganzen Norden erworben hatte. Im Anfang waren sie glücklicher als Thorfinn, denn sie fanden ohne Mühe Leifsbudir mit den ersten Niederlassungen. Hier blieben sie zwar von den Eingeborenen unbelästigt, allein es erhoben sich wieder die alten Streitigkeiten zwischen den Norwegern und Isländern; die wilde Freydisa, an der Spitze der letztern, erschlug in einer Nacht alle Norweger und segelte darauf nach Grönland zurück.

Fernere Fahrten nach Vinland wurden von den Normannen nicht mehr versucht. Aber es erhielt sich die Sage unter ihnen, Bjorn Grimulfson, der Gefährte des Thorfinn, sei nicht im Meere zu Grunde gegangen, sondern nach Vinland zurückgekehrt und habe daselbst ein mächtiges Reich gestiftet. Einzelne amerikanische Forscher haben in der That die Abstammung verschiedener Indianerstämme, welche in ihrer Erscheinung dem kaukasischen Menschengeschlecht etwas ähnlich sind, von den Nachkommen jener verschollenen Normannen ableiten wollen.

Die ganze Erzählung von dieser ersten Entdeckung der Neuen Welt klingt fast wie ein Roman, aber sie ist durch Urkunden in isländischer Sprache beglaubigt, welche in der Bibliothek zu Kopenhagen aufbewahrt werden. Nach diesen hat J. J. Smith sie veröffentlicht und wir sind seinen Berichten in der „Archaeologia americana" gefolgt.*)

Amerika ist übrigens mehr als einmal entdeckt worden. Schon die Phönizier sollen die Atlantis gekannt und erreicht haben; aus verschiedenen Analogieen wollte man darauf schließen, daß Aegypter schon in ältester Zeit dort eingewandert und die Vorältern der Azteken in Mexico geworden seien. Ebenso läßt die Sage einen Stamm der Juden nach ihrer Vertreibung aus Palästina auf unbekannten Wegen nach Amerika gelangen. Ungefähr 500 Jahre nach der letzten Vinlands-Fahrt der Normannen segelte der Königssohn Madoc ap Owen aus Nordwales mit zehn Schiffen in das Meer gen Westen, um ein neues Reich zu

*) Auch die „Unterhaltungen" brachten in ihrem ersten Bande (1853) einen Aufsatz von J. G. Kohl: „Die Vorfahrten der Normannen", über diese erste Entdeckung Amerikas.

eroberu; nach langer Fahrt betrat er ein unbekanntes Land und gründete daselbst Niederlassungen. Die Stelle soll an der Mündung des Mississippi gewesen sein. Die Aehnlichkeit einzelner Indianerdialekte mit der walliſiſchen Sprache ist seither sehr häufig von einzelnen Reisenden hervorgehoben worden. Humboldt berichtet: Die Fabel von walliſiſchen Indianern, welche die walliſiſche oder celtiſiſche Sprache redeten, ist sehr alt. Schon zur Zeit Raleigh's verbreitete sich in England das Gerücht, daß man in Virginien die walliſiſchen Grüße: Hao, hut, tach, gehört habe. Owen Chapelain erzählt, daß er sich im Jahre 1687 durch Aussprechen einiger celtiſiſchen Worte aus den Händen der Tuskarora-Indianer, welche ihn skalpiren wollten, errettet hätte. Das Nämliche soll dem Benjamin Beatty auf der Reise von Virginien nach Carolina begegnet sein. Dieser erzählt auch, daß er eine ganz walliſiſche Volkerschaft gefunden, in der sich noch die Sage von der Ankunft des Madoc (im Jahre 1170) erhalten habe. Auch der berühmte reisende Maler Catlin will die Abkunft des Indianerstammes der Mandaner von jenen Walliſern ableiten und sie mit verschiedenen Aehnlichkeiten der Sprache und der Gebräuche belegen. Mit Recht sagt aber Berghaus: „Wenn man Spuren irgendeiner europäiſchen Sprache in Nordamerika finden könnte, so würde dies viel mehr die teutoniſche, skandinaviſch, deutsch oder gothiſch als das Walliſiſche oder Celtiſiſche sein, welches von den germaniſchen Sprachen wesentlich abweicht."

Im Jahre 1388 entdeckten die Brüder Nicolo und Antonio Zeni aus Venua auf einer abenteuerlichen Fahrt ein neues Land, das sie Friesland nannten; es ist zweifelhaft, ob es die Azoren, Island oder Neufundland gewesen ist. Auch Brasilien oder andere Punkte Südamerikas sollen um diese Zeit von portugiesiſchen Seefahrern betreten worden sein, ohne daß dieselben aber ihrer Entdeckung Folge gegeben hätten. Dagegen scheint es ausgemacht zu sein, daß Drogno im Jahre 1281 an der Küste von Neuschottland landete. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß schon in frühester Zeit das Suchen nach der fabelhaften Atlantis, von welcher die Menschheit träumte, mit vorübergehendem Erfolg gekrönt war, bis endlich „für Castilien und Leon fand die Neue Welt Colon".

W. Hamm.

Die polnische Erzählung der Neuzeit und deren Bearbeiter.

Mitgetheilt von J. N. Leib.

II.

Heben wir vom hiſtoriſchen zum Sittenroman unserer Zeit, der in Polen eigentlich mehr die Moral des gegenwärtigen Jahrhunderts sowie die Charakteriſtik der Personen im Auge hat, über, so müssen wir vor allen andern Joseph Ignaz Kraszewski nennen, schon aus dem Grunde, weil er in dieser Gattung von Erzählung den Reigen eröffnete. Er stellte sich bei Lösung seiner Aufgabe auf einen höhern als den gewöhnlichen Standpunkt und faßte diese nicht nur stets poetiſch auf, sondern führte sie auch mit kühnen Strichen, selbständig und echt künstlerisch durch. Joseph Korzeniowski wandte sich erst nach mancherlei Streifzügen in andere Gebiete, vornehmlich in das dramatiſche, der Erzählung zu, wahrscheinlich in der Ueberzeugung, er finde in ihr leichter Gelegenheit, sich mit dem Leser zu befreunden und ihm auf diesem Wege seine Ansichten über Welt und Menschen mitzutheilen. Kraszewski verlor vom Beginn seiner schriftstellerischen Thätigkeit an neben den verschiedenartigsten Arbeiten doch die Erzählung nie aus den Augen und sah in deren Cultivirung, wenigstens eine Zeit lang, die Hauptaufgabe seines Lebens. In seinen Werken kann man leichter wie bei andern Autoren den allmählichen Fortschritt verfolgen und staunt zugleich über die Mannichfaltigkeit seiner Schöpfungen. In dem „Letzten der Stucker Fürsten", einer Erzählung auf geschichtlicher Grundlage, war er nicht besonders glücklich; aber wie viel Anderes, Treffliches bietet er dafür, wie viele Seiten des menschlichen Lebens und Herzens deckt er uns dafür auf! Betrachten wir die der gewöhnlichen Wirklichkeit entnommenen „Familienverhältnisse", die der entgegengesetzten Richtung angehörende „Gottesgemeinde", die von hochpoetiſchem Hauche durchwehten „Welt und Dichter" sowie die „Erzählung ohne Titel", so begegnen wir überall einer wunderbar reichen Schöpfungskraft, welche den Autor weit über den in der Erfindung mehr einförmigen Korzeniowski stellt, obgleich gerade dieser Vorzug, jedenfalls mit großem Unrecht, ihm als Fehler angerechnet werden ist. Seine „Zwei Welten" haben vor einigen Jahren in den polniſchen Blättern eine heftige Polemik zur Folge gehabt, aber ist nicht anzunehmen, daß ein so vielseitiges Talent wie das-

jenige Kraszewski's in seinem Streben selbst zur Ueberzeugung gelange, die Aufgabe des Schriftstellers müsse darin bestehen, die Nation in Kunst und Leben zu vereinigen, zu verschmelzen, nicht aber zu zerspalten?

Wenn in Bezug auf Zeichnung der Charaktere und Naturschilderungen Kraszewski die Palme gebührt, so leistet andererseits Korzeniowski in Situationen und im Dialog Vollendetes. Er hat vom Dramatiker das Gute mit herübergenommen, daß er ungewöhnliche Verhältnisse, überraschende Effecte schafft und jene bis in ihre Einzelheiten ausmalt, diese durch geschickt angepaßte Gespräche andahnt und einführt. Diese Vorzüge, zugleich aber auch die theilweise durch sie bedingten Aberrungen kommen besonders in „Thaddäus Namenlos" zur Geltung; neben dieser Erzählung nehmen aber auch „Die Parcellirung" (die einzige, in welcher eine lebendige Charakteristik an die Stelle der Beschreibung tritt), „Der Spekulant" und einige andere kleinere einen achtenswerthen Platz ein.

Gleichwie Kraszewski, so versuchte sich auch Korzeniowski in der Vergangenheit angehörenden Stoffen. „Der Letzte der Sukiennikowski" des erstern sowie „Der volhynische Tuchscherssohn" des letztern fußen auf gutmüthiger und dabei ironischer Auffassung. Bei den Schwächen, welche man an den genannten beiden Autoren herausfinden konnte, ist ihnen doch nicht das sehr schwer in die Wagschale fallende Verdienst abzusprechen, daß sie erst, und vorzüglich der Erzählung, diejenige Bedeutung gaben, die man ihr heute anerkennt und die groß genug ist, um auch die Aufmerksamkeit des Auslandes zu erregen.

Es wäre ein harter Verstoß gegen Recht und Billigkeit, wollte man neben diesen Schriftstellern nicht auch zugleich Ignaz Chodźko anführen, dessen komische „Litauische Lieder", die eigentlich mehr Skizzen sind, uns auf so anziehende Weise manchen Blick in gewisse Kreise der menschlichen Gesellschaft thun lassen. Chodźko verdient schon um seines „Almosensammlers" willen einen Ehrenplatz in der polnischen Belletristik.

Wenn Joseph Dzierzkowski sich bei unbestritten bedeutendem Talent bisjetzt noch nicht den Ruf erwarb, auf welchen er Anspruch machen kann, so liegt dies theils in der ihm eigenthümlichen Anschauung und Richtung, theils aber auch und vornehmlich in den der Entfaltung der heimischen Literatur ungünstigen Verhältnissen einer Provinz (Galizien), in der er lebt, und für welche, über welche er schreibt. Sein „König der Bettler", seine „Zwillinge", die „Waise" glänzen durch nicht gewöhnliche Kraft und originelle Charakteristik, und es liegt in ihnen so viel Poesie, so viel Glaube, daß man wol berechtigt ist, zuzugeben, die hingestellten Ideale konnten Gestalt und Form des wirklichen Lebens annehmen. Dzierzkowski's nicht selten bis an die äußersten Grenzen der Möglichkeit streifenden socialen Begriffe greifen durchaus nicht störend in das Gewebe einer höchst lebendigen, zugleich aber auch alles mit Liebe umfassenden Phantasie ein; der Autor spricht seine Ansichten unumwunden aus und sucht auch nicht ängstlich nach den Elementen, die, indem sie einander feindlich gegenübertreten, in der Kunst häufig genug die zum Effect nöthigen Lichter und Schatten geben müssen.

Ludwig Zachariasiewicz, auch ein Galizier, hatte sich schon durch etliche kleinere, von aller Nachahmung freigehaltene Erzählungen einen ehrenvollen Platz erkämpft, in seinem „Gelehrten" jedoch erst gezeigt, daß Polen in ihm ein echt schöpferisches und dabei poesiereiches Talent besitzt. Das erwähnte Werk läßt wol hier und da die feine Ausarbeitung, die nöthige Berücksichtigung mancher Einzelheiten vermissen, allein es trägt den Stempel wirklicher Genialität, und dieser Umstand ist bei einem erst beginnenden Schriftsteller nicht niedrig anzuschlagen.

In dem Sitten- und Tendenzroman haben sich außer den Angeführten auch noch manche andere mit mehr oder weniger Glück versucht. Wladimir Wolski, ein begabter Novellist, brachte „Das schwarze Band", das „Lächeln des Schicksals" und den „Lehrer", in denen man jedoch statt lyrischer Gedanken einem gewissen Zweifel an der Welt und an der eigenen Persönlichkeit begegnet, den noch drückender durch manche, persönlichen Ansichten angepaßte Einzelheiten wird, die bald nur flüchtig skizzirt, bald bis ins Kleinliche ausgearbeitet sind.

In noch schwärzern Farben, die — versteht sich mit der nothwendigen Modificirung — an die Greuelepoche der französischen Literatur erinnern, malt Alexander Niewiarowski, der frühere Feuilletonist der „Warschauer Zeitung" und jetzige Eigenthümer des Journals, die Welt an. In „Laokoon", „Ein Leben zum Scherz" und einigen andern Erzählungen zeigt er dem Leser vorzugsweise die Schattenseite der Gesellschaft.

Dr. Th. Tripplin, der durch seine Reisebeschreibungen, in denen er vielfach eigene Erleb-

nisse schildert, einen gewissen Ruf erlangt hatte, warf sich gleichfalls auf das Gebiet der Erzählung. Neben großer Lebendigkeit in der Darstellung der Situationen begegnet man in seinen Schriften häufig Stellen, die so lebhaft an englische und französische Autoren erinnern, daß man stark versucht ist, dieselben für ein treues Plagiat zu halten. Diese literarische Freibeuterei hat seiner Popularität einen empfindlichen Stoß gegeben und ihm die Theilnahme der Leserwelt so gut wie ganz entzogen, obwol einige seiner Erzählungen nicht ohne Witz und Humor geschrieben sind.

Unter den humoristischen Schriftstellern nennen wir Joseph Wilczyński als denjenigen, welcher durch die „Kümmernisse eines alten Commandanten" zu großen Erwartungen berechtigte, sie jedoch im „Kinde des Ungemachs" nur theilweise rechtfertigte. Wer viel schreiben will, muß auch viel lesen; denn nichts wirkt nachtheiliger, vorzugsweise auf den Geschmack, wurzele er auch in angeborenem Talente, als ein fernwährendes Anstrengen der eigenen Kräfte und Mittel, ohne dieses durch die Lectüre von außen her zu Hülfe zu kommen und sie dadurch zu ersetzen oder zu ergänzen. Bei dieser Richtung ringt der begabte Mensch sich ab und der von der Natur weniger freigebig ausgestattete schafft gewöhnlich Ungeheuerliches oder Seichtes.

Bolesław Prus, Karl Bujnicki und Anton Nowosielski haben gleichfalls ihren Beitrag zur Erzählung geliefert, doch mit Ausnahme des Erstgenannten, der in dem unübertrefflichen „Pigoshuhaski" eine Arbeit voll Wahrheit und köstlichem Humor brachte, nichts geboten, was besondere Aufmerksamkeit erregt hätte.

Eine, wenngleich im Verhältniß geringe Anzahl polnischer Schriftsteller widmete ihre Kräfte dem Volksroman, den Dorfgeschichten, in denen wiederum Kraszewski in der „Hütte hinterm Dorfe" ein echtes Musterstück geliefert hat. Wir nennen hier als erwähnenswerth Jan Kanty Wiegerowicz, Adam Plus und Walery Wielogłowski. Tiefes Mitgefühl für die Zustände des Volks sprechen sich bei den beiden ersten aus, den zuletzt Genannten charakterisirt derbe Geradheit und klare Einsicht in die Mängel der untern Schichten; bei allen Dreien ist indeß der wärmste Antheil nicht zu verkennen, den sie an einer Menschenklasse nehmen, der im allgemeinen in Polen ebenso geringe Aufmerksamkeit zu Theil wird, wie sie im Verhältniß wenig Beschützer und Vertheidiger findet.

Inwiefern und in welchem Maße sich die polnischen Frauen als Schriftstellerinnen an der heimatlichen Literatur betheiligen, darüber zu sprechen bei einem spätern Artikel vorbehalten.

Anregungen.

Allerlei Geistesspiele über Licht und Geist.

Wer möchte leugnen, daß Licht und Geist etwas Verwandtes haben?

Der Geist ist das innere, psychische Licht, ohne welches sich das Menschenleben so wenig entfalten könnte wie eine Pflanze ohne den Reiz des Sonnenlichts. Der Geist wirkt belebend in der Geschichte wie das Sonnenlicht in der Natur. Wie es selbstleuchtende Körper gibt, und wieder andere, die ihr Licht von jenen empfangen, so gibt es selbsterleuchtende, originelle Geister, und wieder andere, die ihre Bekenntnisse nur von jenen beziehen.

Diese und andere Analogieen findet man auseinandergesetzt, durchgeführt und mannichfaltig angewendet in einer Schrift, die durch Melchiorre's Rede über „Licht und Leben" veranlaßt worden zu sein scheint: „Licht und Geist oder die Lehre von den belebenden Principien in der organischen Natur. Von Dr. Theodor Wittmack, Verfasser der „Geschichte der Seelengefühle." (Leipzig, Kollmann, 1858.)

Die „Geschichte der Seelengefühle", von demselben Verfasser, haben wir bereits früher in den „Unterhaltungen" (Bd. III, Nr. 21) angezeigt. Das gegenwärtige Werk des Verfassers leidet an ähnlichen Fehlern wie die, welche wir an der „Geschichte der Seelengefühle" tadeln mußten. Bei vielem Anregenden vermissen wir doch wissenschaftliche Gründlichkeit, die jedem populären Werke diese Art anzufühlen sein sollte, da die wahre Popularität Leichtigkeit in der Form mit Tiefe des Inhalts, aber nicht Leichtigkeit mit Seichtigkeit verbindet. Auch bedarf die wahre Popularität nicht der poetischen Wendungen, wie sie der Verfasser liebt.

Zum tiefern Erkenntniß sowol des Wesens des Lichts als des Geistes reicht es nicht aus, schimmernde Vergleichungen zwischen beiden zu ziehen wie eine folgende, welche die Ueberschrift trägt: „Von der Analogie zwischen der geistigen und planetarischen Lichtverbreitung." Der Himmel zeige Sonnen, Monden und Sterne, keine Sonnen, Stern- und Mondregionen habe auch das Leben. Am Himmel erscheinen zu ungewöhnlichen Zeiten, auf großer Bahn daherschreitend, die Kometen, und auch im Leben der Menschheit wiederhole sich diese Erscheinung. Wie endlich die Sonne ihre Zeiten habe, wo sie untergeht, so gleichfalls der Geist in der Menschheit; aber wie jene wiederkehre aus dem verjüngenden Osten, so kehre

auch dieser zurück „mit jugendlichem Morgen aus der unheimlichen Ruhe einer Völkernacht“ u. s. w.

Bei dieser Analogie verweilt der Verfasser noch länger und führt sie näher aus. Dabei wollen wir nicht leugnen, daß er mitunter treffende Bemerkungen macht, wie z. B. diese: „Der Hingang eines bedeutenden Geistes durch das Leben zeichnet seine Spuren allerorts mit Weckung, Anregung, Belebung. Immer sind solche Geister dem Leben Bedürfniß gewesen und sie sind es zur Zeit wie je. Der Stoff will belebt sein, er verlangt Sonne, dann treibt er. Aber Stoff ist der größere Theil der Menschheit; er ist Material, und wären die Sonnen nicht — welche todte, kalte Ruhe würde sich über das Dasein breiten! Ein bedeutender Geist gibt tausend andern Impulse, einer lebt für viele, weil er in ihnen lebt, sie gewaltig durchdringt, erleuchtet. Sein Dasein wirkt unter den Menschen wie das Dasein der Sonne in Bezug auf die gesammte organische Natur.“

Solche Wahrheiten sind nun freilich eben nicht neu. Auch des Verfassers Vergleichung seltener Geister mit Kometen war oft da. Aber er schreibt den „Weltern vom Range der Kometen“ noch die Mission zu, in Zeiten geistiger „Vermoosung“ plötzlich als ungewöhnliche Lichtkörper auf dem Schauplatze zu erscheinen und mit ihren großen Ideen, ihrem gewaltigen Willen, ihrer mächtigen That alles Stockende, durch gewohnten Schlendrian Verrumpelte unerwartet in Bau zu bringen und zu verjüngen. Da müßte doch, wenn diese Analogie treffend sein sollte, erst nachgewiesen werden, daß die Kometen eine ähnliche Mission in der Natur haben, und doch gesteht der Verfasser ein: „Was als Sterne die Kometen bedeuten wollen — man weiß es nicht.“ Die lunarische Region vergleicht der Verfasser mit der Region des gläubigen Gemüths. „Wo das Sinnen sich mindert, und in dem Grade, wie es sich mindert, beginnt die Neigung zum Glauben, zum Glauben an das, was der höhere Geist als glaubwürdig darstellt, und es ist eben dieser Glaube in der lunarischen Region der Menschheit, so heilsam wie mächtig, der lichtverwandte Führer der Seelen, daß im Interesse des Guten und Nützlichen der Wille nicht ausarte und die verliehene Freiheit doch als solche unterthan bleibe der Herrschaft der Lichtgesetze.“

Für verdienstlicher als solche spielende Analogieen, die einen mehr poetischen als wissenschaftlichen Werth haben, hätten wir es gehalten, wenn uns der Verfasser eine gründliche genetische Darstellung vom Wesen und der Entwickelung des Geistes in populärer Form geliefert hätte. Er macht sich zwar viel mit der materialistischen Ableitung des Geistes zu schaffen und sucht sie zu bekämpfen, auch gegen einige Sätze der Moleschott'schen Lehre zieht er zu Felde; er vernimmt es, daß wir „ein Spiel sind von jedem Druck der Luft“. Aber sein dem Materialismus entgegenstehender, an die Bibel sich anschmiegender Spiritualismus ist mehr ein Glaubensartikel als eine wissenschaftlich begründete und bewiesene Wahrheit. Mit Ausdrücken, wie „Göttliches Walten“, ist es nicht gethan. Der Verfasser polemisirt nicht blos ohne Ueberzeugungskraft gegen die Materialisten, sondern auch gegen solche, die, wie Carus, den Organismus aus einer unbewußten, schöpferischen Idee ableiten. „Unbewußte Idee“ ist ihm „ein Widerspruch in sich“. Wir können auch hier nur wiederholen, was wir schon früher gegen den Verfasser bemerken mußten, daß er die Macht des Unbewußten im und über dem Organismus verkennt. Die Macht des Unbewußten ist nicht blos in den vegetativen Lebensprocessen erkennbar, sondern sie erstreckt sich selbst bis in den Geist hinein. Auch der Geist hat seine dunkeln Regionen wie die Sonne ihre Flecken, und es ist daher einseitig, den Geist für lauter Licht zu halten und ihn nur mit dem Lichte zu vergleichen.

Lied und Blüte.

So manches Lied, das ich gesungen
Und mit bewegtem Herzen schrieb,
Es ist verrauscht, es ist verklungen,
Und weder Wort noch Ton verblieb.
Und dennoch hat's in trüben Stunden
Zu frischer That das Herz geweckt,
Und hier und dort hat's manche Wunden
Mit mildem Balsam zugedeckt.

Nicht schmerzt mich, daß mein Lied vergessen
Das mir der Augenblick gebar,
Da es, wie and're, unermessen,
Ein frischer Sproß der Stunde war.
Was nur der Augenblick geboren,
Was unter Schmerzen nicht entstand,
Gleicht's nicht dem Körnlein, das verloren
Der Säemann auf dem dürren Sand?

Verschiedenartig sind die Letten, —
Mich freut's, den lichten Thau zu seh'n;
Wie blitzt er auf den grünen Blättern,
Doch ach, wie bald muß er vergeh'n!
Auf frischer Flur das Maienglöckchen,
Wie bald flicht's in dem lichten Kleid'
Goldkäfer mit dem Panzerröckchen
Lebt auch nur eine Spanne Zeit.

Und dennoch fehlst du immer wieder
Nach rauher Winterstürme Weh'n
Der Blumen Schmelz und kleine Lieder
In Flur und Herzen auferseh'n.
Kein voller Ton geht je verloren,
Kein frischer Trieb in Wald und Flur;
Du lebst sie immer neugeboren
In tausend andern Formen nur.

Heinrich Zeise.

Auf die Schillerstiftung gingen beim Herausgeber ferner ein: Von W. G. aus Kassel 3 Thaler mit den Worten „Nach Vermögen, aber nicht nach Wunsch.“ — Von K. in Krempach 20 Thaler.

Aus der Masse des täglich verkauften Lesebuchs Apoll-Schalia, aus Bücher bei in Nr. 31 enthaltenen Artikels, einzeln und Centrum zu Gunsten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 39. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Ein Seemannstraum.

Der Herausgeber hielt vor einigen Jahren bei Gelegenheit der funfzigjährigen Erinnerung an Schiller's Todestag einen öffentlichen Festvortrag. Es war in dem schönen Loschwitz bei Dresden, wo Schiller an seinem „Don Carlos" schrieb.

Am Tage nach dem Feste besuchte ihn ein junger Mann, Primaner der Kreuzschule. Er hatte, hinter einem Baume verborgen, den Vortrag stenographisch nachgeschrieben. Jedes Wort war wiedergegeben wie es gesprochen.

Es ließ sich voraussetzen, daß der junge, zur Universität abgehende Mann einen günstigen Erfolg seiner Studien erleben würde; denn die Zeugnisse, die ihm ausgestellt wurden, anerkannten seinen Fleiß und sein Talent.

Um so befremdender war es dem Herausgeber, als er drei Jahre später die Bekanntschaft erneuerte und zwar einen Stenographen des sächsischen Landtags wiederfand, aber statt eines von der Universität Zurückgekehrten einen vor drei Jahren zur See Gegangenen, der schon in Amerika war und die Leidenschaft, ein Seefahrer zu werden, durch die bittersten Erfahrungen gebüßt hatte!

Der Herausgeber forderte G. P. auf, seine Abenteuer zu Wasser und zu Lande niederzuschreiben. Sie sind so ansprechend erzählt, sie versetzen so lebendig in das Treiben der Seefahrer, daß wir uns den Dank unserer Leser zu erwerben glauben, wenn wir die höchst interessante Erzählung eines auf die bizarrste Art von seinen Seemannsträumen Erwachten hier in seiner eigenen Darstellung folgen lassen.

* * *

I.

Nasskalter Nebel umfing mich, als ich in den Morgenstunden des 1. Mai 1851 das Vaterhaus verließ, um nach Bremen zu reisen, dort auf ein Schiff zu gehen und mich dem Seedienste zu widmen.

Mein Herz, noch schwer vom Abschiede, wurde mir auf dem Wege nach dem Bahnhofe immer schwerer, denn mit jedem Schritt entfernte ich mich ja von meiner Heimat, von einer mir lieb gewordenen Vergangenheit, deren Werth ich jetzt, wo ich sie verlassen sollte, erst recht erkannte, um einer ungewissen Zukunft entgegenzugehen. Meine classischen Studien, denen ich so gern obgelegen, meine Freunde, in deren Gesellschaft ich so manche Stunde verscherzt, Vater und Mutter, die mich bis dahin so liebevoll geleitet, sie alle sollte ich verlassen, um draußen in der weiten Welt, unter fremden Menschen mein Brot zu verdienen, vielleicht glücklich und begütert heimzukehren, vielleicht auch ein frühzeitiges Grab in den kalten Meereswogen zu finden. „Man träumt von Siegeskränzen — man denkt auch an den Tod." Die Worte tönten mir herauf durch die Nebelmassen, von denen die Höhe umschleiert war, der liebe Berg, auf dem ich die Schiffer so manches mal nach hatte kommen sehen, ohne zu ahnen, daß auch ich einst wie sie jetzt im Schweiße meines Angesichts so arbeiten sollte.

Aber fort! die Stunde drängt, ein Pfiff der Locomotive, nun lebe wohl, liebes Dresden! Und schon durchbricht auch der jugendliche Sonnengott die Nebelmassen, er leuchtet so hoch, so herrlich, er verscheucht auch die Wolken, die dein Herz umdrängen.

Schon sind wir im lindengrünen Leipzig, schon in Magdeburg, dort sehe ich bereits die Thürme von Braunschweig, von Hannover, endlich sind wir in Bremen. Welch eine sonnenhelle Zukunft ging mir beim Anblick Bremens auf! Das Meer zu durchkreuzen, ferne Städte und Länder zu sehen, fremde Sitten und Gebräuche kennen zu lernen und dann heimzukehren und nun meine Aeltern zu umarmen, meine Geliebte ans Herz zu drücken, meinem Freunde in das langentbehrte, freundliche Auge zu schauen und zu erzählen: welch eine Lust! darum grüße ich dich, du alte Hansestadt mit deinen neuen Hausern, deinen reinlichen Straßen, deinem ehrwürdigen Rathhause und deinem weltberühmten Weinkeller!

Die helle Morgensonne schien bereits in mein Gemach, als ich erwachte. Nach schnell genossenem Frühstück eilte ich, meine Geschäfte zu besorgen, meine Adressen abzugeben und zu erfragen, welchen Kapitän und welches Schiff mir das Geschick geben würde. Da war aber von einer schleunigen Anstellung, wie ich sie gehofft, durchaus nicht die Rede; die meisten Schiffe waren bemannt und die Kapitäne, welche noch „Jungen" brauchten, zogen die „plattdeutschen" den „hochdeutschen", d. h. hochdeutschen vor. Ich mußte alle wohl oder übel beinahe vier Wochen in Bremen zwecklos dahinbringen, die vollkommen hinreichten, mir das Leben in Bremen recht verhaßt zu machen. Fehlten doch die beiden Seiten, welche Dresden für Fremde und Einheimische so anziehend machen, Natur- und Kunstgenuß, fast gänzlich. Oedes, flaches Land, zuweilen eine sandige Erhebung — das ist die Umgebung Bremens, der Wall, oder wie die Bremer meinen, der „Wahl" war der einzige Spaziergang, den ich besuchte; als aber die Nachtigallen, die mich früher so oft dahin gelockt hatten, nicht mehr schlugen, wurde auch er mir zuwider. Und nun die Kunstgenüsse? Theater, Gemälde, Antiken? da war so selten eine grüne Oase zu erspähen! Aber ihr Hunde!, möchte man mir einwenden, der muß doch die Stadt beleben! Freilich, hat er ihr doch auch zu dem Wohlstande verholfen, dessen sie sich, wie wenige andere Städte, erfreut. Sehet die prächtig eingerichteten Häuser mit ihren hinlackirten Holztreppen, den Hallen, die mit südlichen Pflanzen und bunten Papagaien geschmückt sind, mit ihren Zimmern, die mit kostbaren Teppichen belegt sind.

Allein für mich waren diese Herrlichkeiten nicht und ich blieb auf den Umgang weniger Genossen angewiesen, die gleich mir auf ein Schiff warteten. Dieses einförmige Leben unterbrach ein für mich, den zukünftigen Schiffer, interessantes Ereigniß.

Der Kaufmann B., Besitzer mehrerer Schiffe, hatte eine neue Brigg bauen lassen und lud uns ein, mit ihr vom Stapel zu laufen. Wir fuhren nach Vegesack hinunter, jenem frühern bremischen Hafen, der jetzt durch die Concurrenz Bremerhavens viel von seiner Bedeutung verloren hat. Nicht weit von dieser Stadt lag die Brigg, „Clara" genannt, auf den glatten Balken, auf denen sie in die Weser hinabfahren sollte. Es war das erste Seeschiff, das ich zu sehen bekam, es machte auf mich einen großen Eindruck, der wol noch bedeutender gewesen wäre, hätte ich es mit vollen Masten und dem ganzen Segel- und Tauwerk zu sehen bekommen. Dies wird aber erst, wenn das Fahrzeug sich im Wasser befindet, angebracht. Das Meiste, was ich sah, war mir neu; was aber mein Erstaunen im höchsten Grade erregte, waren die Gegenstände, welche zu dem Leben auf dem Lande in einigem Widerspruche standen. Diese Schlafstätte, die sogenannte Koje (denn Hängematten kommen fast nur auf Kriegsschiffen vor) dieses kleine Loch — das sollte mein Lager werden, dort sollte ich mich von den Anstrengungen des Tages erholen? Und in jenem Verschlag, wo kaum die Koffer der Mannschaften Platz hatten, sollte man sich in seinen Erholungsstunden aufhalten, sich aus- und anziehen, darin speisen?

„Aber wo steckt du?" riefen meine mich suchenden Genossen, „der Kapitän ist bereits an Bord!"

Und wirklich, jener kleine Mann in der unscheinbaren Kleidung, mit dem wettergebräunten Gesicht, das war der Kapitän. „Die Anker klar!" rief er seinen Leuten zu.

„All klar, Sir!" war die Antwort.

Da durchzitterten gewaltige Axtschläge die Brigg, welche ihr nach und nach die Stützbalken wegschlugen. Noch einer, zwei, drei — und die „Clara" rührte sich, sie fing an fortzurutschen, erst langsam, dann immer schneller und jetzt ging es in rasendem Sturme herab in die sich erschrocken theilenden Fluten und weithin schoß sie, ein ge-

waltiger Schwimmer, in die Weser, während das Volk am Strande Hurrah! rief, und die Mützen schwenkte, ein Freudenausbruch, der von uns allen auf das kräftigste erwidert wurde. Aber was ist das? Ein jäher, Stoß durchbebt die ganze Brigg, wir taumelten uns gegenseitig in die Arme, unsere in die Luft geschleuderten Mützen fielen zum Theil in die Weser, welche sie gierig mit fortführte, der Kapitän schrie: „Anker los!“ und hinabrasselten, die Antwort verschlingend, die gewaltigen Anker und hielten die „Clara“ auf, welche auf einen spitzen, tief unter der Oberfläche des Wassers verborgenen Pfahl aufgelaufen war. Der Kapitän, welcher die Ursache der Erschütterung sogleich erkannte, ließ wieder die Anker lichten. Freudig griffen wir zu und stimmten in das Lied ein, mit dem die Seeleute gewöhnlich ihre Arbeit zu begleiten pflegen. Kaum war dies geschehen, so hob die Flut die Brigg, welche alsbald, von einigen Booten bugsirt, an einem tiefern Punkte zum zweiten male ihre Anker warf, um betakelt und beigelegt zu werden.

Die „Clara“ hatte ein Leck, das aber nach der Aussage des Kapitäns die Fahrt nach Neuyork (denn dahin war sie zunächst bestimmt) nicht einen Augenblick verzögern würde. Und wirklich machte die Brigg die Fahrt trotz des Lecks sehr glücklich, ich sah sie selbst später in Neuyork wieder, wo sie gekupfert wurde. Das Leck hatte erst einige Wochen lang die Mannschaft fleißig bei den Pumpen erhalten, dann aber war es, Gott weiß wie, verstopft worden.

Nachdem die Brigg die Anker geworfen, hielten wir ein kleines Festmahl, bei dem es nicht an Trinksprüchen für ihre glückliche Zukunft fehlte. Wol klangen die Gläser lustig, wol glühte so manches Auge — wer hätte es ahnen können, daß ein großer Theil der jetzt so fröhlich Tafelnden binnen vier, fünf Monaten am Gelben Fieber todkrank daniederliegen oder bereits auf fremdem Boden verscharrt sein würde?

Kaum war die Tafel vorüber, so eilten wir auf die Brigg zurück und durchkrochen sie von dem tiefsten Raume bis in die „Salome“, die Musterbude der Kriegsschiffe. Dort stellten wir eben darüber Betrachtungen an, ob man da wol den Hals brechen könnte oder mit einem Beinbruche davonkäme, wenn man einmal das Gleichgewicht verlöre, als wir von einigen Matrosen, die sich ungesehen hereingeschlichen hatten, gepackt und an den Wanten festgebunden wurden.

„Ihr jungen Herren“, sagte der eine, „seid gute junge Herren und wir möchten gern einmal auf Ihre Gesundheit trinken.“

„Gesundheit trinken soll gut sein“, fügte er hinzu, als wir ihm nach unserer Befreiung ein Stummchen aushändigten. Wir lachten über seine drollige Art zu reden, zogen von dem Salon, da wir weitere topographische Studien täglich entbehren konnten, herab, vereinigten uns mit unserer Gesellschaft und fuhren dann wieder nach Bremen zurück.

Eine Woche nach jener Episode erhielt ich endlich die mich beglückende Nachricht, daß ich als „Junge“ angestellt sei. Dies war auf dem Bremer Schiff „Gazar“, Kapitän Schlagwetter, das mit Passagieren nach Neuyork bestimmt war. In freudiger Erregung theilte ich diese Nachricht meinen Eltern mit, und besorgte, was ich in meinem zukünftigen Stande als Schiffsjunge brauchte. Bald füllte mich mein Koffer mit wollenen Hemden, „Buxerunkies“, Theerjacke, Oelhose, Oeljacke, einem gewaltigen Südwester, sechs Mützen, welche mir alle richtig über Bord geweht wurden. Als eine gütige Fügung des Himmels erschien es mir, daß zwei meiner Kameraden, mit denen ich längere Zeit in Bremen gelebt hatte, Adolf von * aus Göttingen und Theodor * aus Breslau mit mir auf dasselbe Schiff kamen, und ein gewisser Franciscus Roderigo unser Bootsmann wurde, ein Neger, den acht Jahre alt, ein bremer Kapitän von den Kapverdischen Inseln mit sich genommen hatte und der Matrose geworden war. Trotz seiner ausserordentlichen Kenntnis des Schiffsdienstes hatte er sich in zwölf Jahren zum Range eines Bootsmanns emporgeschwungen und fuhr als solcher bereits zehn Jahre. Er sprach, wenn ich mich so ausdrücken darf, kapverdisch, englisch, spanisch, plattdeutsch und hochdeutsch, und nannte sich gern spanisch Franciscus Roderigo, obgleich er es durchaus nicht übel nahm, wenn man ihn Franz Rutziger nannte; ich hatte ihn in einem bremer Gasthofe beim Billardspielen kennen gelernt, da waren wir einander näher getreten und mein Glück darum nicht klein, daß gerade er mein Bootsmann wurde.

Schade für ihn, daß er ein „Schwarzer“ war. Er hätte es sonst gewiß zu etwas Besserm bringen können als zum Bootsmann. In amerikanischen Ländern verließ er selten sein Schiff, da man ihn überall als nigger betrachtete. Nichtsdestoweniger mußte er durchaus nicht gegen sein Geschick, sondern war höchlich zufrieden, wenn ihm die Geringschätzung, die er oft von seinen

Kameraden erfuhr, durch die Theilnahme und Liebe der weiblichen Passagiere vorzüglich, bei denen er außerordentliches Glück hatte, ersetzt wurde.

Wir fuhren also, unsern Bootsmann, den wir, um ihn uns geneigter zu machen, unterwegs brav regalirten, an der Spitze nach Bremerhaven hinab, von dem „Hepp' hepp' Hurrah!" der zurückbleibenden Schiffsjungen begleitet. Es war eine langweilige und beschwerliche Fahrt; denn da es zu regnen anfing, waren wir auf die Kajüte angewiesen, in welcher sich viel Auswanderer, zum Theil auf unsern Cäsar gehörig, zusammendrängten. Endlich tauchten die Forts, von denen Bremerhaven umgeben ist, ein Thurm, die auf der Rhede liegenden Schiffe, zuletzt die Häuser auf. Der Regen legte sich noch in ein fern dahinziehendes Gewitter auf, sodaß wir bei vollem Sonnenschein in Bremerhaven landeten.

Als sich das unendliche Gewirr, das bei Landungsplätzen der Dampfschiffe noch viel ärger zu sein pflegt als auf Bahnhöfen, etwas gelöst hatte, suchten wir den alten „Cäsar", der am Ende des alten Hafens liegen sollte. Wir mußten am Strande hingehen; ich sah dort zum ersten male jenes bunte Treiben und Drängen eines Stapelplatzes, das ich bis dahin nur aus den schönen Schiller'schen Versen im „Spaziergang" gekannt hatte.

Als ich mich nun aber von meinen poetischen Erinnerungen losriß und mir das Leben auf dem Schiffe anlah, so wurde ich freilich ernster gestimmt. Wie tummelte sich da das Schiffsvolk, jetzt hing es oben auf schwanken Tauen und war im nächsten Augenblicke wieder an Deck und schob und schob und zog und war wieder am Lande und grin hier zu und dort. „Wirst du auch so manchen gutgemeinten »Rippenstoß« geduldig hinnehmen? Duldig nur die getroffene Stelle reiben und wieder lustig in die einförmigen Lieder einstimmen?" Als ich aber hinaufblickte an den gewaltigen Masten, nach den majestätischen Segeln, und ein Schiff mit vollen Segeln auslief, da hob meine Seele sich wieder, gedrungt von dem Gedanken, daß doch kein Feind, und sei er so gewaltig wie der brausende Ocean, dem Menschen widerstehen könne, jede, selbst die rohste Arbeit, die ich mich schon im Geiste verrichten sah, erschien mir nun als ein unumgängliches Mittel, um den Triumph, den der Geist über die Elemente feiert, auch mit meinen schwachen Kräften zu unterstützen. „Jetzt gilt's!" dachte ich, „nun bin du auf dich allein gestellt, je schwerer der Kampf — desto glänzender der Sieg!"

Gestärkt durch diesen Gedanken, ging ich leicht über die schmale Planke, die zum „Cäsar" führte. Kaum hatten wir unsere Reisekleidung ab und unsere Matrosenjacken angelegt, so hieß man uns das Deck fegen. „Ada", dachte ich, „da trifft doch die Ahnung ein, die du hattest, als du am 1. Mai das väterliche Haus verließest." Damals glaubte ich nämlich durch die wogenden Nebelmassen vom Blocksberg heimkehrende Hexen zu erblicken. Und da ich bei gewissen Gelegenheiten immer ein wenig abergläubisch bin, so dachte ich mir in diesen vorbeihuschenden Gestalten eine freundliche Vorbedeutung meiner künftigen Lebensbahn. Wirklich waren auch Besen und Eimer (platt: Pütze) Handwerkszeug, das ich zu gebrauchen lernte.

„Aber Sie, liebster junger Herr! fegen Sie doch hübsch ordentlich, sonst soll dich das — holen, du vermaledeiter Blasbalg. Fegt denn auch Ihre Mutter, Sie junges Bürschchen, die Späne unter die Kommode und hinter die Spieren? Hast du Schwestern? Sind sie fein? Welche willst du mir geben?"

„Die beste, lieber Herr Schiffszimmermann!"

„Das ist recht von dir, mi Jong; aber nenne mich nur schlechthin Zimmermann! Aber was stehen Sie denn da, mein Herr, und halten Maulaffen feil? Wie heißen Sie denn eigentlich?"

„Emil!"

„Emil?"

„Ja, Zimmermann!"

„Und der lange da, und der Lichtmatrose?" (Platt: für leichter Mate.)

„Adolf und Theodor."

„Emil — Adolf — Theodor? Das sind alles solche gottverd — hochdeutsche Namen! Wenn das mein alter Kapitän wüßte, mit dem ich meine erste Reise that, Gott hab' ihn selig, der alte Donner! Der konnte keinen Namen herausbringen als Christian, Johann und Franz. Wenn der das hörte! Aber Sie, liebster junger Herr, Sie müssen nicht übelnehmen, wenn wir zusammen fluchen; sonst soll dich das — holen! Nein, Emil — das vergeß' ich tausendmal. Du mußt einen anderen Namen haben. Was ist denn dein Vater?"

„Der ist Buchbinder."

„Buchbinder? Ha, ha! Da haben wir's ja gleich! Buchbinder, Buchbinder, so sollst du heißen! Aber, nun sehe einer den Menschen an", hierbei wandte er sich an meinen Freund Adolf, „sieht

er da und hört zu, was diese Bauern von Passagieren miteinander schnaken. Wollten Sie mir wol die Gefälligkeit erweisen, mein Herr Ballast, Ihren Besen mehr zu rühren? Na, das ist recht von dir, mi Jong (fuhr er zu mir gewendet fort), daß du so flink bist! Was bist du denn für ein Landsmann?"

„Ich bin aus Dresden in Sachsen."

„Ah Dresden! Dat schall so 'ne wunderfeine Stadt weten!"

„Ja, Zimmermann, das ist sie auch!"

„Dann bist du wol einer von der Bildergalerie?"

Ich mußte herzlich lachen über diese Frage, fühlte mich nichtsdestoweniger aber außerordentlich geschmeichelt, daß der Ruf unserer Gemäldegalerie bis zu den Ohren dieses rauhen Seebärs gedrungen sei.

„Nee Zimmermann, dat bin ick nich!"

„Hast de nich so ein littje bitten Tobak mit? Ein paar Cigarren?"

„Ja! Zimmermann, damit kann ich aufwarten!" Ich brachte ihm bald ein halbes Dutzend der geforderten Waare, die er mit seiner schweren, schwieligen Hand in seine ebenso tiefe Tasche versenkte, denn bis zum Besitz eines Cigarrenetui war er noch nicht „von der Cultur beleckt".

„Na, ich sage dir, du kannst noch ein flinker Matrose und ein braver Steuermann werden, und da machst du mich zu deinem Lootsmann. Aber hast du nicht eine Buttje Win?"

„Nee, Win nicht, Zimmermann! Aber Arak!"

Bei dem Worte Arak hellten sich die Züge meines Zimmermanns merklich auf. „Ja, sagte er, „Arak! das ist das rechte Getränk für Schiffsoffiziere. Denn du weißt wol, Buchbinder, aus deinen Büchern, ich gehöre auch zu den Offizieren. Und wenn du frühmorgens an Deck kommst und mich siehst, nimmst du deine Mütze ab und sagst: Guten Morgen, Zimmermann! nicht Christian, wie mich die andern Matrosen nennen. Behalte das wohl, Buchbinder!"

Ich versprach es ihm und brachte ihm bald einen Bowl (englisch Bowle, ein Gefäß, aus dem an Bord Kaffee und Thee getrunken wird), halb gefüllt mit dem gewünschten Arak; denn die ganze Buddel ihm anzuvertrauen, wagte ich nicht, er hätte sie am Ende behalten und mir dadurch die Möglichkeit abschneiden können, damit andere gute Seelen zu gewinnen. Der Arak verschwand, als ob er in ein leeres Faß gegossen wurde.

„Was stehen Sie denn da, mein junger Mann?" fuhr mich mein Zimmermann darauf an, „würden Sie wol die Güte haben, mir die Gefälligkeit zu erweisen, wieder zum Besen zu greifen?"

„„Sehr gern!"" und ich fegte wieder mit solcher Vehemenz, daß mein Arakverteiler selbst nicht ein Lächeln unterdrücken konnte und meinte:

„Na! So ist's auch nicht nothig! Doch du hast Lust. Aber ich sehe, die andern gehen zum „Staaten". Weil du wol mit Staatsmaken?"

„Ja, ja!" sagte ich, obwol ich nicht wußte, was denn „Staaten" bedeute.

„Schaffst du gern?"

„O! Gewiß!" war die schnelle Antwort, denn ich dachte, die Mannschaft ginge zu einer Arbeit ans Land, und da wollte ich recht arbeitsfreudig erscheinen.

„Aber du sollst noch lieber arbeiten als schaffen. Setz dich heute Abend zu mir! du hast gut gearbeitet, du sollst auch ordentlich schaffen. Doch weil' mir ein noch einmal deinen Arak! Ich habe Durst." Während er nun einen zweiten Bowl mit derselben Geschwindigkeit leerte wie den ersten, überlegte ich mir, daß das Staaten doch nichts anderes bedeute als Essen, und ich hatte mich nicht getäuscht.

Ich ging also mit meinem Zimmermann, der sich eine meiner Cigarren angebrannt hatte, durch die belebten Straßen Bremerhavens nach dem Auswandererhause, dort werden nämlich die Auswanderer, wenn sie noch einige Tage in Bremerhaven warten müssen, contractlich verpflegt, bis ihr Schiff in See geht. Es ist ein im grenzenlosen Stil eingerichtetes Gebäude, um das, wie bei einer Kaserne die Soldaten, Matrosen und Auswanderer, oder, wie sie von den Matrosen genannt werden, „Passagiere" herumschwärmen. Wir fanden in einem „Saale" des Unterstocks bereits einen Theil der Mannschaft im „Staaten" begriffen. Die Kost bestand in geschmorten, bereits kalten Kartoffeln, in Thee, der einen seifigen Geschmack hatte, und in schwarzem Brot.

„Tak vor Brot!" hörte ich eine Stimme erschallen, und da ich gerade, ohne zu essen, dasaß, hielt ich das für eine Mahnung, Brot zuzulangen, und schnitt mir ein tüchtiges Stück ab. Wer aber kann sich meinen Schreck vorstellen, als mein Nachbar zur Linken mir das Brot gierig aus der Hand riß und mir zuschrie: „Verstehst du kein plattdütsch?"

„Nicht ordentlich, mein Herr!" erwiderte ich kleinlaut.

„Ach was — mein Herr!“ sagte er und warf mir einen verächtlichen Blick zu.

„Na, Johann! Fahre den Jungen nicht so an! 'S ist ein flinker Kerl! Tak vor, Bukbinder, das heißt gib her. Behalte das ja!“

„Jawol, Herr Zimmermann!“

„Du sollst nicht sagen Herr Zimmermann! Sag' nur Na, au! Und wenn du zu einem Offizier sprichst, da sagst du Ay, Sir!“

„Ay, ay, Sir!“

„So ist's recht, mi Jong!“

Bald darauf erhob sich die Mannschaft und begab sich in eine jener Tavernen, an denen jede Seestadt Ueberfluß hat. Mein Zimmermann, der mich unter seine Aufsicht genommen hatte, belehrte mich unterwegs, vorsichtig mit dem Trinken zu sein und meinen Grog lieber ihm zu geben, als selber trunken zu werden. Außerdem hätte ich heute so zwei Buttel zu geben, er würde mir schon die Sorte bezeichnen, die gut wäre; das sei echter Jamaika, den er selbst auf der „Norma“ von Kingston mitgebracht habe. Ich ließ natürlich meine Buttels ansehen, die mit einer Schnelligkeit verschwanden, daß ich klar erkannte, wie thöricht meine Verwunderung über die Kehlfertigkeit und Quantität im Trinken meines Meisters sein war.

In Orgien, denen sich der größte Theil der Mannschaft daraus hinaus, und die Leiter mit dem Beginn eines tüchtigen Matrosen zusammenhängen scheinen, übergehe ich, mit Ferien erst kurz vor Mitternacht auf unser Schiff zurück, wo ich mich so schnell wie möglich in meine Koje warf, mit unter Betrachtungen über diesen Tag und Vergleichungen meiner Koje mit meinem Bette in meiner Heimat einschlief.

(Den zweiten Artikel in nächster Nummer.)

Baptiste Molière.

Von Karl Frenzel.

III.

An Ludwig XIV., wie er im Beginn seiner Regierung die unbeschränkte Macht, die ihm das Schicksal ohne sein Verdienst in die Hand gegeben, Welt und Menschen auffaßte, war alles jugendlich, schwunghaft, königlich. Eroberungspläne wie Tragödien lagen seinen Gedanken noch fern; er gleicht einem jener Heroen der Sage, welche, aus Kampf und Mühsal enthoben, in den Kreis der olympischen Götter treten. Und wo sie blickt, findet er alle Wege gebahnt, alle Künste, Grazien und Musen ihm entgegenkommend. Die Verse, wie sich Leben und Welt ihm zeigen, hat etwas Idealistisches; die Frauen um ihn, Louise Lavallière, Henriette von Orleans, besitzen die ganze Schwärmerei der Liebe, den Idealismus des Herzens; derselbe Zug weht durch die Verse, die Benserade ihm dichtet, die Bilder, die Claude Lorrain malt, die Feste, die der Herzog von St.-Aignan für ihn anordnet. Wie merkwürdig nimmt sich in dieser bezauberten Welt der „Beschauliche“, der Philosoph Molière aus! Ich kann nicht mit so vielen in dem Dichter nur einen gefälligen Spaßmacher, in der Neigung des Königs für ihn nichts als die nothwendige, karge Gunst sehen, womit die Selbstsucht ihre immer bereiten Diener belohnt; es gibt eine Sympathie zwischen diesen beiden so entgegengesetzten Menschen, dieselbe Vorliebe für Pracht und Herrlichkeit, Genuß und Frauen; eine entschiedene Verachtung der beschränkten, bürgerlichen Sitte, des Niedrigen und Häßlichen; einen großen Stolz, die verletzbarste Eigenliebe. Damit sei nicht bestritten, daß Ludwig XIV. den gewandten Schauspieler und Komödienschreiber zu den Balleten, worin er wie Nero im Tanz sich auszeichnete, zu allen seinen theatralischen Festen gebrauchte, sodaß fortan „Herr Molière“ eine Rolle in der Staatszeitung spielt; noch weniger, daß die Schmeichelei und Gefälligkeit des Dichters für den Fürsten selbst jeden seiner Fehler mit Rosen und Lorbern bedeckte. Das war das Loos aller Hofdichter, von Ovid in dem Hause des Augustus an; und auch jenes grausamere, dem Molière durch frühen Tod entging: zuletzt in Ungnade zu fallen und in der Verbannung zu sterben. So mag das kalte Augenzudrücken, das Ludwig XIV. ihm bewahrte, und seine Aeußerung, als Molière der größte französische Dichter genannt wurde: „Ich glaubte es nicht“, von denen als ein Zeichen fürstlicher Undankbarkeit angeführt werden, die im Bösen, wie andere im Guten, die Könige über die Linie der Sterblichkeit stellen. Anders begriff Molière selbst sein Verhältniß zu Ludwig XIV.; für den Preis, ihn zu unterhalten und seine Leidenschaften, wie die für Mademoiselle Lavallière, von der Bühne herab zu feiern, war Hof und Stadt seiner Satire anheimgegeben; die Welt gehörte ihm, wenn er nur den Blitz in den Händen des Jupiter nicht begehrte. Wahrlich, für ein solches Geschenk zu danken, entehrte nicht, und in dem Lob des Königs sprach Molière's Herz, nicht der Zwang seiner Stellung. Jene

Jahre hat diese königliche Gunst ungeschwächt fortgedauert, sie ist in den heftigsten Kämpfen der Schild der Minerva vor dem bedrohten Haupte des Dichters gewesen. Man halte Molière nicht für einen verkannten und verfolgten Weisen; im Gegentheil, niemals haben die schärfsten und schonungslosesten Angriffe auf Sitten und Menschen, die bitterste und ungerechteste Satire gegen die Hohen wie die Kleinen im Staate von oben her so viel Vertheidigung, Schutz und Bestätigung erhalten; ein Glück, das Jean Jacques Rousseau Molière nimmer verzeihen wird. Wenn so das Königthum sein censorisches Amt an den Komödiendichter abgibt und ihn für heilig und unverletzlich erklärt, will es freilich nicht viel bedeuten, wenn es seine Büsten im Augenblick bewilligt, ihn mit jährlichen Pensionen ausstattet und sich zuletzt mit ihm an dieselbe Tafel setzt.

Und eines solchen Schutzes vor allem bedurfte Molière nach dem Erfolg seiner „Frauenschule". Es ist klar, daß die vornehme Gesellschaft den kecken Poeten nach so vielen Beleidigungen nicht mit günstigem Auge betrachtete und nur der Gelegenheit wartete, wo sie ihre eigene, kleine Rachsucht mit dem allgemeinen Unwillen verbinden konnte. Nun wird man die „Frauenschule" kaum vom Standpunkt der Sitte, sicher nicht in jener Auffassung der Weiblichkeit rechtfertigen, welche damals galt. Gerecht mag es sein, daß Agnes dem Manne, sie absichtlich in Unwissenheit erziehenden Arnolph entflieht, schön und sittlich ist es nicht. Und in dieser Ansicht kamen die „Précieuses", die „Marquis", mit den Strengen auf Arnolphs Seite sich entgegen. La Grange, Molière's vielbekannter Freund, Prinz Armand von Conti, nicht mehr auf dem Pfade der Pantoffeln, sondern auf dem Wege des Heils, der aus seiner Provinz Languedoc schreibt: „Ärgerlich, Abgeschmacktheiten enthalten die neuen Komödien nicht, doch von Schamlosigkeiten sind sie nicht frei; jene scheinbare Tugend, die der einzige Grund war, weshalb man sie leider duldete, weicht jetzt einer offenen, rückhaltlosen Unsittlichkeit, und es gibt kein Mittel, Verletzenderes als die ganze Szene des zweiten Akts der „Frauenschule". Wenn Arnolph Agnes die „Lehr Pflichten einer verheiratheten Frau" lesen läßt, verspottete er nicht die „Lehren Gottes"? Wenn er ihr die Teufel und die Hölle mit kochendem Wasser vorhielt, die ihre Seele im Fall der Schuld aufnehmen würden, rührte er nicht mit verwegener Hand an den Geheimnissen des Glaubens? Und andererseits, was galt Kunst und Feinheit, die ganze mühsame Erziehung des Hotel Rambouillet, wenn Agnes nicht wußte, was ein Reim sei und statt seiner in ein Madrigal eine „Sahnentorte" setzen wollte? Hinter dieser angreifenden Legion sammelten sich die Schauspieler im Palais Burgund, denen Molière's Glück zum Schaden ausschlug, eifersüchtige Poeten, die Narren am Hofe, die mit — der eine nach dem zweiten, der andere nach dem dritten Akt — mit vielem Lärm das Theater verlassen oder in komischer Wuth dem Parterre zuriefen: „Lache doch, Parterre, lache doch!" Indes, man bedenke auch, diese Kritik war über die Salons, einige ausschließliche Kreise nicht hinausgetreten; die Oeffentlichkeit widerhallte nur vom Ruhme Molière's; Boileau widmete ihm ein Gedicht, die Zeitung berichtete: „Ihre Majestäten, König und Königin, mußten bei dieser Komödie sich vor Lachen die Seiten halten." Trotzdem war Molière beleidigt, im Tiefsten gekränkt; denn dieser Mann ist nicht laut, verschuldet, sondern rachsüchtig, bitter, wider jeden Scherz hält er die Herzensfeste. Immer kränklich, von eingebildeten Schmerzen und Grübeleien gequält, sitzt er schweigend in der lustigen Gesellschaft, die von ihm Witz und Erheiterung erwartet; er taucht den Blicken und Mienen der andern, die Augen „so fest auf sie gerichtet, als wollte er bis in den Grund ihrer Seele dringen, um das zu erkennen, was sie nicht sagten." Aber nackt ihn nicht, diesen schlummernden Löwen, es ist ein Lamm in ihm!

So springt er auf und greift zuerst an, nicht mit Turnierlanzen, sondern mit dem Speer des Achilles. Seine „Kritik der Frauenschule", seine „Komödie von Versailles" und Antwort und Zeugenbericht zugleich wider seine Feinde. Die „Kritik der Frauenschule" versammelt in dem Salon Uranie's die Gegner und die Vertheidiger der Komödie zu einer Art Disputation, die durch den unvermeidlichen Marquis und die „précieuse" Climene in das Gebiet der Poesie hinübergeleitet wird. Plaudertasch, hier liegt alles vor, was wider die „Frauenschule" gesündigt ward, und doch sucht sich der Widersprech fast nur um Einzelheiten, um Worte, um Silben. Niemand ist wahrlich, der die Gründung entlehnt, die Lesung durch eine Wortverkennung ebenso unbedeutend wie geschraubt sei, daß die Sittlichkeit nicht durch einen allzu freien Ausruf, sondern durch das Reden und die Handlungen des Mädchens wie des Vormundes verletzt werde; es ist nichts als ein geistvolles Spiel mit Worten. Aber eine

enthält diese „Kritik", das Kostbarste für uns die Kunstanschauung Molière's: es sind wenige Zeilen. „Ich möchte wissen", sagt Dorant, „ob die Regel aller Regeln nicht die wäre, zu gefallen, und ob ein Schauspiel, welches diesen Zweck erreicht hat, nicht einen guten Weges gegangen. Soll nicht jeder Richter über den Genuss sein, den er empfangt?" „Und", fährt Uranie fort, „ich sehe in einer Komödie nur darnach, ob diese Länge mich ergreifen, und wenn ich mich gut dabei unterhalten habe, was kümmert es mich, das die Regeln des Aristoteles mir zu lachen verboten?" Und nun Scherz und Spott über die Theorien, welche ein Kunstwerk untersuchen. Was ist der Zeus des Phidias, wenn er nicht gefällt? Ein nutzloses Werk. Für den Schauspieldirector Molière mochte ein „volles Haus" der beste Maßstab für die Vortrefflichkeit einer Komödie sein, merkwürdig immerhin, das auch der Dichter im Grunde nicht anders denkt und im Jubel der Menge nicht das durchaus Zufällige und Aeußerliche erkennt, welches das Urtheil einer künstlerischen Schöpfung auch nicht im entferntesten berührt. Der spiritualistische Zug des Jahrhunderts raunicht freilich auch um Molière, aber nur in seinem letzten, schwächsten Werken, das er die reine, rohe Wirklichkeit und Erfahrung, der er und seine Dichtung entspringt, viel in die Abstraction, allein nicht zur Idealität erheben kann; auf jenem Boden jedoch ist er wie Antäus: je mehr er darauf kämpft, desto stärker wird er.

In der „Kritik der Frauenschule" erschien auch ein Herr Lysidas, Schöngeist, halbgelehrt, ein Poet, und es hieß allgemein in Paris, Molière ziele damit auf einen jungen, talentvollen Mann, Boursault, der, durchaus ehrenwerth, als einmal sein Feind Boileau sich in Geldverlegenheit befand, ihm seine Börse brachte. Wahr oder nicht, die Beleidigung reizte den ohne seine Schuld Angegriffenen, und die Schauspieler im Palais Burgund hatten eine Komödie von ihm angekündigt: „Lob und Preis des Malers oder Gegenkritik der Kritik der Frauenschule" — ein Titel, wie auf Schrauben gedreht! Und nicht genug; als Molière eines Tags im Vorzimmer zu Versailles des Königs wartete, kam der Herzog von Saint-Aignan lachend, mit offenen Armen ihm entgegen. Der Dichter neigte ein wenig den Kopf vor dem vornehmen Herrn, der aber ergriff ihn mit beiden Händen und rieb sein Gesicht gegen die Metallknöpfe seines Rocks, das es blutete, und sagte nur: „Sahnentorte, Molière, Sahnentorte!" Auch eine Art von Kritik, wie der Adel und die Officiere von Frankreich bis auf den heutigen Tag sie lieben. Wenn etwas, so mußte diese rohe, verwegene That, in seinem Palast begangen, Ludwig XIV. bestimmen, auch dem Dichter Rache und Bestrafung zu erlauben. Noch nicht war dem jungen König der Adel „eine heilige Körperschaft", wie bei dem Ausgang seiner Herrschaft, noch gedachte er der Unruhen der Fronde und hasste wie Richelieu und Mazarin jeden Ausbruch prätorianischen Uebermuthes. Und so wiederholte sich denn am 21. October 1663 im Schloss zu Versailles die Rache des Apollo gegen Marsyas. Molière und seine Gesellschaft erschienen wie zu einer Generalprobe auf der Bühne; noch ist nichts geordnet, Koffer und Kisten stehen umher. Plaudereien hinüber und herüber. „Ach", sagt Mademoiselle de Brie, „ich habe gehört, Sie wollten eine Komödie gegen die Schauspieler im Hotel Burgund schreiben; wie ist es damit?" Und Molière fängt an, sie nacheinander zu copiren. Unwillkürlich fallen mir die Schauspielerscenen im „Hamlet" ein; aber während Shakspeare von der Satire bis zum Ideal vergeht, wie es Hamlet verlangt, bleibt Molière in der Parodie, in dem Tadel des Unnatürlichen; kein Wort wie jenes: „Sie sind der Spiegel und die abgekürzte Chronik des Zeitalters", gelingt ihm. Kommen heraus die Marquis, die Hofleute, die Damen — bis sie in einen Strom von Spott und Scherz, unter der Last ihrer eigenen Lächerlichkeit und dem „Plaisir" des Königs zu den Zuschauern versinken, und Auge in Auge sich wieder gegenüberstehen Dichter und Kunst, sie allein aufrecht und die siegreichen Waffen schwingend, Molière ausruft: „Ihnen, Monsieur Boursault, wäre es zu viel Ehre, vor dieser erlauchten Versammlung verspottet zu werden. Fort mit allen Kritiken und Antikritiken! Gern überlasse ich euch meine Werke, meine Gestalt, Miene und Rede, wollt euch, wenn ihr damit das Publikum unterhalten könnt! Was mir sonst noch bleibt, ich bitte, daran rühret nicht! Sie vor allen nicht, Monsieur Boursault! Da habt ihr meine ganze Antwort!"

Ganz ohne Narben kam noch keiner aus solcher Schlacht, und wie der Sieg werden auch jene Worte unvergeßlich bleiben, die Molière schildern, wie er den Cäsar spielte, „mehr Lorbeern um die Perücke als um einen Schinken von Mainz, das Haupt nach hinten geworfen, die Füße wie eine

Parenthese, die Rede vom beständigen Husten unterbrechen." Doch der Kampf war beendigt, der Marquis die beständige Figur des Lustspiels geworden, wie „die betrügerischen und thörichten Diener in den alten Komödien"; wenn Molière dem König für seine Pensionen dankt, „kleide dich, o meine Muse, als Marquis, dreh' 'n Federn auf dem Hute, so klopfe an die Thür des königlichen Herrn" — es ist ein eigenthümlicher Zug in ihm, seine Gestalten, die er zuerst nur in schroffen, rohen Zügen, wie mit Kohle, hinwirft, allmählich auszuführen, immer zu den alten Entwürfen zurückzukehren, aus der Lustigkeit der Posse zu den Auseinandersetzungen der Charakterkomödie zu gelangen; es streiten in ihm Dichter und Philosoph und ihre Einigung vollzieht sich erst nach langen, mühevollen Studien. So erreichen auch der Marquis und die „Précieuse" ihre Vollendung als Typen erst in dem „Menschenfeind" (1666) und den „Gelehrten Frauen" (1672).

Von den Plätzen, der Straße und dem Theater sind wir in das Boudoir junger, liebenswürdiger Frauen getreten. Ein gedämpftes Licht überall, Gobelinstapeten an den Wänden, eine kokette Anmuth in allen Geräthschaften, den Kissen auf den Tischen, den geschwungenen Lehnen der Sessel. Die Handlung beider Komödien entbehrt jeder Verwickelung, jedes romantischen Zufalls; nicht die Dinge und ihre Irrungen lösen sich, nur die Menschen suchen in der gegenseitigen Gestaltung ihres Wesens seinen Abschluß, Harmonie zwischen ihrer Besonderheit und dem Allgemeinen zu erreichen. Wie falsch Jean Jacques Rousseau darum den „Menschenfeind" gedeutet, liegt allen klar; nicht die Tugend wird verspottet noch das Laster gekrönt, sondern die starre, einsame Tugend, die in der Welt, wie sie ist, nur Störungen und Irrungen hervorruft, flüchtet aus ihr; sie hat Liebe und Gut darüber verloren, aber ihre Ehre nicht; und mit ihrem Verschwinden tritt in dem Bündniß Philinte's und Eliante's eben jene harmonische Weltordnung, das Ideal menschlichen Strebens ein, natürlich wie es der Dichter begreift. Alceste ist nicht so stimmungsreich, leidenschaftlich wie Shakspeare's Timon, dem wird das Vertrauen zu den Menschen, die Freundschaft und jene Neigung zum Geben, worin sein Selbst aufgeht, mit einem Schlage zerstümmert, er erkennt die Menschheit fortan allein in ihrem rohesten, wildesten und elendesten Verlangen nach Gold, in der Begierde des Genusses, Alceste erblickt nur die alltäglichen Wandlungen des Geschicks, die Untreue einer Geliebten, die Kaltsinnigkeit der Freunde, das Hervorragen des Seichten und Schlechten. Molière's eigenes Schicksal: er ist nicht mehr wie wir alle, ein Narr des Glücks; und wenn er in dieser verdorbenen Gesellschaft den komischen Cato spielen will, wird nothwendig seine That und sein Wort, so ehrenwerth sie an sich sind, im Schimmer der Thorheit erscheinen; nicht ihr Gleißen, ihr Reflex auf ihre Umgebung macht sie dazu. Wie fein und richtig sagt ihm Philint:

> Der alten Zeiten grobe, strenge Tugend
> Verbeut der Jetzt Sitte und Gewohnheit
> Nur starken ein vollendetes Gleichen
> Mag sich den Jetzigen ohne Widerstreben
> Denn eine Thorheit ist es, klüger gleich,
> Sich mit der Weltverbesserung zu mühen.

Sein Ausspruch, als ob er an Molière selbst gerichtet wäre, und es ist auch kein Zweifel, daß Alceste mehr als einen Zug von ihm trägt. Damals wie jetzt forschte man nach den Originalen dieser Komödien und fand sie in den Mannern und Frauen des Hofes. Mit welchem Recht? Diese Frage, die schon darum ungelöst bleibt, weil es immer Alceste, Celimene, Philint und Arsinoe geben wird. Wie das Gericht jedes Sterblichen den einen, oder andern Zug hat, der nicht ihm, sondern einer Familie gehört, so auch seine Seele. Ich finde Lieder die Urbilder in ihm, in den Frauen seines Hauses. Und in Celimene, die gern Anbeter und Ritter um ihren Sessel versammelt, mit ihrer geistvollen, anziehenden Weise nicht durchaus Armande Molière, wie die Zeitgenossen, er selbst sie uns vorführen? Witzig, talentvoll nennt er sie immer, und falsch und treulos war sie, weit über Celimene hinaus! Es gibt einen Mythos ihrer Schuld, eine Sage von „hinter den Coulissen", die uns erzählt, daß sich seit Jahren Molière und Armande nur noch auf der Bühne sahen, welche Bedeutung mußte da das Wort Alceste's und die Phrase Celimenens haben! Denn schon ist sie noch allem, eine muthige, volle Natur, spielt mit ihr, kann sie, aber verliert eben sein Herz nicht darüber! In ihr ist nichts „als Uebermuth und Flattersinn". Und so gab es keine Verlobenheit, keine Neckereien Jugend unter den Frauen? Doch, da ist sie — Climene, Climene oder Henriette, immer ist es Katharine de Brie, sie die Einzige.

Im „Menschenfeind" zerbricht die komische Tugend, nicht ohne tragischen Anklang, an den Ordnungen der Welt, in den „Gelehrten Frauen"

scheitert die Geschminkte an der wahren Weiblichkeit. Das Haus Chrysale's ist so verwirrt, wie nur je Molière eins geschildert. Die Gattin, Philaminta, führt den Scepter — „wenn ich mit ihr schelten würde", sagt der Gemahl, „hätte ich acht Tage Qual und Noth." Gelehrte und Poeten gehen aus und ein, denn Philaminta und Armande, die ältere Tochter, opfern den Musen, und eine Magd wird fortgeschickt, weil sie ein Wort gebraucht, das Vaugelas aus dem Gebrauch der guten Gesellschaft verbannt hat. Mit der kalten Grausamkeit eines großen Dichters geißelt die Irrthümer des Geistes führt Molière den Abbé Cotin als Irrsinn, einen immerhin gelehrten und vielgeschätzten Akademiker, auf die Bühne; es ist der Metaphrast des „Liebeskummers", jetzt mit ärztlichem Pinsel vollendet. Kennt mir ihm, gesellen wir Martinus! Die wissenschaftlichen Bestrebungen, das kunstliebende Gemüth der Frauen, gnadenlos wird es verdammt. „Wenn die Frau", ruft Chrysale in seiner derben Arbeit, „Hemd und Hose unterscheiden kann, mein sie genug!" Und Vitander übersetzt diese Meinung nur in die feinere Sprache des Gelehrten: „Eine Frau soll von allem ein leichtes Wissen haben, aber ihre Wissenschaft nicht ihre Leidenschaft sein." Gegen diesen Mann und seine unwiderstehliche Logik, was vermag die leichte, flüchtige, ideale Welt Arteniens! Und nun erreicht sein Neuerwachen auch ihre Anschauung der Liebe, ihre Kaste der Zärtlichkeit. Denn hier sieht man nach der Methode, wie auf einer Landkarte die Straßen, so sind die Wege der Liebe verzeichnet, auf denen du nach jahrelangem Wandeln, wie der Herzog von Montausier sieben Jahre um Julie d'Angennes geworben, zum Ziele der Geliebten gelangst. Allein wie unter den falschen Herzen in der Gesellschaft des „Menschenfeindes" edle, liebende sich zeigen und in ihrer Vereinigung den endlichen Sieg der „gemäßigten" Tugend verbürgen, so mit auch den Irrungen des Gefühls ein ungiges, verständiges Ideal entgegen: die jüngere Tochter Philaminta's, Henriette. Noch nicht in der ersten Blüte der Jugend, aber zwanzig Jahre hinaus, wie Diane und Phöbe, ist sie Hebe und Minerva zugleich; von der einen birgt sie die Weisheit, die klare, gewinnende Rede, von der andern die Anmuth, das feingeschnittene, lächelnde Gesicht. Zurückhaltend, scheu, verbirgt sie sich wie ein Veilchen; ihr Thun denkt nicht richtiger, als ihr Herz edel fühlt. Wie tief und warm entschuldigt Diane die Blindheit der Liebe, wie großherzig will Henriette dem Geliebten entsagen, als ihre Hand ihm nicht das Vermögen schenken kann, das er von ihr hoffen durfte! Diese Frauen, von keiner Leidenschaft durchwühlten Gemüthes bewegen sich in feinster Sitte, in edelster Mäßigung; sie geben nicht mit zauberischer Gewalt an, aber sie gewähren Ruhe, Vertrauen; dem Gewaltsamen ist ihr Herz ein Rätsel, ihre leis von Melancholie berührte Sinnigkeit tröstet, so mild, wie Katharinens Mund einst Molière's Gram.

(Die zweite Hälfte in nächster Nummer.)

Die Bauern in China.

Der Ackerbau ist von der chinesischen Regierung immer gepflegt und unterstützt worden. Jedes Jahr wird in den Hauptstädten des Reichs zu Ehren des Ackerbaues ein Fest gefeiert, bei dem der Kaiser mit eigener Hand einen Acker umpflügt, welcher sich in der Nähe von Peking befindet. In einem alten kaiserlichen Gesetze heißt es: „Wenn es einen Mann gibt, der seinen Acker nicht bestellt, oder eine Frau, die nicht spinnt, so wird es auch Menschen im Reiche geben, die Kälte und Hunger leiden." Keiner der chinesischen Reformatoren hat diesen weisen Spruch vergessen, und viele von ihnen haben sich gerade durch ihren Eifer für die Förderung des Ackerbaues berühmt gemacht. So erließ der Kaiser Yong-Ching, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts regierte, an, daß die Gouverneure der Provinzen die Namen derjenigen Ackerbauer einsenden sollten, welche sich durch Fleiß und gute Sitten auszeichneten. Man erhob diese Frauen und verständigen Leute in den Rang der Mandarinen achter Klasse, eine Auszeichnung, welche ihnen das in China sehr beneidenswerth erscheinende Vorrecht gab, bei dem Gouverneur der Provinz Thee zu trinken und in seiner Gegenwart Platz zu nehmen. Bei seinem Tode wurden dem heiligen Landmanne viele Ehren erwiesen und sein Name mit großer Feierlichkeit im Saale der Ahnen eingeschrieben. Zur Folge dieser weisen Politik war nicht nur, daß sich die Zahl der Ackerbauer bedeutend vermehrte, sondern auch, daß ihr Stand in der allgemeinen Achtung stieg. Nirgends ist der Landmann höher geachtet als in China, wo er im Range weit über den Gewerbtreibenden, der Städte und den Kaufleuten steht.

Bei dem lebhaften Interesse, welches die Kaiser von China fortwährend für den Ackerbau sie

ten, suchten sie sich auch vermittels eines Generalkatasters einen genauen Ueberblick über die Hülfsmittel zu verschaffen, welche die Bodencultur dem Lande gewährte. Diese Kataster, welche bis ins 14. Jahrhundert zurückreichen, sind mit der musterhaften Genauigkeit angefertigt, die dem Chinesen fast bei allen Arbeiten eigen ist. Man findet nicht nur die Ausdehnung und den Werth jeder Landstrecke genau verzeichnet, sondern auch die Beschaffenheit der einzelnen Aecker, ihre Entfernungen von den Hauptstädten und den Betrag der Steuern, welche sie der Regierung zahlen. Die Principien, die man bei diesen schwierigen Arbeiten befolgte, dienen noch jetzt bei ähnlichen Arbeiten den damit Beauftragten zur Richtschnur.

Auch bei der Vertheilung der öffentlichen Lasten hat die chinesische Regierung den Landmann außerordentlich begünstigt. Die Steuern, welche er zahlt, sind seit dem Jahre 1711 nicht erhöht worden, obgleich die Preise der Bedürfnisse seitdem bedeutend gestiegen sind. Wenn die Einwohner eines Dorfes in den Fall kommen, sich an der Ausbesserung der Straßen oder bei anderen öffentlichen Arbeiten zu betheiligen, so werden ihnen der Tagelohn, welchen sie verlieren, an den Steuern erlassen. Freilich ist diese Einrichtung nicht ganz so günstig, als es den Anschein hat, denn der Lohn für diese Leistungen ist noch so, wie er vor mehreren Jahrhunderten bestimmt wurde und folglich — da die Arbeit seitdem im Preise gestiegen ist — sehr ungenügend.

Gewöhnlich ist der chinesische Bauer nicht Eigenthümer des Bodens, den er bebaut, sondern er hat ihn in Pacht oder Theilt die Ernte mit dem Besitzer. Der Pachtzins wechselt von 1—2 Francs pro Mou[1], aber der Pächter muß auch die Grundsteuer zahlen, welche sich, je nach der Beschaffenheit des Landes, auf 1—2 Francs pro Mou beläuft. Wenn der Bauer dem Grundherrn die Hälfte der Ernte liefert, so muß die Grundsteuer natürlich von letzterem getragen werden.

Der Grundherr gewährt übrigens, trotz des geringen Pachtzinses, ansehnliche Vortheile. Die Landereien, welche die reichen Mandarinen in der Umgegend von Peking besitzen, sind z. B. zu 50 Francs pro Mou verpachtet und tragen dennoch jährlich 10 pr. C. Der wahre Werth der liegenden Gründe ist übrigens schwer zu bestimmen, da sie nur verkauft werden, wenn die Eigenthümer durch Hypothekarschulden oder andere Umstände dazu genöthigt sind.

Die Privilegien und Ehren, womit die chinesische Regierung die ackerbauende Klasse der Bevölkerung überhäuft hat, sind indessen nicht ganz ohne Nachtheil auf andere Verhältnisse geblieben. Der Bauer zahlt nämlich seine Abgaben an den Staat außerordentlich pünktlich, aber er erfüllt seine Verpflichtungen gegen den Grundherrn oft mit viel geringerer Gewissenhaftigkeit, so daß dieser oft zuweilen im offenbaren Nachtheil. Wenn sich nämlich der Pächter einmal ein Haus auf dem gepachteten Boden gebaut hat, so ist es schwer, ja beinahe unmöglich, ihn daraus zu vertreiben — und oft überhäuft er seine Person so ganz und gar mit der des Besitzers, daß er nicht mehr daran denkt, Pachtzins zu zahlen. Man kann sich in diesem Falle an die Behörde des Bezirkes wenden, aber dieser Schritt ist mit so vielen Umständlichkeiten und Kosten verknüpft, daß der ärmste Theil der Besitzer Anstand nimmt, ihn zu thun. Im ganzen sind übrigens solche Usurpationen seltener, als man denken sollte, denn so bevorzugt der Landmann auch ist, müssen die Gerichte doch schließlich dem Besitzer sein Recht zusprechen. Hiervon weiß es dann bei, den ungetreuen Pächter zu vertagen und derselbe hat sich in die Nothwendigkeit versetzt, seinen Familienbesitz weiter mit sich zu führen, eine Thorheit, die selbstsüchtig nur deshalb geschieht ist.

Aber das Recht des chinesischen Landmanns ist trotz der mannichfachen Vortheile, die es gewährt, gewöhnlich ein illusorisches. Die Ursachen dazu sind zweierlei. Der Theil der hohen Beamten und in Bezug auf den Bauer zunächst auch der Antheil der Regierung sind zwei entgegengesetzt, ihn zu schützen, besonders durch Formen Mißbräuche und besonders die Schreiber der Polizeigewalt, den Landmann zu bedrücken. Die Regierung weiß das allerdings, aber das Uebel ist stärker als ihre Gewalt und es muß oft kaum begonnen, die Folgen nach Kräften zu mildern.

Der zweite Grund für die Armuth des chinesischen Landmanns liegt in der Eintheilung des Landes in so kleine Parzellen und in die so große Anzahl der Ackerbauer. Das Land kann, welches aber von ihnen bewirthschaftet, ist oft kaum hinreichend, einer Familie den nothwendigen Unterhalt zu gewähren, so beschränken auch ihre Ansprüche sind. Der Bauer nährt sich von

[1] Ein Mou ist ein Quantum von ungefähr 200 Ares (Centiare).

ausschließlich von Reis oder in anderen Provinzen von Buchweizengrütze, und wenn sie zuweilen unter ihnen wöchentlich ein- oder zweimal Fleisch essen, so ist es fast immer das gestallener Thiere, welches der ärmste europäische Tagelöhner zurückweisen würde. Der Gebrauch von Spirituosen auf den Tischen ist höchst unbedeutend. Man kennt kein anderes Getränk als den Thee.

Dennoch verdiente der chinesische Landmann ein besseres Los, denn er ist außerordentlich fleißig und betriebsam und gönnt sich niemals einen Augenblick Ruhe. Er bringt sein ganzes Leben, im buchstäblichen Sinne des Worts, auf seinem Acker zu, den er auf die geschickteste Weise auszubeuten weiß.

Im Norden des Landes, wo man vorzugsweise Weizen baut, säet man, sobald er aufgegangen ist, in die Zwischenräume Buchweizen, welcher auch im Schatten wächst. Ist der Weizen reif, so reißt man ihn aus, um ihn durch eine Art schnellwachsender Erbsen zu ersetzen, die dann wieder im Schatten des Buchweizens wachsen, und so Jahr für Jahr. Trotzdem man die Aecker in diesem Theile des Landes niemals düngt, bleibt ihre Fruchtbarkeit stets dieselbe.

Die Reiscultur, die besonders in den südlichen Provinzen betrieben wird, erfordert noch mehr Sorgfalt und Mühe. Die Aecker werden hier mit allerlei Abfällen, die man in den Städten sammelt, gedüngt und durch vortreffliche Vorrichtungen überschwemmt. Bis an die Knöchel im Wasser stehend, bearbeitet der Landmann den Boden viermal nacheinander. Schließlich wird noch einer Vertiefung vorgenommen, jede kleine Erhöhung beseitigt und endlich der ganze Acker mit einer Egge, die von einem Ochsen gezogen wird, mit großer Genauigkeit geebnet, bis das Wasser überall in gleicher Höhe über der Erde steht. Ist diese mühselige Arbeit beendigt, so säet man den Reis aus Gewohnheit, in der aufgegangenen und schon die Pflanzen die Höhe von etwa 1 Fuß erreicht, so werden sie herausgenommen und in kleinen Bündeln in gewisser Ordnung verpflanzt. Die Zwischenräume benutzt man wie bei Weizenfeldern, man säet schnellwachsende Pflanzen hinein und zwar so, daß die Aecker jährlich nach und nach drei Ernten gewähren.

Besonders glänzend zeigt sich der Fleiß und die Betriebsamkeit des chinesischen Bauern in den Gebirgsgegenden. Wie unfruchtbar die Landstriche auch sein mögen, er weiß sie endlich ertragbringend zu machen. Keine Schwierigkeit schreckt ihn ab; er pflanzt an den Abhängen der Berge eine Terrasse über die andere und bewässert sie mit Hülfe hydraulischer Maschinen, die ebenso zweckentsprechend wie einfach und billig sind. Wenn zwei bebaute Bergwände sich sehr nahe liegen, so leitet man das Wasser in langen Bambusröhren von einer zur andern. Man kann wohl sagen, daß es in ganz China keine Spanne Land gibt, die nicht benutzt würde, aber Weideplätze, Blumengärten und Parks sind fast unbekannt.

Wie der Chinese im allgemeinen, so sind auch die Bauern wiß- und lernbegierig. Wenn es keine Schulen in ihren Dörfern gibt, so wenden sie sich an die Studenten, die das Land in großer Anzahl und ohne Beschäftigung durchziehen, weil sie das Examen nicht bestanden haben, welches der Anstellung im Staatsdienste vorangeht. Diese lehren ihnen nun wohl oder übel die Anfangsgründe der Grammatik und unterrichten sie im Schreiben. Das Studium der classischen Literatur ist nur den Gelehrten vorbehalten, die ihr Leben der Wissenschaft widmen*), aber jeder Chinese wird von Jugend auf sorgfältig über die Pflichten unterrichtet, die er gegen die Regierung, die Glieder seiner Familie und als Staatsbürger zu beobachten hat. Die Formalitäten, welche seit undenklichen Zeiten zwischen den verschiedenen Ranglassen des Volks beobachtet werden, bilden den Grund dieses Unterrichts. So niedrig gestellt ein Chinese auch ist, so unerlaublich ist es doch, daß er mit den Gebräuchen bekannt ist, welche die strenge Sitte des Landes ihm vorschreibt, und das Maß dieser Vorschriften gilt ihm gewissermaßen als Religion. Würde ein Chinese einen andern nicht in den hergebrachten Formen anreden, so würde sich jeder aufs höchste entrüstet zeigen — und wäre der Verstoß aus Unwissenheit hervorgegangen, so könnte der Fehlende sicher sein, daß man ihn mit Namen wie „Schildkröte" und „Feind des Lichts" bedenke.

Der chinesische Bauer verdient indessen dergleichen abenteuerliche Verunglimpfungen nicht. Die kürzlich veröffentlichten Berichte eines russischen Reisenden, Herrn von Kovalewsk, welchen gegenwärtige Mittheilungen entnommen sind, bezeugen es. Herr von Kovalewsk schloß sich vor wenigen

*) Die classischen Bücher der Chinesen sind wenig an Zahl, nicht mehr als sechs, man nennt sie deshalb auch die Sechsbücher. Die zahlreichen Abhandlungen über sie können die Weisen und die Geschichte der Kaiserreiche füllen. Die Sechsbücher sind gewissermaßen die Heilige Schrift der Chinesen und gelten hohe Verehrung

Jahren der Excursion an, welche einige Mitglieder der Missionsgesellschaft zu Peking unternahmen und hatte dabei, wie auch schon früher, Gelegenheit, die Sitten und den Charakter des chinesischen Landmanns zu beobachten.

Die Reisenden begaben sich zurück nach den Besitzungen der Missionsgesellschaft, die in einer Entfernung von etwa 12 Meilen südlich von der Stadt Peking liegen. Sie reisten am 11. März morgens ab, langten am folgenden Tage an dem Orte ihrer Bestimmung an und stiegen vor der Thür ihres Pächters, eines der reichsten Bauern der Gegend, aus dem Wagen. Rings um seine Wohnung erhoben sich eine Menge kleiner Hütten, welche bestimmt waren, die Vorräthe und die zum Ackerbau nothwendigen Geräthschaften zu bergen. Das Hauptgebäude war ziemlich groß und durch eine Halle in zwei Hälften getheilt. Das Zimmer, in welches man die Reisenden führte, war groß; mehrere Bilder, die bis auf den Fußboden herabreichten, schmückten die Wände, und Geschäftsbücher mit dicht beschriebenen Blättern bezeugten den Ordnungssinn und die Kenntniß des Hausherrn. Hinter dem Vorhange, welcher die Thür des nächsten Raumes schloß, bewegten sich allem Anschein nach eine Menge von Personen, die Familie des Pächters, wirr durcheinander. Die Reisenden begaben sich mit dem Bauer auf ihre Besitzungen, um sie genau zu untersuchen, und machten sich dann nach einem andern, in einem benachbarten Dorfe gelegenen Orte, Pinkiaou genannt, auf den Weg.

Es war Abend, als sie in dem Dorfe ankamen, zu dem die Besitzung gehört, und da sie nicht daran denken konnten, in dem schlechten Wirthshause des Dorfs zu übernachten, so ansuchten sie sich in einem buddhistischen Kloster der Nachbarschaft ein. Das Kloster war ehedem ein Lustschloß der Kaiser aus der Dynastie Ming*), wo die Herrscher ausruhten, wenn sie sich nach den Familiengräbern begaben. Man erbaut dergleichen Gebäude auf allen Straßen, welche von den regierenden Kaisern viel benutzt werden; da ihre Erhaltung aber viel kostet und es oft an Geld fehlt, um die nothwendigsten Verbesserungen vornehmen zu lassen, so verfallen sie bald, und wenn sie nicht mehr gebraucht werden, erlaubt man den Mönchen, ihren Aufenthalt darin zu nehmen.

*) Die letzte der nationalen Dynastien. Sie regierte von 1368 – 1662, wo sie von der Mandschurei verdrängt wurde.

Am andern Morgen begaben sich die Reisenden nach den Ländereien der Missionsgesellschaft. Die drei Bauern, welche sie gepachtet hatten, befanden sich schon an Ort und Stelle. Einer von ihnen, welcher Pang hieß, nannte seinen Namen und stellte seine Nachbarn Yang IX *) und Kou XII. vor, indem er hinzufügte, daß beide vortreffliche Leute wären. Sie traten nun ihrerseits ebenfalls vor und wiederholten die Ceremonie. Als sie dieselbe beendigt hatten, nahm Pang wieder das Wort und richtete die üblichen Begrüßungsformeln an die Reisenden. Kou und Yang thaten ebenso und sagten ihnen die schmeichelhaftesten Dinge. Kaum waren diese Begrüßungen zu Ende, als Pang die Fremden einlud, bei ihm zu essen, freilich in der festen Ueberzeugung, daß sie die Einladung ausschlagen würden, denn gewiß hatte er ihnen nicht das Geringste vorzusetzen. Kou bat sie darauf, über bei ihm zu trinken, und Yang bot ihnen frisches Wasser dar. Die Einladung zu letzterem Genuß klingt freilich eigenthümlich, aber um ihren ganzen Werth zu verstehen, muß man wissen, daß die Chinesen, die selbst niemals Wasser trinken, sich einbilden, die Europäer wären lüstern danach. Jedenfalls haben sie diese Ansicht durch die ersten Missionare gewonnen, die ins Land kamen.

Obgleich die drei Bauern mit vielen Anerbietungen auf den Vorschriften der chinesischen Sitte nachkamen, waren sie dabei doch nicht ganz uneigennützig. Die Ländereien der Missionsgesellschaft waren an ihre Großväter verpachtet worden, und obgleich der Werth der Grundstücke seitdem bedeutend gestiegen, war der Pachtzins sich dennoch gleichgeblieben. Alle Vorstellungen, die man ihnen machte, in seine Erhöhung einzuwilligen, waren erfolglos und strengere Maßregeln ließen sich nicht anwenden. Der Pachtschilling kann in China nämlich nur erhöht werden, wenn ein neuer Pachter die Ländereien übernimmt; so will es nicht das Gesetz, aber der Gebrauch. Die Missionare mußten sich also in Geduld fügen, denn ihre Pachter hatten ihnen sonst nicht den geringsten Grund zur Klage gegeben und es fehlte jede Veranlassung, sie vor Gericht zu stellen und aus ihrer Pachtung zu vertreiben.

Als die Missionare die Besitzungen inspicirt

*) Man sagt in China dem Namen der Personen immer den Rang bei, welchen sie durch ihre Geburt in der Familie einnehmen. Die Verwandten brauchen oft nur diese Bezeichnung untereinander. So nennen sich „Zweiter", „Vierter", „Neunter" u. s. w.

hatten, brachten sie das Gespräch auf diesen zarten Punkt. Die Bauern schienen mit großer Aufmerksamkeit zuzuhören. „Was sprachen sie?" fragten sie dann einander, als ob sie nicht ein Wort verstanden hätten. Die Missionare ließen sich nicht entmuthigen, sie erklärten den betreffenden Punkt von neuem und aufs umständlichste. „Es ist wirklich merkwürdig!" rief Yang, als die Missionare geendet, indem er sich mit nachdenklichem Gesicht an seine Gefährten wendete. „Es ist kein Zweifel, daß eine geheime Beziehung zwischen den Mitgliedern der Mission und unseren Familien herrscht *). Wie hätten wir uns sonst zusammenfinden können! Wir müssen mit ihnen verwandt sein, sonst wären sie sicherlich nicht so weit hergekommen, um uns aufzusuchen! Mein Großvater und mein Vater waren immer sehr davon überzeugt und ihr seid auch der Meinung, nicht wahr?" Jeder antwortete mit der feierlichen Versicherung, daß er nicht daran zweifele, obgleich sich die Sache schwer erklären ließe, und Yang drückte seine Zustimmung mit einem ernsten Kopfnicken aus, denn er war eben beschäftigt, die Papierlaternen aufzuhängen, welche der Diener der Reisenden aus dem Wagen warf; ein Chinese mißachtet selbst das Kleinste nicht. Die Wendung, welche Yang dem Gespräch gab, überzeugte die Reisenden, daß es nutzlos sein würde, das Thema jetzt noch weiter zu erörtern. Sie baten deshalb die Bauern, zu ihnen zu kommen, wenn sie nach Peking reisen sollten, und machten sich wieder auf den Weg.

Ihr Ausflug nahm noch dem Ende; sie hatten nur noch die Ländereien zu besichtigen, die am Abhange des Gebirgs westlich von Peking liegen. Die Pagode von Sonn Hion (Zum schwarzen Drachen) gewährte ihnen Obdach, ein Gebäude, das von portugiesischen Missionaren erbaut und später an die russische Mission verkauft worden ist. Die Lage dieser Pagode ist malerisch und ihre jetzigen Bewohner pflegen sich während der Sommerhitze, die den Aufenthalt in der Stadt so ungesund macht, hierher zu flüchten.

Der Mönch, welcher diese reizende Einsiedelei bewohnt, schien die Reisenden erwartet zu haben, denn er hatte alles zu ihrem Empfange vorbereitet. Er überhäufte sie mit Höflichkeiten und seine Sorge für ihre Bequemlichkeit ging so weit, daß er darüber das Läuten vergaß. Ein Kotack, der die Missionare begleitete, erfüllte diese Pflicht an seiner Statt und der Mönch fand nichts dagegen einzuwenden.

Die buddhistischen Mönche stehen im allgemeinen in geringem Ansehen, dieser war jedoch eine Ausnahme von der Regel und alle Bauern bewiesen ihm — wahrscheinlich weil er reich war — große Achtung. Die Reisenden hatten nur zu bald Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, und zwar zu ihrem großen Aerger. Am Abend, als sie sich eben niederlegten, traten nämlich zwei Bauern in das Zimmer des Mönchs, um diesen wegen eines Prozesses, welchen einer von ihnen mit seinem Nachbar anspinnen wollte, um Rath zu ersuchen. Der chinesische Landmann macht dergleichen Geschäfte immer in der Nacht ab, weil er am Tage seinen Acker nicht verläßt. Die Konferenz dauerte bis zum Morgen im lärmenden, jedenfalls Gespräch, sodaß die Missionare an Schlaf gar nicht denken konnten. Die folgende Nacht verging in gleicher Weise, der Streit dauerte wieder bis zum Sonnenaufgang und es gelang dem Mönche, trotz der Achtung, die er genoß, erst nach einer dritten Sitzung, die Widersacher zu beruhigen. Niemand freute sich natürlich mehr darüber als seine Gäste, die nach Beendigung ihrer Geschäfte den Ort mit Bedauern verließen, um wieder nach Peking zurückzukehren.

Im ganzen ist die Lage des chinesischen Bauern, trotz der lobenswerthen Maßregeln der Regierung, um nichts besser als die des europäischen Landmanns. Dazu kommt, daß ungeachtet des unermüdlichen Eifers, mit welchem er jedes Mittel zur Verbesserung der Aecker benutzt, und trotz seines fast unerhörten Fleißes das Land dennoch häufig von Mißwachs und Hungersnoth heimgesucht wird. Man rechnet, daß ein Drittel der Bevölkerung des Reichs aus völlig heimatlosen Menschen besteht, welche ohne Heimat und Obdach umherirren, um Erwerbsmittel zu suchen, und selbst in reichen Jahren gibt es Tausende von Unglücklichen, die sich nur von Wurzeln und den Blättern der Bäume nähren. Man begreift nicht, warum die chinesische Regierung diesem, oft zu Revolutionen führenden Elend gegenüber nicht die massenhafte Auswanderung begünstigt, statt sie durch strenge Gesetze zu hindern.

A. G.

*) Ein großer Theil des chinesischen Volks glaubt an die Seelenwanderung, so daß den Europäern das Land jenseits der Meere als Heimatland betrachtet wird.

Anregungen.

„Prinz Eugen, der edle Ritter."

Die Zeiten von dem Ausgang des Dreißigjährigen Krieges bis zu dem Auftreten Friedrichs II. und dem vollständigen Siege der protestantischen Idee im Reiche der Bildung und Kunst sind für Deutschland ebenso ruhmlos wie unglücklich gewesen. In jenen Jahren, wie jeder weiß, haben die Franzosen Straßburg genommen, die Städte der Pfalz verbrannt und die Kaisergräber zu Speyer verwüstet, Jäger als in Klarisch's Weiben in Rom gewürdet, haben die Türken vor Wiens Mauern gelegen. In dieser langen Aufeinanderfolge von Niederlagen, Entwürdigung, Schwäche und Verrath gibt es nur einen und den andern Mann, der durch eine große Persönlichkeit, eine gewaltige Thatkraft dieser gesunkenen Nation wieder Selbstmuth und Selbstvertrauen einflößt, es ist nur billig, daß schöner noch als die Geschichte auch das Lied ihre Namen aufbewahrt hat, der Namen des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und des Prinzen Eugenius.

Der eine, der Brandenburger, eine durchaus deutsche, kraftvolle, mehr innerliche als äußerlich glänzende Natur, nicht eben mit genialem, doch immer mit scharf verständigem, sicherem Blick, hält die politische Selbständigkeit Norddeutschlands aufrecht, er bildet in den Landschaften, die damals früher oder später eine Beute Schwedens zu werden bestimmt schienen, den Kern eines Staates, der zuerst diese schwedische Macht erschüttert, die Polen nach Osten wirft und — wie Kaiser Leopold I. bitter, aber richtig bemerkte — etwas „von einem neuen Vandalenreich an der Ostsee" darstellt und bedeutet. Die Wiedergeburt des Protestantismus — er hat sie vollendet, seine That ist eine fortdauernde, noch wirkende, weltgeschichtlicher als die glänzenden Siege des „edeln Ritters". Aber was diesem an intensiver Bedeutung abgeht, ersetzt ihm jener romantische Glanz, jene hinreißende Begeisterung, welche um die Gestalt eines mächtigen Schlachtenlegers schweben.

Und welche Schlachten! In Zenta und Belgrad vernichtet er die Janitscharen, das beste Kriegsvolk, welches seit dem Untergang der spanischen Phalanx Europa gesehen, das fortan der Name der Osmanen, in deren Furcht einst die Glocken in der Christenheit allabendlich läuteten, zum Spott der Kinder wurde. Zu Hochstädt und Turin bezwingt er die Massen der Franzosen. Ein reicher Siegeskranz, zu dem noch persönliche Tapferkeit — denn vor allem ist der Prinz ein Reitergeneral — und ein abenteuerliches Geschick ihre Blumen fügen.

Halb Italiener, halb Franzose — Vater und Großvater hatten am französischen Hofe gelebt und sein Vater, Eugen Moritz von Savoyen Carignan, trug den Namen eines Grafen von Soissons —, hat er die Lebhaftigkeit des Geistes, vielen Sinn für Wissenschaft und Kunst, ein Streben, die Kriegskunst in gelehrter Weise aufzufassen und zu betreiben, durch Erbschaft bekommen. Es ist bekannt, daß in die Ungnade, in welche Olympia Mancini, seine Mutter und eine von Mazarin's berühmten Nichten, nach kurzer Gunst bei Ludwig XIV. fiel, ihr Gemahl und ihre Kinder mit hineingerissen wurden. Das Gesuch um Aufnahme in das Heer hat, der König daran schuld, daß der „petit abbé de Savoye" eine geistliche Laufbahn machen sollte und der junge Prinz tief erzürnt Frankreich verließ. Von gewinnender Schönheit und ritterlichem Auftreten war er nicht, als er vor Belgrad in Wien beriet. Charlotte von Orleans schreibt an ihre Freundin, die Kurfürstin Sophie, in ihren humoristischen Reiseberichten von ihm: „er ist klein und häßlich von Person hat die Gliedmaßen so kurz daß Er den Mund nie zu thun kan, man sieht also allezeit zwei große breite Zähn, die Nas hat Er ein wenig aufgeschnupft und ziemblich weite Nasslöcher, aber die Augen nicht häßlich noch schön." Kaiser Leopold empfing ihn freundlich, entgegenkommend, nicht nur der Ehre wegen, daß ein junger französischer Seigneur mehr in seinem Heere gegen die Türken fechte, sondern doch auch wol in der Hoffnung, durch ihn einigen Einfluß auf den unruhigen Herzog von Savoyen zu gewinnen, seit der Gewißheit, daß Karl II. von Spanien kinderlos sterben werde, hat das Haus Oesterreich unverwandt das Auge auf Mailand und die Lombardei gerichtet, die alten Eroberungen des großen Habsburgers, Karl's V. In guter Schule ist Prinz Eugen solch emporgekommen, in zehn Jahren (von 1687 — 1697) ist er vom Regimentschef zum commandirenden General gegen die Türken aufgestiegen. Zenta ist der erste Markstein seiner Berühmtheit.

In einem sorgfältigen, meist aus archivalischen Quellen geschöpften Werke „Prinz Eugen von Savoyen" (Wien, Jugendschriften artistische Anstalt, 1858), hat Alfred Arneth das Leben des Prinzen, zunächst in dem uns vorliegenden Bande in den Jahren 1663 — 1697, geschildert. Köstlich, in Fülle des neugegebenen Materials, in Abweisung vielfacher Entstellungen durchaus eine Bereicherung der historischen Literatur. Mit edler Wärme und jener, hier so verzeihlichen Parteilichkeit des Biographen für seinen Helden sieht Arneth überall viel Licht und wenig Schatten und stellt vielleicht das taktische Vermögen Eugen's zu hoch, uns will scheinen, als sei hierin Marlborough das größere Talent und — mit Ausnahme jener stürmischen Bravour, die der Prinz überall entfaltet — die begabtere, liebenswürdigere Erscheinung.

Es ist nicht viel um den Ruhm eines Schlachtensiegers in unseren Tagen, wenn in diesen Kämpfen nicht eine weltgeschichtliche Bedeutung liegt, und die Namen Leuthen und Leipzig werden beständig einen

andern Klang haben als die italienischen und kandischen Orte, bei denen der Spanische Erbfolgekrieg ausgefochten ward. Wie in richtiger Erkenntnis dieses Gegensatzes, ist in der Erinnerung des Volks Prinz Eugen durchaus nur der Türkenheld, Zenta, Peterwardein, Belgrad, das sind seine Ansprüche auf deutsche Erkenntlichkeit. Der brandenburgische Fürst hat die ghibellinischen Gedanken der Reichseinheit und Unabhängigkeit nach außen, welche die Habsburger im Frieden zu Münster und Osnabrück aufgegeben und den Fremden preisgegeben, freilich im beschränktern Sinne aufgenommen und durchgeführt, der Prinz, von Geburt, aber nicht aus Gesinnung ein Deutscher, ein Fremder, hat die andere Aufgabe der Germanen erfüllt, „die Cultur nach Osten zu tragen". Aber den einen ziert die Krone, es handelt, wenn auch im Dienste der Idee, zunächst nur für sich, nur seinem Willen gehorchend, auch darin jenem Philipp von Macedonien ähnlich, daß er die Hoffnung eines noch ihm kommenden größern Alexander's mit sich trägt, der andere schlägt im Auftrage seines Kaisers siegreiche Schlachten und erobert Provinzen, in der Gegenwart, in den Beichen, die ihm werden, ist all seine Zukunft beschlossen. Der erste ist ein großer Fürst, der andere „der edle Ritter".

Unterhaltungslectüre.

IX.

Wer denkt des Städtchens noch, in dessen Flammen
Manch stilles Erdenglück emporgeloht?
Jetzt weht's die Winde breit den Schutt zusammen
Und über Trümmer schleicht die blasse Noth.
Von Haus und Hof, der Heimat und den Lieben
Ist Stand und Asche nur zurückgeblieben.

Diese Anfangszeilen eines schwungvollen Gedichts, mit dem Rudolf Gottschall das zum Besten der Abgebrannten von Bojanowo herausgegebene „Novellen-Album" (Breslau, Gr. Trewendt, 1857) einleitet. Es sind meist gehaltreiche Gaben, die hier die Poesie zu einem schönen, edeln Zweck beigesteuert.

Die Perle der Sammlung ist jedenfalls Brachvogel's Novelle „Van Dyck's Rettung". Eine Malergeschichte und selbst ein interessantes, mit schaffen Strichen entworfenes Bild aus den Zeiten König Karl's I. von England. Dagegen reiht sich „John Maynaghten", der Geschichte eines Spielers, von Robert Byr, ein derb und bündig geschildertes Stück Leben. Holtei erzählt uns in „Irene Liebe macht schön" in alter, lieber Weise etwas aus der Coulissenwelt, in der niemand so heimisch wie er. Die Sammlung enthält noch dankenswerthe Beiträge von Kobersk, Pulvermacher und Gustav vom See, und hat somit, abgesehen vom guten Zweck, allen Anspruch auf unsern ungetheilten Beifall.

Die schlesischen Schriftsteller haben das Ihrige gethan, möge das hübsche Buch nun auch seinen Weg nicht nur zu Leihbibliotheken, sondern auch in manche andere Büchersammlung finden, damit es seine Sendung erfülle, es will ja Brod mildern, Thränen trocknen.

In demselben Verlag ist eine zweite, eine Volksausgabe in fünf Bänden von Karl von Holtei's schlesischem Roman „Christian Lammfell" erschienen. Wenn einmal das deutsche Land nach seinen Provinzen den einzelnen Poeten durch Glück und Loos zu getheilt werden soll, mag jede in die Hand eines solchen Meisters kommen. Hier vereinigen sich Leben und Sitten, Geschichte und Literatur zu einem Gesammtbilde Schlesiens. Der Fülle des äußerlich Geschehenden, in dessen Darstellung nun einmal das Talent Holtei's sich zunächst beweist, tritt die Herzensgeschichte seines Helden, seine Entwickelung, seine Irrungen wie eine Stelle der Ruhe und der Beschaulichkeit gegenüber. Die Kunst und die Feinheit einer zusammengreifenden Composition ist Holtei versagt, seine Muse bewegt sich beständig auf der Wanderung. Sie ist lustig und toll und ernst und weich, wie ein altes Lied der Handwerksburschen; sie ergreift nicht die Seele mit der Begeisterung der Schönheit, sie klingt nur bescheidener anheimelnd an das Gemüth.

Lebensblicke

von C. Gabicht.

Aus ein einziger dumpfer, großer, mächtiger Ton, in dem so vieler Millionen Menschen Leben spricht, und doch kommt er aus tausend sich durchkreuzenden Hoffnungen und Plänen, aus Donnern, die die Welt in ihren Augen zerreißen, aus Stürmen, die sie zu fernen unbekannten Zielen zuführen. So begleitet den Wanderer die freundliche Täuschung, daß ihn immer fort eine und dieselbe Lerche umsingt, während diese lustigen Frühlingssänger ihr lustiges Liedchen überall und mit einer aus allen Kehlen gleichtönenden Stimme schmettern.

* *

Wir lächeln am lieblich heitersten unter Thränen und wie oft weinen wir am bittersten unter Lächeln!

* *

Wir spinnen uns nur gern in Träume ein. Warum nicht ins blühende Leben?

* *

An einer großen Seele nagt kein Schmerz tiefer als der, zum Sieg der Wahrheit nicht beitragen zu können, so vielleicht, ohnmächtig gebunden, für der Lüge rettungslos überliefert zu sehen.

* *

Wer sich verrechnete, erntet unsern Spott; wer sich verzählte, unser Mitleid.

* *

Die Welt wird nicht älter. Im Gegentheil! Sie rollt unaufhaltsam Tagen entgegen, die immer jugendlicher erscheinen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 40.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Ein Seemannstraum.

II.

Fast noch müde von den Anstrengungen der gestrigen Reise und der Arbeit erwachte ich am andern Morgen gerüttelt vom Bootsmann, welcher sich wunderte, wie ich, der ich doch soviel gethan, so fest schlafen könnte.

„Was stehst du da, als wenn du nicht wüßtest, ob du bei oder vor dem Wind steuern solltest? Was stehst du da?" fragte mich mein Bekannter von gestern Abend, mein Zimmermann.

„O, Zimmermann," sagte ich, „ich suche ein Waschbecken. Ich will mich waschen."

„Ha, ha! Du Donnerschlag, ein Waschbecken? Da hast du eine Pütze, da mache nun einen Schifferknoten — nicht so, das ist ein alter Weiberknoten; da wird die Pütze bald weg sein. So mußt du den Schifferknoten machen und das behalte auch. Den brauchst du beim Segelrefken. So ist's recht, mi Jong, und laß Water' rin!"

Ich folgte der Anleitung meines Zimmermanns, wusch mich alsbald in dem Wasser der Weser und ließ mich, da ich mir ein Handtuch noch nicht ausgepackt hatte, von der aufgehenden Sonne und den frischen Seewinden trocknen.

„Nun aber mach', daß du an die Arbeit kommst, die andern Jongen bringen all Holz an Bord!"

Ich ließ mich an einem Tau vom Bord des Gäzar in einen danebenliegenden „Ewer" hinab, welcher das für die Reise bestimmte Brennholz dem „Gäzar" gebracht hatte. Das war eine harte und lange Arbeit und meine Hände, die bis dahin nur den Bleistift und die Feder geführt, schwollen gar bald von der ungewohnten Beschäftigung auf. Merken durfte ich mir aber nichts lassen, denn schon zogen mich meine Kameraden auf, indem sie fragend nach den Tops der Masten blickten und meinten, ob ich wol da hinaufklettern würde, warum ich nicht lieber bei meiner Mutter geblieben wäre. Ich arbeitete unverdrossen bis 9 Uhr fort, wo „Schaft" gemacht wurde. Nie hatte ich vorher mit solcher Sehnsucht auf das Essen gewartet, und selten war ich mit so schlechten Speisen zufrieden, wie jetzt zum Frühstück und überhaupt alle die Tage, die ich noch in Bremerhaven zubrachte, auf dem Tische erschienen. Mit Ausnahme der wenigen Minuten, die das Essen in Anspruch nahm, wurde bis spät in den Abend hinein einen Tag wie alle andern gearbeitet. „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" Die Wahrheit dieses Worts fühlte ich nie so innig wie abends, wenn ich mich endlich zerschlagen in meine Koje streckte und die Reihe von Arbeiten überlas, die ich hatte verrichten müssen. Da hatte ich, in eine lange Kette gestellt, bald schwere Pützen voll Kohlen, Kartoffeln, Brot „wart und witt", eine nach der andern weiter befördert, hatte Segel fortgeschleppt, Ankerketten von der Schmiede geholt und mit großem Halloh durch die Straßen Bremerhavens auf einem Bretterwagen gefahren, da waren Kisten und Kasten, Tonnen und Koffer an Bord zu

rollen, zu ziehen, zu ſchieben und zu heben; da erſchien mir jede neue Arbeit, die ich begann, einen Blick in die ungeheure Menge anderer Arbeiten, die alle noch auszuführen wären, ehe der Gäſar in See ſtechen konnte.

Oftmals beſuchten uns die Auswanderer, welche auf unſerm Schiffe die Reiſe nach ihrer neuen Heimat antreten wollten, und nicht ſelten hörte ich ihre Verwunderungen darüber, daß 200 Menſchen in dieſem engen Raum Platz finden ſollten. Aber wo ſtellen wir denn unſere Betten hin? Wo iſt denn unſer Tiſch? Wo kann man denn einmal Sonntags leſen oder ſchreiben? Werden denn auch Lichter des Nachts angebrannt? Hier iſt es ja ſo finſter am hellen lichten Tage! Fragen und Bemerkungen dieſer und ähnlicher Art wurden oft an uns gerichtet. Ich, der ich ebenſo wenig das Schiffsleben kannte, gab ihnen oft Antworten, die freilich, wenn ſie ihnen nicht nach Wunſche klangen, nur neue Fragen hervorriefen, bis ich endlich, um aus aller Verlegenheit herauszukommen, einen Beſen ergriff und einen ſolchen Staub aufwirbelte, daß alles weitere Forſchen unmöglich wurde. Allerdings war es mir nicht wenig ſchmeichelhaft, wenn man ſich ratheſuchend an mich wandte, denn ich konnte ſo leidlich für einen Matroſen gelten. Ein Paar grober Seeſchuhe, eine Hoſe, die ſchon nach wenigen Tagen die unvermeidlichen Theerſpuren zeigte, von einem breiten Ledergurt zuſammengehalten, ein wollenes Hemd, eine ſchottiſche, ſchief aufgeſetzte Mütze, ein Meſſer, welches im Gurte auf der Stelle ſaß, wo die einfahrenden Bergleute ihr Grubenlicht zu tragen pflegen, in der Hand einen Beſen, eine Schaufel oder einen Eimer — das war meine Erſcheinung.

Am letzten Tage endlich, den wir in Bremerhaven zubrachten, ging es noch luſtig her. Früh zogen die „Paſſagiere“ ein; das gab wieder ein tüchtiges Stoßen und Drängen. Aller Augenblicke kamen Wagen vom Auswanderungshauſe an, hoch gepackt mit Betten, Koffern, Spiegeln, Kleidern, Weibern und Kindern. Alles wurde bunt durcheinander neben dem Schiff hingeſpeichert, um dann an Bord gehißt zu werden.

Welch ein Gewirr endlich an Bord ſelbſt! Hier wurden Koſten in den Raum verpackt, dort ſchon verpackte von den ſuchenden Matroſen hervorgeholt, denn ſie hatten von den „dummen Schwaben“ nicht gehört, daß ſie das zum Leben Nothwendige enthielten, hier kriechen erſchrockene Mädchen in die Koien, um ſich vor dem Gedränge zu retten, dort ſtreiten ſich ein Heſſe und ein Schleſier um ihre Schlafſtellen, denn jeder will ſo nahe wie möglich der Luke ſeinen Platz haben. Vergeblich macht ihnen ein Schneider aus Oldenburg, der ſchon einmal „im Urwald geſtickt hat“ und deshalb eine angeſehene Stellung einnimmt, bemerklich, daß dieſer Vorzug ein ſehr relativer ſei, indem oftmals die Kälte von oben hereinziehe, und nicht ſelten, wenn die See hochginge, die Schlafenden von einigen Wogenſchauern erweckt würden, umſonſt, man nimmt ſeine Zuflucht zu einem Matroſen, einem zweiten Salomo, der eine ſchöne Schweſter des Heſſen geſehen, und deshalb ſeine Entſcheidung dahin abgibt, daß dem Heſſen und ſeiner kleinen Schweſter ohne Zweifel der beſte Platz gebühre. Aber was iſt das? Warum verſtummen die Lieder der Matroſen? Warum läuft alle Welt nach Steuerbord? Ein Fall ins Waſſer! Richtig, es iſt unſer braver Bootsmann Rodewig, er taucht unter und bringt ein Mädchen hervor, das unvorſichtigerweiſe ſich zu weit über Bord gelehnt hatte, er hält ſie hoch mit der rechten Hand über dem Spiegel, während ſeine linke rudert, bis ihm ein Boot die theure Laſt abnimmt. Braver Neger! Du gewannſt dir durch deinen Muth ſogleich die Herzen aller Paſſagiere und das Leben, das du gerettet, es iſt jetzt dein!

Wie ſollte ich aber die Gelage des Abends, welcher der letzte war, den viele deutſche Herzen in ihrem Vaterlande erblickten, wie die Vergnügungen beſchreiben, denen ſich die Matroſen nach ihrer Sitte hingaben?

Das Leben iſt eine ſo ſchwere Laſt, daß man es ſich wol nachſehen kann, ſie ſich ſo leicht wie möglich zu machen; und haben wir hier in Deutſchland mit Mühe und Noth zwar, aber doch immer unſer Fortkommen gehabt, warum ſollten wir uns in Amerika, wo wir keine Steuern zu zahlen brauchen, wo jede Arbeit ſo ausgezeichnet belohnt wird, uns nicht durchhelfen? Und haben wir jetzt keinen Kreuzer Geld, ſo verdienen wir es uns drüben doppelt und dreifach! Drum fort mit allen Sorgen!

Erſt gegen Morgen hatten wir alle unſere Mannſchaft beiſammen und überzeugten uns, daß keiner der Paſſagiere zurückgeblieben war, der „Simſon“ bugſirte uns auf die Rhede, wo wir die Anker fallen ließen. Es war ein Sonntag, heiter und ſchön, wir gönnten uns erſt einige Stunden Ruhe, dann gingen wir wieder hervor und ſahen uns unſere Paſſagiere an, die nun, nachdem ſie ſich halbwegs eingerichtet, nach und

nach an Deck erschienen. Bald bildeten sich einige Gruppen von plaudernden Männern, man sprach von der bevorstehenden Fahrt, von den Hoffnungen, die Amerika bot, und verglich es mit dem alten Deutschland, das da drüben, kaum erkennbar, lag. Daß der Schneider aus Oldenburg überall das große Wort führte, ist begreiflich. Bald fanden sich eine Geige und eine Flöte zusammen, ihnen gesellte sich eine Harmonica bei, ein Orchester, welches erst einige Lieder, nach lieber deutscher Sitte vorgetragen, begleitete, dann aber durch einige lockende Walzer den jüngern Theil der Mannschaften aufforderte, sich fröhlichen Tänzen hinzugeben. So wurde abwechselnd musizirt, getanzt und gesungen bis 9 Uhr, wo die Lampen ausgehängt wurden und alle, bis auf die wachhabende Mannschaft, sich zur Ruhe begaben.

Wenige Stunden nachher wurden wir geweckt mit der Nachricht, der Lootse sei an Bord, die Anker sollten gelichtet werden. Halb noch schlaftrunken machte ich mich an die Arbeit, indes frischten mich der kühle Morgenwind und einige freundliche Rippenstöße so weit auf, daß ich leisevergnügt in die Melodie des alten Matrosenliedes: „Es wohnt ein Mütterlein an jenem Teich", ein stimmte und ganz begeistert den Refrains sang:

Wir fahren um die Welt,
Wir fahren nach Amerika,
Juchhei, es wird gefällt!

Bald waren die Anker gelichtet, ein Segel nach dem andern entfaltete sich und führte, vom frischen Südost geblasen, den Gischt in die Nordsee, deren dunkelgrüne Wogen seinen Bug, als wollten sie ihn fragen, warum er wieder so viele von Deutschlands Söhnen und Töchtern entführe, rauschend umspülten.

Ja, es war mir so weh ums Herz, als ich nun die Küsten Deutschlands sich nach und nach in Nebel auflösen sah, so weh, als wenn sich der Abschied von meinen Theuern noch einmal wiederholte. Als aber unser Schiff nach und nach eine Neigung bekam, überfiel allmählich alle, die sich zum ersten male zur See befanden, die Seekrankheit. Von den Passagieren hatten sich die langeweiligen auf dem Mitteldeck versammelt, wo sie ernste Lieder anstimmten. Es war ihnen, die sich heut so gern aus dem engen Vaterland gesehnt, doch wehmuthig ums Herz, als sie jetzt das so oft geschmähte Deutschland ihren Blicken entschwinden sahen. „O, du Deutschland, ich muß marschiren", klang es da, „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt", folgte, darauf erscholl das unkräftige: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Aber bald verschwand einer der Sänger nach dem andern und nur wenige blieben zurück, um Mendelsohn's Schwanengesang: „Wer hat dich, du schöner Wald", über die weite Meeresfläche ertönen zu lassen. Anfangs machte es mir großen Spaß, einen der Passagiere nach dem andern sich wegschleichen und den „Tribut des Landmenschen" an den unerbittlichen Gott der Gewässer entrichten zu sehen, allein endlich überraschte er mich selbst. Eine schwere Angst überfiel mich, obgleich ich tüchtig arbeitete, es dunkelte mir vor den Augen, ich wankte nach Lee und gesellte mich zu den übrigen Kranken. Aber neben mir wurde von den Matrosen tüchtig gezogen und gesungen, ich wandte mich in einer freien Minute um und gewahrte erschreckend, daß der Gischt ganz scheel lag, ich blickte nach oben und erkannte mehrere meiner Kameraden, auf schwachen Tauen hängend, ob nur auf einem Taue, ich die Laue inzwischen, sie auffangend und darauf mit einer katzenähnlichen Geschwindigkeit heruntergleitend. „Mein Gott! Und das sollst du auch machen, dabei sollst du noch fröhlich sein? Ach, wohin hat dich dein Schicksal geführt? Du bist verloren!" rief ich mir zu. „Du kannst ja kaum drei Schritte weit gehen, ohne zu wanken!" Und ich tappte nach meiner Koje, denn dem Seekranken ist nichts erwünschter und doch nichts schädlicher als Ruhe und Schlaf.

„Holloh, wo geit de hen?" rief eine Stimme hinter mir und ehe ich Antwort geben konnte, wurde ich von einer kräftigen Faust umgedreht. Es war mein Zimmermann, der mir drohend seine geballte Hand entgegenstreckte. „Nicht wahr, mein junger Herr! bei der Mutter war es besser? Das wäre noch! Bleiben Sie hübsch an Deck oder ein — soll in deinen Hauptmann schlagen!"

„Ach, liebster Herr Zimmermann! Ich bin ja so erschrecklich seekrank! Ich kann ja nicht mehr stehen!"

„He, Christian", rief er einem leichten Matrosen zu, „das liebe Muttersöhnchen hat Lurn' Slok mal in Plütze Water up Deck! Hier ist ein Paul!"

„Ach, liebster Zimmermann, was wollen Sie machen? Ich bitte, verschonen Sie mich! Ich bin ohnehin krank."

Hier brachte ihm Christian das Gewünschte, es gab mir einen Paul voll Salzwasser. „Ich kann nicht!"

„Na, Pulbinder, wull du wohl?" Hier streckte

er seine Hand nach einem allerliebsten Tauendchen aus.

Das hält merkwürdig. Ich verschlang das ganze Wasser.

„Ist es besser, Bukbinderchen?“

„Ein wenig!“ antwortete ich, und gab das Genossene flugs über Bord.

„Nein, nein! du mußt noch mehr trinken! hier ist mehr Wasser!“ und er zwang mir einen zweiten Baul ein.

Da konnte ich mich nicht halten, der Baul entfiel meiner Hand, ich selbst taumelte in eine Ecke.

„Hehe, junger Herr! Solche schwache Nerven? Werden Sie gefälligst aufstehen und mir einen neuen Baul geben? Sie haben doch noch mehrere?“

„O ja, Zimmermann, drei Stück!“

„Das ist gut. Aber trink nur fleißig Salzwasser weiter, das hilft schon. Sind noch Heringe da?“ wandte er sich fragend an Christian.

„O ja!“

„Na, bring dem Bukbinder einen!“

„Nein, lieber will ich Salzwasser trinken!“

„Du mußt! Und hier hast du ein Priemchen Tabak, der ist auch sehr gut, den kaue nur. Ich will dir ihn für 18 Grote ablassen. Und nun deinen Baul!“

Ich war mit allem zufrieden, trank bald Salzwasser, kaute dann wieder an dem abscheulichen Tabak und verschluckte dann wieder ein Stück Hering. Wahrscheinlich sah das gefährlich genug aus, denn der Zimmermann lachte wie toll und sagte bisweilen: „Bukbinder! Wärst du zu Hause geblieben, da könntest du hinter dem Ofen sitzen und brauchtest kein Salzwasser zu trinken.“

So war mein Zustand während des ganzen Tags, höchstens daß ich einmal einen verzweifelnden Blick nach meinen tafelnden Genossen warf, die Stücke fetten Specks mit sichtlichem Wohlbehagen verschlangen. Und wäre das Schiff untergegangen, ich hätte keine Hand ausgestreckt, dagegen zu arbeiten.

Indessen thaten die Mittel des Zimmermanns ihre wohlthuenden Wirkungen; am Abend konnte ich doch wenigstens ohne zu wanken gehen und erhielt dafür die Erlaubniß, mich zur Koje legen zu dürfen. Als ich aber vollends am andern Morgen erwachte und die helle Morgensonne sah und ihren goldenen Widerschein in den tiefblauen Meereswogen, vergaß ich allen Gram, „smit em over Bord“, sprang fröhlich umher und griff tüchtig zu, wo es etwas zu thun gab. Dafür erntete ich auch das allgemeine Lob der Matrosen, ja, der Bootsmann erstreckte seine Gutmüthigkeit so weit, daß er mir freigebig einen „Lütjen“ von seinem Fäßchen anbot. Damit verhielt es sich so.

Es gibt für Matrosen ein Verbot, berauschende Getränke mit an Bord zu nehmen; was könnte auch ein Kapitän mit einer trunkenen Mannschaft anfangen? Aber gerade des Verbots wegen wird manche Buttel Arak, manches Fäßchen Rum eingeschmuggelt. So hatte auch mein Bootsmann mir, als wir noch in Bremerhaven lagen, ein Fäßchen Rum, sorgsam in grobes Segeltuch eingehüllt, von einer Taverne aus an Bord des Schiffes zu bringen befohlen. Diesem glücklich eingeschmuggelten Fäßchen schlug Rüdiger, sobald wir in See waren, den Spund ein, und brachte, so oft er konnte, die Oeffnung an seinen Mund. Jetzt bot er mir auch an, seinen Rum zu kosten. Da ich aber unmöglich die Kräfte hatte, das volle Fäßchen etliche Minuten ruhig über meinem Munde zu erhalten, konnte ich von seiner Freigebigkeit erst dann Gebrauch machen, als bereits die Hälfte daraus verschwunden war.

Nach und nach gewöhnte ich mich auch an die Schiffsordnung, die mich bald, was mir zwar höchst erwünscht, aber sonderbar vorkam, früh am hellen Tage und nachmittags bei vollem Sonnenscheine in die Koje schickte, bald des Nachts aus dem behaglichen Schlummer in den kalten Nachtwind hinaustrieb. Ganz außerordentlich kam es mir vor, daß gleich nach dem Schlafen „gearbeitet“ werden sollte. Doch, da gab's kein Besinnen, denn da sollte ich schleunigst aufdecken.

„Komm' mal her, dat will ik dir wisen“, sagte mir ein Leichtmatrose. Er schlug also ein langes Brett, die sogenannte „Back“, welches unter den Kojen hinlief und während der Zeit, wo man es nicht brauchte, durch einige Klammern in die Höhe gehalten wurde, herunter, nahm aus einem Spindchen mehrere rohe, irdene Teller heraus, setzte für einen jeden von der Mannschaft einen hin, legte einen „Löpel“ dazu, denn Gabel und Messer muß sich jeder mitbringen, setzte ein ungeheuerliches Salzfaß in die Mitte und brachte dann mehrere „Sete Backs“, d. h. leere hölzerne Schüsseln hervor. Davon gab er mir ein Paar und hieß mich zum Koch gehen. Ich stellte mich an die Thür der Küche, die unserer Wacht, der Steuerbordswacht, entsprach.

„Wo bist du solange geblieben?“ fuhr mich der Koch an.

„Christian dort hat mir dat Updecken wisen."

„Na, behalte das auch! Du Donnerkiel, denkst du, ich soll dir das Beef hindringen? Warum kommst du nicht näher?"

Ich kam einige Schritte weiter vor.

„So nahe auch nicht! Siehst du nicht, daß ich mich nicht gut bewegen kann? Da! Geh' zurück!"

Dabei versetzte er mir mit seiner schweren Hand einige Schläge ins Gesicht, daß die Farbe meiner Wange gewiß der der Krebse nichts nachgab, welche im Kessel für den Kapitän gesotten wurden. Mit Mühe nur hielt ich die Back in der Hand, trollte mich ab, setzte meine Back auf dem Brete nieder, um das bereits die Mannschaft hungrig herumsaß und kauerte mich in einen Winkel, über mein Schicksal und die Ohrfeige des Kochs nachdenkend.

„O du Blackballer!" schreckte mich die Stimme des „großen Johann" auf, „denkst du, wir werden von dem Beef da satt? Geh' schnell und hole Erbsen!"

Da diese aber von dem Leichtmatrosen, welcher mich in der schönen Kunst des Aufdeckens unterrichtet hatte, herbeigebracht wurden, wollte ich eben umkehren, als der Koch, der mich durch das Kuchen- oder Kabüsenfenster beobachtet hatte, auf mich losstürzte und mir den Theil des Körpers analog dem Gesicht zu färben begann, den die Matrosen „Spiegel" benamset haben.

„Wollt du eine Pateros holen? Du schaltst drei Tage eine Haafen!"

Er schleifte mich in seine Küche und gab mir eine Back voll Salzkartoffeln, die ich mit einer merkwürdigen Geschwindigkeit, trotz der Schmerzen, die ich hinten und vorn verspürte, ins „Logis" (den Matrosenraum) trug. Dort hielt ich mich, klug gemacht durch die Erfahrung durchaus nicht lange auf, eilte nach der Küche, empfing dort zwei Napfe mit Fett und Essig, trug sie, als wäre ich geflügelt, ins Logis, setzte sie nieder und eilte nach der Kabüse zurück.

„O du —, wirst nun bald genug haben! Erst hast du die Seekrankheit und nun kannst du nicht genug fräten. Weg da!"

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen und es war mein Glück, denn dicht neben mir flog ein zerbrochener Bank vorbei. Trübselig ließ ich mich auf meinen Koffer nieder und verzehrte meine Erbsen, wahre kleine Rehposten, indem mir die hellen Thränen in den Löffel hineinliefen. Dazu gab es „Beef", zäh' wie Schuhsohlen, darauf folgten die „Saltpatetos", die zermalmt und erst mit Fett und dann mit Syrup, den mein Christian geholt hatte, übergossen wurden. Gern ließ ich dieses Essen stehen, da mir ohnehin durch den Koch jegliche Eßlust vertrieben war. Ich war froh, als ich aus der engen, drückenden Atmosphäre des Logis, das ich erst noch zu reinigen hatte, in die frische Luft hinaustrat, da beorderte mich sogleich der Untersteuermann zu sich, um ihm beim Austheilen der Wasserrationen behülflich zu sein, in der That aber um mir das Geschäft allein zu überlassen, da er sich mit dem einen Mädchen von den Passagieren, deren Herz er im Sturmschritt erobert, unterhalten wollte. Meine Arbeit wickelte sich aber sehr schnell ab, da der größte Theil der Auswanderer noch krank lag, „des Wassers, um mit Marryat zu reden, überdrüssig und doch des Wassers am meisten bedürftig". Nachdem ich darauf noch eine Weile das Deck gefegt hatte, schickte mich der Bootsmann nebst zwei andern Jungen, ein Bramsegel festzumachen. Ich stieg, meine Gefährten veranlassend, etwas ängstlich nach und dachte an Vegesack, wo ich vorher zum ersten male in den „Wanten" emporgeklettert war. Ich kletterte überrucks in die zweite Wante, etwas hölzern, wie mir der Bootsmann sagte, immer höher und befand mich endlich auf dem Tau, welches unter der Bramraa weg lief. Es schwankte fortwährend und ich hatte große Mühe, mit dem Bauche auf der Raa liegend mich festzuhalten. Ich schaute nieder auf das Deck und sah die Menschen auf- und abgehen, sich beschäftigen, leben und weben, es ergriff mich eine furchtbare Angst, ich konnte hinunterstürzen, das Schiff schwankte heftig, da übermannte mich aufs neue die Seekrankheit und ich hatte die größte Mühe, nicht zu fallen, von Arbeiten war keine Rede, ich stieg tastend, immer von neuen Ausbrüchen der Krankheit unterbrochen, eine Stufe nach der andern herunter, während ein wüster Larm von Lachen, Rufen, Spöttereien und Drohungen an mein Ohr drang. Kaum war ich an Deck gekommen, so empfingen mich vier kräftige Fäuste, die mich im Triumph zum Kochе führten, der sein Haupt in einer Pütze Salzwasser abwusch.

„Du —", fuhr er mich wutbend an, indem das Wasser aus den Haaren über sein Gesicht strömte, „weil ich dich vorhin ein bischen gekitzelt habe, darum hast du jetzt von der Bramraa" —.

Hier ergriff er einen großen Reisbesen, den er in Neuyork auf der letzten Reise gekauft, und bearbeitete mich Armen so, daß ich hinstürzte,

allein nur um ihm noch mehr Spielraum für seinen Beten zu verschaffen. Diese Schläge und die Züge Wasser, die er über mich ausgoß, vollendeten meine Genesung, denn sobald ich die erste Züge Wasser gekostet hatte, spürte ich durchaus keine Lust, eine zweite abzuwarten, sondern sprang mit einer Geschwindigkeit, die selbst die Umstehenden in Erstaunen setzte, auf und eilte davon und zwar um dem Beten des Kochs, den ich noch einige mal auf meinem Rücken fühlte, zu entgehen, die Wanten hinauf und auf jene Bramraa, wo ich meinen Gebieterin noch behülflich war, das Segel festzumachen. Während jene nun an Deck stiegen, blieb ich wohlweislich oben, denn ich hatte vor dem Koch oder vielmehr vor seinem Beten eine solche Ehrerbietung bekommen, daß ich mich ihm nicht so leicht zu nahen wagte. Endlich rief mich der Bootsmann wieder an Deck, ich folgte ihm zögernd, da ich auch in seiner Hand einen Beten bemerkte, doch kam ich diesmal mit der Angst davon, denn er gab mir jenes Instrument nur in die Hand, um jetzt das Deck zu fegen. Gern kam ich seiner Weisung nach, indem ich vorsichtig den Augenblick abpaßte, wo der Koch nicht in der Küche war, um den Raum um die Küche herum zu fegen. Endlich schlug es 7 Uhr, die Passagiere hatten sich bereits ihren Thee geholt, ich sollte jetzt die Backbordwache „fohren", d. h. wecken. Ich ging also in ihr Logis, schlug mit den Händen an die Koien, stampfte mit den Füßen auf den Fußboden und schrie aus Leibeskräften, wie man mir gesagt hatte: „Schaffen, schaffen, unten und oben, schaffen!"

Etwas erheitert durch diese musikalische Szene eilte ich, auf meiner Wache „aufzudecken". Es gab heute Abend „Lapskausch". Da die wenigsten meiner Leser vielleicht dieses barbarische Wort gehört, und noch viel weniger dieses nicht minder barbarische Essen gekostet haben werden, will ich ihnen das Rezept, soviel ich nämlich beim „Schaffen" davon merkte, mittheilen. Es ist, um eine Parallele zu ziehen, der russische Salat der Matrosen; er besteht aus gehacktem, salzigem Rindfleisch, zerstampften Kartoffeln, Zwiebeln, Speck, Salzfisch, Syrup, Essig, Salz und Pfeffer. Alle diese Ingredienzen werden zu einem Teige zusammengekocht und mit einem Behagen verzehrt, wie es nur ein Feinschmecker bei Austern und Burgunder empfindet. Darauf folgt der Thee, welchen ich als Mundschenk aus einer großen Gießkanne in die einzelnen Pauls zu füllen hatte, Zucker hat natürlich nur der Kapitän, und etwas „Cakes", wie die Matrosen euphemistisch ihren harten Zwieback genannt haben. Da ich mir nicht merken lassen durfte, wie gering meine Gelüst zu dieser Kost sei, um nicht gezwungen zu werden, viel zu verzehren, war ich guter Dinge und ließ eine beträchtliche Portion Lapskausch verschwinden und versüßte mir mein herbes Schicksal durch etwas Zucker, welchen mir ein Passagiermädchen verehrt, dem ich heute, ich weiß selbst nicht wie, eine doppelte Ration Wasser gab.

Nach dem Schaffen vereinigten sich die Matrosen um den Vorderman und stimmten ihre Lieder an und freuten sich, wie ich tapfer in den Chorus einstimmte. Schon um 8 Uhr hatte ich die Wacht zur Koje und genoß zum ersten male das süße Gefühl, dicht neben mir die wilden Wogen rauschen zu hören, und doch mich behaglich in meine Decke zu hüllen, und selig zu entschlummern. Als ich um 12 Uhr wieder an Deck kam, wurde ich sogleich beordert, auf den „Utkiek" zu gehen, d. h. auszuspähen, ob vor dem Cäsar sich irgend etwas zeige. Da saß ich nun auf der Spille reitend, ließ mich von den Wogen mit dem Schiffe heben und senken, und dachte an meine liebe, schöne Heimat und ein bitteres Gefühl des Undanks stieg in mir auf, bald wurde es von dem süßen Heimweh überwältigt und ich weinte, daß mir die hellen Thränen über das Gesicht strömten.

Schwer war es mir, mit meinen Gefühlen zu einem versöhnenden Abschlusse zu kommen; aber endlich übte die große freie Natur ihre unwiderstehliche Macht auch auf mich aus, der ich mich immer tiefer in meinen Gram versenkte, als wollte ich mir dadurch das Recht erwerben, zu klagen. Ich hab' es seitdem immer wieder erfahren, daß ich am besten in der freien Gottesnatur, mochte sie vor mir als eine von Mondesstrahlen überflutete Meeresfläche, als in die Wolken ragende Berge oder als dunkler, düsterer Tannenwald erscheinen, über mich nachdenken, meine Kräfte, meine Fähigkeiten abschätzen und zu festen Entschließungen sammeln konnte.

So auch diesmal. Schweigend half ich an den Tauen ziehen, wie es mir befohlen ward, schweigend kletterte ich in den Wanten empor und half die Segel reffen, und es war mir wohl, eine niegeahnte Befriedigung überströmte mich, wenn mir der rauhe Wind die glühenden Wangen kühlte. Und, wie ich wieder zur Koje ging, wendete ich mich um und vergrub mein Gesicht im Bette, meinen Geist in glückliche Träume.

Da rüttelte mich die rauhe Hand des Bootsmanns auf. „Ausquartiert!“ sagte er. Ich stand auf, kleidete mich rasch an und begab mich an Deck und begann meine Arbeit. Es wurde Deck gewaschen. Ich stellte mich in eine Reihe und nahm, wie bei einer Feuersbrunst, die vollen und leeren Eimer und beförderte sie weiter. Schnelligkeit und Aufmerksamkeit war die Hauptsache, denn wenn nicht heute, so geschah es mir doch in der Folge mehr als einmal, daß ich statt des Morgengrußes einen Strudel Wasser ins Gesicht oder über den Nacken empfing und mich dann von den kalten Strahlen der Morgensonne mochte trocknen lassen müssen. Das Deckwaschen ist mit dem Matrosen so unzertrennbar verbunden wie die Nadel mit dem Schneider; erst das Deckwaschen, dann sich selbst gescheuert, so ist die Regel. Im Deckwaschen zeigten sich Pütze und Besen in ihrer ganzen Vortrefflichkeit. Mit welcher Grazie weist unser jüngster Matrose, um zu zeigen, daß er dieses begriffen habe und seinen ältern Genossen vollständig gleichzuachten ist, eine volle Pütze so geschickt und so sparsam über das Deck auszugießen, daß mit wenig Wasser ein möglichst großer Raum überschwemmt werde! Mit welcher Schnelligkeit verfolgt unser Bootsmann das hingeschüttete, wegfliehende Wasser und wie emsig reibt er es mit dem Reisbesen auf, als gälte es, brennenden Spiritus zu ersticken! Hier aber wird ein Passagier gezwungen, in unsere Kette zu treten, weil er, eben fertig mit Kaffeetrinken, sich eine Pfeife gestopft hat und nun, blaue Wölkchen ausblasend, gemüthlich unserer Beschäftigung zusieht, dort schickt der Segelmacher einem andern Auswanderer, den er gestern hat die Seekrankheit auf Deck halten sehen, einen Strudel Wassers nach; denn einem echten Matrosen geht nichts über die Reinlichkeit seines Decks.

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

Baptiste Molière.

Von Karl Frenzel.

IV.

Noch ein Blick sei indeß auch den Feinden gegönnt. Aus den stolzen Angreifern der „Frauenschule“ sind besiegte Sklaven geworden, die im Schauspiel wie vor dem Wagen des römischen Triumphators in goldenen Ketten einhergehen, mehr als ein bezwungener König, mehr als eine gefangene Fürstin. Acaste und Oronte, der eine ein übermüthiger, eitler Thor, prahlend mit seiner Geburt, seiner Schönheit, seinen Bändern, der andere noch eingebildeter auf die Verse, die er dichtet, gleichen doch in ihrer Erscheinung in nichts mehr jenen lächerlichen Marquis, welche sonst Galerie und Parterre erheiterten; im Gegentheil, dem Sonett des Oronte hat das Publikum jubelnd zugestimmt. Madelon und Cathos haben sich in Armande verwandelt, deren Schwärmereien und Irrungen nicht ganz den Reiz des Schönen entbehren, die selbst in ihrem falschen Gefühl das Wesen der Liebe zuweilen tiefer berührt als Henriette. „Wie seltsam“, sagt sie zu Clitander —

Wie seltsam lieben Sie! Die schöne Seele
Muß nicht in ird'schen Flammen so entbrennen;
Denn nicht die Sinne weckten ihre Liebe,
Das Herz will mit dem Herzen sie vermählen.

Worte, die eben nicht zu Molière's Herzen gehen. Daran fehlt freilich viel, daß sie aller Thorheit bar wären, aller Fehler des Charakters, wie das Ideal Henriette, und daß der endliche Beschluß der Mutter, wenn Armande den Geliebten verliert:

Die nehm' ich nichte und da muß nicht gespielt,
Da hab die Zuflucht der Philosophie,
Um mit zufried'nem Muth das Glück zu fliehen —

nicht das Gelächter der Zuschauer über die arme Philosophin herausziehe. Alles verkündet die ausgefochtene Schlacht. Es ist in Molière etwas von jenen römischen Feldherren, welche mit den griechischen Sklaven in ihrem Hause freundlich verkehren und nur hier und dort mit leisem Lächeln ihre Söhne auf die Wunderlichkeiten jener hinweisen, als auf Vorbilder, die sie zu meiden hätten.

Die wandellose Gunst des Königs, die mehr als einmal der ganzen Hingebung der Freundschaft glich, hatte die Stellung Molière's, sein Leben, sein Haus geändert. Kein Herzog von Lafeuillade wagte es fortan, ihn zu beleidigen, sondern es kommt wol, wie man erzählt, der Erzieher des Dauphin, der Herzog von Montausier, im Vorsaal des Theaters ihm entgegen und dankt ihm, daß er in die Schilderung des tugendhaften Alceste einen und den andern Zug verwebt habe, der an ihn selbst erinnern könne. Im Landhause des Dichters zu Auteuil findet sich oft eine ebenso vornehme als geistvolle Gesellschaft zusammen; der Marquis von Vivonne verschmäht es da nicht, an Molière's Seite zu sitzen. Wie erklärlich ist es, daß jene ihm angeborene Vorliebe für Pracht und Glanz sich immer mehr in ihm entfaltet; mäßig und durch seine Brustkrankheit zur

einfachſten Nahrung gezwungen, nimmt er nur an den Geſprächen, nicht an den Gelagen ſeiner luſtigen Freunde Theil; Chapelle, Boileau bildeten ſtets, Racine und Lafontaine eine Zeit lang ſeinen Umgang. Hier entdeckt jeder ein ergiebiges Feld für Schwätzer und Anekdotenſammler, und dieſe nichts bedeutenden Erzählungen bilden denn auch meiſt in Molière's Lebensgeſchichten den Kern. Doch nicht ſein Haus allein, das Weſen dieſes Menſchen iſt königlich, wenigſtens im Geben. Wenn Jean Racine von Uzès, ſeinen Verwandten und dem verhaßten Prieſterkleide entronnen, ohne Geld und Freunde nach Paris kommt, wird Molière ſeine erſte Stütze. Hier empfängt er Rath, Beiſtand, die Anlage zu ſeinem erſten Trauerſpiel: „Die feindlichen Brüder", den Ausgang der „Oedipusſage", einen Stoff, den Molière in der Jugend ſelbſt bearbeitet und zu Bordeaux geſpielt haben ſoll; das Theater im Palais-Royal führt bereitwillig die Verſuche des noch ungeübten Poeten auf. Den jungen Baron, den er — einen Knaben von elf Jahren — auf einem Kindertheater ſpielen ſieht, nimmt Molière zu ſich und erzieht ihn wie ſeinen Sohn. Ein Bild, das freilich nur aus ſo vereinzelten, kleinen Zügen zuſammengeſetzt, doch in dem Spiegel ſeiner Dichtungen aufgefaßt eine große Anſchauung dieſes Mannes gibt.

Nein, er war nicht der Narr des Königs, mit beſſerm Titel und Privilegium, ſondern eine edle, künſtleriſche Natur, in der ſein wunderbares Talent für die Poſſe in Wort und Handlung nur die eine Seite bildete. Man bedenke auch, daß nicht umſonſt in den Beſchreibungen jener prächtigen Zauberfeſte zu Vaux, Verſailles, Chambord neben dem Namen des „großen Monarchen der Welt" der eines Theaterdirectors ſtehen konnte; daß es nicht ſo durchaus werthlos war, für die Unterhaltung und die Luſt des Mannes zu arbeiten, der allein in Frankreich den „Tartuffe" aufrecht hielt. Das wäre nun gewiß das ſeltenſte Geſchick eines Hofdichters geweſen, wenn den Werken, die Molière für das Vergnügen des Königs dichtete, ſich kein Zwang des Befehls, kein Widerſtreben des eigenen Genius anmerken ließe. Allein ungeſtraft trugen die Muſen noch nie Feſſeln, und wenn in vierzehn, in acht Tagen eine Komödie für Verſailles geſchrieben, eingelernt und aufgeführt ſein mußte, behielten ſie oft kaum die Zeit, ihre Gewänder in harmoniſche Falten zu ordnen oder die goldbeſetzten Sandalen anzuſchnüren. Mit nackem Fuße treten ſie auf die Bühne, etwa wie in der „Prinzeſſin von Elis" (1664), einer traurigen Nachahmung von Moreto's „Trotz wider Trotz", in der nur der erſte Act und eine Scene des zweiten in Verſen, das Uebrige kaum mehr als eine italieniſche improviſirte Komödie iſt. Zuweilen befiehlt ihnen der König, dies oder jenes Kleid anzulegen, wie er nun gerade ſeine Geliebte als Hirtin oder im mauriſchen Schmuck im Tanze ſehen will. Ja, er tritt wol wie Apollo, den er ſo gern in Maskeraden vorſtellt, in ihre Mitte und gibt ihnen ein Thema zur Ausführung, wie zu den „Prachtliebenden Freiern". So entſtehen „Melicerte" (1666) und „Der Sicilier oder die Liebe als Maler" (1667). Schon auf halbem Wege eilt die Erfüllung dem Wunſche entgegen, freilich nicht immer in ſo anmuthiger und zarter Form als in dem letztgenannten Scherz. Denn der Geſchmack des Hofs, ſo leidenſchaftlich ihn auch Molière wieder und wieder vertheidigt, noch in den „Gelehrten Frauen", wo Einander „ſeinem Geiſt und richtigem Sinn alles pedantiſche Wiſſen vorzieht", erweiſt ſich in der Wahrheit doch wilder und roher als der des großen Publikums. Die Sage hat den Irrthum verbreitet, Molière hätte, um ſeinen ernſten Komödien bei der Menge Eingang zu gewinnen, ſeine Zuflucht zu den Poſſen nehmen müſſen; die Forſchung ergibt im Gegentheil, daß der „Menſchenfeind" einundzwanzigmal in ununterbrochener Folge, ohne Zugabe einer andern Komödie, das Theater im Palais-Royal fullte, und merkwürdig genug, daß alle Poſſen Molière's, zwei ausgenommen, zuerſt in königlichen Sälen, von erlauchten Zuſchauern beklatſcht wurden. Vielleicht iſt in Molière's geſammter Dichtung dieſe lärmende, bacchantiſche Fröhlichkeit der bedeutendſte, ſicher der urſprünglichſte Zug; der Schluß des „Bürgerlichen Edelmanns" und des „Eingebildeten Kranken" mit ihren Maskeraden, türkiſchen Ceremonieen, dem Aufzug und der Orgie der Aerzte, wo im wilden Taumel der Inſtrumente und Geſänge, dem Zerſchlagen der Stühle, der Trunkenheit der Feſtgenoſſen die ganze Welt im bacchiſchen Jubel, in einen tollen Tanz ſich zu wiegen ſcheint und das Leben, aller Formeln bar, auf jene glückliche Spitze ungebundener Freiheit gekommen iſt, haben einen Anklang an Ariſtophanes, wenn ſie auch nicht ſeine Hoheit und ſeinen phantaſtiſchen Zauber in Vögel- und Wolkenchören erreichen. Und nicht minder gewiß iſt es, daß ſein vortreffliches Spiel in dieſen Komödien ihm vor allem den Namen des franzöſiſchen Roscius einbrachte, daß Geſicht

und Haltung ihn zunächst zu der Darstellung solcher, caricaturähnlichen Gestalten befähigten. Welche innerlichen Erfahrungen und Wandlungen ihn aus dieser allumfassenden Lust und Freude zu der melancholischen Lebensanschauung seiner spätern Tage, seiner besten Komödien hinüberleiteten, wer will es zu entscheiden wagen? Wie der alte, lateinische Gott hat er zwei Gesichter; das eine wendet sich lachend zu dem jugendlichen, selbst noch lachenden Fürsten, das andere schaut ernst über die Massen des Volks in die Zukunft hinein.

Darum, als Boileau nach dem Erfolg des „Menschenfeindes" ihm Glück wünschte, sagte er selbstbewußt: „Sie sollen noch ganz andere Dinge sehen!" Freilich, noch ganz andere Dinge, wenn der komische Dichter als Philosoph für die Welt, als Sittenlehrer betrachtet und in dieser moralischen Stellung die tiefste Wurzel seines Seins gesucht wird; denn in künstlerischer Vollendung hat er niemals den „Menschenfeind" übertroffen, kaum mit den „Gelehrten Frauen" erreicht. Doch er trägt einen Pfeil im Köcher, den gefährlichsten, der je von seinem Bogen gesprungen und der das mit den Pfeilen Apollo's gemein hat, daß er niemals, an seinem Orte sein Ziel verfehlen kann — es ist die Komödie vom „Tartuffe". In den Abendstunden des 12. Mai 1664 erschienen auf einem Gartentheater in Versailles mitten in jener glänzenden Festwoche, wo der Adel Frankreichs unter den Namen und in der Rüstung von Ariosto's Helden, der König als Paladin Roger voran, sich um das „Veilchen von Fontainebleau", Louise Lavallière, drängte, nach einer glänzenden Lotterie und einem Ringelstechen zwischen Olivier und Guido dem Wilden die verständige Elmire, der bethörte Orgon und er, Herr Tartuffe, le pauvre homme. Gab es je größere, unvermittelte Gegensätze? Was konnte diesen ritterlichen Edelleuten, diesen heiteren, scherzenden, koketten Damen in ihrer damaligen Stimmung thörichter und des Lachens werther erscheinen als die Mienen, Geberden und Worte eines „falschen" Frommen? Der Schönheit und Freude gegenüber wird selbst die wahre Frömmigkeit, der Pietismus an sich, nicht als Maske, ein verlorenes Spiel haben und immer als eine Irrung der Menschheit angesehen werden. Und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich dies auch für Molière's Meinung halte. Durfte er, der die komische Tugend, als im Widerspruch mit der Gesellschaft, aus seiner Welt verbannt hatte, die selbst aufrichtig gemeinte Frömmelei darin dulden? Eine wie die andere machen den Menschen ausschließlich und wiegen ihn in den Wahn, sich für anders und besser als seine Umgebung zu halten; so verfallen Alceste wie Orgon mit Recht dem Fluch der Thorheit. Es galt nur die Probe, wie der König, die Gewalten im Staate, das Volk dies neue Urtheil des kühnen Poeten aufnehmen würden. Denn daran kann nicht gedacht werden, daß bei dem Streit, der sich gleich erhob, auch der erbittertste Gegner die Heuchelei vertheidigt oder die gerechte Strafe des Tartuffe beklagt hätte; die Frage war rein und klar: Was bedeutet die Devotion in der Gesellschaft? Und ich finde, daß auch Bourdaloue sie in diesem schärfsten Sinne gefaßt, wenn er von der Kanzel herab ruft: „Die Heuchelei wollten sie treffen und sie brachten auf das Theater, preisgegeben dem öffentlichen Spott, einen eingebildeten oder selbst, wenn ihr wollt, einen wahren Scheinheiligen und kehrten in seinem Mund und seinem Wesen die heiligsten Dinge, die Furcht vor Gottes Gericht, den Schrecken der Sünde, Handlungen, die an sich die preiswürdigsten und christlichsten sind, zur lächerlichen Thorheit um. Verdammungswürdige Erfindungen, um die Frommen zu erniedrigen, um sie alle verdächtig zu machen, um ihnen allen den freien Muth zu nehmen, sich für die Tugend zu erklären!" Wahrlich, das heißt den Kampf um den „Tartuffe" durchaus mißverstehen, wenn man nur Heuchler, die sich getroffen fühlten, fanatische Pfarrer und gottselige Frauen in die Schranken gegen Molière treten läßt.

Wie gesagt, die Frage war gestellt und nach dem ersten Beifallssturm, der die drei ersten Acte — für allein spielte man zu Versailles — begleitete, nach beendigtem Feste forderte sie die Entscheidung des Königs. Es ist kaum ein Zweifel, daß im Grund seiner Seele Ludwig XIV. in jenen Tagen mit seinem Dichter übereinstimmte. Jung, feurig, leichten Sinnes verletzte er mehr als eine Pflicht, welche nicht die Strenge der Frömmigkeit allein, sondern die Gesetze der Sitte ihm auferlegten; für ihn sprachen jene Verse, worin Dorine die tugendhafte, scheinheilige Orante schildert, wie sie, alt geworden, vom Reiz der Schönheit und ihren Verehrern verlassen, zu Gott flüchtet, zur Verleumdung der andern, nur allzu deutlich und mochten ihn an die Herzogin von Navailles erinnern, die das Fenster seiner Geliebten vergittern ließ. Wen traf denn die Komödie des „Tartuffe" vor allen? Seine Feinde, die Frondeurs, das reiche, parlamentarisch gesinnte Bür-

gerthum. Fromm geworden, in den herben, faſt grauſamen Lehren des Janſenius von der Gnadenwahl gegen die Entſittlichung der Zeit eine Schutzwehr findend, ſtrengſten Bußübungen hingegeben, von der Herzogin von Longueville bis zum ärmſten Schreiber des Parlaments herab, legt die Fronde ihren Kampf wider das abſolute Königthum in dieſem Kleide fort: ſie predigt nicht mehr Freiheit, ſondern Sitte; nicht mehr Volksherrſchaft, ſondern ein Gottesreich. Und ſo wiederholt ſich in Molière's Leben der Streit Shakſpeare's gegen die Puritaner. Der Hof der Eliſabeth und des erſten Stuart war nicht feſtreicher und ſündenvoller als der Ludwig's XIV., die Janſeniſten nicht mäßiger in ihren Bannſprüchen als die Puritaner. Gleiche Stellungen, gleiche Feindſchaften; was hätte der König gegen den „Tartufe" einwenden wollen? Er redete die Sprache ſeines Herzens — und im äußerſten Falle, war nicht Cleant da, der kluge, vortreffliche Schwager Orgon's? Cleant, der ſo herrlich und geſchickt die Liebe zu Gott und zur Welt zu vereinigen wußte? Nach dieſer Seite hin ein lebendiges Bild Ludwig's, nur eins war vergeſſen, daß er der Sohn einer ſpaniſchen Mutter, Anna's von Oeſtreich, einer Dame, der es in ihrem ſchmerzensreichen Alter mit der Beſchaulichkeit, frommen Handlungen und Betrachtungen etwas Ehrwürdiges war. In Ludwig's Seele ſchlummerte die Reue, die Furcht vor dem Tode nur; zu früh für ſeinen Ruhm und das Heil Frankreichs ſollte es bald allen offenbar werden. Dieſe Stimmung weckten die Mutter, die Gattin in ihm, alle, welche die neue Komödie für gottlos erklärten, ſei es in wahrer Ueberzeugung, ſei's, weil ſie ſich getroffen fühlten, wie Molière behauptete; und ſo verbot der König die öffentliche Aufführung des „Tartufe", obwol er, bemerkt der offizielle Bericht der verſailler Feſte, „die gute Abſicht des Dichters anerkannte." Molière ſelbſt mag weiter erzählen: „Gewiß, dieſe Unterdrückung meines Schauſpiels war für mich ein harter Schlag, ein Unglück, welches nur die Worte Eurer Majeſtät" — es iſt ein Schreiben an den König, das ich citire — „milderten, und ich glaube, daß Sie mir allen Grund zur Klage nahmen, da Eure Majeſtät erklärte, nichts Böſes in meiner Komödie zu finden." Eine Zeit lang, vom Mai bis zum Auguſt, iſt der „Tartufe" auch wirklich wie verſchollen, nirgends eine Spur von ihm. Ich denke, die Annahme iſt nicht zu kühn, wenn man ſeine Vollendung und eine entſcheidende Umwandlung in ihm in dieſe Monate der Waffenruhe ſetzt. Bis zu dem Schluß des dritten Acts gehört „Herr Tartufe" in Glaubensſachen keiner Partei an; Geberden, Ausſprüche, die Winke ſeiner Augen, ſie ſind die bekannten Ruſtzeuge aller Scheinheiligen, hüben wie drüben; viel ſchärfer deuteten Orgon, ſeine Mutter, Cleant auf den Janſenismus hin. Plötzlich, im vierten Act, ändert ſich das Bild, wie unter einem andern Lichte gleiten — Tartufe wird Jeſuit. Anfangs hat er zu Elmiren geſagt: obgleich er fromm wäre, hörte er nicht auf, Menſch zu ſein; ſie möchte ſeine Leidenſchaft mit irdiſcher Hinfälligkeit entſchuldigen; jetzt kennt er wie einer die verfeinerte Kaſuiſtik jeſuitiſcher Beichtſtühle, unterſcheidet in der Sünde die Neigung zu ihr von der reinen, willenloſen Hingabe an ſie, die Oeffentlichkeit des Vergehens iſt ihm das Strafbare, nicht die That; ja zuletzt wird er Orgon durch das Verſchweigen der Wahrheit zu einem Meineid verleiten wollen. Das ſind genau die Punkte, wogegen die Janſeniſten und Blaiſe Paſcal voran in ſeinen Briefen ereifert; Molière's Komödie ſetzt ſie nur in Handlung. Daß ſeine Zeitgenoſſen ſie nicht anders auffaßten, beweiſt eine Stelle aus einem Briefe Racine's, in dem von einer janſeniſtiſchen Dame erzählt wird, die den „Tartufe" wegen der Verſpottung der Jeſuiten leſen wollte. Dies geſchah im Ausgang des Auguſtmonats; am 25. September ſah der König bei ſeinem Bruder, dem Herzog von Orleans, zu Villers-Cotterets noch einmal die drei erſten Acte; am 29. November, zu Rainey, wurde vor dem Prinzen von Conde „Tartufe" bis zum Schluß aufgeführt. Nun wurden Molière und ſeine Komödie für jede vornehme Geſellſchaft eine Art nothwendiger Leckerbiſſen; überall geleſen, beſprochen, blieb doch ihre Darſtellung verboten. „Die Menſchen", ſagt euch die Vorrede, „welche meine Komödie verſpottet, haben keinen Scherz verſtanden und nur allzu gut gezeigt, daß ſie in Frankreich mächtiger ſind als die Marquis, die gelehrten Damen und alle Doctoren zuſammen."

Doch ſollte er ſchweigen? Es handelte ſich für ihn in dieſem Streit um das Höchſte, um ſeine Ehre, um ſein Berufsamt, und kein Römer konnte dieſe Pflicht des Berufs je höher faſſen. Er ſchreibt dem König: „Die Pflicht der Komödie iſt es, die Menſchen durch ihren heitern Scherz zu beſſern, und ich in meinem Amte glaubte nichts Beſſeres thun zu können, als durch komiſche

Schilderungen die Laster meines Jahrhunderts anzugreifen — da dacht' ich allen ehrlichen Leuten Ihres Königreichs keinen geringen Dienst zu erweisen, wenn ich die Scheinheiligen auf die Bühne brächte, dort ihre einstudirten Mienen und Grimassen, all die heimlichen Betrügereien dieser Falschmünzer der Frömmigkeit, ihre nachgemachte Heiligkeit zur Schau stellte." Ein Mann wie von Gitz, dem das schöne Wort des Horaz von dem „gerechten und in seinem Vorsatz unbeugsam treuen Mann" auch zur Lobrede dient. So oder so, er mußte gegen die Scheinheiligen vorgehen. Die spanische Sage von Don Juan war auf allen Theatern in Paris eingebürgert und gern gesehen; sie benutzte Molière zu seinem Zweck. Unter seiner mächtig gestaltenden Hand fügt sich willig auch der barocke Stoff zu neuen und ungewohnten Formen. Don Juan, der Wüstling, den der alte spanische Poet Tirso de Molina so gut mit dem Beinamen „Spaniens Generalverführer" bezeichnet hatte, verwandelt sich in einen grübelnden Freigeist, dem weit mehr die letzten Fragen über Gott und Welt als das frische Genießen des Daseins das Herz berührt. Wie kalt und frostig klingen die eisigen Schlüsse und Gedanken dieses Don Juan gegen die brausende Leidenschaft, den tollen Champagnerrausch seines ältern sevillianischen Urbildes! Wenn irgendwo, so hat sich hier unwiderleglich Molière's beschränkte Begabung offenbart, zu philosophisch, zu kühl von Sinn und Verstand, um das Wunder des steinernen Gastes selbst in der Dichtung für möglich zu halten, sinkt es bei ihm zu einem Schlußtableau herab, „wo wirklich er" — wirft ihm wieder der Prinz von Conti vor — „seine gotteslästerliche Komödie zu rechtfertigen behauptet; ein Aufsteigen von Raketen — herrliche Diener der göttlichen Rache!" In dem „Steinernen Gast" (1665) ist alles, bei vortrefflicher Charakteristik, unharmonisch, abstoßend, als ob ein Meister in eigensinniger Laune Tanzlieder und Requiems wild durcheinander auf verstimmtem Klavier vortrüge. Neben der edeln, selbst im Leichtsinn und im Irrthum anziehenden Gestalt des spanischen Hidalgo der gefräßige, trunksüchtige Diener Sganarelle, der ebenso viel Sprichwörter wie Sancho Pansa verschwendet und durch seine grotesken Späße und Betheuerungen die Thorheit des Glaubens wider seinen Willen predigt; der Kaufmann, der die Bezahlung seiner Rechnungen fordert und den der stolze Tenorio mit einer Frage nach dem Befinden seines Hündchens bethören muß. Allein was kümmert uns und Molière jetzt die Poesie? Die Scheinheiligen haben ihr Lager verlassen und stehen gerüster wider ihn; wohlauf denn, da habt ihr den Krieg! „Woran glaubt ihr, Herr?" fragt Sganarelle. „An den Himmel? An die Hölle, den Teufel und das jenseitige Leben?" Kopfschütteln und wieder Kopfschütteln. „So sagt, was glaubt ihr?" Don Juan antwortet: „Ich glaube, daß zweimal zwei vier sind;" und wenn er einem Bettler begegnet, wird er ihm ein Goldstück anbieten, billig genug für einen Fluch. „Eher werde ich vor Hunger", erwidert der. „So nimm es, ich geb' es dir aus Liebe zur Menschlichkeit!" Menschlichkeit! Wie klingt dies Wort, bei solcher Gelegenheit gesprochen, vor nun beinahe 200 Jahren, euch an? Es ist wie ein Protest gegen die religiösen Anschauungen jener Tage, wie eine Prophezeiung der unsrigen. Und noch mehr. Don Juan wird zu den Füßen seines Vaters einen Augenblick den Reuigen spielen und aufspringend mehr die Zuschauer als den Diener anreden, die Parabasen des Aristophanes nachahmend: „Die Scheinheiligkeit ist ein Laster nach der Mode und solche Laster gelten für Tugenden. Welche wunderbare Vortheile bietet sie heutzutage dar! Die andern Fehler der Menschen sind der Rüge ausgesetzt und jeder hat die Freiheit, sie offen anzugreifen; aber die Scheinheiligkeit ist ein privilegirtes Laster, die mit ihrer Hand allen den Mund schließt und in Ruhe eine nie verletzte Straflosigkeit genießt." Und da sollte ein kecker Schauspieler kommen dürfen und sie antasten? Wie erklärlich war darum nach diesem Kriegsmanifest der Rückschlag! Das Begegniß Don Juan's und des Bettlers mußte von der Bühne verschwinden, die Schriften gegen Molière werden immer massloser; nicht mehr mit Schwertern, mit parfümirten vergifteten Pfeilen wird gestritten. „Vies Augustus", wagt der eine dieser Gegner zu erinnern, „nicht einen Schauspieler sterben, der des Jupiter gespottet? Und verdient er nicht den Frauen, seine Komödien zu besuchen, die züchtiger und keuscher waren als die Molière's?" Roullé, der Pfarrherr von St.-Barthélemy, glaubt nun gar, „daß ein Dämon in Molière menschliche Gestalt angenommen und daß dieser Gottlose den Feuertod verdiene." Pfeile, die alle der Medusenschild der königlichen Gunst auffängt, bevor sie das bedrohte Haupt erreichen; ja, als wollte sie die Beleidigungen, die ihr Diener erduldet, gut machen, spricht sie noch einmal laut für ihn. Die Gesellschaft Molière's wird die „Schauspielertruppe

des Königs" und eine jährliche Pension ihr zugesichert.

Welch freien Blick, welchen festen, unerschütterlichen Muth Molière selbst bewahrte, beweist am besten der „Menschenfeind", den er damals dichtete, und die Narrenschlacht, die er wider die Aerzte begann. Krank, mit einem so unheilbaren Brustleiden, daß er oft monatelang die Bühne nicht betreten kann, das Herz voll Gram über die Treulosigkeit Armandens, aber den Kopf voll muthiger, weit in die Zukunft wirkender Gedanken, wie gleicht er da jenem spanischen Grafen von Fuentes — es ist ein Beispiel aus der Zeit, der sich, gelähmt und gichtgeplagt, wie er ist, auf einem Lehnsessel in die Schlacht von Rocroi tragen läßt und so sieht auf zerschmettertem Sessel, mitten unter seinen erschlagenen Bataillonen; wahrlich, auch ihm ist ein ähnlicher Tod bestimmt, nur sollte er als Sieger fallen. Indeß fing Ludwig XIV. seinen ersten Krieg mit Spanien an, von dem er als Gebe seiner Gemahlin, der Infantin Maria Theresia, die spanischen Niederlande forderte. Am 10. Mai 1667 hatte er St.-Germain verlassen, am 5. August lag er vor Tendermonde. In Paris befand sich von allen Staatsgewalten nur eine, das Parlament, als an demselben Tage Molière wider alles Erwarten den „Tartufe" auf seinem Theater aufführte. Es war so plötzlich, so überraschend wie der Ausbruch einer Revolution. Zwar trug „Herr Tartufe" den Namen Panulph, einen breiten Kragen, Degen, Spitzen und Perücke, die Komödie den bescheidenen Titel „Der Betrüger", aber im Grunde war es doch immer „Herr Tartufe". Welchen Eindruck diese Darstellung ausübte, wir wissen es nicht mehr. Im Namen des Parlaments verbot der Präsident Lamoignon — „der würdigste Unterthan und der tugendhafteste Mann, den ich kenne," so beurtheilt ihn Ludwig XIV. — die fernern Aufführungen schon am 6. August, und am 11. sprach der Erzbischof von Paris den Bann über alle aus, welche „die Komödie »Der Betrüger« öffentlich oder im geschlossenen Kreise lesen, vorlesen hören oder aufführen sehen würden". Es war der gefährlichste Augenblick des Gefechts, und immerhin ist es merkwürdig, wie Molière ihn bestand.

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

Pariser Briefe.

II.

Die 27 pariser Theater haben ihre bestimmte Stellung und Bedeutung im öffentlichen Leben, ihre Namen stehen häufig in großem Widerspruch mit der Art ihres Repertoires; so spielen die sentimentalsten Schauspiele bekanntlich im Theater De la gaieté. Dabei hat jedes eine dramatische Lieblingsrichtung, welche es mit besonderer Vorliebe und mit besonderer Anstrengung verfolgt, sodaß dadurch eine große Verschiedenheit sowol im Gebiete des Lust-, Schau- als Trauerspiels hervorgebracht wird.

In der letzten Zeit waren einige Theater besonders glücklich in der Auswahl ihres Repertoires, d. h. nicht wegen der Vortrefflichkeit der von ihnen aufgeführten Stücke, sondern wegen ihres günstigen Einflusses, den sie auf die Kasse ausübten. Der Inhalt dieser Dramen ist für deutschen Sinn und deutschen Geschmack nicht nur ein entsetzlicher, widerlicher, sondern geradezu ein höchst gefährlicher; tendenzlos im kühnsten, freilich auch verwerflichsten Sinne.

So zogen zunächst die „Noces repentirs" der Porte St.-Martin, Drama in fünf Akten von Malefille, sechs Wochen hintereinander immer neue Zuschauer an. Der Gegenstand des Stücks ist, wie immer, jener entsittlichten pariser Gesellschaft entnommen, welche zu schildern — bald hätt' ich gesagt zu verherrlichen — der Ruhm der französischen Literatur seit Jahren ist. Zwei Mütter mit einer schlimmen Jugend, die eine russische Gräfin, die andere Putzmacherin; beide in Paris, beide ehemals Jugendfreundinnen, mit denselben Abenteuern, denselben Fehltritten und aus demselben Ateliers hervorgegangen. Die erstere ist die Geliebte eines russischen Fürsten; er hat sie nur wegen seiner Selbsterhaltung — er ist Spieler und trinkt —, um ihr seinen Namen zu geben, welcher ihr den Zutritt in die vornehme Gesellschaft von Paris öffnet, geheirathet. Der Sohn der andern, von dunkler Herkunft, aber mit glänzenden geistigen Eigenschaften und guter Erziehung, hat sich unter dem Namen eines Marquis ebenfalls Eingang zu den höhern Kreisen verschafft. Der Zufall will, daß er sich nun in die Tochter der Gräfin Rosenkin verliebt und um sie wirbt, ihre Hand ist aber schon an einen vornehmen französischen Cavalier vergeben. Dieser ist der eigentliche Held des Abends. Sowie der Pseudomarquis die abschlägige Antwort erhalten

hat, will er sich erschießen — seine Mutter kommt dazu, erfährt alles und beschwört ihn, für sie zu leben, indem sie im Stande ist, ihm die Braut zu gewinnen. Sie bedroht nun ihre frühere Freundin, die sie trotz ihrer jahrelangen Entfernung beim ersten Begegnen wieder erkennt, mit einer Enthüllung ihrer Jugendgeschichten. Diese Scene ist so abscheulich, daß man sich wundert, daß die russische Kurmin allein, nicht alle Zuschauer in Erstarren und Entsetzen gerathen.

Als letztes Rettungsmittel vor dieser Schande bewegt die vornehme Dame, um der Freundin in der Abscheulichkeit nicht nachzustehen, die beiden Bewerber ihrer Tochter, welche ihren Bräutigam innig liebt, zu einem tödtlichen Duell. Der Sohn der Putzmacherin fällt. Nun aber kommt die Nemesis — der Graf Norenkin braucht Geld und ist deshalb aus Rußland, wo er gewöhnlich lebt, nach Paris gekommen. Er ist roh, fast immer im Rausch, brutal, wie nur die roheste Phantasie einen russischen Magnaten sich malen kann, und enthüllt vor den Augen und Ohren seines zukünftigen, entsetzten Schwiegersohns seine eigene Sinnenlosigkeit, das ganze, nur sehr verschleierte Familiengeheimniß. Dem jungen Manne bleibt nach solchen Enthüllungen nichts übrig, als dieses Haus der Schmach und seine verzweifelnde Braut für immer zu verlassen.

Das der ungefähre Inhalt; der Dialog ist lebendig, geistvoll, das Spiel, wie überall, ganz vollendet im Zusammenspiel, in der Hingabe jedes Einzelnen an seine Rolle. Mich setzte es nur in Erstaunen, daß im kaiserlichen Paris, dem Arbeiterauditorium, welches sich in den höchsten Regionen zahlreich unter den Zuschauern in weißen Blousen befindet und seinen rauschenden Beifall in den Hauptscenen nicht unterdrückt, solche Moral gepredigt wird. Diese Eindrücke müssen Aufregung und Unzufriedenheit erhalten. Das Theater De la gaieté hat deshalb auch noch eine locale Bedeutung, weil es auf der Grenzscheide zwischen den Besitzenden und dem besitzlosen Paris liegt. Was hierher bringt die Arbeiterbevölkerung, dieses so gefährliche, weil so leichterregbare Element der Gesellschaft, vor und kehrt natürlich nicht ohne Erinnerung an das Gesehene, welches nach der Vorstellung selbst in dem großen Arbeitercafé auf dem Boulevard du Temple besprochen wird, wieder in seine Armuth und Verschollenheit mit gereinigtem Gefühl zurück.

Nicht geringere Einnahme verschaffte der „Fils naturel" von Dumas Sohn dem Theater du Gymnase. Die Massen drängten monatelang in diese Vorstellung, weil es einen besondern Reiz für sie hatte, daß alles, was sie bisher nur im Verborgenen und Geheimen zu sehen und anzuerkennen gewohnt waren, hier in aller Oeffentlichkeit bloßgestellt, anerkannt und gewürdigt ward. Im Gymnase sind immer vorzügliche Schauspieler zu einem Ensemble vereint und dieselben füllen daher nicht selten die Lücken im Théâtre français aus, wohin sie zuletzt ganz übertreten. Dies älteste und ruhmreichste Theater von Paris gab in den letzten Monaten mit besonderm Erfolg „Les doigts de Fée", von Scribe. Das Lustspiel ist voll feiner, geistreicher Wirkungen, in einem streng gewählten Dialog; auch ein Tendenzstück, aber doch mit viel lautern Motiven und auch nicht in so scharfen Contrasten wie die vorigen beiden. Meisterhaft dargestellt, bietet es einen wahren Hochgenuß für einen Abend in Paris. Die Hauptrolle ist in den Händen der frühern Mademoiselle Brohan, jetzt Madame Uchard, auch unter dem Namen „Giammina" weithin bekannt.

Noch unschuldiger als „Les doigts de Fée" sind „Les femmes terribles", ein mit großer Bühnengewandtheit und viel scenischem Effect geschriebenes Lustspiel des Theater Vaudeville. Die Hauptrolle einer höchst geistreichen, gewandten und stets intriguanten pariser Salondame wird von der unübertrefflichen Mademoiselle Fargueil ausgeführt. Sonst erscheinen noch zwei Stücke täglich auf den Bühnen des Theater Gaieté und denen des Ambigu-Comique; im erstern „Germaine", ein blutiges Drama, welches seine Wirkung auf die Thränendrüsen des Parkets nie verfehlen soll, im letztern „Benvenuto Cellini", ein Schauspiel mit historischem Hintergrunde.

Alle diese Theater spielen täglich, mit Ausnahme des Théâtre français, dessen Schauspieler sich die „Comediens ordinaires de l'empereur" nennen; eine Bezeichnung, die schon seit Molière existirt. Sie spielen, wenn der Kaiser sie zu sehen wünscht, in den Tuilerien, wo ein Theater immer für sie bereit ist; der Hof geht nur in die Große Oper, Théâtre français, Théâtre du Palais-Royal und l'Opera comique. Diese letztere wurde besonders oft jetzt, während der Anwesenheit der Königin von Holland, besucht, welche mit ihrem Bruder, dem Kronprinzen von Würtemberg, sich hier vortrefflich vergnügt. Das letzte große Fest, welches sie mitmachten, war der kleine Hofball in den Tuilerien am Montag den 17. Mai, wo in dem Salle des marechaux getanzt und in dem

Saale des spectacles tanzte wurde. Der Anzug war, wie immer bei diesen kleinen Bällen, die Civilkleidung; nur die vorzustellenden fremden Militärpersonen erschienen in Uniform. Unter diesen, wo gewöhnlich aller Herren Länder vertreten sind, waren diesmal auch mehrere preußische Officiere.

Obwol zu diesem Feste nur 1000 Personen geladen waren, war doch kein Ueberfluß an Platz vorhanden; im Gegentheil hatten die Tanzenden alle Veranlassung, sich zu schonen. In die Reihen der Tanzenden mischten sich der Kaiser wie die Kaiserin fast ununterbrochen. Der erstere nie eine Miene ändernd, durchaus kalt, fast apathisch, die letztere mit anmuthigem Lächeln, in jenem Liebreiz, den all ihre Bilder nur schwach widerspiegeln. Die Königin von Holland tanzte nur die Quadrille d'honneur, welche wie bei unsern Bällen die Stelle der ersten Polonaise einnimmt.

Einen angenehmen Eindruck macht das ungezwungene, leichte Wesen, mit welchem sich der Hof in diesen Kreisen ohne alle Ceremonie bewegt; man sah nur selten den Herzog von Bassano, den Minister Fould und den Grafen Bacciochi zum „Honneurmachen" in Function treten. Der Prinz Napoleon spielt eine seltsame Rolle bei diesen Festen; er beobachtet nur, er tanzt nie.

Die Zahl der mit dem Hofe nach Fontainebleau, wo eine Zeit lang die kaiserliche Residenz sein wird, gehenden, eingeladenen Gäste beträgt etwa 80 Personen. Dieselben bleiben acht Tage dort, dann kommen andere an ihre Stelle, sodaß die Gesellschaft viermal wechselt. Das Programm, welches die Gäste frühmorgens um 10 Uhr, bis zu welcher Zeit sie frei sind, erhielten, lautete: „Um 11 Uhr ist kaiserliches Dejeuner, dem alle Gäste beiwohnen; nach demselben beginnt die Jagd. Zurückgekehrt von derselben, wird große Toilette zum Diner gemacht, das die Gäste gemeinsam mit den Majestäten einnehmen. Der Abend wird durch eine Theatervorstellung ausgefüllt, die bis Mitternacht dauert. Niemand darf sich entfernen, ehe der Kaiser das Zeichen zum Aufbruch gegeben hat."

Sechs Züge gehen täglich von Paris nach Fontainebleau; in zwei Stunden erreicht man sein Ziel. Wunderbare Erinnerungen steigen beim Anblick des alten Schlosses in mir empor; es knüpfen sich der historischen Daten so viele und so specielle für das Kaiserreich an diese Steine! Schon 1162 soll die feste Burg von Ludwig VII. erbaut sein; Heinrich IV. fügte eine Menge neuer Gebäude hinzu, obwol das Ganze, wie wir es heute sehen, ein Werk Franz' I. ist. Napoleon I. machte es zu seinem Lieblingsaufenthalt. In dem Cour du cheval blanc — ein Name, den er von einer alten Gipsstatue führte — nahm am 20. April 1814 Napoleon I. nach seiner Abdankung in Begleitung seiner treuen Generale Drouet und Bertrand von der Alten Garde Abschied; darum heißt der Hof auch La cour des adieux. Am 20. März 1815 hielt der Kaiser, von Elba kommend, in demselben Hof und über seine alten Garden eine neue Heerschau und marschirte mit ihnen nach Paris. Grund genug, den Ort seinem Neffen, der ja vor allem seinem Namen und seinem Sterne traut, werthvoll zu machen. Noch andere Dramen spielten in diesen Räumen. Hier ließ Heinrich IV. 1602 seinen hochverrätherischen Freund und Waffengefährten, den Marschall Biron, verhaften, der nach kurzer Frist in der Bastille enthauptet ward; hier wurde Monaldeschi von Christine von Schweden ermordet und Ludwig XIV. unterzeichnete den Widerruf des Edicts von Nantes; Pius VII. saß hier wie der entthronte König Karl IV. von Spanien gefangen; hier trennte sich Napoleon von Josephine. Doch genug für heute! Aber alte Mauern haben eine beredte Zunge — und in Paris sprechen viele Steine!

(Ein dritter Brief demnächst.)

Anregungen.

Inhalt und Form in der Kunst.

Es gibt Fragen, die man eigentlich als ungehörige bezeichnen kann. So ist es schon längst als eine ungehörige Frage erkannt, wer größer sei: ob Schiller oder Goethe? Eine ungehörige Frage auch, wenngleich eine weit allgemeinere, ist es: Was in der Kunst die Hauptsache sei, der Inhalt oder die Form?

Solche Fragen, in denen Dinge getrennt werden, welche wesentlich zusammengehören und sich gegenseitig ergänzen, treten allemal dann auf, wenn sich Parteien bilden, die einseitig für das eine oder das andere leidenschaftlich eingenommen sind, statt das eine wie das andere in seinem Werthe zu erkennen und zu schätzen. Oft wenn Publikum und Kritiker einseitig entweder auf den Gehalt der Kunstwerke, auf ihre Idee oder auf die Form der Darstellung

alles Gewicht legen, entsteht die Frage, was wichtiger sei, der Gehalt oder die Form?

Diese letztere Frage hat jüngst dem berühmten Aesthetiker Fr. Vischer in Tübingen Anlaß zu einer geistreichen Abhandlung unter dem Titel „Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunst" in der „Monatsschrift des Wissenschaftlichen Vereins in Zürich" (dritter Jahrgang, 1. und 2. Heft. Zürich, Meyer & Zeller, 1858), gegeben. Vischer hatte auch einen persönlichen Anlaß, diese Frage zur Sprache zu bringen, denn über seine zuletzt erschienene „Aesthetik der Tonkunst" war im „Literarischen Centralblatt" eine Recension erschienen, welche behauptete, daß „den Inhalt der Musik die Formen der Musik bilden", daß die Musik nur Formen darstelle, ihr Wesen nur Formen sind.

Der Vischer'schen Auffassung des Verhältnisses von Inhalt und Form in der Kunst können wir uns nur anschließen, wenngleich wir gewünscht hätten, daß er seine abstracten Gedanken noch mehr durch concrete Beispiele erläutert und daß er sich überhaupt von dem abstracten Hegel'schen Styl frei gemacht hätte, welcher seiner Darstellung die Klarheit des Gedankens entkräftet.

Vischer nennt jene Richtung, welche alles Gewicht in der Kunst auf den Gehalt, auf die Gewalt und Tiefe des Pathos, auf die Tendenz legt, Substantialismus. Dem Substantialismus gegenüber steht der Formalismus, das andere Extrem, einseitig die Form zum Wesen der Kunst erhebend. Beide sind nach Vischer falsch, weil sie das trennen, was wesentlich, wie im Organismus Leib und Seele, zusammengehört. „Form und Inhalt — was ist denn", fragt Vischer, „Form?" Das Aeußere eines Innern, richtiger das Aeußere mit seinem Innern, die Einheit des Innern und Aeußern, von der Seite des Aeußern betrachtet. Eine bloße Form gibt es gar nicht. Form ist Ausdruck, daher Ausdruck eines Innern. Allerdings ist die Form von ihrem Inhalt relativ trennbar und wir sprechen alsdann von „bloßer Form", aber diese Bezeichnung ist nach Vischer ungenau, wie häufig der unreine Sprachgebrauch. Die Sache verhält sich hier so, daß die angeblich bloße Form mit ihrem ursprünglichen Inhalt einen fremden Inhalt verknüpft, daher jener ursprüngliche Inhalt in dem neuen Zusammenhange unwahr wird. Wenn z. B. jemand einen Charakter, eine Stimmung heuchelt, so nimmt er Formen an, welche ursprünglich nur durch jenen Charakter, jene Stimmung sind, er trennt sie von ihrem ihrem ursprünglichen Zusammenhange, aber er vermag sie in dieser Stimmung doch nur dadurch hervorzubringen, daß er sich in ihr wahres Inneres momentan hineinversetzt. Und wenn in der Kunst von einer leeren Form, einer bloßen Formschönheit die Rede ist, so handelt es sich von Bildungen des Materials, die ebenfalls ursprünglich dem Innern des bewegten Geistes entflossen und im vorliegenden Zusammenhange nur relativ von ihm getrennt sind, in der Trennung selbst aber noch einen Schimmer ihres ursprünglichen Inhaltsfülle und Wärme bewahren. Ohne dieses wenn auch noch so dünne Band würden sie im Augenblick erlöschen, in nichts zusammenfallen.

Was speciell die Musik betrifft, von der behauptet worden, daß ihr Wesen in bloßer Form bestehe, so sagt Vischer, diejenige Wendung der Gefühlstheorie der Musik, welche jedes Musikwerke Inhalt glaubt mit Worten bestimmen zu können, sei allerdings eine Verkehrtheit, aber darum ist die Musik noch nicht inhaltlose, bloß formelle Kunst. „Eine gelehrte und bloß dem Ohr schmeichelnde Musik gibt es, aber für sie wie für alle relativ leere Kunst liegt die Möglichkeit ihres Bestehens nur in jenem Bande, das, obwol noch so sehr verlängert und verdünnt, sie noch mit der ursprünglichen und wahren, der gefühlten Musik verbindet. Die relativ ausdruckloseste Tonverbindung und Tonfolge würde auch den feinen Aschmann nicht erfreuen, wenn nicht ein entfernter Schimmer von Gefühlsleben in ihr wäre, ebenso wie das leerste Sonett noch an die Gefühlsstimmung erinnert, aus welcher diese Form entsprungen ist und welcher das inhaltsvolle Sonett Worte gibt, ebenso wie selbst das abstrakte Linienspiel in der Decoration nur durch die dunkle Symbolik erfreut, vermöge deren bei ihrem Anblick uns Windungen und Lösungen, Labyrinthe und Entwickelungen alles Lebens vorschweben."

Man sieht schon aus diesen Worten, daß Vischer kein Fürsprecher des leeren Formalismus in der Kunst ist. Aber andererseits ist er auch kein Substantialist im Sinne eines Menzel, der Goethe wegen des „unsittlichen Inhalts" seiner schönen Verse anklagt. Die Kunst, welche einen großen Gehalt in sich hat, steht nach Vischer allerdings höher als die mit kleinen Dingen sich beschäftigende, aber damit ist nicht gesagt, daß einseitige Parteirichtungen in der Kunst zur Geltung gebracht werden sollen. Freilich soll der Dichter und Künstler nach Vischer „als Mensch, im Leben" eine Ueberzeugung, einen Charakter haben, wo aber der Mensch in den Dichter übergeht, da trete jene Verletzungsfähigkeit der Phantasie in entgegengesetzte Lebensanschauungen und Lagen, die den Dichter charakterisirt, in ihr unbezweifeltes Recht, ja sie werde hier zum Beruf. „Der Künstler und Dichter wird also befugt sein, seine Motive auch derjenigen politischen Welt zu entnehmen, die der seinigen entgegengesetzt ist, und unsere ganze Sympathie für sie in Bewegung zu setzen." Damit will jedoch Vischer keineswegs dem Formalismus, dem die Form in der Kunst alles ist, das Wort geredet haben. „Die Versetzung in eine fremde Welt ist nur dann eine wahre, künstlerische, wenn sie auch Versetzung in deren Inhalt ist, in das Bruchstück von Recht und Wahrheit, wodurch dieselbe ihren guten Antheil am wahrhaft Menschlichen hat."

Der Universalismus Vischer's sieht auch im Kleinsten noch einen Strahl des Unendlichen, auch in dem der eigenen Partei Entgegengesetzten, und verbeut

daher von dem Dichter, selbst in der Verirrung vom Rechten und Wahren, noch Bruchstücke des Rechten und Wahren zu erscheinen und darzustellen.

Dramatische Preisbewerbungen.

Wenn etwas auf Erden unter hohen Sternen steht, so sind es die Preisbewerbungen.

Schreibt irgendein Journal einen Preis für die beste Novelle oder gar für das beste lyrische Gedicht aus, so sieht Gott der Zufall sein hinterlistiges Spiel, daß die gekrönte Arbeit weder dem Publikum noch der Kritik zusagt; natürlich, die Preisbewerbungen sind der Tummelplatz der Dilettanten. Kaum fällt es je einem Schriftsteller von Ruf und Namen ein, auf dieser Rennbahn zu erscheinen, und wenn ja, so hat man Beispiele, daß er um Speerlänge hinter den Namenlosen zurückblieb.

Nicht besser ergeht es den Bewerbungen um das „beste Lustspiel", die „beste Tragödie". Sobald sie den Kranz des Sieges auf dem Haupte tragen, sterben diese „Besten" eines schnellen und unrühmlichen Todes. Und doch sind die Kampfrichter gebildete, kunstsinnige Männer und doch wählten und krönten sie gewiß das Beste unter allem, was ihnen vorlag. Kannten sie unter der leeren Spreu nur dies eine Weizenkorn oder tauschten sie sich, indem sie ein Sandkorn für ein Weizenkorn hielten?

Fast will uns das letztere scheinen, wenn wir an die eben geschehene Urtheilung der münchener Preise denken. Aus hundert Tragödien wurden dem Urtheil des Publikums zwei als Siegerinnen vorgeführt: „Die Sabinerinnen", von Paul Heyse, „Die Witwe des Agis", von Wilhelm Jordan. Wir haben noch kein Urtheil über die Einzelheiten dieser Trauerspiele, wir glauben willig an die Schönheit ihrer Sprache, den Adel ihrer Haltung, die Harmonie ihrer Verse, kurz an ihr classische Gewandung; wir halten Paul Heyse für einen Meister im Faltenwurf.

Eins aber — was ist dem deutschen Volke der Raub der Sabinerinnen oder die Witwe des Agis? Hetzt das nicht, wie Kaiser Liberius einem Gelehrten sagte, nach der Mutter der Hekuba tragen? Diese alten Sagen, welche die Geschichte längst als solche aus dem Kreise ihrer Darstellung geschieden, bieten sich dem inhaltsleeren Classicismus als willkommene Symbole dar, um seine anatomischen Studien nach Thackeray und Otto Ludwig, die er nicht einzugestehen wagt, dahinter zu verbergen. Denn wohin gehört ein Weib wie Kalliste, welche den Sohn ihres Feindes, des Leontas, der ihren Gatten erschlug, heirathet, nur um ihn zu tödten, dann, von seinen Heldenthaten begeistert, in Liebe zu ihm entbrennt, ihm gesteht, daß sie ihn habe ermorden wollen, ein für seine Liebe und Bewunderung empfängt und zuletzt ihm den eigenen Vater hinterrücks tödtet — auf die deutsche Bühne von 1858 oder in Lessing's „Hamburgische Dramaturgie", noch eine Stufe unter Corneille's „Rodogune"? Wehe wird gerufen, sobald man in der Sonne William Shakspeare's irdische Flecken nachweist und in den französischen Tragödiendichtern auch das Walten des Genius anerkennt; und nun vergleiche man die „Sabinerinnen" und die „Horatier" des Corneille, um zu finden, auf welcher Seite die tragische Muse steht.

„Geschichte" wird hüben und drüben gerufen, aber die classische — oder besser die alexandrinische Poesie wendet sich von dem Nationellen, den eigentlichen Volkselementen, zu einer für seine Forschung ganz aufzuhellenden Vergangenheit, die ihr ein freieres Spiel mit sich, ihren Empfindungen und Gesinnungen gewährt. Arm an Erfindung, macht sie Anleihen bei den alten Dichtern und Historikern, die ihr den tragischen Stoff schon in Gruppen und Scenen zurecht gelegt, und glaubt ein „historisches Trauerspiel" zu schaffen, wenn sie Romulus oder Mnemenes uns vorführt und die antike Einfalt dem modernen Seelenmesser unterwirft. Sollen wieder jede historische Mordthat und neue Scharen von Sophonisben und Agrippinen mit dem nie fehlenden Dolche Melpomenens als „Verklärungen der Geschichte" und Vertreterinnen des tragischen Pathos heraufbeschworen werden? Hat denn Schiller ganz umsonst gelebt und sind „Wilhelm Tell", „Wallenstein" und „Maria Stuart" nur noch geeignet, die Bewunderung der rohen Menge zu erwecken, nicht jenen erhabenern Geistern, welche mit Aeschylos und Sophokles durch die Gärten und Säulengänge des Museums wandeln — leider ohne die Eule der Hellenen zu sein?

Die Nation durfte mit um so größerm Recht bessere Früchte von jener Pflanzschule der Dichtung erwarten, da der hochsinnige Fürst, der auch sie beschützt, jenes geniale Werk Theodor Mommsen's gekrönt hatte, ein Buch voll Poesie, voll historischer Anschauung und vor allem ein deutsches Buch, während ihr jetzt Heldenideale gereicht werden, die nur für den Eingeweihten genießbar sind — wie die spartanische schwarze Suppe nur für die erlauchten Spartaner.

Lebensblicke

von L. Habicht.

Das ist die gemeine Seele, die Tausende gewinnen oder verlieren kann und mit raffinirter Schlauheit oder kleinlicher Verzagtheit dann es noch immer mit ein paar Pfennigen zu thun hat.

* * *

Wenn eine große Zeit scheiden will, dann bringt sie noch einmal einige ausgezeichnete Menschen hervor, die den ganzen Werth derselben zusammenfassen, aber auch die Ecksteine eines neuen Gebäudes werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band — Nr. 41. — Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Ein Seemannstraum.

III

Endlich ist das Deck geräumt und abgetrocknet, nun reinigt sich auch der Matrose selbst, und es wird zum Schaffen gepfiffen. Diesmal ließ ich wohlweislich, um nicht wieder eine musikalische Aufführung zu erleben, einen andern zum Pfeifen gehen, fing an aufzupacken und ließ mir meinen Kaffee, meine Cakes und mein Beef außerordentlich schmecken. Kaum sind wir mit dem Schaffen fertig, so muß das Schiff gewendet werden und ich erfahre aus dem Gespräche des Bootsmanns mit dem „groten Jahn", daß dies bereits schon mehrere male geschehen ist. Widrige Winde gestatteten es uns nämlich nicht, durch den Kanal zu gehen und obwol wir, gleich dem Odysseus, der sich dem Schatten seiner Mutter dreimal nahte und dreimal nur die leere Luft umfing, dreimal in den Kanal einzulaufen versucht hatten, so mußten wir doch stets umkehren und gegen vor, um die Nordspitze Schottlands herumzusegeln, um dort einen Nordwind abzupassen und dann direct auf Neuyork loszusteuern.

Zwar hatte ich mich schon nicht wenig auf die grünen Küsten Frankreichs und die weißen Kreidefelsen Englands gefreut, doch entschädigten mich dafür die back- und stormbord aufsteigenden zackigen Felsen, links die Gebirge Schottlands, rechts die Klippen der Shetlandsinseln. Wir legten bei, es fuhr eine Jolle schottischer Schiffer vom Lande ab, die auf unserm Gölar gegen frisches Fleisch und frische Fische Cakes und Salzfleisch umtauschten.

Bald richteten wir wieder die Segel und binnen wenigen Stunden war der letzte Punkt Europas unserm Gesichtskreis entschwunden.

Unser Leben wurde nun von Tag zu Tag einfacher und einförmiger, nur wenige Episoden unterbrachen dieses gleichmäßige Treiben. Wenn ich nicht die Wache zur Koje hatte, mußte ich Deck waschen, Tau werk aufschießen und klären, Segel löten und flicken und, was die Hauptsache blieb, Proviant an die Passagiere für unsern Steuermann austheilen und dem Koch helfen. Ich verrichtete alles mit stummer Resignation, denn es war mir klar geworden, daß ich durch den geringsten Widerspruch nur mein Schicksal verschlimmerte.

Wer aber kann gegen sein Geschick? Warum bezwang ich mein Herz nicht so weit, daß es sich gegen die Einwirkungen der Liebe ebenso verschloß wie gegen die Ausbrüche des Hasses? Es befand sich nämlich unter den Passagieren eine Colonie von Altbaiern, gegen 80 Köpfe stark, welche sich zusammen in Ohio ansiedeln wollten. Unter ihnen war ein Mädchen, Natalie, welche sogleich durch ihre ganze Erscheinung einen bedeutenden Eindruck auf mich gemacht hatte. Ich gab ihr, ich weiß selbst nicht warum, stets doppelte und dreifache Rationen an Brot, Wasser, Fleisch und Thee und sie belohnte mich mit Rum und Zucker, die sie von Bremerhaven mitgenommen. Es entspann sich nach und nach zwischen uns eine innige Zuneigung, sie vertraute mir abends, wenn ich meine Nachtwachen hatte, wie sehr sie sich nach

ihrer schönen Heimat zurücksehne, ich klagte ihr ebenfalls meine Noth, sprach von meinen geringen Hoffnungen, unsere Herzen näherten sich, wie es im Unglück so oft zu geschehen pflegt, einander, wir liebten uns endlich, um es mit einem Worte zu sagen, und hielten, voneinander geschieden zu werden, für das größte Unglück, das uns treffen konnte. Wir fingen also an, Pläne zu machen, um der wahrscheinlichen Trennung in Neuyork vorzubeugen, und ich beschloß — so leicht läßt sich die Jugend, wenn sie von der Liebe geblendet ist, in gefahrvolle Unternehmungen ein, ohne deren Bedeutung und Schwere zu bedenken — in Neuyork den Cäsar und das Schiffleben überhaupt zu verlassen und ihr in ihre neue Heimat zu folgen. Ihr Vater, ein alter Gemsjäger, der mich manchmal mit seinen Jagdabenteuern unterhalten, war diesem Vorhaben nicht entgegen, nur wußte er so wenig wie ich selbst, wie meine Flucht vom Schiffe sich würde bewerkstelligen lassen. Doch ich hoffte auf einen glücklichen Zufall. In dieser thörichten Hoffnung trugen die Gespräche der übrigen Mannschaft viel bei, von der ein großer Theil aus persönlicher Abneigung gegen den Kapitän, der sie nach ihrer Meinung zu viel arbeiten ließ, wie aus Lust, in amerikanischem Dienste mehr „Geld zu machen", „wegzulaufen", auf hochdeutsch: wegzulaufen, die Absicht hatte.

Unser Kapitän hatte übrigens nicht nur die Mannschaft, sondern auch die meisten seiner Passagiere gegen sich. Ich weiß, streng genommen, nicht recht den Grund dieser Abneigung. Er war ein tüchtiger Seemann, gegen die Passagiere, soweit er es, ohne seiner persönlichen Würde zu schaden, thun konnte, stets leutselig und freundlich. Freilich tritt der Fall selten ein, daß die Passagiere mit ihrer Lage ganz zufrieden wären. Die Aussicht, 6—7 Wochen ohne Unterbrechung auf einem so kleinen Raume vereinigt zu sein, und vielleicht mit einem persönlichen Feinde ununterbrochen zusammenleben zu müssen, die traurige Einförmigkeit des Lebens, die Langeweile, die kaum von einem Tanze oder einem Gelange abends unterbrochen wird, die ungewohnte Kost, der Mangel aller Bequemlichkeit — alles ruft unter den armen Leuten eine gereizte Stimmung hervor. Dieser Aerger muß sich auf irgendjemand entladen können und das ist natürlich niemand als der Kapitän, der doch nicht immer den richtigen Wind abzupassen verstände, um sie binnen wenigen Tagen nach den gedenedeiten Gefilden Amerikas zu bringen.

Ein geringfügiger Umstand führte endlich den Ausbruch der lange verbissenen Erbitterung herbei. Der Kapitän hatte gutmüthig wie er war den Auswanderern bisher die Erlaubniß gegeben, des Abends so lange Licht zu brennen, als es ihnen beliebte. Sie versammelten sich also, wenn es ihnen an Deck zu kalt wurde, in ihrer Kajüte und stimmten dort, rings um die Lampe geschart, Lieder, bald ernsten, bald heitern Inhalts an. Da fiel es auf einmal dem Kapitän ein, das Schiffsrecht eintreten zu lassen, nach welchem um 10 Uhr sämmtliche Lichter ausgelöscht werden müssen, wenn nicht besondere Umstände das Fortbrennen des Lichts nothwendig machen. Wie es eines Abends 4 Glasen*) schlug, wurden wir Jungens beordert, alle Lichter an Bord auszulöschen. Da aber waren wir schon angekommen! Man ließ uns nicht einmal an die Lampen heran, drängte uns zur Kajüte hinaus, stürmte aufs Hinterdeck, wo der Kapitän sich befand, und stellte ihn über diese Maßregel zur Rede. Dabei fielen von beiden Seiten einige unbedachte Worte und man trennte sich endlich mit bitterm Groll. Was die Passagiere in ihrem Rathe beschlossen, vermag ich nicht zu sagen, denn ich hatte um den Kapitän zu thun, welcher jetzt eine Procedur vornahm, die mich anfangs mit Schaudern erfüllte, dann mich aber in die größte Heiterkeit und höchste Spannung versetzte. Er ließ die Kanone, die zu Signal- und Nothschüssen bestimmt ist, blind laden und gen Himmel richten. Vor derselben wurde ein Segel ausgespannt und wir erhielten strenge Befehle, keinen Passagier näher als zehn Schritt an das Segel kommen zu lassen. Am andern Morgen, als sie ihren Kaffee eingenommen, wurden sie sämmtlich auf das Hinterdeck beschieden, wo ihnen der Kapitän gemessen und ruhig das Ungebührliche ihres Benehmens vorhielt. Man antwortete mürrisch. Er machte weitere Vorschläge, um zu einem Einverständniß zu kommen, man antwortete höhnisch, in Neuyork würden sie ihn verklagen und wol Recht erhalten. Der Streit erhitzte sich, jene redeten immer rücksichtsloser, bis endlich der Kapitän, scheinbar auch in größter Erbitterung rief: „Nun, wenn ihr durchaus nicht vernünftig sein wollt, so will ich es euch beibringen! Bullbinder, hol Segel weg!" Auf diesen Augenblick hatte ich schon lange gewartet und zog geschwind das Segel weg, hinter dem der Bootsmann an

*) 4 Glasen. 1 Glas = Halbstundenglas, eine halbe Stunde, 4 Glasen also 2 Stunden, hier nach 8 Uhr.

der Kanone stand. Wie die Vordersten sie sahen, wichen sie erschrocken zurück, als aber der Schuß sich entlud, kannten sie kein Halten mehr, alle stürzten sie nach vorn, einer über den andern und flohen nach ihren Kajüten. Mit lautem Gelächter folgten wir ihnen und konnten uns nicht satt genug über die Angst lachen, mit welcher gerade die ärgsten Sprecher sich versteckten, der oldenburger Schneider voran.

Gegen Mittag desselben Tags rief unser Bootsmann, der gerade am Buttenkluver beschäftigt war, plötzlich: „Schiff, ahoy!“ Wir richteten unsern Blick leewärts und gewahrten einen Punkt über dem Wasser, von dem wir nicht recht wußten, was davon zu halten war. Es schien erst ein Dampfer zu sein, trieb aber so langsam, daß wir bald diese Meinung aufgaben; ein Segelschiff konnte es auch nicht sein, denn wir gewahrten nicht den mindesten Streifen Tuch. Der Kapitän legte, um die Sache zu untersuchen, das Schiff sogleich um und nach wenig Minuten erkannten wir, daß wir es mit einem Wrack zu thun hatten. Ein Boot wurde vom Gäar niedergelassen, in das der zweite Steuermann, sechs Matrosen und ich einstiegen. Die Matrosen ruderten eilig dem Wrack zu, während ich dafür zu sorgen hatte, das Tau, durch das wir das Wrack mit dem Gäar verbinden sollten, klar abzuwickeln. Bald waren wir am Wrack und lasen auf seinem Spiegel den Namen: „Glitha. C[illegible]veston“. Unser Bootsmann kletterte hinauf, warf uns ein Tau zu, mit welchem wir die Jolle befestigten und bald waren alle an Bord. Welch ein Anblick! Die Masten waren fast sämmtlich zwei Fuß hoch über Deck abgebrochen, nur der Fockmast stand noch bis zur Fockrah, von der ein Segel im Wasser schleppend herabhing, die Brüstungen waren zum Theil halb zertrümmert, auf dem Deck lagen Tauwerk, Holzsplitter, zerbrochene Boote, zusammengerollte Segel, Matrosenzeug bunt durcheinander und in den Kajüten strömten die Wogen aus und ein. So war es uns unmöglich, in die Kapitänskajüte zu dringen und nähere Aufschlüsse über das räthselhafte Geschick des Schiffes zu erhalten. Nur in das Logis, obgleich auch dieses dem Wasser offenen Eingang bot, wagte sich unser Franz Rüdiger hinunter und kehrte bald mit zwei wollenen Hemden und einem Südwester zurück, welcher ihm sehr zustatten kam, da der seinige schon tüchtig mitgenommen war. Diese Beute ermunterte ihn, das Wagstück noch einmal zu versuchen, diesmal aber kam er nach einigen Secunden zitternd und Athemlos zurück und konnte uns erst nach langer Weile in halbverwirrten Sätzen erzählen, daß unten ein Mensch gesessen habe, der sich krampfhaft an die Back gehalten und ihn mit gläsernen Augen angestarrt habe. Plötzlich aber sei er, von einer Welle gepackt, auf ihn zugekommen, habe ihn angeschrieen, warum er ihm seine Kleidung stehle und er sei schleunigst wieder an Deck erschienen. Es beruhete mich in der tiefsten Seele, als ich den tapfern Mann, welcher für drei Mann arbeitete und die tollkühnsten Wagnisse mit der sorglosesten Miene unternahm, so zittern sah, und doch natürlicherweise nur vor einer Leiche, die in aufrechter Stellung an die Seite des Wracks sich lehnte. Keiner der Matrosen wagte sich nach solchem Abenteuer in das Logis, sie blieben in ehrerbietiger Entfernung.

Wir gingen jetzt der Küche zu, in der auf dem Herd über der Asche in einem Kessel ein großes Stück Fleisch lag, daneben standen zwei Backs mit Kartoffeln und mit Gries gefüllt — die Glitha schien urplötzlich vom Sturm überfallen zu sein. Darüber kam der Gäar, den wir indes mit der Glitha verbunden hatten, heran, der Kapitän trang herüber und erklärte alles, was wir fortschleppen konnten, für eine gute Prise, die an Bord des Gäar zu bringen und dann in Neuwerk zum allgemeinen Besten zu versteigern sei. Der Abend kam, ehe wir mit dieser Arbeit fertig wurden, dann leiten wir uns von der Glitha los, die, ihrem Schicksale verfallen, gewiß binnen wenigen Tagen versunken ist, und nahmen unsern alten Kurs wieder auf.

Die Ruhe, welche jetzt unter den Passagieren herrschte und die glückliche Stimmung, welche in den Matrosen die Aussicht auf etliche Thaler aus dem Erlös der erbeuteten Gerathschaften erweckt hatte, wurde indeß wenige Tage darauf durch den Tod eines kleinen, lieben Knaben, eines freundlichen Lockenkopfes, den wir oft scherzweise unsern Johannes genannt hatten, gestört. Das gute Kind hatte sich bei jedermann durch sein freundliches Benehmen Liebe und Zuneigung zu erwerben gewußt, sodaß sein Tod, wol verursacht durch die ungewohnte Seeluft und das fremde Leben, eine allgemeine Betrübniß hervorrief. Das Fieber aber, welches seine lieblichen Wangen bald gerothet, bald gebleicht, schien auch den Sinn seiner Mutter ganz ergriffen zu haben. Eine halbe Woche wachte sie an dem Lager ihres Lieblings, nahm weder Speise noch Trank und klammerte sich jetzt an den Leichnam an, als dürfe sich ihn

niemand nähern. Sie war aus Schwaben und folgte ihrem Gatten, welcher bereits vor drei Jahren ausgewandert war, sich in St.-Louis als Schlosser eine bedeutende Kundschaft erworben hatte, und nun Frau und Kind nachkommen ließ, um im Kreise seiner Familie einen schönen Lebensabend zuzubringen. Wir mußten förmlich den Körper des Knaben in einem Augenblicke, als die Mutter, erwartet von Sorgen und Nachtwachen, entschlummert war, wegstehlen, um ihn dem Segelmacher zu übergeben, der ihn mit meiner und eines Lichtmatrosen Hülfe zum Begräbnis bereitete. Tiefe Schauer durchrieselten mich, als ich so beschäftigt war, welche die letzte Zeremonie, das Hinabsenken in das Meer, und die darauf folgende Szene bis zum entsetzlichen Grauen steigerten. Bald nach dem Begräbnis brach ein heftiger Sturm aus; die Mutter, aus ihrem Starrkrampf erwacht, irrte verzweiflend am Deck auf und ab, das Auge immer den empörten Wogen zugewandt, als könnte sie dort ihren Liebling wiederfinden; bis endlich eine mächtige, über das Deck brausende Welle sie in den Abgrund hinabriß, Leben und Schmerz ihr zugleich endend.

Ewig wird mir das Bild jener armen Mutter vor der Seele bleiben, wie sie an der Brüstung stand, die Hände ringend, mit flatterndem Haar und verzweiflend bald in die schwarze, wallende See, bald trostlos in den finstern, wolkenbedeckten Himmel starrte, unerschütterlich, trotz aller Mahnungen, an ihrer Stelle ausharrte. Ja, es brach ein Sturm aus, ein Sturm, den zu erleben zu Hause mein sehnsüchtigster Wunsch gewesen war. Unten, im Zwischendeck, sammelten sich die Matrosen und sangen ihre frommen Lieder und beteten den Rosenkranz, während im grellen Gegensatze zu ihnen auf dem Deck die arbeitenden Matrosen ihre teuflischen Weise anstimmten, in die ich, ich weiß selbst nicht warum, immer arbeitend, lustig einfiel, verwegen kletterte ich nach den Masten, um die Segel mit zu reffen, ich wußte nicht, in welcher Gefahr ich oft schwebte, wie die Masten, an denen ich klebte, bald mit ihren Enden die See berührten, bald wieder, rückwärts durch die Luft geschleudert, einen riesigen Kreis beschrieben. So, dachte ich, muß es den jungen Rekruten zu Mute sein, wenn sie zum ersten male in die Schlacht gehen, und im Kanonendonner und blauen Pulverdampf das Bajonnet zum Sturme fällen.

Gegen Morgen legte sich der Sturm; wir bekamen vielen und die folgenden Tage ohne Aufhören, mit Ausnahme nur weniger Stunden, die uns zur Ruhe gegönnt waren, unsere Havarieen aus. Ich erwartete bei diesem Geschäfte immer mehr, meine Seele lechzte nach einer würdigern Beschäftigung, das Seeleben wurde mir täglich verhaßter. Eine neue Erscheinung trug dazu bei, diesen Widerwillen noch zu vermehren. Widrige Winde hatten uns nämlich so weit nach Norden getrieben, daß wir eines Morgens am fernen Horizonte Eisberge auftauchen sahen. Große Scharen von Seemoven bildeten ihre Vorläufer und umkreisten den Gast, als wunderten sie sich, wie er in ihre Reviere ungescheut einzudringen wage. Ich konnte mich nicht satt an ihnen sehen, wie sie mit den Wogen, einige Zoll nur über ihnen, in die Abgründe hinabschossen und wenn die Wogen sich wieder thürmten und ich sie fast schon begraben wähnte, plötzlich emporschwirrten. Gegen Mittag gewahrte der Kapitän auch einen Walfisch durch sein Fernrohr, kurz, die ganze Szenerie wurde immer winterlicher. Es war mitten im Sommer und doch hatten wir Eis vor uns. Freilich nahmen sich diese Kolosse von Eisbergen, wie sie daher schwammen und in der Sonne glitzerten und funkelten, majestätisch aus, und mit derselben Lust, die mein Auge oft an das helle Feuer gebannt hielt, starrte ich lange dem prächtigen Farbenspiele nach, welches sich vor mir entwickelte. Aber wir mußten auch, um einem Zusammenstoß zu entgehen, fortwährend lavieren und des Nachts war von uns Jungen der schärfste Ausguck zu unterhalten, damit wir nicht von einem solchen Kolosse zermalmt würden. Nach einigen Tagen indes bekamen wir Nordwind, wir verließen die Region der Eisberge und der Walfische und steuerten den Neufundlandsbänken zu, welche mir eine äußerst beschwerliche Arbeit bringen sollten.

Es hatte uns bis dahin Sonntags ein eigenthümliches Unglück verfolgt. Wir bekamen nämlich jeden Sonntag regelmäßig solchen schlechten Wind, daß wir fortwährend mit der Stellung der Segel zu thun hatten und oft sogar vom Regen genöthigt wurden, uns in unsere Oelkleidung zu werfen. Anfangs sah ich vergnügt die Matrosen mit ihren dunklen Oeljacken und schwarzen Südwestern die Wanten emporsteigen, um die Marssegel zu reffen, vorzüglich des Nachts, wo sich das Schauspiel, wenn 20 gleichgekleidete Gestalten durch die Finsternis im Tauwerk hin- und herspringen, fast gespensterhaft ausnahm. Später aber, als der Regen auch meine Oeljacke durchweicht hatte und selbst mein Südwester mir nicht

hinreichenden Schutz gegen die schrecklichen Sturzwellen bot, verwünschte ich allen Regen. Dann aber hatte ich heute, Sonntag den 21. Juli, durchaus keine Ursache und ich dankte dem Himmel inbrünstig, daß er endlich einmal eine Ausnahme von seiner Regel machte. Die Sonne lachte heiter und schön, so freundlich, daß sie auch das Eis, das mein Herz umschloß, wegschmolz, ich dachte an meine Heimat, mich ergriff eine Sehnsucht nach meinen alten Studien, daß ich es mir nicht versagen konnte, meine „Odyssee" hervorzuholen und mit Hülfe des guten Grauns einige hundert Verse darin zu lesen.

„Hebe, min Jonge! Du liesen? Weis mal her, was du hast. Was is das für einer Kindergeschichte?"

„Zimmermann" — denn dieser hatte mich in meinem Verstecke hinter altem Tauwerk überrascht — „das ist ein griechisches Buch. Ich bitte, geben Sie es mir wieder!"

„Und was is denn das?"

„Ein Lexikon."

„Lexikong? Was bedeutet das?"

„Wenn ich ein griechisches Wort nicht weiß, so schlage ich es in diesem Lexikon nach."

„So, so! Kennst du den Kompaß?"

„Ja!"

„Sag' mal an!"

„Nord, Nordnordost, Nord bei Ost —"

„Den Kompaß kennst du nicht, aber ein Lexikong, das brauchst du nicht. Daraus lernt ein Matrose nicht den Kompaß. Kerl, bemm!" und er warf meinen Grauns in die See.

„Und das griechische Buch, das kann de Kerl brusen!" sprach er, und gab es dem Koch, der sich eben vergeblich abmühte, ein Feuer zu machen, und dem die trockenen Blätter der „Odyssee" äußerst erwünscht kamen.

Ich zitterte vor Wuth, meine heiligsten Empfindungen waren zertreten, meine zartesten Gefühle auf das frechste verhöhnt worden, ich hätte mich an die Kehle des Zimmermanns schmeißen mögen, bis er erblich wäre. Aber — schweigen und dulden, das war mein Loos.

Dieser Sonntag, der so glücklich begann, sollte noch die Quelle manches Verdrusses für mich abgeben. Die Matrosen nämlich, denen auch an diesem Sonntage weniger als sonst war, suchten sich übrigens Genüsse zu verschaffen und beschlossen, einmal zu spielen.

„Komm' mal her, Ballast!" sagte der Zimmermann zu meinem Freunde Adolf, der deshalb so genannt wurde, weil er fast ebenso trage war der Ballast, nichts that als die Last des Schlafes zu vermehren.

„Ich habe mit dem „lütjen Jahn" gewettet, ich wollte dich so verstecken, daß er dich nicht wieder findet. Wenn er dich in einer halben Stunde gefunden hat, so müssen wir jeder in Neuyork drei Buttel Kraf bezahlen. Findet er dich nicht, so bekommen wir zusammen sechs Buttel."

Adolf war gar nicht abgeneigt, sich drei Buttel Kraf zu verdienen, zumal da er des Zimmermanns Verschmitztheit kannte. Er kroch in einen Sack, nachdem ich der „lütje", d. h. kleine Johann zum Scheine ein wenig entfernt hatte; denn der Zimmermann würde meinem Verstecken vereitelt, so würde er am besten verborgen sein. Kaum war er darin, so wurde unten zugebunden und er im Triumph auf dem Schiffe herumgetragen. Dann legte man ihn hin, befestigte einen Strick um ihn, daran ein Paar Haken, „Teufelsklauen" genannt, und hißte ihn in die Höhe. Der arme Adolf schrie und zappelte aus Leibeskräften, obgleich er sich dadurch der größten Gefahr aussetzte, herauszufallen. Endlich ließ man ihn herunter und zwar in ein volles Faß Wasser, das man hingerollt hatte. Mein beklagenswerther Freund fühlte es auf einmal riesig naß, er dachte, man hätte ihn über Bord gelassen, er bat flehentlich, man möchte ihn herziehen und versprach, was die ganze Provinz bezahlte, drei Buttel Kraf. Da trat mir der kleine Johann in's Ohr, wolle er mich verstecken; da ich aber hierzu nicht die mindeste Lust verspürte, so befahl er mir, die Augen von einem auf dem Deck liegenden Segel herauszuziehen. Ob mir nun gleich bei diesem Befehle Unheil ahnte, mußte ich doch demselben nachkommen. Und richtig, kaum war ich auf das Segel getreten, um meine Arbeit leichter zu verrichten, so sprangen vier Matrosen, den lütjen Jahn an der Spitze, so an eine Ecke, hoben das Segel und mich in die Höhe und wippten mich nun in der Luft herum wie eine Kugel, die bei dem bekannten Glückerwerf immer in die Höhe geschleudert wird und niemals zur Erde fallen kann. Als ich endlich durch die Manöver platt auf dem Segel lag, bin man mich kaum wieder, um, wie man mir versicherte, „Zwimmings Schiff" zu spielen. Zu dem Behufe legte sich ein Matrose auf das Deck, ein zweiter warf mich auf ihn, sodaß meine Füße mit den seinen und meine Arme mit den seinen gleich wie in einem Schraubstocke steckten.

und jetzt sollte ich „getauft" werden. Das schien mir anfangs höchst überflüssig, denn ich hatte ja kein Härlein Bart. Warum sollte ich also, wie man mir zumuthete, drei Buttel Arak versprechen? Da kam aber der Koch mit einem Napfe voll Ruß und einem Kännchen voll Oels und begann mit diesem Brei den größten Theil meines Gesichts einzuseifen. Dann nahm er ein Stück von einem alten Reifen einer Wassertonne und schickte sich an, mit demselben auf meinem Gesichte herumzuschaben. Sogleich versprach ich die geforderten drei Buttel. „Das ist für den Bubinder zu wenig!" sagte der Koch und fuhr bedächtig fort, mich zu rasiren, bis ich endlich noch die vierte und fünfte Buttel versprach. Fünf Buttel, das war ein gewaltiges Zauberwort, sofort war ich aller Bande ledig und erhielt sogar vom Koch noch ein Quart warmen Wassers, mein Gesicht zu reinigen.

Daß ich nach solchen Abenteuern und Qualen den heftigen Widerwillen gegen das Schiffsleben einsog, der mich die Minuten zählen ließ, welche wir noch von Neuyork entfernt waren, wer will mich darüber verklagen? Ich überlegte und strengte alle Kräfte meines Geistes an, um eine Beschäftigung zu finden, die mich in Neuyork ernähren konnte; ich besaß einige Kenntnisse in der klassischen Literatur, die ich in Neuyork wol hoffen durfte, vortheilhaft zu verwerthen. Und wenn dies auch nicht geschähe, so wäre ich, was mir die Krone meiner Hoffnungen dünkte, Reisen nach Ohio gefolgt und hätte mich dort entweder bei ihrem Vater oder sonst wo als Knecht vermiethet. Als schlechterer Knecht konnte ich es ja nicht schlimmer als auf dem Schiffe haben. Denn was ist ein Matrose im Hafen anders als ein Handarbeiter, der ununterbrochen Ballast laden, Waaren laden und entladen, sein Schiff tegen und scheuern muß zu den erhobenen Arbeiten greifen muß? Und in der See? Nicht einmal des Nachts findet er dort Ruhe; jeder Tag bot mir ein neues Beispiel dieser Wahrheit.

Wir befanden uns auf den Bänken von Neufundland, die wegen ihres Fischreichthums von Fischerfahrzeugen fortwährend umschwärmt werden und andererseits die Straße von Europa nach den großen amerikanischen Hafenplätzen bilden. Mußte ich da nicht 4 Stunden lang in dem kalten Regen oder dem feinen Nebelgerieſel, das fortwährend über diesen Bänken herrscht, stehen und in eine alte irdene Flasche, der man den Boden ausgeschlagen hatte, pusten, um die entgegenkommenden Schiffe aufzufordern, auf ihren Hut zu sein, bis mir die Lippen aufschwollen? Und was ist der Lohn nach den unsäglichen Anstrengungen einer solchen Seereise? Im Hafen ein paar Thaler Geld, aber keine Heimat, in der ich ausruhen, keine Familie, in der ich mich erholen konnte. Nein! Lieber von der stechenden Sonne des Südens sich bräunen lassen und im Schweiße seines Angesichts arbeiten, aber des Nachts ruhen können, um die Sorgen und die Leiden des Tags zu verträumen.

Acht lange Tage, neun schreckliche Nächte brachten wir so auf diesen Bänken zu und hatten zuletzt, da es nie aufhörte, kein zu regnen, keinen trockenen Faden mehr am Körper. Naß legten wir uns in die Koje und naß standen wir wieder auf, um von neuem in den Regen zu gehen. Einmal nur zerriß die Sonne die dichten Nebelmassen, um uns auf einen Blick, da, wo wir früher nichts gesehen, größere oder kleinere Fischerboote zu zeigen. Endlich verließen wir diese Gegenden und kamen nach wärmeren Himmelsstrichen. Welch' eine Freude, als jetzt die Sonne unsere Kleider wieder trocknete, ganze Züge wandernder Schwertfische an unserm Schiffe vorbeischossen und uns die Hoffnung auf frisches Fleisch gaben. Unser Kapitan stellte sich, mit der Harpune bewaffnet, vorn auf den einen der beiden Anker und warf zu verschiedenen malen nach den bald sich über dem Wasser erhebenden, bald wieder darin verschwindenden Fischen, immer vergebens. Endlich hat sich unser Bootsmann die Erlaubniß aus, auch einmal von der Harpune Gebrauch zu machen, und richtig, er traf beim zweiten Wurfe einen Schwertfisch, der mit der Lanze im Rücken lustig tanzte und das Tau, an welchem letztere befestigt war, schleunigst abrollen machte, bis es sich endlich völlig abgewickelt hatte und den erbeuteten Fisch in seinem tollen Tanzen aufhielt, der jetzt die verzweifeltsten Anstrengungen machte, sich zu befreien. Als er sich endlich müde gearbeitet hatte, zogen wir ihn matt und kraftlos an Bord, wo ihn der Koch, der schon längst mit funkelnden Augen sein Messer geschliffen, in Empfang nahm und vollends tödtete. Der Fisch versorgte uns auf zwei Tage mit trefflichem Fleische, das dem Schweinefleische gar nicht unähnlich schmeckt, und dem die Matrosen den Namen „Swinfisch", d. h. Schweinefisch gegeben haben.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Baptiste Molière.

Von Karl Frenzel.

V.

Am 8. August 1667 sandte Molière zwei Schauspieler, Lagrange und Latherillière, zum Heer des Königs, der Lille belagerte. Sie brachten eine Botschaft — Briefschreiben kann man es kaum nennen — von ihm, dem Theaterdirektor. „Eine Gewalt, welche Ehrfurcht fordern darf," schreibt er, „hat mein Stück verboten, und ich selbst habe in diesem Sturm keine andere Vertheidigung für mich gewußt, als zu sagen, Eure Majestät hätte mir gnädigst ihre Aufführung gestattet." Ob fällt mir nicht ein, Molière's Behauptung zu bezweifeln, aber ebenso wenig glaube ich an die offen ausgesprochene Erlaubniß des Königs. Der Poet wird ein hingeworfenes Wort zu eilig zu seinen Gunsten gedeutet und einen „kühnen Griff" darauf gewagt haben. Und damit Ludwig XIV nicht einen Augenblick den Wahn hege, einen Sklaven vor sich zu sehen, so viele Drohung folgt: „Es ist klar, daß ich nicht mehr daran denken kann, Komödien zu dichten, wenn die Scheinheiligen Recht und Sieg behalten." Schützt das Königthum das Genossame des Dichters nicht mehr, mag es ohne Dichter bleiben. Während seine Boten im Lager vor Lille mit dem König unterhandelten, schloß Molière in Paris sein Theater, erst nach dessen Rückkehr am 25. September ward es wieder eröffnet. Der König hatte sich nicht rein und ehrlich ausgesprochen, er schwankte; der beleidigte Dichter überlaß es andern, für die Winterfeste des Hofs Singspiele zu schreiben — er zieht sich zurück.

Und hier mag es erlaubt sein, einen Blick auf die Worte des „Tartuffe" zu werfen. Jeder weiß jetzt, daß Molière's Wort gegen den Präsidenten von Lamoignon: „Er will nicht, daß man ihn darstelle", nie gesprochen und nur der Ausfall eines spanischen Schauspielers gegen einen Rivalen bei ähnlicher Veranlassung ist; allein auch Orgon's Ausruf: „Der arme Mann!" wenn Dorine spöttisch von Tartuffe's vortrefflicher Gesundheit, seinem vortrefflichen Schlaf und den Rebhühnern, die er verzehrt, berichtet, verdanken wir nicht dem König, sondern Talemant des Reaux erzählt uns: „Ein Edelmann vom Hofe besuchte ein Kapuzinerkloster und warf nach Neuigkeiten von dem König, dem Kardinal Richelieu gefragt. Als er genug gehört, fragte ihn der Pförtner: ‹Und von dem guten Vater Joseph wißt Ihr nichts?› ‹Oh, er ist wohlauf, in großem Ansehen, die Vornehmsten am Hofe suchen seine Gunst.› ‹Der arme Mann!› antwortete der Pförtner. ‹Er hat eine vortreffliche Seuche, wenn er will.› ‹Der arme Mann!› ‹Die feinsten Leckerbissen schickt ihm der Kardinal von seiner Tafel.› ‹Der arme Mann!› Diese Anekdote hat Molière in seinem ‹Tartuffe› benutzt." Und um endlich die Frage nach dem „Urbild des ‹Tartuffe›" zu lösen, so werden die Zeugnisse zweier „Zeitgenossen genügen. Im 7. Buch seiner „Memoiren" schreibt der Abbé de Choisy (1644—1724): Am Hofe des Prinzen von Conti in Languedoc lebten Guilleragues, ein ehrlicher Gastgeber, und der Abbé Roquette, der später Bischof von Autun wurde; er hatte „ganz den Charakter, welchen der Dichter des ‹Tartuffe› so vortrefflich nach dem Vorbild eines Scheinheiligen entworfen." Und später noch einmal: „Guilleragues lieh Molière über ihn alle Berichte zu geben, nach denen er seine Komödie dichtete." Und Maria von Sévigné nennt den Bischof von Autun „le pauvre homme" (Brief an Madame de Grignan, 3. September 1677), und als er die Leichenrede für Henriette von Longueville gehalten, berichtet sie darüber: „Das war nicht mehr Roquette, kein Pantalon, sondern ein wirklicher Prälat, der sagte und nicht sagte, was zu sagen und zu verschweigen war" (an Madame de Grignan, 12. April 1680). Wo die Zeugnissen so deutlich und unwiderleglich Gabriel Roquette als das „Urbild des Tartuffe" bezeichnen, wird nicht der Dichtung, doch der Forschung ein Ziel gesetzt sein.

Vier Monate währte die Zurückgezogenheit und der Unwille Molière's; doch ist es an sich klar, daß sein Grollen nicht seine Sache förderte. Vielleicht hat er in solchen Stunden der Trübung, bitterer Entsagung mit den Freunden den Plan besprochen, der Bühne auf immer zu entsagen, sich selbst und den Musen zu leben — Entschlüsse, die eben mit den bösen Stunden vorübergingen. In den Versen, worin sein Genius im „Amphitryon" das Glück des Dichters und die wetterwendische Huld der Großen beklagt, klingt seine Stimmung wohl genug wider; allein wie Sonne, wird er durch einen Blick, ein Lächeln des Königs wieder gewonnen. Gegenüber den Ärzten und dem Glanz seines Königs ist Molière wie jener Zauberer Merlin, der, sein Schicksal wissend, sich doch von der Lügen der Vivians bethören läßt. Er durchschaut die Schwäche

Seele der einen mit so sicherm Auge als die Hohlheit und Nichtigkeit kurzlicher Pracht; aber er kann sich nicht von ihnen befreien und wenn sie gleichgültig oder lächelnd, immer bleibt er ihr Sklave. Dies gegenseitige Gefühl des Zusammengehörens wird zwischen Ludwig XIV. und Molière zuletzt Annäherung und eine Versöhnung ohne Worte herbeigeführt haben. Kürtenzaun und Lob der Musen, sie tauschen sich untereinander aus, zwei Seiten sind sie einer Medaille, und so ist der Jupiter der alten Sage von „Amphitryon" (1668) in Wahrheit niemand anders als Ludwig XIV., und allzu fern war auch Alkmene nicht zu suchen, um so weniger, da sie nicht neben dem König in seinem Wagen saß, Athenais von Montespan. In diesem Jupiter übertrug seine königliche Erscheinung, die Farben seiner schwärmerischen Galanterie — Jupiter ein „galant homme", das ist eben für uns noch der Hauptreiz des Stücks, da die geistreichen Madrigale längst ihren Duft verloren und das Ich und Nichtich des Sosias die Schüler von Fichte und Hegel wohl nicht in Verwunderung setzt — weist sein eigentliches Wesen, seine Wirklichkeit; noch ist er nur der Zeus der Danae und der Semele, noch nicht der von Ida, der die trojanischen Wipfel schaudern, wie im letzten Akt des „Tartuffe".

Der Zeitgenosse durch das Mißgeschick des „Tartuffe" entwaffnet, wendet sich Molière zu den alten lateinischen Komödien, zu den nicht „privilegierten" Schwächen und Fehlern der Menschen; denn ruhen darf er nicht, immer aufs neue fordert ihn sein Theater oder der Hof. Dem Alten thun entlehnt er nachgeahmte „Amphitryon" (1668), den „Geizigen" (1668) und die „Betrügereien des Scapin" (1671); denn „ich nehme mein Gut, wo ich es finde," antwortet er denen, die ihm Vorwürfe darüber machen. Keine dieser Komödien enthält einen neuen, noch unbekannten Zug seiner Begabung, die zwei Seiten seines Talents vollendet, schärfere Abstraktion und volle Laune bringen nur sich selbst in ewig wechselnden Formen hervor, Harpagon aber Alceste entfernen derselben Wurzel, und die Schläge, die Mascarille treuherzig im „Liebesunsinn" seinem Herrn ertheilte, und trieben, die Scapin auf Geronte's Rücken fallen läßt, Shakspeare ist aber, Molière nur in der Welt des Scherzes. Darum fehlt ihm auch das Maß des Schönen und Hohen in seiner höchsten Bedeutung, die harmonische Welt, die er im Schluß seiner Dichtungen erschafft, ist nur Gerücht geblieben, ihrem Wesen nach, im Sinne der Poesie, unsittlich. Sie will nichts als die äußere Form der Gesellschaft unverletzt erhalten, die Sittlichkeit vor den andern, nicht die Tugend an sich. Diese Formeln, die freilich etwas Heiliges und Ehrwürdiges haben, da sie die Menschheit drei Jahrtausende zusammengehalten, verlegen Alceste, Armande, Harpagon, Philinte, Tartuffe und Orgon, darum hassen sie und — wie fein ist dies vom Dichter gefühlt! — durch ihre Ausschließlichkeit, die sie aus der Welt der geordneten Formen in das einsame, aber unbeschränkte Reich ihrer Eigenheit weist. Dem aber, der, überdrüssig genug, wie „Meister Dantin" (1668), sich durch die Heirath mit einer reuleien Frau, noch dazu aus vornehmerem Stande als er selbst, in der Gesellschaft festgehalten sieht, bleibt nur eine Befreiung von seinem Irrthum. „Ich in das Wasser zu stürzen, den Kopf zuerst." Rousseau hat nicht gefühlt, er hat es nur in seinem Beweis verfehlt. Das Theater Molière's stellt alle Dinge in Frage: Ehe, Erziehung, Glaube, Liebe, und glaubt einer pharisäischen Gerechtigkeit zu genügen, wenn es das Urtheil der Welt für die Sache der Dinge gewinnt.

So vielen Mühen und Arbeiten konnte zuletzt der einzige Lohn nicht ausbleiben, nach dem sie verlangten. Am 5. Februar 1673 kündigten die „Schauspieler des Königs" am Morgen den „Tartuffe" an und spielten ihn des Abends. Vierundvierzig Vorstellungen befriedigten den Zudrang und die Neugierde des Volks nicht; am 22 März erschien die Komödie im Druck und das Exemplar wurde zu dem hohen Preise eines Thalers verkauft. Ueber die Gründe, welche den König zu dieser Erlaubniß bestimmten, ist außer der eigenen Kunst Molière's nur erwähnt, daß im Januar 1673 das Breve des Papstes Clemens IX. den Frieden zwischen der Autorität des römischen Stuhles und der gallikanischen Kirche herstellte, die Jansenisten sich unterwarfen, ihre Namen in Port Royal wieder eingetragen wurden. In diesem Augenblick der Aussöhnung und gegenseitigen Vergebung der religiösen Parteien mochte die Komödie Molière's etwas von ihrer Herbe, seine Satire etwas von ihrer Anzüglichkeit verlieren — kurz, weniger gefährlich erscheinen als während des Hasses und, merkwürdig genug, 150 Jahre später, wo Napoleon auf St.-Helena verbannt, unter seiner Regierung würde es sie nicht haben aufführen lassen. Ihre weltbefreiende Bedeutung, wer durfte sie ihr jetzt noch bestreiten? Sie ist die Verklärerin der Philosophie des 18. Jahr-

hunderts, eine pfeilgeschwinde, weißaugigkuhhaftige wie die Hera des Achilles. Kein Dogma, keine Meinung, das Fremdthum verpestet sie; die Weltkinder behalten Recht gegen die Thoren wie gegen die Scheinheiligen. Ja die Lösung, die sich künstlerisch nicht vollziehen kann, reißt die Staatsgewalt wider Willen in die Arena hinab und zwingt sie zum Gefecht mit dem allgemeinen Feind. Der Jupiter kommt in da, gewaltig mit den Blitzen seines Zorns und seiner Macht, wie nur je der des Homer —

> Sein Auge, das Augen in die Ferne bannet,
> Der seine Macht bei Völkern je bethätigt,
> Sein hoher Sinn, sein mächtiges Verlangen
> Erfüllen jetzt Thron und Reich und Volk.
> Der Majestät Glanz-Gottheit gibt er ihr Insignie,
> Auch niemals trotz Verführung meines Helfer
> Hat seine Liebe für die Mutterin Ohnacht
> Dem Gatten vor der Frau nicht sein Recht.

Die absolute, persönliche Staatsgewalt, hier hat sie ihr Lutherwunder gefunden. Der Glanz ihrer Herrlichkeit dringt in die dumpfe Hütte, sie ist allgegenwärtig wie das Licht des Tags. So wird der Mangel des „Tartuffe", der Ihnen so manchmal das Symbol der damaligen Weltanschauung. Das Königthum überschattet alle, es heimst Tartuffe, es zerreißt mit seiner Hand die Versprechungen Organs; was kümmert ihn gegenüber unrecht? Orgon nicht, der die Monarchie liebt und, eingebaut in sein sicheres, leichtgefügtes Haus, jedes Hinausreißen auf den Markt des Lebens fürchtet. Elmire nicht, die stille, kluge Frau, ohne Leidenschaft, an der Seite eines älteren Mannes ihre Tage hindämmernd in ihren Pflichten und mit ihrem Schmuck — eine wirft den Kopf in die Höhe, Dorine, die wilde, lärmende Muse Molière's, die sich in eine Magd verwandelt. Denn ganz kann der Poet nicht vergessen, daß er trotz seiner Stellung, seiner Wohnung, der königlichen Gunst, trotzdem ein Kind des Volks ist; unsterblich weht dies Gefühl wie ein magnetischer Strom hinüber und herüber. Sieht es nicht auch seine Tochter seiner Tochter, der guten Madeleine, zuweilen vor? Der donnernde Jupiter und Dorine, voll und rosig, eine leichtgeschürzte Nymphe, die Macht des Königthums und der Verstand des Volks, noch geben sie sich im „Tartuffe" die Hände und reichen einander die Speere zum gemeinsamen Kampf; denn der „Tartuffe", bedenkt es wohl, schlägt nur die erste Schlacht, die „Hochzeit des Figaro" die zweite, für die beide Hälfte der französischen Literatur noch das Kunstwerk, in der Welt der Thatsachen schlug sie der Convent.

Am 5. Februar 1664 stand Molière's Leben in seinem Mittelpunkt. „Sire", schrieb er an jenem Tage, „ein ehrenwerther Arzt, dessen Kranker ich bin, verspricht mir und will sich contractlich verpflichten, mich noch dreißig Jahre leben zu lassen, wenn ich für ihn eine Gunst von Eurer Majestät erlangen kann. Diese Gnade ist eine Tombereauzelle in Ihrer königlichen Kapelle von Pincennes. Darf ich Eure Majestät heute darum bitten, an dem Tage der großen Aufführung des „Tartuffe", den Ihre Huld erweckt hat? Durch diese erste Gnade bin ich mit den Frommen versöhnt, durch die zweite würde ich es mit den Aerzten sein." Jedes Wort in diesem Briefe jauchzt ein in triumphe! Wie hat vielleicht ein Mann eine größere Freude des Triumphs genossen; nicht seine Kunst, sein Genius allein, auch sein Herz hatte einen Sieg erfochten. Gegen sein Werk hatten Himmel und Erde gearbeitet, es hatte ihre Anstrengungen überwunden; die Schmähungen, die ihm noch nachgeschleudert werden, wenn er durch das Gedränge seiner Bewunderer schreitet, brachten es so wenig mehr wie Sulla, daß er den Beinamen des Glücklichen trug. Den einzigen Feind, der ihm droht und dem er nicht widerstehen kann, trägt er beständig mit sich: den Tod in der Brust.

Und nun schaut seinen Kampf mit ihm. Nach so bitterem Ernst ein Lustspiel. Die Aerzte, die euch mit Hoffnungen auf Genesung täuschen, euch dreißig Jahre Leben versprechen — da steht sie! Charlatane sind sie, die ihre Versuche mit euch anstellen und euch verbieten, anders „als in gehörigen Formen", unter ihren Händen zu sterben. Eure Leben — ihr Eigenthum ist es. „Ihr Heilkunst", wird euch schon Don Juan sagen, „ist eines der großen Irrthümer unter den Menschen." Und eines Abends, am Hofe, erscheinen dann die vier Aerzte des Königs zur Consultation über euch, in dem Scherz: „Die Liebe als Arzt" (1665), unter griechischen Namen nur schlecht verhüllt: der Menschenfeind, der Stotterer, der Aderlasser, Maireron, der langsam redet. Sagt der Aderlasser: „Wenn ihr eure Tochter nicht zu Ader laßt, ist sie todt," schreit der Menschenfeind: „Laßt ihr sie zu Ader, in einer Viertelstunde ist sie todt!" In ihren Pelzmänteln, gewaltigen Perücken, auf ihren Maulthieren, auf denen sie durch Paris reiten, sind sie schon durch ihre Erscheinung der Caricatur verfallen, Molière spielt

auch ihr Meier, ihre sängerische Kunst seinem großen Gott, dem Verstande. Zuerst, in den drei Intermezzospielen: „Die Liebe als Arzt" (1665), „Der Arzt wider Willen" (1666) und „Herr von Pourceaugnac" (1669), erlagen nur die Personen, erst im „Eingebildeten Kranken" die Kunst. Der Ruf der Aerzte im 17. Jahrhundert ist nicht schön; das Volk von Paris hat sie bald als Mörder des Kardinals Mazarin gepriesen, bald, als Henriette von England durch Valot „in den Armen" starb, seinen Namen dem Ravaillac's angeheftet. Ludwig XIV. hat ihnen ironisch am Sterbebett der Herzogin Henriette von Orleans zugerufen: „Nie hat man eine Frau so hülflos verscheiden lassen!" Guy Patin, selbst ein Arzt, nennt Desfongerais den entschlossensten und schändlichsten Charlatan der Welt, der allein mit seinem Antimonium mehr Menschen tödtet, als drei rechtschaffene Aerzte heilen. Aber und die Verfolgung auch schlecht, die Kunst ist heilig' Gut, Molière wird es euch sagen.

Es ist am 10. Februar 1673, das Theater stellt Argan's Krankenzimmer dar. Er zieht seine Apothekerrechnung zusammen, während seine zweite Gattin Belise auf seinen Tod rechnet und ein Testament in ihren Gunsten erlangen will, wie in allen Hauptern Molière's ein junges, liebliches Mädchen, vom Vater in einer thörichten Ehe bevormundet, während sie längst ihr Herz verschenkt hat, ein weiser Bruder Beralde, die nie fehlende Magd, Toinette, die verständnißvolle Muse. Aerzte und Apotheker mit Zäpfchen und — ich schreibe nur dem Dichter nach, der damit „den glorreichen König von seinen Heldenthaten erholtern wollte" — Klistierspritzen bilden den Chor. „Ihr wißt, Molière ist krank!" „und was soll man thun, wenn man krank ist?" fragt er. „Nichts", erwidert Beralde. „Der Natur kann man nicht entbehren; das sind Gedanken, worin wir uns wiegen, Einbildungen, an die wir glauben, weil sie uns schmeicheln. Es ist mit ihnen wie mit schönen Träumen, die wir beim Erwachen nur den Schmerz haben, sie für wahr gehalten zu haben." Das Gespräch geht weiter: „Sieh' einmal eine Komödie von Molière!" meint endlich Beralde. „O Molière!" ruft Argan, und er ist es selbst, „was ich ein Arzt wäre! Wie wollte ich mich rächen! Ich würde ihn ohne Hülfe sterben lassen! Und wenn er um Arznei bäte, würde ich ihm antworten: Stirb, Hund! Für andere muß da die Kasuistik nicht verpönen!" Wohl, er hatte sich selbst sein Urtheil gesprochen. Am 17. Februar spielte er den „Eingebildeten Kranken" zum vierten mal; er war bleich, ein Blutsturz quälte ihn, allein er wollte nicht von der Bühne. Als er in der letzten, lärmenden Ceremonie, welche die Aufnahme Argan's unter die Aerzte feiert, „Juro!" rief, sagte sein Antlitz — es war der Tod! Aber er lachte nur noch wilder und blieb im Lebensrausch, aufrecht, unerschüttert. So fiel der Vorhang; er ließ sich nach seiner Wohnung tragen und ging hinauf. Dort, während Baron, der ihn begleitete, Armande in ihm rief, starb er, vom Blut erstickt, lautlos; niemand als zwei arme Nonnen saßen an seinem Bett, die während der Fastenzeit in Paris für ihr Kloster betteln und in seinem Hause Aufnahme fanden; es war 10 Uhr Abends. Molière zählte 51 Jahre; auf 28 Jahre Entbehrungen, Schmerzen und Leiden 14 Jahre des Kampfes und des Ruhms; wenn er im letzten Augenblick noch einmal auch mit gottlich erleuchtetem Blick sein Leben überschaute, er konnte mit seinen Ernte zufrieden sein.

Was nun folgte, ist vielbekannt und vielgeschrieben. Der Pfarrer von St.-Stephan und der Erzbischof von Paris, Harlay von Champvalon, verweigerten dem Dichter und Schauspieler, der ohne Beichte, von der Bühne kommend, gestorben war, das Begräbniß. Zur Entschuldigung der geistlichen Oberen sei gesagt, daß der Fall Molière's ein unerhörter war; man begnügte sich meist mit wenigen Worten einer späten Reue, trotz auf viele, dringende Bitten, eine Eingabe Armandens mit der Versicherung, daß ihr Gatte Ostern 1672 gebeichtet und communicirt, bewilligte der Erzbischof das Begräbniß, allein „nur mit zwei Priestern, am Abend, ohne feierliche Messe noch festlichen Pomp". So geschah es am 21. Februar 1673, der Zug ging schweigend nach dem Kirchhof von St.-Joseph. Weinende, die Armande hinabwarf, mußten die Volksmenge begütigen, welche selbst dem Todten ihren Dichter nicht gerauben wollte. „In Griechenland", soll da Armande Molière, ihres Namens würdig, gerufen haben, „hätte man ihn Götter geheißen, hier verweigert man ihm ein Grab!" Wer konnte die Klagen und den Ruhm zählen, die ihm dennoch nachfolgten? Alles in allem sagt das Wort des Großen Peter Cornelius, der, ohne Ahnung Shakspeare nachahmend, schon am 21. Februar schrieb: „Wir werden niemals seinesgleichen sehen!"

Die Termiten.

Von Fr. Friedrich.

I.

„Wir sind die Armee des großen Gottes; wir bringen 30 Eier hervor; wenn das Hundert voll wäre, so würden wir die ganze Erde und alles in derselben verzehren.“ So ließen die Araber eine Heuschrecke zu Mohammed sprechen, um die ungeheure Vermehrung und die Verwüstungen derselben zu schildern.

Wir in christlich constitutionellen Staaten könnten jene Worte passender einer Termite in den Mund legen, um anzudeuten, daß die Armeen noch einen andern Zweck haben als zu verwüsten und zu verzehren, daß sie zugleich die Gewohnheit der Ordnung in der menschlichen Gesellschaft und auch die Verpflichtung haben, alle gährenden Elemente des Volks niederzuhalten und zu vernichten. Aehnlich die Termiten. Auch sie sorgen in den Tropenländern, welche sie vorzugsweise bewohnen, für die schnelle Aufräumung und Fortschaffung aller gährenden und abgestorbenen Stoffe, und so klein sie sind, nehmen sie doch als Reinlichkeitspolizei der Natur eine wichtige Stellung ein. Auch sie können ungeheure Verheerungen und Verwüstungen anrichten und sind um so schlimmere Feinde, da sie ihr Zerstörungswerk ganz im Verborgenen vollbringen.

Ja sie sind eine gefährliche, gewaltige Armee und haben sie einmal ein Land eingenommen und besetzt, so ist es schwerer sie daraus zu vertreiben als die größte Soldatenarmee, denn sie sind auch keine Kugeln gegossen und keine Kanonen geschossen.

Dennoch bietet das Leben keines andern Thieres ein so außerordentliches großes Interesse dar als das der Termiten oder weißen Ameisen. Ihre Lebensweise hat mit der ihrer europäischen Schwestern, unserer gewöhnlichen Ameisenarten, welche im Bd. II, Nr. 15—17 der „Unterhaltungen“ geschildert waren, manche Aehnlichkeit, wodurch aber auch zugleich so viel von ihr ab, daß sie noch Interesse genug darbietet, wenn man sie besonders und aufmerksam betrachtet. Wir staunen, wenn wir den mühevoll angelegten Bau der Biber oder die kunstvoll aus Wachs gebildeten Honigzellen der Bienen betrachten, wir müssen aber noch mehr staunen, wenn wir den wirklich riesigen Bau einer Termitencolonie, all seine verschiedenen Zimmer und seine zahlreichen, oft durchkreuzenden Nebengänge anschauen. Bei den Bienen ist es die außerordentliche Genauigkeit und sorgfältige Künstlichkeit, mit denen sie instinctmäßig ihre Zellen anfertigen, welche uns in Staunen versetzen, bei einem Termitenbau ist man vor den ersten Augenblick in der That im Zweifel, wie viel man hier dem Instincte und wie viel einer verständigen Ueberlegung zuschreiben soll. Man könnte es für einen kunstvollen Bau von Menschenhänden halten, wenn man sich nicht bald überzeugen müßte, daß Menschen nie so peinlich sorgfältig zu arbeiten im Stande sind.

Jeder Termitenbau ist verschieden. Die Größe der Colonie, der Stoff, aus welchem der Bau aufgeführt ist, seine Lage und hundert verschiedene, theils günstige, theils störende Umstände, welche hinzu kommen, alles ist berücksichtigt und zwar mit einer Genauigkeit und richtigen Beurtheilung dieser Umstände, daß ein menschlicher Baumeister es nicht besser und zweckmäßiger zu machen im Stande wäre. Es gibt kein Werk von Menschenhänden, welches dem Bau einer solchen Termitencolonie an Größe, und Zweckmäßigkeit seiner Einrichtung, an Zierlichkeit und Reinheit zur Seite gestellt werden könnte.

Wir staunen über die Weisheitsfülle eines Baumeisters Alexander's, der den Plan gefaßt hatte, aus dem Berge Athos, welcher sich auf dem Thrakischen Vorgebirge Macedoniens erhebt und weithin über das Aegäische Meer sichtbar ist, eine laufende Jungfrau zu bilden, aus deren ausgestreckter Rechten sich ein Aluß des Berges in einem gewaltigen Wasserfalle in das Meer ergießen sollte. Wir werden von der Riesenarbeit hören, die eben vor Ihre gestellten ist, und die sicherlich wie so manches andere Werk in der Welt bei ihrer Ausführung gescheitert wäre, weil den Menschenhänden ein solches Instrument verboten ist, und doch wie gering, wie klein wäre solche Werk gegen einen Termitenbau! Was wäre es z. B. gegen einen der kühn geschwungenen Nebenbogen, welche die Termiten oft über einen Weg aufführen, um sich einen Weg auf das gewünschte Ufer zu bahnen! Und sie bauen kein Werk, um den Bogen zu nutzen, bis er vollendet ist, haben kein anderes Handwerkszeug als ihre Arbeitszangen.

Blicken wir von dem Bau ab und sehen auf das gesellschaftliche Zusammenleben dieser kleinen Thiere, so müssen wir noch mehr staunen. Hunderttausende leben in einem Bau beisammen, und dennoch herrscht überall unter ihnen die größte Ordnung und Friedlichkeit. Jedes dieser Thiere erfüllt vollkommen seine Pflicht, sei es ein Arbeiter

oder ein Soldat, ein König oder eine Königin. Keine verfolgt Sonderinteressen, jede hat fortwährend das Wohl und Gedeihen der ganzen Kolonie im Auge und ist jederzeit bereit, dafür zu arbeiten, aber zu kämpfen und zu sterben.

Es lebt ein König und eine Königin in jeder Kolonie, aber der König hat keine Macht und Geltung und die Königin ist nur des Volkes wegen da, nicht umgekehrt. Sie hat andere Pflichten als zu befehlen und zu bestimmen, sie ist die wahre Landesmutter, die einzige Fortpflanzerin und Erhalterin des ganzen Staates. Man könnte das gesellschaftliche Zusammenleben einer solchen Termitenkolonie ein monarchisches nennen, weil es einen König und eine Königin in ihm gibt, aber ein monarchisches ist es nur dem Namen nach, denn in Wahrheit sind die Termiten echte Republikaner, und ihr Staat ist eine echte Republik, so echt und wahr, daß sie Plato sich nicht schöner und reiner vorgestellt haben kann. Ja, man kann sich wirklich einbilden, daß es bei uns Menschen auch so sein könnte, weil ein Termitenhaat mit dem Menschenstaate soviel Aehnlichkeit hat; aber diese Einbildung schwindet, sobald man an den menschlichen Egoismus und seine Verbrechen denkt.

Unter all den hunderttausend Bewohnern einer Termitenkolonie gibt es keinen Verbrecher, keinen einzigen, der seiner Pflicht nicht nachkäme, und die glücklichen Termiten wissen nichts von Verfolgungen und Strafanstalten, von Polizei und innerer Mission. Sie haben zwar Soldaten und müssen sie haben, da sie im Kriegsfalle nicht die geringste Arbeit thun, kämpfen und sterben, aber können sie sich aber auch, wenn ein Feind naht, unbesorgt in das Innere des Baues zurückziehen, denn die Soldaten kämpfen mutig für Heimat und Herd. Glückliche Termiten!

Doch wir wollen jetzt diesen Thieren, ihrem wunderbaren Bau und ihr ebenso wunderbar organisiertes gesellschaftliches Zusammenleben näher betrachten, um ein harmonisches Bild von ihnen zu erhalten.

Ein Termitenstaat besteht aus Arbeitern oder Larven, aus Nymphen oder Puppen, aus Soldaten oder Geschlechtstieren und endlich aus Männchen und Weibchen. Natürlich haben viele wie bei vielen Ameisen auch die Arbeiter nur eine geschlechtslose unvollkommene Termitenart erhalten, sie sind vielmehr zu Larven und ungefähr dreimal so groß wie unsere schwarze Blattlaus. Diese Larvenzustand der Arbeiter währt zwei Jahre lang, sie häuten sich während dieser Zeit mehrere male, und auch je nach ihrem Alter an Größe und Farbe verschieden und es ist deshalb leicht erklärlich, wie manche zu der Behauptung gekommen sind, daß stets mehrere Termitenarten in einem Baue leben.

Den Arbeitern allein liegt alle Arbeit ob. Sie müssen für die Herstellung und nötige Erweiterung des Baues sorgen, müssen die Nahrungsmittel für Königin und König, für Nymphen und Soldaten herbeischaffen, müssen das Monarchenpaar pflegen und bedienen und sich als unermüdliche Wärterinnen der Eier und noch unentwickelten jungen Nymphen und Arbeiter ansehen.

Es liegt einzig in der Natur so, daß die Larven in dieser Weise die Arbeit für die ganze Gesellschaft oder den ganzen Staat übernommen haben. Und welche Arbeit! Man ist erst im Stande, sie vollständig zu würdigen, wenn man weiß, daß die Arbeiter ebenso wie die Soldaten blind sind, daß sie stets im Dunkeln arbeiten und deshalb an jenem Ort, von welchem sie Nahrungsstoffe holen wollen, immer einen Führer mit feiner Witterung haben. Wie viele hundertfache Fallen sich ihnen hierbei entgegen und es gibt wenige, welche nicht noch endlich, wenn auch mit unendlichen Schwierigkeiten, überwunden werden.

Das ganze Leben der Arbeiter scheint sich ausschließlich der Arbeit gewidmet zu sein. Sie kennen kein Müssiggehen und seine Unerträglichkeit, es dürfte es noch niemand gelungen sein, die Zeit zu erforschen, wann und wie lange sie ausruhen und schlafen. Sie scheint nur sehr gering zu sein, denn den ganzen Tag über sind sie emsigster thätig und während der Nacht in der Klein noch erhöht.

Und für wen arbeiten und mühen sie sich? Man kann kaum sagen, daß sie es für sich selbst thun. Denn haben sie ihren Larvenzustand überwunden, sind sie zu fortgeschrittenen Nymphen geworden, so genießen auch sie einige Zeit lang der Sorge und Pflege der Arbeiter, aber diese Zeit ist nur kurz. Bald haben sie sich zu den geflügelten Männchen und Weibchen entwickelt, sie haben den Höhepunkt ihres Lebens erreicht, aber auch hier ist nur ein kurzes, schnell verschwindendes Glück der Freude und Lust.

Haben die Männchen und Weibchen, welche allein fliegen und, ihre vollständige Reife erlangt, so verlassen sie in langen dichten Zügen den äußeren Hügelbau, um irgendwo in Sonnenschein sich zu paaren, um mit ihren langen übergleitenden

flügeln sich kühn und fest emporzuheben in die Luft, um über den Wipfeln der riesenhaften und hohen Bäume sich von dem Winde wiegen zu lassen. Ja, es ist die lustige Brautfahrt! Wie der Mensch auf den Schwingen der Poesie und Liebe erheben sie sich höher und höher, in wildem Liebesrausche und Freudentaumel schwärmen sie lustig durcheinander, aber der Flug ist nur kurz. Die zarten, glänzenden Schwingen sind zu schwach, sie länger zu halten und zu tragen. Taumelnd fallen sie zur Erde zurück, der sie angehören, und über welche sie sich nur im kühnen Liebesrausche emporgehoben. Die Schwingen fallen ab, aber sie reißen sich derselben gewaltsam aus. Was nutzen sie ihnen, da ihre Brautfahrt vollendet, da sie von jetzt ab für immer der Erde angehören. Die Jugendschwärmerei ist dahin — jetzt kommt der Ernst des Lebens.

Und welcher Ernst! Nur wenige der so lustig und kühn Ausgezogenen überleben den kurzen Freudentausch. Kaum sind sie zur Erde zurückgekehrt, so stürzen sich Heere aus den Lüften über sie und vernichten mit entsetzlicher Wut sie zu Tausenden. Insektenfressende Vierfüßler, Vögel, Eidechsen, Schlangen, Frösche u. s. w. lauern ihnen auf und selbst der Mensch greift sich zu ihrer Vertilgung, da er sie nicht zu gering und zu elendhaft achtet, um sie gleich jenen zu seiner Nahrung zu machen.

Hunderttausende dieser heimgekehrten Thiere waten in Sonnenschein und Luft ausgezogen — der nächste Morgen findet nur noch wenige von ihnen am Leben und viele werden weit von geschäftig umhersuchenden Arbeitern aufgefangen und zum Oberhaupte eines neuen Stammes und weit auch einer neuen Kolonie erkoren. Sie sind zur Königin und zum Könige bestimmt, aber ihre Kronen sind nicht leicht zu tragen und die hohe Würde raubt ihnen für immer ihre Freiheit.

Sie werden von den Arbeitern in eine *ebenerdig* gebaute Zelle gebracht — die ist ihr Palast, ihr Sterbebett und ihr Grab. Der König wird nach kurzer Zeit von seiner Gattin getrennt, er wird vom Throne gestoßen, um entweder getödtet zu werden oder seine ganze Lebenszeit als Gefangener in einer kleineren Zelle zuzubringen — das ist sein Loos. Wenig beneidenswerther ist das der Königin. Es fehlt ihr nicht an Pflege und Bedienung, aber ihre Zelle darf sie nie wieder verlassen. Sie wird darin eingeschlossen, sie eingemauert und ringt um ihre Freiheit werden Zellen an Zellen aufgebaut und Wände an Wände.

Die Königin allein ist es, welche den Stamm fortpflanzt, sie allein legt die Eier, aus welchen die ganze fleißige, so zahlreiche Generation entsteht. Und nun ist endlich sein höchstes Ziel! In vier Minuten legt sie ungefähr 60 Eier, in 24 Stunden ungefähr 12,000 und in einem Sommer von zwei Jahren, denn solange währt ihre Thätigkeit auf der Erde, an 80 Millionen. Andere Beobachter geben nur die Hälfte dieser Zahlen an, immerhin bleiben sie noch groß genug, um uns mit Staunen zu erfüllen.

Je älter die Königin wird und je weiter sie im Eierlegen vorschreitet, um so mehr schwillt ihr Hinterleib an. Während die ursprüngliche ganze Länge der Königin ungefähr sechs Linien beträgt, erhält mit der Zeit allein ihr Leib eine Länge von drei, vier, ja sechs bis acht Zoll, während der übrige Körper sich nur unbedeutend vergrößert. Der Leib einer vollständig ausgewachsenen, zwei Jahre alten Königin ist 3000mal größer als der Leib einer gewöhnlichen Arbeiterin und übersteigt ihren übrigen Körper 1000—2000mal an Größe.

Sie gleicht in diesem Zustande einem widerlich dicken, weißlichen Wurme mit braunen Flecken. Sie ist nicht im Stande, sich auf ihren schwachen Füßen fortzubewegen, denn dieselben reichen nicht einmal aus, um den Rumpf vom Leib zu rühren. Durch eine fortlaufende wellenförmige Bewegung des Leibes werden die Eier in einem fort ausgelegt und eine lange, unausgesetzte Arbeiterreihe trägt sie schnell in die für sie bestimmten Zellen zur Gemächer, wo sie sorgfältig aufgeschichtet werden.

Eine andere Arbeiterkolonne trägt ihr stets reiche Nahrung vor, reinigt und putzt sie, schmeichelt ihr und sorgt mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit vor all ihre Bedürfnisse, um ihr das schwere Lebenswerk nach Kräften zu erleichtern.

Es versteht sich von selbst, daß die unförmliche, kaum einen Zoll im Durchmesser große Zelle der Königin vergrößert werden ist. Je nach dem Wachsthum der Königin ist dies von den Arbeitern geschehen, ohne daß diese selbst ihre Wohnung verlassen hat. Wie von unsichtbaren Händen ist es vollbracht, sie ist nur immer darin eingemauert geblieben. Hat die Königin ihre vollständige Größe erreicht, so bildet ihr Gemach einen gewölbten Raum von acht bis neun Zoll

Weise. Die Wände sind roh und glatt. Nur die große Bewohnerin besitzt ein feines Thür in denselben, aber für die kleineren Arbeiter sind ringsum kleine Löcher zum Ein- und Ausgehen angebracht.

Naht dem Bau eine Gefahr oder ein Feind, so werden rasch alle Zugänge, welche zum Gemach der Königin führen, von den Arbeitern fest verschart und zugemauert. Ihr Gewölbe gleicht dann von außen, wenn der Bau vollendet wird, einem großen und harten Erdklumpen, der sich nur mit großer Mühe zerschlagen läßt. Eine Anzahl Arbeiter wird zugleich mit der Königin eingemauert, um auch während der Gefahr für die Pflege und Bedürfnisse derselben Sorge zu tragen, und aber weilen sich alle freiwillig dem Hungertode preisgeben, ehe sie der Feind, welcher für ihre Königin bestimmt ist, anrühren.

Aber auch für den Fall, daß die Königin nicht aber von einem Feinde getötet wird, ist von den Arbeitern von vornherein Sorge getragen. Als sie ihr Hochzeitspaar einfingen und erwählten, nahmen sie zugleich noch einige andere Paare gefangen. Diese werden für alle Fälle in einigen Gemächern sorgfältig und gefangen gehalten. Es sind die Kronprinzen und Kronprinzessinnen des königlichen Hauses. Sie werden von ihrem Manne gefüttert, aber Ärztlichkeit und Luxus wird ihnen nicht gewährt. Sie können ja nur zur Reserve, und wenn die Königin ihr normales Alter erreicht, hat jene ausgelebt, und die Termiten hat so viele, um sich unnötige Esser aufzubürden.

Stirbt die alte Königin, so tritt eine neue in ihre Pflichten, ihre Würden und ihre Stellung, und nur jene wird sie von den Arbeitern geschützt und bedient.

Die Eier, welche anfänglich sehr klein sind, werden von den nimmermüden Arbeitern mit der größten Sorgfalt behandelt und je nach ihrem Alter und ihrer Größe in verschiedene und entsprechende Gemächer gebracht. Mit derselben mütterlichen Liebe sorgen sie für die jungen Arbeiter, Nymphen, Männchen und Weibchen.

Einen besonderen Stand in dem Termitenstaate bilden die Soldaten. Sie sind wie die Arbeiter blind. Sie sind geschlechtslos, werden sogleich in dieser Gestalt geboren und sterben in derselben, ohne daß sie eine andere Verwandlungsphase durchzumachen haben. Es ist bisher noch unerklärt geblieben, auf welche Weise sie entstehen. Sie scheinen Mißgeburten zu sein, welche durch irgendeinen Einfluß auf die Eier, aus denen sie entstehen, hervorgerufen werden. Dafür spricht ihre Geschlechtslosigkeit und ihre Unfähigkeit, an den Verwandlungsphasen ihres Geschlechts teilzunehmen.

Die Soldaten unterscheiden sich von den übrigen Termiten auf den ersten Blick durch ihren unförmlich dicken Kopf und ihre mächtig entwickelten Kiefer, die ihnen als Waffen dienen und mit denen sie einem Feinde nicht unerhebliche Verletzungen beibringen können. Sie sind in bedeutend geringerer Zahl vorhanden wie die Arbeiter, denn in der Regel kommt auf ungefähr hundert Arbeiter erst ein Soldat, also bedeutend weniger als in Preußen, wo auf ungefähr dreißig Einwohner schon ein Soldat kommt. Sie verstehen keine Arbeit, kümmern sich weder um den Bau der Gewölbe und Verbindungsgänge noch um die Bewachung der Königin oder die Sorge um die Eier. Selbst die Nahrung suchen sie sich nicht einmal selbst, sondern lassen dieselbe von den Arbeitern zutragen, verschlafen und faulenzen. Dann versuchen sie es freilich, richtig mitzuessen. Ja, es sind faule Gesellen, diese Soldaten! Ihre einzige Arbeit im Friedenszustand besteht darin, daß sie wie riesige Soldaten auf der Lauer liegen, ob sich kein Feind dem Bau nähert, oder daß einige von ihnen die Arbeiter auf ihren Wanderungen begleiten und durch Pochen ihres keulenförmigen Kopfes auf den Bau oder eine Röhre und durch Lärm zu größerer Thätigkeit antreiben. Alle paar Minuten wird dieses Pochen wiederholt und sämmtliche Arbeiter antworten mit einem lauten Pochen darauf und verdoppeln ihre Thätigkeit.

Die Soldaten haben sich hierbei ein wildes, martialisches Aussehen und werfen ihren dicken Kopf drohend und wackelnd umher; wir fühlen sie sich aber verlassen, die Arbeiter zu unterstützen und selbst mit Hand ans Werk zu legen. Es liegt nicht in ihnen, eben weil sie Soldaten sind. Naht wirklich ein Feind, bricht der Galerie irgendeine Gefahr, so sind sie sofort bei der Hand, und — dies ist zu ihrer Ehre gesagt — es gibt keine muthigeren und erbitterteren Kämpfer als diese kleinen, zielbewußten Thiere. Zur Arbeit haben sie keinen Trieb und keine Lust, aber ihr Leben setzen sie unerschrocken, wenn es sein muß.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Ein Opfer der Christen.

Von der Hinrichtung des Priscus durch die Gallier in Gent bis zu der Enthüllung, mit Recht gesagt, daß sie, Gallus betrachtet, unternommenheiten ist als die Thaten der Imperatoren, obwohl Gott sie zu den Glaubensverfolgungen der römischen Kaiser der Mark der Hispania durch Christliche Priester zu Rom trieben.

Porphyrius, die Lichter Thrones, schon dort im Beginn des 3. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung der neu-Platonische Philosophie, unter ziehen Beifall, der einer großen Jahrerwartung. Denn man muß wissen auch jetzt Jahre ist der Kirchgründung der Konstantin schon vergangen waren, nicht glauben, daß in dieser gebildeten griechisch römischen Welt das Christenthum so allmälig, beherrschende geistige Macht geworden. Im Gegentheil war der Widerstand der gebildeten, aristokratischen Klassen der Gesellschaft im anfangenden wider diese „Religion der gemeinen Leute" so heftig und unversöhnlich als leider. Dieses lehrt uns, daß wir nur Recht mit diesem Vorsatz von Ehrenfurcht Männer in gelehrsamen Klassen, ihrer Erhebung der Kirche zum weiten dogmatischen Gesetz, wie alle gründlich überlegenden Geister an der Ost- und Westseite des Mittelmeeres erfüllten, vom jüdischen Prinzip der Verfolgung, der verwerfenden, ausschließenden Prinzip um für begeisterte Ideal gehalten hatte. Gerade die Gleichheit der Menschen, welche das Christenthum hervorrief und worin es mit seinem Prinzip seinen weltumfassenden Inhalt fand, hinderte die gründliche Anschauung, daß hellenische Volk konnte sich nicht trennen von den Barbaren als einer Masse, Platon, Aristot, Epikur, die Stoiker und Schüler von der großen Masse theilen. Diesen Gegensatz aufgehoben, die Schranken der Nationalität durchbrochen und eine sittliche Welt für Aufgenommene neu Prinzip gestiftet zu haben, ist die große, menschlich schönste That der Apostel. Was sonst die Welt an reiner Innerlichkeit, an Ernst und Hingebung erhielt, hat im Orient seine kräftigste Stütze gefunden, unseren ist fast wie die Römer der Germanen unter die Tyrannen gestellt. Alle Abstufungen von dem Niveau der Menschen und dem rohen, einfachen Sinne des Glaubens sind dort gebildet. Egyptische Mönche und Einsiedler haben in der Thebais im Schmutz und in Selbstpeinigungen, in phantastischen Verzückungen und im Hochmuth, der Gottheit näher zu sein, mit den Affen in den Wäldern am Sinaipe gewetteifert; und Wüste, Verzerrte, Irrsinnsglaube und der ganze Spuk sind nur durch Zauberei aus der schönsten und gemüthlichsten Religion der alten Negypter in der neuen Lehre übergegangen; so, die Erfindung einer Folge, einseitig auf sich beschränkten Gemüthes kommt auf keinem besseren Boden sich verjüngen als auf dem rohen Thatsachen, unter Menschen, welche in dem Schmutz der Römer zugleich die Macht der heiligen Welt haben und verwandeln. In solcher Lage war auch der Landmann für einen Prinzip der Gleichheit und Christenthums gehalten werden, daß es in seinem Vorurtheil auf die christlichen Barbaren sich, so war ihn das Römerreich zugleich gerissen, daß es in seinen innerlich und leicht gebildeten Barbaren einen Lehrer, Priester und Bekenner, aber auch seine und unbegrüßte Kraft für seine höhere Entdeckungen fand.

Diesen sich entwickelnden, innerlich Bedeutung der neuen Religion haben die Römer nur die Christen nicht als einmal gar immer vergeblich gestraft. Die grausamen Verfolgungen der Christen kommen in dem unerhörte Wüthe und die Leidensgeschichten Zeugen stehen und verleihen sich endlich in die Tiefe, in die stärkste und eigenthümlichsten Schichten der Volks. Und diese, den Religionen, den Glauben und Leben, erwuchs immer mehr die Macht und Christenthum. So ist einmal Thatsache in der Verfolgungen der Kirchenväter, daß die Standhaftigkeit der Märtyrer endlich das Schweigen der Heiden abgenommen hat. Die Lehre der Christen war Lehre des Volks geworden, der Widerstand ging von den gebildeten Familien aus. Und man begreift man, wie die Verhältnissen der Römer, die unsere philosophischen Schranken dieser Gebildeten nicht einen Schritt über den Christ über die Irrenschichten, wenn Kaiser Julianus sagen, Gregor thaten. Dort zuletzt noch ganz heidnische Welt mit Römerthälern, Gerichtsplätzen und Schulgebäuden hatte ihren Grund verloren. Das Christenthum war der zusammenhaltende, tatsächliche Gedanke. Wenn der heilige Ambrosius den Kaiser Theodosius den Großen in die Kirche von Mailand verbieten und ihn zur öffentlichen Buße vor allem Volk verurtheilen und der Kaiser Ehre sein hatte, man bewunderte dann noch den Kaiser und die Selbstsucht des Bischofs? Was verwandte das Wort des Hergebrachten, der Landschaft von der Innigkeit der Mutter in allen Dingen, wenn nicht Ihnen zu allem Volk der Rede stand. „Kommet her alle, die ihr mühselig und beladen seid" — Diese phantastischen, oft nicht ohne Geist ausgesponnenen Systeme der neuen Philosophen hatte zunächst die Erkenntniß von der Gleichgültigkeit der Menschen, von dem Schmerz zerrissenen der Gegenwart, sie ist einer Heilung entgegenstrebte und klar, wie fern und intensiv auch immer, doch unverkennbar im Christenthum liegt.

Der feindliche Kampf der Philosophie gegen die Religion, der Gegensatz unter den Gemüth geht nun schmerzlich und regelrecht in diese Hypothesen auf. Eine reine, maßvolle Gestalt, voll Geschicklichkeit und Tiefe, Muth die Gegenwart einer christlichen Gnade, unter einer fanatischen Bevölkerung, wie der Parteigeist

Gottlose beherrscht, ihren philosophischen Systemen — das alles stützen kann man nicht sagen — kann. In Ehren sei Lange [illegible] es, daß eine solche [illegible] Schicksal nicht in Kürze widerlegt hätten können, das Schicksal [illegible] alle [illegible] Philosophie, mit der sie [illegible] ein [illegible] nicht [illegible] Buch [illegible] Gott [illegible] Gott [illegible] das Unbegreifliche und Unfaßbare [illegible] Wärmende Worte und Weihestunden [illegible] sie, die in einer Religion in ihrer [illegible] hatte und [illegible] Kirche, vor dem Altar des Gekreuzigten. Sie [illegible] an der Unzulänglichkeit [illegible] Philosophie, die [illegible] wiederholen [illegible] aus [illegible] Quellen [illegible] Hypatia [illegible] man ein Beispiel, das alle Gelehrten [illegible] unsere Frömmigkeit und Weisheit [illegible] Hintergrund stehen, auch vor dem Christentume.

In einer [illegible] Verbindung mit [illegible] Thätigkeit — wenn die Bezeichnung „Schriftsteller" [illegible] in so [illegible] Mischung gestatten, um [illegible] auf [illegible] Wort anwenden zu [illegible] — hat Charles Kingsley seinen Roman der neu-Platonischen Philosophie und des sinkenden Heidentums — beide gegen [illegible] — eigentlich gedichtet in „Hypatia, oder Neue Heiden mit altem Herzen". Das Deutsche übertragen von Gabriele von Gilla. Mit einem Vorwort von G. G. A. Gervinus (zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus 1853). Alle Gegensätze der Zeit sind in plastischen, markigen aber [illegible] Gestalten einander gegenübergestellt: die Ideale des Heidentums, seine hochstehenden, [illegible] Klassenstaat, die Sklaverei, die Kunst, die Philosophie, und das Christentum, [illegible] Bekenntnis in einem Märtyrertode [illegible] und der [illegible] untergehenden Hypatia, die Heiden in Hypatia, der letzte Philosoph der Akademie, in Christ, dem Bischofe Kyrillus, und der Pelagia, einer [illegible] Tänzerin, zwischen beiden Parteien die Barbaren, die vom Christ[illegible] hier über das Heidentum gekommen, die Juden mit ihrem Aberglauben, ihrem Hassen, [illegible], unbeugsam, aber selbstbewußten Mienen. Gewiß, der Dichter hatte nicht unrecht, wenn er in diesem Bilde einer untergehenden Zeit und Kulturwelt [illegible] und, seinen Zeitgenossen, einen Spiegel vorhalten wollte — „neue Ärzte mit altem Gebrechen", aber heilet alte Gebrechen, wenn mit dem Christentum das auch neue Dämonen gekommen, welche zu allen Zeiten und an allen Orten das Opfer der Hypatia wiederholt, und neue Peiniger, welche, wie Cyrill, den Mord heilig gesprochen. Und haben wir früher tauchte in der Erzählung der unsäglichen Grausamkeit mit der seinen, [illegible] feinen, aber tolerantem Reflexion, höchste Sinnlichkeit und tiefe Geistesfreiheit zusammen auf. Viele Dinge müssen einander weichen, nur der [illegible] kann [illegible] in Schwermuth fallen. Die Natur, welche die Gottheit und die Welt, welche die Menschheit um sich gebreitet, stellen sich ewig auch neue in unerschöpflichen Gegensätzen vermählen und erzeugen, in Gegensätzen, die, unter irdischen Verhältnissen von Not und Pein entstehen, in ihren verschiedenen Formen und Spielen unser Leben und unsere Geschichte bilden, so ist aber nichts mehr tief als der Kuß und Widersinnigkeit des Widerspruches.

Hoffen wir auch nicht ganz zum Gerechtigkeitsmut, mit dem sich Kingsley in einem Vorwort über viele Dichtung ausspricht, da ihre Gegensätzlichkeiten mehr als einen künstlerischen Bruch zeigt, so stehen wir doch viele Seiten mit ihm, daß sie ein [illegible] „geschichtliche Lebendigkeit" und [illegible]. Wenn es die Aufgabe der historischen Dichtung, wie wir sie begreifen, ist, die Zeiten einer Kulturepoche, ihre Bewegungen und Reaktionen, in Gestalten zu verkörpern, die bei aller Wahrheit und Realität doch zugleich einen symbolischen Zug haben, die Geschichte so zu erfassen, wie sonst für alle [illegible] Geschichte Verständnis gefunden wird, und in der poetischen Form die wirklich geschehene als eine tiefere Wahrheit darzustellen, so hat sie Kingsley's „Hypatia", bei allen Mängeln des Einzelnen, erfüllt.

Sprüche

von W. Clemen.

Es lebt und webt gesunder Sinn,
Das Kranke stirbt da unterhin.

Viele verschaltigt thörichtes Handeln,
Du mußt in Thorheit und Liebe wandeln.

Nur Schlaue reden und Leben heraus,
Die Dummen können beim Reden nie;
Leben ist nicht der Weisheit Gewinn
Aber Gelehrte, das ist ihr Sinn.

Mark verseht,
Thor macht Feind.

Keiner Thaten wird man nicht lange gedenken,
Mit Worten kannst du auf ewig kränken.

Verneh du für dich allein,
Du wirst hilfs früher und breitlicher sein,
Theilen die Deinigen deine Not,
Ist du doppelt und dreifach tot.

In langen Reden redet sich nur das Kranke,
Wir hören's bald und werden nicht müde.
In kurzen Worten ein weiser Gedanke,
Das ist es, was uns immerdar entzückt.

Wenn recht verstanden diese beiden Lehren,
So wird du deinen höchsten Zweck erreichen
Nachgeben ist die Krone alles Siegens,
Verzeihen ist das höchste Wort des Lebens.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 42. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Ein Seemannstraum.

IV.

Die glückliche Stimmung, welche das herrschende angenehme Wetter hervorgerufen, wurde noch durch die freundliche Botschaft des Kapitäns erhöht, wir würden in 4—5 Tagen in Neuyork sein. Die halbe Nacht saßen die Passagiere an Deck und schauten in den Nebel nach den ersehnten Küsten.

Ein Abend auf der See hat etwas ungemein Feierliches und Rührendes, ernste Gefühle Erweckendes. Da ist die blaue See, so ruhig, kaum daß ein leiser Wind einige Wellen kräuselt, die Sonne Gott golden, und das Schiff, das Tausende deutsche Herzen nach dem fremden Amerika trägt, ist so einsam, so abgeschnitten von jedem menschlichen Wesen, und wenn es jetzt mit allem in die tiefsten Abgründe versänke — so würde kein Mensch anzugeben vermögen, wo es geschehen; die aber, die es trägt, die geben sich den Gefühlen der Ruhe und Sicherheit hin, sie tanzen und singen und merken nicht, wie nahe ihnen der Tod weilt. Und nur wenig ernste Gemüther gibt es, die still für sich hinüberlauschen nach der See, die manchmal wie unwillig an den Bug des Schiffes klatschend schlägt, daß sich so schwache Menschen ungestört den Genüssen der Freude hingeben.

Endlich rief einer Nachts der wachthabende Leichtmatrose: „Schiff voraus!“ Wir legten bei, da wir bemerkten, daß der Kutter, denn ein solcher war das Fahrzeug, auf uns zu käme, in dem wir den Lootsen vermutheten. Wir hatten uns nicht getäuscht, ein Boot stieß von dem Kutter ab, fuhr zu unserm Gefährt und der Kapitän warf dem Mann im Boote ein Tau zu, an welchem er emporkletterte. Er übernahm sogleich, indem er sich als Lootsen legitimirte, das Commando. Die Freude, welche sein Erscheinen unter den Passagieren verursachte, war unbeschreiblich, man wollte seine Verwandten und Bekannten, um ihnen die frohe Botschaft mitzutheilen.

Indessen dauerte die Freude über das Erscheinen des Lootsen nicht zu lange, denn auch er konnte keinen besseren Wind machen, im Gegentheil! Umsonst warteten wir noch drei Tage herum; aber endlich, o, entzückender Anblick, bei dem das Herz uns allen höher schlug! endlich stieg am fernen Horizont ein kleiner Punkt auf, er wurde ein Streifen, nahm an Ausdehnung zu, man erkannte Berge, man unterschied Häuser, ein geübtes Auge sah sogar einen Wagen fahren, ja, dort erblickte ich Menschen, dort hörte ich Glocken tönen, gelobt sei Gott, es ist Amerika!

Amerika! Zaubergruß, die so manchem erwarteten Wanderer statt der kühlen Quelle, statt des erquickenden Schattens nur eine öde, traurige Wüste bietet, du mütterliche Erde, die du bereits fünf Millionen meiner deutschen Brüder an deinen üppigen Brüsten, an deinen majestätischen Strömen und fruchtbaren Seen, in deinen fruchtbaren Ebenen, deinen dichten Wäldern einen Herd und eine Heimat gegeben, wie liegst du jetzt so weergenichen vor uns! Wie lauft ziehen sich jetzt die

Hügel und Berge an deinen Ufern hin, überwachten von frischen grünen Laubgehölzen, belebt mit Häusern, Villen, Kapellen und Kirchen, umrauscht von dem saphirgrünen Meere, das wiederum bedeckt ist mit unzähligen Gondeln, Booten, Barken, Dampfschiffen und gewaltigen Packetschiffen, und umtönt bald von den eintönigen Gesängen arbeitender Matrosen, bald von dem heiseren Keuchen riesiger Dampfmaschinen, bald auch von dem dumpfen Rasseln fallender Anker. Ja, endlich fällt auch unser Anker! Aber was ist das, wohin sich die Blicke unserer lieben Auswanderer richten? Welchen Punkt untersuchen die Fernrohre der Passagiere der ersten Kajüte? Eine dunkle Nebelmasse, aus der nur ein furioses, bizarriges Leuchten hervorbricht! Der Nebel weicht, man entdeckt die Spitzen einiger Thürme und einen in Rauch gehüllten Häuserhaufen.

Das ist Neuyork, guter Freund! Neuyork ist es, die große Riesenstadt mit ihren 700,000 Einwohnern, ihren prächtigen Straßen, ihren kasernenartigen Häusern, ihrem Reichthume und ihrer Armuth. Das ist die Heimat des großartigen Schwindels, der Tummelplatz der „Runners", der „Rowdies". Ehrlicher Landmann aus dem lieben Schwabenlande, bangt dir nicht? Wird es dir nicht weich ums Herz, wenn du jetzt deine Familie überblickst und nachdenkst, ob denn nicht auch dir, wie es einmals schon geschah, bald die blühende Tochter entführt, bald im Gedränge ein kleiner Knabe entrissen werden könnte? Siehst du nicht, wie schon jetzt drei oder vier Kähne mit jenen „Rowdies" unser Schiff umschwärmen, um ein Tau, das nachlässig über Bord hängt, behend abzuschneiden? Bemerkst du nicht, wie die Mannschaft vor allen Dingen bemüht ist, alles, was nicht niet- und nagelfest ist, an Bord zu ziehen, wie an vielen Theilen des Schiffes Wachen aufgestellt werden, damit nicht einer jener Buriche an Bord klettere?

Allein schon ist die Sanitätspolizei an Bord, paarweise stehen schon die Passagiere an deren Offizianten vorbei, alle in ihrem Sonntagsstaat, um einen günstigen Eindruck zu machen. „Der Cäsar braucht keine Quarantäne zu liegen, er soll nur tüchtig geräuchert und durchräuchert werden", lautet der Ausspruch der Beamten. Doch nur schnell wieder zurück an die Brüstung, denn schon nahen sich Boote mit Lebensmitteln, mit frischem Brot, frischem Gemüse, und dort in dem einen bemerke ich einen ganzen Keller voll Rum- und, was die Hauptsache ist, voll Bierflaschen! Und trügt mich mein Auge nicht, so schießt dort ein schmuckes Boot, von vier kräftigen Negerfäusten gelenkt, mit Melonen, Ananas, Kokosnüssen und andern Südfrüchten herbei! Das ist ein Leben! Theuer werden die Lebensmittel gekauft, aber sie werden gekauft! Ja, dort bringt der Kapitän, der sich hat ans Land rudern lassen, ein ganzes Kalb mit! Victoria, morgen gibt's halbe Rationen frisches Fleisches!

Doch dem Anblick solcher Scenen sich lange hinzugeben, hat die Schiffsmannschaft unmöglich Zeit. Jetzt werden die Segel festgemacht, das Schiff gefegt, gescheuert, durchräuchert und in den schmucken Zustand gebracht und nun haben wir armen geplagten Seeleute endlich einen vollen Ruhetag vor uns, denn morgen ist Sonntag. Ach, hätte doch auch ich diesen Sonntag sonntäglich begehen können! Dazu aber hatte ich keine Muße, ich packte meine Sachen ein, denn nach vielfachen Besprechungen mit den Matrosen, mit Natalien und ihren Verwandten war es in mir fester Entschluß geworden, bei nächster Gelegenheit — zu entfliehen und mit ihnen in ihre neue Heimat zu ziehen. Wie dies aber zu bewerkstelligen sein würde, überließ ich gern einem günstigen Zufalle, jedenfalls stand es bei mir fest, ehe ich das Schiff verließ, in Neuyork einen Bekannten meiner Aeltern, der seit einer Reihe von Jahren sich dort niedergelassen hatte, zu besuchen und ihn, falls ich meinen Freunden nicht nach Ohio würde nachfolgen können, um seinen Rath und Schutz zu bitten. Unter solchen Gedanken packte ich das Nothwendigste in meine Koffer zusammen und versteckte das, was ich zurückzulassen die Absicht hatte, an einem passenden Ort, um es, falls ich doch wieder gefangen würde, wiederzufinden.

Wir hatten neuyorker Polizei an Bord, die jeden Versuch der Runner, an Bord zu kommen und die unerfahrenen „grünen" Deutschen theils jetzt schon zu bestehlen, theils ihnen ihre Adressen aufzudringen, um sie in der Stadt desto sicherer zu berauben, energisch zurückwiesen. Doch konnten sie es nicht verhindern, daß die Runner in einer Anzahl Boote in einer Entfernung von 10—12 Fuß vom „Cäsar" Halt machten, die Einwanderer an Deck riefen, ihnen sogar ihre Namen, die sie, Gott weiß woher, erfahren hatten, nannten und sie aufforderten, sich in Neuyork dort und dorthin zu wenden, weil sie dort am sichersten vor Betrügerei und den „god damned" Rowdies wären. Manche der unerfahrenen Passagiere gingen denn auch wirklich in die Falle und ich will, um später nicht den Lauf der

Erzählung aufzuhalten, ein Beispiel anführen, wie jene Plage der armen in Amerika ankommenden Deutschen zu verfahren pflegt.

Es hat die „Deutsche Gesellschaft" in Neuyork, welche namentlich für die Ankommenden ungemein segensreich wirkt, ein großes Haus bauen lassen, wohin außer den ankommenden Deutschen und den Steuerofficianten niemand Zutritt hat, das also die Einwandernden, solange sie sich innerhalb desselben befinden, schützt. Vor den Ein- und Ausgängen aber lagern, wie ein hungeriges Volk in den Zeiten der Theuerung vor einem Brotmagazin, die Runner und erwarten mit Ungeduld, bis sich endlich die Thür auftut, um sich ihrer Opfer mit geringer Mühe bemächtigen zu können, denn die Polizei wagt sich, wie sie wissen, ihnen entweder gar nicht zu nahen oder erscheint, wie dies in Neuyork Sitte zu sein scheint, erst nach vollbrachtem Raube, nach beendetem Verbrechen.

Nun rief ein schmucker Mann aus einem Boote ein Mädchen, Namens Bertha Weber, durch die andern Passagiere an die Brüstung und erzählte ihr in rein schlesischem Dialekte, denn die Runner sprechen alle deutschen Mundarten ausgezeichnet, daß er von ihrem Bruder den Auftrag erhalten habe, sie bis zu dessen Ankunft, die unabhänglich in einigen Tagen erfolgen werde, in seiner Wohnung zu beherbergen. Zugleich plauderte er mit ihr von dem Dorfe in Schlesien, wo sie geboren, und wußte so viel Familiengeschichten, die er, wie sich später ergab, aus ihrem Bruder herausgelockt hatte, daß sie bereitwillig und ohne Zaudern auf seinen Vorschlag einging, sich an einem bestimmten Orte vor dem Einwandererhause einzufinden. Vergebens riefen ihr die Steuerleute und die Matrosen, die das Treiben der Runner kannten, ab, sie blieb ihrem Versprechen treu, sie stellte sich, kaum in Amerika angekommen, dem Runner, der sie nebst ihrem Gepäck in eine Spelunke schaffte, aus der sie zwei Tage nachher in schlechten Kleidern, ohne alle Habe an Bord des Cäsar zurückkehrte. Hier fand sie ihren Bruder, der schon ängstlich alle bekannten Schenken Neuyorks nach ihr durchlaufen war. Ich werde nie den Ton jener Worte vergessen, mit welchen dies unglückliche Mädchen mit rothgeweinten Augen, mit abgehärmten Wangen vor ihren Bruder trat:

„Meine Ehre, mein Hab' und Gut — alles verloren", schluchzte sie.

Der beschämte und tief entrüstete Bruder zog sie weg, um den Augen der Matrosen nicht länger ein für ihn und seine Schwester gleich peinliches Schauspiel zu lassen.

Solche und ähnliche Geschichten, die man dort kaum der Erwähnung werth hält, werfen allerdings kein freundliches Schlaglicht auf die sittlichen Zustände in dem freien Amerika und tragen nicht wenig dazu bei, die Freude vieler Einwanderer, endlich an dem langersehnten Ziele ihrer Hoffnungen zu sein, merklich herabzustimmen.

Boote also, um wieder den Faden meiner Erzählung aufzunehmen, voll solcher Bursche umschwärmten den ganzen Tag unsern Cäsar, ja, wir mußten sogar des Nachts gegen sie auf unserer Hut sein.

Indessen, es kam der Morgen und es begannen sich, da die Passagiere uns jetzt verlassen sollten, die Scenen zu wiederholen, die sich mir schon bei der Einschiffung in so bunter Abwechselung aufgedrängt hatten. Diesmal aber war ich nicht mehr der sorgenlose, ruhige Zuschauer, der die Erscheinungen, wie sie sich ihm eben darbieten, auf seine Seele wirken läßt, diesmal verband ich mit jedem Stück Gepäck, das ich heraufwand, das Verlangen, ich könnte ebenso leicht das meinige auf den neben uns haltenden Dampfer bringen, diesmal schickte ich jeder halben Stunde, welche die Schiffsuhr anzeigte, die Hoffnung nach, daß sie mich dem Ende meiner Sklaverei näher gebracht haben möchte. Oefters schlich ich mich zu Natalien hin und sprach ihr und mir Muth ein, es rückte ja immer näher die Stunde des Abschiede, vielleicht auf Nimmerwiedersehen!

Aber siehe da! Es steigt, von den kräftigen Armen der Matrosen emporgezogen, die letzte Tonne aus dem Raume hervor, auf ihr sitzt unser Deutschmann, phantastisch mit rother Jacke, blauen Hosen und weißem Halbhemdchen bekleidet und geschmückt mit einem Gürtel, der reich mit Muscheln geziert ist, und einer Mütze, auf der eine Federbusch schwankt. Hoch wird er, bis zum ersten Rau, unter schallenden Gesängen auf der Tonne, auf der er reitet, emporgewunden, dort gebietet er Ruhe, schwenkt seine Mütze und ruft endlich mit einer wahren Löwenstimme: „Hepp! Hepp! Hepp! Hurrooh!" Die ganze Schiffsmannschaft des Cäsar fiel begeistert ein und fand einen kräftigen Widerhall in den Passagieren, die sich bereits auf dem Dampfschiff befanden. Aber jetzt werden die Taue losgebunden, die Räder bewegen sich bereits langsam schaufelnd im Wasser und der Dampfer stößt ab. „Nun ade, ihr lieben Seelen! Viel Glück im neuen Vaterlande!"

„Glückliche Heimkehr! Einen Gruß an Deutschland!“

„Ade, ade!“

Und die Tücher wehen und winken — dahin, vorbei!

Nun aber begann auf dem Cäsar wieder das alte, thätige, ruhige Leben, bis der Lootse auf einem sogenannten Tow-boot, d. h. Bugsirdampfer erschien, dasselbe vor den Cäsar spannte und nun den Lauf des Tow-boat durch den ungeheuern Mastenwald, von welchem Neuyork umgeben ist, kunstgerecht lenkte. Kaum aber hatten wir unsern Cäsar an eine der sogenannten Pieren gelegt (das sind große Holzdämme, die in bestimmter Entfernung vom Strande auslaufen und an die sich die Schiffe anlegen, um leichter ein- und ausladen zu können), so stürzte sogleich ein Dutzend Runner an Bord und machte sich an die Mannschaft, um sie zum Desertiren zu verleiten. Die Steuerleute durften sich nicht dagegen stemmen, wenn sie nicht Händel haben wollten, der Kapitän war ohnehin in Geschäften abwesend und so brachten die Rowdies in der nächsten Nacht vier von der Mannschaft des Cäsar zur Desertion. Auch an mir wollten sie einen Fang machen, ich kannte sie jedoch schon vom Hörensagen, vermied sie ganz und beeilte mich, dem Herrn, welchem ich durch einen Brief empfohlen war, einen Besuch abzustatten und mich in die langentbehrte Landkleidung zu werfen. Ich ging also in meinem besten Staate ans Land und wurde, als ich nur eine kleine Strecke gegangen war, schon müde, da mir nach der sieben Wochen langen Reise das Gehen auf festem Lande doch einigermaßen beschwerlich vorkam. Nach einigem Umherirren in der fremden Stadt hatte ich endlich das Haus meines dresdener Freundes, des Klempnermeisters Otto erreicht. Er nahm mich freundlich auf und versprach mir, als ich ihm meine Noth geklagt und meinen Entschluß, derselben zu entgehen, mitgetheilt hatte, mich die nächste Nacht vom Cäsar abzuholen und für mich, da er nicht dafür stehen könne, mich meinen Bekannten zuzuführen, wenigstens sorgen zu wollen.

Mit diesen Versprechungen und mit neuen Hoffnungen kehrte ich an Bord des Cäsar früh in der Nacht zurück.

Die Absicht, gleich in dieser Nacht mit meinem Gepäck den Cäsar zu verlassen und meine Geliebte aufzusuchen, mußte ich indeß aufgeben, weil es mir an der nöthigen Ortskenntniß fehlte, und weil ich ohne Schutz, allein mit meinem Gepäck in den oden Straßen Neuyorks, leicht beraubt zu werden fürchtete.

Als am folgenden Morgen die vier Matrosen vermißt wurden, zogen zwar der Kapitän und die Steuerleute ein verdrießliches Gesicht, wagten jedoch nicht in Gegenwart der Runner, die sich fortwährend an Bord zeigten, die übrige Mannschaft zur Rede zu stellen, sondern beschlossen nur, die nächste Nacht einige Policemen an Bord zu rufen und zur fernern Vorsicht den Cäsar von den Pieren abzulösen und einige 50 Schritt in den Hudson zu legen. Trotz dieser Hindernisse, die sich meinem Verhaben entgegenstellten, stand ich gegen Mitternacht vom Lager auf, schaffte heimlich meine Koffer an Deck, machte das eine Boot klar, ließ es leise, ohne den am Steuerruder eingeschlafenen Policeman zu wecken, hinunter, brachte erst mit einem Tau mein Gepäck in das Boot, kletterte dann selbst nach, schnitt die Taue, an denen das Boot sowol wie die Koffer befestigt waren, ab und wollte eben vom Cäsar abstoßen, als ich mit Schrecken bemerkte, daß ich die Ruder vergessen hatte. Ich band daher meine Jolle nothdürftig wieder fest und kletterte mit einer Geschicklichkeit und einem Muthe, wie sie nur die Verzweiflung einzugeben im Stande ist, wieder empor. Oben versah ich mich, von einem dunklen Vorgefühle getrieben, mit einem Tau und ließ die Ruder leise in das Wasser gleiten. Kaum im Boote angekommen, löste ich es vom Cäsar und ruderte mich mit den Armen dem Ruder nach, welches von der gerade stattfindenden Ebbe langsam der hohen See zugetrieben wurde. Indessen faßte ich es noch glücklich, obgleich ich in der Besorgniß, es zu verlieren, mein Boot durch mein Schwanken fast zum Umschlagen gebracht hätte, und ruderte mich dann leicht in einiger Entfernung vom Cäsar vorbei dem Lande zu.

„Hallah, Bill, where are you going?“ rief mir der unterdeß halb wach gewordene Policeman schlaftrunken zu.

„On shore, Sir!“ lautete meine unverschämte Antwort.

„All right!“ erwiderte jener etwas brummend und schlief weiter.

Endlich befand ich mich an der bestimmten Piere, welche ich schon meinen lieben Otto und dessen Sohn meiner warten sah. Schnell warf ich ihnen das Tau zu, an welchem sie meine Koffer emporzogen, während ich mich selbst gegen die Ebbe auf demselben Punkte, dicht an der Piere zu halten suchte. Wie sollte ich nun aber

selbst emporkommen? Mich, gleich den Koffern an dem Tau, das mir jetzt so treffliche Dienste leistete, emporziehen zu lassen, war unmöglich, da jene am Ende selbst von der Luft in den Hudson gezogen werden wären; das Tau so zu befestigen, daß ich selbst an ihm hätte emporklettern können, ging ebenfalls nicht an, da sich ein solcher Punkt nirgends fand, es blieb mir also nichts übrig, als mein Boot durch das Tau an einer einzelnen Pfoste der Piere anzubinden und an dieser Pfoste, die durch das bald sich hebende, bald sich senkende Wasser schlüpfrig geworden war, jetzt aber infolge der Ebbe zum größten Theile frei stand, hinaufzuklimmen.

Was thut aber nicht der Mensch, um seine Freiheit zu erlangen! Ich schlug meine Nagel in die schwammige Pfoste ein und kletterte, ob ich auch zwanzigmal, sei es nun in das Boot oder neben dasselbe in das Wasser herabsank, endlich doch mit Hülfe meiner Freunde empor. „Fahre hin", rief ich übermüthig und stolz über die gelungene Flucht dem Boote zu, dessen lose geschürzter Knoten durch die Strömung sich gelöst hatte und das jetzt munter der hohen See zuschwamm, „fahre hin und grüß' mir den Cäsar und sag' ihm, ich sei frei, ja frei!"

Schleunigst trugen die Freunde mit mir die Koffer in einen Omnibus und rasch fuhren wir durch die glänzenden Straßen Neuyorks der Wohnung Otto's zu.

„Nun bist du frei! Dein eigener Herr und in wenigen Stunden bist du unterwegs mit deinem Röschen nach Ohio!" So jubelte ich am andern Morgen. Glückselig in meiner Freiheit und berauscht von der Aussicht, die sich mir erschließen, eilte ich, mich mit meinem wenigen Englisch fortbelfend, durch die Stadt nach dem bestimmten Gasthofe, wo Röschen und ihre Aeltern eingekehrt waren. Lärm, Geschrei und Gesang drangen mir entgegen, ja, das war meine unaussprechlich theure Muttersprache, die dort ertönte, aber — was bedeuten die fremden Gesichter? Nein, das sind unsere Passagiere nicht, nein, die hier kamen mit dem Hamburger „Sir Robert Peel", aber nicht mit dem Cäsar!". „Mein Gott, wo sind denn unsere Passagiere?"

„Meinen Sie die Leute, die mit dem Cäsar vorgestern kamen?"

„Ganz recht! Wo sind sie?"

„Die sind bereits gestern zusammen nach Ohio abgereist! Das sind schon wieder neue Passagiere. Sehen Sie, die Leute werden bei mir reell bedient und da —"

Ich ließ den Wirth nicht ausreden, mir wurde es schwül in der Stube, die breiten Straßen beengten mich, also verlassen? Also wildfremd in dieser unwirthbaren Stadt? Also darum diese gefährliche Flucht? Was nun anfangen?

Der Kopf glühte mir bei diesem Gedanken, mühsam wankte ich nach dem Hause meines Erretters und klagte ihm meine Noth. „Ihnen nach!" war mein erster Gedanke. „Wo aber das Geld hernehmen? Das will ich mir verdienen!"

„Womit?"

„Ganz gleich! Schaffen Sie mir, ich beschwöre Sie, Arbeit! Welche es auch sein mag, ich scheue keine!"

Und nun rannte ich nach allen den Stellen, welche in Unzahl in den Neuyorker Zeitungen angeboten werden, aber nirgends war eine zu finden. Ich durchforschte alle Arbeitsnachweisungsbureaux, auch hier war keine Stelle, zu der ich mich hätte entschließen können. Sollte ich auf der Straße verhungern? Wie konnte ich meinem Wohlthäter länger zur Last fallen? Endlich fand ich ein Unterkommen als Stoßer in einer Apotheke.

Da stand ich nun den lieben langen Tag mit der Mörserkeule, drehte Pillen oder putzte Gläser und Flaschen aus. Das war die große Wandlung, um deren Willen ich mein Schiff mit so großen Anstrengungen verlassen, das war der Fortschritt, den ich mit solchen Gefahren errungen hatte! Doch ich war frei, keines Menschen Hand durfte sich mehr gegen mich erheben, kein Machtwort konnte mich länger an meinen Mörser oder meinen mit Pillen bedeckten Tisch bannen, als es die festgesetzte Zeit war, niemand hinderte mich mehr, eine tauglichere Stellung zu suchen. Und das letztere that ich. Nach vierzehn Tagen, in denen ich mir wenigstens mein Leben nothdürftig gefristet hatte, trat ich als Kellner in eins jener großartigen Hotels, die mit einem blanken Spiegel in Bezug auf ihre Sauberkeit, mit einem eleganten Boudoir in Rücksicht auf ihren Comfort verglichen werden können, die kleine Staaten in ihren Einrichtungen sind und in unsern deutschen Staaten oft eine ganze Straße ausfüllen würden.

Mein Geschäft vom ersten Hahnenschrei bis zum Niedergang der Sonne war es in dieser Republik, Messern, Gabeln und Löffeln zu putzen, Stiefeln zu reinigen und die Stuben zu fegen. Gern fügte ich mich, da es mir immer klarer

ward, das derjenige in Amerika die jämmerlichste Rolle spiele, der dahin komme in dem Wahne, sein Leben ohne Arbeit zu erhalten, und da ich in dieser löblichen Absicht von den menschlichen Dingen durch den Anblick meiner Genossen nur noch bestärkt werden mußte.

Da war zunächst ein früherer jenenser Student, der, als Kaufbold relegirt, sich fröhlich nach Amerika eingeschifft hatte, wo er sich jedoch in Bezug auf den „Ehrenpunkt" stärere Begriffe verschafft zu haben schien, denn er reinigt, wenn er früh morgens, die Glanzstiefeln abputzend und die Kleider ausklopfend, dabei in seliger Erinnerung seine frischen Studentenlieder sang, ruhig die Schmähungen des Wirths, der über diesen seinen Hausfrieden störenden Gesang entrüstet war. Da waren ferner zwei frühere preußische Lieutenants, die, um den drängenden Gläubigern zu entgehen, der Wachtparade, dem Exerciren und den Gasmodällen Ade' gesagt hatten und nun in Amerika als Lakaien das Geld, das sie sonst thalerweise verschwendet, groschenweise zu erwerben suchten. Doch fühlten sie sich in ihrer neuen Lage wohl und verwalteten die Waschmaschinen mit derselben Energie und Genauigkeit, wie sie sonst nach dem Reglement ihre Rekruten einexercirt hatten. Amerika ist in dieser Hinsicht, wie ich auch an mir erprobte, eine Lehrmeisterin, wie keine bessere gefunden werden kann.

So lebte ich ziemlich glücklich über 1½ Monat im Hotel, arbeitete Tag für Tag, und legte wie manchen Groschen zurück, da ich noch immer im Herzen die Hoffnung hegte, doch noch meine geliebte Amalie erreichen zu können. Ein für mich außerordentlich wichtiges Ereigniß unterbrach dieses Stillleben.

Die Monate August und September, die ich zum Theil im Hotel zubrachte, waren der Zeitpunkt, wo die Wahlagitation in Betreff des neuen Präsidenten, der am 4. November gewählt werden sollte, bereits im vollen Gange war. Ganz Neuyork war in zwei große Parteien getheilt, die eine, die demokratische, stimmte mit aller Energie für Buchanan, während die andere, die republikanische, alles daran setzte, ihren Candidaten Fremont durchzubringen. Die Zeitungen, amerikanische, deutsche und französische brachten täglich zu Gunsten ihres Candidaten die begeistertsten Artikel, aus den Fenstern der Hauptstraßen wehten Fahnen oder es hingen kostbare Teppiche heraus, geschmückt mit den Porträts Buchanan's oder Fremont's, mit Scenen aus ihrem Leben, zu denen das vielbewegte Pionierleben Fremont's den reichsten und interessantesten Stoff bot, und mit bald kräftigen, bald sichelnden Sinnsprüchen. Ueber die Straßen hingen große Guirlanden, an denen sich bunte Laternen schaukelten, welche abends theils glühende Lobeserhebungen, theils für die andere Partei bissige Epigramme zeigten. Wurden sie an dem einen Abend von der Gegenpartei herabgerissen, so strahlten sie am andern um so heller, in desto größerer Anzahl und mit noch übertriebeneren Lobsprüchen oder heftigern Beschuldigungen. Abends zog man, hier das Buchananlied, dort die Fremontmarseillaise: „Hört sie, der Grenzer wilde Horden", anstimmend, in großen Schaaren durch die Stadt, einige Neugierige an der Spitze und am Ende wie an den Seiten, welche die ruhig vorbeigehenden Zuschauer zwangen, sich dem Zuge anzuschließen, bald die entfliehenden Theilnehmer der Colonne zurückholten, und sie in der Mitte zu bleiben nöthigten, um am nächsten Morgen die Zahl der Theilnehmer in der betreffenden Parteizeitung noch mehr übertreiben zu können. Oft wenn sich zwei solche Haufen begegneten, kam es zu Schlägereien, nicht selten griff man zu Bowiemesser und Revolver, wobei dann gewöhnlich die Unschuldigen den Kürzern zogen. War alles vorbei, so erschien nach alter Väter Sitte die pflichtgetreue Polizei, die sich bis dahin an den Wänden herumgedrückt hatte, nahm den Thatbestand auf und sorgte für das Fortschaffen der Verwundeten.

Nach manchen Scharmützeln kam es endlich zur großen Schlacht. Zwei der großartigsten Demonstrationen folgten sich rasch aufeinander und bei der einen sollte ich unbedeutender Kellner sogar mit thatsächlich eingreifen. Die Demokraten veranstalteten einen der glänzendsten Fackelzüge, die ich je gesehen habe. Die Fleischermeister, die sich so auch neulich zu Berlin beritten gezeigt haben, eröffneten ihn zu Pferde, ihnen folgten Transparente, fliegende Fahnen, Musikzüge, Gegenstände aus dem gewerblichen Leben, die man als Symbole, als Parteizeichen benutzte, unter denen sich ein großes, mit bunten Laternen, Flaggen und Wimpeln reich decorirtes Schiff, die Hoffnung darstellend, die sich an Buchanan's Namen knüpfte, vortheilhaft hervorhob. Darauf kam der unabsehbare Demokratenzug, Fackeln und Laternen tragend, manchmal unterbrochen von Musikchören, ein Zug, der den Broadway, die Bowerie, Nassaustreet und mehrere andere der schönsten Straßen Neuyorks durchwanderte, die

er endlich vor einem Hotel, dessen Name mit entschwunden ist, Halt machte. Die gesammte Musik spielte vor dem prächtig illuminirten Hause ein das unvermeidliche Yankee doodle ab und begann darauf das Buchananlied, in welches sofort die [illegible] Demokraten, denn soviel mochten sich wol bei dem Zuge freiwillig oder nicht freiwillig betheiligt haben, einstimmten. Inzwischen tönten die Kanonenschüsse, die von Zeit zu Zeit aus einigen vor dem Hause aufgefahrenen Geschützen abgefeuert wurden, zischten Raketen und Leuchtkugeln in steter Aufeinanderfolge durch die Luft. Plötzlich aber entstand ein Laufen und Drängen nach der einen Seite hin, es erhob sich ein Gebrüll, das wie bald von trockenrauchenden, bald von wuthschnaubenden Mannern zu kommen schien.

„Hurrah for Fremont!" „Buchanan for ever" solche Rufe tönten aus dem Menschenknäuel, der sich in eine blutige Schlägerei verwickelnd den Broadway hinunterzog. Es war jetzt eben „beleuchtet von den Fackeln der Demokraten", wie sich am andern Morgen ein republikanisches Blatt ausdrückte, die telegraphische Depesche von der Erwählung Fremont's zum Präsidenten im Staate Iowa angekommen. Das hatte die Gemüther der Demokraten erbittert, die ihrem Unmuth auf amerikanische Weise Luft machten.

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

Die Termiten.

Von Fr. Feierabend.

II.

Hat irgendjemand den Bau verletzt, so stürzen sich sämmtliche Arbeiter sofort in das Innere derselben zurück; aber wüthend und ungestüm dringen die Soldaten aus der verletzten Stelle hervor. Sie schwingen ihren Kopf wie eine Keule, schlagen die mächtigen Kiefer kampfesmuthig und erbittert aufeinander und suchen den Feind, den sie nicht zu sehen vermögen. Der eine Soldat drängt in seinem Eifer den andern; oft stürzen sie einander aus zu großer Eile kopfüber vom Bau herunter. Wehe dem Feinde, der in den Bereich ihrer Kiefer kommt! In blinder Wuth ergreifen sie ihn und eher lassen sie sich stückweis zerreißen, ehe sie den einmal ergriffen Feind wieder verlassen.

Diese Wuth und Bissigkeit der Soldaten macht es dem Forscher so außerordentlich schwierig, einen Termitenbau im Innern zu betrachten. Er muß manche kleine Wunde geduldig ertragen, muß sich von den dickköpfigen, zähen Thieren manchen Tropfen Blut abzapfen lassen, ehe es ihm gelingt. Selbst durch den Strumpf und ein dünnes Beinkleid dringen ihre Kiefer und ein blutiger Fleck in ihnen bezeichnet die Stellen ihres Angriffs.

Hat sich der Feind zurückgezogen, ist der Bau von den Tapfern siegreich vertheidigt, der Staat gerettet, so bleiben sie noch eine Zeit lang in dichten Scharen auf der Breche. Dann ziehen sie sich zum großen Theil in den Bau zurück und auf ihr Pochen erscheinen nun die Arbeiter mit Mörtel und Baumaterial beladen, um den Schaden wieder auszubessern. Stolz schreiten einzelne Soldaten unter ihnen umher, treiben sie zur größten Eile an und zusehends wächst das Werk, so klein auch der Bauherr sein mag, den jeder einzelne Arbeiter herbeibringt. Wo aber Hunderttausende so fleißig ans Werk gehen, wo keiner den andern hetzt, wo die kleinen Füße sich so geschäftig schnell regen, da muß das Werk gefördert werden und wurde auch nur Sandkorn an Sandkorn gereiht.

Erscheint der Feind von neuem, so ziehen sich die Arbeiter wieder rasch zurück und die Soldaten stürzen mit derselben Wuth und Erbitterung wie das erste mal hervor.

Ja, es ist ein wunderbar geschäftiges Leben und Treiben in einem solchen Termitenhaufe. Weiß es nur Thiere sind, wie so fleißig, geordnet und friedlich leben, blicken wir von der Höhe unseres menschlichen Standpunktes verächtlich auf sie und würdigen sie kaum einer nähern Betrachtung. Wer vermag es aber mit Bestimmtheit zu leugnen, daß nicht auch in diesem kleinen Staate Freude und Leid wohnt? Wer weiß, ob nicht auch dort wie bei uns Menschen die Arbeiter unter der erdrückenden Last ihrer Sorgen und Mühen seufzen? Oder können wir Menschen allein seufzen, nur weil unsere Brust größer ist? Wer weiß, ob nicht auch dort wie bei uns nach einem muthig errungenen Siege sich die Tapfern ihrer Thaten rühmen und die Stunden der Muße ausfüllen mit Erinnerung und Erzählen!

Sage nicht, daß sie keine Sprache haben, nur weil wir sie nicht verstehen, weil sie anders sprechen als wir Menschen. Es gibt auch eine Sprache ohne Wörter, ohne Grammatik und ohne Wörterbücher. Trete hin an den Bau einer Termitencolonie! Hört, wie der kleine dickköpfige Soldat trotzig die unermüdlichen Arbeiter zu noch

großer Eile antreibt! Hört, wie alle sofort auf sein Pochen durch lautes Picken antworten! Seht, wie sie sich noch geschäftiger rühren, und dann leugnet, daß die Termiten auch ihre Sprache haben, die sie verstehen, durch welche sie sich einander verständlich machen!

Ihr schüttelt auch jetzt noch ungläubig den Kopf, ihr nennt dies alles Instinct und glaubt es damit abgethan zu haben. Für euch wol, weil ihr nicht wißt, was Instinct ist und wie unendlich viel ihr selbst durch seinen Antrieb thut und denkt. Weil ihr nicht ahnt und auch nicht ahnen mögt, daß in Mensch und Thier eine gemeinsame Kraft thätig ist, daß der Mensch mit seinen Tugenden und seinen Schwächen noch tief im Thierreich wurzelt und daß das Thier in mehr als einer Beziehung bis an die Grenze hinaufreicht, wo die Menschwerdung beginnt!

Bisjetzt haben wir auf den kunstvollen und riesig kühnen Bau der Termiten nur einen flüchtigen Blick geworfen, und doch ist er vor allem geeignet, die Aufmerksamkeit zu fesseln und das Interesse zu erregen. Wir haben ihn riesig genannt und er ist es in der That im Verhältnis zu seinen Erbauern. Das größte Werk von Menschenhänden schwindet im Vergleich mit ihm fast zu einem Nichts. Wir staunen über die Pyramide des Cheops, welche als das größte Denkmal von Menschenhänden für die Ewigkeit bestimmt zu sein scheint. Hunderttausend Menschen, welche sich, wie uns Herodot erzählt, alle drei Monate abwechselten, mußten in arabischen Steinbrüchen Zeiten zu diesem Riesenbau ausbrechen, behauen und bis an den Strom schleifen. Zehn Jahre waren erforderlich, um den Hügel, der als Grundlage dienen sollte, aufzuschichten und die unterirdischen Gemächer zu erbauen. Hunderttausende von Menschen waren daran beschäftigt und doch waren noch 20 Jahre nötig, um den nackten Steinkolos zu vollenden, dessen 203 terrassenförmige Steinschichten eine Höhe von 450 Fuß erreichten und dessen Basis 716 pariser Fuß auf jeder Seite mißt.

Das Auge schwindelt, wenn es von der Höhe dieser Pyramide herabblickt in das Land; das Ganze dieses riesigen Baues macht auf den Menschen einen überwältigenden, mächtig ergreifenden Eindruck — und doch, wie gering, wie klein ist er im Vergleich mit einem Termitenhügel! Welt und die größten derselben nur 12 Fuß hoch, mit breiter Basis, aber wir dürfen zur Beurtheilung derselben nicht den Menschen als Maßstab annehmen, sondern müssen ihn nach seinen kleinen, kaum einige Linien langen Erbauern benennen. Wollten die Menschen eine Pyramide erbauen, welche im Verhältnis gleich groß ist, so müßte diese die ungeheure, schwindelnde Höhe von fast 3000 Fuß erreichen. Es wäre keine Pyramide mehr, sondern ein Berg, der an Höhe und Größe dem Brocken fast gleichkäme.

Und wie manches Jahr würde dahinschwinden, ehe ein solcher Bau, wenn er überhaupt möglich wäre, vollendet sein würde! Wie manches Menschenleben würde dabei zu Grunde gehen und darüber hinsterben, während die Termiten kaum ein Jahr nötig haben, um ihren Hügel zu vollenden.

Man nennt die Menschen das Titanengeschlecht der Erde, weil ihr Geist mächtig und unerschöpflich ist; aber bis zu einem solchen Werke hat sich nicht einmal der kühnste Geist verstiegen.

Und läßt sich überhaupt eine Pyramide mit einem Termitenhügel vergleichen? Jene ist ein nutzloser Steinkolos, der nur zum Beweise dient, wie thöricht und groß der Despotismus eines Königs sein kann, dieser ist dagegen voll lebendigen, thätigen Lebens, die Wohnstätte für ein ganzes kleines und ruhiges Volk, kühn und kunstvoll erbaut.

Da reihen sich Gemächer an Gemächer, deren schlank und frei gewölbte Kuppeln ein architektonisches Kunstwerk sind. Da ist nichts ohne Zweck und Nutzen, nichts, von dem man sagen könnte, dies müßte besser und praktischer sein. Da führen Brücken vom Zimmer der Königin bis zu den höchsten Vorrathskammern, mit denen sich kein menschliches Werk vergleichen läßt. Sie sind oft vier bis fünf Fuß hoch und breit und kühn gewölbt. Tausende von Arbeitern können schwerbeladen darüber hinwegschreiten und nimmer werden sie in ihren Grundfesten erschüttert, wie auch Ost gegossen stehen sie da.

Ein Termitenhügel ist so fest erbaut, daß ihn ein Mensch, ja selbst ein Rind besteigen kann, ohne durchzubrechen. Selbst mit einer Axt erfordert es einige Mühe, um eine Oeffnung hineinzuschlagen, und selbst ein schwerbeladener Wagen ist nicht im Stande, einen solchen Hügel vollständig zu erdrücken.

Das Material, aus welchem er aufgeführt ist, besteht meistentheils aus Lehm. Dieser wird von den Arbeitern in kleinen Klumpchen zwischen den Kiefern herbeigetragen und mit denselben gehörig durchweicht. Zugleich befeuchten sie ihn mit einer

lerartigen Klebrigkeit, welche sie aus Drüsen ausscheiden, und daher kommt es, daß ihre Bauten eine solche Festigkeit und Zähigkeit besitzen, daß selbst die heftigen und anhaltenden Regengüsse in den Tropenländern sie nicht aufzulösen und zu vernichten vermögen.

Ein anderes Werkzeug als ihre Kiefer und ihren Kopf haben die Termiten nicht; damit sind sie aber außerordentlich geschickt. Die Gemächer und Röhrengänge sind inwendig so glatt und geebnet, als ob sie poliert wären. Ihre äußere Seite ist meist rauh.

Die Mitte des ganzen Hügels und damit auch zugleich die am meisten geschützte Stelle nimmt das Zimmer der Königin ein. An dieses schließen sich, durch kleine Röhrengänge verbunden, die sogenannten Wochenstuben. Es sind kleinere und niedrige Gemächer, in denen die von der Königin gelegten Eier zunächst niedergelegt werden. Dann kommen andere Zimmer, die theils mit Puppen, theils mit den bereits weiter entwickelten Eiern oder mit jungen Nymphen erfüllt sind. Die Verbindung der einzelnen Gemächer durch Röhrengänge gewährt noch den Vortheil, daß bei nahender Gefahr die Röhren schnell verstopft und so alle einzelnen Räume abgeschlossen werden können.

Zur Gründung eines solchen Hügels wählen sich die Termiten einen Ort aus, der weder der Sonne allzu sehr ausgesetzt, noch zu feucht ist, denn der ganze Boden unter dem Bau muß einige um denselben in mit zahlreichen, nach allen Richtungen hinauslaufenden Röhrengängen erfüllt, von denen die größten 12 Zoll weit sind.

Wir staunen, wenn wir von den römischen Kloaken lesen, die so hoch und weit waren, daß ein Reiter zu Pferde durch sie hindurchreiten konnte; wir staunen, wenn wir das Labyrinth von Kanälen, Kloaken und Röhren erblicken, welche wie eine unterirdische Welt unter den Straßen Londons verborgen sind — was ist dies alles gegen die Röhrengänge unter einem Termitenhügel! Wären die römischen Kloaken im Verhältniß gleich groß gewesen, so hätten sie müssen 300 Fuß weit sein.

Und welches Leben herrscht Tag und Nacht in diesen Gängen! Tausende kehren, mit Beute und Nahrungsmitteln schwer beladen, heim, Tausende gehen aus, sie zu suchen. Es ist ein fortwährendes, lebendiges Treiben, ein scheinbar wirres Durcheinanderlaufen, und doch herrscht überall die größte Ordnung und Regelmäßigkeit, ohne Straßenpolizei und Wächter, ohne Gasbeleuchtung; denn, wie bereits erwähnt ist, sind die Arbeiter und Soldaten blind und arbeiten stets im Dunkeln.

Mit einem wunderbar scharfen Instinct wittern es die Termiten, wenn sich in der Nähe Nahrungsstoffe für sie befinden. Ehe sie indeß zu denselben gelangen, bauen sie einen, in der Regel nur federspuldicken Röhrengang dahin. Ihr Grundsatz bei solchen Röhrenbauten ist: „Der gerade Weg ist der beste, weil er der kürzeste ist;“ und mit außerordentlicher Geschicklichkeit und unverdrossener Mühe wissen sie die meisten Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Hindert sie aber ein großer Stein oder ein Bach, so bauen sie einen kühn und schlank gewundenen Röhrenbogen darüber hinweg, ohne Gerüst, ohne ein anderes Material als Lehm. Was ist die Drahtbrücke, welche über den Niagara oberhalb seines Falles gespannt ist und soviel von sich reden gemacht hat, für ein kleinliches Werk gegen einen solchen Bogen!

Beachtet man eine solche Röhre, während sie von den Termiten gebaut wird, so bemerkt man kaum, daß von den fortwährend ab- und zulaufenden Arbeitern stets neues Material herbeigetragen wird, und doch wächst die Röhre unter den Augen. In einer Stunde wird sie gewöhnlich 2 Zoll lang weiter gebaut, in einer Nacht aber zuweilen 2—3 Ellen.

Es gibt wunderbare Beispiele von der Geschicklichkeit, dem Instinct und der Ausdauer der Termiten. Um zu einem Mehlsack zu gelangen, der in einem Zimmer stand und von unten wohl verwahrt war, drangen sie durch die Decke des Zimmers und führten von dort aus eine senkrechte Röhre gerade auf den Mehlsack herab, durch welche sie nun leicht zu denselben gelangen konnten. Um sich indeß das Aufsteigen und Herabschaffen der Beute zu erleichtern, bauten sie noch eine zweite Röhre, welche von dem Mehlsacke aus in spiralförmigen Windungen zur Decke führte.

Um sich der Früchte, welche auf einem Teller liegen, zu bemächtigen, dringen sie durch den Tellerboden, aber genau an der Stelle, wo die Füße des Tellers denselben berühren, dringen in dem Boden in die Höhe, höhlen das Innere der Teilerplatte aus, dringen genau wieder an der Stelle, wo die Früchte liegen, durch die Masse und höhlen die Früchte aus. Sie lassen stets die dünne äußere Decke unberührt. So kann der

ganze Tisch, sonnen alle Früchte vollständig ausgehöhlt sein, ohne daß es von außen zu bemerken ist, und die Ueberraschung ist deshalb eine um so größere, wenn der ganze Tisch bei geringem Anstoß in tausend Trümmer zusammenbricht.

In einem Hause waren sie in ein Zimmer gedrungen, wo zugleich eine Anzahl mit Wein gefüllter Flaschen lagen. Wie von allen andern verzehrbaren Gegenständen, hatten sie auch die Korke der Weinflaschen verzehrt und ausgehöhlt. Um aber das Ausfließen des Weins zu verhüten, hatten sie an der innern Seite der Korke eine ungefähr eine Linie starke Schicht unberührt gelassen. Hierdurch wurde der Wein zurückgehalten, der ihnen sonst verderblich geworden wäre.

So nützlich die Termiten auch in den Tropenländern dadurch werden, daß sie alle abgestorbenen Stoffe, welche in dem heißen Klima rasch in Verwesung übergehen und die Luft verpesten, in kurzer Zeit aufräumen und vernichten, ebenso schädlich werden sie, wenn sie sich der menschlichen Wohnungen bemächtigen. Sie scheinen namentlich alle Werke von Menschenhänden, welche sich zernagen lassen, für nutzlos und abgeworfene Stoffe zu halten, denn mit erhobenen Hinterleibe fallen sie darüber her. Am verderblichsten werden sie für die Gebäude. Alles Holzwerk in denselben, selbst die mächtigsten Balken zernagen sie von innen und höhlen sie äußerst geschickt aus.

Wie bereits erwähnt, lassen sie stets eine angeblich eine Linie dicke Schicht unberührt, und es ist deshalb von außen nicht zu bemerken, daß das Innere bereits vollständig ausgehöhlt ist. Oft hat der Besitzer eines Hauses keine Ahnung davon, daß dasselbe von Termiten angegriffen ist; denn keine Spur hat ihm dieselben verraten, und doch sind vielleicht Hunderttausende dieser Thiere in dem Holzwerk desselben eifrig beschäftigt und sämmtliches Gehälk ist bereits dermaßen ausgehöhlt, daß jeden Augenblick ein Zusammenbrechen des Hauses zu befürchten ist.

So ist manchem Reisenden ein Rathsel gewesen, wie indische Dörfer, welche er kaum ein Jahr zuvor durchreist hatte und welche von ihren Einwohnern seitdem verlassen waren, so rasch und gänzlich vernichtet waren. Daß sie nicht durch Feuer oder Wasser zerstört waren, zeigten ihm einige Ueberreste. Er dachte nicht daran, wieviel eine Termitencolonie, wenn sie ungestört bleibt, in einem einzigen Jahre ausrichten und zu zerstören vermag.

Schon Plinius erzählt, daß ein große Städte von kleinen Thieren zerstört seien, und Herodot berichtet, daß die Stadt Gert Gnebru von Ameisen zerstört und deshalb später Ameisenstadt genannt worden sei. Gewiß hatten beide Schriftsteller die Termiten im Auge.

Besonders in die Augen fallend wurden die Zerstörungen, welche die Termiten anzurichten im Stande sind, erst, seitdem sie sich in einem Departement Frankreichs, in der Charente inférieure, namentlich dort in den beiden Städten Rochefort und Larochelle, und außerdem in den Gewächshäusern von Schönbrunn bei Wien eingebürgert hatten. Nach Rochefort waren sie wahrscheinlich mit Schiffen oder Waaren aus tropischen Ländern übergesiedelt, nach Schönbrunn sind sie durch brasilische Gewächse unbemerkt gebracht worden.

In den Treibhäusern des schönbrunner Gartens wurden sie zuerst in den zwanziger Jahren bemerkt. Sie hatten sich vorzugsweise in der Lohe, in welche die Holzkübel mit den Pflanzen eingesenkt waren, dann in dem Holze dieser Kübel und auch in dem Holzwerke und dem Gehälfe des Treibhauses eingenistet. Sobald sie entdeckt wurden, wurden die Kübel und die Lohe sofort entfernt. Im Jahre [illegible] mußte aber auch eins der größten Gewächshäuser niedergerissen werden, weil sein Holzwerk von den Termiten dermaßen zernagt und ausgehöhlt war, daß es dem Einsturz nahe war. Seitdem hat man sie fortwährend sorgsam im Auge behalten, um jedes Ueberhandnehmen derselben zu verhüten. Eine vollständige Ausrottung ist indeß nicht möglich gewesen.

Ungleich verderblicher sind sie in dem Departement der Charente aufgetreten. Wann sie dort hingekommen, ist nicht bekannt. Als man zuerst auf sie aufmerksam wurde, geschah es durch die gewaltigen Zerstörungen, welche sie im Stillen und Geheimen angerichtet hatten.

In Rochefort stürzte in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts plötzlich ein unbewohntes Haus ein. Alles Holzwerk desselben war von Termiten gänzlich zernagt. Zugleich nahm man mit Schrecken wahr, daß sie sich auch bereits in den Nachbarhäusern verbreitet und dieselben zum Theil zernagt hatten.

Jetzt wurde auch die Obrigkeit darauf aufmerksam. Die von den Termiten angegriffenen Häuser wurden niedergerissen, alle möglichen Mittel wurden versucht, diese gefährlichen Thiere zu vernichten — sie erwiesen sich alle als unzureichend. Je weiter die Untersuchung schritt, um so größer zeigte sich der Schaden, den sie bereits

angerichtet hatten. In dem Marinearsenal lag ein großer Vorrath von Eichen, welche zum Bau von Kriegsschiffen bestimmt waren, aufgestapelt; sie waren sämmtlich von den Termiten zernagt und ausgehöhlt, selbst die öffentlichen Gebäude waren bereits angegriffen.

Um die Archive der Marine und andere minder große Gegenstände vor diesen Thieren zu sichern, blieb nichts anderes übrig, als sie in Metallkisten aufzubewahren. Diese sind natürlich für die Kiefern der Termiten zu hart, obschon ein Magazinaufseher auf Java naiv genug war, eine Anzahl Stabeisen und Metallglocken, welche er veruntreut hatte, als sie vermißt wurden, den Termiten aufzubürden, die vielleicht gutwillig genug gewesen waren, ihn schon öfter aus einer ähnlichen Verlegenheit zu befreien.

Unter Napoleon war ein Kriegsschiff, „Le Tonnis", erbaut. Dasselbe mußte bereits im Jahre 1829 auseinandergeschlagen werden, da fast sein sämmtliches Holzwerk dermaßen von den Termiten zernagt war, daß das Schiff nicht mehr im Stande war, sich über dem Wasser zu halten.

Seit dieser Zeit haben sie sich, trotz aller Bemühungen, sie auszurotten, mehr und mehr über die ganze Charente verbreitet und kommen dort jetzt fast in allen Städten und Dörfern vor. Das einzige Hülfsmittel, um sie von den Gebäuden möglichst fern zu halten, ist, diese, soweit es geht, nur aus Steinen aufzuführen. Selbst an das kältere Klima haben sie sich jetzt vollständig gewöhnt, da selbst die härtesten Winter ihre Zahl nur unbedeutend vermindern.

Sie lieben im allgemeinen, möglichst ungestört zu sein, haben sich aber jetzt vollständig an das lebhafteste Geräusch der Städte gewöhnt. Ein Schmied in Rochefort sah eines Tags plötzlich seinen Amboß, an welchem er Tag für Tag arbeitete, unter den Schlägen des Hammers weichen. Der Klotz, auf welchem er befestigt war, spaltete und da fand sich, daß er von Termiten fast gänzlich zernagt und ausgehöhlt war.

Außer Rochefort sind sie vorzugsweise in Larochelle sehr verbreitet. Fast alle Gegenstände, Kleidungsstücke, Linnen u. dergl. können nur durch metallene Behälter vor ihnen geschützt werden. Welche Anstrengungen sie machen, um zu einer Beute zu gelangen, möge ein Fall aus Larochelle darthun. Um zu einer mit Wachslichtern angefüllten Schachtel, welche im zweiten Stockwerk stand, zu gelangen, bauten sie einen Nebengang von der Erde bis ins zweite Stockwerk und fraßen dann die Dochte in den Lichten einige Zoll tief aus.

In Europa sind Termiten nur in Schönbrunn bei Wien, in der Provence und an der Westküste Frankreichs, namentlich in dem Departement de la Charente inférieure, in Sardinien und Spanien. In Asien, Amerika und Afrika finden sie sich in allen Ländern eines warmen und milden Klimas.

Wir haben hier vorzugsweise nur eine Termitenart, deren Bau und Lebensweise geschildert, weil diese die interessanteste und am weitesten verbreitete ist. Bisjetzt kennt man ungefähr 120 verschiedene Termitenarten, von denen indeß nur noch 40 Arten jetzt existiren. Die übrigen 80 sind fossile Arten, welche sich noch vorzugsweise im Bernstein, im Copal u. s. w. befinden. Von den noch lebenden Arten gibt es in Europa drei, in Asien, soviel bisjetzt bekannt ist, sechs Arten. Die übrigen kommen auf Amerika und Afrika.

Unmittelbar benutzt werden die Termiten ungefähr in derselben Weise und Ausdehnung wie die Heuschrecken. Man füttert Schweine und Hühner damit und auch die Eingeborenen Brasiliens, Afrikas und Indiens genießen sie roh und gebraten. Was genießt der Mensch nicht alles!

In Südamerika wird die Erde der Termitenhügel benutzt, um Gefäße daraus zu bilden; in Südafrika dient sie häufig als Brennmaterial.

Einen andern und bedeutend größern Nutzen haben diese kleinen Thiere aber noch geschafft und schaffen ihn immer noch durch ihr wunderbar geordnetes, thätiges und sinniges Leben; durch die Kühnheit und Kunstfertigkeit ihrer Bauten können sie dem Menschen als Vorbild dienen, als eine stille Sprache der Natur, die aber dennoch für ein sinniges und williges Ohr laut genug ruft: „So könntet ihr Menschen auch leben, wenn ihr nicht zu stolz wärt, uns kleinen Thieren nachzuahmen! So könntet ihr auch leben in friedlicher Eintracht und Ordnung, wie sie das Goldene Zeitalter nicht schöner verheißt! Ja, so könntet ihr leben — wenn ihr nicht eben Menschen wärt!"

Der letzte Spaziergang um die Bastei in Wien.

I.

Die Basteien, die alten Schutzmauern Wiens und Europas, deren Wälle einst mit dem glorreichen Muthe der Wiener das Abendland vor dem alles überflutenden Islam und den Verheerungszügen seiner Bekenner retteten; dieser runde Ring, der

die Stadt einschließt und ihre Erweiterung gehemmt hat, wird nach dem Willen des Kaisers gesprengt und Wien so eine andere Gestalt gewinnen.

Oft hat man Wien mit einem aufgespannten Schirm verglichen, um dessen Centrum, die alte Stadt, sich 34 Vorstädte ausdehnen; aber es gleicht mehr noch einer Frau, die, eine Cybelenkrone auf dem Haupte, ihren weiten Mantel rundum flattern läßt. Nun sollen alle Glieder ebenmäßig in gleicher Pracht strahlen und die Einbildungskraft zaubert nie gesehene Wunder hervor, um selbst ein Wunderwerk zu schaffen.

Unsere Zeit, die so reich an weittragenden Gründungen ist und über himmelanstrebende Berge Eisenbahnen, über die reißendsten Flüsse Brücken führt, so die bald bis in die entferntesten Weltgegenden ihren gedankenschnellen Botschaftsträger senden wird, kann noch immer nicht „Häuser aus dem Boden stampfen". Noch muß sie zu denselben Stein auf Stein fügen und mit dem Fundament beginnen, soll eine Spitze sich darauf erheben. Rechnen wir alle selbst auf frühere Jahrhunderte jetzt nur Jahrzehnde, so wird noch eine lange Zeit vergehen, ehe wir alle die Kunsttempel, Paläste und glänzenden Häuserreihen erblicken werden, von denen man jetzt träumt. Nur das Nivellirungsinstrument sehen wir schon, das unbarmherzig hinwegeilt über alle die schönen und historischen Plätze, und das damit beginnt, die Bastei, die eine Promenade gewährt, die keine andere Residenz so lohnend bietet, zu vernichten. Noch unter Karl VI. war zu einem Gange über die Bastei ein besonderes Glaubensschreiben der Fortificationsbehörde nöthig. Erst Kaiser Joseph II. gab nach seinem Antritt der Mitregentschaft den Zutritt zu den Bastionen frei.

In einer kleinen Stunde kann man den Rundgang auf derselben machen, der jeden Geschmack befriedigen muß, denn er kann dem Naturfreunde wie dem Hüstoriker, dem Künstler wie dem Flaneur gleich genügen; und da er bald auf immer unmöglich wird, wollen wir noch einmal die Aussicht betrachten, die er gewährt.

Wir gehen durch das Burgthor, eine Nachahmung der Propyläen, das 1824 von Peter Nobili erbaut wurde. Es ist im grösseren Stil wie das Brandenburger Thor in Berlin ausgeführt, aber nicht so rein in den Verhältnissen, macht es auch einen weniger großartigen Eindruck. Die fünf Durchgänge, von dorischen Säulen getragen, eröffnen eine reiche Perspective. Aber nicht dahin, wo alle, Fußgänger und glänzende Equipagen, Fiaker und Stellwagen eilen, lenken wir unsere Schritte, sondern rechts, auf sorgfältig gepflegten Wegen, bei Rasenplätzen vorbei, die sich zu beiden Seiten der Burg hinziehen und aus denen sich herrliche Blumenbosquets erheben, bis zu der von Hecken umgebenen Terrasse, die zur Bastei führt. Aber wir besteigen sie noch nicht, wir wollen erst den nebenan gelegenen Volksgarten sehen, der 1823 dem Publikum eröffnet wurde und der bei günstigem Wetter immer eine bunte, heitere Menge vereint. An seinem Eingange kann man schon sein Ende erblicken, und doch steht hier der Theseustempel, welcher, dem gleichnamigen in Athen nachgebildet, Canova's berühmte Gruppe: Theseus' Sieg über den Centauren, enthält. Links ist im Garten noch ein Gärtchen abgetheilt, um das sich im Halbrund eine Säulenhalle zieht, in der sich eine Restauration befindet. Auf dem freien Platze in der Mitte erhebt sich ein offener Pavillon, der eigentlich ein Tempel Apollo's genannt werden kann; denn hier läßt sein Junger Strauß zwei- bis dreimal wöchentlich seine Zauberklänge erschallen, die das Publikum in solcher Menge herbeilocken, daß der Raum es kaum zu fassen vermag. Damit aber jeder Kunstgeschmack hier ein Genüge finde, kann man noch links in einem großen Gartensalon die Ausstellung des Aeltern Kunstvereins betrachten. Wir haben heute nicht Muße, Kunstwerke zu bewundern, wir durchstreifen nur flüchtig die schattigen Alleen des Gartens, die durch liebliche Kinder mit ihren Bonnen belebt werden, und gehen den Weg zurück und über die Terrasse, welche zugleich die Auffahrt zur Kaiserburg bildet, die durch ihre Größe allein imponirt, auf die Bastei. Eine kurze Strecke bietet sich keine Aussicht ins Freie, denn links zieht sich unten der Volksgarten hin und rechts stehen großartige Gebäude. Vor dem Palais des Prinzen Wilhelm schaut der Thurm der Minoritenkirche hervor, die, 1276 von dem Böhmenkönige Ottokar gegründet, das schönste Portal und das größte Mosaikgemälde besitzt. Das fürstlich Liechtensteinsche Majoratshaus liegt gegenüber dem Paradiesgärtchen, ein Lieblingsplätzchen der echten Wiener aus allen Klassen; wir aber gehen nicht hinein, sondern bleiben auf der Bastei, an deren Ringmauern wir nun treten. Welch herrlicher Anblick bietet sich uns dar!

Ueber uns ein weiter Horizont, unter uns Wiesen und Baumpartieen, im Hintergrunde eine

reizende Landschaft, über die hinweg sich eine Gebirgskette zieht — und doch sind wir in der Mitte einer großen Stadt! . . . . Wir schauen schwindelnd in den Stadtgraben hinab, den hohe Pappelalleen zieren und an dessen Rande sich das Glacis in weiten Kreisen bis zur Vorstadt erstreckt. Es ist mit Fahrenden und Fußgängern bedeckt und bildet, von Alleen durchschnitten, einen Park, der um die Stadt fast bis zu den Ufern der Donau sich hinzieht. Seine großen Wiesenflächen sind der Tummelplatz für die Jugend und jene schattigen Plätze der Ruhepunkt für Alte und Ermüdete. Verschwinden werden nun alle die schönen Alleen, wo an warmen Sommerabenden so manches schwärmerische Paar lustwandelte, verschwinden jene Bänke mit einsamen Philosophen und sich sonnenden Müßiggängern! Wo werden nun diejenigen sich ein Rendezvous geben, welche die Hartherzigkeit nennt oder für deren Verhältnisse nur die tiefen Schatten passen, die hier herrschen? Es liegt etwas Ernüchterndes in dem Gedanken, daß auf die Stelle aller dieser Herrlichkeiten und dieser poetischen Zufluchtsörter Pflastersteine und Häuser kommen sollen!

Aber ein Trost bleibt; keine Gebäude können die Aussicht decken, die wir gegen Südost haben. Ueber die Paläste der Vorstädte steigt ein grüner Gebirgszug in die Höhe, der sich an die hier nicht sichtbare Donau lehnt. Der Leopolds- und der Kahlenberg glänzen uns entgegen und wir können auf dem Gipfel des einen noch die Ruinen von dem Schlosse sehen, das der Sitz des ersten Regenten, nach Hasselbach so groß gewesen sein soll, daß es einen Herrn von königlichen Schätzen verkündigte. Sie blicken aus anmuthigem Waldesgrün hervor, und die Weinberge unterhalb, an die sich Wälder anschließen, werden von den Dächern der Vorstädte bedeckt. Weiter nach Süden, mehr im Vorgrunde, steht, in tiefes Grün getaucht, der Kobenzl. Aber nicht so nahe als sie scheinen, sind diese Berge — beliebte Vergnügungsorte der Wiener —, von deren Höhe man die Kaiserstadt wie den schönsten Punkt in diesem segensreichen Lande überblicken kann.

An diese Berge, welche eigentlich die Vorsprünge der ganzen Kette bilden, schließen sich die Höhenzüge des Wienerwaldes an, der, in südöstlicher Richtung auslaufend, bis zum Fuße der Grazer Alpen reicht. Bei ganz klarem Himmel sieht man über seinem Kamm in weiter Ferne die Spitze des Schneebergs. Die höhern Berge des grazer Gebirgs steigen am Horizont malerisch in die Luft. Zwischen ihren blauen Kuppen führt jene bewundernswerthe Eisenbahn, die ihre kühnen Bogen über die tiefsten Abgründe des Semmering wölbt, nach Italien. Wir befinden uns auf der Löbelbastei, auf heiliger Erde, die wir mit Ehrfurcht betreten müssen; denn die Mauern, die sie umgeben, sind mit Herzblut gekittet. Hier zeigt man noch die Stelle, wo bei der zweiten Türkenbelagerung 1683 Rüdiger von Starhemberg durch ausgezogene Ketten, durch Thürpfosten und Kerkergitter eine Brustwehr bildete, um den wiederholten Angriff des Großveziers Kara Mustapha abzuhalten. Aber obgleich seine Scharen, besonders von der jetzigen Stätte des Volksgartens bis zur Schottenbastei, Wunder von Tapferkeit und Ausdauer zeigten und er selbst dreimal des Tags und einmal des Nachts sich den feindlichen Kugeln bloßstellte, um durch seine Wachsamkeit, seine Ruhe in der größten Gefahr und seine unerschütterliche Zuversicht die Belagerten zu ermuthigen, war es doch den Türken gelungen, sich in dem Stadtgraben der Löbelbastei festzusetzen. Sie wurden von dort nach einigen Tagen vertrieben, aber sie eroberten den Burgravelin, von wo aus sie die Burg und die Löbelbastei mit verstärkter Gewalt beschießen und bestürmen konnten.

Um seine kaum mehr haltbare Stellung dem Herzoge von Lothringen mitzutheilen, sandte Starhemberg am 10. September bei einbrechender Nacht einen Boten zu ihm, der kühn über die Donau schwamm und ihm einen Zettel mit den wenigen Worten brachte: „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr! Ja keine Zeit mehr verlieren!" Aber da man nicht wissen konnte, ob der Bote sein Ziel erreicht hatte, ließ Starhemberg, um seine gefahrvolle Lage zu bezeichnen, Raketen und Leuchtkugeln zum Himmel aufsteigen. Zur tröstenden Antwort sah die hartbedrängte Stadt von dem Gipfel der nahen Berge eine Feuergarbe emporsteigen und hörte Kanonenschüsse, die von der Mölkerbastei erwidert wurden. Am andern Tage sah man zum Zeichen, daß das christliche Heer unter Sobieski auf der Höhe des Kahlenbergs angekommen war, eine rothe, mit einem weißen Kreuze geschmückte Fahne von dorther wehen.

So stößt man in Wien überall auf historische Erinnerungen, die aus alten Zeiten sind erhebend und schön, aber es drängt sich uns auch das Gedächtniß an jene Tage auf, die mit einer andern Belagerung endeten. Unten rechts auf dem

Glacis stand der Galgen, an den die Bildnisse derjenigen geschlagen wurden, deren man nicht habhaft werden konnte, und je weiter wir gehen, desto näher kommen wir der sogenannten Glendbastei. Der Name klingt verhängnißvoll, und bald will man mehr als den Witz des Zufalls darin erkennen, wenn man erfährt, daß wir uns hier in der Nähe des Stockhauses befinden.

Doch wenden wir den Blick lieber ins Freie und dem Alsergrunde zu. Hier liegt die große kaiserliche Gewehrfabrik, ehedem die Kirche des Schwarzspanier Ordens, dessen Kloster längst zum Wohnhaus umgestaltet wurde, in dem Beethoven starb. Durch die Alservorstadt, an dem berühmten Josephinum vorbei, dem gegenüber der Palast Dietrichstein liegt, über den das kolossale Staatsgebäude für Geisteskranke hervorschaut, führt der Weg nach dem beliebten Sommeraufenthalt Döbling, an den sich rechts Nußdorf, der Ladungsplatz der Donauschiffe, anschließt.

Neben der Alservorstadt ziehen sich die Vorstädte Brentenfeld, der Michaelbaiersche und Himmelpfortgrund hin. Hier hatten 1683 die Türken einen Theil ihres Lagers aufgeschlagen, aus dem sie am 12. September durch die christliche Armee vertrieben wurden. Bei ihrer ersten Belagerung Wiens, 1529, zerstörten sie die nahe gelegene Vorstadt, die durch die Ueberschwemmungen des nahen Alserbachs verwüstet lag, bis sie 1624 ihren Namen Thury von dem Erbauer des ersten Hauses hier empfing. Noch heute liest man auf einer Steinplatte derselben die Verse:

Wer Alters allhie ein Lust hatt, —
Welches Lichenau genannt,
Als man zelt 1529 Jahr
Von Turken zerstöret war,
Nunmehr, als man 1624 sagt
Johann Thury dies Haus erbauet hat.

In Lichtenthal, das seiner Lage zwischen zwei Hügeln und seinem Stifter, dem Fürsten von Liechtenstein, seinen Namen verdankt, steht die Kirche zu den heiligen vierzehn Nothhelfern, und in der Roßau die Kirche und das von Octavio Piccolomini 1638 begründete Servitenkloster, in dem der Hospodar der Walachei sein Hauptquartier nahm. Die Türken wagten nicht, die Gemälde darin zu beschädigen; sie hielten die Propheten auf denselben mit ihrem orientalischen Kopfputz für verwandt mit dem ihrigen. In dieser Vorstadt hielt der Fürst Hans Adam von Liechtenstein, der Freund des großen Eugen und der Vater der wohlthätigen Herzogin von Savoyen, einen fast königlichen Hof. Der englische Garten des Fürsten Liechtenstein ist dem Publikum geöffnet, wie die berühmte Bildergalerie, die sich seit 1808 in dem Palais befindet und zu der die prächtige, von Martinelli erbaute Marmortreppe hinaufführt. Während des Dreißigjährigen Kriegs erhielt die Gegend hier, die früher „Im obern Werd" genannt wurde, den Namen Roßau, weil sie, nur wenig von Fischern und Handelsleuten bevölkert, als Weideplatz für die Pferde des Schiffszugs der Donau benutzt wurde, welche hier in der Nähe einen Arm ergießt, der früher sein Bett am hiesigen Ufer erstreckte, an dem das Salz ausgeladen wurde, weshalb es noch heute „Am Salzgries" heißt. Hier liegt Mariastiegen, nach einer Sage zuerst als kleines Schifferkirchlein zu Unserer-Lieben-Frau hart am Strande entstanden, als unter dem großen Karl der Verkehr mit Byzanz angebahnt wurde. Viele Treppen führen jetzt zu ihr heran und nach dem Stephansthurm erhebt sich ihr siebeneckiger Wunderthurm mit seinen kleinen, zart durchbrochenen Spitzen am höchsten. Beim Salzgries, schon vor dem Fischerthor, trennt kein Glacis mehr die Stadt von den Vorstädten, sondern die Donau, deren Lauf wir in sanften Krümmungen bis an den Fuß der Berge verfolgen können; hier macht sie eine leichte Bucht, über die sich das Gebirge erhebt, und mitten in dem unruhigen Treiben einer glänzenden Residenz erschließen sich alle Zauber eines reichen Landschaftsbildes, das immer aufs neue überraschend und anziehend durch wechselnde Beleuchtung und das bunte Leben auf dem Flusse ist. Ueber ihn hinweg schwingt sich eine Kettenbrücke und etwas entfernt von ihr die große, 1819 erbaute Ferdinandsbrücke, die vom Rothen Thurmthor aus mitten in das Herz der beliebtesten und volkreichsten Vorstadt, der Leopoldstadt, führt. Auf der Rothenthurmbastei müssen wir verweilen. An Sonn- und Feiertagen fiel es schwer, in dem dichten Kranze von Zuschauern hier ein Plätzchen an der Wallbrüstung zu erobern. Von keinem andern Punkte eröffnet sich uns ein ähnliches Panorama, das zugleich einen solchen Gesammteindruck von der Großartigkeit Wiens gewährt.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Anregungen.

Bogumil Golz.

Ein Antiquitätenladen und Jean Paul's Papierkorb sind sich darin einander gleich, daß sie das Nächste und Entlegenste zugleich enthalten, nur keine Ordnung. In dem einen liegt neben einem Bruchstück von Caracalla's Thermen eine Sandale aus den thebaischen Königsgräbern, in dem andern bei einer Notiz aus Knigge's „Umgang mit Menschen" aufgeschrieben die Zahl der Teufel, welche um die Seele einer sterbenden Aebtissin schweben sollen.

Man durchblättert die großen Humoristen, man geht neugierigen, vielleicht selbst bewundernden Blicke durch Antiquitätenläden, aber man wird die einen so wenig fort und fort lesen, wie die andern in jeder Einzelheit durchsuchen.

Zu diesen Schriftstellern gemischten und wunderlichen Stils gehört auch Bogumil Golz; er hat seine eigene Weise, beinahe seine eigene Sprache, seine eigenen Zeitwörter und Verbindungen, die nie, in keinem Stil angetroffen wurden. Aber wie bei allen, ganzen Menschen ist dieser Stil der getreue Spiegel seiner Gedanken- und Empfindungswelt.

Launenvoll, zu Wunderlichkeiten, zu krausen Satzgefügen, wie Gefühlscombinationen geneigt, möchte Golz am liebsten nur dem Kindesalter eine objective Betrachtung der Dinge zuschreiben, den Stolz des Mannes aber darin setzen, nur Haß und Liebe daran zu erproben. Wer sich mit ihm einlassen will, muß seine persönlichen Freundschaften und Feindschaften opfern, muß sich blindlings, widerstandslos von ihm führen lassen durch Nesseln und Dornen, über Blumengefilde und zerrissene Felszacken, immer weiter, ohne Rast, ohne Ruh'. Ein Augenblick des Zauderns, der ruhigen Ueberlegung bricht sofort den Zauber dieses Schriftstellers; man erkennt wenigstens, daß man sich denn doch bei ihm in einem Irrgarten oder in einem Hexenkreise zwecklos umhertreibt.

Da, wo er den „romantischen, christlichen Germanen", verloren in polnischen Judenwirthschaften oder einsam unter den schmutzigen und unthätigen Nilschiffern, in seinen Wasserscheu vor der „elementaren Natürlichkeit", schilderte, war es leicht, seinem Zauber sich hinzugeben; es waren Schilderungen, Reiseeindrücke, Jugendaufzeichnungen eines „Kleinstädters", dem, wie allen Romantikern, historische Auffassung, überhaupt der Sinn der Geschichte fehlt. Anders steht es um sein neuestes Werk „Der Mensch und die Leute. Zur Charakteristik der barbarischen und civilisirten Nationen" (Berlin, Franz Duncker, 1858). In solchen Fragen hört denn doch die „Gemüthlichkeit", das bloße Begehren eines „civilisirten Christenmenschen" vollständig auf und die Forschung tritt in ihr Recht ein.

Welch ein Hochmuth des Humoristen, mit drei oder vier zusammengelesenen Notizen über Völker und Culturepochen abzusprechen, deren harmonische Ausbildung nie wieder erreicht worden ist! Die Italiener durch „scheußliche Züge von Grausamkeit und Gewissenlosigkeit" befleckt zu nennen, weil sie Tyrannen gehabt, als ob das deutsche Volk nicht zwei Jahrhunderte lang in seinen Hexenprocessen auch gegeizt, das es nicht nur aus Idealisten, sondern aus sehr „elementaren Naturalisten" bestehe! Allein der Streit darüber wäre vergeblich; Bogumil Golz, der erklärt, „über den elementaren Naturalismus in der Geschichte der Parteiungen könne man melancholisch werden" und das Studium der Parteikämpfe des alten Griechenland kaum „vor Verzweiflung an der menschlichen Natur und an aller Volksbildung zu Stande bringen" kann, wird sich selber nicht zum Geschichtschreiber berufen fühlen; er gibt nur seine paradoxen Ansichten über die Leute „zum besten".

Diesen Leuten, den schmutzigen Nilschiffern und Juden und Italienern, allen diesen „Menschen" stehe bei ihm der wahre Mensch, der „deutsche Ideal gebildete Christenmensch" gegenüber, er ist etwas von dem gerechten, vorbildlichen Menschen des Plato. In ihm hat sich Natur und Geist ausgeglichen, ist Einheit und Schönheit, Verstand und Harmonie. Wenn aber dieser „deutsche Christenmensch" auf die Weltbühne tritt, hatte er nicht genau so in Vorurtheilen und dem Staube der Endlichkeit wie die Fellahs in Aegypten oder die Bewohner der Gesellschaftsinseln? Durch eine tausendjährige Erziehung hat er andere, schönere, harmonischere Erscheinungsformen gewonnen, die ihn an die Spitze dessen gestellt, was wir die europäische Civilisation nennen, sein Wesen aber ist eins geblieben mit allen andern Sterblichen, es schillert und schimmert nur bunter. Oder waren die Deutschen nicht Barbaren, als Cäsar zuerst über den Rhein ging? Nicht bessere und schlechtere Barbaren als die Indianer Amerikas? Die Fellahs Aegyptens, diese beständige Stichblatt von den wilden und bittern Scherzen des „gebildeten Christenmenschen", diese Araber, haben sie nicht die halbe Welt wie im Fluge erobert, tausend und abertausend Städte gebaut, eine Cultur gegründet, die bis in die Bildung desselben „idealen Germanen" hineingewirkt hat, der sie jetzt eine „antidilettantische National-Schmutz-Züchterei" nennt? Freilich sind wir die Herren der Welt, aber nur dadurch, daß wir jede Cultur mit der unsrigen zu vereinigen, sie als fortwuchernde Samenkorn zu benutzen wußten, darum mögen wir im Hochmuth unserer „Ausbildung der Natur und des Geistes" uns von Negern und Chinesen, selbst von den verkommenen romanischen Nationen abwenden, aber Parias sind sie nicht, Barbaren immerhin, doch desselben Wesens wie wir. Der „gebildete Christenmensch" ist seiner einseitige, in den bezeichneten Ansichten von „Reinlichkeit" und „Spießbürgerlichkeit" aufgewachsene „Kleinstädter", der über jede natürliche Auf-

wallung der Leidenschaft erschrickt, weil er sie nicht besitzt, und die natürliche Grazie verwünscht, weil er sie nie erlangen kann; er begreift am besten die Stille und Ordnung, den Staat, wie er ist, und verlangt, „daß kein Privatgewissen das Recht haben soll, gegen das Dogma der Kirche aufzustehen," übrigens darf natürlich „kein menschliches Gewissen durch ein zweites torannisirt werden"

Wir geben zu, in diesem, an romantischem Humor überreichen Buche findet sich des Anregenden und zum Nachdenken Zwingenden vieles: Vogumil Golz ist vor allem ein geistreicher, faustischer Schriftsteller. Er besitzt etwas von Hamann, etwas von Lichtenberg und auch eine gute Dosis von dem, was er die Gemüthsstimmung des Aegyptens nennt, „personificirten Krafeht". In der Schilderung der ihm „widerwärtigen Leute", bei deren Anblick „sich ihm das Herz im Leibe umdreht", leistet er in seiner unnachahmlichen, aber auch der Nachahmung nicht zu empfehlenden Sprache Außerordentliches. Und auch viele treffende, tiefe Bemerkungen, eine und die andere gemüthvoll ergreifende Stelle geben ein schönes Zeugniß von dem „das Gute wollenden und könnenden" Manne, aber den geschichtlichen Menschen, den Weltprozeß begreift sein Humor nicht, der in den „Naturelementen" nur das Wilde und Barbarische, nicht den ewig neuen, unkräftigen Stoff für die Arbeit des Geistes sieht — ja, der nur eine Lösung dieses Kampfes als die humane anerkennt, die christlich-germanische Bildung, und um sich, den „gebildeten Christenmenschen", nur eine Welt von Barbaren erblickt.

Die bedenklichen Resultate aller dieser Golz'schen Gedanken Maulwurfshügel für den richtigen Unterbau von Staat, Kirche, Schule, Erziehung, Volkswirthschaft u. s. w. wollen wir diesmal beiseite liegen lassen und nur auf den „geschickten Minierer" selbst und sein neues Buch aufmerksam gemacht haben.

Für die Badesaison.

Wo herrscht mehr die Phrase als in Brunnenschriften! Von des alten Neubeck's „Hygieen's gekrönter Schale" bis zu den modernen „entströmenden Gaben der Thermen" und der „Beförderung des Stoffwechsels", welche Fülle von Worten und nichtssagenden Versicherungen!

Dem leidenden Theile der Menschheit, der in Brunnencuren sein Heil zu suchen genöthigt ist, empfehlen wir daher eine vor kurzem erschienene „Balneodiätetik. Verhaltungsregeln beim Gebrauche der Mineralwasser, Molken, Trauben, Seebäder, sowie während des Aufenthalts an klimatischen Curorten. Von Dr. H. Helfft, praktischem Arzte in Berlin, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften" (Berlin, Hirschwald, 1858). Mannichfache Erfahrungen an den verschiedensten Curorten über das regelwidrige Verhalten der Kranken und den unzweckmäßigen Gebrauch der Mineralquellen und Bäder haben den Verfasser immer mehr in der Ansicht bestärkt, wie nöthig eine Zusammenstellung der wichtigsten diätetischen Regeln beim Gebrauch einer Brunnen- oder Badecur für den Kranken sei, ohne deren gewissenhafte Befolgung kein günstiger Erfolg zu erwarten steht. Seine Schrift will besonders dem auf blinden Autoritätsglauben gegründeten, von Generation zu Generation sich forterbenden Schlendrian entgegenwirken, der an den besuchtesten Heilquellen in Betreff des Gebrauchs der Mineralwasser und des diätetischen Verhaltens sich fortpflanzt. Ein solches Compendium diätetischer Regeln entspricht um so mehr einem Bedürfniß vieler Kranken, als an stark besuchten Badeorten die sehr beschäftigten Brunnenärzte häufig nicht die nöthige Muße haben, um den Rath und Hülfe Suchenden auf alle Anfragen die gehörigen Antworten zu geben und viele sich an die phraseologischen Bücher halten müssen. „Was man schwarz auf weiß besitzt", wiederholt der Verfasser, „kann man getrost nach Hause tragen." Doch ist er einsichtsvoll genug, zuzugestehen, daß solche diätetische Bücher wie auch das seinige nicht dazu verleiten dürfen, ärztlichen Rath zu umgehen.

Der Verfasser hat sich nicht auf die gewöhnlichen Verhaltungsregeln über den Gebrauch der Mineralwasser und Bäder und das diätetische Verhalten während der Cur beschränken zu müssen geglaubt, sondern hat auch über den Gebrauch der Molken, Trauben, Seebäder und das Verhalten der Kranken an klimatischen Curorten des Südens Anweisungen gegeben, weil gerade in Betreff dieser in der Neuzeit so häufig in Anwendung gebrachten Heilmittel unter Aerzten und Laien viele irrthümliche Ansichten herrschen, die leicht zu Mißgriffen Anlaß geben können. Besonders werden so manche Kranke nach südlicher gelegenen Orten gesandt, deren Krankheit in der Heimat einen günstigern Verlauf genommen hätte, oder es werden ihnen manche Verhaltungsregeln gegeben, die sie bei ihrer Ankunft in der Fremde nicht in Ausführung zu bringen im Stande sind. Um nun auch hier diesen Zweig der Heilkunde zu fördern, hat der Verfasser auf eine sehr anerkennenswerthe Weise seine langjährigen eigenen Erfahrungen sowie die zuverlässigen Beobachtungen zusammengestellt, die bisher nur in Monographieen und Zeitschriften einzeln veröffentlicht, dem größern Publikum unzugänglich waren.

Der Tod in der Poetik.

Der verworrene Knäuel des Geschicks löst sich nur durch den Tod lösen. Im Drama wenigstens bildet der Tod allein den versöhnenden Schlußaccord, wenn Leidenschaft, Irrthum und dunkles Geschick die scheußlichsten Dissonanzen zu einem Chaos häuften. Bestreitet auch der Witz und die Weichlichkeit der Zeit diese Lehre, so ist sie dennoch die tief in uns begründete. Kein Dichter, der tragische Conflicte ohne den Tod oder etwas, was dem Tode gleich kommt, löste, wird eine Zukunft haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 43. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Charlotte Bronte.

(Currer Bell.)

I.

Man untersucht keine Pflanze mehr, ohne den Boden zu prüfen, in dem sie sich entfaltet; aber man beachtet noch immer zu wenig die Umgebung, in der ein Charakter sich entwickelt, und zeichnet oft ein Bild, ohne den Hintergrund näher anzugeben, von dem es seine Lichtreflexe oder seinen Schatten erhält. Oft aber werden uns ein Eigenthümlichkeiten in den Räumen klar, in denen sie entsprungen, und den erhabenen und düstern Ernst eines Geistes, die Schwächen und Irrthümer eines andern können wir uns am besten durch die Eindrücke der frühesten Kindheit entrathseln.

In der Biographie der Charlotte Bronte haben wir wieder eine Bestätigung unserer Ansicht gefunden. Man muß den Boden, auf dem sie sich entwickelt hat, kennen lernen, um besser ihre Werke begreifen zu können; sie erscheinen dann wie ein Resultat ihres Charakters, der wiederum folgerichtig aus Erziehung und Umgebung hervorgegangen ist.

In Haworth, einem Dorfe in Yorkshire, hat Charlotte Bronte den größten Theil ihres Lebens zugebracht, das ernst und traurig wie ihre Umgebung war. Das Pfarrhaus ihres Vaters ist von Gräbern umgeben, denn es steht mitten auf dem Friedhofe, der Kirche gegenüber, welche das Dorf beherrscht, das weder von einem Bache belebt noch von Waldesgrün verschönert wird. Nicht einmal wogende Kornfelder ziehen sich darum hin, nur über Heidekraut schweift der Blick. Der Boden ist unfruchtbar, und wenn er auch hin und wieder zum Anbau des Getreides benutzt wird, so bringt er doch nur spärliche Aehren hervor, die von ihren Besitzern nicht durch frische Hecken eingeschlossen, sondern durch steinerne Mauern geschützt werden. Der Horizont ist durch kahle Hügel begrenzt und die Luft verdichtet durch den Rauch der nahe gelegenen Fabriken. Selten nur sieht man das lebendige Treiben einer ländlichen Beschäftigung, denn die Bewohner des Orts sind mehrentheils Fabrikarbeiter. Aber Bauern oder Arbeiter, Gutsbesitzer oder Beamte, alle sind sie in dieser Gegend hart und rauh, zwar unverfälscht und redlich, aber auch unzugänglich und ohne Milde.

Die Bevölkerung in Yorkshire erregt durch die Energie ihres Charakters selbst das Erstaunen ihrer Nachbarn. Die Natur der Angelsachsen herrscht noch in ihnen; sie sind lieblos und ungastlich, denn der Fremde flößt ihnen Mißtrauen und Widerwillen ein; doch läßt sich zu ihrer Entschuldigung sagen, daß ihre Ungastlichkeit aus ihrem Unabhängigkeitssinn und ihre Fehler oft selbst aus guten Eigenschaften entspringen. Alles, was man noch in England Barbarisches und Grausames findet, vereinigt sich in ihnen und ihre Sprichwörter selbst drücken ihren Haß und ihre Rachsucht aus; sie sagen: „Stecke einen Stein in deine Tasche, bewahre ihn dort sieben Jahre, dann wende ihn um und bewahre ihn abermals sieben Jahre, damit er dir immer zur

Hand sei, wenn dein Feind sich dir nähert!" Sie verdern seine Gefälligkeit und erweisen keine. Der Erfolg bestimmt bei ihnen die Achtung und ihre Gewinnsucht kennt keine Grenzen. Miß Bronte erzählt uns folgende Anekdote. „Ein Mann, der in allen Unternehmungen glücklich war, kam auf die Idee, sein Leben zu versichern. Gleich darauf erkrankte er. Der Arzt verbarg ihm nicht die Gefahr, in der er schwebte, er aber sah darin nur eine Bestätigung, daß das Glück ihm bis zu seinem Ende treu bliebe, denn nun durfte er der Assecuranzgesellschaft doch keine Prämie mehr zahlen. . . ."

Aus den Sitten dieser Leute spricht der Geist ihrer Vorältern: der dänischen Seeräuber und der sächsischen Krieger. Sie waren die eifrigsten Republikaner und die Erinnerung an Cromwell währte bei ihnen am längsten. Unter der Restauration fanden die Geistlichen mit Rundköpfen nicht allein ein Asyl bei den Edelleuten, sondern auch in der ärmsten Hütte; und ihre republikanischen Neigungen zeigen sie heute noch darin, daß sie ihre Kinder fast immer nach dem Alten Testament, oft aber auch Korah und Dathan nennen.

Bei einem Besuch, den Madame Gaskell, welche die Biographie der Charlotte Bronte geschrieben, in dieser Gegend machte, sah sie einen kleinen Knaben über einen Bach springen, in den die Bewohner des Torfs ihre zerbrochenen Scherben warfen; er zerschnitt sich an einem derselben eine Ader und kam fast dem Verbluten nahe zu seinen Aeltern, welche sich kaum um sein Uebel bekümmerten, vielleicht in der Hoffnung, ihn dadurch los zu werden. Madame Gaskell konnte nicht theilnahmlos diese Gleichgültigkeit mit ansehen, und während der Bruder des Knaben ruhig seine Pfeife rauchte und ihr zusah, verband sie ihm die Ader und befahl, einen Chirurgus zu holen. Niemand wollte sich dazu verstehen, weil sie behaupteten, er werde doch nicht kommen; endlich ging eine alte Tante. Beunruhigt durch ihr langes Außenbleiben, eilte Madame Gaskell nach der Wohnung des Chirurgen; unterwegs begegnete ihr die Tante. „Wird er kommen?" rief sie ihr entgegen. „Nein!" antwortete jene. „Aber haben Sie ihm denn gesagt, daß eine Ader zerschnitten ist?" „Ja, aber er antwortete: «Hol' ihn der Teufel, was geht das mich an!»"

Zu diesen Belegen einer erschütternden Grausamkeit kann man auch manches ergötzliche Beispiel fügen, das ein eigenthümliches Licht auf diese Bewohner Englands wirft, die allein noch die alten Sitten jener Gesellschaft repräsentiren, welche vor Jahrhunderten herrschte. Ihre Vergnügungen selbst sind bezeichnend für sie. Das unschuldigste ist noch immer das Wettrennen zu Fuß und zu Pferde, bei dem die fast ganz nackten Läufer nicht eben ein anständiges Schauspiel bieten. Am rohesten aber zeigen sie sich bei den Begräbnissen. Wenn der Sarg in die Gruft gesenkt ist, verkündigt sogleich der Küster, daß in diesem oder jenem Gasthause die Freunde des Verstorbenen sich vereinigen mögen. Dorthin begibt sich die Gesellschaft, um ihren Schmerz in Rum, Bier oder Branntwein zu versenken, und oft wird aus diesen Trinkgelagen eine blutige Schlacht.

Walter Scott erzählt, daß er in seiner Kindheit die Bauern des Hochlandes auf der Heide ihre barbarischen Tänze habe tanzen sehen, bei denen sie den celtischen Dolch schwangen und kriegerische Gesänge anstimmten, die den Sitten des Zeitalters der Elisabeth näher als den heutigen waren. Selbst Männer von einer ausgezeichneten Erziehung sind oft leidenschaftlich für diese Volksbelustigungen eingenommen. So erzählt man von einem vornehmen Edelmann, daß selbst eine schwere Krankheit seine Neigung für den Hahnenkampf nicht unterdrücken konnte. Er ließ das schönste Federvieh auf sein Zimmer bringen und unterhielt sich damit, den Kampf desselben von seinem Bett aus zu betrachten. Als sein Uebel sich verschlimmerte und es ihm unmöglich machte, die geeignete Stellung einzunehmen, um sein Lieblingsschauspiel zu genießen, ließ er überall Spiegel anbringen, damit seinem brechenden Auge keine Episode der interessanten Schlacht entgehe.

Die Schlösser und Kunstschätze dieser Gegend sind den Fremden nur selten zugänglich. Wie die alten Ritter sich hinter ihren Mauern verschanzten, so hat auch unlängst ein Pachter mit dem Gewehr in der Hand den Eingang zu seinem Landhause vertheidigt. Er war es müde geworden, die Schönheit und Alterthümlichkeit seines Schlosses von Nachbarn und Reisenden bewundert zu sehen, und wenn sich trotz seines Verbots ein Neugieriger auf seinem Boden erblicken ließ, mußte er es mit einer Streifwunde büßen.

In einer Gemeinde, deren Charakter und Sitten so unzugänglich sind, kann ein Geistlicher nur wenig Einfluß üben; so oft stößt er auf Vorurtheile, die er nicht zu überwinden vermag. Herr Redhead, einer der Vorgänger des Herrn

Bronte, mußte vor dem possenhaften Widerstande der Bewohner von Haworth fliehen. Sie wähnten, daß bei seiner Wahl ein Recht der Gemeinde verletzt worden sei, und, das erste mal, als er predigen wollte, machten es ihm alle Anwesende durch das Pochen mit ihren Stöcken unmöglich. Am andern Sonntage gingen sie noch weiter. Während des Gottesdienstes erschien ein Mann auf einem Esel; das Gesicht nach dessen Schweif gerichtet und auf dem Kopfe eine Pyramide von alten Hüten, ritt er mitten durch die Kirche. Das schallende Gelächter und die Beifallsbezeigungen der Menge übertäubten die Stimme des Herrn Redhead, der am nächsten Sonntag sich von seinen Freunden aus den benachbarten Dörfern zur Kirche begleiten ließ. Diese Vorsicht erregte den Zorn der Gemeinde, die sich zu rächen suchte. Man holte einen Schornsteinfeger, der trunken und rußbedeckt sich der Kanzel gegenüber legen mußte und während der Predigt zum Ergötzen der Zuhörer kopfnickend seine Zustimmung gab. Plötzlich erhob er sich, um Herrn Redhead zu umarmen. Während des Kampfs, der sich nun entwickelte, unter dem Geschrei der Menge floh der Pfarrer über den Kirchhof zur nächsten Taverne. Aber die Heiterkeit der Gemeinde ging, als sie ihr Spiel vereitelt sah, in Zorn über; sie verfolgte ihr Opfer bis zur Schenke und erzwang dort den Eingang. Der Prediger mußte durch die hintere Pforte fliehen und kehrte erst mehrere Jahre später nach Haworth zurück.

Wie die Gemeinden, so sind auch oft die Pfarrer. Einer von ihnen, Herr Robertson, war ein Jugendfreund Bronte's. Unbeugsam und strenge, erschien ihm jede Gefühlsäußerung wie eine Schwäche, jede Neuerung wie der Anfang der Anarchie. Er war sehr gefürchtet und seine Strenge machte einen solchen Eindruck auf seine Gemeinde, daß sie ihn nach seinem Tode in die Legende versetzt hat. Als in dem Kriege die Noth unter den Arbeitern so gestiegen war, daß sie in einigen Districten von Yorkshire eine Abhülfe in der Vernichtung der Maschinen suchten, eilte Herr Robertson, der unter den benachbarten Manufacturisten einen Freund hatte, bewaffnet mit seinen Dienern zu seiner Hülfe herbei. Er wußte ebenso geschickt als energisch den Angriff der Insurgenten zurückzuschlagen, aber er war so erbittert auf sie, daß er selbst verbot, den Verwundeten unter ihnen Wasser zu reichen.

In der Schule, welche er gegründet hatte, führte er die strengste, fast barbarische Disciplin ein. So mußten die Kinder stundenlang auf einem Beine stehen und in den Händen schwere Bücher halten. Aber niemand durfte es wagen, sich einer Strafe zu entziehen. Ein Schüler versuchte es einmal und, floh aus der Schule. Herr Robertson setzte sich zu Pferde, ritt zu den Aeltern des Flüchtlings, reclamirte ihn und zwang ihn, mit einem Strick um den Hals neben seinem Pferde bis zur Schule zu laufen. — Den Geliebten seiner Magd überraschte er einst, als er zu ihr schleichen wollte, und als derselbe es eingestand, zog er ihn unter seinen Brunnen und befahl seinen Schülern, so lange zu pumpen, als sie es vermöchten. Von Zeit zu Zeit ließ er einhalten und fragte den unglücklichen Burschen, ob er noch weiter seine Magd verfolgen werde. Auf seine bejahende Antwort ergoß sich eine neue Douche, bis endlich der niesende Liebhaber versprach, seiner Beute zu entsagen.

Die größte Leidenschaft des Herrn Robertson war die zu seinen Pferden, und noch mit 80 Jahren machte es ihm Vergnügen, die ungelenksten zu dressiren. Er starb in hohem Alter, von seiner Gemeinde gefürchtet, aber von dem gebildeten Stande geehrt. Die Bauern der dortigen Gegend erinnern sich seiner noch mit Schrecken und behaupten, ihn in langen Winternächten, umgeben von Flammen, auf der Heide mit schwarzen Lämmern tanzen zu sehen.

Solche Charaktere haben mit der Gegenwart wenig gemein; sie gleichen den alten Wurfspießen, deren rohes Eisen jetzt von der Kunst zu geschmeidigen Waffen verarbeitet wird. Aber noch lebt ihr Geist in der englischen Gesellschaft, doch gemildert und veredelt. Aus einem rohen Unabhängigkeitssinn ist eine imposante Würdigkeit des Charakters hervorgegangen und diese wahre Moral hat eine Zartheit der Seele erzeugt, die sich oft in den übertriebensten Gewissensscrupeln ausspricht. Der knorrige Stamm, der in harter Erde steht, treibt junge Zweige, die ihn mit ihren Blüten decken, aber dennoch ihre Nahrung aus ihm saugen. Dieser Vergleich drängt sich jedem auf, der Charlotte Bronte's Entwickelungsgang verfolgt.

Von diesem rohen Volke umgeben, hat sie ihre Jugend freudenlos mit einem excentrischen, finstern Vater verlebt, welcher seinen Kindern mehr die Strenge eines solchen als seine Liebe zeigte. Herr Patrick Bronte, welchem das traurige Geschick zu Theil wurde, seine ganze Familie zu überleben, ist noch heute Prediger in Haworth.

Er in in Irland geboren und die Heftigkeit des celtischen Blutes hat sich bei ihm mit dem Starrsinn des sächsischen Charakters verbunden. Er suchte die Einsamkeit, wenn er seine Wuthanfälle nicht beherrschen konnte, und um seinen Zorn zu beschwichtigen, „hat er oft auf der Heide hinter seinem Hause Pistolen abgeschossen". Das war sein gewöhnliches Beruhigungsmittel, aber wenn er es nicht sogleich benutzen konnte, zerbrach und zerschnitt er auch oft die Lehnen der Stühle oder was andere Gegenstände ins Aeuer. So einst einen großen Teppich, den er ruhig brennen sah, ohne selbst vor dem unangenehmen Geruch, den er verbreitete, zu weichen. Er war ein tüchtiger Ausgänger und liebte es, die weitesten Wege zu machen, aber immer betrübter. Jede Gewohnheit hatte er seit dem Aufstand der Arbeiter, in dem Herr Robertson eine so energische Rolle gespielt, angenommen; denn auch er war gegen die Arbeiter gewesen und hatte sich dadurch unbeliebt gemacht. Seine Absicht war dabei mehr eine moralische als eine politische; denn als sich später wieder ein Streit zwischen den Fabrikbesitzern und ihren Arbeitern entspann, nahm Herr Brontë für die letzteren Partei. Diesmal hatten sie nach seiner Ueberzeugung recht und er unterstützte sie mit allen seinen Mitteln, um zu verhindern, daß sie in neue Unterdrückungen und Schulden verfielen.

Seine Meinungen, welche die despotische Kraft der Vorurtheile hatten, waren ebenso heftig als seine Gewohnheiten; aber er selbst legte sich auch alles auf, was er den andern verbiete. Er hatte von der Erziehung die Ansicht eines Stoikers. Er wollte nicht, daß seine Kinder an schönen Kleidern und leckerhaften Vergnügen klebten; ihre Mahlzeiten bestanden darum fast nur aus Gemüse und ihre Kleider waren mehr als einfach; denn alles, was ihm nicht als Nothwendigkeit erschien, war ein überflüssiger Luxusartikel. So warf er einst eine Menge gestickter Sacktücher, welche die Tante seiner Kinder für sie zum Geschenk erhalten und in der Nähe des Herdes aufgestellt hatte, ins Aeuer. Seine Frau besaß ein feineres Kleid, welches sie aber niemals zu tragen wagte; sie bewahrte es in ihrem Kasten auf und betrachtete es nur hin und wieder. Einst hatte sie vergessen, ihn zu verschließen, und als sie Herrn Brontë in ihrem Zimmer gehen hörte, eilte sie herbei — es war zu spät, ihre Selbstsucht war bereits in Flammen. Und doch sagte diese Frau auf ihrem Sterbebett: „Muß ich nicht dankbar dafür sein, daß mein Mann nie ein Wort des Zorns zu mir gesagt hat?"

Bei aller Strenge war Brontë doch eigentlich kein Hausthrann und oft großmüthig, ja verschwenderisch gegen seine Pfarrkinder. Seine Frau hatte er aus Neigung geheirathet. Er lernte sie in Hartshead bei einem Pfarrlichen kennen. Sie war die Tochter eines Kaufmanns, und Brontë, ein schöner Bursche, unerschrocken, lebhaft und feurig, bewarb sich um ihre Gunst und die Heirath folgte auch unmittelbar auf die Bewerbung. Sie schenkte ihm in sieben Jahren sechs Kinder, aber ihre Gesundheit war erschüttert und bald nach ihrer Ankunft in Haworth starb sie. Keines von den Kindern hat eigentlich seine Mutter gekannt; sie hatten nur eine undeutliche Erinnerung an sie, die sich auf eine stille Krankenstube bezog.

Auf sich selbst angewiesen, ohne äußere Anregungen, waren die armen Kinder ihrem eigenen Nachdenken überlassen. Ihr Geist, durch die verschiedenste Lektüre genährt, entwickelte sich nur zu früh, und mit ihm eine Reizbarkeit der Seele, die vielleicht ihren frühen Tod veranlaßt hat. Herr Brontë erzählt in einem Briefe an Mr. Kortell eine Anekdote, die auf erstaunenswerthe Weise ihre, bei so jungen Kindern von 4—10 Jahren fast unglaubliche Gemüthsart bekundet.

„Ich fragte Anna, meine jüngste Tochter: »Welche Dinge sind einem Kinde am nothwendigsten?« Sie antwortete: »Das Alter und die Erfahrung.« Ich fragte die folgende, Emilie, was ich mit ihrem Bruder Branwell thun soll, wenn er nicht artig sein will? Sie erwiderte: »Lehre ihn Vernunft, und wenn er sie nicht gutwillig erlernen will, schlage ihn mit der Peitsche!« Meinen Sohn Branwell fragte ich, welches das untrüglichste Mittel sei, um den Unterschied zwischen den geistigen Anlagen eines Mannes und einer Frau zu erkennen. »Den körperlichen Unterschied zwischen beiden zu beleuchten«, antwortete er. »Welches ist das beste Buch auf der Welt?« fragte ich Charlotte. »Die Bibel«, antwortete sie. »Und nach derselben?« fragte ich weiter. »Das Buch der Natur.« Elisabeth fragte ich, welches die beste Erziehung für eine Frau wäre; sie antwortete: »Diejenige, welche sie lehrt, um deren ihr Haus verstehen.« Endlich fragte ich meine älteste Tochter, welches das sicherste Mittel sei, sich die Zeit zu vertreiben. Sie antwortete: »Sich auf eine glückliche Ewigkeit vorzubereiten.« Vielleicht habe ich nicht ge-

man dieselben Worte wiederholt, deren sie sich bedienten, aber der Sinn ist derselbe, denn sie haben in meiner Erinnerung einen tiefen und dauernden Eindruck hinterlassen."

Liest man diesen Brief, so weiß man nicht, worüber man mehr erstaunen soll, ob über den Vater, der solche Fragen an seine Kinder richtet, oder über ihre Antworten. Jedenfalls sieht man, daß bei einer ähnlichen Gewissenserforschung selbst in einer glücklichen Umgebung die Harmlosigkeit der Kindheit verloren gegangen wäre; aber in ihrem dunkeln Leben bildeten gerade Beschäftigungen die einzigen Lichtpunkte, und ihnen allein verdanken sie ihre reinsten Freuden. Alle andern Umstände waren ihnen ungünstig und trugen nur dazu bei, jene ihr verhängnißvollen Gegensätze auszubilden.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Ein Seemannstraum.

V

Mit einigen Vergleichungen zwischen der amerikanischen und der europäischen Arbeit, die mich gerade zu Gunsten unserer ausfielen, ging ich mich in mein Hotel zurück, das wenige Tage nachher der Schauplatz einer Demonstration der republikanischen Partei werden sollte und etwa den Theil desselben, welcher fast ausschließlich aus Deutschen bestand. Der große Speisesaal wurde mit Blumengewinden, Fahnen, buntgedruckten Teppichen, Emblemen, Bildern aus dem Leben des großen „Pioneer", wie man Fremont gern zu nennen pflegte, dargestellt, mit seinen Büsten und Bildnissen aufs prächtigste ausgeschmückt, die Nebenkammern strömten seinen Namenszug und verbreiteten einen Glanz, daß, wer zum ersten male in den Saal trat, die Augen geblendet abwenden mußte. An der einen Wand, dicht unter dem großen Teppich, der Fremont darstellte, wie er, der kühne Gletscher, durch die wilde Sierra galoppirt, erhob sich eine Rednerbühne, auf der das Präsidium, bestehend aus den angesehensten Deutschen Neuyorks, Platz nahm. Der Saal füllte sich rasch, es mögen kaum die 6—7000 Deutschen, die sich heute, zum ersten male, zu einer so imposanten Macht vereinigten, um den Amerikanern, die sie immer über die Schulter ansehen, zu beweisen, daß der Deutsche, wo es gilt, seine Freiheit zu vertheidigen, auch Gut und Blut einsetze. Sie wollten zeigen, daß die Deutschen, die nur während der Wahlen „German freunds and citizens" genannt, sonst aber mit dem Namen: „Dutchmen" belegt werden, sich wol zu einer Corporation zu vereinigen wissen, deren moralischer und politischer Einfluß durchaus nicht zu verachten ist.

Gegen ein halb acht Uhr bewegte sich ein Zug von 15 weißgekleideten Jungfrauen, die 15 freien amerikanischen Staaten darstellend, herein, die in ihrer Mitte das Sternenbanner trugen, während an der Spitze eine schwarzgekleidete Jungfrau ging, das unglückliche Kansas darstellend, gestützt von den Repräsentantinnen der Staaten Iowa und Wisconsin, die beyde mit überwältigender Stimmenmehrheit Fremont erwählt hatten. Nun ertönte Jubel empfing sie, man stimmte begeistert die Marseillaise an: „Aux armes, les Citoyens marchent!" angeführt durch das Zischen und das Gebrüll, welches ein Dutzend bezahlter Rowdies der Buchanan-Partei an der Thür und den Fenstern des Saales verübten. Nun folgte Rede auf Rede, alle voll Begeisterung für Fremont, voll tiefster Verachtung für Buchanan, alle mit einem unbeschreiblichen Beifall empfangen, mochten sie auch noch so unbegründet und überflüssig sein. Fremont wurde zu dem Heroen erhoben, den ein gütiges Geschick der leidenden Menschheit sende, um sie aus der tiefen Schmach und Knechtschaft zu einer freien, gebildeten Arbeit zu führen, während man Buchanan nur zu häufig mit den Namen eines „Pferdediebs, Schlangenzüchters, Sklavenzüchters, Menschenschächters", bedachte.

„Deutsche Arbeiter!" hörte ich auf einmal eine mir nicht unbekannte Stimme vom Redner-Pulte ertönen. Ich drängte mich hastig vor und gewahrte mit Staunen meinen lieben Schneider vom Gotha, im schwarzen Frack, weiß, wenn auch etwas defekter Weste, weißer Halsbinde, mit einer goldenen Uhrkette, wie er eben im Begriffe war, ein langes Gedicht abzudeclamiren. „Deutsche Arbeiter!" und dabei durchfuhr es mir wie mit scharfer Hand theatralisch in die Luft, „was habe ich heute gelitten! — Zeitungspapier? Auch die armen deutschen Menschen haben die neue Sitte die neueste Civilisation nach sich und saufen und es ist Pflicht, auch sie als Sklaven zu gebrauchen! Deutsche Arbeiter, heute Morgen bei freier Kanalla, Schurz hat! Lieb hat! Und hier — Staatsrath Thurmann meinte es das Organ der deutschen Partei, die „Staatszeitung" hat diesen Satz akzeptirt! Zeitungspapier! (Stürme!) Seht meine Hose an!"

Hier wies er in meinem grünen Schrecken

auf mich, den er erkannt hatte, und bemerkte, daß sich in meinem abermaligen Entlegen die Augen der Umstehenden auf mich richteten und die Hintenstehenden auf die Zehen traten, um mich zu erkennen.

„Dieser Bov", fuhr er fort, „war auf demselben Schiffe, auf dem ich des Oceans blaue Wogen durchfurchte. Aber aus Drang nach Arbeit hat er dieses Handelsschiff verlassen! (Bravo! Bravo!) denn auf dem Handelsschiffe war er nichts als ein Neger, zu dem uns you — Sklavenausdrücke brauchen wollen. Wollt ihr euch, deutsche Arbeiter, das gefallen lassen? (Zeichen der tiefsten Entrüstung! Lautes Nein!) Staatsbürger! Wollt Ihr das dulden? (Wiederholtes Nein, nein!) Landsleute! Der Schmach sei ferne von uns! Das laßt euch nimmermehr gefallen!" (Nein, nein! Hurrah! Bravo!) Nachdem so mein lieber Landsmann seinen Gefühlen Luft und seinen Armen Bewegung verschafft hatte, verließ er unter lebhaften Acclamationen der Zuhörer und sich halb umringt von seinen ihn beglückwünschenden Arbeitern. Als sich der Beifall gelegt und ein anderer, weniger begeisterter Redner, die Bühne betreten hatte, kam mein Landsmann auf mich zu, zog mich in eine Ecke und erkundigte sich nach meinem Treiben. Wie ich ihm schon auf dem Wege von meinem Entschlusse ebenerwähnte Mittheilung gemacht hatte, die er eben so freudig zu begrüßen versprochen, so klagte ich ihm auch jetzt, da ich ihn als eine treue Seele erkannt hatte, meine Noth und erzählte ihm, wie wenig Hoffnung ich hätte, jemals zu Arbeiten zu kommen, die er ja auch kennen und schätzen gelernt habe. Er versprach mir Hülfe und zwar noch heute Abend, wo er in diesem Lokale noch einmal die Rednerbühne besteigen wollte. „Denn heute", sagte er, „ist das Eisen warm, da wollen wir es gleich schmieden." Ob es mir nun gleich nicht klar war, wie er dies bewerkstelligen wurde, so folgte ich ihm doch gern durch die Menge, welche ihm, dem großen Redner, bereitwillig Platz machte.

Als darauf eine kleine Pause eintrat, betrat er auch neue den Rednerstuhl und begann also: „Deutsche Männer! Germanoamerikaner! Schämen sich nicht Tausende unter euch, die, von der Arbeit keinem Drange getrieben, die unendlichen Gefilde Deutschlands verlassen haben, um in diesem Amerika, unter dem Sternenbanner der Union frei und glücklich zu leben? (Yes Sir! All right!) Erinnert ihr euch nicht Bov, der es so wie ihr gemacht und dort sei? (Ja wohl!) Er hat, wie ich mich vorhin ausdrückte, des Oceans blaue Wogen durchfurcht, um die Freiheit zu suchen. Wär's nicht so, ihr Fremont-Männer? Hurrah für Kansas! (Allgemeines Hurrah!) Jetzt steht er aber mittellos da und weiß nicht, wie er sich durchhelfen soll, da ihm die Buchanansleute keine Arbeit geben. Buchanan! Buchanan! (Laute Verwünschungen über den Ochsenmann!) Wollt ihr einen so glühenden Anhänger unseres wackern Fremont, es lebe hoch! (Hoch, hoch!) verhungern lassen? Nein, das wollt ihr nicht! Wollt ihr das? Ihr Staatsbürger! (Von einigen Seiten Nein!) Nun so fordere ich euch auf, etwas für ihn beizutragen, damit wir sein Leben den Niggersklaven entreißen!"

Hiermit ging er von der Bühne herunter und ging bei seinen Bekannten umher und sammelte für mich ein. Ich ward beschämt und glühend heiß vor Verlegenheit da und wäre gern entflohen, um nicht länger anzuhören, welch ein erniedrigendes Spiel, welche schändliche Speculation man mit meinen heiligsten Gefühlen trieb! Aber die Menge hatte mich eingeschlossen und ließ mich nicht durch und dann, warum soll ich es nicht gestehen? hielt mich der feige Gedanke zurück, daß ich mit dem Gelde, was jetzt für mich gesammelt wurde, meiner Noth nachhelfen konnte, und daß es in Amerika nicht darauf, wie man Geld zusammengebracht habe, sondern nur auf seinen Besitz ankomme. Mein Landsmann kam nach einiger Zeit mit einer für mich immerhin bedeutenden Summe zurück und flüsterte mir zu, jetzt müsse ich auf die Bühne treten und mich bedanken. Da er dies aber unmöglich von mir erlangen konnte, so that er es selbst für mich, versäumte jedoch nicht mit einem kräftigen Hurrah für Fremont zu schließen, in welches man natürlich begeistert einfiel. Darauf führte er mich hinaus und ich ging mit ihm auf seine Kammer, wo ich ihn tausendmal umarmte und meinen aufrichtigen Dank stammelte.

Du gute, treue, deutsche Seele, Gott lohne dir dein Samariterwerk und vergib, wenn ich deine Noth etwas zu treu wiedergegeben habe!

Nachdem sich die Versammlung bald darauf aufgelöst hatte und der Saal von uns „biersäbelnden Recken" wieder in Ordnung gebracht worden war, zog ich mich, statt, wie sonst am Hafen und in den Straßen Neuyorks zu kaufen, Barnum's Museum, ein deutsches oder amerikanisches Theater zu besuchen, in meine Kammer zurück und schwelgte im Anblick des Geldes, das

mir so unerwartet zu Theil geworden war. Mich peinigten nur noch zwei Fragen: ob die Summe von zwölf Dollars, denn soviel hatte mir mein Herzog gekommen, wirklich zur Reise nach Ohio ausreichen würde, und wann ich meine Reise antreten sollte. Indessen, über die zweite Frage beruhigte ich mich um so leichter, da ich durch seinen bei Contract gebunden war, während ich, um die erste genügend zu beantworten, so verfuhr.

Ich kannte einen sogenannten Runner, dessen Verhalten mir wie ein neuer Beweis der Tücken vorkam, die Männer in gelben im Schilde führen. Da, zur Schande unserer Nation sei es gesagt, ich bei einzig und allein damit beschäftigen, ihre verschiedenen Landsleute zu betrügen, die natürlich auch den Deutschen bei den Amerikanern einen natürlichen Namen „Dutchman" angehängt haben, einen Namen, der sich zum „German", wie der gebildete Theile gern den Fremden, Deutschamen und ehrlichen Deutschen nennt, ungefähr so verhält wie „Dieb" zu „Dichter". Ich kannte diesen Mann, der sich Miner Rowland nannte, da er gleich nach unserer Ankunft in Neuyork bei mir meine schon gedachten und drei mehrere Kisten zum Forwarden brachte, ja den einen, meinen Arrest Theil, in der ersten Nacht abgeholt hatte. Die Angenehmlichkeit, die ich an letzterem hatte, lockte mich nochmals in das Haus des Miner Rowland. Er zeigte sich trotzdem mit den amerikanischen Verbindlichkeiten vertraut, war im praktischen Leben ungemein tüchtig und wußte es gut, hauptsächlich die Maske des ehrlichen Mannes vortrefflich und die Rolle des gutmüthigen Prahlhans der hilfsbedürftigen Menschheit zu spielen. Er versicherte meinem Freunde, um ihn desto sicherer zu haben, nach wenigen Wochen eine Stelle auf einem Schooner, der nach Maryland fuhr, eine Reise, von der Miner befriedigt und glücklich zurückkehren. Der Lohn, welchen er sich verdient, hatte freilich Miner Rowland zur Verfügung des Reisen sowohl für das Abholen von Güter als auch bei der Verschiffung in sich genommen. Indessen verhehlte er keineswegs, Arbeit einigen Verdienst zu gewähren, um ihn zu seinem Schuldner auf alle ganz sicher in seiner Hand zu haben. Diese Verfahren wurde mir freilich da erst deutlich, als es schon zu spät war, um mich von ihm loszusagen. Einige Wochen darauf schickte er Arbeit auf einer Barke nach Charlestown, wobei er ihm wohl verschwieg, daß dort das Gelbe Fieber grasirte. Einen Theil seiner Effecten behielt er unter dem Vorgeben bei sich, sie würden ihm doch unterwegs gestohlen, während sie bei ihm sicher wären; die Wahrheit war aber, daß er glaubte, der arme Teufel würde in Charlestown am Gelben Fieber sterben, schon um sich auf Gut ohne Widerspruch setzen zu können.

Indessen erfuhren wir Miner Rowland damals, als ich noch nicht an mir selbst eine Probe seiner Gastfreundschaft erfahren hatte, in einem viel günstigeren Lichte, sein Benehmen war voller Artigkeit, freundlich entgegenkommend, und als ich einen Advokat zu ihm kam und ihn fragte, wie hoch sich wohl nach Ohio eintreffen würde, wie lange die Reise dauere und ob mein Geld ausreichen würde, antwortete er freundlich: „Sie dürfen sie sich an keinen Dollars weniger kosten als an mich. Denn eben erfahre ich, daß es unterdessen bis zum Beginn des Schnees noch Abwechslung gibt, vielleicht auch noch einige Wochen weiter den Hudson hinauf. Sie können zu der Meinigen steigen, verlieren sie Lieber einige Tage, als diesen Tag auf der Straße zu tragen, und von Albany hat sie nicht weit mehr." Das leuchtete mir ein, und ich versprach ihm, Gabe seiner Bücher in meinem Hotel zu bringen und bei ihm so lange zu verharren, bis der Schnee schmolz.

So theilt, wie ich mein Versprechen brachen, theilte ich es aus. Über die nächste Zeitung nahm ich das Hotel, in dem ich mich sehr glücklich gefühlt hatte, um in Rowland's Wohnung zu gehen, eine Schenke, in der ich das Leben auf Straßen einer solchen Künstschule, von welcher Neuyork voll ist, gründlich studiren sollte. Eine Wohnung lag mehr am Hafen, in der nicht eine gutbesetzte Restauration war, hatte zum Hauptgegenstand einen geräumigen Tanzsaal, der nur Seeleuten und Engeln Raum bot, denn Ocean handelt, auf beide Gattungen Menschen rechnet. Einige von ihr besuchten sich nun in gar lieber Schritt: Matrosen Gesellschaften. Meine Kosten wurden, als ich einzog, zu der Menge der andern Kosten gelegt, welche Matrosen, die mein wackerer Wirth zur Kasse von ihren Schiffen abgeholt hatte, und die sich jetzt auf Kosten zu kaufen, in seinen Gemächern gelassen hatten. Im Parterre hatte ich eine Anzahl durcheinander gestellter Matratzen; rechts und links Schlafstellen, klein, mit zweiflügeln Knöpfen abgeteilte Lagerstätten, Betten, Matratzen, Kissen, und so auch ein Schlafbett mit ausreichen hohen Strohsäcken und überlangen Betten mögen Landmatrosen, man trank, sang und lachte, spielte,

sanfte und leichte, ja es brachte eine Prügelei, die aber durch das Versprechen eines eben aus Chinesien zurückgekommenen Seemannes, jedem, der zu prügeln aufhörte, einen Krug an der Bar geben zu lassen, beigelegt wurde, kurz, ich merkte, daß ich in eine der rohesten Matrosenkneipen der Vorstadt gekommen war und hatte die Absicht, meine Leichen eine Woche lang zu beobachten.

Als Abends nach der „Schicht" wurden Tische und Stühle aus dem Saale herausgeschafft, ich und ein anderer Schiffsjunge reinigten das schmutzige Lokal nach althergebrachter Weise mit „water, lemon and pocket" und schufen einen Platz in einem Winkel des Raumes, auf welchem alsbald das Orchester, bestehend aus einem „nigger", der die Posaune blies, und zwei Negern halb verhungert aussehenden deutschen Knaben, welche die tollsten Tänze auf zwei Geigen herunterfragen, Platz nahm. Es fanden sich nach und nach auch die „Ballnamen" ein, d. h. deutsche Junggesellen, welche entweder allein nach Amerika gekommen waren und keinen Anhang gefunden, oder, was wahrscheinlicher war, gar nicht gesucht hatten, auch solche, die, von lustigen Passagieren oder heimwehkranken Matrosen umgarnt, ihren Lieben oder Verwandten entlaufen und von ihren Ver- und Verführern zu einem wüsten Tanz- und Vergnügungsleben gebracht worden waren. Sie belagerten sich einige um die Bar, setzten sich auf die an den Wänden aufgestellten Stühle und warteten, bis das Musikinstrument einige Takte eines bekannten Walzers oder Galopps erschallen ließ, dann näherten sich ihnen die tanzlustigen Schönen, die Mütze oder den Hut auf dem Kopf, die Cigarre oder die Thonpfeife im Mund, suchten sie, ohne zu fragen, bei der Hand und schwebten sich mit ihnen einige male im Zimmer herum. Wollte nun das erwartete Paar anfangen, so rückte, wie es Sitte und seiner Zahl zu sein schien, der Schiffsjunge seine Lampe an, hob sie einige Fuß über den Boden empor und schwang sie dann, von unendlichem Jubel begleitet, auf die Tänzer nieder, das vielleicht ein halbes. Je höher die Lampe geschwungen, um so größer Lärm sie wieder niedergesetzt wurde, um so lauteres Jubel erscholl von den Umstehenden, um so dankbareres Blicke erntete er von dem über seine Kühnheit entzückten Mädchen. War der Tanz vorbei, so eilte das Paar an die Bar, die Bar gewann, der Herr bezahlt für seine Dame Sarsaparille, das Lieblingsgetränk der Amerikanerinnen, aber Bier und Bier und Bier, dann holte sie Platz einen „Musikjungen" heran-

ter. So dauerte der Tanz bis gegen 3 oder 4 Uhr morgens. Manchmal verschwand ein Paar, das schon einige Tänze hintereinander getanzt hatte, in ein benachbartes Cabinet — aber auf einmal entstand drinnen ein wüster Lärm, Flüche, Verwünschungen, wildes Lachen, das Kreischen einer rauhen Mädchenstimme schallt durcheinander, man schreit nach Licht, da öffnet man die Thür und wutheerbrannt stürzt ein kräftiger Bursche, ein junger Matrose heraus, hinter sich her ein Mädchen schreiend und erzählt seinen Kameraden in abgebrochenen Sätzen, wie sie ihn eben seiner „watch" und seines goldenen Ringes, den er sich aus Heimweh angesteckt, beraubt hätte; einige nehmen Partei für ihn und wollen das Mädchen zwingen, den Raub herauszugeben, andere entfernen sich von der Szene, es entsteht ein wildes Durcheinander, indem greifen die rasch Schlüssel nach ihren bereits abgelegten Mützen, da füllt sich auf einmal das ganze Zimmer mit Polizeimannschaften.

„Ei, ei", denke ich, „hat der neue Mayor auf einmal mit der Polizei eine so gründliche Umwandlung vorgenommen, daß sie ganz ihre alte Sitte vergißt und eher erscheint, als das Gericht vermuthet?" Weit gefehlt! Einige, durch ihre Uniformen kenntliche Officiere des hamburger Polizeiamtes Bureau, hinter denen Polizeiwachen erscheinen, bedeuten mir, daß dies Erscheinen der Polizei einen ganz andern Grund hatte.

Mein unbescholtener Wirth Nicolaus nämlich hatte in der letzten Nacht drei von den Leuten der Borussia, trotz der aufgestellten Wachen glücklich mit Hab und Gut von dem Verdampfer entführt und in seinem Boardinghouse verborgen.

„Wo sind die Leute von der Borussia?" frage der Polizeiwachtmeister die ihn umringenden Matrosen, welche, die Messer noch in der Hand, ihren Kampf nur ungern aufgegeben zu haben schienen. „Wo ist der Boardinghouse?"

Ich aber hatte mich schweigend durch die Schaar der Polizisten, welche mit nicht gerade mit dem herzlichsten Mienen mich sehen mochten, um sich persönlich nicht zum unerwünschten Zeugen zu machen, gedrängt und das Wort gerufen. Er war angeredet zu haben.

„Bist du da, mein Junge?" rief der Quartiermeister der Borussia einen Matrosen an, der meinem Winke nachfolgen und das Zeug gewinnen wollte. „Nehmt den da fest, ihr Leute!" befahl er den Polizisten, „und durchsucht das ganze Nest, damit wir auch den Obersten und Johann finden!

Mr. Long, der zwei Jahre Kerker in Hamburg werden sich wol zur Besinnung kommen lassen!" Schnell durchsuchte man das Haus und fand richtig die beiden andern Flüchtlinge, die sich, der eine hinter die Thür, der andere unter den Sopha, dem Schauplatz der letzten Räuberei, versteckt hatten. Bei ihnen aber war vom Mitgeben nicht die Rede. Wehrend zückten sie die Messer, die sie noch in der Hand hatten und drohten, jeden niederzustossen, der sich ihnen nahen würde. Die erschreckten Polizeimen wichen zurück, auf einmal erschienen noch mehrere ihres gleichen, unter Willen werden die verbrecher vermittels gebogen und obgleich sich die Lederjacke wie Bärenmenschen wehren, so müssen sie doch der Uebermacht nachgeben, sie werden gefesselt und unter starker Bedeckung weiter auf die Wache gebracht.

Kaum waren die Mörder abgeführt, so erschien Nicolaus wieder, nahm einen seiner Gesellen beiseite, besprach sich mit ihm und befahl ihm dann, d. h. mir und dem andern leichten Matrosen, die Koffer, welche die gefangenen Matrosen zurückgelassen, in das Haus seines Meisters zu tragen; er wolle nämlich befürchten, man könnte sie bei einer etwaigen Haussuchung bei ihm entdecken und er wäre dann über einige Zeit „hinter den Berg gekommen", d. h. in eine Strafanstalt gebracht worden. Nach einiger Zeit war alles wieder ausgeglichen, der betrunkene Ehemann, der schon gestern erwachte, war zu Vernunft gebracht, auch die Räuberin hatte sich klugerweise entfernt und bald wogte alles wieder in der alten Ungestörtheit in den mächtigen Hallen, denn war der frohe Morgen ein Gute machte.

Solche und ähnliche Scenen wiederholten sich fast an jedem Abend und ich war herzlich froh, als mir eines Morgens mein Wirth ankündigte, in zwei Tagen könnte ich an Bord des Schwanen gehen und nach Mailand fahren. „Wie hätte ich aber diese Zeit verbringen! Nie mehr ist mir noch erlebt, ehe ich, zwar nicht wie ich hoffte, in den Arm der Liebe, doch, wie ich es jetzt nur kaum zu hoffen wagte, an einem ruhigen Ort gelangen konnte!

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Der letzte Spaziergang um die Basteien in Wien.

II.

Ueber die Renngrundstraße führt der Weg durch die Jägerzeile (so genannt, weil der Kaiser Maximilian II., um der Jagd im Prater näher zu sein, hier 1570 18 Jagerhäuser in gerader Linie bauen ließ, „in einer Zeile"). Im Frühjahr, wo die Theaterlokale ihren höchsten Glanz entfalten, müssen hier die Equipagen oft 10—15 Minuten verweilen, ehe sie im Schritt weiter kommen, so gros ist die Reihenfolge derselben. Nur der Hof, der am 1. Mai seine Fahrten im Galawagen eröffnet, fährt außerhalb der Reihe; bei den andern Wagen folgt einer dicht hinter dem andern. Mit ihren sechs Lakaien und oft Läufern, Kopf an Kopf gedrängt, oben viele Bände, die, wenn der Anfang auf derselben zu gräßlich ist, abgeputzt wird. Was dieses Schauspiel für den Residenzlichen noch besonders interessant macht, sind die verschiedenen Nationalcostüme, die oft in der bunten Menge sich bemerkbar machen. Neben dem Grafen in seinem prächtigen Anzuge geht der gelassene Slowake mit braunem Mantel, und neben dem Montenegriner, dessen weite weiße Beinkleider über hohe Stiefeln und reichgestickte Schuhe herabfallen und der unter seiner goldgestickten Jacke den breiten Gurt mit Waffen trägt, sieht man den ungarischen Edelmann mit seinem enganschließenden Rock, Pelzmütze und den kurzen Schnürstiefeln daneben. In langsamem Reihen gehen die geistlichen Seminarien mit feierlichernstlichem Gesang mit langen Schleppkleidern, ihnen folgen schwarzen Damen mit mächtigen Reifröcken, breit ein altmodischer Kapuziner mit weitem Bart, eher sehen einer böhmischen Bäuerin schaut unter dem griechischen Pilgerhut und weißen Schleier eines Mohrenkindes hervor.

Aber nicht immer hat man von weiter Seite aus einen solchen mannichfaltigen Wechsel genießen; es war oft erschwert, wenn der Gedanke von der so vielen Tausenden mächtig anlockte und sie verbreitete aus ihren Gassen über die nahe gelegenen Straßen und Brücken sich. Im Jahre 1713, wo nach einem mächtigen Gewitter das Donauwasser acht Tage lang viele Aue hoch in der Leopoldstadt stand, kam die Maria Theresia, trotz aller nahen Gefahrdung, am 7. und 8. Mai, um Hilfe zur Rettung der Unglücklichen anzuflehen. Ihr Sohn, Joseph II., zwanzig Jahre später, als ein großer Eisgang der Leopoldstadt einen gänzlichen Untergang drohte, schickte, ihr von hier aus ehrerbietigst, ehrlich gestand zu Hilfe sich drängte. Und noch viele andere schreckliche Erinnerungen erweckt dieser Platz. Hier beim Thore, auf welchem wir stehen, wurde dem empfangenden Kaiser der Schlüssel der Stadt

überreicht. An diesem Akte der Treue hatten die Ritter, wenn sie von den Kreuzzügen zu Wasser heimkehrten; hier wurde die Leiche des Kaisers Friedrich II. ausgeschifft, als sie von Otto nach Wien gebracht wurde; und als Karl V. mit seinem Bruder Ferdinand von dem Zuge gegen Solimon heimkehrte, sollen nach den Chronisten die adeligen Führung mit ihren bunten Flaggen von einer nie gesehenen Pracht gewesen sein. Der Jubel, auf der Karl V. gefeiert, war ein Weltbrand ausgelegt. Durch das Rothe Thurmthor zog 1558 der Herzog Leopold mit dem Kaiser Barbarossa in seine Residenz ein. Ueber jene Brücke wurde 1571 auf einem einfachen Leichenwagen, umgeben von einer starken Bedeckung Soldaten, der gebeinte Großherzog Friedrich von Baden, infolge des Grumbachischen Handels, vom Lech, wo verschieden, nach der Stadt und von dort nach dem Prinzessin in Wiener Neustadt gebracht. Denselben Weg nahm Heinrich III., als er von dem polnischen Throne floh, um in Frankreich den erledigten Thron seines verstorbenen Bruders zu besteigen (1574). Kaiser Maximilian war ihm bis zum Lager entgegengekommen. Dem Leider auch, diesem Ziel der Leopoldstadt, hatte schon Peter der Große seinen Besuch, und da wir nicht alle historische Personen nennen können, die diesen Weg nahmen, so bemerken wir nur aus der neueren Zeit, daß auch dem Sturz Napoleon's I. der Kaiser Franz II. mit seinen hohen Gästen, dem Kaiser Alexander I. und dem Könige von Preußen, bei ihrem Einzug in Wien ihre neue Straße ging.

Die Verbindung des Rothen Thurms mit Hermann von Salza rufen Sage berichten, Schlüger aber von der Zeit in der Römerzeit abgehaltenen Gerichtsverhandlungen, bei denen der Thurm die Rolle des Richthauses war. Wir sind geneigt, Hermann beizustimmen, weil im Babenberger Stammbaum zu Klosterneuburg 1492 der Thurm als ein schlanker viereckiger Bau mit rothem Ziegeldach dargestellt ist. Von den Schauern des Unglücklichen Matthias Corvinus bei der zweiten Belagerung Wiens soll ganz verschont, sah den Kaiser Maximilian I. 1511 vom Dache aus in heiterer Jagd ausfahren. Er starb 58 zu Innsbruck 12 Jahre. Wenn unter seinen Augen lag eine weibliche, später aber auch Hals nachrichtliche Spedition, war bereits im 16. Jahrhundert vorhanden man neue komische Mahrnehmung, aber dem folgende Verse an die Wand gekritzelt waren:

Welcher Arzt ihren Mann ist noch nie schlagt,
Hat sie mit Fäusten selbst Kanzen (Kranz) zerkratzt.
Der ist der Teufel selbig besten,
Der ist ein andern Kindlag zu schaffen.
Welches Gesicht sich stets Pfeifen,
Dem sieht ich nit gerecht Pfeifen,
Das er hält Kinder in seiner Stadt,
Dies er macht den Hof Unrath.
Der ihn gerne Kinder zum Kaiser weise
Der schlage sie in Stuhl und Bänke.

Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts blieb die Spedition verborgen, wo auch Kindelbad ihren erreichte. Diese Thatsache ist bezeichnend für die Intimität des bürgerlichen Hausregiments in die so gerne alten Zeit. Weltweise Schweigsamkeit ist heute Spedition, glaubte sich aber nicht berechtigt, sie zu verhehlen, wie folgende Verse beweisen:

In dem Bett hatte auch der Gast —
Mancher Kaiserlicher Mensch! —
Lieg an zu essen und zu saufen,
Gestalt die ihre Kost ist ein großen
Dass man Kaiserlich heißen
Freudlos ist er geschaffen,
Er saufen die große und aus,
Dass nicht selbst kaufen, so dürft er nicht,
Der mag der großen Lust wissen.
Ist aber Kaiser seiner Person,
Spricht selbst kaufen gut sei!
Ich spreche nein, nein, er ist ein Schwein!
Was ich mehr noch sagen will,
Ich sind ein Kaiser heißen ist viel.

Nur einen einzigen Versuch machen die Sage. Ein wackerer Schuhmacher erklärte sich in seiner Wanderschaft zum Abnehmen der Spedition bereit. Schon nahe er, umgeben von einer neugierigen Volksmenge, auf der Bank, als er plötzlich seine Verachtung und seine Wut entlang. Auf die Frage, warum er heute über, antwortete er ohne Umschweife: „Denn ich meinen Kopf nicht schändlich, denn sonst müsste mich mein Weib aus stehen.“ Das Gelächter der Menge bekehrte ihn, daß er nicht verächtlich sei, die Spedition zu holen.

In der Nähe des Rothen Thurms standen die Kleinen Wiener Leiterwagen, die „Klagenfurter“ genannt, mit Rücksicht auf Verbindung, wie auch Schweigel berichtet:

Wer sonst Spedition kaufen will,
Der darf nichts mit sich nehmen,
Denn Kunstleute haben alles
Was er braucht, zugleichen mitgen,
Die wissen wie Kaufen machen,
Der weg, dass er auf Kaufen hat.

Indem der Brauch erlosch sich zu seinen Ende, gleichzeitig Kaufleute und sich zum

Prater in das eine Ufer mit Hauptstraßen bedeckt; am Ende desselben führt eine imposante Kettenbrücke zu den Vorstädten der Weißgerber und Erdberg hin. Schon nach den ersten Jahrhunderten hatten die Großen wegen der Nähe der Donau hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen; sie haben der Vorstadt den Namen gegeben, in welcher Maria Theresia das Oberschreiben und Joseph II., um sie näher mit der Stadt zu verbinden, eine Brücke über die Wien bauen ließ. Schon in den Zeiten der Babenberger stückte Erdberg als ein landesfürstliches Lust. Leopold der Tugendhafte überfiel 1192 einen Theil desselben vom Lesslichen Orden. Hier wurde im Dezember 1192 Richard von England gefangen. Julius Cäsar machte mannichfaltig seine Belagerungen auf, als 1809 in die Mauern seiner Obrigkeit. Uns weist die Landkarte auf diese hohen Vorhöhe jenen Theil von dem schönsten, aus stattlichen Gärten aufgeführten Neubaugebäude verdeckt. Auch ihre gegen aber auf der Wasser, um deren östliche Ufer wir vor liegen, liegt die unlängst vollendete Franz-Joseph-Kaserne, ein großartiges Gebäude, das durch seine Höhe das ihm nahen schönen und auf eine weitere Umgebung beherrschen Kaiserlichen erdrückt, das, der Donau und der in neuen Stadt gegenüber, in gerader Richtung der Mauth steht. Das Stadtthor, über dem ein befestigenartiger Vorsprung sich auf der Mauer erhebt, leitet zur Landstraße, welche eben Linie so hat. Das alte Kloster, welches unsere Hand, wurde von Matthias Corvinus mit Sturm genommen, aber sein Kriegsheer that der Kaiserlichen weniger Schaden als 1683 die Türken. In blühender Zustand kam es erst 1683 wieder, als die zweite Belagerung so abermals in Trümmer legte. Hier liegt das St.-Marxer Bürgerspital, das schon 1208 gestiftet sein soll, als aber erst im 15. Jahrhundert erweitert. In Anfang des 19. Jahrhunderts enthielten hier viele Sommerpaläste von Fürsten und Großen, die jetzt Kaserne und ein großes Militärhaus. Hier auf der Kirche der Elisabethinerinnen und Salvatorianer, der Botanische Garten, das Belvedere, das Fürst-Schwarzenberg'sche Palais am Rennweg und das Thierarzneiinstitut. Verfolgen wir den Weg auf der Wasser, an deren Stadtseite sich immer eine Häuserreihe hinzieht, so kommen wir bald zum Kolowrat'schen Palais, das imposant durch seine Größe, aber geschmacklos ist. Ihm gegenüber liegt das Wasserglacis, zu dem man von der Stadt aus durch das Karolinenthor kommt. Von der Wasser aus kommt wir besonders die Hülle der Militärmusikschule-Anstalt sehen, die, von stattlichen Gartenanlagen umgeben, wie der Volksgarten in seiner jetzigen Gestalt erhalten bleiben soll. Morgens und abends erschallt hier Musik, und die Gemüthe, die wiederholt einige mal angeben werden, haben vor Jahren die elegante Welt vereint, werden aber jetzt nur mehr von einem sehr gemischten Publikum besucht. Auf den Wiesen und Bäumen, die sich in weiten Kreisen um das Musikglacis hinziehen, schmückt und kommt bei Tage eine volle Menge.

Das Karolinenthor, über welchem wir stehen, führt auch zum Rennweg, wo Fürst Metternich sein schönes Palais hat. Zwischen sagen und betrachtete architektonische Fassaden entgegen, also die wir so benachbarten, schauen wir noch so den Stadtgraben hinab. Zwischen seinen hohen Pappelalleen sprengt oft ein Reiter dahin, aber am Promenade weiter sie nicht besucht, denn eine traurige Einsamkeit herrscht in der Luft. Hier so wie auch näher der Wasser so manches gastliche Gärtchen, das man in der Vorstadt spazieren sieht und das mit seinen gastlichen Sommerlogen und Blumenbeeten, seinen Bäumen und Statuetten wie ein Paradies erscheint. Aber sie gehen auch mehr Mannichfaltigkeit dem ihrem Nachbarmühle, das schon sehr eine Reihe von Kappeln und Palästen zeigt. Jener hohe Thurm kennt das Theresianum an, welches Maria Theresia aus dem fürstlichen Sommerpalast, die „Favorite", zum Erziehungshause für adelige Jünglinge bildete. Joseph II. aufhob und Kaiser Franz wieder herstellte als Militärakademie erhielt.

Gegenüber sieht, wie auch einer reichen Wohnung, das Palais der Fürsten Schwarzenberg, dessen ihrem Park dem Publikum geöffnet ist. Links daneben ist das Invalidenhaus, das 1734 nach einem Plane von Fischer von Hildebrandt vollendet wurde und in dem ihren Platz Gäste des Theaters gelegt hatte. Es war der Sommeraufenthalt dieser großen Helden während ihrer häufigen Pausen; jetzt befindet sich die kaiserliche Gemäldegalerie und die Ambraser Sammlung dort. Unter die bekannten Hydra schon im preußischen Gebäude angefangen Garnison wollte sich die Kuppel der Schlachtenmann, einen Platzes, welches die Kaiserin Amalie 1717 zur Erziehung der Töchter des hohen Adels bildete. Aber vor allem sagt sie nach dem Rochus von St. Peter und dem

Pläne Fischer's von Erlach erbaute Karlskirche hervor. Karl VI. legte 1716 den Grundstein zu dieser prächtigen Kirche, an der man 21 Jahre baute. Auf 12 Säulenpaaren ruht man in ihrem imposanten Portal heute, das auf hohe fortschreitenden Säulen ruht, auf denen Obelisken in halberhabener Arbeit die Windungen der Pest in Wien dargestellt sind. Zu beiden Seiten erheben sich zwei hochragende Säulen in dorischer Ordnung, die, von innen mit Wendeltreppen versehen, zu den Kapitälen führen, von denen in halberhabener Arbeit das Leben des heiligen Karl Borromeo prangt. Weiter unten an beiden Seiten der Kirche sind zwei Triumphpforten in Form von Triumphbogen. Das Hauptgebäude der Kirche hat eine achteckige durchbrochene Kuppel, auf der sich eine kleine Laterne befindet. Die Kirche schließt sich der nördliche Ecke der Polytechnischen Kunst an und neben ihr das Starhemberg'sche Freihaus, das die Stadt Wien ihrem Erretter vom Grafen Niklas, den von Rhodes und Malta überlebt.

Viele der neuen Gebäude liegen auf der Wieden, einer der ältesten und schönsten Vorstädte Wiens. Ein Theil ihrer Gründe gehörte schon einem Jahrhunderte Jahre zu St. Stephan. Im Jahre 1211 schenkte Leopold der Ritter vom Orden des heiligen Geistes das Hospital und die Kirche St. Anna. Das Kirchhaus, welches 1326 entstand, und die Kapelle St. Job wurden durch die Türken zerstört. Der Neubau erhielten 1629 Vorgrund in der Vorstadt Wieden. Die Kirche wurde von Joseph II. aufgehoben. Joseph erhielt hier ein prachtvolles Theater, aber schon unter Leopold I. stand hier ein Opernhaus, in dem die Pracht der Ausstattung der heutige Oper noch übertroffen haben soll. Die Aufführung der Oper „Il pomo d'oro", welche zu der Vermählung der Kaiserin mit der spanischen Infantin Margarethe aufgeführt wurde, hat Tausend Gulden gekostet. Im Jahre 1707 entstand Schikaneder das Freihaus-Theater.

Am meisten trug zum Aufblühen dieser Vorstadt der Wiederaufbau der neuen Residenz III. beziehungsweise, von der Türken zerstörte und durch Leopold I. vergrößerten „Neuen Favorite" bei. Kaiser Karl VI. wählte besonders diese Vorstadt zum Sommeraufenthalt, und dadurch angezogen, bauten Fürsten und Große sich hier ansehnliche Palais. Fabricius in seiner „Beschreibung Wiens" gibt schon die Zahl seiner Paläste auf 20 an. Das Palais, das vor diesen großartigen Gebäuden liegt, wird zum Theil von dem Neuen städtischen, im Sommer hier ganz ausgezeichneten Kinder Wien beschäftigen, das ehedem durch Regengüsse so mächtig anschwoll, daß es im 18. Jahrhundert das Bürgerhospital und im 15. sogar die Kirchen überschwemmte. Vom Jahre 1670 berichtet Fabricius, daß die Wien so groß geworden, „daß viele Frau darin ertrinkt und viele verunreinigen, man müßte das menschliche Gedächtniß mit einer Schandsäule ehren."

Die alte Brücke, die nach der Vorstadt führt und aus dem 15. Jahrhundert stammte, wurde 1825 durch eine neue ersetzt, und die, welche mit in der Nähe des Kärntnerthores erblicken, steht erst seit einigen Jahren. Zu deren Vollendung mit der Vermählung des Kaisers zusammenfiel, erhielt sie von der Kaiserstraße, welche sie bei ihrem Beginne durch schickt, den Namen Elisabethbrücke.

Indem wir unsere Blick von den Vorstädten wieder nach den Gebäuden wenden, welche die Stadt von innen zu der Mauer begrenzen, fällt es auf in Kärnthen das Kärntnerthor-Hofoperntheater, das einen alten Gebäude gleicht, nach dessen Aeußerm Gleiche Pläne wurde. Im Innern befindet einen Zuschauer- oder Sängersaal entdecken können. Aus der Hof führt von der Bastei ein breiter Durchgang in die Oper. Seitwärts führt über die Terrasse der Bastei das Gebäude der Hofbibliothek, welche von der die Augustinerkirche besucht; die Thüren wurde schon 1609 erbaut, 1809 im Sturm niedergerissen, ging es 1819 bei der Belagerung der Stadt in Flammen auf.

Gegen das Kärntnerthor erhebt sich das Palais des Erzherzogs Albert. Jetzt weit es von dem Schloß des Erzherzogs Karl, Erbauer Albrecht, bewohnt. Hier befindet sich die berühmte Sammlung von Kupferstichen und Zeichnungen der berühmtesten Künstler. Das neue Palais, das Napoleon während der französischen Occupation bewohnte, schließt sich gleich der Burg an, die sich bis zum Burgplatz hinzieht, welcher in Mariahilf steht.

Diese Vorstadt wird schon in den Urkunden des 13. Jahrhunderts genannt und hat ihren Namen einem wohlthätigen Manne zu verdanken, der 1221 vor dem Portalthore Den Gründer Jahrzeit in einer kleinen Kapelle aufgestellt wurde. Die Verehrung derselben war so groß, daß bald ein Wohnhaus für die Geistlichen, die es besorgen, erbaut werden mußte. Als Kaiser

Mustapha 1683 alle Kapellen verbrannt, wurde das Bild mit Lebensgefahr von einem frommen Türken gerettet. Die jetzige prächtige Kirche, in der es sich befindet, wurde 1689 von dem Ahnherrn Karl Theodors gegründet und 1713 vergrößert. Hier befindet sich auch das Schloß, das früher dem Kanzler Kaunitz gehörte und die ausgezeichnete Bildergalerie des Fürsten Liechtenstein enthält. Diese sehr beliebte Promenade, welcher sich Spinnelberg, St. Ulrich, Schottenfeld und Alt Lerchenfeld anschließen, führt den Weg in gerader Richtung nach dem berühmten Lustschlosse Schönbrunn.

Rechts vom Burgthor liegt auch das Jesuitenkloster, welches zu der gleichnamigen Pfarrkirche gehört, die, 1181 schon bekannt, ihren jetzigen Namen zum Gedächtnis an die feierliche Krönungsfeierung Joseph's I. erhielt; der Franziskaner Convent schließt sich ihr an. Vom Burgthor gerade gegenüber erheben sich die kaiserlichen Stallungen, von Fischer von Erlangen erbaut. Sie zeichnen sich durch eine einfache Größe aus. Indem unser Blick heraus bietet, haben wir denselben Punkt erreicht, von dem wir ausgegangen, aber viel später, als wir glaubten. Doch haben wir nur dadurch gewonnen, denn wir sehen das reiche Panorama nun in anderer Beleuchtung. Die fernen Berge schimmern im Abendduft und erscheinen dadurch noch größer; auf den Glacis, aber die ich breite Schatten lagern, entzünden sich nach und nach die Gaslaternen und leuchten wie Sterne aus dem dunklen Hain. An den prächtigen Palästen heben sich einzelne Konturen schärfer und die dämmernden Konturen der fernen Hügelkette verschwinden. Und alles erhebt den Anschein eines schönen Abends, der fast einen italienischen Charakter annimmt und der dem Beobachter die Erinnerung an den Aufenthalt um die Donau noch schärfer einprägt.

E. M.

Die Jesuiten in Berlin.

Im Maimonat dieses Jahres predigten die beiden Jesuitenpatres Hoeslacher und Pottgeisser in der St.-Hedwigskirche zu Berlin.

„Die Jesuiten in Berlin!" das gab viel zu denken und zu reden.

Es strömten viele Protestanten in die katholische Kirche, viele aber auch verließen die Kirche bald wieder, weil sie das nicht gefunden hatten, was sie erwarteten — — „Skandal!" Es ist freilich sonderbar genug, daß es heute gibt, die in die Kirche gehen, weil sie dort Skandal erwarten, aber von den Jesuiten hatte man sich einmal einen solchen Begriff gebildet, man meinte, bei ihnen irgendeinen Hexensabbat zu finden.

Da konnte man aber die beiden Geistlichen belauschen. Wenn man weiß, wie vorsichtig die Jesuiten sich in Zeit und Ort zu schicken, wie fügsam sie sich zu accommodiren und das jedesmalige Niveau des Landes und der gerade herrschenden Bildung zu tragen wissen, dann wird man sich nicht darüber wundern, daß die Jesuiten in Berlin, der protestantischen Stadt der „Intelligenz", anders auftreten als da, wo sie es wagen durften, Alexander von Humboldt mit mildthätigem Blick zu vergleichen und noch unter denselbe zu begraben.

Schreiber dieses hatte, als er in die St.-Hedwigskirche ging, nicht die thörichte Erwartung, daß die Jesuiten hier durch ihre Predigten Aergernis und Anstoß geben würden; darum kam er sich auch nicht gescheidt. Aber etwas war ihm allerdings neu und unerwartet. Es war nur das Benehmen der Patres, besonders bei einem von beiden, die katholischen Dogmen nicht blos einfach zu erklären und anzuwenden, sondern auch vor der Vernunft zu rechtfertigen und gewissermaßen logisch zu deduciren. Die Predigt z. B. über die ewigen Strafen, die Schreiber dieses hörte, war von Anfang bis zu Ende eine Reihe von Vernunftschlüssen, von denen jeder spätere immer sich auf den früheren stützte, wie in der Mathematik jeder spätere Lehrsatz und Beweis auf den früheren zurückweist. Die Predigt war so philosophisch gehalten, daß selbst Citate aus den alten griechischen Philosophen, aus Sokrates, Plato u. a. zur Bekräftigung der Wahrheit des Gesagten herbeigezogen wurden. Ganz gegen den Schluß der Predigt ging der dialektische, an das Raisonnement sich wendende Beweis in einen mehr das Gemüth ergreifenden über. Ob wol, fragte ich mich, diese logisch-dialektische Predigtweise speciell für Berlin berechnet gewesen sein mag, um die gebildeten dialektischen Berliner zu bekehren? Doch es scheint diese Predigtweise in der Intellectualität und dem Bildungsgange dieses Ordens begründet zu sein, wie man auch der biographischen Skizze ersehen kann, die in dem nachgelassenen Werke des kürzlich verstorbenen Beda Weber, in den „Kantonen aus dem deutschen Kirchenleben", von den beiden genannten Patres Hoeslacher und Pottgeisser in Verbindung mit Pater Rob entworfen ist.

Hasslacher weist in dieser biographischen Skizze als Gegensatz zu Rob folgendermaßen charakterisiren: „Während Rob in der Regel für die mittelmäßigen, verkommenen, zweifelhaften Leute predigt, ist Hasslacher der Prediger des Mittelstandes, der gläubigen Andacht, der Anhänglichkeit an die heilige Kirche. Rob schlägt die Schale der Verhöhnung und des Unglaubens von der verbildeten, meist ausgearteten Welt ab. Hasslacher findet die Flamme des heiligen Lebens in den Verlassenen an und belebt dürftige als ewige Altarlampen mit frischer Liebe und wunderbarer Reichmitgetheilt. Rob ist Donner und Blitz auf die verdumpfte Schwüle der lasterhaften Gesinnung; Hasslacher milder Regen, der auf den Sturm folgt und alle Keime ins Erwachen. Rob verschmäht den Hammer, so den Sarkasmus nicht, weil er die Menschennatur mit allen möglichen Mitteln aus der Höhle des Irrthums locken will; und thut es der Schärfe des Hammers nicht, so thut der Haken, tabulirt der Staat und packt der Baumpfeife: bei Hasslacher geht ein tiefernster Zug durch die sanfteste Rede, die eindringlich und spitz werden kann wie die Stimme des Mannes am Mast des untergehenden Schiffes; er schaut nur im Auge seiner Freunde."

In der Schilderung des Dritten zu den beiden Genannten, des Pater Pottgeiser, wird man sich befangen haben, muß ich eben von der sogleichgestaltlichen Predigtweise gesagt habe. Pater Pottgeiser stammt aus Koblenz und ist ein Kaufmannssohn. Von Jugend auf vorzugsweise der Mathematik zugewendet und darin ein vollkommener Meister, haben Predigten seine Sache am Jesuitencommet in Aretium, wandte er sich dem Dienst des Sendschwertes nach Nordamerika, wo er in Neuyork im nördlichen Missionsgebiete thätig war. Er gewann dabei vollkommene Fertigkeit in der englischen Sprache. Als Redner verstärkte er in der Regel auf allen rhetorischen Schmuck und rühmt blos die Kettenschlüsse seiner Beweisführung ins Herz des Menschen, bis es ihnen entsteht und gefangen ist. Wir hatten bei seinen Vorträgen oft das Gefühl vom Rauschen eines gut eingerichteten Uhrwerkes ohne Klang und Ton, dessen Räderchen mit den unwiderstehlich starren Mächten jede Empfindung der Seele aufhörte. War das Ach, ohne Ton und Musik, im großen Menschheim erwärmt, da regten sich auf tausendfachen die Morgenfarben empor ins Licht der aufgehenden Sonne. Der Prediger wurde warm, die Stimme milder, die Sprache geschmeidiger. Allgemeine Rührung konnte das Ende der Predigt. So liegt in diesem Manne ein Fragment von Rob und ein Fragment von Hasslacher. „Er hat", sagt Weber, „die Fragmente mit den Eisenklammern der mathematischen Unerbittlichkeit zusammengefügt und daraus ein schönes Stück Mennonsäule geschaffen, die im Strahl der Morgensonne melodisch aufklingt. Deshalb steht er als Mittler zwischen beiden."

Es ist in dieser Schilderung Beda Weber's, abgesehen von dem Panegyrischen, der Charakter der Jesuitenpatres getroffen. Die drei Genannten scheinen sich mit ihren Fähigkeiten und ihrem Naturell zu ergänzen und verschiedenen Bedürfnissen der katholischen Mission zu entsprechen. Aber als ich den soeben Geschilderten mit seinen Kettenschlüssen singen hörte, konnte ich nicht umhin, mich zu fragen: Ist es nicht sehr gewagt für den Katholizismus, in der Weise, wie Pater Pottgeiser thut, das Denken nach zu rufen, indem man die Dogmen, die auf Autorität und Tradition hin geglaubt sein wollen, vor der Vernunft zu rechtfertigen sucht? Kann es nicht unter den Zuhörern welche geben, die gerade dadurch erst zu Zweiflern gemacht werden? In der That war die Predigt über die ewigen Strafen, in der dieses Dogma mit allen Künsten logischer Schlußfolgerung vertheidigt wurde, geeignet, durch die vielen unterlaufenden Irrthümer, die sie enthielt, manchen den Kopf schütteln zu machen. Hätte auch nicht jeder gleich, wie ein Professor der Logik, schulmäßig nachweisen können, worin das Irrige der Schlußfolgerungen bestand, so waren doch gewiß viele, die mit ihrer natürlichen Vernunft das Gefühl haben mußten: Hier wird man überredet, aber nicht überzeugt.

Die Kirche begibt sich auf ein gefährliches Terrain, wenn sie ihre Dogmen vor den Richterstuhl der Vernunft bringt und das Denken herausfordert. Solche Predigten, wie die vollgiltigen des genannten Paters, können ihr eher schaden als nützen. Und das wußte Gregor XVI., als er die Hermesische Lehre verdammte. *)

*) Der Unterschied lag bei diesem Ketzerhasse, daß er Hermes in seinen Absichten, daß das Krankhafte der protestantischen Oberflächlichkeit entgegensetzte das Wissenschaftliche, Tiefe der Scholastik, Philologischen auch in die Kirche übertragen, Scholastik das Prinzip der Gedankenfreiheit. Mit großem Geschick wußte er Dogmen aus einem Thema logischer Strenge herauszuarbeiten, eine Kunst, die jene und andere so-

Anregungen.

Julius Rupp für das Kantdenkmal in Königsberg.

Wenn irgendein Philosoph ein Denkmal verdient, so ist es der Königsberger Weise, der Kopernikus der Philosophie. Trotzdem scheint die Teilnahme für das Ehren in der Stadt der „reinen Vernunft“ zu errichtende Denkmal bei der deutschen Nation nicht groß genug gewesen zu sein, das literarische Verhalten zur Person des Weisen überflüssig zu machen.

Eine solche Schrift, deren Ertrag für das Kantdenkmal in Königsberg bestimmt ist, liegt uns vor: „Immanuel Kant. Ueber den Charakter seiner Philosophie und das Verhältnis derselben zur Gegenwart. Von Julius Rupp“ (Königsberg, Koch. 1857). Abgesehen von ihrem löblichen Zweck, verdient diese Schrift wegen ihres Inhalts die weiteste Verbreitung. Rupp, ein freisinniger Kopf, hat sich durch seine Wirksamkeit für das Toleranzedikt einen großen Ruf erworben. Die vorliegende Schrift über Kant besteht aus einem Vortrag für die Aktiengesellschaft, durch welche der Königsberger Dichterverein seinen Landsmann Kant ehrt, und Zusätzen zu diesem Vortrag und aus einer Vertheidigung Kants gegen Arthur Schopenhauer.

Rupp legt die Bedeutung Kants darin, daß während der ganzen griechischen Naturerklärung der Philosophie nur durch sie der Versuch gemacht worden, nicht das Eine oder das Andere, sondern den Willen zum Prinzip der gesammten Weltanschauung zu machen. Dieser Versuch sei gänzlich in Vergessenheit gerathen. Aber die Durchführung derselben sei „die wesentliche Bedingung für den Fortschritt der Theorie und für die Sicherstellung und richtige Benutzung aller anderen Arten des Fortschritts“. Auffallend ist es, daß Rupp von dem „einzig in Betracht kommenden Gesichtspunkt“ und Kant'schen Prinzipe spricht, da doch bekanntlich Schopenhauer noch entschiedener als Kant den Willen zum Prinzip der gesammten Weltanschauung gemacht, und da Rupp selbst, wie aus seinem Vortrag deutlich genug hervorleuchtet, erst durch Schopenhauer's Philosophie zum tieferen Verständniß Kant's gelangt ist. Rupp bekämpft zwar im letzten Abschnitt seiner Schrift die Verdächtigungen Schopenhauer's, daß Kant durch Verleugnung, die er in der zweiten Auflage der „Kritik der reinen Vernunft“ vorgenommen, sein Werk auf Kosten der Wahrheit verbessert habe. Aber diese Vertheidigung hätte ihn nicht abhalten sollen, das große Verdienst Schopenhauer's um Auffindung der Kant'schen Philosophie anzuerkennen und hervorzuheben. Denn was einer gelegentlichen Bemerkung Schopenhauer's ist es nicht gut genug zu seiner Philosophie hinzuthun, wie hätte es auch sonst kommen können, daß Schopenhauer zu seinen Zuhörern zählte, die das Talent der Kritik und der Schärfe, der Klarheit besitzen?

Der Beweis, den Rupp dafür beibringt, daß die Erhebung des Willens zum Prinzip der gesammten Weltanschauung unerläßliche Bedingung für den Fortschritt der Natur sei, ist im wesentlichen folgender: Die Grundfrage aller philosophischen Versuche der vorchristlichen Zeit ist die Differenz des Menschen überhaupt und vom Weltall, des Mikrokosmos und vom Makrokosmos. Das Interesse an seinem Ich, in seinem Zusammenhang mit dem Weltall, als ein Theil des allgemeinen Ganzen anzusehen. Die Philosophie suchte somit die Bedingung der Möglichkeit der Wissenschaft von einer höheren Macht. Erst durch Sokrates wurde gewissermaßen Anthropologie, Psychologie und Religion in die enge Beziehung zum Ich gebracht. Dieser Gesichtspunkt bestimmte auch noch den Charakter der christlichen Kirche und Philosophie bis auf Kant. Was ihm fehlte, war Ueberlieferung. Er stellt zuerst die Autonomie, den Mikrokosmos, als das Prinzip der Immanenz des Mikrokosmos dar. Kant war der erste, der mit dem Grundsatz philosophirte. Dies führte ihn zu seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Indem er dem Grundsatz bei allen seinen weltumfassenden Arbeiten eine so unverbrüchliche Richtsamkeit übertrug, wußte er sich unwillkürlich dazu gedrängt, seine Blicke von der Betrachtung der Autonomie zu richtungsweisenden auf sich selbst und die Selbstbestimmung als unerläßliche Bedingung für die richtige Ausführung der Autonomie anzusehen. Kant glaubte er selbstständig die Vollmachten aller der Gesetzkräfte, die von der Welt etwas zu wollen meinen, der Sinne, der Neigungen, der Vernunft, wie in einer prüfenden

gebrauchen Verfassungen die Vollmachten der Abgeordneten, bevor sie ihre Geschäfte beginnen, geprüft zu werden pflegen. Das Resultat der Kantischen Kritik ist: „Das Gemeinsame der Menschheit weist auf das Ding an sich, der Wille ist das von der Welt der Erscheinung Unterschiedene, das ihren Wesenskern enthält: in der Freiheit, in dem sich selbst bestimmenden Willen ist der Mensch Person an sich selbst." Kapp führt seine Gedankengänge noch näher aus, sagt, wie Kant an die Stelle des Schicksals der alten Weltanschauung die Freiheit, die Selbstbestimmung des Willens setzt, und geht dann näher auf die Gesichtspunkte der beiden entgegengesetzten Weltanschauungsprinzipien für die Entwicklung der Kultur nachzuweisen.

Die alte, vor Kantsche Ueberlieferung, daß die Erkenntnis des Menschenlebens nur durch Erkenntnis des Universums zu gewinnen sei, hatte nach Kapp einen Priester- und Gelehrtenstand zur Folge, der für das Volk die Erforschung des Weltganzen übernahm und im alleinigen Besitz der Wissenschaft war. Dieser Stand der Gelehrten war der natürliche Vormund aller Uebrigen. „Die aus religiöser Ruhmredigkeit der Gewissenhaftigkeit und des Zweifels, im Namen der Religion und Sittlichkeit, ist alle die anmaßende Bevormundung jener menschlichen Gesellschaft, die nach dem Heimgang der alten freudig philosophischen Weltanschauung aufgelebt war. Auch in dem modernen Europa war die menschliche Gesellschaft nach diesem Plan gegliedert und Jahrhunderte hindurch umgebaut, verbessert, wurden abgebrochen, wieder aufgebaut." Diesen Zustand störte Kants Kritizismus und Philosophie. Die Zeitumstände schienen einer solchen Umgestaltung der Gesellschaft nach der neuen Philosophie günstig. Denn die öffentliche Meinung erklärte der Literatur jene Hand der europäischen Gesittigung für barbarisch und die durch Kants Hauptwerk in Deutschland angeregte philosophische Bewegung fiel mit der französischen Revolution zusammen. Doch die Leidenschaften des Kampfes nahmen alle Aufmerksamkeit ausschließlich für die einzelnen Mißbräuche in Anspruch, suchten die Quelle derselben aufzudecken und zu vertilgen. In einer nach Kantschen Grundgedanken erbauten Gesellschaft falle der Staat der Willkühr weg, trete an die Stelle fremder Gesetze die Selbstbestimmung der Individuen. Die neue Begründung der menschlichen Gesellschaft schließt nach Kapp alle Privatverträge aus, sie kennt nur den Gesellschaftsvertrag als freien Vertrag, die pflicht der Welt in Staaten zu legen und den Verfall der Staaten zu verhüten im Stande sind. „In Bezug auf die Arbeit, auf deren Boden die neue Gesellschaft zu gründen ist, erweist sich das Glück des Besitzes und die Kunst des Staatsmannes als abermalig. Nichts von allem, was zum Wohlbefinden der alten Gesellschaft gehört, ist für die neue zu verwerfen." Denn in ihr sei jedes Individuum sein eigener Gesetzgeber, und nur in dieser heiligen Ordnung, die „das Gleiche frei und leicht und freudig bindet", finde der Mensch den Frieden mit sich selbst. Gegensätzige Störung in Gesetzmäßigkeit und Verbindung der Arbeiter ist die alleinige Ursache einer solchen Verbindung.

Gewiß, diese Grundgedanken der Freiheitigung und vielgestaltigen Kapp sind geistreich und fruchtbar. Aber freie Selbstbestimmung, in komplexe Abhängigkeit von blind angebeteten Autoritäten, kann das Menschenglück nicht verbürgen.

Allerlei Sonett.

III.

Neben den Liebes- und Frühlingsliedern ist unter den modernen Dichtern das Trinkgedicht nicht vergessen worden, es beschränkt sich bei den meisten den Gastrit in das erste Mannesalter. Diese Umschwärmung, den wir schon einmal an Emanuel Geibel nachwiesen, findet sich auch bei den geringeren Talenten.

Die Dichter, die uns eben vorliegen, tragen ganz diesen männlichen, oft kräftigen oder milden, noch vorzugsweise beschaulichen Charakter, eine gewisse Ruhe, die so ähnlich an der Stirn trägt: man erwartet, daß sie nicht in impressibler, oft grüner Phantasie in die Welt greifen, sondern sorgfältig gelesen und gründlich werden. Hätten sie habe auch einmal von ihrer Ruhe verloren haben, so würde ihnen dafür ein anderer Vorzug, der einer vollendeteren Form.

Der heilige Ludwig Kalb „Gedichte" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1857) weiß man allgemeinere Gegenstände, aber wir werden dabei auch mannigfaltige politische Wendung interessiert und gefesselt. Die richtige Charakter — und das thut in unserer gegenwärtigen, farbigen Zeit noth — Aber diesen vielen Gedichten, den mehr der Kraft, das Ringen, entschiedene Männlichkeit als der zärtliche Liebesschmerz kleidet. Wie kräftig ist nicht seine „Schlacht bei Arbela", wie schwungvoll die Ode, „Der Bildhauer", „Die deutsche Sprache" über auch welche, welche Töne werden angeschlagen, wie

Der Bilder Zier.

Einige war an seinem Steuer,
Einsamkeitsfahrt war sie ist
Und verlachte nicht die Leere,
Meine Seele war mir voll.

Und wie's in die Welt hinaus,
In das Himmel, ist zu sie,
Schien doch mit wundersam Grüßen
In das Himmel nicht mir.

Wahrnehmung.

Auch das Natürlichste will seine Pflege haben. Selbst Liebe und Freundschaft können ohne Sorgfalt des Nächsten nicht bestehen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 44. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Charlotte Brontë.

(Currer Bell.)

II.

Einige Zeit nach dem Tode ihrer Mutter übernahm deren Schwester, Mrs Branwell, die Erziehung der Kinder; aber sie that es nicht mit jener Herzensfreudigkeit, die man bei einer freiwillig übernommenen Pflicht hoffen darf. Aus ungern hatte sie ihre schöne Heimat und eine heitere Umgebung verlassen. Der traurige Naturcharakter in Haworth, in dem sie alles entbehren mußte, machte sie ernst und trübe, und ihre gedrückte Stimmung blieb nicht ohne nachtheiligen Rückwirkung auf ihre Pfleglinge. Kein Sonnenstrahl durchdrang diese hoffnungsvollen Kinderherzen, kein ermunternder Ton der Liebe erheiterte sie; schutzlos waren sie dem rauhesten Winter preisgegeben. Wie sollte sie vor Verkümmerung bewahren?

Die Schulzeit, welche denn für Kinder die Jahre der Sorglosigkeit und des Glücks sind, wurden sie unter der Tyrannei der Disciplin verbringen. In der Schule zu Cowan-Bridge machte Charlotte ihre erste Erfahrung über die Verderbtheit des menschlichen Herzens, eine Erfahrung, welche sich ihr unauslöschlich einprägte und die sie in dem ersten Theil von „Jane Eyre" so wohl benutzt hat. Die Schule zu Cowan's-Bridge ist zur Erziehung für Töchter der Geistlichen bestimmt und von einem Vereine gestiftet. Mr. Carus Wilson war der Begründer und zu gleicher Zeit der Director der Schule; ein wohlthätiger Mann, aber ohne Verständniß der menschlichen und besonders der kindlichen Natur. Statt seine Schülerinnen zu ermuthigen, ließ er sie empfinden, daß sie der öffentlichen Wohlthätigkeit ihre Erziehung verdankten, deren größtes Verdienst eben die Einprägung der christlichen Demuth schien. Die Unterhaltung der Schule wird durch freiwillige Beiträge unterstützt, und da Herr Wilson dazu aufgefordert, glaubte er sich doppelt verantwortlich für die Resultate derselben. Auch überzeugt, daß er alles am besten verstehe, und von einer wohl als nothwendigen Sparsamkeit geleitet, hatte er selbst die häusliche Oekonomie übernommen. Das hatte die traurigsten Folgen: das Essen war unsauber, unschmackhaft, in ungenügender Quantität, und statt die Gesundheit der Kinder zu fördern, untergrub es sie. Dazu kam noch, daß die Kinder zum Waschen von der Schule entfernt und die Mädchen selbst bei dem schlechtesten Wetter gezwungen waren, alle Sonntage den Weg hin und zurück zu Fuß zu machen. Eine Krankheit, deren Beschreibung man in „Jane Eyre" lesen kann, brach aus und Mr. Wilson erkannte in ihr die wahre Ursache des Uebels.

Maria Brontë, das Original des Bildes, welches uns Charlotte in Helene Bruns gezeichnet, erkrankte und starb. Das unglückliche Kind erlag nicht allein den allgemeinen Mängeln des Instituts, sondern es hatte noch besonders unter der Peinlichkeit einer Wärterin zu leiden, die wir als Mrs Scatcherd in „Jane Eyre" kennen lernen. Sie war so grausam, daß sie das Kind,

welches nach einer Krankheit zu schwach war, um das Bett verlassen zu können, und demselben sie. Unter der Beschäftigung, das ist möge sei, schleppte sie es in die Mitte des Zimmers und wiederholte es auf der Stelle, die noch die Zeichen eines Pflästerers trug.

Diese empfindsame Geschäftigkeit hat einen so tiefen Eindruck in Charlottens Seele erregt, daß sie sie lebendig erhielt und sie zwanzig Jahre später noch den Gebrauch derselben in der Schilderung der Schule zu Lowood wiedergeben vermochte. Aber Maria war nicht die einzige Schwester, welche Charlotte verlor; bald folgte ihr auch Elisabeth, und sie war nun die älteste, als sie mit Emilien dieses Institut verließ, um nach Haworth zurückzukehren.

Nun waren die Kinder sich wenigstens selbst überlassen; der Tante hatte wenig Einfluß auf sie, mehr vielleicht eine alte Magd, die eigentlich mit zu der Familie gerechnet werden muß. Sie betrachtete sich auch wie deren Mitglied und forderte darum Berücksichtigung wie die andern. Sie wollte von allem unterrichtet sein, und das mit Recht, weil Tabby treu war. Da mußte Charlotte sie auf die Heide führen, um ihr dort laut alle Geheimnisse der Familie zu verkünden; aber Tabby war taubhaft dafür und immer bereit, aus dem Schatze ihrer Erinnerung Geschichten und Märchen zu spenden. Sie war so alt, daß sie noch jene Zeit sich zurückrufen konnte, in der es keine Fabriken gab und man den Flachs und die Wolle mit der Hand verarbeitete. Damals gingen auch noch die Feen beim Mondschein über die Heide oder am Rand der Bäche, und Tabby hatte viele Personen gekannt, die sie gesehen. „Heute kann man ihnen nicht mehr begegnen", sagte Tabby, „denn die Fabriken haben sie verscheucht." Aber nicht allein in die Märchenwelt führte sie die Kinder ein, sondern auch in die Familien der Umgebung, deren lächerliche und verhängnisvolle Eigenschaften sie alle kannte und von denen sie mit der ganzen Naivetät der Natur erzählte. Vielleicht verdankt Charlotte ihr einige der schönsten und dramatischen Episoden, welche man so häufig in ihren Romanen findet.

Obgleich das Leben in dem Pfarrhause abgeschlossen war, so ereigneten sich doch hin und wieder Begebenheiten, welche sich unauslöschlich in das Gedächtnis der Kinder eingrägten und ihre Einbildungskraft immer neuen, empfangenden Stoff zuführten. Charlotte trug alles genau in ihr Tagebuch ein und gewöhnte sich schon früh daran, ihre eigenen Eindrücke sich klar zu machen.

Die Geschwister lasen viel, schrieben aber noch mehr; sie machten unermüdlich immer aufs neue Erzählungen, Verse und Dramen, denn das Schreiben war bei ihnen keine Neigung mehr, sondern eine Leidenschaft. Selbst in ihren Spielen berichtete sie nur; eins von ihnen mußte stets einen Redacteur, das andere einen Leser oder Subscribenten machen. Wir bedauern nur, daß der Raum uns nicht gestattet, Auszüge aus dem Journal zu geben, das Charlotte mit ihrem Bruder dirigirte und in dem sie als vierzehnjähriges Mädchen so energisch ihre politische Ansicht und ihre Bewunderung für den Herzog von Wellington ausspricht. Die Politik ist bei den Engländern eine Leidenschaft, die weder das Geschlecht noch das Alter unberührt läßt. Mit einer Schulfreundin lebte Charlotte immer im heftigsten politischen Streite; diese war eine glühende Radicale und Charlotte eine eifrige Tory. Ihre Ansicht hatte sie weniger von ihrem Vater entlehnt als aus den Journalen gezogen, welche er besonders liebte. Sie schrieb 1832 an ihren Bruder: „Ich glaube schon, daß mein Interesse für die Politik sich vermindert habe, aber die außerordentliche Freude, welche ich bei der Nachricht von der Zurückweisung der Reformbill empfunden habe, beweist mir, daß meine alte Neigung noch nicht erloschen ist."

Mit fünfzehn Jahren kam Charlotte in das Institut der Miß Wooler in Roe-Head, und die Zeit, die sie dort verlebte, war die einzig glückliche ihres Lebens. Die Gegend ist schön und heiter und manche historische Erinnerung und romantische Legende verknüpfen sich mit ihr. Miß Wooler, eine liebenswürdige Dame, kannte sie alle; aber wenn sie mit glühenden Farben die poetischen Sagen geschildert hatte, führte sie ihre Schülerinnen auf realen Boden; sie zeigte ihnen, welche Veränderung die Einführung der Fabriken darauf hervorgebracht hatte, und erzählte ihnen von den Leiden des Volks während des Krieges mit Frankreich; von dem verzweifelten Aufstande der Arbeiter und seiner grausamen Unterdrückung durch den politisch richtigen Sinn der Nation. Der Aufenthalt in Roe-Head und die Mittheilungen der Miß Wooler haben Charlotte den Stoff zu ihrem Roman „Shirley" gegeben; die Heldinnen desselben sind ihre Schulfreundinnen und die Helden viele Personen aus der Umgebung.

Ohne eigentlich zugänglich zu sein, vermied

Charlotte in dieser Zeit nicht den Umgang mit ihren Gefährtinnen; so sie schloß manche Freundschaft, die so lange wie ihr Leben währte; aber Miß Gaskell sagt uns, daß sie selbst mit fünfzehn Jahren keine Hoffnung für die Zukunft hegte. Nie versuchte sie sich von dem Druck der auf ihr lag, frei zu machen, und doch war sie mehr still als träumerisch. Sie liebte die Einsamkeit mehr aus Gewohnheit als ihrer Natur nach; ihr Geist, durch unglückliche Verhältnisse in seinem freien Fluge gehemmt, sprach sich fast nur in traurigen Bildern aus, und doch fühlte sie, daß er ihr nur allein die einzigen, ihr erlaubten und vorbehaltenen Vergnügungen bereiten könne. Ihr Charakter hatte schon seine bestimmte Richtung genommen, und in seinem Gemisch von Schüchternheit und Energie, von Abspannung und mächtiger Strenge scheint er alle Eigenschaften der Familie zu vereinen.

Emilie, die schönste unter den Schwestern, fügte sich nicht so geduldig in ihr Geschick; sie sträubte sich dagegen und seufzte nach Freiheit und Glück. Poetischer als ihre Schwester, war sie ebenso schüchtern als sie; aber ihre Schüchternheit war voll Anmuth und schloß einen energischen Freiheitssinn nicht aus. Sie liebte es, lange Spaziergänge auf der Haide von Haworth zu machen, und davon entfernt, sog sie immer eine Sehnsucht dahin zurück. Sie war auch drei Monate in Roe-Head gewesen, aber man mußte sie wieder nach Haworth führen; ihr trotziger Charakter und die Unabhängigkeit ihrer Gewohnheiten konnten sich nicht in fremde Umgebung schicken, und während ihre Schwestern sich mit gebrochenen Herzen zu Erzieherinnen ausbildeten, beschloß sie, nur gezwungen ihre Heimat zu verlassen. Sie war die begabteste unter ihren Schwestern, ihr Talent hatte nur nicht Zeit, sich zu entwickeln, und es fehlte ihr die plastische Gestaltungskraft ihrer Schwestern; aber ihr Buch: „Wutheringe-Heights", ist voller Poesie.

Die meiste Aehnlichkeit mit ihrem Charakter hatte ihr Bruder Patrick Branwell, der unglückliche in dieser unglücklichen Familie, der aber in seiner Jugend nur zum Glück bestimmt schien. Schön, begabt und liebenswürdig war er das Ideal seiner Familie und der vergötterte Liebling des ganzen Dorfs; aber er mißbrauchte seine Freiheit und seine ungezähmten Leidenschaften entwickelten sich nur zu bald. Seine Schwestern bemerkten wol diese Verirrungen, aber sie suchten sie dem Vater zu verbergen und waren immer bereit, für ihn ihre Tränen zu bringen. Branwell war ihr Stolz, sie glaubten an seine Zukunft; er selbst fühlte sich zum Künstler berufen und wollte auf der Akademie in London studiren.

Die jüngste Schwester, Anna, war nicht ohne Talent und Verdienst, aber ihre kärglichen Eigenschaften wurden von den glänzenden ihrer Schwestern bedeckt; alle drei aber führten dahin ein formloses und traurige Leben. Ein Tag glich dem andern; ihre Spaziergänge waren so traurig wie ihre Arbeiten, aber sie machten sie immer nur auf die Haide und vermieden es, das Dorf zu durchschreiten, weil ihre Schüchternheit durch die einsamen Leben noch gemehrt wurde. Um 9 Uhr war der Tagewerk vollendet, dann ging ihre Tante schlafen, und die Schwestern, welche aus Oekonomie das Licht auslöschten, plauderten noch beim Schein des Mondes oder am Kaminfeuer in ihrem Zimmer. Sie tauschten ihre Ansichten, ihre Bekenntnisse, ihre Pläne für die Zukunft, aber niemals freudige Hoffnungen aus, denn sie hatten keine. Ihr Blick in die Zukunft bot ihnen fast dieselbe trübe Aussicht, welche sie von ihrem Fenster aus hatten.

In einem Leben, wo man immer nur auf sich selbst angewiesen ist, verzehrt man oft seine besten Kräfte; auch bei Charlotte war dies der Fall, und dazu kam, daß sich durch die Schriften schwärmerischer Sekten ihre ernste Stimmung noch mehr verdüsterte. Ihre Gewissenhaftigkeit bildete sich zu einer wunderlichen Strenge aus und ein puritanischer Fanatismus ließ sie in der Unterdrückung der natürlichsten Regungen allein das Heil der Seele suchen. Sie vermied oft ihre Freundinnen, weil sie wähnte, durch ihre Neigung ihnen lästig zu sein, aber noch mehr aus Furcht, sie zu sehr zu lieben. Diese verderbliche Gewohnheit bemächtigt sich oft der Personen, die viel zu leiden gehabt haben und die in der Gefühlsunterdrückung eine Tugend sehen. Charlotte wünschte die Vollkommenheit zu erreichen, die aus der Erfüllung der Pflicht allein hervorgeht, aber sie erreichte sie nur vollkommen genug; in ihrem Herzen athmet das drängste, geistige Leben des Verbannten mit seiner Sehnsucht, seinem Schaudern und seinem Elend.

Aber zu dieser Schwäche kam noch eine andere. Charlotte glaubte, daß mit 21 Jahren der Frühling ihres Lebens auf immer verschwunden sei; sie sann in ihrer unbeholfenen Lage, daß das Glück sich nie zu ihr neigen werde, und ihre Resignation war ein Akt der Verzweiflung. Sie sagte

sich, daß sie, glühend, unglücklich und häßlich wie sie war, nicht für die Ehe, sondern nur für die Pflicht bestimmt ist; aber diese Ueberzeugung brachte keine Ergebung der Bitterkeit über das Leben in ihr hervor. Dieser Seele, welche der eigenen Kämpfe mude war, entfremdeten nur die sündlichen Gerichte und die zudringende Güte. Während sie glaubte, über ihre Empfindungen und Gedanken sich verschämmen zu müssen, suchte sie durch ihre Handlungen sich zu genügen. Lotte hatte ein Herz gebrochen, und da ihr vorgerücktes Alter sie länger zum Leben unfähig machte, so wollte sie Lotte, daß sie zu ihrer Schwester in Haworth gebracht werde. Herr Brontë, der ebenso gütlich als arm war, konnte sich nur schwer dazu entschließen; aber die ökonomischen Aussichten waren überwiegend. Zwei Lehrerinnen konnte man nicht halten. Um Lotte nicht zu verlassen, beschlossen die Schwestern, ihre Schule zu übernehmen; Emilie beschäftigte sich mit der Wäsche und Küche, Charlotte räumte die Zimmer auf.

Mit einem solchen Charakter mußte Charlotte selbst bei ihrem Nahen Interesse einflößen. Im Jahre 1839 bemerkt sich ein achtungswerther Gentleman um sie; aber obgleich sie ihn in einem Briefe sehr lobt, lehnte sie doch seinen Antrag aus demselben Grunde ab, den Jane Eyre bei der Verwerfung des Saint John Rivers ausspricht. Nach einem langen stillen Gefängniß weiß sie zurück, kein Charakter stößt ihr sein Vertrauen ein. Ueberhaupt glaubte sie sich, wie gesagt, nur für die Ehe nicht bestimmt; sie wollte nur das Glück des Lebens erleichtern, aber auch das glückte ihr nicht.

Die literarischen Versuche der Schwestern blieben ohne Erfolg; sie wollten eine Schule gründen, aber sie hatten nicht die Mittel dazu. Emilie, welche in Halifax unterrichtete, kehrte nach sechs Monaten von dort zurück. Anna's Gesundheit schwankte und auch Charlotte litt, aber die Umstände erleichterten einen Entschluß; und da ihnen keine andere Wahl blieb, wurden Anna und Charlotte Gouvernanten. In ihrem neuen Verhältniß lernte Charlotte nur neue Leiden kennen, und da sie ihr unerträglich wurden, kehrte sie 1842 nach Haworth zurück. Zwei Jahre verbrachte sie daheim, ohne daß ihr dunkler Horizont sich lichtete; ihr einziges Vergnügen war zu schreiben und ihre größte Ausgabe die Papier. Emilie machte Gedichte, Charlotte Entwürfe zu Romanen; aber noch kann sie ihr Ideal nicht finden und ihr Talent wird erst durch fünf Jahre des Unglücks geweiht.

Im Jahre 1841 verließ Charlotte zum zweiten male Haworth, um in eine liebenswürdige Familie als Gouvernante einzutreten. Ihre Schüchternheit erschwert ihr diese Stellung, und da sie ihr nur 16 Pfund Sterling jährlich einbringt, so erkennt sie, daß sie damit nicht ihre Zukunft sichern könne. Sie hört, daß das Pensionat der Mlle Wooler zu verkaufen ist, und bewegt ihre Tante, ein kleines Kapital dazu herzugeben; diese willigt ein und Charlotte und Emilie gehen, um sich für ihren neuen Beruf im Deutschen und Französischen auszubilden, erst nach Brüssel in das Pensionat des Herrn Heger.

Sie fühlen sich in der Fremde sehr verlassen, alles ist dort so verschieden von der Welt, in der sie leben, ja selbst von ihrer Art, zu empfinden und zu denken. Sie sehen überall nur Lüge und Heuchelei. Die jungen Mädchen in der Pension erscheinen ihnen kalt, eigenlich und äußerlich, und Charlotte sagt: „Die Grundlage ihres Herzens waren faul." Emilie sehnt sich besonders nach ihrem alten Pfarrhaus und ihren einsamen Hügeln in Yorkshire — ein unerwartetes und heftiges Heimweh ruft sie bald zurück. Die Tante erkrankte, beide Schwestern eilen sich so rasch als möglich ein, finden aber bei ihrer Rückkehr nur den Vater und Anna.

Herr Heger macht bald darauf Charlotten und Emilien den Vorschlag, als Unterlehrerinnen in sein Institut einzutreten; aber nur Charlotte entschließt sich dazu. Sie geht wieder nach Belgien, aber sie kann sich schon deshalb mit dem fremden Lande nicht befreunden, weil die darin herrschende Religion nicht die ihre ist. Die Nachrichten aus der Heimat sind nicht geeignet, sie zu trösten. Ein Augenübel des Herrn Brontë verschlimmert sich so sehr, daß man eine Erblindung fürchtet, und die Aufführung Branwell's, die der Familie schon viele Sorge gemacht, wird wahrhaft erschreckend. Unter solchen Umständen kann Charlotte nicht länger in der Fremde bleiben; sie kehrt nach Haworth zurück, aber die Schwestern müssen ihren Plan, ein Institut zu gründen, aufgeben. Zwei Kranke, von denen der eine fast blind, der andere fast wahnsinnig ist, erfordern ihre ganze Sorgfalt. Sie war das Glück in Haworth eingekehrt, aber von nun an sollte das Unglück nicht mehr daraus weichen.

Branwell, der Abgott seiner Familie, war so tief gesunken, daß seine Fehler und Leidenschaften ihn bis zum Wahnsinn brachten; und doch trug die meiste Schuld an dieser unbeschreiblichen Verdu-

berung eine Frau, die noch heute eine glänzende Rolle in den vornehmen Kreisen Londons spielt und deren Namen man in den Journalen der Gesellschaft unter denen der Patronessen zu den Weihnachtsbällen finden kann. Einige Jahre vor diesem unglücklichen Ausgang war der junge Bramwell als Lehrer in eine vornehme Familie gekommen. Jung und liebenswürdig, wußte er durch sein angenehmes Wesen und durch sein Talent, zu erzählen, jedermann für sich zu gewinnen. Wenn er während der Zeit, welche er in diesem Hause zubrachte, einen Besuch bei seinem Vater machte, so erregte er durch sein ungleiches Betragen das Erstaunen seiner Schwestern; sie bemerkten mit Betrübniß, daß seine Sprache sprunghaft und sein Betragen launenhaft wurde. Von der unbeständigen Laune verfiel er in eine moralische Abspannung, und oft beschuldigte er sich des Verbrechens und hielt sich des größten Verraths fähig. Sie forschten vergebens nach der Ursache, welche diese traurige Veränderung bei ihrem Bruder hervorgebracht hatte; sie ahnten nicht, daß sie in einer strafbaren Verbindung begründet war.

Die Mutter seiner Schüler, die zwanzig Jahre älter als Bramwell war, hatte eine glühende Leidenschaft zu ihm gefaßt. Sie kannte sein Bedürfen, und statt ihre Neigung zu unterdrücken, bot sie alles auf, damit er sie theile. Es gelang ihr nur zu gut, und schamlos, wie sie war, suchte sie nicht einmal ihr Verhältniß zu Bramwell ihren Kindern zu verbergen. Oft, wenn sie ihnen etwas verweigerte, drohten sie, dem Vater, der krank im Bett lag, alles mitzutheilen. Eine solche Frau war ganz geeignet, Bramwell moralisch zu vernichten, und dennoch hätte er vielleicht die Kraft gefunden, sich von ihr loszureißen, wenn er sie nicht wahrhaft geliebt hätte. Diese Leidenschaft machte das Unglück seines Lebens und verschuldete seinen Tod. Der betrogene Gatte, der endlich von allem unterrichtet war, gab ihm den Abschied mit dem Befehl, niemals mit irgend einem Mitgliede seiner Familie in Verbindung zu treten.

Bramwell kehrte in das väterliche Haus zurück und der Familie konnte die Ursache davon nicht verborgen bleiben. Die Schwestern glaubten, vor Scham vergehen zu müssen. Weniger schmerzte es sie, daß die Laufbahn ihres Bruders gehemmt, als daß ihre schöne Illusion von ihm so ganz vernichtet war. Der fast blinde Vater suchte den Unglücklichen, welcher sein Kind zum Verbrecher gemacht hatte. Bramwell weinte bittere Thränen, aber selbst in seiner Verzweiflung erinnerte er sich nur seiner Liebe.

Sein Leben war gebrochen, aber mit dem Egoismus der Leidenschaft dachte er nicht an den Schmerz der Seinen, sondern nur an die Ärzte, welche er verlieren hatte. Noch blieb ihm eine Hoffnung. Der kranke Mann konnte bald sterben, dann war seine Geliebte frei, und er zweifelte nicht, daß sie dann einwilligen würde, ihm zu gehören; denn sie hatte ihm oft angehören, mit ihm zu fliehen. Noch jetzt hatte sie nicht aufgehört, ihm zu schreiben und vielfache Beweise ihrer Liebe zu geben. Endlich war die erwünschte Begebenheit da, aber der Sterbende hatte nur unter der Bedingung seiner Frau sein Vermögen hinterlassen, daß sie nie ihr Verhältniß mit Bramwell erneuere. Ein Brief von ihr erschien, noch ehe er zu ihr eilen konnte, im Pfarrhause; er schloß sich mit ihm ein und erfuhr von ihm, daß seine Geliebte ihn aufgebe, weil sie dem Vermögen nicht entsagen wolle.

Von diesem Schlage erholte sich Bramwell nicht mehr. Nur mit seinem Tode endete seine Leidenschaft. Er trug die Liebesbriefe der Ungetreuen immer bei sich und suchte seinen Gram in dem Genuß von Alkohol und Opium zu betäuben. Man hatte verboten, es ihm zu verkaufen, aber er wußte es sich überall zu verschaffen. Je mehr man ihn überwachte, desto größer war seine Wuth. Oft kam er trunken aus den benachbarten Schenken nach Haus und schwur, wenn er abends in das Schlafzimmer seines Vaters ging, daß einer von ihnen beiden morgen todt sein werde. Vergebens baten die Töchter Herrn Brontë, nicht mit Bramwell in einer Stube zu schlafen, er wollte sich von seinem Sohne nicht trennen. Aber auch die Nachtruhe der Mädchen war gestört; sie lauschten auf jedes Geräusch und suchten in der Angst ihres Herzens immer, einen Mordanfall zu hören. Nie waren sie unglücklicher gewesen. Ihr trauerndes, aber schuldloses und ehrenvolles Leben war ihnen jetzt durch das Unglück und die Schmach eines Bruders verbittert, in dem sich ihre schönen Hoffnungen vereinigt hatten.

In der Abgeschiedenheit eines stillen Pfarrhauses und unter seinem friedlichen Dache entzog sich ein Sterben von solch erschütternder Wirkung, wie sie kein Drama bietet. Hier ist ein leidender Vater, der seinen unglücklichen Sohn sucht und ihn flucht, dieser Sohn, durch Talent und Geist ausgezeichnet, versinkt immer tiefer

in Tatter und Stumpfsinn; vergebens suchen ihn seine Schwestern daraus zu ziehen, sie, die in der Sittenstrenge und Religion das Höchste zu erwerben suchten und nun in der Wurzel ihres Daseins erschüttert sind. Emilie und Anna kränkeln, heftige Kopfschmerzen und ein anhaltender Husten verkünden ein langsames, schleichendes Uebel. Anna leidet mit bewundernswerther Resignation, keine Klage entschlüpft ihren Lippen, nur durch stille Seufzer macht sie der gepreßten Brust Luft. Charlottens Talent, in der Einsamkeit und in dem Leid gebildet, tritt endlich durch den Schmerz. Es erschließen sich ihr nun die Geheimnisse einer unwürdigen Leidenschaft; die ganze Erniedrigung und Verderbniß, die sonst den reinen Frauen verborgen bleiben, lernt sie durch ihren eigenen Bruder kennen. Oft entschlüpfen ihm Worte, die nicht allein die Glut der Leidenschaft enthüllen, sondern auch die verfehlten Empfindungen, die gräßlichsten Charakterzüge und die logische Sophistik des Lasters. Nichts geht für Charlotte verloren, aber den Gewinn, den sie für ihre Schriften daraus zieht, muß sie mit ihrem Herzblut und ihren Thränen zahlen.

Aber nicht ihrem Bruder allein muß sie ihre Seelenqual weihen, ihr Vater bedarf deren ebenso sehr, und Tabby ist mit 80 Jahren jetzt eine doppelte Bürde, weil sie überall noch mit helfen will. Charlotte übernimmt es, was die alte Magd verdirbt, wieder auszugleichen, und unter all diesen abspannenden und ermüdenden Beschäftigungen beginnt sie ihren Roman „Jane Eyre". Jetzt ist sie vorbereitet für die Literatur. Sie steht auf festem Boden; nicht mehr wie in ihrer Jugend kämpft sie gegen die eigene Natur. Sie wird nicht mehr von Träumen beunruhigt, und der romantische Ausdruck: nicht vollkommen genug zu sein, muß wie ein Schatten vor der Wirklichkeit des Unglücks weichen. Sie kann nicht mehr über sich nachdenken, sie muß sich mit andern beschäftigen; sie ist reif genug, um ihre Empfindungen beherrschen zu können, und müde genug, um sich nicht neue zu wünschen. Sie hat ihren Kreis von Erfahrungen durchgemacht und beobachtet besser als sie empfindet.

Wenn auch nicht zur Ausgleichung, doch zum Trost für so vieles Herbe war den Schwestern ihr Talent: zu schreiben, leichteten; sie übten es, ohne daß sie sich darüber Mittheilungen machten. Eines Tags legen Charlotte so ausgezeichnete Gedichte von Emilie in die Hände, daß sie beschloß, dieselben herauszugeben. Um ihre Schwester zu ermuthigen, die immer so zurückhaltend war, brachte sie ihre eigenen poetischen Ergüsse herbei. Anna folgte ihrem Beispiel und bald hatten sie eine Auswahl unter ihren Gedichten getroffen, die sie einem Buchhändler in London überschickten. Sie erschienen auf Kosten der Schwestern unter dem Namen „Ellis, Currer und Acton Bell"; aber sie blieben fast unbemerkt. Doch das schreckte die Schwestern nicht ab; sie verfolgten den eingeschlagenen Weg und bald hatte jede von ihnen eine Novelle vollendet; aber diesmal gelang es ihnen nicht, so rasch einen Verleger zu finden. Nach vielen vergeblichen Versuchen erschien von Emilie „Wutherings-Heights" und von Anna „Agnes Grey"; aber „Der Professor", von Charlotte, wurde einstimmig zurückgewiesen. Herr Smith aus London that es aber mit einem so artigen Briefe, daß er Charlotten einen Anknüpfungspunkt zu weiteren Sendungen offen ließ, und einige Monate später überschickte sie ihm das Manuscript von „Jane Eyre". Er gab es einem Gehülfen seines Hauses zu lesen, auf den es einen so tiefen Eindruck machte, daß er mit wahrer Begeisterung davon sprach. Herr Smith mißtraute seinem Urtheilsvermögen, ein Kritiker sollte über das Manuscript entscheiden; aber auch er fühlte sich davon so gefesselt, daß er es ohne Unterbrechung las und dringend empfahl. Das Buch erschien zwei Monate später und hatte einen ungewöhnlichen Erfolg. Alle Zeitungen und Journale waren einstimmig in der Anerkennung von dem Talent des Verfassers. Man bewunderte sein seltenes Verständniß der Seelenzustände und seinen scharfen Einblick in die geheimsten Vorgänge des Herzens, die mit einer warmen, theilnehmenden Menschenliebe gezeichnet waren.

Man forschte nach dem Verfasser. Niemand wußte aber ihn Auskunft zu geben, ja nicht einmal, ob Currer Bell einen Mann oder eine Frau bezeichnete. Die Verleger waren erstaunt über den Erfolg des Werks, von dem die erste Auflage in wenigen Wochen vergriffen war, aber ohne zu ahnen, wem sie diesen vortheilhaften Gewinn verdankten. Eine zweite Auflage, die bald darauf mit einer Widmung an Thackeray erschien, erhöhte die Theilnahme für den unbekannten Verfasser. „Wer ist Currer Bell?" fragte man sich überall. Einige glaubten ihn in den Gesellschaften des Nordens suchen zu müssen, weil die Beschreibung der Gegend und der Charaktere darauf hinwiesen; andere stellten die Vermuthung auf, daß das Werk von einer Dame und sie die-

selbe Person sei, die Thackeray im „Vanity-Fair" als Rebekka Sharp gezeichnet habe, und die sich jetzt für diese Schilderung rächen wolle.

Niemand, außer Anna und Emilie, kannte selbst im Pfarrhause zu Haworth wie in den Kreisen zu London den wahren Verfasser; aber durch den Erfolg ermuthigt, gestand Charlotte ihrem Vater, daß sie ein Buch geschrieben habe. Er ließ es sich vorlesen, und das Vergnügen, das er dabei empfand, verbarg sich nur schlecht unter seinem alten Vorsatz, niemals seine Kinder zu loben.

Ein neues Werkchen erschien, zusammengesetzt aus Arbeiten von Currer, Acton und Ellis Bell. Man nahm an, daß eine und dieselbe Person sich der vielfachen Unterschriften bediene, und das gab zur Erörterung der Frage Veranlassung: ob auch ein Dritter denselben Pseudonym annehmen dürfe. Ein Haus in Amerika, das mit den Herren Smith und Elder den Vertrag geschlossen, das nächste Werk des Verfassers von „Jane Eyre" zu publiciren, verklagte die Verleger der Mrs Brontë. Sie schrieben deshalb an Currer und baten um Aufklärung.

Bald darauf traten in das Comptoir des Herrn Smith zwei junge, unscheinbare Mädchen, von denen die ältere sich ihm als die Verfasserin von „Jane Eyre" vorstellte. Sie bemerkte sein zweifelndes Erstaunen und übergab ihm den Brief, den er an Currer Bell geschrieben hatte. Nun war kein Irrthum mehr möglich und Herr Smith und seine Familie boten alles auf, um den Schwestern ihren Aufenthalt in London angenehm zu machen. Alles war ihnen neu, aber es blendete sie mehr als es sie fesselte, denn ihre natürliche Schüchternheit war schwer zu überwinden. Charlotte mußte sich, als sie zuerst die Oper besuchte, auf den Arm ihres Begleiters stützen, zu dem sie wie entschuldigend sagte: „Ich bin an solche Vergnügungen nicht gewöhnt." Sie konnte sich nicht entschließen, Gesellschaften zu besuchen, und bald trennte sie sich auch von der Familie Smith, die sie mit so vieler Aufmerksamkeit überhäuft hatte.

Bei ihrer Rückkehr nach Haworth fand sie ihren Bruder schlimmer als je. Sie litt unsäglich durch ihn, aber auch mit ihm; denn obgleich sie wußte, daß alle Liebe für ihn in ihr erloschen sei, war sie doch bei seinem Tode, der zwei Monate später erfolgte, tief erschüttert. Sie schrieb an eine Freundin: „Mein Bruder ist jetzt in den Händen Gottes und seine Allmacht wird ihm gnädig sein. Der Gedanke, daß er nun ruht nach seiner kurzen Existenz voller Leiden, Irrthum und Leidenschaft, hat etwas Beruhigendes für meinen Geist. Die letzte Trennung, der Anblick seiner Leiche haben mich bittrere Schmerzen empfinden lassen, als ich geahnt; aber seine Laster sind für mich verschwunden, ich erinnere mich nur noch seines Unglücks." Die Nähe des Todes hatte Branwell's Seele gereinigt, denn vor seinem Ende bezeigte er den Seinen die innigste Anhänglichkeit; und obgleich es ihm an Muth fehlte, seine Aehler zu bekämpfen, starb er doch gefaßt und nicht einmal im Bett.

Kaum wölbte sich über seiner Leiche der Hügel, als Emiliens Uebel eine gefährliche Wendung nahm. Ihr Husten wurde furchtbarer und doch hörte man nie mit ihr über ihre Leiden sprechen oder ihr ein Mittel dagegen empfehlen. Sie blieb auch in ihrer Krankheit unzugänglich, stolz und unabhängig, wie sie gewesen, und litt, ohne daß sie ein Zeichen des Mitgefühls verlangte oder duldete. Sie wies selbst den Arzt zurück. Charlotte wußte nicht, wie sie den Zustand ihrer Schwester erleichtern sollte, aber sie suchte noch bis zuletzt sie zu erfreuen. Sie durchstreifte die schon vor dem Herbst verwelkte Heide, um noch einige von den wilden Erikas zu suchen, die ihrer Schwester so theuer waren; aber Emiliens Blick fiel, als sie ihr dieselben brachte, nur mit Gleichgültigkeit darauf. Die Nähe des Todes hatte sie unempfänglich für ihre irdischen Freuden gemacht, aber ihr nichts von der Energie ihrer Seele geraubt. An dem Tage, an dem sie starb, verließ sie noch ihr Bett, kleidete sich an und nahm eine Handarbeit vor, während die Schwestern nicht wagen durften, ihr Schweigen durch Klagen oder ein Zeichen des Mitgefühls zu unterbrechen — nachmittags war sie todt.

Charlotte wendete ihre Aufmerksamkeit und Liebe nun ganz ihrer Schwester Anna zu, aber sie erkannte mit tödtlicher Angst und von Schmerz zerwühltem Herzen, daß auch sie verloren sei. Nur einen Trost hatte sie: Anna wies ihre Theilnahme nicht zurück, obgleich sie, geduldig und sanft, dem Tode mit Ruhe und Resignation entgegensah. Ein Gedicht, das sie einige Monate vor ihrem Ende verfaßt hat, zeigt, daß sie ihre Hoffnung auf ein Jenseits setzte und in dem Tode nur das Ende von den Stürmen und den Irrthümern des Lebens sah. Im Frühjahr wünschte Anna nach Scarborough zu gehen, das von ähnlichen Kranken in England aufgesucht wird. Ihre Schwestern

reisen in Begleitung einer bewährten Freundin vorhin. Der 31. Mai war der Tag ihrer Abreise und am 2. Juni Anna so sanft, als sie gelebt hatte.

Mit Charlottens Leiden wuchs nicht die Kraft, sie zu ertragen, denn der Schmerz brachte ihre Seele zu brechen. Sie litt und kämpfte und kaum hatte sie noch zu siegen. Das Pfarrhaus schien nur noch von Schatten bewohnt. Herrn Brontë's Augenübel hatte sich zwar ein wenig gebessert, aber er litt an der Luftröhre, und Charlotte selbst war matt und hinfällig. Ihre nervösen Leiden traten wieder ein und ihre Nächte waren schlaflos und voller Visionen, wie wir sie in „Jane Eyre" beschrieben haben. Einmal war sie mit drei Kranken ganz allein und ihr Muth verließ sie. „Ich war", schrieb sie einer Freundin, „zehn Minuten wie vernichtet; ich mußte mich setzen und wie eine Wahnsinnige weinen. Tabby konnte sich weder aufrecht erhalten noch gehen; der Vater erklärte, daß Martha, unsere junge Magd, gefährlich krank sei, und ich selbst empfand die heftigsten Schmerzen im Kopfe. An diesem Tage wußte ich nicht, was beginnen und wohin mich wenden."

Glücklicherweise bot ihre Einbildungskraft ihr ein Mittel, ihr trauriges Geschick zu bekämpfen. Sie beendete „Shirley", den sie vor Branwell's Tode entworfen hatte. Das erste Kapitel, das sie nach einem Zwischenraume von einem Jahre schrieb, trägt die Aufschrift: „Das Thal der Schatten und des Todes." Es gibt aber schmerzlichen Eindrücke wieder und die Hauptperson des Romans in allen Zügen getreu den Charakter ihrer Schwester Emilie. Der Beifall, den dieses zweite Werk fand, brachte sie in neue Beziehungen, und diesmal war es ihr nicht mehr möglich, anonym zu bleiben. Alle Elemente dieses Romans sind aus dem Leben genommen und geben bekannte Persönlichkeiten aus der Umgebung von Haworth wieder. Jedermann erkannte sie und errieth die Verfasserin. Die Einwohner des Dorfes waren stolz auf Charlotte; sie veranstalteten eine Sammlung, um sich ihre Werke anzuschaffen. Viele Fremde kamen, um sie zu sehen, und der Sakristan wußte bald aus ihrem Besuche eine Rente zu ziehen.

Mehrere Jahre einer inneren Befriedigung folgten auf so viele leidensvolle, denn Charlotte war nicht unempfänglich für das Wohlwollen, welches ihr überall entgegenkam. Unter den berühmtesten Schriftstellern Englands zählte sie neu ergebene Freunde. Ihre Verleger waren voller Aufmerksamkeit; sie schickten ihr die neuesten Erzeugnisse der Literatur und luden sie ein, nach London zu kommen. Sir James und Lady Shuttleworth suchten sie in Haworth auf und baten sie, auf einem ihrer Schlösser den Sommer zuzubringen. Herr Brontë, besorgt für das einzige Kind, das ihm geblieben, ermuthigte sie immer zu neuen Zerstreuungen; aber Charlotte vermochte nicht, sich den Vergnügungen hinzugeben, die sich ihr boten; sie hatte weder Kraft noch Geschmack dafür. Die Reisen, welche sie nach London, Schottland und dem See von Westmorland machte, währten nie länger als vierzehn Tage. Immer kehrte sie mit Liebe zu ihrem alten Vater, in ihr stilles Pfarrhaus zurück, das bald durch Tabby's Tod ganz öde wurde.

Charlotte suchte nur die Ruhe, die Befriedigung des Herzens und ein häusliches Glück. Es schien sich ihr in dem Antrage eines geachteten Mannes zu bieten, den sie schon im Stillen liebte. Herr Nicholls, der Nachfolger ihres Vaters, hatte sich nicht durch ihren literarischen Ruhm fesseln lassen; er kannte Charlotte schon seit vielen Jahren, ihre schmerzlichen Kämpfe und Siege; er wußte, welch ein Schatz von Zärtlichkeit und Energie in ihrem Herzen ruhte, aber er konnte nur schwer den Muth finden, sich ihr zu erklären. Endlich that er es doch und sie war geneigt, ihm anzugehören. Des Vaters Widerstand gegen die Ehe war schwer zu überwinden, aber auch er gab endlich seine Einwilligung und am 19. Juni 1854 fand die Hochzeit statt.

Einige Zeit schien die Neigung und das Glück ihr schwankende Gesundheit zu befestigen; selbst die Zukunft zeigte sich ihr lachend und hoffnungsreich; aber es war ihr nur beschieden, das Leid zu erdulden, nicht das Glück zu besitzen. Sie starb, kaum ein Jahr nach ihrer Vermählung, am 31. März 1855. Alle Einwohner von Haworth und der Umgebung stellten sich zu ihrem Begräbniß ein und mancher schöne Zug von Charlottens Wohlthätigkeit und Güte wurde erst jetzt bekannt. Denn nicht nur durch ihr Talent und Unglück war sie ausgezeichnet, sondern ebenso sehr durch die Kraft ihrer Seele, die Reinheit ihres Gewissens und die Güte ihres Herzens.

E. M.

Ein Seemannstraum.

VI.

Es war am 24. September 1851, als ich, um Newyork und seine Umgebungen noch einmal zu genießen, vom frühen Morgen an die Stadt durchstreifte, mich dann auf einer der prachtvollen Dampffähren, welche die Passage zwischen der großen Weltstadt und den angrenzenden Punkten vermitteln, überfetzen ließ, einen Abstecher nach Williamsburg und Staten-Island machte, Newyork beruhte und abends ermüdet heimkehrte.

Es war ein so schöner, heiterer und klarer Tag gewesen, wie ihn eben nur Nordamerika aufzuweisen hat, in der Jahreszeit, die man den „indianischen Sommer" nennt. Die untergehende Sonne warf gerade ihre letzten Strahlen durch den dichten Markenwald, die Arbeiter kehrten ermüdet von ihrer harten Arbeit zurück und ich ging so glückselig durch die großen Haufen von Melonen und Ananas hin, welche auf dem Fruchtmarkte aufgestapelt waren, unbewußt und ohne Ahnung, welchem Unheil ich eben entgegeneilte. Nur wider Willen konnte ich mich entschließen, aus der schönen Natur, in der ich heute geschwärmt hatte, in das wüste Treiben in meiner Wohnung zu treten. Wilder, verworrener Lärm drang mir entgegen und ich wollte mich, von ihm angewidert, eben entfernen, als mich der Wirth mit seiner Frau ergriff, im Triumph zurückbrachte und mich mit einer mir bis dahin unbekannten Freigebigkeit und Zudringlichkeit nöthigte, dem Mahle fleißig zuzusprechen. Dann zwangen sie mir bald Cigarren, bald Kautabak auf und entgegneten auf meine Frage, was das für ein eigenthümlicher Beigeschmack sei, den ich im Munde spüre, daß somme daher, weil ich noch viel zu wenig getrunken und erst angefangen habe zu rauchen.

„Trink, mi Jung, und smok", sagte Nicolaus, „du kommst sobald nicht wieder nach Newyork. Hier ist Mädken, hurrah, morgen gehst du zu deiner Dirn!"

Schon halb trunken und wie geistesverwirrt folgte ich seinen Aufmunterungen und dem Zureden der Matrosen. Mir dunkelte es allmählich vor den Augen, es wurde mir wüst im Kopfe, ich taumelte vom Stuhle und wurde, wie ich mich später besann, weggetragen.

„Hallow, Bill! Come out! I will help you! Have yourself! You — of a —", solche Rufe drangen an mein Ohr, als ich wieder erwachte; dabei riß man mich an den Haaren und Armen und ich fühlte wieder den fast vergessenen Hieb des Tauendes. Schnell sprang ich auf und taumelte, von den Schlägen und Tritten einiger Matrosen begleitet, aus dem dunkeln Zimmer, das ich alsbald als das Logis der Matrosen erkannte, und sichrig, als ich hinaustrat, befand ich mich auf einem Schiffe.

„Mein Gott, wo bin ich?" rief ich den umherstehenden Leuten zu, „fährt das Schiff nach Albany?"

„Sweep them decks of!" brüllte man mich an.

„Where is the broom?" stotterte ich.

„I will give you a broom!" schrie ein Mann, den ich sowol aus seiner besseren Kleidung als aus der Zwanglosigkeit, mit welcher er mich schlug, als den Steuermann erkannte. Dabei hob er gegen mich ein Scheit Holz, das ich erschrocken verteidigte und nach einigem Suchen, bei dem ich wie Rekruten in früherer Zeit durch eine Reihe von Matrosen hatte Spießruthen laufen müssen, wirklich einen Besen fand und sofort zu fegen begann. Die andern Matrosen zerstreuten sich jetzt nach und nach zu ihren verschiedenen Arbeiten, während ich unverdrossen, da ich merkte, wie genau ich beobachtet werde, fegte.

Himmel, wo befand ich mich aber? War es ein Traum, der wie ein schwerdrückender Alp auf mir ruhte, oder war es Wirklichkeit? Und wenn es keine Täuschung war, wie kam ich auf dieses Schiff? Ich quälte mich mit vielen Gedanken, ich konnte zu keinem Aufschlusse kommen.

„Mein Vater, meine Mutter, meine Natalie! Wo seid ihr?" rief ich, mich vergessend, weinend aus.

„Do not make such a noise!" schrie mich plötzlich die Stimme des Steuermanns an, der mich zur besseren Beglaubigung, wie ernst es ihm mit seinem Befehle sei, mit dem Scheit Holz, das er noch immer in der Hand trug und mit dem er eben, wie ich aus dem lauten Schreien vernommen, an einem jungen Irländer seine Heldenthaten verübt hatte, zu Boden streckte. Behend sprang ich auf, da ich schon wieder das schreckliche Holz erheben sah, um einem zweiten Hiebe auszuweichen, ergriff meinen Besen und fegte aus Leibeskräften. „That's not clean enough!" rief jener und versetzte mir einen zweiten Hieb, daß ich mich jammernd zu Boden warf, seine Knie umfaßte und ihn bat, um Christi willen mit mir Erbarmen zu haben und mir zu sagen, wo ich sei und was ich hier solle.

„Work, work", brüllte er und suchte mich, der ihn krampfhaft umschlungen hielt, abzuschütteln. „Work, work", wiederholte er, nachdem ihm dies gelungen und indem er auf mir wie auf einem Wurme herumtrat, und ich erhob mich laut-schluchzend wieder zu meinem Werke und betete inbrünstig, daß der grausame Traum, der mich zu erdrücken drohte, von mir genommen werde, daß ich endlich erwache.

Auf einmal liefen der Steuermann und einige Matrosen nach der Steuerbordseite, ich blicke ebenfalls verwundert hin und wen sehe ich? Das ist Nikolaus und kein anderer! Er bringt seine Jolle, in der ein junger Zimmermann sitzt, schnell an die Seite unseres Schiffs. Jetzt wurde es mir klar, daß ich seinem schurkischen Wirthe allein mein Unheil zu verdanken hatte, und obwol ich am Ende für diesen Verdacht, der mir, ich weiß selbst nicht wie, zur überzeugenden Gewißheit wurde, keinerlei positiven Anhalt hatte, lief ich, nur von dem innern Drange begleitet, auch ebenfalls an die Bruſtung drängend:

„Nikolaus, Nikolaus! Warum habt Ihr mich hierher gebracht? Nehmt mich wieder mit!"

Er aber lief, nachdem der Zimmermann unterdeß an Bord geklettert war, lachend vom „Gazetteer", d. i. Zeitungsträger (so hieß nämlich das Schiff), ab und rief mir höhnisch zu: „Grau deine junge Dirn' von mir!" Wie ein Donnerschlag rührte mich das Wort. So war es wahr, Nikolaus und kein anderer hatte mich auf dieses Schiff gebracht. Er hatte mich erst mit Versprechungen in sein Haus gelockt, mit Opium, der in den Tabak gemischt war, den er mir gegeben, schlaftrunken gemacht und mir endlich zu diesem Schiffe verholfen. Ein Glück für mich war es, daß meine Unthätigkeit nicht bemerkt wurde, denn alles beschäftigte sich mit dem neuen Ankömmling. Der Schiffszimmermann, der „Carpenter", stürzte auf ihn zu, nahm ihm seine Axt weg und riß ihm sein Schurzfell vom Leibe, der eine der beiden Steuerleute befahl ihm, eine Tuge zu nehmen und die Stengen einzuschmieren.

„Dazu bin ich nicht hergekommen", sagte jener ruhig in gebrochenem Englisch, „ich soll hier ein Leck ausbessern und weiter thue ich nichts! Gebt mir mein Handwerkszeug zurück!"

Lautes Hohngelächter folgte seinen Worten, die Steuerleute trieben ihn mit Hieben und Stößen vorwärts und munterten die Matrosen auf, sie zu unterstützen, wenn er sich noch länger widerspenstig zeigen würde. Als der brave Zimmermann aber merkte, daß die Matrosen sich vor seinen kräftigen Fäusten fürchteten, schlug er sich mitten durch sie hindurch, stürzte auf den Zimmermann los, der unbefangen die neue Axt prüfte und sich nicht wenig an der Vortrefflichkeit des Stahls und der Schärfe der Schneide erfreute, riß sie dem Erschrockenen aus der Hand, stellte sich an den Vordermast und drohte jeden niederzuhauen, der sich ihm nahern würde. Und dieselben Steuerleute, dieselben Matrosen, die bisher so grausam auf mich Wehrlosen geschlagen hatten, rührten sich nicht und hielten sich feig von dem Vordermast in bedeutsamer Entfernung.

Ich starrte eben noch voll Verwunderung und geheimer Freude den Mann an, als mich auf einmal die Stimme des Obersteuermanns zu sich berief. Ich glaubte schon, man würde mich wieder schlagen, weil ich den Beten hatte feiern lassen und zögerte daher, dem Befehle nachzukommen. „Be quick, damn'd!" schrie mich der Steuermann an.

Als ich mich ihm endlich genähert hatte, sagte er mir, der Zimmermann sei ein Deutscher und des Englischen nicht so mächtig wie ich. Ich sollte daher mich mit ihm in Unterhandlung setzen und ihn ersuchen, die Axt niederzulegen, es solle ihm nichts geschehen, im Gegentheil wolle man ihn noch an das Land rudern, sonst aber würde man Polizeimannschaft holen, die ihn, den aufrührerischen Matrosen, festnehmen und in Eisen legen würde. Auch versprach mir der Steuermann, wenn ich mit meinem Geschäft glücklich wäre, mich von nun an menschlicher behandeln zu wollen. Ich durchschaute aber den Plan, gab scheinbar nach und freute mich über die Hoffnung auf Verbesserung meines Loses, indessen beschloß ich, mit meinen Landsmann zum Bundesgenossen zu machen und ihn womöglich noch aufzumuntern, ja nicht vor Ankunft des Kapitäns seinen Posten zu verlassen.

Ich näherte mich ihm also in einiger Entfernung und theilte ihm unumwunden, da er und ich die einzigen Deutschen an Bord waren, mit, wie man ihn überlisten wolle. Zugleich fragte ich ihn, wie ihn denn mein Wirth Nikolaus auf den Gazetteer am hellen Tage habe bringen können?

Ehe ich jedoch den weitern Verlauf dieser Geschichte mittheile, muß ich den Leser mit einigen Worten zum Aufschluß des Erzählten und zum bessern Verständniß des Folgenden über amerikanische und deutsche Schiffe aufklären.

Als ich einige Zeit auf dem Gazetteer zuge-

bracht hatte, erkannte ich deutlich den Unterschied, der zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Charakter stattfindet, einen Unterschied, der sich mit im Leben und Treiben, auf dem Schiffe überhaupt, so in vorzüglich hohem Grade in der verschiedenen Behandlungsweise, welche die Matrosen von den Steuerleuten und dem Kapitän und von allen zusammen die Schiffsleitungen zu erdulden haben, ausspricht. Der deutsche Kapitän, der seine Mannschaft zu einer bestimmten Reise in einem deutschen Hafen „heuert", d. h. wirbt, ist in allen seinen Eigenthümlichkeiten, Fehlern und Vorzügen dem ganzen seefahrenden Volke mehr oder minder bekannt.

Er bekommt eine Mannschaft an Bord, die in dem Contract durch ihre Namensunterschrift bezeugt, daß sie ohne Ueberredung oder Bestechung freiwillig dem Kapitän folge. Er wählt sich seine Mannschaft aus, nimmt nicht jeden, sondern nur die ihm als tüchtig Bekannten oder als solche Empfohlenen. Wie ganz anders der Amerikaner! Der Kapitän eines englischen oder amerikanischen Schiffes, denn die Verhältnisse auf den Schiffen jener beiden Nationen sind ziemlich dieselben, überläßt das Geschäft des Heuerns einigen sogenannten Heuerbaasen, die ihm die Mannschaft verschaffen. Der deutsche Kapitän behandelt sein Schiffsvolk so gut, als es sich eben mit der Schiffsordnung verträgt und vernünftige Matrosen verlangen können; er will, wenn er von seiner Reise zurückkehrt, das Lob eines „guten" Kapitäns haben. Der amerikanische Kapitän strebt dagegen nur die Arbeitskraft seiner Leute zu verwerthen, selbst mit Aufopferung ihrer Gesundheit und mit Aufreibung ihrer besten Kräfte; denn wenn er in seinen Hafen einläuft, lohnt er sie ab, sie zerstreuen sich nach allen Richtungen und der Ruf des Kapitäns, er müßte denn ein ausgesuchter Wüthrich sein, bleibt immer derselbe. Darum ereignet es sich bei ihm, was auf deutschen Schiffen nicht zu den Seltenheiten gehört, daß eine und dieselbe Mannschaft mit demselben Kapitän mehrere Reisen macht, denn wenn der Amerikaner seine Ladung eingenommen, so giebt er eben den ihm bekannten Heuerbaasen den Auftrag, ihm Leute zu werben. Woher und wie sie dieselben bekommen, das ist nicht seine Sache, dafür bekommen die Baase einige Dollars ausgezahlt.

Nun gibt es aber unter den amerikanischen Schiffen einige Kategorien, denen selbst von den Amerikanern und Engländern das Lob gespendet wird, der Schauplatz der allerdings Mißhandlungen von seiten der gröblichsten Kapitäne, der unablässigsten Anstrengungen von seiten der abgestumpftesten Matrosen zu sein. Da nehmen denn die Walfischfänger den ersten Platz ein, sowol weil sich niemand bezahlt, auf ihnen zu dienen, als wer mit seiner eigenen kräftigen Faust sich gegen Unbilden zu schützen im Stande ist, und weil auf einem minder verrufenen Schiffe kein Unterkommen finden kann, als auch wegen der Gefahren und der Länge der Reise, die sich oft in den dritten Winter hinzieht. Die Anwerber solcher Walfischfänger müssen denn auch den Matrosen ungeheure Versprechungen machen, 100 Dollars Handgeld pro Mann sind nichts Seltenes und mancher ist durch die Höhe des Lohnes schon verlockt worden. Man kann aber auch so hohe Gebote leicht stellen, da man im voraus sicher weiß, daß immer ein Theil der Mannschaft durch die Kälte vernichtet, durch die Anstrengungen aufgerieben und durch die Gefahren, welche im Walfischfang stets liegen, vernichtet wird.

Ein wenig besser sind die Schiffe, welche zwischen London und Liverpool einerseits und den amerikanischen Häfen, wie Neuyork, Baltimore, Boston u. s. w., andererseits die Passage vermitteln. Um dieses Geschäft schwunghaft zu treiben, hat sich eine „company" oder „party" reicher Kaufleute vereinigt, die durch ihr zusammengeschossenes Geld eine solche Menge großer, schöner und schnellsegelnder Schiffe gebaut haben, daß eine Concurrenz, die sich zuweilen geltend zu machen sucht, nur schwer aufkommen kann. Die Schiffe dieser Compagnie führen eine rothe Flagge, in deren Mitte sich eine schwarze Kugel befindet, „Black ball", woher sie den Namen Blackballer bekommen haben. Auf ihnen sammelt sich nun das roheste, diebischste Gesindel, und wehe dem armen, deutschen Auswanderer, der, um einige Dollars Ueberfracht zu ersparen, die Liverpooler Linie der hamburger oder bremer vorzieht und sich auf einen solchen Blackballer verliert; wehe ihm, wenn er nicht der Sprache mächtig und nicht eine energische Persönlichkeit ist. Es ist ein allbekanntes Wort, daß, wer auf einen Blackballer mit einem Hemden kommt, das Hemd, das er nicht auf dem Leibe trägt, am längsten sein genannt hat! Ist doch das Wort „Blackballer" selbst an der deutschen Nordseeküste deutsch mit „teufelischem Kerl, Schurke, Spitzbube" geworden! Setze deinen Hut etwas kühn auf dein Haupt, so werden die bremer Schiffer meinen, du habest auch wie ein Blackballer!

Der Kapitän des Gazellier nun, dessen Schiff als Blockhalter nicht gerade bedeutenden Zulauf von Matrosen bekommen hatte, war mit mehreren Kunden, zu denen auch mein Wirth gehörte, handelseinig geworden, ihm 22 Mann zu stellen, deren jeder für die Reise nach London 25 Dollars bekam, während sie, die Runner selbst, für ihre Mühe eine bestimmte Summe erhielten. Mister Nicolaus nun, der damals gerade, wo er diesen Auftrag erhielt, keine Männer, d. h. Matrosen finden konnte, beschloß, die Gelegenheit, Geld zu verdienen, nicht vorübergehen zu lassen, Schiffsjungen und leichte Matrosen, die etwas größer und stärker aussahen als Schiffsjungen und Leichtmatrosen, für Vollmatrosen einzuschmuggeln, deren Lohn aber, die 25 Dollars, sammt dem Gelde für das Stehlen eines Matrosen in seine Tasche zu stecken. In einem solchen Opfer hatte er auch mich ersehen und mich der Rache an Bord des Gazellier geschickt, wo ich unter so traurigen Verhältnissen erwachen sollte.

Man verlangte von mir, da Nicolaus versprochen hatte, einen Vollmatrosen zu liefern, auch die Arbeit eines solchen, und da ich Unglücklicher erst 7 — 8 Wochen in See gewesen war, so schlug man unbarmherzig auf mich los, unter dem Vorwande, ich hätte mich selbst für einen Vollmatrosen ausgegeben und die 25 Dollars in Neuyork durchgebracht. Vergebens waren meine Erklärungen, daß ich wider Willen und Wissen hierher gebracht worden sei; man glaubte mir nicht oder wollte mir schon um deswillen nicht glauben, weil man sonst einen Vorwand weniger gehabt, das Prügelsystem, zu dem jene Menschen die angeborene Roheit leitet, täglich fortzubilden.

Und freilich war ich unter die allerrohste Gesellschaft, in Wahrheit unter die Räuber und Mörder gefallen. Da waren zwei Spanier, die in Montevideo ihren Steuermann meuchlings ermordet, sich dann nach den Pampas zu den Hirten geflüchtet und dort die Kunst des Lassowerfens erlernt hatten, von der sie bald nachher eine für mich und den Zimmermann so traurige Probe ablegen sollten. Später waren sie, des Hirtenlebens überdrüssig, wieder an die Küste gekommen und nach mancherlei Abenteuern in Neuyork angelangt und, da sie sich durch ihre ganze Erscheinung und die Art ihres Auftretens und Benehmens als handfeste und tüchtige Matrosen zeigten, auf dem Gazellier mit offenen Armen aufgenommen worden. Da waren ferner zwei Franzosen, ein Matrose und ein Schiffsjunge, von denen der letztere dieselben Qualen und oft noch schlimmere wie ich zu erdulden hatte. Oft erzählte er mir, seinem Leidensgenossen, des Nachts auf der Wache von seiner „Belle France", von den „Mamelles de Paris" und konnte nicht satte Bilder und glänzende Beschreibungen genug finden, um den Gefühlen, die ihn bei der Rückerinnerung an die Freuden an der Loire ergriffen, Worte zu verleihen. Da war ferner ein Schwede und ein Däne, jedoch der Hauptstamm bestand aus Irländern und Amerikanern, jenen zwei Nationen, deren untere Schichten sich an Roheit zu übertreffen suchen.

Nur ein einziger Deutscher war an Bord und das war eben der Zimmermann, der mit drohend geschwungener Axt am Maste stand und zu dem ich jetzt als Parlementär geschickt wurde.

Er, ein geborener Hamburger, erzählte mir, daß er gerade von einer Reise gekommen wäre, als ihn Nicolaus am East river angeredet hätte, ob er dort auf dem Schiffe, das mitten im Hudson lag, sich durch eine kleine Arbeit nicht ein hübsches Stück Geld verdienen wolle? Gern wäre er darauf eingegangen, hätte sich in Nicolaus' Schaluppe gesetzt, sei an Bord des Gazellier geklettert und dort so heimtückisch verlassen worden. Die Axt wolle er auf keinen Fall niederlegen, sondern warten, bis der Kapitän käme mit dem Towboot, auf welches er sich, sollte ihn auch der Kapitän verlassen, flüchten würde. Ich solle ihm nur getrost folgen.

Als ich den Steuerleuten, um welche sich die Matrosen sämmtlich geschart hatten, diese Antwort verdolmetschte, waren sie erst außer sich vor Wuth und wollten die Matrosen geradezu gegen die Axt des Deutschen, wie zum Sturme schicken. Da rief plötzlich der eine Spanier: „Nein! Schickt diesen — Deutschen weg, ich weiß ein Mittel, den Zimmermann zu fangen!"

Wie auf ein Signal warfen die beiden Steuerleute mit zwei schnellergriffenen Lassoschlingen auf mich zu, ich aber sprang in der Verwirrung fort und kletterte in meines Herzens Angst den Mast hinauf, an dem just mein Landsmann stand, und begann, um nicht müßig oben zu sitzen und dafür noch Schläge zu erhalten, mit meinem Messer die Strangenge abzuschaben, wobei ich jedoch öfters einen verstohlenen Blick nach der Gruppe warf, die jetzt eben den Untergang meines Landsmanns betrieb. Ich warf, als ich dies sah, ihm schnell einen Ball zu, den ich aus den abgeschabten Spänen gebildet und mit etwas Fett, das irgendwann

eben gelassen hatte, um die Strenge zu schmieren, trat geformt hatte, um ihn von der ihm drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Er schickte mir einen dankbaren Blick zu und rollte seine Art fester an. Indeß zerstreute sich die Gruppe und jeder ging, wie es schien, an seine Geschäfte. Nur einmal näherte sich der Oberfeuermann meinem Freunde, während dieser ihn bedeutete, daß, wenn er nur noch einen Schritt vorgehen würde, er unfehlbar einen Axthieb gegen die Stirn bekäme. In demselben Augenblicke, wo jener dies in gebrochenem Englisch sprach, sah ich die Gestalt des Spaniers, der mich vorhin weggeschickt hatte, sich langsam bis auf einige 15 Schritte hinter den Deutschen heranschleichen und — das Herz pochte mir fieberhaft in der Brust, ich wollte schreien und meinen Freund von der ihn bedrohenden Gefahr unterrichten, doch ich brachte vor Angst keinen Laut über meine Lippen —, da flog schon der Kopf des Spaniers, von des Spaniers geübter Hand geschleudert, nach dem Hamburger, er packte ihn bei dem Halse und schnürte ihm fast die Gurgel zu. Mit wildem Triumphgeschrei stürzte der Spanier, kurzen Streuerlente und Messern auf den Unglücklichen zu, der sich noch mit der krampfhaft gleichgeöffneten Hand zu wehren versuchte. Vergebens! Von der Uebermacht überwältigt fiel er zu Boden und wurde mit seinen Lauen an denselben Mast gebunden, an dem er eben seine Freiheit vertheidigt hatte. Nun ergoß sich der rohe Spott und die wilde Wuth über den Armen, der, hilflos, wie er war, den Mißhandlungen keine andere Waffe entgegenzusetzen kannte als den strafenden Blick seiner hellen, klaren, blauen Augen, bis er auch diese, von den mit einschneidenden Stricken und dem Blutverlaufe, welchen ihm mehrere, von scharfkantigen Holzstücken beigebrachte Wunden verursachten, erschöpft schloß, und eine wohlthätige Ohnmacht seine Sinne umfing.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Wie entstehen Bücher und Behauptungen?

Ein Erlebniß von Berthold

Im Herbst 1844 hatten wir in Pest unter uns jungen Leuten einen sogenannten literarischen Klub. Wir waren eine gute Zahl von Kraftgenies, die sich einander über unsterblichen Grillengeweln vorlasen, gehüllt in Tabakswolken und Bier trinkend, gleich deutschen Studenten jener Zeit. Damals gab es schon vortrefflichen Gerstensaft in dem Weinlande Ungarn und Gambrinus gewann sogar die tonangebenden „Juraten" dem Bacchus ab. Alle schlossen auch mit Märzen und Salvator. Aus dem ganzen Cirkel jener Zeit leben übrigens heute leider nur noch zwei Mitglieder: der als deutscher Dichter bekannte Theodor Bafsey, jetzt sich Basseo schreibend, und meine Wenigkeit. Die besten Talente waren bereits am Kocytus: obenan der große ungarische Dichter und einer der größten der Weltliteratur, Alexander Petöfi; dann Friedrich Kerényi, der in Amerika als Flüchtling im Wahnsinn endete, und der zu früh verstorbene Rudolf Hochberg, dessen reicher poetischer Nachlaß der Veröffentlichung entgegensieht. Irre ich mich nicht, so war auch der nachherige Assistent Görgey's, Baron Karl Kempelen, anfangs verstorben, ebenfalls mit in unserm Kreise.

Eines Abends ritt ich eben wieder über irgendetwas in der Welt heftig mit den andern, die endlich, wenn nicht meinen Gründen, doch meiner Gaminlust nachgeben mußten. Nun einer rief verdrießlich aus: „Du bist der ärgste Rabulist, der mir noch je vorkam! Ich glaube, du wirst uns noch beweisen, daß Bier, welches wir doch täglich ohne fühlbaren Nachtheil trinken, Gift sei!" „Topp, das soll gelten!" erwiderte ich, übermüthig durch den schon errungenen Sieg, „um so mehr, da ich meine, daß schon irgendjemand diesen Satz aufgestellt hat. Uebrigens weiß ich nichts von der Vergiftung des Biers, es sei denn auf dem Baume wächst oder es man es aus Regen sammelt. Einige von euch dagegen sind Mediziner und Chemiker, gebt mir daher einfach den Stoff zur Abhandlung und ich will ihn dann schon dialektisch derart durchführen, daß ihr selbst meiner Ueberzeugung nicht sicher bleiben sollt!" Man willigte ein, — jedoch, wie es geht, an dem Tage hatte eben jeder die Frage vergessen und keiner wollte daran, seine Zeitschrift mit ein Wissenschaftchen zu opfern. Ich selbst aber wollte nun einmal den Scherz nicht wieder aufgeben und wandte mich daher an den prüfen Apotheker, Herrn L., und wenige Tage darauf war mein Manuskript „druckfertig". Sogleich las ich es in unserm Cirkel vor, allein es brachte mir nur das Urtheil ein: „Wie thöricht! Diese Phrasen überzeugen niemanden von der «Giftigkeit» des Biers! Auch wird sich kein Verleger finden, sie drucken zu lassen." „Da bekomme ich noch eher einen Verleger für meine Geschichte," meinte der Jüngste im Kreise. „Gut," erwiderte ich, „wir

wollen es versuchen, ob der Sinn oder der Unsinn auf dem Literaturmarkte mehr Werth hat, und ich sende deine Gedichte mit meiner Bierbroschüre unter angenommenem Namen nach Leipzig, und wer von uns Beiden früher Honorar bekommt, auf dessen Kosten wird, soweit das Geld reicht, die ganze Gesellschaft mit Bier regalirt."

Gesagt, gethan! Ich expedirte beide Manuskripte unter dem Pseudonym „Dr. A. E. Klaring" an einen großen leipziger Verleger, der in Ungarn in gutem Rufe stand. Mit umgehender Post bereits erhielt ich unfrankirt die Gedichte zurück, übrigens „Bier ist Gift!" wolle sich ein junger Verleger, der eben erst beginne, näher ansehen. Das gab nicht wenig Gelächter in unserm Kreise. Einige Wochen danach las ich schon in der „Wiener Theaterzeitung": „In Berlin macht eine geistliche Broschüre: «Bier ist Gift!» ungeheures Aufsehen!" Und bevor wir noch Zeit hatten, nähere Anfragen zu stellen, erhielt ich einen Brief nebst Anweisung auf 30 Thaler, und dazu eine Broschüre: „Bier ist Gift! Eine Zeitfrage, gründlich erörtert von Dr. August Emil Klaring" (Leipzig, Georg, 1845).

Den Umschlag zierte ein Todtenkopf. Um kurz zu sein: diese Klugschrift erlebte schon mehrfache Auflagen, von welchen mir die Autorexemplare eingeschickt wurden, und der mir persönlich unbekannte Verleger, Herr Georg, war ehrlich genug, mir, ohne alle kontraktliche Verbindlichkeit, in einzelnen Beträgen zusammen noch 50 Thaler zu senden. Zugleich bekam ich aber eine Flut von Gegenschriften, welche, meist mit großer Erbitterung, den Scherz für Ernst nahmen. Von all den gegnerischen Broschüren habe ich nur einige aufgehoben: „Nicht Bier, sondern Unwissenheit ist Gift! Eine Widerlegung des Klaring'schen Rufs. Von einem praktischen Apotheker" (Grimma, Verlags-Comptoir, 1845). „Bier ist kein Gift! Ein Wort für jedermann. Von Dr. Gambrinus (i. P. S.)" (Leipzig, Glück, 1845). „Bier ist kein Gift! Ein Trost für alle Biertrinker. Von G. Stiller" (zweite Auflage, Waltenhöfel, Halle, 1845). „Nicht Bier, sondern Kaffee ist wirklich Gift! Keine Ironie, leider nur zu sehr Ernst. Von G. Schmidt" (Hamburg, Berendsohn, 1845).

Auch in Baiern erschienen einige derlei Gegenschriften, eine besonders eindringlich „Von einem praktischen Bierbrauer", aus der ich mir nur die Phrase merkte: „Solche Schriftsteller sollte man prügeln, solange sie warm sind; denn sie handeln wie zur Zeit der Cholera die Verbrecher, die Brunnen vergiften!" Weiter habe ich das Büchlein nicht mehr.

Aber nicht genug an dem Buchkrieg, sogar die Journale, und die angesehensten, wie die angesehenste „Allgemeine Zeitung", mischten sich in den Streit und nahmen gegen den leichtsinnigen Klaring Partei, natürlich mit fachwissenschaftlichen, gründlichen Widerlegungen.

Die beste Scene dieses ganzen Kampfes erlebte ich selbst. Im Sommer 1845 befand ich mich in Dresden und machte an einem schönen Nachmittage längs der Elbe hinauf einen ziemlich entfernten Spaziergang nach dem sogenannten Waldschlößchen; es ist dies eine Art Felsenkeller, voran mit einem Garten, der sich terrassenförmig emporhebt. Ganz allein dahin gelangt, fand ich nicht viel Gäste vor; nur an einem Tische zwanzig oder mehr Burschenschafter mit „Käppi" und sonstigen Abzeichen, singend und trinkend. Auf der wohlbelegten Tafel lag auch ein Haufen Schläger. Ich postirte mich an den nächsten Tisch, der ebenfalls unter vielen schattigen Bäumen stand, ließ mir mein Seidel Bier nebst dem obligaten Sandkuchen geben, zog ein Buch hervor und las. Unwillkürlich wurde ich indeß bald auf die lärmenden Nachbarn aufmerksam, die sich plötzlich vom Tische erhoben, die Schläger zur Hand nahmen, einen Kreis im Garten bildeten und innerhalb desselben ein Reinigfeuer anzündeten, das, nebenbei bemerkt, lange nicht fangen wollte. Als es endlich loderte, holte ein jeder aus der Brusttasche ein Buch hervor und einer begann eine wüste Rede: „Ein Deutscher (sic!) habe es gewagt, den Stolz des deutschen Volks, das Bier, das unsere Väter schon im Teutoburger Walde tranken und das von den Deutschen zu allen andern Völkern überging, zu verleumden und in arglose Seelen die Furcht zu verpflanzen, das das höchst gesunde, wohlthätige und stärkende Bier, der rechte Trunk für rechte Männer, Gift sei. Dr. August Emil Klaring nenne sich der, welcher sich diesen Frevel erlaubte. Ein Kreis wackerer deutscher Jünglinge habe sich daher versammelt, ein Vorbild den andern Gauen zu sein und über diesen Judas Gericht zu halten. Kreuzt die Schläger! Jeder von uns werfe sein Exemplar der schändlichen Schrift: «Bier ist Gift!» auf den Scheiterhaufen hier! Und im Namen des großen deutschen Volks sei der Verfasser dieser Schrift, Dr. August Emil Klaring, aus der großen deutschen Nation ausgestoßen! Dreimal «Pereat!»" Und alles rief „Pereat!"

War diese ganze Scene Komödie oder Tragödie? Genug, ich sah da, etwa in der Stimmung eines Theaterdichters, dessen Stück ausgepfiffen wird und der während des Pfeifens im Hintergrunde einer Loge weilt. Nur war ich nicht traurig, sondern lachte zuweilen belaut, obgleich der erzählte Jugendschwank, im letzten Grunde, sein Ernstes hat, so entstehen Bücher, die zehn Auflagen, viel Ruhm und viel Schmach erleben'

Anregungen.

Die Juden in Jerusalem.

Keine Stadt dürfte nächst Rom einer größeren Verehrung genießen und durch eine, jetzt bei dreitausendjährige, mehr noch an tragischen, gewaltigen als äußerlichen Erlebnissen einzige Geschichte diese Bewunderung und Heiligkeit mehr verdienen als Jerusalem.

Sie ist die gepriesene Stätte des Alten Testaments, des Evangeliums wie des Korans. Wenn auch der Boden, auf dem diese ersten und größten Erinnerungen wurzeln, handhoch vom Schutt bedeckt ist, überall tritt man auf heilige Orte.

Zunächst aber ist Jerusalem die Stadt der Könige und Propheten, des auserwählten Volkes Gottes, dessen Kinder noch jetzt nach ihr wallfahren, aus allen Teilen der Welt, um in ihr zu sterben und im Thal Josaphat zu den Gerechten gerettet zu werden. Für Christen birgt sie nur Erinnerungen, für Juden Vergangenheit und Zukunft. Wer von ihnen nach Jerusalem pilgert, um dort zu wohnen, erwartet jedenfalls das Auftreten des Messias, die Wiederherstellung des alten Reichs. Vielleicht ist die Hoffnung das stärkste, zäheste Gefühl der Menschenseele, wir können sonst unter diesen Trümmern, wo jeder Stein ihnen das Vergebliche ihrer Erwartungen beweisen muß, Tausende mühsam und unthätig hausen, in Elend und Verkommenheit, und nur beten und wieder beten'

Allein diese Stätte ist auch die der Versuchung' Jährlich verschlingt sie die reichsten Geldspenden von mehreren Millionen Pfiastern, von Christen und Juden für ihre Glaubensgenossen zusammengebracht, in ihrem unersättlichen Schoß. Der Boden Kanaan ist nicht ausgedorrter, die Charybdis Skylla nicht verschlingender als der Geist der Geschlechter, die in diesen Trümmern hausen. Wie rohwürdigend die Streitigkeiten unter Katholiken und Griechen! Sie machen die Grabkirche zu ihrer Arena. Mit Entrüstung lesen wir, wie die Griechen gewaltsam ihre Kuppel größten, um durch deren Wiederherstellung ein größeres Anrecht auf ihren alleinigen Besitz zu erwerben' Wir erfahren, daß, um blutigen Kampf zu vermeiden, es gut und herkömmlich ist, daß ein Mohammedaner ihren heiligen Schlüssel bewahrt' Diese Kirche, wieviel Blut hat sie der Christenheit nicht gekostet, tausendmal mehr als alle Christenverfolgungen von Nero bis Japan!

Trotzdem machen die christlichen Gemeinden der heiligen Stadt doch noch einen besseren Eindruck als die dort wohnenden Juden. Wir entnehmen das Urtheil dem ebenso geistvollen als temperamentreichen Ludwig August Frankl, der soeben seine Reise nach Palästina in einem zweibändigen, interessanten Werke: „Nach Jerusalem" (Leipzig, Baumgärtner's Buchhandlung, 1858), herausgegeben hat.

L. A. Frankl, Secretär der wiener jüdischen Gemeinde, vielfach bekannt als Arzt, Kunstkenner, Dichter, Komponist, erhielt von der großherzigen Baronin Elise Herz Lämel den Auftrag, eine Kinderbewahranstalt in Jerusalem zu begründen — eine Wohlthat, die geistig das thun sollte, was leiblich Sir Moses Montefiore und der Baron Rothschild durch Hospitalstiftungen versuchten: die Wiederherstellung eines gesunden Geschlechts.

Aber auf diesem Boden, von dem Frankl so treffend sagt: „daß die Dornen auf ihm wachsen, aus denen die Märtyrerkronen geflochten werden" — Das will nicht eben viel bedeuten, daß der nüchternste angelegten Phantasie das Weltende Jerusalem ärmer und kleinlicher erscheinen, als ihm sein Bild vor der Seele gestanden, ganz anders schmerzlich mußte es ihn ergreifen, daß man nach ihm, dem Prinzen einer solch frohen Botschaft, — mit Steinen warf, wie schon sonst dort nach Propheten'

Die Juden in Jerusalem sind in zwei große Parteien gespalten: in die Sephardim, die eigentlichen Eingeborenen, obgleich auch ihre Vorväter vor Jahrhunderten eingewandert sind, und in die Aschkenasim, die Zugewanderten, die eben kommen, um in Jerusalem zu beten, zu betteln und zu sterben. Viele ziehen viele aus Polen und Rußland herüber, andere aus Deutschland und Holland, mit Frau und Kindern, ohne Lust zu arbeiten, ohne Handwerkszeug, — blos der Beschaulichkeit sich hinzugeben, materiell schlechter und geistig unserer als Kaffer, Türkische und Mönche, die doch nur allein, nicht mit ihren Familien, vom Nichtsthun leben. Auf jeden Kopf dieser gehen ihnen jährlich etwa sechzehn Piaster zu, während der Gesammtheit der Sephardim aus aller Welt eine Million zufließt. Der erste Grund der Trennung ist in der Verwaltung der Gotteshäuser zu suchen; die gegenseitige, wetteifernde Habsucht der Rabbinen trug dann, wie überall das Trennende, dazu bei, den Riß unheilbar zu machen. Denn die angebildeten Männer der Gemeinde haben weder bei der Vertheilung der Almosen noch bei der Verwaltung der Kapitalien eine Stimme. Blos in Rom der Priester, ist unter den 5700 Juden in der heiligen Stadt der Rabbi, und noch viel mehr, weil sein Kind von geringerem Umfang. Der wüste Theokratie herrscht hier in ihrer lächerlichsten und schmutzigsten

Verirrung. Diese Menschen gehen täglich an der Westmauer des Tempels, die allein noch von ihm übrig ist, und jammern, daß der Messias noch nicht gekommen. Das ist ihr Lagerruf, aber auch das berühmlichste, die Almosen, die sie erhalten, auf wucherische Zinsen hin zu verleihen. Wenn sie mit den sittlichen Geboten des Mose, wie man sieht, so unerbittlich sich abfinden, wie manche Glaubensgenossen in Hamburg und Berlin bei Concursen und Bankrotten, halten sie natürlich desto strenger die Ceremonialgesetze und vollführen jenes Wort Jehovah's: „Seid fruchtbar und mehret euch!“ wie Tobler, der Topograph Jerusalems, schreibt: „das unvernünftige Vieh übertreffend.“ Kranke war voll Grauen der Zeuge einer Hochzeit zwischen einem zwölfjährigen Mädchen und einem vierzehnjährigen Knaben! Da muß wol eine Gemeinde, schon voll Armuth, Bettelsucht und Roheit, leiblich und geistig verkommen, und die despotische Gewalt, die Kranke in ihrer Regeneration für die europäischen Consuln verlangt, wird ihr nur in den Gedanken eines wohlmeinenden Mannes, nicht in der Wirklichkeit auftreten. Genau so hatten vor 700 Jahren die eingeborenen und eingewanderten Christen zu den europäischen Kreuzfahrern, die schlugen sich so lange gegenseitig, bis sie alle von dem heiligen Boden verschwanden durch ihre Blindheit, nicht durch den fremden Arm.

Was konnte Kranke also vor Gutes und Schönes sehen? Die Synhedrien empfingen ihn freundig, die Rabbinen voll Hass und Geringschätzung, wie „einen Hund, den Sohn eines Diebes!“ Diesen Fanatikern war die Errichtung einer Schule ein Greuel, denn „in Jerusalem muß alles bleiben wie es ist, bis der Messias kommt!“ Neben ihren elenden, dürftigen Synagogen sehen überall die Kuppeln christlicher Kirchen, erhebt sich die Grabkirche, trotz ihrer zerfallenden Kuppel, strahlend und siegesgewiß, weil zwei kaiserliche Adler auf ihr horsten, der russische wie der französische — doch sie glauben an den Messias. Nicht an jenen mächtigen Geist, der durch die Welt geht, jedes Talent weckt und mehr als je vor uns in seinem Dienst zu versammeln sucht, in dessen Heer der letzte Trabant zu sein den Nachkommen so viel bedeuten würde als uns der Ruhm eines Soldaten der Hölle, sondern an einen Halbgott, der sie plötzlich mühelos zu Herren der Erde machen wird mit Hülfe seiner Engellegionen.

Die Errichtung der Schule gelang indeß 1846; ob sie Fortgang haben wird? Im großen, für das Allgemeine kaum. Jerusalem kann, wenn es sich wieder aus dem Schutt erheben soll, nichts anderes sein als eine christliche Stadt; am besten aber, es bleibt bei dem Fluche des Propheten darüber und „Fasset die Todten ihre Todten begraben!“

Das Reisewerk Kranke's hatte des Schönen wie des Lehrreichen so viel, so manche neue, originale Anschauung, daß es schwer ist, diese oder jene Seite hervorzuheben, ob seinen Besuch bei Abdel-Kader in Damaskus, seinen Ritt über den Libanon oder irgendeinen andern der vielen anziehenden, mit einer außerordentlichen Kraft der Phantasie und plastischen Reproduction geschriebenen Abschnitte. Daß dabei die Sprache selbst zuweilen orientalische Anklänge hat, muß dem Dichter vergeben werden. Für den feinen Sinn und den edeln Geist des Beobachters spricht die Freimüthigkeit und die Wahrheit, mit der er auf diesem bestrittenen Boden den drei Religionen gerecht wird und nicht zu entscheiden mag, welcher von ihren Ringen der Gott wohlgefälligere ist.

Allerlei Sänger.

IV.

Auch in „Freud' und Leid. Lieder und Bilder von C. Drexler Manfred“ (Hannover, Rümpler, 1858) ist die Muse eine Sinnige.

Selbst wenn sie in „Parabeln“ die künstlerische Ohnmacht und Verdorbenheit unserer Epoche, zunächst natürlich die Verderber, gerechten Unwillens voll, mit Geißelschlägen straft, bleibt sie auf dem Felde der Betrachtung und des Allgemeinen. Sie hat keinen persönlichen Groll wie keine leidenschaftliche Liebe, sondern nur eine verklärte Zärtlichkeit. In dieser Weise des Sinnigen, Gedankvollen Anregenden gibt Drexler-Manfred manch schönes Bild, manche feine Beobachtung. Kommt auch sonst die durchweg edle, männliche Wendung des Dichters, die überall in den Sprüchen wie in der Schilderung der Schlacht von „Sempach“ vorleuchtet, so erhält der Leser von diesen Gedichten eine wohlthuende Anregung, das gütige Bild eines tüchtigen Lebens und Strebens, dessen Wollen und Gegenlag scharf und schön in dem Gedicht „Gegenlag“ ausgesprochen ist. Wir geben es wieder.

Kehrvoll und lobelest —
Gegenlag wie keiner mehr!
Hört ein Holz, das Frucht verschwendet,
Hat an alle Welt sich wendet:
Kinder rast, ihr Undankbaren!
Nur der Neider Rufen lernt.

Hört ein Baum in voller Pracht,
Seiner Aeste reiche Zahl
Schützelt gastlich er herbieten;
Dort am Pfad ein and'res wachet,
Dem der Pilgrim karger Statt
Kaum die krankem Blätter schafft.

Hört ein Mädchen schön und jung,
Gluth und Klarheit voll von Schwung,
Blickt hoch auf Meere lachend;
Dort ein Weib die Arab' benetzend,
Die den kalten Schoß bedeckt,
Den es vor der Welt versteckt.

Hört die Mutter mild und gut,
Ihrer Kinder neue Hut;
Dort ein Mensch, ein kalt'rer, alter,
Mit der Bibel, mit dem Psalter
Lobevoll und lobelest —
Gegenlag wie keiner mehr!

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 45. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Das Klavier Marie Antoinettens.

Aus den Erinnerungen des Gewesenen. Adam.

Es war ein schönes und edles Instrument, dies prächtige Klavier, als es aus der Werkstatt in die königliche Wohnung kam, für die es gearbeitet worden. Es hatte drei Claviaturen von 4½ Octaven, mit Tasten in Elfenbein und Ebenholz. Wie klangvoll widerhallten seine Töne in ihrer Hülle von vergoldetem Leder! Wie reich war es auf die reichen Malereien, mit denen es geschmückt war! Denn damals verschmähten es die berühmtesten Künstler, ein Boucher oder Vanloo nicht, die innern Wände eines musikalischen Instruments mit Malereien zu bedecken, und man sieht noch oft in Liebhaberkabinetten Holzmalereien, welche das Klavier, dessen werthvollsten Schmuck sie ausmachten, solange überlebten.

Nicht, daß es damals nicht auch Pianos zu Paris gegeben hätte, allein diese Instrumente, fast noch in ihrer Kindheit, gehörten großentheils Künstlern von Profession und waren für die Liebhaber nur ein Gegenstand der Neugierde, niemals aber des Luxus. Das Klavier feierte die letzten Tage seines Ruhms und blickte mit Verachtung auf den bescheidenen Nebenbuhler herab, der, noch auf seine dürftige und viereckige Gestalt beschränkt, es eines Tags gänzlich verdrängen sollte.

Ein Klavier also war es, welches man für die Frau Kronprinzessin hatte machen lassen. Sie war ja eine Deutsche, man wußte, daß sie musikalisch war und man gab ihr das vollkommenste Instrument, welches es in Paris gewesen. Armes, schönes Klavier! Noch stehst du, unterschlagen zwar, aber nicht mehr im Palaste eines Königs! Wenn du von Zeit zu Zeit deine scharfen und kreischenden Töne erklingen läßt, so ist es die geschickliche Hand eines Gerüsts, die dich belebt, dich, das nur den Fingern einer Königin oder großer Künstler dienen sollte! Wenn du reden könntest von der Zeit deines Ruhms, als Gluck, der unsterbliche Gluck, der Schützling deiner königlichen Herrin, an den Hof seiner alten Schülerin kam!

Es war zu Versailles, und als der jungen Königin der Ritter Gluck gemeldet wurde, eilte sie ihm grüßend entgegen und rief: „Ah, Sie sind es? Sie sind es wirklich, mein lieber Meister?“

Und der wackere schlichte Deutsche, der nur mit Mühe seine Schülerin, die er als Kind verlassen, wiedererkannte, lächelte und sagte treuherzig: „O Madame, wie sind Eure Majestät stark geworden, seitdem ich Sie zuletzt gesehen habe!“

Bei dieser Offenherzigkeit — denn die Königin war in der That corpulent geworden — vermochte selbst die Etikette nicht, das laute Lachen der Umstehenden aufzuhalten, um so weniger, da die Königin die allgemeine Heiterkeit theilte. Wie sie aber endlich die Verwirrung des Componisten sah, der allein nicht wußte, welchen Verstoß er begangen, sagte sie mit jener bezaubernden Anmuth, die sie niemals verließ: „Meine Herren, Sie werden ohne Zweifel erfreut sein, meinen

Landsmann kennen zu lernen, auf welchen Deutschland stolz ist. Er spricht sehr schlecht französisch, aber er hat eine noch weit beredtere Sprache in seiner Gewalt, welche man in allen Ländern versteht. Kommen Sie, mein wackerer Meister!" Und sie führte den Musiker an das Klavier — „Ein kleines Andenken an Wien!"

Gluck begriff, daß es etwas galt, etwas wie seine Ehre. Seine Augen belebten sich in dem Feuer des Genius, er warf noch einen Blick über die Gruppe der Höflinge, dann ließ er seine Finger über die Tasten gleiten.

Anfangs verrieth eine gewisse Unbestimmtheit und Verworrenheit in seinem Spiel; unter seinen flüchtig angeschlagenen Accorden erklangen hundert Melodien, im Entstehen begriffen und plötzlich durch eine neue Idee abgebrochen. Allmählich klärte sich alles. Gluck's Antlitz strahlte, er sah nicht mehr, wo er war; vor der Königin hatte er sein Spiel begonnen; als ob er bei sich daheim wäre, spielte er es jetzt, und bald ließ sich ein Wasserfall von jenem frischen und lockenden Rhythmus vernehmen, wie er nur den Deutschen eigenthümlich ist. Kaum hielt die Königin zwei Thränen zurück, welche in ihre schönen Augen traten, ein Andenken an die Heimat, denn sie wollte so gern immer als echte Französin erscheinen. Heute hätte sie indessen ungezwungen weinen können, denn die Anwesenheit der Herzoge, Marsan und der übrigen Anwesenden war gänzlich von jenen klangvollen Accorden in Anspruch genommen. Sie hatte die ganze französische Musik, die einzige, welche sie bisher gehört, niemals an ihr Herz gelangen; zum ersten male erschien ihnen die Musik als eine Kunst.

Die Entzückten dauerte noch fort, als Gluck bereits sein Spiel beendet hatte. Seine Schweißtropfen fielen über seine hohe Stirn; er schien aus einem peinlichen Traume zu erwachen und betrachtete einige Augenblicke, um seinen alten Gedanken wiederzugewinnen.

Die Königin sagte ihm, indem sie ganz leise zu ihm in ihrer Muttersprache sagte: „Lieber, mein wackerer Meister! Sie haben sich vortrefflich gerächt!"

Darauf verabschiedete sich der wackere Deutsche und die großen Herren verneigten sich tief, als er an ihnen vorüberschritt. Der Adel glaubte dreimal sich nichts zu vergeben, wenn er dem wachsenden Genius huldigte, der sich ihm soeben offenbart hatte.

Viel noch aus manchen andern, nicht weniger interessanten Scenen konnten wir das alte Klavier Marie Antoinettens kennen lernen. Um wie viel besser würde es uns dieselben erzählen, als meine Wenigkeit es vermag, die, dem Himmel sei Dank! nicht so alt ist, um alle Dinge jener Zeit gesehen zu haben. Doch das Klavier habe ich gesehen, und zwar noch vor kurzem.

Ich ging letzthin nach dem Hotel der Invaliden, einen Freund zu besuchen, einen alten hohen Officier. Nachdem wir uns von Regen und schönem Wetter, für einen Invaliden sehr wichtige Gegenstände, unterhalten hatten, kamen wir unter anderm auf Musik zu sprechen. Mein Freund erzählte mir, daß mehrere musikalische Damen ihre Tischgenossinnen wären und daß sogar einige Officiere nicht ohne Erfolg Musik trieben. „Wir haben unter andern", sagte er hinzu, „einen Kameraden, der ein prachtvolles Klavier besitzt, auf das er ganz besonders viel zu halten scheint und das er sehr oft zu unserm großen Vergnügen spielt."

Auf mein Ersuchen führte er mich bei dem Liebhaber des altmodischen Instruments ein. Er machte mich mit allen Einrichtungen, dem ganzen Schmuck seines Klaviers bekannt. Ich bewunderte seine gute Erhaltung, den schwarzen, von Goldverzierungen prunkenden Lack und besonders die Malereien, welche mir von großem Werth schienen. Der alte Officier bat mich, es zu versuchen. Ich that es, und da er ohne Zweifel aus meiner Haltung schloß, daß ich von dem wenig harmonischen Tone eben nicht sehr entzückt sei, sagte er zu mir: „Finden Sie nicht, daß das Klavier einen sehr schönen Ton hat?"

„Ja", sagte ich, „sehr schön für ein Klavier, allein das schlechteste Piano singt besser."

„O mein Herr", erwiderte er, „es gibt kein Piano oder sonst ein Instrument auf der Welt, welches mir so viel Vergnügen machen könnte als dies alte Klavier! Denn, sehen Sie, wir sind fast von demselben Alter und haben so viele Erinnerungen zusammen!"

Die Rührung des alten Herrn bei diesen Worten erweckte meine Neugierde und ich konnte mich nicht enthalten, ihm den Wunsch auszudrücken, sie befriedigt zu sehen und die Geschichte seines Klaviers zu hören.

Der alte Officier ging ohne Bedenken auf meine Bitte ein, die ihm ein stilles Vergnügen und große Genugthuung zu bereiten schien. Ich lieh ihm mein Ohr, während mein Freund, der die Geschichte wahrscheinlich schon mehr als ein-

mal gehört hatte und überzeugt war, daß er sie noch bei mehr als einer Gelegenheit werde hören müssen, sich eiligst auf sein Zimmer zurückzog. Wie die Märchen stets mit dem bekannten „Es war einmal" anfangen, so pflegen die Anekdoten alter Leute bei uns stets mit „Vor der Revolution" zu beginnen; und in der That fing hiermit auch diese Erzählung an.

„Vor der Revolution, mein Herr, hatte ich die Ehre, Klavierstimmer der Königin und der ersten Familien am Hofe zu sein. Das war damals ein sehr einträgliches Gewerbe. Es war freilich auch eine ganz andere Sache, ein gutes Klavier zu stimmen, bei dem jede Klaviatur verschiedene Saiten und mehrere Register sowie Reihen gegenseitiger Saiten hatten, als eure erbärmlichen Pianos mit drei und zwei Saiten. Darum ist die Kunst des Klavierstimmens gegenwärtig nichts mehr als ein Handwerk, und anständige Leute können sich kaum damit befassen. Ich aber betrieb meine Kunst ehrenvoll bis zur Revolution. Ach, man hat viele Leute damals bedauert, aber die armen Klavierstimmer hat man bis auf den heutigen Tag nicht genug bedauert. Alles verlief uns zu gleicher Zeit. Von den großen Herren, die Frankreich verließen, dachten wenige daran, vor ihrer Abreise sich mit uns abzufinden. Sie rechneten alle darauf, bald zurückzukommen, um die Canaille, wie sie das Volk nannten, zu züchtigen; aber leider nahm die Canaille ihr Vermögen in Beschlag. Die, welche sich bereicherten, kauften zwar Klaviere, allein sie waren es nur Möbel und nicht Instrumente und der Klavierstimmer hatte bei ihnen nichts zu thun. Mühselig schleppte ich so mein Leben hin bis zum 10. August 1792.

„Dieser unglückliche Tag wird nie aus meinem Gedächtnis schwinden. Ich erfuhr auf der Straße, daß das Volk nach der Ermordung der Schweizer in das Tuilerienschloß eingedrungen wäre und alles zertrümmerte. Ich wollte gern noch einen letzten Blick auf jene Gemächer werfen, in die ich so oft berufen worden war, bevor man sie ihrer Pracht auf immer beraubt hatte. Ich eilte also ins Schloß und wurde von der Menschenmasse bis zum Zimmer der Königin gedrängt. Ach, lieber Herr, welch ein Anblick! Alles war durcheinander geworfen, zerschlagen. Ein einziger Gegenstand war noch unversehrt, es war das — Klavier! Aber ein Mann mit wildem Gesicht, von Staub und Blut bedeckt, war hinaufgestiegen; er redete die Menge an und machte, soviel ich im Tumult verstehen konnte, den Vorschlag, mein armes Klavier zum Fenster hinauszuwerfen. Ich betaumelte mich in einem Winkel, am ganzen Leibe zitternd, niedergeschlagen, vernichtet. Der Redner springt von seinem Piedestal herab, dreimal kräftige Äxte erfassen das Instrument — schon ist es zum Theil außerhalb des Altans, gerade auf dem Punkte, einen Sprung in den Garten hinab zu machen, als plötzlich eine junge und kräftige Stimme ein ‚Halt! Halt!' ertönen läßt.

„Wirklich hält man inne. Das Klavier bleibt über dem Rande der Tiefe schweben und der, welcher das ‚Halt!' gerufen, drängt sich heran. Es war ein junger Mann, in der Uniform der Nationalgarde. Seine aufgeweckte, ehrenhafte und geistvolle Miene nahm zu seinen Gunsten ein.

„‚Bürger, was wollt ihr thun?' spricht er zu ihnen. ‚Warum dies Instrument zerstören? Kennt ihr denn nicht die Macht der Musik? Habt ihr nicht oft beim Marschiren die Marseillaise angestimmt? Mit Begleitung ist ihre Wirkung noch wundervoller. Anstatt dies unschuldige Instrument zu zerstören, laßt mich euch ein kleines patriotisches Lied zum besten geben!'

„Diese kurze, halb ernsthafte, halb lachend vorgetragene Rede brachte auf die Versammlung eine gleiche Wirkung hervor. Einige schwankten, andere beharrten bei ihrem Vorhaben der Zerstörung. Der junge Mann aber trat gegen diejenigen, welche das Verderbtheil des Instruments hatten, vor und spricht in einem Ton der Autorität: ‚Oeffnet mir das Ding hier!'

„Man gehorcht, und unmittelbar darauf spielt er ihnen das Ritornell der Marseillaise, welches alle im Chor wiederholen. Nach dem Gesang kommt der Tanz, das ist in der Ordnung. Nach der Marseillaise mußte er die Carmagnole spielen, hierauf das ‚Ça ira' und dann ‚Madame Veto'. Wie griff mir dies alles ins tiefste Herz, lieber Herr! Die Carmagnole auf dem Klavier der Königin! Als sie genug getanzt hatten, dachten sie nicht mehr daran, das Instrument zu zertrümmern, sondern gingen singend davon. Da war ich nun wieder allein im Zimmer. Ich näherte mich meinem lieben Klavier, welches auf so wunderbare Weise gerettet worden; ich wollte es von der Schmach reinigen und fing an, den schönen Chor aus Gluck's ‚Iphigenie' zu spielen: ‚Welche Anmuth, welche Majestät!' den das Publikum im Theater einige Jahre zuvor stets an die Königin richtete.

„Kaum hatte ich aber mit den ersten Takten begonnen, als ich vom Klavier weggerissen wurde. — Es war mein junger Nationalgardist.

„‚Sind Sie toll?‘ sagte er zu mir. ‚Haben Sie Lust, sich zerreißen zu lassen? Dazu bedarf es nur gerade soviel!‘ Ich habe mich von dem Beifall dieser Blenden losgemacht, ich wollte sehen, ob es kein Mittel gäbe, dies Instrument zu retten . . .‘

„‚Sie sind also auch Klavierstimmer?‘ sagte ich zu ihm.

„‚Nicht doch, ich bin nur ein Liebhaber von Klavieren und wäre trostlos gewesen, hätte ich ein so schönes Möbel unnützerweise zerstören sehen‘.

„‚Das nannte er ein Möbel! Doch was lag daran, er hatte es ja gerettet, und das war das Wesentliche!‘ Nun suchten wir vergeblich nach Mitteln, mein armes Klavier noch längere Zeit zu erhalten.

„‚Mein Herr‘, sagte er endlich zu mir, ‚ich fürchte, es wird für Sie an diesen Orten nicht lange gut thun‘. Dank meiner Uniform, habe ich nichts zu befürchten; allein Sie haben kein Kleid nach der Tagesordnung (er hatte recht, ich war — beinahe sauber gekleidet). Sie können in jedem Augenblick verdächtigt, ins Verhör genommen werden. Das Beste ist für Sie, wenn Sie sich in aller Stille nach Hause schleichen. Mit dem Klavier soll geschehen, was möglich ist; denken Sie vorläufig an sich selbst‘. — Sprach's, drängte mich aus dem Zimmer, schloß die Thür hinter uns ab und warf den Schlüssel zum Fenster hinaus.

„‚Ich bitte Sie, mein Herr,‘ sagte ich da zu ihm, ‚mindestens möchte ich doch denjenigen, der das Klavier der Königin gerettet hat, kennen! Wie heißen Sie?‘

„‚Singler. Und Sie?‘

„‚Doublet, Klavierstimmer der Königin.‘

„Er verschloß mir mit der einen Hand den Mund, reichte mir die andere und — verschwand.

„Am nächsten Morgen nach jenem unglückseligen Tage ging ich und ließ mich anwerben. Die militärische Laufbahn war mir günstiger als meine frühere. Ich erhielt rasch Avancement und war zur Zeit der Restauration zum Grade eines Bataillonschefs gelangt.

„‚Ich dachte, das ist den Offizieren im Jahre 1814 nicht besser gehen würde als den Klavierstimmern im Jahre 1792‘, kam ich meinen Abschied ein und erlangte die Aufnahme bei den Invaliden. Der Zufall ließ mich dem Verkaufe des Mobiliars der Königin Hortensia beiwohnen. Denken Sie sich meine Freude, mein Herr, als ich meinen alten Gefährten, mein armes Klavier dort wiedererkannte! . . . Ich kaufte es und es hat mich seitdem in jeder Trübsal getröstet. . . Aber ich werde alt; was soll nach meinem Tode daraus werden? Es hat stets nur Paläste bewohnt; soll es dann seine Bestimmung sein, zerschlagen und stückweise von einem Kunsthändler verkauft zu werden? Dies ist der bitterste Kummer meiner alten Tage!‘“

„Und haben Sie nie Ihren jungen Nationalgardisten wiedergesehen?“ fragte ich ihn.

„Freilich! Ich habe ihn fast zu gleicher Zeit mit meinem Klavier wiedergefunden. Wir waren von einem und demselben Punkte ausgegangen, allein wir haben zwei ganz verschiedene Bahnen durcheilt. Ich bin Militär geworden und dabei bis zu den ‚Invaliden‘ gekommen. Er ist Schauspieldirector geworden und hat dabei ‚40,000 Livres Rente‘ gewonnen. Sie sehen wol, bester Herr, daß mein Klavier Glück bringt! . . .“

Damit endete mein alter Offizier. Ich habe ihn seitdem oft besucht, mit Freunden, mit Musikenthusiasten; wir alle haben das Klavier Marie Antoinettens bewundert und suchen, wie der Bataillonschef Doublet, noch immer vergebens einen „wahrhaftigen Liebhaber“, der diese kostbare Reliquie verdiente.

Ein Seemannstraum.

VII.

Kaum hatte sich die Wuth jener rohen Seelen an diesem Opfer abgekühlt, als sie mich, der ich mich, von unnennbarer Sorge getrieben, herunter gemacht hatte, und der ich jetzt, wie ein Vogel den Blicken der Klapperschlange sich nicht entziehen kann, wie eingewurzelt auf dem Schauplatze jener Qualen stehen blieb, erblickten und mich dafür, daß meine Unterredung mit meinem Landsmann keinen besseren Erfolg gehabt hatte, fast ebenso behandelten wie ihn. Stöhnend und ächzend stürzte ich nieder und ließ geduldig alles über mich ergehen, da aller Schmerz bei dem Gedanken gebannt wurde, daß ich doch mit Gottes Hülfe und dem Beistande meines Freundes heute Nacht, wie wir schon in jener Unterhandlung verabredet hatten, von diesem Schiffe würde entfliehen können. Getröstet, wie ich durch diese Aussichten war, verging mir allmählich der leidens-

volle Tag, der Abend rückte heran und man befreite den Hamburger aus seinen Banden, die das Blut so sehr in seinem Kreislaufe hemmten, daß er aus einer Ohnmacht in die andere fiel. Die Axt und sein Schurzfell sowie jede spitze Waffe wurde gut versteckt, und man ließ ihn, der, sei es Verstellung, sei es wirkliche Erschöpfung, sich kaum mehr rühren konnte, auf einige Segel sich werfen, um dort zu den Beschwerden des morgenden Tags auszuruhen.

Kaum glaubte ich mich einen Augenblick unbemerkt, so schlich ich mich zu seinem Lager, um, wenn auch nicht Fluchtpläne zu schmieden, so doch ihm in seinem Unglück Beistand zu leisten. Wie freudig erschrak ich aber, als er mir, was ich kaum zu denken gewagt hatte, mittheilte, daß er jetzt doppelt entschlossen sei, nächste Nacht zu fliehen. Er sagte zu mir: „Du siehst, mi Jong, ich verstehe sehr wenig von der Schiffsarbeit, denn ich bin Zimmermann. Allein als Hamburger weiß ich doch darin etwas Bescheid und was die Hauptsache ist, ich kann gut schwimmen."

„Aber die Wunden, welche die Stricke in dein Fleisch geschnitten haben? Die müssen dich im Schwimmen hindern!"

„Thut nichts! Es gilt meine und deine Freiheit! Alle, ich schwimme in einigen Stunden weg, ich komme mit einem Boot zurück und hole dich nebst deinen Sachen und meiner Axt. Denn ohne Axt muß ich in Neuyork Staine hacken und Erde fahren!"

Nachdem wir noch mehrere Einzelheiten verabredet hatten, verließ ich meinen Freund, um nicht durch meine längere Abwesenheit Verdacht zu erwecken.

Wie herrlich däuchte mir das Untergehen der Sonne, die all meinen Jammer gesehen, wie freudig begrüßte ich die blasse Scheibe des Mondes, der sich jetzt am fernen Horizonte emporhob, den süßen Schlaf mit sich führend, der sich und uns und seine über Tausende von armen, geängsteten Menschenherzen ausbreitete und sie auf einige Stunden ihren Jammer vergessen ließ, und der nur mich und meinen Unglücksgenossen Kob.

Und wohl hatte ich Ursache, mich unruhig auf meinem Lager umherzuwälzen! Durfte ich hoffen, daß meines Freundes kecker Plan gelingen würde?

Doch sagt man, der Ertrinkende klammert sich krampfhaft an den Strohhalm an, den seine Hand ergreift, und warum sollten wir, die wir uns als dem Untergange geweiht betrachteten, nicht einen letzten Versuch machen, dem Tode zu entrinnen? Begünstigte nicht selbst der Himmel unser Unternehmen? Sieh' nur, wie dort am Rande des Horizonts einige Wolken aufsteigen, die sich bald über den ganzen Himmel ausbreiten, die den Mond, der bis dahin so verrätherisch hell geleuchtet hatte, überdecken und sich bald in ein Gewitter auflösen. Dankerfüllt warf ich mich auf die Knie, als die ersten schweren Tropfen niederfielen; wie wohl thaten sie meinen schmerzenden Wunden, wie erquickten sie meine abgespannte, lechzende Seele!

Das Loos hatte es gewollt, daß ich mit dem einen Irländer gerade die erste Wache von 10—12 Uhr zu begehen hatte. Während nun mein Kamerad sich zu seinem Landsmann, einem Polnischen begab, den der Kapitän auf das Schiff gesandt, um die Flucht der Matrosen zu hindern, und mit ihm von der „smaragdgrünen Insel" und ihrem Schutzheiligen St.-Patrick sich unterhielt und ich mich einige male bei ihm sehen ließ, um seinen Verdacht gegen unser Treiben in ihm aufkommen zu lassen, kroch mein Freund von seinem Lager, wusch sich erst seine Wunden in dem lauen Regenwasser, das er in einer Pütze auffing, aus und überfuhr sie dann, um den Schmerz zu betäuben, mit etwas Brandy, welchen ich einem Matrosen wegnahm. Dann schnitt er sich ein Paar sogenannte „Lederne" ab. Es sind das große Korkkugeln, welche, solange ein Schiff im Hafen liegt, zu beiden Seiten desselben ausgehängt werden, damit nicht an den Pfeilern oder anderen Fahrzeugen seine Planken durchscheuert werden. Diese „Lederne" hingen, obwol jetzt unnütz, wahrscheinlich, weil man vergessen hatte, sie wegzunehmen, immer noch an Steuerbord. Zwei derselben band er sich um, damit er sich länger und ohne große Kraftanstrengung im Wasser erhalten konnte, ließ sich vorn am Bug des Schiffes leise hinab und schwamm ruhig hinweg, worauf ich mich schleunigst zu den beiden Irländern begab und mich da, von der Last der mich bestürmenden Gefühle überwältigt, hinwarf.

Lachend hoben mich sie auf und fragten mich gutmüthig, was ich für Thorheiten treibe, und als ich ihnen verkehrt oder gar nicht antwortete, ließen sie mich fort und hießen mich gut ausschauen. Ich ging wieder nach vorn und horchte gespannt auf ein Geräusch, das mir von meinem Freunde hatte Nachricht bringen können. Vergebliche Mühe! Alles schweigt, nur der dicht niederströmende Regen schlägt auf unser Deck und auf den Hudson.

Aber was ist das? Ein jäher Blitz erleuchtet die ganze Szene und lässt mich ein Tow-Boot erspähen, dessen Kapt, soweit ich in der Schnelligkeit erblicken konnte, gerade die Straße meines kühnen Schwimmens durchschneiden mochte. Athemlos lauschte ich, ob ich nicht ein Geräusch höre — und richtig — ist es Täuschung, die mir ein gehabtes pulsirendes Blut, eine erregte Phantasie vorspiegelt, in es Wirklichkeit oder habe ich mir dies später erst hingezaubert — ich höre einen schwachen, erstickenden, bald von den Wogen verschlungenen Schrei, einen Hilferuf!

Ein zweiter Blitz! Das Tow-Boot hält! Ich schärfe meine Sehnerven, ich will die Äußerung durchschauen, legt geht die Maschine wieder, es kracht heftig empor, das Geräusch wird schwächer, es verliert sich in der Ferne und Todtenstille ringsumher auf dem weiten Raum, kaum unterbrochen von dem fern grollenden Donner des sich verziehenden Gewitters! Barmherziger Gott im Himmel! Wie hast du meinen Freund? Er lebet nicht mehr! Durfte du ihn untersuchen? Vergaß er mich treulos? Schon schlägt die Schiffsglocke 12 Uhr, mein Talent will mich, die Ablösung kommt, also verkommt, auf diesem Schiff nach Fenden zu reisen! Also verlassen von Welt und Menschen!

Am folgenden Morgen wurden wir Schlag 4 Uhr geweckt, man hielt eine Musterung mit uns, es fehlte ein Mann, der Irländer.

„Wo hast du deinen Landsmann?" brüllte man mich an. „Wer war mit dir auf Wache?"

„Bob!"

„Welcher Bob?"

Ich wies auf den Irländer, welcher kaum mehr stehen konnte, der Wahrheit die Ehre zu geben und auszusagen, daß er durchaus nichts Verdächtiges bemerkt habe. Auch die anderen Matrosen hatten mich, sobald sie sich ablösen, ganz ruhig schlafen sehen, nur um den Zimmermann, der sich seine Tage in der Segelkammer gerudet, hatte sich niemand gekümmert, da man von ihm am allerwenigsten erwartet hatte, daß er eine Flucht versuchen würde.

Half nämlich, daß ihnen eine Gelegenheit, ihre Wuth an mir auszulassen, entgangen ist, indem die Steuerleute nur einige male, da sie mich doch nicht für völlig unzurechnungsfähig hielten, ihre Faxereien auf meinem Rücken spielen und wandten sich zu dem Polizeiman, um ihn über seine Unschicklichkeit zur Rede zu setzen. Die Ankunft des Hauptmanns, der eben mit dem Boote am Bord erschien, machte indeß allem Streite ein Ende. Er fragte nach dem Grunde der Aufregung, man theilte ihm den Vorfall mit, worauf er lachend ausrief: „Ob ist dem Burschen schon recht geschehen, letzte Nacht ist von der „Glitha", die uns in einer halben Stunde wegdampfen wird, ein in offener See schwimmender Mann überfahren worden!"

Wer konnte dies anders gewesen sein als mein lieber Hamburger? Armer Freund! Vergib mir den Zweifel, den ich einen Augenblick gegen deine Redlichkeit gehegt habe, als hättest du mich verlassen wollen! Ach, wäre ich statt deiner gestorben, es wäre mir viel Unheil und Jammer erspart worden! Du warst alles Elends überhoben, während meine Kräfte sich zu brechen drohten! Wie oft habe ich mir in der Folge deinen Tod, einen so schönen, aufopferungsfreudigen Tod gewünscht!

Aber nun jetzt nicht solchen Gedanken nachhängen, denn schon bereitet sich der Matrose vor, in See zu stechen, schon hat sich die Glitha, deren blutbefleckte Räder ich mit Schaudern sah, vor ihn gespannt, nun gilt es alle Hände voll zu thun! Schon krampft sich das Seil, welches die Glitha mit dem Matrosen verbindet, immer straffer, die Anker sind längst emporgewunden, die Segel werden gesetzt und vorwärts geht es, dem frischen Nordwest begegnend, zu dem schönen Hafen hinaus, dessen ersten Anblick mich mit so hoher Wonne erfüllt hatte. Kaum durfte ich einen flüchtigen Blick auf die Herrlichkeiten werfen, von denen ich jetzt scheiden sollte. Das war jener Vorgebirge, von welchem aus ich mich vor wenigen Tagen noch an der schönen Aussicht erlabt, das waren jene grünen Ulmen, Eichen und Kastanien, zu deren Füßen ich mich behaglich hingestreckt, das war jene Villa, wo ich mit so Kleinmuth so herrlich hatte wandeln lassen! Nichts mehr von jener süßen Ruhe, die ich genossen, sie ist verloren! Weg mit allen goldenen Träumen von dem weiten Urwalde und einer sicheren Ansiedelung darin — es ist verschwunden! Nur der sehnsüchtige Blick, den ich damals hinüber nach Osten warf, sollte nicht vergeblich gewesen sein. Ja! Es ging zurück nach Europa, nach England, nach London, von wo aus ich ja so bald in meiner Heimat sein konnte, um dort in einer würdigeren Beschäftigung meinen Seemannstraum abzuschütteln und zu vergessen, was an Freud' und Leid, an Lieb' und Haß hinter mir lag!

Aber welche Prüfungen standen mir noch bevor! Als ich nämlich am Abende des ersten Tags,

den wir in See waren, meine durch die Schläge mit allerhand Material über und über zerfetzten und durch einige, mit muthwillig übergegossene Eimer Salzwasser gänzlich durchnäßten Kleider wechseln wollte und zu diesem Behufe meine Kisten aufzuschließen im Begriff war, entdeckte ich nirgends meinen Schlüssel. Von einer dunkeln Ahnung getrieben, eile ich nach den verschiedenen Koffern, unter denen die meinigen stehen mußten, — thörichte Hoffnung! sie waren verschwunden. Man frug mich, was ich habe (bisher hatte ich noch keine Minute Zeit gehabt, mich nach meinen Habseligkeiten umzusehen) und wies auf eine halbzerbrochene Lade hin, welche die Stelle meiner beiden schon mit Rehfell überzogenen und rein mit Eisen beschlagenen Koffer einnehmen sollte, und die ich bald als eine meines gänzlichen Verlustes Nicolaus erkannte. Mechanisch öffnete ich sie — sie war leer! Aber eine leere Kiste hatte Nicolaus sicherlich nicht mitgegeben, er hatte sich, das sind sie, dasjenige, was er selbst brauchen konnte, von meinen Sachen ausgesucht und mir sein Nest in seiner abgenutzten Lade mitgegeben. Darüber waren nun die Matrosen des Quartiers hergefallen und hatten sich nach Belieben darin getheilt. Und richtig! Wir waren noch nicht lange in See, so erschienen bei dem einen Isländer meine englischledernen „boxy", d. h. Hosen, bei dem andern mein Südwester, jener Amerikaner aus Baltimore stolzirte mit einem mir gehörigen wollenen Hemde einher, der grobere Spanier zog, als es einst zu regnen begann, mein Oelzeug an, während ich in einer dünnen, durchlöcherten Kleidung von jedem Regentropfe bis auf die Haut durchnäßt wurde, der kleinere Spanier streckte sich gemüthlich auf meine Matratze, unbekümmert, ob ich auf der harten, schmutzigen Diele kaum wußte, wie ich mich legen sollte, um meinen Wunden nicht wehe zu thun, und der Däne hatte sich behaglich in meine wollene Decke und schien nicht gerade viel darnach zu fragen, ob ich vor Ärger kaum mich rühren konnte. Ja! Als ich einmal die Kajüte des Steuermanns betrauete, was rufe ich? Einen schongebundenen englisch-deutschen Lexikon, den ich sofort als den meinigen erkannte; da lag Kapitän Marryat's „Peter Simple", den ich mir in Neuyork mit meinem schwer verdienten Gelde gekauft hatte, um englische Orthographie und die feinern Sprachwendungen zu studiren, und dort sah ich meine Federn, mein Schreibzeug, mein Papier, mein Reißzeug, das wahrscheinlich den gierigen Händen Nicolaus' entgangen war — kurz, man schien sich brüderlich in mein Eigenthum getheilt zu haben. Mein Ueberrock, meine Decken, meine weiße Wäsche, mein Fernrohr, meine Uhr, meine Seekarten und einiges andere, was nicht zum Vorschein kam, hatte Nicolaus behalten. Was hatte man mir aber gelassen? Es bewegt mich seltsam in meinem Innern, wenn ich an jenen hellen Augenblick in meiner Noth, jenen Stern an einem wolkenbedeckten Himmel denke. In losen unter einigen zerrissenen Hemden und Strümpfen und einigen beschriebenen Bogen drei Dinge verhehlt, die ich jetzt noch als heilige Reliquien aufsuche, bei deren Anblick mir aber damals das Herz springen wollte!

Meine Bibel, mein Homer, mein Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie! Jene Bibel, aus der ich so oft zu Hause vorgelesen, jener Homer, an dem ich mich so manches liebe mal erbaut, und jene kleine „Privatschrift", durch die ich nicht wenige wackere Schüler des großen Gabelsberger'schen Verkürzungssystems, Gabelsbergerin, geworden hatte! Köstliches Kleinod! Theure Bücher! Ich hätte euch mögen ans Herz drücken, wenn nicht der Gedanke meinen freudiggespannten Muth erlahmt hätte, daß man auch euch nur noch rauben möchte, um mir selbst diese Freude zu verderben, wenn man gewußt hätte, welch hohen Werth ihr für mich hattet!

Welch ein Symbol seid ihr mir von diesem Augenblicke an geworden für mein ganzes Leben und Weben, Dichten und Trachten!

Obwohl ich jetzt, was alles ich damals habe durchleben müssen, so erscheint es mir fast unglaublich, welche Qualen, welche Widerwärtigkeiten erträgt doch der Mensch!

Die Leute aber in der elenden Behandlung, die mir auf diesem Schiffe ward, waren, abgesehen von meinen äußerst geringen Anlagen zu einem Matrosen, die schon berührte Geschichte, daß ich, wie man mir vorwarf, mich selbst als Volontaire habe anwerben lassen und vor allem die, wenn auch nicht ausgesprochene, so doch unverkennbare Ansicht, als hätte ich meinem Landsmann zur Flucht verholfen, und die Folgerung, daß ich, der ich kaum meine Arbeiten zu bewältigen im Stande war, noch die zu schaffen hätte, die man durch seine Flucht eingebüßt. Nicht genug daher, daß ich am Tage keine Ruhe hatte, zwang man mich auch, während der Nacht tüchtig zu arbeiten; man schickte mich in die Wanten, die ich, damit die Raaen, welche so bald die Segel gelöst oder festgemacht werden, bald in die Höhe gezogen,

halb niedergelaufen werden, um dies leichter thun zu können, halb abfischen, halb mit Zeit wieder einschmieren mußte. Man gab mir Bimsstein und einen wollenen Lappen in die Hand, um die Schiffsglocken spiegelblank zu putzen, ich mußte künstliche Taue flechten, Taue zusammenspleißen. Selbst des Sonntags, während sich die übrige Mannschaft gemüthlich ausruhte, mußte ich und der kleine Franzose, der in allen Stücken mein Leidensgefährte war, von früh bis abends Deck fegen und scheuern.

Fragt man vielleicht, wo war denn der Kapitän? Dieser mußte doch sein Ansehen selbst solcher Rohheit gegenüber geltend zu machen wissen, oder gingen dergleichen Anordnungen von ihm aus? so muß ich, der Wahrheit zur Ehre bekennen, daß er noch von den Schlimmsten der Beste war, daß er, ein geborener Franzose, die Gutmüthigkeit seiner Nation nicht völlig verleugnete. Als er mich darum eines Morgens, während meine Wache zur Koje war, emsig die Stangen des Mastes schaben sah, rief er mich herab an Deck und ließ mich zur Koje gehen. Dies war aber doch den Halunken von Steuerleuten zu viel! Ich, der ich ohnehin viel zu wenig arbeitete, sollte am Tage der Ruhe genießen? Nein, das ging nicht, das mußte gerächt werden! Was that man? Des Nachts, als ich eben mit meiner Wacht von 12 Uhr bis 4 Uhr mich zu Bett legen wollte, rüttelte man mich wieder von der Diele auf und ließ mich die zwei Stunden, welche mich heute der Kapitän hatte schlafen lassen, bis auf die Minute an Deck arbeiten und erlaubte mir erst nach dem Verlauf der zwei Stunden, um die vier Stunden, die man mir täglich zum Schlafen gönnte, voll zu machen, mich noch zwei Stunden auf dem harten Lager auszuruhen.

Ach! und wie gern hätte ich selbst diese lange Zeit ununterbrochen gearbeitet, wenn ich nur irgend zu erkennen vermocht hätte, daß man meinem guten Willen Gerechtigkeit widerfahren ließe! Aber jeder Versuch, den ich irgend that, [illegible] als Widerspenstigkeit und als absichtlicher Fehler grausam geahndet. Mein Körper zeigt noch jetzt die kaum verharschten Wunden der Schläge, die ich [illegible] Eisenstücken, Holzpflöcken, Tauenden jeder Wartung empfing. Die erste Woche schon, die ich in See war, richtete man mein Gesicht so zu, daß die eine Hälfte des Nasenbeins zertrümmert wurde, und daß erst durch sorgsame Pflege auf hohem Lande sich das fortwährende Bluten der Nase einstellte. Bald zeigte mein Körper infolge der Hiebe, die ich oft mit scharfkantigen Stücken Holzes empfing, eine Menge eiternder Wunden, die ohne Pflege und ohne Verband unter den fast immer durchnäßten Kleidern, von dem salzigen Wasser stark gereizt, eiterten.

Hierbei fällt mir eine Geschichte ein, die meinen kleinen Freund, den muntern Franzosen betraf, welche mich jetzt noch mit Schaudern erfüllt. Man gab uns nämlich, d. h. dem Franzosen und mir, nichts mehr und nicht Besseres zu unseres Leibes Nothdurft als Wasser, das schon nach den ersten 14 Tagen ungenießbar war und erst durch aufgefangenes Regenwasser etwas verbessert wurde, und harten Schiffszwieback, und gönnte uns höchstens des Abends etwas warmen Thee, denn mehr, so drückte man sich aus, verdienten wir nicht. Dieser Umstand, der, verbunden mit dem Schlafen in den nassen Kleidern, meine Gesundheit untergrub, schärfte den Verstand des Franzosen, welcher, verschlagener als ich, sich schadlos zu halten wußte. Er schlich sich oft in die Kapitänskajüte und stahl da nach Herzenslust Fleisch, Gemüse und was er erlangen konnte. Man hatte ihn und zuweilen auch mich, denn wem hätte man so etwas sonst zutrauen können? im Verdacht, allein mein Franzose wußte seine Unternehmungen stets so einzurichten, daß man ihn nie erwischen konnte. Einmal ist er wieder in der Kajüte und rafft eben etwas weißen Zucker zusammen, als er Schritte hört. Rasch verbirgt er den gestohlenen Zucker unter seiner Mütze, da er nur zerrissene Taschen hat und huscht zur Thür hinaus. Draußen bestellt man ihn zu irgendeiner Arbeit, wo er, um keinen Verdacht aufkommen zu lassen, tüchtig mit eingreift. Ja, er stimmt sogar in eins der schmutzigen, amerikanischen Matrosenlieder ein, welches man gerade absang und vergißt dabei ganz seinen Zucker. Ueber das Lob, das man ihm wegen seines Benehmens spendete, ist er jetzt so entzückt, daß er überhört, wie ihn der Steuermann zu einem andern Geschäfte abrief. Endlich schleicht dieser hierbei und versetzt dem Unbefangenen einen solchen Schlag mit einem Scheit Holz, daß er gleich zu Boden stürzt und seine Mütze mit dem Zucker weit über Deck hinrollt.

„O you son of a —, You bloody thief!" schrie man von allen Seiten und drang auf den Aermsten ein, der vor Betäubung kein Wort über seine Lippen bringen konnte. Schon wollte man sein Müthchen an ihm kühlen, als der Steuermann hinzutrat, die Wütenden beiseite schob und sagte: „Laßt ihn, boys! Er muß eine andere

Strafe haben! Die Haut, die gerötet hat, muß gezüchtigt werden!"

Auf seinen Wink warfen zwei Irländer den Franzosen auf [illegible] nieder, wo sie ihn, gleich als sei er in einen Schraubstock gespannt, festhielten. Der Steuermann [illegible] seine Daumen und band um jeden derselben ein Kabelgarn. Darauf trug man ihn nach vorn und hing ihn, der bei allen Heiligen um Gnade und Erbarmen flehte und stöhnte, an seinen beiden Daumen so auf, daß seine Füße ungefähr drei Zoll über dem Erdboden schwebten. In dieser Stellung mußte er eine ganze Wacht hindurch hängen, man verschloß hartherzig sein Ohr gegen das Winseln des Armen, das mir das Herz entzweischnitt. Und als ich ihm in einem unbewachten Augenblicke ein Stück Holz unterschob, damit er wenigstens neben konnte, drohte man mir mit derselben Strafe und ich mußte nothgedrungen von jedem weitern Versuche abstehen.

Als man ihn endlich abschnitt, stürzte er hin, eine Ohnmacht umfing seine Sinne, er konnte sich, wiedererwacht, nicht rühren, sein ganzes Muskelwerk war wie gelähmt, seine Sehnen wie durchschnitten, er mußte in ein Bett gelegt werden, das er eine Woche lang hütete, ein Umstand, den ihm der Eigenthümer der Kiste, welche jetzt mein Freund innehatte, später freilich wieder vergelten ließ.

Ein zweites mal war ich der unfreiwillige Held einer Geschichte, die mir unter andern Martyrien noch besonders lebhaft vor der Erinnerung steht. Ich wurde nämlich eines Morgens, es war noch in der Dämmerung, auf den Hinterwall geschickt, um wie gewöhnlich die Stengen zu schmieren. Ich band mir eine Pütze voll Fett um und kletterte rüstig, soweit es meine Wunden erlaubten, nach oben. Wie ich aber eben rücklings in den ersten Mastkorb mich schwingen will, lös ich den Knoten, an welchem ich die Pütze trug, und den ich wahrscheinlich nicht fest genug geschürzt hatte, die Fettpütze stürzt herunter und fällt über Bord in die See. Der Untersteuermann, der mich schon fortwährend hatte schneller klettern heißen, befahl mir, als er dies bemerkte, herunterzukriechen. Zitternd kam ich dem Befehle nach. Kaum war ich unten angekommen, so winkt er mir, mich auszuziehen, um die Pütze durch Schwimmen wieder zu erreichen und an Bord zu bringen. Als ich hiergegen protestirte, da ich durchaus nicht schwimmen konnte, ließ er ein paar Matrosen mir die Lappen, die ich auf dem Leibe trug, herunterreißen, die Tau um den Leib binden, mich emporheben und befahl mir nun, der Pütze, die von den Wellen schon ein Stück entführt worden war, nachzuschwimmen. Zwar hatte ich auch etwas schwimmen gelernt und suchte nun diese Fertigkeit bestens zu bethätigen, allein die fortwährende Angst, zu ertrinken, die Wunden, welche jetzt im Salzwasser brannten, während die heftige Kälte des Wassers alle Bewegungen lähmte, das Tau, welches mich fest einschnürte und fast erstickte, bewirkten, daß meine Stöße immer kürzer und schwächer wurden und ich selbst dem Ertrinken nahe kam. Endlich, nachdem man sich eine lange Zeit an meinen Zuckungen geweidet, zog man mich mehr tot als lebendig wieder an Bord und begann jetzt auf mich, um mich, so draußte man sich mit teuflischem Lachen aus, der ich wie Espenlaub bebte, wieder zu erwärmen, eine wahre Hetzjagd, bis ich endlich zusammenbrach. Still trug nun ich von jetzt an auf eine bessere Zukunft, denn es war mir klar in meiner Seele zur Gewißheit geworden, daß ich diese Reise nicht überleben würde, sei es, daß mich die Anstrengungen und die wahrhaft thierische Behandlungsweise aufgerieben hätten, sei es, daß ich zu dem Entschluß gekommen wäre, meine Qualen freiwillig abzukürzen.

Oft war ich nahe daran, alle meine Leiden und Sorgen in den weiten Schoß des Meeres zu begraben, oft auch zuckte es in meiner Hand, wenn ich des Nachts einen meiner Peiniger auf einer gefährlichen Stelle sah, wo es nur eines leisen Stoßes bedurft hätte, um mich seiner für immer zu entledigen, doch — die Rache ist mein' spricht der Herr, und ich schlich mich hinweg und verwünschte meine Feigheit, bis sich endlich alle Mißharmonie in meinem Herzen zu einem feurigen Gebete auflöste, das mir Ruhe verlieh.

Ja! Auch ich habe den Tod gesehen, aber nicht jenen schönen Engel in weißem Gewande, der das liebe, unschuldige Kind der Mutter aus den Armen nimmt und es einem schöneren Morgenrothe entgegenträgt, nicht den rüstigen Schnitter, der in der Schlacht unter den Reihen der Krieger einhergeht, nein, es war das abscheuliche Gerippe, das die Sense in der einen, die Sanduhr in der andern Hand, grinsend vor mein Lager trat und mir winkte, ihm in jene Grube hinunter zu folgen, aus der klägliches Wimmern und Stöhnen emporstieg. Schaudernd wandte ich mich ab und fand Trost und Rettung in dem Aufschauen nach dem blauen Himmel, an dem

jetzt die goldene Sonne so herrlich leuchtete, jetzt die hellen Sterne so tröstend funkelten, das Walten und Segnen des Gottes verkündend, der auch mich, den zertretenen Wurm, mich, das zerknickte Rohr, beachtete.

Und so verginge fünf Wochen, ein trostloses Einerlei, selten unterbrochen von Erscheinungen, die sonst meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätten, die aber jetzt kalt an mir vorübergingen. Auf mich machte es keinen Eindruck, als wir einmal durch die Fahrlässigkeit des einen Spaniers und die Ungeschicklichkeit des Unterneuermanns mit einer Brigg in einer finstern Nacht zusammenrannten, sodaß das neue Schiff beinahe gesunken wäre und nur zu eilen hatte, um den nächsten Hafen zu erreichen und dort seine Havarieen auszubessern. Was brauchte ich zu fürchten, als ein Sturm uns vier Tage lang umtoste und uns viele Meilen verschlug? Wäre ich dabei verunglückt, desto besser! so waren meine Leiden beendet. Wir retteten uns, und jetzt leuchtet mir nach der dunkeln Nacht ein heller Morgen.

Ehe wir in die Themse einliefen, wollte ich noch einmal den Kelch der Leiden bis zum Grunde leeren, um dann für immer dem Schmerzleben zu entsagen.

Ich war fast schon meiner Auflösung nahe; zwei Wochen mehr auf diesem Schiffe — und ich wäre der Last der Leiden erlegen. Mühselig wankte ich von einem Klotz zum andern, abgemagert, elend. Ob man mich schlug oder meiner lachte, es rührte mich nicht, ich war für jegliche Empfindung abgestumpft; ohne zu wissen, was ich that, that ich doch immer das, was mir geheißen wurde zu thun. So folgte ich auch ohne zu zögern, so gut es meine aufgeschwollenen, blutenden Füße vermochten, dem Befehle, der mich auf den Hauptmast schickte, um einige Taue und Leinen zu theeren. Als ich unter unsäglichen Schmerzen bis in den dritten Mastkorb geklettert war, geschah es, daß ich vor Ermattung der Füße mich nicht mehr halten konnte, von dem Taue, auf welchem ich eben gemalen hatte, ausrutschte und nicht an Deck gefallen und zerschmettert oder über Bord gestürzt wäre, wenn ich nicht noch, von einem letzten Lebensfunken angefachelt, meine Hände ausgestreckt und das Tau, von dem ich ausgerutscht war, ergriffen hätte und so in der Luft zum Hängen gekommen wäre. Ich schrie, so stark ich vermochte, die an Deck stehenden und sah an meiner Lage, oder vielmehr an meinem Hangen lachenden Matrosen an, sie möchten mir helfen. Lange ließen sie mich warten und schon fühlte ich das Abnehmen meiner ohnehin schwachen Kräfte, da erschien der Kapitän aus seiner Kajüte an Deck und trieb ein paar von den sorglos dastehenden Unmenschen mit den Schlägen eines schnell ergriffenen eisernen Werkzeugs hinauf, mich zu befreien. Sie packten mich an den Armen, zogen mich zu sich in die Höhe und begleiteten mich, da ich kaum noch gehen konnte, indem sie mich in die Mitte nahmen und festhielten, daß ich nicht fallen konnte, nieder an Deck, wo ich von der eben überstandenen Todesangst überwältigt und von meinen physischen Schmerzen überwunden, einen Anfall von Epilepsie bekam und weggetragen werden mußte.

Einige Tage nachher liefen wir in die Themse ein und warten bei Blackwall Anker, einer Einschiffungsstation, welche einige englische Meilen von London entfernt ist. Hier ließen mich die Steuerleute von der Koje, in die man mich nach meinem letzten Krankheitsanfall geschafft hatte, aufstehen und mich in die Kleidungsstücke werfen, die ein Matrose herbeischaffte. Gewohnt, auch das Allerteilhafteste zu thun, folgte ich ihnen, während sich bald ein dichter Kreis von Matrosen um mich scharte und lachend zu erwarten schien, was ich wol vernehmen würde. Anfangs wußte ich gar nicht, was man eigentlich von mir wollte, man kam aber meinem langsamen Begreifvermögen zu Hülfe, indem man mir die Lappen, die noch mein Eigenthum waren, vom Leibe riß, ein Waschbecken herbeischleppte und von allen Seiten und Enden jubelte: „Wash yourself, you blumly!“

Das war deutlich genug gesagt und bedurfte keiner weitern Erklärung. Zum ersten male nach fünf Wochen steckte ich hier meine Glieder in warmes Flußwasser und wusch mich vor lauter Vergnügen darüber so rein und so lange, daß man mir endlich das Waschbecken wegriß und mir andeutete, behend in die Kleider zu schlüpfen, die neben mir lagen. Ich that das, immer noch ungläubig und zweifelhaft, was man wolle, als auf einmal, nachdem ich die Augen aufgerissen hatte, ringsherum Jubelerhebungen erschollen:

„Look! What a fine Dutchman!“

„No!“ sagte der Spanier, „that is a spanish boy!“

„No!“ antwortete ihm der Irländer, „that is an Englishman!“

„Silence, Gentlemen!“ hub hier der Oberneuermann an, „that is a very fine gentleman!“

„Good day, gentleman! How do you do?

[illegible] so jubelte man von allen Seiten und der Lärm wollte gar kein Ende nehmen. Endlich hielt mir einer einen Spiegel vor, ich sehe hinein und fahre entsetzt zurück! Bin ich dieses Gesicht mit den dicken, aufgeschwollenen Lippen, den abgemagerten Backen, mit der verstummelten, blutigen Nase, der aufgerissenen Stirn? Ja, das war ich und diese Veränderung habe ich den fünf Wochen auf dem Gazetteer zu verdanken.

Während mich nun die Mannschaft und die Steuerleute auf einen Befehl des Kapitäns, der sie zu einer Arbeit abrief, verließen und ich unter heißem Weinen über diese Schandung meines Angesichts meine Bücher und meine paar Lappen, ich weiß selbst nicht wozu, in ein Bündel schnürte, da mir der Oberſteuermann befohlen hatte, einzupacken, trat der englische Poetic, der uns in die Schenke gebracht hatte, heran und flüsterte mir, während er mir zwei Schillinge in die Hand drückte, ins Ohr, ich sollte dies niemand merken lassen. Freudetrunken hätte ich dem braven Mann aus Herz drücken mögen, er aber entwand sich meiner Zärtlichkeit und entfernte sich schnell. Nach einiger Zeit kamen die Matrosen wieder, brachten mir einige Stücke hartes Schiffszwieback und ein mächtiges Stück eingesalzenen Fleisches mit und hänſigten es mir an, um wenigstens im Anfange nicht zu verhungern, wie sie gutmütig bemerkten. Der Steuermann aber, der zweite nämlich und immer mein großer Verehrer, stellte sich mit seinem Scheite Holz bewaffnet vor mich hin und hieß mich, so schnell wie möglich den Gazetteer zu verlassen. An der Backbordseite lägen schon ein Boot. Ich hinkte, nahm, wie es meine Sitte war, mit meinem kleinen Bündel unter dem einen und dem Proviant unter dem andern Arm an die Brustung, kletterte über dieselbe und kroch dann behutsam die Strickleiter hinunter in das Boot, wo schon ein Schiffer meiner wartete. Als er von mir für die Ueberfahrt Geld verlangte, gab ich ihm, um meinen Schatz nicht zu verrathen, mein Fleisch und Brot und wurde für diesen Preis auf den Boden Old-Englands gesetzt. Schon auf der Fahrt hatten die Matrosen oft mit ungeheuern „[illegible] Dutchmen" ich aber hatte mich so gelegt, daß ich sie nicht sehen konnte und wankte mich auch, ans Land gekommen, während sie nur um so lauter brüllten, nicht um, warf nicht einen Blick zurück auf jenes unselige Schiff, sondern hinkte, ohne daß ich mich umsah, in die Bahnhofswarte-halle, wo wir ein Billet für einen Sixpence und kam gegen Abend hungernd und erfroren in der Victoriastadt an.

Was sollte ich nun beginnen? Ich hatte keine Empfehlungsbriefe, als meine unglückliche, Mitleiden erweckende Gestalt, kannte keinen Menschen als die Achillesstatue in Hydepark, wußte von keinem Hause als nur von dem Krystallpalaste, mir war keine Straße als nur die Oxford-, Regent- und Newgate-Street bekannt, es mangelte mir auch nicht an einigen verworrenen Begriffen von britischer Freigebigkeit und Hochherzigkeit und ich sollte nun, mit diesen topographischen Kenntnissen ausgerüstet und mit dem Vertrauen auf jene so oft gepriesenen Tugenden versehen, mit meinem drei Sixpence in London leben. Zuvörderst eilte ich in eine jener unzähligen Kaffeehäuser, an deren Fenstern kleine, graue Glastafeln lagen, auf welchen man „Beds" las, setzte mich erschöpft auf eine Bank nieder, aß mit Hast und schlummerte endlich mit vieler Mühe in ein kleines Zimmer im dritten Stock, wo man mir ein Bett anwies. Nachdem ich am nächsten Morgen gebadet, durch den solange entbehrten Schlaf auf einem weichen Bette, unter wollenen Decken, meine Zeche bezahlt hatte, bemerkte ich mit Schrecken, daß mir gerade noch ein Sixpence übrig blieb, da ich indessen mir vorgenommen hatte, in ein Hospital zu gehen, um mich dort verpflegen und meine Wunden verbinden zu lassen, so legte ich mich über die Gasse, nicht in meinem Beutel, denn einen solchen hatte ich nicht, doch in meiner Tasche leicht hinweg und wanderte nach einem öffentlichen Krankenhause aus, das ich endlich auch entdeckte und in welchem man mich willig, jedoch mit der Bedingung, aufnahm, daß man mich höchstens 2—3 Tage behalten könne, da meine Wunden im Vergleich der anderen, schweren Krankheiten und gleich mir Hülfe Suchenden doch nur unbedeutend wären. Der Hospitalarzt, ein kleiner, freundlicher Mann, der mich untersucht und dabei ein einige Flüche auf die „[illegible] Yankees" hatte einfließen lassen, erbrach mir vor allem Ruhe an, wusch meine Wunden aus, verband sie und verschrieb mir, wofür ich ihm nicht genug Dank wußte, da er meinen Hungerzustand vollständig zu würdigen verstand, doppelte Rationen.

Jenen verflogen die beiden Tage, an denen ich nichts that, als mich zu wärmen, auszuruhen und vorzüglich zu essen, besonders da, wenn ich je Langeweile verspürt hätte, dieselbe durch die traurigen Geschichten des armen Volks, welches

sie war im Hospital lag, augenblicklich verscheucht wurde. Und wol that ich einen tiefen Blick in all den Jammer und das Elend, das selbst dem vergleichenen Auge des leichtsinnigsten Reisenden, der London nur in seiner glanzendsten Gestalt gesehen, unmöglich entgehen kann. Welches verzweiflungsvolle Leben hatte jenes arme Weib verlebt, das dort im Winkel kauerte und ihrem armen Kinde, das lechzend an ihrem Busen lag, kaum die trockene Brust zu reichen im Stande war! Welch hoffnungsloses Dasein las ich in den Augen jenes schwachen Greises, dessen Lager neben mir stand, in dessen Seele es bereits Nacht wurde, der am andern Morgen, während ich gestärkt zu neuen Abenteuern auszog, ins Irrenhaus geschafft wurde! Welch herzzerreißende Geschichte predigten die abgerissenen Worte des einst so rüstigen Arbeiters, der, von Wucherern erdrückt, sich dem Trunke, um der Verzweiflung zu entgehen, ergeben hatte und nun in einiger Entfernung von mir unter schrecklichen Flüchen und gräßlichem Lachen seinen letzten Seufzer aushauchte! Und wer weiß, ob du nicht auch einst so enden wirst, rief mir eine grauenhafte Stimme im Innern zu, wenn sich keine Seele deiner erbarmt, ob du nicht auch ohne Sang und Klang auf den Wagen geladen und in die Erde geschafft wirst?

Doch sieh', schon dampft die warme Morgensuppe, weg mit allen Grillen, du bist hungrig, setz in dich noch einmal recht satt, denn in wenigen Minuten geht es aus dem Hospital! Die Sonne schien hell und klar, als ich wieder auf das londoner Pflaster trat, um, ich weiß selbst nicht wohin, zu wandern. Nachdem ich mehrere Gassen absichtslos durchschlendert hatte, fiel mein Auge zunächst auf einen Bücherladen, an dessen Fenstern riesig große Zettel hingen mit Empfehlungen einer neuen Ausgabe von Marryat's Romanen. Sie waren sämmtlich mit Namen aufgeführt und ich erinnerte mich beim Lesen ihrer in Buchstaben von ganz ungeheuerlichen Dimensionen gedruckten Titel mit Vergnügen an die schönen Sommerabende, die ich in Hause genossen hatte, wenn ich so ein liebes Buch unter dem Arm in den grünen Wald gegangen und bis zur Dämmerung in den wunderbaren Abenteuern der See- und Landhelden geschwelgt hatte. Da war „Peter Simpel", der „Ostindienfahrer", der „Schiffschirurgus", da war auch „Japhet, der seinen Vater sucht." Vortrefflich! rief ich aus. Welch herrlicher Wegweiser durch London!

Ich besann mich nämlich, wie Marryat seinen Japhet und dessen Freund, als sie in einer ähnlichen, mißlichen Lage sind, welchen Weg sie wol einschlagen sollen, auf den glücklichen Gedanken kommen läßt, wie es weiland die Weisen thaten, vom Morgenlande nach Westen zu ziehen. Schon war ich im Begriff, ihr ehrwürdiges Beispiel nachzuahmen, als mir glücklicherweise noch einfiel, daß eins ihrer ersten Abenteuer auf dieser „weisen" Reise das gewesen war, daß sie, als sie auf einem Wagen als blinde Passagiere mitfuhren, vor der drohend geschwungenen Peitsche des gefühllosen Kutschers fliehen mußten. Konnten nun jene kaum ihrem Verderben entrinnen, die doch nicht hinkten, wie hätte ich, so schloß ich weiter, das vermocht, der ich mich nur mühsam fortbewegen konnte?

Ich faßte daher den Entschluß, lieber nach Osten zu wandern und im Morgenlande mein Glück zu versuchen. Und siehe da! Das Glück schien mir zu lächeln, denn gar bald erblickte ich den Hafen für manchen unglücklichen Schiffer, ein Polizeistationshaus. Flugs kehrte ich ein, um mir die Namen und Adressen verschiedener deutscher Consuln und Gesandten, deren Schutz ich mich empfehlen wollte, aufzuschreiben und verließ nach einiger Zeit, mit einem ganzen Zettel derselben bereichert, jenen Ort des Schreckens für alle Spitzbuben, die dort unter sicherm Schutze einiger Polizeimen aus- und eingingen. Das war doch noch eine andere Polizei als die neuyorker! Trotzdem geht die englische Polizei lange nicht so langsam zu Wege, wie dies etwa die deutsche gethan haben würde; man ließ mich, ohne sich nach meinem Herkommen und meinem Treiben zu erkundigen, ziehen und gab mir einige Adressen nach der City mit, in der die Geschäftslokale der meisten deutschen Vertreter lagen.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Noch etwas über den Bart im alten Rom.

(Vergl. „Unterhaltungen", N. F., Bd. III, Nr. 50.)

Die Geschichte berichtet, wann in Rom das Scherermesser seinen stets wiederholten Verheerungszug auf dem Gesicht des Mannes begann; auch davon, wann der Bart wieder zu Ehren kam.

Varro versichert, es habe mit großen Buchstaben am Stadthause zu Arbea gestanden, daß L. Marcius Rex im Jahre 454 der Stadt die Sitte des Barthabenens aus Sicilien heimgebracht. Aus Dankbarkeit hat man schwerlich diese Inschrift gesetzt, wol war der Sieg gedenkens-

werth, daß die Mode selbst die ernsten Römer zwang, einer Zierde zu entsagen und sich darum Mühe, ja Qual aufzulegen. Lord Byron meint:

Das soll dem Fall der Mann für seine Sünden
Verantwortlich sein, sich täglich selbst zu schinden

oder schinden zu lassen.

Die Vergleichung älterer und neuerer Büsten ergibt, daß man zur selben Zeit begann, das Kopfhaar kurz zu tragen wie bisher der Sklave. Alter Sinn hielt fest an alter Sitte: wir haben beim Horaz den „ungeschorenen Cato"; und im Jahre 631 war ein langhaariger Consul so auffallend, daß man nach ihm den vortrefflichen Wein benannte, während Opimius auch sonst sehr ehrenwerth gewesen sein mag. Noch noch einem Jahrhundert gab man Schwächlingen durch Aufgüssen mit dem feurigen Opimianer oder consularischen Bartwein Kraft und Bonaser.

Wir ersehen aus Plinius, daß man der Neuerung große Aufmerksamkeit schenkte. Scipio Africanus wird als der Erste genannt, der sich täglich rasirte; dasselbe wird vom Augustus berichtet, allein Sueton gedenkt eines Wechsels von Rasiren und Abkratzen (radere), letzteres vielleicht mit dem Reibstein, wie die orthodoxen Israeliten Pierre-ponce.

Schwer will es der Gegenwart in den Sinn, daß Cäsar und Germanicus ihre Siege ebenso ohne Schnurr-, Backen-, Kinnbart erfochten haben als der alte Fritz und Napoleon. Dieß änderte sich erst zu Anfang des 2. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung durch — eine unangenehme Hautfarbe, die freilich beim Kaiser Hadrian verdeckt werden sollte; wenigstens nennt ihn Tiberius den „ersten Bebarteten". Gewiß hat dieses Beispiel mehr, als das Tertullian und Clemens von Alexandrien gegen die Lüge am eigenen Gesicht, gegen den gottlosen Versuch eifernd, am Werke des Schöpfers zu meistern.

Der Künstler, welcher in Kopf- und Barthaar operirte, war der Tonsor, Tonstrinae bei Petron; er vereinigte die Funktionen des Friseurs und Barbiers, diente aber in ersterer nur den Männern, wie die Tonstrix den Frauen, letztere viel häufiger auf Inschriften als ersterer, was oft Gegnomen. Aus viel späterer Zeit erscheint ein Haarkünstler bei Juvenal, „welcher den Frauen die Haare kämmt und mit den Händen schlichtet, sie salbt und glänzend macht". Gegen die sonst am Körper sprießenden Haare rückten besondere Sklaven (in den Badeanstalten) den Vernichtungskrieg mit Zange, Pein und Pechpflaster. Was in den Harems Gebrauch, war es nach Aristophanes schon bei den Griechinnen; und in einem vornehmen römischen Hauswesen durfte kein Härchen den Arm des bei der Tafel aufwartenden Sklaven entstellen.

Für jede Kunst, für jedes Handwerk gab es im Palast besondere Sklaven; der Arme, der letzteres nicht halten konnte, war auf die Buden der Märkte hingewiesen. Schon bei Plautus ist davon die Rede: „Zum Barbier gehen." Die eigentlichen Barbierbuden finden sich vorzüglich bei Horaz. Hier liefen sich die Leute niedern Standes treffen, barbieren, die Nägel schneiden; hier liefen in Plauderei die Stadtneuigkeiten zusammen, weder das

Den Schwätzern allen bekannt als auch den Barbieren

Dies war vielleicht der Anlaß, daß auch der Hochstehende, der Elegant, die Bude besuchte. So sagt Seneca: „Nennst du die müßig, welche Stunden beim Barbier verbringen, um wegnehmen zu lassen, was die nächste Nacht wieder emporwachsen wird? Wo man über ein einzelnes Haar Rath hält, das noch Vorhandene zusammenkämmt, das Abfallende ersetzt?" In dem Maße, als sich die Geckenhaftigkeit berechtigt hielt (wir gedenken der Kälte in der Toga des Hortensius), wuchs die Bedeutsamkeit des Haarkünstlers, und Horaz meint, es erregte Lachen, wer aus den Händen eines „unsymmetrischen Ariseurs" hervorginge. Wiederholt wird der „Zierasse" Pathetion verspottet, der sich nur mit einem Finger den Kopf kratzt, um einen Kunsthaarbau nicht zu erschüttern. Plutarch läßt Cicero so über den jugendlichen Cäsar spotten. Einst fragte Clodius auf offenem Markt das Volk: „Wer ist der liederlichste unserer Aristokraten? Wer kratzt sich den Kopf nur mit einem Finger?" Und jedesmal antwortete das Gesindel: „Pompejus!" Kein Elegant ohne Bürschchen, sodaß die Kistenexemplare zur Zeit Ludwig's XIV., womit man an die Hausthüren klopfte, nur neue Bestätigung zur Alida's „Alles schon dagewesen!" geben. Wenn schon zum Erheben der Aexte geblasen war, dann beschaute sich Kaiser Otho noch im Spiegel auf seinem Speer.

Hatte die Frisur auf dem Wege zum Gastmahl gelitten, so waren dort besondere Sklaven zur Herstellung in Bereitschaft. „Die kleineren Knaben" — sagt Philo — „und Weinschenker, die größern bringen Waschwasser und Schminke, Salbe, Haarbürste und Brenneisen; sie bauschen entweder das Haar ganz zurück oder ordnen es

in einen Halbkreis um die Thür." So mochte es durch das Aufstehen der Kränze bedingt sein.

Eine jede Function, auch die niedrigste, erhob den Ausüber, wenn er im kaiserlichen Haushalt angestellt war. So war zur Zeit des Alexander Severus ein Hofbarbier eine hohe Person, welcher nicht allein Personen, sondern auch Nationen bezog. Ammianus Marcellinus bewahrte die Anekdote, daß der Kaiser den Gesandten mit den Worten zurückwies: „Ich habe einen Barbierer befohlen, nicht einen Finanzbeamten."

Einen grellen Gegensatz dazu bildeten die Handwerker, welche die kleinen Leute barbierten. Es ist sehr möglich, daß Martial, der in seiner Armuth um niederen Lohn Epigramme schrieb, der bis zum Parasiten herabgesunken war, das Folgende aus Erfahrung sagt:

Wer zu den Griechen Alten noch nicht zu steigen begehret,
Mag, wenn ihn er ist, den Barbierer Antiochus rufen.
Hungert werden die Arme von wohlbedienten Bärten gepeinigt,
Wenn ein fanatischer Schaf phrygische Locke begehrt.
Sanfter schneidet den Bart ein weichliches Mädchen, gewöhnt
Hebt es mit Langen bewaffnet, Gefahren der Rasirmesser.
Meide diese auch cinäische Barten und dorische Backen!
(Nämlich: jene zahlten nicht und die Sica lange weg den Schmerz.)
Suchte die Wangen bedauernd Nepheles ehe ob
Schorte sicher am stachlichen Kinn den scharfen Terentinus.
Auf der zu Rat, ihn zu greifen, gerieth
Penthesilea Eichel zur Waffen auf Cypressen zu den Wangen
Klingt Antiochus Messerlein nun fern in die Ohr.
Viele Schmerzen, die man im Kinne mir gelitt ihm allein
Schreiben, die Pelops Sohn weiter zu mehr nicht macht.
Machte nun nicht mit grimmigen Augen Trachten ein
Ab noch
Ist es der Antiochus Stahl, ist es der Antiochus Bart!
Ha! Was allen Thieren ist feind so gebildet als der
Mensch
Hat Antiochus ihn nicht mustert, behielt er den Wurf
Mamurra's Uebergang.

Die mannichfachen Functionen, welche unaufgezählt viel Zeit raubten, schildert ein anderes Epigramm des Martial, wo aber der Inventar bleibt, ob er von sich selber redet:

Einen Sklaven, in der Kunst des Scherens
Dem Talamus der Nero nur vergleichbar
(Der die Bärte macht' den Dreien),
Hab ich sind, mein Gellius, von Natur,
Wißt zu scheren ihm die Backen
Auf Befehl die Haare wegzunehmen
Nach der Synagoge Brauch Verona.
Kostbarst dann gelungt, Lucius
Wer sein Kleid Phrixos, aufgewunden
Selbst behaarter kommt mein Sklav mir heim.

Hier lernen wir in Talamus einen Künstler ersten Ranges kennen und daß Mitglieder der Familie Dentus Tonangeber in der Mode waren.

Uebrigens werden Sophisten und Scheinphilosophen vielfach, namentlich von Lucian, wegen ihrer langen und struppigen Barte lächerlich gemacht.

Wir konnten noch gar viel zur Sache anführen. So ist es charakteristisch, wenn Sueton von Augustus erzählt, er habe in seiner Geschäftigkeit mehrere Tonsoren zu gleicher Zeit in Bewegung gesetzt.

Schließlich noch die Bemerkung, daß der Tonsor auch in der Landsklavenschaft Familia rustica vorkommt und vom Römischen Recht, nebst Schmied und Fischer, zum Inventar gerechnet wird. Vielleicht lag ihm das Scheren der andern Sklaven ob, vielleicht das der Schafe, dann aber auch viele, zur besseren Decorirung einer Landschaft, purpurroth zu färben. Der römische Luxus, der sich oft zu halb wahnsinnigen Unternehmungen verirrte, zeigte sich zuweilen doch ebenso großartig als sinnreich. So jener Ritter Salvius, von dem Plinius berichtet, daß er, aus seiner Vaterstadt Volaterra liebend, eine Anzahl Schwalben zum Wettspiel nach Rom mitnahm; in Purpur getaucht, verkündeten die Heimfliegenden seinen Sieg den Angehörigen in Volaterra.

v. St.

Anregungen.

Anne Fischer über Schiller's „Selbstbekenntnisse".

Unter Selbstbekenntnissen im eigentlichen Sinne pflegt man Enthüllungen über die eigene Persönlichkeit zu verstehen, etwas wie Rousseau's „Confessions" und Goethe's „Dichtung und Wahrheit".

Doch außer diesen unmittelbaren Selbstbekenntnissen eines Dichters gibt es noch eine zweite Art von Selbstbekenntnissen, die nämlich, welche indirekt in den Werken, in den Schöpfungen des Dichters liegen und die der Kritiker zu Worte bringt, indem er aus die Dichtungen auf dem Subject des Dichters, aus seinen Ideen, seinen Stimmungen, seinen Wünschen und seinen Leidenschaften erklärt. In diesem Sinne sind freilich alle Werke eines Künstlers seine „Selbstbekenntnisse", und es kommt nur auf den geschickten Deuter an, der aus ihnen eine ganze Welt, innerstes und äußeres Leben des Urhebers herauslieft

Deutsch verfaßt ist ich weiß. Die Selbstbekenntnisse Schiller's. Vortrag, gehalten in der Aula zu Jena am 4. März 1857 von Dr. Kuno Fischer, ordentlichem öffentlichem Professor der Philosophie zu Jena." (Frankfurt am Main, Hermann. 1857.)

Palm's geistvoller Biograph sagt von den Dichtungen Schiller's, welche seine reifen, seine „Wanderjahre" begleiten: „Sie sind sämmtlich die Abbilder seines eigenen innern Lebens, ihre einzige Regel, das einzige Gesetz ihrer Ausbildung ist seine eigene Lebensentwickelung. Ich werde daher in seinen Dichtungen nichts anderes erblicken als die Seelengemälde des Dichters, ich werde ihre Gestaltung nur durch sie einzig erklären: er ist das Original, sie sind die Abbilder."

Daraus würde sich denn die mangelnde Objectivität der Schiller'schen Jugenddramen erklären, die Schwächen der „Räuber", „Fiesco", „Kabale und Liebe", selbst noch des „Don Carlos". In den Hauptcharakteren dieser Dramen male Schiller nur sich selbst, sein eigenes Inneres, und diese seine Entwickelung setzt Kitcher in innigen Zusammenhang mit der ganzen Zeitstimmung. Von großem Einfluß war Rousseau's Gesinnungsweise auf Schiller. „Was aber wird aus dem menschlichen Leben im ganzen, wenn Rousseau's Gesinnungsweise gelten soll?" Diese Frage beantwortet Kitcher treffend, indem er zeigt, wie die Ideale der schwärmerischen Gemüther in Conflict gerathen mit dem wirklichen, geschichtlichen Leben. „Die ergriffenen Gemüther kommen in eine lebensbedrohliche Spannung, in welcher jugendliche Neigungslust mit idyllischen Empfindungen wechselt und Ekstatik, Pessimismus für die Zukunft mit ergrauten Träumen von Glück und Liebe wetteifern. Es läßt sich voraussehen, daß dieser phantasiereichen Empfindungsweise, so lebendig und lebensfähig sie ist, eine wirkliche Verwirklichung auf die Dauer nothwendig fehlt."

In dieser Periode Schiller's ist nach Kitcher des Dichters Schicksal in seinem Sinne auf die Frage gestellt, ob es die Kraft haben wird, bei Zeiten auf ein unmöglich und darum unwahres Glück zu verzichten, seine Traumwelt fallen zu lassen gegen die wirkliche, den Punkt aufzugeben, wo Rousseau stehen geblieben, die Welt aus ihren Angeln zu heben verlangt hatte und gleichsam sich und allen Lebensfragen wirklich gebracht hat, ob er im Stande sein werde, der Sirene zu entfliehen, die ihn unwiderstehlich in den Abgrund zieht, und in der Geschichte etwas Anderes zu erblicken als eine abgestorbene, entstellte, ihrem Ideale unsern gewordene Menschenwelt. „Mit einem Worte: es ist die Lebensfrage des Dichters, ob er seine ideale Weltanschauung mit wirklichen Formen mit der geschichtlichen."

Mit „Kabale und Liebe" haben wir an der äußersten Grenze, wohin die mit Rousseau's Ideen gleichgestimmte Phantasie unsern Dichter getrieben. In den Helden seiner Tragödien hat er uns die Bilder seiner eigenen Leidenschaften und Stimmungen aufgestellt, sie waren alle im Kampfe mit der gegebenen Welt, sie hatten alle an irgendeinem Lebensverhältniß gelitten, die mächtigen waren als die, die haben vergebens gesucht, die Welt zu erneuern, zu erobern, zu genießen, die heroischen Heldenthaten wie die idyllischen Träume sind tragisch zu Schanden geworden. „Da muß sich in der Seele des Dichters eine große Krise vorbereiten." Diese Krise findet Kitcher in Schiller's „Resignation". Dieses neue Selbstbekenntniß des Dichters erklärt: „Ich will nicht glücklich sein und opfere mein Lebensglück freiwillig dem Genius, dem ich diene. Gedeihen lasse sich nur die Genügsamkeit. Wer auf diesem Wege Verzicht leiste, dem bleibe nichts übrig als die Zukunft, als die Hoffnung, daß die Zeiten reifen werden, was mit Großem gewollt und begonnen haben, dem bleibe also nichts übrig als der Glaube an die Geschichte. Und darin besteht jetzt das Selbstbekenntniß des Dichters:

Genieße, wer nicht glauben kann.
Die Lehre ist ewig wie die Welt,
Wer glauben kann, entbehre.
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Man kann mit dieser Kitcher'schen Auslegung der Schiller'schen „Resignation" rechten, aber das Factum, das Kitcher an diesem Gedichte erläutern will, der Uebergang Schiller's aus der Rousseau'schen Empfindungsweise in die geschichtliche Denkweise, die Versöhnung mit der wirklichen Welt durch die Anerkennung, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei, ist gewiß an sich richtig.

Um die ganze Entwickelung gleichsam zu resumiren, welche Schiller in dem Decennium seiner Wanderjahre durchlebt und in seinen poetischen Gebilden kommentirt hat, vergleicht Kitcher den Anfangspunkt mit dem Ende: „Sein erstes Selbstbekenntniß sind die Räuber, sein letztes die Künstler. Dort heißt das erste Wort: „Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säculum". Hier lautet das erste: „Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige, steht du an des Jahrhunderts Neige". So groß ist der Abstand zwischen dem damaligen und dem jetzigen Dichter."

Die letzte Selbstbekenntniß Schiller's, das uns den Dichter ganz enthüllt, wie er geworden und geworden, das „dem Dämon Schiller's so ähnlich ist wie seine Braut dem Dannecker", betrachtet Kitcher das Bekenntniß der Poesie in der Huldigung der Künste:

Mich hält kein Raum, mich bindet keine Schranke,
Mit Ahnung ich weile durch alle Himmel hier!
Mein unermeßlich Reich ist die Gedanke,
Und meine göttergleiche Wohnung ist das Wort.
Denn Ich bewege im Gemüth und auf Gefühl,
Mein ist Natur und im Verstand und Willen,
Mein wie entfesselt und entbändigt weilen,
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft.
Doch Schönheit wie sie strahlt in Mädchenaugen,
Die in der schönen Form die schöne Seele!

Bekennen wir schließlich, daß der Grundgedanke der Kitcher'schen Schrift allerdings nicht neu ist, wieder aber in der Art und Durchführung

Vortrefflich, nur Richter über den innern Wandlungs- und Läuterungsproceß Schiller's sagt, fanden wir, nur mit andern Worten ausgedrückt, noch jüngst bei Schmidt, in dessen „Erläuterungen zu Schiller's Werken. II. Schiller's Geistesgang“ („Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. Dritte Abtheilung.“ Jena, Hochhausen, 1858.)

Schmidt zeigt, wie Schiller's Seele, die in der Poesie nur ein Mittel zu der Erreichung großer politischer Zwecke gesehen, immer mehr zu der Erkenntniß gelangen sollte, die Kunst sei Selbstzweck. Den äußern Anstoß zu dem innern Umschwung in Schiller's Seele hatte der traurige Verlauf der französischen Revolution gegeben. Schiller sann den hohen Namen der Freiheit durch die passive Pöbelherrschaft entweiht. „Sollten sich die Anhänger der Idee sein“ — so mußte er sich fragen —, „für die sein jugendliches Herz erglüht, für die er seine ersten Werke geschrieben hatte? Sie konnte ihr nicht unwerth werden, aber auch nicht an ihrer Ausführung in dieser Gestalt theilnehmen. So in sich zerrissen, fand er erst Ruhe, als er seine »Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen« vollendet hatte. In diesem Aufsatze schreibt er der Politik, dem unmittelbaren Eingreifen in die Welt des Handelns seinen Absagebrief und wendet sich ganz der Dichtkunst zu.“ Schiller wollte, wie Schmidt zeigt, die verlorene Würde der Menschheit nun durch die Kunst wiederherstellen. „Dem trüben Schiller soll jetzt der getrübte zu Dichte' Ruh der Welt die Richtung zum Guten, dann wird der ruhige, aber feste Gang der Zeit schon die Entwickelung bringen.“ Nicht in der Außenwelt, im innern Menschen muß zu den Thaten, das Vorurtheil, die Unfreiheit bekämpfen.“ Umgab seine Zeitgenossen mit großen Kunstformen, schloß sie ein mit Sinnbildern des Vortrefflichen, daß Wahrheit und Schönheit die Herzen der edlern Kreise empfänglich machen.“

Diesen seiner Erklärung des Schiller'schen Verhältnisses fügt Schmidt hinzu: „Welcher edle Weltbürger möchte dieses Programm nicht auch in unsern Tagen unterzeichnen, wo der Ruf nach Reform im Munde manches ertönt, die vergessen, daß die Reform mit uns selbst, mit unserm gesunkenen Charakter beginnen muß.“

Eine übrigens, um nochmals auf die Richter'sche Vorlesung zurückzukommen, von ihm dargestellten Wechsel des heroischen Pathos mit dem idyllischen in der jugendlichen Seele Schiller's betreffe. Richter zeigt diesen Wechsel besonders in den „Räubern“ — so glauben wir damit das Innere des jugendlichen Dichters doch noch nicht erschöpft. Wir finden neben dem Idyllischen und Heroischen in ihm noch ein fast skeptisches Element, das besonders in dem Charakter des Franz Moor zum Ausdruck kommt. Skeptisch gefärbt ist auch noch dasjenige Gedicht, in welchem Richter schon die Stimmung Schiller's findet, „Die Resignation“.

Schließlich möchten wir auch das noch fragen, ob der von Richter gewählte Ausdruck „Selbstbekenntnisse“ blos auf die jugendlich unreifen Werke eines Dichters, in denen sich seine noch gährende Subjectivität spiegelt, einzuschränken sei? Sind nicht auch die reifsten, objectivsten Werke eines Dichters Selbstbekenntnisse, wenngleich es ein anderes Selbst ist, das aus den reifen, als das aus den unreifen Producten uns anspricht? Man hat gut sagen, Homer und Shakspeare seien so objectiv, daß sie hinter ihren Werken ganz zurücktreten. Eine solche Objectivität, aus der sich gar kein Rückschluß auf das eigene Wesen und die Gesinnung des Dichters machen ließe, gibt es nach unserm Dafürhalten nicht; aber, wenn sie vorkommt, so müßten wir sie eine seelen- und geistlose nennen. Denn zeigt der große Dichter nicht schon an der Wahl der Stoffe, die er mit Vorliebe behandelt, auch durch die Form seines Stils — gemäß dem „le style c'est l'homme“ —, endlich zeigt er nicht durch die seinen Dichtungen zu Grunde liegenden Ideen, die auch bei den objectivsten nicht fehlen können, was Geistes Kind er ist? Sind alle nicht auch die reifsten Dichterwerke Selbstbekenntnisse, wenngleich auf ihnen das eigene Selbst des Dichters schwerer herauszufinden ist als aus unreifen?

Wahrnehmungen.

Kalt nennt man niemals den plötzlich seinen thätlich aufglühenden, dann aber um so mehr in Apathie versinkenden Menschen, während nur zu oft es dem geschieht, dessen Gemüth eine immer gleiche Wärme des Antheils bewahrt.

* * *

Gleichnisse sind nie Beweise.

* * *

Ist dein Ehrgeiz so brennend, daß du für jede einzelne deiner Niederlage durchaus eine Genugthuung haben willst, so kannst du den Lauf deines ganzen Lebens verlieren! Das Schicksal gewährt Schadloshaltungen für anders als Überraschend und unerwartet, dann aber auch wie gleichsam aufgenommen und von einem nachhaltenden Werthe.

Wiesen.

von F. e. D. in Wien.

Man lärt, sagt man, am besten im Nebel — so auch die weite Lehre in der Dämmerung der Jugend alters.

Briefe wechseln ist auch eine Fortpflanzung des Lichts, das von einem zum andern in tausend Reflexbrechungen dringt.

Die meisten Menschen denken nur die Empfindung und wie wenige erhöhen vollends die Empfindung zum Gedanken!

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 46. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Herr Schwenkerle.

Humoreske von Josef Rank.

In Bezug auf Standeswahl gleichen manche Menschen stark der Schicksalskugel im bekannten Rouletteipiel, indem sie, bald hier bald dort in eine Bahn geworfen, einige male den üblichen Rundlauf machen, bei irgendeiner Lücke dann ermüdet herausfallen und — anstatt für sich eine bleibende Bestimmung zu erreichen — nur für andere, die ruhig einen gewöhnlichen Einsatz gemacht haben, einige oder mehr anzeigen.

Emeran Schwenkerle gehörte wenigstens bis in sein dreißigstes Jahr zu diesen seltsam hin- und her „geschupften" Menschen und man darf wohl sagen, daß er nach und nach einem halben Dutzend Lebensbestimmungen seine Aufwartung machte, ohne sich einer derselben auf Tod und Leben anzuschließen. Hätte freilich der Vater Emeran's, ein handfester Baumeister, länger gelebt, er würde seinem Söhnchen schon, solange es noch Zeit war, einen Genickfang zugedacht und ihn wo hinpostiert haben, wo ihm das Ausrinnen vergangen wäre; so aber fand der Vater, dessen der einzige Sprosse noch sechzehn Jahre zählte und die Mutter, die sonst mit Blicken und guten Worten viel über den Knaben vermochte, war sogar schon früher aus der Welt gegangen; also stand unser Emeran Schwenkerle schon mit sechzehn Jahren allein im Leben da und hatte seine Neigungen zum alleinigen Führer und ein hübsches Kapitalchen zum Knotenstock, um, wohin er immer wollte, ohne Schwierigkeit von der Stelle zu kommen.

Schwenkerle's erste Standesliebe war, wie sich fast erwarten ließ, die Poesie. Zu ihr, wie zu jeder andern Beschäftigung, hatte er einige Anlage und weil poetische Werke auf ihn Eindruck machten, so glaubte er der Poesie selbst habhaft zu sein, wie etwa ein Kind den Vollmond zu fassen vermeint, weil es dessen Schimmerbild durch die Finger betrachtet. Es wurde also darauf los gedichtet in gefühlvollen Strophen „An Sie", „An die Sterne", „An Heideröslein roth und Vergißmeinnicht blau", „An den unvermeidlichen Abend" und „Was sich etwa zwei Zwetschbäume erzählen": aber da zu seiner Zeit auch die poetischen Bilder des Wüstenlebens noch starke Wirkung thaten, so ermangelte Emeran nicht, auch in dieser Richtung seine Phantasie als Wüstenroß in Trab zu setzen. Eine halbe Million „Gerische" waren auf diese Weise in die Welt gesetzt und eben wurde daran gedacht, sie zu ordnen und durch ein Einleitungsgedicht vermehrt dem Publikum erröthend darzubieten, als in der Theaterwelt eine Tragödie Aufsehen machte und unsern Schwenkerle auf den Gedanken brachte, daß sein Genie eigentlich nicht blos angethan sei, das Publikum mit dem spanischen Rohrchen artiger Verse, sondern „mit Keulenschlägen tragischer Schöpfungen zu treffen.

Sofort wurde denn auch die Welt durch glückliche Beseitigung der Kinder seiner ersten Poetenlaune beraubt und Emeran Schwenkerle machte sich daran, das Material zum Baue einer hoch-

poetischen Griechentragödie zusammenzuschleppen. Die Idee eines Gedankens zum Entwurf einer ersten und letzten Scene, von Götternamen und vielen ausstudirten Sitten und Gebräuchen jenes schönen Landes, Volks, Klimas und Zeitalters wimmelnd, stand auch wirklich bereits in lebhaften Farben vor seiner Phantasie — unter anderm durfte eine immer effektvolle mehrspännige Wolkenfuhre Apollo's nicht fehlen, und die durch Schiller sehr beliebt gewordenen Kraniche des Ibikus konnten leicht an unsichtbaren Drähten täuschend vorübergeführt werden, wie denn überhaupt sich die Intendanz sofort bereit erklärte, griechisches Feuer nicht zu schonen und den Herrn Lawison und das Fräulein Seebach gelegentlich der ersten Aufführung zu Gastrollen einzuladen; — so weit war nämlich Schwenkerle in seiner Phantasie bereits mit der Arbeit vorgeschritten, als in einer andern Gegend Deutschlands eine andere Tragödie ganz andern Stoffs plötzlich noch bei weitem mehr Aufsehen machte. Diese Tragödie spielte in Rom und hatte das Schicksal einer berühmten germanischen Mutter zum Stoffe, die in Rom gefangen lag und schließlich aus ganz guten patriotischen Gründen ihren Sohn und sich selbst ums Leben brachte.

Schwenkerle wußte nicht wenig, die Stimmung des Publikums so plötzlich von Griechenland nach Rom übergehen zu sehen, ließ also den ganzen Apparat zur hohen Griechentragödie mit seltener Behendigkeit wieder im Stiche und stellte es seinem Spartanerhelden frei, der zum Theil bereits fertigen, sehr langen Monologe an den Ufern des Styx zum Privatvergnügen hin- und herzudeklamiren. Statt des griechischen Apparats aber wurden nun römische Tyrannen von exquisiter Grausamkeit, Neronische Feuersbrünste und Triumphzüge ergriffen, um sie als dürftigen Hintergrund für den Glanz altgermanischer Tapferkeit und Sitte hinzustellen; und man muß gestehen, daß die Phantasie Herrn Schwenkerle's bereits allerlei brauchbare Anfänge von Ideen zu dem neuen Stücke zwischen den Requisiten hin- und herlaufen ließ, wie etwa rührige Motten altes Pelzwerk belebten; — als leider abermals in einer andern Gegend Deutschlands eine andere Tragödie ganz andern Stoffs Aufsehen machte, wenn auch nicht so bedeutend wie die obige.

Der Stoff dieser Tragödie war aus der französischen Geschichte genommen und spielte um die Mitte des 18. Jahrhunderts am Hofe Ludwig's XV. Die berüchtigte Maitresse des großen königlichen Unheilbringers, der Fluch des unglücklichen Frankreich, war die eine Hauptperson des Stücks und ihre „erste Flamme" aus den Tagen der Jugend die andere Hälfte. Diese beiden Hälften stehen und fanden sich eines schönen Morgens wieder und gingen darüber beide zu Grunde — denn das Schicksal der Tragödie will es so. Das Stück war nun den Schauspielern noch lieber als dem Publikum und ein praktischer Bühnenstudator konnte daraus keine bessere Lehre ziehen: sich Publikum und dramatische Künstler warm zu verbinden, als wenn er auch solche Stücke von auch solchem Inhalt am Hofe „Louis-quatorze's funfzehnten" schrieb. Herr Emeran Schwenkerle ließ sich denn von den vielen, im Geiste sichtbar aufgehobenen Händen nicht lange bitten, seinem Talente auch einen so dankbaren Stoff auszuringen — mit einem Satze stand er plötzlich zwischen den goldenen Rädern der großen Intriguenfabrik des französischen Hofes. Zum Glück hatte er sich längst eine Sammlung alter und neuer Gedanken und Witze angelegt, die nun ohne Gnade und Barmherzigkeit in Dialogen und Monologen angebracht werden sollten, der vielen Memoirenauszüge nicht zu gedenken, welche aufgehäuft wurden, um der Scene und Sprache die rechte historische Treue zu geben; — allein das Unglück wollte es, daß das Publikum jetzt seinen ganzen Enthusiasmus unerwartet für eine „Grille" erklärte und sich in Süd und Nord, in Ost und West in der That wie ein unbeständiges Hyperdchen geberdete.

Aufrichtig gestanden, blieb Herr Schwenkerle diesmal ein wenig unschlüssig, was er thun solle: die rastlose Hetze von Griechenland nach Rom, vom Rom der Cäsaren nach dem Paris der Ludwige, hatte seiner Phantasie bereits Migräne verursacht und es war kein geringer Entschluß, vom Paris der Ludwige auf einmal wieder mitten in die Gegenwart hereinzuspringen und ein sogenanntes Volksstück grillenhaften Genres zu schreiben. Allein — „wer nie sein Brot mit Thränen aß", der weiß nicht, was ein Künstler oder Poet zu leiden hat, der nur darauf ausgeht, der Laune des Publikums aufzulauern, ihr allerunterthänigst nachzuschwanken und um jeden Preis ihr, nur ihr und immer nur ihr allein gefällig zu sein. Schwenkerle kam auch jetzt zu dem Entschlusse, dem Drang der Verhältnisse nachzugeben und wirklich auch ein solches Stück von auch so einem Inhalte wie die „Grille" zu schreiben. Er suchte daher die Literatur aus dem Volksleben fleißig hin

und wieder durch und hatte endlich einen Stoff gefunden, der ihm brauchbar schien — als in verschiedenen Theilen Deutschlands verschiedene Bühnenerfolge es höchst zweifelhaft machten, nach welcher Richtung jetzt das Zünglein des öffentlichen Geschmacks sich eigentlich neige. Denn wenn auch der Ohrfeigen-Vöse aller Orten besonders glücklich debutirte, so war doch sicherlich nicht zu übersehen, daß der griechische Tempeltiefsinn auch starke Chancen hatte und der römische Sophonisbicismus wenigstens in Frankfurt a. M. die Bühne „beherrschte". Die Situation musste allermindestens zum Abwarten einladen, um dem Prozeß einer bestimmten Geschmacksabänderung beim Publikum Zeit zu lassen; Emeran Schwenkerle entschloß sich also auch zur vorläufigen Neutralität und benutzte seine Zeit vorwiegend dazu, eine Sammlung brauchbarer historischer Stoffe aus allen Jahrhunderten und Nationen anzulegen, um künftig für alle Fälle zu raschem Vorgehen gerüstet zu sein.

Während dieser Interimsperiode geschah es denn, daß Herr Schwenkerle zu einem Stoffe hingezogen wurde, der stets von neuem seine poetische Anziehungskraft zu üben pflegt — zu der Geschichte der unglücklichen Agnes Bernauerin; diesen Stoff begann Herr Schwenkerle wirklich schon jetzt ausführlich zu excerpiren und dramatisch zu appretiren — so er gerieth dabei sogar mehr und mehr in schöpferische Wallungen und zwar schließlich so stark, daß er eines Tages von der Kindgeburt eines fertigen halben Actes selbst überrascht wurde; — allein wer beschreibt das Gefühl unterbrochener Vater- und Mutterfreuden, als zu gleicher Zeit die Nachricht eintraf, ein wiener und ein münchener Lichter wären ihm zuvorgekommen und hätten beide wie auf ein gegebenes Zeichen zu gleicher Zeit und höchst geschickt die arme Agnes Bernauerin ins Wasser geworfen!

Das war nun wirklich kein bloßer Schlag ins Wasser und hätte eine stärkere Natur erschüttern müssen als die unsers fleißigen Emeran. Zum ersten male stieg ihm der melancholische Gedanke auf, ob es denn wirklich der Mühe werth sei, als poetisirendes Windspiel der flüchtigen Laune des Theaterpublikums nachzulaufen und schließlich an einer Lungensucht des Talents zu sterben? „Sind denn keine andern Gebiete der Dichtkunst vorhanden", rief er aus, „Gebiete, wo ein Autor weniger dem Wandel des Urtheils und Geschmacks ausgesetzt ist und wo doch immer mit Zuversicht auf eine Halbe- oder Drittelsartoffelernte der Ehre gerechnet werden kann?"

Diese Frage erhielt auf einmal dadurch eine entscheidende Bedeutung, daß soeben ein Roman aus dem Kaufmannsleben neuester Zeit die Leipzig zu beschäftigen anfing und Herr Schwenkerle beschloß alsbald, diesem epischen Genre seine Kraft und Muße zu widmen, um so mehr, als er selbst von seiten seines Großvaters, eines Kälbändlers en gros, aus dem Kaufmannsstande stammte. Sofort wurde nun für ausgiebiges Material Sorge getragen und fleißig alles notirt, was näher oder ferner mit Handel und Industrie zusammenhing; und so las er denn aufmerksam über Volkswirthschaft im allgemeinen und im besondern, dann natürlich auch über Theilung der Arbeit und über Theilnehmergewinn, ferner über Donaudampf- und Donaualbtrappschiffahrt, über Zollverein und Aufhebung der Innungen, über Gewerbevereine, Wuchergesetze, Agio und Zuckerraffinerien, über Tabackmonopol und Stempelgesetz, Zweig- und Zwergeisenbahnen, Spinnereien, Webereien, Zinsengarantie und Kartoffelbrennereien, Eigenschaften des Düngers, Verlags- und Wechselrecht, Kohlengruben und Minenverantwortlichkeit, über die Kleider, die wir tragen, das Wasser, das wir trinken, die Luft, die wir athmen, die Kohlen, die wir brennen — kurz über Stoffwechsel und Wechselstoffe aller Art; dazwischen wurde auch nicht versäumt, mit offenen Augen sich fleißig umzusehen, wo, wie und wann sich brauchbare Erscheinungen zur Schilderung aus dem Geschäfts-, Geld-, Börsen- und Fabrikleben finden ließen. Binnen Vierteljahresfrist hatte Schwenkerle einen Vorrath von Büchern, Excerpten, Anschauungen, Sprichwörtern und Anekdoten beisammen, daß das Talent des Autors einigermaßen selbst davor erschauderte und im eigenen Fett zu ersticken drohte. Schwenkerle las es also vor der Hand mit weitern Stoffsammlungen sein Bewenden haben und beschloß vorläufig, an die Verarbeitung des vorliegenden Materials selbst zu gehen; — allein da geschah es, daß er vor lauter Bäumen den Wald nicht sah und mit dem ganzen en-gros-Geschäft seines Romanentwurfs durchaus nichts anzufangen wußte. Um sich daher einigermaßen in höhern Schwung zu versetzen und den Appetit seiner Phantasie zu reizen, begann er nach allen möglichen „Vorbildern" zu greifen und las eine Zeit lang gar nichts als Geschichten aus dem Industrie- und Kaufmannsleben; — allein auch dieses Mittel, seine Gehirnbindung mit Zwangsmus in Umlauf zu setzen, wollte nicht verfangen, bei jeder neuen Geschichte hatte er den

immer stärker hervortretenden Gedanken, daß ihm die besten Ideen bereits von andern weggenommen seien — und um nicht zu dem furchtbaren Selbstgeständniß gedrängt zu werden: daß er durchaus unfähig sei, im Genre des Romans etwas Gedeihliches zu leisten, behauptete er endlich in einem an sich merkwürdigen Monologe, daß er nur das Unglück habe, Epigone zu sein, der alle Gebiete schon allzu bebaut und die besten Stoffe vorweggenommen fände. Er warf daher das ganze Magazin für seinen beabsichtigten Roman in einen versteckten Winkel der Bodenkammer und beruhigte sich schließlich mit dem Gedanken, daß am Ende die Poesie des Krämerlebens doch keine große Zukunft haben würde.

Was nun aber beginnen? „Haben und lieben muß der Mensch etwas oder er muß morden und brennen!" heißt es in Schiller's „Jäger". Zum Glück stellte sich jetzt zu rechter Zeit ein Wort sich ein und zwar aus Goethe's erhabenem Munde: „Du kannst auch groß in kleinen Dingen sein!" Groß in kleinen Dingen — das ließ sich hören; groß in kleinen Dingen, ohne Manierirtheit, ohne übermenschliche Anstrengung, groß durch ein wenig Talent und geringe Apparate — das war etwas, auf diesem Wege mußte Schwenkerle's wahre Größe liegen! Es handelte sich also nur darum, wo und wie die geringen Gegenstände zu finden seien, an denen sich Schwenkerle's Größe emporringen konnte? Aber sehr bald wurde Rath: — die Dorfgeschichte — richtig — die hatte sich ja seit zwei Jahrzehnten tapfer gegen Sturm und Wetter gewehrt und in der Gunst des Publikums erhalten — warum sollte Schwenkerle dem einfachen Stoff des Volkslebens nicht auch kleine Aquarellbilder, Kippererzählungen abgewinnen und sich einer gewissen Gewißheit versichern? Frisch angegriffen, der Gedanke war gut — jetzt nur geschwind das Volk beobachtet, was ja reine Unterhaltung ist, und ohne viel Federlesens kunstlos hingestellt, so konnte es an gutem Erfolg nicht fehlen! Es war gerade Wind und Wetter günstig, also die Segel geschwellt und dem Gebirge zugerudert, wo ja Sitten und Gebräuche wie Kiesel steine auf der Straße liegen und die Ulis, Veriet, Vrenes, Tonis, Sepps und Stefels als leibhaftige Lebensbilder herumgehen! Unterm Emeran Schwenkerle war, als er das schöne Gebirge betrat, nicht anders zu Muthe, als beträte er Bäume, Häuser, Steine, Menschen und Thiere schon als ideales Eigenthum, das er nur in das Kataster seiner Schreibmappe eintragen und gerahmt mit nach Hause zu nehmen brauchte. Aber — zwischen Denken und Wünschen und Sollen und Haben in eben ein recht fataler Unterschied und Herr Schwenkerle mußte die betrübende Erfahrung machen, daß ihm sein Spaziergang durchs Gebirge außer frischer Luft und gutem Brunnenwasser wenig Nutzen und Vergnügen für seinen Zweck abwarf. Denn das verfluchte Schlafen auf Heuböden oder Strohschütten, das ewige Essen der schrecklichen Knödel und Kälennudel, die verdorbene deutsche Sprache voll unverständlicher Bestandtheile, das unbeschreibliche Schuhwerk und die grobe Wäsche der Leute an Wochentagen — über all dies noch die Zurückhaltung oder derbe Zutraulichkeit der Männer, die Scheu oder rohe Aufsigkeit der Weiber, die spitzige Kürze oder gar spöttische Abweisung der Mädchen, wenn er in wohlbedachten Gesprächen ihr innerstes Sein und Weben auf die Zunge locken wollte: — das alles wirkte höchst beschwerlich auf Kopf und Magen unsers guten Wanderers. Nachdem er sich endlich einen ganzen Monat fürchterlich gelangweilt hatte im Gebirge, ohne mehr zu erbeuten als zwei Verse eines Volksliedes, erkleckliche Rippenstöße bei Tänzen und Kirchgängen, einen zweifelhaften Eingang in eine Sage, deren Ausgang ihm verborgen blieb, gab er den Versuch auf, „der Schönheit und Heiligkeit des modernen Volkslebens" weiter nachzuspüren und beschloß den Rückzug anzutreten, so einsam als Napoleon aus Rußland, nachdem er auch mit einer Armee von Millionen Hoffnungen angekommen war. Leider mußte er bei seinem Abschiede noch den Schmerz erleben, von der einzigen Person, die er während seines Aufenthalts zu lieben angefangen, schwer verletzt zu werden. Die Tochter des Bauernhofs, wo er während seines Aufenthalts sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, war ihm nämlich durch ihre heitere Weise aufgefallen und schien sich nicht ungern mit seinem „fulprigen Geschwätz" zu beschäftigen, das immer vom Hundertsten ins Tausendste ging. Vielleicht trug die sonstige Langeweile und der Verdruß über die mißlungene Absicht der Reise viel dazu bei, daß ihm Mene Frey als einziger Trost besonders anziehend vorkam und in seinem erstaunlich leeren Herzen ohne alle schicklichen Uebergänge Platz nahm. Nun hätte er freilich bei weniger umnebelten Sinnen bald herausfinden können, daß es wenigstens zweifelhaft war, ob Mene auch wirklich gesonnen sei, von dem offenen Schauplatz seines Herzens mit oder ohne Vorbehalt Besitz zu ergreifen; allein er bedurfte eben durchaus einer theilnehmenden Seele und so

wollte er um jeden Preis festhalten, was er zu halten glaubte — und der Glaube macht bekanntlich selig! Gest beim Abschied, wo man ja stets ein wenig wärmer und weicher gestimmt ist, sollten ihm die Augen vollends aufgethan werden. Jetzt oder nie wollte er von ihr erfahren, inwieweit sie seine glimmende Neigung zu erwidern geneigt sei. Im vollen Reisecostüm, ein Mäntelein umgehangen, Reisesack und Stock in der Hand, in Tirolerjoppe und Steirerhut stellte er die Mone Frey nicht weit von der Stallthür mit bekümmerter Stimme zur Rede: ob sie seiner auch noch gedenken werde, wenn er nicht mehr sein — d. h. wenn er nicht mehr bei ihr sein werde?

„Warum nicht", sagte Mone absichtlich mißverstehend — „Ich will nach Euerm Abscheiden ein Vaterunser für Euch beten!"

„Nicht so, mein schönes Kind", sagte Schwenkefle — „ich hoffe noch lange zu leben — zu deiner und meiner Freude zu leben; — aber ich meine: wenn ich nun fort sein werde von hier, wenn ich dir nicht mehr in dein schönes Auge sehen, dir nicht mehr werde sagen können, wie sehr ich dir hold bin — sage mir: wirst du auch dann mich noch lieben?"

„Ihr werdet mir immer mit ausgespannten Armen im Herzen herumgehen" sagte Mone und sah lachend aus; — leider hatte sich das Gesinde des Hofes horchend hinter der Stallthür aufgestellt und schlug jetzt ebenfalls ein helles Gelächter auf!

Das war ein Donnerschlag, wie man selten einen selbst bei Gebirgswettern zu hören bekommt, und er brummte dem guten Gneran noch in den Ohren, als er bereits lange wieder daheim war und überlegte, was nun zu thun sei?

Das Ergebniß eines langen, langen Ueberlegens war endlich, daß Schwenkefle von der poetischen Production — zur Kritik der Productionen überzugehen beschloß. Ja, zur Kritik, deren Werth und Wichtigkeit ihm auf einmal nicht hoch genug anzuschlagen war. Die Kritik war ihm ja nichts anderes als die auf der Höhe der Zeit stehende Windmühle des Geschmacks, um den Weizen des Schönen von der Spreu des Häßlichen und Hohlen zu sondern; die Kritik war ihm das tapfere Ehrenschwert, welches verheerend durch die Satzungenhorden falscher Grösse zu mähen bestimmt ist, der weithinhohe Leuchtthurm am Strande, um allen auf der hohen See kämpfenden Talenten mehr oder weniger heimzuleuchten. Und so beschloß denn Schwenkefle, als Windmühle des Schönen, als Rächerschwert des Guten und als Leuchtthurm der Geschmacksherberge am Fuße des Parnasses seine Wirksamkeit zu eröffnen. Er trat mit einem Blatte in Verbindung, welches nur unbenennbare Artikel — diese aber dann sehr gern — aufnahm und nun begann eine Thätigkeit, die aller Ehren werth war und ihr Honorar in sich selbst fand. Als Motto hätte man über Gneran's Artikel treffend die Bibelworte setzen können: „Die Berge werden zu Thälern, die Thäler zu Bergen werden!" denn was bis zu jener Stunde als bedeutend und groß anerkannt war, das mußte ohne Gnade und Barmherzigkeit niedergerenkt, was aber bis zur Stunde tief unter dem Bemerkbaren stand, das mußte vor aller Augen hochgegipfelt werden! Dies galt aber nur von den Epigonentalenten unserer Zeit; denn die Classiker mußten unberührt bleiben und durften nur dazu dienen, neue Talente unter der Wucht ihres Namen zu erdrücken. Wurde z. B. eine harmlose Idylle der Neuzeit besprochen, so wurden Homer, Virgil, Dante, Ariost, Milton, Klopstock und Goethe als niederschmetternde Muster der Epik dagegen ins Feld geführt; war ein neueres Stück zu besprechen, das dem Publikum gefiel, so mußten sofort ein Aeschylos, Sophokles, Euripides, Shakspeare, Corneille, Lessing, Goethe und Schiller in blanken Waffen dagegen ausrücken; — und wie bei der Beurtheilung poetischer Werke wurde auch bei der Würdigung anderer Kunstleistungen verfahren. Da geschah es denn stets, daß, anstatt Idee und Ausführung eines Gemäldes nach eigenem Urtheile verständig klar zu machen, immer nur die Rede war von den Urtheilen berühmter Kunstkritiker über alte und ältere florentinische, römische, lombardische, venetianische, deutsche, niederländische, holländische, französische, spanische und englische Schulen mit ihren hervorragenden Vertretern. Nur in einem Falle wurde von der strengen Consequenz dieser Verfahrungsweise abgegangen: wenn es sich nämlich um ein sogenanntes unglückliches Genie handelte. Ein Maler mit phantastisch durchlöchertem Mantel und Zottelhaar, der immer nur noch nach Rom wollte, um an seine Vollkommenheit die letzte Hand zu legen (der aber noch nicht correct zeichnen konnte); ein Musiker, der die Werke der Alten und Neuern gleich absprechend beurtheilte, in der alten Musik viel, aber nicht genug, in der neuen genug, aber nicht viel erblickte und seinen Generalbaß hauptsächlich mit dem brummenden Magen studirte; ferner ein Poet, der sich immer nur

mit großen Ideen trug (ohne die kleinste ausführen zu können) und manchmal unterm Tisch der Kneipe sein ärmliches Lager aufschlagen mußte: — diese und ähnliche Genies erregten in Emeran Schwenkerle stets die Theilnahme eines barmherzigen Samariters und wurden als „künftige" Muster Männern vorgeritten, die sich bereits mit Ehren auf eine Reihe vortrefflicher Werke berufen konnten. Ihnen zunächst wurden etwa noch jene Talente einiger Beachtung gewürdigt, welche alles in der Welt so ziemlich auf die Spitze stellten und in grauen Uebertreibungen sogenannte Effecte erzielten. Daß die Erde und Himmel schwarz und ihre herumschwadronirenden Menschlein roth anstrichen, einen Bauer wie König Priamus und einen Perikles (der Natürlichkeit wegen) wie einen Bauer sprechen ließen, das imponirte und mußte also wahr sein. Damit war aber auch Emeran's kritische Geduld zu Ende und was über diesen Grenzpfahl hinausging, mußte die ganze Schwere seiner Antipathie empfinden.

Infolge dieser Wirksamkeit konnte es nicht ausbleiben, daß die Lage unters Emeran nach und nach unbehaglich genug wurde. Die paar Freunde, welche dachten wie er, waren im Grunde ganz ungenießbare Gesellen voll verbissener Lebensanschauung und grauer Theorie; die unglücklichen Genies dagegen, die ihren anonymen Vertechter bald nach Namen, Stand und Vermögen ausfindig gemacht hatten, bezeigten ihm ihren Dank und ihre Anerkennung besonders dadurch, daß sie ihm den ganzen Tag auf dem Halse lagen, durch genauere Zergliederung ihrer weitausgreifenden Intentionen beinahe um den Verstand brachten und ihm schließlich die ruhmenswerthe Freundschaft erwiesen, sein kleines Einkommen redlich mit ihm zu theilen. Doch blieben die häuslichen Lastplagen nicht die einzigen. Denn hatte Herr Schwenkerle zur guten Stunde einmal der neuen Besucher sich entledigt und wollte durch einen Gang im Freien sich erholen, so bemerkte er gewöhnlich, daß vor dem Hausthore, mit zweideutigen Balancirstangen bewaffnet, schon wieder andere gute Freunde auf ihn warteten, die gar große Lust bezeigten, mit oder ohne seine Erlaubniß ihm hinter die Vorstadtgärten zu folgen und ihm dort allerlei Eindringliches mitzutheilen. Diese Freunde bestanden durchweg aus Schauspielern, Malern, Dichtern, Musikern, Bildhauern, Kunstreitern und Gauklern von Tänzerinnen, welche Grund zu haben glaubten, sich mit gewissen Bezauberteln nicht ganz zufrieden geben zu dürfen. Emeran sah sich augenscheinlicher Lebensgefahr halber genöthigt, zu einer eigentlich für seinen Roman erfundenen Strickleiter seine Flucht zu nehmen, die ihn aus dem hintern Fenster einer Milchkammer unbemerkt in einen Hof und von da ins Freie gelangen ließ.

Hier nun müssen wir ausdrücklich bekennen, daß Emeran Schwenkerle von Haus aus eine herzensgute, stundenweise sogar weiche Natur war und also nicht hindern konnte, daß ihm seine Lage unbeschadet seiner Heldenschaft in dieser Skizze manchmal wirklich stark zu Herzen ging. In stiller Mitternacht, allein mit sich und dem Gedanken an seine frühverstorbene Mutter, rief er manchmal aus: „O Mütterlein, lebtest du nur noch — alles, alles wäre anders!" Aber wenn er sodann morgens wieder erwachte und die Weltlage um sich her ins Auge faßte, so ermannte er sich doch wieder und dachte: „Jeder ist seines Schicksals Kupferschmied, du hast die dicke Ketten gehämmert, trage sie mit Anstand schon des hohen Grundsatzes wegen, welchen du vertrittst!"

Und was war der hohe Grundsatz seiner kritischen Wirksamkeit?

Er hatte sich in dem Streite über Idealismus und Realismus in Kunst und Poesie für den nackteſten Realismus erklärt und suchte ihn nun mit jener Grausamkeit durchzuführen, die zeitweise gerade weichen Gemüthsmenschen eigen sein kann. Nach Schwenkerle's Theorie mußten Statistiker, Untersuchungsrichter und Lichtbildererzeuger die einzig wahrheitsgetreuen Darsteller der künstlerischen und poetischen Wahrheit sein.

Eines Tages, als gerade wieder ein derber Angriff Schwenkerle's gegen einen durch seine lyrischen und dramatischen Arbeiten ausgezeichneten Schriftsteller in dem obenerwähnten Blatte stand, hatte Emeran schon vormittags eine unbezwingbare Sehnsucht nach einem Spaziergang ins Freie verspürt und benutzte, da er gerade keine auf- und abwandelnde Gestalt vor dem Hause gewahrte, diesmal das offene Hausthor, um auf die Straße zu gelangen. Wirklich stieß er auch weiter die Straße hinab auf kein Gesicht, das ihn wie sonst gewöhnlich „aufs Korn nahm" — und schon glaubte er auch, sich vollends einer angenehmen Sicherheit hingeben zu dürfen — als dort um die Ecke einer Nebenstraße ein Mann von etwa vierzig Jahren hervortrat und behäbig wandernd gerade auf ihn zukam. Emeran erkannte auf den ersten Blick in ihm den eben

heute so barbarisch mitgenommenen Poeten, der auch sonst in der Gesellschaft eine würdige Stellung einnahm — und es fehlte nicht viel, daß unser kritischer „Täumann" wie Geßler vor Tell an die nächststehende Wand hinsank; — allein, wie Tell, den in Unordnung gerathenen Zustand seines Gegners schnell gewahrend und mitte gewann, wie Tell, trat der beleidigte Autor bescheidentlich zu Emeran hin und sagte: „Ich bin's, Herr Landvogt — heißt: mein lieber Herr Schwenkefle. Mich freut es, Sie so wohl und zwecklos herumwandern zu sehen; kommen Sie — Könige und Dichter, heißt es, sollen miteinander gehen, auch Kritiker und Autoren sollten es nicht verschmähen, Arm in Arm miteinander sich des Lebens zu erfreuen!" Und ihm seinen Arm bietend, sahen der Autor den Zustand seines Gegners nicht zu gewahren, führte harmlos, erst von gleichgültigen Dingen redend, das Wort allein, bis Herr Schwenkefle sich auch wieder disponibel fühlte, worauf sich der Inhalt des Gespräches immer ernster gestaltete und im ganzen eine seltene Uebereinstimmung von Kunstansichten herausstellte. Nur in Bezug auf Realismus und Idealismus in Kunst und Poesie wollten die Ansichten nicht recht näher rücken, weil der Autor im Gegensatz zur Ausschließlichkeit des einen oder andern ruhig behauptete, daß die Hauptaufgabe künstlerischer und poetischer Werke gerade in der richtigen Verschmelzung des Realen und Idealen zu suchen sei, was allein durch die richtige Form geschehen könne. Wahr oder wenigstens möglich müsse der Inhalt eines aus dem Leben genommenen Stoffs sein, aber damit diese Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit auch schöner sei als die nackte Wirklichkeit, daraus müsse sie in eine ideale bleibende Form gegossen werden. Wer daher für die Darstellung eines passenden Gegenstandes oder Ereignisses die beste Form finde, Reales und Ideales im Stoffe auf die richtigste Weise zum harmonischen Ganzen verbinde, sodaß jeder Versuch einer andern Form nur eine Verletzung des einen oder andern, eine Zerstörung des Ganzen wäre — der sei der rechte Mann und der sei der rechte Meister!

Emeran hätte auch hier nicht gern mehr widersprochen. Ihm war jetzt so wohl, so weh, es drückte ihn im Herzen, im Halse, im Kopf; — soviel Güte für soviel zugefügte Beleidigung; soviel natürliche Grundsätze gegenüber der schwankenden Uebertreibung der seinigen; soviel Lebensart gegenüber den pöbelhaften Unwerthigkeiten, die er heute erst wieder öffentlich gegen den Autor losgelassen!

Der Autor sollte aber auch in seinen Augen sehen, wie ihm zu Muthe sei, ein Tropfen in seinen Wimpern sollte ihm viel, sollte ihm alles sagen; — aber für die Aufrechthaltung seiner Grundsätze dachte unser Emeran, wenn auch schüchtern genug, doch noch etwas wagen zu müssen! Er entwickelte also ziemlich zusammenhängend, was er als haltbar an seiner Theorie erachtete, worauf ihm der Autor lächelnd erwiderte:

„Ich will Ihnen statt aller Entgegnung ein Beispiel aus dem täglichen Leben zum Nachdenken geben. Sehen Sie — die Kaffeebohne z. B. und das reine Brunnenwasser sind gewiß Naturprodukte an sich und sie müssen in der Art, wie sie die Natur hervorbringt, allein und vorzugsweise für uns Werth haben. Aber ich möchte doch den sehen, der sich zum Frühstück ein Glas kalten Brunnenwassers und eine Tasse angebrannter Kaffeebohnen gefallen ließe! Brennt und reibt man aber die Bohnen, kocht man das Wasser und gießt es über das im Sieb befindliche Kaffeemehl, so gibt das, mit Zucker und etwas Rahm vereinigt, ein so duftiges höheres Getränk, daß sich täglich Millionen daran erfreuen! So auch sind die Gegenstände der Natur, die Erfahrnisse der Menschen nie ganz in dem rohen Zustande zu gebrauchen, wie wir ihnen auf Weg und Steg begegnen, sie müssen in Kunst und Poesie eine neue, von entsprechenden Ideen durchgeistete, schönere, aber nichtsdestoweniger natürlich schimmernde Gestalt annehmen!"

Emeran Schwenkefle sagte nichts mehr, reichte dem scheidenden Autor nur schweigend die Hand und hatte bewegt die Einladung betheuert, ihn so bald und öfter zu besuchen, da es ja immer gut und für beide Theile nützlich sei, sich kennen und verstehen zu lernen, um auch in den Gedanken des Andersdenkenden das Richtige nicht absichtlich zu übersehen.

Schwenkefle hielt es nicht lange mehr im Freien aus, er eilte nach Hause und das erste, was er hier that, war die Abfassung eines Billets an die Redaction des von ihm bisher benutzten Blatts, worin er sich, statt seiner künftig einen andern Kritiker zu gewinnen, da er sich aus der literarischen Oeffentlichkeit in klösterliches Privatleben zurückziehen wolle. Ein zweites Schreiben war an den eben verlassenen Autor gerichtet, worin er mit den herzlichsten Worten ein offenes Bekenntniß über seine Unarten ablegte und gestand, daß das Hauptmotiv seiner ätzenden Artikel im Verdruß über sein Leben voll verfehlter Versuche in

haben sei. „Gelingen muß dem strebsamen Menschen etwas und zwar erst zum Selbstgenügen des Strebenden und dann aber auch zum Genügen der Mitwelt", hieß es am Schlusse des Schreibens, „denn die Oeffentlichkeit ist für Kunst und Poesie das, was der Resonanzboden für die Violine ist. Dieselben Saiten über ein Brett gespannt und noch so gut gespielt, machen nicht einmal dem Spieler ein Vergnügen, aber den Resonanzboden einer Violine gezogen und gespielt, erquicken sie Spieler und Tausende von Hörern."

Einige wohlwollende Zeilen aus der Feder des Autors belohnten unsern Emeran schon am folgenden Morgen für seine Aufrichtigkeit und von nun an verging auch keine Woche, ohne daß Herr Schwenkerle bei dem neuen Freunde vorsprach und sich dessen Umgangs herzlich erfreute; eine zarte, gebildete Hausfrau und muntere, muthwillige Kinder vollendeten nun erst das Behagen des neuen Besuchers. Die Lehren, welche Emeran Schwenkerle jetzt aus der kritisirenden Periode seines Lebens zog, waren ihm wichtig genug, um sie in seinem Tagebuche niederzuschreiben; es hieß darin unter anderm:

„Die Kritik kann vor den Blicken des Talents wie ein frischer Morgenwind die Nebel zerreißen und ihnen klar zeigen, was bis dahin nur glückliche Anlage errathen ließ; die Kritik aber, selbst unklar oder unsittlich, kann auch den klaren Blick des Künstlers wie feuchter Abendwind umnebeln und auf beklagenswerthe Abwege führen."

„Die Kritik thäte wahrscheinlich besser, die öffentliche Meinung erst ganz frei gewähren zu lassen und sie dann unter bescheidener Form zu corrigiren, als keck und ohne Auftrag sich auf den Markt zu stellen und andern ihre Einzelmeinung vermeß aufzudrängen."

„Mit der Person eines Autors sollte sich die Kritik nur dann tadelnd beschäftigen, wenn sie sich selbst mit ihrem „Ich" verwickelt in dem Werke verstrickt; die Meinung über ein Werk sollte immer so vorgetragen werden, als ob sie der Kritiker dem Autor in Gegenwart einer gewählten Gesellschaft mündlich ausdrückte; da würde denn die Wahrheit unbehelligt gesagt werden können, ohne daß der Anstand in der Form des Vortrags etwas Rohes oder Beleidigendes zuließe; auch würde der Takt des guten Gesellschafters nie zugeben, daß nur die Schatten- und nicht auch die Lichtseiten eines Werks hervorgehoben würden."

„Es ist ein großer Uebelstand, daß man angefangen hat, Besprechungen über Kunst und Literatur wie pikante Unterhaltungsliteratur auszustatten; denn anstatt einfach referirend an das Kunstwerk anzuschließen, sein Für und Wider klar und offen darzulegen und immer das besprochene Werk als Hauptsache vor Augen zu behalten, sieht man die Besprechung meistens so mit gewürzten, unwürdigen und persönlichen Zuthaten vermengt, daß sie eigentlich eine produktive Arbeit für sich, Hauptsache, Unterhaltungsvortrag wird, die das beurtheilte Werk schließlich wie kaum zur Sache gehörig beiseite läßt; Heine hat leider auch an dieser Unart einen großen Theil der Schuld zu verantworten."

„Tadel, und zwar scharfen Tadel, soll und muß es geben; er darf und soll aber nur dann angewendet werden, wenn eine moralisch oder ästhetisch falsche Richtung durch große Talente verfolgt wird, sodaß sie aber kurz oder lang allgemein schädlich werden müßte; von Persönlichkeiten sollte auch hierin abgesehen werden."

„Sonderbar; wenn die Artikel eines Krämers, Handwerkers oder Fabrikanten öffentlich angegriffen werden, da entsteht ein Wehgeschrei, ein Prozeß an den Hals werfen, ein Insmittellegen der Nachbarschaft, der Innung, schließlich sogar der Polizei, um den Erwerb und Credit des Mannes nicht ins Stocken gerathen zu lassen; denn, so heißt es: Der Geschäftsmann hat Frau und Kinder, ernährt vielleicht Verwandte, zahlt öffentliche Abgaben und hilft das materielle Wohl der Gesellschaft fördern; — wenn aber ein Künstler oder Autor, der bei jeder neuen Arbeit mehr als einer auf das Spiel setzt, dessen Wohl und Wehe mehr als bei jemand auf die gute Meinung angewiesen ist, unwürdig behandelt, vielleicht aus leichtfertigen Motiven jahraus jahrein öffentlich herabgesetzt wird: da regt sich keine Hand, thut sich aber die Straße kein Mund auf, höchstens die ordinäre Schadenfreude hält ihre Ernte daheim und an öffentlichen Orten; — und doch — hat ein Künstler und Autor nicht auch ein Hauswesen, hat er mein nicht auch Frau und Kinder, die mit Liebe an ihm hängen, seine Ehre für ihre Ehre ansehen, sein Wohl und Wehe als das ihre empfinden? Beschäftigt ein Künstler und Autor nicht Geschäftsleute, Kunst- und Buchhändler, Setzer und Drucker, Krämer mit Farben und Werkzeugen mancher Art, zahlt er nicht auch Abgaben dem Staat und der Gemeinde und ist er nicht oft des Schneiders und Bäckers einzigster Kunde?"

„Gute, aber gemeidete Werke bleiben fort und fort in den Händen des Publikums, die tadeln-

den Zeilen eines Tageblatts aber liegen schon morgen heiterte, das ist manchmal ein Trost im augenblicklichen Unmut. . . .“

Wieder, wie schon so oft, war nun Gueran Schwenkerle bei der Frage angekommen: was nun? welche Thätigkeit soll ich entwickeln? Zwischen seinem Talent und der Literatur sah er ein für allemal die Brücke abgebrochen, er war stark genug, sich jedes weiteren Versuchs, mit ihr in Verbindung zu kommen,‘ ehrlich zu enthalten. Aber etwas mußte doch ergriffen werden, ohne Arbeit kann der Mensch einmal nicht leben, selbst wenn er durch Coupons vor Mangel hinlänglich geschützt wäre. In einer sehr melancholischen Stunde beschloß Herr Schwenkerle also, nach allerlei andern Versuchen mit einem Materialwaaren-Geschäft in Verbindung zu treten, um auf diese Weise wenigstens die Interessen seines Vermögens zu erheben; er konnte so ein Jahreseinkommen erzielen, das für einen behaglichen Familienherd ausreichte und — eine Heirath war es wirklich, die ihm im Sinne lag. „Heirathe du“, sagte ihm eine innere Baßstimme, „hierin kannst du es am ersten allen großen Männern gleichthun!“ So war denn auch in kurzem ein „Verhältniß“ eingeleitet und ein „Versprechen hinterm Herde“ abgeschlossen. Aber in dem Maße, als seine Liebe wuchs und die Stunde heranrückte, welche aus zweien eins machen sollte, wuchs auch Gueran's stille Verzweiflung, daß seine Künftige an ihr nichts, gar nichts haben sollte als einen gewöhnlichen Materialwaaren-Geschäftsassocié, der ankam, schlief, liebte, Geld zahlte und abends aus dem „Kuler“ seine fünf Seidel Bier nach Hause trug! Wie hatte er einst von seinem Ruhme phantasirt, wie ging er in Gedanken mit seiner Zukünftigen durch die Straßen, gegrüßt und angestaunt von aller Welt als der und der! Ach — wenn er auch jetzt in Gottes Namen für sich auf allen Ruhm verzichtet hatte — seiner lieben bevorstehenden Hälfte hätte er gar zu gern ein schimmerndes Stück Berühmtheit mit ins Haus gebracht!

In solchen Ach- und Wehgedanken stand er eines Tages am Fenster seiner Wohnung und blickte gramgrimmig in das Weite. Da auf einmal erblaßte und erröthete er plötzlich und ein Gedanke, groß und leuchtend wie ein Meteor, schoß vor seinen innern Blicken vorüber.

„Wie?“ dachte er: „wenn der Dichter ein Buch, der Maler ein Bild, der Plastiker eine Statue, der Fabrikant einen neuen Stoff fertig hat — wem gedenken sie Buch, Bild, Statue und Stoff vorzuführen, damit sie öffentliche Weihe und Zuspruch erhalten? Dem Publikum! Wenn ein Fürst den Thron besteigt, ein Feldherr nach bedeutenden Siegen in die Heimat zurückkehrt, für wen sind diese endlosen und kostbaren Feierlichkeiten alle berechnet? Nur das Publikum! Heißt das nicht mit einfachen Worten so viel als: Das Publikum ist ein Erhabenes, Heiliges, ein geschworener Gerichtshof, aus dessen Händen gern Künstler und Feldherren und Fürsten den weihevollen Wahrspruch empfangen? Nun, in der That, wenn das Publikum im großen und ganzen etwas so Bedeutendes ist, kann da ich, als ein Theil dieses Bedeutenden, ganz ohne Werth und Wichtigkeit sein? Wie — wenn ich's dahin brächte, hier, wo ich lebe — mich zur Seele dieses Publikums zu machen? wenn ich vor, während und nach jedem Ereignisse taktlos dahin strebte, nach bestem Wissen und Gewissen das Gute zu fördern, dem Schönen Eingang und Anerkennung zu verschaffen? Das Publikum kommt selten vorbereitet zu Kunstgenuß und Urtheil; jeder hat eben sein Werkzeug fallen lassen, seine Bude geschlossen und läuft den Versammlungen zu — hier könnte für vorbereitende Stimmung gesorgt werden! Das Publikum füllt im Theater, ist erbaut und ergriffen, legt sich aber nicht, weil es an muthigen Händen fehlt, die den Applaus beginnen — sollten da meine zwei Hände nicht helfen können? Das Publikum wird von frechen Zumuthungen aller Art das ganze Jahr hindurch bestürmt und mißbraucht, durch rege kritische Gegenwehr suche sich dem Unheil weitens steuern — sollte sich diese Gegenwehr nicht organisiren lassen? Ach, hier blickt mir eine Aufgabe entgegen, die herrlich und ruhmreich zugleich ist! Wenn ich einer poetischen Schöpfung, einem Werke der Kunst, einer erhabenen That die gute Stimmung, den warmen Beifall des Publikums zutreibe — geht nicht wie von selbst ein Theil des Ruhmes auf mich selbst über? Kann ich als Kenner, Förderer und Liebhaber alles Trefflichen unbekannt bleiben? Ha, ich will's — will diese Aufgabe ergreifen und ich denke, auf meinem Sterbebette sagen zu können, daß ich eine wahre Bestimmung erfüllt!“

Vor allem wurde nun wirklich geheirathet, um nach Beseitigung dieses Nebengeschäfts in seiner Hauptaufgabe nicht mehr gestört zu sein; und dann ging es wirklich mit bewundernswerther Regsamkeit, Ausdauer und Liebe an die keineswegs leichte Aufgabe. Gründen von jetzt an ein

eines neues Buch, sollte ein Bild ausgestellt, eine Oper oder ein Stück zum ersten male gegeben werden, so wußte sich Emeran vor allem Einsicht und Urtheil zu verschaffen und war das letztere einmal als günstig festgestellt, so sah ihn sein Materialwaaren-Geschäftsbureau so lange mit keinem Auge, bis er zu Gunsten des Werks seine Gänge gemacht, seine selbstbezahlten Inserate vertagt und überhaupt die ganze Stadt in „Rumor" gebracht hatte. Da nahm man gewiß am entscheidenden Tage kein Blatt in die Hand, ohne unter dem Strich denselben aus Schwenkerle's Feder den Lebenslauf des Werks, die günstige Aufnahme desselben anderwärts und die Stimulation zu lesen: „Laß sich hoffen lasse, unsere Vaterstadt, die immer soviel Kunstsinn und Geschmack gezeigt, werde nicht hinter andern Städten (von zweideutiger Urtheilskraft) zurückbleiben!" Unterschrieben stand gewöhnlich, obwol Herr Schwenkerle der Allerunwissendste war: „Einige, die es ehrlich meinen!"

Das Publikum setzte dieser Agitation einige Zeit die übliche Schwerblütigkeit entgegen, gab auch wol bald einige Zeichen der Unbehaglichkeit zu erkennen, da es sich nicht gern gar zu beim zuziehen läßt; als es aber merkte, daß die „Einigen, die es ehrlich meinen" sehr oft recht behielten, wirkliche Erfolge zu Wege brachten und von ehrlicher Gesinnung beseelt waren, so kam eine gewisse Folgsamkeit in Trab, die niemand eingestehen wollte und doch jedermann übte; Schwenkerle war so glücklich wie jeder Agitator, bald eine kleine, aber verwegene Partei um sich zu haben, die ihn wärmer unterstützte, als es manchmal räthlich war. Natürlich konnte die „neue Aera der öffentlichen Kunstmeinung" in der Stadt nicht lange verborgen bleiben und wenn es auch nun Witze und Hetzereien auf den jungen Materialwaaren-Aristokraten niederregnete, so schadete das doch im ganzen der Wirksamkeit und dem Einfluß desselben nicht, so man gewöhnte sich nach und nach daran, vor jeder neuen Erscheinung „Einige, die es ehrlich meinen" sprechen zu hören. In Schwenkerle's Ruhme muß gesagt werden, daß seine Vaterstadt im Laufe einiger Jahre den Ruf eines freien, immer trefflich urtheilenden Publikums erhielt, und daß nicht leicht ein fahrender Künstler den Beifall derselben zu umgehen sich entschloß. Und so hatte es unser Emeran endlich eine feste Stellung in der öffentlichen Meinung erreicht, fühlte sich überaus glücklich in derselben und erlebte die Auszeichnung, von Künstlern und Autoren als ein einflußreicher, wohlwollender und gediegen urtheilender Mann persönlich aufgesucht zu werden. Große Männer sollen es im Durchschnitt aber nicht zu hohen Jahren bringen (obwol Goethe und Humboldt doppelte Philisterleben überalterten) und so darf es uns im Grunde nicht überraschen (wenn auch schmerzen), daß Schwenkerle noch bei ziemlich jungen Jahren von dem Schauplatze seiner Wirksamkeit abtreten mußte.

Das Schicksal setzt den Hebel an
Und hebelt alles gleich!

Der Hebel war das Nervenfieber, das bekanntlich mit unerbittlicher Schärfe durch die Menge fährt. Schwenkerle's Tod fiel leider in eine Zeit, wo man seines würdigen Urtheils am meisten bedurft hätte; die Frage über Zukunftsmusik fing nämlich eben an, auch in Emeran's Vaterstadt eine brennende zu werden und das Publikum hätte gar zu gern vor Aufführung der ersten Piece seinen „Einige, die es ehrlich meinen" sprechen gehört. Aber dieser „Mehrere" konnte nicht mehr sprechen und so brach denn bald, wie überall, nach Schwenkerle's Tod auch in seiner Vaterstadt derselbe Meinungszwiespalt aus; nur in einem waren jetzt sehr viele einig, daß dem rühmlichen Todten ein unvermeidliches Denkmal gesetzt werden müsse. Die Subscription wurde eröffnet und ergab auch alsbald eine reichliche Summe, sodaß nach Jahr und Tag bereits Emeran's Ruhestätte eine schöne Obeliskstatue trug, über deren Inschrift die Gelehrten sich hoffentlich bald einigen werden.

Ein Seemannstraum.

VIII.

So wanderte ich, bald hier-, bald dorthin freuzend, durch die prachtigen Straßen Piccadilly, Oxford-, Regent-Street, Cheapside u. s. w., durch die noch immer trotz der Kälte belebten Parks, an den Palästen und ihren schon gewachtenen Hütern, den Schotten, vorbei, sah mir die Paulskirche und das darin befindliche Wellingtondenkmal an, blieb vor den unzähligen Statuen von „Sir lord Arthur, the duke of Wellington" und der andern englischen Staatsmänner und Helden stehen, staunte den Tower an, kurz, ich verschaffte mir eine Bekanntschaft mit den am meisten besuchten und bekannten Sehenswürdigkeiten Londons, sodaß, wenn ich hätte am nächsten Morgen fortreisen müssen, ich das oberflächliche Bild Londons doch stets in meiner Seele getragen hätte.

Matt und hungerig wie ich war, ließ ich mich doch nicht leicht abhalten, nach einem interessanten oder mir von früher her erinnerlichen Punkte zu gehen, so wenig vermag der Mensch sich von den Eindrücken zu befreien, die er in früher Jugend bekommen! Als aber der Abend hereinbrach, spürte ich doppelt, wie müde ich mich gelaufen hatte. Mein letztes Geld war schon am frühen Morgen in schönes weißes Brot verwandelt worden, ich schlug, weil ich überlegte, daß die Weisen aus dem Morgenlande doch nicht so ganz unrecht hatten, als sie nach Westen zogen, und daß Japhet auf seinem Wege ebenfalls zuletzt glücklich geworden, die Richtung nach dem Westende ein, woselbst, wie ich wußte, viele Deutsche und Franzosen wohnten. Aber ich fand keinen barmherzigen Samariter, der sich meiner hatte annehmen wollen, die Nacht ward immer dunkler, es begann leise zu regnen, und so gab ich dieses wenig lohnende Geschäft auf, um mich nach einem Nachtquartier umzusehen.

Ich fand endlich ein solches bei einem Lohnkutscher, in dessen Hof ich trat. Bald verschwand ich in einer dort stehenden Kutsche und legte mich behaglich zum Schlafe nieder. Unter mannichfachen Betrachtungen über die Deutung des Worts: Ihr sollt nicht fragen, was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? schlief ich ein, eines Morgens, das mich erst wie ein Donnerschlag erschreckte, da ich am folgenden Morgen auch nicht die geringste Möglichkeit sah, der drohenden Gefahr des Verhungerns zu entgehen, das aber bald wie ein erquickender Segen meine lechzende Seele erfrischte, denn, tröstete ich mich, der, welcher dich bisher diese Qualen und Anstrengungen hat überstehen lassen, wird dich jetzt, wo du, wie es mir eine frohe Gewißheit sagt, einer schönern Zukunft entgegengehst, verlassen?

Das Rütteln und Schütteln des Wagens, in welchem ich meine Nachtruhe abgehalten hatte, erweckte mich zuerst, ich reibe mir erschrocken den Schlaf aus den Augen, werfe einen scheuen Blick durch die Fenster und richtig! da sitzt der Kutscher auf dem Bock und schlägt auf die Pferde los, daß sie im Galopp durch die Straßen rannten. Rasch vergegenwärtigte ich mir die Art und Weise, wie ich eigentlich in den Wagen gekommen sei und beschloß, erheitert durch den Gedanken, daß ich, unfähig durch die Straßen Londons zu gehen, durch dieselben gefahren werde, abzuwarten, wie dieses Abenteuer endigen werde. Zwar beunruhigte mich die Peitsche des Kutschers nicht wenig, allein das ließ sich nicht ändern, ich mußte ruhig sitzen bleiben und warten.

Endlich hielt der Wagen vor einem schönen Hause auf Fleetstreet, der Kutscher sprang behend vom Bocke, öffnete den Schlag, um die Herren und Damen, welche bereits vor der Hausthür wartend standen, in den Wagen zu lassen und fuhr, als er mich sah, wie vor einem Gespenste zurück. Diesen Augenblick wollte ich schleunigst benutzen, um seiner Peitsche zu entgehen, kletterte eiligst die niedergelassene Treppe hinab, schwenkte meine Mütze und war eben im Begriff, um die Ecke zu verschwinden, als einer der Herren, der mir nachgestürzt war, mich kräftig beim Schopfe faßte und mich mit einem gebieterischen: „Come here!" zu seiner Gesellschaft zurückschleppte.

Hier erzählte ich der lauschenden Gesellschaft und dem neugierigen Kreise, der sich gar bald um uns gebildet hatte, einfach, wie ich in den Wagen gekommen sei und John fügte, die Wahrheit meiner Aussagen bestätigend, hinzu, daß er bereits am gestrigen Nachmittag den Wagen gereinigt hätte, um am folgenden Morgen dieses Geschäfts enthoben zu sein, und fragte zuletzt an, ob er den frechen Gundrigling nur den Bauch seines Hausfriedens mit seiner Peitsche bearbeiten sollte.

„No, John!" sagte die eine der Ladies, „let him alone!"

Darauf winkte sie mich zu sich, drückte mir eine halbe Krone in die Hand und sagte: „My mother was come over from Germany! You are a German? Take that!"

Dabei schlüpfte ich, sich meiner Danksagungen entwindend, schnell in den Wagen, schlug die Thür hinter sich zu und fort ging es in raschem Trab nach dem Strand zu. „Guter Gott", rief ich, „du verläßt doch keinen Deutschen! Nun hilf mir weiter!"

Meine Mütze triumphirend schwenkend humpelte ich dem Wagen nach, bis ich ihn aus dem Gesichte verloren, und zog mich in ein Kaffehaus zurück, wo ich eine Pinte Kaffee hinunterstürzte und eine Menge „Butterbrots" verschlang. Als mein Heißhunger gestillt war, fiel ich über die Zeitungen her und las da zuerst die Artikel, die Amerika betrafen, wobei ich bemerkte, daß der Candidat der republikanischen Partei, Frémont, immer weniger Aussicht hatte, gewählt zu werden, und daß die Aussichten für die Anhänger Buchanan's immer höher stiegen. Ich dachte zurück an meinen lieben Landsmann, den neuyorker Schnei-

der, der gewiß jetzt in seiner Verzweiflung ein ebenso mürrischer Kauz geworden war, wie er sich trauber, als Fremont noch das Glück lächelte, als gemüthlichen Menschen gezeigt hatte.

Heute aber wollte ich mich entschiedener, als dies gestern geschehen war, nach den deutschen Gesandten und Consuln umsehen und begab mich auf den Weg, immer noch das schöne Mädchen vor Augen, das sich mir, dem unbekannten Menschen, nur aus dem Grunde, weil ich aus demselben Volke stammte wie ihre Mutter, so menschenfreundlich erwiesen hatte. Ein Engel, dachte ich, muß sie vom Himmel geflogen sein! Fröhlich ging ich nach den Wohnungen der verschiedenen Gesandten und Consuln, voller Hoffnung klopfte ich an ihre Thüren, wie sollten mich jetzt, nachdem sich eine Fremde meiner angenommen hatte, meine Landsleute, mit denen mich das Band der Muttersprache verknüpfte, im Stiche lassen? Und doch sollte ich gerade bei ihnen, von denen ich Schutz zu erwarten berechtigt war, nicht wenig niederschlagende Erfahrungen machen!

Da war der eine wegen seiner übergroßen Geschäfte nicht zu sprechen, der andere zufällig abwesend — in der City, wenn er in einer Vorstadt wohnte, der dritte auf die Jagd gegangen, der vierte krank und nicht im Stande, Besuch anzunehmen, andere hatten wiederum keine Zeit, meine Affaire in die Hand zu nehmen, ja ein Mr. G—n meinte ganz naiv zu mir, er sei ein sehr armer Mann, very poor, hätte gar keinen Einfluß, I don't get any authority, und in diesem Augenblicke trugen Diener in prachtiger Livree silberne Schüsseln zu einer großen Tafel vorüber, in diesem Augenblicke hielten Carrossen mit feingekleideten Gentlemen und Ladies vor seinem Hause und mein deutscher Consul fertigte mich rasch ab, indem er einem seiner Diener zurief, mir einen Schilling zu geben, um seinen Gästen entgegeneilen zu können. Ich drängte mich zum großen Entsetzen des Hausherrn mitten durch die geputzten Herren und Damen, um aus diesem ungastlichen Hause hinauszukommen.

Nichts hätte mich jetzt wieder vermocht, aufs neue einen Versuch zu machen, jene Herren anzugehen, von Obrigkeits wegen mit meine gestohlenen Sachen vom Gauner wiederzufordern und Rechenschaft zu verlangen für die ungebührliche Behandlung, die ich zu erdulden gehabt. Mag sein, daß die Consuln, wenn sie einmal jemand unterstützt hätten, sich dann vor solchen Bittstellern nicht mehr zu retten wußten, möglich, daß ihre Bemühungen schon oft mit Undank belohnt worden sind, aber warum sollte der Deutsche nicht eben die Vortheile des Consulats genießen wie dies der Engländer thut? Wer denkt nicht an die Worte des britischen Staatsmanns, die er einst in einer Parlamentssitzung sprach: „Und wenn ein englischer Schmiedsjunge eine Reise um die Welt macht, so weiß er, daß ihm nicht ein Haar gekrümmt werden darf!"

Nachdem ich mich durch ein tüchtiges Mittagsessen, welches zugleich mein Abendmahl sein sollte, gestärkt hatte und es bereits allmählich zu dunkeln begann, sah ich mich nach einem anderweitigen Nachtquartier um und zwar wählte ich mir, da ich mich einmal bei den Pferden und in Wagenremisen einheimischer fühlte als bei den Menschen, wiederum einen Stall, in welchen ich vorsichtig hineinschlüpfte. Bald erspähte ich einen noch leeren Pferdestand, ich häufte mir etwas Stroh zusammen und schlief gar bald, mit duftigem Heu zugedeckt, ein. Ich mochte ungefähr drei Stunden geschlafen haben, als ich den Gang eines Pferdes hörte, welches dicht über mir war. Entsetzt springe ich auf und fahre mit meinem Kopfe gerade gegen den Bauch des Pferdes, welches erschrocken einige Seitensprünge macht. Als der Knecht, der das Pferd eben auf seinen Platz führen wollte, dasselbe besänftigt hatte, sagte er mich scharf ins Auge und frug mich barsch, was ich hier wollte, stehlen oder Feuer anlegen? Ebenso ruhig, wie ich stehen geblieben war (denn ich wäre sicher eingesperrt worden), gab ich ihm zur Antwort, daß weder das eine noch das andere in meiner Absicht gelegen habe und bat ihn, mir zu gestatten, wenn er mir nicht vergönne, die übrige Nacht hier zu schlafen, doch mein Bündel, das mir als Kopfkissen gedient hatte, mir zu holen. Gutmüthig wie er war und gerade, als schämte er sich seines aufbrausenden Zornes, bot er mir freundlich ein Nachtquartier an, brachte mir sogar einen „Gin" und wünschte mir lachend gute Nacht. So lag ich denn auf dem weichen Lager in dem Stalle, dessen Bewohner manchmal auf den Boden stampften und freudig wieherten, als wollten sie sagen: „Siehst du, armer Teufel, bei uns schläft sich's sanft!" Und ich dachte: Schön Dank! Fürlich werde ich besser schlafen als mein Consul, dem vielleicht ein scheeler Blick eines Lords oder eines Herzogs oder ein fader Witz über den großen Besuch, den er heute von mir empfangen, alle Ruhe genommen hat. Doch, lieber Consul, ich wünsche auch dir gute Ruhe,

denn du hast mich aufs neue eine Seele finden lassen, deren freundliches Schalten und Walten ich nie vergessen werde!

Laules Gespräch weckte mich am andern Morgen aus meinem Schlummer auf. Es war ein Herr da, welcher sich mit dem Kutscher über einen Wagen unterhielt, den er zu einer Spazierfahrt mieten wollte. Als ich, durch das Geräusch munter geworden, mich von meinem Lager erhob, frug der fremde Herr, was dies zu bedeuten habe.

„Ach", sagte der Kutscher, „das ist ein armer Deutscher, welcher die Nacht hier geschlafen hat."

Bei dem Namen „Deutscher" kam jener auf mich zu, erkundigte sich nach meinen Verhältnissen und hieß mich ohne weiteres, da er meine hilflose Lage bemerkte, ihm folgen. In seiner Wohnung, auf der Haimsworth Street gelegen, angekommen, erzählte ich ihm meine Schicksale ausführlicher, als dies zuvor geschehen, worauf er mir anbot, einen Brief nach der Heimat zu schreiben, um meine Aeltern sowol über meine bisherigen Erlebnisse nicht länger in Ungewißheit zu lassen, als sie auch um ihren Rath zu bitten, was ich jetzt anfangen sollte. Freudig ging ich auf seinen Rath ein, der meinem eigenen Wunsche entgegenkam, da ich bis dahin dieses Geschäft nur deswegen verschoben hatte, weil mir die Mittel abgingen, Briefpapier und Feder zu kaufen.

Ich bin jetzt am Schluß meines Berichts. Nachdem ich gegen zehn Tage im Hause meines Wohlthäters zugebracht hatte, kam endlich ein Brief von dem lieben Dresden und mit dem Briefe das Reisegeld nach meiner Heimat. Ich erkannte gar bald den Unterschied, der zwischen einem geschäftigen, ruhelosen Umhertreiben in allen Theilen der Welt und dem ruhigen, stillen, häuslichen Leben besteht, und sehnte mich, je näher der Zeitpunkt heranrückte, wo ich wieder in den engen Kreis meiner Lieben treten sollte, nur um so heftiger danach, dem Kinde gleich, dessen Herz immer höher schlägt, je näher die Stunde rückt, wo ihm der Weihnachtsbaum angezündet werden soll. Gern verließ ich das wilde Drängen und Treiben auf den Straßen, um in der stillern Werkstatt meines Beschützers zu arbeiten. Als aber die Stunde des Abschieds herankam, als ich Abschied von meinen biedern Landsleuten genommen und auf dem schönen Dampfer die Themse hinunterfuhr, denselben Fluß, der noch Zeuge so mancher mir widerfahrenen Mißhandlung gewesen war, rief ich, mich an das Vogelgitter des Dampfers stellend:

„Lebe wohl, du inhaltschwere Vergangenheit! Vergessen sei, was ich gelitten und geduldet, nur den freudigen Augenblicken sei eine Erinnerung in meinem Herzen gegönnt! Und wie dort der vielgeprüfte Kapitän klüglich die Oede zu benutzen weiß, damit sein Schiff, von Strömung und Dampf getrieben, doppelt schnell sein Ziel erreiche, wie er aber auch nicht zurückbebt vor den Gefahren, die ihm Wind und Welle bereiten und ihnen, durch reiche Erfahrungen geschult, zu trotzen und sie zu überwinden versteht, so sei auch jetzt mein Leben und Wirken!"

Und wahrhaftig! Wie schön leuchtet die Sonne! O du mein Vaterland, wie schlug mein Herz so freudig, als ich deine Gestade am fernen Horizonte auftauchen sah, als ich in einen deiner schönen Ströme einlenkte, auf denen Wellen vielleicht die Augen meiner Lieben geruht hatten, und der jetzt in den weiten Ocean strömte, vielleicht auch hinüber nach Amerika, wo eine liebe Seele manchmal an mich denken wird. Trage ihr, du frischer Ostwind, der du jetzt den Lauf unsers Dampfers vergeßgeist, trage ihr meine Grüße hin und sage ihr, wie unendlich lieb sie mir sei. Und du, o Frühling, der du jetzt, wo ich in meiner Heimat wieder weile, die mütterliche Erde mit tausend Blumen bedeckst, laß auch ihr am Ohio einen Strauß der schönsten Blumen blühen, mit welchem geschmückt sie zum Altar gehen möge! Liebes Kind, treues Herz, lebe glücklich, so glücklich, als ich jetzt bin!

E. Sierey

Anregungen.

Die Temperamente.

Bei allem Reichthum der deutschen Sprache kennen wir doch kein dem lateinischen „Temperamentum" genau entsprechendes deutsches Wort. Vielleicht könnte Mischung oder wie man sonst das Wort „Temperament" übersetzen möchte, drücken das nicht aus, was die Psychologie durch jenes Fremdwort bezeichnet.

Indessen, so unverändert auch das Wort Temperament bisher von den Psychologen beibehalten worden, so hat doch die Lehre von den Temperamenten manchen Wechsel erfahren. Von der gewöhnlichen Hippokratischen Zahl der Temperamente sind mehrere Autoren

scher und Psychologen ganz abgegangen; einige nehmen sechs, andere acht Temperamente an, sowie es in neuester Zeit auch schon vorgekommen ist, daß man sich nicht mehr mit den fünf Sinnen des Menschen begnügt, sondern acht Sinne angenommen hat.

Eine uns vorliegende kleine interessante Schrift „Der Mensch und sein Temperament. Von Ignaz Lampert" (Würzburg, Stahel'sche Buch- und Kunsthandlung, 1858), gibt im ersten Abschnitt eine kurze Geschichte der Lehre von den Temperamenten.

Begriff und Eintheilung der Temperamente sind schon sehr alt. Empedokles ging von der Voraussetzung aus, daß alle Wesen aus den vier Elementen zusammengesetzt seien, und deßhalb unterschied er ein vierfaches Temperament, je nachdem das Feuer oder das Wasser oder die Luft oder die Erde in ihrer Bildung vorherrschte. Es galt aber das Temperament im Alterthum bis auf Aristoteles herauf als eine Krankheitsform. Nach der Theorie des Hippokrates sind es vier Hauptsäfte, die Galle, die in der Leber, das Blut, das im Herzen, das Wasser, das in der Milz, der Schleim, der im Kopfe erzeugt wird, durch deren Mischung im Gleichgewicht Gesundheit und außer dem Gleichgewicht Krankheit entsteht. Bei Galen sind gleichfalls die Temperamente nur krankhafte Zustände. Von dieser Auffassung der Temperamente als Krankheitsformen scheint Aristoteles abzugehen und sie mehr im Sinne von „Naturart" zu nehmen, wenn er behauptet, daß alle Männer, welche sich in der Philosophie, Politik, Poesie und Kunst ausgezeichnet haben, Melancholiker gewesen seien und als Beispiele Sokrates und Plato, Hercules und Ajax aufstellt.

Von den Versuchen der neuern Zeit, die Temperamente zu klassificiren, führt der Verfasser mehrere an. Einige der namhaftesten, wie die von Carus, der drei Klassen von Temperamenten und in jeder derselben zwei entgegengesetzte Arten annimmt, und die von Jessen, der die Temperamente in zwei Gattungen und vier Arten eintheilt, erwähnt er nicht. Da diese Eintheilungen von Carus und Jessen viel für sich haben, so wollen wir sie in aller Kürze mittheilen.

Carus lehrt: Da alles Seelenleben in drei verschiedenen Richtungen sich offenbart und von jeder dieser Richtungen, der des Erkennens sowol als der des Fühlens und Wollens, die Möglichkeit eines Hervortretens und eines Zurückweichens angenommen ist, so muß sich dadurch die Zahl der Temperamente auf sechs erhöhen.

I. Temperamente des Wollens (Materielle Temperamente).
   a) Cholerisches oder energisches Temperament.
   b) Phlegmatisches oder ästhetisches Temperament.

II. Temperamente des Gefühls (Sensible Temperamente).
   a) Sanguinisches oder heiteres Temperament.
   b) Melancholisches oder trübes Temperament.

III. Temperamente des Erkennens (Spirituelle Temperamente).
   a) Plastisches Temperament (Vorwalten des Erkennens).
   b) Elementares Temperament (Trägheit und Dumpfheit des Geistes).

Diese sechs Temperamente hat Carus in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" näher charakterisirt.

Dagegen suchte Jessen in seinem „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie" (Berlin, Veit & Comp., 1855) dadurch Licht in die Temperamentenlehre zu bringen, daß er zwei Gattungen und vier Arten von Temperamenten unterscheidet. Die beiden Gattungen sind das leichtbewegliche, reizbare oder irritable, und das schwerbewegliche, träge oder phlegmatische. Bei beiden ist eine vorherrschende Neigung zu einem besondern Affect nicht nothwendig; wer ein reizbares Gemüth besitzt, kann bisweilen durch geringfügige Veranlassungen ebenso leicht in Freude als in Leid, in Zorn als in Furcht gesetzt werden. In den meisten Fällen wird das Gemüth aber nicht in allen Richtungen gleich leicht oder schwer affectirt, sondern vorzugsweise nur in einer der zwei Richtungen. Hieraus entstehen dann die vier Arten des Temperaments: das fröhliche oder sanguinische, das leidende oder melancholische, das zornige oder cholerische, und das ängstliche oder furchtsame Temperament. Diese neue Eintheilung weicht von der alten, herkömmlichen darin ab, daß sie das phlegmatische als eine besondere Gattung dem irritablen entgegensetzt und das ängstliche als eine besondere Art hinzufügt. Nach der herkömmlichen Eintheilung wird letzteres in dem melancholischen Temperament gerechnet, aber, wie Jessen sagt, Leiden und Furcht, Schwermuth und Angst sind ganz verschiedene Elemente.

Jedenfalls wird man in Zukunft die Temperamente nicht mehr in die vier herkömmlichen, wie auch noch der Verfasser der genannten Schrift, Ignaz Lampert, thut, eintheilen dürfen, sondern wird mit Carus und Jessen die Gattungen des Temperaments von den Unterarten unterscheiden müssen. Bei Carus sind die Gattungen von den drei bekannten Seelenvermögen des Wollens, Fühlens, Erkennens hergenommen und der Unterschied des leicht- und schwerbeweglichen bildet die entgegengesetzten Arten in jeder Gattung. Dagegen wird gerade dieser Unterschied von Jessen als Gattungsunterschied aufgefaßt und die Arten werden gebildet durch die entgegengesetzten Pole der Freude und des Leids, des Zorns und der Furcht. In diesen Polen kann man entweder leicht oder schwerbeweglich sein, und man hat demnach entweder ein irritables oder phlegmatisches Temperament.

Unser Verfasser findet es sonderbar, daß Herbart verschiedene Thiere als Repräsentanten der verschiedenen Temperamente nennt und von einem phlegmatischen Rind, einem sanguinischen Singvogel, einem

Cholerischen Hund und einer melancholischen Kuh spricht. Aber sollten nicht wirklich auch die Thiere verschiedenen Temperamente sein und sollten sie in der Psychologie nicht ebenso gut zur Erläuterung menschlicher Eigenschaften dienen können, wie die Fabel sie zur Erläuterung moralischer Charaktere anwendet? Unstreitig gibt es doch leicht reizbare und phlegmatische Thiere, gemäß den beiden Jessen'schen Gattungen von Temperamenten; ferner gibt es fröhliche und traurige, zornige und furchtsame Thiere, gemäß den vier Jessen'schen Arten von Temperamenten. Selbst wenn man den Thieren alles Seelenleben abspräche und sie mit Carteſius für reine Maschinen hielte, könnte man diesen Maschinen nicht verschiedene Temperamente absprechen.

Was unser Verfasser im allgemeinen über die Temperamente sagt, entbehrt gar sehr der wissenschaftlichen Schärfe. Dagegen sind die mehr praktischen Anwendungen, die er auf die Erziehung und das Leben macht, anerkennenswerth. Sehr richtig sagt er: „Es ist vor allem nothwendig, daß der Erzieher erkenne, welches Temperament in seinem Zöglinge die vorherrschende Form sei. Nach dieser Erkenntniß wird und muß sich dann sein ganzer Erziehungsplan richten, und dieser muß so verschieden sein, als er Individuen mit verschiedenen Temperamenten begabt zu erziehen hat. Denn das wäre sicherlich ganz planlos und zweckwidrig, ein Kind mit lebhaftem, sanguinischem Temperament gerade so behandeln zu wollen als ein anderes mit trägem, phlegmatischem Temperament; eben so bei dem Cholerischen dieselben Erziehungsmittel anwenden zu wollen als bei dem Melancholiker. „Jedem das Seine"- das gilt auch hier in vollster Ausdehnung."

Bekannt ist, daß man den verschiedenen Lebensaltern, den beiden Geschlechtern der Männer und Weiber, den verschiedenen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft und den verschiedenen Nationen verschiedene Temperamente beilegt, und auch diesen Punkt hebt der Verfasser im letzten Abschnitt hervor. Das Kind, welches in demselben Augenblicke lacht und weint, und der Jüngling, welcher den Becher des Lebens in leichten Zügen ausschlürft, sind nach dem Verfasser Sanguiniker; die erste Hälfte des Mannesalters ist cholerisch, die zweite melancholisch; der Greis ist Phlegmatiker. Das Weib ist nach dem Verfasser mehr sanguinisch und melancholisch, der Mann mehr cholerisch und phlegmatisch. Die Deutschen sind phlegmatisch, die Franzosen sanguinisch, die Engländer melancholisch, die südlichen Völker, Spanier und Italiener, cholerisch.

Allen solchen Unterschieden können wir nur eine relative Wahrheit beimessen. Es gibt so gut phlegmatische Kinder wie phlegmatische Greise, so gut cholerische Weiber als cholerische Männer, und was die Nationen betrifft, so brauchen wir, um den grundverschiedensten Charakter der Deutschen zu beweisen, nur zu erinnern an — die Paulskirche!

Die Jungfrau von Orleans.

Mit einigem Erstaunen lasen wir vor kurzem im „Morgenblatt" den Anfang einer Biographie Johanna's, die „nach den Quellen" sie in ihrer süßen Weise schildert, die für die Heldinnen der Dorfidylle maßgebend geworden. Sie soll eine verklärte Heilige sein; alle Engelein begleiten sie, ihre Heerde weidet sie nur selten, bei allen Feldarbeiten scheint sie mehr die beobachtende Herrin als die mithelfende Tochter eines armen Landmanns, ihre Aeltern leben im glücklichen Mittelstande u. s. w., u. s. w.

Welche Anschauung von einem französischen Dorfmädchen im Anfang des 15. Jahrhunderts! Montrelet erzählt uns, in welchem unbeschreiblichen Jammer und Grauen, in welch grenzloser Verkommenheit in jenen Tagen und noch ein Jahrhundert später die ländliche Bevölkerung Frankreichs lebte und starb!

Es ist wahr, in idealistischer Weise, als eine durchaus neue in jeder Hinsicht von dem Alltagsleben getrennte Erscheinung ist Jeanne d'Arc dem Herzen eines jeden lieb und werth geworden, heldenhaft, unnahbar, „des höchsten Gottes Kriegerin", so steht sie vor uns da; ein Beispiel von der unwiderstehlichen Gewalt, welche die Macht unseres Herzens, ein begeisterter Wille auch auf die sprödeste Wirklichkeit ausüben. Es konnte nicht fehlen, daß dieser poetische Zauber, welchen der Dichter ihr gegeben, bald als ein wirklicher angenommen, die Hirtin von Domremy auch in der Historie als ein Werkzeug Gottes im altbiblischen Sinne einer weisen Deborah dargestellt wurde. Dieser Auffassung huldigte A. Görres in seiner bekannten Biographie des Hirtenmädchens, im geringern Maße selbst das für den damaligen Stand der Forschung verdienstvolle Werk Lebrun's de Charmettes. Trotz die vor kurzem hat keine eigentliche Untersuchung der Quellen stattgefunden, sondern die vielfach getrübten, widersprüchevollen Berichte der Zeitgenossen über das seltsame Mädchen sind en ohne Ordnung, meist ohne Kritik von den Spätern wiedergegeben worden. Um so verdienstvoller ist darum die vollständige Sammlung aller Quellen über das Leben der Jungfrau, die Quicherat nach mehrjährigen Studien in einem sechsbändigen Werke niedergelegt hat.

In diesem umfangreichen Material tritt nun zwar Jeanne d'Arc, wenn man es durchblättert, gerade so gespensterhaft auf wie bei Shakspeare und bei Schiller, auf dieser Seite eine böse Zauberin, auf der andern eine Heilige; allein bei gründlicherer Betrachtung findet man doch aus diesen Anklagen und Lobpreisungen dasselbe Wesen heraus, das, von entgegengesetzten Seiten betrachtet, in so verschiedenem Lichte erscheint. Da ist unwiderleglich, daß während der kurzen Ruhmesbahn Johanna's von 1429—31 ihr, wie es nicht anders sein konnte, viel Glaube und Begeisterung entgegenkam, niemand aber, selbst nicht unter ihren Freunden, sie in jener Verklärung, wie aller dings schon zwanzig Jahre später, sah. Das Auge

ordentliche ihres Auftretens, die Keckheit ihres Wesens, ihr Muth in der Schlacht, ihre halb prophetische, halb ritterliche Weise, zuletzt ihre Erfolge mußten in Staunen setzen und den Starkgläubigen als Wunder gelten. Freilich nicht ihnen allein, sondern auch Karl VII. und seinen Rittern, deren gesunkenes Glück sie wieder hob. Es kann kein Zweifel sein, daß innere Berufung — „die Stimmen", wie sie selbst in ihren Verhören sagte, Johanna aus Domrémy zum Ritter Baudricourt getrieben; eine Berufung, zu der ihre Umgebung, die vielen Durchzüge von Kriegerhaufen, ihre Vorliebe für Reiten und Waffentragen, der Verkehr, den sie mit den Soldaten hatte, als sie eine Zeit lang in einer Schenke diente, auch äußerlich anregend wirkten. So kam sie an den Hof, voll Selbstvertrauen, von muthiger, zugreifender Hand. Wieweit ihre Begeisterung auf den kühlen, überlegenden Karl VII. und seine Hofleute wirkte, wo hier der Glaube an ihre göttliche Sendung endete und jene Ueberlegung eintrat, das außerordentliche, visionäre Mädchen als nützliches Werkzeug zu verwenden, ist nicht mehr zu entscheiden. Willenlos gab man sich dem Eindruck nicht hin, es sind lange Verhandlungen mit Johanna gepflogen, Untersuchungen, Besprechungen Tag und Nacht geführt worden, ehe man ihr glaubte. Erst dann, als der Staatsrath befehrt oder zu einem Wagniß entschlossen war, hat sich das heilige Schwert auf dem Kirchhof gefunden, erst da ist Johannen die Fahne mit der heiligen Jungfrau anvertraut worden. Es ist in solch geheimnißvollen Dingen ein eigenes Verhängniß. Wir erinnern an jenen Pietro Bartholomäus, dem zu Antiochien in der höchsten Noth der Kreuzfahrer im Traume vom Kreuze die heilige Lanze gezeigt ward: diese Vision, einmal den Massen kund geworden, mußte sich erfüllen; nicht anders ist es mit Jeanne d'Arc ergangen. Karl VII., der mit ihr geredet, konnte sie nicht mehr als Schwärmerin zurückschicken; ob er im Sinne der Zeit ihre Erscheinungen, den Engel Michael und die heilige Katharina, für wirklich geschehene hielt oder ob nicht — gleichviel, fortan wußte dies Mädchen seinem Heere voranzuziehen.

Zwanzig Jahre nach ihrer Hinrichtung zu Rouen, als die Normandie längst erobert und die Engländer vertrieben waren, befahl König Karl VII. auf die Bitten von Johanna's Mutter und ihrer Freunde am Hofe, vielleicht auch zu eigener Beruhigung, die Revision des Prozesses, in dem sie als Ketzerin verdammt worden. Zwanzig Jahre, welchen Mythenschein verbreiten die um das Haupt eines Helden, und nun gar um ein armes, schlichtes Mädchen, das Frankreich die Rettung gebracht, Orleans befreit, seit Crécy's unglücklicher Schlacht den ersten Sieg über die Engländer gewonnen! Man bedenke auch die Stimmung der Zeit, es sind noch die Tage der Mythen- und Legendenbildung, und die Richter brauchten nur die Aussagen Johanna's, die ihre Gegner Eingebungen des Teufels gescholten, Worte der Engel zu nennen und die Heilige vollendete sich. Die Verklärung, die um ihren Scheiterhaufen schwebte, umgab bald ihre ganze Laufbahn, ihre Kämpfe, ihre Jugend. Jeanne d'Arc hatte keine idyllische Natur. Mehr als einmal hat sie mit dem Schwerte dreingeschlagen; hastig und rauh schwor und zürnte sie wie ein Feldhauptmann. Unter drängenden Umständen ließ sie wol einen und den andern hangen, wenn sie auch nachher die rasche That bereute. In der Jugend brachten die Einsamkeit, in der sie lebte, die brennende Sehnsucht, in die Welt hinauszuziehen, Märchen und Legenden, an denen der Boden Domrémys reich war, verbunden zweifellos mit ihrer leiblichen Eigenheit, jene ekstatischen Zustände hervor, an denen sie beständig litt. Tausende haben solche Visionen gehabt, wenn himmlische Boten zuletzt nur die eigenen Wünsche des Leidenden aussprachen; funfzig Jahre vor Johanna hat sie die heilige Katharina von Siena sich berufen geglaubt, den Frieden in Italien herzustellen. Daher war in dem einfachen Mädchen eine zwingende, geniale Kraft der Begeisterung — etwas wie in Mohammed, dem sie auch die „Stimmen" nicht fehlten. So, ganz ihres Berufes voll, wird sie von dem König als Gesandtin Gottes anerkannt, hochgeehrt, und wie sehr wirkt die Pracht und Herrlichkeit der großen Welt auf sie ein! Sie erhält Pagen und Stallmeister, die schönsten Pferde und Waffen, einen adelichen Namen; sie nimmt alles hin wie einen ihr schuldigen Tribut. Diese Zuversicht verläßt sie niemals; muthig, oft in derben Ausfällen, die das Landmädchen und die ehemalige — Kellnerin charakterisiren, antwortet sie ihren Richtern; in diesen Akten liegt allein ihr wahres Sein und Leben beschlossen, so hat sie geredet, über sich selbst gedacht.

Die Jungfrau von Orleans ist vor allem ein „Mädchen aus dem Volke", aus den Ständen, in denen im Mittelalter allein die heiligen Frauen emporwachsen können; sie erlebt Visionen, Efstasen, zuweilen ist sie von ihren „Stimmen" beseelt und geleitet wie Sokrates von seinem „Dämon". In ihrer Phantasie gewinnt alles Gestalt, Form und Ton der überirdischen Wesen, die ihr durch Legenden und eigene Stimmung die liebsten und vertrautesten sind. Mit außerordentlicher Willenskraft gelingt es ihr, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sie von dem König trennen; einmal am Hofe, ist es klar, daß sie — trotz ihres scheinbaren Vorrangs — ob absichtlich, ob durch den Zwang der Verhältnisse, immer das Werkzeug der Politik wird. So erscheint sie den Engländern, ihr selbst aber und ihren Freunden kann der Mißbrauch, der mit ihrer Begeisterung getrieben wird, um so weniger zum Bewußtsein kommen, je inniger das Glück des Königs und ihre Sendung zusammenhangen.

Wir verweisen schließlich auf die Darstellung ihres „Letzten Stunden" in unsern „Unterhaltungen" S. 166 dieses dritten Bandes Neuer Folge.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 47. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Esther.

Eine Novelle.

I.

Kalt und finster lag über der weiten, großen Stadt der Octoberabend. Menschen und Wagen drängten eilig aneinander grämmuthvoll vorüber. Hier oben aber in dem traulichen, einfach ausgestatteten Zimmer war es still und friedlich, nur selten klang der Lärm der Straße bis zu ihm hinauf.

Ueber ein Schriftstück gebeugt, saß hier eine noch jugendliche Frau. Sie schrieb oder hatte geschrieben und war augenscheinlich darin gestört worden. Langsam erhob sie sich jetzt von ihrem Schreibtisch. Ihrem feinen Ohr war das Geräusch eines leisen Klopfens nicht entgangen, aber von ihren Lippen ertönte kein Hereinruf. Sie trat ans Fenster und legte ihre Hand über beide Augen, als ob diese sie schmerzten. Ernst und nachdenkend schüttelte sie den Kopf, warf die langen, braunen Locken zurück und blieb, die bleiche Stirn gegen die kühlen Scheiben gedrückt, gleich einer Statue, unbeweglich. Das helle, sie von den gegenüberliegenden Fenstern eines erleuchteten Hauses treffende Licht zeigte die Umrisse eines hohen, edeln Wuchses, ein tiefschwarzes Kleid het faltig anliegend bis zu den Füßen herab. Kein Band, kein Zeichen eines Schmucks ließ sich an der einfachen Toilette wahrnehmen. Sie trauerte. War ihr ein nahes, geliebtes Wesen gestorben oder war ihre äußere Erscheinung ein Abbild tiefen, innern Seelenschmerzes? Ihre feinen, klassischen Gesichtszüge, die schmale, zarte, hingebogene Nase, das tiefblaue, offene Auge, beschattet von langen, seidenen Wimpern mußten sie einst zur vollendeten Schönheit gemacht haben; jetzt konnte sie kaum noch dafür gelten. Sie mochte fast dreißig Jahre zählen, darunter manche, die schwer über ihr zartes Haupt gerollt waren und nicht ohne tiefe Spuren zu hinterlassen. Wer, der die ersten dreißig Lebensjahre zurücklegt, hätte keinen Kampf um Glück und Zukunft zu bestehen gehabt, und wer trat immer als Sieger und unverletzt daraus hervor?

Ein zweites Klopfen, nicht stärker, nicht dringender als zuvor, ertönte jetzt. Ein flüchtiges Roth flog über die Wangen der jungen Frau. Sie erhob ihr gesenktes Haupt und ohne sich zu wenden oder ihre Stellung zu verändern, rief sie „Herein". Sie hatte auch der Ruf erfolgte, dennoch wurde er von außen gehört. Die Thür öffnete sich und ein junger Offizier vom Regimente der Gardeschützen trat ein. Sein erster Blick traf die dunkle Frauengestalt am Fenster und während er den Mantel ablegte, wandte sich diese. Er war auf sie zugeschritten und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. „Meine Esther", sagte er, mit unaussprechlicher Innigkeit das erste Wort betonend. Sie hatte ihren Kopf an seine Schulter gelehnt, sodaß er die tiefe Blässe ihrer Wangen nicht gewahrte. „Weißt du, Esther", fing er wieder an, „daß ich heute glücklich bin? Trotz deiner Warnung, je einen so verwegenen Ausspruch zu

thun, muß ich es dir sagen. Denn — mein geliebtes Leben —, du mußt mich nicht überzeugen, daß ein Wesen wie du, ausgestattet mit so reichen Fähigkeiten, andere zu beglücken, es nicht auch selbst sein muß. Ein Stern, von dem andere ihr Licht borgen, muß nothwendig selbst leuchtend sein." Er bog ihren Kopf zurück, um ihr offenes, aufrichtiges Auge zu befragen, wenn ihr Mund das Geständniß verweigern sollte, aber erschrocken sank sein von Seligkeit getragenes Herz zusammen, als er die getäuschte Blässe und den eisigen Hauch gewahrte, der ihre lieblichen Züge bedeckte. Gott sagt sich! ihm gut, was ihm in der herzinnigen Freude, sie zu sehen, entgangen war, daß sie heute noch kein Wort für ihn gehabt hatte, sie, an deren anmuthiges „Willkommen" er so gewöhnt war. „Bist du krank, Güther? du siehst so blaß aus", sagte er erschrocken und konnte nur mühsam seine Stimme zum ruhigern Tone zwingen.

„Nein", sagte sie, mit ungewöhnlicher Heftigkeit sich in seine Arme werfend, „die Lichter draußen werfen den bleichen Schein", aber ihre Stimme klang nicht klar und fest wie sonst, und ihre Kniee wankten. Er hob die leichte, widerstandslose Gestalt in die Höhe, trug sie aufs Sopha und schellte. Eine alte Lienerin trat mit einer brennenden, silbernen Lampe ein, deren Licht durch einen blaßgrünen, künstlich ausgeschlagenen Schleier gemildert wurde. Die Alte warf einen flüchtigen, sorgenvollen Blick auf die leidende Gebieterin, und einen langen, gedankenvollen, auf den jungen Offizier. „Heute sind's acht Jahre", murmelte sie. Ihre nächste Bewegung war, sich zu entfernen, aber unbewußt blieb sie wie festgewurzelt auf ihrem Platze stehen. Ein ganz ähnliches Bild schwebte ihrem Gedächtniß vor, das alles hatte sie schon einmal gesehen, nur daß damals über derselben Lampe ein rosenfarbiger Schleier hing, und ihre Gebieterin, selbst in voller Blüte, heiter und scherzend in das rosig schimmernde Gemach sah. Aber, wie lange war das her! Dazwischen waren ihre Augen krank geworden und hatten den grünen Vorhang verlangt, der eine bleiche Reflexfarbe über das Zimmer warf. So war's heute. Nie war der neuen Alten der Gegensatz von ehemals und jetzt schroffer entgegengetreten, nie war ihr ein tieferer Schmerz durch die Seele gegangen als in diesem Augenblick der Erinnerung. Sie kannte und pflegte ihre Herrin seit deren Geburt, und ihre Liebe und Opferwilligkeit war unbegrenzt. Jedes Lächeln hatte sie aufgefangen, jede Thräne getrocknet, die dem geliebten Auge ihres Herzblattes entquollen. Das war ihr süßer Trost, ihre Beruhigung gewesen. Doch heute, jetzt plötzlich, faßte sie, wie wenig die Thräne bedeute, die einem andern, wenn auch noch so vertrauten Auge sichtbar werde. Die echte Schmerzensthräne, die aus tiefstem Herzen emporquillt, scheut den Zeugen und ist eine tiefverborgene, die man vergebens zerdrücken und abwischen möchte. Sie bleibt in unserm Auge, an unserer Wimper, auf unserer Wange, und läßt Spuren zurück, die unvertilgbar sind.

„Sarah", sagte die junge Frau, der das Hinstarren ihrer Lienerin nicht entgangen war, „du wirst es wol nicht vergessen, daß ich heute für niemand zu Hause bin; — nur wenn mich ein Brief kommen sollte, kannst du Ausnahme verfügen." Sie hatte sich niedergelegt, und während sich die Alte entfernte, wandte sie sich zu dem jungen Mann an ihrer Seite. „Richard, ich werde dir heute viel zu sagen haben", fing sie an, „ob meine Kräfte dazu reichen werden? Sieh', allstündlich lese ich an diesem Tage in meinem Schicksalsbuche; seit acht Jahren starren mich dieselben Zeichen an, zuerst blaß und undeutlich, aber von Jahr zu Jahr dunkler und markirter, bis ich sie endlich heute so schreckhaft schwarz, so grundlos tief eingegraben fand, daß sie wol bleiben müssen — für immer."

„Güther, mein Leben, sei ruhig, du fieberst."

„Nein", sagte sie, sich höher aufrichtend, „aber ich bin dir Aufrichtigkeit schuldig, nicht nur, weil du ein Recht hast, sie zu verlangen, sondern —" legte sie zögernd hinzu — „weil du mich zwingst, dich zu lieben, und weil du eine solche Gewalt über mich gewinnen konntest, deshalb mußt du stark sein und — mein Vertrauen zu dir ist groß." Sie schwieg, und da auch Richard schwieg, durch dessen hoffendes Gemüth eine finstere Ahnung zog, fuhr sie fort: „Du wolltest den heutigen Tag mit mir theilen, Richard; er war seit Jahren der Gedächtnißstein auf dem Grabe meines Glücks."

„Güther! Welche Gedanken! Wie kann ein Tag dein Geschick sein? Und wenn auch, ich hoffe, du würdest den Tag mir schenken und mit dem Tage sein Verhängniß, wenn du erst eingewilligt, mein Weib, meine Welt, mein Alles zu sein."

Er war aufgestanden und hatte sich über die Lehne ihres Sophas gebeugt. Sein forschender Blick drängte mächtig alles Blut aus ihren Wangen zurück. Ihr Herz drohte still zu stehen

und bestimmen, daß schwebte sagte er: „Glaubst du denn wirklich, ich könnte je dein Weib werden?“ Richard betrachtete sie erstaunt und erschrocken, er faßte den tiefen Ernst, der sie in die Züge legte, aber er begriff nicht, daß sie das Herz hätte sprechen können. „Gräfin“, sagte er darum mit leisem Vorwurfe, „hab ich mein Glück zerstümmern wollen, könnte ich es leichtlich verscherzen, aber soll ich es mit solchen, wie du beim eigenen Herz, dein jungend, schönes Leben einem verstorbenen Gelübde opfern? Denn was kein Mensch ist zu befehlen scheint, hat dein Herz mir gelegt: Du liebst mich.“

„Ich liebe dich“, wiederholte sie leidend.

„Siehst du, Gräfin, wie mit so einfachen“ sagte er, mit großer Zartheit den Abgrund seiner tobenden Herzensschmerzen verschleiernd; er hatte nur den Sinn, nicht den Klang der Worte beachtet, „gibt es denn, außer in deiner Grabesnacht, noch ein Hindernis für unsere Verbindung, wenn du mir sagst: ich liebe dich?“ Und da sie nicht sogleich antwortete, rief er fast: „Denn vor einem Jahre hast du mich in großen Hoffnungen bestätigt, die ich mit Zuversicht genährt und an den heutigen Tag geknüpft hatte; weißt du es noch, Gräfin? Du sagtest, nur noch ein Jahr wartet auf deine Hand. Das Jahr ist um, willst du mit einem wieder das Recht erlangen, mich auf dein Gewissen tragen zu dürfen: Willst du mein Weib sein?“ Er beobachtete ihre Bewegung, seinen Sieg durch plötzliches anmaßliges Gebaren, sie aber hatte die Augen tief gesenkt, sich zusammen, und ein schmerzliches Zucken ihres Mundes verriet, daß sie mit Worten kämpfte, die sie entweder nicht hervorbringen konnte, oder nicht wollte. „Sprich, Gräfin, du hast es mir schuldig“, hat er dringend.

„Ich bin es dir schuldig“, wiederholte sie, und leiser fügte sie bittend hinzu: „Vergib mir, Richard — du hast mich falsch verstanden, aber ich habe dich, mir selbst unbewußt, getäuscht. Nie, nie kann ich die Deine werden.“ Ein brennendes Weh machte ihre Stimme zittern, ohne den Ton unerschütterlicher Ueberzeugung darin zu schwächen. Richard stand auf; er hatte lange geahnt, daß in Gräfin eine Wunde blute, welche die Zeit noch nicht geheilt, aber seine Liebe war so stark, und er hatte geglaubt, daß vor ihr jeder Schmerz und jedes Weh aus dem geliebten Herzen weichen müsse. Und Gräfin! Sie hatte ihm so viele Beweise ihrer Liebe gegeben. Wie es hatte sich ihr seliger Blick in seine Züge versenkt, wie in einen Himmel verklärt, strahlend, begeistert! Wie hätte ihm die Bewegung entgehen sollen, die sie erfaßte, wenn er kam oder ging. Wie sie tausend kleinen Zeichen, die nur der Liebe scheu, um von der Liebe verstanden zu werden! Sie konnte kein Weib heucheln. Und Gräfin — die hohe, edle Seele, in der alles nach Wahrheit rang, konnte diese Gräfin nichts sein als eine ernster, große Lüge?

Eine unendliche Bitterkeit zog durch Richard's Seele und je mehr er nachdachte, desto größer wurde seine Verlegung. „Nie, nie kann ich die Deine werden“, klang es fest und fest in seinem Ohr; nur die Worte, nicht der Aufschrei des vom Jahe getroffenen Herzens, nicht die entsetzende, die ihn erfassende Scheu schwächten ihm nur. Er sah nicht mehr nach Gräfin, er dachte nicht mehr an sie — nur noch an seinen Schmerz, nichts weiter.

Mechanisch, ohne aufzublicken, ohne Rücksicht auf die Umgebende ging er ins Zimmer auf und nieder. Plötzlich blieb er stehen, sein Blick hatte ein Portrait getroffen, das über dem Schreibtische hing, an dem sie täglich zu sitzen pflegte. In einer Bewegung von Widerwillen sah er gegen sie; früher hatte er es nicht bemerkt, es schien erst heute hingekommen zu sein. Eine Lithographie Schmidt, deren übertreibende Züge es zum Theil verdarben, was über dem Rahmen bewältigt. Seine Bewegung wuchs. Hastig hob er die verdeckenden Gardinen zurück und starrte auf das Bild; — es war es still, das Bild ausgesprochenlich von Gräfin's Hand. Er konnte nur die Liebe malen. In seiner Aufregung entging ihm, daß die Hauptfarbe des Gesichts in dunkel gehalten, daß die Stirn zu flach, und die Hand zu groß gerathen, auch den Ring auf dem Ringfinger, wie ihn Gräfin bisweilen zu tragen pflegte, und die feine Röthe auf der Stirn bemerkte er im Halbdunkel des Gemaches nicht — Einzelheiten, die ihm, als dem angenommenen Originale, fehlten. Er wandte sich ab. Die Gewißheit, daß Gräfin ihn liebe, sog nur ein friedliches Gefühl in sein Herz und verscheuchte die Wolke des Argwohns und der Bitterkeit, die noch eben über seinem nächtlichen Haupte lagerte. Er war wieder der stolze, zuversichtliche Mann, der, gehoben durch die reine Liebe eines geachteten Weibes, hoch über allem stand, was Schicksal und Verhältnisse ihm entgegenwerfen konnten. Wenn er auch fühlte, daß ihm ein Kampf um sein Glück und seine Liebe bevorstand, fühlte er doch auch zugleich die Kraft und den Willen, ihn zu bestehen und in ihm obzusiegen. Aber auch der Hochmuth des Mannes

war mächtig in ihm angeregt. „Nie, nie", hatte er gelagt; er mochte nicht bitten, am wenigsten heute. Er wollte, er mußte fort, gleich, im Augenblick, aber er fürchtete, der Gerichtin konnte ihn getrauen und kurz, wie sonst nie, sagte er: „Lebe wohl, Gräfin, ich werde gehen." Sie sah ihn groß an, allein kein Wort, den Fremd zurückzuhalten, kam über ihre Lippen. Sie wollte sich erheben, taumelte, sie fühlte, wie sie zusammenbrach, und nur ihre Hand über die Lehne des Sophas streckend, flüsterte sie kaum hörbar: „Lebe wohl, Richard." Beider Blicke begegneten sich, und als Gräfin zögernd ihr Auge senkte, wandte er sich zur Thür und ging.

II.

Richard von Braunstein stammte aus einem altadelichen Geschlechte des Landes. Der einzige Sohn des Hauses, war er von jeher der Stolz und die Liebe seiner Eltern gewesen, die mit ich möchte sagen ängstlicher Zärtlichkeit die Entwicklung seines Geistes wie seines Körpers betrachteten. Nicht nur schien er zu den schönen, sondern auch zu den ritterlichen Männern, und zu ihm eigenthümliche, ein scharf durchdringender Tactsinn seiner Obmutter ließ ihn den Frauen nur bedeutender und angiehender erscheinen. Es konnte ihm darum in den Kreisen, wenn seine Familie heimisch war, nicht an der Gunst der Männer und den schüchtern entgegenkommenden Blicken der Töchter fehlen.

Allein die Hand des jungen Grafen war so gut wie schon vergeben. Im Hause seiner Eltern waren die Ehe die liebsten und immer willkommenen Gäste und Linda Ehe, gleichsam die Tochter seiner Mutter, schon von der Kindheit her zu seiner Gattin bestimmt. Nicht eben, daß Richard eine zärtliche Neigung für sie gefühlt hatte, war er doch schönen, hochgebildeten Mädchen doch immer mit einer leichten Höflichkeit und Galanterie entgegengetreten, die in jenen ausschließlichen Kreisen meist unter dem Namen der Liebe geht, bis ihn seine Bekanntschaft mit Gräfin Ehe ganz von Linda abwenden ließ.

Ob sie ihn liebte? Bei ihrer kalten Natur, ihrer fühlen, vornehmen, sich immer gleichbleibenden Weise durfte er es kaum fürchten, und bald aus Schwäche, bald aus dem Zwang seiner Stellung und Gesellschaft brach er nicht entschieden ein Verhältniß ab, das er sich immer leicht und mühelos zu lösen getraute. In den Augen anderer aber ward es dadurch, daß wider seine Absicht, täglich inniger und fester, sodaß er zuletzt als treulos gegen ein Mädchen erschien, dem er nie sein Wort gegeben noch das übrige entlangen. Wie erstaunte darum Linda, als sie an einem Morgen — es war nach jener eben geschilderten Unterredung — diesen Brief von Richard empfing:

„Mein Fräulein! Sie wissen, wie sehr unsere Aeltern unsere Verbindung wünschen; ich hoffe zu Gott, daß dieser Wunsch nicht auch der Ihrige sein möge. Lange, bevor ich die Absichten unserer Aeltern ahnen konnte, liebte ich mit reinster Innigkeit ein Mädchen, das ich vielleicht nie besitzen werde, das aber mein höheres Selbst, mein ganzes Herz erfüllt. Ich weiß, daß sie mich weniger liebt, als ich es wünsche, dennoch würde ich sie — selbst wenn sie mir jede Hoffnung absprüche — im Stande sein, eine Frau zu heirathen, deren edlem Stolze und hoher Weiblichkeit ich meine ganze Achtung zolle.

„Ihrer Großmuth, mein Fräulein, mache ich ein Geständniß, das ich über andern, wenigstens hohen Persönlichkeit als der Ihrigen vielleicht verschwiegen hätte. Selbst meine Mutter, die ich so sehr verehre, weiß nichts davon, vielleicht aber nur deshalb, weil schon bei dem ersten Bewußtsein meiner Liebe mich das ahnende Gefühl überkam, daß sie eine unglückliche sei. Jetzt, in einer gewaltigen Leidenschaft entbrannt, weiß ich nicht, wohin sie mich führen, was sie über mich verhängen wird, aber so viel weiß ich, daß sie mein Gefühl für Recht und Ehre nie vermindern kann, was unbedingt sein müßte, wenn ich einer edeln Frau die Achtung zutrüge, sie zu meiner angetrauten Gattin zu machen.

Richard Graf Braunstein."

In tiefe Gedanken versunken legte Linda den Brief vor sich hin. Sie wußte, was ihr zu thun oblag, aber sie wollte es ohne Hartigkeit, ohne Ueberstürzung thun. Was sie auf diesen Brief zu antworten hatte, mußte den Stempel der tiefsten innersten Ueberzeugung tragen, dem Werthe eines Eides gleichkommen. So vergingen ihr schwere Stunden, aber sie hatten hingereicht, ihre Seele zu ertragen und aufzurichten. Was in ihrem Innern aufgetürmt, ihr klarer, ruhiger Blick wußte jetzt nichts mehr davon zu sagen, und einen Briefbogen vor sich ausbreitend, griff sie rasch zur Feder und schrieb:

„Herr Graf! Der schönste meiner Mädchenträume ist zwar vernichtet, dennoch müßte ich

mich eine große Thörin schelten und mein Herz mit einer noch größeren Ungerechtigkeit verwerfen, wenn ich mich beklagen wollte. Sie äußerten einmal: Traum ist Schaum; ich denke jetzt daran. Die geringste Berührung von außen ist zerstörend oder zerstört seine Gebilde.

„Indem ich diese Zeilen schreibe, liegt ein Brief Richard's vor mir, in welchem er mir mittheilt, daß er seit Jahren von einer mächtigen Liebe zu einem Mädchen, das er nicht nennt, erfaßt sei. Sie wissen, meine liebe, mütterliche Freundin, wie sehr ich Ihren Sohn liebe, und werden deshalb begreifen, daß eben diese Liebe, unter solchen Verhältnissen, ein Hinderniß ist, das niemand beseitigen kann, und daß jede nähere Verbindung gerade Richard und mir unmöglich macht. Eine glückliche Ehe mit ihr wäre mir zu steter Besorgniß in der That unerschwinglich, unerschwinglicher noch, hätte ich mir ein, als eigenes, inneres Glück in einer solchen Gewissensqual, wie ich sie Ihnen vorgetragen habe, von meinem Gemahl geachtet zu wissen und ihn durch mein Leben glücklich zu machen, konnte ich mich entschließen, wo aber zu einer, wo ihm diese Leiden eine Bürde wäre, die, von Tag zu Tag wachsend, endlich zu einer erdrückenden Last für ihn werden müßte, und das dem Manne, den ich liebe?

„Sie selbst, meine mütterliche Freundin, als liebende und geliebte Gattin, werden beistimmen können, daß gleiches Alter und gleiche Vermögensverhältnisse nicht hinreichen, um Harmonie in eine Ehe zu bringen, und deren Glück zu begründen.

„Um mich sorgen Sie nicht. Ich gehe meinen eigenen Weg, und erfülle mein Glück nach meiner eigenen Weise. Sichern Sie nur das Ihres Sohnes. Die gesteigerte Gemüthsstimmung und die rauhe Offenheit seines Briefes veranlaßen mich zu dem Schluße, daß er in seiner Liebe nicht glücklich ist. Vielleicht entdeckt er Ihnen seinen Kummer, und ich denke, Ihr milder Einfluß wird den Vater so zu stimmen vermögen, daß sich die Verhältniße in freundlicher Uebereinstimmung ordnen laßen. Ja, ja, bringen Sie mit freundlicher Gewalt in Richard, er wird den Schutz und den Segen einer geliebten Mutter für seine Liebe bedürfen — und, ich bin überzeugt, Richard's Ehr- und Pflichtgefühl sichert Ihnen, wenn auch nicht die erwartete, doch immer eine angenehme, Ihrer würdige Tochter.

Linda."

III

An demselben Tage haben wir Esther früh am Morgen in ihrem Schlafcabinet. Ein Lichtschirm von Porzellan, Mohn am Rollen darstellend, mäßigte wieder den Schein der trüblichen Oellampe zu der kleinen Nachtlampe. Es war einmal dunkel im Zimmer, aber man konnte leicht den erbrochenen Brief erkennen, der auf dem Nachttischchen, neben dem Bette, lag, obgleich noch zwei andere zusammen und verfaltet daneben. Weiter lag vor einer geöffneten Schatulle von Rosenholz, in welcher ein Buch mit einfachem Goldrande verschen und in gerolle Sammet gebunden lag. In der Mitte des äußern Deckels stand mit goldenen Buchstaben ihr Name. Sie nahm das Buch, legte einen der Briefe darauf — es ging an Richard Graf Bernstein. Noch einmal durchlas sie das Buch mit der Lupe Hand — was einen Augenblick, wie zu kurzem Besinnen schien. Es war, als ob ihr Auge sich trübte, aber es schien nur so, denn als sie es aufschlug, sah es sich klar und ruhig.

Um ihr ganze Umgebung, war auch Esther ein Bild des Friedens. In ihrem weißen Morgenkleide, dem feinen Spitzenhäubchen und der fast durchsichtigen Blässe ihres Antlitz glich sie einer Heiligen, die, alles überwunden, am Ziele schaut, mild und versöhnt auf die Erde blickt. Sie sah traurig ich sie durch die offenstehende Thür, wo, im Nebenzimmer, Sarah beschäftigt war, Kleider und Wäsche in einen Koffer zu legen. Auch von ihr mußte sie sich trennen, von der treuen Gefährtin ihrer Leiden. Es mußte so sein. Sarah's rothgeweinte Augen veranlaßten Esther, sich von ihr ab, nach dem Fenster zu wenden. Der Tag begann zu schimmern, aber an dem rauhen Herbstmorgen war das Leben auf der Straße noch nicht erwacht. Der schöne, prächtig glänzende Morgenstern stand am Himmel und mehlthauend seine kurze Herrschaft benützend, blickte er, traulich und tröstend an die Heimat erinnernd, zur Erde herab. Esther hatte den weißen, seligen Verheißungsstern gesucht und blickte, an die hohe Fensterbank gelehnt, in stillem Gebet nach oben. Ihre Seele hatte sich emporgeschwungen und stand vor Gott, ihre Hand lag in der des allmächtigen Vaters, und ein Gefühl unendlicher Sicherheit, langentbehrten Glücks verklärte ihre milden Züge. Sie fühlte mit Bewußtsein die Nähe Gottes, der größer war als ihr Schmerz und stärker als die Welt, die ihr einst so allmächtig entgegengetreten war. Jetzt hat mit Ver-

den solche Augenblicke der Erhebung, des Verlorenen vom Irdischen gehabt, aber nur sehr starke Seelen können sie ertragen und festhalten, daß ihr Wesen von dem himmlischen Glanze erhabener Gottanschauung überstrahlt. Käthe gehörte nicht zu den Frauen, die sinnlicher Zeichen zum Gebete bedürfen, sie suchte Gott und fand ihn, auch ohne die Kniee zu beugen oder die Lippen zu bewegen.

Zwei Stunden später sah Käthe im Postwagen, eine Stadt verlassend, in der sie das höchste Glück ihres Lebens empfunden und verloren hatte, und die sie nicht mehr betreten wollte.

Es war erst am Nachmittage, als Richard, von der Parade kommend, Käthe's Buch und Brief empfing. Die goldenen Lettern, die auf dem Buchdeckel ihren Namen bildeten, schienen sich ihm in einem Todeskranz zu verschlingen. Aber ruhig, mit dem Bewußtsein und dem Willen, einen großen Schmerz männlich auszuhalten, erbrach er den Brief und las:

„Richard, vergieb! In diesem Sinne wird jener Athemzug meines Lebens dir gehören. Du wirst mich nicht verstehen; ahne mir nicht. Ich gehe nach Frankreich in ein heiliges Kloster, das mir eine Zuflucht bietet gegen alle Widersprüche in meiner Brust und gegen alle Angriffe, die das Leben, mit dem ich abgeschlossen wünsche, noch auf mich machen könnte.

„Ich zeige in kein Grab, Richard, ich lebe noch lange, um zu dir zu sterben: Vergieb. In vielen Erinnerungsblättern finde ich dort mein liebes Bräutigam, mein eigenes Eigenthum, nimm sie als einen letzten Zoll meiner sich, so unglücklichen wie unseligen Liebe!

Käthe."

Richard war sich nur eines durchdringenden Schmerzgefühls bewußt, den eigentlichen Inhalt des Briefs hatte er nicht gefaßt. Erst als er ihn wieder und wieder gelesen, sagte er, vor sich hinstarrend: „Du wirst mich nicht verstehen!" Das ihm — von Käthe, deren Herz er zwar für schwer verwundet erkannt, das er aber durch seine Liebe zu heilen gehofft hatte! In der ersten verwirrenden Aufwallung seines Gefühls erschien ihm Käthe's Zurückhaltung als eine große Falschheit. Warum hatte sie ihm nie von ihren Absichten gesprochen? Solch ein Entschluß konnte ihr nicht über Nacht gekommen sein. Sein Stolz machte ihm Vorwürfe, daß er in die schwache, launenhafte Hand eines Mädchens das Wohl und Wehe seines Lebens gelegt habe, die es achtlos fallen ließen, mit Füßen darauf tritt. Nicht der Geliebten hatte er gedient, nur zu dem verächtlichen Dienste ihrer Launen hatte er getaugt, er konnte es ihr nicht verdenken, wenn sie nicht sonderlich Rücksicht auf ihn nahm. Im Gegensatz zu ihrer Flatterhaftigkeit erinnerte er sich, wie oft er Grund gehabt, Käthe's emancipirte Selbständigkeit zu hassen, die ihn heute so grausam verletzte. Er erinnerte sich während der ganzen Jahre, die er sie kannte, nicht einer einzigen male, wo sie ihm am Rath gelegt oder ihm einen tiefern Blick in ihr eigenes Seelenleben gestattet. Käthe genügte sich selbst, sie war ganz von der Vergangenheit erfüllt und bewahrte der Gegenwart nicht. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, daß ihr weiblich abgeschlossenes Wesen Sympathieen im Kloster finden müsse, dahin immer ihre Sehnsucht geeilt. In ein Kloster — und er sollte es leiden? Er war auch nicht hervorgetreten, ihr nachzueilen, sie wieder für sich und das Leben zu gewinnen? Fort, fort! Aber umsonst! Die Mutter trat ihm entgegen, Hedda's Brief in der Hand. Sie sah kummervoll, bleich und entstellt aus, Thränen in ihren Augen. Und wie nun im grausamen Schmerzenberzug ihre Herzen sich öffneten, versank Stadt um Stadt. Es wurde zu spät. Käthe war auf immer dahin! Ein heftiges Fieber ergriff Richard und warf ihn bewußtlos zu den Füßen der Mutter.

IV.

Erst nach einigen Wochen hatte sein Wille, zu leben, und die Kraft seiner Jugend die Macht des Fiebers überwunden gehabt, daß er sich stark genug fühlte, ihr Buch zu öffnen, ihr letztes Angedenken.

„Erinnerungen"

stand auf der ersten Seite; er wandte sie und las:

„Drei Tage aus meinem Leben — der Todestag meiner Mutter, der Todestag Albrecht Arndt's und der Tag, an dem ich Richard Braunfels zuerst gesehen — haben hingereicht, das fröhliche, lachende Kind meiner Kindheit in unendliche Traurigkeit zu wandeln. Ich will sie aufzeichnen, wie um ihren Geist zu bannen, der, mit jedem Schritt um Schritt, mich, Seele und Leib zu vernichten droht.

„Denn es gibt Zustände im Leben, aus denen man sich herausringen muß, um jeden Preis, und ein solcher ist der meinige. Die sinnverwirrende Idee, einen Trost in meiner trostlosen Vergangenheit zu suchen, weil sie mich jeder Zukunft bar gemacht und für mein abgeschlossenes, ganz aus-

gefüllten Leben geben konnte, hat mich lange nicht vergangen und geblendet. Das Verharren auf einem hinter uns liegenden Punkte ist eine krankhafte, schwächliche Geistesrichtung, der man sich nie überlassen sollte. Die Zukunft bildet sich aus der Vergangenheit und diese hat auf jene allerdings ihren vortheilhaften Einfluss, der in gewissenhafter Gesinnung besteht, aber sie darf eben nur Führerin, nie Beherrscherin der Gegenwart sein. Das letztere war lange mein Fall und ich leide peinlich unter den Folgen meiner irrigen Betrachtungsweise.

„Nur noch diese Blätter — eine Hand voll Erde auf das Grab meiner Vergangenheit — und dann bin ich ganz dein, o Gott, dann liegt mein neues Leben, das du gewollt hast, wie du es auch willst, dass keiner sein göttliches Pfund vergrabe."

(Der Schluss in nächster Nummer.)

Die Besessenen.

Von Professor Dr. Schindler.

Soweit die Geschichte reicht, erzählen uns die Urkunden von einer Krankheitsform, bei der sie von der Besessenheit von einem fremden geistigen Wesen berichtet zu sein glaubten, das sich des Körpers wider Willen seines Eigenthümers bemächtigt hatte und darinnen nach Lust und Belieben schaltete. Die Bibel berichtet uns von Besessenen wie die ältesten griechischen Schriftsteller, Josephus der Geschichtschreiber wie die Schriften der Kabbalisten.

Die Krankheit erregte stets die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen; sie wurde von je für eine übernatürliche, dem Bereiche der Heilkunde nicht verfallene angesehen; sie herrschte bald vereinzelt und selten, bald verbreitete sie sich allgemein als Epidemie. Solche Epidemien des Besessenseins kamen in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung wiederholt vor. Im 5. Jahrhundert berichtet eine Epidemie in Rom und Italien, im 16. verbreiteten sich die Besessenen von Flandern aus über ganz Deutschland, Uebertragungen durch psychische Ansteckung wurden beobachtet 1565 in Amsterdam, 1566 in Paderborn, in Kassel, Louviers, London, Brandenburg, ja in der neueren Zeit in der Kemper'schen Nähe.

Der von dem Körper Besitz ergreifende fremde Gott richtet sich dabei ganz nach dem Volksglauben. Aus Meleageras spricht eine Nymphe, aus Jon, Iamnichus, Hebet der Musen; aus den Bacchanten verkündet sich Lyaeus wie aus der Pythia Apoll, und in die Leiber des Amphion, Orpheus, Galenus, Cyprian, Maldus, Lukas steigt Apoll herab, um sich durch ihr Junge und Glieder zu offenbaren.

Durch Gesänge hervorgerufen erscheint wie ein Blitz aus der hohen Gottheit Apollo, und füllt die ergriffene Seele durchglühend. Sobald er in sterblichen Leib, und die den Heiligen fühlen, ihren Leib und jeder aus sterblicher Kehle die Stimme.

Andere Dämonen sind von den zwischen Göttern und Menschen stehenden Dämonen in Besitz genommen. Die Germanen sind von der Gewalt, die Barbaren, Barmali von den Furien besessen. Dämonenwesen nennen die Griechen die Besessenen, Lamenschaft die Römer. Bei den Hebräern die stehende Ansicht: Jehovah ist es selbst, der in die Leiber der Propheten herabsteigt. „Verkündiget uns, was zukünftig ist," sagt Jesaias, „und wir wollen euch sagen, dass ihr Götter seid." Der Dämonenglaube herrscht auch im jüdischen Volke wie in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche unter den Christen. Sobald jedoch die Dämonenlehre in die Lehre der Engel und Teufel übergeht, wird die Besitzung zur Engels- oder Teufelsbesitzung, und da in neuerer Zeit der Teufel aus dem Volksglauben verschwunden, werden auch die Besessenen nicht mehr vom Teufel regiert, sie fühlen einem anderen Menschengeist, einem abgeleiteten oder einem noch lebenden, in sich übergegangen.

Es liegt das Wesentliche des Besessenseins nicht in der Natur der besitzenden Macht, die stets eine eingebildete, auch nicht in den äußern Erscheinungen, die stets im Bilde dieser eingebildeten Macht sich abspiegeln, sondern in dem gestörten Verhältnisse des kranken Individuums. Wenn deshalb die Kirche im katholischen Sinne damaliger Weltanschauung die Exorcismen, um das wahre Besessensein von verwandten Formen oder der Täuschung zu unterscheiden, darin gefunden zu haben glaubte, dass die in Wahrheit vom Teufel Besessenen manches verrichteten, was über menschliche Kräfte hinausging; wenn die Besessenen fremde, nicht erlernte Sprachen redeten, in die Ferne und das Verborgene sahen, die geheimen Gedanken der Menschen errathen, wahre Weissagungen von falschen unterschieden, in der Luft schwebten, so halten wir diese Erscheinungen nur für zufällige, das Besessensein wie andere Krankheiten des magischen Seelenpols begleitende, während sich das Besessensein durch die doppelt her-

repräsentirende Persönlichkeit in einem Individuum charakterisirt, sodaß in diesem Zustande ein zweites Wesen mit anderm Ton der Stimme, anderer Sprache, mit andern Neigungen und Leidenschaften, mit anderm Temperament, andern Kenntnissen und anderm Wissen aus dem Menschen zu reden scheint und zu reden vermag. Der Leib erscheint in allen diesen Zuständen als der Diener zweier Herren, und während Tippen und Zucken, die Muskeln des Gesichts und die Glieder in einem Augenblick dem Willen des selbstbewußten Tageslebens folgen, hat er im nächsten Augenblick fremden Impulsen und von einem Nervencentrum bewegt, das, weit vor den entdeckungen vegetativen Functionen des Körpers vorstehend, hier seine Thätigkeit auf die Hirnnerven ausdehnt und das im Geist unbewußt Vorgehende in die Erscheinung bringt. Es ist aber eine bekannte Regel, daß man alles, was aus der unbewußten Geistesthätigkeit in das Bewußtsein tritt, eine Objectivität beimißt, denn da der Mensch das durch den innern Sinn Gefühlte, das unbewußte Product eigener Geistesthätigkeit als etwas Aeußeres wahrnimmt, daß er auch der Prüfung durch die Sinne entzieht, so erscheint es ihm als ein außer seinem bewußten Ich liegendes Object. Wie bei der intelligenten Anschauung, bei dem mikroskopischen Gegenstand das Product Thätigkeit der Gegenständlichkeit, dies Product des Denkens und Gegenstand, dem denkenden Subject als ein Aeußeres, als Object des denkenden Subjects erscheint, so erscheint auch das im unbewußten Geistesleben Gebildete, das Product der Thätigkeit des magischen Pols des Geists als ein Aeußeres. Besitzt es bereits Object außer sich, so hat es Eingebungen, Offenbarungen, Ahnungen, Schutzgeister, Visionen; besitzt es es in sich, so scheint ein fremder Geist in ihm zu wohnen, ihn zu leiten, seine Handlungen zu bestimmen. Bei den Besessenen hat das Zerfallen des Geistes in seine beiden polaren Thätigkeiten den höchsten Grad erreicht, sodaß im steten Wechsel bald die eine, bald die andere in die Erscheinung tritt.

Der vermeintliche besitzende Geist spricht und handelt dabei im Sinne der zeitgläubigen Persönlichkeit. Als in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche der Glaube vorherrschte, daß die heidnischen Götter Dämonen seien, da ist es der innere Kampf des Heidenthums mit dem Christenthume, welcher sich in den Besessenen als Personification des Heidengottes ausspricht. Der Dämon vertheidigt das Heidenthum; er spricht lateinisch und griechisch, während der Besessene nur lateinisch und dürftig versteht. Als die Teufelslehre allgemein galt, da stürzten die diabolisch Besessenen ins Wasser, kletterten an die gefährlichsten Orte, quälten nicht nur sich mit ausgesuchten Martern, sondern verletzten und tödteten auch andere; die tiefen Verwünschungen gegen Jesus und Maria aus, wurden durch das Kreuzzeichen, den Namen Jesu, kurz durch alles Heilige zurückgewiesen berichtet, und so nicht nur die Zeugen für die Gröbheit des Teufels, sondern auch für die Macht des Christengottes, der über den Teufel den Sieg davonträgt. Mit dem Glauben an den Teufel schwindet auch die Teufelsbesitzung und die Besessenen glauben, daß der Geist eines Menschen, eines todten oder eines noch lebenden, in ihnen wohne und aus ihnen spreche. Ein Jude im Gefängniß über Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist mit verschiedenem Stimmen und ist besessen worden, wie ein Christlicher, Hunde Hagen, ein Gespräch zwischen Vater und Sohn hielt. Eine Gräfin von — in Irrsinn hielt Gespräche mit dem Kaiser Alexander, der in sie regiert, und das Mädchen aus Orlich glaubte sich von einer Nonne und einem Mönche, die vor 300 Jahren die Erde bewohnt, besessen, die in sie einen alten Konvent ausdichten. Im Sinne eines noch lebenden Jägerburschen spricht die Johanna Elisabeth Lehmann, wie im Geiste des verstorbenen Schulzen der Bauer K. bei Kemnitz; in dem Geiste des Hellseherschlafes, von dem er sich besessen glaubt, tödtet ein Kranker in Bischdorf einen seiner Mitgenossen. Und in dem einen Falle hat der Teufelsbesessene Gemüth in den Kreis teuflischen Denkens und Wirkens hineingezogen erscheint, während in dem andern Falle ein Schutzgeist oder ein Menschengeist die gleiche Rolle spielt, anderer an der Familienähnlichkeit der Krankheitsformen nichts. Ob ich Spuk oder ein Dämon, ein Bewohner des Himmels oder der Hölle als der besitzende Geist nennt, oder ob der Geist eines noch lebenden, sodaß Gelehrung ringenden abgeschiedenen Menschen sich zu erkennen gibt: überall war es das im magischen Geiste Gesuchte und Genommte, was sich unter fremdem Namen und Anschein in das Bewußtsein einführte.

Wol scheint es für den ersten Augenblick befremdend, daß der Geist des Menschen, der als einfach gedachte, ein solches Doppelleben führen solle, sodaß er in einem Momente mit Bewußt-

lein denkt und handelt, während er im nächsten von Gedanken beherrscht wird, die ihm kommen, während er sich bewußt ist, sie nicht gedacht zu haben, und seinen Körper einem unbewußten Willen überlassen muß. Aber es scheint in der That nur so; denn wenn wir bedenken, wie schon im Wachen sich der größte Teil aller vegetativen Functionen dem Bewußtsein entzieht, wie wir bei ihnen einen Willen walten sehen, der sich unserm Wollen nicht unterwerfen will; wie die Thätigkeit des Gehirns im Schlafe eine ganz andere ist als seine Tagesthätigkeit, indem sie sich aber alle Kategorien des Denkens, Zeit und Raum, Causalität u. s. w. hinwegsetzt; wie in allen somnambulen und ekstatischen Zuständen ein geistiges Doppelleben beobachtet wird, dessen beide Hälften sich ausschließen und stören, so muß uns die Plausibilität des Gedankens zur Gewißheit, sehen wenn sich Beweise nicht auf anderem Wege erbringen ließen.

So gehört die Beschäftigung in die Klasse derjenigen Krankheitsformen, wo der Geist ein Irresein in seine beiden Polaritäten zeigt. Wie wählen zu ihnen den Schlafwandeln, den Somnambulismus, die Glaivoyance, die Ekstase, das Verzücken. Alle diese Krankheitsformen sind von Krämpfen der verschiedensten Art, von Zerrbildern, Visionen, Selbstverlegungen, außergewöhnlicher Muskelthätigkeiten und Kraftwerken begleitet, und der Geist zeigt sich bei ihnen wunder Gefühle erheben, die beim Tagleben beherrschen, und allem Transscendenten zugewendet, während das Stumpfleben des Tags der Wirklichkeit der Außenwelt zugekehrt ist.

Den vollgültigsten Beweis für die Wahrheit dieser Ansichten liefert uns das Treiben der modernen Spiritualisten; denn was sind die Aeußerungen der sogenannten Medien anders als eine künstlich hervorgerufene Beeinflussung, ein einseitiges nachempfindendes Geistesleben, das sich nach den eben angeführten Gesetzen als fremde Persönlichkeit objectivirt? Das unbewußte Sprechen und Schreiben, die Neigung, das Ferne und Zukünftige zu durchschauen, sich mit transscendenten Gegenständen zu beschäftigen, ist die Erscheinungen magischen Fernwirkens sind nichts als die Symptome eines Geisteslebens, wie sie in den verschiedensten Abstufungen und doch in den Hauptzügen gleich alle magnetischen, wie sagen lieber „möglichen" Zustände begleiten. Es wird nicht lange dauern und wir werden von Amerika aus wieder von Beispielen hören; die Krankheit kann nicht ausbleiben, wo man den ihr zu Grunde liegenden Zustand künstlich hervorruft und sie so absichtlich herausbeschwört.

Ist die Krankheit eine magische, so kann auch ihre Heilung nur eine magische sein; und in der That sehen wir, daß von den Weisen und den Priestern der Kirche an bis auf Paracelsus und Mesmer es die Macht der göttlichen Imagination war, die in seiner höchsten Potenz mitfühlenden Mitleid, verbunden mit der Liebe für die leidenden Menschen, war, welche die Hände heiligte, während die Hand, das Wort, das Symbol, das Amulet die Mittel wurden, um Einwirkungen des Gemüths zu erregen und zu verstärken.

Durch Jahrhunderte war Christenpflicht, den Besessenen den Dämonen; im Namen Salomo's trieben, wie Josephus berichtet, die Hebräer sie heilend aus; im Namen Jesu thun es die Jünger, wie überall der Kirche geheiligt. Es galt in den ersten Jahrhunderten der Kirche keine Behauptung, welche von allen Kirchenvätern allgemeiner als Beweis der Göttlichkeit des Christenthums angeführt wird, als die, daß, wo die Dämonen dem Namen Jesu und dem Kreuzeszeichen weichen, der Ohnmacht mächtiger sein müsse als alle Heilmittel, die ja selber von Dämonen seien. „O kommt, sehet und hört," schreibt der heilige Cyprian gegen den römischen Statthalter Demetrius, „was die Dämonen, wie sie weichen, in unserer Gegenwart und Beschwörung und gezwungen von der Geißel des göttlichen Worts, wollen sie hier von ihren heimlichen Menschen verlauten. Erschauert und klaget verfluchte unter den Schlägen der göttlichen Macht, in menschlicher Stimme, die Wahrheit des künftigen Gerichts, daß die Heiligen leben. Kommt und überzeugt euch selbst von der Nichtigkeit unserer Götter. Die Götter, welche ihr so eifrig bewundert und verehrt, können ihr eigenes, gefangen und gefesselt zu unsern Füßen liegen sehen." Am leidvollsten werden sie von euren Irrthümern gequält, wenn ihr die Dämonen durch unsern Mund gezwungen seht, in unserer Gegenwart wider ihren Willen ihre Betrügereien und Lügen selbst aufzudecken." Dementsprechend legen die Väter der Kirche ihr Wort als Unterpfand ein und fordern die Heiden auf, ihren Besessenen zu bringen, die sie dann selber zu Zeugen für die Macht des Christengottes machen, während die Dämonen sich des Betrugs und der Täuschung selbst anklagen. Die Heiden aber widersprechen nicht, sie beschuldigen die Christen seines Betrugs, sie berufen sich nur auf die Macht ihrer Götter, durch deren

Hülfe er es auch Löwenen entreißen. Apollonius, Pharmion, die Nymphodora nahmen sich gleiches Herrschaft über die Tammuz mit die Pforten; zu Jahren über die Tammuzgemeinschaft im Namen Jesu [illegible] aus ihrer in den neuen Namen Lämmern ein.

Zur späten Orientierungsmittel der Kirche, wenn auch ohne Kenntnis der magischen Zahlen und der magischen Hülfsmittel, und mit großer praktischer Umsicht verfuhr. Sie suchen, daß der Gesicht sich durch Bücher und Worte zu dem heiligen Worte verkehren, das es alle christlichen Gedanken sein sollte, daß es das Wort in Liebe und Treue, mit Werk und Glauben bringen und durch Kraft seiner Sinne Personen einführe. Sie rathen dem Exorcisten, sich nicht in magische Gespräche mit den Dämonen einzulassen, nicht nach Verborgenem und Zukünftigem zu fragen, nicht unnütze Personen anzulachen, sich durch Worte und alles Blendwerk nicht täuschen zu lassen, auch den Gedanken des Irrthums keinen Raum zu geben, sich nicht für einen Engel eines Heiligen auszugeben. Insbesondere geben sie die unchristlichen Vorstellungen, an den Glauben und das Verhören der Kranken möglichst zu wehren. Sie überlassen den Gedanken zu lassen, was über es heißt, wenn der Dämon nicht weichen will, ihn in die Kirche zu bringen; übrigens raten sie, Wachsamkeit, das Kreuzzeichen, das Handauflegen, Gebeten und Gebet zu Hülfe zu nehmen.

Früher suchte die Entfernung des Irrthums durch Wort und Kreuzzeichen, für ihn gab es nur einen Mittel im Kampfe mit dem Irrthum: die Verachtung. Sie stand die Krankheit die Heilmittel nicht verdrängen, so mußten auch die heilsamen Gedanken aus den Gedanken mit dem Heilige Irrthum aus und die Gedanken. Die Kirche gebrauchte katholischen und lutherischen Theologen, obwohl zum Theil zwischen Christen und Heiden in den ersten Jahrhunderten, war die Folge davon.

In der neuern Zeit hat man die Gedanken als magnetisch krank und magnetisch behandelt, und Kerner machte die praktische Bemerkung, daß es zum Gelingen der Kur unerläßlich sei, die magnetischen Striche nicht vom Kopfe nach abwärts, sondern in der entgegengesetzten Richtung zu führen, weil dadurch unsere Theorie bestätigt, daß das Magnetisiren von oben nach unten das Irrsalen des Gedanken in eine beiden polaren Richtungen befördert.

Nur durch die Polarität des Geistes wird uns der physiologische Vorgang bei dem Gedankenlesen zu erklären möglich, und die große geschichtliche Thatsache, welche bisher jeder vernunftgemäßen Deutung entwandte, tritt für uns auf diese Weise in ein helles Licht.*)

Pariser Briefe.

III.

Paris ist nun den großen Theil seiner reichen und vornehmen Gesellschaft jetzt verlassen. Man sieht in einzelnen Straßen alle Fenster der Häuser geschlossen, denn die Bewohner, die auf Landsitz und Bäderreise Urlaub in der Provinz liegen, sich vor der Hitze und Luft, in ihre Villen oder in die Bäder geflüchtet.

Trotzdem ist die Hauptstadt ebenso lebendig und ganz dasselbe wie im Frühling. Die ausgezeichnetsten Virtuosen der Gegenwart sind vielfach durch den Sturm der Fremden wieder angelockt, es ist ein reges Leben und Kommen im gesellschaftlichen Verkehr, ein Festzug der verschiedenen Sprach-, Klassen- und — Trägheiten.

Bei der fast unerträglichen Hitze und Dürre, in welcher die Straße, gänzlich trockne Hülle des Pflasters glühend überzieht, schwebt das heiße Leben in seinen Vergnügungen und Abwechslungen für den Fremden wie für den Einheimischen auf die Abendstunden nach der Mittagsruhe zusammen. Die ersten beginnen eigentlich erst der Tag, denn die dahin hatte aber mit Hülfe von Vorhängen, Jalousien und Fensterläden den Tag zur Nacht zu verwandeln gesucht. Um 7 Uhr aber hat sich dem Kundmachern auf seinen Straße an jeder Ecke das mißbräuchlich Programm zu angesehen, besonders, welche auch sonstigen Vergnügungen hat. Im Theater, einmal hat alle in gesellschaftlicher Thätigkeit waren, nach aller Privatlustbarkeiten, nicht im Stande, ein großes Publikum anzuziehen — bis eine beliebte hatte einen Theater 2½ Akten Unterschied nach der Ankündigung. Die Parterre gaben den schlechten und abgenutzten Texten des Verses, welche nur eine Sammelnote haben und deren Anschlagszettel von einer hohen gewandten, mit besonderem Glück auf die Massen der Massen wirkenden Hitze verlegt sind. Viele Blätter be-

*) Wir verweisen auf die weitläufig von uns mitgetheilte Schrift von Justinus Kerner: „Die magische Heilkraft" (Stuttgart, Cotta, 1856). D. Red.

beden ob riesengroßen ganze Mauerbrennen im buntesten Farbenspiel und bieten die reichste Abwechslung, ob man in oder außerhalb der Stadt sein will, näher oder ferner Thiergarten gibt es in Paris eigentlich nicht; denn ein vollständiges aber und unterirdisches Communicationssystem hebt den Begriff beinahe auf. Omnibus und Droschken greifen mit ihren Central- und Speciallinien beständig ineinander.

Die Lust, welche die meisten Fremden in den Sommerabenden aufsuchen, hat in der Stadt der Jardin mabille, das Glacis des Etoile oder die weniger vornehmen Viertel zu thun. Der Jardin mabille, welchem Lustlage, Lustvorlage, Besuchsorte und Tanzlage unzählige Besucher und Besucherinnen, wird es Ihnen, auch die große Menge des Chansons Gesang zu hören, ist so der Avenue montaigne, angefüllt der Schimmer vom Rand-point entfernt, also in der hohen und beleuchteten Gegend des eleganten Viertels belegen. Sein Hauptzugang ist an den grünen Abenden geschmackvoll und reich in Form eines Triumphbogens erleuchtet. Wie z. B. am Gande sehen man den Garten. Er ist nicht sehr groß, aber mit dem Schatten, namentlich auf Geschmack eingerichtet. Blumen, Büsche und Bäume bilden die Elemente seiner Ausschmückung. Man kennt den Kreolischen Garten nach den romantischen Nachahmungsversuch nennen.

Künstliche Blumen und Pflanzen werden hier in großartigem Stammen Wasser und Arom entfernt; es sind umrankt und umblüht von Büschen, mit tropischen Gewächsen, deren hier Kunst mit Natur bei verschlungen sich in den Armen liegen — eine Zelle von Kreolischen Lampen dazwischen — das ist das in den Königlichen Verschlingungen und mit den glänzendsten Wirkungen wechselnde Bild im Jardin.

Im Mittelpunkt des Gartens bildet ein geräumiger chinesischer Pavillon, welcher ein geräumiges Orchester aufnimmt und welcher von einem langgestreckten Kastanienbaum beschattet umgeben ist. In seiner Mitte wird die Beleuchtung von einem großen, glänzender Lampenbouquet gebildet, in dessen blendendem Schimmer sich Tänzer und Tänzerinnen, sorgfältig beobachtet von einer Schar öffentlicher und geheimer Polizeibeamten, harmlos und ungezwungen bewegen. Bei den Tänzen wechseln der deutsche Walzer mit Galopp und Schottisch, mit der Polka-Mazurka und vor allem mit den beliebten Lanciers und Contretänzen. Das Tanzpublikum besteht zum größten Theil aus den Bewohnern des Quartier Notre-Dame de Lorette, zum Theil aus Fremden, welche die Neugierde hierher treibt. Die besseren Herren sind nach der pariser Bezeichnung „Voleurs" (Lebemänner); einige berühmte Figuren, welchen man schon mal begegnet, haben wegen ihrer komischen und drolligen Gebärden, denen sich gewöhnlich verschiedene Publikum Beifall klatscht, im Laufe des Abends, es haben sich manchmal für die Tänzer und Tänzerinnen ihren eigenthümlichen Tanzstil aus.

Unser lieber Tanzlehrer ist eine so wenig, welche nicht nur in Paris, sondern hat schon in ganz Frankreich durch ihren regelmäßigen Tanz im Jardin mabille berühmt geworden ist. Sie ist ein Mann von vielleicht 30 Jahren, der „petit Chevreul", hohen Wuchs bei der ersten Tour, aber hat langsam Jahr schon in ganz Verschiedene — denn es hat Tänzer Namen seine belgien —, denn der ehemalige Tanz ein Beispiel ist. Man sieht sie hat jeden Abend im Garten mabille, immer in derselben aufgeschlossenen Haltung, mit derselben lebendigen Mienenspiel und den ausdrucksvollen Tanzformen zu sehen Tänze. Wenn die Welt eine Tonleiter über die Tänzerin — denn es kommt nur hier beiden Jahre aufgestellt, nämlich schon immer von den Tänzerinnen ein Beispiel, mit dem den Tänzern der „petit Chevreul" zu erfinden und in seine Tänze zu kommen weiß.

Die Tänzer, also hat in vielen Räumen neben einer Gesellschaft auch einen Tänzer zu Paris, schafft den ausnehmenden Tanzlehrer Beamten die Tänzerinnen zu sich nehmen, einige unerlaubt auch gewöhnliche Verwarnung zu Ruhe weisung.

Viele „Bonnes soirées et Dames" beginnen um 8 Uhr mit einigen Gesellschaften, welche das Orchester von der schwach versammelten Menge hören läßt; um 9 Uhr beginnt der Tanz und dauert bis halb 12 Uhr. Zwischenzeit ist im Garten mabille Pause der Ruhe, d. h. die Erleuchtung ist noch kurz gen bis die Lampen verschwindet, der Tanz dauert bis 1 Uhr und das Orchester schlägt 2 Accorde. Gegen die Tänzer ist man übrigens in Bezug auf die Bekleidungen des Körpers durchaus tolerant, man verlangt von ihnen kein Gesellschaftsgeld, die sind sie „Les bien venues"; nur rümpft man die Nase manchmal auf dem Zettel an eine gute Toilette; denn, sagt die Affiche, „toute mise en négligée sera refusée rigoureusement à l'entrée."

Das Château des Fleurs ist nur ein anderer Name für dieselbe Sache, es ist auch ein Jardin mabille. Hier ist Montags, Mittwochs und Freitags Versammlung. Die beiden Etablissements stehen unter derselben Leitung, haben dasselbe Orchester und dieselbe Gesellschaft.

Ein Schauspiel anderer, aber nicht minder anziehender Art ist es, einer Sitzung der Assisen beizuwohnen.

Das Palais de Justice liegt auf der sogenannten Seineinsel, „La cité" genannt. Es bildet den Mittelpunkt, um welchen sich eine Menge Gebäude, reich an historischen und tragischen Erinnerungen, reihen: die Conciergerie, Préfecture de Police, der frühere Sitz der französischen Könige, die Sainte-Chapelle mit ihren Reliquien des heiligen Ludwig, die Morgue, Place-Dauphine und Pont-neuf. Das uralte Gebäude des Palais de Justice hat unter Ludwig Philipp einen günstigen Umbau erfahren. Die dunkeln Gänge, Winkel und Burgverliese, die an das Femgericht erinnerten, sind verschwunden. Von 11—3 Uhr werden hier die verschiedenen öffentlichen Sitzungen abgehalten, und es gehört zu den charakteristischen Dingen, die man hier erleben kann, die französischen Advocaten plaidiren zu hören.

Der Fremde wird durch die Gunst eines öffentlichen Schreibers, die allezeit zu diesem Dienste bereit sind und in dem Saale des pas perdus sitzen, auf einen guten Platz des Schlachtfeldes gebracht. Dieser Saale des pas perdus ist jene von hohen Säulen getragene, 216 Fuß lange und 84 Fuß breite Halle, worein alle verschiedenen Sitzungssäle munden. Wie auf einer Bühne wandeln dort Richter und Advocaten in ihren schwarzen Roben mit ihren Clienten in eifrigster und lebendigster Unterredung, was die Pantomimen anbelangt — denn die Summen sind gedämpft —; so schlägt dem Eintretenden nur das dumpfe Gebrause eines fernen Wasserfalls ans Ohr, indeß die öffentlichen Schreiber dienstfertig mit der Feder in der Hand an ihren Tischen sitzen und mit Ungeduld irgendeines des Schreibens unkundigen Individuums harren, um sein Verlangen sofort auf das Papier zu bringen. Schon der Besuch dieser Halle müßte dem Maler reichen Stoff zu Genrebildern der verschiedensten Art bieten.

Am 9. Juni kam ein Gegenstand zur Verhandlung, an dem das Publikum großes Interesse nahm und der auch mich veranlaßte, der Sitzung beizuwohnen. Vor dem Tribunal civil de la Seine der Ersten Kammer ward der Prozeß der Sarah Felix und des M. Felix, Vater, gegen Madame O'Connel wegen des Porträts der „Rachel auf ihrem Todtenbett" verhandelt.

Der Sachverhalt war dieser. Am 3. Januar 1857 war Rachel Felix zu Cannes in den Armen ihrer Schwester Sarah gestorben. Um sich selbst, den Ihrigen und den nächsten Freunden ein letztes, theures Bild tiefster Trauer zu bewahren, hatte Sarah 14 Stunden nach dem Verscheiden der tragischen Muse einen geschickten Photographen, Herrn Grette, herbeirufen lassen, ihr die verstorbene Schwester zu photographiren, ihn jedoch contractlich verpflichtet, von diesem Bilde nie einen öffentlichen Gebrauch zu machen, sondern dasselbe in einer bestimmten Anzahl von Abdrücken ihr allein zu überlassen. Das Bild war treu. Der Strahl des Lichts hatte, gleich einem scharfen Meißel, alle Schrecken des Todes wiedergegeben. Sarah fühlte, daß dieses Bild nicht sowol Gegenstand einer schmerzensreichen, heiligen Erinnerung, sondern ein gramvoller Abdruck des Todes in erschreckender Wahrheit sei, daß sie dasselbe keinem als Erinnerungsblatt an die Schwester zu geben vermochte. Sie beschloß daher, es ändern zu lassen. Zu diesem Zweck schloß sie mit dem Photographen Ghemar in Paris einen neuen Contract, der vor allem jede Veröffentlichung dieses retouchirten Bildes von neuem ausschloß, damit es nicht Gegenstand der Spekulation werde.

Nach einiger Zeit aber erschien, wieder mit einigen Aenderungen und den Lorber um das weiland schöne Haupt geschlungen, in der Kunsthandlung von Goupil das Bild: Rachel Felix nach ihrem Tode, auf ihrem Sterbebett, von Madame O'Connel augenscheinlich nach einer der frühern Photographien gezeichnet. Die Anklage ward von dem Advocaten der Familie Felix gegen Grette, Ghemar und Madame O'Connel auf Bruch des Contracts gestellt. Der junge Mann sprach mit wahrer Begeisterung für seine Clienten; nachdem er die rechtlichen Seiten der Frage beleuchtet, fuhr er fort: „Man wird mir einwenden, daß Fräulein Rachel dem Publikum durch ihre Erfolge und ihr Genie angehört, daß sie dadurch gleichsam von selbst aufhört, eine Privatperson zu sein, daß die Frau vor der Künstlerin verschwindet und die Künstlerin der Welt angehört. Es sei! Stellt sie dann in ihren großen Rollen, auf der Bühne des Théâtre français dar, wenn Tausende in athemloser Spannung mit dem Wort ihrer Lippen, mit der Bewegung ihres Arms gefesselt hielt! Stellt

sie dar in ihren edeln und einfachen Gewändern, zeigt sie uns als Phädra, als Hermione, als Adrienne Lecouvreur — darin gehört sie euch wie der ganzen Welt! Aber ihre Leiche gehört euch nicht! Sobald sie von der Bühne in ihr Haus getreten, wird die Künstlerin für euch eine Privatperson, um so heiliger und unverletzlicher, wenn der Tod sich auf die Schwelle dieses Hauses setzt!" In diesem Tone, mit echt dramatischer Bewegung, vollendete er seine Rede, wogegen freilich die seines Gegners nur ein Gewebe tabulistischer, nicht einmal glänzend vorgetragener Phrasen war. Lange mislang ihm der Beweis seiner kühnsten Behauptung, Madame O'Connel habe die Rachel auf dem Sterbebett aus Erinnerung und Phantasie gemalt, gänzlich, und als auch der Staatsanwalt Pinard, in einer langen, aber guten Rede durchgeführt, daß auch der berühmteste Mensch das Recht habe, im Verborgenen zu sterben, lautete der Urtheilsspruch auf Einziehung der öffentlich ausgestellten Bilder — ein Bescheid, den das Publikum mit lautem Beifall aufnahm.

(Ein zweiter Brief demnächst.)

Anregungen.

„Wohlauf nach Westen!"

I.

Zu keiner Zeit haben auf dem Erdboden die Wanderungen einzelner und ganzer Stämme aufgehört. Bald im kleinern, bald in größern Wellen trat sich die Völkerwanderung des kaukasischen Menschengeschlechts seit ihrer ersten Trennung in den persischen Gebirgen nach allen Richtungen fort.

Phönizier, Griechen, Römer, Germanen haben meist nacheinander, zuweilen in gleichen Zeiträumen, im gegenseitigen Streit und Hader, an fremden Gestaden sich angesiedelt und die alte, verlassene Heimat dort im Abbild wiedererbaut. Es ist ein Irrthum, die Völkerwanderung des Mittelalters mit der Heidenbekehrung deutscher Staaten auf römischem Boden zu beschließen; sie hat selbst damals keine Grenzen gefunden. Jahrhunderte später sind die Normannen nach Apulien und England, die Sachsen von der Elbe bis zur Weichsel, Franzosen und Italiener nach Syrien gezogen, nicht nur in größern Schaaren, als je Athen oder Rom zur Gründung einer Colonie ausgesandt, sondern zahlreicher, als Vandalen, Gothen und Longobarden gewesen. Dann hat die Entdeckung Amerikas an die Stelle all dieser beschränkten, oft schon angebauten Landstriche, die, mit Gewalt genommen, in harten Kriegen behauptet werden mußten, eine neue Welt gelegt, kein jungfräuliches, unbewohntes Paradies freilich, aber noch einen nur schwach von schwachen Geschlechtern, an Zahl und Stärke, eingenommenen Boden, der sich in Unermeßlichkeit auszudehnen und jedem Kühnen zum Lenn bereit zu liegen scheint. Dieser Erdtheil mußte der Gewinnsucht, der Abenteuerlust der europäischen Nationen, der Politik ihrer Staaten, ihrem Schwert und ihrem Pfluge verfallen. In umfassenderer Weise hat sich hier der Troianische Krieg, die Colonisation des römischen Weltreiches wiederholt, bis dies vor hundert Jahren noch abhängige, nichts bedeutende, wüst liegende Amerika selbst eine Weltmacht geworden, an der sich, ohne Zweifel schicksalsvoll für die Zukunft, der Gegensatz zwischen Romanen und Germanen, genau wie in Europa, fast unter denselben innern Bedingungen, mit denselben äußern Grenzen wiederholt hat.

Seit Amerika unabhängig geworden, hat es den Auswanderungen noch einen neuen Reiz. Nicht blos der Erde, auch den Sitten und Vorurtheilen der Heimat entging der Auswanderer. Mit jedem Tage sind Einfluß und Macht dieser politischen und religiösen Meinungen gewachsen, die großen Katastrophen haben sie befestigt und selbst den Ungläubigsten sichtbar gemacht. Der hessische und mecklenburgische Bauer will ebenso wol der Armuth und Noth als verrotteten, mittelalterlichen Zuständen entfliehen, wenn er zu Bremen das Auswandererschiff besteigt. Ist in Irland und England meist das Elend der wirksamste Agent der Auswanderung, so wirken in Deutschland auch jene andern, idealen Gründe, die einst, damals noch von ganz unwiderstehlicher Gewalt, englische Katholiken wie Puritaner, in den Zeiten der Stuarts, über das Meer getrieben.

Diese waffenhafte Auswanderung, wie sie vor allem in den Anfang der funfziger Jahre fortfand, hat mehr als ein Bedenken über den Verlust so vieler Arbeitskräfte, eines, im ganzen berechneten, reichen Kapitals hervorgerufen. Die Einbuße Deutschlands, der Gewinn Amerikas an Geld und Leuten war unwiderleglich, ohne daß ein genügender Vortheil dafür nachgewiesen werden konnte.

Von den drei Volkselementen, die untereinander stammverwandt und in der Stunde der Gefahr noch immer von einem Willen geweiht, den Kelten, Angelsachsen und Teutschen, ist jetzt das zähe celtische das vorwiegende, maßgebende in Amerika. Beredt, beweglich, zu allem Kühnen und Tollen immer bereit, ist die celtische Nation von den Zeiten der Römer her ein Volk von Abenteurern, stark ausgeprägtem Schwindelgeist gewesen, zu jeder dauernden Arbeit unfähig, allein wie keine zu den entlegensten Unternehmungen, zu Städtebauten an Stellen, wo noch nie eines Menschen Fuß gewandelt, vor allem zu Freiheitszügen mit einer ewig trunkenen Phantasie ausgestattet. Rein nur noch in den Iren erhalten, lange unterdrückt, von jeder großen That ausgeschlossen, hat

dieser Stamm in Amerika sein Geschick fand, den, eine Kultur, auf die er sich stützen kann, die ihm im Notfall zum Rückhalt dient. Der „Yankee" ist die geistige wie leibliche Mischung des keltischen und angelsächsischen Wesens, er hat Texas erobert, San Francisco gebaut, er wäscht Gold in den Strömen Kaliforniens, plündert in Cuba und Mittelamerika, versucht Eisenbahnen über die Felsgebirge zu führen und denkt durch die Vernichtung Englands seinen Weg zur Welteroberung zu machen. Es stände schlecht mit dem „Yankee", säßen nicht hinter ihm die wenigen, aber mächtigen und energischen Geschlechter, welche den Unabhängigkeitskrieg geführt und die Verfassung gegründet, er hat in seinem unruhigen und unstäten Treiben das Gefühl, daß er zuletzt doch nur die Avantgarde sei, das Fundament jener amerikanischen, noch so wenig begründeten Kultur.

Daß dieser Lebhaftigkeit und Rührigkeit das schwerfällige Deutschthum nicht gewachsen ist und daß, um den Vergleich mit ihnen zu ringen, sich kaum neben ihnen erhalten kann, ist an sich klar. Der Vortheil, der einem Staate in seinem Handel und seiner Machtstellung durch Ausdehnung von Kolonieen langsam, aber doch sicher reift, verschwindet somit bei dieser Auswanderung nach Amerika, da die Deutschen, entweder von dem Schwindel selbst ergriffen, oder in ihm untergehend, immer für die deutsche Heimat, für deutsches Leben verloren sind. Die Auswanderer haben sich selbst geraubt und unser, vorläufig, ein sichtiger Leitung noch viel zusammengeschlossen, einzelne Bezirke allein in Besitz genommen, sodaß jetzt viele Dörfer und Städte in den Union nur von Deutschen bewohnt werden. In Pennsylvanien besteht unverwischt, mit ihren Gewohnheiten und ihrem rheinischen Dialekt jene Gemeinde, die vom Rhein aus William Penn vor nun beinahe drei Jahren folgte. Nach solchen Stätten die Auswanderung zu lenken, wäre vor allem die Pflicht des deutschen Staatsmannes, während sie jetzt von gewissenlosen Agenten für das Interesse einzelner Gesellschaften ausgebeutet, gesplittert und ihre Vereinsamkeit geradezu vernichtet wird. Das Vaterland kann die tüchtigen wenig kümmern, die ihm entlaufen, und es ist eine thörichte Hoffnung, daß die amerikanischen Deutschen einst entscheidend mitsprechen könnten, wenn über die alte Heimat die Würfel des Geschicks geworfen werden. Das aber ist zu erreichen, daß es jenseit des Meeres nach Jahrhunderten ein neues Deutschland gäbe, deutsche Sitten und Staatseinrichtungen, die seiner und ihrem Wesen gemäßer sich entwickeln, als es hier je geschehen konnte, wo die letzte Form der Bildung ihrem ersten Aufblühen gleichsam und sie mehr gemacht als geworden sind. Wie dem auch geschähe, immer wird es ein Großes sein, in der Zukunft des Ozeans, der zwei Weltmeere zur Verbindung anheimfallen werden, eine Rolle zu spielen, in diesem Sinne ähneln sich die Geschicke der deutschen und der griechischen Auswanderung nach Sicilien und Italien, die, dort mit den Römern vereinigt, ihre alte Verbündete Karthago würgte, nicht anders, als es die Yankees mit den Romanen von Mexico und Chile thun.

Trotzdem, daß diesen spanisch-indianischen Staatenwesen ihr Schicksal so deutlich wie kaum ein anderes bestimmt ist, erheben sich überall Stimmen, um die Auswanderung nach Brasilien zu befürworten, ja selbst in dem Antrag Baierns an den deutschen Bund wird Rio Grande, eine südliche Provinz des Kaiserreichs, den Auswanderern empfohlen. Wie schlecht es den Deutschen im Norden gegangen, wo sie von freien Bauern zu Sklaven herabsanken, ist seinerzeit viel beklagt worden, die Schuld, wie immer, von den Verhältnissen auf die Menschen gewälzt worden. Möglich, daß im Süden, wo die Regierung selbsthandelnd auftritt, die Bedingungen sich günstiger gestalten, die Briefe der Auswanderer von „Saxonia" und „Blumenau" in Südbrasilien nicht im Rausch des ersten Entzückens, sondern nach ruhiger Erkenntniß der Verhältnisse geschrieben sind: sind wird immer bleiben, Deutsche und Sklaven passen nicht zusammen. Was ist von den deutschen Ansiedelungen geblieben, die Krauss im vorigen Jahrhundert so freigebig wie voll liberaler Gesinnung in Andalusien anlegte? Nichts, nicht einmal ein armseliges Erinnerungsdenkmal. Die gewaltige Entfernung jener Gegenden von Deutschland mag in unsern Tagen nicht allzu viel bedeuten, die brasilianischen Versprechungen treue Religionsübung unverbrüchlich gehalten werden, die vollständige Abgeschlossenheit der kleinen deutschen Gemeinden läßt sich nicht bestreiten, entweder gehen sie durch Verkauf mit den Sklaven in ihrer großen Masse unter, oder verstümpeln durch Ehen unter sich wie die weißen adelichen Geschlechter. Wie solche deutsche Kolonie verkommt unter einer, ihr gräßig wie feindselig apathischen Nation, beweisen jene armen Baiern, die unweit Athens trotz aller Hülfe der Regierung verarmen und hinsiechen.

Wie im Alterthum, macht auch jetzt die Uebervölkerung die Auswanderung zu einer Nothwendigkeit, und wie die Hellenen lieben es die Deutschen, überall hinzupflanzen; sie ziehen alle mehr, um Glück zu suchen, ihre Individualität zu bethätigen, als wie die Römer in geschlossener militärischer Kolonne, um nichts zu sein als ein Theilen des großen Rom. Kaum ist es auch zu wünschen, daß von ebenher in dieser französischen Weise die Auswanderung geregelt werde, aber rathen soll der Staat, wo er zuweist seine und der einzelnen Interessen am sichersten glaubt, helfend und schützend eingreifen, während der Auswanderer jetzt, einmal an Bord, der Leibeigene des Agenten war, dem er sich anvertraut hatte. Aufzuheben ist die Concurrenz in diesen Geschäften nicht mehr, das hieße zugleich die Freiheit aufgeben. Aber sehr wohl ist eine Ueberwachung möglich, der Zusammenhang der Auswanderer und des Mutterstaates festzuhalten und die Kräftigung des deutschen Elements in der Fremde, indem man die Auswanderung zu wenigen großen Punkten im Norden der Union lenkt, wo die Gegend und die Menschen nahezu an

Deutschlands Söhne und Töchter ermahnen und im angelsächsischen Idiom der alte germanische Laut wieder klingt.

Die Rechte der dramatischen Autoren.

I.

Ein berliner Theateragent von außerordentlichem Glück und Einfluß, Herr Heinrich, stand im vergangenen Winter in einer Streitsache mit dem großen Volkshelden der berliner Märztage, Herrn Held, vor Gericht und ließ sich bei Eröffnung des General-Intendanten der königlichen Schauspiele, Herrn von Hülsen, das Wort entschlüpfen: „Herr von Hülsen ist, ich kann wol sagen, mein Freund.“

Kleine Ursachen, große Wirkungen. Ueber diese Aeußerung, stenographisch von allen Journalen mitgetheilt, entrüstete sich Herr von Hülsen. Er sündigte gegen Herrn Heinrich eine Verbindung, die jener Freundschaft genannt hatte, und entschloß sich, dem Uebermuth der Theateragenten überhaupt einen Damm zu setzen. Jeder von ihnen hat in Berlin ein Journal, jeder sucht aus dem Bereich der Verwaltung des Herrn von Hülsen Thatsachen mitzutheilen, die diesem unangenehm sind. Herr Heinrich hatte viele „Verleumdungen“ zwar dementirt, hatte unausgesetzt das Volk und Nützlichste von seinem „Freunde“ mitzutheilen gewußt; aber der Unverschämte hatte es sich selbst zuzuschreiben, wenn Herr von Hülsen kurzen Prozeß machte. Freund und Feind, sie sollten alle über die Klinge springen.

So folgten die Dresdener Conferenzen, die zweiten in diesem Jahrhundert.

Herr von Hülsen versammelte eine große Anzahl von Intendanten und Directoren um sich in dem schönen Gasthofe zur Bellevue am Ufer der Elbe. Sie kamen nicht alle, aber doch immer genug, um sich vernehmbar zu machen und die Interessen der deutschen Bühne mit Nachdruck in Angriff zu nehmen.

Daß die Theateragenten zur größten Hälfte eine wahre Plage für alles, was mit dem Theater zusammenhängt, geworden sind, haben wir schon in früheren Artikeln oft genug ausgesprochen. Man beschloß, mit ihnen zu brechen, d. h. kein Engagement mehr, keine Verhandlung mehr anders abzuschließen als, ihre Vermittelung umgehend, mit den zunächst dabei Betheiligten selbst. So wurden die unverschämtesten Dinge von einem Theil dieser Menschenart zu Tagesfall gegeben. Wir hatten hinzufügen können, daß diese Menschen in den berliner Theatern sagen und die neuen Stücke, die sie nicht zum Leben haben, anpfeifen, denen aber, die sie den Autoren ablaufen, mit einer organisirten Claque zu „stürmischem“ Succès verhelfen.

Das Unternehmen des Herrn von Hülsen und seiner Genossen war im höchsten Grade lobens- und rühmenswerth. Nicht im mindesten können wir in das „Triumph“ mit einstimmen, das gerufen wird, seitdem die Niederlage der Intendanten bekannt wird. Denn eine Niederlage haben sie erlebt. Herr Heinrich erklärte sich für unvertilgbar und der Erfolg bestätigt sein Selbstvertrauen. Der dritte in dem ehemaligen „Freundschafts“-Bunde, Herr Wallner, ging zu Herrn Heinrich über und am 1. October wird ein in Dresden beschlossenes System beginnen, das gewiß vielen sehen, ja die ganze Schöpfung des Herrn von Hall, den Cartellverband, leicht gänzlich sprengen kann. Die Hälfte der deutschen Theaterwelt kann ohne Herrn Heinrich nicht existiren.

Bei jenen dresdener Conferenzen ist auch beschlossen worden, die dramatischen Autoren aufzufordern, sich zu vereinigen und eine Petition ob rechtsaufzustellen. Man scheint gefühlt zu haben, daß das Gute, welches bisher den dramatischen Autoren von den Agenten gewährleistet wurde, in einem energischen Beistand für die Interessen derselben bestand. Nicht, daß der dramatische Autor immer einen Agenten bedarf, der am Tage der Vorstellung eines neuen Stücks von ihm in der neuen berliner politischen Judenpresse telegraphirten kann: „Seien Sie ruhig! Was gemacht werden kann, wird gemacht“ und, wenn das Glück gut geht, Autor und Darsteller abermal „stürmisch“ an die Lampen ruft: es gibt mancher verhängnißvolle Verhandlungen, vorzugsweise während in der Hauptsache, mit der mancher Agent sich an die Thür einer Generalintendanz zu legen weiß, gewiß ab gewiesen wird und doch immer wiederkommt, die Vergessenheit eines Stücks bewirkt, das Zahlen des Honorars beschleunigt und ähnliches, was der deutsche Theaterdichter leider zu oft nur durch ein Netz Diener und Bettler und Bedienstete und unterthänig sich Neigen vor der „Excellenz“ herausbekommen kann.

Unterrichtet sei es hier, wie an die dramatischen Autoren ergangene Aufforderung zu missdeuten? Viel hat man gesagt, es läge ihr nur das Gefühl der Schwäche zu Grunde, die Intendanten bedürften einer anderen literarischen Zustimmung, als die man sich selber durch ein Aergerniß erkaufte, man bedürfte einer verstärkten Phalanx gegen die Agenten, die nur durch gemeinschaftliche Kraft könnten niedergeworfen werden. Es mag daran etwas Wahres sein, aber die Aufforderung ist erfolgt und wir wollen wünschen, daß die namhaftesten Autoren ihr Gehör geben. Wir wollen wünschen, daß sie endlich einmal das „unser“ aussprechen, was die Führer des Theaterverwaltungen mit Ja und Nein von den praktischen Kräften hören sollen.

Nur möchten wir Herrn von Hülsen, als die Seele dieser ganzen Aktionen, noch darum ersuchen, daß gerade er Veranlassung nehmen möge, diese neuesten Erfahrungen als eine Krisis zu betrachten, die sein Gewissen bestimmen sollte, sein ganzes bisheriges System zu prüfen und nach besserer Einsicht zu ändern.

Wenn irgendein neuerer Intendant dazu beigetragen hat, dem deutschen Theaterleben die Ruhe des Kirchhofs zu geben, so ist es Herr von Hülsen. Sein Theater verdient den Beinamen, um in einem alt-

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 48. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Faber.

Eine Novelle.

II.

„Der Todeskampf meiner Mutter, die starb, da ich funfzehn Jahre alt war, hat mich so ernst und so früh selbständig gemacht. Meine Mutter wollte nicht sterben, weil sie mich nach ihrem Tode ohne Verwandte, ohne Schutz und Hülfe in der Welt wußte. Aber der Vernichter des Lebens hat kein Erbarmen mit jammernden Müttern und spottet der Auflehnung seiner Opfer. Meine Mutter mußte sterben, sie mußte und wollte nicht! Sie starb, nachdem ihr Sarah das Versprechen gegeben hatte, mich nie zu verlassen, und noch ehe sie aussprechen konnte, was sie von mir verlangte. Aber ich verstand die zuckende, abbittende Bewegung ihrer Lippen, die den Tausch verlangten und den ausdrucksvollen, bittenden Blick, den sie auf mich heftete, bis ihr Auge brach. Dann war ich eine Waise, eine Waise in jeder Bedeutung. Schon zehn Jahre früher war mein Vater gestorben, der, obgleich einer der gesuchtesten Aerzte in Polen, doch nur ein geringes Kapital hinterlassen hatte, das bei der außerordentlichen Wirthlichkeit meiner Mutter ausreichte, sie vor drückenden Nahrungssorgen zu schützen und mir die nothwendige Schulbildung zukommen zu lassen. Dagegen stand ich jetzt mittellos da und neben der Trauer um die geliebte Mutter erwachte die Sorge um Begründung und Sicherung meiner Existenz. Die alternde Sarah, wenngleich eine treue, zuverlässige Dienerin, war doch nicht im Stande, Vertrauerin und Rathgeberin meiner Zukunft zu werden. Auf meine Kenntniß der polnischen und englischen Sprache gestützt, schrieb ich nach Berlin, wo ein Freund meiner verstorbenen Aeltern lebte, der eine der thätigsten Buchhandlungen besaß. Ich legte ihm meine Lage auseinander und bat ihn, mir Uebertragungen aus dem Englischen und Polnischen ins Deutsche anzuvertrauen. Die Antwort kam bald, worin er mir sagte, daß ihm außer dem freundschaftlichen Verhältniß, in dem er bisher zu unserer Familie gestanden, auch eine geschäftliche Verbindung angenehm sein und daß es ihm große Freude machen würde, wenn ich durch diese Art von Thätigkeit eine mir zusagende Existenz gewinnen könnte.

„Ich mußte sehr fleißig sein, aber ich schrieb gern und war so mit Muth und Leben dabei, daß ich kaum einen andern Wunsch kannte als den, nie das Bedürfniß des Schlafes zu empfinden, um ununterbrochen arbeiten zu können.

„So hatte ich drei Jahre gelebt, ohne in meiner Lebensweise sonderlich unterbrochen zu werden. Die Familie des Regierungsraths Sillow war damals in Posen und die einzige, der ich mich angeschlossen hatte. Die hohe, ausgezeichnete Bildung, die vorurtheilslose, freisinnige Richtung der einzelnen Familienglieder, wie ihre ganze liebenswürdige Häuslichkeit, übten einen großen, wohlthätigen Einfluß auf mich. Dort begegnete ich auch Albrecht Arnd. Es war am 15. October, des Abends, wo sich einige Freunde bei Sillows

zusammengefunden hatten; kurz vorher war Arnd zum Offizier avancirt und nach Posen versetzt worden. Ella, die älteste Tochter der Silkows, hatte mir schon von ihm gesprochen und ihn als den Liebling ihrer Mutter bezeichnet, deren Vorliebe und Geschmack sie nicht theilen mochte. «Er macht den Eindruck eines vollendeten Engländers, und in dieser Eigenschaft mochte er dir gefallen, Esther», schloß sie neckend. Sie hatte so viele Bemerkungen über Arnd gemacht, daß es mir auffallen mußte, da das sonst nicht ihre Art war; ebenso die Bemerkung des Vaters, der verlauten gelassen hatte, daß der junge Mann seinem neuen Rock längst entwachsen sei.

„Zuletzt kam Arnd. Wie sah er aus? Ich weiß kaum, ob es mir glücken könnte, Einzelheiten an ihm nachträglich zu beschreiben. Es ist mir, als hätte ich sie nie betrachtet, trotzdem ich sie so lange und so oft gesehen habe. Lange, ehe ich ihn bei Silkows sah, hatte ihn das Auge meiner Seele erblickt. Dann war es vor mich getreten, das edle verkörperte Bild meiner Phantasie, mein Herz hatte ihn erkannt und geliebt und sich immer, immer nur mit ihm beschäftigt. Dann ist er gestorben und meine Seele hat sich nie von ihm getrennt. Es ist mir, als hätte ich ihn geliebt seit dem Anfange aller Tage, und als würde ich ihn lieben bis an das Ende alles Lebens. Denn ich habe Arnd geliebt; und darin besteht eben die Göttlichkeit der Liebe, daß sie ohne Anfang und Ende ewig und unwandelbar ist wie Gott selbst. Oder konnte man die Liebe mit einer Leidenschaft vergleichen, die sich entzündet, aufflammt und vergeht, die, ihren Gegenstand wechselnd, bald zu-, bald abnehmend, mit jedem andern Tage eine andere Gestalt gewänne? Eine ehemalige, vergangene, entschwundene Liebe ist nie die Liebe selbst gewesen. Wie viele Regungen kennt nicht das bewegliche Menschenherz! Und wie dies Herz, davon überströmend, auf die Lippen tritt und wie diese Lippen unmöglich alles bezeichnen können und in langer Gewohnheit den Sammelnamen Liebe gebrauchen!

„Albrecht Arnd machte den Eindruck eines bestimmten, scharf ausgeprägten Charakters, der im Augenblick fesselt und interessirt. Männlicher Ernst, der die stolze Selbständigkeit seines Wesens besonders hervorhob, lag über sein edles Gesicht gebreitet. Eine Bitterkeit, die in einem Zuge seiner vorgeschobenen Lippen lag, konnte leicht entgehen, aber sie war vorhanden. Sein Blick war ruhig, forschend auf den Grund gehend, mit Geist und Gemüth sprachen herzgewinnend aus seinem tief liegenden Auge. Aber da waren dunkle, buschige, trotzige Brauen, die zurückschreckten und neidisch den gedanken- und seelenvollen Blick nicht immer hervordringen ließen.

„Die ganze Erscheinung hätte, sie drückte oder erhob, je nachdem die Individualität war, die sie berührte. Nie im Leben habe ich Grund gehabt, mir etwas einzubilden, und Hochmuth hat immer fern von mir gelegen, aber Arnd gegenüber lernte ich demüthig sein. Ich kann begreifen, mit welchem Stolz eine Frau auf den geliebten, ihr geistig überlegenen Mann blickt, wie sie sich zugleich nach ihm bildet, immer bestrebt, nur in seinem Geiste zu denken und zu handeln und alles, vor allem sich selbst mit seinem Wesen in Harmonie zu bringen sucht. Und wie der beglückte Mann dies erkennend sein zweites, selbstgeschaffenes Ich bedauert und liebt, vielleicht nicht ganz so als sein erstes, aber doch mehr als jedes andere in der Welt. Und das thut auch der Frau nichts, sie liebt den Geliebten doch mehr als sich selbst, sie erkennt seine Ueberlegenheit so gern an und betrachtet nur das Glück, neben ihm zu stehen, ohne daran zu denken, ob rechts oder links, als erste oder zweite.

„Schon am ersten Abende, bei Gelegenheit der ausgebrachten Toaste, bemerkte ich, daß Arnd's politische Richtung freisinnig, selbstständig, tüchtig und rücksichtslos war in den Vordergrund trat. Was er sprach, war geistreich, wahr und überzeugend, aber ohne Harmonie mit seiner Uniform und den Rücksichten und Verbindlichkeiten gegen diese. Der junge Lieutenant hätte anders sprechen sollen, Albrecht Arnd konnte nicht anders.

„Im Laufe eines Jahres hatte ich Arnd öfter bei Silkows gesehen; er hatte mit mir gesprochen, wie mit den andern Damen; ich erinnere mich nie der geringsten Auszeichnung, die mir von ihm zu Theil geworden wäre. Und ich — liebte ihn und verzweifelte und durfte nichts merken lassen. Silkow hatte dem Staatsdienste entsagt und zog nach Berlin. Die Räthin hatte mir vorgeschlagen, mich ihnen anzuschließen, was ich gern that, da nun in Posen niemand lebte, der mich an den Ort gefesselt hätte. Der 15. October war zur Abreise festgesetzt. Am Tage vorher trat Arnd in mein Zimmer, er hatte mich nie vorher besucht, wie andere junge Männer, die bei Silkows Zutritt hatten, wol zu thun pflegten. Ueberrascht und erschrocken konnte ich kein Willkommen hervorbringen; zudem war sein Blick so finster, wie

ich ihn nie vorher bemerkt hatte. »Sie wollen abreisen, Güther«, sagte er, »und wissen, daß ich Sie liebe und nicht leben möchte, ohne Sie zu sehen?« Eine solche Gewalt hatte Arno über mich, daß ich gedemüthigt, mit niedergeschlagenen Augen, wie eine Sünderin vor ihm stand. Er fuhr fort: »Wenn ich unglücklich bin, so kann ich Ihnen keine Vorwürfe deshalb machen, aber Sie hätten anerkennen sollen, daß ich mehr als menschlich litt, wenn ich, gewaltsam mich beherrschend, nicht mehr von Ihnen begehrte, als Sie eben zu dürfen. Gesetz und Verhältnisse stehen zwischen unserer Verbindung, aber Sie hätten hier bleiben sollen, Ihren Anblick hätten Sie mir nicht entziehen dürfen.« Dunkler, zusammengepreßter Grimm lag in dem Tone seiner Worte, nichts von flammender Heftigkeit oder Aufwallung. Ich hatte das Gefühl, als müsse er jeden Augenblick einen Laut ziehen, mich zu erwürgen; aber ich fürchtete mich nicht. Ich fühlte mich so im tiefsten Innern beleidigt, verletzt und gekränkt, daß es mir eine Wohlthat gewesen wäre, zusammenbrechen und sterben zu dürfen.

„»Arno —« brachte ich endlich hervor, ich, wollte ihm sagen, daß er mir Unrecht, harte und grausame Eingriffe in mein Herz gethan habe über die er sich nicht rechtfertigen könne, und noch vieles, vieles. Aber ich kam nicht dazu; ich sah in sein Auge, das sprach Liebe, aber keine glückliche, eine verzweifelte, trostlose Liebe. Jedes bittere Gefühl schwand in mir, nur das Herz unglücklich sei, empfand ich, daß er litt und kämpfte, und daß er mich liebte. »Güther, du hast gar kein Wort für mich?« sagte er meine Hand nehmend. Ueberwältigt sank ich in seine Arme, und als ich zu ihm aufblickend den Strahl warmer, reiner Liebe in seinem Auge sah, der tief in mein Herz drang, da gewann ich Leben und Seele und Sprache wieder. »Ist's nicht genug Glück, wenn wir uns lieben; Arno?« sagte ich leise, »wenn alle eine Verbindung, die dich zwäng? Sollte das mächtige Band der Liebe nicht jener dünnen Fäden entbehren können, die immer reißen, wenn dieses haltende Band sich löst? Ich liebe dich schon lange, aber ich habe noch nie an eine solche Verbindung gedacht.« »Güther, Güther!« sagte er wie verweisend, und erschrocken über meine Verwegenheit mich loslassend. »Sag' mir, ob du mich liebst, wie ich dich liebe, Güther«, sagte er dann wieder näher tretend und mir tief in die Augen blickend. »Mehr liebe ich dich, Arno«, rief ich überzeugt, »weit mehr! Vor Liebe habe ich nie eine Verbindung denken können!« »Aber dann muß es auch eine solche geben«, sagte er wie zu sich selbst sprechend, und wieder leuchtete die düstere, erschreckende Glut in seinem Auge. Als ich zurück in das Sonnenlicht am Fenster trat, glänzte eine der goldenen Zahlen aus seinem Spaziergang in meinem schwarzen, weiten Spitzenkleid. »Sieh', ich kleide mich schon für unsere Liebe«, scherzte ich, »nächstens werde ich mich auch bewaffnen.« »Daran werde ich dich zu verhindern wissen«, sagte er, mich fest in seine Arme schließend, »ich werde dich nicht mehr loslassen, Güther, so hab' ich dich lieber.« »Thu' es auch nicht«, bat ich, »es ruht sich so sicher in deinem starken Arm, ich möchte so sterben.« »Sterben?« fragte er, »wie kommst du darauf? Du darfst nicht sterben. Wenn mein Arm gelähmt dich nicht mehr zu halten vermag, dann sterbe ich und das mit Recht und Grund. Aber du, welchen Grund kennen du haben?« »Eine Sehnsucht ist ein Grund — aber mitten im Glück, wie kommen wir auf Todesgedanken?« fragte ich ablenkend. »Aus Uebermuth«, antwortete er, wie im Scherz, aber es war ein schwermüthiger, erzwungener Scherz ohne Klang und Bedeutung.

„»Du mußt jetzt reisen, Güther«, sagte er, eine beängstigende Pause unterbrechend. »Ich werde kämpfen für unsere Liebe, wie ein Mann es muß. In einem Jahre folge ich dir. Was Liebe und Ehre geboten, werde ich in dieser Zeit gethan haben, um in deinen Besitz zu gelangen. Dann, wenn alles überstanden, komme ich, dich als mein geliebtes Weib zu umarmen. Bis dahin sei glücklich!« Er drückte einen Kuß auf meine Lippen, küßte noch ein Lebewohl, und ging. Am andern Morgen reiste ich ab, ohne ihn vorher noch zu sehen."

„Ein Jahr hatte ich in Berlin verlebt; da war der Jahrestag, an dem Arno versprochen hatte, zu mir zu kommen. Es war früh um neun Uhr, als er in mein Zimmer trat. Ueberglücklich jubelte ich ihm entgegen, ohne zu ahnen oder bald zu bemerken, wie niedergeschlagen Arno war. »Schließ die Augen, Güther«, sagte er mit unaussprechlicher Innigkeit meine Augen küssend; »es ist nicht gut, wenn du dem gedemüthigten, schwachen Manne, der dem geliebtesten Wesen sein Wort nicht zu halten vermag, so vertrauend entgegenblickst.« Ich hörte nur von Wort und Demüthigung und Vertrauen, aber keinen Zusammenhang. Ich empfand nur, daß Arno da war, und daß er mich noch

liebte, und verstand, nachdem er es mir sehr oft wiederholt hatte, daß er vier ganze Wochen Urlaub habe, in denen er mich täglich besuchen würde. Es war eine sehr, schöne Zeit, hinreichend, für ein ganzes Leben voll Schmerz und Leid zu entschädigen.

„Arno interessierte sich für meine Ueberlegungen, die, mein freisinniger, politischer Denkens, Stoff zu ernste Unterhaltungen gaben. Mit besonderer Vorliebe sprach er über die verschiedenen Religionen und ich bemerkte, wie er mit vollster Ueberzeugung und rührender Kindlichkeit dem Glauben des Christenthums huldigte, wie es sein innigster Wunsch war, mich für seine Ueberzeugung zu gewinnen. Ich empfand eine Hinneigung zu den Lehren des Christenthums, sie sind milder und versöhnender als die des harten Judenthums. Viel dachte ich an meine Mutter, die auf ihrem Sterbebette noch mit sterbendem Blick mir gesagt, dem Gotte unserer Väter treu zu bleiben; aber ich wußte auch, daß sie der Lehren nie eine Abneigung gegen das Christenthum gehabt, daß vielmehr nur der Einfluß eines reichen Onkels, der außerhalb Europas lebte, diesen Wunsch veranlaßt hatte. Ich erinnerte mich mehrerer Briefe, in welchen er ihr geschrieben hatte, daß ich dereinst seine Universalerbin sein würde, falls ich nicht etwa zum Christenthum übertrete. Meine Mutter hatte mein Glück gewollt, und dies für die arme Waise zunächst im Gewinn eines so bedeutenden Vermögens gesehen; aber ich hielt mich ihrer Zustimmung für gewiß, wenn ich das mir zugedachte Glück mit einem andern vertauschte. Jedenfalls aber wollte ich mein Gewissen nicht beunruhigen und sprach, ohne Arno etwas davon zu sagen, mit einem katholischen Priester. Dieser verwarf meine Bedenken mit großer Sicherheit als Scrupel, die mich von der ewigen Seligkeit nicht zurückhalten dürften, was mich veranlaßte, am Schluß des Gespräches ihn zu bitten, mir den üblichen Convertitenunterricht bald zu ertheilen und den Zeitpunkt meiner Taufe festzusetzen. Da trat ein Ereigniß dazwischen, das mein Verhalten auf lange hinausgeschoben und vielleicht ganz vernichtet hätte, wenn nicht meine tiefe Liebe zu Arno und dessen Muth den schweren Kampf bestanden hätte.

Am 1. November feiert die katholische Kirche das Fest aller Seelen. Es war früh am Morgen, als Otto Sikow in mein Zimmer trat und mir vorschlug, mich heute an dem Gottesdienst in der Hedwigskirche zu betheiligen; er sagte mir, daß ich dort Gelegenheit haben würde, ein großes Rednertalent zu bewundern, da ein durchreisender, berühmter Jesuitenpater die Predigt übernommen habe. Nie habe ich die Kirche so gefüllt gesehen. Meine Erwartung in Betreff des Predigers spannte sich auf das höchste. Endlich betrat er die schwarz ausgeschlagene Kanzel. Er erschien nicht groß, sein Gesicht blaß, voll und geistreich. Seine Worte waren hinreißend; anfangs sprach er leise und blieb regungslos, allmählich aber brachte das Feuer seiner Rede Bewegung in ihn. Er begann mit dem Wahlspruch seines Ordens: Omnia ad majorem Dei gloriam, und sprach von der Bedeutung des heutigen Festes, von der streitenden und leidenden Kirche, von den Liebeserweisen der ersteren gegen die letztere, von der Seligkeit des Jenseits. Liebe war der Grundton seiner Rede. Liebe war nach ihm das goldene Band in der Hand Gottes, mit dem er den Triumph, das Streiten und Leiden seiner Kinder zu einem großartig herrlichen Ganzen verknüpfte. Sie verstehe, was Menschen getrennt gewesen, sich wiedervereinen und gemeinsam hatte; Liebe hatte das Jenseits und die Ewigkeit geschaffen. Er schloß begeistert, in dem Tone unaussprechlicher Sehnsucht mit dem Psalter: ‚Wer gibt mir Flügel wie einer Taube, daß ich fliege und ruhe!‘

„Als er längst schon die Kanzel verlassen, konnte man noch jeden Athemzug in der Kirche hören. Hingerissen, begeistert und andächtig verharrte die Menge, wie um den heiligen Geist nicht zu verscheuchen, der über ihnen schwebte. Ich wiederholte mir den Inhalt der Predigt und gedachte des Redners. Jedes seiner Worte trug den Stempel tiefinnerster Ueberzeugung; er mußte von dem Gegenstande durchdrungen und selig sein in dem Bewußtsein, alles, was er auf Erden geliebt, dereinst wieder zu finden in dem Lichte himmlischer Verklärung. Ich bewunderte sein Sprechtalent; ohne falsches Pathos, ohne Künstelei; nichts von der weichen Blumen- und Bildersprache der andern christlichen Redner, die ich bisher gehört. Eine selige Ahnung von der Gewißheit des Jenseits überkam mich auch ich meinte vor Sehnsucht nach dem Christenthume. So sprachen unsere Rabbiner nicht, solche Seligkeit konnten sie nicht schildern, sie sprachen nur von dem starken, eifrigen Gotte, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern, nichts, nichts von all der Liebe!

Gedankenvoll kam ich nach Hause, wo Sorah ungeduldig wartete mich umzukleiden. Der Rath

Silkow gab heute, mehrere Freunde zu ehren, ein Gastmahl, zu dem ich auch geladen war. Die Zeit bis zur Aufhebung der Tafel wurde mir endlos lang; denn mein erster Blick beim Eintreten war auf ein langes, glänzendschwarzes Mönchsgewand gefallen und in freudiger Ueberraschung hatte ich den Redner des Morgens aus der Hedwigskirche erkannt; er saß entfernt von mir und ich brannte vor Begierde ihn anzureden. Endlich standen alle auf, er schritt mir entgegen mit der üblichen Verbeugung, und es fiel mir nicht ein, daß meine Worte hier zu unrechter Zeit und am unrechten Ort sein könnten. Ich dankte ihm in begeisterten Worten für den Seelengenuß seiner heutigen Predigt und schloß ungefähr so, daß ich meinen Leib fast nicht mehr fühlend mich hätte hinlegen und sterben mögen. Diese Aeußerung veranlaßte ihn zu lautem Gelächter. »Nun«, sagte er dann, »es ist mir schon lieb, wenn meine Predigten gefallen und Eindruck machen, das sollen sie auch — aber wünschen Sie sich deshalb nicht zu sterben. Es ist schon besser hier auf der Erde, wo man weiß, was man hat; wer verbürgt mir z. B. im Jenseits ein so schönes Gastmahl wie unser heutiges, und die Gegenwart eines so schönen Mädchens, wie ich dabei im Auge hatte?« Er lachte wieder und ich schwieg, wie vernichtet. Mehrere Herren erlösten mich durch ihr Hinzutreten von dem Schrecklichen; ich hörte, wie sie ihn in ein sehr weltliches Gespräch zogen, für das er liebenswürdiges Geschick und große Gewandtheit entwickelte. Arndt, der bei Tisch nicht neben mir gesessen, kam dann und sagte, wie mir die heutige Predigt gefallen. »Recht gut«, antwortete ich ausweichend, und nie kam mehr ein Gespräch über Religion zwischen uns zu Stande.

„In der Nacht konnte ich nicht schlafen und als sich endlich früh am Morgen meine Augen schlossen, schwebte mir ein üppiges, dunkelrotes Kleid vor, nach dem ich mich schnte, auf das es mich hinzog mit mächtiger Gewalt, und unter dem ich mit Entsetzen eine giftige Schlange wahrnahm, die, ganz versteckt von dem schwarzen Mönchskleide, mit ihrer gespaltenen Zunge mir entgegenzischte."

„Arndt war nach Ablauf seiner Urlaubszeit zurück nach Posen gegangen. Er schrieb mir häufig, aber es schien mir, als ob mehr das Bedürfniß, seinem Herzenskummer über den Stand der politischen Angelegenheiten Worte zu geben, als die Sehnsucht nach mir ihn dazu trieb. Die verhaßte Nationalität, an der er sich im Gefühle seiner Kraft und Thatenlust verurtheilt sah, war ihm ein Zwang, der mit eisernen Ketten alle Schwungkraft seines regen Geistes lähmte. »Ich habe nichts zu thun, als mich zu ärgern«, schrieb er einmal.

„So war das Jahr in Kummer und trüben Ahnungen vergangen. Ehe es mir vorher geschrieben oder angedeutet zu haben, kam Arndt, Anfang October, nach Berlin. Er war sehr verändert. Der leise, bittere Zug um seinen Mund war stark hervorgetreten und charakterisirte sein verbissenes Empfinden; der ganze edle Mann war zusammengebrochen, ein Bild tiefen Kummers und innerer Zerknirschung. Ich unterdrückte meinen Schmerz, nur die Freude über seine unerwartete Ankunft äußernd. »Meine Seele war immer bei dir, geliebtes Mädchen«, sagte er zärtlich, »um diesen elenden Körper, den Sklaven der Verhältnisse, konnte sie nicht mit sich schleppen; und dieser ist's doch auch nicht, den du liebst.« »Was wüßte ich denn von deiner schönen Seele, wenn sie mir nicht in dem Körper entgegengetreten wäre? Schmähe ihn nicht; ich liebe ihn in unaussprechlich. Jedes Pünktchen, jedes Härchen daran liebe ich; glaub' mir das, Arndt.« Er schüttelte den Kopf. »Du irrst dich, Väterchen —, doch jedenfalls wollte ich bei dir sein, wenn der Jahrestag einträte, an dem ich dich zuerst gesehen. Drei Jahre liegen dazwischen, drei ganze Jahre der Unthätigkeit und nutzlosen Thätigkeit, die mich um keinen Schritt vorwärts gebracht haben.« »Schilt doch nicht auf die schönste Zeit meines Lebens«, bat ich. »Du bist ein Engel«, sagte er innig, »denk an die Sehnsucht, die ich nach dir empfunden habe, da ich mich setzen in den Wagen warf mit dem Bewußtsein, dadurch eine strafbare Desertion zu begehen. Ich kam hierher vom Thore, der mir den Urlaub verweigert hatte. Andernfalls hätte ich reisen, nicht nach Berlin; zu einer andern Reise wollte er mir Urlaub geben. Wie finden Sie das, Väterchen?« »Sehr unliebenswürdig gegen mich«, sagte ich lächelnd, alle aufkeimenden Besorgnisse in mir unterdrückend.

„Einige Tage waren langsam dahingegangen, da kam der 15. des Monats. Ganz gegen seine Gewohnheit kam Arndt erst gegen Abend, wo er mich traurig und verstimmt in meinem Zimmer fand. Eine dunkere Ahnung bedrückte mein Gemüth, ich vermochte keinen scherzhaften Ton anzuschlagen und auch Arndt war im höchsten Grade mißgestimmt. »Sieh den kalten Stern an, wie

er hohnlächelnd auf unsere Liebe sieht«, sagte er, da der glänzende Abendstern durch das Fenster blinkte. »Thu' ihm nicht unrecht«, sprach ich für den Stern, »er ist so mild und innig theilnehmend; seine Einsamkeit hat mich oft getröstet, wenn ich in der meinen verzagen wollte. Sieh' ihn nur genau an; sein Betrachten kann recht glücklich machen.« »Glücklich? einen Engel wie dich vielleicht, der den Himmel sieht und von der Erde nichts empfindet; nur keinen Sterblichen, keinen Menschen wie mich, der sein Glück auf der Erde begründen und seinen Himmel hier erschaffen will. Ich sehne mich nicht nach dem Jenseits, wo alles unbekannt und verschleiert ist; ich wünsche mir keinen Himmel, den ich nehmen muß wie er ist, zu dessen Schöpfung ich nichts beigetragen, von dessen Wesen und Beschaffenheit ich mir keinen Begriff machen kann. Bei dir möchte ich bleiben, dich möchte ich besitzen, bei dir fühl' ich Glück. Aber das ist ein Verbrechen; ich liebe dich und du sollst mein Weib nicht werden dürfen. Das ist die gepriesene Freiheit des Menschen, daß er nicht lieben darf was er will, und nicht besitzen darf was er liebt. Sag' mir Esther, wo Freiheit ist.« »Ueberall sind' ich Freiheit; die Seele ist frei.« »Ja, ohne den Körper, also im Tode. Und ist der Tod selbst frei? Versuch' es einmal, geh' offen zu Werke, nimm das Todeswerkzeug zur Hand und sage: Du fühlst dich frei genug, mit deinem eigenen Selbst thun zu dürfen, was du wollest, versuch' es einmal und jeder Thor wird sich berufen fühlen, dir bessere Begriffe über Freiheit beizubringen. Nur heimlich und versteckt darfst du aus dem Leben gehen und selbst dann bleibt noch dieser schimmerliche Körper in der Gewalt seiner Peiniger.« »Wie du bei deinem jungen kräftigen Leben so gern an den Tod denken magst. Denkst du denn gar nicht an die zahlreichen Pflichten, zu denen der Himmel dich auf die Erde gesandt, und die du noch nicht erfüllt?« »Pflichten? Freilich; gegen dich hätte ich Pflichten, aber diese gönnt man mir nicht, und mit ihnen entzieht man mir den Pflichtenkreis meines ganzen Lebens. Weil du, die Jüdin, keinem Christen gesetzlich gehören darfst, weil auch die getaufte Jüdin ein armes Mädchen sein würde, die dem mittellosen Lieutenant seinen Comfort verschaffen könnte, deshalb werde ich für unfähig erklärt, die Geliebte meiner Seele je zu besitzen. Du weißt nicht, Esther, wie viel Schritte ich vergebens gethan, wie ich gekämpft, gefleht und gebeten habe — alles umsonst.« Was ich auch sagen mochte, ich vermochte nichts über ihn, bis ich endlich erschöpft mich laut weinend in seine Arme warf. Er suchte mich zu beruhigen und ging dann bald fort. Ich blieb mit Sarah den ganzen Abend allein und weinte die ewiglange, schreckliche Nacht hindurch. Am andern Morgen kam ein Brief von Arnd. Ich erbrach ihn, hastig, aber auf alles gefaßt. Die geliebte Hand war sicher gewesen, als sie schrieb, das ist später mein Trost geworden. Der Brief sagte:

„»Esther, du Ewiggeliebte! Wird es dich beruhigen, wenn ich dir sage, daß ich endlich glücklich bin, daß mein Geist Frieden findet und meine Seele die deine umschwebt und sagt: ich lebe? Wenn du dies lesest, mein starkes Mädchen, werde ich nicht mehr sein; mir war das Leben zur Last und wäre dir endlich zum Fluche geworden. Jetzt ist es gut, Esther, glaube mir das. Dieser Schritt war eine Nothwendigkeit, die ich, von allen Seiten betrachtet, als unumgänglich erkannt habe. Dir sollte ich entsagen und mit dir dem Glücke, aller Lebensfreude, allem Lebenszwecke. Lohnt es denn der Mühe zu leben ausschließlich eines Schmerzes wegen? Oder ist es sündlich, der Thatenlosigkeit, der Schmach, der eigenen Verachtung zu leben? Der Gedanke an diesen letzten Schritt hat mir öfter als Stütze gedient in meinem verhaßten, unnützen, überall zusammengepreßten Dasein; hätte ich diesen Ausweg nicht gefunden, ich hätte wahnsinnig werden und elend umkommen müssen. Konnte ich schwanken in solcher Lage? Würdest du nicht selbst meiner Wahl beigestimmt haben, wenn ich deinen Rath gefordert? Gönne mir den Stolz, von dir zu gehen in dem Bewußtsein voller Jugendkraft und im Besitze deiner Liebe, die du, edles, vollendetes Weib, doch dem unmännlichen, schwachen Manne einst entzogen hättest. Jetzt sind wir gerettet und leben beide. Auf Wiedersehen, du einzig ewig Geliebte!«

„Die berliner Zeitungen, deren eine ich noch aufhebe, schrieben: »Am 15. October, abends 9 Uhr, erschoß sich ein junger, talentvoller, höchst geachteter Offizier. Als Grund dafür wird eine unglückliche Liebe angegeben, die er zu einer hiesigen Jüdin gefaßt hatte.«

„Armer Kind! Die Schmach, eine Jüdin geliebt zu haben, ist verzeichnet auf sein Grab geschrieben; aber diese Jüdin war ein Weib, das liebte, das eine Seele hatte, die dir zu eigen, von dir geführt, mit dir vor dem Throne des Dreieinigen kniet, und betet und jubelt, weil sie in deinem Gott den Gott ihrer Kindheit, denselben

Gott erkennt, zu dem ihre Väter gebetet, den sie nicht den Dreieinigen genannt, der aber doch derselbe einzige Gott ist, für alle Nationen."

„Es war in Nizza und vier Monate nach Arndt's Tode, zu Anfang des Februar. Mein Arzt hatte mir die reine, milde Luft Italiens dringend anempfohlen und im Grunde war mir jeder Ort gleich, an dem ich lebte.

„Ermüdet von einer Kuspromenade hatte ich mich auf eine Art Bank in einer Allee niedergelegt und blickte zurück nach dem Thurme des Kapuzinerklosters Bartholomä, an dem ich vorüber gegangen. Ich überdachte die Einzelheiten der Nachricht von dem Tode meines bewährten, hochgeschätzten Freundes des Buchhändlers N., die mir gestern zugegangen; — ich sah den Tod, wie er mit scharfer Sense um mich herging, alles, was mir nahe stand, abmähte und nur mich, mein gar zu jämmerliches Wesen, verschmähte. Da hörte ich den festen, gemessenen Schritt eines Mannes hinter mir, und da ich mich wandte, erblickte ich einen Fremden. Ich hatte den Mann schon öfter gesehen; er war einer der regelmäßigen Spaziergänger Nizzas, der täglich zu derselben Stunde an meinem Fenster vorüberkam. Seine würdevolle Haltung, der Ausdruck von Milde und Seelenfrieden in seinem Gesicht, wie die Bemerkung, daß er mit seinem treuen langen Begleiter deutsch sprach, hatten mich auf seine Persönlichkeit schon früher aufmerksam gemacht. Er trug stets schwarze Kleider, jedoch nach keinem besondern Schnitt, der auf seinen Stand hätte schließen lassen; in seinem Begleiter dagegen erkannte man leicht den katholischen Priester.

„Ich erschrak nicht, da der Fremde sich neben mich setzte, in der deutlichen Absicht, mit mir zu sprechen. Im Gegentheil, es lag etwas unendlich Vertrauengewinnendes in seinem Wesen. ‚Was fehlt Ihnen?' redete er mich in großer Milde und so sicherem Tone an, als habe er ein Recht oder gar die Verpflichtung, danach zu fragen. ‚Ihr tiefes Trauerkleid veranlaßt jeden, der selbst einmal getrauert, sich Ihnen zu nahen; eine innere Verwandtschaft bleibt, auch wenn die äußern Zeichen längst abgelegt. Können Sie Ihren Kummer aussprechen, so thun Sie es getrost in eine Brust, die jeglichen Erdenschmerz gekannt und in sich verschlossen hat.' ‚Mein letzter Freund ist gestorben, meine Aeltern und alle, die ich geliebt, sind todt. Es ist die Bestimmung meines künftigen Lebens, zu trauern.' ‚Das wäre ein arges Verkennen der edeln Lebensbestimmung, deren ich Sie für die Dauer nicht fähig halte. Schwere und Erhebung kommen aus Einer Hand. Seien Sie stolz auf das Kreuz, das der Herr nur denen auflegt, die er liebt, denn das Kreuz ist die Krone seiner Liebe.' ‚Das Kreuz!' entgegnete ich mit leisem, unbewußtem Kopfschütteln, das dem Fremden auffiel. ‚Verzweifeln oder verkennen Sie die Allmacht des Kreuzes, die so siegreich den Schmerz bekämpft und heilen möchte?' ‚Mit dem Kreuze tröstet der Gott der Christen; ich bin eine Jüdin.' ‚Auch vor die Jüdin erscheint das Kreuz, wenn sie es mit Vertrauen erfaßt. Und die mit Thränen säen, werden Freuden ernten. Lieben Sie das Kreuz und sein Segen und milder Trost wird über Sie kommen; Ihre Liebe, im Leiden geboren, wird echt und stark sein, wie sie es muß, um des Gegenstandes würdig zu sein.' ‚Die Liebe hatte mich zum Kreuze geführt und meine Augen haben verlangend darauf geruht; aber hinter seinem Stamme, der das Göttliche Bild trug, ringelte sich eine Schlange hervor, die mich erschreckte, daß ich floh.' ‚Die Schlange ist der Gefährte des Kreuzes', entgegnete der Unbekannte mit tiefem Ernst, ‚aber die Liebe darf ihr furchtlos entgegentreten; jene Liebe, deren Macht die Schlange kennt, die sie fürchtet und flieht, jene Liebe muß nicht mit Ihnen gewesen sein, meine Tochter.' Ich schwieg und sah tiefbewegt vor mich nieder. ‚Nehmen Sie meine Hand zur Versöhnung mit jener Schlange, die Sie erschreckt', sagte er, mir seine Hand reichend, indem er aufstand; ‚die Schlange am Boden thut auch ihr Gutes, denn sie erhebt die Gläubigen des Kreuzes und gibt Zeugniß von dessen Allgewalt. Wenn Sie versöhnt, berufen und entflammt durch den Strahl göttlicher Gnade, vor dem Kreuze niedersinken, wenn Ihr beseligtes Auge die Liebe und die Größe seines Werthes erkennen wird, und die Schlange verschwunden, ehe Sie sie bemerkt, dann gedenken Sie eines der geringsten Diener des Herrn, dessen Panier das Kreuz war, das er muthig erfaßt, noch muthiger fest gehalten, und mit dem ihm der Sieg geworden, da Kummer und irdischer Schmerz ihn zu bewältigen drohten. Gott sei mit Ihnen', sagte er, selbst bewegt und — wie um einer erwachenden Erinnerung zu entgehen oder ihr nachzuhängen, brach er kurz ab, und schlug einen Seitenweg ein. Von da ab sah ich ihn täglich, solange er noch in Nizza weilte, von dessen milder Luft er Genesung für ein tiefer liegendes Körperleiden hoffte. Jetzt ruht

er im Frieden, dieser treueste Jünger des Herrn, der so viel gelitten und so viel gethan, daß seine Werke ihm weit über das Grab folgen, daß er in den Herzen leben wird solange diese schlagen und, schmerzbewegt, einen Trost finden in der gleichen erhebenden Liebe dieses würdigen Kreuzträgers. Und wer könnte ihm mehr zu Dank verpflichtet sein als ich? Ich, die durch ihn das Kreuz erkennen und lieben gelernt, die er zu sprechen gelehrt: »Vater unser, der du bist im Himmel«, und vor allem zu betonen: »Dein Wille geschehe.« Ich werde nie seiner vergessen. Es war Melchior, Schleiens Kirchenfürst.“

„Wieder sind drei Jahre vergangen. Die Jahre ziehen vorüber wie Schatten, bei denen Entfliehen und Verschwinden gleichzeitig sind. Und doch hat jede Minute darin ihr Leben, das eine Welt zu umfassen vermag!

„Sarah hat sich als eine liebe, mütterliche Freundin in meiner Leidenszeit bewährt. Ihretwegen freue ich mich, reich geworden zu sein, wenigstens, da ich ihr Alter nicht pflegen, kann ich es doch sorgenfrei machen. Ein Vermögen, das der Zusammenfluß zweier Kapitale sehr bedeutend machte, war mir zugefallen; das erste geringere durch das Testament meines betagten, väterlichen Freundes, des Buchhändlers R., der, unverheirathet und ohne Verwandte, gestorben war; das zweite durch den plötzlich erfolgten Tod meines Onkels, der, auf einer Reise durch Deutschland, in Amsterdam verstarb, ohne ein Testament zu hinterlassen, in Folge dessen Hel mir sein ganzes Vermögen ohne jeden Vorbehalt zu. Doch was nützt mir jetzt das Geld! Es hätte ein Lichtstrahl in meinem Leben werden können, wenn Arnd noch gelebt hätte; die getaufte Jüdin hätte den einst verweigerten Segens erhalten können, wenn Arnd es nicht etwa vorgezogen hätte, diesen sich selbst zu erbitten, indem er in einen andern Stand trat, der seinen Geistesfähigkeiten mehr Gelegenheit zu freier Entwickelung bot. Vielleicht wäre er glücklich geworden; doch immer nur vielleicht!“

„Es war das erste mal nach Arnd's Tode, daß ich das Opernhaus in Berlin besuchte. Die Räthin Silkow hatte mich dazu aufgefordert und ich konnte es ihr füglich nicht abschlagen, da ich mich schon mehrere mal ihren Einladungen entzogen hatte. Ich liebte die Einsamkeit meines Zimmers, in der Erinnerung und Thätigkeit mich anregten und erfüllten, wo alles mich anheimelte, und jeder Gegenstand, als trauter Zeuge meines Schmerzes, Leben gewann.

„Die Einsamkeit ist für den Schmerzdurchzitterten eine Wohlthat und seine Rettung. In der Einsamkeit naht Gott und spricht: »Ich bin bei dir alle Tage.« Das ist die erste und einzige Trostesquelle, aus der unsere Ohnmacht zu schöpfen vermag, die uns zu festem Anschauen unseres Schmerzes, zu ruhiger Besonnenheit in unserer Lage kräftigt. Sammlung und Ergebung, Trost und Friede zieht in unser Herz, und der in uns wohnende Thätigkeitstrieb erwacht, in welchem der Fleiß wurzelt, der lebendige, anregende, segnende und gesegnete Fleiß.

„Die gefüllten, blendendhellen Räume des Theaters, die mich einst an Arnd's Seite entzückt, machten mir heute einen unaussprechlich abstoßenden Eindruck. Betäubt und geblendet nahm ich meinen Platz, mit dem deutlichen Gefühl, daß die Freude an der Gesellschaft, das eigentliche Leben, für mich mit Arnd gestorben sei. Als ich das letzte mal im Theater war, saß er noch neben mir, auf demselben Platze, den heute die Räthin einnahm. Dazwischen lag eine lange Zeit, mir aber war es, als müßte es gestern gewesen sein, so deutlich erinnerte ich mich jedes Wortes, jeder Bewegung an Arnd. Wie ein Traum, der sich zwischen heute und gestern gedrängt, drängten sich die Erlebnisse der letzten Jahre in einem endlosen Chaos durcheinander. Ich schloß die Augen, wie um den qualvollen Visionen meiner Erinnerung zu entgehen und seufzte nach der wohlthuenden Stille meines Zimmers. Alles um mich her war fremd und kalt, und der prüfende Blick der Räthin peinigte mich. Sie war, außer meiner alten Sarah, die einzige Person in der Stadt, für die ich Interesse hatte, aber sie war eine reine Verstandesperson, die mit anatomirender Kälte jede Herzensregung zerlegte und bewies, daß man diese, wie überhaupt das Herz, nie herrschen lassen dürfe, weil es sich nur zum Schaden der Klugheit und auf Kosten des Verstandes breit mache. Bei mir, wo Herz und Verstand nie als Gegner auftreten konnten, da das erstere, sich seiner Rechte längst bewußt, stets in den Vordergrund trat, fanden ihre Ansichten nie die gleiche Stimmung, was in den letzten Jahren oft schroff genug hervortrat. Sie hatte es stets gemißbilligt, daß ich Arnd's Gattin zu werden wünschte, und ihm selbst, den sie mütterlich liebte, Vorstellungen deshalb gemacht. Später, bei Arnd's letztem Schritt, zeigte sie eine merkwürdige Kälte und äußerte, daß

ſie dieſen längſt vorhergeſehen und faſt erwartet habe. Es klang ſo hart, damals als ſie es ſagte, daß ich es nicht vergeſſen kann, obgleich ſie mir nachträglich viel Liebe bewieſen und reiche Anſprüche auf meine Dankbarkeit hat.

„In der Loge uns gegenüber ſaß ein Offizier im Ueberrocke, die rothen innern Bruſtklappen nach außen übergeſchlagen. Als meine Blicke, gereinigt und gleichſam gezwungen über den Saal glitten, fiel mir der junge Mann, ſeiner Aehnlichkeit mit Arnd wegen, auf. Ich ſah hinüber und dieſem Blicke war die Räthin gefolgt. »Der Graf Braunſtein«, ſagte ſie lächelnd mit ihrer Hand über mein Haar ſtreichend. Als der erſte Akt zu Ende war, trat der Graf, die Räthin zu begrüßen, in unſere Loge. Mit dem erſten Blick auf ihn ſank ich zuſammen und wurde zum erſten mal in meinem Leben ohnmächtig. Der Graf bewies ſich liebenswürdig und theilnehmend und am folgenden Tage ſah ich ihn in mein Zimmer treten. Mein Benehmen gegen ihn mag ungewöhnlich, und ihm räthſelhaft erſchienen ſein; ich erinnere mich nicht auf ſonderliche Einzelheiten, nur daß ich auf ſeine Bitte, ſeine Beſuche wiederholen zu dürfen, freundlich einging. Er kam öfter, dann täglich. Jahre vergingen und Richard war überzeugt, daß ich ihn liebe. Ich habe nie an den Verlauf dieſes Verhältniſſes gedacht, wenn ich wünſchte, daß Richard mich öfter beſuche; ich liebte ihn, nach meiner Weiſe, nur nicht ſo, um ſeine Gattin werden zu können. Richard bedarf und verdient eine Frau, die ihm ihre erſte, einzige, unbedingte Liebe entgegenbringt, ihr Herz. Ich glaube nicht an die Echtheit einer zweiten Liebe im Frauenherzen und möchte mit ihrem Flitter und ihrer Schminke keinen Mann betrügen, am wenigſten Richard, dies edle, vertrauende Herz, Richard, den mein Verſtand ſo hoch ſtellt, höher als Arnd, für den mein erfülltes, kleines Herz aber nicht genügenden, nicht würdigen Raum mehr findet. Der Himmel weiß, wie ſchwer ich gerungen, wie ich Stunden gehabt, in denen ich, ſchwach genug, damit anfing, Richard's Hand als eine Stütze und Wohlthat meines ſpätern Lebens zu betrachten und anzunehmen beſchloß, wie ich Richard's Vorzüge anerkannt und geliebt habe, wie werth ſeine Perſon mir geworden iſt, wie ich weiter gegangen und mich überzeugen wollte, daß ich Richard ſogar liebte, wie dann dies Herz geſprochen, und deutlich darin eine leiſe, eingeliebte Stimme gefragt: »Liebſt du mich nicht mehr?« Wie dies Herz, jeden Zügel verwerfend, ſein Recht in Anſpruch genommen und mich gezwungen, vor dem einen und einziggeliebten Bilde niederzuſinken und zu gelöben: »Ich liebe dich, ewig nur dich.«

„Und nun keine Schwäche, Guber! Wenn Rettung aus lebenslanger Pein, aus ewigen Vorwürfen noch möglich, dann liegt ſie in der Entfernung. Geh', und wenn möglich, mit feſtem Schritt."

Als Richard dieſe langen, ſchmerzlichen, ſein Glück nicht nur für die Zukunft, ſondern auch in der Vergangenheit grauſam zerſtörenden Bekenntniſſe geleſen, überkam ihn ein tiefer Widerwille gegen Guber und in ihr wider die Natur der Frauen. So hatte ſie alſo ihr mit ihm geſpielt — ein entſetzliches Spiel mit dem Schatten ihres geſtorbenen Geliebten! Dazu hatte er die Kraft ſeiner Seele hingegeben, dafür alle Verhältniſſe, die ihn in der Welt feſſelten, opfern müſſen. Und nun, des Spieles müde geworden, wirft ſie ihn bei Seite; überdrüßig des Jubelns, gelangweilt von ſeiner Liebe, faßt ſie ſich heroiſch zuſammen und ſagt: In ein Kloſter! Heuchelei über Heuchelei!

In dieſem tiefen Zorn und Schmerz beſchloß Richard, die Stadt, ſeine Stellung, alles zu verlaſſen, was ihn an Guber und ſchrecklicher an jenen Arnd gemahnen konnte, deſſen Schattenbild er ſolange vorgeſtellt. Keine Bitte der Aeltern hielt ihn zurück, er forderte und erhielt ſeinen Abſchied. Von da an führte er ein unſtetes, ruheloſes Leben, von Ort zu Ort eilend, um den Erinnerungen und mit ihnen ſich ſelbſt zu entfliehen.

Bei Paris, im Kloſter Maria Ward, erklang das Sterbeglöckchen. Es hat für eine arme Seele, die, des Gebetes nicht mehr fähig, mit dem Tode rang. Das Glöckchen tönte ſo leiſe, ſo flehend und an den eigenen Tod mahnend, daß keine der ruhigen, frohen Ordensſchweſtern es vernahm, ohne das Auge zu erheben und ein „Erbarme dich ihrer" zu flüſtern.

Ein Reiſewagen fuhr auf der Straße, von der aus man das einige tauſend Schritt zur rechten liegende Kloſter ſehen konnte. Ein ſchmaler Ausweg, den ein tannenhohes Kreuz bezeichnete, ſchlängelte ſich aber durch die im ſaftigſten Frühlingsgrün prangenden Felder, dem Kloſter entgegen. Aufgeriſſen und ſorgſam mit Sand beſtreut, ſchien er ein viel und gern benutzter Verbindungsweg zu ſein, da er nur kurzen, zwiſchen der Fahrſtraße, ſich

fortsetzte und zu einem etwas tiefliegenden, aber freundlichen Dorfe führte.

An diesem Ausweges, zur rechten der Straße, hielt der Wagen, aber so plötzlich, da der Kutscher eben die Rosse zu schnellerm Laufe angetrieben hatte, daß man annehmen mußte, dieser Ausweg sei nicht das ihm ursprünglich bezeichnete Ziel gewesen. Ein Herr, dem ein Diener den leichten Reisemantel von den Schultern nahm, stieg aus und schritt über den hellen Sandweg dem Kloster zu. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und sah hinauf zu dem herumahnenden Glöckchen, das in regelmäßigen Schwingungen sich hin- und herbewegte und durch die reine Morgenluft, wie eine Stimme vom Himmel, wie sein Gruß und Zuruf klang.

Der Fremde, denn fremd mußte er sein, da er die weitumher bekannte Sterbeglocke des Klosters für das Betglöckchen einer Kirche hielt, welche die Gläubigen aus den Nachbardörfern zur Messe rief, schritt bis zu der offenstehenden Thür, in welcher der Ausweg mündete. Erstaunt blickte er in eine geräumige, dunkle Vorhalle, in deren Innerm, zu beiden Seiten der Eingangsthür, zwei mächtige, ungeheure Panther standen, die, zum Angriffe bereit, mit erhobener Tatze und geöffnetem Rachen seit Jahrhunderten hier Wache hielten.

Gegenüber dem Eingange fiel das eindringende Licht auf eine zweite verschlossene Thür, worüber sich ein steinerner Drache ausbreitete, mit gigantischem Kopfe und verderbendrohenden Augen, unter die ein jeder treten mußte, der an die verschlossene Thür zu klopfen wagte. Rund um diese bis zur Erde herab wechselten Fratzen mit Engelsköpfen und dazwischen verbreiteten steinernen Blumen und Weinblättern ab. Von dem Eingange her zu dieser zweiten Thür gelangte man durch eine Reihe kräftiger aber roher Pfeiler, die mit Getreideähren und Weintrauben, ebenfalls aus Stein, umwunden waren. Jeder dieser Pfeiler trug am Fuße die Jahreszahl 1408 und in der Mitte eine Art Wappen, das, schon verwittert, nur undeutlich auf Kelch und Brot schließen ließ, mit der Umschrift Laudetur Sanctum Sacramentum. Der Fußboden bestand aus ungeheuern Steinplatten mit nicht mehr lesbaren Inschriften und Totenköpfen, die der Halle das Ansehen einer Gruft gaben.

Angeregt durch den altertümlichen, geheimnisvollen Ort klopfte der Fremde an die so wohlbewachte, schwere, eichene Thür. Es dauerte eine Weile, bevor der hölzerne Schieber zurückgezogen und zwei klare, braune Augen sichtbar wurden, die deutlicher als die leise Frauenstimme nach dem Begehr des Fremden fragten.

„Ist es erlaubt, das Innere des Gebäudes zu sehen?" fragte er.

„Sonst wohl", entgegnete die Pförtnerin, „doch heute nicht. Wenn Sie aber dies demüthige Kloster anzieht, so können Sie sich außerhalb desselben, zur rechten, nach dem Hause des Klostergeistlichen wenden, der Ihnen Auskunft und Aufnahme gewähren wird." Mit einem undeutlich gemurmelten Laudetur Sanctum Sacramentum schloß sie den Schieber.

„Ein Kloster", sprach der Fremde vor sich hin und lehnte sinnend an einem der kolossalen Pfeiler. Seine Gedanken flohen in die Vergangenheit und er bemerkte nicht, wie die verschlossene Thür sich öffnete und eine Dame, in schwarze Schleier und dunkle Kleider gehüllt, hervortrat. Erst als er das leise Knistern wahrnahm, welches ihr leichter Schritt auf dem steinernen Boden verursachte, und das ihn in seinen Träumen störte, wandte er sich dem Geräusch entgegen.

„Richard", bebten die Lippen der unerkannt Vorübereilenden, die, von einer glänzenden Equipage am Abhange des Klosters erwartet, rasch verschwand. Der Fremde machte keine Bewegung; er schien seine unterbrochenen Erinnerungsträume wieder anzuknüpfen. Erst nach einer langen Weile schritt er ins Freie, und einen Blick über die lachenden Felder und dann auf die kleinen vergitterten Fenster des Klosters werfend, ging er auf das bezeichnete Haus des Priesters zu.

Dieser, ein alter, ehrwürdiger Mann, empfing den Fremden freundlich, bedauerte aber, seinen Wunsch, das Kloster zu sehen, nicht erfüllen zu können, da heute die Aebtissin desselben gestorben, ein Vorfall, der jeden fremden Besuch ausschließe.

„Darf ich Sie um den Namen der Verstorbenen bitten?" fragte zögernd der Fremde.

„Perpetua du Saint Sacrement", war die Antwort.

„Perpetua? Eine Deutsche, Güter Tochter mit Namen, die vor zehn Jahren in das Kloster kam?" fragte der Fremde, mit vor Bewegung zitternder Stimme.

„Dieselbe", antwortete der Geistliche, indem er seinen forschendsten Blick auf den Fremden richtete, „Sie haben sie also gekannt?"

„Ich kannte sie wol, bevor sie hier verschwand,

doch von da ab, erzählen Sie. Wie lebte sie, war sie glücklich?"

„Ihr Leben bestand aus Arbeit, Gebet und Liebe, und wenn es ein Glück ist, den rechten Platz auf der Welt gefunden zu haben, den man ausfüllt und liebt, dann war sie auch glücklich."

„Sie war glücklich? Erzählen Sie, sagen Sie mehr von ihr", bat der Fremde.

„Bald nachdem die junge Schwester in den Orden getreten, bemerkte die damalige, sehr umsichtige Aebtissin die schönen Geistesanlagen und gediegenen Kenntnisse derselben, die um so mehr hervortraten, je mehr die bescheidene Nonne sie zu verbergen strebte. Sie wurde die geliebte und erwählte Stellvertreterin der kränklichen Aebtissin und als diese, drei Jahre nach dem Eintreten der Schwester Perpetua, fühlte, daß sie sterben müsse, wußte sie keine geeignetere Nachfolgerin vorzuschlagen als diese. Der Convent hat nie Grund gehabt, diese Wahl zu bereuen, im Gegentheil; sie war zu seinem Glück. Die Erwählte erwies sich als eine vollendete Ordensperson, gleich geschickt die Geister wie die Verhältnisse zu beherrschen. Sie verstand es wie wenige, Ernst und Strenge mit Milde und Kindlichkeit zu verbinden. So ist sie die vortreffliche und geliebte Vorsteherin des Ordens geworden. Sie war ein großes Talent, die Zierde und der gute Stern des Klosters."

„Talent — wol", sagte der Fremde, sich sichtlich von einem ihn beherrschenden Gedanken losreißend, „nichts als Talent, aber kein Herz."

„Ich meine das nicht", entgegnete der Priester, dem diese Aeußerung des Fremden keinen Zweifel mehr übrig ließ, denn er glaubte ihn zu erkennen; „ich bin im Gegentheil von ihrem großen, schönen Herzen überzeugt; wie hätte sie auch sonst so glücklich leben und wirken, so überaus glücklich werden können!"

„Glücklich und immer glücklich!" rief der andere in unendlicher Bitterkeit. „Glücklich? Sie hat also nie an die Welt gedacht, die sie verschmäht, an die Pflichten, die sie dort übernommen und unerfüllt gelassen? Güther! Güther! Du konntest glücklich sein, bei dem Bewußtsein, das Glück eines Lebens zertrümmert zu haben, eines Lebens, das nichts verschuldet, als daß es dich geliebt! O, sie hat nie daran zurückgedacht!"

„Güther Blagai hat wol der Welt gedacht, die ihr in so reichem Maße Schmerz und Kummer bereitet", nahm der alte Beichtiger das Wort, da der Fremde, erschrocken über den Ausbruch seiner eigenen Heftigkeit, plötzlich schwieg. „Güther wol, doch die Aebtissin des Sanct Sacrement hatte größere, umfassendere Pflichten, an denen die Welt keinen Theil haben durfte. Und doch", sagte er leise, mit weicher Stimme hinzu, „doch hatte sie noch Stunden, in denen die feinere, schmerzerfüllte, tiefbekümmerte Güther in den Vordergrund trat; mehr, weit mehr als die strenge Aebtissin sich dann vergeben konnte. Ich erinnere mich noch lebhaft der ersten Worte, die sie zu mir gesprochen: «Es treibt mich, im Kloster einen Beruhigungsort für mein beängstigtes Gewissen zu suchen», und ihrer letzten: «Beten Sie für Richard, auf daß er glücklich sei und mir vergebe!»

Der Erzähler schwieg; eine Thräne trat in das Auge des kräftigen, stolzen Mannes, der lautlos zugehört; er sprach auch jetzt nicht, aber sein Herz flehte inbrünstig Vergebung zu der Seligen, deren Geist in seiner Vollendung ihn umschwebte. „Geben Sie mir Ihren Segen, mein Vater", sprach er, „Ihren besten Segen, und dann will ich gehen."

„Gott segne Sie, mein Sohn", sprach der Greis, seine Hand auf das männlich schöne Haupt des Fremden legend, „möge er Sie mit seiner heiligen Liebe erfüllen, auf daß Sie der irdischen entbehren und leichter entsagen können."

Da rollte ein Wagen vor das Häuschen. Jene verschleierte Dame aus der Klosterhalle stieg aus. „Sie werden hier eine zweite, wenngleich mehr persönliche Wohlthäterin unseres Klosters sehen", sagte der Geistliche, nachdem er einen flüchtigen Blick aus dem Fenster geworfen hatte. „Es ist die Gemahlin des Prinzen de Croy, die, als Landsmännin und innige Freundin der Verstorbenen, wahrscheinlich über die Beerdigungszeremonien mit mir berathen will."

Die Thür öffnete sich, und die plötzliche Blässe der Eintretenden ließ die freundliche Anrede des Priesters verstummen.

„Rosalinde", sagte der Fremde, sich zuerst fassend, „können Sie mir vergeben, daß ich — nicht glücklich zu sein verstand?"

Ein Thränenstrom verwischte die Blässe von dem Gesicht der edeln Frau und machte wohlthuend dem gepreßten Herzen Luft. Sie reichte ihm die Hand und ihr thränenschweres Auge zu ihm aufschlagend sagte sie: „Seien Sie so glücklich, Richard, als die Verstorbene es täglich vom Himmel für Sie erflehte. Ich habe Ihnen nie gezürnt, und der höchste Wunsch meines Lebens

war Ihr Glück. Leben Sie wohl, Gott wird mit Ihnen sein."

Sie machte eine Bewegung, wie um sich zu entfernen, die Richard verstand. „Ich gehe", sagte er, „das Ziel meiner Wanderung liegt jenseit des Meeres. Linda, werden Sie des Fernen immer verzeihend und freundlich gedenken?"

„Solange ich lebe, Richard", sagte sie innig, und ihr Herz sprach: Und länger, weit länger.

Als sich die Thür hinter dem Fortreitenden geschlossen, sein kräftiger Schritt verhallte, sank die treue Frau ohnmächtig zusammen, aber sie erwachte und lebte ihrer Pflicht und nur ihr Herz betete zu Gott: „Laß ihn glücklich sein!"

* * *

Wir rechnen für den in diesen Lebensschicksalen sich offenbarenden Geist auf keine Uebereinstimmung. Nur Vorgänge wollten wir schildern, die uns die Strömungen kennen lehrten, die jetzt durch so viele Gemüther ziehen und sie allerdings unfreier machen als sie sein sollten. **R. E.**

Pariser Briefe.

IV.

Der Fremde irrt, wenn er glaubt, mit dem Jardin mabille das Charakteristische der pariser Sommerfreuden erschöpft zu haben; etwas noch Pikanteres tritt ihm in der Gloriette de Lilas am Carrefour de l'Observatoire entgegen.

Hier ist der gesellige Mittelpunkt des akademischen und polytechnischen Quartier latin. Sonntags, Montags und Donnerstags von 8 – 12 Uhr nachts, für einen kleinen Entree, vereinigt sich hier eine unter sich bekannte Gesellschaft; fremde Elemente vermögen sich nicht geltend zu machen. Die Herren gehören der studirenden Jugend aller Facultäten und den ganz in der Nähe gelegenen großen Anstalten der Wissenschaft an; in dem weiblichen Publikum der Gloriette herrscht die Grisette, d. h. die ein wenig vornehmer gewordene Grisette früherer Zeiten vor. Ton und Weise der Gesellschaft weichen in allem von der Physiognomie der Feste im Garten mabille ab; eine Versammlung, deren lebendiger und unter dem Einfluß des nationalen Temperaments zur hochsten Heiterkeit entwickelter Verkehr beim ersten Eintritt einen überraschenden Eindruck macht. Der Tanzplatz ist auch hier eine festgestampfte Grasfläche unter einer Bedachung, geräumig und geschmackvoll, aber doch nur einfach ausgestattet. Den Garten schmücken Licht, Wasser, Blumen, dunkle Laubgänge; nirgends trifft man den Luxus der früher beschriebenen Localitäten. Zum behaglichen Genuß der Erfrischungen, welche, den Norddeutschen an seine Heimat gemahnend, nur in Bier bestehen, sind die zahlreichen kleinen Lauben (closeries) bestimmt, welchen das Etablissement seinen Namen verdankt. Sonntags findet man hier auch den höhern Quartier mit seiner Quartière — das Ganze erinnert auch mit seinem Lärm, seiner wilden bacchantischen Musik an den Ausgang deutscher Handwerkerfeste.

Im Bois de Boulogne, wo in den Jahren 1814 und 1815 Preußen und Russen campirten, diesem ehemaligen Stelldichein aller Duellanten und Selbstmörder, laden jetzt zwei Etablissements durch großartige Versprechungen das Publikum ein. Das erstere ist der Pré Catelan, das zweite der Ranelagh; der erstere im Mittelpunkt des Waldes, nicht weit von den durch die Kunst ins Leben gezauberten Seen, der letztere mehr an seinem östlichen Saume, einige Minuten von Passy gelegen. Der Pré Catelan ist ein von einer Actiengesellschaft der Stadt Paris abgekauftes und in einen Park verwandeltes Grundstück. Nicht nur Fußgängern, auch Wagen und Reitern wird er gegen ein höheres Entree geöffnet. Die Concerte, die hier stattfinden, sind gut; überhaupt scheint der Franzose mehr Sinn und Geschmack für die deutsche Musik zu gewinnen; Frau Szarvady spielt sogar in ihren Concerten Bach und Beethoven und erntet rauschenden Beifall. Hier im Freien öffnen sich nicht nur des Abends, bei glänzender Beleuchtung durch unzählige Candelaber, farbige Ballons und Lampen, sondern schon am Tage alle Arten von Theatern, vom Puppenspiel und künstlicher Magie bis zum Ballet und zur Oper. Da glänzen vorzüglich das oft beschriebene Theatre des fleurs und die Pisciculture. Das Blumentheater steht auf einem künstlich umwallten Platz, dessen eine Hälfte für den Zuschauerraum, die andere für die Bühne bestimmt ist, so angelegt, daß eine Berg- und Wasserpartie en miniature, mit künstlicher Vervollständigung und Nachhülfe, die natürliche Hauptdecoration der Scene bildet. Mit künstlerischem Geschick hat man sogar die verschiedenen Laubarten zusammenzustellen, mit besonderm Erfolg die Lichteffecte der Abendbeleuchtung, d. h. der Lampen, anzubringen gewußt; eine zarte, melancholische Trauerweide contrastirt mit ihren weißlichgrünen Blättern mit einer riesigen, ernsten Tannengruppe, die neben ihr steht. Die Seitencoulissen bilden Sträucher,

Bergpartieen und Bäume, den Vorhang eine von gelbem grünem Laub und Nadelholz geflochtene, mit Blumen durchwebte Wand, welche langsam in den Boden sinkt. Sicht hinter dem Orchester beginnt der sanft ansteigende Zuschauerraum mit langen Bankreihen. Zu beiden Seiten an der Bühne sind Proscniumslogen in Gestalt von kleinen Schweizerhäuschen oder zierlichen Sennhütten. Jetzt beleben spanische Tänzer und ein Kinderballet diesen Musentempel Thalia's „Blandella", ein Zauberstück, bildet seit drei Wochen das Repertoire der jugendlichen Darsteller.

Die künstliche Fischzucht, die, von den Fischern Gehin und Remi angeregt, vor mehreren Jahren viel Aufsehen in Frankreich machte, hat sich jetzt aller Orten verbreitet. Wer kennt nicht das Forellengestüt zu Lippe-Detmold und die großartigen Anlagen im Schwarzwald und bei Köln? Hier aber, im Pré Catelan, ist unter „Pisciculture" ein Etablissement aus langen, rechteckartigen, wassergefüllten Glaskasten, welche von vier verschiedenen Seiten in einer Pyramide stufenartig aufsteigen, zu verstehen, welches dem Beschauer ein deutliches Bild von der Naturgeschichte des Fisches geben soll. Es steht selbst in einem großen Wasserbassin, das, seinerseits mit Muscheln, Krebsen und Schlingpflanzen ausgeschmückt, gewissermaßen verkleidet, dem Ganzen als Band dient. In dem untersten Kasten sieht man die Fischlaiche auf einer Kies-, Sand- oder Steinunterlage, in dem nächsthöhern ist der junge Fisch im ersten Stadium seines Lebens; zu seiner Nahrung sind die ihm in dieser Zeit am zuträglichsten und willkommensten Lebensmittel vorhanden; sein vorgeschrittenes Alter versetzt ihn in den dritten Kasten, sodaß man eben im vierten Kasten nur den ausgebildeten Flußbewohner sieht. Nach den verschiedenen Fischgattungen hat man vier verschiedene Kastensysteme. Nur mit Hülfe der sorgfältigsten Ueberwachung und Aufmerksamkeit kann dieses merkwürdige Unternehmen erhalten und der öffentlichen Anschauung dargeboten werden. Die Forelle und der Lachs haben sich als die dankbarsten in der künstlichen Fischzucht erwiesen; auch will man einen Bastard von beiden erzeugt haben, der an Feinheit des Geschmacks die Aeltern übertreffen soll. Wir meinen, daß dieser gepriesene Bastard der Salmling, eine im Neuenburger See lebende Forellenart ist. Der Begründer dieser Einrichtung ist derselbe Professor Coste, welcher soeben dem Kaiser seinen Bericht über die künstliche Austernzucht und die Wiederbelebung der französischen Seeküsten mit Austernbänken eingereicht hat, eine Angelegenheit, die Paris jetzt so beschäftigt wie vordem die Rhede von Cherbourg.

Aus diesem Bericht des Professors der vergleichenden Embryogénie am Collège de France geht hervor, daß von 25 Austerbänken, die früher bei Larochelle, Rochefort und den Inseln Ré und Oleron den Reichthum der Küstenbewohner ausmachten, 18 vollständig vernichtet, die übrigen ganz erschöpft sind. Die Arbeiten der künstlichen Anlegung von Austernbänken sind verhältnißmäßig so wenig kostspielig nach diesem Bericht, daß z. B. für die Bai von Brienne nur 6—8000 Francs erforderlich sein würden. Jede Auster gibt 1—2 Millionen Junge; doch es ist schon viel, wenn 8—12 davon an den Seemuscheln hängen bleiben und sich entwickeln.

Der Pré Catelan trägt schließlich seinen Namen nach dem portugiesischen Ritter Catelan, welcher einst im Mittelalter in diplomatischer Mission in Paris dort ermordet wurde. Ein einfaches Holzkreuz bezeichnet noch heute die Stelle. Demselben gegenüber befindet sich der glänzend beleuchtete Eingang; Entree 3—5 Francs.

Der Ranelagh, früher eine ländliche Besitzung, so genannt, ist jetzt Eigenthum des Besitzers des Café de Paris, der vergeblich Anstrengungen macht, es zu erhalten; beiden Orten ist aber, hat man sie einmal gesehen, stets eine Spazierfahrt in dem frischen, anmuthigen Bois de Boulogne vorzuziehen, wo man in und an der wogenden, reitenden und fahrenden Menge das anziehendste Schauspiel der Welt hat. Welche Memoiren könnte dies Wäldchen schreiben! Jetzt erfreut es sich der besondern Gunst des Kaisers, unter dessen thätiger Fürsorge es innerhalb sieben Jahre zu seiner jetzigen Herrlichkeit gekommen. Ludwig XVIII. ließ, nachdem Russen und Preußen es gelichtet, neue Anpflanzungen machen; Karl X. hegte und pflegte dort seine Rehe, die mit ihm der Julirevolution erlagen; Ludwig Philipp that nichts dafür, und Napoleon überließ im Jahre 1852 der Stadt Paris die Verpflichtung, es zu einem — Paradiese für das „geistreichste Volk der Erde" umzuschaffen und innerhalb vier Jahren 2 Millionen auf die Verschönerung zu verwenden. Die Cultur hat denn auch hier unvergängliche Triumphe gefeiert; mit fast ungläubiger Miene vernimmt man bei einer Fahrt um die Seen, von denen der Lac supérieur 1152 Meter lang und 180 Meter breit ist, der Lac inférieur

412 Meter, daß diese Wasserspiegel, diese Inseln und Grotten künstlich durch Erdarbeiten erzielt wurden.

In diesem Augenblick gibt es aber nur eine Parole für „alle Leute, die Geld haben"; sie heißt: „Oberhausen". Wer irgend kann, rüstet sich, dem interessanten Schauspiel beizuwohnen.

Sonst bewegt die müßige Menge nur noch eine Neuigkeit — Meyerbeer's neue Oper: „Der Hirt von Cornwallis." Die Pariser erwarten immer Großes. Indem hat die Große Oper unter den Schülern der École de musique zwei wunderbare Tenore aufgefunden, die geneigt sein sollen, das Seitenstück mit der Stimmgabel zu versuchen — in der Hoffnung, mit diesem Instrument die glücklichste Operation für ihren Geldbeutel zu machen.

Das neue Adelsgesetz hat sich auch bis auf die Kirchhöfe erstreckt. Auf dem Kirchhofe Montmartre ruhte, wie der Leichenstein belagte: „Karl Ludwig von Frankreich, geb. zu Versailles, Sohn Ludwig's XVI. und der Marie Antoinette." Derselbe war unter dem Namen „Graf von Nigemont" verstorben, hatte sich aber für den Dauphin ausgegeben. Der Justizminister hat den Befehl gegeben, diesen ohne Begründung geführten Titel auf dem Grabe auszulöschen. Vive vivra, verra!

(Ein fünfter Brief demnächst.)

Anregungen.

Die Rechte der dramatischen Autoren.

II.

Die Gewährleistung eines bessern Zustandes der meisten unserer Theaterverhältnisse kann nur von Berlin ausgehen.

Berlin gibt nicht gerade die Richtung des Geschmacks an, hat aber die meiste Gelegenheit, diese Richtung entweder zu fördern oder zu hindern.

Berlin ist die Pflanzschule der deutschen Schauspieler. Gerade dort blüht das Theateragentenwesen; gerade dort werden die Talente, wie die Frucht auf dem Halm, schon auf ein erstes Debut verkauft; gerade dort kann man von der Hälfte der activen Mitglieder der deutschen Bühne sagen: Ihr Leben liegt angefangen und beschlossen in der Santa Casa heiligen Registern, d. h. in den Contocurrenten der Agenturen.

Auch die Stücke verpflanzen sich mit reißender Schnelligkeit von Berlin. Die Repertoirs der Friedrich-Wilhelmstadt, der Wallner'schen Bühne, des Kroll'schen Etablissements sind für die Mehrzahl der deutschen Bühnen maßgebend geworden. Die in diesen Theatern gebildeten Schauspieler und Schauspielerinnen wurden mit der Zeit unter die bedeutendsten Personalbestände verpflanzt.

Die berliner Behörden, an deren Spitze soviel Männer von Intelligenz und Geschmack stehen, haben diese Erscheinung bisher viel zu oberflächlich behandelt. Herr von Hülsen wäre in der Lage, die Behörden aufzuklären. Er würde dies jedoch in einem für die Autoren nachtheiligsten Sinne thun, wenn er das bisherige System der Beschränkung der kleinern Theater beibehalten wünschte. Im Gegentheil, die Concessionen dieser kleinen Theater müssen erweitert, ihre Befugnisse auch auf die Darstellung der sogenannten classischen Werke und vorzugsweise der Tragödie ausgedehnt werden.

Worunter leiden die deutschen Autoren? Einmal unter dem Ueberschwall eines fabrikmäßig aufwuchernden, rein nur dem flüchtigsten Augenblick geweihten Darstellungsmaterials; dann aber auch unter der dadurch bedingten und immer tiefer einreißenden Unfähigkeit der Darsteller, eine irgend etwas schwere und gehaltvollere Aufgabe so zu lösen, daß der Autor überhaupt Lust behält, für die Bühne zu schreiben. Die berliner Nebenbühnen sind nur auf das Schau- und Lustspiel angewiesen. Das Trauerspiel, die einzige Anleitung zu einem würdigen Ergriffensein von den Aufgaben der dramatischen Kunst, ist ihnen untersagt. Classische Stücke von Schiller, Goethe, Shakspeare, alle diese von jeher die Uebung und Anleitung der Talente, dürfen nicht gegeben werden. So wachsen diese jungen Liebhaber und Liebhaberinnen wie in der Wildheit auf, bringen auf die auswärtigen Bühnen Repertoirs mit, auf denen sich nur die Posse oder das Spectakelstück vertreten finden; einen Mortimer, Melchthal, Max, eine Thekla, Jungfrau haben sie vielleicht gelernt, wie sie vorgeben, nie aber gespielt. Wie können solche Schultern ein neues Werk tragen, einen Dialog in Versen sprechen, Charaktere von einer tiefern poetischen Anlage wiedergeben?

Das Königliche Theater in Berlin leistet für die höhere dramatische Kunst so außerordentlich wenig; es ist sogar in der Lage, nicht viel dafür leisten zu können. Es ist eine Concurrenzbühne wie jede andere auch, eine Bühne, die ein neues Stück bis auf den letzten Rest von Anziehungskraft auspressen muß; eine Bühne, die, wie alle andern, auf den Kassenerfolg spielt. Eine solche Kunstanstalt, die fünfzigmal hintereinander ein Birch-Pfeiffer'sches Stück spielt und nicht eher ruht, bis nicht der letzte Tischler oder Graudenzer, der soeben von der Eisenbahn mit einer Droschke an den Hallen der Musen vorgefahren kommt, auch noch „Die Grille" und „Die Waise von Lowood" gesehen hat, mit dem Privilegium der classischen Stücke zu versehen, ist eine wahre Ironie auf das Wesen eines classischen Conservatoriums. Schiller,

Goethe, Shakspeare werden unter Herrn von Hülsen vollkommen ebenso gewöhnlich gegeben wie anderswo. Wie kann diese Bühne die Hand auf Stücke legen wollen, die für die Nebenbühnen eine Anleitung zur bessern Uebung, zur Correction des grundverdorbenen Geschmacks der Menge werden könnten? Aber sind nicht abgewohnten oder von Haus aus talentlosen Hofschauspieler, daß ihnen zu Liebe ein hoffnungsvoller junger Held oder Charakterkomiker sich in den Nebentheatern stets nur unter Eintagsfliegen ausbilden soll und sonst bei jährlich hundert abgespielten Novitäten erklärlicherweise nicht zu Athem kommen lassen mag, der die Rolle jedes neuen Stücks einigemal durchlief und sie dann auf den Souffleur spielt? Durch die Gastspiele berühmter Namen, die es zu allen Zeiten gegeben hat und die Herr von Hülsen nicht ausrotten wird, wurden immer classische Vorstellungen möglich, wo sich um einen Wallenstein, Tell, Lear andere gruppirten und bewähren mußten. Das junge Talent ergriff mit Begeisterung eine solche Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Es wußte, daß ein volles, angeregtes Haus auf seine Leistungen blickte. Der natürliche Ehrgeiz fand Nahrung und eine Kraft blieb zurück für den deutschen Autor, der auf solche Schultern dann eine schwierige Aufgabe bürden konnte. „Warum diese Gelegenheit den Nebentheatern entziehen? Während das Hoftheater nur noch Prüfungsgastspiele zuläßt und Namen wie Dawison, Emil Devrient, Lutsche, Marr, Grunert auf die Nebenbühnen verweist, müssen diese hier in Stücken auftreten, die nur zum geringern Theil der bessern Literatur angehören. Natürlich fehlt dann der Glaube des Publikums bei einem einmal etwas höher gehenden Versuch bei Bühnen, die so ganz, vermöge ihrer Concessionen und zu andern Natur gewordenen Gewohnheit, nur als die verlorenen Posten des guten Geschmacks betrachtet werden.

[Die deutschen dramatischen Autoren haben vom Cartellverband zunächst zu verlangen, daß dieser sich mit den Regierungen im allgemeinen, und vorzugsweise der preußischen, über eine würdigere Auffassung der dramatischen Schaustellungen verständige und sie aufmerksam mache auf das Verderben, das durch die sorglose Concessionsertheilung, die Sommertheater und durch die Beschränkung der berliner Concessionen für das Allgemeine entsteht.] Der Cartellverband muß an den Ursprung aller Kraft des deutschen Schauspiels denken, an das darstellende Talent, und sich die Hindernisse wegräumen, die der Zeitigung eines talentvollen Nachwuchses im Wege stehen. Der Cartellverband muß sich vorzugsweise überzeugen, daß an Berlin der Schaden des ganzen gegenwärtigen Theaters liegt. Die Nebentheater müssen eine Reinigung ihrer Richtung erfahren. Sie müssen die Gelegenheit gewinnen, sich in veränderter Luft zu baden als in dem Qualm dieser fadenlosen Possen, von denen immer die eine die andere totschlägt, daß nichts als die leerste Zerstreuungssucht beim Publikum zurückbleibt. Der dramatische Autor, der durch die Rücksichten des Herrn von Hülsen sehr oft von dem Repertoire seiner königlichen Bühne ausgeschlossen ist, muß die Bürgschaft gewinnen, daß seine Arbeit auch auf einem Nebentheater auf Kräfte kömmt, die für schwierigere Aufgaben geschult sind durch die allgemeine Bildungsschule des deutschen Schauspielers, Schiller, Goethe, Shakspeare und die Tragödie. Ist die höhere Mode da verbannt, wo man auf die Kassenbenutzung der laufenden Novitäten angewiesen ist, trotzdem, daß ein König von [illegible] Thaler zu einer Kunstanstalt steuert, so dürfte sie gelegentlich auch einmal in die Vorstadt wie in Wien, wo man am Burgtheater Ziani von Weitenthurn und Kaiserbrut spielte, während man am Vorstadttheater an der Wien zum ersten male wagte, Kleist's „Käthchen von Heilbronn" auf die Bretter zu bringen.

Ueber die Wünsche, welche die dramatischen Autoren in Betreff der Tantième auszusprechen sich gedrungen fühlen werden, wird unter ihnen selbst schwerlich eine große Meinungsverschiedenheit obwalten. Aber könnte man den Punkt zu leicht nehmen, der die Rechte der Autoren auf die Wiederholung ihrer Stücke betrifft. Auch sie ist meist eine Sache reiner Willkür. Ein Stück wird kurz vor den Ferien gegeben und mitten in die Sommerzeit verlegt. Naturgemäß kann es außerhalb der Theatersaison nur wenig wirken. Der Bühnenvorstand hätte die Verpflichtung, das neue Theaterjahr mit einer einzelnen Vorführung zu beginnen und noch einmal das Interesse dafür anzuregen. Was und wer will ihn aber dazu zwingen? Rechte der dramatischen Autoren verlangt ihr zu hören? Herr von Hülsen will sie hören, dem wir nachweisen können, daß er solche und ähnliche Dinge für sein nur als allenfalls im Gnadenwege bewilligte Einräumungen seiner souveränen Machtvollkommenheit hält? Selbst Dr. Heinrich Laube, der doch wissen sollte, wie dramatischen Autoren bei der Nichtachtung ihrer Interessen zu Muthe ist, fordert Wiederholungen, wenn er [illegible] eine an ihnen interessirte Schauspielerin nicht beschäftigen will. [Die Wiederholungen sollten erst aufhören, wenn entweder 1) eine gewisse, für neue Stücke zu stipulirende Anzahl von Vorstellungen erreicht ist oder, ist diese noch nicht erreicht, 2) dann, wenn die Tagesseinnahme zweimal (nicht einmal?) unter einer gewissen Norm geblieben ist.]

Theilte man die deutschen Bühnen in Bühnen ersten bis fünften Ranges — zu denen ersten Ranges würden in dieser Verbindung nur das berliner Hof- und wiener Burgtheater gehören können —, welche klare und übersichtliche Analogie ließe sich nicht allen Streites geben von den Vorkommnissen des Geschäftsverkehrs zwischen Autor und Director? Wir wünschten wohl, daß sich einige witzige Köpfe daran machen möchten und diese Satire auf die Dinge, wie sie sind, entwürfen. Vielleicht finden sich einige Humoristen, die folgende Vorschläge als deutsche dramatische Autorenrechte zu formuliren geneigt sind.

Es bildet sich eine Genossenschaft der deutschen dramatischen Autoren.

Jedes Mitglied verpflichtet sich, nur nach den Gesetzen dieser Genossenschaft zu handeln.

Man wählt einen Ausschuß, der die Leitung der Gesellschaft führt.

Er wird durch Gesammtbeitrag für seine Mühewaltung schadlos gehalten.

Jedes dem Ausschuß eingereichte Stück wird von diesem geprüft und begutachtet. Der Verfasser vernimmt die Bedenken und hört die etwaigen Verbesserungsvorschläge. Die Meinung des Verbandes bringt mit sich, daß die von ihm den Bühnen dargebotenen Stücke wirklich so darstellbar wie möglich sind. Der Ansicht des Autors muß allerdings dabei kein Zwang angethan werden. Der Autor hat, wenn seine Mittel die Reise erlauben, dem Vorstande sein Werk am zweckmäßigsten selbst vor. Gewöhnlich wird eine solche Selbstvorstellung die beste Kritik und im günstigen Fall das sicherste Hülfsmittel zur Verständigung.

Die Bühnen sind verpflichtet, jedes von dem Ausschuß ihnen vorgelegte Stück aufzuführen, wenn nicht äußere Gründe dagegen sprechen.

Für ein jedes dieser Stücke ist der Verein mit allen seinen Hülfsmitteln solidarisch verantwortlich.

Hat der Autor erst zwei Stücke geschrieben und nur 20 Vorstellungen davon in Deutschland erlebt, so kann er die Verpflanzung seines Werks von der Bühne nicht selbst verlangen, sie aber weist auf den Ausschuß übertragen.

Hat er drei Stücke geschrieben und mit ihnen (auf allen deutschen Bühnen) 100 Vorstellungen erlebt (d. h. Einsicht in sein Wohl und Wehe gewonnen), so ist jede Bühne gebunden, sein Werk so zu betreiben, wie der Autor vorschreibt.

Jeder dramatische Autor darf ohne weitere Genehmigung den Leit- und sämmtlichen Proben seines Werks beiwohnen.

Jeder Autor, der drei Stücke geschrieben und mit ihnen 100 Vorstellungen erlebt hat, darf ohne weiteres für sich allein noch eine zweite Leitprobe verlangen und sich auf ihr über die Darstellung seines Werks entweder im einzelnen aussprechen oder das Werk ganz vollständig verleiten.

Die vom Autor für die zweite und dritte Vorstellung beantragten Veränderungen sind ohne Widerrede auszuführen.

Jedes Stück, das ein Jahr gelegen hat und neu einstudirt wird, muß die Veränderungen aufnehmen, die der Autor inzwischen für nothwendig erachtet hat.

Bei ein-, zwei- oder dreiaktigen Stücken hängt die Wahl der Ergänzungsstücke von der Zustimmung des Autors ab. Auch darf er bestimmen, ob sein Werk den Abend beginnt oder schließt. Füllt seiner Meinung nach ein Stück nicht den Abend, so darf ihm eine Zugabe nicht verweigert werden, sollte sein Werk in der That nur 2¼ Stunden spielt. Umgekehrt darf ihm, wenn sein Stück mit Zwischenakten 2½ Stunde spielt, keine weitere Zugabe aufgezwungen werden.

Jedes angenommene Stück, das binnen drei Jahren nicht zur Darstellung kommt, fällt an den Autor zurück und muß ihm dessen Ertrag durch die volle Summe einer höchsten Vorstellungseinnahme bei gewöhnlichen Preisen, inclusive des Abonnements, ersetzt werden.

Doch wir wollen aufhören, um die Herren, deren Devise lautet: „Ich habe den Willen und die Macht", nicht zu ungehalten zu machen. Vielleicht haben sie wirklich den Willen, einiges von diesen und ähnlichen Wünschen zu gewähren. Die Macht dazu, d. h. die äußere Möglichkeit — dächten wir, fehlte nicht, würden nur ihre Theater nach der Richtschnur der inneren Nothwendigkeiten geleitet.

(Ein dritter Artikel demnächst.)

Der Gedankenflug.

Die Thäler dampfen und hoch vom Hügel
Schau' ich entzückt auf die grüne Flur;
O hätt' ich Schwingen, o hätt' ich Flügel,
Ich folgte kundig des Adlers Spur!

Ich würde kreisen in hohen Ringen,
Grüßt' off'nen Auges der Sonne Schein,
Und würde mich nieder hinunterschwingen
Auf Felsenzinnen, auf Felsgestein.

Ich würde schweben hoch überm Meere,
Ich sähe drunten Delphin und Hai;
Den Körper fühlt' ich von seiner Schwere,
Von allen drückenden Fesseln frei.

O blauer Aether, o freies Schweben
Im grenzenlosen, im weiten All,
Darin die Schwingen dich höher heben
Und keine Grenze legt Damm und Wall —

Wie fliegt ins Ferne nicht der Gedanke,
Der über schimmernde Sterne dich trägt?
Wo ist die Grenze, wo ist die Schranke,
Die von der Höhe ihn niederschlägt?

Heinrich Zeise.

Sprüche

von W. Clemen.

Jeder, groß in seinen Grenzen,
Sei für alle ein Gewinn,
Und im freundlichen Ergänzen
Liegt des Lebens schönster Sinn.

Beglückt, kannst du am Irrthum dich entzünden,
Wo wolltest du Vollkommenes finden?
In Licht und Dunkel wandeln unsre Seelen,
Und Geschichte und Berichte
Sind ein Zeugniß, wie wir fehlen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 49.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

Voltaire's letzter Triumph.

Aus dem Leben der Frau von Stael.

In der jetzt so beliebten Weise, historische Persönlichkeiten und große Ereignisse in einer die Mitte zwischen dem strengen Stil der Geschichte und dem leichtern Ton des Romans haltenden Darstellung zu schildern, hat Amely Bölte versucht, das vielbewegte Leben der Frau von Stael in einem demnächst erscheinenden vierbändigen Werke darzustellen.

Germaine Necker oder, wie sie sich nach ihrem Gemahl, dem Baron Stael, später nannte: Germaine Stael, ist eine der hervorragendsten, eigenthümlichsten Schriftstellerinnen, nicht nur Frankreichs, sondern der Welt; sie hat zuerst den Zusammenhang der drei großen europäischen Literaturen Englands, Frankreichs und Deutschlands aufgefaßt; ihrem Wesen wie ihrer Geburt nach ist etwas Weltbürgerliches in ihr.

Im Jahre 1766 geboren, hat sie ihre Jugend in den pariser Salons verlebt, unter denen der ihres Vaters, des berühmten genfer Bankiers und Ministers der Revolution, in den letzten Jahren vor der großen Katastrophe der glänzendste und besuchteste war. Ihre Mutter, eine bei aller Bildung steife und kalte Dame, voll Principien, Sentenzen und Systemen, erzog die gemüthvolle, phantastische Tochter fast mit der ausgesprochenen Absicht, eine berühmte Frau aus ihr zu schaffen; und Amely Bölte hat in dem ersten Bande ihrer Erzählung diese merkwürdige Erziehung, die Gesellschaft, in der sich das junge, zwölfjährige Mädchen unter den hervorragendsten Männern der Literatur und Wissenschaft bewegte, in getreuen Spiegelbildern, mit sorgsamer Benutzung von Memoiren und Briefen, geschildert.

Die folgenden Kapitel führen uns in diese Kreise ein.

1. Voltaire's Besuch in Paris.

Die Februarsonne 1778 sandte ihr silbernes Licht auf die Erde herab und erleuchtete mit mattem Schein die düstern Straßen des alten Paris. Herr Necker hatte im Ministerium gearbeitet und kehrte jetzt, zu einer ungewöhnlich frühen Stunde, nach Hause zurück; seine Gattin erwartete ihn daher noch nicht.

Sie saß in ihrem Cabinet, wo niemand am Morgen sie stören durfte, beschäftigt mit dem Unterricht ihrer Tochter, als ein rascher Männerschritt sie nöthigte, ihm ihr Ohr zu leihen; erwartungsvoll blickte sie nach der Thür, um zu sehen, wer so ungestüm hier einzudringen wage, als diese sich öffnete und die kurze, derbe Gestalt Necker's darin erschien. Fragend sah seine Gattin ihn an, mit einem Blick, dessen angstvoller Ausdruck nach irgendeiner schlimmen Ursache seines Erscheinens spähte; aber sein Lächeln und das heitere Spiel seiner Mienen beruhigte sie bald. Munter rief er ihr entgegen: „Denke dir, Voltaire ist angekommen! Er hat es gewagt, bei seinem hohen Alter die Reise hierher zu unternehmen. Die ganze Stadt ist in Aufruhr. Seit 27 Jahren war er nicht hier. Die Erscheinung

eines Heiligen, eines Propheten, eines Apostels hätte nicht mehr Erstaunen und Verwunderung erregen können als seine Ankunft.*) Wie ein neues Wunder begrüßte man ihn. Die Gerüchte von einem bevorstehenden Krieg, das Geschwätz des Hofes, die Streitigkeiten der Geistlichkeit, selbst die große Fehde zwischen den Anhängern Gluck's und Piccini's, alles trat davor in den Hintergrund. Der Stolz der Encyklopädisten beugt sich vor dem Patriarchen von Ferney, die Sorbonne zittert vor ihm und ganz Paris ist auf den Füßen, seinem Adyeu zu huldigen, der, wie kein Held des Jahrhunderts, sich verehren und bewundern läßt."

„Also wirklich hier?" rief Madame Necker angenehm überrascht. „Man sprach schon lange davon. Es hieß, daß er zu kommen wünsche, nur solle man ihn bitten. Nun, es freut mich unserer Tochter willen; denn ohne Zweifel ist uns doch seine letzte Reise, und gern leb' ich es, daß sie den berühmten Mann noch kennen lerne, bevor er uns und der Welt entrissen wird."

„In zwei Tagen hat er, bei diesem kalten Wetter, die Reise von Ferney hierher zurückgelegt. Für einen Mann von 84 Jahren will das viel sagen", erzählte Necker weiter, während Germaine, ganz Ohr, den Kopf auf beide Hände stützte und die Worte von den Lippen ihres Vaters zu saugen schien. „Er ist zwei Tage nach Madame Denis, seiner Nichte, von dort abgereist und hat sie in Fontainebleau schon wieder eingeholt. Darauf hat er denselben Abend noch seine Tragödie „Irene" vorgelesen, ist erst um 2 Uhr in Bett gegangen und nach siebenstündigem Schlafe frisch und munter, als wäre ihm nichts begegnet, wieder aufgestanden. Als Madame Denis heute in aller Frühe ihm einen Besuch machte, um sich mit ihm über die Rolle der Irene zu besprechen, welche sie übernehmen soll, sagte er zu ihr: ‚Ich bin die ganze Nacht so mit Ihnen beschäftigt gewesen, Madame, als ob ich nur 25 Jahre zählte.' Er bleibt doch bis an sein Ende derselbe leichte Schalk!"

Madame Necker bewegte ihr Haupt mit leichter Mißbilligung. „Immer sich gleich", sagte sie. „Voltaire bleibt Voltaire bis zum letzten Hauch, und ich fürchte, er wird uns eine Lücke hinterlassen, die wir dennoch schmerzlich fühlen."

„Trotz aller Anzeichen der besten Gesundheit will er durchaus krank sein, das ist das Lustige bei der Sache", fuhr Necker fort. „Sagt man ihm ein Wort über sein gutes Aussehen, so speit er Feuer und Flammen."

„So werde ich mich sehr hüten, ihm etwas Lebendes darüber zu sagen", erwiderte Madame Necker. „Es ist mir lieb, daß du mich deshalb gewarnt hast. Aber nun sage mir, wo er wohnt und wann du glaubst, daß ich ihn aufsuchen soll."

„Er ist im Hotel des Marquis von Villette abgestiegen. Man erzählt, dieser habe dem Dichter ein Cabinet eingeräumt, das dem Gemach einer Liebesgöttin gleiche. Du thust am besten, ihn gleich heute dort aufzusuchen. Es ist noch früh genug dazu; und du weißt, er ist so beweglich, daß man ihn fassen muß, wie und wo man kann, will man verhüten, daß er unsern Händen ganz entschlüpfe."

„Du willst mich nicht zu ihm begleiten?"

„Es ist mir leider nicht möglich", erwiderte Necker bedauernd. „Schon um dir die Nachricht zu hinterbringen, mußte ich mich in einer Arbeit unterbrechen, die mir wichtig war. Es ist eine zu schwere Zeit. Frankreichs Wohl und meine Ehre stehen auf dem Spiele. Kann ich der Welt nicht beweisen, daß ich zu dem Posten, welchen mir der König anvertraut, ganz befähigt bin, so trifft der Tadel ihn und mich zugleich und für uns beide ist das Spiel verloren. In so ernstem Moment muß ich die Freuden der Geselligkeit schon für allein überlassen. Vielleicht aber willigt Voltaire ein, mit uns zu speisen. Die Stunde des Mahls bleibt mir wenigstens doch frei, und herzlich freuen würde ich mich, wollte er mir auf die Art die Freude gönnen, ihn wiederzusehen. Du wirst ihn dir gewiß gewogen finden, da du es warst, welche den Vorschlag machte, ihm eine Statue zu errichten."

„Und welchen Brief erhielt ich darauf! Wer hat wol jemals ein solches Bild von sich entworfen wie Voltaire damals!"

„Das thut nichts! Es schmeichelte dennoch seiner Eitelkeit, und du kannst überzeugt sein, daß er sich dieses Umstandes zu seinen Gunsten erinnern", versetzte Necker, der Thür zuschreitend. „Wir werden übrigens noch manchen Scherz mit ihm erleben, denn die Geistlichkeit hat sich vorgenommen, sein Hiersein zu benutzen, um seine Seele zu retten. Jeder will nun der Bevorzugte sein, seinen Namen durch die Bekehrung des ‚großen Ungläubigen' berühmt zu machen. Ein Priester hat schon den Einfall gehabt, sich diesen

*) „Correspondance de Grimm et de Diderot" aus dem Jahre 1778.

Morgen unbemerkt in sein Zimmer zu stehlen, als Voltaire noch im Bett lag, und sich dort auf seine Knie werfend, bat er ihn zuerst: »Im Namen Gottes, höret mich!« Unser Lichter befand sich gerade in der heitersten Laune und fragte gelassen, wer ihn hierher gesendet habe? »Wer kann als der lebendige Gott?« lautete seine Antwort. »Nun denn, mein Herr Prediger, so bitte ich um Ihr Beglaubigungsschreiben!« sagte er ganz ernsthaft. Diese einfache und natürliche Frage verwirrte den armen Mann so sehr, daß Voltaire endlich Mitleid mit seiner Verlegenheit empfand und ihn durch sanften Zuspruch zu beruhigen suchte. Schließlich sandte er ihn mit der Weisung fort, daß er ihm eine Beichte ablegen würde, wenn er zu einer passenderen Zeit zu ihm komme. Du siehst, er weiß sich zu verteidigen, so leicht wird man mit ihm nicht fertig", sagte Herr Necker und nahm Abschied.

Als er die Thür hinter sich geschlossen, der Wagen bestellt war, wandte sich Madame Necker an ihre Tochter: „Hast du überlegt, was du Voltaire antworten willst, wenn er ein freundliches Wort an dich richtet?" Germaine zögerte mit der Antwort. Sie stand vor dem Spiegel und schob und bog an ihrem runden Rosahuchen, das auf ihrer hohen Frisur künstlich befestigt war und das rothe volle Gesicht des Mädchens auf das unvortheilhafteste erscheinen ließ. Als ihre Mutter jetzt zu ihr trat und das feine, weiße Antlitz zu ihr beugte, stellte sich nur allzu deutlich der Gegensatz der schönen Mutter zu der häßlichen Tochter heraus. Das Mädchen brach in Thränen aus.

„Was fehlt dir, mein Kind?" fragte Madame Necker, sie verwundert mit ihren klaren Augen musternd.

„Ich finde mich so häßlich, Mutter", erwiderte diese, ihr Schluchzen unterdrückend. „Du hast mir gesagt, daß ich schöner werden würde, sowie ich heranwachse. Aber sieh' selbst! Schon reicht mein Kopf bis zu deinem Kinn hinauf, ich bin kein kleines Mädchen mehr und bleibe doch so plump und dick und gewöhnlich aussehend, als ob ich auf einem Torfe geboren wäre. Warum bin ich dir nicht ähnlich, Mutter? Warum ist meine Farbe nicht zart und blaß wie die deinige? Du bist so schön, so anziehend! Voltaire wird sich wundern, daß deine Tochter dir so ganz und gar unähnlich ist."

„Er wird dein Aeußeres wenig beachten, mein Kind, wenn du ihm durch deinen Geist zeigst, daß du für ein Mädchen deines Alters schon manche Kenntnisse erworben und Verständnis für sein großes Talent gewonnen hast. Voltaire selbst war nie schön, war vielmehr auffallend vernachlässigt von der Natur; bei seinem Geiste konnte man aber leicht sein Aeußeres vergessen. Es hängt ja nur von dir ab, daß ein Gleiches auch bei dir der Fall sei. Folge mir nun und gib dich nicht wieder einem so unverständigen Mißmuthe hin!"

Germaine hauchte auf ihr Taschentuch, hielt es über die Augen und stieg dann mit ihrer Mutter hinab in den Wagen.

Das Hotel des Marquis von Villette war nicht sehr entfernt von ihnen; es bildete das Eckhaus der Straße Bonne und des Quai, welcher den Namen Voltaire's trägt, und lag dem Pavillon de Flore, im linken Flügel der Tuilerien, den Ludwig XVI. bewohnte, fast gerade gegenüber. *)

Madame Necker befahl ihrem Diener, anzufragen, ob Voltaire zu Hause sei und ihren Besuch annehme. Als die Antwort bejahend erfolgte, stieg sie aus und ließ sich von dem Portier in die erste Etage hinaufführen, wo er ihr den Weg durch einen schmalen und finstern Corridor anwies, an dessen Ende sich eine kleine Thür befand, welche zu dem von Voltaire bewohnten Zimmer führte.

Sie klopfte und sogleich erschien der Dichter selbst und bat sie, einzutreten.

„Sie müssen es verzeihen, Madame Necker, daß ich Sie in diesem Local (!) empfange", redete er sie verbindlich an; „aber den Söhnen der Musen ist ja gewöhnlich nicht verliehen, wohin sie ihr Haupt legen können; glücklich alle derjenige, welchem wenigstens eine solche schützende Höhle zu Theil ward!"

Madame Necker verbarg mit Mühe ihr Erstaunen, als sie sich in dem Boudoir der Liebesgöttin umsah, das allerdings nur den allergeringsten Comfort bot.

„Wo Sie weilen, sieht man Ihre Umgebung nicht", erwiderte sie dann mit dem gewinnendsten Lächeln. „Ich war so glücklich in dem Gedanken, Sie wiederzusehen, daß ich versuchen mußte, ohne meinen Gatten bei Ihnen einzudringen, der leider durch die Pflichten seines Amts gebunden ist und seinen liebsten Wünschen oft entsagen muß."

*) Vergl. „Morgenblatt", Jahrgang 1816, S. 232.

**) Vergl. „Morgenblatt", Jahrgang 1818.

„Ja, ja, ich weiß, er kehrt ein wenig aus in jenem Augiasstall, den man die Staatswirthschaft nennt, und bahnt sich mit seinen guten Absichten einen niedlichen Kampfpfad zur Hölle", versetzte Voltaire lachend. „Ich war nie so weise oder so thöricht, vor den Thüren anderer Leute kehren zu wollen, begreife daher auch nichts von dem Vergnügen, das dabei zu gewinnen ist. Doch muß es groß sein, weil so viele es suchen. Herr Necker ist zufrieden, nicht?"

„Er hegt die besten Hoffnungen des Gelingens, und solange diese ihn begleiten, wandelt er muthig den dornigen Pfad — —"

„Und säet Spreu!"

„Das wollen wir nicht wünschen!" sagte Madame Necker lächelnd.

„Dann lassen Sie uns mit der Bibel reden: ‚Wollen habe ich wol, aber Vollbringen des Guten habe ich nicht.' Ist Ihnen das recht?"

„Ich muß mir den Spruch gefallen lassen. Aber Sie sollten meinen Gatten lieber beklagen als der Ursache spotten, die ihn von Ihnen fern hält."

„Lehrten mich die Götter, das ich auf solche Art an dieses Reiches Wohl und Wehe mich verständige!" rief Voltaire mit Pathos aus. „Aber nehmen Sie Platz! Es ist einerlei, welche Rolle man auf dieser großen Lebensbühne übernimmt; denn der letzte Act bleibt immer blutig, machen Sie es, wie Sie wollen! Mit einer guten Verdauung aber kann man gar vieles überstehen und ertragen, sobald man sein Ziel im Auge behält und stets bedenkt, es sei nichts so wichtig, als daß man sich vergnüge und sich wohlbefinde. Ich habe mich stets bemüht, diesen Ansichten gemäß zu leben, und muß ich trotzdem mein Todesurtheil vollzogen sehen, so ist es wenigstens nicht meine Schuld."

„Bei Ihrer herrlichen Gesundheit ist der Fall noch lange nicht zu fürchten", bemerkte Madame Necker, ihrem Vorsatze ungetreu, sein Kränkeln unbeachtet zu lassen.

„Das ist eine Blindheit, welche Sie mit vielen theilen, Madame", versetzte Voltaire gereizt. Dies Haus, wo eben jetzt freilich zu wenig Sonne herein, um Ihrem Auge zu verrathen, welche Spuren der Geißel der Zeit auf meinem Gesicht zurückgelassen; und dieser arme Körper ist dermaßen von Kleidern verhüllt, daß ich selbst ihn kaum finden kann. Von meinem Aussehen kann natürlich wenig die Rede sein, solange man die größte Mühe hat, nur etwas mehr von mir zu entdecken als meine Stimme."

„Sie werden nun doch einige Zeit bei uns verweilen?" fragte Madame Necker, um die Unterhaltung wieder auf einen andern Weg zu leiten und seinen Unmuth zu beschwichtigen.

„Ein Mann, der täglich sterben kann, darf nicht von kommenden Tagen reden, Madame! Nur so viel Zeit gönne mir der Sensenmann noch, um meiner Seele einen Reisepaß zu besorgen, damit sie nicht nackt und bloß an den Pforten der Ewigkeit wie eine Bettlerin stehe."

„Für Sie tritt Ihr Jahrhundert auf", sagte Madame Necker verbindlich.

„Ja, das weiß man schon' Bin ich nicht da, um für Voltaire, den Menschen, Sorge zu tragen, so wirft man ihn auf den ersten Düngerhaufen, den Hunden zur Mahlzeit. Dem muß ich vorbeugen. Darum will ich noch beichten und eine Absolution bekommen; will mich noch in den Freimaurerorden aufnehmen lassen und schließlich noch meinen Platz in der Akademie einnehmen. Sind diese drei Punkte in Ordnung, dann glaube ich nicht, daß mir der Himmel verschlossen bleiben kann, es müßte denn mit dem Teufel zugehen!" Er lachte.

„Sie nehmen die Sache wenigstens nicht ernst", sagte Madame Necker. „Darf ich hoffen, daß Sie, trotz dieser wichtigen Geschäfte, die Zeit finden, mit uns zu speisen? Mein Gatte bittet sehr darum."

„Ihre Wünsche sind mir Befehl, Madame, besonders wenn sie sich den meinigen verbinden!" sagte Voltaire, unruhig aufspringend; denn sein lebhaftes Naturell gestattete ihm nicht, lange auf demselben Fleck zu weilen. „Ich werde die Gelegenheit gern benutzen, Herrn Necker meinen Leichnam zu empfehlen. Meine Feinde wären sonst im Stande, mich als Vogelscheuche in ein Kornfeld zu setzen."

„Das sollen sie nicht!" rief Germaine Necker aufspringend und unter strömenden Thränen des Dichters Hände an ihre Lippen pressend. „Das sollen sie nicht! Mein Vater wird das nie gestatten! Und sieht er es zu, so würde ich mit meinen eigenen Händen Sie begraben und Rosen auf Ihr Grab pflanzen!"

„So gefällt mir die Jugend!" rief Voltaire, während seine kleinen, tiefliegenden Augen vor Vergnügen blinzelten. „Das ist brav gedacht! Madame Necker, solche Gesinnung macht Ihrer Erziehung Ehre! Wenn Ihre Tochter so fortfährt, wird sie einst auch ein so anerkennendes Schreiben erhalten, wie jener Matrose im Namen des Kö-

nigs von Herrn Necker erhielt.*) Es wird darin heißen: Sie hat Voltaire begraben, dafür unsern allergnädigsten Dank! Sie hat ihn mit seiner langen Lockenperrücke, seinen Spitzenmanschetten und all seinen schönen Kleidern bestattet und uns den traurigen Anblick eines Leibes entzogen, der erst am Jüngsten Tage von einigem Werthe sein wird. Bis dahin ruhe er und erhole sich und sammle, was er sein genannt, um zu einigem Umfange zu erstehen, ein gewisses Embonpoint zu erreichen, welches ein Zeugniß für ihn ablege, daß er etwas vor sich gebracht! So anerkennend wird man Ihrer gedenken, Mademoiselle, wenn Sie sich meiner annehmen und mir behülflich sind, mich ebenso gut zu verpuppen wie jeder andere Schmetterling. Für Ihre gute Absicht nehmen Sie aber schon hier den wärmsten Dank von Ihrem ganz ergebensten Voltaire!"

Er reichte dem Mädchen seine lange, magere Hand, welche breite Spitzenmanschetten umhüllten, und verlegen nahm Germaine den Druck derselben hin.

„Meine Tochter theilt meine Bewunderung für Sie", nahm Madame Necker das Wort, um dem Mädchen zu Hülfe zu kommen. „Sie können sich nicht wundern, wenn sie von dem Eindruck hingerissen ist, den der Anblick eines Mannes wie Sie auf ein so junges Gemüth hervorbringen muß."

„Sie machen mich stolz, Madame, stolz und traurig zugleich! Denn welche Aussichten eröffnen sich mir, wenn ich in die schwarzen, leuchtenden Augen Ihrer Tochter blicke und — von diesen erwachenden Hoffnungen gleich wieder scheiden soll. O launische Göttin des Glücks, mußtest du mir dies junge Herz erwärmen, damit es, einer indischen Wittwe gleich, sich auf meinem Grabe opfere! Mußte ich diese junge Hälfte finden in dem Augenblicke, wo meine alte Hälfte zu seufzen und zu girren aufhören soll? Welch einen Schwiegersohn hätten Sie sonst in mir gefunden, Madame! Verzeihen Sie nur, daß die Natur mich nicht länger auf das Glück der Ehe warten ließ!"

„Gewiß bedaure ich das, in meinem Interesse und in dem Frankreichs!" versetzte Madame Necker mit immer gleicher Haltung, welche durch keinen der sonderbaren Ausfälle Voltaire's zu stören war. „Aber wie ungern würden wir einem Namen entsagen, den unsere Lippe solange mit der höchsten Bewunderung aussprach und den unser Ohr nie hören kann, noch hören wird, ohne daß die stolze Freude uns bewegt, ein Vaterland mit dem Träger desselben zu theilen!" Sie stand bei diesen Worten auf und machte Miene, sich ihm zu empfehlen.

„Sobald meine »Irene« aufgeführt sein wird, komme ich zu Ihnen", sagte Voltaire, vergnügt seine Hände reibend. „Ich muß den Schauspielern die Rollen einstudiren, damit nur etwas daraus werde."

„Wir sehen der Vorstellung mit der größten Erwartung entgegen", erwiderte Madame Necker.

„Das ist es eben, was ich fürchte! Man vergißt meine Jahre und verlangt immer noch, daß ich etwas leiste. Das ist sehr ungerecht!"

„Ihre Schöpfungskraft erfreut sich einer ewigen Jugend und das Gegentheil haben Sie uns immer noch nicht bewiesen", sagte Madame Necker lächelnd.

„Es soll geschehen, so wahr ich Voltaire heiße! Warten Sie nur die Aufführung meiner Tragödie ab!" versetzte Voltaire lachend, und bot ihr seinen Arm, um sie durch den dunkeln Vorsaal vor zu führen. „Obwol schöne Augen Licht in jede Nacht senden", bemerkte er im Gehen, „so können Ihre blauen Sterne doch am Tage diesen Raum nicht erhellen. Man muß an diese Dunkelheit gewohnt sein, um hier zu sehen." Er verbeugte sich tief und zog sich zurück, während die äußere Thür sich hinter den Damen schloß, die ihren Wagen wieder bestiegen und dem Bois de Boulogne zufuhren.

Madame Necker sah ihrer Tochter eine Weile sinnend gegenüber, bis sie die Straßen hinter sich hatten und das Rasseln der Wagen aufhörte.

„Du bist unzufrieden mit mir, Mutter", begann Germaine dann und richtete ihre großen Augen bittend zu ihrer Mutter empor.

„Und mit Recht!" erwiderte diese mit scharfer Betonung der Worte. „Wohin ich dich auch führe, stets findest du Veranlassung zu irgendeiner Scene und einem Thränenerguß! Muß dich

*) Auf Befehl des Königs schrieb Necker an einen Minister:

„Bruder Moor!

„Euch vorgestern wird ich durch den Intendanten, welcher muthige That Sie am 31. August vollbracht, und habe gestern dem König darüber berichtet. In seinem Auftrage sende ich Ihnen seine Zufriedenheit aus und bitte Ihnen 1000 Francs und eine Pension von 300 Francs an. Suchen Sie sie, andern beizubringen, wo Sie können! Bitten Sie für unsern guten König, der braver Leute liebt und sie belohnt!

Unterzeichnet

Necker, Finanzdirector."

denn alles ruhen? Ist es dir denn gar nicht möglich, erst zu erwägen, ob auch wirklich eine Veranlassung vorhanden ist zu einem solchen Ueberfluß von Empfindung? Germaine, wie soll das mit dir enden! Auf diesem Wege kommst du zu keiner Ruhe und zu keinem Glück!"

„Ich bin trostlos, Mutter!" antwortete das Mädchen traurig und küßte die Hand der Zürnenden. „Glaube mir nur wenigstens, daß ich die besten Vorsätze hege; kommt aber der Augenblick, so — ich weiß nicht, wie es zugeht — aber es ist nun einmal nicht anders — so thue ich ganz das Gegentheil von allem, was ich mir vorgenommen. Und ich möchte dir so gern Freude machen."

„Dem ernsten Willen ist alles möglich!" sagte Madame Necker, immer noch unversöhnlich.

„Dann müßte es mir gewiß gelingen, vernünftig und besonnen zu sein wie du!" versetzte Germaine wehmüthig. „Denn wie gern möchte auch ich verehrt und bewundert sein! Glaubst du denn, daß es mir angenehm ist, vor Voltaire geweint zu haben? Du hast mir ja stets gesagt, daß er keine Thränen lesen könne und immer nur lache. Wie sehr muß ich ihm nun mißfallen haben! Ach, Mutter, lehre mich doch zu sein wie du bist!"

„Dann weine nicht mehr ohne Veranlassung!" sagte diese streng. „Eingebildetes Mitleid verdient keine Thränen nicht! Es gibt des wirklichen Unglücks genug; wir brauchen, um unsere Theilnahme zu erregen, nicht Gebilde unserer Phantasie heraufzubeschwören! Suche dich nicht selbst zu rühren, wo die Sache dir nicht an das Herz greifen kann! Rechte mit dir selbst über deine Gefühle! Der Mensch soll, wie über seine Worte, so auch über seine Empfindungen wachen; denn jedes Wort ist ein Richter der Gedanken, und was im tiefsten Grunde seiner Seele sich bewegt, liegt seinem Auge offenbar! Darum beherrsche dich! Wache über dich! Laß deine Thränen nie nicht für eine Lüge fließen! Weihe sie allein der Wahrheit!"

„Ich will es, Mutter! Verzeihe mir nur diesmal!"

„Das ist bereits geschehen: denn wo du fehlst, erhebt sich gleich die Selbstanklage! Ich, deine Mutter, trage irgendwie die Schuld deines Thuns; denn Gott hat eine große Verantwortlichkeit auf das Haupt der Aeltern gelegt und will uns strafen an den kommenden Geschlechtern für jede Sünde der Unterlassung wie des Leichtsinns. Sieh', so ist denn die Lüge deines Thuns, daß hier in meiner Brust ein Kläger sich erhebt, der mir den Frieden raubt. Ich habe darum lange nachgesonnen, wie und wo ich möglicherweise doch gefehlt in dem, was ich für dich nach bester Einsicht seither gethan, und endlich hat es mir erscheinen wollen, als sei vielleicht ein wenig zu viel Theorie bei deiner Erziehung angewendet und zu wenig praktische Führung beigemischt. Du sollst das Leid der Menschheit fernerhin nicht mehr einzig aus Beschreibungen erkennen, du sollst mit deinen Augen sehn, wieviel des Unglücks und des Schmerzes es auf diesem schönen Erde gibt, das wir als Ehrfurcht lindern sollen! Das Mitleid ist die schönste Tugend, welche einem weiblichen Herzen zu entsprießen vermag; ich möchte sie in dem deinigen nicht ertödten, mein Kind, sie soll vielmehr wachsen und gedeihen, nur auf dem rechten Wege! Weine mit dem Weinenden soviel du willst! Ja Leiden wie im Freuden reichen wir dem Himmel zu und Engel-augen schauen uns von oben an und legen linden Balsam auf das Herz."

II. Die erste Lorbeerkrone.

Der Carneval des Jahres 1778 ist für Paris das heiterste Leben; Festlichkeiten folgen einander. Auch der Hof nahm an den Lustbarkeiten theil, soweit es die Etikette erlaubte und die Prinzen der königlichen Familie sowie die junge Königin selbst gestatteten sich manche Freiheit und manchen kleinen Scherz, der ihnen sonst, bei dem gemessenen Gange ihres Lebens, nicht vergönnt war.

Madame Necker hielt sich gänzlich fern von diesen Vergnügungen. So hoch auch die Stellung ihres Gatten sie gehoben, so wenig bereitete sie sich in dieser Hinsicht Vortheil davon zu ziehen. Es genügte ihr zu wissen, in welchem Ansehen der Name stand, den sie trug, und wie ruhmlich er überall genannt wurde. Sie theilte ihre Freude darüber mit den Freunden ihres Hauses, welche ihrem Gatten warm anhingen und unter diesen war besonders Marmontel sein lebhafter Verehrer. Dieser konnte Necker in seinem Sinne nie hoch genug stellen und äußerte laut seine Befriedigung, ihn zum Wohl Frankreichs so thätig zu sehen.

Ein Freund, der uns mit regster Theilnahme auf dem Wege des Ruhmes folgt, ohne daß ein kleinlicher Neid dabei in seiner Seele aufsteigt, seltenes Glück! Necker erfreute sich dieses Vorzugs

und fühlte sich dadurch gehoben und getragen, auch wenn die Wellen hochgingen.

Während ihr Gatte, durch die Umstände genöthigt, seiner Familie nur wenig angehören konnte, benutzte Madame Necker die Zeit, um desto eifriger an der Ausbildung ihrer Tochter zu arbeiten und ihr namentlich jene praktische Anschauung des menschlichen Lebens zu verschaffen, welche, wie sie hoffte, die Leidenschaftlichkeit ihrer Gefühle mäßigen und sie auf den engen Pfad der Sitte führen würde. Sie hatte zu diesem Zwecke allen Freuden der Geselligkeit entsagt und sich ganz der Einrichtung eines Hospitals in St.-Sulpice gewidmet, in welchem Germaine, sowie es vollendet sein würde, das Siechthum in jeder Gestalt erblicken und endlich auch dem Tode in das Angesicht schauen sollte. Sie hoffte von dieser Lehre viel, ja alles für ihr Kind, und versäumte nichts, um sie ihr so eindringlich wie möglich zu machen.

Germaine blieb daher jetzt öfter allein, als es sonst der Fall gewesen war, und ihr lebhafter Geist verfiel in dieser Einsamkeit auf die verschiedenartigsten Beschäftigungen, um die Zeit auszufüllen. Kinderspiele kannte sie nicht und hatte sie nie gekannt. Sie war mit Büchern aufgewachsen und hatte, als mechanische Fertigkeit, nur mit der Feder umgehen gelernt. So hielt sie sich denn auch jetzt zu dieser gewohnten Thätigkeit. Sie las und schrieb und recitirte oftmals laut, was sie auf das Papier geworfen. Damit vergingen ihre Tage. Madame Necker hatte sie dabei nicht. Sie hielt diese Selbstbeschäftigung für sehr nützlich, dem Gange ihrer Entwickelung für förderlich und hoffte, daß sie die Tochter zum Nachdenken führen sollte. Alle Erziehung, deren Endziel nicht Selbsterziehung ist, schien ihr eine nutzlose Mühe.

Eines Morgens überraschte der Abbé Raynal das junge Mädchen im Wohnzimmer vor dem Spiegel stehend und laut deklamirend. Sie hatte angefangen, eine Komödie zu schreiben und übte eifrigst die Rolle der Heldin ein.

„Ganz allein?" rief er ihr zu. „Ich glaubte, es wären zwei Personen im Zimmer. Was machen Sie denn hier?"

Germaine wurde sehr verlegen und verbarg schleunig das Manuskript in ihrer Hand.

„Sie werden vor Ihrem alten Freunde doch kein Geheimniß haben?" sagte er zutraulich. „Zeigen Sie mir immerhin, was Sie hier einstudiren. Ist es Ihre eigene Arbeit, desto besser! Dann kann ich Ihnen vielleicht mit meinem Rathe bei zur Hand gehen."

Dieser letztere Grund schien die Schüchternheit des Mädchens zu überwinden. Sie faßte all ihren Muth zusammen und reichte dem Abbé ihr Heft hin.

„Ah!" rief er, als er hineingeblickt, „Verse! Eine ganze Komödie! Hören Sie, meine kleine Freundin, ich stehe das Buch zu mir und gebe es zu Hause sorgfältig durch. Vielleicht können wir Ihrer Mutter zum Geburtstage eine kleine Ueberraschung damit bereiten."

„Ach! Wenn das möglich wäre!" rief Germaine hocherfreut vor Freude. „Es würde mich so glücklich machen, wenn sie mit mir zufrieden wäre!"

„Ist sie denn das nicht immer?" fragte der Abbé.

„Leider nein! Sie hat auch keine Ursache dazu. Ich thue immer, was ich thun kann, um ihr meine Liebe zu zeigen. Ich habe mir darum schon Vorwürfe gemacht, daß ich Herrn Gibbon nicht geheirathet habe."

„Was? Den steifen Engländer?" fragte Raynal verwundert.

„Nun ja, doch! Es ist gleichgültig, wie er aussieht, sobald er meinen Eltern nur gefällt, und beide hatten ihn so gern und entbehrten ihn so sehr, als er in sein Vaterland zurückkehrte. Hätte ich mich schnell entschlossen, ihn zu heirathen, so wäre er bei ihnen geblieben und für immer. Das ist mir aber leider erst ein, als es zu spät war", fügte sie kleinlaut hinzu.

Der Abbé brach in ein schallendes Gelächter aus. „Nein, meine kleine Freundin, das sollen Sie Ihr Gewissen nicht belasten", sagte er dann, und streichelte ihr freundlich die Wange. „Ein solches Opfer begehren Ihre Aeltern nicht, und ein klein wenig älter müssen Sie doch auch noch werden, um es zu bringen. Sagen Sie mir aber jetzt, ob ich Ihre Mutter bald erwarten darf oder auf Ihre kleinen Schultern alles das legen muß, was ich an sie auszurichten habe."

„Sie ist nach St. Sulpice gefahren und kommt erst zum Mittagessen zurück."

„Nun denn, so seien Sie. Wir werden morgen die Aufführung der ‚Irene' haben; es wird aber ein solches Gedränge am Theater sein, daß sie eine halbe Stunde früher dahin fahren muß als sonst, um nichts von den Vorspielereien zu verlieren. Ich komme eben von Voltaire, wo ich dabei genau unterrichtet. Marmontel hielt mich nur unterwegs solange auf, sonst wäre

ich schon vor einer Stunde hier gewesen. Er hatte einen Brief von Voltaire in der Tasche, den er mir durchaus vorlesen wollte. Der Schalk schreibt ihm darin: ohne seinen »Belisar« läge das Jahrhundert im Argen, und er glaubt das und fühlt sich dadurch geschmeichelt. Sie kennen das Buch, er hat es Ihnen ja, kostbar gebunden, verehrt, und ich bin der Meinung, wenn er es nicht geschrieben hätte, Sie würden es eben so gut haben thun können."

„Ich finde es doch nicht so leicht, ein Buch zu schreiben, als ich mir es dachte, bevor ich den Versuch gewagt", erwiderte Germaine sehr ernst.

„Sehr wahr und sehr vernünftig gesprochen, meine kleine Freundin", sagte Raynal, zufrieden mit seinen kleinen Augen blinzelnd. „Sie werden alle Tage gescheidter, und machen mich ganz stolz auf Sie."

Germaine warf ihm einen dankbaren Blick zu. „Ich freue mich sehr, wenn Sie mich loben", sagte sie, „und möchte dann erst recht versuchen, es auch zu verdienen."

„Das ist immer der Fall, wenn Sie mir ein freundliches Gesicht machen", sagte Raynal herzlich. „Wir alten Herren haben es gern, wenn die Jugend uns wohlwill und unsere Jahre nicht an uns rächt. Wir bedürfen ihrer, während sie uns entbehren kann."

„Doch nicht ganz", fiel Germaine ein. „Wir müssen von Ihnen lernen."

„Das freilich wäre der rechte Gang der Welt, und dadurch fänden wir gleich auf dem rechten Flecke, aber es ist seit langer Zeit schon alles ein wenig verschoben auf dieser Erde und so kommt es auch, daß jeder durch sich selbst klug werden, niemand von der Erfahrung des andern Nutzen ziehen will. Der gute Rath, womit wir dem kommenden Geschlechte dienen könnten, wird als überflüssig verachtet und wir lernen endlich schweigen. Das ist der Lauf der Welt, mein Kind."

„Zu mir sollen Sie aber keine solche Gesinnung machen, mein guter Abbé!" rief Germaine warm und nahm seine Hand zwischen ihre beiden. „Sie müssen mir alles sagen, was mir zu wissen gut ist, denn Sie sind mein bester Freund!"

„Und Sie meine allerbeste kleine Freundin", sagte der alte Herr zutraulich, nahm des Mädchens Hand zwischen seine beiden Hände, drückte einen Kuß auf ihre Stirn, und eilte dann, ihr in der Thür noch einen Gruß zuwinkend, aus dem Zimmer.

Sowie er sich entfernt, suchte Germaine Papier und Feder und schrieb nieder, was er ihr für die Mutter aufgetragen hatte. Bei ihrem erregbaren Gemüthe, das von allen Eindrücken leicht fortgerissen wurde, vergaß sie schnell, was nur flüchtig ihr Ohr berührte und sie nicht tiefer bewegte; darum hatte die Mutter ihr zum Gesetz gemacht, in allen kleinen Beziehungen des praktischen Lebens, wo es sich um Tag und Stunde handelte, das Papier zu ihrem Gedächtnisse zu machen.

Herr Necker hatte sich entschlossen, einen Tag zu feiern und seine Gemahlin und Tochter in das Theater zu begleiten, um der Vorstellung der »Irene« beizuwohnen. Es war das sechste mal, daß sie über die Bühne ging, ohne daß der Verfasser bis dahin einer Vorstellung hätte beiwohnen können, so sehr war er von den Proben erschöpft und endlich gar auf ein Krankenlager geworfen worden, von dem er nur eben erst wieder erstanden. Ganz Paris wollte jetzt seine Genesung feiern. Man hatte veranstaltet, daß er der Sitzung in der Akademie beiwohnen und von dort seinen Weg nach dem Theater fortsetzen sollte. Madame Necker war durch ihre Freunde genau von der Stunde seiner Abfahrt unterrichtet und hatte sich mit Germaine in der Gegend des Louvre ein Fenster gesichert, von dem aus sie den berühmten Dichter konnte vorbeifahren sehen. Herr Necker wollte sich in die Akademie begeben und von dort aus Frau und Tochter zum Theater abholen. Erwartungsvoll sahen beide dem Augenblicke entgegen, wo der Wagen Voltaire's durch die dichtgedrängte Menschenmenge langsam sich Bahn brechen würde. Alle Läden waren heute geschlossen, alle Arbeiter hatten ihre Arbeit verlassen und kein Gamin von Paris war an diesem Tage zu Hause geblieben.

Die große zurückgeschlagene Kutsche hatte schon längere Zeit vor der Thür gehalten, als Voltaire endlich, auf den Arm des Marquis von Villette gestützt, heraustrat. Sogleich flogen alle Mützen in die Luft und ein allgemeines Jubelgeschrei ertönte.

Der Dichter sah sehr angegriffen aus; doch hatte er nicht unterlassen, sich der Feier des Tages entsprechend zu schmücken. Er trug seine große Lockenperrücke, welche er jeden Morgen selbst zu kämmen gewohnt war und die seit vierzig Jahren unverändert sein Haupt bedeckte; der schöne Hermelin, den ihm die Kaiserin von Rußland vor einigen Jahren gesandt, diente seinem carmoisinrothen Sammetkleide zum Besatz, und seine langen Spitzenmanschetten waren vielleicht noch länger als ge-

wöhnlich und von der feinsten Arbeit, wie man die Points d'Alençon nur liefert.

Langsam bewegte sich der Wagen die enge Straße entlang, dem Louvre zu; dort waren alle Thore, alle Zugänge bereits von Menschen dicht gedrängt, deren Jauchzen, bei seinem Erscheinen, in einen nicht enden wollenden Schrei: ‚Vive Voltaire!' überging. Die Herren der Akademie kamen ihm bis in den ersten Saal entgegen, eine Ehre, welche sie nie zuvor einem ihrer Mitglieder erzeigt, ja, deren selbst kein fremder Prinz sich je zu rühmen gehabt. Man wies ihm den Platz des Präsidenten an und bat ihn einstimmig, diese Stelle, die sonst durch das Loos bestimmt wurde, auf ihren Wunsch einzunehmen.

Voltaire empfing dankbar die Aufmerksamkeit und hörte mit vieler Sammlung einer Vorlesung d'Alembert's zu, welche dem Lobe Boileau's galt.

Als die Sitzung beendigt war, wurde er von vielen seiner Freunde begrüßt, und unter diesen trat auch Necker an ihn heran und bot ihm treuherzig seine Rechte.

„Sie haben mich heute mit an Ihren Siegeswagen gespannt", bemerkte er lächelnd. „Als Triumphator gehen Sie ein und aus, ein Cäsar des Jahrhunderts."

„Ich muß zufrieden sein, da Sie, mein Cato, für mich aufgestanden sind", versetzte Voltaire rasch; denn schon drängte man ihn von einer andern Seite.

Als er den alten Louvre verließ, glich sein Weg bis zu den Tuilerien in Wahrheit einem Triumphzuge. Die ungeheure Ausdehnung des Platzes bot eine dichtgedrängte Menschenmasse; ebenso voll von Zuschauern war die große Terrasse des Gartens, wo die schönsten Damen es nicht verschmäht hatten, sich aufzustellen und mit ihren Taschentüchern ihrem Lieblinge Beifall zu winken. Sowie sein Wagen sich nahte, verdoppelte sich das Entzücken, jeder wollte ihn sehen, jeder ihm seine Stimme vernehmbar machen; auf dem ganzen Wege bis zum Theater waren alle Fenster bis zum Dache hinauf besetzt, wo nur irgend ein menschlicher Fuß Raum gewinnen konnte, hatte ein Neugieriger den Platz für sich zu benutzen gewußt; ja sogar an die Räder seines Wagens klammerte man sich an, um einen Blick auf den gefeierten Dichter zu werfen.

Sowie Voltaire im Theater seinen Platz, zwischen Madame de Villette und seiner Nichte, Madame Denis, eingenommen hatte, erschien Herr Prisard mit einer Lorbeerkrone, welche die erstere der Damen dem Dichter auf das Haupt setzte. Voltaire jedoch war nicht damit einverstanden, er nahm den Kranz augenblicklich wieder ab, und kein Beifallklatschen, kein Zuruf der Menge konnte ihn bewegen, sich aufs neue damit zu schmücken.

Alle Damen hatten sich bei seinem Eintritt erhoben, und Madame Necker und ihre Tochter versäumten nicht, diesem Beispiele zu folgen.

„Wie glücklich muß Voltaire heute sein", flüsterte Germaine ihrer Mutter zu. „Ich möchte auch so gekrönt werden! Aber das ist wol unmöglich!"

„Der Wille versetzt ja Berge", erwiderte Madame Necker.

Indessen füllte sich das Theater mehr und mehr, die Corridore selbst waren gedrängt voll, jeder wollte den Dichter sehen, und die Zuschauer im Parterre erstickten fast unter dem Gedränge. In der königlichen Loge hatte sich der Hof eingefunden, Marie Antoinette mit ihren Damen ehrte mit ihrer Gegenwart diese Vorstellung des „Sophokles ihrer Zeit". Ihr blau mit Silber durchwirktes Kleid, die Straußfedern und Diamanten auf dem hohen Toupet heben die jugendlich schöne Erscheinung der Königin auf das vortheilhafteste, und wohl verdiente sie, beachtet zu werden, als sie sich jetzt mit liebreizendem Lächeln über den Rand der Loge neigte, um den Dichter zu grüßen. Doch hatte niemand Zeit, heute ihr einen Blick zu schenken.

Die Luft verfinsterte sich förmlich unter dem Wogen der Menge, die Lichter verlandten nur noch halben Schein; — und immer noch dauerte der Freudentaumel fort, immer noch hatte der allgemeine Enthusiasmus sich nicht Genüge gethan. Mehr als zwanzig Minuten vergingen auf diese Weise, ohne daß die Schauspieler im Stande waren, sich Gehör zu verschaffen. Endlich beruhigte sich das Publikum und lieh das Ohr der Vorstellung.

„Irene" wurde nie vollkommener gegeben als heute und der lebhafteste Beifall belohnte die Spieler.

Als der Vorhang fiel, erneuerte sich der Applaus und man rief nun den Dichter mit aller Anstrengung heraus. Voltaire trat vor und verbeugte sich dankend gegen das Publikum. In demselben Momente flog inmitten des Theaters, wo durch Zauberei, ein Piedestal mit der Büste des Dichters empor, alle Schauspieler rieben sich darum, sie zu bekränzen und zu krönen. Der Name Voltaire's erklang dabei von allen Seiten,

und jede Art von Lob, jeder Ausdruck von Bewunderung, die das menschliche Herz zu ersinnen vermag, ward gehört. Hier wenigstens mußte der Neid schweigen. Madame Denis, die Lorstellerin der Irene, trat vor und reichte einige dem Augenblicke und der Begeisterung der Menge angepaßte Verse zum Lobe Voltaire's, welche sie gelesen, daß Madame Denis sie wiederholen mußte, bis die Menge sie auswendig wußte.

Man sah es Voltaire an, daß er erschöpft war. In seinem Alter hält es schon schwer, eine solche Aufregung zu ertragen, und sein bleiches Gesicht verrieth, wie mühsam er sich aufrecht hielt. Doch konnte er unmöglich unempfindlich sein gegen den Ruhm, der ihm zu Theil ward; das verriethen seine glänzenden Augen und der kaum wehmüthige Zug um seinen Mund.

Als er auf den Gang hinaustrat, fand er alle Damen in zwei Reihen aufgestellt, durch die er durch ihre Mitte seinem Wagen zuschreiten mußte. An der Thüre hielt man ihn abermals fest. Das Volk rief: „Hochleb' hur' Wir alle wollen ihn sehen" Mit Mühe erreichte er seinen Wagen. Jetzt aber sprangen seine ungestümen Verehrer auf den Tritt, um seine Hand zu küssen. Man bat den Kutscher, langsam zu fahren, damit man ihn begleiten könne, und unter den Rufen: „Vive Voltaire!" und „Er hat «Oedipe», «Mérope», «Zaire» gedichtet!" folgte man ihm bis zum Pont-Royal.

Voltaire hatte sich erschöpft in die Ecke des Wagens zurückgelehnt und die Augen geschlossen. Ueberdrüssig von den Triumphen dieses Tages, besaß er die Fähigkeit nicht, länger sich ihnen hinzugeben. „Es ist zu viel!" sagte er leise, und hielt seine Hand über die Augen.

Als er vor dem Hotel de Villette anhielt, war ihm hier bereits eine Ovation zuvorgekommen. Viele machten der wenigen jetzt Raum, und sowie sein Fuß den Tritt des Wagens verließ, traten ihm zwei Damen in den Weg, und hielten seine Schritte an.

„Gönnen Sie meinem Kinde die Freude, Ihnen auch ihren Dank abstatten zu dürfen", redete Madame Necker den Dichter an, während Germaine ein Knie beugte und ihm den Kranz entgegenhielt. „Sie hat heute erlebt, was sie nie vergessen wird, denn solche Momente bleiben unvergänglich in der Erinnerung. Sie wiederholen sich nicht."

„Sie wiederholen sich nicht!" sagte Voltaire weich und hob das Mädchen zu sich empor, um sie mit seinem väterlichen Kusse an sein Herz zu drücken.

„Sie wiederholen sich nicht!" fügte er dann matt hinzu; „darum, keinen Kranz mehr für mich. Dieser bleibe der, die ihn mir gab." Damit setzte er die Lorbeerkrone auf des Mädchens Haupt.

Ein leiser Schrei entfuhr den Lippen des Kindes, als sie sich so gekrönt sah; zitternd vor Glück, wollte sie Voltaire's Hand ergreifen, dieser war jedoch noch bleicher geworden und drohte umzusinken. Rasch sprang Herr Necker zu, stützte ihn mit seinen kräftigen Armen und unter Beihülfe des Dieners trug man den Dichter in das Haus und auf sein Zimmer.

Madame Necker hatte während der Zeit mit ihrer Tochter den Wagen bestiegen und erwartete hier ruhig die Rückkehr ihres Gatten. Germaine trug immer noch die Lorbeerkrone auf ihrem Haupte und schaute mit Augen umher, welche von einem ungewöhnlichen Feuer leuchteten.

„Du magst dies Begebniß als eine Vorbedeutung nehmen", begann ihre Mutter jetzt, „daß das Schicksal deinem Geiste einen großen Wirkungskreis anbahnen will, als er uns Frauen gewöhnlich beschieden ist. Du in jede Gelegenheit geboten, dich zu entwickeln, du stehst die bedeutendsten Muster vor dir, es liegt also nur an dir, zu wollen, du brauchst nur den Muth zu haben, um das Höchste zu erstreben, und du hast es erreicht."

Wir alle wissen, wie Germaine Stael Wort zu halten wußte.

Das Fest der Todten.

Von Fr. Friedrich.

Morgen ist ein Erinnerungstag ... Von dem Kirchthurme hängen Fahnen herab und flattern lustig im Winde. Die Glocken ertönen ernst und feierlich, schmerzvoll und tröstend zugleich. Ja, morgen ist Johannistag, das Fest der Todten. Da besuchen die Lebenden die Gräber ihrer Lieben und schmücken die Hügel der Geschiedenen mit Blumen und frischem Grün. Das Andenken und die Liebe bereiten den Todten ein Fest.

Der Friedhof wird in einen Blumen- und Rosengarten verwandelt, jeder Grabhügel wird mit Kränzen umwunden und mit Rosen bestreut, als ob die Rosen tief aus dem Grabe hervorgesproßt wären und in dem Herzen dessen wurzelten, der unter dem Hügel gebettet liegt, still und ruhig. Doch dessen Herz fühlt nichts davon.

Mag es im Leben noch so lustig und toll zugeschlagen haben, jetzt ist's vorbei damit. Dort unten in der Erde hört alles auf, Herzschlag und Fühlen und Liebe. Hin ist hin und tot bleibt tot.

Und doch ist das Fest der Toten eine schöne Erinnerungsfeier der Lebenden. In mancher Brust ruft es den Schmerz und die Tränen wieder wach, manche Thräne netzt die Rosen, mit denen die Grabhügel geschmückt wurden, und tropft heimlich nieder auf das Grab und auf den gelben Grundweg zwischen den einzelnen Hügeln.

Ja, morgen ist Johannistag, das Fest der Toten, und am Vorabend werden die Gräber geschmückt, damit sie im vollen Festschmucke dastehen, wenn morgen früh die Festsonne ihre ersten Strahlen darauf wirft. Arm und Reich drängen sich an diesem Vorabend zum Friedhof, dessen mit Blumen und Grün umkränzte Eingangspforte zum Feste ruft. Arm und reich — hier ist ja der einzige Ort, wo die, welche sich im Leben so fern und feindlich gegenüberstanden, vereint werden und in Frieden und Ruhe nebeneinander liegen. Zwar macht sich der Reichtum selbst hier an den Gräbern noch geltend und prunkt mit seiner Fülle und seinen Schätzen — aber grabt nur einen Fuß tief in die Erde hinab, der Reichtum schwindet, die Erde ist gleich, welche den Reichen und den Bettler in sich aufgenommen hat. Ja, neiet hin an jenes reiche, mit vergoldetem Gitterwerk umgebene Grabgewölbe, hebt die schwere, mit goldener Inschrift versehene Marmorplatte empor, sie schließt ein prachtvoll ausgemauertes Grab und darinnen liegt der reiche Mann der Stadt; aber auch sein Körper ist in Staub und Asche verfallen wie der des Bettlers, der dort in einer Ecke an der Mauer unter eingefallenem und verfaultem Hügel ruht. Tod und Verwesung kümmern sich nicht um Stand und Reichtum, um Größe und Macht, sie sind ein Gemeingut alles Irdischen. Und es ist gut so, es ist dies das beste Memento für übermütigen Reichtum und stolze Größe. Der Tod ruft ihnen ein „Halt!" entgegen, und mögen sie auch nie in ihrem Leben einer andern Stimme als ihrer eigenen gehorcht sein, auf diesen Ruf müssen sie hören.

Vor dem Eingange zum Friedhofe drängen sich die Menschen. Ein jeder von ihnen hat einen Kranz über den Arm gehängt oder einen Blumentopf in der Hand, um den Hügel unter den vielen Tausenden zu schmücken, der ihm vor allen lieb ist. Ein altes Mütterchen sucht sich mühsam durch die Menschen hindurch einen Weg zu bahnen. Sie ist ärmlich gekleidet und geht langsam und gebückt. In der Rechten trug sie einen Stab, auf den sie sich stützt, in dem linken Arme hält sie einen Myrtenstock fest an sich gepreßt. Er steht in einem halb zerbrochenen grünen Topfe, der ursprünglich einen andern Zweck gehabt hat, als eine Pflanze in sich aufzunehmen. Aber die Myrte hat bereits manches Jahr darin gestanden, sie hat sich des zerbrochenen Topfes nicht geschämt, sie hat in dem kleinen Fensterchen der Alten dieselben wärmenden Sonnenstrahlen eingesogen, welche in den Gewächshäusern der Reichen die Ananas und Orangen zur Reife trieben, sie hat Tag für Tag die sorgsamste Pflege genossen, weil alle Augen haben täglich mit Freuden auf ihr geruht und schlank und frisch in ihr Stamm emporgeschossen und zwischen den Blättern drängen sich duftende weiße Blüten hervor.

Wohin will die Alte mit diesem Blumentopfe? Es ist ja der einzige, den sie besitzt, der sie im Winter und Sommer, im Frühling und Herbst erfreut, wenn sie in ihrem Stübchen sitzt und spinnt von Morgens früh bis Abends spät, um sich die wenigen Pfennige zu verdienen, mit denen sie ihr Leben kümmerlich fristet.

Was will sie mit diesem Topfe auf dem Friedhofe? Hat sie auch ein Grab, das sie schmücken will? Ja, sie hat ein Grab, ein einziges. Früher hat sie auch wol einen grünen Kranz hinausgetragen auf den Hügel und hat sich einige Blumen gepflückt, um ihn an dem Feste der Toten damit zu schmücken. Jetzt kann sie es nicht mehr. Sie ist zu alt und um ein Jahr älter geworden und kann noch im Stande, das Rad des Rockens in Bewegung zu setzen, und die zitternden Finger wollen den Faden kaum noch ziehen. Es ist der kleine Verdienst ein noch geringerer geworden und reicht nicht aus, um einen Kranz zu kaufen. Aber der einzige Grabhügel, den sie zu schmücken hat zum Feste der Toten, darf nicht leer aussehen. Sie ist nicht so arm, sie hat noch einen Myrtenstock, der in schlank und voll duftender Blumen. Und sie hält ihn fest an ihre Brust gepreßt, es ist die letzte Freude, der letzte Schatz, den sie besitzt und den sie zum Grabhügel ihres Mannes trägt. Doch weshalb soll sie ihn für sich behalten? Wer weiß, wenn wiederum der Gedächtnistag kommt, ob sie dann noch lebt, um den Myrtenstock hinauszutragen.

Eine reiche, glänzende Equipage kommt in diesem Augenblicke dahergerollt, um vor dem Eingange zum Friedhofe stillzuhalten. In größter Eile stieben die Menschen zu beiden Seiten den ungestüm sich bäumenden Pferden aus dem Wege. Denn diese Pferde gehören dem reichen und mächtigen Herrn von . . . . sie verlangen Respect und bedrohen außerdem das Leben der zu langsamen.

Das alte Mütterchen mit dem Stocke in der Rechten und dem Myrtenstocke in dem linken Arme, kann den ungestümen Pferden so rasch nicht aus dem Wege eilen. Der Kutscher in reicher Livree sieht sich genöthigt, der Alten wegen die Pferde zurückzuhalten. Er murrt und knallt ungeduldig mit der Peitsche, um die zitternden Beine der Alten in größerer Eile anzutreiben, so er berührt mit der Peitsche ihren Rock und den Myrtenstock, daß die weißen duftenden Blumen umherfliegen. Und in dem Wagen sitzt eine junge, schwarzgekleidete Frau, das ist die reiche Frau von . . . . Sie sieht die Rohheit ihres Kutschers, aber mit keinem Worte straft sie ihn. Sie ist ja die reiche Frau von . . . . der muß Platz gemacht werden. Der Wagen hält vor der Eingangspforte still. Ein Bedienter springt herab, öffnet die Wagenthür und ist der gnädigen Frau behilflich. Sogar mit einem Trauerblick betritt sie den Friedhof. Ihr folgen der Bediente und zwei Männer mit Kränzen und Blumen, kleinen Orangenbäumen und Palmen, Veilen und Knöchen.

Dort, wo das prachtvolle, reich vergoldete Gitter einen Begräbnißplatz einschließt, wo an der mit Epheu überkleideten Mauer die Marmortafel mit der goldenen Inschrift: „Erbbegräbniß der Familie von . . . . .", hängt, dorthin lenkt die vornehme Frau ihre Schritte.

Der Bediente öffnet die Thür. Sie tritt ein, bleibt einen Augenblick an dem kleinen Grabhügel eines Kindes stehen und läßt sich dann auf einem daneben stehenden Stuhle nieder. Zwei größere Orangenbäume vereinen ihre Krone über ihr zu einem schirmenden und schattenden Laubdache. Mit der Hand anweisend, ertheilt sie dem Bedienten und den beiden Männern, welche die Blumen tragen, Befehle, wo und wie die Blumen niedergelegt werden sollen. Bald steht der kleine Grabhügel inmitten eines kleinen Blumenwaldes, von Veilen und Kränzen gänzlich bedeckt.

Hunderte von Menschen gehen an dem prachtvollen Erbbegräbnisse der Familie von . . . vorüber und staunen über den Reichthum, und die Blumenpracht.

„Hier ist es schön! Seht die Marmortafel mit den Goldbuchstaben darauf, seht das vergoldete Gitter und die herrlichen Blumen! Hier möchte ich auch begraben liegen!" rufen einige der Vorübergehenden mit gedämpfter Stimme. „Ach die arme reiche Frau von . . . .!" flüstern andere. „Sie hat vor einem Jahre ein Kind verloren, dort zwischen den Blumen liegt es begraben —, ach, das muß ihr ans Herz gegangen sein! Seht, wie blaß ihr Angesicht ist, noch immer trägt sie Trauerkleidung!"

Man erkennt ein schlichtes Herz aus diesem Mitgefühl und diesen Worten — ja, echt bürgerliche Gemüthlichkeit! Weshalb bedauert ihr diese reiche und schöne Frau? Ihr denkt an das Mutterherz, das über den Tod ihres Kindes trauert. Habt ihr nicht eine Thräne in ihrem Auge erblickt, als sie an den kleinen Hügel trat? Aber diese herrlichen Orangenbäume und kostbaren Blumenstöcke bleiben nicht hier. Sie zieren im Winter den Salon der Frau von . . . , und wenn Ball in ihrem Hause ist, schmücken sie die Wände des Saals und bilden inmitten des Winters kleine Lauben, die nur je für zwei Stühle oder einen kleinen Divan Raum bieten. Dort ist vielleicht Trost!

Dicht an dem reichen Erbbegräbniß, wo die Menschen stehen bleiben und die Pracht bewundern, schreitet langsam das alte Mütterchen mit dem blühenden Myrtenstock im Arme vorüber. Sie blickt nicht zur Seite und schaut nicht auf das vergoldete Gitter und die Blumenpracht. Ihre Gedanken weilen bei dem Grabhügel, den sie schmücken will, unter welchem ihr Mann ruht. Und endlich erreicht sie den einfachen grünen Hügel. Er ist in einer stillen, einsamen Ecke des Friedhofs, hart hinter jener Mauer des Erbbegräbnisses der reichen Familie von . . . . , welche mit Epheu überwachsen ist und eine marmorne Tafel trägt.

Ja, hier ist es still und einsam! Selbst die Sonnenstrahlen werden von der hohen Mauer des Erbbegräbnisses zurückgehalten. Was kann aber ein armer Arbeiter mehr verlangen? Er muß froh sein, wenn ihm überhaupt ein stiller Platz auf dem Friedhofe gegönnt wird. Mag er fleißig und rechtschaffen gewesen sein sein ganzes Leben hindurch, aber er ist doch arm und ein Arbeiter geblieben; er darf nicht mehr Ansprüche machen. Und was will er auch mehr? Ruht er

nicht dicht neben der reichen Familie von ....? Nur eine einzige Mauer trennt die beiden Begräbnisstätten und die Mauer reicht nicht bis in die Erde hinab; dort gibt es keine Schranke mehr zwischen dem reichen Adelichen und dem armen Arbeiter — dort sind sie sich beide gleich — Staub, und Asche.

Hier legt sich die Alte auf dem grünen Hügel nieder. Eine Trauereiche auf dem Grabe nebenan hat ihre schattigen Zweige auch über den Hügel des armen Arbeiters ausgebreitet; sie ist groß genug, zwei Hügel zu schirmen. Der Epheu, welcher sich an der Mauer des reichen Erbbegräbnisses emporrankt, hat durch eine Spalte der Mauer einen frischen und kräftigen Zweig getrieben, und dieser Zweig rankt sich um den Hügel des Armen fest und innig. Er hat neue Wurzeln darauf getrieben und wächst und grünt.

Die Alte biegt die Ranken des Epheu zurück und gräbt mit der zitternden Hand ein Loch in den Hügel, worein sie den blühenden Myrtenstock setzt. Still und lieb ruhen ihre Augen auf dem einfachen Hügel, der alles umschließt, was sie an Erdenglück und Erdenfreude besessen. Fern von hier ist ihre Heimat, ihrem Manne ist sie gefolgt. Sie hat nie das Glück gekannt, Kinder zu besitzen; allein mit ihrem Manne hat sie lange Jahre gelebt unter Arbeit und Mühen, aber doch glücklich und zufrieden. Schon seit Jahren hat ihr der Tod den alten Lebensfreund und Gefährten entrissen, seitdem steht sie ganz allein in der Welt.

Ja, sie hat wenig von den Erdenfreuden genossen und doch weilen ihre Gedanken zufrieden und gern in der Vergangenheit, denn sie hat von jeher nur wenig Wünsche gekannt und noch weniger in Erfüllung gehen sehen. Jetzt trägt ihr altes Herz nur noch das eine Verlangen, an der Seite dessen in die Erde gebettet zu werden, mit dem sie so lange Jahre vereint gewesen ist. Ja, danach sehnt sie sich und doch hat sie keine Hoffnung, ihr Sehnen erfüllt zu sehen. Links und rechts sind Gräber, zu Füßen führt ein Weg durch und zu Häupten ist die Mauer des reichen Erbbegräbnisses. Da bleibt kein Raum für sie, und mag sie noch so wenig in Anspruch nehmen.

Morgen ist Johannistag, das Fest der Todten. Von dem Kirchthurm hängen Fahnen herab und auf den Gräbern ringsum prangen Rosen und Blüten. Das stimmt das Herz der Alten so feierlich und festlich. Sie selbst steht so dem Tode so nahe, sie hat schon ein Recht, sein Fest mitzufeiern. Unter dem Tuche nimmt sie ein altes Gesangbuch hervor und mit zitternder Hand schlägt sie es auf, wo die Lieder vom Tod und vom Sterben, von Auferstehung und ewigem Leben stehen. Langsam, mit bebenden Lippen liest sie darin und schaut nicht auf.

Sie sieht nicht die junge Mutter, welche, nur wenige Gräber von ihr entfernt, an einem winzig kleinen grünen Hügel kniet und unter heißem Weinen ihn mit rothen und weißen Rosen bedeckt und einen großen Kranz darum windet. Es ist nur ein kleiner Hügel und unter ihm ruht nur ein kleines Herz, welches nur wenige Tage und Wochen auf der Erde geschlagen, und doch hat es ein Mutterherz fast vor Schmerz gebrochen und zerrissen. Es war ihr erstes Kind und ihr einziges — das verschmerzt sich nicht, und wenn längst der Hügel mit Rosen bewachsen, wenn auch der junge, dünne Eichenstamm, den sie zu Häupten gepflanzt, zu einem starken und schattigen Baume herangewachsen, jeder Tag des Todtenfestes ruft den Schmerz von neuem wach, denn mit jedem dieser Tage wäre das Kind um ein Jahr älter geworden.

Die Alte sieht nichts davon, sie sitzt still da und liest. Sie bemerkt auch nicht, daß ihr zur andern Seite, gleichfalls nur wenige Gräber von ihr entfernt, ein Mann herantritt. Seine Kleidung ist ärmlich, seine Wangen sind bleich und seine Augen blicken traurig. Wie erschöpft lehnt er sich an den Stamm einer herrlich grünenden und mit weißen Blüten bedeckten Akazie. Darunter erheben sich drei Grabhügel. Ein großer in der Mitte, zu jeder Seite von ihm ein kleinerer. Auf ihnen ruht traurig des Mannes Auge. Wir brauchen keinen Kommentar zu seinem Schmerz. Die stille Trauer seiner Augen und die drei Grabhügel verrathen uns alles — sie decken sein Weib und seine beiden Kinder.

Ein Tuch, welches er mitgebracht und zwischen den Gräbern niedergelegt hat, öffnet er und nimmt mehrere Kränze daraus hervor. Schweigend legt er auf jeden der drei Grabhügel einen derselben und einen bindet er an dem Stamme der Akazie fest. Die Hände zittern ihm, während er es thut, und rasch fährt er mit der Hand über die Augen. Noch einen Blick wirft er auf die drei Hügel, dann geht er schweigend und langsam fort. Das Herz wird ihm hier zu weich und zu wehe, er kann die Thränen im Auge kaum zurückhalten und doch mag er sie nicht zeigen und fließen lassen.

Auch hiervon hat die Alte nichts gesehen.

Zahlreiche Menschen gehen an ihr vorüber — sie achtet nicht darauf und auch sie wird nicht beachtet. Wer hat von denen, welche gezogt vorüber gehen, welche durch Blumen und Kränze sich selbst ein Fest bereiten, welche die Neugier hierher treibt, ein Auge für ein altes Mütterchen, welches, halb von den überhängenden Zweigen einer Trauereiche verdeckt, auf einem einfachen Hügel hinter einer Mauer sitzt? Es gibt genug zu schauen und zu bewundern. Menschen und herrliche Blumen, künstliche Kränze, goldene Inschriften auf den Grabsteinen und fromme Sprüche darunter — wer hat da Zeit, sein Auge auf die Alte zu werfen? Wer kennt und wen kümmert sie?

Und sie, deren Herz sie heute an die Hügel der Todten hierher getrieben, sie haben genug mit ihrem eigenen Schmerz und mit ihren Gedanken zu thun, als daß sie sich um eine alte Frau kümmern sollten.

Die Alte sitzt still und regungslos da. Mit dem Rücken hat sie sich an die Mauer des todtenbaren Gebeinhauses gelehnt. Vor ihr, auf dem grünen Grabhügel ihres Mannes, liegt das aufgeschlagene Gesangbuch. Ihre Augen ruhen auf dem Buche, auf dem Grabhügel und dem weißblühenden Myrtenbeete.

Tiefer und tiefer sinkt die Sonne im Westen hinab. Ihre Strahlen ruhen schon nicht mehr auf den blumengeschmückten Grabhügeln, sondern werfen nur noch einen goldigen Glanz auf die hohen Wipfel der Bäume und auf die Fahnen, welche lustig flattern und vom Kirchthurm herabhängen. Stiller und stiller wird es zwischen den Gräbern; schon wird es unter den Trauereichen und Pfauen unheimlich dunkel und die Menschen eilen heim. Nur noch wenige gehen jetzt auf den breiten Mittelwegen und keiner von ihnen weiß, daß dort hinter der Mauer unter der dunklen Eiche eine alte Frau neben dem Grabhügel ihres Mannes sitzt, still und regungslos. Ob sie schläft?

Nun vom Kirchthurm tönt die zehnte Stunde in langsamen, einmal nachklingenden Schlägen. Auf dem Todtenhofe ist es still und einsam geworden und der Todtengräber schließt die Eingangspforte. Er hat nicht nachgesehen, ob noch Menschen auf dem Todtenhofe weilen — sie sind alle heimgeeilt, denn wer hätte Lust, eine Nacht bei den Todten zuzubringen?

Und die Alte unter der Trauereiche? Still! Störet sie nicht in ihrem Schlummer, sie sitzt so still und ruhig da! Was kümmern sie die Todten? Was fragt sie danach, ob die Pforte des Todtenhofes verschlossen ist? Sie sitzt neben dem Grabhügel ihres Mannes, sie hat ja so manchen Tag und so manches Jahr an seiner Seite gelebt!

Und Stunde auf Stunde verrinnt. Der Mond steht hell und rein am dunkelblauen Himmelszelt und seine Strahlen spiegeln sich auf der blanken Marmortafel des Grabdenkmales und an dem vergoldeten Gitterwerk. Spielend gleiten sie über die gelben Kieswege und über die Blumen und den grünen Rasen auf den Hügeln. Bäume und Kreuze werfen unheimliche Schatten.

Da schlägt die zwölfte Stunde! Der Johannistag — das Fest der Todten beginnt. Es bleibt still ringsum; selbst die Alte unter der Trauereiche rührt sich nicht. Ruhig lagert sich der Mondschein auf den grünen Grabhügeln. Und kein Grab öffnet sich, kein Todter steigt hervor in der Geisterstunde. Die hier in der Erde gebettet liegen, ruhen alle; sie kehren nimmer zurück.

Doch horch! Was war das? Ein Windhauch säuselt flüsternd und rauschend durch die Wipfel der Bäume. Die langen Zweige der Trauereichen wiegen sich hin und her, ein Windhauch bläst in dem aufgeschlagenen Gesangbuche, das neben der Alten liegt, einige schwach befestigte Kreuze wanken und nicken und der Duft von tausend und abertausend Rosen und Blumen erfüllt fast betäubend die Luft. Und in den Büschen und den Blumenbeeten flüstert es und die Schatten einiger Wolken, welche vor dem Monde vorüberziehen, jagen gespenstisch rasch über die Todtenhügel und die Grabhügel, über die gelben Kieswege und die Bäume dahin — es ist Johannistag, das Fest der Todten!

Und die Alte hört und sieht von dem allen nichts. Die herabhängenden Zweige der Trauereiche haben schaukelnd ihr Haupt und ihre Wangen berührt, sie fühlt es nicht. Ihre Hände hält sie gefaltet, ihr Haupt hat sich todesmüde auf die Brust herabgesenkt — sie schläft einen langen und festen Schlaf.

Die Morgensonne erhebt sich im fernen Osten und verkündet den Menschen den Johannistag, das Fest der Todten. Mit der Schaufel in der Hand schreitet der Todtengräber über den Friedhof zwischen den mit Rosen bedeckten und übergrünen Grabhügeln dahin. Da wird er die Alte gewahr, welche still und regungslos, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, dasitzt. Er tritt heran und berührt sie. Er weckt sie nimmermehr! Es ist das Fest der Todten und eine Seele ist mehr, die es mitfeiert. Still, laßt sie ruhen!

Das Gesangbuch liegt noch aufgeschlagen auf dem Grabhügel und die Myrte hat weiße Blütenblätter darübergestreut.

An der Seite ihres treuen Lebensgefährten ist die Alte geschieden, ob sie auch neben ihm ruhen wird? Es war ihr letzter Wunsch.

Ach — sie war arm, sie hat kein Gedenkgrab mit Marmortafel und vergoldetem Gitter. In zwei Tagen wird sie auf dem neuen Friedhofe vor dem Thore in die Erde gesenkt, in Reih und Glied der großen Totenarmee.

Anregungen.

Gewinnst als Historiker.

Aristoteles erklärte bekanntlich in seiner Poetik die Poesie für philosophischer und idealischer als die Geschichte. „Denn die Poesie stellt mehr das Allgemeine, die Geschichte das Einzelne dar."

Indessen, wenn man bedenkt, wie reich die Geschichte an allgemeinen philosophischen Lehren ist und wie es nur auf den Geschichtschreiber ankommt, diese allgemeinen und weisen Lehren aus dem einzelnen Geschehenen herauszuziehen, so kann man den erwähnten Ausspruch des Aristoteles nur relativ wahr finden.

Freilich, wenn die Geschichte z. B. bloß erzählt, was Alkibiades gethan oder gelitten hat, dann ist sie minder philosophisch als ein poetisches Drama, das den Alkibiades zu seinem Gegenstand hätte.

Aber kann denn die Geschichtschreibung nicht den Alkibiades in philosophischem Lichte darstellen, kann sie nicht aus seinen Thaten und Leiden wichtige allgemeine Lehren und Ideen entwickeln?

Wir glauben sogar, daß die Dichter, welche historische Stoffe behandeln, bei solchen historischen, die das Geschehene mit philosophischem Geiste erfaßt und dargestellt haben, in die Schule gehen müssen, wenn sie sich zu jenem hohen Standpunkt erheben wollen, auf den Aristoteles sie stellt.

Zu den mit philosophischem Geiste die Begebenheiten erfaßenden und darstellenden Geschichtschreibern unserer Zeit darf man mit Recht Gervinus zählen.

Seine „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen" (Leipzig, W. Engelmann, 1855—58) ist reich an allgemeinen Betrachtungen, die den Beweis liefern, daß die Geschichte nicht minder wie die Poesie eine ideelle Lehrerin ist, wenngleich sie ihre Lehren in anderer Form ertheilt als die Poesie.

Mag man auch nicht immer mit Gervinus Ansichten übereinstimmen, jedenfalls löst er und rollt die historischen Begebenheiten in einem höheren, ideellen Lichte erblicken.

In dem uns gegenwärtig vorliegenden dritten Bande, welcher die Revolutionen der romanischen Staaten in Südeuropa und Amerika ausführlich behandelt, ist die Parallele zwischen den Unabhängigkeitskämpfen in Nord- und Südamerika vortrefflich. Solche geschichtliche Parallelen bringen uns die Belehrungen zum Bewußtsein, von welchen das Gelingen der geschichtlichen Unternehmungen abhängt. In dem einen Lande gelingt die Revolution und führt zur Freiheit und zum Aufschwung, in dem andern mißlingt sie und führt zu Knechtschaft und Verfall. Solche entgegengesetzten Ausgänge ähnlicher Bestrebungen hat die moderne Geschichtschreibung zu erklären, und wir müssen es daher loben, daß Gervinus den verschiedenen Gründen des nordamerikanischen und südamerikanischen Unabhängigkeitskampfes und seinen Gründen nachgeht.

Lehrreich ist auch die Hinweisung, die Gervinus an den Rückblick auf das 17. Jahrhundert der spanischen Herrschaft in Amerika knüpft. Von dem irdischen Paradiese, das die Mönchsherrschaft hier geschaffen, hat ein romantisierender Dichter farbenreiche Bilder entworfen, wie sie Gervinus sagt, „noch entfernterem Auge mehr anreizend erscheinen". Ob alle diese Gaukelbilder von Erziehung, stiller Verehrung und Vermählung nicht gerade die Staaten und Völker des spanischen Amerika mit der geistigen, sittlichen und politischen Unfruchtbarkeit geschlagen hat, an der sie leiden, ob die Gewohnheit durch diese Systeme der Knechtung der Kasten nicht weit mehr herabgezogen wurden als die Indianer emporgehoben, und ob diese dem Interesse der Menschheit nicht mehr Schaden als Nutzen gebracht hat, ist die große Frage, welche die Zukunft mit sicherer Hand beantworten wird. Die Verklärung einzelner Züge mit schönen Naturerscheinungen nennt Gervinus mit Recht „eine gefährliche Prämie", die nicht alle Völker gleich glücklich bestanden haben. Denn eine Literatur, teilweise wo sie auf einer geringen Naturanlage beruht, zu höherer Bildung emporgehoben, sei schwer, wo nicht unmöglich. Dagegen habe die Tyrannenmacht, die in dem Heraufdrücken auf den tiefsten Anfangsstufen des sittlichen Lebens auf eine um so bessere Vollendung gerechnet ist, unverkennbar einen verderblichen Keim auch in politische Institutionen, wie den halben Naturzustand in Italien, in Tirol, in Amerika gelehrt haben, bei dem Erfahrung möglich zu beobachten.

Aus dem reichen Schatze seiner Weisheit führt uns Gervinus mehrere Beispiele zum Beleg seiner Behauptung an. Nun war gewiß nur Hart, als er mit gleichartigen Bildungen in Italien ging wie die Spanier in ihren Kämpfen mit den Mauren, er gelangte auch auf den Höhepunkt einer halb fremden Civilisation nach der Vertreibung der

heulands wie Spanien seit seiner Herrschaft in Italien; als es die rohern Völker im Westen und Osten unterwarf, sank es selbst in Rohheit zurück wie Spanien nach der Eroberung Amerikas. Wo in den mittlern Zeiten die unbildsamen Stämme, die Gelten, Iberier, Preußen, das Loos der Vertilgung und Verdrängung erlitten, ist es für die Sieger ein grausam erworbener, aber ein heilsam wirkender Vortheil gewesen; wo sie unter die erobernden Culturvölker in größern Massen aufgenommen wurden, ist die herabziehende Kraft dieser Mischung überall zu beobachten gewesen. Keinem Volke aber war bei solchen Berührungen je ein so sicherer, ein so wählerischer, dienernartiger Instinct eigen wie den Angelsachsen, die einst in England die römischen und christlichen Bildungselemente sich aneigneten, aber die fremdartigen Wallier hinwegschoben und ausschieden, wie sie in Amerika mit den Indianern thaten. Spanier selbst haben behauptet, daß der ungeheure Vorsprung Nordamerikas vor dem spanischen nur der Verdrängung der Indianer zuzuschreiben sei.

Wer wollte solchen und ähnlichen wichtigen Lehren gegenüber, welche die Geschichte ertheilt, noch daran zweifeln, daß die Geschichte eine philosophische Lehrerin ist? Die Eroberer, Regenten, Staatsmänner machen sich freilich die Lehren der Geschichte höchst selten zu Nutzen, und sogar historische Schulen gibt es, die nur die Thatsachen und die Poesie des Geschehenen wollen gelten lassen, das „Weltgericht" in der „Weltgeschichte" gänzlich ausschließend. Wir verkennen nicht, daß Gervinus an Plastik, Phantasie und Kunst der Darstellung hinter manchem Bekenner der Letztern zurücksteht, werden aber seiner Auffassungsweise der Geschichte immer den Vorzug geben. Man ist bei ihr sicher, nicht zu Bewunderern Tilly's und Alba's werden zu sollen.

Unterhaltungslectüre.

X.

A. von Sternberg setzt in einem zweiten Bändchen, in Gleichem und Besserm seine anmuthige und interessante „Dresdener Galerie" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1858) fort.

Es mag gewagt sein, jedem Bilde ein besonderes Abenteuer des Malers, der es geschaffen, als erste Anregung unterzuschieben; sicher wird uns das Kunstwerk dadurch in eine größere und freundlichere Nähe gerückt.

Zuweilen trifft Sternberg mit glücklichem Verständniß in seinen Erzählungen jene „Seele des Kunstwerks" und weiß, was der Beschauer nur empfindet, zur poetischen Wirklichkeit zu gestalten. So vor allen bei der heiligen ägyptischen Magdalena des Riberа.

Die Rügen, die man hier und da gegen das erste Bändchen ausgesprochen, werden allerdings auch am zweiten Anhalt finden. Es gehört eben zu der Weise dieses eigenthümlichen Autors, sich in seinem eigenen Können und Wollen möglichst treu zu bleiben. Der Wandelungen nach außen hin lassen sich ihm genug vorhalten — er war 1848 so reactionär wie die zaghafteste und um ihre Pension besorgteste Offizierswitwe, schlug dann um und bereute öffentlich zwei in diesem Geist geschriebene Erzählungen; jetzt, im vierten Bändchen seiner mit einem Titelnamen sehr bedachten Witz geschriebenen „Wiener Augenblätter" überkommt ihn wieder ganz die alte Furcht vor dem Blousen und Calabreserhüten — innerlich aber ist seine Weise immer die gleiche und ausgeprägteste geblieben. Er ist dies die einzig der feinern Autoren der französischen Novellenzeit. Er behält seine Mode, wie sie ihm einmal steht, seinen Zopf und seine Perrücke, seine Manschetten und im Winter seinen Muff wie immer. Er wird nicht national, wenn die Nationalität Mode ist, nicht demokratisch, wenn die Demokratie, nicht religiös, wenn die Religion Mode wird. Ihn irrt keine Vorgeschichte, kein Loorlv, keine Preisaufgabe für classische Dramen. Er bleibt bei seinen Abbés, Marquisinnen, Payagaienmärchen und den feinen Plaisirchen, die eine Stunde lang mit Witz und Phantasie unterhalten. Er hat sich sogar aus der sittlichen Indignation über die „Braunen Märchen" nichts gemacht und kann unter den Autoren, die von sich sagen „Ich will einmal gerade so schlecht oder so gut sein, wie ich eben will", als der legitimste Erbe Heinrich Heine's angesehen werden.

Wir empfehlen seine „Dresdener Galerie" allen Freunden einer geistvollen Lectüre. Nur zwei historische Irrthümer haben sich in dies neue Bändchen eingeschlichen, die bei so bekannten Thatsachen, wie die italienische Kunstgeschichte des 16. Jahrhunderts sie darbietet, leicht hätten vermieden werden können. Arioste war unter dem Pontificat des Paul Farnese nicht mehr am Leben; er starb schon am 6. Juni 1533, und 1524 saß nicht mehr Leo X., sondern Clemens VII. auf dem päpstlichen Stuhle.

Die deutsch-dänische Sache.

Gleichwie der Römercentnl ward den heiligen Legionennar,
Da unentschieden lang' die Schlacht gewogt, in der Feinde Schar:
Wie da des Feldherrn hoher Sinn und kühnes Wagnis nicht verriet
Und mit dem Adler auch den Sieg zugleich erkämpfte der Quirit:
So ist der deutschen Ehre Pfand jetzt eingesetzt am Dänensund:
So hole das Palladium aus Feindeshänden, Deutscher Bund!
Schütze unsern Bruderstamm und löse ein der Ehre Pfand,
Und, muß es sein, so löse Er mit Waffen aus der Feinde Hand!

Adolf Böttger.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 50.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Nymphe und Muse.

Eine Novelle von **Edgar Dupuy.**

I.

An einem Märzabende war in dem Gutshause zu Sonnenfeld, tief im östlichen Theile Deutschlands, um den Besitzer Friedrich Herden und seine bei ihm lebende Schwester Anna der kleine Kreis von Verwandten und Freunden versammelt, welcher sich gewöhnt hatte, statt auch die außerhalb des alltäglichen Berufs liegenden Gegenstände mit Vorliebe zu umschließen.

Wie es oft zu geschehen pflegte, trug auch diesmal die Phantasie die Versammelten aus der kaminerwärmten, rheduftenden, nordischen Behaglichkeit nach dem Lande der Sonne und der Orangenblüten, nach Italien, welches Friedrich seit einer Reihe von Jahren beinahe jährlich besuchte, und welches ihn, den Kunstfreund und Kenner von Profession, mit reichhaltigen und fruchtbaren Erinnerungen erfüllt hatte. Dabei geschah des jungen Malers Johannes Bergmann Erwähnung, welcher ihm bei seiner letzten Anwesenheit in Rom innig nahe getreten war, und welcher die Bitterkeit des Scheidens durch das Versprechen gemildert hatte, den jetzt bevorstehenden Sommer in Sonnenfeld zu verleben, zugleich mit dem Frühlinge — in dessen Gesellschaft, wie er sich ausgedrückt hatte — zu kommen, ohne sich jedoch anzumelden oder überhaupt bis dahin von sich hören zu lassen.

Eine von Herden mit einiger Unruhe angeregte Frage, ob man auf jene Zusicherung bauen könne, wurde von der Gesellschaft mit Einstimmigkeit bejaht.

„Der Deutsche hält sein Wort, auch wenn es in Rom gegeben ist", sagte Ernst Schaffer, der Besitzer des angrenzenden Gutes, und der Ausdruck seines bleichen, scharfgeschnittenen Gesichts mit den krankhaft glänzenden Augen verriet die Festigkeit seiner Ueberzeugung.

„Wenn es schon vorgekommen sein soll", scherzte Doctor Werner aus der nächsten Provinzialstadt, „daß ein Versprechen, nach dem Tode dem Freunde zu erscheinen, gehalten worden, wie wollte man zweifeln, daß ein gewiß noch lebender Freund den immer doch leichtern Weg aus dem Süden zu uns einschlagen wird, wenn er es so feierlich versprochen?"

„Daß er ihn einschlägt, möchte ich auch nicht bezweifeln", bemerkte Frau Berg, die ältere Schwester des Gutsherrn, „allein ich fürchte, er dürfte ihn nicht bis hierher verfolgen können, wenn er sich, wie es seine Absicht scheint, den Frühling zum Führer wählt."

„Es wäre denn", ergänzte ihr Gatte, „er suchte ihn in der Gesellschaft: da steht auch unser Frühling, fest, unumstößlich zugesichert, wie ein verfassungsmäßiges Recht — und heute ist sein Anfang."

„Richtig, heute ist sein Anfang", bestätigte der Doctor, und füllte den leeren Rand der ihm soeben gereichten Tasse Thee mit Cognac.

„Der Glaube scheint allgemein", schloß Anna, ich theile ihn und habe ihn bereits bethätigt. Die freundlichsten Fremdenzimmer nach dem Gar-

ten hinaus und geordnet und gewärmt. Der Frühling ist da, sein Begleiter möge erscheinen."

In diesem Augenblick erklang vor dem Hause ein Bivouacsignal.

„Ihr Zauberspruch hat gewirkt", rief Schaffer.

„Es ist das erste mal, daß mir ein Zauber gelingt, entgegnete sie lächelnd."

Friedrich eilte hinaus und führte gleich darauf den Erwarteten, eine hohe Künstlergestalt, der durch die Ueberraschung heiter bewegten Gesellschaft zu.

„Sei uns willkommen", so Mann von Wort, sprach er, nachdem er die Anwesenden miteinander bekannt gemacht und nach einigen flüchtigen Fragen, indem er den Freund nochmals an sich drückte: „zunächst aber wähle, ob du von den Beschwerden der Reise ausruhen oder den Rest des Abends in diesem traulichen Kreise hinbringen willst."

Der Ankommling erklärte sich mit einer Art Ungestüm für das letztere. „Zu lange" — fügte er hinzu — „habe ich mich nach dir und deiner Umgebung gesehnt, und es ist auf meiner Reise, mit jeder neuen Meile wachsend, zu viel Verlangen nach Licht und Farben hervorgetreten, als daß ich diese heitern Räume, wo ich alles in schöner Harmonie beisammen finde, sobald wieder verlassen sollte."

„Unsere Natur hat sich Ihnen allerdings gerade jetzt in der unvollkommensten Toilette verschleiert", fiel der Doctor ein, „mit Nordländer getrauen uns, daß sie im Begriff steht, das Aschkleid des Frühlings abzuwerfen."

„Wohei sie sich", sagte Berg hinzu, „leider noch etwas mehr Zeit nimmt als andere Schönen: ungefähr noch sechs Wochen von heute."

„Es macht einen eigentümlich verdrießlichen Eindruck", erwiderte Johannes, „bei einer in wenige Tage zusammengedrängten Reise von Mailand hierher den Frühling, welcher dort in voller Entfaltung steht, welcher auch im westlichen Deutschland schon tausend Augen geöffnet hat, allmählich verschwimmen und verschwinden zu sehen. Ich war darauf vorbereitet, ihn hier noch verhüllt, winterschlummernd zu finden; aber was mich, ich muß es bekennen, unerwartet niederdrückte, war die trübe Farblosigkeit der Landschaften, welche in den letzten Tagen an mir vorüberzogen. Ueberall nur grau und gelb in der unerquicklichen Mischung, auf den starren, schweigsamen Ackerwüsten, auf der Leere von Moos und Heidekraut in ihren Lücken, auf den durchfurchten Bergen, ja sogar auf den Auen, welche sich doch vor allem das Grün der Hoffnung erhalten sollten. Keine Schattierung, kein Lichtreflex!"

„Wenn man nicht etwa die schmutzigweißen Fetzen, die der Winter hier und da liegen läßt, in Betracht ziehen will", fügte Heyden mit Bitterkeit hinzu. „Ja, ich habe, obschon ein Sprößling dieses Landes, oft dasselbe empfunden, wenn ich aus meinem lieben Süden zurückkehrte."

„Kommt das überall hinden, wenn Jahreszeit und Wetter schlecht sind", sagte Schaffer. „Sie, Heyden, sollten nicht in den völlig gerechtfertigten Reiseunmut unseres Gastes einstimmen; er glaubt somit alles Grünes, daß er zu den Zonen der nordischen Nacht gekommen sei."

„Ich fürchte selbst die Nacht nicht, wenn solche Sterne darin glänzen", rief Johannes mit dem ihm eigenen ungekünstelten Pathos, und wies auf die schönen Kupferstiche von Werken der italienischen Meister, welche die Wände des Zimmers schmückten, und unter denen Sassoferrato's liebliche Madonna, von den Engelsköpfchen umschwebt, hervorleuchtete.

„Du gabst ihnen den rechten Namen", sagte Friedrich mit Wehmuth. „Sterne sind es, Sterne ohne eigenes Licht, viele düstern Abbilder unermeßlicher Sonnen. Was habe ich mir an ihnen gesammelt als eine Quelle — der Sehnsucht?"

„Sehnsucht nach der Schönheit ist das Lebenselement des gebildeten Geistes", sprach bestätigend Frau Berg.

„Und wie befriedigungslos ist dieses ganze Streben des nordisch vereinsamten Kunstfreundes", fuhr jener, ohne Empfänglichkeit für den gebotenen Trost, fort. „In der Wüste errichtet er einen Apollotempel von Holz und Papier: es fehlt ihm Weihe und Glanz und Dauer."

„Und Priester", ergänzte Berg: „selbst wir, seine nächsten und leider beinahe einzigen Adepten, dringen die viel zu wenig in das Heiligthum ein. Es ist hier alles zu praktisch."

„So hörte ich dich in Rom nicht sprechen", antwortete der Maler, beinahe beleidigt, dem Freunde: wie groß und ungetrübt war deine Freude, so oft es dir gelang, einen würdigen Gegenstand für deine Sammlungen zu erwerben."

„Scheltet mir nicht die praktische Richtung unserer Heimat", nahm der Doctor Berg's Schlußbemerkung auf. „Ich bin weit entfernt, das Wirken unseres kunstsinnigen Wirths so gering zu achten, wie er es selbst, in einer offenbar hypochondrischen Verstimmung zu thun scheint; die Sterne finden auch hier Herzen, um sie zu erhe-

den und mild zu erwärmen — aber größer, heller, allgemein klärender ist die Leuchte der Gerechtigkeit und Humanität, welche so mancher praktische Mann in unserer Nähe hoch emporhält."

Der Blick, welchen der Sprecher hierbei auf Schaffer richtete, begegnete abwendendem Kopfschütteln.

Anna trat nach kurzer Abwesenheit wieder in das Zimmer.

„Wie ungern ließ ich mich durch meine unaufschiebbare Abreise nach Frankreich verblenden", sagte der Graf zu ihr an, Sie, mein Fräulein, in Rom zu begrüßen, wohin Sie — es war Ihre Absicht — Ihrem Bruder folgten."

„Es geschah, und ich vermißte dort häufig den meinem Bruder so befreundeten Künstler."

„Mein in Rom Künstler?" erwiderte Johannes, welcher eine absichtliche Betonung des letzten Wortes bemerkt zu haben glaubte; „er sind nichts nütze, nicht einmal als Dolmetscher, wo die gestaltete Kunst eine jedem edeln Sinn verständliche Sprache spricht."

„Ich weiß dieses Urtheil nicht", antwortete Anna mit Bestimmtheit; „mir ist der Künstler, ja schon der Mensch, mehr als die Kunst mit allen ihren Schöpfungen, und sie sprechen nie so verständlich zu mir als aus dem leuchtenden Auge warmer Empfänglichkeit."

„Wie schön!" rief der Maler mit der ganzen Naivetät der Künstlernatur, und griff unwillkürlich nach ihrer Hand, welche sie ihm lächelnd reichte. Erst als er die zarte Hand in der seinigen fühlte, überkam ihn das Bewußtsein der verübten Formwidrigkeit und er führte sie hastig an seine Lippen. „Lassen Sie mich wissen", fuhr er dann hastig fort, „ob Sie den Enthusiasmus Ihres Bruders für Italien theilen."

„Ich liebe es", erwiderte sie, „wie man eine herrlich ausgestattete Villa, voll Musse, Genuß und Beschauung, lieben muß; denn das in Italien — solange der Fremde das Recht behält, die höhern Partieen zu überleben — ich halte es für die schönste That jener weltverachtenden Kraft, diesen Garten der Belebung zu einem Gemeingut Europas, ja der Erde, gemacht zu haben."

„Mit Vergnügen höre ich eine so unbeschränkte Anerkennung", fiel der Maler ein.

„Warten Sie nur, es folgt ein Aber", bemerkte Berg. „Es ist es", fuhr Anna fort —, „aber ich liebe es nicht wie die kalte, nordische Heimat, in der meine Aeltern lebten und wirkten; wo ich selbst das Leben so vieler Menschen und ihr Verhältniß zu meiner Kindheit kenne."

„Wie gefällt sie Ihnen?" fragte der Maler im Tone leiser Zweifels.

„Ist dieser Gegensatz nicht der berechtigte?" ergänzte Schaffer mit heller schärfer ausgeprägter Zustimmung.

„Ich verstehe", entgegnete der Gelehrte, „den einfach schönen Ausdruck eines Gefühls, welches mir leider beinahe fremd geblieben ist. Mein Vaterhaus, an den Ufern des deutschen Rheinstroms mir nicht zur beglückenden Heimat; noch ein Kind, verlor ich sie, nach des Vaters frühem Tode, an der mütterlichen Brust und lebte, bis in der stürmenden, sammelnden Jünglingszeit auf ein paar unvergeßliche Jahre zurück. Wo die Mutter weilte, war meine Heimat; zuletzt wurde es Rom, wo sie für immer weilt vor drei Jahren habe ich sie an der Pyramide des Cestius bestattet."

Eine Welle umhüllte das dunkle Auge des Sprechenden und verhinderte es, den Blick seiner Mitgefühls wahrzunehmen, welchen Anna auf ihn richtete.

„Nachdem ein kurzes Schweigen der frischen Erguß des Gefühls gehemmt, erkundigte sich ein allgemeines Gespräch über seinen Aufenthalt in Paris. Mit ausführlicher Bereitwilligkeit gab er darüber Auskunft und legte zu erhöhtem Genuß der Gesellschaft sein Album vor, in welchem Skizzen bedeutsamer Bauten und Plätze mit denen von Kunstwerken des Louvre angenehm wechselten und in Vergleichungen zwischen Rom und Paris, dem Mittelpunkte der Vergangenheit und dem Ausgangspunkte der Zukunft, wie Arno Berg sie nannte, auftraten.

Als dann nach dem Imbiß in Ehren des Gastes das Glas edeln deutschen Weines geleert und Friedrich sein nochmaliges Willkommen mit dem Wunsche geschlossen hatte, das auch der Norden dem Fremde und seiner Palette hold und gewärtig sein möge, da sprach dieser sein Glas und sprach:

„Wie einst der wandernde Troubadour das gastliche Haus und den anmuthsbietenden Labetrunk durch dankbare Lieder verherrliche, so laßt auch mich, den fahrenden Ritter der beiden Künste, auf meine Weise dichten und danken. Vermählt mir, erhabenes Schlachtfeld, und du, würdiger Schirmherr, daß ich, hier weilend, Auge auf die Leinwand zaubere, und zwei stimmbegabte Lobsänger in der Abendhalle Eures Schlosses

aufstelle." Allgemeiner Beifall folgte dieser Rede; Schäffer hielt jedoch die Zusammenstellung des bauerhaft ausgeprägten Werks mit dem flüchtig hingehauchten Liede für allzu bescheiden.

„Beide sind die besten Gaben des Gebers", entgegnete der Künstler, „das macht sie gleich."

Auch die Gewährung der Bitte ließ nicht auf sich warten und Anna versprach dem Ungeduldigen, welcher, wie er sagte, ein nicht recht zu stillendes Verlangen nach Ausübung seines Berufs fühlte, schon morgen zu singen. So entteilte die Zeit. Ehe man sich trennte, erhob sich Schäffer zu folgender Ansprache:

„Gar huldvoll hat uns heute der Genius der Tonkunst und Farben gelächelt, viel des Schönen unserm Auge vorgeführt; auch die göttliche Poesie blieb uns nicht fern, wenngleich sie nicht in vollem Strome dahergerauscht, sondern nur mit einzelnen Tropfen leise an das Stundenglas klang. Wo aber blieb die nicht minder treffliche Musika? Seht ihr nicht, wie der alte, ewig junge Verkehrer dort über dem Piano finster hereinschaut, weil wir sie ganz vergessen haben? Gefalle ich nicht eine Pflicht gegen ihn, wie gegen uns, wenn ich unsere liebe Wirthin bitte, ihn zu besänftigen mit einem Opfer aus seinen Tonen?"

„Den Gedanken gab Ihnen Apollo selbst ein", rief der Doctor, alle stimmten bei und Anna trat an das Instrument und ließ mit der Sicherheit und Kraft, welche ihr ganzes Wesen auszeichnete, jene wunderbaren Klänge erwachen, in denen der gefesselte, befangene Geist, nur von einzelnen Lichtmalen gerührt, ein Chaos durchwühlt, bis er Pforte und Zauberwort der Befreiung findet und sich jubelnd in die Lüfte schwingt.

Schäffer dankte mit einem stummen Händedruck, Johannes, welcher es bemerkte, mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung.

In dem mit elegantester Behaglichkeit für ihn ausgerüsteten Zimmer wehte ihn neues Behagen an, und dennoch konnte er, als das wechselnde Bild der jüngsten Vergangenheit an dem halbgeschlossenen Auge vorüberzog, keine einheitlich befriedigte Stimmung gewinnen. Die rührende Gastfreundschaft der entfernten Staffage: der Reise, der Oertlichkeit, ja selbst das Gut mit seinem langgestreckten, niedrigen, grauen Wohngebäude, wurde von der freundlichen Hauptgruppe nicht völlig überwunden, und selbst sie letztere mochte in ihrem innersten Wesen zuviel Isolirtheit und reflectirte Beweglichkeit haben, als daß sich die in der Fülle des Lebens vorherrschend gewordene Empfänglichkeit des Künstlers für das Unmittelbare unbedingt davon hätte angezogen fühlen können. Daß er selbst sich in jenes Weben hineingezogen, sich daran theilzunehmen gedrungen fühlte, mußte ihn nur noch mehr beunruhigen. Dazu kam, daß durch die Herzlichkeit des Wirths eine gewisse Befangenheit hindurchblickte, welche Zweifel erwecken konnte, ob der Besuch zu gelegener Zeit gekommen sei.

Allein das Auge des Jünglings, zumal wenn er ein Künstler, vertieft sich nicht in das Ungefällige; es weiß das hervorragend Schöne aufzufassen und festzuhalten. So hing denn auch hier die edle Gestalt Anna's immer bestimmter und leuchtender, nur ein wenig durch den Schatten des anscheinend allzu nahe stehenden Schäffer getrübt, empor und schien den Sinnenden in das Reich des Traumes hinübergeleiten zu wollen — da trafen wundersame Töne sein Ohr. Was war das? Er richtete sich empor; er täuschte sich nicht — es war weiblicher Gesang — gedämpft, kaum hörbar, dann kräftig, vernehmlich, aus einem entfernten Theile des Hauses herüberschallend. Sollte es Anna sein? — unmöglich — jetzt unterschied er; es war eine jener Barcarolen, wie die Schiffer an den Küsten Siciliens sie nach dem Ave singen. Ausdruck, Tonfall, Refrain, alles so charakteristisch national, daß es einem deutschen Munde nicht entstammen konnte. Jetzt vernahm er sogar die Worte, jene wunderholden Rufe zur heiligen Lucia, der Beschützerin der Blinden und der Liebeskranken, deren helles Kirchlein dem sehnsüchtigen Schiffer winkt:

Sul mare luccia
L'astro d'argento
Placido e lento
Prospero e vento
Venite all' agile
Barchetta mia
Santa Lucia, santa Lucia!

Wer war die Sängerin, die den Abend über weder sichtbar gewesen noch von irgendjemanden erwähnt war? Johannes lauschte lange den in abgerissenen Fragmenten unregelmäßig sich fortspinnenden Klängen und sann hin und her. Dann verlor sich seine Phantasie in jene anmuthigen Spiele, zu welchen ein Geheimniß, das nicht bedrohlich, und dessen Lösung nahe bevorzustehen scheint, auffordert. So entschlummerte er, eingewiegt von den leisen Wellen des Gesanges, und träumte von dem kühnen Heldenvolk —

aber auch von den Gypsleuten, welche das kleine Grab seiner Mutter beschatteten.

II.

Frühzeitig am folgenden Morgen erneute der Gast sein Anliegen und fand bei Anna freundliche Gewährung. In einem hellen Gartenzimmer, in welches die beschränkenden Strahlen der jungen Frühlingssonne hineinlächelten, als wollten sie den in grauer Nachbildung ringsum zur Schau gestellten italienischen Volksleuten ein wenig von der Lebensglut verleihen, die der vortreffliche Leopold Robert über die Originale ausgegossen, wurde die zierliche Staffelei aufgestellt, welche Anna, ohne daß es dem eitlen Künstler aufgefallen wäre, zu liefern im Stande war, und alles hergerichtet.

Wie sie dann vor ihm saß und er sie zum ersten male mit dem technisch-ästhetischen Blicke des Porträtmalers ansah, fühlte er sich von der edeln Schönheit ihrer Gesamterscheinung freudig betroffen. Schon gestern hatte er die nur der vollig harmonischen Gestalt eigene Abrundung ihrer gemessenen Bewegung bewundert, der entsprechende, ruhig sinnige Ausdruck des feingeschnittenen und dabei so durchsichtig ernsten Gesichts kam erst jetzt, bei voller Beleuchtung, zur unbeschränkten Geltung.

Eine plötzliche Künstlerlaune stieg in dem Beschauer auf; er hätte sie um keinen Preis wieder aufgeben mögen. „Versprechen Sie mir, mein Fräulein", sagte er, „das Bild nicht früher zu sehen, als bis ich es fertig aufgestellt."

„Gern; doch darf ich wissen weshalb?"

„Ich arbeite unbefangener, wenn ich überhin, daß kein vorübergehendes Stadium der Gestaltung Gegenstand der Prüfung und Beurtheilung wird, und daß ich jeden Fehler unbemerkt verbessern kann."

„Ich möchte an der Nothwendigkeit dieser Vorsicht zweifeln; doch seien Sie über, daß ich Ihr Verbot achten werde. Das Porträt ist kein gewöhnliches Gebiet Ihres Schaffens."

„Nein, ein selten, mit Bedacht gewähltes, dann aber um so genußreicheres."

„Genußreich? Viele Künstler achten es nicht eben hoch, und ich hätte vermuthet, daß auch der Schöpfer des Kaisers Barbarossa und des Grangrischen Johannes sich ein wenig darüber erhaben fühlte."

Der Maler blickte mit einer Miene zu ihr herunter, in welcher die Ungeduld, sich über den Gegenstand der Unterredung auszusprechen, mit dem Verlangen, etwas mehr von seinen genannten beiden Werke zu hören, kämpfte. Anna bemerkte es und fuhr fort:

„Es sind diese die einzigen großen Stücke von Ihrer Hand, welche ich gesehen — und will hohem Genusse gesehen habe. Vorzüglich hat mich Ihre Auffassung des begeisterten Verkündens der Liebe ergriffen, welche den poetischen Zeugnissen des Carlo Dolce mit der realistischen Kraft Caravaggio's auf das glücklichste zu vermählen scheint."

„Sie haben zugleich den Entstehungsgrund dieser Arbeit ausgesprochen", entgegnete der Künstler mit freudestrahlendem Gesicht. „Wenn jene vorangegangene Ausprägung bestimmter Charaktere nach den entgegengesetzten Seiten hin erweckte in mir das Verlangen, ein drittes, vollständiges hinzustellen. Der mir sicher gelieferte Beweis, daß dieser Zweck nicht unerreichbar gewollt, ist ein Lohn, wie künstlerisches Streben ihn selten findet."

„Weil es ihn nicht in den Seelen der Menge sucht oder suchen kann", wandte Anna ein, „das Verständniß ist gewiß häufiger, als es die Künstler glauben, zumal derjenigen, welchen nicht applaudirt wird."

„Ich kann und will diesen erkaltenden Glauben nicht bekämpfen; aber gönnen Sie mir das Bewußtsein, daß ich ein ungewöhnlich lebendes Verständniß gefunden habe. Lassen Sie uns zu unserm Gegenstande zurückkehren. Die Verächter des Porträts können hier unsere Übereinkunft nicht stören. Ich weiß, das handwerksmäßige Abbilden oder Photographiren hat außerhalb der Kunstgrenze — mögen es ganz der Photographie anheim fallen — aber gibt es eine so mittheilbare anregende künstlerische Beziehung als den geistigen Rapport, der sich zwischen dem Künstler und seinem lebendigen Gegenstande erhalten und gestalten muß, wenn er nicht einzelne Züge, sondern den ganzen Geist wiedergeben will? Der Porträtmaler soll dem Magnetiseur gleichen, der die fremde und ihm doch in hohem Sinne verwandte Persönlichkeit aufblitzen, um in ihre Tiefen zu schauen. Nur so schafft man Bildnisse wie eines Van Dyck, welche ganz lebendige Menschen aus grauer Vergangenheit zu uns herüberschauen."

„Sie von Ihnen für den wahren Künstler in Anspruch genommene Fähigkeit", antwortete Anna den Blicken, „würde geeignet sein, die Gegenstände seiner Kunst zu beunruhigen, wenn sie Theile eines Wesens verbergen zu halten wünschen

Auch wenn daher jede längere Beobachtung derselben in wechselnden Stimmungen überflüssig. Das leuchtet mir nicht ein. Die mannichfachen Züge des Angesichts gewinnen ja erst dadurch ihre Bedeutung, daß der lebende Geist sich ihrer zu seinen Zwecken bedient; nur in Gesichtern, welche er nicht durchdrungen hat, nicht beherrscht, wirken die Falten des Unmuths zugleich zum Lachen verwendet."

„Eine Stunde lebhaften Gespräches reicht hin", versicherte der Maler mit etwas weniger Zuversicht, „um diese Karikatur des Gesichts, welche Sie so richtig angedeutet haben, zu erhalten."

„Ich bin", sagte er mit sonntäglicher Höflichkeit hinzu, „meinem jetzigen Verleger nicht wenig dankbar, daß er mir diese Grundlage meines Werks so bereitwillig geboten hat."

(Der Verleger in schlechter Kupferstich.)

Michel Angelo.

Eine Skizze *).

Alle Nachrichten, die wir über diesen großen Künstler besitzen, stammen von Vasari und Condivi, von denen der eine noch dazu dem andern nachgeschrieben hat.

Der Umstand, daß Michel Angelo der einzige lebende Künstler war, dessen Geschichte in Vasari's Buche erschien, hat vor allem seine Biographie zur mangelhaften gemacht. Vasari wußte, daß sein Werk in die Hände des Künstlers fallen würde, und eilte sich, um ihm gefällig zu sein, in einem grenzenlosen Strom von Lobeserhebungen. Wenn Michel Angelo im Momente der Veröffentlichung dieser Biographie nicht mehr am Leben gewesen, so wußte Vasari, dem es an schlechtem Witz nicht fehlte, sicher weniger Lob und mehr Tadel zur Feier seines letzten Werk, der Sixtinischen Kapelle, gehabt haben.

Das reiche Material für eine neue und gründlichere Bearbeitung Michel Angelo's befindet sich in Florenz, in der Casa Buonarroti, und solange dies nicht in Lage gehindert wird, darf man auf nichts mehr rechnen als auf literarische Memoiren über das. Dies Material hat einen Briefwechsel von drei Bänden Michel Angelo's mit Sebastian del Piombo, Vittoria Colonna, Luigi da Peterra, seinem Neffen und seinem Diener enthalten, unter denen 60 von seiner eigenen Hand sind. Nach den wenigen, aus diesem reichen Schatze veröffentlichten Briefen zu urtheilen, würden sie die Größe und Kraft seines Geistes in ein noch helleres Licht stellen, als man ihm gewöhnlich zuerkennt. Es ist zu bedauern, daß ein Versprechen der Signora Buonarotta, diese Manuskripte zu sondern und mit erläuternden Noten zu versehen, durch ihren im Juni 1858 erfolgten Tod verhindert wurde. Alles, was man bisher über Michel Angelo erfahren konnte, aus geistlichen und weltlichen Archiven und Documenten, ist in Le Mounier's kürzlich mitgetheiltem zweiten Bande der neuen Ausgabe von Vasari niedergelegt.

Michel Angelo wurde am 6. März 1475 und nicht 1474 geboren, wie die modernen Historiker sagen. Die drei Monate Unterschied im florentinischen Stile, welcher damals das Jahr mit dem 25. März beginnen ließ — dem Tage der Verkündigung Mariä — sind von Vasari und Condivi übersehen worden. Die Geschichte seiner Abstammung von väterlicher Seite, von den Grafen von Canossa, scheint ebenfalls auf einem Irrthum zu beruhen, wenn auch Michel Angelo selbst die Sage glaubte und durch die Höflichkeit, mit welcher ihn das damalige Staatsoberhaupt der Canossa behandelte, in diesem Glauben bestärkt ward. Man legt die Meinung, daß das künstlerische Talent Michel Angelo's durch die gelehrte Gesellschaft, in welche sein Beschützer, Lorenzo von Medici, ihn zog, als sein Gemüth noch allen Eindrücken offen war, geweckt wurde. Es ist natürlich, daß jene, welche die Kunst vom literarischen Gesichtspunkte ins Auge fassen, der Literatur einen großen und beherrschenden Einfluß auf den Jünger der schönen Künste zuschreiben.

Wenn man unbefangen die Gebiete der Kunst und der Literatur überblickt, tritt zuerst ihr Unterschied entgegen, nicht ihre Aehnlichkeit; und dieser Unterschied tritt nirgends mehr hervor als bei den Quellen, aus welchen sie schöpfen. Das Licht, welches der Wissenschaft leuchtet, wie hell es auch scheine, kann seinen Schein nicht in die stille Welt bringen lassen, worin der wahre Künstler waltet. Diese Welt zu bevölkern, würde schwer halten. Die Liebe des Künstlers für sie muß eine leidenschaftliche sein, nicht eine intellectuelle, wie sie der Literatur verlangt. Es ist besser für ihn, der Sklave eines geistigen Impulses zu sein, als der Schüler der Principien. Darum hat den großen Maler und

*) Aus einer Englischen Zeitschrift entlehnt. Wir haben uns Mühe gegeben, die Quelle zu ermitteln, aber vergeblich. D. Red.

Bildhauer trotz einer staunenswerthen Vielseitigkeit ausgezeichnet, er wird von seinen Empfindungen beherrscht und benutzt jenes in sich verwebte, einbildnerische Weben, das wir abwechselnd bewundern, beneiden, tadeln oder bewundern.

Wir wollen es daher wagen, die künstlerische Laufbahn Michel Angelo's gänzlich unabhängig von dem religiösen oder literarischen Einfluß zu betrachten, den seine Verhältnisse mit sich brachten.

Was ihn zu dem machte, was er wurde, wer vermöchte es zu sagen?

Es ist ein Etwas in dem Wesen dieses großen Mannes, worauf man eine Theorie zu bilden wagen könnte. Es vereint sich in ihm Kraft, Energie und eine Neigung zur Uebertreibung. Letzteres mag er aus der sonderbaren Mischung der kirchlichen und weltlichen Architektur seiner Vaterstadt geschöpft haben. Der Glockenthurm des Giotto sieht aus, als gehörte er unter eine Glasglocke; die Paläste Strozzi und Riccardi und der Palazzo Vecchio möchten den Atlas selbst entsetzen, der Träger ihrer Bauweise zu werden. Diese ungeheuern rohen Blöcke, den königlichen Palazzo Pitti nicht ausgenommen, die weder anziehen noch ziemlichen, noch den Augenmaß haben, verwirklichen uns das mittelalterliche Element, den tiefen Ernst der Gruft, die das Siegel ihrer Stärke jenen colossalen Ueberresten aufdrückten, die man noch heute in Toscana findet, und ihre Kraft und Uebertreibung auf ihre Bauten und Monumente malten. Wie sie, so war Michel Angelo in seiner Kraft, Energie und Uebertreibung — diese Ansicht hegte Winckelmann von ihm, und sie erklärt uns auch die große Popularität seiner Werke in seinem Vaterlande. Sie sprachen zu dem Herzen und zu dem Kopfe eines Volkes, in dem das alte Feuer noch unter der Asche glimmte. Cronaca von Arezzo, Pollajuolo, Sandro Botticelli waren seine Vorgänger in jener florentinischen Schule, die ihren Höhepunkt in den außerordentlichen Werken des großen Buonarotti erreichen sollte.

Das Leben Michel Angelo's in seinen Monumenten zeigt uns, daß die Kunst auch in seiner Zeit seinen bevorzugten Anhängern genügen. Obgleich sein Vater ein Haus in Florenz und eine Villa in Settignano besaß — beide noch im Besitz der Familie —, war sein Muth doch sehr klein. Seine vielen Söhne mußten sich daher dem Seiden- und Wollenhandel widmen und Michel Angelo allein wurde in eine Schule zu Florenz gegeben. Hier bewies jedoch der lustige Knabe keine Vorliebe für die Wissenschaften. Der Zeichengriffel war sein Spielzeug und als man diese Neigung entdeckte, mußte sie wie ein Verbrechen vor seinem Vater und seinen Oheimen bereuen. Die herrlichen Monumente der Kunst, welche sich vor ihren Augen fanden, regten weder den Geschmack noch die Eitelkeit des Vaters an; man versuchte die gewöhnliche Methode zur Heilung eines Genies. Doch konnten sie weder den Charakter beugen, den er besitzen mußte, noch hegte, wie gewöhnlich, der harte Wille Zwangsmittel, den göttlichen Funken in die Knaben-Seele anzufachen, brachten sie ihn zu Domenico Ghirlandajo in die Lehre, als er eben sein 14. Jahr zurückgelegt hatte. Der Meister bezahlte dafür seinen Lehrling, statt von ihm für seinen Unterricht Entschädigung zu fordern. Dieser Umstand beweist, wie vielversprechend sein Talent schon damals war. Seine genauen Nachahmungen der Zeichnungen alter Meister sollen selbst schon zum Verwechseln ähnlich gewesen sein.

Man hat sich bemüht, sein Verdienst zu erhöhen, indem man behauptete, was er in jener Schule gelernt hat. Doch sicher mit Unrecht. Ganz ohne Nutzen konnten die Arbeiten Ghirlandajo's, seine Fresken in Santa Maria Novella, nicht auf den kühnen und genialen Sinn des Schülers gewirkt haben.

Es ist sonderbar, daß uns nichts von jenen großen Projecten der alten Meister, von denen seine Biographen so rühmend sprechen, übrig geblieben ist. Das erste, noch aufbewahrte Product von seiner Hand ist in der Casa Buonarotti, und man kann vielleicht daran ruhen, in die Arbeitsart mit — seinem späten Genius. Nicht kommen Gemälde, das die Werke großer Meister so häufig dem Modell und der Haupt der Zeit verdanken. Die Welt erwartet indessen im Besitz eines Werkes zu beurtheilen, einer Originalidee, das Wagniß und andere für eine Arbeit Michel Angelo's halten aus seiner Lehrzeit der Steinhauerei. Ja dem so, so muß es es möglich erscheinen können, sechzehn und achtzehnjährige Jahre erreicht haben, als er in den Garten der Medici zu Rom Bellona. Eine Bild stellt die Jungfrau mit dem Kinde auf St. Johannes vor, zwei Engel in einer Ecke. Das Ganze ist vollendet, die beiden Engel mit Ausnahme der Flügel. Die Jungfrau hat jene starke, athletische Gestaltung, welche der Typus einer Schwerkraft hat, die weder ähnlich noch natürlich ist und Michel Angelo's Ideal des weiblichen Angesichts bleibt. Sie ist stark und fast schwer

wie alle seine Frauen. Ihre Gestalt zeigt die gross geschwungene Linie, von der Schulter bis zum Unterleib, ganz entgegengesetzt der bis dahin üblichen weiblichen Linie — vom Nacken bis zum Ellbogen — und gleicht dadurch seiner Madonna in der Sixtinischen Kapelle. Der Kopf des Engels zeigt dagegen eine Schönheit, welche die ihm sonst eigene übertrifft, und eine Erhabenheit, die vielleicht nirgends sonst von ihm erreicht worden ist. Seine Engel hält er ohne Flügel erscheinen. Die Feinheit der Engelsköpfe, die sorgfältige Draperie scheinen die Frucht seiner Studien unter Ghirlandaio zu sein, während die Größe des Charakters in der allgemeinen Darstellung und die Kühnheit des Entwurfs schon den Schüler zeigen, welcher mehr als eine Stufe über seinen Meister emporzuklimmen bestimmt war.

Zwischen diesem ersten unvollendeten Bilde und seiner Arbeit in der Sixtinischen Kapelle liegt ein Zeitraum von 17—18 Jahren, in welchem wir nur eine Malerarbeit von ihm kennen, angefertigt für Angelo Doni ungefähr um 1504. Hier verschwindet die Schule Ghirlandajo's in der Michel Angelo eigenthümlichen Kraft.

Die Decke der Sixtinischen Kapelle ist so hauptsächlich, bei welcher der Beifall der Nachwelt auch der Schmeichelei seiner Zeitgenossen nachgekommen ist. Die hier dargestellten Personen und Begebenheiten, sowol in Zahl wie in Folge, sind dem italienischen Volke durch Werke wie der „Biblia pauperum" und das „Speculum salvationis" vertrauter gewesen als manche andere religiöse Darstellungen. Mit der Anordnung und nicht mit der Erfindung des Stoffs beginnt Michel Angelo's Arbeit. Die Propheten und Sibyllen in der „Biblia pauperum" lieferten ihm das Material für jene mantischen Männer und Frauen, an welchen er seine Kraft und Energie üben konnte. So schuf er denn die Vorläufer des Heilands, die Propheten.

Die Gestaltung nackter, akademischer Gestalten ohne symbolischen Charakter oder allegorische Absichten in Verbindung mit den heiligen Typen der Kunst war eine bis dahin unerhörte Kühnheit. Michel Angelo durch geht sich in solchen außerordentlichen Momenten, denn das Gewaltige und Seltsame ging ihm höher als die reine Schönheit. Seine Kenntnis von dem Bau des menschlichen Körpers unterstützte ihn vortrefflich bei diesen Darstellungen und so bevölkerte er die Decke der Kapelle mit seinen großen, hochgebauten Figuren in allen möglichen Stellungen, wie der architektonische Einrichtung es ihm gestattete, die, wenn auch nicht immer Bewunderung, so doch ein ehrerbietiges Erstaunen vor der Kraft ihres Schöpfers in dem Betrachter wecken. Auch leidet die Einheit der Gesammtdarstellung nicht, wie beim letzten Gerichte, durch das Verherrlichen antiquarischen Lebens über einen geistigen Inhalt, weil die Aufmerksamkeit sich immer den Propheten und Sibyllen zuwendet.

Die Behauptung Vasari's und Condivi's in Betreff der kurzen Zeit (20 Monate), worin Michel Angelo dies Kunstwerk vollendet haben soll, ist durch moderne Historiker aus Gründen der Unmöglichkeit der Sache verworfen. Es würde interessant sein, zu betrachten, inwieweit dies große Werk ein Glied in der Kette italienischer Kunst ausmacht und nicht als isolirte Schöpfung dasteht.

Die Fresken von Taddeo Gaddi, die Weisheit der Kirche verherrlichend, in der spanischen Kapelle in Santa Maria Novella befindlich, haben unter den 11 großen Figuren, welche die abstracten und mechanischen Wissenschaften darstellen, mehrere, welche in Größe, Kraft und Motiven an den Schöpfer der Sixtinischen Kapelle erinnern. Die Behauptung, daß Michel Angelo die Stellung des Herzogs von Urbino auf dem Monumente der Medici von einer Darstellung der contemplativen Theologie des Taddeo Gaddi entlehnte, entbehrt nicht jeden Grundes. Erinnert doch auch die Verbannung Adam's und Eva's an der Decke der Sixtinischen Kapelle an ähnliche Gestalten des Masaccio, dessen Werke er mit Vorliebe studirt hatte.

Die Stellung Michel Angelo's als Maler in der Kunst der Renaissance ist durchaus verschieden von der als Bildhauer. Als Schüler Ghirlandajo's der Zeitgenosse der größten florentinischen Talente, gehört er einer bereits gebrochenen Epoche der Kunst an; aber als Bildhauer hatte er gewissermaßen seinen Ahnherrn und nur wenige Vorgänger. Die mühsam von ihm eingeschlagene Bahn begann und vollendete er allein. Hier sehen wir die wirkliche Entwickelung seiner Originalität. Seit dem Tage, wo er den Meißel in den Gärten der Medici zuerst ergriff, blieb seine Neigung für die Bildhauerarbeit. Welche Erfolge er auch als Maler hatte, berufen war er nur für die Bildhauerei, und wenn auch unsere Sympathie ihn auf diesem Wege manchmal ungern begleiten mag, so müssen wir doch bekennen, daß er hier seinem Genius in wahrer Freiheit folgte.

In einem Sinne mußen wir ihm zugestehen, daß die Natur ihn für die plastische Kunst bestimmte. Er hatte nur Sinn und Auge für das Reich des Bildhauers — den menschlichen Körper. Was den Maler am meisten reizt, galt ihm wenig, er fragte nicht nach Hintergrund und Umgebung, nach Farbe oder Schmelz, nach Bäumen, Gebäuden oder Landschaft, diese Dinge waren für ihn nicht da.

Seine ersten Studien machte Michel Angelo im Garten des Lorenzo von Medici und hier wurde sein Styl sich im Anblick der antiken Kunstwerke bilden. Dennoch ist gewiß, daß er schon im Beginn seiner Künstlerlaufbahn sich gänzlich von der Antike lossagte und durchaus subjectiv in seiner Kunst verfuhr. Christliche und griechische Kunst können nicht ferner voneinander liegen als Michel Angelo von beiden. Es ist sogar fraglich, ob er die Sculpturen der Antike, welche in Italien damals ausgegraben wurden, besonders schätzte. Er erzählt Francesco de Hollo, daß er bei der Enthüllung des Laokoon 1506 gegenwärtig gewesen, ohne mit einem Worte auch nur den Eindruck zu verrathen, den diese Gruppe auf den lebenden Bildhauer hervorgebracht. Oft ist erwähnt worden, welchen Einfluß der kolossale männliche Torso in der Akademie Medici auf ihn übte, aber gerade die Bewunderung für diese Reliquie des Alterthums zeigt uns deutlich seine Liebe für das Gewaltige und für Anatomie. Der einzige Gegenstand, den er nachzuahmen wünschte, war der wunderbar zusammengesetzte Menschenkörper; dazu befähigten ihn Kenntniß und Genius, seine Kunst idealisirte nur die Anatomie. So wie er verstand denn auch keiner, den Körper in den schwierigsten Stellungen ausharren zu lassen. Es gibt weiter nichts so gut als den nackten Körper und seine Verehrung für den Menschen in seiner natürlichen Schönheit ließ ihn die Draperie vermeiden. Hieraus entstanden seine so charakteristischen, kühnen Stellungen, in überraschender Muskelstärke, welche ihn zwar einzig als Künstler darstellen, aber auch die Zahl seiner Bewunderer vermindern.

Seine ersten Arbeiten auf dem Gebiet der Plastik sind zum Theil verloren gegangen. Nach dem jugendlichen St. Johannes und dem kolossalen Herkules finden wir nur die Werke, die uns Vasari nennt. Sein schlafender Cupido, den seine Zeitgenossen so sehr rühmen, scheint bei der Plünderung Mantuas vernichtet worden zu sein. Sein Bacchus, eine gutausgeführte Gestalt, von männlicher Kraft und Ebenmaß, aber sehr sinnlichen Wesens und trunken, gibt uns die allgemeine Idee des Weingottes ohne jede ideale Verklärung.

Die Gruppe der Pieta wird für sein Meisterwerk angesehen und ist ohne Zweifel vollendet. Die leblose Gestalt des Heilands hat nicht das ihm eigenthümliche Uebermaß von Lebenskraft, die Züge der Jungfrau zeigen ein Farbes und eine feierliche Individualität, welche auch diesen Kopf über seine gewöhnlichen Typen erheben. Der Faltenwurf ist hier einmal um seiner selbst willen beachtet, denn zu jener Zeit betrachtete er ihn noch nicht als ein Hinderniß der leiblichen Erscheinung.

Sein David ist groß gedacht und gebildet, doch zeigt er uns ihn nicht als den zarten, jugendlichen Hirten, welcher dem Riesen entgegentritt und nur durch die Gnade Gottes den Sieg erhielt. Es ist ein ausgewachsener, muskulöser Mann, der eher selbst für einen Goliath gelten möchte.

Die Statue des Moses hängt mit der Geschichte des Papstes Julius II. eng zusammen. Die Periode zwischen der Entstehung und Ausführung des Werks war eine bittere Zeit der Qual für des Künstlers Seele. Im Jahre 1505, nach Vollendung des Cartons, wurde Michel Angelo von Pisa nach Rom berufen, um das Grabmonument des Papstes auszuführen. Julius II. wünschte den größten und schönsten Grabbau der Welt zu haben. Michel Angelo entwarf ihm eine Zeichnung, welche an Größe, Umfang und allegorischer Schmeichelei unvergleichlich war. Sie stellte eine viereckige Erhebung in zwei Abtheilungen dar, von allen vier Seiten sichtbar; die Grundfläche 30 Aus lang mit 20 Aus Breite. Die untere Fläche enthielt abwechselnd Nischen und Termen zur Stütze der Einfassung; die Nischen enthielten Statuen mit Bezug auf des Papstes Siege, Gefangene oder Besiegte; die Termen waren in Lebensgröße, nackte männliche Gestalten mit gebundenen Händen und Füßen, Symbole der Künste und Wissenschaften und durch den Tod des zweiten Julius gleichsam gelähmt. Auf der zweiten Fläche waren die Figuren der Propheten, Apostel und Tugenden dargestellt, zwei an jeder Ecke. Ueber ihnen ruhte das Steinbild des Papstes inmitten zweier weiblichen Figuren, deren eine den Himmel vorstellte, vor er dem Papste zulächelte, während die andere, die Erde, seinen Verlust beweinte. Das Ganze bestand aus 40 Figuren.

es ist uns heute sehr schwer, zu glauben, daß damals niemand zu finden gewesen, um den nöthigen Marmor für das Denkmal zu brechen, außer dem Manne selbst, der ihm Arbeit geben sollte. Noch betrachte Michel Angelo in seinem 31. Jahre alle Monate in den Steinbrüchen von Carrara, bis er so viel Marmor gebrochen, um — den St. Petersplatz damit zu füllen. Kaum ist er nach Rom zurück, sein Werk zu beginnen. Der Mose und die zwei sogenannten Sklaven waren neuen vollendet. Es wurde eine Brücke gebaut, um sein Atelier mit dem Palaste zu verbinden, und der Papst bezeugte seine Theilnahme am Fortschritt der Arbeit. Da plötzlich kam dem heiligen Vater der Gedanke, daß es unglaublich sei, sein eigenes Monument aufrichten zu lassen, und von dem Augenblick an durfte der Künstler nicht mehr zu Julius eintreten. Unwillig rollte Michel Angelo sein Werk und ging.

Nach einigen Monaten versöhnte sich freilich der Papst mit ihm, doch kommen keine Bitten Michel Angelo's ihn bewegen, das Grabmal vollenden zu lassen, solange er lebe. Wenn er nun aber auch, nach seinem Tode, in seinem Testamente die Vollendung des Monuments befahl, so hielt sein Nachfolger, Leo X., und die eigene Familie des Verstorbenen die Darstellung solcher Gedanken für zu kostspielig. Der Künstler blieb nichts übrig, als eine zweite Ehe zu entweihen, wenn man die Arbeiten nur nicht verwandt wurden. Wieder begann er seine Arbeit, das Arbeiten von Aleyen kommen auf die Statue des Mose's (dem vorwärts; aber neue Hindernisse traten ein: der damals allmächtigen Mutter befahlen ihn zu andern Arbeiten in Florenz und Rom auf; die Regierung des schwachen Hadrian's VI. hinderte den Fortgang des Werks, und erst unter Clemens VII., 1523, als der Künstler sein 48. Jahr zurückgelegt hatte, wurde sein dritter Contract geschlossen, welcher bestimmte, daß Michel Angelo die sechs Figuren selbst herstellen sollte, während das Uebrige anderen Künstlern überlassen bleiben, das Ganze aber binnen drei Jahren vollendet sein sollte.

Clemens VII. starb 1534. Michel Angelo meinte der Vollendung des Monuments noch gewiß zu sein. Paul III war indessen dem Unternehmen noch weniger günstig als seine Vorgänger. Die Statue des Mose's schien ihm ein hinreichendes Monument für seinen Vorgänger. Ein vierter Contract wurde aufgesetzt und drei Statuen, von Michel Angelo selbst angefertigt, sollten das Grabmal vollenden.

Vier drei Statuen sind der Mose, als Hauptfigur, und zwei sitzende weibliche Figuren sollten, das active und contemplative Leben darstellend, als Lea und Rahel, als Tugend und Religion.

Wie viele Statuen damals vollendet waren, wissen wir nur aus dem Bericht des Vasari, nach dem der Künstler die eine Hälfte fertig gehabt hatte. Von diesen kennen wir nur die zwei Sklaven, jetzt im Louvre, die Siegesgöttin in der Halle des Palazzo Vecchio zu Florenz und vier halbvollendete Statuen von Gefangenen, die eine Grotte in den Boboli-Gärten schmücken.

Ueber den Mose herrschen die verschiedensten Ansichten. Die Zeitgenossen haben ihn über die Gebühr gelobt und die Nachwelt hat ihn zu sehr getadelt. Der Umstand, daß er jetzt vor uns ruht, während er in der Höhe thronen sollte, daß er jetzt allein ist, während er den Mittelpunkt einer Gruppe bilden sollte, mag einigermaßen so entgegengesetzte Ansichten rechtfertigen und erklären. Die nackten Theile, besonders der linke Arm, gehören zu den Meisterstücken des Künstlers. Die nicht plastische Natur seiner Hörner und seines Bartes machen ihn ungeeigneter, allein gesehen zu werden, und jener Theil des Monuments, dem er bestimmt war, würde nicht der hervorragendste gewesen sein. Die nackten Figuren, zu denen jene zwei Sklaven gehörten, würden dagegen in ihrer Stellung in dem Beschauer am meisten das Auge auf sich gezogen und Michel Angelo selbst die Gelegenheit geboten haben, seine ganze Kenntniß der Anatomie zu zeigen.

Als er beinahe 60 Jahre alt war, unternahm er das Monument des Michel. Als er es vollendet, hatte er sein 70. Jahr erreicht. Die sich neigenden männlichen und weiblichen Figuren an dem Fuße jenes Heroen und Typen, so nun als todt, und zeigen das Gewaltige und Unbegreifliche in des Künstlers Seele.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß seine Gestalten die großen Typen einer verlorenen gegangenen Mythologie seien; daß sie weder das Wirkliche noch das Ideale, weder die christliche Kunst noch die Antike repräsentiren; sie sind in ihren Umrissen zu großartig, um einen individuellen Charakter darzustellen.

Der Bau des Menschen diente für Michel Angelo so sehr des Ausdruckes, daß er theilweise das hintansetzte, was wir als die Krone der gan-

den Menschengestalt betrachten. Der Kopf. Seine Verachtung für Äußerlichkeit, sein Mangel an Abwechslung und bei einem gewaltig entwickelten Muskelbau der Mangel an Breite, Form und Merkzeichen seiner Köpfe haben sich, kurz angenommen, in allen seinen Werken, so weit es sein Fach für sich verhalten. Sein Studium der Anatomie beschränkte sich auf die Knochen und Muskeln und kümmerte sich nicht um Gehirn und Nerven. Auf dem Punkte, wo die Individualität des Charakters beginnt, hörte sein Interesse an dem Menschen auf. Seine Behandlung des männlichen Körpers läßt vermuthen, daß er ein wundervolles Meisterstück der Mechanik darin sah, welche die Hand einer unsichtbaren Gottheit in Bewegung setzte, nichts weiter. Darum viele mit starken Gliedern ausgestatteten Männer, darum viele muskulöse Frauen, welche uns in eine titanische Welt führen, die, wenn viel auch gewaltig oder imposant, nur von Abstractionen hervorgebracht wird.

Es leidet wenig Zweifel, daß uns in dem in Rom zerstörten Garten Michel Angelo's sein Meisterwerk verloren gegangen ist. Derselbe war in seinem 30. Jahre, nach seinen erfolgreichen Studien der Anatomie entworfen: eine Offenbarung in der Geschichte der Kunst. Es enthielt 15 lebensgroße Figuren und erregte in der Künstlerwelt Erstaunen und Bewunderung wie keines seiner anderen Werke; es wurde copirt und studirt von den talentvollsten Künstlern, unter denen auch Rafael war. Dieser Garten war geöffnet, bevor der Neid der Neuheit die Augen der Florentiner erblindet hatte. Das Unglück geschah durch Pietro Pontinelli, den vortrefflichen Gießer, der davon gestohlen hatte; doch wie es geschah, bleibt ein Rätsel. Vasari beschreibt die Zeichnung als eine belebte Scene voll nackter Figuren, welche beim Raben des Feindes in aller Eile dem Bade entspringen und dabei jede mögliche Form und Stellung zeigen. Nie zuvor war etwas Aehnliches gesehen worden.

Die Eigenthümlichkeit in der Gemüthsrichtung Michel Angelo's trug die Schuld seiner Unvollkommenheit als Architekt. Die schönste seiner Formen hat er uns in der Kuppel des St. Peter gegeben. Der Bau dieser großen Kirche, dem er die letzten siebzehn Jahre seines Lebens widmete, hat nachher in unwissende und tadelsüchtige Hände, welche des Künstlers Absicht nicht erreichen oder absichtlich verdarben. Wie ausgezeichnet Michel Angelo's Plan gewesen, ist erwiesen. Die große Halle der Peter des Apostolischen ward von ihm in eine Kirche umgewandelt ohne viel Veränderung; erst später wurde sie in einem lateinischen Kreuz vollendet. So wurden die bei den schönen Proben seines Genies geplant, die Kirche und das Quadrat, während seine Peterskirchen Bauwerke viele Proben seiner großartigen Verjüngungen geben dürfen.

Als Dichter betrachtet, mag Vernis Worte für sich reden: „Er selbst sage, wichtiger als dere nur Worte sprechen." Seine Poesie ist der Ausdruck der Verehrung des allgemeinen Schönen, im Gegensatz zu seiner Liebe zum Schönen in der Kunst.

Einen der schönsten Züge aus seinem Leben bildet seine Freundschaft für Vittoria Colonna, welche ein inniges Band zwischen einem alten Manne und einer Frau in voller heiliger Reinheit stellt. Von ihr hat er gelernt, sich sein den schönen Weg zum Himmel geleitet. Beide wanden sich einander gegenüber, in einem Alter, wo solche Verhältnisse mehr Erstaunen als Bewunderung erregen.

Wenn wir das Leben dieses großen Mannes überblicken, finden wir stets die gleiche Selbständigkeit, verbunden mit der strengsten Rechtlichkeit. Er hatte die Ungerechtigkeit, war sehr Jahrzehnte anhielt, kannte weder Gefahr noch Ermüdung und ermüdigte sich nie durch Schmeichelei. Weder vor dem Papst noch vor Königen erbrauchte er je ein Wort der Lüge, was er zu sagen hatte, sprach er muthig aus. Ist es ein Wunder, daß seine ganze Laufbahn ein ununterbrochener Conflict mit den Tücken, Schwächen und Ränken anderer war? Da mußte wol in Grunton seiner Seele die Melancholie werden, die ihn, trotz aller Erfolge, nie verließ.

Ob wir ihn als Maler, Bildhauer, Architekt oder Dichter betrachten, immer ist es derselbe in sich übereinstimmende Genius. Ueberall verachtete er seine Vorgänger. Ein Zeuge an Kraft, besaß er seine ihm eigenthümlichen Mängel, die schon aus den großen Ursprung verriethen, es lebte in ihm ein kühner Geist der Neuerung, das titanische Bestreben, die Unmöglichkeit darzustellen, die Natur zu übertragen, neue Regeln für neue Theorien zu finden. Es ist das Geschick solcher Geister, im Leben wie im Tode einsam zu bleiben, zuweilen die Bewunderung, selten aber nie die Liebe der Nachwelt zu erwecken. Diese werden sich immer nur den klaren, harmonischen und maßvollen Schöpfungen zu denen, wo neben den untereinander verbundenen

Marmortreppe des Vatican, wie hier neben einem Rafael, die Gestalten Rafael's in Linienschönheit und Farbenpracht strahlen.

Die allgemeine deutsche Bilderversammlung in München.

I.

Im vergangenen September zu Weimar, jetzt in Jena und München erkennt man an den Thaten deutscher Kunst und Wissenschaft doch noch jene innere Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme, die in der Politik so schmerzlich verloren gegangen ist.

Vor dem Standbilde Schiller's und Goethe's verschwanden in der idealen Welt, die sie für uns alle geschaffen und in der wir mehr oder weniger uns auch alle heimisch fühlen, die Unterschiede von Nord und Süd. Ueber die schönen jenaer Tage ist alles in freudiger Bewegung. In den mehr als 1000 Bildern, die der Glaspalast zu München birgt, sieht das Auge, wie verschieden sie auch durch Composition, Auffassung und Farbengebung wirken mögen, doch bewußten Ausdruck der Kunstthätigkeit einer und sich im großen und allgemeinen auch als eine weisende Kraft.

In diesem Sinne erfüllt die Kunstausstellung ihren schönsten, culturhistorischen Zweck. In den Werken der Malerschulen von 1800—1850, die sie uns zeigt, gibt sie uns nicht nur die Entwicklung der Kunst, sondern den schweren und mühsamen Bildungsgang des Volks von den inhaltleeren Idealformen zur geschichtlichen Wahrheit und Wirklichkeit, von dem Leben in und mit den Göttern zu dem Leiden und Schalten auf Erden.

Dieser Zug ist der verbesserbendste, für den Laien wie für den Künstler gleich erfreulich. Ein Blick von den riesig Zeichnungen Overbeck's aus den Evangelien, selbst von dem Jüngsten Gericht von Cornelius auf die Erweckung der Tochter des Jairus von Gustav Richter — und die Befreiung aus den Banden des Symbolischen, einer im Regelzwang sich abmühenden, mehr mit den todten Formen Ziesele's und Perugino's spielenden als selbstständigen Kunst zur Wahrheit und Natur ist geschehen. An eine Epoche, die so weit wie die Overbeck's und Cornelius' schon hinter uns liegt, knüpfen uns nur noch schwache Fäden; wären die Fäden der Fresken in der Ludwigskirche nur um ein Weniges blasser, glaubte man vielleicht, das sie aus dem Zeitalter Rafael's stammten: so die Kreuzigung und die Geburt Christi führten Auge und Sinn noch ein Jahrhundert weiter zurück. Overbeck und Cornelius gleichen sich in dem Adel und der harmonischen Anordnung ihrer christlichen Bilder genau so wie in der mangelhaften Organisation und der Lebloßigkeit ihrer heiligen Gestalten. In den Madonnen Rafael's halten sich himmlische Verklärung und irdische Lieblichkeit das Gleichgewicht, wenn nicht selbst, wie in der Madonna della Sedia, das Irdische den Sieg davonträgt; Cornelius macht den Leib zum „Kerker der Seele", irgendeines abstracten Gedankens, Overbeck die Heiligen zu holzernen Figuren, auf deren Rumpf er zuweilen einen ganz vortrefflichen — Porzellankopf setzt. Overbeck ist der lyrische, Cornelius der philosophische Romantiker. Die lyrischen Stimmungen des ersteren prägen sich vor allen in seinen Zeichnungen zu den Evangelien aus. Halb naiv, wie auf dem Platze, wo Christus als Kind in der Werkstatte seines Vaters Bretter sägt, halb sentimental, wenn er die Kinder zu sich kommen läßt, Weh' über die Pharisäer ruft oder in Maria und Martha ins Haus tritt, erinnern sie an die Legenden des Mittelalters, etwa von dem Muttergottesbild, das dem Spielmann einen seiner goldenen Schuhe schenkt; und so fehlen denn auch die komischen Züge bei ihnen nicht; der Herodes, den Overbeck mit Pilatus Freundschaft schließen läßt, ist wie der eingewickelte Lazarus, der von den Juden aber besser von den Mumien aufersteht, aus altdeutschen Bildern, und die Teufelsfratzen der Diener bei der Geißelung waren schon damals erfunden. Das alles mag in der Seele des Meisters wahr und lebendig, er selbst warm und tief davon ergriffen sein, aber für andere kann es keinen höheren Werth als immerhin kunstreiche und oft glückliche, geniale Nachahmung des Ziesele, überhaupt des 14. und 15. Jahrhunderts, beanspruchen. Die Freilassung des Verrathes, die schlafenden Apostel, das Abendmahl gehören in dieser Hinsicht zu den vorzüglichsten Arbeiten und zeigen, wie fein Overbeck es zu motiviren, wie dramatisch er darzustellen weiß. Das Mittelglied zwischen seiner naiven und gemüthvollen Auffassung zu dem allegorischen Tiefsinn des Cornelius bildet sein „Triumph der Religion in den Künsten", auf der Ausstellung durch einen Stich von Amsler vertreten. Eine reiche, nach Rafael'schen Mustern geordnete Composition; die Mitte hervorgehoben: der Himmel, der Strahl, der aus dem Wasserbecken zu ihm empor-

springt, die Erde — links und rechts vom Becken die Gruppen der Künstler und Gelehrten; eine Eintheilung, die sich im Grunde im Weltgericht des Cornelius, im Quell des Lebens von Schadow, selbst in Kaulbach's Völkerscheidung — hier freilich in großartigster Weise — wiederholt. Die Erklärung des Bildes ist genau so complicirt und unverständlich wie es selbst. Das ist der Fluch der Allegorie, daß sie entrathselt werden muß und selten die Lösung die Mühe des Nachdenkens lohnt. Wenn wir aus dem Blick, den die venetianischen Meister nach dem untern, irdischen Becken richten, erraten haben, daß darin die Bezeichnung ihrer Auffassung der heiligen Geschichte zu finden ist, so lächeln wir über die Spitzfindigkeit, die bei allem Raffinement einen Tizian und Paul Veronese doch so unendlich harmlos kritisirt. Auf wen sollen diese Dinge wirken? Welchen Eindruck können sie machen? Hinter der symmetrischen äußern Anordnung verbirgt sich nur schlecht die innerliche Zerfahrenheit, die sich in den mannichfaltigsten Gedankenspielen und -Spielereien gefällt und diese freilich in einem höhern Begriff, nicht aber sinnlich zu einem Mittelpunkt vereinigt.

Cornelius, hat man gesagt, male dramatische Gedichte; er ist vor allem auch „ein Mensch, der sich nie mit Kleinigkeiten abgegeben" mit den Tagesbegebenheiten an sich, wie Gallait oder Paul Delaroche. Nicht die That, wie Faust will, im Anfang war nach ihm der Sinn. Wohin man hier sieht, findet man überall die Spuren des Löwen, die Großartigkeit des Meisters. Etwas von Dante, aber ohne dessen Herbe, Schärfe, politische Leidenschaft; gerade den Seiten seines Wesens, die den Florentiner als einen Mann im besten Sinne des Worts zeigen und ihn der Nachwelt werth machen. Die Gestalten, die Cornelius gezeichnet — denn die Ausführung ist den Schülern zu —, bewegen sich in drei Kreisen: dem griechisch-mythologischen, dem christlich-symbolischen und dem der allegorisch aufgefaßten Kunstgeschichte. Der Historie, dem Leben stehen sie fern; wenn sie auch zuweilen in den apokalyptischen Reitern, in den Engeln mit der Schale des Zorns oder dem Untergange Troias, ihren höchsten und unsterblichen Schöpfungen, sich ihm nähern, liegt doch immer zwischen ihnen und der Wirklichkeit die Kluft der Abstraction. Schelling und Cornelius sind wahlverwandte Gemüther; der eine macht aus der Philosophie, der andere aus der Geschichte eine Mythologie. Man kann diese gewaltigen Zeichnungen, Cartons und Fresken, die lange Loggia der Pinakothek niemals ohne Bewunderung vor der Ueberwältigung dieser Größe, ihrer sinnreichen Anordnung sowohl wie vor der in ihnen niedergelegten Gedankenfülle des Meisters, betrachten, behalten von außerordentlicher Schönheit und Tiefe, eine ein noch Kaulbach überragende Charakterisirung allegorischer Wesen, ein reiner, klassischer Stil treten uns aus allen entgegen; aber ein eigentliches Pathos ist mit wenigen, den schon genannten Ausnahmen, nicht in ihnen. Ihre Farben sind kalt, wie ausgeblaßt; und die Franzosen hatten 1845 recht, als sie die deutschen Zeichnungen den Bildern vorzogen. Auch darum, weil in der Linie und in der Gruppirung sich der abstracte Gedanke viel freier bewegen und ausdrücken kann als in der Farbe und Cornelius bekanntlich nicht gut mit ihr umzugehen weiß. Also vereinigt sich so, den Ausdruck einer an das Starre streifenden Gehaltenheit hervorzubringen, der schon im Weltgericht, noch mehr aber in dem Garten: Die Erwartung des Weltgerichts, wie das berliner Campo Santo, eins seiner letzten Werke, beweisen. In den Gemälden und Zeichnungen Overbeck's ist das Idyllische, das Sittlichen der Religion, hier ihre Größe, Gewalt und Leidenschaft wiedergegeben, damit freilich auch zugleich ihr Verfall. Die Philosophie, welche die Symbole begründen will, erlegt ihr Weben. Die Gläubigen malen und schildern das irdische Leben und Leiden des Herrn, die Philosophen in der Kirche, Dante und Cornelius, die letzten Dinge, wo im gewaltigen Untergang der Dualismus des Göttlichen und Ewigen sich aufhebt.

Die Oelgemälde der Ausstellung, welche außer diesen umfangreichen Cyklen noch die Geschichten und Gestalten der christlichen Sage darstellen, schließen sich bald diesem, bald jenem von beiden Meistern an. Die ältesten Bilder von Wächter und Schick entbehren bei großen Formen jeder tiefern Bedeutung — Hiob und seine Freunde und der letzte Schlaf des Sokrates unterscheiden sich nur durch die dargestellte Handlung; Sokrates konnte somit ebenso gut ein christlicher Heiliger sein, wie Hiob durchaus an einen griechischen Philosophen aus der Attischen Schule erinnert. Einige Jahre später sind die beiden Marien von Veit, die Madonna von Schnorr von Carolsfeld in der Auffassung Overbeck's, jene sentimental, diese naiver gemalt. In den dresdener Künstlern, in Hübner's Babylon auf dem

schenkelhaften Frauen, in Bendemann's Jeremias wollen Goethes Gestalten vor, aber besser, das Gestalten an den Figuren, dem Amt, dem das innere Bild genügt, verdankt es dem Plastischen seiner Darstellung, einer Weise, die dem Künstler selbst in seinem neuesten Werke: Odysseus und Nausikaa, nicht verlassen und aus der lebendigen, frischen und naturwahren Schilderung des Homer ein Stillleben des Gemüths im antiken Gewande gemacht hat. Eine eigentliche Erweiterung hat die religiöse Malerei nur in Cornelius gefunden, er hat ihren Inhalt durch die ganze, philosophische Bildung unserer Zeit hindurchgehen lassen und dadurch ihren Symbolen Bedeutsamkeit und ein alle gleich ergreifendes Moment verliehen. Was sonst an vielen Wänden von Heiligen- und Patriarchengeschichten hängt, ich weiß nicht, wie viel Kunde von Nationen, in allen und viel Schönes, steht, schaut „schon einmal dagewesen", alle diese Jungfrau und Magdalen hat nicht Rafael oder Murillo, hat schon Carlo Dolci vor zwei Jahrhunderten übertroffen. Malt die heiligen Sagen, die Bibel bietet euch noch mehr und dem Volke empfindlichere Stoffe als Brustlappschatten nach der Odyssee des Homer, aber malt sie unserm und eurem eigenen Bewußtsein und Gefühl gemäß, nicht byzantinisch-verrenkte Figuren auf Goldgrund, sondern Menschen, wie ihr selber seid, wie die Apostel und der Heiland es ja auch waren und der große Rubens, der katholische Maler, es euch gezeigt! Nur ein Bild trägt diesen freien, menschlichen Charakter und versöhnt damit das Publikum: die schon genannte Erweckung von Jairi Tochterlein von Gustav Richter aus Berlin. Nichts Typisches, nichts Heiliges, nirgends eine Glorie oder Uebermenschliches; nur das Auge dieses Heilandes hat eine beseelende, wundertätige Kraft. Das Bild ist kein Meisterwerk, nicht von seiner, aber doch von erhebender, befreiender Wirkung, da der Mensch zum Menschen spricht, voll Farbe und Licht; es bezeichnet die Stelle, wo die Mythe in das Gebiet der Historie tritt; es ist selber schon ein historisches Bild.

(Der zweite Bericht in nächster Nummer.)

Anregungen.

„Umblick nach Westen!"

II

Neben der großen, weltweit politischen Bedeutung, deren Darlegung uns in unserm ersten Artikel vorschwebte, hat die deutsche Auswanderungsfrage auch die ernsten, praktischen Seiten, deren Beherzigung in den Augen der Auswanderer selbst eine ernste, soziale Bedeutung hat.

Ein vielfach angefeindet und bekrittelt Buch von dem bekannten Fürsten Pückler-Muskau: Julius Fröbel „Die soziale Auswanderung und ihre kolonisatorische Bedeutung" (Leipzig, Franz Wagner, 1857), verbreitet sich in trefflicher auch der Auswanderung über diese Punkte.

Es ist natürlich, daß der Auswanderer zunächst die eigenen Wünsche im Auge haben und sich wenig um die Interessen des Landes, welches er verlassen, oder des Landes, nach welchem er gehen, am allerwenigsten um die allgemeinen Interessen der Menschheit bekümmern. Aber, wie Fröbel richtig bemerkt, hier wie in jedem Vorgange, welcher einer größern historischen Bewegung angehört, dienen die individuellen Interessen nur durch das Verständniß der diese Bewegung beherrschenden allgemeinen ihre Befriedigung. „Wenn Pflug, um ein Haus darauf zu bauen, kann man an tausend Stellen finden. Wünscht man aber, das Haus und Baustyl einmal meisterhaft sein zu sehen, so muß man die Wirth- und Verkehrsverhältnisse eines ganzen Landes kennen, um die Stadt zu wählen, und die Wirth- und Verkehrsverhältnisse einer ganzen Stadt, um die Straße zu wählen. Im Leben der Völker wie der Individuen entspricht der Erfolg immer dem Verständniß des weiteren Lebenskreises, in welchem die in Wirksamkeit gesetzten Kräfte sich bewegen, und Menschen wie Menschenmassen können ihrem eigenen Interesse nicht besser dienen, als indem sie das Zusammenwirken der sie umgebenden Welt berücksichtigen helfen."

Die Theilnahme, welche Fröbel für die Auswanderer fühlt, ist keine sentimentale. Er warnt vielmehr vor Sentimentalität und vor der alten Gewohnheit der Bevormundung, welche den Staaten lästig und den Schwachen nicht zu eigenen Kräften kommen läßt. „Wer hätte nicht bei seinem ersten Auftritte in die Welt der Großmutter die Hälfte ihrer guten Lehren und eingemachten Reisepreiselbeeren erspart?" Viel mehr als eine alte Großmutter kann nach Fröbel Europa dem Auswanderer sein, wenigstens nicht dem deutschen. Man sagt in den Vereinigten Staaten, daß für den eingewanderten Europäer der Ernst im amerikanischen Leben erst beginnt, wenn die mitgebrachten Reflexionen, seien sie noch so bedeutend gewesen, erschöpft sind. Ein großes Uebel der außerordentlichen Gemächlichkeit der Vereinigten Staaten liegt ja eben in der unerbittlichen Härte, mit welcher im dortigen Leben ein jeder auf die eigene Kraft angewiesen ist. Für Schwächliche, der Leitung und Bevormundung Bedürftige, am alten, gewohnten Leben hängende Naturen ist also das Auswandern

nicht. Der Gebildete schützt aus seiner Bildung eine geistige und nicht selten auch eine physische Kraft, welche ihn zur Geduldung von Beschwerden und zur Ueberwindung von Gefahren befähigt, denen der Ungebildete unterliegt.

Diese ungebildete, zum Theil in der Heimat in ihrer Kraft verkümmerte oder gebrochene Klasse von Auswanderern ist es denn auch, welche hauptsächlich unser Mitgefühl und den gewissenhaften Rath der Wohlunterrichteten in Anspruch nimmt. Sie leiden unter einem ungewohnten Klima und einer ungewohnten Nahrungs- und Lebensweise mehr als Jemand von höherer Bildung, selbst wenn letztere zu Hause noch so sehr vermenschlicht waren. Auf diesem Wunde hangen die unteren Schichten der europäischen Gesellschaft am wenigsten zur Auswanderung nach einem fremden Lande, wie mit auf allgemeinen, historischen Gründen schon oben behauptet, während sich der einzelne gebildete Mann weit leichter wohl befinden mag. Bei dem ungebildeten Menschen spielt die Gewohnheit eine viel größere Rolle als bei dem gebildeten, und da der Auswanderer immer mit einem sehr wesentlichen Theile seiner Gewohnheiten brechen muß, so fühlt der letztere in vielen Beziehungen den Wechsel des Vaterlandes nicht so hart als der erstere. Kröbel führt hier das Beispiel eines Württembergers in Texas an, welcher bei allem Wohlsein, in welchem er sich mit den Seinigen weit befand, sich unglücklich fühlte, dabei aber gestand, daß er auf der Reise nach Amerika schon in Köln angefangen habe, Heimweh zu leiden. Aus solchen Aeußerungen heraus urtheilt Kröbel mit Recht: „Je mehr ein Mensch, sei es in seinen Ansichten, sei es in seinen Gewohnheiten, von der Gewohnheit abhängig ist, desto weniger ist ihm die Auswanderung anzurathen."

Man kann die Macht der Gewohnheit oft schon bei kleinen Reisen verspüren, und mein Vater hatte wol Recht: Wer kein Talent zum Reisen hat, hat auch keins zum Auswandern. Wollen, als Lust zum Auswandern in sich verspüren, muß hinzukommen, wenn es nicht wie Schall klingt, entweder, daß man einmal zur Probe sein Heimat auf längere Zeit verlassen und sich in einem anderen Lande, mit anderen Sitten und Gebräuchen, anderer Lebensweise, anderer Sprache, anderen Menschen zu recken, sich niederlassen wollen. Auch wäre vielen Auswanderern der Spruch in Erinnerung zu bringen, daß niemand, er möchte auch noch soweit über Meer fahren, sich selbst entfliehen kann. Sich selbst bringt ein Jeder doch immer mit dahin, wohin er auswandert; an der Beschaffenheit des eigenen Ich hängt aber zumeist das Lebensglück eines Jeden. Wertel mehr nun in Gegenden, wo er, allein auf sich angewiesen, weder in Sitten, Sprache noch Religion ihm wahlverwandten Menschen findet?

Der alte Gregoire.

In dem recht lesenswerthen Buche „Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken, geschildert von Karl Klüpfel (Leipzig, F. L. Brockhaus, 1856), finden sich Briefe, die Gustav Schwab auf Paris im April 1827 geschrieben. Sie geben ein anschauliches Bild der damaligen französischen Zustände und haben geschichtlichen Werth.

Schwab rühmt sich in einem dieser Briefe, daß ihm das Glück zu Theil geworden, über zwanzig der ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit persönlich kennen zu lernen, deren über hundert wenigstens zu sehen und zu mit unter den Größen einer großen Gesellschaft einen entschwundenen Zeitalters zu sehen". Die Schilderung, die er von manchem dieser Männer macht, auch die Andeutungen, die er auf seine Menschenkenntniß, sind mitunter höchst interessant.

Der Bischof Gregoire z. B. sagte zu Schwab: „Vous trouverez, monsieur, les choses dans notre France modifiées par les hommes. La Providence a besoin quelquefois des orgueilleux, comme il y en a peu, monsieur, heureusement, mais ce qu'on les nomme n'est-il pas nécessaire pour [illegible]?"

Seine Revolutionsgeschichte hatte Gregoire niedergeschrieben, aber in seinem Königthum gefällt es noch immer sozialpolitische und humane Ideen. Als beim Anblicke seines Bildnisses Schwab das Lächerliche desselben hervorhebt, macht er ihn darauf aufmerksam und sagt: „Prenez garde, monsieur! Le bonhomme croyait que les deux ailes, que les hommes ont à [illegible] perfectionnées, ce sont l'art de voler et l'art de se taire." Dann erklärte er sich mit Schwab gegen den Krieg. „Wenn man", sagt der Schwab sagte, „den weisen Mann entlarvt, hat man Mühe, sich zu überreden, daß er wirklich der ist, der zuerst auf die Abschaffung des Königthums angetragen, der die Devise herausgefunden hat: [illegible]."

Schwab schildert Gregoire als einen noch frischen Greis von 77 Jahren, seine Kleidung altmodisch-ehrwürdig, gewendetes Backenbart, noch ganz wie er ihn in Erinnerung versetzt und im Nationalconvente gesehen haben mag. „Er ist der lebhafteste, feurigste Greis von der Welt: Gesundheit, aber nur Geist, frei von Vorurtheilen über seine Person", wie obige Stelle von dem republikanischen Charakter der Franzosen beweist.

Uebrigens wollen wir uns eines Urtheils über die literarische Seite der Klüpfel'schen Biographie enthalten. Wir müßten zu ausführlich auf seine Mittheilungen eingehen, mit zu vielen Spezialitäten seine Aufzählungswerke der Lebensumstände und Thaten des Verstorbenen widerlegen.

Gustav Schwab hat das deutsche Lied eine liebe Erinnerung gesungen:

Deutscher Barde geh' ich aus —;

noch wie die fünf andere seiner Lieder haben einen ehrlichen Werth für andere, die übrigen, die es

veröffentlicht, entbehren der Bedeutung und lassen nur den allgemeinen, vom Ufland angeschlagenen Ton weiterklingen. Es wurde zuletzt ein schulmäßiger Ton — und wo eine Schule ist, ist Partei und wo Partei ist, taugt der Unbefangene und Ungerichtete nichts. In den Jahren 1830—1840 ist von Stuttgart und Umgegend auf mancherlei Gegnern und Gegnet geschrieben und gethan worden, worüber anders zu urtheilen ist, als es Mörike thut. Ueber die auf jener Zeit beruhende Komik hatte, an der manchen Schaden auch seinen Antheil hatte, ist es bereits schon mehrfach geschrieben.

Unterhaltungslectüre.

XI.

Vor einiger Zeit berichteten wir (vergl. Nr. 20 dieses Blattes) über die ersten Theile des „Sanfara" von Alfred Meißner.

In zwei neuen, kürzlich erschienenen Bänden (Prosa. Herbig. 1860.) hat dieser Roman seinen Abschluß gewonnen.

Allerdings einen mehr zufälligen als nothwendigen Abschluß.

Es ist mit den Abenteuern Hoffmin's, des Hauptheiden, wie mit denen Don Quixote's: sie sollten erst mit seinem Leben enden. Die Möglichkeit, daß ein solch stürmischer Charakter immitten seines Laufs innehält, mag vorhanden sein, Hoffmin aber wird seinem Leser seiner Geschichten je das Vertrauen einflößen, daß er nun wirklich ruhig und still, „ein mittelmäßiger Sohn dieser Erde", mit der geliebten Antonie auf seinem böhmischen Schlosse ägen und verkommen wird. Denn sag es nicht zu Anfang des Romans auch dort und mit einem ähnlichen geliebten Weibe, daß er nachher doch verirrt und verliert?

Wohin ihn nun auch die Art des Lebens gewarfen, dieser Cavalier hat immer Glück gehabt, alle Frauen sind von seiner Erscheinung wie magnetisirt, alle haben um seinen Besitz gebuhlt. Von den größten Abgründen, aus den größten Gefahren rettet er sich, er ist das Schoßkind des Glücks. Daß sein Haar bleicht, sein Herz im Verlauf von zehn Jahren ruhiger geworden, das ist der ganze Eindruck, den das Leben und die Welt, die „Sanfara", auf ihn gemacht hat.

Allerdings, in Dämmerungsstunden pflegt jeder einmal den Kopf in die Hand gestützt, seinen Erinnerungen nachsinnend, den Wunsch zu hegen, aus dem Irrsaal entronnen und auf eine Insel der Ruhe gerettet zu sein. Soll diese vorübergehende Stimmung, die kräftige Naturen eben überwinden, zu einer dauernden werden, müssen Jahre oder innere Schicksalsschläge sie fortwährend erneuern und kräftigen. Jener indische Königssohn soll in die Einsamkeit, weil er, wie die Sage erzählt, nachsinnend der Nichtigkeit der Schönheit, des Reichthums und des Daseins erkannte — genau die Dinge, die Hoffmin besitzt und für die er lebt. Der erste, der der Sanfara entflieht, wird ein Bösewicht und verläßt Schloß und Gattin und Kind. Alexander Hoffmin erduldet viel alles und hat eigentlich keine Versuchung, in seinen Monologen sich einen der Stärksten Entsagenden zu nennen.

Der Roman Alfred Meißner's ist mit großer Lebendigkeit geschrieben, mit einer Fülle von Gestalten, mit einem schillernden Wechsel der Farben ausgestattet. Liebevollempfundene Naturschilderungen, seltsame Geschicke und feine Charakterzeichnungen, wie vor allem die Marietta's und des Freiherrn von Wallmerode, geben ihm Reiz und Werth. Er gehört sicher nicht unter die Alltagsbücher. Im Titel und in Monologen will er freilich eine Innerlichkeit beanspruchen, die er nicht besitzt. Zwischen den Betrachtungen und den Abenteuern Hoffmin's bleibt eine Kluft, die eben nur der Held selbst und das Interesse, das wir an ihm nehmen, ausfüllen. Schon die Buntheit seines Inhalts hindert die stetige Entwickelung eines Charakterbildes, und ist der Begriff der Sanfara denn nur dem Abspinnen glücklicher oder unglücklicher Liebesgeschichten in der vornehmen Welt entlehnt? Sanfara, sagt die indische Lehre, ist alles, Vergebenheit wie Gedanke, bis du, beiden entsagend, eingehst in Nirwana, in den Zustand des Nichtseins und eben darum der Seligkeit. Die Umkehr Hoffmin's, die noch dazu eine scheinbare ist, wird einfach durch die zehn Jahre erklärt, die er im letzten Bande älter ist als im ersten. Dieser stolze, hochmüthige, wie Narziß auf sich eitle und wie Don Juan verwegene Mann hätte in der Vernichtung all seiner Pläne, in dem Bruch seiner Seele seinen Wirbel der Sanfara stemmen und sich ihm tief beugen sollen, nicht triumphirend mit der Braut heimziehen — freilich einer Braut, die bei aller Erhabenheit in Gedicht und Rede im Grunde, wie alle Frauen Meißner's, kaum mehr als Don Juan's Zerline in schwarzem Sammet ist.

Weberbungen.

Lieber Freund, damals, als du um deines Vortheils willen die bekannte Wandlung deiner Gesinnung anbefahlst, hab' ich nur bewundert, wie du für dein neues Sehnen auch zugleich in deinem tiefsten Innern den Lügst gehegten und pflegten Drachen des Gewissens aufzufinden wußtest!

* *

Wo nur so ein süßliches Gemüth die Kraft besitzt, all seine Gedanken des Neides, der Mißgunst, der Eitelkeit unter einem ewig gleichen, immer wohlwollenden Lächeln zu verbergen!

* *

Das Temperament der bedeutenden Naturen ist das cholerische.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. **Nr. 51.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Nymphe und Muse.

Eine Novelle von Edgar Quyny.

II.

Friedrich unterbrach bald die begonnene Arbeit.

„Du wirst Zeit in Fülle haben", sagte er, nachdem ihm ein gleiches Versprechen, wie der Schwester, abgenommen war, „auch will ich sie dir künftig nicht verkürzen, heute aber ist das Bedürfniß, dich in meiner nächsten Umgebung heimisch zu machen, so gebieterisch, daß ich dich sogar dem Dienste der Musen entziehen muß."

„Der Musen?" wiederholte Johannes verwundert und warf einen prüfenden Blick auf die vor ihm stehende Tafel. Als er aber nur den locker hingeworfenen hieroglyphischen Strichen und Punkten begegnete, fügte er ruhig und wie erklärend hinzu: „Die Malerei hat ja ungerechterweise keine Muse."

„Keine ausschließliche", entgegnete Friedrich, „aber alle Musen lieben sie; nahe dem Bildner, den sie hassen und verlassen."

Er zog den Freund mit sich, um ihn, nicht ohne einiges Selbstgefühl, durch die Reihe seiner Gemächer zu führen, welchen die üppig elegante Ausstattung, in Verbindung mit den unzähligen größern und kleinern Kunstgegenständen, Raritäten und Curiositäten, einen wunderlich gemischten Charakter von Behaglichkeit, Interesse und Verwirrung gab. Der Besitzer verstand die darauf gerichteten Andeutungen des Gastes und entschuldigte viele Ueberfülle mit Mangel an Raum, welchem durch den bevorstehenden Ausbau eines andern Theiles des Hauses abgeholfen werden sollte. Völlig befriedigend war dagegen die von Kenntniß und Geschmack zeugende Anordnung der als Schmuck der Zimmer aushängenden Bilder, welche in geschlossenen Gruppen die Hauptmomente der verschiedenen Zeiten und Schulen vergegenwärtigte und mit dem jüngsten Vertretern: Kaulbach, Gallait und Delaroche, würdig abschloß. Aber alles nur Stiche und wieder Stiche, die besten, werthvollsten freilich, und doch grau und eintönig. Der Maler athmete auf, als ihm Farben entgegenschimmerten. Allein die Galerie von Oelgemälden war erst im Entstehen: wenige Copien älterer Werke, ein paar Landschaften aus Italien und Griechenland; und dann eine Reihe vortrefflicher Familienbildnisse, unter denen das von Friedrich's und Anna's Vater, durch getreuen Ausdruck der schönen Vereinigung von Intelligenz und Herzensgüte, welche jenen Mann ohne Feind in weiten Kreisen geehrt gemacht hatte, hervorragte und den Beschauer fesselte.

Durch das von Büsten seiner vorzüglichsten Gönner belebte Bibliothekzimmer gelangten sie dann zu einer kunstvoll geschnitzten Flügelthür, mit welcher sich ein neuer, überraschender Anblick eröffnete. Ein an das Wohngebäude angebauter Saal von stattlichen und symmetrischen Dimensionen prangte voll der herrlichsten Werke der Sculptur, welche — wenn schon meist nur Gypsabdrücke — in ihrer Reichhaltigkeit und einfach würdigen Aufstellung sich von den dunkelfarbigen

Wänden gar imposant abhoben. Oben der berühmte Fries: Der Lapithen- und Centaurenkampf, darunter in passender Höhe eine Reihe von Kopien und Büsten, unten eine Ueberreste der Götter- und Heroenwelt, welche die Jahrtausende der staunenden Nachwelt nicht entreißen mochten.

Hier war das Lieblingsgebiet des kunstsinnigen Gutsherrn, hierher kam er täglich, um sich von den Formen, deren Verständniß ihm aufgegangen, immer neu entzücken zu lassen, hier studirte er, von der Anschauung getragen, seinen Lessing und Winckelmann. Johannes vertiefte sich in die Betrachtung: er fand vieles Seltene, manches noch gar nicht Gesehene, denn der Besitzer hatte keine Opfer gescheut, diese seine geistige Residenz auch mit Copieen der verborgensten und sorgsältigst gehüteten Schätze auszustatten.

Man hatte soeben die Kopie der Niobiden, diese verkörperte Tonleiter des Schmerzes, bewundert, als der Blick des Malers auf ein darunterstehendes Marmorgebilde fiel und davon mit magischer Gewalt gefesselt wurde. Es war eine Nymphe, welche, leicht vorgebeugt, auf einem Knie ruhend, den Blick über das weite Meer schweifen ließ; denn das sich dieses vor ihr ausbreitete, sagte, deutlicher als die Muscheln zu ihren Füßen, die Miene wonnenträumenden, allgemeinen Schauens und befriedigten Lebensgefühls, wie es nur die Verbindung mit dem eigenen Lebenselemente hervorruft. Nicht die schlanke Melusine Schwanthaler's war es, noch eine andere der bekannten, nein, luftiger, körperloser als alle, im vollsten Gegensatze zu den üppigen Leibern eines Rubens oder Tiarini, mehr Göttin als Weib, man vergaß ihren Reiz über der ambrosischen Jugend. Die Linien um Hals, Nacken und Schultern waren von einer so idealen Reinheit, daß Johannes im Bereiche seiner Erinnerung nichts Aehnliches fand. Die Arme, die gegen das Kinn erhobene Hand, das aufwärts gekrümmte Füßchen, welches mit dem Schaum der leichten Brandung zu tändeln schien, alles stimmte in den Einklang vollendeter Schönheit.

„Wer hat diese Gestalt geschaffen?" fuhr der Maler aus tiefer Betrachtung auf.

„Ein junger, leider schon verstorbener Künstler", erwiderte Friedrich kurz, und fügte dann, jeder weiteren Frage vorbeugend, hinzu: „Diese Sammlung und Anordnung scheint mich zu befriedigen; ich selbst bin ein wenig stolz darauf; aber eins trübt meine Freude: was wird von allen diesen herrlichen Gestalten — auch jedoch lichem Stoffe — noch einem Menschenalter noch übrig sein?"

„Verbanne den Gedanken, er ist unerlaubt", antwortete der Maler; „selbst die Meister dieser Werke haben es nicht gewußt, noch gefragt, wie weit dieselben in die Zukunft hineinleuchten würden; wie magst du, der Sammler und Kenner der Formen, mehr beanspruchen als die Befriedigung deines so edeln Bedürfnisses?"

Die Freunde verließen den Saal, aber Johannes kehrte im Laufe der nächsten Stunden zweimal zurück, um — die Nymphe zu sehen.

Der Nachmittag wurde zu einer Spazierfahrt über die ausgedehnten Besitzungen des Wirths verwendet; den Abend brachte man im benachbarten Berg'schen Hause zu. Wie hier die ganze Atmosphäre weniger von der Kunst erfüllt war — wenn auch einzelne ihrer Strahlen, von dem in ihr glühenden Sonnenfels zurückgeworfen, sich hierher gewendet und in allerlei Doubletten verkörpert hatten —, so verfolgte auch die Unterhaltung dieses Abends nicht dieselbe ausschließliche Richtung nach jener Seite hin wie die des vorhergegangenen. In den praktisch wissenschaftlichen Gebieten, welche hier berührt wurden, war Schaffer recht eigentlich heimisch, und — zur lebhaften Bewunderung des Gastes — auch Anna, die in jeder ihrer anspruchslosen, von aller Schaustellung freien Aeußerungen nicht weniger gründliche Kenntniß als klare Einsicht darlegte. Daß jedoch ihre Urtheile so wesentlich mit denen Schaffer's zusammenstimmten, daß überhaupt diese beiden ein so tiefeingehendes, wechselseitiges Verständniß an den Tag legten, welches beinahe jede ihrer Bemerkungen als Fortsetzung eines gemeinsamen Gedankenganges erscheinen ließ, brachte einen Mißklang in den Genuß des fremden Zuhörers, ohne daß er sich des Grundes desselben deutlich bewußt werden mochte.

Als er in dieser wenig befriedigenden Stimmung seine Zimmer betrat, erinnerte er sich sogleich des geheimnißvollen Gelanges, welchen die Beschäftigungen des Tages ihn beinahe hatten vergessen lassen. Er lauschte — aber vergebens: kein Ton ließ sich hören. Schon war er im Begriff, sich zur Ruhe zu begeben, als ihm der Gedanke kam, noch einen Blick in den Antikensaal zu werfen. Wie wunderbar mußte der schwache Schein einer Kerze mit der schwarzschattigen Nacht um die hohen, weißen Gestalten kämpfen und — um den duftgewobenen Leib der Nymphe. Er zündete ein Licht an und schritt

aus dem Zimmer, die Treppe hinab in den Corridor, welcher zu einer kleinen, wie er bei Tage zufällig bemerkt, unverschlossenen Hinterpforte des Saales führte. Aber wie erstaunte er, als er durch die Augen dieser Thür einen matten Schimmer dringen sah. Sein erster Gedanke war, es möchte Friedrich, von einem gleichen Gelüste, wie er selbst, veranlaßt, dort sein, allein schon der nächste lehrte ihn, wie unwahrscheinlich dieses sei. Von einer unbesieglichen Neugier getrieben, leichte er das Licht aus und drückte leise die Thür auf. Der Saal war trübe erhellt, der Schimmer kam aus der Gegend des rechts am entgegengesetzten Ende befindlichen Haupteingangs; dort stand auch die Nymphe. Johannes trat ein paar Schritte vor und blickte nach ihr hin; Entsetzen lähmte jede Bewegung. Unmittelbar neben der marmornen Nymphe auf einem früher leeren, hölzernen Postamente saß dieselbe Gestalt noch einmal, aber mit schwarzen Haaren, rosengarnierter Oberfläche, statt des weißen ein purpurfarbiges Gewand um Leib und Schenkel, und — jetzt wendete das lebendige Bild den Kopf — mit dunklen, glühenden Augen statt der steinernen Halbkugeln. Wiederum erstarrte sie zur vollkommensten Gleichförmigkeit mit dem Kunstwerke; Johannes, dessen Schrecken schnell der Bewunderung gewichen war, fand, selbst aus der Entfernung, die zarten Schönheitslinien an dem belebten Körper wieder. Nur der Ausdruck des Angesichts war unähnlich: statt jetziger Versunkenheit: Unruhe, Sehnsucht, Schmerz, dieselbe Vereinigung wilder Genialität und gebrochener Wehmuth wie in Ary Scheffer's Mignon.

Wenige Augenblicke und die Gestalt schüttelte leise das Haupt. „Er kommt wieder nicht", äußerte sie in italienischer Sprache vor sich hin und stieg langsam vom Postamente. Dann hüllte sie sich in einen weiten Mantel, ergriff die zu den Füßen des betenden Knaben, der hier ein Staunender schien, stehende pompejanische Lampe und verschwand durch den Haupteingang in den anstoßenden Gemächern. Der Ton einer zufallenden Thür und das Erlöschen des letzten Lichtschimmers weckten Johannes aus seiner Verzauberung und er suchte tappend sein Zimmer. Jedoch an ruhen war ihm jetzt nicht Bedürfniß; sein Geist überließ sich willig den so mächtig erweckten Regungen des Wunderbaren.

III.

Nach kurzer, halbwacher Morgenruhe betrat er bleich und schweigsam das Familienzimmer und suchte sobald als möglich seine Arbeit wieder aufzunehmen, um seinen Gedanken eine ruhigere Grundlage zu geben. Anna bemerkte seine Veränderung.

„Sie scheinen leidend", sagte sie, nachdem sie ihren Platz eingenommen, „sollte unser rauhes und kaltes Klima bereits Wirkungen auf Ihren Körper geäußert haben, oder vielleicht gar auf Ihr Gemüth?" fügte sie auf seine verneinende Bewegung hinzu.

„Es ist nicht der Norden", erwiderte er, dem lebhaft bewegten Bedürfnisse der Mittheilung nachgebend und durch Anna's Unbefangenheit ermuthigt, „sondern der Süden, der so wunderlam berührt."

„Ich verstehe; Sie hörten den nächtlichen Gesang."

„Noch mehr."

„So sahen Sie auch die zweite Nymphe? Sie waren in der Nacht im Antikensaale?"

„Es ist also bekannt? und ist es nicht verboten, nach der Lösung des Räthsels zu fragen?"

„Im Gegentheile; ich benutze gern die Veranlassung, Sie mit dieser wehmuthigen Nachtseite unserer Häuslichkeit bekannt zu machen. Wol wäre es unsere Pflicht gewesen, es gleich nach Ihrem Eintritte in dieselbe zu thun; aber mein Bruder kann sich nicht überwinden, davon zu sprechen, und ich — nun Sie vergeben mir, daß ich es nicht früher that."

„O, wie gut sind Sie!" rief der Maler, von der leichten Röthe, welche die Wangen des Mädchens färbte und von ihrem kindlich vertrauensvollen Blicke entzückt.

„So hören Sie; ich will die Begebenheiten nach der Reihenfolge erzählen, sie sind es wol werth, im Zusammenhange gekannt zu werden.

„Bald nachdem Sie meinen Bruder in Rom verlassen hatten, kam ich mit unserer Tante dorthin. Wir weilten noch einige Wochen und begaben uns dann nach Neapel, um dort den Winter zu verleben. In dem Hause, dessen obere Zimmer wir bezogen, hatten unten ein deutscher Bildhauer, Karl Schweizer, Wohnung und Werkstatt. Mein Bruder wurde mit dem edeln, nur für das Schöne in Kunst und Leben empfänglichen und dabei so heiter geselligen Manne bald befreundet und brachte täglich einige Stunden in seinem reichhaltigen Atelier zu. Denn während seines mehrjährigen Aufenthalts an demselben Orte und in demselben Hause hatte er eine Reihe der trefflichsten Kunstwerke geschaffen und vielel

ben, da seine Verhältnisse ihm nicht die schmerzliche Nothwendigkeit, sich davon zu trennen, auferlegten, in einer geräumigen Halle innig und betrauliam aufgestellt. Nachdem er damals jenen Büsten von Mozart und Beethoven, dieselben, welche Sie über unserm Piano sehen, denn der Künstler verehrte sie uns, vollendet hatte, sehnte er sich in die antike Götterwelt zurück und insbesondere drängte es ihn zur Schöpfung einer Nymphe, dieses liebenswürdigen Mittelwesens zwischen den olympischen Göttern und den sterblichen Erdenbewohnern. Keine der frühern Auffassungen genügte ihm, ebenso wenig seine eigenen Entwürfe, überall vermißte er den Grundton der Weiblichkeit in der bewegten Harmonie des Menschendaseins. An einem Octoberabende wandelten wir am Meere. Die hinsinkende Sonne übergoß Höhen und Ufer mit dem röthlichen Goldglanze, der nur dem italiänischen Herbste eigen, weder mit Worten geschildert, noch mit dem Pinsel wiedergegeben werden kann. Auch das Meer, welches, unbeweglich ruhend, sein inneres Leben nur in den leisen Pulsschlägen am äußern Rande verrieth, war bis zu den fernen Inseln hin mit diesem flüssigen Golde gesättigt, ein Spiegel des unermeßlichen Lichts.

„Wir genossen schweigend den seenhaften Anblick, indem wir langsam auf dem feuchten Ufersande einherschritten. Plötzlich wendete sich Friedrich, welcher eine kurze Strecke voraus war, zu uns und äußerte uns zu: ‚Seht da die Nymphe!‘ Wir blickten nach der bezeichneten Stelle und sahen das lieblichste Bild vor uns. Auf einem Knie, am Saume des Meeres saß ein Mädchen in regungsloser Formenschönheit und schaute mit sinnendem Auge über die strahlende Fläche hin. Neuige Jugend und Lebensfülle umleuchtete ihr Angesicht und ihre Glieder, heller, zarter als der Purpurschein des niedersteigenden Sonnengottes.

„Schweizer war begeistert. ‚Du hast ein großes Wort gesprochen‘, sagte er, und drückte meinem Bruder die Hand, ‚dieses Kind soll mich zur Unsterblichkeit führen.‘ Er redete das Mädchen an, welches anfänglich scheu und blöde, bald unsere Fragen mit zutraulichem Geplauder beantwortete. Sie hieß Angelina und war die Tochter eines in der Nähe wohnenden Fischers, Mateo Orsini. Auf Schweizer's Verlangen führte sie uns zu seiner Hütte, ach, ohne zu ahnen, daß dadurch ihr Schicksal entschieden wurde! Der Künstler säumte nicht, seinen ebenso kühn als schnell erfaßten Plan zu fördern und sprach den Wunsch aus, das Mädchen als Modell eines Bildwerkes zu benutzen. Der Widerspruch Angelina's wurde durch das vertrauengebietende Wesen des Bittenden, der ihres Vaters vielleicht nicht minder durch die zugesicherte reiche Belohnung schnell besiegt und schon am folgenden Tage das Werk begonnen. Schweizer förderte es mit rastlosem Eifer und bewundernswürdiger Schnelligkeit. Er schien nur noch dafür zu leben — doch nein; wie ihm während seines Schaffens auch der Geist des lieblichen Naturkindes immer heller und traulicher aufging, erfaßte ihn eine tiefe, seiner würdige Zuneigung. Gewohnt, ohne Zögern zu handeln, wo er das Rechte klar erkannt, beschloß er, sich mit Angelina, welche mit beinahe abgöttischer Verehrung an ihm hing, zu vermählen. Ihr Vater gab gern, wenn auch ein wenig verwundert und zweifelnd, seine Zustimmung, willigte auch darein, daß sie zu einer achtbaren deutschen Familie gegeben wurde, wie es Schweizer, weniger zum Zweck vorläufigen Unterrichts, als um sie den Einflüssen ihrer bisherigen Umgebung zu entziehen, anordnete.

„So kam der Frühling. Die Statue war fertig; die nächsten Freunde des Meisters, welchen er sie zeigte, zollten ihr die höchste Bewunderung; sie öffentlich auszustellen, konnte er sich nicht entschließen.

„Der Tag der Vermählung war festgesetzt; wir wollten ihn mit dem Freunde feiern und dann unsere Heimreise antreten. Eines Abends, als ich noch spät mit Friedrich auf dem Altane unserer Wohnung stand, kam ein lärmender Zug die Straße herab: Bürger, Lazzaroni, Polizeisoldaten mit Stäben und Fackeln, in ihrer Mitte auf einer Tragbahre ein lebloser Körper mit bleichen Zügen, daneben ein Weib, von gelösten, schwarzen Haaren umflattert, händeringend und herzzerreißende Töne des Schmerzes ausstoßend.“

Anna's Stimme zitterte, sie erhob sich und ging in das Nebenzimmer, während Johannes stumm mit seiner Bewegung rang. Nach wenigen Minuten kehrte sie voll ruhiger Fassung zurück und fuhr zu erzählen fort:

„Der Zug hielt vor unserm Hause. Friedrich stürmte hinab — zu dem sterbenden Freunde, der mit einer tiefen, tödtlichen Wunde in der Brust lag. Die Verletzten waren später, als sie es sonst zu thun pflegten, in der Nähe des Meeres umhergewandelt, da hatte sie ein junger Fischer, Pietro, der sich früher erfolglos um An-

gelina beworben, angetroffen, mit Schweizer Streit begonnen, ihm das Mädchen entreißen wollen und, als jener sich zur Wehr gesetzt, ihm den Dolch in die Brust gestoßen.

„Noch in derselben Nacht starb unser Freund, nachdem er meinem Vetter das Versprechen abgefordert, sich Angelina's anzunehmen, sie zu ihren Angehörigen nicht zurückkehren zu lassen. Zum Dank hatte er ihm seine Kunstwerke geschenkt. Die Unglückliche war bei dem Tode ihres Geliebten nicht zugegen; ihre wilden Ausbrüche von Jammer und Wuth machten es erforderlich, sie fern zu halten. Mehrere Tage vergingen im Wechsel solcher Ausbrüche mit dumpfer Abspannung. Ihr Vater hatte nichts dawider, daß wir sie mit uns nähmen, auch die Obrigkeit gestattete es, gab aber von der Hinterlassenschaft des Verstorbenen, nach langen Unterhandlungen, nur die Nymphe heraus. Angelina hatte selbst mit Schaudern der Rückkehr in ihr Vaterhaus gedacht, im übrigen war sie willenlos, gebrochen, doch äußerte sich gelegentlich ein unbegrenztes Vertrauen gegen uns, ja eine tiefe Verehrung — und diese Gefühle hat sie uns auch hier, fern von ihrem verlorenen Glück, bewahrt."

Anna schwieg. „Welch ein großes tragisches Gedicht in so wenigen Zügen, in so engen Umrissen", rief Johannes. „O, diese Nymphe ist aus einem Sinnbild der Luft ein Idol des Schmerzes geworden; nicht umsonst schaut sie weinende Niobe auf sie hinab.

„Der glänzende Falter des Südens ist vom rauhen Stürmen erfaßt, entfärbt, zerrissen auf die Nadeln nordischer Wälder gebettet", sprach Anna — „doch hören Sie das Ende. Seit einigen Monaten hat sich ein wunderbar heilsamer Trug des gequälten Herzens bemächtigt. Sie glaubt, ihr Bräutigam lebe noch. Die heilige Jungfrau sei ihr, so sagt sie, im Traume erschienen und habe ihr verkündet, daß er kommen werde und sie zurückführen in das gelobte Land ihrer Sehnsucht. Seitdem geht sie fast in jeder Nacht zu ihrem marmornen Abbilde, das sie nur noch nicht vollendet hält, weil Schweizer sie so wenig als möglich, und in der letzten Zeit seiner Arbeit gar nicht mehr Modell sitzen ließ; minutenlang nimmt sie jene, ihr zur Gewohnheit gewordene Haltung an und harrt, daß er erscheine. Stets getäuscht, kehrt sie still, mit Ergebung in ihr Gemach zurück, denn in ihrem Innern lebt der erhebende Gewißheit: er wird kommen."

Ankommende Besucher hemmten das weitere Gespräch. Unter ihnen war Schaffer, der Unvermeidliche. Wie er so gleichgültig der ihm freundlich entgegeneilenden Anna gegenübertrat, so mechanisch ihre Hand ergriff, dieselbe Hand, deren Berührung noch durch die Nerven des Malers zitterte, da überkam diesen, zugleich mit einer verstärkten Regung des Mißbehagens, das Gefühl der Nothwendigkeit, seiner eigenen Empfindungen Meister zu bleiben, um nicht Unruhe und Verwirrung in die ihn umgebenden, einfachen und wie ihn dünkte etwas prosaischen Verhältnisse zu bringen. Desto unbeschränkter ließ er das soeben Vernommene in sich verwirken. Unaufhörlich traten die wechselnden Gemälde, welche Anna aufgerollt, vor sein Auge, alle seine Gedanken umschwebten Angelina. So oft sich eine Thüre öffnete, hoffte er sie zu erblicken, und doch sträubte sich ein tiefer liegendes Gefühl dagegen, jenes phantastische Wesen in den Kreis der Wirklichkeit treten zu sehen. Der Tag ging vorüber; aber sie erschien nicht.

IV.

Als Johannes sich am Abende wieder allein fand, gedachte er mit einer Art Wehmuth des entschlüpften Geheimnisses, welches der verwichenen Nacht einen so zauberischen Reiz verliehen hatte. Und dennoch hätte er um keinen Preis die Erzählung Anna's in seinem Gedächtnisse erlöschen lassen mögen. Aus diesem Zwiespalte erwuchs der unwiderstehliche Trieb, die Nymphe wiederzusehen — vielleicht auch ihr Urbild.

Er trat seinen Weg wieder an; der Saal war dunkel, er ging hinein. Wie er, die schlanke Gestalt von dem kurzen, faltigen Mantel halb umhüllt, die hocherhobene Lerze in der weißen, feingeformten Hand, das dunkle Auge erwartungsvoll vorwärtsspähend, vorschritt, da mochte er wol wie der Meister und Bildner aller dieser göttlichen Formen erscheinen, oder wie ein zweiter Prometheus, im Begriff, sie mit einem Funken gezauberten Feuers zu beleben.

Ein Blick nach der Nymphe — er bebte zurück. In demselben Augenblicke sprang die Gestalt von ihrem Sitze auf ihn zu, mit ausgebreiteten Armen, an seine Brust, ihn mit glühendem Ungestüm umschlingend.

„Bist du da, mein Carlo", rief sie; „gelobet sei die heilige Jungfrau; o, mein Geliebter, jetzt führst du mich fort aus diesem Lande des Todes und des Frevels. Nein, erst laß mich beschauen."

Sie war zurück, ihre Augen sprühten Flammen des Entzückens.

„Ja, du bist es, du bist mein großer, schöner Karle“, und wieder warf sie sich, eine Bacchantin, an seine Brust. Dann ergriff sie seine Hand und flüsterte leise, ängstlich: „Komm', komm', mein Bräutigam — sie schlafen alle, jetzt können wir fliehen — laß uns eilen. O, ich will laufen mit nackten Füßen, mögen das kalte Glas sie blutig schneiden, ich will nicht klagen — weiter, immer weiter, bis an unser blaues Meer, wo die helle, warme Sonne scheint — mich friert hier gar zu sehr, wärme mich, mein Karle.“ Und sie schmiegte sich mit einer Innigkeit an ihn, die sein Blut erglühen ließ. Sanft drängte er sie von sich und legte seinen Mantel um ihre Schultern. Das Wort der Enttäuschung erstarb ihm auf den Lippen, mochte es Mitleid sein, oder etwas Anderes, was es schelte — aber der ganze Zauber des Anblicks entrückte die Pflicht, ihn abzuführen, nicht seinem Herrn.

„Fliehen, Angelina?“ sagte er, „ohne Abschied von den guten Menschen, die deiner so gütig sich angenommen?“

„Du hast recht, Karle, es wäre Sünde, sie sind mild und freundlich gegen mich gewesen, und daß sie mich aus der Heimat entführten, war ja dein Wille, sie haben es mir gesagt.“

„So ist es, mein Kind, jetzt laß mich zur Ruhe gehen.“

„Ach, du bist so kalt, mein Geliebter“, flüsterte sie, und hob das schwarze Auge wirklich vermutsvoll zu ihm empor, „kann du dich nicht, deine Braut wiedergefunden zu haben? Dieses kalte Land hat auch dich erkaltet. Willst du nicht an dem Bilde arbeiten? Ich will üben, damit es bald fertig werde, mich friert nicht mehr.“

„Laß das Bild, Angelina, es ist fertig: — ich muß ruhen, ich bin müde von der Reise, geh' auch du zur Ruhe.“ Sie verließ leise ihre Hand, und richtete sich hoch auf, mit ernster Miene, um sie zu verlassen.

Da aber sank vor ihm auf die Knie und bedeckte seine Hand mit Küssen und Thränen.

„Zürnst du mir, Karle?“ flehte sie in schmelzenden Klagetönen, „was habe ich verbrochen? Ich will ja alles, alles thun, was du verlangst.“

„So gehe zur Ruhe“, sagte Johannes mit zitternder Stimme und abgewendetem Gesicht, indem er die Knieende an der Hand emporzog. Sie drückte krampfhaft diese Hand, die ebenso kalt war wie die des Bildwerks und — ebenso schön war, und verließ mit großen, schallenden Schritten den Saal. Angelina's starrer Blick folgte ihm, dann schüttelte sie wehmuthig-zweifelnd das Haupt und schlich daraus die dunkeln, nur vom Strahle des Mondes durchdämmerten Räume ihres Gemachs zu.

Unterdessen ließ Johannes am geöffneten Fenster den kühlen Nachtwind seine heberden Schläfe umfächeln. Alle Gedanken, die er zu erfassen strebte, verwandelten sich in berauschende, verwirrende Bilder, alle Befehle seines Willens in wunderbrausende Sirenenklänge. Aber der Kampf war kurz. Der Entschluß, sein Geheimniß dem Freunde mitzutheilen, dessen Rath und Hülfe zu suchen, stieg wie ein Geist des Lichts empor und beschwichtigte die stürmenden Wellen seines Herzens.

Schon am nächsten Morgen wurde der Bericht ausgeführt, Hayden hörte den Bericht finster schweigend an.

„Ich hoffe“, sagte er dann mit Nachdruck, „daß diese seltsame Verwechslung, die ganz geeignet wäre, den Geist des unglücklichen Geschöpfes in ein rettungsloses Labyrinth zu verstricken, der Tageshelle weichen wird, zumal seine Aehnlichkeit mit Schweizer so wenig ausgeprägt ist, daß ich mir selbst über dieser bisher nicht klar bewußt geworden bin, und mehr in den Umrissen und Bewegungen der Gestalt als in den Gesichtszügen besteht.“

„Ich theile diese Hoffnung“, erwiderte der Arzt, „obwol ich die Folgen der Enttäuschung fürchte, denn das Verderbliche ist ein tiefes Gift.“

Sie kamen überein, bei den weitern Maßnahmen die Mitwirkung des Doctor Werner zu suchen, so sehr sich auch das Gefühl beider dagegen sträubte, so schwer es insbesondere dem Künstler ankam, sein entzückendes Abenteuer auf pathologischem Gebiete enden zu sehen. Der Doctor, welcher Angelina schon seit ihrer Ankunft in Sonnenfels beobachtet hatte und ihren Zustand daher genau kannte, erschien noch im Laufe des Vormittags. Er versuchte zunächst selbst mit schonender Vorsicht den Irrthum zu lösen — allein vergebens. Das Mädchen hielt denselben auch nach dem Wiedersehen des fremden Mannes mit einer Zweifellosigkeit fest, welche ihre Erklärung nur in der Betheiligung des religiösen Glaubens zu finden schien. Das Wort der Himmelskönigin war ihr in Erfüllung gegangen.

Nach sorgfältigen Erwägungen gab nunmehr der Arzt sein bestimmendes Gutachten dahin ab,

daß man den Irrthum bestehen lassen müsse, da jedes gewaltsame Zerstören denselben die trübern Zustände höchster Aufregung erneuern und damit eine gänzliche Zerrüttung des geschwächten Bewußtseins vollführen würde, wogegen, sobald letzteres sich im Gefühle eines ruhigen Glücks gekräftigt hätte, ein allmähliches, gefahrloses Hinüberführen in die schmerzliche Wahrheit möglich erscheine, zumal wenn der Gegenstand ihres Wahnes — und diese Aufgabe glaubte ihm der Letztere im Interesse des ersten Zwecks stellen zu dürfen — durch ein fortgesetztes freundliches, aber kühles Begegnen ihre Leidenschaftlichkeit gedämpft hätte.

Nur mit Widerstreben entschloß sich Johannes zur Uebernahme der ihm zugedachten Rolle; nur das Einleuchtende in den Schlußfolgerungen des Arztes, unterstützt durch dessen gebietende, jeden Zweifel an seiner Fähigkeit und Gewissenhaftigkeit ausschließende Persönlichkeit, konnte ihn dazu vermögen. Wußte er doch auch selbst keinen andern Plan entgegenzusetzen und schien doch der ihm zugemuthete Dienst seine sittliche Kraft herauszufordern. So willigte er ein.

Anna war bei diesen Verhandlungen und Beschlüssen nicht zugezogen, im Gegentheil deutete das Verhalten ihres Bruders darauf hin, daß dieselben ihr für jetzt verborgen bleiben sollten. Hierin fand Johannes eine große Beruhigung, denn er fühlte nur zu deutlich, wie schmerzhaft fremdartig ihr ganzes Wesen davon berühren werden mußte und wie wenig die unter den drei Männern geltend gewordene Auffassung ihren Beifall zu erwarten hätte.

Für Angelina begann nun ein erneutes Leben, wol verschieden von den Wonnemonaten ihrer ersten Liebe an den vaterländischen Gestaden, und doch wie reich und milde erquickend. Sie war nicht mehr die träumende, nachwandelnde Einsiedlerin der letztvergangenen Zeit; Augen und Welt öffnete sich wieder, wie schöne, farbenreiche Blumen, dem Lichte des Tags, während ihr zarter Körper, unfähig, sich an das laube Klima zu gewöhnen, schwach und leidend blieb und nur ein müder Zug der Jutiefendheit das bleiche Antlitz verklärte.

Der Genius Frühling kam auf seiner Reise endlich auch zu diesen lange vergessenen Fluren und entschädigte für sein Säumen durch den plötzlichen Reichthum seiner Gaben, gleich als ob er den Rest seines Füllhorns ohne weitere Sparsamkeit mit einer Handbewegung ausschüttete. Alles eilte, sich damit zu schmücken, jeder Tag führte neu erwachte, neugeputzte Geschöpfe vor. Am bewerkstelligsten wurde der hinter dem Gutshause gelegene Garten umgewandelt, als sich das nackte, durchsichtige Gewebe von Zweigen mit farbiger Stickerei füllte. Erst jetzt wurde seine einfache Anlage verständlich und befriedigend. In der Perspective des breiten, zu beiden Seiten von wechselnden Baumgruppen, Rasen und Blumenplätzen begrenzten Mittelwegs, von der Treppe des Gartensaales sichtbar, erhob sich auf einer sanftaufsteigenden, baumleeren Anhöhe ein kleiner griechischer Tempel mit korinthischen Säulen. Sein zierliches Bild wurde von einem unten rechterhand sich hinbreitenden See zurückgespiegelt, dessen andere waldumsäumte Grenze zugleich den Garten und den Umblick nach jener Richtung hin abschloß. Tag hob über nach der Gartenseite war von einem Wäldchen dichter, breitästiger Linden und Buchen beschattet und barg eine steinerne Grotte, von einem krystallhellen Gewässer durchrieselt, von Kühle und Stille durchhaucht. Sie war der Lieblingsaufenthalt Angelina's im vorhergegangenen Sommer gewesen, selten hatte sie einen Tag hingehen lassen, ohne die am Ufer liegende Gondel zu besteigen und die stille Fläche des Sees zu durchfurchen. Auch jetzt zog es sie oft dorthin, wo entfernte Anklänge an die Heimat sie umwehen mochten. Aber öfter, bewegter, schwebte sie um die grüne Rotunde vor der Treppe des Gartenhauses und durch die anstoßenden Gänge, den Geliebten erwartend. Denn das Gemach, in welchem er arbeitete, betrat sie nicht, da er es ihr, aus Furcht, sie möchte sein künstlerisches Geheimnis verrathen, untersagt hatte.

Und Johannes? Er blickte oft von der Leinwand auf, durch das Fenster, ob er das rothe Gewand der Neapolitanerin erspähe. Wenn er es dann zwischen dem grünen Laube hervorleuchten sah, dann zitterte seine Hand in den Regungen eines großen Mitgefühls, er konnte die Unglückliche nicht warten lassen, der er alles, Welt und Leben, war: er mußte ihre Tage erhellen — solange es ging.

Anna bedurfte ja seiner nicht, was konnte er ihr sein, was sie ihm? Unermüdlich wandelten sie vom Schicksal selbst Aneinandergeknüpften durch die beschatteten Gänge, nur zuweilen von Friedrich begleitet, welcher sich mit dem nicht ganz bemeisterten Antrieb eines besorgten Aufsehers zu ihnen gesellte, wenn es seine Zeit erlaubte. Es bedurfte dessen nicht: jeder Ausdruck

der Liebe fehlte diesem traulichen Verein. Nur ihre Hände fanden sich zuweilen, weitere Annäherungen hatte der unbeschränkte Gebieter des verwirrten Kindes mit geheimnisvollem Ernst für immer zurückgewiesen. So führte er sie hin und plauderte mit ihr von den Sternen und Liedern Italiens, harmlos, friedlich und doch — ohne Frieden. Wenn ihnen zuweilen Anna im Gespräche mit Schaffer entgegenkam, beide so ruhig blickend, klares, selbstbewußtes Wollen auf der Stirn, dann durchzuckten ihn unbekannte, unendlich quälende Empfindungen. Groll gegen das Geschick, Verzweiflung, Neid. Und wenn er dann wieder in der Einsamkeit die verschlungenen Fäden seines Innern zu ordnen, seinen Geist zur alten Klarheit zu erheben rang, dann sahte ihn wol eine tiefe Sehnsucht hin zu Anna, ihre Kniee zu umfassen und zu flehen: „Führe mich, du lichtumstrahlte Jungfrau, aus dem dunkeln, verworrenen Labyrinthe meines Lebens, gebiete mir das Rechte, ich will gehorchen, und wäre es Flucht — Flucht vor euch beiden."

Aber wenn er dann vor ihr stand und sie mit den großen, klaren Augen auf ihn schaute, immer fälter und ernster, wie ihm däuchte, wenn auch stets höflich und aufmerksam gegen ihn und mütterlich gütig gegen Angelina — hatte sie doch das Verhältnis der beiden mit seinem Worte berührt — dann krümmten sich die Sprossen seines Vertrauens zurück, verwundend in das eigene Herz. Und wieder leuchtete das rothe Gewand, die Wunderblume, die der geliebte Süden herübergewebt, damit er ihn nicht vergäße, ihm nicht erkaltend untreu werde. Dann ergriff ihn der Ingrimmus des Heimwehs: o, wie haßte er diese trübe, wirrige Natur mit ihren kahlen, farbenarmen Menschen, wie schwärmten alle seine Gefühle nach einer heißen Sonne, nach einer glühenden Brust. Nur war nicht in der Nymphe des ewigblauen Meeres alles verkörpert, was ihn entzückte? und glühte sie nicht wie der Vulkan ihres Vaterlandes, stets bereit zum Aufsodern, und selbst im Zustande der Ruhe das innere Feuer durch den emporsteigenden Opferdampf der Verehrung verrathend, für ihn? für ihn? Hier öffnete sich der Abgrund, von dem er schaudernd die Augen wandte.

Seine Gesundheit litt; er schrieb es dem ungewohnten Klima zu, seine Stimmung war unruhig, gedrückt. Die Versuche des aufmerksamen Wirths, welcher mit der Kraft eines gebildeten Geistes den eigenen Mißwuth bekämpfte, ihn zu erheitern, scheiterten an der Unempfänglichkeit des Gastes, der die Ueberwindung, welche ihn jede Unterbrechung seiner einsamen Alltäglichkeit kostete, so wenig zu verbergen wußte, daß die Höflichkeit es zu verbieten schien, ihm solche zu bereiten. Aber auch die begonnene Arbeit erfreute ihn nicht mehr; Tage, Wochen ruhte sie, während er mit Emsigkeit für Angelina kleine Heiligenbilder male, dieselben, welche ihre väterliche Hütte schmücken, welche sie einmal vermißt, und deren Beschreibung er ihr listig zu entlocken gewußt.

Erst als Friedrich gelegentlich den Wunsch aussprach, das Gemälde zum Geburtstage Anna's, in der Mitte des August, fertig zu sehen, arbeitete er mehrere Tage unausgesetzt daran und vollendete es, ließ auch einen schönen, vergoldeten Rahmen dazu heimlich herbeischaffen.

V.

Der kurze, nordische Sommer stand jetzt auf seinem Höhepunkte, wo die brennende Sonne auch das letzte Hoffnungsgrün in Gold der Erfüllung verwandelt und die fleißigen Sammler tarantelartig nach den Kernern des heimischen besten Getreides ausziehen. Die fröhliche Regsamkeit auf Feldern und Wegen erfreute Angelina und bot auch ihrem Freunde manchen erheiternden Anblick. Gern weilten sie bei den Arbeitern, die sich bald an das schöne, fremdländische Mädchen, über welches so märchenhafte Gerüchte verbreitet waren, gewöhnten und ihm wie einem Kinde, dem man gern näher tritt, ohne doch mit ihm sprechen zu können, Blumen der Farben und kleine Geschöpfe, wie sie der Schnitter findet, gleich ihr heimatlos geworden durch ein feindliches Schicksal, zubrachten.

Einige Tage vor Anna's Geburtstag war in Eichenhain, dem Gute Schaffer's, das Erntefest. Hierbei durfte niemand von seinen Nachbarn fehlen, der ihm nicht zürnen wollte; auch entzog sich nicht leicht jemand der angenehmen Pflicht des Kommens. Die Bewohner von Sonnenfels mit Johannes und Angelina, welche Schaffer noch besonders auf das freundlichste dazu eingeladen, fanden sich schon frühzeitig am Nachmittage ein, um vor dem Feste die vielbesprochenen wirthschaftlichen Einrichtungen jenes Gutes in Augenschein zu nehmen, was Johannes bisher noch nicht gethan. Wenn er schon die auch dem landwirthschaftlichen Laien einleuchtende Ordnung und Zweckmäßigkeit aller ökonomischen Anlagen bewundern mußte, wie viel mehr die Großartigkeit

der das Wohlbefinden der Gutseingehörenen bedingenden Anstalten. Gleich die freundlichen Familienhäuser mit ihren wohlgepflegten Gärtchen ließen das tägliche Leben ihrer Bewohner als ein behagliches erscheinen, aber die Ausstattung des geräumigen Schulhauses mit seinem gebildeten, dem Gutsherrn befreundeten Lehrer, die saubern Krankenstuben, der theils zu gemeinsamen Handarbeiten und belehrenden Zusammenkünften, theils zu Festlichkeiten während der kalten Jahreszeiten dienende Saal, die in das Eigenthum der Leute übergegangenen Getreide- und Kleidervorräthe und das Altersversorgungshaus, alles gab Zeugniß, wieweit die hier waltende Vorsorge über die Grenze des Nothdürftigen hinausgehe. Die Besucher wurden beim Anblick alles dieses in jene freudig erhobene Stimmung versetzt, welche das unbedingt Tüchtige überall, wo es uns lebendig entgegentritt, hervorruft. Anna war hier ganz zu Hause; ihre Kenntniß erstreckte sich auf die einzelnen Persönlichkeiten und sie wurde nicht müde, diese aufzusuchen, nach jenen zu fragen. Dabei ließ der Vater ihnen so selten ausströmenden Beredsamkeit manch kleines, sorgsam gehütetes Geheimniß eigenen gleichmäßigen Wohlthuns und Schaffens über die rosigen Lippen gleiten. Johannes, obschon in den praktischen Gebieten des Lebens nicht heimisch, besaß genug vergleichende Auffassungsgabe und Gefühl, um des Unterschiedes zwischen dieser und den gewöhnlichen Umgebungen der Reichen inne zu werden. Er sprach seine aufrichtige Anerkennung gegen den Wirth aus.

„Sie erinnern sich vielleicht noch", entgegnete dieser, „wie unser Freund Hendon, der übrigens, beiläufig gesagt, seine Untergebenen wahrlich nicht vergißt, am Abend Ihrer Ankunft über Mangel an Befriedigung bei seinen, der Kunst gewidmeten Bestrebungen klagte; wie viel mehr Grund dazu habe ich bei meinem, auf die Herstellung eines richtigen Verhältnisses zwischen Besitz und Arbeit ausgehenden Streben!"

„Sie würden damit eine Ungerechtigkeit gegen Ihre Wirksamkeit und Ihre Erfolge begehen", unterbrach ihn Hendon. „Was könnte Ihnen zur Unzufriedenheit Anlaß geben?"

„Vor allem, das alles war das Werk einer Privatlaune ist, ein Gebäude, dem es an der Grundlage des Rechts und der Gewohnheit fehlt und das daher, sobald der Einzelwille der Erhaltung fortfällt, in sich selbst zusammenbrechen muß. Es ist kein Anfang einer besseren Zukunft, die ich hingestellt habe, sondern nur eine Verkörperung meines persönlichen Hasses gegen den entmenschten Egoismus, welcher die Schöpfer seines Wohlstands und Wohllebens als Maschinen betrachtet, deren mechanische Kraft man nothdürftig erhält und die man, wenn sie zerbrochen sind, fortwirft."

„Machen Sie nicht zu einer Frucht des Hasses", unterbrach Anna den Eifernden, „was ein Werk der Liebe ist!"

„Diese Erinnerung ist Ihrer würdig, Anna", erwiderte er und reichte ihr lächelnd die Hand; „aber Sie werden mich nicht überzeugen, daß nicht die gebotene Liebe mit einem berechtigten Haß Hand in Hand gehen dürfe!"

Inzwischen hatten sich andere Gäste eingefunden. Bald war alles versammelt. Als die Vesperglocke erklang, begab man sich in heiterem Zuge durch den Gutsgarten auf den unmittelbar dahinterliegenden waldumkränzten Rasenplatz, welchen die langen, gedeckten Tafeln und der in Form eines offenen Lusthauses zierlich gezimmerte Tanzplatz, umgeben von Bänken und Tischen und kleinen, zur Aufbewahrung der Erfrischungen bestimmten Zelten, als Schauplatz des Festes kennzeichneten.

Nachdem der Gutsherr mit seinen Gästen, von zwei gewandten sekundirenden Burschen empfangen und geleitet, auf den für sie bestimmten Tribüne Platz genommen, brach auf ein gegebenes Zeichen der Zeitung aus der gegenüberliegenden Baumlücke hervor und bewegte sich in mäßigem Geschwindschritt um den Platz. Voran der hochbeladene Erntewagen mit muthigem, kaum in geordneter Bewegung zu erhaltendem Viergespann; dahinter die Gutskämmerer und ältern Arbeiter in einfach ehrbaren Sonntagsröcken; dann die Musik, ebenso wie alles hier Vorgeführte ein echt einheimisches Product, denn die neuen, in jedem Sinne hochbaren Vertreter derselben waren Gutskinder, deren musikalische Anlagen Schaffer hatte ausbilden lassen. Hierauf die jüngern Arbeiterinnen in weißen Mieder und buntgestreiften Röcken, blumenumwundene Rechen auf den Schultern, in ihrer Mitte einen großen, von Feldblumen künstlich durchwebten Kranz aus Weizenähren tragend; alsdann die jungen Männer, gleichfalls in festlicher Uniform von dunkeln Tuchjacken und weißen Beinkleidern, die sonnengebräunten Züge von breitkrämpigen, bekränzten Strohhüten beschattet. Sie schulterten die grünumwundenen Sensen und trugen auf gekreuzten Stangen die riesige Erntekrone aus Kornähren. Ihnen folgten die übrigen Gutsleute in buntgeschmückten Ge-

merk, zuletzt die Schuljugend mit fliegenden Fahnen. Aber den Schluß des Ganzen bildete nicht sie, sondern das Alter: Greise mit einer von weißen Stieren gezogenen, Epheu und Immergrün umschlungenen Pflugschar, langsamern Schrittes, in wachsender Entfernung nachfolgend und doch bei wiederholtem Umkreisen der Runde sich wieder mit den Uebrigen vereinigend, bald hinten, bald voraus, brachte diese Gruppe in das bunte Getriebe eine stellenweise Hindeutung auf die Zukunft, welche gerade in dem Leben des Landmanns sich weit mit dem Gegenwärtigen verknüpft.

Und alles dieses angedeutet von Frohsinn, Kraft und Gesundheit, beleuchtet von der rothglühenden auf den Baumgipfeln schwebenden Abendsonne — es fehlte nichts zur heitern Schönheit des Anblicks. Dreimal durchmaß der Zug den Kreis der großen Bühne; bei jedem Vorbeimarsch wurden vor dem glücklichen Gutsherrn und seinen Gästen die Waffen des Friedens gesenkt. Dann gruppirte sich das Ganze um die Tribüne. Jetzt trat der älteste Kämmerer hervor und sprach, auf den in der Mitte stehenden Wagen deutend:

[illegible]

Dann näherten sich die Jünglinge mit der Krone, und indem sie dieselbe vor Schaffer niederlegten, hub ihr Sprecher fort:

[illegible]

Die Mädchen legten nun ihren Kranz vor der alten Laute des Gutsherrn, der Vorsteherin seiner Hauswirthschaft, nieder und ihre anmuthige Führerin ließ sich also vernehmen:

[illegible]

Endlich trat einer der Greise auf und schloß, indem er sein wie Schnee glänzendes Haupt entblößte:

[illegible]

Ein jubelndes Hoch folgte. Schaffer sprach in herzlichen Worten seinen Dank aus und schloß damit, alle zu Tische zu laden. Beim gemeinschaftlichen Mahl fehlte es nicht an Gesang, Freude und Scherz. Angelina war lebhaft ergriffen von dem ihr neuen Schauspiel. Mochte auch dieser bedächtige, geregelte Frohsinn unendlich verschieden sein von der graziösen Wildheit ihrer Landsleute bei den Festen der Madonna de l'Arc, sie fühlte doch ein gemeinsames Element volksthümlicher Lust heraus und noch mehr erkannte sie mit jener verwandtschaftlichen Sympathie der Anmuth die volle Bedeutung des Mannes, welcher allen diesen Menschen ein Wohlthäter, ein Beglücker war. Im Drange solcher Gefühle ergriff sie seine Hand, um sie zu küssen; aber er litt es nicht und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Nach dem Mahl begann der Tanz, eingeleitet durch einen weiten Umzug, bei welchem, nach dem Beispiel des mit der ältesten ehrwürdigen Matrone voranschreitenden Gutsherrn, eine vollständige Aufhebung der Standesunterschiede stattfand. Auch bei den folgenden Rundtänzen betheiligten sich die Höflichen — so heißt bei den Landleuten jener Gegend alles zum Hause ihres Herrn Gehörige —, zum großen Vergnügen der ländlichen Schönen, bis die zunehmende Abendkühle und Lustigkeit der Könige des Festes, wie Schaffer seine Arbeiter nannte, den Rückzug in das Innere des gastlichen Hauses räthlich machten.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Ein Gespräch über das Jenseits.

Die Gesprächsform eignet sich besonders für die Behandlung solcher Gegenstände, über welche die Ansichten sich so in pro und contra theilen, daß man sie verschiedenen Personen in den Mund legen kann. Der eine übernimmt das Pro, der andere das Contra, ein dritter etwa sucht zwischen beiden zu vermitteln und den Ausschlag zu geben. An diese Hauptpersonen schließen sich untergeordnete, die zu der einen oder andern Partei stehen, und so kann leicht aus einer Streitfrage ein interessantes Gespräch gemacht werden, das etwas Dramatisches in sich hat, weil, wie im Drama die Interessen, so in ihm die Ansichten widereinander streiten, in Conflict miteinander gerathen, und endlich sich entweder versöhnen oder sich gegenseitig aufreiben und zu Grunde gehen, um einem Höhern, Berechtigtern, Wahrern Raum zu schaffen.

Solcher Art sind besonders metaphysische Fragen wie die über die Unsterblichkeit, und es ist daher nicht zufällig, daß seit Plato's „Phä-

von" diese Frage so oft in Gesprächsform behandelt worden ist. Wieder liegt uns ein solches Gespräch vor: „Wir werden leben! Gespräch über Unsterblichkeit, von Friedrich Brandes, reformirtem Pfarrer zu Göttingen" (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1858).

Man sollte meinen, über die Unsterblichkeit sei schon so viel hin und wieder erfolglos gestritten worden, daß man dieses Thema endlich einmal ruhen lassen könnte, es bis zum wirklichen Eintritt in das Jenseits vertagend, zumal ja die Erfüllung unsers Berufs und unserer Pflicht auf Erden durch das Vorherwissen unsers künftigen Zustandes nach dem Tode nicht bedingt ist, wie man längst erkannt hat. Aber so ist einmal der Mensch beschaffen, daß er nicht blos physische, sondern auch metaphysische Bedürfnisse hat; daß ihm das blos irdische Leben nicht genügt, sondern er nach einem himmlischen trachtet. Daher immer wieder die Erneuerung der Unsterblichkeitsfrage und immer wieder der Versuch, den Vorhang zu lüften.

Der Verfasser des genannten Gespräches findet den Versuch, für den Glauben an persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode das Wort zu ergreifen, in unserer Zeit besonders dadurch gerechtfertigt, daß dieser Glaube von seiten des atheistischen Materialismus mit so großer Siegesgewißheit für überwunden erklärt worden wäre. So gern wir nun auch zugeben, daß dem Materialismus seine Incompetenz in Fragen, die über das Diesseits hinausreichen, nachzuweisen und somit seine Siegesgewißheit herabzustimmen ist, so können wir doch andererseits solchen Beweisen für die persönliche Fortdauer und sogar für das Wiedersehen der Unsrigen nach dem Tode, wie sie der „Superintendent" im vorliegenden Gespräche führt, keinen wissenschaftlichen Werth beilegen. Wir können sie höchstens für Beweise ansehen, durch welche ein bereits an die persönliche Fortdauer und das Wiedersehen Glaubender sich seinen Glauben aufs neue zu rechtfertigen sucht, aber nimmermehr für Beweise, die im Stande wären, einen Ungläubigen zu überzeugen und zu überführen.

Das Hauptargument des Verfassers, das er dem „Superintendenten" in den Mund legt, läßt sich in die Worte zusammenfassen: Die persönliche Fortdauer und das Wiedersehen nach dem Tode ist ein wesentliches Bedürfnis der menschlichen Seele; Gott selbst hat dieses Bedürfnis in unsere Seele gelegt und der gütige, treue Gott kann uns nicht täuschen. Der Verfasser meint, es liege in der That „etwas Wahres darin, wenn wilde Völker und so auch unsere Vorfahren sich ein Bild von dem künftigen Zustande nach Analogie ihres jetzigen entwarfen, nur daß sie es sinnlich auffaßten, nicht geistig, und das sie nicht bedachten, worin das Gemeinsame beider Zustände bestehe: nämlich darin, daß das Fest wie das Hier ein Wohnplatz für die lebendige Persönlichkeit sein wird. Sie brachten ihre Waffen, ihre Rosse, ihre Schlachten mit hinein und das war das Falsche."

Aber Veriba im Gespräch möchte gern etwas Bestimmtes über den jenseitigen Zustand wissen und der Verfasser sagt zu ihr: „Ich denke, wie Sie aus Ihrer Kenntnis anderer Städte schließen und ungefähr sich vorstellen können, wie es mit Paris oder London beschaffen sei, so können Sie auch aus der Kenntnis des persönlichen Wesens, das Sie und wir alle sind, auf unsern Zustand nach dem Tode Schlüsse ziehen." Die Seele werde dort sein, wie sie überhaupt ihrer Natur nach ist, d. h. persönlich, selbstbewußt, ein geistiges Wesen, im vollen Besitz von Vernunft und Willensfreiheit, nur vollendeter, als es hier auf Erden sein kann, in Erkenntnis und Kraft des Guten. „Sie werden den Engeln gleich sein" sage der Herr ja selbst, aber alles andere „hat der Herr sich vorbehalten".

Der Verfasser ist — das läßt sich nicht leugnen — sehr geschickt und gewandt im Beweisen aus Analogie, d. h. im Uebertragen diesseitiger Eigenschaften und Zustände in das Jenseits. Sein Max im Gespräch fragt z. B.: „Aber wie soll denn das Wiedersehen geschehen? Von einem Sehen im eigentlichen Sinne kann doch wol nicht die Rede sein?" Darauf antwortet der Superintendent, nachdem er die sinnlichen Bilder fern zu halten und statt Sehen Wahrnehmen zu setzen geraten, mit folgender Geschichte: „Im vorigen Sommer war ich im Bade und traf dort einen Mann, der mich begrüßte, mich anredete, mich aufs herzlichste willkommen hieß und den ich gleichwol nicht kannte. Ich sann hin und her und konnte mich doch nicht entsinnen, wer er sein möchte. Zugleich schämte ich mich auch, ihn nicht zu kennen; denn Freunde so sehr zu vergessen, ist ja doch wirklich ein Unrecht. Ich fragte daher auch nicht nach dem Namen, sondern that bekannt und ließ mich ungenirt auf die Unterredung ein, indem ich mit ihm durch die Anlagen schlenderte. Was meinen Sie? Wir hatten kaum

fünf Minuten miteinander geredet, Notabene nicht von frühern Verhältnissen, und schon wußte ich, wer es war, ohne noch fragen zu müssen: es war mein alter Studienfreund S., den ich seit 20 Jahren nicht gesehen; und es blieb mir auch gar kein Zweifel, er war es! Woran erkannte ich ihn?"

Max. „Gewiß doch an irgendeiner Eigenthümlichkeit!"

Superintendent. „Ja doch! Aber nicht des Körpers, denn der war durch Krankheit sehr entstellt, sondern an der Eigenthümlichkeit seines innern Wesens, an seiner ganzen Weise, zu sein, zu denken, zu reden — und nun werden Sie doch zugeben, daß solche Eigenthümlichkeiten jeder Mensch hat, dem Fernstehenden freilich verborgen, dem Liebenden, dem Freunde aber doch mit unauslöschlichen Zügen in die Seele geprägt, und daß diese Eigenthümlichkeiten so eng mit der ganzen Persönlichkeit des Menschen verknüpft sind, daß er sie weder ablegen, noch verlieren, sondern höchstens verklären kann. Er müßte aufhören, er selbst zu sein, wollte er anders."

Max. „Dagegen ist nichts zu sagen!"

Superintendent. „Nun werden Sie aber doch wol einsehen, auf welche Weise auch dort ein Wiedererkennen möglich ist? Eben durch das unserer Seele eingeprägte Bild von des Andern ganzem Wesen. Unsern heute bestatteten Freund getraue ich mir aus Tausenden herauszufinden!"

In dieser Weise geht das Gespräch weiter, immer das Jenseits nach Analogie des Diesseits, das dort Mögliche nach Analogie des hier Wirklichen erklärend. Wie sich hier zwei Liebende durch einen unwiderstehlichen Zug zu einander finden, so werde auch dort die Wahlverwandtschaft der Seelen das Finden der Zusammengehörigen ermöglichen.

Superintendent. „O, denken Sie sich doch zwei Freunde in einer großen Gesellschaft, beide wissend, daß jeder von beiden dort ist! Was werden sie doch thun?"

Max. „Sie werden sich aufsuchen ohne Zweifel."

Superintendent. „Und ich denke, doch auch sich finden! Und scheint es Ihnen denn nun noch so ganz unmöglich, daß in der höhern Sphäre der Lebendigen verwandte Wesen, die durch bewußte Liebe miteinander verbunden sind, einander finden sollten? Ich denke doch, nein! Wenn uns auch hier die nähern Umstände bei dem allen noch unbekannt sind und sein müssen!"

Kurz, der Superintendent behält allen noch sich erhebenden Einwendungen des Max gegenüber Recht, er schlägt mit seinen liebenswürdigen Analogieen alle Zweifel und Bedenken zu Boden; aber gestehen wir uns auch, daß die Mitunterredenden es ihm durch Bereitwilligkeit im Zugeben sehr leicht machen, Recht zu behalten. Ein entschiedener, wissenschaftlich geschulter Opponent könnte den Herrn Superintendenten doch durch gewisse Fragen in Verlegenheit bringen, an die er nicht gedacht hat.

Wir halten es immer für ein mißliches Unternehmen, wenn man Dogmen, die dem gläubigen Gemüth entsprungen sind, aus dieser Sphäre herausreißt und vor den Richterstuhl der Vernunft schleppt, um sie vor demselben zu legitimiren. Die Legitimation fällt alsdann gewöhnlich schlecht aus, und man könnte geradezu behaupten, daß niemand mehr Schuld hat an dem Verfall des Glaubens als die Theologen, die mit allen möglichen Künsten der Ueberredung aus Glaubens-Artikeln gern wissenschaftliche Wahrheiten machen möchten. Ließe sich die persönliche Fortdauer und das Wiedersehen der Unsrigen nach dem Tode wissenschaftlich beweisen, so hörten sie ja auf, ein Glaubensartikel zu sein; denn was wir wissen, brauchen wir ja nicht mehr auf bloßen Glauben hin anzunehmen. Das Beweisenwollen unbeweisbarer Dinge — und unbeweisbar sind — wie Kant unwiderleglich dargethan, die metaphysischen Dinge — führt nur zum Zweifeln. Die moderne, alles beweisen wollende Theologie hat so manchen Skeptiker auf ihrem Gewissen.

Julius Frauenstädt.

Die allgemeine deutsche Bilderversammlung in München.

II.

So oft man die Räume der Ausstellung durchschreitet, immer überraschen und fesseln die großen monumentalen Malereien.

Es sind nicht allein die kolossalen Verhältnisse dieser Zeichnungen, ihr Umfang, ihr Reichthum an Gestalten und Motiven, sondern wesentlich ihr Gedankengehalt und ihre künstlerische Composition, die sie den Oelbildern voranstellen.

Heilige wie profane Geschichte, die Nibelungen wie die Ilias, Einzelgestalten, bald Allegorieen, wie die „Sage" und die „Wahrheit" von Kaulbach, bald Charakterbilder, wie die Evangelisten Lukas

und Johannes; griechische, italienische, biblische und Ideallandschaften, selbst humoristische Darstellungen in dem Fries des Neuen Museums zu Berlin oder dem „Kampf gegen den Zopf" bietet die Freskomalerei dar. Kein Zweifel, daß in ihr das Beste und Vollendetste der neuern deutschen Kunst zu suchen, in ihr der Ruhm unserer Meister beschlossen ist. Denn von den Oelgemälden kann sich auf der Ausstellung kaum den Farbendichtungen von Gallait und Paul Delaroche nähern, um so weniger, da die drei vorzüglichsten deutschen historischen Bilder: Die Zerstörung Jerusalems, von Kaulbach, Seni an der Leiche Wallenstein's, von Pilotz, nur durch Stich oder Photographie, und Washington's Uebergang über den Delaware, von Leutze, gar nicht vertreten sind.

Völlig folgt als Schüler auf den Meister Kaulbach nach Cornelius, doch so, daß er ihn, wenn nicht an philosophischer Tiefe und Idealität, durchaus an historischem Sinn und Humor übertrifft. Weil sie selbst nur Abstractionen oder Ideale darstellen, lassen die Bilder von Cornelius so kalt, ihres mystisch-katholischen Hauches gar nicht zu gedenken. Trotz ihrer oft mangelhaften, immer, mit Ausnahme der Hunnenschlacht, in einzelne Gruppen sich auflösenden Composition bewundert jeder die Wandmalereien des Neuen Museums. Die Völkerscheidung, Homer inmitten der Griechen, Der Untergang Jerusalems, Die Geisterschlacht auf den Catalaunischen Gefilden, Die Kreuzfahrer, von denen leider weder Skizze noch Carton auf der Ausstellung sich befinden, wirken ohne jeden Commentar verständlich, lebendig, anregend. Auch sie geben nicht die „Geschichte an sich", aber sie stellen sie in einer ebenso philosophischen wie großartigen Auffassung dar. Mit moderner Reflexion, immerhin — aber wer, gebildet oder ungebildet, vor die Hunnenschlacht tritt, sieht, daß es sich hier um eine Weltentscheidung handelt, um den Kampf zwischen Cultur und Barbarenthum; sieht in dem erhobenen Kreuz den Sieg der ersteren, wenn er auch nie von Attila und den Hunnensagen gehört. Daneben hängt Die Erwartung des Gerichts, von Cornelius; ohne Erklärung ist es eine Art von himmlischem Concil oder eine Heiligenparade, so trist wie farblos. In Kaulbach's Gemälden vereinigen und durchdringen sich glücklich Philosophie und Realität; die vom ästhetischen Standpunkt mit Recht getadelten Episoden versinnlichen doch immer einen Moment der Entwickelung. Und noch eins: selten erhebt sich Cornelius zu einem tragischen Pathos, zur dramatischen Lebendigkeit; er bleibt im Grundton episch, wie Overbeck und alle Düsseldorfer der ältern Schule lyrisch; Kaulbach schreitet allein wie der Tragödiendichter vor. Hier athmet, möchte ich sagen, wirklich die Weltgeschichte, nicht jene elegische Muse, welche die „Söhne Eduard's" oder „Trauernde Juden" geschaffen und aus der Historie wie ihre Lieblinge, die schwäbischen Dichter, nichts als eine allerdings reichhaltige Sammlung von Romanzen macht.

Was sonst an Zeichnungen von Wandmalereien vorhanden ist, von Schnorr und Rethel: Fresken aus Aachen, die Siege Karl's des Großen darstellend, kann neben vielen außerordentlichen Schöpfungen, trotz mancher gelungener Züge, keinen besondern Platz gewinnen. Beide Künstler hatten zu ängstlich am Einzelnen, am Gelegentlichen, und wo Schnorr in Barbarossa's Tod oder Die Christen erstürmen Biserta an einer gewissen Armuth in Ausdruck und Motiven leidet, verfällt Rethel in den entgegengesetzten Fehler des Ueberladenen und Zerfahrenen. Besser sind Schnorr seine Illustrationen zu den Nibelungen und die sechs kleinen Zeichnungen gelungen, die lieblich, mit echt romantischem Reiz Scenen aus dem „Rasenden Roland" darstellen. Es fehlt den Vor- wie Nachgängern Kaulbach's die Erkenntniß des wahrhaft geschichtlich Großen, des Zusammenhangs der Weltbegebenheiten; ein einzelnes Factum, eine Schlachtscene eignet sich wol zu einem Oelgemälde, das in doch nur beschränkten Dimensionen das Auge gefesselt hält, aber Marie Antoinette im Kerker oder Die Schützengilde von Brüssel erweist Egmont und Horn die letzten Ehren möchten doch schlechte Stoffe für Freskomalereien abgeben. Wie wahrhaft typisch wirken z. B. unter den Arkaden in München die Scenen aus dem griechischen Freiheitskampfe, bei denen die Erklärung beinahe länger ist als das Bild. Die Zusammenstellung von fechtenden Gruppen, von Verwundeten und Todten gibt niemanden ein Verständniß der Bedeutsamkeit der geschlagenen Schlacht, mögen die einen auch Helme und die andern Turbane tragen, wie in dem Kampf des großen Karl gegen die Mauren von Rethel; dazu bedarf es einer noch andern Charakterisirung der Gegensätze.

Der Zug, der durch die religiöse Malerei geht, das typische Ideal durch irgendeinen Inhalt, sei es Allegorie, Philosophie oder Wirklichkeit, zu beseelen, durchdringt nicht minder die historische. Nur mit der, da sie doch nie sich der Be-

stimmtheit so ganz entkleiden kann wie die Legende, die Einfältigkeit und das Leblose des Schemas weniger verletzend hervor als in den heiligen Magdalenen und Marien. So blondlockig und jugendlich unreif die Konradins auch sein mögen, denen das Todesurtheil verkündigt wird, man zweifelt doch nicht vollständig an ihrer Weisheit. Der Allegorie und Mystik in der Religion läßt sich das „Poetische" in der Geschichte vergleichen. Die Maler dieses allgemein „Menschlichen" waren, vielberühmt und vielgescholten, die düsseldorfer Meister. Nicht umsonst entlehnten sie von Shakspeare, Goethe und Uhland; die Poeten hatten eben die „poetischen Situationen" und „elegischen Stimmungen" so vollendet ausgedrückt, daß Sohn und Hildebrandt sie nur in Farben wiederzugeben brauchten. Noch jetzt bewahren die Bilder Sohn's in ihrer frischen Farbe, ihren lieblich und fein modellirten Frauenköpfen den Reiz der Anmuth, den auch Vordemann's schon erwähnte Nausikaa besitzt — einen größern Anspruch können sie neben Leising und Lenze nicht erheben. Leising's Hussitenpredigt und noch mehr sein Heinrich V. und Waldhalls gehören zu den vorzüglichsten historischen Bildern der Ausstellung. Seinen Schulgenossen entgegen, behandelt Leising die Geschichte als Charakteristiker. In fester, protestantischer Gesinnung, weit ab von jener süßlichen Idealität der andern, betont er den Gegensatz der geistigen Freiheit gegen die kirchliche Gewalt oft so stark, daß seine Bilder ein Tendenzgedicht werden, ein Gedicht, dessen Spitze sich unverkennbar gegen den Katholicismus richtet. Wie im Lied in verschiedenen Gedanken und Bildern sich eine Stimmung auf- und abhebt, so bei ihm in dem Ausdruck seiner Köpfe. Wie verschieden weiß er die Begeisterung, den Zorn, Mitleid und Kriegswuth wiederzugeben, welche die Rede seines Hussitenpredigers in den Umstehenden erweckt! Welche Wandelungen in den Gesichtern der Cardinäle und Mönche um den Papst Waldhalls, den die deutschen Ritter ergreifen, und doch auf allen dasselbe Entsetzen! Freilich fehlt es natürlich dem Papste selbst an Bedeutsamkeit; seine Ruhe gleicht der eines Greises, der zu schwach ist, Widerstand zu leisten, nicht der Würde des hochsten Herren auf Erden, dem kein Geschick die Hoheit seines Wesens rauben kann. Die Gegenüberstellung von Kaiser und Papst auf ihren Sesseln, den Stahlhemden der Ritter und den weiten, faltigen Priesterkleidern, im Hintergrund das Gewühl von deutschen Lanzen und römischen Bischofsstäben und Kreuzen hat einen nicht wegzuleugnenden theatralischen Zug, allein sie bringt auch diese streitenden Gedanken, die Bewegung des Mittelalters, zu Wirkung und Verständniß, und von dem mehr biographischen Interesse in den frühern Bildern Leising's ist hier der Fortschritt zum weltgeschichtlichen geschehen.*)

Denselben Gang kann man in den vier Gemälden von Emanuel Leutze verfolgen. Columbus vor dem Rath zu Salamanca, dem er seine Entdeckungspläne vorlegt, verräth in Anordnung der Composition, in dem mit Vorliebe behandelten Gesichtsausdruck der Personen, der eine Scala von Empfindungen vom schärfsten Widerspruch zur theilnehmendsten Ueberzeugung durchläuft, den Schüler des Hussitenmalers. Anders wirken seine Bilder aus der englischen Geschichte. Statt des Charakteristischen der einzelnen Figuren wird die Sittenschilderung vorherrschend, die ideale Haltung verliert sich in der Wahrheit des Dargestellten nach Costüm, Ton und Farbe. Eine Vereinigung beider Seiten, wie sie in Rubens und jetzt in Gallait sich vollzogen, hat Leutze in seinem Washington angestrebt; in dem vorzüglichsten seiner Gemälde, Die letzte Soirée Karl's II. von England, auf der Ausstellung, bewundert man neben dem prächtigen Lichteffect, der seine Hauptgruppe wie in einem diamantenen Spiegel so glänzend und duftig zugleich zeigt, die Treue der Zeitschilderung. Nur dem Kundigen wird bei der Betrachtung König Karl II., die schöne Schauspielerin Nelly Gwynne und die andern Frauen mit lieblichen Gesichtern und leichten Sitten um ihn einfallen; aber jeder sieht eine Skizze des wüsten, aristokratischen Lebens an den Fürstenhöfen des 17. Jahrhunderts vor sich, einen leidenden, gelangweilten Fürsten, der, mit den Locken einer schönen Dame spielend, das Lächeln des Ungläubigen und des Schlemmers auf den Lippen, so den Tod zu erwarten scheint, während ihm gegenüber eine ernste Gruppe — diejenigen, die nach ihm kommen werden — scharfen Blicks jede seiner Bewegungen beobachtet. Duft und Lichterglanz überall, bis auf den kunstreich geäderten Parquetboden; die Blumen, an denen die Dame im dunkeln Kleide dort riecht, haben dieselbe Frische wie der Schaum in den Cham-

*) Unser Berichterstatter, ein Kenner der Geschichte und vergangenheit in geschichtlichen Erscheinungen lebend, scheint demnach keineswegs die Unzulänglichkeiten empfunden zu haben, die kürzlich in der National-Zeitung für Deutsches dem Vaterländischen Bilde vorwerfen wollte. D. Red.

wagnergläsern. Wir haben aus jenen Tagen ein eigenthümliches, ihr ganz widerspiegelndes Buch: „Die Memoiren Grammont's, von Hamilton.“ Dieses Bild ersetzt sie und hat noch seine zauberische Lichtwirkung voraus. Das doch: Der Liebesgarten, von Rubens, daneben hinge! Mit einem Blicke überschaute man dann die Aristokratien des 17. Jahrhunderts! Der eine, der Alamünder, der selbst durch Reichthum und Kunst zu ihnen gehörte, sah sie im idealen Glanz, ritterlicher Galanterie voll, vor antiken Säulen, die Liebesgötter um ihre Namen flatternd; der Deutsche kennt sie nach zwei Jahrhunderten besser: er weiß, wie es um ihre Frauen stand und wie viel eine Herzogin von Portsmouth werth war, und gibt denn so eine „historische Skizze“, die in ihrer Wahrheit auch zugleich das Urtheil über diese Herrlichkeit spricht.

(Der letzte Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Jakob Venedey's Deutsche Geschichte.

Die Schwierigkeit der deutschen Geschichtschreibung, an der bisher mehr oder weniger alle Historiker des allgemeinen deutschen Reichs- und Volksgeschichte gescheitert sind, besteht in der Ueberfülle des Stoffs, den vielfachen Zersplitterungen von Fürstenthümern und Städten, die alle ein besonderes Interesse für sich in Anspruch nehmen und in ihrer Beschränktheit oft reichere und anziehendere Entwickelungen darbieten als das große Ganze.

Denn wer hörte nicht lieber von den Schweizern und Ditmarsen, von Nürnbergs Kunst und Augsburgs Handel erzählen als von jenen traurigen Kaiserzügen des dritten Friedrich auf einem schon betrannten Wagen durch Deutschlands Gauen? So lange der Streit der mächtigen Kaiserfamilien mit den Fürsten und dem Papste währt, ist noch ein gewisses Gesammtinteresse, eine reiche, tragisch sich abschließende Handlung dem Historiker gegeben. Gestalten wie Otto I., Friedrich Barbarossa, ja die Veit Arme, die ihn durch das Gewirr der Einzelheiten immer zu der breiten Straße zurückführen. Es ordnen sich Episoden in diesem Gros, nicht aber gruppirt sich das Gros in einzelne, wenig oder gar nicht zusammenhängende Romanzen. Im 14. und 15. Jahrhundert ist dies aber der Fall. Wenn noch ein Kaiser wie Heinrich VII. kaiserliche Rechte in Italien in Anspruch zu nehmen versucht, ist es der Versuch Don Quixote's im größten Stil, und auf die Tragödie der Hohenstaufen folgt der Zwiespalt Ludwig's des Bayern und der Päpste beinahe wie ein Satyrspiel. Nicht nur die Macht, auch der Gedanke des Kaiserthums verschwindet; es bleibt der leere Name, während That, Gewalt, selbst die Fortentwickelung der Nation sich in die Städtebünde, die freien Bauernschaften und die einzelnen Fürstenthümer flüchtet.

Der dritte Theil des Geschichtswerks von Jakob Venedey: „Geschichte des deutschen Volks“ (Berlin, Franz Duncker, 1858), stellt diese Jahrhunderte dar, anschaulich, in jener breiten al fresco Weise, die mehr in Farben und Tinten als in feinen und ausgearbeiteten Strichen arbeitend, die Gruppen den einzelnen Gestalten vorzieht. Hierin ist Venedey von einem richtigen Gedanken geleitet, die Persönlichkeit tritt im Ausgang des Mittelalters fast ganz vor der Corporation zurück. Das Heldenthum selbst beschränkt sich auf einen geringen Kreis, auf Landschaft und Stadt: Karl der Große, Otto, Franken und Staufen, die Ritter und gelehrten Männer um sie, wie Otto von Wittelsbach und der freisinger Bischof, gehörten dem ganzen Volke; jetzt aber kommen die Berühmtheiten von Uri und Schwyz, Bürgermeister von Lübeck und Nürnberg. Diesen Gedanken in aller Strenge durchzuführen und sich nicht durch die hergebrachten Darstellungen, die nichts sind als Kaiserbiographien mit einigen Randnotizen, hindern zu lassen, ist Venedey auf die Dauer nicht ganz gelungen, am wenigsten in der Schilderung der drei großen Concilien, wo vor den Geschicken des Kaisers Sigismund, den Geschicken des Johannes Huß die allgemeinen Interessen wieder ganz in den Hintergrund treten und die Frage zu sehr moralisch statt politisch gefaßt wird.

Das Eigenthümliche des 14. und 15. Jahrhunderts ist überall der Verfall der drei großen mittelalterlichen Institutionen des Kaiserthums, des Papstthums und der Ritterschaft. Diese Auflösung hat im Beginn des 15. Jahrhunderts vollständig ergriffen die europäische Gesellschaft von damals gleicht dem römischen Reich bei dem Ausbruch der Völkerwanderung. Nur ein Element ist von diesem Verfall nicht ergriffen worden: das corporative; indem man die Nationen als Corporationen betrachtet, legen die Gewalten des Kaiserthums und des Papstthums Scepter und Tiara vor ihnen nieder und erwarten von ihnen die Wiederherstellung der Welt. Das Concil von Konstanz ist die constituirende Versammlung Europas, der Kaiser besitzt nicht mehr die gesetzgebende, nur die ausführende Gewalt. Es bedürfte eines schwierigen Unterfuchens, alle die Momente darzulegen, die damals das Werk der Reform scheitern ließen. Daß es mißlang, war doch wol nicht allein die mangelhafte Geschäftsordnung, das Ungewohnte der Lage, in der diese ersten Vertreter Europas sich befanden, sondern die alte und immer wiederkehrende Schwierigkeit, eine Constitution zu machen.

Das leider so langsam erscheinende Buch Venedey's ist ein vielfach anregendes; die edle Wärme

seiner Begeisterung für Freiheit und Recht, eine männliche politische Gesinnung zu ehren. Der musterhaften Darstellung, der Strenge und Treue der Forschungen, soweit sie bei der schwer zu bewältigenden Masse der Quellen möglich war, können wir nur mit dem Lobe gedenken, das wir schon über die früheren Theile des Werks aussprachen.*)

*) Die Wichtigkeit Böhmens unter den luxemburgischen Kaisern, die hier eben zweiten Hauptsitz gefunden, ist bekannt, und man weiß, wieviel Kaiser Karl IV. für die Pracht und die Pracht seiner Hauptstadt Prag gethan. Ein Juwel großer und prachtiger Bauten, hat er auch der Schilderung der Geschichte in Wolfram von Eschenbachs „Titurel" Schloß Karlstein an der Mies auf einem Marmorfelsen errichten lassen. Ferdinand Mikowec schildert gründlich und anschaulich in einer monographischen Skizze „Die königliche Burg Karlstein in Böhmen" (Wien & Olmütz, Hölzel, 1858), den Bau und die Geschichte des Schlosses, das in den Hussitenkriegen mehr als einer Belagerung ausgehalten. Ebenso werthvoll ist die Schilderung, die Dr. A. Ambrosi von der reichen Stiftskirche zu Prag „Der Dom zu Prag" (Prag, Kober, 1858), entwirft. Diese drei Schriften, die soviel für den Kunstforscher wie für den Historiker des Interessanten und Belehrenden viel darbieten, können wohlgelungene Abbildungen ihrer beide Bücher aus ergänzen ihre Schilderungen.

Die Charlatane.

„Er will die Welt betrügen sein."

Simonides, der Neugriche, der vor einiger Zeit berühmte berliner und leipziger Professoren so gründlich an der Nase herumzuführen wußte, befand sich auf der Fregatte „Rega" im griechischen Inselmeere, mit dem Plane beschäftigt, einige noch unbekannte Tragödien des Sophokles oder Aeschylus zu entdecken. Plötzlich wurde die bisher glückliche Seefahrt durch ein furchtbares Abenteuer unterbrochen. Der Himmel hing schwarz hernieder, die See ging hoch, in nächster Nähe des Schiffs tönte ein dumpfes, unheimliches Brausen. Da erscholl der Ruf des Kapitäns: „Alle Mann heraus!" Alles stürzte aufs Verdeck, und siehe da! Eine ungeheure Seeschlange war auf Entfernung einer halben Seemeile sichtbar; sie schwamm schnurstracks dem Schiffe entgegen. Sogleich wurde ein Boot mit 20 Matrosen ihr entgegengeschickt. Der Kampf, der sich entspann, war furchtbar. Die ausgewörfenen Harpunen und abgeschossenen Musketkugeln prallten fruchtlos an dem silbergrau schillernden Schuppenpanzer des Ungethüms ab; schon blitzten seine Augen immer näher, seine Nüstern bliesen der entsetzten Mannschaft einen phosphorescirenden Qualm entgegen, sie schien dem Untergange geweiht; — da erscheint in ihrer Mitte ein Retter: der kühne Jagdabenteurer Gerstäcker, der diesem Unternehmen sich als Volontär angeschlossen hatte. Seine Kugeln waren bereits alle verschossen, da hat er die geniale Geistesgegenwart, seinen Revolver mit Amulen zu laden, wovon er zufällig bei 2 Lod in seiner Jagdtasche hatte. So erwartet er das nahende Ungeheuer und jagt ihm die volle Ladung in den gähnenden Rachen. Kaum war der Schuß gefallen, als auch die Seeschlange mit erschlafften Rückenmuskeln auf den Wellen schwamm. Sie wurde sofort ohne Widerstand auf das Schiff hinaufgewunden und unter dem Jubel der Mannschaft geödtet, und zerlegt. Eben wurde die Haut und das Fleisch des Ungethüms zur Einlendung in Barnum's nordamerikanisches Museum vorbereitet, als ein Matrose in dem Magen der Mutterleiche einen etwa fürdickgroßen, steinharten Körper entdeckte. Der Kapitän übergab denselben zur Untersuchung dem auf der Expedition mit anwesenden deutschen Professor der Traumsymbolik. Dieser erklärte den Fund nach seinem gaubläulichen Aussehen, schalem Gefüge und talgsamem Geschmacke für einen Schlangenbezoarstein, der zwar bisher noch nicht in der Natur vorgekommen, aber gewiß ebenso wunderbare Heilkräfte entwickeln könnte wie die Bezoarsteine der Wiederkäuer. Da schlug muthwilligerweise ein Schiffsjunge mit einem Hammer auf den angeblichen Bezoarstein und zersprengte ihn. Jetzt zeigte es sich, daß man es mit einem ordinären steinquarzenen, nur von Seesalz stark incrustirten Mineral frage zu thun hatte, in dessen Hohlraum eine vergilbte Pergamentrolle steckte. Es lag also die Vermuthung nahe, daß die Flasche, einen Schiffbrüchigen letzten Willen enthaltend, nach Seemannsbrauch den Wellen übergeben, aber von der Seeschlange als gute Prise erklärt worden war. Der Kapitän übergab das Document dem Herrn Simonides zur Dechiffrirung, es war — das „Testament Cagliostro's", mit sympathetischer Tinte in veraltetem Französisch geschrieben. Dieses werthvolle Pergament kaufte der Verfasser der kleinen Schrift: „Die Charlatanerie und ihre Vorgänger. Eine naturwissenschaftlich commerzielle Studie von Theophrastus Bombastus Paracelsus dem Jüngern" (Wien, Lechner, 1858), von Herrn Simonides um den Preis von 10 Stück Dessau Jaffaer Bankacten, entsiegelte es mit sicherhafter Neugierde und fand als den innersten Kern der Seeschlange — Die leitenden Grundsätze der Charlatanerie, 28 an der Zahl, die der Verfasser darauf mittheilt.

Wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß er in seiner auf diese Art eingeleiteten Schrift (in obiger Erzählung hätte nur nicht Gerstäcker als Nachkommling Münchhausen's auftreten und das Amulen als Schießpulver nennen sollen!) die Leserwelt unterhält und über die Kunst des Puffs zweckmäßig belehrt.

Bekanntlich ist Professor Bock in Leipzig der tapferste Kämpe, der auf dem medicinischen Gebiete den Charlatanerien des Tags ehrlich das Visir gelüftet hat.

Wahrnehmung.

Könnte man nicht sagen, der Spielsucht am Grünen Tische beruht auf Eitelkeit? Jeder, der beantritt, glaubt, beim allgemeinen Verlieren würde das Glück gerade mit ihm eine Ausnahme machen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 52. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Nymphe und Muse.

Eine Novelle von Edgar Hapny.

V.

Im kerzenstrahlenden Gartensaale, in welchen einzelne Töne des Volksjubels hineinklangen, wurde bei eisgekühltem Glauer und Ananaspunsch das edle Werk Terpsichore's in sinnlichen Formen fortgesetzt. Die Gesellschaft war in der glücklichsten Stimmung; selbst Angelina ließ sich von einem stattlichen Landjunker in einen wirbelnden Walzer hineinziehen; aber wenn sie auch dem ungewohnten Schritt mit ihrem sylphenhaften Körper leicht zu entsprechen wußte, so klagte sie doch bald über Schwindel und warf sich lachend in einen Sessel. Die von ihrem Tänzer an sie gerichtete Aufforderung, die Tarantella zu tanzen, machte sie plötzlich ernst und sie schüttelte traurig das Haupt.

Anna strahlte in vollster Freude und Schönheit, und Johannes, ergriffen und umgewandelt von den glücklichen Stunden, wurde nicht müde, sich mit ihr, bald ernst, bald scherzend, zu unterhalten. Während er dann später mit ihr einen jener Salontänze aufführte, welche erst in der Grazie gemessener Wendungen des Scheins und der Rede, wie sie hier geboten wurde, ihre volle ästhetische Berechtigung finden, sah er plötzlich, beim Wechsel des Platzes, Angelina düster, vereinsamt in einer Ecke stehen, und als er ihrem Auge begegnete, starrte es ihm unheimlich stechend entgegen; als er nach kurzer Zeit wieder hinblickte, war sie verschwunden. Er kürzte den Tanz ab und eilte, sie zu suchen; in den Nebengemächern, im Garten, auf dem Festplatze — nirgends war sie zu finden. Voll Besorgniß kehrte er in den Saal zurück, wo das Verschwinden des Mädchens, von Anna gleichfalls bemerkt, allgemeine Unruhe erweckt hatte. Heyden ließ die Wagen vorfahren, weil man vermuthen mußte, die Gutskehene auf dem Wege nach Sonnenthal oder dort selbst anzutreffen. Aber Johannes wartete nicht darauf; er stürmte voraus auf einem nähern Feldwege. Athemlos erreichte er das Gutshaus; er betrat es nicht. Von einer geheimnißvollen Ahnung getrieben, lief er durch den Garten, an den See. Er hatte sich nicht getäuscht; der Kahn lag nicht an seiner Kette; mitten auf dem Gewässer zeigte sich beim schwachen Sternenlicht ein dunkler Punkt. An das Ufer tretend, rief der Geängstete: „Angelina, komm zurück! Was treibst du, wildes Mädchen?"

Alles blieb stumm wie zuvor.

„Ich beschwöre dich, Angelina", fuhr er mit bebender Stimme fort, „bei deiner geliebten Heimat beschwöre ich dich, komm! Treibe nicht Scherz mit meiner — mit unserer Sorge!"

Da begann sich der Punkt zu regen, leise Ruderschläge ließen sich hören, nach wenig Augenblicken landete das Fahrzeug und Angelina stieg schweigend, ohne die ihr dargereichte Hand zu berühren, aus.

„Was sieht dich an?" sprach ihr Freund, auf-

athmend. „Warum entflohst du? Komm ins Haus! Alle sind in Besorgniß um dich."

Er faßte nach ihrem Arm, um sie fortzuführen.

„Von mich hier, ich will heim!" entgegnete sie in eisigem Tone und schlüpfte, ihm ausweichend, in die Grotte, wo sie sich auf den steinernen Boden niederwarf.

Johannes folgte ihr.

„Ich kann dich nicht allein lassen", rief er, „du mußt mir Rede stehen! Was soll dies seltsame Wesen?"

„Von mich, geh' zu der stolzen Gräfin!" — so pflegte sie Anna zu nennen. Wildes Schluchzen erstickte ihre Stimme und sie schlug mit der Stirn gegen die kalten Steine.

Johannes umfaßte sie, hob sie empor und setzte sie auf die seitwärts in der Grotte stehende Moosbank nieder. Dann sagte er ernst, in beinahe gebieterischem Tone, indem er ihre sich sträubende Hand festhielt: „Jetzt sprich! Ich habe ein Recht, dich zu fragen."

„Sie liebt dich und du liebst sie!" flüsterte das Mädchen mit erstickender Stimme und wendete das Gesicht von ihm ab.

„Ist es das?" antwortete er mit dem Ausdruck beruhigender Geringschätzung. „O du thörichtes Kind, du träumst! Wache auf und verscheuche den Wahn!"

„Wahn?" wiederholte sie ungläubig.

„Ja, Wahn!" rief er mit Nachdruck. „Ich schwöre es bei dem ewig klaren Himmel, unter dem du geboren bist, ich liebe sie nicht, die kalte, nordische Maie! Mein Herz gehört dem Süden und" — er schwieg.

„Sprich weiter, Carlo!" flehte sie, den Arm um seinen Nacken schlingend und ihre Wange an die seinige pressend. „Ach, ich wähne dir ja, wenn du sprichst, nur dein Schweigen läßt mich verzweifeln!"

„Dich liebe ich!" rief er, seines Willens nicht mehr mächtig. „Dich, du Göttin des sonnigen Italiens!" Und er umfaßte mit zitternden Armen den schlanken Leib der Nymphe.

In diesem Augenblick huschte ein schmaler Lichtstreifen über die leicht bewegte Oberfläche des Sees bis zu den zuletzigen Schatten. Johannes erhebte. Anna, mit einer Laterne, trat in die Grotte.

„Da bist du ja, du böser Flüchtling!" sagte sie, ohne den anwesenden Mann zu beachten, mit sanftem Vorwurf, und nahm das Mädchen bei der Hand, das einen sehnsüchtigen Blick auf den Geliebten warf, voll Erwartung, er werde sein Eigenthum zurückhalten, dann aber, als er regungslos blieb, mit gewohnter Unterwürfigkeit sich fortführen ließ.

Johannes blieb zurück. Er sank, im Innersten gebrochen, auf die Kniee nieder und verbarg sein vor Aufregung und Scham glühendes Gesicht in dem feuchten Moose. Dann sprang er auf und stürmte fort aus der Grotte, aus dem Garten, durch Wald und Feld bis zum anbrechenden Morgen.

Anna hatte schweigend die willenlose, betäubte Angelina in ihr Gemach geführt und sie zum Abschied geküßt. Darauf schickte sie die im Verfolg des Vorfalls umhergaffenden Dienstleute zur Ruhe, theilte ihrem Bruder in Kürze mit, wie sie Angelina gefunden, wobei sie jedoch die Anwesenheit des Gastes unerwähnt ließ, und begab sich nach ihrem Zimmer, Ruhe und Gleichmuth in jeder Miene, jeder Bewegung. Aber kaum hatte sie die Thür hinter sich geschlossen, da zuckte eine tiefe Bewegung durch die herrliche Gestalt, sodaß sie erbebte. In dem wallenden Strome dieser Thränen hätte man das klargeprägte, mildleuchtende Bild der Seele nicht mehr gefunden — zerrissen, formlos, entstellt zitterte es her und hin. Wahrlich, dieser erfolgreiche Entdeckungsweg war das Ergebniß eines schweren, wenn auch kurzen Kampfes gewesen. Was ihn entschied, hatte sich in der Gestalt einer heiligen Pflicht gezeigt. Jetzt, nachdem die Pflicht — im vollsten Maße erfüllt war, jetzt trat eine zweite, gewaltsam bestimmende Macht unheimlich, fremdartig hervor. „Ich liebe sie nicht, die kalte, nordische Maie!" flüsterte die Trostlose und warf sich auf ihr Lager.

VI.

Johannes hatte von seinem nächtlichen Sturmmarsch den Entschluß mitgebracht, dem unwürdigen und gefährlichen Spiele mit Angelina ein Ende zu machen, wobei er sich an die Hoffnung klammerte, den Schmerz der Enttäuschung durch das gleichzeitig abzulegende Geständniß seiner Liebe zu zügeln.

Angelina war jedoch an den folgenden Tagen fieberkrank, er konnte sie nur in Gegenwart der andern in ihrem Zimmer sehen; so hatte er hinlänglichen Grund, die Ausführung des Beschlusses, welche ihm bei weiterm Nachdenken wieder immer schwieriger und gefährlicher schien, vorläufig hinauszuschieben.

So kam Anna's Geburtstag. Schon am

frühesten Morgen hatte sich Haus und Umgebung unter den Händen der die Herrin verehrenden Dienerschaft mit festlichem Blumen- und Guirlandenschmucke angethan. Allein die trübe, regnerische Witterung verkümmerte seine Wirkung. Im Gartensaale waren die Geschenke aufgestellt: von Friedrich Bücher und Musikalien, von dem Bergischen Ehepaare Schmuck und Moderäthe, von Schaffer einige seltene Topfgewächse für den Wintergarten der Freundin. Das Geschenk des Malers stand mit bekränztem Rahmen, von einem grünen Schleier verhüllt, seitwärts auf der blumenumwundenen Staffelei. Umgeben von den Spendern aller dieser Gaben betrat die Gefeierte den Saal, musterte alles und äußerte ihre Freude und ihren Dank mit Kuß und Händedruck. Dann warf sie einen fragenden Blick nach dem Bilde hin. Johannes trat heran und zog den Schleier fort. Alle hatten mit gespanntester Erwartung hingeblickt — aber kein Laut der Befriedigung oder Anerkennung wurde vorbar: jeder fühlte sich fremd, unbehaglich berührt. In weitem, himmelblauem Gewande, die lilienweißen Arme frei, das lorbeerbekränzte Haar griechisch geknüpft, die umwundene Tuba in der Hand, blickte eine wunderherrliche Kalliope, mit vollendeter Kunst gemalt, aus ernsten, großen Augen auf die Schauenden. Sie hatte die einzelnen Züge Anna's, aber im ganzen war sie es nicht.

Anna's Auge hatte sich getrübt.

„Warum haben Sie mir das gethan?" stammelte sie, und trat an das Fenster, um die unaufhaltsam hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Es entstand eine ängstigende Pause, denn selbst Friedrich konnte nicht sogleich die passende Form für das bedingte Lob finden, dessen er sich allein fähig fühlte.

„Das Bild ist vortrefflich gemalt — soviel ich davon verstehe —", brach das Bedürfniß Schaffer's, um jeden Preis ein Gespräch zu eröffnen, hervor, „aber Sie haben, wie mich dünkt, eine Studie, kein Porträt geliefert."

Der Maler achtete hierauf nicht, sondern dachte nur darauf, sich vor Anna wegen des Gemäldes zu rechtfertigen, das er ihr gegeben, und das, wie er vermuthete, ihre Empfindlichkeit hervorgerufen. In bald verlegenem, bald gereiztem Tone, welcher zu dem Inhalte seiner Worte und zu der ganzen Situation in dem seltsamsten Widerspruche stand, sagte er:

„Ich fand, als ich das Fräulein, behufs Auffassung der Umrisse, betrachtete, eine überraschende Aehnlichkeit zwischen ihrem Kopfe und dem der Muse des Heldengedichts, wie ich ihn lieblich, als ich es mir zur Aufgabe machte, für jede der Musen die ihrer ganzen Bedeutung entsprechende malerische Form zu finden, skizzirt hatte. Dadurch ließ ich mich zu dem Scherze verleiten, der mir, ohne daß ich es voraussehen konnte, so übel vergolten zu werden scheint."

„Nein", antwortete Anna, und trat ihm mit wundervollster Festigkeit entgegen, „ich verzeihe es Ihnen nicht, Sie haben es gut gemeint — ich war kindisch, vergeben Sie mir. Dort ich auch das Bild nicht als ein Porträt von mir anerkennen, es ist immerhin eine vortreffliche Arbeit, für die wir Ihnen den besten Dank sagen."

Und sie reichte ihm, ganz Versöhnung und Güte, die Hand, welche er zögernd ergriff.

Da ertönte von der Thür her ein grellender Schrei, wie die wunde Fenela ihn vor der Kirchenpforte ausstieß. Angelina lehnte bleich und verstört am Thürpfosten. Wesglich prang sie mit funkelnden Augen auf den Maler zu und schrie:

„Jetzt bist du überführt, Ferulofer — da steht deine Gottin und das schmeichlerische Bild von ihr, welches du geschaffen. Mich hast du fortgerissen aus der väterlichen Hütte, aus dem schönen, warmen Vaterlande, um mich hier im Lande der falschen Deutschen zu verderben."

„Höre mich, Angelina", unterbrach er sie mit gebieterischer Kraft, vor welcher ihre Aufregung sich beugte, „höre die Wahrheit: Ich bin nicht Karl Schweiler, dein früherer Geliebter, er ist todt geblieben und ruht fern in seiner heimatlichen Erde. Aber ich bin ein Künstler wie er, und liebe dich, wie er dich geliebt; ich biete dir meine Hand zu getreuem Bündniß — nimm sie an, sei glücklich."

Sie hatte nur die ersten Worte vernommen. Staunen und Schreck wandelten sie zur Bildsäule, zu einem Bilde der Verzweiflung mit starrem Auge, halb offenem Munde, aschgrauer Farbe. Dann durchzuckte sie eine plötzliche Thatkraft, sie warf sich auf den Maler und riß mit blitzschnellem Griffe die leichte Bekleidung seiner Brust entzwei. Ein Blick auf die glatte, unversehrte Brust, ein neuer, noch gellenderer Schrei und sie stürzte, die Hände gegen die Schläfe gepreßt, aus dem Saale, die Treppe hinab, in den Garten, den vom Regen schlüpfrigen Mittelgang entlang. Alle eilten ihr nach, aber mit der Schnelligkeit des verfolgten Rehs voran, hatte sie schon den See erreicht, den Kahn bestiegen und losge-

ließ und ihn mit einigen gewandten Schlägen des hinten eingelegten Ruders weit vom Ufer entfernt, als jene dort anlangten. Weder die vergeblichen Bewegungen der Winkenden, Händeringenden, noch ihre bittenden und befehlenden Rufe beachtend, trieb er bis gegen die Mitte des Gewässers. Dann ließ er das Ruder fallen, kniete auf der Bank nieder und befreundete sich, weg auf den Rand des Fahrzeugs, welches von der leichten Last kaum niedergedrückt wurde, beb die Arme in die Höhe und glitt am Bord hinab. Einen Augenblick schwebte er auf dem Wasser, dann versank er. Noch einmal tauchte ein Arm hervor, wurdig einer Nereide — dann schwankte nur noch der Nachen leicht über dem verschwimmenden Wirbel.

Johannes hatte sich vom hohen Ufersande hinabgerungen. Im Schwimmen nicht geübt, war er dem Ertrinken nahe, als Schaffer ihn in bewußtlosem Zustande ans Ufer zog. Auch Hermann war nach Angelina ausgeschwommen; aber er fand sie nicht. Mit Hülfe der allmählich hinzukommenden Dienstleute wurden die Nachforschungen fortgesetzt; lange vergeblich. Erst nach einer Stunde wurde die Leiche aufgefunden: ihr Kleid war an einer ästigen Wurzel in der Tiefe hängen geblieben; der Gott des Sees hatte die Nymphe festgehalten.

VII.

Mit Mühe war Johannes ins Leben zurückgerufen, und nur um aus dem Zustande der Lähmung in ein tobendes Fieber zu verfallen, welches ihn wochenlang hoffnungslos zwischen Untergang und Rettung hin- und herwarf. Endlich entschied sich die Natur für die Erhaltung; aber nur das nackte, kummerliche Leben erhielt sie, entkleidet aller Kraft und Lust, gebrochen, ohne Werth. Die gebeugte Gestalt mit dem spärlichen, entfärbten Haar und verdunkelten Antlitz, die am Stabe durch die Gemächer und die von gelben Blättern bestreuten Gänge des Gartens schlich, hatte nichts gemein mit jenem Jünglinge, der, ein Mercur an Ebenmaß und gefügigem Scheine, vor sieben Monaten hier einst wandelte.

Und demnach war die Veränderung des Gemüthes noch grausamer als die der Gestalt. Eine dem Stumpfsinn verwandte Theilnahmlosigkeit gegen alles, selbst die Vergangenheit, war wie eine graue Schlacke auf den Gluten des Schmerzes und der Leidenschaft zurückgeblieben. Beim ersten Ausgange, den das mildlennige Herbstwetter gestattete, schlug er, wie mechanisch, den Weg zur Grotte ein; aber kein Laut eines erwachten Gefühls ertönte von seinen bleichen Lippen, als er in der Mitte derselben auf einem schwarzen Marmorwürfel, dem Grabsteine Angelina's, ihr einst bewundertes, angebetetes Nymphenbild wiedersah. Nur wenige Augenblicke ruhte er auf der Moosbank und ließ die matten Blicke über das verhängnißvolle Wasser schweifen; dann wankte er zurück und kehrte nicht wieder. Einsamkeit war sein Verlangen, sein ganzes Bedürfniß. Selbst den Garten betrat er nicht mehr, seit Schaffer ihm darin begegnet war und eine unbedeutende Anrede an ihn gerichtet hatte. Zu Ausfahrten ließ er sich selbst durch den Wunsch des Arztes nicht bestimmen, ja er mied die gemeinsamen Mahlzeiten der Hausgenossen und verließ sein Zimmer nicht mehr, zu dem er jedem, außer Friedrich, dem durch die unglückliche Entwickelung nicht seiner Zuneigung beraubten Doctor Werner und der alten, für seine leibliche Pflege mütterlich sorgenden Haushälterin, mürrisch den Zutritt verwehrte. Anna war nicht mehr im Hause; er fragte nicht nach ihr. Zuweilen schwebte durch seine trüben Erinnerungen ein stilles, sanftes Weben, welches seine Hand erlaßt und seinem glühenden Haupte wohlthätige kühle Kühle gebracht, aber es verschwand, wo sein Bewußtsein anfing und er hatte nicht die Kraft, es früher zu erfassen.

Doctor Werner fand nur in der Rückkehr nach dem Süden Gewähr einer günstigen Wandlung. Sobald die körperliche Kraft es gestatte, sollte sie angetreten werden. Friedrich hatte beschlossen, den Freund zu begleiten, welcher durch die täglich neuerweckte, täglich näher rückende Hoffnung, seine zweite Heimat wiederzusehen, allmählich mehr und mehr belebt zu werden schien.

Endlich an einem frostfellen Decembermorgen stand der Reisewagen vor der Thür. Johannes war durch die Verkehrungen zur Abreise sichtlich aufgeregt. Als man im Begriff stand, sich zu verabschieden zu können, näherte er sich mit der Heftigkeit eines schwergefaßten Entschlusses dem Geistlichen und sprach:

„Erfülle mir noch eine Bitte, ehe ich von hier, wahrscheinlich auf immer, scheide. Laß mich das Portrait sehen, welches ich hier gemalt."

Und ohne die Zustimmung abzuwarten, schritt er eilig voran nach der Galerie, in welcher er es vermuthen durfte. Dort hing es wirklich, dem Eingange gegenüber, noch umgeben von dem verhüllten Geburtstagsschmuck. Lange stand der Ma-

ter darauf und schaute mit schmerzdurchzogenen Blicken daraus hin, als wolle er das Ganze und jeden einzelnen Theil an gesammelten Erinnerungen messen. Seine Augen verdüsterten sich, er begann zu zittern und sank auf den runden Divan, welcher die Mitte des Gemachs füllte.

„Was ist dir, fühlst du dich kränker?“ fragte der besorgte Freund. Jener schüttelte traurig das Haupt.

„Das Uebermaß meines Glücks drückt mich nieder!“ antwortete er. „O, Aristeid, ich habe in meinem gestillten Hasse, in meiner blinden Wuth alles verloren, alles, alles: Jugend, Gesundheit, Ruhe des Gewissens, Liebe. War es noch nicht genug? Mußte ich auch noch meinen Glauben, meinen künstlerischen Werth? Wo ich verpflichtet war, das Schwere, das Verwickelte zu leisten und hohe Verpflichtung erkannte, habe ich mit aller Kraft und Mühe ein schlechtes, erbärmliches Werk geschaffen.“

Ein Augenblick erschütternden Schweigens folgte, aber ehe der Freund ihm zu einigen Worten der Tröstung kommen konnte, fuhr jener mit steigender Heftigkeit fort: „Das ich unglücklicher bin als jener herrliche Künstler, dessen Schatten so verhängnißvoll in mein Leben hereingetreten, ich habe es erkannt; daß er todt, todt aber mir nicht in Auflösung und Gestaltung, ich habe es gefühlt; aber daß ich ein Feigling bin, unwerth der äußeren Behaglichkeit, welche eine ignorante Laune der Natur hervorgebracht, das sehe ich jetzt.“ Seine Stimme versagte, er bedeckte das Gesicht mit den Händen und suchte vergeblich

„Du thust ihr unrecht“, tröstete der Freund; „dein Gemälde hat viele Schönheiten, und sollte es in anderen Beziehungen mangelhaft sein — wie viel schwieriger ist die Aufgabe, welche ihr euch stellte, wenn auch in umgekehrtem Verhältniß, stellst, für den Maler als für den Bildhauer, der bei der Form stehen zu bleiben befähigt ist.“

Johannes blickte mit ungläubigem Interesse auf. „Aristeid“, sagt er, „redest du nur so, um mich zu beschwichtigen, oder wärst du wirklich Enthusiast genug, zu glauben, was du aussprichst, daß es leichter sei, mit dem Meißel als mit dem Pinsel die Höhen der Kunst zu erringen? Kennt nicht sie und es, welche uns hinanmagen, sondern der Geist, die Kraft, zu beginnen und vollenden. Schweigen suchte den Gedanken der Möglichkeit für die bewegte Harmonie des Menschenherzens; er fand ihn und schuf jenes unsterbliche Gebilde, unsterblich selbst, wenn es in das Grab des nur zu sterblichen Urbildes hinabgedrückt.“

„Laß diese selbstquälerischen Betrachtungen“, unterbrach ihn Heroen; „ich entnehme mit Entzücken aus deiner, wenn auch noch ein wenig krankhaften Begeisterkeit das Wiedererwachen deines Genius; neues Schaffen wird dich am schnellsten von dem ungerechten Mißtrauen heilen, das ein vielleicht nicht ganz gelungener Versuch und eine dir Kranken die gegen sich hatte eingeflößt haben.“

Wie ein Sonnenlicht zuckte es über das Antlitz des Künstlers. „Versuche ich mich nicht?“ rief er, „oder hast du mir unbewußt ein Orakel verkündet? Ja, neues Schaffen, aber an dem alten Werke; zur Sühne für die schwerbeleidigte Kunst. Führe mich zu Anna, ich flehe dich an — sie ist, ich weiß es, die Gattin jenes Mannes, der allen über werth ist — laß mich zu ihren Füßen um Verzeihung bitten — sie ist so unendlich reich an Huld, sie wird mir gewähren, meine Reue zu misverstehen; es ist das Einzige, was mich heilen, was mich retten kann.“

„Du wirst sie sehen“, entgegnete Aristeid, „nicht als Schuster's Gattin oder Verlobte — sie ist es nie gewesen — sie folgt uns nach Rom, scheint die fromme Fremdin, zu welcher sie geweiht ist, dort nicht mehr betet.“

„Auf nach Italien!“ stimmte der Gespräche kräftig ein und legte seinen Arm in den des anderen, um ihm zu folgen. Doch wie er sich wandte, fiel sein Blick auf ein großes, von einem Vorhange bedecktes Bild an der gegenüberliegenden Wand.

„Ein neues Bild“, rief er, „das muß ich noch sehen —“ und ehe Aristeid es verhindern konnte, hatte er hastig und hatte die Hülle fortgerissen. Er preßte gepreßt, von jäher Ueberraschung getroffen. Aber seine Züge erweichten sich von Augenblick zu Augenblick, es leuchtete in tiefer Wehmuth, sein Auge strahlte in sanftem Glanz — ein Strom von Thränen brach daraus hervor, nicht Thränen, wie sie Verzweiflung so hervorpreßt, nein, jene Thränen, in welche sich ein schwerer Schmerz auflöst, um erleichtert vom Herzen zu fließen.

Es war Angelina, nicht die volle Wirklichkeit ihres reifen Gebildes, noch der von natürlichem Stolze durchwebte Schmerzling; es war das jungfräulich erblühte Kind des Südens, wie es an jenem Abende, der sein Schicksal entschied, an dem vaterländischen Gestade saß und

das selig-stumme Auge schweifen ließ zu den lichtgetränkten Fernen des Tyrrhenischen Meeres. Neuige Jugend und Lebensfülle umleuchtete Angesicht und Glieder, heller, zarter als der Purpurschein des niedersteigenden Sonnengottes.

„Wer konnte dieses Wunder vollbringen?“ fragte Johannes, als er seiner Rührung Herr geworden. „O, ich ahne es, ich weiß es, ich kenne ja den kräftigen Geist, der fähig war, diesen Anblick festzuhalten, daß er über den verwehenden Stürmen der trüben Tage wie ein heller, lieblicher Stern schweben blieb.“

„Du irrst nicht“, unterbrach ihn Friedrich, tiefe Lächelnd, „wenn du Anna und nicht etwa mich meinst —, außer uns beiden hat meines Wissens kein Lebender jenen Anblick genossen. Sie begann das Gemälde noch vor deiner Ankunft, später blieb es lange verlassen, erst nach dem Tode der Unglücklichen nahm sie die Arbeit wieder auf und hat sie am Tage vor ihrer Abreise vollendet. In den ersten Tagen deiner Anwesenheit dachte sie einmal flüchtig daran, es zur Morgengabe für das Porträt zu machen, später ist sie jedoch nicht darauf zurückgekommen. Ich glaubte, es sich nicht schon lassen zu dürfen, aus Besorgnis, dir zu schaden, obwol Anna es nicht verboten hat. Traun hing ich es hierher“ — Johannes wendete sich bei den letzten Worten von dem Sprechenden ab, sein Kummervolles Auge suchte das Gemälde.

„Du irrst, Friedrich“, sprach er, „sie aber wußte es wohl, die herrliche Schöpferin, daß mir hieraus nicht neue Qual, nur lindernde Wonne kommen könne. Hier ist mehr als ein Kunstwerk, hier ist der Abschluß, die Verklärung eines dunklen Schicksals.“

„Ja, du unglückliches Kind“, fuhr er in Verzückung, die Hände zu der leuchtenden Gestalt erhebend, fort: „was das Leben an dir verbrach, das hat die göttliche Hand der Kunst gesühnt!“

„Das Volk folgt uns nach Italien“, entgegnete Hesekiel, „ich selbst möchte seinen Anblick nicht lange entbehren, denn auch ich habe ja die Krone geliebt.“

Er sprach die letzten Worte kaum hörbar, nur zu sich selbst. Dann verließen sie das Gemach. In dem vordern Gesellschaftszimmer, welches den Ankommenden zuerst empfangen, war die Gesellschaft jenes ersten Abends, außer Anna, versammelt. Keinem konnte die Verwandlung des scheidenden Gastes entgehen, welcher mit dem Jubelrufe: „Auf, nach Italien!“ kräftigen Ganges den anklingenden Abschiedsbecher leerte, stürmisch herzlichen Abschied nahm und sich dann leicht in den Wagen schwang.

„Erst jetzt weiß ich, daß Sie ganz gerettet sind“, sagte der Dichter, indem er mit dem Ausdruck innigster Freude an den Wagen trat und die Hand hinaufreichte. „Gott erhalte Sie. Wohlauf nach Italien!“

VIII.

Die Reise ging glücklich vonstatten; allein die angeregte Stimmung des Künstlers behielt nicht Bestand. Sank er auch nicht in den Abgrund der frühern Stumpfheit zurück, so war doch sein ganzes Wesen bald wieder gerichtet, der wirklichen Lebenswende abgewendet. Die oft von Friedrich geäußerte Hoffnung, daß ihm mit der Berührung der mütterlichen Erde aller Künstler die volle Kraft wiederkehren werde, erfüllte sich nicht; selbst das geliebte Rom vermochte ihn nicht dauernd zu erheben. Dabei befestigte sich jedoch seine Gesundheit und er eilte, seine Berufsthätigkeit mit einer Ausdauer wieder aufzunehmen, welche ihn beinahe ohne Unterbrechung an seine Häuslichkeit fesselte und ihn selbst dem abwechselnden Freunde wenig zugänglich sein, zumal er, unbekümmert dem neapolitanischen Bildhauer, Besuche in seiner Werkstatt augenscheinlich nicht gern sah. Die gegen Friedrich oft hervorbrechende innige Anhänglichkeit ließ indessen den Gedanken veränderter Gesinnungen nicht aufkommen.

Auch die nach einigen Wochen erfolgende Ankunft Anna's änderte nichts. Sie versuchte vergebens den Ton anzuschlagen und für den neuen Verkehr festzuhalten, welcher den ersten Tagen seiner Anwesenheit in Sonnenlicht eine so heitere Stimmung gegeben hatte. Aber es gelang nicht. Nachdem er in der Freudigkeit des Wiedersehens ihre Hand gedrückt und geküßt und ein paar Worte des Entzückens über ihr Gemälde hervorgestammelt hatte, welche, da sie sich zunächst auf die künstlerische Seite desselben bezogen, aufrichtig bescheidener Ablehnung begegnen mußten, war die Kraft der Annäherung erschöpft und er blieb auf dem Standpunkte einer Zurückhaltung stehen, welche an Gleichgültigkeit grenzte und jede Vertraulichkeit ausschloß. Auch die Pünktlichkeit, mit der er an den ein für allemal verabredeten beiden Wochentagen sich einfand, um die Geschwister auf ihren ärztlichen und heiteren Streifzügen zu begleiten, sowie die gewissenhafte Sorgfalt, mit der er all sein Wissen und Verständnis zur Förderung ihrer Zwecke aufwendete,

gewährte auch den Anderen einen ernsten Schauerstellung als eines Kunstschauspieles oder des Betrachtens, gemeinsam zu genießen. Begegneten sich dann, bei bekannten Meinungen, Empfindungen, Gedanken, Worte, und Blicke erhob in freudiger Ueberraschung den Blick zu ihm, der in ihrem Innersten gelesen zu haben schien, so begegnete sein Auge ihr nicht, es irrte weiter umher oder heftete sich endlich an den Gegenstand ihrer Sympathie.

Nicht lange nach Anna's Ankunft wurde sie und Friedrich durch eine heitere Posse überrascht, welche Johannes über die Bühne hatte seiner Nachricht nach Rom begonnen und vollendet hatte. Der erste Blick lehrte die Vortrefflichkeit dieser Werke, eine weitere Betrachtung konnte nur die Bewunderung steigern. Beide waren in Anordnung und Ausführung classisch zu nennen; das Anna's von wahrhaft bewundernder Schönheit. Mit freudiger Verwunderung sah sie in einfachem weißen Kleide, eine volle Rose vor der Brust, wie sie im Sommer besonders häufig zu cultiviren pflegte, verschwinden.

Die Beiden waren auf das freudigste beglückt, zumal diese Werke die Unterbrechung der vollen Kraft des Künstlers zu befürchten schienen. Friedrich wußte sogar schreiben, daß er die schönen Schöpfungen auf einem so wenig günstigen Kunstschauplatze wieder nicht für möglich gehalten hätte. Alle, Künstler wie Laien, welche die Werke sahen, theilten die enthusiastische Anerkennung. Vielfache Reisen und glänzende Anerbietungen konnten den Meister nicht bestimmen, noch irgendeine ähnliche Arbeit zu übernehmen, obwohl seine Zeit es ihm gestattet hätte. Denn auch andere Aufgaben hatte er sich nicht. „Meine Phantasie ist noch gebunden", erwiderte er den wohlwollenden Freunde mit heiterer Bescheidenheit. Von unbefriedigender Klage und Sehnsucht sollten die wenigen Stunden, welche er sich seiner Kunst widmete. Sein Verhalten ja beruhigte mit dem ähnlich, welches der ruhige Fortgang der Naturschönheit in Sommerhitze auszeichnet.

Als Anna ihm diesen Lauf und ihre Meinung aussprechen, hatte er geantwortet: „Ich war zum Künstler geworden an der Natur, an der Kunst, am guten Geschmack und deshalb auch an Ihrem Gefühle. Begeistert ist der Mensch, welcher mit seiner Kraft zufrieden, wie diese Kunde durch ganz — aber wenigstens seinen Werke irgendwo zu machen." In dem Sinn, mit dem viele Worte gesprochen wurden, sah wieder nur die gewöhnliche, zurückhaltende Heiterkeit aus so war die Aufmerksamkeit des Gespräches beendet.

Unterdessen hatte Meisters Natur das große, unvergängliche Kunstwerk Rom in seine Arbeiten aufgelöst und um die gegenseitigen Empfindungen der Jahrhunderte neue, wundervollbildende Verbindungen gestiftet, neue Epochen entgegen. Von den Gebäuden der ewigen wollte das unsterbliche Kunstspiel durch die symbolische Welt, den Bildern hatten auf dem tiefsinnigen, geheimnißvollen Naturgebäuden, unter welchem so viele Völker gestanden haben, und die weiter die Völkern, noch die Barbaren zu plündern und zu verschönern vermochten.

Den unsterblichen Werken trübte der Gedanke an den nahen Abschied, welcher nächstens wegen dringender Verhältnisse Anna von der Ehe mit erfolgen mußte, den Blick in das Reich der unsterblichen Schönheit — ein großer Schmerz selbst den ganz entbehren.

Es war die Nachricht von dem Tode Frank Schuyler's an dem Friedrich sehr viel verschlimmert und einen schnellen, tröstlichen Abschluß genommen.

Anna war sehr erschüttert. Sie betrachtete diese unerwartete Gewalten, wie die dunklen Verhängnisse ihrer Bestimmung, welche sie so gerne hinter den Kindesjahren schon sah, zu entwickeln. Es war nicht der Tausch einer Illusion; denn sie vollzogen die Harmonie ihrer Seelen war, auf sie übte eine tiefe Harmonie in eine wahrhaft große Liebe hatte entfliegen mögen, die Mann, welchem schon nach die Schicksale als eine Quelle der Hoheit erschienen und der Kampf gegen sie im eigenen Innern war ein wichtiges Lebensinteresse gewesen war, hatte, im Vergleiche seiner erhalten, besonders Bedeutung, mit der ihre eigene Klarheit und Bildsamkeit, Anna gewonnen, sich war die Lage ihrer Umgebung einen Standpunkt gewonnen, immer von den Bildern Schönheiten Vermittelnden eingenommen und so schauen gelernt, welchen das Hinscheiden jener geistigen Stütze möglich machte.

Anna hatte eine Ahnung des bevorstehenden Endes, welches sie sehr Ehrfurcht seine Meinung nehmen machte; sie bemerkte und wachte den Mann, den sie nicht lieben durfte. Jetzt betrachtete sie ihn um so ernst, weniger

nügigen; denn es wäre Entweihung, den Schmerz um den Verlust eines Vorbildes und Führers auf dem Wege zu lebendiger erfüllter Tugend eigennützig zu nennen. Auch der Trübsinn des Freundes wurde durch die Trauerkunde um einige Töne tiefer gestimmt. Die Kraft des Genusses war allen gelähmt; sie hatten das Bedürfniß zu entfliehen: die Gefährten zum fernen Grabe des Verlorenen, Johannes — in sich, menschenleere Einsamkeit.

Am Tage vor der festgesetzten Abreise der Gefährten wurde auf Veranlassung Friedrich's, der keine Freunde ausfragte, ohne Abschied von den Glanzpunkten seiner mehrjährigen Genüsse zu scheiden, noch eine gemeinsame Fahrt durch die Stadt gemacht. Nur mühsam riß sich der Kunstfreund von jedem seiner Heiligthümer los und suchte ihre Bilder mit allen feinsten Theilen in dem verlangend darauf gehefteten Auge zu vereinigen. So bemerkte er nicht, daß die umherirrenden Blicke Anna's von allen diesen Herrlichkeiten theilnahmlos abglitten und daß der Maler bald mechanisch in die gleichgültigen Aeußerungen des Entzückens einstimmte.

Es begann bereits zu dunkeln, als sie vom Aventin kommend den Bogen Konstantin's erreichten und den Blick in der alterthümlichen Perspective des Circus empfingen. Dorthin ging auf Friedrich's Geheiß die eilende Kunstreise. Nachdem sie das wunderbare Werk aus den Zeiten der letzten Cäsaren, welches die Geschichte wie ein Prunk- und Denkmal der glorreichen Republik die germanischen Kolosse siegreicher Gegenden überdauern und überragen sah, lange schweigend betrachtet hatten, begannen sie unwillkürlich auf den verschiedenen Wegen zwischen den gebrochenen Gräbern der Abtrünnigen einherzuwandeln.

„Hier ist das Grab Ihrer Mutter?" fragte Anna leise.

Johannes sah sie betroffen an, aber alsbald erinnerte er sich des Abends, an welchem er davon gesprochen, und eine Regung des Dankes, daß sie es nicht vergessen, empfing seine Brust.

„Darf ich Sie hinführen?" entgegnete er. „Es ist ein trauliches Plätzchen."

Sie folgten ihm zu dem grünen Hügel, beschattet von den vier Cypressen, welche er am Tage des Begräbnisses gepflanzt hatte und unter denen zwei weiße Marmortafeln von bekränzten Händen aufgestellt waren. Anna und Johannes knieten sich nieder, während Friedrich nach kurzem Verweilen langsam weiter ging, um die im Lichte anderer Gräber schimmernden Grabmäler der Wanderer zu betrachten, die fern von der Heimat hier hinabsanken und denen es an den Tempeltüren des wirklichen Glaubens weder an Freunden fehlte, welche ihnen ein namenverkündendes Monument errichteten, noch an einer gütigen, alles umfassenden Mutter, welche ihre Gräber — statt der fernen Angehörigen mit Blumen schmückte.

Sprachlos kniend saßen die beiden; Anna verhüllte ihr Gesicht und weinte. Dann erhob sie sich und sagte: „Lassen Sie uns fortgehen; es ist nicht erlaubt, sich in das Meer der Wehmuth zu versenken."

Er blieb unbeweglich. „Lassen Sie mich hier", antwortete er mit klangloser Stimme, „ich will die Verheißung hören, daß es mir erlaubt werde, zu sterben — O, hätte ich es Ihres herrlichen Freundes dürfen —"

Seine Kraft war erschöpft. Er sank auf das Grab.

Anna trat zu ihm und berührte leise seine Schulter. „Stehen Sie auf, Johannes", sprach sie, „die Verheißung gab Ihnen den Befehl, zu leben; Sie dürfen ihr das reichgeschmückte Dasein, das Ihnen so wunderbar erhalten ward, nicht unmuthsvoll entgegenschleudern. Der Mensch soll leben und wirken, auch unter der Last des Schmerzes."

Er erhob die Augen zu der Jungfrau, die mit erhobenen Armen, das Antlitz, verschönert durch geheimnißvollen Ernst, dem Himmel zugewendet, wie eine Prophetin dastand. Aber er schwieg.

„Und ist Ihr Schmerz unüberwindlich?" sehte sie mit Aengstlichkeit fort, „ist er größer als die Tapferkeit eines begabten Geistes? Ist das schwache, träumerische Kind mächtig, Sie nachzuziehen in das Reich der Schatten?"

Die letzte Frage, gierig und kaum hörbar gesprochen, löste wie ein Zauberwort den Bann seiner Starrheit.

„Nein, sie ist es nicht", rief er, „nicht Bande des Todes ziehen mich hinab; die Qualen des Lebens machen mir das Leben zur Qual. Wie Jene, der es gelang, ihr Herz zu der männlichen Urnatur zu erheben, bin ich mit Schlangen an das giftigste Kreuz der Zeit geschlagen."

Anna erbebte; ein wie empfindendes Gewicht lastete sie plötzlich durch die Brust. Sollte ihr Ahnung sich erfüllen? „Ich verstehe Sie nicht",

äußerte sie nach kurzem Kampfe. „Bin ich Ihres vollen Vertrauens nicht werth?"

Er blickte wieder starr vor sich hin. — „Kommen Sie, die Stunde des Abschieds ist da", sagte sie mit sanftem Ernst und wandte sich zum Aufstehen.

„Sie verlassen mich?" sprach er mit dem Ausdrucke unbeschreiblicher Angst hervor; „haben Sie kein Wort des Trostes mehr für mich?"

„Einen unerschöpflichen Vorrath von Theilnahme, von Mitgefühl habe ich für Sie", war ihre Antwort, „aber Sie müssen mich retten."

„Allgewaltiger Gott", rief er zu überwältigt, „der du die Anbetung der Schönheit zum heiligen Rechte der Herzen gemacht hast, ist es denn ein Frevel, wenn ich sie anbetete, diese Anbetung, die mir die Braut zuführen will? Sie, Anna, sind die Verkörperung aller Schönheit, welche ich anbete; ich habe es empfunden, wie ich Sie sah; Ich habe mich der Erkenntniß verschlossen, geblendet mit der verlockenden Kraft der Hoffnungsbilder, mit dem Hochmuthe des reichen Künstlerthums, ich habe ein kunstreiches Gebäude künstlich für Liebe gehalten, ich habe gesündigt und bin Ihrer unwerth geworden — aber mächtiger, immer mächtiger treibt es mir durch die Seele: Höre auf, mir den Himmel zu trüben; die doch fähig warst, über herrliche Schöpfung zu begeistern, du darfst hinter deinem Ideale, dein Leben zum Opfer fordern. Bin mit dem Abfalle von allem, was dir gut und heilig war, kommst du anheben zu lieben. Lieb es mein Bekenntniß, Anna; Anna, verdammen Sie mich!"

Sie senkte das Haupt, als erwarte sie den verschmetternden Strahl. Doch sie legte ihre weiße Hand auf Roberts und sprach: „Ja, Johannes, Sie haben gesündigt; nicht damals, als der bezaubernde Gedankenraum Ihrem Willen verschwand, Sie sündigten, als Sie im Kampfe gegen die Liebe das Vertrauen erstickten, als Sie vergaßen, daß alle, die vom Geiste getrieben, nach den heiligen Gesetzen der Menschheit pilgern, in einem höhern Reiche vereinigt sind und mit dem Rechte zugleich die Pflicht haben, einander zu vertrauen. Aber ist es darum, auch ich kann vergeben; ich habe Ihnen mehr zu danken als die Muhen jener verhängnißvollen Gemüthsruhe; heben Sie auf, Johannes, — ich — ich liebe Sie."

Er erhob sich und rief:

„Sei gepriesen, du unerschöpfliches Meer der Liebe und Gnade, daß mich nur deshalb so tief hinabsinken ließ, um mich zu den Sternen zu erheben; ich glaube es: ich werde würdig sein meines erhabenen Looses."

Nun umschlang er die Heißersehnte, die jetzt, in den Flammen des Verzichtes strahlend, nicht mehr der Hand auf den Verabredeten, sondern das Auge voll unaussprechlicher Schwermuth zu ihm erhoben hatte.

Da war Friedrich von der Mauer her, wo das Herz Schiller's, das Herz der Herzen, unter Opferrauch ruht, hinter einem Myrtenbusche hervor und sprach, die Beiden sanft an sich ziehend, mit tiefer Rührung:

„So hast du sie gefunden, die Gute, Herrliche, für die meine große brüderliche Liebe mir Herz zu klein schien. Aber ich will mich nicht betrüben; du bist ihr abenteuerig, denn du bist ihrer Werke und gedenken, nach dem Höchsten zu ringen. Und du wirst sie mit nicht entreißen. Bleibet, an eure Hand, werden wir auf der Höhe wandeln und nicht müde werden, zu lernen, wie man mit heiligender Liebe alles umfassen soll, was der Genius geschaffen, dann aber an eure Hand hinaus zu jenem lichten Regionen, wo die Urbilder der Schönheit in den reinsten Aether leben. Dort werden wir uns belohnen und stärken für das Wirken und Wirken dann im Thale der Sterblichen; denn — auch in der Höhe und heißt die Kunst."

Jenas Jubeltage.

Von den Thürmen und in den Straßen der Stadt Jena flattern lustig die Fahnen.

In die Thore drängen sich Wagen auf Wagen und auf ihnen allen laden die Bürger, die in der Jubelfeier ihr neuem Muthe sich verjüngen wollen. Mit lautem Hurrah und unter Singen des alten Burschenliedes: „Stoßt an! Jena soll leben, hurrah, hoch!" ging es in die Stadt hinein, durch die festlich geschmückten und mit Blumenkränzen und Girlanden verzierten Straßen auf den Markt. Dort, auf dem alten und geschichtlichen Platze, wo vor zwei Jahren so viel gelitten, wo so manches heilige Gut aufgegeben war, dort Einigen sich alle, von allem Bekannten und Liebgewordenen umringt und begrüßt.

Und alle nannte „Du", welche hier von allen Seiten an die Thore klopfte, mit einem Male war Muth und die Erinnerung wurde in ihnen, die sie beseelt hatten, als sie noch als Burschen zu

Jena weilten. Es war, was zwischen jener Zeit und der Gegenwart lag, schon beim Gelage entrückt zu sein. Hier trafen sie die alten bekannten und lieben Gesichter, welche sie seit langen Jahren nicht gesehen, wieder, hier umwehte sie die alte frische und freie Luft und die Berge ringsum schienen ihnen einen freundlichen Gruß und ein herzliches Willkommen zuzurufen. Sie waren ja gleichsam von jeher die Wächter und Hüter von Jenas Arbeit gewesen, sie hatten sich in Ernst allen Burschen Herz ein Stück lieber Erinnerung bewahrt; sie waren nicht blos der Rahmen um das lebende Bild der Wissenschaft, sondern gleichsam der Schutzgeist, an dessen Hand sie sich deutlich erinnerte. Darum suchten auch von allen Plätzen Jahren so lustig gründet brach, darum vergnügten sie so ruhig hatten im Abendsonnenschein, darum war es, als ob sie sich enger und enger an die kleine Stadt herangedrängt hätten, um sie zu schützen und zu schirmen.

Eins aber war es, was die Kneipsonnen zugleich in eine Zeit zurückversetzte, die so fremde und heute war. Der Berge und die Stadt, die Luft und der Wein, sie sie erfreute und erquickte, alles, alles war gültelos, wie es vor Jahren gewesen war, wie es in ihrer Erinnerung fortgelebt hatte. Es mochten sie vergessen, daß sie selbst anders und älter geworden waren; da hob sich unwillkürlich der Brust wie einst — fröhlich und heiter.

Von Ärzenden wandert, zogen sie hinaus in das „Paradies", wo eine große, mit Tannenreisern und Zahnen geschmückte Laubhalle die Gäste und Studentenschaft zur Begrüßung versammeln sollte. Und auch hier war es auch, wie es vor Jahren gewesen. Noch stieße der volle Hausberg mit dem alten Buchenhaine dasselbe so stolz und breit empfand so gemüthlich in das Thal hinab, auch lag noch die schmale, dunkle Tannenallee längs des Wasser, welche das Paradies selbst, hin und herwehen Hag die Sonne noch so ruhig auf blau wie einst.

Was auf der Wiese selbst war es anders geworden. Zwar stand noch die deutsche Laubhalle, aber auch sie blickte von in das Paradies Gemüthen freundlich und einladend entgegen.

„Sieh', das ist Bruder Studium!" Jene Worte, welche auch der Gründer der Universität, Kurfürst Johann Friedrich, bei seinem Einzug in Jena zu seinem Begleiter gesprochen hatte, waren für jetzt alten Burschen das sinnigste und schönste Willkommen, welches sie hier werden konnte; denn sie sprachen es aus, daß er mit seinem Eintritt in die Festhalle auch wieder ein Bruder Studium werden dürfe, frank und frei, daß er wieder die alten Lieder singen und das alte Burschenband über seine Brust schlingen dürfe.

Unter vielen Worten war ein Bild angebracht, welches den Kurfürst Johann Friedrich darstellte in dem Augenblicke, wo er in Jena einzog und, auf eine Gruppe Burschen zeigend, jene Worte zu seinem Begleiter sprach.

„Sieh', das ist Bruder Studium!" Und ein jeder, der in die Festhalle trat, sah und hörte und fühlte es, daß jene Worte die Wahrheit aussprächen, daß die Halle von schon alten Burschen erfüllt war. Solcher lustige Bruder konnte nur ein Burschenmund singen, so jauchzend herzlich lachen und jubeln konnte nur der Bruder Studium, der seine Sache auf Nichts gestellt hat, der den Augenblick erfaßt wie er ist, frisch und lebendig, der den Genuß der Minute sich nicht durch banges Grübeln und Sorgen verbittert.

Nun auf und frisch die gold'ne Zeit heraufgesungen,
Gedenket an die Losung unsrer Brust!
Es kann Gesunde stellen nur und starken,
Es kann Glück heute wollen und Lust!
In dem Liede klingt
Jauchz und neuen Muth.
Sind der Mann ich heute ein Bruder Studium!

Es klang es durch die Halle, so war es in Wahrheit. Gemeinschaft und Eins schien Begeisterung, Glut und das Bewußtsein der Mannskraft; Arend und Jerund suchten sich hier wieder, gingen Arm in Arm durch die Halle oder wollten in alten Erinnerungen und in alten frohen Tagen wieder auf.

Zwei sahen die alten Burschen mit ergrauten Haar inmitten jungen und lustigen Gesichtern. Sie hatten sich wie jener gefreut, was zwischen Vergangenheit hatten sie auch angefaßt, von heimlichen Sorgen waren sie befreit, von heimlichen Bildern erfüllt gewesen. Und war ein Band, welches sie rasch und fest zusammen schlang, war auch gewiß, denn an Jahren begreiflicherweise, das wurde durch das Du der Studentenschaft vermittelt.

Und der Geist der Studentenschaft waltete in der ganzen Halle. Mit hingen über den einfachen Tafeln singt in der Festhalle die Mannen von 11 Nationen und Farben Studium, aber nicht die Farben und Stämme vereinten die einzelnen Gruppen, sondern der Geist der „Burschenschaft", die Erinnerung an die alte und lustige Burschenzeit.

Die Musik, welche von 6—8 Uhr abends in der Halle spielte, wurde von dem lustigen Leben

abendrot und verhallte tief ungehört. Als von den höchsten Gipfeln der Berge die letzten Strahlen der Abendsonne gewichen waren, da sammelte sich singe auf ihren Höhen empor und leuchteten weithin in das Land hinein als Zeichen eines heiteren und lustigen Festes. Und von den Thürmen der Stadt ertönte das Läuten der Glocken so feierlich und ernst, daß es schon jetzt, an dem Vorabende des Festes, wie Jubelgesänge und Jubelbegeisterung durch die Herzen klang.

In verschiedenen Versammlungslokalen feierten an diesem Abend Gesangvereine, zu denen sie all ihre Mitglieder eingeladen hatten; der „Burgsitz" auf dem Alten Burgsitze und die „Teutonen" im Deutschen Hause, aber bis spät in die Nacht hinein blieb die Aetherluft mit lustigen Weisen erfüllt und als die letzten Klänge auf den Bergspitzen längst verklungen waren, erklangen noch alte Burschenlieder durch das Portikus. Leiser und leiser wurde endlich die weite Halle, als aber die Lichter das Paradies verließen, um ihre Tagesruhe aufzusuchen, da erglänzte der Gipfel des Hünenberges und der alte Hochthurm auf ihm strahlte wieder in dem ersten goldigen Rot der Abendsonne. Dem Glücklichen schlägt so keine Stunde und glücklich hatte niemand den Versicherung an diesem Abende gebracht, glücklicher wünscht als sie langen, langen Jahren!

Und war eine Aetherne, die sich am folgenden Morgen erhob, weiß und heiter! Und weshalb sollte der Himmel auch der Jubelfeier einer Stadt nicht gewogen sein, die so viele, viele Menschen gebildet und beherbergt hat, die ewig an den Himmel des Genies als helle Sterne erglänzen werden? Gehe nur hin durch die Straßen Jenas, lies die Namen, welche auf diesen gelben Gedenktafeln hat an alten Häusern angebracht hat, lies sie und du wirst begreifen, was wir mit diesen Worten sagen wollen! Hier, in diesem Hause hat Schiller gewohnt, hier Goethe! Dieses jenem Dache schuf sein Alexander von Humboldt und sein Bruder Wilhelm und noch sind die Säle andere berühmte Männer, deren Namen die Studenten ersonnen und die sie einmal in den Bildern der Geschichte und der Wissenschaften eingegraben sind! Dort haben die besten Schlegel und englisch Hegel gewohnt, dort Schelling, dort Fichte, dort Reinhold! Jenes Haus dort trägt den Namen Oken's, jenes graue Blumenbach, jenes Ehrenstein, jenes Luden. Dort hat der erste Physiker Jenas gewohnt, Stange, dort Eichstädt, dort Archivrath H. Hegel, dort Voigt, dort Gall. Hunderte von Namen laßen uns in die Augen, in jeder Straße, faß an jedem Hause haben einige; wir kennen sie, denn auf dem, was sie gedacht und geschaffen, steht unser Geist; wir kennen ihre Schriften und ihre Werke, aber wir haben nicht gewußt, daß viele von ihnen, der Stolz des ganzen deutschen Volkes, einst unter einem so heiteren, so fröhlichen Dache gewohnt haben. Darum ergreift wol manchen ein wehmüthig ernstes Gefühl, aber der Geist all dieser Männer weiht ihm erhebend und kräftigend entgegen, er hebt ihn gläubig und begeistert. Und Jena kann stolz sein auf diese Namen, welche seine Hallen schmücken; sie sind Deutschland so ehrwürdig wie Lieblichkeit verwandelt. Keine andere Stadt kann sich ihm hierin an die Seite stellen. Darum verlebte es auch so lange und kühn an seinem Jubelfeste, darum will es immer das alte bleiben und sein Jena bleiben, weil das Andenken und der Geist all dieser Männer in ihm weilt und waltet.

Um 6 Uhr morgens ließen die hohen Lieder: „Ehr sei Gott in der höchsten Höh!" und „Nun ruhn alle Wälder in unserm Gau", auf dem Markte gesungen werden, aber nur wenige der Musiker und Sänger hatten sich da. Ein heiterer, ein klarer Himmel schien ganz gewiß gelungen und der Tag war lang, so konnten sie noch genügend nachholen. Auch an dem Ordnen und der Vorbereitung des Festzuges in dem neuen Bibliothekgebäude hatten sich wenige eingefunden, denn Regelmäßigkeit scheint sie schwer und schon, und sie zum Theil wenigen Musikanten und Sänger hatten sie an den vielen Tagen und Jahren ganz zu verlieren. Denn sie erhoben sogar die Jubelfeier heute, welche eine gewisse Dauer und Neuheit gehabt hatten. Sie waren verdrießlich, nicht zu den Jubelfeier zu erscheinen, daher hatten sie die so gerufen, daß selbst Männer von Dr. Karl Schramm abgehaltene Ansicht theilnahm, und um zugleich mit ihrer festlichen Freiheit Zeit zu sparen, hatten sie beschlossen, an dem Abende vieler Tage in Konzert einen alten deutschen Burschenkommers zu feiern. Dann der Saal sich mit den Gästen und den Musikern und Sängern füllte, da hatten Jena die Musik begrüßt. Richter's und Schilling's gesandt, eine passend schöne Ouvertüre, weil sie so manchen Festmorgen für die Jahrfeier Jenas gibt.

Um 9½ Uhr begann der Zug von der Neuen Bibliothek aus über den Marktplatz, durch die Johannisstraße in die Saalgasse. Sämmtliche zu dem Feste betheiligten Musiker, die Studierenden der Universität, Professoren und

Gemeinden, das Lehrer-Seminar, die Behörden, das Oberappellationsgericht, die Schulen mit ihren Lehrern, die Innungen, Zünfte, Innungen und bürgerlichen Gewerbetreiben der Stadt Jena, die Geistlichen, die Bürgermeister Jenas, Weimars, Eisenach und mehrerer anderer Städte — sie alle nahmen daran Theil. Studentische Marschälle mit den farbigen Schärpen ihrer Verbindungen, mit Degen und Rohren auf dem Haupte und blanken Schlägern in der Hand, führten den Zug und die einzelnen Abtheilungen an; mehrere Musikcorps waren zwischen den Abtheilungen vertheilt und vier Mann hoch, unter Pauken- und Trompetenschall, unter dem festlichen Läuten aller Glocken ergoß sich der Zug in Bewegung.

Zwar schien plötzlich der Himmel zu grollen; denn obschon es früh am Morgen heiter und klar gewesen, so hatte er sich doch mit Gewitterwolken bedeckt, die den Anfang in all seiner Schönheit und all die Teilnahme vom Festplatze wichtig einmischten. Doch brachte manchen zur Tröstung aus Nah' und Ferne und im Gedankenaustausch eilte der Zug der Kirche zu, weil der Regen die Festlichkeiten nicht mehr aufhalten konnte. Kaum vermochte die große Stadtkirche, die weit über 3000 Menschen zu fassen vermag, den langen Zug in sich aufzunehmen. Kopf an Kopf gedrängt standen alle. Auf der Empore wurden die Sänger aufgestellt; die hingen mannigfach und durcheinander herab, und noch reichlich ergoß sich die Menge auf den Platz vor der Marschälle, welche vor sich nicht einer Stunde so stolz und kühn gemacht hatten. Aber die Predigt des Kirchenrathes Schwartz hob die ganze feine Begeisterung, denn in Jenas Mauern, hat auch der strenge Sie freilich hinderte und sprach es offen aus, was es sei, das Jena groß und stark gemacht; daß all die Studenten, welche in den Freiheitskriegen verletzt waren, von sich und ihre Verletzungen, das sei der Lohn, reiche Gnade, daß bei der Prüfung frei sehen und frei sehen, der Jenaer Schutz und Hort wäre! Er wies darauf hin, mit welchem Unrecht die Stadt verlumpert und verlassen sei, und wies die Jünglinge darauf, die man hoffentlich für den Vaterland zu machen.

Und in allen Herzen, die sich in Jena geschlagen, fand diese Predigt ein lautes Echo. Was manche gedenkmüde in sich gingen, das viel sie mach, das spach sie laut und offen aus. Und als nach der Predigt der Gesang angestimmt wurde: „Nun danket alle Gott", da klang noch brausender und mächtiger durch das alte Haus, das wol noch nie einen solchen lauten und begeisterten Sang vernommen.

In derselben Ordnung ging darauf der Zug die Saalgasse hinab über den Löbdergraben auf den Markt, um das eherne Standbild des Kurfürsten Johann Friedrich zu enthüllen. Tribünen waren erbaut und die Fenster der Häuser ringsum mit Zuschauern erfüllt, aber dennoch vermochte der Markt die Menschen nicht alle zu fassen. Ungeduld verhallten bei der endlichen Verzögerung die Enthüllungsfeier; als aber endlich die Hülle fiel und das Standbild des ernsten Gründers der Universität im Sonnenschein strahlend sich darstand, als er, das Niederländische Schwert in der Rechten und die Bibel in der Linken, ernst und würdig dastand, da wurde es von einem vaterländischen Jubelrufe begrüßt, wie ihn der alte und deutsche Herr wol nimmer in seinem Leben gehört.

Um 2½ Uhr war Festdiner der eingeladenen Gäste in dem neuen Bibliothekgebäude, mit Champagner, exklusiven Toasten und Gängen. Aber das Souvenir kostete für Nichteingeladene vier Thaler! Da sagen viele in den alten Kneipen und dort waren sie bei dem beliebtesten Mahle ebenso froh wie all die Eingeladenen beim Festdiner.

Von 6—8 Uhr abends war wieder Musik in der Festhalle. Aber schon früher füllte sich das Terrain um Gärten und Festhallen, welche von allen Seiten aus Jenas Umgegend herbeigeströmt waren. Wie bei einer Völkerwanderung zogen die Menschen durch die Straßen der Stadt der Festhalle zu, Jung und Alt, Bursche und Damen. Ja, Damen! Sie schienen sich das „Paradies", aus dem der engelsgute Engel mit dem Schwerte den Uralten hinausgejagt hatte, mit Gewalt wieder erobern zu wollen, denn in unendlicher Pracht wallten sie sich ein. Sie sahen an den Tafeln, manche Thür und sangen die Burschenlieder mit; sie hatten sich auf Bänke, Stühle und Tische, um das dunkle, bewegte Leben von oben herab zu überblicken, aber schwebten wie Schmetterlinge zwischen den Burschen hindurch, saßen sich an, lachten und — küßten wieder wie Blumen im Tale.

Der Regen des Morgens, der den Anfang begleitete, hatte die traurige Inschrift über der Festhalle: „Ach', das ist Prudor Stadium!" erweicht und Prudor Stadium war herabgefallen und lag kläglich an der Erde da. Das war die Neugier des Himmels, weil so viele Fremden und Gemeinen sich in die Festhalle ein-

gedrängt hatten. Aber lustig ging es dennoch zu, trotzdem der Bruder Studium gestiftet war, ein Fall muß ja in jedem Paradiese vorkommen. Und wie war es auch anders möglich, wo so viele Tausende mit dem Vorsatze hingekommen waren, wieder wie einst Burschen zu sein, die Sorgen von sich zu werfen und die Freuden des Augenblicks mit beiden Händen zu erfassen!

Am zahlreichsten waren die geistlichen Herren vertreten, aber auch sie schien lustig mit unter sangen die alten Lieder und hatten noch nicht verlernt, was das heißt Burschenkommers. Hier waren sie ja frei und ungestört, hier gab es keine Kirchenvisitation, keinen Pastoralbesuch, aber schwere auf, einmal erlöst zu sein vom Druck der in so vielen Gemeinden jetzt herrschenden — pietistischen Intoleranz.

Und wer wäre bei dem heiteren, begeisterten lustigen Leben im Saale gewesen, die Ärzte und den Jubel, die Lieder und Reden so mächtig beeinflußten, verschmähen? In der Ärzte Adern liegt ja etwas Hinreißendes und Berauschendes! Wer konnte schweigen, wenn tausend und tausend Stimmen das alte Burschenlied: „Stoßt an! Jene soll leben, hurrah, hoch!“ anstimmten? Selbst die Polizei wußte in der Musik: „Hurrah, hoch!“ im Ohr zerrt. Und auch der Himmel schien sich über die lustige Jubelfeier zu freuen, denn die Musikanten schien so warm und freundlich in das „Vivatsing“ hinein, was sie zu Brem's Zeiten nicht schöner gehört haben konnte.

Um 7 Uhr abends kam der Aufzug der Studenten heran, der sich durch die Hauptstraßen der Stadt bewegte und Tausende von Neugierigen herbeigelockt hatte. Aber auch dann wurde es noch nicht still. Die Corps hielten in der Aula einen Commers, die anderen burschenschaftlichen Verbindungen hatten „gleiche Rechte“ und sie suchten der Mühe sich in allen Lokalen gut, wo sie einst so oft gezecht, wo sie so manches heiter gefeiert waren. Und hier, an den bekannten Stätten, die sich seit Jahren nicht verändert, hier in der Mitte alter Freunde kam auch der alte Geist und die alte Heiterkeit wieder über sie, und auch an diesem Tage schwer nicht der späte Abend, sondern der frühe Morgen kam in der Quartiere. Und in welche Quartiere! Jenaer Bürger hatten alles getan, um ihren Gästen einen freundlichen Empfang und ein angenehmes Unterkommen zu bereiten. Aber die Zahl der Angekommenen war so groß, die Stadt war überfüllt und viele mußten froh sein, wenn sie zu acht, zehn oder zwölf in einem Zimmer auf einem Bunde Stroh eine Stätte fanden, wo sie einige Stunden ruhen konnten. Freilich wurde mancher auf diesem ungewohnten Lager noch überrascht, denn der eine Schlafgenosse kam um 10, der andere um 11, wieder ein anderer um 12 Uhr und so fort, bis die ersten daran dachten, sich zu erheben.

Die meisten schliefen aber nach solch einem anstrengenden und lustigen Tage gut und recht und der zweite Jubeltag sah schon früh wieder viele in der Festhalle zusammen, denn von 7—8 Uhr fand dort Musik statt. Um 9½ Uhr zog wiederum ein Zug von der Neuen Bibliothek aus über den Markt in die Pfeifengasse, wo auch jetzt wieder Professor Klopfleisch-Breslau eine gleiche Ansprache hielt. Da hatten sich schon von der großen Zahl der Gäste verhältnismäßig nur wenige beim Festzuge und in der Kirche eingefunden, denn der heitere Morgen hatte viele auf die nahen Berge und nach Jägers- und Lichtenhain gelockt. Dort schossen sie wieder wie einst die belgischen Mädchen zum Manöver und manche alten Freunde, die sich seit Jahren noch nicht gesehen hatten, fanden sich erst hier.

Namentlich gegen die alten und ehrenfesten Burschenschafter, welche trotz Wind und Kind, trotz Haus und Garten die alten Burschenbande nicht vergessen hatten, in deren Brust der drei Symbole der Burschenherrlichkeit: „Freiheit, Ehre, Vaterland“, noch glühten, nach Jägersthain, um dort an alter ranker Stätte ungehindert sich der Jugenderinnerungen wieder hinzugeben.

Und sie haben es genossen, das, was mit wirklicher Begeisterung des Jünglings Brust erfüllt, was ihn erhebt und stärkt, was ihm als das höchste Gut von allen gilt, nicht wie ein Mond nebelhaft aber wie ein Traum vergeht, das nicht die Jahre es zu vernichten vermögen, hatte wenn in Ruhe und der Ernst des späteren Lebens einen spricht, das die Erfüllung ihres Ideals noch in weiter, weiter Ferne liegt.

Kühn und freie Reden wurden in Jägersthain gehalten. Ja kühn und so frei, als man sie nur in einer Versammlung hatte halten können, aber in Jägersthain gab es Polizei dort nicht. Weil hatten auch die Bauern ihre Freiheit. Denn solche Worte mit Steinen, und wenn sie von ihnen auch nicht verstanden wurden, so ahnten sie doch in den Versuchen, was Freiheit heißt. Aber alle die, welche sich hier zusammen-

gefunden hatten, waren es freudigfrohe und zugleich doch ernste Stunden. Was sie seit langen Jahren nicht auszusprechen gewagt hatten, was in ihrer Brust als tiefes Geheimnis zurückgehalten war, das fand hier Worte und Hörer, das trat hier kühn ins Leben hinaus und es kommt vielleicht früher oder später die Zeit, wo solche Worte und Reden auch an andern Orten als Hauch der Freiheit und Erlösung über alle Lande hinwehen.

Den Spätnachmittag vereinte alle die Gäste und Burschen wieder in der Festhalle und noch zahlreicher als am Tage zuvor, denn fortwährend waren noch neue Gäste angekommen, das lustige Jubelleben zu mehren. Ja, lustig war das Leben, unverwüstlich die Heiterkeit und treu zusammen die Freudenfeuer. Wie am Tage vorher wogte die Festhalle und das Paradies von Tausenden und aber Tausenden, wie am Tage vorher währte der Jubel bis spät in die Nacht hinein.

Zwar begann um 8 Uhr abends der Festball in den Reitbahnen, an denen auch der Großherzog mit seiner Begleitung freundlich teilnahm, aber — nur weiße Westen, weiße Halsbinde und weiße Handschuhe hatten nur wenige alte Burschen gelegt.

Auch der dritte Morgen trieb viele der Gäste wieder auf die Berge oder nächstgelegenen Dörfer. Zwar war um 7 bis 8 Uhr Messe in der Festhalle und um 9½ Uhr begab sich der Zug wieder wie in der Ordnung des vorigen Tages in die Kollegienkirche, wo die Abendkommunionen der vier Konfessionen stattfanden, aber auf den Bergen wehte eine freiere Luft als in der menschenerfüllten Kirche und viele, viele von ihnen mochten wol eine Ahnung haben, daß es das letzte mal sei, daß sie diese Berge erklimmen und von ihnen herab auf die traute Stadt schauten und auf die Saale, die sich wie ein Silberband durch das herrliche Thal hinzieht. Sie mochten ahnen, daß sie nimmer wieder diese Luft atmen würden, daß es das letzte mal sei, daß der alte Hausberg ihnen so freundlich entgegenlachte. Selbst das Burschenherz auch noch warm und lebensmuthig in ihrer Brust, sie konnten die Jahre, die darauf lagen, nicht zurückwerfen, sie konnten gegen die grauen Haare nicht ankämpfen. Wer sah man es manchem nicht an, wie viele Jahre er zählte, denn sein Körper war noch rüstig und sein Blick hatte sich Jugendfeuer bewahrt, aber der Jubel, welche sich viele an den Stätten befestigt, auf denen sie die Jahre verjubelt, in denen sie in Jena studirt — sie verriethen es. Da waren viele aus den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, selbst einige, deren Studienzeit noch in das vorige Jahrhundert zurückreichte, und ein Zettel trug sogar die Zahlen 1792—95. Das war der Aelteste von allen alten Burschen und er war noch immer frisch. Auch sein Sohn hatte in Jena studirt und war zur Jubelfeier gekommen, und sein Enkel studirte jetzt in Jena. Wol selten hat ein solches Fest Vater, Sohn und Enkel in dieser Weise vereinigt.

Mit größter Spannung und Ungeduld wurde von allen der Nachmittag dieses Tages herbeigesehnt, denn an ihm begann um 4 Uhr der große Commers im Paradiese, zu welchem die Stadt Jena das Bier schenkte. Er bildete den Glanz- und Höhepunkt des ganzen Jubelfestes und seiner der Gäste würdig. Hatten die beiden Tage vorher schon viele Fremde von nah' und fern herbeigezogen, so dieser Tag noch mehr. Die große Festhalle und der weite, vor ihr abgegrenzte Platz, auf welchem der Commers stattfinden sollte, vermochten die Menschen kaum zu fassen, denn wol über zehntausend drängten und wogten durcheinander.

Mit Fahnen und Schlägern waren die einzelnen Verbindungen herangezogen. Auf der Tribüne vor der Festhalle waren die Fahnen aufgepflanzt und hatten die Plätzchen Platz genommen; der Großherzog war erschienen und mit lautem Hurrah empfangen; er hatte ein Glas auf das Wohl der Burschen und der Stadt Jena geleert; die Damen hatten den Platz eingenommen wie ein Kranz umgeben, sie klangen auf Tellern mit Bänken und Stühlen, um nichts zu verlieren — da gaben die Präsides das Zeichen und das erste Lied: „Brüder, schwärmt nur nicht, gelehrte Brüder!" wurde angestimmt und hallte laut und mächtig durch das Paradies hin.

An beiden Eingängen zu der Festhalle lagen mächtige Bierfässer, die wie unerschöpfliche Quellen die Gläser füllten; aber dennoch waren sie bald geleert, noch ehe das zweite Lied angestimmt wurde, denn die Sonne schien warm und ein Commers macht durstig. Und die Stadt schenkte das Bier, das durfte niemand verschmähen — freilich war es mit Mühe verbunden, sich aus den von Hunderten umlagerten Fässern ein Glas voll zu erobern.

In Tausenden von Exemplaren waren die Festlieder vertheilt, selbst jede Dame hielt sie in der Hand, und als das zweite Lied, das alte

Burschenlied: „Steht an! Jena soll leben, hurrah, hoch!“ angestimmt wurde, fielen alle begeistert ein. Das klang und rauschte mächtig durch das irdische Paradies hin, das hob die Brust und die Herzen, das klang nach jedem Verse selbst von den Bergen als Echo zurück: „Hier ist der Bursch! hei ist der Bursch!“ Ja, frei war er in dieser Stunde, frei fühlte er sich. In manchem alten Auge erglänzte eine Thräne — ob der Freude oder der Wehmuth — wer vermochte es zu sagen, denn beide füllten die Brust. Die eigene Jugend schien wiedergekehrt, das Herz schlug in Jugendkraft wieder und doch liefen die Jahre, die dazwischen lagen, nicht verloren, und die Erfahrungen, welche sie gebracht hatten, nicht verscheuchen; an jeder Erfahrung hängt aber ein bitterer Tropfen, der fällt selbst in den heitersten Stunden nieder und nimmt den Freuden ihre sorglose Heiterkeit.

Und doch war selbst jene Wehmuth schön. Machte sie eigene Jugend auch halb todt: Das, was die Jugend so wundervoll schön gemacht hatte, das war nicht erstorben, das erbte sich fort von Generation zu Generation, das klang gewaltig und mächtig aus diesem Liede hervor. . . Die Begeisterung und der Jubel hoben sich von Minute zu Minute, jede Stunde war sie die letzte des heitern Jubeltages, das durch keinen Unfall, durch keinen Streit gestört war, wo alle, alle in brüderlicher Eintracht und Freundschaft sich von den Freuden des Festes hingegeben hatten. Da suchte jeder viele letzten, wenigen Minuten zu erfassen und mit vollen Zügen zu genießen.

Den höchsten Grad erreichte die Begeisterung, als der alte Landesvater angestimmt wurde. Wer mögen Philisterherzen dies alles nur eitle Spielerei nennen — hätten sie gesehen, wie begeistert sich manche Brust hob, hätten sie gehört, wie feierlich ernst der Sang erklang — sie würden schon im Burschen, was Ernstes heißt, sie würden schon, daß es Ideale und Ideen gibt, welche das Jünglings- und des Mannes Herz mit einem heiligen Ernst erfüllen, einem unauslöschbaren, trotz rauher Realitäten und rauher Klagen, den „Verhältnissen Rechnung tragenden“ Ernst erkennen!

Mit dem Ende des Commerses hatte auch die Jubelfeier Jenas ihr Ende erreicht. Viel war vorher davon gesagt und geschrieben, viel davon gehofft. Mögen manche weniger gefunden haben als sie erwarteten, mag mancher sich vergebens nach einem alten, lieben Freunde umgeschaut haben — das hat aber ein jeder mit heimgenommen, ein Stück Freude und heiterer Erinnerung, eine Brust voll schönen, freien Burschenlebens und Burschenliedes. Jena darüber kann seine Augen sagen: Die ganze Feier war ein Protest der deutschen Wissenschaft und des Nationalismus gegen die dunklen Gewalten der Zeit!

Eine ausführlichere schöne Schrift über „Die allgemeine deutsche Burschenversammlung in Wartburg“ haben wir in Form und nahezu Vollständigkeit vorrätig. Preis

Anregungen.

Ludwig Rellstab's neuer Roman.

Ludwig Rellstab hat in seinem „Tod Jahre von Torlingen“ (Carl Bünte, Verlag A. H. Burchard. 1850) zweifellos einen glücklichen und reichen Stoff gewählt. Der Titel bezeichnet die drei letzten Jahre jenes unglücklichen und verhängnißvollen Kriegsjahrzehnts von 1618—1648.

Die Schilderung solcher Zustände entbehrt auch einmahl der Theilnahme. Völker wie einzelne, die so wie Völkern des Glaubens wegen gelitten haben, im Andenken der Nachwelt sich die Märtyrerkrone erworben. Um die Höhen des thüringischen Gebirgs, der Cevennen und der Berge am Ufer des Wallensees schwebt ein eigener Hauch wehmüthiger und sanftlicher Poesie, der Landschaft wie Menschen und ihre eigenthümlichen Gebräuche verklärt.

Ludwig Rellstab ist der namentliche Chronist eines langen Reihe von Begebenheiten, von dem Auftreten in Prag gegen die katholischen Statthalter bis zu dem Blutgericht in derselben Stadt, in dem ein großer Theil der böhmischen Stände und die Schlüsse ruhten der Nation zu Grunde ging. Die Erzählung hat, freilich auch die Schilderung einer Gegenwart spricht aus Rellstab's interessantem Werk, mehrfach bei und dem Stoffe angemessen ist sie ist ernst, aus den übrigen historischen Romanen verschiedene Scenen und Episoden wörtlich Nachahmung, daß gut aus der Geschichte, der Lehrerin der Völker, einen Schluß macht schlagen Thatsachen und triftige Bilder machen. Die romantischen Abenteuer Rellstab's kommen sich aber Unterredung der Phantasie in der Sphäre Lust der Liebe und wirken als einmahl rauschte bei der Lektüre in uns Jugenderinnerungen auf.

Der Muth der Dichter liegt in seinem historischen Kern, der geschickten Verwendung so reichen und verschiedenen Materials, in einem von dem andern wohlthuenden Glanzpunkte wie der Prager Fenstersturz und der Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz Fluch zu einem Schlußtableau der alten Tschechen und der Schweden am Kaiserhofe sehr anziehend und lebendig.

Ob der Novellist nicht oft zu schwarz gesehen? Wer kann bei solchen Erzeugnissen, wo der Hintergrund des Bildes so groß wie die Welt der Natürlichkeit, Wahrheit und Realität war, immer ein gleichsam tröstlich wagendes Gefühl bewahren? Im allgemeinen gelingt es der Novelle durch Unparteilichkeit in der Darstellung der beiden streitenden Parteien auch und erringt sich zu einem gewissen Punkte durch den Reichthum seiner Schilderungen und des verarbeiteten Materials ein auch über diese Periode noch leitendes populäres Geschichtswerk.

Mannichfaltiges.

Jemand macht der Poesie den Vorwurf, daß sie bei weitem hinter den großen Erfindungen der gegenwärtigen Zeit zurückgeblieben wäre; wo in der gleichzeitigen deutschen Poesie nur allein die Namen Gervinus, Overbeck, Kiel, Freiligrath, Kaulbach, Rietschel u. s. w. zu finden wären? — Wir erwidern, daß es richtig sein mag, daß vielleicht Zeitalter der deutschen Kunst für später gekommene angenehmer, als unsere vielleicht Literatur kam. Doch vergesse man Eines nicht: Wenn die gegenwärtige deutsche Literatur zur Herstellung ihrer Schöpfungen noch eine andere technische Fertigkeit, die man sich handwerksmäßig erwerben kann, in Anspruch irgend könnte als die, blos mit der Feder auf Papier zu schreiben, so würde sie in dem Falle, daß allem ihren vielen Fertigkeit dem plötzlichen in Erscheinungen Gebot der Maler und Bildhauer gleichkäme, keineswegs hinter vielen dieser genannten Erscheinungen zurückbleiben.

* *

Daß unsere Zeit nur die herrlichste und erhebendste Opposition gegen den Geist, der sich auf den meisten deutschen Universitäten zum ehrenden ausprägt wird, von der „Unfehlbarkeit der Wissenschaft“ Und dennoch liegt ein rührender und eher versöhnender als erbitternder Kontrast in der Wiederholung von alten Thatsachen und Erinnerungen, die so wenig Eingang und Erfolg bekommen konnten. Unter unserem Fenster schreien junge Leute im Gleichschritt hin und wieder: „Die Macht und Kraft ist deutscher Herzen Kammer!“ Es ist derselbe Rhythmus, dieselbe Herausforderung an die Gewalten der Erde, derselbe Thatendrang und Freiheitsruf, wie vor vielen Jahren auch und doch ist etwas — man möchte den jungen Sängern zurufen: Schweigt mit den veralteten Tönen und bringt Weisen auf, die ich besser begreifen als wissen und euch so sicher, warm, so wenig Erfindung gelingt ist!

* *

Wenn ihr Meister der Zukunft doch einmal gründlich wüßten, daß es der Musik verderblich, wenn sie sich als Poesie und Malerei dem Worte verschwingt oder als bunter Schmetterling nach kurzem freien Flatterfluge wieder auf das Wort niederläßt! Nur in der weisen Entfernung vom Worte liegt das Reich der Töne und muß sie sagen, was sie in Worten ganz Unaussprechliches sein. Kennt doch unsere Musik in Beethoven einen solchen absoluten Kontrapunktist, denen selbst die Poesie nur ohnmächtig nachzuahmen vermöchte.

* *

Jedem Talente unserer Zeit fehlt nur nicht dem, das wühlt und wühlt, um sich auszubreiten, aber das sich selbst niemals irgend kann, ohne erst einem andern Talente „Platz“ zu machen!

Wandel und Dauer.

Milde Zephyrwinde,
Reiche Blumenspur,
Nehmt der Schwermuth Binde
Von den Augen mir!
Laßt die grünen Aare
In dem Lenzgefild
Wiederum auch schauen
Wie in alter Zeit!
Sind der Blumen Farben
Nicht so üppig mehr?
Prangen sich die Garben
Minder ingoldener?
Sind des Waldes Sänger
Über Nacht verstummt?
Jubeln sie nicht immer
Wie von Tag und Jahr?
Blühen nicht die Rosen
Sich zum Strauße her?
Blinken nicht die Veilchen
Aus dem Grün hervor?
Hüpfen nicht die Quellen
Lieber Kind von Land?
Wandern nicht die Wolken
Wohlgemuth durchs Land?
Du nur, du bist über
In dem Lauf der Zeit,
Und dein Aug' schaut öfter
Auf die Herrlichkeit.
Du nur siehst mit andern
Blicken in die Welt,
Die beim Preis Wandern
Jugendlich sich hält.

Heinrich Zeise.

Eine Erscheinung auf dem Gebiete der Literatur, welche wir unseren Lesern bereits gestern, das illustrirte Familienblatt in Hannover, eine sehr schön redigirte „Illustrirte Monatsschrift“ unter obigem Titel und mit vielversprechendem Titel und vielversprechender Namen vor Augen führten. Wir haben es in Nr. 2 mit gewöhnlicher „illustrirter Familienzeitung“ zu thun und mit gewöhnlicher Illustration. „Aus Europa Europa“ unter dem Titel „Aus Süd und Nord. Von E. L.“ Einige Illustrationen wollen ja wie auf unbestimmte Beziehung „Das Zeitalter“, unter dem Titel „Das Zeitalter“, aufgefaßt. Wir haben auf Grund von 2 Nummern unser Urtheil zurückgehalten, bis wir auf Grund von 12 Nummern ein Urtheil fällen können. Wir haben nun die Nummern 1 bis 12 und müssen unsere frühere Meinung bestätigt und dahin erklären:

Das Resultat einer andern illustrirten Zeitung, welche unter Schmetterlingen „Der Gartenlaube“, welche sich unter Leser unter Autoren und deren Schöpfungen wegen leider weniger werden, als einer „Schmetterlingen auf dem Gartenbeete“ mit

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Neue Folge. Vierter Band.

Unterhaltungen

am

häuslichen Herd.

Herausgegeben

von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Vierter Band.

Leipzig:
A. Brockhaus.
1859.

Stempel

Inhaltsverzeichniß.

I. In gebundener Rede.

Seite

Von Lindau eine Ansicht. Von Heinrich Leuthold 16
Vom Frauenwerth. Von Ernst Fischer 63
Lilja bei Turnau. Von Edmund Hoser 117
Die beiden Welten. Von Robert Hamerling 150
Gnade. Von Robert Hamerling 161
Gedichte von Adolf Peters. 176
Frau Ute. Von Heinrich Leuthold 197
Im Walde. Von Adolf Peters 201
Lied. Von Adolf Peters 204
Die Nacht. Von Alexander Kaufmann 240
Gedichte von Heinrich Leuthold 242
Maiabend. Von Leuthold Hermes 244
Frühlingslied. Von Karl Georgi 246
Nach dem Winter. Von Karl Georgi 416
Julius Mosenthal's Legende. Von Ludwig Foglar 458
Im Grabe. Von Ernst Fischer 459
Die Frauenbewegung. Von Ernst Fischer 509
Traum und Herz. Von Ernst Fischer 510

II. Erzählungen.

Der Leutnant von Schwarzenberg. Historische Novelle von Theodor Fiedler 49–109
Die Magnaten. Von Franz Eberl 179–208
Meister Hannemann. Ein niederländisches Idyll. Von M. Goldmann 273–312
Erbrechtlich. Eine Erzählung von Fr. Freybach 313–329
Von der Wiedergeburt. Von J. N. Frey 345–349
Schuld und Sühne. Von Franz Hagenbach 441–509
Vom Strand der Ostsee. Novelle von Rudolf Gädner 457–480
Marietta. Novelle von Julius Rodenberg 737–778
Erzählung. Aus der jüngsten Zeit. 795–799

III. Lebensbilder und Skizzen.

Hieronymus's Erwachen. Von A. von Lewe 1–31
Aus dem Gericht. Erzählung eines Rechtsanwalts von Eduard Grosse 32–55
Der Nachlaßsekretär Benedikt. Von Ludwig Pfau von W. Wegener 71–77
Aus dem Leben eines Naturforschers. Von Julius Frauenstädt 81–84
Aus Mannheim. Von Adolf Peters 203–204
Aus Mannheim. Von dem Verfasser der Skizze: Aus dem Gerichtssaale 207–230
Aus dem Volke 231–240
Heinrich, Herzog von Lothringen. Von Moritz Carrière 249–262
Petrarca's Laura. Von Karl Frenzel 273–297
Wilhelm Pfeilschmidt. Ein pädagogisches Lebensbild von L. C. 486–502
Noch ein Wort über Erziehung von Heinrich Lorenz 457–460
Schweizer Pfeilschmidt. Von L. C. 460–464
Mädchenerziehung. Mütter der Zukunft. Von M. Friedrich 465–712

IV. Erinnerungen und Richtungen der Zeit.

Ein ernstes Wort. Vom Herausgeber 1–3
Dr. A. Tholuck's Vorlesungen über Luthers Hauslehre 21–27
Der Bauer und der Bauernstand 28
Zur Bauernfrage bei Augustin 45–46
Die elektrische Zeit 46–47
Der Tischler eines Tischlers. Zur Schiller-Feier 97–98
Wirthschaftliche Vorträge 121–124
Das Verhalten der Christen gegen Juden 149–
Die deutsche Studentin 149–
Monatsschrift für Musik 229–231
Buch- oder Kirchenbibliothek? 233–237
Der deutsche Gottes- und Bibelgelehrte 414–415
Zum Schluß 414

Seite

Der Norden . . . 493
Rudolf Virchow . . . 496
Italiens Hoffnungen . . . 510–512
Deutschlands Nationalgut. Zur Einheit, Kraft und Mäßigung. Von H. Asmus . . . 537–541
Den Verzagenden . . . 541–543
Napoleon III. und der „ewige Friede". Von Julius Frauenstädt . . . 552–556
Friedrich von Berg . . . 575–576
Die „rechtere Guillotine" . . . 621–622
F. M. Kraft über die Internationale Frage . . . 623–624
An der Leichenbahre unserer Krieger . . . 629–656
Romanen aus Germanien . . . 655–656
Die Römische Frage . . . 703–704
Die Nationalfarben . . . 733–734
Schmutzgeister. Von Dr. Eckstein . . . 793–796
Vor fünfzig Jahren. Drei Jubiläen. Von H. Asmus . . . 824–825

V. Völkerzustände, Reisen, Sitten- und Ortsschilderungen.

Zur Erinnerung an Leipzig. Von J. R. Frey . . . 28–30
Das Reisezeichen . . . 64
Auf der Reise. Skizzen von Ludwig Gölle . . . 69–270
Eisenbahnen der Neuzeit . . . 142–143
Straßburg. Ein Stadtbild von Adolf Stern . . . 148–154
Berliner Briefe. Neue Folge . . . 161–703
Der Weihnachtsabend in Polaun. Mitgetheilt von J. R. Frey . . . 168–169
Die alte Weihnachtszeit. Von Heinrich Asmus . . . 177–179
Nordwestliche Lebensbilder. Von Fr. Friedrich . . . 214–221, 561–546
Die Gastfreundschaft der Araber. Von Max Maria von Weber . . . 231–254
Aus Paris . . . 284–307
Lauberen. Eine Novelle von Hermann Semmig . . . 328–331
Ehemaliger Weltschmerz . . . 332–336
Sehnsucht in alter Zeit. Von Heinrich Asmus . . . 345–346
Aberglaube in der Neumark. Von A. B. . . . 346–363
Pariser Erzählungen und Lebensbilder von Hermann Semmig . . . 369–425
Alpenrosen . . . 400
Bilder aus Rom. Von Emma Herdorf . . . 502–507
Von der Reise . . . 702
Ein thüringischer Pfingstgesang. Von Moritz Stoff . . . 697–704
Die Insel. Von Heinrich Asmus . . . 609–615
Schmidt. Ein Fragment. Von L. Lampert . . . 637–638
Herrna. Von Friedrich Lampert . . . 673–675
Hochzeit. Vom Herausgeber . . . 705–709
Londoner Skizzen . . . 732–739
Baden-Baden. Ein Brief von der Reise . . . 776–779
Briefe aus Paris. Von Ludwig Gölle . . . 779–814
Das Straßburger Münster. Von L. Lampert . . . 857–859

VI. Geschichte.

Horn und Hornsberg . . . 15–18
Theodor von Gothen. Eine historische Skizze von Adolf Stern . . . 33–49
Thomas Carlyle's „Friedrich der Große" . . . 25–26
Kaiser Joseph in Frankreich. Von H. Mannstern . . . 145–148
Philipp Melanchthon . . . 349–350
Der Friede von Basel. 1795 und 1859 . . . 607–609
Die Gräfin Dubarri. Eine historische Skizze . . . 613–617
Das Interim. Von Dr. Matsch . . . 668–669
Machiavelli. Von Karl Frenzel . . . 675–714
Die Herren der Lombardei . . . 696–697
Die Opfer der Schlachten . . . 719–720
Helden und Charlatane der Geschichte . . . 735–736
Rückblicke . . . 751–752
Marie Antoinette . . . 817–

VII. Der Mensch, sein Wesen und Treiben.

Homöo- und Allopathie im Alterthum. Von Dr. J. Frauenstädt . . . 30–31
Hand und Auge. Von Medicinalrath Dr. A. Clemens . . . 50–60
Olympische Spiele im Zimmer . . . 112
Wasser das Beste. Zur Hygienischen Gesundheitspflege . . . 121–126
Zur Gesundheitspflege . . . 490–509
Die Leiden der Hochschultrieben und ihre Behandlung. Von Dr. Wortmann . . . 780–796

VIII. Die Erziehung.

Lehrerversammlungen . . . 79–80
Schiller und die Schule . . . 94–95
Die Jungen der Kinder. Von Berthold Sigismund . . . 391–395
Der Unterricht der Jesuiten . . . 767–768

IX. Philosophie.

Natur und Bildung . . . 382–384
Das Gleichniß von Goethe's und Schiller's . . . 446–447
Leben des Gestorbenen. Von Dr. theol. J. C. L. Gieseler . . . 472–477
Ein Fortschritt der Zeit . . . 477–478
Das Zeitalter der Aufklärung . . . 509–510
Naturgefühl und Bildung . . . 568–569
Das Wort von der Kunst . . . 574–575
Das Ich . . . 752
Eine Weltanschauung der Verbindung. Von Julius Frauenstädt . . . 803–827

X. Lebensbezüge und Lebensbedingungen.

Auch ein deutscher Herd. Von B. Sigismund . . . 3–9
Die Lichtseiten der Armen. Von H. Asmus . . . 40–44
Die Übersetzung in Lebensruh . . . 63–64
Haushaltung der Frauen im alten Rom. Von Heinrich Asmus . . . 107–109
Aus dem Leben der Ehepaare . . . 512
Ueber den Einfluß der Bildung auf den leiblichen und Nationalcharakter. Von J. Frauenstädt . . . 683–686
Die Vereine . . . 687–688
Das Verlobtsein . . . 784
Doctor Elisabeth. Zur Beantwortung dessen Frauenberuf? Von C. Gützner . . . 861–869

II. Allgemeine Naturbetrachtung.

Die Schöpfungsplane der Natur . . . 13–15
Parabeln aus dem Leben der Natur . . . 143–144
Die Macht der Gewässer über den Erdball. Von Dr. Karl Kraus . . . 283–286
Alexander von Humboldt. Ein Brief aus Berlin . . . 665–680
Das Mikroskop und sein Einfluß auf die Kenntniß der Natur . . . 661–667

III. Die Nachtseiten der Natur.

Die Tornados. Von Sanitätsrath Dr. Schneider . . . 129–135
Die Magnetpflanze. Von Dr. Wermann . . . 169–173
Ein Nachtbild der Tropen . . . 297–298
Der Aberglaube des Mittelalters. Von Dr. Theodor Paur . . . 429–443
Die Heilkraft der menschlichen Hand. Von Dr. Wermann . . . 454–461
Elektrotherapie . . . 485–496
Die Gottesurtheile. Von Sanitätsrath Dr. Schneider . . . 569–591

IIII. Die Erde und ihr Leben.

Die größten Diamanten. Von Emil Singer . . . 286–428
Aus der Geschichte eines Vulkans. Von Emil Singer . . . 617–634

IIV. Das All und die Himmelserscheinungen.

Entfernung des Mondes . . . 746–749
Kometen und Weltuntergang . . . 766–767

IV. Pflanzen- und Thierwelt.

Die Materie und das Thier . . . 237–238
Der Kakadu. Von Alexander Ziegler . . . 379–382

IVI. Sprache und Geschichte der Literatur.

Ueber Gallerie's „Leben Schiller's". Von Dr. Theodor Paur . . . 155–158
Gömchische Novellen. Von H. Hensler . . . 209–214
Literarische Fabeln. Von Julius Frauenstadt . . . 225–230
Der Dichter des Don Quixote. Von Karl Frenzel . . . 241–246
Verschollene und Vergessene. Von Franz Gnaeus Fabius . . . 321–326
Die Jugend Voltaire's. Nach Gaedicke. Von Amrig Hölle . . . 429–430
Sanders's deutsches Wörterbuch . . . 432
Faust und sein Ende . . . 478–495
Nachdicht. Eine biographische Skizze von Hermann Semmig . . . 520–525
Die Königsberger Handschrift . . . 527–528
Parodien in Jamben . . . 640
Der Genius der Sprachen . . . 686
Große Geister begegnen sich . . . 669–670
Goethe und sein Gedicht . . . 671–672
Friedrich von Gallen. Ein Dichterleben von Theodor Paur . . . 721–730
Jubiläumsbuch vor 150 Jahren . . . 730–733
Das Drama der Alten . . . 799–815

IVII. Kritisch-ästhetische Miscellen.

Für die Winterabende . . . 32–304
Henry Stanley . . . 47
Die Blasirten . . . 47–48
Zur Charakteristik H. Th. B. Hoffmann's . . . 113–115
Für den Weihnachtstisch . . . 144–190
Rudolf Gottschall's „Pariß" . . . 158–159
Wie sich die Dichter einander sehen . . . 159–160
Gedichtsammlungen . . . 191–624
Heinrich Schilling . . . 223
Robert Waldmüller . . . 223–224
Urtheil des Auslandes über deutsche Literatur . . . 224
Deutsche Literatur in der Schweiz . . . 272
Ein ungarischer Dichter . . . 285–286
Paul Heyse . . . 286–287
Anleitung, die Dichter zu lesen . . . 288
Düntzer's Erläuterungen zu deutschen Klassikern . . . 288
Der Verfall der französischen Literatur . . . 303–304
Zwei „Gänschen". Karl Frenzel und Hermann Grimm . . . 334–336
Heinrich von Meyer . . . 350–352
Philipp Galen . . . 367–368
Biographische Romane . . . 392
Romane und Erzählungen . . . 431–544
Adolf Peters . . . 480
Eine Dichterin vor dem Staatsanwalt . . . 488
Julius Hammer . . . 528
Die „Grenzboten" und das sächsische Preßgesetz. Vom Herausgeber . . . 537–538
Friedrich Hebbel . . . 559–560
Sophie Loschin . . . 591–592
Stil und Manier. Von Julius Frauenstadt . . . 625–627
Otto Müller . . . 656
Die französische Kaiserpoesie . . . 670–671
Varnhagen von Ense . . . 704
Zur Geschichte der neuesten Literatur . . . 768
Eine neue Zeitschrift . . . 784
Zur Unsterblichkeit . . . 800–802
Gesunde Gedanken . . . 815–816
Metternich — Gentz — Rahel Varnhagen . . . 816–832

IVIII. Schöne Kunst.

Die allgemeine deutsche Künstlerversammlung in München. Von Karl Frenzel . . . 22–26
Ein Album . . . 319–320
Bilder der dresdener Galerie . . . 447–448
Albrecht Dürer. Von L. C. . . . 449–454
Die englischen Maler des 18. Jahrhunderts nach der manchester Kunstausstellung betrachtet . . . 485–490
Feichener, der Hüttenmaler. Von Wilhelm Pregrant . . . 573–574

IIX. Bühne und Musik.

Aus Beethoven's Leben . . . 111–112
Das neue Drama . . . 240
Briefe über Musik. Von Ernst von Elterlein . . . 425–446, 468–480
Theaterstreiken . . . 440–441

	Seite
Die Rechte der dramatischen Autoren	490
Theater in Frankfurt am Main	526–527
Das Klavier	560
Das bürgerliche Trauerspiel. Von J. Franzmann	652–653
Friedrich Hofmann	717–718
Beethoven und Liszt	831–832

II. Zur Kunst des Lebens.

	Seite
Die Schönheit der Form	16
Schmutzlich. Von L. Hahnfeld	16–544
Die Kunst des Lebens	125–127
Gedankenspänne	144–384
Ueber die Liebe	222–272
Die Schmetterlinge	256
Glossen. Von A. G.	256–672, 832
Die Geselligkeit	318–319
Bayard Taylor und die Frauen	336
Die Sittlichkeit nach den Anschauungen der Gesellschaft	336–339
Lüge der Wahrheit	672
Aus meinem Tagebuch. Von Friedrich Spielhagen	689–816

Neue Folge. Vierter Band. **Nr. 1.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: An unsere Leser. Von Karl Gutzkow. — Winckelmann's Erwerbung. I. Von A. von Torn. — Auch zum häuslichen Herd. Von Berthold Auerbach. — Auf dem Gericht. Memoire eines Sachwalters von Eduard Brenn. — Die Schöpfungsplane der Natur. — Stein und Hardenberg. — Die Schönheit der Seele. — Lebensblicke von L. Rellstab. — Dem Andenken eines Freundes. Von Heinrich Zeise.

An unsere Leser.

In unveränderter innerer Richtung begrüßen diese Blätter zum siebenten male die Jahreswende ihres ersten Erscheinens.

Der Kreis unserer Freunde hat sich nicht verringert.

Gleich bei der ersten Ankündigung unserer „Unterhaltungen am häuslichen Herd" lag es nicht in unserer Absicht, in drängender Hast, nur um die Gunst des Publikums werbend, in den Kreis unserer Mittheilungen alles und jedes zu ziehen, dem nur irgend die Neugier der Menge zugewandt ist. Wir suchten die Bildungsvoraussetzungen, die bei unserer so umfassend gewordenen populären Literatur nicht selten von ähnlichen Unternehmungen bis auf das Maß der untersten Volksklassen gegriffen wurden, nur innerhalb der Sphäre, wo sich genügsam Kenntniß der Literatur und ihrer üblichen Hülfsmittel findet, um das Bedürfniß nach Belehrung über das alltäglich Vorkommende an Quellen zu suchen, die in wissenschaftlicher Regelung fließen, nicht in dem Durcheinander von Zeitschriften, die in ihren Mittheilungen das Fremdartigste zu verbinden anfingen, Eingebungen der lyrischen und erzählenden Poesie mit Mitteln gegen die Sommersprossen. Wir haben uns den Erscheinungen der vorzugsweise zur Parole gemachten „Natur" und des materiellen Lebens nicht entzogen, immer aber dabei einen Leserkreis vorausgesetzt, den nicht die Darlegung der rohen Erscheinung fesseln konnte, sondern nur die Anknüpfung derselben an höhere Gesetze entweder der Wissenschaft, was die innere Begründung anlangte, oder des Geschmacks, wo es die Form der Darstellung galt.

Dieser Leserkreis ist uns treu geblieben und ihn auch noch ferner und dauernd zu fesseln, bleibt unsere alleinige Aufgabe.

Dabei leugnen wir unsere nächste Verbindung lediglich mit dem, was man Belletristik zu nennen pflegt, keineswegs. Doch schon lange weiß man, wie sehr das Feld dieser sogenannten schönen Literatur sich erweitert hat. Der Ernst des Lebens ist wie an die Wissenschaft so auch an die Kunst herangetreten. Die Prüfung des Gedankens und der Phantasie an den Anforderungen des Gegebenen hat sich mit einer Nothwendigkeit geltend gemacht, die sogar bis zur Gleichgültigkeit gegen die Theorie,

verkannte bis zur Herabsetzung des dichterischen Ideals führen konnte. Gegen das Uebermaß dieses sogenannten Realismus haben wir immer gestritten. Die Schranke jedoch, die bisher zu lange die dem Schönen huldigenden Geister von den Interessen und den bekannten Anschauungen des Lebens trennte, ist auch für uns gefallen und hat mit Recht die Dichter gewungen, ihre Werkstatt nicht mehr wie sonst auch allzu entfernt von dem Marktplatz des Lebens aufzuschlagen.

Der Charakter unserer Zeit ist ein Drängen nach dem Massenleben, in sich Befriedigten und in sich Beruhigten. Stürmen auch die Leidenschaften noch gerade so wild wie sonst, wenn sie der Hunger oder das Innerste des Patriotismus schüttern, so muß sich doch die innerste Glut des Hasses und die machtersüllteste Intrigue jetzt schon bei weitem mäßigen gegenüber dieser durchgreifenden Stimmung und Richtung der Zeit. Napoleon III. baut seinen Verbündeten ein trotzendes und herausforderndes Cherbourg gegenüber und doch macht er eine von Kanonen starrende Grenzmarke nur zum scheinbaren Zeichen eines Einverständnisses, das sogar die Feuerschlunde mit Blumen der Huldigung umlaubt. Die Hände, die man sich drückt mit Versicherungen der Freundschaft, sind so eiserne wie die des Verhängnisses; aber man drückt sie, wie wenn sie nur Handschuhe trügen; und das nicht ganz aus öffentlicher Falschheit, ob es gleich auch daran nicht fehlt, sondern weil in der Richtung des Jahrhunderts die Selbstbeherrschung, das Maß und der Friede so vorwalten, daß man nichts mehr unternehmen kann als lediglich um ihretwillen. Feinde der Menschheit genug, aber man sieht ihre Programme und vergleiche die Wirkungen, die sie zunächst hervorzubringen suchen, mit ihren uns so wohlbekannten geheimen Absichten. Selbst die Väter der Gesellschaft Jesu schicken als ihre Avantgarde überall erst die Barmherzigen Schwestern voraus. Erst die Liebe tut es, die Hingebung, das gemeinsame Elend der Menschheit und dann allenfalls das, was unter diesem Deckmantel dann von den geistigen Gütern der Menschheit zu rauben oder mit sogenanntem Bessern zu vernichten wäre.

Wenn diese Selbstbeherrschung aus der Furcht vor den zu offen am Tage liegenden Friedensbarrikaden des gerüsteten Europa entspringt, so möge sie uns gesegnet erscheinen. Sie möge es um so mehr, als wir an den äußeren Gluten der Erhitzung immer drohender Wolken heraufziehen sehen der Felgen, welche die Verbreitung der Kultur nach sich gezogen hat. Die Kämpfe in Indien und China, die immer fanatischer um sich greifende religiöse Gärung in der ganzen mohammedanischen Welt sind Felgen der Ausbreitung unserer Kultur. Wir selbst erhoben das Nationalgefühl der Völker durch die ihnen durch uns eingeflößte Liebe zu den Ihren. Die Völker Asiens und Nordafrikas lebten in ihren alten, in erneuter Wärme rezipierten Traditionen zurück: gedemütigt durch die Bewunderung Europas, haben sie sich die Mittel auch des geistigen Aufschwungs durch unser Beispiel zu eigen gemacht und gerade so fühlen und denken sie von ihren Vergangenheiten wie wir, oft genug in allzu lebhaft gewordenem Konservativismus, von den unsrigen. Statt daß ein Rena Sahib durch die Bekanntschaft mit der europäischen Bildung ein Lieu an der Themse würde, wenn er die ganze Blasiertheit auch unserer Sitten besäße soll, wird er ein Konservativer seines Volks, seiner Sprache, seiner Religion in allzu altüblichem Geschmack. Es wird zu wünschen sein, daß mit Bekämpfung dieser gefahrvollen Erscheinungen die Verbindung Europas mit Amerika durch den elektrischen Draht ein gutes Omen werde und wenigstens Amerika, dies verjüngte, gewonnen Liebe Europas reiferer Gedankenarbeit und sittlicherer Willenseinheit.

In solchen Zeiten einer fast krankhaft gewordenen Erregung und Friedensbedürftigkeit scheinen Literatur und Kunst, ja fast sogar die Wissenschaften keine andere Aufgabe haben zu sollen als die, dem Dasein einen Schmuck und Reiz mehr zu verleihen. Die so eifrig betriebenen Naturwissenschaften sollen das Behagen und den Genuß der Existenz und diese in dem Siege über die Natur erleichtern; selbst in ihren höher gehenden Debatten sind sie nur zu sehr eine Verherrlichung der Genüsse geworden, die man an der völligen Tierseitigkeit unserer Bestimmung haben dürfte. Was die bildende Kunst zu allen Zeiten that, um den Reiz des Lebens und die in sich gemeinsame Stimmung der Gemüter zu erheben, das hat sich vollends in unsern Tagen zu den glänzendsten und kunstvollsten Schöpfungen gesteigert, zu einer Entfaltung ihrer dekorativen Zauber, wie sie in dieser Fülle und verschwenderischen Vielseitigkeit noch nie so dicht an das Leben und die tägliche Begegnung mit ihm herangetreten ist. Und wie sehr dann zuletzt auch in der Poesie lediglich das Dolcestare hervorgetreten

in und das Problem auf sich hat beruhen lassen, beweisen die maßgebenden Kurstaxen, die man erwähne und englische. Deutsch sind sie nur die Tuchstücke der allenfalls einem Zeitalter des Erwerbs und des Sinnengenusses noch übrig gebliebenen wenigen musikalischen Stunden gewerden.

Im allgemeinen können die Zeitgenossen ihre Freude an dieser Wendung haben. Ein nachwehes, leichtes dem Guten und Schönen zugewandtes Leben war zu allen Zeiten die menschliche Sehnsucht.

Die Weisen all', die noch Welt besangen,
Sind in der Dichtung reinem Äther begraben!
Nun schmücken mit so bunten Blumen Zeitgenossen,
Die schon gen Westen deuten die Tagesuhren,
Nur einsame Gelehrte wollen heute Musen —
Der grimme Krieg hat seine Stirn entrunzelt!

Dieser Aerger Richard's III. paßt auf die Gegenwart. Mag ihr die Gegnung der Ruhe dienen! Mag sie ihre Probleme, selbst nach „ungetrübtem Genießen einer Laune" lösen! Mögen diese Fürstenbesuche und Prachtausstellungen und wissenschaftlichen Kongresse andauern, wenn auch ihr Eintritt ermüdet, die Schwierigkeiten dabei über falschheiten und gemachtem Blumen windet und es den Anschein gewinnen kann, als läge das Jahrhundert nur noch in Bewunderung vor einem Kristall in St. Cloud, einer Jagd in St. Germain und es gäbe keine andere Tagesordnung mehr als die der festlichen Einholungen, militärischen Paare, Einweihungen von Gebäuden und von Bibliotheken.

In dieser friedlichen Richtung und Stimmung der Zeit wollte an sich auch bei ihrer ersten Gründung unserer Zeitschrift ihr gemeinsames Scherflein beitragen. Sie wollte die Freude der Menschen, den Genossen der Kunstwerke und ihrer gewaltsamen Unterdrückung oder Beschädigung für ihr besseres Hoffen entbehren zu sein, fördern helfen. Doch ist sie sich gleich anfangs dabei doch der Grenze bewußt geblieben, wo der Friede auch zur Trübheit und Mattigkeit der Gesinnung führen kann, die Ergebung zur Gesinnungslosigkeit, die Ruhe zum Talent zur Genußsucht und gedankenleeren Heiterkeit, der erhebende und feierliche Ernst der religiösen Stimmung zur Begleiterin der Verdummung, die Genüge an der Lieblichkeit und dem Reiz des Kleinen zum tändelnd Kindischen oder zum Hochmuth sogar, der sich der Majestät des Großen nicht mehr beugen will.

Der Herausgeber, seiner Natur und seinem Lebensberufe nach wenig geeignet, aufzureizen und den Takt zu schlagen zur einem friedlichen Reigen der Musen, hat demnach sich in seinen Blättern zurückgehalten mit dem Aussprechen dessen, was ihm zu jeder Stunde das Nächste ist und das Recht der Verbannt auf dem literarischen Gebiete zu haben scheint. Aber auch in dem vorliegenden Gebiete seiner Blätter glaubt er seine Aufgabe und Leistung derselben dadurch am sichersten zu bewähren, daß er dem Genossen nur einen möglichst reichen Stoff der Mittheilung, über den die Tagespresse sich so gern ergießt, zuführe und nur in der Wahl der Aufsätze, in der Ansicht über die Harmonie des einen zum anderen, in den Anwendungen auf die Fragen der Zeit und des Lebens, in den Anregungen über Bücher, Menschen und Verhältnisse des Tages darüber mit seiner Sorge wache, daß diese Blätter darum kein gedankenleeres, nur der Augenblicks Stunde gewidmetes Material aufhäufen, sondern einem häuslichen Herd gründen helfen, wie er in der Wohnung von Menschen aufgerichtet ist, die zu arbeiten und zu denken lieben. Der häusliche Herd ist vor allem der Freundeskreis, in dessen traulichem Kunde die einzigen Flammen noch geschürt werden können, die man draußen auf dem Markte des Lebens, selbst in den Sälen der Gelehrten und in mancher Halle der Wissenschaft jetzt nicht mehr in ihrer Lauterkeit und reinigenden Helle leuchten sieht.

Bleibe denn also nach wie vor in diesen Blättern unser Bestreben unser häuslicher Herd, der eine Stätte nicht sowol zum Ausruhen von der Arbeit des Lebens ist, als der stille, traute, wohnliche, den Musen und Grazien zugängliche, das Beispiel des Alters ehrwürdig bewährende, die Jugend bildende und anfeuernde, durch die Familie und die Mitwirkung der Frauen alle Erscheinungen auf die Wurzeln des Gemüths und die Wahrheit des ganzen Menschen zurückgrade heilige Ort, wo sich der redliche Wille auch wieder für die Arbeit des Lebens stärken und sammeln kann!

Karl Gutzkow.

Winckelmann's Erwerbung.

Von J. von Kein

I

Hundert Jahre nach seinem unglücklichen Tode ist Johann Winckelmann anerkannt als der beredtsprechende Prophet der Bekenntnis und Würdigung der Antike.

Es ist anziehend, an diesem so hervorragenden Manne den Einfluß des Zeitens auf Erkennung und Charakter zu betrachten, die verhängnisvolle Umwandelung zu verfolgen, die sie erfuhren und die eine verwandte Heimkehr von Rom nach Deutschland so durchaus scheitern ließ.

Wir bringen nun einem anderen, ruhigeren und überlegeneren Geist, als der vielbewegliche, leichtbegeisterte Winckelmann war, auch eine Schilderung des verführerischen Italien, seiner Kunstschätze und seines „Ideallebens" entgegen: es sind die römischen Epigramme Goethe's. Welche Entdeckungen vor jedem Tempel, der unter Pinienschatten aus dem Grün emporragt, vor jeder gebrochenen Säule, den Pflanzenranken Gesimses und den Inschriftsteinen der Kompagna! Und doch kam Goethe nach Italien in Reimen, aus glänzenden und reichen Lebenserfahrungen, aus einer lieblichen Natur, seinem Weib in Stadt und Leben weit mit der italienischen Alltagsnatur weniger in mehr Rom allerdem kannte Winckelmann bei seinem Eintritt in Rom wenig, kaum den Schatten. An der Schule in Seehausen in der nordhäuser Altmark, in einer dürftigen Umgebung, nur von Lumpen und Lehren durchdrungen Gegend, mit dem Unterricht von Bauern und kleinen Bürgerkindern beschäftigt, ohne Anregung als die aus Büchern geschöpfte, kam im Gefolge des Reichsgrafen von Bünau, dessen Neigung zur deutschen Geschichte schwerlich in Winckelmann's Seele ein Verständniß fand, hatte er überall seine Empfindungen zurückdrängen, das Ziele seines Wissens, sein heißerstrebtes Nachdenken auf Fragen verborgen müssen.

Wie ganz anders in Rom! Die Wirklichkeit um ihn her steht im Banne, verbirgt mit ihm, durch ihren Kulturgehalt, den Apollo von Belvedere, die medicäische Venus als die reinen Schönheitsideale und verachtet in mehr als einer Hinsicht jene antiken Bruchstücke des Leben und einiger Kostbarkeiten. Statt dem Genuß in Schriften den Lohn des Verständnisses, und leider am Entfaltung angewandt hatte, war seine Lehre nur Lesen des Natal Comte, war dem Alterthumsforscher in der römischen Gesellschaft eine sehr Mißbilligung erlaubt. In diesem glücklichen „Naturalismus", um das Stichwort von Jacques Boltz bei seiner Charakterisirung Italiens zu gebrauchen, verband sich die Wirklichkeit so schön mit den Erinnerungen des Alterthums für alle, die wie Winckelmann und bis vor wenig Jahren die meisten deutschen Maler in ihm nichts als den Kultus der reinen Form und nur künstlerisches, kein politisches und häusliches Schaffen sahen. Da mögen ihm unwerth selbst die Planformen der Dächer, die harmonischen Linien in der Landschaft, die antiken Züge jenes Mädchens, jenes Knaben wie die höchsten Offenbarungen des Schönen erschienen und die scharfen und herben Unterschiede der modernen Welt von dem Hellenenthum ihm als nichtig entschwunden sein.

Die Lehrgewissen Winckelmann's kennen in den bildenden Künsten nur das Alterthum, die Schulenerinnerungen, die exemplischen Meisterwerken: Natur bedeutet ihnen wenig, selbst man noch mehr als die Form in ihm bewundern will, die Technik in der Verlust der Farben. Tempel zu bauen. Wenn man Heinse's „Lacoon" ansieht, kommt man immer wieder zu der Betrachtung, daß all diese geistvollen, scharfsinnigen und weit anregenden Bemerkungen möchte nur eine sehr beschränkte Anwendung haben und die „Gemälde der Poesie und der Malerei" vor den Bildern Rubens' und Rembrandt's, vor Correggio und Tizian besser bestimmt würden als vor antiken Reliefs. Es wäre thöricht, von ihnen modernes Bewußtsein verlangen, diese durch aus heidnischen Gemüther, ob sie sich protestantisch oder katholisch sich gebärden, zu einem Blick auf die christliche Kunst auffordern zu wollen: ihre Größe wie ihre Beschränktheit liegt eben in ihrer Geschlossenheit. Von Kampf, den sie gegen ihr Zeitalter in Worten, Sitten und Tracht wie in Anschauungen und Gedanken unternahmen, konnten sie nicht von einem universalen Standpunkt führen, so hatten sie wider ihr Ideal gute Partie gegeben, Homer und Sophokles, unzählige Statuen, Lorbeer von unübertrefflicher Kraft und Vollendung. Zum zweiten male, wie im 15. Jahrhundert, diente die Alte Welt zur Verjüngung der Neuen. Weiter noch als Heinse, der nie den Gelehrten verleugnen kann, war Winckelmann mit seinem Enthusiasmus zum Verklärer, und will man das Wort gewagten nun Priester einer neuen Apotheose geschaffen. Die Worte, die er vom Apollo gesprochen, haben nicht allein

Goethe hingerissen, sie bewahren noch jetzt ihren alten Zauber, auch es hat viele tolle Scene zu uns reden lassen, so deutlich, daß es nie wieder verklingen wird.

Wir sehen bewundert nicht der Künstler und Forscher, auch der Mensch fand in dem Reisenden, Fremde und einsamen Nachdenklichen werden ihn zweifellos die im Vatican, in Palästen und fürstlichen Gärten aufbewahrten Bildwerke gefesselt, seine große Arbeit, von der er jetzt bestimmt Ruhm wie Lohn erwartete, so sehr beschäftigt haben, daß die griechischen Erscheinungen bauer in erschrieben. Allmählich aber überwogen diese seine Freundschaft zu Mengs, seine Liebe, das Verhältniß, in dem er zum Cardinal Albani und dem päpstlichen Hofe stand, entfremdeten ihn täglich mehr dem Vaterland und es mußte in diesen Menschen erstorbenen Neigung und Verwandlungen die Neigung Winckelmann's für Italien, die einen fanatischen Zug hat, in diesem sein, nicht in den Armen der Albanerbraut, die in seinem schwärmerischen Auge immerhin auch weiblichen sprechen mochten.

Sie entfremdeten ihn Deutschland, der Kosmopolitismus unserer ganzen idealistischen Periode ist ebenso sich vielleicht am schärfsten in ihm. Die hellenische Welt kennt nur einen Unterschied, den der Griechen und Barbaren. Schulich schützt Winckelmann sich und seine romische Gleichheit von der großen Menge ab, die er, schmerzlich genug für ihn, in Sehnsucht in ihrer geringen Lustigkeit erspricht. Lag bei solchen Stimmungen, dem Drängen seiner Umgebung der Katholicismus Nahe, aber ihn gewann nur er über sich, lag sein unbedeutig in den gesellschaftlichen Beziehungen, in den gewaltsamen Erschütterungen seiner Sinnen und dem Verlust, den er damit zu gewinnen hatte. Winckelmann in seiner geehrten und behaglichen Lebensstellung in Rom ergibt sich ganz dem „sichtbaren Katholicismus", seine Briefe legen ein Zeugniß von seiner harmlosen und glücklichen Gemüthsstimmung ab. Es ist eine bevorzugte Natur, schauend zu genießen und genießend zu schauen, nichts von einem beständigen Grübeln, jener Unzufriedenheit mit sich selbst quält ihn, wie Reising. So nahen ihn die Einladungen jener deutschen Fürsten, die Aufforderungen mehrerer Fürsten, nach Deutschland zu kommen. Vielleicht ist es in seinem Wesen das größte Rathsel, daß er ihnen nicht gab und — weitergehend ging Reisen er, daß es für die Verhältnisse seiner der Alpen keinen Sinn und kein Gewinn mehr hatte, daß mit den neuen Überzeugungen doch auch das Angedenken der alten Kränkungen erwachen mußte? Und in dem Unternehmen wie in dem Aufgeben der Reise zeigt sich — nicht ein Verhängniß — sondern nur jene schwache, den Stimmungen leicht nachgebende Natur des Mannes, die sich der Pflicht gleich freut, wenn sie dem lieblichen, mit reizlichen Reizen entgegen.

Und diese Reise so enden mußte? Am 8. Juni 1768 in den Vormittagsstunden erschreckte die Bewohner von Triest die Kunde, daß auf dem Petersplatze, im bekannten Hotel, ein Fremder in dem, wie der Aberglaube hinzufügte, verhängnißvollen Zimmer Nr. 13, von einem Menschen ermordet wurde, den man seit Tage lang auf allen Plätzen und Straßen mit ihm konversiren gesehen hatte.

Wir gehen in Nachstehendem aus der Feder eines unserer geehrten Mitarbeiter eine Darstellung dieses grausamen Vorganges, geben aber vor, das Ganze für die nächste Nummer in seinem Zusammenhang zu lassen.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Auch zum häuslichen Herd.

Von Berthold Sigismund.

Das Familienleben ist als die Grundlage aller geselligen Einrichtungen so wichtig, daß die Kulturgeschichte auch die scheinbar geringfügigen Veranlassungen des Haushalts beachten und die Wechselwirkungen zeigen, welche sich von da aus über das Gemeinde- und Staatsleben erstrecken, nachweisen muß. Vielleicht wird aus dieser Rücksicht genauer, über die Haushaltungen und namentlich den häuslichen Herd betreffende Thatsachen, welche in früher Planeten schon öfters erwähnt worden ist, nochmals zur Sprache zu bringen und der Betrachtung im Kreis der Familie zu unterziehen.

Je höher ein Volk in sittlicher Beziehung und geistiger Bildung steht, desto mehr muß es Fremden gegenüber, und je weiter ein Volk in der Civilisation fortschreitet, desto mehr werden die Haushaltungsgebräuche erleichtert. Im Zeitalter der Verkehrsmittel haben sich alle Nationen zu vereinigen, welche der Haushalt nothig macht. Der Mann liebt Wildpret oder Fische und lobt dem Knaben die Jagerei; die Frau schätzt das Zelt auf, denen Stangen sie fortschleppen mußte, sammelt Wurzeln und Waldfrüchte, sät,

erntet und mahlt den Mais, bäckt das Brot, braut den Meth, verfertigt Mocassins und Kleider aus Fellen, die sie auch wol eigenhändig gerben muß, und heilt die Wunden. Sie verrichtet die Arbeiten aller Innungen, außer jener der Waffenschmiede, die der Mann als Vorrecht sich vorbehält.

Weniger Arbeit wird von der Frau bei den ackerbautreibenden Völkern verlangt. Der russische Leibeigene baut sein Haus selbst auf, verfertigt die hölzernen Hausgeräthe, gerbt die Schaffelle zum Winterkleid und macht die Lindenbastschuhe. Sein Weib hat nur nöthig, den Müller, Bäcker, Brauer, Koch, Spinner, Weber und Schneider und gelegentlich den Hausapotheker, Hausarzt und Schullehrer in derselben Person vorzustellen.

Weit mehr eingeengt ist der Wirkungskreis einer deutschen Bauernfrau. Sie hat nur die Posten des Koch-, Bäckers, Spinners und der Weißnäherin neben ihren ländlichen Arbeiten zu versehen, die andern Arbeiten sind ihr von Männern, die das Kleidermachen, Weben, Unterrichten und Heilen als Lebensberuf betreiben, abgenommen. Das Weben hat schon ihre Urgroßmutter nicht mehr verstanden; das Wolle- und Baumwollespinnen hat ihre Mutter, trotz alles Sträubens, aufgeben müssen, weil die Fabriken besseres und wohlfeileres Gespinnst liefern; sie selbst hat den letzten Zweigen der Küchenchemie, dem Seifesieden, Lichtgießen und der Herstellung von Zunder und Schwefelfaden entsagen müssen.

Noch weit mehr ist das Leben einer englischen Hausfrau durch die Theilung der Arbeit beeinflußt worden. Sie bäckt nicht, spinnt nicht, strickt nicht, näht nicht — „und", so rief eine gute deutsche Hausfrau aus, als ich ihr davon erzählte, „und ihr himmlischer Vater ernähret sie doch?" „Nun", fügte sie zuversichtlich hinzu, „wenn uns auch die Knet-, Spinn- und Nähmaschinen und die Strumpfwirkerstühle alle nützlichen Beschäftigungen vollends nehmen sollten (möchten sie doch lieber unsere Töchter der leidigen Strammarbeit überheben!), das Kochen werden sie uns doch lassen müssen! Den Herd sie sollen lassen stahn und kein' Dank darzu haun!"

Wie, wenn nun das Zeitalter der Fabriken auch Miene machte, die Hausfrauen aus dieser letzten Position zu vertreiben, die für uneinnehmbar gilt?

Ueberblicken wir das Heer der Belagerer, welches im Jahre 1847 als kleines Häuflein sich aufstellte und seit jener Zeit jährlich wuchs, so können wir uns kaum des Gedankens erwehren, daß sich jenes Heer endlich an eine völlige Küchenblokade wagen wird. Im Königreich Sachsen, über dessen ökonomische Verhältnisse die treffliche Zeitschrift des Statistischen Bureau, welche Dr. Engel herausgibt, dankenswerthe Mittheilungen macht, gibt über das Wachsthum des küchenfeindlichen Heerlagers folgende Aufschlüsse.

Die erste sächsische Volksküche, welche 1847 in Zwickau entstand, vertheilte 101,000 Portionen. Im Jahre 1848 bestanden in Sachsen zwei solcher Anstalten, 1849 drei, 1853 neun, welche 457,000 Portionen ausgaben, 1854 dreiundzwanzig, von welchen 889,000, und 1855 vierundsiebzig Volksküchen, von welchen beinahe zwei Millionen Portionen abgegeben wurden.

Ei nun, werden die Hausfrauen lächelnd einwenden, wo liegt da die Gefahr für unsere Küche? Dies sind Wohlthätigkeitsanstalten wie die Klosterküchen und werden nur so lange bestehen, als die leidige Theuerung dauert. Erzählt doch dieselbe Zeitschrift weiter, daß im Jahre 1856 von jenen 74 Volksküchen Sachsens nur noch 44 bestanden.

Dieser Einwand ist allerdings für die im Jahre 1856 eingegangenen Volksküchen wohlbegründet, aber auch nur für diese. Die übrigen in Sachsen fortbestehenden und in vielen andern deutschen Ländern errichteten Volksküchen sind nicht Wohlthätigkeitsanstalten, sondern Speisefabriken in bester Form und bedenkenerregende Concurrenten der Hausküche. Und so wenig ein Leinweber gleichgültig bleibt, wenn eine Webemaschine in sieben Jahren ihre Production auf das Zwanzigfache steigert, so wenig dürfen die Hausköchinnen die Augen vor der Gefahr schließen, welche ihnen aus dem verzwanzigfachten Absatze jener Speisefabriken droht.

Die Fabrik hat ja vor der Handarbeit einen so erheblichen Vorsprung voraus, daß es der letztern fast in keinem Wettlaufe geglückt hat, zu concurriren.

Sie kann zuerst ihr Arbeitsproduct wohlfeiler liefern. Eine Portion guter Suppe, wie sie von der Speisefabrik, auch wenn sie keine mildthätigen Zuschüsse genießt, für einen Neugroschen ausgegeben wird, kommt, wenn sie auf dem häuslichen Herde bereitet und die auf das Kochen verwendete Zeit gar nicht in Ansatz gebracht wird, theurer zu stehen. Dies ergibt sich schon daraus, daß in manchen Orten viele Hausfrauen auch nach Verlauf der traurigen Theuerungsjahre ihre Speisen

aus ähnlichen Fabriken beziehen; und gewiß läßt sich eine deutsche Hausfrau vom Herde ebenso schwer verdrängen als vom Spinnrade, wenn sie nicht im Aufgeben ihrer angestammten Rechte großen Vortheil erkennt. Die größere Wohlfeilheit der Fabrikspeisen hat aber ihren Grund zunächst in der Ersparniß an Brennstoff, welche der im großen arbeitenden Fabrik zugute kommt. Um eine ungefähre Schätzung der bei fabrikmäßigem Betrieb einer Haushaltungsarbeit zu erzielenden Holzersparniß möglich zu machen, sei an den Brennholzbedarf einer Brotfabrik erinnert, verglichen mit der Hausbäckerei. Wenn eine Bäuerin im häuslichen Ofen bäckt, braucht sie zur Herstellung von 100 Pfund Brot 50—70 Pfund Holz; ein Bäckermeister, der in seinem Ofen täglich zwei- bis dreimal backt, braucht zu derselben Menge Brot nur 30—36 Pfund Holz; eine Brotfabrik aber, deren Ofen Tag und Nacht beschickt wird, gar nur 17—20 Pfund Holz. Da 1 Pfund Holz in größeren Städten auf 1 Pfennig zu stehen kommt, so berechnet sich die Ersparniß der Fabrik auf 100 Pfund Brot zu wenigstens 30 Pfennigen. Sollte auch die Holzersparung der Speisefabrik nicht in gleichem Verhältniß stehen wie die der Brotfabrik, zumal da in den Häusern der Aermern das Kochfeuer im Winter auch das Zimmer heizt, so ist doch der Minderbedarf an Holz in einer Fabrik immerhin bedeutend, da ihr bessere Kochanstalten zu Gebote stehen als den meist mit unzweckmäßigen Oefen und Herden versehenen Privatküchen. Außerdem fällt in die Wagschale der Speisefabrik der bedeutende Vortheil des wohlfeilern Einkaufs im großen und hauptsächlich die Ersparung von Arbeitskräften. Wenn ein Fabrikkoch 100 Portionen Suppe für 20 Haushalte kocht, so vertritt er die Arbeit von 20 Hausfrauen, die ebenso lange als er am Herde stehen müßten, um das Wallen, Sieden, Brauen und Zischen zu überwachen.

Aber nicht blos wohlfeiler, auch besser kann die Speisefabrik ihre Producte liefern, als es die Hausküche vermag. Der Speisefabrikant hat beim Einkauf denselben Vortheil der bessern Auswahl wie der Engroshändler: er kann und muß seinen Kochanstalten die zweckmäßigste Einrichtung geben und seine ganze Zeit und Aufmerksamkeit auf seine Arbeit wenden. Die arme Hausfrau dagegen wird vom Krämer weniger gut bedient, muß sich oft mit Kochanstalten von Robinson'scher Einfachheit behelfen und kann, was als Hauptkunst erscheint, dem für die gute Laune des Hausherrn so bedeutungsvollen Geschäft wenig Zeit und Aufmerksamkeit zuwenden. Wie oft wird die Suppe räucherig und der Braten verkohlt, wenn das Geschrei des Knaben, der sich eine Brauche gefallen hat, in die Küche schallt! Und mit aller Achtung vor den Kochkünsten der Hausfrauen, denen die Erbweisheit von Müttern und Großmüttern zu Gebote steht, sei die bescheidene Frage gewagt, ob nicht ein Mann, der sich auf das Fabriziren von Speisen legt, wenn er auch nicht ein Genie wie Vatel oder Soyer ist, lernen sollte, wenigstens eine schlichte Hausmannskost herzustellen, wenn er über die delicatesten Fragen seine Hausehre zu Rathe zieht?

Da nun die Speisefabrik ihre Producte wenigstens ebenso gut und jedenfalls billiger liefern kann als die Hausküche, so ist dadurch über die Zukunft beider entschieden. Die Speisefabrik wird jährlich an Terrain gewinnen, die Hausküche verlieren. Am frühesten und auffallendsten wird dies eintreten in Fabrikgegenden mit dichter Bevölkerung. Diese Vermuthung bestätigen die in Sachsen gemachten Erfahrungen. Während im Regierungsbezirk Dresden im Jahre 1855 täglich 1656 und in dem von Leipzig 1743 Portionen aus den Speisefabriken abgeholt wurden, theilten die Volksküchen des zwickauer Bezirks täglich 7872 Portionen aus. Die Frauen der Fabrikarbeiter, welche großentheils in Fabriken oder durch Hausindustrie zur Beschaffung des Lebensunterhalts beitragen müssen, lernen den Vortheil der Arbeitstheilung und den Werth der Zeitersparniß zu gründlich kennen, um nicht der süßen, freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens in der Küche zu entsagen.

Anders steht es mit der Hausfrau eines Ackerbauers. So sehr ihr, besonders in der Erntezeit, wo die Feldarbeit all ihre Kraft in Anspruch nimmt, die Hülfe einer Vereinsküche zu wünschen wäre, so wenig wird sie sich dazu entschließen, eine solche Anstalt zu benutzen. Denn erstens sieht sie den ökonomischen Vortheil schwer ein, weil sie bei allen ihren Berechnungen die auf eine Arbeit verwandte Zeit nicht in Ansatz bringt und wenig Rücksicht nimmt auf Ersparniß der Erzeugnisse ihrer eigenen Wirthschaft.

Wie schwer ist es den Behörden geworden, Gemeindebacköfen errichten zu lassen, obgleich deren ökonomischer Vortheil augenfällig ist! Und zweitens herrscht in den Haushaltungen der Bauern so viel altgermanischer Absonderungsgeist, daß die Frau sich unglücklich fühlen würde, wenn ihre Leute mit allen andern Einwohnern des

Orten dasselbe Gericht aus demselben Teige essen müßten, obgleich in der Kochart der ärmsten und reichsten Häuser eines Dorfes viel weniger Verschiedenheit stattfindet als zwischen dem Mittagstische des armen und reichen Städters. Indem wird es noch außerdem einzelne Dörfer geben, in denen für die Sommerzeit eine Vereinfachung sich empfiehlt und Anklang findet. Wenn der ökonomische Vortheil zu bedeutend ist, gibt am Ende die Bauersfrau doch ein Stück von dem Bewußtsein auf, daß ihr Haus eine in sich abgeschlossene Welt im Kleinen sei, und entschließt sich, so wie sie das Weben, Wollespinnen, Seifesieden aufgegeben hat und die Kleider, die sonst alle im Hause verfertigt wurden, in der Kleiderbude auf dem Jahrmarkte kauft, auch endlich dazu, sich wenigstens gewisse obere Arbeit durch die Speisefabrik erleichtern zu lassen.

Den geringsten Anklang wird die Speisefabrik in den Ständen finden, welche von den Produkten der andern Fabriken gern und mit Vortheile Gebrauch machen. Selbst die Hausfrau, welche nicht mahlt, backt und spinnt, welche selbst das getrocknete und eingemachte Obst aus Fabriken bezieht und zur Belustigung der Familie nur insoweit beiträgt, daß sie den Kuchenzettel ersinnt und der Kunstproducte ihrer Arbeiter kritisirt, wird sich sehr schwer entschließen, eine Speisefabrik zu benutzen, wenn auch die Producte derselben die der gewöhnlichen Weißkuchen an Kostbarkeit ebenso weit übertreffen sollten als ein Battisttuch den dichtesten Kattun. Gänzlich verschließen werden sich auch die Häuser vieler Klassen den Producten der Speisefabriken nicht immer bleiben. In die Frauenerziehung der Mädchen immer häufiger wird, so wird auch das gemeinliche Vorurtheil in die eigene Herdflamme sich täglich mehr abschwächen, und wenn auch, wie wir hoffen, in Deutschland nie die amerikanische Unsitte einreißen wird, daß Ehegatten zusammen ins Wirthshaus gehen, um dort täglich Thee zu trinken und zu plaudern und das Leben auf diese Art weiblicher und bequemer zu haben, so liefern doch andere großen Städte Beispiele genug, daß die Hausfrauen die Speisen für außerordentliche Fälle oder selbst für den täglichen Gebrauch aus Speisehäusern beziehen.

Wollen wir nun voraussehen, daß mit der Zeit die Abnehmer der Speisefabriken sich mehren würden und also auch in diesem Punkte die Einförmigkeit durch die Arbeitstheilung zwar nicht vermindert, aber doch beschränkt werden wird: so drängt sich die Frage auf, welchen Einfluß diese Veränderung des Haushaltes auf das Familienleben haben und ob das dadurch erzielte Ersparniß die ideellen Verluste überwiegen werde, welche einer solchen Neuerung unzertrennlich anhaften.

Gewiß verliert dabei das Leben der Hausfrau einen poetischen Reiz, dessen Werth selbst der Mann zu schätzen weiß. Denn kaum wird einer sein, der sich aus seinen Junggesellenjahren nicht mit Vergnügen an die Eigenmahlzeit im Walde oder Feldlager erinnerte, die er eigenhändig bereitete, oder wenigstens der von ihm beschickten Kaffeemaschine mit freundlichem Hummen gedächte. Sich selbst Speisen und Getränke zubereiten läßt uns, wenn auch abgeschwächt, doch das Heiße Gefühl setzen, welches der ursprüngliche Mensch in der Urzeit oder im Urwalde der Gegenwart gemeßt, das Gefühl, selbständig zu sein und sich selbst sein Leben zu schaffen. Ich denke, die meisten Frauen werden, obgleich man sagt, daß den beim Kochen täglich Beschäftigten die Speisen am wenigsten schmecken, ihre Kochenbrodel-Stunden ungern verlieren, zu denen sie sich bestreben, den materiellen Speisen die rechte Zauberkraft zu geben, welche allen Tischgenossen die dankbare Neußerung abnöthigt: „Wie gut das schmeckt, man sieht, es ist mit Liebe bereitet!“ Aber die Weiblichkeit ist die Feindin der Natürlichkeit und Poesie. Wie malerisch war das Spinnen mit der Spindel und welche herrliche Gelegenheit bot es den Frauen noch, den Arm in den anmuthigsten Schönheitslinien zu bewegen! Aber die Spindel ist durch die unschöne, aber praktische Erfindung von Jurgens verdrängt und selbst das Spinnrad kennen jetzt viele Frauen nur aus L. Richter's sitzenden Familienbildern. Und vielleicht lehnt sich die deutsche Hausfrau der nächsten Generation ebenso wenig in die rauchige, rußige Küche zurück, als die englische und nordamerikanische Damewelt die deutsche Bauernfrau beneidet, welche die malerische Sichel und Sense schwingen muß.

Aber nicht allein die Hausfrau, auch die Tischgenossenschaft leidet, wenn die Speisefabrik platzgreift, einen herben ideellen Verlust. Wer anders schmeckt ein schlichtes Gericht, bei dessen Erscheinen man sich dankbar lächelnd gegen die Hausfrau verbeugen muß, weil man gewahr wird, daß sie mit zarter Rücksicht dem individuellen Geschmacke oder der launigen Weltweisheit der Tischgäste gehuldigt hat! Wie dem Jüng-

linge in seiner Klinke, Guitarre oder Petaniſtbuchſe einen herrlichen Saffianriemen und kaufen ein von lieber Hand nach dem Reißen der feinen Muſter geſticktes Stramindband und ſehe, was er vorzieht, das praktiſche, haltbare Fabrikat oder die unpraktiſche, unhaltbare Handarbeit? Es wird einer Hausfrau, welche die Speiſen aus der Fabrik bezieht, ſchwer werden, denſelben durch ihre nachträglichen Zutaten und Würzen den Hochgeſchmack und die Blume zu verleihen, welchen die echte Hausmannskoſt hat. Aber auch dieſer ideelle Verluſt wird dem Umſichgreifen der Speiſefabriken, wenn die Vorräthe der Walter immer weniger zur Beſchickung des häuslichen Herdes ausreichen werden, keinen Damm entgegenſtellen. Manche Hausfrau wird ſich in Zukunft bequemen müſſen, ihre Tiſchgenoſſen blos an Feſttagen mit ihrer eigenen Kochenſchöpfung zu erfreuen, ſo wie ſchon jetzt wenige Frauen ihre Kinder in Selbſtgeſponnenes kleiden können. Das allgemeine Nivellement des civiliſirten Lebens wird ſich auch auf den Mittagstiſch erſtrecken und für mehr und mehr Familien derſelbe Kochenzettel gelten. Es wird ſich alle an mehreren Tagen des Jahres wiederholen, was an einzelnen Feſten geſchieht, wie man jetzt in jeder thüringer Familie zu Neujahr Hering, zu Faſtnacht Reis und zu Oſtern Eier ißt, ſo wird künftig auch an Werkeltagen die Küche eines ganzen Orts mehr gleichförmig werden.

Zur Entſchädigung für die obenerwähnten Nachtheile bietet aber die Speiſefabrik uns einen Vortheil, aber einen ſehr gewichtvollen, der vielleicht alle Nachtheile überwiegt. Sie nimmt der Hausfrau eine Arbeit, die ihr täglich einige Stunden koſtet, und gibt ihr dadurch freie Zeit. Und die deutſchen Hausfrauen werden ſo wenig Zeit frei Zeit verſchwenden, als ſie es mit der durch die Einführung der Webmaſchine gewonnenen gethan; ſie werden ſicherlich ihr Mehr an Zeit auf Verſchönerung des häuslichen Gemaches, auf ihre eigene geiſtige Ausbildung und auf die Erziehung ihrer Kinder verwenden. Iſt es aber nicht tauſendmal beſſer, die Hausfrau bezieht die Speiſen aus der Fabrik, als daß ſie der Bereitung der Mittagskoſt wegen ihre Kinder rohen, leichtſinnigen Mädchen überlaſſen oder in die Bewahranſtalt ſchicken muß?

Und in der Hoffnung auf dieſe günſtigen Folgen ſehen wir der Umgeſtaltung des Haushaltes, die ſich ſeit 1847 in Deutſchland verbreitet, für die Zukunft ohne Bangen entgegen.

Auf dem Gericht.

Vortrag eines Sachwalters von Eduard Bruno.

Aber Kriegsmann, Kriegsmann, welche Hitze ſchon wieder! Schonen Sie doch die königlichen Nerven und heizen Sie nicht ſo fürchterlich hier im Warteſaal ein! Oder glauben Sie, die Gier der Chemie bedürfen mit denen des Franzoſen dieſelbe afrikaniſche Glut, um ausgebrütet zu werden? Oder, Sie alter Senatorus von Gerichtsperſon, ſollen dieſe glühenden Oefen eine Spitzelung ans uns Sachwalter ſein, die wir kommen im Herbſt und Sommer den Parteien einheizen?

Nun, ich will mich ſo weit wie möglich von dem feurigen Drachen ſetzen und auf meinen Gelegen Sperrklamm warten, der mich hoffentlich heute nicht zum dritten mal vergeblich hier ſitzen läßt.

Das iſt nun alle der Warteſaal vor dem Oberlandesgerichtshofe? Es kommt ebenſo gut heimen Der Wartetempel des Jupiter Amarus, ſo dürftig ausgeſtattet ſehen alle die Schreibergeſichter aus, welche um mich herum hocken.

Klingling!

Da wandelt ein Sendbiar in die Stube nach rechts und holt ſich wieder zwei Akten voll Acten. In jedem Aktenſtoß hat der Akten herumgearbeitet, überall gibt es abzuſchreiben, auf acht Tage in der blaue Junge verſetzt.

Er erhielt keine Akten aus dem Saale des Obergerichts.

Gelehrt ſei mein Intereſſe, daß ich, der Sachwalter Freimund, für Weiber und für Mündchen Gerechtigkeit thätig ſeit 20 Jahren, heute nicht auf die Glocke aus dieſem Oberſaale harren muß!

Die deutſchen Obergerichte entſcheiden heute anders, als der Anwalt im Intereſſe ſeines Clienten verlangt. Die Menſchen wollen glauben machen, das iſt aber immer entſchuldbarer unmöglich, bei den wenigen Fällen der Oberſchreibung, welche Mandats-Act Appell, zufällig nicht kennen, auch nicht mehr exiſtiren. Nur der Oberrichter und Mentorenſucher macht ſeinem Advocaten noch Acten! Ihre Ideen ſtehen noch aus im biblichen Schreiben, alles andere genügt zur glücklichen Ehe und muß ſie ledig machen. Arme Gelegen, die ihr dort mit der Schar eurer Gleichmuttern, Tanten, armen, gequälten Weibern, an der Wand des gerichtlichen Saales harrt!

Da kommt ſo ein erhitztes Paar aus dem Saale. „Zuweil der Mann Johann Schlag hat, in ungerechtem Zornesausbruch ſeiner Ehe

frau, Marie geborenen Sänftlich, zwar etliche male den Stiefelknecht am Kopfe applicirt, sodaß die Naht einen bleibenden Eindruck erlitten, auch Spuren von blutigen Wunden annoch nachzuweisen gewesen, demungeachtet aber der wohlbestallten Aerzte Gutachten dahin ausgefallen, daß selbige Marie geborene Sänftlich noch verschiedene male derlei Anfassungen auszuhalten geeignet, bevor von Lebensgefährlichkeit geredet zu werden vermöchte, so in mehrbesagter Johann Schlagsen anzuvermahnen, künftig seine zu Recht beständige Ehe mit rubricirter Klägerin in gottgefälliger Weise fortzuführen, dahingegen besagte Klägerin verbunden, gedachtem ihrem Gatten in treuer ehelicher Liebe anzuhängen, auch alle gerichtlichen und außergerichtlichen Kosten dieses Processes ihm zu ersetzen schuldig. Von Rechts wegen."

Wo eilst du hin, bleicher Schatten? Die Polizei verweist dich auf dein Urtel, also — zu deinem Peiniger! Bitte Gott um dein Ende!

Immer mehr ich' ich kommen . . Alle, alle müssen sie vereint weiter leben, auf daß das Institut der heiligen Ehe keinen Schaden leide. O Friedmeyer, Friedmeyer, warum diese glühenden Oefen!

Klingling! . . Aus der Stube hinter mir ertönt die Glocke. Das ist die Concursstube.

Eine Reihe finsterer Gesichter erhebt sich im Wartesaale und wandelt hinein, zu vernehmen, daß die Concurskosten, welche Gericht und Advocat berechnet, gerade so viel betragen als „die Masse" des Gemeinschuldners. Kopfschüttelnd und ergrimmt zieht dann alles wieder ab und haucht verher gerade so viele Seufzer an die Wand, als Thaler verloren gingen. Der Gemeinschuldner, der kommt zuletzt aus der Gerichtsstube heraus. Er hat eine ganz lächelnde Miene . . er hat unendliche „Masse" in der Tasche. Man etablirt mit Schulden ein Geschäft. Man bezahlt die ersten Bestellungen von dem Gelde, das man sich auf „Augenblicke" von guten Freunden geliehen. Das gibt Credit! Das Lager ist voll — [illegible] Zeitverhältnisse — eine Firma stürzt! Sie hing gerade über uns und mußte unser Schild mit herunterreißen —! Der arme, arme Mann! Ist als Anfänger der Zeit erlegen! Die Gläubiger wissen, daß das Lager voll, rechnen auf 50 Procent — wunderbar, heute hat's der arme, arme Mann beschworen, daß er alles, alles verkauft, ehe das Schuldenwesen ausbrach. Und das Geld? Mein Gott, mit dem ist der Gemahlinnen nach Amerika gegangen! Und unser „armer Mann" hat gerade noch so viel, seinem treulosen Genossen nachzureisen, um — nach einem Jahre mit ihm rangirt zurückzukehren. „Die Welt ist rund und muß sich drehen!" . . „Und der Mensch gleicht einer Uhr, die durch gehöriges manchmaliges Aufziehen — —"

Ach, aber wo bleibt nur mein Freund und Gegner Sportelkamm! Da naht sich meine heißgeliebte Gegnerin schon zum dritten Termin! Eine liebliche Gestalt! So viel Jahre, so viel Runzeln! Etwas nasse Augen und Lippen! Auch noch einige Haare auf dem ziemlich reinlichen Schädel! Jahn, aber nicht muthlos fragt die Alte: „Wollen Sie denn nicht gleich mit mir auch den Termin in Sachen der Wenklerin abwarten, Herr Advocat? Ich habe schon drei Gänge auf Leben und Tod hinter mir!"

„Edle Jungfer Spindlerin, würde mir's zum besondern Vergnügen anrechnen, Ihnen auch für diesen gefällig zu sein, sintemal aber mir aufgelegt, zum dritten male ängstlich auf meinen Collegen Sportelkamm zu harren, als welcher andere beschieden, sich mit mir über den Ihnen bewußten Kochtopf Ihrer Frau Gangnachbarin in Güte zu vergleichen, vermag ich nur, mich Ihrem Wohlwollen ganz ergebenst für morgen zu empfehlen!"

„Herr Doctor, ich brauche mein Geld!"

„Ihre Gegnerin wird diesen Begriff niemals realisiren können!"

„Was? Jeden Sonntag, wenn die Person ausging, lieh sie sich von mir ein seidenes Kleid — ich wechselte für sie die Mode — lieh ihr weiße Unterkleider, feine Strümpfe, Saffianschuhe, fürstliche Wäsche — ich ersuche dergleichen in Auctionen — eine Feder auf den Hut, eine ganz gute vergoldete Uhr, matte Gesichtsfarbe — ich lasse die weiße Schminke bis zu drei Pfennigen ab, da es sich zuweilen nur um Verbergung einer auffälligen Stelle handelt —"

„Fräulein Wenklerin hat Sie wahrscheinlich stets bezahlt; Sie kennen ihr also wol auch diesmal gestunden."

„Gestunden? Nicht die Minute! Wie sollte ich arme Frau reich werden? Mein Leibinstitut —"

„Der Streit entstand über einen Sonntagsstaat! Ich leugne den richtigen Empfang der Sachen!"

„Herr!"

„Nicht den Empfang, sondern den richtigen Empfang. Es fehlten an dem gerühmten Unter-

kleide, wie mir berichtet werden, alle Binde-bänder."

„Herr! Die Bindebänder —"

In dem Augenblicke trat ihr Fuß auf den eines jungen Mädchens. . . Es war ihr fünfter Gang auf Leben und Tod; sie verschwand mit ihr im Gerichtssaal.

„Könnte ich haben die Ehre, zu sprechen den Herrn Actuarius Kaltenborn?" tönt es inzwischen hinterrücks an mein Ohr.

Ich wollte Auskunft geben, aber eine Schreibmaschine erhob sich eben und ging in das Zimmer links von meiner Seite. Das ist die Wechselstube.

„Herr Actuar Kaltenborn erwartet Sie bereits."

„O, das ist zu freundlich — wollte aber eben fragen, ob nicht sein könnte das Terminchen zur Zeit des morgenden Tags? Oder überhaupt später?"

„Nein, nein, jetzt! Treten Sie näher!"

Und die Thür ging zu. Sie öffnet sich für vielen Patienten nur noch zu dem Behuf, daß der Doctor ihm [illegible]unde Dachluft in einer der dreißig Wechsel[illegible] anweiß.

„Ah, sieh da, Herr Muschel! Ihr Client, wollte sagen Ihr Gegner ist schon drinnen."

„Danke, danke, Herr Doctor!" sprach eine rangirtere Erscheinung, die der ersteren folgte. „Gott, sind das schlechte Zeiten! Was man an einem Baron verdient, setzt man am andern wieder zu!"

„Aber auch an, Herr Muschel", erwiderte ich, auf die Stelle deutend, wo bei andern Menschen eine Hüfte sichtbar ist.

„Ungesundes Fleisch von der Kartenschloß!"

„Armer Mann!"

„Wahrhaftig, es ging noch nie so schlecht wie jetzt! Die Menschen haben zu viel Geld! Kein anständiger Mann borgt sich mehr, nur die Lumpe kommen!"

„Lieber Muschel, ich bedarf zu meiner Badereise 300 Thaler."

„Mit Vergnügen!"

„Wie viel verlangen Sie auf drei Monate?"

„Da Sie es sind, 50 Thaler! Wir wollen es billig machen."

„Danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit. Ich werde es mir überlegen."

Wenn sich nicht der Humor der Ungeduld verflüchtigt — Sportelkamm kommt zum dritten male nicht — er will keine Sühne — er will den Proceß — um einen Kopfpreis!

Da kommt aber ein College Muschel's! Ein christliches Gemüth! Wie buschen die kleinen Augen aus den grauen Brauen hervor! Bei ihm ist alles Unnatur, auch die Farben halten nicht Wort. Wie näselt das: „Ganz ergebenstes guten Morgen!" Wie ängstigt diese lauernde Lüsternheit nach Geld und immer wieder Geld! Bei den armen Witwen schleicht er herum, anzufragen, ob sie nicht eines kleinen Vorschusses bedürften! Wehe ihnen, wenn sie bekommen — an dieser Angel klebt kein Fisch, kommt aber auch keiner wieder los. Das Darleben kann das erste mal nicht gleich zurückgezahlt werden — nun, Freund Polyp verlängert die Frist; nun muß die Mutter von fünf unverlorgten Kindern jetzt „fünfzig Thaler empfangen" schreiben, wo sie 40 Thaler erhielt. Die 50 Thaler können noch weniger geschäftet werden, „da schreiben Sie sechzig" — und bald steht so viel auf dem Papier, daß das arme Weib, der Wechselhaft zu entgehen, das ganze Häuschen dem Peiniger verschreibt, ihres Mannes Erbe, der es mit seiner Hände Arbeit zusammengebracht. Was nun? Diese Art von Wucherern, zu denen freilich nicht jeder höhere Zinsnehmer gehört, wie nationalökonomische Schwachköpfe vermuthen, diese Art, bald bekannt in Stadt und Land, sollte verbunden sein, Aufwartedienste für die Inwohner der Spinn- und Zuchthäuser zu übernehmen; denn die Ursache manchen Vergehens liegt in solchem Elendbringer.

Die Phrenologen tasten an den Knochen der Menschen herum — Polyp setzt eine alte graue Mütze bis über die Ohren und nimmt er sie ab, deckt ein struppiges Fell den Starrkopf. Die Augen aber, die Augen, sie sind das Knochengerüst der Seele, auf dem der Physiognom herumfingern kann. Offenbarungen sind hier unmöglich. Ein Männchen schwebt in der Pupille jedes Menschen ab und zu — die Weisen meinen, es sei das Bild des Davorstehenden; das Volk sieht etwas Innerliches in diesem Männchen, und es gibt Menschen, deren unsicherer Blick das Schauen des Bildes verhindert. Da redet das Volk von dem Verschwinden des Seelenbildes — der Mann habe sich den finstern Mächten verschrieben. Herr Polyp trug kein Bild in seinen Augensternen; das hatten die „Pupillen" mit davongenommen, deren Vormund er gewesen und die er um all das Ihre gebracht.

Tritt nur näher, alter Sünder! Hier sitzen Unglückskinder an unserer rechten Seite!

Sportelkamm, Sportelkamm, erlöse mich

aus diesem Thale des Jammers und der Noth!

Und Anderwerk, warum heizt man hier noch so?

„Der rothe Max ist noch nicht gekommen, Herr Doctor!“

Das ist der rothe Erholungstag für die drei großen Kachelöfen! Ach, auch ich sehne mich nach den rothen Backen.

Nun hab ich statt Sportelkamm's — das Sportelfaß! Still, gleich vor uns — da Thür ist offen geblieben! Das ist die Sportelstube.

Der Registrator hier:

„Johann Heinr. Aemlich, acht Tage mit den Kosten des Gerichts in Anspruch.“

„Articulation — Ausgepfändet!“

„Caroline Reine Wicht ist krank, bittet um Nebengestundung.“

„Ohne Einwilligung des Justizamtmanns nicht zu gewähren!“

„Heinrich Gottlob Liebrecht ist 60 Thaler Gerichtskosten schuldig aus seinem Negativen-Streite mit Jungfrau Johanna Christiana Eigen.“

„Sportelgeist umgehen!“

„Ist schon geschehen unter Androhung der Ausspfändung.“

„Der Mann hat aber den Proceß gewonnen.“

„Er hat mehr als Beklagte, wird ausgespfändet und mag dann gegen Jungfrau Eigen klagen, daß sie rothhaarig!“

„Aber Alma Luer hat nichts mehr, ist vergeblich wegen der Summe von 1 Thlr. 6 Groschen 1 Pfennig Kosten ausgepfändet worden! Sitzen?“

„Sitzen? Wo denken Sie hin, Registrator? Klagen eine gute Katz aus dem Absatale wegen schlechter Sportelentrichtung erhalten!“

„Ja, aber wo nichts ist, hat der Kaiser —“

„— Sein Recht noch lange nicht verloren! Klagung hat jeder Mensch Recht, so freiwillig zu geben, zu erdulden; also?“

„Also?“

„Summa: Alle wird so lange ausgepfändet, bis Alma Luer das bezahlt, was sie sein Recht haben, ihr zu nehmen.“

„Jakob Klos hat dem weiblichen Gerichtsdiener die Thür vor der Nase zugeschlossen. Gerichtsgewalt anwenden?“

„Wie lange und Sie denn im Amte? Kann dabei nicht eine Verhaftung vorfallen, welche uns Nebenunkosten für den Handwerksmann unserlegt?“

„Also?“

„Herr Klos ist sehr geschont und wird in Acten gelassen!“

„Aber des Gerichtes Ansehen?“

„Wer sieht das Gericht an? Das Absatal! Und wann?“

„Wenn recht viel in der Kasse ist!“

„Richtig, und Vergabene, damit das Budget des Ministeriums der Gerechtigkeit alle andern Ministerialhaushalte überflügele.“

Letzteres dachte nicht der Sportelkammer, sondern ich in meinem heißen Winkel; ich, der Advocat Freimund, dem seine Gedanken noch keinen Orden eingebracht haben. Und wenn das große Sportelfaß hier voll ist, dann heißt es: Der Sachwalter hat auch noch 20 Groschen zu fordern? Mag einkommen! Und noch einmal einkommen! Kann wird ausgepfändet! 15 Groschen neue Judicialien! „Ist wol durch die Auspfändung gedeckt?“ Nein, es fand sich nichts vor als Leckung der ältern Gerichtskosten; nun bitten, Herr Advocat! Und Sportelkamm und Freimund müssen mit 1 Thaler 15 Groschen wieder nach Hause gehen, Papier, Tinte und Feder unberechnet.

Aber — endlich, endlich, da kommt ja mein lieber Freund!

„Gelinge, wenn meine Schweinereien, die ich Ihnen hier schwatze, Pfennige wären, so wären Sie heute um 20 Thaler reicher!“

„Macht (was) Schweinereien? Will aber dings viel sagen! Denken Sie aber an einen Chausseearbeiter in Mittagsglut —“

„Ich begreife, Sportelkamm, wäre der Schweiß von des Menschen Angesicht chemisch zu verwerthen —“

„Ich legte sofort eine Actiengesellschaft an und pachtete alle Leichenbestattungen des Königreichs.“

„Das sieht Ihnen ähnlich! Wollen wir?“

„Was? Ah so! Sehr gern!“

Und ein gnnliches Schreibereantlitz geleitete uns in einer vierten Thür, die meine Gedanken heute noch nicht geöffnet. Das ist die gewöhnliche Prozestube. Gott sei Dank, daß der deutsche Gerichtsweg noch schriftlich ist. Da wird hier nicht viel geschrieben und verbeut. Ein Termin, „zu Gute und Recht“, geht schnell vorüber, weil keine Partei mit der Sprache herauszugehen braucht. Der Beklagte leugnet allemal, auch wenn er morgen schriftlich zugiebt; wenigstens ist das so, wenn Sportelkamm ihn vertritt. Der Terminsabwartung einen Thaler, schriftliche Ein

klagung auf die Klage zwei Thaler — warum sollte man, wenn man nicht muß?

Auch heute war der Kollege weidmännisch in dieser Art. Er war als Kläger einer Rechtsbeistandin zweimal außengeblieben und hatte schriftlich bisher nur auf gerichtliche Taxation des Streitwerthes und sonstige Nebensachen angetragen. Zum dritten male mußte er erscheinen, sollte sein Klagrecht nicht verloren gehen, also hatte ich heute endlich das Vergnügen, meinen Freund zu begrüßen.

„Wollen sich die Parteien nicht vergleichen?" fragte der Richter, ein hübscher, humaner Mann.

„Von Herzen gern", beeiferte sich Sportelkamm hervorzubringen. „Wenn Beklagte sich dahin verständigen, alle aufgelaufenen Kosten zu bezahlen, so bin ich mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen."

„Wie viel", fragte ich bescheiden, „machen die Kosten?"

„Drei Thaler die Kosten der Taxation und des Verfahrens."

„Und meine Kosten?" eiferte der Kollege.

„Sind auf zwei Thaler festgesetzt worden."

„Hatte doch zwei Thaler zehn Groschen sitzen, Herr Richter?"

„Die Geringfügigkeit des Gegenstandes erlaubte keine andere Taxation."

„Hm, hm! Nun Kollege?"

Meine Clientin hatte unrecht. Zahlte ich den Prozeß fort, so verlor sie noch mehr Kosten. Ich mußte auf den Vergleich eingehen.

„Hatten auch das erste mal erscheinen können!" sagte ich.

Sportelkamm's Antlitz überflog eine eigenthümlich schmunzelnde Blässe. „Lieber Kollege!"

Das war alles, was er stammelte.

„Und welcher Ueberfluß, diese Taxation des Textes!"

„Lieber Kollege —!"

„Ich sehe mich im Interesse meiner Clientin genöthigt, den üblen Vergleich gut zu heißen."

Ironische Verklärung auf Sportelkamm's Wangen und Brauen bei den Worten am Sportelschlag.

Dem armen humanen Richter freilich war das alles einerlei. Er erhielt seinen Groschen mehr oder weniger, als — sein deutsches Amtsherz gebot!

Wieder das Wartezimmer. Andere Gesichter, wenig lächelnde. „Wie finster und sauertöpfig hier, Genius Justitiae! Du bist die Spedition des Elends in jeder Beziehung! Wartet nur, schweigt hier, ihr armen Seelen! Ihr sollt euch Besserung werden! Ihr wißt dann, was ihr wollt wie unter einer! In Hause erwarten mich drei neue Clienten! Keiner soll durch mich einen Prozeß anfangen, das schwör' ich! Und — „lieber Freund, wollen wir ein Glas Burgunder zu uns nehmen? Der Kaviar bei Jette ist vortrefflich!"

„Geht, ihrer Kollege! Will nur erst drei Clienten in Hause abfertigen, und ihnen auch von der Klage abrathen. In drei Minuten bei Jette."

„Ich bestelle Ihnen immer Wein und Kaviar!"

„Kaviar und Wein!"

Sportelkamm drehte sich nochmals um und sagte:

„Wissen Sie was, Kollege, Sie kommen die drei Patienten, welche Sie abfertigen, zu mir schicken?"

„Lieber zum Henker!"

„Nun, nun! Alle kommen Sie schon, Freundchen, der Burgunder wird dann gerade keinen richtigen Timber haben, um mich moralisch auszudrücken."

In drei Minuten war ich in der Verhandlung von Jette. Es mundete alles vortrefflich.

Das Wort „Recht" kommt aber unter meiner Arbeitszeit nie über meine Lippen. Sportelkamm spricht freilich immer davon.

Anregungen.

Die Schöpfungspläne der Natur.

Von Plänen oder Tendenzen der Natur bei Gestaltung der Thiere wollen bekanntlich die Materialisten oder die Kraft- und Stoffmänner nichts mehr wissen.

Nach ihnen entstehen die verschiedenen Formen der organischen Körper nur aus der verschiedenen Zusammenwirkung der Einflüsse.

Nach ihnen hat z. B. der Hirsch nicht lange Beine erhalten, um schnell laufen zu können, laufen zu können schnell, weil er zufällig lange Beine erhalten

hat. Der Handwerker hat kurze, schneidende Äxte, nicht um zu gießen, sondern weil er viele Späne hat, darum gräbt er. „Die Dinge sind einmal, wie sie sind" — und in nachdem sie ähnlich sind, sind sie Gegenstände großen Nachdenkens.

Professor Karl Snell in Jena hat in seiner Schrift: „Die Entwicklung des Menschengeschlechts" (Jena, Frommann, 1858), die zu denen gehört, die unsre Anschauung bekämpfen.

Professor Snell zeigt, daß die Dinge nicht sind, wie sie einmal sind, sondern daß ihnen, selbst schon in der unorganischen Natur, ein Streben, eine Seele innewohnt, vermöge welcher sie über ihren jedesmal seienden Zustand hinausstreben, einen Ueberschuß über die äußerlichen Daseins durch die Form, nach der sie streben. „Dinge einer Gesetzlichkeit und der Zweck in ihre tiefere Form gerät."

Das vermeintliche Wort" Hätten die Materialisten Recht, die wir hier nur am deshalb kennen gemacht haben, weil sie in ihrem Streben nach Aufklärung das Kind mit dem Bade verschütten, ganz einseitig ihren Blick auf die chemische Stoffmischung richten, die anorganischen Formen der Natur näher ins Auge gefaßt, hätten sie morphologische Studien gemacht, so würden sie es nicht mehr so lächerlich gefunden haben, von Plänen und Tendenzen der schaffenden Natur zu reden.

Des Ausdrucks: Tendenzen der Natur, bedient sich ausdrücklich der berühmte französische Naturforscher Professor H. **Milne-Edwards** in seinem zu Paris erscheinenden großen Werke: „Leçons sur la physiologie et l'anatomie, comparée de l'homme et des animaux" (Paris, Masson, 1857), wovon uns zwei Bände bereits vorliegen.

In der Einleitung zum ersten Bande legt dieser geistvolle Forscher übersichtlich die Tendenzen der Natur bei der Bildung der Thiere dar. Die Natur befolgt z. B. die Tendenz der Oekonomie: denn obgleich sie eine große Mannichfaltigkeit von Organismen hervorbringt, ist sie doch sehr sparsam in den Mitteln, mit Hülfe deren sie diesen Reichthum an Resultaten erlangt: sie erschöpft erst alle Mittel einer Art, ehe sie sich neuer bedient.

Milne Edwards weist die „Theilung der Arbeit" als eine Tendenz der Natur nach, und schon 1854 erschien eine ins Deutsche übersetzte Schrift von Milne-Edwards: „Das Verfahren der Natur bei Gestaltung des Thierreichs", in der er seine Ansicht von den Tendenzen der Natur ausführlicher darlegte (Heidelberg, Winter).

Doch nicht blos französische, sondern auch deutsche Naturforscher, welche die morphologischen Studien zur Hauptaufgabe ihres Lebens gemacht, haben die Tendenzen und Pläne der Natur bei Gestaltung der Körper kennen gelehrt.

Erst vor kurzem ist ein sehr beachtenswerthes, dem größern gebildeten Publikum gewidmetes Werk dieser Art erschienen, auf welches wir hiermit die Aufmerksamkeit unserer Leser hinlenken wollen: „Morphologische Studien über die Gestaltungsgesetze der Naturkörper überhaupt und der organischen insbesondere. Gehalten vor einem allgemeinen Publikum in den Hörsaalräumen der Natur gewidmet von Dr. H. G. Bronn. Mit 449 Holzschnitten" (Leipzig & Heidelberg, Winter, 1858).

Es ist in Bezug auf Naturgegenstände eine Klage gehört, gewiß nicht unbegründete Klage, daß sie uns einem endlosen Fachwerk voll vereinzelter Thatsachen böte, von welchen Kenntniß zu nehmen nur für den Fachgelehrten angehende ist, während der Freund einer allgemeinen Bildung, der nicht in der Lage ist, eine lange, viel Zeit in Anspruch nehmende Reihe von Einzelheiten durchzumachen, verschiedenartige nur wenige anziehende Gesichtspunkte zu finden und sich anzueignen im Stande ist.

Dr. Bronn will durch sein Werk die Naturgegenstände in einen besseren Ruf bringen. Er hält es mit Recht für eine der schönsten und erhebendsten Aufgaben des Menschen, die zahllosen Einzelheiten unserer Erkenntniß, wie sie die tägliche Beobachtung uns zuführt, die nächtliche Erfahrung der fernsten Welträume zu Tage fördert, wie das Reagens der Scharfsinnigsten sie lehrt, wie das Mikroskop und Scalpell der Naturforscher uns kennen an 300,000 Arten natürlicher Körper sie darlegt, die Verfolgung des Entstehens derselben vom Atom an bis zu ihrer reifen Gestalt sie bietet, so zu ordnen und unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen, daß sich das Gemeinsame und Gesetzliche daraus erschließen und der Weg enthüllen läßt, welchen die Natur bei Erschaffung und Gestaltung der Wesen eingeschlagen hat. „Was gibt es Schöneres und Höheres für den menschlichen Geist, als den großen Plan der Schöpfung noch einmal durchzudenken!"

Daß die Natur nicht planlos verfährt, kann man unter andern aus der Anpassung der Organisation an die äußern Existenzbedingungen entnehmen. Die verschiedenen äußern Existenzbedingungen, welchen sich die Organisation aller Typen des Pflanzen- wie des Thierreichs und alle Modificationen derselben anzufügen haben, beruhen, wie Dr. Bronn zeigt, in den verschiedenen Graden von Wärme und von Licht, in der verschiedenen organischen oder unorganischen, wässerigen oder luftigen Natur des Elements, worin sie leben, und in der unorganischen oder organischen, vegetabilischen oder animalischen, todten oder lebendigen Nahrung, von der sie bestehen und wachsen, oder, noch allgemeiner und kürzer ausgedrückt, in ihrem Verhältniß zum Boden, zu den Atmosphärilien und der organischen Welt. Diese äußern Bedingungen, mit welchen ihre eigene Organisation zu verkehren hat, erheischen eine Anpassung vorzugsweise der Athmungs- und Bewegungs-, der Manducations- und Verdauungswerkzeuge und der Bekleidungsart, in viel minder verschiedenartiger Weise auch der Sinnesorgane, des Gefäßsystems, am wenigsten wird das System der Fortpflanzungswerkzeuge und das Hauptnervensystem davon berührt.

Wenn wir nun auch gern dem Materialismus wehren wollen, daß die Natur nicht wie ein wunderlicher Künstler, etwa wie ein Kunstreiter, dem Zuschauer den Weisen entlehrt, daß ihr Schaffen viel mehr ein bewußtloses und unbewußtes sein muß — folgt daraus schon, daß sie plan- und tendenzlos schafft? Und hat sie nicht die Tendenz, die Organismen ihrer Umgebung anzupassen? Wäre es zu sagen, daß eins zum andern paßt, die Kräfte harmonisch spielen und, nach Goethe's Vergleich der Natur mit einem Brunnen, „die Gaben auf uns niederringen"?

Stein und Hardenberg.

Gedenk' ein jeglich seines Schwures und Eides der Kriegsfürsten, die Berlin und den breiten Platz von den Linden zum Schloß zu einer Zeit von Jubelversammlungen machen, und festliche Huldigungen auch dem heimischen Gedanken zeigt brachte!

Man spricht halbverstohlen von einem Denkmal für Stein — in privatem Vorgehen auch von einem für Hardenberg.

Dagegen möge ankämpfen — aber dem Denkmal Stein's muß ganz Preußen — ganz Deutschland errichtet sein!

Und doch ist dabei eine Thatsache merkwürdig. Das Andenken Stein's wurde durch die Regierungszeit Friedrich Wilhelm's III. und die Reaction derselben gegen alles hochherzig Nationale in dem Grade niedergehalten, daß die sich für Stein regende Bewegung lediglich eine aus der Literatur hervorgegangene ist. Stein durfte die Früchte seines Wirkens nicht selber brechen. Was er gesäet, ernteten andere, und so gründlich war von 1815—1849 sein Andenken in Preußen ausgelöscht, daß es für einen großen Sieg der Wissenschaft und intelligenteren öffentlichen Meinung gehalten werden muß, wenn jetzt dem Schöpfer der Neugestalt Preußens, dem Erwecker Deutschlands vom Joch der Fremdherrschaft die Huldigung auch von oben her nicht länger mehr versagt werden kann.

Stein's Pläne, Absichten und Entwürfe, wie verschieden sie auch von dem sein mögen, was wir jetzt anstreben, bezeichnen für Preußen den Anfang seiner Erhebung. Sie haben ihn, getragen von der Gewaltigkeit seiner Person, schon längst, auch ohne Denkstein, unvergänglich gemacht. Die Erinnerungsbücher, die sein Wesen und bewegtes Leben zu schildern versuchten, von Pertz bis auf die neuesten Aufzeichnungen Arndt's, dienten dies Angedenken wach und kräftigten es, wenn es zu erlöschen drohte. Hatte er doch aus viel trüberen Zuständen, viel größerer Ohnmacht und Verworfenheit, als sie zum Heil Deutschlands je wieder eintreten, die preußische Monarchie und den Begriff des protestantischen Staates gerettet und Formen und Menschen gleichsam für die kommenden Schlachten geschaffen. War dieser moderne preußische Staat zum Theil sein Werk, mußte man nicht endlich an seinen großen Schöpfer mahnen?

Vor kurzem noch hat man auf den verschiedenen Gebieten und Schilderungen Arndt's erlaubt, welche Liebe und Verehrung dieser auch unter so harten und gewaltsamen Mann Zeitlebens zu erwecken und sich zu erhalten wußte. Die Erscheinung und das Auftreten Stein's erinnert oft an Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen. Wie sie ist er ein Zeitgenosse des Kampfes, von Reformgedanken erfüllt, kirchenfreundlich, zur Selbsthülfe geneigt. Den Versuch, den Franz von Sickingen, „das edle Blut", bei dem spanischen Karl V. wagte, ihn für die Reform der deutschen Kirche zu gewinnen, hat er in ähnlicher Weise, nur mit glücklicherem Erfolge, bei dem russischen Alexander zur Befreiung der Welt durchgeführt. Zeit, Verhältnisse und Umstände ähnlich sich so bei ihnen, in dem Maße der eine überragt das Andere, Phantasiebild, bei dem andern der Standort der Gesinnung, die Höhe seines politischen Gedankenflugs. Recht zu verhandeln war nicht mit ihm, das haben die preußischen Staats- und der Minister Hardenberg mit und vor ihnen der Kaiser Alexander leicht erfahren. Diesen Männern jener Epoche, ihm vor allem, fehlte die Geduld des Schönen; mit spartanisch strengem Sinn hatten sie nur ein Ziel im Auge: die Wiederaufrichtung des Staates und des gebrochenen Selbstgefühls der einzelnen. Aber es that noth, diese Gesinnungen wach zu rufen und zu nähren. Sie haben die glorreichen Schlachten von Dennewitz und Wöckern geschlagen.

Unter so vielen politischen Reformatoren steht Stein als einer der wenigen da, denen es bestimmt war, auch die Reife und Frucht ihres Werks zu sehen — wenn auch theilweise mit Unbank belohnt —. Glücklicher als Demosthenes fand er ein Volk, das er begeistern, einen Kriegsfürsten, den er auf eine kurze Spanne Zeit, freilich die entscheidende, zu der ausführenden Hand seiner Gedanken machen konnte. Daß die kleinen deutschen Fürsten diesem Manne sich nicht gern beugten, kann nicht wunder nehmen. Hatte er sie nicht in seinen Aufrufen aus dem russischen Hauptquartier für abgesetzt und vertrieben erklärt, wenn sie noch länger den Fahnen des Corsen folgen würden? Dieser Freiherr des Reichs war ein geborener Revolutionär aus jenen aristokratischen Kreisen der Ritterbürtigen, die, wie Sickingen, John Hamyden und Mirabeau, die ersten sind, die despotische Macht durch ihren Widerstand zu erschüttern.

Ein Denkmal aber auch für Hardenberg — ? Gewiß — nein! Wohin würde dies anders führen, als daß man auch noch einst in Wien ein Denkmal für Metternich setzt!

Es war ein Unglück für Preußen und für die Entwickelung des ganzen deutschen Staatswesens, daß auf Stein eine so sensitive, furchtsame, schwankende, wenn auch liebenswürdige Persönlichkeit wie der Kanzler Hardenberg folgte. Durchaus ein Mann des Hofes der alten vornehmen Gesellschaft, hat er mehr als einmal dem König und der Königin gegenüber die rauhen Worte Stein's zu entschuldigen und zu verbergen

gewußt. Berg hat uns erzählt, wie heilig Perin gegen die „Verschwendung“ der Liebigin erschien, wie schätzig er die zu Reisen und Vergnügungsplätzen aufgewendeten Summen für seine Zwecke brauchte, wie matrimonial er sie endlich auch forderte. Da war der nachmalige Fürst Hardenberg ein viel gewandterer und schmeichlerischerer Mann. Dem Herzen nach wahrscheinlich weder um [illegible] empfänglicher als Perin — was nicht unerwähnt bleiben darf —, hat er doch zweifellos auf dem Wiener Congreß die Verordnungen des Volks so wenig wie die für seine Universitäten von gerichtet Berliner Professoren ernstlich und sehr verübelt. Von der Schuld, das Werk Steins gerade so aufgefaßt zu haben, wie seine Bestimmung vielleicht nur möglich war, wird Hardenberg nur freigesprochen sein.

Die Schönheit der Seele.

Eine ‚schöne Seele‘ zu heißen ist der Ehrgeiz sie wahrer Frauen. Aber meist verstehen sie darunter nur die Fähigkeit, das Schöne zu empfinden und zu genießen. Die Schönheit der Seele besteht aber in mehr als nur in einem glücklichen Gemüthe. Sie soll auch dem Schönen zum Siege verhelfen über das Unschöne und Rohe und Gemeine des Lebens. Eine schöne Seele soll streiten und, wenn sie räumt, von gewonnenen Schlachtfeldern räumen.

Die „schöne Seele“ soll auch mit dem Herzen denken und jede [illegible] Idee, die sie im Leben findet, in sich verwirklichen. Wenn ihr Innerstes die Musik des Gemüthes ist, so kann sie ohne Harmonie gar nicht sein und leben. Wo aber das Verhältniß der Harmonie waltet, da ist auch die Gerechtigkeit. Eine schöne Seele, die dem Unterdrückten nicht beispringt, der Uebergewalt nicht steuert, die abweichende Gegenpartei nicht verträgt, nicht immer und überall ausgleicht und das Ungebührliche in seine Schranken verweist, verdient den Namen nicht, ist nur eine Emporkömmlerin.

Die Schönheit der Seele beruht auf dem, was in ihr die erste Regung ist. Gut und rein und gläubig zu empfinden ist ihr angeborener Instinct. Manches unvermeidlich schlackenvolle Herz läuterte das Schicksal und prüfte und erzog es erst zur schönen Seele. Unter vielen so erst herangebildeten schönen Seelen finden sich oft Priesterinnen, die würdig wären, Opferwache zu halten am Altar der Menschheit.

Lebensblicke

von L. Gabicht.

Erfahrungen haben ist nichts, aber aus allen Erfahrungen ein reines Herz gerettet haben, alles.

* *

Wenn ich nicht das Geringe, sondern das Große anstrebe, so liegt die Möglichkeit dazu nicht in meinem Ehrgeiz, sondern allein im Leben selbst, das auch die Liebe hat.

* *

Es ist viel mehr geschrieben, seine Lehren nur in das erhellenden Wetterleuchten und allgemeinen Weltgrüßen niederzulegen.

* *

Die vielbesungene Rose ohne Dornen heißt Erinnerung.

* *

Dem Frauenzimmer recht der Stutz in den Augen und doch — am Abgrund der Vergweiflung retten uns — wir alle nur Frauenzimmer!

Dem Knäblein eine Fremde.

Von Heinrich Seidel.

Dem Vater wie aus den Augen geschnitten —
Ein prächtiger Junge mit hellblondem Haar —
Da liegt er auf weißen Linnen, inmitten
Der Wiege, wie leuchten die Augen ihm klar!
Die weichen die rollenden Jahre entschwinden,
Dann bist du ein Jüngling, wir wurden alt,
Wir geben die Locke, die graue, den Winden,
Du prangst dann in Jugend und Wohlgestalt!

O könnt' ich dein Leben vergeistigt erschauen,
Wie du auf den Wogen des Daseins dich wiegst,
Und wie du als Knabe die blumigen Auen,
Der Sorge enthoben, [illegible] durchfliegst!
Und wie du als Jüngling von Stufe zu Stufe
Den Tempel der Wissenschaft muthig ersteigst,
Und wie du als Mann in dem ernsten Berufe
Das Haupt, wie dein Vater, mit Würde beugst!

Dir werden erblühen die lieblichsten Rosen,
Und wenn sie dir winken, erwirb dich ihr Glanz!
Es werden dich donnernde Stürme umtosen,
Du windе dir Schmerzen und Freuden zum Kranz!
Das Banner der Ehre, doch selbst du es halten,
Trotz aller Verleumdung und Natterngezisch,
Und wie sich dein Leben auch einst mag gestalten,
Blank halte die Ehre, das Herz halte frisch!

Kühn wirst du ins Leben und schlinge den Reigen
Mit blühender Wange und lächelndem Mund!
Doch fliehe das Lager der Lauen und Feigen
Und schließe mit ehrlichen Herzen den Bund!
Dann wirst du die Fülle des Lebens erschauen,
Dann wirst du das Walten der Gottheit verstehn,
Dann wirst du mit hehrem, mit heiligem Vertrauen
Ins Auge der Jungfrau, der blühenden, sehn.

Schnell werden die rollenden Jahre entschwinden,
Bald bist du ein Jüngling, wir wurden alt;
Wir geben die Locke, die graue, den Winden,
Du prangst dann in Jugend und Wohlgestalt!
— — Dem Vater wie aus den Augen geschnitten!
Ein prächtiger Junge mit hellblondem Haar!
Da liegt er auf weißen Linnen, inmitten
Der Wiege — wie leuchten die Augen ihm klar!

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 2. Wöchentlich ein Bogen

Inhalt: [illegible] — Winckelmann's Ermordung. Von A. von Lorn. — Die allgemeine deutsche Bibliothek in Wien. — Von Karl Frenzel. — Zur Erinnerung an Tertia. Von A. M. Frey. — Homer und Aristarch in Hirschau. Von [illegible]. — Die 5 Frauenbilder. — Gr. A. Tanner's Verhältnisse über Nathan Lauter. — Der Mensch und der Unglaube. — Für die Wissenschaft: [illegible]. — Literarische Revue. Von L. Hetzbold.

Winckelmann's Ermordung.

Von A. von Lorn.

II

Mit einem unbeschränkten Urlaub von seinen Obern und namentlich vom Cardinal Albani versehen, verließ Winckelmann Sonntag den 10. April 1768 seine neue Heimat Rom, um der Einladung seiner Freunde aus Deutschland zu folgen, zugleich aber um mit Lessing, der damals Sekretär an der berliner école militaire war, über eine französische Uebersetzung seiner Geschichte der Kunst persönlich zu unterhandeln.

Der Reise selbst hatten sich mannichfache Hindernisse entgegengestellt. Sie war zunächst mehrmals verschoben worden, weil seine Arbeiten ihn zurückhielten und die Aussicht einer Reise nach Griechenland ihn unschlüssig machte; dann aber, als sie endlich bei ihm beschlossen war, fand er seinen alten Freund Albani so besorgt, er werde ihn verlieren und ihn nicht wiedersehen, daß er ihm eher einen Urlaub nach Aegypten als nach Deutschland ertheilen wollte.

Wahre Sehnsucht nach seinem Vaterlande kannte Winckelmann nicht. Ihm verband sich die Erinnerung daran mit dem Andenken an seine ehemalige untergeordnete Stellung in Sienthal und Seehausen, an sein Verhältniß als Bibliothekar des Grafen Bünau; die Reise selbst war somit nur die Erfüllung eines Versprechens an seine Freunde. „Mein Herz sagt nein", schreibt er an Franke, „wenn der Entschluß zur Entscheidung kommen soll."

Die Reise sollte über Venedig, Verona, Augsburg, München, Wien und Dresden nach Dessau gehen, wohin der Fürst ihn dringend eingeladen hatte und wo ihn sein Freund Muzel-Stosch erwarten wollte; von da gedachte Winckelmann Braunschweig und Berlin zu besuchen und dann nach Rom zurückzukehren. Aber schon in München ergriff den Reisenden eine wunderbare Schwermuth, ein Heimweh nach Italien, das weder durch den ehrenden Empfang in München noch durch das Zureden seines Reisegefährten Cavaceppi, des berühmten römischen Bildhauers, in ihm ausgelöscht werden konnte. Es wuchs im Gegentheil von Tag zu Tag, bis er in Wien den Entschluß, nach Rom zurückzukehren,

Es ist wol keine Frage, daß Winckelmann's Sehnsucht und Schwermuth nicht allein von den kleinen Lastern und der Bildung der Zeit in Deutschland herrührten, die sein ästhetisches Gefühl beleidigt hatten, wie seine Biographen uns glauben machen wollen; ebenso wenig ist die romantische Erklärung begründet, die von dem Zuge zu der Entfernung seines Geschicks uns er-

alle. Wer wundert, daß ein Mann, der mit ungeduldiger Sehnsucht an der Vollendung eines großen Werks arbeitet, jede Verzögerung mit innerm Widerwillen zu vermeiden sucht? Dazu war Winckelmann an eine unentschiedene Arbeit gewöhnt, die größere Thätigkeit, zu der ihn seine Feder verdammte, mußte ihm endlich unerträglich heißen.

Je weiter er sich von Rom entfernte, um so tiefer fühlte er die Leere, die er brachte, und eine natürliche Sehnsucht nach dem Schauplatze seiner Thätigkeit, in welchem jeder Stein und jeder Monument ihn fesselte, mußte erwachen. Vielleicht beherrschte ihn auch die Furcht, daß die Fürsten, die er zu besuchen ging, mit ihr, wie unter anderm Vorwand der Papst, schon lange gewuchert hatten, ihn zu gewinnen, ihn in diesem Geschäfte der Nachricht nach Rom und zu Rom wankend machen könnten; wer stellt er ihnen Posten entgegen, wer sich mit seinen alten Freunden über seine Schritte in der Vergangenheit — seinen Uebertritt zur katholischen Kirche — und über seine jetzige Stellung verständigen? In dem allen kam sein körperliches Uebelbefinden, das ihn zu Rom mit Nachtschweiß, Magenbeschwerden, Schwindel und Schwäche der Augen schon so [illegible] beschäftigt hatte, „daß es ihn erinnerte, sein Haus zu bestellen", und das wol durch die Beschwerlichkeit der Reise verschlimmert sein mochte. Gewiß, es gibt der natürlichen Ursachen dieses Heimwehs genug, die alle romantischen Combinationen unnöthig erscheinen lassen.

Und was konnte ihn entschädigen für alle Opfer, die er brachte, für alle Beschwerlichkeiten, die er ertrug? Aeußern Glanz wünschte und kannte er nicht; ein Aufenthalt zu Perle d'Ange und der Geist und Herz stärkende Genuß der schönen Natur und der Kunst daselbst galt ihm mehr als der Glanz und das getümmelvolle Getümmel aller Höfe; ja er war vergnügter, wenn er sein Bett sich selbst machen konnte, als wenn er ein paar Bediente hinter sich hatte. (An Franke, 6. Februar 1765.) Oder hatte er etwa die Hoffnung, in Deutschland jene herrliche Freundschaft zu finden, nach der er sich sehnte, jene Freundschaft, „welche Armuth und Noth, ja den Tod selbst nicht scheute und selbst durch Undank und Treulosigkeit nicht verändert werden konnte?" War er doch überzeugt, daß das Ideal dieser Freundschaft nur im Alterthum zu finden gewesen, und hatte er doch durch Lamprecht, der seine Güte mit schnödem Undank lohnte, und durch Berg, den er „liebte wie einen Heiligen", und der nicht einmal auf die Meldung seiner Schritt ihm antwortete — hinlänglich erfahren, daß er seinen stolzen Wunsch nie erreichen konnte, da er doch selbst den Briefwechsel mit seinen herzlichen Freunden in Deutschland nur durch seine Lässigkeit im Gange erhalten.

Die Stimmung, in der Winckelmann den Entschluß faßte, seine weitere Reise aufzugeben und nach Rom zurückzukehren, spricht sich in zwei Entschuldigungsschreiben aus Wien aus. Das erste ist an Mengs gerichtet, mit dem er von Italien her befreundet war und dessen reiche Sammlung geschnittener Steine er katalogisirt und beschrieben. Es lautet:

„Wien, den 14. Mai 1768.

„Ich bin endlich, nach einer höchst beschwerlichen Reise, vorgestern Abend in Wien, und zwar nach fünf Wochen unserer Abreise von Rom, angekommen, diese Reise aber, anstatt daß sie mich hätte belustigen sollen, hat mich außerordentlich schwermüthig gemacht, und da es nicht möglich ist, dieselbe mit der benöthigten Bequemlichkeit zu machen und fortzusetzen, folglich kein Genuß ist: so ist für mich kein Mittel, mein Gemüth zu befriedigen und die Schwermuth zu verbannen, als nach Rom zurückzugehen.

„Ich habe mir von Augsburg an die größte Gewalt angethan, vergnügt zu sein; aber mein Herz spricht nein und der Widerwille gegen diese Reise ist nicht zu überwinden. Der Genuß der Reise würde bei Ihnen, theurer Freund, nur von kurzer Dauer sein, und ich müßte auf meiner Rückreise in hundert Städten anhalten und ebenso oft von neuem zu leben anfangen. Haben Sie Geduld mit mir, mein Freund; da mir dieser mein sehnlicher Wunsch vergället worden, so bin ich überzeugt, daß für mich außer Rom kein wahres Vergnügen zu hoffen ist, da ich es mit tausend Beschwerlichkeiten erkaufen müßte — —

„Mein Freund, wie viel mehr wollte ich schreiben, aber ich bin nicht wie ich zu sein wünschte und hoffe in wenigen Tagen mit der Landkutsche auf Triest und von da zu Wasser nach Ancona abzugehen. Ich küsse Ihnen mit innerster Wehmuth die Hände."

Kurzer und fast noch schwermüthiger schreibt er unter demselben Datum dem Fürsten Franz von Anhalt, den er früher „einen der würdigsten Menschen, Patrioten, Freund, ja man konnte sagen von Gott selbst gezeugt", nennt.

„Nach fast genau sieben Wochen einer beschwerlichen Reise", schreibt er später, „war ich endlich in Wien angelangt und ich will einen großen Schwermuth bekennen, der mich als einen Mann, der Europa und sich wie auch den Ausgang Gewalt angethan hatte, vielleicht zu unterdrücken, so sehr ich kein großer Freund zu meiner Bequemlichkeit, als nach Rom zurückzugehen; ich hatte meinem gnädigen Herren mit der untergebensten Bitterkeit die Hände und schuldigsten Gehorsam vorgetragen, welcher meinem gnädigsten Herren noch in meinem Namen die Hände zu küssen wünschte und zu Gott vieles Vergnügen wünschen und Alle Hochschaft Ihrer Durchlaucht und Ihrer gnädigsten zu übergeben, bin ich mit der höchsten Verehrung" u. s. w.

Man sieht, diese Worte sind schwül genug, um einen in Aufregung gebrachten, mit Ehren war sein Gutachten gemachten, weder Pietro noch Beweise seines Wohlgefallens kennen die zum Verzweifeln bewegen.

Winckelmann befindet sich einen Platz auf der Landkutsche, mit welcher er den 28. Mai 1768 Wien verließ und gegen zehn Uhr früh den 1. Juni, allein, in Triest ankam. Sein Absteigequartier nahm er in dem städtischen Gasthofe am Peterosplatze in einem Zimmer der zweiten Etage, von dem aus zwei Fenster nach dem innern Hafen Mandrachio, das dritte nach dem Hofe des Gasthauses ging. Dicht neben ihm wohnte ein Fremder, der an dem Tage, an welchem Winckelmann Wien verlassen hatte, ohne weiteres Gepäck, aber in anständiger Kleidung, seine Wohnung in dem Gasthofe genommen hatte. Der Zufall machte die beiden Reisenden zu Zimmernachbarn und die Frage Winckelmann's nach einem Schiffe, das nach Venedig abginge, beide bekannt. Der Fremde, der Abate Arcangeli hieß, gab vor, einen Schiffer Nagnini zu kennen, der ehestens die Ueberfahrt machen würde; von Winckelmann's Fenster aus zeigte er ihm das bereit liegende Schiff, ja er war auf Winckelmann's Wunsch gleich und gern bereit, ihn hinzuführen. Die Nachricht, die er gegeben und die Winckelmann so erwünscht gewesen, erwies sich freilich als ungenau; der Schiffer hatte noch nicht die volle Ladung, jedoch verwies er auf ein anderes Schiff, das in den nächsten Tagen nach Ancona abzusegeln gedachte. Da der Gigenthümer nicht zur Stelle war, kehrten die beiden Männer in ihren Gasthof zurück, hielten bis 6 Uhr in ihren Zimmern Mittagsruhe, sahen gemeinschaftlich aus dem Fenster und gingen endlich den ganzen Abend zusammen, bei den nächsten Fremden oder irgendwo Fremden abzusetzen vorgab.

Die ersten Erwähnungen über Winckelmann's Beschäftigung in seinen letzten Lebenstagen verdanken wir lediglich der vertraulichen Schrift des Leibarztes von Neiset in Triest, „Il segretario di Winckelmann in Trieste" und in derselben besonders einem Aufsatze „L'ultima malattia della vita di Giovanni Winckelmann". Nächstdem Interessantes in allerlängst auf seiner letzten Lebensstunde Winckelmann's nicht zu berichten; seine Lebensart, so schnell als möglich von Triest nach Italien zu kommen, wurde, wie wenn ein anderer Mann als Arcangeli sein letzter Gefährte gewesen wäre, ihm kaum der Rede gelohnt haben, um aber die Kunst zu deuten und zu ehren, der er sein ganzes Leben gewidmet hatte. Aber glaubwürdig interessant bleibt immer der vertraute letzte Umgang eines Mannes wie Winckelmann mit einem Menschen, der an Bildung so tief unter ihm stehen und aus dem man leicht eine gewöhnliche Bedientenseele herauserkennen mußte. Wir sehen die beiden in den letzten Tagen fast unzertrennlich bald auf des einen oder des andern Zimmer, bald gemeinschaftlich spazieren gehend oder die Kaffeehäuser besuchend.

Findet man die Erklärung für diesen Umgang schon einfach in dem Bedürfniß eines Reisenden, sich ohne weitere Auswahl dem ersten Genossen, den der Zufall ihm zuführt, anzuschließen, besonders wenn voraussichtlich dieser Umgang nur von kurzer Dauer sein wird, so ist er hier noch besonders gerechtfertigt durch das freundliche Entgegenkommen Arcangeli's, der Winckelmann scheinbar durchaus uneigennützig Mittel und Wege zeigte, seine Sehnsucht nach Rom schnell als möglich zu befriedigen. Dann war Winckelmann, der große Kunstkenner, seltsam befangen in seiner Menschenkenntniß; eine schnelle Begeisterung, ein fast kindliches Vertrauen und darauf eine tiefe große Enttäuschung folgten sich in seinem Leben oft schnell hintereinander, ohne daß die Erfahrungen in dieser Hinsicht sein Vertrauen erschüttern konnten. In allen Lebensbeziehungen wurde er benutzt und ausgebeutet, von seinen Vorgesetzten, von Bekannten, von Freunden, von Neidern, und sein treuer Charakter hielt selbst dann noch Stich, wenn er sich selbst bewußt wurde. Neiset sagt zur Erklärung hinzu, daß die verständigsten und geistreichsten Menschen, besonders die, welche

für dem hohen Kunstsinn wegen auszeichnen, besonders unbedeutende Schätze um sich zu sehen pflegen, eine Erklärung, die weil auf Winckelmann nicht anzuwenden sein dürfte, da er, namentlich in Rom, für alle, die nicht ein rege Kunstinteresse zeigten, entschiedenen Widerwillen aussprach; aber es ist möglich, daß der schlaue und gewandte Arcangeli, wenn Winckelmann Kunstgegenstände berührte, auch dafür ein Interesse zeigte und — daß er ihn oben hielt. „Wenn ich anfange zu plaudern, kann ich nicht aufhören, denn die einsamen Leute sind Schwätzer", schreibt der große Kunstkenner von sich selbst an Hevne in Göttingen (Rom, 13. Januar 1768). Man hat selbst in Bezug auf diesen vertrauten Umgang Winckelmann's mit Arcangeli seine Sinnlichkeit zu verdächtigen versucht und dann, wie aus dem Versuch, den er überall der männlichen Schönheit gab, endlich aus einer Aeußerung Goethe's (Werke 28, 115) Anklagen gebildet, die Bertheit in den „Geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Grimm's Memoiren" (B. 185—191) widerlegt. Hier sei nur bemerkt, daß Winckelmann nur drei Ziele seines Lebens kannte, die Wissenschaft, die Freundschaft und die Schönheit; seinem Charakter nach verfolgte er alle drei mit derselben Leidenschaftlichkeit. Aus diesem Grundzuge erklären sich einzelne Irrthümer und Täuschungen Winckelmann's; da er alles, was auf die Kunst Bezug hatte, mit Feuereifer ergriff, war es natürlich, daß ihn dieser hier und da zu falschen Voraussetzungen und Schlüssen verleitete; wo aber „die Freundschaft und Schönheit an einem Gegenstande Nahrung fand" (Goethe 30, 17), „da scheint das Glück und die Dankbarkeit des Menschen über alle Grenzen hinaussteigen; niemals erscheint Winckelmann belebter und liebenswürdiger als in solchen, oft nur flüchtigen Augenblicken."

Dabei war er schon von früher Jugend an „ein Feind des andern Geschlechts", eine Bemerkung, die wir der sonst fehlerhaften und unbedeutenden Schrift, „Kurzgefaßte Lebensgeschichte und Charakter des Herrn Präsidenten und Abt Winckelmann's in Rom 1764", entnehmen, die von einem Rector Paalzow in Seehausen zusammengeschrieben und die nur den Werth hat, daß sie über die frühesten Lebensbeziehungen des großen Mannes aus eigener Anschauung berichtet. Trotz alledem sehen wir ihn in zärtliche Verhältnisse verwickelt, nach der Abreise der Mengs erwartete er Riedesel, damit dieser ihn tröste. Wie belebt erscheint endlich auch Winckelmann, wenn er die Schönheit vereinigt in Statuen findet —, die von Jenkins entdeckte Venus schon ihm allein wegen, eine Reise nach Neapel zu machen (an Riedesel 23. Juni 1764) und bei der Entdeckung eines schönen Kopfes der Pallas „klirrt er summ, und, sonnes" (an Franke 18. August 1764).

Genug, Winckelmann ging in Triest allein mit Arcangeli um, ohne daß dieser selbst nur den Namen seines Gefährten kannte; er nannte ihn nach seinem Vornamen Signor Giovanni und erst nach drei Tagen vertrauten Umgangs frug er ihn, unter dem Vorwande, der Wirth wünsche es zu wissen, nach seinem Namen. Winckelmann versprach ihm seinen Reisepaß zu zeigen, mit dem Bemerken, „er sei kein verdächtiger und kein schlechter Mensch". Den Abend erfüllte er auch wirklich sein Versprechen, wies Empfehlungsschreiben an verschiedene Bankiers vor und erzählte endlich im Laufe des Gespräches, er sei in Wien von der Kaiserin Maria Theresia und von deren Minister, dem Fürsten Kaunitz, empfangen, sehr gnädig aufgenommen worden, und habe von der ersteren mehrere goldene und silberne, von dem Minister aber eine goldene Schaumünze erhalten.

Es scheint, als ob die Erwähnung dieser an und für sich unbedeutenden Schätze die Habgier Arcangeli's erregt hätte, als sei hier zunächst, in der Voraussetzung, Winckelmann führe ein größeres Vermögen bei sich, die Habgier des Mannes, der sich notorisch ohne Geld und in einer verzweifelten Lage in Triest aufhielt, erweckt worden. Seine Lust, jene Münzen zu besitzen, zeigt sich in Gesprächen, die er mit dem Kaffeeschenken Griel und mit dem Wirth des Gasthofs über dieselben führte und die später durch die Zeugenaussagen einen Theil des Actenmaterials ausmachten. Den folgenden Tag — den 5. Juni — sah Arcangeli zum ersten male die Schaumünzen, deren Werth ihm auf 27 Ducati und 30 Paoli bezeichnet wurde.

Die Schiffsgelegenheit verzögerte sich abermal und Winckelmann wurde nun bis zum 7. Juni vertröstet, aber ohne bessern Erfolg. Warum er trotz aller dieser Täuschungen nicht vorzog, die unsichere Schiffsgelegenheit im Stich zu lassen und zu Fuß nach Venedig zu reisen, bleibt unerklärlich *)

*) Doch wol, weil der Weg über Ancona, selbst bei langerem Verschieben der Abreise, immer eine viel kürzere Zeit verlangte, nach Rom zu kommen, als wenn er, zumal zu Fuß, den Weg über Venedig genommen hätte. D Herr

Mittlerweile war in Arcangeli der Plan zur Reife gediehen, sich der Münzen zu bemächtigen und — wenn es nicht anders möglich wäre — selbst den Besitzer derselben um diesen Preis zu erwerben. Den 7. Juni kaufte er die Werkzeuge, die er zur Ausführung seines Verbrechens bedurfte, ohne dabei seinen vertrauten Umgang mit Winckelmann zu unterbrechen. So erhandelte er ein Messer und Bindfaden, den er zu einer Schlinge bereitete. Den Abend verbrachten beide im Abendbrot auf Arcangeli's Zimmer, nach dem letzter den Magd nicht, seine That auszuführen.

Den 8. Juni ging Arcangeli aus, ohne Winckelmann früh gesehen zu haben: er wollte sich einen Alibi machen, der ihm nach vollbrachter That zur Flucht behülflich sein sollte. Ohne seine Absicht erreicht zu haben, kehrte er in den Gasthof zurück und ging dann zu Winckelmann, der in seinem Zimmer lag, an einer Verfügung aber die Herausgabe seiner Geschichte der Kunst schrieb. Beide gingen in vergnügtem Gespräche im Zimmer auf und ab, zwei Stubenmädchen haben sie um diese Zeit noch um 9½ und 9¾ Uhr gesehen. Arcangeli eilte dann in sein Gemach, um die Mordwerkzeuge zu holen, kehrte unter einem Vorwande zu Winckelmann zurück und frug ihn, ob er heute die Münzen an der Wirthstafel zu zeigen gedächte. Dieser, endlich gereizt durch die unverschämte Zudringlichkeit des Mannes, fertigte ihn kurz ab und setzte sich an seinen Schreibtisch, den er bei dessen Eintritt verlassen hatte, um die oben gedachten Verfügungen zu vollenden. Das war der Moment, in welchem Arcangeli Winckelmann die Schlinge überwarf; aber ebenso schnell war derselbe auch aufgesprungen, hatte den Mörder zurückgeworfen und ein Kampf entstand, bei dem Winckelmann zu Boden geworfen wurde und zu unterst zu liegen kam. Arcangeli brachte jetzt seinem Opfer fünf Stiche bei. Durch den Lärm aufmerksam gemacht, trat der Kellner ein, während Arcangeli, der sich verrathen sah, ohne Rock und Hut entfloh. Winckelmann richtete sich auf und rief dem Kellner zu: „Guarda, guarda, cosa mi ha fatto!" Dieser stürzte fort einen Arzt zu holen, Winckelmann, von der Schlinge fast erdrosselt, folgte ihm; die Mägde flohen entsetzt bei seinem Anblicke, erst spät fand sich jemand, der die Schlinge löste.

Vier der Wunden waren tödtlich, der Arzt machte den Sterbenden auf sein Anfragen damit bekannt. Ein Kapuziner empfing seine letzte Beichte, in der er seinem Mörder vergab. Er beschäftigte sich dann mit seinem Testamente, war aber zu schwach, um es selbst unterschreiben zu können. Nachmittag 4 Uhr verschied er, wie es in dem amtlichen Berichte heißt: „mit heldenmüthiger Stärke und wahrer christlicher Ergebung".

Den 9. Juni fand sein Begräbniß auf dem Friedhof der Kirche des heiligen Justus statt. Aus dem Kirchenbuche, welches lautete: „Joannes Winckelmann, Prussiacus [illegible] Romae. In aliam urbem evehi[illegible]" erfuhr man seinen Namen, aber seine Bedeutung zu kennen. Seine Ueberreste wurden später in das allgemeine Beinhaus gebracht und dort vergraben.

Der Cardinal Albani hielt sich nicht für verpflichtet, das Andenken des großen Mannes durch ein Denkmal zu ehren; erst ein halbes Jahrhundert später ließ Dr. Reimer dem berühmten Kunstkenner ein Denkmal in Triest errichten, früher schon hatte Kaiserin Maria Theresia einen Beweis ihrer Hochachtung für den großen Todten gegeben, indem sie ihm in der Peterskirche zu Rom ein Kenotaphium setzen ließ. Auch Winckelmann's Geburtsort wird in nächster Zeit seinem großen Mitbürger ein bekanntlich von Drake ausgeführtes Denkmal errichten.

Das größte Denkmal aber hat er sich selbst gesetzt durch seine Schriften, denn alles, was er uns hinterlassen, ist, wie Goethe sagt, als Lebendiges für die Lebendigen, nicht für die im Buchstaben Todten geschrieben. „Von seinem Grabe her stärkt uns ein Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen." (Goethe 30, 49.)

Die Stadt Triest sah acht Tage nach Winckelmann's Tode die Hinrichtung des Mörders. Aus seinem Verhöre ergab sich, daß er ein schon vielfach bestrafter Verbrecher war. Nach seiner Mordthat war er auf der Straße nach Laibach zu geflohen, in Planino aber gefangen genommen und nach Adelsberg gebracht worden, wo er bereits alles gestand. In Triest wiederholte er sein Geständniß, ohne jedes Zeichen der Reue; das Urtheil lautete auf Rädern von unten nach oben. Es wurde am 20. Juli auf dem Peterosplatze vollstreckt, im Angesicht des Gasthofs, in welchem die blutige That geschehen war.

Die allgemeine deutsche Bilderverfammlung in München.

Von Karl Frenzel *).

Wenn man den Namen der Kunſtausſtellung einem Vorwurf machen dürfte, möchte der gerechteſte der ſein, der Poeſie- und Landſchaftsmalerei einen zu großen Raum gegeben zu haben — vor allem den Künſtlern ſelbſt zum Nachtheil.

Die einzelnen vortrefflichen Gemälde dieſer Ausſtellung verſchwinden unter der Menſchenmaſſe; wer kommt unter den 2* Landſchaften, die ſchönſten, etwa den 12, die Hervorin anerkennt, alle die Bilder des Parkcourſe ſchön, eher wie kann es unterſcheidet von dem Auge des Malers gefordert werden, bei einem Rundgang durch den Glaspalaſt gleich das Vorzügliche herausfinden? Mehr als einmal konnten wir, der beſonders gebaut, daß er ſo viele Schätze unbeachtet laſſen mußte, um ſich ganz der Betrachtung der hiſtoriſchen Bilder zu widmen.

Es gibt wol manche Momente der deutſchen Geſchichte noch, deren maleriſche Darſtellung der Hiſtoriker und der Kunſtfreund ungern vermißt. Sollte der Gegenſatz der Welfen und Ghibellinen, Friedrich Barbaroſſa's und Heinrich's des Löwen, die Gefangennahme des Kurfürſten Friedrich nach der verlorenen Schlacht von Mühlberg ſich nicht in Farben und Gewalten ſo kräftig wie durch das dichteriſche Wort wiedergeben laſſen? Allein im ganzen konnte ſich die deutſche Geſchichte nicht über Vernachläſſigung beklagen, viel eher, daß man ihre Helden und Heldenthaten gar zu oft zu Illuſtrationen benutzt. Mehr als ein „König Konradin" und „Ludwig von Baiern, der dem Herzog von Oeſterreich die Freiheit wiedergibt", hätten verdient, als ſtattliche die Geſchichtsbücher für Marſchenſchulen zu ſchmücken, während die großen Schlachtenbilder, in denen ſich vorzüglich Adam und Allemand in den letzten öſterreichiſchen Kriegen gefallen, nur für Offizier- und Gabettenſale beſtimmt ſein können, da ihnen das abgeht, was die Gemälde Wiewerman's zu Kunſtwerken erhebt: poetiſcher Sinn und Farbenſchmelz.

Drei deutſche Städte vertreten die hiſtoriſche Malerei: München durch Kaulbach die philoſophiſche Geſchichte, Düſſeldorf nähert ſich in Ernſt und Tiefe der ſonſtigen hiſtoriſchen Darſtellung, Berlin, wo keine Schule, keine gemeinſame Richtung und Richtung die Künſtler verbindet, verliert ſich im hiſtoriſchen Genre. Daß dieſe Gegenſätzlichkeiten nicht immer rein hingen, ſondern ineinander übergehen und ſich verſchmelzen, iſt an ſich klar; aber wie jedes der fünf großen Wandgemälde Kaulbach's nicht vom Ganzen, ſondern die Form und Verhältniſſe, aus denen es geworden, die Züge, die es noch ſich gibt, meiſt in allegoriſcher Weiſe widerſpiegelt, ſo hält ſich Karl Mayer in ſeinen Friedrichsbildern durchaus nur an die Realität, an den Augenblick. Sein „Ueberfall bei Hochkirch" beginnt in ſeinem Zuge mehr an; weder die Bedeutung der Schlacht für den König, noch den verhängnißvollen Siegesübermuth, der ſie herbeiführte. Eben nur ein Ueberfall, deſſen Plötzlichkeit und Schrecken aus jedem Geſicht, faſt aus jedem Kleide ſo offen deutlich ſpricht, allein das Maleriſche von Begebenheiten gibt nur durch den Hintergrund des brennenden Lagers noch erhöht wird. Meiner mag edler wirkt Gudel's Friedrich Wilhelm bei Fehrbellin, weil er geſchickt unſere Theilnahme und Bewunderung für die aufopfernde Treue Froben's, inmitten der Schlacht, zu gewinnen weiß; wieder aber geht in dieſem novelliſtiſchen Intereſſe die hiſtoriſche Bedeutſamkeit verloren. Am innigſten vermitteln ſich noch beide Seiten in Rotenfelder's Kurfürſt Joachim II., der auf der Meierburg bei Halle die widerrechtliche Gefangennahme des Landgrafen Philipp von Heſſen durch den Herzog Alba in der erſten Aufregung des Zorns mit dem Schwerte zu hindern ſuchte: ein geſtaltenreiches Gemälde, das viel Lob von den Beſchauern erfuhr, ohne ihnen doch ganz verſtändlich zu werden. Die Nebenperſonen mit den wie auf leichten Bildern fehlenden Pagen erdrückten faſt die im Vordergrund handelnden Helden und viele ſelbſt entbehrten einer ſcharfen und originalen Charakteriſirung; nichts Gutmüthigeres und Beſchränkteres als viele deutſchen Fürſten, nichts ſo ſtarr, treulos und gekniffen wie Alba und die andern Spanier. Aehnlich in Ton und Haltung ſtellte der verſtorbene Scherm die gefangenen Wiedertäufer vor dem Biſchof von Münſter dar, mit einigen vortrefflich gelungenen Frauengeſtalten. Freilich muß auch hier der Narr die Gefangenen verſpotten, müſſen auch hier zwei Knaben durch die Harmloſigkeit ihres Spiels inmitten ſolch ſchrecklichen Gerichts das „Nebeneinander" der Dinge, wenn auch in ungeeigneter

*) Zwei frühere Berichte finden ſich in Nr. 50 und 51 des letzten Jahres der „Unterhaltungen".

Anwendung darbieten. Die Berufe, die den Malern den Lebensunterhalt gewährt, sind auch ihren Kräften gerade den bedeutendsten, künstlerischen Zug verschuldeten. Der, vorhandenen und modernen und zweckdienlichen Mitteln, das Bildnis der weiblichen Wiederentdeckter aufwuchs; Schwan von Leeden ist unter Hugo oder Sanderrath nach Mohammed gewesen, es war nur die Gewissen dieser Männer; am wenigsten aber hatten die Porträtmalern und Malchen von Mannes, die in diesem halb deutschen, halb italienischen Bauernhaus eine nicht eben wenige Rolle spielen, welche Deutsche sich bewahrt haben mit Schiller's Bild Immer leben, trotz der italienischen Gewohnheit an das Weibliche Seite, der Gefahr wurde, daß die Gelangenen unterstreichen Porträtmalern wären. Hier zeigt sich, in welchem Irrthum der portugiesische Idealismus in der Malerei lebte. Man hat nur die Tagebücher, die aus von der Zeit der Wiederaufrichtung in Münster erhalten sind: diese Mischung von Fanatismus, Aufopferung, Heldenmuth, aber auch Orgien ohne gleichen hat über so bestimmte Färbung, daß man sie nicht einem Ideal gleichsam unterdrückter Tugend zu sich aufopfern sollte.

Wiedertäufer und aufrührerische Bauern begegnen uns auch in der Lage der trockenen Künstler, doch mehr im Ton von Genrebildern gehalten. Dresden scheint nicht gut zur Historie zu stehen; selbst die Stoffe, die es der Bibel und den Liedern des Homer entnimmt, wenn es nur elegisch, nicht heroisch zu gestalten. Allerdings sind von Julius Hübner die trefflichen Helden, Friedrich von Preußen und Karl V. In diesen, von dem Künstler vielleicht gewiß tief empfundenen Bildern wird die Elegie zum Klagelied, zu dem lauten der Sterbeglocke. In überhaupt das Festhalten und Ausgeben des physischen Lebens, dem doch kein ideellicher Zug nothwendig innewohnt, ein Gegenstand künstlerischer Darstellung? Der Schauspielerin Rachel ward die Ausmalung des Sterbens als unschön vorgeworfen und doch waren in diesem Todeskampfe eine sich steigernde Bewegung, wechselnde Momente, nichts, was sich starr und unauflöslich fixirte. Die gleiche Stimmung in allen Künstlern ließ die Dresdener Lage hinter der berliner zurücktreten. Hier hatte jedes Bild seine scharfe Eigenthümlichkeit, ich bekannte durchaus nicht seine Schönheit.

Den mancherer Malern nahmen, wie ich schon sagte, die Monumentalien den Ruhm voraus; noch Cornelius, Kaulbach und Schnorr blieb den andern nur die zweite Stelle. Viele haben sie gut ausgefüllt. Pilotz mit seiner Feinheit und Kraft, Ferdinand Lang nicht weit von ihnen genannt werden. Seine Verherrlichung Heidelberg durch den französischen General Melac, 1693, hat ein Pathos, das sie unwiderstehlich macht. Im Hintergrund eine brennende Stadt, Kanonenfeuer verdunkelnd, das Feuer nur ein wildes und Massenhaftigkeit unbeweglich scheint, ganz versteckt Zeltdach, alle in Furcht, in ihrer Mitte der General mit schwarzem Roß, am goldnen Gebiß, trotz die Kanonenkugeln Todesschauer einen schwarzen Hund verleihen, unterstützt der Hauptmann das Pferd auch durch, weil sie von dem, vorüberfliegenden Geschoß hart verletzen und es ist nur ein Spiel des Zufalles, aber doch so schreckhaft scheint. Am Fluß an der Seite einer Mauer mit erhobenem Arm den Gedanken, fest Fassung und Mensch und dem Gesicht sich ihm entgegenwerfend. Flüchtige. Wie meinte allüberall die reichste Komposition mit den Erfordernissen der Ausstellung, der die Reichthum gerade auch den Takel einer gewissen Verwitterheit zuzieht. Gegen die hervorragende, sich vortrefflich entwickelnde Mittelgruppe haben die andern etwas Knäuelartiges und Zusammengeballtes; viele Gestalten drücken nur kindlichen Gedanken des Schreckens und der Flucht ohne tiefere Motivirung aus; die vordringenden Farben vollends stören die Größe und die Einheit der historischen Darstellung durch einen gewissen realen, aber hier störenden Zug. Bei alledem, es ist Leben und Farbe, ein episches Pathos darin, wie etwa ein großer Lichter den Untergang einer Stadt schildert. Solchen Ausdruck der Klage verkörperlicht auch sein zweites Gemälde: Die Königin Eleonore an der Leiche ihres Gatten, Gustav Adolfs von Schweden; es ist die Klage der Frauen um den Patroklus beim Homer. Auf der einen Seite die Königin mit ihren Frauen, schwarz gekleidet, die junge Tochter Christine mit einem unnachahmlichen Blick des Staunens und Entsetzens auf dem Gesicht des todten Vaters weilend — auf der andern, mehr im Dunkeln gehalten, die schwedischen Hauptleute, die erbeuteten Fahnen. Die Erinnerung an Wallenstein's berühmtes Bild wird nicht abzuweisen sein, eine Erinnerung, die dem Werke von Lietz Eintrag thut. Jener echt menschlichen, ich möchte sagen bürgerlichen Ergriffenheit der brüsseler Schützengilde gegenüber trägt sein Bild zu stark einen aristokratischen, gemessenen Ausdruck zur Schau,

ein Schaffot, dem die Freudenfeuer um den Palast in malerischer Farbenglut so gut wie die Scheiterhaufen dienen konnten. Die Leiche des Königs liegt in paradiesischem „Feuergrabe" auf ihrem Lager, daß der Betrachter nicht entfernt an den blutigen Schlachttod des Mannes denken kann; er ruht den Letzten, aber weder wie er, noch was mit ihm war. Malerisch hat es vor dem ersten Blick den Reiz einer classischen Anordnung, einer klaren Lösung seiner Aufgaben, an Stelle des Entsetzens vor an Nichtsahnen hebt es dann an. Beleben, in einem tragischen Contrast das Gelichter zu Füßen des Todes gemalt, aber durch im geringsten der Betrachtung unsre Kräfte gerecht zu werden. Es muß anerkannt werden, daß der architektonische Hintergrund von Nest mit Südwestlichkeit, der Hof, der so sehr gegen das Freskenmäßige gewahrt wird, seinen Zweck in der Malerei gefunden; wenn einmal Paul Martin aus München bei dem „Einzug der hannöverschen Armee in das eingeäscherte Magdeburg" vorzüglich den Moment malt, wo Tilly den Abziehenden im Lem das Leben schenkte und Pferd an sie vertheilen ließ, ist das ein so harmloser Kabelleismus, der weder haben noch tadeln Anerkennung finden wird. Nicht die Pferdevertheilung, die Pferdevernichtung Magdeburgs beraubt den Charakter — ich will nicht mit Gustav Adolf sagen, des Grausen, aber doch der Armen, die er führte, und der Männer, deren eiserne Hand er war!

So reich auch sonst die Münchener Schule, wie es ja nothwendig war, mit historischen Gemälden im Glanzlicht vertreten ist, Pilotz und Lieg kann sie keinen Letzten angestellen. Sonderbar genug haben sich viele Architekturstücke von ihr, die durch irgendeine Person oder Begebenheit historisches Relief erhalten sollen; mehrere male ist so Venedig dargestellt. Am meisten sagt noch Pietz Hoyer, nicht mit seinem Haus, der nur Heinzsche Motive nachahmt, sondern in seinem Garten Bernelau, der in der Gemalt des Römers und der exzentrischen Pfeifer viel Schönes bietet und nicht ermüdenden Sinnes ermangelt. Eine reiche Schlachtscene, mit mehr conventioneller als selbstempfundener Charakterführung der kämpfenden Reiter, hat Lindenschmit in dem Kampfe am Teutoburger Walde gegeben; Koenig Krems I. bei Paris, ein Farbencarton, ist ihm ganz verunglückt; sein Held, ein unterjetzter, breitschulteriger Mann mit aufgedunsenem Gesicht, abseits einer Gesellschaft, nicht dem vor allen ritterlichen Monarchen der Ire. Auch Pilotz, der dankbare Thema wiederholt, bleibt hinter der Aufgabe zurück. Schlachtenbilder laufen gar zu leicht in die Breite und in eine gewisse Inhaltslosigkeit aus, die der Maler durch Einzelheiten und Motive, die sich beständig wiederholen, zu erfüllen sucht, endlich wird dann alles Staffage.

Ein Maler des Uebernächtlichen ist gewiß Moritz von Schwind. Er mag sich vielleicht für den legitimen Nachfolger des Goethe halten und wenn seine Ruhm und Genius in der romantischen Anordnung ihrer Attachirter beschließen wäre, stellte es ihm niemand bestreiten. Jedem unter das Seine, und so verstummen auch meine Artikel über Schwind's, wie auf der Wart[burg] die Sänger aus dem Leben der heiligen E[lisabeth], das sich seiner Inscenirung und einer guten, leichten Hand; seine Architekturen aber sind so ausgeblasen in Farbe wie in Gestalten, ihre Heiligkeit auf dem „Ritte Rudolf's von Habsburg zum Grabe" leidet an derselben Krankhaftigkeit wie ihre Naivetät in den Illustrationen zu dem Märchen „Von den sieben Raben und der schönen Schwester". Welch ein Gedanke, kindliche Stimmungen erzwingen zu wollen! Nicht die Gucke, auch ihre Zeitgenossen sind naive Naturen, denen noch kein Ding der Welt in der Reflexion seine Farbe und seinen Schmelz verlieren, die mit seiner Nachbildung sich begnügen und nicht wie wir nach seinem Begriff fragten. Schwind's Bilder, sein gelungenstes, die Illustrationen zu Ritter Kurt's Brautfahrt nicht ausgenommen, verfassen die wohlam gewonnene dramatische Geschlossenheit der deutschen historischen Malerei wieder in ein

[1]) Das Leben der heiligen Elisabeth auf der Wartburg. Auf der Hochwarte des Protestantismus, auf der Burg der ehemaligen Landgrafen Leben Pilger mit Scenen aus dem Leben einer fürstlichen Frau, die einen Heiligenschein um die Stirn trägt. Noch mehr: Sieben Bilder, die einen Gang in einer protestantischen Kirche schmücken und die guten Werke verherrlichen, das römische Rom Sola fide unsere gerechte Lehre. Ist auf der Wartburg die Bibel übersetzt? Elisabeth von Thüringen gehörte ohne Zweifel in ihrem reinen menschlichen und aufopfernden Wirken auf die Wartburg als Ahnfrau des edlen fürstlichen Hauses — verwandelt aber als Heilige? Es ist eine Entstellung der ganzen Aufschmückung dieser Burg, daß man sie einem der einseitigsten und, wie bekannt, entschieden von reinlich-weltlem Sinn beherrschten deutschen Fürsten überlassen konnte. Wir wollen hoffen, daß unser trefflicher Krafft hier neue Criterien nicht unrichtig noch unbeliebt sie „Die heilige Elisabeth" in Weimar aufstellen kann. D. Red.

einanderfolgende Scenen, mit denen auch die Düsseldorfer Schule begann.

Den merkwürdigsten Gegensatz zu den vier Hauptbildern der ersteren Gruppe bietet Piloty's Schule. Sollte man glauben, daß die große Stadt Deutschlands kein irgend bedeutendes Werk der monumentalen Malerei aufzuweisen hat? Und über diesen Tadel sich in der Verherrlichung auch im Grunde beruhigt fühlen? Hier und da Anläufe, Versuche, auch ein weiteres, freieres Feld zu gewinnen, aber doch kaum gelungen. Ebenso die Unterschiede auch die Eigenart der deutschen Stämme hier überall verschwunden und mit erheblichem Gefühl bemerkt man, wie die manchmal auf berliner Kunstler Boden Volksphysiognomie von Andreas Achenbach's gemüthlichen Malereien verschwunden und so ist für Knaus II. und Otto von Bismarck-Boden, wie vergessen, daß deren Thaten nicht specifisch deutsche, sondern preußische, sondern deutsche Thaten sind. Die reiche Geschichte des Hauses Habsburg, die doch nicht allein in Verfolgung selbstsüchtiger Einzelinteressen, in Ränken und Listen der Cabinetspolitik verläuft, auch des Gewaltigen, Großen und Allgemeinen voll ist, hat keine besseren Vertreter gefunden als „Parade- und Schlachtenmaler". Von den vier historischen Bildern, die sonst allein der Erwähnung werth sind, gehört nur Wurzinger's „Kaiser Ferdinand II. standhaft gegen die österreichischen Rebellen" der deutschen Geschichte an. Der Kaiser, am Tisch sitzend, weist mit ruhiger Handbewegung die Deputirten zurück, die ihn zwingen wollen, die Acte durch die Evangelischen zu unterschreiben; es ist jener kritische Augenblick, wo der glückliche Zufall Tampierre's Kavallerie in die Heidung führte, um den Fall der Habsburger zu hindern. Das Volk ist im Stil und Ton der Akademie gemalt, nur gemacht, nicht empfunden. An diesem conventionellen Zwang in Farbe und Ausdruck leidet auch Ruben's Columbus, ein Gemälde, das durch den Kupferstich wenigstens noch in der Erinnerung vielen sein wird. Der Entdecker Amerikas hat den Blick und die Haltung eines blassen, verkümmerten Stubengelehrten, nichts von der Phantasie und Ritterlichkeit, die in ihm war; sein schwarzes Gewand trägt auch nicht dazu bei, seine Erscheinung zu erheben und den Großadmiral von Castilien in ihm erkennen zu lassen. In der belebten, ausdrucksvollen Gruppe der Matrosen um ihn in das Verdienst des Bildes und das Talent des Malers zu suchen, dem, wie dem ganzen Maler Volk, vorzüglich die Darstellung des Bewegungsdrucks gelingt.

Ein größerer Name, als die vier Maler genannten können, gehört zur Erhebung und zur Klärung des hier Gebotenen. Es wäre von allen an den halb ausgeblichen und verblühten Zeichnungen des alten Kaulbach, der in der edlen und sinnlichen Begeisterung seiner Schüler von Dürckheim immer mit dem Lorbeerzweig „an dem gemacht" bezeichnet, es — der so weit „weg der einheimischen Halbheit" nach der ewigen Stadt gekommen; an dem mit melancholischem und im Grunde Poesie's, mit lichtem Farben gemalten Lebensbilde von Richter, dem Epiker unter den Malern von Schick, den so innig und herzlich bewegten Zeichnungen Genelli's bis zu dem Cyclopen bei Alkmene von Rahl, der Anstrengung des abgekommenen classischen Ideals zu modernen „Charakterköpfen" nachzuweisen, wie allmählich die antike Welt und ihre Götter mehr und mehr aus unserer Kunstübung entschwinden und das nationale Leben dafür eintritt. Vor diesem gleichsam lebendigen Buche der Ausstellung zeigte sich die Dürre und Mangelhaftigkeit aller gedruckten Bücher über die moderne deutsche Kunst. Andererseits, wie viel von diesen Werken des Geistes und der Hand wird bis auf die Enkel kommen und der Betrachtung gewürdigt werden? In die Galerieen, welche die Völker der alten Meister bewahren, tritt man mit Sammlung des Gemüths, in einer gleichsam weihevollen Stimmung; befindet man sich doch einsam unter so vielen außerordentlichen Geistern, von denen man um so kleiner sich fühlt, je weiter sie von uns entfernt sind; so noch mehr, jeder von ihnen hat seine bestimmte Stelle in der Kunstentwicklung, seinen Werth und Unwerth. Anders ist es vor diesen modernen Bildern. Hier reden Zeitgenossen zu Zeitgenossen, die gleichen Liebe und Haß, wie sollten wir ihnen ganz unparteiisch, ganz abgezogen von jeder Meinung nahen? Jedes Werk will hier beachtet sein und erhebt den Anspruch auf eine gewisse Unsterblichkeit; vor Rafael, Rubens und Murillo weicht dem alles; ich wollte im Glaspalast niemanden rathen, um von Overbeck, Cornelius oder Kaulbach zu reden. Und doch muß es die Pflicht des Kritikers sein, nur auf das Werthvolle hinzuweisen; immer aber lenkt den Touristenmarsch, der sich von Ausstellung zu Ausstellung hindurchzieht, eine Art ästhetischen Arcopags in halten und an diese oft übereilten Sprüchen Hegel's und Vischer's terminologischen zu

verschwunden, wie es jetzt wieder geschieht, beide Kunst und Leben verlernen.

Zwei Wege hat sich die deutsche Malerei gebahnt, die alte Kunst zu erreichen, vielleicht zu übertreffen. Die Landschaften von Tidl, Gude, A. Zimmermann gab den weitesten an Innigkeit und Tiefe der Empfindung mit Wahrheit und Großartigkeit; sie übertreffen sie an feiner und origineller Auffassung der Form und der Farbe, an Tiefe, im Spiel der Wolken, des Sonnenlichtes, im Leben ernsten Naturwesens und Grund Hilfsbedürftige zu Malereien, wie sie Claude Lorrain und Poussin nicht besser gelungen. Andere (z. B. aus den biblischen und homerischen Landschaften von Schirmer und Preller) sie leiden eine Vergleichung mit Poussin und Claude Lorrain heraus, nur um die Palme gänzlich zu verlieren. Mit der ernsten Weihe und tiefen Empfindung, Hingebung und Innigkeit entspringt auch sie eben in Harmonie und Zusammenhang mit der Poesie der Zeit hielt, wollen sie durch eine kalte Reflexion ersetzen. Da kann wol die geübte Hand und der kunstreiche Sinn eine „schöne Landschaft" componiren, aus Bäumen, Felsen und Wasserfällen, wie Spielzeug von Korf und Moos, zusammenlegen, aber es doch nicht beleben. Das ist ja eben der Zauber Poussin's — und in ganz anderer Weise auch Ruysdael's — daß ihre Seele aus ihren Landschaften nicht ein abstractes Ideal spricht.

Den andern Pfad geht bei Kaulbach die Geschichtsmalerei, im großen und ganzen auf den Spuren des Rubens. Eins hat sie schon vor ihm voraus: den geschichtlichen Sinn; denn die Historie, wie wir sie begreifen, ist kaum je in Vollendung von den alten Meistern dargestellt worden. Rafael's Bilder sind in dieser Hinsicht voll symbolischer Beziehungen, die des Rubens entweder Mythen, wie die Amazonenschlacht, oder durch ihre allegorischen Mienen der Kreatur entrückt. Daran wird immer viel fehlen, daß die deutsche Malerei je die Farbengracht des Flanderers und seines letzten Enkels Wallot erreiche; im Wesen all unserer Kunst liegt ein Zug nach dem antiken Ideal, Zeichnung und Composition werden immer den Vorzug vor der Farbengebung behaupten, wenn auch ein einzelner, in genialer Weise wie Lenbach, oder ihrenhafter wie Schrader, der letztern huldigt. Daß eine Verschmelzung beider möglich sei, zeigen Die Zerstörung Jerusalems und Semi an Wallenstein's Leiche. Wie die Zukunft unserer Poesie, wird auch die der Malerei und Sculptur in der Darstellung des Geschichtlichen zu suchen sein; der classische wie der christliche Himmel kann von ihnen nicht mehr wie von Phidias und Rafael, Homer und Dante mit Weihe, sondern jetzt nur noch mit Reminiscenz bevölkert werden.

Zur Erinnerung an Teplitz.

Von J. H. Krz.

„Warnbrunn, Teplitz oder Gastein" —

So lautete der Bescheid des Arztes, den ich in Betreff des Ortes, an welchem ich die vierwöchentlichen Sommerferien zubringen wollte, zu Rathe zog.

Wie nach bekannter Erfahrung das Wahre, wohin auch das Beste gewöhnlich in der Mitte liegt, so gab ich dem böhmischen Thermen den Vorzug.

Wenn es Leute gibt, welche bestimmte Tage in der Woche als Unglückstage bezeichnen und an solchen nichts Wichtiges unternehmen, ganz besonders aber keine Reise antreten, so sollte man dieselben, meines Erachtens nach, nicht eines thörichten Aberglaubens beschuldigen, denn ich selbst habe zu meinem Schaden erprobt, daß an der Sache etwas Wahres ist. Ich bestieg den Wagen an einem Montage, sicher einem jenen dem Menschen feindlichen Tage, und hatte bis an Ort und Stelle, wenn auch nicht gerade Unglück — ich gerieth gottlob' weder aus den Schienen, noch unter die Locomotive — doch 24 Stunden lang das entschiedenste Malheur.

Als ich meinen Wohnort — Breslau — verließ, lugte die Morgensonne noch recht freundlich zum Wagenfenster herein, gleichsam, als wollte sie mir zurufen: „Siehst du, ich bin da, aber du selbst von mir nicht mehr viel gewahr werden!" So war es auch in der That, denn schon der alte Zobten zeigte sich wie in Nebel gehüllt und als wir in die Gegend gelangten, die an Naturschönheiten mehr Mannichfaltigkeiten bieten als die fahle Ebene um die schlesische Hauptstadt herum, da entwickelte sich ein endloser Regen, der bis an das Ziel der Wanderung ununterbrochen mein Gefährte blieb. Daß die Reisegesellschaft, die, nebenbei gesagt, eine angenehme war, dadurch um manchen Genuß kam, versteht sich von selbst; der reizende Blick auf Bunzlau, Görlitz, Reichenbach und Bautzen wurde uns durch das Unwetter ebenso verkümmert wie derjenige auf unsere schlesischen Höhen, den Gerdtz

berg und die Landschaft, die wie Nebelgebilden aus der Ebene emporragten. . . Nach Dresden war in einem Wettkampfrennen gehalt, und der Gedanke, das reizende Mädchen so schnell wie der verlassen zu müssen, hatte deshalb weniger Trauriges.

Ich hatte einen gewinnbaren Ausblick der Lage erwartet und dem zufolge mein Gepäck so weit auf den Böhmischen Bahnhof bringen lassen, mich aber — gewiß in Folge des unseligen Montags — gründlich verrechnet und konnte erst nach Mitternacht hinüber weiter. Bei regnerischem Wetter wäre es ein Leichtes gewesen, die Nachmittags- und Abendstunden auf angenehme zu verleben, allein im strömenden Regen, dann dieser selbst die sächsische Hauptstadt nur wenig Anziehung. Zum Glück erinnerte ich mich da selbst eines lieben Freundes, zu ihm eilte ich, nachdem ich ihn — wirklich im Folge des Montagsleide — am entgegengesetzten Ende der Stadt vergeblich aufgesucht und ihn selbst mit einem Fuße schon — auf dem Abschied von Dresden gefunden hatte.

„Sein oder Nichtsein!" von Lawitzen sprechen, hätte mich wol mit ihm ins Theater locken sollen, doch ich war durchnäßt bis auf die Haut; ich zog mich deshalb, da unbegreiflicherweise die Restauration nicht offen war, wie die Schnecke in ihr Haus, in die Portierloge des Böhmischen Bahnhofs zurück und harrte dort mit Ergebung des Augenblicks, an dem der Dampfwagen mich zur Weiterfahrt abholen sollte.

Mit dem Schlage der Mitternachtsglocke meldeten sich einige wenige schlaftrunkene Gestalten als Mitreisende, die beim Eintreten in die Halle nicht den Staub von ihren Kleidern, wol aber den Regen von ihren Kleidern schüttelten. Die Locomotive schien gleichfalls durch die Witterung verstimmt; mit einem melancholischen Pfiff schlich sie heran, nahm ihre Ladung hinter sich und schleppte diese — erst ziemlich langsam — in das Paradies der Sächsischen Schweiz, die ich unglücklicher Montagsreisender nicht in der magischen Beleuchtung des Mondes, sondern buchstäblich genommen gar nicht zu Gesicht bekam. Ich sah nichts als die flackernden Lampe im Waggon und draußen rabenschwarze Nacht, hörte nichts als den an die Fenster anschlagenden Regen und das Schnarchen der Mitreisenden.

Mit Tagesanbruch erreichte unter Zug die österreichische Grenzstation Bodenbach, wo das an und für sich Unangenehme der Visitation seitens der Beamten mit einer Schnelligkeit und Humanität abgemacht wurde, die ungetheilte Lob verdienen und bewirken, daß man die Ueberzeugung gewonnen hat, ein paar Cigarren mehr oder weniger würden im Fortgang der österreichischen Finanzen nichts bedingen.

Nach zweimaligem Waggonwechsel, einer nichts weniger als reizenden Zugabe zu dem immer noch trostbringenden Regen, und einer Fahrt von etlichen Stunden hielt unser Zug am Perron des in der That stattlichen, nur etwas in einem von der Straße gelegenen netten Bahnhofs, und nicht lange darauf hatte ich im Hotel schon ein Interimszimmer bezogen, von wo aus ich sofort zu dem Arzte schickte, an welchen ich empfohlen war, und um seinen Besuch bitten ließ. Sein Ausspruch wurde aber das Bad entscheiden, das ich zu gebrauchen hatte, und erst nachdem ich diesen erfahren, konnte ich daran denken, mir eine Wohnung zu suchen.

Vermuthlich stand ich noch immer unter dem Einflusse des fatalen Montags und schreibe es diesem Umstande zu, daß ich meinen Arzt, dessen Benehmen mich durchaus nicht befriedigte, nach wenig Tagen schon gegen einen andern vertauschte. Dieser zweite war der Stadtphysikus Dr. Berthold, und wenn ich hier Gelegenheit nehme, dessen Sorgfalt mit dem Rath und Hülfeleistungen gegenüber rühmlichst zu erwähnen, so wolle man in diesen Worten nicht eine Reclame, sondern dankbare Anerkennung für die aufmerksame Behandlung suchen für das wahrhaft herzliche Entgegenkommen suchen, welches ich in seinem Hause gefunden habe. Wenn es sich schickt, ehrenvoll zu leben, was des Lobes würdig ist — und warum sollte es anders sein? — so wird auch das eben Gesagte seine Wiederkehr erfahren.

Laut ärztlicher Bestimmung wurde ich Gast-bad des Steinbades und hatte mich dem zufolge in Schönau nach einer Wohnung umzuthun. Der Stelle, in eine der engen Gassen der Stadt eingezwängt zu werden, war ich wol glücklich entgangen, aber noch wartete meiner eine Obstruktion, die, wenn auch nicht gefährlich, doch jedenfalls nur mit großer Ruhe zu umschiffen war. Schönau kommt seiner reizenden, offenen und deshalb gesunden Lage wegen mit jedem Jahre mehr in Aufnahme (wenn dies Faktum mancher Zeitgeist auch heute noch leugnet), und ein Unterkommen daselbst zu finden ist immer schwierig, ja zu Zeiten geradezu — unmöglich. Das Steinbad hat unter den schönauer Bädern den meisten Zuspruch, es ist, da während der Curzeit im Durchschnitt

an der Peterna Kameele getrunken, von früh 5 bis abends 9 Uhr ununterbrochen beigt und der Intimität des Hausknechtes nur unter großen Beschwerlichkeiten zu erlangen. An diesen beiden Klippen nun wollte ich vorüber und die Lage der Zulage einer mit gallenden Pferden hatte ich durch die Bemerkung in Reichelt's gastlichem Verein auch bald hinter mir. Nicht so schnell wollte mir das Aufsuchen einer Wohnung gelingen. Zuletzt trat ich mich in einer Fahrkammer, wie in Prag auf der Temperatur an heißen Tagen lebhaft an die Pferdekammern in Pardubitz erinnerte, mir gerade ausgedacht bei der schrecklichen Nachricht, sein Bett sei besetzt, eben deshalb werth war, weil er dem Bade ganz nahe lag und ich aus meinem kleinen Fenster eine entfernte Aussicht auf das Bad vor mir auftauchende Gebirgsgruppirung genoß. Als ich es mir in der Kammer so weit bequem hatte, die Koffer behaglich in die Ecke zu stellen, stieß ich allerdings etwas unsanft an die Decke.

Nachdem ich mich, so gut es angehen wollte, häuslich eingerichtet, nahm ich vor allen Dingen die Badeliste zur Hand, um wenigstens dem Namen nach das Publikum kennen zu lernen, in dessen Mitte ich daran mehrere Wochen lang leben sollte. Je weiter ich blätterte, desto bunter wurde die Mosaikkarte von Menschen, die sich hier zusammengefunden hatten, denn mannichfaltiger und oft auch origineller wurden die den Badegästen, besonders den einheimischen, beigegebenen Titel. Was eigentlich war niemand; konnte man das Individuum nicht unter der Rubrik der Standespersonen, Beamten, Gelehrten, „Künstler" (wobei Fabrikanten) u. s. w. unterbringen, so warf man es in den großen Topf der Rentiers, Pensionirten und Privatiers. Als ich mit meiner Kenntniß fertig war, konnte ich nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß ich mich in sogenannter „guter" Gesellschaft befand.

Von den Bädern lenkte meine Neugier auf die Trinkkuren über; ich machte mich deshalb auf den Weg, um die Stätte mit ihrem Leben und Treiben kennen zu lernen und begann mit der Besichtigung der Bäder. Diese, die schwarzen sowohl wie auch die Teplitzer, zeigen sämmtlich gleiche Form und Einrichtung, und mit Porzellanplatten ausgelegt und haben wirklich etwas Appetitliches, wenn man sich dieses Ausdrucks bei Bädern bedienen darf. Ueber die Höhe des Preises — ein Bad kostet 21—30 Kreuzer — wird zwar vielfach geklagt, doch wol mit Unrecht, denn selbst unsere gewöhnlichen Wannenbäder, in denen es oft ganz hoch an heißem Wasser, hoch an der nöthigen Reinlichkeit fehlt, etwas viel weniger? Daß die Teplitzer nur schwarze Bäder der Stadt schon seit langen Zeiten haben, erhöht schon daraus, daß man diesen Quellen Heilkräfte nach allen Richtungen hin zuschreibt.

Aus der heilen Nahrung und Nothdurft ist in Teplitz hinreichend gesorgt. In Hagen's Speisesalon, wo die Portionen neben schmackhafter Zubereitung sich auch noch durch eine, vielleicht allzu große Vorliebe auszeichnen, versammelt sich das elegante Publikum, das der Wirth, ein originaler Mann, durch allerlei schwarze Künstler zu unterhalten sucht; der „Neptun" hinter die Ausschenkbücken, das man die dargebotenen, gleichviel nach allen großen Bädern im Innern verlegen kann, „Hans Oesterreich" sowie die „Habsburg" letztere etwas entlegen und deshalb im Verhältniß nur spärlich besucht — befriedigen in Quantität und Qualität der Speisen, welche gute Eigenschaft man der Restauration im Schießhause nicht immer nachrühmen kann. Freunde des Gambrinus finden seine Spenden in ausgezeichneter Güte und Frische in der Bierhalle und dabei noch einen recht schmackhaften Mittagstisch, nur müssen sie sich darüber hinwegsetzen können, daß die Tischwäsche nicht immer fleckenlos ist. Im Kasinosaale, einem sehr geschmackvollen Lokale, das sich, wie es mir schien, die Kartenspieler zum Stammsitz erkoren haben, gibt es durch eine Menge ausliegender Journale und belletristischer Zeitschriften neben der leiblichen auch geistig — genährte Speise.

Der Aufenthalt in freier Luft wird von den Aerzten, deren der Badeort, neben Wundärzte nicht mitgerechnet, 13 zählt, als unumgänglich nothwendig zur Kräftigung der Kur empfohlen und seitens der ärztlichen Beherrscher in das Werk gesetzt, um durch mannichfache Anlagen denselben angenehm zu machen. Wer gar nicht oder nur schlecht zu Fuße ist — die Zahl dieser in Teplitz ist eben nicht gering, was man schon daraus entnehmen kann, daß für Kranke über 200 Kellwagen im Gange sind — beschränkt sich auf den sogenannten Spitzelgarten, welcher, besonders in den Frühstunden, in der Brunnencolonnade vielfach Aufsicht und ein tüchtiges Drängen findet, den Schloßgarten, in dessen langsich hinziehenden Alleen er zwischen 11 und 1 Uhr einem wahren Menschenmarkt ausgesetzt, doch

immer geschmackvoller Zeichnung und mehreren der Residenzstadt benannt, oder selbst auch von irgendeinem thüringer Landesfürst. Für einzelne Schönen wegen sich auf so enge einen beschwerlich zu einzelnen Stellen, so wechselt sich die Scene auf einer Seite unmittelbar, so befinden sich rechterhand Bergwände, die Thüren mächtiger Felsen auf Jagdlich bekannter Wand in Figur über, wo einer ungeheuer Anzeige belegt, und der „Bergmann“ [illegible] ist, der Hauptbestandtheile eines Kunstgebäudes, welches so hat eine [illegible] Königs von Preußen von der Stadt [illegible] Monument betrachten und in der Nähe [illegible] Unbestimmten sich des Orts verbreiten, weil [illegible] Um und Aufsichten: „[illegible]“ „[illegible]“ — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] III. von [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

...ung, um weitern Anſprüchen zu genügen und es ſo einzurichten, daß nur die Genehmigung an ſo hat alle kommenden Jahre bewahren.

Ich hatte das Glück, durch mehrere Kuren einen ſolchen anzugehören und ſcheide aus dem nur mit Bedauern und mit dem Wunſche: Auf Wiederſehen im nächſten Jahre!"

Homöo- und Allöopathie im Alterthum.

Von Dr. J. Frauenſtädt

Hippokrates, der weltgeſchichtliche Begründer der Heilkunde, war als Anhänger der Philoſophie des Heraklit mit vollſtem Bewußtſein ſchon ein Gegner — der Homöopathie. Wenn er nämlich den Grundſatz aufſtellt, daß, ſolange die entgegengeſetzten Elemente innig gemiſcht ſeien, Geſundheit beſtehe, die Krankheit aber das überwiegende Vorherrſchen des einen oder andern ſei, ſo iſt dies eine nothwendige Conſequenz des heraklitiſchen Gedankens, nach welchem ja alles nur in der harmoniſchen Miſchung der Gegenſätze ſein Beſtehen hat. Wenn Hippokrates ein Umſchlagen der Elemente in einander annimmt, ſo iſt dies nach Gedanken wie nach Ausdruck der Philoſophie Heraklit's entlehnt.

Nach Heraklit iſt das Entgegengeſetzte dem Entgegengeſetzten das am meiſten Liebe; denn jedes begehre ein ſolches, nicht aber ein mit ſich Gleichartiges; denn das Trockene begehre das Feuchte, das Kalte das Warme, das Bittere das Süße, das Spitze das Stumpfe, das Leere die Erfüllung und das Volle die Entleerung, und alles andere ebenſo nach demſelben Geſetz.

Wer erkennt in dieſer Philoſophie des Gegenſatzes nicht die erſte philoſophiſche Entwickelung und Begründung des Gedankens der Allöopathie? Sicherlich iſt, wenn Hippokrates den nachher ſprichwörtlich gewordenen Satz ausſpricht: „Das Entgegengeſetzte iſt des Entgegengeſetzten Heilung", die Vaterſchaft, welche Heraklit hierin beanſpruchen kann, nach dem obigen Belegſatz unverkennbar.

Von Heraklit wird erzählt, er habe, als er die Waſſerſucht bekommen, die Aerzte gefragt, ob ſie Ueberſchwemmung in Dürre verwandeln könnten, und als ſie das verneint, habe er erklärt, er werde ſich „nach ſeiner Weisheit heilen, welche die Wege der Natur erkannt habe und wiſſe, wie Gott den Weltkörper heile und in dieſem Ueberſchwemmung in Dürre, Flüſſiges in Trockenes, Kaltes in Warmes u. ſ. w. umwandele", worauf er ſich mit Miſt bedeckt und in die Sonne gelegt habe, um ſo das Waſſer zu verdunſten.

Die Worte enthalten nach Ferdinand Laſſalle's „Darſtellung der heraklitiſchen Philoſophie" (Berlin, Duncker, 1858) zweierlei: eine geſchichtliche Erinnerung an die Erkenntniß Heraklit's, daß deſſelbe Verwandlungsproceß wie im Weltall, ſo auch im lebendigen Körper ſtattfinde. Die Worte bieten aber auch noch das Intereſſe und tiefe geſchichtliche Wahrheit dar, daß ſie uns Heraklit als den erſten wahrhaft wiſſenſchaftlichen Arzt erſcheinen laſſen und darſtellen, d. h. als einen ſolchen, der auch die Heilkunſt gegründet auf ſeine theoretiſche Erkenntniß deſſen gegründet, was er als den Proceß alles Lebens und der Natur ſelbſt erkannt hat. Hat auch Heraklit ſelbſt keine Heilkunſt geſchrieben, ſo wären doch ſeine Worte ganz unmöglich geweſen, wenn er nicht auch Anwendungen und Anführungen auf dem Gebiete der Lebens- und Krankheitserſcheinungen gemacht und dabei nicht an die Aerzte ſeiner Zeit die Forderung geſtellt hätte, auf die Erkenntniß des Naturproceſſes die Heilung zu gründen, ſtatt auf Aberglauben oder ſinnleere Empirie.

Wenn Heraklit als Grundſatz der Heilung aufſtellt, die Natur ſelbſt nachzuahmen, ſo muß dieſen Grundſatz, richtig verſtanden, auch heute noch alle wiſſenſchaftliche Arzneikunde anerkennen. In dem Streite zwiſchen Homöopathie und Allöopathie, zwiſchen Hahnemann und Heraklit, wird ſich's daher im letzten Grunde darum handeln, welche Theorie richtiger die Natur nachahmt, ob der Grundſatz, daß Gleiches durch Gleiches, oder der, daß Entgegengeſetztes durch Entgegengeſetztes zu heilen ſei.

Es iſt ein vielbenutzter Ausſpruch des Hippokrates: „Ein philoſophiſcher Arzt gleicht einem Gotte." Dieſen Satz erläutert Laſſalle durch die Worte Heraklit's: „Ich aber, wenn ich weiß des Weltalls Natur, weiß auch die Menſchen, weiß die Krankheit, weiß die Geſundheit, ich werde mich ſelbſt heilen, ich werde nachahmen den Gott, welcher des Weltalls Ungleichmäßigkeiten ausgleicht." Dieſe Worte Heraklit's werfen ein helles Licht auf jenen Spruch des Hippokrates. Der philoſophiſche Arzt nämlich, d. h. der, welcher den Proceß der Natur und des Alls erkannt hat und ihn bei der Heilung nachahmend zur Grundlage macht, gleicht eben darum einem Gotte, weil er durch ſeine Einwirkung dieſelbe Umwandlung in dem einzelnen Organismus hervorzu-

war der Arzt in dem großen Naturprozeß des Weltalls und daß die Verwandlungslehre beiträgt zur Ehre Hierauf bezieht sich auch die Weiherung des Göttlichen in der Krankheit, womit Hippokrates die Therapie zu beginnen lehrt Diese Göttliche ist der Naturprozeß

Wenn die Homöopathen darthun, daß die Lehre des Grafen Hahnemann's Hand in Hand mit der Physik und Hippokrates beruht, wird ihr Lehrer Herr Dr. Simon in Hamburg seinen Professor Beck in Leipzig zu trösten haben

Anregungen.

G. F. Daumer's Enthüllungen über Kaspar Hauser.

Was man Kaspar Hauser mit dem Messer auf seinem eigenen Pförgnetter, Herr Standorf für einen Betrüger oder mit einem Theil der in ihren Motiven nicht genau wahrnehmbaren verwerflichen Agitation für den Urheber von Selbst halten, die Tendenz, die anerkannte Produktion Gedichte in Regensburg von dem unerkannten Einsetzung gegeben hat, es wäre ein Irrthum gewesen, es war die verschiedene von allen

Die einstimmige Ordnung der ganzen wissenschaftlichen Schweiz gegen die Ansicht Bestrafungsanstalt und dem Abendberge bei Interlaken hat über allen Zweifel erhoben, daß eine Ausbildung und Erziehung der Idioten nicht möglich ist Wir haben die Gründe dieses Wirken immer zu schützen gesucht, haben den Nachdruck in seiner Vertheidigung auf eine solche Bedeutung seiner Anstalt gelegt, daß sie wenigstens den Glauben an die Erziehungsmöglichkeit der Cretinen und demzufolge eine Rückwirkung auf ihre humanere Behandlung im Leben aufrecht erhalte, aber ihr noch länger das Wort zu reden ist seit den letzten Beschlüssen der Versammlung schweizer Aerzte und Naturforscher unmöglich geworden

O. F. Daumer, der erste Erzieher Hauser's, hat in seinen soeben erschienenen „Enthüllungen über Kaspar Hauser" (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp. 1858) ein leichtes Spiel, diese Annahme Eschrich's zu widerlegen. Sein Zögling nahm an Erkenntnissen in der Sprache und Kunst des schriftlichen Ausdrucks zu. Ja, als er einmal in Ansbach als Schreiber angestellt Man hatte ihn allerdings gerühmt an einer gewissen Grenze ankommen sehen, die er nicht mehr überschreiten zu wollen schien, aber er war ein Anderer geworden, als er sich 1828 bei seinem ersten Auftreten gab Ein halb blödsinniges Phänomen oder tückischer Tummling kann der Bedauernswerthe nicht gewesen sein

In allem, was diese Widerlegung betrifft, wird man dem Verfasser der leider sehr angefeindeten Schrift vollkommen recht geben dürfen

Mißlicher steht es freilich mit Daumer's eigenen Behauptungen aus. Er macht geradezu Lord Stanhope zum Mörder Kaspar Hauser's, löst den Kriminalfall Feuerbach, der den Anstoß zum Gegenstand gerichtlicher und psychologischer Studien machte

[illegible] gewesen anempfiehlt, an schaltenem Orte Forschungen [illegible] er erzählt, daß auch ihm selbst [illegible] in Nürnberg eine [illegible] Gestalt in abgelegenen Gassen begegnet wäre, die an der verdächtigen Hand nicht Gutes vermuthen und an der Bestätigung eines wahrscheinlichen Komplots nur durch die Tapferkeit einer Person verhindert worden wäre

Wir wollen nicht die Frage noch [illegible] lassen, die auch bekanntlich Lord Cowley in seinen Depeschen [illegible] Lord Stanhope zu schuld zu [illegible] Hauser's [illegible] hat Ob Hauser sich nicht nur in Nürnberg [illegible] einmal selbst [illegible] in Ansbach [illegible] — wenn auch dies gegen seine Absicht [illegible] nur um den Schein einer [illegible] erhalten und neben Absicht zu behalten? Die Lösung aber, die Daumer jetzt gibt, ist die gewagteste und wird niemand überzeugen. Ihm zufolge war Kaspar Hauser Sproß eines hohen englischen Hauses, kam frühzeitig nach Ungarn, von da nach Deutschland und wurde von Lord Stanhope nur deshalb abgeholt, damit er seinen, wahrscheinlich einer Erbfolge wegen an dem Nichtvorhandensein Hauser's interessirten guten Freunden desto leichter von Gefallen thun konnte, ihn umzubringen.

Unwillkürlich wird man bei dieser Interpretation an die Schrift Daumer's erinnert, in der er hat beweisen wollen, daß die ersten Christen bei ihren Liebesmahlen Menschenblut tranken. Der gelehrte und vielseitige Mann ist jetzt katholisch geworden. Nachdem er lange seines Freundes Ludwig Feuerbach Theologie vertreten, immer gegen das Christenthum, wie man zu sagen pflegt, eine ganz spezielle Meinung hatte, dem Neuen, Heil und dem Alterthum sich verwandter fühlte als den Lehren des Katholizismus, hat er jetzt, wie es scheint infolge der Verbindung mit einigen protestantisch katholischen Poeten, die allseligmachende Kirche zu seinem letzten Ziel erwählt. Leider hat die innere Haltungslosigkeit und Unzurechnungsfähigkeit des Mannes jenen Schritt kaum sehr dies sein neues Buch über Kaspar Hauser nur ungünstig wirken, denn in einem Falle, wie der vorliegende ist, war vor allem vor der Untersuchung eines Mannes zu warnen, der einer, wenn auch nicht großen und wichtigen, doch immerhin nicht uninteressanten kritischen und psychologischen Frage gegenüber den Eindruck einer gewissen Zurechnungsfähigkeit macht

Der Guano und der Unglaube.

In einer kleinen Schrift „Der Materialismus und die deutsche Weltanschauung. Von Dr. Otto Ehrenfeld" (Berlin, Wiegandt & Grieben, 1876) wird der Kraft- und Stoffschwindel mit Hülfe des guten Peruaners bekämpft. Es ist auf unserm ernsthaften Gebiete etwas Neues, wenn der Verfasser schon auf dem ersten Blatte sagt: „Der Guano verdankt seine Entstehung der Thätigkeit von Millionen Vögeln, welche sich von Fischen nährten, deren Leichname sich in ungeheuren Massen an den Küsten Perus anhäuften." Und wenn er auf dem letzten Blatte sagt: „Der Guano ist ein Geschenk Gottes an die Menschheit, das sie mit Dankbarkeit annehmen und mit Sorgfalt benutzen soll", so ist das auch nicht neu, aber es ist gut, daß es gesagt wird. Denn es ist ja leider eine Thatsache, daß viele Menschen, die sich Christen nennen, sich nicht scheuen, Gott und seine Gaben zu lästern. Und wenn sie es nicht mit dem Munde thun, so thun sie es mit ihrem Leben. Wie viele Menschen sind in unserm Vaterlande, die sich Christen nennen, und doch nicht wissen, daß Gott es ist, der uns Regen und Sonnenschein zu seiner Zeit gegeben hat! Wie viele sind, die sich Christen nennen, und doch nicht wissen, daß Gott es ist, der uns Regen und Sonnenschein zu seiner Zeit gegeben hat!

Da sieht man, wie das Geld verschleudert wird und kommt ins Ausland und in die Actien geht! Ein guter Geber ersetzt allen Guano. Statt Stöckhardt's Chemischen Feiertagen würden die gewöhnlichen nur kirchentäglichen Predigten vollkommen ausreichen.

Zur die Winterabende.

I

Wie Bremitz vor 25 Jahren eine Schlacht mit einer Liebesgeschichte in Verbindung brachte, so behandelt Bernh. von Guseck in seinem „Aus eigner Kraft" (zwei Bände. Prag, Kober, 1876) die Geschichte als Idylle.

Es ist gegen den Ausgang des dritten Jahrzehnts. Das Erzherzogthum Oesterreich im Kampf gegen den Ungarkönig Matthias Corvinus.

Das geschichtliche Interesse ist hier dem romantischen durchaus untergeordnet, so daß dieses nur den Hintergrund eines weiten Gemäldes, der sich zum Vordrang mit zu starkem Grau hinaufschwingt zur Staffage.

In der Schilderung weiche die Darstellung Bernh. von Guseck's keineswegs, denn sie diese Tugend besitzt auch Dichtung. Sie unterhalten auch, wo sie ein warmes Gemüth rühren, das sich letzten, nun noch einen etwas verschlossenen Herzen auf eine Stunde fesseln.

Verlieben, weiß es mehr bedeuten will und die verwickelten Irrungen und Wirrungen der Liebe neben dem ernsten Leiden eines gebrochenen Herzens darzustellen sucht, erscheint uns „Ein gebrochenes Herz oder Karl Theodor und seine Zeit. Historischer Roman von Franz Gerau" (drei Bände. Leipzig, A. H. Payne, 1876.)

Der Titel schon ankündigt Entlehnung aus Zeitgeschichte des Buches.

Scenen, an sich trefflich Studien und Skizzen über Karl Theodor, der sein ererbtes Kurfürstenthum Baiern an Oesterreich verkaufen wollte und gewaltsam durch die Waffen Friedrich's II. von Preußen daran gehindert werden mußte, seinen Geliebten, seiner Umgebung, Illuminaten und andern Betrügern hat der Verfasser eine sehr wunderliche, durchaus moderne Herzensgeschichte auf die äußerlichste Weise angehängt.

Zu glauben, daß um 1780 ein bairischer Graf ein Mädchen vom Stafflier heirathen und wenige Monate nachher mit einer Gräfin ein Ehebündniß eingehen, beide lieben und endlich am gebrochenen Herzen sterben könnte — möchte jedem Leser unmöglich sein, der auf nächster Seite hinter vielen Seelenqualen die Animosität des münchener Hofs ohne jeden Schleier erblickt. Viele Gegenzüge sind zu schroff, um eine Einigung zu gestatten.

Aus der behaglichen, selbst poetischen Stimmung in die und die Schilderung des Staffelieed und des idyllischen Lebens an seinem Ufern versetzte, werden wir immer wieder gewaltsam in unbedeutende, weder an Geist noch an Romantik reiche Akte und Cirkel der Residenzgesellschaft versetzt und unter Gestalten, die bei aller Treue ihrer Schilderung uns doch nicht auf die Dauer zu fesseln verstehen.

Lebensblicke

von C. Gabicht.

Erkenn doch, du Uebermüthiger: Das Glück sucht dich nur heim!

* *

Nichts geht über die Beredsamkeit der Natur. Sie redet uns doch gerade ins Herz hinein.

* *

Der Prüfstein jeder Tichtung ist die nachhaltende Erinnerung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Buchhaus. Druck und Verlag von A. H. Burkhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 3. Wöchentlich ein Bogen

Inhalt: Theodor von Corsica. Eine historische Skizze von Adolf Stern. — Die Entdeckungen des Kosmos. Von Heinrich Kosmos. — Das Begräbniß der Pharaonen. — Alte abergläubische Art. — Perry Shelley. — Die Plejaden.

Theodor von Corsica.

Eine historische Skizze von Adolf Stern.

Neben der großen Weltgeschichte, den Haupt- und Staatsactionen läuft, wie aus Memoiren, Briefen und Ueberlieferungen zur Uebergenüge hervorgeht, eine Geschichte im Kleinen, unweit die Ursachen großer Wirkungen, die Erläuterungen der Vorgänge durch Personalien enthaltend. Auf gewissen beschränkten Räumen verdrängt dann das Abenteuerliche zuweilen das Haupt- und Staatsactionsmäßige und tritt entschieden in den Vordergrund.

Die Welt und ihre klugen Leute lachten bereits ein Jahrhundert über Don Quixote und seinen Auszug, als plötzlich in die europäische Staatengeschichte ein handelnder Don Quixote hereintrat, freilich von dem des Cervantes dadurch verschieden, daß er seines Ursprungs ein westfälischer Baron und nicht an Ritterbüchern, sondern an der Ueberraltur, der Sittenlosigkeit und dem politischen Betriebe des 18. Jahrhunderts emporgewachsen war. Die Bühne seiner Abenteuer bildete ganz Europa, den Mittelpunkt derselben die Insel Corsica.

In der Geschichte Europas hatte kein großes, von wilden Gebirgen durchzogenes und zerklüftetes, von einer patriotischen, aber noch wenig civilisirten Nation erfülltes Eiland selten Anziehungskraft getragt. So war noch nicht die Zeit des europäischen Gleichgewichts, wo ein Block Erde wie Montenegro den ganzen Welttheil beschäftigen und in Erregung versetzen konnte. Von der römischen Herrschaft gelöst und der Nacht des finsteren Mittelalters anheimgegeben, hatten Vandalen und Sarazenen, Normannen und Longobarden, dann die riesigen Barone von Toscana die Herrschaft über die Insel, auf welche auch die Nachfolger des heiligen Petrus Ansprüche erhoben. An die Stelle der Barone traten später die großen italienischen Freistaaten. Die Pisaner in der kurzen Zeit ihrer Blüte zählten das „Königreich" Sardinien unter ihre Besitzungen. Die Genuesen erlangten sind im 14. Jahrhundert eine vollständige Herrschaft über die Insel, die ihnen nur durch zeitweilige Empörungen des alten Adels der eingeborenen Barone Sagonesen streitig gemacht wurde. In die engen Beziehungen zu Frankreich hat das Eiland, als die Flotten König Karl's VI. die Republik Genua ihrer Unabhängigkeit beraubten. Aber französische und mailändische Statthalter, vom Volke gewählte Grafen bildeten immer nur die Zwischenstufen zur Eroberung der Herrschaft von Genua und seiner Bank des heiligen Georg. Seit im 16. Jahrhundert die Versuche des corsischen Nationalhelden Sampiero mit französischer Hülfe die Heimathinsel unabhängig zu machen, gescheitert waren,

trat eine gewisse Lockerung und damit eine Art von Lösung der genuesischen Herrschaft ein.

Mannigfache hatten sich nationale Eigenthümlichkeiten daher herausgebildet. Die Insel zerfiel in Provinzen, in Täler und Districte, vor allem in Familien. Bei den mächtig schwankenden Verhältnissen des öffentlichen Lebens zog sich für den einzelnen von selbst die energische Anlehnung an die Familie. Lag sich vielfach in schroffster Weise bis zur brudermörderischen Blutrache nicht hier ausbilden, sondern durch Jahrhunderte erhielt, hatte gleichfalls seinen Grund in der Ohnmacht der öffentlichen Gewalten. Mochte die Republik Genua durch das ganze 17. Jahrhundert über Scandalen toben und über Corsen einwirken, suchte sie auf ihren ganz verschiedenen Wegen Königsherren herauszufinden. Recht und Ordnung im Sinne der Sicherheit des Verkehres waren auf dem corsischen Eiland unbekannte Begriffe. Ueberall nur jenseits des Gebirgs wandten Hunderte von kleinen Kriegen, die Blutrache zahlte alljährlich eine unglaubliche Zahl von Männern dahin, Corsica wurde recht eigentlich das Land der pischologischen Romantik, Züge wilder Grausamkeit, blutigen Fanatismus wechselten mit Zügen edelster Großmuth, ritterlichen und christlichen Hochsinns. Das ganze Volk blieb in Parteien gespalten, der Acker- und Weinbau lag darnieder, Handel und Industrie bemannten sich kaum.

Nur darin stimmten alle Corsen vom Cap Corse bis zur Straße von Bonifacio, darin Anhänger jeder streitenden Partschaft und jeder streitenden Familie überein, daß sie die Genuesen und ihre Souverainetät aus voller Seele hassten. Die Erinnerungen an Sampiero's Heldenthum waren frisch und lebendig und die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, die Erpressungen der Statthalter, welche Genua sandte, minderten sich nicht. Früher oder später mußte ein Ausbruch erfolgen. Er kam im Jahre 1729, als neue Steuerwillkür das ausgesogene Volk zur Verzweiflung trieb. Die Erhebung ward eine allgemeine, das Volk trieb die Genuesen rasch in die wenigen befestigten Seehäfen, unter welchen Bastia, der Sitz des Gouverneurs, die wichtigste war. An der Spitze der corsischen Nation, die freilich, wenn wir einer gleichzeitigen Berechnung trauen dürfen, nicht viel über 130,000 Seelen zählte, traten Don Gelonna Ceccaldi und Don Luis Giaffori, der Advocat Costa und andere, welche augenblicklich große Talente in Angelegenheiten des Kriegs und Friedens entwickelten und eine An provisorischer Verfassung entwarfen. Die Genuesen hatten den corsischen Unabhängigkeitsstolz, dem tapfern Patriotismus der Insulaner nur bezahlte Söldlinge entgegenzuhalten, deren Tapferkeit noch dazu eine sehr zweifelhafte gewesen zu sein scheint. Kurz es blieb der gedemüthigten Republik schließlich nichts übrig, als sich hülfesuchend an andere Mächte, zunächst den Kaiser, damals Karl VI., zu wenden. Unter Prinz Ludwig von Württemberg und General Wachtendonk landeten 1732 die kaiserlichen Truppen auf Corsica und bewirkten nach einigen Gefechten eine vertragsmäßige Unterwerfung der aufständischen Bevölkerung. Vertragsmäßig, denn auch Genua mußte sich verpflichten, eine Amnestie zu ertheilen und liberalere Mißbräuche in der Verwaltung der Insel abzustellen. So war der rachsüchtigen Republik schwer eingegangen, sich in diese Bestimmungen zu finden, kein Wunder, wenn sie nach Abzug der kaiserlichen Hülfstruppen sich nicht genau an die Bestimmungen hielt und Don Giaffori und drei Häupter der Corsen in Gewahrsam nach dem Festlande führte. Eine ernste kaiserliche Reclamation setzte die widerrechtlich Gefangenen bald in Freiheit, aber die Erbitterung der Corsen, die sich nur widerstrebend in den Frieden gefunden, war aufs neue entfacht. Nicht ein Jahr verging, so brach ein neuer Aufstand aus, an dessen Spitze Hyacinth Paoli, dann der wiedergekehrte Giaffori trat. Soweit es nur auf den Heldenmuth des Volks und das Talent des Führers ankam, stand es gut um die Sache der Corsen. Abermals wurden die Genuesen auf wenige Hafenplätze eingeschränkt, von diesen wenigen Aleria mit Sturm genommen. Aber trotz dieses Kriegsglücks, trotz der Constitution, die sich auf einer Versammlung in Corte die Corsen vorläufig gaben, trotz der genauesten Festsetzungen über die Prädicate ihrer Generale, Räthe und bürgerlichen Beamten, trotz der Erwählung der heiligen Jungfrau zur Schutzpatronin des „Königreichs" litten sie an allem Mangel. Waffen und Geschütze, Munition und Geld fehlten gleichmäßig. Die Agenten auf dem Festlande, in Livorno und in Spanien, schienen gleichfalls resultatlose Bemühungen zu haben. Nicht unrichtig vergleicht ein Historiker Corsicas *) den Zustand, der in diesen Tagen der Noth und der Hülflosigkeit eintrat, mit einer religiösen Spannung wie diejenige des jüdischen Volks zur

*) Karl Gregorovius, „Corsica", I. 68

heit der Maitresse. Es war Law vor das Unternehmen mit Hunderttausenden und tausend Gefahren nicht auf sich warten.

Von den Intriguen in Berlin war — nicht allzu lang — ein deutscher ausländischer Abenteurer Theodor Baron von Neuhof unterrichtet worden. Geboren in der Grafschaft Mark in Westfalen, entsprungen aus einer „Wiedertäufer"-Familie, die beim Fall des Hauptmanns zu der Stadt des Bischofs von Münster war, mit einer Burgerschaft geschlossen, von der Schule zu Köln durch ein Liebesabenteuer auf ein unglückliches Exil verschlagen, kam Theodor Neuhof bedürftig nach Frankreich, wurde hier ein Page der Herzogin von Orleans, dann Offizier in verschiedenen Garnisonen — wir leben in gleichzeitigen Nachrichten zu Namen Glück. Vermutlich gewann sein Leben scheint auf ein Haar dem der verschlossenen, sinnlichen, hirnverbrannten, hirnreichen jungen Edelleute, die man später die „Streiche der Regentschaft" tauste, geglichen zu haben. Spiel und Liebesabenteuer wechselten in bunter Folge, führten aber endlich den Theodor von Neuhof eine Lage herbei, welche ihn mit Hinterlassung zahlreicher Schulden aus Paris zu entfliehen zwang.

Wohin er sich augenblicklich wandte, ist ungewiß, jedenfalls erscheint er wenige Zeit später beim Baron Görz, dem politischen Minister Karl's XII. in Schweden. Dieser war eben mit Kardinal Alberoni, dem spanischen Premier, in jene Verbindung getreten, deren Hauptwerk es war, den Prätendenten Jakob III. auf den englischen Thron zu setzen. In der Angelegenheit der Stuarts, dem rechten Boden für jeden Abenteurer, ward auch Neuhof verwandt. Er ging nach Spanien und dort, während des Aufenthalts Jakob's daselbst, empfing er vermuthlich eine der Erhebungen zum englischen Pair, die der Exkönigin mannichfach austheilte und die später vielfach in seinem Leben genannt wird. Während er noch in Spanien unterhandelte, erfolgte in Schweden der Tod Karl's XII., der Sturz des Ministers Görz. Neuhof hatte sich indessen zu brauchbar bewährt, als daß ihn der Kardinal Alberoni hätte entbehren mögen. So erhielt er ein Patent als Oberst der spanischen Armee, eine ziemlich ansehnliche Pension. Nicht lange nachher erfolgte auch Alberoni's Sturz und Neuhof sah seine Existenz wieder in einer Weise in Frage gestellt, daß er der Rathschläge eines so geschickten Intriguanten wie des nachmaligen Herzogs von Ripperda bedurfte, mit dem er in Madrid in Verbindung trat. Später verschwand der [illegible] mit einem der Kammerdiener des Herzogs. Er erwähnte dann Schmerzen des Herzogs von Lothringen, eines der heftigsten Gegner in Frankreich und Spanien angelegen, für Jakob III. in Rom als katholischen König zu stehen. Für Sie war in jener Beziehung [illegible] englische Neuhof's Person war [illegible], eigenmächtig und unverträglich, seine Dienste gelangen [illegible] zu Verdruß, so daß [illegible] selbst der spanische Zeitung von Preußen zu Lande [illegible] als lange mit seiner Gemahlin zusammen [illegible]. Er entfernte sich bewandt von Madrid, wenn nur den Sonderungen der Minister Glauben schenken kann, nicht ohne der Prinzessin auf den heimlichen Schmuck seiner Gattin mit sich genommen zu haben.

Theodor von Neuhof's zweiter Aufenthalt in Paris [illegible] denn hierher wendete er sich [illegible] um aus einen unerforschlichen tiefen Blick in die Verhältnisse zur Zeit der Regentschaft des Herzogs von Orleans thun. Er wurde, nachdem er Mittel gefunden, sich mit seinen Gläubigern zu verständigen, von seiner Schwester, einer Gräfin von Truchseß, aufgenommen, die in allen Berichten als eine Geliebte des französischen Gesandten in Stockholm, Grafen von der Mark, gilt. Die Vertraulichkeit zwischen Bruder und Schwester erfuhr eine sehr schlimme Auslegung, man erinnerte an Lucretia Borgia und deren Beziehungen zu Blutsverwandten. Wir haben keinen Beweis, diese Auslegung für mehr als Verleumdung zu halten, indem scheint der Graf von der Mark ihr einzigen Beistand beigelegt und in seiner gereizten Eifersucht zu späterer Vertreibung Neuhof's aus Paris beigetragen zu haben. Sicherer als bei vielen Annahmen sind die Beziehungen, welche der Baron in dieser Zeit zu Law, dem Finanzgenie des französischen Frankreich, hatte, der damals auf dem Gipfel des Ruhms und Glücks stand. Sein Vertrauen auf den Actienkünstler scheint ein großes gewesen zu sein, wenigstens wird versichert, daß er alles, was er besessen, im Zusammensturz des Law'schen Systems verloren habe und aufs neue in die äußerste Bedrängniß gerathen sei *).

Nachdem ihn neue Schulden und wie erwähnt die Eifersucht des Geliebten seiner Schwester aus Paris vertrieben hatten, taucht er in England, in

*) „Das alte und neue Berlin" (Nürnberg 1735) S. 175; „Neue europäische Fama" (1737).

Portugal, in Genua und Livorno auf, wo den reichen Kaufherren unter mannichfachen Gefahren, auch mehrfach der Corsaren und ordentliche Schlachten zwischen beiden Völkern, Gut und Blut in Genua selbst und vorzüglich in Livorno, wo die Corsen eine permanente Agentur hielten, scheint es den Waaren der freien Meerschiffahrt gelungen zu haben. Er erkannte nun, daß es ein noch besseres Feld für Abenteurer wären, Schlösser als selbst vor Sache der englischen Pedlerkrämer. Indem er sich mit den Agenten der Corsen, mit den Häuptern der Aufständischen, denen sich in Livorno ein ansehnliches Gefolge von Flüchtlingen aller Art, selbst Mörder, die vor der gerechten Rache von ihren Landsleuten in das ehemalige Hospital, welches zu dem Franziskaner Convente, der zugleich die corsischen Angelegenheiten besorgte, die Uebergegangen hat, er kenne Corsica besser. Die Unterhandlungen führten zum Schlusse: wenn der Baron von Neuhof eine Hülfe, genügend zur Vertreibung der Genuesen, herbeischaffe, sollten ihn die Corsen zu ihrem Oberhaupt annehmen, zu ihrem König krönen.

Ein Mann, der von seinen Gläubigern und seiner Armuth durch ganz Europa gehetzt wurde, und eine diesem in Aussicht gestellte Krone! Indessen entfaltete der Baron Neuhof einen Aufwand von genialer Energie, von berechnendem Scharfsinn, dies Phantom bald in eine Wirklichkeit zu verwandeln. Wie er auch umblickte, sah er unter den europäischen Mächten keine, der er hätte zutrauen mögen, daß ihre politischen Combinationen sie bis zur Unterstützung Corsicas treiben könnten. Aber die Barbareskenstaaten auf der Nordküste Afrikas hatten die nächsten Veranlassung hierzu und es mußte den Seeräuberfürsten von Tunis, Algier und Tripolis wünschenswerth erscheinen, irgendwo im Mittelmeer einen Fuß festgesetzt zu besitzen. Neuhof verschaffte sich Empfehlungsschreiben vom englischen Consul, von livornesischen Kaufleuten, und ging nach Tunis. Hier arbeitete ihm sein gutes Glück in die Hände: er traf Mezzopa, der unterdeß eine wunderbare Laufbahn zurückgelegt hatte, Premier von Spanien und Indien gewesen und Renegat, Minister des Sultans von Marokko geworden war. Mezzopa nahm sich des alten Freundes kräftig an und der westfälische Baron erlangte vom Dey von Tunis eine beträchtliche Unterstützung an Geld, Waffen, Munition. Jetzt endlich erschien der Abenteurer auf der Küste, auf welcher ein so wunderbares Schauspiel vor sich gehen sollte.

Von Tunis aus hatte Theodor von Neuhof ein englisches Kauffahrteischiff unter Kapitän Tuf — der späterhin von seiner Regierung zur Verantwortung gezogen werden sollte, daß sich deshalb erschoß*) — bemannt. Er langte, wie die gleichzeitigen Berichte sagen, am 12. März 1736 im Hafen von Aleria an. Das corsische Volk, für welches der Anblick eines Schiffes, bei der beinahe gänzlichen Absperrung durch genuesische Kreuzer, ein höchst seltenes Ereigniß war, strömte in Schaaren nach der Küste, wo vor der erhaltenen Menge alles Geschütz, Tausende von Flinten und anderm Waffen, Provision, Kleidungsstücke und Munition, allen bisher schmerzlich vermißte Dinge, ausgetheilt wurden. Ihnen folgten schwerbeschlagene Geldkisten und endlich eine Zahl von Passagieren, unter denen ein fünfzigjähriger Herr in mauritischem Talar, spanischem Federhut, Schnallenschuhen, Stock und Degen, von vornehmer, geheimnißvoller Haltung hervorragte. Sechszehn Herren und Diener bildeten das Gefolge dieses Mannes, den einige herzugeeilte und wie ersichtlich eingeweihte Volksführer mit Ehrfurcht und dem Titel „Vicekönig" begrüßten.

Das erste Auftreten Theodor Neuhof's in Corsica hatte zwar unstreitig etwas Schauspielerhaftes, aber seine Wirkung blieb ebenso unbestreitbar. Die Hülfe war zudem eine so nothwendige, schien den Verhältnissen angemessen eine so bedeutende, daß vielleicht selbst ohne Neuhof's weitere Versprechen die Corsen ihm einen bedeutenden Platz in ihrem Gemeinwesen eingeräumt hätten. Er aber berief sich auf die Anlage der Königswürde, versprach das Eintreffen weiterer Schiffe mit Vorräthen, stellte Verbindungen und Vermittelungen mit europäischen Höfen, an denen er seine genauen Bekanntschaften und Verhältnisse hervorhob, in Aussicht. Kurz die Corsen berücksichtigten jede Möglichkeit und beriefen eine Volksversammlung nach Corvione, einem Gebirgsort nördlich von Aleria, ausgezeichnet durch einen bischöflichen Sitz. Mit voller Zustimmung der Massen erwählte hier ein Ausschuß den Baron Neuhof unter dem Namen Theodor I. zum König der Corsen und faßte eine förmliche Wahlcapitulation ab, die sich wörtlich bei den gleich-

*) „Neue europäische Fama" (Leipzig 1736), III. 286

artigen Privilegien [illegible] *). Noch betrieben sollten König Theodor und seine männliche und weibliche Umgebung den Thron von Corsica befestigen, sollte er in wichtigen Angelegenheiten den großen Rath seines Reiches befragen, sollte Zoll- und Handelsfreiheit gehaben, das Begnadigungsrecht auf ein gewisses Maß beschränken, eine Universität und zu Nutz und Ehren des Königreichs einen Adelsstand errichten.

König Theodor erlangte nicht dazu, alle diese Bestimmungen aufzuheben. Der letztern jedoch genügte es in den letzten Jahren seiner neuen Würde, er ernannte Minister, Generale, Admirale, Gouverneurs zu Bastia, den ersten zum Obergeneral der Armee, den zweiten zum Premierminister, den dritten zum Generalissimus des neuen Königreichs. Auch sonst haben wir noch manchen Grafen und Marquis, den er schon auf spätern Reisen im Ausland ernannte er corsische Ritter, um Verbindungen und Hülfsquellen zu gewinnen. Die Einrichtung seines Hofstaats entsprechen den Umständen nach prunkvoll, der neue König nahm seinen Sitz im bischöflichen Palais zu Cervione, welches von einer gutausgerüsteten und bewaffneten Leibgarde umgeben und bewacht war. Der Glanz, den er zu entfalten vermochte, konnte sich wahrscheinlich nicht mit demjenigen messen, der am Hofe deutscher Duodezfürsten im 18. Jahrhundert herrschte, aber er blendete die einfachen, ärmlich geborenen und gewohnten Inselbewohner.

Am 15. April 1736 fand die Krönung des ersten und letzten Königs der Corsen nach feierlichem Hochamt in Cervione statt, die Stelle eines goldenen Diadems mußte dabei ein Lorbeerkranz vertreten. Der Krönung folgte sofort ein Manifest des neuen Königs, nach welchem allen Corsen, die noch zu den Genuesen hielten, eine Frist von 20 Tagen, sich eines Bessern zu besinnen, gegeben wurde. Wer bis dahin sich nicht dem Könige unterworfen habe, den sollten die Strafen des Hochverraths treffen. Eine andere königliche Verfügung setzte fest, daß die erledigten Bisthümer künftighin nur an geborene Corsen gegeben werden dürften.

Das Wichtigste für den neuen König blieb immer der Krieg, solange Genua noch einen Fuß auf der Insel hatte. Theodor suchte die Armee in guten Stand zu setzen, theilte sie in [illegible] Compagnieen und brachte seine Herrschaft auf mehr [illegible] Mann. Er marschirte gegen Ende April nach Porto Vecchio und Sartene, beide befestigte Orte der Genuesen, [illegible]. Diese erließen ein gehässiges Manifest gegen den ehemaligen Baron und nunmehrigen König, in dem er als Abenteurer, Betrüger, Schwindler, Schuldenmacher und Wechselfälscher dargestellt wurde. König Theodor antwortete erst um die Mitte Juli vor den Mauern von Bastia.

Denn so abenteuerlich die Art und Weise, in welcher er die Krone erlangt, gewesen sein mochte, ein Gleiches ließ sich nicht von seinem ferneren Regierein behaupten. Sie waren gleichmäßig auf die Befestigung der Insel von genuesischer Herrschaft und auf die kräftige Festigung seiner Königswürde ab. Eine der wichtigsten Aufgaben der letztern, das Münzregal, übte Theodor sehr früh aus. Er ließ einen Theil des aus Tunis mitgebrachten Geldes sowie der von den Anhängern Genuas erhobenen Contributionen in seine eigene Münze in Geld, Silber und Kupfer umprägen. Die Unzulänglichkeit der vorhandenen Mittel gegenüber dem königlichen Wollen zeigte sich auch hierin. Die größte Münze Theodor's mit seinem Brustbild auf der einen, dem Bilde der heiligen Jungfrau auf der andern und den beiden Umschriften: „Theodorus Rex Corsorum und Monstra te esse Matrem" (Zeige, daß du eine Mutter seist), ist eine wahrhaft barbarische Caricatur und erinnert in ihrer Arbeit an die altgriechischen Münzen, die Krone ist für den ungeheuren Kopf dreimal zu groß. Etwas besser ist die Kupfermünze mit den Inschriften T. R. auf der einen und Sobli cinque auf der andern Seite anzusehen; eine dritte Münze, die Theodor schlagen ließ, ist sehr selten geworden. Jedenfalls war die Münzprägung nicht energisch und nachhaltig genug, um über das Carnicium hinauszugehen und Theodor von den Verlegenheiten zu retten, die alsbald über ihn hereinbrachen.

Denn die größte Unternehmung des Königs, die Belagerung von Bastia, das den Hauptstützpunkt der genuesischen Herrschaft bildete, wollte seinen rechten Fortgang gewinnen. Theodor war im Mai vor der Festung angelangt, hatte eine Proclamation an die Bastianer mit der Aufforderung, seine Sache zu unterstützen, erlassen und den genuesischen Befehlshaber, Generalcommissär Rivarola, zur Uebergabe aufgefordert. Proclamation wie Aufforderung blieben wirkungslos, ebenso die verfügte Blockade. Und nun wollte

*) „Nachricht von Leben und Thaten Theodor's von Neuhof. Von Giovanni Dan Rivera." (Frankfurt 1738.)

es Thorbecke wenig nutzen, wenn es ihm gleichwohl gelang, Streitigkeiten mit Frankreich zu lösen, wenn er Schätze erobern und dem General und Marquis Botta bei Accampo Morello erlangte. Auf einen Befehl der Kaiserin von Parma hatte es überall an Mannschaften, an Lebensmitteln, Waffen und Munition. Die Hofkapelle, die der König in Neapel gebildet, erschienen nicht. Es mag sein, daß man Thorbecke vielleicht in Lissabon, vielleicht sogar in Madrid und Wien einige Vorstellungen gemacht, auf die er dann, aber vielleicht weniger als sonst wenig Rücksichten nahm für seinen Herrn gegenüber.

Einige Monate nach der Thronbesteigung gab es also bereits eine unzufriedene Partei. Bei der Unsicherheit der politischen Zustände konnte nun und der andere Mann leicht in den Fall kommen, als Verräther an dem neuen Herrscher zu erscheinen. Das Denunziationsrecht scheint aber dasjenige gewesen zu sein, von welchem Thorbecke im Verlaufe seines Königsschicksals den spanischsten Gebrauch machte. So wurden mehrere Genuesen auf seinen Befehl hingerichtet, unter denen, wie es nicht fehlen konnte, einige mit bedeutendem Familienanhang waren. Die Unzufriedenheit gegen den neuen König wuchs, seine Versprechungen von Hülfe zur vollständigen Vertreibung der Genuesen blieben unerfüllt, seine Strenge erbitterte, seine barbarischen Sitten in Bezug auf die Liebe erzürnten angesehene Häuser. Der König begab sich von Parma hinweg nach Casalmaggiore, wohin er im Anfang September den corsischen Nationalrath berief und versprach, wenn binnen zwei Monaten die große Hülfsflotte nicht eingetroffen sei, selbst zu ihrer Herbeischaffung auf das Festland zu eilen.

In demselben September durchreiste Theodor Genua. Jenseit der Berge in Sarzana hisste er den neuen corsischen Nationalen Hülfe [illegible] von der Erlösung. Er selbst war Gast meister desselben. Die Mittelzahl unbeschränkt und hielt sehr zahlreich.

Das alles konnte jedoch einen nahen Ausbruch nicht verhindern. Die Generale Rafaelli und Ritelli bildeten eine Armee der „Indifferenten", die es gleichzeitig gegen Genua und den König hielt, so mit den Anhängern des letztern sogar einige ernstliche Zusammentreffen hatte. Dem gegenüber fühlte Theodor, daß er sich mit so unzulänglichen Mitteln nicht behaupten könne. Er faßte den Entschluß, sich persönlich nach dem Festlande zu begeben, von er gegen das Ende des Octobers seinen Rückzug eröffnete. Für die Zeit seiner Abwesenheit ernannte er Statthalter der verschiedenen Landestheile und eine aus Räthen und Pro Consul gebildete Regentschaft. Am 11. November 1736, genau zehn Monate nachdem er zur Erlangung der Krone in Genua gelandet, schiffte er sich in Aleria auf einem französischen Fahrzeug nach Livorno ein. Mit ihm waren der Kanzler Graf Costa, der Generalvicar Orticoni und einige Officiere.

Vermuthlich hatte Theodor, der in einer Proclamation baldige Rückkehr versprochen, schon in Italien Hülfe zu finden gehofft. Seine Bemühungen in Livorno und Neapel erwiesen sich jedoch als ziemlich fruchtlos, weshalb er auch den größern Theil seines Gefolges in dieser Hauptstadt zurückließ. Die Corsen, die gleich nachdem ihr König die Insel verlassen sich wider einmuthig gegen Genua gewendet, wurden durch ein und das andere königliche Manifest erfreut. Sie hielten ihm, während er sich nach Norden wendete, treu und waren von der Nachricht, daß ihr erwählter Herrscher zu Amsterdam wegen Schulden verhaftet sei, wie vom Donner gerührt.

Theodor, der auf dem Festlande wieder der Baron Neuhof war, durcheilte im Januar 1737 Frankreich und traf den 25. Februar zu Amsterdam ein. In der reichsten europäischen Handelsstadt, dem Sitze kühner Unternehmer von kühnen Kaufleuten, die den Speculationsblick überall hinrichteten, hoffte Theodor leicht Verbindungen von Wichtigkeit anknüpfen zu können. Er verließ sich auf seine Ueberredungsgabe, sein Ueberzeugungstalent, das ihm oft durchs Leben geholfen. Die Republik Genua indessen, die ihn überall beaufsichtigen ließ, wußte einige seiner fremdern in Amsterdam ansässigen Gläubiger zu ernsten Schritten zu bewegen, und so sah sich Theodor Anfang März verhaftet und bis Anfang Mai in der Wasserlung, dem Schuldgefängniß des amsterdamer Stadthauses, verwahrt.

Erst jetzt erscheint Theodor's Genie bewundernswürdig. Er setzte alles in Bewegung, wußte aus dem Gefängniß heraus die holländische Presse für sich zu interessiren, und gewann durch Briefe aller Art zwar nicht die nachgesuchte Verwendung des spanischen Botschafters im Haag, wol aber die einiger reichen Kaufmannshäuser, unter denen die Firmen Deem, Trembain und Neuville genannt werden, für sich. Am 7. Mai waren seine Schulden bezahlt, er selbst mit be-

tendem Thron aus dem Gefängnis gerufen und auf seinen Ruf eilig

Theodor war in Folge der angeknüpften Verbindungen im Stande, seine erneuten Pläne nach Corsica mit einem Kostenaufwand zu treiben, der seine Mittel im December 1737 schon wieder zu Proclamationen erlahmen, in der sie über unerschöpfliche Ferne erklangen. Der König reiste zu Lande durch halb Europa, war in Brüssel bei seinen Verwandten und nahm zwei Vettern, einen Baron Theodor und einen Baron Leonhard von Neuhof, mit sich, erschien in Paris und Marseille, in Livorno, wo er Anleihen beim König suchte, war vermuthlich wieder in den Niederlanden und langte mit seiner unermüdlichen Thätigkeit für seine allerdings bedrängte Republik Genua immer wieder

Corsica wurde im Namen König Theodors verwaltet, es war den Verhältnissen angemessen einige Ordnung verhanden und jede Anstrengung der Genuesen, ihre Macht über die bisherigen Seeplätze hinauszutragen, erwies sich vergeblich. So erschien daher natürlich, daß die Republik sich abermals an Frankreich wendete und vom Cardinal Fleury Hülfstruppen begehrte, nach einigen Unterhandlungen auch erlangte. Das war ein Donnerschlag mit dem ganzen Volk, welches seiner Mehrzahl nach noch immer an König Theodor hing, daß im Februar 1738 französische Truppen auf der Insel landeten. Die Anderen verzweifelten, den Heeren Frankreichs Widerstand zu leisten, und knüpften eine Unterhandlung mit dem commandirenden General Boissieux an.

Gerade in diesem Augenblick lenkte König Theodor seinen Neffen, den Baron Theodor, und folgte in wenigen Tagen selbst mit ansehnlicher Hülfsmacht. Am 13. September ankerten drei große bewaffnete Schiffe unter holländischer Flagge in Porto Vecchio. Sie waren mit Artillerie- und Kleinwaffen, mit allen Kriegsbedürfnissen wahrhaft königlich versehen. Aus eine wichtige Handelsverbindung im Mittelmeer hatten die Amsterdamer Banquiers dem Könige jeden Vorschuß geleistet und er durfte erwarten, nun seine Sache zu fassen. Das war auch die Meinung seiner Unterthanen, die den rückgekehrten und wieder in Corsica residirenden König mit jenem Enthusiasmus begrüßten, den Völker willkürgewählten Lieblingen entgegenzubringen pflegen. Theodor lenkte Proclamationen ins Land, seine Neffen als Statthalter jenseit des Gebirgs. Aber mit der Landung der französischen Truppen hatten sich die Verhältnisse seines Reichs so sehr gewendet. Die Anderen vereinigten sich, Mann Theodor die Huldigung zu versagen, die zuerst schroffer die Erklärung des französischen Protectorates gegen den „Baron Neuhof" suchte. Theodor erkannte in Corsica sich bei den Augenblick nicht viel zu thun sei und begab sich nach Holland, sich weiter hinauszugeben und bei neuer Wendung der Dinge neue Hülfe zu suchen. Er selbst hatte diesmal nur einen Mann in Corsica verwundet. Seine Vettern Theodor und Leonhard von Neuhof behaupteten ihre einen Theil der Insel noch bis zum Jahre 1739, wohnte er abwechselnd durch Europa reiste, seine erklärte Gemahlin in Paris lebte und sich vom Marquis d'Argens mit einer tollkühnen Tragödie als „Königin von Corsica" verherrlichen ließ.*)

Theodor war gedrängt, aber noch immer weit entfernt, gebrochen zu sein. Von Corsica aus hatte er sich wieder nach Neapel gewandt und eine Zeit lang in Marsa abgewartet, ob auf der Insel irgendetwas für ihn Günstiges sich zutragen wolle. Von hier ab wurden seine Wege wieder dunkler. Durch die von den französischen Truppen vertragsmäßig errichtete Untersuchung der Gegen erfahren die ganze Angelegenheit breiter, und man folgte den nächsten Schritten Theodors, der sich noch immer König von Corsica nannte, mit weniger gespannter Aufmerksamkeit, als es in den verhergehenden Jahren der Fall gewesen war.

Im Jahre 1739 hielt sich der leichtsinnige Mann längere Zeit in Venedig auf. Dann reiste er nach Köln und scheint bei seinen Verwandten in der Grafschaft Mark eine Ruhe zu suchen, die ihm nicht gegeben sein sollte. Bald riefen ihn Nachrichten und Briefe aus seinem Königreich wieder empor, nachdem ihm zu neuen, zu den letzten Anstrengungen

Corsica war dringend geblieben, solange dem genuesischen Statthalter das französische Hülfscorps zu Gebote stand. Kaum hatten sich im Jahre 1741 die französischen Truppen entfernt, kaum lernten die Genuesen wieder alle Souveränetätswillkür durchblicken, so gab es auch kleine Aufstände, Bewegungen aller Art, Beschränkung der Autorität der Republik auf Außenforte und feste Plätze. Im ganzen Jahr 1742 bemühten sich die Genuesen, die wieder emporflackernde

*) Argens, „Memoires du Marquis de Vaudreuille".

Flamme des Aufruhrs, diesmal auf dem Wege der Gunst und des Vergleichs, zu ersticken.

Theodor hatte sie zu schwer. Kaum war das Feuer des Aufstandes gegen Genua erloschen, so wandte auch der Name des Königs wieder genommen. Es gelangten Briefe und Anzeichen von ihm auf die Insel. Die Zeit behauptete gleich ihr Recht, und wenn auch der alte Hass gegen die Republik am tyrannischen Meer derselbe, das Verlangen nach nationaler Selbständigkeit doch gleich geblieben war, so alte doch der Name Theodors nicht mehr den Hader aus, der mit den Parteinamen der ausländischen Schutzherrschaft gegeneinander bewaffnet hatte. Paoli schien unter König Theodor seine Neutralität zu haben. Er wandte sich an Holland, vor allem in England Sympathien für Corsika zu gewinnen, gerne Hülfe suchend.

Und wirklich gelang ihm dies. Mit drei bewaffneten Fahrzeugen erschien er am 12. Januar 1743 zu Vivarno, wo das Volk den scheuen Abenteurer, der so energisch und mündlich an seinem Krönungstraum hielt, annahm. Von Vivarno aus sandte er Agenten nach Genua und ließ daselbst ein Manifest drucken, datirt „vom achten Jahre seiner Regierung". Man sieht, der weltkluge Baron verstand sich in den Stil der Legitimität zu schicken, trotz der Fremde und Bettlerei.

Das Volk in Corsica war einmal, aber nicht erfreut durch die Wiederkunft Theodor's. Die Häupter desselben, Maria, Giaffori und andere, hofften von der eingeleiteten Unterhandlung mit Genua, wie die Generale vor fünf Jahren von den Unterhandlungen mit Frankreich gehofft hatten. Unter so ungünstigen Verhältnissen landete Theodor gegen Ende Januar. Seine Schiffe erschienen diesmal im Norden der Insel bei Isola Rossa, weil die Kunde von einigen genuesischen Kriegsschiffen scharf bewacht wurde. Theodor hatte in San Fiorano und Algajola einige Unterredungen mit Volkshäuptern, sein Manifest wurde über die Insel verbreitet, seine Waffen und Kriegsvorräthe ausgeschifft. Aber unmöglich blieb die Ansprache des Königs, unmöglich sein Aufruf an die Treuen, seine Drohungen gegen die Verräther. Nur in der Provinz Balagna zeigte sich einige Geneigtheit, seine Sache zu unterstützen, darauf hin wollte Theodor den Versuch nicht wagen. Er lichtete nach wenigen Tagen die Anker und steuerte zurück nach Livorno.

Im folgenden Jahre, 1744, wo der ehemalige König noch in Italien verweilte, wurde sein Name als solcher zum letzten male auf dem corsischen Eiland genannt. Bei einer abermaligen Volkserhebung huldigten einige Ortschaften wieder dem König Theodor, indeß war das Ganze ein flüchtiges Aufflammen, der Hass erlosch. Der Baron Neuhof, jetzt wieder nichts als ein verschollener Abenteurer, wandte sich nach England. In dem großen Kranken verschwand er in dem ärmlichen Dunkel, bedrängt von den zahllosen Gläubigern, welche er durch seine letzten Versuche, der Krone zu behaupten, an seine Person gebettet hatte. In aller Trauer über den Verlust seiner Krone gefielen sich noch die gewöhnlichsten Erdenkämpfe. Die Erfahrungen auf das Alter schienen zugleich seinen reichen, fruchtbaren und erfinderischen Geist geschwächt zu haben, mindestens verlohnte sich aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens nichts von jenen erfinderischen Anstrengungen und jenen Schicksalswechseln, an denen seine frohenlose Jugend so reich gewesen. Beinahe die einzigen sichern Nachrichten, die wir über seine spätern Schicksale haben, bestehen darin, daß er von seinen Gläubigern schließlich in das Schuldgefängniß geworfen wurde. Nicht eigene Kraft wie einst in Amsterdam, sondern die Bemühung einiger Freunde und die Betheiligung des englischen Volks an einer zu seinen Gunsten eröffneten Subscription befreiten ihn. Nur kurze Zeit indeß sollte er sich dieser Freiheit erfreuen, er starb im November 1756 zu London. Der Gerichtskönig liegt auf dem Kirchhof von Westminster begraben und die Summe seines bunten, abenteuerlichen, traumhaft phantastischen Lebens bietet die Grabschrift: „Das Schicksal gab ihm eine Krone und versagte ihm im Alter Brot!"

Die Tischfreuden der Römer.

Von Heinrich Romus

So einfach die Lebensweise der alten Römer anfangs gewesen — sie aßen Brot, getrocknete Weintrauben, Oliven, Käse —, um so verschwenderischer wurde dieselbe in spätern Jahren. Schon zu Plautus' Zeit war es dem römischen Gourmand nicht nur darum zu thun, recht lecker, sondern auch möglichst viel zu essen; und um dies zu können, verschmähte er selbst die unnatürlichsten Mittel nicht. Welche Wichtigkeit er allem, was auf die Tafel Bezug hatte, beilegte, wird uns zur Genüge von römischen Schriftstellern mitgetheilt, die umfangreiche Beschreibungen solcher Mahlzeiten gegeben und aus denen wir

erfahren, daß man der Tafel nicht nur durch die Getränke, sondern durch die mannigfachen Speisen Glanz verlieh.

Das Frühstück wurde um die sechste Stunde genossen und bestand aus warmen und kalten Speisen, wenn man Wein und die verschiedenste Salse rauf. Die Hauptmahlzeit aber war die letzte des Tags; sie trat meist um die neunte Stunde, also gegen Sonnenuntergang, nachdem die Geschäfte gänzlich abgethan waren. Wir schließen dies aus der Bemerkung Catos, womit sich alle römischen Schriftsteller für einen bezeichnen, ohne jedoch behaupten zu wollen, daß nicht dieser oder jener seine Hauptmahlzeit früher oder später gehalten habe. Aber darin waren die alten Feinschmecker doch praktisch, daß sie sie nach vollbrachtem Tagwerk verlegten und sie nicht, wie wir, mitten in dasselbe hineinschoben.

Diese cena währte nicht selten bis tief in die Nacht, ja wurde häufig bis zum Morgen hinaus verlängert und bestand aus dem „Voressen" gustus, aus verschiedenen Gängen der eigentlichen cena, der fercula und dem Nachtische mensae secundae. Die Gerichte, welche bei dem Voressen gereicht wurden, waren weniger zur Sättigung als vielmehr dazu bestimmt, die Eßlust rege zu machen, und bestanden demnach, außer den Eiern, auch größtentheils nur aus leichen Gemüsen, die der Verdauung dienlich sind. Darauf folgten Schalthiere und leichtverdauliche Fische mit pikanten Saucen. Daß dabei fleißig dem Becher zugesprochen wurde, wie einige wollen, ist nicht anzunehmen. Gewöhnlich wurde dabei ein aus Wein und Honig bereitetes Getränk, eine Art Meth, mulsum genannt, getrunken, selten Wein. Der ausgelernte Römer wußte wohl, mit Horaz zu reden, daß dies für den leeren Magen ein zu hitziges Getränk sei. Hatte der gustus den Appetit gereizt, so wagte man sich an das Hauptessen, die fercula, auch missus genannt. Anfangs scheint man sich, nach Cato's Ansicht, mit zwei Gängen begnügt zu haben; dann aber waren drei ganz gewöhnlich und die Hauptmahlzeit befand sich in dem zweiten Gange. Allein auch dabei blieb man nicht lange. Viel essen hieß den Römern gut essen. Von den Hauptgegenständen der römischen Feinschmeckerei dürfte einer der theuersten der mullus (Seebarbe) gewesen sein, dessen Schwere seinen Werth bestimmte, der eine fabelhafte Höhe erreichte; für einen 6 Pfund schweren bezahlte man nicht weniger als MXXX Sestertien, das sind 800 Thaler! Die übrigen Sorten scheinen jedoch nicht so beliebt gewesen zu sein, wie wir aus Plinius ersehen. Auch der Paon war den Römern ein geschätzter Fisch und zwar ebenfalls je größer, desto theurer; die aus Ravenna stammenden erhielten vor allen den Vorzug. Der Meerhase, der Aal und selbst die Schellfische waren als Leckerbissen berühmt; letzterer jedoch war der aus beiden Meerbusen gewonnene Scarus, dessen Eingeweide angeblich weiblichmachend waren, wie Martial versichert. Nach Plinius hätte der Kaiser Claudius diesen Fisch von seiner Heimat — der germanischen Küste — nach dem Meere zwischen Cäre und Campanien verpflanzt. Der beste Stör kam von Ostende und durfte in den ältern Zeiten auf einer mittelmäßigen römischen Tafel nie fehlen. Nicht minder beliebt waren die Schalthiere; die eßbare Purpurmuschel, die Gienmuschel, der Meerigel, die Kammmuschel u. s. w. galten für eine Hauptzierde des Mahls. Wichtiger jedoch noch waren Austern und Schnecken; namentlich wurde mit den erstern ein großer Luxus getrieben. Die bei Circeji gefangenen galten nach Plinius für die besten; ihnen zunächst kamen die lucrinen. Man holte sie aus Tarent, aus Brundusium, ja sogar aus Britannien, mästete sie eine Zeit lang in dem Lucrinersee und bereitete dann aus ihnen warme Speisen, Ragouts und Pasteten, wenn man besonderes Brot aß. Die Schnecken wurden ebenfalls in besondern Teichen gemästet und es existirten ganze Werke über die Zucht und Pflege dieser Thiere. Gleich dem Caviar bereiteten die römischen Köche aus den Eingeweiden und dem Blute gewisser Seefische eine Brühe, die sowol in der Küche als bei der Tafel gebraucht wurde, und von diesem als eine theure, köstliche, von jenem als eine allgemeine Speise genannt wird. Selbst die Austern bereitete man mit diesem garum. Aehnlich diesem Aufguß war alec oder alex, den man jedoch aus vielen andern Fischen bereitete oder der, wie Plinius will, eine Zusammensetzung von allerlei Delicatessen, wie Austern, der Leber des mullus und noch andern Schalthieren gewesen sein soll. Verwandt war eine Art Sauce, muria genannt, die aus byzantinischen Thun- und geringern Sorten Fischen bereitet wurde.

An Geflügel benutzten die Römer Pfauen, Hühner — deren Mästen im Dunkeln geschah —, Fasanen, Tauben, Enten, Gänse — deren Leber besonders beliebt war —, Rebhühner, Haselhühner, Krammetsvögel, Amseln, Schnepfen, Kra-

weiche, Stroh- und — Tragvogel. Um die Gänseleber besonders wohlschmeckend zu erhalten, mästete man die Thiere mit Feigen und Datteln. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit aber widmete man den Kochkünsten, indem man für das ganze Jahr hindurch in eigens dazu eingerichteten Behältern lebende

Schon zu Varro's Zeit wurde das Essen mehrgewöhnlicher Nahrungsmittel mit 2 Lemuren, d. i. 2½ Sgr. bezahlt. Aus den Lungen der Flamingos Leber Nerillus und Apicius Lerchenzungen und Hahnenkämme und dem Gehirn dieser Thiere Gerichte bereiten. Der als Verschwender berüchtigte Schauspieler Aesopus und der Redner des Krieges verschwenden selbst der Tragvogel nicht.

Von allen Tragvögeln fanden bei den Römern in hohem Rufe die — Schwäne, schwarz wie weiße. In der Regel war ein ganzer Vogel das Hauptgericht einer großen Mahlzeit, d. h. er mußte ganz auf die Tafel geschafft werden. Am beliebtesten waren die italienischen. Dieser Tafelschmuck kam aber ungemein theuer; denn nicht nur stand das Vieh so schon hoch im Preise, sondern auch die Bereitung machte noch außerdem bedeutende Ausgaben nöthig. Das Fleisch des zahmen Schweins wurde mannichfaltig zubereitet und der Zucht dieser Thiere große Aufmerksamkeit geschenkt. Auch das Spanferkel wurde auf gleiche Weise gegessen; aber auffallend ist die Vorliebe der Römer für die Gebärmutter und die Brust, sobald noch kein Junges daran gesogen: denn fast kein Gericht wird so oft wie dieses erwähnt. Auch liebte man den Kopf, die Leber, den Magen und Bauch und die Schinken, vorzugsweise die gallischen und spanischen. Wie bei uns, ging den Römern die Wurst über alles; alle Klassen der Gesellschaft machten gleiche Ansprüche daran und der Handel damit beschäftigte viele tausend Menschen, von denen mancher seine kleine Berühmtheit erlangte. Die Zubereitung war der unsrigen ähnlich, nur daß mehr Gewürze genommen wurden, die unserm Gaumen schwerlich zugesagt hätten. Man kannte schon Blut-, Brat- und Leberwürste, die warm vom Roste kommend genossen wurden. Sie wurden aus diesem Grunde in kleinen Pfannen zum Verkauf herumgetragen. Uebrigens aß man auch

trotz gelehrter Verbote Hasen-, Reh- und Kaninchenbraten, Rehkälber und Hirschmäuse; letztere wurden sogar mit Kastanien gemästet, wie wir von Plinius erfahren.

Von den Küchengewächsen war am allgemeinsten der Salat, und zwar in mannichfacher Art:

grün, braunroth, gelbgrün, weißlich und röthlich. Auch rothen war grauer und brauner Kohl beliebt. Man aß aber nicht nur die Blätter, sondern selbst die Rippen und größern Stengel, die ganz zubereitet wurden. Um dem Kohl die grüne Farbe während des Kochens zu erhalten, mischten die Köche Salpeter bei. So gab freilich eine Menge Kohlarten, aber Plinius bemerkt doch nur den cumanischen, sabinischen und pompejanischen als die vorzüglichsten. Rüben und Spargel waren ebenfalls beliebt, Schwämme und Meerschein noch mehr. Die Gartenraute diente nicht allein als Gewürz, sondern wurde auch als Gemüse, gleich dem Salat, gegessen. Porree, Schwarzkohl u. s. w. kamen in vorzüglicher Güte von Arezzo und Tarent. Gekochte Kichererbsen waren allgemein und billig; ein Gericht kostete 1 As, d. i. ungefähr ½ Pfennige. Auch die Bohnen, Linsen, Graupen u. s. w. waren eine Volkskost.

Wenn es auch die Römer wohl verstanden, aus verschiedenen Früchten Getränke zu bereiten, so kann man doch wiederum nur den Wein als ihr vorzüglichstes Getränk ansehen; denn alle bier-, cider- und metartigen Getränke gehörten nur den verschiedenen Provinzen an. Das aber die Römer es verstanden, aus dem Wein durch Beimischung anderer Substanzen sehr mannichfaltige Getränke hervorzurufen, ist gewiß, nur wich ihre Bereitung und Pflege des Weins von der unsrigen weit ab. Die reifen Trauben wurden in Körbe, auch wol in Schläuche gesammelt oder man breitete sie sieben Tage auf Geflechten aus, trat sie dann mit den Füßen und brachte nach zweimaligem Treten die Trestern unter die Presse. Der erste und zweite Ablauf gab die bessern Sorten; der aus den Trestern war herben Geschmacks, wurde aber durch verschiedene Zusätze verbessert und veredelt; er hielt sich jedoch auch höchstens nur ein Jahr. Er wurde von den Frauen, Sklaven und Armen getrunken. Wollte man den Wein süßer und kräftiger haben, so verfuhr man die Procedur, bis die Trauben ganz abgewelkt waren. Auch verstand man es schon damals, geringere Sorten durch Zusätze zu veredeln. Der Most wurde dann unverzüglich in kurbisförmige thönerne Gefäße gethan, um ihn schnell zum Gähren zu bringen. Die Gefäße faßten 25 Amphoras (ungefähr 20 Eimer), waren weit und von runder Form. Die eigentlichen Weingefäße aber hatten eine lange, schlanke Form und wurden vor dem Gebrauch innerlich mit Pech überzogen. Bis zur Gährung blieben die Fässer

ohne. Der Ort, wo sie das edelste lagerten, war kühl, aber der Grund, daß es Jemand haben konnte. Die geringern Weine wurden gleich getrunken, die bessern Sorten aber erst dann, wenn sie völlig reif geworden und auf Jahrgang und Lagerort geprüft waren. Viele Weinhändler hatten eine lange und schmale Kerze, womit Holz und andere teilen sie sonst zu spalten pflegen. Um jegliche Einwirkung der Luft zu hemmen, verschloß man den Korkpfropfen mit Gips oder Pech. In späteren Zeiten fanden wir diese Gefäße auch von Glas verfertigt. Die Amphoren kamen zuerst in die Apotheke, d. h. in den obern Stock über der Porticus, um von hier aus den Inhalt in die Zimmer zu leiten, wodurch das Altern des Weins befördert wurde. Da die Weine bei einer solchen Behandlung viel Hefe absetzten, mußte man sie, sollten sie gebraucht werden, erst abklären. Das geschah auf verschiedene Weise. Obgleich man schon damals die Wirkungen des Eies auf den Wein kannte, so rührte man doch gewöhnlich den Wein erst durch ein metallenes Sieb, das einen Stiel hatte, an dem es gehalten wurde, mit der den gewonnenen klaren Absatz auf Schnee, um ihn zu erfrischen, oder ließ ihn kochen und brachte ihn darauf durch Schnee wieder zum Gefrieren. Wenn diese Behandlungsweise die Preise des Wassers höher als die des Weins steigerte, wie Martial will, so ist dagegen wol nichts einzuwenden. Das Durchseihen hatte aber noch einen andern Zweck: man glaubte so dem Weine die berauschende Kraft zu nehmen. Die Farbe der Weine war durchgehends dunkel, wie noch gegenwärtig alle südlichen Weine; indessen hatte man auch helle Sorten und unterschied, wie wir, weiße und rothe. Daß der berühmte Falerner eine helle Farbe hatte, lehren wir aus Plinius, der den Bernstein nach ihm benennt. Im allgemeinen tranken die Römer alte Weine lieber als junge; aber das Alter möchte bei ihnen wie bei uns weit oft erlogen gewesen sein.

Die verschiedenen Weinsorten gibt Plinius ziemlich ausführlich an. Nach seiner Meinung wuchs der edelste Wein in Campanien bei Amyclä; nachdem aber diese Pflanzungen durch den Kanal des Nero ruinirt waren, galt statt des Gaurers der Setiner für die beste Sorte. Der Falerner nahm den zweiten Rang ein; doch wuchs am Berge ein Wein, der ebenso beliebt war. Um den dritten Preis stritten sich der von Albanum, Surrentinum und Mattium. Als die geringste Sorte galt der Vaticanum und ein in der Gegend von Perusia wachsender Wein, dessen Farbe ins Röthliche spielte, weshalb er von Manchen den Namen „Rebell“ bekommen. Alle diese Weine waren abendländische; dann kamen noch die griechischen: Chium, Lesbium, Cyprium. Trotz Mancherlei, was Letzterem den verdienten Rang aber streitig machte, so vermischte doch der Römer gern 1 Maß Honig, mit Mohn, zu Liquor mit festbleibendem Schaum, oder streute den Becher, ehe er daraus trank, mit verschiedenen Samen aus.

Nach diesen Weinen war das moslum sehr beliebt. Seine Zubereitung wird verschieden angegeben; nach einigen wurde der beste Most kaum gekeltert, mit Honig vermischt, auf Lagerfaß gezogen und tüchtig verpicht; erst nach einem Monat und darüber wurden die Gefäße wieder geöffnet und der Inhalt auf andere übertragen. Nach andern bestand dieses Getränk aus vier Sextarien Wein und einem Sextarius Honig. Dies mulsum wurde vorzugsweise bei dem Voressen genossen; wenn es fehlte, begnügte man sich mit den süßen Feigen, welche die Römer ebenfalls schon kannten. Auffallend aber bleibt es, daß die alten, ausgelernten Feinschmecker nur ein einziges warmes, aus Wein bereitetes Getränk, die calda, bereiteten. Es bestand aus heißem Wasser, aus Wein und wahrscheinlich auch aus Gewürzen und wurde häufig in einem Gefäße bereitet, das in Hinsicht der Form und Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung unsere modernen Theemaschinen bei weitem übertroffen haben muß. Wer sich dafür interessirt, findet in Gallus S. 112 die Abbildung einer solchen Terrine. Diese calda muß aber im Uebermaß von den Römern genossen worden sein, indem häufig Verbote gegen deren Genuß erschienen.

Bei dem Nachtische, den sogenannten Mensae secundae, spielten die Citronen und verschiedenen Backwerke die hervorragendste Rolle. Waren auch die Granat- und Honigäpfel beliebt, so scheint der genußsüchtige Römer doch den Birnen den Vorzug gegeben zu haben, denn Plinius zählt gegen dreißig verschiedene Arten, die beim Nachtische zum Vorschein gekommen. Und fast ebenso zahlreich und mannichfaltig waren die Pflaumen vertreten. Dazu kamen Kirschen, Quitten, Pfirsiche, Feigen, Nüsse, Kastanien, Mandeln, Mispeln, Maulbeeren und Oliven. Aus diesem Grunde und weil das Oel der Oliven noch überdies zu den Speisen, zum Brennen und zu Salben verwandt wurde, erhielt der Olivenbau bei den Römern eine ebenso große Wichtigkeit wie der

Morchen und sie wußten durch Reichthum des Ertrags wie durch Feinheit des Geschmacks diese Früchte allen anwachsenden Völkern den Rang abzugewinnen. Auch schätzten beim „monsus secundus" Honig, Käse und Most sehr. Der beste Honig war der attische und sicilische. Der beste Käse kam aus Galatien und Bithynien. Das Brot war platt, ungefähr zwei Zoll dick, von eckiger Form, weshalb es auch quadratum genannt wurde, und war sehr, wenigstens beim Einschneiden verschieden. Das beste wurde aus Weizen, das geringste aus Gerstenmehl bereitet. Dazwischen fanden viele Mittelsorten, die durch Mischung verschiedener Mehlsorten hervorgebracht wurden. Auch hatte man auch Brote in runder Form. Ebenso mannichfaltig in der Form wie mannichfaltig in dem Geschmack waren Kuchen und Backwerk und wer unterschreiben ohne Bedenken Beniger's Worte in seiner „Sabina": „es habe sich im Alterthum die Bäckerkunst weit mehr der Plastik genähert als bei uns". Unsere Bäcker und Conditoren liefern überaus künstlich geformte Sachen, aber der Römer wandte seine Kunst auch auf den Geschmack des Backwerks an. Es werden uns von Athenäus mancherlei Namen solcher römischen Backwerke genannt, aber über die Zubereitung der meisten bleiben wir leider im Dunkeln. Nur so viel scheint fest zu stehen, daß man das Backwerk auf die mannichfaltigste Weise kultte und daß den Römern selbst Pfannkuchen nicht unbekannt waren. Der Lactarius lieferte das eigentliche Kuchenwerk, bei welchem Milch und Mehl die beiden Hauptbestandtheile waren; der Pistor jedoch hatte ausschließlich allein für den Brotbedarf des Hauses zu sorgen. Mitunter verlab auch wol ein Sklave beide Geschäfte.

Es bleiben uns nun noch einige Worte über die Tafelgeschirre zu sagen. Ein Tuch über den Tisch zu breiten, scheint der Römer erst spät gelernt zu haben; zu Augustus' Zeit wenigstens war es noch nicht üblich, was wir daraus schließen, daß der Tisch zwischen den Abtheilungen des Essens abgewischt wurde. Nur Servietten, die jeder Gast sich mitbrachte, waren Brauch; daß aber weder Gabeln noch Messer gereicht wurden, ist allbekannt. Man gebrauchte dafür eine Art Löffel, der am obern Ende spitz war, mit dem man die Muscheln und Schnecken aus ihrem Gehäuse zog und die Eier öffnete. Die Form dieser Löffel war rund oder oval. Nicht jede Schüssel mit Speisen wurde einzeln aufgetragen, sondern der ganze Gang mit einem male. Solche Tafelaufsätze beider Art waren anfangs einfach aus Holz gefertigt, später aber, mit der größten Pracht im Einklang stehend, so groß, daß sie die ganze Tafel des Tisches bedeckten und nicht selten noch darüber hinausragten, was auch nicht anders sein konnte, wenn ein ganzer Ochse darauf Platz haben sollte. Die Schüsseln, in denen die Speisen sich befanden, waren mehr tief als flach und hatten alle möglichen Formen, rund, oval, viereckig, waren bedeckt und offen und mit und ohne Henkel versehen. Was den Stoff und die Arbeit betrifft, so waren sie aus Thon — aus Gold — Silber. Am geschätztesten waren jedoch die aus korinthischem Erz; am zahlreichsten aber die bronzenen Geschirre. Auch gab es Gemmengefäße, reich mit Edelsteinen besetzt und Becher, selbstverständlich kleine, ganz aus Edelsteinen bestehend; auch Bernsteingefäße und wiederum künstliche Glasgefäße, welche die Geschicklichkeit unserer Glasschleifer weit hinter sich ließen, waren nicht selten.

Die Gefäße aber, welche eigens für die Getränke dienten, sind schon mit mehr Sicherheit zu bezeichnen. Es gab in allem zwölf verschiedene solcher Geschirre, von denen aber nur zwei als wirkliche Gefäße gelten können; die triens und cyathus. Höchst zierlich und geschmackvoll gearbeitet waren die letztern. Sehr mannichfach war die Form der Becher; es gab flache Becher — den Opferschalen ähnlich. Becher mit Henkeln versehen und kelchartige Becher. Im Stoff war verschieden: von Thon, Glas, Holz oder Blechwerk, von Silber, Gold oder Edelsteinen. Einige hatten die Form von Schuhen und Beinen, andere von Kähnen und Thierköpfen; letztere werden vorzugsweise zu Trinkhörnern gewählt und finden sich noch auf Vasen und Wandgemälden abgebildet. Auch kam es wol vor, daß man selbst anstößige Bilder auf diese Becher schleifen ließ, aber dennoch, und wenn selbst mit diesen Trinkgeschirren ein unglaublicher Luxus getrieben wurde, dienen sie uns als Zeugen, daß in der That Kunst und Grazie das ganze Leben der Römer durchdrang!*)

*) Vergleiche gewinnt man diese Ueberzeugung mehr, als bei einer Wanderung durch die Alterthumsschätze Neapels. Man kann berliner Magazine für Haushaltungsgegenstände (bekanntlich findet man in ihnen alles, was Geschmack und Comfort nur ersinnen können) durchwandern und trifft z. B. nicht so elegante und zierlich gedachte Kochherde wie die in Pompeji ausgegrabenen.

D. Her.

Anregungen.

Das Gegenüber des Regenten.

Es war vor beinahe 15 Jahren, als eines Tags die Prinzessin von Preußen zu einem weiblichen Besuche, dem wir in glaubwürdigster Weise diese Mitteilung verdanken, in ihrem schönen Palais zu Berlin die Worte sprach:

„Sehen Sie, dort gegenüber liegt mir so Manches verlassen. Wie gern zöge ich viele Gestalten in meine Nähe! Wie gern lade ich sie immer von neuem! Aber es würde mir verdacht werden, es würde Anstoß erregen! Man würde (so meinte in Sanssouci) sagen, ich wollte damit Anstehen machen und mir eine Partei bilden."

Jetzt ist nun dieser Zwang vorüber — die Straße von der Universität zum Palais der Prinzessin am Friedrichsmonumente vorüber ist frei — wen sollte sie nun wol hinüberrufen und mehr noch — wen in die Zimmer ihres Gemahls geleiten?

Die Theologie und die Philosophie „der Umkehr"? Wird sie wieder Hoffnungen haben? Werden die Hengstenberg und Stahl auch viele Straßen offen finden? Oder wird der Schutz der Mächtigen jetzt andern Richtungen gelten? — Vielleicht nur dem räthselhaften Buchstaben und dem glänzend übertünchten todten Wissen? Etwa den Aegyptologen, die einst schon vor dem kranken Könige die Hieroglyphen erläuterten und den Aegyptischen Saal im Neuen Museum — wie die boshafte Sage will, mit falschen Buchstabenbildern — schmückten? Werden Lepsius und Brugsch die Genealogieen der — wir wissen nicht wie vielen Dynastie, die an den Pyramidengräbern zu Theben baute — im Thierkreis vertragen? Ach, die Katakombenwissenschaft hat zu lange in allen Zweigen ihre duftigsten Blüten getrieben! Nicht emsiger durchforscht der unermüdliche Bekker nach falschen Accenten die Handschriften und Texte des Thukydides, als der metaphysische Karl Werder in die Tiefen der Hegel'schen Kategorieen gräbt. Die Keilschriften der Perser, die lykischen Gräber, die altchristliche Kunst neben der Götterentstehung des Heseod fanden eher ihre Ausleger als die deutsche Literatur, die Französische Revolution. Oder soll wieder Rudolf Köpke auf einer die deutsche Literatur fast gar nicht vertretenden Universität der Ausleger der Träume der Könige sein? Einer von denen, die über Tieck nicht mehr hinausgingen und über seinen „weitlichen" Gestiefelten Kater" und die Hoffnung auf den zweiten Theil des „Aufstandes in den Cevennen"! Werden Antigone-Gedanken wieder auch drüben zu herrschen anfangen und „Ende gut, alles gut", und wird Vermeilius wieder lebende Bilder aus Tasso's „Befreitem Jerusalem" stellen?

Doch die Zeit des romantischen Spuks ist vielleicht vorüber. Wenigstens hoffen wir, daß sie es sei. Vielleicht erweckt man von den Todten den „Wissenschaftlichen Verein". Und Lommer hält die seit 1848 „verbesserten Roden" Ranke vorlesen, der ästhetische „Sonntagsgast", der am besten in der Sagarra von Venedig oder zu Münster und Osnabrück unter den Gesandten gelebt, wer wissen nicht, ob auf katholischer oder protestantischer Seite. Wer wusste das von einem Manne, der im letzten Jahr auch die Erzählung einer Bartholomäusnacht mit den Worten schließen konnte: „Das lag einmal im Sinne der Zeit". Werden, wenn Ranke den Hofbauern liest, auch sie, wie wir Studenten einst, bald erkannt und bald erschreckt sich entsinnen, wenn er die Gewaltthaten der byzantinischen Kaiser wie eine interessante Anekdote erzählt? Er arbeitet jetzt an einer Geschichte Englands unter den Tudors und Stuarts und an den Kämpfen des parlamentarischen Lebens, da sie vielleicht auch uns und dem neuen Hofe verstehen, so gönnen wir ihm die fürstliche Einladung; gönnen sie aber auch dann dem Juristen Gneist, einer par excellence „constitutionellen" Natur. Man weiß, daß seine Versuche, ins Abgeordnetenhaus zu kommen, ihm nicht gelangen und ihm nur das Katheder zur Verbreitung seiner Ansichten blieb. Unter den vielen Professoren der Rechtswissenschaft, die noch immer unter dem Fluch Savigny's leidet, ist er der einzige, der sich mit Vorliebe dem modernen Staatsleben, der Begründung seiner Elemente und Beziehungen zugewandt. Wie gern wurden wir ihn in den Gemächern des Regenten sehen!

Oder sollte es sich gar ereignen, daß auf den Lehrstühlen drüben eine Menge Ruinen sitzen, Mumien, die nicht auch im Haupte des Greisen die Kritik eines Volk noch bewahren, Höflinge unter den Aerzten, Köpfe unter den Sprachforschern, Perrücken unter den Juristen, Indifferentisten unter den Naturempirikern? Selbst wenn noch ein Lachmann lebte, würde sein ironisches und bitteres Lächeln irgendwie für die Nation beruhigend einen thatendurstigen Regenten, eine gedankenreiche Fürstin entflammen, zu Schöpfungen ermuthigen können?

Fast scheint es uns, als wenn die fürstlichen Einladungen ergeben könnten und überall würden sie auf Rücken stoßen. Wer wird für Johannes Müller kommen? Sucht man nur sucht noch immer nach einem Physiologen, der nicht angesteckt ist vom neologischen Fieber? Muß sich Ludwig von Wien erst in Breslau purificiren und wird Brücke gar nicht zu haben sein, weil man nicht dreimal mehr gibt, während ihn Graf Thun für das Doppelte zurückhielt? Wohin man sieht, fehlen die antagonistischen Männer, die — neben Virchow den Thor trimmen könnten; neben Virchow, der 1848 manchen Artikel in Julius' „Zeitungshalle" unterschrieb. Weiter, weiter auf dieser Bahn der Aufklärung und gesunden Ueberlegung! Ja, sagen wir es ganz offen, die besten und der berliner Universität würdigsten Männer müßte der Regent erst von jenseits sich holen. Sollte Ludwig

Häuser der Geschichtforscher, nicht [illegible] vom Friedrichsmonumente machen? Und wenn Tetzel und Kant statt eines Textes gelesen hätten vielleicht — nicht ohne Dramatik vor einem großen Publikum doch ohne Tadel — Lord Strange und Friedrich Richter der Gelehrsamkeit des Schönen und Guten in jenen Säten lehren dürfen, wo sonst noch heute der Name Ulrich's von Hutten erklang? In Pleasure we he so gern weilt, hat er Prinzessin ein und ein anderes mal mit dem neuen theologischen Ketzer Schwarz im nahen Berlin gehört. Ob nicht, trotz der berühmten Kegelstätten von Rothenburg, auch er einer Stelle in der Berliner Universität bedürfen dürfte?

Welch ein Gegensatz vor einem Jahrhundert! Deutsche Männer, alle von zweifelhaftem Gewissen einer freien Wissenschaft und eines treuen Vaterlandes getragen! Würden sie nicht zur Versammlungen der Gelehrten um den Leib Sophie Charlottens, der ersten philosophischen Königin Preußens, überstrahlen, wo Leibniz nur französisch oder lateinisch sprach? Würden sie nicht überstrahlen jene französischen Akademiker, die noch einen weiteren Weg von ihrem Hause zu Friedrich's des Großen Schloß machen mußten, als jetzt die deutsche Professorschaft zu den Abendzirkeln des Regenten brauchen würde?

Alte akademische Zeit.

Unter den mancherlei Jubelschriften, welche das dreihundertjährige Jubiläum der Universität Jena hervorgerufen hat, befindet sich eine, die in kleinem Raume ein reiches Bild akademischen Lebens und Treibens früherer Jahrhunderte enthält. „Die hohe Schule. Ein Traum. Von H. A. Maßmann." (Berlin, Schneider. 1858.)

„In Form eines Traums läßt der bekannte Verfasser, der so viele Jahre hindurch die Zielscheibe der schlechtesten Witze war, die Heinrich Heine nur gemacht hat, die Sitten und Bräuche deutscher Hochschulen, denen es an charakteristischer Eigenthümlichkeit nicht fehlt, an unserm Blick vorübergehen und man fühlt sich mitunter sehr ergötzt. Es ist ein kerrcskopisches Bild vieler Jahrhunderte, heiter, doch mit tief ernstem Hintergrunde.

Ist nun auch vieles, was der Verfasser, von Sitten sowol der Docenten als Studenten, an uns vorüberführt, gegenwärtig von den Hochschulen Deutschlands schon verschwunden und zu Grabe getragen, so ließe sich vielleicht doch aus der Gegenwart noch eine eigene ähnliche Sammlung von Curiositäten veranstalten, wenngleich die Universitäten der Gegenwart andere Wunderlichkeiten aufzuweisen hätten als die vor 300 Jahren. Es ist uns z. B. ein Hegelianischer Professor bekannt, der von den Studenten als der „Hanswurst der Universität" bezeichnet wird. Und vielleicht haben auch noch andere Universitäten der Gegenwart solche Hanswurste, deren Vorlesungen des „Jocus" wegen besucht werden.

Wir theilen im Folgenden einiges aus Maßmann's „Traum" mit.

Als der Ex-Georg Isbrand von Kaiser Sigismund ein ehrlich Wappen erhalten und sich auf der Straße zu Basel stolz Rechtens auf die Ritterbank gesetzt hatte, sagte der Kaiser zu ihm traulich: „Ihr thut unweislich, daß Ihr die Ritterschaft der Gelahrtheit vergeßet. Wisset Ihr nicht, daß ich zu Eurem Lobe Lauterne adeln und zu Rittern machen kann, aber so mächtig noch nicht bin, daß ich in zehn Jahren einen Gelehrten machen könnte?"

Man preßt unwillkürlich daher so einige neuere Gelehrte, die sich lange adeliche Titel erwarben: Sartorius von Waltershausen, Zacharias von Lingenthal u. s. w.

Andreas dachte bei Gregorius, der (nach Thom Cheerius „Persianischer Reisebeschreibung") einen Hochdeutschen zum Doctor medicinae machen wollte und als dieser ihn um die Glaubniß gebeten hatte, auf einer deutschen Universität Proben zu dürfen, um den Licentiam Doctoris zu nehmen, fragte ihn der Großfürst, was das wäre, Doctor werden, wodurch es geschehe. Und als er vernommen, daß er sich an seiner Kunst müsse examiniren lassen, und wurde er tüchtig befunden, so erklärte man ihn zum Doctor und gebe man ihm hierüber ein Zeugniß unter der medicinischen Facultät Hand und Insiegel; sagte darauf der Großfürst: „Den Weg und die Linkesten kannst du sparen, ich habe deine Kunst erfahren (denn er hatte ihm kurz zuvor von den podagrischen Schmerzen Linderung geschafft), ich will dich zum Doctor machen und einen so großen Brief geben, als du draußen nicht bekommen kannst."

Die Professorenhonorare betreffend, lesen wir in Maßmann's „Traum" manche Anekdote. Die Theologie kam in dieser Beziehung früher am kärglichsten davon; wenigstens pflegte der alte, würdige Professor Knapp in Halle, der nach Burkhard Arzt im Schlafrocke las, zu sagen: „Dingen Sie doch nicht so gewaltig, meine Herren (um Honorar nämlich), die Theologie ist ohnedies wohlfeil genug!" während der selige Niemeyer (Vater) mit unerschütterlicher Kanzlerwürde stets gesagt haben soll: „Nun, die Hälfte werden Sie doch geben können?"

Als Beispiel eines von seinen Schülern schändlich getäuschten Lehrers wird uns der ehrwürdige Professor Behringer von Würzburg vorgeführt, welcher 1726 einen theuern Folianten mit lauter vorsündfluthlichen Versteinerungen, von Spinnweben, sechsfüßigen Schmetterlingen, sich begattenden Urfröschen u. s. w. herausgab, um nachträglich zu erfahren, daß die Studenten ihn getäuscht, indem sie (wie es heißt auf Anstiften des Pater Kochrif) alle jene vermeintlichen Versteinerungen in Kalkstein gritzelt, vergraben und dann, vereint mit ihrem grob getäuschten Lehrer, wiedergefunden und entdeckt hatten. Der ehrliche, viel darum leidende Mann gab nun aber das unglückliche Werk mit einem aufdeckenden Anhange zur Steuer der Wahrheit dennoch heraus.

Wäh manchen Pedanten, die sich ewiglich Mühe mit gelehrten Klaubereien geben und unendliche Zeit damit verbrachten, ohne je fertig zu werden — so z. B. Argirius Wuthmann, der über die ersten zwei Worte des ersten Buchs Mosis eine Auslegung von 24 Büchern, auf jedes Wort ein besonderes Buch, gründete und darüber tot, und andere derartige Mühselige — haben auch der Verfasser noch manche andere Gruppen von Personen der Vergessenheit entrissen, weil er dem nicht leben konnte. Anderer wieder wurden krank, wenn sie leben sollten. Friedrich August Wolf pflegte in Berlin über an seinem Hörsaal zu schlagen: „Ich werde auf acht Tage krank sein." Petrus Pantanus pflegte an sein Auditorium, wenn er gebrochen hatte, nur ein nonsensisches P. zu schreiben, weil den Studenten bereits bekannten Inhalts: „Petrus Pantanus Pantanum Pandectarum Patholicum Propter Pandis Pandectarum Praelegavit."

Wer dergleichen Anekdoten aus dem akademischen Leben alter Zeit noch mehrere begehrt, dem können wir Maßmann's „Traum" zur Unterhaltung bestens empfehlen.

Percy Shelley.

In einer „Biographischen Novelle" (Shelley (Leipzig, Thomas, 1858), hat Wilhelm Hamm eine Schilderung der Ausgänge des berühmten englischen Poeten Shelley, eines Zeitgenossen Lord Byron's, gegeben.

Im Leben wie im Tode ist es für Shelley ein Unglück gewesen, neben dem begabtern Byron zu stehen und, ohne es zu sein, nur für einen Nachfolger des Genius zu gelten, mit dem nun einmal für alle Nachwelt die Periode des Weltschmerzes und der unbefriedigten Genialität beginnt.

Was bei Lord Byron der augenblickliche, künstliche Erguß der Leidenschaft, ist bei Shelley das Resultat überlegten Denkens, einer unruhigen, melancholischen Anschauung, jenen kleidet der Zorn, diesen die Trauer am schönsten.

Die Verwegenheit, mit der sich der jugendliche Poet in dem durchaus unreifen Gedicht „Königin Mab" für die Notwendigkeit des Atheismus" erklärte und wel allen Ernstes seine von ebendaher durch die Gebildeten, den Adel des Pythagoras, zu decretirende Einführung wie die Rückkehr des Menschengeschlechts zur Pflanzennahrung für möglich hielt, hätte den Spott der Verständigen, aber nicht jenen Bannfluch der ganzen englischen Gesellschaft gegen ihn verdient, einen Bannfluch, der denn auch bald rohe Hände zu seiner Ausführung fand. Shelley mußte wie Byron England verlassen; nur mit Widerstreben gestatteten ihm die Verwandten seiner Frau die Erziehung seiner Kinder. Das alles reizte und verbitterte ihn noch mehr. Welt und Menschen standen ihm feindlich gegenüber, kein Wunder, daß auch er ihnen so entgegentrat. Nur sollte man sich jetzt, nach gereiftem Urteil, von der Märtyrerkrone um das Haupt der beiden ausgezeichneten Genien nicht allzu sehr verblenden. In ihnen war ein so dämonischer Hochmut der Selbstüberhebung, eine solche Verachtung jeder Schranke, die ihnen Gesetz eines höhern Lebens, und so viel Lieblosigkeit und Verwirrtheit, wie Leigh Hunt den Byron erzählt, daß in dem Gedicht, das sie errichte, so Notwendigkeit wie Gerechtigkeit liegt.

Es war ein edles Herz, das jetzt im Schatten der Pyramide des Cestius zu Rom an jener Stelle schlägt, wo selbst im Winter Veilchen und Maßlieb blühen, auf dem protestantischen Kirchhofe. Wo ein neuer Shelley's Gedichte durchblättert, wird man von dem Reichthum und der Originalität seiner Gedanken, der Tiefe und Harmonie seiner Empfindungen zu stets erneuter Bewunderung und Wehmuth hingerissen. Ein Herz, das so edel fühlte, so ganz aufgegangen war in der Liebe zum Schönen, in der Hoffnung einer künftigen, edlern Menschlichkeit — und doch so zerbrechen mußte und durch eigene Schuld, wie verhältnißmäßig ist ihm da die Sage vom Karus' Sohne gehört darum noch nicht unter die großen Poeten; bei ihm ist das Meiste in der Blüte und ohne rechte Frucht geblieben, etwa wie bei unserm Venus. Nur ihre Klagepsalmen, diese Seele ihrer Seelen, haben heute nachklingend für die Welt geklungen.

Die Erzählung Wilhelm Hamm's von den letzten Geschicken des Dichters verdient ihres Tons und ihrer Farbe wegen alles Lob. Dem Dichter hat sie eine poetische Umgebung, seinen Stimmungen und Erlebnissen eine schön gezeichnete Idealandschaft zur Staffage gegeben. Bei weitem überwiegt in ihr das lyrische das epische und charakteristische Element. Der Erfindung ist einfach, italienischen Novellen, selbst mit Daneiten und Wahrsagerinnen, nachgebildet; am geringsten befriedigt der Schluß, der durchaus äußerlich der Geschichte angehängt ist. Immer aber wird sie das Interesse des Lesers für den Dichter und seine Werke erwecken und durch das poetische Gelesen für das Talent eines Schriftstellers einnehmen, der, wie Wilhelm Hamm, bei seinem nächsten Wirkungskreise, der bekanntlich in das Gebiet der Landwirthschaft gehört, sich so viel poetische Idealität und Grazie der Auffassung zu erhalten wußte.

Die Blasirten.

Wir erhalten auf Anregung der „Gartaria" von Alfred Meißner eine Übersetzung der Schilderung blasirter Persönlichkeiten durch die Poesie und geben sie, eine Erörterung darüber auf eine andere Gelegenheit vertagend, wörtlich wieder.

Es ist eine mißliche, weil zugleich sehr schwierige und undankbare Aufgabe, die sich der Dichter stellt, wenn er zu seinem Helden einen „Blasirten" wählt, eine jener unseligen, dem Leben, der Menschheit und sich selbst verlorenen Geschöpfe, die, übersättigt von

allem, vom Höchsten bis zum Kleinsten, vom tollsten Spiritualismus bis zum crudesten Materialismus, weder eine Gegenwart noch eine Zukunft, sondern nur eine verwischte und verwischte Vergangenheit haben, vergleichbar der ewig verschleierten Isis und Grimmenschen der Alten. Und doch wollen auch sie in der großen Weltgeschichte der Menschheit, in der jeder Roman, jedes Drama, jedes Epos, wenn auch nur im weltumfassenden Buchstab, seinen Beitrag liefert, ihren Ehrenplatz haben und vorzugsweise in unserer gegenwärtigen noch und radical alles verschlingenden und sich überstürzenden Zeit, deren allzu getreue, naturlose Bilder vergangenheit gerade so gut wie unsere sind. Es ein Thun heute Realitätsroman Manichäerpessimist in französischen Nuancen zu taufen, den Mitlebenden als Spiegelbild der Zeit, den Nachlebenden als lehrreiches Sittenbild einer von ihnen hoffentlich überwundenen Periode möchten wir dem Dichter geradezu als besonderes Verdienst anrechnen, weil für ihn, wie eben so Geschmack oder wenig stens die Kritik die literarischen Primitiven jetzt auf stellen will, wenig Ehre und [illegible] dabei zu gewinnen sind.

„Kann das Publikum [illegible], nachhaltiges Interesse haben, Sympathie [illegible] Bewunderung empfinden für einen Helden [illegible] will es für einen solchen [illegible], der ein [illegible] ist, der, was Anregendes etwa an ihm sein konnte, längst hinter sich hat, für den das Leben der Gegenwart nur als ein trostloser Ocean von Langeweile seine ewig gleichmäßigen Wellen schlägt, der, ein moralisch Todter, keine andere Zukunft mehr vor sich hat als noch die auch des physischen Todes? Einen Blasirten, wie Goethe im „Faust“ gethan, zum Helden machen, ist jetzt eine undankbare Aufgabe geworden.

„Aber sie ist auch eine schwierige, denn es gilt, durch die minutiöseste Treue und Wahrheit in der Behandlung des Stoffs das zu ersetzen, was diesem an Größe und Tiefe abgeht, durch ein umsichtiges und gründliches Fassiren des Ernsten und schalen Gegenwart aus der frischern und bessern Vergangenheit und durch das Anrollen einer hoffnungsvollen Perspective in die Zukunft, bei der immerhin auch nur vermittelst poetischer Lizenz zu ermöglichen, mit der Herbheit und Sprödigkeit des Stoffs zu versöhnen und endlich mit Aufwand der größten künstlerischen Kraft, die wir wissen, selbst das Gemeinste zu veredeln, auch die äußere, schwere Atmosphäre des Materialismus mit einem Schimmer aus dem lichten Reiche der Ideale zu erleuchten.

„Ist es schon ein Wagstück, diesen Anforderungen vollkommen gerecht zu werden in der so reichlichen Spielraum gestattenden Kunstform des Romans, wie viel mehr in der so beschränkten, gedrungenen der Novelle! Ein Wagstück, das voraussichtlich eher mißlingt als glückt!

„Nehmen wir eine neuere Arbeit Theorbil Gisling hat für es in der kürzlich erschienenen Novelle „[illegible]“ (Leipzig, Westermann, 1858) unternommen. Der Held derselben, Maurice, ein junger reicher Pariser und wilder Lebemann, hat das moderne Babylon nach allen seinen Höhen und Tiefen hin so tief zur Uebersättigung durchgekostet, daß er im vollen Sinne des Wortes ein Blasirter ist, dem der Genuß nur das unerquickliche Gefühl der Nichtigkeit, für das Streben nach den Genüssen, das Gefühl, Ekel, Ueberdruß, für das größere Leere zu Füßen und Widerwärtigkeiten [illegible] nur ein [illegible] „[illegible]“ auf der Zunge hat, der uns auch den Schlüssel zu dem sonstigen gleichsam Titel des Buchs gibt. Da tritt sein guter Genius ihm in Helenen, einer jungen deutschen Malerin, eine reine, echte Weiblichkeit entgegen, vor der endlich sein interesseloses „[illegible]“ verstummt, in der er seinen Schutzengel erkennt, die allein noch im Stande ist, ihn von den ihn verzehrenden dämonischen Klammen ewiger Unzufriedenheit zu erretten. Er wirbt um ihre Hand, aber in so schwer verletzender, blasirter Weise, daß Helene, trotz ihrer Liebe zu ihm, ablehnt. Der Schmerz über diesen Verlust wird nun dem schon moralisch Halbtodten zum rettenden Arzt, er bricht gewaltsam mit der Vergangenheit, täuscht seine Geliebte und die Gesellschaft durch seinen fingirten Tod und tritt unter fremdem Namen in ein neues Leben ein, das ihm eine große, segenbringende Perspective eröffnet: das Leben der Arbeit. Nach jahrelanger Trennung führt das Walten des Geschicks ihn als neuen, verjüngten, mit sich und der Welt zufriedenen Menschen, als bewährten Charakter in die Arme der längst versöhnten und selbst dem Fortgegangenen treugebliebenen Geliebten, welche ihm nun in voller Ueberzeugung ihres bevorstehenden Glücks die Hand zum segensvollen Bunde reicht.

„Kann man einer solchen Erfindung eine gewisse Berechtigung absprechen? Ist sie nicht ein Spiegel der Zeit? Urheht sie nicht das Gemüth und vergegenwärtigt die Stimmungen, über welchen die Bildung täglich sich belauschen kann?

„Faßt man also die Schilderung des Blasirten immerhin gelten, wenn wir auch zugeben müssen, daß sie trotz vieler Schönheiten in dem beispielsweise citirten Werke nicht vollkommen gelungen ist. Der Verfasser hat versäumt, seinem Blasé aus dessen Vorleben, Erziehung, etwaigen besondern Schicksalen oder Verhältnissen, die seine unselige Richtung motiviren konnten, ein interessantes und zugleich Mitleidenschaft beanspruchendes Relief zu gewinnen; hat es versäumt, in der zweiten Partie des Buchs uns durch unmittelbarere Einblicke in den Wandelungsprocess des Helden zu gründlicherer und nachhaltigerer Freude an seiner moralischen Wiedergeburt zu bewegen.“

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 4. Wöchentlich ein Bogen.

Inhalt: Der Junker von Schwarzenberg. I. II. Historische Novelle von Theodor Fiatbe. — Haut und Auge. Von Medicinalrath Dr. A. Eiwenz. — Auf der Reise. Skizzen von Amely Bölte. I. — Die Thurmuhr zu Cadenberge. — Aus der Winterabende. II. — Das Nixengebirge. Lebensbilder von Ludwig Hadicht. — Unser Krankenwärterin. Von Theodor Fischer.

Der Junker von Schwarzenberg.

Historische Novelle von Theodor Fiatbe.

I.

Wer von Bamberg aus gegen Norgen und nach der Pfalz zu geht, der kommt über ein Land, wo der Boden nur dünn über dem Stein liegt und keine Macht hat, so reiche Frucht zu treiben wie in der Ebene, in deren Mitte die Stadt selbst erbaut ist. Aber liebliche Thäler und Gründe durchschneiden den harten Boden, in welchem vielfach gekrümmte und verschlungene Bächlein, die klar wie Krystall von dem Aichelberg gegen Mittag zu abfließen, sich einen Weg gesucht haben, um zur Regnitz zu gelangen, die das empfangene Wasser unweit Bamberg dem Mainstrom zuführt. Ueberall sind die steilen Thalwände mit dem Laube der Buchen, Eichen und Haselsträucher dicht bedeckt, nur hier und da streckt der kahle Felsen seine schroffen Zinken aus dem hellen Grün hervor und von den saftigen Wiesen, die dazwischenliegen, steigt ein kräftiger, würziger Duft auf, den, wer da wandert, mit Genuß einathmet.

Vor Zeiten standen da, wo der Felsen in wunderbar gezackten, steilen Vorsprungen hoch über Thal und Ebene emporragt, herrliche Burgen mit hohen Zinnen und Thürmen, die stolz und trotzig weit über das Land hinschauten. Heute ist ihre Herrlichkeit verschwunden, nur von einigen derselben ragen noch aus Schutt und Trümmern die geborstenen Mauern und einsame Thürme mit Warten mit hohen Aussichten, von andern liegt kaum ein Stein mehr auf dem andern und Gras wächst auf der Stelle, wo sie einst gestanden, die Vergänglichkeit predigend, der alles Irdische ohne Wahl verfällt. Drei Herren waren es, die ehedem sich in den Besitz dieses Landstriches theilten und diese Burgen innehatten: das feste Streitberg und das Schloß Rabenstein gehörten dem Markgrafen von Brandenburg zu eigen, der in Ansbach und Baireuth Hof hielt, Waldenfels u. a. m. hatte Nürnberg, die freie Reichsstadt, an sich gebracht, doch der größte Theil war dem Bischof von Bamberg unterthan, so Neideck, so Gesweinstein, so Leienfels haben des Stifts Amtsleute, und Egloffsteiner auf Baileuth, die von Wiech auf Weichenfeld, der von Aufsees auf dem Blauenstein, waren des Stifts Vasallen.

Also stand es hier um das Jahr 1524, eben dasselbe, in welchem unsere Erzählung anhebt.

Neben dem Wege, der von dem Schlosse Rabenstein längs des Wassers in das Thal führt, worin die Wiesent fließt, lag an einer Stelle, wo zwischen dem Radweg und dem Gebüsch ein offener Rain war, in den Nachmittagsstunden eines Spätsommertages ein Mann ins Gras

gestreckt. Seiner Kleidung nach war er arm und geringen Standes, denn der Mantel von braunem Tuch, den er um die Schultern trug, war abgenutzt und schadhaft und ließ vorn auf der Brust ein Hemd von grober grauer Leinwand unbedeckt, die Beine, die wenig über das Knie heraufreichten, waren um die Hüften mit einem ledernen Gurt befestigt; seine Füße, unbeschuht und staubig, zeigten von der überstandenen Mühe eines langen Wegs; ein gewaltiger eichener Stock lag neben ihm im Grase. Er mochte wol diesen Ort ausersehen haben, um auszuruhen und sich zu stärken, wo das Laub eines dichten Haselstrauches ihn vor den schon schräg fallenden Strahlen der Sonne schützte; denn während sich sein halbaufgerichteter Oberkörper auf den linken Arm stützte, war er mit der rechten Hand beschäftigt, von einem Laib groben und schwarzen Brotes Stücke abzubrechen und zum Munde zu führen, ein karges Mahl, dessen einzige Würze in etlichen Speckschnitten bestand, die neben dem Brote im Grase lagen. Inzwischen duckte er sich in den klaren Quell, der dicht neben ihm aus dem Gestein drang und dann quer über den Weg dem Bach zurieselte, und schöpfte daraus ohne Gefäß mit der hohlen Hand den kühlen Trank. Wer ihn ansah, mochte ihn für nahezu 25 Jahre alt halten. Seine dunkeln dichten Haare waren nach Bauernsitte rund um den Kopf weggeschnitten und ließen die Stirn frei und unbedeckt; sie hätte für freundlich gelten können, wären nicht seine Augen tief hinter langen struppigen Brauen versteckt gewesen. Auch machte es seine Züge nicht schöner, daß er die harten Bissen mühsam zwischen den Zähnen kaute, denn die Arbeit der Kinnbacken verlieh ihnen einen groben und gemeinen Ausdruck.

Geraume Zeit hatte er mit vielem Bedacht ergebnislos und ungestört seine Mahlzeit gehalten, da ließ sich in dem Gebüsch hinter seinem Rücken Geräusch hören, das Laub bewegte sich, die Zweige knackten, wie wenn jemand sich durch sie hindurchdrängen wolle, und als er sich danach umwendete, wurde er unter den Blättern den Kopf einer ungeheuern Bestie gewahr und alsbald brach auch der Leib derselben durch die Büsche. Es war eins von den gewaltigen Tieren mit langen, zottigen Haaren, womit in jenen Zeiten vornehme Herren die Wölfe und Bären jagten, wenn diese, von der Winterkälte aus dem Bodmerwald vertrieben, sich in der Ebene blicken ließen. Die Witterung des Speckes und Brotes mochte es gelockt haben, denn ohne sich an den Mann zu kehren, ging es darauf zu, reckte es und zog die Lefzen in die Höhe, daß zwei Reihen furchtbarer Zähne sichtbar wurden, die wenig Hoffnung ließen, es werde dem rechtmäßigen Besitzer ein Anteil von der Mahlzeit verbleiben, bei der es sich so gröblich zu Gaste geladen. Noch hatte aber das Tier nicht Zeit gehabt, seinen Vorsatz auszuführen, so war der Mann schnell wie ein Blitz auf den Füßen, hatte den Stecken, der ihm handrecht am Boden gelegen, ergriffen und setzte sich zur Wehr, sein gutes Recht gegen den Zudringlichen zu verfechten.

„Wart'", rief er, „bist auch so ein Vieh, das einem sein Brot missgönnt!"

Der Hund wich erschrocken zurück, jedoch sein Auge richtete sich hinter den dichten Haarbüscheln tückisch nach seinem Gegner, knurrend und zähnefletschend zog er den Leib rückwärts, bereit, sich auf den Mann zu werfen, aber der verstand seine Waffe so rasch zu schwingen und so meisterlich zu handhaben, daß alle seine Versuche, an ihn heranzukommen und ihn mit den Zähnen zu fassen, umsonst waren. Um so heftiger ergrimmte der Hund über die Fruchtlosigkeit seiner Angriffe und fuhr mit offenem Rachen und unaufhörlichem lautem Bellen auf den Bauer zu. Der war dadurch genötigt, ihm Stand zu halten, weil ihm Zurückweichen größere Gefahr brachte als stehen bleiben, immer schlimmer wurde seine Lage in diesem Kampf ohne Ehre mit dem erbosten und starken Tiere und schwerlich wurde er sich seiner noch lange Zeit ganz erwehrt haben, wären sie nicht durch die Dazwischenkunft anderer Personen gestört worden. Denn zur großen Erleichterung seines Herzens vernahm der Bauer den lauter werdenden Hufschlag mehrerer näher kommenden Pferde, bald mischte sich der Klang von Männerstimmen darein, und um die Biegung des Wegs, die der Wald bedeckte, kam ihm ein Trupp Berittener zu Gesicht. Es waren etliche junge Männer, an ihrer reichen Kleidung, an dem kostbaren Zeug der Pferde erkannte er sie für Edelleute, und nach der Lebhaftigkeit und Munterkeit zu schließen, mit welcher sie neben- und hintereinander reitend lachten und plauderten, hatten sie des Vergnügens und nicht ernster Geschäfte halber das Freie gesucht. Des Hundes lautes Gebell lenkte ihre Augen sogleich auf den Ort, wo die beiden Kämpfer sich noch immer gegenüberstanden, doch kaum waren sie von den neuen Ankömmlingen bemerkt worden, so setzte der

Vorderfüße von ihnen seinem Pferde die Sporen in die Weichen, daß es in ungestümen Sprüngen gegen den Bauer losstürmte, und sicherlich wär' er zu Boden gerannt worden, hätte nicht ein kleiner Ruck am Zügel es dicht vor ihm zum Stehen gebracht. Zorn in Blick und Stimme, den Jagdspieß, den er in der zügellosen Hand führte, über sich erhoben, herrschte der Reiter den Bauer an:

„Den Knittel weg, Bursche! Hierher, Medan!"

Sobald das Thier seinen Herrn in Gesicht bekam, ließ es von dem Manne ab, sprang an dem Pferd empor, rieb sich vergnügt den ungeschlachten Kopf am Handschuh und ließ sich hinter den Ohren kraulen. Doch den Unwillen des aufgebrachten Greimannes beschwichtigten seine Liebkosungen mit nichten, sondern heftig fuhr er fort:

„Was hast du mit dem Hunde zu schaffen? Sankt-Veiten, es sollte dich bitter gereuen, hätten du ihm auch nur ein einziges Haar gekrümmt."

„Vergebung, gnädiger Herr, da das Ihre Euer ist", sagte der Bauer, indem er einen Schritt zurücktrat, „es hat keinen Schaden genommen, doch da es mich angriff, wehrte ich mich so gut ich konnte, denn ich fürchtete seine Zähne."

Der Reiter musterte die armselige Kleidung des vor ihm Stehenden mit verächtlichen Blicken, und ohne ihn einer Antwort zu würdigen, wandte er sich nach dem seiner Begleiter, der ihm zunächst hielt, und fragte ihn mit spöttischem Lächeln:

„Was meint Ihr, Junker, wie viel wäre der Bauer da weniger werth, wenn mein Hund ihn um ein Pfund seines kostbaren Fleisches leichter gemacht hätte?"

Ein schallendes Gelächter der Uebrigen war die Antwort. Aber hinter sich sah der Bauer in solchem Scherz kein, nicht bemüthig, sondern mit gehobenem Haupte trat er näher an den Greimann heran, blickte ihm breist ins Gesicht und entgegnete fest: „Nichts für ungut, gestrenger Herr, Bauernfleisch gehen ebenso viel Loth auf Pfund als Greimannsfleisch."

Kaum waren diese kecken Worte ihm entflohen, so fiel des Reiters Jagdspieß mit solcher Wucht auf seine Schulter, daß sich sein Körper tief zusammenbog und beinahe zur Erde gestürzt wäre. Doch er machte eine gewaltsame Anstrengung, um sich aufrecht zu erhalten. Als der Hund sah, was sein Herr that, stürzte er sich mit lautem Gebell wieder auf seinen Feind, aber der hatte bereits sich wieder aufgerichtet und dem Hunde begegnete sein Knittel so gewandt wie zuvor, bis es den jungen Leuten durch ihren Zuruf gelang, ihn zu beschwichtigen und zurückzurufen. Um so heftiger aber lohte seines Herrn Ingrimm auf.

„Verwegener", schnaubte er ihn an, „wer bist du, daß du so solches unterstehst?"

„Verwegenheit ist ein gut Ding", antwortete der Bauer nicht minder dreist, „und ich danke Euer Gnaden, daß Ihr sie an mir findet. Wenn Euch aber in Wahrheit damit gedient ist, zu wissen, wen Ihr so hart geschlagen: ich bin ein armer Mann aus dem Dorfe dort unten, heiße Konrad Schwartzmann und baue ein schmales Stück Feld, das ich von dem Stifte zu Lehen trage."

Der Greimann wurde von neuem seinem Zorn in Worten ausgestoßen oder wer gar sich an dem verlauten Sprecher noch weiter vergriffen haben; doch ehe er es konnte, näherte sich ihm aus seinen Begleitern ein junger stattlicher Mann, dem das feine, reich verbrämte Wams und der Hut mit der Federzier darauf gar trefflich zu Gesicht standen, legte sanft, aber entschieden seine Hand ihm auf den Arm und sagte begütigend: „Laßt den Mann in Frieden, Graf Georg. Hat seine Zunge gegen Euch gefehlt, so habt Ihr ihm mit Eurem Spieß genugsam dafür geantwortet."

„Ei freilich", entgegnete ihm jener bitter, „es recht Euch trefflich, den Fürsprech für den Frechen zu machen. Meint Ihr etwa, Euch seiner annehmen zu müssen, weil er beim Stifte zu Lehen geht, das Euer Vater regiert? Besser wäre, Ihr straftet ihn, als daß Ihr ihn verzärtet. Wollt Ihr denn nimmermehr glauben, daß es dem Bauer nicht gut thut, wenn er die Peitsche nicht auf dem Rücken fühlt? Sonst waren die Bauern einfältig und schlicht, so habe ich oft meinen Vater sagen hören, jetzt aber sind sie verschalkt, durchtrieben und hartmäulig, daß sie nicht mehr gehorchen wollen. Habt Acht, ihr Herren, daß es keinen Unrath gibt!"

„Ihr redet vortrefflich!" rief ein weiter aus dem Troß, „doch nehmt es Euch heute nicht so sehr zu Gemüthe. Soll der Glende uns gar den tiefen Muth verleiden? Euer Spieß hat wirklich dafür gesorgt, daß er auch ohne uns Eures Lebens eingedenk sein wird. Seht, wie die Sonne sich neigt, verwarts, ihr Herren!"

Damit lenkte er sein unruhig stampfendes Roß wieder in Gang. Die andern thaten desgleichen, und keiner würdigte mehr den geschlagenen Mann

weder eines Wortes noch Blickes. Nur der Jüngling, der sich für ihn verwendet hatte, zauderte noch, und als die Uebrigen dem Manne schon den Rücken kehrten, warf er ihm von ihnen unbemerkt ein Geldstück ins Gras, und ohne auf Dank zu warten, hatte er im nächsten Augenblick die Gesellschaft wieder erreicht. Der Bauer blieb allein und hörte nur noch das fröhliche Geplauder der Davonreitenden, bis sie seinem Blicken entschwanden.

Vielleicht hätte es doch die Laune der jungen Herren getrübt, wenn sie in den Augen des Bauern den ingrimmigen Haß gelesen hätten, mit dem er ihnen nachstarrte. Ohne es selbst zu wissen, hatte er den Knittel fester in die Hand und schüttelte ihn drohend in ihrem Rücken. Allmählich legte sich dann der Sturm seines Gemüths, er warf sich wieder auf seinen Ruheplatz und sah, in finstere Gedanken verloren, theilnahmlos vor sich hin. Hin und wieder fuhr seine Hand mit schmerzlichem Zucken nach der geschlagenen Schulter, aber niemig verbiß er den Schmerz und rasch nahm sein Gesicht wieder die alte Ruhe an. Als er so lag, fiel sein Auge auf das Geldstück, das im Grase glitzerte. Höhnisch lachend hob er es auf und betrachtete es schweigend in der Hand.

Bald jedoch wurde er davon durch das Erscheinen eines Mannes gestört, der des Wegs dahergeschritten kam. Er war breit von Schultern, stark und groß von Gestalt und hatte die Mitte des Lebens hinter sich; sein gebräuntes Gesicht, von einem dichten schwarzen Barte eingefaßt, war dennoch freundlich und offen, denn zwei hellglänzende blaue Augen schauten daraus hervor, so groß und hell, daß Schelmerei und Hinterlist sich nimmer hinter ihnen hätten verbergen dürfen. Er ging in der gewöhnlichen Tracht der Landleute, aber nicht zerrissen und armselig wie jener, sondern sauber und mit einer gewissen Zierlichkeit gekleidet; auf dem Rücken trug er einen ledernen Ranzen, der dem Aussehen nach verschiedene Werkzeuge barg. Er schritt fürbaß, ohne den ruhenden Wanderer zu bemerken, bis dieser ihn anrief: „Gott zum Gruß, Lienhard! woher des Wegs?"

Der so Angeredete blieb stehen und sah sich um. „Halt an", sagte Konrad aufstehend weiter, „wenn du mich nicht verschmähst, möchte ich wol dein Begleiter bis zum Dorfe sein."

Der andere schaute ihn nicht eben mit freundlichen Blicken an und antwortete kurz und ohne den gebotenen Gruß zu erwidern: „Ei Konrad, ich meinte, du würdest nimmer mehr zu uns zurückkommen!"

Aber ohne sich durch solchen Empfang abschrecken zu lassen, schickte jener sich schon an, ihn zu begleiten und sagte: „Ja, es ist manchen Tag her, daß ihr mich nicht gesehen habt. Der Hafer war noch nicht unter die Erde, als ich fortzog, und jetzt steht er reif zum Schneiden. Fürwahr bin ich auch weit herumgezogen, wie die Krähen in der Luft, habe vieles gesehen und gehört, also daß ich dir Wunderliches berichten kann, wenn du Ohren dafür hast."

„Spare es", versetzte der andere, „ich mag es nicht hören, es sei denn, du habest bessere Einsicht heimgebracht, als du mit hinausnahmst."

„Die hab' ich, denn nun weiß ich, daß aller Orten unseresgleichen denken wie ich selber."

„So hättest du besser gethan", sagte Lienhard, „du wärest daheim geblieben, als fremder Leute Thorheit zu der eigenen hinzuzuthun. Wenn dereinst die Zeit kommen wird, wo du die Früchte deiner Aussaat ernten, dann selbst du daran denken, wie oft ich dich gewarnt habe, Konrad, du gehest nicht auf guten Wegen!"

„Genug", unterbrach jener, „eher, als mir lieb war, hab' ich's von dir hören müssen. Aber doch ist dir's kein Ernst damit und drum glaube ich dir auch nicht, denn eh du dich gleich vor mir verstellst, weiß ich doch, daß du im Herzen anders denkst. Und gewiß und wahrhaftig, Lienhard, die Zeit ist nicht mehr fern, ja sie ist schon vor der Thür, wo du auch anders zu mir reden wirst."

„Ich sehe schon", entgegnete Lienhard trübe, „du hast die wüsten Gedanken noch alle wie sonst, aber die rechten fehlen. Wie hast du es bisher getrieben? War dein Vater nicht ein braver Bauer und mein Gefreundeter? Er hinterließ dir ein gutes Anwesen, was ist daraus geworden? Du hast es vergeudet und dich zum Gant gebracht, weil dir lieber war, in der Welt herumzuschweifen als hinter dem Pfluge herzugehen, darum ist es rückwärts mit dir gegangen und nunmehr hoch an der Zeit, daß du dich auf eine gute Bahn richtest."

„Deine Rede ist gut gemeint", antwortete Konrad mit düsterm Lächeln, „aber sie nutzt nichts. Weiß wohl, daß ich nicht gemacht bin, mich in den Pflug spannen zu lassen; aber du sollst dich deshalb nicht um mich sorgen, Lienhard, ich werd' mir schon aushelfen. Was sollte aus unserer,

der Bauern gemeinen Sache werden, wollten wir alle daheim still sitzen und bei der Arbeit bleiben? Sieh' mich an", rief er plötzlich stillstehend und nöthigte dadurch seinen Begleiter, dasselbe zu thun, „heute habe ich keine Schuhe an den Füßen und einen zerrissenen Kittel auf dem Leibe, und darum schiltst du mich einen Müssiggänger und Landstreicher, aber so wahr auf uns beide die Sonne dort droben niederscheint, du wirst anders von mir reden, wenn der Hafer wieder bleicht!"

Er deutete dabei auf das Feld, neben dem sie standen, und dessen Aehren der Abendwind hin und herschaukelte. Aber doch war der Strich des Feldes zunächst dem Wege traurig anzusehen, denn die Halme waren dort geknickt und fest auf den Boden getreten wie von Rossbufen, und nur wenige vereinzelte standen zwischen den gebrochenen aufrecht.

„Sieh' da", sagte er, und seine Stimme war zornig und drohend geworden, „wie die Gottesgabe hier schändlich verderbt ist. Willst du wissen, wie es zugegangen? Vor einer Weile ritten fünf Edelleute des Wegs geritten, sie waren lauter Fröhlichkeit, denn was haben sie sich zu sorgen? Der Weg war breit genug für sie alle, aber sie rechnen sich nichts zur Freude, wenn sie nicht den Bauer damit plagen können. Darum ließen sie ihre Pferde daneben gehen, weil das Feld dem Bauer gehört; darum waren die Aehren gut genug, um von ihren Pferden zertreten zu werden. Das ist ein Stücklein von der Liebe, die der Edelmann zu dem Bauer trägt. Was kümmert's ihn auch? An den Linden darf doch nicht ein einziges Körnlein fehlen!"

„Brauch' solche Worte nicht, denn wenn es die Herren zu Bamberg vernähmen, könnte es dir den Kopf kosten."

„Das ist unbäuerlich gesprochen", versetzte Konrad unwillig. „Sieh' hierher, wenn du noch nicht weißt, wie sie mit uns handeln." Dabei schob er das Gewand von der Schulter zurück, wo ein blutiger Striemen von der erhaltenen Züchtigung geblieben war. „Ich lag vorhin am Wege und aß mein schlechtes Stück Brot, als die Herren geritten kamen, ihr Hund wollte es mir nehmen —, war's doch eines Edelmanns Hund! — ich wehrte mich dessen, dafür hat mich sein Herr gezeichnet, daß ich es noch manchen Tag herumtragen werde. O", rief er, die geballte Faust schüttelnd, „er soll nicht umsonst für sein Gedächtnis gesorgt haben! Kommt es zu dazu, daß man allerlei mit den Herren reden wird, ich will das und anderes nicht vergessen! Brauch' ich die Unbill dir herzuzählen, die man uns anthut? Bei Gott, es soll und muß anders werden!"

„Gut wäre es wol, wenn es so würde, aber bedenke, Konrad, wie es damit geht", warnte Pirnhard. „Die Gemeinde zu Neckheim und die Bauern aus dem Grunde bei Obermannstadt wissen davon zu sagen. Haben sie sich nicht auch im letzten Frühling zusammengethan, Artikel beschlossen, Wasser, Wald und Wild gemein haben wollen und den Herren ferner nichts mehr geben? Und jetzt sitzen sie still und sind froh, den Kopf noch zwischen den Schultern zu haben."

„O der Narren!" rief Konrad höhnisch, „wer hieß ihnen die unbeschuhte Hand in die Kohlen schlagen? Ihnen ist ihr Recht geschehen, aber sie sind gewitzigt worden und werden's das nächste mal besser machen."

Pirnhard hatte zwar anfangs nur widerwillig auf seinen Begleiter gehört, je länger er aber redete, desto weiter that sich sein Gemüth auf und ließ die Worte desselben ein, bis seine Gedanken dem Strom der wilden Beredsamkeit folgten, mit der Konrad sprach. Denn er wußte es wohl, was jener sagte, war nur zu wahr und mochte von niemand geleugnet werden.

„Ja", hub er mit einem tiefen Seufzer an, „es steht schlimm mit uns, aber ich fürchte, du und deinesgleichen, ihr werdet das Schlimme noch schlimmer machen. Wahr ist's, kein schwereres Joch und schändlicherer Zwang konnte uns auferlegt werden, sie achten den Bauer geringer als das Vieh und Gott sei es geklagt, ihr Hochmuth schreit gen Himmel."

„Und er kommt vor dem Fall!" fiel Konrad ein. „Hör', Pirnhard, es stehen wunderbare Dinge bevor. Am Himmel geschehen wunderbare Zeichen. In Rettenburg haben die Leute gesehen, wie in der Sonne eine blutrothe Säule stand, eines Rospießes lang; am Rhein ist am hellen Mittag ein großes Getümmel und Krachen der Waffen in der Luft gehört worden, als geschehe eine Feldschlacht. Das deutet Krieg."

Er sah sich scheu um, drängte sich dann dicht an Pirnhard heran und fuhr flüsternd fort: „Wenn du geloben willst, zu schweigen, so will ich dir etwas sagen, das dir und mir zu Nutz und Gut kommen mag."

„Ist die Sache ehrlich", entgegnete Pirnhard

ruhig, „so rede, ist sie unehelich, so mag ich nichts davon hören."

„Wohl ist sie ehrlich, Lienhart. Ich bin die Zeit an Orten gewesen, da hab' ich den Herren ein Werk bereitet, daran sie dies Jahr zu arbeiten haben werden; mit vielen Menschen habe ich gesprochen von Bamberg bis an den Rheinstrom und vom Main bis hinauf gen Konstanz, aber alle reden aus einem Herzen und aus einem Munde, daß sie es nicht länger tragen wollen. Denn die Edelleute und die Pfaffen übermachen das Spiel, ihr Sack hat keinen Boden, in ihren glänzenden Gastereien und leckern Mahlen müssen die Armen ihr Blut hergeben. Nun erkennen die Bauern, wie ganz unbilligerweise sie bisher umgeführt und betrogen gewesen, wie man das Volk so tatsächlich geblendet hat. Sie schließen sich eng aneinander und schwören, nicht von der gemeinen Sache abzutreten, sie habe denn ein gutes Ende gewonnen. Wir müssen alles Joch der Leibeigenschaft von uns schütteln, mit dem Schwerte uns lösen, wie die Schweizer, frei machen, die geistlichen Güter einziehen und unter das Volk verteilen, und als Herrn und Haupt niemand anerkennen als den römischen König."

„Von wem hast du so hohe Worte und Gedanken?" unterbrach ihn Lienhart verwundert.

„Das kennt, wer in fremden Ländern verkehrt", sagte Konrad und fuhr fort: „Viele sind des Dinges wissend. Schon hebt es sich an manchen Orten an. Die Leute des Abts von Kempten sind schwierig und mögen's nicht länger mit ansehen, wie gar schlimm ihr Herr seine Herde weidet, im Bisthum Trier und der Pfalz um Heidelberg weigern sie sich, den Zehnten noch ferner zu geben, auf dem Schwarzwald will es schon ausbrechen und der Landgraf von Fürstenberg mag sich wohl vorsehen, daß seine Leute ihm nicht den Dienst kündigen. Aus Sachsen kommen viele über das Gebirge, dort predigen es die Prediger in den Kirchen, daß der Mensch frei sei und der Bauer nicht gehalten werden dürfe wie ein Vieh, dieweil er von Gott gleichermaßen bereitet ist wie der Edelmann. Auch hierzulande sind erleuchtete Männer aufgestanden, deren Predigt klingt viel anders als das Gepfeife der Mönche und Lombarden, das Volk läuft ihnen zu in großen Haufen. Da ich zu Nürnberg war, haben sie dem Bauer von Wörth das Predigen untersagt, weil er das Volk aufwiegle; aber er läßt sich nimmer halten. Ob er gleich nur ein schlichter Bauer ist, gibt ihm die Rede besser vom Munde als einem von den Herren zu Bamberg. Sieh' her, sie haben eine von seinen Predigten ihm nachgeschrieben und gedruckt ausgehen lassen."

Dabei zog er aus seiner Tasche ein graues bedrucktes Papier und reichte es Lienhart hin. Hastig griff dieser danach, entfaltete es und las den Titel:

„Ein Sermon, gepredigt vom Bauern zu Wörth bei Nürnberg am Sonntag vor Fastnacht, von dem freien Willen des Menschen, auch von Anrufung der Heiligen."

„Ich hab' davon gehört", sagte er, „daß dem Mann eine wunderbare Gabe der Rede beschert ist. So du mir das leihest, nehme ich es mit heim und will es lesen."

„Thue es immerhin, ich kann es nicht lesen, hab's nicht gelernt, aber du verstehst dich darauf. Es haben schon viele Leute sich des verwundert, wie der Bauer die Gelahrtheit herausnehmen, da ihn doch niemand darin unterwiesen hat. Ja wohl", redete er weiter, während Lienhart mit unverkennbarer Freude das Blatt in seinen Händen betrachtete, „es kommt jetzt manches an den Tag, davon viele sich nichts haben träumen lassen. Es geht eine allgemeine Weissagung unter den Leuten um: es soll einst eine Kuh auf dem Schwanenberg bei Zyrolen stehen und da lungern und plärren, daß man's mitten in der Schweiz hört. Merkst du, wie das zu verstehen ist? Es sollen rings um den Berg freie Männer wohnen, wie die Schweizer sind. Es sind auch Männer unter denen, die zu dem Bunde geschworen, die sind wohlbewandert in allen Rechten, die haben uns nachgewiesen klärlich, daß es vor alters anders war als jetzt. Denn da ist der Bauer Herr des Landes gewesen und nicht gehalten zu dienen noch zu fronen. Danach aber ist die Gewalt stärker geworden als das Recht und der Edelmann und der Pfaffe haben genommen, was des Bauern war, und alle sind Knechte geworden, die vordem freie Leute waren. Und diese Zeit wird wieder kommen, dieweil es jetzt am höchsten ist und weiter nicht aufsteigen mag, wird es brechen und wir werden erlöst. Die Geduld des Volks ist viel zu lang gewesen, und wann meinst du, daß sie ein Ende haben werde, wenn jetzt nicht? Bald soll der Bauer wieder neben dem Fürsten sitzen und die Erde soll gleicher verteilt werden. Dann wächst der Wein nicht blos für die Pfaffen und Sammt soll nicht nur für die Edelleute gefertigt werden."

„Ei", warf Lienhart dazwischen, „wie wird

dem Konrad das Sammtbarettlein fein in Gesicht stehen und die Federn daraus!"

Dieser achtete in seinem Aerger nicht auf den Spott, und fuhr heftig fort: „Nicht umsonst wollen wir gelernt haben, Flegel und Karle zu regieren, sie sollen wirklich dreinfahren. Nichts soll ihnen geschenkt sein noch vergessen, und haben sie uns arg geplagt, so wollen wir es ihnen ärger thun."

„Deine Worte klingen bös und der Himmel verhüte, daß es dahin komme, aber ich fürchte wol, das arme Volk wird's nicht länger leiden mögen."

Beide verfielen, nebeneinander hergehend, in ein tiefes Schweigen. In Lienhard's Herzen hatte das Gespräch viel ernste Gedanken geweckt, der Jüngere schwelgte in der wilden Leidenschaft und den begehrlichen Träumen, die seine Seele unstet bewegten, bis sich über die aufgeregten Wogen seines Innern wie ein sänftigendes Oel eine andere Empfindung breitete. Seine Stimme hatte ihre wilde Rauheit, den Trotz verloren und klang schüchtern, als er nach einer Weile zu Lienhard wieder begann: „Ich habe dich noch nicht nach der Glisbeth gefragt, wie es ihr ergangen ist?"

Lienhard's Brauen zogen sich bei dieser Frage finster zusammen und barsch entgegnete er:

„Was kümmert dich das Mädchen?"

„Warum fragst du so? Du weißt es ja doch, daß sie es mir schon lange angethan hat."

„Laß eine Sache ruhen, die in der Zeit so wenig paßt", antwortete Lienhard. „Wüßte ich doch nicht, daß dich das Kind je mit freundlichen Augen angesehen hätte."

„Das eben ist mein Leid!" rief Konrad leidenschaftlich aus. „Aber was kann ich dazu, etwas davon thun? Allweg, wo ich geh' und steh', geht und steht sie neben mir. Sieh', und das eben drückt mir das Herz ab: ich bin ihr zu nichtig und zu schlecht. Denn sie ist nicht wie die andern Dirnen im Dorf, mit denen man reden und lachen kann, weil sie unseresgleichen sind. Aber wer wagt sich an deine Glisbeth? Ist sie heute nicht ebenso fremd wie vor Jahren, als du mit ihr ins Dorf kamst? Jedermann spricht von der schönen Glisbeth, und doch traut sich keiner an sie heran, auf der Kirchweih sogar steht sie abseits und versagt allen den Tanz. Ist das auch recht? Warum thust du so heimlich mit ihr? Sie heißt deine Nichte, aber niemand weiß doch, woher sie stammt. Nun reden und rathen die Leute allerlei, da zumeist, wo ihnen etwas verborgen wird."

Konrad hätte noch weiter gesprochen, aber plötzlich faßte ihn Lienhard so heftig am Arm, daß er hätte aufschreien mögen. Sein Gesicht war von dunkler Zornesröthe übergossen und mit bebender Stimme begann er:

„Merke wohl, Bursche! Meine Nichte ist meine Nichte und wohnt unter meinem Dache, das Weitere kümmert weder dich noch sonstwen, und wessen Herzwig es weiter zu fragen gelüstet, der soll von meiner Antwort wenig Freude haben. Du aber schlag' dir das Mädchen aus dem Sinn, jetzt und nur immer! Hörst du? Sie ist nicht auf deiner Weide gewachsen. Du bist von Kind an ein Unband gewesen und hättest zehnmal verdient, mit Ruthen aus dem Dorfe gepeitscht zu werden, aber ich habe mich deiner angenommen, weil dein Vater mir lieb gewesen ist. Trotzest du mir aber, so hat unsere Freundschaft ein Ende. Damit Gott befohlen!"

Mit diesen Worten kehrte er sich von ihm ab und schlug einen Seitenpfad ein, der zum Dorfe hinabführte.

Konrad stand eine Weile starr und erschreckt, dann sprang er heftig mit dem Fuß und sagte mit seinem bösen Auge hinter ihm drein stehend: „Steh wie ein Grat! Aber sehen muß ich sie und das heute noch, mag er auch noch so sehr toben."

II.

Das Häuslein, auf welches Lienhard zuschritt, stand abgelegener und ziemlich entfernt vom Dorfe an einem Kreuzwege, von einer hohen Linde beschattet, deren Aeste so tief niederhingen, daß ein Mann die untersten Blätter mit der Hand greifen konnte. Davon hieß die Hütte im Munde des Volks die Lindenschmiede, denn vordem hatte ein alter Hufschmied hier hantiert, und als Lienhard vor nunmehr 14 Jahren ins Dorf gezogen war, hatte er von dem Greise die Hütte an sich gekauft und dasselbe Handwerk darin betrieben, denn auch er war keines Zeichens ein Hufschmied gewesen. Nachher aber hatte er dem Handwerk entsagt, ob er gleich um seiner geschickten Hand willen viel Zulauf gehabt, und es ging unter den Leuten die Rede, es sei darum geschehen, weil es ihm um der schönen Glisbeth willen nicht lieb gewesen, daß so viel Leute in sein Haus kamen und jedermann sich über des Kindes Schönheit verwunderte. Ob er nun gleich bei alt und jung in Ehren stand und überall

als ein biederer redlicher Mann geliebt wurde, so pflog er doch mit keinem Menschen vertrauten Verkehr und Umgang. Er war freundlich mit allen, hilfreich gegen jeden, der seiner bedurfte, verständig, wo sein Rath erfordert wurde, nur duldete er nicht, daß die Leute zu ihm kamen und in seiner Hütte blieben. Seit er aufgehört hatte, mit Hammer und Amboß zu arbeiten, begann er das kranke Vieh zu heilen, denn er verstand sich auf die Kräuter und Pflanzen, die in dieser Gegend so kräftig gediehen wie nirgend anderswo. Darum hatte er weit und breit große Kundschaft bei Vornehmen und Geringen; wo ein Pferd von dem andern geschlagen werden oder eine Kuh keine Milch gab, da schickte man nach dem Lindenschmied und selten war seine Hülfe vergeblich.

Von einem solchen Wege kehrte Lienhard auch heute heim. Von fern schon gewahrte er unter der Thür der Hütte seine Nichte, wie sie die Augen mit der Hand vor der untergehenden Sonne schirmte. Er blieb einen Augenblick stehen, um sie zu betrachten, und der Unmuth, der von dem gepflogenen Gespräch noch auf seiner Stirn lag, schwand bei ihrem Anblick, denn er wußte recht wohl, daß er es war, nach dem sie ausspähte, und es war ihm nicht anders ums Herz, als wäre durch sie aller Groll und Bitterkeit ausgelöscht und geschmolzen wie das Eis in der Märzsonne. Und wahrlich, manche krause Stirn hätte sich da geglättet. Denn sie war an Gestalt und Gesicht von wunderbarer Schönheit. Ihre leis gerötheten Wangen glichen zwei thauigen Rosen, Hals, Nacken und Arme waren von bräunlicher Farbe und doch so zart, als müßte man das Blut in den Adern rinnen sehen, das volle, goldgelbe Haar war in langen Flechten um den Scheitel gewunden. Was Wunder, daß die Leute sie als ein fremdes Wesen ansahen, ob sie gleich nur eine Bauerndirne hieß und in einer Hütte wohnte und in grober ungeschmückter Tracht einherging? Denn sie trug nur einen schlichten Rock von blauem Zeug, und ihren Busen umschloß ein schwarzes Mieder, das vorn von vielen Nesteln zusammengehalten wurde.

Von der Sonne, die eben den Saum einer dunkeln Wolkenwand erreicht hatte, geblendet, bemerkte sie den, auf den sie wartete, nicht eher, als bis er sie selbst anrief. Sogleich eilte sie ihm entgegen, faßte und drückte seine Hand mit herzlicher Freude in ihre beiden und sagte:

„Gott zum Gruß, lieber Oheim, wie bist du diesmal so lange geblieben! Drei ganze Tage hast du mich allein gelassen, schon fürchtete ich, du kämest auch heute nicht heim und stand deinetwegen in Sorgen, weil ein Wetter von Abend her aufzieht, denn der Tag ist heiß und schwül gewesen. Eile dich und tritt ein!"

So plaudernd führte sie ihn nach der Hütte.

„Wie ist es dir gegangen, liebes Kind, während ich außen war?" fragte Lienhard liebreich.

„Es hat sich nichts zugetragen", versetzte Glöbeth schnell.

Sie sprach so hastig, daß Lienhard ihr verwundert in die blauen Augen sah; sie ertrug seinen Blick nicht, sondern schlug sie nieder und schwieg befangen, bis sie die Schwelle erreicht hatten. Das Innere des kleinen Hauses glich seinem äußern bescheidenen aber freundlichen Aussehen. Es war niedrig und mit schlechtem Hausrath versehen. Um den Ofen aus gebrannten Kacheln, der einen Theil des Zimmers einnahm, und die Wand entlang unter den beiden Fenstern hin ging eine Bank von weißem Lindenholz; ein Tisch und etliche grobgezimmerte Stühle waren alles, was in dem Zimmer stand. Aber das Wenige war sauber und schmuck und auch das schärfste Auge hätte nirgends ein Stäubchen entdeckt wie so oft in der Armen Wohnungen. Draußen vor den kleinen Fenstern, die auf den Rasen unter dem Lindenbaum gingen, standen sorgfältig gepflegte Blumen in Scherben, die freundlich ins Zimmer hereinnickten. Sonst, wenn Lienhard heimkehrte, lobte er gern ihre Ordnung und Zierlichkeit und wie traulich umfing und liebkoste sie ihn da und war lauter Freude und Lachen und kam er ja einmal voll Sorgen, so vergaß er ihrer bei dem Kinde, denn sie ruhte nicht, bis sie ihn lächeln sah. Aber heute mied sie sein Auge, ihr Thun war ungleich, bald schaffte sie hastig und ohne Rast, bald schaute sie müßig zum Fenster hinaus, als wollte sie die Regentropfen zählen, die zu fallen begannen.

„Weiber kennt nur das?" sagte er kopfschüttelnd zu sich, während er seine Werkzeuge aus dem Ranzen hervorzog und auf dem Gesimse ordnete. Sie war eben hinausgegangen, den kleinen Haushalt zu verbergen, er sah sich forschend in dem Zimmer um, als müsse er die Ursache der Störung darin entdecken, aber es war alles genau so, wie er es verlassen hatte.

Als nun Glöbeth wieder hereinkam, trat er auf sie zu, faßte ihre Hand und sah ihr ernst und schweigend ins Gesicht. Er fühlte, daß sie bebte.

„Oheim", stammelte sie, „was willst du?"

„Du sollst mir beichten, Elsbeth", sagte er mild und zog sie sanft neben sich auf die Bank. „Bin ich nicht heute noch dein bester Freund wie bisher? Es ist ein fremder Tropfen in dein Blut gefallen, sag' mir's, mein Kind, was bekümmert dir dein Herz?"

Sie seufzte tief auf, indem sie zu ihm emporsah, ihre Augen standen voll Thränen. „Ach", sagte sie, „ich wußte es wohl, du würdest mir es ansehen. Oheim, ich weiß nicht wie mir ist, meine Gedanken sind nicht mehr mein, zu keinem Ding hab' ich Lust, ich kann nicht mehr deine fröhliche Elsbeth sein. Es drückt mich und ängstigt mir das Herz, aufs Gewissen habe ich mich alle Stunden gefragt, ob ich mir einer Schuld bewußt sei, aber Gott und die himmlischen Heerscharen wissen's, ich finde keine!"

„Wie bist du doch so verstört!" sagte Hiemhard. „Ich achte fast, daß du krank seiest. Und was ist's, das dich bekümmert hat? Ist dir ein Leid geschehen in meiner Abwesenheit?"

„Es ist nichts geschehen, noch ist kein Mensch hierher gekommen", antwortete sie beklommen, „nur . . . ."

„Was?"

„Sieh', Oheim, was du für ein thörichtes Kind hast, es ist ein Nichts, und doch fällt es mir schwer, davon zu reden. Aber du weißt es ja, ich hab' nimmer gelernt, vor zu verstecken, was ich denke und weiß. Schilt mich, wenn ich's nicht, daß ich kindisch bin. Als ich dir am Montag, da du fortginge, das Geleite gab bis nach Streitberg, da ging ich, du weißt es, zu dem gnädigen Fräulein auf die Burg, weil ich seit lange nicht bei ihr gewesen, und brachte ihr einen Strauß, wie sie ihn gern von mir nimmt. Sie ist allzeit gnädig und voll Huld gegen mich gewesen, seitdem du auf ihr Andringen mich zum ersten male mit auf das Schloß nahmst. Sie war es auch da, hieß mich bei ihr sitzen, lobte meine Blumen, und als ich Urlaub von ihr genommen, ging ich heim den Steg durch den Wald, denn ich gedachte noch Kräuter zu suchen, die du mich kennen gelehrt hast und die dort besonders reich wachsen. Der Tag war gut dazu, denn der Mond war voll, und weil sie reichlich standen, war ich über dem Pflücken tief in den Wald und vom Pfad abgekommen. Da waren aber so viele und schöne, wie ich nimmer noch beisammen gefunden. Hastig suche ich daneben weiter und pflücke davon, und da ich aufblicke, siehe da steht ein Mann vor mir! Davon ich so gar heftig erschrak, daß ich nicht aufzustehen vermochte. Denn ich hatte kein Zweiglein sich regen hören, weiß auch nicht, wie er dahin gekommen."

„Wer war es?"

„Es war ein junger, schöner Herr und gewiß sehr vornehm, denn er trug ein feines, grünes Wams, reich verbrämt und mit Stickerei verziert, sein Hut war mit einer Feder geschmückt und an der Seite hatte er eine Armbrust hängen. Ich schrie laut auf, als ich ihn sah, er aber lächelte, hieß mich guten Muthes sein und sah freundlich zu mir nieder."

„Und was hast du mit ihm geredet?" frug Hiemhard, in dessen Gemüth eine trübe Ahnung aufstieg, wodurch Elsbeth's Friede gestört werden sei.

„Anfangs zitterte ich am ganzen Leibe, daß ich kaum reden konnte, dann aber schämte ich mich meiner Bangigkeit, sagte mir ein Herz und sagte es ihm. Da lobte er mich und wollte die Kräuter, davon ich einen Strauß in der Hand hielt, bei Namen wissen, und als ich sie ihm nannte und ihre Kräfte pries, meinte er, ich sei viel gelehrter denn er."

„Und er frug dann, wer du seiest und wo du wohntest?"

„Wie das?" entgegnete sie unbefangen, „was hätte es ihm ausgemacht, das zu wissen? Nein, sondern als ich ihm sagte, ich müsse heim, reichte er mir die Hand, und ob ich mich gleich schämte, daß ein so hoher Herr also freundlich mit einer armen Dirne gleich mir that, so gab ich ihm doch die meine und dann schieden wir. Da ich nun heim kam, flogen seltsame und wirre Träume mir durch meinen armen Kopf und es war — ich kann's dir nicht sagen wie. Mich befiel eine Bangigkeit und dann hatte ich wieder lachen mögen ohne Ursache, und so ist mir's wieder geblieben."

„Laß es abglauben und sei guten Muthes", tröstete sie Hiemhard. „Dir wird besser werden, nun ich daheim bin, und wenn du Freitag zum Sommet hinauf um einen gesunden Leib und ein ruhiges Gemüth, so wird er dir sicherlich beides bescheren."

„Das will ich", sagte Elsbeth und wischte ihre Augen. Sie schickte sich darauf an, das schmale Abendbrot auf den Tisch zu rücken, aber weder Hiemhard noch sie selbst sprachen der irdenen Schüssel mit Milch zu, die sie aufgetragen hatte.

Bald verlauf Liebhard in ſtummes Nachdenken und Gliebert hütete ſich wohl, ihn zu ſtören. So funkelte, ob und zu wurde die Stille durch des Lenzes immer lauteres Rollen unterbrochen, das Gewitter zog herauf und hatte bald das ganze Himmelsgewölbe mit ſchwarzen Wolken überdeckt, die ſich in ſtrömendem Regen entluden. Gliebert ſtand auf, ſtudete einen Kienſpan an und ſteckte ihn in die Wand, dann brachte ſie Rocken und Spinnrad herbei und ſetzte beides vor ſich hin, während Liebhard die Predigt hervorzog, die Konrad ihm gegeben hatte, und bald ganz und gar in ihr vertieft war.

(Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Hand und Auge.

Von Alexander Dr. J. Clemens.

Wie ein geheimnisvolles Band das Gehör mit der Sprache vereinigt, ſodaß, wo das erſte fehlt oder mangelhaft iſt, auch die zweite nie entweder gar nicht entwickelt oder unvollkommen zurückbleibt, ebenſo tritt uns eine ähnliche geiſtige Verwandtſchaft zwiſchen Menſch- und Gefühlſinn, zwiſchen Hand und Auge in dem reichen Organismus des Menſchen entgegen.

Die ganze Reihe der Sinnesentwickelungen liegt gleichſam zwiſchen dem Geruch und dem Gefühl als zweien Extremen ausgebreitet, die aber, eben weil ſie Extreme ſind, ſich wiederum berühren. Den fünf Sinnen entſprechen gleichſam die fünf Finger der ſo zart und feingegliederten Hand. Hand und Auge finden wir daher ſchon in den Hieroglyphen der alten Aegypter unter den ſechs ſymboliſchen Schlüſſeln des Daſeins häufig abgebildet. Das Auge iſt auf das Entfernte, die Hand auf das Nahe gerichtet. Aber eben deshalb ſind beide einander unentbehrlich. Hand und Auge ſtützen einander, berichtigen einander. Wie das Gehör lenkt, führt uns das Gefühl auf den rechten Weg, und wo uns das Auge verläßt, leitet uns die Hand als ſichere Führerin. Dem Kinde wie dem operirten Blindgeborenen erſcheint die ganze umgebende Außenwelt als ein flaches Gemälde. Erſt durch den Gefühlſinn lernen wir allmählich die Oberflächen, die Formen, die Entfernungen der uns umgebenden Gegenſtände kennen und unterſcheiden. Die verſchiedenen Nuancen der Farben werden uns Symbole der Verſchiedenheit der Formen.

Aber Hand und Auge zeigen uns noch mehr Aehnlichkeit, als man auf den erſten Anblick glauben ſollte. Beide Organe finden wir erſt im Menſchen vollkommen entwickelt, ja durch beide wird erſt dem Menſchen die hohe Stelle, die er in der ſichtbaren Schöpfung einnimmt. Wo findet ſich in der ganzen Reihe der Weſen ein Organ, das ſich mit der menſchlichen Hand meſſen könnte? Wie in der ganzen Reihe der Thiere nur ein Tummen, den ſchon mit Recht Albin die kleine Hand zur Unterſtützung der greifern nannte, in deſſen Verluſt beinahe den der ganzen Hand nach ſich zieht? Die Hand nennt ſchon Ariſtoteles das Organ aller Organe und Helvetius leitet aus ihrer Anwendung alle Vorzüge der Humanität mit Recht ab. Wenn Franklin den Menſchen als ein toolmaking animal (Werkzeuge machendes Thier) bezeichnet, ſo hat er indirect ſeiner Hand, die da ausführt, was ſein Verſtand erſonnen, das größte Lob ertheilt. Die Thiere haben Klauen und Krallen zum Ergreifen, Halten, Zerreißen; Hufe zum ausdauernden Laufen, Zehen zum geſchickten Klettern; aber keine Finger, wo ſich Zartheit mit Kraftheit, Biegſamkeit mit Ausdauer ſo wunderbar vereinen, um dieſes Organ zum ausgezeichnetſten des Gefühlſinnes zu erheben. Statt aller angeborenen Waffen ward dem Menſchen nur die Hand. Mittels ihrer hat er ſich die ganze Schöpfung unterworfen; durch ſie hat er von allem, was ihn umgibt, die klarſte, richtigſte Einſicht erhalten. Wie ſich bei einem Thiere ein der menſchlichen Hand analoger Gefühlſinn verfindet, da ſehen wir auch daſſelbe durch ſeine entwickeltern geiſtigen Kräfte ſich auszeichnen. Deshalb heißt ſchon der Elefant wegen ſeines ſchmiegſamen Rüſſels im Sanskrit der Handbegabte und iſt den Hindus Sinnbild der höchſten Klugheit und Tugend. Aus derſelben Urſache ſagt auch Plinius der Aeltere von ihm, daß er von allen Thieren den menſchlichen Sinnen am nächſten ſtehe.

Wie das Auge, dient die Hand zur Phyſiognomik. Eine ſchöne Hand iſt ſeltener als ein ſchönes Geſicht. Ja, Panam („Histoire naturelle de la peau", Paris 1822) ſcheint ſelbſt der Chiromantie nicht allen Glauben verſagen zu wollen, wenn er behauptet, die Hand gebe, wie ein treuer Spiegel, Zeugniß von dem Zuſtande der edeln Theile unſers Körpers ebenſo gut, wie das Auge Spiegel der Seele zu nennen iſt. Es herrſcht auch hier eine Uebereinſtimmung dieſes Organs mit dem menſchlichen Gehirne. Die Hand bedarf zur Entwickelung ihrer wunderbaren Fähigkeiten

ebenso sehr des menschlichen Geistes als Diener, soll er sich nicht im Zustande der Verkümmerung befinden, der menschlichen Hand. In physiologischer Hinsicht ist die Hand noch nicht zur Genüge gewürdigt. Sie ist mehr als Sinnes-, sie ist eigentlich Geisteswerkzeug, durch welches der Mensch seinen Willen ins Werk legt und seine Ideale ins Leben ruft. So will der Knabe, sagt Jean Paul, der neben dem glänzenden Marmorblocke steht, von welchem Michel Angelo's Hand mit dem gewaltigen Meißel davonfliegende Trümmer sprengt, ihn der zwecklosen Zerstörung anklagen, weil ihm die Idealwelt in der großen Kunstwerke nicht erscheint.

Mit dem Haupte des Menschen erhebt sich auch sein Auge von der Erde, wirft einen prüfenden Blick nicht blos auf die nächsten, zur Erhaltung des eigenen Selbst dienenden Gegenstände, sondern schweift in den fernsten Räumen und richtet sich endlich mit Andacht und Erstaunen gen Himmel. Wie aber durch die aufrechte Stellung des Menschen das Auge freier wird und sich in ungemessenen Gesichtskreisen ergeht, so emancipirt sich durch denselben Umstand auch die Hand. Sie wird ein freies, selbstständiges Organ, das, statt allein der Bewegung des Körpers zu dienen, sich zu einem umfassenden Wirkung des menschlichen Geistes erhebt. Hand und Auge sind die freiesten Organe des Menschen. Sie nehmen nicht nur, sondern sie geben auch; sie empfinden nicht nur, sie erwecken auch Empfindung. Während Geschmack, Geruch, Gehörsinn allein aufnehmen und zum Gebären leiten, sind Hand und Auge zugleich handelnde, von dem Individuum auf die Außenwelt wirkende, ja magisch einwirkende Organe. Ausgezeichnet durch Empfindlichkeit und Bewegung, dient die Hand dem menschlichen Willen auf die künstlichste, aber rasch endende, vielbeschäftigte Weise, und Langenbeck's blindgeborenen, aber im siebenten Jahre glücklich von ihm operirter Bauernknabe äußerte die meiste Freude beim Gebrauche seiner Hände, konnte nicht satt werden, sie zu betrachten und sie bald in größerer, bald geringerer Entfernung vor seinen Augen hin und her zu bewegen.

Das Auge ist Sehorgan, wodurch die Seele erkennt; Spiegel, in dem sie erkannt wird; Vermittler der reinen Gefühle, Verkünder der geheimsten Regungen. Die thierisch niedrigste Leidenschaft, die höchste menschliche Würde sprechen sich in diesem Organ der Seele gleichmäßig aus. Es gibt eine Sprache, der das Auge vor die Hand dient. Achtet auf beide in unbewachten Momenten bei andern, die ihr kennen lernen wollt, und die Fülle aller physiognomischen Erfahrungen wird sich euch rein und klar erschließen! Der Bitte wie dem Befehl, der Ergebung wie dem Trotz, der Freude wie dem Unmuth, der Liebe wie dem Haß, dem Segen wie dem Fluche gehorcht wie das Auge, so die Hand. Hier wird es uns klar, daß, je unmittelbarer die Wirkung der Nervenkraft ist, sie um so mehr von der Gesinnung und dem Willen des Menschen abhängt.

Die Hand gehorcht dem Glauben wie dem Zweifel. Sie erhebt sich ebenso willig zum Gebet nach oben, als sie sich prüfend in die Brustwunde des Gekreuzigten legt. Als Tastorgan zum Leiter und Spender des ausströmenden Nervenäthers bestimmt, findet in ihrer Fläche, und namentlich an den Fingerspitzen, ein größerer Verbrauch von Nervenkraft und wahrscheinlich ein vermehrter Ausfluß des Nervenäthers statt. Eine wunderbare Wirkung, dadurch noch wunderbarer, daß es in unserm Vermögen steht, sie durch den Willen zu erheben. Durch Hand und Auge wirkt der Mensch unmittelbar auf Menschen und Thiere ein. Der Berührung, dem Auflegen, dem Streichen der Hand hat man in allen Zeiten und bei allen Völkern eine beschwichtigende, wohlthuende, heilende Kraft zugeschrieben. Geleitet durch den Naturtrieb, beruhet der Leidende seine schmerzhafte Stelle; durch Streicheln sucht die Mutter das weinende Kind zu beschwichtigen. Die Gattin fährt mit liebender Hand über die sorgenvolle, gefurchte Stirn des Gatten und es gelingt ihr, sie zu glätten.

Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Auge. Das Gefühl, das aus ihm spricht, die Empfindung, die in ihm erglänzt, rufen in der befreundeten Brust dasselbe Gefühl, dieselbe Empfindung hervor. Der durchdringende Blick des die Augen des Wahnsinnigen fixirenden Arztes reicht in den meisten Fällen hin, sich Furcht und Zutrauen, Achtung und Unterwerfung zu sichern. Löwe und Tiger gehorchen der Willenskraft, die dem menschlichen Auge entströmt. Der Blick des Marius entwaffnete den cimbrischen Soldaten, der ihn zu tödten ausgesandt war. Wer vermag dem verlockenden Blick, der zur Verlockung ausgestreckten Rechten zu widerstehen! Thiere zittern beim bloßen Anblick der sie fixirenden Viper, und es ist keine Fabel, daß die Augen der Klapperschlange kleine Thiere zauberend bannen. Daß nichts kräf-

tiger und tiefer einwirke als der starre Blick des Magnetiseurs, bezeugte schon die erste, zur Prüfung des Magnetismus niedergesetzte, aus französischen Aerzten und Naturforschern bestehende und wahrlich nicht zu seinen Gunsten gestimmte Commission.

So liegt den abergläubischen Ideen über den Einfluß, ja den schädlichen Einfluß des Blicks, des Zauberblicks (mauvais oeil), der bei allen morgenländischen Völkern herrscht, der Kindern und zarten Jungfrauen besonders unheilbringend werden soll und gegen welchen sich die Türken durch Edelsteine zu schützen vermeinen, allerdings eine physiologische Erscheinung zu Grunde. Das Auge erscheint hier wie die Hand als Leiter der concentrirten menschlichen Willenskraft. Ja, die geheimnißvolle Sympathie beider Organe erhellt noch deutlicher aus einer merkwürdigen Erscheinung, die ich hier zum Schluß dieser Andeutungen berühren will: daß nämlich menschlichen Mißbildungen mit fehlenden Augen die Natur diesen Mangel — durch überzählige Finger zu ersetzen suchte.

Auf der Reise.

Skizzen von Amely Bölte.

I

Das schönste Wetter hat uns nach Paris begleitet. Die Mittagssonne sendet glühenden Brand, die Jalousien sind geschlossen, ein angenehmes Halbdunkel herrscht im Zimmer und täuscht uns mit dem Schatten der Kühle. Stille ist freilich hier nicht zu finden, fortwährend dringt das Geräusch der rollenden Wagen störend an unser Ohr; jetzt eilen die Omnibus noch in hellem Wechsel vorüber. Um die dritte Stunde, wo die schöne Welt ihre Luftfahrt nach dem Bois de Boulogne beginnt, ist ihnen die Grande Avenue verboten und ein Umweg durch die Seitenstraßen führt dann die Equipagiere an ihr Ziel.

Wir bewohnen eine Chambre garnie in der zweiten Etage, die aus vier Zimmern besteht, im monatlichen Preis von — fünf Francs. Dafür wohnt freilich eine Lady Algrey, eine geborene Rothschild, mit zehn Domestiken unter uns und wir genießen einer prächtigen Aussicht von unsern Fenstern, abends, wenn sich der Himmel purpurn färbt, das bunte Lichtermeer die Champs Elysées überzieht, die Wagen mit ihren Laternen wie fliegende Leuchtwürmchen hin und her wogen; in der Ferne die Erleuchtung des Château des Fleurs und des Jardin mabile den Horizont mit einer Helle färbt, die einer Feuersbrunst gleicht.

Welch ein Leben, Treiben, Wogen in diesem lustigen Paris! Welch ein Ort des Vergnügens! Zwölf Tage nur sind es, seit ich Dresden verließ, und schon scheint es mir durch das mich umgebende rege Leben so fern gerückt! Wir haben die Reise in kurzen Tagereisen und auf Umwegen zurückgelegt. Leipzig, unser erstes Nachtquartier, bot uns kein Abendvergnügen als eine Spazierfahrt nach Connewitz. Die reiche, große Stadt des Handels bietet dem Fremden so wenig, was Sinn und Geist ergreifen und rühren könnte. Ein Gefühl der Langeweile überschlich uns; als wir um die Stadt gefahren waren, die Wälle, das Denkmal Poniatowski's gesehen hatten, eilten wir auf den Bahnhof und erreichten in der Kühle des Abends noch die kleine Residenzstadt des Großherzogthums Weimar.

Mit eigenthümlichen Empfindungen erwachte ich am nächsten Morgen an einem Orte, welcher jedem deutschen Herzen durch seine Dichter theuer ist. Wohin das Auge blickt, reden die Häuser, die Straßen, die Monumente von einer Vergangenheit, auf die wir heute noch stolz sind und immer stolz sein werden. Wenn uns das Ausland sucht und ehrt, so ist es der Namen willen, welche an diesen Straßen verzeichnet sind; wenn der Fremde seine Schritte hierher lenkt, ist es um dieser Erinnerungen willen. Die Herzoge von Weimar haben es verstanden, ihr kleines Land durch berühmte Männer groß zu machen; sie haben durch ihre Beschützung der Künste ein Kapital dafür angelegt, das die reichsten Zinsen trägt. Und dieser Sinn ist noch nicht erstorben, Weimar wird auch ferner in seinen Mauern die Spitzen geistiger Cultur zu versammeln wissen, weil dies das einzige Mittel ist, ein kleines Land nach außen hin groß und ruhmvoll zu machen. Das Häuschen, worin unser Schiller wohnte, dichtete und starb, ist jedem Fremden zugänglich; sein Schreibtisch, sein kleines Klavier, seine Laute stehen noch unberührt, und wem wären diese Gegenstände nicht durch Bilder und Beschreibung bekannt und vertraut geworden? Goethe's Wohnung dagegen sieht man nicht. Der Enkel des großen Dichters wohnt in den Dachstuben des großväterlichen Hauses und scheut die Mühe, dem Fremden die Zimmer öffnen zu lassen, welche verschlossen und unberührt stehen, während der übrige Theil des Hauses vermiethet ist. Das Theater war leider geschlossen, Liszt abwesend

und damit uns jede Möglichkeit benommen, die Musik der Zukunft in ihrer Vollkommenheit zu hören. Wir fuhren an der Wohnung des großen Dichters vorüber, nach dem Carlsbade Goethe's, wo er so oft, wenn Uebersättigung der Welt und der Menschen ihn ergriff, in der Zurückgezogenheit, in dem Leben mit sich und der Natur die innere Beruhigung wiederfand. Wie ein kleines Bauernhäuschen lag diese Wohnung jetzt vor mir da. Goethe, der Hofmann, der Minister, verträgt sich in unsern Gedanken nicht mit einer so bürgerlich einfachen Umgebung; und dennoch besaß er sie. Aus seinen kleinen Fenstern schaute er in den schönen Wald hinaus und pflegte in dieser Ruhe der großen Gedanken, welche seinen Namen unsterblich gemacht haben.

Die vermittelte Eisenbahnfahrt währte in Fülle nur. Wir fuhren hinaus und bewunderten die reizende Umgebung, die hübschen Parkanlagen, die herrlichen Bäume! Herr Dr. Kreutz begleitete uns und machte den liebenswürdigsten Cicerone. Der Abend war still, kein Lüftchen regte sich, die ganze Gegend lag wie ein großer Garten von dieser Höhe herab vor unsern Augen ausgebreitet. Kein Laut war hörbar. Es war eine Ruhe, eine Abgeschiedenheit, wie der Bewohner großer Städte sie nie genießt. Als wir in die Stadt zurückkehrten, fuhren wir neben dem Schlosse bei einem niedrigen Hause vor, welches Frau von Stael bei ihrem Aufenthalt in Weimar bewohnt hatte. Die Namen, welche sie mit Benjamin Constant inne gehabt, wo sie mit Goethe, Schiller, Wieland und Herder über die Philosophie Fichte's gestritten, gehören jetzt einem Popen der russischen Kirche, bei dem wir den Abend zubringen wollten. Freundlich empfing uns der würdige Mann in seiner behaglichen, geräumigen Behausung. Neugierig betrachtete ich diese Zimmer, die niedrige Decke, die weißgewaschenen Dielen und suchte mir, fast umsonst, die berühmte Tochter Necker's in dieser bürgerlich einfachen Häuslichkeit vorzustellen. Wie mag dies enge, kleine Leben auf sie gewirkt haben, der Paris alles war! Es fanden sich inzwischen viele Russen ein, welche auf der Durchreise das gastliche Haus besuchten. Es wurde auf zwei großen Flügeln musicirt; die Tochter des Hauses, Fräulein Simeoni, eine talentvolle junge Dame, spielte uns vor und der Abend entschwand unter heiterm Gespräch. Daß ich in Weimar nur Russen sehen sollte, hatte ich mir nicht träumen lassen.

Von Weimar führte unser Weg gerade nach Frankfurt am Main, eine Straße, welche man jedem Reisenden empfehlen kann. Wir fuhren um 1 Uhr mittags ab und erreichten um 11 Uhr nachts den Ort unserer Bestimmung. Das Wetter war kühl und die Fahrt dadurch um so angenehmer. Das reiche, fruchtbare Land, die schön bewachsenen Höhen des glücklichen Thüringen, die weiten Wiesen, auf denen soeben die zweite Heuernte eingefahren ward, zog wie ein Panorama an unserm Auge vorüber und bot immer neuen Wechsel. Diese fruchtbare Landesstrecke kann man gewiß das Herz Deutschlands nennen und ich verdenke es den Berlinern nicht, wenn sie ihre Sommermonate jetzt vorzugsweise hier zubringen, zumal die Eisenbahn es ihnen so leicht macht, diese schönen Wälder zu erreichen, die ihnen bessere Luft und besseren Schatten geben als das Elbthal mit seinen Lauben und Gärten.

Von Frankfurt am Main läßt sich wenig mehr sagen, als daß der Wohlstand es jährlich mit neuen Bauten vergrößert und verschönert. Es war gerade Messe, die Hitze unerträglich und die Zeile trotzdem mit schönen Damen in herrlichen Toiletten gefüllt. Wir logirten im Hotel de l'Europe, wo wir aus unsern Fenstern alles Kommen und Gehen kennten. Als es kühler wurde, fuhren wir nach dem Friedhof, fanden aber, daß die reichen Frankfurter ihren Todten noch kein einziges lebenswerthes Monument errichtet hatten. Wie anders handelte man im Mittelalter, wie anders sieht es auf dem Campo santo in Bologna und Pisa aus! Nicht einmal ein Rothschild hat seiner Vaterstadt irgendein Ehrendenkmal errichtet, seinen Namen hier durch ein Standbild von Erz oder Rauch verewigt. Nur die Natur hebt ihren Schmuck diesem Orte des letzten und höchsten Friedens, nur Sonnenschein und Regen rufen auf Gräbern die neuen Keime hervor, welche mit Hoffnungsgrün das Vergangene decken, die Gegenwart schmücken.

Leichten Herzens sagten wir unserm theuern Gasthofe Lebewohl. Es war ein Sonntagmorgen und die halbe Stadt in Bewegung, um Landluft zu schöpfen. Auf dem Bahnhofe herrschte ein wildes Gedränge. Als ich mich der Kasse näherte, wurde ich angenehm durch den Anblick lieber Freunde überrascht, die denselben Weges gingen.

Um 1 Uhr erreichten wir Heidelberg. Hier war große Table d'hôte im Gasthof an der Eisenbahn; einige hundert Personen speisten; es war ein buntes Leben, die Küche vortrefflich und die Unterhaltung angenehm. Mein Tischnachbar kannte viele

der Anweſenden und erzählte mir ihre Geſchichte. Eine ſtarke, breite Engländerin, hochgeſchminkt, mit einer ſeltſamen Perrücke und einem großen ſilbernen Heron auf der Mütze, ſah mir beſonders auf und ich erfuhr von ihr, daß ſie die letzte Liebe Lord Byron's ſei, ſchon mehrere Jahre hier lebe, wo an Ämtern arbe, auch von einem kränklichen Menſchen getragen ſein und in der ſilbernen Kapſel eine Locke des Dichters bewahre. Armer Byron! Was würden Du ſagen, wenn Du dieſe deine letzte Liebe mit Augen ſehen und die Wirkungen der Zeit erkennen könnteſt?

Wir hatten einen Tag überſprungen, um auf die ſchöne Schloßruine zu fahren, die ich nie zu oft ſehen kann. In meiner Erinnerung lebt dieſer ſchöne Punkt nie in ſo friſchen Farben, wie die Wirklichkeit ſie trägt, und darum fühle ich mich jedesmal auf das glücklichſte überraſcht, wenn ich die alten erbenüberwogenen Mauern erreiche und das ſchöne Neckarthal überſchaue, das jetzt in den zärtlichſten Farbungen herbſtlicher Schönheit vor mir lag. Leider mußten wir uns beeilen, die Stadt wieder zu erreichen. Ich hatte zwei Belgier mit in unſerer Geſellſchaft genommen und dieſe fanden auf dem Wege hinauf ein ſolches Gefallen an den herrlichen Aſſellen, welche in einem Teiche gefüttert und dem Fremden gezeigt werden, daß wir darüber einen großen Theil unſerer koſtbaren Zeit einbüßten. Der Tag, mit dem wir unſere Reiſe begannen, gehörte der langſamſten Gattung an; eine Fahrt von beinahe drittehalb Stunden verlangerte ſich damit zu ſechs und erſt um 11 Uhr nachts traten wir im Hotel Marquart in Stuttgart ein. Ich traute meinen Augen kaum; vor ſechs Jahren war dies Hotel ſo einfach bürgerlich wie das Haus Schiller's und Goethe's — und nun — war es zu einem Eiſenbahnhotel geworden, gleich einem glänzenden Palaſte, enthielt Hunderte von Zimmern mit Möbeln von Sammt, mit koſtbaren Teppichen und all dem Luxus des Salonlebens. Es war ſo voll hier, daß wir mit Nr. 113 vorlieb nehmen mußten, aber in unſerer Einrichtung dabei nichts verloren. Ich ſtaunte die Salonnen; wir wohnten in der Königsſtraße, vor uns lag das ſchöne alte Schloß, das ſich in der Nachtbeleuchtung, unter dem hellen Sternenhimmel, mit dem Hintergrund von Bergen, herrlich vortheilhaft abzeichnete. Die Gegend um Stuttgart iſt reizend, die Stadt ſelbſt ſo hübſch gebaut, daß ich mich wunderte, wenn ich ſie mit Dresden verglich. Die ſchönen Schloßer, die vielen neuen Bauten, die wundervollen Parks mit Bäumen, wie ich ſie ſeit England nicht mehr geſehen, entzückten mich. Beim ſchönſten Wetter, in einem offenen Wagen durchfuhren wir die Umgebung, ſahen Gannſtadt, das mir weniger gut gefiel, und hielten endlich bei der Villa der Großfürſtin Olga ſtill, welche wir, geführt von dem Architekten Heſer, in Augenſchein nahmen und die Pracht der Einrichtung, verbunden mit der ſchönſten Ausſicht bis auf die ſchneeigen Häupter der Schwäbiſchen Alp, nicht wenig bewunderten. Die Wilhelma des Königs konnten wir leider nicht ſehen, denn niemand erhält hier Zutritt; man ſagt, wegen der — Einrichtung mancher Gemächer und ihrer Decorationen im orientaliſchen Geſchmack.

In aller Behaglichkeit fuhren wir am nächſten Morgen um 11 Uhr ab und erreichten Straßburg früh genug, um im Engliſchen Hof, dicht an der Eiſenbahn, um 6 Uhr abends an der Table d'hôte zu ſpeiſen. Es waren nur wenig Gäſte da und die Küche gewährte nicht viel. Zur den Abend gab es keine Art von Unterhaltung. Die große Stadt hatte weder Theater noch Concerte. Hier gibt es keine Leichen, keine Wagen; nur die Ankunft der Eiſenbahnzüge unterbricht die Stille und Oede. Wir mußten uns aus der Remiſe eine Kaleſche holen laſſen, um durch die Stadt zu fahren, wobei wir in der Dunkelheit nichts gewannen, als die Zeit zu toſten und friſche Luft zu athmen. Feſtungen, Kaſernen, Feſtungsgräben, das iſt Straßburg. Die Eiſenbahn bringt jetzt etwas mehr Verkehr hierher; doch wird der Reiſende ſich in dieſer häßlichen, todten Stadt nicht länger aufhalten, als nöthig iſt, um den Münſter zu ſehen, womit wir denn auch am folgenden Morgen unſer Tagewerk begannen. Leider war die Witterung trübe; den Thurm zu beſteigen, konnte nichts nützen; wir warteten daher nur die zweite Stunde ab, um die Uhr ſpielen zu ſehen, dieſes ſeltſame, mittelalterliche Kunſtwerk, das in ſeiner Zuſammenſetzung nicht ohne Originalität iſt. Bei jedem Schlage hob der Tod ſeine Sense, ſchüttete der Engel das Urglas um, ſchlug der andere Engel die Stunde und dazwiſchen krähte eben der Hahn dem armen Petrus dreimal den verrätheriſchen Schrei nach. Wie viel Zeit, Mühe und Geſchick — ein Menſchenleben zum wenigſten hatte dieſe Spielerei gekoſtet! Auf dem Chor daneben ſah Erwin, der Vater der Bildhauerin Sabine, aus Stein gehauen, und ſah dem Spiel des Uhrwerks zu, das eine gedrängte Menſchenmenge umſtand. Der

herrliche Munder! Wer mag sie stolz sein, die Jungfrau Sabine, welche sich an diesem Meisterwerke behaglich ruhte! In dieser häßlichen, traurigen Stadt, wohin es wenigstens jetzt nicht zu gehören scheint, steht dies Monument der Kunst so einzig und einsam, gleich einem großen Menschenleben in einer kleinen Welt. Ich habe mich lange noch nicht satt gesehen an diesem edeln Monumente der Baukunst, als die Eisenbahn rief, um uns nach Paris zu führen. Um 11 Uhr nachts langten wir in der berühmten Stadt an. Das ist für Paris eine frühe Stunde, wo das Vergnügen erst eigentlich beginnt. Wir fuhren nach dem Hotel Louvre und fanden die [illegible] Zimmer — belegt! Nun ging es zum Hotel Richemont am Boulevard, wo wir im vierten Stock Zimmer fanden und darum am folgenden Tage hierher übersiedelten, doch für eine Nacht mit 50 Francs bezahlten! Um unsere Pässe hat sich noch niemand bekümmert; es ist also damit nicht so schlimm, wie geschrieben wird.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Die Theuerung in Oesterreich.

Eine briefliche Mittheilung äußert sich über diese bekannte Calamität in folgender Weise:

„Kurz gesagt ist der Inhalt des neuen Finanzgesetzes: Die jetzigen 100 Gulden werden vom Monat December dieses Jahres 105 Gulden werth sein und über Gulden wird statt wie bisher 60 Kreuzer von nun an in 100 Kreuzer getheilt. Zu gleicher Zeit wird die Bank die Zahlungen aufnehmen und die Solvenz derselben zur Wahrheit werden.

„Welche Folgen wird diese Maßregel für den häuslichen Herd haben? Abgesehen von den Plänkeleien gehässiger und betrogener Köchinnen und getäuschter Hausfrauen, die bei näherer Kenntnißnahme des Terrains auch den normalen Zustand wieder kennen lernen werden, ist wol diese Maßregel geeignet, tiefeinschneidende Veränderungen hervorzurufen, und die Nationalökonomie in Oesterreich beginnt am 1. November 1858 eine neue Aera.

„Die Wissenschaft hat es in neuerer Zeit bis zur Evidenz nachgewiesen, daß Geizwucher sowie Wucher überhaupt in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts nicht existirt. Es ist keiner Macht auf Erden möglich, eine nachhaltige Theuerung zu bewirken, wenn sie nicht in den Verhältnissen begründet ist und mehr Gewohnheit als Prävention besteht. Es ist aber auch nicht zu leugnen, daß es gewisse Momente gibt, die eine präventionale Theuerung begünstigen und befördern.

„Bekanntlich ist es in Wien für Kinderwäsche und für Arznei seit dem Jahre 1848 viel theurer zu leben als früher, und was von Wien gilt, gilt von Oesterreich überhaupt. Abgesehen von den Eisenbahnen, die den großen Städten zahlreichere Einwohner zuführen und den gesegneten Landstrichen die Produkte auf Windesflügeln davon, dafür aber das Gelüst nach Putz und Luxus zutragen, schon selbst in der Kornkammer Oesterreichs, im Banat, Billigkeit wie eine Fabel klingt, ist die Theuerung auch eine Folge unserer Scheidemünze. Sonst gab es sogenannte Scheinkreuzer und halbe Scheinkreuzer nach dem Wiener Währung Fuße, man konnte auf dem flachen Lande wie in der Stadt für einen Scheinkreuzer, für einen halben und Viertelscheinkreuzer schon etwas, wenn auch nicht viel, bekommen. Seit dem Verschwinden der Scheinkreuzer und der Einführung der Conventionsmünze ist die Einheit eine größere geworden und die Theuerung wuchs in gleichem Maße. Es gab nun nicht mehr einen Bettelpfennig, sondern einen Kreuzer Münze, weil dieses die kleinste Summe ist, für die der Bettler etwas bekommen kann. Während anderswo die Preise um Centimes, Centimi und Pfennige in die Höhe gingen, steigerte es sich hier um Kreuzer und verhältnißmäßig um Gulden. Nun weisen Sie dabei, trotz der Erhöhung der Arbeitslöhne, der Arbeiter und das große Heer der kleineren und untergeordneten Beamten. Es ist bekannt, daß in frühern Zeiten ein Beamter mit einem jährlichen Gehalt von fünfhundert Gulden eine sehr gute Stellung innehatte, und wo an Verehelichung zu denken war, durfte er darauf rechnen, daß unzählige Mütter ihm die Honneurs machten, um denselben für die Tochter zu gewinnen. Heute reichen tausend Gulden jährlich in Wien kaum dazu hin, allein anständig zu leben. Bedenkt man überdies die wirklichen und die eingebildeten Bedürfnisse der jungen Leute, die das Leben genießen wollen, so weiß man es begreiflich finden, warum so viele öffentliche und Privatbeamte von dem Versuchungsteufel hingerissen werden.

„Es ist daher außer Zweifel, daß der Neukreuzer geeignet ist, das Gleichgewicht des Tagespreises der Lebensmittel herzustellen und uns von der schweren Atmosphäre zu befreien.

„Ob jedoch die Billigkeit die nächste Folge des neuen Münzfußes sein wird, ist allerdings zu bezweifeln. Ich glaube sogar, daß zunächst eine Steigerung zu erwarten ist. Der Staat bedarf ist, um das Einnahmsbudget zu vergrößern, mit dem Beispiel vorangegangen und hat bei den Steuern festgesetzt, daß bei der Reduction Bruchtheile von Kreuzern als ganze Kreuzer zu berechnen sind. So wird der Journalstempel zwei Neukreuzer statt wie bisher Einen Kreuzer betragen. Es ist daher kein Zweifel, daß Gewerbe, Schuhmacher und Schneider u. s. w.

[illegible] Darstellung nachahmen werden. Nichtsdestoweniger aber dürfte der industrielle Geist auch dafür Sorge tragen, für ein Geringes, wenn auch nur ein Geringes, aber doch irgendetwas zu bieten und wir haben mit der Zeit vielleicht doch wieder billigere Zeiten zu erwarten.

Zur die Winterabende.

II

Jedes Spätjahr liefert auf den literarischen Markt eine Anzahl „Volkskalender", und wir halten die steigende Verbreitung dieser jährlich wiederkehrenden populären Unterhaltungsliteratur nicht für überflüssig, wenn sie ihrer Aufgabe, den Kern des Volks, den schlichten Bürgersmann und den Bauer, gleichzeitig anregend zu unterhalten und gemeinnützig zu belehren, so trefflich entspricht, wie dies geschieht in dem zum ersten male erscheinenden „Nach der Arbeit" Illustrirter Volkskalender auf das Jahr 1859. Von Heribert Rau. (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp.)

In den längern Erzählungen dieses Buchs, deren erste mit Humor die Spekulationswuth und die arbeitsscheue Genußsucht unserer Zeit geißelt, die zweite ein warmes, frisches Lebensbild der Zeitgenossenschaft und des Herzensadels als Ergebniß der Arbeit und Genügsamkeit entwirft, die dritte mit draſtischen Zügen den Dämon des Eigensinns kennzeichnet, finden wir an dem auf dem Erzählungsfelde mannichfach bewährten Verfasser ein achtungswerthes volksthümliches Talent bewähren. Der Geist der Humanität, der den Verfasser des „Evangelium der Natur" charakterisirt, verbirgt absichtlich nie tendenziöse Tendenz. Außer den dem eigentlichen Kalenderabschnitt zufallenden Mittheilungen finden wir auch noch eine gedrängte Abhandlung „Von der Weinrebe", die sich auf Babo's vortreffliches Werk vom Weinbau zu stützen scheint.

Das Riesengebirge.

Die im Verlag einer durch ihre geschmackvollen Ausstattungen berühmten Buchhandlung erschienene Schrift „Das Riesengebirge, seine Thäler und Berge und das Isergebirge. Reiseführer von Karl Friedrich Mosch. Mit 40 Abbildungen und einer Karte" (Leipzig, J. J. Weber, 1858), ist einer jener Reiseführer, an deren Seite wir nicht ohne Augen für Geist, Gemüth und Phantasie verweilen.

Der Verfasser ist vollkommen heimisch auf seinem Gebiet, hat das Gebirge nach allen Seiten durchwandert und durchforscht, kennt die Sitten und das Verkehrsleben der Bewohner, die Geschichte der Dörfer, Banden und Kirchen; seine botanischen Excursionen haben ihm einen genauen Einblick in die Flora des Gebirgs verschafft, und die Art, wie er erzählt, ist von wohlthuender, nie ermüdender Einfachheit.

Wem fallen nicht bei Nennung des Riesengebirgs Rübezahl und der Kampf ein und all die wundervollen, Mittelthum und Frauenminne verherrlichenden Sagen, die von dorther durch alle deutsche Gauen erangen, z. B. die der hartherzigen Kunigunde, die ihre Hand nur dem reichen wollte, der auf der Mauer die 2019 Ruß über dem Meeresspiegel liegende Lomnitzburg umreiten würde? Gewiß danken unsere modernen Ritter mit dem Nackenscheitel dem humanitären Geiste der Zeit, daß er auch die Frauenherzen für mildere Anschauungen der Liebe und ihrer Proben gewann!

Wen war es, daß die fast immer im Schnee liegende Kapelle der Schneekoppe dem heiligen Laurentius geweiht ist, eine dem bekanntlich auf dem glühenden Roste gestorbenen Märtyrer eigenthümlich dargebrachte Huldigung.

Lebensblicke

von Ludwig Habicht.

Nur nach dem Kampfe findest du den Frieden der Seele.

* * *

Im Grunde brauchen wir unsere Leidenschaften nicht zu bekämpfen, sondern ihnen nur die Richtung zum Hohen, Rein und Schönen zu geben.

Einer Krankenwärterin.

Von Ernst Fischer.

Winternacht. Aus Herzenstiefen
Steigt Musik zu flücht'gen Tänzen.
Nebenan beim frohen Mahl
Klingen Becher, Augen glänzen.
Und die Jugend lärmt und lacht,
Neckt und tändelt leicht und lose,
Rasch verfliegt der Rest der Nacht
Unter traulichem Gekose.
Im verhangenen Gemach
Du daheim, — mit treuem Pflegen
Bei der Mutter, krank und schwach,
Lauschend ihres Herzens Schlägen!
Spiel und Tanz, von dir so weit!
Nur der Lampe trautes Leuchten
Dringt in stiller Einsamkeit,
Wie sich deine Wangen feuchten.
Doch dann in der Innenwelt
Neue Kraft aus Leid sich mehret,
Hat der Himmel beigesellt
Segen jeder Erdenschwere.
Darum, Mädchen, wähne nicht,
Daß an Reiz dir etwas fehle:
Was dein Herz erwarb, das spricht
Aus dem Spiegel deiner Seele.
Und wer dir ins Antlitz sah, —
Mitten in des Winters Leiden
War es ihm, als sei ihm nah'
Frühling schon mit seinen Freuden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 5. Wöchentlich ein Bogen
Preis vierteljährlich 20 Ngr

Inhalt: Der Junker von Schwarzenberg III. IV. Historische Novelle von Theodor Fontane. — Der Landschaftsmaler Reichelt. Eine biographische Skizze von W. Wegener. — Auf der Seite. Skizzen von Amely Bölte II. — Lehrerversammlungen. — Für die Mußestunden III. — Lebensblicke von Ludwig Rellstab.

Der Junker von Schwarzenberg.

Historische Novelle von Theodor Fontane.

III

„Gott hab' Lob, Oheim", unterbrach endlich das Mädchen schüchtern das Schweigen, welches ihr drückend zu werden anfing, „daß du nicht draußen bist bei dem furchtbaren Unwetter! Gott im Himmel!" schrie sie plötzlich laut auf. Ein jäher Blitz zuckte nieder, ein Donnerschlag machte die Hütte erbeben und wälzte sich grollend durch die Lüfte.

Bleich und zitternd vor Schreck stand Elsbeth da und hielt sich am Tischrande fest.

„Du bist eine Thörin", verwies sie Bernhard, „wie magst du dermaßen erschrecken?"

„Horch", sagte Elsbeth, noch immer zitternd, „hörst du nichts?"

Jetzt vernahm auch Bernhard, als der Donner eben verstummte, ein heftiges Pochen an der Thür.

„Wer kann das sein", meinte er, indem er aufstand und einen zweiten Span anzündete, „als jemand, der vor dem Regen eine Zuflucht sucht?"

Damit eilte er hinaus. Das Klopfen wurde heftiger und eine Stimme rief dringend nach Einlaß. Bernhard schob den Riegel zurück und sogleich trat ein Mann, tief in den Mantel gehüllt, über die Schwelle, um das Trockene zu erreichen, und als er ihn zurückschlug, sah Bernhard in ein jugendlich schönes Gesicht, um welches das lange blonde Haar vom Regen durchnäßt herabhing. Es blieb aber nur kurze Zeit für seine Musterung, denn ohne Verzug hub der Eintretende an:

„Guter Mann, ich bitte dich um ein Obdach für diese Nacht, mein Pferd hat sich gescheut und vermutlich den Fuß verrenkt, da es vor dem Blitz scheute und auf die Seite sprang; es kann nicht mehr treten. Hier, nimm den Zügel, Lieber, und bringe es unter, so gut es geht."

Hierbei streifte er den Zügel vom Arm und gab ihn Bernhard.

Mürrisch gehorchte dieser, denn ihm mißfiel die plötzliche Störung sowie der gebietende, wenn auch freundliche Ton, in welchem der Fremde zu ihm sprach, und in den Sorgen, womit sein Gemüth beschwert war, hätte er ihn wol gar von der Thür weisen mögen. Doch er sagte sich selbst, daß er gegen einen vornehmen Herrn wie diesen jungen Reitersmann sich solches nimmermehr unterstehen dürfe.

„Da Ihr alles befehlt, sei es so", erwiderte er daher kurz. „Aber vergebt, ist Euer Diener nicht bei Euch?"

„Wol war er's", antwortete der Jüngling lachend, „aber er ist schlimmerweise dahinten geblieben. Ich war heute leidlich ausgeritten, vor einer Stunde verließ ich meine Gesellschafter,

will sie heimkehren, und schicke meinen Diener mit ihnen. Ich selbst vermeinte Sprimberg noch zu erreichen, bevor das Wetter losbräche, aber es hat mich übereilt, und nun nöthigt mich der Unfall mit dem Pferde, der mich hier zu bleiben zwingt. Ein Glück, daß mir dem Lichte den Weg zu deiner Thür wies!"

Was blieb Leonhart übrig? Er konnte nicht verweigern, was der Edelmann verlangte, wie gern er es auch gethan hätte. Noch klangen ihm Konrad's Worte im Ohr, in den Groll, der damals in eines jeden Bauern Herzen gegen den Stand seiner adeligen Bedrücker lebte, von neuem gewacht hatten. Schwerer noch lag ihm Elsbeth's einfacher Bericht auf dem Herzen. Trotz alle dem mußte er sich dem fügen, was er nicht ändern konnte. Ohne daher ein Wort zu erwidern, zog er das blutende Thier unter das Vordach, wo jetzt die Pferde, die zur Schmiede kamen, unterzustehen pflegten, und geleitete sodann den unwillkommenen Gast in das einzige Zimmer, das er hatte.

Der Ärmste war so beschäftigt, den Regen abzuschütteln, daß er auf das, was ihn umgab, nicht Acht hatte; er warf den triefenden Mantel ab, dann das Barett von schwarzem Sammt, daran die Federn vom Wasser schwer niederhingen, und zog als er sie endlich Locken mit der Hand aus der Stirn strich, blickte er um sich und gewahrte Elsbeth, die bei seinem Eintritt erschreckt nur bis in den entferntesten Winkel zurückgewichen war.

„Sieh da", rief er, und sein Gesicht hellte sich auf, indem er auf sie zutrat und ihr die Hand bot, „haben wir uns nicht schon gesehen? Ei fürwahr! nun weiß ich dem Unwetter Dank, das mich in deines Vaters Hause so unverhofft wiederkommen ließ."

Leonhart erstarrte — das also war der Jäger, dessen unzeitiges Erscheinen Elsbeth so traurig gemacht! Freilich, diese schlanke Gestalt, die adelige Haltung, die schönen, ebenmäßigen Züge seines Gesichts waren ganz danach angethan, eines unerfahrenen Mädchens, ja wohl anderer Frauen Augen zu blenden. Aber wie? Jahrelang hatte er Elsbeth als ein treues Kleinod gehütet, sie in nur gedacht, gearbeitet, gerungen, und jetzt brachte ein einziger Augenblick einen Fremden, was er so lang gepflegt und so sicher verwahrt zu haben meinte! Mit übel verhehltem Groll trat er an den Ärmsten heran:

„Herr, meine Hütte ist viel zu gering, als daß Ihr hier verweilen könntet! Beliebt es Euch, so will ich Euch zu dem Dorf hinabgeleiten, der Weg ist kurz, dort findet Ihr bessere Herberge."

„Ei du ungeberdiger Gesell", fuhr jener auf, „wie stellst du dich an? Fürwahr, es wird dir nicht oft begegnen, daß du einem Edelmann die Thür weisest. Doch sei es drum! Es soll niemand sagen, und wäre es der schlechteste Bauer, daß Hiesian von Schwarzenberg sich unter sein Dach gedrängt habe! Nun sehe ich wohl, daß die recht haben, die den Bauer verhärmt und trotzig schelten."

Hermig kehrte er sich um und ergriff den abgelegten Mantel. Da hielt ihn plötzlich Leonhart's Hand zurück, der, wie durch Zauber plötzlich zur Sanftmuth gewandelt und beschämt durch das Unrecht, das er begangen, in bittendem Tone rief: „Haltet ein, gnädiger Junker, und verzeihet meinen groben Sinnen! Wie konnte ich wissen, daß Ihr der seid, als den Ihr Euch eben nanntet? Das ist ein hochberühmter Name, den Ihr tragt, zu dem ich jedermann nichts anderes als alles Gutes vernehme. Ach ja, gnädiger Herr, wie ungeschickt und grob scheine ich Euch nicht! Es ist aber, Gott sei es geklagt, mir Leid mit dem Bauer so weit gekommen, daß er den Edelmann anders nicht ansieht als der Hirsch den Jäger. Argwohn ist blind und achtet nicht, wohin er tritt. Hier ruhet Euch, so es Euch zu bleiben gefällt! Wir wäre lieb", setzte er, auf die hölzerne Bank zeigend, hinzu, „unsere Pelzer wären minder hart."

Es hätte nichts bedurft als diesen ehrlichen, treuherzigen Ton, um den Junker zu halten. „Nun sehe ich", sagte er schnell besänftigt, „daß dem Wenden nicht Lug", und ließ sich neben dem Tisch nieder. Es überkam ihn ein traubiges Gefühl, wie er noch nie empfunden, als er sah, was hier in der unscheinbaren Hütte der berühmte Name, den er trug, galt und werth war. Denn sein Vater, der Freiherr Hans von Schwarzenberg, war des Bisthums zu Bamberg Landrichtermeister und der mächtigste Mann im ganzen Lande, ein weiser und trefflicher Regierer, ein Feind aller Vergewaltigung, ein strenger Handhaber der Gerechtigkeit gegen hoch und gering und darum geeignet von den Armen, die er vor des übermuthigen Adels Gewaltthätigkeit schützte wo er konnte und mochte. Dazu war männiglich bekannt, daß der Landrichtermeister der lutherischen Lehre eifrig anhing, und weil in damali-

der Frau schon viele ehemals oder insgeheim dem römischen Papst abgelegt hatten, so haben sie auf ihn als ihres Glaubens Hort und Verkämpfer, denn des Bischofs Religion Verfolgung war gewiß, daß die neue Lehre, die unter seinem Vorgänger ins Land gedrungen, von Tag zu Tag weiter um sich griff, und er hatte seiner Macht kein Hehl, sie wieder aus dem Lande zu treiben.

Das war aber dieser Stolz nicht allein, der dem Junker plötzlich Herzklopfen und innere Aufgeregtheit gab, es war die Freude, das schöne Mädchen hier wiedergefunden zu haben, die ihm die Tage aber, seitdem er sie begegnet, mehr als einmal im Sinne gelegen. Vielleicht hätte er jenes Zusammentreffens mit der Zeit gänzlich vergessen, aber jetzt, da sie so unerwartet vor ihm stand, zog es ihn mit einer heimlichen und süßen Gewalt, der er gern seine Seele überließ, nach ihr hin.

Und Elsbeth? Wußte sie es doch selbst kaum, wie ihr geschah! Jetzt, wo sie den Jüngling wieder vor sich sah und nur verstohlen die Lider von den blauen Augen zu heben sich getraute, jetzt mit einem male wurde es hell in der Dunkelheit ihres Herzens. Sie wußte nun, daß kein Bild allein es gewesen, was ihre Gedanken angefüllt und keinen Raum hier für ein anderes, sie erschrak vor sich selbst, als sie sich dies im Stillen bekannte. Was war es nur, was ihr Blut so ungestüm zum Herzen trieb, warum schwindelte ihr der Kopf und glaubte ihre Schläfe wie nimmer zu vor? Und als sie durch das Gemach schritt und unversehens mit der Hand den sammetnen Besatz an Alemans Mantel streifte, wieder der Schauer, der vom Scheitel bis zur Zehe sie durchrieselte?

Auch Eberhart hatte für eine Weile vergessen, was ihn drückte, des hochgeborenen Jünglings feuriges Wesen, seine freimütige Art und herzliche Weise, so verschieden von der Art, wie die meisten seines Standes gegen Geringere verfuhren, gewannen ihm schnell seine ganze Zuneigung, und mit einem Gemisch von Ehrerbietung und Vertraulichkeit überließ er sich dem Reiz des Beisammenseins mit ihm. Doch sollte er darauf gar unwillkommen aufgeschreckt werden. Denn als sein Blick zufälligerweise auf das Fenster ihm gegenüber fiel, begegnete er zwei Augen, die funkelnd wie die eines Wilds aus der Finsternis draußen in die Hütte hereinstarrten. Es war Konrad, der, das Gesicht hart an die Fensterscheibe gedrückt, dort stand, und überlud, was drinnen vorging. Wie von einem heißen Gewissen gepeitscht, sprang Eberhart vom Schemel auf, im nämlichen Augenblick verschwand das drohende Gesicht, als wäre es eines nächtlichen Gastes Verscheuchung gewesen, und als Elsbeth erschrocken der Richtung seines Auges folgte, suchte sie vergebens nach der Ursache, die ihren Herrn so jäh erzürnt hatte. Ehe sie aber noch eine Frage danach an ihn richten konnte, war Eberhart schon entweilt, um die Thür auf und ab in die Finsternis hinaus.

„Konrad, was soll's?“

„Ja bin ich“, scholl die Antwort nicht fern von ihm, doch war die Nacht so schwarz, daß Eberhart trotzdem nicht sehen konnte, wo Konrad stand, aber er hörte, wie seine Stimme vor Aufregung und innerer Wut zitterte.

„Du wagst es, mein Haus zu anschleichen wie ein Dieb und auszukundschaften! Nimm dich in Acht, Bursch!“

„Ehe“, antwortete Konrad höhnisch, „ist's nicht vonnöten? Ich wollte nicht, daß du mich triffst, du bist aber mein gewahr geworden, gut denn, ich will dir Rede stehen. Ich hatte nur gelebt, heute nach die Elsbeth zu sehen, und ich hab' sie gesehen, ei, und noch mehr, nicht wahr? Mehr, als dir Bruder Hermann lieb ist. Was war's? Darum wirfst du mich so schnöde ab? Für einen andern hüteste du dein Taubchen? Blick zu, Eberhart! Was trägst du dir ein?“

„Schweig, Elender“, warnte Eberhart, „du bist meiner Antwort nicht wert!“

„O ja, dein Vogel hat goldene Federn, ich weiß es, er hat heute vor dem Unrechten eine hellen hören. Aber merk auf! Wie der Freundschaft zwischen uns ist es aus, ganz aus, jetzt und für immer! Begehre nimmermehr einen Trunk von mir, denn du hast mich betrogen. Aber ich sage dir, von der Linde laß' ich nicht, ich muß sie haben, und geht's nicht mit Gutem, so geht's mit dem Beil.“

Eberhart hörte den Schritt des Davoneilenden und seine hohnische Lache schlug noch aus der Ferne an sein Ohr. Eine kurze Weile stand er unschlüssig, ob er dem Frechen nachlaufen und mit Fäusten antworten solle, ob ihn zwingen und ihm erklären, wie der Zufall den ungebetenen Gast ihm angetrieben habe? Denn so heftig auch der Zorn in ihm wallte, so sagte er sich doch, daß der Schein gegen ihn sei. Aber sein Stolz litt es nicht, er that weder das Eine noch

das Andere, sondern kehrte schweigend sich um und warf die Thür hinter sich zu.

Elsbeth athmete leichter, als sie ihn wieder sah, denn die wenigen Augenblicke, die er während seiner Abwesenheit dem jungen Ritter allein, bestürzt und verlegen gegenüber gelassen, hatten ihr eine Ewigkeit gedünkt.

„Geh hinauf, Elsbeth", sagte Lienhard barsch zu ihr, „wir sind spät in die Nacht gekommen."

Sie gehorchte stumm, verneigte sich vor dem Gast, ließ sich von Lienhard die Stirn küssen und ging die Stiege hinauf in ihr Kämmerlein.

„Wer ist das Mädchen?" brach nach einer Weile Florian das Schweigen, nachdem sie verschwunden. „Beim Himmel, sie ist so schön, daß sie ein fürstliches Haus schmücken könnte! Sie nennt Euch ihren Oheim, wo stammt sie her?"

Das war das zweite mal, daß heute dieselbe Frage an Lienhard gethan ward, und abermals blieb er die Antwort darauf schuldig. „Da wäre viel von zu reden", entgegnete er ausweichend, „so ist die Zeit kurz und Ihr werdet schlafen gehen wollen; denn ich achte wohl, Ihr seid müde." So gern der Junker noch weiter gefragt hätte, so war doch der Ton, in welchem Lienhard redete, so bestimmt, daß er schwieg. Florian aber schickte sich an, seinem Gast ein Lager, so gut er vermochte, zu bereiten. Angekleidet wie er war, warf sich Florian darauf, aber obgleich ermüdet von dem scharfen Ritt, fand er die Ruhe nicht so bald. Die Erlebnisse des Tags irrten ihm durch den Kopf und verscheuchten den Schlaf, wie lange er aber auch wach lag, immer sah er noch mit Verwunderung Lienhard am Tisch sitzen, in tiefem, finsterm Sinnen das Haupt in die Hand gestützt.

Die Sonne schien ihm durch das kleine Fenster ins Auge, als er erwachte. Gestärkt sprang er empor und eilte vor die Thür. Es war ein lachender Morgen, das Unwetter hatte sich verzogen, aber die Blätter auf den Bäumen, die Grashalme auf den Wiesen trugen noch von dem nächtlichen Regen und tausendfach spiegelte sich der helle Morgenstrahl in den demantenen Tropfen. Schon war auch Lienhard im Freien geschäftig und er empfing Florian mit herzlichem Händedruck.

„Dein Tagewerk fängt zeitig an", sagte dieser lächelnd.

„Ich, junger Herr", versetzte Lienhard halb im Scherz, halb mit Bitterkeit, „das ist das Vorrecht des gemeinen Mannes, daß er die Sonne aufgehen sieht, und seine Gefahr, daß es ihm auch genommen werde."

Florian erkundigte sich nach seinem Pferd und erfuhr zu seiner nicht geringen Freude, daß nur ein scharfer Kiesel sich zwischen den Huf und das Eisen gedrückt und es dadurch am Gebrauch des Fußes verhindert habe. Lienhard hatte ihn herausgenommen und das Eisen festgeschlagen. Er zäumte jetzt das edle Roß, legte ihm die scharlachene Decke auf den Rücken, gürtete den Sattel darüber und führte es ins Freie.

„Ihr werdet ein früher Gast auf dem Schlosse erscheinen", wandte er sich an Florian, „das gnädige Fräulein wird Euer schwerlich zu so früher Stunde gewärtig sein."

Florian fühlte bei diesen Worten, er wußte selbst nicht warum, das Blut sich zu Gesicht treiben. Um sein Erröthen zu verbergen, bückte er sich tief zu dem Gebiß und ordnete mit besonderm Eifer, was schon in Ordnung war, und streichelte den schlanken Hals des Rosses.

„Nein", sagte er in gleichgültigem Ton, „ich gehe heute nicht nach Streitberg, ich reite nach Bamberg zurück."

Indem trat Elsbeth unter die Thür. Des Junkers Auge, das schon lange nach ihr umgesucht hatte, erspähte sie auf der Stelle und sein Gruß hielt sie fest, ehe sie versuchen konnte, sich von ihm unbemerkt in die Hütte zu stehlen. Fast schien sie ihm heute, da die Morgensonne ihre noch vom Schlaf gerötheten Wangen beschien, schöner noch als am Abend vorher. Doch blieb ihm keine Zeit, sich an ihrem Anblick zu weiden; Lienhard hielt das Roß und wartete, daß er den Fuß in den Bügel setzte. Noch aber zögerte Florian, zweifelnd, was er thun solle.

„Guter Mann", begann er endlich fast furchtsam, „ich sehe wol, daß ich Euch keine Zahlung für das genossene Nachtlager bieten darf. Aber ich wäre betrübt, müßte ich ohne Entgelt von hinnen reiten und Euer Schuldner bleiben. Drum bitte ich Euch, Jungfrau, Ihr wollet zum wenigsten dies Angedenken von mir annehmen und behalten."

Er hatte unter diesen Worten eine kleine goldene Schnalle, die seinen Gürtel mehr schmückte als zusammenhielt, gelöst und reichte sie Elsbeth dar. Fast unwillkürlich, was sie that, hob sie zitternd die Hand nach dem Kleinod, als Lienhard sie ihr plötzlich unsanft wegzog und zwischen sie und Florian trat.

„Das Nachtlager habt Ihr umsonst, Junker;

behaltet Euern Zierath, solcher Schmuck ist unziemlich für eine Bauerndirne."

„Sieh da hochmuthiger Mann!" rief Klerian unwillig. „Fürwahr, in der kurzen Zeit, die ich mit dir umgegangen, habe ich mehr Stein von dir erfahren und ertragen, als ich je von einem andern in sammtenen und seidenen Kleidern ertrüge."

Voll Unmuth schwang er sich in den Sattel und ohne das Gesicht nochmals zum Abschied zurückzuwenden, ritt er dahin, den Bach entlang, der von dem gestrigen Regen geschwollen braunend über sein felsiges Bett schäumte.

Bernhard sah ihm mit ernsten Blicken nach. Dann wandte er sich zu seiner Nichte, die noch beschämt und voll Furcht, gescholten zu werden, dastand.

„Ich muß dich heute wiederum allein lassen, armes Kind. Es ist um deiner selbst willen", sagte er liebreich hinzu, als sie betrübt zu ihm aufsah. „Ich gehe gen Bamberg, doch gedenke ich zur Nacht wieder bei dir zu sein. Hüte das Haus wohl den Tag über und halte die Thür verschlossen. Thu' niemand auf, bleib' still daheim, bis ich wieder da bin. Hörst du?"

Gisbreth versprach es. Sie griff nach seinem Stecken, drückte ihr zum Abschied mit Herzlichkeit die Hand und schritt rüstig den Weg, der nach Bamberg führte.

Gisbreth ging, als er ihr aus dem Gesicht schwand, in die Hütte und schloß, der erhaltenen Weisung getreu, hinter sich die Thür mit dem Riegel. Als sie aber so allein war, lehnte sie die Stirn gegen die Wand und ein Strom heißer Thränen quoll aus ihren Augen, und machte ihrem gepreßten Herzen Luft.

IV.

Neben dem Dome, den des Kaisers Heinrich's des Heiligen und seiner Gemahlin Kunigunde Frömmigkeit auf dem Petersberg zu Bamberg ehedem aufgerichtet, stand die Hofhaltung des Bischofs, wie sie heute noch in etlichen ihrer Theile erhalten ist, nur daß das Gebäude, seit dem von dem Fürstbischof Franz Lothar der neue Palast daneben erbaut worden, nicht mehr zu fürstlicher Wohnung, sondern zu geringerem Gebrauch, zur Wache, Schmiede, Büttnerei und anderm mehr dient. Damals aber hielt es in seinen Mauern viele prächtige Gemächer, reich versehen mit allem festbaren Hausrath, wie es sich für einen Fürsten des Reichs und der Kirche schickte.

In einem derselben, von dessen gewölbtem Fenster man auf die Stadt am Fuße des Hügels, auf die fruchtbare Ebene ringsum bis an die sie umgrenzenden Berge sah, saß an diesem Morgen der Fürstbischof von Bamberg, Weigand von Redwitz, dessen Hand den Hirtenstab des heiligen Otto seit dem Jahre 1522 hielt. Schon lange vorher war er um seiner Frömmigkeit willen viel genannt und gerühmt, denn keiner war eifriger im Dienste der heiligen Kirche als er, keiner strenger in Fasten, Entsagungen und Büßungen. Und da er nun über das alles zur Leitung eines frommen Gelübdes die Wallfahrt nach des Erlösers Grabe als ein armer, demüthiger Pilgrim angetreten, zu Fuß und ohne einen andern Begleiter als den Stab in seiner Hand, und sie unter großer Mühsal, ja Gefahr des Lebens vollbracht hatte —, da drang der Ruf seiner Heiligkeit durch alle Gaue des deutschen Landes. Noch war kein Jahr seit seiner Rückkehr vorbei, als der Bischof Georg III., aus dem Geschlechte der Schenken von Limburg, das Zeitliche segnete, und die Wahl des Kapitels hob ihn auf den erledigten Stuhl. Mancher erkannte darin den Lohn, den der Himmel für so viele Werke christlicher Frömmigkeit und Wohlthätigkeit verleiht. Doch waren nicht wenige, die bald die Zeiten seines Vorgängers zurückwünschten, unter dessen weisem und mildem Regiment Bamberg der Sammelplatz der edelsten Franken gewesen, wo Ritter Ulrich von Hutten, das edle Blut, hier erzogen und schrieb, wo Joachim Camerarius, der Vicarius Konrad Peutinger und viele andere mit ihnen, die um ihrer Freundschaft gegen die römische Clerisei willen anderwärts vertrieben werden, hier Schutz und gastliche Aufnahme fanden, wo Johannes Eck, des Papstes Protonotarius, da er die gegen den Ketzer Martinus Luther ergangene Bannbulle bekannt machen wollte, das Land räumen mußte. Mit dem neuen geistlichen Oberhirten war aber ein anderer Geist eingezogen, und wenn es gleich nicht ging, den Predigern der evangelischen Lehre in der Stadt und auf den Dörfern den Mund zu schließen, so war an dem bischöflichen Hofe selbst die lutherische Ketzerei heftig übel angeschrieben und als jenes Unkraut verhaßt, das der Böse zwischen den Weizen des Herrn gesäet.

Der Bischof saß in einem gepolsterten Sessel vor einem künstlich geschnitzten Tisch, der mit Büchern, Briefen und Pergamenten überdeckt war. Ihm zur linken stand ein kleiner, wohlbeleibter

Mann mit rundem Geſicht und kahler Stirne, in der Tracht eines Weltprieſters, und hielt verſchiedene geöffnete Briefe in den Händen. Es war der Domherr Emeran von Aedwig, des Biſchofs Blutsverwandter und vertrauteſter Rath, der eben dem Kirchenfürſten über die jüngſten Vorgänge ſeinen Bericht abſtattete.

„Es iſt ferner ein Schreiben eingegangen", fuhr er darin fort, indem er das betreffende Blatt hervorzog, „von den Prieſtern der Marktkirche zu Nürnberg, Georg Geßler und Hector Römer, als Antwort auf Eurer biſchöflichen Gnaden Citation zur Verantwortung darüber, daß ſie den geweihten Kelch den Laien zu reichen ſich erdreiſtet, auch das Schellen und Weihrauchbrennen unter der Meſſe, ingleichen andere Ceremonien mehr in ihren Kirchen abgeſtellt haben."

„Wann wollen ſie ſich ſtellen?"

„Sie weigern ſich, zu erſcheinen, haben ſich vielmehr in aller Form Rechtens vor Notar und Zeugen auf ein allgemeines Concilium berufen."

„Wie? Das haben ſie gewagt?"

„Das Protokoll, ſo über den Akt aufgenommen worden, liegt bei. Es iſt das Schlimmſte noch nicht von dem, was zu Nürnberg geſchieht. Der Prediger zu St. Sebaldi, Dominicus Stromer — —"

„Den der Rath zu Anfang des Jahres aus Breslau berufen?"

„Derſelbe. Wie ich glaubhaft berichtet bin, iſt er daran, ein Eheweib zu nehmen."

Mit einem ſchweren Seufzer ſank der Biſchof in ſeinen Seſſel zurück.

„Und was thut der hochedle Rath zu ſolchem Unterfangen?" frug er.

„Er ſchweigt und läßt den Abfall ruhig geſchehen, denn es iſt längſt klar am Tag, daß er der lutheriſchen Ketzerei ſich zuwendet."

„Die Gottloſen", ſeufzte der Biſchof, „ſie zerreißen den Rock Chriſti!"

„Und geht es denn bei uns, in Eurer Nähe ſelbſt, anders und beſſer?" fuhr der Domherr fort. „Wie freventlich und neuerungsſüchtig verfährt Euer Landeshofmeiſter und ſtört den geſegneten Fortgang unſerer Arbeit!"

„Ihr habt recht", beſtätigte der Biſchof, „vor ihm inſbeſondere haben mich ſchon viele gewarnt."

„Er hat einen heftigen Sinn und ein ſtolzes Gemüth. Ihr werdet ſämtlich mit ihm fahren müſſen, daß es ohne Geſchrei abgehe, denn ſein Anhang iſt groß."

„Er muß bald hier ſein", ſagte der Biſchof mit einem Blick auf die rinnende Sanduhr, die vor ihm auf dem Tiſche ſtand. „Geſtern Abend iſt er von Windsheim wieder hier eingetroffen."

Wirklich meldete im nämlichen Augenblick ein Diener den Landeshofmeiſter von Schwarzenberg.

„So wollet mir meinen Urlaub geben, gnädigſter Herr", beeilte ſich der Domherr zu ſagen, indem er in merklicher Haſt ſeine Papiere zuſammenraffte.

Der Biſchof achtete nicht auf die Angſt ſeines Rathes, mit dem Freiherrn, den er ebenſo haßte als fürchtete, zuſammenzutreffen.

„Er bringt mir ſeinen Bericht über den Tag der fränkiſchen Stände zu Windsheim", nahm er wieder das Wort. „Es iſt beſſer, Ihr bleibt, mir wäre lieb, einen Zeugen für ſeine Worte zu haben. Er pflegt das Herz auf der Zunge zu tragen."

„Nicht, wenn ich zugegen bin! Sicherlich, Eure Gnaden bedürfen meiner nicht. Doch wie?" rief er, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, „könnet Ihr mich nicht irgendwo verbergen, damit ich höre, was er ſagt, ohne daß er meiner anſichtig würde?"

Der Biſchof zögerte, er fühlte beſchämt das Unedle des Vorſchlags, aber ſchon wurde der ſchwere Schritt des Kommenden im Vorzimmer hörbar. Er ergriff den Vorhang, der den hintern Theil des Zimmers verdeckte, wo ſein Hausaltar von zwei Kerzen erleuchtet ſtand, ſchob ihn zurück, und kaum war der Domherr dahinter verſchwunden, ſo trat der Landeshofmeiſter in das Gemach.

Es war nicht möglich, einen größern Gegenſatz zu denken wie zwiſchen den beiden Männern, die ſich jetzt gegenüberſtanden. Der Biſchof, der dem Eintretenden etliche Schritte bis zu der Mitte des Zimmers entgegengegangen, eine hagere Geſtalt von mittlerer Größe, ſchien kleiner als er war, weil er nach vorn übergebeugt ſtand, und trug das ſchmucke, ſchwarze, prieſterliche Gewand. Sein bleiches, kaltes Geſicht durchzogen tiefe Furchen, die dünnen Lippen lagen feſt aufeinander gedrückt und öffneten ſich nur wenig, wenn er ſprach. Seine Augen waren eingeſunken und die Blicke kamen ſtechend und unverſehens daraus hervor, ein dünnes, graues Haar ſchaute über den Rand der ſchwarzen Kappe, die ſeinen Scheitel bedeckte. Der Biſchof Weigand zählte damals 50 Jahre, aber jeder, der ihn ſo ſah, hätte ihn für älter als 60 halten müſſen.

Ihm gegenüber ſtand hoch und ſtolz aufgerichtet der Freiherr Hans von Schwarzenberg, ein Mann von rieſigem Bau der Glieder, recken-

haft, mit dem Ausdruck der Kraft in jeder Geberde, in jedem Blick aus den feurig blitzenden Augen, zwischen denen die stark gebogene Nase hervorragte. Sein Kinn war von einem stattlichen schwarzen Bart umgeben, dessen Spitzen die Brust berührten, und durch den nur hier und da ein graues Härlein schimmerte. Seine Kleidung war ebenso prächtig, als die seines Fürsten unscheinbar. Ueber das enganliegende Wams von schwarzem Sammt, an den Nähten mit goldenen Borten verziert, hatte er eine scharlachfarbene, damastene Schaube geworfen, unter deren Saum die Spitze seines Schwertes hervorsah.

So war der Mann, der damals ob seiner Tapferkeit, seiner Fertigkeit in Uebung jeglicher ritterlichen Waffe und seines biedern Sinnes der erste Ritter Frankens genannt wurde, der Gelehrte, der in den seltenen Stunden seiner Muße Cicero's Bücher von den Pflichten verdeutscht und in Druck gegeben hatte, der Verfasser der hochberühmten Bambergischen Halsgerichtsordnung, der treue Freund und Beschützer des lutherischen Glaubens, und von der Zeit Bischof Georg's III. der Landeshofmeister des Bisthums Bamberg.

„Der Herr segne Euren Eingang!" empfing ihn der Bischof. „Was bringt Ihr von Nürnberg heim?"

Dabei ließ er sich wieder auf seinem Sessel nieder, dem Landeshofmeister mit der Hand einen zweiten anweisend.

„Seine fürstliche Durchlaucht, Markgraf Kasimir", begann der Freiherr, nach der üblichen Begrüßung sich setzend, „entbietet Euch durch mich seinen freundnachbarlichen Gruß, ingleichen viele andere edle und vornehme Herren, die zu dem Tage beisammen waren: Graf Wilhelm von Henneberg, Johann von Castell, Georg von Wertheim, auch Graf Gottfried von Limburg war zugegen. Außer ihnen waren erschienen die Abgeordneten der meisten freien Städte in Franken, um Theil an den Berathungen zu nehmen."

„Unter Gebet ist früh und spät mit ihnen allen gewesen. Wie ging es auf dem Tage?"

„Es kamen vielerlei Beschwerde, Ungemach und Bekümmniß eines jeden zur Sprache, aber alle bekannten einmüthig und offen, daß vor allem und jedem der Irrung, die in der Kirche ausgebrochen, eine Abhülfe geschehen müsse, damit kein Schaden für Fürsten und Unterthanen, auch für das gesammte Reich daraus erwachse. Hierauf legte des Markgrafen Durchlaucht 24 Artikel vor, von ihm aufgestellt als ein Auszug der streitigen Lehre, und es ward beschlossen, daß ein jeder Stand verständige und ehrbare, weltliche und geistliche Räthe auffordern und ihnen dieselben zur Beantwortung vorlegen solle."

„Und habt Ihr auch in dieses gewilligt?"

„Gewiß, so that ich."

„Ihr habt Unrecht daran gehandelt und wider Eure von mir erhaltene Instruction. Bedachtet Ihr wohl", sagte der Bischof sich verwärts lehnend mit Nachdruck, „daß Ihr mich, einen Bischof der heiligen, römischen Kirche, auf dem Tage vertratet?"

„Mit Vergunst, gnädigster Herr, ich war dort in Eurem Auftrag und Dienst als eines fürstlichen Standes des deutschen Reichs."

„So macht Ihr Euer Unrecht doppelt!" fuhr der Bischof ebenso fort. „Oder war Euch so ganz aus dem Gedächtniß gekommen, was vor drei Jahren zu Worms der Religion halber gehandelt worden, und daß kaiserlicher Majestät Edict alle und jede fernere Berathschlagung über die Religion aufs strengste verbietet?"

„Gnädigster Herr", entgegnete der Landeshofmeister, seinen Fürsten verwundert ansehend, „es gebührt mir mit nichten, Euch zu erinnern, daß der Reichstag vom Anfang dieses Jahres durch seine Schlüsse selbst anerkannt hat, daß das Edict aufrecht zu halten unmöglich ist."

„Wer trägt die Schuld daran?" fuhr der Bischof heftig auf. „Wer stiftet die Unruhe an und verwirret das Reich? Was ist aus dem Ueberfall geworden, der dem fürstlichen Stande gedräuet? Soll das Beispiel, das des allmächtigen Gottes Zorn an jenem Friedbrecher Franz von Sickingen gegeben, ungenutzt bleiben?"

„Ja war ein tapferer, unverzagter, fürstlicher Geist!" rief der Freiherr ernst. „Gibt Gottes Gnade dem deutschen Volk viele seinesgleichen, so vertraue ich, einen wir uns Alle!"

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

Der Landschaftsmaler Friedrich.

Eine biographische Skizze von W. Wegener.

Die Bilder des alten dresdener Malers Friedrich haben auf der münchener Ausstellung wieder ein lebhaftes Interesse erregt und dennoch leiden wir jüngsthin irgendwo, Friedrich verdiene seinen altbewährten Ruf als Künstler nicht, er wäre bizarr und manierirt gewesen.

Wir entgegnen, Friedrich war einer der bedeutendsten Künstler.

Kunst und Wissenschaft gehen immer Hand in Hand mit der politischen Entwickelung der Völker. Bleibt diese in der Entwickelung und Fortbildung zum Ideal stehen oder geht sie gar zurück, so folgen die andern nach; geht sie aber vorwärts, dann eilt wol einmal die Kunst oder Wissenschaft ihr ein gepriesenes Stück voraus, wenn sie von besonders begabten Menschen gepflegt werden.

Dieselbe Beobachtung machen wir auch bei den einzelnen Künstlern; sie hängen mit ihrer Zeit auf das innigste zusammen und können nicht über ihre innere Natur hinaus. Dies ihr Wesen bedingt wieder ihre Neigungen, obwol äußerliche Umstände auf die Beschaffenheit der künstlerischen Thätigkeit von großem Einfluß sind. Wohlhabenheit oder Armuth, Gesundheit oder Krankheit, Kraft oder Schwäche, selbst die Oertlichkeit sind von Einfluß auf die künstlerische Thätigkeit; ja, wäre jemand weise genug und hätte Kunst und Wissenschaft in allen ihren vielfachen Verzweigungen sich zum klarsten Verständniß gebracht, so würde er vielleicht aus einem Kunstwerk alle leiblichen und geistigen Eigenschaften und Verhältnisse des Künstlers herauslesen können. Bis zu einem gewissen Grade haben dieses auch manche Beurtheiler der Kunst verstanden und es ist uns [illegible] ein Fall bekannt, wo ein berühmter Künstler von einem Gemälde sagte, dessen Meister er durchaus nicht kannte: „Das ist ein sehr begabter, talentvoller Mensch, aber er ist krank.“ Diese Behauptung bestätigte sich später vollkommen.

So lassen sich auch Friedrich's Bilder nur aus seinem Leben und der Richtung, der es ihm gab, erklären.

David Friedrich war zu Greifswald den 5. September 1774 geboren und starb zu Dresden den 7. Mai 1840. In einer armen, zahlreichen Bürgerfamilie — sein Vater war ein Seifensieder — erzogen, erhielt er den ersten Unterricht im Zeichnen von Quistorf, einem Lehrer der greifswalder Universität, ging von dort nach Kopenhagen und im Jahre 1795 nach Dresden, um sich weiter auszubilden und Studien nach der Natur zu machen. Es kam anders, als er vielleicht gedacht. Die Stadt und ihre Umgebungen fesselten ihn; er verließ sie nur wieder, um Ausflüge in die Heimat, nach Augen und dem Harz zu machen. In Italien, wie Nagler's „Künstlerlexikon“ behauptet, war er nie, überhaupt kein weitgereister Künstler. Im Jahre 1817 bei der königlichen Akademie der Künste als Mitglied mit Gehalt aufgenommen, heirathete er 1818 die Tochter eines Handschuhmachers, Karoline Bommer, von der er drei Kinder, zwei Mädchen und einen Sohn, hatte.

Einer seiner bedeutendsten Jugendeindrücke war der Tod eines Bruders, der ihn retten wollte, als er beim Schlittschuhlaufen im Eise einbrach, und dabei selbst ums Leben kam. Man kann behaupten, daß der wehmüthige Ton in seiner ganzen Richtung durch dies schmerzliche Ereigniß mit bedingt war.

Als ich den Meister persönlich kennen lernte, war er ein Mann, der 60 Jahre bereits überschritten hatte; doch war er noch eine kräftige, hochaufgerichtete Männergestalt. Er hatte ein längliches Gesicht, seine klaren, glänzend blauen Augen wurden von weit hervorstehenden buschigen Brauen beschattet, die ihm einen tief-ernsten und strengen Ausdruck verliehen; wenn man ihm aber tiefer ins Antlitz sah, fühlte man sich sofort zu ihm hingezogen; denn ein wohlwollender, väterlicher Zug war unauslöschlich über dies Antlitz gebreitet und hatte sich als Kälchen um die Augen eingegraben. Kurzgeschnittenes blondes Haar, zum Theil mit Grau gemischt, bedeckte sein Haupt und legte sich ein wenig nach vorn auf die hohe und breite Stirn. Ein starker Backenbart umschloß das Oval seines Gesichts.

So einfach, wie seine persönliche Erscheinung in dem grauen Pelze, den er zu tragen pflegte, war, so einfach hatte er auch sein ganzes Hauswesen eingerichtet. Er änderte nichts in demselben, selbst als sein Ruf allgemein begründet war. Der Kaiser Nikolaus, der ihn einst als Großfürst besuchte, sagte zu ihm: „Bei Ihnen gefällt es mir!“ Sein Atelier hatte eine grünlich-graue Farbe; in demselben befanden sich ein hölzernes Schreibpult in seiner Naturfarbe, eine Staffelei und ein Stuhl. An der Wand hingen an einem Nagel eine Reißschiene, ein Winkelmaß und eine Palette. Kam ein Freund zu ihm, mit dem er länger zu plaudern wünschte, bot er dem Freunde den Stuhl und setzte sich selbst auf die Erde. Täglich, in der Dämmerung, kam der Landschaftsmaler Professor Dahl, der eine Treppe höher als Friedrich in demselben Hause an der Elbe wohnte, zu ihm herab. Ueberhaupt lassen sich die beiden Künstler kaum getrennt voneinander denken; sie wirkten in ihrer gegenseitigen Verschiedenheit des

Charakters wie des Alters gleichsam ergänzend aufeinander ein.

Da Friedrich vom elterlichen Hause als junger Mann wenig oder gar keine Unterstützung erhalten konnte, mußte er sich kümmerlich behelfen und war oft genöthigt, schlechter als ein Gefangener zu leben, nur von Wasser und Brot. Als er in Dresden sein erstes Bild verkaufte, wofür er 80 Thaler erhielt, forderte auch die Natur ihre Rechte und Friedrich aß zu seinem Brote auch einmal ein ganzes Stück Butter. Er wußte aus Erfahrung, wie es dem Armen und Nothleidenden zu Muthe ist, und sein Beutel war daher immer offen, wo er andern helfen konnte. Mochte auch seine Gutmüthigkeit noch so oft getäuscht werden, er blieb ihr treu und freute sich doppelt, wenn seine Gabe einmal ihm ein dankbares Herz gewann. An einem armen Leinwandhändler, dem er 50 Thaler geborgt, ohne ihn zu kennen, erlebte er die Freude, daß dieser ihm die Summe nach mehreren Jahren wiederbrachte.

Wenn es die Umstände gestatteten, weilte er nach seiner Heimat, an die Küsten des nördlichen Meeres. Einst wohnte er bei einer armen Fischerfamilie in Rügen. Er ging seinen Studien nach und lebte mit den armen Leuten, wie sie, von Grütze und Fischen. Als er nach 14 Tagen weiterreisen wollte und seine Schuld bezahlen, wollten die Leute nichts annehmen; da er sich aber aufdrängen, alle seine Bedürfnisse zu bezahlen, so kam der Fischer herbei, reichte ihm ein Papier und sagte: „Ik hebbe Ihm dat en bäten upschreben.“ Friedrich fand diese Rechnung so ungewöhnlich billig, daß ihn die Anspruchslosigkeit der Leute, denen er doch mancherlei Beschwerden gemacht hatte, wirklich rührte und er sich die Rechnung in sein Taschenbuch schrieb, um sie seinen Freunden später als Curiosum zu zeigen. Da holte der Mann tief Athem aus seiner Brust, ging einigemal um ihn herum und blickte auf das Taschenbuch; dann brach er los: „Ja, schrieb ihm man up, schrieb ihm man up! Dat weet, dat he mich to hüer es!“ Um so heiterer wirkte die vom Künstler gegebene Aufklärung.

Friedrich hatte nur ein kleines Publikum für seine poetischen Schöpfungen; auch arbeitete er langsam und mit großer Gewissenhaftigkeit; der Ertrag seiner Bilder und der kleine Gehalt, den er von der Akademie bezog, reichten nicht weit für seine und seiner Familie Bedürfnisse. Eines Tags ging er gegen Abend bekümmert nach dem Großen Garten bei Dresden spazieren. Ein Zweigespräch war sein ganzes Vermögen und war schon zum Frühstück für den nächsten Morgen bestimmt. Da schlich ein alter Mann herbei und bat ihn um ein Almosen. Ohne Zögern gab ihm Friedrich das Letzte, was er hatte. Gott wird auch mir weiter helfen, dachte er für sich hin und ging davon. Als er nach Hause kam, fand er einen Brief mit Geld vor: er hatte auf einer auswärtigen Ausstellung ein Bild verkauft; der Geldbetrag kam mit der frohen Meldung zugleich und zu rechter Zeit an.

Friedrich malte langsam, vor allem im Vergleich zu seinem Freunde, seinem Haus- und Kunstgenossen Dahl. Er ließ bemerken einmal sagen, er wünsche ihn ein Bild malen zu sehen, und begab sich darauf eines Morgens zu ihm. „Sie hätten vorgestern kommen sollen, da war ich in voller Arbeit“, sagte ihm Dahl; „heute will ich erst etwas anfangen.“ Indeß die beiden Künstler sich unterhalten, bringt Dahl einen Rahmen herbei, bespannt ihn mit Leinwand, holt eine norwegische Gebirgsskizze, die er früher am Meeresstrand in seinem Vaterlande gemalt, und eine andere mit einem Fischerboote hervor, legt beide Blätter neben sich, fängt an zu zeichnen, zu malen und vollendet so im Laufe des Vormittags, im fortwährenden Gespräch mit seinem Freunde, das Bild, zum Erstaunen Friedrich's. Um aber dem Maurer gleichsam einen Schimpf zu geben, kommen, noch ehe Friedrich geht, ein Herr und eine Dame in das Atelier des berühmten Norwegers und kaufen auch sogleich das Bild, von dessen Wahrheit und Frische sie entzückt waren.

Friedrich dagegen malte nicht eher, als bis der Gegenstand, den er behandelte, fertig vor seinem innern Auge stand; dann zeichnete er ihn sorgfältig auf die Leinwand und gab dem ganzen Bilde einen leichten Ton, ungefähr wie man mit Tusche auf Papier zeichnet; hier und da ließ er die Lokalfarben vorherrschen. Dann mußte das Bild diese Untermalung sorgfältig austrocknen, ehe er wieder an seine Vollendung ging.

Sein feiner Sinn für Naturschönheiten bestätigte sich auch im Praktischen. Wenn man den Gipfberg herab zur Elbe geht, so zeigen sich dem Auge zwei lange, unregelmäßige Linien, die bekannten Bezeichnungen, die an der Elbe liegen und Elbkähnen ebenso wol eine besondere Physiognomie geben wie die katholische Kirche, die Frauenkirche und das Japanische Palais. Die Fischer und Schiffer hatten auf dem Platze an der Elbe einige Meilen ausgekauft, welche prächtig

geblieben und mit ihren schlanken Zweigen die einförmigen Linien jener langen Schuppen für das künstlerische Auge wohlthätig unterbrachen. Eines Tags hatten die Schiffer die Weiden zum großen Leidwesen der an der Elbe Wohnenden gekappt. Da sandte Friedrich die Weiden an, damit sie ferner nicht mehr beschädigt werden sollten. Sie haben sich auch erholt und erfreuen bis heute die anwohnende und daselbst verkehrende Welt.

In den letzten Jahren seines Lebens erlitt Friedrich einen Schlaganfall; er erholte sich zwar wieder, doch fiel ihm das Gehen seitdem schwer. Daher pflegte er oft in der Dämmerung, gestützt auf den Arm seiner ältesten Tochter, seinen gewohnten Spaziergang durch die Promenaden der Stadt zu machen. „Ich habe ihn dann und wann auf diesen Wegen begleitet. Dabei erzählte er unter anderem, wie einmal seine Füßlein bekleidet worden wären. „Ich ging bei einer Kälte nahe an 20 Grad nach dem Großen Garten spazieren, hatte einen warmen, roten Rock an und tüchtige Stiefeln mit wollenen Strümpfen. Die Kälte war so groß, daß mir die Augenwimpern zusammenfroren; dennoch ging ich weiter und fühlte mich stolz, der einzige Mensch zu sein, der sich zu einem Spaziergange bei solcher Kälte und dem schönen, einigen Winde herauswagte; sieh' da, als ich in den Garten einbiege, kommt mir ein Mensch entgegen in einem erkenntlichen Kleid mit kurzigen, weiten Hosenbeinkleidern und im bloßen Hemde! All mein Selbstgefühl war durch diese Erscheinung niedergeschlagen. Aber über den Rock hab' ich mich doch geärgert!" fügte er hinzu.

„Ein anderes mal", erzählte er, „kletterte ich auf einem schmalen, schwindelnden Pfade, der sich bei einem fürchterlichen Abgrund hinzog, einsam einher und freute mich meiner Kühnheit. Ha, dachte ich, wie würden die Deinen daheim über dich staunen, wenn sie dich auf diesem Wege sehen könnten! Während ich noch in diesen Gedanken war, kommen auf demselben Pfad um einen Felsen zwei Weiber herum, jede mit einem Korbe auf dem Rücken, aber den triefenden Reisig und Strängen weit herausragen. Ausweichen konnte ich nicht. Sie sahen meine Verlegenheit und riefen mir zu, stehen zu bleiben. Ich drückte mich fest an die Felsenwand und die Weiber traten um mich herum, während ihre schwere Last über den Pfad hinausragte. Da habe ich mich nicht geärgert, sondern die Sicherheit und Kühnheit dieser Frauen bewundert. Wer die schwindelnden Pfade auf den Schrammsteinen oberhalb Schandau kennt, der wird mir in meinem Erstaunen beistimmen."

Nach Friedrich's Tode theilte C. G. Carus in einem kleinen Hefte*) einiges aus dem reichen Nachlaß des Verstorbenen mit und schilderte in einem Vorworte den Zustand der Kunst bei Friedrich's Auftreten; er sagt: „Wer in der Geschichte der Landschaftsmalerei, und insbesondere in Deutschland, um fünf bis zehn Jahrzehnde zurückgehen will, der wird auf einen ziemlich trostlosen Zustand eines Kunstzweigs treffen, welcher doch in so mancher Beziehung gerade erst der neueren Zeit angehören sollte. Nachdem die Erinnerungen an Ruysdael, Everdingen, Waterloo einerseits und Claude Lorrain, an die Poussins, Salvator Rosa und Swanevelt andererseits immer matter und matter abgesponnen worden waren, hatte neben einer mitunter, nach der beiden Canaletto Vorgange, noch Tüchtiges leistenden Prospectmalerei eine Art von Landschaftskunst Platz gegriffen, welche wir gegenwärtig nur noch als fernere Tapetenmalerei gelten lassen können. Ein paar dunkle, manierirte Bäume zu beiden Seiten des Vordergrundes, einige Ruinen oder Tempel oder ein Stück Felsen daneben, dann im Mittelgrunde einige Staffage zu Fuß oder zu Pferde, wo möglich mit einem Flusse oder einer Brücke und einigem Vieh, eine Partie blauer Berge hinter all diesem und einige tüchtige Wolken darüber — das war so ungefähr, was damals als eine Landschaft gelten durfte.

„Man wundert sich allerdings, wenn man jetzt die Bilder eines Philipp Hackert, gewiß noch eines der talentvollsten jener Zeit, eines Künstlers, welchen selbst Goethe noch dergestalt beschäftigte, daß er so vieles über ihn gesammelt hat, mit prüfendem Blick betrachtet. Die Zeit hat, jenen Reiz des damals Zeitgemäßen, jenen Reiz der Frische und Neuheit davon abgestreift, welcher sie manchen Werken und manchen Personen für eine gewisse Periode den Beifall der Menge sichert, und sie erscheinen nun geistlos, ohne Naturtreue und bar aller zur Seele redenden Phantasie, sodaß sie nur, gleichsam um die Geschichte zu vervollständigen, noch hier und da einen Rahmen und einen Platz in einer Galerie ausfüllen. Ebenso sah man den Landschaften des Engländers

*) „Friedrich der Landschaftsmaler. Zu seinem Gedächtniß: acht Fragmenten aus seinen nachgelassenen Papieren" (Dresden, G. G. Lehmann, 1841).

Willen nur eine übertriebene Nachahmung Claude's an, während in Wagner und Wenbam ein ſuplicher oder akademiſcher Schäferſtil vorherrſchte; ja es kann als Merkmal dieſer Zeit angeſehen werden, daß in Deutſchland und dem damals in Kunſtſachen beſonders Autorität genießenden Dresden die tapetenhaften Landſchaftsbilder von Alexander Thiele immer noch eines beſondern Ruf ſich erfreuen durften. Kommen nun hinzu die aus Winckelmann's Zeiten ſtammenden Urtheile und Kunſtanſichten, wie ſie an Sulzer, Hagedorn und Ramdohr ihre Vertreter fanden, ſo war kaum abzuſehen, wie aus dieſem Verſinken oder Verſumpftſein, an welchem damals nicht allein die Landſchaftskunſt, ſondern ebenſo Hiſtorienmalerei und Plaſtik krankten, eine Errettung und Erhebung gefunden werden ſollte.

„Friedrich war es, der mit ſeiner ergriffenen Richtung, mit ſeinem tiefſinnigen und doch energiſchen Geiſte auf abſeits gelegene Wege in den Kreis des Alltäglichen, Perſönlichen, Abgeſtandenen hineingriff und, indem er ihn mit einer herben Melancholie niederſchlug, aus deſſen Mitte eine eigenthümlich neue, leuchtende poetiſche Richtung hervorhob.“

Während man noch zu ſeiner Zeit, wie ſchon erwähnt, die ganze Welt zu geben verſuchte, gab Friedrich in ſeinen Werken oftmals ſchwerlich faſt gar nichts; denn ihm dient die Natur nur als Mittel, als Symbol des Gedankens und der Idee, die er ausdrücken will. Seine künſtleriſchen Beſtrebungen hängen eng mit der romantiſch-poetiſchen Richtung ſeiner Zeitgenoſſen zuſammen. Vor dem idealen Gehalt ſeiner Bilder tritt jener Realismus der Ausführung, in Baumgruppen und Geſteinadern, den wir jetzt in Calame's und Oehme's Werken bewundern, noch weit zurück. Dieſe techniſche Fertigkeit kannte weder noch bedurfte ſie Friedrich. Seine Technik war in der vollkommenſten Harmonie mit den ahnungsvollen und ſchwermüthigen Ideen ſeiner Gemälde.

Man ſagt mit Recht: Es iſt kein Meiſter vom Himmel gefallen; einer lernt von dem andern, einer ſteht auf den Schultern des andern. So vielerlei und bedeutend auch Michel Angelo's Kunſt war, man kann zum Theil die Wege dieſes Genius, ſeine Anklänge von andern Meiſtern aufweiſen. Wie iſt es mit Friedrich? Auch er hat Vorgänger: da iſt Van der Neer, Salvator Roſa und Ruysdael. Betrachten wir Ruysdael's Judenkirchhof, ſo erkennen wir in dieſem Bilde recht eigentlich den Ausgangspunkt Friedrich's. Die Natur dient dem Maler nur als Vermittlerin ſeines Gedankens, aber die irdiſche Vergänglichkeit ſpannt er den Regenbogen des ewigen Friedens aus. In dieſem Geiſte hat Friedrich weiter gearbeitet.

Meiſtens waren Friedrich's Bilder Nachtſtücke mit Morgen- oder Abenddämmerung, Mondſcheinen auf Land und Meer, Herbſt- oder Winterlandſchaften, heranziehende Gewitter, Seeſtürme oder Ruinen. Schon dieſe Motive an ſich mußten den Beſchauer mächtig anregen und zu ernſten Gedanken ſtimmen; dann kam nun die feine Naturbeobachtung Friedrich's und die meiſterhafte Wiedergabe des eigenthümlichen Farbenſpiels, das ſich in der Dämmerung und bei Mondlicht zeigt.

Von der Inſel Rügen nahm er öfters mehr als Ein Prospect auf, die eine hochſt merkwürdige Küſtenumriſſe und Beſchaffenheit dieſer Inſel bilden; bald blickt man vom Lande über die geſchloſſenen Eichenwälder, die wie im tiefen Traume unter uns liegen, auf das Meer hinaus, wo der Mond wie ein Auge Gottes ſich in voller Ferne aus dem Meere hebt, um die Nacht zu erleuchten, bald ſieht man von der See oder von einer Klippe aus landeinwärts. Mit großer Meiſterſchaft behandelte Friedrich die Sepia und ein großer Theil ſeiner Anſichten und Gedanken iſt in dieſer Manier ausgeführt. Auch erinnern wir uns Bilder geſehen zu haben: Das weite Meer in Nebel gehüllt; ein Schiff ſegelt uns daraus entgegen, es fährt in Ungewißheit dahin, ein Bild des Lebens. Ein Grab iſt gegraben; die Nacht übereilte den Arbeiter, der Spaten ſteckt in der aufgegrabenen Erde. Der Mond ſteht am Himmel, aber das Licht vermag nicht in des Dunkel der Tiefe zu dringen. Der ſymboliſche Vogel, die Eule, ruht auf dem Schaft des Spatens; ſie vermag allerdings in der Dunkelheit zu ſehen, was dem menſchlichen Auge verſchloſſen iſt. — Der Mond ſteht hellleuchtend am nächtlichen Himmel; phantaſtiſche Wolkengebilde umgeben ihn. Eine Eule fliegt vorüber; ſie vermag nur einen Augenblick das Licht und nur ſtellenweiſe zu verdunkeln. Wie treffend iſt dieſer Gedanke! — In einer alten, düſtern Waldpartie dringt von oben ein wunderbarer Lichtſtrahl. In einer Winterlandſchaft wird ein Bruder bei den Trümmern der Kapelle ins Grab gelegt. — In der Ferne ſehen wir eine große Seeſtadt; die Schatten ihrer Thürme fallen ins Meer, der Mond ſteigt hinter den Thürmen hervor. Die Stadt ſchläft mit all ihrem lauten Treiben, aber die Natur iſt

in ewiger Bewegung; die leichten Wellen nehmen des Mondes Bild in tausend kleinen Silberblitzen auf. — Die Sonne sinkt herab in das Meer; am Gestade steht ein einsamer Wanderer und blickt ihr mit verschränkten Armen nach u. s. f. So schließt sich bei der Betrachtung dieser Bilder eine Fülle reicher Gedanken in der Seele des Beschauers auf. Ich war fast noch ein Knabe, als ich jene Eindrücke hatte, und noch heute stehen sie lebendig vor meinen Augen. Die Sonne, wenn sie hinter die Berge sinkt, so erleuchtet sie uns immer noch einige Stunden, und ehe diese verblassen, entzünden sich die Lichter in den uns umgebenden menschlichen Wohnungen und laden uns ein, einzukehren zum traulichen Herde; an jener Felsenküste ist das anders; da ist die sinkende Sonne mit all ihrer Pracht ein furchtbares Moment mehr! Auch das Symbol des Kreuzes, hochaufgerichtet auf Felsengrund, weit sichtbar für alle Lande, hat er mehrmals behandelt.

Herr von Quandt besitzt eine Ansicht des Riesengebirges. Hinter den langgestreckten Linien dämmert das erste Morgenlicht von ergreifender poetischer Wirkung.

Obgleich bei Friedrich das Malerische seiner Bilder weniger in den Vordergrund trat und es ihm hauptsächlich darauf ankam, „die Natur zur Dolmetscherin charakteristischer Seelenstimmungen zu machen", wie sich Nagler in seinem „Künstlerlexikon" treffend ausdrückt, so machte er doch zu allen seinen Bildern die sorgfältigsten Naturstudien; seine Gletscherstudien beweisen dies; man kann in ihnen die zu verschiedenen Zeiten entstandene Krystallisation des Wassers in den Schollen nachweisen, dergestalt, daß diese Studien dem Dr. Pogold bei einer öffentlichen Vorlesung über die Bildung des Gletschereises als augenscheinliche Belehrung dienten.

Auch Dahl besaß in seiner Gemäldesammlung mehrere Bilder von Friedrich. Ein Gewitter zieht vor dem Monde her, die schwarzblauen Wolken hängen wie Trauergewänder herab und verhüllen fast den Vollmond, während er draußen das ruhige Meer mit seinem Silberglanze erfüllt. Ferne Boote liegen im Vordergrunde vor Anker am Strande. Es muß eine ungewöhnliche Schwüle vorhergegangen sein. Noch regt sich kein Lüftchen, am Strande sieht man kein Haus, kein Schiff auf dem Meere, und gerade darum wird es so bänglich, so atmungsvoll, daß man fürchten könnte, dieses in den Wolken drohende Wetter sei das Jüngste Gericht; wir denken an den Ausspruch des alten Dichterkönigs: „Der Herr macht seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen." — Ein Hünengrab liegt einsam im Walde. Drei riesige entblätterte Eichen umgeben es und zeichnen sich bestimmt auf dem Winternebel ab. Ich hätte gewünscht, die Eichen stünden noch unberührt von Menschenhand über dem alten Heldengrabe. Aber so ist es nicht; die heutige Menschheit hat sich an den Eichen vergriffen und sie ihrer Aexte schon hier und da beraubt. Wie zart hat der Meister hier ein Stück Weltgeschichte angedeutet! Denn wir wissen es ja alle, daß auf einem der gewaltigen Hünengräber auf Rügen der Pflug seine Furchen gezogen und daßelbe mit Kartoffeln bestanden war. Der Landschaftsmaler C. Lappertz besitzt ein Bild, die Elbquellen auf der Elbwiese im Riesengebirge. Nebel umgeben den Ursprung des Flusses. Weiter hinauf gestalten sie sich zu weißen Flocken, in welche ein sonniges Licht strömt. Ein Vorbild des Stromes, gleichwie des menschlichen Lebens.

Die Dresdener Gemäldegalerie besitzt leider nur zwei Bilder von diesem Meister, noch dazu ist das eine unvollendet: Ländliche Arbeiter, welche Gras gemäht und zu Haufen gebracht, sehen nach einem Gewitter, welches am abendlich erleuchteten Horizonte aufsteigt. Im Hintergrunde eine Ruine, von der sich ein Föhrenwald nach dem fernen Horizonte zieht. Ein kleines Abendbild, Herbstlandschaft; am röthlich grauen Himmel ziehen wir kein Gewitter. Friedrich und der Landschaftsmaler Heinrich stehen im Vordergrunde und sehen in das Thal hinab, welches dem Beschauer selbst verborgen ist. Ein Bild von wunderbarer poetischer Farbenstimmung.

Eine Winterlandschaft —: Im Vordergrunde junge Fichten, durch die sich ein gewöhnlicher Holzweg nach einem enggeschlossenen Tannenwalde, der das Bild im Mittelgrunde schließt, zieht. Ein Gegenstand, wie man ihn täglich sieht. Aber jedes Zweiglein, die verdorrten und die frischen Grashalme, alle sind sie von frischgefallenem Schnee ein wenig bedeckt. Es ist der erste Schnee, das weiße Leichentuch, das der Himmel über die Erde breitet. Ich besitze zu diesem Bilde auch das Gegenstück, einen Ostermorgen. Den Frauen, eine in Trauer, wandeln still zum Gottesacker in des Morgens Frühe; noch ist die Sonne nicht aufgegangen, aber der Mond, der hoch am Himmel steht, verweilt noch, er leuchtet nicht mehr, er wirft keine Schatten. Die Saaten an beiden Seiten des Wegs treiben junge Knospen und auf den Feldern erblickt man die junge, grüne Saat, die den Winter

überdauert hat; auch die Natur feiert ihren Auferstehungsmorgen. Wenn Friedrich Staffage zu seinen Bildern anwandte, war sie jedesmal bezeichnend gewählt; seine Figuren sind von seiner Charakteristik und schön gezeichnet.

In seinem Nachlaß fand sich auch ein Gemälde, leider unvollendet, aber schon jetzt von ergreifender Wirkung. Im Dämmerlicht kommen zwei Menschen, ein Mann und eine Frau, zum Friedhof: an der Pforte bleiben sie erstaunt stehen, denn wunderbare Nebelbilder steigen von den dunkeln grünen Grabhügeln in langgezogenen, fast horizontalen Linien auf und formen sich zu menschlichen Gestalten mit langen Gewändern. Im Vordergrunde erkennt man in dem Dunstgebilde ein Reiterpaar, das von einem Grabhügel nach einem andern mit winkenden Armen schwebend hinzieht, von dem kleinere Dunstwolken einzusteigen, die zu zwei lieblichen Kindlein werden, die mit den Armen verlangend den Reitern zueilen. Aus den Nebelschichten, die im Hintergrunde immer dichter ineinander verschwimmen, hat sich eine, leichter und luftiger, über alle erhoben — sie gestaltet sich zu dem Bilde eines Engels, das Antlitz von wunderbar seligem Ausdruck, die Arme über alle, die da schlafen, ausbreitend und in der Hand die Friedenspalme schwingend, während sein Gewand in der silbergrauen Dämmerung hinter den Cypressen verschießt, die den geweihten Ort einschließen. Ein wahrer Gottesfriede waltet in diesem Gemälde, vielleicht dem letzten, daran der Meister, wie an seinem eigenen Requiem, gearbeitet.

Wie allem, was er gemalt, ist auch seinen schriftlichen Aufzeichnungen, meist über seine Kunst, derselbe Charakter einer durchaus originalen und selbständigen Natur aufgedrückt. Er hasse, wie im Leben, so in der künstlerischen Thätigkeit, jenen Pharisäismus, der religiöse Inbrunst in „religiösen Bildern" heuchelt, um den Beifall der Vornehmen zu erhaschen. „Ihr bestrebt euch", rief der würdige Meister einmal aus, „zu malen wie die guten alten deutschen und italienischen Künstler, die in der Zeichnung und Technik noch unvollkommen, ja kindlich vieles Mangel erlegten durch das tiefe, religiöse Gefühl und durch den frommen, rührenden Wundergiauben, den sie besaßen. Ihr macht nun die äußerlichen Formen nach und die Unbeholfenheit künstlerischer Auffassung jener Zeit, aber das wahre Wesen, die innere Frömmigkeit fehlt euch; ihr seid wie die Pharisäer und Schriftgelehrten, die an den Ecken stehen und laut beten, damit sie von den Leuten gesehen werden. So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich Gottes kommen! Ihr wollt aber nicht werden wie die Kinder, sondern ihr sucht euch als Erwachsene nur zu benehmen wie Kinder, nicht kindlich, sondern kindisch — und dabei schaut ihr doch, wie die Pharisäer, oft genug verächtlich auf die Bestrebungen anderer Kunstzweige herab." So war Friedrich in allem eine echte, norddeutsche Natur, ein ganzer Mann und ein echter Künstler.

Auf der Reise.

Skizzen von Amely Bölte.

II.

Das reizende Paris! Mit seinen funkelnden Lampen, seinen Restaurants, Cafés, seinem leichten, fröhlichen Leben!

Ein Jahr ist gerade entschwunden, seit ich es nicht gesehen, und viele Zeit hat die Pläne des Kaisers zur Erweiterung und Verschönerung der Stadt bedeutend gefördert. Der Boulevard Sebastopol ist vollendet; keine Stadt der Welt hat jetzt vielleicht eine ähnlich schöne Straße aufzuweisen. Der Mond sendet eben seinen vollen Glanz auf die Erde herab; der Himmel, durch seinen Schein gelichtet, steht mit gewaschenem Weißen über uns, die Luft ist mild, kein Blättchen rührt sich, die Fenster stehen weit geöffnet und die Töne der in den Luftgärten spielenden Musikchöre dringen ungerufen leise verklingend an mein Ohr. Tageshelle herrscht auf den Straßen, fast kann ich die Gesichter der unten Wandelnden unterscheiden. Wagen rollen, alles ist Lust und Freude, alles strebt dem Vergnügen nach.

Die elegante Welt befindet sich noch auf dem Lande, doch ist die Stadt darum nicht still zu nennen. Das schöne Wetter lockt jedermann hinaus; der Pariser lebt fast nur auf der Straße. Wo sich im weitesten Umkreise der Stadt ein freies Plätzchen bietet, da stehen Stühle bereit, und in den Abendstunden sitzen die Menschen dort umher, um zu plaudern und die frischere Luft zu genießen.

Wir speisten gestern in dem Diner de Paris, um die eigentümliche Einrichtung dieses Restaurant kennen zu lernen. Für 4 Francs die Person erhält man dort ein völliges Mittagessen nebst einer Flasche Wein. Ist die Küche gleich nicht zu den feinsten zu rechnen, so liefert sie doch

ganz schmalhafte Spitzen und wir waren zufrieden. Nun ist über an versammelt sich hier die elegante Welt. An kleinen Tischen zu drei Personen wird jedem besonders serviert. Man speist für sich und genießt daneben die Zerstreuung, das bunte Durcheinander von Menschen zu sehen. Frauen nehmen die Bedienung, nehmen das Geld ein, Männer bedienen. Diese eigenthümliche Einrichtung besteht überall in Paris und größtentheils auch wol im übrigen Frankreich; denn schon bei unserer Ankunft in Straßburg überraschte es mich, in dem Postbureau ein junges Mädchen zu finden, das die Pässe zeichnete. Wer würde unseren deutschen Frauen solche Thätigkeit gestatten?

Die Abende sind so schön, daß man sie nur möglich im Zimmer zubringen kann, und im Theater ist es zu heiß. Wir haben die Oper besucht, doch zum Unglück wurde „Sappho" gegeben, die mir wenig Freude machte. In der kaiserlichen Loge, oder vielmehr daneben, saß die Mutter der Kaiserin, eine noch immer schöne blonde Frau mit stark markirten Zügen. In ihrer Begleitung befand sich der Herzog von Malakow mit seiner jungen Braut.

Wir fuhren meist nach dem Essen spazieren, um die verschiedenen Stadttheile und ihre neuen Einrichtungen kennen zu lernen. Leider verkürzten sich die Abende bereits so sehr, daß wir dann nur noch bei Lampenlicht sehen können; doch ist dies so hell und die Wirkung, besonders an den Ufern der Seine und über die Brücken hin, so bezaubernd schön, daß man das Sonnenlicht nicht sehr entbehrt. Gestern wollten wir den Père Lachaise im Mondschein besuchen, fanden aber leider keine Pferde verschlossen. Unsere Kutscher sind auf diesen Fahrten unsere Cicerone. Sie wissen, was die Stadt an merkwürdigen Plätzen und Gebäuden enthält, und bestehen sich, es anzugeben. So hielt denn unser Wagenführer von selbst an, als wir den Boulevard entlang dem kleinen Hause gegenüber kamen, aus dem Orsini auf den Kaiser die Granaten warf. Es gehört zu den wenigen Ueberresten des alten Paris auf der ganzen weiten Strecke bis zur Place-de-la-Bastille. Auf dem Boulevard du Temple blitzte es von neuen Lokalen. Aus einem Café chantant drang die Stimme der Sängerin bis zu uns herüber und wir hielten an, um einige Augenblicke aus dem Wagen in das bunte, glänzende Treiben zu schauen. Unter all diesen Schenken und Kaffeehäusern nannte mein Reisebuch das Café de Paris das größte der Welt. Spiegelwände und ein Meer von Lichtern verwandelten es allerdings dem Schein nach dazu; doch in dieser glänzenden Umgebung befanden sich nur Gäste in der Blouse aus den untersten Schichten des Volks. Das wollte meinem Auge nach nicht eben zu den Spiegeln stimmen. Im Centrum standen mehrere Billards, die eifrig benutzt wurden. Ein Blick auf das Innere reichte hin, uns zu sagen, daß hier unser Bleiben nicht sei, und ohne die uns gebotenen Stühle zu benutzen, ohne die übliche Höflichkeit zu beobachten, unsern Eintritt durch den Genuß einer Erfrischung zu vergüten, eilten wir, unsern Wagen zu erreichen.

Die große, weite Place-de-la-Bastille lag dunkel und einsam vor uns. Ich hatte sie zum letzten mal gesehen am Tage von Lisanger's Begräbniß, als [illegible] Mann unter Waffen von hier aus die mit Menschen gedrängten Boulevards überwachten und gleichsam in jeder Minute den Ausbruch einer populären Bewegung erwarteten, die gänzlich ausblieb. Ruhig, wie sie gekommen, gingen die Blousenmänner heim, nachdem sie ihren Dichter bestattet.

Die arbeitenden Klassen sind im allgemeinen sehr zufrieden mit der jetzigen Regierung. Wenn wir aus dem Volke fragen, der antwortet, es bedürfe Frankreich einer solchen Regierung, durch die etwas geschehe, und mit Stolz nennen sie, was für Paris gethan ist. „Die Baulust des Kaisers — oder besser die Nothwendigkeit, die Massen zu beschäftigen — hat in der That noch nicht ihr Ende erreicht; wird sie es je? Der Louvre ist noch nicht vollendet; an der Notre-Dame-Kirche stehen hohe Gerüste aufgeführt und neue Boulevards sind im Werke, unter deren Zahl auch eine Straße gehört, welche vom Rond de l'Etoile durch die Avenue Ste.-Marie führen wird, wo die Wohnung der berühmten Gräfin d'Agoult liegt, deren Hotel bereits von der Regierung erstanden ist.

Wenn in Deutschland so viel von dem gesicherten Paßwesen in Frankreich gesprochen wird, so ist dies eine Uebertreibung der Journalisten, wie man hier sagt, in „englischem Sold"; denn man läßt uns Fremden ruhig unsere Pässe, wir bedürfen keiner Aufenthaltskarte wie in Berlin und Dresden, wo man nicht 24 Stunden weilen kann, ohne daß das Gesetz seine schützende Hand über uns ausstreckt.

Ich war gestern in dem Lesecabinet in der Passage de l'Opera, um nachzusehen, was sich in

Deutschland seit meiner Abreise etwa ereignet habe. Man legte mir alle bedeutenden politischen Blätter vor, auch einige belletristischen und kritischen Inhalts.

Bekannte habe ich wenige gesehen und diese wenigen wohnen mir zu entfernt, um von ihrem Hiersein Vortheil ziehen zu können. Zu der Mutter unseres Fürst habe ich gleich eine Pilgerfahrt angetreten und mich gefreut, die glückliche Frau, welche einen solchen Sohn besitzt, kennen zu lernen. Waldemar Seyffarth ist auf einer Reise in die Heimat begriffen. Frau von Meligonow dichtet und Frau von Varnhagen, die einst berühmte Malerin, spielt mit ihren Enkeln. Alles hat seine Zeit!

Das Fest in St.-Cloud, welches drei Wochen dauert und dem auf der Vogelwiese in Dresden nicht unähnlich ist, lockt die Menschen dahin und besonders an einem Sonntage ist des Fahrens kein Ende. An diesem Tage ist auch der Palast zu sehen, d. h. ein Theil desselben, eine Reihe mit schönen Gobelins verzierter Gemächer; weiter erstreckt sich die Erlaubniß nicht. Diese jedoch stehen aller Welt ohne weitere Eintrittskarte offen und selbst ein Trinkgeld verschmähen die sattsam höflichen Diener.

Da man in St.-Cloud schlecht und theuer speist, so fuhren wir nach Meudon hinaus und tafelten uns auf Bellevue ein Mittagsessen zeichen. Auf unserm Wege dahin begegnete uns Prinz Jerôme, der für seine Jahre außerordentlich gut conservirt aussah. Sein Schloß liegt in Meudon und er fuhr mit einer Gesellschaft hinunter nach St.-Cloud, um der Volksfestbarkeit mit anzuwohnen.

Meudon bietet viele schöne Landhäuser. Obgleich es keine Aussicht hat wie St.-Germain en Laye mit seinem reizenden Panorama, schweift das Auge von der Höhe herab doch über eine weite Strecke Landes, und Paris mit dem Arc de l'Etoile, der nach allen Seiten hin sichtbar wird, mit den Hügeln von Montmartre und Père Lachaise begrenzen den Horizont.

Das Klima von Paris ist vorzugsweise zu rühmen. Es wechselt nicht von einem Tage zum andern und nicht von einer Stunde zur andern; es ist durchaus beständig, ohne zu schwer und ohne zu leicht zu sein. Selbst bis in die späteste Mitternacht hinein ist der Aufenthalt im Freien angenehm; man wird durch keine Schauer gestört, durch keine Stürme in das Haus getrieben. Namentlich gegen Dresden finde ich hierin einen großen Unterschied. Das Klima macht ja theilweise den Menschen; er kann dem Einflusse des Bodens nicht entgehen, auf dem er steht. Der leichte, fröhliche Pariser würde sein Temperament verändern, wenn kalte Luftzüge ihn in den Stunden seines Vergnügens störten.

Die schönen Tage haben mich bisjetzt verhindert, interessante Bekanntschaften zu suchen; auch war fast noch niemand in der Stadt von denen, die ich kennen zu lernen wünschte. Heute endlich war Herr von Calonne, der Herausgeber der „Revue contemporaine", so gütig, mir eine Stunde zu bestimmen, wo er in der Stadt und in seiner Wohnung, Rue Pigalle Nr. 57, zu finden sein würde. Er empfing mich in seinem Arbeitszimmer, dessen Wände von schön gebundenen Werken prangten, während auf seinem Tische alle Tagesneuigkeiten der Literatur lagen. Wir sprachen von dem, was uns am nächsten lag, von Büchern und den Verdiensten unserer Literatur.

(Die Fortsetzungen folgen.)

Anregungen.

Lehrerversammlungen.

Advocaten, Kaufmänner, Philologen, Bienenwirthe, Architekten, Aerzte, die deutschen Handschuhmacher und Gerber, alle dürfen sie und überall in deutschen Vaterlande tagen.

Nur nicht die Lehrer der Volksschulen.

Sachsen zählt zu den wenigen Ländern, wo allgemeine Lehrerversammlungen stattfinden.

Es waren heuer drei helle, sonnige Augusttage, als gegen 1200 sächsische Schulmänner in der Residenz, und zwar in einem Palais versammelt waren, das ihnen der König selbst zur Verfügung gestellt hatte.

Rührung ergriff jeden, in der Mitte der Männer zu weilen, deren Händen die Familie ihr theuerstes Kleinod anvertraut und die bei kärglichem Brot denoch ihren schweren Beruf mit Freudigkeit üben. Man mußte der langen Leidensgeschichte gedenken, welche die Schule und ihre Lehrer erduldet, und daß in keinem andern Stande die Gabe des Lobes einiger maßen als unter den Volksschullehrern. Manchem kummergefurchten Antlitz sah man es an, daß die Reiselasten schwer zu bestreiten gewesen; aber es lag doch zugleich eine stille, selige Festfreude in dem Angesicht. Fühlte sich doch jeder als ein Glied des Ganzen und durchdrungen von der Heiligkeit der

Aufgabe, der man im Gefühl der Gemeinsamkeit auch hier diente. Mächtig erschütternd wirkte der feierliche Choralgesang von hundert und aberhundert wohlgeübten Männerstimmen; ergreifend war das einleitende Wort des Vorsitzenden bei der Eröffnung am Morgen. Die Verhandlungen selbst, mit musterhafter parlamentarischer Ordnung geführt, erstreckten sich diesmal nur auf die vier großen, bisherigen Vereinsaufgaben, durch deren Begründung die sächsische Lehrerschaft bekanntlich den Berufsgenossen aller übrigen Länder vorangegangen ist und die dahin wirken sollen, das Loos der Wittwen und Waisen, der Kranken, der durch Brand Beschädigten und der emeritirten Amtsbrüder erträglicher zu machen.

Lehrerversammlungen sind aber zugleich auch Lehrerfeste. Das gemeinsame Mittagsmahl, an dem der Cultusminister und die obersten Landesbehörden theilnahmen, die Dampfschiffahrt nach Pillnitz, wo man dem Landesherrn eine wohlaufgenommene Huldigung brachte, die geselligen Zusammenkünfte Nachmittags und Abends, das alles waren Ereignisse und Eindrücke, die zur Erfrischung, Stärkung und Erhebung wesentlich beitrugen; und hängt doch von der rechten Gemüthsbeschaffenheit des Lehrers ein großer Theil seiner gesegneten Wirksamkeit ab! Es sind nun bereits einige Monate verflossen seit jenen Festtagen, die durch die Behörden eine nachdrückliche Förderung erhielten, aber gewiß ist, daß so mancher Lehrer, der in seinem abgelegenen Walddorfe oder in der Mitte armer Fabrikkinder mit wildem Ernst und treuem Berufseifer wirkt, sich immer noch von dem erquickenden Hauche jener Augusttage angeweht fühlen wird.

Für die Winterabende.

III.

Neben dem geschichtlichen Element tritt in der heutigen erzählenden Litteratur das culturhistorische vorherrschend auf, oft ist die Erzählung nur der dünne Faden, der nothdürftig Stadt- und Völkerskizzen aneinander reiht.

„Bis in die Wildniß. Von Armand" (vier Bände, Breslau, Trewendt, 1858), besteht aus solchen lose verknüpften Schilderungen und Abenteuern, die den Helden von Rotterdam bis in die äußersten westlichen Prairien Amerikas führen. Diese Bilder sind bunt und schillernd, anziehend durch ihren beständigen Wechsel und ihre lebendige Darstellung, wenn sie auch mehr als einmal innerlicher Wahrheit ganz entbehren. Der Verfasser, der seine eigenen Erlebnisse erzählt, gehört zu der glücklichen und ruhmreichen Familie der Münchhausen, die den Weltentheil des Mißverstehens, den Bewunderern ihrer Gegner und den Dichtern der Wechselbälger glücklich oder doch nur ein „wenig gelegt" gelassen, wie die Helden der epischen Gedichte. Aber es scheint nothwendig, daß bei diesen donnernden Dampfschiffen, Duellen und Gefechten auch der Gedanke an amerikanischen Humbug oft im Leser geweckt wird.

Einen reineren Eindruck machen die Erzählungen und Lebensbilder von Jakob Aren: „Zwischen Alpen und Jura" (zwei Bände, Leipzig, J. J. Weber, 1858).

Einfache Dorfgeschichten, ohne romantischen oder philosophischen Flitter, spiegeln sie Gegenden und Menschen, Sitten und Gebräuche mit großer Treue und anmuthender idyllischer Lieblichkeit wider. Ein Hauch, der Natur und ihrem Walten zugewandter Gemüth spricht aus ihnen, der tragische Ausgang der meisten Verhältnisse und Geschicke, von denen sie erzählen, soll weniger erschüttern als rühren und zur Selbstläuterung ermahnen. Noch schärfer tritt diese Tendenz zu nützen und zu lehren in den Erzählungen auf, deren Spitze sich gegen die Vorurtheile der Dorfaristokratie und den Volksaberglauben richtet. Seltsam, daß bei alledem der Verfasser den unheimlichen Mächten und Gestalten einen so weit greifenden, furchtbaren Einfluß auf Leben und Wirklichkeit gestattet. Der Liebesbann, den der Hirtenfritz über den unschuldigen Mühlknecht Jörg ausspricht, muß diesen tödten, obwol sich nachher der Hirtenfritz selbst als Schuldiger ausweist. Auf die Dauer freilich tritt auch hier das Ermüdende der Dorfgeschichten überhaupt ein.

Im allgemeinen geht ein culturhistorischer Zug auch durch „Neue Stadtgeschichten. Von Max Ring" (drei Bände, Prag, in Kober's „Album", 1858), die Genrebilder des berliner Lebens und der Gesellschaft des Bürgerstandes aufstellen.

Max Ring ist ein feiniger und begabter Schriftsteller für diese kleinen Zustände und Verwickelungen, wenn nicht von reicher Phantasie, doch voll Humor und Feinheit in seinen Schilderungen. Eine lange Bekanntschaft mit dem hauptstädtischen Treiben und der eigenthümlichen Physiognomie der Mittelklasse befähigt ihn vorzüglich zu diesen Skizzen, denen es weniger um den poetischen Gehalt des Lebens, als um die Darlegung von socialen Mißverhältnissen, um die Charakterisirung der Kaufleute und Handwerker zu thun ist. In dieser Hinsicht ist Max Ring ein berliner Genremaler mit der Feder geworden, der die Meyer und Meyerheims der Palette oft an Wahrheit und Treue des Lokaltons übertrifft.

Lebensblicke

von Ludwig Hadicht.

Ihr Idealisten und Realisten, weil Romane das Leben zu schildern haben, wie es sein sollte, nur deshalb dürfen sie es schildern, wie es ist!

* *

Der Bildhauer gibt den Formen Seele und der Dichter der Seele Formen.

Für die Schillerstiftung ging beim Herausgeber ein: Aus Elberfeld 5 Thaler für ein Gelegenheitsgedicht, 10 Thaler

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Vierter Band. **Nr. 6.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Aus dem Leben eines Naturforschers. Von Julius Frauenstädt. — Der Junker von Schwarzenberg. V. VI. Historische Novelle von Theodor Mathe. — Auf der Reise. Skizzen von Amely Bölte. III. — Schiller und die Schule. — Thomas Carlyle's „Friedrich der Große". — Lebensblicke von Ludwig Hetschel.

Aus dem Leben eines Naturforschers.

Nur wenige haben eine Ahnung von den Freuden und Leiden eines Forschers, dem es ernst ist um seine Sache und der sein ganzes Leben der Ergründung bestimmter Aufgaben gewidmet hat.

Welche gespannte Aufmerksamkeit erfordert diese Thätigkeit, welchen unermüdlichen Fleiß im Sammeln und Sichten, welche Besonnenheit und Kritik im Aussprechen und Behaupten!

Ja, diese fortwährende, nie rastende und nie sich befriedigende Geistesarbeit hat etwas Aufreibendes. Bald ist der Forscher hocherfreut, bald tief niedergeschlagen. Gelingt es ihm, eine neue Wahrheit zu entdecken, einen durch Jahrhunderte sich fortvererbenden Irrthum vom Throne zu stoßen, schafft er Licht und Ordnung, wo früher nur Chaos und Dunkel war, erschließt er eine neue Welt von Gedanken und Anschauungen — dann jubelt er, dann ist er hochentzückt und fühlt sich für alle Entbehrungen, für alle Nachtwachen, für alle die Gesundheit untergrabenden Mühseligkeiten, die seine Geistesarbeit mit sich brachte, hinlänglich entschädigt. Dagegen welche tiefe Trauer und Niedergeschlagenheit ergreift ihn, wenn er nach jahrelangem Forschen und Suchen zu seinem Resultate gelangt oder wenn er sich gestehen muß, daß er bisher mit seiner Methode und seinen Ansichten sich auf einem Irrwege befunden; wenn plötzlich eine neue Entdeckung gemacht wird, die ihn nöthigt, die ihm bisher so liebgewordenen Ergebnisse seiner Forschung aufzugeben und die seinen bisher innegehabten Standpunkt zu den veralteten, überwundenen wirft! O, es geht nichts über jenen Jubel und diesen Jammer des echten, ernsten Forschers!

Einen interessanten Blick in solch ein unruhiges, aufreibendes Forscherleben läßt uns Rudolf Virchow's Gedächtnißrede auf den berühmten Physiologen Johannes Müller thun („Johannes Müller. Eine Gedächtnißrede gehalten bei der Todtenfeier am 24. Juli 1858 in der Aula der Universität zu Berlin von Rudolf Virchow". Berlin, Hirschwald, 1858.)

Johannes Müller wurde in stürmischer Epoche, am 14. Juli 1801, zu Koblenz geboren. Sein Vater war ein Schuhmacher und bewohnte ein kleines Haus in der Jesuitenstraße. Trotz seiner beschränkten Mittel verwendete er alle Sorge auf die Erziehung seines Sohnes und nach seinem frühen Tode setzte seine Frau dieselbe in seinem Sinne fort. Müller wurde im Glauben der römisch-katholischen Kirche erzogen und sprach schon im siebenten oder achten Jahre davon, katholischer Geistlicher werden zu wollen —, ein Gedanke, der natürlich das Herz der Mutter erfreuen mußte. Mit zehn Jahren kommt Johannes auf die Secundärschule, eine alte Lateinschule der Jesuiten.

Hier, zum Theil unter den ungünstigsten Verhältnissen des sich noch in die scholastischen Formen des Mittelalters gekannten Unterrichts, machte er seine Gymnasialcurse durch. Soweit es ging, entschädigte er sich durch Lectüre; ein gutes Geschick führte ihm Goethe's Werke zu. Die schöne Natur seiner heimischen Gauen zieht ihn an; er sammelt Pflanzen und Thiere. „Wie lange haben diese Eindrücke bei Müller angedauert! Das prächtige Buch über die phantastischen Gesichtserscheinungen, das er 1826 als außerordentlicher Professor veröffentlichte, sowie die große Monographie über den Gesichtssinn athmen in jeder Zeile Natur und Goethe!"

Als Müller im Herbst 1819 die Universität Bonn bezog, da schwankte er noch drei Tage lang, ob er nicht Theologie studiren solle. Doch plötzlich erklärte er einem Freunde: „Ich bin entschieden — ich studire Medicin, da weiß ich doch, was ich habe und wem ich diene!" Und der Freund sagt erklärend hinzu: „Die Richtung der Französischen Revolution durchströmte damals die Gemüther der Gebildeten und griff alles Religiöse an; der Materialismus auf dem Gebiete der Naturwissenschaft trug ihn noch mehr hinüber." Wie einst Goethe, wie früher Boerhave, so ging Müller für die Theologie verloren. Dieser Wechsel im Innern Müller's machte aus einem Träumer einen Beobachter. Denn des Schuhmachers Sohn war auf dem besten Wege, ein Träumer und Phantast zu werden. Er hatte, wie er selbst von sich sagt, eine „Plasticität der Phantasie", die ihn im lichten und dunkeln Gebiete in den Jahren der Knabheit oft neckt. Wenn er nicht über die Schwelle trete, betrachtete er durch das Fenster immer nur die ruppige, verfallene Wand des Nachbarhauses und er erkannte in den Umrissen des abgefallenen und stehen gebliebenen Kalkes gar manche Gestalten, die durch die oft wiederholte Betrachtung stets einen ganz sprechenden Ausdruck erhielten. Später werden die „phantastischen Gesichtserscheinungen" für Müller ein Gegenstand der Beobachtung und Forschung; aus einem tüchtigen Phantasten wird er Physiolog. Virchow schildert in seiner Gedächtnißrede ausführlicher die Einflüsse, die besonders bestimmend auf Müller's Gang gewirkt. Die Zeit, wo Müller Doctor wurde, steckte noch in den Banden der Schelling'schen Naturphilosophie und auch Müller war anfangs noch in den naturphilosophischen Anschauungen befangen. Aber Goethe hatte das Princip der Beobachtung für die Naturwissenschaft wieder zu Ehren gebracht und Müller reiste sich vollends, als er, um die Staatsprüfung abzulegen, nach Berlin kam, durch den nahen Verkehr mit dem Physiologen Rudolphi aus den naturphilosophischen Fesseln. Rudolphi begründete und entschied Müller's Neigung zur Anatomie; Rudolphi war ein Gegner der Naturphilosophie und äußerte sich bei jeder Gelegenheit auf das kräftigste gegen eine mit missverstandener Philosophie verbundene Art der Naturstudien. Müller betrat das Gebiet der exacten Forschung, war aber darum doch kein Verächter der Philosophie. Als er nach Bonn zurückgekehrt war und sich am 19. October 1824 als Privatdocent habilitirt hatte, legte er sein neues Glaubensbekenntniß in öffentlicher Vorlesung nieder. Er behandelte darin das Bedürfniß der Physiologie nach einer „philosophischen Naturbetrachtung", d. h. einer durch innige Verbindung der Beobachtung und des Versuchs mit dem Gedanken vor Einseitigkeit sichernden Betrachtung, wie sie, durch welche sich Alexander von Humboldt und Goethe auszeichneten. „Die Erfahrung", sagte Müller, „wird zum Zeugungsferment des Geistes. Der Physiolog erlöset die Natur, damit er sie denke."

Von diesem seinem neugewonnenen Standpunkt aus lieferte Müller seine ausgezeichneten Arbeiten. Es begann für ihn eine Periode der unruhigsten, wahrhaft aufreibenden Thätigkeit. Keine Ruhe, keine Rast! Unter Noth und Sorgen hatte der arme Privatdocent den Kreis seiner Forschungen ausgebreitet; sorglich hatte er seine mühsam erworbenen Mittel der Wissenschaft wieder dargebracht. Die Zeit hätte nicht ausgereicht, um einem weniger Befähigten auch nur eine Seite seiner Thätigkeit möglich zu machen. Er hatte unterrichtet, gelesen, untersucht, experimentirt und im Anfang sogar noch ärztliche Praxis getrieben! Und dann, ermüdet von der Last des Tags, hatte er des Abends durch Kaffegenuß sich zu den noch anstrengendern und peinigenden Untersuchungen über das subjective Sehen aufgeregt. Kaum war er im Jahre 1826 außerordentlicher Professor geworden, kaum hatte er 1827 seine Frau heimgeführt, da brach seine Kraft zusammen. Er fühlte sich erschöpft, seine Nächte schlaflos, seine Gedanken voll Unruhe, seine Stimmung verzweifelt. Er erhielt Urlaub und Unterstützung von der Regierung, machte mit seiner jungen Frau eine Reise und kehrte neugestählt, mit vielen Anschauungen bereichert, zu

seiner Thätigkeit zurück. Aber, wie Virchow sagt, nicht als der frühere Müller! Eine große innere Katastrophe hatte sein Mißtrauen gegen die Phantasie zu wirklichem Scheu umgewandelt; im vollen Bewußtsein seines Werthes fühlte er sich gegen- über sich selbst unsicher; er wurde äußerlich kalt und in jedem Sinne maßvoll. Und damit begann die Periode seines äußern Glanzes, der schon 1830 durch die Verleihung einer ordentlichen Professur in Bonn öffentlich bestätigt wurde. Aber nie hat die Bahn der Forschung ihn wieder so siegesgewiß, so frischen Muthes, so hohen Strebens gesehen. Er hat später Größeres geleistet, aber nie wieder so Großes gewollt."

Nach dem Tode Rudolphi's, 1832, konnte keiner mit mehr Recht die Hand nach dem erledigten berliner Lehrstuhl ausstrecken als der damals 31jährige Müller. Dieser entschloß sich zu einem ungewöhnlichen Schritt, der aber die Entschiedenheit seines Wesens und Wollens aufs schärfste zeichnet. Durch die Vermittelung von Johannes Schulze ließ er einen Brief an den Minister Stein von Altenstein gelangen, worin er seine Berechtigung für die Stelle nachwies. Dieser Brief machte auf den Minister einen solchen Eindruck, daß er die Berufung Müller's alsbald verfügte. Von 1832 an widmete sich Müller immer mehr ausschließlich der vergleichenden Anatomie. Inzwischen wird sein Blick darauf gelenkt, daß die feinste Welt seiner Kenntniß noch nicht erschlossen ist; er wird Polakanthen, er findet urweltliche Fische, Sänger, Seeigel, und in den letzten Jahren unterhält er regelmäßig Thierzucht in den Steinbrüchen der Eifel. Aber überwiegend führt es ihn immer wieder an die See zu den lebenden niedern Thieren zurück. Die Reisen werden für ihn die eigentlichen Arbeitszeiten; er sieht selbst, er entreißt der Verborgenheit des Meeresgrundes ganz neue und unbekannte Thiergeschlechter; er schreitet von Klasse zu Klasse. „Welche bewundernswerthe Reihe von Arbeiten! Das ganze Gebiet thierischen Lebens und Webens liegt vor ihm ausgebreitet. Ist er befriedigt? Findet er die Ruhe im Forschen, die er schon seit der bonner Katastrophe im Busen gepflegt hat? Nein, nein! Seine Miene bleibt finster, zwei starke zornige Falten liegen zwischen seinen Augenbrauen, der dunkle Blick bohrt in die Ferne. Er hat „Wellenschlag", sagt er. Er denkt daran, daß er seit Jahren die Botanik vernachlässigt hat; er kauft große und kostbare Werke, um von vorn anzufangen. Aber in seiner Brust wird es nicht ruhiger. Immer neue Formen des Lebens, aber kein Band! Immer neue Entwickelungen der Idee, aber keine Entwickelung des Subjects! Welch peinigendes Rathsel!"

Mit Enthusiasmus verfolgte Müller die Funde zweier nordischer Forscher, zuerst Sars, dann Steenstrup, entdeckte ganz neue Art der Fortpflanzung niederer Thiere, den Generationswechsel. In die höchste Aufregung geräth er, als er Schnecken in Holothurien findet. Er sucht sich gewaltsam zu fassen, aber es hat ihn zu mächtig ergriffen. Die Lösung des Problems will nicht glücken. Er muß den Gegenstand mitten in der Spannung einer hoffnungslosen Verwickelung ohne Schluß lassen. Er gerieth darüber in Verzweiflung. Er sagte, er müsse die Lösung finden, und als er sie nicht fand, als er sich dem beugen mußte, da kehrte er erschöpft, traurig, unzufrieden in sich zurück.

Das Jahr 1848 traf ihn als Rector der Universität; in der Aula war unter seinem Rectorat das Hauptquartier des bewaffneten Studentencorps. Müller war kein Politiker; er war so wenig wie Goethe ein Freund des Lärms der Parteien. Tief verletzt legte er das Scepter des Rectorats nieder und der Aufenthalt an der Meeresfluth gab ihm die Kraft nicht ganz wieder.

Mehrere Jahre später erlebte er den grausigen Schiffbruch an der norwegischen Küste, dessen Schrecken keiner so erschütternd darstellen konnte als der kaum Gerettete selbst. Die lange und nahe Todesgefahr, der Verlust seines trefflichen Schülers, das Versinken so vieler hoffnungsvoller Gelehrten drückte sein Gemüth tief. Müller wurde furchtsam, denn er fürchtete sich fortan vor dem Meere. Und doch zog es ihn immer wieder dahin zurück; doch hatte er keine Ruhe, keine Arbeit, keine Erholung. Das Arbeiten wurde ihm schwerer; ermüdet von einer seiner letzten Arbeiten, sagte er einmal in seinem schwermuthigen Tone: „An der Arbeit klebt Blut!" Seine Gesundheit fing an zu leiden, seine Stimmung wurde wechselnd und launenhaft, seine Reizbarkeit stieg, er klagte über Schmerzen im Kopf, über schlaflose Nächte. Die Ahnung des Todes kam über ihn. Am Morgen des 28. April fand ihn seine Gattin als Leiche.

Dies der kurze Umriß eines unruhigen, unermüdlichen, aufreibenden Forscherlebens! Man ersieht daraus, welche innere Kämpfe, welche mühseligen Arbeiten und Nachtwachen, ja welche Lebensgefahren an dem Ruhme eines echten, ern-

nen Kerkherr hatten. In Mütter war, wie in jedem von jenem Wissensdrang beseelten Kerkher etwas Lamennaisches.

Julius Frauenstädt.

Der Junker von Schwarzenberg.

Historische Novelle von Theodor Flathe.

V.

„In dem Streite über die Lage der Zeit und der Kirche kam der Bischof zu der Aeußerung:

„Das ist vermessen gesprochen! Ihr vergeßt Eure Stellung wie die meine und redet gegen Ehre und Pflichttreue!"

„Nein, Ew. Gnaden", lederte der Kreidherr von Schwarzenberg auf, „sondern wie Pflicht und Gewissen mir gebieten! Aber ich weiß wohl, daß weder meine Worte noch Thaten Euch mehr genehm sind. Darum sagt es gut und genug sein; dies war der letzte Dienst, den ich Euch gethan. Nicht meinen Nutzen habe ich gesucht, da ich in diesen Dingen war, denn es ist kein Gulden aus meinem Kasten in meine Tasche gekommen, sondern weil mir das Land und das Volk am Herzen lagen, die ich unter Gottes Beistand, dessen Andenken ich auch in Euch, seinem Nachfolger, noch ehre, so manches Jahr getreulich verwaltet. Darum bin ich geblieben, wiewol ich zu gehen mehr denn genugsam Ursache gehabt. Nunmehr aber darf ich nicht länger bleiben ohne Schaden für meine Ehre. Auf Euer Haupt falle, was daraus folgen mag!"

Stolz wandte er den Rücken und der Bischof, der sprachlos und regungslos dastand, hörte, wie er im Hinausgehen noch zu sich selbst sprach:

„Wehe den Hirten Israels, die sich selbst weiden!"

Als der Landesheimreiter in seine Wohnung kam, fand er daselbst seinen Sohn, der seiner Ankunft harrte und ohne Ahnung dessen, was mittlerweile geschehen, aus seines Vaters Bücherschatz hervorsuchte, was ihm bis dahin die müßige Weile vertreiben konnte, und eben mit besonderm Wohlgefallen wieder einmal den bei seinen Kinderjahren so oft gesehenen und bewunderten Holzschnitt auf dem Titelblatt zu der Halsgerichtsordnung betrachtete, der eine feuerspeiende Hölle, von vielen Teufeln in der armen Sünder Pein bedient, darstellte.

„Du bist zur guten Stunde heimgekehrt, mein Sohn", weckte ihn des eintretenden Vaters Stimme. „Rüste dich zum Aufbruch, wir verlassen Bamberg, ich bin nichts mehr im diesigen Lande."

„Um Gott, Vater, was ist geschehen, Ihr seid zornig?"

„Es ist jetzt nicht Erzählens Zeit, es ist gekommen, was kommen mußte; ich habe dem Bischof den Dienst aufgesagt."

„Und was nun, Vater?"

„Hör' mich an, Florian, ich rede ein ernstes Wort. Gott allein weiß, ob ich jemals wieder Zeit finden werde, als dein Vater mit dir zu reden. Seit 30 Jahren diene ich diesem Lande und seinem Fürsten, meines Lebens beste Kraft habe ich ihm geschenkt und ich darf's kühnlich sagen, wenn es der glücklichsten eins unter allen deutschen Ländern heißt, so ist das der Segen, den der Himmel meiner Arbeit verliehen. Niemand dürfte mich tadeln, wenn ich auf unsere Güter ginge, aus der Unruhe und dem Treiben der Welt schiede und den Rest meiner Tage in Frieden und Ausruhen genösse. Aber noch begehre ich keiner Ruhe, es tödtete mich, untätig zu sein und noch Kraft in den Gliedmaßen zu fühlen. Noch mehr. Es ist die Pflicht, die mir verbeut, jetzt die Ruhe zu suchen. Mit jedem Tage zieht das Unwetter schwärzer herauf, das unser armes Vaterland bedroht. Draußen der Feind und innen Ordnung und Eintracht dahin und, was sie allein erzeugen, Stärke. Was ist aus des deutschen Reiches Herrlichkeit geworden? Die deutsche Freiheit ist keine mehr, die Fürsten sind tyrannisch, der Adel — zu seiner Schande sei es gesagt! — ist hoffärtig, eitel und seiner Pflicht vergessen, in der Kirche ist Zwiespalt und so viele Hände mühen sich, das Licht auszulöschen, das von Wittenberg ausgeht. Wird es aber geschehen, daß die Deutschen Augen gewinnen und wird das unselige Volk aufwachen und seinen Schmerz fühlen, beim ewigen Licht, Florian! dann wird mit manchem, der sich dessen nicht versieht, abgerechnet werden. Trügen nicht alle Zeichen, so ist die Zeit nahe, da wird sich erweisen, wer ein rechter Mann ist. Es soll dann nicht heißen, daß Hans von Schwarzenberg davongeblieben. Die Zeit sucht Männer, Florian, sie soll uns finden!"

Er unterbrach die heftigen Schritte, mit denen er das Gemach durchschritt und blieb mit leuchtenden Blicken vor seinem Sohn stehen.

„Was gedenkt Ihr zu thun, mein theurer Vater?" fing Florian, ergriffen von dem Ernst, mit dem er gesprochen

„Der Markgraf hat mich schon längst aufgefordert und neuerdings wieder in Rinkesheim, bei ihm Dienste zu nehmen; er warnte mich vor dem rothen, römischen Hut. Er sagte mir zuvor, wie es kommen würde; ich dachte es nicht so bald. Ich liebe ihn nicht, er ist ein harter, schlauer Herr, es gibt keinen Weg zu seinem Herzen; doch lässt er der evangelischen Lehre freien Lauf in seinem Lande. Und wo fände ich einen zweiten Fürsten wie Albrecht Alcibiades war?! Ich gehe zu ihm. Nimm du derab", und er nahm sein Schlachtschwert von der Wand und vertauschte es mit dem leichtern, welches er trug. „Es ist lange her, dass ich dich zum letzten male umgürtete, aber mich dünkt, wir stehen dem Schwerte jetzt näher als der Feder."

„Und wann brecht Ihr auf?"

„Heute noch, jetzt gleich. Jeder Augenblick Verzug ist hier zu viel, die Sonne soll mich nicht mehr in Bamberg finden, wenn sie wieder aufgeht."

„Ihr vergönnt mir, Euch zu begleiten?"

Einen Augenblick sah der Ritter seinem Sohn unschlüssig in das schöne Auge, das bittend zu ihm aufgeschlagen war.

„Nein, Florian", sagte er, „der Hof in Onolzbach ist kein Ort, wo ich dich wissen möchte. In dass deiner Mutter zartes Gemüth. Was thätest du unter den Schranzen, die von Jugend auf an Höfen und in schmeichelnder Dienstbarkeit auferzogen und und ihr Lebtag nichts gelernt haben als dem Frauenzimmer mit Straußenfedern vorzuwedeln, die Schleppe nachzutragen, oder bei dem Aufstehen vor- und nachzukatzen, woraus wol abzunehmen, dass ihnen frei sein ein fremdes Spiel ist? Du bist ein Ritter des Reichs und keinem unterthan als dem Kaiser allein, kein Stolz würde dich nicht leiden unter ihnen. Ich hab' anderes mit dir im Sinn. Gehe du nach Ehrenberg zu unseres Hauses werthem Freund Herrn Sebastian Rotsberg, er wird dich freundlich aufnehmen, er wird dir ein Lehrmeister sein in jeglicher ritterlichen Uebung. Dort wirst du Zeit finden, den edeln Wissenschaften obzuliegen, die du liebst."

„Und doch Vater —"

„Keinen Einwand, Florian. Ich denke, unsere schöne Mahne wird mir nicht grollen, wenn ich dich zu ihr sende."

Florian wusste, dass es vergebene Mühe sei, seines Vaters einmal gefassten Entschluss ändern zu wollen, und gewohnt, ihm in allem willigen Gehorsam zu leisten, machte er sich in der nächsten Stunde fertig, den Ritt, den er am frühen Morgen gekommen, wieder rückwärts zu nehmen.

Später als der Junker von Schwarzenberg auf seinem flinken Roß, hatte Eisenhart rüstig ausschreitend die Stadt Bamberg erreicht. Er war heute durch die breiten Straßen zwischen den stattlichen, steinernen Gebäuden nur hie und da in ein Seitengäßchen eingebogen, wo die Häuser niedrig und von Holz waren, bis er vor einem derselben von besonders geringem Aussehen, still hielt. Es war darin zu ebener Erde ein Krämerladen gelegen, wie die allerlei Gegenstände, die neben der Thür an der Wand hingen, als hänfene Stricke, Messer, Schnallen und lederne Gürtel genugsam anzeigten. Hier war er am Ziel. Als er eintrat, stand in dem Laden eine Frau von nahe an 30 Jahren, in schlichtem Kleide nach Art der ärmern Bürgersfrauen, mit der Haube auf dem Kopf.

„Grüß' Euch Gott, Frau Hartlieb!" redete er sie an.

„Jesus Maria, Eisenhart Sturm!" rief die Frau, eilte von ihrer Arbeit hinter dem Tische und reichte dem Eintretenden die Hand.

„Lange nicht gesehen, Frau!" sagte Eisenhart.

„Es ist jährig gewesen!"

„Wie ist's Euch die Zeit her gegangen?"

„Je nun", erwiderte die Frau, „wie soll's gehen? Gott verschickt das Kreuz mit Freuden und verhalt das Glück mit Widerwärtigkeiten. Die Hantierung ist gering, es geht eben nicht verwärts. Noch haben wir Brot in der Schublade, aber weiß einer, wie lang noch?"

„Das ist mir unlieb zu hören. Wo ist Euer Mann?"

Sie wies mit dem Finger auf die Thür, die aus dem Laden in ein anstoßendes Zimmer führte.

„Ach Eisenhart", sagte sie gedämpft, „Ihr seid ein braves Gemüth, vor Euch kann ich's ausschütten, was mich quält. Er ist selten einheimisch und fliegt viel aus. Da habe ich viel müßige Zeit, niemand zum Schwatzen und sitze da, kommt's über mich ich weiß nicht wie? Aber ob ich mich stelle, wie ich will, immer muss ich daran denken, ob's recht war."

„Kennt's Euch schon, Brigitte, dem Kloster entlaufen zu sein?"

„Verzeiht's Gott, mein' Herr" sagte sie, den Kopf langsam schüttelnd — hinzu, „solange ich

darin war, meinte ich doch nicht, daß das Leben traurig sei hätte."

Sie klinkte dabei die Thür auf und trat mit ihm in die ärmliche Kammer ein.

Brigitte war von ihrer Kindheit an in dem Kloster der Gisterzienserinnen zu Schlüsselau gewesen, denn weil die Pest, die damals weit herum wütete, ihr den Vater und die Mutter fast an einem und demselben Tage ins Grab geworfen und sie ohne Verwandte war, die sie hätten aufnehmen können, so erbarmten sich die frommen Klosterfrauen des verwaisten und schutzlosen Kindes, und bei ihnen war sie seitdem in strenger Abgeschiedenheit von der Welt aufgewachsen. Aber die lutherische Lehre fand auch in diesen Mauern einen Zugang, wie vieler Orten in damaliger Zeit, manche Serle frohlockte hinter den eisernen Gittern über sie, weil sie des Allerneins und des reinen Lichtes überdrüssig geworden. Nie kam es, daß etliche der Nonnen von Schlüsselau auf heimliche Flucht sannen; freundliche, willige Hände leisteten hilfreichen Beistand, und des nächsten Morgens, als die frommen Schwestern zur Frühmette gingen, da blieben drei Stühle leer und die Entwichenen kamen nicht mehr zum Vorschein. Unter ihnen war Brigitte.

Eine Weile hielten die Flüchtigen sich verborgen, da aber niemand einen Lärm über ihre Flucht erhob — denn die Zahl solcher, die damals heimlich oder öffentlich austraten, war groß —, so wagten sie sich hervor, und als einer von denen, die ihnen zur Flucht verholfen, Jost Hartlieb mit Namen, ein Bürger zu Bamberg und ein fröhlicher Gesell, Brigitten zur Ehe begehrte, so wurde sie sein Weib. Sie fingen ihr Hauswesen zusammen an und thaten einen Kramladen auf, aber es ging anders als sie dachten. Brigitte war ein sittliches Gemüth, sie hatte im Kloster weder das Verständniß noch die Neigung des täglichen Lebens gelernt. Sie kannten nicht wärts, verwechselten andere verwandte Waaren, sagen zuzeit auch das Zuviel des Zuwenig, in welches sie Liebhaber sehr führte. Bei ihrem Eintritt erhob ein Mann, der auf der Bank ausgestreckt lag, den Kopf ein wenig und sah sich unwirsch genug um, was ihm den Schlaf störe? Kaum hatte er aber Lienhard erkannt, als er mit gleichen Sätzen auf die Füße sprang und auf ihn zukam.

„Ei da, Freund!" begrüßte er ihn, „was treibt Euch hierher? Bruder, das ist brav, daß du unser nicht vergißt. Aber fast sollt' ich meinen, wenn ich dich so ansieh', du kämest nicht nur aus gutem Herzen. Hast du gar ein Anliegen, he?"

„Das hast du fein errathen, Jost", antwortete Lienhard, „freilich ist's so, ich will etwas von deiner braven Wirthin."

„Heiia", lachte Jost hell auf, „Brigitte, wie gefällt dir das? Er sucht etwas bei uns! Das Brot im Hundekorbe!"

„Laß eine Weile deine Schelmerei", sagte Lienhard, während Brigitte ihren Mann verwundert ansah, „die Sache, um die ich den weiten Weg gemacht habe, liegt mir schwer auf dem Herzen. Hört mich an, Brigitte", begann er sich jetzund, „denkt Ihr noch des Abends, da Ihr zu meiner Hütte kamet?"

„Ob ich's thue? Jeden Abend schließe ich Euch dafür in mein Gebet ein."

„Ich that Euch auf. Lienhard Ortenau, redetet Ihr mich an und nanntet mich bei meinem rechten Namen, den ich lange nicht mehr führe, in meinen Armen ist vor vielen Jahren Eure Schwester Gertrud im Kloster zu Schlüsselau verschieden. Ehe sie die Augen schloß, bin sie mich, wenn ich je eines Menschen Beistand bedürfe, an Euch mich wenden, um Eurer unglücklichen Schwester willen würdet Ihr mir alles thun, was ich forderte und Ihr zu thun vermöchtet."

„Es ist nicht Gottes Wille gewesen, daß ich ihr meine Liebe habe lange erweisen können", sagte Brigitte, sich mit der Schürze die Augen trocknend, „aber das waren ihre eigenen Worte und sie hat wahr gesprochen, denn Ihr habt mir tausendfach vergolten. Bei Euch fand ich zu eine ehrliche Herberge, bis Jost mich heimführte."

„Ihr wäret es", fuhr Lienhard fort, „die mir damals von meiner Schwester letzten Lebenstagen Kunde brachtet. Wollt Ihr mir jetzt es nochmals erzählen, so genau Ihr Euch jedes Umstandes nur immer entsinnt?"

Gern that Brigitte nach seinem Begehren und wiederholte ihm ihren frohen Bericht, wie sie als ein Kind in das Kloster aufgenommen worden, mehr als ein den Klosterfrauen, in einer jungen, dienenden Magd eine Zuneigung gefaßt habe, die auch ihr bald mit zärtlicher Liebe zugethan war. Immer verrichtete die arme Gertrud, so wurde sie genannt, die schwersten und unerfreulichsten Arbeiten, den ganzen Tag aber war sie traurig, nie kam ein Lächeln auf ihre Lippen,

das jammerte die kleine Brigitte. Sie bat sie oft, ihr ihres Kummers Ursache zu entdecken und versprach ihr in kindischer Zuversicht Trost, dann schüttelte sie ohne Antwort nur wehmütig mit dem Kopf nur drückte das Kind heftig an ihre Brust. Dabei wurden ihre Wangen immer bleicher, ihre Augen glänzender, ihre Hände schmaler, es kam dahin, daß sie die schwere Arbeit nicht mehr thun und einer andern überlassen mußte, endlich warf sie sich, daß sie von dem harten Stroh, das ihr zum Lager diente, nicht mehr sich aufrichten konnte. Da erbat sich Brigitte von der Aebtissin Ursula von Trarbach die Gunst, die Kranke pflegen zu dürfen, und von Stund' an blieb sie ihr Tag und Nacht zur Seite, auf jeden ihrer Atemzüge achtend, bis zum Nachts

Brigitte wachte neben ihr und las ihr bei dem trüben Schein der Lampe aus dem Brevier ein herzliches Gebet vor — da die Kranke plötzlich heftig in die Höhe richtete, ein Strom dunkeln Blutes aus ihrem Munde stürzte; sie sank zurück und war verschieden.

„So hab Ihr mir meinen Bruder", hob Liebhart wieder an, „ich hab' es genau behalten. Nunmehr hört mir zu, was weiter in der traurigen Geschichte gehört. Ihr seid die ersten, die es von mir vernehmen. Meine Schwester Gertrud war nicht immer so, wie Ihr sie im Kloster saht; sie war ein junges, schönes Blut und ich war stolz, der schönsten Dirne in der Umgegend Bruder zu heißen. Das wußte sich schon ihm Glauben hatte sie erblickt, Gott allein — nein, nicht er, nun der Hexe weiß, welche teuflische Künste er angewandt hat, ihr frommes Herz zu berücken, daß sie sich ihm ergab. Ich sah sie verwelken, sie konnte es nicht mehr bergen und mußte mir's gestehen, der Verführer aber war verschwunden und nirgendwo mehr zu sehen. Sie konnte nicht seinen Namen noch Stand, sie schwor es mir zu. Ich tobte und wütete nach Rache, das war auch die Ursache, warum sie mich täglich anflehte, seiner Spur nicht zu folgen, es war auch gut, daß ich ihn nicht fand, ich hätte sonst einen Mord auf meine Seele geladen. Als nun ihre Zeit kam, genas sie eines Mägdleins — Ihr habt es gesehen."

„Eure Gisbeth", sagte Brigitte, „sie gleicht ihrer Mutter, nur ist sie um vieles schöner."

„Um meine Schwester aber", erzählte Liebhart weiter, „war es geschehen. Ihr Herz des Gewissens wehrte an ihr und sie rastete nicht, bis sie als dienende Magd in das Kloster gehen durfte, um des Himmels Vergebung mit Kasteiung des Leibes wieder zu gewinnen. Ich behielt das Kind bei mir, denn unsern Vater brachte der Gram in die Grube. Ich aber mochte nicht weilen, wo viele, die sie als Ärzte verschmäht hatte, schadenfroh mit Fingern auf mich wiesen, verkaufte mein Haus, nahm einen fremden Namen und zog hinaus auf bambergisches Gebiet. Jahrelang habe ich gesucht und ausgekundschaftet, wer meiner Gisbeth Vater sei, ich hatte gute Gründe, ihn für einen vornehmen Herrn zu halten, aber alle meine Mühe blieb eitel und umsonst. Da fand ich endlich heraus ab, weiter zu forschen, denn ich dachte, Gott wolle die Entdeckung und die Strafe sich selbst aufsparen für das jüngste Gericht, und wenn ich die Gisbeth weiterem anlag, war mir's immer, als wär sie mein eigenes Kind, und ich hätte es auch nicht ertragen, daß ein anderer ein näheres Recht auf sie haben sollte. Darum hab' ich auch Euch, als Ihr zu mir kamet, nicht ausgefragt, sondern mit Absicht geschwiegen. Doch in den letzten Tagen ist mir die Gewißheit gekommen, daß ich umsonst daran gethan. Ich darf nicht ruhen, bis ich entdeckt habe, aus welchem Blute die Gisbeth stammt. Deswegen bin ich zu Euch gekommen und Ihr wißt nun die Quelle von Brigittens Herzeleid. Vermochtet Ihr mir nun einen Fingerzeig zu geben, ich wollt's Euch reichlich lohnen."

„Das arme Herz", seufzte Brigitte mitleidig, „das hat ihr den Tod gebracht! Aber ich war damals ein Kind, sie konnte mir nichts offenbaren."

„Habt Ihr auch nie in ihren Reden etwas gehört, irgendein Zeichen, weswegen der Ärmsten das Licht gebrach weiten konnte?"

„Laßt mich, Alter", sagte Jeß und schlug Brigitten mit der flachen Hand auf die Schulter, die gestreckt lachte und die schwachen Erinnerungen einer weit hinter ihr liegenden Zeit zusammenzulesen suchte, „etwas von meiner Hand gäbe ich dann, erführen wir den Namen des Paten!"

„Es geht mir wunderlich", sagte endlich Brigitte, „Eure Erzählung und Eure Fragen wecken in mir das Gedächtnis einer Sache, die sonst in unserm in meiner Seele muß verborgen gelegen haben. Einmal, ja, — richtig — es war den Tag ehe sie starb, da hieß sie mich aus dem Sarg in den Augen ihres Lagers ihr geben, was ich fest finden würde. Es war eine gelbene Kette, doch nein, ein Kästlein, darin lag

die Kette, an dieser hing ein goldenes Kreuzlein mit Perlmutter und edlem Steinen herrlich verziert. Das drückte sie mit großer Inbrunst an ihre Lippen, dann gab sie es mir, sagte, ich solle es von ihr nehmen, aber vor den Nonnen verbergen, denn sonst dürft' ich's nicht behalten."

„Wo ist es? Wo hast du es?" riefen die beiden Männer aus Einem Munde.

„Ach Gott", rief Brigitte, „das ich's nicht mehr habe! Es liegt im Kloster!"

„Wie, Ihr habt's nicht mit Euch genommen?"

„Ich will Euch sagen, wie es damit ergangen. Mir lief es in meinem thörichten Unverstand keine Ruhe, das Geschmeide bei mir zu tragen oder um mich zu haben, weil mir es überkünstlich erschien, drum nahm ich die Gelegenheit wahr und versteckte es, wo niemand es finden sollte. In einem dunklen Winkel unserer Kirche hinter den Stühlen der Klosterfrauen wußte ich in der Mauer eine Stelle, da lag ein Stein dicht über dem Fußboden leis im Mörtel, daß ich ihn ohne Mühe mit meinen Händen herausnehmen, den Arm in die leere Höhlung dahinter strecken, und den Stein wieder dorthin bringen konnte, ohne daß die Spur einer Veränderung zurückgeblieben wäre. Dort vergrub ich meinen Schatz. Anfangs schlich ich mich jeden Tag, wenn die Messe vorbei war, dahin und ergötzte mich an seinem Anblick, dann aber wurde ich seiner über drüssig und vergaß ihn über anderm. Hat nicht ein besonderer Zufall damit gewaltet, so liegt das Kästlein noch dort hinter dem losen Stein."

„Das könnte zu etwas führen", sagte Lienhart nachdenklich. „Gewiß, sie hat es von ihm empfangen und vor mir verborgen gehalten, wie wäre sie auch sonst dazu gekommen? Ich gäb' viel drum, Brigitte, wenn Ihr das Kästlein noch hättet!"

„Was gilt's", rief Jeß plötzlich aufspringend, „ich verschaff' es Euch?"

„Verbürg's Gott, Jeß", sagte sein Weib ängstlich, „tu die Hand von solchen gefährlichen Sachen!"

„Wenn du es mir bringst, Jeß", entgegnete Lienhart, ihre Einrede nicht achtend, „so gebe ich dir, was es wert ist und fünf Gulden darüber, das Geld habe ich für die Elsbeth hinterlegt, doch —"

„Pfui, Lienhart!" rief Jeß und warf in gutmütiger Entrüstung seine Mütze auf den Tisch, „meinst du, ich will mit dir handeln? Nichts damit! Sage, wann willst du es haben?"

„Wir haben morgen Mariä Himmelfahrt. Bis zu St. Michaelistag hast du genug Zeit."

„So geht's nicht", warf Jeß kopfschüttelnd ein, „die Frist ist zu kurz. Es fällt keine gute Frucht ehe sie reif ist."

„Was ist noch nicht reif?" frug Brigitte besorgt. „Ach Gott, du ängstigst mich mit deinen dunklen Worten."

„Gedulde dich, Weib, du wirst's auch erfahren. In jetzigen Tagen weiß mancher mehr, als ihm an der Stirn geschrieben steht. Gib mir sechs Monde, Lienhart."

„Das ist eine lange Zeit; doch es sei drum. Schlage ein! Heute über sechs Monde spreche ich wieder bei euch vor; sorge, daß ich den Weg nicht vergebens gehe!"

Noch vieles wurde zwischen den Dreien gesprochen, ehe Lienhart von ihnen Abschied nahm, um zu Elsbeth zurückzueilen. Als er bis zur St. Wangelskirche gekommen, fiel es ihm, trotzdem er im Geist noch ganz mit der Sache, die ihn hierher getrieben, beschäftigt war, auf, daß die Leute unruhig in den Straßen hin- und herliefen, die Bürger in Haufen beisammenstanden und mit bedenklichen Mienen und gedämpftem Ton angelegentlich untereinander sprachen. Lienhart gesellte sich zu einer dieser Gruppen und erkundigte sich, was vorgefallen?

„Wißt Ihr's noch nicht?" bekam er zur Antwort, „der Landeshofmeister hat des Bischofs Dienst verlassen, wir bekommen eine neue Regierung!"

„Das ist eine schlimme Post!"

„Meint Ihr das auch, Landsmann?" mischte sich ein anderer in ihr Gespräch. „Aber ich hab' schon vorlängst einen Vogel pfeifen hören, des Papstes Legat, wie er an Fastnacht zu Nürnberg gewesen, hat dem Bischof in den Ohren gelegen, einem Ketzer das hohe Amt nicht zu lassen. Nun werden sie uns wol wieder in dem alten Irrthum zwingen wollen."

„Sie sollen's bleiben lassen", sagte ein hagerer Handwerker, der auch zu ihnen getreten war, mit überlauter Stimme, „wir sind Mannes genug, uns unseres Gewissens zu wehren!"

Lienhart hatte genug gehört. Er zog sich unbeachtet aus dem wachsenden Gedränge und trat den Heimweg an, vielfach in seinen Gedanken erwägend, wie merkwürdige Erlebnisse sich ihm in den Raum eines einzigen Tags zusammengedrängt hatten.

VI

Der Winter war vergangen, der Lenz weckte wieder Wald und Flur mit seinem freundlichen Finger aus dem langen Schlafe, die Wellen der klaren Wieseni hüpften wieder lustig spielend zwischen den grünen Matten hindurch und über die steilen Wände des Thals breitete sich der Schimmer der jungen Blätter, die, von den warmen Sonnenstrahlen aus ihren Hüllen hervorgelockt, Bäume und Gesträuche zu bedecken anfingen. Die Burg Streitberg streckte ihre Zinnen stolz und kühn in die blaue Luft und selbst das letzte Gestein ihrer Mauern schien die Wonne des lauen Maientags einzusaugen.

Ein solcher war es, an welchem der Junker von Schwarzenberg und das Fräulein Anna, die Tochter des markgräflichen Hauptmanns zu Streitberg, Sebastian's von Wolfsberg, im Burgzwinger unter den knospenden Lindenbäumen lustwandelten. An diesem Orte vernehmlich pflegte Anna in müssigen Stunden sich zu erfrischen und des freien Blicks hinunter in das grünende Thal und hinüber nach den fernen Wäldern, die, auf bischöflichem Gebiet gelegen, auf der andern Seite des Wassers den Eingang zum Thal bewachte, sich zu erfreuen. Sie war vielleicht, bei der Gleichheit an jenem Tage gewesen, wo sie auf dem Heimwege dem jungen Jäger im Walde begegnete, denn der Ruf von Gisbrecht's Schönheit war durch ihre Vertrauten bis zu ihr gedrungen, und als nun einst Leonhart auf dem Schlosse war, ward er auf ihren Befehl zu ihr geführt und so sehr von ihr bewundert, bis er versprochen hatte, das nächste mal, wo seine Dienste zu Streitberg erforderlich würden, seine Nichte mit sich zu bringen. Er hatte es gethan und das Gefallen an dem schönen Mädchen so gross gefunden, dass Gisbrecht kaum von ihr gehen ward, so eilt sie zu ihr kam.

Mit Recht hatte der Landesbeschützer sie gegen seinen Sohn ihre schöne Muhme genannt, und jetzt zumal, wo das Sonnenlicht sie so freundlich umspielte, schien mit der Wiederkehr des Lenzes auch der Glanz ihrer Schönheit von neuem erwacht. Von ihrem Haupte, das sich stolz auf dem schneeigen Nacken wiegte, fiel das lichtbraune Haar, in der Mitte geschweift, in vielen Locken zu beiden Seiten des ovalgeformten Gesichts anmuthig herab, und wurde von einem künstlichen Gewinde aus Goldfäden und purpurner Seide, das die Stirn umspannte, zusammengehalten. Ueber dem Mieder, das sich fest an den Busen anschmiegte, blieb ein weisses, gefälteltes Linnen sichtbar, welches den Hals umschloss. Ein Kleid von dunkelblauer Farbe fiel in langen Falten bis auf ihre Füsse herab und liess nur die Spitzen von den schmalen gestickten Schuhen hervorsehen. Am untern Rande war es ringsum mit breiten Säumen eingefasst, seine Aermel lagen eng an den runden Armen und schlossen sich mit einem Armband an das zierliche Handgelenk, auf von den Schultern fielen weite, offene Ueberärmel von dem reichen Stoff wie das Kleid bis zu den Ellbogen herab. Die Mitte der schlanken Gestalt umspannte ein Gurtel von rothem spanischem Leder, vorn von einem goldenen Ring in Form einer Schlange zusammengehalten, und die Tasche von schwarzem Sammt, die an zwei silbernen Ketten daran herabhing, vollendete ihren Anzug.

Dennoch schien Florian für die Schönheit seiner Begleiterin so wenig Augen zu haben wie für die Pracht der ihn umgebenden Natur. Mit gesenktem Haupte, schweigsam und in sich gekehrt, ging er neben ihr einher, sobald sie ihn anredete oder eine Frage an ihn richtete, antwortete er kurz und halb, und an jedem seiner Worte hörte sie, dass seine Gedanken auswärts herumschweiften und nicht bei ihr weilten. Seit manchem Monat schon lebte nun Florian auf der Burg, des wackern Ritters und seiner schönen Tochter willkommener Gast. Verlängst schon war die edle Jungfrau dem blühenden Jüngling gewogen und mit heimlicher Freude sah sie ihn bei ihrem Vater Herberge nehmen. Sie war ihr unverborgen, dass ihre Väter seit Jahren übereingekommen, das Band der Freundschaft und Verschwägerung, welches sie umschlies, vereint zwischen ihren Kindern noch enger zu knüpfen, und ihr junges Herz schlug schneller, wenn sie bei sich überlegte, dass der theure Mann nunmehr eine lange Zeit aber ihr nahe bleiben sollte. Aber der Herbst verging, der Winter kam und trieb die Bewohner in das Innere seiner Gemächer, und noch immer war auch nicht eine von ihren süssen Hoffnungen in Erfüllung gegangen. Oft geschah es, wenn sie seine Gesellschaft begehrte, dass er nirgends zu sehen war, sondern einsam drüben in seinem Gemach sass, dann zürnte und schalt sie bei sich recht bitter auf die höfischen Bücher, die sein Vater ihm von Zeit zu Zeit schickte, und worüber er ihrer vergass. Hätte sie aber gesehen, wie oft sein Auge über den Rand des aufgeschlagenen Buchs hinüber ins

Leere schweifte und er nicht nur seiner holden Muhme, sondern sein selbst vergessen in Gedanken verloren hat, bis er erwachend sich wieder dem Buche zuwandte und den Sinn der gelesenen Worte, der ihm darüber entschlüpft war, mit besserer Aufmerksamkeit festzuhalten suchte, so hätte sie wol die Bücher nicht angeklagt und die Ursache, die ihn von ihr fern hielt, in anderem gesucht. In andern Zeiten grollte sie ihm, daß er so oft mit ihrem Vater oder allein auf die Jagd ritt und so lange ausblieb. Kam er dann am Abend zurück, so suchten ihre Augen nach der Begegnung seiner Blicke, und wenn sie miteinander an des alten Herrn Seite vor dem lodernden Kamin saßen und von des Tags Begebenheiten oder von den Nachrichten aus der Nähe und Ferne traulich Zwiesprache hielten, da war er wol freundlich und liebreich zu ihr, aber es gab doch ihrem Herzen keine Ruhe und seinem Genuß, ja sie kannte ihm zürnen, daß er so vertraulich an ihr sprach und that wie ein Bruder mit seiner Schwester.

Heute aber erschien er ihr nachdenklicher und gleichgültiger denn je, und als alle ihre Versuche, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, fehlschlugen, riß der Faden ihrer Geduld und sie rief endlich voll Unmuth ihm zu: „Ei Vetter, wie unheimlich seid Ihr doch. Ihr achtet seit lange nicht mehr auf das, was ich sage!“

„Ich vergeb's“, sagte Alexian, aus seinem Traume erwachend, „ja, ich verdiene Eure Scheltworte, schöne Muhme, ich klage mich selbst vor Euch an.“

„Und was ist Euch, Alexian?“

„Ist Eures Vaters Sinn nicht auch heute?“ versetzte er ausweichend, „drückt nicht schwere Sorge eines jeden Mannes Herz? Die Zeit ist schwer, von allen Enden kommt schlimme Botschaft; in Schwaben sind die Bauern in hellem Aufruhr. Wer kann wissen, ob nicht in der nächsten Stunde ein gleiches Feuer um uns her aus dem Boden schlägt? Wie sollte ich da fröhlich sein können, wäre es auch bei Euch?“

„Vetter, Ihr weichet mir aus; überlist, das ist es nicht allein, was Euch bekümmert, doch was dränge ich mich in Euer Vertrauen? Ich bin eine Thörin, mich um Euch zu sorgen, dem ich gleichgültig bin!“

„Anna“, sagte Alexian, und faßte herzlich ihre Hand, „das ist bitter gesprochen. Bei Gott, Ihr thut mir Unrecht. Vielleicht bin ich der Thor, die Ihr mir schenkt, unwerth, doch eines treuern Freundes mögt Ihr Euch nicht rühmen als ich bin.“

„Eure Worte sind mild“, grollte sie weiter, „aber Euer Thun ist nicht danach.“

Noch überlegte Alexian, wie er ihren Unmuth, den er ohne Absicht verschuldet, wieder beschwichtigen könne, als beider Aufmerksamkeit durch den Klang der Glocke am Burgthore erregt ward. Im nächsten Augenblick schon öffnete sich das Pförtlein, das aus dem Schloßhof nach dem Zwinger führte, und herein durch dasselbe trat Elsbeth und stand wenige Schritte vor Anna und dem Junker.

Ein leiser Schrei entfuhr ihren Lippen und sie zuckte zusammen, als sie so plötzlich und unvorbereitet sich Alexian gegenüber sah. Noch weniger vermochte dieser seine Ueberraschung zu bemeistern und ohne zu wissen, was er that, machte er einen hastigen Schritt auf sie zu und rief ihren Namen. Elsbeth aber faßte sich schnell, sie wandte sich gegen das Edelfräulein, verbeugte sich ehrerbietig und küßte ihr die Hand. Allein es war zu spät. Ihr Erschrecken bei Alexian's Anblick, seine stammelnde Geberde, sein Ausruf waren von Anna nicht unbemerkt geblieben. Sie sah ihren Vetter groß und verwundert an, dann warf sie die Lippen trotzig auf, während Elsbeth noch immer über ihre Hand gebeugt stand: „Wie Junker, Ihr kennt dies Mädchen?“

Verwirrt und stockend entgegnete Alexian: „Ich erkenne sie wieder, ich entsinne mich ihres Gesichts, es war vergangenen Herbst, auf der Jagd, da bin ich ihr im Wald begegnet.“

„Ihr habt ein langes Gedächtniß, Vetter!“

Es entstand eine Pause. Das Fräulein, in deren Busen der Zorn der Eifersucht aufzusteigen begann, sah beleidigt, ja verächtlich bald auf ihren Vetter, bald zu dem armen Mädchen nieder. Elsbeth, in ihrem Innern erzitternd, hatte furchtsam der Aufforderung zu reden und war sich, schweigen zu dürfen, und dem Junker wäre somit Zeit geblieben, die beiden schönen Gestalten, die so verschieden und an Schönheit doch so ebenbürtig waren, zu vergleichen, hätte ihn nicht selbst immer irgend die Verlegenheit und mit dem Entzücken über Elsbeth's Anblick die Scham gequält, daß er sie zu verleugnen gezwungen war. Um das drückende Schweigen zu endigen, wandte er sich endlich zu Elsbeth: „Wie ist's deinem Oheim gegangen?“

„Habt Ihr auch seine Bekanntschaft auf der Jagd gemacht?“ frug Anna spöttisch dazwischen.

„Es iſt ein Abenteuer", ſagte er mit ernſt zwangenem Ton, „ich will Euch davon erzählen, wenn es Euch zur Unterhaltung dient"

„Behaltet es immerhin", verſetzte Anna kalt, „ich begehre Eure Geheimniſſe nicht. Wie iſt's, Gisbrecht? Haſt du ein Anliegen?"

Allerdings war dem ſo. Reinhard war es, der Gisbrecht auf die Burg gelandt hatte, denn er ſah ſich nach einem ruhigen und ſichern Ort für das Mädchen um, weil die Bauernſchaft in den Dörfern des Stifts ſich wieder erhob, und ob er gleich ihre Unbändigkeit fürchtete, ſo drängte ihn doch ſein Gewiſſen, in der gerechten Sache nicht Partei zu bleiben. Da hätte er den Gedanken nicht ertragen, ſie daheim allein und ſchutzlos, vielleicht des ſchlimmen Konrad Nachſtellungen preisgegeben, zu wiſſen. Zuerſt gedachte er, ſie zu Brigitten nach Bamberg zu bringen und bei ihr zu laſſen, bis der Aufruhr ſein Ende erreicht. Aber in der Stadt ſand es nicht minder lebhaft als auf dem Lande, und er mußte deshalb den Plan aufgeben. Da erinnerte er ſich des edeln Fräuleins, die ſo ein ſchon ſeiner Nichte ſich liebreich erwieſen hatte, und beſchloß ihren Schutz anzuſprechen, denn bei ihr war ſie nicht allein vor den Bauernhaufen ſicher hinter Wall und Graben, ſondern ſie befand ſich dort auch auf markgräflichem Gebiet, und noch hatte der Markgraf ſich nicht als ein Feind der „chriſtlichen Einigung" erklärt, ſodaß ſeine Feindſeligkeit der Bauern gegen Stromberg zu ſuchen ſtand. Auch verſah er ſich zu des Fräuleins edlem Gemüth, ſie werde es das arme Mädchen nicht entgelten laſſen, wenn es ihr ja zu Ohr kame, daß er ſelbſt es mit den Bauern hielte. So war denn Gisbrecht auf ſein Geheiß heute Morgen in der Burg aufgetragen, ihre Bitte vorzutragen, nicht abgeneigt, wenn ſie bei dem Fräulein treffen würde. Nun aber, da ſie dem Junker von Schwarzenberg an Anna's Seite begegnet und Zeuge ſeiner Befangenheit und ihres Zornes geweſen, empfand ſie, daß hier keine Stätte für ſie ſei, ja daß ihr Mund verſchloſſen und verriegelt bleiben müſſe, ohne ihre Bitte auch nur auszuſprechen, weil ſie deren Gewährung ärger fürchtete als Abweiſung. Liebe, ſagt man, ſei blind, aber Eiferſucht heilt die Blindheit und verleiht dem Auge die Schärfe des Falken. Hätte Anna an Alexian's Worten und Gebärden in Gisbrecht auf den erſten Blick ihre glückliche Verlobte erraten laſſen, ſo fühlte auch Gisbrecht, daß ſie es war, um derentwillen das Fräulein dem Junker zürnte. Und war es denn nicht auch ein halbes Eingeſtändniß ihrer Liebe, daß ſie ſo heftig vor ihm erſchrocken? Das iſt ja das Wunderbare eines liebenden Herzens, daß es zu bekennen ſcheut, was es am höchſten begehrt. Jetzt kannte ihr Entſchluß; keinen Augenblick auf dem Schloſſe zu verweilen und lieber das Moos im Walde zu ihrem Lager zu ſuchen, als ſo beſchämt und gekränkt in der Nähe der vornehmen Herrlichkeit zu bleiben. Aber noch ſah ſie nicht, wie es ihr möglich ſein ſollte, ihr Erſcheinen zu rechtfertigen und ſchnell ſich wieder entfernen zu können.

„Gnädigſtes Fräulein", ſtammelte ſie, „mein Oheim — mit Verzeihung, laßt mich's Euch ein andermal ſagen — ich wußte nicht, daß Ihr nicht allein wärt —"

Anna war nicht unedeln Gemüths, und doch mochte ſie ſich den Triumph nicht verſagen, ſich an Alexian's und Gisbrecht's beſtürzter Verwirrung zu weiden.

„Wie heißt du ſie beſitzen, Gisbrecht", ſagte ſie mit erheuchelter Theilnahme, „ſage du ihr's, was ſucht ſie an?"

„Ach, edles Fräulein", ſtotterte Gisbrecht ſie bittend, „nicht ſo!"

Dabei drückte ſie ſich über Anna's herabhängende Hand, berührte ſie leiſe mit den Lippen und ehe das Fräulein ſie zu halten vermochte, war ſie leichtfüßig wie ein Reh entflohen und durch das Pförtlein verſchwunden.

Ohne einen Verſuch, das unterbrochene Geſpräch wiederanzuknüpfen, ohne noch ein Wort miteinander zu wechſeln, ritten Alexian und Anna in die Burg zurück.

(Fortſetzung in nächſter Nummer.)

Auf der Reiſe.

Skizzen von Moritz Gottl.

III.

Nach dem Mittageſſen in die allgemeine Frage im luſtigen Paris: „Wohin nun?" Irgend den Abend in einem Theater zubringen, während draußen der helle Mond die lachenden Straßen beleuchtet, das vermag man ſich nicht abzugewinnen! Und warum auch? „Was du von der Myope ausgeſchlagen, bringt keine Gottheit zurück!" Dann Gabrielette überall bereit; wir ſpringen in einen offenen Wagen und ſind in wenigen Minuten auf den Boulevards.

Am Theater des Variétés drängte sich eine dichte Menschenmenge. Wir mußten uns in der Reihe aufstellen und erhielten noch glücklich eine Parterreloge. Ich liebe diese Plätze nicht; man hat den Vorteil, nicht gesehen zu sein, — wem daran liegt! — sieht aber auch selbst dafür schlecht genug. Es war noch sehr früh, doch erblickten wir das Haus gefüllt. Im Parterre, auf den Sammtbänken — nach meiner Meinung den besten Plätzen — saßen nur Männer, die, alle schwarz gekleidet, außerordentlich ernsthaft aussahen. Durch ihre Reihen hin schrie eine kräftende Männerstimme: „Les secrets du diable — das ganze Stück für 30 Centimen!" Auch zu uns kam endlich dieser Rufer und spreite uns mit seinem Verruf; doch, wehe, arme Augen! Wer hätte in dieser Finsternis ein Wort von des Teufels Künsten zu entziffern vermocht? Auch war es nicht nötig, wie ich bald darauf entdeckte, als der Vorhang sich hob, sich auf diese tollen Metamorphosen vorzubereiten. Es kamen viele Frivolitäten, viele gewagten Witze darin vor, die das Publikum unendlich belachte. Die Hauptsache, die Liebe einer Hexenmeisterin zu ihrem Ziel, den der Teufel später in einen Mann verwandelt, erregte lebhaften Beifall. Wir Deutschen sind zu ernst für solchen Scherz; aber man muß solche Teufeleien auch einmal gesehen haben, um sich in Paris heimisch zu fühlen.

Auf der Place de la Concorde steht ein großes Teleskop aufgestellt, das das Publikum gestern in Anspruch nimmt, um den Kometen zu beobachten, der allabendlich am Himmel steht. Als wir neulich vom Lande zurückfuhren, machte uns der Kutscher auf dies den Menschen stets so unheimliche Gestirn aufmerksam, mit dem Zusatz: „Ich halte ihn für bewohnt, ich halte alle Gestirne für bewohnt!" Nun nun legte er uns sein astronomisches Glaubensbekenntnis ab, das ich mit großem Interesse anhörte. Wird er seine Theorie wol wenigen gern haben, weil sein Auge, während die Hand den Zügel hält, die auf- und untergehenden Sterne erspäht? Vor zwei Jahren, erzählte er uns, als der neue Planet entdeckt war, fuhr er eines Abends einen Herrn aus dem Pré Catalan nach Hause, der sich zu ihm auf den Bock setzte, um die Sterne besser zu sehen. „Der Herr suchen wahrscheinlich den neuentdeckten Stern, von dem ganz Paris spricht? Aber, wie man sagt, das ist eine schlechte Erfindung von dem, der ihn gefunden haben will. In Wahrheit ist der Planet gar nicht da." „Er ist so gewiß da, wie ich hier neben Ihnen sitze!" erwiderte der Fremde; „denn ich selbst habe ihn entdeckt und will ihn Ihnen zeigen, mein lieber Kutscher, damit Sie morgen jedem, der es leugnen will, es widerlegen können, daß Sie selbst ihn gesehen!" Sie fuhren darauf zum Observatorium. Während des Wegs erklärte Leverrier seinem Nachbar das ganze Weltsystem. An ihrem Ziele angelangt, rief er seinem Diener, das Pferd zu halten, und führte den Kutscher auf die Sternwarte, stellte die Instrumente auf und zeigte dem erstaunten Manne das bestirnte Gestirn. Dann ließ er ihn noch den Jupiter und Saturn sehen und gab ihm nun, ihn für den Zeitverlust zu entschädigen, 5 Francs mit den Abschiedsworten: „Jetzt sind Sie doch überzeugt, nicht wahr?" Diese nächtliche Begegnung schien einen unauslöschlichen Eindruck auf den Kutscher gemacht zu haben; seine ganze Seele war erfüllt von dem Leben auf den Sternen, die er sich alle bevölkert dachte, den Mond nicht ausgenommen, trotz des mangelnden Wassers.

Es herrscht eine gewisse, nicht geringe Intelligenz unter diesen Menschen. Da wir uns meist als Fremde hören, haben wir fast täglich Gelegenheit, mit dem einen und dem andern von ihnen bekannt zu werden. Wenn wir ein neues Stadtviertel besehen wollen, bedarf es nur einer kleinen Aufforderung zu dem Kutscher, und er zeigt uns alles Merkwürdige des Quartiers, das wir durchfahren. Gestern besahen wir so das Quartier St.-Germain und den Palais des Luxembourg, in dessen herrlichen, wohlerhaltenen Gärten eben ein Musikchor spielte, um das sich eine bunte Menschenmenge versammelt hatte. Hier, in diesem „gesundesten" Stadtteil von Paris, wohnt die vornehme Welt, und da sie sich noch auf dem Lande befindet, so waren die meisten Häuser in den besseren Straßen verschlossen. Es ist weit stiller hier als diesseit der Seine. Enge Straßen ziehen sich hindurch und selbst die Rue de Bac, für welche Frau von Staël so schwärmerisch eingenommen war, zeigte wenig Anlockendes. Damals freilich machte man noch keine Ansprüche wie jetzt; es gab noch keine Rue Rivoli; die Champs-Elysées, wo jetzt der Boden, eine Elle im Quadrat, mit 120 Francs bezahlt wird, waren damals wirklich noch „glückliche Gefilde".

Im Théâtre-Français wurden gestern der „Geizige" und der „Eingebildete Kranke" von Molière gegeben. Es ist eine seltsame Sitte, zwei solche Stücke hintereinander aufführen zu wollen, die sich so sehr beeinträchtigen, weil sie

dadurch des Vergnügens beraubt wurde, den Schluß des „Malade imaginaire“ zu sehen, indem meine Gefährten um halb zwölf Uhr nach Hause zu gehen begehrten, um ihre wunden Füße und Augen auszuruhen. Ich sah heute zum ersten mal auf einem französischen Theater und folgte der Vorstellung mit atemlosem Interesse; so aus einem Guß hingestellt, ein durchaus vollendetes Ganzes wie hier, war ihr Eindruck entzückend.

Wir haben wohl auch im Sonnenschein den Père Lachaise besucht und den Gräbern berühmter Verstorbener den Tribut unserer Verehrung dargebracht. Auch die Stätte, wo Beranger wohnt, suchte ich wieder aufzufinden. Ich hatte im vergangenen Jahre dabei gestanden, als man die letzte Schaufel Erde auf ihn herabschaufelte, während draußen ganz Paris auf den Füßen war, den Dichter des Volks auf seinem letzten Gange zu begleiten, während die Place de la Bastille mit Kanonen besetzt und von Regimentern unter Waffen umgeben war, um von hier aus des Volkes Begeisterung zu überwachen. Jene schlummernde Erregung kann schon solange unter diesen kalten Erde nur in der Erinnerung noch leben, die sein Monument mit reichen Spenden von Immortellen frischen schmückt. Auf dem Grabmal Manuels, das auch ihn mit deckt, ist eine zweite Inschrift mit seinem Namen gesetzt worden. Mehrere Stunden waren wir unter den Todten umhergewandert, ohne noch alle Namen aufgefunden zu haben, die in unserm Gedächtnis aufgespeichert lagen. Von dem kolossalen Monumente einer Familie, das weit alle andern Grabmäler überragt, das der Reichthum sich selbst errichtet — giengen wir hinab zu Gassot Perret, der gleich am Eingange Orte und Gewährsmann den Weg zeigt, wie man leben und wie man sterben soll. Dann wanderten wir fort, um noch einen entfernt ruhenden Todten zu besuchen.

„Den nächsten Weg nach Pinsonnet!“ sie sen wir dem Kutscher, und da wir ein paar prächtige Pferde „aus der Remise“ hatten, so flogen wir nun dahin durch die Faubourgs und vor Barrières du Trône, welche durch zwei hohe Säulen die Grenzen von Paris bezeichnen. Hinter diesen wurden die Häuschen klein und das Leben der Hauptstadt verlor sich. Die breite Straße, zu beiden Seiten mit einer Pappelreihe gesäumt, war leer von Menschen und Wagen. Die Betriebsamkeit sowie das Vergnügen reichten nicht bis hierher.

Die Avenue Pinsonnet war bald erreicht. Der wachthabende Soldat ließ den Wagen durch das Thor passiren und so befanden wir uns innerhalb dieser starken Mauern, aus denen, soll man hier festgehalten werden, kein Entrinnen denkbar ist. Der Commandant ritt an uns vorbei und grüßte. Baumschutt lag umher, Arbeiter waren beschäftigt, immer noch hatte die Axte ihre Vollendung nicht erreicht. Die Kirche stand inmitten des großen Hofes; rundum lagen Haufen von Bomben aufgeschichtet. Ohnmacht und Menschenmord; die Religion des Friedens, gepredigt inmitten aller Vorbereitungen zum Kriege, vor den Thoren von Männern, welche ihr Leben einsetzen, um einer Kunst der Politik zu dienen. Seltsame Widersprüche unseres sozialen Lebens! Eine alte Frau erbot sich, uns als Führerin durch die Kirche zu begleiten. Wir traten ein. Ein großer Raum nahm uns auf; uns gegenüber stand der Altar, hinter uns war eine Tribüne errichtet für das Musikchor des Regiments, welches die Orgel ersetzt. Schauerlich! Jeder militärische Gottesdienst thut mir weh, war mir unheimlich! In einer kleinen Seitenkapelle lag der Herzog von Orleans begraben, von Sinnbildern des Friedens umgeben. Ich athmete erst wieder auf, als wir die starken Mauern im Rücken hatten.

Unsere Speisestunde war herangekommen. Gegenüber der Avenue befand sich ein Restaurant: Offiziere lagen hier umher, lesend, essend, gaffend. Ihre Gesellschaft lockte uns nicht an. Wir hießen den Kutscher, uns nach einem einsamen Orte zu fahren. Durch den Wald von Vincennes nahm er nun seinen Weg und zeigte uns dabei alle Anlagen, welche hier in gewissem Maßstabe wie im Bois de Boulogne von Ludwig Napoleon ausgeführt worden. Da waren bereits Schweizerhäuschen über Grüfte und neben Mauern, hier wurden Teiche ausgegraben, Wasserleitungen gelegt; dazwischen Gartenanlagen, Grasplätze, neue Wege, durch das Holz geschickt ausgeschnittene Durchsichten; und mitten hindurch zog sich noch die ganz Paris umgürtende Eisenbahn, welche den Städter so leicht an diesen neuen Ort des Vergnügens befördern wird. Welch ein großartiges Unternehmen, diese neue Verschönerung von Paris!

Vor dem Städtchen Nogent, das sich an den Wald anlehnt, hielten wir an. Für 2½ Francs lieferte uns hier der Restaurant ein treffliches Diner für drei Personen, St. Julien und Glas Nogent mit eingerechnet; und erst als die Sterne heraufgezogen und der Kellner schon hoch am

Himmel stand, bestiegen wir unsern Wagen, um nach Paris zurückzukehren. Wir waren nun einmal vor den Barrièren und mir fiel daher ein, daß die Gelegenheit so übel nicht sein möchte, einen Ganzen zu sehen. Unser Kutscher erklärte auf unsere Anfrage, daß er uns in Minuten an einen hübschen Ort der Art führen werde, wo man bewe tanze. So hab ich nun endlich einmal das von Zac so gut geschilderte Volksvergnügen, einen Ball vor den Barrièren. Der Eintrittspreis war fünf Sous. Wir wurden auf eine Galerie geführt, wo an kleinen Tischen Blousenmänner saßen und tranken. Unten tanzte man schon lustig — auf einem, wie es auf der Affiche hieß, ganz neuen Parquet, das aber nichts weniger als sauber aussah. Jeder Herr mußte seinen Tanz noch besonders bezahlen. Man war eben in der Mitte eines Contretanzes, den man, sowie er beendet, wieder aufs neue beginnt, viel malvoller, als ich je geglaubt. Dabei herrschten die verschiedenartigsten Toiletten. Unter den Männern, neben der Blouse, ein feiner Herr mit langem Haar und Cravatte, ein Gemmis, ein Student, ein Künstler; unter den Mädchen bald die Zofe mit Häubchen und Schürze, bald eine gezupfte Milchmagd, bald wieder ein ganz „ungewaschenes Meten". Wunderbar war die beim Tanz entfaltete Grazie, das zierliche Aufheben des Gewandes, die vom Arabesk eingegebenen Sprünge und Entrechats. Wir blieben über eine Stunde Zuschauer und kein rohes Wort, keine rohe Geberde beleidigte Auge oder Ohr. Als wir durch die Stadt fuhren, nahmen wir, wie immer, unsern Weg über die Boulevards, bei den verschiedenen Theatern vorbei, durch das bunteste Gewühl. Die ganze Stadt schien in Lust und Freude verloren.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Anregungen.

Schiller und die Schule.

Daß die Pädagogen von unsern großen Dichtern zu lernen haben, darüber wird kein Zweifel sein, wenn man bedenkt, daß die großen Dichter die Erzieher der Nation sind. Nicht etwa sind es spezielle Erziehungsvorschriften, die der Jugendlehrer in den Werken großer Dichter zu suchen hat, obgleich auch deren sich genug und deutlichen herausfinden lassen (mehr freilich aus den Werken Goethe's und Jean Paul's als Schiller's), sondern der Geist edler Menschlichkeit, der Enthusiasmus für Licht und Freiheit, der Sinn für das Wahre, Gute und Schöne ist es, den die Jugendlehrer aus den Werken unserer großen Dichter einzusaugen haben, um mit demselben alsdann ihre Schüler und Zöglinge zu durchdringen. Und in dieser Beziehung ist es, wie Diesterweg im neuen Jahrgang seines Jahrbuch in begeisterter Ansprache an die Lehrer sagt, vornehmlich Schiller, an dem jetzt und jetzt die Lehrer sich zu erziehen haben.

„Um", sagt Diesterweg, „Schiller's Bestrebung in der Geschichte und Kultur der deutschen Nation zu würdigen, denke man sich diesen einzigen Mann weg — fehlte dann nicht, würde nicht in dem Gebildeten jedes Einzelnen wie der ganzen Nation eine [illegible] Lücke und Leere entstehen? Würden wir dann [illegible] schwungvollsten und idealsten unserer Jugendschriftsteller vermissen? Wer seinen Geist nähren, sein Herz veredeln, sein Gemüth reinigen, seine Begeisterung mit den edelsten Idealen bereichern will, der braucht nur zu den Erzeugnissen dieses Geistes, dieses Herzens, dieses Charakters zu greifen."

Der Lehrer, der angehende wie der gereifte, soll nach Diesterweg die Begeisterung der ganzen Nation für Schiller theilen, „für diesen herrlichen Mann, der ohne arm zu werden, die Armuth von Millionen in Reichthum verwandeln kann"; der Lehrer soll aber auch speziell als Lehrer von Schiller lernen, seine Tapferkeit im Kampfe mit den widrigsten Verhältnissen, die ihm in seiner Periode seines Lebens tobten, unter welchen seine ökonomische Beschränktheit und seine kränkliche Leibesbeschaffenheit nicht die kleinsten waren, — seine Anstrengung zur Reife der Ausbildung und Vollendung bis zum letzten seiner Tage, — seine Leidenschaft des Schaffenstriebes, denn seine Begeisterung sei ohne Leidenschaft —, seine Grundsätze und Principien für wahre menschliche Bildung und Cultur."

Schiller war, gleich Kant, ein Feind alles leeren Sagungsweisens. Er sagte — und an diesen Ausspruch erinnert Diesterweg besonders —: „Religionen wie politische Gesetze sind gleichmäßig verwerflich, wenn sie einer Kraft des menschlichen Geistes fesseln, wenn sie ihm in irgendetwas einen Stillstand auferlegen. Ein Gesetz z. B., wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensschema beständig zu beharren, daß sie in einer gewissen Zeit als das beste erkennen, ein solches Gesetz wäre vielleicht ein Attentat gegen die Menschheit und keine noch so ehrwürdige Vorzeit würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet." Demgemäß ist auch Diesterweg ein Feind alles starren, die lebendige Entwickelung hemmenden Dogmatismus in der Erziehung. Er dringt auf Erziehung des In-

Denkens zum Selbſtdenken und zur Selbſtändigkeit. „Schiller", ſagt er, „der Mann der Kraft, Energie und Freiheit, der den Mangel dieſer Eigenſchaften in ſeinem Volke ſo tief fühlte, der Mann der Natur und der Wahrheit, ein Pharus des Lichts, eine hell leuchtende Monumentſäule, ein Verkündiger des Wahren, Guten, Schönen, kurz Schiller konnte nur dem dynamiſchen Entwicklungsprinzip in der Erziehung der Jugend der Nation die Herrſchaft zuerkennen." Es fehlte zwar nicht an Leuten, welche den Standpunkt Schiller's und ſeiner Zeitgenoſſen für überwunden, ſeine Ideen für veraltet, ſeine Beſtrebungen für verkehrt, ſeine Weltanſchauung für falſch zu erklären geneigt ſind; „mögen ſie, mögen ſie thun was ſie nicht laſſen können." Ich bin der Meinung, daß derjenige, welcher den ganzen Schiller (d. h. mehr als ſeine Gedichte) nur das deutſche Volk mit ſeinen Gedichten und Prieſtern kennt, geſchrieben muß, nicht nur, daß die Nation bei ihm noch nicht angekommen iſt, ſondern auch daß es noch Jahrhunderte dauern wird, ehe es den Inhalt des Schiller'ſchen Geiſtes und Lebens in Saft und Blut umgewandelt haben wird. So viel Recht hat das ein Mann, welcher ſich deutſcher Bildung rühmt, ohne Schiller gar nicht gedacht werden kann. Und wenn man einen deutſchen Knaben oder Jüngling auf einen Mann hinzuweiſen hat, aus dem er deutſches Blut in ſeine Geiſtesadern hinüberleiten könnte, ſo iſt kein anderer zu nennen als der Mann, aus deſſen Aether keine zweideutige, verführeriſche Phraſe geboren iſt, als der Mann, der, aus dem Volke entſprungen, ganz Volk blieb und die angeborene deutſche Natur zur höchſten deutſchen Cultur erzog — der Mann, in dem ſich, als einem Genius, die Mängel ſeines Volks nicht mehr verkörpern, wol aber ſeine potenzirten Tugenden."

In dieſer begeiſterten Weiſe iſt der ganze Treitſchke'ſche Aufſatz geſchrieben und auf Erkenntniß der Vorzüge Schiller's und auf Einſicht deſſen begründet, was Schiller trotz aller Anerkennung des einmal zum Gedeihen unſers Volks gehörenden Idealismus, namentlich auch noch für unſere Zeit kein und bleiben mußte.

Thomas Carlyle's „Friedrich der Große".

Immer enger und feſter ſcheint die Verbindung Englands und Deutſchlands zu werden, politiſch wie im Reiche des Gedankens.

Kaum hat ſich die Begeiſterung, die dem Werke von Lewes über Goethe*) entgegenkam, gelegt, daß ſchon ein neues Buch eines Engländers über einen „deutſchen Mann" die Aufmerkſamkeit anregt und Thomas Carlyle hat es übernommen, das Leben Friedrich's, „den die Nachwelt den Großen nennt", zunächſt den engliſchen Leſern darzuſtellen, aber es kann ſchon jetzt nicht mehr zweifelhaft ſein, daß er die beſte Würdigung ſeiner Arbeit bei uns finden wird.

Schon darum, weil die Weiſe ſeiner Schilderung ſeine Auffaſſung von Zuſtänden und Perſönlichkeiten in unſerer beſtreitbaren Literatur eine originelle, wie ſie dagegen iſt. Wer hätte je die höhniſch ungaſtlichen Streitigkeiten des Hauſes Habsburg ein „kritiſches Pennyblatt" genannt, einen Ort, der wegen der wilden Schlägereien auf ſeinen Jahrmärkten eine ſprichwörtliche Berühmtheit erlangt hat, oder einen brandenburgiſchen Kurfürſten als „Hauptconſulenten" bezeichnet oder einen Markgrafen, Gregg den Riemmen von Kulmbach etwa je gewagt „eine derbe, ins Rohe gehende, etwas humoriſtiſche Phyſiognomie, Backenknochen hoch, Wangen ein wenig baukicht und faltig, Augen mit hinlänglicher Beſorgtheit und Ironie, Lippen, liebevolle Schlichtheit, Treue, Verſtand, Wahrhaftigkeit blicken aus allen Zügen. Er trägt einen reichlichen, weißen, kurzgeſchnittenen Bart, reichliche Krauſelloden, Halskrauſen, Hermeline; Hut nicht zu beſchreiben im Vergleich mit Perder Kaufmann's, ein über umgekehrter Eimer von einem Hut, in einem fünf anderthalbzackigen Winkel hängend, mit einer Perlenſchnur oben nicht unten herum, unächter auf Gregg's ächtem Haupte und durchaus nicht zu beſchreiben." (Ueberſetzung von J. Meyberg. Berlin, Decker, 1858.) Hier ſcheint ein altes Bild dem Autor geſtanden zu haben und wie in einer Trödelkammer arbeitet er auch. Er zieht im Hauskleide, die Schuhe niedergetreten, das Gewand nachſchleifend. Darüber wird niemand ſtreiten, in dieſer Weiſe darf Geſchichte nicht geſchrieben werden. Es iſt etwa die Art, wie wenn Heinrich Heine plötzlich hätte ſeine Ideen über den Peloponneſiſchen Krieg ſchreiben wollen.

Wo Carlyle einen gegenſtändigen, dramatiſchen Stoff verſteht, wie in der „Franzöſiſchen Revolution", wo eine maleriſch-plaſtiſche Fülle von Dokumenten, Reden, Briefen und Memoiren jeden Punkt bis auf das Kleinſte hin ausmalte, daß wir mit geringer Mühe die Begebenheiten jeder Viertelſtunde des 10. Auguſt 1792 ſchildern können, erſcheint dieſe Darſtellungsweiſe in ihrem blendend auftallenden Glanze. Neues Material iſt nur auf ihr zu keinem gewiſſen, allein ſie wußte viele verſchiedene Szenen mit dem Pinſel eines Rubens, alles gewann in ihr Leben, Bewegung, eine tragiſche oder komiſche Realität. Die Franzöſiſche Revolution war eben eine Geſchichte, ein Epos, deren Geſtalten ſo klar und ächt vor uns ſtehen wie Achilles und Agamemnon; man konnte ſie beſchreiben, wie etwa Shakſpeare es gethan.

Jetzt iſt die Aufgabe eine ſehr weſentlich andere geworden. Wieder bezeugen die Schilderungen einzelner Perſonen, wie der Soeurs bei der Königin Sophie Charlotte, des „Tabaksparlaments" in Wuſterhauſen, die Meiſterſchaft Carlyle's als hiſtoriſchen Genremalers, allein für die Darſtellung einer ruhigen, ſtetigen Entwickelung, wie der preußiſche Staat und die Politik der Hohenzollern ſie aufweiſt, reicht ſeine Begabung nicht aus, oder ſagen wir, iſt ihr dem Weſen

*) Eine wohlfeile und ſchön gedruckte Ausgabe des engliſchen Werks iſt bei F. A. Brockhaus in Leipzig erſchienen und erleichtert dem vielbeſitzenden Publikum eine doch immer größere Anſchaffung.

und der Form nach entgegengesetzt. Daß wir von einer und der andern Staatsform ein irriges, sophistisches Bild erhalten, hebt den Grundmangel dieser „Manier", ein ewiges Springen und Hüpfen von Bild zu Bild, von einer philiströsen Betrachtung zu einem Witz, doch nicht auf, selbst wenn wir all die historischen Irrthümer vergessen wollten, von denen fast jedes Kapitel des Buchs selbst für Schulknaben voll sind — eine Sammlung von alten, verlegenen Sagen und Geschichten weit aus Köhler's „Reichshistorie" mühsam genug herausgezogen und auf die wunderlichste, doch immer geistvolle Weise verarbeitet.

Zumeist überrascht Carlyle den deutschen Leser durch die Derbheit seines Ausdrucks, eine innerliche und äußerliche Wahrhaftigkeit, jedes Ding bei seinem rechten Namen zu nennen und, wie er selbst einmal in seiner Originalsprache sagt, „die Aermeln alle zu begraben". Der deutsche Historiker, der übel zu seinem Helden auf, drapirt ihn in Purpur oder doch in schwarzem Sammt, mit historischen Staatsfragen und Pro- und Contra-Manichetten, eine Darstellungsweise, die, von Livius und Tacitus ausgehend, sich auf die Ansicht fügt, daß die Geschichte eine Tragödie sei und nur im akademischen Gewande auftreten dürfe. „Tragödie anziehen" erweitert Carlyle, nur keine Seidenkleider, sondern eine nach William Shakspeare mit Anstand, Pomp, Prinzen Heinrich und Raubgesellen ohne Zahl". Und nun geht seine ganze Arbeit mehr auf die Entdeckung des Menschlichen, Wahrhaftigen und Menschlichen in der Geschichte als auf diese selbst aus; er ist durchaus ein philiströsverdorbener Poet, dem die Historie zum Heldengedicht wird.

Eine Rechtfertigung ist dies, der ein Buch auf die Entwicklung der europäischen Menschheit widerlegt.

Keine „einzigen Männer", keine Karl, Alfred und Friedrich der Große, keine epischen Helden, sondern die Bewegung der Dinge und der Massen haben die Geschichte gemacht; die „Ideen" und nur die Ideen sind die Verborgenen wirkenden Kräfte. „Im tosenden Wirbelsturm der Zeit" fassen nicht allein hervorragende Genien, sondern die Kleinsten der Kleinen, die Mächte der Natur wie des Geistes, unsichtbare, mit feinem menschlichen Auge zu wahrnehmbare Atome, welche die feinsten und dünnsten Räder vielleicht nur mit ihrem Hauch berührend, die ganze Maschine endlich in Bewegung setzen. Diese Gesammtheit soll uns durch keinen „Heroencultus" mehr entrissen werden. Der Menschheit ist mehr als Karl oder Friedrich oder Napoleon. Etwas anderes ist es mit unserer persönlichen Begeisterung für vergangene Großthaten. Wer wählte sich nicht, so er irgend ritterlichen Geistes, den Helden, dem er die Wege zum Olymp hinauf nach [illegible]? Und man soll in diesen glaubenslosen Tagen, wenn freilich ein Carlyle'sches „Heldengedicht" kein „Evangelium der Arbeit" noth thut, um sie für edlere Zwecke, zu Aufopferung und Begeisterung wieder zu entflammen. Nicht Worte genug, kräftige und ergreifende, kann der englische Historiker dafür finden; der Feuereifer eines Propheten durchweht seine Rede, wenn er sie gegen die Pamphlete erhebt, die, nach ihm, glauben, daß „Demokrub die Welt erschaffen", aber wenn er die Reformation vertheidigt und von ihren Gegnern sagt: „Sie wiesen die Wahrheit von sich, als sie kam, und nun weiß die Wahrheit nichts von ihnen. Alle Sterne und himmlischen Lichter sind verfinstert für solche Menschen, sie müssen nun irdischen Lichtern nachgehen und sie für Sterne halten. Das ist das Gericht, das über sie ergangen".

Carlyle's Standpunkt ist ein einseitiger, gebaut, wie gesagt, auf dem Gedanken von der Nothwendigkeit der „heroischen Monarchie", einem Ding, von dem wir glauben, daß es „gewesen". Von außerordentlicher Kürze, einem durchdringenden Blick in das Wesen der Erscheinungen, begabt mit einer oft hinreißenden Gewalt der leidenschaftlichen Darstellung, daß man eine Ode Pindar's zu hören glaubt, und im nächsten Augenblick wieder herabsinkend und mühsam über Gedankenstriche und Ausrufungszeichen durch Sätze mit „gebrochenem Rückenmark" steigernd, verdient Carlyle die Aufmerksamkeit und Theilnahme aller. Vom Genius nach ist er der bedeutendste englische Schriftsteller, weit über Macaulay hinaus, aber seine manierirte, sich in beständigen Wiederholungen gefallende Schreibweise — gewiß wieder hat er z. B., daß die Masse burg jetzt ein Judenhaus ist — wird ebenso oft anziehen wie abstoßen; man muß mit ihm erst vertraut werden, ehe man ihn ganz liebgewinnt.

Lebensblicke

von Ludwig Eichrodt.

Bei Gott in dir, aber verwandle nicht alles in Grundsuppe! Gewiß sie machen dich leidenschaftlicher als du glaubst.

* * *

Ein Ungläubiger, der doch ein mit Inneren beigesetzt Kreuz tragen muß, glaubt eine Kettenlast zu schleppen.

* * *

Suchst du nur immer den Vater im Himmel, so verwaiset du auf der Erde.

* * *

Ihr lehrt, das Christenthum ist die Liebe. Lieber ihr sie nur gelten als sie lebendige und nicht die in Formeln eingezwängte.

* * *

Menschengedanken waren oft so groß, daß, wenn sich zu Licht und Aether Erde hinaufnehmen ließe, Welten entstanden wären.

* * *

Sei so froh, du Kind! Du bist nur unglücklich, soweit du dein kommendes Glück selbst glücklich machen willst.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 7. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Die Tochter eines Dichters. Aus Schillers Leben. Der Sänger von Schwarzenberg. VII. VIII. Historische Novelle von Theodor Fontane. — Haarschmuck der Frauen in alter Zeit. Von Heinrich Leuthen. Auf der Reise. Skizzen von Amalia Hallo. IV. Aus Beethovens Leben. — Literarische Skizzen im Sommer. Lebensbilder von Ludwig Hetzbot. — Leben der Thiere. Von Edmund Hoffe.

Die Tochter eines Dichters.

Aus Schillers Leben.

Von St. Michael bis Pfingst verfolgte uns ein Herbstgewitter unentschiedenen Charakters; bald ein Blitz, bald ein schwacher Donner, dann wieder stundenlange Pausen, und von neuem dann eine Zusammenziehung, die es zu keinem rechten Ausbruch zu bringen vermag.

Endlich lagen wir im gewundenen Posthause und hörten aus der hellen Lachstuben Vier murren.

Plötzlich weckte mich unter meinem Fenster, als hätte das Gewitter unmittelbar vor dem Hause Ohrenpeife gespielt. Diesmal aber war es Trommelwirbel, Theaterdonner. Eine Schauspielertruppe aus Pillach hatte sich Tage zuvor eingefunden und gab mittels Anstreumettes dem Teile Kunde, daß Till Eulenspiegel heute Abend „ein verbrennungswürdiges boshaftes und liebes Publikum" belustigen werde.

Es versteht sich, daß wir uns nicht umsonst legten.

Nach einer halben Stunde lagen wir auf der für Honoratioren freigehaltenen, rothgepolsterten Bank unmittelbar vor der Oellampenreihe des Wirthshausbuhne. Wir hatten kaum Zeit gehabt, uns umzuziehen, als ein Kinderbaschen und Rauschen uns verrieth, daß unsere Bank noch für weitere fünfhundert ansehnliche Personen Platz bieten mußte. In der That fanden sich die gräflichen Intaßen des Schlosses Pelzen ein, hohliche und freundliche Damen verschiedenen Alters, die, gleich uns, mehr Interesse für die Darsteller und Darstellerinnen als für die Dichtung mitgebracht hatten. Begegnet man doch eben in solchen kleinen Kunstlerbanden meist Leuten, welche von dem großen Haufen durch eigenthümliche Schicksalsschläge losgerissen sind und, wenn auch immer erheiternde, doch oft genug lehrreiche Gegenstände zum Menschenstudium darbieten.

Nachdem wir dem ersten Akte die gebührige Theilnahme der endlich gespannten Erwartungen geschenkt hatten, hielt es uns, von dem männlichen Vergnügen des Zuschauens die Pause zu machen — d. h. einen Blick in die Gesellschaft zu thun. Eine Thür in der Wand verrieth uns den Weg in die geheime Werkstatt des Maschinenmeisters und wir hatten nur wenige Stufen zu erklimmen, um bereit zu sein, wo Hogarth so seine Beobachtungen anzustellen verstand.

Wie sich's von selbst versteht, waren wir nicht mehr im Saal und der einzige verbaute Spiegel machte nach wie vor seine Runde unter den mit neuem Schminkeauftrage beschäftigten Damen und Herren. Eulenspiegel saß an dem gewöhnlichen Hofendorf eines Komikers des auf dem Lande umherziehenden Thespiskarrens, hatte übrigens schlagfertigen Witz, Haltung, Mienenspiel und

manche jener Naturgaben, welche auf Heldinnen so gut in klingende Münze umzusetzen sind. Der Liebhaber der Truppe, zugleich Held und wegen seiner rauhen Stimme auch der Bösewichter polternder Vater, wie uns gesagt wurde, benutzte die Musse des Zwischenacts und die Schenke eines Augenkneifers, um aus dem sichern Verhau einer Verschiebeculisse Statien auf den rothgepolsterten Bank zu machen. Eine der Damen, welche im nächsten Act beschäftigt werden sollte, war mit einer Herrlichen Gummiseele in heftigem Kampf begriffen und folgte, mit einem offenen Buche in der Linken, die Rechte fortwährend mit der Befeuchtung des Leckchens beschäftigt, dem von einer Hand zur andern wandelnden Spiegel.

Da der Zeit drängte, bat man uns, bei dem Putzen eines jungen buhlreich zu sein, welcher mehlbestäubt aus einem Thale Mehlsack in die Scene zu springen bestimmt war. Wir haben das Unsrige gethan, um ihn einzuhüllen.

Endlich schien es uns ein junges Mädchen, auf welches wir bisher nicht aufmerksam geworden waren, mit Hilfe eines starken Seils den Vorhang in die Höhe. Sie hob zur Rechten der Zuschauer durch ein leeres Haus gedeckt, und diente in den Zwischenräumen, wo sie nicht auf den Brettern war, als Zeugkasten.

Keine Wagner war's, wenigstens keine, wie sie unsere Phantasie sich auszumalen gewohnt ist. Ihr Wuchs war nicht schmächtig, ihre Hautfarbe nicht bleich. Sie mochte etwa 20 Jahre alt sein — 22 hörten wir später —, war von stattlicher Größe, braunen, nicht zu großen Augen und trefflicher Kopfform. Unter den schwerseidenen Brauen leuchteten klar blickende Augen, die Unterlippe, unmerklich vorgeschoben, gab dem Gesicht etwas Schmollendes, das ihm nicht übel stand.

Als ihr Stichwort kam, deutete sie mit dem Finger auf die Stelle, bis wohin sie souffirt hatte, und war hinter den Coulissen, ehe der Tyrann, welcher uns begleitete, noch ihren Sitz am leeren Tisch einnehmen konnte.

Sie spielte mit leidlichem Anstand, nicht ohne manche bemerkenswerthe natürliche Momente, im Ganzen den Mangel einer Schule verrathend und den Wunsch erregend, daß ihr Talent unter guter Leitung aus einer schlecht geschnittenen Münze in eine kunstvollere Medaille umgeprägt werden möge.

Nachdem das Stück zu Ende war, luden wir Diejenigen der Truppe, welche noch ein Stündchen beim Abendessen zu verplaudern Neigung hätten, zu uns ins Posthaus.

Es kamen nur vier, unter ihnen der Komiker und der weibliche Souffleur. Man sprach über dies und das, über die Theaterverhältnisse im allgemeinen, über die zu Villach, zunächst Klagenfurt, wo die Truppe während des nächsten Winters spielen wird, über Reichthum und Elend, Lorbeern und Bettelstäbe, Ehrenmitglieder an Hofbühnen und verkommende Talente. Unser Mahl näherte sich seinem Ende, als der Komiker, dessen Komik nicht mit ins Wirthshaus gekommen war, von ernsten Dingen zu immer ernstern aufstieg und zuletzt mit natürlicher Erregung das junge Mädchen als Beispiel eines hoffnungslos verschütteten Lebens ins Gespräch zog.

„Sie haben wahrscheinlich keine Ahnung davon", sagte er, „daß dies Mädchen einen Namen trägt, der in ganz Oesterreich und, wie ich glaube, auch im übrigen Deutschland durch Werke des Geistes bekannt ist, günstig bekannt ist, so daß ihrem Vater Unzählige dankbar verpflichtet sind, die er mit freundlichem Humor auf ihre Schwächen und Thorheiten hinwies und denen er einen Zauberspiegel vorhielt, wie ihn nicht leicht ein Anderer zu schleifen verstand. Sie ist die Tochter — Raimund's!"

* * *

Tags darauf setzten wir unsere Reise fort. Nicht jedem unverschuldeten Unglück ist zu helfen. Zahllose Fälle, welche zur Abhülfe geeignet sind, kommen nicht in die Oeffentlichkeit und bleiben daher unbeachtet. Wir nahmen uns vor, was ein Zufall zu unserer Kenntniß brachte, der Theilnahme eines weitern Kreises zu empfehlen, und das haben wir in diesen Zeilen gethan.

Beim Vergleichen des uns genannten Alters des jungen Mädchens mit dem Todesjahre ihres unglücklichen Vaters finden wir, daß sie in dem nämlichen Jahre geboren sein muß, in welchem Raimund starb. Im August 1836 wurde der schon seit langem hypochondrische Dichter von einem Hunde gebissen. Aus Furcht vor der Tollwuth nahm er sich selbst das Leben. Wie seine Verhältnisse waren, ist uns nicht bekannt. Er hatte einige Jahre vor seinem Tode ein kleines Vermögen erworben, das er in dem Ankauf einer kleinen Besitzung bei Gutenstein anlegte.

Möchte die gnädigste Gastvorstellung durch das zufällige Streiflicht, welches sie auf die verwaiste Tochter eines in seiner Art großen Meisters fallen läßt, für ihre Zukunft von segensreichen Folgen sein!

Der Junker von Schwarzenberg.

Historische Novelle von Theodor Fontane.

VII

Da, wo die Wiesen aus dem engen Aalethale heraustreten in das freiere Land, und die Berge an ihrem Ufern weiter zurück weichen, liegt ein freundliches Städtchen, Schwarzenstadt mit Namen. Es pflegt dort still hergugehen, denn es zählt heute noch wie damals nur wenige Bürger und keine von den großen Straßen, auf denen Handel und Verkehr ihr geschäftiges und lautes Leben führen, geht an ihm vorbei.

Aber an der Mittwoch, die dem Sonntag Cantate des Jahres 1525 vorherging, war es unruhiger denn sonst in den Straßen, und viele Leute fuhren neugierig aus Aemtern oder aus den Thären, um zu sehen, was das ungewohnte Lärmen bedeute. Da kam aber von einer Schar Bauern, lauter wehrhafter Männer, voll an die dreißig, die mit Trommeln und Pfeifen und voll verrückten Uebermuths durch die Stadt zogen, das für vor eines Bürgers Haus, Hans Tarpelt genannt, kamen, der ein Wirthshaus hielt. Als sie seine Fässer, gebrungene Gestalt unter der Thür stehen sahen, hielten sie still, riefen ihn an und begrüßten ihn mit Hand und Mund als ihren Bekannten und Angehörigen. Dann begehrten sie zu trinken, denn der Weg, das Singen, Lärmen und Schreien hatte sie durstig gemacht. Während der Wirth ihrem Begehren entsprach, bezogen die Bauern selbst für ihre Bequemlichkeit. Weil das Wetter mild und still war, wie den ganzen Frühling dieses Jahres über, so schleppten sie Bretter herbei, legten sie über Kisten und leere Fässer, und bald saß die ganze Gesellschaft im Sonnenschein vor den vollen Krügen, zechte und lärmte, daß es von einem Ende des Städtleins bis zum andern gehört wurde. Nun lauerten aber auch es ein junger Gesell, der war kein anderer als Konrad Schwarzmann: er focht mit den Fäusten in der Luft und dann übertönte seine Stimme alle andern, wie er singt, von einem großen Haufen umdrängt, allein das Wort behielt.

„Was ich euch sage", schrie er, den leeren Krug hoch emporschwenkend, „Bauern seid ihr, daß ihr die Hände in den Schoß legt und den Mund aufsperrt statt zuzugreifen und die Fäuste zu brauchen. Haben wir's etwa anders gemacht im Würzburgischen? Von Jahr von meinem Leben gehe ich drum, daß ich dabei gewesen. Herda, was das für ein lustiges Stücklein in Schwarzach war!"

„Erzähle! wir wollen's auch hören", riefen rings ihm von allen Seiten zu. Konrad ließ sich nicht bitten.

„Ihr wißt, Brüder", begann er, nachdem er einen langen Zug aus der frisch gefüllten Kanne gethan, „Schwarzach ist auch ein Nest voll lauter Pfaffen. Die Bauern waren schon längst ein Auge auf sie, weil sie an ihnen gehalten wie die Bürger an der Kuh. Als nun der schwarze Haufen aus dem Taubergrund herauf kam, meinten es unsere Hauptleute dem Kloster, verboten, es solle das Kloster in ihren Schutz stellen, auf daß es nicht in jener Hände falle. Seine bischöflichen Gnaden machten wohl ein sehr Gesicht, aber was half's? er konnte nicht nein sagen, denn er durfte seinen eigenen Bauern nicht mehr trauen. Alle brachen wir ohne Verzug auf und kamen allesammt nach Hause. Brüder, was gab's da? Hatten die Aemter vor uns Wein auf die Gassen gelegt in Butten und Kübeln, daß wir uns nach Herzenslust laben und weiter zogen."

„Das und brave Wirthsleute, die zu Hause!" rief einer dazwischen.

„Das war aber nur ein Vorspiel. Die Pfaffen, die Pfaffen waren auszuhungern, da sie uns kommen hatten, und hatten nicht noch unserm Schutz begehrt. So machten wir uns auch ohne sie über das Fest, zogen die fettesten Rinder aus dem Stall und brieten sie an unsern Spießen, derweilen andere in den Kellern Bier und Wein heraushalfen, soviel nur ein jeder mochte, und was nicht getrunken ward, das lief in den Sand. Danach ging es in die Zellen. Was soll ich da sagen von dem reichen Geschmeide, das wir da fanden? Nichts blieb ganz, weder Thür noch Tafel, die weichen Alabasterbilder, bei wie die Aebten durch die Luft flogen, gleich als seien sie Schneeweiber! Die Luft hätte noch länger gewährt, aber da war ein Narr unter dem Haufen, der mit dem Licht einem Bett zu nahe kam und rief — ging das ganze Kloster in Rauch auf, das ehrende Bauernvolk, was nicht verbrennen wollte."

„Haben wir etwa nicht auch solche Obrigkeit in der Nähe?" bemerkte einer von den Bauern, und die andern nickten und blinzelten ihm ihr Verständniß zu.

„Da das Kloster unseres Schutzes nicht sehr bedurfte", erzählte Konrad lachend weiter,

„so wandten wir, nach der Hauptleute Beschluß, unseren Marsch und legten uns vor den Stephansberg. Das war ein schweres Stück Arbeit, denn die Gesellen darin wehrten sich tapfer hinter ihren Wehren, trafen aus ihren Lehren manchen guten Mann aus der Bruderschaft. Aber wir, drauf und dran, als ob's zur Kirchweih ginge, stürmten die Mauern, brachen nieder, was nicht Pforten ihnen und das Schloß war unser, und was ein jeder darin fand, das behielt er als Beute. Schaut her", rief er, und zog eine lange Kette von rothen Korallen aus der Tasche, „die bring' ich meinem Schatz heim, sie soll ihm nicht schlechter um den Hals liegen als der Grafin, die sie bisher getragen!"

„Recht so! So muß es ihnen allen ergehen! Wann fangen wir bei uns an?" rufte der Haufen wild durcheinander.

„Laßt uns zu einem Schluß kommen", übertönte endlich des Pferds kräftige Stimme den wachsenden Tumult der Versammlung. „Mit Lärmen und Rufen ist's nicht abgethan, die Sach', die wir angetreten, bedarf gemeinsamen Rathes und gemeinsamer Hand. Die Gemeinden um uns warten nur des Zeichens zum Aufbruch, darum wollen wir die Dorfmeister aufmahnen, daß sie morgenden Tags mit dem frühesten hierher ziehen, zusammentreten und das Weitere berichtigen."

Der ganze Haufen stimmte Liepolt's Vorschlage bei und es ward ohne Verzug zu seiner Ausführung geschritten. Unter den Bürgern fanden sich etliche, die der Feder kundig waren, sie schrieben nieder, was Liepolt ihnen vorsagte, und ehe noch die Sonne sank, machten sich reitende Boten auf, die Schreiben in die verschiedenen Gemeinden zu tragen.

Ihr Inhalt lautete so:

„Gruß und Heimath wünschen wir euch in allen anliegenden Nöthen zuvor, lieben Brüder. Ihr wißt, daß wir bis daher schwerlich hinter unserer Herrschaft Rücklassen, desgleichen bei Menschen und Thieren gethan haben. Doch sind letztlich an den Tag gekommen ihre Händel, die sie gebraucht haben, Gott sei gelobt. Darum ermahnen wir euch aufs allerbeste, daß ihr von Stund an mit allen euren Mitbrüdern auch bei Nacht aufbrechen und allhier in Obermannstadt wollet erscheinen wohlgerüstet. Wir bitten euch in brüderlicher Treue, zu uns zu kommen, wo nicht, so wollen wir euch daheim suchen."

Auch Fienhard wurde von dieser Botschaft erreicht, als er eben wieder auf dem Heimweg von Bamberg begriffen war. Denn Jost Hartlieb hatte nicht Wort gehalten mit dem, was er ihm versprochen. Als nämlich Fienhard am festgesetzten Tage zu ihm gekommen, war Jost nicht daheim. Brigitten aber hatte er vor seinem Weggehen aufgetragen, Fienhard, wenn er käme, zu melden, er sei seines Versprechens wohl eingedenk, und daß er es noch nicht gelöst, nicht seine Schuld. Mehr wußte auch Brigitte nicht zu sagen. Heute nun hatte Fienhard abermals nachgefragt. Jost war in der Zwischenzeit heimgekommen, aber eilig und geheimnißvoll, und nach kurzem Verweilen wieder ausgeflogen. Doch für Fienhard hatte er ein Brieflein aufgesetzt, es sorgfältig versiegelt seinem Weibe zur Aufbewahrung übergeben und ihr ernstlich eingeschärft, es niemand einzuhändigen als Fienhard selbst. Fienhard erbrach es, las es, und ohne Brigittens Neugier zu befriedigen, warf er es vor ihren Augen ins Feuer und wartete, bis es zu Asche gebrannt war.

Davon zurückkehrend trafen ihn die Boten aus Obermannstadt.

In der Frühe des andern Tags schon, fast noch vor Tagesanbruch, sah man auf Straßen, Wegen und Bäumen die Rotten aus den Dörfern in der Runde um Obermannstadt heranziehen. Männiglich hatte sich aufgemacht, mochte er jung sein oder alt, sintemal in etlichen Dörfern nur die Hähne dablieben, den Tag anzukündigen. Denn ein jeder, welcher die Theilnahme verweigerte, war bedroht, es solle sein Haus niedergebrannt und geplündert werden. Zumeist zogen sie in guter Ordnung mit aufgerichteten Fahnen und Fähnlein, einige in Harnischen und mit Hakenbüchsen, die sie irgendwo gefunden; andere waren schlechter bewaffnet, der hatte ein Handrohr, jenem hing eine alte rostige Wehr vom Gürtel, der dritte trug einen Schweinsspieß, viele hatten in Ermangelung eines Besseren zu Stange, Flegel und Karst gegriffen. Bald füllten sich von den hereinziehenden Scharen des Städtleins Straßen. Haufenweise standen sie beisammen, die einen, um von besser Unterrichteten die neuesten Nachrichten über die Vorgänge in Schwaben und in dem andern Lande zu hören, andere, um sich frischen Muth einzusprechen und ihren festen und guten Willen zu rühmen zu dem Werk, das ihnen doch gefährlich dünkte. Dort beschauten etliche prüfend und als hätten sie den Verstand von der Sache, die Waffen, die sie mit den an-

geleuten Händen übel genug zu handhaben wußten. Auch von den Bürgern und Handwerkern kamen viele, mit Wehr und Waffen angethan, aus ihren Häusern und gesellten sich zu den Bauern, während andere sich wenigstens mit unter die Menge mischten, um das Spiel anzusehen.

Auf dem Markt aber, vor Hans Lorpelt's Haus, waren die Vorsteher der einzelnen Ortschaften zusammen. Ein jeder von ihnen nannte aus seiner Gemeinde zwei Männer, die den gemeinsamen Rath bilden helfen sollten. Da nun alle gewählt und beisammen waren, schlossen die Uebrigen um sie herum einen Ring und die Berathung nahm ihren Anfang. Hans Lorpelt stieg auf den Tisch und gebot mit lauter, weithin schallender Stimme Ruhe.

„Lieben Brüder und gute Freunde", redete er den bunten Haufen an, „ein jedes Ding, das bessern soll, muß einen guten Grund haben, denn sonst fällt es in sich zusammen. Da wir uns alle jetzo brüderlich und einträchtig, Mann zu Mann, zusammengethan, um uns einander zu helfen und Beistand zu leisten, so laßt uns bedenken, daß wir nichts Anderes beschließen noch durchsetzen wollen, als was das Wort Gottes gebietet, und nichts thun, als was ihm zuwider ist. Alle begehren wir nichts, als was das Evangelium enthält und anweist. Nicht daß wir keine Obrigkeit und Herren haben und denselbigen nichts geben wollten — denn solches ist wider der geistlichen Schrift Lehre und Ordnung, sondern wir fordern, daß von den Obrigkeiten und Herrschaften mit uns gebührlich und der christlichen Lehre gemäß gehandelt werde. Darum wollen wir schützen, soweit sich unser Leib, Ehr' und Vermögen erstreckt. Denn der Bauer hat sich nunmehr ein Herz gefaßt, sein lang verbittert Gemüth zu offenbaren. Wir alle wissen, wie es dem gemeinen Manne bisher ergangen. Ist er nicht mit unerträglichen, unbilligen Beschwerden, Frohndienst, Schatzungen, Auflagen und andern Plackereien unterdrückt und dermaßen geschunden worden, daß der größere Theil des Landvolks mit seinen Kindern in die bitterste Armuth gerathen?"

„Das ist die lautere Wahrheit", bestätigte einer von den Vorstehern. „Weiß einer all' die Namen, womit sie uns überhäufen? Plagen uns mit Zins, Rente, Handlohn, Hauptrecht, Zehnten und vielem mehr und dazu wollen sie immer neue Beschwerungen zu erdenken."

„Wo ist es bei uns geschehen", rief einer aus den Bürgern, „wo ist unser alter Freiheitsbrief hingekommen? Der Pilchel hat ihn uns genommen, er soll ihn herausgeben!"

„Uns gelüstet nicht mehr Zehnten, Gült oder sonst eine ungerechte Auflage zu zahlen. Jagden, Fischwasser und Waldungen sollen unser sein, so gut wie der Herrschaften!" erscholl eine andere Stimme.

Eben wollte Hans Lorpelt weiter reden, da sprang einer aus dem Haufen mit einem einzigen Satz flink neben ihn auf den Tisch, schob ihn bei Seite, und als er sich unwillig nach dem Störer umkehrte, sah er, daß es Konrad war. Er hatte ein blaues Beil in den Gürtel gesteckt und trug einen langen Spieß in der einen Hand, mit der andern hatte er die Kappe vom Kopfe gerissen und schwenkte sie weit umher.

„Hört mich", rief er. „Thun wir in solcher Zeit nicht gleich wie die Hunde? Wenn sie geworfen werden, laufen sie zu dem Stein, damit sie getroffen werden, heulen grimmig darein und beißen noch lebend nicht, von wem oder aus welcher Ursach' sie geworfen. Ebenso thun auch wir, da Klagen hier bei Leib und Leben mit so vielem Unglück über uns hängen, die Gott in die Höhe und beißen uns mit unserm Unglück. Haben wir denn nicht Augen, um zu sehen, wer die sind, die es am schlimmsten mit uns treiben?"

„Die Pfaffen' die Pfaffen!" schrie die Menge.

„Ihr sagt es, die geistlichen Herren haben ihre Unterthanen nicht als Schäflein geweidet, sondern als Hunde geachtet. Sehet ihr denn nicht, wie viele große Pfaffen sich mit dem ehrlichen Namen Prälaten? Wer ist denn unter ihnen, der geistlicher Andacht so viel als ein Hund acht? Insbesondere gehen Hunde nicht nimmer trefflicher noch lehren das Volk, sondern mit einer weltlichen Pracht herrschen. Meinen sie ihre Arbeit und auf dem Gezäge umgehen, ihre Andacht, Danken und Singen halten, und Pfaffen gehen und Herr spielen, sie liegen und sitzen auf Flaumbetten und weichen Kissen, bedecken sich mit Gold und Silber, Edelgesteins und Kleinoden, essen und trinken wohl und überflüssig, treiben und handeln nichts, es thue denn dem Leib wohl."

„Sie lassen uns hungern nach dem Wort Gottes, das eine Speise ist der Seelen", sagte ein alter Bauer mit hohem Ernst. „Wer hat ihnen die Macht gegeben, daß sie die Heilige Schrift unter die Bank stecken?"

„Drum fort mit ihnen!" fuhr Konrad fort.

Kgl. Lab. d. M.
Berlin

„Seht auf die Bäche, sie müssen künftighin backen und treten wie die armen Leute."

„Schlagt es ihnen ein", rief ein anderer, „sie werden schwäher davon werden!"

„Die allein aber hätten's nimmer erreicht", redete Konrad weiter. „Ihr wißt, wer ihnen dazu verholfen. Die Grafleute und's, die uns so in Boden gedrückt haben, drum muß der Adel herunter. Wie es unsere Brüder in Schwaben gethan, so müssen wir es ihnen nachthun: die Nester ausnehmen, daraus die Geier fliegen, die uns ins Fleisch hacken. Alle Schlösser, Burgen und Raubhäuser, daraus den Gemeinden so viel Nachtheil und Schaden begegnet ist, müssen ausgereutet werden. Laß in das Feuer mit Nothdurft, es soll kein Haus stehen bleiben, das besser ist als ein Bauernhaus."

„Ist dem also", — hat Lippelt dem Redner ins Wort schon längst unwillig, daß er sich von ihm hatte unterbrechen lassen — „so bedarf es nicht mehr des Worts, sondern ist am Tag, die Zeit fordert eine Handlung. Lasset uns nachdenken, wie wir am besten handeln und damit an unserm Vornehmen greifen. Wohlan denn, ihr Brüder, womit will das Werk begonnen werden?"

Eine tiefe Stille folgte auf diese Frage. Denn es war wol ein jeder entschlossen, die Hand gleich den übrigen ans Werk zu legen, aber da der nächsten waren gedacht, einen Plan erfunden zu sein.

„Ihr Leute", begann endlich einer von den Freiweibern, „die Rede ist ein schön Haus und es liegt eine große Menge Arbeit darin. Wo wir es anfangen, so möchten wir uns Jahr und Tag damit erhalten."

Sogleich machte sich Konrad das Wort zu Nutz. Vom Tisch springend, ergriff er ein Stück Kreide und zog damit einen Ring auf den Tisch, suchte sein Messer aus dem Gurtel, hieb es hinein und rief: „Wer heute mit gegen Weinsberg zieht, der thue auch also."

Sogleich waren in den Herzen derer, die in dem Kreis standen, die Messer blank und fuhren, die Spitzen in unserm, mit welchem Eifer in den Ring, den mancher in seines Nebenmanns Hand ritzte; im Augenblick hat der ganze Ring voll Messer.

„Es ist der gemeinen Bestrafung einhelliger Beschluß", rief Lippelt, der den Aufruhr schon nicht mehr leiten, sondern von ihm fortgerissen wurde, „der Weinsberg zu ziehen, ob es uns gelinge, das Schloß anzuzünden und den Himmel zu schicken. Ein jeder rüste sich wie ein Kriegsmann nach seinem besten Vermögen, bevor wir den Zug antreten."

Die Menge fing an, sich zu verbreiten und wie ein Gewitter Meer nach verschiedenen Seiten hin und herzuwogen, da rief plötzlich eine Stimme: „Halten inne, Brüder!"

Ein Bauer trat an den Tisch und mit dem Finger auf den Ring zeigend, in dem die Spuren der hineingestoßenen Messer zu sehen waren, sagte er: „Unser sind verschont in dem Ring geblieben, neun Taschenmesser und manche andere. Hier aber fehlt ein Zeichen, zählt nach, es ist eins zu wenig."

„Wer ist es? Er soll sich nennen!" rief der nächststehende drängende Haufen.

Da trat Eberhard von der Mauer des Hauses, an der er bisher schweigend und unbemerkt gestanden, hervor und begann mit ruhiger Stimme: „Seid ohne Furcht, lieben Freunde, ich bin es, der sein Messer im Gurtel behalten hat. Nicht daß ich von euch abstehen will", fuhr er fort, als viele Blicke sich erhebend und finster auf ihn richteten, „sondern weil Konrad Schwarzmann dieses Anschlages Urheber gewesen, und wo er seine Hand gehabt hat, sage ich die meine nicht hin."

„Was hat du gegen den Mann?" riefen einige.

„Das ist eine eigene und nur meine Sache. Diese aber ist gemeinsam und des ganzen Volks. Wollte Gott, daß es zu solchem Unrath nicht gekommen wär'! Da es aber nunmehr haben geraten, so gebiete ich vermöge aus freiem, eigenem Willen, bei euch zu bleiben, gerade es wohl oder übel, Leid und Gut bei euch zu lassen, und für mich das Beste zu thun meines Vermögens, sofern dem Ganzen erspriest."

Sein ruhiger Blick traf das zornige Auge Konrad's und schon erwarteten die Umstehenden, es werde mit Schelten und Toben den Unglimpf erwidern, aber er verbiß seinen Grimm und erwiderte kalt: „Thue, was dir das Beste dünkt, ich entschlage mich deiner!"

Am nämlichen Tage noch lag das Bauernheer vor Weinsberg, jede Gemeinde unter ihren erwählten Hauptleuten. Alle Leiter eingenommen waren in hellem lichten Aufruhr und Zorn und Schwerst wüthenten gegen die Sitze der Grafleute. Denn die übergroße Menge der Bauern hatte sich in verschiedene Haufen getheilt, und jeder

schloß die ihm zunächst liegende und am meisten verhaßte Burg ein. Einige fielen ihnen ohne Gegenwehr in die Hände, andere wurden mit Gewalt genommen, und manches alte und stattliche Schloß ward von den Blutdürsten erstürmt, geplündert und verbrannt. Wen die Wuth nicht verfolgen, dieser Gegend auf ferneren und anderen Wegen zu durchwandern, der erblickt noch heute die Spuren ihres Thuns, denn noch stehen die Trümmer von vielen, die den Bauern damals erlagen. Nicht anders würde es auch der Veldeck ergangen sein, wäre nicht Herr Jörg Pastelter, der Amtmann zu Weilersbach, darin gewesen, ein mannhafter Ritter, den der Besitz mit der Vertheidigung des hochwichtigen Schlosses betraut hatte. Viele tapfere Streitrosse hatten sich aus ihren Ställen in den gesunden, Thürme und Thore waren schnell ausgebessert und tüchtig gegen einen Sturm versehen.

Zuerst versuchten die Bauern unterirdisch die Mauern zu überrumpeln. Daß aber solcher Anschlag nicht entdeckt werde, schossen die Haupt- und Rebellionsleute drei Mann aus, die mit angebrannter Nacht still und eilends das Schloß umgehen sollten, gaben ihnen zu etliche Lunterstunde vor Tuchtenmeisters, die mit Aexten die Pforte aufhauen, das Gebäude anzünden und mit Leitern erstürmen oder die Mauern übersteigen sollten. Aber das Schloß war mit Wällen, Gräben und Schanzen so wohl verwahrt, und die Gesellen mit ihren Knechten wehrten die Anfeindenden so hitzig, warfen mit Schwefelfingern, Pechkränzen und Pulverflitzen von oben unter die Stürmenden, daß ihrer etliche todt auf dem Platze blieben und andere schwere Wunden davontrugen. Um so heftiger entbrannte nun die Erbitterung der Bauern und durch entschlossene Vorschickungen der Hauptleute wurde beschlossen und abgeredet, daß man nicht abziehen, und das Schloß belagern, bestürmen, stürmen und anlaufen solle, man brächte es denn in die Hand.

Mit schweren Sorgen und bitterm Unmuth sah Ritter Sebastian von Weilsberg auf dieß Gewitter, das zu seinen Füßen tobte. Licht vor seinen Augen trieben die Bauern ihr Unwesen; allnächtlich war der Himmel von brennenden Schlössern gerothet, und jeder solcher feuriger Widerschein mahnte ihn, daß er dasselbe Schauspiel vielleicht bald in der brennenden Veldeck ganz in der Nähe haben werde. Er konnte nicht wohl thun, er hindern, daß die Bauern zwei Schlangenbüchsen, die sie in einem der genommenen Schlösser aufgefunden, herbeischafften, mit vieler Mühe und noch größerm Unglück gegen die Burg richteten und losbrannten. Es lief wie nach vielen vergeblichen Versuchen die Kugeln und Steine, mit denen sie schossen, anschlugen, die Steine waren zersprungen, beschädigten, und Riegeln und Brustmauern Schaden thaten. Mit unruhigen Schritten maß er dann den weiten Saal bei dem Gedanken, daß die schöne Burg gleich so vielen hochberühmten Schlössern in Schwaben und Franken endlich doch in der Bauern Gewalt fallen müsse, wenn nicht schleunige Hülfe und Entsatz käme. Hier hätte er sie vor der eigenen Burg liegen und ihre Kugeln in seine Mauern Löcher treiben sehen, als ein Zahnstocher, als mancher Zuschauer bei dem mannhaften, aber mit jedem Tage hoffnungsloser werdenden Widerstand der tapfern Vertheidiger von Veldeck!

Das war eine schwere Pein, die des alten, ehrenhaften Ritters Herz brachte. Aber es war einer bei ihm, den brachte seine Pein und mehr als einer Ursache noch viel unsäglicher und kaum noch erträglich. Den Junker von Schwarzenberg brannte die Scham, daß er hier in Müßigang und Sicherheit sah, während seine Standes- und Altersgenossen draußen auf dem leidenschaftlichen Schloß sich im ernsten Waffendienst versuchten und die grimmigen Bauern mit Spieß und Schaden von den Mauern vertreiben konnten. Er wußte, daß unter denen, die sich um den wackern Jörg Pastelter geschaart hatten, auch etliche seiner Freunde waren, deren Beispiel zu folgen ihm nicht erlaubt gewesen, nachdem sein Vater so grollig mit dem Bischof gebrochen. Jetzt war auch der junge Graf Berta vom Bisch, derselbe, der auf einem verhängnißvollen Ritt im vergangenen Herbst Alexius's Begleiter gewesen und gegen den treuen Konrad so schwerlich entbrannt war. Wie wollte er ihm um seinen Platz neben dem Amtmann von Weilersbach, und gewiß, wie gern hätte der junge Graf ihm den auf ein Stündlein geräumt, hätte er daher den Klerus an der Seite des Ärmleins von Weilsberg entdecken können! Sicher hatte dieser ihm verheißen nicht müssig gemacht, denn das eben war es, was ihm das Stillliegen in dem ungeliebten Schloß noch viel mehr verleidete, daß er es nicht umgehen konnte, Anna täglich zu sehen und um sie zu sein, die ihren Unwillen gegen den jungen Ritter in seiner Miene verhehlte. Wäre sie ihm liebreich und ganz begegnet wie

sonst, vielleicht wäre es ihr gelungen, den Groll des Unmuthes über seinen unhöflichen Müßiggang von seiner Stirn zu bannen, denn kräftig dürft in jeglichem Ungemach der Zuspruch aus einer schönen Frau freundlichem Munde. Aber so kam es nicht mehr zwischen den beiden, denn seit dem Tage jenes Zusammentreffens mit Elisabeth im Burggrafinger war er seinem freundlichen Blicke aus ihrem Auge begegnet, sie mied sein Gespräch, ja selbst seinen Anblick, nach dem sie sonst so sehnsüchtig verlangte, und war er bei Tische, ihr seinen Arm zu bieten oder einen andern Dienst, wie die ritterliche Sitte ihn heischte, zu erweisen, so wies sie ihn kalt und mit fremdem Stolz zurück, bis er zuletzt, müde, das Spiel ihrer Launen zu sein, und überzeugt, daß sie ihn hasse, sich fern von ihr hielt und seinen Unmuth allein verzehrte. Er wußte nicht, wie es in Anna's armem Herzen, um wie viel herber das Leid war, das sie selbst empfand als das, welches sie ihm zufügte, und hätte er es gewußt, wüßte er es ihr haben ersparen können? So schlichen den drei Bewohnern des Schlosses die Stunden unter der Last ihrer Verstimmung langsam vorüber, und wie kommende schien die Nacht der Verklärung zu verzögern.

Es war schon der siebente Tag, seitdem die Bauern ihr Lager vor Neideck aufgeschlagen. Alexius lehnte in seinem Gemache an der Brüstung des Söllers, sah auf das wilde Getümmel im Thale und wendete sein Auge an, um wahrzunehmen, was auf der andern Seite des Hofes in der belagerten Burg vorgehe. Anna saß schwermüthig an dem Fenster, über den Stickrahmen gebeugt und dem Rauschen nach emsig mit ihrer Arbeit beschäftigt, und doch, wenn Alexius auf sie Acht gegeben, so würde er gesehen haben, wie manches heimliche Blick sich hinter dem Vorhang ihres dunklen Haares unerkannt zu ihm hinüberstahl. Da that sich plötzlich die Thür des Saales mit lautem Gepolter auf und mit ungestümer Munterkeit trat der Ritter von Wichsberg triumphirend herein. Sein Auge leuchtete, wie seit vielen Jahren nicht mehr, und ein großes Schreiben in der Hand empor haltend, rief er:

„Victoria, Kinder! Das Wetter schlägt um! Ein reitender Bote vom Markgrafen ist herein. Seht her, da steht es. Seine fürstliche Durchlaucht ist von Onolzbach aufgebrochen, der Truchseß Georg von Waldburg, Gott lohn's ihm, der Schwäbischen Bundes Feldhauptmann, zieht aus Schwaben gegen Franken heran; was Eisen und Speeren trägt, ist zu seinem Panier, 18 Fähnlein reisiger Knechte hat er beisammen. Noch eine kleine Geduld, so wird er da drin mit den heidnischen Bauern die Köpfe waschen. Der Kurfürst von Sachsen und der Pfalzgraf haben ihre Ritterschaft aufgeboten und ins Feld gerufen, treiben die Aufrührischen in ihren und den benachbarten Ländern zu Paaren. Hört Junker, kommt näher, schnell doch! Seht, meine Augen werden blöde, da, lest, vergleichen hört sich gut und erfreut ein kummervolles Herz."

Alexius, der bei des Ritters fröhlichem Erscheinen in den Saal hereingetreten war, nahm das dargebotene Schreiben, und den ersten Theil desselben rasch durchfliegend, fuhr er fort zu lesen:

„Darum befehlen wir Euch, Lieber und Getreuer, daß Ihr auf unsere Burgen Streitberg und Rabenstein wohl Acht habt, sie wohl verwahret, Euch gegen Ueberfall und Ueberlistung bei Tag und Nacht versehet, und für frisch Volk, Munition, Proviant und andere Nothdurft in jenem Antrage tragt. Angleichen sollt Ihr den Burgen Seiner kurfürstlichen Gnaden, unserer freundlichen Nachbarn, im Fall eines Angriffs durch die aufrührerischen Bauern allen Vorschub leisten, der in Eurem Kräften steht, insbesondere auch, wo deren eine von ihnen schon umlagert wäre, tapferlichen und auf jede Weise Meldung hineinbringen, daß das dürftige Heer im Anzug ist, sowie auch, daß der hochedle Rath der freien Stadt Nürnberg sich gegen Seine kurfürstlichen Gnaden erboten, einen freundlichen Vergleich zwischen ihm und den Aufständischen bis auf weiteres zu vermitteln."

„Bei St. Veiten", fuhr der alte Herr vergnügt auf, „kann ich den Brief an einen Balken binden und mit der Armbrust in unsern Freunden hineinbefördern?"

„Das dürfte nicht", bemerkte Alexius lächelnd, „er möchte halbwegs in Feindes Hand gehen."

„Oder hält mich der Markgraf etwa für eine Schwalbe", fuhr Herr Sebastian keineswegs beschämt fort, „daß ich ihn im Schnabel durch die Luft hinübertragen und dem alten Herr vor die Füße fallen lassen könnte? Ihr habt leicht befehlen, Herr Markgraf! Nichts da, sie werden sich halten, unserm Gott und ihren Freunden vertrauen, auch ohne die Meldung."

„Mit Eurer Vergunst", sagte Alexius bescheiden aber fest, „der Brief muß hinein. Ich will hinüber", fuhr er fort, den Ritter auf den

Stöße gebeut, „sehet Ihr, wie der Mauer dort an der Ecke, nicht über dem Pförtlein, aber aufsteht? Die Ritter und Knechte von der Besatzung haben bisher als tapfere Männer gethan und nichts versäumt. Wir wissen nicht, wie lange sie es noch können, ihr Muth wird sinken mit ihrer Kraft, wenn keine Hoffnung auf nahen Entsatz sie aufrecht hält, und das schöne Schloß wird von ihnen den Bauern übergeben werden."

„Ihr habt gut reden, Junker. Meint Ihr, von unsern Knechten werde nur ein einziger seine Haut so wohlfeil zu Markte tragen? Da ist kein guter Botenbrot zu verdienen. Habt Ihr schon vergessen, wie die Bauern mit denen umgegangen sind, die der Teufel ihnen in die Hände spielte? Der Bauer, Junker, wenn er einmal sich erhebt, ist schlimmer als ein wildes Thier, das seine Rotte zerbricht."

„Ihr verstehet mich nicht recht, lieber Herr", antwortete Klerian; „es wäre nicht zu rathen, einem gemeinen Knecht so wichtige Botschaft anzuvertrauen. Knechtlich Gemüth kann sich keinem tapferen Herzen ermessen. Wollt Ihr aber mir die Erlaubniß nicht versagen, so getraue ich mich unter Gottes des Allmächtigen Beistand wol, für hinderungen. Ja, das will ich", hub er fort, da der Ritter erstaunt einen Schritt zurücktrat und den Jüngling mit ungläubigen Blicken maß. „Auch ist das Unternehmen nicht so gefährlich, wie es wol aussieht, denn ich bin viel auf der Jagd hier herumgezogen, mit Euch oder allein, und aller Stege, Verstecke und Schlüchten wohl kundig. Denn werde ich bald mit Gott andere, endlich hinüberkommen. Und ob das auch zu bezweifeln stände, denken sind meinesgleichen, darunter mehr denn einer mit besonnener und listverwandt, wäre es nicht schmählich und erbärmlich zu heißen, daß ich gesäumt, mein Leben an ihre Rettung zu wagen? Ihr, edler Herr, wäret Ihr mir wie ich und an meiner Statt, was würdet Ihr thun? Gewiß und wahrhaftig, Ihr würdet der leyer, der in solchem Falle umkehrte."

„Du bist ein braver Junge", rief der alte Ritter gerührt, indem er die Arme ausbreitete und den Jüngling an sein Herz drückte. „Daran erkenne ich, daß du deines Vaters echter Sohn bist. Gott, mein Sohn, und die Heiligen geben dir das Geleite."

Als ihn der Ritter aus seiner Umarmung entließ, fühlte Klerian eine leise Berührung an seinem Arm, und da er sich danach umwandte, stand Anna neben ihm, die Augen von Thränen verschleiert, und frug mit leiser, zitternder Stimme: „Vetter, Ihr wollt gehen?"

Sie war unendlich schön, die holde Schöne, wie sie, so plötzlich alles Grolles und Unmuthes vergessend, die Angst ihres liebenden Herzens offenbarte. Klerian empfand das und faßte tiefergriffen ihre Hand in die seinige, indem er erwiderte: „Bei Gott, Anna, nunmehr gehe ich leichten Herzens, da Ihr Euern Zorn gegen mich überwunden habt und mir wieder einen freundlichen Blick schenkt. Ich darf mich nicht säumen, laßt Euer Gebet mich begleiten, sicherlich wird es mir zum Besten dienen."

Mit schnellen Schritten verließ er die Mauer und eilte klopfenden Herzens auf seine Kammer, die Vorbereitungen zu dem Wagnis zu treffen.

VIII.

Als es Abend geworden, vertauschte Klerian seine adeliche Kleidung mit einem schlichten, schwarzen Kock, den er von einem Knechte erlieh, schnallte ihm mit einem ledernen Gurt um den Leib fest und suchte dann unter den Waffen, deren in der Rüstkammer von allen Arten und Größen hingen, ein Schwert aus, das ihm nach sorgsamer Prüfung das passendste schien, quartete es um, drückte einen Hut von grauem Filz mit breiter Krämpe in die Stirn, und begab sich so umgewandelt zu dem Ritter zurück, seine letzten Weisungen und Segenswünsche zu empfangen. Die Dunkelheit war darüber völlig eingebrochen, er nahm seinen letzten Abschied und trat den Weg an.

Sobald sich das Seitenpförtlein in der Ringmauer des Schlosses hinter ihm wieder geschlossen hatte, stieg er in der lichtlosen Nacht leise und behutsam den Berg abwärts. Auf der Hälfte desselben wandte er sich zur linken Hand und schritt auf einem schmalen Pfade, den mancher bei hellem Tage vergeblich gesucht hätte, eine Weile in gleicher Richtung mit der Krümmung des Thales vorwärts, denn er wollte die breite Ebene, die weiter flußabwärts beginnt, meiden, und hoffte das Thal da am leichtesten unbemerkt kreuzen zu können, wo seine Wände enger zusammentreten. Als er eine solche Stelle erreicht hatte, klomm er die steile Felswand herab, vorsichtig mit dem Fuße bei jedem Schritt prüfend, damit seines rollenden Steines Geräusch seine Nähe einem Feinde verriethe. Da hielt er an und lauschte mit vorgebeugtem Körper, doch alles

blieb still. Ungehindert gelangte er an das Waſſer, trat ohne Zögern hinein, unbekümmert, daß es ihm weit über die Knie heraufreichte, und ſchritt hindurch. Nachdem er am anderen Ufer das Waſſer ſo gut es ging abgeſchüttelt, hielt er nunmehr ebenſo leiſe den gegenüberliegenden waldigen Abhang hinan, auf deſſen äußerſtem Vorſprung die Reiterei kampierte, und betrat die flache Höhe.

Aber des Wegs geſchlichener Theil lag noch vor ihm. Noch war es im Bauernlager lebendig; er konnte von ſeiner Anhöhe deutlich die dunklen Geſtalten unterſcheiden, die an den Wachtfeuern regelmäßig auf- und abſchritten. Darum beſchloß er zu warten, bis ſich die Unruhe gelegt haben würde und ſetzte ſich, an den Stamm einer ſchlanken Buche gelehnt, auf das weiche Moos nieder. Vielleicht trieben den Hammel, daß er die Stunde nicht nach dem Stand der Geſtirne meſſen konnte, doch däuchte ihm, Mitternacht müßte vergangen ſein, als er ſich wieder erhob. Nichts regte ſich mehr in dem Lager, die Feuer glommen nur noch ſchwach und erhellten kaum ihren nächſten Umkreis. Jetzt ſchien der Augenblick günſtig, das Wagſtück auszuführen. Vielmehr traut mit der Lage der Burg, gedachte er ein kleines Ausfallpförtlein zu erreichen, ſich dort der Feſtung entdecken zu können und aufgenommen zu werden. Er ſchritt nunmehr vorwärts, indem er ſich dabei durch die Bäume und Geſträuche zu decken verſuchte. Schon erkannte ſein durch die lange Dunkelheit geſchärftes Auge deutlich die Umriſſe der Mauern, Zinnen und Thürme des Schloſſes auf der dem Thal abgewandten Seite, nur noch ein kurzer freier Raum trennte ihn davon. Er beog die letzten Zweige vorſichtig auf die Seite, ſchlüpfte aus dem Gebüſch hervor und eilte, ſo ſchnell ihm ſeine Kniee trugen, auf den Graben zu.

„Halt da, Kamerad, die Feldwach! Bleibſt du wohl ſo ſtill?“ erſcholl plötzlich eine Stimme neben ihm, ein Bauer ſprang hinter einem vereinzelten Baume, an dem er regungslos gelehnt, hervor und packte den Vorbeieilenden mit nervigen Fauſt am Arm.

Alexian hob ſich angeſichts des Gelingens verrathen. Aber ohne ſich zu beſinnen, ſammelte er alle Kraft, deren er mächtig war, und ſtatt aller Antwort ſchlug er dem ungeſchlachten Bauer vermaßen ins Geſicht, daß er ſeinen Gefangenen Arm losließ und mit dem Schrei: „Hulle! Verrath!“ bewußtlos zu Boden taumelte.

Schnell machte ſich Alexian den gewonnenen Vortheil zu Nutze. An ein Durchſchleichen war nicht mehr zu denken. Der Behendigkeit ſeiner Füße vertrauend, galt es ihm nur noch, raſchen Einlaß zu gewinnen. Indem er darum auf die Veſte zurannte, rief er dabei ſo laut er vermochte: „Hie gut Bamberg!“

Sein Ruf war gehört worden, ein Licht erſchien auf der Mauer, Alexian ſieht darauf zu, er ſieht neben ſich die dunklen Geſtalten der Bauern durch den Schrei der Wache, durch ſeinen eigenen Ruf aus dem Schlafe geſchreckt, aufſpringen und ihm nacheilen, er hört das lauter werdende Geſchrei der Verfolger, — noch wenige Schritte, ſo iſt er am Graben. Da verfängt ſich ſein Fuß in eine vorſpringende Wurzel, er ſtürzt zu Boden, ehe er im Stande iſt, ſich aufzuraffen, und die Bauern heran, fallen über ihn, und Alexian, ſeiner Gegenwehr fähig, wird gefangen und die Hände ihm mit Stricken auf den Rücken gebunden.

So ſtießen und ſchleppten ihn die Bauern unter Scheltworten und Drehungen bis an das Wachtfeuer, wo ihr Hauptmann, in einen Mantel gehüllt, auf der Erde lag.

„Ein Kundſchafter! Hauptmann, ein Kundſchafter!“ riefen ſie ihm zu.

„Laßt leben, Burſchen, was habt ihr für einen Fang gethan“, antwortete eine Stimme, die Alexian ſchon irgendwo gehört zu haben meinte, und eine Geſtalt richtete ſich, auf den Stiel einer mächtigen Axt geſtützt, halb in die Höhe. Alexian täuſchte ſich nicht, dieſelbe Stimme hatte er einſt unter ganz andern Umſtänden vernommen, denn der, welcher den Befehl über dieſen Theil des Lagers führte, war Konrad Schwarzmann.

Ein Bauer warf einen Arm voll dürren Reiſigs auf die glimmenden Kohlen, daß ſchnell und praſſelnd die Flamme aufſchlug und des Gebundenen Geſtalt und Geſicht beleuchtete.

„Wer iſt's?“ rief Konrad aufſpringend, riß Alexian den Hut vom Kopfe und ſtarrte ihm ins Geſicht, als traue er ſeinen Augen nicht; dann brach er in ein wildes höhniſches Gelächter aus.

„Er iſt's!“

„Ich bin euer Gefangener, ihr Leute“, ſagte Alexian, ſich mühſam zwingend, ruhig zu bleiben, „doch heiß' ich, ihr werdet redlich mit mir umgehen.“

„Es ſoll dir nach Recht und Billigkeit geſchehen“, höhnte Konrad. „Das iſt ein ſeltener

Regel, wie nicht jeden Tag einer zufriegt: wir wollen Natur sorgen, daß er nicht entwischt. Sehet nach den Stricken um seine Hände, binden ihm auch die Füße. — seht' — so, nun werft ihn dort in das Zelt. es steht leer. dort mag er, bis es Tag wird, bleiben. Ich hab' keine Lust mehr zu schlafen, ich will ihm die Langeweile vertreiben helfen."

Unter vielen und ähnlichen Reden, die Konrad mit heftigen Geberden begleitete, wurde der Befehl von den Knaben befolgt. An Händen und Füßen gefesselt, ward Florian unter ein enges Zeltdach geschleppt. Die bittersten Gedanken bemächtigten sich seiner, er klagte sein böses Geschick an, das ihn so schimpflicher Behandlung und vielleicht einem elenden Tode preisgab, als er Schritte dem Zelte sich nähern hörte und das Tuch vom Eingange mit sicherer Hand zurückgeschlagen wurde.

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

Haarschmuck der Frauen im alten Rom.

Von Heinrich Noman.

Wie wunderbar doch die Mode in ihren Launen wechselt!

Wenn heutzutage eine Dame zu hellblondem Haaren übermäßig begabt ist, so werden alle Künste angewandt und Pomaden und Salben verschrieben, um diese verhaßte Farbe wegzubringen. Bei den Römerinnen war das Gegentheil eine Zeit lang der Fall: das dunkelste Haar mußte heuer sein werden.

Das Mittel, diese Umwandelung zu bewerkstelligen, war verhältnißweise eine kostbare Seife, deren Bereitung uns theilweise Plinius mittheilt und die so empfindlich für die Haut gewesen sein soll, daß diejenigen Körpertheile, welche damit berieben wurden, aufschwollen. Jedoch scheinen die Römerinnen, nach einem Fragment des Cato, die beizende Kraft der beiden Asche zur Färbung der Haare benutzt zu haben, und wenn wir dem alten kosmetischen Arzte Theophanes Glauben schenken wollen, so haben sie sogar das Geheimniß besessen, selbst die Sonnenstrahlen zur Färbung ihrer Haare zu benutzen.

Ehe diese Salbe aufgetragen wurde, mußte das Haar mit Lauge wohl gewaschen und, von der Sonne wieder getrocknet, mit gelbem Puder bestrichen werden. Erst dann legten die Sklavinnen die Perrucken an, um das Haar in künstliche, gefällige Locken zu ringeln, und legten den ganzen Haarwuchs in eine Art Haube, welche Ludica genannt, die nach Martial aus einer Platte bestand; oder man flocht die Haare in eine Verbinde, wie Lucian will. Wenigstens gab es ein eigenes Sklavengewerbe, solche verbesserte zu knüpfen. Das Eisen, womit die Locken gekräuselt wurden, hieß calamistrum, und die Sklavinnen, welche dies wichtige Geschäft zu besorgen hatten, nannte man Nichtblätterinnen. Horaz läßt sie ausdrücklich immer im Gefolge der vornehmen Römerinnen auftreten. Waren alle Verkehrungen entsprechend ausgefallen, so spritzten die Mädchen mit einer für uns gänzlich verlorenen gegangenen Kunstfertigkeit die Salben aus dem Munde in dem feinsten Staubregen auf die Haare der Herrin. So erzählt uns Cicero in seinen Briefen und der beißende Martial nun gar wenn eine gelbhaarige Römerin eine „wandernde Parfumerie fortiane".

Kommst du, so schreibt der Gallenbruder Cosmus, zu kommen
Und ein gebrechliches Glas Zinnober verschachtelt zu dir,
Kommst du als dürftiger Gast, o Mollio, machst dich nicht reizend?
Will ich es haben, so sucht elende Lockiade mein Haupt.

Allein die verschwenderischen Römerinnen kehrten sich nicht an den Satiriker und trieben mit vielen Salben einen Luxus, der übermäßig große Summen verschlang. Der ältere Plinius kann daher nicht umhin, wenn auch mit ärztlicher Uebertreibung, auszurufen: „Sie verschwenden in dieser Salbe das ganze Vermögen ihrer Männer und lassen uns das ganze glückliche Arabien aus ihren Haaren entgegenduften." Crinas, der Arzt der Kaiserin Plotina, gibt in seiner Kosmetik nicht weniger als 25 Arten Salben und Pflaster an, welche die Römerinnen bei ihrer Toilette benutzten. Die vorzüglichsten dieser Salbenarte, und auch die theuersten, wurden aus indischen Substanzen, aus der Wurzel eines Strauches Costum genannt, und aus dem Blatte der Spikenarde bereitet, was auch schon ihre Benennungen andeuten; das erste hieß radix (Wurzel), das andere folium (Blatt). Die Salbenhändler waren daher meist vermögende Leute, namentlich die asiatischen und alexandrinischen, deren Geschäftsgeist vielen Artikel des Luxus ins Unglaubliche vervielfältigte und vertheuerte.

War das Werk nach unendlichen Mühen gelungen, prangte wirklich Aurora nicht in goldenerem Haar, so tönt die Schar der dienenden Mädchen wie verabredet im Chorus: „O wie reich!" — und die Herrin, um sich zu überzeugen, ließ sich den Spiegel reichen. Fächelte sie indessen, so trat eine andere Sklavin vor und vertrat das

Hauptgeschäft bei der Toilette: sie legte die Haare in zierliche Flechten und ordnete sie dann in einen Wulst über dem Scheitel so geschickt zusammen, daß ein tadelloser Haarputz daraus entstand, der mit dem Namen Schleife (nodus) belegt wurde, aber in seiner Form unendlich verschieden war, wie wir uns aus antiken Abbildungen leicht überzeugen können. Dem ganzen Flechten- und Zopfgewinde gab sie Halt durch eine einzige Nadel, die sie durch den geflochtenen und kunstvoll über- und nebeneinander gelegten Haarbau sticht. Diese Nadel bezeichnet Winckelmann mit dem echt deutschen Namen „Krönadel", die Römer jedoch nannten sie acus crinalis. Diese Haarnadeln waren gewöhnlich höchst kunstvoll und bildnerisch ausgeübt. Es gab Krönadeln mit Büsten und Bildwerken von ungemein hohem Werthe; doch selbstverständlich auch sehr einfache, die nichts Ausgezeichnetes hatten, nur daß sie aus Gold, Silber, Elfenbein oder Bronze gearbeitet waren. Wenn auch die Nadeln unserer Damen in Brillanten gefaßt und durch kostbare Edelsteine überreich ausgeschmückt sind, so können sie sich doch schwerlich mit dem antiken Kunstgeschmack der Römerinnen messen. Es sind uns einige dieser Nadeln noch erhalten. „Unter den silbernen Nadeln, die ich gesehen" — schreibt Winckelmann —, „sind vier besonders schön und groß gearbeitet. Die größte, an 8 Zoll lang, hat statt des Knopfes ein korinthisches Kapitäl, auf welchem Venus steht, die mit beiden Händen ihr Haar gefaßt hat; neben ihr steht die Liebe und hält ihr einen runden Spiegel vor. Die silbernen Krönadeln der Weiber auf dem Lande sind noch jetzt ebenso lang. Auf einer andern solchen Nadel, welche gleichfalls in ein korinthisches Kapitäl endigt, umfassen sich Amor und Psyche. Eine andere aber hat zwei Brustbilder und an der kleinern steht Venus und berührt mit der rechten Hand den aufgehobenen linken Fuß." Wie auf den eben erwähnten dritten Nadel einige Bilder angebracht sind, so fand Graf Caylus beim Nachgraben auf dem Hügel Ponte zu Rom eine elfenbeinerne, drei Zoll lange Nadel, deren Kopf in einer feingeschnitzten weiblichen Büste besteht. Auf andern Nadeln erblickt man ganze Figuren oder kleine Gruppen anmuthvoll gearbeitet oder sie haben statt des Knopfes das Bild einer Göttin, die mit der einen Hand ein Füllhorn trägt und mit der andern einen Delphin ergreift. Diese Krönadeln waren zuweilen hohl und enthielten wol gar Gift, wie wir aus Tacitus entnehmen; und die Sage erzählt, daß sich Kleopatra mit solcher Nadel vergiftete.

Saß die verhängnißvolle Nadel regelrecht, dann vollendete eine dritte Sklavin das Werk. Diese war eine ausgelernte Haarkünstlerin und hatte die ganze Theorie des Haarputzes zünftmäßig, wie die römischen Gesetze ausdrücklich vorschrieben, drei Monate lang erlernt; eine, die nur zwei Monate lang gelernt, wurde noch nicht für eine Kunstlerin gehalten. Sie legte der Dame das Diadem oder, wie Jüder will, den Nimbus an. Sei dem wie ihm wolle, wir wollen über den Namen nichts weiter verlieren, sondern dafür gleich bemerken, daß sie der Dame eine goldene Stirnplatte mit einem Kettchen um den Kopf legte und somit den Haarputz zu Ende bringt.

Aber der kleinen, einfachen und unscheinbaren Geräthschaften, womit die Sklavinnen den Locken- und Flechtenbau ihrer Herrin vollbrachten, müssen wir doch kurz gedenken. Daß die Römerinnen schöne Kämme kannten, die meistentheils aus polirtem Buxbaum oder Elfenbein und nicht selten in der Mitte mit eingegrabenen Bildwerken geziert waren, ist längst durch römische Dichter bewiesen; aber von Puderbeuteln und Puderquasten u. s. w. wußten die alten heidnischen Haarschmückerinnen schwerlich das Geringste; sie kannten nur ein kleines rundes Eisen mit einem Griff, das sie zum Kräuseln der Haarlocken aber meisterhaft zu handhaben wußten. In den ältern, prachtlosen Zeiten Roms bestand die gewöhnlichste Haartracht in einem bloßen Aufrollen der zusammengeschlungenen Haare, die von der Mitte der Stirn in einer Art von Wulst um den Kopf herumliefen und mit einem schmalen Bande zusammengehalten wurden, wie es uns aus antiken Frauenköpfen sichtbar wird.

Schon Ovid bemerkt in seiner „Kunst zu lieben", daß es ihm leichter sein würde, die Eicheln auf einer großen Eiche zu zählen, als die verschiedenen wandelbaren Haartrachten der Römerinnen zu beschreiben; aber dennoch zählt er acht verschiedene Arten des Haarputzes auf, aus denen man ersieht, daß die Römerinnen auch à la guitarre oder mit zwei Hörnern früher einhergingen. Ueberdies empfiehlt er den Damen, die ein längliches Gesicht haben, die Haare über der Stirn glatt auf beiden Seiten herunterzukämmen und dagegen die Haare in dichten Locken über die Ohren zu lassen. Denen, die ein rundes Gesicht haben, gibt er den Rath, oberhalb der Stirn eine kleine Schleife emporstehen zu lassen, welche die

Obern nicht bedeckt. Und unrecht hat der Lachter keineswegs!

Aber so mannichfach auch die Haartrachten der römischen Damen gewesen sein mögen, so lassen sich doch alle in zwei Hauptarten bringen: einmal waren es wirkliche, mit einem Diamantnetz gefräuselte Locken, die mit einem goldenen oder mit Perlen geschmückten Bande von den übrigen glattgekämmten Haaren getrennt waren und einen äußerst geschmackvollen Haarschmuck bildeten, oder man flocht die Haare in mehrere Flechten und Zöpfe, welche erst in einem vielfachen, dann in einem sich immer wieder begegnenden Kreise übereinander gewunden und endlich in der Mitte, über dem Scheitel, mit einer Schmuknadel festgehalten wurden. Es ist freilich noch von einer dritten Art Frisur die Rede, deren schon Juvenal und Martial gedenken und die darin bestand, vorn herum Locken, hinten aber Flechten und Zöpfe zu tragen, die wir aber für ein Gemisch beider halten. Als Tonangeberinnen der herrschenden Moden des Haarputzes dürfen die Vestalinnen und dann die Gemahlinnen und Geliebten der Kaiser angesehen sein, wie sich noch jetzt auf alten Münzen eine Poppäa von einer Plotina, eine Faustina von einer Seamias an dem Haarschmuck leicht unterscheiden läßt. Lag aber die Haarmoden ungemein schnell gewechselt haben müssen, läßt sich allein schon aus dem Umstande schließen, daß die Bildsäulen römischer Kaiserinnen so eingerichtet waren, daß man den in Marmor gehauenen Haarschmuck abnehmen und einen andern an dessen Stelle setzen konnte.

Doch nicht immer wurde die beschriebene Haarprocedur vorgenommen. Andere Römerinnen, deren Haar gar zu widerspenstig, schwarz oder braun war, schnitten es ohne Barmherzigkeit ab und legten sich eine blonde Perrucke an, die sie beim Herculestempel von den Modehändlerinnen jeden Augenblick fertig kaufen konnten. Freilich mußten die Perrukenträgerinnen bittern Spott der Dichter ertragen, die den Betrug öffentlich mißbilligten und tadelten; das aber fruchtete wenig und bald blühte ein ergiebiger Galanteriehandel mit Zöpfen, Haarflechten und Perrucken in hellrother oder gelber Farbe, die sich die römischen Modedamen ungemein künstlich einzuflechten wußten und die ihren Köpfen den wunderlichsten Ausdruck gaben.

Auf der Reise.

Skizzen von Amely Bölte.

IV.

Noch immer ist das Wetter herrlich, während der Komet in täglich größerem Umfang am Horizont heraufzieht. Gestern war der Himmel zum ersten mal umwölkt, der Tag aber dennoch schön genug, um unsern lange beabsichtigten Ausflug nach Fontainebleau vorzunehmen.

Die Eisenbahn geht sechsmal an einem Tage dahin ab; die Fahrt kostet in der 1. Klasse für ein Tagebillet 8 Francs. Von unserer Wohnung bis zum Bahnhof hat gerade drei Viertelstunden zu fahren, und um in diesem Zeitraume an unser Ziel zu gelangen, bedurfte es noch des Versprechens eines Trinkgeldes und meiner wiederholten Mahnungen; denn die französischen Kutscher übertreffen die unsrigen bedeutend an Langsamkeit, die Pferde gehen meist im Schritt, sobald man das Fuhrwerk auf eine Stunde genommen hat, und bittet man, die Thiere ein wenig die Peitsche fühlen zu lassen, so erhält man zur Antwort, daß man es uns zu Liebe nicht thun wolle. Am Abend ist es damit noch schlimmer; dann heißt es: „Le cheval demande son dîner.“ Gut nach einer Fahrt von zwei Stunden erreichten wir daher die Station Fontainebleau, welche von der Stadt ziemlich entfernt liegt, jedoch Omnibus bereit stehen, die stets bedeutende Zahl der Reisenden dahin zu führen. Wir nahmen für uns die einzige vorhandene Kalesche in Anspruch und fuhren geradewegs nach dem Schlosse, das jedem Fremden zu besehen gestattet ist.

Kutscherliche Lieuer führen die Fremden umher und erhalten dafür, was man zu geben gewohnt ist. Engländer, wie überall, so auch hier reichlich vertreten, kamen mit uns an die Reihe und hörten der Erklärung des Führers um so gewissenhafter zu, weil sie kein Französisch verstanden. Von allen Schlössern in Frankreich ist das von Fontainebleau bei weitem das interessanteste. Wir fanden hier die Geschichte Frankreichs von Franz I. an bis auf die jetzige Zeit. Alle französischen Könige haben nacheinander dieses Schloß bewohnt und von jedem fanden wir in der Einrichtung der Gemächer, der Möbel, der Stoffe, der Gobelins, welche die Wände nirgends reicher als hier zieren, für uns erhaltene Erinnerungen. Ueberall sieht es geschmackvoll und behaglich aus. Man fühlt, daß man hier heimisch sein könnte, daß man hier

wohnen möchte, mitten unter alten Möbeln und Teppichen. Die kleinen Gemächer der Frau von Maintenon bewohnt jetzt die Prinzessin Mathilde, wenn der Hof hier ist, und alles darin ist genau so geblieben, wie es zur Zeit jener berühmten Dame war; nur die Büste der jungen Kaiserin hat auf dem Kamin noch einen Platz gefunden.

Die Zimmer Napoleon's I. mit dem kleinen Tische, auf welchem er seine erste Abdankung unterzeichnete, sind in ihrer damaligen Einrichtung unverändert geblieben und werden so von seinem Neffen bewohnt. Die Halle, wo Ehrenwache von Schweizern dem kranken Monarchen erwerben lag, ist trotzdem in eine Reihe Zimmer verwandelt worden, und nur eine Tafel bezeichnet noch den Ort, wo die That verübt wurde. Auf jedem Schritt durch diese, den verschiedenen Jahrhunderten angehörenden Gemächer treten uns Bilder aus der Vergangenheit entgegen, sehen wir Personen und Verhältnisse, welche die Poesie mit ihrem Farbenschmelz uns theuer gemacht. Ueberall stehen wir auch hier auf klassischem Boden. Während der Louvre in einem Kunstmuseum geworden ist, Versailles alle seine geschichtlichen Erinnerungen durch das Durchbrechen der Räume verloren hat und man heut somit auf einem uns historisch so bekannten Boden wandelt, ist Fontainebleau in all seiner Originalhumlichkeit erhalten geblieben. Man verändert hier nichts, ersetzt die alten Möbel durch keine neuen und selbst wo der Zahn der Zeit genagt, wird ein neuer Stoff im Geschmack des verbrauchten gewählt. Aus den Fenstern sah man hinab auf die Gärten, deren Grün noch in schöner Frische prangte und die mit Teichen und Baumpartien das Auge im angenehmen Wechsel unterhielten.

Der Wald von Fontainebleau, einer der schönsten in Frankreich, 21 Lieues im Umfang und 1.. im Durchmesser, bot einst die besten Jagden und bietet auch noch jetzt dazu ein. Wir bestiegen unsern Wagen, um die in unserm Reisebuche bezeichneten merkwürdigen Plätze zu ihm zu sehen. Unser Weg war durch weiße Tafeln bezeichnet, auf denen geschrieben stand: „Promenade du Prince impérial." Nach langer Fahrt hielt unser Kutscher an und hieß uns aussteigen, um den „weinenden Felsen" zu sehen. Ein Knabe stand hier bereit, um die Reisenden zu führen. Wir folgten ihm. Er blieb vor einem Steinblocke stehen. „Das ist der weinende Stein!" sagte er. Leider hatte er gerade jetzt seine Thränen versiegen lassen. Obgleich nun unser eigentlicher Zweck verfehlt war, so hatten wir dafür den Genuß, von diesem Felsen aus einen großen Theil des Waldes zu überblicken, der nach allen Seiten hin den Horizont begrenzt. Oede und einsam war es dann, kein Ton wurde laut, kein Blatt regte sich. Der umwolkte Himmel sandte seine Schatten auf die Erde und verlieh dem Walde ein düsteres Aussehen. Der Knabe, mit seinem feinen, lachenden Gesicht, schien davon nichts zu bemerken. Er deutete unseren von uns auf eine Pflanze und sagte: „C'est la marche au diable!" Da fiel mir George Sand ein. Eine solche Szene konnte ihr freilich zu ihrem Roman den Anfang bieten. Selbst der Knabe paßte da hinein. Hoch und schlank aufgeschossen für seine vierzehn Jahre, sah er in seiner Blouse vornehm aus wie ein Prinz und blickte mit unbekümmertem Stolz in das Leben. Ich fragte ihn, ob er seine Schule besuche. „Im Winter", sagte er; im Sommer führe er die Fremden, um dadurch seine Mutter und zum Bruder zu unterstützen. „Das kann aber nicht immer so fortgehen!" erwiderte ich. „Nein, nein!" sagte er. „Je veux apprendre un état!" „Und welchen?" fragte ich ihn. „Ich will Sattler werden."

Der Knabe rieth uns, La Gorge au loup zu sehen. Das war eine andere Felsenpartie, welche ein cultiger Mann hatte, dem in Algier das eine Bein abgeschossen worden. Es war keine große Merkwürdigkeit, diese Wolfshöhle. Nur der Charakter der Gegend blieb von großem Interesse; seine Oede und Einsamkeit zog mich an. Neben dem bunten Leben von Paris, dem ich nur wenige Stunden fern war, brachte dies Allein sein mit der Natur einen überraschenden Eindruck hervor. Wir Deutschen lieben es gern; kein Wunder also, daß es mich heimisch anwehte. In dieser Umgebung war man sicher nur auf sich und die eigenen Gedanken angewiesen.

Es dämmerte, als wir die Eisenbahn erreichten, und es war Nacht, als Paris mit seinem Lichtermeer uns auf neue entgegenstrahlte.

Außerordentlich viel Engländer findet man jetzt in Paris; fast auf jedem Schritte begegnet man dem Klange dieser Sprache; selbst unter den Arkaden des Palais Royal sieht man abends nur Briten, mit ihren Frauen am Arm, ehrbar auf- und abwandern und die in den Fenstern ausgestellten Modewaaren mit dem Markte

von London vergleichen; denn sie sind nun einmal geborene Kaufleute und, gleich ihren Nachkommen, den Bürgern der Vereinigten Staaten, auf ihren Reisen hauptsächlich mit dem Einkaufen „zu den wohlfeilsten Preisen" beschäftigt.

(Die Fortsetzungen folgen.)

Anregungen.

Aus Beethoven's Leben.

Wir hatten vor einiger Zeit in Leipzig Gelegenheit, ein Sonett zu lesen, das von Beethoven's eigener Hand herrührte.

Er dichtete es zur Feier des Vermählungstages derjenigen „entfernten Geliebten", auf welche bezogen die an einer andern Stelle mitgetheilten Auszüge eines Tagebuchs aus jener Zeit hindeuteten, — zu Vermählungsfeier Bettina's von Arnim.

Wir bedauern, für heute nicht im Stande zu sein, dies interessante Schriftstück mitzutheilen, da Bettina dasselbe dem Violinvirtuosen, Herrn Joachim geschenkt hatte und nach dieser Entäußerung sich nicht berechtigt glaubte, eine Abschrift davon nehmen zu lassen.

Wir sahen übrigens das Original noch, da Er es zum Zweck freundlicher Mittheilung zurückerbeten hatte, und glauben, bei der gerechtfertigten Pietätlichkeit jedes Biographen gegen vereinzelte Spuren dieser Art, hinzufügen zu müssen, daß die uns wohlbekannte Handschrift Beethoven's das Blatt von nicht gewöhnlichem Werthe erscheinen läßt.

Vermuthlich befindet sich dasselbe gegenwärtig wieder im Besitz Joachim's, wenn nicht etwa Bettina's leidender Zustand die Rücksendung verzögert hat.

Soviel sich der Inhalt unserm Gedächtniß einprägte, beglückwünscht das Sonett die Braut und betheuert, daß

„der treue Kranke"

nie die Brust ihres fernen Freundes verlassen werde.

Da über die letzten Lebenstage Beethoven's bisjetzt soviel das Gedächtniß in Betracht kommt, wenig Licht verbreitet ist, so mag hier der Wunsch nochmals laut werden, daß die mancherlei gedruckten Kommunisse von hierher gehörigen Details nicht länger als vergrabener Privatbesitz der Oeffentlichkeit vorenthalten bleiben mögen. Der sachkundige Biograph Mozart's, Professor Jahn, beschäftigt sich zwar mit einer umfassenden Biographie Beethoven's; die Arbeit ist indessen durch Anregungen und Mittheilungen der angedeuteten Art bedeutend zu erleichtern und kann durch eine schon vergängige Aufklärung dunkler Lebensabschnitte nur an Vollständigkeit gewinnen.

Eine baldige wörtliche Veröffentlichung des von uns nachgewiesenen Sonetts sei daher auch dem jetzigen Besitzer desselben dringend empfohlen.

Um unsererseits auch zum Heraustreten mit Charakterzügen untergeordneter Art aufzufordern, theilen wir eine durch Grillparzer kürzlich in besonderem Kreise erzählte Anekdote mit, wobei wir nur bedauern, statt seiner selbst die Feder führen zu müssen und deshalb vielleicht ungenau zu sein. Eine Berichtigung führt aber wol zu weitern Berichtigungen, und so mag der Vorfall mitgetheilt werden, wie er zu unserer Kenntniß gelangte.

Der Lichter hatte für eine bei Beethoven bestellte in Wien bestimmte Oper „Die Meinung" den Text geschrieben. Der betreffende Operndirector forderte 1000 Gulden zahlen, welche Beethoven mit dem Lichter zu theilen beabsichtigte, eine Unterhaltung des musikalischen Theils, gegen welche der Lichter natürlich bescheidenerweise seinen Protest einlegte, die indessen von Beethoven's hoher Achtung für die Erzeugnisse der Schwesterkunst ganz und gar seinen Ansichten fern lag. Bekanntlich ist die Oper nicht zu Stande gekommen. Veränderte Umstände bewogen den Theater, seinen Contract rückgängig zu machen, wir wissen nicht, unter welchen Entschädigungsbedingungen für die dadurch vergebens bemühten Künstler. Das Libretto scheint geschrieben worden zu sein, wenigstens deutet darauf eine Aeußerung Beethoven's gegen den Lichter, die Musik sei auch bereits fertig, sie hat sich in dem musikalischen Nachlaß Beethoven's übrigens nichts von dieser Meinung vorgefunden.

Während sie letztere nun noch mancherlei Besprechungen zwischen den beiden Kunstverbündeten veranlaßte und von beiden Seiten aller Eifer dem neuen Werke entgegengetragen wurde, fuhr der Lichter eines Tags zum Componisten aufs Land hinaus. Beethoven's Pult stand, gewissermaßen als Wache davor, einem Kreidestrich gegenüber, dessen Inhalt wiederholtes Kommen und Gehen der Haushälterin nöthig machte und manchem neugierigen Blick des häufigen Weilens vom Betreten keineswegs leichte. Endlich schien der Freund der Wahrheit. Beethoven flog in seinen Wortschatz hinab und kam nach einiger Zeit mit vier Wortfachen im Arm zurück, wo von zwei dem Lichter hingelegt wurden, die übrigen beiden galten dem Componisten selbst und einem dritten Lichtgenossen.

Nach der Mahlzeit entschlüpfte Beethoven und hatte eine Unterredung mit dem auf Zeit gewirthenden Kutscher, welcher vor der Thür hielt. Als der Aufbruch zur Stadt angetreten werden sollte, erklärte Beethoven, eine Strecke mitfahren zu wollen. Hilft in den Rücken des Vorgehers stieg er aus. Kaum war er fort, als die im Wagen Verbliebenen einen Anzahl Papiere auf seinem nun geräumten Platze gewahrten. Es waren sechs Gulden, das bedungene Fahrgeld. Man lief schnell enthalten und rief dem im schwülsten Trab Entrollten nach, er hätte Geld vergessen. In sicherer Ferne indessen kam Beethoven erst zu Sinn. Er winkte mit Hut und Hand und schrie

wie ein Kind, daß ihm sein Streich gelungen war. Es blieb keine Möglichkeit, sich der naiven Kreatzlichkeit zu erwehren, und man war feinfühlend genug, ihm seine Freude nicht durch unzeitige Empfindlichkeit zu vergällen.

Olympische Spiele im Zimmer.

Die olympischen Spiele waren die feierlichsten und berühmtesten unter den vier heiligen Spielen der Griechen.

Sie bestanden im Wettlaufen zu Fuß und zu Pferde, im Springen, Faustkampf, Diskoswerfen, in musikalischen und poetischen Wettstreiten und wurden am Abend vor dem Beginn durch feierliche Opfer eingeleitet.

Wir sahen kürzlich „Das Hantel-Büchlein. Von Moritz Kloß" (Leipzig, J. J. Weber, 1858), mit seinen zwanzig in den Text gedruckten Abbildungen. Auch hier fanden wir uns gewissermaßen in den Hain Olympia's versetzt, nur daß wir den Olivenkranz einer Anzahl Schwinger und Strecker und Recker zuzuerkennen hätten, die aus Höhenverhältnissen und Verdauungsbeschwerden, aus Verknöcherungen der Gliederfreiheit, aus zu großer Gallenabsonderung und Mißlaune, mit den Hanteln, mit der „Schlaghalte", der „Waghalte", der „Nickhalte", der „Senkelhalte", mit dem Vogelschwenken im Halbkreis und Armkreisen zur Mühle und sonst welchen halsbrechenden Stellungen und Verrenkungen die angegriffene Gesundheit wiedererkämpfen suchen.

Wir wunderten uns, daß sich Braun und Schneider in München in ihren „Klinischen Blättern" diesen anregenden Stoff entgehen ließen. Der Staatshämorrhoidarius bei verschlossenen Thüren im Hantelturnen begriffen! Die Nachtmütze auf dem Haupte, die Brille auf der Nase, der schwammige Bauch eingezogen, ausgestreckt die rechte Hand, die linke rückwärts, und nun im Hantelkompte gleich Gatter und Vollut, den Tiefstarren!

Oder man denke sich einen hagern, dünnen, durchsichtigen, kurfürstlich hessischen Kirchenrath in der 70 gepriesenen Stellung des Drehschwingers, die Hantel in der Angerhalte am Leibe, die Hände schwunghaft bald nach links, bald nach rechts hingeführt, wobei der ganze Oberleib unter Kumpfbeugen mitfolgt und je den Hantel diesseits und jenseits sich vom Leibe haltend!

Oder nehmt einen jener glücklichen durch Köln-Minden oder Berlin-Anhalt reich gewordenen Commerzienräthe, der, vielleicht bereits einer stillen, zurückgezogenen Selbstschau lebend, mit seinem Embonpoint über Knie und Band hinausschwillt und findet, daß ihm ganz besonders gut bekommen würde die Figur eines Säugmanns (B 75), zu welcher er mit Senkelhalte der Arme antritt, um von da aus beide Hanteln unter gleichzeitigem Sprung in die Grätschstellung zwischen den Augen hindurchzuschwingen, was von tüchtigen Kumpfbeugen begleitet sein muß, dann von einem die Hanteln wieder zur Senkelhalte Aufschwingen, wobei gleichzeitig der Sprung wieder in den Schlußstand zurück erfolgen muß, falls er nicht bereits vorher schon zu Falle gekommen ist.

Den Frauen war, mit Ausnahme der geweihten Priesterinnen der Göttin, das Anschauen der olympischen Spiele bekanntlich untersagt. Unsere Gattinnen und Schwestern und Töchter und Wirthschaftsführerinnen „eines einzelnen Herrn" würden bevorzugter sein. Bei diesen olympischen Spielen im Zimmer wurde ihnen der Genuß, ihre Pfleglinge zu sehen mit aufgestreiften Hemdsärmeln, geöffnetem Halstuch, die Weste offen und dabei in den kühnsten Schwenkungen und Sprüngen, unbeirrt von den nicht zu vermeidenden Stößen an Tisch und Ofen, umgeworfenen Stühlen und zur Erde placirten Thee-, Kaffee- und andern Services.

Kurz, wir wollen hiermit zunächst den Humoristen, dann aber auch den wirklich Leidenden und Gläubigen und Zimmerturnfreudigen das aufgeschlagene, aber ebenso praktisch wie verständlich geschriebene Kloß'sche „Hantel-Büchlein" bestens empfohlen haben. Es entspricht vollkommen dem ausgezeichneten Rufe, den sich die Feder des Verfassers für alle in das Gebiet der „gesunden Seele im gesunden Körper" einschlagenden Fragen erworben hat.

Lebensblicke
von Ludwig Habicht.

Ich las ein ganzes Denksystem und fand keinen einzigen Gedanken.

* * *

Wie wunderlich ihr seid! Ihr könnt nur den lieben, der in einer gewissen Abhängigkeit von euch steht. Ist jemand stolz, groß und frei in sich, so wendet sich eure Neigung von ihm ab.

* * *

Wie euch einmal eine Literaturgeschichte schreibe aus den Herzen der Dichter! Sie würde anders lauten als die nach den Formeln der Theorie.

Lohn des Dienens.

Die Huld des Sonnenlichtes zu erwerben,
Erheben Blumen sich aus dunklem Grunde.
Vereinigt sind sie in dem Ordensbunde,
Der sie bestimmt, im Sonnendienst zu sterben.
„Der Schönheit dienst, willst du Schönheit erben"
Verkünden sie mit tausendfach'gem Munde;
„Denn sonst, so schön du wärst zur Stunde,
Umstrickte dich die Selbstsucht mit Verderben."
„Denn würden wir die Sonne nicht verehren,
Wir müßten in dem Erdenstaub vermodern,
Es würde unsre Kraft die Nacht verzehren."
„Jetzt dürfen wir in Farbenfeuern lodern:
Das Schicksal kann uns nimmermehr verwehren,
Der Schönheit dienend, ihren Glanz zu ehren."

Edmund Dorer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. **Nr. 8.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Zur Charakteristik E. Th. A. Hoffmann's. Von J. W. F. — Der Junker von Schwarzenborn. IX. X. Historische Novelle von Theodor Fiedler. — Was ist das Volk? Zur geistlichen Gesangsreform. — Aus der Welt. Skizzen von Amely Bölte. V. — Die Kunst des Lebens. Aus der Skizzenmappe. IV. — Lebensbilder von Ludwig Habicht. — Die beiden Welten. Von Robert Saamerling.

Zur Charakteristik E. Th. A. Hoffmann's.

Unter den mancherlei Hoffmann, womit unser deutsches Vaterland [illegible] das ungerechnet wie auch das weitere [illegible] geeignet ist, und deren Zahl gegen diejenige der Schmidt, Meyer, Schulze, Müller u. s. w. nicht sehr zurückstehen dürfte, gab es im zweiten Decennium des laufenden Jahrhunderts in Berlin einen Mann, dessen sich ein und der andere Leser dieser Blätter wol noch erinnern wird.

Eine kleine Statur, gelbliche Gesichtsfarbe, dunkles, beinahe schwarzes und bis tief in die Stirn hineingewachsenes Haar, graue Augen, eine feingebogene Nase und ein feingeschlossener Mund machten ihn zu einer auffallenden Erscheinung, die auch in intellectueller Hinsicht viel Eigenthümliches bot. Ruheles und ebenso unbefriedigt wie unzufrieden mit sich selbst und dem Leben, gewissenhaft in fremden Dingen und leichtsinnig in den eigenen Angelegenheiten, ein aufopfernder Freund für denjenigen, zu welchem er sich hingezogen fühlte, dem Fremden schwer zugänglich, gleichgültig für Frauenreize und ein entschiedener Feind aller Schriftstellerinnen, zeichnete er sich außerdem noch durch eine Fülle von Phantasie und Humor aus, die ihn bei jeder Gelegenheit unaufhaltsam mit sich fortrissen und ihn dann im tollen Wirbel verhöhnten. Dieser Mann, den man am 24. Juni 1822 in Berlin in die Erde senkte, war der 1776 am 24. Januar in Königsberg geborene E. Th. A. Hoffmann, neben bedeutendem Talent in Musik und Malerei einer der originellsten deutschen Erzähler, in denen Sprünge oft kühner, unheimliche Gestalten die Handlung umkreisen und der Teufel immer die Hand im Spiele hat, in denen sich aber auch — mögen sie noch so verzerrt, formlos und phantastisch zerrissen vor uns hintreten — andererseits eine Kraft, spendender Witz, Humanität und Liebenswürdigkeit aussprechen, daß man ihnen mit Recht einen Ehrenplatz in den Annalen unserer Literatur angewiesen hat.

Aus Hoffmann's bewegtem, ereignißreichem Leben sind manche Züge bekannt. Der folgende, welchen Pauline von Wilkonska im ersten Bande ihrer „Morgen und Abende" ihrem Vater, einem persönlichen Freunde des Verfassers von „Meister Floh" u. s. w., nacherzählt, dürfte es weniger sein und mag deshalb hier eine Uebertragung aus dem Polnischen finden.

* * *

Hoffmann kehrte einst, wie er dies häufig zu thun pflegte, in später Nacht in seine Wohnung zurück, und seine Phantasie war unterwegs eben wieder in den tollsten Sprüngen begriffen, als er plötzlich durch die Klänge eines Accordeons aus seiner Traumwelt herausgerissen wurde und stehen blieb. Sie kamen aus dem offenen Fenster

des zweiten Stocks eines ziemlich unansehnlichen Hauses in der Straße und machten Hoffmann's Aufmerksamkeit in hohem Grade rege, denn der geübte Musiker hatte bald herausgefunden, daß sie das Echo tiefgefühlter Empfindungen waren, denen eine kundige Hand auf meisterhafte Weise Ausdruck gab.

Die Töne hatten anfangs eine weiche, laue und dabei schmachtende, zehrende Färbung; sie klangen, das hörte man wohl, aus einem trauernden Herzen — und Hoffmann verstand sie zu deuten. Allmählich nahmen sie bei raschem Tempo an Stärke, nicht aber an Wohlklang zu und wurden zuletzt zu einer Reihe von Lissonanzen, in welchen sich deutlich der höchste Grad der Verzweiflung aussprach.

Der nächtliche Zuhörer lauschte in fast fieberhafter Aufregung auf jeden Accord, den der unbekannte Spieler anschlug und der seine erhitzte Phantasie trat der Angst des Todes, um mit eigner Hand ein ihm geweihtes Opfer zu erhalten. Mit unwiderstehlicher Gewalt drängt es ihn nach dem Orte, wo es das Herz einer fremden Brust erbeben, krampfhaft greift er nach der Klinke, tritt die nicht verschlossene Thür auf und poltert wie ein Rasender die Treppe hinauf bis an diejenige Stelle, die ihm sein Ohr als die gesuchte bezeichnet. Er stürzt ins Zimmer und sieht vor einem jungen, schönen Manne, der, als der unerwartete Gast eintrat, plötzlich aufgesprungen ist und diesen mit wildem, starrem Blick anschaut.

„Lieber, einziger Junge", ruft Hoffmann, in dem er den Erstaunten in seine Arme schließt, „verzweifle nicht, ohne Dir kein Leid an. Oh, nur nicht werden!"

„Aber wofür halten Sie denn, mein Herr?" fragte der junge Mann verwirrt und sichtlich erschrocken.

„Ihr Spiel hat mir das Geheimniß Ihrer Seele verrathen. Was bin ich? Und was treibt Sie zu solch verzweiflungsvollen Schritt?"

„Und wer sind Sie, der solche Auskunft von mir fordert?"

„Ich bin Hoffmann."

„Hoffmann! Hoffmann!" wiederholte der Angeredete, seinen bisher jungen Zuge einen Augenblick ein Strahl der Freude erhellte.

„Der bin ich wo er lebt und lebt, und jetzt, mein Junge", hier folgte eine zweite, stürmische Umarmung, „sage mir, was Dich drückt, was Du auf dem Herzen hast."

Der junge Mann, dem es Bedürfniß sein mochte, dem, was in seinem Innern wühlte, Worte zu geben, erzählte nun Folgendes:

„Ich nenne mich Adolf *** und bin der Sohn einer armen Wittwe, die sich kümmerlich von dem erhalten muß, was ich durch Stundengeben erwerbe und meine Schwester durch Nähen verdient. Ich widmete mich dem Studium der Rechte und hatte nach glücklich überstandenem Examen Aussicht auf eine Anstellung, die uns aus der drückenden Lage, in der wir uns so viele Jahre lang befanden, wenigstens einigermaßen reißen konnte. In dieser Zeit empfing ich von einem meiner Freunde ein paar hundert Thaler mit der Bitte, ihm dafür einige Einkäufe zu machen, und auf dem Wege, mich des Auftrags zu entledigen, gerieth ich mit frühern Gefährten zusammen, die, sobald sie wußten, wie stark ich bei Kasse war, mich in ein Haus lockten, in welchem gespielt wurde. Anfangs blieb ich müßiger Zuschauer, allein das Glück der andern machte auch in mir das Verlangen rege, eines gleichen theilhaftig zu werden. Ich setzte einen Dukaten und gewann, setzte ein Paroli, gewann wieder und Fortuna war mir auch in den folgenden Zügen unausgesetzt so günstig, daß bald ein Haufen Geld vor mir lag. Geblendet von dem Erfolg und in dem Gedanken, mit Mutter und Schwester nun auf einmal aller Noth enthoben zu sein, verlernte ich mich immer tiefer in das Spiel; da plötzlich schlägt das Glück um und im Verlauf einer Viertelstunde sehe ich nicht nur den ganzen Gewinn, sondern auch die mir anvertraute Summe in fremden Händen. Ich erwachte wie aus einem schweren Traume und erblickte einen grausigen Abgrund vor mir. Ich habe das Vertrauen eines Freundes schmählich mißbraucht und meine Ehre verscherzt, mein Inneres in zerrissen von den Vorwürfen, die ich mir in Folge meines Leichtsinns machen muß und die Meinigen sind durch denjenigen in namenloses Elend gestürzt, der ihre Stütze sein sollte. Was bleibt mir jetzt noch übrig? Ich habe meine Rechnung abgeschlossen und an der Stelle von der Welt Abschied genommen, wo ich so manche glückliche, erhebende Stunde genoß, an meinem Instrument. Jetzt wissen Sie alles."

Ein tiefer Seufzer entwand sich der Brust des Erzählers, und sein Blick wandte sich nach dem Fortepiano, auf dem eine gespannte Pistole lag.

Armer Unglücklicher — dachte Hoffmann —

also auch du gehörst zu der großen Zahl derjenigen, die des Glücks entbehren, einen Freund zu besitzen, der ihnen tadelnd und helfend zur Seite steht, der ein Wort des Trostes, der Aufrichtung bringt, wenn das Herz brechen will. Er wandte dem gebeugten Haupte und lautlos vor ihm stehenden jungen Manne beide Hände entgegen und sagte:

„Ich segne den Zufall, vielleicht die Schickung, die mich in dieser Stunde an deinem Hause vorüberführte. Mut, Mut, junger Freund, ich helfe dir und rette dich. Die Leiden und der Seelenkampf, welche sich in deinen Tönen aussprachen, die edlen Gefühle und die Geringschätzung des Lebens, deren Lobwürdiger diese Töne waren, haben in meinem Herzen den lautesten Widerhall gefunden. Ich liebe dich und zwar von dem Augenblick an, wo mein Herz dich verstanden hat. Die Wege, auf welche man dich zu verlocken wußte, sind mir sehr bekannt, allein du wirst sie nicht, wie mehr betreten; deine Seele ist rein geblieben und du hast dir nur einen augenblicklichen Leichtsinn vorzuwerfen, der durch die bittere Erfahrung, welche du machst, nicht nur theuer erkauft, sondern auch gesühnt ist."

Diesen Worten folgten noch andere des Trostes und der Ermuthigung. Heßmann gab Adolf die Versicherung, er werde dafür Sorge tragen, das fehlende Geld herbeizuschaffen, und war schon ein Viertchen triallernd, auf der hintern Treppe, ehe der junge Mann sich von seiner Ueberraschung erholt hatte und seinen dankgefühlten Ausdruck zu geben vermochte.

Tags darauf am frühen Morgen war es Heßmann's erstes Geschäft, seine goldene Uhr, eine kostbare Zier, einem werthvollen Ring und den Lieblingsstock mit goldenem Knopfe zu verkaufen, und als die dafür gelöste Summe noch nicht hinreichte, machte er die Runde bei seinen Freunden, um das Fehlende zu erlangen. Ehe es noch recht geschlagen hatte, stand er schon wieder in Adolf's Zimmer und warf freudestrahlend den eingetriebenen Mammon auf den Tisch. Er war aus zwiefachen Gründen in der rosigsten Stimmung; einmal hatte er ein gutes Werk vollbracht, und dann fühlte er sich auch immer am wohlsten, wenn er kein Geld in der Tasche hatte. Thränen des Dankes rollten über des jungen Mannes bleiche Wangen. Heßmann küßte sie weg, drückte Adolf wiederholt an sein Herz und war innerlich scheinbar böse:

„Wenn du durchaus danken willst und mußt so setze dich an dein Instrument und thue es in Tönen."

Dies geschah denn auch und Heßmann war entzückt, hingerissen von dem, was er hörte. Er lag vor Ärgste sagte er den auf wunderbare Weise gefundenen neuen Freund am Arm und schleppte ihn, nachdem er ihn nochmals inbrünstig abgeküßt hatte, zu Lutter & Wegener.

Unter denjenigen, welche Heßmann im lauten Jubelgelage begleiteten, befand sich auch Adolf. Thränen der tiefsten Trauer bewegten ihn gar nicht mehr so kläglich Angesicht, und als man den Sarg in die Grube gesenkt hatte, rief er voll Lebensmuth:

„Lebe wohl, du Gründer meines Glücks! Möchtest du da oben den Lohn finden, den ich dir schulde!"

J. H. F.

Der Junker von Schwarzenberg.

Historische Novelle von Theodor Kloibe.

IX.

Alexian konnte in der Dunkelheit seiner Gefangenschaft nicht unterscheiden, wer in sein Zelt hereintrat; er erkannte die Stimme des Kammerdieners, als dieser sich ihm zur Seite auf den Boden legte, die Axt, die er bei sich führte, auf die Erde stieß und ihn mit der Frage anredete: „Wisse Ihr, in wessen Händen Ihr seid?"

„Nein", antwortete Alexian, „doch es scheint, Ihr kennt mich. Fordert ein Lösegeld, welches Ihr wollt, Ihr sollt es haben, wenn Ihr mir von der Stelle helft."

„Das sind eitle Anerbieten", lachte der Bauer behaglich, „wir wissen nicht mehr, ob man uns geben will, was wir haben wollen. Den Euch hab' ich das Lösegeld im voraus schon abgenommen. Hier in der Tasche trag' ich es bei mir. Ihr habt's freilich längst vergessen, aber ich nicht. So will ich Euch daran erinnern. Im vorigen Sommer war's, da trafi Ihr einen armen Mann, der, in Gefahr, von einem wuthigen Hunde zerrissen zu werden, dafür geschlagen ward, daß er sich der Meute erwehrte; damals wardt Ihr ihm das Geschenk hin, das ich hier in der Hand halte, meinend, nun sei es abgethan."

Deutlich stand jetzt jener Tag und Vorfall wieder vor Alexian's Seele. „Um so eher will ich Ihr mich loben, da ich Euch damals Unrecht gethan", sagte er.

„Meint Ihr? Glaub's wohl! Euch damit ist's nicht. Ihr sollt aber bald Gesellschaft haben

Wißt Ihr, wo der hochgeborne Herr ist, der mich kürzlich blutig schlug? Dort hinter den Mauern sitzt er und wartet, bis ich ihn auch habe. Um seinetwillen muß das Schloß fallen, und ich will ihn hängen sehen."

Alexian knirschte mit den Zähnen.

„Meine Geschichte ist noch nicht zu Ende", fuhr der Bauer nach einer Weile fort. „Habt Ihr etwa auch das vergessen, wo Ihr den Abend nach jenem Tage waret? Vielleicht wißt Ihr's auch nicht mehr. Ich aber, ich hab' es beste besser gemerkt. Ich sah Euch bei einer Dirne sitzen, um die ich warb; Ihr thatet schön mit ihr, wie unterwegs freilich es nicht kann. Da suchte ich Euch und ihr und verschwor meine Seele dem Teufel, wenn er mir zur Rache hülfe. Er hat Wort gehalten! Und heut' Ihr mir die Schätze des spanischen Königs, Ihr kämet nicht los. Sobald es Tag ist, soll der Bauern Rath über Euch zu Gericht sitzen und Euch als einen gemeinen Spion und Kundschafter, als welcher Ihr ergriffen worden, verurtheilen und Ihr sollt lebend nimmer von hinnen kommen. Leben sie treffet Euch, solange Ihr allein seid."

Er lachte unheimlich, stand auf und verließ den unglücklichen Ritter.

Eine Stunde und darüber mochte seit Konrad's Entfernung vergangen sein, denn zwischen der Felswand und dem Erkberen stahl sich ein matter Schimmer des beginnenden Tageslichts unter das Zelt. Alexian kümmerte sich nicht darum, ein dumpfes Hinbrüten hatte sich seines Geistes bemächtigt und verwirrte die Thätigkeit seiner Seele. Seine Glieder schmerzten ihn heftig, das Blut stockte unter den festgezeichneten Stricken und seine Gelenke waren wund gerieben. Da, trotz seiner Betäubung, fühlte er, daß der Luftzug, der unter dem Zelt eindrang, plötzlich stärker ward, es kam ihm vor, als würde sein gefesselter Arm leise berührt. Es war keine Täuschung, denn gleichzeitig bewegte sich eine Hand auf seinem Mund und verschloß ihn, als ob ihm jemand zu schweigen befehlen wolle. Der Gedanke an Rettung, an Befreiung durchzuckte wie ein Blitz seine Seele, und ehe er noch Zeit hatte, sich von dem, was mit ihm vorging, deutlich Rechenschaft zu geben, empfand er mit unaussprechlicher Wonne, wie die Ketten an seinen Händen sich lockerten, er zuckte mit den Armen, die Stricke fielen durchschnitten herab. Im nächsten Augenblick waren seine Füße frei. Da berührte ein warmer, sie glatter Hauch seine Wange und dicht an seinem Ohr vernahm er die geflüsterten Worte: „Schweigt, so Euch Euer Leben lieb ist! Haltet Euch noch still!"

Eine Ahnung durchrieselte ihn, er wollte sich nach der Stimme umwenden, aber seine Glieder waren so starr geworden, daß der Versuch scheiterte. Eine neue Anstrengung, — es gelang ihm den Kopf aufzurichten und vor sich sah er in der fahlen Morgendämmerung — Gisbeth.

Unter dem Zelt war sie hereingeschlüpft und kniete neben ihm, ängstlich vorwärts gebeugt, das Messer in der Hand haltend, mit dem sie seine Stricke durchschnitten hatte. Von ihr gestützt, erhob er sich, stand er auf. Das Bewußtsein der Gefahr gab ihm schnell Gelenkigkeit und Kraft zurück, er tastete nach seinem Schwert, es hing ihm noch an der Seite. Gisbeth faßte seine Hand und winkte ihm, ihr zu folgen.

Da öffnete sich die Zeltthür und Konrad's Gesicht schaute herein. Als hätte ein höllisches Trugbild seine Sinne geäfft, so fuhr er beim Anblick des aufrecht stehenden Gefangenen an Gisbeth's Seite zurück. Aber im nächsten Augenblick schon war er mit wildem Sprung in dem Zelt. Das Schwert aus der Scheide reißen, mit dem andern Arm Gisbeth umschlingen und sich dem furchtbaren Feind gegenüberstellen, war für Alexian das Werk eines Augenblicks. In blinder, wütender Wuth schwingt Konrad seine Axt, er holt aus zu einem furchtbaren Schlag auf Alexian's Haupt, ein gellender Schrei entfährt Gisbeth's Munde, kaum bleibt ihrem Beschützer Zeit, seitwärts zu springen, da fährt die Axt herab, streift an Alexian's Arm nieder, und Konrad, von der Gewalt seines eigenen Streiches fortgerissen, rennt sich die Spitze des vorgehaltenen Schwertes mitten in die Brust. Die Waffe entsinkt im Schwung seiner Hand, dumpfes Gebrüll dringt aus seinem Munde, er bricht zusammen und wälzt sich, von Blut überströmt, im Todeskampf auf dem Boden.

Alexian stand über ihn gebeugt, kaum wissend, wie es geschehen, und sah schaudernd auf die verzerrten Gesichtszüge des Sterbenden.

„Fort, fort!" äußerte Gisbeth entsetzt und suchte ihn von dem schrecklichen Schauspiel hinwegzuziehen. Willenlos folgte er ihr ins Freie. Alles schlief fest, niemand hatte der Vorfall aufgeweckt. Wenige Schritte hinter dem Zelte lag der Saum des Waldes; seine dunklen Büsche nahmen die Flüchtigen auf. Erst als sie so tief in denselben hineingedrungen waren, daß die

Zweige sie vollständig verdargen, stand Elsbeth still und schöpfte bleich und verstört Athem.

„Elsbeth", flüsterte Alexian, „wie danke ich dir, was du an mir gethan? Wie kamest du hierher, recht als ein Engel vom Himmel?"

„Fraget jetzt nicht", entgegnete sie ängstlich, „die Zeit drängt. Ihr müßt in Sicherheit sein, ehe Eure That ruchbar geworden. Hier ist der Pfad, gehet ihm nach, er führet Euch auf baireuther Gebiet."

„Es ist nicht der meine", sagte Alexian, „er führt ins Thal, ich muß in das belagerte Schloß."

„Wo denkt Ihr hin, gnädigster Herr! Es gilt Euer Leben!"

„Elsbeth", begann Alexian leidenschaftlich und unfähig, nach diesen schrecklichen Ereignissen den Sturm seiner Gefühle zu bemeistern, „Elsbeth, sage, war es allein christliche Barmherzigkeit, daß du dein Leben an meine Rettung setzest?"

Noch immer hielt er ihre Hand, an der sie ihn auf den rechten Weg geführt hatte, in der seinigen umschlossen. Sanft zog er die nicht Widerstrebende an sich heran, sein Arm legte sich um ihren Leib und ein heißer Kuß brannte auf ihren Lippen.

„Elsbeth!" stotterte er in jubelndem Entzücken, „geliebtes, wunderbares Mädchen!" und bedeckte ihren Mund, den sie ihm willig überließ, mit neuen Küssen. „Du bist mein, ich habe dich gewonnen für immer und ewig!"

„Gott allein weiß, wie lange ich dir angehöre!" sagte sie. „Er weiß es auch, daß ich mein Geheimniß mit mir ins Grab zu nehmen gedachte, aber der Schrecken dieser Stunde hat es mir entrissen."

„Lebe wohl, meine Geliebte, meine Retterin!" sagte Alexian. „Mich ruft die Pflicht. Aengstige dich nicht, es hat jetzt keine Noth, ich weiß im Lager Bescheid, von der anderen Seite werde ich hineingelangen. Der Himmel wache über dich! Sei getrost, Elsbeth, bald will ich anders vor dir erscheinen!"

Noch einmal drückte er das schöne Geschöpf an sein Herz, dann eilte er durch eine enge, felsige Schlucht, die auf beiden Seiten mit Gestrüpp bewachsen war, nach der Brücke hin. Es geschah, wie er verborgelagt hatte. Vielem lag der Morgenschlaf auf den Bauern; ungesehen und ungehindert gelangte er an den Graben. Er sprang hinunter und stand am Fuße der Wallmauer, er rief, er wiederholte den Ruf lauter, da regte es sich an der inneren Seite, ein bärtiges Gesicht lugte durch eine Schießscharte, rasch bedeutete Alexian den Knecht wer er sei, eine Strickleiter fiel von der Brustwehr herab, Alexian klimmte sie hinein, da — ein Bolzen schwirrt durch die Luft, er prallt dicht neben seiner Schulter unschädlich an die Mauer; ein Sprung, und Alexian steht innerhalb der Burg.

Bald war die ganze Besatzung ermuntert und umstand und bestürmte ihn mit Fragen. Mit lautem Jubel vernahmen sie alle die frohe Botschaft, deren Ueberbringer er war.

Noch immer däuchte es dem Junker von Schwarzenberg wie ein Wunder, daß eben im Augenblick der höchsten dringenden Noth Elsbeth, wie von einer höhern Macht gesendet, zu seiner Rettung erschienen war; der Schein des Wunderbaren, der sie umgab, erhielt dadurch noch einen höhern Reiz in seinen Augen. Was aber ihm so seltsam und unerklärlich schien, war einfach so gekommen:

Als Elsbeth vor Alexian's Gegenwart so eilends aus dem Schloß Streitberg entflohen, war sie anfangs rathlos gestanden, wohin sie sich wenden solle. Sie entschloß sich zuletzt, ihren Oheim aufzusuchen und ihm zur Seite zu bleiben, es komme was da wolle. Aber wo ihn finden? Zu ihrem Glück traf sie in dem Dorf, das am Fuße des Schloßberges lag, eine Bäuerin, die sie aus Barmherzigkeit bei sich aufnahm. Hier blieb sie mehrere Tage, das gute Weib trug Kundschaft hin für sie, und brachte ihr endlich die Nachricht, daß Eberhard bei dem Kranken wäre, der vor der Brücke lag. Unverzagt machte sie sich in ihm auf den Weg, und fand glücklich bis zu ihm durch. Vergeblich suchte er sie dahin zu bewegen, sie solle, bis die Zeit ruhiger geworden, sich eine andere Zuflucht wählen, sie erklärte bestimmt, bei ihm bleiben zu wollen, und keine Vorstellung von den Gefahren, die ihr in dem unbändigen, indisciplen Grimmuth der Bauern drohen konnten, schreckte sie von der Ausführung des einmal gefaßten Entschlusses zurück. Ihr Instinkt bewährte sich durch den Erfolg, die Bauern, so roh und trunken sie waren, thaten doch keinem dem Mädchen ein Leid, ja sie wichen ihr aus, wo sie erschien und behandelten sie mit einer ehrerbietigen Scheu. Nichts Anstößige noch Belästigte sie als Konrad's Blick erscheinende Blicke, aber auch ihn hielt die Furcht, den Zorn der Bauern zu erregen, ab, sich an ihr zu vergreifen. Der Lärm, den Alexian's Gefangen

nehmung hervorgerufen, hatte sie aus ihrem leisen Schlummer in der Hütte, die Bernhart gleich aus Brettern und Zweigen für sie gezimmert hatte, geweckt; ihr Oheim war seit dem Abend nach dem entgegengesetzten Theile des Lagers gegangen, sie war allein und bangte. Da schlugen wohlbekannte Töne an ihr Ohr, sie unterschied deutlich in dem Gemurmel eine Stimme, die niemand anderm angehören konnte als dem, der ihrer liebenden Gedanken einziger Gegenstand war. Sogleich gelobte sie sich, den Gefangenen zu befreien und ihr Leben an das seine zu wagen. Der Himmel belohnte sie und ließ ihr Werk gelingen.

1.

Es geschah, was der Markgraf von Brandenburg in seinem Brief an den Ritter Sebastian von Wolfsberg verheißen hatte. Der bedrohte Rath zu Nürnberg, voll Furcht, es möchten auch seine Bauern und Unterthanen von der Empörung, die ringsum wüthete, angesteckt werden, sandte Boten in das Lager der Bauern ab, ob es ihnen gelänge, sie in Güte zu besänftigen. Nur nicht umsonst mahnten die Städter ab und zeigten ihnen, daß nicht alle Landesrechten gebrochen werden dürften, damit man dem Türken widerstehen könne, der immer tiefer in das deutsche Land seine räuberische Hand hineinstrecke. Solches stellten die Abgeordneten vor. Aber noch viel eindringlicher wirkte auf die Bauern der tapfere Widerstand der Obrigkeit, welche die Burg, seitdem Alexius ihnen den bezahlenden Einlaß verboten, um so unerschrockener vertheidigten, und auf einhelligen Beschluß der Hauptleute ward die Belagerung aufgehoben und die Haufen der Bauern zerliefen nach und nach allen Richtungen des Landes.

Auch in der Hauptstadt der Landschaft war die Ruhe bereits wieder hergestellt, nachdem die Bauern daselbst gar schlimmer noch als auf dem Lande gehaust hatten. Das Kloster auf dem Michelsberg, die Häuser der Lehnherren und bischöflichen Räthe, ja des Bischofs eigene Hofhaltung waren geplündert. Das Wiedergeläut und die Messe in Dom und andern Kirchen verstummte und niemand war mehr seines Lebens und Gutes sicher. Ob dieses wüsten und wilden Treibens betrübten sich die alten und frommen Bürger und viele andere redliche Männer, die anfänglich Beifall gerufen an der Empörung gehabt hatten, gar sehr, es währte aber lange, ehe sie der ungestümen Gäste wieder ledig wurden und das Bauernheer sein Lager bei Hallstadt, eine halbe Meile Wegs von Bamberg entfernt, aufschlug.

Oben auf der Altenburg aber lag der Bischof mit seinen Getreuen und schaute nach dem Heere aus, mit dem der Hauptmann des Schwäbischen Bundes und der Markgraf Kasimir im Anzug waren. Auch zu ihm hatte der Rath zu Nürnberg etliche aus seiner Mitte abgeordnet und beauftragt, einen gütlichen Vergleich zwischen den feindlichen Parteien zu stiften. Die Bauern waren dazu willig, auch der Bischof sagte zu und versprach Verzeihung mit seinen Unterthanen. In Wahrheit aber gedachte er, sie und die Nürnberger dazu zu betrügen. Denn er war willens, die Bauern so lange mit täuschenden Unterhandlungen hinzuhalten, bis das bündische Heer herankäme, um sie dann mit ganzer Macht zu überfallen und zu vernichten. Die Rathsherren durchschauten indeß bald das Spiel, das er mit ihnen trieb, und drohten abzubrechen, sofern er nicht einen wirklichen Ernst zeige, und ihm allein zu überlassen, wie er mit den Bauern fertig werden wolle. Da aber die Bauern die Burg eng umschlossen hielten, und die Noth darin von Tag zu Tag stieg, kam es zu dem Entschluß, daß der Bischof sich mit der Stadt und den Bauern vertrug und ein verläufiger Vergleich festgesetzt ward: „Wo sie einige Beschwerde zu haben vermeinten, die ihnen wider Recht und Billigkeit aufgelegt wären, die sollten sie alsbald fürbringen, darauf er sich gnädiglich und vermaßen gegen sie erzeigen wolle, daß sie sich in allem dem, das recht und billig sei, von ihm nicht zu beklagen haben sollten, und gelobten sich der Bischof Gemahl und Stift und Landschaft mit wahren Treuen an eines rechten leiblichen Eides Statt, solchen friedlichen Anstand zu halten und darwider in keinerlei Weise zu handeln", und unterfiegelten das beide am Tage des heiligen Alexius, den 17. des Weinmonds.

An dem nämlichen Tage ging von der Altenburg ein eilender Bote an den Truchseß von Waldburg in das Lager vor Altenburg und brachte ihm einen Brief von des Bischofs eigener Hand, des Inhalts: „Er werde von seinen Unterthanen vermaßen bedrängt und belagert, daß er und sein Domkapitel nicht wüßten, ob sie todt oder lebendig seien. Darum thue er an die Herren und Häupter des Bundes die dringende Bitte, daß sie in seiner und seiner Getreuen Errettung sowie in Verhütung fernern Unraths und Scha-

denn eilig das Heer nach Bamberg fahren möchten."

Als so nun der arg gestörte Friede im Lande wiederhergestellt schien, achtete es Eienhard an der Zeit, wieder bei Ieß vorzutragen. Von Gisbeih begleitet, die gern den weiten Weg in seiner Gesellschaft ging, machte er sich — es war des Sonntag nach Fronleichnam — dahin auf. Er freute sich überall der ersten Spuren der wiederkehrenden Ordnung und Ruhe. Die Bauern waren wieder in ihren Dörfern und bestellten das Feld, und es machte ihm darum wenig Sorge, was er unterwegs vernahm: daß das bündische Heer, nachdem der Fruchtes etliche Tage vorher zu Schweinfurt fünf Hauptleute des Aufstandes auf offenem Markte habe köpfen lassen, schon bei Hallstadt lagere, auf der nämlichen Stelle, wo kurz zuvor die Bauern. Freilich nahm das auch ihn wunder, weil er nicht begriff, was der Bund im bamberger Stifte suchen könne, da der Bischof mit seiner Landschaft in Gnade allen Streit geschlichtet. Doch verlor er sich seines Argen und setzte seinen Weg ruhig fort, bis in der Nähe des Marktes lautes und mächtiges Getümmel ihm entgegenkam. Stattliches Kriegsvolk zog die Straße, so breit wie sie war, heran; den Heiligen voran ritten zwei Kriegsmänner; der eine, mit dem langen Bart auf dem starken schwarzen Streithengst, war der gefürchtete Feldhauptmann des Bundes, Ritter Georg Fruchtes von Waldburg, ihm zur rechten ritt der Markgraf Kasimir von Brandenburg, ein langer, hagerer Herr mit scharfen, klugen Gesichtszügen. Hinter ihnen drein die Ritterschaft gepanzert und wehrbereit auf ihren Rossen, und zuletzt eine mächtige Zahl reisiger Knechte, eine jede Schar mit ihrem Fähnlein und von ihrem eigenen Hauptmann geführt. Das war der Einzug des Bundesheeres in die ergebene und waffenlose Stadt.

Schnell, ehe die Truppen noch heran waren, gewann Eienhard, seine Begleiterin mit der Hand unterstützend, ein schmales Seitengäßlein und gelangte alsbald zu Ieß Hartlieb's Behausung.

Es war Brigitte, die ihnen auftat. Eienhard erkannte an ihrer bekümmerten Miene, daß sie allein sein mußte. Wirklich hatte Ieß seit dem Tage, an welchem er den Zettel für Eienhard geschrieben, sein Haus nicht wieder betreten. Dann hatte Brigitte lange nichts von ihm gehört und endlich nur erfahren, daß er unter den Aufständischen geweilen und zuletzt mit einem Fähnlein derselben gegen das Kloster Schönthal gezogen sei. Nun ahnte sie wohl, warum der Brief an Eienhard gehantelt, w[illegible] er ihn verbrannt habe, um den Anschla[illegible] ihr geheim zu halten.

„Ach", schloß sie ihre betrübte Erzählung, „weiße Gott, ihr hättet eine so schlimme Sache nicht angefangen, denn wir alle, er hat sich damit ins Verderben gebracht!"

„Es sollte mir bitter leid sein um Eures Mann", sagte Eienhard, „doch nicht meinetwillen ist er der Sache beigetreten, sondern verlangt schon war er in dem Geheimnis. Laß aber den Mut nicht so ganz sinken, daß er heil und gesund in Euch zurückkehren wird."

Wie er noch so sprach, horch, da klopft es verstohlen an das Kreuzstein, das auf den äußern Hof hinausging.

„Um Gottes Wunden!" schrie Brigitte auffahrend, „das ist Ieß!" Und im Augenblick war sie hinausgesprungen, hatte den Riegel zurückgeschoben, und Ieß schlüpfte herein, sein Weib, Gisbeih und Eienhard der Reihe nach begrüßend.

„Gelobt seien alle Heiligen!" sagte Brigitte, die Hände faltend, „daß sie dich in ihren Schutz genommen haben; mich hat die Angst um dich schier um den Verstand gebracht!"

„Mit deinen Heiligen und ihrem Schutz", meinte Ieß, den Hut abnehmend und den Schweiß von der erhitzten Stirn trocknend, „zwei linke Beine unterm Leib sind mehr wert als ihn Heilige weiter eben."

„Ist's ergangen, wie du mir schriebst?" fragte Eienhard eifrig.

Ieß nickte ihm verschmitzt zu. „Bruder", sagte er, „wo Ieß dabei ist, da geht's immer so, wie er's anstellt, die andern thun was er sagt. Ich waren da die rechten Kunstgriffe und Pfiffel bereit, die da gegen Schlauheit zeugen, und so denen ich mich that. Sie zeigten im Fechten tüchtigen Arm, fanden wohl auch überflüssig genug, da schlug die Reichsstadt unter die, das feindliche Heer wäre im Anzug, fingen Lärm zu schreien und Fluchten unter sie, als wäre es aus mit ihnen. Kein greuerer Plunder hat ich mein Lebtag gesehen, wurden die Fahnen gerafft und die Alten mag, liefen alle gleich so sehr sie mochten, mußten Hierbei vieles wieder fallen lassen, was sie kürzlich erst erbeutet hatten. Wo dem Feind aber hatte es gute Wege, denn der war noch viele Meilen davon. Ich hab sie uns aber auf dem Nacken, und ich wäre fast zweien von ihnen derbin in die Hände gerannt."

„Und das Kanleip?“ fragte Liendard, der bisher vergebens versucht hatte, den Lauf seiner Rede zu unterbrechen.

„Meine Brigitte ist ein braves Weib und hat ein gutes Gedächtnis, es war alles genau so wie sie mir es beschrieben, ich fand den Stein, griff hinein, da hatte ich es auch in der Hand.“

„Weh, ach, Jost!“ sagte Liendard dringender.

„Ei, was fällt dir so erschrecklich?“ fragte Jost ihn verwundert anstehend. „Brauch' ich nicht auch zum Ausruhen Zeit?“

„Ich will heute noch aus der Stadt heim; meine Elsbeth lasse ich bei euch, sie ist zu ermüdet. Denn was ich verbin getrieben habe, gefällt mir nicht, ich fürchte, Jost, der Bischof bricht sein Wort. Wenn sie zu Ihren hinaus, so bin ich in der Stadt gefangen, und niemand trägt seinen Kopf freiwillig zu Markte.“

„Was? Du willst hinaus?“ rief Jost. „Ei, was nehm du da noch hier? Ich sage dir, die Herren werden sich mit ihrem Werk nicht säumen; eile dich, aus den Mauern zu kommen, ehe die Falle zu ist. Jost, hier ist dein Kätzlein, nehm's an, wenn du kannst hin, aber schau nicht hinter dich, du hättest denn Bamberg weit im Rücken.“

Damit reichte er Liendard stürmisch nach der Thür. Kaum hatte dieser Jost Lieb, seiner Nichte Lebewohl zugerufen, so sah er sich schon auf der Gasse. Er befolgte Josts Gebein und eilte ohne sich umzusehen, das Langst begehrte Kätzlein fest in der Hand haltend, dem nächsten Thore zu.

Hätte er zurückgeblickt, so hätte er vielleicht noch die Schar bewaffneter Knechte bemerkt, die wenige Augenblicke nach seiner Entfernung vor Josts Thür erschienen und unter Pochen, Schelten und Fluchen gebieterisch Einlaß forderten.

Da war an keinen Widerstand zu denken, noch weniger an Flucht, denn vor der hinteren Thür stand ein gleicher Trupp.

„Bist du Jost Hartlieb der Krämer?“ trat der Anführer der Knechte auf ihn zu, sobald er die Thür geöffnet hatte.

„Er ist's“, sagte ein anderer, „die Pfeifenbrüder papt auf ihn.“

„Klugt auch nicht, wer ich denn wäre“, antwortete Jost, den Umfangenen spielend.

„Mayt, Bursch“, rief der Anführer ihm mit dem Finger, „du willst halt nicht mehr schauen, es geht um den Kopf.“

Umsonst war alles Schreien Brigittens, alles Flehen und Händeringen Elsbeths, die Knechte führten den gefangenen Jost in ihrer Mitte hinweg.

Um dieselbe Stunde, da Liendard sich anschickte, den Heimweg zu suchen, trat aus dem Portal des Domes, der auch mitten unter der schlimmsten Verwüstung ohne Schaden geblieben war, weil die Bürger selbst für seine Bewachung Sorge getragen, der Fürstbischof Weigand, der zum ersten male wieder nach langer Unterbrechung von der Altenburg herübergekommen war, um vor den Gebeinen des heiligen Heinrich sein Gebet zu thun und dem Himmel zu danken für die Verleihung des Sieges über seine Widersacher. Vor dem Eingang harrte das Gefolge, zwei Edelknaben hielten sein mit Purpur, Seide und Sammt geschmücktes Maultier an dem zu beiden mit goldenen Buckeln beschlagenen Zaum. Als der Bischof seine Andacht geendet hatte, bestieg er dasselbe, zur einem zweiten saß ihm zur Seite der Domherr Gmeran von Redwitz. Dem Bischof aber schwoll das Herz, da er den Abhang des Berges herabritt, daß er über Stadt und Land wieder Herr geworden und der Bauern Sache niedergegangen sei, er dürstete nach Vergeltung an den armen Leuten, durch die er so bitteres Ungemach und schwere Kränkungen ausgestanden. Seine Augen blickten Unheil verkündend nach den Straßen der Stadt, in denen das Kriegsvolk des Bundes lag, und seine Lippen waren noch fester zusammengepreßt als gewöhnlich, als wären sie hart wie sein Herz.

„Wir werden viel Arbeit haben“, wandte er sich an seine Begleiter, „da der Teufel einen solchen Bilsensamen des Unkrauts ausgestreut hat, bevor unser Acker wieder gereinigt sein wird.“

„Es ist zum Erbarmen“, stimmte der Domherr ein. „Möge der Herr nur viele solche Arbeiter dann bestellen, wie Eure fürstliche Gnaden. Denn Schonung vermehrt das Uebel, und es muß tief geschnitten werden, damit die Krankheit ganz aus dem Körper gehe. Wir wollen ihnen allein darum, daß sie verlängst der Lutherei anhängig gewesen, dermaßen zusetzen, daß sie die Zeche mit den Köpfen bezahlen sollen.“

„Ja“, versetzte der Bischof bitter lächelnd, „der Herr Teufelein wird ihnen einen Willkommen bieten, daran sie wenig Freude haben sollen.“

Wie sie so den Abhang herabkamen, ward ihr Gespräch durch ein Getümmel auf dem Weg vor ihnen unterbrochen, und als sie näher herzuritten, sahen sie einen Mann mit Stricken gebunden inmitten einer Schar bewaffneter Knechte stehend,

die ihn ergriffen hatten. Als diese den Knechten fürsten gewahr wurden, fielen sie alle demüthig in die Kniee, nur ihr Gefangener blieb aufrecht stehen und sah den Bischof unerschrocken an.

„Wer ist der Mann, was hat er verbrochen?“ frug der Bischof, nachdem er ihn eine Weile gemustert hatte.

„Wir haben ihn soeben gefangen, Gnaden“, berichtete der Anführer der Schar, „da er auf unsern Anruf nicht stehen wollte, und als wir ihn griffen, barg er dieses Kästlein ängstlich in der Brust,' aber ich hatte wohl Acht auf ihn und entwand es ihm, soviel er sich auch dagegen sträubte. Denn sicherlich ist es unrechtes Gut.“

Dabei reichte er dem Bischof das Kästlein dar, das eben erst Jost mitgebracht hatte. Denn Liendhard war es, der, weil der Weg vor ihm noch schon gesperrt gewesen, der Scharwache in die Hände gefallen war.

Der Bischof nahm das Kästlein in die Hand. Es war von Ebenholz geschnitzt, auf dem Deckel und an den vier Seiten zierlich mit Figuren von Elfenbein ausgelegt, doch waren dieselben nicht sonderlich mehr kenntlich, sondern hin und wieder mit einem dunkeln Metallüberzug bedeckt. Der Bischof warf einen Blick darauf und wandte sich mit heftiger Stimme gegen Liendhard: „Du Sohn des Verderbens, wo hast du dies genommen? Gehörst du auch zu der Rotte Korah, die sich gegen den Herrn empört? Sicherlich, du hast deine ruchlose Hand nach dem geweihten Gute unserer heiligen Kirche ausgestreckt!“

Liendhard stand in finsterem Schweigen, aber seine Augen hafteten argwohnvoll auf der Hand des Bischofs, als wollten sie über seinem geraubten Schatze wachen.

„Hörst du nicht, was Seine bischöfliche Gnaden fragen?“ schrie ihn einer von den Knechten an und stieß ihn mit der Hellebarde in die Seite.

„Gnädigster Herr“, begann Liendhard ehrerbietig, aber furchtlos, „ich rufe Eure Gerechtigkeit gegen diese Männer an! Mitten im Frieden bin ich ruhig meines Wegs gegangen, als sie mich überfielen, zu Boden warfen, banden und meines Eigenthums beraubten. Ich bin versichert, Ihr werdet es nicht zulassen, denn es läuft wider den geschlossenen Vertrag, da Ihr selbst versprochen habt, gegen die Unterthanen des Stifts nichts vorzunehmen, noch dies andern zu gestatten.“

„Da hört, Hochwürdigster“, sagte der Domherr, „wie fest der Bauern Lied lügt!“

Der Bischof aber achtete weniger auf seine Rede als auf das verschlossene Kästlein, das seine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schien. Er drückte an der Feder des Schlosses, aber sie gab nicht nach, denn der Rost hatte ihr die Kraft genommen. Wie er aber noch daran suchte, ob es zu öffnen ginge, so lösten sich unversehens die zerfressenen Bänder an der Kruckseite, und der Deckel fiel herab. Kaum hatte jedoch der Bischof erblickt, was es enthielt, so durchfuhr ihn ein jäher Schreck vom Haupt zur Sohle; er presste es mit der Rechten fest gegen seine Brust, damit niemand hineinsehen solle; seine Linke aber griff ultemt und suchte in der Luft herum, als suche er eine Stütze, und vielleicht wäre er von seinem Maultier zu Boden gesunken, hätte sein bestürzter Begleiter ihn nicht gehalten. Seine Augen hatten sich geschlossen, seine Lippen sahen aschfarben wie die Wangen — so lag er eine Weile rücklings übergebeugt ihm in den Armen, während die Umstehenden neugierig und erschrocken von allen Seiten den ohnmächtigen Fürsten umdrängten.

Doch wie schnell der Anfall gekommen, so verging er auch. Der Bischof öffnete schon wieder die Augen und suchte mit dem ersten Blick nach dem Kästlein, das er noch besaß. Dann wehrte er die Hände derer, die ihm beigesprungen waren, unwillig ab, richtete sich wieder in den Bügeln so gerade auf, als es seiner gebückten Gestalt möglich war, und sagte mit fester Stimme, der keiner außer seinem Vertrauten anmerkte, wo erschüttert ihre Ruhe war: „Es ist nichts, geliebte! Das Alleich wird schwach unter den Prüfungen des Herrn. Mit jenem Menschen werden wir uns morgen selbst beschäftigen. Bringt ihn hinauf auf die Burg und sorgt dafür, daß er in guter und sicherer Gewahrsam gehalten werde!“

Seine Hand erhob sich zum Segen, und während die Anwesenden vor ihm die Kniee beugten, legte er sein Thier in Gang und verschwand bald hinter den Bäumen, die den Weg zur Burg hinauf beschatteten. Hinter ihm drein aber führten die Knechte den gefangenen Liendhard und übergaben ihn droben dem Burgvogt.

(Der Schluss in nächster Nummer.)

„Wasser das Beste“.

Zur orientalischen Weinabstinenzfrage.

Agoges es was — ist ein alter Spruch, und nicht blos um der Philosophie des Trunks willen sie alles vom Wasser herleiten. Reinlichkeitspflege? Vielem Mangel haben in unserm auf die

sozialen Lebensfragen von besonderer Anziehungskraft und ernster Bedeutung sind, teils durch Vereine, teils durch den Staat gegründete öffentliche Volksanstalten in ausgedehntestem Maße ausgebildet worden sind, man kann wohl sagen, daß mit diesen öffentlichen Armenpflegeanstalten eine neue Epoche in der Geschichte unserer philanthropischen Bestrebungen beginnt, die zur Verbesserung des Looses der Armen geführt hat.

Ueber diese neue Gattung unserer Anstalten sind wir in einem der letzten erschienenen, auf öffentliche Gesundheitspflege sich beziehenden, sehr lesenswerthen Werke, in dem „Handbuch der Sanitätspolizei. Nach eigenen Untersuchungen bearbeitet von Dr. Louis Pappenheim“ (dritter Band, A. u. d. T.: Berlin, Hirschwald, 1860) sehr interessante Mittheilungen über die öffentlichen Wasch- und Badeanstalten im allgemeinen und über die seit einigen Jahren in Berlin eingerichteten im besonderen gemacht. Wir heben wenige der Vorzüge hervor, die Anstalten eine verbreitungsreiche Wirksamkeit für das Leben der Armen, nicht blos deshalb, weil sie ihnen reine Wäsche verschaffen und ihnen all die Mittel gewähren, die das Waschgeschäft in den Wohnungen der Unsrigen mit sich bringt, sondern auch weil sie durch Belehrung betreffs der Wäsche Gelegenheit in den Armen von vielleicht nur vorgefundenen Unsitte wirksam, also zu nützen und sie nicht zu halten.

Die öffentlichen Waschanstalten sind aber bisher nur in einigen wenigen großen Städten zu finden, obgleich die Armuth nicht blos da wohnt. Aber der Verfasser findet nichts Uebertriebenes noch Unpraktisches in dem Wunsche, daß eine jede Gemeinde von 5 – 6000 Einwohnern eine Waschanstalt habe. In Frankreich hat das Gesetz vom 3. Februar 1851 dem Minister des Innern und des Ackerbaues einen Kredit von 500000 Francs ertheilt zur Errichtung von Schulen von öffentlichen Wasch- und Badeanstalten, die ohne Gewinn aber zu beträchtlichen Preisen der Benutzung der Unsrigen offen stehen. Die Regierung suchte dabei durchweg nicht blos an Paris sich mit an die großen Städte abzufinden, sondern auch an die Communen zu denken. In England kamen die öffentlichen Wasch- und Badeanstalten in einzelnen Städten schon 1842 in Vorschlag, doch Anfang genommen. In Frankfurt a. M. hatte die Verbreitung der Idee der Waschanstalten nur wenig Anklang. Selbst von den Gebildeten in den Provinzen aber viele nicht einmal die Existenz derselben, obgleich auch dort philanthropischer Sinn unter den Besitzenden lebt. Die Waschanstalten sind noch Fremde, die es den Armenleuten des Innern hegen, während sie der Berliner sagt, jedes Schulhaus mit der Idee derselben entstehen sollte. „Es bleibt den Staaten so viele Mittel zu Gebote, für die wirklichen Dinge Propaganda zu machen, und hier ist so wenig noch bisher geschehen.“

Die öffentlichen Wasch- und Badeanstalten sind nach den bisherigen Erfahrungen von der Art derer, die sich bezahlt machen, bei welchen niemand einen Zuschuß zu leisten hat; die Philanthropie in unsern Kapitalstädten verbreitet genug, daß viele auf die Zinsen ihrer Kapitalien, wo sie dieselben der Gründung solcher Anstalten zuwenden, ohne Widerstreben so lange warten, bis die Verzinsung, die nicht ausbleiben kann, eingetreten ist. Die meisten Staaten dürften nicht im Stande sein, Gelder für die Gründung der fraglichen Institute zu erübrigen; der Staat hat daher in der That für die Waschanstalten nur das zu thun, was zur Verbreitung der Idee derselben beiträgt, und andererseits zu verhindern, was Engherzigkeit in regulirender Gestalt den Instituten in den Weg legen könnte.

Speciell über die Berliner Anstalten der genannten Art macht der Verfasser Mittheilungen, die theils aus den im Buchhandel nicht erschienenen Verwaltungsberichten der öffentlichen Wasch- und Badeanstalten zu Berlin stammen, theils von den um diese Anstalten hochverdienten Vorsteherinnen Etablissements herrühren, theils aus eigenem Augenschein des Verfassers bei einem Besuche der ersten Berliner Waschanstalt (in der Alt-Schönhausen-Gasse No. 7 – 9) geschöpft sind.

Am 18. April 1852 vereinigte sich eine von dem General-Polizeidirektor Hinkeldey zusammenberufene Gesellschaft zu dem Beschlusse: „zu einer Actiengesellschaft zusammenzutreten, welche den Zweck habe, für Stadt Berlin mit Wasch- und Badeanstalten zu versehen, die dem Publikum zu billigeren als bisher üblichen Preisen zugänglich sein sollen, und diese Gesellschaft für ermächtigt zu erachten, behufs der Summe von 30000 Thalern gezeichnet sei.“

In freiwilligen Beiträgen wurden dann diese Summe (30000 Thaler) gezeichnet und so erfolgte die Gründung und Genehmigung alsbald. In der am 30. Juni 1852 stattgehabten zweiten Versammlung der Gründer wurde schon ein vollstän-

liger Entwurf der Statuten vorgelegt, in welchem das Grundkapital auf Actien à Thaler, in vier Anstalten berechnet, festgesetzt war. Der Entwurf wurde genehmigt. Nach eingeholter landesherrlicher Bestätigung des Statuts wurden am 25. September 1844 die ersten Einzahlungen ausgeschrieben und weitere Actienzeichnungen eröffnet, die jetzt fast den Betrag von 113,200 Thalern erreichen.

Bei der Ausführung der ersten Anstalt wurde man von dem Interesse mit einer Uebersicht verfahren, die in der That Verwunderung erregt und bei Leitung zu verschiedenen Anstalten der Art Nachahmung verdient. Die Anstalt sollte Räumlichkeiten haben, damit das Publikum an Ort und Stelle sparen, sie sollte in einem von der ärmsten Klasse bewohnten Stadttheile liegen; sie sollte in allen ihren Theilen und bis auf die kleinsten Details auf das „möglichste Vollkommenste" eingerichtet werden, um als Musteranstalt dienen zu können. Demzufolge hat man es sich nicht nur ernst angelegen sein lassen, über die wesentlichen Erfahrungen des möglichst genauen Kenntniß zu erlangen, welche der Centralverein für die Beförderung des ökonomischen Baue- und Wohnungswesens in Preußen durch erschöpfende gutachtliche Protokolle mit sachverständigen Mitgliedern gesammelt hat, sondern Specialbesichtigungen hatte auch Gelegenheit, bei seiner Anwesenheit in Preußen die bestigen Anstalten in ihren eigenthümlichkeiten bis auf die kleinsten Details kennen zu lernen und so durch eigene Anschauung eine Uebersicht von dem praktischen Werthe der verschiedenen Anlagen zu gewinnen.

Neben Zelinski selbst ist die erste Anstalt, von das Interesse des Publikums in genommen, und Zweckmäßigkeit bearbeitet. Die Einrichtung der einzelnen Wohnungen ist in der Regel erfolgreich. Bei der inneren Einrichtung sollte mit Rücksicht der Wohnräume, in der durch Kälte nicht eindringen kann, alles Holzwerk vermieden werden. Das Dach auf einzelnen Sparren, die Kupferdecken auf einzelnen Trägern ruhen, die Kupferdecken sind so, wie die Scheidewände, in Blech mit Putzrahmen aus Schalen bestehen, die Treppen aus Gyps anfertigt werden. Um die Wände der und der besseren Wohnräume bequem mit Oelfarben abwaschbar und dauernd ein gefälliges Aussehen zu geben, sollte das Putzen im Putze mit den Tapeten mit weißen, glatten Platten ausgelegt werden, die, in Cement gelegt, mit dem aufgeriebenen Kalkputzwerk auch durch kalkartige, blaue Farben mit runden Kanten verbunden sind. Die Putzmauern sollten auch wasserdichte Fundamente haben, die Feuchtigkeit der Putzmauern durch Oberlichter, Abzugs durch Ventilation entfernen. Bei der Gleiche mit den Wohnungen der Gleichgebäude eine bedeutende Differenz in Berechnung kommt, sollten sich gleichgestellt sein. Der Schuster in den Wänden und Thüren im Männerhause einer Klasse und im Frauenhause sollte mit einem weiten, wesentlich stärkeren Gewicht übertragen, der Schuster im Mannhause weniger Klasse weich gebrochen und sollen werden. Die in den Schlafräumen der Wohnräume die Tapeten behalten, aber der Tapete und der feinen Wände weiß. Denn es einfacher ist, auch weniger. Abgesehen von der Verwendung des Schutzes statt des Holzes, sollte die Construction gleichfalls, wenn in ähnlichen Anstalten mit Sachverständigkeit construirt haben, schließlich auch weiter darauf verbessert werden, daß die 7 Aus seinen Putzwänden eine eben sein und auch die in der Tischlerei angebrachten Ornamenten eine permanente Entfernung finden sollte erfolgen sollte.

Es muß nicht nöthig sein, hier noch mehr Details über die Einrichtung der Berliner Musteranstalt anzuführen, da sie von dem beschriebenen Plan. Das Ganze macht einen freundlichen, angenehmen Eindruck, es ist Ordnung und Sauberkeit. Hat das alles für reiche Leute heißen Preis? Die erste Frage nach der Eröffnung d. Februar 1845 war die Gleichstellung in einer unentgeltlichen Benutzung gerichtet. Die Antwort war so gern, daß einige Tage darauf der Preis schon in Kraft treten konnte. Die Anstalt nahm nicht ab, sein Zweck wurde klar. Die Anstalt war im Januar 1846 wegen der Gas- und Wasserleitung auch in der Nacht im Betriebe. Im folgenden Jahre wurde der Betrieb noch. Eine zweite ähnliche Anstalt in Berlin ist in der Ausführung begriffen.

Alles in allem genommen, läßt sich nicht leugnen, daß die von England ausgegangene Philanthropie durch die Berliner Gleich- und Musteranstalten auch bereits in Frankreich eine weitere Nachahmung gefunden hat. Auf Gleichheit in seinem Gebiete noch so thun übrig. Es ist nicht genug, daß in den großen Residenzstädten philanthropische Associationen der Capitalien und Anstalten zur Milderung und Verbesserung der Lage der Armen entstehen. Auch in Armen der

kleinern Stadte in den Provinzen bedurfen es, daß die Philomelopie im Punkte mit moderner Technik ihnen zu Hülfe komme. Kennen auch in der Provinz keine eleganten Mädercouloirs entstehen wie in den Residenzen, so läßt sich doch vielleicht derselbe Zweck mit einfachern Mitteln erreichen.

Auf der Reise.

Skizzen von Ludwig Gall.

V.

Wir haben am Sonntag das Theater Ambigu comique besucht, wo „Les Saltimbanques“ zum beständig gegeben werden. Das Haus war ganz gefüllt, das Publikum, der Materialität angehörend, bewies sich laut, lärmend und aufgeregt. Das Stück, ein Drama, mit einer rührig weinenden Mutter, rührte die Versammlung aufs tiefste; daß es keinen weiter Zusammenhang noch Sinn hatte, merkt niemand. Das parterre Publikum besucht das Theater, um sich zu unterhalten, und nicht, um zu richten. Gleich leichte Arbeit hat kaum der Lichter. Nur für augenblickliche Wirkung hat er zu berücksichtigen und darf sicher sein, sein Stück hundert Nächte nacheinander gegeben zu sehen, angegriffen angeregt, wird gelacht, klatscht er sich zu neuer Arbeit, zu neuem Schaffen ermuntert.

Ich habe im Theâtre lyrique endlich einer Aufführung des „Oberon“ beigewohnt. Als wir kamen, sagte die Begleiterin, wir möchten eilen, die Ouverture beginne sogleich und sei schön. Der Ruf des Komponisten war also schon bis zu ihr gedrungen. Viele Stille herrschte in dem gefüllten Saal und am Schluß bezeugte das Publikum eine Wiederholung, die auch erfolgte. Jetzt ging der Vorhang auf, aber — mit einem Oberon einer Titania ohne Stimme, ohne Schule! So scheint, als fehlten zur Darstellung einer deutschen Oper in Paris alle Kräfte.

Gestern gab man im Théâtre français den „Cetigne“ des Sophokles. Ich besuche dies Theater gern, das Haus ist groß und die Schauspieler sind gewählter als an den kleinern Bühnen. Unten im Portal ist eine Statue von Voltaire aufgestellt, vor der ich jedesmal im Vorübergehen stehen bleibe. Er ist sonst abgebildet, mit einem Lächeln auf dem Gesicht, jenem Lächeln, womit er das zu seinem letzten Hauche des Lebens spendete. Diese so einfache Vorstellung war für den „Cetigne“ schon mit dem pariser Publikum gegründet genug; ich überlegte nicht, daß es ebenso leicht meine war sein, daß das Schicksal des Erblindeten eine tiefe Rührung, Thränen und Schluchzen hervorrufen könne, und viele „exclamations“ das einzige Bedürfniß der Schauenden sind. Ich muß bekennen, daß die Zuschauer mir oft größeres Vergnügen gewähren als die Spielenden, ich höre in den Logen nebenan die Damen einander zuflüstern: „Ah, qu'elle est charmante! qu'elle est délicieuse!“ Ich höre sie die gesprochenen Worte wiederholen, sehe ihr Entzücken, ihre Aufregung, ihre Thränen.

Seitdem der Komet am Horizont untergegangen, stellte sich aufs neue das wärmste Sommerwetter ein und ganz Paris will die letzten schönen Herbsttage wo möglich auf dem Lande genießen. Auch wir schließen uns diesem allgemeinen Strome an und suchten, welche Punkte der Umgegend uns noch zu besichtigen übrig blieben. Malmaison hatte für mich ein besonderes Interesse. Die arme Kaiserin Josephine hat diesen Ort mit ihren Leiden in unser aller Gedächtniß eingeprägt und ihrem Andenken galt auch meine Sehnsucht.

Durch das Bois de Boulogne erreichten wir nach einer Stunde das Städtchen Rueil, an das sich der Park anschließt, in dessen Schatten versteckt das altertümliche Haus, das Schloß genannt, steht. Am Thor trat uns ein in Livree gekleideter Pförtner entgegen und wehrte uns den Eingang. Die Königin Christine von Spanien wohne noch hier, hieß sein Bescheid, und reise erst im nächsten Monat zu ihrem Winteraufenthalt nach Rom; solange sie aber hier weile, sei der Eintritt streng zu Fuß wie zu Wagen jedem Fremden verbagt, und Malmaison selbst nur von außen zu sehen. Bitte und keine andere Gelegenheit, als auf den nahen Hügel zu fahren und von dort hinabzusehen. Meinende müssen sich in die Nothwendigkeit ergeben lernen und dieses Siehfügen in die Umstände weist zu einer der Schule des Lebens, welche der Reisenden Geduld trägt. Mit einer Miene, wenn auch nicht ohne innerliche Mißstimmung, fuhren wir auf die bezeichnete Höhe. In der Tiefe durch Bäume verdeckt lag Malmaison und zeigte uns nicht viel mehr als seine grauen Schieferdächer, seinen Umfang und die wunderlichen Windungen in seiner Nähe, die, von den goldnen Tinten des Herbstes durchglüht, nahezu noch vor dem hellen Sonnenlichte die grauen Stämme verbergen, welche die Thränen der unglücklichen

Kaiserin benutzt. In dem kleinen Städtchen Rueil liegt sie bestattet. Über Kinder haben ihr hier ein Denkmal errichtet, das sie knieend darstellt, den schönen Kopf zum Himmel erhoben, als bete sie bei ihm den letzten Trost. Die gramvolle hat Ludwig Napoleon seine Mutter bestatten lassen. Krone und Scepter liegen zu den Füßen Hortense's, während der Mantel des Kaiserreichs über ihr schwebt, seine Attribute aber sie umflattern. Auch sie hatte so des Glückes Gunst erfahren wie keine andere Königin. Da Malmaison nicht mehr der Familie angehört, ist es immer eigenthümlich, daß diese beiden Frauen hier bestattet werden sind, gleich fern von Gatten und Kindern.

Durch den Besuch der Kirche aufgehalten, waren wir genöthigt, nach Paris zurückzukehren und eine Fahrt nach Neuilly Chevre bis zum nächsten Tage aufzuschieben. Das herrliche Wetter ließ es uns nicht bereuen; die Sonne brannte so heiß, daß wir uns in den offenen Kalesche kaum gegen sie zu schützen vermochten.

Wir fuhren über St. Germain en Laye, von dem schwärzlich auf einem Hügel die Villa der berühmten Schriftstellerin ragt, hinaus am Ufer und auf hohen Terrassen, ob wir das Haus bisweilen sahen. Es schien mit wundervollen Park entlang der Wohnung zu. Ihre Fenster mit Mauern und Zimmerstein mit der größten Umsicht. In den Zimmern waren überall die Tapeten abgerissen, eine vandalische Zerstörungswuth schien den Besitzer erfaßt zu haben. Vor dem Hause wurde an einer Stelle gearbeitet, welche einen Springbrunnen bilden sollte; hier hatten erstliche Pflanzen und der üb aus eine herrliche Aussicht. Unten am Ufer des Flusses schlängelte sich die Seine weiter, weiter ging die Eisenbahn mit St. Germain mit seinen Hafen und Plattungen lag im tiefen. Thomas hätte sich keinen schöneren Punkt erwählen können. Aber warum das eben Vollendete schon wieder vernichten? Die Arbeiter verweigerten seine Auskunft zu geben. Endlich wies man mich an einen ältlichen Mann, der mit einer Zeichnerarbeit beschäftigt war und etwas taub zu sein schien. Von ihm erfuhr ich nach mehrerlei Fragen, daß nicht Herr Thomas, sondern der gegenwärtige Besitzer jene Veränderungen vornehme. „Ist's [illegible]" fragte ich verwundert. Er schüttelte verneinend. „Non, il ne l'a pas vendu, mais on le lui a vendu." Da kam also der Sache. Der neue Eigenthümer war wohnte eben im Hause; er war abwesend, aber seine Rechte drückt sich in der Weise aus. „In die alte Laube ich meine Schritte mit der Bitte, mich den schönen Park sehen zu lassen. Aber — statt aller Antwort rief die Dame, begleitet von einer Zofe, die Treppe hinab und verwies den Fremden, der sie ungelassen, mit dem Satze, daß wir uns täglich wieder in der Fremde hätten. Wenn eine Französin ärgerlich ist, wäre es vergeblich, sie durch sanftmüthige zu wollen. Schnell schritten wir also dem Ausgang zu. Gerade als wir das Thor erreichten, hatte eine kleine Kalesche vor, aus der ein alter Herr mit einer Ordenshaut im Knopfloch ein Schwarz auf den die Aermsten um so größer zu werden schienen, je größer die Zahl derer, die Fremde umherwandeln. Ein Lumpenkind — abgerissen und jammervoll schmutzig — begleitete uns, sagte kein Wort, es sah uns nur mit den Augen an. Ich erklärte ihm unser Hierbleiben und daß seine Rechte uns vereiteln. Er verlangte sich entschuldigend auf und rief sich, über Hunger wieder gut zu machen; aber meine bekräftigte Geberde hatte den Wagen schon bewegen und schnell sein artiges Vorbeiren ab.

Wir fuhren in einer andern Richtung zurück, folgten dem Lauf der Seine, welche hier schon mit Holz bewachsene Ufer hatte, an denen Stellung die originellsten Landhäuser liegen. Auf die der Straße über Promenade breiteten wie die große Wanderung, welche das Wasser der Seine durch eine Maschine — per Pferdekraft — in den Aquädukt leitet, durch den Versailles mit Wasser versorgt wird; eine Einrichtung, deren Kompliziertheit man leicht begreift.

(Fortsetzung nachfolgt.)

Anregungen.

Die Kunst des Lebens.

Schon im Alterthum war die Richtung der Weisen auf die Kunst, glücklich zu leben, gerichtet [der Satz ist unvollständig]. In den Strichen der Lehre Weisen haben wir schon eine kurze Theorie der Lebenskunst. Jene solche Maximen wie „Was zu thun ist, ist augenblicklich vorzunehmen", „Nicht zu wenig zu thun", „Nimm dich selbst", „Nichts zu [illegible]" — worauf jeder der anderen als auf ein

glaubliche Fülle. Irgend in der Natur und Kunst im Großen wollen diese Talente immer nur ein Teil abgewinnen. Nur in den Mitteln suchen sie ihre Persönlichkeiten verwandt zu machen, im Ziel hat sie alle [illegible] Verschiedenheit in der Wahl der Mittel, aber der Notwendigkeit des Ziels.

Im Übrigen tritt an die Stelle des glaubhaften Lebens das Leben. Die geistige Kraft aus dem Leben und Erleben, Betrachten und geistige Verarbeiten von Eindrücken, die Gestalten der Dichtung, der Reichtum und die Gebundenheit alles das gibt auch uns einen Leben. Nicht mehr Entsprechungen suchten, um es darstellen mit einem geschichtlichen Vorgang zu begründen. Naturalismus ist der Grundsatz der ersten, ursprünglichen Übereinstimmung mit seiner Notwendigkeit.

Die echte und wahre Lebenskunst ist keine Lehre mehr, sie ist auch keine im gewöhnlichen Sinne christliche, sondern sie ist eine Lehre in dem Sinne wie eine neue heutige Einstellung der Weltanschauung und Deutung des Weltgeschehens entsteht, als Verklärung des irdischen durch das Himmlische, als Durchdringung der Materie durch den Geist, als Erhebung des Irdischen in das Ewige.

Wir lernen aus seinen Leben zu Gott emporziehen zu können, wir von seinen aufgeklärten und gewandelten christlichen Standpunkt aus die Lebenskunst in gewissem Maße bekennen. „Das Geheimnis der Lebenskunst" ein Wanderbuch für alle Freunde der Nachdenklichkeit und der Erhebung. Von Alexander Jung (zwei Bände, Leipzig, A. H. Payne). Jedes Buch, das nicht ein religiöses Werk durch seine und weil nicht immer als äußeres Bekenntnis gewollte Weltanschauung ist, kann freimaurerischer, christlich im weiteren Sinne des Wortes freimaurerischer Geist, der alles zu Gott emporzieht und mitten im natürlichen Leben sich Gott geheimnisvollen, übernatürlichen Beziehungen bewußt bleibt. Schon der Titel „Geheimnis", ist bezeichnend für den Verfasser. Das Leben liegt nach Alexander Jung nicht so klar verständlich da, wie die Materialisten meinen, sondern es ist ihm etwas Rätselhaftes, Geheimnisvolles. Mystisches und Übersinnliches. Daher ist Jung nicht imstande, gründlich zu sagen. „Gebt mir doch mit einem materiellen Kraftmaß der Verstandes, mit all seiner systematischen Gewalt in das Leben der Natur, mit Zirkel und Maß alle Dinge zu bewegen, mit all seiner aufgeklärten Ethik im Kosten und Verachtung zu wandeln". Dieser ganze Rationalismus wird Schritt vor Schritt Zurückweisungen zeigen, ehe er Gemeingut des Universitäts wird. Mit all seinen Errungenschaften, Resultaten der Technik, Statik, Kunst und was weiß ich noch mehr, steht der Mann der Wissenschaft wie mit einem Kopf, wie mit einem Fragezeichen vor der Knabe und Mädel liegt und die Hieroglyphen der Schöpfung entziffern und gerade darin Befriedigung und Labsal sich selbst bewußt hin, wenn sie wollen, und nicht wollen sie wollen.

Alexander Jung ist viel zu sagen ein Idealist, ein moderner, naturnaher. Der Idealismus unterscheidet sich von den Idealisten dadurch, daß er nicht nur sieht, den Begriff Gottes projiziert, sondern das Absolute Gottes wirklich in Gemüt und Gefühl haben, es in allen Lebenslagen, in Natur wie in Geschichte spürt, alles nur in seiner Weise Symbol, und symbolisch [illegible] im Lichte der Ewigkeit erblickt. „Die Natur wie bewegt sich in dem Gesetze der Zweckmäßigkeit", sagt Jung. Es ist kein Widerspruch der Vernunft, wie die erbetenen Gnadenbitten, aber es weist auf das hin, was höher ist als alle Vernunft und daher unbeschreibbar wäre, unerklärbar, um es ganz zu durchdringen.

Die Lebenskunst ist nach Jung „nicht Lehre zum seligen Leben" sondern aber das Wort „Anweisung" hält Jung für mangelhaft. Das Wort „Kunst" wäre hier brauchbarer, weil es sich um die Umgestaltung, Verklärung des hiesigen Naturlebens handelt. Lebenskunst ist nicht „Moralobjektiv", sondern wie Jung mit einem trefflichen Wortspiel sagt, „Moralsubjektiv", d. i. die Kunst des seligen Lebens. Darum ist die Lebenskunst innigst mit der Religion verwandt.

* *

Der Herausgeber fügt verschiedenem Urteil meiner geehrten Mitarbeiter noch Einzelnes einige Bemerkungen hinzu.

Die schriftstellerische Weise Alexander Jung's hat viel Ähnlichkeit mit der seines Landsmanns Bogumil Gotz. In beiden überwiegt das Gefühl den Verstand und doch ist letzterer in einer so zu sagen weiblichen Harmonie in einer feinen Tonlicht beigesellt. Gotz hat den realistischen Sinn voraus, die Erfahrung des Lebens, eine reiche Anthologie eigener Anschauungen, die er sich auf Reisen, durch Studien, Beobachtungen erwerben. Jung ist mehr Idealist; er verschönert, wo jener zu viel des Häßlichen sieht; er entschuldigt, wo jener anklagt. Gemeinsam ist beiden die Vorliebe für das Kleine, die innige Betrachtung des „Alle im Ganzen", die Neigung, wie möchten sagen das Gras wachsen zu hören. Beide lauschen nur selten auf den Lebenslärm nach Außen hinaus, ihnen spricht die Luft, die Atmosphäre, das Knistern einer Natur, das Schwirren eines Vogels, heißen möchte man nachsagen, das für ihre verborgenste Kraft aus der Stummheit schöpfen.

So eigentümlich lieblich und edel und hingebend ist die Weise Alexander Jung's, daß die Freunde seiner Muse sich an die Lieblingsideen seiner Arbeit gewöhnt haben. Wer viele oft so eigene Darstellungs- und Denkmethode des grübelnden Mannes nicht kennt und sie zum ersten mal auf sich wirken lassen will, wird freilich der Vermittelung bedürfen. Ein Kreis Lebensfreunde sagt einen Schriftsteller nicht zu jener unbedingten Herzlichkeit seiner Mitteilungen kommen sie nur entgegenkommt. Wir überraschen Alexander Jung fast immer in derjenigen Thätigkeit seiner Lebenszeit, die nichts Fertiges fertig breit hält.

sondern und endlichen Lage in seinem Verhältnis und nicht endlicher, als bei Schriftsteller wagen sollen, wenn er vor Mißverständnissen nicht sein will.

Und Sind müssen wir gestehen an ihm schon viele in der Nachtheil seiner literarischen Thätigkeit, und es ist ja sehr leicht im Voraus Rede. Er gewährleistet nicht Streng genug vor Scherz und vor Ernst. Licht und Schatten wechseln auch seine Urteile zu sehr und verwirrt sein. Von vielen gediegenen Stellen, welche Urteile macht auf Phantasie und Imagination besitzt, muß man bei Lesen und vergleichen mehr der Unmerklichkeit, mit der Kälte seiner Persönlichkeit zu kämpfen haben. Kann es ihm nun Ernst genommen, so drängt sich auch schon aus seinen Urteilen in der Abwehr der Unterschiede, in seine vielen Unterbringungen der Irrtümlichkeiten eben der Schwierigkeiten zeigt sich bei Lob und der Gutheißung eine Scheu vorhanden Gesamtbereich. Und ich stehe es ist selbst Recht ein kindliches Vorteil haben, eine Verwirrung seiner Prinzipien, eine Verwechslungsfähigkeit aber es darf nicht seine Kräfte Reflexion positiven Sinne mitnehmen, mit dem es die Hauptpersönlichkeit vertrag. Und Intelligenz und Spontane schreibt eine andere Einrichtung als nur Wesentliche und Entwendige.

Wenn unser gründlicher und in Ernst Besonnenheit verpflichteter Autor nicht nur der Kälte und eindringenden Kritik Platz verfehlt, sondern auch die andringenden Tiefe nicht seine Tiefe macht, so liegt doch in der nicht ihrer ganz verschiedenen Unterscheidung selbst, was an ihm Wesen und seiner Grenze ist. Er entzieht und sicher recht nur in die Tiefe gebracht, nur einer entgegenarbeiten, ursprünglichen Tiefen gebotener Bedeutungsbringung. Bleibt aber plötzlich bei einem von den gebrauchten Bilder oder Bedeutung stehen, gräbelt einer einzigen Nichtzufälligkeit nachdem und und gibt dann all Begegnungsmöglichkeiten, in welchen die Tiefe der wahre Kunst als wirklichen Gedankenball nehmen kann. Er, wenn er in allem Grade von der Notwendigkeit großen Gewichtes spricht, von der Pflicht einer darauf vorgenommenen Kritik, der Richtung muß man Zimmer haben über der Tatsache zum Ernste und Weite der Absicht zu einringen muß angenommen und so fort in einem oft verschwiegenen Verringerten der Zufälligen und Nichtbedeutung, der Spielereien und Kraft. Das tote Wort selbst Scherz und Ernst Ernstes von den gründlichen, gewissenhaften und tief in einer Hingebung begeisterten Tiefen unterschieden, vor in seinem Gemüth schweren Wahl und Wahl, um mit dem Paul zu reden, nicht in Harmonie gebracht sein.

Der Weg der verlorenen Pfade ist vorzüglich weise der, sie reinen, stets vorliebig gebrauchen Gemüth zu sehen, das in seltsam Personen und in den Bildern und seine Kraft einen Gegenstand zu behandeln, dem der Autor aus reich einen Zustand seiner Absicht, seiner vollkommener Gestaltung [illegible] nicht Tiefe in der Welt sagen und Schönheit der Seele zu sagen gesprochen ist. Und Leben in dem Innern und der Interessenschaften der Autoren der Gestalten ist Begegnung mit Kunst Wirkung nicht. Unser Autoren in dem Innern einer Unbestimmtheit und Tiefenbestimmtheit, noch in absoluter Interessenschaft einer Wirklichkeit von Einheit verwirrt man. Einer Autor sieht in selbständigen Tiefen und Kunst-gleichgültigkeiten Zeichen und Gestalt und die Tiefe Tiefe der Tiefe eines Interessenschaft, so muß es der gleichen Wirk kommen lassen. Aber wie die Personen als ein Wesen gelegt sind und nur einfach ist, so ist es auch mit der Personen als anderer Interessenrichtung. Innere Personen wird sich immer weiter tatsächlich gestalt, wie sie allein der ästhetischen einfache, sinnvolle Form einer Tiefe der Interessenschaft Innigkeit hatte. Unser der Mann Tiefen, Form über der Absicht, der Begegnung der Person, einer Interessenschaft Tiefe Begegnungen und Kunst und der Wirk der Tiefen Innern muß mit einer Gestaltung nicht Einheit. Wirk der Interessen sagt Tiefen einer auch in gewissen Interessenschaften und in einem Versuch von Personen Innig. Der nächsten wissenschaftlich interessant und bedeutsam

Zur die Wintrabende.

II.

Wenn es im Leben auch einer Pflicht nicht mehr geben will, so gewiß man sich an seinem Tage und Ort und Amt über den Sinn

Dieses Wochenblatt möchte auch die Leitung einer von Otto Roquette herausgegebenen Monatsschrift [illegible] sich Ruf eines Manns Dichters [illegible]

Die vor einigen Jahren [illegible] Talentes in Mitarbeiterkreisen, mit kräftigem Talente gebrauchte, auf den Gegenstand der Tiefen [illegible] Interessen einer gründlichen Behandlung zu bringen vermögen, macht auch gerade das einzige und tiefste Talent Otto Roquette's interessant. Für [illegible] auf die „Waldmeister's Brautfahrt", die Interessen hat der Erfindung in der Schwierigkeit von Tiefen [illegible] Tiefe, das sie verbindet und [illegible] auch in einem wenig mehr

Was dann Roquette später verfasst, von Thomas Paul Reich bis Lämmer [illegible] allen doch dem innigen [illegible] Leben bisher stehen Weil kann man die Hauptsache [illegible] nicht sagen.

Was ist nun zu thun? Der Autor kennt die Pflicht und Lage von Kunstwerk und zeigt mit Recht auf Tiefe gibt es auf dem eindringlichen Verhältnis und zu einige über. Er schreibt ein Gedicht der Poesie [illegible] Poesie in seinem Sinne, wenn es sagt seinen Gedanken und die bekannten Tiefen Mittelstadt und Tiefen und dem thüringischen Tiefe Tiefberg in der nahen Stadt, wo mit ihm oft gingt auf einem Wald [illegible] die Bäume einer königlichen Tiefe [illegible] mit [illegible] Tiefen, als in einer Situation, mit

der bei Lichte von „Hoffmanns Erzählungen“ traut wenn nicht rufen, daß irgendwann andere Namen wurde begonnen haben.

Wie der Bauernknabe Heinrich Zschokke von großer Kunstlust und schwebte durch das Lesezimmer einer reisebekannten Fremden von reicher Manns „von ganzer Seele“ gewesen, möchte eine vortreffliche Erzählung für einen der vielen Volksfreunde sein, was wurde dort durch manche der Plötzlichkeit glaublich abgerissene Komplikation und Verhältnisse auch einer Wirkung nicht entbehren. Aber den Dank, den durch daß wohne die Schriftstellerabenteuer und „Dieses Land“ oder Lebensgeschichten, die Besuche und Entdeckungen unserer Jünglinge von der Weltanschauung und institutionelle „Lebensbilder“ zu vernehmen, und das alles in einer Person, als ob Europa Heimat und Herz gehöre — es mag es erlaubt sein, aber solchen „Reisenden sein gewesen“ doch ein wenig zu trauen.

Besonders wohl bitter jener Szenen, bei der Schilderungen von Pest doch nur wie eine reflexische Wirklichkeit erscheinen lassen und sie dadurch den dämonischen Grundcharakter mildert. Bei Besuche nehmen sich solche Szenen etwa aus, als hätte man Dichter's Dantes als Szenen gemalt. Der Szenen aus englischen Vorbereitungen in Heinrich's Leben und wo ebenso viel gefällig zusammengestellt einzelne Bilder, wo jeder es sahen. Welcher Leser hatte nicht einen Ton, den Ausdruck an der Lust gewonnen, welchen Bedeutsamkeit nicht aber seine Persönlichkeit gepreßt? Gewiß ist auch solchen Bildern ein bestimmter Charakter, welchen sie zu Momenten in und Helden Talent, so gewinnen sie sich natürlich Interesse auf andere Stimmung und Umgebung. Dieses Heinrich aber Lesen in jener Welt Lesenden nur nennen zu sollen Bücher, noch einige erzählt über die Wichtigkeit von [illegible] Theaters, noch Lesen zu setzen und eine Szene zu betrachten. Bleib ein wahrhaftig, wichtig Heimathum! Daher kann man über einige Ungenauigkeiten in den Lebensbildern erfragen. Zwar ist auch, wenn dann jenes Lesen, jenes Interesse von Theater zum Gemüthe von Personen' Das spricht sich in unsrer aus Lesenden, natürliche Lesen lage von einem sehr großen Hintergrund — denn da ist ein ganzes Menschen- und eine Bücher- und Lesen- Lese, die Heinrich von den Kunstschulen bis sehr Übersetzung und wiedergeben, wie es ist, wenn die Gegenstände und Lesen wurden durch glückliche Verhältnisse — in der vornehmen Gesellschaft. Trotz dieser Lesen zu Heinrich weniger so ist, wenn Lesen entwickelten, wenn die Lesen nicht genügt, so ist, weil die Lesen phantastischen Lesen gewiß sehr und Kunstlesen sie unvereinbar hält. Jeder Lesen wurde, für sich allein behandelt, eine Novelle im Lesen der Lesen- anstatten geben haben, das entschuldigt es um so vollständiger vom Lesen der vom Gewicht der Lesen- verlieren, je weniger es in seiner Lese einzig ist und je ähnlicher der Lese Lesen endlich von Gesellen sich

Mögen wir uns gegen Compositionen wie Darstellung durch „Spiel der Poesie“ erklären, so soll darum dem Verfasser viele und sehr gelungene Einzelheit, eine komische Figur nicht abgesprochen werden. Das Laster Coquetterie, seine Leichtigkeit, zu erzählen, ist jetzt auch aus seinem Kreise unzweifelhaft, aber — gerade in der Lage der Hauptheld des Lesebuch sie und. Darum verlieren seine Gestalten so sehr ihr Mark, seine Situationen das Gelenk, seine Sprache all ihre Worte, denn seinem vielen Dinge schafft der Dichter seinen wahren Stoff und seine ganze, volle Begabung. es will nur verwirrt, um reich werden — eine andere schwierige Geschichte zu erzählen.

Wahrlich, der „Realismus“ ist in unserer neuen Literatur recht zu einem Knecht Ruprecht geworden. Seine Rute hat alle Kinder in Angst und Schrecken versetzt und mit Lappereien Lügen haben sie zu ihm beten gelernt.

Lebensblicke

von Ludwig Eckardt.

Jeder Künstler und Dichter muß eine Zeit lang in Natura gelebt haben, durchdrungen, ob in Wirklichkeit oder nur in seinen Studien und seinen Gedanken.

* * *

Die Unglücklichen verstehen sich leicht.

* * *

Wer die Leidenschaft der Vergnügungen hat, kann nie einen wahren Freund haben.

* * *

Sonderbar, wenn ihr etwas nicht bewiesen kannt, dann nennt ihr es — widersinnig!“

* * *

Der sieht sich selten Größe an werden wir Menschlichen, der immer ehrlich handelt. Nur durch das Schein der Lumpen und Lumpige kürzen wir uns das Leben ab.

Die beiden Welten.

Eine Welt ich ich wandern,
Eine Welt ich ich geh'n:
Doch und keine von den andern,
Doch und keine schenkt sie ihn
Abendsonnenglanz umspielet
Ihre Blumen rein und hold,
Duft, von Himmelthau umwittert,
Ihr perlmutt in Bechergold

Dann und wo ich ich schauen
Lust und Schmerz am Lebensbaum
Ich' ich lieb' das ideale Leben
Ihr mit allen seinem Zwang
Jenseits' Nicht an Lebensfäden,
Wo ich, weiß du gut versteh'n
Nur in bunten Widersprüchen
Wirrt du Schönheit auferstehn.

Robert Hamerling.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Pasqué. — Druck und Verlag von F. L. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 9. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Sgr.

Inhalt: Der Junker von Schwarzenberg. XI. XII. XIII. Historische Novelle von Theodor Fontane. — Die Lamaerei. Von Leonhard Jacobi. I. — Vorlesungen des Winters. — Feuilleton aus dem Leben der Natur. — Aus der Wissenschaft. — Mannichfaltiges. — Räthsel. — Auflösung des Räthsels.

Der Junker von Schwarzenberg.

Historische Novelle von Theodor Fontane.

XI.

Als der Schmerz seines Gemüths endlich der Bischof seine Begleiter und selbst der Trabant, der auf diesen Augenblick gehofft hatte, um eine Aufklärung über das Vorgefallene zu erhalten, mußte sich entschließen, mit unverrichteter Sache von dannen zu gehen.

Als der Bischof allein war, sank er matt und gebrochen auf den nächsten Sessel. Ein langer, intensiver Seufzer entrang seiner Brust und das Gefühl des eigenen Elends warf ihn zum Bewußtsein zurück. Nun erst öffnete er das Kästlein wieder und hob zögernd den Inhalt heraus. Es war ein Heiligthumcreide, ganz wie Brigitte es beschrieben hatte: eine goldene Kette, deren Glieder so künstlich ineinander verschlungen waren, daß sich ein einzelnes davon unmöglich von den übrigen genau unterscheiden ließ. An derselben hing ein goldenes Kreuz, auf dessen Mitte ein großer Saphir prangte und das an den vier Enden mit kleineren Edelsteinen von derselben himmelblauen Farbe verziert war. Er betrachtete es lange von allen Seiten, suchte die Stücken, die sich davon gelöst hatten, ab und brachte dadurch einen vielfach verschlungenen Namenszug zum Vorschein, der auf der Rückseite des Kreuzes eingegraben war.

„Das ist's!“ murmelte er dumpf. „Mehr des Beweises! Wieder kommt mir dies Zeichen? Nun kein Zweifel der Lebendigen oder gibt das Grab seine Todten zurück? Wie lange ist's her? Zwanzig Jahre! Nein, noch nicht zwanzig. — die Zeit schleicht langsam! Gertrud? — Ja, Gertrud, das war ihr Name! Wo bist du? Wo ist dein Kind?“

Er sah ihn in die Höhe, wobei wankte er in sein Gemach auf und ab; oft blieb er stehen, als meine er in die Stimme seines Gewissens besser zu vernehmen; dann begann er von neuem auf und abzuwandeln.

Es war dunkel geworden. Ein Diener erschien und hieß die Armleuchter mit brennenden Wachskerzen auf die mit einem Teppich überhängte Tafel in der Mitte des Zimmers, er verschloß die Fenster mit dichten Vorhängen und blieb wartend an der Thür stehen, ob der Bischof seines Dienstes begehre. Aber eine heftige Handbewegung des Herrn verabschiedete ihn.

Noch lange hörte das im unteren Gemach knarrende Gebäude, dessen Neugier durch den Vorfall auf dem Wege aufs höchste gespannt war, die ungleichen Schritte des Herrn im oberen Gemach. Es schien ihm heute keine Erwägung zu kommen und seine Gedanken wurden dabei immer wirrer. Bald preßte er beide Hände krampfhaft gegen die schmerzende Brust, bald rang er sie über

dem Scheitel, bald begrub er in ihnen das Gesicht und so oft er an dem Tische vorüberschritt, tasteten seine magern Finger nach dem darauf liegenden Geschmeide. Am Ende des Gemachs stand, ähnlich wie in dem auf der Hofburg unten, ein Altar mit dem Bilde des gekreuzigten Heilands zwischen zwei brennenden Kerzen. Dort sank er auf den Betschemel, seine Stirn auf die gefalteten Hände — kein Laut kam aus seinem Munde.

Ja, mit furchtbarer Gewalt war es über ihn gekommen. Nahe an zwanzig Jahre waren nunmehr vergangen. Damals, als sein Blut, noch nicht durch Pflicht und Ehrgeiz gekühlt, heißer durch seine Adern rollte, als seine Muskeln sich noch voll und kräftig streckten, da hatte ein Zufall ihn, den jungen Priester, der noch nicht die letzten Weihen empfangen, die schöne Gertrud Duvenec erblicken lassen. Entbrannt von heißer Leidenschaft, hatte er ihr nachgetrachtet; in weltlicher Verkleidung war es ihm gelungen, ihr nahe zu kommen und durch das ganze Gift der Schmeichelei und die Künste der Verführung ihr argloses Herz zu berücken, daß sie, bethört, im geheimen ihn traf und sich ihm ergab. Damals trank er in vollen, berauschenden Zügen den Becher irrischer Lust und hätte sich wol selbst belogen, als ob er ein wirkliches Glück genösse, hätte nicht in seinem Herzen immer die Mahnung widergetönt, daß er das priesterliche Gewand sündlich verunehre und seines Standes Heiligkeit beschimpfe. Damals hatte er ihr auch jenes Kleinod geschenkt, das ihn jetzt aus der begrabenen Nacht der Vergangenheit so plötzlich und gespenstisch anstierte und ihn erinnerte, wie freventlich er mit dem betrogenen Weibe gespielt. Denn endlich war er aus dem Traume seiner Leidenschaft erwacht, und weil er nicht Trost noch Hülfe für Brigitte gewußt, war er feig und heimlich entwichen und hatte nimmer wieder nach der Armen gefragt. Aber das Gewissen, der schlimme Mahner, hatte ihm doch keine Ruhe gelassen. Durch einen vertrauten Diener ließ er wieder nach ihr forschen, doch ohne je Nachricht von ihr zu vernehmen. Sie war sammt den Ihrigen aus der Gegend verschwunden und niemand wußte, was aus ihnen geworden.

Von jener Zeit an hatte sein Sinn sich gänzlich verwandelt. Eifrig hatte er gebetet, gefastet und schwere Gelübde erfüllt, um sich der Huld zu entledigen; sein Leib trug die Striemen der Kasteiungen, die er sich auferlegte, und weil die Römische Kirche den Schlüssel hält zu dem Gnadenschatz, aus dem alle Sünde vergeben werden kann, so ward er ihrer eifrigsten Diener einer, um seiner theilhaftig zu werden; und je ärger er sich peinigte, desto höher ward er geachtet und stieg von einer Stufe der kirchlichen Würden zur andern auf. Als er nun zuletzt, wie schon bemerkt, die Pilgerfahrt zum Heiligen Grabe gemacht, vermeinte er das Vergangene ganz und gar gebüßt, es unter einem Berge von guten Werken begraben und seine Seele nunmehr rein gewaschen zu haben. Nun war er ein Fürst der Kirche und verfolgte ihre Feinde mit bitterem Haß. Aber mit ganzer Schwere war seine Sünde wieder auf ihn gefallen, als er so unvermuthet jenes Geschmeide vor Augen sah, womit er einst Gertruden's Augen geblendet hatte.

„Heilige Königin des Himmels", rief er und schlug angstvoll an die beklemmende Brust, „erbarme dich! Wehe, du verwirrst mich, du hast keinen Frieden für mich! Ich hieß dein Bräutigam und habe dein priesterliches Kleid befleckt!"

Und abermals sank er in dumpfes Schweigen.

„Es sei!" sprach er, endlich aufathmend, zu sich selbst, als sei er zu einem Schluß gekommen, „also werde hier Kelch mit den Hefen ausgetrunken!"

Er schellte. Der Edelknabe, der vorhin die Armleuchter getragen hatte, trat wieder ein.

„Mich verlangt zu ruhen", sagte der Bischof.

„Nein, nicht so", setzte er hinzu, als jener sich anschickte, ihm den gewohnten Dienst zu erweisen, „ich will mich selbst entkleiden."

Er legte seine Hand auf des knieenden Knaben Haupt und als dieser hinausgegangen war, schob er den Riegel hinter ihm ins Schloß.

Der Wächter vor der Thür zu Bernhard's Gefängniß hatte sich eben auf die Bank gestreckt und war, den Spieß im Arm, entschlafen, als ein leichter Schlag auf die Schulter ihn wieder weckte. Er sprang auf, rieb den Schlaf aus den Augen und gewahrte in der Dunkelheit vor sich die Gestalt eines Mönchs, dessen tief über die Stirn herabgezogene Kapuze die Züge seines Gesichts auch bellerm Licht verborgen hätte.

„Unser hochwürdigster Bischof schickt mich zu seinem Gefangenen", sagte der Mönch mit gedämpftem Ton, „rufe den Schließer!"

Unwirsch gehorchte der Knecht dem unwillkommenen Säumer. Es dauerte eine Weile, bevor der Gerufene den Schlaf abgeschüttelt hatte und aus seiner Kammer trat. Nachdem er den Mönch

beim Schein eines frisch angezündeten Spans mit den Augen gemustert, sagte er zu ihm: „Laßt mich Euer Gesicht sehen, ehrwürdiger Vater, daß ich weiß, wer Ihr seid! Denn heutzutage geht der Betrug auch in der Kutte um und der Gefangene ist mir von Seiner Gnaden dem Bischof besonders auf die Seele gebunden."

„Ich bin ein armer Pater von den Benedictinern auf dem Michelsberg", entgegnete der Mönch hastig. „Der Bischof hat mich heute heraufbeschieden, um mich mit seinen Aufträgen zu betrauen. Sieh' her! Kennst du das?"

Dabei zog er den Schließer zu dem Kienspan, der in der Mauer saß und mit seinem rotem, dunstigen Lichte den engen Raum kärglich erhellte.

„Dann ist's gut", sagte der Mann; „behaltet Euer Gesicht für Euch, wenn Ihr's nicht zeigen wollt! Es ist Seiner Gnaden Siegelring! Kommt denn!"

Er zündete seine Lampe an dem Span an und leuchtete, voranschreitend, dem Mönche etliche steinerne Stufen abwärts. Ein dumpfer Modergeruch schlug ihnen entgegen, vor dessen Anhauch der Mönch unwillkürlich einen Augenblick zurückfuhr; denn der Raum war lange verschlossen gewesen und von niemand betreten worden. Durch einen schmalen, finstern Gang zwischen feuchten Steinwänden gelangten sie zu einer eisenbeschlagenen Thür; dort übergab der Schließer die Lampe seinem Begleiter, suchte aus dem Bund, den er am Gurtel trug, den rechten Schlüssel und steckte ihn ins Schloß.

„Es ist unsers hochwürdigen Bischofs Wille, daß ich den Gefangenen allein spreche", sagte der Mönch. „Geh' darum zurück und warte meiner am Eingang!"

Der Schließer befolgte diese Weisung, froh, den unterbrochenen Schlaf fortsetzen zu können. Als der Mönch sich allein sah, drehte er den Schlüssel um, die Thür knarrte in ihren Angeln und er trat in das Gefängniß. Einen Augenblick blieb er auf der Schwelle stehen, um der trüben Lampe Zeit zu lassen, den Raum zu erhellen. Ihr Licht fiel auf vier kahle Mauern und spiegelte sich in den Tropfen, die an den feuchten Steinen hingen und wenn sie zu schwer geworden, leise zu Boden fielen. Der Thür gegenüber lag auf einem Haufen wirren Strohes Lienhart, den linken Arm unter dem Kopf, die rechte Hand auf der Brust, und schlief trotz des Geräusches, das die, aufgehende Thür gemacht hatte, fest und ruhig.

Der Mönch hob die Lampe vorsichtig über den Kopf empor, um den Schläfer ungeblendet zu betrachten und stand lange in der Betrachtung seiner Gesichtszüge verloren. Das ungewohnte Licht weckte endlich den Gefangenen, er schlug die Augen auf, richtete sich beim Anblick des unerwarteten Besuchers schnell auf, daß die Schellen, die um seine Knöchel lagen und durch eine schwere Kette in der Wand befestigt waren, laut klirrten, und starrte ihn verwundert an.

„Gelobt sei Jesus Christus!" begann der Mönch und setzte die Lampe wieder nieder.

„So bald!" rief Lienhart. „Hat es Euer Bischof so eilig mit mir?"

„Du irrst, mein Sohn", versetzte der Mönch, „es ist anders, als du wol meinst, ich bin nicht gesandt, dich zu deinem Ende vorzubereiten."

„Was will der Bischof von mir?"

„Was ich dir zu sagen habe", hub der Mönch gesenkten Hauptes an, „geht dir an Leib und Leben. Achte drum wohl darauf, was du mir antwortest. Du bist am gestrigen Tage ergriffen worden und der Schein ist wider dich in jeder Weise. So du aber aufrichtig sein und redliche Antwort geben magst, so will der Bischof deiner schonen und dich ungekränkt ziehen lassen. Ein Kätzlein ist bei dir gefunden worden, als man dich ergriff, das du gewißlich nicht mit fug und in redlicher Weise erworben. Du weißt, wie es dem Bischof zu Händen gekommen und wie seltsam ihn sein Inhalt berührt hat. Er beut dir seine Gnade, wenn du offen und ehrlich bekennst, welche Bewandtniß es damit hat, wo du es gewonnen, und wem es zugehört."

Lienhart merkte bei diesen Worten des Mönchs hoch auf.

„Was war in dem Kätzlein?" frug er heftig. „Was war in dem Kätzlein?" wiederholte er, als der Mönch erstaunt das Haupt erhob. „Ich weiß es nicht, ich vermuthe es nur, es war zur Stunde erst in meine Hände gekommen, als es mir wieder entrissen wurde, und auch hatte ich es nicht geöffnet."

„Es hat es niemand gethan, als der Bischof allein", entgegnete jener.

„Und es schien ihm gering zu erbauen", sagte Lienhart nachdenklich und mehr für sich als zu dem Mönche. „Wohlan denn, da der Bischof die Sache zu wissen begehrt, so will ich ihrer kein

Heil haben: nicht daß ich mir Lehen- und Freiheit damit zu gewinnen trachtete, sondern weil ich auch hier nicht für einen Lot gehalten werden will. Aber ich sag's Euch im Vertrau, frommer Vater, es ist eine Geschichte, die nicht für geistliche Ohren paßt. Dieses Kästlein war einst einer jungen Dame Eigenthum, sie war schmuck und wohlgestalt, aber noch Besseres. Sie war bescheiden und von stillem, züchtigem Wesen, die ein vornehmer Ritter an sich kam, ihre Gunst gewann, hintereinander sie verließ. Von ihm hat sie es einst als Geschenk empfangen und ob er gleich schmählich und treulos an ihr gehandelt, hat sie doch sich nimmer von demselben trennen wollen: es hat lange verborgen gelegen und gehören erst hab' ich es wieder aufgefunden."

„Und wo, — wo ist sie?" frug der Mönch mit bebender Stimme. „Todt!" versetzte Eisenhard dumpf.

„Todt!" wiederholte der Mönch. „Friede sei ihrer unsterblichen Seele!"

„Amen!"

„Ein graues rauhes Kästlein", unterbrach der Mönch das Schweigen, „was ist aus dem geworden?"

Eisenhard maß den Mönch mit großen Augen, es war ihm ganz Gewissheit geworden, daß er schwätze, als er ihr gedacht, der Entdeckung, die er suchte, auf der Spur sei, darum viel er lebhaft: „Ehrwürdiger Vater, da Ihr in dieser Sache so wohl bewandert seid, wie mögt Ihr mich um das Weitere fragen? Ihr verstehet das Spiel! Laßt mich lieber von Euch hören, was ich auch Löbliche zu wissen begehre, — wer ist des Kindes Vater?"

Der Mönch that bei dieser plötzlichen Frage zwei Schritte zurückwärts, als wollte er vor dem gefürchteten Manne entfliehen. Er lehnte den Rücken an die Mauer, rang mit den Schatten seiner Gedanken und schien in seinem Innern einen heftigen Kampf zu bestehen.

Staunend sah Eisenhard diesem Gebaren zu. Nach einer langen Pause trat Hans wieder an Eisenhard's Wagen heran und sagte mit zitternder Stimme: „Ich will es wissen, doch sage mir zuvorab, wer du bist."

„Ich, von der ich sprach, war meine Schwester Gertrud. Ich bin ihr Bruder Eisenhard Ortmann."

„Ich wusste es", erwiderte der Mönch matt, „deine Augen gleichen den ihrigen."

Mit diesen Worten schlug er der Kappe von seinem Gesicht zurück, drängte sich an den Gefangenen — „kennst du mich?"

„Der Bischof!" schrie Eisenhard aufspringend und seiner Kette so vergessend, daß für ihn mit einem heftigen Ruck wieder auf das Stroh niedersank.

„Du sprichst ihn", sagte der Mönch, „aber hier steht er nicht als Bischof und Fürst, sondern als armer, elender Mann, der seine Ruhe sucht, er habe sich denn der Last, die ihn bedrückt, entladen. Eisenhart Ortmann", fuhr er tieferregt fort und ergriff des Gefangenen Hand, „deiner Schwesterkinder Vater bin ich. Was ist aus ihm geworden?"

Sein Blick suchte ängstlich die Antwort von Eisenhart's Lippen zu lesen. Denn nun erstes mal brach durch die harte Schale der kirchlichen Satzungen, der gelobten Pflicht, der äußern Entsagung hindurch die menschliche Empfindung der Liebe zu seinem vergessenen, verlassenen, unbekannten Kinde.

Lange Zeit brauchte Eisenhard, um sich wieder zu fassen, so wild durchkreuzte der Streit der Gefühle seine Seele. Da stand vor ihm der Urheber so vielen Leids, der Vergifter seines Lebens, derselbe ein Bischof und mächtiger Reichsfürst, der Feind seines Glaubens, dessen Namen er ohne Groll zu nennen nicht gelernt hatte, und er war der Vater seiner Gisbrecht! Er fasste seine ganze Kraft zusammen, daß er die Herrschaft über sich völlig wiedergewann und, ob auch schwer aufathmend, entgegnen konnte: „Gnädigster Herr, wenn Ihr denn wirklich der seid, als welchen Ihr Euch bekennt, so wisst, daß Eure Tochter lebt."

„Dank sei den Heiligen heute!" rief der Bischof freudig aus.

Und dann musste ihm Eisenhard berichten, was er früher schon Brigitten erzählt hatte, vieles und Trauriges, wie Gertrud und Kleines gelernten, wie sie von da an weiter Vater noch Bruder je habe wiedersehen mögen, daß sie zwei Jahre darauf von dieser Welt geschieden und auch ihrer Errettung erlöst worden, wie den Vater der Kummer über die Tochter getödtet und er selbst auf bambergers Gebiet gezogen sei. „Das Kind aber", so schloß er seinen Bericht, „ist zur Jungfrau erblüht: sie hat Schweres erlebt in den letzten Jahren, aber als ob der Himmel ihrer Mutter Tränen erbeten hat, ist sie aller Gefahr ohne Schaden zu nehmen entgangen, bis ich sie gestern gegen Bamberg gebracht habe, wo sie unter einer

ehelichen Frau Urlaub nehmen. Also ist Euer Kind durch des Himmels Fügung uns allen unversehrt nahe zu Euch gekommen."

In großer Aufregung hörte der Bischof ihm zu. „Liebhard", sagte er schwerfällig, als jener geendigt hatte, „was geschehen ist, mag nie ungeschehen werden, aber die heilige Kirche ist reich an Erbarmen und Gnadenmitteln, sie wird sie wohl mir nicht verschließen. Erzähle mir mehr von dem Kinde."

„Herr", antwortete Liebhard, „ob es gleich mir nicht gebühren will, sie zu rühmen, denn sie ist unter meinem Dach und unter meiner Fürsorge aufgewachsen, so darf ich wohl nachsprechen, was jeder sagt, der sie kennt: sie ist mit jeglichem Liebreiz des Leibes und der Seele geschmückt."

„Ich verstehe", sagte der Bischof düster, „die Hoffahrt der Welt stellt sie dar. Zwiefs Kindes Dasein klagt mich an. Mit mir und durch mich ist sie der Schuld verfallen, es ist nur ein Weg für sie, sich selbst zu retten und mich zu entsühnen. Darin erkenne ich des Himmels Gnade, daß er mir an ihr ein Unterpfand der Versöhnung mit sich gelassen hat."

Mit Schrecken ahnte Liebhard der dunklen Worte Sinn, aber er sah ein, daß weder Ort noch Stunde zu weiterm Gespräch langten. Mehr als eine Stunde war vergangen, seit der Mensch bei ihm eingetreten, und die Lampe drohte zu verlöschen. Der Bischof schickte sich zum Aufbruch an.

„Ich sehe aus deinem Wesen, daß du ein klüger Mann bist", sagte er, „traue wieh du von dem, was du diese Nacht gehört hast, schweigen um deiner selbst und des Kindes willen. Mit dem frühesten heißt du deiner Aebtin entledigt werden. Dann eile in die Stadt, du sollst ein sicheres Geleit von mir haben — und bringe das Kind zu mir in den Palast, ich werde dort sein und dir meinen Willen kund thun."

Er verließ das Gefängnis, und nachdem er dem Schließer die Schlüssel wieder eingehändigt, schritt er durch die kühle Nacht auf den entlegenen Theil des Burgfriedes zu, der, von zwei hohen Mauern eingeschlossen, in tiefer Finsternis lag. Tastend fand er bald eine niedere Thür, ein Schlüssel, den er hervorzog, öffnete sie, und durch sie gelangte er zu einer engen gewundenen Treppe, auf der er in das obere Stockwerk hinaufstieg, bis er vor einer zweiten Thür still stand. Unbehelligt drehte sich der Schlüssel in ihrem Schloß, die Thür wich, er schlug die Tapete zurück, und stand wieder in seinem Gemach, vor dessen Eingang zwei Edelknaben die Nacht über Wache hielten.

VII.

An dem Morgen, der auf diese Nacht folgte, waren in der bischöflichen Hofhaltung viele Hände thätig mit dem strengen geschäftig, die Spuren der geschehenen Verwüstung zu tilgen und die alte Ordnung darin wiederherzustellen. Denn der Bischof hatte befohlen, sie zu seinem Empfang herzurichten, weil er daselbst mit den Hauptleuten des Schwäbischen Bundes und andern hohen Herren, die gestern mit dem Herrn eingeritten, Berathung pflegen wollte, was die Lage der Dinge weiteres erfordere und wie zunächst verfahren werden solle. Es war ebenfalls noch früh am Tage und lange vor der Stunde, auf welche er die Herren zu sich geladen, als er von zahlreichem Gefolge begleitet den Berg herabritt und in seine Behausung wieder einzog, die er vor länger als vor einem Monat flüchtig verlassen hatte. Er begab sich in die Gemächer, die zu seinem Empfang in Bereitschaft gesetzt waren. Hierhin folgte ihm sein vertrauter Diener, ein Greis mit silberweißem Haar, und als er von diesem vernommen, daß Liebhard und Elsbeth angelangt und seiner Gnade gewärtig seien, so gebot er, sie hereinzuführen.

Niemand hätte ihm jetzt ansehen, wie heftig sein Gemüth in der letzten Nacht erschüttert worden, die Runzeln auf seiner Stirn waren nicht tiefer als sonst, und seine Augen so hart wie alle Tage. Als aber die Flügel der Thür aufgingen und an Liebhard's Hand Elsbeth hereintrat, habe er doch heftig zusammengezuckt, die Hand, die er gegen sie ausstreckte, zitterte, und über seine Lippen glitt, nur ihm selbst vernehmlich, Gertraudens Name.

Erstaunen aber im Gemach schauete mancher verwundert den Knecht, was der Bischof mit dem armen gefangenen, heute früh herumgebotenen Bauer und mit dem Mädchen Heimliches habe, aber ihre Neugier blieb ungestillt, denn kein Laut von dem, was drinnen verging, drang bis zu ihnen.

Plötzlich aber erscholl unter den Fenstern der Hofburg rasender Hufschlag, ein Reiter schwang sich vom Pferde und stürmte flitzend die Stiegen herauf, das Vorzimmer flog auf und in der Mitte des erstaunten Hofgesindes stand Adelaun von Schwarzenberg, mit glühender Stirn und Wangen und zerfetzten Augen

„Ist mein Vater hier?“ frug er hastig.

„Noch nicht“, erhielt er zur Antwort, „der Ritter von Schwarzenberg wird aber in wenigen Minuten hier erscheinen, um dem abwesenden seinen Rath beizuwohnen.“

„Wo sind Seine bischöflichen Gnaden?“

Der alte Diener wies nach der Thür.

„Er ist nicht allein, junger Herr“ —

„Ist es erlaubt zu fragen, wer bei ihm ist?“

„Ein Landmann und einer jungen Dame sind von ihm gefordert worden.“

„Ha!“ rief Florian, „sie sind es!“ und ehe noch einer von den Dienern Zeit hatte, ihn zurückzuhalten, flog er auf die Thür zu und stürzte in das Gemach.

„Gisbrecht!“ rufend er bei seinem Anblick hoch auf, riss auf sie zu und schloss sie in seine Arme. „Gisbrecht, Geliebte, nun bin ich bei dir, ich habe dich wieder!“

Gisbrecht liess sich willig von ihm umfangen, drängte sich Reinhard dann, denn noch hatte sie in den letzten Tagen voll Unruhe nicht den Augenblick gefunden noch sie aber sich gewannen, ihn von dem, was zwischen ihr und Florian vorgegangen war, zu unterrichten. Dem Bischof aber flog der heftigste Zorn in die Schläfe, er kannte seinen Neffen nicht, als er den Jüngling so plötzlich und aller Formen vergessen in sein eigenes Gemach dringen sah und sonst gar nicht zu wissen schien, wo und in welcher Gegenwart er sich befand, sondern Augen und Sinn einzig und allein auf Gisbrecht gerichtet hatte.

„Junker von Schwarzenberg“, rief er ihn heftig an, „wer hat Euch hierher gerufen?“

Da erst erinnerte sich Florian, dass er und Gisbrecht nicht allein hier, und sonderbare Verwirrung, wie er sich befand.

„Vergebt mir, gnädigster Herr“, sagte er sich tief und nicht ohne Verlegenheit verneigend, „dass ich so ohne Scheu und ungestüm hier eingedrungen und Einlass mir genommen habe, dessen Ihr mir gewährt. Mich trieb die Angst um diese Jungfrau. Seit mehreren Tagen habe ich vergeblich nach ihr gesucht, endlich kundschaftete ich aus, wohin sie sich gewendet, ich will es Euch sagen, da bin ich, dass sie von Euch gefordert worden. Mich reuigt, – ich weiss nicht was? Ueberhaupt fühle mich durch das Ganze, sondern dünge ich hierher und sehe nun hier und muss meine demüthig um Eure gnädige Verzeihung bitten.“

„Ich verdenke Euer Thun nicht“, erwiderte der Bischof ihn hochmuthig mit den Blicken messend, „was habt Ihr, Junker, mit dieser Jungfrau gemein?“

„Auch das bin ich Euch zu entdecken schuldig. Denn da es nun nicht mehr verschwiegen bleiben kann noch soll, so wisst, Hochwürdigster Herr, dieses Mädchen ist mein! Mein ist sie nach ihrem eigenen Willen“, wiederholte er fast sich aufrichtend, als er dem sprechenden Auge des Bischofs begegnete, während Gisbrecht ihr Haupt ängstlich an Reinhard's Schulter barg, als sie so plötzlich ihr Geheimniss offenbar werden sah und dann bittend zu ihm aufblickte, als werde er seine Verzeihung erflehen. „Darum begehre ich von Euch, dass Ihr sie mit mir von dannen gehen lasst und mit diesem ihrem Ohm, dem ich Rede und Antwort zu geben bereit bin.“

Da überwältigte lang zurückgehaltener Zorn den Bischof bei dieser Rede, die Adern seiner Stirn schwollen hoch auf, er erhob drohend die Hand gegen den Jüngling, der ihn um ein gutes Theil an Gestalt überragte, er wollte sprechen, aber die Heftigkeit erstickte seine Stimme.

„Dein ist sie, Knabe?“ donnerte er ihn endlich an. „Wehe dir und ihr, wenn du wahr redest! Wisse, thörichter Jüngling, dass in den Schrecken der letzten Zeit eine wunderbare Fügung Gottes über dieser Jungfrau gewaltet hat. Das Geheimniss ihrer Herkunft hat sich unerwartet gelöst. Nein, frische nicht, es taugt dir nicht, es zu wissen, aber vernimm und bedenke, dass ich es bin, der jetzo über ihr Los entscheidet!“

„Du aber, gleichwohl Tochter“, wandte er sich milder zu Gisbrecht, „bedenke, was du vernommen hast. Die Fügung der Welt hat nach diesem seine Macht mehr an deinem Herzen. Eine schwere Schuld hattest an deinem Vater, nur ein Weg führt für dich zu der eröffneten Himmelspforte, in die Arme der Mutter Gottes selbst! Selig war Jonas, da ihn sein Vater auf den Altar legte. Hoch bist, die du bestimmt bist, dem Himmel als Sühnopfer dargebracht zu werden, deiner Aeltern Sündenschuld abzuwaschen durch das Opfer, zu dem du dich selbst darbringst! Dies ist mein Gebot“, fuhr er mit äusserer Feierlichkeit fort, „ehe die Sonne heute niedergeht, umschliessen dich die heiligen Mauern des Klosters.“

In sprachlosem Schmerz standen Reinhard und Florian. Gisbrecht aber hob ihr Haupt von Reinhard's Schulter und das erblichte, schmerzgebeugte Gesicht gegen den Bischof gewandt flehte sie mit gefalteten Händen: „Um des Heilands willen, nein! nein!“

„Erkenne die Weisheit deines Geschicks", sagte der Pilger mit erhobener Hand, „es ist unabänderlich."

Da warf Eberhard die Ketten, die bisher seine Zunge gefesselt hatte, von sich und redete den Pilger so an: „Unsichtbarer Herr! Ich bin nicht des Mädchens leiblicher Vater, der allein nach göttlichem und menschlichem Gesetz ein Recht hat, über sein Kind zu entscheiden. Dafür aber habe ich eine andere Macht über sie, denn ich habe mich der Verlassenen angenommen, sie aufgezogen und gepflegt, und bin so ihr rechter Vater geworden. Euch hat der Himmel eine hohe Gewalt auf Erden gegeben, gegen die ich nicht aufkommen kann. Ihr werdet sie gegen mich Armen nicht behaupten wollen. Nicht zu leichtem Lust habe ich bei Tag und bei Nacht mich um meines Kindes Wohl gesorgt. Ich beschwöre Euch, seid barmherzig, nehmt davon ab!"

„Es darf nicht sein!" rief Alexius außer sich, „nimmer! nimmer!"

Es hatte am vergangenen Abend eine Zeit gegeben, wo die harten Worte von des Pilgers Herzen vor der milden Sonne der Erinnerung schmolz; aber diese Regung ging schnell vorüber und bestand nicht. Sofort war ein anderer Gedanke früh in ihm geworden und erfüllte ihn ausschließlich der Gedanke, durch die Tochter seine Schuld zu sühnen, er dachte an Jephtha's Opfer — und da stellte ihm jetzt des Kindes Leidensschuh, der Mädchens Abneigung diesen lieblosesten Plan zerstören? „Nahe bin, Unsichtbarer!" rief er, „habe du mit meinem Kind in Zeit und Ewigkeit!"

„Ihr habt ein schweres Wort gesprochen", sagte Eberhard, indem er die wankende Gestalt mit seinem Arm unterstützte. „Vaterfluch ist ein schreckliches Gericht, aber der allgütige Herr der Welt, der ihn hört, wird ihn von diesem schuldlosen Haupt abwenden."

Da öffnete ein Lächeln die Thür mit der Weisung, daß die Herren eintreten könnten und auf des Pilgers Befehlen warteten.

„Mein Vater ist unter ihnen!" rebellte Alexius und sein Herz ward leicht, „er wird uns helfen!"

Aber ganz anders urtheilte der Pilger.

„Euer Vater kommt zur gelegenen Stunde", sagte er mit kaltem Selbstgefühl zu ihm. „Geht, daß Euch der Irrthum von Schwarzenberg hören, sich hierher zu uns zu verfügen."

Es dauerte auch nicht lange, da erschien der gewaltige Gestalt des ehrbaren Landesältesten in der Thür. Bei dem Anblick der in dem Gemach Versammelten, des eigenen Sohnes, hielt er erstaunt einen Augenblick auf der Schwelle inne und ließ seinen Blick fragend von einem zum andern gehen.

„Ich heiße Euch willkommen, edler Herr", erwiderte der Pilger seinen Gruß. „Da wir das legte mal voneinander schieden, gedachten wir nicht, uns je wieder auf Erden zu begegnen. Höherer Wille als der unsrige hat es anders gefügt. Eurer Gleichheit und Eurem tapfern Muth gebührt auch mein Dank, den Ihr heute erhieltet, Unterstützung und Beistand zu leihen. Lasset uns nachher mit den andern Herren handeln. Aber zu der göttlichen und allgemeinen Beschwernis ist uns hier eine neue erwachsen, die Euch vornehmlich zu heben anbefiehlt. Dieser hehre Jüngling, Euer Sohn — — —"

„Mit Vergunst, Euer Gnaden", unterbrach ihn Alexius, „wollet Ihr gestatten, daß mein Vater die Sache aus meinem Munde höre?"

Der Pilger nickte gelassen und ohne Unwillen über solcher Keckheit zu zeigen, begleitete mit dem Haupt.

Alexius aber begann mit gedrängten Worten seinem Vater zu erzählen, wie alles gekommen, wie es Elisabeth gesonnen, wie sie ihn vor Verderb gewahrt, wie sein Herz ihr angehöre. Er sprach mit solcher Glut, daß er weder den mitleidigen Blick gewahrte, mit dem der Aeltere die schöne Gestalt, den Jüngling über seine Verhandlungen betrachtete, und auch die finstere Miene, die unter seiner Erzählung auf seines Vaters Stirn sich lagerte, und vor der Pilger, der Gelegenheit seiner Verrichtung erkundend, mit innerer Befriedigung beobachtete.

Als er aber geendigt hatte und begierig einen Entscheid hatte, da trat sein Vater ihm ins Angesicht und sagte mit Strenge und hohem Ernst:

„Alexius, mein Sohn, wessen rechnest du dich denn alles? Einen Bund, den du, der Erbe eines unabsehbaren Geschlechts, der einzige Sohn, der uns seinen ruhmreichen Namen auf die Zukunft bringen soll, für Handlungen, welche dein Vater und dein ganzes Haus legen Treu und Ehr'? Unser deutsches Vaterland steht und liegt in zwei Schwerten und fordert den Theil seiner edlen Söhne. Jetzt wollte ich mich an dir rächen, du, so heiße ich selbst einer von ihnen sein. Aber du hast Worte behalten, die ich an dir spreche, da ich dem Irrsal mehr hier als draußen. Der Brief sagt Wahres.

sie soll uns finden! O, mein Sohn, wenn du es vermagst, das alles hinzugeben, um mit einem göttlichen Mädchen die Zeit zu vertändeln, wenn du es vermagst, an ihrer Hand vor unserer glorreichen Ahnen Bilder zu treten, — wohlan! so thue es, dein Vater hält dich nicht!"

Jedes Wort, das der Aeltere sprach, erweckte eine Sprosse in der Leiter von Hoffnungen, die Klorian sich aufgebaut. Die Zuversicht, mit der er seine Erzählung begonnen, war verwelkt. In schmerzlichem Schweigen senkte er das Haupt niedergebeugt und ließ seines Vaters Worte über sich ergehen, deren Betäubung er wider Willen empfinden mußte.

Während aber Klorian noch immer vergeblich nach Fassung rang, richtete sich Siegfried plötzlich von Lindhart's Seite auf, und trat, die Hände geballt, drohnig aber seit vor den Vetter und den Aeltern.

„Erweiset mir die Gnade", begann er mit heiser, zitternder Stimme, „auch mich armen Magd anzuhören. Vergebt mir, wenn ich nicht so zu reden verstehe, wie sich gegen so hohe Herren geziemt, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht aus Hinterlist hier meinem Mund aufthue, sondern gedrungen und in der Noth, damit meiner Herrschaft Meinung nicht schändlich aufgelegt werde. Darum edle Jungfrau" — und ihr Auge richtete sich leuchtend und fest auf Klorian — „hat mich in meiner Aufregtheit gefunden. Ein wunderbares Geschick hat uns, die wir nicht danach suchten, zusammengeführt. Ich war eine Thörin, da ich mir einbildete, es könne ein irdisches Glück nehmen, aber heute erkenne ich klar und deutlich, daß die Ehre seine Stelle hat, darauf wir beide arbeiten und miteinander stehen sollen. Er ist hochgeboren und viel, ich aber bin niedrig, — ja viel noch Geringeres als das! Er soll seine Ungemächlichkeit in sein Gleichgewicht bringen. Darum erkläre ich hier vor dem Angesichte des ewigen Gottes und vor Euch, hochedle Herren, daß ich alle viele Gedanken von Ernst an absage, und den Inhalt von Schwarzenberg aller Versprechen und Geheimnisse, die er mir in mit Worten und Gedanken gethan, los und ledig spreche."

Sie hatte die Hand feierlich zum Schwur erhoben, ihr Auge glänzte wunderbar, nur ihr so bekannt, doch nun herrlich, wie einer Jungfrau vor den mächtigen Herren.

„Hört mich weiter, gnädige Herren", fuhr sie mit sichtbarer Anstrengung fort, als sie sah, daß der Vetter sich ihr näherte und reden wollte; „dieses ist mein freier, eigener Entschluß gewesen. Nun aber merke ich wohl, daß ich nicht mehr mein bin, sondern in einer Mächtigeren Hand. Da Ihr mich aber bedroht habt, daß ich ins Kloster gehen und dazu mich und mein Leben dem himmlischen Dienste hingeben soll, so bin ich von meinem Thun, dem Gott deutlich dafür vergelten wolle, nicht unterwiesen worden, daß man dem Himmel hinter Klostermauern besser diene denn draußen, sondern am schlichten in einem ehrbaren Leben nach seinem heiligen Wort. Alle erkläre ich zum andern dieses, daß ich heute nicht noch irgend zu diesem willigen, sondern, solange ich Kraft dazu habe, dagegen rufen und mich sträuben und den Schutz der Menschen auf Erden und des allmächtigen Gottes im Himmel anrufen werde. Darum wäre meine höchste Bitte und Begehr, lasset mich hinausgehen in die Hütte, dahin ich besser gehört; was soll ich unter den Menschen, die mein nicht bedürfen und die ich nicht verstehe? Dort werde ich den Aeltern wiederfinden, der ihr von mir gewichen ist."

Sie wandte sich und wäre zu Boden gesunken, wenn nicht Lindhart sie in seinen Armen aufgefangen hätte. Klorian, sein Vater, standen erschüttert, selbst der Vetter konnte sich einer Empfindung des Mitleids nicht erwehren. Lindhart trug sie auf den Zeltel, der an der Wand stand, er sorgte vor der marmorblassen Gestalt, er beugte sich über sie, er rief sie mit den zärtlichen Namen, die das Leben allmählich in die erstarrten Glieder wiederbrachte.

„Das ist ein tapferes Herz", sprach der Aeltere gerührt, „wie es manchem Kriegsmann in der heißesten Schlachtordnung zu wünschen!"

Er trat vor seinen Sohn, legte die Hand auf seine Schulter und sah ihm fragend ins Auge.

Erschüttert wand sich Klorian an seines Vaters Brust und ließ sich von ihm fest an sein Herz drücken.

Am dritten Tage nach seiner Hand von Schwarzenberg Weiterer mit seinem Sohne. Noch einmal mahnte er ihn an die Pflichten, die er, ein Steinmann und Vater, gegen sein Vaterland habe. Noch über seine Hoffnung, so sagte er, daß der Kaiser das Werk beginnen und das geeinigte deutsche Reich zu neuem Ehren bringen werde. In seinem Dienste solle er sein Herz fühlen, seinen Arm erproben und für das Vaterland wirken.

„Hier ist", so schloß er, „unser den Hauptt-

lenten des Dorfes einer, ein gar trefflicher Mann und wohlerfahrener Kriegsmann, Herr Sebastian Schärtlin von Burtenbach; er ist der Tüchtigsten einer und führt seine Sache mit frommem Sinn. Bist du des Willens, so will ich dich gerne seiner Führung anvertrauen."

Florian sagte zu.

Gisbreth vernahm seinen Entschluß ruhig und ohne Ueberraschung. Noch am Abend aber erschien Lienhard vor dem Junker und verlangte, daß er ihm gestatten wolle, ihn zu begleiten. Er hatte Gisbreth so gewollt. Vergeblich hatte Lienhard ihr vorgestellt, daß sie selbst seiner bedürfe; sie hatte kein mit dem Haupte geschüttelt und nicht geruht, bis er ihr den Willen gethan. Mit tiefer Rührung reichte Florian ihm die Hand und so ward Lienhard ein Reisiger in Herrn Schärtlin's tapferer Schar.

Sie fuhren schon Bambergs Mauern mit dem Rücken an, als die siegreichen Fahnen dann schritten, den letzten Kampf, der von dem Ernst des Aufruhrs noch glimmte, auszufechten. Kaum war das Heer in die Stadt eingezogen, so wurden alle die, welche der Bauernsache anhängig gewesen, ergriffen. Jetzt Hartlieb war unter ihnen. Der Vertrag des Bischofs mit seinen Unterthanen ward ihr erzwungen erklärt und gewiesen, über die Gefangenen das Todesurtheil gesprochen. Lienhard, der nach seiner Befreiung, als er Gisbreth erhalte, Jetzt's Gefangennahme vernommen, wandte sich vor seinem Abzuge noch an den Feldherrn um seine Fürsprache beim Bischof. Aber sie fruchtete nichts, der Arzt hatte verloren, was Gnade ist.

XIII.

Drei Jahre aber noch darüber waren seit dem Tage vergangen, an welchem Gisbreth ihren Vater zum letzten und letzten male gesehen hatte. Wieder hatte der Sommer die Halme auf den Feldern gebleicht und die Sonne neigte sich still und friedlich gegen den Rand des Himmelszeltes. Die ganze Landschaft zeigte friedlich denselben Bild wie an jenem Tage, mit welchem unsere Erzählung anhub, und ach, — wie vieles war indessen hier anders geworden!

Da näherte sich der Hütte, wo Lienhard einst gewohnt und die Gisbreth zu ihrem Vaterort erkoren, ein Mann in fremdländischer Tracht; er trug ein ungefüges, vielfach gebuchtetes Barett auf dem Kopfe einen Hut aus einer weißrindigen rothen Art heraus. Er saß aber nur langsam vorwärts, denn das linke von seinem Beinen fehlte, und daher war an den Stumpf ein Holz gebunden, worauf er beim Gehen sich auf eine Krücke stützen mußte. Als der Thür der Hütte angelangt, hielt er inne, sein Auge glitt voll Trauer über das Häuslein, erst haftete es an den geschlossenen, trüben Fenstern, dann an dem schadhaften Dach, an den zerbrockelnden Wänden, und als er seine Schau beendet, trat er nicht hinein, sondern wandte sich linkswärts um die Hütte herum nach der alten Linde zu. Da fand Lienhard — denn er selbst war der fremde Mann — das, was er suchte: unter dem kühlenden Blätterdach der hohen Baumes einen frischen Rasenhügel.

Nun sank er nieder in die Knie, sein Leib beugte sich über den grünen Hügel, er barg sein Antlitz, noch immer das alte treue, aber braunere von der weißen Sonne, dann es auf in den gichtischen Händen und betete heiß und inbrünstig über dem Grabe für die Ruhe seiner geliebten Gisbreth, deren Herz, gebrochen in dem Unfrieden der Welt, hier erst den ersehnten Frieden erlangt hatte. Unten im Dorf schon hatte er, heute heimkehrend, die Kunde davon vernommen. Noch ihm war's, als könne sie nicht gestorben sein. Ihre Gestalt, die vordem so freundlich an dieser Stätte gewaltet, wurde vor seinem Geiste wieder lebendig. Er sah sie, wie sie unter der Thür stand und mit ihrem lieblichen Angesicht seiner wartete, wie sie im Innern des Hauses wie ein guter Geist schritt und sorgte, und es überkam ihn vor Gewalt des Schmerzes, daß große Tropfen aus seinen Augen ins Gras niederfielen. Endlich richtete er sich auf seinen Knieen auf, griff in sein Wams und zog aus dem Busen eine Schärpe von seidener weißer Farbe hervor, die nahm er und breitete sie leichlich über das Grab. Als er sie so auseinander schlug, da ward auf sie ein großes Kreuz rothen Blutes sichtbar.

So kniete er noch lange, die Augen dort auf die Schärpe gerichtet und auf den Kreuz darin und auf das Grab, und er gedachte des Gelübdes, das sie gethan, die er liebte. Zuletzt erhob er sich von der Erde, beugte zur Hütte zurück und schloß die Thür. Da war alles darin noch wie ehedem, und doch war alles anders, als es sonst da aussahe. In der Ede hatten die Spinnen große Netze aufgehangen, Staub bedeckte Tisch und Bank, die Fenster waren erblindet und ließen das Tageslicht nur halb herein. Denn schon manchen Tag hatte die trostsame Hand, die alles rein so freundlich gehalten hatte

Nachdem Elsbeth aus Bamberg zurückgekommen, war sie still wieder hier eingelebt. Niemand sah sie anders, als wenn sie allein, das schöne Haupt gesenkt und die Augen auf den Boden gerichtet, zum Münsterhaus ging. Dort warf sie sich vor dem Altar nieder, abseits von den andern, und schüttete ihr Gebet vor dem Herrn aus und hatte sie es vollendet, so machte sie sich auf den Heimweg ebenso stumm und still, wie sie gekommen. Jedermann aber wich ihr mit ehrfürchtiger Scheu aus und hielt sich von ihr fern, so, wie sie es am liebsten hatte. Denn seltsame Gerüchte liefen um von schrecklichen Dingen, die ihr in der vergangenen Zeit begegnet seien. Wer jeden Tag, wenn sie so einsam daherwandelte, dünkte es denen, die sie sahen, als sei sie über Nacht wieder bleicher und durchsichtiger geworden. Ihr Schritt ward mühsamer und schleppender, endlich aber blieb sie aus. Da sie auch am nächsten Tage sich nicht zeigte, so sagte eine Klausnerin sich ein Herz und trat in das geweihte Haus. Da hatte Elsbeth stille Nacht gelegen wie in sanftem Schlaf, aber der Engel des Todes war bei ihr eingekehrt, ein erlösender Gast, und hatte sie schmerzlos hinweggeführet aus der Welt ihres Schmerzen.

Das war vier Monde her, als Ekehard zurückkam. Nun aber wohnte er selbst wieder in seiner Hütte, aber sie blieb traurig öde und still. Mit niemand hielt er Umgang, nur zuweilen geschah es, daß eine vornehme Frau ihren Leier vor seiner Hütte anhielt und abstieg, und dann sah man ihn gemeiniglich an ihrer Seite auf der Bank unter der Linde sitzen. Das war die Gräfin von Buch, der durch das Kaiserin Agnes von Wolfsberg gehören, die aber mittlerweile der Graf Berg heimgeführet hatte. Dann hat Ekehard auf ihr Geheiß an, wie er mit seinem jungen Herrn mit den deutschen Landsknechten und anderer Sprachen Leuten zu Italien ausgezogen, wie sie durch die hohen Alpenpässe des Gebirges in die welsche Lande hinabgestiegen, und wie da die Meinung gekommen, daß der Papst des Kaisers Feind geworden war mit dem mächtigen König von Frankreich einen Bund wider ihn geschlossen habe. Eilig waren sie da aufgebrochen, dem ritterlichen Helden, dem Gemahle von Neuffen, der sein Vaterland aus Furcht vor des Königs Eifersucht verlassen und zum Kaiser übergetreten war, zuzuziehen. Wie ein Sturmwind hatten sie unter seiner Anführung Welschland durchfegt bis vor die Mauern der Stadt Rom selbst, daß der Papst in seiner Burg vor dem Sturme zitterte, über dem der Geier hielt. Und als dann die erbitterten Deutschen Brüder herbeitrachten und Sturm liefen, da traf den Herzog von Neuffen eine Kugel mitten durch die Brust, daß er auf der Stelle tot umsank; darüber ergrimmten die deutschen Landsknechte noch mehr, daß ihrer keiner mehr darauf achtete, ob die Kugeln ihnen wie Hornissen um das Haupt flogen, sie stürzten voll Wut die Leitern hinan und sprangen von den Mauern herein in die Stadt. Unter den Verderbern aber war der Junker von Schwarzenberg und Ekehard mit ihm, denn er hatte seinen Elsbeth auf das Kreuz geloben müssen, in seiner Gnade von des Junkers Tode welchen zu wollen. Als sie nun eben auf der Mauer stehen, schießt einer den Junker in die Brust und wie Ekehard sich über seinem Herrn beugt und ihn aus dem Getümmel tragen will, zerschmettert ihm ein Stein den Fuß, also daß sie beide hilflos dalagen und der Sturm über sie wegging. Da nun der Junker den Tod schon herannahen fühlte, drückte er seinem treuen Gefährten noch einmal die Hand, und bat ihn, wenn er selbst gerettet würde, wenn aber am Leben bleiben sollte, seine Schätze nehmen, durch die der Schuß mitten durch gegangen, und sie seiner Elsbeth bringen. Darauf schaute er sich an Ekehard's Brust und verschied. Ekehard aber lag unter großen Schmerzen an der Mauer, bis die Stadt genommen war, und etliche seiner Landsleute kamen, ihn aufzuheben und zum Arzt tragen. Dort war er mit Gottes Hülfe von seiner schweren Wunde genesen, obschon er das Bein wohin wußte, und schalt es ging, hatte er sich aufgemacht, seines Herrn Gebot zu erfüllen.

So erzählte Ekehard der Greisin es und sie hörte ihn immer wieder voll Anteilnahme und Wehmut an. Wenn sie dann aufstand und von ihm Abschied nahm, so versah sie gewiß sie noch einen Blick auf den Grabhügel zu werfen, darin Elsbeth schlummerte, die sie still an Herz gedrückt, daß ihr Herzlein's letzter Schlag gebrochen hatte.

Die Dämonen.

I.

Die höhere Weltanschauung betrachtet die Erklärung vieler Erscheinungen in der Natur wie im Menschenleben halbgöttlicher Zwischenwesen; denn die Sinne lassen den Menschen zu leer, um in

ihre Angelegenheiten „speciell zu besorgen", und die Natur war zu weitläufig, als daß die Götter sich auch mit dem „Detail" befassen konnten. Sobald sich darum im Menschengeist das Bedürfniß einstellte, die Natur zu erklären, entstand auch der Dämonenglaube, und die ältesten Urkunden erzählen uns von den Geistern, die Juden und Perser, Thracier und Aegypter verehrten. Von letzterm, sagt man, sei der Dämonenglaube nach Griechenland gekommen, wo er im Volk, in den Mysterien der Priester und den Schulen der Philosophen seinen Fuß faßte.

Es kann uns nicht befremden, daß die Ansichten, welche man sich von diesem Geisterreiche machte, sehr verschieden waren, daß man sich die Dämonen bald körperlos, bald mit ätherischen Leibern begabt, bald geistlich, bald unsterblich dachte; daß man verschiedene Stufen unter ihnen annahm, sie bald mit den Halbgöttern, mit Nymphen und Satyrn verband, bald sie von ihnen trennte; daß man bald das Dämonenreich als ein abgeschlossenes ansah, bald es sich aus den Seelen der Verstorbenen ergänzen ließ; so viel blieb immer, daß der Lust mit Recht erfüllt sei, zwischen den Göttern und den Menschen sie sind, als Boten der Götter dienten, sie ihnen die Sorge um die Thiere, um Elemente, um Länder, Städte, Häuser und um die Seelen der Menschen abnähmen. Wenn Plato die Körper der Dämonen aus Feuer, Aether, Luft und Erde gebildet sein läßt, so beweist das, daß man sie sich in den Elementen thätig dachte; und wenn er sagt, durch die Dämonen geschehe alle Weissagung, sie offenbarten sich den Menschen im Traum, führten und die Heilmittel ein und hielten in den Zaubereien und Todtenbeschwörungen als Boten der Götter, so sehen wir, daß man alles, was geheimnißvoll im Menschengeiste verging, als die Wirkung der Dämonen ansah. So ist jeder Vorgang in der Natur dämonischer Art und wir deswegen sind die Dämonen die Hirten zum Schutz der Menschen.

Ihrer zwei Dämonen hat jeder Sterbliche hier auf Erden,
Einer, den Wehe Umschweben, der tödtliche Menschen verfolgen,
Welche Scheu tragen der Nacht und der Gattin Verachtung.
Trifft in Nebel gehüllt, einsam verborgen das Grausige
Mörder des Bruders, und wer die königlich glänzende Tochter

sagt Hesiod von ihnen. Die Dämonen durchschauten die Menschen, liebten die guten und hassten die bösen, so sie strafen die Verächter der Götter selbst durch Pest und Tod. Schon in einem Orphischen Hymnus heißt ein Dämon der Nachgott, ein Primzwar, den auch Jupiter fürchtet, und man ruft ihn als Nachwächter an, um einen Mord zu sühnen und den Mörder zu verfolgen.

Die Seelen der Verstorbenen trennen sich nicht alsbald von der Erde; sie zeigen sich an den Gräbern, schweben um ihren Leichnam, lieben das Blut der Opferthiere und den Honig, den Genuß und den Umgang mit Weibern.

Eine höhere Klasse der Dämonen waren die Heroen, die Seelen jener Männer, welche die Sage als Wohlthäter des Menschengeschlechts erhob, und selbst nach dem Tode des leiblichen Lebens sah man noch die Seelen ausgezeichneter Menschen in Heroen übergehen, während die vom Irdischen erfüllten Seelen in Dämonen verwandelt wurden. Da man den Heroen höhere Kräfte zuschrieb und sie von fortdauernder Sorge um die Erde und die Zurückgelassenen erfüllt dachte, glaubte man sie als Schutzgötter der Staaten und Menschen sich geneigt machen und erhalten zu müssen. So bildete sich in Griechenland ein vollständiger Heroendienst aus, der sich im Alter der Tyrannen und Sieger von dem Olympischen unterschied, und da er hauptsächlich an den Gräbern der Heroen haftete, in einen Todtendienst überging. Die Verehrung der Dämonen wurde hauptsächlich in den Mysterien geübt. Man nahm an, daß jeder Seele bei ihrem Herabsteigen in den Körper ein Dämon beigesellt sei und daß es zur Läuterung und Vollendung des Menschen nothwendig sei, diesen Dämon sich geneigt zu machen, sich mit ihm auf das innigste zu verbinden, um seine Stimme zu vernehmen; daher, die an dem Dämon des Sokrates unter den Philosophen eine trefliche Stütze hatten. Die Läuterung der Gewöhnlichkeit geschah nur durch die Dämonen; sie sind die Leiden, Schicksale, Unglück abwenden.

Obschon man vor den Dämonen Scheu hatte, übte an den Gräbern der Heroen nur mit Freuden verbringung, die Pelasgischen fürchtete und gespenstische Wesen im Volksglauben lebten; obschon man sich die Dämonen kämpfend und den stärkern den schwachen bekriegend dachte; obschon man auch an böse Dämonen glaubte, wie an den spricwörtlich gewordenen bösen Heros von Temese, so ist man doch im Heidenthum weit entfernt, den persischen Dualismus von guten und bösen Dämonen zu feiern. Erst in später Zeit entwickeln sich ähnliche Ansichten. So sagt Porphyrius: weder den Göttern noch den guten Dämonen komme der unglücklichen Lage,

die der griechische Kalender aufführt, noch jene Feste mit Trauer u. s. w. zu, sondern suchen, über mächtigen Naturen im Luftraum, deren menschenfeindlichen Charakter man durch jene Aeußerung der Andacht zu versöhnen suchen müsse.

In das Römerthum ging diese ganze Heroen- und Dämonenlehre über, nur daß sie, von den Philosophen weiter bearbeitet, tiefer das Volk durchdrang. Nicht nur, daß die Laren und Penaten und eine ganze plötzlich darum ein von dem Griechenland geschiedenes Geisterreich bildete, besonders wurde der Glaube an die den Menschen beigegebenen Schutzgeister allgemein. Der Glaube an die Unsterblichkeit gewann bei den Römern eine immer breitere Grundlage, wie die auf uns gekommenen Inschriften der Leichensteine beweisen, wo auf ein Zusammenleben mit den Seinen, auf den Aufenthalt in den elysischen Hainen, den Mitgenuß von Nektar und Ambrosia hingewiesen wird; mit diesem Glauben aber verband sich der andere, daß die Seelen der Verstorbenen als Hinterbliebenen als Genien umschweben und mit der Sorge um ihr Wohl betraut sind. So heißt es auf einem Leichensteine: „Wie ich für euer Heil gesorgt auf Erden, so bin ich nun auch unter den Göttern dafür bemüht.“ Man glaubte, daß die Verstorbenen die unsichtbaren Pfleger des Hauses, durch ein sympathetisches Band mit den Angehörigen verknüpft blieben, daß sie sich um ihre Angelegenheiten kümmerten, sie vor Schaden behüteten, ihnen zuflüsterten, was sie thun und lassen sollten, kurz sie als Schutzgeister umschwebten. Jeder in der Seele auftauchende Gedanke, jedes Gelingen einer That war eine Gabe des Genius; doch nimmt nur eine edlere Seele seine Stimme wahr, theils in der Wahl und der Ausbildung des Berufs, theils in den Träumen

> Der Gott der menschlichen Natur, der mit und
> Geboren wird und stirbt, unsterblich
> Von Angesicht und Leben, weiß von schwarz —

ist, wie Horaz sagt, der Grund der Verschiedenheit der Menschen. So hat jeder Mensch einen göttlichen Führer, wie Seneca ihn nennt, einen Gott, unter dessen Schirm jeder von seiner Geburt an lebt und der ihn bis zum letzten Lebenstage zur Seite steht. Ihn zu gewinnen, ist eine Hauptsorge, ihn zu versöhnen, wenn er sich verscherzte, die Aufgabe des Lebens. Doch haben die Genien verschiedene Stufen und die reine und leidenschaftslose Seele hat einen höhern Genius als die niedere Seele, die von einem Dämon niederer Ordnung geleitet wird. Häufig gibt man dem Menschen auch zwei Genien bei, einen guten und einen bösen, und der Mensch verstehe den guten und sein Streben darauf gerichtet sein, dem guten den Sieg über den bösen zu verschaffen. Es gab keine Provinz, keine Stadt, kein Haus, das nicht seinen eigenen Genius gehabt hätte. Dem Genius opferte man Blumen, Weihrauch, Kuchen und Wein; ihn begrüßte man zuerst, wenn man ein Haus oder eine Provinz betrat oder verließ. Den Genius einer hervorragenden edeln Natur betrachtete man mit besonderer Verehrung, und wie der Sklave bei dem Genius seines Herrn schwur, schwur das ganze römische Volk bei dem Genius des Kaisers; ja es war ein großes Verbrechen, meineidig zu werden, wenn man so geschworen. Auch die Apotheose der Kaiser hing innig mit dem Dämonenglauben zusammen. Während so die Dämonen im Griechenthum mehr der Geheimlehre in den Mysterien verfielen, zog der Römer und Etrusker diese Welt in sein Leben hinein. Das Orakel bei Kapellen, Hohlen, Kreuzwegen, bei Bäumen und Quellen, an den Gräbern Verstorbener war sein Gut; Weissager und Zauberer trieben auf offenem Markte ihr Wesen, und der geheimen Künste berühmtgekommener Wahrsager drangen in das Volk. Galt es doch, die Dämonen, die Manen, die Genien auf magische Weise zum Sprechen zu bringen, sich mit ihnen zu unterhalten, von ihnen die Zukunft und das Verborgene zu erfahren. Alle Gesetze der Kaiser, welche die Magier und Mathematiker aus Rom auswiesen und ihre Bücher verbrannten, die über die Zauberer verhängten Todesstrafen vermochten nichts gegen das Unwesen, und unter Kaiser Nerva verfolgte man diejenigen, die mit den Dämonen Umgang suchten, so hart, daß, wie Eunapius sagt, das Hinrichten nur mit dem Hahnenabschlachten bei einer Hochzeit zu vergleichen war.

Während der Dämonenglaube sich auf diese Weise bei den Römern entwickelte, wurde er in Alexandrien von einer Philosophenschule in anderer Weise cultivirt, so er bildete die ganze Basis der als neuplatonisch bezeichneten philosophischen Anschauung, die sich überall auf dem griechischen Gemeinboden pflanzte. Plotinus und Porfyr schrieben besondere Schriften über die Dämonen. Durch den innigen Umgang mit ihnen sollte die Seele gereinigt und durch diese Läuterung bis zur Gottähnlichkeit erhoben, so den Göttern gleich werden. Um diese Gemeinschaft herbeizuführen,

bediente man sich allerhand geheimer Künste, wel derselben, die in den Mysterien der Priester ge kannt waren; und während man sich der unmit telbaren Mittheilung der Dämonen rühmte, be schreibt Jamblichus genau die Vorgänge bei dem Erscheinen der Archonten, Heroen, Dämonen und der Seelen Verstorbener. Solche heilsame Kunst wurden, wie Julian der Abtrünnige bemerkt, das Mittel, um nach dem Antworten der Orakel den Willen der Götter zu erforschen und nach Be dürfniß die nöthigen Aufschlüsse von ihnen zu erhalten; sie grünteten sich alle auf die geheimen Verfahrungsarten, die Dämonen mit die Todten zum Sprechen zu bringen und sich mit ihnen zu unterhalten, um ihres höheren Willens theilhaft zu werden.

Es liegt in der Natur der Sache, daß alle Anhänger polytheistischer Religionen gegen An dersdenkende duldsam sind. Verwundern sie selbst die Vorgänge in der Natur zu göttlichen Wirkungen, weshalb sollten sie den fremden Gott, der Wunder vermag, nicht anbeten, ihm nicht opfern, nicht bei ihm Hülfe suchen? Sie vergleichen die fremden Götter mit den eigenen, verschmelzen sie mit den selben und vermengen die verwandten. So traten in Rom in der letzten Zeit des Heidenthums Jesus, Jupiter, Sol — Hylion, Mithras, Ela gabal ebenso wie Zeus, Demeter, Aphrodite, Venus, Adonis zusammen; ja sie verschmolzen miteinander in der Anschauung wie im Cultus. Im Gegen theil gegen alle monotheistischen Religionen zeu Intoleranzsucht, welche den fremden Gott für einen falschen ausgibt und seine Anbetung als Gegen dienst verabscheut. Wie wir dies schon bei den Persern fanden, so wiederholt es sich bei den Hebräern; ihnen sind die fremden Götter böse Geister, die zwar auch die Macht der Einbildung haben, deren Anbetung aber Gegendienst ist, ein Trugbild im Munde der falschen Pro pheten. Moses kennt „die Götter Aegyptens", die mit den Menschenkindern buhlen, und die Ehren tempel und Priester-Synagogen der Völker. Die Geister, welche Abraham, Isak, Jakob, Josua, Manoah, dem Vater Samson's, dem Land Je hovah erschienen, sind Boten Gottes, die Rath geber und Vollstrecker der göttlichen Rathschlüsse, die Schützer der Guten, die Verderber der Bösen. Auch von Schutzgeistern der Staaten und Länder ist im Alten Testament mehrfach die Rede, wie Gog und Magog Erzfeindesmächte sind. Ebenso kennen heidnische Dämonen vor, von denen Jo sephus berichtet, daß sie durch Wunderkräuter zu vertreiben seien. Gut nach dem babylonischen Gott bevölkern die Hebräer den Himmel mit himmlischen Heerschaaren und es bildet sich nach persischem Vorbild das Reich Satans neben dem Reiche Jehovah's; so Ormuzd und Ahriman, das Reich des Lichts und der Finsterniß, die Engel und Teufel in den jüdischen Glauben übergingen, wie man auch in den oberen Geistern am Throne Gottes die oberen Amschaspands der persischen Lehre wiedererkennt. Die Gesichte der Propheten Daniel und Ezechiel wurzeln alle in persischen Anschauungen.

In allen Religionen, die ein feminigisches Mysterium glauben und deren Priester sich des Umgangs mit demselben rühmen, wurzelt auch im Volke das Vertrauen, durch Umgang auf seine Weise zu verwerthen. So rufen auch die He bräer nicht nur mit ihren Handgöttern (Teraphim), sie finden nicht nur die Orakel des Heidengottes auf, sondern treiben auch alle geheimen Künste, deren uns Moses schon viele Arten aufzählt. Das apokryphische Buch Enoch und der Talmud geben uns aber den Umgang mit den Dämonen weiter kunde. Die Bücher, die Josua den Aeltesten des Volks hinterließ, sollen, wie der Talmud erzählt, alle geheimen Künste enthalten haben und alle Arten der Zauberei waren von den Hebräern gekannt und geübt.

Im Neuen Testament ist ebenfalls von guten und bösen Engeln die Rede; aber das Wort Dämon umfaßt noch beide und ist mit Teufel nicht gleichbedeutend; denn unter den Dämonen des Magi in Philippos, der Paulus und Silas überall nachfolgt, noch der Dämon, der den be schwörenden Juden zuruft: „Christum kenne ich wohl und Paulum weiß ich, aber wer seid denn ihr?" gehörte zu denen, die das Gute und Wahre lehren und an Christum nicht glauben.

Diese Vorstellungen konnte sich das sich entwickelnde Christenthum nicht entgehen. Die Götter der Heiden waren den Christen der ersten Jahrhunderte Dämonen; in den Heidenchören trei ben die Heidengötter als Dämonen ihr Wesen und vertheidigen das Heidenthum, während sie Christum schmähten; ja, alle Wunderthaten der Väter der Kirche bezogen sich auf den Sieg, den der höhere Christengott über die unterlegenen Hei dengötter davonträgt. So rühmt es Athanasius, daß in Gegenwart eines Christen die Orakel schweigen und die Kunst der Magier zu Schan den werden, und Eusebius schreibt: „O kommet, sehet und hört, was die Dämonen, die ihr ver-

ehrt, in unserer Gegenwart sind' Zeichen und Gebräuche von der Gottheit des göttlichen Worts müssen sie die Menschen, die sie drängen, verlassen. Seufzend und klagend verkünden sie unter den Schlägen der göttlichen Macht mit menschlicher Stimme die Wahrheit des künftigen Gerichts, daß die Religion lehrt. Kommt nun überzeugt euch selbst von der Wahrheit unserer Worte! Die Geister, welche ihr so schändlich bewundert und verehrt, kennt ihr zitternd, gefangen und gefesselt zu unsern Füßen liegen sehen! Am leichtesten werdet ihr von euren Irrthümern geneilen, wenn ihr eure Dämonen durch unsern Befehl gezwungen seht, in eurer Gegenwart wider ihren Willen ihre Betrügereien und Lügen selbst aufzudecken." So erscheinen die Dämonen als dem Christengott entgegengesetzte feindliche Wesen, über die er den Sieg davonträgt, und so verbindet sich mit dem Begriff „Dämon" der des bösen Geistes, während man für die guten Dämonen die Bezeichnung der „Engel" vorzieht. Endlich schreiben verschiedene christliche Sekten einem bestimmten Dämon verschiedene Prädicate und Wirkungen zu, verschmelzen spätere Ideen der Mithrasdiener damit und es bildet sich die Dichtung von einem Dämon Demagorgon (einem scheußlichen, verabscheuungswürdigen Dämon). So entwickelt sich, zuerst in einzelnen Sekten, die Idee [illegible] allmählich, bis sie durch die Hinzubildung des Jerusalemischen Dualismus in das Christenthum ihre vollendete Ausbildung erlangt. Wurde diese Lehre auch für eine ketzerische erklärt, so blieb der Teufel mit seiner Rolle doch im christlichen Glauben; die Natur und die Menschen wurden den Mächten der Hölle überantwortet, die ihr Reich auf der Erde immer weiter zu verbreiten bemüht waren, und seine Verderbung des Menschengeistes hat traurigere Folgen gehabt und die Entwickelung der Menschheit mehr aufgehalten als vieler Glaube.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Anregungen.

Livingstone, der Reisende.

Schon vor Jahren ist der Vorschlag gemacht worden, Karl vom Norden durch die Wüste oder von Westen von Algerien hinaufdringend in die Mitte Afrikas vorzudringen. Diesen Versuch von dem Gazellande aus zu unternehmen, ein Wagnis, das der schottische Missionar Davis Livingstone bis zu einem gewissen Grade glücklich vollendet hat.

Jahrelang hat der kühne und unternehmende Mann ruhig unter dem Stamme der Bakuena bei Kolobeng an der Nordgrenze der Capcolonie gewohnt und Christenthum und Civilisation, soweit sein Wort und Leben es vermochten, unter den rohen, aber gutmüthigen Negern verbreitet, denn diese Negerstämme sind weit noch rein und unverdorben. Mit der Zeit kommen englische Gewehre, Pflüge zum Ackerbau, Kleider zur Lust in das Land, der Verzug der verschiedenen Missionen in vielen Gegenden von den katholischen in Loanda und Angola, den Bestrebungen der Portugiesen, ist unverkennbar, den Portugiesen folgt das englische Gesetz, der Schutz der vor Kriegen einst gleich sei es weiß oder farbig; noch jetzt wie vor zwei Jahren gibt in Pretoria, der Hauptstadt Livingstone, der Sklavenhändler neben dem Jesuitenpater. Die Stimme des Capstaates sind mäßiger, verständiger und von edlerer Gesinnung, das Wort natürlich im weitesten Sinne erfaßt, als die, welche zwischen der Küste und den Nebenflüssen des Zaire wohnen. Kaum betrübte Livingstone ihr Gehen als eine Hemmung für den Verkehr durch sein Wort und seine Heilmacht, für eine Hand voll Wurzeln einen Elfenbeinzahn, eine Krone, am höchsten „einen Mann" forderte. Ueberall, auf jedem Wege sah er Sklavenhändler, die gefesselten Neger, Mädchen und Knaben hinter sich, seinen eigenen Leuten wurde in den Dörfern zugerufen: „In der Stadt wird euch der Doctor alle verkaufen!" Trotz dieser Warnungen blieben sie ihm unverbrüchlich treu und als er in Kraude am Fieber daniederlag, gingen sie unaufgefordert nach dem Hafen und verdienten sich ihren Lebensunterhalt durch das Ausladen der Schiffe.

Der Gedanke, nach der Westküste zu wandern, ist erst allmählich in Livingstone erwacht. Von seiner Mission zu Kolobeng hatte er mit dem Häuptling des Stammes Streifzüge und Jagdzüge nach dem Norden unternommen, denn er ist wie gesagt, ein kühner Jäger, der weil mit einem Löwen zu kämpfen wagt. Die Reisen der Bakuena von einem großen Wasser jenseit der Kalahariwüste, die ihre Grenzmarken bezeichnete, von den vielen Elfenbeinzähnen, die man an seinen Ufern fände, bestimmten Livingstone, mit Weib und Kindern diesen Ausflug zu unternehmen. Eine beschwerliche, mühevolle Fahrt, vor allem wegen der fast gänzlichen Austrocknung des Landes, daß erst spärlich unter seiner Oberfläche ein schmutziges, salziges Wasser übrig. Gewöhnlich geht der Weg in dem alten Flußbett einer nun ausgetrockneten Stromes; von solchen Kanälen ist die ganze Wüste durchzogen. Hier und dort liegen große Seen, einige Bäume und verschiedene Gesträuche, die Wild in Fülle bergen, rauben gänzen weithin und flimmernd große Salzlager das Auge mit dem Schein eines unermeßlichen Wassers, das

ihnen. Die Reisenden erreichten unter glücklich den Ogowiee, der etwa 15 Meilen lang nach der Regenzeit eine breite, schöne Wasserfläche bietet, sonst aber bis zur Mitte einem großen Morast gleicht. Die Ufer, dicht mit Schilf bewachsen, waren der Aufenthalt der Ibisse, sonst war die Gegend sehr wasserarm, öde und leer. Der Zweck Winwoods bei all seinen Reisen war, mit der Anerkennung der geographischen Resultate auch zugleich Stoffen für den englischen Handel nach der Küste Afrikas zu suchen: er ist ganz vom Sinne unserer Zeit durchdrungen und erfüllt mit dem geistigen Besitz der Gegenwart auch das leibliche ihren Stämmen zu bringen. Nach seinen Darstellungen kann es seinem Zweifel unterliegen, daß die Lehren, Heilmittel und Verfassungen des Christentums einer Entwickelung fähig und nicht nur, wie die muhamedanischen und amerikanischen Völker, bestimmt sind, von der europäischen Kultur wie von einer immer weiter umschreitenden Atmosphäre getragen zu werden.

Im Jahre 1857 unternahm Winwood seine zweite größere Reise von der Gambaee aus nach dem See und dann, vom Verlangen stets weiter getrieben bis hinauf nach Yaunde. Nordwestlich vom Flusse wird das Land gebirgiger, vielfach von Bächen durchschnitten, oft so sumpfig und morastig, daß der Aufenthalt auf den Niederungen bis zu den Hüften hinaufreicht. Eine üppige, tropische Waldvegetation bedeckt die Gegend, die Art muß den Platz durch die Schlingpflanzen öffnen, die Nachtruhe hat bei den Strömen aufgehört, der Mücken ist kein Entschwinden, denn die Wilden tauschen von den Portugiesen gegen Pfauen Hühner ein. Je näher man den portugiesischen Niederungen kommt, desto zahlreicher werden Spuren und Trümmer der Civilisation, europäische Machtspuren auf den Inseln, Ruinen ehemaliger Jesuitenklöster und Kirchen, in jedem Dorfe eine Hütte für den Reisenden vorzugsweise zum Obdach gegen die Kühle der Nacht gezimmert; manchen freilich auch Pfauenhäuser, die Portugiesen als despotische Herren auf ihren Besitzungen, freigebig und zuvorkommend gegen den Fremden, den sie gewinnbringend, mit orientalischer Höflichkeit aber hart und willkürlich die Lasten als eine „schlechtere Art der Menschen" behandelnd. Alles trägt dazu bei, diese Stämme zu entsittlichen. Ein weiter und traniger Aberglaube beherrscht sie, überall glauben sie sich im Bereich der Geister und ihre Häuptlinge mehr noch dem Innern hin, wie der Mafamore oder „große Kacker" der Balondas, töten Knaben, um gewisse Zaubereien auszuführen. Von geistigem Licht fehlt das leibliche nicht; der Branntwein, den die Portugiesen als vorzüglich lockendes Tauschmittel zu benutzen, wandert die Negro wie die Rothäute. Während im Süden die Regierung der Häuptlinge einen Patriarchalischen hat und in ihren Weisen wieder an die Indianer gemahnt, hat in der Mitte Afrikas die Herrschergewalt den sultanischen Charakter. Das Land wie das Leben eines jeden seiner Unterthanen gehört dem Mafamore und einer von ihnen ging so weit, ein Blutmonopol gegen die Gaben seiner Stadt und schlug allen, die ihm begegneten, zum Vergnügen den Kopf ab. Ob es nicht, als hätte man ein Bild aus der Urgeschichte eines Tyrannen, Nimrod oder Ninus?

Im Mittel dieses Uebels steht im Pfauenhandel Livingstone, reinder auf seiner Reise von Loanda nach der Ostküste, das schon seit Jahrhunderten die Araber von Zanzibar aus bildet von den Küsten des Rothen Meeres einen weitläufigen und einträglichen Handel mit dem Innern treiben. Zum Theil ist durch sie die muhamedanische Religion in diesen Gegenden verbreitet, es läßt sich, wo sie zur Entwickelung dieser Völker beigetragen, die selbst so rein und tapfer Stämme wie die Comanen und Teuer bis ins Mark gebrochen hat.

Die Schilderungen Livingstone's liegen uns in einer trefflichen Uebersetzung von Dr. Hermann Lege vor: „Missionsreisen und Forschungen in Südafrika" (zwei Bände, Leipzig, Costenoble, 1858), ein Buch voll Interesse und Leben, das wir in allem, was Schilderung und Darstellung betrifft, dem berühmten Werke Barth's vorziehen. Auf das glänzende Bild einer Jagd und Zauber werden getroffen, der die Erzählungen von Bogue de Gomara und Heinrich Barth in den alten Chroniken aufgesucht. Achten auch diese Wanderungen die großen Mühen und Gefahrthaten, so ist doch Ihre und Mühsalen, die Hitze und die Langeweile der Stämme mit einem Ernst, gemüth ganz vortrefflichen Realismus geschildert. Ueber leuchtet ein edler, menschenfreundlicher Sinn aus jeder Darstellung ein versöhnender Geist und ein Herz, welches das Beste will. Wer diese Blätter hingebend lesen, wird die Entsagung des Engländer gegen den Pfauenhandel, den jetzt sogar der Kaiser der Franzosen unter seinen „christlichen Schutz" nimmt, theilen.

Einen gut und geschickt für die Jugend nach diesem größeren Werke gearbeiteten Auszug bringt die Buchhandlung von Otto Spamer in „Livingstone's Wanderungen in Innern Afrikas", wie immer mit trefflichen Holzschnitten versehen. Wir empfehlen sie für die heranwachsende Geschlechtigkeit wie die vielen unterhaltenden Spamer'schen Jugendschriften, die das Originelle haben, immer das Neueste und Interessanteste aus den Erscheinungen der Natur, der Geschichte und der menschlichen Bildung überhaupt in den Kreis der Belehrung für die Jugend zu ziehen.

Parabeln aus dem Leben der Natur.

Die eigentliche Heimat der Parabel-Literatur ist der Orient, und zwar durch Hafiz als Goethe (in seinem „West-östlichen Divan") sind uns die Vorzüge der morgenländischen vor der abendländischen Poesie in dieser Hinsicht zum Bewußtsein gebracht worden. Die orientalischen Gleichnisse sind, wie Goethe sagt, aus dem unmittelbarsten Anschauen des

Natürlichen, Wirklichen entsprungen und erwecken zu gleich wiederum einen hohen sittlichen Begriff, der auf dem Grunde eines reinen, ausgebildeten Gefühls hervorragt.

Die Kürze der Unmittelbarkeit, die Einfachheit und Naivetät, die den orientalischen Gleichnissen nachzurühmen ist, vermissen wir oft bei den Versuchen der abendländischen Literatur in diesem Gebiete. Hier empfängt man oft den Eindruck, daß das Gleichniß nicht aus unmittelbarer Anschauung der Natur, sondern aus künstlicher Reflexion entsprungen, daß der sittliche oder religiöse Gedanke, den man in einem Gleichniß ausdrücken wollte, früher da war als die parabolische Form, in die man ihn, um ihn anschaulich zu machen, kleidete.

Diesen Eindruck des Gemachten, Gekünstelten empfangen wir zum Theil auch von den uns gegenwärtig in dritter Auflage vorliegenden „Parabeln aus dem Leben der Natur. Aus dem Englischen der Miß J. Gatty" (Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung, 1850). Diese durch ihren religiösen und sittlichen Gehalt anziehenden Parabeln sind doch in der Form zu gesucht, zu weit ausgesponnen und mitunter in ihren Naturbildern zu gesucht, zu unnatürlich, um auch nur im entferntesten den schlagenden Eindruck zu machen, den wirklich treffende Gleichnisse, wie z. B. die des Neuen Testaments, auf den Hörer zurücklassen. Am meisten befriedigt hat uns noch das Gleichniß der englischen Verfasserin, daß die Ueberschrift hat: „Lenken und Beschränken", und daß die Nothwendigkeit der Zucht am Schicksal von Gartenblumen veranschaulicht, denen der Wind arg mitgespielt. Der boshafte Wind erregt Unzufriedenheit unter den Blumen über ihre Lenkung und Beschränkung durch den Gärtner. Seine Verfuchungen haben Erfolg. Die Blumen sehnen sich nach Ungebundenheit und Freiheit. Der Wind entfernt sie von den Stangen, Stäben und Pfählen, an denen sie emporgezogen sind. Aber nun bricht das Unwetter los und in einer halben Stunde ist der ganze hübsche Garten verwüstet, eine Wildniß. Als nun die Herrin mit ihrer Tochter in den Garten kommt und jene sagt: „Dies ist ein trauriger Anblick, mein Herzenskind!" antwortet die Tochter — und hierin liegt die Moral des ganzen, weit ausgesponnenen Gleichnisses —: „Ich will nicht mehr über die Blumen weinen, Mama, wir können neue pflanzen und einige wieder von neuem befestigen. Aber Mama, jetzt endlich verstehe ich, was du mir so oft gesagt hast, und fühle, wie nothwendig das Lenken und Beschränken sowol für uns wie für die Blumen ist. Der Wind riß diese armen Dinger von ihren Stützen und sie wachsen nun wild, wie und wo sie immer mögen. Ich weiß wohl, wie ich sonst glaubte, diese ihre natürliche Weise des Wachsens müsse auch die beste sein, aber jetzt, wo ich die Folge sehe, kann ich nicht dasselbe sagen. Sie können zwar nun ganz ungezwungen thun, was sie wollen, aber ach — mein schöner Garten ist eine Wildniß geworden."

Gewiß wahr, aber von der Trivialität nicht zu weit entfernt.

Zur den Weihnachtstisch.

I.

In einer glänzenden Ausstattung liegt bereits die vierte Auflage des von uns schon in einem frühern Bericht empfohlenen Buches vor: „Das Leben des Meeres, oder: Dr. Hartwig" (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp., 1850). Die Contrastbilder machen dem Geschmack des Zeichners und dem Talent des Holzschneiders Ehre. Auch der Inhalt ist durch neue Schilderungen aus dem Gebiete der Wasserwelt und der Geschichte der Nautik noch vermehrt. Die vielen, dem Text selbst eingedruckten kleinern bildlichen Darstellungen unterstützen die demonstrative und ebenso zur Phantasie wie zum Verstand sprechende Darstellungsweise des bekanntlich als Gelehrter in Oldenburg wirkenden Verfassers.

Wahrnehmung.

Lieber Autor, ich soll dir etwas wünschen? Ich wünsche dir nicht Geld, Ruhm, Ehre — Feinde — ich wünsche dir zwei Dinge, die zum Handwerk gehören. Einmal — dein zu heftig wallendes Herz! Der Leser ist wie so ergriffen wie der Autor. Geht mit diesem die Empfindung durch, so bleibt jener oft auf halbem Wege zurück und sieht seiner Leidenschaft nur kalt, unergriffen und lächelnd nach. Dann wünsch' ich dir zum zweiten einen wahren Heißhunger des Schriftstellers: seine Furcht vor dem Mißverständniß! Wer unverstanden blieb, nur geliebt gepriesen und enthellt wurde, greift tiefer in die große Vorrathskammer der Sprache, als seiner Originalität gut ist. Die Füllwörter „so", „wol", „freilich", „nämlich" thun den starken Denkprozeß und lebendigen Periodenbau dann in nichts als Unverständlichkeit auf — alles, was du nicht unterstrichen hast, glaubst du überlesen und unbetont.

Gnome.

Ueber des Grabes Hügeln
Weht der Geister Palme nicht;
Nur in bittern Kummerstürmen
Ringst du dich empor zum Licht.
Klar erst in der Qual des Strebens
Wird des Daseins dunkler Traum.
Krenze ist der Baum des Lebens,
Leidern der Erkenntnißbaum!

Robert Hamerling.

Bei der Schlußredaction gingen dem Herausgeber die Trauerbotschaften zu, daß Se. Majestät Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, am 2. Januar, und Se. Königl. Hoheit Herzog Albrecht, Prinz Gemahl von England, am 14. Dec. verschieden sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 10. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 1½ Thlr.

Inhalt: Kaiser Joseph in Frankreich. Von B. Mannstein. — Straßburg. Eine Erinnerung von Adolf Stern. — Die Amerikaner II. Von Hauptmann Ida Pfeiffer. — Ueber Hallet's „Leben Schiller's". — Die Ehe der Ehe. — Aus Marcel Herrschall's „Paris". — Wie sich die Dichter einander sehen. — Miscellen.

Kaiser Joseph in Frankreich.

„Selten hat die Reise eines großen Monarchen mit dem glänzendsten Erfolge", sagt ein Geschichtschreiber, „soviel Aufsehen in Europa erregt, als die prunkvolle Reise Joseph's II. nach Frankreich; seinem wird ein glänzenderer Fürstenname bei solcher Gelegenheit so gefeiert wie der des Grafen von Falkenstein."

Der Kaiser reiste incognito, nach der Hofsprache, und hatte diesen Phantasienamen von seiner Grafschaft im oberösterreichischen Kreise auf dem Hausrücken entlehnt; er trat die Reise am 1. April 1777 in Begleitung der Grafen von Cobenzl und Cobenzl mit einem mäßigen Gefolge an, um sich, allem Ceremoniell feiner den Anstrengungen scherer und unnützer Verehrung entgegen, dem Zwecke seiner Reise widmen zu können. Da mußte wol der Hymen darüber wie jenem des Xerxes eine große Rolle spielen, Verkennungen, Verwechslungen und der Witz des Zufalls beherrschen die ergötzlichsten Scenen. Der Graf von Falkenstein mußte von den Unterthanen des Kaisers bald ins Bad, bald Pferderitten bezahlen, endlich hörten sogar derbe Späße auf Ehrbietigen nicht auf, wie der jenes Postillons, der bestimmt war, den Kaiser zu fahren und sich entschieden weigerte, den Grafen von Falkenstein zu befördern, bis man ihm ein großes Trinkgeld, als der Kaiser im Orden pflegte, anbot, worauf er sogleich Knöchere, diesen könne sich nun von einem andern fahren lassen, und dies mit jenem Worten bekräftigte, die nur einmal in der Literatur, in Goethe's „Götz", vorkommen. Andererseits spielten auch vornehme Herren mit dem Incognito des Kaisers; ein deutscher Fürst hatte ein schönes und passendes Haus wie einen Gasthof mit der Aufschrift Hôtel Impérial eingerichtet, sich als Wirth, seine Cavaliere als Kellner und Aufwärter verkleidet. Der Graf von Falkenstein war entzückt von der Artigkeit dieses Hauses, entrichtete seinen Reisewagen; der Fürst selbst, als Postillon verkleidet, ist der Reisebändiger, der seine Schuldigkeit mit solcher Postillonsarbeit that, daß der Kaiser bekannt, es sei niemals mit so ergötzender Schnelligkeit durch Deutschland befördert worden, dieses Land scheine treffliche Einrichtungen für Reisende zu haben. Man fragte den Postillon, ob er nicht eine Station weiter fahren wolle, gegen ein Trinkgeld läßt sich das leicht finden. Mit einer Hand voll Dukaten belohnt sagte er mit seinen Pferden davon. Der nächste Postmeister benahm freilich dem Reisenden die süße Täuschung.

Eine noch lustigere Täuschung ereignete sich in Frankreich selbst, wo Joseph die Empfangsfeierlichkeiten aller Art möglichst vermied, aber gerade durch Ausstreuung falscher Gerüchte über

die Zeit seiner Ankunft manche komische Scene herbeiführte. So hatte ein Dorfpfarrer bei Neuen ihn über zwölf Stunden am Posthause erwartet, ehe endlich seine Geduld die verdiente Belohnung erhielt. Es erschien eine sechsspännige Kutsche, deren prächtiges Aeußere nach der Meinung des ehrlichen Pfarrers niemand andern bergen konnte als den Kaiser. Er wandte sich daher an den Stattlichsten der Insassen, dessen kräftige Züge unter der prächtigen Frisur sofort den Kaiser verriethen, und richtete an ihn seine wohlgesetzte, schwunghafte Ansprache, so bestimmt der Fremde auch versicherte, daß er nicht der Kaiser, sondern nur dessen erster Koch sei. Zwei Stunden später kam der Graf von Falkenstein, aber der Koch hatte durch seine Herablassung die Dorfbewohner so stolz gemacht, daß sie ihn keiner Aufmerksamkeit würdigten.

Die Reise des Kaisers in Frankreich erregte, wie es nicht anders sein konnte, Muthmaßungen aber Zahl, nur wenige wollten Joseph's Versicherung Glauben schenken, nur seiner Belehrung wegen zu reisen. „Denn dieser Monarch", sagt ein Schriftsteller der Zeit, „wurde nur durch den Wunsch bestimmt, die Mittel zu ergründen, seinen Staaten neuen Glanz und neue Bewegung zu verschaffen, nur deßhalb suchte er im Mittelpunkte der europäischen Civilisation nach neuen Erfahrungen."

Die Königin Marie Antoinette kam ihrem Bruder unter dem Vorwand einer Jagdpartie im Walde von Bondi entgegengefahren, sie saß in einem leichten Wagen und war von einem glänzenden Gefolge umgeben, welches über die natürliche Herrlichkeit, womit die Kinder Maria Theresia's ihr Wiedersehen feierten, vielleicht noch erstaunter war, als es sich entzückt stellte. Ein Regen, der sie überfiel, störte dieses seltene Fest nicht, vielmehr trug die dadurch bewirkte Unordnung nur dazu bei, die Heiterkeit der Gesellschaft zu vermehren.

Der Kaiser blieb sechs Wochen in der Hauptstadt Frankreichs. Einfach und schlicht in seinem Auftreten, entzückte er ganz Paris, nur die Hofleute sahen darin nichts als eine ehrgeizige Nachahmung Friedrich's des Großen, eine Ansicht, die damals so allgemein verbreitet war, daß man ihr kaum zu widersprechen wagen durfte. Indessen war die Natur beider Herrscher doch so verschieden, daß auch dieselbe Tugend in beiden anders gefärbt erscheinen mußte. Der Grundzug in des Kaisers Wesen war Menschenliebe und Leutseligkeit, Friedrich verachtete die Menschen zu sehr um sie lieben zu können; Joseph umfaßte alle Stände der Gesellschaft mit gleichem Wohlwollen, Friedrich war gegen alle gleich rücksichtslos, er vernachlässigte alle, aber gegen ihn mußte jeder ein strenges Ceremoniell beobachten. Der Kaiser bewohnte ein Privathotel, und in diesem ein so bescheidenes Gemach, daß es kaum für einen seiner Diener geeignet schien. Seinem Schwager, dem Könige, ward er bald lästig, weil er ihn fast immer unangemeldet überraschte; den Freiheiten bei Hofe wohnte er bisweilen wie ein Fremder unter der Menge bei, in den Vorzimmern der Minister wartete er unter den übrigen bis die Reihe einer Audienz an ihn kam. Er besuchte mit einigen Personen seines Gefolges alle öffentlichen Denkmäler und Anstalten, sprach mit allen ihm Begegnenden und lenkte zuerst die Aufmerksamkeit des Publikums und des Hofes auf die Taubstummenschule des Abbé de l'Epée, dieses tugendhaften Geistlichen, der sich bemühte, Geschöpfe, die bis dahin fast von der Gesellschaft ausgeschlossen worden, zu Menschen zu erheben. Da konnte es nicht fehlen, daß die Schmeichler den Kaiser bald mit Marc Aurel verglichen, in ihm den Nachfolger der Cäsaren-vergötterten und die Völker glücklich priesen, „den Souverän sich ohne Glanz zeigt, der die Audienz flieht, begierig nach Belehrung sucht, dem Klagen des Volks Gehör gibt und den Rath der Weisen sucht". Bei den Vergleichungen, die man zwischen dem Kaiser und Ludwig XVI. machte, bemerkte es, jener wisse bereits mehr als dieser von seiner Hauptstadt. Man tadelte den jüngern Bruder des Königs, den spätern Karl X., daß er zu einer Reise nach Paris 150 Pferde verlangte, während der vornehmste Fürst der Christenheit mit 24 Pferden jenen Begleitung und Extrapost nach Frankreich kommt.

Damals schwärmten die Pariser schon für den nordamerikanischen Freiheitskampf, Ludwig XVI. war durch das Bündniß, das er mit dem Congreße geschlossen, populär geworden, es konnte nicht fehlen, daß Joseph in dem Tagesgeschrei auch seine Stimme abgeben mußte, so sorglich er es auch vermied, denn er hatte es sich zum Gesetze gemacht, der Meinung des Tages nicht zu widersprechen. Aber alle seine Vorsicht half nichts, er war bestimmt, die Pariser anfangs zu bezaubern, zuletzt — zu verletzen. In einem Kreise, wo er zu glänzen suchte, pries eine Dame die revolutionären Grundsätze des Congreßes und

die unerschrockene Ausdauer der amerikanischen Soldaten. Sonderbarerweise hatte sie vorausgesetzt, der Graf von Falkenstein werde die allgemeine Begeisterung theilen, und da er beharrlich schwieg, wagte sie endlich die Frage: „Was halten Sie davon? welche Partei ergreifen Sie?" „Ich muß gestehen", erwiderte der Kaiser, „bei meinem Gewerbe geziemt es mir, Neutralist zu sein." Die vornehme Gesellschaft von Paris, welche bald die ganze Bedeutung dieser revolutionären Grundsätze erfahren sollte, fand sich durch das Wort des Kaisers in ihren heißen Gefühlen gekränkt, und der erste Enthusiasmus für ihn sank in ihren wie in den Kreisen der Gelehrten, denen Joseph bei den Versammlungen, welche die verschiedenen Akademien ihm zu Ehren hielten, nicht genug Aufmerksamkeit erwiesen. Nach beendigter Sitzung wurden zur Ehre des Tages besonders geprägte Denkmünzen vertheilt und man erbat sich das Bildniß des Kaisers; dies hinderte jedoch nicht, daß diese Söhne Apoll's den „neuen Marc Aurel", den „Sohn der Cäsaren" plötzlich für eine alltägliche Erscheinung hielten und seine Tugenden von nun an Affectation nannten, ja ihn sogar in ihrer Correspondenz mit gekrönten Häuptern hart genug beurtheilten.

Ehrenwerther bezeugen sich die Künstler gegen den Gast ihres Königs. Die Werkstätten der Maler und Bildhauer im Louvre, die Manufacturen der Gobelins, die Porzellanfabrik von Sèvres, alle übrigen Anstalten der Kunst und Industrie bis auf die große Seidenfabrik hinab wurden von Joseph der eindringendsten Aufmerksamkeit gewürdigt. In ihren Arbeitern, im Volk von Paris fand Joseph seine treuesten Anhänger, deren Huldigungen ihm besser gefielen als die zahllosen Lobgedichte, mit denen er überschüttet wurde. Joseph kümmerte sich wenig darum, aber er sprach mit Begeisterung von den großen Männern Frankreichs und erwies den lebenden seine ganze Theilnahme. Vor dem Standbilde Heinrich's IV. entblößte er sein Haupt und sprach: „Nach dem Beinamen dieses Helden geize ich; es gibt keinen schönern als den, der Vater seines Volks zu heißen", und Turenne's Manen weihete er, vor seinem Monumente lange weilend, Augenblicke tiefen Sinnens. Buffon und selbst der wunderliche Rousseau empfingen seinen Besuch. Während jener für seine naturgeschichtlichen Forschungen in den Grafenstand erhoben worden war, lebte dieser zum Dank für seine humanitären Bestrebungen in bitterer Armuth von Notenschreiben und Compenien. Der Kaiser sah ihn bei diesen Arbeiten und konnte seine Verwunderung nicht bergen, „daß ein so trefflicher Schriftsteller sich so beschäftige". Der Unglückliche antwortete: „Was ist zu thun? ich habe den Franzosen lange Gelegenheit gegeben, zu denken, aber es war umsonst, sie dachten nicht! Jetzt gebe ich ihnen Gelegenheit zu singen — und sie singen." Die Franzosen haben aber auch dem Kaiser Joseph sein Verhalten in ihrem Vaterlande nicht vergessen, denn während ihres wiederholten Aufenthalts in Wien zog keine ihrer Kriegerscharen vor seinem Standbilde auf dem Josephsplatze vorüber, ohne ihm die vollen kriegerischen Ehren zu erweisen.*)

Der prachtvolle Hof von Versailles konnte Joseph nicht länger fesseln, seine Reise galt andern Zielen. In der Nacht des 30. Mai 1777 verließ er wieder Paris, von seinem Schwager, dem Könige, mit einem Porzellanservice im Werthe von 400,000 Francs und herrlichen Gobelinstapeten beschenkt. Er besuchte zunächst die Normandie, dann das südliche Frankreich, und wenn vorher Ackerbau, Künste und Gewerbe ihn hauptsächlich beschäftigt hatten, so bildete jetzt der französische Handel das Hauptaugenmerk des Kaisers. Er suchte die Bekanntschaft gebildeter Kaufleute, um darüber gründliche Auskunft, namentlich über den ostindischen Handel zu erhalten. In Brest besuchte er den Hafen, die herrliche Rhede, das mächtige Arsenal, die Kriegsschule, in Bordeaux die Magazine, die Börse und andere auf den Handel bezügliche Anstalten. An der südlichsten Grenze des Reichs besichtigte er das militärisch wichtige Bayonne, den kolossalen Straßenbau, der über schwindelnde Abgründe und reißende Wasser nach Spanien hinüberführt. Die Riesenwerke des Kunststraßenbaues, wie die Brücke von Neuilly und die Straße durch die Pyrenäen, erregten seinen Neid, und von da an datiren die Kunststraßen Oesterreichs. Er lehnte alle Huldigungen und Festlichkeiten ab, sehen und lernen war seine Losung. In Lyon fesselten ihn die Werkstätten der französischen Industrie so sehr, daß er fast gar keine Besuche annahm, was sogleich der eifersüchtigen Verstimmung zugeschrieben ward, welche die Kenntniß von der Macht und dem Reichthum des französischen Staates in ihm erregt habe. War dieser Umstand schon geeignet, die Begeisterung des wankelmüthigen

*) Meier's „Oesterreichisches Archiv", 1833, Nr. 34.

Volks beizustimmen, so schlug sie auf der Rückreise des Kaisers fast in Verzweiflung um, ein neuer Beweis von der Werthlosigkeit der momentanen Volksgunst. Aber hatte Joseph nicht vielleicht den Nationalstolz gekränkt? Hatte man die feindlichen Absichten seiner Reise entdeckt? Nicht doch, er hatte den damaligen Abgott Frankreichs, das Orakel der gebildeten Welt, er hatte den Weisen nicht — besucht, den die weltliche Kleopatra Katharina II. und der Philosoph von Sanssouci gleich bewunderten! Dies genügte, ihm den Vorwurf der halben Welt zuzuziehen. Es verbreitete sich nämlich plötzlich das Gerücht, daß der Kaiser durch Ferney gereist sei, ohne Voltaire besucht zu haben! Maria Theresia soll ihrem Sohne bei seiner Abreise das Versprechen abgenommen haben, Voltaire nicht zu besuchen, weil ihre geistlichen Räthe von einer solchen Zusammenkunft üble Folgen befürchteten; Joseph versprach es und beruhigte zugleich seine von ihrer Partei eingeschüchterte Mutter, wenn das Ungeheuer ihn mit Voltaire zusammenführen sollte. Dieses gefährliche Ungeheuer spielte auch in der That seine Rolle, denn als der Kaiser unweit Genf den Wagen verließ und in Gesellschaft eines einzelnen diese schöne Gegend durchwanderte, befand er sich plötzlich in einem Park, den man ihm auf sein Befragen als den des Herrn von Voltaire bezeichnete. Joseph verweilte lange, sprach mit einem Gärtner, kehrte wiederholt um, wie jemand nicht leicht thut, der unbemerkt bleiben will — aber Voltaire erschien nicht, obwol er große Anstalten zu des Kaisers Empfang gemacht hatte. Endlich nach langem Zögern kehrte er zu seinem Gefolge zurück, von welchem einige in seinem Mienen Spuren von Verdruß bemerkt haben wollen.*)

Dieser Zufall verwandelte die Liebe der Franzosen in bittern Haß, sie erblickten in der Vernachlässigung ihres Lieblings eine Beschimpfung der Nation, für die jeder den Rächer spielen wollte, alle Künste der Lüge wandten fortan Joseph's Gegner an, um allen seinen Unternehmungen falsche Motive unterzulegen und seine bisherigen Anhänger in ebenso viele Widersacher zu verwandeln. Es half dem Kaiser nichts, daß er in Bern Albrecht von Haller, den Kurforscher der Alpen in Basel, in Waldshut Lavater besucht hatte — die französische Presse trieb seine Feinde, die in ihm den verstockten Gegner der Aufklärung, der französischen Interessen und den Durst nach der Universalmonarchie auf das hartnäckigste anklagte und verfolgte, bis endlich die Zeit auch für die Kinder der Wahrheit und Aufklärung brach und den Schatten des großen Todten durch Gerechtigkeit sühnte. G. Mannstein.

*) Forbes von Hermsdorf, „Taschenbuch für vaterländische Geschichte", vierter Jahrgang, S. 90—92.

Straßburg.

Ein Gedicht von Adolf Stern.

Die modernen Schnellzüge, die in nicht allzu langer Zeit Pillau und Moskau werden verbunden haben, verwischen und nivelliren auf Reisen jetzt den Eindruck, den sonst das Ueberschreiten von Landesgrenzen hervorruft und der wesentlich zur ältern Reiseposie gehörte. Damals erregten selbst die deutschen Schlagbäume in Hinsicht ihrer Farben, Wappen und zu entrichtenden Gebühren die Aufmerksamkeit der „Eilwagenpassagiere", jetzt ist der Rest jener topographischen Romantik auf wenige Grenzstellen des Auslandes beschränkt. Unter ihnen ragt der Rheinübergang bei Kehl hervor, der auf einer Schiffbrücke in das kaiserliche Frankreich führt.

Die Eisenbahn, die den Passagier bis Kehl mit aller süddeutschen Aufmerksamkeit und Bonhommie — repräsentirt durch menschenfreundliche Verordnungen und menschenfreundliche Conducteure — gefüttert hat, übergibt ihn jetzt den Händen oberrheinischer Omnibusführer. Und wehe dem Unglücklichen, der, nachdem er in Karlsruhe oder Baden-Baden sein Billet nach „Straßburg" gelöst und damit seine Ruhe gesichert zu haben meint, sich nicht um sein Gepäck kümmert, der in dem Rufen und Schreien, halb deutsch und halb französisch, die Rufe überhört, die ihn hierhin und dorthin, in diesen oder jenen der langen Wagen verweisen, je nachdem er Reiseeffecten mit sich führet oder nach neuester südlicher Sitte nur Geld- und Cigarrentasche! Es währet stets eine geraume Weile, bis sich die Passagiere alle zurecht gefunden haben und die Wagen durch die langen, öden Straßen von Kehl dahinrollen. Finden sich, wie es im Sommer immer der Fall, Reisende unter den buntgemischten Insassen des Wagens, welche die Grenze zum ersten mal überschreiten, so fehlt es nicht an erwartungsvollen Gesichtern, an neugierigen Blicken, an einer gewissen Unruhe, die sich steigert, sobald man der grünen Rheinwogen ansichtig wird. Beim ersten Tritt der Pferde auf die breite Schiffbrücke erinnert man sich der Mären vom französischen Pas-

reglement, von Commissären, welche die Grenzen hüten trotz der Drachen alter Sagen. Unsere Zeitungsbarden fügen den Sagen auch Leid bei und das mag für Geschäftsreisende und ungeduldige Gemüther nicht fehlen. Aber wer Zeit besitzt, wer sich eines Passes und eines guten Fünffrankenstempels kaiserlich französischer Legationen bewußt ist, erwartet den Commissar mit Heiterkeit, der aus dem Gebäude am Brückenkopf, neben der rothhosigen Schildwache, hervortritt. Aengstliche Stille und Erwartung; nach einer Weile ruft der Commissaire spécial im höflichsten Französisch einen der Herren im Omnibus, um ihn einige „Erläuterungen" machen zu lassen, worauf er, gleich uns allen; sein „Va à l'entrée en France!" erhält. Der Wagen rollt weiter, aber nur wenige Schritte — unter das Glacis der Douane. Und wenn sich in der Paßrevision, in der Erwartung, der Spannung noch einiges Vergnügen finden läßt, so ist es sicher nicht angenehm, jedes Schloß und Schlößchen eröffnen zu müssen, obwol die französischen Douaniers sich durch besondere Zuvorkommenheit auszeichnen. Auch wüßte ich nicht, daß einem der Mitreisenden Schwierigkeiten erhoben worden sind. Die Douane einmal im Rücken, währt es noch eine halbe Stunde auf der mit reichen Gärten und Wiesenflächen eingefaßten Landstraße, ehe die Außenwerke Straßburgs vor uns aufsteigen. Es gibt geographische Irrthümer, die landläufig, allgemein verbreitet sind; zu ihnen gehört der Glaube, Straßburg am andern Rheinufer, seine Kanonen direct auf Kehl gerichtet, zu suchen. Und wir erfreuten uns an dem vergnüglichen Pochen im Omnibus, als einige norddeutsche Passagiere ehrlich ihren Irrthum und ihre Enttäuschung eingestanden.

Sobald die doppelten und dreifachen Festungswerke im Rücken sind, entsteht die Frage, wohin man sich zu wenden habe. Bädeker, der mit seinen wirklich praktischen und brauchbaren Führern den Unerfahrenen ein wahrer Segen geworden ist, empfiehlt den Deutschen den Badischen Hof oder den Rebstock in der Grande Rue, wo Wirth und Bedienung deutsch sind. Wem es um die Aussicht auf das Volk Straßburgs, auf den hohen, herrlichen Münster zu thun ist, dem kann das Rothe Haus — aber bitte Maison rouge — zum Aufenthalt wohl empfohlen werden. Im ganzen halten sich wenig deutsche Reisende länger in Straßburg auf, die meisten befinden sich auf der großen Tour nach Paris, lassen ihr Gepäck zur Ruhe Eisenbahn schaffen und besorgen in den wenigen Stunden, die zwischen einem Schnellzuge und dem andern liegen, eilig den Münster.

Und doch verdient Straßburg, die verlorene und schnöd' aufgegebene Perle des alten deutschen Reichs, der gegenwärtige Edelstein in der französischen Krone, Beachtung wie wenige andere Städte. Nirgends läßt sich besser überleben, wie es der Zeit und bewußter Anstrengung gelingen mag, alte nationale Elemente, durch Jahrhunderte festgewurzelt, zu verdrängen; nirgends sind die Gegensätze schärfer ausgeprägt — denn welche Beziehungen kann es zwischen altdeutsch reichsstädtischem und dem modern französischen Treiben geben? Hierzu gesellt sich, daß im Münster mit Recht das größte Meisterwerk deutsch-gothischer Baukunst, die eigentliche Zusammenfassung aller mittelalterlichen Architekturepoche verehrt wird, daß neben dem Münster zahlreiche Reste der alten Reichsstadt verbunden sind und historisches Interesse sich mit dem an der Gegenwart wol begegnen mag.

Zu den frommen deutschen Patriotenwünschen in den Bewegungsjahren von 1813—15 gehörte es auch, die Stadt, deren Straßen wir eben betreten, aus der Capitale des französischen Departements Bas-Rhin wieder zu einer Hauptstadt des deutschen „Elsaß" erheben zu wollen. Der erste War Schenkendorf verbieß in seinem schönen Liede: „Die deutschen Städte", eine Befreiung des edeln, starken Straßburg mit den Waffen. Wie man aber auch denken mag, angesichts der gegenwärtigen Verhältnisse erscheint es als eine reine Unmöglichkeit, Straßburg wieder deutsch zu machen. Schon den französischen Firnis der Stadt abzukratzen, dürfte die Aufgabe eines neuen Jahrhunderts sein, und Straßburg ist ja mit Frankreich nicht durch diesen Firnis, sondern durch gemeinschaftliche Schicksale und Geschichte verknüpft worden.

Wer die Stadt und Festung von der Höhe des Münsters überschaut, die Gassen, die Giebelhäuser, die Dächer, auf denen Störche in Unzahl nisten, die Erker an den Häusern, mit Steinfiguren geziert, wahrnimmt, wer den gewaltigen Bau des Münsters um sich, neben sich, über sich hat, der träumt vom deutschen Straßburg. Auch in stiller Morgenfrühe beherrscht ein Klang an der Ill hinab, durch gewundene, enge Straßen, diesen Traum; die Häuser mahnen oft an Nürnberg oder Danzig und die untern Volksklassen, die zur Stadt kommenden ländlichen Landleute sprechen un-

befangen ihren breiten deutschen Dialekt. Die langen Röcke des Landvolks, die eigenthümliche Tracht der „hanauer" Gemüse- und Obstverkäufer, die trüben aus Baden auf der Zweigbahn von Appenweier nach Kehl kommen, alles befördert die Täuschung. Nur die französischen Soldaten, die sich in zwanglosester Morgentracht auf den Plätzen umhertreiben, und jeder Blick empor zu Schildern oder Firmen lehrt, daß hier Deutschland von Frankreich besiegt oder überlistet worden ist.

So macht einen halb komischen Eindruck, die kleinen Einzelheiten dieses Siegs zu beobachten. Einzelne Verkäufer haben das löbliche Beispiel der Behörden, an den Schildern der Straßen und Plätze deutsch und französisch gleichberechtigt gelten zu lassen, nachgeahmt. Andere aber vermögen nicht, ihrem deutschen Ursprung ebenso viel Rechnung zu tragen vor den Verhältnissen — und so ist Müller Landsberger, Schulze Schleier, so begegnen uns die Helden des Nibelungenliedes, Gunther, im Besitz einer épouse, und Hagen über der Thür einer brasserie. Einige der ehrlichen Straßburger Bürger suchen sich sogar zu französiren, indem sie ihrem Namen das bekannte stumme e an- oder auch ein e vor dem n einfügen. Ganz gerecht zu sein, muß man hinzusetzen, daß die Nothwendigkeit ebenso viel wie die Eitelkeit und Nachahmungssucht zur immer weitern Verbreitung der französischen Elemente beigetragen hat. Die große Garnison der Festung bestand jederzeit aus Nationalfranzosen, nicht aus Elsässern; bis zur Revolution hatte die alte Stadtverfassung auch unter dem französischen Gouvernement fortbestanden, dann aber zog die Centralisation mit Präfektur, Mairie und Municipalrath ein. Pariser Handelsleute, zahlreiche pensionirte Militärs ließen sich in Straßburg nieder, die im Heere dienenden Elsässer wurden durch ganz Frankreich vertheilt; Namen wie Kleber, Rapp haben Straßburg und den Elsaß mit der französischen „gloire" vermählt. Und wenn Goethe bei seinem Aufenthalt in Straßburg die Stadt noch nicht ganz hundertjähriger Trennung von Deutschland schon halb französisch fand, so ist es jetzt, nach 170 Jahren, nicht sehr verwunderlich, wenn sie zu drei Viertel französisch erscheint.

Geschichte und Eigenthümlichkeiten des deutschen Straßburg gruppiren sich um den Münster, des französischen um die gewaltige Festung, vielleicht um den Platz Kleber, wo das Denkmal des Helden von Heliopolis steht, die Paraden der Garnison abgehalten werden, wo in der Revolutionsperiode — die Guillotine arbeitete.

Wer von Kehl her durch die Rue d'Austerlitz nach dem Alten Fischmarkt kommt, wirft im Vorübergehen sicher einen Blick auf das dem Café de la bourse gegenüberstehende Haus, in dem Goethe während seiner Straßburger Studienzeit wohnte. Wenige Schritte weiter und durch eine enge Seitengasse öffnet sich die erste Aussicht auf den Münsterplatz und Façade und Thurm dieser prächtigen Kathedrale steigen vor dem entzückten Blick empor. „Von deutscher Baukunst. D. M. Ervini a Steinbach." Ja wohl, die ganze Begeisterung dieses Druckblattes aus Goethe's frühester Zeit durchdringt und erwärmt den Empfänglichen, wenn er sich von dem Eindruck der Ueberpracht und Ueberfülle, den er zuerst empfangen, zu ruhigerem Genießen gesammelt.

Die Façade mit ihren drei Portalen, emporsteigenden Feldern und der gewaltigen Höhe, über die sich dann wieder der schlank und prächtig aufspringende Thurm, der höchste in Europa, erhebt, ruft seinen Eindruck von Unvollständigkeit nach. Zwar ist es von außen wie von innen, besonders in den Räumen der Glockenstube, erfreulich, daß der kühne, geniale Erwin, der große Dichter Baumeister, den Plan auf zwei Thürme berechnet hatte. Aber der ausgefüllte Zwischenraum zwischen dem vollendeten und begonnenen gibt ja eben der Façade ihre stolze Höhe, und so hat man nicht eigentlich das Gefühl des Unvollendeten. Goethe kommt immer und immer wieder auf den mächtigen Eindruck der Façade zurück; in der That ergreift es jeden so und es liegt eine beinahe zwingende Gewalt in dem Verlangen, womit man sich vor dieselbe hingezogen fühlt. Das steinerne Zierwerk — Statuen, Bilder, Arabesken —, welches an den neuen Feldern mit einem verschwenderischen Reichthum von Phantasie und kunstreichem Geschick angebracht ist, verleiht den kolossalen Steinmassen die bezaubernste Leichtigkeit. Beim Emporsteigen zur Plattform und zum Thurm erhöht sich die Bewunderung. Mit welcher Kühnheit, welchem Schwunge wächst die Thurmmasse auf, welche Kunst ist an diese schlanken Säulen und Säulchen verwendet, die sich unsere Zeit mühelos aus Quadern schafft, die aber hier alle einzeln von Menschenhand bearbeitet sind! Die Treppe, auf der man zur Plattform steigt, ist in den unvollendeten Thurm des Münsters gelegt.

Gewiß gibt es, was die Landschaft anlangt

ſchönere Anſichten als vom Straßburger Münſter. Wir wurden diejenigen von den Höhen bei Baden-Baden, dem Schloßberge, dem Großen Staufen, dem Rheinberge bei weitem vorziehen. Zwar iſt der Blick vom Münſter ein unendlich weiter und freier, meilenweit dehnt ſich die fruchtbare Rheinebene, das Elſaß aus, aber von dem Zauber des Berglandes genießt der Beſchauer nur die dunkeln Linien der Vogeſen einer-, die des Schwarzwaldes andererſeits. Dagegen gewährt die Plattform die Einſicht in die Stadt und ihre nächſten Umgebungen, und es mag wenige ſo ſcharf abgegrenzte Bilder geben. Die meiſten Städte verlieren ſich mit ihren neuern Vorſtädten und Theilen ins Land hinaus, die letztern Villen reihen ſich gewöhnlich an die erſten Häuſer der Nachbardörfer. Dem gegenüber bietet Straßburg das Bild der ſchärfſten Begrenzung, der hier durch die Feſtung und den geſetzmäßig unbebauten Raum vor derſelben gebotene erſcheint. Alle Linien und Umriſſe der Stadt ſind von der beſtimmteſten Klarheit und Deutlichkeit. Die Höhe des Münſters geſtattet den freien Einblick in das innere Getriebe der großen Höfe. Im nächſtliegenden Quartier zeigt ſich deutlich eine Artilleriekaſerne, an der nichts auffällig erſcheint als die im Hofe aufgefahrenen Kanonen. Dennoch iſt ſie hiſtoriſch und in der Geſchichte des gegenwärtigen Beherrſchers von Frankreich ein wichtiger Punkt. In ihr machte am 30. October 1836 Ludwig Napoleon Bonaparte den erſten Verſuch, ſeinen Kaiſerthron zu erringen, den er gegenwärtig einnimmt. Er gewann das erſte Artillerieregiment, daſſelbe, in welchem Napoleon I. ſeine Laufbahn begonnen hatte. An einer ſolchen Lokalität ſcheiterte die Unternehmung im Augenblick, wo ſie gelungen ſchien. Wir konnten nicht erfahren, ob der Kaiſer bei ſeiner Anweſenheit in Straßburg dieſe merkwürdige Stätte wieder betreten habe.

Seitwärts der Stadt zeigt ſich mit ihrem Vertheidigungsſyſtem bis an den Rhein gelehnt die Citadelle, gleich der erſten — neuerdings vielfach reſtaurirten und verſtärkten — Feſtungsanlage von Vauban, dem vielberühmten Feſtungsbaumeiſter Ludwig's XIV., errichtet.

Noch ein Gebäude nimmt von der Höhe herab das Intereſſe in Anſpruch: der kaiſerliche Palaſt an der Ill, im Renaiſanceſtil, von beträchtlichem Umfang. Er iſt eine der wenigen Bauten Straßburgs (man müßte denn die neuen Präfecturgebäude u. ſ. w. mitzählen wollen), an die ſich keine franzöſiſche Erinnerungen knüpfen. Im Ausgang des vorigen Jahrhunderts gehörte er jenem Cardinal Rohan, der in der Halsbandgeſchichte ſo traurige und anſtößige Berühmtheit gewonnen. Später ſchenkte ihn die „bonne ville" Straßburg dem Kaiſer Napoleon I., dann dem jedesmaligen Souverän Frankreichs, zuletzt alſo dem regierenden Kaiſer. Straßburger verſichern, daß die Erhaltung des weitläufigen Gebäudes für die Stadt eine Bürde ſein werde. In dieſem Palaſt wohnte auch Ludwig XV. mit Maria Leszinska, derjenige franzöſiſche Herrſcher, welcher im vorigen Jahrhundert am längſten in Straßburg (vom 5. — 10. October 1744) verweilt hat. Die Stadt feierte ihrem Herrſcher ſechs Tage hindurch pomphafte Feſte, die ſich viele Jahrzehnde ſpäter beim Einziehen Napoleon's I. erneuerten.

Die Partieen an der Ill (oder Iller) gehören überhaupt zum Schönſten und Intereſſanteſten, was Straßburg aufzuweiſen hat. Der kleine Fluß, deſſen Waſſer grün wie das des großen Waſſerſtroms iſt, trägt vielfache Brücken. Von ihnen aus laſſen ſich rechts und links die immer belebten Straßen überſehen. Man hat ſich wohl zu hüten, allzu viel Intereſſe an den Details dieſes Bildes zu nehmen, denn bald zeigen ſich an den alten Häuſern trefflich Giebel und Erker, bald auf dem Kai reizende Genrebilder: deutſche Behaglichkeit und franzöſiſche Lebendigkeit in freiſter Wechſelwirkung.

Doch lehrt ſich's von alledem gern und immer wieder zum Münſter zurück. Gegen Mittag füllen ſich die drei Mittelhallen der innern Kathedrale, durch mächtige Bogenfenſter, die zum großen Theil mit alten Glasmalereien verziert ſind, magiſch erleuchtet. Es iſt ein Knien, eine Andacht in der Innerlichkeit des Münſters, daß ſich hier die ganze Macht der katholiſchen Kirche begreift. Lang und die Schiffe mit ihren Mittelſäulen von reich und weitem Sandſtein nicht durch Bänke, vermiethete Kirchenſitze verengert und verkleinert, ſondern wirken mit ihrer ganzen Majeſtät, voll und auf einmal. Der mächtigſte Anblick iſt unbedingt der vom großen Hauptportal aus. Doch naht um die Mittagsſtunde das Südportal alle Beſucher des Münſters an. Weniger, weil hier die Erwins- oder Engelsſäule in nächſter Nähe iſt oder einzelne Bildhauerarbeiten am Südportal von der Hand Sabina von Steinbach's, der kunſtreichen Tochter des großen Meiſters Erwin, herrühren; vielmehr iſt es die große aſtronomiſche Uhr, die im Jahrhunderten, freilich in vielfach

veränderter Gestalt, beim Südportal aufgestellt war, welche das Publikum fesselt. Und wiederum nehmen hier die Meisterstücke des Wiederherstellers der Uhr, des Straßburger Mechanikus Schwilgue: Der immerwährende Kalender, das Planetarium, die Himmelskugel, wenig die Aufmerksamkeit der Menge in Anspruch, sondern das plumpe hölzerne Kunstwerk, welches das äußere Gehäuse der Uhr bildet, die drei geschmacklosen Thürmchen und die zahlreichen Automaten. Von den letztern schlagen ein Kind das erste, ein Jüngling das zweite, ein Mann das dritte, ein Greis das vierte Viertel. Der Tod schlägt die Stunden, ein Gemälde der Zeit selbst haben die Sandruhr am Fuß. Zur Mittagsstunde ziehen die zwölf Apostel an dem über dem Gemälde der Zeit thronenden Christus vorüber, das Anklopfen von Petrus wird durch dreimaliges Krähen eines großen automatischen Hahns bezeichnet. Dies verfehlt dann niemals die Wirkung, besonders auf die zahlreich anwesenden Landleute. Man muß aber an derartige Raritäten gewöhnt sein, um nicht ein Gefühl des Befremdens zu haben, wenn dieses Hahnkrähen durch die weiten, herrlichen Münsterräume hallt.

In ihnen zeigt sich vielleicht unerschöpfliche Fülle. Es würde Monate der Betrachtung bedürfen, die Einzelheiten alle in sich aufzunehmen und der Erinnerung einzuprägen. Aus der Zeit Erwin's von Steinbach stammt nichts als eben die gewaltigen Mauern und Säulen selbst und die Verzierungen seiner Erwinssäulen am Südportal. Die prächtigen, hauptsächlich in einem tiefen, unübertrefflichen Roth erglänzenden Glasmalereien der Fenster sind von Hans von Kirchheim im Jahre 1348, neun Jahre nach dem Tode des Johannes von Steinbach, der am Werke seines Vaters fortgebaut, gemalt. Der Taufstein und die Kanzel mit ihren Sculpturen stammen aus noch späterer Zeit nach Erwin; der erste aus dem Jahre 1441, der zweite aus dem Jahre 1487.

Erwin von Steinbach hat überhaupt zu groß, zu gewaltig gedacht, wenn dieser Ausdruck gestattet ist. Wenn auch die religiöse Begeisterung einer Zeit, die alles, was von Erhebung und Poesie in ihr lebte, auf einen Münster vereinigen konnte, ihm zur Seite stand, obgleich er selbst 43 Jahre dem Bau vorgestanden, er hat nicht einmal die Vollendung des Thurmes erlebt. Und doch spricht sich im Entwurf desselben der Genius des Meisters deutlich aus, und so oft ich zu ihm aufsah, fielen mir die schönen Verse aus Anastasius Grün's „Pfaff vom Kahlenberge" bei, worin der Sinn deutscher Baukunst sinnreich gedeutet ist. Gleich anderes Werk kann dem Dichter vorgeschwebt haben als der Münster, dessen letztes Emporringen die Verse treu wiedergegeben:

Und freier, kühner wird das Klettern,
Und schlicht in Zweigen, zuckt in Blüthen, —
In Minten strömt der Tag herein,
Verklärt, vergeistigt wird der Stein
Und taucht so luftig leichte Ranken,
Als bangt, daß sie im Winde schwanken.
Jetzt faßt zusammen sich's zum Kerne,
Zur Reif wird der Gliederstein
Und mündet all' sein irdisch Sein
Verwandelnd in die ewigen Sterne!

Im Münster selbst sind vielfache Grabsteine und Ruhestätten: von den Steinbachs bis auf Weiler von Kaisersberg schlummert hier die deutsche Herrlichkeit Straßburgs. Irgendwo muß hier auch das Grab eines weltgeschichtlichen Liebespaares sein: des Gebhard von Waldburg und der Agnes von Mansfeld. Gebhard sah wie bekannt auf dem geistlichen Kurfürstenthron von Köln, er verlor ihn um seines Uebertritts zur Reformation und der Heirath mit der schönen Gräfin Agnes willen, er ist dann lang- und klanglos in Straßburg gestorben, in der Stadt Walter Gottfried's, der eine gleich unselige Leidenschaft in „Triſtan und Iſolde" besungen.

Wem es um den Reliquien des Münsters und der Erinnerung an jene Jahrhunderte, die er repräsentirt, zu thun ist, der wendet sich nach dem am Münsterplatz gelegenen „Frauenhause". In diesem fast unbekannten Gebäude, mit seiner Treppe und den köstlichen gewölbten Zimmern an die besten Zeiten deutschen Bürgerthums erinnernd, werden Bruchstücke des Münsters, Modelle, nicht gebrauchte Verzierungen, Abgüsse von schwer erhältlichen Sculpturen, alte Curiositäten aufbewahrt. Hier lassen sich treffliche Studien machen, und selbst der Laie gewinnt leicht eine Einsicht über die Fortschritte der Kunst während des Münsterbaus. Welcher Abstand zwischen den rohbehauenen Steinen, die auf die dunkle Frankenzeit, auf König Dagobert's Tage zurückweisen, und zwischen den thörichten und klugen Jungfrauen aus der Hand Sabina von Steinbach's. Wie eine der letztern möchte man sich die Bildnerin vorstellen, mit diesen halbgothischen, kunstigen Zügen, in diesen langwallenden, anliegenden Gewändern, die so vergeistigtes Ausleben verleihen.

Wieder an die Gegenwart erinnert zu werden, braucht man nur einen Schritt auf die Straße zu thun, die Anerbietungen der Commissionäre ebenerlei Proben strasburger Deutsch-Welsch zu vernehmen. Nirgends vielleicht ist die Plage mit der Aufdringlichkeit der Kuppler so heimisch wie hier. Jeder Blick zur Façade oder zum Portal des Münsters zieht ihre Anerbietungen nach sich. Ein alter Strasburger, der seit Jahrzehnden täglich an der ehrwürdigen Kathedrale vorübergeht, erzählte mir, daß er bei einem zufälligen Augenaufschlag keineswegs sicher sei, nicht von den Commissionären angefallen zu werden.

Was das andere, das strasburger Deutsch-Welsch anlangt, so vernimmt man die Reste von Deutsch, die sich in Sätzen wie: „Er hat sich trompirt" oder „I hab' mei Sculier zum Cordonnier geschafft" äußern. Diese Art von Sprache hat immermehr zugenommen, und während in den alten Patrizierfamilien reines Französisch gesprochen wird, vermögen sich die Pfahl- und Kleinburger noch nicht aus dem Gleisen herauszureißen, während sie doch die Eitelkeit treibt, den Franzosen gleichzuthun. Von den deutsch und französisch gedruckten Verordnungen der Mairie, des „Courrier du Bas Rhin" lesen die Strasburger anscheinend stets die französische Spalte, während sie nach der deutschen hinüberschielen.

Das reine Franzosenthum ist natürlich in den höhern Beamten- und besonders in den Militärkreisen vertreten. Letztere nehmen, da Strasburg selbst im Frieden eine Garnison von mehreren tausend Mann hat, einen breiten Raum ein. Am Präfekturgebäude (dem gegenüber das Gemeindehaus der Neuen-de France, in dessen Nähe das Theater sich findet) wird jeden Abend ein Concert von der Militärmusik abgehalten. Die französischen Militärorchester entsprechen nach Intentionen und Programmen vollständig der deutschen Verwohnung in diesem Punkte. Aber auf dem freien Platz um die Tribüne des Orchesters entfaltet sich ein bewegtes Leben. Stuhlvermiethterinnen verschaffen die Möglichkeit zu sitzen und der dritte Sitz ist sicherlich von einer Unteroffizier eingenommen. Hier zeigen sich die Offiziere der verschiedenen Truppentheile, an den Stuhlreihen ziehen die Soldaten truppweise auf und ab, mit weißen, rothen oder blauen Pantalons, kurzen spencerähnlichen Jacken, meist selbst ohne Seitengewehr. Eine gewisse bewußte Keckheit mahnt an die „große Armee", sonst fällt die liebenswürdige Naivetät, mit der sich die Soldaten zu unterhalten wissen, nur angenehm auf.

Im vollen Glanz entfaltet sich das militärische Leben bei den Paraden auf der Place Kleber. Hier treten die einzelnen Truppenkörper: Linieninfanterie, Artillerie und Genietruppen, Chasseurs d'Afrique, gutgepanzerte Kürassiere (letztere die Leibwache des Festungscommandanten) in vollstem Schmucke auf. An militärischen Schaustellungen solcher Art fehlt es dann auch nicht, sie allein mußten Strasburg daran erinnern, daß es eine bedeutende Rolle im französischen Militärleben zu spielen hat. Gleichsam als dessen Symbole sind die Denkmale Desaix' in den Außenwerken, Kleber's auf dem besprochenen Paradeplatze, des Marschalls von Sachsen in der Thomaskirche, auf Befehl verschiedener französischer Herrscher errichtet worden. Das Grabmal des letztern ist von Pigalle im Geschmack der Renaissancebildnerei ausgeführt; der Genius Frankreichs beweint gemeinschaftlich mit dem der Liebe und mit Herkules den todten Moritz, der, ein Sohn Teutschlands, ein Held Frankreichs, allerdings passend sein Denkmal in Strasburg gefunden hat.

Uebrigens ist die Place Kleber im französischen Strasburg nicht allein der Heiterkeit einfacher Paraden gewidmet. Schon in der Gegenwart nimmt es sich ernst genug aus, wenn Degradationen auf ihr vollzogen werden. In der Vergangenheit aber gehören ihr Strasburgs traurigste Erinnerungen an. Wo heute das Denkmal Kleber's, stand in der Revolutionszeit die Guillotine. In den wenigen französischen Provinzialstädten, in welchen das ganze perfide Register von 1793, die teuflische Lust des Fanatismus zu finden war, gehörte Strasburg. Hier gab es, wie beinahe nirgends, alte Gebräuche, aristokratische Einrichtungen zu vernichten, hier konnte der würdige Genosse Chabert's, Pater Euloge Schneider, einem Jakobinerklub präsidiren, der dem pariser wenig oder nichts nachgab.

Einer deutschen Familie, die ich in Strasburg besuchte, verdanke ich manche Mittheilungen über den berüchtigten strasburger Revolutionär. Pater Euloge Schneider hatte als bischöflicher Vikar im Stammhause dieser Familie einige Zimmer bewohnt. Als aber sein revolutionärer Eifer, sein Einfluß, seine Mittel wuchsen, als ihn ganz Strasburg fürchtete, hegte die Mutter des gegenwärtigen Besitzers keinen andern Gedanken, als den verabscheuungswürdigen Menschen außerhalb ihrer Wände zu wissen. Und während die ersten

Köpfe von der Guillotine rollten, während alles zitterte, kündigte die alte Dame mit echt frauenhafter, hartnäckiger Unbesonnenheit dem Pater unter Verwünschen sein Quartier. Ihr sie doch noch bis zu einem gewissen Grade klug, aber Pater Eulogius geneigt gewesen, ihr zu glauben, kurz er verließ ruhig die Wohnung und die Frau wurde nicht gelegentlich verhaftet und hingerichtet. Später besuchte er sogar noch seine alten Wirthsleute, wobei die energische Dame, erschreckt durch das Wachsen der Gefahr, ihn gütig genug aufnahm. Und in Erinnerung einer bedenklichen Stellung zu dem Geflüchteten, mag sie dessen Fall und Hinrichtung erleichtert haben. Unter den andern Heroen des Schreckenjahres ragt der Jakobiner Lotzerel hervor, berüchtigt durch den Antrag, den Münster zu zerstören, „weil er über die Gleichheit der Bürgerhäuser emporrage." Bekanntlich konnte das edle Bauwerk nur durch den sinnreichen Einfall gerettet werden, daß man eine rothe Mütze aus Blech anfertigen, auf den Thurmknauf setzen und so den Münster sich den Jakobinern gleichen ließ. Uebrigens blieb er nicht vor jeder Beschädigung gewahrt, mehrere hundert Statuen und die Altäre wurden zertrümmert.

Die Blechmütze ist längst der Aufbewahrung als traurige Curiosum, in der straßburger Stadtbibliothek bei der Neuen Kirche, verfallen. Der Münster aber ragt frei, ursprünglich, herrlich in die Lüfte auf, eine Verheißung, daß es nicht vergessen werden könne, Straßburg sei deutsch gewesen, selbst wenn es ganz französisch geworden. Und wie er dem Ankommenden gleichsam als riesiges Wahrzeichen der merkwürdigen Stadt entgegengetreten, zwingt er die Blicke des Abreisenden auf sich und seine Herrlichkeit zurück, die schon allein der in Straßburg verlebten Stunden und Tage werth ist.

Die Dämonen.

Von Sanitätsrath Dr. Schindler.

II.

Auch die guten Dämonen saßten in den Lehren des Christenthums festen Fuß, besonders als viele Lehre durch die neuplatonischen Philosophen systematisch entwickelt worden war. Die Beschreibung, die uns Dionysius Areopagita von den Engeln macht, sowie die des Origenes erinnert uns lebhaft an die Beschreibung der Dämonen in Plato's „Gastmahl", sowie die Beschreibung der Schutzgeister, deren Existenz man durch den Ausspruch Christi: „Ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel", die uns Basilius gibt, an Plato's „Hirten", an Menander's „Wirthsgegen" und an Seneca's „Erziehenden Gott" mahnt. So wurde die physische und moralische Weltregierung ganz in die Hände von Mittelwesen gegeben, die alles, vom Laufe der Gestirne an bis zum Wachsen der Saaten und dem Träufeln erquickenden Regens, besorgten, jeden Schritt des Menschen, jeden seiner Gedanken überwachten, von seiner Geburt bis zu seinem Tode ihm zur Seite standen, ihn vor dem Einflusse böser Geister zu hüten und seine Seele dem Himmel zu retten suchten. Während aber das Priesterthum sich seiner Macht über die Geister rühmte, suchte auch das Volk den Umgang und die Herrschaft über Engel und Teufel durch jene geheimen Künste zu erlangen, die es als Erbgut des Heidenthums überkommen hatte.

Die neuere Weltanschauung hat uns um ein solches demiurgisches Geisterreich gebracht. Wir wissen es, daß die Einheit des Weltalls, ebenso wie die moralische Entwickelung der Menschheit auf unwandelbaren Gesetzen beruht und daß es zur Regierung der Welt, zur Entwickelung der Geschichte keiner unmittelbaren Eingriffe der Gottheit bedarf. Uns ist zur Erklärung alles Geschehenen und Geschehenden die alles umfassende Gotteskraft ausreichend und es ist die Aufgabe des Menschengeistes, die allem Seienden zu Grunde liegenden Gesetze aufzufinden, um die Erscheinungen der intellectuellen wie der physischen Welt zu erklären, indem wir alle metaphysischen Ursachen von der Hand weisen.

Sind denn nun deshalb aber auch alle jene Erscheinungen, welche man durch 2000 Jahre als Wirkungen eines eingebildeten Geisterheeres ansah, mit der sittlich angenommenen Ursache gestrichen? Die Planeten kreisen, obschon die Engel, die sie bewegten, verschwunden sind, und der Blitz durchzieht seine Bahn, ohne daß ihn Jupiter oder Thor schleudert oder der Teufel ihm den Weg zeigt; bleiben die Erscheinungen der physischen Welt stehen, nachdem ihre geistige Ursache sich in eine natürliche aufgelöst hat, weshalb leugnet man die Erscheinungen auf psychischem Gebiet blos aus dem Grunde, weil es kein demiurgisches Geisterreich gibt? Wir mögen nicht glauben, daß alles, was uns die biblischen Urkunden von den geheimen Künsten erzählen, grober Betrug sei; daß Orakel, Tempelschlaf und

Divination nur Fabeln und Täuschungen; daß die Priester aller Religionen wissentliche Betrüger gewesen und daß die Erzählungen der Neuplatoniker von ihren Weihungen und den Wirkungen ihres Dämonenverkehrs eben solcher Lug sei als die Erzählungen alter Kirchenväter von ihren Kämpfen mit den Dämonen; nicht glauben, daß die geheimen Künste, an deren Erlernung die Weisesten der Vorzeit ein halbes Leben setzten, nur in ihrer Einbildung bestanden: die Thatsachen bleiben stehen, wenn auch ihre fälschlich geglaubte Ursache schwindet; und haben uns die Dämonen verlassen, so ist es die Aufgabe der Wissenschaft, die wahren Ursachen jener Erscheinungen aufzusuchen.

In der unendlichen Tiefe des Menschengeistes selbst finden wir den Schlüssel zu einer Reihe von Erscheinungen, die sich im ersten Augenblick unserer Erklärung zu entziehen scheinen; folgen wir in den tiefen, geheimen Schacht mit der Fackel des Verstandes; keine Aeußerung des Geistes ist uns dabei gleichgiltig. So ist auch die Psychographie ein Weg, neue Seiten unseres Seelenlebens kennen zu lernen, und wenn man das Factum nicht einer weitern Forschung für unwürdig hielte, so würde man hier nicht nur den Grund des Dämonenglaubens und die Erklärung aller Magik finden, sondern auch über die Aehnlichkeit der heutigen Erscheinungen mit jenen der alten Welt erstaunen. Vergleichen wir den Weg, den Graf Caspary mit seinen Medien geht, so ist es der der Läuterung in den griechischen Mysterien, und die harmonische Philosophie der Spiritualisten Nordamerikas ist eine neue Auflage der Philosophie der Neuplatoniker; alle Tempelwunder, alle geheimen Künste, alle Orakel treten in ein neues Licht und werden uns erklärbar. Der geistige Aufschwung der Menschen, der stets mit der Wissenschaft parallel geht und mit dem die religiösen und metaphysischen Anschauungen stets gleichen Schritt halten, so gern man dies auch leugnen möchte, wird auch den noch hier und da spukenden Teufelsglauben endlich gänzlich vertilgen. Alles, was sich uns bei allen Methoden, die Zukunft und das Verborgene zu ergründen, offenbart, jede Mittheilung aus dem fabelhaften Geisterreiche ist nur das phantastisch aufgeputzte Spiegelbild des im eigenen Geiste Geglaubten, und bei allem Unerklärten, was jene Erscheinungen begleitet, müssen wir doch alles Dämonische fern halten, denn der Menschengeist selbst erscheint uns hierbei in einem nicht geahnten Umfang seiner Thätigkeit. Recht deshalb allen jenen Erscheinungen, die man in dem Geisterreiche begründet glaubte, auch die objective Wahrheit, so bleibt doch die Erscheinung an sich ein würdiger Gegenstand weiterer Forschung; ja es läßt sich keine Psychologie als beendet denken, die nicht auch jenes Geisterleben mit in den Kreis ihrer Betrachtung zieht, welches dem intelligenten Verstandesleben entgegengesetzt ist, in dem wir eben alle jene Erscheinungen wurzeln sehen.

Ueber Palleske's „Leben Schiller's".

Von Dr. Theodor Paur.

Kaum ist der Jubel über Lewes' Goethe-Biographie ein wenig verhallt, so läßt dieselbe Verlagsbuchhandlung — Franz Duncker in Berlin —, die das schätzenswerthe, aber über Gebühr geschätzte Werk des Engländers durch eine Uebersetzung bei uns einheimisch gemacht, in gleicher Ausstattung und ebenfalls auf das Maß von zwei Bänden berechnet, eine Lebensbeschreibung Schiller's erscheinen. Auch die innere Einrichtung des Buchs, die Gliederung des Stoffs, die Ueberschriften der Kapitel erinnern beim ersten Blick an Lewes, sodaß nicht zu zweifeln ist, das Buch soll dem deutschen Publikum als ein Seitenstück zu jenem gelten. Aber hier haben wir es mit einem deutschen Autor zu thun. Werden die Engländer auch so bereitwillig dem Fremdlinge ihr Lob spenden, wie es von uns ihrem Landsmanne zu Theil geworden? Und werden unsere deutschen Blätter weniger warm ihr Urtheil sprechen, wo es sich darum handelt, heimisches Verdienst anzuerkennen?

Da die äußerlichen Umstände nun einmal zur Vergleichung herausfordern, so sei gleich von vorn herein eingestanden, daß die deutsche Arbeit etwas weniger glatt und glänzend erscheint als die englische, dafür aber im ganzen gründlicher durchgearbeitet und gediegener ist. Unter dem „weniger glatt und glänzend" soll keineswegs etwa trocken und nüchtern verstanden sein, vielmehr ist die Darstellung durchweg hoch und edel gehalten, geistvoll, scharf beleuchtend und lebhaft; aber sie ließ sich weniger beengen und gefällt sich weniger in jenen geistreichen und witzigen Antithesen, durch welche das Buch des Engländers besticht. Auch der hochfahrende Ton gegen die Verirrungen anderer sowie das kecke Absprechen ohne entscheidende Gründe sind hier nicht zu treffen; anderer-

Charakteren in dem vorliegenden Werke denen des berühmten Engländers keineswegs nach, nur mit dem Unterschiede, daß dieser bisweilen blendende Redekunst nicht verschmäht, wo der Deutsche allein den Stoff in seiner Geltung bestehen läßt. Eine schöne und wohlthuende Begeisterung belebt den Verfasser, indem er das Lebensbild unseres mehr als irgend ein anderer von der Idee des Wahren und Schönen begeisterten Dichters zeichnet. Indeß wünschte man doch hier und da den Ausdruck ruhiger, die Auffassung nüchterner; je gehaltener und gleichmäßiger der Stil bleibt, desto klärender und tiefer belehrend wirkt derselbe auf die Vorstellung. Ebendeshalb stört auch die Einfügung längerer wörtlicher Excerpte, wie z. B. aus Streicher's „Mittheilungen" und den Memoiren der Charlotte von Kalb die Einheit des Textes; dergleichen finden eine geeignetere Stelle in Anmerkungen oder Anhängen.

Der Bestimmung einer Biographie ganz angemessen ist es, daß der Verfasser eine eigentliche Kritik der Werke des Dichters von seiner Darstellung ausschließt und sich allein darauf beschränkt, den Ursprung der Dichtungen aus den Verhältnissen des Zeitalters und aus der Stimmung des Dichters zu erklären. Sorgfältig werden die Umstände erwogen, unter denen ein Werk die ihm eigenthümliche Form erhielt, sodaß der Leser mit allem Erforderlichen ausgerüstet wird, sich auf den Standpunkt der Zeit zu stellen und von diesem aus die Schöpfung des Dichters zu beurtheilen. Das Viele, so betrachtet, ein anderes Licht gewinnt, als wenn der kritische Maßstab an sie gelegt wird, leuchtet ein; zugleich aber auch, daß es fördernder für die Erkenntniß ist, ein Werk entstehen zu sehen, als ein Urtheil über den absoluten Werth desselben, das doch immer einseitig bleiben wird, vom Richterstuhle der Aesthetik zu vernehmen. Von diesem aus betrachtet, erscheinen die drei ersten Trauerspiele Schiller's als Ausgeburten eines excentrischen Kopfes, während sie im Sinne der literargeschichtlichen Entwickelung die Rolle weltgestaltender Heldenthaten des jugendlichen Genius zu spielen haben. Der Dichter selbst konnte natürlich diese Unterscheidung nicht treffen, mußte deshalb bei reich vorschreitender Vervollkommnung, wie es z. B. in der merkwürdigen Selbstkritik der „Räuber" geschieht, den Werth seiner frühesten Geistesproducte geringer schätzen, als die Zeitgenossen selbst thaten und als sein noch lebender Biograph zu thun verpflichtet ist.

Ueber die allgemeinern Verhältnisse, aus denen der Dichter hervorgeht und an welche die Epochen seiner Entwickelung anknüpfen, orientirt der Verfasser überall höchst gründlich und anschaulich; die Literatur der Zeit, das Theaterwesen, die geselligschaftliche Stimmung, die Schwärmerei der Jugend, die gern das Bessere in idealem Lichte sah und das Schlimme in der schwärzesten Färbung, alle diese und verwandte Einflüsse treten uns in scharfer Beleuchtung entgegen, doch ohne Effekthascherei, von der der ebenerwähnte Biograph Goethe's nicht ganz freigesprochen werden kann. Manches stellt sich freundlicher dar, als man es bisher zu betrachten gewohnt war; so namentlich der Charakter des Herzogs Karl von Würtemberg und die Einrichtungen und das Leben auf der Karlsschule. Auch der Freiherr von Dalberg, dessen unwürdige Kargheit gegen den bedrängten jungen Dichter klar genug zu Tage kommt, erscheint doch auch in seiner schätzenswerthen Wirksamkeit als Förderer der künstlerischen Befähigung des unter seiner Leitung stehenden Schauspielerpersonals. Die vergötterte Laura endlich, deren Verhältniß zu Schiller bisher als eine grobe Verirrung seines ästhetischen und sittlichen Geschmacks dargestellt wurde, gelangt ebenfalls zu ihrem Recht, indem sie der Verfasser weder als so häßlich noch als so ungebildet und sinnlich schildert; die Bekanntschaft der Frau von Wolzogen mit ihr erscheint hier von nicht geringem Gewicht. Ueberhaupt wird der schlechte Ruf, den Schiller sich in Stuttgart durch seine Aufführung erworben, großentheils als ungegründet nachgewiesen.

Die Persönlichkeit, den Charakter, die dichterische Eigenthümlichkeit Schiller's hat der Verfasser so schön, anziehend und in sich zusammenhängend dargestellt, wie es keinem seiner Vorgänger gelungen; es ist noch nicht die volle, bewußte Kraft der Männlichkeit, noch nicht das streng abgewogene Gleichmaß von Geist und Sinnlichkeit, von Idee und schöner Form, von sittlicher Strenge und Anmuth, das späterhin seine Schöpfungen adelte, aber es ist zu allebem schon der Keim vorhanden, der sich von Jahr zu Jahr reicher entfaltet und mit jedem Blättchen in eine andere Tiefe seines unerschöpflichen Wesens hinabschauen läßt. Unter äußerm Zwang ein wildes Drängen von Empfindungen und Begehrungen, weiche Hingebung und Trotz, kindliche Unterwürfigkeit und unbeugsames Selbstgefühl, von Hause väterliche Ermahnungen, wie sie dem

irrenden Sohne ertheilt zu werden pflegen, und von der Welt und erkennenden Freunden Glanz und Ruhm verheißende Huldigungen: in alle diese Gegenstände des Schiller'schen Jugendlebens führt die Darstellung ein und läßt uns das Werden eines großen Dichtergeistes aus der eigenen Tiefe und aus dem Wechselspiel des Lebens belauschen. Wie der jugendliche Schiller sein dichterisches Ideal einer Geliebten gleich an sein Herz schloß, wie er durch die drängende Empfindung zu dem Pathos der Rede gelangte, wie er im „Don Carlos" zum ersten mal durch Anwendung des Verses den bezaubernden Reiz der Form erprobte, wie er als dramatischer Dichter sich vom Fabrikamenten gemeiner Schaumünze unterschied, wie fördernd es für seine Entwickelung war, daß er nicht zu früh in die Zucht der Alten trat, „welche so leicht von der Gegenwart und dem Vaterländischen ab zu einem hohlen Formcultus führt", wie endlich Schiller seine Dramen mehr im national-deutschen Sinne gedichtet als das große Vorbild aller dramatischen Dichter, Shakspeare, seine Hauptwerke im national-englischen: das alles und gar manches Andere für die jungen Dichter der Gegenwart beherzigenswerth ist treffend und geistvoll ausgeführt.

Die Quellen, aus denen der Verfasser für seine Arbeit schöpfte, sind die bis zur Zeit gedruckt vorliegenden; nur in dem Kapitel über Charlotte von Kalb fanden ihm bisher unbenutzte persönliche Mittheilungen des Freifräuleins Edda von Kalb zu Gebote, wodurch dieser anziehende Abschnitt einen besonders originalen Werth erhält. Wie geschickt der Verfasser seine Quellen zu verwenden weiß, zeigt unter anderen die so treffliche benutzte Schiller'sche Vorlesung: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" In einigen Fällen jedoch scheint der Verfasser nicht ganz sicher zu combiniren; so z. B. wenn er im „Fiesco" deutsche Zustände, insbesondere in der beherrschenden Macht des Doria die deutsche Fürstenmacht treu nachgebildet sieht; der Beweis davon erscheint gezwungen. Ebenso verhält es sich mit der Behauptung, daß der Dichter in seinen Jugendhelden durchaus nicht sich selbst, wie doch manche annehmen, habe darstellen wollen; denn einerseits wird wol niemand so weit gehen, in Karl Moor ein vollkommenes Abbild Schiller's zu erblicken; andererseits aber ist doch gewiß nicht zu leugnen, daß der Dichter all seinen Abscheu vor den Unbilden der damaligen Weltgestaltung, all seinen Thatendrang, sein Sehnen und Hoffen, alle ein gutes Theil seiner innersten Persönlichkeit in diesem Räuber Moor verkörpert. Ferner wäre in Betreff einiger Anführungen aus Schiller's Werken größere Bestimmtheit zu wünschen. Wenn z. B. aus der Elegie auf den Tod eines Jünglings eine Strophe und mehrere Verse angeführt werden, so ist man beim Nachschlagen in der Anthologie von 1782 überrascht, ganz andere Lesarten zu finden; nicht jeder Leser ist in der Lage, zu erfahren, daß das Excerpt des Verfassers nach dem Wortlaut des vorangehenden Einzeldrucks geschehen ist. Ebenso wäre etwas Genaueres über den Unterschied der Theaterausgabe der „Räuber" von der ersten gedruckten Abfassung wünschenswerth; man würde dann erst die Mittheilungen aus der Selbstrecension Schiller's über sein Werk, die sich offenbar auf die Theaterausgabe bezieht, recht verstehen können. Eine gleiche Unbestimmtheit, wenn nicht ein Irrthum, waltet S. 319 ob, wo in Beziehung auf die moralische Wirksamkeit des Trauerspiels eine Aeußerung Schiller's über Leisewitz „Emilia Galotti" in einer Weise mitgetheilt wird, daß man glauben muß, sie sei der kurz vorher erwähnten Abhandlung: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" entlehnt. Vergeblich aber sucht man diese Stelle in dem Abdruck, wie das erste Heft der „Thalia" denselben enthält; hat hier vielleicht dem Verfasser ebenfalls eine frühere Einzelausgabe der Rede vorgelegen? Bei dieser Gelegenheit erlaubt sich Referent noch die kleine Berichtigung zu S. 344, daß das Gedicht: „Freigeisterei der Leidenschaft" nicht im ersten, sondern im zweiten Heft der „Thalia" (S. 161) erschien. Endlich muß Referent in dem einen Fall die Darstellung Gustav Schwab's gegen den Verfasser in Schutz nehmen, wo dieser von Schiller's Mutter sagt, sie sei nicht die phantastisch-schwärmerische Dichtermutter gewesen, als der sie Gustav Schwab und andere Biographen gemacht haben; von Gustav Schwab wenigstens kann Referent nicht finden, daß er Anlaß zu dieser Aussetzung gegeben.

Der vorliegende erste Band des Werks reicht bis zum Abschied Schiller's von Mannheim im April des Jahres 1785, also bis zu dem Zeitpunkt, wo einerseits die Abfassung des „Don Carlos" in einem edleren Kunststil, andererseits die freundschaftliche Beziehung zu Körner und die Bekanntschaft mit dem Herzog von Sachsen-Weimar ihn in einen weiteren Kreis des Wirkens einführten, auf einen höheren Standpunkt der

Weltbetrachtung und der Konzentrierung seines und seines Lesers Leben eine größere Sammlung, seinem Charakter männlichstätigeren Ausgang zu harmonischer Weltstellung versprechen. Der große Dank muß seine erhobene Bitt zum Gebet bringen; aber schon der verklungene erste Gebet genug, und von der Wahrheit der Worte zu überzeugen, die der Verfasser, unterstützt in die Zukunft des Christentums blickend, zu Anfang des Werks so ernst aussprich: „Und diese Macht im Herz zu bewähren, unsere Jugend auf der einzigen Opferwerkerziehung zu weihen, den Sterbenden einen Kreuz zu zeigen, den Lebenden ein Beispiel, den Gekränkten einen Thron, den Wankenden einen Halt, den Mündigen einen Herrn, den Kämpfer für Wahrheit und Recht einen Führer zu geben, dazu ist kein Lehrbuch so geeignet als Schiller's."

Anregungen.

Rudolf Gottschall's „Pandit".

Dramatische Dichtungen und Erzählungen, drei Bände zu mehreren, sind vorliegende Bücher.

Die Dichtung sucht vor poetischen Elementen überall Schonung zu üben. Sie will sich nur auf die Religionen einer Vergangenheit, wie sie unbefangenen Völkern zu Gebote stand, sie sich auch nicht mehr fähigen, nicht mehr mit voller Selbstüberzeugung verhalten kann, einer Störung nur gern entgegen wenn einem Dichter, der volle Durchführung und Belebung zu geben vermöchte.

Der „Pandit" ist das Gedicht der Poesie, wie die Grammatik das Gedicht der Sprache. Sowie aber die Grammatik die wirkliche Sprache voraussetzt, da sie nur die in der wirklichen, lebendigen Sprache vorkommenden Regeln zum abstrakten Ausdruck bringt, vollkommener Sprache über eigener Grammatik hat, so setzt auch der Pandit die wirklichen schaffenden Poesie voraus und bringt nur die in ihrer innern begründeten Regeln zum Bewußtsein. Der eigentliche, ursprüngliche Gesichtspunkt der Poesie ist daher nicht der ästhetische Poetiker, sondern der künstlerische Genius der Poesie, der in dem wirklichen Dichter thätig ist, in seinem realen Drange sich schon Regeln sich macht bewußt. Gott schauen die Hebräer auch Hafiz von Gottheit und Gottheit gedichtet hatten, konnte Aristoteles einen Pandit, einen Philosophen der Dichtkunst schreiben.

Der Pandit abstrahiert aber Regeln auch von bösen Mustern und warnt vor den Irrtümern, welche die schlechten Dichter begangen haben. Er hält also den schlechten Dichter einen Spiegel vor, in welchem er erblicken kann, zu welcher Wertung der Kunst seiner Weg führen. Die Begeisterung ist nicht nur Quell der poetischen Pflicht und Tugendhaft, sie muß sich zur bewußten Meisterschaft verarbeiten, welche nur lange Arbeit und Schulung und innere Hingabe bietet. Da in gegebenen Talente ursprünglich nicht, wie die Begeisterung überhaupt allein, immer vollendete Werke schafft. Das sehen wir an den Stürm- und Drangpoesien großer Dichter, die bei ihnen, wie bei Schiller und Goethe, verhältnismäßig Unreifes waren und bei anderen, wie bei Kleist, Grabbe, ja ganz besonders wie die Dichter unsrer Zeit. Es ist ein ungeheurer, maßloser Schwung, die Überzeugung der seiner wahren Aufgabe: sie glaubt oft den Genius der bösen Mächte in sich wirken. Der ganze Schaden ist vollständige Ironie — Prinz, aber auch Widerwillen. Es fehlt die Beherrschung" Schon der klarblickende Horaz hat diese volle Genialität gegeißelt mit Worten sagt:

Purpureus varius inducatur Onelus
Rixa des Schlusses einer Hälfte Ende."

Wir empfehlen diese Worte den jetzigen schreibenden verständigen, allseitig zu empfehlenden Werke von Rudolf Gottschall „Pandit. Die Dichtkunst und ihre Lehre. Vom Standpunkte der Neuzeit" (Breslau, Trewendt, 1858). Das Publikum be kommt hier einen Maßstab in die Hand, an welchem es die Dichtungsversuche messen und sie getrost von den schlechten unterscheiden lernen kann. Die durch die Poesie gebildete Publikum wird sie den Mann überflüssigen poetischen Machwerken von sich abwenden, wird nun an dem Meister Geschmack haben und wird auch dadurch wiederum auf den Geschmack der Dichter weiter zurückwirken.

Gottschall nennt seine „Poetik" eine moderne, eine „vom Standpunkt der Neuzeit" verfaßte, weil er damit vermeiden vermeiden will, daß die Poesie auf den Stufe ihrer Zeit und ihres Volks heraus trete, wie es die Poesien des Mittelalters gethan; „denn nur eine auf dem Höhe der Gegenwart stehende Poesie darf auf eine Zukunft rechnen." Gottschall kennt, daß gerade in unserer Zeit und in Deutschland so gegen gekämpft wird, indem eine sich selbst entfremdete Gelehrsamkeit, ein mit der Kultur aller Zeiten überlieferter Geschmack die unmittelbare Lebendigkeit der Poesie verloren haben, und auch mehr das Bedürfnis hat, und im Leben der Gegenwart Stoffe zu Dichtungen bringt. „Diese gewaltige Lebendigkeit wird auch fruchtbringe Formen ihrem Gehalt schaffen machen und, wenn unsre Poesie auf der Höhe ist, auf Jahrhunderte hin. Die Nation wird wahrhaft neuen Schöpfungen kommen; doch kann viele Formen nur äußerlich aufgenommen werden, wenn wir in den Nachempfindungen einer vergangenen oder fremden Kultur aufgehen, in Shakspeare wirklich und tiefsinnig leben, in Dramaturgen die Gesetzlichkeiten auf den Kothurn stehen, in Romantikern und Balladen

[illegible] Sprachweise [illegible] [illegible] Grenzen hinaus, so wird unser Interesse nur [illegible] Babylonischen Thurmbau in Form legen, [illegible] [illegible] meiner Verständigung hervorrufen und [illegible] [illegible] [illegible] Mission [illegible] noch allen Richtungen gerichtet wäre, daß eine vollkommene Entfernung gegen alle Parteien gewahrt sein muß. Dieses [illegible] [illegible] Verwerfung, seine Anerkennung der positiven Tendenzen an das Publikum, ist für alle [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Theorie und Praxis. Indem aber Goethe [illegible] [illegible] — will Gottschall entgegenwirken. [illegible] [illegible] will greifen nach seinem Ende die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

mit welchen Karl von Holtei ihm seinen großen Jean Paul „Jean Paul in Meiningen" (Breslau, Trewendt 1858), widmete. Müllers Lobeshymne auf Jean Paul, sagt Holtei, sei so groß, daß er durch Lieben, „wo er übrigens immer und immer lobt", auch an Jenen reinweg würde; so sind verschiedene eigentlich die Meinungen, welchen er nicht weiß, wie Müller über Jean Paul denke.

Hier hat Müllers ohne Zweifel von Schalkheit verschwitzten Finger erhalten. „Holtei hat mich immer und immer!" S. 250 bei dritten Bandes meiner „Bekenntnisse" lese

„Schließlich ist es auch gegangen
Nehmen mir nur
Einst einige Lob, und Hungen
Niemals Lobe vor"

Wie ich Müllers wahre meinen,
Ich er wird gerecht;
Wie ihn treue der Welt Gedichte
Ich ihr Ende durchzieht

Meiner Dichtwerk mag zum Lehren
Nehmen über Ehrlich
Ihr auch nicht ist zum Vorchen,
Wie sie's auch nicht sind

Auch die kleinere Verschiedenheit, die Karl von Holtei gibt: „Ich bin Jean Paul persönlich seit dem Jahre 1817 alljährlich mehrere Male im Jahr bis zu Ende, Monatliche 40 Briefe durch", mag ein Beitrag zu dem Thema sein: „Wie ich die Dichter charakterisiere lehre." Daß Jahr hat in Jahrzehnt nur 12 Monate. Wie Karl von Holtei neben vielen Briefen in Briefe angeblich einen Brief seit 1817 auch bei Pfister und Theaterstücke hat Müllers und Komödie spielen und einige Theaten selbst bei einigen Frauen, ist herausgebrochen. In seinem Nachlaß, daß es ein großes Vergnügen ist, würde ich brauch auch bei gelesen, wie auch viel gelesener Verlust zu sein.

Müllers Urtheil mag schließen durch die Ironie des Schicksals, die ihm viele freudige Meinung zerstören, bekannt werden. Der Dichter des „Titan" soll nur die Briefe gelesen, nach seinem es vergnügende gelesen haben. „Meinen meinen sich nicht —" was doch Müller in seinem Lobe und Verwunderung wurde. Seine Briefe enthalten ein erschreckend Gemälde von Welt, Verhältnissen, Lebensgewohnheiten, Gemeinheiten allerlangst, aber auch unendlich liebenswürdigen Eigenschaften, aber was man die verschiedenen Volksansichten allerlangst in all ein Gemälde auf sich wirken zu lassen versuchte. Man kann Jean Paul in so übertriebigen Farben abschwenglichen Gefühlsausgießen, seinen Lobpreisungen auf bestimmt Persönlichkeit sehr unerquicklich finden, man kann ihn in Lächerlichen bei Komponieren abspenden, daß mit seine Lobpreisungen verwenden, — immer doch wird man ihn nur viel mehr unsern Lehren und bedeutsam machen.

Immer ist der Mensch gerechtfertigt, der mehr in die Menge bringen zu lassen, als seine eigentümliche, sogar soll der Uebertragung bestimmte Schwierigkeit sind bisher möglich erschienen sich, und von seinen Gelehrtenfreunde und redlichsten sich Jean's Verlust, seine schönsten Stellen zu retten, als eine erlaubte Notwehr von der Regel.

Nun Interesse ist es, schon erwähnt zu müssen, ob eine solche Fülle von Geist und Witz in seinen Briefen in persönlicher Form einmal Zulässigkeit ist. Im allgemeinen wiegt bei Dichtern das Gemeinschaftliche von Ihre sich mit Innigkeit in eine Stimmung, in ein Bild, in ein Schicksal hinein, verlangen sich aber dabei nur selten sich verlangen, was gültigen Ortes sollen ihren Ausdruck von allen Seiten gerecht zu werden. Wie die Inspirationsstimmung auf einen Mitmenschen nicht und den Dichtenden auf einen Gemeinsamkeit schließt, von wo und es sich nun bei genaue Einstandt zu gestalten Briefe, während die andere Seite bald hier, bald dort von Witz umschwirrt, die meisterhaften verschlüssig macht, der Mannigfaltige Reiche in ein bewegtes Mimenspiel verwandelt und nach anatomischer Zergliederung bei Schluß sich auch noch den Schatten schaffen an den Wänden machen lasse, — so absolut Künstlerisch begonnen, einem Einstand völlig hingegeben, verhält sich bei schriftlicher Gemüth zu seinem Werke, während die verwandten geistige und verschiedene Stellung einer Gegenstand, der Leser Kritik, an ihm machen kommt.

Jean Paul war von der Natur, welche ihm Stimmung bis zum Gefühl entflammen läßt, gastfreundlich. Als er Einsiedler zu schreiben verfaßte, hatte er sich schon gewöhnt, in kurzer Zeit viele und viele Gestalten auch Papier zu skizzen, aus der beliebigste in einer Stunde eine bei meinem zu große Menge von Gestalten, als daß er Zeit gehabt hätte, sie Dichter im ausgewachsenen Sinne sich Ehrend zu werden. Und viele in seinen Werken verborgene Charaktermaterial, daß bei richtiger Fassung, die zum Interessanten, wenn auch nie zum gefälligsten Dichter hätte machen können, viel Material mit seinen Einstand aufgeführt war ihm sie richtig Fassung zu geben, viele Personen ist eine unverständliche, Stimmung in viel Gemüth gewöhnliche Charaktermischung Gestaltung zu verwandeln. Viele der Extravaganzen seiner Phantasie sich wie selbstständige Gestalten, andere ist es freilich weniger gelungen, die Unbestimmtheit der Umgestalt ganz zu überwinden.

Mahnungen.

Irrige Welt, wie Mitleid, ohne den Thron auf seiner Stuhl! Warum nur immer Gott haben so in Irrgänge?

Will mich nun treuen Briefe zu Kunden mit Phantasie bei eigenen verpflichten? Wirke aber immer dafür sprechen?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Grisebach. — Druck und Verlag von F. C. Grisebach in Leipzig.

Neue Folge. Dritter Band. Nr. 11. Wöchentlich ein Bogen

Inhalt: Berliner Briefe. Neue Folge. I. — Aus dem Wanderbuche eines Kaufmanns. Von Th. Mügge. — Die Gefangenschaft in Frankreich. Biographie von F. W. Hackländer. — Die Wiedergeburt. Von Th. Mügge. — Literatur. — Kleine Chronik. — Aus der Theaterwelt. — Aus der Modenwelt. — Räthsel und Charade.

Berliner Briefe.

Neue Folge.

I.

Sie rufen: Da hat Sie wieder! Was kann ich mit Ihnen und Ihrer unverbesserlichen Laune, Ihnen Leben in Ihrer abgeschlossenen Häuslichkeit, gerade jetzt wäre uns wo Sie Munterkeit und Zerstreuung in Fülle bedürfen, gerade jetzt wäre uns wo Sie Ihre Leser Tagelang gemartert wissen — ich kann überall abspringen und wäre zu Ihrem Unglück fertig, — obwohl ich, wie Sie in meinem ersten Briefe gelesen haben, auch ganz wohlfeil mit verkehren kann.

Was kann es aber auch unserer Verwunderung und Abwechselungssucht gutes als jene ernste Erhebung der ältesten Phantasie unter Indianern und einen Akt Prärienthaftigkeit, den Herrn Inglins und Co. Herrn von Hahn, ein Publikum, in welchem sich alle europäischen Moden und Laster, der heilige Ernst, Langeweile — Sonntags ausgenommen, von dem Sechstelstaate Europa nicht mehr begeistern kann?

Man rüstet in der Stadt, auch der Mai-Krieg wird schlaue Diplomatie und Opferbereitschaft erfordern nach der Oberflächlichkeit Parteien, — Sache war die Presse zu verwirren, sie zu beherrschen ist schwer" —, was unsere ehrsame Ruhe gefangen, hier die Kunde ein wenig beunruhigt, ob Sie in einer Parlamentssitzung gefährlich war und ob Sie sich, als es die sonntägigen Lüge der Tribüne wieder, Englischer, Französischer und Russischer Seite gerben, war bei der Erörterung des Tagesbefehl hat es hier gelegt haben. „Und ob Sie nun doch einer Rückkehr, wo wird mir sagen. Sie aber antworten sie bestimmt Ausgenommen erscheinen, da wurde ihm unheimlich zu Muthe und er begab sich auf seinen hohen Wachtposten wieder zurück, auf welchem er bis einige Zeit vorher merkwürdige Lunge zu beobachten Gelegenheit hat.

Während auch Preußen in so schlechten, harten Händen schmachtet, brennen Sie nur und fragen ganz verlegen: „Wie wird das Wetter? Welche Wolken, welche Sonnenscheine geben an?"

Wissen Sie denn überall noch nicht, daß Lust, unser ganzes Vaterunser, unser Magnificat geworden ist? Es hat lange gedauert, bis deutsche Manne, die heute Kinder Europa bei Gott in seinem Himmel regierten. Der Chor schwang zwar „Krieg, aber mäßiges Pferd" wurde schreiend auch heute über einen Deutschen zu Pferde zu reiten — es scheint ja, es reiten Deutschen Deutsch, aber in den Preußen abzugehen, d. h. nach dem Pariser des „Neue Preußische" zu gehen. Es sind auf unserer heiligen Hohe, wenn es heute Tages den Kopf durch die Kehle und Wolken des Ostens gestreckt,

[illegible] [illegible] [illegible] [

einer religiösen Kirchlichkeit durch entsprungen hat, und wir wissen nicht im mindesten, ob Herr von Bethmann zu den liberalen Bestrebungen gehört, die Hesse von Baden von seinem hohen Pferde zu bringen versucht hat. Vielleicht weist die Erwähnung des Herrn von Bethmann nur einen Übergang an, um den englischen Geist der Unabhängigkeit und Verfassung, der auf dem deutschen Gebiete bis jetzt zu selten ist, in den Herzen der Völker wieder anzufachen und lebendiger Pläne vorbereiten, über Leben Thorheiten Gehirne zu lösen, die „Schwärmerei" zu entfernen. Und so Gott Schwarzenberg und die auch so Ihnen schon gefährlichen Ideologen auf die Kanzeln und Katheder wieder zurückführt.

Noch die Zeitung und die Hunde sind nicht im neuen Geiste, wie man hört, reformirt. Noch hört man, daß der Fürst Metternich Paris so organisirt wird und nur sonstige Diener in seinem Schein behält, die ihm völlig ergeben sind. Die Möglichkeit einer solchen Erhaltung ist gewiß durch die Kammern gegeben und wünschen wir nur allein, daß sie auf gesetzlich, verfassungsmäßige Weise und Form Ergebnisse so durch nichts trotzen läge, auch durch die Kammern nicht, die einer unerschütterlichen Folge der ersten Anstrengungen sein werden. Preußen kann durchgängig liberal regiert werden.

In seiner Hauptstadt hat durch die Wahlen und Pult Ingelheim auf dem Staatsgebiet der schwarze Mantel auf die Rednerbühne und die andere vom Parlamente gekommene Meinungsmacht hat in ihre Hände Fuß angefangen. Die Geschichte der großen Hauptstadt in diesen Perioden wollte von diesen Ereignissen gemildert sagt, aber nur auf Umfang auf seine Originalität. Für Alles der Stadt, die Anhänglichkeit auf den Fürsten, so in seinen Herz so verfassungsmäßige Rechte als

Hauptstädtischen Gemeindewesen konnte natürlich der Charakter des Parlaments auch hier prangen an. In einem der letzten Stadtgespräche war ein Polizeikommissar als Gegenstand der Wahlmänner scharf vorgeschlagen. Man traut kaum in den, da es auch 1848 Wahlmänner gewesen, zu erklären, für wen es damals gestimmt hätte. „Wahrung für die monarchische Konstitution", meinte der Präsident, „und für diese wurde ja auch damals gestimmt." Allein meine Herren, ist auch Ihnen ohne meine Bemerkungen einleuchtend, daß die monarchische Konstitution damals die republikanische Partei empfohlen?" In einem letzten Bezirk schwenkte sich ein Wähler und sprach: „Meine Herren, es muß anders werden! Seitdem hat Preußen 4½ Silbergroschen Brod und die Metze Kartoffeln 1½ Silbergroschen, seitdem die Regierung nichts für den kleinen Mann thut, weil es nicht hilft." Andere erklärten in alter Offenheit: „Was ich 1848 war, bin ich heute auch und bin ich morgen auch und bin ich so alle Tage hier." Und im schwarzen Wahlbezirk hatte ein Kandidat folgendes schwarze Glaubensbekenntniß abgelegt: „Meine Herren, in mir Dichter haben Sie einen Monarchisten-Kandidaten. Ich bekenne meine Fahne!" Und diese eines politischen Verständigen würdige mit Jubel aufgenommen.

Die Wahlen sind vollbracht. Die schwarze Religion ging, wie man schon nach Hunderttausend und mehrere Jahrhunderte bisher ist durch Gewaltsamkeit und Scheinheiligkeit. Aber sie fand, die Männer der Regierung möchten sich mit Recht hüten und für „alte Institutionen" hinsetzen in Gefahr kommen, verletzt die Konstitution nicht.

Eine so wenigstens gut die französische Wahlen [illegible] Eine war bekanntlich über „passive Resistenz". Wenn Sie nun, wie wir sagt über den passiven Widerstand wollen? Im ehemaligen, also in den Hauptstädten gebräuchlichen Staats- und Pariser wurde der Zweifel der Polizei nicht gezeigt schwarz und in andere Phasen übergehen verhielt es sich sehr, denn eine Theilnahme zu verhindern. Es gingen in den Wahlen die Leute trotz französische Zweifel und der Tumult. Jede Wahlen ist glücklich beendigt worden. Man hat den Hauptthäter von [illegible] endlich abgefunden.

(Die zweite Post folgt.)

Aus dem Marionettenleben.

I. Auf Parade. Politik.

Kaiser Nikolaus Nervenfieber zieht auf den Hof die Intendanten Aufmerksamkeit wenig bürgerlichen Gesetz auf Pferde einer Schwerpferde auf sich sagen die langen großen Reisen schreiben, in welchen einige Kasten Mann die ruhige Intervention-Armee aufgeführt hat.

Auch die auf größeren Pferde wurden Offiziere auf Unteroffiziere auf die großen Wege schnell auf die rechte Flügel einen Bataillon an Parade, einen linken Bataillon auf einen Gut in

den alten, heute gar nicht mehr wirken an die Zeit gebundenen Gedankenkreis.

Bei einer andern Feier des Festes versammelte sich Gruppen der Herren Studenten [illegible] die treuherzige Hauptleute und Feldherren des Musikkorps des Regiments, welches trotz der empfindlichen Kälte und ungünstigeren Zeugnis der Thermometer zum Zeichen schwarzen „Ehrens" mit großem Pomp [illegible] marschierte.

Manches der Jahre hatte aber bei den mörderischen Tiefen immer mehr ein menschliches Siegen von Hunger und Not und viele jüngere Brüder nach der alten Uhr auf dem Kaiserwerther, der großen Monarch hatte, wo der Brüder mit drei breiten Schlägen verkündet, daß nur noch 15 Minuten am Mittag fehlen. Endlich gibt der Finger auf drei Viertel die Schläge. Trommelwirbel und Hornsignale ertönen. Allgemeines Aufsehen unter den Gruppen. Die Musik beginnt plötzlich zu [illegible] Hornisten stehen sich auf den rechten Flügel der Parade, der Platzmajor gibt den Befehl, die Musik die zum Stehen, der Offizier vom Gruppenpostenkreis eben befindlichen und aus der auf Wache kommenden bilden mit großem Schwenken

Die Leute sind die Parade formiert, und Fürst richtet sich auf seinen Kommandostab und die Klingen der Hornisten [illegible] und beginnt den Marsch, der eben noch [illegible] Schritte abzugehen hat und mit großen Schritten nach dem entgegengesetzten Ende des Kasernenhofes zu, wo Kapitän N. in seinem roten Rocke steht, welcher zum Offizier, der Feldwebel und die Unteroffiziere der Gruppe um sich hatte.

Kapitän N. wendet sich nach F., aber dieser schaute schon an den [illegible] Gebäuden seiner Gruppe, die [illegible] Fenstern der Feldwebel, die [illegible] Gesichter der Unteroffiziere, den [illegible] Kasernenhof, [illegible] Gruppe aber die Gruppe [illegible] F. kommt näher und vernimmt deutlich einige kurze [illegible] Worte, wie „Unordnung, Verantwortung, [illegible] strenge Strafen" und verschiedene ähnliche Redensarten und Interjektionen, welche sein Herz erwartungsvoll schlagen ließen.

Dann Kapitän unterwegs [illegible] Unteroffizier zu [illegible] Ende und [illegible] hielt, in höflicher Entfernung [illegible] Worte: „Obwohl ich nun mehrere male die Gruppe mein Mißfallen zu erkennen gegeben, [illegible] sich erkundigen, dem [illegible] der Mannschaft bei [illegible] Exerzieren angedeihen, so ist doch diese unverantwortliche Vergeudung des [illegible] Materials, welches in einer [illegible] Kompagnie [illegible] gar nicht [illegible] kann, unterblieb vorgekommen. Heute nicht ich sogar den Musikern Kleinschmidt beim Holzhacken in einem Ast [illegible] Gefreiten, der sich bei Beginn der Manöver ganz neu von der Pferdeabteilung an die Kompagnie abgegeben wurde. Aufmerksamkeit, meine Herren! Der Mann erhält für seine [illegible] Schonung bei dem übergebenen Pferdestreugebäude 24 Stunden Arrest. Der Rest mit den abgenommenen" Unteroffizier Vizewachtmeister Fürst, welcher an diesem Tage die Kompagnie [illegible] hatte, wollte sich morgen Mittag, [illegible] er von Wache kommt, in meinem Quartier. Die übrigen Unteroffiziere wurde ich aber noch besonders verantwortlich für [illegible] Unterlassung und Nachsicht. Bei dem nächsten Falle [illegible] werde ich mich genötigt sehen, den betreffenden Instanzenweg halten und [illegible] eine strenge Bestrafung verhängt sein."

Die Unteroffiziere werden von Kapitän entlassen und gehen sich bemüht hatte den Vizewachtmeister Fürst [illegible] wegen [illegible] nach dem Grund seiner [illegible] Gleichmut.

„Ich habe die Wachtmeisterschaft zu [illegible]."

„Ah so! Nun, das [illegible] Sie haben gehört, Herr Vizewachtmeister, was ich eben den Unteroffizieren befohlen habe!" Sie werden mir selbst zugeben, daß es [illegible] Angelegenheit [illegible] der [illegible] Pflichten zu machen [illegible]. Wie kann es vorkommen, daß ein Mann nicht vor [illegible] Ernste in seinem Rock einen Gewehr Holz hackt, oder daß es [illegible] erfährt? Bei einiger Aufmerksamkeit [illegible] dieses [illegible] hat nicht [illegible]." Aber ich weiß, die jungen Herren [illegible] sich gar viel zu wenig um das Detail des Dienstes. Man ist auch Soldaten gewesen, aber — so wenig Interesse am Dienst wie heutzutage hatten wir [illegible] nicht" Auf [illegible] Schritte weiter muß da sehen, welches Gewehr die Pferdestreugebäude des Manövers angehören und [illegible] den Kompagnien den Rücken geben. Früher glaubten sich gar junge Herren über solche Dinge erhaben und mehr [illegible], die wirklich Kriegsdienstzeit in Italien aber [illegible] wo ihre Kraft zu [illegible]."

Gemächlich schwingt der Kapitän und [illegible] kann am [illegible] beschäftigten Tage [illegible]: „Heute Nachmittag 3 Uhr hat die Kompagnie auf dem Hofe einer Aufstellung in allen drei Gliedern. Rechts mit Tambourkorps. Herr Vizewachtmeister von F. wird, als kommandierender Offizier, diese Aufstellung [illegible]

[illegible] Der morgige Text = Uhr [illegible] ich einen großen Segen über den Stand der Verkündigung. Besonders Nachmittags ist die Kirche voll. Kommt Sonntag zu predigen.

„Es [illegible] Christ wünscht die Ehre zu sprechen.“ Gemeint ist der verstorbene Pfarrer [illegible] Pfarrhaus.

Also die morgige Text = Uhr [illegible] Segen“ [illegible] Text [illegible] [illegible] Christ [illegible] [illegible] [illegible]

an der regelmäßigen Gesetzmäßigkeit, mögen aber in der That zur nähern Bestimmung der Gesetzlichkeit bei. Am auffallendsten muß diese Abweichungserscheinung an den allerdichtesten Gebilden erscheinen. Ich brauche der Herren nicht daran zu erinnern, welche unangenehmen Gefühle es auf Ihren Gehirn macht, als bei dem letzten Hofball gegen die Ostseite meiner Wohnung eine Frauenstimme an das Ohr drang, deren man sich in einem noch so lauten und tumultuarischen Gange gerne nicht entziehen kann. Ich hörte, daß an Stelle der bisherigen Worte von einem der Herren, namentlich der jüngere, der allgemein geltenden Verpflichtungen nicht Unterschrift bei gebracht wurde, als ein vorgestrenger Gatte mit der Äußerung: „Schluß jetzt!" Den Herren Hauptleuten und Subalternen „gütigste Aufsicht" wünschend, verschwanden Sie Gesichter mit den Stiefelsohlen wieder auf der Cabine. In Mitten ihres ausbrechenden und begehrten ich noch Hände über an den mehr gelegenen Ausdruck „dem gelbrauen Rudy", wo ein warmer Hammel und ein gründer Kohl der Zuneigung und Hochachtung freundlichst entgegenlacht hätte.

Freitag 9 h. Da während der nachmittägigen Spazierfahrt und meiner Briefe wegen meiner Mutzahn gebrochen, will ich der Verfassung meiner Kameraden nach dem Hotel entgehen, doch da hätte ich auch nur wieder Ihr nie, daß ich zu heute Vormittag Anna von V. einladen hab, so halte ich möglich es ab zu bestimmen. In Nachmittag ging schon und halb vier, Anna von V. erwartet am vorgenommenen Orte der Stadt, Punkt 1 Uhr spaziert man im Park. Wer es will kennen, will auch die Unbequemlichkeiten einer Gleichen Stadt. Ich war kaum möglich hin, ohne meine Gleichheit der gewandten Briefe abzuhalten. Und es war von Anna von V. gar heute einen guten Fall, zu treu 8 einzuladen ist. In nicht Tanz wurde sie so angenehm finden und den Letzten Ball hat so bedeutet Nacht. Warum nicht lange schwanken? Tanz der Schwerblindigkeit, wie sie stets war ein Zeichen heiligen Ernst, der auch bei den letzten Mannern, die Anna der Insolvenz verwandt wurde, lange der Ostsee hält im Hause der Anna von V. an. In dieser Lage im gemütlichen Zeuge empfindlichst, verschwand in seiner Wohlbetrauen um einen Tanz ich zerstreut gezogenen Mantel, und schuf der Einzelne. Und es konnte nicht bis zum Tanze. In Ihre öffnet sich und die Damen, die 8 schon und der Stube be-merkt, hatten den Herren Hauptmann, in der Salon zu treten, da die gnädige Anna schon längst ihrer harre.

8 hat noch Zeit genug, sich in einem großen Spiegel von der Unzweifelhaftigkeit seiner Artikel zu überzeugen, dann verfasster sich der Mutschen einen leidenen Mantel und Hermelinhut der Tante.

„Ich' ganz Morgen, mein Liebster, bringe Ihnen von 8", hört sich die Anna von V., eine gütliche Tante, verwehren und winkt dem Diener, sich dem Befehlen der Hausin verständlich die Hand.

„Sie Gnaden auch so der gnädigsten Tage", begann der auch den einladenden Hagen nach Wunsch und Gebaten, „wollen Sie sich meine Verlegenheit, denn, kaum 12 Stunden vor dem Balle, erhalte ich zwei Absagebriefe, einen von meinem Vetter, dem Baron Karl, und den andern von meiner Freundin dem Fräulein Marie von Schwarzenberg, dann gerne Ihnen Briefe und 8, meine Schwester mit zwei zu machenden Tochtern, und ohne erhalte ich auch den Einladebrief, daß die Generalversammlung 8. von Hamburg im Kurzgeist, abgehalten ist; eine alter liebste junge Bäuer, der ich doch den Gefallen thun muß, da heute zum Ball engagiert. Ich bitte Sie, und dann? Der Tanzen und keine Tanzen. Wollen Sie, helfen Sie!"

Im Vorzimmer wenig nicht gut, wo man es sich handelt, aber es hilft sich schon von Begehren, denn mit schönem Schmuck der Briefe der Anna von V., denkt sich Schmuck in der „einzelnen Tage" und sagt in seinen Kleidern und Mienen die vollendete Zufriedenheit und Gutmütigkeit.

In schnell es Fräulein Gertrud Anna von V. und „Mein Gott, wenn sich die Gemütsgegenstände wüßte!" und brach. „Mein, meine Liebste!"

Plötzlich schwankte die gefürchtete Mutter von Fräulein und die Tage begann. In Ihre öffnet sich und Julie von V., sich schon sehr gebesserlige Mädchen. „Guten Tag, Herr von 8", mit so lange Tanze schwer und endlich sich einigen gerötet und Schwarz Kleider mit Perlenschnur und Bettschmuck. „Ich ist schön von Ihnen, daß Sie gekommen. Meine Mutter hat es Ihnen doch schon erzählt, wie es und ergeht? Wir Sie werden unsere Tänze sein, Sie schaffen und gewiß Herren, unsere von Cousinen Ihnen Ihnen gut kennt gute Tänze!"

Der Vorzimmer schwirrt ohne will vorbeiten zeigt sich begeistert, warum man den großen zum Ver-

trauten gemacht und ihm das Herzleid gestanden hat. Verwundert blickt er auf Julie, betrachtet ihr erwartungsvolles Bild, schaut einige Sekunden in ihr schönes Auge und sagt endlich mit schelmisch-spöttischem Erstaunen: „Ich, meine Gnädige? Ich soll Ihnen Tänzer verschaffen?"

„Sie, Herr von F., das ist Ihnen gewiß ein Vergnügen."

„Ich muß Ihnen, gnädigste Komtesse, Sie irren, wenn Sie mir, einem der jüngsten Offiziere des Regiments, soviel Gewalt über meine Kameraden zutrauen. Allen gefallen gibt es in meinem Regiment, bis auf einige wenige, die obendrein leider auch noch gesellschaftlich auf Urlaub sind, eigentlich gar keine Tänzer mehr und ich fürchte, daß auch diese wenigen sich schwerlich zu schönem Tanzen — —"

„Aber ich kann doch unmöglich den Ball aufschieben", fiel Frau von T. „Schließlich bleibt nichts übrig, als daß Sie Damen unter sich tanzen."

„Ja, Mutter", rief Julie entschlossen, „das soll auch geschehen und ich werde mit gutem Beispiel vorangehen. Gestatten Mama wird sich mir anschließen; wir reizenden Hebe mit einem schweren Tier um den dicken Arm, als Gefangenschaften, daß wir als Tänzer Kavalier und langen leinen Schritt mit einem Herrn."

„Sie könnten wirklich so gewissen sein?" fragt der Verstorbene erschrocken.

„Gewiß", ruft Julie. „Nicht einen Schritt tanze ich mit den ausländischen Herren."

„Ja aber, meine Gnädige, was wird dann aus unserem Ballen?"

„Trösten Sie Ihnen gern an der Gewissheit ab, wie mit meinem Herzen einzigen muß. Sie werden doch nicht glauben, daß ich als Tochter des Hauses mich vergessen werde, während meine Gäste schmachten?"

F. überlegt; unmöglich kann es seine Pflicht entsprechend halten. Er müßte Julie gründlich meiden. Jetzt weiß er auch nicht recht, wie das anfangen, denn mag es auch in Gedanken für Ernst und Feierlichkeit sämtlichen gesellschaftlichen Regiments durchgehen, es bleibt sich kaum zwei bis drei Kameraden, von denen zu erwarten ist, daß sie einer so tiefe eingreifenden Einladung folgen werden. aber was in seinem Herzen spricht, ist gleichviel; das verspricht er auf Ehrenwort.

„Das wäre zu liebenswürdig von Ihnen", ruft sie mit wenig Minuten auch in ausgelassener Julie. „Denn ich bin überzeugt, wenn Sie nur wollen, können Sie alles."

„Ihrer Liebenswürdigkeit und seiner Ueberredungskunst", sagt die Mutter hinzu, „widersteht niemand."

Reichmeichelt verbeugt sich F. und will Abschied nehmen, denn der Zeiger seiner goldenen Pendule auf dem Kamin steht nur noch fünf Minuten vor — 1 Uhr — und selbst ein Gleichen Strafwache gewiß zu Verantwortung, als Julie noch bittet, einige Scherze für den Gesellen, vielleicht ein paar Verse oder etwas Gehaltiges mitzubringen.

Nach dem verspricht F. in aller Gemütsruhe und mit dem auf Wiedersehen aus dem Hause. Trotz der Schnelligkeit der Füße behält der Kopf doch immer noch Zeit, philosophische Betrachtungen über die etwas „starke Inanspruchnahme" der Kraft von M. anzustellen, die für den Abend „erfüllten Tage" Tänzer anzuschaffen.

„Meine Kameraden werden mir danken", vollendet F. innerlich, „als Lösegeld zu dienen, weil es einigen verschmerzen Herren plötzlich einfällt, daß es sich heute jagt als sonst. Man hat sich eben gewundert, daß so wenig Offiziere der Garnison eingeladen waren und nun auf einmal — hm — doch was hat man nicht einem schönen jungen Mädchen zu Gefallen!"

Das dachte sich F. in seinem Kabinettmarsch gelangt und sein Körper hing ohne mit sonderbarer Schnelligkeit um einer Straßenecke, als von der entgegengesetzten Seite ein anderer mit nicht geringerer Hast an ihn anprallt, welcher sich bei genauerer Betrachtung als sein Bataillonsadjutant entpuppte.

„Gut, daß ich Sie treffe, eben wollte ich zu Ihnen schicken. Der Herr Major hat nämlich Sie und den Premierleutnant F. zur Verteilung des Unterrichts an die Unteroffiziere bestimmt. Sie wird die Stunden über persönlicher Verhältnisse und Sie der Instruktion in den Bezirksvorschriften leiten in den Wachtlokalen erhalten. Bis zu morgen Morgen wünscht der Herr Major von Ihnen eine schriftliche Disposition über Einteilung und Umfang des Unterrichts für den Winterhalbjahr."

Ehe sich F. von seinem Schrecken über diesen neuen Auftrag erholen kann, ist der Adjutant schon weiter um die Ecke verschwunden.

„Donnerwetter! Das hat noch gefehlt", ruft der gequälte junge Held aus.

„Wie soll ich nun mit alle dem fertig werden? Heute Nachmittag Vorbereitung der Gesellschaft, Tanzstunde der Tanz von Hannibal? Abends

Ball, wenn auch die Länge mit ein Tugend Gerichte und Getränkchen zu schaffen sind — morgen früh 8 Uhr Rapport an den Kapitän — Mittag Tafelspitzen an den Herrn Major und ein Thema zu einer gelehrten Abhandlung an das Regimentskommando! Dabei höchst wahrscheinlich weiter verschiedene freundliche Andeutungen über den geringen Tiefgehalt der Subalternen — o ihr! o ihr! ein Viermann zu sein."

E. M.

(Eine zweite Folge: Der Ball, in nächster Nummer.)

Der Weihnachtsabend in Litauen.

Nacherzählt von J. H. Kap

— Am Tage vor dem Feste schwang schon in aller Frühe die Mädchen den Rest von den Wänden der Stube, indem sie sich dazu gutmütiger Burschen bedienen; die Hausfrauen dagegen besorgen die nötigen Gerichte, als die letzte Backschaufel, das aus gröbstem Mehl gebackene und ungesalzene Brot, die Nationalspeise (Blinsen aus Weizenmehl), und zum Heiligen Abend eine Suppe von Zwetschen, Hering und Sauerkraut, einen süßlichen, mit Mohnmilch angerührten Mehlbrei (Mirschinas), und die aus Weizen und Erbsen, bestes gebraten, bestehende Kutja. Der Gesetz inzwischen hat die Verpflichtung, die Häuschen mit selbstgebrannten Kerzen (Klotzen) zu schmücken.

Vor der Abendmahlzeit hatte die Wirtschaft Gott. Sie geht dann meistens in die Stube, wo zuerst mit warmer Lauge angefüllten Mulde, ein Schemelchen, worauf die Tür an den Wänden entlang Handtücher bereitet, Gesichter der Reihe nach Platz nehmen, um sich von der Hausfrau Kopf und Nacken waschen zu lassen. Von einer Besichtigung des Schamgefühls ist dabei nicht im entferntesten die Rede, denn in ihrer natürlichen Unschuld halten die Leute der harten Rede durchaus nichts Nachteiliges.

Nach überstandener Waschung legt alles seine Kleider an. Die Haare werden glatt gekämmt, die Nägel beschnitten und was allzu fettig im Gesicht verteilt, damit es beim jüngsten Gericht nicht fehle. Ist man mit all den Vorbereitungen zu Ende, so gibt's zu Tische; der Hausherr erhält seinen Sitzplatz neben an den Ecken des Tisches Platz, das Gesinde dagegen läßt sich auf den zu beiden Seiten befindlichen Bänken nieder. Der Tisch selbst ist mit einem Tuche bedeckt und unter demselben das schmale Heu ausgebreitet.

Das Mahl beginnt mit dem Genuß einer Hostie, worauf ein Glas Branntwein oder Krug auf gringt wird. Dann kommen die echt polnischen Mirschimas und Kutja an die Reihe, die am Heiligen Abend auf keinem Tische in Litauen fehlen dürfen, selbst nicht auf dem der ärmsten Leute. Lag alles Gerichtete aufs nachdrücklichste angesprochen wird, braucht nicht erst erwähnt zu werden, wenn man betrenkt, daß der litauische Bauer während dieser Tage auch nicht einen Tropfen in den Mund nimmt. Nach vollendetem Mahlzeit springen die Burschen in den Ställen, um die Reste des Abend- und Mittagbrotes miteinander zu teilen, damit sie im nächsten Jahre reichliche Ernte tragen, die Mädchen dagegen holen ein Bündel Heu aus der Vorratskammer und stellen einen der Schuhe beiseite. Ist die Zahl eine gerade, so gibt's im Laufe des Jahres irgendeine Hochzeit und der Bräutigam kommt aus irgendeiner Gegend, wo Hochzeit zu feiern ist.

Gäste am Heiligen Abend empfangen, ist in Litauen nicht Sitte; doch schickt es sich, daß die Tochter, welche sich im Laufe des Jahres verheiratet hat, denselben im elterlichen Hause erscheine. Ebenso wenig räumt man auch die übrig gebliebenen Speisen vom Tische weg, sondern läßt sie für die Seelen der Abgeschiedenen stehen, welche sich in der Nacht einfinden. Genau um Mitternacht läßt alles Vieh, das im Stalle steht, auf die Knie und das Wasser verwandelt sich einen Augenblick in Wein. Dem letztgenannten Wunder, übergingt sich ein Bauernknecht, der, da er dem Hering gewaltig zugesprochen hatte, um sein Leu an den Brunnen ging, um seinen Durst zu stillen, und dann Wasser den köstlichsten Wein auf der Zunge spürte. Klug, wie er war, stillte er seinen Durst, erzählte aber Niemand von der Wahrheit weiteren Kunde, mit dem edlen Gedanken, daß es gesetzwidrig sei, das ganze Leu ein, denen zu stehen. Aber wie ging man sein Erstaunen und seine Verschämung, als die silberne und sammetnen Schüsse nichts weiter enthielten als das, was jeder Brunnen hatte! Er schwor hoch und teuer, er hätte seinen Wein gekostet, und da er gerade nicht als Lügner bekannt war, so nahm man die Sache als wahr an und setzte das unbegreifliche Wunder auf Rechnung der Geburtsstunde des Heilandes.

Das nächste Geschäft am Feiertagmorgen ist, den Tisch abzudecken. Das unter dem Tischtuche befindliche Heu wird den Schafen, dem

Autorität mit den Geistern vorgenommen, die übrig geblieben Kunde bringen vom Universum. Die Schweizer, -als unserer Park, geben jetzt aus. Der Tag bringt weit für so heilig erhalten, daß während beschrieben auch nicht das geringste Geschäft vorgenommen werden darf. Die Märchen hören sich sagen, über Haare zu Stählen; denn Gestern für Dich, so weiß nichts Gewiß, als daß die Todesarten und andere Planeten im Irrthume nicht bestimmen. Nach der Zeit der Gestirne-Dienst heran, so begaben sich die einen in die Kirche, der anderen hierher zu Hause. Die Nachmittag weist mit seinen erbaulichen Schriften eine dem Singen gröblichen Lieder verbracht. Am zweiten Festtage sind gegenseitige Besuche an der Tagesordnung, auch weist an denselben das Gesicht verloren, denn man beim Abschied einen tüchtigen Trunk, ein ganz Pfund Zucker und einen Quantum Gebäck über Gewalt als Geschenk (Präsentirteller) überreicht.

Die Magnetiseure.*)

Von H. Petersen.

Unsere Zeit sind auf der Betrachtung der Zaubereien im heidnischen Alterthum und im christlichen Mittelalter, mit ihren Geistern und ihrer Magie hervor gezogen worden. Ich möchte auch nicht behaupten, daß für uns der Hohe unserer aufgeklärten Zeit derart der Kunde eines Magiers mit Fertig belächeln und von Menschen betrachtet werden, welche ihrem Glauben und Verwunderung schenken konnten. Aber, indem ich dies behaupte, verabredigen sie nicht vielleicht den Magiern an der Kunde des Magnetismus?

Ich sage es auch einem anderen, weist man mir entgegnen. Der thierische Magnetismus ist ja nur Thatsache wissenschaftlich bewiesen und der Gefolge seiner Anwendung so Heilmittel die sind solcher Menschen, die das magnetische Einwirken in sich bewusst fruchtig verbessern, hat die Wissenschaft nicht zu Jemand gesagt — wenigstens glauben wir in diesem Punkte seinen eigenen Augen. Und so empfehle der Kunstwerk, wie man sie so ganz gesagt haben. Gut, die Thatsache des thierischen Magnetismus gebe zu, obwohl dies nicht mehr sagen will als — das was an der geringen und leiblichen Seite des Menschen manche sonderbare magnetähnliche Erscheinungen wahrnehmen, aber deren eigentliches Wesen, Ursache und Zweck wir unsere Wahrgenerte mit Hypothesen zu beseitigen suchen. Es gibt auch noch Viele, daß es eine Menge Gedanke gibt, welche vermittelst der lebendigen Leiche zu generationsreichen geistigen Vorstellungen vielfachen Wirkungen im Menschen verwandeln, die mit der magnetischen Kraft zusammenhängen. Darüber aber mit dem Magnetismus an sich weiter wir unsere eingehenden Betrachtungen einem besonderen Artikel vorbehalten. Für jetzt betrachten wir die Magnetiseure, wie sie sind oder vor dem Publikum auftreten und wahrlich sie es sind; wir halten nicht die Trompeter, sondern die Pfeifenden der Kunst im Auge.

Es ist schwer, bei strahlem Lichte der Magier und Magnetiseure verwandten zu unterscheiden. Der geringe Fortschritt der Zeit und die geistreiche Gesinnung in der Natur der Dinge hat es nicht verhindert, daß es noch eine Menge Menschen gibt, die man mit dem Namen der abergläubischen Leute bezeichnen kann, und auch war leben sie, denn „das tolle Jahr, der tollste Silvester, der abgeschmackteste Neujahr bekannt, aber nicht verhext genug" hat, um sich immer von neuem wieder Leute zu ziehen. Wir erinnern an den Pariser Hexen in Paris, einen Zauberer am lustigen Hofe.

Die Kunst des Magnetisirens verlangt außer der persönlich interessanten, womöglich hübschen Erscheinung, außer den „rotundirten Händen", daß es für einen mit Gehör Menschenkenntniß verbunden mit der ganzen Fülle einer Manne von Welt und Ton. Er muß vom Schauspieler das Talent haben, sich in Umständen und in der Rolle einer phantastigen Persönlichkeit mit großer Sicherheit zu bewegen wie in den eingelernten geheimnißvollen Formen einer Cabalistik. Der Menschenmagnetismus aber, wie er sich brauchbar, gewinnt es nur, indem er unabhängig des Nachdenkens der menschlichen Natur und der menschlichen Charaktere sorgsam nachgeht. Seine Kunst kann, um zu Resultat und zu nicht verlegen heißt bezahlten gelernten Schülern zu gewinnen, seiner Zeit damit verlieren, der Nachtreten, der Verhältnisse, der Umgebungen zu überwinden; er muß die Menschen mit wahrem Ernste, der dem Leben und den Einzelheiten einer geistigen Phantasie sich privat- und wissenschaftlich hingeben, die gleichzeitigen Naturen, der Schwächen in ihrer Richtung berücksichtigen müssen. Ein Leben im Verkehr mit dem Magnetiseur auch ehe es der

*) Eine verwandte Arbeit ist uns zu spät zugegangen, daß ich unsere Leser nicht um Aufsätze unserer Freunde im Interesse der Wissenschaft bitten darf.

Hände über sie breitet; das Lächeln braucht sein künstlerisches Spiel und die Szenerie, in welcher er waltet.

Die günstige Sphäre, in welcher ein solcher Mann immer die glänzendsten Erfolge, Bewunderung und Vergötterung einernten darf, war von je — die vornehme Welt. Sie pflegt in vor allen andern Lebensgebieten die Opfer der Phantasie, die romantischen Stimmungen; willkommen ist ihr vor Kunst der schönen Täuschung. Und — ihre Frauen! Vergeben Sie mir diese Behauptung einer ästhetischen Gefühls: nur ihre Frauen machen diese Welt so interessant. Auch die Magnetiseure wußten das und suchten sie durch die Frauen auf indirektem Wege. Jeder Mann, der durch irgendeine oder andere Eigenschaften über die durchschnittliche Menge hinausragt, kann immer gewiß sein, unter ihnen die zu finden, welche sich von seinem Bild magnetisch angezogen und besonders fühlen. Verächtige Ruhe und Gleichmäßigkeit im Leben verwöhnt die meisten, sexual geringe Ansprüche; die Langeweile, welche aus Gleichmäßigkeit entspringt, ist das schlimmste Gift ihres Blutes. Der Herz muß bewegt werden, die weißen Busen, Begierden, Erschütterung — ist auf sie Gebote hin, darüber gütig und sittlich zu Gerichte zu gehen. Von diesen Hub an Hingabe der Phantasie und des Herzens hatten die Magnetiseure immer ihre besten Chancen gehabt und sie hat sie über ihre Erwartung hinaus ausgenützt werden. Herr Doktor Lafontaine, Magnetiseur in Paris, erzählt einen seiner Schüler, sich nicht trösten zu können; es gibt Frauen und ein Mann im Leben der Frauen, wo die Magnetiseure nicht lächerlich werden kann.

Wie unwiderstehlich günstig der Verbindung der Operateure der Magnetiseure entgegenkommen, haben spricht der intigrate Hinzuneigung einer sehr begüterten und verehrten Dame, welche der nächtigen Brust ihres gemütskranken Hausarztes nicht widerstehen wollte.

„Von einem Leben", schreibt sie, „ist der einzige Gegenstand meiner Interesse: meine Leben; es kommt so gewiß gegen, aber immer tadellos Ihnen, daß es mir die Lust unerträglich. Ich fühle, daß meine Nerven leiden, es schwankt der Kopf; ein ewiges Schwindel peinigt mich, es nicht mir die Ruhe anbefehlen zu lassen. Ich bin, spiele, male, gehe ins Theater, lese auch, lege mich zum Essen — ich beginne alles, um gleich darauf aufzugeben, nichts ordentlich mich — ich bin isoliert in der Gesellschaft, bekomme die Migräne und nichts weiteres. Aber von der Leber! sagt mein Arzt und ein Rezept liegt in die Apotheke. Ach — diese abscheulichen Rezepte! Wenn eine Frau voll Intensität klagt über verwischte Hoffnungen, verfehlte Wünsche, da helfen diese gelehrten Herren Doktoren mit bitteren Pillen zu nähren oder mit einem Blutegelsauger auf die beklemmende Brust! Freunde ziehen mir, mich magnetisieren zu lassen. Lebhaft regelte ich dieses Mittel und reise nach Paris. Die Wahl zwischen Doktor Lafontaine und Graf Szapary ist eine auch schon jetzt sehr interessante Aufgabe, da jeder durch Persönlichkeit Vorteile gleich bewandert ist. Ich fühle, daß es doch einen Unterschied um den Magnetiseur ist; der Gedanke daran erfüllt, belebt mich mit neuen Hoffnungen." Ja dann wie das Gemüth bedrückende magische Anwendung!

Wenn auch in allen Zeiten Magier und Magnetiseure mit ihren angeblichen und erfolgreichen Phantasien Gläubige und Nachbeter gefunden haben, so ist doch das vorige Jahrhundert erst mit der Idee des thierischen Magnetismus auf einem darauf begründeten Heil- und Erlösungsführen begleitet worden. So war um das Jahr 1770, als bekanntlich Anton Mesmer, ein deutscher Arzt, mit deutlichen Scharfsinn der Ansicht kam und von sich behauptete, die magnetische Kraft zu besitzen, mit welcher er sich vermag, nicht blos alle Krankheiten zu heilen, sondern auch die Menschen der irdischen Umgebung zu seinem Willen Phantasien mit seinem Lebensmagnetismus physisch verbinden kann, welche Mesmer durch seine Theorie Erklärung und gewisse ihm eigene Operationen seiner Hände an den Menschen bewiesen. Er trug die Mode eines gut frisierten Lebens, verband sich mit einer Dame hinter einem dichten Schleier des Geheimnisses, verschmähte ärztliche Honorationen nicht und es ist bekannt, daß die gebildete Welt lange Jahre mit schönen Bildern an seinem Wunderwasser hing und die vornehmen Damen und Herren in seinen sogenannten „Krisenzimmern" nicht Ohnmacht erwarten als: Ingratitude und Ungeduld wieder zu erlangen, wenn sie verlorene moralische oder durch erschütterte Leben verloren hatten. Mesmer's Methode fällt in eine Zeit, in der die geheimen Gesellschaften blühten. Die Geschichte der geheimen Gesellschaften ist die Geschichte der menschlichen Leidenschaften und Narrheiten. Um Mesmer und die magnetischen Magier ruhig zu würdigen und ihre Er-

frige und ihren Anhang zu begreifen, muß man ihren Einfluß nicht vergessen. Der weitverzweigte und an einflußreichen Mitgliedern reiche Bund der Rosenkreuzer beschäftigte sich, neue aus Physik, Metaphysik, Theosophie und Psychologie zusammengesetzte wahnwitzige Wissenschaft der Magie zu lehren und schmeichelte sich einerseits, im Besitz einer höheren Erkenntniß in göttlichen und natürlichen Dingen zu sein, und andererseits stets zur Wahrheit, echte Vernunftweisheit zu verlieren, zu sein, der höchste und sittliche Wiedergeburt des Menschengeschlechts zu beweisen. Daß Mesmer aus der Schule eines Rosenkreuzers hervorgegangen wäre, wie einige wohl angenommen haben, ist nicht erwiesen; nur seine Sprache und sein Ernst war ganz mit jenem hohlen mystischen Pathos ausgestattet, mit welchem die Rosenkreuzer ihre Geheimnisse, von dem Magnetismus und der Kenntniß bestimmten materiellen Kräfte zu ihren Zwecken, den Menschen zum Besten gaben. Ich brauche mich hierbei so wenig auf jene ihre Zeit in das Fabelhafte gehenden Schriften; denn in ihnen sind natürlich die wahren Thatsachen mit einer Menge Gesichtungen vermischt. Abenteuerliche Imaginen und Originalen behalten sich nur in den Köpfen einzelner Fanatikerlingen.

In dem Punkte der Rosenkreuzer war der Geheimnißkrämerei so Mesmern gesehen, noch mit dem Einlangen des Magnetismus wollte es nicht glücken; die Geister Mesmer's überstiegen ihre Magie. Einige Jahre war gewonnen Kopf an der ihnen bisher einzig von den gelehrt, ein neues Geheimniß, um die Gemüther der Menschen zu erhalten stets zu beschäftigen und um ihrer Hülfe willfährige, abgeneigte Leute zu belohnen, aber doch einer neue Methode. Die Mesmer'sche Magie ging mit ihrem Forschen nicht in Grunde, als sie vor der Anwendung bisheriger Geheimnisse, in deren Mitte sie Puysegur, Tarnier, Petit, Wagnitz, Tarpet, die einen Verkehr mit der Wirkungen seiner angeblich von magnetischen Heilmethode für die Wirkungen der Einbildung und Täuschung erkannt hatte. Sie sah sich zwar gezwungen, das Wesen zu ändern, aber es lag doch immer noch jene reiche Tendenz des Menschen darin und sah sie an anderen Orten wieder, sie mit ihrer geheimen Kenntniß verbunden wieder Beifall empfangen wurde, als sie in einem so menschenfreundlichen physikalischen Spiele zu verlieren oder sie gegen einen Wahnglauben umzutauschen. Es ist auch in der That noch lange nicht alles bewiesen mit dem scharfsinnigsten und gewissenhaftesten Urtheile einer gebildeten Menschheit, solange man entgegenringen kann, daß wir in vielen Dingen schlechterdings nichts wissen können und die persönlichen Ueberzeugungen noch keine Beweise sind. Es will keiner Akademie gelingen, jene Leichtsinn aus den menschlichen Herzen zu nehmen oder ihren Einfluß auf die Meinungen und Handlungen abzuschwächen, welche wir erkennen in der Ungewißheit über das, was, und in der Angst vor dem, was nach dem Tode uns erwartet, in der Sucht schnell sich zu vermehren, um allen leicht gewinnen zu können, und endlich in dem Verlangen, die leiblichen und geistigen Kräfte zum Genuß über das gewöhnliche Maß hinaus zu verlängern und das höchste Alter zu erreichen.

Trotz der positiven Gemeinheiten trat die Mesmer'sche Magie über weitere praktische und theoretische Bestrebungen, auch in anderen Ländern, damals in Frankreich, in einem gewissen Grade des Rosenkreuzerthums [1]. Trotz des Gutachtens und Mesmer wurde halt durch einen noch größeren Mesmer und Magnet abgelöst in der Person des jetzt Cagliostro, etwa, wie er sich nannte hieß, Graf Cagliostro, Schüler des Großmeisters der ingenuanten ägyptischen Maurerei. Begnügte sich Mesmer mit der Anwendung seiner Methode nur auf die angeblich Heilung und Behandlung von Krankheiten, so wurde der Magnetismus durch die Hand und das Wort des „göttlichen" Cagliostro der Schlüssel zur Erklärung des Weltsystems. Seiner ägyptischen Logen in Paris, Lyon, Bordeaux, Straßburg, Mitau, Petersburg, Warschau, Neapel, Rom, Madrid, Lissabon, Haag, Venedig, Mitau waren ihm die Pforten, von denen herab er einige Jahre lang ein Hof und begeistert ihm zujubelnden, starken und verzauberten Publikum mit seiner Erklärung, seinen Lehrsätzen und seinen Betrug von Weisheit über reichte. Durch ein langes Register der Namen eines Mannes, welche er durch seine magische Hand von den Augen der Leidenden in den Zustand der Verzückung zu versetzen vermag, hat er die Luft gesteigert, die Blicke in den heidnischen und christlichen Himmel, die Augen, und den Kommenden selbst, und erwarb durch Heere und Mittel geistlichen Wunder und

[1] Indem Mesmer seinen Kampf durch Mystik in die Geheimnisse führen sagt, wurde er über in die Mysterien und magischen Grade der Rosenkreuzer ein

große Reichthümer, die er auf eheste schnell in glänzendem Leben wieder vergeudete. Es hat allerdings seine Richtigkeit, daß seine Mätresse von ihm lange Jahre auf eigene in seinem Hause abgehaltene Soupers, seine nicht minder prunkvolle Gemahlin zerstreut mit anderen Frauen schriftlich seine sämmtlichen Verhältnisse hat — doch seine mittlere Gefängniß hat er seiner in Rom am 26. December 1785 erfolgten Verhaftung ist in allgemein bekannt. Weniger bekannt dürfte vielleicht sein, daß ein von Cagliostro magnetisirtes Pferd, auf welchem die Worte: amore, odore, sorte, gestickt waren, den Damen, die es nach ihrer Furcht seiner Gemahlin Orakelsprüche bewirkten Aufschluß in die ägyptische Loge um das Haar banden, einen Lauber verlieh, welchen wir unseren schönen Leserinnen nicht erst zu wünschen noch nöthig zu erachten brauchen. Die Gunst der Frauen half ihm seine Erfolge erringen und erhöhen, nahm und verwandt ihm seine Mutter gewogen.

Ein noch unglücklicheres Ende als Cagliostro nahm der Magus eines Magnetiseurs Schrepfer: er erhängte sich zu Leipzig 1772 nach einer zwar kurzen, aber auch nicht weniger bewunderten magnetischen Praxis. Seine nicht kleine Schar von Gläubigen hält ihn einem Gedenkbuch Ehre, in welchem er die Seele eines Mitbruders vom Tode befreiete. Unser Herr Gustav Kühn einer wundergläubigen Zeit treuer auch F. Hahnemann aber seinem wissenden Heilsystem. Aber erst nach mannichfachen Irrfahrten, von denen freilich seine Rückkehr bisweilen meinte, er habe sie nur unternommen, um sie seine Lehren Erfahrungen und Studien zu machen, erreichte er seine großen Erfolge, seinen Ruf als Wundermann, als er sich als Magier in Torne setzte und im langen schwarzseidenen Talar, die Hand zuweilen auf einem Totenkopfe, in einem halbdunklen malerisch drapirten Zimmer seine Patienten empfing. Er wußte durch einen Blick, der in die geheimsten Tiefen der Seele des Patienten zu dringen schien, durch die Macht seiner selbstangebauten Rede; seine Hand voller Schmerzen und die hierdurch hervorgerufene, mit der er die Bewegungen seiner Hand verzeichnete und übertrug verbrannt, beschrieb und entzündete seine Kreuze. Man sah ihn an und sahte, daß von seinen eigenthümlichen Worten eine Kraft ausströmte, welche zu heilen und zu leben vermochte. Das haben wir allerdings von einer Heilung, eher hoch gebildeten Dame gehört, welche ihn im Jahre 1777 ungefähr in Anhalt-Köthen mehrfach consultirt hatte. „Er hat mich zwar von meinen damaligen Leiden nicht befreit", sagte sie dann, „aber über seiner interessanten Erscheinung vergaß man sie; man nahm die Medizin mit nach Hause und — die Medizin sind es ja allein, welche uns die Leiden, das ganze Leben erträglich machen."

Französische und deutsche Romanschriftsteller, auch dichtende Aerzte, welche die seltsamen und scheinbaren Erscheinungen des nach ihrem Entdecker benannten Mesmerismus mit äußerster poetischer Freiheit in ihre Darstellungen einwebten, haben viel dazu beigetragen, eine Menge phantastischer Verirrungen hervorzurufen und noch weit abenteuerlichere oder wahrheitswidrigere Ansichten über jene hervorragenden Erscheinungen des Lebens im Publikum lebendig zu erhalten. Cagliostro's Wunder und Abenteuer, auch solche, die er niemals verrichtet hat, leben jetzt —, die Magnetiseure werden immer von ihm lernen können und auch Mesmer ist idealisirt worden. Eine Schilderung seiner Persönlichkeit und seiner Kunst, wie sie z. B. Emile Marriage in ihrer Erzählung von seinem Aufenthalt in Paris am kaiserlichen Hofe versucht hat, ist ein sicherer Beleg dafür, wie man sich den Magnetiseur im Publikum zu denken pflegt und wie namentlich die Frauen sich den Magnetiseur wünschen, der sich hier darf, bei ihnen Glück zu machen. Man findet in Mesmers Heilen, die, wenn sie auch nicht als magnetisirende Akte angesehen werden; doch mit jenem schmerzlichen Weiss ausgeführt sind, welches auch in jährlichen Formen die Wirkungen Mesmerischer Magie vergegenwärtigt. Als Tamas' Phantasie den Manie Gibrille schuf, dachte er wol an Mesmer und Cagliostro zugleich, und zum Beweise, daß sich die menschlichen Neigungen und Schwächen immer gleich bleiben, hängt noch immer an diesem diabolischen Genie mit schauerlichem Entsetzen — die schöne Welt.

Unsere Neigung und Schwäche ist es, Gespenstern mehr zu vertrauen als den Eingebungen des Verstandes, wir denken es Ihnen bei, der uns über einen Irrthum aufklärt, welcher unsere Gefühle bisher beherrscht hat. So war das Publikum sehr empfindlich und sehr erschüttert, als es sich überzeugen mußte, daß der amerikanische vielbewunderte Geisterklopfer Mayer seine bezauberte Macht über die wilderen Kräfte weder magnetischen Manipulationen noch anderem magischen Hocuspocus verdankt. Sondern in physischen und

andern Tagesblättern mit großem Ernst gelehrte Abhandlungen über Kant's Manier, über die Macht des Magnetismus, die Magie des menschlichen Blicks zu lesen waren und man die wissenschaftlichen Berichte schon gewonnen zu haben glaubte, auch in dieser Hülle eine Thatsache mehr für die Herrschaft magischer Kräfte anzuerkennen, war Kant's ehrlich gemeinte, sehr ernstliche Meinung durch die französischen Memoiren Kleist's und Tasmas berichtigen zu lassen, denen er sein Geheimniß offenbart hatte, wie ich gegenwärtig in einer besondern Schrift näher erläutert werden ist.

Sei es nun bei dieser Gelegenheit, einer unerklärten Neigung des bekannten Thierbändigers Lorenberg anzuschließen. Er widerlegte die Meinung, als könne es die magische Kraft des menschlichen Blicks sein, welcher einen beschwerlichen Eindruck auf wilde Thiere übe. Er versicherte habe seine Tiger, Löwen, Panther und Hyänen nicht mit seinen Blicken irre sam machen können, auch habe es gehört, daß dies irgendeinem andern Thierbändiger gelungen wäre. „Man muß ein Thier behandeln wie einen Menschen", sagte er; „auch der Thierbändiger hat seine Schwächen. Diese habe ich mit Ernst aufgesucht und gefaßt, habe den Thieren gründlich, natürlich werden sie gutmüthig; ich streichle ihnen dann ab und zu einen wohlgefallen, sie kennen mir selbst entgegen und endlich thun sie ihren Rachen entgegen." In dieser schlechten Manier schreibt man der Thierbändiger das Geheimniß der magischen Kraft verstehen zu haben, mit welcher man in alten Zeiten die Menschen wild bezähmen und bändigen konnte. Es ist nur ein ehemaliger Augenzeugnisse des verstorbenen Kaufmann Nikolaus, ein sonderbarer, schwedischer Magnet, ein französischer Baron, ein italienischer Professor oder ein verunglückter Sänger, Oekonom, Stallmeister u. s. w. ist, gleichviel, wer die Geschichte und das Leben der Magier und der Magnetiseure vergangener Jahre kennt, der weiß, wenn alle gesetzmäßigen und freimaurerischen Magnetiseure gleichen werden, immer positive Ursachen, positive Wirkungen.

Jetzt, ich suche nicht hier an der Magnetismus, welcher „ihre Sphäre dem heilbetrachtigen Publikum öffnen, und ihre magnetisirenden Talente kennen, welche aus ihrenden die magischen Hände und Blumen ziehen; ich sage die Magnetiseure und Magier in verschiedenen Lebensstellungen, Kostüme und Wörter und wie sind, wie sind, wie sie dem Thiere des Wunderbaren, Wunderbaren schildern.

> Der Kleine Gott der Welt steckt Kopf wie gleichem Schlag,
> Und ist so wunderlich als wie'n andrer Tag.
> Ein wenig besser würde er leben,
> Hätt' er den Schein nicht der Vernunft ihm gegeben;
> Er nennt's Vernunft, und braucht's allein,
> Nur — es in andre unvernünftiger.

Ueber die sogenannte Heilkraft des menschlichen Auges im Magnetismus in der modernen medicinischen Gesetzgebung in einer der nächstfolgenden Nummern.

Anregungen.

Wissenschaftliche Vorträge.

Ueber die eingehängerte Stelle, im Monat, in den Abendstunden, vor einem „gemischten Publikum" wissenschaftliche Vorträge zu halten, sage ich mehreres Hier und Dieser sagen.

In Berlin, wo diese Vorträge des sogenannten Wissenschaftlichen Vereins zur Unterhaltung und Belehrung von Volksschülerinnen gerne Anklang fanden, gab es eine Zeit lang seine Dame von gewählter Bildung, die nicht Sonnabends durch Schnee und Regen gehend 5 und 6 Uhr abends zur Hauptstunde gemüthlichkeit wäre. Mit dem Gedanken einer Handwerkerin der wichtigen einige gelehrte Vorträge vorkommen will, konnte man den Mittelstand Personen? von Halle, der den Vorgang und das Ende der Hegel'schen Philosophie hören sollen, den Erzählungen Brugsch's von den ägyptischen Pyramiden und Mumien. Man kann bewundern an Bildern und Gebrauch nach Hause, man konnte am Abendtisch einen Brief von Paulus schreiben, man mußte wie viel Gramm das Gewicht einer Spreizung wiegt oder hatte die Entdeckung gemacht, daß schon vor Mozart es einen „Don Juan" von Molière gegeben. Andererseits hatte es der jüngere Gelehrte immer eine große Anziehungskraft, vor einem gemischten, oft vornehmen Publikum sich zu zeigen, durch ein glückliches Wort bekannt zu werden und eine Einladung zum Thee in ein Palais zu erhalten. Diese schöne Welt hat die Preise verbrauchsgüter gelöst, und mit Recht. Nicht wenige zeigte in Gesammtheit, in vornehmlich und lustig wie die meisten dieser Vorträge. Um den Damen verständlich zu bleiben, war gar eine dramatische Unterhaltung vorgesehen, um nicht zu ermüden, die Arrangeure und die praktische Literatur von diesen Dichter verlassen. Dafür waren ägyptische

Schillers, reifliche Publikum war das deutsche Volk jetzt noch [illegible]. Und vergleichen wurden diese „wissenschaftlichen Vorträge" auch vom „Conversationsblatt Dresden", mit einem Achsen und Krähen, das gelegt selbst die Gabe der Plausibilität von Rüdiger begann und nur noch gemildert durch einen „gebildeten Mann" in den Gesellschaft gelobt werden kann.

Das Werk gilt aber um 50. In München wurde das Schillerianum Vorlage und neue alexandrinische Maßstab für Schiller der „besseren" Kreisen, die dem deutschen Volk in Stamm ihrer Wissenschaft und Kunstwelt prägen wollte, errichtete fest der einem „gemischten Publikum" ihren Lehrstuhl; bereitwillig brachten die Zeitungen lange Auszüge der vorgelesenen Vorträge.

Und liegt eine Sammlung der im letzten Winter gehaltenen „Wissenschaftlichen Vorträge" (Braunschweig, Verlag A. Sohn, 1859) in einem dicken Bande vor. Sechzehn Vorträge, eingeleitet von hochberühmten Gelehrten, von vielgenannten Schriftstellern verfaßt, lassen menschlicher Neugierig gewiß viel Wissenswerthes bieten. Von den berühmten Verfassern haben sie gewiß etwas Neues, Allgemeines und von weitem Umgreifen in ihren Gebieten. Aber die deutsche Literaturgeschichte ist wieder nur durch die Namen „Herder-Weimar", von Franz Löher, vertreten und die Historie Lücke von der Revolution und der polnischen Theilung, die Gabel doch so vortrefflich mit dem diplomatischen Zeugnisse seiner Lehrer Ranke zu erfüllen weiß, ist keine Kunst zu sein — Kleinigkeiten. Von dem Rechte, das wir uns geben, sagt Ihnen Verheißerhirt, ist niemand wie Rede, kurz gute man ihm nicht allein das Römische Recht, sondern selbst die „Ideen des Königsrechts Israelitens" vor. Unwillkürlich fragt man sich: Wen interessirt es, nach Gesetze von solchen verlassenen und verwesteten Völkern Recht zu nehmen? Das „gemischte Publikum" behagt doch viel anderer Anregung und Belehrung als durch diese Gelehrsamkeit, die jetzt von sich drängenden Fragen Deutschen und gesellschaftlichen Entwickelung kaum noch ein vermittelndes Gleichnis bietet. Und wenn nur wirklich einmal Gründliches geboten würde! Aber heißt es einen Dichter charakterisiren, wenn Paul Heyse in einem Vortrag über Novalis von einer — Uebersetzung redet, die nur Gedichte gibt und viele verschwunden in Verbindung sei? Diese Uebersetzung hat allerdings die ganze Zartheit und den harmonischen Klang, die man in Paul Heyse's Dichtungen immer anerkennen muß, der eigenen Darstellung lobt es am nächsten Leben. Beim gründlich und frisch aufgelesen ist Carriere's Vortrag über „Die Phantasie" und die Behauptung „wissenschaftlich" möchte in ihrer Strenge nur einen und den andern Leser über Gegenstände der Naturforschung gelassen.

Auch in Jena gibt es regelmäßige Vorlesungen, die sogenannten „Volksvorträge". Ein Vortrag, den Kuno Fischer zu Jena am 10. März [illegible] halten, „Schiller als Philosoph" (Frankfurt am Main, Heyder, 1859), scheint mir besser und wichtiger seinen Zweck zu entsprechen. Es handelt sich hier um einen Dichter, dessen Werken nicht nur bei uns, sondern in der ganzen Welt Unsterblichkeit und tiefwirkende Bildungskraft innewohnt, während die Meisten und Neuen nichts als literarische Größen sind, die genannt, bald vergessen sind. Der Vortrag ist und nicht in seiner ersten Gestalt, sondern vielfach ausgeführt überarbeitet und hat dadurch ein etwas wunderliches, schwankendes Aussehen mit römischen und arabischen Zahlen und Paragraphenüberschriften bekommen, als ob man Kant's „Kritik der reinen Vernunft" vor sich hätte. Kuno Fischer spricht sich in seinen Vorlesungen und Unterhaltungen über Schiller als Denker und Philosophen in Schiller, wie er sie durchführt, wo bald der eine, bald der andere der Gewalt über sie schwache Jünglings trifft, hat sie und eine große Begeisterung. Schiller ist kein Philosoph, war ein ästhetischer Poet, der seine Ansichten über die Kunst philosophisch zu begründen suchte. Schon seinen Aufsätzen über „Anmuth und Würde", über „Das Pathetische" als tragischen Gegenstände geht der philosophische Zug, wie er in Aristoteles, Spinoza und Kant herrscht, ab. Kuno Fischer hat ganz vortrefflich einen Zusammenhang Schiller's und Plato's aufgezeigt; warum aber immer wieder sein kritisches Arbeiten „philosophische Gedankenarmuth" nennen? Der Werth dieser Schiller'schen Aufsätze besteht mehr in der schönen und lebendigen Wärme, mit der er die Tugend und die Schönheit erläutert, durch schwierige Materien in das Gewand der Kunst kleidet und sie dadurch allen zugänglich macht, als in der Schärfe der philosophischen Definition, deren Mangel der berühmte Verfasser mehr als einmal eingestehen muß. Es ist bei alledem ein Verdienst dieser Schrift, wieder auf die Schönheit der Dichtung hingewiesen und ihre zusammenhängende Darstellung versucht zu haben, mag auch manche ihrer Behauptungen gewagt als wahr, hinwiederum als haltbar sein.

Um ein Schlußergebniß aber solche Vorträge vor einem „gemischten Publikum" zu ziehen, so kann man ihnen zunächst nur einen Beruf überlassen, wenn sie begründet und eingeführt an bestimmte Bildung anknüpfen, welche die vorgetragenen allgemeiner ist. Bringen aber doch ein Gelehrter auch von speziellem Kreise seinen Studien ein ihm interessant erscheinendes Gebiet zur Sprache, so erfordert die Behandlung einen außerordentlichen Grad von Vertrautheit und Beherrschung des Stoffes. Der allein muß die Sicherheit so bekannt sein, daß der Vortragende die eingeweihten weiß in das Gebiet der höheren Bildung, damit sie nicht auf ihr bekanntes nur in jener Hinsicht ein auf den Weg gebrachtes Gebäude ist ohne Reinheit und höhere Vervollkommnung

Für die Winterabende.

V.

Eine Novelle von Adolf Glaser, „Thomas Gontrano" (Hannover, Rümpler, 1858), gehört zu jener seltner gehaltenen Art von Erzählungsgaben, bei deren Lesung man sich unbewußt auf seinem Stuhl in gemütlichere Haltung rückt und die Cigarre auf die Seite legt. In diesen Büchern, welche nur scheinbar sehr spärlich sind, wird auch an Stelle der Wortfülle ein schärfer Scharfsinn vorgeführt, zwar nicht in Poesien über Gestalten der griechischen Mythe und ebenso wenig Goethe'sche Pegasus-Schäre und Schäferinnen, Theokritischen Vorbildern nachgeahmt, aber doch Menschen in idealen Verhältnissen und ohne gewöhnliche Motivirung. Sie reden bei uns in kurzen Sätzen, wie unser Ohr sie vor der Mundöffnung abschätzt. Was, was sie sagen, klingt wie Strophen des modernen Gedichts, bewegt sich in gleichmäßiger Silbenmaß und verrathet meist Gedanke, das Herausarbeiten mit dem Leben, wie es sich in Wirklichkeit gibt, zu vergleichen. Wie schon oft durch kunstvolle Stoffe und wenn's auf die Länge auch unsere Nerven verdrießen, kurze Zeit lassen wir's uns schon gefallen.

Diese Art zu schreiben kann der Kunst der Form noch weniger entbehren als derjenige, welche unter der Hingabe des unmittelbaren Schauens steht. Dem Verfasser ist in der wenig umfangreichen Arbeit sein unter Meinem zur Seite gebliebt und kann empfehlen sie Sich selber, welche sich an Tiefsinn in der erhabnen Gedankenwelt und erhabnen natürlichen Form unter erhabnen Personen ergehen möchten, ohne durch so mehr gekünstelte Schriftsteller sich aufgeregt zu sehen.

Das Ganze ist eigentlich ein knappes Drama mit nur wenig innern äußern Gründ, worum der tätige Autor dem nicht zum Roman gab, als ohne Vorgänge, das sich immer noch besser mit Vorgängen mischen läßt als mit Theaterintrigen und deren Reichsmitteln. Für eine Novelle ist der Schluß zu wenig verbreitet und nachher man sich gehemmt bei nach der Prinz und die böse Stiefmutter der Jugend und Jenseits begraben, sahst man sich durch den plötzlichen Tod der Königin und ihrer verschiedenen Staatsdienst der Königlich gekrönten Prinzessin viel mehr ausgedehnt gebracht, als ganz befriedigt entlassen.

Der aus dem Englischen übersetzte Roman der Miß Braddon: „Geheimniß um Geld" (zwei Bände, Berlin, 1858), ist das von Jean Paul's Witz und Witz nicht zur Führung gebrauchte Problem einer trostlosen Charakterlosigkeit. Ohne Interesse hier der einer Person, mit dem Verfasser beschäftigt, der Eigenschaften, Verwechslungen, Verschiedenheiten und Heirath eines Pendant, machte sich frühzeitig auf den Weg, um Pendant eines Schurken in allen seinen schlechten Eigenschaften auf den Straßenpflaster zu fabriziren und niederzuschreiben. Hätte sich an die beliebten Polizeiberichte der Kriminalzeit und trug jenen Verbrecher-Charakter gewissenhaft in seinen Einzelheiten. Der andere sich selber an Schwindsucht. Er schmolz in brüderlichen Mußestunden aus den Resten des seiner höheren arbeitenden Phantasie zusammen, ist mit seinen Privatnerven, sicher mit seinen Mitmenschen aus moralischen gegen die hartherzige Welt, welche das Vermächtniß einer verlorenen Zeit noch nicht aus dem Wege schafft.

Das Buch stellt sich die Aufgabe, durch schwere grausame Verfolgungen der in seinen Taschenlampen-Fällen Vergnügungen bekannt zu machen. Vielleicht würde es erfolgreicher, wenn man viele Begebenheiten allein schrieben und nicht nur Bruchstücke davon von Zeit zu Zeit und Mund feile. Im übrigen ist die Geschwätzigkeit und Sachkenntniß zu loben, mit welcher man an der Hand des umherwandernden Privatdetectives in Länge Gedicht erhält, die nicht unter aufgeklärten Fall noch Gedicht hat. Daß mit freiherrlichen Phantasien ist nicht gleiche Sache des Lichtes und es erhöht nicht den Kunstwerth einer Romane. Was aber darf man's gütig lassen, wo die Pflicht, einen bestimmten Schritt von Verbrechen als Abwehr zu thaten, so unverbrüchlich der Ärzte fährt.

Für den Weihnachtstisch.

II.

In ähnlicher Darstellung und Ausstattung wie die „Shakespeare-Galerie", die „Frauen der Bibel" (eine gleich talentvolle und beachtete Künstler, Aeltere, Friedrich Pecht und Theodor von Kaulbach eine „Schiller-Galerie" (Leipzig, J. J. Weber, 1859) unternommen, deren reiche Ausführung mit fünf Stahlstichen und vorliegt. Die Köpfe Hetzing, Iffland, Goethe, Schiller, Max Piccolomini, Thekla Wallenstein und Louise Miller bar. In allen Vorzügen dieselbe Treue und Sauberkeit der Ausführung und ein glücklicher Griffen, daß allgemein Ideale Porträt der Schiller'schen Charaktere mit einer schon bekannten Individualität zu verbinden.

Inwieweit dieser Versuch gelungen, ist nun Frage, wo bei dem subjektiven Urtheil und dem vielen, das Schöne und Wahre verbreiten Sinn der Künstler und eine genauere Prüfung verlangt. Am gelungensten von augenscheinlichsten ist und Louise Miller von Kaulbach erscheinen — sie hat das Glück gehabt, daß ihr Entwurf mit den Worten zurückgegeben „Die Kammerdiener ist ganz wie meine Louise". Ihr hoffe gelungen Auge weiß auch darauf ein unendliches zu sammengedrücktes Schmerz liegt im Antlitz, in dieser jungen, schlanken Gestalt. Sehr glücklich hebt das Gesicht der Frau (das Köpfchen auf dem Kopfe, die Haarbinden, das Schwarze, hervorragt sehr gebrauchter Pelzstoff) zu der Stimmung und dem Ausdruck des wenigen Schwarz als unterlassenen Gedichts. Die ganze Anordnung spricht deutlich den Geist und Gehalt der Dichtung aus; man sieht und hören Jungen zu Mutterwerthschaft mit Werther, Carol Comptine und Clarissa Harlowe hervor. Nicht so prägnant in der Interpretirung, doch vortrefflich in den allgemeinen Charakter ihrer Epoche der Vater Miller und Max Piccolomini, in den letzteren vorzüglich schwer von

oder leidenschaftliche und der alten Tragödie eine ähnliche Katastrophe gestaltet. Wie in dem Schillerschen Drama nicht allein in ihm, sondern auch in dem Kurfürst und dem Lager, dem königlichen Hauptmann und dem Geistlichen der Parteihader so ergreifend sich entspricht. Der Künstler hat viele Seite vielleicht zu sehr zum Nachtheil seiner schwarzen Farbenfreudigkeit hervorgehoben, der doch ein sehr melancholisch Moment in den Charakter von Schillers Tragödie abgibt. Lady Milford trägt unter ihren geraubten Locken den Kopf der weißen Frauen Belgiens schön, grässlich, aber nicht fern von einer gewissen „Blässe des Gedankens", freilich leidet sie auch in der Tragödie an jener theatralischen Unbedeutendheit, die ein Mangel in fast allen Frauen Schillers von leidenschaftlichem Temperament ist. Der Staatsmörder theilt Hexgrund schwankt beständig zwischen Tugend und Sünde im Sinne des tragischen Imperativs, darüber kommen Lady Milford. Ja, die Prinzessin Ebels war zu einer wahren Weiblichkeit. Ueber diese tragischen Gestalten, die etwas von dem Ton und Hauch der Antike athmen haben, wären noch dramaturgische Studien zu machen und ihr Zusammenhang mit manchen Frauen Shakspeare's, Goethe's und der französischen Dramatiker aufzuweisen.

Im wenigsten befriedigten uns Herzog und Geister, sie sind beide zu weich ideal gehalten. Wie Herzog den weißen Schleiertuch über den Kopf gezogen, sie kommt auf die Erscheinung des Attentäters gleichgut, in der ferne hinausblickt, fühlt man viel aus Stellung und Antlitz die Melancholie und Sorge der Gattin und Mutter heraus, aus einmalig nichts an Lilli's Leben, an eine schwüle Phäre. In dem allgemeinen Entsetzen bei Leibend geht das eigene Schmerzgefühl unterschiedlos unter. Geister bedingt sagen, sieht man gewiss in sein Auge, eine nicht wegzuleugnende, wenn auch sehr mit bürgerlicher Gutmüthigkeit, etwa wie wir Herrn Sebastian Schertlin und andere Landsknechtsgestalten in alten Holzschnitten dargestellt sehen.

Im allgemeinen aber ist das Werk eine vortreffliche Illustration zu Schillers Werken; allen Anforderungen kann der Künstler nicht genügen und über dichterische Charaktere werden sich immer verschiedene Auffassungen geltend machen. Der Text zu den Stahlstichen, von Friedrich Pecht verfasst, gibt eine kurze Charakteristik der dargestellten Charaktere und empfiehlt sich durch gefällige und würdige Form.

Gedichte

von Adolf Peters.

Naturlegen.

Und Himmelsbläue ziehet Baum,
Und ist dein Herz ihr Schlüssel nur,
Dann klingt die ganze Schöpfungsmusik
In ewig Harmonieen fort.

Wenn Keim auf Keim von Boden bricht,
Der Lenz sich Kranzesgrün flicht
Und rot er Obst das Grün verdeckt
Des Baumes, Blütenüberdeckt,
Sieht du verzaubert, aber Nacht
Steht auch dein Herz in Diamantpracht,
Und prangen schwirrt es, flattert, singt
Und Blütenwind Liebe klingt.
Sie kämpft um die Lieblingsform.
Stellt weiß die Frucht am Sommerlein,
Taucht der Schwan das Federkleid
Von Purpurglutstrom überhaucht
Und ob die Morgenglut verglüht,
Ein schwarz Gewölk von Nixen sprüht,
Den Sturzgott bricht der Sturmes Faust
Er reißt Gewitterungestüm zur Brust,
Dem Blatte gleich, das herbstlich fällt,
Erzittert die Gedankenwelt.
Anklingt der Ton, der allen von
Vergänglichkeit hält, Vergänglichkeit
Und melancholisch athmet sie
Durch dunkel Lebens Gaukelreihn.
Doch immer tönt sie auch Verheißung
Der Hauch der Ewigkeit von Klang
An Zeit und Ewigkeit weit Bewegt
Den Federn Schlüssel, in Triumph
Dringt auch die Herbstesnacht hervor
Und reißt dich fort im Jubelchor
Dann ist du Harmonienton
Mit jedem Wort und jeder That,
Anlaß zu gutem Einklang Schritt vor Schritt,
Erzielst allen Ungut Ernstes mit
Tod ist der Schöpfung höchste Macht.
Daß er dich führt zum Schöpfer macht,
Und daß der Mensch höchster Preis,
Daß er ihn [illegible] weiß.

Die Kartheuserwelt.

Im Abgrund blüht
Tief die Kartheuserwelt;
Ihr schimmert, glüht,
Und trägt nicht, wenn sie welkt
[illegible]
Unsere die ewig Früchte;
Im Jubel klingt
Des Alls auch dieses Flöcken
„Gott Preis!" hinauf
Mit geläuterten erhellten —
Da geht hervor
Gewölk und Donner rollen
Ein Schlag, ein Puff —
Ihr Herz mit losen Blumen
Und tragisch muß
Das heitre Pflänzchen enden
Ihr Herz, ihr
Zum Kreuz, den Ehren suchen,
Ihr Herz ihr, ihr,
Ihr Opfer höhren Mächten

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 12. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Die alte Weihnachtszeit. Von Ludwig Rellstab. — Die Wagenreise. I—III. Eine Lebensskizze von Franz Eberl. — Aus dem Tagebuche eines Arztes. II. Der Tod. Von E. M. — Aus den Weihnachtsmonaten. III. — Der Verbrecher und sein Richter. Von Theodor Hell. — Der deutsche Michel. — Gesellschaftsnachrichten. I. — Kunst und Wissenschaft. Von Theodor Hell.

Die alte Weihnachtszeit.

Im Mittelalter gab es in Deutschland um die Weihnachtszeit, diese liebliche Zeit der Freude und Huld, neben den häuslichen auch viele öffentliche Lustbarkeiten, deren Mittelpunkt überall der Marktplatz war und die bei weitem einen eigenthümlicheren Charakter trugen als jetzt.

Nach einer uralten Anordnung nämlich waren und sind zum Theil auch noch jetzt Hunderte von Buden aufgeschlagen, aus denen, wenn der Abend dämmert, unzählige Lichtlein glänzen, deren helles Schein sich an den altertümlichen Gebäuden bricht und die Kinder einladet, mit leuchtenden Augen die ausgestellten Herrlichkeiten zu bewundern. Denn gerade die Kinder bewegten sich am meisten unter den gedrängten Volksmassen und wußten durch ihre Lust- und Umzüge die ganze Bevölkerung einer Stadt in Athem zu halten, indem sie sich verkleideten oder bei den Schaustellungen mitwirkten. „Da gab es einen Stern zu tragen, dessen Strahlen den kleinen Träger rings glänzlich bekleiden, während hinten ein ungeheurer Kometenschweif nachfolgte; dort mußten die »drei Könige« vorgestellen mit langen Flaxperücken, schleppenden Mänteln, goldpapiernen Kronen, langen Scepteren und Kostbarkeiten als Geschenken. Und unter den Herren war sogar ein ‚schwarzer Mohrenkönig‘. Der Kaufmannsdiener Mortsiebe hat viele Jahre eifrig die Rolle dieses schwarzen Prinzen übernommen in der ersten, zum Theil des Obigirten. Da durfte er nicht nur Hände, Arme und Hals, sondern auch das ganze Gesicht mit gebrannten Korkspreyen sich schwärzen; da erschien er den Aeltern und Angehörigen, allen Spiel- und Schulkameraden völlig unkenntlich; sonnte nebenher tausend Possen treiben und als »schwarzer Mann« den kleinen Knaben und jungen Mädchen tüchtigen Schreck einjagen und an der Kraft des Rechts schwelgen."

Diese „unheimliche" Persönlichkeit, von dem gemeinen Mann „Strenzgeier" genannt, zog nun bedächtig und langsamen Schrittes durch die volksbelebten Straßen, gefolgt von einer jubelnden Kinderschaar, die ihr Geschrei nur einstellte, wenn die „Persönlichkeit" mit ihrem Stentororgan vor den Thüren hochgestellter Personen „ehrbar" ein gräßliches Lied abzusingen begannen, dem auch häufig ein wirkliches Schimpfgedicht folgte, das sittlich mit einer so tückischen Miene vorgetragen wurde, als wär' es ein Psalm. Nach Verrichtung des Obliegens sammelten sie milde Gaben ein; hier Pfefferkuchen, dort Kuchen, auch weiter Aepfel und Nüsse, selten baares Geld.

Kurz vor Weihnacht, in den sogenannten „Kreuzwochen", suchen auch andere Umzüge statt, die sich auf die Geburt des Christkindleins bezogen und sich durch ein dreimaliges Klingeln

mit kleinen Gedichten in ganz Norddeutschland ankündigen. Man wollte gewissermaßen durch viele Sitte die verschwundene Poesie des Christkindchen andeuten. Wenn es nun so sein, silbern und wohlklingend durch das Haus klingelte, dann sagte die Mutter zu ihren herbeieilenden Kindern: „Christkindchen geht immer und sieht nach den artigen Kindern, um ihnen zum Weihnachtsabend etwas Schönes zu bescheren!“ Die Mutter erzählte nun den Kleinen in einfachen biblischen Worten die Begebenheiten jener heiligen Nacht; es wurden Weihnachtsgesänge gelernt und gesungen oder gehört und die Kinderherzen waren in der freudigsten Bewegung ob der Bescherung und der bedeutungsvollen Geheimnisse jener Nacht der Weihe. Und selbst beim glänzenden Weihnachtsbaum, beim fröhlichen Spiele mit den schönen Sachen erzählten sich die Kinder „heute ist euch der Heiland geboren!“ Aber nicht nur bei dem „erwachsenen“ Mann, selbst in den Hütten, in Wäldern, Heiden und auf Höfen, wo unbemittelte Leute wohnten, schuf der „Klinggriff“ ein und dasselbe im Herzen, daß selbst der unartigste Bube sich zusammennahm und zur artigen Ausführung entschloß, um nicht der Christbescherung verlustig zu gehen.

In den letzten Tagen vor Weihnacht fanden sodann die Anfänge selbst statt, an denen Gewerbsleute gleich weil manches anzuschaffen sein mochte. Denn wenn zwar ganz richtig Maria mit Josef unter sorgsamen Obsorgelängen ein grünbehängtes Krippkein umhertrugen, auch Ochsein und Eselein leise dabei schritten, so ging doch das „Christkindchen“ schon erwachsen unterdem, ebendrein seinen Verlobten, den großen Stern, selber tragend, den acht Tage später die „Weisen aus dem Morgenlande“ sich verlockten sollen. Das schadete aber dem Manne nichts; man war es ja gewohnt und überall fand das beliebte Paar die freundlichste Aufnahme. „Klinggriff“, ein weites Gegelchen, mit Glöckchen behangen, erschallte klingelnd den mit Tannenzweigen reichgeschmückten Saal. Joseph, ein langgewichtiger Bursche, trug sich immer einen himmelblauen Talar und gelbe Beinkleider; Maria, in der Regel ein schlanker Bursche von kleiner, gedrungener Statur, war dagegen bedeutend gekleidet. Häufig sah man diese Rollen auf die „Hand diese“ lernen, wo sie leicht Gelegenheit hatten, sich zu Hause zu üben. Man vernahm so gern diese alten, in der Kirche nicht mehr üblichen, und nur traditionsweise sich erhaltenden Weihnachtslieder, die den Kindern das Herannahen der seligsten Zeit verhießen und in den Erwachsenen die lieblichen Erinnerungen an die verklungene Kindheit erweckten. Man belohnte die Darsteller und Sänger reichlich und noch lange hallte ein wohlthuender Nachklang des kindlichen Spieles in den Gemüthern nach. Aber leider wurden auch hier wie beim Dreikönigsumzug mit der Zeit aus spielenden Kindern unartige. Der glückliche Erfolg der einen Schar reizte andere zur Nachahmung; es wurden der morgenländischen Weisen, der Christkindchen und der Klinggriffe zu viele. Uebertrieb hinderten sie einander und verfeindeten sich den Markt und alle Aussicht Gewinnsucht der Aeltern kam dann, die ihre Kinder bunt ausstaffirten und sie gefälligst zum Besuch abrichteten; so wurden die an sich schuldlosen Umzüge zur höchsten Beschwerde für alle Leute. Dabei kamen zwischen den verschiedenen einherziehenden Banden häufig die ungerechtesten Schlägereien vor, wobei der Scepter des „Dreikönigs“ eine gewichtige Rolle spielte. So mußte denn einmals die Wache einschreiten, um Eintracht zu stiften unter den Boten des Friedens und der Freude. Das war der Anfang des Endes einer Sitte, deren Verfall schnell überhandnahm; denn auch die kindliche einfache Darstellungsweise der „heiligen“ Personen machte allmählich einem übertrieben lächerlichen Maskeradenaufzuge Platz, in welchem besonders das Christkindchen einherstolzirte. Diese Zeit des Verfalles charakterisirt noch gegenwärtig ein Sprachverderb, der nicht so sehr in den norddeutschen Städten, als vielmehr auf dem flachen Lande und im Holsteinischen üblich wurde. Hier kann man den Tag vor dem Feste früher „Karlsabend“ genannt, d. h. Karlos- oder Christian's, also Christabend. Da nun aber an diesem Tage das Gesinde besonders reichlich beschenkt wurde, so reichlich, daß sich der Habsüchtige leicht überredet daran sah, so bezeichneten die Bauern diesen ihren heiligen Abend mit der unerträglich materiellen Benennung „Pukkuchs Abend“, und so hieß in den Vorlanden noch jetzt jeder Tag vor einem der drei großen Feste genannt werden. Das gängliche Verschwinden des alten Brauches der Weihnacht- und Dreikönigs-Umzüge in Norddeutschland ist nicht genau zu bestimmen; daß sie aber mit einigen Abweichungen noch im vorigen Jahrhundert bestanden, steht außer Zweifel.

Neben diesen Umzügen sind noch in Lübeck vom 26. bis zum 28. December alljährlich drei

„Bolauri" hatte, an welchem auf den Rathhäusern der Amtsbürgermeister und Aktuar wurde, daß es eine Lust war. Am ersten Tage zogen die Schaustücke und sonstige Raritäten durch die Straßen auf schönen Leiterwagen in die Häuser; das sind große Strohgarben, die weiß, wenn auch mal verstreckt, bekränzte Gerüste enthielten, oft aber von leinen Tüchern zu Schimpf und Spott ehrbarer Leute angerichtet waren, also daß man nach langem Suchen nichts als einen Kreis Heu fand. Am zweiten Tage war der Kindertag. Da zogen die Kinder, selbst herausgeputzt, als Pfaffen und Nonnen, den Narrenbischof im vollen Ornate hoch in Ehren an der Spitze, mit Trommeln und Pfeifen durch die Straßen, in die an diesem Tage kein Wagen, kein Reiter kommen durfte, damit den Kindern kein Leids geschehe. Nur die Knechte, welche die Reitern denselben zur Hut mitgegeben, durften reiten. Der dritte Tag brachte das Nachtrik, das mehr für derbe Späße der dann für durchgebrannt in Wort und Werk heraufchtern unseren Volksfichten berühmt war. Pfaffen in Wagen war an diesen Tagen stark verpönt, da einmal ein holländischer Graf, der auch zum Vokari nach Lubeck gekommen, an seinem Wagen mit vielem Schaden einen Mord begangen hatte.

Wie lange hier „Vokari" gefeiert wurde, läßt sich nicht genau bestimmen; ich denke, es wird mit der Reformation geschehen sein. **Heinrich Romeo.**

Die Magyaren.

Eine Erzählung von **Franz Ebert.**

I.

An einem Sommermorgen des Jahres 1850 hielten sechs mit Leibern beladene Wagen vor dem Weltenen Haus in einem liebenswürdigen Städtchen.

Vorauf sahen von Most und Mutter gleichgroße Knaben, Männer und Weiber, Knaben und Mädchen in bunten Gemisch, so daß das Kopf, die Jünglinge nicht zu zählen.

Vorübergehende Schaulustige umstanden die Wagen und schauten neugierig nach den Fremdlingen. Bald sammelten sich auch erwachsene Gaffer ein, mehr in so großer Zahl, daß die Polizeimannschaft, die von den Wagen gefolgt waren, in der Nähe sich verschwanden. Nach und nach entfernte sich die Schaulustigen und hatte so viel herausgebracht, es seien Magyaren (Emigranten) angekommen.

Die zwölf Auswandererfamilien, von denen ich spreche, bildeten den Vortrab des Auswandererzuges, der durch A. v. Koch aus Warmbrunn nach Siebenbürgen geleitet werden war. Einer dieser Familien hatten sich zwei Geschwister, die Kinder einer verstorbenen Tuchscherwitwe, angeschlossen, ein Jüngling von etwa 22 Jahren, Christian, und ein Mädchen von beiläufig 18 Jahren, Henriette, kurzweg Nette genannt. Niemand, der sie beide nicht kannte, hätte sie für Geschwister gehalten; denn große Verschiedenheit in Haltung und Geberden, in der ganzen äußern Erscheinung, konnte nicht leicht angetroffen werden. Christian war hoch aufgeschossen, aber doch kräftig, schwarzhaarig und braun im Gesicht; Nette dagegen schmächtig, blondhaarig und weiß, ihrem ganzen Aussehen nach sanft und mild. Und wie nah die Geschwister an die Auswanderer, mit denen sie in keiner verwandtschaftlichen Beziehung standen, eben nur äußerlich angeschlossen hatten, so traurten sie sich auch schon in dieser Stadt von denselben und einigen ihren eigenen Weg. Während nämlich die andern schon im Laufe des nächsten Tages weiter zogen und sich im Sachsenland niederließen, blieben Nette und Christian in der Stadt. Sie meinten, hier auf Jagdlohn mehr verdienen zu können als auf dem flachen Lande. Aber gemeinschaftlichen, in einem Wirthshause, begann er bei dem Wirth um Gotteswillen Lohn arbeit und sahen sich nach einer Wohnung um. Denn es im Städtchen eine große Auswahl, seine Bewohner trieben in ausgedehnter Weise Ackerwirthschaft, sie zählten mit zu den tüchtigsten Handwerken des Sachsenlandes. Auf einem Platz bei der Stadt sah man die ländlichen Wirthschaftsgebäude, das glatte Dach. Einige von Nette konnten eben Platz dazu haben, und zwar unter den vortheilhaften Bedingungen. Sie hatten die Nutzung eben Scheunen Aufbewahrung zu haben, hierzegen während des Winters die Wartung der Wirthschaft nach schwäbischer Art und erhielten dafür freie Wohnung und Kosten nebst Kartoffeln zur Verfügung.

Schon drei Tage nach ihrer Ankunft bezogen die Magyaren unter den angegebenen Bedingungen einen Wirthschaft in der malerischen Vorstadt und richteten sich so gut es gehen wollte ein. Der Gastwirthsohn des Wirthshaus, ein Jüngling

des engern Stadtteiles, verhöhnte sie mit Aufmerksamkeiten und behandelte sie laß als Gäste. Sie ließen es an Gefälligkeiten nicht fehlen, waren Tag für Tag in des Senators Hause, ließen sich verwenden zu allerlei Arbeit, im Felde, im Hause, wie es dem „gestrengen Herrn" gefiel. Ihr kleines Vermögen legten sie bei einem Kaufmann auf Zins an und gaben sich das Wort, die Zinsen so lange zum Kapital zu schlagen, bis sie so viel beisammen hätten, sich auszukaufen mit Haus und Hof und Äckergut. Dabei erwarteten sie das Versprechen, daß sie sich daheim ergeben hatten: sich nicht zu trennen, es sei denn, daß beide eine Unterkunft für die Dauer des ganzen Lebens fänden, in der Ehe.

Der Sommer verging und der Herbst. Noch einige warme Tage, und rauhe Stürme kamen über die hohen Gebirge und der Winter war da. Niese verdiente ein Gleckchen mit Waschen und Nähen. So weiß wie Schnee und so glatt war die Wäsche niemand in der Stadt herzustreichen, außer dem Hausherrn selbst. Zugleich sahen sie die Aussicht über Hof und Stall, während Christian Holz sägte und manchen Gulden in den Sparkorb legte. Niese trug ihm das Essen pünktlich zu und hielt regelmäßig ein Stündchen bei ihm im Gespräch. Wer so die beiden sah, hielt sie unbedenklich für Mann und Frau, aber es fiel doch auf, daß sie nie zanken, nie schälten, und waren doch beide so jung.

Noch war der erste Wintermond nicht zu Ende, als Niese, die viel immer blaß und schmächtig aussah, täglich mehr zusammenging. Christian, der bräutig mit ihr verkehrte, merkte nichts, aber der Senator und die gnädige Frau waren unablässig in Besorgnis, so oft sie Niesen zu Gesicht bekamen. Christian war unerbittlich und wandte sich an einen Arzt. Der Doktor meinte, das viele Bügeln tauge ihr nicht gut, auch müsse sie dem Bäbra bei Kompressen entlagen, damit das Schlimmste zu verhüten. Niese gehorchte den Weisungen und schonte sich nach Möglichkeit. Dafür erbrieste nun Christian das Doppelte.

Eines Abends erlebte Christian in der Stadtschenke, wie er allerunlängst sein Glas Bier trank, daß im Nachbarhause ein Haus fiel sei samt Wirtschaftsgebäuden und daß vom Dache, Türen und Fenstern gegen die Höhe des Erdgeschosses in Fetzen geworfen worden seien. Das sahe ihm wie ein Hexenwerk durch den Sinn. Wie wäre es, dachte er, wenn ihr die Sache übernähmet, mit dem Bauern Jugwirth, Wagen und Pflug behörtet und das Haus bezahltet? Niese war außer sich vor Freude, als ihr der Bruder seinen Entschluß mitteilte. Gleich am nächsten Morgen machte er sich auf den Weg und zog im Dorfe Erkundigungen ein. Haus und Hof samt liegenden Gründen war Eigentum einer Witwe und stand zu verkaufen oder zu verpachten. Das Haus war klein und eben nicht im besten Zustand. Das Strohdach klaffte an allen Enden, die Wände waren vielfach zerrissen; aber Stall und Scheune waren weniger mitgenommen und der Preis des Ganzen so niedrig, daß Christian den Handel unbedenklich abschloß und mit der Freudenbotschaft zur Schwester eilte.

Tags darauf theilte er seinen Handel dem gestrengen Herrn mit. Der war nicht wenig erstaunt und konnte seinen Aerger nicht verbergen. Denn bessere und dienstigere Leute hatte er nie auf seinem Meierhofe gehabt. Darum gab er kurzen Bescheid und fügte zuletzt sehr höhnisch hinzu: „Die Sache ist noch nicht zu Ende; denn es fragt sich, ob nicht ein Nachbar oder Verwandter das Näherrecht geltend macht, und in diesem Falle müßtet ihr zurücktreten."

„Das wäre!" entgegnete Christian. „Der Handel ist abgeschlossen, das Draufgeld bezahlt; den möcht ich sehen, der mir die Sache abtrückt!"

„Wollen es abwarten!" sprach der gestrenge Herr und kehrte ihm den Rücken.

Das wurmte Christian; es war ihm zu Mute, als hätte ihm jemand einen Schatz gestohlen, den er nie wieder erlangen könne. Mißmuthig ging er nach Hause und legte sich still auf die Bank an den niedern Kachelofen. Die Schwester rührte am Abendbrot. Indem er ihr den Vorfall mittheilte, steigerte sich sein Unmuth, und er schloß mit den Worten: „Wenn's hier so zugeht, wär' mir's besser, wir wären daheim geblieben und hätten in Sorge und Kummer unsere Kartoffeln gegessen."

„Nun, nun, laß dich doch beraten; noch ist die Gefahr nicht so groß, daß du dich und mich nicht."

Christian schwieg, aber der Unmuth verließ ihn nicht, wie er sich auch drehte, ihn der Schwester zu verbergen. Als sie nun einen Abend wieder so beisaßen, trat der Vormund der Maid, mit der er den Kauf abgeschlossen hatte, ein, und brachte das Draufgeld zurück. Der Nachbar habe das Näherrecht geltend ge-

machte, er könne die Sache beim besten Willen nicht ändern; es sei nun einmal so Brauch und Sitte bei den Sachsen. Christian gab ihm keine Antwort, sondern stand auf und starrte hinaus auf die schimmernde Schneefläche, die sich vor seinen Augen bis zum Horizonte ausbreitete. Plötzlich überzählte das Gold, durch es in die Schütze und stellte sich neben ihn. Der Bauer sah einen Mann vor sich: dann faßte er an die Thür und ging brummend hinaus, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Als Christian die Thür ins Schloß fallen hörte, murmelte er sich: „So ist's hier bestellt! So muß hier gehandelt gegen Einwanderer, die auf ehrlichen Wegen Brot und Arbeit suchen. Hätte ich das gewußt!"

Die Schwester beruhigte, schilderte ihr den Bruder und der Seele sprach. Perlmann zeigen beide gar Ruhe, und viele Tage weich der Kummer nicht aus der kleinen Kammer und aus den Herzen der beiden.

II

Der Frühling kam. Der gräfliche Herr triumphierte, weil er bei den bevorstehenden Feldarbeiten der Hände Christian's und Marlene nicht entbehren mußte. Er lieh sie fast täglich zur Arbeit leihen, schob aber die Bezahlung immer hinaus. Darüber wurde Christian gereizt verdrießlich und die Schwester bitter. Sie hielten's, ihren Abend den Lohn ihrer Arbeit vor Schlafengehen in den Spartopf zu legen, und der Sonntag Sammeligkeit im Jahren brachte für sie oft das Vergnügen, daß sie abrechnen, manchen Groschen auf Verzehrung zu bringen, und hatte der Sonntag darauf nicht eingeholt, ihn den Lohn zu schlagen. Sie wollten so sparen, nicht nur um in der Zeiten des Zusammenlegens nicht gestört zu sein, sondern auch weil sie im Besitz standen, den Spartopf zu heben und eine Kuh zu kaufen.

Der Sonntag sah eben beim Abschied, als Christian einmal auf seine Bitte verbrachte. Er trat eben in das neue Stübl, holte ein bedeutendes Papier aus dem Schubladen des Tisches, entfaltete es und zählte 18 Gulden auf den Tisch. „Das war Recht", sagte er und wollte ich eben wieder gehen, als Christian, welcher die Summe überzählt hatte, erwiderte: „Vierundzwanzig Gulden, gräflicher Herr, haben wir zu fordern, ich bitte Sie, noch sechs Gulden zuzulegen."

„Was fällt dir ein!" fuhr der Sonntag auf, „glaubst du vielleicht, wir lägen einmal an jeden Gulden? Die Arbeitstage habe ich gewissenhaft notiert, und mehr zahle ich nicht!"

„Gut", antwortete Christian, „wenn Sie die Arbeitstage notiert haben, wir thaten's auch und suchen überdies jedes auf dem vorigen Sommer rückständige Tage auf Tonntarlei fallen."

„Tonntarlei! Wenn euch mag ich keine Tonntarlei' dienen! Weil ihr doch arbeiten in einem Schwabenland! Denn wisse, wir ihr sein, haben wir hier mehr als genug Bettler und Schelme! Damit euch die Hebung der Landwirtschaft zu bewerkstelligen, auf deren Gebieten keinen nur ein Narr verstehen und ein Narr ist Pfarrer Roth, dieser Schwabenkönig! Hab nun Gott befohlen! Uebermorgen will ich euch nicht mehr auf dem Meierhofe wissen!"

„Wie Sie befehlen, aber der Schwabenkönig ist kein Narr und wir kein elendes Volk, und die sechs Gulden müssen Sie bezahlen, heute, bei Gott, ich klage gegen Sie wegen Betrugs!"

„Wegen Betrugs!" donnerte der Senator, „das hat mir noch niemand zu sagen gewagt. Nun hinaus mit dir, du Schwabenhund, heute werde ich Hausrecht brauchen, und wehe dir, wenn du dich widersetzest!"

„Verzeihe Gott, daß ich mich widersetze, aber der Schwabenkönig ist kein Narr und wir kein elendes Volk; klagen werde ich, so wahr mir Gott helfe!"

Mit raschen Worten war Christian zur Thür hinaus. Sein Herz klopfte, sein Atem war heraus. „Wie hab ich nur Weiberunrecht!" Aber auch gleichviel schon recht. Wären wir doch daheim geblieben im Schwabenland, wo uns niemand Bettler und Hunde schilt!"

Der Schwester wartete in peinlicher Spannung. Als sie den Bruder eintreten sah, lief sie in seinen Arme, was geschehen sein mochte. „Sollen wir auf und davon?" fragte sie zitternd.

„Ja", antwortete Christian, „bis übermorgen muß das Haus geräumt sein!"

Sie sagen zu Tische, aber es wollte nicht munden. Selbst der Wein, den Karl Sonntags nie vergaß, blieb unberührt. Sie überlegten, was zu thun sei. Viele war der Meinung, einen Platz anzunehmen, der ihnen gleich nach ihrer Ankunft angetragen wurde, den sie aber nicht annehmen konnten, weil sie dem Senator das Wort bereits gegeben hatten. So war die Meinung auf dem Hofe des Bürgermeisters, den sie als ehrlichen Mann kannten. Christian wollte davon nichts wissen. So war nicht Heimweh,

aber er meinte immer: „Daheim wär's doch besser! Unser Vaters riet hin, die Heimat zu erreichen, mehr brauchen wir vor der Hand nicht. Lieber daheim betteln, als draußen misshandelt werden!“

Das Mädchen ging eben zum Herrn, den Braten zu holen. Wie sie zurückkehrte, entfärbte sich ihr Antlitz, sie lief fast ohnmächtig auf ihren Stuhl: „Was hast du?“ rief Christian.

„Ich bin erschrocken, es deuchte mir das Herz ab, wenn ich dich so reden höre von Städtle, vom Bürgle. Was würden die Verwandten sagen, die uns so lieb behielten, wir würden sie betrüben! Nein, ich ertrag' es nimmermehr! Bei ab davon! Wir sind gekommen aus freiem Willen, wir wollen ausharren bis ans Ende. Wir leben hier leichter als daheim. Haben wir doch schon ein Nachtessen heimst gehegt und doch täglich kein gehabt. Lust, was Pfarrer Reib sagte, als wir in Gaumlan bei ihm waren: Hier leicht verwechselt, bleibe daheim und wage es nicht, neue Lebenswege zu betreten. Denn Widerwärtigkeiten gehen bei uns auch nicht ab, wie nirgends in der Welt.“

Christian entgegnete nichts, obgleich er sich nicht für widerlegt hielt. Er nahm Hut und Stock und ging nach der Schenke. Unterwegs begegnete er dem Schreiber des Nachbarortes, der ihm das Kaufinstrument aufgesetzt hatte. Christian wollte vorüber: doch der Schreiber schloß sich ihm an, erbot ihm mit, er sei auf des Senators Landhaus vertrieben worden, aber nur zum Schein, denn das Haus gehe noch immer fort, er fragte den Nachbar, der sich vom Senator habe brauchen lassen und den Vermund, der mit im Spiele gewesen, verklagen und die Sache gewinnen. Das kam Christian erwünscht. Er versprach, morgen mit Tagesanbruch im Dorfe zu sein, und verabschiedete sich. In der Schenke wollte es ihm nicht lange frieden, er eilte vor Schwüles und ließ sie allein mit. Bis tief in die Nacht sprachen sie von ihrem neuen Hauswesen.

Als der Tag graute, machte sich Christian auf den Weg. In heutiger Stimmung seiner Seele ward noch gehoben durch das frische, freudige Leben, das ihn umgab. Die Vögel jauchzten, die Wälder waren grün, die Saat stand üppig, der Obstbaum blühte. Alles glänzte und glänzte in Pracht. Christian sang ein munteres Lied der auferstandenen Natur entgegen. Es war das erste, seitdem er der Heimat verloren hatte.

Im Dorfe empfing ihn der Schreiber gewaltsam, sagte, daß er noch gestern mit dem Richter Rücksprache genommen habe über seine Angelegenheit. Des Richters Ansicht gehe dahin, der Kauf sei nicht rechtmäßig aufgehoben worden. Sofort wurde die Klagschrift aufgesetzt und bei dem ehrenversammelten Ortsamt eingereicht. Der Schreiber wies darauf hin, daß Christian nicht nur das Haus bar bezahle, sondern auch sämtliche Gründe der Weile gegen die Hälfte des Ertrags in Pacht zu nehmen gesonnen sei, und daß die Weile nur gewinnen könne, wenn ihre Gründe in die Hände eines so tüchtigen Bauern kämen. Das Amt stimmte bei und so wurde dem Kläger das Haus zugesprochen und zwar von dem Tage ab, an welchem der Kauf abgeschlossen worden. Zwischen diesem Tage waren bereits fünf Wochen verstrichen, und das Näherrecht konnte eine weitere Anwendung nicht finden, wenigstens nach einer langwierigen Prozeß. Christian ging mit dem Hausbrief in der Tasche durchs Dorf, um ihrte zum Zuhausewerke, um seine Habseligkeiten aus der Stadt unter sein eigen Dach zu bringen.

Als er vor dem Meierhofe anlude, kam Niele am Fenster und grüßte mit freundlichem Lächeln. Kühen und Kälben wurden aufgepackt und alles verrichtig untergebracht. In wenigen Stunden stand Stube und Kammer leer. Christian warf einen flüchtigen Blick in die leeren Räume, ging vor sich hin und schritt hinaus. Die Schwester wandte ihm zurück, und indem sie eine Thräne aus den klaren blauen Auge wischte, sagte sie: „Sei nicht hart, Bruder. In dem stillen Häuschen haben wir so manche frohe Stunde gehabt. Geh', verspricht mir, den Groll, zu dem uns der Senator Veranlassung gab, nicht zu übertragen auf das kleine Haus und die Erinnerungen, die sich daran knüpfen.“

„Ich verspreche dir's, du gutes Kind, aber der Senator muß mir doch dran, schuld wir uns in Haushalten so Ordnung haben.“

III.

War das ein Schalten in dem neuen Hause! Da gab es aber auch vollauf zu thun, das Haus war ja Eigenthum einer Weile. Es mußte das Dach ausgebessert werden. Christian kaufte Stroh und machte sich daran. Er that's mit Lust; Niele strahlte ihm die Dankbarkeit. Tag wurden die Wände ausgebleicht, von innen und außen. Nach einer Woche ist es schon wohnlich und in der Stube. Der Hausrath wurde

vom üppig emporgeschossenen Unkraut gereinigt, die Scheune von Stroh- und Heuüberresten gesäubert. Das war nun alles blank, aber leer, unendlich leer. Acker und Weinberge waren für das laufende Jahr bereits verpachtet, nur Vieh gründe noch zu haben. Trotzdem nahm Frau Christian auch in Pacht, soviel er bewältigen zu können glaubte; den Garten grub das Mädchen um und brachte Kartoffeln, während Christian das Lehmerde.

Mittlerweile kam die Heuernte heran. Christian arbeitete nun nicht mehr als Tagelöhner, er mähte sein eigen Gras; die Schwester half mit Hacke und Rechen. Sie arbeiteten wenig flinker und geschickter als der gemeine Gemarkung. Auch Heumahden des Herrn bezahlten sie mit Bauern. Als das letzte Fuder in die Scheune schwankte, sagte Christian: „Das ist hier ein reicher Segen!“ Mit unsern Händen, ohne Kapital, haben wir in 34 Tagen 12 Fuder Heu erschafft; sie wollen dafür unsere Pacht, 200 Gulden wert!“ Nun jubelierten beide. Während der Mahlzeit trug Christian die Pfanne und schaffte Zu Hause Wein für den Mittag ein. Die Kartoffeln waren so reichlich geraten, daß sie sie in der Kammer kaum unterbringen konnten. Es ging alles über Erwarten gut. Christian dachte nicht mehr daran, nach Schwabenland zurückzukehren.

Doch ein Umstand war beiden hart und unerträglich. Sie wurden von den Leuten zwar überaus freundlich, aber doch mit so großer Zurückhaltung, mit solcher Gebrauchsfertigkeit behandelt, daß sie sich wie von andern Wesen fühlten. Sie wußten sich das nicht zu erklären, am allerwenigsten Christian. Den wollte es manchmal fast zur Verzweiflung bringen. Die Schwester tröstete, das sei, weil sie sächsischen Bauern sich von Fremden ihrer Sprache schämten; es sei auch wirklich ein gottleres Gesindel; aber von manchen hier sie's doch gern an und versuche auch hin und wieder ein Wort, dann glaube sie immer, die Leute könnten doch nicht schlecht sein; denn es seien Deutsche und zeigen wollten sie wohl auch schon und freundlichen werden. „Es steckt noch etwas dahinter“ wandte Christian ein, „aber es muß heraus!“

„Kommen wir doch auch nicht recht unter die Leute, anders in der Kirche, gehen wir doch in niemand ins Haus. Wie da zu wundern, daß sie zurückhaltend, geheimnisvoll thun? Machen wir's besser!“

„Ruh' Sand darum, solche Stubenhocker, diese Sachsen! Keinem trau da in der Schenke! Manchen hören da was Fremden, kein deutscher Laut ist verwehrbar!“

Als der Winter herannahte, machte Christian einen Morgen ein Anlegerl, suchte alles Paare zu sich und fuhr mit der Schwester nach der Stadt, wo Viehmarkt war. Viele hatte ihren Sennhofhof angelegt. Die trug schmachtige Gestalt unter dem breiten, krämpigen Hut gar so lieblich aus. Alles blickte nach dem seltsam gekleideten Paare hin. Hier und da wurde auch gelacht und gespöttelt, als sie durch Vieh fuhren. Christian merkte nichts, ihr aber entging's nicht, und sie hatte weinen mögen, ob sie gleich nicht wußte warum. Der Viehmarkt war sehr lebhaft, aber für den Morgenstern war's eine unerfreuliche Aufgabe, hier eine Kuh zu kaufen, denn die meisten Verkäufer waren Weiber, die seine Rede nicht verstanden. Und wo sich ein Handel hätten lassen, der lachelte über den ungewohnten Dialekt und entwendete sächsisch. Doch verständigten sie sich mit Schwabenland weil. Aber Christian kannte die hier gewöhnliche Art des Feilschens nicht, wußte nicht, daß der Käufer das erste Angebot so halten muß, als ob er den Verkäufer hohn und dann nur nach und nach etwas zulegen, wie aus Gnade und Erbarmen, und dabei fortwährend bedauern, daß die Waare so viel wert sei und werde sonst niemand haben geben, der zwei gesunde Augen im Kopfe habe. Unterdessen gewöhnt er auch mit einem verlassen Aussehen, dem Hohne des Verkäufers, zusammen, dem er sich annähert und unabsichtlich in den Handel gemischt hatte. Doch benahm er sich ihm gegenüber so entschieden, so taubstumm, daß er unmöglich aus dem Treiben ging und zuletzt eine Kuh einhandelte, welche ihm der Schreiber zur Seite hatte, der er eben gewesen hatte. Die Kuh war so billig, daß Christian mit der Schwester berieth, eine zweite zu kaufen. Sie war einem Bauern und bot Christian um den Schreiber die Hände machen, während er selbst außerhalb des Gedränges blieb. Wie sie so dastand und vor sich hinschaute, mit auf schwarzem Roß des Kuh und Sohn verkaufen, ein stattlicher, hübscher Bursche, hoher noch und kräftiger als Christian, aber weniger straff und aufrecht als jener. Das gefiel ihr wieder, sie unwillkürlich. Als das Mädchen sich eben auf, um, wenn's noch ihm, den Preis aufzuwerfen. Der Bauer wollte

die Irrigen, die unter dem heimathlichen schwarzen Nußbaum herumlagen. Doch in demselben Augenblick sah sie auch schon wieder vor sich hin und dachte: Wenn der Bruder nur da wäre! Ihr wird Abend und mich friert. Als der Bruder endlich kam, war sie selig und drängte ohne Aufhören zur Heimkehr, es friere sie überall. Christian konnte dem Schreiber für die Unterhaltung und mußte versprechen, ihn demnächst in Gesellschaft der Schwester zu besuchen. Dann band er die beiden Kühe an den Wagenkorb hin und fuhr langsam heimwärts.

„Aber Liese, du hast ja gar nicht nach dem Preis der zweiten Kuh? Bist doch nicht unwohl? Oder machst dir's nicht Freude, daß ich eine zweite kaufte?"

„O doch, aber mich friert so sehr!"

Wie sie so sprachen, vernahmen sie den Hufschlag eines Pferdes in der Nähe. Des Mädchens Wangen entflammten sich, aber sie sah nicht auf. Erst als der Reiter vorüber war, hob sie den Kopf, als ob sie hinwieder schauen wollte. Da flog eben der Richters Sohn über die Straße, sie starrte vor sich hin und sprach kein Wort.

„Dir ist nicht wohl; deine Wangen sind so roth, wie ich sie niemals sah!" sagte Christian, hüllte sie sorglich in seinen Mantel und drängte den Fuhrmann, in eilen. In Hause wurden die Kühe in den Stall angebunden. Liese richtete das Abendbrod an, während der Bruder fremden schaffte und nicht lange werden konnte. Futter zu rühren und die Thiere zu streicheln. Was nur die Schwester haben mag! dachte er; sie friert sich doch gar nicht, während ich vor Hunger und Durst fahren möchte. Da kam sie eben. „Liese, sieh', das ist unser Eigenthum! Bist du denn gar nicht froh?"

„Doch, Bruder, wie ich mir gar nicht wohl, ich habe mich erwärmt. Das Abendbrod ist fertig."

Christian folgte. An der Thür kehrte er sich um. „Die Kühe wird doch in kurz gebunden sein, wenn sie den Stall einmal kennen lernen, den gleich wärmer sein!" Nach Tische saß sie ihm nicht in der Stube. „Der Stall ist kalt, zu kalt für die Kühe", sagte sie, „muß nothwendig untersuchen, damit sie warm liegen." Nun auf vielen Bitten schlief er in der Stube. Er meinte, die Kühe könnten's nicht aushalten allein im Stalle. Waren sie doch sein Eigenthum und hatten so hohen Preis und Großvater dahinten wie so weit gebracht!

IV.

Als der erste Schnee gefallen war und Hans im Dorfe geschlachtet wurde, sah der Schreiber die Magenten eines Abends „zu frischer Wurst" ein.

„Ach Gott", sprach Liese, „ist das ärgerlich! Wie thun wir denn?"

„Wir geben! Schreibers würden uns stören, wenn wir die Ehre ausschlügen."

„Ach ja, aber wen wollen denn wir sie einladen?"

„Das wird sich finden! Und nun sie daran! Bürste meine blaue Jacke aus und du nimmst den Rock, den du in Gansstatt kaufst; wir wollen nicht ohne hochzeitlich Kleid erscheinen."

Der Schreiber war überaus freundlich, unterhielt sich aber größtentheils mit Christian über Dinge, von denen das Mädchen nichts verstand. Das ward ihr bald so drückend, daß sie der Schreiberin, die vollauf zu thun hatte, unter die Arme griff, so gut sie's vermochte. Das gefiel der Alten so wohl, daß sie mehr und mehr vertraut wurde, von all ihrer Wirthschaft zu erzählen begann und sagte, wie man's mit dem und jenem im Schwabenland halte. Nach und nach fanden sich mehrere Bauern und Bäuerinnen ein, darunter auch der Richter mit seiner Frau. Die Frauen sahen mit sorgenden Blicken dem Mahle zu, das mit einiger Weitläufigkeit rüstete und schaffte wie an dem Ihren. Die Richterin konnte sich nicht erwehren, ihrem Manne zuzuflüstern: „Ihr hat's gefreut, ihr Mutter muß eine tüchtige Wirthin gewesen sein!"

Die Männer machten sich an das Gespräch des Schreibers mit Christian, der eben vom Akkerbau sprach. Sie hatten aufmerksam zu, hob aufmerksamer als in der Predigt. Doch sah man den Richter hin und wieder den Kopf schütteln. Endlich bei er Christian ins Wort: „Das geht bei uns nicht, wo denken's nicht! Unsere Weiden sind besser als der Aecker! Davon plagt das Vieh' Das Gras ist ihm „wunder!" Ein Wort gab das andere. Plötzlich fand sich Christian mit dem Richter in einem Disput, den er sehr bezog führte, weil dem andern durchaus nicht mochte. Auch die übrigen Bauern, wie sie Christian so ruhig sprechen hörten für Dinge, die ihnen so nahe lagen und von denen sie doch im Grunde nichts verstanden, gewannen Respect vor dem Schwaben. Selbst während der Mahlzeit dauerte das Gespräch fort. Die Frauen sahen oft und oft nach dem Mädchen und es kam ihnen

gelegt gar nicht übel vor, trotzdem er so abscheulich schwäbisch sprach. Die Schwester wagegen wünschte dem Bruder mit den Augen zu schweigen; freilich vergebens, denn er sah sich nicht hören. Der Richter, der das Manöver bemerkt hatte, schmunzelte und sagte, Marien in die Backen kneifend: „Laß ihn nur, er thut nichts Uebles und es fehlt ihm nicht öfter an als dir das Schelten daheim und im Felde, du Kriegerin!“ Die Richterin sah jetzt etwas dumm darein bei den letzten Worten, doch versuchte sie zu lächeln. Das Mädchen wollte vor Scham vergehen.

Nun blieb bis in die späte Nacht beisammen und hatte allerlei Kurzweil. Beim Abschied sprach der Richter: „Höre, Christian, du mußt mir morgen auch zu deutscher Musik kommen, aber die du bringst du nicht mit! Ich habe einen Pudelhund daheim und dem jungen Volk ist nicht zu trauen.“ Christian betheuerte, daß die Schwester ebenfalls nicht kommen könne; sie habe Wäsche am Feuer und dürfe morgen nicht daran denken, einen Fuß vors Haus zu setzen. Er selbst aber nahm die Einladung dankend an. Des Richters Worte fuhren Marien durch die Seele; ihr Herz klopfte heftig; sie hätte laut aufjauchzen mögen vor Freude und dann wieder weinen vor Schmerz.

Indem sich der Schlaf lange die Augen, Schmerz und Freude theilten sich in ihr Gemüth, bekämpften sich, verdrängten sich; keines blieb sich, keines behielt die Herrschaft.

Christian war durch sein Versprechen gekommen, zu dem Richter zu gehen. Es ward ihm schwer, wie an unsichtbaren Fäden zog es ihn zurück unter das Strohdach. Da saß sie Schwester am Bette, horchte in die Nebelnacht und hatte seltsame Träume.

Beim Frühstück fragte ihn der Richter erstaunt: „Wo bleibt denn Marie? Wird doch den Scherz verstanden haben? Aber nahmst du für Ernst, was ich so von meinem Sohne sagte? Hat das Gleichwohl vielleicht gar deine Schwester beleidigt? Mädel, geh', hole sie, ich will ihr abbitten!“

„So will ich gleich lieber selbst gehen“, antwortete Christian; „aber es ist viel zu viel Ehre für uns und übrigens kann sie so nicht kommen, der Wäsche wegen.“

Dabei blieb es nicht. Die Richterin, obgleich dem Mann sehr gram, weil er mit der Magnetin so that, schickte unter der Hand eine Magd. Aber Marie hatte der Thür schon gehört und gab, da sie des Bruders Tritte nicht erkannte, keine Antwort. Erst in der Nacht hörte Christian zurück. Sie war noch wach am Feuer, traumvoll harrte in die Nebelnacht.

„Nun, here, Marie, die Richters können gar nicht von dir lassen! So viel Lobes habe ich noch nie gehört! Sie waren ernstlich böse, weil du nicht kamst.“ Und nun erzählte er weitläufig alle Ereignisse des Abends. Ihr entging kein Wort, aber eines blieb vor allen in ihrer Seele haften: „Mädel, geh', hole sie!“ Das klang ihr so wunderbar, daß sie heftig zu schluchzen begann und sich nicht lassen konnte. Christian ward ernst. Er hatte sie zu erkennen geheißen und nun meinte sie.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Aus dem Garnisonleben.

II. Bei Tisch.

Trotz des Aufenthalts durch seinen Bataillonsadjutanten gelingt es Lieutenant F., dem Verlust des bewußten Strafgerichts zu entgehen.

Mit den vollen Suppenterrinen zugleich erscheint er im Speisesaal, einem ziemlich großen Rechteck, dessen lange Seiten zwei Tafeln einnehmen, deren eine von den Offizieren des 4. Infanterieregiments, die andere von den Artillerieoffizieren der Garnison besetzt ist. In der Mitte steht ein Gang für die aufwartenden Kellner frei.

Bald ist die Suppe vergessen und mit dem Erscheinen des Rindfleisches beginnt nach und nach eine lebhafte Unterhaltung der Tischgenossen. Nur F. bleibt stumm.

„So still, lieber Kamerad?“ fragt ihn ein am oberen Ende der Tafel sitzender Offizier, in welchem jeder Sachverständige sofort den Regimentsadjutanten erkennen wird.

„Ich, ich habe den Kopf voll ...“

„Ich nicht von Liebesgedanken?“

„Wenn's doch wäre! Im Gegentheil: Dienst, viel Dienst! Ausbildung, Rapporte, Stundenpläne und dazu heute noch ein ... Ball ...“

„Ein Ball? Jetzt schon? Bei wem?“ hört man durcheinander fragen.

„Bei Frau von T.“

„Ah, bei der holden Lame! Also unter 3 ist einer von den wenigen Auserwählten! Wünsche viel Vergnügen!“ Viele mit mancherlei anderen Bemerkungen werfen laut

„Ich begreife nicht“, ruft [illegible], ein wohlbeleibter, schon älterer Herr, der es aber leider noch nicht bis zum Kapitän bringen konnte, „solches Vergnügen die Menschen zu heißen. Da

seyn haben können. Es ist kaum zu glauben — heute am 3. November schon einen Fall. Nun, mich bringt keiner heim!"

„Ei, ei, lieber Kamerad", läßt sich der Regimentschirurgus vernehmen, „beherzigen Sie so wenig die Ermahnungen Sr. Excellenz?"

„Ob", versetzt der Erste, „mir ganz gleich, ob man höhern Orts meine Passion für andere als dergleichen lustige Gewohnheiten mißfällig bemerkt. Ich erlange mir doch nichts mehr, wollte ich auch mit den Unteroffizieren meiner Compagnie eine Landpartie anstellen, die das hohe Divisionscommando selbst arrangirt hat."

Alles lacht über den Sprecher, der eben mit komischer Miene ein Stück Rindfleisch in kleine Bissen zerschneidet; denn man weiß recht gut, daß er auf eine Prüfung im Pajonnettfechten anspielt, bei der Se. Excellenz, die für absolut, sich höchst ungnädig über geringe Beweglichkeit und großes Phlegma gewisser Herren aussprach.

„Ich kann es Ihr gar nicht verdenken, alter Kamerad", meint sein Nachbar und klopft ihm die vollen Wangen. „Jeder hat seine Passion. Ich höre auch lieber in einem vernünftigen Concert oder im Theater, als daß ich die elende Tanzmusik oder das geschwätzige Gerede einer Ballbame vom Wetter und den neuesten Theaterstücken mit anhöre. Uebrigens, Ihr Herren, nicht zu vergessen, heute ist die letzte große musikalische Soirée der Interessalschen Kapelle im Weinlichen Etablissement. Wer einen guten Platz haben will, melde sich bei Zeiten. Ich gehe sofort hinaus und werde besorgen."

„Mich bekommt niemand wieder dort zu sehen", ruft der Erste, während einige andere um Berücksichtigung bei dem Musikfreund bitten. „Denkt euch, wie es mir neulich dort ergangen! Ich komme in der Dämmerung vom Waldkeller herein und sehe vor dem Weinlichen Etablissement ein Gewimmel von Menschen und Pferden und Damen in Crinolinen wie Fässer! Ah, denke ich, musikalische Scenen von Interessal! Muß doch einmal sehen, was sie heute zum besten gibt. Ich trete näher und studire das Programm. Da steht gleich als erstes Stück des zweiten Theils: «Grande marche militaire von Interessal». Hm, sage ich mir, das wäre nicht so viel! Und dann folgt ein Walzer von Strauß und so langweilige Symphonieen neben ganz zuletzt. Ich überlege: Wer weiß, ob ich keine Gesellschaft im Kaffeehause treffen, im Quartier ist's kalt, der Punsch wahrscheinlich bei seinem Schoß — eine Stunde bei Interessal wird schon auszuhalten sein, folglich — demnach — ergo begehl' ich meine gute Chocolade, schenke dem Kellner respectvoll einen Sechser und avancire in den Saal. Ein verdrießlicher Kellner verschafft mir einen gut'n Platz und nach einer Kunstpause, die ich mit drei Seidel Bier ausfülle, beginnt die Grande marche militaire, ich muß gestehen, zu meiner größten Zufriedenheit. Ein Schmettern und Wirbeln, daß es eine Lust war! Meine Füße gehen nach dem Takte auf und nieder und ich marschire unter dem Tische bald wie ein Rekrut auf dem Platze. Zuletzt werde ich so hingerissen, daß ich jedesmal beim Wirbeln der Pauken mit den Fingern auf einem Kaffeebrett trommele, was zufällig in meiner Nähe steht. Bei dem Lärm der Musik hört es niemand — da geht sie plötzlich in piano pianissimo über, ich ziehe erschrocken die Füße zurück und stoße dabei an mein Schwert, welches ich hinter meinen Stuhl gelehnt, und — plumps! fällt es zu Boden. Alles wendet sich entrüstet nach mir um. Ich suche eine möglichst unbefangene Miene anzunehmen, drehe mein Gesicht recht tief ins Glas und denke, während ich trinke, wird sich das Publikum schon beruhigen, als am Eingange des Saals ein lautes Hundegebell ertönt — denkt euch, es ist mein Gott! Dem Vieh ist die Zeit im Quartier lang geworden, es geht mir auf dem Wege nach dem Waldkeller entgegen, hatte meine Spur und begehrt Einlaß ins Gewölbe. In tollen Sprüngen kommt die Bestie durch den Saal auf mich zu und stößt mitten im schönsten Adagio des Herrn Interessal ein fürchterliches Freudengeheul aus. Was blieb mir übrig? Ich mußte die Hälfte meines Biers im Stiefel lassen und den Hund nach Hause begleiten. Nun bitt' ich aber, ist es nicht unerhört, in einer Marche militaire so piano zu spielen, daß jedes leise Geräusch zu hören ist? Das ist Musik für nervöse Damen, aber nicht für uns Kriegsknechte!"

Abermals ertönt lautes Gelächter, welches erst vollkommen verstummt, als der Kellner dem Adjutanten die soeben mit der Post angekommenen neuesten Zeitungen einhändigt.

„Hier ist Lectüre, ihr Herren! Wer wünscht?"

„Mir die Oesterreichische!" — „Mir die Preußische Zeitung!" — „Ich bitte um die Deutsche Allgemeine!" — „Ich um die Fliegenden!" — „Ich um den Kladderadatsch!" ertönt's von verschiedenen Seiten. Der Adjutant theilt aus, behält für sich aus den "Ichen Anzeiger und vertieft sich in die Lüge des angekommenen Aermels. Es

wird stumm am Tisch und die bis dahin durch die lauten Stimmen der Infanteristen übertönte Unterhaltung der Artillerieoffiziere am andern Tische wird vernehmbar.

„‚Man mag sagen was man will', ruft einer dieser Herren, ‚ich bleibe bei der Behauptung: Die Granatkanone ist ohne Beibehaltung eines kurzen Visirgriffes ein Unding'"

„‚Oho', bemerkt ein anderer, ‚das wäre doch zu viel gesagt! Deiner Meinung nach wären wir ja wieder auf dem alten Fleck — verschiedene Kaliber in einer Batterie.'"

„‚Nicht doch! Ich habe euch schon vorhin auseinandergesetzt, daß ich das nicht will! Aber mit euch ist gar nicht zu streiten! Ihr verderbt die Worte und verwechselt die Begriffe!' Entrüstet schweigt der Sprecher und leert eine ganze Gemperschaufel zur Hälfte auf seinen Teller aus."

„‚Was ich mich aber die Zeitungsschreiber ärgern muß!'" läßt sich plötzlich auf der entgegengesetzten Seite der Infanterist vernehmen und wirft ein eben gelesenes Blatt entrüstet auf den Tisch. „‚Spricht solch ein Federheld in einem Leitartikel über Reduktion der Armee' ‚Reduktion der Reduktionen' Alle in eine Kompagnie gesteckt und aus den Leitungen Patronen gemacht!'"

„‚Du brauchst es ja nicht zu lesen!' bemerkt sein musikalischer Nachbar. ‚Ich habe es schon lange aufgegeben. Die Alleregenden Blätter sind das einzige Journal, welches ich noch eines Blicks würdige. Ich habe zwar mein leidhaftiges Gemüthel darin gefunden, aber darum keine Aktenschaft!'"

„‚Himmel!'" rief jetzt plötzlich der Adjutant. ‚Im Kasernen! Da muß ich gleich hin! Kellner! Schnell Butter und Brot und nachher eine Tasse Kaffee!'"

„Darf man wissen, welche interessante Stelle des Anzeigers den Herrn Adjutanten so in Wuth bringt?" fragt F.

„‚Denken Sie sich, lieber Kamerad, die Gemmeziemräthin E., die Tochter unseres ehemaligen Regimentscommandeurs, welche auf den Wunsch ihres seligen Herrn Papas den alten Herrn heirathen mußte, von dem sie aber die Uhrkette besitzt, übt hier unter den angekommenen Fremden! Ich muß sie sehen! Kellner! Zahlen, Herr, den Kaffee!'"

F. übrigt: Unser Adjutant war früher ein Verehrer der Musen, als sie noch im elterlichen Hause lebte; in gewissen Kreisen sprach man schon von ihrer baldigen Verlobung, als der Gemmeziemrath erschien und verzogen wurde.

„Glauben Sie die Dame im Hotel zu treffen?" fragt er laut, von einem großen Gedanken erfaßt.

„Ich hoffe doch, daß sie mich annimmt!"

„Ihr Gang wird vergeblich sein, denn ich weiß aus sicherer Quelle, daß die Gemmeziemräthin heute nachmittag bei Frau von X. erwartet und abends zum Ball da sein wird."

„Das wäre fatal! Wenn man nur wüßte, ob sie morgen noch hier bleibt! Ich fürchte, sie ist nur auf der Durchreise —"

„Wenn Ihnen sehr viel daran liegt, die Dame zu sehen, ich wollte es bald bewerkstelligen."

„Wirklich! Sie kennen das?"

„Nichts leichter! Sie geben mir auf den Ball."

„Sind Sie toll? So ohne weiteres? Ich bin bei Frau von X. gar nicht eingeladen!"

„Das thut nichts", erwiderte F. und duzte den Adjutanten früh ins Ohr. „Glauben Sie mir, man ist dort in Verlegenheit um Tänzer und jeder Herr, den ich einlade, wird mit offenen Armen empfangen."

„So, so! Wenn das ist, will ich mich nicht weiter bedenken; ich bin dabei! Uebrigens ein prächtiger Einfall! Meinen besten Dank voraus!"

„Nun bin ich Sie aber auch", antwortet F. dem Adjutanten weiter zu, „mir bei ferneren Werbungen unter unseren Herren Kameraden beizustehen!"

„Den Herren gern! Wie viel brauchen Sie denn noch?"

„Vier bis fünf werden immer noch nöthig sein."

„Ich verschaffe sie Ihnen! Haben Sie mich nun entschuldigt! Wollen Sie nicht, ob einer der Herren Offiziere dort ist?"

„Herr Sekondelieutenant ist eingeladen und der Major M. von der Artillerie."

„Um so besser!"

Unterdessen hat der Kellner den Kaffee gebracht, Cigarren werden angezündet, bald ist alles in lebhaftes Tischgespräch eingetheilt.

„Haben Sie schon Ihre Adjutantur mit den Kameraden-Kommandanten überstanden?" fragt der Adjutant nach einer kleinen Pause F.'s Nachbar, einen jungen, blassen Premierlieutenant, der so sehr Typus des Kleiderschrankes vertritt, daß man ihn nie im vergessen könnte.

„Ich?" fragt der Blasse, vom Blatte aufsehend. „Wie so?"

„Liegen der letzten Verfassung"

„Verfassung? Ich verstehe Sie nicht!"

„Aber", versetzt der Adjutant halb ärgerlich, „Sie werden doch selbst am besten wissen, daß Sie als Offizier der Inspection vorgestern hatten, hinzugehen?"

„Alle Wetter, ja! Das fällt mir jetzt erst ein! Ich will doch nicht hoffen, daß der Kasernencommandant meine Abwesenheit bemerkte?"

„Es scheint mir fast so; denn nach der heutigen Parade fragte er mich, welcher Offizier unseres Regiments vorgestern — und da war ja die letzte Verfassung*) zur Inspection commandirt gewesen. Ich konnte nicht anders als Ihren Namen nennen. Gleich darauf sah' ich den Kasernencommandanten mit Sr Excellenz im eifrigen Gespräch und ich fürchte sehr, daß er, weil der Fall neuerdings wiederholt vorgekommen, darüber Meldung gemacht hat."

„Das war abscheulich! Ich habe bei dem hohen Divisionscommando um vier Wochen Urlaub nachgesucht — morgen wollte ich fort — wer weiß, ob nicht diese Meldung — Was thun Sie da? Ich will zu Sr Excellenz rennen oder zum Kasernencommandanten?"

Ein Blick des Adjutanten belehrt jetzt F., was er zu thun habe, und unbefangen sagt er zu seinem geduldigen Nachbar: „An Ihrer Stelle wüßte ich Mittel und Wege genug!"

„Nun?" fragt der andere gespannt.

„Sie gehen mit auf den Ball der Frau von R., tanzen flotting, fangen mit Sr Excellenz ein Gespräch über die neuen, von ihm vorgeschlagenen Gewehre an, bestimmen Ihre Excellenzdame, den alten Herrn einmal vom Spieltisch wegzubeten — und Sie können versichert sein, morgen haben Sie Ihren Urlaub, trotz der Meldung des Kasernencommandos!"

„Potzhalunke! Sie haben recht! Ich bin zwar kein guter Tänzer, aber — was thut man nicht seinem Vorgesetzten zu Gefallen? Wann fängt der Ball an?"

„Punkt 9 Uhr."

„Ich werde mich einstellen — Adieu! [illegible] Unterredung darum meinen gestrigen Vortrag über Rußland und Pferdezucht."

„Das wäre der Zweite" murmelt F. vergnügt in sich hinein, als der blasse Kamerad hinaus ist.

Der Saal ist unterdessen leerer geworden. Der Musikliebhaber verschwand kurz nach dem Premierlieutenant, auch die Plätze im Weich'schen Etablissement sind zur richtigen Zeit belegen zu können. Der Dicke hat sich mit einem gähnenden „Wohl gespeist zu haben!" nach Hause geschleppt, auf welchem Sopha seine müden Glieder zu ruhen. Am Infanterietische sitzen nur noch zwei Offiziere, mit dem geistreichsten aller Spiele, dem Domino, beschäftigt; am Artillerietisch streitet man, heftiger als sonst, über die Güte eines neuen Geschützes.

F. steht stumm umher und bemerkt mit Schrecken die gewaltige Leere. „Wo soll ich hier noch Jäger finden?" seufzt er. „Meines Bleibens wird nicht lange mehr sein können. In einer Viertelstunde ruft mich der Dienst!"

„Nur nicht die Hoffnung verlieren!" tröstet der Adjutant. „Die Hälfte von denen, die noch hier sind, getraue ich mir zu gewinnen!" „Sie da, C.", ruft er einem der beiden Dominospieler zu, „wie ist denn Ihre gestrige Jagd abgelaufen?"

„Flau", erwidert dieser; „mehr Jäger wie Hasen! Es hört auf mit der Jagd! Zwei Meilen in der Runde kein Revier mehr! Die Jagdgesetze verderben alles! Zehn Jahre meines Lebens gäb' ich darum, einmal wieder nach Herzenslust die alten Hasen in Stand setzen zu können!"

„Zehn Jahre sollen Sie nicht opfern, sondern nur einen Abend Ihres kostbaren Lebens, und ich verschaffe Ihnen binnen hier und acht Tagen die Einladung zu einer Jagd, wie sie im Buche steht!"

„Sie scherzen! Bei wem?"

„Auf dem Gute der Frau von R."

„Ja hört! Allerdings, die Frau hat ein Revier; mehr Hasen wie Kaninchen, und einen Rehstand, zum Küssen schön! Leider kenne ich die Dame gar nicht!"

„Wenn Sie bei ihr eingeführt sein wollen, so bin ich gern bereit. Stellen Sie sich gefälligst heute Abend halb acht Uhr in meinem Quartier ein. Frau von R. wird sich sehr freuen, denn es fehlt ihr sehr an — Jägern. Nicht wahr, F.?"

„Leider!" meint dieser mit verbindlichem Lachen. „Sie finden übrigens noch mehr Kameraden dort; ich verspreche mir einen sehr heiteren Abend."

„Dann wird es heute wol sehr leer hier sein?" fragt der andere Dominospieler, welchen wir an seinem Rock wie an der steifen Prille als den Bataillonsarzt erkennen.

„Sie werden sich höchst wahrscheinlich allein in Ihrer eigenen liebenswürdigen Gesellschaft befinden, denn wer nicht bei Frau von R. ist, geht in die Soirée musicale. Kommen Sie mit auf

*) Parteneintheilung.

den Ball. Doctor' Meisterstreiche immer heute wie Sie sind dort immer gern gesehen. Vielleicht findet sich auch etwas für die Praxis. Sie Arzt vom Hause leidet öfters an Migräne. Sie nehmen als vertrauensvoller Assistent ein niederschlagendes Pulver mit, indem das der Leidenden verlegenheitshalber mit der ihnen eigenthümlichen Magie in ein Glas Wasser — es wirkt beruhigend — man ist ihrer Liebe voll. Sie kommen in der Nacht. Ihr Mund ist gemacht."

„Sie verstehen wirklich so schön zu malen", lacht der Bataillonsarzt, „daß ich nicht länger zaudern darf. Ich fühle eine ganze Apotheke in meinem Arm", rief er aufspringend.

„Alter Doctor, ich kann auf Sie schwören!" sagt F.

„Ganz sicher! Ich werde mich in Ihrer Liebenswürdigkeit aufführen! Kein Mensch soll meine Hand mehr verschreiben, wenn ich einen Tanz nöthig hin!"

Unterdessen ist der Assistenz aufgestanden, hat sich einem der noch anwesenden Artillerieoffiziere genähert und ihn freundlich um ein paar Worte unter vier Augen ersucht. Der Gefragte erhebt sich und tritt mit an das Fenster, in eifrigem Gespräch.

F., denen Letzt abgelaufen ist, macht sich marschfertig, da er seinen hohen Gönner anderweit beschäftigt sieht. Doch kaum an der Thür angelangt, hört er den Assistenten rufen: „F., wohin schon? Nehmen Sie mich mit!"

„Nach der Kaserne! Komm!"

„Nur einen Augenblick bitte ich noch!"

„Ich werde im nächsten Galanteriladen Einiges mitnehmen und Sie dann erwarten."

„Nur auf Wiedersehen!"

F. eilt nach dem Verkaufsgewölbe, erhandelt einige Orden von Goldpapier und andere Gelegenheitsdinge und harrt dann der Ankunft des Assistenten.

Bald erscheint dieser und ruft schon von weitem: „Victoria! Sämmtliche noch konservirte Artilleristen sind gewonnen zu Ihrem heutigen Ball!"

„Nicht möglich!"

„Ja, ja! Es gibt alles! V., mit dem ich eben sprach, spendirt sogar auf den Fuchs von Sr. Excellenz. Er war ihm nur immer zu theuer, zu feuerig. Heute heißt es, daß morgen der Adjutant G. von den Husaren herüberkommen wird und das Pferd erhandeln will. Eben deshalb ist der von V. mir gab ihm den Rath, sich heute noch an Se. Excellenz zu machen. Am leichtesten würde das auf unserem Balle gehen. Nach einem Glase Wein wurden sie beide Handels einig werden. Der gute Kamerad sagt zu mir, es dauert nicht lange, so hat er die beiden anderen auch zum Mitgehen überredet!"

„Ja hätten wir alle eben solche guten uns helfen!" ruft F. erfreut. „Wer da kommt noch dazu, ist willkommen. Nun trennen sich aber unsere Wege. Vom Herrn Adjutanten mir einen heißen Tanz!"

„Auf ein fröhliches Wiedersehen heute Abend!"

(Die letzte Folge: Auf dem Balle, in nächster Nummer.)

Anregungen.

Zur den Weihnachtstisch.

III.

Wir erwähnten bereits die Otto Spamer'schen Jugendschriften und rühmten sie wegen ihrer Verbreitung gemeinnütziger und durch die neuesten Forschungen gewonnener Kenntnisse.

Wir nennen wir unter vielen aus verlegenden Jugendschriften dieses Verlags auch „Kane der Nordpolfahrer". Der erste Theil enthält die von Kane ausgeführte und von ihm selbst beschriebene Expedition in die arktischen Regionen zur Aufsuchung Sir John Franklin's in den Jahren 1853, 54 und 55. Der Einleitung beschäftigt sich mit einer Geschichte der bisher Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt ausgenommenen Entdeckungsreisen, einer Naturgeschichte jener Regionen und einer Biographie Dr. Elisha Kent Kane's. Hieran schließt sich der letzte eigene Theil, aus dem Englischen übertragen.

Die Darstellung der kalten Welt, in welcher das Leben zu Wahnsinn und Tod erstarrt, die Beschreibung der unerhörten Kargheit, die mit der Herrschaft der rauhen Elemente das Dasein des Menschen zermalmt, die Schilderung der Wunder des Lichts und der Finsterniß, welche auch an diesen Endpunkten irdischer Wirklichkeit die Natur in Bilder, furchtbarer Größe tut sich selber zaubert — das ist alles der Feder des Führers, welcher so treue Kameraden und der Uebergefahren so vertrauensvoll gewonnen, das das Buch, hatte es auch seinen dichterischen Schmuck, mit seinen anziehenden Phantasiebildern, in denen eine schauerliche Wirklichkeit den Reizen romantischer Ferne erscheinen muß, ich seinem eigenen Werth verdanken würde. Über 120 in den Text gedruckte Abbildungen, acht größere Landschaftsbilder von Sonnige Art und eine Karte der nordamerikanischen Polarländer dienen besonders der reiferen Jugend zu einer handgreiflichen An-

vorbereitung der Vergnügungen, welche einladenden Gemüthern so nothwendig ist wie die lebendige Sprache der Rebseele, die bekanntlich völlig anderes wirkt als das gedruckte Wort, dinge sie auch nur einer und derselbe sei.

In gleich lebhafter und unterhaltender Darstellung führt eine andere Jugendschrift „Esperanza. Von Karl Müller" (Breslau, Trewendt, 1859), in das südamerikanische Wild ein.

Das Verhalten der Christen gegen Juden.

Jährlich haben wir Veranlassung genommen von dem durch Joseph Wertheimer in Wien herausgegebenen „Jahrbuch für Israeliten" (Wien, Sommer) Notiz zu nehmen.

Es enthält auch in diesem Jahre eine lesenswerthe Aufsatz, von der wir bekennen, daß sie uns nicht gefällt. Es ist dies die „Übersicht der Humanität im Verhalten von Christen gegen Juden." Hier alle die kleinen Intoleranz- und Humanitätsbeweise zu rubriren, die da und dort in den Zeitungen vorkommen, ist eine zwar wunderliche Beschäftigungen und traurige öffentliche Beschäftigungen, wenn man sich im Grunde von selbst verstehen sollte, und es auch in dieser Weise nur in Österreich vorkommen.

Was war in dieser „Übersicht" gesagt? Die Gnadenbezeigung, welche Papst Pius IX. dem Kupferstecher Wiener zu Brüssel, einem Israeliten, angedeihen ließ, indem er ihm eine werthvolle Gemme in Anerkennung seiner, bei Lord gefertigten Arbeit zu überreichen gerubte. Einen noch glänzenderen Beweis von Anerkennung jüdischer Leistungen soll das Schreiben Sr. Heiligkeit an den Rabbiner Jakob geben über die vom letzteren herausgegebenen Werken. Jakob hat mit eisernem Fleiße die seltenen gedruckten Responsen von Gründung der Kirche an bis zum Jahre 1198 n. Chr. gesichtet und herausgegeben. Ueber 1100 päpstliche Schreiben hat er zu diesem Behufe gesammelt, kritisch untersucht, geordnet und in genau und sorgfältig gearbeiteten Auszügen mitgetheilt. Einen neuen Beweis der milden persönlichen Denkungsart des Papstes findet das „Jahrbuch" darin, daß im Hinblick auf vielfache die römische Municipalität bei der im vorigen Jahre erfolgten Aufhebung von einer Kuratorie unter der jüdischen Nation zum Zwecke vertheilen und daß in Ferrara die beiden Stände mit jüdischen durch Farbung und Stellung ausgezeichneten Notabilitäten in feierlichen Prozessionen gehen. Was ist das alles der Mortara-Angelegenheit gegenüber!

Wie wunderlich dinge dieser Anerkennung das Lichel Deinlein von Ingolstadt bei Gelegenheit der Vernahme der Ausweisung in Abenteuer auf Einladung des Rabbiners und Kultusvorstehers die neuerbaute Synagoge besuche war dem Rabbiner dessen Besuch erwidert, seinen bei humane Zug von dem Theologen zu Bernau so bei Pauly — „In den alljährlich stattfindenden Lehrerversammlungen pflegt man auch mehrere jüdische Lehrer einzuladen, welche

Am Schlusse der Conferenzen bewirthete der Herr Dechant sämmtliche Lehrer, dafür sorgend, daß den jüdischen auch ein auch jüdischer Küche reichhaltiges Mahl zu Theil werde."

Rühmt man dergleichen als von selbst verstehende Dinge mit der bekannten, eben von uns angedeuteten wienerischen, aus Gutmüthigkeit und einem wenig — Servilität gemischten Gratulation, so sind die Juden selbst schuld, wenn ihre Lage nicht Vollkommenheit erreicht.

Die deutsche Einheit.

In dem vielbesprochenen Werke von Bernhard Cotta „Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben der Menschen. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten und drei Tafeln" (zweite Auflage, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1858), hat der Verfasser die beiden Hauptaufgaben gelöst, die geologische Beschreibung von Deutschland und die Lehre vom Einfluß des Bodens auf das Leben des Menschen zu geben.

Im Verlauf seiner ebenso gründlichen wie lichtvollen Darstellung sagt der Verfasser: „Gibt es für den Geologen ein einziges Deutschland? — Kaum! Ein Spanien, ein England, ein Norwegen, ein Schweden, ein europäisches Rußland, auch allenfalls ein Frankreich, ein Böhmen, ein Belgien, das läßt sich geologisch nachweisen, aber ein Deutschland habe ich immer vergeblich gesucht. Es scheint wirklich nur ein künstlicher Begriff zu sein, die Grenze zwischen andern Ländern, ein geologisches wie politisches Gemengsel, etwa der geologische Centralpunkt wie der geistige für ganz Europa, ein breiter Mittelpunkt ohne Peripherie, aber kein einheitliches Land." Vergeblich suche man, fährt der Verfasser fort, nach umgrenzenden Gebirgen oder Meeren, es fehlten uns Pyrenäen, ein Ural oder ein Kaukasus, nicht einmal die Alpen begrenzten uns, und wo sie es könnten, da wäre es uns vielleicht zu eng, wir lebten uns nach einem Asiatischen Hafen. „Vergebens sucht man nach einem großen centralisirenden Becken oder nach einem ganz und durchaus deutschen Hauptfluß. Uns fehlt das weite Stromgebiet oder das des Ebenen, unsere großen Flüsse entspringen kaum auf unserem eigenen Gebiet, noch weniger münden sie auf demselben, da ist nirgends ein natürlicher Centralpunkt geboten, kein deutsches London oder Paris, höchstens ein Wien, Berlin und Frankfurt." Wäre das nun ein Glück oder Unglück? Beides, antwortet Cotta. Der sehr mannichfaltige Bau, der für die Einheit Deutschlands jedenfalls ungünstig war und noch ist, hätte nicht wenig beigetragen zu der geistigen Durcharbeitung, Schwiegsamkeit und Vielseitigkeit unseres Volkes, aber ebenso auch zu dem Mangel an Einheit oder Nationalgefühl.

Anders dachte Goethe, wenn er zu Eckermann sagte: „Wenn man denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das jetzt große Reich eine einzige

gegen Deutsch; habe und hat heute eine große Neigung; wie zum Theil der Entwickelung einzelner großer Talente, so auch zum Theil der großen Masse des Volks gereicht, so ist man im Irrthum. Wodurch ist Deutschland groß als durch eine bewundernswürdige Volkscultur, die alle Theile des Reichs gleichmäßig durchdrungen hat? Sind es aber nicht die einzelnen Landschaften, von denen sie ausgeht und welche ihre Träger und Pfleger sind?

Wir führen diese Ansicht zweier berühmter Gelehrten an, nicht um sie zu bestreiten, wol aber, um wenigstens aus Gottau's Beweisführung für die mangelnde Einheit Deutschlands einen Grund mehr hinzuweisen, wie wenig man sich auf den Materialismus verlassen kann. Die Einheit Deutschlands, die wenn auch nicht in der Geologie, doch tief in unserer Flora, in der Tendenz unserer Geschichte und in unserer Sprache liegt, würde demnach jenen Serie gleichen, deren Existenz auch nicht von den Gebirgsketten allein abhängig ist.

Gedichtsammlungen.

I

Würden wir doch der Blumen und Blüten des Frühlings nicht müde, obschon sie Jahr aus Jahr ein dieselben sind, weil sie uns wieder und wieder entzücken durch ihren Duft und ihre Farbe, warum nicht die mühsamste literarische Productionsthätigkeit anerkennen und dann und wann — von Gedichtsammlungen sprechen?

Freilich ist der Lenz der vollkommenste Dichter der Erde, während man nur vielen unserer modernen deutschen Dichter unter hundert ihrer poetischen Blüten kaum eine vollkommene zugestehen kann.

Rufen wir einen Sänger verantwortlich, der sich Heinrich Lenz selber nennt? Unlieblich klingt der Vorwurf der „Blüten meiner Wahnsinnes“ (Lenz, Gedanken 1840) Phantasie, Schwungkraft, Ästhetik der Empfindung, aber es singt die Dichterin Malerin mit den Worten an

Feste, laute rief ich in die kalte Halle,
In den Palast, wo bei der Gäste Jubel
Die Becher voll, wo Lust am Überfluß
Die Hände hebt, die Lieb' am Schwelgen

Möglich, daß diese Neigung zur Übertreibung einen realistischen Anhalt hat. Aber

O so mein lieber Engel wein,
O laß mich fortmarschiren!
Hab in der Brust so einen Stein,
Ich muß in's Feld marschiren.

Die Brust, sie ist von Eisen nun,
Ich hab' so gar kein Herze,
Trab ich mit einem Hunger schon,
Ich fühl' mich einen Scharfrichter!

Nur Hopsa! das Herz, mir grimmt das Herz,
Die Hundsbub thut pfeifen
Ja, ihn, das ist Hallelujah,
Famose Weiber, schwören —

Wir glauben, daß diesem Sänger zu Weihnachten eine Grammatik nicht schaden könnte.

„Gedichte von Karl Siebel“ liegen schon in zweiter vermehrter Auflage (Hirschfeld, Düsseldorf, 1851) vor. Der Verfasser, früher Genosse jener Dichtergruppe, welcher der Dramatiker, Adolf Schults im Frühjahr 1850 durch den Tod entrissen wurde, jetzt „Jungdeutschland“, entnimmt seine Stoffe in bunter Mannichfaltigkeit dem Äußern und dem innern Leben, überlässt sich aber auch oft der Reminiscenz. Die Gedichte „Im Simien“, „Die zweite Ehe“, „Im Märchenleben“, „Das unglückliche Kind“, „Begrabe deine Leiden“ und mehrere andere wird man mit Befriedigung lesen. Wir verweisen überhaupt auf unsere frühere Würdigung dieses Talents.

Schon mehrfach haben unsere Blicken den poetischen Früchten Grabowsky's gethan, das Jagen von Liedern in Russland seinen Fortschritten verfolgt. Heute liegt uns ein neues zusammengetragenes „Liederbuch der Deutschen in Russland“ vor. Wir vermögen zwar von den lyrischen Productionen unserer russischen Brüder nur die Erzählung „Schlag o'“ „Weinwerke“, des „Sang geträumt“, von Max Ramberg, „Blütenpflücken“, von Minna von Mäßler, „Du Rose“ von A. von P., „Das strenge Lieben falter Pflichten“, von Wittert, u. a. m. zu empfehlen, bemerken auch in Arelphi's „Drang auf Ton“ Talent zur Naturmalerei, allein gut scheint uns doch die Anordnung des Sammlers, zwischen diese Poesie wissenschaftliche Beiträge und Stücke in Prosa zu mischen, denn auf diese Art muß das Lesen der Mittheilungen ermüdend. Eine Poesie bringt kaum vielen sehr [illegible] und interessante eine Abhandlung des Herrn von Mäßler „Ueber die kleinen Planeten“, Nachrichten über die Hochzeiten der Herrnhuter und Lichtenfelsen von Bürger Ramberg, „Ueber den Umzug an den Ufern Centralamerikas“ vom Herausgeber von Ehrenberg eine naturreiche Abhandlung über „Mosaikische Übermittel und Leonardo“ von Wiedemann, und manches Andere.

Von Emil Rittershaus liegt uns ein starker Band „Gedichte“ (Barmen, Langewiesche, 1851) in zweiter, vermehrter Auflage vor. Man möchte sie die Poesie des Alltagslebens nennen, denn bei den Verwicklungen, welchen, häuslichen Freuden und Leiden, verweilt der Dichter am liebsten. Arndt's Lieder mag im Wuppertale und Rheinland in früheren Jahren mit viele begeisterte Köpfe hochklingende gewesen sein und die Lust des Vaterlands in ihnen geweckt haben. Aber nicht alle werden von gleichem Gewinn ertragen, die Gedichtform ist enger, ihre Gesetzmäßigkeit arbeitet in den immer gleichen Kreisen der Lebensalter, von Frühling und Winter, Liebe und Unsterne, Hochzeit und Grab zu sehr auf und nieder. Darüber hinaus dichtet auch Emil Rittershaus nicht: das Haus, der Herd, der Garten, das sind die Schauplätze seiner Lieder, und der Mutter sind sie gewidmet. Sie haben einen herzigen, treuen und oft männlich starken Ton, allein Klänge frischer Poesie sind sie [illegible]; ohne sie zu hoch schwebt Lieblichkeit wandelt sie die gute

Mittelstraße des Lebens, keine Freude erhebt sie zu den Sternen, kein Schmerz beugt sie ganz nieder, sie schildern einen Mann, wie er sein soll, nicht aber immer einen — Dichter, wie er ist.

Das specifisch „Poetische" finden wir bestimmter und schärfer ausgeprägt in Robert Hamerling's „Venus im Exil. Mit lyrischem Anhang" (Prag & Leipzig, Kober, 1858). Im Grunde erscheint dies Gedicht, eine episch-didaktische Abhandlung, als Ganzes verfehlt. Daß die Venus der Griechen nicht die „Frau Venus" des Mittelalters gewesen, wissen wir alle; daß sie aber als Venus Urania dem Menschen die Schönheit des Alls eröffnen und erklären solle, glauben wir ebenso wenig; das Ganze gemahnt [illegible] mystischen platonischen Dialoge, die in vortreffl[illegible] bildern und harmonischen Versen uns jene [illegible] Liebe mehr schildern als definiren. Reiner [illegible] klingen die Lieder des „Lyrischen Anhangs"; [illegible] eines und des andern derselben erinnern sich vielleicht noch die Leser unserer Blätter. Mit der feinsten Form verbindet sich hier ein reiches und tiefes Gedanken- und Gefühlsleben; die Dithyramben an die Geliebte sind so innig und leidenschaftlich bewegt, wie die Oden von erhabenem Schwunge getragen. Da kann man wirklich einmal ein lyrisches Talent begrüßen, das nur Eins zu vermeiden hat: Ueberfülle von Bildern und dahinklingenden Beiwörtern, an der alle österreichischen Poeten leiden, wie denn überhaupt der ganze österreichische Parnaß, auch der kritische, sich vom Renommistischen, resp. Titanenhaften auffallend stark imponiren läßt.

Julius Rodenberg bringt uns endlich „Béranger's letzte Lieder", 1834—51 (Hannover, Rümpler, 1858), in einer meist trefflichen und den Ton des Originals auf das glücklichste wiedergebenden Uebersetzung. Sie athmet etwas von dem Scherz und der Schwermuth, vor allen die ganze, behagliche, sich gehen lassende Leichtigkeit des großen Liederdichters. Das frische und anmuthige Talent Rodenberg's hat hier ein Vorbild gefunden, dem es mit Glück und Liebe nachgegangen, man liest wirkliche Lieder, die man unwillkürlich gleich vor sich hinsummt, wie es jedem ergangen sein wird bei den „Chansons" des Vorbildes.

Und daß dann die weiland so scharfen und geharnischten Poeten in ältern Tagen so gern ihre Waffen nur dem Amor zum Spiele übergeben! In „Zeitlosen. Gedichte von Moriz Hartmann" (Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1858), finden wir des Dichters alte, liebenswürdige Frische, die dem „Symbonieen" haben, wenn auch keinen Beethoven'schen Schwung, doch ein erwärmendes Gefühlsleben, wie denn überhaupt durch das ganze Buch eine höchst wohlthuende Sauberkeit des Empfindungsausdrucks geht, wohingegen freilich kräftige Männlichkeit zu sehr vermißt wird.

Dann aber hat doch wiederum von den Herzensbeziehungen des Dichters ihn keine so ergriffen, um ihn nachhaltig mit weihendem Schmerz oder mit voller Daseinswonne zu erfüllen. Man wird beim Theilnehmen an seinen mancherlei Neigungen nicht frei von einer gewissen Beklemmung; und wenn man auch nicht Heinrich Heine's arglistiges Wort: Er beweise nicht, das schöne Geschlecht werde den Dichter der „Zeitlosen" für die etwaige Sprödigkeit der Musen schadlos halten, unterschreiben kann, so wäre für Moriz Hartmann's innere Durchbildung doch zu wünschen, daß die leichten Erfolge nach dieser Richtung hin weniger Raum in seiner Gedankenwerkstatt einnähmen.

Will er aber dann doch seinem Genius auf diesem Gebiete folgen, so streiche er lieber die Selbst[illegible]:

Ich bin nicht einer jener Schmetterlinge,
[illegible] Die flieh'n von Liebesgruß zu Liebesgruß —

sondern bekenne sich aufrichtig zu dem als „Provençalisch" überschriebenen Schlußgedicht:

Im Süden bei Cypressen,
Bei Tannen in dem Norden
Geht's so mit Lieb' und Kuß.
Meinst du? — Ich such' indessen
Das Glück an neuen Borden
Mit leichtem Sinn und Fuß.

Dieser Wahlspruch kann für einen Dichter gleichfalls seine Berechtigung haben. Jedenfalls ist er dem scheinbar treuen und sentimentalen, aber nicht lange ausharrenden Verwellen bei Verhältnissen vorzuziehen, die allerdings schöngeformte Albumverse abwerfen, aber keine, wenn nicht ewig grünen, doch gerade oft in ihrer Herzlichkeit erbauenden Kränze aus dem Buche des Lebens.

Lenz im Winter.

Da liegt vor mir die weite Welt
Im gold'nen Morgenlicht,
Das durch das blaue Himmelszelt
In tausend Farben bricht.
Es jauchzt das Herz so froh und frei,
Stolz schweift der Blick zu Thal:
Gegrüßt, du wonnesamer Mai,
Gegrüßt sei tausend mal!
Sehr, wie vom Baum die Blüte fällt,
Als wär' der Grund beschneit!
Ich juble: O du schöne Welt,
So endlos und so weit!
Ich muß hinaus und singe laut:
„Es zog der Frühling ein!
Es küßt der Himmel seine Braut,
Die Erde, licht und rein!"
Du sprichst, daß es — der Winter sei,
Der seine Flocken streut?
Nur mich ist es der gold'ne Mai,
Der Blütenpracht erfreut.
Wie heftig es auch draußen schneit,
Mir sing' ich Lenz derbei,
Und grade so ist zur Winterszeit
Den wonnesamen Mai.

Heinrich Zeise.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Ernst Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. **Nr. 13.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Die Magranten. Ein Lebensbild von Franz Oberl. V. — X. — Aus dem Garnisonleben. III. Auf dem Balle. Von E. M. — Berliner Briefe. II. — Ein Nachtbild des Lebens. — Wahrnehmungen. — Im Walde. Von Adolf Peters.

Die Magranten.

Ein Lebensbild von Franz Oberl.

V.

Seit diesen Abenden waren die Magranten der Gegenstand des Gesprächs bei allen Kindtaufen und sonstigen Schmausereien.

Seitdem waren sie nicht wieder unter die Leute gekommen. Was Wunder, daß sich diese um so angelegentlicher um sie kümmerten. Erst wurden die Mädchen durch das aus des Richters und Schreibers Hause ausgegangene Gerede auf Friederike aufmerksam und beneideten sie im stillen um das Lob, das ihr der Vater des stattlichsten und reichsten Burschen zollte. Auf dem Gange nach der Rockenstube unterließen sie es seit der Zeit nie, unter ihr Fenster zu schleichen, daselbst zu horchen und hineinzugucken. Aber sie sahen nie etwas Besonderes. Friederike saß einen Abend wie den andern am Feuer, spann und starrte in die Kohlenglut. Christian saß dabei, rauchend und plaudernd. Nur eines Sonntags sahen sie beide abends am Tische sitzen. Nicke las laut in einem Buche. Was für ein Buch mochte das wol sein? Sie hörten nur ebenhin etwas von Dornröschen und schlafenden Tauben auf dem Dache, als eins der Mädchen unwillkürlich hustete. Christian sah nach dem Fenster. Die Horcherinnen stoben kichernd auseinander.

An dem darauf folgenden Abend wurde Nicke in der Rockenstube hart mitgenommen. Eine überbot die andere in lieblosen Urtheilen über die „Fleißige", die so faul sei, daß sie im Buch lese, statt Geschiedteres zu thun, ihrem Bruder, oder wer der junge Bursche nun sei, Knöpfe an die Hemden zu nähen, damit er nicht so barhalsig umherlaufe wie ein Zigeuner. Uebrigens könne Christian ihr Bruder nicht sein, denn sie sähen einander nun gar nicht ähnlich; wäre er ihr Bruder, so würden sie nicht so einträchtig beieinander sitzen, sondern eins hierhin gehen und das andere dorthin. Ja, in der Stadt sage man, sie hätten weichen müssen, weil sie der Magistrat ihres gottlosen Lebenswandels wegen nicht habe länger dulden wollen. Und nun seien sie ins Dorf gekommen, diese Landläufer, diese Zeltzigeuner, und der Richter sehe nicht ein, was das für ein schlechtes Mädchen sei, die sich nicht scheue, mit einem jungen Burschen in einem Zimmer zu schlafen, muttersel'en allein.

Von alledem wußten die Magranten nichts. Sie lebten so fort wie immer, Christian in der Seligkeit seines Besitzes, Nicke in Spinnen und Träumen versunken, bis „zu den Hochzeiten".

VI.

Die Hochzeiten pflegen in diesem Dorfe regelmäßig in der ersten Faschingswoche abgehalten

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.

3-598-51032-2
FN. 19190/082

zu werden. Des Richters Nichte und des Schreibers Sohn eröffneten als erstes Paar den Reigen. Richter und Schreiber stimmten überein, die Magranten zur Hochzeit zu laden. Sie seien fremd im Dorf und eigentlich doch auch Deutsche, man müsse sie aufmuntern um jeden Preis.

Rieke deckte den Tisch, als eines Morgens zwei Burschen mit gewaltigen Blumensträußen auf den Hüten und mit bunten Bändern an den Röcken eintraten und sie in langer Rede, von der sie kein Sterbenswort verstand, zur Hochzeit luden. Sie ließ fast die Teller fallen, zauste an Schürze und Mieder ob der großen Verlegenheit und brachte endlich einige Worte des Dankes hervor und das Versprechen, sie würden nicht ausbleiben, wenn es Gott gefalle, sie gesund und am Leben zu erhalten. Christian trat eben ein, als die Burschen sich entfernt hatten und brach in ein schallendes Gelächter aus über der Schwester Verlegenheit.

Der Hochzeittag nahte heran. Christian hatte der Schwester aus der Stadt Stoff zu Rock und Mieder, sich selbst eine enge blaue Tuchhose, die in den Seitennähten mit schwarzen Schnüren besetzt war, dazu ein Paar lange Stiefelstiefel, wie sie im Dorfe getragen wurden, geholt. Rieke gab ihrem Mieder den im Dorfe üblichen Schnitt, dem Rocke zahllose Falten und versah eins ihrer Hemden mit Langärmeln und an der Halskrause mit buntem Band. Dann flocht sie die dichten blonden Haare nach der Sitte des Dorfes in eine einzige Flechte, unten und oben mit rother Masche. Alles kleidete sie vortrefflich, und es gab unstreitig keine schmuckere Dirne im ganzen Dorf. Das sagten deutlich die neidischen Blicke der Mädchen, als sie im Hochzeitshause erschien, wo sie der Richter mit großer Freundlichkeit begrüßte und sie nicht genug rühmen konnte, weil sie sich der häßlichen Tracht entschlagen und die sächsische angenommen habe. Das Mädchen wußte nicht, wie ihr geschah. Als ob Wände und Decke des Zimmers auf ihrer Brust lägen, so eng und beklemmend war es ihr. Da trat der Bräutigam ein, zu seiner Seite die Brautknechte und zahlreiche andere Burschen, darunter auch Misch, des Richters Sohn, der alle überragte. Zuletzt kam der Pfarrer. Die Feierlichkeit begann. Lange Reden wurden gehalten von den Hochzeitsvätern, viel Schönes wurde gewünscht. Dann ging's zur Trauung in die Kirche und aus der Kirche mit Musikbegleitung zurück ins Hochzeitshaus, wo mittlerweile die Tische gedeckt waren. Man setzte sich, die Braut obenan, unter den Spiegel. Rieke kam gerade ihr gegenüber zu sitzen. Misch, als Verwandter der Braut, hatte den ersten Platz unter den Burschen, neben der letzten Magd, neben Rieken. Der Misch, der junge Bursch' und Rieke, die saubere Dirne! Der Richter konnte sich nicht satt sehen an den beiden. Und dann sprach wieder eine Stimme in seinem Innern: Das kann ja nicht sein; die Magrantin und dein Sohn! Der Erste im Dorf und die hergelaufene Dirne! Sauber bin, sauber her, sie hat nichts, und damit basta!

Nach Tische wurde der Tanz fortgesetzt, der schon zwei Tage vor der Trauung begonnen hatte. Die Magranten, die von diesem Brauch nichts wußten, waren nicht dabei gewesen. Das hatte ihnen viele üble Nachrede eingebracht. „Sie seien", hieß es, „eben am liebsten allein; man könne sich's denken warum." Christian war nicht faul. Als die Tanzmusik begann, forderte er die erste beste Tänzerin auf und drehte sie, daß ihr Hören und Sehen verging. Die Schwester stand hinter dem Haufen der sich verdrängenden Tänzerinnen. Sie sah nach den Tanzenden hin, wie sie's machten, damit sie nicht ungeschickt sei, wenn zufällig einer an die Magrantin dächte und sie aufforderte. Tapp! da war einer! „Ihr seid mir die Rechten! Die schönste Dirne steht da und hält Petersilie feil, und ihr Schnecken seht sie nicht! Komm', Rieke, versuch's mit mir! Ich war meinerzeit der flinkste Tänzer im Dorf; hab's noch immer nicht ganz verlernt!" Und damit schwenkte er sie an seine Seite, und taktfest ging's im Kreise herum, daß Männer und Frauen, die es sahen, in die Hände klatschten. Aber lange hielt's der Richter doch nicht aus. Dreimal herum und nicht weiter. Außer Athem rief er, das Mädchen loslassend, seinem Sohne zu: „Misch, was ich dir sagte, vergiß es nicht!" Und in demselben Augenblicke stand Misch vor ihr und forderte sie zum Tanze auf. Sie folgte ihm in den Reigen. Aber so tanzten keine wie die beiden. Die Richterin sah von der Seite hin und sah und wollte es nicht sehen. Misch hatte wol oft getanzt, aber so sah sie ihn nie tanzen.

Es folgte der Ehrentanz. Jeder Bursche tanzte mit der Braut einmal herum und warf dann ein Geldstück als Brautgeschenk in den ausgesetzten Teller. Christian zuletzt. Er warf einen blanken Speciesthaler hin, darob die Gäste staunten und es ihm fast übel nahmen, daß er's wagte,

freigebiger zu sein als die Söhne begüterter Bauern, er, der hergelaufene Magrant!

Die ganze Nacht hindurch wurde getanzt. Nicke kam selten aus dem Reigen. Die Burschen drängten sich um die flinke Tänzerin, Misch war aber keiner von denen, die häufig mit ihr tanzten. Es war ihm, als könne er nie mit einer andern tanzen, und doch hatte er fast nicht den Muth, sie oft aufzufordern. War er aber einmal mit ihr im Reigen, so wünschte er, die Musik möge nie wieder aufhören. Mit Tagesanbruch zerstreuten sich die Gäste. Misch ging mit den Magranten bis an die Strohhütte. Da sagte er zu Christian: „Höre, Bruder, du mußt unter uns kommen, wir sind dir gut, du tanzest und trinkst wie unser einer, laß' es uns gut halten." Dabei reichte er ihm die Hand und ging seines Weges nach dem Richterhaus.

Die Geschwister traten in die Hütte. Himmel, was war hier geschehen! Hier waren Diebe! Der Kasten erbrochen! Alle Wäsche weg! Der Sparkrug nicht da! Fluch dem, der uns so unglücklich machte! Die Schwester sank schluchzend auf das Bett. Christian stürzte hinaus, noch Schlimmeres befürchtend. „Gnädiger Gott!" rief er, wieder eintretend aus; „die Kühe sind uns geblieben! Das hält mich hier; sonst wären wir morgen auf- und davongezogen!"

Sie war untröstlich. „Womit wollen wir die Wäsche wieder beschaffen! Und die blanken Thaler und Zwanziger!"

„Mit unsern Händen und den Kühen!" erwiderte Christian. „Sei ruhig, Schwester! Der Winter vergeht und der Frühling kommt, wo wir den gepachteten Grund selbst bearbeiten. Das wird alles wieder ausgleichen. Laß gut sein, laß uns Gott danken, daß die Kühe nicht verloren sind!"

Das war ein trauriger Tag in der Strohhütte. Christian eilte zum Richter und machte Anzeige. Der nahm aufrichtigen Antheil, wartete auch seines Amtes und ordnete Haussuchung an bei verdächtigen Personen, die ohne Ausnahme der nichtdeutschen Bevölkerung des Dorfes angehörten, aber es fand sich nichts. Darüber verging der Tag. Die Geschwister dachten nicht mehr an die Hochzeit.

Im Dorf machte der Vorfall großes Aufsehen, rief aber die widersprechendsten Urtheile hervor. Die Armen seien zu bedauern, hieß es, und dem könne es wahrlich nie wohl ergehen, der an solchen Menschen Frevel übt. Ja, hieß es anderwärts, das sei eine gerechte Strafe für solch gottlosen Lebenswandel, wie ihn die Magranten führten.

VII.

Der Winter neigte sich dem Ende zu. Laue Lüfte zogen durch das Land; unendliche Regengüsse rauschten fast täglich nieder und erweckten die Hoffnungen auf ein reichlich gesegnetes Jahr. Christian hatte in der Stadt Wagen und Pflug bestellt, war nun aber außer Stande zu bezahlen; die ganze Baarschaft war dahin. Die Geschwister waren trostlos. Wer wird sich ihrer annehmen? Da sprach Christian eines Tags zur Schwester: „Am besten wär's wol, ich ginge zum Richter und bäte ihn, uns 100 Gulden vorzustrecken."

„Um Gotteswillen, nur das nicht! Alles in der Welt will ich lieber ertragen!"

„Was hast du denn? Der Richter war uns immer gut und freundlich gesinnt, er wird uns gewiß helfen!"

„Aber ich will nicht, daß er uns hilft. Bruder, ich will lieber gleich sterben, eh' ich drein willige!"

„Sonderbar! Warst doch sonst nie so leidenschaftlich, sprachst doch von ihnen immer mit soviel Vertrauen, und jetzt? Auch gut, so will ich mich an den Schreiber wenden."

Christian ging zum Schreiber, stellte ihm seine Noth dar und erhielt das Gewünschte ohne Zins auf zwei Jahre. In der Stadt erfuhr er überdies, daß der sächsische Landwirthschaftsverein es sich mit zur Aufgabe gemacht habe, schwäbische Einwanderer mit unverzinslichem Darlehn nach Kräften zu unterstützen. Darum wandte er sich sogleich schriftlich an die Oberverwaltung und erhielt 40 Gulden zugesagt, die er jederzeit abholen könne. Als er eines Tags zu diesem Zweck in der Stadt war, erkundigte er sich auch wieder einmal beim Magistrat nach dem Stand seiner Angelegenheit mit dem Senator. Der Bürgermeister schlug ihm einen Vergleich vor, den er nicht annehmen konnte. Im Aerger über den Handel nahm er die Klage zurück; aber der erlittene Verlust an Gelde schmerzte ihn weniger als die Erfahrung, die er gemacht zu haben meinte: Daß es hier schwer, wenn nicht unmöglich sei, zu seinem Rechte zu kommen, wenn der Widerpart ein Beamter sei.

Mit Anfang Frühling begann ein rüstiges Schaffen auf dem kleinen Hof. Christian's Pflug fuhr der erste durchs Dorf. Die Bauern spotteten anfangs, fuhren aber bald hinterdrein. Chri-

Klaus pflügte mit seinen Kühen allein, er bedurfte keines Treibers. Sein Pflug war anders und besser eingerichtet als der altfränkische. Er pflügte doppelt soviel in derselben Zeit als seine Nachbarn.

Eines Sonntags, als Burschen und Mädchen singend durchs Dorf zogen, blieb ein Häuflein vor der Magrantenhütte stehen und rief sie heraus. Diese schlossen sich dem Zuge an. Als sie am Richterhaus vorübergezogen, sprang Misch mitten unter die Singenden, eine lustige Weise anhebend. Die andern fielen ein; singend bewegte sich der Zug vorwärts bis zum Schulhaus. Da standen Bänke und Stühle. Burschen und Mädchen setzten sich bunt durcheinander; ein Scherz drängte den andern, ein Lied das andere. Christian war fast ausgelassen, er neckte sich mit Burschen und Mädchen, als sei er immer unter ihnen gewesen. Selbst die Schwester wurde gesprächig. Als sie von den Mädchen aufgefordert wurde, ein Lied von daheim zu singen, sang sie mit heller Stimme.

Einst zog ich vom Neckar,
Den Stab in der Hand,
Weit weg aus der Heimat
Ins Sachsenland.

Da blühte die Rebe,
Da lachte das Thal;
Ich grüßte den Schwarzwald
Zum letzten mal.

Lebt wohl, all' ihr Berge
Mit freundlichem Grün,
Ich muß in die Fremde
Nun von euch ziehn.

Gott segne die Hütte,
Die mich einst gebar,
Und die sie bewohnten
Auf immerdar.

Ich fand keinen Frieden,
Der Heimat so weit,
Und werd' ihn nicht finden
In Ewigkeit.

Bis ich mich nicht wende
Zurück in das Land,
Wo Mutter mich führte
Am Mägdelband.

Bei den letzten Worten schwankte ihre sonst so sichere Stimme; ihr Inneres war heftig bewegt. Wer mag sagen, welche Gefühle ihr Herz durchbebten? War es die Liebe zu Misch, die sie mit dem Munde verleugnete? War es die mächtig erwachte Sehnsucht nach dem Mutterlande? Misch sah und hörte nichts als sie.

Als die Sonne zu sinken begann, ging eins nach dem andern von dannen. Auch Nicke wollte nach Hause und sah nach Christian, aber er war nicht in der Nähe. Da machte sie sich allein davon, der Hütte zu. Plötzlich hörte sie Schritte hinter sich. Sie fuhr zusammen. Wenn er's wäre! Er war's!

„Nicke", sprach er, „ich wollte schon längst mit dir reden, aber ich fand keine Gelegenheit. Ihr kommt nicht unter die Leute. Es that mir leid, daß ihr, als man euch bestohlen hatte, uns nicht ansprachet; wir hätten euch Wagen und Pflug gerne geliehen, wollten's auch ungebeten thun, aber der Vater sagte, man könne nicht wissen, wie man's bei euch träfe, ihr thätet so sonderbar und hättet zu den Leuten kein Vertrauen."

„Nun, das ist recht nicht die Wahrheit, daß wir zu den Leuten kein Vertrauen haben; absonderlich zu deinem Vater, dem Richter, haben wir gar großes Vertrauen, aber wir haben's nun auch so bezwungen, und es ist eben gut so. Laß das! Gute Nacht!"

Da standen sie am Thore des Magrantenhofes. Sie wollte eintreten; die Nacht war hereingebrochen. Die Sterne leuchteten hell, kein Lüftchen regte sich. Da faßte er ihre Hand: „Mädchen, ich bin dir so gut, aber du weichst mir aus, das verdiene ich nicht, denn ich habe dich lieb wie keinen Menschen auf der Welt." Sein Arm schlang sich um ihren Nacken, sie widerstand nicht. Er küßte sie auf den Mund, sie weigerte sich nicht. Aber helle Thränen flossen über ihre Wangen; sie riß sich los und stürzte in die Hütte. Misch wollte ihr nach, aber er brachte es nicht über die Schwelle.

Als sich die Fenster der Hütte erhellten, kam er zur Besinnung und ging nach Hause. Daß sie sein werde, wenn sie ihn liebe, war sein sehnlichster Wunsch, seitdem er sie zum ersten male gesehen. Daß sie ihn liebe, daran konnte er nicht zweifeln. Und doch war er unfähig, sich zu sammeln. All seine Gedanken und Gefühle kreisten durcheinander, aber ihr Mittelpunkt war immer die Magrantin. Die saß in der Ecke am Tisch. Vor ihr lag die Bibel aufgeschlagen; die Kerze brannte. Sie starrte in das Buch, aber die Buchstaben verschwammen vor ihren Augen, sie brachte nichts zusammen. Leise faltete sie die Hände: „Herr, wie du willst, nicht wie ich will! Dein Wille geschehe!" Dann klappte sie das Buch zu und sah nach dem Abendbrot.

Eben war sie damit fertig geworden, als

Christian eintrat. Ueber Tische sei ihm der seltsame Ausdruck ihres Gesichts auf, in dem sich Freude und Wehmuth mischten. Sie war ungewöhnlich aufgeräumt und gesprächig, aber ihre Stimme zitterte, ihre Augen bewegten sich unstet; sie saß bald, stand auf, setzte sich wieder. Ihr ganzes ruhiges Wesen schien sie mit einem male verloren zu haben.

VIII.

Die neue Woche brachte neue Arbeit, neue Kämpfe, aber ihre Art blieb sich gleich, immer unstet, immer so seltsam wie an jenem Abend. Eines Morgens ging sie in den Weinberg, während Christian im Felde beschäftigt war. Von dem Dorf, da, wo sich der Weg um das letzte Häuslein biegt und dann den Hügel hinansteigt, traten Mich und der Richter ihr entgegen. Sie schrak zusammen, sammelte sich aber sogleich und erwiderte den Gruß. Der Richter sprach dies und das über Weingartenarbeiten, das Mädchen gab fleißig Bescheid. „Höre Kind", sagte zuletzt der Vater, der mit Mich in den Wald zu gehen begriffen war und einen Seitenpfad einschlug, der sich von der Straße nach links abzweigte, „du mußt mir dem Mich nicht so aus dem Wege gehen, er darf dir gut sein; ich habe nichts dawider." Sie schwieg. „Nun, du Sünderin, du thust, als ob du nichts wüßtest um den Handel von gestern. Ich weiß alles. Magst mich nicht anschauen, du Kleinige, wirst schon wissen, wenn du meine Schwiegertochter bist, was Gott geben wolle. Und nun leb' wohl!"

„Lebt wohl!" erwiderte sie und drückte die Hand des Geliebten und schaute ihn an mit den großen blauen Augen, daß ihm war, als müßte er in die Augen mitten hineinspringen, und wenn es das Leben kostete.

Das war ein seliger Morgen. Kleinziger hatte sie wohl nie gearbeitet als an diesem Tage. Es war der schönste ihres Lebens. Während sie gegen den Abend ihre Sachen zusammenlegte, um nach Hause zu gehen, schlug die Sturmglocke im Dorfe an. Dichte Rauchsäulen wirbelten auf. Ein blutrother Flammenschein erhellte die Gegend. Das war Feuer. Gerechter Gott! Ihre Hütte stand in Flammen, aber sie nicht allein, noch viele, viele! Im wilden Lauf erreichte sie das Dorf, den Brandplatz, wo Menschen heiser, rettend durcheinander wogten. Von weitem schon hörte sie Christian's Stimme: „Laßt ihn mir, den Schurken, der mein Hab und Gut den Flammen preisgab, laßt ihn mir! In die Flammen mit ihm! Da mag ihn das Feuer verzehren, wie es meine Hütte, meine Habe, mein alles verzehrte!"

Aus dem Gewühle der Menschen ragte seine hohe Gestalt hervor. Er hielt in seinen Armen einen malachitischen Burschen, den er in die Flammen werfen wollte. Einige der Umstehenden waren bemüht, ihm das Opfer zu entreißen, doch thaten sie dies nur zum Schein. Die bei weitem größere Mehrzahl rief: „Laßt ihn brennen, den Galgenstrick!" Noch andere schrien: „Laßt ihn los, sonst legen morgen hundert rothe Hähne auf unsern Scheunen!"

Mitten unter die Schreienden trat der Richter, faßte mit seiner Rechten den Burschen und riß ihn aus Christian's Armen.

„Hierher, Bursche! In meine Hände gehörst du! Wetter, was sich retten läßt. Nur seine Bestrafung laßt mich sorgen."

Allmählich wurden die Männer des Feuers Meister. Aber die Magazinenhütte nebst zwölf Häusern und vielen Wirthschaftsgebäuden war ein Raub der Flammen geworden. Christian's Muthmaßung, daß der malachitische Bursche Urheber des Feuers sei, war gegründet. Tags zuvor hatte er mit dem Burschen Streit, weil dieser eine Kuh Christian's bei der Tränke mißhandelte. Als er diesem, da er ihn zurecht wies, drohende Blicke zuwarf, übermeisterte den Magazinen die Wuth, daß er über den Burschen herfiel und ihn schlug. Der endlich Losgelassene rief ihm nach: „Warte, Schwabe, du sollst kosten, wie der rothe Hahn schmeckt!" Mehrere Knaben des Dorfes, die zufällig in der Nähe waren, hatten alles mit angehört und bezeugten es vor dem Richter.

Es war schon spät in der Nacht, als die vom Feuer nicht Heimgesuchten in ihre Wohnungen zurückkehrten und die schwer Geprüften ihrem Schicksal überließen. Um die Magazinen kümmerte sich fast niemand. Denn der Richter war durch die große Aufregung, in die ihn der Brand versetzte, einem alten Uebel fast erlegen. Ein heftiger Blutandrang nach dem Kopfe hatte ihn aufs Lager geworfen, daß er erst nach einer Woche wieder verließ. Mich war im Walde zurückgeblieben, wo er übernachten mußte, um einigen Holzdieben auf die Spur zu kommen, die den Gemeindewald seit lange schädigten. Der Schreiber war in Amtsangelegenheiten in der Stadt. So sahen sich die Magazinen, als das Feuer gelöscht und nur noch das Wehklagen der Verunglückten zu vernehmen war, allein auf dem

Plätze, wo einst ihre Hütte, ihr Stall, ihre Scheune gestanden. Christian's hatte sich stumme Verzweiflung bemächtigt; die Schwester war gefaßter. Sie kränkte es am tiefsten, daß sich hin und wieder in die Allgemeine Klage mischten über die Schwaben, die allein an dem Unglück schuld seien.

Es war eine helle Sommernacht. Ein heftiger Südwestwind rauschte in den Obstbäumen, deren Laub von dem Feuer zusammengetrocknet war, und fachte hin und wieder in den Streh- und Heuhäufen die Glut von neuem an. Gegen Mitternacht zog ein drohendes Gewitter heran. Schlag auf Schlag grollte der Donner über dem Dorfe. Die Glocken läuteten, alle Fenster waren erleuchtet, alle Dorfbewohner wach. Endlich rauschte der Regen in Strömen nieder und erstickte die letzten Funken in der glimmenden Asche. Die Magyaren standen unter freiem Himmel und rangen die Hände. So verging die schreckliche Nacht. Doch der anbrechende Tag brachte ihnen das Trostlose ihrer Lage noch deutlicher zum Bewußtsein. Wo werden sie Rath und Hülfe finden?

IX.

Noch standen sie auf den Trümmern ihrer Habe, als Mich aus dem Walde heimkehrend von weitem schon erkannte, was während der Nacht im Dorfe geschehen. Ein wilder Schmerz ergriff ihn, er wankte sich ohne bemerkt zu werden. Plötzlich erblickte ihn das Mädchen und flog mit einem durchdringenden Schrei ihm entgegen. Es fing ihn in seinen Armen auf, küßte und herzte ihn, ohne sich um Christian und die andern zu kümmern, die befremdet nach ihm hinschauten. Dann schluchzte sie an seiner Brust. Christian traute seinen Augen nicht, aber nun ward ihm klar, warum die Schwester nicht einwilligen wollte, von dem Richter Geld zu leihen, warum ihre Wangen auf der Rückkehr vom Viehmarkt so unheimlich glühten. „Auch das noch!" murmelte er in sich hinein. „Haus und Vieh ist dahin, und der Schwester Herz gehört nicht mehr mir allein! Das ist zu viel!"

Mich und Mirk standen noch da und hielten sich fest umschlungen, als ob keine Macht der Erde sie je scheiden würde. Die Sonne stieg eben empor. Ihre ersten Strahlen fielen auf die beiden, die mitten im Unglück so glücklich waren. Endlich ermannte sich Mich und sagte: „Hier könnt ihr nicht länger bleiben. Versprich mir, Liebe, nichts zu thun gegen meinen Willen, und es wird alles wieder gut werden."

Mit diesen Worten eilte er ins Richterhaus.

Sie aber wandte sich an den Bruder, der ihr mit untergeschlagenen Armen den Rücken zukehrte. Als sie in ihn drang, von dem zornigen Wesen zu lassen und gut zu sein, es sei noch nicht alles verloren und Gott sei Dank wären Menschen da, die mit Rath und That gern helfen möchten, warf er die Worte hin: „Ich will nicht, daß mir geholfen werde, ich will mir selbst helfen. Aber daß dein Herz eines andern ist, daß du dich in solcher Noth von mir wendest, das thut mir noch so weh, daß ich vergehen möchte."

„Christian, was willst du thun? Ich will mein Versprechen lösen, und müßte ich dem Liebsten entsagen, was ich auf Erden habe."

„Dort will ich, zurück in die Heimat, wo Greuel, die hier fast täglich vorkommen, unerhört sind. Lieber in der Heimat betteln, als hier in fortwährender Unsicherheit um meinen Besitz, den ich mit Mühe erwarb, ein sorgenvolles Leben führen. Habe ich daheim meine Kartoffeln eingebettet, so mag ich ruhig unter dem Strohdach schlafen, Raub und Brand bedrohen mich nicht täglich wie hier. Ja, wenn ich einen Ort wüßte, wo die Sachsen allein leben, ich bliebe gern, aber so, wie es nun einmal ist, ertrag' ich's nicht länger."

„Ich lasse dich nicht allein gehen, ich folge dir, aber laß dich bedeuten, daß es jetzt nicht geht. Erst müssen unsere Schulden bezahlt sein, erst müssen wir das Reisegeld zusammenbringen und das braucht Zeit."

Während sie so sprachen, kam Mich zurück. „Christian", sagte er, „der Vater will ein ernstes Wort mit dir reden und mit dir auch, Mirk. Kommt beide, es soll euch und mir geholfen werden."

Damit zog er den widerstrebenden Christian mit sich, der zuletzt halb gedankenlos folgte, dem Mädchen schlug das Herz, aber sie trug keinen Augenblick Bedenken, mitzugehen. Sie fanden den Richter auf dem Lager; seine Wangen waren bleich seit dem Aderlaß, den der Schmied als einziges Rettungsmittel angerathen hatte; aber die schelmischen Augen waren ungetrübt, seine Stimme klar, wenn auch nicht so kräftig wie sonst. Als er den Gruß der Magyaren erwidert hatte, wandte er sich in der ihm eigenthümlichen raschen Redeweise an Christian: „Du scheinst gar allen Muth verloren zu haben. Das ist wahr-

lich nicht von nothen. Sieh', hier bei uns ist ein Brand nichts Neues. Auf meiner Scheune hat der rothe Hahn nehenmal gesessen, zuletzt ließ ich sie aus Stein und Ziegel aufbauen und versicherte sie. Gott gibt in unserm Lande denen reichen Segen, die da arbeiten, und gleicht auf diese Weise den Schaden wieder aus. Fasse ein Herz! Deine Strohhütte kann in sechs Wochen wieder aufgerichtet werden, zusammt den Wirthschaftsgebäuden. Das nöthige Holz gibt die Gemeinde unentgeltlich, die Nachbarn helfen mit Händen und Fuhrwerk, das Fehlende will ich dir vorschießen, wenn du's annehmen magst. Sieh', die Leutchen da werden ein Paar, das sieht fest, und da ist es mir lieb, wenn du, der Bruder meiner Schwiegertochter, wieder aufkommst und dein eigen Haus hast."

„Herr Richter", antwortete Christian, „Ihr habt uns so viele Freundschaft erwiesen, daß ich's gern glauben will, Ihr wollt mein Bestes, aber ich mag nicht mehr auf meine Schultern laden. Ich werde meine Schulden abarbeiten und dann zurückgehen in die Heimat; mich leidet's nicht mehr hier. Ihr sagt, der rothe Hahn sei hier kein ungewohnter Gast. Vertreibt, solche Unsicherheit des Eigenthums kennen wir daheim nicht, und darum kann ich sie nicht ertragen. Meiner Schwester Glück will ich nicht stören; ich spreche sie ihres Versprechens los und ledig, sie mag dem folgen, dem ihr Herz gehört; mir aber zürnet nicht, wenn ich gehe."

Indem trat die Nichterin ein, warf besorgte Blicke auf den Alten, dessen Aufregung sie beängstigte, und indem sie dem Mädchen die Hand bot, sagte sie: „Faßt ab, du sollst unser liebes Kind sein, Vicle, und uns wie deine Aeltern schätzen und in Ehren halten. Mich, ihne, wie der Vater sagte und führe Vicken in deiner Mutter Haus; in vier Wochen seid gerüstet zur Hochzeit. Und nun gönnt den Alten Ruhe."

Vicle gelobte, den Alten zu dienen und sie zu ehren wie die eigene Mutter, ging dann zum Richter an das Bett und sagte: „Herr Richter, nehmt mich als Euer Kind an, ich will Euch's nie vergessen, daß Ihr mir immer so gut wart, bis an mein Ende."

Das gab ein Flüstern und Wispeln im Dorf über Mich und Vicle und den alten Richter, der völlig vernarrt sei in die Magrantin und ihr den stattlichen Sohn an den Hals werfe. Es werde noch einen traurigen Ausgang nehmen.

X.

Die Ernte war da. Das Korn stand hoch in den Halmen, Schnitter und Schnitterinnen strömten hinaus. Der Ernteregen war reichlicher als je. Dreißig Morgen hatte Christian mit seinen Händen geschafft. Die Nachmahd, der er entgegensah, war unter Brüdern fünf Gulden werth, und was ihm die Aehre bei günstiger Witterung tragen konnte, überstieg das Doppelte. Aber das alles freute ihn nicht. Er wohnte mit Vicken im Hause der Schwester des Richters, ging täglich allein in die Arbeit, während sie bei dem Richter war, verkaufte das Korn in den Aehren, die Nachmahd auf der Stande und den Wein an der Rebe. Das warf mehr ab, als die Schulden betrugen, deckte noch die Reisekosten. Und nun stand sein Entschluß fest, nach Schwaben zurückzukehren.

Eines Abends kam die Schwester früheriger als sonst aus dem Richterhaus. Tags darauf hatte ihre letzte Verkündigung mit Mich erfolgen. Christian saß am Tische und überzählte das gelöste Geld. Ein großer Schmerz lastete auf seiner Seele. Er wußte gehen, das stand unabänderlich fest, aber es fiel ihm doch schwer, und dann zog es ihn wieder so mächtig weg, und der Harm über die erlittene Unbill that das Seinige dazu. Die Schwester legte sich an den Tisch und sah ihn mit thränenvollen Blicken an. „Höre mich doch, Christian", sagte sie, „und laß dir rathen. Bleibe hier und sei gut, wie du's warst, als wir die Heimat verließen."

„Es geht nicht, du bist deines Versprechens los und ledig, ich zürne dir nicht, ich liebe dich von ganzem Herzen, aber bleiben kann ich nicht. Morgen findet deine letzte Verkündigung statt, ich will's nicht hindern. Sei glücklich; ich gehe."

Und so kam's.

Nach ihrer letzten Verkündigung führte Christian die Schwester ins Richterhaus, wo sie hinfort blieb. Er selbst nahm Abschied, schnürte sein Bündel und ging aus dem Dorf. Vicle und Mich begleiteten ihn bis an die Grenze der Markung. Da reichten sie sich die Hände und Christian sprach:

Wenn Menschen auseinander gehn,
So sagen sie: Auf Wiedersehn,

und schritt rüstig die Straße entlang.

Zwei Tage darauf ging es im Richterhause hoch her. Nur in dem Antlitz der Braut spiegelte sich ein leises Weh. Wenn aber Mich sich traurig an sie wandte, leuchteten die hellen grauen

Augen und ein liebliches Lächeln spielte um ihren Mund. Der Richter durfte zwar nicht tanzen, aber er ließ es sich doch nicht nehmen, die Braut dreimal herumzuschwenken und ebenso viel blanke Doppeldukaten in den Teller zu werfen.

Nach Jahr und Tag erhielt die junge Mutter einen Brief aus Schwaben. Drin stand geschrieben:

„Vielwerthefte Nieke! Ich mochte dir vor der Zeit nicht schreiben, weil mir's schlecht ging. Die Verwandten waren hart gegen mich und urtheilten über dich wie über eine verworfene Magd. Das bist du, Gott weiß es, nicht, und darum kränkte es mich gar sehr. Aber ich ließ mir's gefallen; denn ich war daheim, wohnte bei dem Geiger in der langen Gasse, bis ich eine Knechtsstelle fand auf einem Gute. Da bin ich nun, und zwar an Pächters Stelle, seit der alte gestorben ist. Ich habe die Pachtbedingungen überschlagen, und der Herr hat mir zugesagt, mich als Pächter annehmen zu wollen. Anna's Vater wollte für mich bürgen, aber es hatte nicht Noth. Und du wirst schon gehört haben, daß mich die Anna mag und ich sie auch, und daß den Winter unsere Hochzeit ist. Wir laden euch allesammt dazu ein, dich und den Mich und die Frau Richterin und den guten Alten. Vieles andere schreibe ich die später, wenn's mir noch besser geht. Jetzt ist der Brief schon so lang geworden wie eine sächsische Giebelwand. Tausend Grüße an dich und die Deinen von deinem Christian und seiner Anna."

Aus dem Garnisonleben.

III. Auf dem Balle.

Nach zweistündigem Frieren im Kasernenhofe hat Lieutenant K. endlich die Durchsicht der Bekleidungsstücke beendigt und mit verschiedenen Notizen der Unteroffiziere in der Hand eilt er seinem Quartier zu. Das Zimmer ist warm, denn seit zwei Stunden hat der Bursche den Ofen mit brasilischem Holze geheizt.

Der Lieutenant findet mehrere Briefe auf seinem Schreibtisch, die seit Mittag angekommen, liest aber von den meisten nur die Adressen und wirft sie unerbrochen in ein Fach seines Pultes, wo bereits manche ähnliche Schreiben Platz gefunden haben.

„Was ist nun zuerst zu thun?" fragt sich K., als er den Waffenrock ab- und den Schlafrock angelegt hat. „Soll ich erst den Rapport oder Verse machen? Ah bah, der Rapport ist bald zusammengeschrieben, ich habe ja hier die Notizen der Unteroffiziere! Also — dichten!" Bald hat unser treuer Held einen Bogen Papier, ein Tintenfaß vor sich und eine Feder in der Hand. Langes Sinnen — Seufzen — Federkauen — umsonst, das Papier ist nach einer halben Stunde noch leer und weiß wie zuvor.

Verdrießlich springt er auf, macht einige Gänge durch das Zimmer und bleibt zuletzt vor einer kleinen Bibliothek stehen, die aus den Exercirreglements und verschiedenen andern militärischen Werken zusammengesetzt ist.

„Hm, hm!" brummt K. vor sich hin, „sollte meine poetische Ader heute so ganz erstorben sein? Bei dieser Kälte und dem Dienst wär' es kein Wunder!"

Dabei nimmt er ein Buch nach dem andern vom Real und blättert und sucht nach Stoff zu Cotillonscherzen. Aber wo soll er ihn finden? Im „'schen Exercirreglement für Infanterie", in der „Anleitung zur Führung der Schützen beim Tirailliren", in Pz.'s „Taktik" und Archenholz's „Geschichte des Siebenjährigen Krieges?" Doch da bist du, alter, immer getreuer Freund! Wackernagel's „Lesebuch für Schulen in Stadt und Land". „Darin steht eine Sammlung deutscher Sprichwörter, die helfen mir aus der Noth!" ruft K. freudig und schleunigst macht er sich daran, von einigen Dutzend Sprichwörtern die Anfänge auf die obere Seite und den Schluß auf die untere Seite seines Bogens zu schreiben. Bald ist das Papier voll, er schneidet es in lange Späne, die zur Hälfte die Anfänge, zur andern die Enden der Sprichwörter enthalten, und verbirgt sie in die äußerlichen, vorher eingebundenen Schächtelchen.

Es ist inzwischen dunkel geworden. Die Kasernenuhr verkündet mit hellen Schlägen die sechste Abendstunde.

„Alle Wetter!" ruft K. „Halb acht Uhr spätestens muß ich bei Frau von N. sein wegen der Vorstellungen und noch kein Strich vom Rapport! Und wo ist mein Paletot? Johann! Wo steckt der Schlingel? Johann!" ruft K. diesmal wänderschüttelnd zur Thür hinaus. Bald hört man ein Paar eisenbeschlagene Gummischuhe den Corridor entlang poltern und Johann's ehrliches Gesicht taucht aus dem Dunkel der Nacht hervor.

„Rock Nr. 2 und Pantalons Nr. 1 mach' mir zurecht und die Lackstiefeln!"

„Rock Nr. 2 iſt beim Schneider, Herr Lieutenant! Er iſt unter dem Aermel aufgeplatzt und mehrere Knöpfe ſind locker!“

F. überlegt. Unmöglich kann er ſeinen beſten Rock zum Ball bei Frau von N. anziehen, denn die dortige Dienerſchaft beſitzt ein beſonderes Geſchick im Verſchütten der Bratenſaucen — er hat ſchon traurige Erfahrungen in dieſer Beziehung gemacht. „Der Rock Nr. 2 muß geſchafft werden! Lauf' zum Schneider und warte auf die Reparatur! Wenn bis 7 Uhr nicht alles in Ordnung iſt, laſſ' ich den Schneider und ſeine Geſellen verkehrt aufhängen!“

Glücklicherweiſe hört Johann dieſe furchtbare Drohung ſeines Herrn nicht mehr, denn er iſt längſt auf Windesflügeln davongeeilt.

Jetzt ſetzt ſich F. zu ſeinem Rapport nieder, buchſtabirt die oft unleſerlichen Meldungen der Unteroffiziere zuſammen und ſchreibt, daß ihm die Finger zu ſpringen drohen, von ſchadhaften Knopflöchern, defekten Stellen an Leinwandjacken und Ähnlichen, für einen Beamten der adminiſtrativen Branche höchſt intereſſante Details. Endlich iſt das letzte Wort auf das Papier geſchleudert, der Rapport unterſchrieben und nur noch nöthig, ihn einzuſiegeln — da ſchlägt es drei Viertel auf ſieben Uhr; es wird die höchſte Zeit zur Ballrobe — die fett aufgetragenen Buchſtaben wollen gar nicht trocknen, F. greift nach der Streuſandbüchſe und — „Kreuzmillionen Donnerwetter!“ ergreift ſtatt ihrer das Tintenfaß und das ſchwarze Meer liegt vor ihm — „Das hat nun noch gefehlt!“ ruft der Unglückliche aus. Aber während er mit einem Zipfel des Schlafrocks die Tintenpfütze nothdürftig auftrocknet, wird es ruhiger in ihm, die „Reſignation“ von Schiller lehrt in ſein verzweifelndes Herz ein und mit dem bereits entſagenden Ausruf: „Der Rapport muß bis nach dem Balle warten!“ beginnt er ſeine Toilette. Bald ſind die Präliminarien deſſelben beendet und der zu rechter Zeit mit dem gewünſchten Rock vom Schneider zurückgekehrte Johann muß ſich mit einem Lichte in jeder Hand hinter ſeinen Herrn ſtellen, welcher vor einem kleinen Spiegel die Coiffure arrangirt und mit großer Geſchicklichkeit einen Scheitel von der Stirn bis tief hinten in den Nacken conſtruirt. Dann werden die knappen Stiefeln, das ſtraffe Beinkleid und der Rock mit Weſtenpaletot und Hühnerbruſt angelegt, die Glacés anprobirt, dann aber wieder von den Händen gezogen und mit einem Paar Waſchledernen vertauſcht und Johann nach einer Droſchke geſchickt. Das Anhängſel langt glücklich in der Kaſerne an und eilt mit unſerm F. dem Hauſe der Frau von N. zu, nachdem er ſeinem treuen Diener noch anbefohlen, ſo ſchnell als möglich zu folgen, da er heute Abend ſeine Geſchicklichkeit im Servíren zeigen ſoll.

Noch iſt es dunkel im Vorſaal, als F. eintritt, denn kaum kann vor einer halben Stunde jemand erwartet werden.

Jacques, der Diener der Frau von N., geleitet F. nach der Herrengarderobe und verräth ihm dabei, daß die gnädige Frau in großer Sorge wegen der Herren geweſen ſei, er habe ſie aber bereits davon in Kenntniß geſetzt, daß der Herr Adjutant ſowie Herr Lieutenant C. erſcheinen würden.

„Woher wiſſen Sie denn das?“ fragt F.

„Der Burſche des Herrn Adjutanten iſt der Landsmann von unſerer Köchin und da —“

„Aeußerſt, eine unverläßige Quelle!“ lacht F. „Wiſſen Sie, ob die Frau Commerzienräthin aus Hamburg heute Abend hier ſein wird?“

„Ja wohl, Herr Lieutenant, ſie bleibt ein paar Tage bei der gnädigen Frau.“

Um ſo beſſer für unſern Adjutanten, denkt F. bei ſich. „Nun melden Sie mich aber, Jacques“, ſetzte er laut hinzu.

„Die gnädige Frau iſt noch bei der Toilette, läßt aber den Herrn Lieutenant erſuchen, in den Saal zu treten und Ihr Urtheil über das Arrangement der Blumenbouquets abzugeben und vielleicht einige Aenderungen vorzunehmen.“

F. tritt in den hellerleuchteten, aber noch leeren Saal und kann nicht umhin, in Ahs der Bewunderung auszubrechen; er glaubt einen Garten vor ſich zu ſehen und findet alles ſo geſchmackvoll arrangirt, daß er eine Aenderung für Frevel halten mußte.

Nicht lange und die Frau vom Hauſe rauſcht im ſchwerſeidenen Kleide über die Schwelle des Saales.

„Guten Abend, mein liebſter, beſter Herr von F.! Sie ſehen mich in der höchſten Spannung. Bringen Sie mir gute Nachrichten?“ Entzückt vernimmt die Dame, daß mindeſtens ſechs Herren der Einladung F.'s folgen werden, und überſchüttet unſern jungen Helden mit Lobeserhebungen.

Plötzlich ertönt die Klingel im Vorhaus; man ſieht Jacques ſchleunigſt die Herd anfachen, Lichter anzünden und die Thür öffnen. Vier Offiziere, der Adjutant an der Spitze, erſcheinen. Sie werden von Jacques ihrer Paletots, Ueber-

schube u. s. w. entledigt und avanciren in den Saal. F. ihnen entgegen. Allgemeines Kratzfüßen, Verneigungen, Vorstellen.

„Wenn ich nicht irre", läßt sich Frau von R. vernehmen, zu C. gewendet, „hatte ich im vergangenen Herbst das Vergnügen ..."

„Ja wohl, meine Gnädige", versetzt der Jagdliebhaber, welcher die Gelegenheit, seine Wirthin auf das bevorstehende große Treiben in ihrem Revier zu bringen, nicht vorübergehen lassen will, „während des superben Frühstücks, welches durch Ihre nachbarliche Fürsorge uns wunden und hungrigen Jägern gereicht ward. Es war einer der schönsten Tage meines Lebens! Eine wahrhaft himmlische Jagd! Ich schoß allein 20 Hasen und 2 Rehe, trotz des ärmlich schlechten Wildstandes."

„Sie lieben die Jagd?"

„Leidenschaftlich, meine Gnädige!"

„Es sollte mich freuen, wenn es Ihnen Vergnügen macht, wir machten Mittwoch einige Braten in meine Küche zu liefern."

C. erklärt sich mit lautend Freuden bereit und tritt ein wenig zurück, denn in dem Augenblick öffnet sich die Flügelthür und es erscheint die Schwester der Frau von R. mit zwei erwachsenen Töchtern, einer ältern, Anna, von 20 Jahren, die vollendete Ballame, und einer jüngern, Helene, die heute zum ersten mal den glatten Boden eines Tanzsaals betritt.

Abermalige Begrüßung und Vorstellung. Unter der Zeit hat F. eine Tanzordnung entworfen und die beiden jungen Damen werden engagirt. Ihre Mutter hat indeß ein Gespräch mit dem Adjutanten begonnen und fragt ihn über alle Mitglieder der von P.schen Familie aus; doch er scheint zerstreut, gibt oft verfehlte Antworten und lauscht fortwährend nach der Thür, durch welche die Herrschaften eintreten soll.

„Wo bleibt nur meine Tochter?" hört man jetzt die Frau vom Hause halblaut fragen, und F., der sich auch im stillen über die Abwesenheit Juliens gewundert, nahert sich besorgt der Mama — doch in diesem Augenblicke tritt aus einer Seitenthür Julie, gleich einer Fee in Nebelwolken gehüllt. Ein Blick aus ihren schönen Augen heißt F. freundlich willkommen und dann eilt sie, die Tante und ihnern Gemahl zu umarmen.

„Allen Respect!" murmelt C. dem blassen Lieutenant zu, „ein imposantes Frauenzimmerchen, diese Julietta!"

„Nach meinem Geschmack wäre sie nicht", erwidert der andere, „zu mir zu braunet — aber ihre niedliche Cousine, die kleine Mondine!"

„Backfisch", meint C. verächtlich. „Aber sehr einmal unsern F. an. Der scheint ja Ein Herz und eine Seele mit der schönen Julie zu sein. Verwünschter Kerl, könnt' ihn drum beneiden!"

„Se. Excellenz", flüsterte der Blasse plötzlich seinem Kameraden zu und nimmt unwillkürlich, eingedenk der Meldung des Kasernencommandos, eine vorschriftsmäßige Position an.

„Kopf in die Höh', Brust heraus, Anführer in Front!" ruft C. leise hinter den übrigen Offizieren und pfeift piano pianissimo die Melodie des Parademarsches.

„Guten Abend, meine Herren!" läßt sich der Divisionär zu den in ehrfurchtsvollem Schweigen verharrenden Offizieren vernehmen. Mit großer Befriedigung sagt er sich, daß seine heutigen Ermahnungen auf dem Kasernenhofe nicht ohne Erfolg geblieben sind.

„Sie sehen nicht wohl aus", bemerkt er plötzlich zu dem Blassen, und er hat recht, denn unser wackerer Kriegsmann fühlte eine gewisse Unbehaglichkeit in der Nähe seines hohen Vorgesetzten. Er erfaßt jedoch den günstigen Moment, sich in ein helles Licht zu setzen und erwidert: „Ja, Excellenz, ich kann nicht leugnen, ich fühle mich etwas angegriffen in Folge des anhaltenden Arbeitens und besonders des Zeichnens."

„Sie zeichnen? Was zeichnen Sie?"

„Ich versuche eine Instammentheilung der in den letzten zehn Jahren eingeführten Verbesserungen an den Infanteriegewehren."

„Da wünsch' ich guten Fortgang", antwortet der Divisionär sichtlich erfreut. „Ist mir sehr angenehm. Sollten Sie einiger Modelle benöthigen, meine Sammlung steht Ihnen jederzeit zum Gebrauch offen. Aber, lieber Freund, überarbeiten Sie sich nicht, schonen Sie sich. Wenn ich nicht irre, hatten Sie sich um Urlaub gemeldet, freilich auf etwas lange Zeit, aber tüchtigen Offizieren, welche neben dem wissenschaftlichen Studium auch die Pflichten gegen die Gesellschaft nicht vernachlässigen, wird eine solche Erholung gern gegönnt." Damit wendet sich Se. Excellenz weg zu einer Gruppe von Damen, welchen F. eben die Ordnung der Tänze mittheilt, und läßt unsern Blassen beruhigt zurück.

Der Saal hat sich gefüllt, der größte Theil der Geladenen ist erschienen. Junge Parchenen und alte Geheimräthe, steife Gräfinnen und schüchterne Referendare, lange Kammergerichts-

pünktlichen und kurze Reitlieb, sogar noch zwei etwas zu spät kommende Artillerieoffiziere und der Bataillonsarzt haben sich eingestellt, aber noch immer blickt der Adjutant sehnsüchtig nach der Thür. Jetzt öffnet sie sich wieder — diesmal muß sie es sein — aber nein, grausames Schicksal! Zwei Hautboisten des Regiments treten ein und weisen von F. auf einen hinter dichten Bosquets dem Auge der Tanzenden versteckten Platz gewiesen.

Nachdem Jacques, vom ehrlichen Johann unterstützt, den unvermeidlichen Thee mit Backwerk präsentiert, fordert das Orchester die Gesellschaft durch einige Akkorde zum Beginn der Polonaise auf. Allgemeines Durcheinander. Se. Excellenz bietet der Frau vom Hause den Arm und eröffnet den Zug, Major R. folgt mit einer alten Baronesse und so schließt sich ein Paar nach dem andern den Tanzenden an. Bald ist alles in vollem Gange, nur der Adjutant steht noch rathlos und thatlos am Eingange, seine Dame ist für ihn übrig geblieben. Da plötzlich werden die Flügelthüren von Jacques und Johann zu gleicher Zeit aufgerissen und unter den schmetternden Tönen der Instrumente erscheint er, so lange erwartete, heißersehnte Gewürzquadrat.

Entzückt blickt der ungeduldig Harrende auf die schöne junge Frau, deren glänzend dunkles Haar und nackte Schultern ein schwarzes Atlaskleid nur um so schöner erscheinen läßt. Ueberrascht sieht sie ihn vor sich, ihn, für den ihr Herz einst in Liebe schlug und vielleicht noch schlägt. Sprachlos legt sie ihre Hand in die seinige und als ob sich das von selbst verstände und eins nur auf das andere gewartet hätte, schließen sich beide dem Reigen an. Nach einigen kleinen Irrungen durch die Schuld des Artilleriemajors veranlaßt, der nie recht, sondern immer nur linksum kehrt machen will, reiht sich die Polonaise ihrem Ende und die Musik geht plötzlich in einen Walzer über. Dies ist ein Zeichen für die älteren Herrschaften, sich aus der Reihe der Tanzenden zurückzuziehen, und die Jugend fliegt nun im raschern Takte durch den Saal.

F. als meister de plaisir ist in voller Geschäftigkeit, bald gilt es, der Musik Richtung zu ertheilen über den Takt und die Stärke der Töne, bald ist seine Gegenwart nothwendig, um zwei sich noch fremd Gegenüberstehende näher miteinander bekannt zu machen, dort wünscht man Auskunft über die Reihenfolge der Tänze beim Cotillon, und so ist F. ein Ueberall und Nirgends. Nach dem Ende des ersten Tanzes ziehen sich die alten Herren an die Spieltische im Nebenzimmer zurück, die jungen Damen suchten in ihren Muttern, welche etwaige Veränderungen in der Toilette in Ordnung bringen.

Die Herren treten zu einem dichten Kreis zusammen, und man hört verschiedene Bemerkungen, wie: „Diese Hitze", „tanzte meine Dame schlecht?" „Lester, haben Sie nicht ein niederschlagend Pulver bei sich?" „Pur' Luft' Elysium!" Jacques und der ehrliche Johann erscheinen abermals mit Speis' und Trank. Ersterer durchbricht die Crinolinenmauer und bietet einer Erquickungen beim schönen Geschlecht, letzterer verweilt bei den Herren und kann sich durch das Kopfschütteln derselben nicht dazu bringen, weiter zu gehen. Ja, als Lieutenant L. ihm endlich sagt: „Ich danke, ich habe genug", erwidert der Musketier treuherzig: „Fangen Sie nur an, Herr Lieutenant, es ist noch mehr dran."

Ein neuer Tanz beginnt und der Bataillonsarzt ist zum Zuschauen verurtheilt, denn keine Dame tanzt sich für ihn.

„Lester, warum tanzen Sie nicht?" fragt F. „Sie sehen, ich habe keine Tänzerin."

„Hatten Sie sich nur die Mühe genommen, einen Blick in das Nebenzimmer zu werfen, so würden Sie dort noch zwei sehr hübsche, junge Damen entdeckt haben. Allons, folgen Sie mir!"

Halb gezwungen läßt sich der Lester von F. hinausziehen und erblickt dort eine junge Dame in vornehm nachlässiger Haltung auf dem Sopha.

„Meine Gnädigste, Herr Lester R. bittet um die Ehre", stellt F. den Jünger des Aesculap der jungen Gesellschaft vor.

Nach einigem Zögern erhebt sich Letztere und legt nicht ohne mit der heimtückischen Miene ihren Arm in den des gepriesenen Tänzers.

„Ich bitte, nur einmal herum", bemerkt sie, nachdem sie kaum die Hälfte des Saals durchpelzt, in etwas schleppendem Tone, „das Tanzen greift mich an."

„Dann werde ich Ihnen rathen", erwidert R., ganz in seinen Gedanken verloren, Patientinnen zu erobern, „gar nicht auf einen Ball zu gehen. Zu beklagen ist es aber, daß gerade immer der besseren Tänzerin diese Bewegung so schlecht bekommt. Ich glaube, es liegt in der Körperconstitution der Damen —" und nun läßt sich der Lester in eine weitläufige Auseinandersetzung ein über den Einfluß des Tanzes auf das Blut-

befinden des Menschen und umgekehrt der physischen Eigenschaften auf die Fertigkeit in solchen Uebungen, sodaß die Comtesse eine „Horreur!" und ein „Abominable!" über das andere in sich hineinflüstert und mit dem Taschentuch wiederholt die Luft durchfächelt, als wenn die Unterhaltung des wackern Aesculap sie zu ersticken drohe.

„Kennen Sie den Offizier", fragt da die Gräfin P. ihre Nachbarin, die Baronesse J., „mit welchem meine Tochter tanzt?"

„Ah, ma chère", erwidert die Gefragte, nachdem beide Damen den Arzt durch die Lorgnetten gemustert, „Sie irren, das ist die Uniform der Militärärzte."

„Comment?" entgegnet die Gräfin befremdet, „ein Arzt, ein chirurgien bei Frau von P.? In dieser gewählten Gesellschaft? Ist er von Adel?"

„Certainement", meint die Baronesse und abermals richten sich die Lorgnetten beider Damen auf den Armen, um in erforschen, welchen Ursprungs er sich zu rühmen habe.

„Mir scheint, dieser Herr findet nicht viel Geschmack am Tanzen", bemerkt die Baronesse weiter, „ich beobachte das Paar schon seit geraumer Zeit und glaube, daß sie kaum zwei Touren gemacht haben. Bei der großen Passion von Comtesse Antoinette für die Polka ist es wirklich zu bewundern. Doch jetzt scheint sich ihr ein Cavalier zu nahen. Vraiement! Der kleine Artillerieoffizier bittet um eine Gratrateur, charmanter junger Mann, dieser Lieutenant H."

„Es ist doch auffallend", bemerkt die Gräfin, „daß so wenig Adel in der Artillerie dient, ich sehe es nicht gern, wenn meine Tochter mit einem dieser Herren tanzt."

„Die meisten dieser Leute haben wenig Bildung. Herr Lieutenant H., seine Mutter war eine geborene von St—, macht eine rühmliche Ausnahme."

„Der junge Mann tanzt wirklich gut", meint die Gräfin und blickt beruhigter auf ihre Comtesse Tochter, da sie in Erfahrung gebracht, daß ein Sprößling der von St'schen Familie in der Artillerieuniform steckt.

So verstreicht die Zeit unter Tanzen, Spielen, Schwatzen und Medisiren und schneller, als man gedacht, hat das Musikchor die letzte Polka vor dem Souper abgespielt. Allgemeiner Aufruhr, paarweise zieht man in die hintern Salons, wo eine reichbesetzte Tafel der Müden und Hungrigen und Batterieen von Weinflaschen der Durstigen warten. Nachdem sich J. bei Anweisung der Plätze, richtigen Vertheilung des Getränks, zweckmäßigen Aufstellung der Dienerschaft wieder unentbehrlich erwiesen, läßt er sich erschöpft, aber selig an der Seite Julchens nieder. Ihm gegenüber sitzt der Adjutant mit der Commerzienräthin, der Blasse mit Fräulein Helene und Doctor R. mit deren Schwester Anna, welche in Gemeinschaft mit den Offizieren sich bestrebt, ihn nach Möglichkeit wegen seiner zierlichen Pas und medicinischen Phrasen zu necken. Comtesse P. hat sich aus seiner fürchterlichen Nähe an einen andern Tisch geflüchtet, wo ihr Herr von K., ein hoffnungsreicher Referendar, auf „exquisite" Weise den Hof macht.

Nach dem Souper folgt ein brillanter Cotillon, bei dem sich J. abermals mit Ruhm bedeckt und so liebenswürdig zeigt, daß beim Schluß des Balls die schöne Julie ihm nicht nur mit Blick und Worten, sondern ganz verstohlen auch mit der Hand dankt.

Gegen 3 Uhr Morgens trennt sich die Gesellschaft. Zu Hause angekommen muß unser Held die Feder ergreifen, den mit Dinte überfluteten Rapport nochmals copiren, und während der Adjutant von schönen hoffnungsvollen Tagen an der Seite seiner wiedergefundenen Geliebten, Lieutenant O. von Hasen und Reben, der Blasse von Infanteriegewehren und Urlaub träumt, die Comtesse P. ihrer Mama mit Entsetzen von der Conversation des Doctors erzählt und Jacques die empfangenen Trinkgelder berechnet, schreibt der todmüde junge Krieger in zierlichen Zügen die unsterblichen Worte: „Die Stiefelsohlen der Compagnie lassen nichts zu wünschen übrig."

Berliner Briefe.

II.

Dulde! Dulde! Dulde! Endlich kommt doch mal eine Stunde! Das Herz, die Hand, die Zunge werden frei und die Genien der ewigen Gerechtigkeit bauen einem Ruhme einen Thron von himmlischen Gluten!

Freilich, manchem wurde diese Rechtfertigung erst lange nach seinem Tode. Dann strahlt nur sein Name mit goldenen Lettern im Buche des Gedächtnisses.

Die Aloe der Seele aber, wenn sie schon hienieden erleben kann, daß die Zeit des Lohns für ihr Dulden gekommen!

Kann man die Ansprache des Prinz Regenten an sein neues Ministerium lesen, ohne die

Genugthuung mitzufühlen, die einem zehnjährigen Dulden wurde? Jedes Wort in diesem merkwürdigen Actenstück ist eine tiefverhaltene, lang angesammelte Kritik des Vergangenen, jedes Wort athmet die Erlösung von einem Druck, den auch ein Prinz, ein Thronerbe zu erleiden hatte, wie alle, die damals nicht entweder in grob patriotischer Schwarz-Weißheit oder in Kirchlichkeit oder in Romantik machten. Selten hat ein Fürst, dem pietätsvolle Rücksicht nicht im mindesten fremd ist, eine so offene Analyse der Regierung seines Vorgängers gegeben wie hier ein Mann, den die Geschichte einst Wilhelm I., den Wiederhersteller, nennen sollte.

Wir gehören nicht zu den Schmeichlern und doch können wir uns nicht versagen, jedem das kleine Buch zu empfehlen, das bei uns so vieles Aufsehen machte: das Glaubensbekenntniß, das vom Regenten als sunfzehnjähriger Knabe abgelegt wurde. Die hier ausgesprochenen Lebensgrundsätze führen zunächst auf die weise Einsicht seines Religionslehrers Ehrenberg zurück; aber daß sie von dem Prinzen wiederholt werden konnten, daß sie in ein öffentlich abgelegtes Glaubensbekenntniß sich verwandelten und somit zeitlebens als eine Handfeste zwischen ihm und der Welt verbanden sein werden, ist bemerkenswerth.

Der 36. Grundsatz des Prinzen lautet: „Verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen. Die Besten, die Geradesten, die Aufrichtigsten sollen mir die Liebsten sein. Die will ich für meine wahren Freunde halten, die mir die Wahrheit sagen, wo sie mir mißfallen könnte." Der zweite Grundsatz lautet: „Ich will nie vergessen, daß der Fürst doch auch Mensch — vor Gott nur Mensch ist und mit dem Geringsten im Volke die Abkunft, die Schwachheit der menschlichen Natur und alle Bedürfnisse derselben gemein hat; daß die Gesetze, welche für andere gelten, auch ihm vorgeschrieben sind, und daß er wie die andern einst über sein Verhalten wird gerichtet werden." Grundsatz 15: „Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande. Ich will daher unablässig in dem mir angewiesenen Kreise thätig sein, meine Zeit auf das Beste anwenden und so viel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht." Grundsatz 21: „Nie will ich mich an denen rächen, die mich beleidigen, sondern ihnen von Herzen vergeben; auch nie meinen Einfluß benutzen, jemand zu schaden." Grundsatz 22: „Doch will ich, meiner Pflicht gemäß, alles aufbieten, daß das Werk der Heuchelei und Bosheit zerstört, das Schlechte und Schändliche der Verachtung preisgegeben und das Verbrechen zur verdienten Strafe gezogen werde; davon darf mich kein Mitleiden zurückhalten. Aber ich will wohl zusehen, daß ich nicht den Unschuldigen verurtheile. Es soll mir vielmehr ein theures Geschäft sein, die Unschuld zu vertheidigen." Grundsatz 23: „Jeder, der in meine Nähe kommt, soll von mir Gutes empfangen; jedem will ich das Erfreuliche erweisen, was ich ihm zu erweisen im Stande bin." Grundsatz 24: „Ich will das Verdienst aufmuntern und belohnen — und besonders das bescheidene und verborgene an das Licht ziehen."

Man muß gestehen, daß diese Lebensgrundsätze die geheimsten Stellen berühren, wo die Fürsten so oft zu straucheln pflegen. Welche Fülle unerkannten, bescheidenen Verdienstes! Wie stumpft selbst bei den nächsten und wohlwollendsten Rathgebern der Fürsten doch die lange Gewohnung an ihr Amt die Sehkraft ab, daß sie nur das erblicken, was sich ihnen aufdrängt! Wie verbittert sich nicht auch oft der Sinn aus einem bloßen Vorurtheil gegen diese oder jene Persönlichkeit! Vorzugsweise hat es uns deshalb auch Freude gemacht, im Cultus- und Unterrichtsministerium neue Namen genannt zu hören; denn gerade im geistigen Verkehr setzen sich die meisten Vorurtheile fest und gerade dort gibt es die reichste Gelegenheit, das bescheidene Verdienst hervorzusuchen. Vor allem suche der Prinz-Regent ein für den „Staat der Intelligenz" zu tief eingerissenes Grundübel von allen preußischen Universitäten zu entfernen: das Geheimrathswesen! Die weibliche Eitelkeit hat auf dem gelehrten Gebiete so um sich gegriffen, daß ein schlichter, einfacher, deutscher Professor alten Stils in der preußischen höhern Gelehrtensphäre gar nicht mehr normal ist, sondern nur ein gelehrter Beamter, der sich mit Orden und Titeln schmücken läßt.

Ich merke aber — Sie zürnen mir über meine heutige Feierlichkeit und meinen hochtragischen Ernst? Sie wollen Erheiterndes hören, Mittheilungen aus dem geselligen Leben? Von Bällen, von Neuig, reizenden Toiletten, hervorragenden Schönheiten? Wie steht's z. B. bei den Ministern aus? Hör' ich Sie etwas spöttisch fragen... Sie sehen nun einmal nichts Festes in der Welt und haben auch schon von den neuen Ministern wieder die Vorstellung, daß sie bald die alten heißen werden! Mephisto Paune!

Einstweilen sind diese neuen Excellenzen so neu, daß sie noch keine Gesellschaft geben können. Die Gesellschaft, die sich gegenwärtig in ihren Hotels bewegt, ist die der Maurer, Schlosser und Tapezierer. Ueberall wird auch hier der „alte Adam" ausgefegt. Und neulich mußt' ich lachen, als ich Freund *** besuchte und finde in seinem herzurichtenden Zimmer als Unterlage für die neue Tapete — alte Zeitungsblätter aus dem Jahre 1848! In der That ein sinniges Spiel des Zufalls oder vielleicht gar eine Gelegenheit für unsern Grafen Schlippenbach, in die Kreuzzeitung ein Epigramm zu schicken! Die kleine Soirée, die wir in diesen Tagen in einem Hotel hatten, wo sich zur Freude seiner Bewohner nichts im Handel und Wandel geändert hatte, steht trotz der reizendsten Zimmergärten zu vereinzelt da, um Luft daraus zu saugen. Einen vornehmern und reichern Premier können wir uns übrigens nicht wünschen. Man nennt den Fürsten von Hohenzollern einen Millionär. Er hat große Herrschaften in Holland. Ob er einen Salon eröffnen, ob er sich nur auf Diners beschränken wird — gehört zu den schwebenden Fragen der Diplomatie. Die Minister von Auerswald und von Schleinitz haben hier keine Familie, letzterer ist sogar unvermählt. Im Vertrauen gesagt, die Diplomatie fürchtet, es würde ein wenig „[illegible]" hergehen. Die Damenwelt aber hofft auf die Salons des Krieges, der Finanzen und des Cultus, weil hier jetzt drei Familien walten, die im Rufe großer Liebenswürdigkeit stehen.

Unser junges fürstliches Thronfolgerpaar hat inzwischen auch Besitz von seinem neuen Palais genommen und man erzählt, daß die Prinzessin hier wiederum ihrer praktischen Erziehung nach in allem Ernst die Hausfrau gemacht und die ganze Anordnung der Aufstellung des Mobiliars selbst geleitet hat, daher sie bei Gelegenheit eines Gegenbesuchs sich hausmütterlich damit entschuldigt haben soll: „Sie hätte denselben noch nicht erwidern können, weil sie zu viel mit dem Umzuge zu thun gehabt"; eine Antwort, wonach die Oberhofmeisterin der jungen Fürstin wol ein wenig ankomitirt gewesen sein mag.

Das neue Palais schildere ich Ihnen nicht, da mir die Zeitungen zuvorgekommen sind. Das Aeußere ist nicht eben schön. Es hat nicht zu überwältigende Schwierigkeiten für die Architektur, aus Altem ein harmonisch Neues zu schaffen. So erscheint der Palast in seiner neuaufgetragenen Stage, mit seinen Holzverzierungen an den Armen und Balcons etwas schwer und überladen; weder der Anbau auf dem rechten Flügel, noch das neue, von vier Säulen getragene Peristil, noch die Veranda sind vermögend, ihm Schwung und Leichtigkeit zu geben; man kann bei diesem Gebäude nicht einmal sagen, daß es einen Mischstil, sondern nur, daß es gar keinen habe. Im Innern aber hat die Künstlerhand des Bauraths Strack nach Möglichkeit gewaltet. Wie gesagt, ich schildere Ihnen nichts — nur von dem Ankleide- und Badezimmer der Prinzessin möcht' ich Ihnen sagen, daß Ihre *** bei diesem Anblick vor Entzücken in die Hände schlagen und sagen würde: „Es muß sich doch wundervoll als Prinzessin leben lassen! So eine Dame klingelt nur und alles tanzt ihr entgegen, indeß wir armen Erdenkinder im Leben nichts als — ein Rennen mit Hindernissen vor uns haben!"

Für den Geschmack des Prinzen ist es bemerkenswerth, daß er sich gegen phantastisch mythologische Ausschmückungen ausgesprochen hat und vorzugsweise Momente aus der Geschichte, Thaten, die Preußen und England vereint ausgeführt, bestellte. Kunst und Wissenschaft sind dabei durch acht berliner Unsterbliche vertreten, deren Köpfe Professor von Klober geschickt wiedergegeben. Daß man aber auch Borsig hier neben Schleiermacher und Humboldt findet, scheint mir dem Realismus unserer Tage denn doch ein wenig zu stark Rechnung getragen. Wir Berliner sind in allem excentrisch. Wir erheben entweder in alle Himmel oder legen in alle Tiefen herab. Borsig war ein geschickter Mann, aber die Art, wie man ihn jetzt bei uns zu feiern anfängt, ist fast, als hätte er die Locomotiven nicht erbaut, sondern erfunden.

Die Ankunft des Prinzen von Wales war der Brennpunkt der Freude am Geburtsfeste der Prinzessin (21. November). Der Prinz, obwol er schon im 17. Lebensjahre steht, sieht noch jugendlicher aus; man möchte ihm nur 14 Jahre geben. Die Familienähnlichkeit ist auffallend, doch ist er seiner königlichen Mutter noch ähnlicher als die Prinzessin. Lichtes Haar, eine nicht sehr hohe Stirn, aber kluge blaue Augen und ein ich möchte sagen pikanter Mund, alles von der richtigen englischen Gemütlichkeit — so steht der dereinstige König von Großbritannien vor uns. Bei den Hoffesten erschien er in rother Uniform, bei seinen kleinen Besuchen und Einkäufen, die er mehrfach in unsern bedeutendern Kunstläden gemacht, trug er nur den Bürgerrock.

Wenn die „Saison" beginnt, die Minister am grünen Kammertisch sitzen und der Präsident klingelt — wird Ihnen der Vorhang in allen Zeitungen aufgehen; Ihr treuer Freund aber wird versuchen, dem zu erwartenden Schauspiel ein wenig — hinter den Coulissen beizukommen.

(Ein dritter Brief folgt.)

Anregungen.

Ein Nachtbild des Lebens.

Die Aerztlichen sollten der Trauernden gedenken. Glückliche Mutter, die in diesen Festtagen dem Jubel ihrer Kinder lauschen, mögen entschuldigen, wenn wir das Bild auch jener Mutter verfinstern, die abseits stehen müssen und Kindern beicheren, die für Trauer und Arzthünn die Anregungen der Seele nur mit dämmernder Wirkung empfangen!

Vor uns liegt die Abbildung eines schönen Schlosses bei Wien. Sie befindet sich in dem Jahrbuch der „Levana für das Jahr 1858. Herausgegeben von Dr. Georgens, Director der Heilpflege- und Erziehungsanstalt Levana im Schlosse Vienna bei Wien, im Verein mit Jeanne Marie von Gayette und Heinrich Feinhardt" (Wien 1858). Eine Reihe Porträts blödsinniger Kinder ist beigegeben, ihr Spiel, ihr Unterricht wird beschrieben. Was uns dem Jahrbuch der „Levana" vor allem wertvoll macht, ist der Charakter der Wahrheit und Glaubwürdigkeit, den es unverkennbar an sich trägt. Am ausgeprägtesten tritt er in den Krankengeschichten hervor, die enthalten Ergebnisse, die den Ruf der Anstalt immer mehr zu verbreiten geeignet sind. Außer der in vielen Blättern bereits früher von uns erzählten Geschichte der Gräfin Leontine tritt uns durch die darin enthaltenen Winke über die Bedeutsamkeit des ärztlichen Handelns die Geschichte Melamundens als vor allem lehrreich und zu eingehendem Betrachtungen über Heilsichkeit anregend entgegen. Psychologisch interessant ist die Entwickelungsgeschichte Johanna's. Ueberhaupt geben diese Krankengeschichten reichen Anlaß, vor geheimsten Geschichte der „Seele" in ihrer Entwickelung zu folgen.

Und dennoch — daß eine besonders wertgehende geistige Förderung des Blödsinnigen möglich wäre, ist in neuester Zeit durch die Erfahrungen mit der Gheg'schen Idiotenbibel leider ganz in Abrede zu stellen. Die Romantik des Glaubens an eine irgendwie erhebliche Heilung der Cretinen ist gestört.

Vor uns liegt eine Schrift von dem Irrenarzt Tamezow: „Zur Cretinen- und Idiotenfrage" (Separatabdruck aus der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie", Berlin, Hirschwald, 1858). Die echten Cretinen und Idioten haben nach dem berühmten Verfasser, im Gegensatz zu den Irren, keine natürlich menschliche Entwickelung, keine Lebensgeschichte. „Körperlich in ihrer ganzen Erscheinung, Gestalt, Bildung bis auf die Knochen, in allen Organen und Functionen, besonders in denen des Gehirns und der Nerven, verkümmert, mißgebeten, mißbildet, sind und bleiben sie Mißgeschöpfe, selbst im thierischen Leben. Menschen, bei denen das menschlich psychische und geistige Leben seine immanente Stätte hat, der substantielle Inhalt des Menschen nicht zur selbstbewußten Erscheinung kommt. Sie haben keine Zukunft und sind vom naturhistorischen, anthropologischen Standpunkt aus als Menschen prädestinirt zur Imperfectibilität." Darum könne von eigentlicher Heilung auch nicht die Rede sein. Denn das Kranke setzt nach des Verfassers treffender Bemerkung das Gesunde voraus, hat es zur Wurzel. Die Cretinen und Idioten aber, nie seelen- und geistesgesund gewesen, können auch nicht seelen- und geisteskrank sein oder werden. „Es gibt nichts wiederherzustellen, was nie dagewesen ist." Ebenso wenig sollte von einer eigentlichen Bildung und Erziehung die Rede sein, da ihnen schon in dem körperlichen Grund und Boden selbst die Anlage zur Ausbildung eines immanenten selbstbewußten Seelenlebens fehlt. Die Bezeichnung der Cretinen- und Idiotenanstalten als „Heil-, Bildungs- und Erziehungsanstalten" betrachtet der Verfasser daher als Worte leeren Schalls. Die Erfüllung solcher metaphysischen Forderung bleibe eine Unmöglichkeit, ein Unglück für die Anstalten, ihre Förderer und Leiter und führe meistens zu Unwahrheit und zum Unfug. Die Anstalten für Cretinen, Idioten, Blödsinnige sollten daher nicht Erziehungs- und Bildungsanstalten genannt werden, sondern Aufbewahrungs-, Verwahrungs-, Schutzungs-, Halte-, Pflegeanstalten, am klarsten Cretinenanstalten schlechtweg.

Dasselbe, was für das Verständniß des Thierlebens nothwendige Bedingung ist, daß man nämlich das Seelenleben der Thiere nicht mit menschlichem vergleiche, nicht nach menschlichem Maßstabe messe und deute, sondern sich in das Wesen des Thieres hineinversetze, gewissermaßen thierisch denke und empfinde, dasselbe ist nach des Verfassers Bemerkung auch Grundbedingung für das Verständniß der Cretinen und Idioten. Man muß die Kraft und den Willen haben, von seinem eigenen Geiste gänzlich zu abstrahiren, denselben nicht in die Cretinen hineinzulegen, um ihn dann als den übrigen wieder herauszuziehen; man muß cretinisch empfinden, fühlen, vorstellen, gleichwie die Irrenärzte in diesem Sinne verrückt, wahnsinnig, blödsinnig fühlen und denken müssen, um den Zuständen Seelengestörter, wie sie wirklich sind, auf den Grund zu kommen und sie alsdann richtig behandeln zu lernen. Diese Forderung ist freilich schwer, aber ohne diese Voraussetzungslosigkeit, ohne dieses Abstractionsvermögen

von der eignen gesunden und gebildeten Subjectivität ist einmal in diesem Gebiete nichts auszurichten.

Ein Irrenarzt erzählte dem Verfasser, wie bei einer von Kindheit an Blödsinnigen, welche die Triebe und Neigungen zur Beförderung, Erreichung und Nachspürung des ihr Angenehmen und Vermeidung des ihr Unangenehmen außerordentlich entwickelt hat, mit allen diesen Zwecken dienenden natürlichen Affecten des Zorns, des Neides, der Habsucht, Schmeichelei sowie mit der diesen Eigenschaften entsprechenden Fähigkeit auch einfache häusliche Verrichtungen ausübt, endlich schlecht spinnen gelernt hat u. s. w. — alle und jede Versuche zur menschlichen Bildung völlig gescheitert sind, sobald ihr nicht einmal das A-B-C hat beigebracht werden können, geschweige denn etwas von Gott, welchen Namen sie zwar ausspricht, auch sagt, daß er im Himmel sei, aber auf die Frage, was er sei, ganz vergnügt und sich in die Hände klatschend antwortet: „Bäcker, Kuchenbäcker!" weil Backwerk ihr das Höchste ist.

Dieses Beispiel kann dazu dienen, sich durch die Worte, die Idioten nachsprechen, wie Gott, „Unser Vater" u. s. w., nicht täuschen zu lassen und ihnen ohne weiteres die diesen Worten entsprechenden übersinnlichen Ideen beizumessen. Worte sprechen auch bildungsfähige Kinder beim Unterricht nach und denken sich doch dabei etwas ganz Anderes als der Lehrer und Erzieher. „Ich gebe", sagt Damerow, „nicht eher zu, daß ein echtes Cretinenkind, welches einen sinnlichen Gegenstand nicht zu fassen vermag, nicht die Unterscheidungsfähigkeit seines Fingers von seiner Hand hat, eine Art von Gottes- und Ewigkeitsbewußtsein habe, als bis bei dem klügsten und bewunderungswürdigst abgerichteten Thiere auf der ganzen Welt eine Ahnung von Göttlichem nachgewiesen worden ist."

Indem nun aber Damerow den überschwenglichen, überspannten Hoffnungen in Betreff der Cretinen entgegentritt, ist er doch keineswegs der Meinung, daß der Staat nichts für die Cretinen zu thun habe. Er ist nicht gegen die Einrichtung von Cretinenanstalten unter bestimmten Bedingungen, Beschränkungen, Cautelen, ist aber mehr für Verhütung, Entwurzelung des Cretinismus im Großen und Ganzen und macht in dieser Beziehung Vorschläge. Die Verhütung des Cretinismus fordert einerseits Entvölkerung jener Stätten, welche nach ihrer physischen Beschaffenheit die Brutherde des Cretinismus sind, andererseits Hebung des gesunkenen Volks durch Cultur und Civilisation; denn die Macht der Cultur auf Pflanzen, Thiere, Menschenrassen, Stämme, Stände, Familien, Individuen — ist sie nicht weltkundig? — In beiden Beziehungen sagt der Verfasser Beherzigenswerthes und vervollständigt überdies seine Abhandlung durch eine übersichtliche Geschichte dessen, was bisher in Sachen des Cretinismus geschehen. So bestätigt es sich auch hier wieder, daß die Gefühlsromantik zwar das Interesse für einen Gegenstand zu wecken vermag, wahre Dienste aber, wo es gilt, ein Uebel abzustellen, nur die Wissenschaft leistet.

Wahrnehmungen.

Kaum glaublich und doch bewiesen ist es, daß Neid und Prahlerei immer zusammengehen. Es ist, als wenn der künstliche Ueberschuß des Erlogenen im Prahlen die Negative des Neides decken muß und umgekehrt die Lücke im Selbstgefühl, die im Neide liegt, sich wieder füllen durch die Prahlerei. So findet man z. B., daß ruhmbegabte Menschen, die zum Neide nicht die mindeste Veranlassung haben sollten, doch neidisch sein können: eben die Folge dessen, daß sie zu den Prahlern gehören.

* * *

Herzensconflicte lassen sich nur mit dem Verstande lösen.

* * *

Nur dasjenige Glück ist ein wahrhaftes, das wir mit andern theilen können.

* * *

Nicht mit dem scheidenden Herbst fühlen wir uns älter werden, sondern mit dem kommenden Frühling.

Im Walde.

Im Fichtendunkel, tief im Schoß
Der Waldnacht diese Lichtoase!
Wie alles flimmert, schattenlos,
Kräuter und Stauden riesengroß.
Wie Bäume die Dolden im hohen Grase!
Und über dem sonnig smaragd'nen Grund
Der Feld, von wundernden Blumen bunt!
Es heben tausend ihre Krönchen,
Blau, roth und golden — dicht gedrängt,
Ahn, Urahn, Vater, Enkelsöhnchen —
Würzdüfte hauchend, süß gemengt;
Sie schau'n sich nickend an und stumm,
Bethorchen Bienen- und Käfergesumm.
Kein Laut sonst, kaum ein Vogel pirpt.
Ein zweiter ruft — der Ton erstirbt;
Ein Fittich schwirrt nach jenseits leis
Und Falter flattern scharenweis.
Bin ich der Erste, der erblickte
Dies Prachtwerk, das die Sonne flickte?
Nicht eine Spur der Menschenhand?
Kein Tapfen, wo ein Wand'rer stand?
Umwogt von düstern Wäldermassen,
Ein wildes Oden, ganz verlassen.
So wie der Aether unberührt,
Der drüber blau den Bogen führt!
Und doch umschwebt mich's wunderbar —
Hier waltet heimlich, unsichtbar
Ein Himmelsgeist' — Er sinnt in sich,
Genießt die Kinder inniglich
Und feiert seiner Heimat Haus
Einsam, entfernt vom Menschenbraus.

Adolf Peters.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Vierter Band. **Nr. 14.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Chinesische Novellen. Von H. Hensler. — Norddeutsche Lebensbilder. I. Eine Bauernhochzeit. Von Fr. Friedrich. — Ueber die Liebe. I. — Levin Schücking. — Robert Waltmüller. — Urtheil des Auslandes über deutsche Literatur.

Chinesische Novellen.

Die neuesten Ereignisse in dem Reiche der Mitte und die großen darauf gegründeten Erwartungen haben die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Grade dahin gelenkt; trägt doch alles, was wir von diesem merkwürdigen Lande erfahren, ein ganz besonderes Interesse durch das ihm aufgedrückte eigenthümliche Gepräge.

Durch die leichten Siege der Alliirten ist dieses kolossale Reich endlich — hoffentlich ohne weitere Unterbrechung und in jeder Beziehung nachhaltig — dem Christenthume und den Bestrebungen europäischer Industrie erschlossen. Jene Industrie, welche in raschem Umschwunge nimmer ruhend durch die staunenswerthesten Fortschritte in immer kürzer werdenden Zeiträumen ihren Standpunkt fort und fort verändert, der Vollkommenheit näher bringt, somit einen vollständigen Gegensatz zu der chinesischen tausendjährigen Stabilität bildet und ihren Einfluß auf den großartigen, täglich wachsenden Umschwung aller Verhältnisse des socialen und gewerblichen Lebens der betreffenden Völker so sichtbar äußert, wird ohne Zweifel auch dem geistigen Leben jener verknöcherten Nation einen noch ungeahnten Impuls geben, was um so nöthiger sein dürfte, als eben auch dieses intellectuelle Verhalten sowie das Reich selbst und dessen politische und sociale Institutionen sich in kolossalen und durchaus schwerfälligen, unpraktischen Formen heute noch wie vor mehreren tausend Jahren bewegen oder vielmehr stille stehen, somit jenes Factors entbehren, der allein wie anderwärts seinen sittlichen Einfluß auf die Bevölkerung zu äußern vermag.

Betrachten wir einmal näher darauf eingehend den heutigen Standpunkt der chinesischen Literatur, so finden wir auch hierin das eben Gesagte in überraschender Weise bestätigt.

Der Kaiser Kien-long (1735—1799) ließ einen Katalog über seine Bibliothek anfertigen, welcher nicht mehr und nicht weniger als 122 Bände einnimmt, was um so auffallender und erstaunlicher ist, als viele einzelne Werke an sich sehr umfänglich und bändereich sind. Ich erwähne nur beispielsweise Tei-wen-yun-fu und Thing-tie-leui-pien, zwei Sammlungen von Phrasen, die aus zwei oder mehreren Charakteren zusammengesetzt sind, deren ersteres aus 186, das letztere aus 220 starken Octavbänden besteht. Ein Exemplar der Sammlung der amtlichen Annalen vom Jahre 2698 vor Christi Geburt bis 1645 nach Christi Geburt (Untergang der Dynastie Ming), also eines Zeitraums von 4343 Jahren unter dem Titel Sse-ki, „Historische Denkwürdigkeiten", umfaßt 3705 Bücher; ein vollständiges Exemplar befindet sich in der Bibliothek zu Mun-

chen. Eine Sammlung der Provinzialstatistiken umfaßt 260 starke Bände mit vielen Karten und Plänen; endlich die große Sammlung des Taitsing Hoeitien, d. h. der vereinigten Satzungen der überaus leuchtenden Dynastie (der gegenwärtigen) vom Jahre 1818 enthält mehr als tausend Bücher u. s. w.

So kann es nicht überraschen, wenn der obengenannte Kaiser Kien-long die Herausgabe einer Auswahl der classischen Literatur Chinas mit Commentarien und Scholien anordnet, und diese 180,000 Bände umfassen soll. Im Jahre 1818 waren schon 78,731 Bände fertig, wozu in den letzten 40 Jahren etwa 8000 weitere Bände kamen.

Was insbesondere die poetische Literatur betrifft, so werden am meisten die kleinern Erzählungen und Novellen gerühmt, und einige darunter sind wirklich von überraschender Anmuth. Sie bewegen sich meistens in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens und geben eine sehr treue und anschauliche Schilderung der ganzen Fühl-, Denk- und Handlungsweise sowie der Sitten des Volks, und führen uns auf das lebendigste in sein häusliches Leben ein, das selbst dem am feinsten beobachtenden Reisenden sich stets verschließt.

Besonders hebt man die Sammlungen Kin-ku-khi-kuan, d. i. Schauplatz merkwürdiger Begebenheiten aus alter und neuer Zeit, und Long-tu-leng-ngan, d. i. Sammlung berühmter Rechtsfälle, hervor, von denen mehrere in das Englische und Französische, nur sehr wenige aber erst in das Deutsche übersetzt sind.

Joh. Fr. Davis hat in seinen Chinese novels drei solcher Erzählungen oder Novellen übersetzt, von denen ich zwei im Auszuge mittheilen will.

Die eine dieser Novellen hat die Ueberschrift: „Die drei geweihten Zimmer".

Während der Regierung des zwölften Kaisers der Dynastie Ming lebte in einer Gegend der Provinz Sze-chuen ein reicher Mann Tang-yo-chuen, der sich aber mit dem, was er bereits besaß, nicht begnügte, sondern Lust hatte, viel reicher zu werden. Er besaß unermeßliche Ländereien, und so oft er Geld einnahm, verwendete er es immer wieder zum Ankaufe von Landgütern. Nie aber kaufte er Häuser, erbaute auch keine; er schaffte sich blos an, was ganz unumgänglich nöthig war, und verschmähte alles, was zur Bequemlichkeit des Lebens zu dienen pflegt. Er hatte nur das Eine Ziel vor Augen, auf jede mögliche Art sein Besitzthum zu vermehren, und so wuchs sein Vermögen täglich wie der Mond, wenn er im Zunehmen ist.

Haus und Geräthschaften in demselben hielt er nicht nur für unnöthig, sondern auch für unvortheilhaft und schädlich, indem er sagte, man müsse beständig in Furcht schweben, daß das Feuer sie verzehre und in einem Augenblicke vernichte. Besitze jemand gute Kleider, so kämen von allen Seiten grobe Leute und sprächen den Besitzer darum an, sie ihnen zu leihen; habe man Ueberfluß an Essen und Trinken, so fänden sich beständig ungebetene Gäste ein und setzten sich, um gefüttert zu werden, mit zu Tische. Darum wählte er zu Hausgeräthschaften, Kleidern, Speisen und zu allem, was man braucht, immer das Schlechteste und Unscheinbarste aus, damit niemand ein Verlangen nach seinem Besitzthume haben möge.

Er hielt fest an diesen Grundsätzen, bei denen er sich wohl befand, und sah sich jeden Tag in seinem Entschlusse bestärkt, sein Vermögen recht sorgfältig zu bewachen. Dabei wollte er jedoch nicht für einen Geizhals gelten, sondern wünschte in Ehren gehalten zu werden, er erzählte daher immer von seinen Vorfahren, die stets durch weise Sparsamkeit sich ausgezeichnet hätten und von den ältesten Häusern abstammten.

Tang-yo-chuen's Sohn mußte den Befehlen seines geizigen Vaters folgen. Sahen aber die Nachbarn den Geiz und die Habsucht dieses Mannes, so dachten sie gleich an das Sprichwort: Ist ein Mann ein großer Geizhals, so wird sein Sohn gewiß einmal ein Verschwender. Sie glaubten, er müsse nothwendig hiernach einen Erben haben, der das Verhältniß umdrehe, indem der Charakter des Vaters nicht auf den Sohn übergehen werde. Aber zu ihrem großen Erstaunen ahmte der Sohn seinem Vater nach; von der frühesten Jugend an widmete er sich zugleich den Wissenschaften, vervollkommnete sich so viel es ihm möglich war, und brachte es endlich zu einem Gelehrten der dritten Klasse. Im Essen und Trinken war er höchst mäßig, in seiner Kleidung vermied er jeden Ueberfluß und in seinen Vergnügungen war er sehr sparsam.

Nur in Einem Punkte trat er nicht in die Fußtapfen des Vaters, nämlich wegen des Häuserwerbs, und hier war er mit dessen Sparsamkeit nicht einverstanden. Er schämte sich, in einer so schlechten Wohnung, wie die seines Vaters war, zu leben, und faßte den Entschluß, sich eine neue zu bauen; doch fürchtete er sich, den

Bau zu beginnen, weil er nicht wußte, ob sein Vermögen dazu hinreichen würde. Er hatte aber gehört, man komme leichter dazu, wenn man ein altes Haus kaufe und daſſelbe ausbeſſere; er brachte deshalb bei ſeinem Vater das Geſpräch darauf, und fügte hinzu, wenn ſie in ſolcher Weiſe zu einem ſchönen Hauſe kommen könnten, müßten ſie doch auch an den Ankauf eines Gartens denken, endlich wollten ſie ſich auch eine Bibliothek nach ihrem Geſchmack anlegen.

Da der Vater Urſache hatte, ſeinem Sohne zu Gefallen zu leben und deſſen Wünſchen nicht entgegen zu ſein (gelangt jemand in China zu hohem Range in den Wiſſenſchaften, ſo geben auch auf den Vater gewiſſe Ehrenbezeigungen über) — ſo wich er dieſes mal von ſeinen Grundſätzen ab und ſagte: „Wir brauchen nicht zu eilen; wir können in unſerer Straße demnächſt ein recht ſchönes Haus ſammt Garten kaufen, denn ſowie es ganz ausgebaut iſt, muß der Eigenthümer es verkaufen. Darauf wollen wir warten!" Der Eigenthümer dieſes neuen Hauſes, Yu-ſoo-chin, war nicht im Stande, den feinangelegten Speculationen eines ſo verſchmitzten Mannes wie Tang-ye-chuen zu entgehen.

Yu-ſoo-chin hatte ſeine Freude daran, ſich an poetiſchen Werken zu ergötzen, war aber nicht darauf aus, ſich als Gelehrter einen Namen zu erwerben. Er liebte die Bequemlichkeit über alles und hatte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen jedes öffentliche Amt; er war nicht dazu geboren, die Stelle eines Mandarinen einzunehmen. Darum wendete er frühzeitig ſeine Gedanken von Gewinnung eines großen Namens ab, ergab ſich vielmehr den Reizen der Dichtung und dem Genuſſe des Weines. Natürlich gerieth er dadurch an den Bettelſtab.

Gärten anzulegen und Sommerhäuſer zu bauen war ſo lange er lebte ſeine größte Freude und unausgeſetzte Beſchäftigung. Das ganze Jahr hindurch war er in dieſer Weiſe beſchäftigt, immer hatte er etwas in dieſer Art zu treiben und ſtets ließ er es ſich beſonders angelegen ſein, daß ſeine Arbeiten den möglichſten Grad von Vollendung erhielten und wenigſtens über das Gewöhnliche erhaben ſeien.

„Laßt andere Leute", pflegte er oft zu ſagen, „ſich mit dem Beſitze vieler Ländereien brüſten, — mögen wieder andere ſich mit ihren ſonſtigen Reichthümern beſchäftigen und was darauf einbilden, — auf mich ſoll alles dieſes nicht den geringſten Einfluß äußern!"

Nur drei Dinge waren Gegenſtand ſeines Verlangens, und deshalb war es ſein beſtändiges Beſtreben, das Beſte davon, was er finden konnte, zu beſitzen, nämlich: Das Haus, in welchem er bei Tage wohnte, das Bett, in welchem er in der Nacht ſchlief, und der Sarg, der einſtens ſeinen Leichnam aufnehmen ſollte. Mit dieſen Gedanken ging er ſtets ans Werk und war unermüdlich im Arbeiten. Der gute Mann war aber aller Anſtrengungen ungeachtet endlich doch genöthigt, ſein ſchönes Haus zu verkaufen, doch behielt er ſich drei Zimmer aus. Käufer war der geizige Nachbar und ſein Sohn.

Die Zimmer, welche ſich Yu-ſoo-chin vorbehielt, waren wie eine Pagode erbaut und eingerichtet und in jedem der drei Stockwerke befand ſich eins. In jedem dieſer Zimmer war eine Tafel aufgehängt, auf welche jemand von Rang und Anſehen aus ſeiner Bekanntſchaft die Inſchrift geſetzt hatte. Im unterſten Zimmer, welches mit vergoldeten Gittern, zierlichen Schränken, Bambusſitzen und Blumengeſtellen verſehen war, empfing er ſeine Gäſte. Auf die Tafel war mit großen Charakteren geſchrieben:

„Den Menſchen geweiht!"

Das Zimmer in dem mittlern Stockwerk hatte ſehr ſchönes Getäfel an den Wänden und außerordentlich helle Fenſter, — dabei fehlte es nicht an ausgezeichneten Gemälden und den zierlichſten Geräthſchaften. Es war

„Den Alten geweiht!"

Das oberſte Zimmer war leer und ganz hell; nichts war darin als ein Altar, um Weihrauch darauf anzuzünden, und ein heiliges Buch. In dieſem Gemache gab er ſich, zurückgezogen von der Menge und allem Geräuſch, der Einſamkeit und der Betrachtung hin. Auf die Tafel war mit großen Zügen geſchrieben:

„Dem Himmel geweiht!"

Auf dieſe Weiſe hatte er dieſe drei Zimmer in dem Hauſe zu dreifachem Gebrauche beſtimmt und er gab dem Ganzen die ebenfalls auf eine Tafel geſchriebene Benennung:

„Zu den drei geweihten Zimmern!"

Aber ſo gut auch die Beſtimmung dieſer Gemächer gewählt war, ſo hatte er ſie doch nicht benutzt, ſolange er noch im Beſitze ſeines Vermögens war; nur das Zimmer im unterſten Stocke machte eine Ausnahme, denn er ſah immer gern Gäſte bei ſich, deshalb ſtellte er, ſo oft ihn jemand beſuchte, der von weitem herkam, je-

gleich ein Bett hinein, um die Benennung: „Den Menschen geweiht!“ zu erfüllen.

Nur selten hatte er die beiden andern Zimmer besucht, doch seitdem er sein Sommerhaus verkaufen mußte, hatte er außer dem „den Musen geweihten Zimmer“ keinen Ort, wo er hätte lesen und schreiben können, und, vor dem Gedränge der Welt kannte er sich keinen Rat, in das „dem Himmel geweihte Zimmer“ zu flüchten. Er las nun den Tag über bald in dem einen bald in dem andern dieser geweihten Zimmer und in dieser Weise erfüllten sie die ihnen gegebene Bestimmung vollständig. Jetzt erst sah er deutlich ein, daß man auch in einer engen und beschränkten Wohnung zufrieden leben und vieles wirken könne und daß es besser sei, den Schein und große Namen zu verachten und sich nur an die Wirklichkeit zu halten, und es fand der Spruch des Dichters Anwendung: „Eine Hand voll Erde wird den Hunger des Herrn von tausend Aeckern lindern, und die Linden den Braut vereinigen müssen. Warum jagst du nur tausend Zimmer, die du dir erbaut, während ein schmales Raum von sechs Fuß Länge dein stilles Nachtquartier sein wird?“

Bisher hatte er seine beste Kraft in eitlen Dingen vergeudet; das nahm ein Ende, von nun an gab er seinem erfindungsreichen Genius nur ein Ziel, und er schmückte seine bescheidene Wohnung auf ganz ungewöhnliche Weise aus. Wenn er in derselben verweilte, vergaß er nicht nur alle Betrübnis über den Verlust seines großen Hauses sammt dem schönen Garten, bald hatte er sich vielmehr so weit ermannt, daß er sich freute, einer Last überhoben zu sein, denn er blieb nun auch von Besuchen unfreundlicher Nachbarn verschont.

Nach einiger Zeit besuchte Yu see chin ein Freund in der Absicht, ihm unerkannt Hülfe zu bringen; er verbarg deshalb einen großen Schatz unter dem Fußboden eines der drei „Zimmer“. Um den Freund zu Nachgrabungen zu veranlassen, erzählte er demselben, er habe im Traume eine weiße Ratte gesehen, welche dort verschwunden sei, wo er den Schatz verborgen hatte — dann ging er nach Hause. Der Dichter aber verstand diese Andeutung nicht, und somit blieb der Schatz für ihn verloren. Jahre vergingen, Ke woo, der Sohn des letzteren Mannes, war inzwischen herangewachsen und hatte sich durch seine Gelehrsamkeit einen bedeutenden Namen erworben. Dadurch war er zu Macht und Ansehen gelangt; er kehrte in seinen Geburtsort zurück und fand den Sohn des geizigen Tang-ye-chuen in dem größten Unglück. Er war nämlich beschuldigt, den in seinem Hause verwahrten Schatz zu verheimlichen, und hatte, um ein Geständnis abzulegen, bereits die Bastonnade auf den Tod überstanden. Ke woo ist scharfsinnig genug, das Geheimnis zu entdecken: er setzt sich wieder in den Besitz der väterlichen Güter, und nimmt die Familie des Gefangenen einstweilen in seinen Schutz.

Als der Mandarin, welcher mit der Untersuchung beauftragt war, wieder nach Hause kam, wollte er die 20 Stücke des Schatzes dem jetzigen Eigentümer des Hauses übergeben, um eine Bescheinigung darüber zu erhalten. Er schickte einen Boten mit diesem Auftrage an Ke woo, doch verweigerte dieser die Annahme, schrieb aber einen Brief an den Mandarin, in welchem er denselben aufforderte, das Weib der Familie des Gefangenen einzuhändigen, womit er das Eigentum des Hauses und Gartens bezahlen wolle. Dadurch würden nicht nur die Absichten seines Vaters, sondern auch die des großmüthigen Freundes, von welchem der Schatz herrühre, erfüllt werden; endlich werde es dadurch der Familie des Gefangenen möglich gemacht, sich ein anderes Besitztum zu erwerben. Auf diese Weise würden Geber und Empfänger zufrieden gestellt.

Alle Theile rühmten laut eine so seltene Großmuth. Die Magistratsperson entließ alsbald der Absicht des Briefschreibers entsprechend den Gefangenen aus dem Kerker, bezahlte ihm den Kaufschilling, welchen er und sein Vater für Haus und Garten Yu see chin's entrichtet hatten, und ließ sich die beiden Urkunden, welche über diesen Kauf ausgefertigt waren, ausliefern. Nun schickte er einen Boten mit diesen Urkunden an Ke woo, und dadurch kamen diese Besitzungen wieder an den rechtmäßigen Herrn.

An diesem Tage feierte Ke woo ein Fest in dem obersten der „drei geweihten Zimmer“ und theilte Wein aus, um seine Dankbarkeit für dieses Ereignis dem Himmel zu beweisen, und rief: „Seht, so belohnt der gütige Himmel die Tugend meines Vaters, und so hart wurden die Verbrechen Tang-ye-chuen's bestraft. Unbegreiflich ist es, wie sich tugendhafte Menschen noch fürchten, lasterhafte noch freuen können!“

Tang-ye-chuen's Sohn und dessen Frau ließen nun eine Urkunde aufsetzen, mittelst welcher sie sowol ihre Personen als den Preis für ihre Besitzungen, den sie von der Obrigkeit erhalten

hatten, dem Ke-woo als Eigenthum verschrieben, zugleich boten Sie demselben ihre Dienste für die ganze Dauer ihres Lebens an. Er lehnte es aber ab und suchte sie durch freundliche Worte zu beruhigen. Sie ließen aber eine Tafel anfertigen, worauf sie einen Glückwunsch für ihren Wohlthäter hatten stechen lassen; diese nahmen sie mit nach Hause und hielten stets ihre Andacht davor. Sie erkannten ihn als ihren Herrn und Gebieter an, obgleich er es ablehnte, sie in seine Dienste zu nehmen. Immer gaben sie sich Mühe, seine Gunstbezeigungen zu vergelten, und versäumten keine Gelegenheit, die Leute zu überzeugen, daß sie einen Theil der Familie Ke-woo's ausmachten, indem sie glaubten, daß darum niemand es wagen würde, ihnen zur Last zu fallen.

Zur ewigen Erinnerung an diese merkwürdige Begebenheit lernten sie Verse auswendig, welche reiche Leute warnen, Pläne zu machen, um ihren Nachbarn Eigenthum sich anzueignen. Sie hießen alle: „Die Noth hatte ihn gedrängt, sein Haus und seinen Garten zu verkaufen; doch erhielt er Haus und Garten wieder. So führt der Weg der Tugend zum Segen, während der Weg des Neides nur Unglück bringt."

Die zweite der Novellen hat die Ueberschrift: „Der Schatten im Wasser."

Den sehr breit ausgesponnenen Inhalt derselben theile ich hier im Auszuge mit:

Die beiden Familien Kwan und Lee leben in tödtlicher Feindschaft, ihre Besitzungen grenzen jedoch unmittelbar aneinander, weshalb die Eigenthümer, um jede gegenseitige Berührung abzuschneiden und nicht den geringsten Vereinigungspunkt zu haben, eine hohe Mauer dazwischen errichten. In den beiderseitigen Gärten befindet sich ein großer Teich, welcher, in die Besitzungen rechts und links einschneidend, beiden Familien gemeinschaftlich war; auch dieser wird jetzt getheilt und die erwähnte hohe Mauer über denselben hingeführt.

Die beiden feindlichen Familien sind jedoch nahe verwandt, es sind Geschwister, die sich so tödtlich hassen, und auch auf die Nachkommen soll diese Feindschaft fortgepflanzt werden. Der Himmel fügte es jedoch anders.

Chin-seng, der Sohn Lee's, und Yu-kiuen, die Tochter Kwan's, gerathen zu gleicher Zeit in den Teich und beide sehen gegenseitig den Widerschein ihres Schattens in dem Wasser und verlieben sich wechselseitig ineinander, trotz der so weit getriebenen Vorsicht der Aeltern. Hier besuchen sie sich zu bestimmten Zeiten, ohne eine Verabredung getroffen zu haben. Das genügt jedoch bald nicht mehr dem feurigen Liebhaber, er schwimmt wie ein Taucher unter der Mauer hinüber zu seiner angebeteten Yu-kiuen, worüber das Mädchen so erschrak, daß sie so schnell als nur ihre kleinen Füße sie tragen wollen nach ihres Vaters Haus sich flüchtet.

Ein gemeinschaftlicher Freund der beiden entzweiten Familien, Lee-seng, gibt sich die größte Mühe, eine Versöhnung herbeizuführen und die beiden Verliebten zu vereinigen, doch ist alles fruchtlos und bald geben Lee und sein Weib diese Idee ganz auf, und da doch einmal von einer Heirath ihres Sohnes die Rede war, bemühten sie sich, eine andere Braut für denselben zu finden. Es fiel ihnen dabei ein, daß ihr Freund Lee-seng selbst eine angenommene Tochter Kin-gen habe, die ebenso liebenswürdig als Yu-kiuen sei und derselben weder an Schönheit des Körpers noch an Geist nachstehe. Sie beauftragten deshalb einen Unterhändler, an Lee-seng zu gehen und um das Mädchen anzuhalten. Dieser antwortete, das Heirathen sei eine sehr wichtige Angelegenheit, wobei man sich nicht von seinen eigenen Wünschen leiten lassen dürfe, es sei vielmehr erste Pflicht, auf die acht Kennzeichen — Patie — Rücksicht zu nehmen und sie bei beiden Theilen zu vergleichen, um zu sehen, ob sie füreinander bestimmt seien. Wenn es sich dabei zeige, daß die Combinationen übereinstimmten und die Verbindung keinen Nachtheil befürchten lasse, so möge sie vor sich gehen. Lee nahm hierauf das Patie seines Sohnes auf und überschickte es dem Lee-seng, welcher, sobald er es geprüft hatte, sehr erstaunte, denn Chin-seng's acht Kennzeichen waren ganz dieselben wie die von Kin-gen. Beide waren in derselben Stunde, an demselben Tage, in demselben Monate und in demselben Jahre geboren. Da rief er voll Freude: „Es ist kein Zweifel, daß diese Verbindung vom Himmel beschlossen ist, darum dürfen wir Menschen uns nicht länger dagegenstellen, das ist doch ganz klar!"

Mit dieser Antwort kam der Vermittler zu Lee und seinem Weibe, welche darüber so erfreut waren, daß sie, ohne ihrem Sohn auch nur ein Wort zu sagen, die Heirath abschlossen.

Aber der liebekranke Chin-seng kann den Schatten im Wasser nicht vergessen und sämmtliche junge Leute werden aus Unmuth krank. Zuletzt mußte man dennoch es möglich zu machen suchen,

die Einwilligung Kwan's zu einer Verbindung mit seiner Tochter zu erhalten, man bediente sich eines Kunstgriffs, und der glückliche Chin seng bekommt zuletzt noch die liebenswürdige Pu-kiuen zu der schönen Kin gen zur Frau.

Ich schliesse diese Mittheilungen mit der allgemeinen Bemerkung eines geachteten Schriftstellers: „Es ist begreiflich, daß da, wo Aeltern, wie dies der Fall in China ist, eine so despotische Gewalt besitzen, und Kinder es sich nicht einmal im Traume einfallen lassen, ihnen ungehorsam zu sein, Liebesabenteuer ihrer interessantesten Ingredienzien entbehren müssen. Ein anderes Hinderniß für irgendein erhöhtes Interesse in solchen Novellen ist der ärmliche Zuschnitt der handelnden Personen, welche die leidenschaftslosesten Wesen der Schöpfung zu sein scheinen, Männer wie Steifleinwand und Frauen von Pappendeckel. Man kann nie mit ihnen sympathisiren, sie schreien und zanken und lachen und geben ihre Denksprüche, alles mit gleicher Albernheit von sich, und so erscheinen sie uns wie Zwerge an Verstand und Drahtpuppen in der Erscheinung, deren Noth und Liebe in uns auch nicht das geringste Mitgefühl erwecken kann." G. Gensler.

Norddeutsche Lebensbilder.

Von Fr. Friedrich.

1. Eine Bauernhochzeit.

Die Bäume färben sich. Die Ernte ist glücklich eingebracht, die Herbstwinde fahren über die Stoppelfelder dahin. Die Nächte werden kühl und Nebel verdüstern die Morgen. Ueber die ganze Natur breitet sich eine Ruhe aus, die den allmählichen Uebergang zum Schlafe des Winters bildet. Der Samen zu neuen Ernten ist der Erde bereits wieder anvertraut und hier und dort grünen einige Aecker von sprossenden Keimen. Sonst ist alles still und fast leblos auf den weiten Feldern und Wiesen. Wie in sich abgeschlossen liegen die einzelnen Dörfer auf der Ebene da, jeder Verkehr scheint zwischen ihnen aufgehört zu haben.

Und auch in die Dörfer und das Leben der Einwohner ist nach der mühseligen und geräuschvollen Zeit der Ernte die Ruhe eingekehrt. Zwar drehen sich in den Stuben die Spinnräder und von den Tennen her ertönen die Dreschflegel im Drei- oder Vier-Takt, aber diese Beschäftigung nebt der an Schweiß und Mühen gewöhnte Bauer weniger als Arbeit an. Er nimmt sich auch Zeit damit, denn der Winter ist lang und jeder Tag will seine Beschäftigung haben.

Diese Zeit der Ruhe und mäßigen Arbeit wählt der norddeutsche Bauer zu den Hochzeiten. „Es ist die beste Zeit", sagen die alten Bauern, „denn es ist nicht gut, junge Eheleute sogleich in das Joch der Arbeit zu spannen, und überdies haben sie während des Winters die beste Ruhe, um sich aneinander zu gewöhnen."

Sie mögen recht haben, aber poetisch ist diese Auffassung der Ehe nicht. Freilich, der Bauer ist ein Realist durch und durch! Was nützt ihm Liebe? Sie bringt ihm nichts ins Haus, höchstens einen Haufen Kinder, welche viel fressen, ehe sie groß genug sind, um arbeiten zu können. Können sie erst den Dreschflegel heben und den Pflug führen, nun, dann gesteht der Bauer zu, daß Kinder ein Segen Gottes sind, weil er durch sie einen Knecht und eine Magd, wol gar ein Pferd und einen Ochs erspart. Selten vergißt er aber hinzuzufügen, der Segen dürfe auch nicht zu groß sein, um dadurch jeden Segenszuwachs für die Zukunft abzuwehren.

Bringt die junge Frau einige hundert Thaler, gute Betten, einige Kasten mit Linnen und Drill und ein Paar zur Arbeit kräftige Arme ins Haus, dann ist's gut! Liebe ist nicht nöthig, der Winter bringt die Gewöhnung aneinander und die Leute sagen von dem Manne: „Der hat eine gute Partie gemacht und ist zu beneiden!" Das reicht aus zu einer glücklichen Bauernehe.

Martini rückt heran. In wenigen Tagen will der reiche Bauer Klaus sein einziges Kind, seine Tochter, an einen jungen Bauer im benachbarten Dorfe verheirathen. Auf seinem Hofe herrscht ein reges, geschäftiges Leben. Es ist sein einziges Kind, da soll es mit Pomp hergehen und darf an nichts fehlen, am allerwenigsten an Essen und Trinken. Er hat es ja und will es zeigen. Ochsen, Schweine und Hammel werden geschlachtet, Kuchen wird gebacken Tag und Nacht, als gälte es, das Dorf für ein ganzes Jahr zu verproviantiren. „Es soll etwas draufgehen", hat der reiche Klaus gesagt.

Die zahlreichen Hochzeitsgäste von nah und fern sind bereits eingeladen und die Brautjungfer hat, wie es Sitte ist, die Hochzeitstücher (ein Stück Linnen) bei den Hochzeitsgästen umhergetragen, damit sie es säumen und ihren Namen hineinnähen. Am Tage vor dem Polterabend holt sie die Tücher zurück, denn am Hochzeitstage schenkt die Braut jedem Manne das Tuch, in

welchem sein Name steht, nachdem sie zuvor einen Rosmarinstengel hineingelegt.

Endlich ist der Donnerstag, der Tag des Polterabends, herangekommen und dieser Tag muß es sein. „Wer am Freitage Hochzeit hält und am Freitage die Schweine zuerst auf die Weide treibt, der hat Glück in der Ehe und beim Vieh", sagen die alten Bauern und ihre Söhne halten an diesem Glauben fest. Der Freitag ist der Hochzeitstag, das ist einmal Sitte.

Unter solchen Vorkehrungen schwindet der Tag in dem Brauthause dahin. Kaum bricht indes der Abend herein, so kommen die Polterabendgäste, jedoch meist nur aus dem Dorfe, in dem die Braut wohnt und in dem also die Hochzeit stattfindet.

Zuerst stellen sich die Frauen ein, von denen jede der Braut eine Locke langen, weißschimmernden Flachs zum Geschenk bringt. Zierliche und lange Flechten werden nun aus diesem Flachse gemacht und diese dann, mit bunten Bändern untermischt, zur Brautdiese zusammengeknüpft. Die Brautmagser bringt der Braut Nocken und Haspel zum Geschenk und zugleich wird die Brautdiese überreicht, natürlich mit dem nötigen Spektakel, denn ohne dieses wäre die Feier nur eine halbe. Auch die Männer haben sich währenddem eingestellt und unterstützen die Frauen im Lärmen und Schreien; denn heiser muß ein jeder Gast sein, ehe die eigentliche Feier beginnt, sonst gilt er für einen Duckmäuser. Es ist ja Polterabend! Da wär's eine Schande für die Braut, wenn's nicht so laut herginge, daß es der Herr Pfarrer oben im Dorfe hört.

Und von außen werfen Arme und Kinder Klapptopf gegen die Hausthür, daß das ganze Haus erschüttert wird. Die Brautmutter trägt ihnen Arme voll Kuchen hinaus und wird von ihnen wie von hungerigen Wölfen überfallen. „Mir auch ein Stück, mir auch ein Stück!" schreien ihr die Jungen entgegen. „Ich habe auch einen Klapptopf gebracht!" Und das ist wahr. Ein alter Topf oder Scherben ist bald hinter einer Hecke aufgefunden, und gibt's keine Scherben, so gibt's doch Steine: Polterabend muß sein und die Hausthür muß es büßen. Der reiche Klaus kann es bezahlen!

Und der reiche Klaus ist glücklich über die Ehre, welche seinem einzigen Kinde durch das unbändige Lärmen drinnen und außen angethan wird. Es fliegen sogar einige mächtige Töpfe durch das Fenster mitten in die Stube hinein und fallen mit lautem Krachen mitten zwischen die erschreckenen Frauen. Der Brautvater lächelt glücklich. Hui, das ist ein Polterabend!

Die Gäste setzen sich nun an den Tisch, um die althergebrachten, stets wiederkehrenden Gerichte zu verzehren: Suppe mit Klößen, Meerrettig mit Kalbsaunen und Butterbrot und Käse. Die Branntweinflasche geht lustig reihum, selbst die Frauen lassen sie nicht vorübergehen. Das weckt die Gemüther und löst die Zungen. Immer heiterer und heller wird die Stimmung.

Kaum ist das Mahl vollendet, so machen sich Frauen und Mädchen daran, den Männern die Mützen zu rauben, durch List, durch Ueberfall und Gewalt — wie es kommt, gleichviel. Und jede erbeutete Mütze muß von den Männern durch irgendetwas, was sie zum besten geben, meist Kaffee, eingelöst werden. Ein guter Bauer kann immer noch ein halbes Dutzend Tassen Kaffee über das menschlich Mögliche trinken. „Kaffee läuft immer noch durch", sagen die alten Bauernfrauen.

Plötzlich öffnet sich die Thür und ein paar vermummte Knechte treten ein und ziehen eine lange, klirrende Wagenkette hinter sich herein. Die Mädchen und Frauen flüchten sich in eine Ecke, um ihre Röcke vor der Kette zu retten, mit der die Vermummten wie toll in der überfüllten Stube umherrasseln. Endlich ist auch diese Ehre zur Genüge genossen und der Brautvater holt aus einem dunkeln Nebenzimmer, wo wie ein Regiment Landwehrinfanteristen eine Anzahl mit Branntwein gefüllte Flaschen steht, eine derselben und gibt sie den Vermummten, die jubelnd damit abziehen.

In demselben Augenblicke beginnt vor dem Hause auf dem Hofe ein neues Konzert. Eine Anzahl Knechte führen es mit ihren Peitschen aus, mit denen sie nach besten Kräften knallen, um die Braut zu ehren und eine Flasche aus dem dunkeln Nebenzimmer zu bekommen.

Es ist ein wilder Lärm. Die ganze Dorfjugend, welche auf dem Hofe versammelt ist, schreit und jubelt dazwischen. Steine und Töpfe fliegen an die Hausthür, alle Hunde in der Nachbarschaft und im ganzen Dorfe sind in Alarm, bellen und heulen. Nachtwächter und Kuhhirt bemühen sich, ins ein Stück Kuchen zu erblasen, und drinnen im Zimmer jubelt und wogt es wild durcheinander.

Bis spät in die Nacht hinein währt der wilde Lärm. Und die Braut muß stets dabei sein.

denn sie zu ehren geschieht alles. Die Nerven eines norddeutschen Bauernmädchens sind indeß auch anders konstruirt als bei andern Menschen. Sie halten mehr als einen solchen Abend aus.

Zeitig am andern Morgen stellt sich der Bräutigam ein. Ihm folgen die zahlreichen Gäste. Platzmeister, Freiwerber und Brautjunker sorgen dafür, daß es bald wieder so laut und lärmend hergeht wie am vergangenen Abend. Ihr Losungswort ist: „Nur nicht nüchtern!“ und das dunkle Nebenzimmer unterstützt sie nach besten Kräften.

Die auswärtigen Gäste legen sich dann zum Frühschlafen nieder.

Endlich naht die Zeit, wo das Brautpaar, von sämmtlichen Gästen gefolgt, zur Trauung in die Kirche zieht. Zuvor setzen sich aber die beiden Brautleute allein an einen Tisch und essen gemeinschaftlich aus einem Napfe Kleinkaltschale. Unter den Gästen macht die Branntweinflasche die Runde.

Die mit rothen Bändern und bunten Sträußen geschmückten Platzmeister versammeln nun sämmtliche Gäste auf der Hausflur, wo der Freiwerber eine Rede hält, ohne Concept, nur durch die Branntweinflasche in seinen Rechten souflirt. Fast alle diese Reden holen weit aus und beginnen mit: „Als Adam die Eva zum Weibe nahm.“ Dann geht's weit in Reimen weiter, in Bibel- und andern Sprüchen, in passenden und unpassenden Redensarten. Fehlt ihm ein Reim, so nimmt er einen Zug aus der Flasche — das ersetzt jeden Reim und ist nach aller Meinung stets gut angebracht.

Zum Schluß der Rede blasen die vor der Hausthür aufgestellten Musikanten einen lauten Tusch, dann ordnet sich der Zug zur Kirche und althergebrachte Sitte hat diese Ordnung streng vorgeschrieben.

Voran gehen die Musikanten. Dann kommt der Pfarrer mit der Braut, darauf der Brautvater, dem sämmtliche Frauen und Mädchen, je zwei und zwei, folgen. Nach den Frauen, in kurzem Zwischenraume, kommt der Brautvater, dann der Bräutigam, darauf der Freiwerber, dem die übrigen Männer folgen.

Nur als Braut geht die künftige junge Frau ihrem Bräutigam voran. Hat der Prediger erst ihre Hände ineinander gelegt und den Segen über sie ausgesprochen, dann hat der Mann nicht allein beim Heimzug aus der Kirche, sondern auch durch das ganze spätere Leben stets den Vortritt.

Darauf wird streng gehalten und nur beim Eintreten gestattet der Mann willig eine Ausnahme.

Hat die Braut sich einen unbescholtenen Namen bewahrt, so ist der Weg zur Kirche mit Blumen bestreut.

Zu beiden Seiten des Brautzugs schreiten die Platzmeister, mit bunten Tüchern, Bändern und Sträußen geschmückt. In der linken tragen sie eine Reitpeitsche, mit der sie Platz schaffen für den Zug, in der Rechten eine Branntweinflasche, aus der sie jedem zutrinken, nur dem Herrn Pfarrer nicht, weil — nun, weil es seine Würde nicht gestattet.

Die Musikanten blasen einen schmetternden Marsch, die Platzmeister suchen noch entsetzlicher, die Brautleute werfen Geld unter die am Wege versammelten Armen und Kinder, welche sich darum balgen und schlagen müssen — das alles bringt Leben in den Zug, und Leben muß sein, entsetzlich lautes Leben, wenn eine norddeutsche Bauernhochzeit stattfindet.

In der Kirche nimmt ein jeder den ihm gebührenden Platz ein. Die Musikanten, welche neben der Orgel sich aufgestellt haben, blasen eine Kirchenmusik, einen Marsch oder Walzer, nur in langsamer, getragener Weise und möglichst laut.

„Sie spielen schön!“ flüstert der Brautvater entzückt seinem Nachbar zu, weil die Kirchenfenster erschüttert werden und ein civilisirtes Trommelfell in Gefahr kommt zu springen.

Nach kurzem Gesange beginnt die Traurede und die Trauung. Der Pastor liebt sie kurz, aber rührend, und für die letztere Eigenschaft hat der Brautvater dem Pfarrer einen Speciesthaler über die Gebühren bezahlt.

Das junge Paar steht vor dem Altar. Alle Augen sind darauf gerichtet. Die Brautmutter ist tief gerührt und weint vor Freude, weil die schwere goldene Kette, welche um den Hals ihres Kindes hängt, gar so schön aussieht. Auch der Brautvater wischt sich die Augen, obschon keine Thränen darin sind, weil er seine Frau weinen sieht, und eine kleine Rührung nimmt sich bei solcher Gelegenheit immer gut aus.

Nach beendeter Trauung blasen die Musikanten die Gäste durch einen lustigen Marsch zur Kirche hinaus. Vor derselben versammeln sich alle und bilden einen Kreis um die Braut oder vielmehr junge Frau. Der Freiwerber tritt an ihr und überreicht ihr ein mit Wein gefülltes Glas. Sie trinkt es aus und wirft dann das Glas hoch über den Kopf hinter sich. Zerbricht

es, so bedeutet es viel Glück in der Ehe, mit Kind und mit Vieh, — bleibt es ganz, so ist es ein böses Omen. Der Freiwerber sorgt indeß schon dafür, daß es zerbrechen muß. Er sucht zu der Ceremonie einen harten, steinigen Ort aus und läßt sich die Schicksalsgöttin auch hierdurch noch nicht bestechen und erhält das Glas — nun, so ist der Freiwerber schnell zur Hand und tritt ihm auf den Kopf, denn zerbrechen muß es.

Mit lautem Jubel geht es nun heim, diesmal der junge Mann voran. Die jungen Eheleute und deren Aeltern werfen Geld aus. Die Blasmeister prügeln mit ihrer Reitpeitsche jeden, der ihnen in den Weg kommt, und trinken und lärmen für alle zusammen. Die einheimischen Gäste eilen heim, um den Kirchenanzug anzuziehen, und stellen sich erst nach einer Stunde in dem Hochzeitshause wieder ein zum Hochzeitsschmause.

Dieser Schmaus bildet die Hauptsache der ganzen Feier, denn Essen und Trinken ist bei den Bauern das größte Vergnügen, alles Andere kommt nachher. Auch bei diesem Mahle sind die Gerichte durch althergebrachte Sitten, welche noch in dem Glauben der alten heidnischen Zeiten wurzeln, fest bestimmt.

Zuerst gibt es Suppe mit unvermeidlichen Klößen, dann Reisbrei. Darauf Rindfleisch mit Zwetschen, Rosinen und Meerrettig, dann weißen oder sauern Kohl mit Hammelfleisch und endlich Kalbs- und Schweinebraten mit Salat und gebackenem Obst. Nur vor dem Herrn Pfarrer und seiner Gattin steht eine Flasche Wein. Zum Schluß gibt es Kuchen und Weinkaltschale. Die letztere wird indeß häufig nicht gegeben und dann erhält der Pfarrer 1.5 Sgr. als Entschädigung.

Die Alten und die jungen Leute essen für sich und an verschiedenen Tischen, damit sie ungenirt ihre Späße, anständige und unanständige, machen können und durch niemand in ihrer Lust gehindert werden.

Messer, Gabel und Löffel muß jeder Gast sich selbst mitbringen.

Die Menge der Speisen, welche auf jeden Tisch kommt, ist ungeheuer; sie ist eben auf Bauernappetit berechnet. Alles Fleisch, welches übrig bleibt, wird an die Gäste vertheilt, ebenso ein mächtiger Kuchen, der zu diesem Zweck auf jeden Tisch kommt. Selbst der Herr Pfarrer erhält sein Stück Fleisch und Kuchen und der Schulmeister sucht sich womöglich von jedem zwei Stück zu verschaffen. Seine Taschen sind dazu eingerichtet und seine Familie hat immer Hunger.

Bräutigam und Freiwerber setzen sich nicht mit zum Essen nieder, sondern müssen die Speisen auftragen und den Gästen aufwarten. Sie kommen aber deshalb nicht zu kurz, denn dieser und jener steckt ihnen auf der Gabel einen besonders schönen und fetten Bissen in den Mund.

Auf die Tische, an welchen die jungen Leute essen, kommt kein Braten. Sie sparen ihn auf bis auf die Nacht, wo sie ihn während des Tanzens kalt essen. Sie nennen ihn dann „Wackerhahn".

Die Musikanten stehen während des Essens auf der Hausflur und machen Tafelmusik. Der Baßist, welcher während der Tafelmusik die Flöte bläst, scheint mit einer der aufwartenden Mägde in besonders gutem Verhältniß zu stehen, denn rasch und heimlich steckt sie ihm ein Stück Fleisch oder Kuchen zu, welches ebenso rasch in dem weiten Bauche des Basses geborgen wird, der an der Wand lehnt.

Die fortwährend umgehende Flasche hat bei den Essenden eine übermüthige und sturmisch-wilde Stimmung hervorgerufen und es ist ein Glück für sie, daß sie keine Mitglieder eines Anti-Branntweinvereins sind, denn ohne die permanente Unterstützung des Alkohols würden wenige der Gäste im Stande sein, die gewaltigen Massen der fetten Speisen zu vertragen. Der Branntwein wird für sie zur Medicinal. Und selbst der Herr Pfarrer scheut sich nicht, wenn seine Weinflasche geleert ist, für sich und seine Gattin die Gläser mit jenem Branntwein zu füllen. „Ich trinke ihn nur als ein Remedium der Verdauung", sagt er ernst dazu.

Ist die Mahlzeit endlich beendet, haben auch die Musikanten und der Bräutigam das Versäumte nachgeholt, dann beginnt die jungen Leute unter Musik zum Tanzboden.

Nun beginnt für die jungen Leute erst die eigentliche Hochzeitslust. Lustig und übermüthig schwingen die Burschen die Mädchen im Tanze und stampfen laut lachend den Boden mit den Füßen. Die Tänzerinnen glühen, die Braut fliegt aus einer Hand in die andere, von einem Tänzer zum andern. Dichte Staubwolken wirbeln auf dem niedrigen Tanzboden empor, der Baß schnarrt dröhnend, weil er bis zur Hälfte mit Fleisch und Kuchenstücken gefüllt ist, der Clarinettenbläser entlockt seinem geplagten Instrumente himmelschreiende Töne, weil der Branntwein ihm alles Ge-

fühl für Harmonie gerauft hat; die zuschauende Verlobungsgesellschaft bricht in ein lautes Hurrah aus, weil soeben ein Bursche sein Mädchen so hoch geschwungen hat, daß dessen Kopf fast die Decke des Tanzbodens zerstoßen. Alles dreht sich durcheinander und wirbelt durcheinander und das Ganze ist durch Staubwolken halb verhüllt — das ist eine Lust! Das ist eine Hochzeit!

So geht's fast ohne Unterbrechung, ohne Erholung und Ruhe bis abends um 10 Uhr fort! Was kümmern sie sich um die unglückseligen Musikanten! Mag der Klarinettenbläser auch fleischroth im Gesicht werden vor übergroßer Anstrengung, mag der Baßist, der sich halb entschlafen, mit geschlossenen Augen an einen Pfeiler gelehnt hat, mit dem Bogen mehr das Bein eines vor ihm stehenden [illegible] als die Saiten seines Basses bearbeiten — der Klötist bald verzweiflungsvoll überfuhrte [illegible] hören — keiner hört es, keiner sieht es! Die Musikanten sind Maschinen. Drehen sie still zu stehen, so werfen einige Krüge Bier darauf gegossen, und hilft auch das nicht, so stellt ein lautes „Donnerwetter!" und ein dicht an ihrer Nase niedergeführter Faustschlag auf den Tisch das gestörte Tempo wieder her; sie müssen spielen, denn der reiche Brautvater bezahlt sie dafür, und ein Bauer gibt nichts umsonst.

Um 10 Uhr gehen die jungen Leute in das Brauthaus zurück, um mit den Alten vereint Kaffee zu trinken. Sechs Tassen ein jeder und zu jeder Tasse drei Streifen Kuchen, die einzeln groß genug sind, um die Grundschwelle eines Hauses vertreten zu können — das ist das bescheidenste Maß. Die Physiologen würden bei einer solchen norddeutschen Bauernhochzeit in Verzweiflung gerathen, denn sie würden die alte und kaum zum Abschluß gebrachte Streitfrage, ob der menschliche Magen bei völliger Ruhe oder starker Bewegung leichter und rascher verdaue, aufs neue als ganz unentschieden finden. Alt und Jung haben beim Hochzeitsschmause in gleicher Weise Erstaunliches geleistet. Die Jungen haben sich seitdem im tollsten, wildesten Tanze gedreht und die Alten haben still im Zimmer gegessen, entweder beim Spiel oder bei Erzählung — und jetzt beim Kaffee und Kuchen stehen sich beide Parteien wieder völlig gleich an Hunger und Durst. Da entscheide ein Physiolog!

Dann kommen maskirte und vermummte Knechte, der bekannte Schimmelreiter und Knecht Ruprecht. Sie machen tolle Sprünge und viel Lärmen und bekommen dafür Branntwein und Kuchen.

Nach dem Kaffee ziehen die jungen Leute wieder auf den Tanzboden, wo mit neuen Kräften der alte Lärm wieder begonnen wird. Die Wangen der Burschen und Mädchen glühen, ihr Blut ist fieberhaft aufgeregt. Nur einige kleine Oellampen erhellen den Raum spärlich, Staub und Qualm lassen selbst diese spärlichen Lichtstrahlen nicht durchdringen.

Um 12 Uhr wird Butterbrot und Käse gereicht — neue Kraft wird getrunken. Immer wilder und aufgeregter werden die Gemüther. Einige hübsche Mädchen haben schon längst den Neid und heimlichen Groll der andern Burschen auf ihre Tänzer geleitet. Die Burschen aus den verschiedenen Ortschaften necken und verspotten sich gegenseitig, ihre Haltung einander gegenüber wird immer streitsüchtiger und drohender.

Zwar hat sich als Wächter der Ruhe und Ordnung ein Gensdarm eingestellt — am meisten hat ihn der Hochzeitsschmaus hierher gelockt —, der sitzt indeß still neben dem Musikantentisch in einer Ecke. Helm und Säbel liegen friedlich auf seinen Knieen und sein Haupt hat sich müde auf die Brust niedergesenkt. Er schläft und es muß laut kommen, wenn er erwachen soll.

Und es kommt. Einer der Burschen hat einem Tanzenden ein Bein gestellt und das Paar in an die Erde geschleudert. Wild fahren nun die feindlichen Parteien aufeinander. Die Mädchen flüchten sich zur Seite und die Burschen erfassen, was ihnen in die Hände kommt. Schon fliegen einige Flaschen klirrend nieder, da fährt der Gensdarm aus seinem Schlaf empor und, seiner Pflicht eingedenk, zwischen die Kämpfenden. Ehe er indeß noch mehr als einen Fluch ausgestoßen, erfassen ihn zwei kräftige Arme und werfen ihn sans gene die Treppe des Tanzbodens hinab. Helm und Säbel werden ihm nachgesandt.

Nun ist der Störer des Vergnügens beseitigt, denn als ein Vergnügen wird solch eine Prügelei von den Burschen angesehen. Eine wilde Rauferei beginnt, kräftige Schläge werden nach allen Seiten hin ausgetheilt. Auch die Musikanten bekommen gelegentlich einige ab — das hilft gegen die Müdigkeit.

Wuthentbrannt ist der Gensdarm in das Brauthaus gelaufen und hat gedroht, alle dem Gericht zu überliefern. Die Brautmutter kennt das noch von ihrer eigenen Hochzeit her. Sie widelt ihm einige Stücken Kuchen und Fleischreste

in ein Tuch, gibt ihm einen Wink auf das dunkle Nebenzimmer und räth ihm, sich nachher ruhig schlafen zu legen. Der Gensdarm ist's zufrieden. Solch ungestümes Treppenhinabwerfen macht, obschon er ziemlich daran gewöhnt ist, doch einige Beulen und blaue Flecke: die wollen in Ruhe verschmerzt sein.

Auch der Brautvater hat von dem lustigen Vergnügen auf dem Tanzboden gehört. Lächelnd über all die Ehre, welche seinem Kinde angethan wird, geht er dorthin, „damit es die Burschen nicht allzu toll machen", meint er.

Die Ruhe ist bald wieder hergestellt. Einige Löcher im Kopfe abgerechnet, ist es ein lustiger Spaß gewesen — und solche Löcher wachsen wieder zu. Der Brautvater beruhigt die Verletzten mit den Worten: Dafür sei Hochzeit und auf der seinigen sei es noch lustiger hergegangen.

Von neuem muß der Klotist seine verzweiflungsvollen Gesichter schneiden und der Baßist führt den Bogen mit letzter Kraft. Der Tanz beginnt wieder. Matter und matter brennen die Oellampen, nur die helle Luft in den Tänzen lodert noch in hellen Flammen auf.

Der Morgen graut bald. Nun endlich wird's Zeit, den Tanz zu beenden, auch der folgende Tag beansprucht Kräfte. Jetzt wird der vom Mittagsschmaus ersparte Braten, „der Blocherhahn", gegessen und ein frischer Trunk gethan, um heute besser schlafen zu können.

Mit lautem Jubel geht's zum Hochzeitshause, wo auf dem Fußboden der aufgeräumten Zimmer ein Strenlager für alle jungen Leute bereitet ist. Hier wird bunte Reihe gemacht, Burschen und Mädchen strecken sich nebeneinander nieder.

Die Lampe wird ausgelöscht und — es ist gut, daß nicht immer um Martini der Mond scheint und daß die Morgensonne noch einige Stunden zögert, ehe sie das Zimmer erhellt.

Früh am andern Morgen versammeln sich die Gäste wieder im Hochzeitshause, um von neuem die Festlichkeiten und Schwanzereien zu beginnen; denn eine echte Bauernhochzeit währt drei volle Tage und nicht eine Stunde weniger.

Fehlen um eine bestimmte Stunde noch mehrere der Gäste, so vertheilen sich die Versammelten und gehen in die Häuser derselben, um sie mit sich zu führen, wie sie dieselben finden, und wäre es im tiefsten Nachtnégligé. Ein solcher Anlauf gibt gerade den meisten Scherz und Zartgefühl ist für die Bauern ein noch gänzlich unentdeckter Standpunkt.

Nur in welchem Aufzuge werden die Verspäteten zum Hochzeitshause geschafft! Dort bringen zwei kräftige Burschen auf einer Mistfahre unter lautem Hurrah der begleitenden Dorfjugend einen Mann angetragen, der sich von ihnen hat im Bett überraschen lassen. Ohne Gnade ist er, wie sie ihn gefunden, auf die Bahre getragen; kaum ist es ihm vergönnt gewesen, sein Zeug zusammenzuraffen und mit sich zu nehmen. Während er durch das Dorf getragen wird, sucht er sich zum wenigsten die nothwendigsten Kleidungsstücke anzuziehen, um wenigstens als ein zum Theil civilisirter Adam zu erscheinen.

Von einer andern Seite wird auf einer Leiter eine Frau herbeigetragen, trotz alles Scheltens, Sträubens und Schreiens. Ihr Haar ist aufgelöst, ihre Toilette noch äußerst defekt, denn auch sie hat sich in diesem Zustande überraschen lassen. Und eine Leiter ist ein zu gefährlicher Sitz, um auf ihr die Toilette vollenden zu können.

Wieder ein anderer fuhrt eine Frau auf einer Schubkarre herbei, ein Dritter bringt eine andere Verspätete auf dem Rücken angetragen.

Auch der große und wohlbeleibte Müller hat sich in seiner weißen Zipfelmütze und in Hemdsärmeln beim Kaffeetrinken überraschen lassen. Ohne Umstände ist er in einen Backtrog gepackt und zwei Burschen bringen ihn angeschleppt. Er scheint sich wenig daraus zu machen. Aber ein wohlbeleibter Müller ist eine Last, das ist eine bekannte Thatsache, die endlich auch die beiden Träger empfinden. Sie wollen ihn niedersetzen und ihm gestatten, die letzte Hälfte des Weges bis zum Hochzeitshause zu gehen. Aber der Müller ist schlau. Er hat es nicht so übel gefunden, sich in einem Backtroge, in welchen seine Person so prächtig hineinpaßt, tragen zu lassen und bringt darauf, daß die beiden Burschen ihn bis zum Hochzeitshause tragen, vor dem sie, von der Jugend verlacht, schweißtriefend und fast erschöpft anlangen.

Nun setzen sich alle zum Frühstück nieder. Suhe und verschiedene Arten Wurst, Butter, Brot und Käse bilden dasselbe. Wieder wird auf jedem Tische ein großer Kuchen vertheilt und die Branntweinflasche geht reihum. Kopfschmerzen und unangenehme Stimmungen vom Tage zuvor mußten verscheucht werden, der neue Tag verlangt auch einen guten Anfang.

Nach dem Frühstück wird die Brautgabe gegeben. Rocken und Haspel, welche die Braut schon am Polterabend von der Brautjungfer em-

pfangen hat, stehen einladend auf dem Tische, hinter ihm Braut und Bräutigam und vor ihnen auf dem Tische ein großer zinnerner Napf, um die Brautgabe — meist Geldgeschenke — aufzunehmen. Neben den Brautleuten der Bräutigamsvater und der Schulmeister, um jede Gabe sofort aufzuschreiben und zu bemerken, wie groß sie ist.

Ehe die Gäste einzeln vortreten, um ihre Gabe in den Napf zu werfen, werden einige Verse gesungen. Dann beten alle. Darauf tritt der Freiwerber zuerst an den Tisch und wirft mit großer Ostentation ein oder mehrere Speciesthaler, wol gar ein Goldstück in den Napf. Das ist die Hochzeit und soll die andern zur Nachfolge anspornen. Er hat gut hineinwerfen, das Geld kommt nicht aus seiner Tasche, denn der Brautvater hat es ihm heimlich in die Hand gedrückt. Der gutgeschulte Schulmeister schreibt es auf, zeigt die Gabe den übrigen Gästen und spricht sein Staunen und seine Anerkennung über die Größe derselben aus.

Macht er seine Sache recht gut, so drückt ihm der neben ihm stehende Bräutigamsvater heimlich einen dritten Thaler in die Hand und die Brautmutter gibt einem von den für solche Fälle bereitstehenden Kindern des Schulmeisters ein großes Stück Kuchen, um es der Mutter heimzutragen.

Bräutigam und Braut danken einem jeden für seine Gaben und trinken ihm zu.

Der Brautvater steht in der Nähe des Tisches und blickt verstohlen auf das Verzeichniß des Schulmeisters. Er berechnet in Gedanken, ob die Brautgeschenke der Höhe der Hochzeitskosten gleich kommen. Meistens ist es der Fall, denn mit guter Absicht sind so zahlreiche Gäste eingeladen.

Nach vollendeter Brautgabe wird bei schlechtem Wetter im Zimmer oder auf der Hausflur und bei heiterm Himmel im Garten der Reckentanz aufgeführt. Rocken und Haspel werden in die Mitte gestellt und sämmtliche Gäste umtanzen sie mit den lustigsten Sprüngen. Die junge Frau muß dabei in ihrem vollständigen Brautstaate erscheinen. Ueberhaupt verlangt es die Sitte, daß die Braut, solange als die Hochzeit währt, jeden Tag drei bis viermal sich umkleidet und jedes mal in einem andern Anzuge erscheint.

Nach dem Reckentanze, der bald kürzere, bald längere Zeit währet, geht es wieder an den Mittagsschmaus, bei welchem wieder dieselben Gerichte wie am Tage zuvor gegeben werden, nur kein Gemüse. Der Herr Pfarrer fehlt an diesem Tage meist, dann wird ihm sein Theil ins Haus gesandt. Alles in Einem Napfe und darüber eine allgemeine Sauce gegossen.

Nach dem Essen suchen die Frauen die Braut zu fangen, um die aus Moosen und bunten Perlen und Bändern angefertigte Krone aus dem Haar zu nehmen und ihr die Frauenmütze aufzusetzen. Die Braut flieht natürlich, ebichen sie sich auf die Berechtigung, die Krone noch tragen zu dürfen, nicht vollgültig mehr stützen kann. Wie die wilde Jagd setzen ihr die Frauen lautschreiend nach, und viele Hunde sind des Hasen Tod. Sie wird endlich erhascht, denn mit ihrer Flucht war es kein Ernst, und die Mütze wird ihr aufs Haupt gesetzt.

Nun ziehen die jungen Leute wieder zum Tanzboden und es wiederholt sich dieselbe Lust, derselbe laute Lärm wieder bis spät in die Nacht hinein.

Die ältern Männer sitzen im Brauthause beim Spiel und Branntwein und die Frauen beim Kaffee, eifrig bemüht, ein neues Ehepaar zusammenzufinden und dadurch eine neue Hochzeit herbeizuführen.

Wieder folgt in der Nacht dieses Tags nach dem Tanzen kurzer Schlaf in bunter Reihe, und wieder freut sich der Mond, daß er gerade abwesend ist und nicht alles zu sehen braucht, was bei einer solchen Hochzeit vor sich geht.

Am dritten Morgen, am Hochzeitsmorgen, nimmt die Feier endlich einen ernstern und würdigern Charakter an. Sämmtliche Gäste gehen mit dem jungen Ehepaar in die Kirche.

Am Mittag wiederholt sich in dem Brauthause nochmals der Schmaus, aber ohne Braten. Dann reiten die fremden Gäste fort. Die einheimischen sind schwerer zu befriedigen. Sie trinken nachmittags noch Kaffee und essen noch zu Abend im Brauthause, wo es zum Schluß noch verschiedene Arten Braten gibt.

Jetzt ist die Festlichkeit beendet. Die wüsten Köpfe verlieren sich, das gewöhnliche, alltägliche Leben spannt alle wieder in das alte Joch.

Ohne besondere Liebe, aber auch ohne Unfrieden und Abneigung treten die jungen Leute in ihr eheliches Leben ein. Sie wissen von vornherein, daß sie sich erst aneinander gewöhnen müssen, ehe alles so geht, wie sie es wünschen. Der junge Mann ist von dieser Stunde an Herr im Hause. Er geht voran auf den Spazier- und Lebenswegen und fährt beim Essen zuerst mit

seinem Löffel in die Schüssel, das alles sind ihm zukommende Vorrechte und keine Bauernlast opponirt dagegen — weil es einmal so Sitte ist.

Selten ist die Ehe unter den Bauern eine unglückliche. Langsam und friedlich rollt sie im Gewohnheitstrabe durch das Leben dahin. Die beiden Eheleute theilen Arbeit und Freude mit einander. Sie wissen nicht, daß die Gewohnung aneinander endlich in eine anhängliche Liebe übergeht und merken es erst, wenn schließlich der Tod einen von ihnen abberuft. Dann fühlt der Ueberlebende eine Lücke in seinem Leben und eine Leere in seinem Herzen — er empfindet, wie stark die Kraft der Gewohnheit wirkt.

Von Jahr zu Jahr kommen manche dieser Hochzeitsgebräuche mehr und mehr ab. Die Cultur leckt auch an die norddeutschen Bauern heran. So wünschenswerth der Untergang mancher dieser Sitten oder vielmehr Unsitten, so bedauerlich ist der anderer, denn sie sind so alt und so aus dem deutschen Volksleben herausgewachsen, daß sie dadurch gleichsam geheiligt sind.

Viele dieser Gebräuche wurzeln noch in dem heidnischen Leben und Gottesdienst unserer Vorfahren. So z. B., daß die Frauen am Polterabend der Braut Flachsbrocken zum Geschenk bringen und daraus die Brautdiele binden. Die altdeutsche Göttin Frowa oder Holde war die Schutzgöttin der Liebe, der Hochzeiten und der Ehen wie des häuslichen Lebens. Auch der Flachs stand unter ihrem besonderen Schutze und wurde der jungen Braut als Geschenk, als Gabe der Göttin dargebracht.

Der Freitag, der der Göttin Frowa geweihte Tag, hat sich als Hochzeitstag erhalten.

Von einem Cultus der Frowa mag auch der am zweiten Hochzeitstage übliche Nachtanz herrühren.

Selbst die Zubereitungen zur Hochzeit deuten auf die alte Zeit zurück. Wurde einst bei den alten Deutschen durch den Priester der Frowa zwischen zwei jungen Leuten der Ehebund geschlossen, so wurden der Göttin, um von ihr eine glückliche Ehe und ihren Schutz zu erbitten, Ochsen, Kälber und Schweine geschlachtet und das Fleisch dieser Opferthiere wurde unter die Gäste vertheilt. Auch Festkuchen wurden gebacken und vertheilt.

Frowa war zugleich die fruchtbringende und fruchtbare Göttin. Deshalb wurden früher in Altpreußen der Braut bei der Hochzeit als Gaben der Göttin mancherlei Samenarten auf das Haupt gestreut. Diese Sitte war einst weit verbreitet, so heißt es z. B. im „Gid", 16, 8. (Herder):

> Morgen wird man aus dem Kasten,
> Da der Hut des Königs ist,
> Das Verwesne Purpurkleid
> Tücke und voll von Motten ist.

Aehnlich noch jetzt bei den Juden; über die Hände des jungen Ehepaars werden von den Müttern 7 Mas Waizen, 7 Mas Korn und 7 Mas Milch gegossen.

Der Schimmelreiter, Knecht Ruprecht und die Vermummungen sind als heidnische Sitten bekannt genug. Auch die Gerichte, welche beim Hochzeitsschmause aufgetragen werden, ruhen zum großen Theil noch aus der Zeit unserer deutschen Ahnen her. Auch noch andere Gebräuche, deren Beziehungen wir nicht mehr mit Gewißheit anzugeben vermögen.

Wir erkennen sie an der Zähigkeit, mit der sie sich Jahrhunderte, fast Jahrtausende hindurch erhalten haben, trotzdem, daß durch das Christenthum der Hochzeitsfeier eine andere Bedeutung untergelegt, und das Volk im Laufe der Jahre und Zeiten ein anderes geworden ist.

Das Verständniß dieser Sitten und Gebräuche ist dem Volke darum längst verschwunden, nur durch eine Art Instinct und durch die Macht der Gewohnheit hielt es daran fest. Auch diesen Instinct tödtet die Cultur und so sehen wir von Jahr zu Jahr dies und jenes Denkmal aus der alten und großen Heidenzeit unseres Volks untergehen und verschwinden, bis auch die letzte Erinnerung aus dem Volke geschwunden ist und nur die Gelehrten noch aus dem Tacitus, dem Cäsar und den Büchern über deutsche Mythologie erfahren, daß es einst solche altdeutsche Sitten gegeben hat, die wir indessen, was die Hochzeiten anlangt und nach dem, was bereits die Leser unserer Schilderung werden nachgefühlt haben, auch nicht mit allzu großem Schmerz scheiden sehen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Anregungen.

Ueber die Liebe.

I

Ehe wir einige Worte über Julius Michelet's Buch „Von der Liebe (Paris, Hachette, 1858) sagen wollen, schicken wir eine gelegentliche Anmerkung über die deutsche Presse voraus.

Jeder nur einigermaßen gebildete Leser weiß, daß bei uns die journalistische Wahrheit eine ziemlich unbekannte Größe ist.

Wo wir ein unbedingtes, mit einer gewissen Gewissenhaftigkeit vorgetragenes Lob lesen, haben wir die Darstellung der Reclame. Wo der Tadel mit Schroffheit, Leidenschaft, Malice sich ausspricht, sind wir versichert, etwas Persönliches anerkennen zu dürfen.

Aber auch von den Lokalitäten ihres Erscheinens nehmen die Zeitungen Bedingungen an. Gewisse Journale in Wien, in Süddeutschland, am Rhein müssen Das so vertheidigen oder angreifen nach den daselbst herrschenden öffentlichen Verhältnissen bemessen.

Merkwürdig ist daher die Erscheinung, mit welcher Schmiegsamkeit die Sprecher sich den gegebenen Bedingungen fügen, wie sie das, was sie allein sagen dürfen, die Miene annehmen, auch nur allein sagen zu wollen, wie anderseits ihnen alles das schon ist, was sie zu sagen oder zu verschweigen in dieser Lage allein bezahlt werden.

Auch die Kölnische Zeitung gehört zu den Organen, die sich die harmloseste Miene von der Welt geben, und doch redigirt sie ein ganz bestimmter Gedanke, ein confessioneller. Sie will die Zeitung der Nationalität sein, des größten und weitesten deutschen Vaterlandes, des Liberalismus der Mittelstaaten, und doch hat die Gesticulation derselben einen bestimmten Trieb, der aber in Politik von der Hand des Herrn Dan Pömmel als z. B. von G. M. Arndt in Bonn gezogen wird, so oft auch dieser daselbst seine Zeitungsglossen niederlegt.

Wir kommen auf diese Bemerkung nun eines in jener Zeitung kürzlich ausgesprochenen Urtheils willen über das neue Buch von J. Michelet „Ueber die Liebe". Ein pariser Correspondent derselben nennt es eine Schrift, die wie alles, was Michelet schriebe, „erhaben und albern, geistreich und dumm, glänzend und matt" u. s. w. wäre. Eine Anzahl Zeitungen druckt nun diese Lesart nach. Sie gibt sich wunder wie gerecht, wie logisch, wie festgewurzelt in jener Richtigkeit der Anschauungen, die auch nur das Privilegium einiger Correspondenten und Kritiker des Tags ist, und doch ist sie eine Liebedienerei nur für den geheimen — Dan Pömmel, der die Kölnische Zeitung redigirt. Der Eingeweihte weiß, daß Michelet einer der freimüthigsten Schriftsteller ist, die Frankreich besitzt. Er hat freilich durch sein Buch, „Le prêtre", so vollständig gebrochen mit dem, was die Kölnische Zeitung leben und leben lassen muß, daß es in den Spalten derselben auch nur als ein halber Narr existiren darf.

Julius Michelet, Professor in Paris, wurde von der Regierung abgesetzt, weil er gegen den Ultramontanismus und die Mißbräuche der Kirche schrieb. Verfolgt von jenen tugendhaften und frommen Grenzern von Baden-Baden, die im pariser Staatsorganismus eine so einflußreiche Stellung gewonnen haben, wandte sich der geistvolle Mann der Naturbetrachtung zu und schrieb, ohne gerade ein wissenschaftlicher Forscher zu sein, doch vielerlei Anmuthiges über die Vögel und die Insekten. Vor einigen Wochen ist er mit einem Werke „Ueber die Liebe" zu seinen frühern moralphilosophischen Discussionen zurückgekehrt und wir versichern unsere Leser, daß sie in der Beurtheilung desselben alle Ursache haben, einer neulich gegebenen rühmlichen Würdigung dieses Buchs in der National-Zeitung, nicht aber der Charakteristik der Kölnischen Zeitung zu folgen.

Wenn Michelet's Buch „Ueber die Liebe" Eigenheiten hat, die uns nicht zusagen, so sind es die Eigenheiten aller französischen Schriftsteller. Sie schreiben nach dem Genius ihrer Sprache. Sie lieben die Ausrufungszeichen, die Ah! die Helas! und andere Interjectionen einer Rhetorik, die bei uns für declamatorisch und gemacht gilt, darum verliert aber die Erregung ihres Herzens nichts an Aufrichtigkeit. Die Deutschen würden die Gedanken Michelet's anders ausdrücken, aber an der Innigkeit und Ueberzeugungstreue seiner Betrachtungen zu zweifeln sind wir ebenso wenig berechtigt, wie wir mit einer Ablehnung des Stils, in dem z. B. unser Bogumil Goltz schreibt, uns doch auf Treu' und Glauben das von ihm gesagt sein lassen können, worauf es ihm, ohne seinen Stil, ankommt.

Michelet hat auch sein Buch den französischen Verhältnissen gegenüber geschrieben. Er sieht dort die Immoralität gefeiert, die Bücher verschlungen, die die lasciven Sitten des Zeitalters schildern; er sieht Ehen, die nur durch die Gewöhnung geschlossen sind; er sieht Kinder, die ihre Aeltern erst veranlassen, sich trauen zu lassen. Er glaubt bei alledem aber an die Liebe. Er nennt sie den Ocean, von dem man schöpfen kann, soviel man will, und der dennoch bleibt, was er ist.

Außerordentlich schön spricht Michelet über die Frauen. Sie sind ihm das Unterpfand der Liebe, die unmittelbare Offenbarung dessen, was der Schöpfer mit dieser Erde gewollt hat; sie sind die Erhalterinnen des Guten und Schönen im Leben, die Nährerinnen reiner Leidenschaften.

Man hat auch in Frankreich gewünscht, Michelet hätte manche allzu sehr eingehende Details seines Werks unterdrückt. Manche Enthüllungen sind von jener Art, die die „Nacht lieber bedeckt mit Grauen".

Aber Michelet gehört nun einmal zu den seltsamen Geistesdrenkern, die sich nicht immer in der Gewalt haben und vom reinen Verstandeselementischen in der Wahrung des Klugen meist überholt werden. In dieser poetischen Denkweise Michelet's liegt indessen eine größere Ueberredung und eine tiefere Belehrung für die Menschheit, als in dem, was die abstracte, todte Philosophie in Büchern zu Tage bringt, die immer nur zum Verstande, nicht zum Herzen und zur Phantasie sprechen.

Trotz der Kölnischen Zeitung sind wir sicher, die Aufmerksamkeit unserer Leser für uns zu haben, wenn wir uns in den nächsten Nummern von Michelet noch Einiges über das Volk und die Bestimmung der Frauen berichten lassen.

Levin Schücking.

Ein durch mannichfache, wenn auch nicht in die Mode gekommene (oder mit Gewalt in die Mode gebrachte) Eigenthümlichkeiten ausgezeichneter Schriftsteller, Levin Schücking, löst in dem Roman „Paul Brockhorst oder Die neuen Herren" (drei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1858), das schwierige Problem der Liebe eines in sich gefestigten klaren, praktischen, wenn auch steifen und beschränkten, doch jeder Schwärmerei fremden Mannes zu einem geistreichen Weibe, das bei aller Gemüthstiefe und Hochherzigkeit doch dem geschichtlichen Standpunkte seiner persönlichen hohen Stellung gerecht zu bleiben sucht. Er steigert diese Beziehung bis zu einem entscheidenden Momente äußerster Gefahr, wo die Geliebte als begeisterte Sachwalterin für die Ehrenrettung ihres Freundes in die Schranken treten läßt.

Die ganze Composition ist spannend in der auf historischer Basis gehaltenen Handlung und gründlich in den Motiven. Selbst das Geringste, was gethan und geredet wird, ist geschickt den sich kreuzenden Interessen und Intriguen einverleibt. Scharf in sich abgegrenzt sind die Charaktere. Der tüchtige, markige „Weltweise" Wendelering, „ein Mann ein Wort", der Grundtypus des westfälischen Bauern; der stolze, engherzig aristokratische, allein für das Gedeihen und den Ruhm seines „stiftsfähigen" Geschlechts wagende alte Baron Schlettendorf, der gutmüthige, phlegmatisch kaltblütige, aber lebenskluge, sattirische Lenteren, der gewiegte juristische Geschäftsmann Meerhaven, der unerschrockene und grobe kleine Hofrichter, der trotzige, verwegene, noch heutzutage im Munde des westfälischen Volks lebende Schmuggler Johannes Geisse — wir hören sie reden, sehen sie handeln als echte Söhne der „reichen Erde". Und das Land selbst, wie deutlich taucht es auf vor unsern Augen in diesen lebendigen Schilderungen von Wald und Feld, von Himmel und Heide, von Hof und Schloß! In der anonymen „alten Stadt" erkennen wir sogleich Münster und getrauen uns jederzeit den Schiefen Thurm zu finden, in dessen Schatten das Haus des Notars stand, wo sein resigné lächelnder Diener waltete, die etwas kokette, neckische Annette, das Ideal Lenteren's, der reizende Gegensatz der Prinzessin. Deutlich sehen wir das imposante Schloß im Meerfeld, wo General Blücher als Militärgouverneur residirte und in einer Audienzscene in so treuer Porträtirung und vorgeführt wird.

Ueberhaupt bietet der ganze Roman eine Fülle von Humor, Ironie und Satire, vor allem in der Einrichtung und Entwickelung des neuerrichteten „fensterlosen Aufenthaltes Gratia Nazarenum", mit dem ein „angeblicher Reichsunmittelbarer" entschädigt wird, dessen niederländische Stammbesitzungen zur französischen Republik geschlagen sind. Dieser Basile I., Herzog von Anglure, ist der trefflichste Regent, so lange er nicht mit Regierungssorgen, besonders im Finanzdepartement, belästigt wird, und ein viel gemüthlicherer Egoist als sein Neffe, der zweijährige, abenteuerliche Neue, und mit seiner graciösen kleinen Aron, der listigen Schlange, die feinsten und lebhaftesten Intriguen spinnende Gräfinschleicher Graf Antoine. Das französische Element, das bei allen der herzoglichen Familie Angehörigen, bei der Prinzessin wohl verschmolzen in gedämpfterer Färbung, zum charakteristischen Ausdruck gebracht wird, bildet, gegenüber der deutschen Nationalität, die so gerade im westfälischen Volksstamm so rein und kräftig vertreten ist, einen anregenden Contrast, durch welchen den mannichfachen Reizen dieses culturgeschichtlichen Romans ein neuer hinzugefügt wird.

Zugleich erwähnen wir „Gesammelte Erzählungen und Novellen" (vier Theile. Hannover, Rümpler, 1858) desselben Autors.

Sie sind natürlich nicht alle von gleichem Werth. Eine Perle der Sammlung ist „Der gefangene Dichter", eine Fiction des Entstehens von Goethe's „Der ewige Jude". Dichterischen Anflugs bietet die anmuthige Erfindung sich in ihren zeitgemäßen Ausdruck. Ihr an Werth zunächst dürfte die Geschichte „Verlaufene Schicksale", sieben Charakterzeichnung und eine sich steigernde Verwickelung mit guter Lösung geben dem Ganzen eine dramatische Färbung. „Zwischen zwei Feuern" gibt alten alten Wirthern gute Lehren. In „Standesrechte" gestaltet sich „das zarteste Etwas" in wesentlicher Verschiedenheit beim Beamten, beim Kaufmann. Die skizzenhafte Erzählung „Kölnisch Wasser" stellt „Außer Anstellung" heißen. „Die Feindin" enthält eine Verherrlichung des unpraktischen, neuerungssüchtigen Alterthumsforschers, für die Professor Stockhardt in Idstedt weniger Dank beziehen wird als der Hier wie in der ganzen Sammlung wohlunterhaltene Leser.

Robert Waldmüller.

Von Robert Waldmüller, dem die Leser unserer „Unterhaltungen" schon oft in diesen Blättern begegneten und dessen lyrisches Talent sich in tief empfundenen, von uns im zweiten Band (S. 8. S. 800) gewürdigten elegischen Liedern allgemeinere

Gestaltung verschafft, liegt uns ein Roman vor: „Unterm Krummstab. Im Zwing und Bann" (Leipzig, Friedrich Fleischer, 1858). Er spielt um die Mitte des 16. Jahrhunderts, im Schwarzwald, in „Zwing und Bann" der Benedictinerabtei von St.-Blasius; zum Glück liegt auch die schweizer Grenze nicht fern, die uns in ein freies Gebiet führt. Es ist dieselbe Scenerie, welche wir durch den Verfasser schon in einer früher von uns mitgetheilten historischen Skizze: „Die Salpeterer", nach lebenstreuer Schilderung kennen lernten.

Fast möchte es scheinen, als hätte der Verfasser vorzugsweise seine gründlichen Studien in den Rechtsalterthümern des Mittelalters, vor allem seine Kenntniß der südwestdeutschen „Weisthümer" in gefälliger Form dem Publikum vorlegen wollen; denn es findet sich kaum ein Kapitel, in dem nicht gewissenhaft alle Rechte und Pflichten der Bauerngemeinden bei einem streitigen Fall gegenseitig erwogen und das Sprichwort: „Unterm Krummstab ist gut wohnen" als — falsch erwiesen würde.

Wir erhalten einen so wahren Einblick in das Leben und Treiben der Waldleute, daß wir gern diese culturhistorischen Randbemerkungen hinnähmen, wären sie etwas inniger mit der eigentlichen Fabel des Romans verbunden, die sich um die Auffindung eines verschollenen Kindes bewegt. Nicht weniger stört der Wechsel der Scene, wenn der Leser sich stets wie auf einer Reise zwischen dem Schwarzwald und Venedig befindet. Die Schönheiten einzelner Schilderungen müssen die fehlende Harmonie des Ganzen ersetzen und ersetzen sie auch zum großen Theil. Die Kindergestalten Sigis und Sibylla sind vom echten Zauber der Natur umflossen: in der Venetianerin Tomaia finden sich jene elegischen Klänge wieder, die an Robert Waldmüller ein charakteristisches Kennzeichen seiner Muse sind. Allen seinen Figuren, vielleicht Bruder Hans, einen mit schwarzen Farben gemalten Mönch, ausgenommen, wohnt Lebenswahrheit und Natürlichkeit inne. Am freundlichsten muthete uns, bei der immer lecker ausgesprochenen und ausgeübten Vernachlässigung der Form in unserm Romanwesen, die Reinheit und der Adel der Darstellung an.

Urtheil des Auslandes über deutsche Literatur.

Seltsam ist es, wie Hermann Marggraff in den von ihm sonst mit so heller Umsicht und dem Bestreben, in der Literatur ein treues Gesammtbild der Zeit zu geben, redigirten „Blättern für literarische Unterhaltung" so oft und so nachdrücklichen Werth auf die Urtheile legt, die sich in englischen Wochen-, Monats- und Vierteljahrsschriften über die deutsche Literatur finden.

Nicht nur, daß sie von ihm in extenso übersetzt werden, auch maßgebend sind sie für ihn. So schließt er seine neueste Uebertragung von allerhand Auslassungen eines anonymen Engländers mit dem Resultat: Es scheint also, daß uns mehr dies oder das gelingt.

An den Aufsätzen von St.-René Taillandier in der „Revue des deux mondes" haben wir doch schon lange gesehen, wie die Fremden eine kurze Bekanntschaft mit dem deutschen Wesen jahrelang auszubeuten wissen und mit der redseligsten Monotonie immer auf eine und dieselbe Voraussetzung zurückkommen. Bei den Engländern vollends tritt die Vermuthung, die man schon bei Taillandier haben muß, daß er dann und wann auch noch nach persönlichen, neu ihm zukommenden deutschen Inspirationen arbeitet, zur vollen Gewißheit zu Tage. Wer verbürgt uns denn, daß diese Artikel wirklich von Engländern und nicht von Deutschen verfaßt sind? Von dem verstorbenen D. L. B. Wolff, der vortrefflich englisch sprach und schrieb, ist es bekannt, daß er seine besten Honorare aus London bezog. Er lieferte Uebersichten über die deutsche Literatur im Athenäum. Ist anzunehmen, daß von den vielen hochgebildeten und um ihre Existenz besorgten deutschen Flüchtlingen in England nicht viele ihr zur zweiten Muttersprache gewordenes Englisch so anzuwenden wissen, daß sie nicht an englischen Journalen mitarbeiten sollten? Dann würden wir immer nur wieder die parteiischen Urtheile und kritischen gegenseitigen Repressalien lesen, deren wir in Deutschland selbst zur Genüge haben.

Gesetzt aber auch, es sind wirklich Engländer, die uns beurtheilen, wer kann ihnen einräumen, daß sie die Competenz besitzen, über unsere Literatur abzusprechen? Ist ihr Urtheil, wenn sie auch noch so geläufig deutsch sprechen lernten, bei persönlicher Begegnung in unserm Lande schon fast immer nur einseitig, wenn nicht oft völlig corrupt, wie soll ihr Geschmack für uns jenseit des Kanals sich geläutert haben? Hermann Marggraff kommt mit besonderer Neigung auf die geringschätzende Meinung der englischen Kritiker über einen gewissen Roman zurück. Wir haben wol am wenigsten Ursache, diese Arbeit in Schutz zu nehmen; aber daß die Engländer, sammt und sonders, trotz der in dem betreffenden Buche ausgesprochenen Vergötterung von Handel und Wandel, dasjenige, was gerade manchem Deutschen daran wohlgefällig gewesen, nicht verstehen, liegt auf der Hand. Die deutsche Nation hat ihre besondern Heimlichkeiten, die von einem Fremden nicht durchschaut werden können. Daß sie davon eins oder das andere genießen und es sich als auch auf englischem Boden möglicherweise fortkommend zu denken vermögen, entscheidet noch nichts für jene Mehrzahl von Beziehungen, wo sie, wenn sie darüber aburtheilen wollen, völlig wie der Blinde von der Farbe sprechen.

Für die Schillerstiftung sind beim Herausgeber ferner eingegangen: Von Fräulein Marie von Kalchberg in Lemberg 4 Thaler; von Herrn Ernst Planer ebendaselbst 5 Thaler.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 15. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Literarische Fabeln. Von Julius Frauenstädt. — Die Gazellenjagd der Araber. I. Die Jagd zu Fuß. Von Max Maria von Weber. — Auf der Reise. Skizzen von Amely Bölte. VI. Genf. — Die Materie und das Ideal. — Ueber die Liebe. II. — Montalembert und Arndt. — Das neue Drama. — Für die Winterabende. VI.

Literarische Fabeln.

Nichts ist so langweilig als ein steifer Moralprediger mit seinem trockenen „Du sollst!" Der kategorische Imperativ hat etwas Abschreckendes, womit sich keine poetische Natur befreunden kann, und wir zweifeln, ob die großen Lehrer der Menschheit, die Weisen und Propheten, so tief und nachhaltig auf die Menschheit gewirkt hätten, wenn sie immer nur das strenge Gebot der Moral ihren Zuhörern vorgehalten und ihnen nicht so oft Mythen, Fabeln und Parabeln vorgetragen hätten, aus denen sie selbst schöpfen konnten, was sie sollen, und durch welche die sonst verhaßte Wahrheit ein so reizendes Gewand erhielt.

Welch ein Unterschied, ob ich den mit ihrem Schicksal Unzufriedenen zurufe: „Ihr sollt nicht wider das Schicksal murren!" oder ob ich ihnen mit Aesop erzähle, welchen Bescheid Jupiter den über ihr mühseliges Dasein sich beklagenden Eseln gab, den Lessing zu folgender Fabel benutzte:

Die Esel beklagten sich bei dem Zeus, daß die Menschen mit ihnen zu grausam umgingen. „Unser harter Rücken", sagten sie, „trägt ihre Lasten, unter welchen sie und jedes schwächere Thier erliegen müßten. Und doch wollen sie uns durch unbarmherzige Schläge zu einer Geschwindigkeit antreiben, die uns durch die Last unmöglich gemacht würde, wenn sie uns auch die Natur nicht versagt hätte. Verbiete ihnen, Zeus, so unbillig zu sein, wenn sich die Menschen andere etwas Weiser verdienen lassen. Wir wollen ihnen dienen, weil es scheint, daß du uns dazu erschaffen hast, allein geschlagen wollen wir ohne Ursache nicht sein."

„Mein Geschöpf", antwortete Zeus ihrem Sprecher, „die Bitte ist nicht ungerecht; aber ich sehe keine Möglichkeit, die Menschen zu überzeugen, daß eure natürliche Langsamkeit keine Faulheit sei. Und solange sie dieses nicht glauben, werdet ihr geschlagen werden. Doch ich kann, euer Schicksal zu erleichtern. Die Unempfindlichkeit soll von nun an euer Theil sein: eure Haut soll sich gegen die Schläge verhärten und den Arm des Treibers ermüden."

„Zeus", schrieen die Esel, „du bist allezeit weise und gnädig!" Sie gingen erfreut von seinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.

Der Mensch ist einmal eine sinnliche Natur und will durch seine Sinne seinen Geist ergreifen und fortreißen, durch bildliche, anschauliche Darstellungen auf seine Erkenntniß, seinen Glauben und seine Ueberzeugung wirken lassen.

Es ist ein Vorurtheil, die Fabel als eine nur für Kinder bestimmte Gattung des Unterrichts zu betrachten; es gibt auch erwachsene Kinder. Jener Menenius Agrippa, der dem unzufriedenen römischen Volke, als es von Rom weg auf den Heiligen Berg gezogen war, die bekannte Fabel von dem Bauche und den Gliedern erzählte und es dadurch zur Rückkehr bewog, hatte es mit erwachsenen Kindern zu thun. Und wurden sie jemals aus? Wie sehr ist es daher zu beklagen, daß diese Gattung der Literatur so wenig fortgebildet wird und wir beständig meist

aus den ältern, schon vorhandenen Fabelsammlungen schöpfen. Auch sind die Fabeln bisher meist nur zur Veranschaulichung allgemeiner moralischer Sätze und Lebensregeln benutzt worden, während doch die Gebiete des politischen, kirchlichen und literarischen Lebens, die ihre eigene Moral haben, so vielen und reichen Stoff dazu darbieten.

Lessing, dem es auf dem Gebiete der Fabel, „auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral", wie er es nennt, wohlgefiel, definirt die Fabel folgendermaßen:

„Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel."

Diese Definition, die Lessing mit seinem bekannten Scharfsinn andern, mangelhaften Definitionen gegenüber begründet hat, würde selbst noch mangelhaft sein, wenn Lessing unter dem „allgemeinen moralischen Satz", den die Fabel veranschaulicht, einen für alle Klassen der menschlichen Gesellschaft, für alle Lebens- und Berufsarten passenden Satz verstanden hätte. Denn dann müßte Lessing politische Fabeln, die nur einen Regierungsgrundsatz, oder literarische Fabeln, die nur einen schriftstellerischen Grundsatz veranschaulichen, für unnütz erklärt haben. Aber unter Lessing's eigenen Fabeln kommen politische und literarische vor, sowie er auch in seiner „Theorie der Fabel" manche politische und literarische Fabeln anderer Dichter anführt. Also kann Lessing unter dem „allgemeinen moralischen Satz", den die Fabel zu veranschaulichen hat, nicht einen absolut allgemeinen, auf alle Menschen und alle Lebensverhältnisse anwendbaren verstanden haben, sondern überhaupt einen allgemeinen, als Regel auf irgendein Lebensverhältniß anwendbaren. Er hat selbst zu einer vortrefflichen politischen Fabel die Meier'sche vom Löwen und Esel benutzt:

Als der Meierus Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Thiere scheu machte, nach dem Walde ging, rief ihm eine nahestehende Kröte von dem Baume zu: „Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht, mit einem Esel zu gehen?" „Was ich brauchen kann", versetzte der Löwe, „dem kann ich wol meine Zeit gönnen."

Es denken die Großen alle, wenn sie einen Niedrigen ihrer Gemeinschaft würdigen.

Eine Sammlung politischer Fabeln dürfte zur Belehrung der Regierenden und Regierten, der Fürsten und Völker nicht unnütz sein. Besonders lehrreich und pikant müßte aber eine politische Fabelsammlung sein, die nicht nur einfache, sondern auch zusammengesetzte Fabeln enthielte. Einfach ist nämlich nach Lessing's Theorie die Fabel dann, wenn ich aus der erdichteten Begebenheit derselben blos irgendeine allgemeine Wahrheit folgern lasse. Z. B.: „Man machte der Löwin den Vorwurf, daß sie nur ein Junges zur Welt brächte. «Ja», sprach sie, «nur eins, aber einen Löwen!»" Die in dieser Fabel liegende Wahrheit, daß das Schöne nicht in der Menge, sondern in der Vorzüglichkeit besteht, springt sogleich in die Augen, und die Fabel ist einfach, wenn ich es bei dem Ausdruck dieses allgemeinen Satzes bewenden lasse.

Zusammengesetzt hingegen wird die Fabel, wenn die Wahrheit, die sie uns veranschaulicht, auf einen wirklich geschehenen oder doch auf einen als wirklich geschehen angenommenen Fall weiter angewendet wird. So z. B.: „Ich mache", sprach ein höhnischer Reimer zu dem Dichter, „in einem Jahre sieben Trauerspiele; aber du? In sieben Jahren eins!" „Recht, nur eins!" versetzte der Dichter; „aber eine Athalie!" Auf diesen Fall die vorige Fabel angewendet, so hat man eine zusammengesetzte Fabel. Denn sie besteht nunmehr gleichsam aus zwei Fabeln, aus zwei einzelnen Fällen, aus welchen beiden die Wahrheit ebendesselben Lehrsatzes, daß das Schöne nicht in der Menge, sondern in der Vorzüglichkeit, nicht in der Quantität, sondern in der Qualität besteht, hervorleuchtet.

Die zuletzt angeführte, zusammengesetzte Fabel ist, wie der Leser sieht, eine literarische, und sie ist pikanter als die einfache von der Löwin und ihrem Jungen, weil sie den in dieser ausgedrückten allgemeinen Satz auf ein besonderes Verhältniß, auf das Verhältniß des Dichters zum Reimer, anwendet. Einige zusammengesetzte politische Fabeln, die als Muster für diese Gattung gelten können, führt Aristoteles in dem 20. Kapitel des zweiten Buchs seiner „Rhetorik" an. Es sind die des Stesichorus gegen Phalaris und des Aesopus für den Volksführer. Als nämlich die Himereaner den Phalaris zum Heerführer mit unbeschränkter Macht wählten und ihm eine Leibwache geben wollten, sprach Stesichorus dagegen und erzählte ihnen folgende Fabel: „Ein Roß hatte eine Wiese für sich; da aber ein Hirsch herkam und ihm seinen Weideplatz verdarb, wollte es sich an demselben rächen und fragte einen

Menschen, ob er mit ihm Strafe am Hirsch üben wolle. Der bejahte es, wenn dasselbe einen Baum sich anlegen ließe und er es bestiege mit Speeren in der Hand. Da es hierauf einging und jener es bestieg, blieb es, statt Rache zu nehmen, nunmehr des Menschen Knecht." „So nun", sprach er, „lebt auch ihr euch vor, daß ihr nicht, statt, wie ihr wollt, an den Feinden euch zu rächen, das Schicksal des Rosses haben möget! Denn den Zaum habt ihr schon, seitdem ihr einen unbeschränkten Herrführer gewählt habt. Wenn ihr ihm aber eine Leibwache gebt und ihn aufsitzen laßt, so werdet ihr hinfort des Phalaris Knechte sein."

Die andere Fabel des Aesopus für den Volksführer lautet nach Aristoteles: „Aesopus, welcher auf Samos einen Volksführer vertheidigte, der auf Leben und Tod angeklagt war, sprach: Ein Fuchs, welcher über einen Fluß setzte, sei in ein Loch getrieben worden. Da er aus demselben nicht habe herauskommen können, sei er lange in Noth gewesen und viele Hundeläuse haben sich an ihn angesetzt. Ein Igel, der sich da erging und ihn sah, habe mitleidig gefragt, ob er ihm die Hundeläuse abtreiben solle; der aber habe sich's verbeten und auf die Frage: warum? habe er gesagt: Diese sind schon satt an mir und langen nur noch wenig Blut; wenn du nun diese abtriebst, so werden andere hungerige kommen und mir das übrige Blut vollends abzapfen. So thut auch euch, ihr Samier, dieser hier keinen Schaden mehr, denn er ist reich! Wenn ihr aber diesen tödtet, werden andere, arme kommen, welche euer Staatseigenthum durch Lieberei aufzehren werden."

Mit Recht bemerkt Aristoteles zu diesen beiden Fabeln: „Fabeln taugen zu Reden an das Volk und haben den Vortheil, daß gleiche (ähnliche) thatsächen aufzufinden schwer, Fabeln dagegen leichter ist." Wir müssen dem Aristoteles hierin beistimmen. Denn obwol Volksredner, wenn sie das Volk von einem Vorhaben abhalten oder zu einem andern Vorsatz bewegen wollen, auch ähnlicher historischer Beispiele sich mit Nutz bedienen können, so gleicht doch in der Geschichte nie ein Fall völlig und in allen Stücken dem andern. Eine Fabel hingegen kann jeden einzelnen ihrer Züge je den vorhandenen Umständen, auf die sie der Redner anwenden will, anpassen, daß Fabel und Geschichte einander decken.

Wir haben das Bisherige vorangeschickt, um zu zeigen, wie wirksam sich die Fabel auf besondere Lebensgebiete anwenden läßt und wie passend sie wird, wenn sie sich nicht blos begnügt, wie die einfache Fabel, einen allgemeinen Satz zu veranschaulichen, sondern wenn sie die erdichtete Begebenheit, wie die zusammengesetzte Fabel thut, auf einen wirklich gegebenen Fall anwendet.

Wurden nicht literarische Fabeln ebenso in Versform sein und an Wirkung den Gerbel-Schiller'schen „Lenien" gleichkommen, welche in wohlerfundenen Erzählungen uns die gegenwärtigen literarischen Richtungen oder einzelne hervorragende Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Literatur anschaulich verführten? An Stoff zu solchen Fabeln würde es in unserer Zeit nicht fehlen.

Lessing führt folgende zusammengesetzte literarische Fabel aus Hagedorn an, in der die einfache Fabel des Phädrus von dem kreißenden Berge auf einen Schriftsteller angewendet wird:

Ihr Götter, rettet' Menschen, sieht
Ein schwangrer Berg beginnt zu kreißen
Und wird jetzt, eh man sich's versieht,
Mit Zank und Schelten umschmeißen u. s. w.

Endlich schreyt und lärmt der schwanre
Nichts kann ihn Schelten Hohn stillen.
Er kämpft, er kreißt, warum? Er stirbt
Und will jetzt den Homer beschämen u. s. w.

Allein, geht Acht, was kommt heraus?
Nur ein Gedicht, fast eine Maus.

Auf solche Fabeln Lenien finden sich in Lessing's eigenen Fabeln mehrere Beispiele; es sei uns erlaubt, hier einige anzuführen.

Die Nachtigall und der Pfau.

Eine gefiederte Nachtigall sang unter den Sängern des Waldes weder die Meisten, aber keinen Freund. Mitleidig sahe sie ihn unter einer andern Gestalt, lachte ihn, und sich vertraulich zu ihm herab.

„Schöner Pfau, ich bewundere dich!" „Ich dich auch, liebste Nachtigall!" „So laß uns Freunde sein," sprach die Nachtigall weiter, „wir werden uns nicht beneiden dürfen! Du bist dem Auge so angenehm als ich dem Ohr."

Die Nachtigall und der Pfau wurden Freunde.

Knaben und Herr waren bessere Freunde als Herr und Knecht.

Ließe sich diese Fabel nicht auch auf heutige Maler und Sänger anwenden?

Lessing hielt den leichten Lichter eines frohlichen Trinkliedes, eines kleinen, verliebten Gesanges für talentvoller als den schwunglosen Schreiber einer langen Hermaniade, und erfand, um diesen Gedanken auszudrücken, folgende kurze Fabel:

„Sei auf deiner Größe, auf deiner Stärke so stolz als du willst" sprach der Sperling zu dem Strauß „ich bin doch mehr ein Vogel als du! Denn du kannst nicht fliegen, ich aber fliege, obgleich nur ruckweis."

Die bekannte Fabel von der blinden Henne wendete Leßing auf den entgegengesetzten literarischen Charakter der Deutschen und Franzosen an:

Eine blindgewordene Henne, die des Scharrens gewohnt war, hörte auch blind noch nicht auf, fleißig zu scharren. Was half es der armseligen Mutter? Eine andere, sehende Henne, welche ihre zarten Jungen scheute, wich nie von ihrer Seite und genoß, ohne zu scharren, die Früchte des Scharrens. Denn so oft die blinde Henne ein Korn aufgescharrt hatte, trug es die sehende weg.

Der fleißige Deutsche macht die Entdeckungen, die der witzige Franzose nutzt.

Diese literarischen Fabeln von Leßing können in ihrer treffenden Kürze und schmucklosen Simplicität als Vorbilder für diese Gattung gelten. Es finden sich zwar auch bei andern deutschen sowie auch bei französischen Fabeldichtern einzelne Fabeln, die man zu den literarischen rechnen kann; aber theils haben sie nicht den Geist und Witz der Leßing'schen, theils sind sie, namentlich die französischen, in der Form so breit und geschwätzig, daß sie sich nicht als Muster anführen lassen, wenngleich sie den Reiz des Versmaßes vor der Leßing'schen Prosa voraushaben. Während aber Leßing und andere Fabeldichter nur hier und da unter ihren Fabeln auch eine literarische mit unterlaufen lassen, so hat dagegen die spanische Literatur in Don Tomas de Yriarte einen Fabeldichter aufzuweisen, der in 67, lediglich literarischen Fabeln einen ganzen Katechismus für Schriftsteller und Leser aufstellte. Diese Fabeln, welche zuerst 1782 zu Madrid erschienen und 1784 in deutscher Uebersetzung von Bertuch herausgegeben wurden, sind eins der bessern Producte der neuern spanischen Literatur und verdienen wohl, daß man die Aufmerksamkeit auf sie zurücklenke.

Don Tomas de Yriarte hat außer diesen Fabeln noch ein Lehrgedicht über die Musik, das vielen Beifall erhalten, und eine vortreffliche Uebersetzung von Horaz' „Dichtkunst" geliefert. Die 67 literarischen Fabeln gab er sich die Mühe, in 40 verschiedenen spanischen Metris zu versificiren, um auch dadurch jungen Dichtern prosodische Modelle zu liefern, obgleich, wie sein deutscher Uebersetzer sagt, dies gerade nicht der glücklichste Einfall war, den er hatte, „denn er legte seiner Muse dadurch so höchst beschwerliche Fesseln an, daß, so leicht und fruchtbarhaft sie auch oft in manchem glücklichen Versbau dahintanzt, sie doch unter manchem wie ein Lastträger kracht".

Die literarischen Fabeln des Don Tomas de Yriarte sind nicht alle von gleichem Werth, von gleicher Trefflichkeit; doch sie zeichnen sich alle durch ihre Naivetät und Einfachheit aus. Auch haben sie das Eigenthümliche, daß in ihnen nicht blos Thiere, sondern auch Pflanzen und todte Dinge personificirt auftreten. Von den literarischen Schwächen und Gebrechen, die Don Tomas de Yriarte in seinen Fabeln geißelt, sind viele noch heute an der Tagesordnung; manche jedoch, wie der Pedantismus, das Prunken mit Gelehrsamkeit, das Steifstein auf die Dunkelheit, die Sucht der Gravität u. s. w., verschwinden immer mehr aus der gelehrten und schriftstellerischen Welt. Heutzutage stehen die an den genannten Fehlern leidenden sehr vereinzelt da und gelten nur noch als literarische Curiositäten. In dieser Hinsicht ist also manches, was früher und was auch dem Don Tomas de Yriarte noch Stoff zu literarischen Fabeln bot, verschwunden und wir können uns rühmen, einen Fortschritt gemacht zu haben. Aber gewisse andere literarische Schwächen und Gebrechen sind noch heute wie ehemals im Gange; ja manche scheinen ewig und unvergänglich zu sein, daher sie sich zu allen Zeiten und in allen Literaturen wiederfinden.

Ist nicht z. B. das Geschlecht der Plagiatorien, d. h. zu deutsch der schriftstellerischen Diebe, die sich mit fremden Federn schmücken, unsterblich? Ist nicht schriftstellerische Originalität noch heute so selten, wie sie immer war? Auf die Plagiatoren ist folgende Fabel des Don Tomas de Yriarte gemünzt. *)

Der Trappe.

Der Trappe sah mit Mißfallen, wie schwerfällig seine Jungen flogen, und wollte sich durchaus eine andere, leichter fliegende Brut schaffen, wenn's auch Bastarde wären. In dem Ende raubte er eine Menge Eier vom Sperber, Steinglitz, der Taube, dem Rebhuhn, der Turteltaube und andern Vögeln zusammen, trug sie durcheinander in sein Nest und brütete lange darüber. Ob nun gleich manches taube Ei darunter war, so kamen doch am Ende noch allerlei Vögel aus den übrigen Eiern hervor. Froh hat er eine Menge Vögel zusammen, um ihnen seine neue

*) Wir theilen die hier folgenden Fabeln nach der Bertuch'schen Uebersetzung mit.

Pferd zu zeigen; aber kaum erblickten sie sie, so nahm jeder Vogel seine eigenen Jungen an sich und der prahlende Trappe stand verlassen und schamroth da.

Auf die Alten, die häufig und mit Phlegmatik begannen, nachher aber bald erlahmen, erzählt Iriarte folgende Fabel vom Reitenden und dem Miethviel:

Satt gefüttert kam ein Miethviel aus dem Miethhause und fing vergnügt zu laufen an, daß der Reitende ihn kaum halten konnte und glaubte, seine halbe Tagereise in weniger als ein paar Stunden zu machen. Es währte aber nicht lange, da begann der Viel langsam zu gehen.

„Ob er das wol aus Unart thut?" sprach der Reitende. „Kurt! Marsch! Du stehst gar still? Warte, vielleicht helfen dir die Sporen! Nichts? Wenn ich nur kein Unglück mit dem Thiere habe!" Er probirte Spitzruthe und Stachel, aber sie halfen noch weniger. Der Viel schlägt aus, beißt, macht Bockssprünge und wirft endlich seinen Reiter, so fest er auch im Sattel schient, doch ab.

„Daß dich die Raben auf dem nächsten Anger fressen!" flucht ihm der Reitende, da er auf der Erde liegt. „Und aus dem Stalle thatest du, als wolltest du über Berg und Thal weglaufen! In meinem Leben will ich keinem Maulviel wieder trauen, der aus dem Stalle weg so mächtig läuft!"

Die Volksschriftsteller, die ihre schlechten Arbeiten mit dem schlechten Geschmack des Volks entschuldigen, [illegible] Iriarte mit folgender Fabel:

Einem demüthigen Viel fütterte sein Herr gewöhnlich mit Stroh. „Ja", sagte er, „friß! Ich weiß, du frißt es gern und bist damit zufrieden!" Dies sagte er so oft und so viel zum Viel, daß dieser es endlich auch satt wurde und ihm antwortete: „Ich nehme freilich, was du mir gibst; aber, unbilliger Mann, glaubst du denn, daß ich nichts anderes fresse als Stroh? Gib mir Kerner und sieh, ob ich sie nicht lieber fresse und besser gedeihe!"

Ob heutzutage die Kritik noch so belangen ist, daß sie ein schlechtes Buch, wenn es von einem berühmten Autor kommt, darum, weil es von ihm ist, lobt, — darf man wol bezweifeln. Doch Iriarte schreibt: „Ein berühmter Autor kann lieber ein Buch voll tollsten Zeugs liefern, und wenn man es ihm nicht lobt, will ich meine Wette verloren haben!" Diese Art von Kritik oder vielmehr Kritiklosigkeit veranschaulicht er in folgender Fabel:

Der Petitmaitre und die Dame

Ein junger Herr, den ganz Paris einstimmig für den geschmackvollsten Petitmaitre erklärte, der jährlich vierzig neue Modekleider trug und Geld wie Wasser hinaus, trug einstmals am Geburtstage seiner Dame ein Paar zinnerne Schnallen, blos um durch diese Täuschung zu zeigen, wie sicher er seines Ruhmes sei.

Er tritt bei seiner Gattin auf. „Ha, wie brillant! Das nenn' ich ein Silber! Es hat einen ganz besondern Glanz!" sprach die Dame. „Es lebe das Genie unsers Gebieters des Geschmacks!"

Es ist ein allgemein anerkannter Grundsatz, daß Genie ohne Fleiß und Kunst ebenso wenig ausreicht als Fleiß und Kunst ohne Genie. Diese Wahrheit versinnbildlicht der spanische Fabeldichter folgendermaßen:

Der Feuerstein nannte einmal den Stahl grausam, weil er ihn beständig schlüge, um ihm Funken zu entlocken. Nachdem sie sich eine Weile gestritten und beide voneinander schieden, rief der eine nach dem andern nach: „Gehab' dich wohl! Vermagst du wol etwas ohne mich?" „O ja", erwiderte der andere, „eben das, was du ohne mich kannst!"

Moral: Gibt der Feuerstein ohne Stahl keine Funken, so glänzt auch Genie nicht ohne Kunst.

Witzig ist folgende Fabel auf die vermeinten Verbesserer fremder Schriften, die oft zehnmal mehr Fehler hineinbringen:

Die Magd und der Besen

Eine Magd kehrte das Haus mit einem alten, schmutzigen Besen. „Der verdammte Besen!" rief sie. „Mit seinem Kehricht und Unrathe, den er zurücklässt, beschmutzt er das Haus mehr als er es reinigt!"

Doch genug der Beispiele! Iriarte trägt zwar noch so manche literarische Wahrheiten und Regeln, die noch heutzutage beherzigenswerth sind, in anmuthigen Fabeln vor. Er charakterisirt das „hochtrabende Gewäsch" der Autoren, denen es an „Licht in der Laterne" gebricht; er zeichnet die Viel, die auch ohne Kunst, zuweilen ganz von ungefähr, etwas treffen; er stellt die Gelehrten in ihrer Lächerlichkeit dar, die sich oft um Kleinigkeiten zanken und darüber das Wichtigste vergessen; er veranschaulicht die Lehre, daß es nichts

nützt, von allem etwas zu verstehen, wenn man nicht wenigstens etwas recht kann; ebenso die Lehre: Alles verlieren zu wollen, ist lächerlich, aber nur zu Einem Dinge in der Welt taugen, ist oft nicht minder schlimm, besonders welcher Lehre er drei letzte Dinge: einen Mann, Fächer und Sonnenschirm, die zusammen auf einem Tische lagen, sich unterreden hört. „Brüder", fing der Sonnenschirm in der Sprache, die weiland Terpi und Apollo beim Wettsingen redeten, zu seinen Kameraden an, „ihr seid beide elende Geräthe; du, Herr Muff, dienst nur im Winter und im Sommer steckt man dich in eine Ecke; und du, Bruder Fächer, liegst im Winter unnütz im Kasten. Ferne doch von mir gemeinnützigen sein; denn sehet, schütze ich nicht im Winter vor dem Regen und im Sommer vor der Sonne?"

Priarte hat ferner auch Fabeln für die Lehren, wie unverdienter Ruhm schwindet, wenn es zur That kommt; wie Mangel an Mannichfaltigkeit und Fertigkeit zwar in gemeinnützigen Dingen sein Uebel ist, wie aber, wenn es Fleiß an Geschmack und der Unterhaltung daran fehlt, ihnen aber fehlt. Er geißelt die feigen, elenden Kritiker, die wetterig genug sind, zu warten, bis ein Autor todt ist, um ihn anzufallen, weil er lebend antworten könnte, er geißelt viele — zum Beweise, wie er sie haßt — in zwei Fabeln. Die Bücher, die hier und da durch eine Kleinigkeit nutzen, aber im allgemeinen großen Schaden stiften, schickt er in einer besondern Fabel zum Teufel. Er hält den literarischen Kiebermanen, die sich halb für Vögel, halb für vierfüßige Thiere ausgeben, aber die weder die Vögel noch die vierfüßigen Thiere zu den übrigen rechnen wollen, einen Spiegel vor. Er veranschaulicht auch in einigen Fabeln heraldische Lehren, wo Leute, daß es lächerlich ist, wenn ein Autor mehr unternimmt, als er nach der ausführen kann, ferner den Grundsatz: niemand schreibe, wer nicht Ernsten mit Vergnügen zu vereinigen weiß.

Kurz, Priarte ist ebenso reichhaltig in den literarischen Lehren und Regeln, die er gibt, als erfinderisch in den aus dem Thier-, Pflanzenreich und dem Reich der todten Dinge geschöpften Fabeln, durch welche er sie veranschaulicht. Dabei ist nicht gelogen, daß alle von den 67 literarischen Fabeln des Priarte gleichen Werth haben, alle gleich trefflich sind. Bisweilen hinken die Gleichnisse, wenn er sich verirrt; bisweilen hätten auch die Lehren und Regeln, d. h. die literarische Moral der Fabeln, präziser ausgedrückt werden können. Hinkend ist z. B. die Fabel von der Ziege und dem Pferd.

Eine Ziege hörte lange den Tönen einer Geige aufmerksam zu und fing endlich an vor Freuden zu hüpfen. „Hörst du", sprach sie zu einem Esse, das auch über dem Zuhören sein Futter vergaß, „das sind Därme von einer Ziege, mußt du wissen, die ehedem meine Gespielin war; und ich hoffe, will's Gott, daß auch meine wohlklingenden Därme einmal nicht schlechter tönen werden."

„Freilich klingen die Saiten schön", versetzte das Roß, „aber sie tönen bloß, weil sie mit Haaren gestrichen werden, die ich mir habe aus dem Schweife ziehen lassen. Es that mir weh, aber nun ist's vorbei, und ich habe doch auch das Vergnügen zu sehen, welche Vollkommenheit die Geige durch meine Hülfe erhielt. Aber was hast du für Freude davon zu erwarten, da du sie erst genießen könntest, wenn du todt bist?"

Diese Fabel, auf die elenden Schriftsteller bezogen, die immer an die Nachwelt appelliren, hinkt; denn wenn auch die Därme der Ziege erst nach ihrem Tode für die Violine nutzbar werden, so sind sie darum doch nicht minder nutzbar als die Haare des Roßschweifs, die diesem während des Lebens des Rosses entzogen werden. Sollte die Fabel daher stehen bleiben, so müßte eine andere Moral aus ihr gezogen werden, sie müßte eine andere Deutung bekommen, als ihr der spanische Autor gegeben, etwa diese: Ein Autor ist darum nicht zu verachten, weil er während seines Lebens keinen Genuß von seinen Werken hat, sondern dieselben erst nach seinem Tode wirken, erst als opera postuma Frucht bringen.

Doch in einer Fabelsammlung, die so viel Schönes und Wahres enthält wie die des Don Tomas de Priarte, und die in ihrer Art so originell ist, darf man wol auch mitunter ein mißlungenes Gleichniß oder eine falsch ausgedrückte Moral hinnehmen. Es ist schon ein Verdienst, eine solche besondere Gattung so mit Witz bearbeitet zu haben, und wer viel Gelungenes bietet, dem vergibt man auch gern das Mißlungene. Wir schließen mit Horaz:

> — ne molestum gliscat in Gedicht, da soll mich's nicht ärgern,
> Wenige Flecken zu haben, die theils Unachtsamkeit bewirkt, theils auch menschliches Wesen nicht gänzlich vermeidet.

Julius Frauenstädt.

Die Gazellenjagd der Araber.

Von Max Maria von Weber

I. Die Jagd zu Fuß.

Der Araber ſagt: ‚Ich jage den Löwen, um mich zu ſchützen; ich jage den Strauß, um mich zu bereichern; ich jage die Gazelle zu meinem Vergnügen.‘

Geſellig in Herden von 30—40 und mehr Stück durchſtreifen die zierlichen Thiere mit den ſprichwörtlich großen Augen, mit den ſchlanken Beinchen, den muskulöſen Schenkeln und den weithinblickenden weißen Hälſen, den feſt gebauten, groß getragenen Köpfen, das ganze Nordafrika. In dem üppigen Pflanzenwuchſe des Tell, dem Landſtrich zwiſchen den Meeresfluthen und dem Gebirge, weidet die kleinſte Gattung dieſer edelſten Antilopenart; die größte, aber am wenigſten edle beſiedert gemeinartig die Höhen des Kleinen Atlas und Tunesiens, bis faſt hinauf zur Schneegrenze. Die Art aber, die der Jäger am höchſten ſchätzt, deren Lenden am ſehnigſten, deren Lungen am ausdauerndſten und wirbelt in Herden, die wie breite, wandernde Sandflächen oder wie weiterziehende Araberſtämme ſich in der Ferne hinſchieben, den Staub im Atlas-Steppe, die aber im Frühling und Herbſt grünt) auf, daß der einſame Reiter oft das Herfegen des Samum entlegen zu ſehen glaubt.

Dieſe Art hat faſt die Farben des dunkeln Wüſtenſandes, einen hellweißen Bauch, längere Hörner als alle andern und ſteht an Größe zwiſchen den Gazellen der Küſte und des Gebirgs. Der Araber nennt ſie „el rimm“ „die Luft“, weil ihre Jagd ihm vor allen andern Luſt bereitet. Der Werth einer Gazelle iſt gering und überſteigt ſelten einen Franc. Um ſolchen Preis würde ferner der edelſte Wüſtenjäger wie auf der Fährte des Straußes ſein Pferd abtreiben, ſeinen Windhund hetzen, oder ſein Pulver verſchießen, und doch jagt er ſie um der Luſt willen, unabläſſig Tag für Tag, Monate lang, mit unendlicher Geduld und Ausdauer, mit allen Mitteln, die ihm zur Jagd bieten. Und in der That gibt es in Europa keine Jagd, die an Mannichfaltigkeit der Form, an Reiz, an Aufwand von Kenntniſſen, Scharfſinn, Kraft und Ausdauer je reich wäre als die Antilopenjagd von der immergrünen Küſte des Mittelländiſchen Meeres an, durch die Schluchten des gewaltigen Gebirgsſtocks des Atlas, bis zu den durchglühten Dattelwäldern der Oaſen el Arib und Tuat.

Auf dreifache Weiſe wird die Gazelle vom freien Araber gejagt. Zu Fuß, durch Beſchleichen mit der Büchſe, zu Pferd mit dem Windhund und endlich mit dem Falken. Die letztere Form iſt die edelſte und iſt nur dem Fürſten, dem Scheikh, dem Sprößling gewiſſer edler Stämme, deren Namen jeder Araber kennt, geſtattet. Mit mehr Stolz als der Europäer Stern und Band trägt der Araber Spuren der Ceremonie des Adelfalken auf ſeinem Burnus und wo er vorübergeht, da deuten ſeine Gefährten auf ihn und ſagen: ‚Das iſt ein Edelmann!‘ Kaum iſt auf den weiten beſchwerlichen Wanderungen der Stamm an die Quelle gekommen, nach der er zog, kaum haben die armen geplagten Weiber begonnen, das Zelt von den knieend wiederkäuenden Kameelen, das Gepäck von den traurig den Kopf ſenkenden Eſeln abzuladen, ſo ergreift der Herr der Familie Flinte und Kugelbeutel, um auf der Gazellenjagd zu warten, bis ſeine Häuslichkeit errichtet, ſeine Mahlzeit bereitet iſt. Unterdeſſen macht er ſtundenweite Gänge, um, dem Winde entgegengehend, ſich den Lagerplätzen der Gazellen zu nähern, die truppweis die fetten Kräutergewächſe des Flachlandes und die harten Gräſer in den Bergſchluchten abweiden. Die Gazelle hat einen außerordentlich feinen, weittragenden Geruch, während ihr der Araber, der Beduine und vor allem der Kabyle mit ſeinem fernrohrartig in die Weite tragenden Auge an Schärfe des Geſichts überlegen iſt. Oft überraſcht dieſe Schärfe des Sehens die franzöſiſchen Offiziere, die, den Horizont mit ihren Inſtrumenten muſternd, die neben ihnen ſchreitenden eingeborenen Führer auf Herankommlinge aufmerkſam machen wollen, die punktgleich in der Ferne erſcheinen. Sie ſehen dann, in ihrem Erſtaunen, die Augen der Führer bereits nach jener Gegend gerichtet und hören die Angabe der Zahl, der Ordnung, des Marſches der fernen Truppe, die dem Araber wie durch Zauberei aus Fernen gekommen zu ſein ſcheint, in denen das europäiſche unbewaffnete Auge nur Punktzittern ſieht.

Von Jugend auf in dem Suchen der Weiden und Lagerplätze der Gazellen unterrichtet, die Gewohnheiten des Thieres zu allen Jahreszeiten genau kennend, trugt den Araber ſelten ſeine Erfahrung im Aufſuchen ſeiner Jagd. Der Gazellenjäger zu Fuß muß ein unermüdlicher Fußgänger ſein, muß es trefflich verſtehen, in der Steppe, wo ſich alles gleicht, ſich zu orientiren, wenn er die Plätze wiederfinden will, wo er die geübteſten

Thiere liegen ließ, deren Mitnehmen auf meilenweiten Jagdwegen ihm unmöglich sein würde. Sorgsam sucht er, wenn er sich von fern den Stellen nähert, wo er Gazellen vermuthet, für seinen Fuß zum Schreiten grasige oder sandige Plätze aus, das Knirschen weißer Kiesel würde ihn auf tausend Schritt hin verrathen. Stehen die Gazellen auf offenen Ebenen oder an Berghängen, so sieht sie der Jäger auf unglaubliche Entfernungen und macht sofort seinen Angriffsplan nach dem Terrain. Denn fehlt keine Vertiefung, keine Reihe von Büschen oder Stauden, die den Herannahenden bis auf Schußweite verbergen könnten, bis in die Nähe der Thiere, so gibt er lieber die besinnungslose Jagd auf, als daß er seinen Ruhm als Gazellenjäger, und sei es auch nur in dem eigenen Bewußtsein, verlieren sollte. Sieht er aber hier eine Rille, in der er auf dem Bauche hinkriechen, dort eine Pflanzengruppe, hinter der er sich ducken, und einen Busch, der ihn stehend decken kann, und alles das in nicht zu großen Distanzen voneinander, so beginnt er seinen Angriff. In den meisten Fällen bezeichnet sich auf der vielfach zerrissenen, mit Gebüschen der niedrigen Fächerpalmen, der Juja, der hohen Rohre, der starren Agaven, die meist einsam wachsen, und an den Wässern mit Oleandern, den dichten Massen der Cacteen u. s. w. durchwachsenen Steppe, der Schleichweg, den er einzuschlagen hat, deutlich. In der Weg entschieden, so spürt er scharf aus, in welcher Richtung die Köpfe der Thiere beim Weiden auf den Boden gebeugt sind, ob sie alle fressen oder nicht. In den kurzen Zeiträumen, wo ersteres der Fall ist und die oft weit auseinander liegen, huscht der Jäger von einem Versteck zum andern. Je näher er kommt, um so vorsichtiger wird er. Das Emporrichten eines Gazellenkopfchens, das Umkehren eines Thieres kann ihn fest in seinem Schlupfwinkel, in dem ihn schon stundenlang die afrikanische Sonne brät. Jetzt sind noch die letzten drei Stationen, die ihn von den Thieren trennen, zurückzulegen, dort jenes glitzernde Riedverholz von Zwergfächerpalmen, das wie ein Gestrüpp blanker Dolchspitzen aussieht, dann an der Lache, wo die Gazellen eben getrunken, ein Gerebrücht dreimal mannshohen Spanischen Rohres, und dann dicht vor der Heerde auf Schußweite eine gewaltige Agave, auf deren starren, riesigen, graugrünen Blättern sich das glänzende Chamäleon in der Sonne dreht und eine Menge Eidechsen glitzern. Zwischen diesen Hinterhalten liegen Strecken dürren Kies und harten Gerölls, 30—40 Schritt breit, hier und da von dem Mist der Steppe mit seinem langen, trockenen Stengel überkrochen. Hell und glühend ruht die Sonnenglut auf der Ebene. Der kaum merkliche Lufthauch, der nicht einmal das hohe Rohr rauschen macht, kommt von der Gazellenheerde, die wie zierliche Schafe dort zusammengedrängt weidet. Da sie im langsamen Wandern begriffen ist, so sind alle Köpfe in Eine Richtung gedreht, doch stehen drei und vier mit langen Hälsen aufrecht und wittern in die Luft hinaus. Jetzt duckt sich die eine, dann die zweite zum Fressen. Der Jäger macht sich zum Sprunge aus seinem Versteck in das näher liegende fertig, vorher schon die Mistpflanzen bestimmend, auf die er treten will, um lautlos zu gehen. Jetzt frißt auch die dritte. Rasch schreitet der Araber aus seinem Hinterhalte, tritt sicher mit dem sehnigen Fuße die weichen Pflanzen und liegt im Nu hinter den Palmen. Kaum ist er versteckt, so heben einige Gazellen die Köpfe und machen Miene sich zu lagern. Lagert sich die Truppe, so ist alle Jagdmühe umsonst; denn dann schauen sie liegend nach allen Seiten aus und Annäherung ist nur in den wenigsten Fällen möglich. Aengstlich folgt das Auge des Jägers den Bewegungen der Thiere, sie schauen sich um, jagen mit den Köpfen die Fliegen von sich und ducken sich dann wieder zum Fressen.

Im Augenblick duckt der Jäger hinter das Gerebricht von spanischem Rohre. Doch in diesem prasselt es gewaltig, die schwanken Schäfte werden auseinander gebogen und gedrückt und heraus steigt kreischend, die langen Beine weit zurückgestreckt, die gewaltigen grauen Flügel schlagend, der große, afrikanische Reiher, der an der Lache behaglich Frösche geschnappt hat. Die Gazellen hören das Geräusch, alle Köpfchen fahren in die Höhe, die Hinterläufe zucken wie zum Sprunge ein; aber noch steht die Heerde, umschauend nach der Ursache des Schreckens. Da werden sie den über ihnen krächzend hinziehenden Reiher gewahr, dessen Schatten wie eine kleine Wolke über die Ebene fliegt, und beruhigt beginnen die feinen Thierchen wieder zu fressen, doppelt emsig nach dem grundlosen Schrecken. Jetzt gilt es für den Jäger, den Punkt zu erreichen, von dem aus er schießen will, die grüne Agave. Die Gefahr, gehört zu werden, wächst mit der Nähe, das jagdglühende Herz des Arabers schlägt hoch, das Blut strömt ihm nach Kopf

und Geſicht. Der Zeitpunkt iſt günſtig: er tritt aus dem Gebüſch vor, erſt auf faules Schilf, dann auf eine Stunde — und wieder — plötzlich ſieht er, daß ihn eine Gebüſchreihe von der Agave trennt, zu breit, um überſprungen zu werden; der Tritt darauf muß ihn verrathen, denn er iſt bis auf 40 Schritt den Thieren nahe. Da neſtelt er, ohne ſich zu beſinnen, das einzige Kleidungsſtück, das er trägt, den Burnus los und wirft ihn auf ſeinen Platz, reich und lautlos darauf tretend, erreicht er die Agave im Augenblick, wo zwei oder drei Thiere die Köpfe heben und ſich mit den großen Augen, in denen ſich die heiße Sonne ſpiegelt, und die er jetzt deutlich ſehen kann, umſchauen. Den braunen offen liegenden Burnus bewegen, hieße jetzt die ganze Heerde verjagen, die ohnedies, aufgeſchreckt durch das leiſe Huſchen der Eidechſen, die von der Agave herabkamen, bei 15 Schritt mit einem Schlage zurückprallt. Schon will der Jäger am Gürtel verweilen, das Gewehr ergreifen und blindlings auf die Heerde feuern, da ſammelt ſie ſich — die Thiere drängen ſich zuſammen, eine Zeit lang drehen ſich noch ein paar Dutzend Köpfchen auf langen Hälſen rechts und links, dann beugen ſich die meiſten wieder nach weiden, doch bleiben immer einige ängſtlich auf der Wache. Langſam kommt die Heerde zurück. Bewegungslos liegt der Beduine hinter der Agave — die geringſte Bewegung muß ihn verrathen — es gilt, den Thieren, die ihn jetzt ſehen können, ein todtes Stück Holz zu ſcheinen. Und doch muß die Minute benützt und angelegt werden. Die Sonne liegt brennend auf dem nackten, dunklen Körper, Mücken und Fliegen ſtechen und kitzeln den Geplagten — — endlich wagen ſich auch die ſchüchternen Eidechſen an den regungsloſen Körper — mit dem kühlen kleinen Leibe huſchen ſie auf ihm herum. Mit unmerklichen, feinen, nur einem Beduinen möglichen Bewegungen rückt der Jäger, unbeirrt um das Getreibe auf ſeinem Körper, das Gewehr empor. Es dauert eine qualvolle halbe Stunde, bis er es am Kopfe hat, eine weitere Viertelſtunde, bis er es, ſorgfältig vor jedem darauf fallenden Sonnenſtrahl geſchützt, im Schatten eines Agaveblattes und darauf geſtützt im Anſchlage hat. Noch iſt die Heerde zu weit, der Schuß iſt nicht ſicher. Ganz vorn ſchreitet ein ſchöner, glatter Bock, auf dieſen münzt es der Beduine. Die Heerde kommt näher — aber wenn der Bock, der jetzt ſchweigt, ſich von einer andern Seite erhebt, wenn ein Ton die Gazellen ſchreckt, iſt alle Mühe und Qual — umſonſt. Wie aus Erz gegoſſen liegt der Beduine auf dem Steingeröll im Sonnenbrand. Seine Augen funkeln plötzlich heller, ein Knall unterbricht die Todtenſtille, der gellende Schuß, ein kleines Dampfwölkchen wirbelt über die glitzernde Ebene und der Gazellenbock liegt, auf den Vorderläufen zuſammengebrochen, im Verenden, faſt ſo ſchnell wie die Rauchwölkchen des Schuſſes aber flieht die Gazellenheerde, wie ein Trupp Reiterei trappend.

Und was iſt der Gewinn der unendlichen Mühe und Pein, wenn der Beduine ſeine Beute zu Markt bringt? Ein Franc höchſtens, und ein und ein halber werden für einen feiſten Gazellenbock mit gutem Fell bezahlt. Die Aufregung der Jagd war der eigentliche Gewinn des ſtolzen und ausdauernden Jägers, deſſen Geduld nicht ermüdet, wenn ein Zufall ihm die Beute verjagt und er drei bis viermal das mühſame Beſchleichen beginnen muß. Ja, leidenſchaftliche Gazellenjäger werden tagereiſenweit von den Thieren verlockt, daß ſie oft, halb verhungert und verdurſtet, kaum heimzukehren vermögen.

Wenn lagt der Araber auch die Gazellen bei Mondſchein in Frühlingsnächten, wenn die Jungen die Alten verlaſſen, das unaufhörliche Locken der letztern den Ort, wo ſie ſich befinden, verräth und die Angſt um das ſtehende Junge ſie unvorſichtig und überlegt macht. Es iſt dies die einzige Form der Jagd der Gazelle zu Fuß, die dem nicht ganz abgehärteten und akklimatiſirten Europäer zugänglich iſt. Denjenigen, die Jagden dieſer Art mitmachten, iſt der romantiſche Reiz unvergeßlich, den das Durchſtreifen der weiten, mit glitzernden Zwergpalmengeſtrüppen bedeckten nächtigen Ebene hat, die von den ruhenden Thieren ganz belebt ſcheint, nach deren, im hellen afrikaniſchen Mondſchein mehr hinfliegenden als laufenden leichten Schattengeſtalten man ſchießt.

(Ein zweiter Artikel: Die Jagd zu Pferde in nächſter Nummer.)

Auf der Reiſe.

Skizzen von Amely Bölte.

VI. Genf.

Das ſchöne Paris liegt nun weit, weit hinter mir! Die glänzenden Boulevards, die Lichter und die Spiegel, die allerliebſten Camelien-Sträuße im Theater, in der Geſellſchaft, das alles iſt jetzt nur noch eine Erinnerung für mich!

Ehe wir abreisten, besuchte ich wie zum Abschiede noch einmal das Theatre Odeon in dem Faubourg St.-Germain, das dort etwa die Stelle des Théâtre Français einnimmt. Das Gebäude ist groß und glänzend eingerichtet, mit einer kaiserlichen Loge. Man gab die „Venus von Milo", ein neues Stück, das nun, wie es hier Sitte oder Unsitte ist, seine hundert male fortgegeben werden wird. Das Theatre Odeon, heißt es, war eifersüchtig auf das Théâtre Français wegen seiner klassischen Aufführung des „König Oedipus" und wünschte etwas dem Aehnliches zu besitzen. So schrieb man ihm die „Venus von Milo", ein um so besser gewählter Gegenstand, weil gerade diese Venusstatue bekanntlich das Prachtstück der Louvre-Sammlung ist und alle Pariser hinziehen, die ihnen jetzt doppelt interessante Statue zu betrachten. Das Schauspiel beginnt in Athen, im Hause des Agathon, eines reichen Bürgers, der einen Sklaven, einen jungen Menschen, gekauft hat, für den er wie seine Geliebte Aspasia eine lebhafte Theilnahme empfindet. Dieser Sklave beim Praxiteles, in aus Milo gebürtig, und verfertigt heimlich eine Statue der Venus, welche der Inge seiner zurückgelassenen Geliebten, Chloe, trägt. Agathon entdeckt diese Statue und bietet dem Praxiteles seine Aretben an, wenn er sie ihm lasse und in seine Heimat entführe. Der junge Künstler, in seiner Sehnsucht nach dem Vaterlande und nach der Geliebten, willigt ein und verläßt, wie alle glauben, Athen. Indessen wähnend, trotz Agathon bei einer Preisbewerbung um die beste Darstellung der Venus heimlich gegen Phidias auf. Alle erstaunen über solche Kühnheit, man lacht, man schreit, man spottet seiner — ihm gleich, er will es gegen den Phidias versuchen. Der Tag der Entscheidung kommt heran, der Areopag spricht sein Urtheil, Agathon erhält den Preis. Praxiteles aber ist noch nicht abgereist, er erfährt das Urtheil des Areopag und stürzt wie wahnsinnig zu Agathon hin, ihn bittend, sein Wort zurückzunehmen und für seine Aretben ihm seine Statue zu geben. Agathon aber weigert sich heftig und droht ihm, Chloe erwerben zu lassen, sobald er ihn verrathe. In seinem Irrsinn, von blindem Grimm erfaßt, eilt Praxiteles nach dem Tempel, wo seine Venus aufgestellt war, und reißt sie vom hohen Sockel — als er sie so verstümmelt, die Arme zerbrochen, vor sich liegen sieht, verliert er über seine eigene That seinen schon immer schwankenden Verstand. Indeß versammelt sich der Areopag um Agathon zu krönen. Die Scene ist auf das schönste geschmückt, Priesterinnen treten vor und verkünden seinen Ruhm, im Hintergrunde steht die Venus von Milo, und Agathon erwartet freudetrunken seinen Preis. Da erscheint Praxiteles von Chloe begleitet auf der Scene. Er ist trunken in dem Gedanken, Phidias übertroffen und den Preis errungen zu haben — und doch Agathon vor seinen Augen für sein Werk gekrönt zu sehen. Er möchte sprechen und möchte doch auch wieder nicht. Doch im entscheidenden Augenblicke, als Aspasia, die Krone in der Hand, dem Agathon naht, tritt plötzlich Phidias ihr in den Weg und ruft, auf Praxiteles und Chloe deutend: „Voici le sculpteur et voilà son modèle!" und der Areopag erklärt den jungen Sklaven zum freien Bürger der Stadt Athen. Das Publikum war entzückt von all diesen Statuen und Kränzen, diesem Liebes- und Künstlerwahnsinn, bei dem Hinausgehen kam eine mir bekannte Pariserin an mich heran und rief mir zu: „Ah, que c'était beau, madame!"

Das war eine unserer letzten Abendunterhaltungen in Paris; wir verließen es bald nachher und sind nun hier in der einst so strengen und ernsten calvinistischen Stadt, der „festen Burg Gottes" in diesen Bergen. Das schöne, lustige Paris — wie ist es so weit, so weit! Aus dem Reich des Luxus, einer überkünstelten Cultur sind wir wie durch Sturmwind in das Gebiet der reinen, ewig schönen Natur verschlagen.

Arbeiten, schaffen, erwerben ist das Motto der ganzen Bevölkerung; Wohlstand, Reichthum ist das Ziel aller ihrer Wünsche, ihr ganzes Streben. Die schönen Künste haben nie hier geblüht, noch werden sie jemals ihre Heimat hier finden. In den kleinen Republiken Italiens erwachten mit dem Wohlstand die schönen Künste, die Oligarchie baute Paläste, bunte Kirchen und schmückte sie mit Malereien und Sculpturen. Nicht so hier. Das alte Genf hatte nicht ein einziges schönes Gebäude aufzuweisen. Ihren Reichthum verwandten die Bürger darauf, sich Landhäuser zu erbauen, eine Neigung, deren Wachsen man verspürte, seit die sogenannte Democratie die Herrschaft erhielt. Diese Landhäuser sind aber keineswegs ausgezeichnete Bauwerke, nur ihre Lage, welche die Natur ihnen gleichsam gegen den Willen ihrer Besitzer verliehen, macht sie so schön. Weder Blumengärten noch Treibhäuser zieren sie; weder schöne Fruchtbäume noch Boskets umgeben sie, denn der Geschmack

weiste durchaus keinen Theil an ihrer Entstehung nehmen, sie wurden als Bastardkinder der Bequemlichkeit von ihren Eigenthümern ausgestattet und leiden sämmtlich an dieser stiefmütterlichen Behandlung. Trotz des weiten Kranzes der Genf umgebenden Villen ist unter diesen keine einzige, welche dem schaulustigen Fremden als sehenswerth genannt würde, keine, welche sich durch ihre Architektur namhaft gemacht hätte, es sind Veilchen, die im Verborgenen blühen.

Der Fremde gewinnt nichts durch diese abgeschlossenen Wohnungen als die dahin führenden, ganz vortrefflichen Wege, die Aristokratie der Republik hat auch in dem Punkt ihre Bequemlichkeit nicht vergessen.

Am westlichen Ufer der Rhône, dicht da wo sie Mont Blanc genannt, verendet die Sonne ihre warmen Morgenstrahlen und läßt die Pulse, diesen Schrecken der Stadt, weniger empfinden. Hier hat das Haupt der Republik, James Fazy, sein Haus erbaut, das zum Himmel emporragt; hier schaut er, aus seinem obersten Stocke, auf den See und das Land herab, das er seit so manchem Jahre wie ein kleiner Fürst beherrscht; hier sieht er jeden schönen Abend den hehren Mont Blanc feierlich erglühen und dann in Nacht versinken.

Unten vor der Pforte seines Hauses steht angeschrieben: „Cercle des Etrangers!" Hier ist jene berüchtigte Spielbank aufgeschlagen, aus der man James Fazy einen herben Vorwurf macht, während er in seiner Vertheidigung ausruft, es schade den Aristokraten mit vollen Taschen nicht ihr Geld hier zu verlieren, das dann den Demokraten zu gute komme. Alles für das Volk, ist sein Motto.

Zu den gemeinnützigen Anstalten, welche durch ihn ins Leben getreten sind, gehört ein großes Krankenhaus, in der besten Lage vor der Stadt, und ein Asyl für das Alter. Auf einem Brauergange jenseits der Rhône, noch Arve hinauf, erblickten wir auf einer sonnigen Fläche ein großes schönes Gebäude mit langen Arkaden zum Schutze gegen Sonne und Regen und wir schlossen, es müsse hier eine Wasserheilanstalt oder irgendein Curort dieser Art sein. Ein alter Mann saß, seine Pfeife rauchend, vor der Thür und kannte auf unsere höfliche Frage, wie sich dieser Ort nenne, erfuhren wir: Le repos des vieillards. Es besteht seit zwei Jahren und dient zur Versorgung der Greise. Jeder Bürger von Genf kann in seinem sechzigsten Jahre hier Aufnahme finden gegen eine monatliche Pension von 30 Francs. Dafür erhält er alle seine Bedürfnisse befriedigt, findet eine Bibliothek mit ihm angemessener Lectüre, und Gelehrten in seiner Gesellschaft und Unterhaltung. Niemand kann sich einen schönern Aufenthalt wünschen, niemand für das einsame Alter, für den in der Welt alleinstehenden Mann sich eine behaglichere Existenz ersinnen! Solche Anstalten gehören zu den schönsten Denkmälern, welche ein Volk sich errichten kann.

In der Französischen Schweiz darf man nicht erwarten, auf deutsche Elemente zu stoßen, die deutsche Sprache wird hier gleich einer fremden erlernt, die deutsche Literatur ist hier wenig gekannt, deutsche Zeitungen werden nur in dem Leseinstitut gehalten und Zeitschriften gar nicht begehrt. So fühlt man sich denn hier auf völlig fremdem Boden. Das kleine Theater ist französisch, es gibt Nachahmungen der französischen Bühne, und die Oper ist wie überhaupt alle Musik hier für ein deutsches Ohr, vom Gemüth ganz zu schweigen, unerträglich. Die Schweizer finden keinen Geschmack an theatralischen Schaustellungen. Die Aristokratie des Orts besucht das Theater nicht; sie ist zu vornehm, um an den Vergnügungen der Stadtbewohner theilzunehmen, welche mit übelwollendem Auge die ihren Interessen feindlich gesinnten Reichen betrachten. Diese gegenseitige Mißstimmung der Bevölkerung stellt sich hemmend allen öffentlichen Veranstaltungen, wie natürlich, entgegen. Das Wohlwollen fehlt auf beiden Seiten. Das Volk kann nicht vergessen, unter welchem Druck es geseufzt, und die Aristokraten nicht, daß sie die ihnen jetzt Gleichgestellten einst wie ihre Diener betrachtet.

Wie jede Neuerung nicht ohne Mißbrauch ihrer Macht vorübergeht, so stellen sich auch hier noch manche Uebelstände heraus, welche sich die Zukunft ausgleichen und erträglich machen muß. Die Gleichheit vor dem Gesetze setzt in Genf der unsern Klassen aus, die Arbeiter fordern einen verhältnißmäßig zu hohen Lohn, die Handwerker, diese unentbehrlichsten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, überschreiten in ihren Forderungen alles Maß. Wie man in andern Staaten etwa vor den Advocaten zittert und lange zögert, bevor man sein Recht durch ihre Vermittelung wahrzunehmen geneigt ist, so fürchtet man sich hier vor dem Schuster und dem Schneider und jedem Bedürfniß, das die Hand eines andern befrie-

legen soll. Wer für den andern arbeitet, ist in dieser Republik in seinem Rechte, für seine Arbeit den ihm angemessen scheinenden Lohn zu fordern, der seinen Bedürfnissen entsprechend ausfallen muß, weil er sich gut wie ein Aristokrat genähren will. Diese Sprache, diese Art des Raisonnements tritt uns anfangs befremdend entgegen und wir fühlen uns theilweise unbehaglich in einem Lande, wo wir mit unserm Geld noch gute Worte in den Kauf geben müssen, um mit Rücksicht behandelt zu werden.

Der Nordostwind, hier Bise genannt, hat sich gelegt, am weißenlosen Himmel ist die Sonne hell und warm heraufgezogen, die Strahlen der Abendröthe überglühen nun Meilenweiten die schneebedeckten Häupter der fernen Alpen und lassen mich zum ersten male seit meinem Hiersein den majestätischen Montblanc in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit erblicken. Wie trunken folgt das Auge den wechselnden Färbungen dieses Abendhimmels und wird im Anschauen eines solchen prachtvollen Naturschauspiels nicht satt. Alpenglühen! Mit welchen Worten konnte man deine Schönheit malen!

Die Umgebungen Genfs sind hinreichend bekannt und niemand bestreitet die Schönheit des Lac Leman. Vielleicht gibt es keine zweite Stadt auf der bewohnten Erde in gleich vortheilhaft ausgestatteter Lage. Wohin das Auge auch blickt, findet es ein Panorama der schönsten Berge vor sich, so nahe, daß sie den Himmel zu erreichen scheinen, so fern zugleich, daß sie der Landschaft nicht den Charakter eines engen, eingeschlossenen Thales geben. Ein schöner See, zwei schiffbare Ströme, und dabei Wege nach allen Gegenden der Erde hinführend, bieten dem Handel wie dem Vergnügen alle nur erdenklichen Vortheile. Diese genugsam auszubeuten war der Reize Hauptstadt des Cantons nur Stande, solange sie, mit engen Befestigungswerken umgeben, sich gegen einen Feind bewaffnete, dem sie bei ernstem Angriffe seinen Trotz zu bieten vermochte hätte; denn die Tage von Morgarten sind lange vorüber. In den Schluchten ihrer Berge konnten damals die Schweizer Armeen vernichten; jetzt, wo breite Straßen, wo Eisenbahnen durch ihr Land führen, ist dies zu einer Unmöglichkeit geworden. Ihre Festungen blieben ein Puppenspiel für das weitreichende Geschütz der Gegenwart und die Schildwachen an ihren Thoren wurden zu Müßiggängern, denen das Jahr 1848 die Pensionirungsurtheil sprach. Genf mußte aufhören, eine Festung zu sein, seine Wälle sollten niedergerissen und damit ihm eine neue Zukunft, seiner Industrie ein neues Leben eröffnet werden.

Zehn Jahre sind seitdem verflossen und welche Veränderungen hier vorgegangen! Das einstige Genf wird bald nicht mehr zu erkennen sein, kein neuerer Kupferstich ihm länger noch gleichen. Seine Thore sind verschwunden, seine Zugbrücken herabgelassen, seine Festgräben werden ausgefüllt und außerhalb seiner frühern Mauern baut sich ein neues Genf an, läßt sich eine neue Vorstadt nieder.

Festungen sind Hemmsteine aller Industrie. Solange Genf in diese Mauern eingeschlossen blieb, konnte es nicht wachsen, nicht gedeihen; die enge Schnürbrust benahm ihm den Athem. Die beschränkte Räumlichkeit machte jeden Neubau unmöglich, Häuser wuchsen auf Häusern empor, die Straßen wurden zu engen Durchgängen, Luft und Reinlichkeit fingen an zu fehlen.

Jetzt genügt eine Wanderung um die Stadt, um sich zu überzeugen, daß auch eine Republik dem Jahre 1848 Errungenschaften zu verdanken vermag. Hunderte von Arbeitern regen hier, selbst in dieser Winterkälte, die fleißigen Hände. Die meisten von ihnen sind Savoyarden, von dem Präsidenten der kleinen Republik, James Fazy, verschrieben, um die Arbeit fördern zu helfen, für die es hier der Kräfte nicht genug gab. Man trägt Mauern ab, füllt Lücken aus, ebnet hier und erhöht dort und beabsichtigt dies neugewonnene Terrain zu verpachten und mit dem Ertrage das für die Planirung ausgelegte Kapital zu decken. Wohin man blickt, herrscht rege Thätigkeit. Häuser wachsen nach allen Richtungen hin empor, Straßen werden neu angelegt, Mauern um die Gärten gezogen, zu denen die aus den zerstörten Festungswerken gewonnenen Steine ein billiges und zur Hand liegendes Material liefern. Bauwerke, welche so vielen Jahrhunderten Trotz geboten, welche die Hände der Menschen in Zeiten aufgerichtet, wo ihre Bemühungen noch keine Maschinen unterstützen, fallen jetzt in den Staub.

Zwischen Trümmern und Schutthaufen sieht man bereits neue Paläste emporgestiegen, ja, in dieser Burg der Reformation erhebt sich unfern der neuen Eisenbahn und den abgebrochenen Wällen im Norden der Stadt eine katholische Kirche, so neu, so schön, daß ihr weißes Kleid kaum fähig scheint, sich dem ersten Winterfrost auszusetzen zu können; nur der Thurm ist unvollendet

geblieben, weil der katholischen Bevölkerung die Mittel fehlten, ihn zu erbauen. Wenige Schritte weiter steht eine Synagoge, ein rundes Gebäude, einem Observatorium ähnlich, das sich, von fern gesehen, hübsch an die daneben emporragende alte Stadt anlehnt. Aber schwerlich wird sie lange sie verlassen hier thronen! Schon sieht man von hier aus das Conservatorium errichtet, ein städtisches Museum, ein neues Wahlgebäude, eine Kreismauer gelegt — alle das Werk weniger Jahre. Einem wunderbaren Aufschwung haben alle Gebäude zu verdanken, aus Schutt und Asche steigt eine neue Stadt empor, und eine neue Aera tritt für Oran heraus, das durch seine Lage binnen kurzer Zeit zu den schönsten, wenn nicht als die schönste Stadt der Welt, zählen wird und hoffentlich dem französischen Kaiserreiche nicht zu Lehe in die Augen sticht.

Anregungen.

Die Materie und das Thier.

In der Wissenschaft gibt es, ähnlich wie im Leben, einen Geist, der stets verneint und der doch, wie Goethe im „Faust" sagt, stets das Gute schafft.

Dieser Geist in der Wissenschaft ist der Irrthum und was er wider seinen Willen schafft, ist die Wahrheit.

Das kann man am Materialismus bestätigt finden. Der materialistische Irrthum hat uns dazu geführt, die Wahrheit recht lebendig zum Bewußtsein zu bringen, daß es doch noch etwas anderes und höheres gibt, was die Welt regiert, als der bloße Stoffwechsel.

Bereits im Nr. 1 dieser Blätter (1865) in dem Artikel, „Die Schöpfungsidee der Natur", haben wir auf die Unzulänglichkeit des Materialismus zur Erklärung der Thiergestalten hingewiesen. Die morphologischen Erscheinungen sind es, wie wir zeigten, die hier den Materialismus zu Falle bringen. Die verschiedenen Typen der Pflanzen- und Thierreiche nebst ihrer Entwickelung lassen sich nicht aus bloßem Chemismus des Stoffs erklären.

Dasselbe weist auch eine bereits in zweiter Auflage erschienene populäre zoologische Schrift nach, „Tagesfragen aus der Naturgeschichte. Zur Belehrung und Unterhaltung für Jedermann vorurtheilsfrei beleuchtet von Dr. C. G. Giebel, Professor an der Universität zu Halle" (zweite Auflage, Berlin, Oehlmann, 1864).

Der letzte Aufsatz in dieser Schrift beleuchtet den Materialismus vom zoologischen Standpunkte aus und deckt die Unfähigkeit der Kraft- und Stofflehre zur Lösung der zoologischen Fragen auf.

Der Einfluß, den die Nahrung auf thierische Körper hat und der vom Materialismus so übertrieben wurde, daß er deren bemächtigte. Der Mensch ißt, was er ißt, — dieser Einfluß wird von Giebel auf seinen wahren Werth reducirt, und es stellt sich dabei heraus, daß dieser Werth in zoologischer Hinsicht ein sehr untergeordneter ist.

Es ist richtig, Hunde und Katzen, Schweine, Schafe, Ochsen, kurz alle Hausthiere verrathen und auf den ersten Blick, ob sie mit reichlicher oder kärglicher, mit nahrhafter und kräftiger oder magerer Kost unterhalten werden. Auf diesen Einfluß der Nahrung vor allem klagen zu die Viehzüchter ihre Kunst, welche den Nichtzoologen zu staunender Bewunderung hinreißen muß, „denn sie verwandelt das ganze Schaf gleichsam in ein Vließ, den Ochsen in ein Beefsteak und das Schwein in eine Speckseite". Dabei werden die Beine dieser Thiere so schwach und zierlich, daß sie den übermäßig vergrößerten Körper gerade nur noch tragen und fortschaffen können, der Kopf so klein, daß er eben nur noch Träger der Sinnes- und Kreuzwerkzeuge ist. Der menschliche Körper unterliegt einem ähnlichen Einflusse, wie jeder erfahren kann, der mit sich selbst experimentiren will. Klima, Aufenthalt, Beschäftigung, Behandlung influiren in ganz entsprechender Richtung auf den thierischen Körper, und hiernach könnte wirklich der Stoff mit seinen physikalischen und chemischen Processen die Welt der Thiere und Menschen zu beherrschen scheinen.

Aber so bedeutend auch dieser Einfluß des Stoffs auf das Leben sein mag, die Zoologie kann ihn, wie Giebel zeigt, nur für einen oberflächlichen, das speciell eigenthümliche Wesen des Thieres gar nicht berührenden und veränderten erklären. Der zoologische Werth des Schweines besteht ja keineswegs im Speck, der des Schafes nicht in der Wolle und Feinheit des Wollvließes u. s. w.; er liegt vielmehr in der Eigenthümlichkeit des ganzen Organismus, in den Formen der einzelnen Organe und deren Formbeziehung zueinander. Das zu einer lebendigen Speckseite gemästete Schwein hat immer noch denselben Schädel und dasselbe Gebiß wie ein bis auf Haut und Knochen verhungertes; beide haben in ihrem Skelet dieselbe Anzahl von Knochen und auch jeder Knochen wieder dieselbe Form; bei beiden sind die selben Muskeln an denselben Punkten der einzelnen Skelettheile befestigt; Nerven- und Gefäßsystem, Verdauungs- und Respirationsapparat, kurz alle wesentlichen Theile des Körpers sind unterschiedslos dieselben. Nur die Fettanhäufung ist ins Extreme gesteigert und läßt Kopf und Beine klein, das Knochengerüst und die Muskulatur schwach erscheinen, in dem Plane und in der Anlage dieser Organe aber vermochte sie nicht das Geringste zu ändern. Was die Fett produzirende Nahrung hier veranlaßt, ist werthlos für das specifische Wesen des Thieres. Die Hütte

mag kann nie den eigenthümlichen Typus eines Thieres verändern, kein Viehzüchter vermag diesen zu modificiren.

Um die Bedeutungslosigkeit des Chemismus für die specifische Eigenthümlichkeit des thierischen Typus kennen zu lernen, verweist Michelet auf folgendes einfache Experiment: Man nehme einen eben geborenen Kaninchen und Hund beide von ihrer Mutter weg. Die specifischen Eigenthümlichkeiten solcher Säuglinge sind so gering, daß sie kaum bemerkbar sind, auch chemische Unterschiede von irgendwelcher Bedeutung sich an ihnen kaum nachweisen lassen. Nun ziehe man beide Thiere mit gleichen Quantitäten stets derselben Milch und Brod auf demselben Lager unter ganz derselben Behandlung groß und nehe, ein und derselbe chemische Stoff, derselben chemischen und physikalischen Processe in zwei gleichen Apparaten haben und zwei total verschiedene Hunde generiert. Man mache die Gegenprobe zu diesem Versuche. Man nehme die fünf Jungen von dem Wurfe einer Ratzhündin, sperre jeden dieser Säuglinge auf ein eigenthümliches Lager, füttere jeden mit stets besonderer Milch und Brod auf unter verschiedener Behandlung und Pflege. Alle fünf werden trotz der verschiedenen chemischen Stoffen, trotz der verschiedenen chemischen und physikalischen Processe zu Ratzhunden heranwachsen. Der Typus der Art hat eine solche Energie, daß er den Chemismus entweder sich unterthänig macht oder im Kampfe mit demselben unterliegt, aber umgestalten läßt er sich durch ihn nicht.

Sodann bringt noch mehr Beweise für die Unzulänglichkeit des Chemismus zur Erklärung der zoologischen Formen bei. Er weist auf die imponierende Kraft des Lebens hin, die im Gebiete des bloßen Chemismus nicht anzutreffen ist. Aus allem ergibt sich, daß der Satz des Materialismus: das, was ein Thier ist, bestimmt sein läßt durch das, was es ist, vielmehr umzukehren ist, daß das, was ein Thier ist, bestimmt ist durch das, was es ist. Die specifische Eigenthümlichkeit eines Thieres bestimmt seine Nahrung, nicht aber umgekehrt. Es ist, wie Michelet zeigt, nicht zu fürchten, daß es dem Materialismus je gelingen werde, die Welt in einen Haufen chemischer Formeln zu verwandeln.

Ueber die Liebe.

II.

Nach Naturgesetzen betrachtet ist das Weib, wie Michelet sagt, ein von dem Manne ganz verschiedenes Wesen, es ist ihm sogar entgegengesetzt, aber in anmuthiger Weise. Es bekämpft den Mann doch so, daß aus diesem Streite der Reiz des Lebens entspringt. „Das Weib würde durch Schönheit, Poesie, Innerlichkeit eine Königin sein, wenn es von der andern Seite nicht schwach, leidend, periodisch afficirt und mehr als der Mann von der Natur beherrscht wäre." Anders organisiert als der Mann und mit einem besondern Beruf beauftragt, denken die Frauen, sprechen sie, handeln sie anders. Die ihnen eigenthümliche Sprache „ist der Seufzer, der Hauch der Leidenschaft (le souffle passionné). Ihre unwiderstehliche Gewalt fließt aus ihrer Brust empor. Welche Beredsamkeit des Mannes könnte sich nur allein mit dem Schweigen einer Frau vergleichen!"

Ein ferneres Gut Michelet's ist der: „Die Frau ist eine Kranke." So betitelt er die Wahrheit: „Im Normalzustande ist die Frau dadurch, daß sie von 28 Tagen oft nur 15 oder 20 von physischem Leiden frei ist und außerdem in ihrem Mutterwerden gänzlich durch die große Arbeit der Natur in Anspruch genommen wird, trotz allem, was die Oekonomisten dagegen einwenden mögen, zur Arbeit untauglich und darf wenig arbeiten." Doch, indem sie scheinbar müßig ist, schafft sie die beiden Edelsteine der Welt: Die Generation und die Bildung. Die ihr gemäße Arbeit ist, Kindern physisch und geistig das Leben zu geben.

Die Aufgabe der Frau ist nach Michelet: 1) zu lieben; 2) einen Einzigen zu lieben und 3) immer zu lieben.

Die vollständigste Form der Natur, das Evangelium der Ehe, spricht sich in dem Worte aus: „Alles für dich und alles in dir." Indem der Mann das Weib befruchtet, ernährt, empfängt er von ihm dafür den Balsam gegen die Wunden des Lebens. Das Weib ist mitten in den verwirrendsten Realitäten das Ideal, welches ihn immer aufs neue aufrichtet.

Es folgen nun allerlei praktische Rathschläge für die Liebe und die Wahl einer Gattin. Michelet ist für die Wahl nach dem Gesichtspunkt der Jugend und der Armuth. Ein Mädchen dieser Art, sagte schon ein indischer Dichter, hat nichts und bringt alles. Nur daß die Braut sanft und anschmiegsam sei. „Jedliches vom Gatten entnehmend, wird sie ihm um so schöner alles werden, und vorausgesetzt, daß sie Verstand besitze, wird es leicht sein, sie zu dem Ziele zu führen, welches die Mischung zweier Seelen zu einem einzigen Leben ist."

Michelet ist Franzose und wird natürlich den Französinnen die Krone des Frauenthums reichen. Er behauptet, die Französin besitze vielleicht weniger als die Frauen anderer Völker, z. B. die unschuldige (pure) Deutsche, aber sie besitze vor allen „den glühenden Funken". „Man ist in Frankreich nicht jung geboren, aber man wird jung." Dies Wort soll vielleicht heißen: Man kommt dort schon etwas alklug zur Welt, bleibt aber länger jung. „Die Französin ist fast nie so häßlich", sagt Michelet, „um nicht durch die Heirath schön zu werden, und ihre Verdienste sich so leicht und so sehr zu ihrem Vortheil wie sie."

Wir wollen, ohne darum unseren deutschen Müttern und Gattinnen zu nahe zu treten, den Französinnen einen praktischeren Instinct nicht absprechen. Sie werden sich leicht den Männern unterordnen, viel leichter als die Engländerinnen, die der Männer zu sich herüberziehen und sie sich unterwürfig machen selbst in den Anschauungen der Religion und

des Geschmacks und im allgemeinen Treiben oft bis zur Unwürdigkeit.

Das Weib ist nach Michelet der Polygamie abhold. „Dieser Liebe der Manne, die sich von Weib zu Weib schleppt, den Mund der Dichter zu verderben, ohne den Leib zu erreichen.“ „Ihr Traum und ihre Wirklichkeit ist die Liebe eines Einzigen.“

Man hat den Grundsatz aufstellen wollen, daß der Familie wegen der Nachkommenschaft gegründet sei. Doch schon Frau von Staël sagte: „Der Zweck der Ehe ist die Ehe.“ Die eheliche Liebe geht der mütterlichen voraus und ein Kind zu lieben ohne es in dem in gleichem Maße den Vater, ist die Ausnahme nur des Gefühls oder der Verbildung.

Der Mann, den Michelet zum Typus des wählenden Gatten nimmt, ist 24 oder 30 Jahre alt, und die er zu seiner Frau wählt, ist gern 16 Jahre jünger. „Der Neuvere entscheidet wenig, wenn er nur, um mit Shakespeare zu reden, „bis zur Höhe seines Herzens gewachsen ist.“ Der Traum die junge Frau ist zu einem neuen Leben entschlossen; sie ist sogar bereit, zu glauben, was ihr Gatte glaubt. Ganz er zu sein, ist der Traum des frei wählenden Liebe. Und nun, Gatte, möge deinen Herzbeat' Klage den ersten Erguß ihrer Liebe, sich deines Weibes ganz zu bemächtigen' Erziehe, schaffe die deine Frau zum zweiten male' Bist du freilich selber nichts junger Mann, dann freilich werde der' Ansicht kam, ohne Vertrauen, ohne moralische Kraft und Ausdauer, wirst du der Schaue deiner Frau werden und kannst von Glück sagen, wenn sie, sich beherrschend, wenigstens die guten Eigenschaften behält, die dir mangeln.'

„Ein Ehegatte kann einer Frau“, sagt Michelet, „in der Gesellschaft nichts sein, alles aber in der Einsamkeit.“

Unser Autor setzt große Hoffnungen für die Frauen auf eine andere Zukunft. Er hofft auf eine freiere, stärkere Gesellschaft, wo die Jungfrau, die Gattin, die Mutter, die Witwe ihren Platz beim Festmahl einnehmen werden und an manchem Vergang des öffentlichen Lebens theilnehmen. Augenblicklich freilich befinde sich die Frau noch isolirt inmitten einer der Tugend feindlichen Welt und hätte seinen Verwandter mit ihr als den Gatten, der sogar noch ihre Religion, ihr Vaterland ist. Die Verantwortlichkeit der Frau vermindert sich dadurch allerdings, aber die Pflicht des Mannes lastet auf ihm auch um so schwerer.

Die Kapitel von der Hochzeit, von der jungen Hausfrau, vom Tische, von der Tracht u. s. w. enthalten hundert Vorschriften, welche manchen Werth haben. Sie sind in dem Tone vorgetragen, den wir uns oft erst aus dem Genius der französischen Sprache und der feinen Empfindungsweise in die unserige übersetzen müssen, selbst einige Ueberschwenglichkeiten eingerechnet, für welche wir in Deutschland kein auch — wir brauchen nur auf „Amaranth“ zu verweisen — die entsprechenden Parallelen haben, wenn sie auch andere lauten und statt von „Liebe“ und von „Unendlichkeit“ reden.

Wir werden auch noch in der nächsten Nummer fortfahren, von Michelet's merkwürdigem Buche zu berichten.

Montalembert und Arndt.

Montalembert und Arndt haben drei Deutsche in allen Kindesjahren, der französische außerordentliche Redner nicht ohne einen Seitenblick auf die Tribüne, von der er einst gesprochen, historische, glückbekannte Dinge berichtet und schreibt und für — dem deutschen Nationalgefühl zum Opfer gefallen.

Aber welche Nation hätte nur ruhmliche Thaten aufzuweisen? Und wenn wirklich der Feldmarschall Blücher nicht an den Schlüssen des Herzogs von Braunschweig gerüttelt würden darum die Baiern in Norddeutschland einen besseren Ruf haben? Wir kennen Personen, die nach dem Kriege von 1813 von der baierischen Regierung für die urkundlich bewiesenen Plünderungen baierischer Oberamtsleute billig vergebene Entschädigung verlangten. Aber auch was könnten sächsische Burger nicht mit Recht von Preußen seit den Tagen von Prima der fordern? Und während jeder preußische Schulknabe lernt, daß König Friedrich die Schlösser des Grafen Brühl „nach Vandalenart“ geplündert, verurtheilte ein deutsches Gericht einen deutschen Historiker, weil er die Meinung eines Andern über den Feldmarschall Blücher anführt, über denselben Mann, der — doch wir wissen alle, wo bei Lützen und bei Leipzig die Baiern gestanden haben.

Muß aber diese bittere und schmerzliche Stimmung an die Entfremdung eines großen, wackern deutschen Stammes von der allgemeinen Sache nicht aufs neue geweckt werden, wenn der Separatismus den Mann verurtheilen läßt, der zuerst Deutschland zur Besinnung aufgerufen? Was ist die Hoffnung, wenn ihr verboten wird, Recht zu sprechen? Lieber ein falsches Urtheil von ihr, als solche Unterdrückung! So werden wir immer wieder beide Unterschriften finden, die gutzuheißen, was sie gutnimmt, und die „Rettungen“ in unserer Literatur von Horaz bis zur Pariser Presse sind nicht so selten, daß der Staatsprocurator zu Zweibrücken einen ewigen Riegen auf Börne's Feldherrnmantel hätte von Stein's Worten suchen müssen. Glücklicherweise kann in Deutschland auch ein Anklagen solchem Urtheil die Spitze nehmen.

In Frankreich steht die Sache für den Geist bedenklicher.

Die Verurtheilung Montalembert's stellt den ultrakatholischen Gegner, den mehr als einmal als Demokratenes begrüßten Feind der „rothen Republik“ unter die Sicherheitsgesetze vom Januar, bedroht ihn mit einer — Verbannung nach Cayenne zu den ihm vorangegangenen Socialisten, wenn — wehe, wer

wäre den römischen Kaisern durch Nahm oder Tugend hervorragte".

Der König, der, wie Perrot in seiner Vertheidigungsrede sagte, „die Verfassung beschworen und sie gehalten hat", Ludwig XVIII., und auch Karl X. haben schlimmere Dinge über sich in den Revolutionsgeschichten lesen müssen als Montalembert in seinen beinahe harmlosen Schrift über „Die englische Debatte im englischen Parlament" hier und dort über Frankreich geäußert. Ebenso gut hätte der römische Senat den Tacitus wegen seiner „Germania" verurtheilen können.

Welchen Begriff aber von französischem Recht, von seinen Vertretern und seinem „leitenden Gedanken" in den Juristen muß das erstaunte und entsetzte Ausland erhalten, wenn es nacheinander die Gerichtstage der Odilon, die Prozesse gegen die italienischen Flüchtlinge, die Verurtheilung Montalembert's erfährt? Und trotzdem „geht Frankreich an der Spitze der Civilisation", trotzdem die wunderbar naive Frage „nach den Ursachen des Verfalls der Literatur", trotzdem die Aufathmung der Italiener durch Versprechungen der Freiheit und Unabhängigkeit — eine herrliche Unabhängigkeit, von der Venedig erzählen kann, Venedig, dessen Löwen nicht Oesterreich, sondern Napoleon gezähmt hat.

Wenn der Literatur das Recht der Meinung verweigert wird, so treten die ernsten Männer, die Männer der Gedanken und der Wissenschaft, vom Schauplatz zurück und die Parasiten des Parkets, feile Schönredner erfüllen die vorgeschossene Bühne mit zuchtlosen Possen. Konnte Tiberius, der den Cremutius wegen seines Wortes über Brutus und Cassius sterben ließ, sich wundern, wenn seine griechischen Rhetoren ihm — von der Mutter der Hekuba erzählten? Und ist es nicht possirlich, wenn jetzt, wo die Zeitungen melden, der Akademiker Merimée dem kaiserlichen Hofe im alten Schloß zu Compiègne, den verbündeten Russen und Türken — Gespenstergeschichten erzählt? „Der Verfall der Literatur"!

Das neue Drama.

Rudolf Gottschall stellt ihm in seiner „Poesie" folgende Aufgabe: „Die individuelle Kraft der Charakteristik, der scharf bestimmte und mannichfach gefärbte Ausdruck des dramatischen Pathos, die psychologische Entwickelung der Leidenschaft, die sinn- und gedankenreiche Darstellung der Menschennatur von Shakspeare, ohne die Barocklichkeiten seiner Compositionen, die oft schwülstige Bizarrerie seines Ausdrucks, die Uebertreibungen und Geschmacklosigkeiten seiner Sprache; die Harmonie und Klarheit des Stils, den künstlerischen Adel der Form, die schlanke Einheit der Handlung von der antiken Tragödie ohne ihre engen Beschränkungen in Zeit und Ort, ohne den unorganischen Chor, ohne ihre zu plastisch allgemeine Haltung, ohne ihre moralische Strafe und fatalistische Ironie — das ist das Ziel der ächten Kunstform, das unsere neuere Tragödie anzustreben hat und auch anzustreben sucht und das der echte Genius, der im Mittelpunkte unserer Bildung steht, aus sich selbst hervorbringt."

Für die Winterabende.

VI.

In „Komische Geschichten aus dem jüdischen Volksleben" (Berlin, Hofmann & Comp., 1859) erzählt Michael Klapp Anekdoten aus dem prager Ghetto, dem ältesten der noch bestehenden in Deutschland, und hat darin, vor allen in „Gründerzeit", einen guten Stoff für seine leichte, für die Wiedergabe scharfer und charakteristischer Züge sich eignende Darstellung gefunden. Das Localisiren ist dabei freilich seine Sache nicht. So zart wie Komorrt trägt er seine Farben nicht auf und „Stimmungen" weben nicht über seine Geschichten vom „Silbernen David" und von der „Lebernen Klunte" (die früher in unsern „Unterhaltungen" stand), aber die Wahrheit des Lebens haben sie für sich und eine Fülle komischer Züge, die jeden herzlich lachen machen. Es ist eine Schwäche so mancher Autoritäten, über die Schilderung seiner Stammgenossen empfindlich zu sein. Vorausgesetzt, daß in solchen komischen Bildern auch, wie hier, dem jüdischen Gemüth Rechnung getragen wird, kann sich das Judenthum dem „realistischen" Zuge der Zeit nicht entziehen wollen.

„Weilenkukuksheim" (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp., 1859) ist dem Titel nach ein „humoristisches Genrebild", eher eine heitere Satire auf Menschen und Dinge im Rheingau während des Jahres 1848, von Hermann Pröhber. Ist es wol oft das Schlimme der Satire, daß sie bald veraltet, am ehesten, wenn ihre Helden unbekannt, selbst die Dinge und Gedanken, die sie verspotten, uns fern liegen, so finden sich doch in diesem Buche und vorzugsweise in dem Abschnitt, „Ein weilenkukuksheimer Lämpchen", glückliche Züge aus dem Gymnasial- und Studentenleben, die Liebe eines Primaners zu einer Schauspielerin — Gelehrte und Abenteurer, die jeder von uns durchgemacht und mit heiterm Lachen hier in ihrem Spiegelbild beschauen wird. Die heitere Laune wird immer seltener auf unserm Parnaß. In dem Verfasser fließt fröhliches Rheinlandsblut. Er wirft noch sorglos seine Ideen auf Papier und fragt nicht, was die Aesthetik dazu sagt, obschon er diese, wie er in seinem ersten Buche erzählt hat, bei Vischer in Tübingen hörte (suivre est dangereux en tout).

Freunden dieser Devise wird „Weilenkukuksheim" Vergnügen machen. Nur im Componiren sind die Humoristen wunderliche Leute. Die Raketen ihres Witzes fliegen auf, blenden, und verpuffen. So geht es auch unserm liebenswürdigen Verfasser. Seine artigen und feinen Nouvelle bleiben völlig schmucklos.

Verantwortlicher Redacteur: H. Ebuard Brockhaus. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 16. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Der Dichter des Don Quixote. Von Karl Frenzel. I — Die Gazellenjagd der Araber. II. Die Jagd zu Pferde. III. Die Jagd mit dem Falken. Von Max Maria von Weber. — Aus der Natur. Skizzen von Amely Bölte. VII — Berliner Briefe. III — Ueber die Liebe. III — Der Schmuckkasten. — Miszellen. Von A. F.

Der Dichter des Don Quixote.

Von Karl Frenzel.

I.

Am Abend eines Apriltags im Jahre 1616 ritten drei Reiter auf raschen Pferden die steinige Fahrstraße von Esquivias, einem Landstädtchen, nach Madrid entlang.

Sie ritten so rasch, daß ein Vierter, der ihnen in einiger Entfernung folgte, unmöglich seinen Gaul schlug und spornte, sie zu erreichen, bis er endlich ausrief: „Hallah! Hallah! Habt doch die Güte, ihr Herren, und haltet einen Augenblick!“

Darüber zogen denn die Reiter ihre Zügel ein, warteten — und es kam schweißtriefend, braun vom Kopf zur Sohle, in Gamaschen, einen Stoßdegen an der Seite, einen glatt gehaltenen Kragen um den Hals, der sich, nur schlecht befestigt, beständig verschob, ein reitender Student, ein echtes nationales Gewächs spanischer Universitäten und Landstraßen, auf seinem Gaul heran.

„Wahrhaftig, ihr könnt reiten, meine gnädigen Herren! Gewiß geht ihr an den Hof, um ein Amt, oder zum Erzbischof von Toledo, eine Präbende zu erlangen. Mein Gaul galt bisher für einen guten Traber, aber er hat euch nicht einholen können.“

„Herrn Miguel Cervantes' Pferd hat einen schnellen Schritt“, erwiderte einer der Reitenden lächelnd darauf und zeigte auf den alten Herrn an seiner Seite.

„Herr Miguel Cervantes!“ rief da der Student aus und bei in der Eile, ihn zu sehen, und in freudiger Bewegung fast von seinem Gaul und sein Kragen brachte sich ganz nach hinten; aber das hemmte ihn nicht; er faßte den alten, leidend blickenden Herrn am linken Arm, schaute in seine Augen und sagte: „Ja, so — das ist er, der berühmte, einhändige Ritter, der Verfasser des ‚Don Quixote‘, der Liebling der Musen!“

Mich aber — es ist Herr Miguel Cervantes selbst, der erzählt — nöthigte nun die Freundlichkeit, einen Mann, der mich mit solchen Lobeserhebungen überschüttete, freundlich zu empfangen und zu umarmen, freilich so herzlich, denn er verlor darüber seinen Kragen. „Ja, mein Herr Student, ich bin Cervantes, allein weder der Liebling der Musen noch ein berühmter Ritter! Steigt indeß auf Euern Gaul und laßt uns eine Strecke Wegs zusammen reiten!“

Nun ritten die Vier nebeneinander. Herr Miguel Cervantes war damals ein Siebzigjähriger Mann, mit weißem Bart, der einmal vor langer Zeit gelben gewesen, wenigem braunen Haupthaar und nur noch sechs, nicht eben allzu festen Zähnen. Er ritt von Esquivias nach Madrid, um dort in seinem Hause, wo 30 der Seine bei Lepanto, in den Armen seiner Gattin zu sterben

Denn er litt schon seit dem vergangenen Jahre an der Wassersucht und hatte sich zu Ostern, als er eben seine „Leidensgeschichte des Persiles und der Sigismunda" beendigt, nach Esquivias begeben, dort bei guten alten Freunden Erholung und in der Veränderung der Luft vielleicht Linderung seines Uebels zu suchen. Im Gegentheil aber wuchs die Gewalt der Krankheit: das mochte auch der vortreffliche Wein mit verschulden, der dort gewonnen wird und den zu trinken Herr Miguel Cervantes, trotz aller Warnungen der Aerzte, nicht aufgeben wollte. So antwortete er auch jetzt dem Studenten, der ihn im Laufe des Gespräches ebenfalls davon abmahnte: „Es geht nicht! Mir ist, als wäre ich nur auf die Welt gekommen, um zu trinken, so recht nach meinem Durst!" Inzwischen hatten sie die Brücke von Toledo erreicht, wo sich ihre Wege trennten. Der Student ritt nämlich, nach Segovia zu. „Lebt wohl!" sagte ihm Cervantes. „Schade, daß Ihr mich in so schlechter Stunde kennen gelernt habt und nicht in fröhlicherer Zeit! Das sollte ein anderes Leben gewesen sein! Heute aber geht's zu Ende mit mir und mein Puls schlägt so schnell, daß es spätestens am Sonntag aus mit mir ist. Lebt wohl!" Und der Student zurück: „Gott mit Euch, Herr Miguel Cervantes, und ein ewig Leben haben oder drüben!" Staubwolken, Abendschatten — nun waren sie auseinander. Es war das letzte Begegniß in der abenteuerlichen, mühseligen Irrfahrt des Cervantes, die mit Leben endete.

Irrfahrt, wie gesagt, nach Glück und Ruhm, wie sie den strebenden, bereitschen Seelen eigen ist und die meist kläglich im Staube der Landstraße endet — vor sich: die Unendlichkeit eines immer wachsenden Ruhmes, Unsterblichkeit des Namens und der That, Thaten, die der nicht genießt, der sie erwirkt — hinter sich: ein langes Gefolge von Mißgeschicken und Schmerzen, denen zu entgehen man sich gern auf den Stein am Wege zum ewigen Schlafe niederlegt.

In Alcala de Henares ward Miguel de Cervantes Saavedra am 9. October 1547 getauft, das vierte Kind des Don Rodrigo und der Doña Leonor de Cortinas, eines Edelfräuleins aus dem Orte Barajas. Edelleute sind bekanntlich alle Spanier, vom Wasserträger bis zum Infanten hinauf, und Cervantes konnte sich der Ahnen rühmen, die mit den ältesten christlichen Königen der Halbinsel verwandt waren und mit dem heiligen Ferdinand Sevilla erobert hatten. Ursprünglich wohnten sie, wohlbegütert, als Ricos-hombres in Galicien, stiegen dann mit den Königen von Leon, in beständigen Maurenschlachten, von den Bergen nieder und verbreiteten sich in Castilien. Durch die Heirath eines ihrer Glieder mit einem Fräulein aus der Familie Saavedra brachten sie diesen Namen zu dem ihrigen und vererbten ihn auf ihre Nachkommen, aber der Güter nicht viel, da bei den zahlreichen Gliedern des Geschlechts und vielfachen Theilungen drei Jahrhunderte hindurch den Letztgekommenen zwar Erinnerungen die Fülle, aber nichts weiter übrig bleiben konnte. Als Miguel Cervantes heranwuchs, ging ein Sprichwort durch aller Mund: Drei Dinge gibt es, reich zu werden: das Meer, des Königs Dienst und die Kirche. Natürlich, eine energische, ausdauernde Nation hagerer, starkknochiger Männer mit Feuerlocken, in guten wie in schlimmen Eigenschaften, war plötzlich, gerade vor funfzig Jahren, unerwartet auf den Schauplatz der Welt getreten. Im ganzen Mittelalter hatte niemand ein einiges Spanien, eine spanische Nation gekannt; eingeschlossen vom Meer und den Pyrenäen, hatten die Castilier auf verhältnißmäßig beschränktem Raum, in Hinblick auf die großen Thaten der Franzosen, Engländer und Deutschen, um geringe Ziele gefochten; sie wußten von keinem Wilhelm dem Eroberer, keinem Heinrich Fünften, keinem heiligen Ludwig; von allen Stämmen der Halbinsel waren die Catalonier allein in die Welt hinausgezogen, nach Italien, bis nach Kleinasien; im allgemeinen aber hatte sich schweigend und in der Stille eine höchst eigenthümliche Entwickelung des spanischen Volkscharakters vollzogen. Er kennt nur einen Gegensatz, den des Katholicismus gegen Ketzer und Mohammedaner, nur ein starkes, treibendes Gefühl — den Glauben; in seinem intellectuellen Vermögen ist die Phantasie die vorherrschende, eine von arabischen Einflüssen, romantischen wie fanatischen Ueberschwenglichkeiten trunkene gewordene Phantasie, welche diese hagern Gesellen mit fahlen Stirnen und eingefallenen Augen zuletzt zum Wahnsinn treibt, mögen sie nun Ignaz Loyola, Mendoza oder Don Quixote heißen. Seht sie euch an, diese schmalen, gleichsam zusammengekniffenen, schwarzgekleideten, immer ernsten Gestalten, voll Ceremonie in jedem Zuge, ob sie eine Liebeserklärung zu den Füßen ihrer Dame thun oder vom Fenster aus Egmont und Hoorn enthaupten sehen — schweigende, stumme, ceremoniöse Wesen mit Weltbrand im Herzen und

im Kopf, alle an einer Verrückung des Gehirns leidend! Denke an Columbus, an Kaiser Karl's Mutter, Juana, die ihres Gatten Leiche im Sarge neben ſich hat, Tag und Nacht im Schloß zu Burgos! An ihn ſelbſt: wenn nicht ſeine Leichenfeier bei ſeinen Lebzeiten begehend, doch über ſich ſelbſt im Kloſter San Juste ein die profanen mitſingend! An Don Carlos, Don Juan d'Auſtria, an den Gemahl Don Philipp's — eigene Menſchen, jeder in ſeiner Weiſe ein Zwillingsbruder Don Quixote's.

Dieſer Nation nun öffnen ſich, bald nach der Eroberung Granadas, der letzten Maurenſtadt, wie mit einem Zauberſchlage die Pforten der Alten und der Neuen Welt; ein ehrgeiziger, klug berechnender Menſch, Ferdinand von Aragonien, wirft ſie auf Italien; ein Genius ſondergleichen, Chriſtoph Columbus, führt ſie nach Amerika; ja noch mehr, ein günſtiges Geſchick macht die Habsburger zu ihren Königen und verflicht ſie unlöslich in die großen Intereſſen des Kaiſerthums und des wiederhergeſtellten Katholicismus. Fortan ſchien auch die europäiſche Welt eine Beute der Spanier zu ſein; der Schritt ſpaniſcher Bataillone hallte von den Plätzen Mailands und Neapels wie von denen Preußens und Antwerpens wider. In dieſer Armee, die in ihren langen Buffelhandſchuhen, hohen, befranſten Stiefeln, mit Federbüſchen, wallenſiſchen Kragen und Hakenbüchſen bei jeder Hauptaction des Jahrhunderts gegenwärtig geweſen, brachte der Dienſt leicht zu Ehren und Ruhm; die vornehmſten Herren wie die größten Poeten Spaniens hatten in ihren Reihen geſtanden. Wem ihre ſtrenge Zucht nicht gefiel, ſchiffte ſich nach Amerika ein, dieſer „Kirche der Zerſtreuten", um dort im kleinen das Glück der Cortez und der Pizarros zu erwerben. Die Kirche endlich mit ihren zahlloſen Klöſtern und Kathedralen, Univerſitäten und Inquiſitionstribunalen bot jedem, dem Begabteſten wie dem Roheſten, ihre helfende Hand; jenem einen Biſchofsſtuhl, dieſem eine ſtille Zelle auf dem Montſerrat.

Auch Miguel Cervantes hatte zwiſchen ihnen zu wählen. Von Jugend auf ein munterer, lebendiger Knabe, ohne beſtimmt ausgeſprochene Vorliebe weder zum Kaufmann noch zum Gelehrten oder zum Soldaten, liebte er ſeit den „zarteſten Jahren nur die ſüße Kunſt der holden Poeſie". Eine Neigung, die zwar früh Nahrung und Entwickelung empfing, aber doch zu ihrer vollkommenſten Entfaltung merkwürdige Schickſalswechſel bedurfte. Denn vom Vater auf die Univerſität Salamanca am Tormes geſandt, um die Rechte zu ſtudiren, hält er ſeinem Lehrer, dem Profeſſor Juan Lopez de Hoyos, bei der Beſchreibung der Leichenfeier und den Elegien auf den Tod der Königin Eliſabeth, die ihm übertragen wurde, und der Rede des 21jährigen Cervantes wird ſie durch ein Klaglied und das Lob Hoyos', der ihn ſeinen theuern und vielgeliebten Schüler nennt, in die Literatur eingeführt. Nun iſt damit in jenen Tagen weder Geld noch Anſehen zu erwerben, denn jeder Student reimt ſeine Romanze ſo gut wie Cervantes, hat auch wol wie er den berühmten Lope de Rueda, der vom leidlichen Goldſchlager zum Komödiendichter geworden, ſeine Schäferſpiele und Sprichwörter mit ſtaunender Bewunderung aufführen ſehen. Der Gedanke, vom literariſchen Verdienſt zu leben, taucht ſelten in der ſpaniſchen Jugend auf; die Beſchäftigung mit der Poeſie iſt mehr ein Ausruhen von den gewohnten Arbeiten des Tags als die Aufgabe des Lebens. Dazu kommt, daß die hervorragendſten Lichter Krieger, wie Garcilaſo de la Vega, Staatsmänner, wie Don Diego Hurtado de Mendoza, angeſehene und vielfach beſchäftigte Geiſtliche, wie Fray Luis von Granada, ſind. Im Lärm des Lagers, bei dem Klang der Glocken und der Orgel entſtehen ihre Gedichte, ihre Elegieen, ſelbſt ihre Romane; zuerſt gehen immer die Kirche und der Dienſt des Königs, dann folgen die Muſen. Freilich gibt es unabhängige Söhne Apollo's, Söhne und Töchter, auf allen Landſtraßen Andaluſiens und Caſtiliens, zu zweien oder in größern Geſellſchaften, ſelbſt mit Maulthieren, zu Wagen, mit zwei oder drei Bärten von Wolle, einigen bunten Lappen und anderm Flitterkram: wandernde Schauſpieler, die ihre Stücke meiſt ſelbſt verfaſſen und für ein Abendeſſen und wenige Pfennige in Schenken und Scheunen darſtellen. Aber dieſe dramatiſche Kunſt iſt erſt im Werden, ein Chaos von Talent und Roheit, von unendlichen Hoffnungen und der widerlichſten Gegenwart, ein Thespiskarren, der noch buchſtäblich im Schmutz des Weges ſteckt und die mächtige Hand herbeiruft, die ihn herausziehe. Dazu war Cervantes nicht berufen; auf einer ganz andern Seite liegt, kaum von ihm ſelbſt je recht verſtanden, ſein Ruhm; und ſo, da er bei ſeinen beſchränkten Mitteln, ſeiner geringen Neigung zum geiſtlichen Stande im Vaterlande nicht in die Höhe ſteigen kann, verſucht er es mit dem Herrendienſt und ſchließt ſich an den

päpstlichen Gesandten, den Cardinal Julio Acquaviva an, den er in Madrid 1568, vielleicht durch sein Gedicht und Howes' Empfehlung, kennen gelernt hatte, und begleitet ihn 1569 nach Italien zurück. Er ist wie sein Licentiat, Thomas Acebja, hinüber- und herübergeworfen, aus einem Stand in den andern; gleich ihm mag er Rom, die Königin der Städte und Beherrscherin der Welt, angestaunt und aus ihren Trümmern ihre ehemalige Größe gerichtet haben — „wie man an den Klauen des Löwen seine Größe und Wildheit erkennt".

Ueberall in allen italienischen Städten, sonst damals Waffengeklirr, Trompetenklang; auf den Werften Venedigs rüsteten die Corsaren ihre Galeeren, auf den Plätzen von Parma und Rom hielten spanische Officiere Musterung. Die Republik Venedig war mit Sultan Selim II. in einen erbitterten Krieg um die Insel Cypern gerathen und der Papst sandte Bitten und Ermahnungen an die Fürsten der Christenheit, in diesem entscheidenden Kampfe das Kreuz nicht vor dem Halbmond erliegen zu lassen. Kein Volk aber war mehr berufen, der Streiter Gottes zu sein, als das spanische; sein Glaube hatte in der Bewegung der Reformation nicht einen Flecken erhalten, seine Könige trotz jetzt wie früher den Beinamen der katholischen. Der große Kaiser Karl V. hatte Tunis über die Osmanen erobert, in der Burg von Goleta stand noch eine spanische Besatzung, sollte Don Philipp geringer im Andenken der Menschen dastehen? Ein Bündniß mit Venedig und dem Papste Pius V. ward darum geschlossen. Don Juan d'Austria, der eben die Mauren in den Alpujarren niedergeworfen, zum Oberfeldherrn ernannt. Eine fieberhafte, zuckende Spannung ging durch den Süden Europas, mit den neuen Kreuzfahrern wurden neue Kreuzlieder, neue Ostenbarungen wach. Auch Miguel Cervantes ergriff diese erhöhte Stimmung, die Lust nach Abenteuern, Hoffnung auf eine große Zukunft. In dem Traum des Cardinals ward es ihm zu enge; „für den Ehein", sagt er einmal, „ziemt sich kein anderes Handwerk als das der Waffen", und trat in die Compagnie des Diego de Urbina, eines berühmten Hauptmanns aus Guadalajara, der damals sein Standquartier in Neapel hatte.

Nicht lange brauchte er nach Thaten zu dürsten, denn schon im September des Jahres 1571 vereinigten sich die Schiffe des Papstes, der Venetianer und Spanier im Hafen von Messina. Die gesamte, der ritterlichste Mann, den es damals in Europa gab, führte sie: Don Juan d'Austria, nicht viel älter als Alexander und wie der griechische Held von phantastischen Hoffnungen, von Plänen zur Eroberung des Orients genährt. Am Hauptmast seines Schiffs wehte eine gewaltige Kreuzesfahne, unter dessen Stamm die Bilder des Papstes, des Königs Don Philipp und des Dogen von Venedig in die Seide gestickt waren. Im Kriegsrath wurde nach einigem Zwiespalt zwischen Don Juan und dem Venetianer Sebastian Veniero Aufbruch und Angriff der Osmanen, wo man sie fände, beschlossen. Es war an einem Sonntag, am 7. October 1571, als die beiden Flotten in dem Meerbusen, der das Festland von Hellas von der peloponnesischen Halbinsel trennt, bei Lepanto zusammenstießen. Miguel Cervantes befand sich auf einer neapolitanischen Galeere, auf dem rechten Flügel des Heeres, und lag fieberkrank in der Kajüte. Da hörte er, daß die Kreuzfahne aufgehißt sei, der Kampf nahe, und sprang auf, trotz aller Abmahnungen seines Hauptmanns; an den gefährlichsten Posten solle man ihn stellen, bat er. Sein Wunsch sollte ihm nur zu genau erfüllt werden; denn als die Galeere gegen das ägyptische Admiralschiff ihr Feuer begann, trafen von drüben her drei Flintenschüsse den vorkämpfenden Cervantes, zwei in die Brust, der dritte zerschmetterte ihm die linke Hand. Einhändig nun sein Lebenlang, aber einhändig geworden an dem glorreichsten Tage der Christenheit, wo diese osmanische Flotte, der Schrecken der Welt, wie Spreu vom Mittelmeer verweht ward; ein Gedächtniß, das niemals vergessen werden kann und in allen Dichtungen des Cervantes fortklingt. „Mächtiger Gott", rief damals Herrera in seinem Liede auf die Schlacht von Lepanto, „du hast die Macht und den Stolz Pharao's gebrochen und aus dem Blute der Ungläubigen hat das Schwert einen See inmitten des Oceans gebildet!" Und noch in seinen letzten Jahren ist die Erinnerung daran in Cervantes' Seele wach. „Mein Blick", sagt er in seiner „Reise zum Parnaß", „sei auf die öde Fläche des Meeres, das mir die heroische That des heldenmüthigen Don Juan zurückrief, an der auch ich mit mannhaftem Soldatenmuth und hochklopfender Brust mein geringes Theil gehabt." Der ganze Stolz, die Vaterlandsliebe und Ritterlichkeit des Spaniers liegt darin.

In der Römerzeit, meint er einmal in seiner Novelle vom Christensklaven, hätte er für seine

Thaten eine Schiffskrone erwarten durfen, denn die ägyptische Galeere ward nach hartem Gefecht genommen; so beliebte ihn nur der Feldherr persönlich am Tage nach der Schlacht und ließ ihm einen höhern Sold zur Belohnung geben. In dem Lazareth zu Messina von seinen Wunden geheilt, erscheint er im nächsten Frühjahr wieder in den griechischen Gewässern, im Regiment Figueroa dienend, vor Modon und im Sturm auf Navarino und war vielleicht auf der Galeere, einer neapolitanischen Galeere, die „von jenem Feuerstrahl des Krieges, Don Alvaro de Bazan, Marques von Santa-Cruz, kommandirt wurde" und den Sohn des gefürchteten Seeräubers Barbarossa gefangen nahm, sein Fahrzeug erobernd. Das Schicksal des Cervantes ist, wie das aller Soldaten, unser, seine einzelne Spur muß unerkennbar in dem aufgewirbelten Staub der Masse verlieren. Die Sonette, die er auf den Krieg im Gebiete von Tunis, auf die Vertheidigung und den Fall Goletas gedichtet, seine genaue Kenntniß von dem Gange der Belagerung dieses Schlosses durch die Türken machen es wahrscheinlich, daß auch er auf diesem natschigen Boden, den Ruinen Karthagos, gestanden; aber in das Eine, daß er im Dienste des Königs gewonnig wie vor Jahren in dem der Musen zu einiger Bedeutung gelangte; vom Anfang zum Ende bleibt er ein Soldat ohne Tadel wie ohne Glück. Ausgezogen mit den romantischen Träumen seines eigenen Helden Don Quixote und nun in der Wirklichkeit im jämmerlichen Garnisondienst, mit unsäglichem Marschiren hinüber und herüber, Schildwachtstehen und Verrichtungen sich aufreibend, tritt er bald in Sardinien, in der genuesischen Mark, bald in Sicilien auf, nicht mehr für uns sichtbar, in voller Persönlichkeit, sondern nur sein Name unter Tausenden, in Rechnungen, auf vergilbten Blättern, wie ein halberloschenes Wahrzeichen liegend. Kein Wunder, daß er dieser Mühen überdrüssig ward und 1577 seinen Abschied forderte, zur Heimkehr nach Spanien. Don Juan wie der Herzog Don Carlos von Sesa und Terranova, in dessen Regiment er zuletzt gedient, gaben ihm Empfehlungsschreiben an den König, Zeugnisse seiner Tapferkeit und Treue mit auf die Galeere [illegible] — die Sonne —, die ihn und seinen Bruder Rodrigo von Neapel nach dem Vaterlande hinüberführen sollte. Es geschah aber, daß algierische Korsaren das Fahrzeug überfielen und Bemannung wie Passagiere zu Gefangenen machten; es war am 26. September 1575.

Damit beginnt eine neue Epoche in Cervantes' Leben, von der tiefsten und reichsten Einwirkung auf seine Dichtung: eine ihrer schönsten Perlen würde ihr fehlen, hätte er nicht die Sklavenkette getragen.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Die Gazellenjagd der Araber.

Von Max Maria von Weber.

II. Die Jagd zu Pferde.

Wenn der gemeine arme Araber, der mit einem Kameel und zwei mageren Stein seine Heimat von Weideplatz zu Weideplatz schleppt, zu Fuß, mit der langen Gewehrflinte auf dem Rücken, die spannenden Aufregungen der Gazellenjagd sucht, läßt der Scheikh, dessen Douar von Zelten, Sklaven, Weibern und Kindern auf Heerden von Kameelen, Pferden und Saumthieren wandert, seine mageren Berberhengste zur Hetzjagd der Gazelle sattlen und die großen, marokkanischen Windhunde koppeln.

Aber nicht ohne Wahl werden die Pferde aufgerichtet. Langsam prüfend geht der Häuptling unter der Schar seiner Rosse umher und bezeichnet gewöhnlich den Sklaven diejenigen, denen die Sättel für die Gazellenjagd aufzulegen sind. Denn nur einer Rasse von Pferden besteigt der edle Araber, wenn er dem leichtfüßigsten aller Thiere folgen will.

Er nennt die Wunderpferde, die er dann reitet, „chorol el eh", das heißt: „Trinker der Luft". Die Eigenschaften eines solchen Pferdes, sagen die Araber, müssen eine Verschmelzung der Tugenden der Taube und des Makami (des Rennkameels) sein. Die Ohren des Rennpferdes sind kurz, seine Knochen fein, die Wangen mager, die Nasenlöcher weit bis zur Unschönheit, die Augen, von tiefem, glänzendem Schwarz, liegen flach im Kopfe, der Hals ist lang, die Brustknochen sehr sichtbar, der Widerrist ist vortretend, die Weichen scharf eingezogen, die Hüften stark, die Vorderrippen lang und die Hinterrippen sehr kurz, der Leib eingezogen, die Schenkel voll Muskeln wie die des Straußes, der Huf tief schwarz, der Schweif dicht und voll behaart. Das Rennpferd hat moralische Eigenschaften, die es unverkennbar als von höherer, vornehmerer Abkunft kennzeichnen. Es ist von Geburt wohlerzogen, scheu und dem Lichte, der Kühle, den schönen Farben, den hellen Tönen geneigt. Es würde schwer zu vermögen sein, die beste Gerste aus einer Krippe zu fressen, an der kurz vorher ein

anderes Pferd gestanden hat; es wiehert beim Anblick von Bäumen, Schatten und hellem Gewässer. Es verdurstet lieber, ehe es trübes Wasser trinkt; zum Tode ermattet, wird es durch den Gesang des Reiters zu neuer Anstrengung belebt.

Dreifacher Art sind die Rassepferde, die in der Sahara und dem Lande zwischen Dschurdschura und dem Mittelmeere dienen. Die Araber nennen sie Hamdeny, Beny Oared und Merizik. Die letztern sind klein, stark gebaut, ertragen viel Beschwerden, dursten lange und der Wüstenreiter, der lange Tagereisen zu machen hat, ohne ruhen, füttern und tränken zu können, wählt sie aus. Fast alle Merizik sind dunkle Grauschimmel.

Die Beny Oared sind hochbeinig, schnell und ausdauernd, hell, fast weiß von Farbe, edler als die Merizik und besonders deshalb beliebt, weil sie ihre guten Eigenschaften bis in ein spätes Lebensalter bewahren.

Die edelste von allen Gattungen der Rassepferde sind die Hamdeny. Merkwürdigerweise erzählt die arabische Legende vom Ursprung dieser herrlichen Pferde, daß ein Abkömmling des Propheten einst eine unvergleichliche Stute, die durch den Schlag eines Straußes auf der Jagd dieser Riesenvögel lahm geworden war, in der Wüste hilflos zurückgelassen habe. Nach Jahresfrist sei die Stute munter und wohlauf, in Begleitung eines Füllens, und bis vor das Zelt des Abgesandten von einem jener kreißigen, unzähmbaren Tiere der Wüste (einem Zebra) geleitet, zurückgekehrt. Das Füllen, ein Abkömmling von jener edlen Stute und dem wilden Tier, ward der Stammvater der Hamdeny, welches Wort „Sohn des Tiers" bedeutet. Die Hamdeny sind meist Füchse von unglaublicher Leichtigkeit und Flüchtigkeit des Ganges, edel von Gliedern, ausdauernd, mit etwas kurzem Halse, alle hervorragenden Eigenschaften des Rassepferdes besitzend. Sie sind selten und theurer als die Merizik und Beny Oared, nur die Reichen können sie besitzen und der Muselman sagt, daß sie dem Besitzer Glück und Segen bringen, daß nie der Reiter eines Hamdeny unehrenhaften Todes gestorben sei. Die Ausdauer dieser Pferde ist unglaublich. Es kommt häufig vor, daß auf Kundschaft ausgeschickte Reiter, deren Aufgabe es war, große Strecken in kürzester Zeit zurückzulegen, damit die Kundschaft selbst als unmöglich erscheine, 50 und 60 Lieues (235 Meilen) zwischen zwei Sonnenuntergängen zurückgelegt haben, ohne daß das Pferd einen Tropfen Wasser und anderes Futter als die harten, faserigen Blätter der Zwergpalmen erhalten hätte. Ein wahrhaft gutes Pferd, sagen die Araber, muß abwechselnd naß und trocken werden und nach einer so gewaltigen Tour der Gerste entgegenwiehern, mit dem Hufe scharren und wild in das Futter beißen.

Die höchste Leistung eines guten Pferdes charakterisiren die Araber wie folgt: „Der edle Hamdeny muß dich, ausgewachsenen Mann, mit deinen Waffen und Kleidern, mit der Standarte deines Stammes, den Lebensmitteln für sich und dich, selbst dem Wind entgegen, vierundzwanzig Stunden tragen und wenn nöthig auch den Leichnam deines erschlagenen Freundes in der Schlinge, ohne an Futter und Trank zu denken. Thut er dies nicht, so vertausche ihn am andern Morgen gegen einen Esel oder ein lahmes Kameel."

So gewaltig diese Leistungen nun von denen abstechen, die wir unsern verzärtelten Culturpferden zumuthen, ebenso sehr verschieden ist das Aeußere des edeln Wüstenpferdes von dem unserer blanken Renn- und Wagenrosse. Unbekannt mit den glättenden Pflegemitteln unserer Ställe, ist das Haar des Berberpferdes rauh und glanzlos, sein Leib mager, seine Haltung nachlässig, sodaß der edelste Hamdeny eine traurige Gestalt unter unsern schlichten Cavalleriepferden machen würde — bis es eben an den Vergleich der Leistungen ginge. Den Hamdeny besteigt der edle Araber zur Gazellenjagd, kein Reiter darf sich dem Trupp beigesellen, der nicht ein Pferd von anerkannt ausgezeichneter Qualität reitet.

Die Jagdzeit fällt in die kühle Herbstjahreszeit und der Araber, der immer viel Kleider anlegt, wenn er sie hat, packt sich zu den Jagden wahrhaft mit Gewalt. Drei Burnusse übereinander, hohe Stiefeln und darüber große Pantoffeln, welche die Zehen vor der Kälte schützen, sind das gewöhnliche Jagdkleid des behäbigen Arabers. Außerdem legt er noch der Wärme wegen eine Decke über den Sattel. Zur Gazellenjagd zu Pferd brechen meist 10—20 Reiter auf, begleitet von allem, was zu einem vierzigtägigen, vielleicht mehrwöchentlichen Marsche gehört. Auf Reitkameelen folgen die Zelte, das Kochgeschirr, zuweilen selbst die Frauen, umbellt von den starknochigen Hunden, die der Beduine in der Ebene des Tell zum Umkreisen seiner auf weiten Flächen ausgebreiteten Heerde zieht. Diener und Sklaven von allen Farben sind mit der kleinen, schnell dahinfliegenden Karawane beschäftigt. Und wenn

der Trupp in Gang kommt mit den rasch ausschreitenden, hochhalsigen Kamelen, mit den bunten Decken und dunkelrothbraunen Zelten, mit den Reitern im weißen, flatternden Burnus, mit der farbigen Thierschaft und den lauten Hunden, ist der Anblick nicht weniger bunt und malerisch, wol aber weit phantastischer als irgendeiner jener fürstlichen Jagdaufzüge des Mittelalters, von denen Gottfried von Straßburg in so glühenden Bildern erzählt.

Einen Haupttheil des Jagdapparats bilden die berberischen Windhunde. Groß und zottig wie die schottischen Windspiele, mit sehr langem Kopfe und scharfem Gebisse, unzähmbar wild, aber auch von unermüdlicher Schnelligkeit, sind sie vortreffliche Gefährten bei der Jagd auf größere Thiere. Es ist ihnen nicht abzugewöhnen, daß sie kleinere zerfleischen. Statt ihre Wildheit zu unterdrücken, bildet sie der arabische Jagdliebhaber systematisch aus, indem er die Hunde mit Schakals zusammen erzieht, mit denen sie im ewigen Kampfe leben.

Sechs bis acht solcher gewaltiger Fänger werden jeder von einem der vornehmsten Jäger an einer Leine gehalten, die er am Sattel festhängen kann, damit ihn das wüthende Thier nicht vom Pferde reiße, wenn es die Gazellen wittert. Mit eingekniffenen Schweifen traben die Hunde zwischen den Pferden. Der Zug richtet sich nach der Gegend, in der die Kundschafter Gazellenheerden angedeutet haben. Bald bleiben die Kameele und Lastpferde zurück und nur Jäger und Hunde streifen über die Ebene. Auch hier müssen die Gazellen gegen den Wind beschlichen werden. Man wählt Tage nach starkem Winterregen, wo der weiche Boden den Ton des Pferdehufschlags leiser macht oder gar Schneefall ihn dämpft, während beides die feinen spitzen Knöchen der Gazellen sehr im Laufen behindert. Im Frühnebel der Bergthäler, mit feucht herabhängendem Burnus, hinter den dichten, grauen Oleandergebüschen, den feuchten Niederungen, farblos wie eine Schattenkarawane schleicht der Reiterzug der Gazellenheerde nach. Trübe liegt der Himmel auf der Tiefe; der Weg steigt an; da lichtet sich der dichte Schleier über den Häuptern, heller und blauer wird es droben, der nasse Dunst bleibt unten zurück. Jetzt hebt der erste Reiter sein Haupt über die Nebelschicht und sieht unter dem tiefblauen Himmel, weit ausschauend auf die flache, sonnenbeleuchtete Ebene, während hinter ihm die Gefährten und Hunde noch dampfend sich aus dem qualmenden Nebel emporarbeiten.

Und da, die graubraune wimmelnde Masse dort, kaum tausend Schritt entfernt, an den sanften Hebungslinien, ist die Gazellenheerde! Der Araber stößt sein jubelndes tiefklingendes Bo! bo! bo! aus und die sechs Reiter, welche die Hunde führen, reißen dieselben an den Leinen empor, ehe sie einen Laut geben können, pressen ihnen die Nasen zu und so mit Mann und Hund auf dem Rücken jagen die edeln Pferde unbehindert durch den tiefen, weichen Grund, über Wurzel und Stein auf die Heerde los, bis diese den Jagdtrupp bemerkt und leichtfüßig dahinzutrieben beginnt. Da werden die Windhunde zur Erde geworfen, nicht ohne daß ihnen ein arabischer Segenswunsch: Im Namen des großen, schnellen Gottes! nachgerufen würde. Weitausgreifend, heulend und zähnefletschend, den Rücken so schnell zusammenziehend und streckend, daß man die fliegenden Schwingungen gekrümmter Stahlfedern zu sehen glaubt, fliegen die Hunde hinterdrein. Mit dem wunderbaren Instinkte haben die funkelnden Augen der jagdwüthigen Thiere gleich die schönsten, feistesten und größten Gazellen in der Heerde erkannt und markirt darum, ob andere ihnen im Treiben der Jagd näher kommen oder nicht, folgt jeder Hund dem Thiere, das er ausgewählt hat. Und wenn einer bemerkt, daß er mit einem andern dasselbe Thier jagt, fällt er auf das nächstdürre ab. Die schnellsten Hunde nähern sich der Heerde nach 2– 3 durchlaufenen Feldes, dann lassen aber alle, auch die vortrefflichsten, nach und die Distanz mindert sich nicht mehr.

Und hinterher drehnt der Reitertrupp auf seinen dunkeln, unermüdlichen Pferden, die mondenhaften Falten der mehrfachen Burnusse weit hinausflatternd, die Pferde mit den dichten Schweifen schlagend, die Mähnen fliegend. Von Zeit zu Zeit pressen die trefflichen Thiere in Ueberfülle der Kraft und darauf sitzen die unbeweglichen, bronzenen Gestalten der Araber, deren Gesichtszüge selbst die Aufregung der Jagd kaum anders als zu höherm Funkeln der Augen belebt.

Bald hat sich die Jagd organisirt.

Die Hunde haben jeder sein Wild vor sich, die übrige Heerde flieht nach rechts und nach links ab und sammelt sich hinter dem verbrennenden Jagdzuge wieder.

Solange die Gazelle ihre vollen Kräfte fühlt, rennt sie geradeaus, und wenn der Boden frei ist,

erreicht sie in diesem Laufe weder Hund noch Pferd. Auch ist, solange dieser Wettlauf dauert, die Jagd lautlos und nur, wenn ein Bodenhindernis eine Gazelle aufhält, schlägt der Hund heller an und der Reiter gibt ihm einen ermunternden Reflaut. Ganz anders aber und wahrhaft interessant wird die Jagd erst, wenn die Gazellen sich müde fühlen. Plötzlich beginnen sie dann Haken zu schlagen. Recht stumpf- und spitzwinkelig springen sie pfeilschnell vom Laufe ab — der Hund und Reiter nach — rechts und links wiederholt die Gazelle die Absprünge, und im Nu zerstiebt die Jagd über die ganze Ebene und löst sich in so viel Jagden auf, als Gazellen sind. Hinter jeder Gazelle ist ein Hund und ein oder zwei Reiter. In wirrem Zickzack irren die Jagden durcheinander, bald sich kreuzend, bald sich entfernend, bald zu drei und vier zusammen, bald alle auseinander. Aus der Vogelperspective muß jetzt die Jagd wie ein pfeilschnelles Durcheinanderwimmeln aussehen. Und jetzt bricht auch Reiter und Hund das Schweigen. Der Hund bellt und schreit mit kurzen, hohen Lauten, indem er sich rechts und links schnellt. Der Reiter ruft dem Hunde die zärtlichsten Schmeichelnamen zu, indem er sein treffliches Pferd hin- und herwirft: „Brauf, mein Bruder, da ist sie!“ „Du edler Herr!“ „Ho! Ho! mein lieber Freund!“ „Lauf, Lauf du Himmelskind!“ „Brauf! brauf!“

Oft dauert das rasende Hin und Her stundenlang und die stahlkräftigen Thiere ermatten nicht. Stundenweit sind die Jäger voneinander oder finden sich im tollen Wirrlauf wieder, Gazelle, Hund und Pferd hinten von den Stacheln der Zwergpalmungebüsche, durch die meist das Jagen geht, weil die Gazelle darin Zuflucht sucht. Häufig aber scheut der Reiter auch sein Pferd und behält Hund und Gazelle nur von fern im Auge, freilich auf die Gefahr hin, die Jagdbeute zu verlieren.

Jetzt wird die Gazelle matt, ihre Sprünge werden kürzer und langsamer, da kommt der Hund heran. Im gewaltigen Satze überspringt er das Thier von der Seite zwei- oder dreimal, ehe er es faßt. Die bis dahin schweigende Gazelle stößt ein weithin schallendes Klagegeheul aus und meist im selben Augenblicke packt sie der Hund im Genick und wirft sie zu Boden. Zitternd, ohne Regung bleibt sie unter den glühenden Augen ihres Siegers liegen, der mit hängender Zunge und fliegenden Flanken sich vor sie setzt. So bleiben beide Thiere, bis nach längerer oder kürzerer Zeit, die oft auf halbe und ganze Stunden ausreicht, der Reiter herankommt und dem unglücklichen Thierchen den Gnadenstoß gibt. Unermüdet geht er dann, nachdem die Beute über das Pferd geworfen ist, auf die Spur der Herde zurück, aus der der Hund neue Beute wählt, und neues Rennen fort und fort beginnt, bis die Nacht das herrliche Vergnügen unterbricht.

Am Lagerplatze, den indeß die mit den Kameelen zurückgebliebenen Diener behaglich gemacht haben, auf dem, von den niedrigen, dunkelbraunen Zelten umstanden, ein kräftiges Feuer brennt, werden die wohlschmeckendsten der Gazellen gleich verzehrt, die andere reiche Jagdbeute wird nach der Heimkunft im ganzen Duar (Dorf) vertheilt und es ist daher die Rückkehr eines Reiterjagdzuges ein Fest für fern und nah.

Die Jagd wandelt sich in ein Schlachtfest, wenn plötzlicher Schneefall mit Frost eintritt, denn dann vermag sich die Gazelle, bald erstarrt, kaum zu bewegen und ihre spitzen Füße mit sehr glattem Hufe sind durchaus nicht zum Lauf im Schnee geeignet. Trifft dann ein Jagdzug eine Herde, so würgt Mann und Hund in den erstarrten Thieren, bis das letzte getödtet ist.

Oft bleibt von den getödteten Thieren weit über die Hälfte unbenutzt liegen. Das ritterliche Vergnügen einer alle Körperkräfte aufregenden Jagd wird dann zur gemeinen Schlächterei, in welcher der im Innersten rohe und tückische Sinn des Arabers in abstoßender Form erscheint.

III. Die Jagd mit dem Falken.

Wie eine Sage voll Ritterlichkeit und Romantik webt sich die Kunde von der Falkenjagd durch alle Zeiten. Das edle Raubthier, das dem an den Boden gefesselten, schwerern, kurzsichtigen Menschen seine windschnellen Flügel, fernedringenden Augen und stahlscharfen Waffen zur Jagd der in höchster Luft und windschnell über dem Boden hinfliegenden Thiere leiht, das wie ein befiederter befreiter Pfeil unfehlbar von der Hand des Jägers nach der Beute fliegt, hat durch Jahrtausende mit gleichem Stolze dem träumerischen Inder, dem heitern Hellenen, dem derben Barone des Mittelalters und den polirten Jagdhöflingen der Ludwige gedient, wie es sich jetzt vor dem Auf des edeln Araberhäuptlings in das Schwarzblau des afrikanischen Himmels emporschwingt. So verschieden die geistigen Richtungen der Zeiten und Völker waren, die Freude

an der Jagd mit dem Falken iſt dieſelbe geblieben, weil es für den Menſchen ewig gleichen Reiz haben wird, das Ferne, Unerreichbare, Hoch- und Schnellfliegende durch eine ihm dienſtbare Gewalt zu ſeiner Unbeweglichkeit und Schwere herabholen zu laſſen.

Der Edelfalke des Mittelalters, der zu den Attributen der Vornehmheit gehörte, mit deſſen Züchtung, Erziehung und Abrichtung ſich hochgeſtellte Diener beſchäftigten, war beſtgraut; wenn er von hohem Werthe ſein ſollte, völlig weiß. Ein weißer gutgezogener Falke war an Werth dem beſten Pferde gleich. Ein ſolcher Falke hatte aber auch oft mehr gelernt als der Edelherr, auf deſſen Handſchuh er ſaß, und ſein Geſtühm an Kappe, Jängeſſelein und Beizmäntelchen war zuweilen mehr werth als das Hochzeitskleid der Edelfrau. Es galt damals für den Falken, nicht allein ſchlechtweg zu jagen und zu erlegen, ſondern dies mußte auch ganz nach den ſehr complicirten Regeln der Jägerkunſt damaliger Zeit geſchehen. Ein Falke, der das gejagte Thier ſchnell getödtet, den Leiden deſſelben raſch ein Ende gemacht hätte, wäre für ein edles, werthvolles Thier gehalten worden.

Wie im Mittelalter die Jagd mit dem Falken nur Perſonen edlen Geblüts geſtattet war, ſo hält auch der ſchweigſame, dunkle Sohn der Sahara darauf, daß der Falke nur Vornehmen auf dem Arme ſitze. Spuren der Excremente des Falken auf dem Burnus (mit deſſen Sauberkeit es kein Araber genau nimmt), ſind daher ſichere Zeichen, daß man einen Edelmann (Thuat) vor ſich habe. Wie verſchieden ſind doch die Zeichen der Vornehmheit! Die Leiden, die ſo edel ſind, daß ſie mit dem Falken jagen dürfen, ſind acht an der Zahl und wohlbekannt in ganz Nordafrika.

Der Jagdfalke des Arabers wird einfacher erzogen als der Edelfalke des franzöſiſchen oder deutſchen Ritters im 12 und 13 Jahrhundert, aber er iſt kaum weniger Gegenſtand der liebevollen Aufmerkſamkeit und des Stolzes ſeines Eigenthümers.

Man bezahlt einen guten Jagdfalken mit 100 Pfund (80 Francs) oder tauſcht ihn gegen ein Laufkameel oder ein Pferd beſſerer Raſſe ein.

Kein Edelmann, der einen guten Falken beſitzt, trennt ſich jemals von ihm. Im Zelt ſitzt er über ſeinem Lager, auf dem Ritte oder beim Gehen, ſelbſt durch die belebteſten Straßen, trägt er ſich auf ſeiner Schulter.

Kein prächtigeres Bild kann als den Scheik mit dem dunkelrothen faltigen Burnus, den fahlgelben Falken auf der Schulter, langſam dahinſchreiten zu ſehen. Die ſchwarzen Augen des Herrn und des edeln Thieres funkeln um die Wette und der ſtolze Ernſt beider hat etwas, das an den Urſprung des Namens der Araber (von „arabben,“ herrſchen) erinnert.

Der Jagdfalke des Arabers iſt ein Thier von wunderbarer Kraft, das in den Klüften des großen nordafrikaniſchen Gebirgsſtocks, Lſchurdſchura, im Atlas und zwar auf dem Nordabhange deſſelben niſtet. Der Lanier eſ beer iſt tief und fahl gelbbraun, hat einen kurzen, ſtarken, ſehr ſcharfen Schnabel, kräftige, ſtark muskulöſe Schenkel und breite Griffe mit ſehr ſpitzen Klauen.

Kein Araber wünſcht ſich einen Falken zu erbeuten, der jung aus dem Neſte genommen oder in der Nähe deſſelben gefangen wäre. Nur diejenigen Thiere ſucht man für die Jagd zu fangen, die ſich fern vom Gebirge in die Ebenen wagen und dadurch ihren Ausdauer ihres Flugs nachgewieſen haben.

Sobald dem Scheik eines in der Ebene lagernden falkenjagenden Stammes die Erſcheinung eines Lanier eſ beer gemeldet wird, bietet er alles auf, ſeiner habhaft zu werden. Eine Anzahl Netze mit weiten Maſchen wird aus dunkeln Roßhaaren geſtrickt, groß genug, daß eine darein geworfene Taube flattern kann. In dieſe Netze werden Tauben geſteckt und mehrere Knaben damit in buſchige Hinterhalte gelegt.

Sobald der Falke, wie ein goldgelber Punkt im tiefblauen Himmel kreiſend, ſich zeigt, wirft einer der jungen Leute die Taube aus dem Netze in die Luft. Die flattert ängſtlich fort, fällt bald zu Boden, bald erhebt ſie ſich wieder. In den Fällen unter 100 ſieht der Falke augenblicklich das Thier, kreiſt einige Augenblicke im höchſten Aether, das er gewiß iſt, vertical über ſeiner Beute zu ſein, dann fällt er wie ein Stein herab und faßt im Nu die Taube. Viele flattert im Todeskampfe, der Falke verſtrickt ſich die Griffe im Pferdehaarnetze und wenn dann der glückliche Jäger hinzukommt, kann er ſich mit der Taube nicht in die Luft erheben und wird gefangen.

Der Edelfalke hat es mit dem Löwen gemein, daß er, wenn er ſich gefangen ſieht, kein Zeichen von Zorn oder Furcht gibt. Er flattert ebenſo wenig ängſtlich an der Kette, die ihm ſofort an das Bein gelegt wird, noch kratzt oder beißt er ſeinen Träger. Stolz, gekrümmten Kopfes ſitzt er

da, in ſein Schickſal ergeben. Die Araber haben daher ein Sprichwort:

„Der Löwe, der Falke und der edle Menſch zürnt nicht ſeinem Sieger.“

Im Zelte des Scheikhs wird er mit Jubel empfangen und auf den ihm ſchon bereiteten äſtigen Stock geſetzt. Man verſucht nicht ihn zu füttern, denn der Edelfalke frißt nach ſeiner Gefangennehmung mehrere Tage nicht und magert ſo lange, bis zur größten Schwäche ab, bis ihn wüthender Hunger zum Annehmen der Gefangenenkoſt zwingt. Damit ihm dieſe behage, wird dann ein junges Zicklein geſchlachtet und ihm das Fleiſch warm gegeben.

Jetzt bedeckt man ihm den Kopf mit einer Kappe, die nur den Schnabel frei läßt, und trägt Sorge, daß er viel von laut redenden Menſchen umgeben ſei, damit er ſich an den Ton der Menſchenſtimme gewöhne. Wenn ihm die Kappe abgenommen wird, erhält er immer friſches Fleiſch, ſein Herr hält ihn auf der Fauſt und läßt ihn aus der Hand freſſen, ſpricht mit ihm und ſtreichelt ihn.

Meiſt iſt in einem Monate oder ſechs Wochen der Falke völlig gezähmt, kennt ſeinen Herrn und folgt ſeinen Rufen. Wenn er gehorſam auf den Ruf ſeines Herrn auf die Hand flattert, beginnen ſeine Jagdübungen im Freien.

Man bindet dann ein junges Kaninchen oder Hühnchen an eine Schnur und läßt es im Freien weiden. Dem Falken wird ein ſehr langer, feſter Faden am Fuß befeſtigt und ihm die Kappe in der Nähe des Thiers abgenommen. Sogleich ſtößt er pfeifende Schreie aus, ſchießt empor und fällt auf den Haſen, den er im Augenblick durch einen Schlag ſeines Schnabels tödtet. Der Herr läuft hinzu, nimmt den Haſen aus und gibt dem Falken Herz und Lunge zu freſſen. Dann ruft er ihn aus der Ferne. Kehrt der Falke zurück, ſo iſt er für die freie Jagd reif. Doch gehören meiſt mehrere Wochen Mühe und Geduld dazu, um ihn dahin zu bringen.

Hat ein Araber die Lehrzeit ſeines Falken vollendet, ſo eilt er, deſſen Fertigkeiten den Vornehmſten ſeines Stammes zu zeigen. Sein Bote läuft von Zelt zu Zelt und lädt zu einem Gazellenjagen mit dem Falken ein. Iſt der Eigner des Falken wirklich adelich, ſo nehmen die Scheikhs und Edeln die Einladung an. Erkennen ſie ihn aber nicht von Geburt an, ſo erſcheint keiner auf dem Rendez-vous-Platz und der beſchämte Falkenbeſitzer iſt gezwungen, ſein Thier einem wirklich Vornehmen zu ſchenken oder zu verkaufen. Iſt aber alles in Ordnung, dann verſammeln ſich zur Stunde der Einladung 10—20 edle Araber an der bezeichneten Stelle, alles ernſte, lange, bronzene Geſichter, magere, ſehnige Geſtalten in die weiten Falten des weißen und braunrothen Burnus gehüllt, die maleriſch über die edeln aber magern Pferde mit dem ungepflegten Haar herabwallen. Jeder hat ſeinen Falken auf der Schulter, der ebenſo unbeweglich wie ſein Herr ſitzt. Es fällt kaum ein Wort, bis der Beſitzer des neuen Falken vortritt. Dann werden alle Augen lebhaft. Die Reiter umgeben den Erzieher des Falken, jeder betaſtet und befühlt das Thier, deſſen Befiederung, Klauen, die Stärke ſeines Schnabels und der Flügelmuskeln und ſofort beginnen die wunderlichſten Wetten laut zu werden, daß der Vogel dies oder jenes leiſten oder nicht leiſten werde. Sidi Ghiſe ruft: „Dein Vogelpfeil iſt blind, er wird den Beck mit dem Zicklein verwechſeln!“ (Der Falke iſt nämlich nicht im Stande, den ausgewachſenen Gazellenbeck zu tödten; wenn er auf einen ſolchen ſtößt und ihn nicht bewältigen kann, verkriecht er ſich meiſt vor Scham.) Ould den Aly ſchreit: „Das Thier hat einen zu großen Magen, es wird feſtwachſen auf dem Haſen!“ Einer vom Geſchlecht der Harar aus der Sahara meint: „Er hat ſeine Bruderſchaft mit der Luft vergeſſen und iſt Spießgeſell der Erde geworden!“ Bu-Beka iſt anderer Anſicht, auch O Mulud, auch Ben Zedir. Der Streit belebt ſich, alle ſchreien erregten Geſichts durcheinander, die Parteien bilden ſich, die Augen funkeln und die Stimmen werden tiefer, doch fällt kein ehrenrühriges Wort. Pferd wird gegen Pferd und Kameel, Kameel gegen Hund, Schaf und Ziege, ja ſelbſt Falke gegen Falke verwettet. Endlich mahnt die höher ſteigende Sonne, die den Nebeldampf um die Cactusbecken hebt, zum Aufbruch. Nicht wie bei den andern Jagden ſucht der Jagdtrupp hier, verborgen in der Tiefe hinreitend, die Gazellen zu beſchleichen. Der beſeelte Pfeil auf der Fauſt der Jäger iſt Bürgſchaft, daß, wenn überhaupt Gazellen ſichtbar werden, ſie ſichere Beute ſind. Nur mit dem Winde zu reiten wagt kein Jäger, dies würde die Thiere auf ſtundenweit hin verſcheuchen. Der Jagdzug erſteigt in der Nähe der Strecken, wo man Gazellen vermuthet, ſanfte Höhenzüge, von denen aus man das Land weit überſieht. Ausgebreitet liegt im Morgenlichte die ferndin ſteigende Ebene. Der Nebeldampf ſchleicht noch

durch das Oleandergebüsch und das hanshohe Gerohricht von Arundo donax an den Bächen hin, sitzt zusammengeballt auf der gewaltigen Agave und den Cactusgruppen, die vom Thau triefen, oder hüllt, ein weißes Gefieder, den Schaft einer schlanken Dattelpalme, deren Krone im leichten Morgenlüftchen glitzert. Jede Erhebung, jeder Körper wirft lange Schatten, deren Bewegung alles Lebende eher sichtbar macht als die des Thieres selbst. Und dort in der Ferne, wie wandernde punkte Striche auf der sanften Hügellehne ziehen sich die langen Schattenbilder von zehn Gazellen hin. Noch unsichtbar für jedes andere wie ein Araber- oder Falkenauge, hat sie doch Sidi Chikr erspäht. Mit einem heiseren, schallenden Schrei reißt er seinem Falken die Kappe vom Kopfe. Das Thier klingelt geblendet, duckt den stolz gekrönten Kopf zurück — schließt und öffnet langsam die großen, schwarzen, wie polirte Lava glänzenden Augen — dreht den Kopf im Kreise — reckt erst einen Flügel, dann den andern — eine Klaue und die andere — und dies alles langsam und behaglich, schlägt eine Zeit lang mit den Flügeln — hebt sich einige Fuß von der Faust empor und fällt darauf zurück und dies einige mal, sodaß geraume Zeit darüber vergeht und er gar keine Lust zur Jagd zu haben scheint.

Nichts deutet an, daß er die Gazellen bemerkt hat. Plötzlich stößt er ein pfeifendes Kreischen aus und mit einem Flügelschlag, der wie ein Sturmstoß dem Jäger die Luft in das Gesicht wirft, schießt er 20 und 30 Fuß hoch, fast senkrecht, wie ein Pfeil von der Sehne fliegt, empor. Dann breitet er die Flügel, wiegt sich auf der Luft, sonnt sich spielend, läßt bald das Gefieder des Bauches bald des Rückens im Morgenlicht glänzen, kreist bald um sich, bald in weiteren Zirkeln, schwimmend, singend, gleitend als echter Beherrscher des Elements, das ihn trägt. Da kreischt ihm sein Herr einen Ruf zu und der Vogel pfeift gleichsam zur Antwort und schwingt sich weiter empor und steigt so wechselnd, spielend und aufwärts strebend, bis er in 2—3 Minuten, wie ein bald verschwindender, bald aufblühender Stern am tiefblauen Himmel schwebt. Obwol er bisjetzt kein Zeichen gegeben hat, daß er die Gazellen gesehen hat, zweifelt doch keiner der Jäger, daß er sie jagt, denn, wenn auch irgendein Häschen oder Kaninchen versteckt läge, der edle Vogel wählt sich immer das größte Wild, das er bezwingen kann. Im raschesten Galopp eilt daher der Jägertrupp in der Richtung der Gazellenherde hin. Niemals läßt man mehr als einen Falken auf einmal jagen. Kein Araber spricht auf der Falkenjagd ein Wort, aber die Augen derer, die auf die Thiere gewettet haben, blitzen und die Blicke des Eigenthümers folgen dem geldenen Punkte da droben am Himmel, während seine Lippen diejenigen Stoßgebete der Araber: Beïsh Allah! Allah Kebir! murmeln, die seiner Seelenspannung den besten Ausdruck geben.

Jetzt beginnt sich der Falke, den Flug nach der Gazellenherde hin zu nehmen, jedoch siegesgewiß und stolz in schwebenden Kreisen mit der sichern Beute spielend. Wie ein glänzender Planet beschreibt er kranke Bahnen am Himmel. Plötzlich steht er still — hoch in der Luft — und zugleich duckt sich eine junge Gazelle, die das Köpfchen spähend emporgereckt hatte, zitternd zusammen in die Knie brechend, während der andere Trupp, der jetzt die annahenden Reiter gewahrt, donnerartig davonstiebt. Wie ein glühender Tropfen, wie ein befiederter Blitz, ein beseeltes Meteor fällt der Falke, mit angeschlossenen Flügeln, senkrecht, schnell thurmhoch aus dem Aether auf das Thierchen — ein kaum merkliches Ausbreiten der Flügel hemmt wenige Zoll über dem Genicke desselben einigermaßen die Kraft des Sturzes des Vogels, die eben doch noch hinreicht, die Gazelle vollends zu Boden zu schlagen. Im Augenblicke hat sie auch der Falke mit beiden Greifen tief ins Fleisch des Halses gefaßt und ihr mit einem Schlage seines eisenfesten Schnabels den Kopf zwischen den Augen gespalten. Das Thier ist meist sofort todt. Der ermüdetgerichtete Falke bleibt auf der getödteten Beute sitzen, bis sein Herr herankommt, und fliegt, wenn sie im Gebüsch verendete, oft empor, um die Stelle, wo sie liegt, zu bezeichnen. Der Reitertrupp kommt heran, die Wetten werden geschlichtet, je nachdem das Thier seine Pflicht gethan hat, die todte Gazelle über den Sattel geworfen und die Heerde wird wieder aufgesucht und der zweite Falke zur Jagd gelassen. Nichts gleicht der Spannung auf der Falkenjagd, nichts der Eifersucht der Eigenthümer der Falken auf die Eigenschaften ihrer Thiere. Der Ruf seines Jagdvogels ist dem edeln Araber so werth wie dem europäischen Edelmann die Ehre der Regel seines Wappenschildes.

Wenn läßt der Araber die gefangene und gezähmte Gazelle in seinem Zelte spielen, mit seinem Stamme von Ort zu Ort ziehen, denn,

ſagt er, ſie ſchenkt uns für den armen Schutt, den wir ihr gewähren, Herrliches und Koſtbares. Unſere Frauen leben der Gazelle Grazie, Leichtigkeit und Schönheit; daher ſind unſere Kinder ſo ſchlank, ſchnell und ſchön; unſere Frauen blicken den Thieren täglich in die großen, ſchwarzen Augen, berühren ihre weißen Zähne mit den kleinen Fingern — und welches Volk der Welt hat Augenſterne und blitzende Zähne wie wir? Mit den ſilberdurchſchlagenen, geſpitzten Härchen der Gazelle ziehen ſich unſere Frauen den Kahenl (die ſchwarze Linie unter den Augenwimpern) unter ihre Augen, daß ihr vermehrter Glanz und doppelt entzündet und die Liebe des Herrſchervolkes die heißeſte auf Erden iſt: Sehr, dies alles danken wir der Gazelle!

Auf der Reiſe.

Skizzen von Amely Bölte.

VII.

Dichte Wolken umziehen den Himmel, Genf iſt wie in einen Nebel gehüllt, der See ſieht dunkelgrün und trübe aus, die ihn umgrenzenden Berge ſind dem Blicke entſchwunden. Das einzige auslaufende Dampfſchiff hat ſeeben den Hafen verlaſſen; es führt an ſeinem Bord nur einzelne Paſſagiere, denn die Zeit des Reiſens iſt vorüber.

Die Schweiz bietet keinen einladenden Winteraufenthalt. Auf den Bergen lagert der Schnee, die Gletſcher deckt ſtarres Eis, die Ausgänge ſind ungangbar. Poſten und Eiſenbahnen befinden ſich noch in ihrer Kindheit, ſie ſind noch nicht für den Comfort der Reiſenden eingerichtet, auch darum nicht, weil jeder Canton ſeine Sonderintereſſen hat. Fragt man in einem Bureau, wie man über die Grenze hinaus weiterkomme, ſo heißt es, man werde es dort erfahren, und mit dieſer Beruhigung muß man ſich begnügen. Klagt man darüber, daß man es dem Reiſenden erſchwere, ſeine Einrichtung zu treffen, daß hier nicht wie in andern Ländern für einen Anſchluß der Poſten an die Bahnzüge geſorgt werde, lautet die Antwort: „Chez nous c'est comme ça.“ Viele Köpfe ſind nicht leicht unter einen Hut zu bringen; wo alle mitreden, kommt es ſchwer zu einem Ausſchlag.“ Seufzt ſie eine Republik! Kein Licht ohne Schatten.

Doch kann man in Genf ein Billet bis Paris nehmen und auch in einem Tage dahin gelangen. Daß die verhältnißmäßig kurze Reiſe über 14 Stunden dauert, iſt dabei nicht in Rechnung zu bringen; daß man wie ein Ballen bald in ein Schiff geworfen, bald in ein Boot gelegt, bald wieder der Eiſenbahn übergeben wird, auch das darf nicht ſtören; man kommt eben fort und iſt auf dem Wege keinen Erpreſſungen preisgegeben.

Kanonenſchüſſe dringen wiederholt an mein Ohr, ſie gelten den Wahlen eines neuen Hohen Raths. Die ganze Stadt betheiligt ſich daran, alle Schulen ſind geſchloſſen, alle Handwerke feiern in Erwartung des Reſultats; die Lokalblätter reden nur von den Candidaten, an den Mauern ſind Plakate angeſchlagen, in denen der eine Wähler ſucht, der andere die etwa auf ihn fallende Wahl im voraus ablehnt. Der Kampf der Parteien erbeut überall ſeine Stimme; Genf iſt ein Schauplatz der Weißen und Schwarzen, als deren Wortführer de Saußure und Kayo ſich betrachten.

In dem ſchönen neuen Wahlhauſe, Maison électorale, werden die Stimmzettel eingereicht. Die Wände des Saales ſchmücken die Wappen der verſchiedenen Cantone der Schweiz, das Ganze trägt einen feſtlichen Charakter. Wenn ſich die Thüren öffnen, eilen die draußen harrenden Wähler hinein, denen kein Unberufener folgen darf. Morgen, am Tage der Entſcheidung, kann es noch „blutige Köpfe ſetzen“, ſagt man.

Die Aufregung der Parteien hat die ſonſt ſo ſtille Stadt belebt. Die Reinigen Genfer und Genferinnen betreten die Straße ſonſt nur, wenn ſie müſſen; zum Spazierengehen haben ſie keine Zeit; ihre Berge mit dem wechſelnden Licht von Morgen und Abend reizen ſie nicht mehr zum Umſchauen; eine Mondnacht iſt ihnen willkommen wegen — der Erſparniß an Gas. Nur ſie beſteht der Genuß des Lebens in dem Ausruhen nach des Tages Mühen, bis der Tod ihnen zu einem Ruhen von des Lebens Mühen verhilft und ſie ſo ſagen können, es ſei doch alles nur Mühe und Arbeit geweſen.

Der Rauch aus den Öfen ſinkt ſich, die Luft iſt warm und Regen ſteht bevor. Der See liegt wie ein glatter Spiegel da, ein einzelnes Boot gleitet langſam über ſeine Fläche. Die Ufer ſind einſam, als habe alles Leben ringsum aufgehört. Ein Strahl der dem Mittag zueilenden Sonne bricht durch die Wolken, aber nur flüchtig begrüßt dies willkommene Licht die feuchte Erde und ſchon umdüſtert ſich neu der Himmel. Wer den Moment verübergehen ließ, freie Luft zu athmen, wird heute das Haus nicht mehr verlaſſen können.

Es iſt vergeblich, einen milden Winter unter

dieſem Breitegrad ſuchen zu wollen. Schmilzt der Schnee auch in den Thälern ſehr ſchnell, ſo ruht er dafür feſte ſcherer auf den Höhen und ſendet eine ſtrenge Kälte herab. Einen Winter ohne Arcti findet man erſt in der Nähe des 30. Grades, und wir waren irre, ſchon weit früher darauf rechnen zu dürfen.

Wieder donnern die Kanonen, und zwar mit ſo raſchem, vielfachem Rollen, daß es einem Siegesſchuſſen gleicht. Weiß wirbeln die Dampfwolken über dem See empor, hier, dort und überall, während die fernen Berge den Donner wiederholen. Der See liegt feſt und glatt, eine Bleimaſſe unter dem darüber hinziehenden Feuer. Die Schwäne breiten erſchreckt ihre Flügel aus und nehmen einen weiten Ring, bis ſie, der Schußweite entronnen, ſich langſam wieder auf die dunkle Fläche niederlaſſen und, ſtolz den Hals emporgehoben, weiterrudern. Der Abend hat ſich geneigt, die Lampen flackern hell um den See, die Freudenfeuer dauern fort. Die Radicalen haben geſiegt. Es iſt ein ſchwerer Kampf geweſen, den das Volk mit ſeiner ganzen Energie durchgefochten, in der Ueberzeugung, ſein Wohl und Wehe hinge davon ab. „Wir hätten lieber die Stadt in die Luft geſprengt, als ſie den Ariſtokraten überliefert, um ſie mit neuen Feſtungswerken zu umgeben", ſprachen ſie. „Solange ſie die Stadt regierten, waren wir arm; ſeitdem ſie nicht mehr am Ruder ſind, iſt Genf eine andere Stadt geworden. Sie wollen nur die Herrſchaft, unſer Wohl kümmert ſie nicht. Eine engliſche Compagnie will jetzt die abgetragenen Wälle für 40 Millionen Francs einfaſſen und eine neue Stadt darauf erbauen; dann wird Genf die Stellung einnehmen, welche ihm vermöge ſeiner geographiſchen Lage zukommt. Licht und Luft ſchenken!" iſt jetzt unſer Wahlſpruch."

So ſprach ein Mann in der Menge mit einem jungen Handwerker, während beide den Freudenſchüſſen zuſahen und dabei zugleich mit ſtolzer Freude auf die um den See aufgewachſene Häuſerreihe ſchauten, deren eines ihr Beſitzer, James Fazy, bewohnt.

Der neue Morgen hat uns Südwind gebracht; es ſind 11 Grad Wärme, Sonnenſtrahlen brechen durch den düſtern Wolkenhimmel und laſſen die Höhen dem Auge ſichtbar werden. Aber neue Regenſchauer drohen. Eine Fahrt über den See, die ich mir vorgenommen, muß unterbleiben. Am Kai iſt es heute ſtill. Der Donner der Kanonen iſt verhallt, das Volk an die Arbeit gegangen, zufrieden, ſeinen Betrieb durch keine neue Regierungsform geſtört zu ſehen, zufrieden, den Fortſchritt geſichert zu haben. „Développement and progress." Mit dieſen Stichworten trägt ſich auch das junge England umher.

Ich ſtand lange auf der kleinen Inſel, welche Rouſſeau's Namen trägt, und ſchaute über den immer noch unruhigen See hinaus. Rouſſeau ſoll hier geeilt und nachgeſonnen haben an vielen Abenden, wenn der Mond über den Montblanc heraufgezogen und die Schatten der Nacht die Stadt ſeinem Blicke entzogen. Doch wer wird hier ſagen können, was der arme Jean Jacques zu einer Zeit gedacht, wo ihn Genf wenig beachtete und ſeinen „Emile" als ein verpöntes Buch öffentlich verbrennen ließ? Die Genfer Jugend, die Kinder des Volks, die jungen Arbeiter in den Webereien haben geſammelt und ihm eine Statue errichtet, welche, mit Erlaubniß Fazy's, auf dieſem ſtillen Ort, unter dem ſchattigen alten Bäumen, aufgeſtellt worden. Sie iſt von Xavier in Paris gefertigt, aus Bronze gegoſſen. Als man ſie enthüllte und die Genfer aufforderte, Zeugen dieſer Feierlichkeit zu ſein, erſchienen nur die Schulkinder: kein Ariſtokrat ließ ſich blicken, kein Mann von Bedeutung zeigte ſeinen Antheil an der Handlung, vielleicht aus Scham, von den Kindern des Volks das gethan zu ſehen, was man ſelbſt zu thun verſäumt hatte; vielleicht auch, weil man ſeine Theilnahme für den Verfaſſer des „Emile" legt, der freiwillig der Ehre eines Genfer Bürgers entſagte. Rouſſeau, das iſt der einzige bedeutende Name in Genfs neuerer Geſchichte, der einzige, der die Welt der kleinen Republik bereichert, und dieſen einen wieſen ihre Bürger aus.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Berliner Briefe.

III.

Ein Concert und ein kleiner Ball beim Prinz Wilhelm, ein anderer im Hotel des engliſchen Geſandten eröffneten die bevorſtehenden Winterluſtbarkeiten.

Bei ſo kleinen Feſten iſt es nicht Sitte, daß die Geſandten eingeladen werden; ein Ceremoniell, das ſich noch aus Friedrich's II. Zeit herſchreibt. Doch bedarf ſich daſſelbe nicht bis auf ihre Gemahlinnen aus; man ſieht dieſelben bei ſpecieller Gewogenheit der hohen Herrſchaften ohne den Gemahl erſcheinen. So auch hier. Die

Marquis M., die Gräfin P. und noch andere genossen den Vorzug und nur der englische Gesandte war zugleich mit Milady im prinzlichen Palais erschienen.

Auch wer die reizende Lokalität des Palastes, den der Regent seit Jahren bewohnt, schon kennt, ist immer von neuem überrascht, wie sinnig vereint hier Kunst und Geschmack mit praktischer Anordnung zusammengehen. Hier sind es nicht nur zu besonderer Festlichkeit geöffnete, unbewohnte Räume wie auf dem königlichen Schloß, sondern neben allem Luxus der Einrichtung tritt uns der Komfort einer bewohnten und gemüthlichen Häuslichkeit entgegen. Diese Räume sind jetzt seit Wochen der Sammelplatz kleiner, ausgewählter Abendgesellschaften, mit denen die Herrin derselben sich zu unterhalten liebt. Bei größern Festen ist es ein großer Vortheil, daß man im Rundkreise circuliren kann. An den Haupttanzsaal stoßt ein Orangerietalon. In plätschern erquickende Fontainen und zwischen duftenden Kränzen glühen bunte Lampen an den blätterreichen Bäumen; auch an zierlichen Lauben fehlt es nicht, wo man sich in gemüthlicher Unterhaltung niederlassen und manch heimliches Wort der Liebe in der Blumengrotte anvertrauen kann. Ein zweiter kleinerer Glassalon ist von Palmengrün umhüllt, indeß in der Mitte auf schwellender Blumenterrasse die Musikchöre empfangen. An einer kleinen Ephenlaube vorüber gelangt man in das Billardzimmer und seitwärts aus diesem in ein behagliches Lesecabinet der Prinzessin, wo Albums und Kupferwerke ausliegen, die Ihrem Freunde schon manchen stillen Genuß gewährt haben. Aus diesem Cabinet führt eine leichte eiserne Wendeltreppe hinab zu den Gemächern des Prinzen. Mit welch künstlerischem Sinn aber das kleine Schlafzimmer der Vorderfront, das die Prinzessin bewohnt, ausgestattet ist, das schildere ich Ihnen nicht, weil Sie es ja selbst gelegentlich sehen und auch an den hier aufgestellten, sprechend ähnlichen Porträts sich erfreuen werden.

Es war ein interessanter Moment für mich, als ich nach so langer Abwesenheit die Gebieterin dieser Räume, umringt von „ihren Freunden", sah, worunter man hier und in der Sprache der Diplomatie jene Politiker versteht, die solange Zeit hindurch die Erfahrungen eines entweder unfreiwilligen oder selbstgewählten Exils sammelten und die so plötzliche Umwandlung des Systems möglich machten, da sie Männer von Geist und Charakter sind.

Der Ball beim britischen Gesandten war glanzvoll und, wie alle Feste in diesem Hause, „comfortable". Die Erinnerung jenes Festes, das hier zum Willkommen des jungen fürstlichen Paares gegeben ward, zog dabei an mir vorüber. Die englisch-preußischen Kränzchen, die über dem grünen Laubgewinde vom Treppenaufgang an dem Eintretenden „La belle alliance" verkündeten, waren diesmal verschwunden, sonst aber waren die Räume mit derselben Sorgfalt und dem hellstrahlendsten Lichterglanz ausgestattet. Die Anwesenden, zwischen 3—400, worunter man außer den hohen und höchsten Herrschaften viele Künstler und Gelehrte sah, bewegten sich zwanglos, und die jüngern Herren der Gesellschaft, die neulich auf der Steglitzer Heide bei einer vielbesprochenen Jagdpartie durch die väterliche Fürsorge unsers „Vater Wrangel" nur ein in jeder Beziehung „kaltes Frühstück" eingenommen hatten, fanden reichliche Gelegenheit, sich zu entschädigen. Lange beschäftigte mich hier, wie neulich beim Gastspiel der Frau von Bärndorf, die Gräfin P.; — denn Sie wollen von Moden hören! Gräfin P. ist eine tiefe Brünette von Haar und Hautfarbe, die in einem Kopfputz von hochrother Emaille mit acht schweren Quasten zu beiden Seiten des Antlitzes und um den Hinterkopf einer orientalischen Sultanskrone nicht unähnlich sieht.

Denn überhaupt scheint es, haben die Beduinen einen Weihnachtsausverkauf in Afrika veranstaltet und das Gerson'sche Lager hat ihn an sich gebracht. Zu Tausenden sieht man diese langen weißen Kaschmirmäntel dort wie in dem neueröffneten Geschäft eines Armeniers liegen. Alles, was „vom guten Ton" ist, trägt einen Burnus und mit ein klein wenig Phantasie kann man sich — namentlich im Theater — mitten unter die Bewohner der Wüste versetzt wähnen. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Hüllen zu Drapirungen aller Art den besten Vorschub leisten und daß die nach hinten lang herabhängende Capotte etwas sehr Anziehendes hat. Als ich neulich, auch bei einem Ball, inmitten einer solchen civilisirten Beduinenschar beim Hinausgehen mein Ohr spitzte, bemerkte ich, daß auch sie untereinander Krieg führen und zwar mit einer gefährlich spitzen Waffe, mit der Zunge. Damit erschienen sie mir viel grausamer als die wildesten Beduinen der Wüste, denen wenigstens die Rechte der Gastfreundschaft heilig sind. Ich wiederhole Ihnen nicht, was ich über den Stand der Allianz zwischen Frankreich und Sardinien — ich meine nur den gesellschaftlichen in der Wilhelms-

und Friedrichsſtraße — vernahm. Aber das darf ich ſagen, daß — im Komödienſpielen unſere Geſellſchaft excellirt. Fräulein von S. würde von Profeſſor Rötſcher unter die Sterne erſten Ranges verſetzt werden, dicht neben Frau von Bärndorf, in der er bekanntlich eine zweite Mars ſieht. Gott Mars hat an Frau von Bärndorf, wie an Edwina Viereck, ſo viel Gefallen gefunden, daß man ſie allerdings als Göttin Mars proclamiren könnte.

Kunſt — Literatur — Theater! Soll ich denn auch dieſe ſchwierige Saite berühren? Und ich möchte nicht ſo ſehr das erwähnen, was ſich vordrängt und immer von ſich reden macht, als das, was im Stillen blüht und den Beifall nur der Kenner ſucht. Fanny Lewald hat die Briefe der unglücklichen Johanna Kinkel an ſie drucken laſſen, eine gewiß höchſt dankenswerthe Erinnerung, die mancher Frau den Muth gegeben hat, natürlich zu ſein bei aller Bildung, kindlich bei aller Reife und Herbigkeit der Erfahrung. Auch ein Schreiben Fanny Lewald's, worin ſie, wie ein zweiter Marquis Poſa, um ſonntägliche Muſeumsfreiheit für die Arbeiterklaſſen bat, hat vielen Beifall, auch theilweiſe Gewähr ihrer Bitte gefunden. Eine etwas weniger perſönliche Art des Vortrags wurde allerdings allgemein dabei gewünſcht. Auch Adolf Stahr iſt wieder da und — ſchreibt in die Journale mehr, als die Leſer von ihm hören mögen. Doch von alledem ein ander mal.

(Ein zweiter Brief folgt.)

Anregungen.

Ueber die Liebe.

III

Wie jener Wahrheit, die in unſerer ſophiſchen, empfindſamen und wo nur für junge Mädchen aus der Venſen berechneten Literatur immer ſeltener wird, ſchildert Julius Michelet den Augenblick, wo ein Weib Mutter wird und zwei Seelen eine dritte, ihre eigene Vereinigung, ins Leben treten ſehen.

Vieles von dem, was Michelet über die erſte Pflege des Kindes ſagt, über die erſten Mutterpflichten, iſt in der deutſchen Literatur oft ſchon ausgeſprochen worden. Der Franzoſe ſchildert dieſe Zuſtände in ſeiner Art, mit einer gewiſſen Uebertreibung, mit einer gewiſſen theatraliſchen Senſirung, und doch ſind die Bilder nicht ohne rührende Wirkung, wenn Michelet die junge Mutter darſtellt, wie ſie ſich auf den Arm des Gatten ſtützt und das erſte Verlaſſen des Hauſes, den erſten Ausgang verſucht. „Während die Mutter" ſagt der Verfaſſer, „dann ganz ihrem Kinde gehört und ſelbſt zum Kinde wird, um es zu einem Menſchen zu erziehen, iſt der Mann den Stürmen des Lebens zurückgegeben. Nun wird er genöthigt ſein, mehr zu arbeiten, er wird einen höhern Preis für ſeine Anſtrengungen, größere Erfolge anſtreben müſſen."

Die franzöſiſche Erziehung iſt eine andere als die unſere. Das kaum ein wenig herangewachſene Kind wird einem Penſionat übergeben und die junge Mutter, die bei uns oft nur noch Mutter bleibt, nur noch in der Sorge für ihre Kinder ihren Himmel findet, kehrt bei den Franzoſen mit mannichfach erleichterter Stimmung ins Leben, in die Geſellſchaft zurück. Dieſer Zeitpunkt iſt in Frankreich für die ganze Zukunft einer Frau der allergefährlichſte. Die großen Aufgaben der Beſtimmung des Weibes ſind erfüllt, der erſten Liebe zum Manne, dem Mutterglücke iſt Genüge gethan, jetzt regt ſich der Erhaltungstrieb der Jugend, die Eitelkeit, die Weltluſt. Gattin und Mutter allein zu bleiben, iſt unter ſolchen Umſtänden in Frankreich ſchwerer als bei uns. Michelet gibt auch für dieſe Situation Rathſchläge.

Das Kind iſt herangewachſen. Gegen den Willen der Mutter entreißt der Vater es dem Schooße der Familie und gibt es in ein Erziehungsinſtitut. An dem nun einſamen Herde erwartet ſie mit Sorge die Stunde der Rückkehr des geliebten Kindes. Es kommt und zeigt die Fremde nicht, die ſie erwartet, es kehrt vergnügt zu den Spielen zurück. Jetzt iſt es am Gatten, ſie zu tröſten und aufs neue Beſitz von ihrem Herzen zu nehmen. Wie wenige ergreifen dieſe Gelegenheit! Im gewöhnlichen Verlauf der Dinge iſt der Mann geneigt, jetzt gerade die volle Kraft ſeiner Männlichkeit zu erwerben, und ſtatt den häuslichen Herd nun mit neuer Flamme zu ſchüren, will er ſeine Frau an die Außenwelt verweiſen und ſie, wie ſie ſich auch wehre, den Kampf des Lebens mit beſtehen laſſen.

Dieſer Theil des Buchs, wo der Autor von dem Kampfe redet, den die ehrenwerthe Frau mit einer Welt zu beſtehen hat, die alle Ehrenhaftigkeit bezweifelt, verdient die Aufmerkſamkeit eines jeden, der an die Tugend glaubt und erlauben möchte, wie ſie auf Proben geſtellt wird. Nichts wird da von ihm vergeſſen, weder die ſcheinbare Unbefangenheit eines Gatten gegenüber den Männern, die zu imponiren wiſſen, noch die Intriguen der Frauen, die auch dieſe junge Frau zu ihrer eigenen Art und Lebensauffaſſung mit herüberziehen möchten, noch die Gefahren, welche ein Weib ſonſt betrohen.

Zuletzt fehlt auch das weibliche Alter nicht. Aber auch Michelet gibt die Liebe dem Weibe eine ewige Jugend. Die Sachlage iſt freilich die: Obgleich der Mann nur zehn Jahre älter iſt, ſo ſteht er noch in voller Kraft da, während ſein Weib ſchon altert. In dem Alter von 40—50 Jahren noch erreicht der Mann den Höhepunkt ſeiner Kraft, denn gerade

macht seine schöpferische Kühnheit sich am meisten geltend, während bei der Frau längst eine Abnahme stattfindet. Damit ist aber noch nicht alles für sie vorüber. Sie besitzt noch die „schönen Reste" ihres Aeußern, sie besitzt Grazie, sie hat geistig gewonnen, ihr Charakter ist gereift und eine neue Mission beginnt für sie. Sie bleibt die treue Seele ihres Mannes, während über diesen oft die Strudel des Lebens verwirrend und betäubend und selbst seinen Charakter gefährdend zusammenschlagen. Als Franzose, der die Paradoxen liebt, nennt Michelet das Erfindung: „Es gibt keine alte Frau!" Nun, wir werden Ausnahmen gestatten. Aber wahr bleibt es, daß ein Weib das gut ist, wie unschön wirkt. „Das Ideal der Frau ist immer das Schöne, das Ideal des Mannes ist das Gerechte."

Und kommt dann endlich der Tod — hat die schmerzlichste aller Trennungen stattgefunden nächst der von einem Kinde, so ist es vielleicht ein „Trostestag". Eine kalte Sonne leuchtet über die weißgereifte Erde. In der sonst so belebten Wohnung ist es still und kalt vom Hauche des Winters. Der sonst von der ganzen Familie umgebene traulich Herd des Kamins ist verwaist und wärmt nur wenig die einsam vor ihm sitzende Witwe. Sie verlebt das halberloschene Feuer, nahe sich dem Kessel, sieht das Licht des Tages schwinden zu sehen. Sie blickt hinauf zu dem umhüllenden Himmel, faltet die Hände über ihrem hörbar klopfenden Herzen, in ihrer Seele vernimmt sie die Worte des Dahingegangenen: „Meine nicht' Herze und' Merde halt, was ich bin, und eine Liebe wird und umfangen, höher und reiner noch, als wir sie auf Erden kannten'."

Die Correspondenten der Kölnischen Zeitung und Kritiker gleichen Schlages nennen vielleicht auch solche Stellen — dumm, abgeschmackt, albern. Wird aber nicht jeder Gebildete bald dahin kommen, allen aufdringlichen Urtheilen zu mißtrauen und sich von der Bekanntschaft mit Büchern, deren Verfasser ihm werth sind, durch seine „Kritik" mehr, seinen „Aesthetischen Artikel", seine „Recensionen" zurückhalten lassen?

In nächster Nummer noch einige Worte über eine soeben erschienene Schrift „Ueber die Frauen" von Bogumil Goltz.

Die Schmeichelei.

Fürsten haben bekanntlich das Unglück, in ihrer Umgebung viel Schmeichler, aber wenig Freunde zu finden und darum bekommen sie selten die Wahrheit zu hören.

Den Fürsten wäre daher sehr das Studium einer moralischen Abhandlung Plutarch's zu empfehlen, die überschrieben ist: „Wie man den Schmeichler vom Freunde unterscheiden könne."

Es ist dies ein Gegenstand, der die alten Philosophen in ihren Untersuchungen über die Freundschaft viel beschäftigte, der viel aber auch noch gegenwärtig, und zwar von denen, die am meisten den verführerischen Augen der Schmeichler ausgesetzt sind, von den Hochgestellten dieser Erde, in Erwägung gezogen zu werden verdiente.

Plutarch vergleicht in seiner Abhandlung den Schmeichler mit dem Wasser, das, aus einem Gefäß in ein anderes geschüttet, die Gestalt desjenigen annimmt, von welchem es aufgenommen wird.

Er erzählt: Als Plato in Syrakus angekommen war, wo Dionys von halbwahnsinnigem Eifer für die Philosophie ergriffen war, fand er den Königspalast angefüllt mit Staub (man beschrieb nämlich die geometrischen Figuren in den Sand), wegen der Menge derer, die mit der Geometrie sich beschäftigten; als aber Plato in Ungnade gefallen war und Dionysius von der Philosophie sich losgesagt und wieder ins Trinken, in Wollust, Unmäßigkeit und knabische Possen sich gestürzt hatte, da waren sie alle zu Hauf, wie von der Circe verwandelt, versunken in Rohheit und Albernheit.

Als einen der angriffensten Schmeichler führt Plutarch den Alcibiades an, der zu Athen durch seine Witze, seinen Marstall, sein angenehmes und heiteres Leben sich auszeichnete, zu Lacedämon aber sich kahl scheer, einen abgetragenen Mantel anlegte und im Kalten sich badete, in Thracien Krieg führte und trank, als er aber zum Feldherrnamt gekommen war, der Ueppigkeit, Weichlichkeit und dem Großthun sich ergab.

Als Gegenstück zu diesem Virtuosen in der Schmeichelkunst führt Plutarch einen Epaminondas oder Agesilaus an, die mit so vielen Menschen und Städten von verschiedener Lebensweise in Berührung kamen, aber dabei doch stets die Würde ihres Charakters, sowol in Kleidung und Speise als in ihren Reden und in ihrer ganzen Lebensweise bewahrten.

Der Schmeichler ist nicht der Spiegel, in welchem ein Fürst sein wahres Abbild erblicken kann. Der Schmeichler läßt, wie Plutarch richtig bemerkt, nichts Schändliches unnachgeahmt, sondern gleich den schlechten Malern, welche, weil sie aus Mangel an Kraft die Schönheit nicht zu erreichen vermögen, nur in Runzeln, Warzen und Narben die Aehnlichkeit darstellen, — gleich diesen ahmt auch der Schmeichler nur Unmäßigkeit, Aberglauben, Jähzorn, Härte u. s. w. nach.

Wer gedächte bei diesen Schilderungen nicht der Kunst, wie so massenhaft die Charakterbilder jetzt in gewissen Gegenden ihre „Schwenkungen" macht!

Gleffen

von A. O.

Um so früh als möglich zu altern, muß man sich entschließen, nicht zu lange jung sein zu wollen.

* * *

Wer immer lacht, hat nie ein wahres Vergnügen.

Für die Goethestiftung sind beim Herausgeber ferner eingegangen: zu Ehren von Frau C. in Hamburg, zu Ehren von Herrn Wilhelm Keßler in Chemnitz als Ertrag einer im dortigen „Literarischen Verein" veranstalteten Sammlung

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. **Nr. 17.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Der Dichter des Don Quixote. Von Karl Frenzel. — Die Macht des Geistes über den Leib. Von Dr. Karl Reclam. — Auf der Reise. Elegien von Amely Bölte. VIII. Brief in Gedanken. IX. Zum häuslichen Herd. — Ueber die Liebe. II. — Deutsche Literatur in der Schweiz.

Der Dichter des Don Quixote.

Von Karl Frenzel.

II.

Auf dem Markte von Algier wurde Cervantes an einen griechischen Renegaten, Dali-Mami, verkauft, der aus den Briefen Don Juan's, die er bei seinem neuen Sklaven fand, auf den vornehmen Stand des Cervantes schloß und in für seine Freiheit ein hohes Lösegeld zu erzwingen hoffte. Algier bot in jener Zeit ein wunderbares, phantastisches Bild. Eine türkische Stadt, in der das Gesindel von allen Küsten des Mittelmeeres zusammenlief, den Islam annahm und fortan, um alles unbekümmert, seinen Leidenschaften und dem Hange zum Nichtsthun und dem Zigeunerleben fröhnte; ein Gemisch aller Völker, Sprachen und Religionen des südlichen Europa, ein Räuberthum im großartigen Stil mit entsetzlichen Plünderungen, Aufständen und Seegefechten; verzweifelte Menschen, wettergebräunt und pulvergeschwärzt, den bunten Gürtel voll Messer und Pistolen, schmutzige Turbane auf ihren wirren Haaren, unter ihrer rothen Piratenflagge, mit ihrem barbarischen Geheul den friedlichen Seefahrern eine Schar losgelassener Dämonen; und mitten in diesem Gewühl die Christensklaven, mehr als einmal Fürstenkinder, italienische und spanische Edelleute unter ihnen, 25,000 an der Zahl, ein beständiges Kommen und Gehen von Losgekauften und eben Gefangenen, Freude und Schmerz in wunderbarsten Spiegelungen, ein ewig lebendiger „Roman des Nebeneinander": das war Algier, als Cervantes es betrat. Im allgemeinen wurden die Sklaven, von denen man ein Lösegeld erwartete, schon aus Habsucht mit einiger Rücksicht behandelt; sie gehen in den Straßen frei, ohne Ketten, ersinnen Pläne zur Flucht, verkehren mit den Renegaten, knüpfen auch wol, die Glücklichsten unter ihnen, Liebeshändel mit maurischen Mädchen an, die sie schleierlos in den Gärten sehen, da die Mauriunen nur vor den Türken ihr Antlitz verbergen. Bei allem Elend hat auch dies Sklavenleben eine gewisse leidenschaftliche, aufregende Poesie. In Liebesabenteuern indeß war niemand weniger bestimmt als Miguel Cervantes; ihm ist „die Freiheit eins der köstlichsten Güter, die der Himmel den Menschen gab, die Gefangenschaft aber das größte Uebel, das die Sterblichen treffen kann." In dieser Gesinnung hat er gehandelt.

Schon in den ersten Monaten seines Aufenthalts beschloß er, mit andern Unglücksgefährten längs der Küste nach Oran zu entfliehen; allein der Mohr, der sie zu führen versprochen, verrieth sie und wenige Schritte vor den Thoren Algiers sahen sie sich zur Umkehr genöthigt. Eine harte und strenge Behandlung war von Seiten ihrer

Herren die nothwendige Folge dieſes kecken Verſuches, im Munde der gefangenen Spanier aber gewinnt Cervantes den Glanz der Heldenhaftigkeit, und wenn junge Ritter, wie Don Diego de Benavides, von den Piraten auf den Sklavenmarkt gebracht werden, weiß man ſie an den armen, verſtümmelten Soldaten als den chriſtlichſten und tapferſten Mann in ganz Algier, und ſie finden in ihm „Vater und Mutter" wieder. Als 1576 ein Freund des Cervantes, der Fähnrich Gabriel de Caſtañeda, ausgelöſt wurde, gab er ihm Briefe an ſeinen Vater Rodrigo in Alcala de Henares mit und der alte Herr legte bereitwillig den größten Theil ſeines Vermögens und die Mitgift ſeiner beiden Töchter Andrea und Luiſa zuſammen, ſeine Söhne aus der Sklaverei zu befreien. Doch um ſo leichten Preis war Dali-Mami nicht gewillt, einen Mann wie Miguel Cervantes freizulaſſen, der Schreiben an den König Philipp II bei ſich getragen; nur Rodrigo durfte im August 1577 aus Algier als ein freier Mann gehen. Ehe ſich die Brüder trennten, hatte Rodrigo verſprochen, um jeden Preis in Valencia oder auf den Baleariſchen Inſeln die Ausrüſtung eines Schiffes zu betreiben, das an der afrikaniſchen Küſte landen und den Chriſten zu einem Fluchtverſuch behülflich ſein ſollte. „Um die Freiheit und die Ehre", ſagt Cervantes, „darf und muß der Menſch ſein Leben wagen" — und die Mißhandlungen der Mauren, die Arbeiten in ihren Gärten, das Herbeiſchleppen von Brennholz, die Peitſchenhiebe der Aufſeher, endlich werden ſie unerträglich; Freiheit um jeden Preis! Bald hat er vierzehn von ſeinen Mitſklaven gewonnen, ſpaniſche Edelleute, einer von ihnen iſt mit dem Hauſe der Albas verwandt, Männer mit ſtählernen Armen wie er. Heimlich entfliehen ſie nacheinander aus Algier nach einem Luſtgarten des Alkaiden Haſſan Aga, deſſen Aufſeher, einen navarreniſchen Sklaven Juan, Cervantes in das Geheimnis gezogen. Drei Meilen weſtlich von der Stadt, hart an der Meeresküſte gelegen, wie jener Garten Zoraida's, der Tochter des Agimorato, die in der Novelle der gefangene ſpaniſche Kapitän entführt, bot der Park Haſſan's an ſeiner einſamſten Stelle einen ſichern, höhlenartigen Verſteck. Hier vereinigten ſich im Ausgang des September Cervantes und ſeine Gefährten, Juan brachte ihnen Speiſe und Trank, ein anderer Renegat, der von ſeinem Handwerk der „Der Vergolder" hieß, gab ihnen in der Nacht Kunde von allem, was in der Stadt geſchehen. Vierzehn ſpaniſche Edelleute mit ängſtlich klopfenden Herzen, die Augen unverwandt auf das Meer gerichtet, in der gefährlichſten Lage, bis endlich in der Nacht des 28. September eine Fregatte aus Majorca unter dem Commando des Mami ſich dem Strande näherte und das verabredete Zeichen gab. Im Augenblick ſind die Ritter auf, den einen und den andern hatte der treue Juan ſchon ſeit dem Februar in der Höhle verborgen gehalten, und nun iſt die Freiheit da, endlich nach ſo langem Dulden. Da aber bemerken etliche mauriſche Fiſcher, die in der Nacht auf das Meer zum Fiſchfang hinausweilten, das heranſegelnde Schiff, die Bewegung in dem ſonſt ſtillen, ſelten beſuchten Garten; ihr Lärmruf erweckt die Wachen am Strand und treibt die Ritter in ihr Verſteck zurück. Einmal verſpielt, war hier auch alles verloren. Bei einem zweiten Landungsverſuch fiel die Fregatte in die Hände der Feinde und „Der Vergolder", der ein ſchreckliches Gericht fürchtete, warf ſich am 30. September dem Dei zu Füßen und geſtand alles. Haſſan Aga, ein venetianiſcher Renegat, der unter dem berühmten türkiſchen Admiral Uccialì vom Ruderknecht zu dieſer Höhe geſtiegen, ließ ſogleich die Ritter gefangen nehmen. Er ſah in der ganzen Angelegenheit nur ein vortreffliches Geſchäft, ſeinen eigenen Sklavenkerker zu füllen, denn er beanſpruchte alle entflohenen Chriſten als ſein rechtmäßiges Eigenthum. Der Gärtner Juan wurde zwar im erſten Zorn von ſeinem Herrn, dem Alkaiden, erdroſſelt, Cervantes aber, der ſeine Muthes vor dem König erſchien und trotz aller Drohungen dabei blieb, daß er der einzig Schuldige ſei, der die andern zur Flucht verleitet, erzwang durch ſein heroiſches Auftreten ſelbſt die Bewunderung dieſer Barbaren. Von den Ketten und dem Kerker rettete ihn freilich nichts; immer ſchwebte über ſeinem und der Gefährten Haupte das Schwert; ſie ſind wie Odyſſeus und ſeine Genoſſen in der Höhle des Polyphem, täglich ſehen ſie die Mißhandlungen, Geiſelungen, ſelbſt die Hinrichtungen ihrer Freunde — aber ſie ſtammen von den Chriſten, die von den Bergen Kabyliens mit Don Pelayo niedergeſtiegen, und ſehnen ſich wie ihre Ahnen den Märtyrerpalmen entgegen. In dieſem entſetzlichen Zwinger findet Cervantes Muße, Romanzen zu dichten, Sonette zu reimen und mit den andern die Komödien des Lope de Rueda zu gegenſeitiger Erheiterung darzuſtellen. Dramatiſche Spiele, Geſänge zum Ruhm der Verſahren aufgeführt in einem Sklavenkerker zum

Staunen der Barbaren! Eine wilde, originale Poeſie liegt über dem allen, die beſpeit in Cervantes' Schilderungen uns ergreift.

Und immer dabei Fluchtgedanken, weit hinausgreifende Pläne! Die unerſchöpfliche Phantaſie dieſes Menſchen verſucht ſich gleichſam probirend an der harten, widerſtrebenden Wirklichkeit, ehe ſie ihr goldenes Spiel mit ihren eigenen Geſtalten beginnt und ihr Reich des ſchönen Scheins aufbaut. Nur iſt das Mißgeſchick, das ihn verfolgt, ebenſo unerſchöpflich: der Mohr, der ſeinen Brief an den chriſtlichen Befehlshaber von Oran bringen ſoll, wird ergriffen, ein Dominicanermönch verräth das ihm anvertraute Geheimniß, einmal iſt Cervantes ſchon dem Kerker entflohen und ſicher geborgen im Hauſe eines Freundes, als die Flucht der andern durch die Wachen gehindert wird. Da hält ihn nichts in ſeinem Muth, weder die Furcht vor dem grauſamen König, noch die Bitten eines Kaufmanns aus Valencia, der um alles gewußt und der fürchtet, die Folter möchte Cervantes zu Geſtändniſſen zwingen. Noch einmal, ein Menſch mit ſtählernen Nerven, den die Hand des Elends nicht zerbrechen kann. Schon ſteht er, mit dem Strick um den Hals, auf dem Richtplatz, der König verlangt die Angabe ſeiner Mitſchuldigen, dann wolle er ihm das Leben ſchenken — Cervantes nennt keinen, zuletzt, wie zum Spott, vier Spanier, die ſich vor Wochen ſchon losgekauft. Eine nicht eben hohe, in die Schultern gewachſene Geſtalt, vorn übergebeugt und ſchwer auf den Füßen, mehr heitere und kluge als ſcharfe Augen mit bezwingendem Blick, in Weſen und Haltung nichts Heroiſches, das Antlitz nur im Feuer der Begeiſterung dem Adler ähnlich: ſo iſt dieſer Miguel Cervantes, ein gemeiner Soldat — „der ſolche Dinge unternommen hat, daß ſie noch viele Jahre im Gedächtniß der Menſchen in Algier leben werden, und alles, um ſich die Freiheit zu gewinnen! Hadſchi der König nie oder befahl, ihn zu ſchlagen, oder ſagte ihm ein einziges böſes Wort; und wir alle" — es iſt der Chriſtenſklave im „Don Quixote", der redet — „glaubten, daß er für die geringſte ſeiner Thaten geſpießt werden möchte" — ein Menſch wie ein Adler und zweifellos noch zu wunderbaren Dingen berufen.

Vier Jahre trug Cervantes nun ſchon das Sklavenkleid, noch waren indeß ſein Muth und ſeine Hoffnung nicht gebrochen. Was der Liſt nicht gelingen wollte, gelingt vielleicht der Gewalt. Sind wir nicht 25,000 gefangene Chriſten? Wenn wir alle an Einem Tage gegen die Mauren aufſtänden, Algier eroberten? Allmählich reift der Gedanke in dieſem erfinderiſchen Kopfe, unter ſo günſtigen Zuſtänden zur That. Denn freilich wird das Regiment Haſſan Aga's mit jedem Tage unerträglicher; ein launiſcher Herr, der ohne Spießen, Köpfen und Obrenabſchneiden ſeiner Diener nicht weiß, was er mit ſeiner Zeit beginnen ſoll, und der zuletzt auch den Mauren ſelbſt Haß und Furcht einflößt. Ein Miguel Cervantes, der tauſend und aber tauſend angedrohten Peitſchenhieben entgeht und mit dem Zorn des Tyrannen ſpielt, iſt nicht noch einmal in Algier zu finden und eine Empörung hat bei dieſer feindlichen Stimmung aller wider den Tyrannen Ausſichten auf Erfolg. Wir wiſſen nicht mehr, wie ſie verhindert ward; möglich, daß vor der letzten Entſcheidung viele zurücktraten, daß Haſſan, der bei alledem ein vortrefflicher Soldat geweſen zu ſein ſcheint, ſeine Gegenverkehrungen gut getroffen hatte. Damals mag er, von ſo großem Muth und ſolcher Heldenhaftigkeit betroffen, über Cervantes ausgerufen haben: „Um meine Hauptſtadt, meine Sklaven und Schiffe zu ſichern, muß ich dieſen verſtummelten Spanier wohlverwahrt halten!"

Wohlverwahrt, im tiefſten Kerker und der Welt ſcheinbar auf immer entriſſen, eins der ſtrahlendſten Lichter, die eine göttliche Kraft entzündet, über dieſe dunkle umſchattete Erde einen ſonnigen Schein zu werfen, einen erſten in ſeinem Glanz beinahe einzig gebliebenen Sonnenſtrahl! Da, als König Haſſan auf den Ruf des Großherrn ſeine Galeere ſchon zur Fahrt nach Konſtantinopel rüſtete und beſchloſſen hatte, ſeinen Sklaven mit ſich zu führen, nahte dieſem die Rettung. Zwei Mönche vom Trinitarierorden, denen die Ordenspflicht den Loskauf der Gefangenen beſtellt, Juan Gil, der Sklavenauslöſer von Caſtilien, und Antonio de la Peña, der von Andaluſien, landeten im Mai 1580 mit dem Almoſenſchiff in Algier. Auch für Cervantes brachten ſie ein Löſegeld, 500 Dukaten; ſeine Mutter, Leſſa Cornel, denn der Vater war inzwiſchen geſtorben, hatte 250, ſeine Schweſter Andrea 50 Dukaten zuſammengelegt. Vergebens aber ward die Summe Haſſan angeboten, zu viel Sorge und Unruhe hatte ihm dieſer Sklave bereitet, um ihn ſo wohlfeil loszulaſſen; er forderte 1000 Goldthaler. Den inſtändigen Bitten und Bemühungen des edeln Frau Juan Gil verdankte endlich Cervantes ſeine Freiheit, er bezahlte dem

König [illegible] Goldpiaster, befriedigte mit Geschenken die Habsucht der türkischen Offiziere und so, nach monatelangen Verhandlungen, am 19. September, in diesem für ihn so verhängnißvollen Monat, ward Cervantes aus dem Kerker befreit. Er hatte die Sorge der Trinitarier verdient; nach seinem zweiten Fluchtversuch hatte der König ihn mit Drohungen und Schmeicheleien zu bewegen getrachtet, den Sklavenausseher für die Krone Neapel, den Pater Jorge Olivar, als Mitschuldigen zu nennen. Wenn ihn Cervantes genannt, kein Zweifel, daß er wie vor kurzem der Dominicaner Miguel Aranda von den Mauren verbrannt worden wäre. So standhaft wie dankbar ist Cervantes; in seiner Novelle von der „englischen Spanierin" feiert er die Großmuth dieser Mönche: „So groß ist das Erbarmen und das hochherzige Mitleid dieser Väter, daß sie ihre eigene Freiheit willig für fremde hingeben und als Sklaven zurückbleiben, um Sklaven auszulösen."

Nun sah er als ein freier Mann Hassan's Schiff nach Konstantinopel segeln und sprang selbst im Herbste 1580, der erste von all seinen Mitgefährten, noch in algierischer Sklavenkleidung, an das Ufer des geliebten Vaterlandes. Welche Entzückungen im Herzen; strömende Thränen über das gefurchte, von Gram und Elend mager und blaß gewordene Gesicht, zahllose inbrünstige Küsse auf den heimischen Boden. Schauspiele, die niemand zuhörender und lebensinniger geschildert als er selbst. Keine erträumten Leiden und Wonnen, sein eigenes Geschick erzählt er; darum ist es ihm wie seinen Helden „eins der herrlichsten Gefühle, die man in diesem Leben empfinden kann, nach langer Sklaverei gesund und wohlbehalten sein Vaterland wiederzusehen; ein Gefühl so herrlich wie Siegesfreude!" Er zählte bei seiner Heimkehr 34 Jahre, erprobt in allem Wechsel irdischer Dinge, doch so arm und unbekannt, wie er einst aus Madrid gezogen. Das half ihm wenig, daß Luis de Belvela in Algier den Trinitariern versichert, daß er in allen Dingen eine ganz eigene Anmuth zeige und nur wenige Menschen ihm gleich zu stellen seien. Wieder galt es, wie bei seinem ersten Auszuge, in dieser harten Wirklichkeit um jeden Fuß breit Raum zum Leben, um jedes Blatt eines Lorbeerkranzes zu ringen; der Ungläubigen sind so viele, welche ihre Hände in die Male des Genius legen wollen. Andererseits ist dieser Miguel Cervantes bisher nur ein abenteuernder Soldat, der besser mit dem Stoßdegen und der Hakenbüchse als mit der Feder umzugehen weiß. Seine Romanzen, Liebeslieder, sein Hirtengedicht „Filena" — alles verklungen, so unbekannt und vergessen, daß sie nicht einmal unter den Büchern unsers Freundes Don Quixote Platz gefunden haben. Und was er von seinen Fahrten heimgebracht, Scenen aus der Schlacht von Lepante, vom Sklavenmarkt und aus den Bagnos von Algier, Erinnerungen an Don Juan, der nun auch schon mit „aufgerissenem Herzen" und „die Haut wie vom Brand gerötet" im Sarge liegt, an perlengeschmückte, maurische Mädchen, an Wunder der heiligen Jungfrau von Montserrat: so mannichfaltige und bunte Erscheinungen wirbeln noch in seiner brennenden Phantasie schemenhaft im wilden Tanze durcheinander und locken ihn unablässig bald hinüber und bald herüber. Denn ein leidenschaftlicher Zug ist nicht in ihm, wie wir ihn in Camoens und Shakspeare belauschen, bei aller Glut südlicher Einbildungskraft eine außerordentliche Klarheit, ein in Schmerzen ruhig gewordenes und entsagendes Gemüth, das nicht verzweifelnd oder trunken zu den Hufen der Musen stürzt, sondern seines Weilens bewußt und darum schon bald der Vollendung sicher zu ihrem Altar tritt, ohne Sturm und Drang. Wie er das Leben ertragen, ein trauriges, armseliges, nothdurftiges Leben, das gehört auch zu seinem Ruhm, stets „hat er in Leiden sich geübter als in Reimen erwiesen".

Darum zwang ihn auch nach seiner Rückkehr die Noth, sein einmal begonnenes Waffenhandwerk fortzusetzen. Mit seinem Bruder Rodrigo diente er in dem Heere, das nach Dom Sebastian's Tode Portugal der spanischen Krone unterwarf, focht in den Jahren von 1581—83 auf den Azoren gegen die Anhänger des Priors von Crato, des letzten portugiesischen Thronprätendenten, und half so dem hispanischen Namen seine letzten Lorbeern erwerben. Darum scheint ihm die Herrschaft des zweiten Philipp eine hochbeglückte und in der „Numantia" heißt es sogar:

> Ein König ist's, von dessen hohem Stamme
> Oesterreichs Thron ich im Geiste sehe —
> Philipp der Zweite ist's, den besser wol
> Die unterwor'ne Welt den Einzigen nennt

Er ahnte nicht und sollte es zu seinem Glücke nie erleben, zu welch traurigem Ende diese „glorreichen Dinge" geführt.

Ueber seinem eigenen Geschick liegen wieder die alten Schatten; vielleicht stand er eine Zeit

lang zu Oran in Barbarien und hatte in Portugal einen Liebeshandel mit einer vornehmen Dame, von der ihm eine Tochter Isabella de Saavedra geboren werden soll — alles wie Irrlichter über Sümpfen, über namenloser Vergessenheit. Sicher haben wir ihn erst wieder am 12. December 1584, wo er in Esquivias, noch war sein Haar braun und sein Antlitz voll Muth und Leben, Doña Catalina de Palacios Salazar y Vozmediano heirathete, ein Mädchen so vornehm und so arm wie er, von ihrem Oheim, Don Francisco de Salazar, in allen Tugenden erzogen. Und noch mehr, da ist auch sein erstes, uns erhaltenes Buch, ein Schäferroman „Galatea", in sechs Büchern — voll Milch und Thau, nicht die Spur eines Kriegsmanns darin, ohne Originalität italienischen und spanischen Mustern, der „Diana" des Montemayor und Gil Polo nachgeahmt, eine unerquickliche, langweilige Geschichte und wie der vortreffliche Pfarrer in Don Quixote's Dorf darüber urtheilt: „muß man den versprochenen zweiten Theil erwarten, vielleicht verdient sie sich dadurch die Gnade, die ihr jetzt noch verweigert werden muß", und heute vor allem, da dieser zweite Theil nie erschienen. Vielleicht aber war sie zumeist bestimmt, deren Herz zu rühren, die zuerst die schmachtenden Lieder an Galatea las, eben jene Doña Catalina, und ihr Gnade vor Recht widerfahren ließ. Damit fängt der dichterische Genius in Cervantes die Schwingen zu heben an. Aus dem Soldaten wird ein Literat in jedem Sinne, auch darin, daß er von seiner Feder zu leben beschließt. Von Esquivias siedelt er nach Madrid über, wohnt dort auf der Plazuela de Matute hinter dem Collegium von Loreto und tritt so in die literarischen Freundschaften und Feindschaften der Hauptstadt ein. Damals noch mehr wie jetzt bot die Bühne reichlichen Erwerb und in acht Jahren, von 1581—89, schrieb Cervantes zwanzig bis dreißig Schauspiele. Als er im Ausgang seiner Laufbahn noch einen letzten, halb traurigen, halb schelmischen Blick — in jener zwiefachen, wunderbar zusammengesetzten Stimmung, die sein Wesen und seine Bedeutung ausmacht — auf diese ersten Arbeiten, seine literarischen Flegeljahre, warf, wußte er ihre Zahl so wenig wie all ihre Titel, nur eins war ihm eine unverlöschbare Erinnerung geblieben, daß der Jubelruf des Volks sie begrüßt und daß „sie ihre Bahn ohne Pfeifen, Geschrei und Toben, ohne eine Opfergabe von Gurken oder sonst werthvaren Dingen durchliefen".

Und dann, das einäugige, gedemüthigte Haupt empor, Miguel Cervantes! Du bist für die spanische Bühne, was Aeschylus einst der griechischen war. Die kleinen Scenen, wo Mann und Frau um die Oliven sich streiten, die nach Jahren der eben gepflanzte Baum tragen wird, wo die listige Zigeunerin dem spitzbübischen Diener den gestohlenen Geldsack davonträgt — Scenen, die er als Knabe von Lope de Rueda mit Hülfe von vier Bärten und Perrucken, vier Hirtenstäben und weißen Schafpelzen hatte spielen sehen, waren längst vor prächtigern Wundern gewichen. Navarro und die sevillanische Lichterschule entzückten ihr Publikum schon mit Engelserscheinungen, Zweikämpfen und Mauernschlachten, ihre Bühne hat eine stattliche Versenkung und in jedem Acte nahmen sie den Blitz mit fliegenden Raketen nach. Ihre Schauspieler besitzen Kessel statt der Reisesäcke, gute toledanische Schwerter statt der Weidenstöcke, Purpurmäntel, Federhüte, Pfauenfederflügel für den Erzengel Gabriel. Der ehrliche Lope de Rueda schlägt mit all seinen Schäferspielen und häuslichen Zwisten zwischen den beiden Oheimen in der Kathedrale zu Cordova neben dem Grenadier Luis Lopez den ewigen Schlaf; andere Zeiten, andere Freuden! Das heiße spanische Volk will nur Könige und Fürstinnen, finstere, energische Leidenschaften oder verwickelte, spitzfindige Geschichten vor seinen Augen haben, wie einen ungeheuern Spiegel, in dem es sein eigenes Bild und Wesen beschauen könne. Eine gewaltige, concentrirte, stumme Leidenschaft des Stolzes und des Fanatismus lebt in jedem spanischen Manne; es ist die Zeit, wo die Armada gerüstet, Antwerpen berannt wird, wo die Ehrechtigkeit von Aragon, die letzten Freiheiten der Halbinsel, fallen, wie die Schlösser der Mauren, Alhambra und Generalife, zerbröckeln: eine düstere, mit Bewußtsein von dem größern Theil des Volkes angenommene und genährte Wuth gegen politische wie religiöse Selbständigkeit, sodaß Spanien dem finstern, von Rauchwolken umschatteten Haupte des Aetna gleicht, in dessen Schlunde die Dämonen das Feuer schüren — nicht zwei der geringsten sind die Inquisition und die Bühne. Wunderliche, nie wiedergekommene Verbindung! Hände, welche die zierlichsten und anmuthigsten Verse geschrieben, Lope de Vega's Hand, haben das Schwert gegen die Engländer geführt und die Befehle zu den Autos da fé unterzeichnet. Noch mehr vielleicht, der feine, schelmische Sinn, der jede Seite des „Don Quixote" belebt, kann

ſich im Augenblick in den wildeſten Fanatismus umwandeln und das Auge, dem an Klarheit und Erkenntniß in die Tiefe aller Weſen damals nur eins auf Erden gleich kam, das William Shakſpeare's, die Welt nur wie durch einen Nebel von Blut und den Rauch unzähliger Scheiterhaufen betrachten.

In dieſer Gewinnung beſteht die Muſe des Cervantes die Probe, wenn wir nach den zwei einzigen Stücken urtheilen dürfen, die uns aus dieſer Periode erhalten ſind: das „Leben in Algier" und „Numantia". Es heißt, daß er im Lager dies „Leben von Algier" geſchrieben, wechſelnde Scenen, die er ſelbſt geſehen; ja, da iſt er auf der Bühne, ein Soldat Saavedra, der mit andern die Leiden der Sklaverei beklagt und das Vaterland zur Rettung ſeiner beiden Söhne, zum beſtändigen Krieg gegen die Turken anruft. Wie anſchaulich, wie ſchmerzlich rührend iſt der Sklavenverkauf auf dem Markt, wo das Weib vom Gatten, die Kinder von der Mutter getrennt werden, die ihnen nur nachrufen kann, Gott treu zu bleiben — nichts mehr, alles erſtickt von unendlichen Thränen; Dinge, die in ihrer ſchrecklichen Realität ein Pathos ohne gleichen haben. Andern, die wie Pedro Mirarez entſtehen, ſehen die Gefahren der Wüſte bevor, die Cervantes erduldet, als er den Kindern nach Tunis wagte und ihm kein Löwe, wie ſeinem Helden, den ſichern Pfad zeigte. Darüber verliert denn freilich die Haupthandlung an Werth und Intereſſe: die unglückliche, vielverbotne Liebe des Aurelio zur Silvia: wie er von ſeiner Gebieterin Zara, wird ſie von ihrem Herrn Auf begehrt, Gegenſätze, die er noch einmal in ſeiner Novelle von Ricardo, dem „großherzigen Liebhaber" geſchildert hat. Aber während ſie in der Erzählung den rechten Mittelpunkt des Ganzen durch die treffliche Charakteriſirung aller und die Schürzung des Knoten gerade in dieſem Verhältniß bilden, haben ſie in dem Drama nur einen fahlen Schein, ausgeblaßte Farben, und die Einführung allegoriſcher Weſen, auf die Cervantes ſo ſtolz zurückblickt, nimmt ihnen vollends Gang und Ton der Tragödie. Was ſind „Nothwendigkeit" und „Gelegenheit", die den ſtarren Sinn eines ſpaniſchen Ritters, wie dieſer Aurelio iſt, beugen wollen? Schlechte, elende Lämonen, die er ſo gut in die Flucht ſchlägt wie der Eremit mit Weihwaſſer und dem Evangelienbuch. Nicht ſo hatte einſt Aeſchylus ſeine Eumeniden, den Schatten des Darius und Kraft und Gewalt unter die Sterblichen geſandt, Weſen von unfaßbarer Hoheit und Schrecklichkeit, die nichts mit den ausgeflügelten, ſophiſtiſchen Trabipuppen eines katholiſchen Spaniers zu thun haben. Eines Spaniers der Inquiſition, der nur dann Flammenworte findet, wenn er das Kreuz erhebt, den Mauernkrieg predigt oder ein ſich ſelbſt vertilgendes Numantia ſchildert. So iſt auch im „Leben von Algier" die Schlußſcene nicht ohne Wirkung und Größe: alle Sklaven ſind auf der Bühne, das Almoſenſchiff in Sicht und nun ein allgemeines Niederfallen, alle Augen und Herzen gen Himmel, ein Gebet um Freiheit auf allen Lippen. Zuſammenhangslos, wirr, nur Genrebilder aneinander reihend, bietet dies Schauſpiel doch in ſeinem Ganzen eine gewiſſe Einheit: es will die Theilnahme des Volks für die Chriſtenſklaven gewinnen, den Haß wider die Mauren entflammen; der Soldat von Lepante ragt bedeutig mit ſtählernem Helm über den Schriftſteller empor, er glaubt und alle ſollen es mit ihm glauben: „daß dies Osmanenreich, das nur unſere Sünden emporgehoben, nicht dauern werde."

Mehr als einmal haben deutſche Aeſthetiker die „Numantia" des Cervantes geprieſen, ſie ebenſo großartig erfaßt als harmoniſch geordnet genannt; es iſt aber ein ſteifes, trockenes Werk, dem nur beim akademiſchen Kleid dies Lob erwerben. Scipio, des langen Kampfes müde und den Muth der Numantiner fürchtend, ſchließt die Stadt mit Wall und Graben ein: Boten, die um Frieden bitten, weiſt er zurück, wie die Herausforderung eines Numantiners, der von ſeinem Kampfe mit einem Römer das Geſchick der Stadt abhängen laſſen will. So umdrängt, von den Göttern verlaſſen, von herausbeſchworenen Leiden dem Verderben gereift, erliegen die Einwohner dem Hunger, um der Geliebten Brot zu bringen, ſtürzt der Liebende in das römiſche Lager und kommt ſterbend mit der geringen, blutig erkauften Beute zurück. Auf den Rath des Feldherrn Theogenes wird auf dem Marktplatz ein Scheiterhaufen errichtet, alle Koſtbarkeiten werden in die Flammen geworfen und in einem entſetzlichen, gegenſeitigen Gemetzel ſterben Kinder, Frauen, Männer: der einzige, der alle überlebt, ein Knabe Viriathus, ſpringt, als die Römer nahen, vom Thurm herab: nur über Leichen kann der ſtolze Scipio triumphiren. Dieſe Darſtellung gleicht in ihrer Feierlichkeit, ihren meiſt getragenen, pomphaften Stil der Oktaven, ihrem, ich möchte ſagen leiblichen Entſetzen und Nervenſchauer, wenn Väter ihre

Kinder faſt auf der Scene erwerben, andere vor Hunger ſterben, und die Mutter dem Säugling zuruft: „Du trinkſt Blut ſtatt Milch“ — durch aus jenen „beiſpielloſen Blutgerichten“, zu denen Don Philipp's „ganzer Hof feierlich geladen.“

(Die Berichtigung in nächſter Nummer.)

Die Macht des Geiſtes über den Leib.

Von Dr. Karl Reclam.*)

Zunächſt iſt hier der Wille zu nennen, welcher mit freier „Selbſtherrſchaft“ die ihm unterworfenen Muskeln regiert. Freilich kann auch der kräftigſte und geübteſte Wille ebenſo wenig alle willkürlich bewegbaren Muskeln auf einmal in Bewegung ſetzen als nur einen einzigen Muskel, während er die übrigen theilnahmlos ruhen läßt, ſondern es geſchieht die Bewegung der Muskeln immer gruppenweiſe.

Unentſchieden iſt noch zur Zeit, wie viel hierbei auf Rechnung der allmählich erlangten Gewöhnung und wieviel auf die urſprüngliche Bildung der Organe und den Zuſammenhang der Nerven untereinander bei Entwickelung der ſich gemeinſchaftlich in Bewegung ſetzenden Muskelgruppen ankommt.

Auch der Wille lernt ſich nur allmählich auf die körperlichen Organe geltend machen, ebenſo wie ſcharfe Wahrnehmung erregter Empfindungsnerven nur allmählich und nach längerer Uebung möglich iſt.

Das Kind, welches Klavier ſpielen lernt, und der Turner, welcher ſeine erſten Uebungen beginnt, machen beide außer den Bewegungen, welche ſie beabſichtigen, noch eine Menge anderer, unbeabſichtigter und unnützer Nebenbewegungen.

*) Die obenſtehende Mittheilung gehört einem ſoeben erſcheinenden Werke an, das unter dem Titel: „Die Wechſelbeziehungen zwiſchen Geiſt und Körper“ nicht nur Bedeutung für die Wiſſenſchaft haben wird, da der Verfaſſer die Einſeitigkeit der meiſten neueren Schriftſteller vermeidet und ehrlich gewiſſenhaft den Einfluß der Geiſteskraft berückſichtigt, als man leider ſelber in der Naturwiſſenſchaft bemüht war, eine Sklaverei der Geiſter unter den rohen Stoff nachzuweiſen, ſondern auch für den Laien Intereſſe und Werth erhalten wird durch die allbekannte, auch beim mündlichen Vortrag ſchlagfertige Gabe des Verfaſſers, in einfacher und klarer Darſtellung auch ſpröden Gegenſtänden ein allgemein verſtändliches und angenehm feſſelndes Gewand zu leihen. Seine Zeitſchrift „Kosmos“ hat von dieſer, auf wiſſenſchaftlichem Gebiete in Deutſchland noch immer zu ſeltenen Befähigung mehrfach Beweiſe gegeben.

D. Red.

Nur bei ſehr geübten Personen ſieht man, daß daß ſie bei jeder Anſtrengung keine andern Muskeln gebrauchen als lediglich die zur Ausführung der Uebung nothwendigen, daß ſie alſo im Stande war, ihren Willen auf beſtimmte Organe ausſchließlich hinzulenken und mithin in dieſem Punkte vollkommene Herrſchaft des Geiſtes über den Körper erlangt haben. (Vergl. H. G. Richter, „Organen“, Leipzig, 1850, S. 207.)

Nicht allein der Wille, ſondern auch andere geiſtige Erregungen vermögen (ohne unſere Abſicht, ja ſogar gegen dieſelbe) Zuſammenziehungen der willkürlichen Bewegungsorgane zu veranlaſſen.

Es iſt ſicher erwieſen, daß die durch den Willen ausgeführte Bewegung ſo zu Stande kommt, daß eine vom Gehirn aus den Nerven überwieſene Erregung in dieſem zum Muskel hingeleitet wird; aber man weiß weder, in welcher Weiſe vom Gehirn aus der Bewegungsnerv gereizt wird, noch wie derſelbe im Stande ſei, die von ihm feſtgebildete Erregung ſo dem Muskel zu überliefern, daß dieſer ſeine Geſtalt verändert und ſich in ſeiner Längsachſe verkürzt. Noch weit weniger vermag man zu beſtimmen, in welcher Weiſe Furcht, Angſt, Zagen, Schreck u. unwillkürliche Bewegungen hervorrufen können.

Weit auffallender iſt der Einfluß dieſer pſychiſchen Affecte auf reine materielle Ausſcheidungen. Daſſelbe Unvermögen, eine Erklärung beizubringen, welches die Wiſſenſchaft eingeſtehen muß bei der Wirkung der Nerven auf chemiſche Vorgänge, muß ſie auch bei den ähnlichen Erſcheinungen zugeben: wenn der Kummer Thränen fließen macht, — wenn Luſternheit nach einer Speiſe die Abſonderung des Speichels plötzlich vermehrt, — wenn Schreck Schweißabſonderung und Angſt Diarrhoe hervorrufen, während ſie zugleich von heftigem Herzklopfen begleitet und oder daſſelbe in ihrem Gefolge haben.

Ueberhaupt hat geiſtige Stimmung auf die materiellen Vorgänge im Körper und beſonders auf die Art der Ernährung derſelben nachhaltigen Einfluß. Andauernde depreſſive Gemüthsſtimmung macht blaß, mager, kränklich; andauernde heitere Gemüthsſtimmung bewirkt das Gegentheil. Den meiſten Menſchen raubt jede heftigere geiſtige Erregung, ſie ſei nun angenehmer oder unangenehmer Art, den Appetit. „Die Freudigkeit des Gelingens iſt das halbe Werk“, ſagt ein altes Sprichwort und will damit den aus vielfachen Beobachtungen gewonnenen Erfahrungsſatz wiedergeben, daß die Vorſtellung von der eigenen Kraft

den Strebenden kräftig und ausdauernd mache und hierdurch zum Vollbringen eines schwierigen Werks viel beitrage.

Welche Macht die Ueberzeugung ausüben könne und wie die lebhaft erregte Einbildung ganz für sich allein schon im Stande sei, Umänderungen des Körpers zu bewirken, davon geben die sogenannten sympathetischen Curen ein schlagendes Beispiel. An und für sich völlig wirkungslose Gegenstände werden dann zum heilenden Mittel. Bekannt ist jener komische Fall, wo ein am Wechselfieber leidender Kranker einem Freunde den Auftrag gab, auf seiner Reise einen Schäfer zu besuchen, welcher wegen seiner Geschicklichkeit im „Abbinden des Fiebers" bei der abergläubischen Nachbarschaft in großem Rufe stand. Der Kranke berechnete sich bis auf Tag und Stunde genau den Zeitpunkt, zu welchem sein Freund in die Nähe des Rhundermanns kommen würde, verlor auch von jenem Augenblick an die Fieberanfälle und dankte nun dem Freunde nach dessen Rückkehr für seine Gefälligkeit. Dieser aber mußte eingestehen, daß er des Auftrags vergessen und den heilkünstlerischen Schäfer nicht aufgesucht hatte. Des Kranken Einbildung war also ganz allein das von günstigem Erfolg begleitete Heilmittel gewesen. Ein ähnliches Beispiel erzählt der bekannte Justiz Holt. Als Student übernachtete er in einer Taschenke und erfuhr, daß die Tochter des Wirths seit langer Zeit am Wechselfieber leide; aus jugendlichem Uebermuth versicherte er, im Besitze eines Geheimmittels zu sein, nahm einige Kräuter, wickelte sie in ein Stück Pergament, schrieb seinen Namen und einige kabbalistische Zeichen darauf und hing dies der Kranken um den Hals. Das angebliche Geheimmittel wirkte, die Fieberanfälle blieben weg. Als viele Jahre später Holt als Richter fungirte, wurde ein altes Weib als Hexe verklagt, weil sie durch Zaubermittel das Fieber heile; er ließ sich von der Alten ihr Mittel angeben und erstaunte nicht wenig, als sie ihm einfach das Amulet zeigte, welches er für ihre Tochter einst selbst fabricirt hatte. Immerhin ist hier aber noch in Erwägung zu ziehen, daß nur die (vom Rückenmark abhängenden) typischen Erscheinungen der Fieberanfälle durch Hülfe der Einbildungskraft beseitigt werden, nicht aber die von jenen Anfällen hervorgerufene Milzanschwellung.

Die Einbildungskraft beherrscht mit ihren Vorstellungen den Körper in so hohem Grade, daß Krankheiten durch sie ebenso wohl hervorgerufen als wiederum beseitigt werden. Vorzugsweise sind dies Nervenkrankheiten, bei denen — wegen des Zusammenhangs der Körpernerven durch das Rückenmark mit dem Gehirn — eine Einwirkung der geistigen Thätigkeiten durch das letztere Centralorgan des Nervensystems auf die gesammten Körpernerven und also auch eine Hervorrufung oder Beseitigung der Krankheitszustände am leichtesten begreiflich ist. Epileptische Krämpfe sind wiederholt aus rein geistigen Ursachen entstanden und durch dieselben geheilt worden. Es ließen sich sehr zahlreiche Beispiele anführen, wir wählen jedoch nur eins der auffallendsten und vollkommen verbürgten aus.

Im Bicêtre zu Paris wurden gefallene Dirnen um das Jahr 1780 regelmäßig sechs Wochen lang verpflegt und dann entlassen, gleichviel, ob sie geheilt waren oder nicht. Dieser seltsame Gebrauch war ganz geeignet, die Kranken in der letzten Woche in große Aufregung zu versetzen, weil die bevorstehende Verabschiedung sie bedrohte, während sie doch aus Erfahrung wußten, daß zu dieser Zeit die Heilung oft noch nicht erfolgt war; ihre geistige Aufregung sprach sich regelmäßig in Krämpfen aus, welche ihnen schließlich als ein nothwendiger Bestandtheil der Cur erschienen und die sie die „Arzneimittel los werden" nannten. Als dies nun seit undenklicher Zeit so fortgegangen, ließ der Arzt des Hospitals, Guillotin, zwei große Fässer mit eiskaltem Wasser hinstellen, in welche angeblich zur Heilung der Convulsionen, sobald diese ausgebrochen wären, die Mädchen nackend mit dem Kopfe zuerst hineingestürzt werden sollten; ferner legte man eine große Anzahl Brenneisen in das Feuer, als ob man die Kranken nach dem Bade brennen wolle. Die Krämpfe blieben aus und waren mehrere Jahre verschwunden. Im Jahre 1793 wurden die Kranken aus dem Bicêtre in das Kapuzinerkloster gebracht; am Tage der Aufnahme fand eins der Mädchen beim Oeffnen eines Krahns ein glänzendes Metallkügelchen (Pöthe), welches sie für Quecksilber hielt; sofort stellten sich sowol bei dieser als bei den meisten andern Kranken des ganzen Saales wiederum Zuckungen ein. Man wendete deshalb dasselbe Mittel an wie früher und die Krämpfe verschwanden und sind es auch bisjetzt geblieben. Schon früher heilte Boerhave im harlemer Waisenhause die Epilepsie der Kinder durch das gleiche Verfahren. Als Oppolzer Director der Klinik am leipziger Krankenhause war, wurden die epileptischen Zuckungen

eines Knaben schon dadurch beseitigt, daß man ihn in der kalten Jahreszeit mit einem Wannenbade aus frischem Brunnenwasser bedrohte.

Daß heftige geistige Aufregung, die oft in weiter nichts als in gleichzeitiger Einwirkung von Furcht und gespannter Aufmerksamkeit besteht, Bewußtlosigkeit, ja oft den Tod erregen könne, ist durch zahlreiche Erfahrungen bewiesen. Müller erinnert an den Fall, welchen Pictet in seinen Beobachtungen über das erprobte Stickgas erzählt. Man ließ einer Dame, Miß P., statt des in Ohnmacht versetzenden erprobten Stickgases gewöhnliche atmosphärische Luft einathmen, um die Wirkung der Einbildungskraft zu prüfen. „Sie hatte noch keine drei bis vier Athemzüge gethan, als sie, was ihr noch nie widerfahren war, in Ohnmacht sank, woraus sie sich jedoch bald wieder erholte." — Ideler erzählt, daß epileptische Kranke in den Augenblicken starben, als sie eine Schale mit dem Blute eines Enthaupteten gefüllt zum Munde führten, um das Blut zu trinken, welches nach einem weitverbreiteten Volksaberglauben als ein Heilmittel der Epilepsie angesehen wird. — Nicht minder ist hierfür ein Beispiel jener durch Gerichtsacten verbürgte Vorgang, daß eine Gesellschaft junger Leute, vom Genusse des Weines aufgeregt, einen ihrer Genossen zum Tode verurtheilte, ihn zur Ausführung des übermüthigen Possenspiels in ein dunkles Zimmer führte, halb entkleidete, den Kopf auf einen Block legen ließ und mit einem nassen Handtuche auf den entblößten Hals schlug. In demselben Augenblicke starb das Opfer ihrer rohen Scherze.

Bekannt ist ferner, daß Furcht vor Ansteckung die Uebertragung einer epidemischen Krankheit außerordentlich begünstigt. (S. Hohnbaum, „Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie", Bd. 7, S. 572—593).

Daß die lebhaft erregte Phantasie materielle Veränderungen im Organismus bewirke, welche durch kein anderes (materielles) Mittel unter ähnlichen Verhältnissen willkürlich hervorgerufen werden können, lehrt nachstehende Beobachtung von Pichon: Eine 48jährige Bauersfrau, hysterisch und seit mehreren Jahren bereits in das sogenannte klimakterische Alter eingetreten, wohnte der schwierigen Geburt ihrer Tochter bei und behauptete nach einigen Stunden, ebenfalls Geburtswehen zu fühlen; es erfolgte nicht nur heftiger Blutverlust, sondern nach drei Tagen stellte sich auch Milchabsonderung ein, welche etwa eine Woche lang anhielt. — Einen noch ärgern Fall erzählt Leidarz Klein, denn hier währete die Täuschung neun Monate lang und bewirkte dann heftige, von Convulsionen begleitete Wehen. (Ideler, über Hypochondrie, in: „Annalen der Charité", 1852).

Der Schreck vermag ohne jede materielle Berührung zu tödten. Ein kräftig gebauter 42jähriger Pächter wurde unerwartet beim nächtlichen Ueberschreiten über den Po von einer Patrouille überfallen, welche nach ihm feuerte, jedoch ohne ihn zu treffen. Er fiel am Ufer hin und wurde am andern Morgen todt gefunden, ohne daß die Section irgend eine Verletzung an ihm hätte nachweisen können. — Ein Steinkranker, welcher operirt werden sollte, starb in demselben Augenblicke, als das Messer seine Haut berührte. — Eine Frau sah einen Wagen von einem Damme herabstürzen und starb vor Schreck, obwol sie so weit vom Wagen entfernt war, daß ihr persönlich kein Nachtheil irgendeiner Art erwachsen konnte. — Eine Dame im Alter von 48 Jahren hörte Sturm läuten und lief bei dem Glockentone mit den Worten todt zusammen: „Es sind Plünderer da!" (Ausführlicheres über diese Beispiele in: „Gazz. med. ital. veteat Lombardi", 1851, Nr. 1 und Nr. 4.)

Allgemein bekannt ist ferner, daß die „Milch der Ammen und Mütter" bei trüber Gemüthsstimmung der Stillenden oder auch nach Schreck für die säugenden Kinder nachtheilig ist. Man ist gern geneigt, dies für einen Aberglauben zu halten, während doch die nachstehende verbürgte Thatsache, die wir deshalb mit des Erzählers eigenen Worten wiedergeben, die allgemeine Annahme bestätigt. „In Münster kam vor Jahren ein Soldat in einer Unteroffiziersfrau und geräth mit ihr in heftigen Streit. Von Wuth entbrannt, wirft die Frau den Soldaten, dem sie an Körperkraft überlegen ist, aus der Thür ihrer Wohnung und verschließt dieselbe hinter ihm geräuschvoll unter gewaltigen Schimpfreden. Ihr halbjähriges Kind (welches hierdurch aufwacht) schreit in der Wiege; sie nimmt es heraus und legt es an die Brust. Es bekommt bald starke Convulsionen und stirbt nach kurzer Zeit auf ihrem Schooße." (Sanitätsrath Dr. Droste in Osnabrück in: „Deutsche Klinik", 1856, Nr. 11.)

Sehr lehrreich für die Macht des Geistes über die materiellen Vorgänge des Körpers und für den Einfluß der Einbildungskraft sind die nachstehenden beiden Beobachtungen über Wasserscheu, welche beide als verbürgt betrachtet werden müssen. Ein Knecht neckte einen Hund,

welcher 24 Stunden im Schnee gelegen und gehungert hatte, beim Fressen; das unwillige Thier biß den Knecht in die Nase. Nach 30 Tagen wurde der Knecht unzweifelhaft wuthkrank und starb nach 48 Stunden. Der Hund dagegen lebte noch drei Jahre und wurde nicht wuthkrank. (Dr. Lehmann, Kreisphysikus zu Ostpreußisch in: „Medicin. Zeitschrift des Vereins für Heilkunde in Preußen", 1854, Nr. 17.) Ein Jurist, welcher in einem Bureau arbeitete, wurde von einem fremden, anscheinend harmlosen Hunde, welcher seinem dicken Sohne zugelaufen war, zufällig gebissen, als der Hund spielend nach einer Mütze haschte, die jener in der Hand hatte. Die Verwundung bestand nur in kleinen Hautrissen; als aber nach zwei Tagen die Umgegend derselben sich entzündete und Eiterbildung begann, da tauchte in dem Manne der Gedanke auf, der Hund könne toll gewesen sein. Das Thier war nur wenige Tage bei seinem Herrn geblieben und war nach einer tüchtigen Mahlzeit fortgelaufen, ohne wiederzukehren. Der Gebissene aber verlor von nun an den Appetit, empfand Ekel vor Suppen, schlief wenig und war unruhig, litt sehr durch Träume von tollen Hunden, empfand am Morgen vor dem Wasser, mit dem er sich waschen wollte, Angst, die er nur mühsam zu überwinden vermochte. Er enthielt sich Tag und Abends des gewohnten Getränks von frischem Wasser und zwar, wie er selbst erzählt, („Leipziger Zeitung", Nr. 123, 1852) „aus Furcht, meine Wasserscheu möchte offen und unwiderlegbar hervortreten. Aus demselben Grunde litt ich lieber den heftigsten Durst, als daß ich Wasser trank, und der Durst quälte mich fast beständig, so er wurde brennend, wenn er unbefriedigt blieb, was hauptsächlich während der Tiennunden eintrat, in denen kein anderes Getränk als Wasser genannt war. Machte ein anderer im Bureau von dem Trinkwasser Gebrauch und hörte ich das Geräusch des Einschütterns ins Glas, so überliefen mich wieder Schauder, denen ich nicht widerstehen konnte, so sehr ich mich auch anstrengte, sie abzuwehren. Dabei wurde mir der Mund trocken, die Zunge schwoll an (!), wurde schwer und Schaum bildete sich auf den Lippen. Ich empfand mitunter große Lust, einem bellenden Hunde zu accompagniren, noch einem neben mir Sitzenden oder Stehenden mit dem Munde zu schnappen, ja ihn zu beißen, zu knurren, Sprünge zu machen und des Unsinns mehr zu thun. In solchen Momenten schloß ich die Augen, drückte meine Ohren mit den Fingern zu und stemmte mich mit aller Gewalt gegen meinen Sitz oder Standpunkt."

Diese Zeichen von Gehirnkrankheit nahmen zu, „je näher die mir bekannte Frist von neun Tagen rückte". Die Angst wurde um so unerträglicher, weil er sich niemand mitzutheilen wagte. Am neunten Tage wurde der Schauder vor dem Wasser so groß, daß er ihn nicht überwinden konnte, um sich zu waschen. Im Bureau konnte er vor Unruhe nicht arbeiten. Als er sich im Spiegel sah, verlor er alle Hoffnung. „Der Spiegel warf mir ein entsetzliches Bild zurück; meine Gesichtszüge waren verzerrt, der Blick glanzlos und leer, die Stirn naß von Schweiß, Lippen und Bart voll Schaum, dabei zitterte ich an allen Gliedern wie Espenlaub, ich fühlte es, der fürchterliche Moment rücke näher und näher". Er verließ das Bureau, um im Freien den Ausbruch der Wuthkrankheit zu erwarten. Hier traf ihn ein Freund, welcher, über sein verstörtes Aussehen verwundert, ihn in ein Weinhaus führte. Durch den Wein und die Gespräche erheitert und von seiner Furcht abgelenkt, ließ er die Stunde unbeachtet vorübergehen, an welcher er vor neun Tagen gebissen worden war. Mit ihr zugleich schwand die Furcht vor der Wasserscheu und der Kranke war geheilt. Er selber machte zur allgemeinen Belehrung seine Rettung aus der Gefahr bekannt, nachdem auch die (nur von Laien) für gefährlich gehaltene „Zahl 9" in Wochen und Monaten glücklich vorübergegangen war.

Man konnte diese Erscheinung auf verschiedenem Wege mit Hülfe der gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu „erklären" suchen; aber keine einzige der Erklärungen würde sich wissenschaftlich begründen lassen, sodaß es passender scheint, diese Versuche hier zu unterlassen. Sehen wir wenigstens zu, ob wir mit Hülfe der bis jetzt gemachten Beobachtungen nicht wenigstens einigen näheren Einblick in die Art der Wechselwirkung zwischen Geist und Körper gewinnen können. Wir glauben, daß es uns möglich sein wird, in unserer oben genannten Schrift dieses Ziel zu erreichen.

Auf der Reise.

Skizzen von Moritz Gottl.

VIII. Besuch in Coppet.

Warme Luft wehen wie im Frühling. Zum ersten male seit meiner Ankunft in Genf weht ein milder Westwind und ich benutze den langersehnten schönen Tag zu einem Ausflug nach dem

Schloß der Frau von Staël, wo ich während des Studiums ihrer Lebensgeschichte so oft mit meinen Gedanken geweilt.

Die Dampfboote verließen während der Wintersaison nur täglich einmal den Hafen von Genf; so mußte ich mich denn entschließen, die heute nicht wiederkehrende Gelegenheit zu benutzen, trotz des noch auf den Bergen ruhenden Morgennebel, die mir die Aussicht nahmen. Ich fand nur wenige Passagiere an Bord. Die Fremden haben ihre Zaubern eingestellt, sich entweder in einer Pension häuslich eingerichtet oder sind der Heimat wieder zugeeilt. Das Pfingstfest winkt nicht mehr auf offener Landstraße, seit die Reisewerkzeuge ruhen.

Eine Engländerin hatte sich mir angeschlossen. Jeder in Genf ankommende Fremde möchte das Schloß der berühmten Frau sehen und um so lieber sehen, sein die Schwierigkeit, diesen Wunsch zu befriedigen, eine unüberwindliche geworden ist. Haus und Garten sind jedem verschlossen. Eine gedruckte Regel ist ausgestellt und von der genauen Obrigkeit bestätigt worden, die dem Park von Coppet zu betreten verbietet.

Auf dem Jura spielten die Sonnenstrahlen, als wir bei Coppet an das Land stiegen. Das Dampfschiff tauschte weiter, um seine Fahrt bis Villeneuve fortzusetzen, während das von Lyon her kommende Boot uns noch zwei Stunden hier aufnehmen und nach Genf zurückführen sollte. Diese kurze Zeit galt es nun zu benutzen.

Wir wanderten die vor uns liegende Straße hinauf, längs der Häuschen hin, die mir klein, fast verfallen schienen, als gehörten sie einem andern Zeitalter an. Eine altertümliche Kirche stand in ihrer Mitte. Der kleine Gasthof, welcher rechts an unserm Wege lag, glich mit seinen niedrigen Fenstern einer gewöhnlichen Landschenke, und doch, wie mancher berühmte Mann war hier schon eingekehrt, hatte seine Karte von hier aus auf das Schloß gesandt und der gastlichen Einladung der Besitzerin gehorcht.

Vorbei war mir schon Jetzt vorbei für immer! Vielleicht nur hundert Schritte vom Thore entfernt, hatten wir das Schloß schon erreicht. Ein viereckiges einstöckiges Gebäude, mit einem innern Hof und vier thurmartig aufgestutzten Flügeln. Ich schellte, und der Hausbesitzer, ein stattlicher Mann in schwarzer Kleidung, erschien. Ich trug ihm mein Begehren vor. Madame la Baronne de Staël war emigriert und er forderte meine Karte, um mich bei ihr anzumelden. Wie eigentümlich durchzitterte mich der Klang dieses Namens, den zu hören ich so wenig gefaßt war!

Die Gattin des 1827 gestorbenen August von Staël, des ältesten Sohnes der berühmten Schriftstellerin, — eine geborene Pernet aus Genf — war mir eine völlig fremde Erscheinung, die sich in meinen Gedanken vielen durch Erinnerungen geheiligten Räumen wenig anpaßte.

Ich wurde die Treppe hinauf in ihren Salon geführt. Ganz befangen trat ich hier ein und sah mich von den Gegenständen umringt, die meine Phantasie mir so vielfach bemalt hatte. Das waren noch dieselben Möbel, mit denen Madame Necker diese Gemächer geschmückt; das große alte Sofa, von weißem Holze mit Vergoldungen, überzogen mit dem geblümten Atlas à la Maintenon, war unverändert geblieben, auf ihm sitzend hatte Frau von Staël den Prinzen August von Preußen empfangen, der dann, durch die Reize dieser Freundin, der schönen Madame Récamier gefesselt, drei Monate hier verweilte, ohne die Rein in ein Ja zu verwandeln; hier hatte sie Lord Byron begrüßt und ihm mit so viel schöner Wärme eine Versöhnung mit seiner Gattin anempfohlen; hier hatte Ochsenschläger an ihren Augen gehangen, und — wer hätte nicht alles der berühmten Frau den Tribut seiner Bewunderung hier gezollt und dabei ihre Gastlichkeit mit huldigendem Dank in Anspruch genommen?

Mein Auge glitt hastig von einem Gegenstande zum andern, ich sah im Kamin die wärmende Flamme, während der Frühling draußen grünte und blühte, wo Vater und Tochter bei einer Partie Whist, als einzige Zuschauer, still scherzend und sinnend scherzend die Karten durcheinander warfen.

Dort seitwärts stand das Klavier, zu dem sie mit ihrer tiefen, klangvollen Stimme gesungen. Aus den Fenstern sah sich die Aussicht auf den See und die ihn begrenzenden Berge, deren beschneite Häupter, bei wechselndem Wind und Sonnenschein, von dahinterliegenden neuen Bergketten überthürmt wurden, wie mir der Hausbesitzer versicherte. So lag vor ihrem Auge die Natur in ihrer Schönheit und Größe ausgebreitet, während sie ihre „Corinne" und „Delphine" schrieb, und leitete sie gleichsam von Schönheit zu Schönheit.

Ich wandte mich endlich vom Fenster zurück und richtete mein Auge auf die an den Wänden

befindlichen Bildes, in dessen Mitte die Tochter Necker's, lebensgroß in Oel gemalt, zwischen ihren Aeltern hing. Zum ersten male entdeckte ich heute die sprechende Aehnlichkeit mit ihrem Vater. Stirn, Augen und Nase waren ganz ihm nachgebildet; nur der Mund, die gar zu starken Lippen, deuten in dem Gesichte der Tochter mehr als bei dem Vater auf, während der Blick ihrer dunkeln, glühenden Augen bei beiden derselbe zu sein schien, und das erhobene Haupt den Trotz ausdrückte, welcher Bewunderung erzwingen will. Madame Necker dagegen, in ihrem weißen Kleide, dem weißen Busentuche, dem weißen Kopfputz auf den gepuderten, blonden Haaren sah ganz fein und durchsichtig aus, glich in ihrer Einfachheit einer Vestalin oder einer Fee. Nicht die Spur einer Aehnlichkeit zwischen Mutter und Kind! *La femme à Thomas*, wie die Pariser sie nannten, war sicherlich ein Wesen ohne jede energische Sinnlichkeit gewesen.

August von Stael, der würdige Zögling seines Großvaters, hing Necker zur Seite. Im Aeußern glich er ihm nicht, sein schwarzes Haar und der Schnitt seines Gesichts trugen einen mehr französischen Charakter, während der Ernst seiner Miene den denkenden, mit sich selbst rechtenden, hilfsamen Mann charakterisirte. Neben Madame Necker hatte ihre Enkelin, die Herzogin von Broglie, ihren Platz erhalten. Die feinen dünnen Hände, der ernste Blick des jugendlichen schmalen Gesichts zeigen uns die Priesterin asketischer Jugend und die strenge Richterin menschlicher Schwächen. An der Seite ihrer Großmutter fand sie würdig ihren Platz.

Abgewendet von diesem Familienkreise hing Herr von Stahl, in der glänzenden Uniform eines schwedischen Gesandten, das Haar gepudert, wie es unter Ludwig XVI. noch Mode war, die hellblauen Augen matt in das Leben schauend, die schlaffen Züge die Hingabe an Genüsse verrathend, die ihn jung zum Greise umwandelten und sein Dasein verkürzten.

Lange stand ich unbeweglich vor diesen Bildern, welche, zueinander gehörend, eine ganze Zeitepoche repräsentirten, die uns immer noch mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Rousseau und Voltaire hatten an der Wiege der berühmten Frau gestanden, Schiller und Goethe ihren Geist bewundert, und die Restauration ihr Leben beschlossen. Mir ihr war der Tag gewesen; als es Nacht um sie ward, da leuchte sich zugleich der Nachen, welche den Völkern an einem neuen Morgen vorgeleuchtet. Ungern nur trennte ich mich so bald schon von diesem Raume, worin rechts das Arbeitszimmer Necker's, links ein langer Saal, das frühere Speisezimmer, sich schloß, von August von Stael mit einem großen Billard versehen. An diesen Saal stieß wieder das Schlafgemach der Frau von Stael, das sie zugleich als Arbeitszimmer benutzte, wo sie ihre „Corinne" geschrieben und ihr Werk über die deutsche Literatur verfaßt hatte. Die Möbel waren auch hier noch dieselben geblieben, nur ihr großes, prachtvolles Himmelbett hatte in die Ankleidekammer wandern und einem kleineren Platz machen müssen, das jetzt der Herzog von Broglie bei seinen Besuchen in Coppet einnimmt und in dem daneben stehenden bequemen Lehnstuhle sich im Zimmer spazieren fährt, weil seine von Gicht gelähmten Füße ihm den Dienst versagen.

Von Benjamin Constant und den andern Freunden der berühmten Frau fand sich nirgends eine Spur, nirgends ein Bild oder ein sonstiges Andenken aufbewahrt.

Wir waren mit dem Besichtigen des ersten Stocks zu Ende und es blieb uns jetzt nur noch im Parterre der frühere Theatersaal, welcher zugleich als Bibliothek gedient, zu durchwandern.

Langsam folgte ich meinem Führer dahin nach; denn ich schied wider meinen Willen von diesen Räumen, deren einstige Bewohner hier vor meinem Blicke neu erstanden waren.

Das weite, kalte Gemach, wo sonst Thalia gethront, zeigte seine Ueberreste jener Zeit. Sogar die Schränke an den Wänden ringsum waren von Büchern leer, nur ein kleiner unbrauchbarer Flügel, ein Besitzthum der Frau von Stael, zu ihrem Andenken hier geblieben. An der Wand hing eine Copie des jugendlichen Rafael, und dem gegenüber ein Porträt in Oel von August Wilhelm Schlegel, der, mit einem Zobelpelz bekleidet, eben aus Rußland zurückgekehrt sein mußte, und in seiner weißen Cravatte aussah like a clergyman — wie meine englische Gefährtin bemerkte. Auf einem Buffet stand eine Büste Necca's, mit einer seltsam langen Nase und nicht eben schönen Zügen. Dieser zweite Gemahl der Frau von Stael hat einen Sohn hinterlassen, welcher jung und kinderlos gestorben ist; seine Gattin, eine geborene Rabouren aus Graf, lebt dort, die Besitzerin seines ungeheuren Vermögens; denn die Necca gehörten zu den begüterten Aristokraten Genfs.

Am äußersten Ende des Saals enthüllte un-

ser Führer eine Statue in Marmor, Necker als Redner vorstellend, von Canova gefertigt, ein Meisterstück. Die Finger erheben, die Lippen wie zur Rede geöffnet, die Richtung des Hauptes der Mimik folgend, steht er in antiker Umhüllung da.

Die nächste Umgebung des Hauses und den Park in Augenschein zu nehmen, blieb mir nun noch überlassen und bald mußte ich bekennen, daß mein Auge nie eine reizendere Besitzung gesehen. Wechsel nach allen Richtungen hin: Vor die Kette des Jura, an dessen Fuß die Eisenbahn, durch Bäume versteckt, mitten durch die Gartenanlagen hinführt und diese einst abgelegene Besitzung mit allen Ländern der Erde in Verbindung bringt. Klappernde Mühlen, rauschende Waldbäche, Hernüchten auf den im Sonnenlichte blau spielenden Leman und die ihn begrenzenden Alpen boten auf unserm Spaziergange immer neuen Reiz. Längs dem See hin führte die lange Allee, die ehemalige Kokettstraße, auf der früher so manche Postkutsche hierher ihren Weg gesucht, um die Freunde der berühmten Frau an den Ort ihrer Verbannung zu führen, wo sie nicht aufhörte nach dem Kaukasus St.-Germain und der Rue du Bac zu seufzen, trotz aller Schönheiten der sie umgebenden Natur. Neben dieser Straße befand sich in einem, von hoher Mauer umschließenen Wäldchen das Grabmal der Gemahlin Necker's, das ihr trauernder Gatte ihr errichtet, und wo er täglich mehrere Stunden in einsamer Betrachtung zugebracht. Hier wurde später sein Sarg neben den übrigen gestellt und hier suchte seine verzweifelnde Tochter an seinem Grabe ihren lauten Schmerz zu beschwichtigen und den Trost und die innere Beruhigung zu finden, deren wir alle dem Unabänderlichen gegenüber bedürfen. Hier fand auch sie ihre Stätte, als sie, noch in jungen Jahren, ein Raub des Todes ward, den ihre eigene Unvorsichtigkeit herbeigeführt.

Seitdem ist es einsam in diesem stillen Hain geworden; die Bäume rauschen über den Grabhügeln hin und senken alljährlich eine bunte Laubdecke auf sie herab, die Winde weinen und klagen, bald in den rauhen Tönen des eisigen Nordwindes, bald mit dem schmeichelnden Hauche der säuselnden Zephyre; doch kein Menschenherz steht bebend still am Eingange des einsamen Orts und sucht mit zitternder Hand den Schlüssel zu verbergen. Die sich nicht entbehren konnten, ruhen hier vereint; die Neugierde darf ihren Schlaf nicht stören, so wollte es der Wille Necker's.

Die Herzen, denen auf Erden keine Ruhe ward, stehen nun still, sie haben den Ruhm gesucht und daher das Glück verfehlt, das wir alle begehren und das so wenige finden, denn es ist ein seltenes Blümchen, nur durch Resignation zu gewinnen, vor dem Ehrgeiz aber flieht unter die Füße getreten. „Friede sei mit ihnen!"

IX. Zum häuslichen Herd.

In einem Tage kann man jetzt von Genf nach Basel gelangen, muß dann aber freilich in aller Frühe aufbrechen. Die Sonne hatte kaum den Rand des Horizontes noch überschritten, als ich dem Bahnhof zueilte, mit einem trauernden Scheideblick auf die mir lieb gewordene Stadt. Es war eine milde, laue Luft, wir hatten am Tage zuvor 12 Grad Wärme gehabt und alles versprach eine angenehme Fahrt über die schönen und mir noch unbekannten Seen von Biel und Neuenburg.

Die Eisenbahn von Genf nach Lausanne führt hart am breiten Ufer des Sees hin, an Coppet, Nyon, Morges vorbei und bietet die schönste Aussicht auf die am jenseitigen Ufer sich auftürmenden Berge, deren weiße Spitzen eben aus dem Morgennebel aufzutauchen begannen. Trunken verfolgte mein Auge die wechselnde Schönheit der Landschaft. Berge, nur Berge! rief es in mir. Angesichts ihrer beugt sich unsere Brust, alles Kleine schwindet und wir selbst schauen mit freierm und größerm Blicke auf das Leben hin.

Die Lage von Lausanne ist nach meinem Geschmack der von Genf vorzuziehen, weil die Natur hier einen großartigen Charakter anzunehmen beginnt. Von hier an beginnt das Reich der Pensionen für Brustleidende, welche zunächst Vevay, dann aber Montreux, Bex, Aigle und Glarus aufsuchen und die Gesunden, aus Furcht vor Ansteckung, verscheuchen. Pflicht wäre es, jedem Kranken vorzuschreiben, sein eigenes Bett mit sich zu führen.

Von Lausanne ab biegt die Bahn landeinwärts und damit nimmt die Landschaft einen andern Charakter an, der See entzieht sich dem Auge, die Höhen vermindern sich; nach einer Stunde findet man sich dem Neuenburger See gegenüber, dessen bedeutende Fläche die Ufer dem Auge verbirgt und darum minder reizvoll erscheinen läßt. Ein feiner Landregen hatte sich eingestellt, man konnte auf dem Verdecke nicht verweilen, die engerfüllte Kajüte war kein angenehmer Aufenthalt. Die Langeweile wurde, wie so

häufig auf der Reise, die Mutter des Appetits, man ißt von allen Seiten: „Garçon, un bon dîner!“ und das Klappern der Teller, das Getränk der Messer und Gabeln übertönte alle andern Stimmen, denen an einem lebendigen Worte gelegen war. Als wir den Pleiserer erreichten, gewann die Aussicht. Die steilen Höhen deckten noch des Herbstes Farben, das schönste Rothbraun, untermischt mit Gelb, legte sich sammtartig an die kalten Felswände, deren Fuß der Weinstock zierte. Terrier und Landhäuser reichten sich darunter, so hart an den Rand des Sees gebaut, als hätten sie ihm nur mühsam diesen kleinen Streifen Erde abgewonnen.

Um drei Uhr erreichten wir das Ende dieser Fahrt und bestiegen aufs neue die Dampfwagen. Kälter und kälter wurde es nun, bald deckte Schnee die Erde und als wir Basel erreichten, umgab uns schon der tiefste Winter. Ich hatte mich unter den Schutz einiger Herren begeben, mit diesen fuhr ich hinüber nach Klein-Basel in den Gasthof zum Bären, wo wir übernachteten. Im Bädeker, dem Unentbehrlichen, stand, daß man hier billig und gut wohne und viele katholische Priester finde. Wir suchten alle hier einen neugierigen Blick in das Gastzimmer; entdeckten aber, mit den Römern zu reden, keine einzige „schwarze Krähe“. Ich befragte den Wirth um die Ursache und erfuhr, daß diese Zeit lange vorüber sei, wo die Priester sich hier ergetzt und Bädeker von einer Vergangenheit rede, aber die ein Jahrtausend Jahre hingeschwunden.

Ich bedauerte, Basel verlassen zu müssen, ohne es gesehen zu haben, da der Zug schon um 6 Uhr morgens aus der Stadt entführen; im Sommer, welche reizende Höhle! Von Genf hierher zahlt man 22 Francs, von Basel nach Dresden 75 Francs und gelangt ohne weitern Aufenthalt in 24 Stunden nach der Heimat. Der Weg nach Italien ist damit gefunden. Von Genf nach Turin und Genua gelangt man ohne Unterbrechung in abermals 24 Stunden, dieser Anschluß ist endlich bewerkstelligt worden, obgleich die Eisenbahn noch nicht vollendet ist.

Einer meiner Reisegefährten, ein lustiger, blondgelockter Frankfurter, unterhielt uns sehr angenehm mit Anekdoten aus dem zoologischen Garten, womit seine Vaterstadt sich bereichert hat. Als Mitglied des Comité war er von allem genau unterrichtet und stolz auf ein Unternehmen, das so ehrig beförderte. Gewiß konnte man die Thiere nur loben, der Bevölkerung und namentlich den Kindern, eine so angenehme und belehrende Unterhaltung zu gewähren, die hoffentlich Nachahmung finden wird.

Von Frankfurt nach Dresden geht die Fahrt rasch und gut, den Aufenthalt in Leipzig angenommen, wo man um 4 Uhr in der Frühe eintrifft und erst um 6 Uhr weiter befördert wird. Was es sagen will, an einem kalten Morgen in einer Wartestube seine Nacht beschließen und mit übermüdetem Auge den hellen Tag begrüßen müssen, können nur die mitempfinden, welche unter dieser Einrichtung gelitten haben. Gewiß wird dann auch der Reiselustigste der Frau von Stael gern nachsprechen, es sei das Reisen ein trauriges Vergnügen, und sieh den eigenen Herd, gleich mir, begrüßen.

Anregungen.

Ueber die Liebe.

II.

Wir haben die schriftstellerische Werke des ergötzlichen, doch auch mannichfach wunderlichen Benjamin Colz schon so oft gerühmt, daß wir an einer Beurtheilung seines neuen kleinen Buchs „Ueber die Frauen“ (Berlin, Lenke 1858) früher Gelegtes nur wiederholen könnten. Wir geben vor, einmal eine Frau über ihn reden und, wie wir sogleich hören werden, streng mit ihm ins Gericht gehen zu lassen. Die von ihm angeregte Debatte wird dadurch wenigstens um so pikanter.

„Es ist sehr unvernunftmäßig“, schreibt uns eine Leserin des Colz'schen Schrift, „daß die Männer immer wieder auch neue zu ergründen suchen, warum wir so verschieden von ihnen sind und worin diese Verschiedenheit besteht. Als Meisterwerk der Schöpfung, scheint es ihnen befremdend und unbegreiflich, daß die ihnen zugetheilte Geschöpfen, im Aeußern ihnen so ähnlich, in ihrem Wesen, Denken, Empfinden das Gegentheil von ihnen sei, und so sehr man diese Verschiedenheit für einerseits lobte, interessant, unterhält, so sehr bemühen sie sich auf der andern Seite, ihr aus diesem ihr vom Schöpfer weise verliehenen Naturell einen Vorwurf zu machen. Sie soll nicht so sein, wie sie ist, und wiederum soll sie auch nicht anders sein. Sie soll die Schwächen nicht besitzen, welche ihr angeboren sind, und wiederum soll sie sich auch keine der Eigenschaften des männlichen Geschlechts aneignen. Sie soll ganz Weib sein, und wiederum wirft man ihr vor, der Tugenden, Talente, Charaktereigenschaften des Mannes zu entbehren. Man will sie

unvernünftig wissen, und andererseits tadelt man ein konsequentes Wollen an ihr als unschön, unliebenswürdig. Sie soll nur da sein, um den Männern zu gefallen, nur für sie leben, nur ihnen Reize winden, keine andere Bestimmung kennen; und wiederum sind sehr Fremden Gebieten unzufrieden mit ihrer Lösung dieser Aufgabe und versäumen es, ihnen eine Richtschnur an die Hand zu geben, die sie dem Ziele sicherer zuführe.

„Niemand ist nun wol schlimmer in dem Dezma mit unserm armen Geschlecht verfahren als Herr Degenwill Geiz. Die Schilderung, welche er von dem weiblichen Naturell entwirft, ist so entmuthigend, daß jede, die sein Buch lesen wird, aufhören muß, Verlangen an ihre Existenz als Frau zu finden. Vielleicht ist dies auch gerade seine Absicht gewesen, vielleicht wollte er das weibliche Geschlecht ganz deprimiren und den Männern alle Lust benehmen, mit so leichtfertigen Wesen anzubinden. Vielleicht waren seine eigenen Erfahrungen nur die traurigsten gewesen und er benutzte sie zur Warnung seiner Mitbrüder. Betrachten wir es so und würdigen aus dem Gesichtspunkte seine Anklage.

„‚Man kennt sie alle, hat sie alle geliebt, wenn man eine geliebt und kennen gelernt hat.‘

„‚Diese Eine also trägt die ganze Schuld dieser Verleumdung unsers Geschlechts!‘ Und diese Eine, wo finden wir sie, um sie über uns ergangene Klage an ihr zu rächen!‘

„Herr Degenwill Geiz hat vielfache Reisen gemacht; doch dürfen wir nach seinen Aeußerungen vermuthen, die fremden Frauen haben seinen Beifall nicht gehabt und diese Eine sei eine Deutsche gewesen. Das Schmeichelhafte dieser Wahl können wir nur mit gemischten Gefühlen hinnehmen. Gibt er auch den Frauen in seinem Vaterlande den Vorzug vor beweist sich damit als echter Patriot, so ist dieser Vorzug doch noch problematisch, wenn er daneben äußert: ‚In der Leidheit und Rauheit der Mannsleute sei mehr Methode, mehr Schematismus und Stil als in der der Frauen.‘

„‚Alle, selbst in der Leidheit und Rauheit müssen wir immer noch übertreffen werden, aus Mangel an Methode; denn Methode besitzen wir gar nicht, wir sind Gerechter, Instinktgeschöpfe, Kinder der Augenblicks, die nie wissen, was sie wollen, nie wollen was sie sollen.‘

„‚Und wir kann es anders mit uns werden!‘ Dafür ist keine Hoffnung. Wir sind entweder zu dumm oder zu gelehrt. ‚In dumm, dann hält der Mann es einige Jahre mit uns aus, solange uns Elemente imponiren, die erste Mühe anhaftet; schwindet diese aber, so findet er das arme Naturell unangenehm heraus und wird unserer überdrüssig. In gelehrt wiederum, d. h. vernünftig und überlegt, genirt es den Mann, die denkende Frau kann seiner Unruhe, Kommandirsucht und Intoleranzen inne werden: das möchte er um keinen Preis!‘ Sie darf nie so klug sein, um ein Auge für seine Schwächen zu haben — ‚so gelehrt als wir es das nennt, um keinen Preis!‘

„Herr Degenwill Geiz faßt seine Ansicht hierüber in diesem Satze zusammen:

„‚Allzu gelehrt ist eine Närrin, allzu liebenswürdig eine Dirne, allzu gerade aus ein Lumpenhund in menschlicher Gestalt.‘

„‚Kurze, erbauliche Sätze der Art finden wir in seinem Buche so reichlich verbunden, um einen kleinen Katechismus für die von ihm so gehaßten höhern Töchterschulen daraus zusammenstellen zu können. Er mißbilligt die Erziehung in diesen Anstalten — wir thun es mit ihm — da er aber zugleich sagt: ‚Um liebenswürdig zu sein, muß man von seinen Verhältnissen getragen werden.‘ — und: ‚Es kommt in dem Kapitel der Grazie und Liebenswürdigkeit darauf hinaus, daß man der Aristokratie angehöre,‘ so scheinen die höhern Töchterschulen nicht so ganz unangemessen für solche Gouvernanten der Ehe, deren zarte Finger nur mit der rauhen Wirklichkeit in Berührung kommen und deren Hände, was sie gern hat, weichgepflegt sind und bis in das spätere Alter durch das Tragen von Handschuhen konservirt werden.

„‚Alle genialen Weiber verheirathen sich mit unbedeutenden Männern,‘ sagt er, ‚um dumme Kinder zu kriegen. Denn wäre der Gatte ihnen ebenbürtig, so wurde es ein Geschlecht von Heroen und Halbgöttern geben, welche die Welt in Verwirrung brächten.‘

„Und eben dem Grunde alle vermählen sich hochbegabte Männer wahrscheinlich dann wiederum mit ihren Köchinnen oder einem kaum erwachsenen Mädchen, dessen unreifer Verstand dann auf kaltem Wege sieben bleibt, ratlos und verwirrt bleibt, seinen Halt in sich hat noch anders sich findet und als das stärkste Kind des Hauses zu betrachten ist. Wir haben uns allerdings oft darüber verwundert, daß gelehrte Männer eine so wunderliche Wahl treffen und sind nie darauf verfallen, daß es eine weise Vorsicht von ihnen sein könnte, damit zu verhindern, daß das Menschengeschlecht nicht allzu schnell auf dem Wege seiner Perfektibilität fortschreite.

„Herr Degenwill Geiz empfiehlt übrigens die Ehe allen ohne Ausnahme, weil sonst ‚die Sittlichkeit in der Luft hängt‘ und weil die ‚Familien die wachsenden Aristokratchen des Staats sind.‘ Der Mann muß ein solches Elementargeschöpf, ein durch und durch unvernünftiges, nur durch seinen Instinkt geleitetes Wesen zur Seite haben, um sich täglich seiner Ueberlegenheit im vernünftigen Wollen (doch nach der Bibel nicht Vollbringen) in der Konsequenz, in der Methode — vielleicht auch in der Mathematik bewußt zu werden. Der Zweck aber geht der Ehe ein, um den Mutterwahnsinn kennen zu lernen. ‚Denn,‘ sagt Herr Degenwill Geiz, ‚nur mit diesem Mutterwahnsinn scheint es menschenmöglich, ein Dutzend Kinder mit steter Sorgen groß zu ziehen, ohne in einem so verwirklichten Spe-

timent von Vertrauen zu verlieren oder das Leben vor der Zeit satt zu geben.“ Ein ermuthigender Zuruf an die Mutter, in der That!

„Zum Schluß vergleicht er dann noch das Frauenzeichnet mit dem Juden, denen er sie in jenem Bezug ungemein ähnlich findet durch Eigenschaften, welche zu wenig schwerschlüssig sind, um ihrer Verherrlichung eine weibliche Feder zu leihen. Herr Pregmil Golz schlägt überhaupt in seiner ganzen Abhandlung einen Ton an, der uns nicht sympathisch ist. Wir lieben unserer Natur nach das Reine und Zarte, wir schätzen eine gebildete Sprache und schöne Worte, wir suchen in dem Manne die Consistenz und das vernunftig besonnene Urtheil, das unser leicht erregbares Naturell zügeln und mäßigen soll — und wir finden in Herrn Pregmil Golz und selbst in allen unseren schlimmsten Eigenschaften und Schwächen weiter. Tact verletzt uns, thut uns weh. Wir sehen erstaunt vor dem rohen und entmenschten Bilde und leise spricht in uns die Stimme des Instincts, es ist nicht Er, der es verschuldet, sondern Sie, jene Eine, durch die er das ganze Geschlecht so schlimm verkannt und die er, ohne es zu wollen, nur nachgeahmt.“

Wenn wir jetzt nicht nach dem Sprache „Durch zweier Zeugen Mund wird allemal die Wahrheit kund“ verfahren und es diesmal, auf ein eigenes Urtheil verzichtend, bei obiger Ansicht über das Golz'sche Buch bewenden lassen, so geschieht es, weil wir fürchten, die Aufmerksamkeit unserer Leser über ein und dasselbe Thema schon zu lange in Anspruch genommen zu haben. Obendrein freut der Verfasser die Hochachtung, vor der wir von den so ehrsamen und natürlichen Aeußerungen seines Gefühls der treuen Gattenliebe zurückbeben.

Deutsche Literatur in der Schweiz.

Bekanntlich geben sich die Schweizer selbst so, als ob die Deutschen die deutsche Sprache erst von ihnen gelernt hätten. Wenigstens verrathen sie, und das in allerlei Dingen, nicht besonders Dankbarkeit für den Zusammenhang mit dem Völkerstamm, dem sie angehören.

Die schweizer Literatur hat glänzende Erscheinungen hervorgebracht und der Einfluß schweizerischen Geistes hat auf die Gegenwart der deutschen Literatur Druck ist kein geringer, auch Deutsche sind bei diesem Geiste in die Schule gegangen, wie Jöchffe, Auerbach und andere. Aber der Sonderbund, den sie auf unserem Parnaß bilden, hat etwas Peinerliches. Ihre Abneigung gegen den Zusammenhang mit dem allgemein Deutschen ist so hartnäckig, daß sie sogar die Deutschen, die bei ihnen sich ansiedeln, allmählich in ihre Weise hineinzerren und sie — mitschwingen lassen.

Provinzialliteratur gibt es überall in Deutschland, überall auch schaaren sich poetische Talente um speciell ehemalige oder österreichische oder plattdeutsche Ueberlieferungen und Interessen, aber mitgrund mit dem Charakter von Exclusivität, den solche und ähnliche Bestrebungen in der Schweiz haben.

So fing die Zeitschrift, die jetzt bei Brockhaus in Schaffhausen unter dem Titel: „Die Schweiz“, erscheint, mit Aufsätzen an, die den Zusammenhang der Schweiz mit der deutschen allgemeinen Literatur befördern zu wollen schienen. Wir fanden diese Tendenz, zu der damals die Mitglieder des „Literarischen Vereins in Bern“ auch Muth hatten, ganz vortrefflich. Begegneten wir doch in dem „Album“ (Bern, Harald Blom, 1858), aus welchem sich später die obengenannte Zeitschrift entwickelte, einer Bereicherung der Goethe Literatur in der Abhandlung „Goethe's Wilhelm Tell“, von Heinrich Düntzer. Goethe's Absicht, ein Epos dieses Inhalts zu geben, und Schiller's Aufgreifen dieser Idee für ein Drama bilden das Object dieser Abhandlung, die die deutsche Literaturgeschichte dankbar entgegennehmen durfte. Varnhagen von Ense gab Bemerkungen gegen die, welche in der heutigen Literatur nur einen Stillstand erblicken können, er empfahl „Herder's Nachlaß“. Wir fanden eine Abhandlung von nicht gering anzuschlagendem wissenschaftlichen Werthe „Die Ansichten der Völker von der Seele“, von Professor Dr. Heinrich Wuttke in Leipzig. Die von diesem Gelehrten gegebene Zusammenstellung war ebenso gewissenhaft als interessant, sie regte zu nützlicher Forschung dieser psychologischen Anschauungen für das Gebiet der Philosophie an. Der mit einem guten Denkerworte gegen den Materialismus schließenden Abhandlung folgte eine Arbeit, welche psychologisch ebenfalls hohes Interesse bot: „Geistiger Zustand eines noch nicht unterrichteten Taubstummen“, von Schütte. Jetzt aber scheint, wenigstens in der genannten Monatsschrift, ausschließlich nur der schweizerische Charakter vertreten zu sollen. Nur Schweizersagen und Schweizergrößen machen bekannt. Der Patriotismus und poetische Gemüthlichkeit, die Gesinnung waren, die ein solches Organ zwischen Mutter- und Tochterliteratur anbefehlen konnte, wirken auf und selbst die Deutschen, die die Begründer und Redacteuren der Zeitschrift waren und sind, können sich dem provinziellen Weben nicht entziehen, sondern müssen ihm huldigen, nur um den Herren vom Grund und Boden, auf dem sie wachsen, in herzlicher Abneigung gegen „Deutsche“ — in deutscher Sprache gerecht zu werden.

Gerade Dr. Eckardt, der der Führung dieser Monatsschrift ganz in Händen zu haben scheint, sollte seine sehr Mittheilungsluß und seinen Einfluß dahin anwenden, daß in einer solchen Zeitschrift immer auch diejenigen poetischen und philosophischen Interessen vertreten würden, die ihren Widerklang zugleich in Leipzig, Wien und Berlin finden.

Für die Redaction dieses Heftes hat dessen Herausgeber seinen ausgezeichneten Freund, den Herrn Baron Oberst zu Rudolstadt in Oberschlesien, gewonnen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 18. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Mynheer Hannepoot. Von M. Solitaire I. — Der Dichter des Don Quixote. Von Karl Frenzel III. — Aus Paris I. — Ein ungarischer Dichter. — Paul Heyse. — Aus der Winterabende VII. — Betrachtung der Dichter zu Leben. — Dichter's Erinnerungen an deutsche Klassiker. — Miszellen. — Lose. Von Adolf Peters.

Mynheer Hannepoot.

Ein niederländisches Charakterbild.

Von M. Solitaire *)

I.

Mynheer Hannepoot, ein vor einem halben Jahre aus der Kapcolonie zurückgekehrtes Mitglied der südafrikanischen Compagnie oder, wie die Holländer sagen, Maatschappij, fand am Morgen eines düstern Apriltages 177* am Aeußer seines in der Nähe der Zuiderzee etwa vier deutsche Meilen von Amsterdam entlegenen Landhauses und schaute mit ruhiger Gelassenheit, wie die Schiffer einer Regenwolke bei niederhängen auf die Landschaft und jedermann Auge seinen freien Blick mit ihren Falten verhingen.

Ja, es war ein düsteres, echt niederländisches Wetter. Die grauen Wolken wandelten über die trübselige Szene mit der behaglichen Langsamkeit von — Weinkufern, die beim Abzapfen eines Fasses duftigen Johannisbergers durch den Ruf eines Gastes gestört werden, der — ein Achterlein Landwein verlangt. Wel legte sich der nördliche Nordwind mit aller Gewalt und allem Ungestüm, dessen hiesige unbelebte Sohn des Himmels nur immer fähig ist, unter ohne Brausen und wer aus dem schwarzen Leder grauschwarzen dunkelfarbigen Schwarzen, aber es half nichts; es glückte ihm nur wenig, die phlegmatischen Kolonie weiter zu schieben, und alles, was er erreichte, war, daß sie niesten und prusteten, als hätte die scharfe Luft, die da wehte, sie einigermaßen verschnupft. Die Wellen der Zuiderzee ringelten die Kinn in langen, schweren, schwarzen Ringen melancholisch zu dem dunkel meergrünen Strande und schienen, die eine wie die andere, wie sie die schäumenden Kämme so überstürzten, dieses ganzen elenden Spiels gar herzlich müde zu sein. Die vielen Windmühlen, die rings die flache Gegend bedeckten und fast bis zum Rande der schwarzen, schäumenden Gewässer zu stehen waren, feierten sämmtlich, weil aus keinem andern Grunde, als weil der Athem dieses Nordwindes ihrem hölzernen Bauch zu scharf dunkte; die wenigen Bäume, die mit den Gruppen von Sträuchern und Gewächsen aller Art um Mynheer Hannepoot's Landhaus die Landschaft schmückten, einige schwindsüchtige Pappeln, einige langarmige und wie verzweifelt aussehende Akazienbäume, einige verkümmerte und vom Sturm, von der Nähe seewärts und seewärtsste Linden hingen traurig und verdrießlich ihr regenschweres Haupt zur Erde. Mit einem Wort, der Geist allgemeiner Verdrießlichkeit wandelte über diesen Theil des Erdballs an diesem verdorbenen Apriltage, und nur ein einziges lebendes Gegen-

*) Der eigenthümliche Darstellungsweise, der Humor und die phantastische Erfindung dieses Aufsatzes haben in unserer Zeit viel Theilnahme gefunden. Wir verweisen auf die Charakteristik in Band II. N. 8. S. 625 unserer „Unterhaltungen".

D. Red.

Hand in der nächsten Umgebung schien unbemerkt von ihm, und dieser Gegenstand ist Mynheer Hannepoet's ganz eigne, aber trotzdem dennoch ziemlich umfangreiche Stirn.

Zwar machte sich dieser liebenswürdige Mann allerlei Gedanken über das unerwartete traurige Ereigniß, aber seine Laune war trotzdem im innern Gemüthe getrübt. Und warum denn auch in aller Welt sollte er nicht guter Laune sein? Hatte er nicht die schwersten Jahre des Lebens hinter sich, und war er nicht mit seinen zweimalhunderttausend Gulden (wohl zu merken doch nur beiläufigen, die bekanntlich hier den Werth von sechzehn sächsischen Neugroschen repräsentiren) wohlbehalten in Holland vom Cap der guten Hoffnung, auf welchem er sich beinahe zwanzig Jahre aufgehalten, in seinem Wohnsitz eingetroffen? Hatte sein schöner heißer Weib nicht Heimat und war sie nicht eine so zarte und feine, wenn auch etwas melancholische Erscheinung, als wäre sie eine durch die heißen Träume eines liebesschmachtenden Mannes bebenden Aspe gewachsen sein mag? Hatte seine Villa, die, an deren Fenster sitzend er jetzt seine mit Cap-Confituren gefüllte spanische Chocolade trank, nicht Meerblick, aber auch „Hannepoet's ganze Zeit" („Hannepoet's ganze Zeit"), und war dieselbe, die ihm fünfundzwanzigtausend Gulden gekostet, nicht ausgestattet mit allem nur erdenklichen modernen Luxus, daß in den Zeitschriften die Muster Kirchof, der Palmen, die Leben früheren und ihr heimatschaftigen schönen Haupt geschmückt mögen am Orte? — Hatte seiner Nase neue Kammerjungfer, die bisherige Phantasie, die gemalte holländische Luft geathmet, nicht Meer, sein neuer Diener aber, das heimatentsprossene mischgehaue Hausthier, das mit ihm vom Cap herübergekommen, nicht Luft (Lukas) und war selbiger nicht ein Menschen, das alles kannte, was gemalt von dem treuen Diener eines alten Junggesellen und jungen Ehemannes verlangt werden kann, vom Haarausgehattern bis zum Kinderwarten und Puppenmachen?

Hannepoet's Gedanken kamen bei Luf still: er nahm seine Cap-Confituren-Chocolade vollends aus, strich den verschiedenen Schlafrock mit gelben, ehemals cremegarbigen Pyramiden, in den er gekleidet war, zurecht in die Falten, dann ging er gelassen an die Thür und rief:

„Luf!"

Eine Stimme, deren Klange jene schmelzende Innigkeit in sich bergen, von denen die Sprachforscher behaupten, daß sie nur den Hottentotten und den mit ihnen verwandten ungebildeten Völkerschaften eigen sein können, antwortete:

„Wat believe U, Mynheer! Da bin ich, Mynheer!"

Und zugleich mit diesen Worten rollte eine Kugel in das Zimmer: die Kugel war von Kirsch- und gehörte ost- und eigenthümlich dem wackern Luf, indem sie das einzige Medium repräsentirte, durch welches es unserm braven Luf vergönnt war, zur Erheiterung zu gelangen. Der Neger, runde, dicke Luf mit der unangenehm aufgestülpten Nase, den bläulichen, wulstigen Lippen, dem wie mit Glycerengrütz bestrichenen, aufgetriebenen Antlitz, war übrigens mit all der Pracht gekleidet, wie sie nur immer dem Diener eines Mannes von Hannepoet's Reichthum geziemen mußte. Er trug eine recht nett mit Silber garnirte Jacke aus grünem Tuch; eine für seine etwas unangenehme Kugelgestalt mehr als zu empfehlende Hose von gelbgestreiftem Sammetleder und ein Paar braune Gamaschen, die auf den zierlichen Fuß, auf dem die Kugel stand, gar nicht unschön hinabsahen. Luf's Haupt prangte zwei wohlgebildete und gepuderte Locken, die seine gedankenvollen Schläfe herrlich bedeckten: aber unter dem rechten Arme hielt er den Pfauen, der seine obligate Dienstergebenheit prächtig bezeichnete.

Da stand er nun und lagte erwartungsvoll, wie es Boden gebraucht von dem ungebornen Negerl, den er vor seinem gewaltigen Herrn zu empfinden gewohnt war:

„Wat believe U, Mynheer?"

„Aber Luf", gegrunzelte Mynheer Hannepoet mißvergnüglicher und für sein von Natur mit gewöhnlich größerer Heftigkeit begabtes Wesen verdienstvoller Gelassenheit, „Luf! wie magst du nur so fragen? Wer kennt dich fragen, was mir beliebt? Kannst du dir nicht denken, kannst du nicht imaginiren, daß mir schauderhaft zu Muthe ist zu diesem wirklich unchristlich stürmischen und entsetzlichen, verdienten Apfelmorgen? Und magst du nicht begreifen, daß mich heute, da es mir vollkommen unmöglich ist, angeln zu gehen, oder Möven, Enten und Schwalben zu jagen, nach Menschen, das mich noch die verlangt, mein lieber Luf?"

„Nun ich sorge mich, Mynheer begnügen zu dürfen" versetzte Luf mit einem gar nicht unangenehmen Lächeln. „Aber vor allen Dingen erlauben mir Mynheer eine Frage: Haben Ew. Gnaden meine Gesellschaft gekannt?"

„Nein, mein lieber Luf", entgegnete Mynheer

Herr Hannepeet, seine kurze Thonpfeife mit echtem Havannacanaster stopfend. „Nun, mein lieber Paul' ich war nicht so glücklich, weil du es nie der Mühe werth gehalten, mir während unseres Aufenthalts in der Hauptstadt diese wundige Lowe vorzustellen. Doch was willst du mit dieser Frage sagen?"

Paul machte ein sehr pfiffiges Gesicht, räusperte sich bedeutend und mit Heftigkeit und verzogte, seine Hottentottenlippen in breitem Grinsen verziehend und seine entsetzlich schönen weißen Zähne mehr als gewöhnlich entblößend: „Nun, Mynheer, ich frage so, weil, wenn Sie meine Großmutter gekannt hätten, die doch bei Jahren war, Hochdenselben wahrscheinlich meiner Großmutter Nachtmütze nicht unbekannt geblieben wäre, die ebenfalls doch bei Jahren war. Sehen Sie nun, Mynheer! dieser alten Frau alte Nachtmütze hatte in ihrem ganzen langen Leben nicht erfahren, was Wasser und Seife ist und wie einem da Muthe wird, wenn einem heimlogen der Pelz gewaschen wird. Aus diesem Grunde hatte das vielerwähnte, sonst gar nicht unschöne und meiner braunen Großmutter prächtig zu Gesicht stehende Kleidungsstück ein Gelerit erlangt, das mit zu dem Allerseltsamsten gehörte, was jemals vielleicht in diesem Genre geleistet worden. Sehen Sie nun, Mynheer, diese alte verwitterte Nachtmütze ist mir, seitdem wir in Holland sind, recht schwer aufs Herz gefallen; denn sagen Sie selbst, Mynheer, stimmert der Himmel, unter dem wir gegenwärtig leben, nicht durchaus an das Gelerit, welches ich Ihnen so beschrieben die Ehre gehabt habe? Sie sind so viel Monate sind wir nun hier, aber haben wir etwas anderes über uns gesehen als Grau auf Grau und immer Grau? Höchstens hat hier und da einmal dazwischen ein schmutzgrüner Fleck und gegen Abend im Westen sich einige niederträchtig braune Streifen gezeigt. O, Mynheer! Vaterlands Himmel hat meiner braunen Großmutter liebwerthe Nachtmütze anders! Heute aber hat er sich die verwaschenste Lappe erst recht in die Augen gedrückt. Sehen Sie nur hin, Mynheer, wie's dort steht in der See und wie der Himmel so tief auf die Wasser hängt, daß man nur wünschen möchte, er hinge noch ein kleines wenig tiefer, denn dann könnte man sich doch der Hoffnung hingeben, er tauchte unter ins Wasser und wasche endlich einmal gewaschen!"

Mynheer Hannepeet lächelte, that drei mächtige Züge aus seiner ehrwürdigen Pfeife, blies die drei Rauchwolken hoch gestellen eine nach der andern von sich, dann sagte er:

„Paul, dein Gleichnis hat viel Treffendes! Und ich bitte dich, kommen dir ähnliche gute Gedanken, so entwöhne dich ihrer nur gegenüber, wie man zu sagen pflegt „Lieber Umweg" (ohne Umstände!) Ja! Du hast recht, am Cap lachte uns ein anderer Himmel! Weich eine Luft umwehte uns, welche Strahlen gossen leuchtend auf uns nieder, wanderten wir durch die Gänge der Weingärten von Constantia oder von Hannepeet! Die Trauben, die uns von den Rebenbogen entgegenblinkten, waren größer als hier die Sterne: gedenkst du wol der hochreifen geschwellenen, wie blutig blickenden Trauben? Und die Wassermelonen, die unter den Rebengehängen an der Erde lagen, ohne daß jemand es der Mühe für werth hielt, sich nach ihnen zu bücken, waren sie Mann für Mann in That und Wahrheit nicht größer als hierzulande der Mond? Doch was hilft das Reden! Es war ja unser hiesige Wahl, Paul, daß wir gegangen sind, und ich denke im Grunde Gott, daß wir die Seereise hinter uns sind, wie man zu sagen pflegt, unser Schäfchen ins Trockene haben! Doch, Paul Peters! da habe ich über deine grünlichen Bilder und Gleichnisse und über die Erinnerungen an das Cap land, wie ich doch im ganzen sehr glücklich war, das Nächstige zu sagen vergessen! Sage mir, Herzens Paul, hast du meine Frau heute nicht gesehen? Und wie sah sie aus? Was machte sie?"

„Ich habe sie gesehen", versetzte der treue Diener: „sie befand sich ganz munter, Herrin."

„Wo aber siehst du sie, Paul?" fragte Mynheer Hannepeet.

„Im Gewächshause, Mynheer!" entgegnete Paul, „ich war hinabgegangen, um einige Pflanzenconchylien für Ihr Studium Nachtschmetterlinge zu pflücken. Da sah ich sie stehen vor der Palme, ihre Hand betrachtete ihre Augen: ihr Haupt hing tief, sie sah selbst aus wie eine Palme, aber wie eine Palme, die da weint."

„Paul!" sprach Mynheer, „du wirst gewiß Arges sich in Acht, daß du nicht noch am Ende so ein Lächeln aus der wirst! Mein armes Kind hat du wirklich in meinem Garten am Cap so sich gesehen vor der Pest herrschenden Seekrankheit ihrem der Abreise auf doch nicht verhehlt zu haben! Pfeifendi hin du von Natur gesund und eine hinlängliche Quantität Nerven, und Hottentottenblut zanke nach so vor mit Kaukasien um seine Rechte! Ich gehe! Ich kann die, die meinem Herzen am [illegible]

nicht länger verbergen, daß mein junges Weib Ihnen mit unsäglichem Kummer macht. Paul! lieber guter Paul! Es gibt Momente in meinem Leben, ich muß Ihr sagen, recht wehe und schmerzliche Momente, in denen mich doch betrunken will, wir hätten besser gethan, wir wären geblieben dort, wo wir waren, hätten gefriert unter Gentlemantraube, hätten gewesen unter Hannepostenschnee, hätten verbrannt unter saftreichen Ochsenhäute und hätten zu seiner Zeit seiner Großmutter Nachwuchs, das heißt Hollands Himmel über unserm Haupte gesehen. Ich muß Ihr sagen, der schwermüthige Zustand, in dem mein Weib verharret, verharret trotz allem Zureden, trotz der freundlichsten Bekanntschaft, deren ich mich fortwährend ihr angenehmer, zum Theil getrieben von der innigsten Liebe, bekümmert, verstimmt mich außerordentlich. Ich weiß in der That nicht mehr, woran ich bin, noch was ich beginnen soll! Nichts kann ich ihr zu Danke machen! Will ich hell, so will sie dunkel; lache ich, so weint sie; sage ich weiß, so sagt sie schwarz! Will ich reisen, so will sie fahren und will ich fahren, so möchte sie lieber ganz und gar zu Hause bleiben! Und dann diese Gereiztheit in ihrem Wesen! Diese Bitterkeit in ihren Ausdrücken! Diese Herbheit in ihrem Benehmen! — Ich bin recht unglücklich, Paul!"

„Mynheer", versetzte Paul, „nehmen sich die Sache allzu sehr zu Herzen. Wir Ehemänner in der Hauptstadt wissen besser, was Rath zu geben! Wir hatten da so ein Ding, dieses Ding nannten wir den „sokratischen Schlauesten", und in der That brachten die Kaffern dieses unschöne Instrument auf unsern Markt: machte uns nun, und speciell meine langjährige Schöne, Gott habe sie übrigens selig! ich bin nicht sehr darüber, daß der Herr der Heerscharen sie lieber gehabt als ich selbst; machte uns die langjährige Schöne allzu viel alkalinischen Kehl, so bekam sie so viel saftreicher Salz dazu, als sie nur immer verlangen konnte. Und das Salz heilte sie auf vierzehn Tage regelmäßig! Mynheer! regelmäßig und radical! Versuchen Mynheer einmal die Cur! Es ist zwar Hottentottenmanier, aber probat!"

Mynheer Hannepost, als er diese Rede seines Dieners vernommen, wäre trotz des ihm angeborenen holländischen Phlegmas beinahe arg ergrimmt und wenig fehlte, so hätte er seine brennende Theepfeife dem Barbarenden des Kleides, dem schwarzen Hottentotten Paul an den Kopf geworfen. Doch er bezwang sich, rief alle gutmüthigen Geister Alt-Netherlands, alle phlegmatischen Uebel und Dünste, die bei seiner Geburt vielleicht Pathe gestanden, zur Hülfe und sprach:

„Paul, du bist ein Esel und weißt es nicht! Deine Medicin mag gut sein für unsere Kaffern- und Hottentottenland: aber für Europa paßt sie nicht! Da habe ich auf andere Mittel denken müssen! Ich habe mich auf Anrathen eines guten Freundes in Amsterdam — du kennst ihn auch, doch thut sein Name für den Augenblick nichts weiter zur Sache — veranlaßt gesehen, dem ersten Generalarzte in Amsterdam, dem Doctor Hubert van den Struif einen Brief zu schreiben und ihn zu bitten, behufs Untersuchung des leidenden Gesundheitszustandes meiner jungen Weibes sich vielleicht heute noch nach Meerbrillant zu verfügen. Mynheer Hubert van den Struif ist einer der jüngsten, aber auch einer der kundigsten und gelehrtesten Aerzte von Amsterdam. Man pflegt zu sagen, daß er die Lahmen gehen, und die Blinden sehen läßt!"

Paul lächelte sardonisch, schlug heftig die weißen Marmorsteine, die er seine Zähne nannte, aufeinander, dann sprach er:

„Wollen Ew. Gnaden nicht lieber umgekehrt sagen, denn soviel ich weiß, Gott Donder, können die Blinden vortrefflich gehen und die Lahmen können ganz superb sehen: müßte es denn hier in den Niederlanden anders sein als bei uns zu Hause!"

Mynheer Hannepost schlug sich vor die Stirn, dann sprach er: „Du gut viel gerd! Du bist sehr freundlich, mein lieber Paul, daß du mich vergnügt interpellirst, und ich gestehe gern zu, daß du vollkommen recht hast! Aber besinnungsachtet soll Mynheer van den Struif der Mann sein, der im Stande ist, eine verwelkte Blume wiederaufblühen zu machen, der es versteht, die zu Boden hängenden Köpfchen, die grünenden und halbverdorrten Aeste wiederaufzurichten: mit einem Worte dem Leben wiederanzufachen, wo jegliches Lebensfünkle so ganz verglommen scheint. Meiner Frau thut ein derartiger Arzt auch schmerzlich noth! Schmerzlich sage ich dir, Paul! — Du bist gelacht,' alter treuer Diener mit dem Hottentottengesicht und den mich zu jeder Stunde an das Gap erinnernden Kaffernaugen; — es gibt Momente in meinem Leben, in denen ich wünschte, nie und nimmermehr nach Europa gekommen zu sein! — Europa verstimmt mich sehr, Paul! — Verstimmt und von der äußersten Noth getrieben habe ich es verlassen, vor so und so vielen Jahren! Reich betrete ich es wieder: ich konnte jetzt glück-

lich sein, wenn nicht eine unselige Leidenschaft mich verblendete: Luif, merke ja auf, wenn der Generalsheer kommt: der allein kann uns retten, denn länger ist fort zu leben mit hier, wie man zu sagen pflegt elegischen und ehrenrich verstimmten Herren, das, mein Luif, ist mir, dem stets heiter und humoristisch gestimmten Mynheer Hannepeet, unmöglich, ganz unmöglich! Pass mir auf, Luif, wenn von den Streif einpaisst! Nimm ihm das Pferd ab und pflege des armen Tieres. Du meinst, schlecht ist heute das Wetter, doch sei getreu, lieber Hottentotten-Luif! Unser Erlöser aus der Noth soll kommen und muss kommen!"

Mynheer Hannepeet versank eine Weile stumm in sich selbst, fuhr mit der Hand nach dem Auge, als wollte er eine Thräne aus seinen Winkeln wischen, dann sprach er mit weicher und tiefgerührter Stimme: „O Helena! du liebe traute, süsse, mir angetraute Maid Helena, du machst mir gar unlöglichen Kummer! Habe ich das gedacht, wie ich dich pflückte als eine bleiche Blume von Nordholands kaltem und wogenbrandendem Strande, daß du, gelegt an meinen Busen, auflebtest wurdest, schier schrecklich und wie mit farbenprangender Glut! — Aber jetzt, Luif, jetzt gehst du mir gleich hinab und siehst mir zu, ob der Doctor kommt! — Siehst mir zu, Luif!"

Mynheer Hannepeet blies gewaltige Wolkenungeheuer hinaus in die trübe holländische Luft. Er schaute wieder hinaus in das Wetter und in das fast brausen regierende Ungestüm.

Luif schien etwas verstimmt durch den Grund, mit dem sein Herr zu ihm gesprochen, und weilte auf den Zehen das Zimmer verlassen. Da sagte Mynheer:

„Luif, thu' mir den einzigen Gefallen und gewöhne dir den verdammten schweren Tritt ab, wenn du zu mir kommst oder wenn du von mir gehst. Du bist doch jetzt nicht mehr auf dem Schiff' Ewig wandelst du, als hättest du statt der lieben Muttererde ein rauschendes Meer oder ein sich bäumendes Pferd unter deinen Füßen! Und dann, wenn du emporlangst zum Simse und ein Gefäß, ein Glas, eine Theepfeife herunternimmst, wenn diese erschreckliche Verrücht! Du thust immer, als wenn du in Dannen grüßest, die jeder Sturm auseinander werfen könnte, oder als wenn jeden Augenblick zu befürchten stände, daß der ganze Boden umkippte und auf den Boden fiele!"

Luif machte ein den Umständen angemessenes, nicht gar zu klugs Gesicht und sprach:

„Das machen die Passatwinde, Mynheer! das machen die Passatwinde. Der Umschwung der Erde, sagt der Kapitän von der Meinheerum Uniting, auf der wir, wie Ew. Gnaden wissen, hierher gelangt sind, erzeugt nicht allein die Passatwinde am Aequator, er erzeugt noch ganz andere Erscheinungen, und man sollte meinen, es müsse je eigentlich manchemer sollen, der jetzt taufecht. Sehen Ew. Gnaden! Und da, da beule ich immer, wenn je ein Ding da oben steht hoch auf dem Rande des Tisches, des Brümsies, auf die Erde recht sich je wacker um ihre Achse und die Passate weben je lustig, da muß der ganze Teller herab und auf die Erde fallen!"

Plötzlich schwieg Luif und hielt den gigantischen Zeigefinger an den linken Ausgangspunkt seiner kolossalen Nase.

„Mynheer!" so rief der treue Diener, „ich irre mich nicht: diesmal sind es nicht die Passatwinde, die den Umschwung bewirken, es klopft von Menschenhand!"

„Siehst du, Luif!" versetzte Mynheer Hannepeet, „aber warum auch hast du so lange gezögert? Nun denn nun herein, Luif! Herein!"

Nun öffneten sich die schneeweiß angestrichenen Flügelthüren unsers saftgrünen Gebäudes und herein trat mit einem Apfelmus, der für die Würde eines Doctors beider Medicinen vollkommen angemessen war, Mynheer von den Streif. Der Ehrengast schaute unter seinem Arm, der rothe moderne Hut, den er trug, das goldbleibende Beinkleid, die hohen Reiterstiefel an seinen Beinen — er hatte aber dem Wetter zum Schutz gegen die Witterung einen taffetnen, gar vortrefflichen grauen Regenmantel getragen — bekundeten reichliche Eleganz.

Luif entfernte sich auf einen Wink, der Doctor trat näher.

Der Mann war nicht übel: frische Jugend thronte auf seinem Antlitz und helle Feuer spielten in seinem sinnigen blauen, tief unter buschigen schwarzen Brauen liegenden Augen. Der Puder, den er in sein Haar gestreut, stand mit seinem altertümlichen Grauweiß in seltsamem Contrast zu den Flammen, die über der ganzen Erscheinung zu schweben schienen: den Flammen der frischen und lebensmuthigen Jugend.

„Mynheer Hannepeet!" sagte tief sich verneigend der rothbefrackte Doctor, „ich habe die Ehre, gehorsamst mich Ihnen vorzustellen!"

Mynheer war erschüttert, doch er fasste sich bald und sagte:

„Jeder Tautag Mynheer' Treten Sie näher, Mynheer Hasdeu van den Struik, und thun Sie die Wunder, die ich von Ihnen, die die Kunde von Ihnen erwartet' Ich kann Ihnen sagen, Mynheer, daß ich Ihnen unendlich dankbar sein würde, gelänge es Ihnen, meine Frau von den Uebeln zu heilen, an denen sie leidet!" So zu reden habe Mynheer Hannepoot vert: „Leider aber liegt die Krankheit, an der sie, ich möchte sagen seit dem Tage unserer Verheirathung leidet, außerhalb aller menschlichen Berechnung Tag für Tag wird sie schwächer und elender! Ich weiß nicht warum! Ich kann es nicht imaginiren wie so? Doctor! Ihnen und Ihres-gleichen bleibt nichts verborgen. Ihnen soll nichts verborgen bleiben! Ihrem Blicke sind sie aufgeschlossen die Geheimnisse der Menschheit, denn in jeglichem Individuum wiederholt sich die sämmtliche Menschheit. Einer ist gleich allen, doch ich will schweigen, um mich nicht, gegenüber dem Manne der Wissenschaft mit Schimpf und Schande zu bedecken. Kurz, Mynheer Generebber, Sie werden für mein armes elendes Weib thun, was Sie können, und eine goldene Kette soll für das, was Sie thaten, einhängen in den Haken Ihres Perückes!"

Mynheer Hasdeu van den Struik machte ein außerordentlich wichtiges und imponirendes Gesicht: dreimal kam er von Kasten bei seinem morgenrothbrabenden Kinnen, etwas wulstig überhängenden Zipfelchen: dreimal strich er sein glattes, um nicht zu sagen glänzendes, und wie es schien stark zum Fettwerden neigtes Kinn: dreimal klopfte er mit dem Kastbewegten Zeigefinger seiner rechten Hand auf die von seinem linken gefaßte, im bizarrsten Arrangement gearbeitete goldene, reich mit Diamanten besetzte Tabatière, dann sagte er:

„Der Fall ist wichtig, sehr wichtig, Mynheer! Wäre er es weniger, so würde ich Ew. Gnaden erst um ein kleines Krabbind, etwa eine halbe Pinte Madeira und eine Schildkrötensuppe gebeten haben denn nichts bekommt dem Arzte beider als ein nüchterner, recht gehaltvoller Frühstück: die eine Maßregel muß er sich um jeden Preis zur festgestellten, punktlichen Zeit zu reguliren suchen, da alle folgenden lediglich für ihn in der Luft schweben und nur allzu oft von der Laune des Zufalls, dem Eigensinn der Patienten und der Tücke des Schicksals vereitelt werden. Aber der verfluchte Fall ist allzu wichtig und mir dürfte eher kein Frühstück schmecken, ehe wir nicht den von mir bereits combinirten und conci-pirten Curplan gründlich durchsprochen und beredet haben!"

Mynheer Hannepoot, der so gastfrei war, wie nur immer ein Holländer es je gewesen sein kann, wollte seinen geistreichen Besuch unterbrechen und um jeden Preis ihn ersuchen, erst das Dejeuner zu sich zu nehmen. Aber der gelehrte Doctor machte ein so gewaltig ernstes Gesicht und sah die klare Denkerstirn so traus, daß er sein „Verzaf mi dat ik U in de reden val" (Verzeihen Sie mir, daß ich Sie unterbreche), welches ihm bereits auf der Zungenspitze saß, schleunigst wieder und nicht anders hinunterschluckte, als wäre es eine Pille, die der tiefsinnige Doctor einzunehmen ihm verordnet.

(Die Fortsetzungen folgen.)

Der Dichter des Don Quixote.

Von Karl Frenzel.

III.

Tragische Erschütterung, wie in den „Numantinern" des Reichsten, dem Cervantes seine Allegorien, seinen aus der Unterwelt gerufenen Schatten und die ganze, rhetorische Bewegung verdankt, sucht nicht in der „Numantia", nicht geistig, nur sinnlich werden ihr von dieser Wolke voll Blut und Rauch berührt! Dies abgezogen, gehen ihre Helden auf Gelegenheiten, alle mit einer Trompete in der Hand, um Spaniens Ruhm und ihren Fanatismus der Welt zu verkündigen, das „Fama", die das Stück „mit einem Lobgesange" beschließt, „dem die Jahrtausende noch lauschen werden", so unnütz wie als Marktschreierin erscheint. Trotz alledem, Beispiel von vielem vulkanischen Ausbruch der Vaterlandsliebe und des nationalen Stolzes! Bedenkt, wie er auf ein Volk wirken mußte, gleichsam mit elementarer Gewalt, dessen Schiffe eben zur Eroberung Britanniens segelten, in dem der Allerärgste ein altkastelischer Christ, „so vornehm wie der König und vielleicht noch mehr", ein geborener Herr der Welt mit seinem langen Stichdegen, braunem Mantel und zerdrückter wallonischer Krause war oder sich zu sein dünkte; ein Feuer lebt dann durch viele freudigen Ottaven und belebt sie, wie der Signalruf die spanischen Bataillone, so schreiten sie vor, unwiderstehlich, im hochmuthigen Siegesbewußtsein, steif, aber immer grandios, denn zuletzt

Ein Zeichen nur hat diese That gegeben,
Millionen Lapferkeit, die Spaniens Ehre,
Die Gabel tiefer Männer, euch bewahren
In kunft'gen glücklichern Jahrhunderten

In ähnlicher Weise mag Cervantes die „Seeschlacht“ gedichtet und aufgeführt haben, mit Masten als Pfeilen und dem Rollen eines Tonnenvoll Steinen unter der Bühne als entsprechendem Donnergrollen, aber das Theater ist nicht sein Gebiet. Sein Talent drängt ihn durchaus in die epische Darstellung, in die Schilderung des Zuständlichen hinein, seine Beredsamkeit hat beständig rhetorischen Schulstaub auf ihren Blättchen, auch wenn sie sich scheinbar am freiesten und kühnsten erhebt, er ist kein tragischer Poet, sondern besitzt nur ein gewisses dunkles Gefühl für mächtige Leidenschaften: eine fehlt ihm ganz: die Erkenntnis der Liebe, das Verständnis eines Frauenherzens, weder in seinem Leben noch in seinen Dichtungen läßt sich jener entscheidende Punkt aufweisen, wo das Weib bestimmend in seine Entwicklung hineingreift, wie wir es von Shakspeare und Goethe, von Tasso und Byron wissen. Cervantes bleibt den Frauen gegenüber kühl und sachlich — Don Quixote mit der Liebe zu Dulcinea im Herzen, der Idealist und Träumer, der so aus Weltfremdheit und Aetherglanz gezaubert, in Wirklichkeit mit Narrheit auf den Lippen in dem Heimsicher täppt und irrt!

Man sieht auch der großen Genius die Arbeit, die ihm seine Zeit und die Not des Lebens auflegen, nicht von sich ab, am wenigsten kann es dieser armselige, mit Schulden fortwährend belastete Cervantes wagen, auf eigenen Füßen stehen, der Menge gegenüber eine eigene Meinung haben zu wollen. In seinem Geiste ist es freilich die Poesie, „deren Allmacht die ganze Schöpfung einschließt, der die Meere ihre Abgründe, ihre Ebbe und Flut, und die Ströme die Geheimnisse ihrer Quellen enthüllen, der die Pflanzen wegen ihrer verborgenen Kräfte, die Bäume wegen ihrer Blüten und Früchte, um ihrer Kostbarkeit willen die Geschöpfe huldigen“ — aber ach, arme Dulcinea von Toboso, wenn du ins Leben trittst, haben auch dich die tückischen Zauberer in eine häßliche Magd verwandelt, die am glücklichsten „Schweinefleisch einpökeln“ versteht, Schweinefleisch für Schuster und Schneider! Und endlich, wie karg ist der Lohn für dieses ewige Ringen des „Ideals“! Cervantes verzweifelt, langer von diesem geringen Verdienst, der vielleicht auf Monate ganz versiegte, in der Hauptstadt bestehen zu können, er denkt an Amerika, an jene große Zufluchtsstätte aller Unglücklichen, und will hinüber, als ihm Don Antonio de Guevara, der Hauptproviantkommissar bei der in Sevilla ausgerüsteten Armada, eine nicht eben bedeutende, doch einträgliche Stellung in seiner Verwaltung zu Sevilla anbietet. Im Augenblick in Cervantes entschließen — „ich' wohl, Madrid' lebt wohl, du Volkstheater, wo der Dummheit der Weisheit kämpft und hundertmal Alkoholenum täglich gesprochen werden!“ Ohne Kummer, ohne Zwiespalt, wie es scheint, geht er seinen noch so jungen Dichterruhm für die Hoffnung eines bescheidenen, stillen, sichern Daseins auf, entsagt zehn Jahre lang, 1590—1600, der Dichtkunst und hat selbst nachher, in der ersten Liebe zurückgekehrt, nicht einen Seufzer über diese verlorene Zeit, immer mag sein Jubel, wägen der Verstand das Aufwallen der Leidenschaft, erstaunt es auch ganz, daß er gerade an die Stelle tritt, wohin das Geschick ihn ruft: ein unerschrockener Soldat selbst auf verlorenem Posten.

Wer es liebt, den seelischen Entwicklungen der Dichter und Künstler nachzugehen und ihre ersten, meist verwischten Spuren aufsuchend, so annähernd das Rätsel des Genius zu lösen, findet an Miguel Cervantes ein wunderbares Phänomen. Allerdings mit manchen Lücken, aber doch leidlich über die äußeren Wechsel seines Lebens unterrichtet, vor uns so viele mannichfaltige, in Zweck, Form und Inhalt verschiedene Schöpfungen seines Geistes, werden wir zu dem Glauben verleitet, mühelos zu entdecken, wie dieser Mann geworden. Umsonst, es ist da — plötzlich, ohne Vorgänger, ohne Vorbild, seinem Aufgang fehlt Morgenröthe und Morgendämmerung. Wohin man auch sieht, dem Auge begegnet stets die vom alterngezeigte, mittelgroße Gestalt, einhändig, mit dem Adlergesicht, im dunklen Kleid und der breiten weißen Krause, nichts mehr, nichts weniger; vielleicht zerfließende, betrachtende Stimmung, die das Leben, wie es ist, wiedergibt und nur den Narren verlangen läßt, daß es anders sein solle, die jegliches Geschick hinnimmt, ihnen- wie freudenlos, und allem, dem Erhabenen wie dem Lächerlichen gegenüber, auf der zuckenden Lippe das ungesprochene Wort hat: Tredel!

Wie ich sagte: es ist da; denn nach der „Galatea“, die, durchaus nicht original, in Erfindung und Form der „Diana“ nachstrebt, den zwei Schauspielen, die nach Schack's Urteil nicht wesentlich von denen eines Zeitgenossen La Cuevas sich unterschieden (Schack, „Geschichte der dramatischen Literatur in Spanien“, I, 335), nach der Manier in Sevilla erschient der erste Teil des „Don Quixote“. Von dem Leben des Cervantes in der-

ser Hauptstadt Andalusiens hat sich seine sichtbare Spur erhalten. Sein Amt beschäftigte wol zumeist seine Zeit, seine Kenntnisse in der Jurisprudenz mögen ihm erlaubt haben, auch die Geschäfte von Privatpersonen zu führen. Inzwischen ist er auf Reisen, die Steuern einzutreiben, und lernt so in eigener Erfahrung jene Zierden der spanischen Landstraßen, Maulesitreiber und Bettler, kennen, seine wie Murillo's Farbtöpfe; einmal sitzt er in Geschäften nach Madrid zurück. Das lustige bewegte Treiben einer großen Handelsstadt hat die Romane Sevillas zu den scherzhaftesten, muthwilligsten und freisinnigsten Leuten in ganz Spanien gemacht, der Verkehr mit der Welt ihnen die spanischen, grandiosen Oden und Hymnen abgerichtet, überall ist in seinen Straßen mehr Lebenslust, Ungezwungenheit, in seiner Kathedrale ein leichteres Christenthum als zu Madrid, in der Nähe Don Philipp's Maurische Ueberreste an Thürmen und Thoren, Sagen eines reichen, geschichtlichen Vergangenheit, Menschen wie der „Verführer von Sevilla", unser aller Freund seit Mozart's Oper, schaffen aus dem heutigen Leben ein Etwas, das dem Finale des ersten Acts von „Don Juan" gleicht. Cervantes trifft ähnliche Burschen, einen gewissen Loaysa, der in Klugheit und List, eine Frau zu bethören, es mit jedermann wagen kann und in seiner Bettlerkleidung, mit seiner schlecht belaubten Guitarre in das schwerverschlossene Haus des eifersüchtigen Carrizales dringt, seine junge, hübsche Frau, Doña Lorenza, zu bethören. Welch eine zauberische, liebliche Erscheinung, bei allem natürlichen Verlangen, einmal ein anderes Antlitz als das ihres alternden Gatten zu erblicken; einem tiefen Zug der Neue in den kosenden, kußreichen Lippen, wenn sie durch den Kuß von ihm bevorzugt hatte in die Welt in die Fülle des Kleckers tritt — dem leichtsinnigen Cavalier gegenüber ein spanisches Heiligenbild mit jenen farbelosen Augen, die so von Ostersinn wie von Andacht glühen und brennen können. In Sevilla vor allen die Stadt des „Parladeres", der Verführer? La Cueva, ein Sevillaner, dichtet den ersten „colmadore", Trueba; Tirso de Molina benutzt die alte Stadtsage und lebende Vorbilder zu seinem „Don Juan". Cervantes erzählt in seinem „Eifersüchtigen Estremadurer" wahrscheinlich eine wirkliche Begebenheit. Hier findet er, auf der letzten Stufe der socialen Leiter, auch jenes Ideal spanischer Romantik, eine organisirte Bettler- und Spitzbubenmonarchie, ein Ding, das im Ausgang des 17. Jahrhunderts, freilich verblaßt und federweinig geworden, auf den Fahrstraßen Englands wieder erscheint und zu tausend Balladen und sonderer Straßenliedern verbraucht wird, hier aber, in der Iberischen Halbinsel, ein durchaus vaterländisches Gewächs ist, zu dessen Verherrlichung sich Malerei und Dichtkunst die Hand gereicht.

Auf einem Bilde Murillo's sitzen zwei Bettlerjungen, schmutzig und braun im Gesicht, mit wirrem schwarzen Haar, aber mit klugblickenden verschmitzten Augen und spielen Karten; ich weiß nicht, wie ihre Gnaden heißen, denn sie stammen sicherlich von allen Christen, allein sie haben eine täuschende Aehnlichkeit mit jenen gescheidten Burschen, Monconte und Cortadillo, die nach Cervantes an einem heißen Sommertag im Wirthhaus zur „Kleinen Mühle", auf der Straße von Castilien nach Andalusien sich trafen und als ganze Baarschaft für die Irrfahrt des Lebens ihr altes Christenthum, eine unendlich gewandte Hand und ein Spiel schmutziger Karten besaßen. Einem wandernden Lumpengesindel einen Platz in der Literatur verschafft zu haben, ist der Ruhm eines spanischen Grandezu; Don Diego Hurtado de Mendoza, ein großer Kriegsmann und verschlagener Politiker, mit dünnen zusammengekniffenen Lippen und von der „Kreuzspinnenmutter" Alba's, hat in seinen Studentenjahren zu Salamanca die Geschichte eines Musterbuschen Lazarillo, der am Fluß Tormes geboren, im Geschmack unserer Volksbücher vom Eulenspiegel, beschrieben und alle fahrenden Genies unter vieler namenlosen, dunkeln, von Staub, Lastern und Lumpen starrenden Masse der Landstreicher bis auf Gines Pasamonte herab, den Don Quixote's Lanze rettet, zur Nacheiferung entflammt. Die Statuten dieser Gesellschaft, das Gemisch von Spitzbüberei und Aberglauben, das ihre Mitglieder beherrscht, schildert Cervantes ergötzlich in den Abenteuern Rinconete's und Cortadillo's; in ihm wie in Esteban Murillo ist derselbe Zug, die reale Welt mit dem Ideal auszusöhnen, und scheint es zuweilen, als überließen sie sich nur der Nachbildung der rohen und ungefügen Wirklichkeit, so entdeckt doch die zauberische Farbenpracht des einen und der Humor des andern, in dem die Dinge wie buntschimmernde Blasen steigen und spielen, ihre Schilderungen dem Gemeinen.

Indessen ging es zu Ende mit König Philipp. Einst hatte er die Armada gegen England gesandt, jetzt mußte er erleben, daß englische Schiffe unter dem Grafen Essex seine reiche Stadt Cadix

plünderten, und trug so, melancholisch, ein Feind der Gespräche und Gelächter, seine Krankheiten und Verdrießlichkeiten seit Jahren den einen Tag nach Aranjuez, den andern nach dem Escurial, er erlosch langsam und kläglich wie eine niederbrennende Kerze. Mit seinem Tode verschwindet Cervantes aus Sevilla, sei es, daß eine neue Verwaltung in dem Andalusischen Rathe ihn seines Dienstes entließ, sei es, daß der Fröhlichere, der Kunstgenießende Sinn Don Philipp's III. in ihm nur in allen Poesien Hoffnungen auf ein goldenes Jahrhundert der Literatur erweckte. Ein unglücklicher Zufall wird ihm überdies die Ahndung seines Amtes verleidet haben; Navarrete erzählt in seiner vortrefflichen Biographie des Cervantes, daß er einem sevillanischen Kaufmann eine kleine Summe eingetriebener Steuern zur Zahlung an die Staatskasse anvertraut habe, dieser aber mit dem Gelde verschwunden und Cervantes, zu arm, um den Ausfall aus eigenen Mitteln zu ersetzen, der Veruntreuung öffentlichen Gutes angeklagt und in Haft gebracht worden sei, eine Haft, die ihm seine Feinde leidem nie vergessen haben und der er nur durch Bürgschaft entgangen. Wenig, eine noch größere Unfreiheit hatte ihn für die nächsten Jahre frei, als sie schon ein und ein anderes mal die Bahn seines Lebens bestellt. Ein Zufall bringt ihn aus dem Straßenleben von Sevilla nach den Dörfern der Mancha, in das schwarze Gebirge der Sierra Morena, auf das sagenumwobene Feld von Montiel, drohen die blutigen Schatten Peter's des Grausamen und seines Bruders Heinrich von Trastamare wandeln, in das weltberühmte Forst Argamasilla zu Don Quixote's Hause. Nach einem Streit, den er mit seinen Verwahrern gehabt, hatte ihn der Alkalde in das Gefängniß werfen lassen, dort sei der „Don Quixote" begonnen; wenigstens schrieb er in jener Zeit daran, ein Mann in den Zwanzigern, wie sein Held. Lange nachher stritt Lobete, der Verkündiger Cervantes's, mit Argamasilla in heftiger Fehde um die Ehre dieses Aufenthalts, als dieser Miguel Cervantes für Spanien das bedeutete, was Homer für Hellas, und es die Kläglichkeit und Verschollenheit seines Daseins vor den Augen der Nachwelt aufzuwiegen galt. Denn in Wahrheit ist es ein mühseliges Jagen nach Brod und Gunst, ein unbehaustes dann. Als er Zeit an dem jungen Königshofe zu Valladolid erobern, fand er trotz redlicher Bemühung keine Anerkennung seiner Verdienste, nirgends ein offenes Ohr; so blieben ihm nur die „immergrünen" Freundinnen, die Musen, und das andere Lachen auf der Lippe. Im Jahre 1606 ging er mit dem Hofe nach Madrid zurück, um es nur noch einmal zu verlassen, seine Thränen 1616, wo er nach Cervantes seinem Tode entgegenritt. In stand eines Tags König Philipp auf dem Balkon seines Schlosses und sah am Ufer des Manzanares einen Studenten eifrig in einem Buche lesen und sich doch behandig in seiner Lectüre durch unaufhaltsames Gelächter unterbrechen. „Lieber", sagte der König zu dem Höfling an seiner Seite, „entweder ist dieser Mensch ein Narr oder er liest den - Don Quixote -."

Es hatte nämlich 1605 ein Buchhändler zu Madrid, Juan de la Cuesta, die „sinnreiche Geschichte" herausgegeben, das Zauberwort, das seitdem die Menschen lachen läßt, wie die homerischen Götter auf dem Ida lachten; 1000 Exemplare waren im Augenblicke verkauft, noch in demselben Jahre erschien zu Valencia eine andere Ausgabe. Nicht der Werth des Buchs allein bewirkte diese rasche Verbreitung; bei den spanischen Literaturhistorikern hat sich die Meinung erhalten, Cervantes hätte eine Allegorie über seinem Roman ausgeben lassen, in der er leise, aber doch bestimmt genug andeutete, daß in diesem scheinbar so lustigen Werke die schärfsten Satiren gegen angesehene Personen des Hofes enthalten wären; eine Behauptung, die bei unserer unvollkommenen, bruchstückartigen Kenntniß der damals gebietenden Persönlichkeiten weder gelungen noch bewiesen werden kann. Ich denke, daß jene berühmte Rede Don Quixote's von den zwei Geschlechtern in der Welt — „den einen, die, von Königen und Monarchen abstammend, von der Zeit nach und nach vermodert werden sind, daß sie wie die Pyramiden in einem Punkt enden" — mit den andern, „die aus niedriger Herkunft entspringen und nach und nach zu vornehmen Leuten aufsteigen", das weitere Gespräch mit Sancho Pansa bis zu dem neuen Grafen herab, der stets seinen Barbier mit sich führt, daß dies alles von den damaligen Leben auf den Minister des Königs, Don Juan Gomez, Herzog von Lerma, und den verwegenen Emporkömmling Perico Calderon gedeutet wurde. Kaum hätte ohne diese verstärkenden Anspielungen ein Buch solche Popularität gewonnen haben, von dem der kunstverständige, gebildete Herzog von Pastrana sich so wenig versprach, daß er nicht einmal die Widmung desselben annehmen wollte und nur ungern und widerwillig dem Dichter die Ver-

leitung eines Kapitels gönnete. Viele Verleitung stimmte ihn freilich nur, daß er nun selbst die Ehre erbat, die er vorhin verschmäht, die Kritik aber verbittet sich friedlich gegen den edeln, scharfsinnigen Ritter, und Lope de Vega schalt das neue Werk mit dem Horazischen Worte: „Papierdrama, darin man Pfeffer und andere Gewürze durch die Welt schickt“. Denn, die politische Satire und den Spott gegen die Ritterbücher beiseite, ist hier „Don Quixote“ eine scharfe, einschneidende, wenn auch unverdient ungerechte Kritik auch der literarischen Bewegung, vor allem des Theaters. Wie wäre es auch möglich, daß Cervantes zu so vielfachen Anschauungen, der Verdrängung seiner Dramen durch glücklichere Nebenbuhler von der Bühne, der Geringschätzung seines Genius gegenüber und verhöhnlich gleichgiltigen hätte? Einmal mußte er zeigen, daß seine Sprache ein so gutes Schwert wie der toledanische Stahl an seiner Seite; nicht umsonst hat der Verfasser in Sevilla ihm die schwere Lanze geführt und er in sich selbst empfunden, wie er vom Lehrling zum Meister heranreift. Also Krieg mit diesen falschen Rittern, Krieg auf Leben und Tod!

Während seines Aufenthalts in Sevilla hatte sich jener außerordentliche Mensch, das „Wunder der Natur“ und in der Leichtigkeit seines Verses, der Fruchtbarkeit seiner Phantasie über „den Einzigen“ unter den Lichtern, Lope de Vega, die Volksbühne erobert. Seine und seiner Nachfolger bunte, schimmernde Komödien mit tabulosen Wandelungen, Wundern und Verkleidungen, durchaus Novellen in Versen und Dialogen, wurden bald der patriotischen „Numantia“ mit ihren langweiligen Allegorieen und dem Kothurngang Scipio's vorgezogen — „aber“, wird der verständige Kanonikus im 48. Kapitel des „Don Quixote“ ausrufen, „welche Albernheiten sehen wir jetzt an jedem Tage! In der ersten Scene ein Kind in Windeln, das in der zweiten schon ein bärtiger Mann ist. Komödien, deren erster Akt in Europa beginnt, der zweite die Handlung in Afrika weiter führt und der dritte sie in Asien beschließt. All diese Dinge haben weder Hand noch Fuß und der Aermste“ — er kann nur die Italiener meinen — „der sehr genau die Gesetze des Dramas beobachten, halten uns mit Recht für unwissende Barbaren.“ Kein Zweifel, daß Cervantes den strengen akademischen Stil der Griechen, wenn auch mit einigen Aenderungen und dem Aufgeben des Chors, dem Volksschauspiel vorzog; sein Lieblingskind, die „Numantia“, trägt dies Gewand, die drei Trauerspiele des Lupercio Argensola, die er so sehr erhebt, zeichnen sich allein durch das Pathos ihrer Sprache, gewisse leidenschaftliche „Ungeheuerlichkeiten“ aus, worin Cervantes die „tragische Furcht“ legt, sie haben etwas von der Macht und alle Fehler des Aristotelischen Dramas. Die Dichtkunst überhaupt, was ist sie, was will sie nach Cervantes? „Ja“, sagt er in der Vorrede zu seinen „Novellen“, „man ist nicht immer in der Kirche, die Kapellen sind nicht immer gefüllt und nicht immer betreibt man die Geschäfte, sie mögen nun so wichtig sein wie sie wollen, sondern es gibt Stunden der Erholung, wo der ermüdete Geist ruht, und darum pflanzt man Lusthaine, sucht Quellen, ebnet Hügel und baut mit Sorgfalt schöne Gärten —“ darum, man ließ es weichen den Zeiten, schreibe ich meine Novellen und Romane, darum, sähet ihr sein „gläserner Licentiat“ fort — „sind dem Staate die Schauspieldichter so nöthig wie Mörder, schöne Aussichten und alle Dinge, die ein anständiges Vergnügen gewähren“. Oben saget ihr, was dem Ideal nach die Poesie bedeutet, jetzt seht ihr sie zur Erde herabsteigen, dort bettelnd mit Meister Peter, dem ehrlichen Puppenspieler, umherziehen, mit Zigeunern und weissagenden Affen. Oder hat sie selbst in dieser Verkümmerung noch das Zeichen ihres Adels auf der Stirn, wie unverleichlich über Don Quixote's Haupt, mag es immer jenes wunderbare Barbierbecken, der Helm des Mambrin, bedecken, die Flamme der Idealität lebt? Gewiß, erwidert der Dichter, denn sie hat einen Zweck, zu bessern und zu veredeln; sie ist eine Tugendschule im erhabensten Sinne „und sonnte ich sie nicht in allen meinen Erzählungen die saftige und köstliche Frucht zeigen, die daraus springt, würde ich mir die Hand abschlagen, mit der ich sie geschrieben“. Die moralische Tendenz macht den Werth der Dichtung aus, nicht die Arbeit und Kunst, mit der sie das Leben in den schönen Schein erhebt. Cervantes steht auf der Stufe Meister's; ihm fehlt der Begriff der tragischen Schuld und wie gering, die Erkenntniß des „ewig Weiblichen“. Im katholischen Glauben gibt die Kirche Mittel zur Sühnung jeder Sünde; Frauen, die ihre Gelübde brechen, nehmen betrauend den Schleier, wie Camilla und Perner; Männer, die sich vergangen, kehren von ihrem Schwur auf das Muttergottesbild wie magnetisch zurückgezogen zur ersten Liebe wieder, so Fernando zu Teresa, in dieser Welt der leichten Aufsöhnung, wo der bittere Zwie-

spalt der Seele zu einer sich endlich barmherzig lösenden Lösung wird, kennen weder Phädra noch Dido, weder Cybelia noch Mignon ahnen, auf diesem Boden wandelt geräuschlos sein Hamlet unter Leichensteinen, steht zauberdurchwebelig sein Mittermeister Drebre. So mannichfaltig Cervantes auch menschliche Leidenschaften schildert, zuletzt bleibt der Stundenmeister aller auf Andromeda stehen; die verschmähte Liebe des Chevieremonde, Gardenio's Leid und Dorotea's Klage, Anardo's gespenstige Entsagung, Leonella's Verzweiflung am Strand von Barcelona, welches Herz stimmten sie nicht weich, in welcher Seele wecken sie nicht mit ihren pathetischen, ironischen Andeutungen einen Anklang und die Erinnerung an eigene Schmerzen? Nur nicht mehr, nicht jenes tiefste Grundleiden zugleich von der Hoheit und Hinfälligkeit des Irdischen, jenes namenlose, schauernde Entsetzen, das Julia wie Ophelien weckten. Die Gestalten des Cervantes stehen nicht für sich zum Leben oder zum Tode, an euch geben sie vorüber und jede sagt: betrachtet mich! Darum ist der Dichter mit Recht stolz darauf, daß sie euch Gutes und Böses lehren und hat jenen Genies nicht zu folgen, denn es ist so gern zum Beurtheilen aller Schauspiele eingetreten worden, damit Sittenlosigkeit und Unsinn von der Bühne verbannt und Komödien zur „Aufmerkung der Jugend" daraus gespielt würden. In dem Wechsel seiner Geschicke ist eben nur seine Jugend aufrecht geblieben, was Wunder, daß sie ihm das Höchste war, was wir Glück und Leid nennen, nichtiger, verschwindender Trödel ist?

Die letzten Jahre seines Lebens hat Cervantes ausschließlich den Musen geweiht. Da sagt er in stiller Zurückgezogenheit, arm, aber durch viele Freunde, den „großen" Grafen von Lemos, Bernardo de Sandoval, dem „Lenker an Gebärden gleichkommt", Pedro de Meriales, „bei dem mein Unglück ein Ziel gefunden", der an steter Lustigkeit brichtige, der langsam aufgebauten Schätze zu sonderen Gebilden verarbeitend, in sattelier Thätigkeit, bis zu Ende ein Mann mit Anregungen, aber, um ein Bild von Gaitern anzuwenden, „ein Pulsen, der unter schnellen Lede flammende Lavaströme birgt". Von Rom, wohin Graf von Lemos nach Neapel zu reisen, gab er auf, als er von den beiden Argentela, im Tiroler und nahe befreundet mit diesem, seine ermunternde Anlage zu kennen erhielt, er eignete sich auch kaum mit seiner satirischen Laune, einem gewissen vornehmen, echt castilianischen Selbstgefühl für den Hof eines mächtigen Grafen. So erschienen seine „zwölf moralischen Erzählungen", zum Theil in Sevilla begonnen, 1613 zu Madrid. Wenn ihm die Musen wohl gewollt, hätten sie ihn an diesem 11. Juli 1613, an dem er über Widmung dem Grafen schrieb, wo den Lauen mit den drei Titeln seines Ruhmes „Numantia", „Los Tratos" und diesen „Novellen"; was ihm noch vom Leben übrig blieb, war ein Reich voll Bitterkeit und Galle, ja was er selbst in diesen Jahren schuf, warf nur Schatten auf das Gedächtniß seines Namens, grau-traurige Schatten, welche neben dem Genius als Zeugen seiner Endlichkeit wandeln, in ihrem Schweigen doch so beredt.

Die Kluft, die sich zwischen den verschiedenen Werken des Cervantes findet, die scheinbare, gegensätzliche Widerspruch, ist mehr als einmal Stoff ästhetischer Abhandlungen geworden, und je besseres Licht, je weniger Schatten er in dem großen Poeten gesehen, desto schärfer hat der spätere Gelehrte die Annahme vertheidigt, daß Gute gehöre dem Genius, das Mittelmäßige der gekränkten Stellung, der Armuth, den Leidenschaften an. Freilich geht durch die Seele des Cervantes der große Riß, das Denkmal und Erinnerungszeichen der Dichterinnen, wir wissen aus seinem eigenen Munde, daß die Poesie zwei Hauptler trägt, wie der Janusköpfigkeit der Römer; aber nun behaupten wollen, er würde nie seine späteren Schauspiele, wie Persiles' und Sigismunda's Leiden gedichtet haben, wäre es zufällig vernehm und begütert gewesen, heißt den Mann wie seinen Genius verkennen. Es ist nun wie bei Shakspeare; auch die Flecken in seiner warmen und reinen Sonne sind allein der Schatten, welchen die Jahrhunderte darüber werfen und mich wundert nur, daß man aus den gleichen Mängeln einer weiten und weisen Gemeinheit, einer geschraubten, fremdenreichen Sprache, den vielen und unnützen Gruppen in den schwächern Werken beider Dichter noch so selten den Beweis für die „Schäden der Zeit" gezogen hat. Wie aber sind Cervantes und Shakspeare immer ganze Menschen gewesen, ihrer und ihr Fehler und ihre Genialität, wie Narbennen Waffenmale unsterblicher Helden Schlachtfeld und Blutströme, die daran kleben, wenn sie auch ihren Glanz trüben, nicht zu Unehre gereichen. Das sie irren, beweist uns eben ihre Menschlichkeit, nehmt diese fort, was bedeuteten was wären sie euch? Kameniete, stumme Gleichnisse, meinetwegen

Cherubim und Cherubim, aber doch Summ, trotz ihres Gesanges, ohne Antlitz und Geberde für euch, Meien, die wie Wolken im Aether zerfließen, unverstanden und unglaubt für unsere Sterblichkeit.

Und nun gar Cervantes, den seit dem Erscheinen der ersten Bücher des „Don Quixote" die angegriffenen Lichter, Männer von erlauchten Namen, wie Mendoza, Villegas, Lope de Vega, mit ihren Pfeilen verfolgen, von dem sie behaupten, daß er nicht nur schwer mit der Zunge, sondern auch schwerfällig des Geistes sei, ohne die Gabe anmuthiger Rede und die Kunst eines harmonischen Verses. Ihnen zur Antwort mag seine „Reise zum Parnaß", wie er selbst sagt, „nach dem Muster des Cesare Caporale von Perugia" geschrieben, ein Gedicht in Terzinen, acht Bücher mit einem prosaischen Anhang, dienen. Ein satirisches Lied, das den Arbeiten der Argensola auf diesem Gebiete an Feinheit der Form und Witz des Inhalts gleichkommt und seinem Meien nach zweifellos in wie Cervantes selbst.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Aus Paris.

I.

Endlich sieht man wieder in den Champs Elysées fünf Reihen Wagen nebeneinander fahren, das erste Merkmal, daß es die reicheren und vornehmen Elemente der pariser Bevölkerung nicht mehr aushalten können, das Leben auf dem Lande bis in den Winter auszudehnen und das Hotel in der Stadt unbewohnt zu lassen.

Allerdings liegt die Schuld dieser langen Dauer der „schönen Jahreszeit" in den immer mehr sich steigernden Ansprüchen des in zierlichem Verhältnissen wachsenden Luxus und Aufwandes. Jede ungezügelte Concurrenz im Reichthum und Glanz, bei welcher jeder besser scheinen will als er ist und bei welcher die Unzulänglichkeit und Spiegelfechterei oft unter breiter zu erkennender Hülle verborgen sind, übertreibt allerdings alles Maß.

Mit den ersten Festen in den Tuilerien beginnt die allgemeine gesellschaftliche Regsamkeit. Nachdem der Kaiser am Neujahrstage die officielle Reception erledigt und die ihm für den Winter vorgeschlagenen Festlichkeiten, welche in einigen großen und häufigen kleinen Bällen bals de Compagnie bestehen, genehmigt hat, beginnt die Reihe derselben mit einer großen Cour. Der Kaiser alte Herr, um seine Pedanterie zu verdecken.

Man hat bis jetzt noch kein Urtheil, ob der Carneval diesmal ebenso ausgelassen als lang sein wird; es kommt dabei sehr auf die Art und Weise an, wie sich die sehr heterogenen Elemente der Gesellschaft miteinander verbinden werden. Vom Kaiser wurde vielfach unter der Hand behauptet, daß ihm seine großen und splendiden Reisen nicht viel Geld für den Winter übrig gelassen und daß er aus eben diesem Grunde ursprünglich nicht beabsichtigt hätte, das Hoflager von Compiègne abzuhalten. Der Aufenthalt in Fontainebleau im Frühjahr und in Compiègne im Spätherbst, durch traditionelle Erinnerungen sanctionirt und von Napoleon III. übernommen, ist jedenfalls mit sehr bedeutenden Kosten verbunden, weil es sich dabei nicht nur um das Amusement des Hofes, sondern um das einer zahlreichen, glänzenden Gesellschaft handelt, welche alle 8 — 10 Tage wechselt. Eine Theatervorstellung wie diesmal „Les trois Maupins", Scribe's neuestes Werk, aufgeführt von den Künstlern des Gymnase, und „Le Roman d'un jeune homme pauvre", von Octave Feuillet, vom Personale des Vaudeville, setzen immer neues Fiasco. Außerdem haben die Künstler nach Verhältniß ihrer Begabung noch ein kaiserliches Privatdiner bei dem Souper unter ihrem Teller.

Ein Salon, welcher, seit Mitte December eröffnet, einer andern Sphäre angehörend, schon viel von sich sprechen machte, ist der Nessini's. Der gerne Maestro empfängt alle Abende, und zwar im Ueberrock und dunklen Handschuhen — Madame Nessini hat es ihm nachgeben müssen — sans façon, alle bonnes! Sonnabends aber ist der höhere musikalische Empfangstag, den in Berlin Gastfreundschaft Soireen in einigen Häusern so weit an Eleganz und Auswahl der Gesellschaft als den musikalischen Bestrebungen nach vergleichbar, jedoch sehr verschieden in Bezug der Bewirthung. Statt der reichhaltigen berliner Buffets bietet das Nessini'sche nur ein Assortissement von Punsch und Zuckerwasser dar. Das Programm des Abends ist überwiegend aus Compositionen des Gastgebers zusammengesetzt. An einem der letzten Sonnabende wurde eine kleine Operette, an welcher der Componist mit besonderer Vorliebe hängt und die schon früheren Jahren angehört, aber noch nie in die Oeffentlichkeit gekommen ist, im Costüm vor einer sehr zahlreichen Versammlung aufgeführt. Ebenso machte eine Tarantella, welche der fast siebzigjährige Meister neuerdings componirt und die eine der frischesten und lebendigsten Inspi-

notienen enthält, viel Glück. Man sah an diesem Abende die künstlerischen Notabilitäten jeden Genres sehr zahlreich vertreten. Als eine der interessantesten erschien mir die einstmals Weltgeschichte tanzende, berühmte Marie Taglioni, jetzt Gräfin Meißn. Dieselbe empfängt ebenfalls sein Anfang des Monats im kleineren Maßstabe alle Donnerstage und unterhält in einer höchst lebendigen pikanten Weise, mit einer vornehmen graziösen Leichtigkeit des Ausdrucks, vier Sprachen je nach Bedürfniß dabei stets untereinander sprechend. Obwol die Jugendblüte längst entflohen, hat sie doch noch viel Anmuth; mit unbeschreiblich reizendem Humor weiß sie vieles zu erzählen; die Krone von allem aber ist, wenn sie von Lola Montez und ihrem Zusammentreffen mit dieser spanischen Fliege in München berichtet.

Zwei Bälle haben auch schon die tanzlustige Welt erfreut. Der erste am 11. December, ein zu wohlthätigen Zwecken veranstalteter Ball paré, der zweite am 18. December war der erste Ball masqué de l'Opéra. Der Andrang zu diesem letztern war ganz ungemein groß und der Aufenthalt am Eingange in das Vestibule der Oper und der ansehnlichen Passage de l'Opéra von 12 Uhr ab, wo die Maskenschwärme begannen anzurücken, vielleicht ebenso amüsant und bedeutend weniger leidbar als im Innern des Saals. Die Gesellschaft im Saale war sehr belebt, der Tanz voller Musik und voll von lebendigem Ausdruck, wie wir ihn in Deutschland nicht kennen; die Sache wird jedoch schon dadurch erklärlich, wenn man erfährt, daß nach den conventionellen Schranken der Maskenfreiheit auf diesen Bällen jede Maske sich in die Situationen und das Wesen der Persönlichkeit, die sie darstellt, hineinzudenken und hineinzuspielen hat, sodaß sie für Stunden sich selbst aufgebend ein anderer wird. Ebenso macht das vertrauliche Duzen in dieser bunten Gesellschaft im ersten Augenblick einen sehr komischen Eindruck und erhöht sofort den gegenwärtigen Humor. Die Einrichtungen des Lokals sind in derselben Weise wie bei den berliner Opernballhäusern getroffen. Das Orchester besteht aus 150 Musikern, unter Leitung eines Strauß, Namensvetters des Berühmten, dessen offizieller Titel „Chef de musique des bals de l'empereur" ist. Um 5 Uhr früh fängt die Gesellschaft an sich aufzulösen, um sich zu den nächstgelegenen Restaurants zum Diner-Souper zu begeben. Die „Cabinets particuliers" bei Pachette, Haupt-Damenrestaurant, und Philippe, früher „Rocher de Cancale" — nehmen dann die erschöpften Paare auf.

Der für den 25. Dec. angekündigte Ball wurde plötzlich im Laufe des Nachmittags abgesagt — wie es hieß „auf höchsten Befehl". Die Stimmung der am Abend Ankommenden lenkte unwillig, nachdem sie ihr Schicksal vernommen, in die Boulevards ein, um sich wenigstens durch einen Spaziergang über den neuaufgebauten Weihnachtsmarkt zu entschädigen. Paris hat seit einigen Jahren auch hierin Berlin erreicht und nur in der Zeit des Aufbaues der Buden, welche sich auf der ganzen Linie der Boulevards, von der Bastille bis zur Madelaine, erheben, einen kleinen Unterschied gemacht. Der Weihnachtsabend wird hier eigentlich nur durch eine religiöse Feier begangen, d. h. mit der großen um Mitternacht in allen Kirchen beginnenden Messe, in welche man nicht selten unmittelbar vom Diner kommende Gesellschaften ziehen sieht. Kinder finden am ersten Feiertag morgens, was ihnen der heilige Noel in der Nacht durch den Kamin gebracht, die Tschemie de Noel, während die Gesellschaft sich erst zu Neujahr beschenkt.

Der Weihnachtsbaum, dem man am Heiligen Abend noch öfter, sei es auf der Straße, auf dem Trottoir begegnen oder an einem Aenßer hell leuchtend, begrüßt, wird hier allgemein als eine englische Sitte und als Emblem der englischen Weihnachtsfeier angesehen; daß sie deutschem Boden angehört, daran denkt niemand.

Anregungen.

Ein ungarischer Dichter.

Im Jahre 1834 wurde in Grenstadt zu Ehren des Kurfürsten Albrechts eine jener prächtigen Feste gefeiert, welche an die glänzende Heimat des ungarischen Volks zu erinnern pflegen und die man gesehen haben muß, um ihre malerische Wirkung recht zu begreifen.

In einem Riesenzelt waren an die 2000 Gäste, der damals noch allmächtige Metternich an ihrer Spitze. Man führte ein Stück in ungarischer Sprache auf, „Bánk Bán", von Joseph Katona, und war allgemein höflich genug, sich das Ansehen zu geben, als verstehe man, was die Schauspieler dem Publikum vortrugen.

Dies mochte demungeachtet nur in beschränktem Maße der Fall sein. Die ungarische Sprache war damals noch weniger bei- und talentvoll, als sie es jetzt ist, und wo man sich ihrer bei festlichen Anlässen

bereits nahm Victor Wagner den Charakter einer Demonstration an.

Jetzt ist eine Verdeutschung seines ungarischen Stücks erschienen (von Adolf Lux, Leipzig, J. J. Weber, 1858) und der heißblütige Nachbar möchte erfahren, was man anderwärts von seinem geliebten Joseph Katona hält. Ihn selbst hat er erst nach des Dichters Untergang und Ruhe schätzen gelernt. Katona hatte sich um den fünfundzwanzigen Preis vom Jahre 1815 beworben, sein Stück drang aber nicht durch — wie es bei solchen Gelegenheiten zuweilen vorkommt: die Preisausschreiber behielten ihr Geld in der Tasche. Der Ungar, dem diese Gewohnheit einheimischer Concurrenzscheu neu und barbarisch erscheinen mochte, warf sein Manuscript den Herren vor die Füße und ergab sich dem Mißmuth. Freunde richteten seinen Muth allmählich wieder auf. Nach vier Jahren war man ihm so weit behilflich gewesen, daß eine Aufführung bewilligt wurde. Nun aber trat sich in Gestalt der Censurbehörde jener zweite energische richterliche Begeisterung, der es so manche Jahre bis zur Winzigkeit einer Tragödie verstümmelt hat. Ihr kam nicht zur Aufführung und der Ungar behielt eben gut den Autorruhm, welcher verstümmelten Texten nicht verwehrt zu werden pflegt. Sie Räuß im Sack zu halten.

Nach weiteren zwei Jahren zog Katona sie wieder heraus, um Hand an die Correctur des Trauerspiels zu legen. Er widmete das Kind seiner Schmerzen dem Stadtrath einer jener Städte, deren Namen eine deutsche Zunge nicht aussprechen fähig ist. Freilich: diese selbe Widmung war überhaupt eine gesuchte ungarische Exegese waren dem Stadtrath von Kecskemet noch nicht vorgekommen. Er wandte Umschlag, Papier, Druck und Inhalt mit nicht viel minderem Interesse, wie die berliner Akademie solche den Patentrollen des Simonides schenkte, und schließlich entlud, wie ihm gewordene Ehre durch eine Aufführung des Dichters als — Oberbeifall zu belohnen. Da der abgedämmte Sittenstrom einen Grund besaß, weder der Oberbeifall auf das gewöhnliche Lustmittel verzichtender Talente — er wurde Trinker. Er starb am Schlagfluß.

Es ist nicht ohne ein tragisches Interesse, diese Jugendversuche eines Dichters an seinem eigenen und einem fremden, in die Oeffentlichkeit gedrungenen Werke. In einem Falle, wo der dichterischen Begabung mannichfache Pfade offen stehen, wäre vergleichen kaum möglich gewesen. Wer Ungarn hatte seine Feier, hatte kaum Papier und Druckerschwärze, hatte demnach nur ein ganz winziges Aeußeres und im Hintergrunde alles dieses Turnierwesen sich noch die „schlitterige Königin" Gewitter mit seinen scharfen Reckhölzern — da blieb dem von Apollo's Pfeil Getroffenen und Entzündeten seine Rettung der „Fluch der poetischen Natur" ließ ihn untergehen.

Ueber das Stück selbst ein Urtheil zu fällen, ist kaum von Nutzen, da es vielfach verstümmelt scheint und da namentlich die actuelle Stellung des zerfurchten Verfassers mannichfache Rücksichten nöthig machte. Der wesentlichste Fehler ist die Verkennung des wirklichen Conflictes, um dessen Schein sich eigentlich das Ganze dreht, ohne daß der Dichter es gewahrte. Während der Abwesenheit des Königs Andreas II. bricht eine Empörung gegen dessen Gemahlin Gertrud aus. Sie wird erschlagen. Als er zurückkehrt, findet er sein eingeäschertes Nest und seine erschlagene Gattin. War ist dieser Widerspruch seiner Stellung zu lösen? Eigentlich nur, indem man ein neues Stück schreibt. Im vorliegenden hilft der Maschinist aus der Klemme der Dichtung stellt wieder.

Den nämlichen Stoff, freilich ganz anders, tiefer und gemüthvoll gefaßt, hat Grillparzer für seinen „Treuen Diener" gewählt. Man darf natürlich an keine Vergleichung beider Arbeiten denken.

Im ganzen kann man dem Dichter, trotz großer Unklarheit, eine gewisse Kraftfülle zuerkennen, welche Besseres und vielleicht Vorzügliches hoffen läßt. Charakteristik ist ihm nicht fremd gewesen. Bei der Melinda hat ihm Ophelia vorgeschwebt. Doch wer kann auf der Bühne eine Wahnsinnige schildern, ohne an Ophelia zu denken?")

Paul Heyse.

Schon zuweilen kamen wir auf diesen seit einigen Jahren oft und rühmlichst genannten Namen zurück, anerkannten sein an Bildern strömendes Vermögen und wünschten ihm nur einen lebendigern, mehr aus Herzenstiefe und Lebenserfahrung kommenden Inhalt.

Letzteres hat uns der junge Autor übel genommen und schreibt gegen den Herausgeber dieser Blätter her und da die schlimmsten Dinge.

Dies soll uns durch nicht hindern, wieder den verständigen Sinn und die gefällige Arbeit an seiner Sammlung „Neue Novellen" (Stuttgart, Cotta, 1858) zu rühmen. Bei andern Dichtern fragt man zuerst nach dem geistigen Inhalte und der idealen Bedeutsamkeit einer neuen Arbeit, bei Heyse ist man schon gewohnt, nur immer positive Wohlgefallen an der Plastik und Rundung der Form zu suchen. Lebhaft von alten und neuen Mustern angeregt, weckt in ihm

---

") Nachgelesen sei hier einer critischen Arbeit gedacht, welche einem Urtheile der Geschichte des nämlichen nationalen Volks entnommen ist: der Roman „Die Hunyade, von Wilhelmine Meinhard" (drei Bände, Leipzig, J. J. Weber, 1858). Die Anregung spricht von einer Erstlingsarbeit; das Prädicat bekundet die Verfasserin als ungewöhnlich gewissenhaft gegen die möglichen Verletzungen seiner historischer Kritiker. Die Erzählung ist behaglich angelegt und im Geschmack der Original Walter Scott's. Die Schreibart zeichnet sich durch Sauberkeit aus. Wenn die ideale Auffassungsweise der Verfasserin sich mit den Jahren bis zu dem Punkte der Wirklichkeit gearbeitet haben wird, daß namentlich der schönen Männer, die sie „sichtlich vor sich hin schaun", nicht gar zu viele ihren Phantasie entlaufen, so wird der Sinn und Naturwahrheit leichter von dem mehr erhaltenen Leben aus das von der Welt gewünschte Muster der Vollendung hingenommen werden.

ein feltenes Gefühl für Anmuth. Die ſcheinbar häßlichſten Charaktere kommen bei ihm immer zu einer Ausgleichung, die ſchmerzlichſten Irrungen und ſogar von Grund aus unwahre Verhältniſſe enden in Harmonie. In „Erkenne dich ſelbſt“ wird ein mit ſich zerfallener, eigenwilliger Mann durch die Liebe eines unbedeutenden, als Knabe verkleideten Mädchens auf die leichteſte Weiſe, man weiß nicht recht, zu welcher Selbſterkenntniß gebracht. „Helene Morten“ zeigt uns ein geſtörtes und getrübtes eheliches Verhältniß. Der Mann, ein kalter, praktiſcher Kopf, glaubt ſeiner Gattin, einem ſenſitiven Weſen, nicht zu genügen, ſie ihm ebenſo wenig; täglich wird die Spannung größer, der Dichter wendet alle Kunſt der Darſtellung auf, uns das Zerreißen einer Saite nach der andern zu ſchildern — und zuletzt ſoll alles nur Mißverſtändniß geweſen ſein, beide ſollen ſich innigſt und herzlich geliebt und nur ein unglücklicher Zufall, der ſie tödtet, ſoll die Verſtändigung gehindert haben. In derſelben Furcht vor dem tragiſchen Conflict verläßt der Kreisrichter (in der Novelle „Der Kreisrichter“) die ſchöne, geliebte Schauſpielerin, weil ihre Liebe nicht beſtändig, die dauernde Vereinigung ſo großer Schönheit und ſeiner eigenen Häßlichkeit überhaupt unmöglich ſeien. Nur Mißverhältniſſe walten hier, die harmoniſch ſich auflöſen würden, wenn nicht der Zufall dazwiſchen träte. Eine beſtimmte Schule, eine freie That und neue Probleme ſcheinen den Autor zu ängſtigen. Seine Mädchen! Alle ſind ſie ſchön und rein, alle nahe wie das Kätzchen von Heilbronn und immer auf der Jagd nach einem Manne.

Der Stil iſt ſauber, die Perioden ſind klangvoll. Jede Geſtalt, die uns entgegentritt, die Linien der Landſchaft, die Straßen von Moskau, italieniſche Herzgeſchichten, alles iſt von einem anmuthigen Hauche.

Die Schule des Autors iſt die Tieck'ſche. Aehnlich ihm auch die Ironie ſeines Meiſters, die gewiſſermaßen die erzählte Stimmung zugleich wieder aufhebt und immer nur ein Märchen erzählt haben wollte, von dem zuletzt nichts übrig blieb, als eben nur der ſchalkiſche Sinn des Erzählers ſelbſt. Je thut doch dieſe Weiſe wohl bei dem Ueberwuchern von Realität, das die neuere Aeſthetik und beſonders die an Lebenserfahrung ſo reiche, jüngere und jüngſte unſerer „Romanleute“ ausſchließlich verlangt. Die etwas in Mißcredit gekommene „geiſtreiche“ Richtung kann durch ein Talent wie Paul Heyſe vor einer allzu einſeitigen Verbannung mit Erfolg geſchützt werden.

Für die Winterabende.

VII.

Ein Roman A. Th. v. Grimm's „Die Kornblume der öden Werft“ (zwei Bände, Leipzig, J. J. Weber, 1858) führt uns in das geſellſchaftliche Leben Rußlands ein.

In das Schickſal einer thüringiſchen Pfarrerstochter, die nach Rußland verheirathet, nach vielen Irrungen und Leiden die Gemahlin eines reichen Kaufherrn Nikitin wird, und Perſonen aus den verſchiedenſten Ständen und Rangklaſſen verflochten, von dem Miniſter und den Zaaren in der Nähe des Kaiſers an bis zu den leibeigenen Bauern auf Nikitin's Gütern im Simbirskiſchen Gouvernement.

Der Verfaſſer, Staatsrath in ruſſiſchen Dienſten, Erzieher des Großfürſten Conſtantin, jetzt wiederum der Kinder des Kaiſers, ſchildert in vielen Büchern auf das anſchaulichſte Selbſterlebtes und Selbſtgeſehenes. Mit dem Intereſſe, das ſolche Darſtellungen fremder Sitte und fremden Lebens immer einflößen, hat er geſchickt ein lebhaft dramatiſches verbunden. Wir folgen geſpannt den Verſuchen Theodor's, ſeine Schweſter Pauline aus dem Irrenhauſe — daher der Titel, da das „Haus der Betrübten“ gerade neben Werft von den Thoren Petersburgs entfernt liegt — zu befreien, den Seelenkämpfen Nikitin's, der von trefflich gelungener Charakterentwickelung Anfangs, eines echt ruſſiſchen Gemüthsmenſchen. Der zweite Theil verliert ein wenig von dem raſchen Gange der Handlung, das beſchreibende Element überwiegt die Erzählung und eingeſtreute, allerdings pikante Anekdoten mußten dem Leſer über manches weniger anregende Kapitel fortbelfen, doch bleibt der Eindruck des Ganzen ein gefälligerer und wärmerer als man in „guter Geſellſchaft“.

Wanderlich im Zickzack führt die „Kleine Wanderbraut“ von Julius Rodenberg (zwei Bände, Hannover, Karl Rümpler, 1858) ein Leſer durch Gegenden und Menſchengeſchicke, vom Harz nach Calabrien, von dort nach den Straßen von London. Alles iſt leicht ſkizzirt, Menſchen wie Dinge, nicht ohne Humor, aber doch hier und dort viel flüchtiger und flüchtiger. Die Leichtigkeit ſeiner Production, die Verwandlungsfähigkeit ſeines Talents verleitet den Verfaſſer zu den gewagteſten Verſuchen zu Schilderungen von Genüſten und Herzenskämpfen, die einer tieferen Unterſuchung bedurften. Nothwendig leiden dabei Compoſition und Darſtellung, die eine löſt ſich in zuſammenhangloſe Bruchen auf, die andere bleibt ohne ausgeführte Farbe. Rodenberg's Talent iſt vorwiegend lyriſcher Natur; mehr als eine wohlgelungene Seite gibt auch in vielem Buche wieder davon Zeugniß. Mehr Ruhe, eine größere Durcharbeitung ſeiner Poeſie!

„Verwirrt“, Novelle von Guſtav Kühne (zwei Bände, Prag, J. L. Kober, 1858) ſchildert in anſprechender Weiſe die Geſchicke einer Bürgerfamilie Magdeburgs in den Zeiten vor und nach der Schlacht bei Jena. Eine Hauschronik voll gemüthlichen Zugs, voll echten, männlichen Sinnes, weiß ſie für ihre einfachen Verhältniſſe und Verwickelungen Theilnahme zu erwecken und feſtzuhalten, bis zuletzt — wie dies in ſolchen Geſchichten eben ein unabwendbares Datum iſt — der Segen und Mannhaftigkeit ein verſöhnendes Leben wird.

Und wenigſtens manche jener ſchlichten und herzigen Darſtellungen mutheten an als der ſpaniſche Lon

in „Michel. Geschichte eines Deutschen in unserer Zeit" von Johannes Scherr" (vier Bände. Prag, J. L. Kober, 1858). Die blose absolute Verspottung aller Verhältnisse, die der Held vom Vaterhaus bis zum Comptoir und seinen schweizer Lehens- und Liebesfahrten durchläuft, ohne phantastischen Zauber, nicht ebenso verlegend wie eintönig. Die Späße über den deutschen Michel gehörten im Guten wie im Schlechten nur für Einen Mann — Heinrich Heine. Ein anderer lasse seine Hand davon, zumal wenn er den Scherz in eine Art von System bringen will und seine Peitschenhiebe mit einer gewissen Aeserlichkeit austheilt.

Auch der Roman „Palme und Lorbeer. Ein anglo-indianisches Zeitbild aus den zwanziger Jahren von Wilhelmine v. Sydow, genannt Isidore Corvinus". (Drei Theile. Leipzig, Heinrich Hübner, 1858.) spricht für jenen immer ausgleichenden, immer erkennenden Sinn der Frauen, die die Logik der Thatsachen lieber mitten durchbrechen als sie auf die Gefahr hin, daß sie nicht mehlthuend genug auslaufen könnten, natürlich sich abwickeln lassen. Der Roman ist, vorzugsweise durch die Vertrautheit, die die Verfasserin über englische Zustände verräth, nicht ohne Interesse, und der englisch-indische Krieg der zwanziger Jahre gewinnt durch die gegenwärtigen Zustände Indiens eine erhöhtere Bedeutung, aber wie das Ganze gewebt und gestochten, erinnert es doch an eine mühevolle Arbeit der Phantasie, die überdies daran leidet, die Menschheit in Engel und Teufel zu theilen. An die Möglichkeit einer Situation, wie sie S. 160 u. fg. des zweiten Bandes geschildert ist, können wir nicht gut glauben.

Anleitung, die Dichter zu lesen.

Diese wird in der kleinen Schrift gegeben „Anleitung, dichterische Meisterwerke auf eine stufen- und sachgemäße Weise zu lesen und sich dauernd anzueignen. Für Schule und Haus gemeinnützig bearbeitet von Dr. Ludwig Gebhardt, Docenten der Aesthetik an der Hochschule zu Bern" (Jena, Hochhausen, 1858.)

Nach einem beherzigenswerthen, dem Geiste der Verneinung abholden Einleitungsworte stellt der Verfasser verschiedene Lehren auf, wenn das Lesen der epischen, epischen, dramatischen Dichtungen und leitet auf diese Weise für das größere, gebildete Publikum die Möglichkeit eines Verständnisses ein, das allerdings oft den berühmtesten Werken der Poesie als Greuel der Lehrsucht nach der Zeiten der letzten Gattung anweht. Es gibt Menschen, die für Poesie eine absolute Nichtbetheiligung des Gemüthes haben, und wenn wir sogar berühmte Kritiker zu nennen wüßten, die ein angeborenes Nichtverständniß für Poesie sogar fußmatisch zur Schau tragen, so wird die Wirkung einer solchen wenn auch noch so gutgemeinten Anleitung immer nur ein frommer Wunsch bleiben.

Hänher's Erläuterungen zu deutschen Classikern.

Für die Specialgeschichte der deutschen Literatur bleiben diese bei Hochhausen in Jena erscheinenden Heftchen dankenswerthe Beiträge. Die Prosawiederholung der einzelnen Acte, z. B. von Goethe's Schauspielen, könnte wol wegbleiben, da diese Erläuterungen doch Leser voraussetzen, welche die Originale kennen. Bekannt ist, daß der verdienstvolle Verfasser jedem fehlenden Komma mit Gründlichkeit nachspürt. Manche Bemerkung ist neu. So deutet er das von Vanhen, dem verderbenen Advocaten im „Egmont", gebrauchte Wort „Und ist ein Branntweinkapf", nicht wie gewöhnlich und auch von Grimm's Wörterbuch geschieht, als einen Branntweintrinker, sondern als einen Verkäufer von Branntwein, d. h. Verkäufer, Besitzer also einer Lokanz, der neben seinem Geschäft auch den Winkelagenten macht. In diesem Falle — der demnach das übermäßige Naivetät der Schauspieler, die diese Rolle spielen, etwas zu mildern hätte — begreift man nur nicht, wie Vanhen später sagen kann: „Ich habe ein paar Nichten und einen Gevatter Schenkwirth" u. s. w. Er würde dann die Spanier doch wol eher versucht haben in seinem eigenen Geschäft „zahm zu machen".

Glossen.

Einem Kinde muß man die Furcht einflößen, andern zu mißfallen, nicht das Verlangen, andern zu gefallen.

* *

Für das Anfeuern des Wetteifers sind die Kunstausstellungen kein Mittel. Wo so viel Mittelmäßiges und Schlechtes zugelassen wird, bedarf es oft nur geringer Anstrengung, um sich mit Ruhm einzuführen.

* *

Man muß bemüht sein, im Kinde eine erste gute Eigenschaft anzubauen. An diese reihen sich dann andere leichter an.

* *

Die besten Ehen begründen sich auf Verschiedenheit der Charaktere und Uebereinstimmung des Geschmacks.

Trost.

Mögt ihr euch selbst, die Welt bethören,
Blind gegen ew'ge Gute kämpfen,
Nie könnt ihr die Natur zerstören
Und nie der Liebe Flamme dämpfen.
Versucht, die Blumen auszumerzen,
Manch Samenkorn bleibt unverloren,
Und stirbt die Lieb' im einen Herzen,
Wird sie im andern neu geboren.
So ist Natur das feste Leben,
Die Liebe Herrscherin der Jahre
Und nur der Mensch mit eitlem Streben
Tod in sich Herr, Wandelbare.

Adolf Peters.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 19. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Mynheer Hannepeet. Von M. Solitaire II — Der Tochter des Don Quixote. Von Karl Frenzel IV — Berliner Briefe IV — Der Verfall der französischen Literatur — Die Bäche. Von Alexander Baumann.

Mynheer Hannepeet.

Von M. Solitaire.

II.

Der Doctor hatte indessen auf dem purpurrothseidenen Divan, welcher dem auf die Zuidersee hinausgehenden Fenster zunächst stand, behaglich Platz genommen, unbekümmert, ob es dem Mynheer Hannepeet einfallen würde, gleichfalls sich niederzulassen. Nicht ohne Koketterie hatte er das eine Bein über das andere geschlagen und so saß er nun da und schien ein Vergnügen daran zu haben, die schöne Muskulatur seiner Schenkel, die durch die beklei[denden] Stoffe herrlich und sonnigen statuenhaft hervortrat, recht spielen zu lassen. Dann aber, nachdem er eine gewichtige Prise an die Nase geführt, ohne sie aufzuschnupfen, sagte er:

„Mynheer! Um ehrlich zu sein, muß ich von vornherein gestehen, daß ich nach reiflicher Ueberlegung von den materiellen Arzneimitteln, die mir meine Kunst an die Hand gibt und die man im allgemeinen mit dem Namen der pharmaceutischen Mittel zu belegen pflegt, wenig erwarte. Die Krankheit Ihrer sehr schätzbaren und mir persönlich gänzlich unbekannten Frau Gemahlin ist durchaus ganz immaterieller und sozusagen rein pflanzlicher Natur. Im irgendeinem Winkel der schönen Natur sitzt der kleine Dämon, ein Kindchen, vielleicht so groß und so dicht wie der Hauch, der vor Ihrem Munde schwebt, ein Tabakswölkchen, ein Gliedpuppchen, ein buntes Blättchen, und der kleine Damon und verschießt seine Pfeile, die Pfeile, die die ganze Seele und Ihnen, Mynheer, das Leben vergiften. Nun, bewerfen Sie mal den kleinen, malitiösen, launischen, eigensinnigen, niederträchtigen Handjungen mit allen Pillen, die jemals in einer Offizin verfertigt oder vielmehr gebraut wurden; lassen Sie den Kartätschenhagel der Pulj oder Pillen spielen; geben Sie mit dem schwersten Geschütze der Latwerge vor oder bestreuen Sie sich blos des Wasserstrahles der Mixtur, mein kleiner Hans Dampf geht sein Kerlchen zwischen die Schultern, duckt sich zu Boden wie ein ebrausgebrütetes Vögelchen, läßt alles geduldig über sich ergehen und macht sich so viel aus allen den Geschossen, die ihn zu vertilgen gesendet werden, als wie sich die Fische, die in der brausenden Zuiderzee schwimmen, daraus machen, daß der niedergießende Aprilregen aus Wasser besteht. Nein! Mynheer! Diese Krankheit erfordert andere Mittel und zu Ihrem Heile, ich fürchte mich nicht auszusprechen dieses Wort, so stolz und so vermessen es auch klingt, zu Ihrem Heile haben Sie sich gerade an Hubert von den Streif gewandt, den Mann, der in den Arkanalen zu Hause ist, wo die Waffen aufbewahrt werden,

die vor allen geeignet ſind, jene beiden Feinde der Menſchheit und des ehelichen Glücks, die Launen der Weiber und ihre leidlichen Krankheiten, zu bekämpfen. Da müſſen wir aufmerkſamer laſſen in erſter Linie den Schreck und die Ueberraſchung. Eine tüchtige Erſchütterung thut vor allen Dingen Ihrer Frau noth, Mynheer. Ein Etwas, das die vom Wurm zerfreſſene Seele beben macht bis in ihre innerſten Falten. Vielleicht wie die Planta Senſitive, die Mimoſa pudica, ihren Kelch ſchließt, wenn ein Inſekt in ihn hineingeſchlüpft, und durch das Schließen der Kelchblätter den tückiſchen Wurm erſtickt, vielleicht daß ebenſo die Seele Ihrer Frau, wird ſie mächtig erſchüttert, ſich zuſammenzieht, ihre Fühlfäden centrahirt, ihre Kelchblätter ſchließt und den kleinen, boshaften, tyranniſchen Dämon, der ſie ſelbſt und andere zur Verzweiflung bringt, elendiglich würgt und erſtickt! Nun! Mynheer! Wie gefällt Ihnen mein Heilplan? Was ſagen Sie dazu? Iſt er nicht neu und ſinnreich genug? Und ſteht nicht ein durchaus glänzender Succeß in Ausſicht?"

Mynheer Hanneyeet richtete ſeine glänzenden und gar nicht unſchönen Augen auf eine prachtvolle Marmorſtatue des Mercur, die auf dem Sims ſeines Kamins prangte; dann ſenkte ſich ſein Blick auf die Stirn ſeines geiſtvollen ärztlichen Freundes; er rieb ſich vergnügt die Hände und ſagte: „Ich erwarte von Ihrer Kunſt das Beſte, Mynheer Heuvelhoer! Thun Sie, was Sie vermögen! Ich bin mit allem einverſtanden! Aber ich glaube, es würde zweckmäßig ſein, um den Widerwillen, den meine Frau gegen Aerzte im allgemeinen hat, zu überwinden, wenn Sie unter einem andern Namen vorläufig bei ihr ſich introduciren ließen! Mein treuer Luif ſoll Sie anmeldiren als einen Herrn, der im Auftrage ihres in Oſtindien lebenden Oheims, des Mynheer van den Kamp, erſten Titularraths bei der Indiſch Holländiſchen Compagnie, zu ſprechen kommt, und nachher, wenn Sie die Kranke recognoscirt und Ihren herrlichen Curplan nach den Umſtänden modificirt haben, dann frühſtücken wir, nicht wahr, Mynheer Heuvelhoer? Dann frühſtücken wir! Schönen Terich aus der Inderier lege ich Ihnen vor mit einer Sauce von indianiſchen Vogelneſtern, wie ſie auch dem Kaiſer von China nicht beſſer ſervirt werden kann. Und ein Fläſchchen Cap Conſtantia und Cap Hanneyeet gieße ich Ihnen ein, wie ſie zu Wien zu ſchenken, afrikaniſche Weine zum zweiten male vielleicht nicht auf dieſem Erdball verzapft werden wird. Und alles zu Ihrer Ehre, Mynheer Heuvelhoer!"

„Ja! zu Ihrer Ehre", verſetzte der Doctor, indem er die ſeiner Naſe ſchon lange angebotene Priſe diesmal wirklich dem betreffenden Organe einverleibte. „Zu Ihrer Ehre wollen wir handeln und uns offen, treu und ehrlich einander in das Auge ſehen! Doch nun verwirrt, Mynheer! Geben Sie dem Luif ſeine Inſtruction!"

Mynheer Hanneyeet ſprang auf und verließ das Zimmer. Huibert van den Struif trat an das Fenſter und ſchaute hinaus in die aufgeregte Natur. Noch immer jagten die Wolken über die Zuiderſee; noch immer praſſelte der Regen in die ſchwarzen Wellen mit den weißen Gräſchern; noch immer zuckten wie in Krämpfen die wenigen Bäume, die rings umher den dunklen, moorigen Strand entlang ſtanden; noch immer kreiſchte der Wetterhahn hoch oben auf den Zinnen von Monbrillant und noch immer ſauſte es den Kaminſchlot herab, als weilte der wilde Mann April in hocheigener Perſon, dieſes Gewächs zuſammengeſetzt aus Weiberlaune und Männerungeſtüm, herabſteigen und ſeinerſeits es ſich in dem Zimmer behaglich machen, in welchem wir uns befinden. Huibert van den Struif fühlte ſich, wie er ſo hinausſtarrte durch die prachtvollen venetianiſchen Spiegelſcheiben in die unbelle, von dem Aprilſturm wie zerzauſte Gegend, urplötzlich ſo eigenthümlich befangen: es war, als wenn ein bängliches Vorgefühl, die Ahnung eines allernächſten Ereigniſſes ihm den Athem verſetzte: er ſpielte eine Weile mit der ſchweren goldenen Kette, die über den feingefältelten Jabot und über die grüne, etwas weit über ſeine Taille reichende Weſte hinabhing: dann, die Stirn an die Scheibe gedrückt, mit aufgeſtütztem Ellbogen ſagte er für ſich hin: „Wer denn am Ende uns und unſeresgleichen beneidet, dem möchte ich ein Wahnſinnigen-Atteſt mit Siegel und in aller Form ausſtellen! Die Poeſie eines elenden Menſchen iſt der Arzt und ſpeciell der gelehrte Arzt! Von dem Momente an, wo links an dem Portal meiner Hausthür die Worte prangten in goldener Schrift: ‚Huibert van den Struif, Geneeshoer' war ich der Sklav der Menſchheit, der wirklich leidenden und der von imaginären Leiden befallenen. Was alles habe ich gethan und geleiſtet und wie karg'ger Lohn iſt mir im ganzen für die unendliche Arbeit geworden, die ich verrichtete! Ich habe viel Blut vergoſſen in meinem Leben nach den Regeln der Kunſt, aber dies Blut wiegt bei weitem nicht

die Thränen auf, die meinem Leide geweint werden müßten' — Da ſchaut ich hinaus in die ſtürmende Wolke und mir iſt als trüge die dunkle an ihrer Stirn die Worte: ‚Begrabene Hoffnung! Verkümmerte Neigung!' Ja, unglücklicher Hyſbert, die dunkle Stirn der ſtürmenden Wolke auch deine Hoffnung iſt begraben! Auch deine Neigung iſt verkümmert! Nur dir bleibt eben nichts als der troſtloſe Kampf um das tägliche Brot, als das ſchmerzhafte Ringen um die elende Griſſeln, als der ewige Gebrieg wider die Dummheit und eben die unvermeidliche Allianz mit der Dummheit, um nur leben zu können! Doch ſtill, man kommt!"

Draußen wurden Tritte hörbar; die Klingelthür öffnete ſich und ins Zimmer ſchaute Luiſe's wunderbarer, auffallend fremdartiger Kopf. Er hatte ſein Aeußeres noch ſorglicher herausſtaffiert, als wie es bei ſeinem erſten Auftreten ſich herausgeſtellt; den Tornſitz ſorgfältig und galant unter dem linken Arm, ſprach mit der Zunge lebhaft ſchnalzend der verſchleierte Hottentotte die Worte: „Wenn Mynheer der Generalheer die Gnade haben möchten, ſo wird Frauw Helena Tieſelbein unten im Gewächshaus empfangen!" Sprach's und zog ſchleichenden Fußes und wie jeden Augenblick das Fallen befürchtend ſich langſam zurück.

Hyſbert erſchrak, wie wenn jetzt die Wolke, die oben über naſſen Tücher um die morſche, vielfach zerrungene Pappel dort unten am Rande der See geſchlungen, einen aus ihrem Schoße geborenen Blitz ihm ungeſchleudert; doch er ermannte ſich und folgte dem mahnenden Diener. Behenden Fußes ſtieg er die Treppe hinab, kam gelangte er durch einen gläſernen, vor dem tobenden Wetter vollkommen geſchützten Wegengang in das Gewächshaus. Seltſame Luft heimlich und traut und doch ſo wunderbar gemiſcht mit den fremdartigſten Aromen wehten ihm entgegen. Der Raum, der ihn aufnahm, war ganz von Glas gebaut und keine Spur der Verbindung zwiſchen den einzelnen, die gläſernen Wände bildenden Platten war zu erkennen; lenkbar war der Lichteffect, den das dunkle Wetter in der kryſtallenen Räumlichkeit erzeugte, und von angenehmſter Wirkung war die Wärme, die köſtlich von mannichfachem Balſam durchduftet den wunderlichen Raum durchſtrömte. Da ſtanden nun in reichſter Mannichfaltigkeit die Miracel der tropiſchen Gewächswelt. Da ragten hoch die ſchlanken Palmen, da bebte die ſcheue vertrauliche Myrte, da ſäuſelte die wunderbare Magnolie, und alles überſpann das Netz der vielgewundenen Schlingpflanzen von ſeltſamer Form: der goldene Apfel der Orange leuchtete ſeltſamgleich in dieſem Paradies, und in porzellanenen Käſtchen ſtrebte neben der fremdartigen wunderbaren Ananas das vertrauliche Köpfchen der heimiſchen Erdbeere purpurn aus ſchwarzem Erdreich empor zum Licht. Hyſbert war wie betreten, als er eintrat in das ſtille Reich der Pflanzenwelt. Sein Fuß taumelte; der vielfach und ſo beſtrebsam gemiſchte Duft ſchien ihm zu Häupten zu ſteigen. Er that einige Schritte vorwärts in dem von lauter Palmen beſtandenen Mittelgange. Da hörte er einen Seufzer klingen in dem ſtillen Gebiet; es war kein Blätterliſpeln, es war kein Gipfelneigen: es war ein Seufzer aus einer Menſchenbruſt.

Und Himmel, ja! Da, zwiſchen einer hohen Palme und einem köſtlichen Orangenbaume, der faſt die goldene Laſt, die aus den Gärten der Hesperiden ſtammte, nicht zu tragen vermochte, lag auf einem Tabouret von blauem, üppig ſchwellendem Sammt ein menſchliches Weſen, ein junges Weib, doch wol kein anderes als die von ihm zu heilende Patientin! Sie lag da, gekleidet in ein Morgengewand von feinſtem Zeuge, das mit bräunlicher Spitzen reich garnirt war: ihre ſchlanke Taille umſchlang eine Art Spenzer aus blauem Atlas gefertigt; ihr blondgoldenes Haupthaar floß, zum Theil noch nicht aufgebunden, in reichem Strom zwanglos zur Erde und bedeckte, wie ſie ſich vorn überneigte, das ſchwermüthige Köpfchen, die Spitze des rothflammenen, mit Silber geſtickten Pantoffelchens; ein gelber, äußerſt zierlicher Windhund lag träumenden Hauptes im Schoße der lieblichen Erſcheinung: ſinnigmäßig hob er den Kopf, als Hyſbert's Schritte verantenten. Die Aron tat einen Hyſbert vermeinte ſich; das Weib ſchaute in ſein Angeſicht: ein Schrei durchgellte das ſtille Reich der Pflanzen.

„Hyſbert!" rief das Weib mit dem goldenen Roſenmund. „Hyſbert! Es iſt nicht möglich!"

In dem ganzen, viele hundert Pflanzen und Bäume enthaltenden Raume war kein Zweig, der im Stande geweſen, ſo zu zittern und zu beben, hätte man auch die ſchützende Glasdecke von dem Gewächshaus genommen und hätte man alles, was darinnen war, preisgegeben dem unerbittlichen Hauch der Winde aus der Lüfterer, ſo zu zittern und zu beben hatte doch aller der Zweiglein und aller der Stämmlein keins vermocht, als wie jetzt Hyſbert zu beben an ſeinem ganzen unwilligen Leibe, als er die Stimme vernahm, die gellend ſeinen Namen rief: „Hyſbert!"

„Helena! Du hier!“ ſo ſagte er mit einer Stimme, die eine ihn überwältigende Ueberraſchung verriet. „Helena, du verlorene Geliebte meiner Jugend! Die ein furchtbares Schickſal von meiner Seite geriſſen! Du Mynheer Hannepoet's, des reichen Kapellmeiſters, vermähltes Weib, und ich der unglücklichſte aller unglücklichen Aerzte berufen und durch Regen und Wind auf wildem Roß hierher gehetzt, um dich zu heilen von deiner angeblichen Schwermuth durch das von mir erfundene neue phyſiſche Heilmittel, das da baſirt auf der Theorie von der Alteration, auf der Lehre von der Umſtimmung der Seele durch eine gewaltſame und außergewöhnliche Erregung! — Aber Helena! ſprich, warum haſt du mich ſo plötzlich verlaſſen? Warum verſchwandeſt du aus Leyden wie ein Stern aus einer dem Untergang geweihten Region des Himmels?“

„Sprich nicht ſo laut, Geliebter!“ verſetzte mit leiſer Stimme das Weib. „Sprich nicht ſo laut! Leiſe Luiſ oder Lukas, wie ſie ihn nennen, ein verwunſchtes bettelarmes Ungeheuer, paßt mir auf Schritt und Tritt auf und belauſcht ein jedes meiner Worte; ich bin überzeugt, daß er eins oder das andere ſeiner ſchändlichen langen Ohren wieder hier an irgendein Schlüſſelloch gelegt hat und uns belauſcht in ganz abſcheulicher Weiſe. Auch dem Alwyn, meinem Kammermädchen, das hier in den anſtändigen Räumen umherkontiert, kann ich nicht ganz trauen! Mein Mann, Mynheer Hannepoet, iſt eine grundgütige Kreatur, aber eiferſüchtig wie ein afrikaniſcher Tiger, deſſen Manieren zu ſtudiren er ſelbſtverſtändlich auch Zeit genug gehabt hat, und ſo hat er mich mit einem förmlichen Spionirſyſtem umgeben!“

„Laß ihn nur!“ lächelte der amſterdamer Chirurgus. „Laß ihn nur! Bin ich mit im Spiel, ſo ſind ſeine Maßen machtlos! Was ihm auch immer über das, was zwiſchen mir und dir hier etwa vorfallen mag, hinterbracht werden kann, es iſt von keinerlei Bedeutung; dann ſage ich: Mynheer, nur geſtehen! Das eben gehörte mit zu der von mir in Vorſchlag gebrachten, von Ihnen gebilligten Kur! Doch Helena, warum, ſo laß uns denn der Vergangenheit gedenken! Daß du ſo plötzlich verſchwandeſt — zehn Jahre und älter bin ich darum geworden — ja, glaube es mir, geliebte Helena; wie kam es denn?“

Helena war aufgeſtanden, ſie ſank wieder auf das Lehnbett, ſtrich mit der Hand über die Stirn und ſprach:

„Hubert, es war der Ring, der verwunſchter Ring! Warum gabſt du den Ring aus deiner Hand? Ich hatte ihn dir gegeben, ich wollte dir gehören, ſolange du den Ring an deinem Finger hatteſt! Mein ſterbender Vater hatte ihn an den meinen gerückt und ich hatte dem Sterbenden geſchworen, ihn nie von mir zu laſſen, oder ihn dem zu geben, dem ich mich auf ewig weihen würde und von dem ich mich feſt überzeugt würde halten können, daß er ebenſo wenig mich wie den Ring jemals von ſich laſſen werde.“

„Der Ring! Der Ring!“ rief Hubert, aufs höchſte überraſcht und faſt entſetzt. „Aber was ſagſt du, Helena; hier iſt ja dein Ring! Sieh' hier den leuchtenden Diamanten auf dem Haupte der Schlange, umſtanden von vier milden und ſo unſchuldig und wie mädchenhaft in die Welt hinausblickenden Türkiſen!“

Er hob die Hand empor, und in der That, da hing die köſtlich verzierte goldene Schlange an ſeinem elfenbeinernen Finger.

„O, dann bin ich elend betrogen!“ rief Helena, und ſie drückte die goldene Fläche ihres Hauptes mit der, wie das Palmenblatt über ihr, bebenden ſchneeweißen Hand an ihr weinendes Auge. „Dann hat die Stiefmutter, die Sibylle, ſich gegen mich eines Verbrechens ſchuldig gemacht, das ihr kein Gott verzeihen kann. Du hatteſt Leyden verlaſſen, wie du weißt, um in Amſterdam dich deinen Staatsprüfungen zu unterziehen. Während der Zeit deiner Abweſenheit fing ſie an, ihr Betragen gegen mich, das, wie du ebenfalls weißt, immer rauh, abſtoßend und tückiſch geweſen war, in auffallender Weiſe zu ändern. Sie wurde freundlich und zuvorkommend, machte in jener Periode mehrere Reiſen nach Rotterdam und kam nie zurück, ohne mir ein ſeltenes Kleinod, wie es die Mädchen ſo gern haben, aus der kunſtreichen Handelsſtadt mit nach Hauſe zu bringen. So geſchah es eines Abends, als ſie ebenfalls wieder und diesmal von einer längern Abweſenheit heimgekehrt war, daß ſie mit triumphirender Miene in mein Zimmer ſtürzte und mir einen Schrein von blauem Sammt in die Hand drückte: »Hier«, ſprach ſie, »hier, meine liebe Tochter, hier bringe ich dir ein Kleinod, wie es würdig iſt, deine Hand, die an Schönheit alles übertrifft, zu ſchmücken und zu zieren! Wenn ich nicht irre, haſt du ſchon einmal etwas Aehnliches beſeſſen und wie ich glaube mich erinnern zu können, dieſes damals verloren«! Der blaue Schrein brannte in meiner Hand, als wäre er aus hölliſchen Flammen gearbeitet geweſen; und wie ich ihn öffnete und wie ich die glitzernde

Schlange mit den so tückisch mich anglimmenden Augen gebettet sah auf dem sammtenen Lager, da verging mir schier die Sinne, denn ich wußte, Huibert, daß ich alles, daß ich dich verloren hatte! Ich beschaute das Kleinod; das falsche Weib hatte seine Sache vortrefflich gemacht: ich kannte an der Echtheit des Juwels nicht zweifeln. Zwar war mir dunkel erinnerlich, daß mein Vater einst von einer Doublette des Kleinods gesprochen, die ihm bei irgendeiner Gelegenheit verloren gegangen, die sich beim Oeffnen einer Truhe von seinen Fingern gestreift und die wiederaufzufinden ihm nie gelingt war; doch dieses Umstandes gedachte ich nicht in der leidenschaftlichen Stimmung, in die mich der Biß — ja laß es mich Biß nennen, Huibert! — der Biß dieser Schlange versetzte; ich raste und weinte und, Huibert, verzeih es mir, ich fluchte dir!

Sibylle half mir trefflich bei diesem Geschäft, und als der Thränenstrom aus meinem Auge stürzte, als die Natur den Sieg davongetragen über den kalten und trockenen Krampf, der mit Schlangenwindungen um meine Seele sich gelegt und sie zu entreißem drohte in seiner grausamen Umarmung, da half sie trefflich meine Thränen stillen und ihre Hand ruhte wie die Hand einer weiblichen Mutter auf meiner fieberisch brennenden Stirn. An demselben Abend — Sibylle war nicht die Frau, die nicht alles vorher gründlich zu überlegen und praktisch vorauszuberechnen im Stande gewesen wäre — an demselben Abend präsentirte sich in höchster Gala die nicht ganz abstoßende Persönlichkeit des reichen Mynheer Hannepeet, eines vor kurzem von der Gazelenie heimgefallenen Celebritäten und ganz besonders berühmt gewordenen Weinstockzüchters. Das Pünktliche in seinen Manieren, wie es es zu übertreiben suchte mit dem feinsten Ziernis der modernsten parler comme il faut Erziehung, amüsirte mich, und die Zerstreuung linderte einigermaßen meinen gegenwärtigen Schmerz. Er kam mit vor wie ein fantirter Rhinocerus, dem sie Maschantschuhe angezogen, eine Allongeperrücke auf Haupt gesetzt und einen silbernen Galanteriedegen mit silbernem Gurt an die Seite gehängt haben. Das verunstaltete Holländisch, das er sprach, vermischt mit kafernischen Phrasen und bettentottenhaften Betheuerungen machte mich lachen. Am meisten ergötzte mich die Begeisterung, mit der er von der durch seine sinnreichen Combinationen gezüchteten, von ihm selbst gepfropften, cultivirten und veredelten und nach seinem Namen benannten weltberühmten Rebe Hannepeet sprach. Du weißt, Huibert, das Abenteuerige und Bizarre hat meine von Geburt etwas launische und wunderliche Natur immer ergötzt, und als nun ein Semper augustus gebracht wurde, bei dem Mynheer den Wirth machte, die Pikeirt und Pekeit mit pariser Grazie servirte und einen Hannepeet einschenkte, welcher der afrikanischen Sonne ihre halbe Seele aus dem Leibe gerissen und in sich aufgenommen zu haben schien, da warf ich die goldene Schlange, die, wie ich wähnte, von der verfluchten, in den flammenden, mit der goldenen Perle des köstlichen Gewächses, der meinen neuen Bewerbers Namen trug, gefüllten Becher und trank ihm zu — mein Leben und meine Zukunft! Mynheer Hannepeet, ich kann es nicht leugnen, benahm sich gegen mich mit feiner und sorgender Ergebenheit: er kann die köstliche Rebe, die er geschaffen und gepflegt im seinem Garten, mit nicht mehr Sorgfalt behandelt haben, und es thut mir nur leid, daß ich nicht ebenso gut wie ihre geworden und ihm nicht besser gerathen bin! Wenige Wochen nachher starb die treuliche Stiefmutter und ich wurde kurz nachher Hannepeet's Weib! Ich habe ihn schlecht und unfreundlich genug behandelt: der Weinstock suchte wurde mir immer mehr lächerlich, um nicht zu sagen verhaßt. Er hat den vollen Guß meiner bizarren Launen mehr als einmal ausgegossen bekommen über sein mehlbestreutes Haupt: er hat alle Plage, die ein geliebtes, ich möchte sagen verachtetes Weib einem verachteten und geringgeschätzten Manne gegenüber nur immer geltend machen kann, reichlich ausleiden müssen, und ich glaube, es gibt Momente in seinem Leben, in denen er sich hundert- und tausendmal zurückwünscht nach seinem süßen, den Zaubertrank Hannepeet gezogenen Weingärten am Fuße des Neuenberges nahe der Gazelle. Seit einiger Zeit nun hält er mich für krank; er nennt meine Launen und die mehr als wunderliche Art, in der ich ihm und auch seinem etwas unverschämten und kannibalisch naiven Diener Paul begegne für die Ausgeburt eines tiefen und gefährlichen Leidens; eben dieses Leiden zu heilen bin ich hierher berufen worden. Der gute Mynheer hat seine Ahnung davon, daß er mit unglück mit dem Arzte die beste Medicin gleichfalls hat, und ich schwöre es hiermit, daß ich in meinem Leben keine andere Medicin mehr brauchen werde als die Medicin der Erfahrung und daß mein Herz niemand gehört als dem berühmten amsterdamer Generalherrn Mynheer von den Strauß, wegen immer so und

ſo viel hundert ſubſtantiviſche Beſitzen zwiſchen uns ſtehen und mag immer aller Hannepeet der Welt ausgetrunken werden auf unſern Untergang!"

Heleen's Geſtalt hatte ſich ſehr bleich während dieſer Erzählung. Ihr mildes Auge ſah wie begeiſtert darein und ihre Lippe ſchauten wie verklärt, trotz des trüben Dämmerlichts, das durch das Glasdach niederſchimmerte; die Spuren der Thränen ſchwebten groß und perlenhaft leuchtend an der Wange von durchſichtiger Bläſſe. Durch Hubert's Seele flatterte ein ſtaunbetörender Rauſch; all der Duft, der einſt in den bezauberten Räumen ſchwebte, war ihm doch zu Häupten geblieben. Farblich ſtieg die Erinnerung an jene verlebte Stunden vor ihm auf: dort ſtand das holde, weinende und durch die Thränen lächelnde Bild ſeiner Erinnerung; dort ſtand das Weib, das er unſäglich geliebt. Und er konnte nicht widerſtehen, er mußte hinſinken zu ihren Füßen: dort lag er und barg in ihrer Hand ſein glühendes Haupt.

Da plötzlich ging der Thür auf und Heeren Hüpke, wohlich und leicht wie ein junger Bräutigam, ſah unverhofft Junker Mynheer Hannepoot. Er trug über ſeinem ſeine gewöhnlichen Coſtum, beſtehend aus einem gewirkenen Frack mit ſchneeweißer langer Atlasweſte und eben ſolchem bis an die Knie reichenden, ſchwarzlitzenen Beinkleid, einen mächtigen Sturm- und Regenmantel, der ſeiner ganzen Erſcheinung etwas melancholiſch Verhängnißvolles verlieh; an ſeinen Füßen haftete bis hinauf an die wenigſtlattene Hoſe zwei koloſſale Lederſtiefeln, wie ſie weil niederdeutſche, niederländiſche und im allgemeinen nordiſche Fiſcher bei ſchlechtem und ſtürmiſchem Wetter zu tragen pflegen; über der linken Achſel trug er ein ſauber gefaltetes Handtuch, durch deſſen Maſchen zwei oder drei ſilberglänzende Fiſche, höchſt ungeduldig ſich windend und nach allen Richtungen ſich wälzend, hindurchſchimmerten; außerdem trug er an einem in eins der Knopflöcher des unſchätzbaren Regenmantels geſchnürten Bindfaden zwei Vögel, die man für ſeinen andern Gefährt ungehörig erachten konnte im weiten Reiche deſſen, was da hängt zwiſchen niederländiſchem Himmel und niederländiſcher Erde, als dem Geſchlecht der ſogenannten wilden Gänſe. Traurig hingen die dummen die gebrochenen Schwingen und die kraus und wie in Verzweiflung emporſtarrenden Federn ſchienen um Rache und Vergeltung für das ungerechte ſchreckliche Schickſal, das ſie ſo plötzlich betroffen, zum Himmel zu flehen.

Der Generalheer war einigermaßen überraſcht bei dem raſchen Eintritt des unerwartet Kommenden; doch er faßte ſich alsbald wieder, bekämpfte ſeine Verlegenheit, richtete ſich mit wunderbarer Gelaſſenheit vom Boden auf, klopfte mit unendlicher Seelenruhe die Stäubchen von ſeinen Knieen und ſchritt dem Eintretenden entgegen. Das Geſicht, das Mynheer Hannepoot machte, als er ſo plötzlich Zuſchauer der ihm doch etwas draſtiſchen Scene geworden, gehörte mit zu dem Komiſchſten, was jemals vielleicht in dieſem Genre geleiſtet werden. Er vergaß, den ungraziöſen, wenn auch ſehr praktiſchen Südweſter, aus gelbbrauner Wachsleinwand gearbeitet, von ſeinem Haupte zu nehmen, und ſo ſtand er denn, ein ſtummes Bild des Erſtaunens; doch der Generalheer ging ihm mit unnachahmlichem Phlegma entgegen und ſprach, den kahnen Waitmann und glücklichen Fiſcher etwas bei ſeite ziehend, mit leiſer Stimme die Worte:

„Mynheer! In meiner Freude kann ich Ihnen melden, daß Ihre Sachen gut, daß ſie, ich wage kühn es auszuſprechen, vortrefflich ſtehen. Bei der tiefen und ſcheinbar hoffnungsloſen Schwermuth, in die ich die Patientin bei meinem Eintritt verſunken fand; bei der nächtlichen Unmöglichkeit, die ebzuwalten ſchien, ſie aus ihrer regungsloſen und wie verſteinerten Apathie zu entreißen, fand ich mich veranlaßt, gleich mit einem der ſouveränſten Heilmittel, das der Schatz meiner pſychiſchen Heilmethode bieten, vorzugehen; ich ſtellte mich vor dem himmliſchen Anblick ihrer Erſcheinung ſo ganz außerordentlich überraſcht, daß mir von dem mächtigen Eindrucke, den ich empfangen, die Knie einzubrechen gedroht und daß ich endlich wie von einer Ohnmacht ergriffen lautlos zu ihren Füßen hingeſunken bin. Urtheilen Sie ſelbſt, Mynheer! War dies nicht ein genialer Einfall, und gehörte meinerſeits nicht viel Kunſt dazu, gleich auf eine ſo kräftige Manierung meiner Mittel zu verfallen? Und Sie ſehen ſchon jetzt die wohlthätigen Folgen. Die Wangen der Patientin ſind bereits jetzt leicht geröthet, die tödtliche Bläſſe iſt verſchwunden und wie Sie ebenfalls wahrnehmen die Geneigtheit haben werden, blickt ſchon ein leiſes, nur eine kleine Nuance zu ironiſches, um nicht zu ſagen ſardoniſches Lächeln um die ſonſt ſo unerbittlich krampfhaft geſchloſſenen Lippen. Schade nur, daß Ihr plötzlicher Eintritt ich möchte ſagen das Ausſchwingen, das Nuiſiren des ſeeliſchen Remediums ſo ungeſtüm unterbrochen; ich fürchte, wir werden von vorn anfangen müſſen. Warum auch traten Sie ſo plötzlich und ſo ungeſtüm in das Gartenzimmer?"

Der wackere Rebenzüchter vom Cap der guten Hoffnung war etwas betreten; er wußte nicht, was er dem ränkereichen Generalissimus auf seine vortreffliche Ansprache erwidern sollte. Endlich doch fand er Worte und sagte:

„Lieber Domingo, Monbeer! Lieber Domingo! Ich kam so plötzlich in das Gutgemach, in das sich mein Palmenhaus mit einemmal verwandelt, um auch meinerseits etwas zur Cur beizutragen und Sie gebührig zu unterstützen. Mußte meine Frau nicht aufs äußerste überrascht werden, sah sie mich mit dem Arm, drinnen die Fische, auf dem Rücken, die Enten ins Knopfloch gebunden, so plötzlich vor sich stehen? Mußte sie nicht höchlich erstaunt sein, daß ich, den sie als sehr empfindlich gegen holländische Witterung und auch im Hochsommer als immerwährend frostend kennt, an diesem fabelhaften und unerhörten Apriltage hinausgegangen bin an die Lagune, um ihr diese wilden Enten zu schießen und ihr diese Fische — sie liebt die Fische sehr, vielleicht weil sie auch stumm sind — zu fangen? War meine Idee nicht gut? Hatte sie nicht ganz in Ihre Heilmethode?"

„O vortrefflich", entgegnete der Generalissimus, „ganz vortrefflich!" Und ein unmerkliches ironisches Lächeln flog über seine hohe Stirn. „Es ist wirklich schade, Monbeer, daß Sie nicht auch Medicin studirt haben. Ich habe wahrhaftig in den Kliniken von Leyden und Utrecht, von Paris und Montpellier viel, unendlich viel weniger aufgeklärte und ingeniöse Schüler des Aesculap gefunden denn Ew. Gnaden!"

Monbeer Hannepeet schien sich geschmeichelt zu fühlen. Er machte ein verlegenes Gesicht. Auf und ab gingen seine etwas unangenehm dicken Lippen, als würden sie von dem besten der von ihm gezüchteten Rebensäfte benäßt. Er sagte:

„Lieber Domingo, Monbeer! Doch was machen wir nun?"

Der Generalissimus strich eine sehr wichtige Miene auf, zog die Tabatière aus der Westentasche, öffnete sie dreimal ohne zu schnupfen, dann schloß er sie wieder ebenso oft und schnupfte dreimal. Endlich sprach er:

„Was wir jetzt thun? Nichts, Monbeer, als daß wir die Patientin der Einsamkeit überlassen. Das Mittel, das ich angewandt, dürfte vielleicht trotz der Störung, die Sie verursacht, nachwirken. Lassen wir es nachwirken und gehen wir, wenn es Ihnen beliebt, Monbeer, zum Domingo, Monbeer (zum Aranbaum)! Trinken wir vor allen Dingen ein Verre vom köstlichen Hannepeet, Monbeer, dem Rebensafte, dessen Vortrefflichkeit sicherlich Ihren Ruf auf die Nachwelt bringt!"

Monbeer Hannepeet wurde roth bis hinter beide unter dem Sudwester hervorlugende Ohren vor Freude über die wohlangebrachte Schmeichelei.

„Lieber Domingo", entgegnete er; „gehen wir einbiegen (Frühstücken)!

Und so wandelte der kluge Weingärtner mit seinen zappelnden Fischen und seinen verzweifelten Enten den Flügelthüren des Palmenhauses zu. Der Generalissimus machte seiner Patientin einen tiefen Bückling und so verließen sie selbander die Gewächshalle. Auf der Stiege angekommen, die in den Seitencorridor des Vorderhauses führte, hörten sie von drinnen her aus dem Gemach, das sie eben verlassen, ein helles Lachen tönen; der Generalissimus schlug wie vor Freuden dem Gartenmann mit der Hand auf seine noch immer regenträufende Schulter und sagte:

„Monbeer, meinen ergebensten Glückwunsch (meinen aufrichtigsten Glückwunsch)! Ihre Sachen stehen ganz außerordentlich gut, Monbeer! Dieses Lachen, das Sie da eben vernommen, ist unter Brüdern seine tausend Gulden werth. Ich versichere, Monbeer: es ist uns gelungen, die kranke Seele in Vibration zu setzen; der kleine Dämon, der in seinem Winkelchen solange gekauert in ungestörter Ruhe, fühlt sich jetzt schon auf das unangenehmste berührt, und es steht zu erwarten, daß er binnen kurzem, infolge der Beschießung mit dem schweren Geschütz, das wir heute haben spielen lassen, das Weite suchen und ausfahren wird aus der gemarterten Seele in alle Welt. Sie werden an der Seite dieses schönen Weibes noch heitre Tage leben! Doch warum, Monbeer, schauern Sie so oft und so ängstlich den Ringfinger Ihrer linken Hand?"

Hannepeet stand still: „Hm, hm!" sprach er. „Bei allem Glück muß doch immer auch ein Unstern seinen heimlichen Einfluß geltend machen! Gehen Sie weiter! Denken Sie, Monbeer, da ist mir ein teuflischer Spaß passirt! Wie ich die Fische gefangen habe, ist mir die Schlange entwischt; der schöne Ring mit den köstlichen Steinen, den Sie heute morgen an meiner Hand bemerkt haben müssen, ist mir beim Auswerfen der Angel in die See gefallen, und die Amerique birgt nun außer ihren Aalen und sonstigem Reichthum an allerlei Fischgetier auch eine Schlange in ihrem Schoße, wenn auch nur eine goldene."

Humbert von den Steuf ſtreckte, als er dieſe Worte vernommen, mit allem Verdacht und nicht ohne ängſtliche Haſt ſeine linke Hand in die weitläufige linke Taſche ſeiner ſchönen Weſte. Dann ſagte er: „Machen Sie ſich nichts daraus, Mynheer, ein Mann, der gleich Ihnen vom Glück begünſtigt zu werden pflegt, in ſo jungen Jahren bereits einen, ich möchte ſagen kosmopolitiſchen Ruf zu erlangen, darf ſicher darauf rechnen, daß ſein guter Stern ſich auch in dieſem Falle bethätigen wird. Ich glaube ſicherlich, Ihr Ring wird ſich wieder finden, ſei es in den Eingeweiden der von Ihnen gefangenen Fiſche oder ſonſtwo! Alſo machen Sie ſich nichts aus der goldenen Schlange! Und vor allen Dingen laſſen Sie den freilich unangenehmen Vorfall Ihre Laune nicht verderben und Ihren Humpen nicht verbittern!"

„Das will ich auch nicht", entgegnete Mynheer, „und da Sie denn behaupten, daß meine Sachen gut ſtehen, will ich fröhlich rufen:

„Vuif!"

„Gute Leute! Vuif! und die Vierem Vuif! Was denkt Er von? Mynheer Generalherr! Was denkt Er von dieſem Spinnrocken von Diener? (Was halten Sie von dieſem — — von Perſonen?) Muß man ſich nicht die Burgelnutzen? (anſchaffen?) Vuif! Vuif!"

Endlich ſchnalzte Vuif's Kettenkettenklebicke:

„Wat beleert Er, Mynheer!"

„Den Cmbuyt! Vuif! Den Cmbuyt!"

„Gelauf, Mynheer! Gelauf!" verſetzte der treue Diener, die Angelhaken des Frühſtücksſalons öffneten ſich und die glücklichen Frühſtücksgäſte verſchwanden in dem herrlichen Gemache, aus dem Gerüche herausquellen, die ſelbſt die entlegenſte Zunge eines Kapuziners in ein gereiztes Ungeheuer hätten verwandeln können.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Der Dichter des Don Quixote.

Von Karl Frenzel.

IV.

Von Malaga — ſo begann Cervantes ſeine „Reiſe zum Parnaß" — wanderte er zu Fuß nach Cartagena und fand dort ein Schiff, das bereit iſt, ihn nach dem Parnaß zu tragen. Ein merkwürdiges Schiff, eine Galeere — vom Kiel zum Maſtkorb aus Verſen gebaut! Alexiken und reimloſe Jamben bildeten das Verdeck, Romanzen, „eine ſchamloſe, aber ach! nothwendige Gattung, da ſie ſich zu allem hergibt" —, die Ruderbank, auf der zwei kräftige, muskelſtarke Terzinen als Hauptruderer ſaßen und „das Fahrzeug mit ſanftem, gleichmäßigem Schlage dahintrieben", die Brüſtung endlich war aus einem Stück, einer langen und thränenſeligen Elegie. Aber das Meer iſt ſtürmiſch, daſſelbe Meer, auf dem er einſt gen Lepanto geſegelt; die Dichter, welche alle auf Apollo's Liſte eingeſchrieben ſein wollen, erregen den erſten, Neptun, den ihr Geſchrei ſtört und der eine vortreffliche Gelegenheit ſieht, alle ſchlechten Poeten zu ertränken, einen zweiten, gewaltigern Sturm. Einer berühmten Stelle der „Lusiaden" des Camoens wird Cervantes die Erſcheinung der Venus mit den Grazien in dieſer Noth verdanken; alle, die den Göttinnen „eine Hyperbel geopfert", verwandeln ſich in — Schläuche und kommen ſo an den heiligen Berg. Zuletzt furchtbare Schlacht, Kämpfe der Götter und Titanen, der guten gegen die ſchlechten Poeten — eine ſehr allgemein gehaltene, literariſche Satire, die in ihrer Farbloſigkeit auf jeden Tag paßt und darum keinen trifft, ohne den poetiſchen Witz des Ariſtophanes in der phantaſtiſchen Komödie von den „Fröſchen", den ſcharfen, kritiſchen Sinn des Horaz, dazwiſchen weitläufige Verzeichniſſe ſpaniſcher Dichter in dunkler, allen Erklärern unverſtändlich gebliebener Sprache, die noch heute ſtreiten, ob Wahrheit, ob Ironie? Verſe, die indeß zur Zeit des Cervantes vermuthlich von anderer — wenn nicht Deutlichkeit, doch Durchſichtigkeit waren. Von viel höherm Werthe iſt für mich der verachtete, proſaiſche Anhang — es waltet ein menſchlich-rührender, uns allen in den armen Geliebten Jean Paul's bekannt und lieb gewordener Zug darin. Ihr habt gehört, wie ſeine Dramen vom Theater verdrängt wurden, wie andere ſeinen Seſſel einnahmen, und nun ergreift die alte, verjährte, man ſollte meinen niedergebrannte Leidenſchaft den Sechzigjährigen Mann mit dem erſten Feuer. Die Sage will, daß eine welke Roſe von Jericho, in Wein geweicht, wiederaufblühe: ein ähnliches Wunder vollzieht ſich an Cervantes, als er wieder auf den Bänken des Patio im Volkstheater ſitzt, athemlos lauſchend, wie die Hunderte umher; neben und über ihm, von den Fenſtern und Balkonen donnernder Beifall den Hof erſchüttert und den glücklichen Dichter belebt. Da ſpringt auch er auf, wie ſein Held zum letzten Ausgange, durchaus ein „Ritter von der traurigen Geſtalt", den Idealen nachjagend, die er nie erreichen ſoll. Die Dame iſt für ihn jene unbe-

ſtimmte, aber namenlos herrliche, glorreiche und nie geſehene „Thathandlung", die Don Quixote ſucht, und zugleich für ſeine leibliche Dürftigkeit die vor Sancho Panſa's gierigen Augen ſchwebende, gaukelnde Inſula, Schlaraffenland, oder doch „das Königreich Dänemark oder das von Sobradiſa, das uns jedenfalls bleibt". Acht Komödien und ebenſo viele Zwiſchenſpiele hat er geſchrieben, nicht, wie 1734 ſein Herausgeber Blas Nasarre behauptete, die Werke Lope de Vega's durch Überbieten und Uebertreibungen zu überbieten, ſondern in der feſten beſtimmt und mit dem Stolz des Genius in jenem Anhang ausgeſprochenen Meinung, auch in dieſer volksbeliebten Darſtellung den Preis zu gewinnen; mit dem Bewußtſein, an einer Stelle für alle Zeit der erſte zu ſein, hat er den verhängnisvollen Irrthum eingeſehen, überall als Gärtner auftreten zu können.

„Entweder habe ich mich ſo verändert, daß ich nicht mehr derſelbe bin, oder die Zeiten haben ſich ſehr gebeſſert, da es doch jetzt immer umgekehrt geſchieht und nur der vergangenen Tage Lob vernommen wird": wenn dieſe meine Komödien nicht gefallen ſollten, die freilich kein hochmuthiger Schauſpieldirector hat aufführen wollen. Denn ich bin noch derſelbe, der Miguel Cervantes der „Numantia", ein Dichter, wie euer Lope de Vega, Goethes und euer Schoßkind! Anderes und ergreifendes Schauſpiel eines heroiſchen Kampfes, der mit den Verhältniſſen und dem eigenen Weſen einen letzten, hartnäckigen Kampf ringt! Denn er iſt eben nicht das „Wunder der Natur", weder ein ſo glücklicher Improviſator, noch ein ſo reich begabtes Talent wie Lope, er beſitzt ſeine komiſche Geſtaltungskraft; ſein Auge, in die Tiefe der Dinge und mehr auf die allgemeinen als die individuellen Gegenſätze gerichtet, ergründet allmählich hinabſteigend die Seelen ſeiner Helden, aber umfaßt ſie nicht mit einem einzigen Kunſtblick; wie alle Humoriſten ſieht er in den Geſchicken der Menſchen Irrungen, Launen des Zufalls, Grillen wie Don Quixote's Thorheit, nicht in dem eigenen Herzen geborene, ſelbſtverſchuldete Tragik. Die Leichtigkeit und Lope's ſittliche Nachläſſigkeit, die er ſeinen Komödien geben will, artet in zuſammenhangloſe Flüchtigkeit aus, den Handlungen fehlt der Schwerpunkt, den Charakteren Grundlage und Einheit, alles wirbelt wild durcheinander, bunter Sand! Wieder ſchildert er die Dogmen von Algier, Spitzbubenleben, Liebesnovellen, die aber meiſt ohne Heirath enden, vielleicht ein ſatiriſcher Zug wider die Ehebuntpläne kurz vor dem Fallen des Vorhangs: ſo beraubt er alles, nur iſt ſeine Hand nicht immer eine zauberiſche, belebende Hand. Sie mag dem Schauſpieler ganz in Molière's Weiſe die äußerlichen Bedingungen ſeines Standes, Anſtands- und Declamationsregeln vorſchreiben, ihm ſagen „es wird kein Verbrechen ſein, ob der Ausdruck, den du ſelbſt annimmſt, auf den Geſichtern deiner Zuſchauer erſcheint", ohne je ſeiner idealen Bedeutung, wie Hamlet, zu gedenken, aber zuletzt wird ſie doch beſſer für Proſa als für Verſe ſich ſchicken, wie ein boshafter madrider Schauſpieldirector dem Buchhändler Juan de Villaroel „auf Ehre und Gewiſſen" verſicherte. Dieſer ließ ſie 1615 auf Cervantes' dringende Bitte drucken — „und ich wünſchte, geliebter Leſer, daß ſie die beſten von der Welt oder wenigſtens erträglich wären"; wohin des Dichters Auge ſich auch erheben mag, immer ſchaut es mit altem Liebesblick auf die erſte Stätte ſeines Ruhms zurück.

Glücklicher und erfolgreicher als die Komödien ſind ihm die Zwiſchenſpiele gelungen. In dieſen leicht hingeworfenen Scenen, Bauernſchwänken, athmet das ſpaniſche Volksleben und lacht dieſe Lumpengrandezza mit cavalliannchem Anſtand über ſich ſelbſt. Ein Soldat bewirbt ſich da um eine Schneiderwaage und jagt in ſeiner Eiferſucht jeden von dem Hauſe ſeiner Geliebten fort, um ſchließlich doch von ihr verſchmäht und von einem Unterofficier aufgeſtochen zu werden, oder es kommt Don Roldan in dem betrübten Sarmiento — „wie geht's Euer Gnaden?" „Schlecht", erwidert der, „meine Frau, Doña Beatriz, iſt eine entſetzliche Schwätzerin." „Nichts weiter?" entgegnete Roldan, „da laßt mich nur machen." Sarmiento nahm ihn in ſein Haus, eine Junggeſellenwirthſchaft ohne Gleichen entbrannt, nach einer Viertelſtunde iſt Doña Beatriz abgemiedet, faſt erſtickt. „Sechs Jahre hielt der gute Freund in unſerm Hauſe Frieden" ruft Sarmiento verzweifelt. „Arme Beatriz, beweine dein Grab, es iſt aus." Da tritt ein Alguazil ein, erkennt in Roldan die Plage aller Wirthshäuſer und Straßen in der Nähe und nimmt ihn feſt. „Den wollt ihr feſtnehmen, der eben meine Frau geheilt?" ſeufzt nun verzweifelnd Sarmiento. Der Alguazil läßt Stab und Würde fallen: „Das hätte Don Roldan gethan? In meine Arme, hochherziger Hidalgo, und dann ſchnell in mein Haus, wo eine ähnliche Krankheit wüthet!" Damit ſinkt der Vorhang, das alles iſt allerdings ſo ſprudelnd, ſo ſchimmernd, wie ein Glas Champagnerwein.

Inzwischen beschäftigten größere Dinge den Geist Cervantes'. Der zweite Theil des „Don Quixote" und der Roman von „Persiles und Sigismunda". Es ist bekannt, daß 1614 ein zweiter Theil des „Sinnreichen Ritters" von einem gewissen Alonso Fernandez de Avellaneda aus Tordesillas, hinter welchem Namen sich ein Geistlicher und Komödiendichter aus Aragon versteckt haben soll, in Tarragona erschien, jetzt ein schwer zugängliches, beinahe vergessenes Buch, das am besten in Staub und Dunkel bliebe, so voll ist es von den groben und widerlichsten Schmähungen gegen Cervantes, von offenbarer Benutzung seiner Erfindungen bis in das Kleinste, freilich auch — und das ist das Schlimmste von allem, nicht ohne verhängnißvollen, traurigen Einfluß auf Cervantes' eigene Fortsetzung. Denn diese sollte dem orageomischen Werke antworten und in ihrem Lichte dessen Nichtigkeit offenbaren. Auf die Schmähungen erwidert Cervantes im Stolz eines Helden. Armuth schände nicht und nicht in Wirthshausschlägereien habe er seine Hand verloren, sondern bei Lepanto, vom Haupt zur Sohle sei an ihm „jeder Zoll ein Mann" und ob das Publikum seine Romane lobe oder nicht, „es lebt noch Don Pedro Fernandez de Castro, der große Graf von Lemos, für mich!" Diese Eine Ruhmeszeile hochherzigen Vertrauens und innigster Dankbarkeit legt ein Zeugniß für den ganzen Menschen ab. Und weiter nicht er in seine Erzählung den feinsten und schärfsten Spott gegen seinen unwürdigen Nachahmer, nur verliert er darüber seine erste Verliebe für den „Don Quixote", den romantisch-idealistischen Zug in ihm, erbricht, wie Avellaneda gethan, den elenden, grotesken, sinnlichen und spitzbübischen Diener auf Kosten des Herrn, und schleudert, es nicht achtend, das hohe und schöne Ideal der Ritterlichkeit, zerbrochen und beschmutzt, vor den Panier des „allgemeinen Menschenverstandes" in den Staub. In einem besseren Ausgang führt er seine berühmten Liebenden, Persiles und Sigismunda, aus dem hochsten Norden nach der heiligen Stadt Rom, um dort ihre platonische Neigung zu krönen, seine Gedanken vom Wesen der Liebe, die ihr Höchstes und Tiefstes in die Entsagung, nicht in den Genuß setzen, noch sterbend zu verklären und die leidenschaftete Schwäche seines Herzens, die Schwärmerei für die Ritterromane, sein Erfülltsein von ihnen, unwiderleglich darzuthun. Das war sein letztes Geschäft auf Erden; am 31. October 1615 schrieb er dem Grafen Lemos, in vier Monaten sei Persiles bereit, ihm zu huldigen, im April 1616 war es beendigt „dies beste und vorzüglichste Werk, das je meiner Feder entsprungen", und nach den Ostertagen dieses Jahres sehen wir ihn sterbend von Esquivias nach Madrid heimreiten. „In alten Liedern heißt es: den Fuß im Steigbügel — so kann auch ich mit leichter Wendung sagen, denn ich merke schon das Herannahen des Todes. Gestern empfing ich die letzte Oelung, heute schreib' ich Euch dies, edler Graf von Lemos. Den Fuß im Steigbügel: die Zeit ist kurz, die Hoffnung schwindet und der Schmerz wird größer, doch hätte ich so gern gewünscht, Euch wieder in Spanien zu sehen." Damit schließt Cervantes sein Dasein. Leb' wohl, Scherz und Fröhlichkeit!

Am 23. April 1616 starb Cervantes, 68 Jahre alt, in Madrid, einsam und still. Nicht ganz allein, denn desselbigen Tags und, wie das Herz wünschen möchte, in derselben Stunde erlosch zu Stratford am Avon im fernen England eine andere Leuchte der Welt, William Shakspeare. Werk würdig genug, den Platz, den diese zwei einzigen Menschen seit mehr als zwei Jahrhunderten leer ließen, hat nie wieder einer betreten, es gibt keine Schöpfung des Genies, die sich mit Hamlet oder „Don Quixote" vergleichen konnte.

Als Lope de Vega Carpio, Gottes und Spaniens Schoßkind, in Pracht und Herrlichkeit von dem Herzog von Sessa zu Grabe getragen ward, stand das Volk verwundert still auf den Gassen: „Ist das Frau Lope's Begräbniß?" Viel eher schien es das eines Königs zu sein. Ein namenloser Stein deckte dagegen im Kloster der Trinitarierinnen, was vergänglich war an Miguel Cervantes. Im Lauf der Zeit ging mehr als einmal nicht nur die Kunde von seinem Begräbniß hätte verloren, sondern verscholl auch die Stätte seines Lebens wie Spreu im Winde. Hier und dort wenige vereinzelte, in uns noch lebende Züge von echt menschlicher Heldenhaftigkeit und Geduld, die unsere Liebe und unser Mitleid erwecken, eine im Nebel der Vergangenheit erkennbare, ritterliche Gestalt: das allein ist uns von dem Menschen und seiner Irrfahrt geblieben, diesem Verübergehenden im Wechsel der Dinge, sein Werk ist ein unvergängliches, ein Hauch Gottes, der über allen Wellen des Irdischen schwebt.

Shakspeare's Weltanschauung ist tragisch; tiefsinnig, bald in schwachern, bald in lautern Tönen klingt sie aus allen seinen Dichtungen, in der Zauberkomödie des „Sturm" sogar neben die wunderbaren Worte:

Wo sind solcher Stoff
Wie der zu Träumen und des Traumes Leben
Umsatzt ein [illegible]

Sie erfaßt [illegible] dem Schattenspiel des Lebens die menschliche That oder Schuld, denn beides ist eins, als das einzig Bedeutende, fortwirkend über Tod und Endlichkeit; nur sie erstehen die Todten, in ihrer Ahnung beben die Kräfte der Natur und aus dem Gegensatz dieser Arbeit und Hoheit des Menschen mit seiner Hantalligkeit, daß er eine Welt bewegte und zuletzt „als Strauß eines Fußes Spundloch verstopft" entwickelt sich Shakspeare's Auffassung. Anderes Cervantes, er vermeint die Bedeutsamkeit wie die Schuld der That. Alle Handlungen Don Quixote's, ob sie aus dem großmuthigsten Herzen, einer beispiellosen Unerschrockenheit entspringen, schlagen in Thorheiten aus; Camilla, die schuldigste Frau, die Cervantes gezeichnet, nimmt den Schleier und stirbt so versöhnt mit dem Himmel. Haben der Katholicismus, drüben die nüchterne Alltagswelt beschränken den Blick des Dichters. Den Glauben hat er innbrünstig mit der Hingabe eines Soldaten und der Standhaftigkeit eines Märtyrers in sich geschlossen, vor dem Heiligenschein der Kirche entschwindet, wie Nebel vor der Sonne, jedes Irdische, höchste Thatkraft und erhabenste Gedanken — aber das Leben und Treiben um uns, Verhältnisse und Verwickelungen, Spiele des Zufalls und unserer Launen: die Welt mit einem Wort, was ist sie, was bedeutet sie? Und mit dieser Frage beginnt der Zwiespalt in Cervantes' Seele. Seine Erfahrung, sein eigenes Dasein zeigt ihm die Nichtigkeit unserer besten Entschlüsse, den Irrthum unserer Hoffnungen, die Geringschätzung des Verdienstes und der Tugend, überall den Sieg der Schwäche, der Feigheit, die unbegreifliche Macht des Gemeinen. Trotzdem aber unwiderleglich, ein Räthsel, an dessen Lösung selbst die philosophischen Hunde Scipio und Berganza verzweifeln und das nur um so verwickelter wird, wenn wir alle, wie Scipio, sagen: „Die Tugend kann in der Meinung der Menschen arm sein, nie aber in ihrem eigentlichen Werthe." Denn fortan wird die ideale Welt mit der Wirklichkeit in beständigem Kampf liegen und nicht deine armselige That, der Zufall oder besser die Schickung allein kann beide in eine präexistirte, wirkliche Harmonie setzen, die an die Dinge herantritt, nicht aus ihnen erwächst. In seiner Dichtung des Cervantes liegt die freie, die menschliche That. In der „Numantia" verbinden sich die allegorischen Wesen mit der Leidenschaft der Belagerten zur Zerstörung der Stadt, die Verwicklungen der „Liebesnovellen" löst das Glück, so erkennt man in der „Zigeunerin" Preciosa und in der „vornehmen Magd" Constanze die Kinder erlauchter Aeltern; gerade an dem Tage, wo Isabella, die „englische Spanierin", den Schleier nehmen will, muß Graf Richard, ihr Verlobter, mit dem blauen Aar der Sklaven noch auf dem Haupte, aus Algier nach Sevilla heimkehren, die gekränkte Leocadia wird endlich doch die geliebte und geehrte Gattin Rudolfo's, wie der Poet sagt: „durch die Zeugung des Himmels und durch die Stimme des Blutes, welches der tapfere, christliche und erlauchte Großvater des kleinen Luis in den Staub rinnen sah". Ja noch mehr: Yolande giebt dem Gardenio, noch eher am Altar zu sterben, als dem ungeliebten Don Fernando die Hand zu reichen, ach! sie fällt nur in Ohnmacht und hat vorher im Busen ein Schreiben verborgen, worin sie die Gattin Gardenio's zu sein verspricht. Die Verklärung der Welt in ein Wunder und wie Schatten sanken eure Thaten daran vorüber, in den Augen höherer Wesen ein leichtes Spiele — „das Gemeine, dem die meisten hienieden nachstreben, ist doch am Ende nichts weiter als eine Stallfuchtelei!" Wenn die vier Liebespaare in der Schenke, wo Sancho geprellt ward, sich zusammenfinden, erkennen und glücklich werden, welch ein lieblich phantastischer Zauber liegt darüber, welch eine freudige Rührung erregt auch uns, doch bedenke wohl, nicht der Mensch, die Schickung hat das Gemeine auf einen Augenblick überwunden, ihr sei nicht bereit von ihm, sondern nur durch einen scheinbaren Sieg des Schönen getäuscht.

Diese Täuschung ist nothwendig, des moralischen Zweckes wegen, der letzten Absicht von Cervantes' Dichtung, sie zeigt den Sieg der Tugend in einzelnen, glücklichen Geschicken und glaubt darum, edler und vorzüglicher zu sein als die tendenzlose, freie Erfindung. Der unsittlichen, gefährlichen Novelle des Boccaz, in der er seine Lust des Ideals erblickt, stellt er die seine gegenüber — adeliche, ritterliche Jünglinge, liebend bis zum Tode; Frauen rein und fein, die eine wie die andere wie Heiligenbilder von Morales oder Murillo, alles nicht fleckenlose, aber doch edle, sittliche, schleierumhüllte oder in schwarzen Sammet gekleidete, spanisch grandiose Gestalten; wenn diese Isabellen, Leoneren, Constanzen an euch vorüber gingen, grüßet ihr sie wie Königinnen, die im

Meile schreiten, und ihre Cavaliere stehen, den Federhut in der Hand, wie ihre Verbilder in dem Gartensaal zu Aranjuez, an den Bäumen, leise redend in zierlichen Worten mit den Damen des Hofes, während die Majestäten an der Tafel sitzen, eine erlauchte, etwas steife und gekünstelte Gesellschaft voll spanischer Galanterie und Grandezza. So sind die Gestalten im „Don Quixote", mehrere der „Moralischen Erzählungen" („Der großmüthige Liebhaber", „Die englische Spanierin", „Die Stumme des Blutes", „Die beiden Fräulein", „Cornelia") Selbst wenn er durch Schilderungen des Volkslebens, der niedern Schichten diese Bilder belebt und ihnen den farbenprächtigsten Hintergrund schafft, wenn er uns mit Preciosa unter die Zigeuner, in die Schenken Toledos, wo „ein Engelskind" als „Schenkenmagd" dient, in das teppichgeschmückte Haus des Corregidor in Sevilla führt, benimmt seine Darstellung einen Ton ohne gleichen, nicht das Herz allein, auch die Phantasie dieses Mannes muß wie jener konkave Spiegel im Feenmärchen gewesen sein, dem selbst die Häßlichkeit sich zur Schönheit verklärte. Um diese jämmerliche, schmutzige Realität im Aufenthaltungshospital zu Valladolid oder im Hofe des Spitzbubenkönigs Monipodio blitzt und schimmert es noch vom Strahl einer edeln Poesie; wohl konnte Cervantes seine Helden inmitten einer solchen Umgebung lassen, er wußte, daß sie kein Pathos hervorgehen würden.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Berliner Briefe.

IV.

Die wissenschaftlichen Vorträge in der Singakademie haben begonnen und zwar nicht wie seit Jahren vor leeren Sesseln.

Die Hoffnung, die Argentin dort allmonatlich von Angesicht zu Angesicht zu sehen, hat plötzlich unter den gebildeten Damen einen Enthusiasmus sondergleichen für die Wissenschaft und ihre Jünger hervorgerufen.

Berlin ist jetzt auf dem wissenschaftlichem Wege, wie es noch vor kurzem auf strengkirchlichem war; solche Schwenkungen übt in allen Residenzen veränderter Luftstrom von oben aus.

Professor Hettner aus Dresden las am ersten Sonnabend des Januar über die Persönlichkeit Voltaire's. Die Berichterstatter unserer Zeitungen haben ihn nicht freundlich behandelt, sie erklärten, bereits alles gewußt zu haben, was der Gast vortrug. Indessen kann ich die Versicherung geben, daß ich es auf ein Examen wenigstens in meiner Damenwelt nicht hätte weiter ankommen lassen. Der Redner sprach geistvoll und gewandt. Als er aber Voltaire einen »Liberalen« und einen »Deisten« nannte, als er sagte, der Philosoph von Ferney sei ganz erfüllt von der Göttlichkeit der Moral im Christenthum gewesen, da gestehe ich, daß ich etwas habe lächeln müssen. Als ob jene Parteiworte, nun beinahe hundert Jahre vor uns, nicht einen ganz andern Sinn und Klang gehabt im despotischen Frankreich als heute im constitutionseligen Preußen, wo man ohne alle Beschwerde, selbst mit Anlage und Beförderung, liberal und Deist sein kann und die Bücher und Zeitungsartikel einfach zur Confiscation mit zehn Thalern Strafe, nicht mehr zur Verbrennung durch Henkershand verurtheilt werden!

Der Wissenschaft liegt die Poesie so nahe und Sie fragen: „Wie geht es Bettina?" Jammervoll! erwidere ich.*) Diese einst aus Feuerluft und Naturkraft gewebte Seele vegetirt nur noch und verzehrt sich im elendesten Siechthum des Körpers! Ob Suchen, Denken, Wissen sie so zum Skelett gemacht und in die irdischen Bestandtheile zersetzt hat, daß der Geist formlos in die Unvermeidlichkeit zerflattert — wer kann es sagen? Alles Lebendige ist jenem tramigen Gesetz der furchtbaren Wandelung unterworfen! Völker und Staaten, Menschen wie Blumen, dasselbe Schicksal!

Bei diesem Schmerzensruf wendet sich unwillkürlich der Blick hinüber nach Rom, wo der kranke König matten Auges am Abhange des Capitolinischen Hügels in die blaue Ferne schaut. Sie kennen den kleinen Garten des Palazzo Caffarelli! Der Tarpejische Fels soll es sein, wie der Custode versichert. Der Tarpejische Fels gehört der Krone Preußens — wer das einst bei seinem Virus auf der Secundanerbank im „Friedrichs Werder" gedacht hätte! Und nun „unter König" stumm an diesem Tarpejischen Felsen, niederblickend in die Trümmerwelt des Forums! Kann es ihn zerstreuen? Ich glaube nein. Dieser Anblick macht selbst die Gesundesten melancholisch. Man hatte gehofft, ihn durch den Anblick classischer Kunst zu beleben. Aber die Natur ist widerspenstig, leicht ermüdet vom Sehen wendet sich das Auge von den Gegenständen, die es einst fesselten, ab; nur die Bewegung in der freien Luft ist ihm Wohlthat. An eine Wiederherstellung ist nicht zu

*) Inzwischen ist der Tod erfolgt.

denken. Schönlein soll in seinem Gutachten über den Zustand des Kranken ein Meisterstück medicinischen Scharfsinns niedergelegt haben.

Mit dem Rücktritt des Königs dürften manche der begonnenen Bauten unvollendet liegen bleiben. So das Schloß auf dem Pfingstberg bei Potsdam. Dieser, weil überhaupt seine ganze Anlage außerhalb der Berechnung des nordischen Winters gelegen und der Kostenaufwand zu seiner Vollendung zu bedeutend sei. Auch die Vollendung der Bauten in- und außerhalb der neuen Treibhäuser würde noch große Summen erfordern, wenn sie dem ursprünglichen Plan gemäß erstehen sollen. Die letzte Anlage war die Ausschmückung des Rafael-Saals, die noch einen Schimmer von Interesse in des Königs Bewußtsein weckte. Es ist eine schöne geschmackvolle Halle, die ihr Licht von oben empfängt; nur Rafaelische Gopieen hängen an den mit dunkelrothem Sammt überzogenen, mit Weißleisten verzierten Wänden.

Doch zur freundlichern Gegenwart zurück! Am 2ten December fand im Hotel des Kriegsministeriums die Trauung des türkischen Geschäftsträgers, Johannis Aristarchi Bey, mit Frl. A. v. Benin statt. Hoffentlich fragen Sie mich nicht so boshaft wie hier viele: „Ist er denn noch Türke?" — Die Verbindung hat viel Aufsehen gemacht, denn man kannte oder wollte sich nicht von der einfachen Thatsache überzeugen, daß ein orthodoxer Grieche gar nicht so extrem einem Lutheraner sei und daß der Grieche mehr als dieser für seinen Glauben thut, indem er in sehr ehrenwerther Weise von seinem 15. Jahre an dem Großherrn dafür eine hohe Kopfsteuer zahlt unter der türkischen Rubrik: „Loskaufung vom Kopfabschneiden". Ich kann Ihnen nebenbei sagen, daß so manche kleine, boshafte Salon-Beduine den interessanten und geistig begabten jungen Griechen, der deutsche Erziehung genossen, gewiß nicht verschmäht hätte, wenn er sich ihr huldigend genaht. Ein kleiner Saal war durch hohe Topfgewächse, unter welchen die Palme den Vorrang hatte, zu einer so lebendigem Grün prangenden Kapelle hergerichtet; der protestantische Altar stand in der Laubnische, der griechische nach Vorschrift frei im Zimmer. Die Psalmen wurden vom Lemcher gesungen; Sie wissen, daß Instrumentalmusik vom griechischen Gottesdienst ausgeschlossen ist. Die überaus ceremonielle griechische Trauung von dem aus Leipzig hierher berufenen griechischen Archimandriten Demetrepopolo ging der protestantischen Einsegnung voran, nach welcher ein sehr splendides Hochzeitsmahl, dem viele hochgestellte Beamte und Gesandte fremder Mächte beiwohnten, das Fest beschloß. Das junge Paar hat sich, in seine Flitterwochen vergraben, noch nicht in der Gesellschaft gezeigt.

Und nun die Hoffnungen der Wissenschaft, des Ruhmes, kurz „das Gegenüber des Regenten", über das ein gewisser Jemand gegen unsern traulichen „häuslichen Herd" in den hiesigen Journalen bis zum Klatschdatsch soviel Unwahrheiten verbreitete (wohin nicht die Gottheit die Menschen führt!) — finden denn wirklich diese Huldigungen am Friedrichsmonument statt? Gewiß und die Soiréen in die gemüthvollste. Diese kleinen Gesellschaften werden in den unmittelbar bewohnten Räumen empfangen. Sind alle beisammen, so tritt der Regent mit seiner ein und begrüßt die Gäste in freundlicher Weise. Die Regentin folgt und macht eine Runde. Man plaudert harmlos mit diesem und jenem. Das nach vorn hinausliegende Balkenzimmer ist mit verschiedenen kleinen Etablissements versehen; da hinein begibt man sich zu jenem — „Thee", um den der „häusliche Herd" noch nur symbolisch, in seiner Bedeutung für Preußen und Deutschland kümmert. An einem großern Tisch, wo ein vollständiges Theeartikel, mit immensem Aufsatz aufgestellt, aus den schönen Händen vermehrt, unmittelbar aus der Hand der Fürstin den chinesischen Nektar zu empfangen, sitzt dieselbe, umgeben von den Zunächstbefohlenen, während die andern sich jenachdem an den kleinen Tischen behaglich niederlassen. Später folgt dann ein kleines Souper. Die Unterhaltung ist hier viel gemüthlicher als in einigen Salons der auswärtigen Gesandten, in denen es oft der Dame des Hauses am Salze ermangelt. Durch eigenen Geist dem Geist des andern Funken entlocken nannte Madame Recamier das Lebenselixier des Salons. Damit ist nun leider keine der jetzt hier lebenden Damen der höhern Gesellschaft versehen; diejenigen, welche Esprit genug besaßen, wieder Geist ins Leben zu rufen, haben entweder nicht die hohe Stellung oder das Vermögen, das mehr oder minder doch zur Begründung eines solchen Kreises gehört und ihn in leichter Weise zusammenhält.

Als specifische Unterhaltung sangen vor wenig Tagen bei einer solchen kleinen Soiree am genannten Ort die „braunen Sänger". Aus einem Nebenzimmer tönte ihr Gesang in den Gesellschaftssälen. Ihr musikalischer Vortrag ist mehr ein Curiosum als ein fesselnder Kunstgenuß. Volksthümlich daran und höchstens die oft durchbrechenden, ein wenig

zu natürlich klingenden Tone. Einzelne Lieder haben etwas Pikantes in ihren Vor- und Nachschlägen, die alle nach Effect jagen; kaum bebare Falsettöne und Brummstimmen bringen ein seltsames Verballen hervor, das eigenthümlich und nicht unmelodisch an unser Ohr schlägt. Die Physiognomieen der acht Sänger sind verschiedenartig und es ist an ihnen kein durchgehender Typus anders als in der Kleidung zu finden; es mögen zusammengelaufene Kunstjünger sein, wie unsere „Tiroler" oft brotlose Choristen und nicht in der Perseverantia affectirte Maianiellos von Linz und Klagenfurt. Eine kurze braune Sammthose mit rothem Kniebund und weißen Gamaschen, eine kurze dunkelgrüne Sammtjacke, die das weiße Hemde mit dem schwarzen Knüpftuch unter dem Kragen und die hochrothe Schärpe, die als Gürtel um den Leib geschlungen, in Enden zur Seite herunterfallend, sehen ließ, sowie eine hochrothe Mütze mit großer weißer Quaste vollendete ihr romantisches Costüm.

Zwei Landschaften von Hildebrandt erregen in diesem Augenblick das Interesse der Kunstwelt. Sie sind sozusagen Nachzügler der Kunstausstellung, zu der sie nicht vollendet wurden. In diesen, der Natur so ideal abgelauschten Landschaften hat Hildebrandt von neuem seinen Genius für Farbe und Licht offenbart. Das eine — die winterliche Flur — so einfach, wie sie im Augenblick beschneit vor uns liegt. Im Vordergrunde ein gefrorener teichartig ausgetretener Bach, eine alte Holzbrücke und mächtige Eichen, rechts eine Hütte mit Busch und Zaun, ein sich hinziehender Weg führt links zu der weiten Schneefläche des Hintergrundes, wohinüber die strammen Bauerjungen ein altes Mütterchen auf kleinem Schlitten zu fahren gedenken. Die andere Landschaft ist ein Weiher mit klarem, vom Winde leicht gekräuseltem Wasserspiegel, und Wiesenland, dahinter eine Windmühle und eine von Bäumen beschattete Hütte, ein alter Fischer, dem Kahn entstiegen, geht mit seiner geringen Beute heim, indeß eine trübe graue Regenluft mit den Sonnenstrahlen kämpft, die jedoch schon siegreich hinter einer tieflagernden Wolke hervorbrechen. Wenn man diesen überaus geringen Apparat mit dieser bis zur Seele dringenden Wirkung erklären könnte, so wäre sie nicht das, was sie ist, man hat das alles schon einmal gesehen, jetzt liegt es wieder wie eine Fata Morgana vor uns und wir lassen uns von diesen wunderbaren Farbentönen, die wie Accorde an die Seele schlagen, hineinziehen in dieses liebliche Idyll. Es sind immer Nordlandsgeister, die ihm die Farben mischen, und man begreift vor solchen Bildern vollständig die Liebe, mit welcher A. v. Humboldt diesem Künstler gewogen ist.

Von unserm „Berliner Büchertisch", wie A. Helfferich (?) seine Berichte in der „Allgemeinen Zeitung" nennt, ist ein Roman nennenswerth, der der Verherrlichung der Schopenhauer'schen Lehre gewidmet ist, ohne ganz auf das Ergebniß der Schopenhauer'schen Ethik selbst hinauszukommen. „Sturm und Kompaß" ist ein Zeitroman im besten Sinne des Wortes. Der Unterschied zwischen Arthur, dem Alten im Bart zu Frankfurt am Main, und Arthur in diesem Roman ist der: Bei Schopenhauer führt die Entsagung, die Resignation des Willens zuletzt über alles Wollen hinaus zu jenem Buddhistischen **Nirwana**, das für uns gleich **Nichts** ist. Die Schopenhauer'sche Moral endigt in einem **übermoralischen** Standpunkt, zu welchem die moralischen Tugenden, Gerechtigkeit und Menschenliebe nur ein Durchgangspunkt sind. **Quietismus**, das gänzliche **Nichtwollen** ist das Ziel der Schopenhauerschen Moral und die Tugenden sind gleichsam nur der Flügelschlag zu diesem Ziele. So weit versteigt sich nun unser Roman nicht, so transscendent ist er keineswegs. Er führt nicht aus dem Leben hinaus, sondern im reinsten und edelsten Sinne des Worts in das Leben hinein. Entspräche die Entsagung Arthur's in diesem Roman der Schopenhauer'schen „Verneinung des Willens", so dürfte Arthur nicht heirathen, dürfte den Willen zum Leben nicht über seine eigene Existenz hinaus bejahen; aber Arthur verbindet sich schließlich mit Juliette; seine Ascetik ist also nicht die des ehelosen Lebens. Arthur erfaßt die Schopenhauer'sche Weltanschauung an dem Punkte, wo sie mit dem sittlichen Gehalte des Christenthums zusammentrifft, und nachdem er sich aus den Stürmen des Lebens durch diesen Kompaß zurechtgefunden, will er die Wahrheit seiner Ansicht im praktischen Leben erproben und nimmt sich darum vor, einen Theil seiner Kräfte socialen Zwecken zu widmen. Isolirt, im ehelosen Zustande, hielt er sich jedoch nicht für befähigt, das Elend und die Uebel des Lebens mildern zu helfen, wie das von Schopenhauer und in Uebereinstimmung mit demselben vom Christenthum gepredigte **Mitleid** es erfordert; überhaupt bietet nach seiner Ansicht das Familienleben die beste Gelegenheit zu jener Selbstüberwindung, ohne die wir auch das Leben nicht überwinden. Die Reform des Familienlebens ist es daher auch zunächst, auf

die er sein besonderes Augenmerk richten will, und zwar nicht allein als Gelehrter durch seine Schriften, sondern auch nach Maßgabe seiner Kräfte und Verhältnisse durch das praktische Eingreifen in das wirkliche Leben. Und darum strebt er nach der Vermählung mit seiner edlen, echt weiblichen Jugendfreundin und ehemaligen Geigerin Juliette. In seinem Geiste ist das Licht, in ihrem Herzen die Wärme, „und Licht und Wärme müssen im Verein wirken, um die Saaten eines wahrhaft schöpferischen Lebens reifen zu lassen". Schön und wahr ist die Aeußerung Arthurs: „Gerade dem im allgemeinen Leben vielfach bethätigten Manne muß, wenn er es ganz sein will, die Gegenwelt des innern, einfachen Menschenlebens, der Kreis, in dem er das lebt, was er draußen erstrebt, von unendlicher Wichtigkeit sein. Nur der innige Anschluß an das weibliche Gemüth, nur dieses feste Zusammenhängen mit der ungetrübten Sphäre des unmittelbaren reinen Empfindens wird ihm die Natur, die Gesundheit des Geistes erhalten, ohne welche er das Glück, im Guten thätig zu sein, nicht mit freiem Herzen genießen kann."

Die Stürme, aus denen Arthur und Juliette sich in den Hafen einer solchen, so aufgefaßten Ehe retten, sind erschütternder Art. Ueber Arthur lasteten außer dem schweren Familiengeschick, das ihn durch die Treulosigkeit seiner Mutter in frühester Kindheit betroffen, die Verirrungen des Revolutionsjahrs 1848, das uns hier in lebendigster, treuester Schilderung vor die Seele geführt wird; Juliette's Leben ward verdüstert durch die dämonische Liebe des liederlich-genialen Malers Robert, der endlich in Selbstmord endet.

Form und Inhalt dieses ergreifenden Romans decken sich; denn obwol die Tendenz eine didaktische ist, so drängt sie sich doch nicht mit plumper Absichtlichkeit, wie in dem bekannten „Erziehet Deutschland", in den Vordergrund und thut der natürlichen Entwickelung der Charaktere und Begebenheiten keinen Zwang an. Zwar ist häufig von dem Dialog Gebrauch gemacht, aber immer nur an Stellen, wo er sich ungezwungen in die Situation einreiht; ja der Dialog ist hier kein müßiges, unfruchtbares Hin- und Herreden, sondern er enthält die Motive zu folgenschweren Handlungen. Meisterhaft ist z. B. in dieser Beziehung der Dialog im zweiten Bande zwischen Arthur und dem Maler Robert über die wahre und falsche Genialität des Künstlers.

Es ist übrigens hier kein Geheimniß, daß der Verfasser dieses Buchs Dr. Lindner ist, der sich auch im Bereiche der Musik, sowol ihrer Geschichte wie ihrer Theorie, bei uns als eine Autorität bewährt.

(Ein fünfter Brief folgt.)

Anregungen.

Der Verfall der französischen Literatur.

Wir sprachen schon neulich darüber.

„Woher der Verfall und die Mittelmäßigkeit unserer Literatur?" hat der Kaiser von Frankreich einen Akademiker, Herrn Jules Sandeau, gefragt. „Ich wünschte, daß sie unter meiner Regierung denselben Aufschwung wie Volkswohl und Industrie nähme." Und der Akademiker darauf, bestürzt, überrascht, er wisse im Augenblick keine Antwort darauf, wolle aber Sr. kaiserlichen Majestät ein Memoire darüber ausarbeiten.

Ein Memoire, wo ein Wort genügt hätte! Vielleicht nur eine ehrfurchtsvolle Handbewegung nach dem Moniteur, auf dessen erster Seite — die Verurtheilung Montalembert's stand!

Eine dramatische Scene, aber doch ganz im Geschmack der Franzosen.

Nur Schmeichler und eigener Hochmuth haben den Fürsten gesagt, sie könnten Kunstrichtungen wie Veränderung der Livreen und Uniformen befehlen. Mit rhetorischem Pomp ließ sich und ihre Ahnen besingen, sich zu Pferd, im Kaisermantel malen, in Erz und Marmor bilden zu lassen, erlaubt ihnen freilich der Vorzug ihrer Stellung, aber um das Volk in eine künstlerische, literarische Bewegung zu bringen, Talente zu erzeugen und in ihrer wahren Freiheit zu pflegen, dazu bedarf es einer vielfach angeregten, beobachtenden Stimmung.

Wie gänzlich diese Elemente in Frankreich fehlen, sollte doch der Mann wissen, der in sich selbst das Pathos der Leidenschaft bis zur Apathie gebändigt und die politische Blasirtheit als das Ideal des Tages hingestellt hat. Eine Nation, der man ihren Lebensnerv seit nun hundert Jahren, die politische und religiöse Debatte, entrückt hat, zum Schaffen poetischer Meisterwerke aufzufordern: es ist schwer, sagt der Dichter einer gleichentarteten Zeit und Gewaltherrschaft, keine Satire darüber zu schreiben.

Oder wurde jetzt auf dem Théâtre Français ein Dichter Voltaire's „Brutus", „Catilina", „Mahomet" aufführen dürfen? Könnten jetzt ein Constant, Manuel und Royer-Collard in der „schweigenden" legislativen Versammlung reden wie in der Deputirtenkammer — der Restauration? Nähme der „Gewählte von sieben Millionen" jetzt ein Memoire des Grafen

Einsiedeln Roland's Brief an Ludwig XVI. an? Er läßt seine Girardins, seine Lafayettes und Lamartinen vor deren Ehre allein die großen [illegible] der französischen Literatur errötheln machen, vor [illegible] reiche Weltruhm, kulturverbreitenden Mission [illegible] Krieg gegen Oesterreich reden. Das ist seine Literatur. Wie kann man eine bessere fordern? Es ist ein Unglück, Gäfer zu sein, wenn man es nicht wie Augustus und Trajan sein kann.

Die Poesie an sich ist bekanntlich den Franzosen versagt. Sie haben sie immer nur in Verbindung mit gesellschaftlichen Zuständen, mit den Fragen des Tages aufgefaßt. Dinge, die ganz außerhalb dieses engbestimmten Kreises sich befanden, berührten sie kaum; deutsche Idealgestalten sind ihnen Schatten und Schemen, was Wunder, daß sie an die Geldherrschaft, die Gamelienlamen, die Marmortöchter, Kammermen u. s. w. anknüpften? Die Unterhaltung und Ausfüllung einiger muthiger Stunden, die allein noch von jedem Preis von der Literatur gefordert wird, geben sie denn auch „um jeden Preis" auf Kosten des edlen Sinnes des Ernsts der Sitte. Nur sie „liegt das Gemeine" (Goethe's Wort über Schiller — nicht mehr in meisterlichem Scheine" ihnen gilt es im Gegentheil als das einzige, das eine Schilderung in diesem Jammer des Lebens verdient.

Und nun betrachtet die jüngste Geschichte Frankreichs, ob sie nicht das getreueste Urbild zu diesen Darstellungen bietet. — Den großen Schriftstellern hat die Gewalt das Recht der Rede genommen, sie hat Victor Hugo verbannt, Beranger's letzte Gedichte nicht drucken lassen, Montalembert verurtheilt. Schüchtern wagen die grau gewordenen Akademiker in Büchern über die fernliegendsten abstractesten Gegenstände ihren Groll und Haß in wunderlich geschraubten Phrasen zu verbergen, an die Stelle der sinkenden Sterne, der George Sand und Lamartine, erheben sich keine neuen, einige bessere Talente wie Pontsard, Augier geben mit der Zeit ganz in die Production über, die allein jetzt Geld bringt, ein Geschick, worunter der dritte Napoleon sich mit dem ersten trösten kann, an dessen Thron auch seine andere als die käufliche Muse gestanden. Tacitus sagt einmal vom römischen Senat: ruit in servitium — er kürzt sich in die Knechtschaft" — das passendste Motto für Jules Sandeau's Memoire. Die französische Literatur ist angesteckt vom Zeitgeist wie er ist. Sie liegt in den Banden des schmählichsten Materialismus. Weder in der Wissenschaft, der Kritik und Geschichte noch im Roman und im Drama hat sie seit 1848 sich auf dem angemaßten Platz der ersten behaupten können, so, man fühlt, wie das Bewußtsein durchaus von den Deutschen und Engländern auf dem Felde gedrängt zu werden, allmählich sich in ihr regt. Die romanischen Völker sind eins nach dem andern abgestorben, von den Spaniern leugnet es niemand, von den Italienern wenige, man sieht von Manzoni, Leopardi und Gioberti nur die Anregungen, Erinnerungen und Ansichten ab, die sie Goethe, Lord Byron und vor allem der protestantischen Idee verdanken, und die Kläglichkeit des fremden Wesens wird selbst in diesen erlauchten Geistern sich unwiderleglich offenbaren.

Und die Franzosen? Sie geben sich manchmal die Miene, sich vom deutschen Wesen in Kunst und Poesie beeinflussen zu lassen. Aber welchem Geschmack huldigen sie? Dem der Bagatelle, der Manier, dem Absurden, der Arabeske. Von dem, was die deutsche Literatur im Zusammenhang mit Goethe und Lessing ist, haben sie kein Verständniß.

Einige ernstere Geister, die sich mit unserer Wissenschaft und Philosophie beschäftigen, müssen wir allerdings ausnehmen.

Die Bäche.*)

Im Schloß zu Thurnau beim Grafen Giech
Da weilte der alte Herr vom Stein,
Und als er die nahen Berge bestieg,
Wie freuten ihn Bach und Bächelein!
„Schau, Giech! die sind einmal recht und echt
Das rustige, lustige Quellengeschlecht!
Das sprudelt und zischt, das hurtt und flieht —
Bach, halt einmal nur ein wenig mit Lieb!
Woher, wohin?" —
„Keine Zeit, keine Zeit!
Ich muß dort unten den armen Fischen
Ein bischen den matten Tag erfrischen" —
Die flüchtige Welle schon ist sie weit.
„Halt du einmal an, woher kommst du?" —
„O, alter Herr, laßt mich in Ruh'!
Hab' keine Zeit, hab keine Zeit!
Dort unten wie für die Wiesen hellern,
Muß ich ein tuchtig Stück noch wallern —
Nunnuge Plaudern war' mir leid!" —
Da kommt ein dritter:
„He, lust ger Gesell,
Woher mit dem frischen, fröhlichen Quell?
Halt an und vertreib' uns die Langeweile!" —
„Nicht Zeit, nicht Zeit! Dort unten im Thal,
Wo die Räder geh'n mit unendlicher Eile,
Wartet der Müller auf frischen Strahl.
Laßt mich! Ich hab' nicht Zeit zu plaudern" —
Fort ist die Welle sonder Zaudern.
Die Bäche, die so der Alte belobt,
Sind dessen eigenstes Lebensbild:
Er hat sich wie keiner im Schaffen erprobt,
Im Treiben und Wirken nie gestillt,
Zu unnützem Plaudern, zu leerem Streit
Hatt' Er wie die Bäche niemals Zeit!

Alexander Kaufmann.

*) Perz im „Leben Stein's" erzählt von dem Aufenthalte des Ministers in Thurnau (1828): „Die Lebendigkeit der vielen in den Bergen rasch plätschernden kleinen Bäche erfreute ihn. „Das sind Bäche, wie sie sein müssen", sagte er zu Giech; „fragt man einen davon: Wo wollt ihr hin? so rufen sie: Wir haben keine Zeit, wir haben keine Zeit!"

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 20. Wöchentlich ein Bogen
Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Monbeer Hannepoet. Von M. Solitaire III — Der Dichter des Don Carlos. Von Karl Frenzel V — Aus Paris II — Die Weiblichkeit — Ein Album — Aus den Winterabenden VIII — Briefe

Monbeer Hannepoet.

Von M. Solitaire.

III.

Wir treten nicht mit ein, um unsere angeborene Gourmandise nicht allzu mächtig aufzuregen; denn treten wir ein, so können wir nicht eher wieder heraus, bis sämmtlicher Capwein, vor allem aber sämmtlicher Hannepoet aus Monbeer's Keller in unsere Kehle gewandelt, und dieser Umstand, den wir sicher verbelegschaftet haben würden, hätten wir uns verleiten lassen, hätte dem biedern Wirth doch vor der Hand allerlei Inconvenienzen bereitet, denn da der tüchtige Weinkenner seine Keller immer direct zu rekrutiren pflegte, so hätte es bei der dermalen noch bedeutenden Unvollkommenheit der Transportmittel lange gedauert, bevor der Wackere wieder zum Besitz seines Lieblingstrankes gelangt wäre. Auch hätten wir sicherlich vom Genusse aller der wunderbar combinirten Küchspeisen, die auf dieser Frühstückstafel die Hauptrolle spielten, eine Indigestion davongetragen. Aus allen diesen Gründen, die der geneigte Leser nach wohlweiser Ueberlegung gewiß gerecht finden wird, übergehen wir die ganze Frühstückscene und berichten von den Vorgängen dieses denkwürdigen Vormittags nur noch, daß nach Verlauf von ungefähr zwei Stunden und fünfundvierzig Minuten

Knall taumelnden Knäes das Roß des Doctors an die Freitreppe, die zur Veranda an der Façade der Villa emporstieg, kunstgerecht aufcavalladirt und gesattelt, actuirt brachte; daß wieder nach Verlauf von funfzehn Glockenminuten der kluge Generalbeer in Begleitung seines sinnreichen Wirthes die Treppe hinabstieg, daß beide vor Liebe und Freundlichkeit strahlten, außerdem aber außerordentlich treib aussahen; daß sie sich herzlich die Hände schüttelten und daß schließlich der Doctor, wie er sich trotz seiner Aufgeregtheit behenden Sprunges in den Sattel schwang, die Worte sagte: „Nun denn' lebt wohl und Adieu' Monbeer! In einigen Tagen bin ich wieder bei Euch, um, wie es meine Pflicht erheischt, nach der theuren Patientin zu sehen und um kunstgemäß die zweite Mine springen zu lassen, von der wir nur wünschen wollen, daß sie sich eines ebenso außerordentlichen und vielversprechenden Erfolges erfreuen möge wie die erste. Und so habe ich schließlich nur noch das Eine zu erinnern: Wenn Ihr, Monbeer! mir am Schluß der Cur das verdiente Honorar sendet, so vergeßt mir beileibe nicht und um keinen Preis, den kleinen Gefallen eine erkleckliche Quantität, wir Aerzte sagen eigentlich Dosis, alte wollte ich sagen, eine erkleckliche Dosis Eures nicht weniger im goldenen Schimmer leuchtenden Hannepoets beizulegen!' Dann rief ich aus voller Brust: Ueber

Monheer Hannepoot kein Mann der Welt und über den köſtlichen Rebenſaft Hannepoot kein Wein der Welt und Hannepoot' Hannepoot! voor altijd en eenwig' (für immer und ewig!)"

Nach dieſer vortrefflichen Rede vereinigte ſich der Gaſtfreund mit außerordentlicher Höflichkeit und machte ein ſo dankbares Compliment, als nur immer der beſte Tanzmeiſter in der Hauptſtadt im Stande geweſen ihm beizubringen; der Doctor aber ſetzte ſeinem Roſſe beide Sporen in die Flanken, daß der treffliche Renner, nicht achtend eines mit Hagel übermäßig gefärbten, wild ihm entgegenprallenden Regengußes im Galopp davonſprengte.

Der Doctor hielt mit außerordentlicher Genauigkeit die Straße ein, die gen Amſterdam führte, er verſäumte aber nicht, mitten im tollen Davonſprengen mehrmals den Kopf rückwärtszuwenden, und da er inne geworden, daß er von Hannepoot's Villa wegen eines die Ausſicht rückwärts verdeckenden Regens nicht weiter beobachtet werden konnte, ſo ſchlug er plötzlich einen Seitenweg ein, der durch den tiefen, ihn bedeckenden, vom Regen mehr als billig aufgeweichten Moraſt, rechtwärts nach einem Dörflein, mit außerordentlich vielen Windmühlen umgeben, aus nicht übel ausſehenden Häuſern beſtehend, führte, welches Dorf den Namen Zwaldendamm noch heutigen Tags führt. Und dahin ſtürmte er durch das brauſende Wetter, ſelbſt wie ein zu Fleiſch und Blut verwandelter Sturmwind.

Als nun der Abend dieſes Tags hereingebrochen, war mit der verſinkenden Sonne das Wetter wenig beſſer geworden. Es hatte ſich lediglich inſofern gebeſſert, als der fortwährende Landregen mit obligater Sturmbegleitung, der den Tag über wirklich mit einer ſeltenen und wahrlich einer beſſern Sache werthen Charakterbeſtändigkeit geherrſcht, ſich gegen Abend derartig umgewandelt, daß nun das Unwetter noch nur noch in einzelnen, über die Ruhme dahinziehenden ſchweren Schauern geltend machte. Hoch ſtand ein Stückchen bleichen Mondlichts über der Inderter, es ſah aus wie geängſtigt, war es ihm vergönnt, einen Blick durch eine gelichtete Weiſe zu thun, geängſtigt von allen den ſchrecklichen Geſtalten, die ſich ringsum ihn ſo feindlich in den Haaren lagen, von ihrem wüſten und wilden Kampfen und Streiten, ihrem unerquicklichen Hadern und Ringen. Einigemal ſchüttete eine und die andere Weiſe auch eine Ladung Schnee herab und die ſchwarze Landſchaft, begrenzt von der noch ſchwärzern See, ſah dann allemal ſo lange wir möchten ſagen poſſirlich und wie jemand aus, der ſich eine italieniſche Bajazzokappe über ſein kummervolles Antlitz gezogen, bis der nächſte Regenguß die Narrenkleidung wieder hinabgeſchwemmt hatte.

Wir nun begeben uns in das Boudoir, in das ſich an dieſem Abend ſchon zu früher Stunde Frau Heleen Hannepoot zurückgezogen hatte, und erfreuen uns mit ihr an der warmen, höchſt behaglichen Atmoſphäre, die in dieſem köſtlichen Zimmerchen herrſcht. Es iſt nur ein kleiner Raum, in welchem außer der Eingangsthür nur noch eine einzige, in ein Nebengemach führende Thür ſichtbar iſt. Prachtvolle Gobelins verhüllen die Wände: die Gemälde der erſten Meiſter Hollands und Italiens ſind in die unbegreiflich kunſtreichen Wandbekleidungen eingerahmt und ſo ſehen wir die lebensfriſcheſten Ruisdaels und van Dycks neben ſchwärmeriſchen Correggios und hochphantaſtiſchen Salvator Roſas. Die hohen Fenſteriſchen ſind mit ſchweren und ſcheinbar wie aus glühendem Metall gegoſſenen rothen Vorhängen dicht verhangen: auf dem Eſtrich liegen Teppiche von grünem Plüſch, auf denen der Fuß hinwandelt wie auf dem Mooſe des Waldes. Eine goldene Ampel mit ſilberner Gaze verſchleiert hängt an der Decke in der Mitte des Gemachs und gießt ein angenehm geblendetes, mondweiches Licht über alle ebenſo koſtbaren als behaglichen Gegenſtände, die wir erblicken. An einem runden, mit einem blauſeidenen Teppich bedeckten Mahagonitiſchchen mitten im Gemach und gerade unter der wie mit Mondſchein mildleuchtenden, köſtlichen Ampel ſitzt Mevrouw Heleen im ſchneeweißen Nachtgewande und neben ihr ſteht ihr Kammermädchen Klipje, ein niedliches, außerordentlich pfiffig ausſehendes, wunderſchlankes Mägdlein von mehr kleiner als großer Statur. Klipje mit den lebhaft phosphoreszirenden, blitzenden Rattenäugelchen iſt eifrig damit beſchäftigt, das goldene Haar ihrer ſchönen Gebieterin abzutheilen und einzuſträhnen, die ſo gewonnenen, goldigleuchtenden Strähne aber mit rothſeidenen Wickeln aufzuwickeln. Klipje weiß nicht recht, ob ſie wagen darf, ein Geſpräch mit ihrer zwar muthiger als heute morgen, aber doch noch ſehr düſter darein blickenden Herrin anzuknüpfen.

Endlich wagt ſie zu ſagen:

„Der amſterdamer Generalheer, der Mevrouw heute früh beſucht hat, war ein recht hübſcher Mann. Er hat mir wahrlich recht gut gefallen

und ich kann wohl sagen, wären alle Gemeeds heeren so arm, so mußte unser einer immer und ewig krank sein, was hilft dem hübschen Mädchen der häßliche Arzt? Habe ich nicht recht, Mevrouw?"

Eine purpurne Röthe verdunkelte Helenen's Stirn. Doch sie bezwang sich, that als ob sie Klipie's Geschwätz gar nicht weiter der Beachtung für werth hielt und sagte: „Ach! Klipie! Laß doch diese Phantasien!" (Was doch dieses Geschwätz!) „Was kümmert dich dieser Gemeeds heer! Er ist mir nicht besser und nicht schlechter, nicht schöner und häßlicher als sie und so viele seiner Genossen. Nur Eines kann sein, er wird uns alle beide nicht heirathen! Ich nicht, weil du bloß ein Kammerkätzchen bist, mich nicht, weil ich schon, wie man zu sagen pflegt, das Unglück am Halse habe. Also sag' mir lieber, Klipie, wann glaubst du wol, daß Mynheer, mein Gemahl, heute Nacht wieder heimkehren wird?"

Klipie spitzte das rothe Mäulchen und sagte: „Mynheer ist mit sammt diesem schandbaften und mir bis in den Tod verhaßten Luif nach Amsterdam gefahren. Beide waren nach dem Dantzig, das sie mit dem Gemeeds heeren genossen, mehr als gewöhnlich aufgeräumt. Luif scheint, nebenbei gesagt, niemals nüchtern zu werden, er geht immer, als wenn er auf Eiern ginge und bei jedem Schritte zu fallen befürchtete. Also geräth Mynheer zu seinen Spielbrüdern, namentlich den Mynheeren Maurevert und van den Maagpitz, die mit ihm, wie jedermann weiß, am Gar gelebt und florirt, um nicht zu sagen pomulirt haben; gerathen sie selbdritt oder vielmehr selbviert — denn Luif muß ja, als guter Landsmann und der Capitain und braver Winzer und Pflanzer aus den Hannewoots-Garten her, mithun und mithalten um jeden Preis — gerathen sie selbviert ans Kaartbladden und Punchtrinken (Kartenspielen und Punschtrinken), so kommt das saubere zweiblätterige Kleeblatt nicht vor zwei Uhren nach Mitternacht nach Hause!"

Mevrouw Helena seufzte tief und nichtbar wie aus erleichtertem Herzen. Klipie's judicieses Urtheil über die Lage der Dinge schien ihr wohl zu thun. Da geschah es urplötzlich, daß Klipie, wie man mit Grausen zu sagen pflegt und zwar ziemlich krampfhafterweise zweimal hintereinander gähnte. Mevrouw Helena wandte sich in höchster Ueberraschung das Haupt. „Was ist das, Klipie? Was ist das? Du gähnst in meiner Gegenwart und das zweimal? Ist das die Erziehung, die du auf der Mädchenherberge in Dordrecht genossen hast? Klipie! Kommt mir bei Ungezogenheit noch einmal vor, so entlasse ich dich aus meinem Dienst!"

„Gnädiger Gott!" versetzte mit verschämt lächelnder Miene das kleine Kammerkätzchen, „ich habe in der vergangenen Nacht gar so schlecht geschlafen! Ich bin ja so todmüde heute! Ja hat gestern Abend der gräßliche Luif eine Geschichte der Köchin erzählt: so ein liebenswürdiges Histörchen vom Capitaine; wie die Zulu Kaffern einmal zehn Dutzend Dutzend Europäern gefangen, sie ans Kreuz geschlagen und ihnen mit stumpfen Messern das Fleisch von den lebendigen Gliedern geschnitten haben. Das ist mir nun im Traum vorgekommen und da habe ich, nachdem ich aus dem ersten Schlaf erwacht, bis an den lichten Morgen kein Auge schließen können und habe immer gehört, wie der schreckliche Wind gemacht hat Hu! Hu! Wie die Lindenbäume gebrannt und wie der wilde Regen an das Fenster geklopft hat! Ich bin ja von Natur so ängstlich und schreckhaft. Und heute gar, da tobtet mich die Müdigkeit! Ja! Ja! Ich gehe, Mevrouw! Ich gehe wieder!" sagte das feine Kätzchen ihren entschuldigenden Satz hinaus und schlug sich mit dem rosenfarbenen Händchen auf das noch rosenfarbigere, kleine Mäulchen.

Ein Strahl höchster Befriedigung zuckte über Mevrouw Helena's Angesicht. „Nun denn!" sagte sie, „wenn du denn so todmüde bist, so entbinde ich dich für heute von deinem Amte als Vorleserin: ich will die Geschichte von Osmin und der schönen Tarega, die wir vor drei Jahren begonnen haben, schon mit meinen eigenen Augen weiter verfolgen und du kannst schlafen gehen!"

Klipie machte einen recht zierlichen kleinen Knix. „Ich danke Mevrouw! ich danke", sagte sie. „Ja! schlafen will ich diese Nacht, schlafen wie eine selige Leiche nur immer schlafen kann und will ich mir aus des schändlichen Luif miserablen kaffernischen Mordgeschichten auch rein gar nichts machen, und wenn er mir noch in diesem Augenblicke erzählte, daß sie ein abscheuliches Zulu Ungeheuer seine eigene Braut zu Beefsteak zerhackt und mit einer Mestrich Sauce verzehrt hätte, mir soll es gleich, vollkommen gleich sein, Mevrouw! Und so denn gute Nacht, Mevrouw! wohlschlafende gute Nacht!"

„Gute Nacht, Klipie!" erwiderte Helena wie gedankenlos, indem sie scheinbar schon tief in das

inzwiſchen geöffnete Buch, das die Geſchichte von Démin und der ſchönen Dolga enthielt, verſunken war. Alipie verſchwand durch die Thür des anſtoßenden Schlafgemachs. Als ſie gegangen, ſchob Helene den rothen Sammtband, in den ſie ſo lange geſtarrt, mit dem Ausdruck innigſter Verachtung beiſeite; wer Flammen im eigenen Busen fühlt, wie unſere Heldin, der macht ſich gar wenig aus denen, die anderswo brennen und die Schickſale irgendwelchen liebenden Paares ſind ihm vollkommen gleichgültig.

Bald war die Frau aufgeſprungen und mit ungeduldigem Schritte wandelte ſie dahin über das ſchwellende Moos ihrer ſchönen Teppiche. Der Sturm raſte in dieſem Augenblicke fürchterlich; es ſchien eigentlich kein Sturm mehr zu ſein, es war eine ganze Compagnie von Wirbelwinden, die ein teufliſcher Verbrauch aus einer der vierundſiebzig Ecken der Windroſe ſammt und ſonders wahnſinnig geworden ſchienen. Doch halt, was klopft da? Oder klopft es da nicht? Hat ſich das Weib mit dem wir nun immer eine Wage der Zuverſicht hochgehenden Herzen geirrt? Nein, das Weib hat ſich nicht geirrt; ſo ein Weib irrt ſich nie; ihre Seele ſitzt draußen an der Pforte ihres Ohrs und hört durch ſich ſelbſt und bedarf gar keines Ohrs, um hören zu können ſo ſcharf wie das geängſtigte Reh; ſo eine brennende Weiberſeele hört durch ſich ſelbſt.

Und Helene trat an das Fenſter, ſchob die Riegel zurück und ob der Nachtſturm mächtig ihr entgegenwankte, ſie löſte die Riegel der Jalouſie, alle ihre Kraft anſtrengend drängte ſie den ſturmgepeitſchten Flügel zurück und herein durch das geöffnete Fenſter ſchwang ſich eine Geſtalt anzuſehen wie ein Schneemann, denn hoher Schnee lag auf der ſein Haupt verhüllenden Kappe und auf ſeinen Schultern. Die Geſtalt aber ſchloß bedächtig das Fenſter, durch die ſie geſtiegen, ließ die feuchten Wetterhüllen, die ſie getragen, zur Erde fallen und Helene hatte den Abendgruß des wackern Huibert von den Stirn!

„Du haſt Wort gehalten", rief ſie; „nicht das unbändige Wetter vermochte es alſo, dich dem Verſprechen, das du mir heute zugeflüſtert, untreu werden zu laſſen! O! Huibert! Huibert! Ich ſegne die Stunde, die dich mir wiedergegeben, doch nun mache es dir bequem! Aber ſage, kommſt du denn ſo ſpät von Amſterdam?"

„Nein! Helene!" verſetzte der Generalheer, „ich habe den Nachmittag in Zwaardamm verlebt; ich ſchwankte lange mit mir, ob ich es würde wagen können, das Wort, das ich dir heute morgen blos zuflüſtern konnte, zu halten, da erfuhr ich durch einen Zufall von einem aus Amſterdam kommenden und in der Taverne, in der ich mich aufhielt, einkehrenden Manne, daß ihm Monheer Hannepoot dem Anſcheine nach in ſehr begeiſterter Stimmung mit ſeinem Kalk nach Amſterdam fahrend begegnet wäre. Da entſchloß ich mich zu halten, was ich wenn auch nur halb verſprochen hatte. Ich glaube, wir ſind vollkommen ſicher, Helene!"

„Ganz, ganz!" verſetzte das Weib. „Hannepoot wird ſich hüten, in ſolch einer Nacht wie dieſer nach Monbrillant zurückzukehren. Und Alipie, meine Kammerjungfer, iſt todmüde ſeit einer ganzen Weile bereits zur Ruhe gegangen!"

„So lange Jahre!" ſtammelte ſie in abgebrochenen Sätzen, „und dieſer Tag mußte der erſterne ſein, mußte der ſein, von allen der erſte, den ich nicht unter Schmerzen und mit Thränen verbrachte! Thränen! Fließen ſie heute, ſo ſind es die Thränen der Freude!"

Da ſprang ſie plötzlich, und wie erfaßt vom furchtbarſten Schrecken, in die Höhe. „Huibert! Um Gott, Huibert! Haſt du nichts vernommen? Was war das? Das war nimmer die Hand des Sturmwindes, die da rüttelte an der Jalouſie! Das war eine Menſchenhand! Gott! wenn Hannepoot! Doch was will er am Fenſter, da er zur Thür hereinkommen kann!"

„Beruhige dich, mein Einziges!" verſetzte der Generalheer. „Es iſt nicht zu glauben! Es iſt ja nicht möglich! Du mußt dich irren! Es kann ja nicht ſein!"

„Und doch! und doch!" verſetzte ſie bebend wie das Blatt der windgepeitſchten Trauerweide. „Es iſt kein anderer wie er; ich unterſcheide ſeine feuchenden Athemzüge mitten durch das Heulen des Sturms! Gott! Der Schreckliche, er tödtet uns! Heute morgen konnte es dir gelingen, ſeiner Eiferſucht Zaum und Zügel anzulegen und ihm Sand zu ſtreuen in die verhaßten Augen, aber wenn er dich jetzt hier trifft zu dieſer verdächtigen Stunde, was kann er, was wird er ſagen? Du mußt dich verbergen, Huibert! Du mußt dich ſeinem Anblick entziehen! Sieh' dort das Gemach! Alipie ſchläft feſt, als wäre ſie ſchon geſtorben! Ach! verbirg dich dort hinter dem Ofenſchirme in dem dunkeln Gemache! Aber um Gotteswillen gerathe nicht an den Ofenſchirm, hinter dem das Mädchen ſchläft. Du könnteſt ſie erwecken!"

Der Lärm am Fenſter wurde ſtärker. Eiligſt

raffte der Doctor die am Boden liegenden Ueberkleider auf und verschwand auf den Zehen seitwärts hüpfend in der träumenden Klippe Kämmerlein.

Da klopfte es ganz vernehmlich und eine Stimme rief: „Aufgemacht, Helene! Aufgemacht! Dein Herr ist da und machst du nicht auf, so bricht er das Fenster ein! Wundere dich wie du willst! Ueberraschung muß sein, hat der Doctor gesagt! Ueberraschung curirt, hat er gesagt, der brave Kerl, dem Gott noch 50 Jahre geben und 50,000 Patienten bescheren möge!"

Der bebenden Holländerin blieb weiter nichts übrig, als zum zweiten male dasselbe Fenster zu öffnen und den zweiten Mann zu sich hereinzulassen. Leider war dieser Mann ihr eigener. Mynheer Hannepoot aber sah in der That verzweifelt komisch aus, als er durch das Fenster mühselig genug in das Zimmer schlüpfte. Sein ganzer äußerer Mensch war mit einer dichten und ziemlich dicken Schneekruste fest überzogen; sein Gesicht aber strahlte in purpurner Seligkeit; er konnte kaum auf den Beinen stehen; taumelnd stolperte er durch das Zimmer auf seine Gattin zu und sagte mit schwerer Zunge: „Bitte, nichts übel zu nehmen, mein liebes Kind! Der Doctor hat an allem Schuld. Gode Lender! warum hast er auch: Ueberraschung curirt!"

Helene hatte sich einigermaßen gefaßt. Sie machte ein sehr ernstes Gesicht und sagte: „Ich finde es in der That höchst sonderbar, Mynheer! höchst sonderbar, daß Sie zu so ungewöhnlicher Stunde zu einer Frau kommen, von der Sie wissen, daß sie im höchsten Grade nervenkrank ist und die Sie selbst erst heute Morgen der Behandlung eines Arztes überantwortet haben. Am allerauffallendsten ist es aber mir, daß Sie, der Herr vom Hause, den Weg durchs Fenster wählen! Wissen Sie, daß diese wunderliche Ueberraschung meinen gereizten Nerven beinahe den Tod bereitet hätte!"

„Ach was", stammelte Mynheer. „Der Generalbeer hat gesagt: Ueberraschung curirt, und dem Generalbeern glaube ich! Das ist ein Mann, wie es keinen zweiten mehr gibt in dem ganzen großen Amsterdam! Auch ich habe nach meinen Kräften wiederholt zur Cur beitragen wollen und als ich Lulken, nachdem ich ihm die Sache vorgestellt und die ganze Lage der Dinge weitläufig exponirt, um seinen Rath fragte und ihm meine Absicht eröffnete, da rief er einmal über das andere: Das ist gut, Mynheer! Dabei bleiben Sie, Mynheer! Viel hilft viel und doppelt reicht nicht! Uebrigens, sagt Lulk, kann man seine Frau besuchen wie und wann man will, und wenn ein Kaffernweib, sagt der Lulk nämlich, Kohl macht, so nimmt der Kaffernmann, so sagt der Lulk nämlich, sachliches Salz. Sie waren nicht im Kaffernlande, Mevrouw! aber ich war da und der Lulk auch!"

Als der excellente Hannepoot so weit in seiner vortrefflichen und die Lage der Dinge wirklich mit seltener Klarheit exponirenden Rede gekommen war, da erscholl plötzlich aus Klippe's Kämmerlein ein entsetzliches Getose. Ein schwerer Gegenstand war zu Boden gefallen mit lautem Gekrach und kaum war das Echo dieses Gekrachs verhallt, da gellte laut die kreischende Stimme des aus dem tiefsten Schlafe geweckten Kammerkätzchens: „Hülfe! Hülfe! Die Kaffern kommen! Sie kommen! Sie fassen mich, sie nageln mich ans Kreuz, mich mit sammt dem abscheulichen Lulk, der da Kaffer hat werden wollen über das Hottentottenland! Die Zulu-Kaffern! Die Kaffern!"

„Wat de Donder!" rief aufstammelnd der Mynheer, dem trotz seines schweren aus dem amsterdamer Spielclub mitgebrachten Rausches kein Wort entgangen war: „die Kaffern kommen! Die Kaffern kommen, die Zulu-Kaffern! Ja! Das kann ja nit sein! (Das kann ja nicht sein!) Das ist mir unmöglich! (Das ist mir unmöglich!) Mir muß träumen, Helene! Schlag mir ins Gesicht, daß ich erwache! Nein! mir träumt nicht! Ich bin wirklich auf meiner Villa Montrillant in Holland! Wirklich! Da muß ich doch aber auch gleich einmal nachsehen, was das für Kaffern sind, die sich da der schreienden Klippe gezeigt haben! Gott im Himmel! Was gellt das Weibsbild! (Was schreit das Mädchen!) Sei doch nur still, Seehund! Es kommt ja schon Hülfe!"

Helene war einer Ohnmacht nahe, doch machte sie keinerlei Versuch, ihren Gatten zurückzuhalten, der sich in seinem aufgeregten Zustande vor seinen vegen Kaffern, und wären Teufel darunter gewesen, fürchtete. Hannepoot schwankte ins Nebengemach und trat wenige Minuten nachher, seelenvergnügt, laut und herzlich lachend, den amsterdamer Generalherrn am Arme führend, wieder herein.

„Brave! Doctor!" rief er und wollte sich ausschütten vor lauter Lustigkeit. „Bravissime! Doctor! Das habt Ihr gut, das habt Ihr vortrefflich gemacht! So einen Arzt lobe ich mir, der Wind und Wetter nicht scheut, um noch

bei später nachsichtsloser Zeit die von ihm verehrte Medizin selbst auch pünktlich einzunehmen! Hätte ich das gewußt, daß Ihr ein so außerordentlicher Mann seid, ich hätte Euch wahrlich nicht zum zweiten male ins Handwerk gepfuscht und hätte ruhig meinen Neffen weiter gepflegt mit Mynheer Mantevret und Mynheer von den Mauguin. Wenn's nun nichts mehr hilft, dann hilft nichts mehr auf der ganzen großen Gotteserde!"

Der Generalchirurg hatte inzwischen sein kaltes Blut und seine Ruhe wiedergefunden. Dann sagte er gravitätisch: „Ich hatte es mir einmal vorgenommen, Mynheer! alles daranzusetzen, um aus dieser Kur eine der glänzendsten zu machen, die ich noch jemals bewirkt! Ich wage schon jetzt wiederholt zu behaupten, daß an dem vollen Gelingen gar kein Zweifel mehr ist und daß diese Kur nicht allein die brillanteste genannt zu werden verdienen wird, die seit den großen Galenus' Zeiten unternommen worden bis auf den heutigen Tag, nein! daß sie auch radikal! erwägen Sie, Mynheer! das Gewicht dieses Wortes radikal — ich sage, Mynheer, daß sie auch noch radikal sein wird! Und schließlich ist noch an Einem nicht zu zweifeln, nämlich daran nicht, daß eben diese Radikalkur mir in der amsterdamer Maatschappij (Gesellschaft) der Heilkunde, Ehr und Stimme verschaffen wird!"

„Und ein Honorar", sagte Mynheer glühend vor Seligkeit hinzu, „ein Honorar, wie es noch kein König je einem Arzte gezahlt hat!"

„Und gewiß, Ihr werdet nicht vergessen, wie Ihr mir angesagt, die blinkenden Dukaten mit goldigem Hannepeet zu begießen! Doch nun muß die Patientin zur Ruhe gehen, Mynheer! Es ist dringend, dringend notwendig; auf die herbeigeführte elektrische Stimmung muß eine nur durch tiefen Schlaf zu bewerkstelligende, magnetische Ruhe folgen!"

„Ja! geh' schlafen, Heleen!" sprach Mynheer und küßte galant seinem schönen Weibe die Hand. „Doch mir, Doctor, bleiben noch ein paar Stündchen beizukommen und drecken noch so einem halben Dutzend aus der Familie Hannepeet — kann sie mich Hannepeter nennen — Doctor! also so einem halben Dutzend Hannepeetern den Hals! Nicht wahr, Doctor!"

„Nun denn, viel Vergnügen zum Nachttrunke, Mynheer!" rief Heleen, die vor Ueberraschung über die unerwartet günstige Wendung des bösen Conflictes kaum das Wort wiederfinden konnte. „Gute Nacht!" rief sie und schlüpfte in das Schlafgemach zu Alipie, die wieder eingeschlafen war oder auch vielleicht nur so that, daß sie entschlafen.

Die Männer verließen Arm in Arm das Boudoir, um sich in Mynheer's Salon zu begeben.

* * *

Am Morgen, der auf den von uns eben beschriebenen Abend folgte, stand Mynheer an demselben Fenster, an welchem wir ihn gestern um dieselbe Zeit zum ersten male erblicken konnten. Der Sturm hatte sich gänzlich beschwichtigt; die schwarzen Wolken standen am Himmel todtenstill; eine bleierne Ruhe lagerte unheimlich über der ganzen düstern Welt. Mynheer sah äußerst bleich und abgespannt aus; die Thonpfeife lag kaum angeraucht neben ihm auf dem Fensterbrete; heute hatte der geliebte Tabak ihm geschmeckt wie Gift und Galle; er schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn und rief die befremdlichen Worte sich selbst zu: „Ochse, in Europa geboren und großgezogen in dem Ochsenwinkel am Cap der guten Hoffnung! O, wär' ich Ochse doch da geblieben, wo ich war! Hätte ich nie daran gedacht, meine Reben zu verlassen und auszuheben, meinen Hannepeet zu keltern!" Er zog die Klingel und herein trat der schöpfere Luif. Er sah nicht minder übernächtig und abgespannt aus wie sein Herr; aber seinem Antlitz lag ein gewisses olivenfarbenes Gelerit, das in der Seele dessen, der ihn anzuschauen hatte, die schmerzlichsten Empfindungen erregen mußte. Seine Lippen waren aschfarbig und konnten trotz ihres voluminösen Umfanges nicht die Zähne bedecken.

„Luif!" sagte Mynheer, „mir ist ganz elend zu Mute!"

„O mir auch!" seufzte Luif, „und ich weiß auch warum."

„Ganz elend, körperlich und geistig", fuhr Mynheer Hannepeet fort, „gib mir ein Quartierchen Genever oder besser noch, hole ein Bütteltje Boomelamp of Maagdittter aus dem Keller. Was ich übrig lassen werde, kannst du trinken, wir thun's auch noch!"

„Mynheer haben noch zu keiner Zeit soviel schlagende Wahrheiten mit so wenig Worten zu Tage gefördert!" entgegnete Luif mit dem Gesichte eines Mannes, dem auf dem qualvollsten Sterbebette noch ein Tasse irdischer Seligkeit bewilligt wird.

„Luif", sprach Mynheer, „haben wir viel Pulver in Mynheilaar?"

„Pulver genug, wenn Monheer gewöhnliches Schießpulver meinen!“ verſetzte das Olivengeſicht.

„Ich meine gewöhnliches Schießpulver“, ſagte Monheer mit bedeutungsvollem Nachdruck. „Nimm alles Schießpulver, was du finden kannſt, lade alle Gewehre, die ſich vorfinden! Vogelflinten, Musquetons und Büchſen, und wo du den Doctor von geſtern irgend reiten ſiehſt auf ſeiner Mähre, ſo bilde dir ein, es ſäße ein toller Hund im Sattel und ſchieß mir den Kerl herunter ganz wie einen tollen Hund!“

„Ich werde es thun!“ verſetzte Puik. „Wenn Sie für den Galgen ſtehen wollen!“

„Ich ſtehe für den Galgen“, entgegnete Monheer, „ich ſtehe für alles, aber der Generalheer muß daran glauben! Ein ſchändlicher Kerl iſt er, der mir einen Ring durch die Naſe gezogen, wie man den japaniſchen Ochſen thut, und mich daran herumgeführt. Ich muß den ganzen geſtrigen Tag wie behext geweſen ſein, bis ich berauſcht geworden bin! Heute morgen, als ich aus meinem Rauſche erwachte, da iſt es mir wie Schuppen von den Augen gefallen und dann, Puik, habe ich Alizien die Zunge mit Geld beſtrichen und Alizie hat geplaudert! Ich weiß alles und ich wiederhole es dir, dieſer impertinente Doctor muß ſterben! Nimm du den Doctor, ich nehme Helenen auf mich! O pfui über dieſe europäiſche Bande! Jetzt geh' und hole den Boomslamp!“

Puik ging und bald kam er wieder mit einem pechſchwarzen Fläſchlein von viereckiger Geſtalt; er öffnete es mit Virtuoſität und wunderbar luſtige Geiſter ſchwebten durch das Zimmer. Monheer trank das erſte Quartierchen und ſpazierte auf und ab in dem Zimmer; er trank das zweite Quartierchen und preßte die heiße Stirn an die kalte Scheibe.

Einige Minuten waren zum Viertelſtündchen geworden. Da ſagte er: „Puik! Wenn du die Schußwaffen von Mondrillant noch nicht geladen haſt, ſo thue es nicht mehr! Du brauchſt den Doctor nicht zu erſchießen, ebenſo wenig wie ich mich jetzt noch veranlaßt ſehe, der Helenen ein Haar zu krümmen; eigentlich trifft auch die alte Sibylle die ganze Schuld. Puik! komm' her! Trink' aus! Ich habe mich anders beſonnen! Sofort ſattelſt du den Vierfuchs und reitſt nach Amſterdam; dort gehſt du zuerſt zu einem Notar und erſuchſt ihn, wie man zu ſagen pflegt, ihre Ehe-ſcheidung herauszukommen nach Mondrillant; demnächſt begiebſt du dich zu den Monheeren Maaſevoet und van den Maagdje, empfiehlſt mich ihnen und ſagſt ihnen, die Noddy, die wir geſtern lebendig geſpießt, wären die letzten geweſen auf dieſer Erde; zuletzt aber ſtellſt du dich nach dem Hafen und erkundigſt dich, ob nicht ein Schiff ſegelfertig liegt, das nach der Capſtadt beſtimmt iſt. Findeſt du keins, ſo legſt du dich ſofort auf die Poſtſchnelle, ein von Pferden gezogenes Fahrzeug, mit dem die Holländer ihre ſchnurgeraden Kanäle befahren, und fährſt nach Rotterdam, dort findeſt du auf alle Fälle, was du ſuchſt! Du beſorgſt zwei Plätze, je einen für mich und einen für dich! In ſpäteſtens acht Tagen haben wir ſchon den Kanal hinter uns und ſchwimmen auf dem Ocean. Sowie der Notar kommt, conſpirirt er mir die Scheidungsurkunde; ich will das Weib Helenen nicht wieder ſehen; ich will überhaupt kein europäiſches Weib mehr ſehen, dieſe Sorte iſt für uns ehrliche Kaffern und Hottentotten denn doch allzu fein und ſpitz. Ich will zurück nach meiner Capſtadt, in meine lieben ſtillen Weingärten, zu meinen treuen Reben, zu meine ehrlichen Kelter. Die Segel aller Schiffe auf der ganzen Welt ziehen mich nicht mehr zu und nach dieſem ungaſtlichen, dieſem falſchen, dieſem empörenden Europa! Eine zweite Urkunde nimmt der Notar auf, mittelſt welcher ich Helenen die Villa Mondrillant, wie ſie ſteht und liegt, vermache und ſie erſuche, baldigſt als möglich die Ehefrau des Generalheern Hubert van den Struik zu werden. Ein Jahrgehalt von 4000 Gulden will ich ihr ebenfalls anlegen; es ſoll ja wol die beſte Rache ſein, Puik! die man an denen nehmen kann, die einem wehe gethan, wenn man ihnen Böſes mit Gutem vergilt. Aber nun Puik! iſt es auch überſtanden; ich habe einen guten Kampf gekämpft, den Kampf mit mir ſelbſt! Ich habe einen argen Feind beſiegt, den Feind in mir ſelbſt. Die Schlange iſt verſunken in der Finſterniß; mag das lebende Ueberbild dieſer Schlange unterſinken in meiner Seele, vergehen in dem Meere der Vergeſſenheit! Und ſo gib mir noch dem Boomslamp ein Fläſchlein ehrlichen Hannepoot und laß uns die Becher füllen und laß uns anklingen auf das Wohl des jungen Brautpaares, laß uns anklingen auf unſere Rebengärten am Fuße des Löwenberges, ſechs Paalen (Viertelmeilen) von der Capſtadt! Hoch lebe der Generalheer Hubert van den Struik und ſeine junge Gemahlin Helenen, ſeparirte Hannepoot! Hoch lebe die Sonne Südafrikas und die von ihr goldig umſtrahlten Rebengärten des Caplandes!“

„Und hoch lebe“, fügte Puik, über den noch

dem durch die Spiritusse ausgetriebenen bösen Jammer der Geist gekommen war, jauchzend hinzu: „Hoch lebe Monheer Hannepeet! Und das Getränk, das seinem Scharfsinne die Welt verdankt, der edle, goldene Hannepeet!“

„Europa liegt hinter uns, Paul!“ sagte nach einer Pause stummen Sinnens Monheer: „ein neues Leben winkt uns tief im Süden; laß uns aufstehen auf das, was der Philosoph die Brücke der Völker genannt hat, auf die Brücke, die wir überschreiten müssen, um dorthin zu gelangen, wohin unser Herz sich sehnt, die Brücke, die mit Namen heißt: der Ocean! Ha, ha! lieber Paul! mit dreimaldrei und Hipp! Hipp! Hipp! Hurrah! Hoch lebe der Ocean!“

Der Dichter des Don Quixote.

Von Karl Bleibtreu.

V.

In der Vermischung des Zuständlichen mit dem Glanz der Romantik oder dem Pathos einer ruhrenden Leidenschaft liegt der Reiz seiner vier vergänglichsten Novellen („Die Zigeunerin von Madrid“ — „Der großmuthige Liebhaber“ — „Die vornehme Magd“ — „Der eifersüchtige Estremadurer“), nach der einen Seite hin culturhistorische Bilder, nach der andern feine Charakterschilderungen. Dies Hervorheben des charakteristischen Elements, der Versuch psychologischer Entwickelung scheint mir der einzige Vorzug, den Cervantes vor Boccaccio besitzt. Der Witz des Florentiners ist ein unendlich freier, lebensvoller und lauscht dem classischen Ideal sinnlich schöne, plastische Formen ab. Dabei erzählt auch er Geschichten unwandelbarer Hingebung, rührendster Treue und ist nicht immer der laie, boshafte Schalk, der nur den Witz, nicht die Tugend kennt. Nennte seine Genovefa die edle Markgräfin von Saluzze, nicht neben den Armen des Spaniers dahingeben? Aber freilich, er erhebt weder die Tugend, noch tadelt er das Laster, gleichgültig gegen Gutes und Böses folgen seine Menschen ihren Begierden, er ist der Sensualist des Mittelalters; in Cervantes hingegen gibt es einen unverlierbaren Schatz voll Gemüth, Selbstgefühl, einen Aufschwung zur Gehaltenheit, was sie auch leiden, seinen Gestalten hat „die Tugend ein'nen Werth“. Boccaccio scheint nur von Anekdoten, vergessenen Geschichten, lustigen und traurigen, angenehm zu plaudern, bald hat er der Begebenheit selbst mit angehört, bald gelesen, die wenigsten erfindet er; Cervantes beginnt stets pathetisch, mit einem merkwürdigen, romantischen Zufall, seine Schauspiele haben ihm eine gewisse bedenkliche Vorliebe für den auseinander setzenden Dialog eingeflößt, langsam schreitet man vor, dann überraschen meisterhafte Genrebilder, leichthingeworfene Charakterzüge, zuletzt die rührende Lösung. Aus den Novellen des Decaz erwuchs das Drama, die Novelle des Cervantes ist eines, dem nur die scenische Anordnung und nach der damaligen Ansicht der Vers fehlte. Noch eins, der Decamerone bildet den Abschluß aller im Mittelalter verbreiteten Sagen und sinnreichen Geschichten, er vollendet sie, wie Ariosto später das romantische Epos; in der Novellensammlung des Cervantes treten dagegen zuerst moderne Anschauungen auf, die Sittenschilderung wird breiter, ausgeführter, in der Erzählung „von der unziemlichen Neugier“, der vielgescholtenen Episode des „Don Quixote“, begegnet uns jene Anatomie des Herzens, wie sie jetzt freilich mit schärferm Messer geübt wird — Versuche, ich gebe es zu, mit scholastischer Feierlichkeit und Schwerfälligkeit vollzogen, aber doch immer ein Hinauswagen auf eine von keinem andern vorgegrabene Bahn.

Und nur in der Kreibeit ist Cervantes mächtig. Sobald er nachahmt, fällt er. Allein diese Schwäche, in der Weise anderer Dichter zu arbeiten, ihren Kranz zu theilen, verläßt ihn nicht: er wetteifert mit Lope de Vega, er wetteifert mit dem griechischen Roman des Bischofs Heliodor von Trikka. Die Geschichte der Charikles und des Theagenes ist jahrhundertelang das Lieblingsbuch der Poeten und Maler gewesen, Rafael hat im Vatican Scenen daraus gemalt — jenes erste Zusammentreffen der Liebenden im Tempel zu Delphi, wo Charikles dem Jünglinge die Fackel zum Anzünden des Opfers reicht, und jene Mondnacht, in der die Piraten das feindliche Schiff mit den Liebenden erobert haben und Charikles ihrem Führer verzweifelnd zu Füßen sinkt — die Jugend seiner Clorinde hat Tasso ihm entnommen, Racine wußte es auswendig und noch jetzt bewahrt es für ein poetisches Gemüth manch sinnigen Zug, den Reiz einer malerischen Darstellung. Wie Charikles und Theagenes läßt Cervantes nun Sigismunda und Persiles leiden und wandern, die Liebende und das Licht seines Alters. Eine endlose, mühevolle Wanderung von Thule bis nach Rom, karavanenartig, unglückliche Helden, unglückliche Frauen, alle gedrängt um zwei Wesen, außerordentliche, sonnengleiche

Geſchicke, Auriſtela und Periander, wer ſie ſieht, muß ſie lieben, und die Irrung, die ihr Leben ausmacht, erwächſt nicht aus ihrer Bruſt, ſondern aus dem furchtbaren Geſchenk himmliſcher Schönheit, das ihnen die Götter gegeben. Im Kampf um dieſe Schönheit ſterben ganze Stämme, aus Blut und Rauch dringt mühſam die Karavane hervor, bald auf zerbrechlichen Barken, bald auf ſeidebewimpelten Schiffen über die eisbedeckten nördlichen Meere fahrend, die Gervantes nie geſehen und die nun in ſeiner Phantaſie, wie Feuerſeen und Schwefelſtröme aus dem Amadis und Don Belianis, als eine dunkle, grauſige Maſſe zittern und wogen. Allmählich hebt ſich der Nebel; aus Gegenden, wo die Seeräuberei noch das Handwerk der Königskinder iſt und Hibernia und Irland, Dacea und Dänemark wild durcheinander geworfen werden, kommen die Pilger nach ſonnigern Geſtaden, nach Liſſabon, und wandern friedlich durch Spanien und Italien nach der heiligen Stadt. In den beiden erſten Büchern waren Periandre und Auriſtela trotz aller Epiſoden doch der Mittelpunkt des Ganzen, jetzt werden ſie zu Standarten, um die herum ein glückliches Liebespaar ſich ſchart, die morgen ein unglückliches verläßt. Es wiederholen ſich die Erzählungen jener engliſchen Pilger, die Chaucer nach Canterbury wallfahren läßt. Ueberall neue Menſchen, neue Abenteuer, das außerordentliche Talent des Cervantes, zu erzählen, ſpricht ſich hier am vollkommenſten in der wunderbaren Fülle des Vorgetragenen, der Mannichfaltigkeit der Darſtellung aus, nur ermüdet nichts mehr als der ewig wiederkehrende, romaniſche Prunk. Als ob man unter Schatten wäre, die im Mondſchein durcheinander tanzen, bald auf den Köpfen, bald auf den Händen — da ſinkt der portugieſiſche Ritter der Liebe ſterbend zuſammen, dort ſchleicht ein beleidigtes Weib mit gezücktem Meſſer an das Lager ihres Beleidigers, Einſiedler, Moriskos, Schauſpieler, franzöſiſche Damen, römiſche Juden — ein Pandämonium wirbelt um dich her, ohne Sinn und Zweck und inmitten die unvergleichlichen, Auriſtela und Periandre, ſcheinbar Bruder und Schweſter, von einer Jugend und Reinheit wie Marmorgeſtalten und platoniſche Seelen. Dieſe Auriſtela, die ſich euch ſpäter zufällig als Sigismunda von Friesland enthüllt, hat ſich und ihre Jugend ſeit Jahren Periandre'n, dem Prinzen Perſiles von Thule, anvertraut und kann ihm mit keuſcher Gleichgültigkeit in Rom ihre Schweſter zur Gemahlin anbieten. Unſer Gemüth hat mit dieſen herrlichen Abſtractionen der Reinheit und überſinnlichen Liebe nichts zu theilen, was kümmert uns ihre myſtiſche Wanderung, die der Dichter ſelbſt zuletzt in Wirthshausabenteuern und Geſchichten der Landſtraßen kläglich verrinnen läßt? Das Abenteuer an ſich ermüdet in ſeiner Wiederkehr, nur das Geſchick feſſelt uns, das menſchliche Leidenſchaften erweckt oder noch beſſer aus ihnen entſpringt. Und ſo rächen ſich die verſpotteten Ritterromane an ihrem größten Beleidiger, dem Verfaſſer des „Don Quixote", unter ihrem Einfluß wird ſeine Phantaſie eine ihrer unberechenbaren, auf dem Drachenwagen oder den Flügeln der Greife pfeilgeſchwind durch die Wolken getragenen Zauberinnen und vergebens will der Verſtand ihr Halt gebieten, fort muß ſie, ſollte ſie auch ſtürzen wie Phaeton. „Ich bin in großer Verſuchung geweſen", erklärt der Canonicus im „Don Quixote", „ein Ritterbuch zu verfaſſen", ein vortreffliches, moraliſches natürlich, und iſt das nicht die erſte Hälfte von den Leiden des Perſiles und der Sigismunda? Voll Zaubereien und Irrungen, wie die Thaten des „Palmerin" oder der „Palme von England" zeigen ſie zugleich in loſer, allegoriſcher Verhüllung die Irrgeſchlungenbahn der reinen Liebe durch Neid und Gefahr, den Pilgerung der gottähnlichen Menſchenſeele durch den Nebel des Irdiſchen.

Seinem Weſen nach beſiegt das Ideal die widerſtrebende Wirklichkeit, ſo in dieſer „nordiſchen Geſchichte", wo der Poet getroſt ganze Völker vernichten, Wälder verbrennen, Tauſende von Schiffen verſenken kann, um Sigismunda zu freien, allein auf ſpaniſchem Boden hält die Realität beſſer Stand, du weißt es am ſchmerzlichſten, Schatten des edelſten Ritters, des ſinnreichen Hidalgo. Was im Gedanken und in einer phantaſtiſchen „nordiſchen" Welt dem Manne ziemt und ihn auf Thule's Thron erheben würde, dieſe glorreiche „Thathandlung" begrüßt die Menge mit Steinwürfen und Prügeln, der „gemeine Menſchenverſtand" mit Schmähungen ohne Zahl.

Welch ein trauriges, thränenreiches Buch, dieſe „wunderbare Geſchichte" von „Don Quixote", und doch wieder voll des heiterſten Scherzes, komiſchen Gelächters! Tragiſch, denn die ritterlichſte Geſinnung, Treue und Mannhaftigkeit ohne gleichen, wird von Galeerenſklaven, Viehtreibern, von ſchmutzigen Thoren mit Füßen getreten, der Muth, den nie Amadis und Roland bewieſen, erſchöpft ſich im Kampf mit Windmühlenflügeln, Schafen

und den Puppen des Meisters Peter; ein Mann, dessen Worte um Großherzigkeit und Heldenthaten einen unvertilgbaren Schimmer verbreiten und, wie die Rede des Demosthenes zum athenischen Volk, jede Seele auf Adlerfittichen mit sich fortreißen, ist ein Thor und der Käfig auf einem Ochsenwagen sein Haus! „Kläglich", ruft da Charles Lamb in schöner Entrüstung aus, „hoffnungslos in den schmählichen Banden der Oberflächlichkeit muß dessen Gemüth befangen sein, dem sich in seinen bessern Augenblicken das Bild des hochherzigen und hocheinsichtigen Quixote nie dargestellt hat, wie es erlöst ist von der unheiligen Begleitung eines Sancho oder eines Pöbelhaufens hinter den Hufen des Rosinante!" In dieser elenden, beschämten Rüstung wandelt, wenn auch gespenstergleich, ein Held, dieser zerbrochene Helm des Mambrinus bedeckt ein Haupt voll der erhabensten Gedanken, diese von Nachtwachen, Schlägen und Abenteuern mager gewordenen Züge bewahren doch den Schnitt eines Heldengesichts, wer wußte es nicht, daß auf dem steifen, hochbeinigen, fleischlosen Knochengerippe des Rosinante er selbst durch die Jahrhunderte reitet, er, Miguel Cervantes, wie jeder Idealist? Und wenn nun Ignaz Loyola zu Pamplona im Lazareth alle sieben Himmel sich öffnen sieht, wieder und wieder mit der Mutter Gottes redet und dann hingeht mit seinen Gefährten, arm, gedemüthigt, vom Pöbel verfolgt, und auf den Straßen predigt das Reich des Herrn, einen geistigen Kreuzzug wollt ihr nicht rufen „Don Quixote?" Und wenn Don Juan d'Austria glorreiche Schlachten schlägt, von Königreichen in Afrika, von der Befreiung der Maria Stuart träumt und in diesen Träumen, dem Kampfe, den er überwegen mit der Wirklichkeit zu bestehen hat, sein Herz vertrocknet und seine Haut zusammenschrumpft, ist er nicht Don Quixote? Der berühmteste Geschichtschreiber der Zeit, de Thou, sagt einmal von den vornehmen Spaniern, „in ihrem Alter pflegen die meisten irrsinnig zu werden". Man erkennt, wie Cervantes sein Volk und seine Epoche verstand. Aber nicht nur für sie, dieser glorreiche Stern der irrenden Ritterschaft ist für alle aufgegangen und ob ihn die Wolken und Schatten der Erde noch tausendfach mehr bedecken, zuweilen bricht er doch im strahlendsten Glanze hervor, seine Strahlen kann das Heldenhafte im Menschen nie ganz verdunkeln.

Die Forderung des Lebens steht wider die Ansprüche, die unser Herz mit Recht erhebt, die Illusionen, die unsere schönheitstrunkene Phantasie überall zu erblicken wähnt. Und im Augenblicke verwandelt sich der bewunderungswürdige Ritter zu einem Thoren, der Manlorne für eine Prinzessin und Weinschläuche für Riesenleiber hält. Jedes Abenteuer schlägt ihm in sein Gegentheil um, weil er bei keinem die Möglichkeit seines Daseins prüft, er leidet und büßt sein eigenes Wesen, seine Schuld, nur den Irrthum seines Verstandes. Nicht in den Späßen Sancho's, nicht in diesem leibhaftig gewordenen, ewig begehrlichen, altklugen „gesunden Menschenverstand" liegt der unvergängliche Scherz des Buchs, sondern in den Täuschungen Don Quixote's. Der Idealismus lebt in einer phantastischen Welt und wenn er in einem „ausgetrockneten Gehirn" als Caput mortuum allein geblieben, sind seine Fahrten auf der wirklichen Erde nur Wanderungen in seinem selbstgeschaffenen Utopien. Nicht über Don Quixote lachen wir dann mehr, ach! nur über uns, denn wem verwandelte sich nie Dulcinea von Toboso in ein alltägliches Wesen? Wer saß immer so fest in seinem Sattel, daß ihn sein verkleideter Ritter in den Sand geschleudert? Wer war so leer von edlen und heroischen Gefühlen, daß er niemals das Krumme gerademachen und die Unglücklichen beschützen wollte, und der bei so herrlichen Bestrebungen dem Geraden ein Bein brach und als Lohn der Blenden einen Stein gegen sein Haupt geschleudert heimbrachte? Ach, wer von uns allen? Wäre dies Gelächter nicht über uns selbst ausgeschüttet, es gäbe keine traurigere Geschichte als die des sinnreichen Edlen. So aber sollte sie, im Gegensatz zu Dante's göttlicher, die irdische Komödie heißen, im innersten Kern, wie in seiner buntesten Entfaltung enthält sie das, was wir Leben nennen.

Allein an einer verhängnißvollen Stelle wird dies Lustspiel zur Tragödie. Solange Don Quixote nur durch seine Augen, die alles „wie ein irrender Ritter" ansehen, durch die Stimme des Herzens getäuscht und betrogen wird, sind wir mit ihm im gleichen Falle; wenn aber andere anfangen ein boshaftes Spiel mit ihm zu treiben, ihn absichtlich, zu ihrer Ergötzung, in grausame Irrthümer und Verwickelungen zu stürzen, wenn ein „unheiliger" Sancho ihm Dulcinen in einer noch Knoblauch rufenden Bäuerin vorspiegelt, eine Herzogin sich nicht entblödet, Katzen als Dämonen in sein Gemach zu jagen, dann tritt die Finsterniß dieses glänzenden Geistes ein, dann ist Don Quixote ein beklagenswerther Irrsinniger,

ein Mann für das Narrenhospital zu Sevilla, und wieder hat Charles Lamb recht „Gewiß würde erröthet sein, so den abgedankten König zu quälen, solch Spiel würde die Weisheit Aegyptens nicht mit seinem schwachen Verstande auf die Dauer getrieben haben, welches der Ritter in den Hallen einer unwürdigen Herzogin erduldet!“ Dieser Herzog, trotz seiner Scharlachmäntel und sammetnen Kleider, gleicht durchaus jenen vornehmen Pumpen Don Alvaro Tarfe, der in Avellaneda's zweitem Theil des „Don Quixote“ seinem Gaste Nichts aus Pappe vorsetzt, ihn beim Ringrennen dem Gelächter des Volks preisgibt und mit seinen Freunden sich an der Roheit mit dem Heißhunger Sancho's ergötzt. Welch gemeine, nichtsnutzige Gesellschaft! Wie schlecht stimmt sie zu dem armen Schäfer Chrysostomus, dem aus Liebe wahnsinnig gewordenen Cardenio, zu den zarten, lieblichen Gestalten Luscindens und Dorotea's! Der Held Avellaneda's konnte und durfte nur in einem Irrenhause endigen und — bedauert auch die Schwäche des größten Meisters! — ein Cervantes ihm in solchem Wunderthume nachahmen. Mag das Leid, das den Scherzen Sancho's nur allzu freigebig gespendet wurde, ihn verleitet haben, diesen Charakter zum Mittelpunkt der weiteren Erzählung zu machen und so dem Volksgeschmack für Spitzbubengeschichten zu fröhnen, mag ihm selbst sein Held immer natürlicher erschienen sein — genug, die grössere Hälfte des zweiten Theils zerstört jede Theilnahme für den Helden und die langsam sich entwickelnde Handlung. Erst befreit aus diesen goldenen Ketten erhebt Don Quixote mit einer begeisterten Anrufung der Freiheit wieder die ungewohnte Lanze, doch umsonst, seine Kraft ist gebrochen, seine Waffen eingefallen, der Glanz seiner Augen erloschen. So liegt eine eigene Melancholie über den letzten Seiten dieses Buches, als ob Cervantes gefühlt hätte, daß fortan der entwürdigte Mann nur dem Augenblicke entgegenschmachten durfte, wo er ausrufe: „Steht an mit der Lanze, Ritter, steht an!“ Da ist aus: der sterbende, unglückliche Held kann nur die Schatten der hohen und siegreichen Männer, Alexander's und Cäsar's, um Verzeihung anflehen, daß er in ihren ihm nicht passenden Fußstapfen zu wandeln gewagt. „Steht an!“ Der Mensch erliegt weil im Streite, fallend, von Reuen zerknirscht, aber der Dichter über ihm geht unbesiegt seine sichere Bahn — „es lebe im vollen Glanze ihres Ruhmes die Schönheit Dulcinea's von Toboso!“ Dieses Bewußtsein, daß trotz unserer Ohnheit, Leiden und Vernichtung das Schöne und Erhabene ein Unvergängliches, ist die Summe des Lebens.

Wie zeigt sich das künstlerische Talent des Cervantes vollendeter, als wenn wir den philosophischen Inhalt seines Romans mit der bunten Mannichfaltigkeit und Lebensfülle desselben vergleichen. Der scheinbar beständig wiederkehrende Gegensatz zwischen Herrn und Diener löst sich in tausend kleinen Zügen ab und wirkt immer von neuem charakteristisch, original. Auch der Begierde nach dem wunderbaren Dinge, der versprochenen Insula, entwickeln sich allmählich in Sancho dieselben Krankheitssymptome wie bei Don Quixote. Auch er gewöhnt sich an Zaubereien zu glauben und die Welt nimmt auch für ihn einen seltsamen Schein an. Ueber seine gewöhnliche Auffassung fällt der Schimmer von Don Quixote's verklärender Phantasie und je wie er in diesem Lichte oder im Schatten steht, ist er ein Betrogener oder ein Betrüger. Sobald er dann hinabsinkt, verliert er bei der Masse freilich nicht an Interesse und Werth, er übertrifft im Gegentheil, wie die Herzogin versichert, durch seine Schelmenstücke die frommige Narrheit seines Herrn, allein es ist doch nur ein Plätschern mit Pfützchen wie Guzman von Alfarache und den Spitzbuben aus den Abenteuern des Gil Blas, dann darf er es nicht mehr wagen, zu Rathe aufzublicken, den er in seinen besseren Augenblicken, bei dem furchtbaren Abenteuer mit den Windmühlen, an Herzhaftigkeit, immer an Muth und Leidenschaft erreicht. Allein der Engländer ist im Irrenhause, auf des Königs Fahrstraße wie im Gefecht gegen die Rebellen ein gentleman und steht über den Lumpen Sancho bedeutet nur die Poesie des Lebens, den mögen sinkenden Materialismus, in seinen Sprichwörtern herrscht, möchte ich sagen, einen allgemeinen, seinem individuellen Witz, Poesie und Einfalt mischen sich so innig in seinem Reden, daß sie kaum noch voneinander unterschieden werden können, ohne den bewundernden Einfluß Don Quixote's hätte er ruhig für zwei Talern monatlich auf den Aeckern seines Nachbar Barrasche gearbeitet, ein Bauer, nichts mehr. Ein Ritter dagegen war überall ein Mann, wenn auch nicht nach Gottes, so doch des Menschen Herzen gewesen, ein „Ritter von unendlichem Humore“, der nur vor dem Ritter von la Mancha selbst das Haupt neigt. Denn diese erhabene Thorheit war nur einmal in ihm und Leben, „für mich starb Don Quixote zu sterben“, sagt der Dichter aus, „und ich für ihn“.

Ohne verstände ihn vielleicht, Hamlet; wenn sie beide, in mondheller Winternacht über die Terrasse von Helsingör gehend, Wahnsinn gegen Wahnsinn tauschten. Sagte der löwenkühne Hidalgo, waffenrasselnd: „Täglich vollführe ich Thaten, das Krumme geradezubiegen, und die abscheulichen Zauberer machen Kunststücke daraus!“ Und der Däne darauf, furchtsam umherschauend, das Barett mit den schwarzen Federn tiefer in die Stirn drückend: „Eine That! Ich wüßte eine, die Welt wieder einzurichten, aber weißt du, ob jede That in diesem jämmerlichen, wüsten Garten der Erde nicht noch mehr Unkraut aufschießen läßt? Rüste dich, Freund!“ Und so verwirrt, der eine mit seinem Thatendrang an der gefesteten Ordnung zerschellend wie ein Schiff am kahlen Felsgebirg, der andere durch seine Thatenlosigkeit in einen Abgrund voll Schuld und Verderben versinkend. Wenn die Phantasie die Scheinwelt ihrer Erfindungen in die Wirklichkeit hinübertrügt, so begeht sie nur einen Irrthum, der grausam mit dem Zerschlagen ihres glänzenden Spielzeugs bestraft wird; wenn der grübelnde Geist in unserer Welt des Scheins kein Maß als höchste Norm und letzte Wahrheit legt, fällt er in eine tragische Schuld und sühnt mit seinem Untergang die Vernichtung des gehaßten Scheins.

Was sind diese Gedichte einem neuen Netz gewährte, die ausgesprochene Satire gegen die schlechten Ritterromane — denn die guten lebt auch Cervantes als eine Quelle der Poesie und wir wissen, daß von ihnen seinem Witz, Höflichkeit und Frauenverehrung mit ausgegangen —, die wunderliche Verkehrung des Amadis von Gallia, die beinahe wie eine Parodie, z. B. in Don Quixote's Kampf im schwarzen Gebirge, anmutet, ist längst bis auf wenige frisch gebliebene Farben ausgeblaßt und kahl geworden. Im Schlosse der Herzogin offenbart sich diese Verspottung und Nachahmung am schärfsten und so gehören gerade die Stellen, die uns als die verzeihlichsten gegolten werden, innerlich wie äußerlich zu den Schwächen der „wunderbaren Historie“. Wer liest jetzt noch die Ritterbücher, denen Don Quixote's Reise auf dem hölzernen Rappelpferde, die Entzauberung Dulcinea's entnommen sind? Mit dem Verfall der Dinge, die sie bekämpft, hört auch das Vergnügen an der Satire auf. Wie ich schon sagte, absichtlich konzentriert der Verfasser das Interesse in der Persönlichkeit Sancho's, der zahmen und romantischen Spielen, welche für uns dem ersten Theile ein nationales und historisches Gepräge, Abwechslung und wohllautende Harmonie verleihen, hatte ihm eine kurzsichtige Kritik so bitter gegrollt, daß er nicht wieder diesen Vorwurf auf sich zu laden wagt, seine neue Marcella läßt er unberührt von den Pfeilen der Liebe durch die Triften des Ebro ziehen; Dorotea, die Liebliche und Verständige, die den eigenen Schmerz vergißt, um den armen Ritter zu heilen, sendet er ihm nicht mehr als helfende Fee; eine verschmitzte, stumpfsäßige Kammerzofe Altisidora tritt für sie ein. Denn im Verlauf seiner Arbeit erblickt auch Cervantes, wie viele nach ihm, in „Don Quixote“ allein den Thoren, der eine veraltete Institution, vergessene und halbverschrieene Gebräuche in dieser, wie sie einmal ist, besten Welt aufzurichten sucht, einen Hofnarren wider Willen in den Sälen der Grossen. Der Bruch in des Dichters Erfindung ist unheilbar, wenn er auch zuletzt, zur alten Kraft erstarkt, mit seiner ursprünglichen Anschauung, um die Gestalt seines Helden, ehe sie für immer in den Sand geschleudert werden soll, allen Zauber seiner Poesie und eine Schwermuth des Ausgangs breitet, die fast wie Reue und Bitte um Verzeihung klingt, ihn solange und schmählich beleidigt zu haben.

Indeß, wer vermöchte es, den anmuthigen Spielen seiner Phantasie zu widerstehen, auch wo sie irren, wen gewänne nicht sein Scherz ohne Bitterkeit, begeisterte nicht seine Grossherzigkeit, Cervantes? So leitest du uns durch die Irrsale des Lebens, mitlächelnd weistest du mit dem Finger auf die Thorheiten und Schwächen hienieden und jenseits, spottest über dich selbst, wenn du im Anschauen eines schönen Gestirns versinken, über Baumwurzeln und den Stein am Wege fällst, und suchst doch wieder, blutend, staubbedeckt, mit strahlendem Auge, in den Wolken und der Ferne den geliebten Stern, das unverlierbare Ideal.

Aus Paris.

II.

Merkwürdig und vielleicht bezeichnend ist in dem gegenwärtigen Programm der pariser Theater, daß der Teufel darin die ersten Rollen spielt.

In die Variétés ziehen: „Les héritiers du diable“; in der Grossen Oper gibt man „Robert le diable“, in der Opera comique „La part du diable“, im Théâtre du cirque „Les pilules du diable“, in den Delassements comiques „La bouteille du diable“. Dazu kommen noch einige

Aufführungen, die, wenn sie auch den Namen des Teufels nicht an der Spitze ihrer Theatertitel tragen, doch auch mit der Hölle in ihnen haben, z. B. in der Porte St. Martin „Faust" — ein Machwerk, das selbst die französischen Journale geißeln und das denn auch schon glücklich auf einem kleinen Theater seine unbarmherzige Parodie in dem „Faux Faust", einem vortrefflichen Pendant zum „Kätchen Lannhäuser", gefunden hat.

Beider machen die beiden Opern, sowol die Große als die Italienische, so große Ansprüche an die Finanzkräfte des Publikums, daß man Russe, Bojar oder Brasilianer sein muß — drei, namentlich in der partier Damenwelt, sehr gesuchte Nationalitäten —, um öfter ihre Logen zu betreten und sich an ihren eleganten Kaminen in den Zwischenacten die eben gehörten Melodieen zu wiederholen, sich zu erwärmen oder durch sie abzukühlen. Die Große Oper gibt noch immer unter allgemeinem Beifall und Andrang Halevy's neueste Composition: „La magicienne", indeß die Komische Oper unter Meyerbeer's persönlicher Leitung Neues einstudirt. Die Koryphäen des italienischen Personals sind wieder Marie, Madame Alboni, Madame Stolz und Madame Sontier-Lutzer. Schade, daß hier nur gesungen und nicht eigentlich gespielt wird, denn Zucchini ist ausschließlich Pauke und seine heftige Mimik vorzüglich in dem Genre der komischen Alten von drastischer Wirkung. So vortrefflich darum auch der „Barbier von Sevilla" in sein musikalisches Beziehung ausgeführt wird, so fehlt doch der gänzliche Mangel an lebendigem und beweglichem Spiel so sehr. Das Orchester der Oper steht dem edlen Metall der Kehlen würdig zur Seite und das Ensemble des vortrefflichen Streichquartetts erinnert an ähnliche berliner Genüsse. Eine höchst auserwählte, elegante, nach Patchouli duftende Gesellschaft schmückte die Logenreihen. Das kleine, geschmackvoll ausgestattete Haus war fast überfüllt und das Publikum folgte mit aufmerksamer Hingebung und seltener lautloser Stille jeder Note, namentlich als Madame Alboni die für Deutschland bereits fast abgenutzten „Variationen von Rode" in der Klaviersammlung sang. Marie ist eine Art italienischen Negers, aus vornehmer Familie stammend, sein Vater, Graf Gantia, war Gouverneur einer Stadt in Piemont. Seine Stimme ist frisch und schön, sein Spiel unvollkommen; trotzdem ist er der Liebling des partier Publikums. Er bewohnt mit Madame Ortil, welche trotz ihres großen Reichthums und ihrer fast ganz erloschenen Stimme, auf früher erworbene Vorrechte vertrauend, noch immer singt, zusammen ein wundercheures Hotel in der Rue neuve des Augustins und hat alle Tage 12 Gouverts eben für seine Freunde, die es passant bei ihm essen wollen — eine Art gebigkeit, über die manchem deutschen Millionair der Mund wässern wird.

Ohne heute schon der musikalischen Theatersaison abschließen zu wollen, da ich noch manches in diesem eigentlich unerschöpflichen Theater zu hören hoffe, sage ich hier einiges über das Theater lyrique hinzu. Es ward 1847 von Alexander Dumas als Theater historique erbaut und wandte sich alsbald einer ernsteren Richtung zu, um, ebenso wie das Opern- im Schauspiel, so meinerseits in der Oper alle Artistik des französischen Publikumsdienst zu verbannen. Sein Inneres vergleicht man mit einer Kammode, deren Schubfächer ungleich herausgezogen sind. Das Théâtre lyrique beschäftigt sich seit einiger Zeit, in Uebereinstimmung mit seinen sämmtlichen Tendenzen, nur mit deutscher, classischer Musik und hat unter ungemein großem Beifall „Oberon", „Freischütz", „Preciosa" und „Figaro's Hochzeit" zur Darstellung gebracht. Auch die ästhetische Kritik sagt diesem deutschen Repertoire volle Gerechtigkeit widerfahren und begreift sich dabei oft komisch genug für Deutschland als den ewig poetischen Quell aller Musik. Im allgemeinen ist bei den Ansagezetteln die Vorstellung, daß jeder Deutsche blonde Haare, blaue Augen und eine gute Stimme haben müsse, eine angenehme, denn Mehr wird nun durch die literarisch-musikalischen Beziehungen der ebenangeführten Vorstellungen immer noch mehr bestätigt. Da ich mich blonder Haare und blauer Augen erfreue, so bin ich infolge dessen auch vielfach in den Salons angegangen worden, zu singen — ich habe stets Heiterkeit vorgezogen, um nicht meinen Landsleuten ihren musikalischen Ruf zu rauben.

Von dem existirenden Schauspiel interessirt uns immer das Théâtre français. Das Personal desselben ist sehr groß und wenngleich kunstreich aus den gediegensten, doch andererseits auch aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Von den Damen sieht das Gesichtspaar Augustine und Madelaine Brohan, letztere das Original der Hortense trotz in intimen Relationen mit dem Prinzen Napoleon, dem seit wenig Tagen glücklich Verlobten, eben an. Diese weiblichen Dios-

turen des modernen Lustspiels sind mit einem sonoren, schönen Organ, einer angeborenen Plastik in Form und Bewegungen verschwenderisch von der Natur ausgestattet, sodaß man ihren Verehrern den Vorwurf eines „guten Geschmacks" nicht absprechen kann. Im Vaudeville wird noch allabendlich „Le roman d'un jeune homme pauvre" von Octave Feuillet zwar mit großem Beifall gegeben, doch ohne solchen Triumph wie die ursprüngliche Erzählung zu feiern; und doch muß ich, nachdem ich der letztere gelesen und das Stück gesehen habe, gestehen, daß ich jeden der beide, der diesen reizenden Theaterabend noch vor sich hat. Der Verfasser hat sich durch diese Arbeit Gunst und Freundschaft der Kaiserin erworben, welche ihm nach der Aufführung in Compiègne, wohin er und Luise Sandeau geladen waren, nicht genug Schmeichelhaftes sagen konnte; der Kaiser freilich klagte — „über den Verfall der Literatur" *).

Der Kaiser teilt mit seinem kleinen „Prinz" die heute allgemein bei Hofe das „Kind von Frankreich") sehr liebenswürdig sein können. In stillen Stunden läßt er ihn gar nicht von den Damen fortnehmen. Die Kaiserin ist dagegen bestimmter und streng mit dem Kinde und opponirt seinen Launen. Der kleine Prinz ist nicht hübsch, aber von intelligentem Ausdruck. Es scheint, als hätte er eine kleine Maitresse gegen einige Damen aus der Umgebung der Kaiserin, die er bisweilen mit der Peitsche übel traktirt, ohne daß diese Damen den geringsten Unwillen darüber zu erkennen geben; auch Gräfin Walewska, die in so hoher Gunst steht, hat neulich in Compiègne einer solchen Mißhandlung nicht entgehen können. Mit einer französischen theilt eine englische Bonne seine Erziehung, damit das Kind beide Sprachen der „ewigen" Freundschaft wegen, die jetzt zwischen Frankreich und England besteht, zugleich erlerne. In seinem Spielzeugladen im Parc von St. Cloud oder im Bois de Boulogne ist eine reizende kleine Kinderequipage, mit vier schönen weißen Ziegenböcken bespannt, eingerichtet. Das meiste Vergnügen macht es dem kleinen Napoleon, statt im Wagen zu fahren, bei dem Fahren hinten auf zu stehen und mit seiner Peitsche die Trabenden zu knallen. Sein selbstständiger Hofstaat (Maison du prince impérial) besteht aus 12—13 Personen; an seiner Spitze ist die Gouvernante der Kinder Frankreichs, gegenwärtig die Admirälin Prasl, welche auf dem Programm für den großen Neujahrsempfang bei dem Kaiser ebenfalls unter den Großhofbeamten als „Dame surintendante" mit aufgeführt ist. Bei alledem wird sich niemand des Gefühls erwehren können, daß über diesem Kinde ein Verhängniß schwebt.

*) Siehe „Nationalzeitung", Nr. 11.

Anregungen.

Die Geselligkeit.

Während der Winter dahingeht und mit ihm die Zeit der Geselligkeitsabende, erneuert sich alljährlich die Klage über verlorene Stunden, vergeudete Unterhaltungsanstrengungen, über verfehlte Geselligkeit überhaupt.

Unserer Nation fehlt, wie alle Welt weiß, noch immer jene leichte, graziöse Weltgewandtheit, welche den eigentlichen Kern gebildeter Geselligkeitskreise ausmacht.

Ein Theil der Schuld liegt in der ungermanischen Gewohnheit jener Versammlungen von mehr als zwei Personen zu einer Art Gericht zu machen. Wir tafeln und nicht gemüthlich, wenn unser Magen nicht in erster Linie Berücksichtigung fand.

Hieraus entspringen außer manchen andern Nachtheilen vornehmlich zwei Dinge, welche den Geist unserer geselligen Zusammenkünfte niederhalten, — einmal die endlosbreite Belastung der Feste von Personen zur Veranstaltung solcher Geselligkeiten, gestützt auf Vermögen eines Geschicks, welches unsere Jugend in vom animalischen Weise beanspruchte.

Der erfahrenste Ueberblick vermöchte sich von selbst über die Beobachtungen darüber auszuhelfen, weshalb die Kunst der Geselligkeitsgebung nicht eigentlich zu den „bildenden Künsten" gezählt werden darf und daß mit dem blinden Dilettantismus in diesem Fache nichts gewonnen wird. Nun aber hält sich, um über eine Reihe gutausgestatteter Zimmer, über ein Dutzend dienender Hände, über Portion, Bekanntschaften, feine Weine, Gebäck, Gerichte und ähnliches zu verfügen hat, für berechtigt, zu verschiedenen Geselligkeiten zu geben, d. h. gegen Preisungen an Ordnung, Befestigung, Erleichterung, Zerstreuung einer gewissen Anzahl von Menschen ihre Abend- und Nachtstunden abzukaufen. Da der Geladenen außer ihrer Zeit noch Opfer anderer Art zu bringen haben, z. B. Toilettenaufwand, Trinkgelder, Beiträge zum Unterhalt der dienstleistenden Diener und Aehnliches, so kommen sie bereits mit Ansprüchen auf Schadloshaltung in das Gastgebers Salon. Die Ansprüche, über deren Geltendmachung so häufig von

wesentlichen Stein ihres Gesellvereins vergessen, den nämlich, mit aller Anstrengung die Langeweile bekämpfen zu helfen, welche das stundenlange Zusammensein einer Anzahl Unterschiedlicher ohne Unterlaß bedroht.

Die Pariser sind und sei genug als Vorbilder des guten Geschmacks eben im Punkte des Geselligkeitstriebs empfohlen worden. Wir dürfen die Italiener ihnen in mehr als einer Beziehung an die Seite stellen. Worin liegt der Grund für die Beliebtheit ihrer Cirkel und die Aermlichkeit, Steifheit, Gezwungenheit, Verschlossenheit der unsrigen? Nicht im Temperament, so sehr es ihnen auch zu Hülfe kommt. Es liegt wesentlich im Unterschiede des Magens.

Man ist z. B. bei Lorsenio Chigi über einem der vielen andern römischen Patrizier eingeladen und fühlt hin und wieder Gelüste, sich in schönen Räumen, zwischen eleganten Menschen zu bewegen; man weiß, an einer bestimmten Anzahl von Wochentagen stehen die Prachtgemächer offen, man kommt ungeladen, findet den Herrn, die Damen vom Hause, eine unbestimmte Menge kommender und gehender Bekannter, Musik in einem, Bilder, Photographieen in einem andern Zimmer, Tanz in einem dritten, zwanglose Unterhaltung im vierten und fünften, mit einem Worte: ungehinderten Verkehr zwischen einander oberflächlich oder genau bekannten Personen und die Freiheit, zu bleiben oder zu gehen, wann und wie es beliebt. Alles was der Magnet unter der Beleuchtung und dem Arom im Saale bietet, ist etwas Gewaltes, leichte Gebäck, wenn es hoch kommt, Gelato, d. h. Gefrorenes. Da versteht sich, daß man erst nach der gewöhnlich dem Abendessen gewidmeten Zeit erscheint, also um 9, 10, 11 Uhr. Aehnlich ist es in Paris, nicht in allen, aber wol in denjenigen Cirkeln, wo man die Gefahr des Magnetismus um der feinern Unterhaltung willen vermeidet.

Die Vortheile dieser Sitte leuchten ein. Nicht nur hält sie uns Gesichter von Schmarotzern fern, welche Mittags mit den Tönen der Glocke einer Restauration ihren Appetit zur Mahlzeit liegen, um sich in der Gesellschaft abends als echte Tischhyänen zu legitimiren; sie gibt der Zeit auch ihren richtigen Werth und macht sie eine einzige Stunde des unerfreulichen Beisammenseins unterhaltender als drei bis vier Stunden, welche die Gesetze des Magens unterbrechen. Aber was noch viel wesentlicher ist: sie macht es Leuten von beschränkten Mitteln, aber von feinem Geiste möglich, diejenige Art Sammelpunkte zu bilden, welche bei uns nur zu oft den entgegengesetzt ausgefallenen Persönlichkeiten gestatten. Und wie sehr dadurch die Haltung der Gesellschaft selbst gewinnt, läßt sich leicht ermessen.

Was hierbei vor allem störend ins Gewicht fällt, ist das Gelagevermögen der einzelnen. Sie sind vorgestellt worden. Nun sehe ihnen an den Stammtischen das Essen eben. Finden sie, was sie suchen, so kommen sie, langweilen sie sich, so kommen sie nicht wieder. Niemand wundert es ihnen und die Uebrigen bleiben von dem entstehenden Geist ihrer Langeweile verschont. Kein Absagen des Personenzettels mehr, kein Zurücksetzen des einen um des andern willen, keine Verantwortlichkeit der Gastgeber für die getroffene Auswahl. Es ist fast wie mit der freigegebenen Presse, wo sich auch alle Parteien unbekümmert durcheinander tummeln, während die bevormundete Presse der Regierung fortwährend Schwierigkeiten bereitet. Wie sich von selbst versteht, tritt auch mit dem Aufhören der Prüfungen seitens des Wirths die Toilettenfrage in den Hintergrund. Da ist nicht mehr auf einen prächtigen Gesellschaftsabend abgesehen, man will möglichst wenig Zwang auferlegen und die Gäste haben gewissermaßen die Verpflichtung, durch Einfachheit ihrer Erscheinung darzuthun, daß sie keine Gegenleistungen verlangen. Hierin aber liegt wieder ein neuer Hebel für die mehr dem geistigen Verkehr zugewandte Betheiligung der Theilnehmenden.

Es wäre daher für unsere gesellschaftliche Bildung von großem Nutzen, wenn die Sitte, an bestimmten Abenden offenes Haus zu halten, allgemeiner würde und dagegen die Unsitte des spätern Verdauungsschlafes, geistötenden und nebenbei für alle Theile kostspieligen Gesellschaftsverkehrs verschwände.

Ein Album.

Seit einigen Jahren hat die Illustration sich bei uns eingebürgert. Wie sind auf gutem Wege, die Kunst auch in solchen Kreisen des gebildeten Mittelstandes einen Platz erobern zu helfen, wo man bisher Gemälde und Skulpturen als allein dem Bereiche königlicher Galerieen angehörend anzusehen pflegte.

Kunstbücher wie das Album „Argo. 1 Album für Kunst und Dichtung“ (Breslau, Trewendt. 1860) haben recht eigentlich diese Aufgabe zu lösen.

Man kann sie nicht wie Daguerreotypen und Photographieen an die Wand wie Fechtbilder an die Kammer hängen, nur den Bücherschrank sind sie zu schwindsüchtig und schamhaftig, sie wollen eben auf den Salontisch gelegt sein, wo zierliche Hände in müßigen Minuten oder Langeweilen ein wenig um sie blättern und wo die leichte Unterhaltung nach einem bunten Schmetterlinge ausschaut, der sich ohne Fernsehung eine Weile verfolgen und dann über eine noch buntere Blume vergessen läßt.

Wir wünschen, daß dieser Gesichtspunkt bei solchen Arbeiten der leitende wäre und glauben, die tüchtigen Kräfte, welche eben jenem Album sich widmen, darauf hinweisen zu müssen. Namentlich kann der literarische Theil solcher Gaben nicht anregend, knapp und zwanglos genug sein, und wenn es möglich wäre, ein buntes Durcheinander von kurzen Erzählungen, wie sie z. B. Auerbach's „Vier Juden“ bieten, mit dem Bilderschmuck in der Welt zu senden, so erreicht solcher Bücherdünger im besten Sinne auch recht seinen fernerweitig gering zu schätzenden Zweck.

Die Bilder zuvörderst sind ohne Ausnahme hübsch

gearbeitet. Bei Arnold's „Zwiefacher Andacht" ist der Alte hinten vom Uebel. Zwei Personen hätten die zwiefache Andacht besser veranschaulicht als drei. Gerfred's Tantalus ist vortrefflich. Thiermaier müssen Mitz haben. Curtius' Römischer Winkeladvocat vereinigt Schönheit und Wahrheit. Louisiken erkennen zwar das Modell heraus — die Salatiere von Scontenta, wenn wir uns recht erinnern —, aber das Bild bleibt fein empfunden. Am wenigsten erfreut uns diesmal der Realismus des sonst so humoristischen Hosemann. Es ist doch ein nüchternes Ding um die heutige Wochentracht unserer berliner Wirthshausgäste. Irgendein charakteristisches Landcostüm nur und sofort sind wir der Alltagsatmosphäre entrückt, die uns ohnehin im Leben oft genug umgibt.

Die Novelle von Theodor Storm, nach dem schon oben Gesagten für ein solches Album nicht füglich geeignet, präsentirt sich im übrigen durch des Verfassers bekannte Fähigkeit aus, durch sicheres Detailmalen anzuheimeln und eine wehmuthige Stimmung von Anfang bis zu Ende fortklingen zu lassen. Im übrigen können wir freilich den Tod der Anna Ferst nicht ohne Verstimmung hinnehmen. Marx, thatlos und unbedeutend bis zum entscheidenden Augenblick, verliert durch sein unbegreifliches Verschwinden und Unterlassen unser Interesse bis zu dem Grade, daß es uns am Schlusse fast entrückt, ihm, dem Selbstverleugnen, solange zugehört zu haben.

O. von Merckel's „Aus dem Postwagen" hat ohne Zweifel einen Touristen, den wir nur nicht recht verstehen. Hübsch ist W. von Blomberg's „Rococo", bezeichnend für die politische Richtung des Albums Theodor Hosse's „Morgengebet von 1848" mit seinen Wehklagen über der Völker „blutwüthiges Erlahmen". Auch Emanuel Geibel ist mit gefälligen „Schulgeschichten" vertreten; die Schlußwendung gilt seiner Stellung bei Hofe. Er hat von einer Maultrolle erzählt, welche ihm der falsche Gebrauch des Conjunctivs „mögen" als Knabe zuzog, und von der Ohrfeige, welche ihm seitdem vor solchen Durchschlüpfworten geblieben ist:

Nimmer hat ich mich seitdem
Des Conjunctivs bedienen, wo ein Factum galt;
Selbst nicht bei Hof. Und das war manchmal schwer genug.

Ein Gerechtsame auf der wunderbaren poetischen Laterna magica.

Zur die Winterabende.

VIII.

Die kleine, ebenso zierlich geschriebene wie gedruckte Erzählung von Marino: „Sanct Florian's Rache" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1858), sieht sich wie eine Jugendarbeit Freytag's, der der Verfasser von „Soll und Haben" in seinen alten Papieren fand, nicht unbesucht lassen wollte und ohne alle Ansprüche in die Welt schickte. „Reche sah wunderschön auf im dunklen Reitkleide auf einem Schimmel der in leichten Sprüngen neben ihm courbettirte; ein grauer Filzhut mit wallenden Federn und zurückgeworfenem blauem Schleier saß zierlich auf den blonden Flechten und mit den lebendigen Augen schaute sie ernsthaft in die Ferne." Der Schimmel ist nicht des Fräuleins „Miß Jolly", auf dieser reitet Arnold; aber Roland heißt ein Hund, den Fräulein von Steinach, natürlich eine Schießerin, zur Seite sitzen hat, wenn sie mit ihren „Ponies" fährt, und von dem sie, gehoben durch eine zauberische Waldstaffage, sagt: „Mein, dieser himmlische Hund!" oder „Papa, er frißt mir aus der Hand!" Bei alledem hat sie viel Geist, auch Gefühl und kann alle Tage heirathen. Shakspeare's Imogen auf den Wäldern der Vorzeit in den modernen Salon versetzt. Märchenduft mit Patchouli gemischt, Maiglöckchen und Asphalt in duftende Glacehandschuhe gelegt, ein sommernachtträumerisches Spiel vom Sanct-Valentin oder ein Sprüchlein vom Sanct-Florian in die Welt der Volants und Crinolinen versetzt: das ist der eigenthümliche Reiz dieser Freytag'schen Salonromantik. „Und wie das, mein Söhnchen?" spricht Florian gerade wie Herr von Fink.

Die äußere Anlage der kleinen Novelle ist, wie gesagt, sehr zierlich und der bald sentimentale, bald humoristische Anflug des Dialogs gefällig. Nur wirkt die Idee des Ganzen ermüdend. Ein Baron „Florian von Gevern" (Nachkomme des bekannten Florian Gever aus den Bauernkriegen?) interessirt sich für ein Fräulein Reche von Steinach, wird aber von dieser seines Namens Florian wegen verschmäht gefunden, weil in der Grafschaft Glatz der heilige Florian an allen Häusern abgebildet ist in der Gestalt, daß er die Flammen eventuell Feuerbrunste auf ein Nachbarhaus wirft. Fräulein Reche heirathet einen alten General. Nach einigen Jahren sehen sich erst Reche und Florian wirklich, erleben allerlei Romantik auf dem Lago Maggiore und verlegen diese dann in den Salon unter die Albums und der Fauteuils am Kamin; sie warten, bis der General stirbt, und heirathen sich dann.

Alle diese Vorgänge, die dem ehemaligen „Babylon" der Gräfin Hahn-Hahn angehören (Herr von Gevern ist natürlich Legationssecretair), sind sehr freundlich, sehr gefällig geschildert, auch die Mitempfindung wird angeregt; und doch fehlt ein wohlthuender Schlußeindruck. Man kann sich nicht zu dem Glücke freuen, das erst auf dem Grabe eines andern gewonnen wird.

Glosse.

Seine Unwissenheit verbirgt man nur dann, wenn man der Rede des Unterrichteten mit ungetheilter Aufmerksamkeit folgt.

Der zu Schillerstiftung ging beim Herausgeber ferner ein: Ein Talisman von Herrn Alfred von Bilk. 1 L. Hamburger courantgroschen zu Gunsten der in Bayern.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. **Nr. 21.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Verschollene und Verkannte. Von Franz Binnenwerth. — Quidam. Eine Reiseskizze von Hermann Hendrich. — Ehinesischer Weltschmerz. — Zwei „Ehaviften". — Hegumil Geiß und die Frauen. — Glosse.

Verschollene und Verkannte.

Von Franz Binnenwerth.

Jean Paul schlägt eine Literaturzeitung für Restanten vor, d. h. für zurückgebliebene, vergessene, unversehens in den Papierkorb — der Jahrzehnde und Jahrhunderte gerathene Schriftsteller.

In Frankreich hat Ancelineau vor kurzem in zwei Bänden solche verkommene Namen der Vergessenheit entrissen. In England beschäftigen sich Essays und Miscellaneen mit den entlegensten Partieen der Literaturgeschichte Albions. Es wäre interessant, auch eine Reihe von deutschen Existenzen im Dienste des Geistes ringen, kämpfen und frühzeitig untergehen zu sehen. Aufforderend ist es für den Psychologen, sich in die Seelen zu vertiefen, die der Flamme einer hohen Begeisterung, die sie in sich trugen, mit dem eigenen Leben zu nahe kamen und, davon ergriffen, zu Asche verbrannten; belehrend für die Staatsweisen und Philanthropen, die tausend Klippen kennen zu lernen, an denen Existenzen scheiterten; abmahnend für alle halbwüchsigen Talente, Kräfte nicht nach Neigungen zu messen und das nicht zum Beruf zu erheben, was eben nur ausreicht, müßige Stunden angenehm auszufüllen.

Was wir noch an Nachrichten über diese oder jene zu seiner Zeit auftauchenden, durch Fähigkeiten, Charakter oder Lebensschicksale interessante oder anregende Persönlichkeiten besitzen, liegt zerstreut da und dort. Vielleicht regen wir einen Literarhistoriker an, den Deutschen die fehlende Literargeschichte von vergessenen und verschollenen Dichtern und Schriftstellern zu geben und ihrem literarischen Wirken, ihrem Leben und ihrem Charakter — wenn auch spät — Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Beispielsweise sprechen wir von einem alten Epigrammatisten und von jenem Kaufmann, den soeben H. Düntzer in Raumer's in jedem Jahre immer gleich inhaltreichem und lesenswerthem „Historischen Taschenbuch" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1859) in ausführlicher Schilderung gezeichnet hat, freilich nicht ohne in den Resultaten seiner Auffassung von andern, z. B. Prutz im „Deutschen Museum" interpellirt zu werden.

I. Gottlob Wilhelm Burmann.

Zu jenen eigenthümlichen, unschmiegsamen Naturen, die überall und immer sie selbst sind und denen das Leben so gefährlich werden kann, weil sie, zu spröde, sich von den Verhältnissen biegen zu lassen, in den Händen derselben zerspringen müssen, gehört der mit seinem Ruhme längst verschollene Gottlob Wilhelm Burmann.

Im Jahre 1737 zu Landau in der Oberlausitz geboren, besuchte er die lateinische Schule zu Herzberg in Schlesien, wo er seinen eigentlichen Namen Burmann in Burmann umänderte, bezog

im Jahre 1778 die Universität zu Frankfurt an der Oder, um die Rechte zu studiren, und kehrte nach Vollendung seiner Studien in seine Vaterstadt zurück. Dort verblieb er jedoch nicht lange; er wendete sich nach Berlin, wo er als Privatgelehrter lebte, mit der Literatur und Musik beschäftigt. Fabeln und Erzählungen, die, wenngleich nicht ohne dichterische Anlagen, doch einer sorgfältigen Durcharbeitung entbehren, und mehrere Bände Gedichte schrieb, unter welchen manches gelungene, eine höhere Anschauung offenbarende ist. Sein „Lied an meine Quaterne" erhielt sogar eine gewisse Popularität und machte den Dichter auch in weitern Kreisen bekannt, während ein Bändchen „Gedichte ohne den Buchstaben R" nur von den bizarren Einfällen seines Verfassers Zeugniß gibt.

Von Gestalt klein, hager, hinkend und unsicher, besaß Burmann einen außerordentlich beweglichen Geist und ausgezeichnete Anlagen zur Musik. Ohne je einen Lehrer gehabt zu haben, an der linken Hand nur mit vier Fingern, war er in jenen Tagen der berühmteste Klavierspieler in Berlin, ein anerkannter Meister in der Fuge und im figurirten Choral, in den öffentlichen Orgelconcerten. Die er gab, vom Enthusiasmus der Kenner empfangen; aber während er mit merkwürdiger Genauigkeit den Styl anderer Componisten, eines Händel, Bach, nachzuahmen wußte, componirte er nie etwas Eigenes oder trat die Oeffentlichkeit Betreffendes.

Burmann's Launen und Sonderbarkeiten verhinderten ihn, sich mit seinen Fähigkeiten in das rechte Licht zu setzen und sie harmonisch auszubilden; ein talentvoller Mensch, dem es an jedem festen Willen zur Selbsterziehung gebrach. Denn daß er selbst seinen Willen nannte, war nur Laune, nur Einfall, wenn er ihn hatte, konnte er den abgesagtesten Plan eine Zeit lang energisch verfolgen, wo seine selbst erlernte Kunst auf dem Piano bewies, um nachher beide tiefer seinen Genius unter Neigungen und Abneigungen zu vermuthigen. In diesem Wechsel von Schwäche und Anstrengung, diesem Auf- und Abschwanken einer stählernen Feder mußte er zu Grunde gehen.

Das Störrige in Burmann's Wesen zeigte sich vor allem in seinem Auftreten in der Gesellschaft. Man lud ihn oft ein, um seine Kunst zu hören; aber hatte er einmal diesen Grund der Einladung gemerkt, konnte ihn die liebenswürdigste Dame nicht zum Spielen bewegen. Nur wenn man ihn vernachlässigte oder geringschätzend über Musik sprach, setzte er sich ans Klavier und — da er nie fremde Sachen spielte — phantasirte auf bewundernswürdige Weise.

Bei allen Seltsamkeiten besaß Burmann doch ein weiches, theilnehmendes Herz. Als er sich noch auf der tumultuarischen Schule in Herzberg befand, hatte er von einem Gönner, dem er ein Geburtstagsgedicht überreicht, einen Dukaten erhalten. Auf der Treppe begegnet ihm ein Bettler, der ihn um ein Almosen anspricht, und Burmann, der kein Geld weiter hat, gibt ihm den ebenerhaltenen Dukaten, seinen Mitschülern, denen er diesen Vorfall harmlos erzählt, versichernd, welche Freude es ihm gewesen, einmal einen Armen so reichlich beschenken zu können.

So war er noch in spätern Jahren. In Berlin wohnte und speiste er bei einer Handwerkerfamilie. Eines Tags findet ihn der Lehrbursche, der ihn zu Tische einladen soll, noch im Bett liegen und erhält die Antwort, er werde heute nicht hinunterkommen. Da der Fall außergewöhnlich war, forscht die Hausfrau nach und erfährt endlich, daß Burmann seinen einzigen Rock einem bettelnden Handwerksburschen geschenkt hat.

Daß Burmann seinerzeit in der literarischen Welt bekannter und berühmter war, als man jetzt annehmen möchte, nachdem er lange gestorben und länger noch vergessen ist, beweist, daß Matthias Claudius, als er nach Berlin kam, sich beeilte, die persönliche Bekanntschaft des Dichters zu machen. Er klopft an Burmann's Thür. „Herein!" Claudius tritt ein und entgegnet auf die Frage Burmann's: „Wer sind Sie?" — „Der Wandsbecker Bote!" Im Augenblick wirft sich Burmann, außer sich vor Freude, den beliebten Volksdichter zu sehen, auf den Fußboden und jauchzend um den Tisch herum. Claudius glaubt diese Freude in gleicher Weise erwidern zu müssen, wirft sich ebenfalls nieder und so im gegenseitigen Radschlagen um den Tisch machen die beiden ihre erste Bekanntschaft.

Aber er konnte auch hassen, dieser gutmüthige Burmann, und niemand hat es besser erfahren als die damals auf dem Gipfel ihres Ruhmes stehende Anna Luise Karschin. Diese Leidenschaft war seine Summe, sie wurde in eben dem Grade erwidert und es soll sogar zu Geständnissen gekommen sein, bei welchen die überquellenden Seelen bald im hohen dramatischen Styl, bald in den lebendigern Ausdrücken einer berliner „Stammkneipe" ihre Gefühle zu erkennen gaben. Dennoch übte die Karschin Großmuth; als sie die gänzlich

zerrütteten finanziellen Verhältniſſe ihres Gegners erfuhr, wandte ſie alle Freunde der Kunſt und Wiſſenſchaft zu Gunſten ihres Gegners und brachte wirklich eine namhafte Summe für ihn zuſammen. Freilich blieb noch die Frage, wie man das Geld an Burmann geben könne, ohne ihn zu beleidigen oder ihn ahnen zu laſſen, aus welcher Hand es ihm käme. Allein das Weſen des Dichters war dem Weſen anderer Menſchen ſo gegenſätzlich angelegt, daß es die natürlichſte Veranſtaltung nicht zuließ. Wie erſtaunte man daher, als er ſagte: „Käme das Geld von einem Freunde oder von jemand, den ich beachtete, ſo würde ich es nicht annehmen; da es aber von meiner Feindin kommt, nehm' ich es, nur um ſie zu ärgern.“ Burmann litt damals an allem Mangel, ſelbſt die Kleidung mußten ihm ſeine Freunde kaufen; jetzt, wo er ſich plötzlich im Beſitz von einigen Thalern ſieht, fällt ihm der Gedanke ſchwer aufs Herz, daß er ſich an Genüſſen eigentlich noch nie recht hatte gütlich thun, er beſpeiſt alle den Reſt ſeines Geldes bei einem Conditor und vergeudet, ſolange es reicht, Genüſſen.

Da mußte wol die Lage Burmann's im Alter über alle Beſchreibung traurig werden: mit den körperlichen Leiden, dem Schlaganfall, der ihn trifft, lenkt auch ſein Genius müde und matt die Flügel und breitet ſie nicht mehr wie ſonſt auf ſein Geheiß zum Flug ins Reich der Dichtung aus. Wo war mit allem vorher? Arm und krank fand der unglückliche Dichter eine letzte Zuflucht bei einem Wachtmeiſter, einem Manne, der weder die geiſtigen noch materiellen Bedingungen zu einem Warten beſaß und dieſe Mängel doch durch ein edles Herz zu erſetzen wußte. Er nahm den verlaſſenen Dichter zu ſich und pflegte ihn nach Vermögen, als ſchon niemand mehr dem Verſchollenen nachfragte, ſeine Freunde hielten ihn für längſt geſtorben.

Es war Winter; das Jahr 1805 ging zu Ende. Trauben auf den Straßen bewegte ſich ein buntes und mannichfaltiges Gewimmel. Das alte Jahr wurde fröhlich oder traurig beſchloſſen, das neue hoffend oder zweifelnd begonnen. Dem verlaſſenen Dichter kannt' es nur eines bringen — eines nur! Dafür brachte es dieſes Eine um ſo ſicherer. Er fühlte ſich ſterben. Sein Genius breitete die Flügel noch einmal aus zum Flug über das Leben, aber ſchon verwandelt, ſchon vom Tode angeweht, ahnend, daß er auf dieſer Bahn nicht wieder zurückkehren werde. . . Am 5. Januar 1806 fand ein kleines Gedicht von Burmann in der Zeitung. Man ſtaunt, man erſchrickt wie vor einem Begrabenen, der nachts im Sterbekleide vom Kirchhofe zurückkehrt. Das Angedenken an Burmann, wenn keiner noch gedacht wurde, hatte ſchon den Charakter der Pietät angenommen, und jetzt ſo unerwartet dieſes Lebenszeichen! Seine Freunde eilen, ihn aufzuſuchen, ihm Rath, Troſt, Hülfe zu bringen. „Zu ſpät!“ Am Morgen deſſelben Tages, als ſein Gedicht erſchien, war er geſtorben.

Für Beantwortung der Frage: Was hätte Burmann bei ſeinen Anlagen werden können, hätte er ſie harmoniſch auszubilden gewußt? liegt draußen im Ungewiſſen und Leeren; ſein Ende aber erinnert daran, wie hoch das Leben von vornherein angelegt ſein muß, wenn ſich ſein Ausgang nicht in allen ſeine Abgründe verlieren ſoll.

II. Chriſtoph Kaufmann.

Ein in ſeinem eigenſten Weſen vielleicht nicht ganz erkannter, vielleicht auch nicht völlig erkennbarer Charakter war Chriſtoph Kaufmann, der jüngſte Sohn eines Spitalſchreibers und Mitglied des Großen Raths zu Winterthur in der Schweiz, nach Hunger's ebenerwähnter Abhandlung, der wir im weſentlichen folgen, geboren am 14. Auguſt 1753. Seine eigentliche Erziehung ſcheint von ſeiner Mutter, einer frommen Frau, geleitet und damit vielleicht in ſein Weſen ſchon die Keime gelegt worden zu ſein, die ſpäter, vollſtändig aufgeſchoſſen, ſo wunderliche Schatten in ſein Leben warfen.

Von ſeinen Aeltern für den Staatsdienſt oder die Kirche beſtimmt, zog es Kaufmann vor, ſich heimlich aus dem Aelternhauſe zu entfernen und ſich nach Bern zu flüchten, um dort ſeiner Neigung folgend Medicin zu ſtudiren. Von Sulzer und Wegner ſoll er Unterricht in der Naturlehre, von Haller in der Phyſiognomie und Pſychologie erhalten haben, während er zugleich in einer dortigen Apotheke eifrig Pharmacie trieb. Später begab er ſich nach Baſel und Tübingen, begleitete den Fürſten von Anſpach-Bayreuth auf einer Reiſe nach Italien und ſoll, heimgekehrt, in Freiburg über die Verbeſſerung der Apotheken disputirt haben, um die Doctorwürde zu erlangen. Dagegen behauptet indeß Dr. Mechel im „Intelligenzblatt zur Hallerſchen Litteraturzeitung“, daß Kaufmann ſich weder durch Promotion noch Diplom habe legitimiren können, und Mechel erzählt, Kaufmann habe als Apothekerburſche zu Freiburg und

Tübingen die vorgeschriebenen Arzneimittel auf eigene Hand gegen das Recept componirt und sei infolge dessen entlassen worden.

In Straßburg befand sich Kaufmann im Jahre 1774 in der Apotheke des Doctors und Apothekers Spielmann und von hier aus war es dann, wo sein Name dem Publikum bekannt wurde.

Angeregt durch die Bemühungen des Pfarrers Oberlin zu Waldbach im Rheinthal — dem elsässischen Sibirien —, seine Bauern physisch und moralisch in eine bessere Lage zu versetzen, nahm Kaufmann an diesem Unternehmen Antheil, bis ihn die hörnerne Dose des Franciscaners Lorenzo auf den Gedanken brachte, einen Lorenzoorden zu stiften.

Die Erzählung Sterne's von dem Franciscaner Lorenzo, der seine hörnerne Dose als Mahnung zur Ruhe für leidenschaftliche Seelen an Yorik gibt, hatte der Dichter Jacobi schon aufgenommen und den Gedanken öffentlich ausgesprochen. Wirklich existirten schon solche hörnerne Dosen unter den vertrauten Freunden Jacobi's; auch dem Dichter Gleim wurde eine zugeschickt. Am nachhaltigsten aber wurde Kaufmann dadurch erregt, daß Basedow eine neue, Rousseau abgeborgte Erziehungsweise in seiner „Philanthropie" nach Deutschland verpflanzte.

Reich in seinen Entschlüssen, fasste Kaufmann einen gleichen Plan, gewann dafür zwei junge Straßburger, die sich dem Erziehungsfache widmen wollten, noch einen Dritten und Vierten, forderte und erhielt von seinen Aeltern und Verwandten Geld, das er unter seine Verbündeten vertheilte, und gab mit ihnen in den von Zielin herausgegebenen „Philanthropischen Ansichten edler Jünglinge" der Welt Kunde von seinen Absichten.

Im September 1775 begab sich Kaufmann nach seiner Vaterstadt, um einflußreiche Freunde für sein Unternehmen zu gewinnen. Er suchte in Basel Zielin auf, der sich durch seine „Geschichte der Menschheit" bekannt gemacht, und eilte dann nach Emmendingen zu Schlosser, dem Schwager Goethe's, der in denselben philanthropischen Gedanken seinen „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk" verfaßt hatte. Allein beide Männer gingen in ihrer Anschauungsweise über das Erziehungswesen auseinander. Zielin behauptete: „Du sollst den Menschen zur höchsten Vollkommenheit erziehen, weil diese seine Glückseligkeit ausmacht", Schlosser dagegen: „Du sollst den Menschen zur höchsten Vollkommenheit erziehen, aber nicht um seiner Glückseligkeit willen, weil er sich sonst auf Erden nicht wohl befinden würde", und so stand Kaufmann zwischen diesen Antipoden mitten inne, ohne eine eigene Ansicht begründen und ausführen zu können.

Inzwischen waren die Freunde Kaufmann's nicht unthätig gewesen. Schweighäuser und Simon, die beiden Straßburger, hatten sich brieflich an Basedow gewendet und ihm zugleich gemeldet, daß Kaufmann für ein ähnliches Unternehmen einflußreiche Freunde und Mittel werbe. Basedow, der so auf Kaufmann aufmerksam und zum gegenseitigen Gedankenaustausch angeregt wurde, lud ihn in den verbindlichsten Ausdrücken zu einem Besuch seines in Dessau gegründeten Philanthropins ein, an welchem die beiden Freunde dasselben bereits eine Wirksamkeit gefunden.

Allein Kaufmann, von allen Freunden zurückgehalten, besuchte nur das Salis'sche Philanthropin zu Marschlins, wo er, freilich umsonst, gegen den Dr. Bahrdt intriguirte. Von hier aus begab er sich zu Lavater, den er so für sich einzunehmen wußte, daß er lange Zeit sein Lobredner und Bewunderer blieb und ihm in seinen „Physiognomischen Fragmenten" den ehrenvollen Platz einräumte.

In jener Zeit ergriff Kaufmann das Werther- und Geniefieber der Sturm- und Drangperiode; in seltsamen Briefen an einen Freund, den Candidaten der Theologie Mechel, einen Mann, der aus tiefster Armuth sich geistig herausgearbeitet, klagte er in dem bekannten phantastisch-sentimentalen Ton jener Zeit über Seelenleiden, Herzensunzufriedenheit. Mechel, dem das Leben, gegen das er fortwährend ankämpfen mußte, nicht Zeit gelassen, solch weiche, überfließende Empfindsamkeit zu nähren, machte Kaufmann auf die nüchternste, aber freundschaftlichste Weise Vorstellungen, die diesen endlich so verdrossen, daß er gänzlich mit ihm abbrach.

Basedow hatte die ersten Prüfungen der Philanthropinisten auf den 13.—15. Mai festgesetzt und in alle Welt Einladungen gesandt. Natürlich wurde der „einflußreiche Freunde werbende" Kaufmann nicht vergessen, auch wurden die Reisekosten beigelegt.

Allein Kaufmann verbrauchte die gesendeten 200 Thaler, nahm zu den aus der gemeinschaftlichen Kasse geliehenen 700 Thaler noch 300 Thaler von seinem Bruder auf und ließ sich dann noch 50 Thaler senden, ehe er kam. Vorher unternahm

er eine Reihe durch Deutschland, besuchte verschiedene Höfe, immer im Anzuge eines Kraftmenschen mit langem, flatterndem Haar, die Brust entblößt, in grüner Kriegsjacke und eben solchen Beinkleidern, auf einem Schimmel reitend. An dem Hofe von Stuttgart wenig beachtet, begab er sich zum Markgrafen Karl Friedrich nach Karlsruhe, dem er die Regierungskunst lehren wollte und das Kleinstaaten verbot, indem er behauptete, Karlsruhe seien die einzig gesunde Menschen hatte ihm auch Lavater's übergroßes Lob, der in ihm einen „Seher Gottes" erblickt, den Spitznamen „Gottes Spürhund" zugezogen. So, in seinem wunderlichen Gebahren lernte ihn in Karlsruhe der Maler Müller kennen und gab ihm in seinem Drama: „Faust's Leben", eine Stelle, wie er denn auch von Klinger'n später in dem satirischen Roman „Plimplamplasko, der hohe Geist", aufs derbste verspottet wurde.

Um diese Zeit erschien eine kleine Schrift: „Allerlei gesammelt aus Reden und Handschriften berühmter Männer. Herausgegeben von einem Reisenden. C. U. K.", Buchstaben, die auf Ebermann und Kaufmann deuteten. Ebermann war der dritte Verbündete Kaufmann's und hielt in seiner Verehrung für ihn und an seinem Orte von allen am längsten aus. Mehr indeß als beide war Lavater an dem Buche betheiligt, und als von fremder Hand im nächsten Jahre „Vermischte Betrachtungen auf alle Tage im Jahre von seinem Reisenden" erschienen, veranlaßte ihn muthwilliger Ton Lavater, sich schriftlich und auf der Kanzel dagegen auszusprechen.

Von Weimar aus begab sich Kaufmann endlich nach Dessau, wo er von Basedow mit Auszeichnung empfangen und selbst zur fürstlichen Tafel gezogen wurde.

Die Art, wie sich Kaufmann in die Verwaltung des Philanthropins mischte, war nur verwirrend und zersetzend. Simon und Schweighäuser wurden in ihren Stellungen verletzt, indem sie durch eine Constitution, die er entwarf, auf Kündigung gestellt wurden, aber Ebermann erhielt eine Wirksamkeit am Institut. Basedow, in seinen Hoffnungen, die er auf Kaufmann gesetzt, betrogen und ermüdet, ernannte Campe zum Curator der Anstalt, von welcher er sich zurückzog, aber Kaufmann ließ sich für sein Wirken 1000 Thaler auszahlen.

Nachdem sich Kaufmann nach Leipzig und Darmstadt gewendet, faßte er plötzlich den Entschluß, nach Petersburg zu gehen, wahrscheinlich angezogen durch den Ruf Katharina's II. als Förderin und Beschützerin der Wissenschaft und ihrer Zwecke.

In einem Wagen, den er für ein Geschenk des Herzogs von Weimar ausgibt, eilt er von Dessau über Berlin nach Königsberg, wo er durch Herder an Hamann empfohlen ist. In Riga gibt er Empfehlungsbriefe an den Buchhändler Hartknoch ab und hält sich einige Zeit auf den Chavanne'schen Besitzungen zu Lais Weina auf. Endlich erscheint er, auf dem Wege über Narwa kommend, in Petersburg.

Leider fehlen uns alle Nachrichten über Kaufmann's Leben und Treiben in der russischen Hauptstadt und wir sehen ihn plötzlich aus Dänemark bei Claudius in Wandsbeck eintreffen, der ihn mit Voß und Klopstock bekannt machte und ihn dann nach Mecklenburg begleitete. Längere Zeit hielt sich Kaufmann auf dem Gute des Freiherrn von Hangwitz auf, bis die Entdeckung seiner Liebe zu der Freifrau dem Besuch ein unangenehmes Ende machte.

Im October kehrt Kaufmann in seine Heimat zurück. Vielleicht müde des Treibens denkt er jetzt an die Gründung einer Häuslichkeit. Die Tochter des Obervogts aus dem Dorfe Hegi, Anna Elisabeth Ziegler, ist ihm schon früher verlobt und Lavater vollzieht selbst die Trauung in einer halbkatholischen Kirche, zwei Stunden von Baden.

Auf dem Schlosse Hegi beschäftigt sich Kaufmann mit Landwirthschaft und nimmt sein medicinisches Wissen praktisch wieder auf. Auch ergreifen ihn schon jetzt jene Anwandelungen der Frömmigkeit, die ihn später zu den Herrnhutern führten.

Das Schloß Hegi wird indeß bald mit dem Ancient Claricepp vertauscht, das Kaufmann käuflich erwirbt. In derselben Zeit verlor er durch den Tod sein Kind, ein Verlust, in dem er, nach der Versicherung seiner Gattin, immer mehr Heil für seine Seele gefunden.

Goethe, welcher damals Lavater in Zürich besuchte, schrieb, als er mit dem Herzoge auf dem Rückwege an dem Gute Kaufmann's vorüber kam, an die Thür desselben:

> Ich bob als Gottesspürhund hier
> Mein Schelmenleben längst getrieben:
> Die Gottesspur ist nun verlor'n
> Und nur der Hund ist übrig blieben.

Kaufmann verließ selbst Claricepp, um sich mit seinem Irdischen mehr zu befassen, und hielt sich

mit ſeiner Gattin in Schaffhauſen auf, wo er eine fromme, betagte Witwe kennen lernte, die mit der herrnhuter Brüdergemeinde in Verbindung ſtand. Obgleich Kaufmann nichts leſen wollte als nur die Bibel, ward er doch dahin gebracht, die Gemeindeberichte, die ihm die Witwe gab, zu leſen und dadurch für die Herrnhuter gewonnen.

Im Jahre 1784 am 8. Februar wurde Kaufmann in die Brüdergemeinde aufgenommen; zugleich wurde von ihm die Staatsprüfung glücklich überſtanden und er ſcheint leidlich in zufriedenen Umſtänden gelebt zu haben, bis er am 21. März 1786 infolge einer Bruſtentzündung ſtarb. Aus dem unſteten, thatendurſtigen „Kraftmenſchen" war der fromme, in Jenſeitshoffnungen allein noch glückliche Menſch geworden, eine ſeltſame, nicht ganz unmögliche, von Tauler bezweifelte, von Pranz geglaubte „Läuterung".

Auf dem Krankenbett, eingedenk ſeiner erſten Studien, verordnete er ſich ſelbſt die Arznei und verbat jede andere ärztliche Hülfe. „Ich wünſchte aufgelöſt zu ſein", hatte er nach den Berichten ſeiner Gattin einmal geäußert, und ein anderes mal: „So zufrieden bei er nie geweſen als jetzt; kein Sturmwind, ſondern ſanfte Lüftchen, der Friede Jeſu erfülle ſeine Seele."

Das Sterben macht doch die Menſchen wahr. Nur wenigen gelingt es, die Maske feſtzuhalten, wenn der Tod ſie ihnen vom Antlitz ziehen will. Kaufmann hat kaum die Kraft zu ſolchem Komödienſpiel beſeſſen; man darf an die Ehrlichkeit ſeines Pietismus glauben, weil eben ſein früheres, abenteuerlich zerfahrenes Leben den ſchärfſten Gegenſatz dazu gebildet.

Quiberon.

Eine Erzählung von Hermann Semmig.

Unter den blutigen Namen der großen Franzöſiſchen Revolution ſtehen die Namen Quiberon und Auray obenan. Der erſte erinnert an den letzten verzweifelten Verſuch der Royaliſten, die neue bürgerliche Ordnung umzuſtoßen, der zweite an die ſchreckliche Züchtigung, die ihnen der Konvent angedeihen ließ, an den letzten terroriſtiſchen Akt dieſer furchtbaren Verſammlung vor ihrem nahen Sturze.

Robespierre war gefallen und die Girondiſten wurden frei, die Revolutionspartei trennte und befehdete ſich, der Staatsbankrott ſtand bevor, da glaubten die Emigranten die Zeit gekommen, die Republik zu vernichten. Auf engliſchen Schiffen, auf den Schiffen des Verbündeten ihres Vaterlandes, begleitet von engliſchen Truppen, gehen die Royaliſten am 10. Juni 1795 in See, die Blüte des altfranzöſiſchen Adels und Marinecorps: der gemeine Soldat war ein Graf oder Baron, der Offizier ein Herzog. Aber gerade dieſer hohe Rang, mit dem ſie ſich brüſten, wird ihr Verderben, denn er iſt die Quelle von Eiferſucht und Zwiſt und zerſtört die Disciplin. Die Grafen Puiſaye und Hervilly ſtreiten ſich um den Oberbefehl, der ſchlaue Pitt hatte beiden beſonders ein mit dem engliſchen Wappen geſchmücktes Brevet als General en chef gegeben und beide in kindiſcher Rechthaberei ſtützen ſich darauf, nicht ahnend, daß der Miniſter der britiſchen Seemacht durch dieſen goldenen Erisapfel nur den Untergang der meiſt aus trefflichen Seeoffizieren beſtehenden Emigrantenarmee ſäen wollte. Endlich verſtändigen ſie ſich leidlich unter Puiſaye's Obercommando und landen am 27. Juli auf der Landzunge von Quiberon. In Tauſenden kommen ihnen die Eingeborenen der Bretagne mit Vieh und Munition entgegen; Kinder, Weiber und Greiſe ſchwimmen an die Schiffe, grüßen ihre Seigneurs, tragen ihr Gepäck, ſpannen ſich vor die engliſchen Kanonen. Aber bald regt ſich unter dieſen Bauern Verſtimmung, denn die hochmütigen Emigranten ſehen es ungern, daß ſich der gemeine Mann ſo brüderlich dem adeligen Herrn naht. Ein feierlicher Augenblick verſöhnt ſie indeß; der greiſe Biſchof von Dol begleitet das Heer mit 32 Prieſtern, auf einem der alten hier vielfach zerſtreuten druidiſchen Altarſteine feiert er die Meſſe zu Ehren Ludwig's XVII.; Kirchenbanner, Lilienfahnen und Kriegsſtandarten wehen vereint über der ſchweigenden Menge. Da kommt ein Brief an den Biſchof mit der Kunde, daß Ludwig XVII. todt iſt. „Nun denn", ruft er aus, „le roi est mort, vive Louis XVIII!" Die Feſtgewänder werden mit Trauergewändern vertauſcht und die proteſtantiſchen Kanonen der engliſchen Schiffe donnern zur Erhebung der Hoſtie. Bald darauf nimmt das Heer die Stadt Auray.

Da bricht aber General Hoche von Rennes auf, entfaltet ſich von Brest bis Vannes, daß er im Sturm nimmt und erſcheint vor Auray. Die Emigranten ſtreiten ſich noch immer; Hoche ſchließt ſie auf der Halbinſel von Quiberon ein, das Fort Penthièvre, das den Zugang wehrt, ſoll ihr Grab oder Kerker werden. Ganze Familien des franzöſiſchen Adels fallen im erſten Gefecht; aber ſchon tritt wie geſpenſtiſch drohend im Hintergrunde Tallien hervor, der Deputirte des Con-

venis; eben war er von Paris gekommen. Und dann mag der Verrath im royalistischen Heere selbst. War es Pitt von seiten Englands oder wollte sich dies nur der lästigen Gefangenen entledigen, gleichviel warum: die gefangenen republikanischen Soldaten waren in die legitimistischen Bataillone gesteckt worden und sie glühten von Rache gegen Emigranten und Engländer. In furchtbar stürmischer Nacht, wo der Wind die republikanischen Zelte niederriß und das Meer schäumend an die Mauern der Festung donnerte, öffnen diese Gefangenen einen Zugang zum Fort und über Leichen schreitet Hoche in die Festung ein. Großherzig wollte er die Emigranten entfliehen lassen, aber kein Kahn stieß von den Schiffen, sie aufzunehmen und immer weiter rückt die Armee vor. Die Royalisten und Chouans mit Weibern und Kindern waren zuletzt bis ans Meer gedrängt. Da schifft ein Pilot in den Schiffen ab, die Boote zu holen, er kommt nicht wieder; endlich wirft sich Puisaye selbst in einen Kahn, verflucht von der Menge, die da glaubt, er fliehe. Alles heult vor Wuth und Verzweiflung, einzelne tödten sich selbst, andere werfen die Waffen weg. Graf Sombreuil stürzt mit einer Freiheit auf das Fort zu, nimmt es und hegt gegen [illegible] Frauen, Greise und Kinder Darm — auf eine Stunde! Da kommen zuletzt die Rettungsschaluppen, aber in so geringer Zahl, daß der Rückzug über die Beresina kein entsetzlicheres Schauspiel darbot als dasjenige, das sich jetzt entrollte! Um die Hälfte derer zu retten, die sich in ein Boot stürzen, werden die andern, die sich daranklammern, mit Aexten und Säbeln heruntergehauen, was dann nicht ertrinkt, fällt unter den Augen der Republikaner, die auf die Schwimmenden schießen; der Herr von Chambray zieht einen Dolch an den Haaren hinter dem übervollen Kahne bis zum Schiffe.

Der Bischof von Dol war mit seinem Bruder und 18 Priestern zurückgeblieben, sie liefern sich den Republikanern aus, aber im Fort neun vertheidigt Graf Sombreuil mit seiner Schar noch die ihm anvertrauten Chouans. Doch in ihr Kampf ohne Aussicht auf Sieg und schon tödten sich einzelne selbst, um nicht den Republikanern in die Hände zu fallen. Da rufen letztere: „Streckt die Waffen, und ihr werdet geschont werden!“ Dies war die ganze, so oft besprochene Kapitulation; in der Hitze des Gefechts von Soldaten zu Soldaten wurden die Worte gesprochen, nicht aber von Feldherr zu Feldherr und niemand bestätigte sie. Wenn die Strafe furchtbar war, welche die Gefangenen traf, mag der verrätherische Anfall der Royalisten auf Frankreich sie bis zu einem gewissen Grade entschuldigen. Das Gefecht hörte auf, nur eine englische Corvette schoß noch fort und Humbert weigerte sich, mit Sombreuil zu unterhandeln, bevor nicht das Feuer aufhöre. Ein Ordonnanz schwimmt, nach gegebenem Ehrenworte zurückzukommen, zur Corvette und hält sein Wort, das Feuer wird eingestellt. Darauf verlangt Sombreuil mit Hoche zu sprechen, während der Unterredung kommen Tallien und Blad, die Deputirten des Convents, hinzu und hindern eine Verpflichtung. Auch Sombreuil erhält Urlaub, sich auf die Corvette zu begeben und kommt zurück, hoffend mit seinem Kopfe seine Freunde zu retten; da erst erinnert ihn Hoche an seinen Degen, der Gefangene gibt ihn an Tallien.

Die [illegible] Gefangenen, unter ihnen etwa [illegible] Offiziere, werden in der Nacht in vier Colonnen nach Auray gebracht und dort in die Kirche geschlossen. Hoche, der das Ende ahnte und kein Zeuge der blutigen Scene sein wollte, gibt den Oberbefehl an Vimeux ab und geht unter einem Vorwand in das Departement der Nordküste; selbst Tallien wird weichgestimmt, allein der Gedanke an den neuen Thermidor und seine eigenen terroristischen „Sünden“ nimmt ihm den Muth, in Paris für die Gefangenen zu sprechen. Eine Commission von Richtern wird gebildet. Sombreuil eröffnet mit dem greisen Bischof und andern den Reihen, am 27. Juli erscheinen sie vor der Commission, sofort nach der Verurtheilung führt man sie nach Vannes, wo gerade ein Fest zur Jahresfeier von Robespierre's Sturz stattfand; die Verurtheilten schreiten durch die tanzenden und singenden Haufen hin, um Zeit zu sparen, ließ man ihnen die Sentenz im Marschiren vor, dann erschießt man sie auf der Promenade.

Ich mußte an all diese traurigen Geschichten erinnern, damit der Leser die Empfindung mitfühle, mit der ich am Morgen vor meiner Ankunft in Auray von Plouhernel nach Quiberon den langen Strand hinabfuhr, der eigentlich eine ungeheure Sandbank ist. Das düstere, nebelhafte Wetter, das darüber ausgebreitet lag, harmonirte mit der düsteren historischen Erinnerung. Die Küste dehnt sich mit ihrer kümmerlichen Vegetation eine Stunde weit aus und unwillkürliche Trauer ergreift das Gemüth bei dem öden Anblick. Da, wo sie nur etwa 30 Meter breite hat, beginnt die eigentliche Halbinsel, die 2½ Stunde

lang und ½ Stunde breit iſt. Den Eingang dazu wehrt das auf einem Felſen gebaute Fort Penthièvre, wo ein alter Soldat, der einige deutſche Worte radebrechen gelernt hatte, nach Paß und Reiſezweck fragt. Allmählich ſteigt dann das Land aufwärts, von Steinhecken in Felder getheilt, die faſt alle (denn Pferde ſind ſelten) von Weibern mit Schaufeln bebaut werden. Schnurgerade und ermüdend für das Auge ſtreckt ſich die Straße aus, an Perſern und Druidenſteinen vorüber, bis zum Flecken Quiberon. Links davon auf der öſtlichen Seite liegt nahe am Hafen das nun verlaſſene Fort neuf, ich ſtieg über die Mauern hinein, die Sonne hatte den Morgennebel verſcheucht und idylliſch heitere Sonntagsſtille umgab mich. Um die zerfallenden Glashöfen der Artillerie herum weideten Kühe und Pferde, Eidechſen ſonnten ſich vor den Mauerritzen und über den Wall hinaus blickte ich auf das hochwogende Meer, über welches Sonnenlichter hinwanderten, dem Fluge der Wolkenſchatten ähnlich, die über Wieſen ſtreifen. Weiter vorwärts, nach der Landſpitze zu, erhob ſich ein rieſiger Druidenpfeiler, vom äußerſten Ende trug der Wind das Toſen der Meereswogen her, die weißſchäumend an den Klippen leckten, das ſich mit dem Glockenton der Frühmeſſe miſchte. Wie war alles ſo ruhig, ſo friedlich ſchön, und doch war hier der Schauplatz gräßlichſter Verzweiflung und blutigen Todeskampfes! Noch zeigt man dort hinter dem Kirchhofe die Stelle, wo in der erſten Hitze des Gefechts die Gefangenen erſchoſſen und begraben wurden. Zu jener Zeit war Quiberon nicht ſo bebaut und bevölkert wie jetzt, wo ſich reiſemüde Schiffskapitäne hier in ihrer Heimat mit ihrem erworbenen Vermögen niederlaſſen; nur drei Adliche bewohnen die Inſel und der Ort zählt wenige Häuſer. Man ſagte mir, daß mehrere Einwohner durch die an den flüchtigen Emigranten gemachte Beute reich geworden ſind.

Ein Einwohner des Halbeilands, der mir mancherlei Details über den Kampf und das Schickſal der Royaliſten gab, zeigte mir indeſſen durch geiſtreiche, wenn auch reaktionäre Bemerkungen, daß der Fortſchritt doch auch auf Quiberon ſein Banner aufgepflanzt hat. Sand und Meer ſind die beiden Feinde der Halbinſel, der erſtere hat die Einwohner des Fleckens genöthigt, ſich weiter ins Land hinein anzubauen, und das Meer leckt und wogt hier und da. So ſind alte Kloſter, die aus dem 11. Jahrhundert ſtammten, verſchwunden; vor einigen Jahren ſoll noch ein Herr aus Paris mit Anſprüchen auf Grundſtücke gekommen ſein, niemand machte ſie ihm ſtreitig, man bot ihm nur, ſie ſich im Meere aufzuſuchen, das ſie verzehrt hatte. Als ich Mittags mit dem Kurier zurückfuhr, nahmen wir (ich war der einzige Paſſagier) ein Mädchen, das von Pleubornel hierher in die Meſſe gekommen war, um zum star er harnoues (elfenbeinernen Thurme, Name der heiligen Jungfrau in der bretoniſchen Litanei) zu beten, in das Gabrielet auf; an der geſuchtern Kleidung und dem zerſtochenen Finger merkte ich bald, daß es die Schneiderin, d. h. Modiſtin des Orts war. Eine Modiſtin auf Quiberon, wer kann da noch am Fortſchritt zweifeln!

Aber genug des Scherzes, denn wir ſind in Auray und blutige Schatten umſchweben uns. Das Städtchen auf jäher Anhöhe, an einem faſt vier Stunden langen Meerarm (Fluß von Auray) gelegen, hat, ſo klein es iſt, ſchon mehrmals eine hiſtoriſche Rolle geſpielt. Am 29. September 1364 gewann Johann von Montfort in der blutigen Schlacht auf dem Felde, oberhalb der Stadt, die Krone der Bretagne, die ihm ein vierundzwanzigjähriger Krieg ſtreitig gemacht hatte. Ein düſterer Traum hatte ſeinen Mitbewerber, Karl von Blois, nachts vorher erſchreckt, und als ihn mitten im Kampf ſein weißer Windhund verläßt (der Windhund iſt unter den Thieren das nationale Symbol der Bretagne, wie der Leopard für England), um ſeinem Gegner ſchmeichelnd zuzuſpringen, da ahnten alle am böſen Vorzeichen den düſtern Ausgang: Karl fiel. ‚Es war der Tag des Erzengels Michael,‘ ihm weihte Herzog Johann die Kapelle, die er hier zum Gedächtniß der Schlacht erbaute; acht Prieſter ſollten fort und fort in ihr für die Gefallenen beten. Am Ende des 15. Jahrhunderts verwandelte ſich die Kapelle in ein Karthäuſerkloſter, erſt die Revolution vertrieb die Mönche. Jetzt iſt die Karthauſe ein Nonnenkloſter, worin ſich die Soeurs de la sagesse mit der Erziehung der Taubſtummen beſchäftigen; das Gedächtniß der Schlacht aber iſt von der Erinnerung an die Opfer von Quiberon verdrängt. Sombreuil war ihnen in Vannes vorangegangen, die andern traf der Urtheilsſpruch in Auray. Die Gefangenen, anfangs zu 20, dann zu 40, 60, ja 100 vor die Commiſſionen gebracht und verurtheilt, wurden eine halbe Stunde weit von der Stadt in das damals öde Thal Jerie geführt und zuſammen erſchoſſen. Der alte Graf Solanges, an 10 Wunden blutend,

wurde auf einer Bahre zum Tode getragen, aber er raffte sich auf und empfing ihn stehend; einige der Emigranten zählten nur 14 Jahre. Am Abend kamen die Todtengräber, zählten die Gefallenen nach und verscharrten sie am Platze der Hinrichtung. Fanden die Todtengräber einen noch mit dem Leben ringend, so erschlugen sie ihn mit den Schaufeln oder erstickten ihn mit Erde; manchmal sah man noch am andern Tage Glieder halb aus dem Boden herausragen. Bei der Hinrichtung harrten die Frauen, Bäuerinnen und vornehme Damen, hinter dem Gebüsch, bis die Soldaten abgezogen waren, und eilten dann hinzu, die Sterbenden zu trösten oder den Todten eine Locke zur Erinnerung zu nehmen. Einmal waren 60 gefallen, da fanden die Frauen den jungen Grafen Nicolas von altem bretonischem Adel nur an den beiden Armen verwundet, rasch führen sie ihn ins Gebüsch, ein junges Bauermädchen tauschte mit ihm die Kleider und beide flohen. Aber schon haben die Todtengräber gezählt und vermissen den Sechzigsten. Rasch durchsuchen die Soldaten die Gegend, schon ist Nicolas jenseits des Flusses und gerettet, da sieht er die Soldaten auf das Mädchen anlegen, die seine Kleider trägt, und er schwimmt wieder zurück und wird erschossen. Mehrere Tage nachher findet man das Mädchen, das man im ersten Augenblick freigelassen hatte, wie sie den Leichnam begraben will, der Verhaftsbefehl war gegen sie gegeben, doch wagte man es nicht, sie zu verurtheilen. Die Familie Nicolas nahm sich ihrer an und stattete sie aus, sie heirathete aber nie und trug Trauer um den Gefallenen bis an ihren Tod.

Nach sechs Monaten war die Commission müde, der Wohlfahrtsausschuß gab den Ueberlebenden gegen Unterwerfung und Waffenstreckung der andern Ehouans die Freiheit.

Mehr als 1000 waren gefallen (darunter waren 400 im Gefängniß gestorben), der Ort ihrer Hinrichtung heißt das Feld der Märtyrer. Die Restauration hat ihnen hier ein Denkmal errichtet und ihre Gebeine in einer Kapelle beigesetzt, die an die Karthause angebaut ist. Sonnige Morgenstille herrschte rings umher, als ich früh zur Kapelle hinausging, nur der Wind säuselte in den Blättern des sie umschattenden Hains und einige Vögel zwitscherten auf den Zweigen. Die Kapelle ist, wunderlich genug, wie das Denkmal auf der Wiese im griechischen Stile, sie trägt die Aufschrift: „Gallia moerens posuit" (erbaut vom trauernden Frankreich). Ein Taubstummer öffnet und führt den fremden Besucher, man kann nur durch eine Schiefertafel mit ihm sprechen, diese stumme Unterredung erhöht das feierliche Schweigen und den ernsten Eindruck des Orts. Die inneren Wände der Kapelle sind mit schwarzem und weißem Marmor bekleidet, in der Mitte erhebt sich über der offenen Gebeingruft, die der Führer mit einer hinabgelassenen Lampe beleuchtet, der Sarkophag, auf dessen Seiten die Namen der Opfer eingeschrieben sind. Mein Führer machte mich vor allem auf den Namen des Pilchers aufmerksam; dann zeigte er mir einen Vater mit zwei Söhnen, Brüder, Verwandte, die gemeinsam zum Tode gingen; vier Büsten und Basreliefs schmücken außerdem das Grabmal. Zwei andere Basreliefs an den hinteren Wänden der Kapelle stellen den Herzog von Angoulême dar, wie er am 1. Juli 1814 über den Gebeinen der Gefallenen betet, das andere die Herzogin von Angoulême, wie sie am 21. September 1823 den ersten Stein zum Denkmal legt. Bei dem Anblick der hohen Figur der Herzogin im lang und glatt von der Brust herabfallenden Kleide jener Zeit, die noch die Spuren des griechischen Gewandes der Kaiserzeit nachschleppte, kannte ich mich des Lächelns nicht enthalten, daß eine wahre Crinoline wirklich besser kleidet. Jetzt zog der Führer einen hohen, schwarzen Vorhang weg, schloß ein Gitter auf und wir traten in die Kapelle des Klosters; man erwartet gewöhnlich, daß die Fremden hier ein de profundis für „die Märtyrer" beten. Im Hintergrunde knieten zwei Ordensschwestern; noch zeigt man hier die Grabsteine der alten Mönche und das von ihnen selbstgefertigte eiserne Gitter, welches Schiff und Chor trennt. Die Karthäuser zeichneten sich aber nicht nur als Schlosser und Bildschnitzer aus, sondern selbst als Maler; dies bezeugen die trefflichen Copieen, die sie von Le Sueur's „Leben des heiligen Bruno" im Louvre genommen haben (der heilige Bruno war bekanntlich der Stifter ihres Ordens); leider befinden sich diese Copieen im Innern des Klosters und die Nonnen gestatten nur schwer den Zugang dazu.

Ich wandte jetzt der Karthause den Rücken und ging eine lange Allee hinab, dem Felde der Märtyrer zu; eine hohe Säule, schon von weitem sichtbar, verkündet dem Wanderer die Nähe des ernsten Orts. Sie steht am Eingang eines einsamen, düstern Thales, rechts, längs des Hügels hin, führt eine dunkle Kastanienallee zur Sühnungskapelle. Im einzigen Fenster hinter dem Altar

bilder einfach weißes Glas, eingefaßt in dunkel gefärbtem, ein weithin schimmerndes Kreuz, das bei der düstern Umgebung und der Stille umher in frommen Gemüthern einen religiösen Schauer weckt. Wenn nur der griechische Stil nicht wäre! Er zerstört jeden legitimistisch-christlichen Eindruck. Vier dorische Säulen, jede aus einem Stück Granit, bilden einen Portikus; über demselben steht in Lapidarschrift: „Ihr Verlöbniß" (hier fielen sie?). Drinnen aber, neben dem Altar, war eine Krücke und ein Wachsbein aufgehängt zur Erinnerung an hier erhaltene, wunderbare Heilung! Wenn der Katholicismus je wieder seine mittelalterliche Herrschaft erhielte, so dürfte man sich vielleicht nicht wundern, wenn auch viele Opfer der Bourbonensache in wirklichen christlichen Märtyrern erhoben würden und Wunder thäten. Wenn sie nur nicht in ihrer nächsten Nähe, in der heiligen Anna eine gefährliche Nebenbuhlerin hätten! An ihrer Kapelle wollen auch wir jetzt wallfahrten.

Die berühmte Kapelle der Mutter der Heiligen Jungfrau, der Schutzpatronin der Bretagne, befindet sich eine Stunde östlich von Auray, trotzdem heißt sie im Munde des Volkes nicht anders als die heilige Anna von Auray, und diesem Umstande verdankt das Städtchen seine Popularität im ganzen Frankreich. Ueber den Moorgrund des Mörmorielfeldes eilte ich durch ein wildromantisches Thal zu der Kapelle hinauf, die sich auf einer hohen Ebene befindet.

Nur in Poleben's Nichtenhain
Trat ich mit frommem Schauer ein.

Durch einen Nichtenhain nämlich führt der Weg zur heiligen Stätte, deren Geschichte ich Ihnen kurz erzählen will. Seit der Einführung des Christenthums soll hier schon eine Kapelle gestanden haben, die der heiligen Anna geweiht war, im Jahre 1623 zerfiel sie vor Alter. Aber Traditionen und wunderbare Zeichen sprechen noch fort von der Heiligkeit des Orts. So kannte z. B. das Feld Perenno, wo das erste Bild der Heiligen gefunden, weil mit Schauern, aber nie mit dem Pfluge bestellt werden, keiner indeß verstand das Wunder. Im Anfange des 17. Jahrhunderts hatte hier, auf diesen heiligen Stätten, ein Bauer vielfache Erscheinungen, aber weder er noch die Priester, denen er sich entdeckt, begreifen sie, endlich geht ihm an einem Dornbusch gegenüber dem Brunnen (beide sind jetzt eingefaßt) in aller Klarheit das Licht auf (die Erscheinung war eine leuchtende); geberlam den Worten der Heiligen gräbt er nach und entdeckt am 16. März 1625 die alte Statue der heiligen Anna, die der Archäolog Arminville sonderbar genug für eine Gottheit hält. Beweise hat er nicht dafür, aber da die alte Kapelle am Rande einer einst vielbesuchten römischen Straße gestanden hat, so wäre es nicht unmöglich, daß sich hier ein Bild der „Weltmutter und guten Göttin" befunden habe, welches die christlichen Priester geschickt in das der Mutter der Gottesbraut umwandelten; so lebt der heidnische Aberglaube noch immer in christlicher Form fort. Nach der „Erfindung" des Bildes (das ist katholischer Ausdruck, wie im Französischen invention, nicht découverte) ward eine Kapelle erbaut, Ludwig XIII. und Anna von Oesterreich nahmen sie unter ihren Schutz, ein Karmeliterkloster lehnte sich an, das nach dem Interregnum der Revolution, die es zerstörte, 1815 von den Jesuiten eingenommen ward. Seit 1828 wird das von ihnen gegründete Priesterseminar und Gymnasium von gewöhnlichen Priestern geleitet. Die Kapelle sieht wie eine große Dorfkirche aus, nur der weite viereckige, mit bedeckten Galerieen umgebene Hof, an den sie sich mit dem Altare anlehnt, gibt ihr einen imposanteren Charakter. Das Haupthor dieses Vorhofs, gegenüber dem Kirchenportal, wird von einer Kuppel überragt, unter der sich ein Altar befindet. Man steigt zu demselben auf zwei langen Seitentreppen hinauf, die Scala santa genannt, weil hier vor der Revolution ein Ecce homo abgebildet war und sie das Prätorium von Pontius Pilatus darstellten, ähnlich dem Monument in Rom. Auf diesem Altar wird am 26. Juli beim großen Wallfahrtsfeste (in der Bretagne pardon genannt) die Messe gelesen, so auch jüngst bei der Anwesenheit des Kaisers, während die andächtige Menge unter freiem Himmel steht. Zu dieser Zeit wimmelt es auf 20 Meilen weit von Pilgerscharen, der Adel zu Wagen, die Bauern zu Fuß, in den Händen den weißen Stab, die Matrosen einem Gelübde zufolge meist mit bloßen Füßen. Das Seminar nimmt diesen Tag unglaubliche Summen ein. Um den Altar sind unaufhörlich zwei Priester beschäftigt, der eine das Geld zu empfangen, der andere die Kerzen anzuzünden, welche die Bauern der heiligen Anna weihen und die kaum angezündet auch schon wieder ausgelöscht und wie das Geld in die Sakristei getragen werden.

Man kann das Publikum dieses feierlichen Tags in vier Klassen theilen, in Fromme, Spaziergänger, Bettler und Diebe. Aber nicht zu die-

lem Feſte allein an jedem Tage kommen Fremde und Wallfahrer hier an, im Winter namentlich Matrosen. Viele Wallfahrten haben zu einer ganzen Andenkenindustrie Anlaß gegeben; um den Portal und in der angrenzenden Straße wimmelt es von Buden und Krämern, die mit Rosenkränzen, Medaillen, Heiligenbildern, Reliquienkäſtchen u. ſ. w. handeln und die Fremden anrufen, daß man bei jedem Schritte ſprechen möchte: Mein Haus ſoll ein Bethaus ſein und kein Kaufhaus! Aber ſchon der heilige Crispinus, der das Leder ſtahl, um den Armen Schuhe zu machen, hat ſeinen Namen zur Bezeichnung einer Waare hergeben müſſen, manchmal die Cregnus nennen ſich in Frankreich die Krämer, die mit Schuhmacherwerkzeug handeln. Pünktlich werden dem Beſucher der heiligen Anna daneben noch die Scharen von Bettlern, die keine andere Induſtrie als das Gebet kennen: ich hatte weislich eine Menge Sous eingewechſelt. Kaum betraten ſie mit den Sous auch kaum fünf Minuten vor mich vor dem wunderthätigen Bilde: für eine größere Summe rutſchten ſie auf den Knieen um die Kapelle. So hat ſich denn der Wohlſtand auf das ſonſt ärmliche Dorfchen gebreitet, das jetzt faſt meiſt aus Gaſthöfen beſteht, in denen man ſo gut und theuer lebt wie in den größten Städten; als Nachtiſch aß ich im Goldenen Löwen kleine Kuchen mit dem Bilde der heiligen Anna, wie ſie die Mutter Gottes im Arme hält.

Und alles das verdankt der Ort der Statue, die der Bauer hier aufgefunden hat! Iſt ſie auch ſelbſt in der Revolution verbrannt und nur ein Stück Geſicht von ihr gerettet, das als Reliquie eingerahmt unter der neuen Statue ruht, ſo iſt doch die ganze Wunderkraft ihm geblieben. Viele Bildſäule befindet ſich in der Seitenkapelle rechts vom Hauptaltar, um ſie herum brennende Kerzen, aufgehängte Krücken u. ſ. w.; als ich eintrat, hatte eben ein Bauer ſeine ganze Familie zum Gebete vorgeführt. Und wie ſollte man nicht glauben, wenn man die vielen Gemälde ſo rein ſieht, die an den Wänden der Kirche hängen und die von der Heiligen bewirkten Wunder darſtellen! Die vierzehn Prieſter, welche die Kapelle bedienen, haben denn auch vollauf zu thun und alle Tage beſtellte Meſſen zu leſen; für die ſtille Meſſe verlangen ſie drei Francs; ſind aber mehr beſtellt, als ſie leſen können, ſo übertragen ſie den Reſt den benachbarten Pfarreien und laſſen ſich nur mit 1½ Francs bezahlen.

Bedenkt man nun dieſe religiöſe Bedeutung des Orts, ruft man ſich die legitimiſtiſchen Erinnerungen zurück und erwägt man, daß Auray, wie es die Wiege Cadoudal's, noch immer ein Centrum des alten politiſch-kirchlichen Fanatismus iſt und den Namen einer Mekka der Bretagne mit Recht verdient: ſo begreift man die Wichtigkeit der Reiſe des Kaiſers hierher. Sein Aufenthalt machte den tiefſten Eindruck, um ſo mehr, als die Kaiſerin ſichtbar gerührt war. Es ging nämlich das Gerücht von einem verſchollen Attentat in Auray; man hat begreiflicherweiſe niemals Beſtimmtes darüber gehört. Der eine erzählt, es ſei nichts als ein falſch verſtandenes Schiffſignal geweſen; ein anderer ſpricht von Italienern, die als Pierer verkleidet geweſen ſeien. Aber weiß die Wahrheit? So viel aber iſt gewiß, daß die Kaiſerin, tief ergriffen von dem Gedanken an die überſtandene Gefahr, in der Kapelle ankam und daß ſie mit thränenfeuchten Augen, ſie, die „glühende Katholikin", wie der Maire von Pannes ſie anredete, vor dem Bilde der heiligen Anna niederkniete. Herr Jurien hatte recht, als er jüngſt in einer Rede die Reiſe in die Bretagne das glänzende Seitenſtück zu der von Bordeaux nannte. Ob freilich, was hier gewonnen wird, nicht gerade dadurch in andern Gegenden verloren geht, iſt eine offene Frage. Indeſſen alles, was nur einigermaßen Wohlſtand in Frankreich hat, iſt ſo furchtſam bei dem Gedanken an das Wort Gefahr, daß es ſich willig jeder Regierung unterwirft, die ihm ſeinen Beſitz garantirt, und müßte es täglich zur Beichte gehen.

Ich aber hatte es endlich wie einen Alp am Herzen, den ich abſchütteln mußte, um wieder frei aufathmen. Als ich darum nach Auray zurückkam, eilte ich den herrlichen Park der Promenade zum ehemaligen Schloſſe hinauf, das 1626 auf Heinrich's II. Befehl zerſtört ward (die Materialien davon dienten zur Erbauung einer Citadelle auf Belle-Isle) und nun einer ſchönen Promenade Platz gemacht hat; am Rande des Berges erhebt ſich ein hohes Belvedere. Welche entzückende Ausſicht hatte ich von hier über Land und Meer; unter mir das hügelige Städtchen, die Brücke belebt von rollenden Wagen, Mühlen und Schiffe auf dem Waſſer, Waldberge und Hochebenen, alles verklärt vom ſonnigſten Tage; da ſchwanden die düſtern blutigen Schatten des Fanatismus fern von mir und Ruhe zog in meine Seele ein!

Chineſiſcher Weltſchmerz.

Wir machten im Jahrgang 1856/57 Nr. 9 dieſer Blätter auf die intereſſante „Reiſe um die Erde nach Japan", von Wilhelm Heine, aufmerkſam.

Als eine Fortſetzung dieſer Reiſe liegt uns nun von demſelben Verfaſſer vor: „Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk, unter Commando von Commodore Colin Ringgold und Commodore John Rodgers, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853 bis 1856; unter Zuziehung der officiellen Autoritäten und Quellen. Deutſche Original-Ausgabe von Wilhelm Heine" (Leipzig, Coſtenoble, 1858).

Dieſes glänzend ausgeſtattete, mit vielen, vom Verfaſſer nach der Natur gezeichneten Anſichten, Porträts, landwirthſchaftlichen Maſchinen u. ſ. w., illuſtrirte Reiſewerk enthält, wie die frühere „Reiſe nach Japan" viel des Intereſſanten und Belehrenden in einfacher, ſachgemäßer Darſtellung. Neue, bisher minder bekannte Regionen werden hier unſerm Blicke eröffnet; die Berichte früherer Reiſenden über die hier geſchilderten Gegenden und Völkerſchaften werden auf eine willkommene Weiſe theils ergänzt, theils berichtigt. Nicht blos dem Gelehrten, der die Geographie und Länderkunde zu ſeinem ſpeciellen Studium erwählt hat, ſondern auch dem Laien, der, ohne ſelbſt reiſen zu können, ſich auf dem Globenrund umſchauen und erfahren will, wie es in fernen Welttheilen zu Lande und zur See ausſieht, iſt dieſes authentiſche Reiſewerk zu empfehlen.

Unter den „Anhängen" deſſelben im zweiten Bande befindet ſich ein „Tagebuch eines Chineſen, während eines Beſuchs in Japan", ein Stück Culturgeſchichte chineſiſcher und japaniſcher Zuſtände, das um ſo intereſſanter iſt, da es von einem chineſiſchen Literaten geſchrieben. Es liefert den Beweis, daß der Weltſchmerz auch ſchon in China eingedrungen. Der Verfaſſer des Tagebuchs, Namens Yee, ein Literat aus Kanton, hatte ſich im Jahre 1854 an die nordamerikaniſche Expedition unter Commodore Perry nach Japan als Secretär, um die Correſpondenz zu führen, angeſchloſſen. Da die Japaneſen die chineſiſchen Schriftzüge verſtanden, ſo konnte er ſich ihnen verſtändlich machen, und er ſchloß mit mehreren unter ihnen Freundſchaft. Die Japaneſen drückten ihm ihre hohe Meinung von ſeinem Vaterlande aus und ihr Vergnügen, ſeine Bekanntſchaft zu machen. „Unter denjenigen" — ſo ſchreibt der chineſiſche Literat in dem erwähnten Tagebuche — „die an Bord des Schiffs kamen, war einer namens Ping-fan-hien-nich-lang, von vielem Geiſt und großer Gelehrſamkeit, der mich viel über die Erzeugniſſe befragte, unter denen gegenwärtig mein Vaterland leidet. Ich zeigte ihm einen Bericht über die Inſurrection, den ich verfaßt, und einen Band Verſuche über die Principien einer guten Regierung. Dieſe Schriften borgte er am nächſten Tage von mir auf eine ſehr höfliche Weiſe, und nach einiger Zeit ſtellte er mir dieſelben zurück, begleitet von folgendem Briefe." ...

Es folgt nun der Brief des genannten gelehrten und geiſtreichen Japaneſen, den wir jedoch hier nicht ganz mittheilen, ſondern nur das Vornehmſte daraus als ein Zeugniß von dem philoſophiſchen Geiſte des Briefſtellers.

„Als ich", ſo ſchreibt Ping-fan-hien-nich-lang, „Eure Schriften aus der Hand legte, machten ſich meine Gefühle in Seufzern Luft. Die Niedern im Volke ſind unterdrückt und die Machthaber achten ihre Gefühle nicht. Sie ſollten die Hirten der Nation ſein und vernachläſſigen ihre Pflichten. Räuflichkeit und Beſtechung herrſchen überall. Dies ſcheint der Zuſtand Chinas, von der Vorzeit bis auf unſere Tage, die gewöhnliche Krankheit im Verfall begriffener Reiche. Die Hauptwurzel des Uebels bei einem ſolchen Zuſtande kann in einem Worte ausgedrückt werden, es iſt Habſucht. Habſucht iſt allen Menſchen gemein und die Wurzel alles Uebels. Keng-fut-ſe ſprach ſelten von Gewinn und wünſchte die Begierde danach im Keime zu erſticken. Aus demſelben Grunde brachen unſere Vorfahren alle Verbindung zwiſchen Japan und fremden Ländern ab; Habſucht führt die Unwiſſenden auf Irrwegen, und wunderliche Ränke in der Erforſchung von Principien täuſchten die Unkundigen (dieſe Stelle iſt etwas dunkel), ſodaß ſie in Verwirrung geriethen, nach Gewinn ſtrebten und dem Abenteuerlichen nachjagten, bis Kindespflicht, Beſcheidenheit und Schamgefühl gänzlich vergeſſen waren. Ein Mann, der ſich in dieſem Zuſtande befindet, achtet weder ſeinen Vater noch ſeinen Souverän."

Nach dieſen Angaben der Urſachen des Verfalls erhebt ſich der japaniſche Briefſteller zu einer allgemeinern philoſophiſchen Weltanſchauung. Er ſchreibt: „Die Fügungen des Himmels ſind wunderbar; durch ſie werden alle Dinge im Univer-

zum erhalten. Selbst in den dunkeln Ländern, die das Gilbmeer begrenzen, lebt nicht ein Wesen, das nicht ein Kind des Himmels und der Erde ist, nicht eins, das nicht seine Mitgeschöpfe liebt und freundlich gegen sie gesinnt ist. Aus diesem Grunde umfaßt die Liebe und Güte der Weisen alle, ohne Unterschied der einen von den anderen. Die Principien des gegenseitigen Verkehrs sind dieselben über das ganze Erdenrund: Anstand, Gefälligkeit, Vertrauen und Rechtlichkeit. Durch Beobachtung derselben wird eine schöne Harmonie verbreitet, und das Herz des Himmels und der Erde wird offen an den Tag gelegt." Hierauf folgt wieder eine Betrachtung über den Unfrieden und Fluch, der aus der Gewinnsucht entspringt; diese sei es, die die bösen Gelüste und heftigen Leidenschaften der Menschen weckt, sie sei die Ursache des Verfalls der Staaten. Dann heißt es weiter: „Ueber den ganzen Erdkreis werden die Schwachen von den Starken unterdrückt, und die Großen verschlingen die Kleinen, als ob die menschliche Gesellschaft gleich einer Versammlung von Tigern und Wölfen wäre. Gott, mit seiner geistigen Allgegenwart, betrachtet mit dem Herzen eines Vaters, wie seine Kinder sich gegenseitig betrügen und miteinander zanken. Nun ihn dies nicht betrüben, muß ihn dies nicht zum Mitleiden bewegen? Allein die Welt ist einem Schachbrett zu vergleichen, und eben so jede einzelne Nation. Es fehlt deshalb gewiß nicht an würdigen Prinzen und heldenmüthigen Herrschern. Wer ist es, der mit der Peitsche in der Hand vor seinen Mitbrüdern herschreitet, um die Gesetze des Himmels zu vollführen? Gewaltige Wechsel finden statt. In Zeiten der Umwälzungen müssen alle Fürsten der Verleihung unbedingten Gehorsam leisten und sich zum besten ihrer Völker anstrengen. Ihr lebt jetzt in einem Dampfschiffe der Vereinigten Staaten und wandert über die Meere. Habt Ihr einen solchen Mann gesehen, wie ich beschrieben habe? Wenn nicht, so dann bitte und beschwöre ich Euch, wohin Ihr immer gehen mögt, die Grundsätze, die ich angeführt, einem jeden Souverain und Herrscher einzuprägen. So werden die Wünsche des Königs in Ie und Me-n die vielen Jahrhunderte nach ihrer Zeit erfüllt, und vor der ganzen Welt prachtvoll scheinen."

Mit diesem Briefe war der chinesische Literat sehr zufrieden und beantwortete ihn unter Kundgebungen seiner Sympathie und seiner Dankbarkeit für das durch den Japaneser ihm aufgegangene Licht. Er schreibt nämlich: „Der dritte Monat des Frühlings naht sich jetzt, und die Landschaft beginnt einen lieblichen Anblick zu gewähren. Ich habe Euern ausgezeichneten Brief empfangen, und meine geringe Urtheilskraft ist dadurch nicht wenig ausgebildet worden. Wir sind zusammengetroffen wie die Blätter der Pflanzen, die auf dem Wasser schwimmen, und auf mich ist das Licht Eurer Belehrung gefallen. Wenn Ihr sagt, daß wir alle in dieser Welt Kinder des Himmels und der Erde seien und daß wir uns gegenseitig nach den Principien von Anstand, Gefälligkeit, Vertrauen und Rechtschaffenheit behandeln sollen, so zeugen diese guten und richtigen Worte für das großmüthige Gefühl von allgemeinem und gleichem Wohlwollen, welches den Schulen unserer Weisen eigen ist. Für jedes Wort in Eurem Briefe werde ich immer dankbar sein. Ich werde denselben in meinem Gürtel tragen und mich stets daran erinnern." Nun folgt eine Betrachtung über das gegenwärtige Zeitalter mit Beziehung auf das eigene Schicksal des Briefschreibers: „Das gegenwärtige Zeitalter ist sehr verschieden von der Vorzeit, allein dürfen wir es deshalb gering schätzen? Ungeachtet meines geringen Talentes habe ich mich jahrelang den öffentlichen Angelegenheiten gewidmet. Während des Krieges gegen die Engländer führte ich einen Trupp muthiger Männer und strengte alle meine Kräfte im Dienste meines Landes an. Und dennoch haben sie nur auf Gewinn ausgehenden Planen der Regierung meiner Treue und Ergebenheit nicht erwähnt. Diese Vernachlässigung bestimmte mich, auf Reisen zu gehen, und aus diesem Grunde bin ich gegenwärtig an Bord dieses Dampfschiffes." Wie ein aus Un- und Schwermuth über die erfahrene Zurücksetzung die Heimat Verlassender diese Melancholie drückt sich noch weiter in folgenden Betrachtungen des chinesischen Briefschreibers aus: „Gewaltige Revolutionen finden statt. Gewöhnliche Menschen, deren einziges Trachten auf Ansehen und Gewinn gerichtet ist, erlangen zur Autorität, und Männer von großmüthigem Geiste und edlen Bestrebungen werden oft in Bedrängniß gebracht und ins Verderben getrieben. Der Grundsatz der Weisen muß beobachtet werden: ‚Wenn das Reich wohl regiert wird, dann zeige dich; wenn eine schlechte Regierung herrscht, dann lebe zurückgezogen.' Jedoch war es mir nicht möglich, mich gegen alles Interesse an öffentlichen Angelegenheiten abzuschlie-

pen, und deshalb verfaßte ich die zwei Werke, die Ihr gelesen habt, in der Hoffnung, daß darauf ein Mann aufstehen werde, der durch seine Thaten und Grundsätze das Wohl des Volks befördern und den Wohlstand des Landes auf einer sichern Grundlage befestigen könne. Dieses wünsche ich sehnlich; möchte zum Wohle meines Landes dieser Endzweck erreicht werden! Pläne zu entwerfen, klingende Sentenzen zu verfassen und dichterische Begeisterung vom Monde und den Blumen zu suchen, habe ich lange aufgegeben, allein um mich in meiner Schwermuth ein wenig aufzuheitern, habe ich einige Oden verfaßt, an die ich Euch bitte, die Art der Correctur zu legen, und hieran schließe ich meine besten Wünsche für Euer Wohlergehen."

Nachst dieser Correspondenz enthält das Tagebuch des chinesischen Literaten auch die Gelegenheitsgedichte, die er bei seiner Anwesenheit in Japan von den japanesischen Freunden empfangen und die Gedichte, womit er dieselben erwidert hat. Wir können jedoch nicht beurtheilen, wie weit die vom Herausgeber der Reise gegebene deutsche Uebersetzung dieser Gedichte den Originalen entspricht. Der Anblick einer japanischen Schönheit begeisterte den chinesischen Literaten zu folgenden Zeilen:

Ihr Lippenroth ist roth, wie Mennig ihre Zähne,
Das Haar, in Wellen sieht's um ihre Stirne weh'n;
Und reicher Kopfschmuck deckt die reizende Tiarne,
Dem Monde gleich, durchs Land des Pflaumenbaumes geh'n.

Anregungen.

Zwei „Essayisten".

Karl Frenzel und Herman Grimm.

Soll die Wissenschaft auch in das Volksleben eindringen, so muß sie außer ihrer strengen Form, die sich auf gebührender Höhe hält, noch eine freiere, leichtere zu finden wissen, in der sie ihre gewonnenen Schätze dem frisch wechselnden Leben des Tags zuträgt und dadurch dem weniger vorbereiteten, aber um so unbefangenern Interesse der Gebildeten freundlich entgegenkommt.

Gewiß liegt darin keine Herabwürdigung für die Wissenschaft, wenn man von ihr verlangt, daß sie nicht blos für sich selbst lebe, sondern sich nach allen Richtungen in ungezwungener Lebendigkeit mittheile: ja ihre größere oder geringere Fähigkeit, auf diese Weise in die Allgemeinheit überzugehen, kann als Maßstab ihres Fortschritts gelten. Stets wenn sie über den größten Reichthum gebot und ihrer Kraft am sichersten war, fühlte sie zugleich den Drang, in der mannichfaltigsten Form ihre Gaben auszuspenden, und stets, wenn sie am beschränktesten und unbehülflichsten war, geberdete sie sich am hochmüthigsten gegenüber den Nichtgelehrten.

Es ist nicht jedermanns Sache, vielbändige Werke über Geschichte und Literatur oder in strenger Folge abgefaßte philosophische Entwickelungen durchzustudiren; aber jeder Gebildete oder Bildungsbedürftige — beides ist im Grunde ein und dasselbe — sucht geistige Anregung und höhere Anschauungen, wo er sie in gleich würdiger Weise, jedoch auf kürzerm und angenehmerm Wege, erlangen kann. Die Engländer und Franzosen verstanden dieses Bedürfniß am frühesten: am spätesten gelangten wir Deutsche zu der Einsicht, daß die Wissenschaft nicht schwerfällig und ohne alle Anmuth zu sein brauche, um ihrer Aufgabe zu genügen, und daß sie sich nicht wegwerfe, wenn sie, mit leichterm und durchsichtigerm Gewande angethan, raschen Fußes die Welt durchschreitet und ohne große Umschweife, was sie geschaut und erfahren, den Lernbegierigen verkündet. Belletristische Zeitschriften sind es besonders, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei uns in Deutschland mit mehr oder weniger Glück den Beruf erfüllen, die Gold- und Silberbarren der Wissenschaft in gangbare Münze auszuprägen. Freilich kommt es darauf an, ob das Gepräge auch scharf genug, ob nicht allzu viel Kupfer zugemischt worden, ja ob sie überhaupt echt sei, — aber immer doch besser, als daß Gold und Silber in der Schatzkammer der Gelehrsamkeit verschlossen bleiben.

Es ist hier nicht die Rede von gediegten Abhandlungen, die ihr höchstes Recht in ihrem engern Kreise behaupten, indem sie in fortgesetzter schwerer Geistesarbeit das Material der Wissenschaft bereichern —, vielmehr sind alle jene Aufsätze geringern Umfangs gemeint, deren Bestimmung hauptsächlich darin besteht, das durch die Forschung bereits Festgestellte in geeigneter Auswahl und geschmackvoller Form dem allgemeinen gebildeten Verständniß vorzuführen. Es kann dabei nicht fehlen, daß der Autor durch geistreiche Beziehungen, die sein Stoff ihm darbietet, neue Gesichtspunkte gewinnt und so die Forschung selbst fördert. Zweierlei bleibt jedoch stets bei solchen Arbeiten die Hauptsache: erstens, daß sie auf sicherer Forschung fußen, und zweitens, daß sie den Leser schon durch die lebendige, geistvolle Form zu fesseln verstehen. Weder die nackten Resultate der Wissenschaft noch ein bloßes „geistreiches" Gerede vermögen eine rechte Anziehungskraft zu üben; erst wenn der Ernst der Wissenschaft gemildert erscheint durch den Zauber der Anmuth —, aber auch umgekehrt, erst wenn die leichte, fesselnde Rede einen probehaltigen Stoff hat, können Versuche der Art

oder, wie wir sie fremdländisch und die Heimat derselben andeutend zu nennen anfangen, können Essays als gelungen bezeichnet werden.

Nach der einen Richtung hin begegnet jedoch leicht dem Essayisten, wenn wir dies Wort mehr im Scherz als im Ernst brauchen wollen, eine Gefahr. In dem Bewußtsein, sich mit seinem Stoff freier bewegen zu dürfen, fordert er durch die Kunst der Rede zuweilen zu außerordentlicher Erregung auf. An den schönen und geistvollen „Studien" von Karl Frenzel, von denen die meisten unsern „Unterhaltungen" zum besondern Schmuck gereichten und die jetzt unter dem Titel: „Dichter und Frauen" (Hannover, Rümpler, 1858), gesammelt erschienen, wäre z. B. die oft novellistische Einleitung sehr anerkennenswerth, wenn nur nicht der Verfasser bald in die geschichtliche Darstellungsweise wieder einlenken müßte. Auch möchten wir nicht die Anreden an die handelnden Personen billigen. Das saubere Gespinnst seiner Arbeiten bedarf dieses Einschlags nicht.

Geistvoll, enthusiastisch geschrieben ist die Skizze über Dante. Hier finden sich alle Vorzüge des Stils, der phantasievollen Auffassung, des treuerfaßten Zeitcolorits, durch die sich Karl Frenzel's Feder auszeichnet, beisammen. Nur setzt vielleicht die Darstellung gerade bei diesem schwierigen Stoff im Leser zu viel Vertrautheit mit demselben voraus. Wie vielen Gebildeten kann bekannt sein, daß der „fromme Arrigo" Kaiser Heinrich VII. ist? Was der Verfasser von den Allegorieen und dem dichterischen Charakter der „Göttlichen Komödie" im allgemeinen sagt, ist wahr und treffend, wenn er jedoch die Gestalten des Thomas Aquino, des Bonaventura, der Cherubim und Seraphim geringschätzt und das „Paradies" „ein Trümmerfeld vergrößerter Symbole, verblaßter Gedanken" nennt, so wird sich mancher Widerspruch regen. Die Schlußworte „Und so schaute er hinaus, wie ihn Giotto gemalt, mit seinem traurig ernsten Gesicht in die Jahrtausende" — erregen den Verdacht, daß hier ein Irrthum obwalte; denn wie uns dieses Jugendporträt in Nachbildungen überliefert ist, trägt es die angedeuteten Züge wol nicht an sich.

Der zweite Aufsatz, über Torquato Tasso, ist besonders anschaulich, geistvoll und spannend. Vielleicht hätte in dieser trefflichen Darstellung nicht verschwiegen bleiben sollen, daß das romantische Liebesverhältniß zur Prinzessin, wovon unter den Zeitgenossen allein Battista Manso, der jedoch den Aufenthalt in Ferrara nicht mit durchlebte, zu berichten weiß, weder aus des Dichters Lyrik, noch aus seinen Briefen mit Bestimmtheit nachgewiesen werden kann. In der schönen Charakteristik des Luis de Camoens wünschten wir noch einen Zug hervorgehoben, eine gewisse affectirte Begeisterung, die sich in dem Uebertreffen wollen früherer Großthaten äußert. Die Griechen und Römer müssen sich zu Gunsten der portugiesischen Helden verkleinern lassen; Geringfügiges und anderswo allenthalben Vorkommendes wird in den „Lusiaden" als einzig gepriesen, vieles eben nur Heldenthat genannt, ohne daß der Dichter es uns als solche anschauen läßt. Vergleicht man Karl Frenzel's Skizze über „Bertrand de Born" mit der speciellern Darstellung bei Fr. Diez („Leben und Werke der Troubadours"), so sieht man die Wege, die der gewandte und geistreiche Essayist geht und die der Geschichtschreiber. In dem Aufsatz über Calderon's historische Dramen hat der Verfasser der Einzelheiten und Beispiele wol zu viele gehäuft; einige Sparsamkeit wäre hier dem Verständniß dienlicher gewesen. Die letzten vier Abschnitte, über den französischen Lustspieldichter François Regnard, über Louise de la Vallière, Julie Lespinasse und Louise d'Epinay im Verhältniß zu Jean Jacques Rousseau, führen höchst lebendig und anschauungsreich in die bedenklichen Zustände der vornehmen Gesellschaft von Paris unter Ludwig XIV. und XV. und machen in ihrer Art den Ursprung der Französischen Revolution begreiflicher als manche vielbändige Revolutionsgeschichte. So finden sich auch in den „Vermischten Schriften" unsers Heinrich Peter Sturz aus dem vorigen Jahrhundert einige Briefe über die pariser Gesellschaft und ein Aufsatz über Rousseau, die eine Reihe feinsinniger Bemerkungen über denselben Gegenstand enthalten, wie überhaupt die Aufsätze dieses Schriftstellers zu den frühesten und besten Versuchen dieser Gattung bei uns in Deutschland gehören.

Die Zusammenstellung der Studien Karl Frenzel's ist keine willkürliche. Vielmehr zieht sich ein inneres culturgeschichtliches Band durch sämmtliche Aufsätze. Sie beschreiben einen ganzen Kreislauf romanischen Nationallebens: die großen Epiker und Dramatiker der Italiener, Portugiesen und Spanier schreiten würdig voran und die kräftige Erscheinung des Troubadours sowie die launig heitere des französischen Lustspieldichters leiten über zu den Repräsentanten der pariser Salons und dem Apostel der Natur und Freiheit. Diese geschickt angelegte Aufeinanderfolge verleiht dem interessanten Buche noch einen Reiz mehr.

Anders verhält es sich mit den „Essays von Herman Grimm" (Hannover, Rümpler, 1858). Hier ist die Mischung sehr mannichfaltig. Längere und kürzere Abhandlungen, bald leichter, bald strenger gefaßt, aus älterer und neuerer Literatur- und Kunstgeschichte Italiens, Englands und Deutschlands, theils raisonnirende Darstellung, theils kritische Erörterung. Alle von höchstem Interesse, aber nicht alle ein gleiches Publikum fesselnd. Aus einer gelegentlichen Anmerkung geht hervor, daß auch diese Aufsätze zuerst in einem Journal veröffentlicht wurden. Zwei davon sind geradezu wissenschaftliche Untersuchungen, nämlich „Die Bearbeitung von Shakspeare's Sturm durch Dryden und Davenant" und „Deutsches Theater im 16. Jahrhundert". Der umfangreichste, beinahe 100 Seiten umfassende Artikel ist der über Rafael und Michel Angelo. Die politischen Zeitverhältnisse, römisches und florentinisches

Leben, die verschiedene Kunstrichtung beider Männer, des einen heitere Idealität, des andern erhabener Ernst, alle die ewig denkwürdigen Beziehungen jener einzigen Epoche sind hier frei und geistreich zur Anschauung gebracht. Sehr charakteristisch sind die mitgetheilten Auszüge aus dem Berichte des portugiesischen Miniaturmalers Francesco d'Ollanda über seinen Aufenthalt in Rom 1540 und sein Zusammentreffen mit Vittoria Colonna und Michel Angelo auf Cavallo. Die Abhandlung über Schiller und Goethe gewährt verschiedene neue Gesichtspunkte, ist aber nicht frei von gewagten Behauptungen, wie z. B., daß beide am meisten der französischen Bühne verdanken oder daß der „Westöstliche Divan" bereits den ganzen Heine in Sprache und Wendungen enthalte. In der ganz gerechten Abfertigung Macaulay's bezüglich seines Pamphlets über Friedrich den Großen wünscht man nur noch dies hervorgehoben, daß die Parteilichkeit des berühmten Engländers in diesem einen Falle ein begründetes Mißtrauen gegen die ganze Geschichtschreibung desselben erwecken muß. Leider aber ist der Verfasser selbst von starker Zweifelsucht über die Möglichkeit einer objectiven Geschichtsdarstellung behaftet, wie unter andern auch der Aufsatz „Lord Byron und Leigh Hunt" deutlich erkennen läßt, sodaß ihm gegenüber dem englischen Geschichtschreiber seine Vertheidigung nicht schwer werden möchte.

Nur noch ein Wort über den ersten reichhaltigen Aufsatz: „Alfieri und Rißori." Wir müssen uns ebenfalls zur Partei derjenigen bekennen, die den Gegenstand der Tragödie „Mirrha", als gegen die Gesetze der Natur, folglich auch der Sittlichkeit und der Aesthetik verstoßend, entschieden verwerfen. Die tolle Liebesleidenschaft einer Tochter für den leiblichen Vater und ihre Eifersucht gegen die leibliche Mutter auf die Bühne zu bringen, ist eine Verirrung, womit die Tragödie von Oedipus gar nicht zu vergleichen ist. Weiß doch sogar der Epiker Ovid, wie er zu dieser scheußlichen Fabel kommt, die Zuhörerschaft von Töchtern und Aeltern, ja überhaupt den Glauben daran zurück, um wie viel weniger durfte es sich der Dramatiker gestatten, solch Ungeheuerliches vor die Augen des Volks zu bringen! Auch eine Rißori wird durch ihre Darstellung die Unnatur nicht in Natur umwandeln können und es ist ein nicht immer wahrer Rückschluß, daß ein Drama, aus welchem das Genie des Schauspielers etwas zu machen versteht, an und für sich auch etwas sein müsse.

Schade, daß Frenzel und Grimm nicht in einem Gegenstande zusammentreffen; es würde sich dann zugleich eine gewiß interessante Verschiedenheit zweier Darstellungen gezeigt haben, die beide voll Geist und Leben sind.

Vogumil Golz und die Frauen.

Noch einmal von einer weiblichen Feder erhalten wir eine Zuschrift, die die Golz'sche Schrift über die Frauen gegen die Ansicht einer Frau, die wir in Nr. 17 dieses Jahrgangs mittheilten, in Schutz nimmt.

Wir wollen eine Stelle aus dieser entgegengesetzten Auffassung herſetzen

„Mit dem kalten und scharfen Messer des Verstandes seciert der Verfasser des genannten Buchs das Wesen der Frauen nach allen Richtungen bis in die geheimsten und feinsten Nuancen. In hundert schönen und unschönen Bildern führt er die Hälfte des Menschengeschlechts an uns vorüber, von der rohen, ungebildeten Frau des Volks bis zur hochgestellten. Und doch ein fester Typus, ein Colorit für alle! »Eine wie alle und alle wie eine!« Jene häßlichen Schwächen und Fehler: Verstellung, List, Heuchelei, Lügenhaftigkeit, Geiz, Eitelkeit hält der Verfasser für so identisch mit dem Wesen der Frauen, daß nur Frauen von wahrer Bildung sich von denselben zu emancipiren wüßten. Also das Erringen wahrer Bildung ist es, welche die Frauen von jenen charakteristischen, unliebenswürdigen Eigenschaften befreien kann, die ihren Grund in der oberflächlichen und mangelhaften Bildung haben! Und eben diese Erkenntniß, auf welche der Verfasser durch seine strenge, unverhüllte Wahrheit hinweist, möge die Frauen ermuthigen, unablässig und unermüdet an ihrer Selbstbefreiung und Veredelung zu arbeiten! Nur durch Erkenntniß unserer Natur und unsers Charakters erlangen wir zugleich die Kraft, Fehler und Schwächen abzuwägen oder sie insoweit zu beherrschen, daß sie der Harmonie unsers Wesens keinen Eintrag zu thun vermögen.

„Wir stimmen dem Verfasser mit voller Ueberzeugung bei, wenn er sagt, daß die Bildung der Frauen noch sehr im Argen läge, daß sie für den hohen und ernsten Beruf des Weibes als Geliebte, Gattin, Erzieherin ihrer Kinder und Repräsentantin des Hauswesens keineswegs ausreiche und somit derselbe nur mangelhaft erfüllt würde. Die Harmonie der Schöpfung hat das Weib dem Manne nicht unter-, sondern beigeordnet. Das gebildete Weib will von dem Manne ihrer Liebe und Verehrung nicht blos um der körperlichen Schönheit willen geliebt, es will auch um seines innern Wesens und Charakters willen geschätzt und geachtet sein.

„Wir wünschen dem Golz'schen Buche namentlich unter den Frauen die weiteste Verbreitung und schließen mit dem Zuruf: »Nur Wahrheit und Bildung machen frei!«"

Glosse.

Kleide dich einfach! Bist du hübsch, so erleidet dadurch deine Schönheit keine Beeinträchtigung; bist du häßlich, so erregst du kein Aufsehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. **Nr. 22.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Soldatenleid. Eine Erzählung von Fr. Friedrich I. — Kaffeacht in alter Zeit. Von Heinrich Kruse. — Aberglaube in der Normandie. I. Bäume und Gewässer. — Philipp Melanchthon. — Helmina von Chézy. — Hafenlieder von Heinrich Smidt. — Briefe.

Soldatenleid.

Eine Erzählung von Fr. Friedrich.

I.

„Will der Sappermenter gleich aufstehen und seine Honneurs machen, wenn ich an ihm vorübergehe! Man muß sich über euch Jungens ärgern, daß einem der Säbel blau anläuft, aber wart, ich werde zusehen, ob's wahr ist und dann werde ich die Klinge auf deinem Rücken wieder putzen lassen!"

Der Angeredete, ein junger Rekrut, der vor der Thür der Kaserne in Gedanken versunken auf einer Bank saß und das Nahen seines Hauptmanns nicht bemerkt hatte, fuhr rasch und erschrocken in die Höhe und legte die Hand an die kleine Kasernenmütze, indem er den dicht vor ihm stehenden Hauptmann mit einem ernsten und traurigen Blicke anschaute.

„Will der Sappermenter gleich ein anderes Gesicht machen, wenn ich mit ihm rede", fuhr der Hauptmann von Schirges fort, indem er unwillig seinen langen Schnauzbart strich. „Sergeant Haber", wandte er sich an einen aus der Thür tretenden Unteroffizier, „bringen Sie dem Jungen die Honneurs und was sich sonst schickt bei!"

„Zu befehlen, Herr Hauptmann", erwiderte der Sergeant, indem er sich kerzengerade und regungslos vor seinen Vorgesetzten stellte. „Aber in den Burschen ist keine Disciplin und Ordre hineinzubringen. Läßt den ganzen Tag über den Kopf hängen und schneidet Gesichter, es ist nichts mit ihm anzufangen."

„So — dann notificiren Sie den Jungen", fuhr der Hauptmann fort, „und erinnern Sie mich an ihn, wenn ich einmal Lust habe, mich über ihn zu ärgern. Es ist wahrhaftig zum Tollwerden mit diesen Jungens von Rekruten, man könnte sich den ganzen Tag über sie zu Tode ärgern, wenn man nicht mehr zu thun hätte."

„Soll ich den Burschen ein paar Stunden nacherercitiren lassen? Das wird ihn auf andere Gedanken bringen", fragte der Sergeant.

„Nein, lassen Sie es ihm diesmal noch hingehen", erwiderte der Hauptmann, dessen Unwille sich ebenso rasch, wie er aufgelodert war, wieder gelegt hatte. „Aber bringen Sie es ihm bei, daß es gegen das Reglement ist, den Kopf hängen zu lassen und daß er sich zu schämen hat, obenein ein Kerl wie er, der seine fünf Fuß und elf Zoll mißt. Rapportiren Sie mir bei Gelegenheit, ob er sich geschämt hat."

„Zu befehlen, Herr Hauptmann", erwiderte der Sergeant.

Der Hauptmann trat in die Kaserne ein, um den ganzen Vorfall sogleich wieder zu vergessen.

„Hat Er gehört, daß ich es Ihm beizubringen

habe, daß Er sich schämen soll!" wandte sich der Sergeant an den Rekruten. „Nun schäme Er sich, oder ich werd's ihm beibringen. Und laß Er den Kopf nicht niederhängen, sag ich ihm, oder ihn soll das Kreuz-Schock — — — oder ich werd's an den Hauptmann rapportiren", verbesserte er sich, „hat Er mich verstanden? So — es ist gut, nun kann Er gehen, wenn Er Lust hat."

Der Rekrut hatte sich nicht gerührt. Sein Gesicht hatte denselben Ernst und dieselbe Trauer behalten und langsam und schweigend ging er fort und schritt eine nahe Anhöhe hinauf. Hier streckte er sich in das üppige, weiche Gras und den Kopf auf die Hand gestützt ließ er den Blick auf die in der Ferne sichtbaren Harzberge schweifen. Unter den ihm bekannten und sich durch mehr Licht oder Schatten unterscheidenden Berghöhen und Gipfeln suchte sein Auge nach einem dunkeln Streifen, und als es ihn gefunden, blieb es mit dem Ausdrucke stiller Trauer und tiefen Schmerzes darauf haften.

Nicht ein einziges mal schweifte sein Auge von dem fernen Thale, welches er durch den dunkeln Streifen erkannte, ab, aber je länger er dorthin schaute, um so [illegible] rötheten sich seine Wangen, um so schneller hob und senkte sich seine Brust und um so feuriger leuchteten seine Augen. Seine Lippen bewegten sich, ohne daß ein Laut über dieselben kam, es war, als ob er stille Grüße in die Ferne sandte, als ob seine ganze Seele dorthin geflogen wäre.

Mit einem schweren und lauten Seufzer erhob er sich endlich und kehrte in die Kaserne zurück. Er suchte seinen Sergeanten auf und indem er sich kerzengerade vor ihn stellte, sprach er mit ruhiger Stimme: „Herr Sergeant, ich wünschte auf acht Tage Urlaub zu haben."

Der Angeredete war über dieses Ansinnen so überrascht, daß er im ersten Augenblicke nicht einmal Worte zu finden vermochte, sein Erstaunen auszusprechen. Er fand sie indeß bald.

„Was? Urlaub? Auf acht Tage?" rief er. „Ist Er des Teufels — ich meine, hat Er ganz seinen Verstand verloren, Er, der Rekrut Lenz! Noch trägt Er keine vier Wochen die Soldatenjacke und nun will Er schon Urlaub und auf acht Tage! Und obenein läßt Er den ganzen Tag den Kopf hängen und versteht noch nicht einmal, welches die Honneurs sind, wenn Sein Hauptmann vorüberkommt. Rekrut Lenz, ich glaube, es ist mit ihm nicht ganz richtig, aber Urlaub bekommt Er nicht. Da soll ja gleich das Kreuz-Schock — — nach vier Wochen schon Urlaub haben zu wollen! Aber warte Er, ich will ihm solche Grillen schon aus dem Kopfe bringen!"

Der mit diesen Worten Abgewiesene verließ wieder still, ohne ein Wort zu erwidern, die Kaserne, schritt wieder langsam die Anhöhe hinan und streckte sich, wie kurz zuvor, in das Gras, indem er wieder seine Augen in die Ferne richtete. Diesmal ward sein Gesicht fast noch trauriger und seine Brust hob und senkte sich noch ungestümer. Er streckte die Rechte verlangend nach der Ferne aus, gleichsam als ob er einen geliebten Gegenstand von dort herbei und an sein Herz ziehen wollte. Als aber auch dies nicht half, als sein Herz noch ebenso laut und unruhig pochte wie zuvor, erhob er sich wieder und schritt der Kaserne zu. Diesmal trat er in das Zimmer seines Hauptmanns und indem er sich musterhaft gerade vor ihm aufstellte, sprach er ruhig: „Herr Hauptmann, ich wünschte auf acht Tage Urlaub zu haben."

Der Hauptmann blickte ihn einen Augenblick erstaunt an, dann sprang er heftig von dem Sopha empor und rief: „Sapperment, ist Er toll? Der Schwerenöther will Urlaub haben von mir, dem er nicht einmal die Honneurs macht! Und mit diesem Gesichte sagt Er das! Warte Er, ich werde Ihn notificiren lassen, daß Ihm alle Lust zum Urlaube vergeht. Ich werde Ihn morgen zwei Stunden nachexerciren lassen, wenn ich daran denke. Wahrhaftig es ist zum Todtärgern über diese Jungens von Rekruten. Marsch jetzt! Ich habe keine Zeit, mich mit Ihm zu ärgern, aber morgen werde ich es nachholen, wenn ich daran denke."

Wieder verließ der Rekrut schweigend die Kaserne, schritt zum dritten male die Anhöhe hinauf und streckte sich dort zum dritten male im Grase nieder. Er richtete seine Augen wieder in die Ferne, aber diesmal vermochte er den dunkeln Streifen nicht zu erkennen, denn die Thränen waren ihm darein getreten und liefen langsam seine Wangen hinab. Er ließ sie ruhig rinnen, als aber auch dies sein Verlangen noch nicht befriedigte, wischte er sie mit der Hand ab, stand entschlossen auf und schritt rasch die Anhöhe hinab. Er schlug diesmal den Weg nicht wieder nach der Kaserne ein, sondern ging nach der entgegengesetzten Seite, wo er bald zwischen grünen Gartenhecken verschwand.

Als der Sergeant Haber am Abend nach dem Appell die Namen seiner Rekruten abrief, rief

er den Namen Lenz mit besonderm Nachdruck und Unwillen, denn er hatte das Urlaubsanſinnen des Rekruten noch nicht vergeſſen. Er erhielt keine Antwort. Als er den Namen noch lauter wiederholt hatte, ohne auch diesmal eine Antwort zu erhalten, trat er an das Lager des Gerufenen mit der Vermuthung, daß derſelbe ſeine Urlaubsgrillen verſchlafen werde. Aber auch das Lager war leer.

„Soll ihn doch gleich das Kreuz-Schock — — ich meine, ich werde es dem Herrn Hauptmann rapportiren", rief er ergürnt aus, „hat den ganzen Tag über grilliſirende Gedanken im Kopfe und iſt abends beim Appell nicht da. Liegt vielleicht wieder im Graſe und träumt, aber ich werd's ihm beibringen, daß das Träumen nicht zu den Moros gehört, die ein Soldat haben muß. Will Urlaub haben und iſt abends nicht beim Appell — nein es iſt nicht mehr zum Aushalten mit dieſem Rekruten Lenz!"

Nachdem er bald mit dieſen Worten ſeinem Aerger einige Luft gemacht hatte, rief er die Namen der übrigen Rekruten ab und ſtreckte ſich dann ſelbſt auf ſein Lager mit dem feſten Vorſatze, am folgenden Morgen dem Rekruten Lenz die Soldaten-Moros zu lehren.

Sobald er am folgenden Morgen erwachte, rief er ſogleich den Strafbaren bei Namen, erhielt aber ebenſo wenig als am Abend zuvor eine Antwort und fand ihn auch nicht in ſeinem Bett. Erſchrocken ſprang er empor. „Da ſoll ihn doch gleich das Kreuz-Schock" — — rief er ergürnt, er vollendete indeß ſeine Worte nicht, denn es ſtieg eine Ahnung in ihm auf. Sofort ging er zu ſeinem Hauptmann, ihm den Vorfall zu rapportiren.

„Herr Hauptmann", ſprach er, „der Kreuz-Schock-Schwere — — ich meine, der Rekrut Lenz hat geſtern um Urlaub nachgeſucht, iſt geſtern Abend nicht beim Appell geweſen und als ich ihn heute Morgen rufe, iſt er auch nicht da. Ich glaube — — —"

„Wie?" unterbrach ihn der Hauptmann, „iſt nicht da? Ich glaube, der Sappermenter iſt deſertirt und obendrein ohne Urlaub. Es iſt himmelſchreiend mit dieſen Rekruten! Ein Kerl fünf Fuß und elf Zoll hoch und zu deſertiren!"

„Ich glaube auch, Herr Hauptmann", warf der Sergeant ein, „daß er auf und davongegangen iſt. Ich habe immer geſagt, daß aus ſolchen grilliſirenden Gedanken, wie ſie der Burſche hatte, nichts Gutes entſteht."

„Weshalb haben Sie ihm dieſelben nicht ausgetrieben?" rief der Hauptmann unwillig. Ich komme vor aller Arbeit den ganzen Tag nicht zu mir, muß mich obendrein noch über dieſe Schwerenöther von Rekruten halb zu Tode ärgern und ſoll mich am Ende auch noch darum kümmern, daß ſie den Kopf nicht hängen laſſen. Es iſt wahrhaftig nicht mehr zum Aushalten! Auf mich fällt auch alles zurück! Sie laſſen den Sappermenter deſertiren und nun heißt es für mich: ſehe zu, wie du ihn wieder bekommſt. Und wir müſſen ihn wieder haben. Sergeant! Ich habe nicht Luſt, den Burſchen erſt vier Wochen lang das Exerciren und die Disciplin beizubringen und ſie dann deſertiren zu laſſen. Das will ich nicht, ſage ich, und Sergeant Haber, Sie müſſen mir den Burſchen wieder ſchaffen, damit er erfährt, was es heißt, zu deſertiren ohne Urlaub."

„Zu befehlen, Herr Hauptmann", erwiderte der Sergeant. „Wenn der Burſche nur geſagt hätte, wohin er gegangen iſt. Aber kein Wort hat er darüber verlauten laſſen — es iſt wahrhaftig gegen alle Disciplin. Wo ſoll ich ihn ſuchen? Die Welt iſt groß — es iſt eine ſchwierige Sache."

„Freilich, freilich iſt es das", entgegnete der Hauptmann, der ſich dieſe Schwierigkeiten gleichfalls nicht verhehlte. „Aber wiederhaben müſſen wir ihn und wäre er nach Amerika gegangen." Er ſchwieg einen Augenblick, um über dieſen ſo ſchwierigen Fall nachzudenken, und fuhr dann fort: „Sergeant Haber, nehmen Sie zwei Mann mit ſich und marſchiren Sie direct nach ſeiner Heimat, dorthin wird er gegangen ſein. Nehmen Sie ihn feſt, ſobald Sie ihn treffen und bringen Sie ihn zurück."

„Zu befehlen, Herr Hauptmann! Aber wenn ich ihn dort nun nicht treffe?"

„Sergeant Haber!" rief jetzt der Hauptmann unwillig. „Sie ärgern mich mit Ihren ewigen Einwendungen zu Tode! Ich kann doch wahrhaftig nicht ſelbſt hingehen und den Unglückſeligen zurückholen! Wenn Sie ihn dort nicht finden, nun — nun ſo kehren Sie zurück. Ich werde dann ſeinen Namen aus den Liſten ſtreichen und dahinter bemerken, daß er deſertirt und ſpurlos verſchwunden iſt. Wahrhaftig, ich habe von den Rekruten ſo viel Aerger und Arbeit, daß mir nicht einmal Zeit übrig bleibt, mich über etwas anderes zu ärgern."

Er wandte ſich nach dieſen Worten ab, und

der Sergeant verließ, nachdem er noch einmal sein „zu befehlen, Herr Hauptmann" wiederholt hatte, das Zimmer. Er wünschte dem Deserteur in Gedanken, daß er sich hundertausendmal die Beine und noch einmal so oft das Genick brechen möge, denn der Befehl des Hauptmanns war ihm nichts weniger als angenehm, aber er kannte die Disciplin und wußte, daß er gehorchen mußte. Zugleich suchte er sich mit dem Unangenehmen und den Mühen dieses Befehls durch den Gedanken an die Ehre, die es für ihn bringen mußte, wenn er einen Deserteur glücklich wieder einbrächte, auszusöhnen und er freute sich schon im Geiste über den Respect, den er sich dadurch bei den übrigen Rekruten verschaffen würde.

Nachdem er seine wenigen Marschvorbereitungen getroffen und sich zwei tüchtige Mann zu Begleitern ausgewählt hatte, brach er noch an demselben Tage auf, um dem Geflohenen nicht einen zu großen Vorsprung zu gestatten.

Um dieselbe Zeit war der Deserteur bereits seinem Ziele nahe, jenem dunkeln, stillen Thale, nach dem er am Tage zuvor seine Augen so sehnsuchtsvoll gerichtet hatte. Noch hatte er sich seit der Stunde seiner Flucht keinen Augenblick Ruhe gegönnt. Sein starker, abgehärteter und gestählter Körper empfand seine Ermüdung und wenn er sie auch empfunden hätte, er würde sich nicht darum gekümmert haben. Ganz andere Gedanken erfüllten ihn und trieben ihn rastlos weiter. Sie waren nicht auf ihn selbst gerichtet, sondern auf ein Mädchen, das in jenem Thale weilte. Ha, seine Wangen röthelten sich, wenn er an sie dachte, seine Augen spähten umher, als ob er sie irgendwo erblicken müßte, und seine Schritte verdoppelten sich, um sie desto eher zu erreichen. Und doch liebte sie einen andern. Er wußte es, und deshalb waren seine Lippen so fest aufeinander gepreßt und seine Hand ballte sich dann und wann, wenn ihn ein anderer Gedanke überraschte, fest zusammen.

Als das Schwesterkind seiner Mutter war das Mädchen in dem Hause seiner Mutter mit ihm aufgewachsen. Er war mehrere Jahre älter und wußte noch, wie sie als kleines Kind in das Haus gekommen war, und schon damals hatte er eine stille Zuneigung zu dem sanften, lieblichen Kinde gefaßt. Wie Geschwister waren sie nebeneinander aufgewachsen, wie Geschwister hatten sie sich geliebt. Doch die Jahre waren gekommen, wo diese Liebe seinem Herzen nicht mehr genügte. Ein anderes Gefühl erfaßte ihn, er liebte das Mädchen mit einer Leidenschaft und Glut, vor der er selbst oft erschrak. Er hatte seine leidenschaftliche Liebe geheim gehalten, weil es nicht in seinem Charakter lag, von Gefühlen und Aufregungen, welche ihn erfüllten, zu sprechen. Er war verschlossen und schweigsam. Sein Aeußeres erschien auch dann noch ruhig, wenn die heftigsten, wildesten Leidenschaften in seinem Innern stürmten und drängten. Hatten sie sich aber einmal gewaltsam bei ihm losgerissen, waren sie hervorgebrochen, dann besaß er nicht mehr die Kraft, sie zu beherrschen, dann rissen sie ihn willenlos mit sich fort.

Daß Marie trotz ihrer Zuneigung und Güte gegen ihn ihn nicht liebte, wie er sie, ja daß sie ihn nie so lieben konnte, das wußte er und das war es, was ihm schon manche bittere und wilde Stunde bereitet hatte, in der sein Herz von den heftigsten Leidenschaften zerrissen wurde.

Wäre Marie schroff und kalt gegen ihn gewesen, seine Liebe würde dadurch vielleicht abgekühlt sein, aber mit schwesterlicher Innigkeit und Sorgsamkeit trat sie ihm stets entgegen, und das war es, was ihn marterte und quälte, was seine Leidenschaft immer heftiger anfachte und ihn oft fast zur Verzweiflung trieb.

Er wußte, daß Marie ihn nur als Schwester lieben, daß sie nie sein eigen werden würde. Er würde dies ertragen haben, aber den Gedanken vermochte er nicht zu fassen, daß sie einst einem andern angehören, daß sie einem andern die Liebe schenken sollte, nach der er sich mit so stiller und ungestümer Leidenschaft sehnte.

Und Marie liebte einen andern — er wußte es. Es war sein einstiger Spielkamerad, der Sohn eines wohlhabenden Grubenherrn. Er hatte die Zuneigung der beiden oft genug aus ihren Augen gemerkt, und dann hatte es ihn fortgetrieben in die Berge oder in den Wald, wo er seine Aufregung, seine glühende Eifersucht still in sich verzehrt hatte.

Selbst seine Mutter schien die Neigung der beiden jungen Leute zu begünstigen. Sie hatte ja nie daran gedacht, daß er an Marie anders als mit brüderlicher Liebe denken könnte. Er war arm und Marie war arm, schon hierin schien für sie eine Unmöglichkeit zu liegen, daß ihr Sohn je mit dem Mädchen vereint werden könne.

Aber sein Herz kümmerte sich nicht darum, für seine Liebe gab es keine Armuth, Maries Besitz hätte er dem größten Reichthume vorgezo-

gen. Und wozu brauchte er reich zu ſein! Er war ſtark und geſund, was ſie bedurft hätten, würde er mit Luſt, faſt ſpielend durch die Arbeit ſeiner Hände ſich erwerben haben, für ihn gab es nur ein Hinderniß, aber ein gewaltiges, ein ſchreckliches, das oft ſeinen ſtarken Körper vor innerer Leidenſchaftlichkeit erzittern machte — er wußte, daß Marie ihn nicht liebte.

In dieſem Zuſtande der Eiferſucht und innern Aufregung der Liebe traf ihn das Loos, Soldat werden zu müſſen. Ihn tröſtete der Gedanke, daß den von ihm gehaßten Sohn des Grubenherrn daſſelbe Schickſal traf, daß auch er von dem Mädchen, das er liebte, getrennt werden ſollte. Aber der wohlhabende Grubenherr kaufte für ſeinen Sohn einen Stellvertreter, und er mußte deshalb allein fortziehen und ſeinem Nebenbuhler ein völlig freies Feld zurücklaſſen.

Er war anfangs hierüber faſt der Verzweiflung nahe geweſen, er dachte daran, ſich dem Aufgebote zu entziehen und gewaltſam zu widerſetzen — aber konnte er dadurch erreichen, daß Marie ihn liebte und von jenem ihr Herz abwandte? Er hatte ſich deshalb endlich mit Geduld in ſein Geſchick ergeben, ja er hatte ſogar Beruhigung für ſein Herz dadurch gehofft, denn daß er die Qualen der glühendſten Eiferſucht, die ſein Inneres durchtobten und in fortwährender Aufregung erhielten, nicht lange mehr ertragen konnte, ohne ihnen zu unterliegen, fühlte er nur zu deutlich.

Kaum war er aber wenige Tage von Marie entfernt, ſo zog es ihn mit noch größerer Gewalt zu ihr wieder hin. Seine Liebe war durch die Trennung noch geſteigert, ſeine Eiferſucht und Leidenſchaftlichkeit nicht geſchwächt. Seinem Nebenbuhler ſtand nun nichts mehr im Wege, offen um Mariens Hand und Liebe zu werben, während ſein bis dahin ungebändigter, ungezähmter Charakter nur mit Gewalt ſich in den ſoldatiſchen Zwang fügte.

Das alles hatte an dem Tage ſo mächtig und gewaltig auf ihn eingewirkt, daß er nicht mehr im Stande war, länger zu widerſtehen. Der Urlaub war ihm abgeſchlagen, ihm war nur noch eins übrig geblieben: zu deſertiren, denn zu bleiben vermochte er nicht länger. Er wußte wohl, was er gewagt, welche Schuld er ſich aufgebürdet hatte, aber der Tod war ihm lieber als ein längeres Bleiben in jenen Verhältniſſen, die er nicht länger zu ertragen vermochte, und Schlimmeres als der Tod konnte ihn nicht treffen.

Der Abend war hereingebrochen, ehe er ſein heimatliches Dorf erreichte, aber mehr und mehr näherte er ſich ihm. Nur noch einen letzten Berg hatte er zu überſteigen. Als er auf dem Gipfel deſſelben angekommen war, als er das ſtille Dorf zu ſeinen Füßen liegen ſah und aus den Häuſern ihm Lichter freundig grüßend und heimatlich traut entgegenſchimmerten, da ſuchte ſein Auge mit ungeduldiger Haſt den Lichtſchimmer ſeines väterlichen Hauſes, und als er ihn gefunden hatte, zuckte es gewaltſam durch ſeinen Körper. Sein Herz ſchlug laut, ſeine Bruſt athmete raſch und unwillkürlich ſtreckte er in Liebe und Sehnſucht die Arme nach ihm aus, denn dort — dort in jenem Zimmer, aus dem die Lichtſtrahlen ſo freundlich und grüßend zu ihm drangen, dort hatte er ſo manche glückliche und bittere Stunde verlebt — dort weilte das Mädchen, das er ſo ſehr, ſo glühend liebte.

Ja, in dieſem Augenblicke, wo er allein auf dem einſamen Gipfel des Berges ſtand, in dieſem Augenblicke, wo er nach Wochen zum erſten male den Blick wieder auf das ſtille Haus ſeiner Jugend warf, in dieſem Augenblicke fühlte er es deutlich, daß er einen vergeblichen Kampf mit ſeinem Herzen und ſeiner Liebe kämpfte. Er fühlte, daß er in dieſem Kampfe unterliegen mußte, weil er von dem Mädchen nicht laſſen konnte. Nicht blos ſein Herz, ſondern ſein Leben, ſein ganzes Daſein — alles, alles hing an ihm.

Er ſtieg raſch den Berg hinab, an dem jeder Pfad, ja jeder Baum und Stein ihm bekannt waren. Wenige Minuten darauf ſtand er vor ſeinem väterlichen Hauſe. Er ſchaute durch das Fenſter und ſah Marie in dem Zimmer ſitzen. Sie war allein und ſaß am Spinnrocken. Ihr Geſicht war heiter, ſie ſang ein luſtiges Lied und wandte dann und wann den Blick zur Thür, als ob ſie jemand erwarte.

Sein Herz ſchlug laut und ungeſtüm, als er das Mädchen wieder ſah. Er hätte zu ihr eilen und ſie an ſeine Bruſt ziehen mögen, aber ihr heiteres Geſicht, ihre luſtige Stimmung ſchreckte ihn zurück und preßte ſeine Bruſt qualvoll und bange zuſammen. Ja, ſie war heiter und ſonnte ſingen, obſchon ſie von ihm getrennt war, ja ſie kümmerte ſich nicht um ihn und ſeine Schmerzen, und wie viel hatte er ihretwegen erduldet! Wie war ſein Herz faſt vor Sehnen vergangen, wie hatte in ſeiner Bruſt nur ein — nur der Gedanke an ſie Raum gehabt!

Es erfaßte ihn mit einem wilden Schmerze, es trieb ihn faſt zur Verzweiflung, zugleich faßte

er aber auch den festen Entschluß, sie nimmer aufzugeben, nimmer von ihr zu lassen — weil er es nicht konnte. Er bezwang seine gewaltige leidenschaftliche Aufregung und ging äußerlich ruhig und gefaßt in das Haus.

Langsam öffnete er die Zimmerthür — langsam, fast zögernd trat er ein. Freudig erröthend wandte Marie den Kopf zu ihm, sobald sie ihn aber erkannte, schwand die Röthe von ihren Wangen. Dieser einzige Augenblick verrieth ihm alles. Er wußte, daß sie einen andern erwartet hatte, er sah sie bei seinem Anblicke erbleichen.

Marie hatte sich rasch gefaßt. Mit dem halb erschreckenen und halb überraschten Rufe: „Heinrich, Heinrich, woher kommst du?" sprang sie auf und eilte ihm entgegen.

„Du hast mich nicht erwartet", erwiderte er, indem er sie scharf anblickte. „Ich glaube es wohl."

„Wie konnte ich dich erwarten, Heinrich, da ich dich fern, fern von hier glaubte", rief das Mädchen offen und arglos. „Wie geht es zu, daß du jetzt schon zurückkehrst?"

„Ich habe mir Urlaub genommen", erwiderte der Flüchtling. „Es ist dir vielleicht unangenehm."

Marie, welche all ihm mit vollst schwesterlicher Liebe hing und noch nie solche kalte Worte von ihm vernommen hatte, blickte ihn starr an. Sie vermochte ihn nicht zu begreifen.

„Was hast du, Heinrich?" fragte sie ihn besorgt. „Was fehlt dir, du siehst blaß aus?"

„Nichts, nichts", entgegnete der Befragte, indem er sich mit aller Gewalt seine äußere Ruhe bewahrte. „Es ist nichts. Ich habe mich etwas übernommen, denn ich bin von der Garnisonsstadt bis hierher in Einem Zuge gegangen. Seit gestern Nachmittag habe ich keine Stunde geruht — freilich, ich hätte es nicht nöthig gehabt. Aber es trieb mich mit Gewalt hierher, ich hatte nicht eher Ruhe — und nun — —"

Er vollendete seine Worte nicht, sondern ließ sich erschöpft in einem Lehnstuhle hinter dem Ofen nieder, indem er den Kopf auf die Hand stützte und den Blick starr auf die Erde heftete.

Marie begriff ihn nicht. Sie glaubte indeß, daß seine übergroße Anstrengung der Grund seines sonderbaren Benehmens sei, und für ihn besorgt, holte sie Speise und Trank herbei, um ihn zu erquicken und zu stärken. Er rührte nichts davon an und lehnte Mariens Aufforderung, etwas zu genießen, mit einem schweigenden Schütteln des Kopfes ab.

Regungslos blieb er in seiner Stellung sitzen, nur dann und wann schlug er die Augen auf und ließ sie dann ebenso starr auf dem Mädchen ruhen.

Endlich öffnete sich die Thür und Franz, der Sohn des Grubenherrn, trat ein. „Ha! Heinrich!" rief er überrascht, als er den Rekruten erblickte, und blieb wie erschrocken an der Thür stehen.

Der Flüchtling hatte seinen Kopf emporgehoben und seine Augen fest auf den Eingetretenen gerichtet. Sie blickten jetzt nicht mehr starr und in Gedanken verloren, ein fast unheimliches, wildes Feuer leuchtete aus ihnen.

Marie bemerkte es, und um allem vorzubeugen, eilte sie dem Eingetretenen entgegen und rief: „Heinrich ist vor kaum einer Stunde ganz unerwartet angekommen; er hat Urlaub erhalten."

„Urlaub?" wiederholte Franz lächelnd. „Nach vier Wochen bekommt noch kein Rekrut Urlaub, da heißt's noch exerciren."

„Doch, doch, Franz", versicherte Marie, „Heinrich hat es gesagt."

„So", erwiderte er. „Und auf wie lange Zeit hast du Urlaub?" wandte er sich an Heinrich, der sich langsam erhoben hatte und nun in seiner ganzen Größe und fast drohend dastand. „Du mußt dich gut gehalten haben, denn ich habe nach vier Wochen noch keinen Rekruten wieder daheim auf Urlaub gesehen."

Es lag in dem Tone seiner Stimme Spott und Zweifel an der Wahrheit Heinrich's.

„Hast du ein Recht danach zu fragen?" erwiderte Heinrich mit fast tonloser Stimme, die aber seine heftige, leidenschaftliche Aufregung nur zu deutlich verrieth. „Hast du ein Recht dazu?" wiederholte er nochmals.

„Nein", rief Franz spöttisch und gereizt. „Aber ich weiß, daß noch vier Wochen noch niemand Urlaub bekommt, und wer dann schon heimkehrt, der ist desertirt!"

Heinrich's ganzer Körper erzitterte gewaltsam. Seine Augen blickten glühend. „Bube!" rief er laut und heftig und sprang auf Franz zu, um ihn an der Brust zu erfassen und wie einen Ball an die Wand zu schleudern. Marie warf sich in diesem Augenblicke mit lautem Angstschrei zwischen sie. „Heinrich, Heinrich", rief sie, „Franz ist mein Verlobter!" und um den Geliebten zu schützen, schlang sie ihre Arme um seinen Hals.

Wie von einem Blitzschlage wurde Heinrich

von diesen Worten getroffen. Alle Kraft seines starken Körpers schien mit einem male gelähmt zu sein. Seine Augen ruhten einen Augenblick starr auf dem Mädchen, mit der Rechten preßte er gewaltsam seine Brust zusammen, dann stürzte er rasch aus dem Zimmer und aus dem Hause.

„Heinrich, Heinrich!" rief Marie ihm nach und wollte ihm folgen, aber Franz hielt sie zurück.

„Laß ihn", sprach er. „Hier ist doch seines Bleibens nicht. Er ist desertirt, ich habe es seinen Augen angesehen. Man wird ihn verfolgen, ist vielleicht schon auf seiner Spur und sucht ihn hier schon in nächster Stunde. Es ist das Beste für ihn, wenn er flieht, weit, weit, so weit als er kommen kann."

Das Mädchen hatte ihm mit zunehmender Angst zugehört. Heinrich's Schrecken, als sie ihm gesagt, daß sie sich mit Franz versprochen, sein starrer auf sie gehefteter Blick, die ungestüme Hast, mit der er aus dem Zimmer gestürzt war —, dies alles hatte ihr hinreichend verrathen, was in seiner Brust vorgegangen war. Sie wußte, daß er sie mit einer wilden Leidenschaftlichkeit und Gluth liebte, sie wußte, daß er ihretwegen sich einer solchen Gefahr ausgesetzt hatte und vielleicht für immer unglücklich werden sollte. Aber das durfte er nicht! Konnte sie ihn auch nicht lieben, wie er es verlangte, so wollte sie ihn doch zum wenigsten retten, er stand ja als Bruder ihrem Herzen so nahe.

„Wir müssen ihn retten", sprach sie zu ihrem Geliebten. „Laß uns ihn aufsuchen — er ist mein Bruder — in dem Hause seiner Mutter bin ich aufgenommen und wie ein eigenes Kind gehalten."

Franz schwieg. Er sollte den zu retten versuchen, den er als Nebenbuhler fürchtete und haßte. Um dessen willen sollte er sich vielleicht selbst einer Gefahr aussetzen und die Strafe auf sich ziehen, die jeden traf, der einem Deserteur zur Flucht behülflich war! Das vermochte er nicht — er würde es nicht gethan haben und wenn Heinrich sein eigener Bruder gewesen wäre. Als Marie noch einmal in ihn drang, schlug er es offen ab.

„Ich mag mich nicht selbst in Gefahr bringen, weil ich einen Deserteur in meinen Schutz nehme", sprach er. „Weshalb ist er geflohen? Ich weiß es und gerade deshalb mag ich ihm nicht behülflich sein."

„Er ist mein Bruder", wiederholte Marie bittend.

„Und doch sieht er dich mit andern Augen als denen eines Bruders an!" rief Franz. „Ich weiß, daß er dich liebt, glühend und leidenschaftlich. Deshalb ist er geflohen — und deshalb kann und werde ich ihn nicht retten. Mögen sie ihn wieder festnehmen, mag er sein Vergehen büßen, er hat es selbst verschuldet!"

Marie wandte sich von ihm ab. Sie hatte ihm mehr Großmuth und ein edleres Herz zugetraut. Sie fühlte sich getäuscht und gekränkt, sie wurde Härte und Herzlosigkeit ihres Geliebten vergeben und vergessen haben, denn ein liebendes Herz ist ja groß im Vergeben, hätte er ihr Ruhe und Zeit gelassen, sich zu fassen und ihre Aufregung zu bekämpfen. Er that es nicht, sondern schlang, um sie zu versöhnen, den Arm um ihren Nacken, fast heftig stieß sie den Arm zurück, sie konnte sich in diesem Augenblicke von dem Manne nicht umfassen lassen, um dessen willen ihr „Bruder" unglücklich werden sollte.

Franz verstand sie nicht. Unwillen und Eifersucht regte sich in seiner Brust und aufgeregt verließ er das Zimmer, ohne noch ein Wort zu dem Mädchen, das er so innig liebte, zu sprechen.

Marie bereute ihr Benehmen nicht. Frauengemüther bereuen selten, daß sie ihrem Gefühle gefolgt sind, denn das Gefühl heiligt für sie eine heiligende Macht. Und Marie mußte sich eingestehen, daß ihr Gefühl ein wahres und zugleich edles war. Sie wußte ja, daß sie ihrem Geliebten kein Unrecht gethan hatte. Sie hätte alles für Heinrich opfern können, ohne ihrer Liebe zu nahe zu treten und Abbruch zu thun. Sie liebte Heinrich und Franz gleich innig und treu und doch war diese Liebe so unendlich verschieden, doch konnte ihr Herz selbst nie dadurch in Zwiespalt gerathen.

In Gedanken versunken stand sie da und wurde daraus erst gestört, als Heinrich's Mutter zu ihr ins Zimmer trat. Aufgeregt, wie sie noch nimmer war, warf sie sich ihr schluchzend um den Hals und erzählte ihr alles, was seit wenigen Stunden vorgefallen war.

Die Frau war auf das heftigste erschrocken, aber in dem Mutterherzen gewann die Sorge um den Sohn sogleich das Uebergewicht. Sie hatte nur den Einen Gedanken, ihn zu retten. Auch in Marien's Herzen gewann dieser Gedanke wieder Raum und sie eilte hinaus, um Heinrich zu suchen.

Ohne daß sie sich zu sagen vermochte weshalb, trat sie in den kleinen Garten hinter dem

Hause. Sie sah Heinrich, der auf einer Bank unter einem Apfelbaume in Gedanken versunken dasaß, und schweigend trat sie an ihn heran. Er bemerkte es nicht. Sie legte ihre Hand auf seine Schulter und kaum hatte sie ihn berührt, so sprang er erschrocken und wild in die Höhe. Als er sie aber erkannte, legte sich seine Aufregung sofort, und er setzte sich wieder schweigend auf die Bank.

„Heinrich!" rief Marie bittend, „fliehe, ehe du dich und uns alle unglücklich machst!"

Er schüttelte ablehnend und schweigend mit dem Kopfe.

In diesem Augenblicke trat auch seine Mutter in den Garten und als sie ihn erblickte, warf sie sich schmerzvoll und laut weinend an seine Brust. Für einen Augenblick gab er sich ganz seinem Gefühle hin, das ihn überwältigte. Er fühlte den Schmerz der geliebten Mutter, ihn in einer solchen Lage wiederzusehen, es war auch ihm schmerzvoll, ihr solchen Kummer zu bereiten, und er preßte sie fest an sich.

„Ist es wahr, Heinrich, daß du gestohlen, desertirt bist?" rief sie schluchzend. „Ist es wahr, daß du deiner Mutter solchen Kummer gemacht hast?"

Noch hielt er die weinende Mutter in seinen Armen, er schien einen Augenblick zu schwanken, dann erwiderte er fest: „Ja, ich bin desertirt!"

„Mein Gott, mein Gott!" klagte die erschreckene Mutter, indem sie den Kopf an die Brust ihres Sohnes legte. „Heinrich — weshalb hast du das gethan! Doch du mußt fliehen, fliehe, sie dürfen dich nicht wieder bekommen!"

Der Gedanke an die Gefahr ihres Kindes ließ sie den Schmerz vergessen und sie richtete sich entschlossen empor, um alles zu thun, was ihn zu retten vermochte.

Heinrich wurde der Bitte und dem Drängen seiner Mutter vielleicht nachgegeben haben, wäre Marie nicht dawischen gestanden. Ein Blick auf sie und sein Körper erzitterte vor heftiger innerer Erregung. Er fiel in seine finstere, scheinbar ruhige, willenlose Stimmung zurück. „Ich fliehe nicht, ich bleibe hier!" erwiderte er und seine Stimme klang tief finster.

„Du mußt fliehen", rief die Mutter, „du darfst nicht hier bleiben, es würde mein Tod sein, wenn du hier vor meinen Augen festgenommen würdest."

Auch Marie bat ihn, für seine Freiheit und sein Leben bedacht zu sein, aber er schien seine ihrer Worte zu vernehmen. Auf die Bank zurückgesunken saß er regungslos da. Sein Blick ruhte bald starr auf der Erde, bald richtete er ihn auf Marie. Sein Körper schien ermattet und erschlafft, jede Thatkraft von ihm gewichen zu sein. Nur aus dem lauten Pochen seines Herzens, aus dem raschen Athmen seiner Brust mochte man erkennen, daß es in seinem Innern nicht so still und ruhig war, daß heftige Leidenschaften darin stürmten.

Noch einmal suchte ihn die bekümmerte Frau zu bewegen, auf seine Sicherheit bedacht zu sein, als er aber auch jetzt hierauf nichts erwiderte, erfaßte ihn Marie an der Hand und führte ihn in das Haus zurück. Er folgte ihr ohne Widerstreben, willenlos wie ein Kind. In dem Lehnstuhle hinter dem Ofen ließ er sich wieder nieder, dort verfiel er wieder in sein stilles, finsteres Brüten. Kein Wort kam über seine Lippen, nur mit den Augen verfolgte er Marie und jede ihrer Bewegungen.

Die besorgte Mutter berieth sich mit Marie, was sie zu seiner Rettung ihun könnten — er sagte kein Wort dazu. Nur als das Mädchen sagte, daß sie zu ihrem Geliebten gehen und ihn noch einmal um Beistand bitten wolle, sprang er heftig empor und hielt sie zurück. „Bleib", rief er finster. „Ich mag von ihm keinen Beistand — ich will ihn nicht sehen. Ich kann mir allein helfen, aber ich will es nicht — hier will ich bleiben." Er schwieg wieder und alles, was um ihn verging, schien ihm völlig gleichgültig zu sein.

So schwand die Nacht und auch der folgende Tag dahin. Er war nicht dazu zu bewegen, das Haus zu verlassen und zu fliehen. Er aß und trank nur, weil Marie es ihm vorlegte, ein Bedürfniß danach schien er nicht zu fühlen. Er saß still, fast regungslos in dem Zimmer, nur an dem öfteren Wechseln seiner Gesichtsfarbe konnte man erkennen, daß seine äußere Ruhe nur eine scheinbare war.

Krong kam während dieser Zeit nicht in das Haus und es war ein Glück für ihn, denn Heinrich's ganzer Groll und Haß war auf ihn gerichtet und hätte er ihn gesehen, er würde sich nicht länger zu beherrschen vermocht haben.

Auch Marie sah ihren Geliebten während dieser Zeit nicht. Daß er nicht kam und ihr seine Hülfe anbot, kränkte sie und ließ unwillkürlich einen kleinen Stachel in ihrem Herzen zurück. Sie wußte, daß die Eifersucht ihn zurück-

hielt, aber dieser Grund erschien ihr am ungerechtfertigsten, denn sie fühlte sich schuldlos und auch Franz mußte wissen, daß ihr Herz ihm ganz zu eigen war.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Fastnacht in alter Zeit.

Wie bei den alten Weihnachtumzügen eigentlich das Essen und Trinken die Hauptsache gewesen, so war es auch bei der Fastnacht.

Da begrüßen wir die „Heretweiken", welche in Norddeutschland schon seit dem 12. Jahrhundert üblich waren, aber nicht ursprünglich „Bacchanalfuchen" genannt wurden, wie Schmidt in seinen „Fastel-Abends-Sammlungen" behauptet, sondern einfach „Heretweiken" heißen und als natürliches Ersatzmittel des verbotenen Fleisches dienten. Daran schloß sich im Mittelalter ein fetter Schinken, ein Schweinskopf, geräucherter Ochsenfleisch, Mettwurst und ein „Fastelabends-Gelöst", wie es die derbe Sprache jener Zeit nannte und weswegen noch im Jahre 1673 ein norddeutscher Landpfarrer mit heiligem Eifer zu Felde zieht. „Sie gießen das Bier ein", sagt er, „wie die Kuh das Wasser. Da gehen nicht allein die Kinder, lange mit grünem Laube bewundene Stecken tragend, in den Häusern herum und singen allerlei liederliche Possen, sondern sonderlich die Knechte, unter welchen einer mit einem grünen Weiberrock behangen, gehen in zwei Parteien mit einem Dudelsack durchs Dorf, von Haus zu Haus, singen, sausen, tanzen und rasen als Wahnsinnige in den Häusern. Dies währet mehrere Nächte, und solch gottloses Nachtlanze", schließt er, „wohnen auch leichtfertige Mägde bei und nehmen theil an dem verfluchten Handel." Aber dennoch war dies ein vergebliches Vergnügen gegen das „Heretweiken-Abklopfen" womit man sich schon frühmorgens weckte. Abends aber schreckten teufe Jungen mit über den Kopf gestülpten Kürbissen, aus deren Mund- und Nasenöffnungen glühende Kohlen sprühten, oder als wilde Thiere, als „Satyre" und „Teufel" verkleidet, die Nachtschwärmer nicht wenig. Doch trieb man auch andere Kurzweil. Wer das Glück hatte, Anno 1396 in Lübeck zu sein, der konnte sehen, wie man zwölf blinden Leuten am „Fastelabend" ein großes Schwein zum besten gegeben, das man an einen Pfahl auf dem Marktplatze angebunden hatte. Jedem Blinden hatte man eine Keule in die Hand gegeben, das Schwein damit zu tödten. Nun aber trafen die Blinden sich selbst mehr als das Schwein, weshalb man ihnen einen Harnisch anlegte, damit sie einander nicht verwunden konnten. Nachdem so die armen Leute sich eine Zeit lang „gekeilt", was alles „fein, lustig und kurzweilig" anzusehen gewesen, kommt einer von ihnen auf den Einfall, daß jeder nach der Seite schlagen sollte; als alle zugestimmt, nimmt er die Keule wieder zur Hand, tappt mit den Füßen so lange umher, bis er an den Strick gekommen, tritt dann immer näher und näher, bis er merkt, daß er nahe bei dem Schweine ist, und tödtet es nun. Auch war es im Mittelalter Gebrauch, daß drei oder vier Blinde, mit einem sehenden Jungen vor ihnen her, um die Fastnachtszeit in der Bürger Häuser gingen und heidnische Gesänge sangen, daß man weg lachen mußte. Sie hatten seltsam geformte Hüte auf dem Kopfe, mit grünen Hollerblättern zugerichtet, als wenn es Kronen wären. Da hat man ihnen denn Almosen gegeben, einen oder zwei Schilling zum Vertrinken; aus bedenklichen Ursachen aber und weil es auch ein altes „heidnisches" Thun gewesen, sind diese Umzüge gleichfalls nach der Reformation eingestellt worden.

Ein anderer Gebrauch, der noch im 18. Jahrhundert von den deutschen „Kaufmannsjungen" um Fastnacht unterhalten wurde, war das sogenannte „Pfahlstoßen". „Es hatten", so erzählen uns die Chroniken, „die Kauf- und Krämerjungen von undenklichen Zeiten her eine sehr üble Gewohnheit an sich, daß sie alle Jahre um Fastnacht diejenigen Kauf- und Krämerjungen, welche erst bei einem Herrn gekommen und ihr Gebühr noch nicht ausgestanden, an einen Pfahl stießen oder stürzten und dabei den einen oder den andern so stark schädigten, daß sie daran gestorben." „Im Jahre 1722 machten sich die Jungen", erzählt eine lübsche Chronik, „an einen Wandschneidergesellen, der in Wismar ausgedient hatte und eines Landpredigers Sohn war, und wollten ihn an den Pfahl stoßen. Da sie ihn aber in der Dämmerung überfielen, zog er sein Messer und traf einen der Angreifer dermaßen in die Brust, daß derselbe in der Zeit einer Stunde den Geist aufgab, und ein anderer gleichfalls tödtlich verwundet wurde." Der Thäter entfloh glücklich, allein sein Vater bekam hierüber Gewissensskrupel und machte sich anheischig, daß, seinem Sohn freies Geleit erlange, wolle er in gewisse hanseatische nach auswärtigem eingeholten Urtheil und Recht, seine Sentenz erwarten und sich gegen gewisse Caution bei Publicirung des Urtheils per-

ſönlich ſtellen. Es wurde demnach auf eingeholten Rath auswärtiger unparteiiſcher Rechtsgelehrten für Recht erkannt, daß der Brandt ſchuldig ſei, die Unkoſten zu erſtatten und nach abgelegter gewöhnlicher Urphede die Stadt Lübeck „und deren Gebiet auf ewig zu raumen. Zu gleicher Zeit aber wurde der lübiſche Senat auf Gutachten der ſämmtlichen bürgerlichen Collegien dahin bewogen, die höchſt ſchändliche Gewohnheit des Pfahlſteßens in den Faſten nachdrücklichſt zu unterſagen und den Ort durch Soldaten beſetzen zu laſſen. Wirklich wurde denn auch dieſes „Uebel" im Jahre 1723 abgeſchafft.

Ebenfalls wurde ſchon 1544 ein Mandat wider das „Faſtnachtlaufen" erlaſſen und von den Kanzeln verleſen. Darin war das Umherlaufen, Vermummen, die Trinkgelage und das Geldſammeln, das die Verlehnten und Arbeitsleute in der Bürger Häuſer trieben, ernſtlich verboten; „indeſſen", ſagt ein Chroniſt, „ſolches wurde nicht gehalten", und wirklich wurde das Mandat im Jahre 1773 noch wiederholt; dann war auch dies „Faſtnachtlaufen" beſeitigt.

Aber auch die Patricier benutzten im Mittelalter die Faſtnachtszeit, ihren Glanz und ihren Witz leuchten zu laſſen: ſie feierten mit ihren Frauen das Carneval nach italiſcher Weiſe. In prachtvollen Verkleidungen durchzogen ſie die Straßen und verſinnlichten durch Darſtellungen in menſchlicher und thieriſcher Geſtalt Gegenſtände aus der Geſchichte oder der Moral; dieſe Darſtellungen waren aber nicht blos pantomimiſch, ſondern es wurde dabei auch geſprochen und zwar in Verſen, welche die „Faſtnachtsdichter" eigens dazu verfaßten oder verfaſſen ließen. Um dem Leſer einen Begriff von dem Geſchmack der „Junker" zu geben, wollen wir nur einige Gegenſtände nennen, welche ſie in Lübeck zur dramatiſchen Darſtellung brachten. Im Jahre 1436 war der Aufzug, wie der Giel ein Bein bricht; 1447, wie der Löwe vom Stuhle verſtoßen wird; 1451, wie jener auf dem Giel ſeinen Dank verdienen konnte, er ritt oder ging; 1452, wie einer dem Weiſe ein Weib geben wollte; 1464, von dem Mohrenkönig, den wollten ſie weiß waſchen u. ſ. w. Die Perſonen, welche in dieſen Darſtellungen Rollen übernommen, befanden ſich auf einem großen Wagen, oder vielmehr auf einem großen Gerüſte, „de Berch" genannt, das ſich langſam durch die Gaſſen bewegte. Bei Gelegenheit eines Unglücksfalles, der ſich 1458 ereignete, indem die „Berch" umſtürzte, erfahren wir, daß ſich nicht weniger als 25 Perſonen darauf befanden. Die ältern Patricier jedoch zogen in feierlicher Proceſſion, mit brennenden Fackeln und unter klingendem Spiel in den Rathsweinkeller, wo ſie ſich an den Späßen des Narren ergötzten und unter der „Linde" mächtige, mit perlendem Rebenblute gefüllte Humpen leerten. Und ſo ſehr verdenken können wir es ihnen nicht, denn die unterirdiſchen Gewölbe des lübiſchen Rathsweinkellers, in die nie ein anderer Sonnenſtrahl als der im Rebenblute funkelnde dringt, haben nun einmal ſo etwas Anziehendes, wie jeder ſich wol ſchon überzeugt hat, der die 25 Stufen hinabgeſtiegen, die zu ihnen führen.

Zwar wurden von den Patriciern noch im 16. Jahrhundert Turniere gehalten und noch ſah man alljährlich um Faſtnacht den ſogenannten „Roland" auf den Markt führen — eine hölzerne Figur, die in der einen Hand eine Scheibe, in der andern einen mit Sand und Kreide gefüllten Beutel hielt; war die Scheibe mit der Lanze getroffen, ſo wandte ſich die Figur um und verſetzte dem Ritter, wenn er nicht ſchnell und gewandt vorüberſprengte, mit dem Beutel einen bezeichnenden Schlag auf den Rücken. Allein dieſe und ähnliche Uebungen arteten allmählich in Spielereien aus. Es erweckt eben keinen großen Begriff von dem ritterlichen Geiſte des 16. Jahrhunderts, daß die Turnierenden ihre aufgebäumten Lanzen mit Mäuſen und Vögeln füllten, um durch das Brechen der Lanzen das Gelächter des männlichen, die Beſtürzung des weiblichen Publikums zu erregen. Schon wurden auch dieſe Ritterſpiele von den niedern Volksklaſſen parodirt, und wer ſo glücklich war, um Faſtnacht 1570 in Lübeck zu ſein, konnte es mit eigenen Augen ſehen, wie eine verwegene Dienſtmagd mit einem Schneidergeſellen auf öffentlichem Markte turnierte und letztern in den Sand ſtreckte.

Heinrich Asmus.

Aberglaube in der Normandie.

I. Bäume und Gewäſſer.

Der Cultus der Bäume und Quellen war ein Theil der alten celtiſchen Religion, deren beſondere Aufgabe es geweſen zu ſein ſcheint, eine tiefe Bewunderung für die Schönheiten der Natur in den Menſchen zu wecken — und dieſer Cultus blieb unter der Bevölkerung der Normandie noch Jahrhunderte nach der Einführung des Chriſtenthums in Kraft und Anſehen, ja ſeine Spuren

ſind noch heute nicht ganz verwiſcht, obgleich ſie eine chriſtliche Färbung angenommen haben und nur noch im Aberglauben des Volks in unſere Tage herüberragen.

Die Eiche, die Königin der Forſten, war der heilige Baum der alten Gallier. Sie gab den wunderthätigen Miſtelzweig, der mit großer Feierlichkeit am ſechſten Tage des neuen Mondes von weißgekleideten Druiden mit einer Sichel geſchnitten wurde, und ſowol für die Myſterien des Druidendienſtes unentbehrlich war, wie zur Bereitung eines Heiltrankes diente, der wider jedes Gift half. Die heiligen Haine, welche die Geheimniſſe des Gottesdienſtes den Blicken der profanen Menge entzogen, waren Eichenhaine, und die Zweige des heiligen Baumes wurden gleich den heiligen Steinen mit dem Blute der Opfer beſprengt, welche die grauſamen Gottheiten jener Zeit forderten.

In Irland hat ſich ein Geſang erhalten, welcher die Verehrung der celtiſchen Stämme für die Eiche ausſpricht. Es heißt darin: „Als aus der neugeformten ſchwarzen Erde das Geſchlecht der Pflanzen entſprang, da erhob ſich die Eiche von allem Adel, der königliche Baum des Waldes. Der Eiche Heil, dreimal Heil! Ihr Land verreckert, wo der Sklave der Despotenmacht opfert, aber die unbewegliche Eiche lebt mit dem Braven, dem Boden treu in Herrlichkeit! Unſere Druiden haben ihren Ruhm verkündigt, unſere Barden haben ihn beſungen, den edeln Baum, und unſere Segler haben auf den Bohlen der Eiche unſterbliche Namen gewonnen.“ Noch heute iſt es des Iren höchſter Wunſch, in einem Sarge von Eichenholz begraben zu werden, und auch in der Normandie haben ſich zahlreiche Ueberreſte des Cultus der Eiche erhalten.

Noch jetzt herrſcht z. B. überall im Lande der Gebrauch, die Statuetten der Jungfrau Maria und die anderer Heiligen in einer Höhlung der ſchönſten Bäume anzubringen, welche Wald und Flur ſchmücken — eine Sitte, zu welcher wol die erſten chriſtlichen Miſſionare Veranlaſſung gaben, indem ſie, um das Volk von der Verehrung der heiligen Bäume abzuziehen, heilige Bilder daran aufhingen; und mit beſonderer Vorliebe verlegt der Landmann ſeine Spukgeſchichten, Legenden und Märchen in die Umgebung einer alten Eiche.

Sehr viele der Bäume, welche Heiligen geweihet ſind, genießen eines weitverbreiteten Rufes, wie z. B. die Eiche von Allouville in der Gegend von Yvetot und die Eiche à l'Ane im Walde von Jumièges.

Die Eiche von Allouville, die auf dem Kirchhofe des Orts dicht neben der Kirche ſteht, iſt ein prächtiger uralter Baum, deſſen Zweige ſelbſt das Dach der kleinen Kirche überſchatten, ſodaß der Thurm derſelben mitten aus der grünen Krone hervorragt. Der Stamm des Baumes hat 36 Fuß im Umfange und iſt ganz hohl, ſodaß die Zweige nur noch durch die Rinde und den Splint ihre Nahrung empfangen. In der Höhlung hat man eine Kapelle angelegt, welche durch eine durchſichtige Gitterthür verſchloſſen iſt, und das wunderthätige Muttergottesbild über dem Altar lockt alljährlich Tauſende von Wallfahrern herbei, die hier Hülfe und Troſt in aller Noth ſuchen.

An die ebenſo berühmte Eiche à l'Ane knüpft ſich folgende Legende.

Der heilige Philibert, der Gründer der Abtei zu Jumièges, hatte in Pavilly ein Nonnenkloſter erbaut, zu deſſen Aebtiſſin er die heilige Auſtreberthe ernannte, die damals der Abtei zu Port-en-Somme als Prierin vorſtand. Sainte-Auſtreberthe und ihre Nonnen waren thätige und eifrige Himmelsbräute und wünſchten beſonders zum Gedeihen der Abtei von Jumièges beizutragen. Sie übernahmen es deshalb, die Meßgewänder und Oberhemden für die frommen Väter zu waſchen, und da Pavilly von Jumièges nur vier kleine Stunden entfernt liegt, hatte man einen Eſel abgerichtet, der ohne Führer den Weg von einem Kloſter zum andern zurücklegte und die Wäſche hin und her trug. Eines Tags aber ward der Eſel in dem Walde von Jumièges von einem Wolfe angefallen und trotz der geweihten Laſt, die er trug, zerriſſen. Die heilige Auſtreberthe aber, die alles gewahr, erſchien plötzlich dem zitternden Wolf, redete zu ihm und verurtheilte ihn, fortan ſelbſt das Amt des Eſels zu übernehmen, den er ſo grauſam getödtet. Der Wolf unterwarf ſich dieſem Richterſpruche in Demuth und blieb treu und gewiſſenhaft in ſeiner Pflicht bis zum Tode. Zum Gedächtniſſe des Wunders und zu Ehren der heiligen Auſtreberthe hat man die Eiche, an deren Fuße die Bekehrung des Wolfes ſtattfand, mit mehreren Statuetten der Jungfrau Maria geſchmückt und noch jetzt wird zur Erinnerung alljährlich am Johannestage zu Jumièges ein Feſt gefeiert, welches man la fete du loup-vert nennt.

Eine berühmte oder vielmehr berüchtigte Eiche

in der Nähe von Elbeuf hat ihren aus dem Alterthum stammenden Ruf behauptet, ohne ihn durch christliche Traditionen zu läutern. Es scheint im Gegentheil, als hätten sich in ihren Schatten die düstersten Erinnerungen an den Dienst der Heidengötter erhalten. Gespenstische Erscheinungen zeigen sich in ihrer Nähe und allnächtlich irrt ein Mann mit gespaltener Brust und blutbefleckten Kleidern durch die Schlucht, die man nach ihm Val à l'homme genannt hat. Eine kleine Strecke davon befindet sich ein Fleck Erde, der von dem Volke als Unglücksort betrachtet wird. Man nennt ihn „Fels des Todes" (Camp de la mort) und niemand würde wagen, ihn nach Sonnenuntergang zu betreten — kurz, alles deutet darauf hin, daß hier im Schatten der uralten Eiche Menschenopfer fielen.

Viele andere Eichen sind als Wohnsitze der Feen bekannt und gefürchtet. So steht eine alte Eiche hinter dem Schlosse Robert des Teufels im Walde von Neuveau nahe am Wege, unter welcher sich bisher eine weiße Frau zeigte. Die Erscheinung bot den ermüdeten Wanderern durch Winken und Winke einen Ruheplatz an, aber die Unvorsichtigen, welche der Einladung folgten, wurden später todt am Fuße des Baumes gefunden.

Der Cultus der Gewässer stand bei der Bevölkerung der Normandie in ebenso hoher Gunst wie der Cultus der Bäume, und die christlichen Missionare und Priester wußten auch hier keinen andern Rath, als den alten Gegendienst durch einen neuen zu verdrängen. Sie stellten jede Quelle und jedes Gewässer, welche das Volk anbetete, unter den besondern Schutz eines Heiligen, und wo auch dieses Mittel ungenügend war, verstopfte man die heiligen Quellen oder veränderte ihren Lauf.

Als St. Valery im Anfang des 8. Jahrhunderts predigend die Normandie durchzog, fand er in der Nähe von Arques, bei einer den Göttern geweihten Quelle, einen Baumstamm aufgerichtet, welcher mit heidnischen Gegenbildern verziert war. Der Heilige stürzt im Glaubenseifer die ihm verhaßten Bilder um. Die Bewohner der Gegend kommen herbeigeeilt und bedrohen ihn mit dem Tode und dem Feuer der Opfergeräthe; aber er belehrt sie über das Verwerfliche ihres Glaubens, taucht vor den Augen der versammelten Menge, um sie von der Ohnmacht ihrer Götter zu überzeugen, selbst in das heilige Wasser und belebt und tauft die erstaunten Heiden. Da sie indessen später immer wieder Neigung zeigten, in die alten Irrthümer zurückzufallen, so baute man über der Quelle eine Kirche, die man St.-Valery widmete, und seitdem ist der Ort weit und breit berühmt wegen der unzähligen Wunder, die sich dort zugetragen haben.

Der Gebrauch, die Quellen gewissen Heiligen zu weihen, ist in der Normandie so allgemein, daß es schwer sein würde, ein Gewässer aufzufinden, welches eines solchen Schutzpatrons entbehrt. Fast alle Brunnen oder, welche einen Schutzheiligen besitzen, sind auch besuchte Wallfahrtsorte. Man schreibt ihnen die Kraft zu, diese oder jene Krankheit zu heilen, nicht durch die heilsamen Eigenschaften des Wassers selbst, sondern allein durch die Macht des Schutzheiligen. Einige dieser Wasser beweisen ihre wundertätige Kraft an kranken Augen, andere an schwächlichen Kindern, wieder andere an hinfälligen Greisen; einige geben gelähmten Gliedern Bewegung und Schwung wieder, andere spülen mit ihren klaren Wellen Frost und Hitze des Fiebers hinweg und noch andere gelten für ein Heilmittel aller Uebel der Welt.

Unter der Zahl der letztern ist die Quelle St.-Gertrude zu Andelys die berühmteste. Am 2. Juni, dem Tage der Schutzpatronin, wird die Quelle vorzugsweise von Leidenden besucht. Schon am Vorabende des Festes finden sich Wallfahrer jeden Alters und beiderlei Geschlechts, selbst aus den fernsten Theilen der Normandie ein, um der Ceremonie beizuwohnen, welche der Eröffnung der Quelle vorausgeht, und da der größte Theil der Hülfesuchenden zu den Armen gehört, welche die theure Gastfreundschaft der Wirthshäuser nicht in Anspruch nehmen können, so dient ihnen die Kirche zum Asyl und zur Herberge. Einen eigenthümlichen Anblick gewähret diese zusammengeworfene Menge, die hier beim matten Schimmer einer Kerze in einzelnen Haufen zusammenhockt, um die mitgebrachten Mundvorräthe zu verzehren, dort in bunter Reihe schlafend auf den vom Mondschein übergossenen Steinplatten hingestreckt liegt; hier die Schnurren und derben Späße eines unverdrossenen Erzählers belacht, dort im Gebet auf den Stufen des Altars kniet und hier und da selbst, trotz der Heiligkeit des Ortes, den Versuchungen des Zankteufels nicht zu widerstehen vermag.

Am Morgen des Festes zieht der Pfarrer von Andelys an der Spitze einer Prozession zu der wundertätigen Quelle, in welche man, nach feierlicher Messe, einen Becher Wein gießt. Dies ge-

ſchicht zur Erinnerung an ein Wunder der heiligen Cleotilde, welche bei dem Bau der Kirche und des Kloſters das Waſſer der Quelle in Wein verwandelte, um die erſchöpften Arbeiter zu erquicken. Wenn ſo das Wunder nachgeahmt und der Segen geſprochen iſt, wird das Waſſer den Kranken zur Benutzung überlaſſen und nach der großen Zahl der Wallfahrer zu ſchließen, die den Ort alljährlich beſuchen, muß ſich ſeine Heilkraft noch immer ungeſchwächt zeigen.

Wie die heilſamen Wirkungen der Gnade und Macht ihrer Schutzpatrone zugeſchrieben werden, ſo beſchuldigt man hingegen wegen des nachtheiligen Einfluſſes waſſerreicher, ſumpfiger Orte die alten böſen Mächte, die, obgleich in chriſtliche Dämonen verwandelt, dennoch, allen Heiligen zum Trotz, nicht aus ihren Schlupfwinkeln gewichen ſind und noch in vielen Winkeln und Ecken des Landes ihr Weſen treiben. Viele Quellen in der Normandie ſtehen unter dem Schutz von Feen und man ſchreibt ihnen deshalb die Gabe der Weiſſagung zu, die beſonders von jungen Mädchen in den wichtigſten Momenten des Lebens auf die Probe geſtellt wird, wie bei der Wahl eines Bräutigams, wo der Lauf ins Waſſer geworfener Blumen als Orakel gilt. In der Bretagne opfert man vor der Befragung eines ſolchen Orakels den Quellengeiſtern Butterbrote, um ſie für die Wünſche des Fragenden günſtig zu ſtimmen. Das Anſchwellen einiger Bäche der Normandie gilt für ein ſicheres Vorzeichen drohender Hungersnoth und das Volk nennt deshalb die Vertiefungen, in denen ſie entſpringen, Trous de misère.

Eine der verbreitetſten Traditionen aus alter Zeit iſt die der Quelle von Bitters, welche man Lavarillon nennt. Wer vom Waſſer des Lavarillon getrunken hat, kann nicht im fremden Lande ſterben. Vom äußerſten Ende der Welt muß er zurückkehren, um wenigſtens in heimiſcher Erde begraben zu werden. Darum pilgerte zur Zeit der Kreuzzüge kein Bewohner der Umgegend nach dem heiligen Grabe, ohne vorher aus der Quelle zu Bitters zu trinken; ſelbſt die Soldaten der Republik und des Kaiſerreichs ſchöpften zum Abſchied aus dem Wunderbrunnen und trotz aller Unglücksfälle, welche die franzöſiſchen Heere trafen, hat das Waſſer ſeinen Ruf bis heute bewahrt.

(Ein zweiter Artikel: Die Feen, in nächſter Nummer.)

Anregungen.

Philipp Melanchthon.

Im Januar 1857 erging von Wittenberg aus ein Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Philipp Melanchthon. Es wurde da vor großen Verdienſte Melanchthon's als Reformators neben Luther erinnert, die noch durch kein gebührendes Denkmal geehrt ſeien, während Luther bereits ein Denkmal in Wittenberg hat und ein zweites großartiges für ihn in Worms vorbereitet wird. Eine eiſerne Gedenktafel an dem Hauſe, das Melanchthon in Wittenberg bewohnte, eine längſt nicht mehr alle würdig erkannte Porzellanbuſte in der Kirche ſeiner Geburtsſtadt, ein Erinnerungsmal endlich von der Gelehrtenſchule zu Nürnberg — das und wenn man von den Gemälden abſieht, die geringen äußern Zeichen, die bisher den Wanderer an Deutſchlands großen Lehrer erinnern.

Und doch war es Philipps, des berühmten Waffenſchmieds Schwarzerd Sohn, der dem Bergmannsſohne Luther das eherne Erz an den Tag fördern half und ihm die rechten Waffen daraus ſchmieden zu Schutz und Trutz. Die Annahme und Verbreitung des Evangeliums im Reichsvolkslande verdankt man vorzugsweiſe Melanchthon, dem Geiſte des Friedens und Ruhe der Milden-ſchaft; er war ſozuſagen Diplomatiſch und Sachwalter der Reformation, der in wiſſenſchaftliche Form brachte, was Luther als Mann des Volks ans Licht gezogen. Luther und Melanchthon gehören zuſammen, wie unſere großen Dichter Schiller und Goethe, und ſie verdienten daher auch im Denkmal vereint zu werden wie dieſe letztern.

Der bevorſtehende dreihundertjährige Sterbetag Melanchthon's, der 19. April 1860, wurde in dem erwähnten Aufruf als der geeignetſte Tag bezeichnet, an dem die Dankbarkeit der Nachwelt das Andenken des Mitreformators durch ein Denkbild feiern könnte. Gleichſam als Kommentar deſſen, was der Aufruf in aller Kürze über Melanchthon's Verdienſte ſagte, iſt eine Schrift erſchienen: „Philipp Melanchthon. Zum Säkularandenken an den dreihundertjährigen Todestag des großen Reformators, den 19. April 1860. Ein Buch für Gebildete aller Stände von Dr. Johann Friedrich Theodor Mehlhorn, fürſtlich ſchwarzburgiſchem Kirchenrathe.“ (Leipzig, Friedrich Fleiſcher. 1859.)

Es iſt dies eine Biographie Melanchthon's, die ſich jedoch nicht mit der Biographie, die vor Strauß erſt vor kurzem von Ulrich von Hutten geſchrieben werden kann, da von hiſtoriſcher Kunſt wenig darin zu entdecken, viel weniger noch von jener Heimath, mit

der ein Strauß der charakteristischen Züge eines Helden zu finden und zu gruppiren weiß. Hinge man daher mit dem Maßstab, den man durch die Strauß'schen Biographien eines Reimarus und Hutten gewonnen, an das Wohlarth'sche Buch, so würde man sich bald enttäuscht sehen.

Aber dasselbe hat neben dem biographischen einen praktischen Zweck. Es will uns in Melanchthon das Vorbild eines kirchlichen Friedensstifters, eines sanftmuthigen, von lehrmeisterlichem Geist durchdrungenen Ironikers entgegenhalten. Melanchthon's glaubiger und doch friedfertiger Sinn soll nach der Verfasserin löblicher Absicht in unserer evangelischen Kirche und ihren Dienern geweckt werden, um als Schild zu dienen einerseits gegen den alles negirenden Unglauben, andererseits gegen die polternde, die Kirche entzweiende und die Gebildeten abschreckende Orthodoxie.

Zu diesem praktisch-parenetischen Zweck kann das Wohlarth'sche Buch als ein nutzlicher Beitrag erachtet werden, da es einen hauptsächlich die sanfte, friedfertige, endlich fromme Seite Melanchthon's durch viele Züge zur Anschauung bringt. Das Buch enthält zahlreiche Auszüge aus den Schriften und Briefen Melanchthon's, die uns den gottgläubigen Mann lieben und verehrungswürdig machen.

Besonders interessant ist das Capitel „Melanchthon im häuslichen Leben". Man kennt gewöhnlich die großen Männer nur nach ihrem geschichtlichen Wirken kennen, aber zur ganzen und vollständigen Kenntniß ihres Charakters muß man auch einen Blick in ihr häusliches und Familienleben werfen, um sie am häuslichen Herd betrachten. Melanchthon, obgleich mit Recht nur Zweite ein Gelehrter und Theolog, war doch auch ein zärtlicher Familienvater. Seine Ehegemahlin, die Tochter des wittenberger Bürgermeisters Hieronymus Krapp, hatte manche Schwächen. Man warf ihr eine zu ruhmsüchtige Mittheilsamkeit, eine zu große Geschäftigkeit gegen ihre Wirthschaft, Vernachlässigung der Küche, eine übertriebene Aengstlichkeit um ihren Gatten vor. Allein gerade diese Fehler waren ihrem Ehegemahl am wenigsten fühlbar. Er selbst war überaus wohlthätig. Er bekümmerte sich darum wenig um die Wirthschaft und sah vieles gar nicht, was ein anderer Mann streng gerügt haben würde. Er trug durchaus keinen Werth auf einen guten Tisch und war mit allem zufrieden, was auf denselben kam. Als einen Beweis, wie Melanchthon sämtliche mit häuslichen Pflichten und Obliegenheiten zu vereinigen wußte, erzählt der Verfasser die Anekdote, daß einst ein Franzose ihn besuchte und ihn in der Kinderstube traf, wie er gerade mit der einen Hand die Wiege bewegte, in der andern ein Buch hielt. Philipp, als er der Verwunderung des Franzosen sah, bat ihn in dieser Situation zu stören. Indeß während die Pflichten des Familienlebens, sowie der Franzose entfernt von ihm hinwegging. War ihm die Kinderstube, die „kleine Kirche", wie er sie nannte, eine Stätte der weihen Erhebung war, so sollte auch sein Haus ein Tempel sein. Das einfache Mittagsmahl, welches zur bestimmten Stunde bereit stehen mußte, wurde nie ohne Tischgebet und Empfang des apostolischen Glaubensbekenntnisses gehalten.

Der Verfasser führt mannichfache Züge von Melanchthon's Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit an. Gegen Zank und Streit hatte er von Natur eine sehr starke Abneigung. Doch auch in politischen Verhandlungen war ihm „allzu große Aengstlichkeit", wie Camerarius urtheilt, eigen. Ein Beweis von Melanchthon's Wohlthätigkeitssinn ist, daß trotz der Beengtheit seiner Verhältnisse doch seine Hand und sein Haus Nothleidenden und der Nähe und Ferne Hülfesuchenden offen war. Keiner ging ohne Trost von ihm hinweg. Da seine Mildthätigkeit bekannt war, so wurde er fast stark von Verwandten und armen Studenten angegangen. War der Kasse leer, so mußte ein silberner Becher oder eins der Kleinode, die er von Freunden und Fürsten zum Geschenk erhalten, verpfändet oder verkauft werden. Seine Gutmüthigkeit wurde oft auch auf das empfindlichste gemißbraucht.

Helmina von Chézy.

„Zwei Thaler gibt kein großer König."

Wenn die Schillerstiftung nicht eine ernste Sache wäre, diese bekanntesten Worte der Luise Karschin an Friedrich den Großen könnte sie als Motto zu ihren demnächst zu entwerfenden Statuten benutzen.

Auch durch das Leben ihrer Onkelin, Helmina von Chézy, klingen sie wider.

Der Gegensatz eines gebrochen Talents und poetischer Schöpfungskraft, dem Gefühlsleben von hohen und schönen Frauen kaum jede Literatur. Aber während er bei Männern wie Christian Günther, Lenau, Heinrich von Kleist einen tragischen Ausgang nimmt, verflacht er sich in weiblichen Naturen zu einer unbefriedigenden Zerfahrenheit. Allmählich kommt viele Heimgesuchenheit auch die anfänglich nicht genug zu schätzende künstlerische Begabung so nur gerade wie leidlich grünen schützen sich viele armen Frauen, den weißen Becher des Lebens Tage auf dem Haupt, durch eine Zeit, die sie nicht mehr versteht und die etwa wie Ludwig Tieck's „Vogelscheuche" auf dem Patmos betrachtet.

Wer sich ein buntes, unterhaltendes Leben kann lernen will, ohne die Denkwürdigkeiten Helmina von Chézy's „Unvergessenes" (zwei Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1858).

Von ihrer Großmutter, der Karschin, hat Helmina ein leichtes und frisches Talent für den Vers, vorzüglich für Gelegenheitsgedichte im fröhlichern Sinne des Wortes geerbt, womit zugleich jugend Umgang in der Ode, eine unbegreifliche Sorglosigkeit in den Verhältnissen des Lebens, ein Unbekümmertsein um alles. Sie ist eben eine „lyrische Natur", die vom Lebens, in seiner ernsten Bedeutung, als Schmerz

und Harmonie des ganzen Daseins so wenig wie von seiner geringsten als Ordnung im eigenen Hause verstand. Eine abenteuernde, unstete, leichtsinnige im Sinne Friedrich Schlegel's „müssiggängerische" Natur, die, von ihrem ersten Gatten geschieden, auf eine Einladung der Frau von Genlis als siebzehnjährige junge Frau nach Paris läuft und dort ein literarisches Vagabundenthum zu spielen beginnt, wurden wir heute sagen, beginnt. Die dienstbefliss, dienstängstige Deutsche, die für Cotta Berichte aus Paris schreibt, ohne Hut die Bibliothek und Museen durchstreift, immer in dem einzigen weißen Kleide, das sie besitzt, hier und dort verlorenen läßt, daß sie an einer „Napoleonide" arbeite und wirklich bis auf ihre letzten Tage die Vergötterung des Kaisers und den geheimen Haß gegen die deutsche Erhebung nicht aufgegeben hat, kommt in literarische Kreise, nicht bei dem tollen, aus einigen originalen Brocken und einer reichen, aber trunkenen Phantasie, die zuletzt in den klägsichsten Mystizismus ausartet, seine neue Welt aufbauenden Friedrich Schlegel, und heiratet zum zweiten mal, Herrn von Ehrenstein, einen Gustos der Bibliothek und gelehrten Orientalisten. Sie war der direkte Gegensatz zu der „himmlischen, irdischen Natur" Helmina's, und ohne daß sie uns in ihren Denkwürdigkeiten die Gründe der Trennung angäbe, begreifen wir, daß sie flattiren mußte. Mit ihren beiden Söhnen verläßt sie Paris und zieht nun — es ist in den Jahren von 1808—22 — in Deutschland umher wie eine Zugvogelin, die nur bei Jahresgehalt, den ihr Ehrenstein aus Paris schickt, vor dem ärgsten Mangel schützt.

Es ist die romantische Zeit' Friedrich Schlegel, Tieck, Arnim, Brentano, Heinse, Helmina in die Tendenzen, die Voraussetzungen der modern romantischen Kunst eingeführt. Sie hat einige altfranzösische Bücher gelesen, einige altfranzösische Romane aus der Bibliothek durchblättert, sie versteht nun das Mittelalter, gerade wie Arnim und Schlegel es auch nur kannten, eben wie ein himmlisches Bild ohne Perspective, mit Gold und Karmin auf Pergament gemalt. Auf diese „Kenntnisse" und ihr leichtes, an erkennenswerthes Talent gestützt, schreibt sie Romane, Geschichten, Novellen, Novellen von Heidelberg am liebsten — Gelegenheitsgedichte. Am Rhein und Main gibt es noch reichsunmittelbare Geschlechter, jedes Dorf hat seinen Hof und jeder will Helmina wenigstens auf einen Tag bei sich sehen. Prächtige Balle von Glanz, Herrlichkeit, Prinzentheatern und „himmlisch schönen", „göttlichen" Prinzessinnen und Hofdamen. Die „weiche Natur" schwelgt in einem beständigen Rausche und Taft von Blumen, all deutschen Galanterien und Artigkeiten. „In welch unrechter Stunde erhob sich da Preußen!" Aber während sie die Erbach und die Isenburg mit Gedichten huldigend überhäuft, findet sie kein Wort für den Heldenmuth, mit dem die preußischen Prinzen, ihr eigener Bruder, noch Kinder von 14, 15 Jahren, sich in den Kartätschenhagel von Lützen gestürzt; es ist jedenfalls ihre Großmutter eine viel „nettere" Erscheinung. Aber die Muse muß der Dummen und Helmina wird nun Barmherzige Schwester. Nach der ersten schönen Aufwallung, in der sie die Verwundeten von Hanau pflegt, springt wieder die angeborene Eitelkeit in ihr hervor, sie kann nun einmal nicht bescheiden in der zweiten Reihe stehen, sieht ihr Wohlthun in Ostentation. Mit der kaiserlichen Invalidencommission gerath sie in einen unglücklichen Streit wie später mit den österreichischen Behörden des Salzkammergut, so edel vom moralischen Standpunkt aus ihr Auftreten war, so unbedacht leichtsinnig und verletzend ist es von jedem andern. Im Kleinen kreuzt es wieder jenes echt romantische Zickzackbenehmen, das ewige Gefallsuchen von der eigenen Persönlichkeit.

Wie sich in Gesellschaften, literarische Coterien, soviele Personen sich zerfleischende und abmühende Leben täglich mehr niederdrücken, schildern uns die Denkwürdigkeiten nicht; wie aber die Trennung von Ehrenstein wurde, so auch über den Zwiespalt mit dem ältesten Sohne Wilhelm einen Schleier wob über die Gründe im Salzkammergut hinausgibt, und nur nothdürftig aneinander gereihte fragmentarische Notizen. Helmina von Chezy verbrachte die letzte Zeit ihres Lebens in Wien, trotz der Pensionen die sie von Frankreich, vom König von Preußen und der russischen Legation erhielt, immer arm, verbittert, aber auch immer voll Humor, ein Original, eine deutsche Natur. So starb sie am 28. Januar 1856, noch gerade rechtzeitig die eine Hälfte Gedenkgedichte an Friedrich Wilhelm IV.

Die Denkwürdigkeiten, die sie ihren Memoiren Berthe Baronin Arnim, Bettina Baronin Arnim, Caroline Baronin Pichler, Sophie Baronin Tarnow, Therese Baronin Huber, Rahel Baronin Varnhagen, Fanny Baronin Lewald, Ida Baronin Hahn-Hahn, Louise Baronin Brachmann, Amalie Baronin Imhof, Elisa Baronin Bernhardi, Sophie Baronin Schubart, Caroline Baronin Rudolphi, Luise Baronin Hensler, Sophie Baronin Mereau, Elisa Baronin Hohenhausen

In diesem Chaos von Erinnerungen und Gedanken kommt die Romantik und das unstete Meer Hermine, ihr Leben und seine Sorge am besten zur Anschauung. Sie spricht sich in dem leidenschaftlichen Ende unwillkürlich selbst das schärfste Urtheil.

Hafenlieder

von Heinrich Heine

I. Seemannsleben

Ich lieb' mich gern im laute Treiben,
Im bunte Menschengewühl hinein,
Wo schwarze hinter trüben Scheiben
Aus blassen Augen fahlen Wein
Mir winkt das Schiff zur gold'nen Reise
Und bunte Seemannsfahnen weh'n,
Dort kämpft den Seemannstanz der Matrose
Und singt im Chore „Marie Blanne"
Hier sind noch kräftige Gestalten,
Wie auf den Leib die Kunst sich stemmt'
Des Seemanns weiche Lenden halten
Die kurze Pfeife schiefgeklemmt
Des sturmgepeitschte Meer — es fördert
Gesundheit ihm zum weitern Lenz,
Rauh bläst er um sich und es lodert
Im dunkeln Aug ein heller Glanz
Du liebst den Schwedern und den Briten,
Den Spanier mit dem dunkeln Haar,
Die Glut des Südens brännte diesen,
Des Antlitz jener leuchtet klar
Sind du, der zeugst so unerschrocken
Auf off'ner See das Steuer hielt,
Wer weiß, wie bald mit deinen Locken
Des Meeres kalte Wiege spielt'
Hoch ist die graue Alm zu preisen,
Ihr Lob auch sanget manches Lied,
Traut mühsam mit dem scharfen Eisen
Der Aelplermann die Furchen zieht,
Und dessen Händen das Getreide
In neuem Kreislauf aufersteht,
Der Garben Kranz auf Feld und Weide
Die gold'nen Halme niedermäht
Doch herrlicher schwimmt auf der Woge,
Wenn auch sein glatter Spiegel trügt,
Den mit dem scharfen Kiele wachet
Des Meeres Schwan, das Schiff, durchfliegt
Und wenn dann bei der Nacht Gefecht
Der Sturm sein wildes Leichlied singt,
Und hellen Jauchz der Matrose
Von Mast zu Mast sich jauchzend schwingt
Des Meeres langgedehnte Wellen,
Dem Blitz und Donner Wiegenschlag,
Sie lassen seine Brüder schwellen
Und rufen höhre Brüder wach
Sturmvögeln gleich sieh'n die Gedanken
Auf's Meer so weit und grenzenlos, —
Wie singt so manchen Sehnsuchtskranken
Sein kühner, freier Freiheitsmut Schoß'

II. Hamburgs Hafen

Trunken liegt zu deinen Füßen
Fast die Flotte einer Welt,
Flaggen flattern, Flaggen grüßen
Und der Ruf der Boote gellt
Wie in einem gold'nen Netzen
Bindet das Bild du eingefaßt,
Und soweit die Blicke schweifen,
Steigt zum Himmel Mast an Mast
Nicht das Laden wilder Schlachten
Gab'n die Schiffe, Holz und Eri;
Von den fernsten Ländern brachten
Sie der Schätze mancherlei
Ihre schweren Eichenplanken
Hat gefügt der Ocean,
Und es brachen sich die schlanken
Kiele durch die Wogen Bahn.
Segler aller Nationen
Schaukeln sich im Hafen sacht;
Prangend an den Gallionen
Sind die Namen angebracht
Jene Schrift in gold'nen Lettern
„Humboldt", hat des Meeres Gischt
Im Orkan und Seesturmwettern
Nicht verletzt und nicht verwischt
Gott der Winde und der Wellen,
Schütze segnend dieses Schiff!
Wenn die weißen Segel schwellen,
Führ' es vor verborgnem Riff!
Laß es still und friedlich gleiten
Ueber Meer' und Ströme weit;
Ihm gleich, der durch alle Zeiten
Leuchtet in Unsterblichkeit!
Deutschland, altes Schauen Wiege,
Bild der ungeschwächten Kraft!
Du, die Mutter großer Siege,
Groß im Kampf, in Wissenschaft,
Groß im Farben und in Tönen,
Herrlich bist du, hoch und hehr;
Sei auch, trotz der Feinde Höhnen,
Sei gerüstet auf dem Meer!
Was du willst, kannst du vollbringen,
Ringt die Ehr' doch deinen Strand,
Und zum glücklichen Gelingen
Reicht dir nicht die starke Hand
Mögen unsre Feinde spotten,
In Erfüllung muß es geh'n,
Daß die Deutschlands Heiße Flotten
An den fernen Küsten seh'n'

Glosse.

Wenn du ein Geheimniß verschweigen willst, so sag auch nicht anderen, daß du ein Geheimniß hast. Sie werden dir nicht immer vergeben, daß du nicht gerade mit ihnen eine Ausnahme machst und es ihnen mittheilst.

Für die Schriftleitung hat beim Herausgeber seiner Abwesenheit Herr Hofrath Prof. Ebert in Dresden die Redaction übernommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 23. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Soldatenleid. Eine Erzählung von Fr. Friedrich II. — Vorgänge in der Normandie II. Die Ferme. — Berliner Briefe V. — Skizze aus Rheinhessen. — Philipp Melanchthon. — Aus der Dienstagsrunde IX. — Zeitbericht. Von Theodor Gerner.

Soldatenleid.

Eine Erzählung von Fr. Friedrich.

II.

Die Desertion war noch an demselben Abende von Franz andern erzählt worden. Das ganze kleine stille Dorf wußte darum und alle waren gespannt, welchen Ausgang diese Sache nehmen würde. Daß Heinrich ruhig in dem Hause seiner Mutter blieb, fanden alle unbegreiflich, die wenigsten waren überhaupt im Stande, den richtigen Grund, weshalb er desertirt war, aufzufinden. Alle kannten Heinrich als einen zwar stillen und verschlossenen, aber im Handeln kräftigen und raschen Burschen. Nur hatte er sich selbst gezeigt, so war er einmal so sehr gereizt, daß er seiner Leidenschaftlichkeit die Zügel schießen ließ, so achtete er seine Gefahr nur wenig und war dann nur zu tollkühn.

Furcht vor dem Soldatenleben und den damit verbundenen Gefahren konnte die Ursache seiner Flucht nicht sein. Ebenso wenig irgendein Vergehen, daß er sich hätte zu schulden kommen lassen. Denn hätte er nur der Strafe aus dem Wege gehen wollen, so würde er nicht ruhig in dem Hause seiner Mutter geblieben sein, wo er jeden Augenblick wieder ergriffen werden konnte.

Es wurde viel über Heinrich in dem Dorfe gesprochen, und Franz gehörte nicht zu denen, welche am schonendsten über ihn urtheilten. Da war schon am Nachmittage des dritten Tages der Sergeant Huber mit seinen zwei Mann in das Dorf eingerückt, jeder hatte gehört, daß er gekommen war, den Deserteur werben aufzugreifen. Trug er doch die Uniform desselben Regiments, dem Heinrich angehörte.

Der Sergeant zeigte sich in seiner ganzen militärischen Würde. Er hatte bei sich beschlossen, den Dorfbewohnern von vornherein den gehörigen Respect gegen seine Person einzuflößen, um sie von jedem Beistande, den sie dem Deserteur vielleicht leisten konnten, abzuschrecken. Ja er hatte für diesen Fall schon alle Maßregeln im voraus beschlossen.

In gerader Haltung, das Gewehr geschultert, schritt er wie ein General seinen zwei Mann voraus. Nachdem er sich überzeugt, daß vor der Hand noch kein Widerstand zu befürchten war, und Heinrich's Wohnung erforscht hatte, marschirte er, soweit es ihm möglich war, in gerader Linie auf das Haus los, indem er seine Augen kaum etwas zur Seite hinsetzen ließ.

Neugierig auf den Ausgang der Sache folgte ihm eine Anzahl der Bewohner, auch Franz. Die meisten bedauerten Heinrich, dessen Geschick, wenn er sich wirklich ergreifen ließ, als Deserteur sein beneidenswerthes war. Einer von ihnen lenkte auf einem Umwege einen Knaben

ab, um Heinrich von dem Raben des Sergeanten zu benachrichtigen, aber Frau hielt ihn zurück.

„Bringt Euch und den Knaben nicht in Gefahr", sprach er. „Wer einmal desertirt ist, mag selbst zusehen, wie er sich weiter forthilft. Es hat ihm an Zeit nicht gefehlt, wenn er hätte fliehen wollen."

Mit diesen Worten suchte er nur seine heimliche Freude, daß er nun auf lange Zeit, vielleicht für immer von seinem Nebenbuhler befreit werde, zu verbergen. Und es gelang ihm.

Ohne die ihm so nahe und drohende Gefahr zu ahnen, saß Heinrich in dem Lehnstuhle hinter dem Ofen, schweigend, regungslos und seinen Blick auf Marie, welche wenige Schritte von ihm entfernt hinter dem Raben saß, geheftet. Seine Mutter war neben ihm beschäftigt. In den Mienen der beiden Frauen waren Kummer und Sorgen deutlich ausgeprägt, nur Heinrich's Gesicht verrieth nicht die geringste Unruhe.

Da trat der Sergeant mit seinen zwei Mann unerwartet in das Zimmer. Erschrocken, mit halbunterdrücktem Schrei fuhren die Frau und Marie empor — der Anblick der Soldaten hatte ihnen sofort verrathen, was sie zu befürchten hatten. Auch Heinrich richtete sich überrascht halb in die Höhe, als er den ihm so wohl bekannten Sergeanten in das Zimmer treten sah. Das Blut, welches anfangs in seine Wangen schoß, verrieth seinen Schrecken, sondern eher ein Aufbrausen seiner Leidenschaft. Fast drohend blickte er die Eingetretenen an, als er aber gleich darauf sein Auge auf Marie richtete, kehrte die frühere Blässe in sein Gesicht zurück.

„Da ist der Schod-Schwerenöther!" rief der Sergeant, als er Heinrich erblickte. „Wart' Er, ich will ihm beibringen, was es heißt, nicht beim Appell zu sein und zu desertiren ohne Urlaub! Weiß Er, daß Er jetzt mein Arrestant ist und daß Er dafür, daß ich ihm habe müssen nachlaufen, acht Wochen bei Wasser und Brot im schwarzen Loche sitzen und nachher noch einige Jahre Zuchthaus bekommen wird? Weiß Er das? Und jetzt soll Er Schod-Schwerenöther mir sagen, weshalb Er desertirt ist. Ja, das soll Er mir jetzt sagen, oder ich werde ihn inquiriren, daß ihm Hören und Sehen vergehen soll. Jetzt sage Er — weshalb ist Er desertirt?"

Diese im heftigen lauten Polterione hervorgestoßenen Worte brachten auf Heinrich nicht den beabsichtigten Eindruck hervor, denn er blieb völlig ruhig und erwiderte fast gleichgültig: „Weil Sie mir keinen Urlaub gegeben haben."

„So!" rief der Sergeant aufgebracht. „So, also deshalb desertirt Er ohne denselben? Aber es soll ihm schlecht bekommen! Sapperment — — ich sage, da muß ja jede Disciplin zum Kukuk fahren, wenn nicht an Ihm ein Exempel statuirt würde für ewige Zeiten und noch länger. Im Kriegszustand müßte Er erklärt und erschossen werden, dann würde Er es nie wieder versuchen, dafür stehe ich, so wahr ich Sergeant bin und Haber heiße!"

Von Schreck und Sorge um ihren Sohn gepeinigt, näherte sich ihm die Frau und bat um Gnade und Schonung für den Schuldigen.

„Schweige Sie", unterbrach sie der Sergeant, „bis ich Sie zum Sprechen commandire. Sapperment — — ich sage, da hat sich niemand weiter hineinzumischen. Und ich sage noch einmal, daß ein Exempel statuirt werden soll, wie noch keins dagewesen. Jetzt mach Er sich marschfertig, Er Deserteur Kreuz! Und laß Er sich nicht einfallen, noch einmal davonlaufen zu wollen, oder ihn soll das Tausend-Donner — — ich meine, ich werde Ihm jetzt diese zwei Dutzend scharfer Patronen nachsenden, welche ich hier in der Tasche trage."

„Nun Kinder, ihr beiden", wandte er sich an seine beiden Begleiter. „Macht euch fertig — schultert das Gewehr. Ihr nehmt ihn zwischen euch, ich werde als Nachbar hinterdrein marschiren!"

Die Mutter und Marie wankten sich noch einmal bittend an ihn und suchten seine Hand zu fassen, aber er wehrte sie zurück. „Marsch da und mich nicht inkommodirt", rief er. „Ob sollte nur der Herr Hauptmann hier sein, der würde sich den Schnauzbart streichen und euch zusammenblasen, wenn ihr euch in seine Ordres und Kriegswissenschaften mischen wolltet. Und Sie, junge Dirn', wird's wol auf dem Gewissen haben, daß der Bursche da acht Wochen im schwarzen Loche sitzen muß, die ganz Jahre Zuchthaus nachher noch gar nicht mitgerechnet. Sie können ihm die Desertionsgedanken in den Kopf gebracht zu haben. Nehm' Sie sich in Acht!"

Marie wich zurück. Sie schlug die Augen nieder und wagte nicht wieder, sie emporzuheben, ihr Herz schlug laut und schmerzvoll. Heinrich hatte seinen Blick auf sie geheftet, als zögere er, um noch einmal in ihre Augen zu blicken. Als der Sergeant aber wieder befahl, sich marschfertig

zu machen und ihm zu folgen, schritt er rasch auf seine laut und heftig weinende Mutter zu, schloß sie in seine Arme und küßte sie auf die Stirn. Dann wandte er sich von ihr und reichte Marie die Hand zum Abschiede dar. Und die starke, derbe Hand zitterte gewaltig. Sie hielt des Mädchens kleine Rechte einen Augenblick umschlossen, seine Augen suchten nach den ihrigen und als er sie nicht fand, zog er seine Hand zurück und stellte sich dem Sergeanten zur Verfügung.

Wie jener befohlen, nahmen ihn die beiden Soldaten vor dem Hause in die Mitte. Dann commandirte der Sergeant ein lautes mächtiges „Vorwärts marsch!“ und der kleine Trupp setzte sich in Bewegung.

Heinrich hörte nicht, wie seine Mutter vor Gram und Schmerz laut aufschrie, wie auch Marie ihm heftig nachweinte. Er sah nicht, wie die Dorfbewohner sich vor dem Hause gesammelt hatten und ihre Augen neugierig auf ihn richteten — den Blick auf die Erde geheftet, schritt er weiter. Ihm war in diesem Augenblicke alles gleichgültig und wäre er zum Tode geführt, er würde sich nicht darüber gegrämt und nicht dagegen gesträubt haben.

Als er aber vor dem Hause vorüberkam, in welchem der wohnte, den er am meisten von allen Menschen hasste, der ihm das Herz und die Liebe des Mädchens geraubt, da schlug sein Herz lauter und seine Faust ballte sich unwillkürlich zusammen. Er wagte nicht, die Augen zu dem Hause aufzuschlagen.

Da trafen die Worte sein Ohr: „Ist dein Urlaub schon zu Ende? Nun ihn der gut bekommen!“

Er kannte diese Stimme. Blitzend, funkelnd richteten sie die Augen empor und sah Franz am Fenster stehen und schadenfroh ihm entgegenlachen. Unwillkürlich stand er still. Das Blut drang mit Gewalt in seinen Kopf. Das Bild Mariens trat ihm in diesem Augenblicke in ganzer Herrlichkeit vor die Augen. Er sollte sie aufgeben dieses Buben wegen, — er sollte sich von ihm verhöhnen lassen, von ihm, der an seinem ganzen Unglück schuld war, der nun in Ruhe zurückbleiben konnte, um das Glück zu genießen, das ihm selbst nimmer beschieden war. Das durfte, — das sollte nicht sein!

„Vorwärts marsch!“ donnerte der Sergeant, der sich nicht eher ruhig fühlte, ehe er das Dorf verlassen, hinter ihm und drängte ihn mit der Hand vorwärts.

Diese Berührung schien Heinrich aus seiner Erstarrung zu wecken und seine ganze Leidenschaftlichkeit plötzlich mit einem male wach zu rufen. Fast mit der Kraft eines Riesen erfaßte er die Soldaten an seinen Seiten mit beiden Händen, schlug sie wie zwei Spielbälle zusammen und schleuderte sie dann mit Gewalt von sich, daß sie beide zur Erde stürzten. In demselben Augenblicke wandte er sich um, warf den überraschten und erschrockenen Sergeanten zu Boden und war mit einem Sprunge an dem Fenster, an dem er seinen Feind erblickt hatte. Seine Augen glühten, sein Gesicht war geröthet.

Bestürzt war Franz zurückgewichen. Heinrich wollte sich in das Fenster schwingen, da raffte sich der Sergeant laut fluchend wieder auf. Heinrich sprang zurück und mit der Schnelligkeit und Gewandtheit, die ihn von jeher ausgezeichnet hatte, eilte er zum Dorfe hinaus und den nahen Berg hinan.

Niemand hielt ihn auf, denn alle, außer Franz, gönnten ihm von Herzen, daß er entkam. Von dem heiligen Hasse noch hinkend suchte ihm der Sergeant nachzueilen, — er war ihm bereits weit voraus. Da legte er sein Gewehr an, ein Schuß hallte in den Bergen wider. Als er den Flüchtling aber auch jetzt noch unverletzt weiter eilen sah, sandte er ihm zum wenigsten noch einige Flüche nach und wandte nun seinen ganzen Unmuth auf die beiden Soldaten, welche sich so schmachvoll hatten zu Boden werfen lassen, und auf die Dorfbewohner, weil sie den Deserteur nicht zurückgehalten hatten. Er schwor, daß er das ganze Dorf in Brand stecken und sie alle arretiren wolle, er schwor, daß er den Flüchtigen wieder erlangen werde, und wenn er ihn dreimal um die ganze Erde jagen sollte!

So friedlich das Gemüth des Sergeanten trotz seiner stets heftigen Worte sonst auch war, so hatte er Heinrich seines Deserteurs wegen auch verwünscht haben mögen — jetzt war er ernstlich aufgebracht. Er würde den Schmerz, den ihm sein verwundeter Arm verursachte, viel vergessen haben, aber er war „blamirt“, schmählich „blamirt“.

Jetzt, ohne den Entflohenen, war für ihn an seine Heimkehr zu denken. Er konnte nicht vor seinen Hauptmann treten und ihm rapportiren, wie schändlich der Deserteur Franz mit ihm umgesprungen war, er war zwar nur Sergeant, aber er hatte Ehre im Leibe, so gut wie sein Hauptmann und General.

Er war in seiner verzweiflungsvollen Lage [illegible] verwandter Ton schmerzte immer heftiger, je lebe er auch die Blicke auseinander hin, die Doppelgänger standen da, als ob ihnen die Beine angenagelt gewesen wären, und die beiden Soldaten schienen so verdutzt darein, als ob sie erst von einer Stunde auf die Welt gekommen wären. Franz verzweifelt! An eine augenblickliche Verteidigung war nicht zu denken, denn hätte er auch seinen Arm gebrauchen können, so war er doch durch den zweistündigen Marsch so sehr ermattet, und selbst ein Bergmann hat nur zwei menschliche Beine, die nicht willkürlich mit sich verfahren lassen.

Er marschierte mit seiner zwei Mann starken Armee in das Wirtshaus des Dorfes, um sich dort vor der Hand in Quartier zu legen und den weiteren Verfolgungsplan zu überlegen.

Als Marie Heinrich's Flucht erfuhr, hätte sie laut aufjubeln mögen, denn der Gedanke, daß er sich ihretwegen in das Unglück gestürzt, hatte schwer auf ihr gelegen, wenn ihr Herz sich auch unschuldig fühlte. Ihr Kranz wurde indes weniger gepflegt, als er hatte, wer Franz an, ihm gebaudelt und ihn verspottet. Es war in den letzten Tagen zwischen ihr und ihrem Geliebten etwas Fremdes getreten, das sie ängstigte und quälte, und doch war sie nicht im Stande, es zu verscheuchen, selbst nur zu vergessen.

Zum ersten male sah sie sich genötigt, ihren Geliebten nach fremdem Maßstabe zu beurteilen, den sie früher nur an anderen Menschen gelegt hatte, und sie konnte ihn nicht freisprechen, so gern sie es auch gethan hätte. Sie mußte sich gestehen, daß Heinrich anders gehandelt haben würde und dies innere Geständnis trieb ihr Thränen hervor. Sie weinte heftig.

In diesem Augenblicke trat Franz in das Zimmer.

Marie sah ihn, eilte ihm aber nicht wie sonst entgegen. Sie konnte ihm nicht so schnell vergeben. Sie würde es gethan haben, hätte er ihr selbst ein Veil zugefügt.

Franz bemerkte es. Er mißdeutete ihre Thränen und seine Eifersucht erwachte aufs neue. Seine Stirn zog sich in Falten und um seinen Mund legte sich ein bitterer, spöttischer Zug.

„Du bist heute anders als sonst, Marie", rief er. „Weshalb weinst du?"

Das Mädchen schwieg. Ihre Thränen flossen nur noch reichlicher.

Als er aber seine Frage nochmals wiederholte und spöttisch hinzufügte, sie könne ruhig sein, Heinrich sei in seinen Höhlen entsprungen und frei, da vermochte sie ihren Unwillen nicht länger zurückzuhalten und sie gestand es ihm offen, wodurch er sie beleidigt, weshalb sie weine.

„Er ist mein Bruder", schloß sie, „und ich hätte nimmer geglaubt, daß du so gegen ihn sein könntest."

„Er ist dein Bruder", rief Franz gereizt und spöttisch lachend. „Er sieht dich aber mit andern als mit brüderlichen Augen an. Wäre er wirklich nur dein Bruder, Marie, wollte er nie mehr sein, weiß Gott, ich würde ihm selbst zur Flucht verholfen haben."

„Um einen Bruder vergießt man nicht so bittere Thränen", rief Franz, der sich durch seine leidenschaftliche Eifersucht immer weiter hinreißen ließ. „Er ist gerettet, er ist frei — weshalb weinst du denn?"

„Weil er meinetwegen sich ins Unglück gestürzt hat."

„Deinetwegen!" rief Franz. „Und du willst ihn nicht lieben? Seinetwegen zürnst du mir! Thu es nur, wenn er dir besser erscheint als ich!"

Er verließ aufgeregt das Zimmer.

Marie sprang empor und eilte ihm nach, um ihn zurückzuhalten. Sie konnte ihn nicht von Schuld freisprechen, aber ihr Herz hing in Liebe an ihm und sie bebte vor dem Gedanken zurück, daß sie ihn verlieren könne.

Sie rief ihn laut bei Namen, und in dem Tone ihrer Stimme lag so viel Weiches, Liebendes und Versöhnendes; er hörte indes in seiner aufgeregten Stimmung nicht darauf. Er hatte dem Herzen des Mädchens so wehe gethan, aber seine Leidenschaftlichkeit rief ihm zu, daß er beleidigt und hintergangen sei.

Sein Trotz sträubte sich in diesem Augenblicke dagegen, nachzugeben und zurückzukehren, er glaubte sein eigenes Unrecht dadurch einzugestehen. Nie ist aber der Mensch trotziger und unversöhnlicher, als wenn die Ahnung seines Unrechts in ihm aufsteigt, das Bewußtsein desselben erwacht. Er fürchtet dies Bewußtsein, er will es mit Gewalt zurückdrängen, und dies ist meistens der Grund, weshalb er zu dem ersten Unrechte noch ein zweites fügt und so in seinem eigenen Herzen eine Schranke aufrichtet, welche er später nicht wieder einzureißen vermag.

Marie kehrte in das Zimmer zurück, warf sich auf einen Stuhl und barg ihr weinendes Angesicht in den Händen. Es war nur eine unglückselige

Täuſchung, welche ihnen Geliebten erfaßt hatte, aber ſie fühlte, in einer wie gewaltigen Macht ſie durch die Leidenſchaftlichkeit ſeines Herzens herangewachſen ſeyen und ſie zitterte vor dieſer Macht, weil ſie über Liebe zu vernichten drohte.

So iſt es ſtets mit den Flammen, welche das Menſchenherz in Glut und Qual aufloben. Anfangs iſt nur ein geringer Funken in das Herz hineingeworfen, mit einem ruhigen, beherzten Griffe hätte er ausgelöſcht werden können, und es wäre alles vorbei geweſen. Aber das Herz facht ihn aus Luſt an eigener Qual ſelbſt an, bis er zur Flamme emporſchlägt und es ſich rettungslos unter der verzehrenden Glut krümmt und windet.

Hatte ſchon die verwegene Befreiungsthat des Rekruten und ſeine kühne Flucht in dem kleinen Dorfe großes Aufſehen erregt, ſo wurde die Bedeutung und Wichtigkeit ſeiner That in den folgenden Tagen durch den Sergeanten noch um ein Großes geſteigert. Alle Kräfte, die ihm zu Gebote ſtanden, bot er auf, um die Vorkehrungen zu einer Verfolgung und Durchſuchung der Umgegend zu treffen.

Er hatte erfahren, daß Heinrich in den Bergen und Wäldern der Umgegend ſich aufhielt, denn er war von mehreren geſehen, aber er ſah ein, daß ſeine zwei Mann zur Verfolgung in einer Gegend, die ihnen unbekannt war und tauſend ſichere Schlupfwinkel darbot, nicht ausreichen. Er hatte ſich deßhalb an die nächſten Bezirksämter gewandt, um von ihnen einige Gensdarmen zur Unterſtützung zu erhalten, die ihm auch für einen beſtimmten Tag angekündet waren.

Er ſelbſt ſuchte ſich während der Zeit durch Beſtechung und Einſchüchterung aus den jungen Burſchen des Orts ein kleines Corps zu bilden, das ihm bei der Aufſuchung des Flüchtlings behilflich ſein ſollte. Dieſe Burſchen kannten die Umgegend am beſten und wenn ſie es mit ihm redlich meinten, konnten ſie ihm in der That viel nützen. Gerade die Redlichkeit ihrer Abſichten war es aber, welche ihm die meiſten Sorgen verurſachte. Sie verſprachen ihm wol ihre Dienſte, er wußte indeß, daß ſie im Herzen dem Flüchtling geneigt waren. Er war ihr Jugendgeſpiele und Kamerad und ſeine verwegene That hatte ſie noch mehr für ihn eingenommen.

Nur auf einen von allen konnte ſich der Sergeant mit Zuverſicht verlaſſen — es war Franz. Er kannte ſeinen Haß gegen den Unſiedlerburn.

Franz verkehrte mit dem Sergeanten heimlich. Er beſtrebte, Mariens Herz und Liebe zu verlieren, und nahm deßhalb ſcheinlich faſt den Flüchtling Partei, im Herzen haßte er ihn aber mehr als je und ſuchte ihn in die Gewalt des Sergeanten zu bringen. Es war ihm gelungen, Heinrich's Aufenthalt in den Bergen zu erforſchen und dieſen verrieth er an ſeinen Verfolger. Eine öffentliche Unterſtützung beſtellen hatte er natürlich abgelehnt.

Es war am Vorabende des Tags, der zur allgemeinen Verfolgung des Flüchtlings beſtimmt war. In dem Dorfe ſelbſt herrſchte die größte Erwartung und Unruhe. Faſt alle waren im Herzen für Heinrich geſtimmt, nur über ſeine Verwegenheit, mit der er fortwährend in der Nähe blieb, obſchon er die ihn betreffende Gefahr kannte, waren ſie unwillig.

Am aufgeregteſten von allen waren Marie und Heinrich's Mutter. Sie ſahen dem folgenden Tage mit bangem Zittern entgegen. Sie kannten das traurige Geſchick, das den Flüchtigen erwartete, wenn er ergriffen wurde. Und daß dieß geſchehen würde, befürchteten ſie nur allzu ſehr, denn auch ſie wußten, daß er die Gegend weder verlaſſen hatte noch verlaſſen wollte.

Den Angſt getrieben war Marie an jenem Tage in die Berge geeilt, um Heinrich aufzuſuchen und auf ihren Knieen zu beſchwören, zu fliehen. Unermüdlich war ſie durch die Schluchten und Thäler geeilt, aber vergebens hatte ſie nach ihm geforſcht.

Erſchöpft und troſtlos kehrte ſie endlich heim und überließ ſich ihrem Schmerze um den unglücklichen trotzigen Bruder, da trat Franz zum erſten male wieder ſeit jenem Tage, wo er in Unwillen von ihr geſchieden war, zu ihr ins Zimmer und mit Thränen im Auge lächelte ſie ihm entgegen.

Offen erzählte ſie ihm, daß ſie den Unglücklichen aufgeſucht habe, um ihn zu warnen und anzuflehen, ſich zu retten, daß ſie jedoch vergeblich nach ihm geforſcht habe.

Franz ſuchte ſie zu beruhigen und zu tröſten.

„Sei ohne Sorge, Marie", ſprach er, „Heinrich wird wol wiſſen, daß er morgen aufgeſucht werden ſoll, und ſich ſeinen Häſchern früh genug durch die Flucht entziehen. Glaubſt du, daß er ſich gutwillig gefangen geben wird? Nimmermehr! Ich habe dir und mir Unrecht gethan, Lieb', deßhalb kehrte ich zu dir zurück, und ſtände es jetzt in meiner Macht, Heinrich zu retten,

ich werde es thun, um das Leid, daß ich Dir zugefügt habe, wieder gut zu machen."

„Du kannst es", rief das Mädchen erfreut. „Eile zu ihm und beschwöre ihn, zu fliehen und diese Gegend zu verlassen."

„Ich will es thun", erwiderte Franz, „sage mir, wo ich ihn treffe." Des Mädchens Freude schwand schnell wieder dahin. Hätte sie den Ort gewußt, wo er sich verbarg, sie hätte der Hülfe ihres Geliebten nicht bedurft, um ihm fortzuhelfen, sie selbst wäre zu ihm geeilt.

Sie schwieg betrübt. Franz versuchte sie zu beruhigen und es gelang ihm auch. Worte, von einem geliebten Munde gesprochen, haben ja doppelte und dreifache Ueberzeugungskraft und wirken wie ein Zauber, wenn sie das aussprechen, was das Herz erfreut.

Marie glaubte ihm. Es konnte ja auch unmöglich in Heinrich's Absicht liegen, sich festnehmen zu lassen, er konnte ja die harte Strafe, die ihm als Deserteur erwartete. Er konnte vielleicht schon längst geflohen sein, nur das that ihr wehe, daß er ihr nicht noch einmal zuvor gesehen.

Als Franz spät am Abend von ihr schied, war sie völlig ruhig geworden und sah dem kommenden Tage ohne Angst entgegen. Lächelnd und glücklich, weil die trübe Wolke, welche ihren Liebeshimmel für mehrere Tage umhüllt hatte, vorübergezogen war, reichte sie ihm die Hand zum Abschiede und blickte ihm lieb und dankend in die Augen. Franz schloß sie noch einmal ungestüm in seine Arme und eilte fort.

Es war spät. In dem Dorfe war es still geworden, nur hier und dort schimmerte noch ein Licht durch die Fenster. Rasch schritt Franz dem Hause seines Vaters zu; als er dasselbe erreicht hatte, trat er aber nicht in dasselbe ein, sondern schwang sich leicht über die niedere Mauer, welche den Garten hinter dem Hause einschloß. Ohne zu zögern schritt er auf eine dichte Laube in der einen Ecke des Gartens zu und trat in dieselbe ein. Ein Mann erwartete ihn dort — es war der Sergeant Huber.

„Gut, daß Ihr endlich kommt", redete der Sergeant den Eingetretenen an. „Hat das Mädchen den Flüchtigen getroffen?"

„Nein", erwiderte Franz. „Sie hat ihn vergeblich gesucht, hat mir aber gestanden, daß es ihre Absicht gewesen sei, ihn zur Flucht zu bewegen."

„Damit all meine Bemühungen scheiterten", rief der Sergeant. „Doch nur noch eine Nacht Geduld. Morgen Abend um diese Zeit muß der Deserteur in meinen Händen sein. Er muß es, sag' ich Euch, oder das ganze Dorf soll es büßen!"

„Beruhigt Euch, er kann Euch nicht entfliehen", entgegnete Franz.

„Ist er noch in demselben Versteck?" fragte der Sergeant.

„Er war noch vor wenigen Stunden dort und wird auch morgen noch dort sein. Ihr könnt ihn nicht verfehlen. Ich habe Euch den Ort genau beschrieben. Hinter dem Waldteiche, wo der Felsen überhängt, dort hält er sich unten hinter einigen schützenden Felsen verborgen. Dringt von beiden Seiten des Teiches zugleich auf die Stelle ein. Hinter ihm der Felsen, unersteigbare Felsen, vor ihm der tiefe Teich. Die einzige für ihn mögliche Rettung wäre, wenn er durch das Wasser schwimme."

„Laßt ihn das nur versuchen", rief der Sergeant lachend. „Er ist ein flüchtiger Deserteur, mein Gewehr ist geladen, und Tausend-Donner — ich meine, ich werde ihn nicht zum zweiten male fehlen und entfliehen lassen."

„Er ist aber stark und verwegen", warf Franz ein. „Er wird sich nicht in Güte festnehmen lassen."

„Er ist ein Deserteur und ich werde mit ihm keine Umstände machen. Er hat sich einmal an seinem Sergeanten vergriffen, weil ich nicht darauf vorbereitet war, er soll es büßen, so wahr ich Huber heiße. Jetzt kenne ich ihn."

„Noch eins", unterbrach ihn Franz. „Versprecht mir noch einmal, daß Ihr gegen niemand verrathen wollt, daß ich Euch das Versteck des Flüchtigen angegeben."

„Hier, meine Hand!" rief der Sergeant. „Sappermenn — — ich meine, was ich einmal versprochen habe, das halte ich."

„Es ist gut", fuhr Franz fort. „Um jeden Argwohn des Mädchens von mir abzuwenden, werde ich morgen, wenn Ihr aufgebrochen seid, um ihn festzunehmen, zu ihr gehen. Ich habe ihr versprochen, ihn zu retten, sobald sie mir sage, wo ich ihn finde, sie wußte es zum guten Glücke nicht. Laßt ihn deshalb nicht entwischen, das Mädchen würde mich beim Worte nehmen."

„Seid ohne Sorgen", erwiderte der Sergeant. „Ich führe ihn gefesselt vor Eurem Hause vorbei."

Er verließ hierauf den Garten und auch Franz trat gleich darauf in das Haus ein.

Als die beiden Männer sich entfernt hatten, erhob sich dicht hinter der Laube eine dunkle Gestalt, welche drohend die Hand hinter ihnen erhob. Es war ein junger, kräftiger Bursche, ein Freund und Jugendgespiele Heinrich's, der auch jetzt noch in Treue ihm anhing. Auch ihn hatte der Sergeant für sich zu gewinnen und zu bestechen versucht, aber er hatte es mit Entrüstung abgewiesen. Er hatte Heinrich in den Bergen aufgesucht und mit Nahrungsmitteln versehen, aus seinem Munde hatte der Flüchtling erfahren, welche Vorbereitungen zu seiner Verfolgung getroffen waren, er hielt sich indeß in seinem verborgenen Versteck hinlänglich gesichert.

Der Zufall hatte diesen Freund des Flüchtigen noch spät an diesem Abende über die Straße geführt. Er war dem Sergeanten begegnet und da er ihn im Verdacht hatte, mit Franz in geheimer Verbindung zu stehen, war er ihm gefolgt und hatte sich leise und unbemerkt hinter die Laube geschlichen, wo er sich niedergestreckt hatte. Kein Wort der beiden Männer war ihm entgangen. Es hatte in ihm gekocht und gestürmt. Mehr als einmal war er entschlossen gewesen, emporzuspringen und den Verräther seines Freundes zu lohnen, aber er hatte sich gewaltsam bezwungen.

Jetzt hallte er die Hand hinter ihm und ohne an seine Ruhe zu denken, eilte er fort in den Wald, um Heinrich aufzusuchen und ihm alles, was er gehört hatte, mitzutheilen.

Eine fast wunderbare Veränderung war mit Heinrich seit jenem Augenblicke, wo er die beiden Soldaten und den Sergeanten gewaltsam niedergeworfen hatte, vor sich gegangen. Sein sonst so stiller und verschlossener Charakter schien mit einem male gebrochen zu sein, seine ganze Thatkraft war wach geworden und ihn erfüllte jetzt eine wilde Unbändigkeit. Er wußte, daß auf ihn wie auf einen entflohenen Verbrecher Jagd gemacht werden sollte und es freute ihn, daß seinetwegen solche große Vorbereitungen getroffen wurden. Und dem Sergeanten, den Soldaten, seinem Feinden, — aller Welt zum Trotz wollte er nicht fliehen. Ja er wollte ihnen Trotz bieten, Trotz durch die That, mit der er sich ihren Nachstellungen entzog, Trotz, wenn es sein mußte, mit offener Gewalt.

Es freute ihn in seiner wilden, erbitterten Stimmung der Gedanke, mit all seinen Verfolgern und ihren Bemühungen gleichsam zu spielen, sie von einem Ort zum andern zu locken, sie zu ermüden, ohne daß sie ihn zu erreichen im Stande waren. Er wollte sie durch seine Verwegenheit und seine That zur Verzweiflung bringen, sie sollten ihn nicht wieder in ihre Macht bekommen, lieber wollte er zu Grunde gehen.

Mit diesen Gedanken hatte er sich seit seiner verwegenen Flucht Tag und Nacht beschäftigt und seine aufgeregte Phantasie hatte ihn stets neue Pläne, um seine Gegner zu täuschen, ersinnen lassen.

Den Kopf auf den Arm gestützt, lag er in seinem Verstecke und sann über sein Geschick nach, das sich so rasch für ihn umgestaltet hatte, dachte an das Mädchen, das er so innig liebte, um dessentwillen er alles gethan hatte. Es war ihm aber seine ganze Handlungen. Was lag ihm daran, ob er als Flüchtiger im Walde und zwischen Felsen lebte, ob er nachts sein Haupt unter freiem Himmel auf einem Haufen Moos zur Ruhe legte? Was kümmerte es ihn, und wenn Hunderte auf gegen, um ihn zu suchen? Noch war er frei und konnte seinen Fuß hinsetzen, wohin er wollte. Er war in der Nähe des geliebten Mädchens und wenn er es wollte — in einer Stunde konnte er an ihrer Seite sein.

Was aus ihm werden, welches Ende dies alles nehmen sollte, daran dachte er nicht, er war nie für seine Zukunft besorgt gewesen.

Ein leiser, aber doch bestimmt und hell durch die Nacht klingender Pfiff weckte ihn aus seinen Gedanken. Rasch richtete er den Kopf in die Höhe. Er kannte diesen Pfiff. Er kam von einem ihm befreundeten Burschen, der allein treu an ihm festgehalten, der ihn jeden Tag hier aufgesucht hatte. Es befremdete ihn jedoch, daß der selbe mitten in der Nacht zu ihm kam. Gewaffnet sprang er ihm entgegen und schon nach wenigen Minuten stand er an seiner Seite.

„Weshalb kommst du noch so spät zu mir, Konrad?“ fragte er hastig.

„Du bist verrathen — dein Versteck ist dem Sergeanten entdeckt“, erwiderte der Bursche.

„Verrathen!“ rief Heinrich. „Durch wen? Wer kennt diesen Ort außer dir?“

„Franz kennt ihn“, entgegnete der Bursche. „Er weiß, daß du hier bist, obschon ich nicht begreife, wie er es erfahren hat. Heute Abend hat er, wie ich selbst gehört habe, alles dem Sergeanten verrathen und morgen früh werden sie dich hier aufsuchen. Sie wollen von beiden Seiten des Teiches zugleich kommen, damit du nicht entfliehen kannst.“

„Franz, Franz!“ unterbrach Heinrich wild auffahrend den Burschen. „Er hat mich verrathen und will mich meinen Verfolgern in die Hände liefern!“

„Er hat es gethan“, entgegnete der Bursche und erzählte ihm nun alles, was er vor kaum einer Stunde aus Franzens und des Sergeanten Munde gehört hatte.

Schweigend, mit krampfhaft zusammengeballter Faust hörte Heinrich ihm zu, nur einige male unterbrach er ihn durch ein halbunterdrücktes und hervorgestoßenes Fluchen.

In Gedanken versunken stand er einen Augenblick da, als der Bursche ihm alles mitgetheilt hatte, dann fuhr er wild empor und rief: „Und Marie hat mich aufgesucht hier in den Bergen?“

„Er erzählte es so“, gab der Bursche zur Antwort.

„Und er hat dem Mädchen versprochen, mich zu retten, wenn er wüßte, wo ich sei?“

„So sagte er.“

„Und morgen früh, wenn sie ausziehen, mich aufzusuchen, will er zu Marie gehen?“

„Auch dies sagte er, um jeden Verdacht des Mädchens von sich abzuwenden“, bestätigte der Bursche.

„Ich werde den verrätherischen Buben in seiner eigenen Hölle fangen“, rief Heinrich wild auflachend. „Noch haben mich meine Verfolger nicht in ihrer Gewalt und ehe dies geschieht, will ich mich erst an dem rächen, der mir die Liebe meines Mädchens geraubt, der mich so schändlich verrathen ...“

„Was hast du vor?“ rief der Bursche, der durch Heinrich's wilde, leidenschaftliche Worte erschreckt war. „Vergib dich nicht selbst in Gefahr. Der Sergeant hat geschworen, daß er selbst sein Leben nicht schonen wolle, wenn du dich ihm wiedergiebst oder fangen wolltest. Es scheint sein Ernst zu sein und mit ihm zugleich werden dich eine Anzahl Gensdarmen aufsuchen. Fliehe, solange es noch Zeit ist — hier in diesen Bergen bist du nicht mehr sicher.“

„Ich fürchte sie nicht“, rief Heinrich aufgeregt. „Glaubst du, ich könnte mich vor ihnen hier in der Gegend nicht verbergen und wenn sie zu Hunderten gegen mich aufzögen? Es gibt hier Löcher Schlupfwinkel genug, wo sie mich nimmer finden würden. Und wenn sie mich dennoch fänden, wenn ich ihnen nicht entfliehen könnte — so würde ich mir lieber dies Messer in die Brust stoßen, ehe ich mich von dem Sergeanten oder einem Gensdarmen anrühren ließe. Ich habe indeß jetzt noch ein anderes Streben, als mich meinen Verfolgern zu entziehen, ich will den schändlichen Verrath, den Franz an mir begangen hat, rächen. Er hofft über mich zu triumphiren — das Mädchen soll nicht sein eigen werden, und müßte ich selbst darüber zu Grunde gehen!“

„Was hast du vor? Was willst du thun?“ wiederholte der Bursche fragend.

„Ich weiß es noch nicht“, erwiderte Heinrich. „Wenn aber morgen mein Plan noch nicht gelingt, so suche mich nächste Nacht dort hinter jenen Felsen auf, die an die Waldwiese grenzen. Hier bin ich nicht mehr sicher.“

„Sei nicht zu verwegen, Heinrich“, bat der Bursche, aber dieser drückte ihm statt der Antwort die Hand fest zum Abschiede und verließ dann nach ihm den Ort, der ihm mehrere Tage hindurch eine sichere Zufluchtsstätte dargeboten hatte.

Langsam, in Gedanken schritt er durch die Schluchten und kletterte gefährliche Felsenpfade hinan. Er schien nicht daran zu denken, daß ein einziger Fehltritt ihn unrettbar in das Verderben stürzen würde. Eine andere Furcht als die vor dieser Gefahr beschäftigte seine Gedanken. Er war ja mit den Felsen und Pfaden vertraut, sein Fuß trat fest und sicher auf, trotz der Dunkelheit der Nacht, und ungefährdet erreichte er den Ort, den er vorläufig zu seinem neuen Verstecke gewählt hatte.

Dort streckte er sich nieder auf dem harten Felsen und den Kopf auf die Hand gestützt, richtete er den Blick starr und gedankenvoll in die dunkle Nacht. Es war alles still ringsum, selbst der Wind strich kaum hörbar flüsternd um die Felsenecken und Vorsprünge.

Seine Augen brannten vor Anstrengung und Ermüdung, aber kein Schlaf senkte sich auf sie, denn noch heftiger brannte und stürmte es in seinem Herzen und Haupte. Er legte die Hand auf die Brust, als ob er all die Glut beschwichtigen und kühlen wollte. Vergebens! Es gab nur eine Menschenhand, welche im Stande gewesen wäre, sie zu verscheuchen, doch diese Hand war fern von ihm. Durch sein ganzes zerrüttetes Dasein zog der Klageton: Marie! Marie!

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Aberglaube in der Normandie.

II. Die Feen.

Der Wohnort aller Feen ist die Insel Avalon, die mitten im Ocean liegt und von unbeschreiblicher Schönheit ist. Die Mauern des Feenschlosses sind von Gold und Edelsteinen, daß der Glanz, den sie ausstrahlen, die Dunkelheit der Nacht erhellt und die Sonne ersetzen könnte. Betritt ein Sterblicher nun das gesegnete Eiland, so heilen die Wunden seines Körpers und seiner Seele und ein ewiges Vergessen aller irdischen Sorgen und alles irdischen Leides umfängt ihn. Ewiger Frühling herrscht auf der Insel Avalon und ewige Jugend, und Jahrhunderte gehen unvermerkt in Spiel und Lust dahin, ohne daß ein Augenblick der Abspannung oder des Ueberdrusses eintritt.

Die Insel ist ein Paradies, wie der Mensch es träumt, um sich über die Mängel und Schmerzen dieser Erde zu trösten — aber so herrlich das Eiland auch ist, so haben es doch viele der Feen verlassen, um mit den Menschen zu leben, wie die berühmte Melusine, die halb Mensch halb Schlange war, der Sage nach das Schloß Lusignan in der Provence erbaute und die Stammmutter der stolzen Geschlechter Rohan, Pardembourg und Lusignan wurde.

In der Normandie ist die berühmteste dieser Feen die Fee von Argouges. Der Ritter von Argouges begegnete einst, als er von der Jagd heimkehrte, einer Schar von 30 Frauen, die wunderschön auf schneeweißen Zeltern ritten. Eine von ihnen schien ihre Königin zu sein, und der Ritter, von solcher Liebe verblendet, trug ihr sein Herz und sein Schloß, sich selbst an. Die schöne Frau aber war eine Fee. Sie liebte den Ritter schon lange, hatte ihn erst vor kurzem, als er mit einem Riesen kämpfte, beschützt und ihm zum Siege verholfen, und nahm sein Anerbieten freudig an, doch unter der Bedingung, daß er niemals das Wort Tod in ihrer Gegenwart aussprechen sollte. Die Bedingung schien dem verliebten Ritter nicht hart und die Hochzeit wurde bald gefeiert. Viele Jahre verflossen nun im ungetrübten Glück. Sie hatten schöne Kinder und der Ritter nahm sich wohl in Acht, das verbotene Wort über seine Lippe gleiten zu lassen. Aber eines Tags, als die beiden Gatten einem Turniere beiwohnen wollten, kam der Augenblick, der dies sorgsam gehütete Glück zerstören sollte.

Die Dame hatte sich bei ihrer Toilette verspätet und der Ritter, der voll Ungeduld wartete, konnte endlich seinen Mißmuth nicht länger bezähmen. „Schöne Dame", sagte er zu ihr, „Ihr wäret gut nach dem Tode zu schicken, so langsam seid Ihr!" aber kaum hatte er das verhängnißvolle Wort ausgesprochen, so stieß die Fee einen Schrei aus, als hätte er ihr wirklich den Todesstoß gegeben, und verschwand. Nur der Eindruck ihrer kleinen Hand blieb am Schleither zurück. Seitdem irrt die Fee bei Nacht im weißen Kleide um das Schloß und unter ihren Klagerufen unterscheidet man deutlich die Worte: der Tod, der Tod!

Auch das alte Schloß Pirou in der Niedernormandie war ehedem der Wohnsitz von Feen, welche indessen eine eigenthümliche Verwandlung erlitten. Sie waren die Töchter eines großen Herrn und berühmten Zauberers, hatten das Schloß Pirou erbaut und lebten dort ruhig und in Eintracht, bis zum Einfall der Normannen. Um der Gefahr zu entgehen, in welche sie der Ueberfall dieser wilden Scharen zu kurzen drohte, verwandelten sie sich in wilde Thiere — als sie jedoch ihre menschliche Gestalt wieder annehmen wollten, hatten sie den Zauberspruch vergessen und mußten die Thiergestalt behalten; wem fällt dabei nicht das arabische Märchen Wilhelm Hauff's „Kalif Storch" in den Sinn?

Trotz dieser Verwandlung verließen die Feen ihr Schloß nicht. Alte Leute erzählen noch heute, daß in ihrer Jugendzeit sich alljährlich am 1. März ein Zug wilder Thiere auf den Thürmen des Schlosses niederließ und drei Nächte dauerte, und daß viele Thiere an den Cerimonien des Hauses den lebhaftesten Antheil nahmen. Sollte der Familie ein Sohn geboren werden, so sagen, wenn der Zug ankam, die grauen, männlichen Vögel zur rechten Seite, hatte man Aussicht eine Tochter zu erwarten, so nahmen die weiblichen, schneeweißen Thiere den Ehrenplatz im Zuge ein. Und sollte eine der Töchter des Hauses den Normannen nehmen, so bemerkte man, daß eine der Thiere sich nicht begattete und nicht brütete, sondern einsam blieb, wenig aß und von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer ausstieß.

Aber diese schützenden, an Familien und Personen theilnehmenden, man möchte sagen ortsbeständigen Feen verschwanden aus der Normandie in dem Verhältniß, als die Schlösser des Adels verfallen und die alten Geschlechter ausstarben. Nur ihre Halbschwestern, die, bald Elfe, bald Kobold, in Grotten und Höhlen unter Bäumen und Lorbeerbüschen, in Quellen und Bächen woh-

nen, kleine neckisch-launenhafte und immer zu listigen Streichen aufgelegte Wesen, die Gefährten und Quälgeister des Bauern, sind dem Lande treu geblieben.

Ihr Lieblingsvergnügen ist der Tanz. Bei hellem Mondschein versammeln sie sich auf abgelegenen Wiesen, um ihre Reigen aufzuführen, und ohne einen Grashalm zu zerdrücken, gleiten sie beim Schalle einer leisen harmonischen Musik über den Boden. Wehe aber dem Sterblichen, der sich einem solchen Kreise nähert. Ein unwiderstehlicher Zauber treibt ihn, an dem Ringeltanze theilzunehmen. Anfänglich scheinen sich die Feen über sein Eindringen zu freuen, sie ermuntern ihn durch freundliche Blicke und Winke — doch der magische Kreis dreht sich immer schneller und schneller, er dreht sich ohne Aufhören, bis er sich endlich nach einem sinnverwirrenden Wirbel auflöst und der Unglückliche ohnmächtig oder todt zu Boden sinkt. Zuweilen stürzen auch die boshaften Feen ihren Partner zum Schlusse des tollen Reigens von einer jähen Höhe hinab und wenn der Fall nicht die Folge des Sturzes ist, so erwacht der Verwegene wenigstens am andern Morgen mit gebrochenen Gliedern und zerschlagenem Gebein.

Der Tanz ist nicht der einzige Zeitvertreib der Feen der Normandie. Sie waschen in mondhellen Nächten ihre Wäsche in einsamen Quellen und Bächen, trocknen und bleichen sie auf den Trockensteinen, bringen sie dann wieder in die Gitterkörbe, die sie hergebracht, und da den kleinen, thätigen Wesen auch diese Beschäftigung nicht genügt, so machen sie sich in Stall und Haus des Landmanns vielerlei zu thun.

Haben sie sich einmal einen Meierhof zum Schauplatz ihrer Thätigkeit auserlesen, so kommen sie alle Nächte, ihre Arbeiten zu verrichten, ohne daß man ihr Kommen und Gehen bemerkt. Die Thiere, die sie pflegen, gedeihen zusehends; man findet morgens gebrochene Gegenstände ausgebessert, verbrauchte wieder hergestellt, als ob sie neu wären, alle Winkel und Ecken des Hauses rein und sauber, kurz der Feen lustige Geselligkeit leidet, wenn man sich ihres Wohlwollens erfreut, eine Menge nützlicher Dienste — ja oft schenken die Feen selbst denen, die sie ungestört ihr Wesen treiben lassen, auch Erfrischungskuchen und andere Süßigkeiten.

Freilich sind diese unsichtbaren Gehülfen nicht ganz vergnügungslos. Sie hegen sich mancherlei Dinge, die ihnen gefallen, von ihren Gastfreunden, besonders aber mißlaunen sie die Pferde im Ausbruch, die man zuweilen morgens ganz erschöpft und in Schweiß gebadet im Stalle findet. Die Feen sind leidenschaftliche, kühne Reiterinnen, denen das tollste Ritt der liebste ist, aber sie sitzen auf eigenthümliche Weise zu Pferde, nämlich auf dem Halse des Thieres, und flechten mehrere Stränge der Mähne zusammen, um sie als Steigbügel zu benutzen.

Andere in der Normandie vielgefeierte Feen sind die „Weißen Frauen" — im Departement de la Manche auch Müleraines oder Demoiselles genannt —, die bei Nacht den Wanderer erschrecken und besonders Schäfern, die in einsamen Gegenden ihre Heerden bewachen, Wöchnerinnen und neugeborenen Kindern gefährlich werden, aber oft durch eine geringe Gabe zu gewinnen und zu versöhnen sind.

So hat eine Wöchnerin, die ein weißes Tuch rings um ihr Bett ausbreiten ließ, von den Weißen Frauen nichts zu fürchten, und von dem Reisenden, welchen sie sich in den Weg stellen, verlangen sie meist nur eine Höflichkeit als Lösegeld.

Eine der bekanntesten dieser Feen war die weiße Frau von Apreigny, die sich in einem engen Hohlwege in der Gegend von Bayeux zeigte. Betrat ein kühner Mann bei Nacht die finstere Gasse, so erblickte er bald die weiße Dame, welche einen phantastischen Reigen aufführte und ihm endlich die Hand bot, um ihn zur Theilnahme aufzufordern. Kam der Reisende dieser stummen Einladung nach, so war er nach wenigen Minuten erlöst; schreckte er aber furchtsam zurück, so ergriff ihn die erzürnte Fee und warf ihn in einen nahen sumpfigen Graben oder umstrickte ihn mit einem undurchdringlichen Netz von Ranken, aus dem er sich erst bei Anbruch des Tags befreien konnte.

In dem Arrondissement Falaise, zwischen Vicomté und Vicquette, befindet sich eine von Bäumen und Sträuchern dicht beschattete Brücke: die Brücke von Angot, welche als Sammelplatz der Gespenster früher in schlechtem Rufe stand. Bleiche Gerippe wandelten, wie viele alte Leute mit eigenen Augen gesehen haben wollen, nach Sonnenuntergang ernsthaft darauf hin und her; Kobolde schlugen Purzelbäume und beschäftigten sich mit andern gymnastischen Uebungen an den Gittern und Pfeilern; weiße Mäuse huschten flüchtiger als der gejagte Hase herüber und hinüber; die Katzen oder Hexen der Umgegend, die

Hunde aller berüchtigten Schäfer, die Uhus aller unheimlichen Gemäuer hielten hier ihre Zusammenkünfte und die Präsidentin dieser seltsamen Versammlung war eine weiße Frau, die gewöhnlich in der Mitte der Runde saß. Nahte sich ihr nun ein harmloser Wanderer, so mußte er die Hexe knieend um die Erlaubniß bitten, hindurchgehen zu dürfen, und weigerte er sich, diese demüthigende Bedingung zu erfüllen, so fiel die hinter der Meisterin lauernde dämonische Schar über ihn her und der Unselige konnte sich glücklich preisen, wenn er mit dem Leben davonkam.

Es gibt viele Orte in der Normandie, die ihres Hexenspuks wegen berüchtigt sind. So erzählt z. B. von einem Kreuzwege in der Nähe von Olivet, vom Volke „Le remède sans des Fées" genannt, eine seltsame Sage.

In der Mitte dieses Kreuzwegs hielten, so erzählt man, die Feen der Umgegend in den Vollmondnächten ihre Versammlungen. Jede hatte einen gewissen Bezirk zu überwachen und Rechenschaft zu geben über alles, was sie gethan und erlebt hatte. Die Königin der Versammlung hielt ein Buch in der Hand, in welchem die Namen aller Bewohner der Gegend verzeichnet waren und zu jedem Namen machte sie einen weißen oder schwarzen Punkt, je nachdem der Bericht gut oder schlecht ausfiel. Dann wurde Gericht gehalten und endlich verhieß ein wilder Tanz die Aetherlichkeit, deren Reigen die Bevölkerung der Gegend in nächster Zeit erfahren sollte.

Die Bauern und Bäuerinnen der umliegenden Dörfer waren, wenn sie ihre Waaren nach Olivet zu Markt brachten, gezwungen, über den verrufenen Kreuzweg zu gehen. Kaum dort angekommen, fühlten sie sich von einer Müdigkeit überwältigt, die sie trotz allen Sträubens zwang, sich niederzulegen und auszuruhen. Aber diese Müdigkeit hielt nur wenige Momente an, denn kaum hatten sich die Hexen, mit einem schwarzen Punkt bezeichneten Leute niedergelegt, so waren sie mit Tausenden jener kleinen hüpfenden Thierchen bedeckt, deren unerträgliche Manieren bekannt sind. Die guten, mit einem weißen Punkt bezeichneten Leute hingegen erhoben sich gestärkt, erheitert und mit fröhlichen Herzen. Auf dem Markte von Olivet aber wurden die guten Leute mit Verkäufen, die schlechten, über und über mit rothen Pünktchen bezeichneten hingegen mit Spott und Hohn empfangen.

Die Ebene von Vimes war der alten Hexen der Schauplatz einer andern Hexerei.

Die Ebene von Vimes, auch Camp de Cesar genannt, ist ein Plateau in der Gegend von Lieppe, auf drei Seiten durch Bergschanzungen gesichert, auf der vierten durch das Meer begrenzt. Hier pflegten ehedem die Feen einen Jahrmarkt zu veranstalten, wo sie Waaren ausstellten, wie sie nur in ihrem wunderbaren Reiche gefunden werden. Da gab es Pflanzen, die alle Wunden der Seele und des Körpers heilten; Tuche, welche dem, der sie brauchte, ewige Jugend verliehen; Blumen, welche sanften und jeden Herzenskummer heilten; Edelsteine, von denen jeder eine andere, unschätzbare Eigenschaft besaß; die Granate, die das Herz muthig machte und vor Gefahr und Unglück schützte; den Saphir, welcher reine, keusche Gedanken verlieh; den Onyx der Gesundheit und Schönheit und Träume von abwesenden Freunden brachte; antike Steine, von unbekannter Hand geschnitten, deren jeder ein Talisman war. Da fand man undurchsichtbare Flaschen, Spiegel, welche die Zukunft und die geheimsten Gedanken der Seele entschleierten; sichersprechende Vögel von der Art des Papageien der Königin von Saba, die so weise waren, daß sie ein Mensch ihnen gleichkam; Schmuckkästchen, in denen statt Perlen und Edelsteine in tausend mal prächtigeren Farben Schmetterlinge glänzten, welche die Feen zu sublimisiren verstanden; durchsichtige Feenflügel, zu deren prächtiger Farbenmischung alle Schmetterlinge der Welt beigetragen zu haben schienen; Feenschleier gewebt aus den feinen Seidenfäden, die an sonnigen Herbsttagen über die Heide fliegen; Schärpen, gefärbt mit den Tinten des Regenbogens — kurz alle wunderbaren Werke der Natur und feenhafter Kunstfertigkeit waren in dem Bazar der Ebene de Vimes vereinigt. Auch das Anschauen geringeren Schatze als diese würde genug haben, Wünsche in der Brust der Menschen zu erregen — kein Wunder also, daß sie hier, wo sie auf die verlockendste Weise eingeladen wurden, ihrer Wahl zu treffen, der Versuchung unterlagen — kein Wunder, daß einer oder der andere Sterbliche die Hand ausstreckte, um das gewünschte Gut in Besitz zu nehmen; aber wehe ihm, wenn er es wirklich berührte! Die Rache der Feen traf ihn unfehlbar. Ein Sturz von dem ihn abstoßenden Strande hinab ins Meer war die Strafe dafür, daß er nach andern Gütern gegriffen hatte, als dem Menschen erreichbar sind.

A. S.

Berliner Briefe.

V.

— Sie ſehen mich inmitten einer Sturm- und Drangperiode von Bällen und Soiréen! Und ſelbſt die elektriſchen Funken, die den panikhaften Schrecken der Kriegsgerüchte überbringen, die Worte Napoleon's, die Klehklagen der Börſe ändern nichts in dieſen Kreiſen. Inmitten der geſelligen Welt wird die Politik in die Winkel der Salons aufgenommen. Sie ſehen hier den Gesandten einer auswärtigen Macht mit einem hochgeſtellten Militär, dort einen Miniſter mit einem Diplomaten — überall werden Meinungen ausgetauſcht — das herumgereichte Eis erinnert an Italien, der Thee an Rußland, die Patiences an Kranzler und unſere Armee. Was wird kommen? Ich glaube faſt, der neuliche Artikel der Kreuzzeitung, worin ſie ein Bündniß zwiſchen Oeſterreich und Preußen nur dann befürwortete, wenn Oeſterreich freundſchaftlich ſich mit Rußland wieder ausgeſöhnt, d. h. die Donauprovinzen dem ſlawiſchen Ehrgeiz preisgegeben hätte, war eine Enthüllung unſerer leitenden Gedanken.

„Es würde", ſagte ein Diplomat hinter Cleanderſträuchen und hohe im Vanilleeis einen Augenblick inne, „es würde ein Triumph der ruſſiſchen Diplomatie ſein, wenn es die Alliirten und Neutralen von 1854 ſich einander beſehden ſähe und namentlich die ruhige Entwickelung der finanziellen Verhältniſſe Oeſterreichs durch die Kriegsdrommete zu ſtören vermöchte, da es damals in der politiſchen Wage gegen Rußland ſo viel wog." Er glaube, ſagt ein Geheimrath und ſchabre die Lehne, er glaube, Rußland reiche Frankreich nur zum Schein die Hand, um es deſto ſicherer bei neuen Kriegsgelüſten zurückſtoßen zu können; der Sieg von Sewaſtopol ſei noch nicht vergeſſen. „Glauben Sie das nicht!" bemerkt ein Stabsoffizier, „Rußland und Frankreich ſind einig! Ruſſiſchung unſerer Feinde liegt im Charakter des Militärs! Rußland muß Krieg haben! Es iſt durch den Verluſt ſeiner Flotte zu tief gedemüthigt worden! Die Befreiung der Bauern ſtockt! Man kann ſich ſelbſt ein Dementi im Innern nur durch eine Diverſion nach außen geben! Rußland nimmt die Türkei, Frankreich Italien!" „Ja, wenn beides Kuchen wäre", ſagt ein berliner Witzling, indem er ſelbſt die eben ſervirte Torte eines Stücks beraubt und nur zweifelhaft iſt, ob er Konſtantinopel oder Italien verſpeiſt. Die ruhige Stimme eines jungen Gelehrten, der kürzlich in Rom geweſen war, ſagt: „Italien hat einen Unabhängigkeitswahnſinn, dem Rechnung getragen werden muß oder die Humanität hat in der Weltgeſchichte aufgehört!" Aber die Humanität verhallte im Tumult des Lachens über — einige Witze, die über den Schwan im „Lohengrin", den „Erben von Brabant", gemacht wurden.

Einſtweilen unberührt von dieſen Fragen hat unſere Zweite Kammer, deren Parteien ihre poſitive Farbe angenommen, durch die große Majorität, mit welcher ſie den Grafen Schwerin zum Präſidenten erwählte, den Sieg der liberalen Partei unzweifelhaft bewieſen, da ihm von 316 Stimmen 274 dazu erhoben. Das war ein überaus gewichtiges Zeugniß. Die Fraction Schwerin hat 148 ſichere Stimmen, die bedeutungsvoll in die Wage jedweder Frage fallen.

Sonſt hat die äußerliche Kammereröffnung diesmal etwas an das Komiſche Streifende; wir ſind genöthigt, unſere alten Freunde ſtatt auf der linken auf der rechten Seite zu ſuchen; es iſt ein wahres Kämmerchenvermiethen geſpielt worden. Man iſt in dieſem Augenblick noch gewärtig, daß ſich eine über dem Miniſterium ſtehende liberale Fraction unter Heinrich von Arnim bilden werde, ganz entgegen den Recepten, die Vater Wrangel austheilt. Einer der Herren Miniſter klagte neulich über Schlafloſigkeit — „Legen Sie ſich mehr rechts, Excellenz, dann wird ſich Schlaf einſtellen!" ſagte der alte erfahrene Herr.

Wie immer, machen die Polen viel Rumor in der Kammer. Schon Rouſſeau rief ihnen zu: „Wenn ihr auch nicht verhindern könnt, daß man euch verſchlingt, ſorgt wenigſtens dafür, daß man euch nicht verdaut!"

Das Herrenhaus ſchmollt. Die wenigſten ſeiner Mitglieder weilen in Berlin. In einer Weiſe conſtituirt, um ſeine Unabhängigkeit durch die Unverletzlichkeit der Verfaſſung feſtzuhalten, iſt daſſelbe ganz geeignet, jedem Gouvernement Verlegenheiten zu bereiten, das die Abſicht hat, irgendwie die Privilegien des Kreiſes zu berühren, wie es bei der Grundſteuerfrage der Fall iſt.

Die Hauptplätze des Herrenhauſes ſind noch leer. Es ſind immer noch zu viel Reichsunmittelbare darin, welche dieſe Sitze für zu eng und zu klein halten, um die Angelegenheiten eines ſo großen und mächtigen Staates öffentlich zu berathſchlagen. Zwei Fractionen haben ſich auch hier ſchon gebildet, die eine unter Stahl und von Blanckenburg und die andere unter Herrn von Arnim

und von Gutten. Noch iſt nichts von Bedeutung zur Verhandlung gekommen, ſodaß ich Sie noch nicht ſpeciell zu einer Kammereröffnung einlade, um ſich mit mir an der Haltung des Miniſteriums zu erfreuen. Nur von dem Chef deſſelben will ich Ihnen ſagen, daß der Ausdruck von Hohenzollern in ſeiner Erſcheinung etwas jugendlich Friſches hat, ein dezagirtes und verbindliches Weſen. Nicht groß, von ebenmäßiger Geſtalt, bräunett, feine, ciſelirte Geſichtszüge, kluge, durchdringende Augen, der Mund von einem kleinen Bärtchen beſchattet, ſodaß der Charakter deſſelben verhüllt bleibt — Sie wiſſen, wie bedeutungsvoll gerade der Mund in die Wagſchale der Phyſiognomik fällt.

Das Militär iſt gewonnen. Es ſchwärmt bereits für den neuen Staatshaushalt 1862, der 400 Lieutenants die Mittel geben ſoll, mindeſtens als „Polka-Kapitäns" — wie die Kunſtſprache für Kapitäns ohne Compagnie lautet — aufzutreten. Auch der Marine wird Oberwaſſer zugeleitet. Das Budget dieſes Departements wird nicht nur erhöht, ſondern man will eine Specialanleihe machen, um mit Nachdruck die maritimen Anlagen wachſen zu laſſen.

Kurz, alles „macht ſich". Nur — die auswärtige Politik — und da wir ein klein, klein wenig italieniſch geſinnt ſind, ſo ſagen wir — nebbermo.

Ich habe Ihnen noch nie ein „Ordensfeſt" geſchildert und doch bildet es ein intereſſantes Schauſpiel. Es hatten diesmal gegen 700 „Ritter" Einladungen erhalten und das alte Schloß prahlte wieder in ſeinem gewohnten Glanze. Im Rittersaale und in den daran ſtoßenden Räumen verſammelten ſich die Gäſte. Der Prinz-Regent erſchien zuerſt in dem Saale, wo ſein Bruder, Prinz Karl, als Großmeiſter des Johanniterordens mit der alten naiven und noch immer ſehr zeitgemäßen Deviſe: „Beſſer Ritter wie Knecht", ihm die neugewählten Ritter dieſes Ordens vorſtellte. Alsdann geſchah Gleiches durch ſeinen Oheim, Prinz Friedrich, mit den vom Hohenzollern-Orden Decorirten. Im Ritterſaal ſtellte der Regent ſich zur Seite des Throns, an ſeiner Seite die königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen; die Ritter des Schwarzen Adlerordens und die großen Hofchargen hielten ſich in der Nähe. Damit begann die Cour. Der Präſident der Ordenskommiſſion rief die Namen, die jungen Ritter (die übrigens oft Greiſe waren) machten ihre Verbeugung, die des Rothen Adlerordens I. und II. Klaſſe einzeln, die andern maſſenhafter. Durch den im Weißen Saal künſtlich durch Schirme hergeſtellten Gang, damit man die gedeckten Tiſche nicht ſähe, begab man ſich durch denſelben nach der Kapelle zum Gottesdienſt. Leider war hier die Temperatur ſo niedrig, daß ſich viele der neuen Ritter nächſt dem Orden auch eine gründliche Erkältung geholt haben, die das vortreffliche, darauf folgende Diner nicht ganz zu beeiligen im Stande war.

Beim erſten Rout in den etwas engen Räumen des neuen Finanzminiſters war der ganze Hof verſammelt, nur Prinz Karl fehlte, der als Hochtory dem Statusquo nicht genügt ſcheint. Frau von Patow, die Herrin des Hauſes, iſt eine geborene von Gründerode, gebürtig aus Frankfurt am Main, eine der Perſönlichkeiten, die, fern von jedem falſchen Hochmuth, in liebenswürdiger Freimüthigkeit die Würde ihrer Stellung ſuchen. Und von ihrem Gatten, Herrn von Patow, ſagen ſelbſt ſeine politiſchen Gegner, daß ſie denſelben in jeder Hinſicht vertrauten.

„Was machſt du da?" fragte neulich ein in ſeinen Mantel gehüllter Offizier einen der Kanoniere im Luſtgarten, der die daſelbſt aufgeſtellten Kanonen aufrichtete. Der Kanonier erwiderte: „Ich bringe die Kanonen in Stand für den kleinen Prinzen". „Woher wiſſe ihr denn, daß es ein Prinz ſein wird?" fragt der Unbekannte. Der ehrliche Schleſier erwidert: „Na, es wird ſchon!" Und der verhüllte Offizier, ſelbſt der glückliche Vater, erlebte dann in der That die eigene und die Volksfreude, die ſich unmittelbar an die 75 Schüſſe anſchloß — weil der Ankömmling nicht als geborener Kronprinz erſchien, wurden ihm 25 Schuß abgezogen. Der Zudrang zum Palais des Prinzen war außerordentlich. Vierzehn Tage lang hörte man nur von dem „Kinde von Preußen" reden, erblickte nur die Mauſ der Wiege; ganz Berlin war eine Kinderraſſel, ein Weihnachts-Waldteufel geworden und hätte ſich gern ſelbſt in ein Spielzeug für den jungen „Alten Fritz" verwandeln mögen. Ich bin vollkommen von dieſem Enthuſiasmus mit angeſteckt geweſen.

Bei Gelegenheit der Waldteufel — die muſikaliſche Soirée bei dem Grafen Redern verſchaffte mir den Genuß, den auch in vielen Privatkreiſen ſich bewegenden Klaviervirtuoſen aus Wien — Hofpianiſten der Kaiſerin —, Herrn von Meyer, zu hören. Seit Liſzt iſt mir eine ähnliche Fingerfertigkeit nicht vorgekommen; denn wenn man eine Seite dieſer Kunſtfertigkeit auch immer zu

den Kunststücken der Musik zählen muß, so bleibt andererseits doch auch der Kunst selbst ein gutes Theil übrig. Es scheint aber Mode geworden, daß gerade bei dem Spiel des Herrn von Meyer sich ein dichter Kreis von Damen um den Flügel gruppirt, gleichsam als wollten sie ihm seine Kunst absehen. Der liebenswürdige Mann, mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt, schaut dann mit österreichischer Gemüthlichkeit nach rechts und links und freut sich des ihn umschließenden Kranzes.

Und „Lohengrin", von Richard Wagner! Ich gestehe, bei allem Respect vor dem genialen Tondichter, offen, die hyperromantische Stimmung, die dazu gehören dürfte, das Ganze anziehend zu finden, ist mir nicht mehr eigen. Ich theile das Schicksal mit den Meisten der Hörer. Die gegenwärtige Generation ist bewußt oder unbewußt so sehr von der Kant'schen Kritik der reinen Vernunft erfüllt, daß sie nicht mehr jener, dem mystischen Dunkel und phantastischer Verschwommenheit angehörenden Romantik in Wort und Ton zu huldigen scheint. Ich gerieth in die äußerste Erschöpfung, trotz vieler vereinzelter Schönheiten, die das Tonwerk zieren. Der rein declamatorische Styl, den es durchweg, leider ohne Punkt und Abschluß und in stets fortwährenden Ausrufungen, festhält, erinnerte mich an den Zustand, in den ich bei erster Lectüre der „Amaranth" von Retwitz gerieth. Glauben Sie nicht, daß ich die Romantik unterschätze — ich stelle sie sehr hoch, aber sie muß, wie im Shakspeare, den zur Seele gehörenden Nerv haben und die höhere Poesie scharfausgeprägter Individualität sein.

(Ein letzter Brief demnächst.)

Anregungen.

Groß oder Kleindeutschland?

Auch die neuesten Kriegsbefürchtungen wieder führen immer und immer auf die Frage der Paulskirche zurück: Ob stark mit wenigen oder schwach mit vielen?

Der Aufschwung, den in Preußen eine neue liberale Regierung der lange und schmählich niedergedrückten Stimmung gegeben hat, die Verletzung der Interessen eines deutschen Stammes durch fremde Gewalt rufen die alten Wünsche und Hoffnungen der Nation immer wieder aufs neue hervor.

Ein einiges Deutschland! Es ist wahr, in dem Sinne, wie wir es auffassen, hat es nie ein einiges Deutschland gegeben. Die Kämpfe der Franken gegen die Sachsen haben das Mittelalter mit mehr Blut und Greuel erfüllt als die spätern Kriege Baierns und Preußens gegen Oesterreich die neuere Zeit. Zu dem ursprünglichen Gegensatz des süd- und norddeutschen Landes und Volkscharakters kam durch die Reformation eine neue, durchgreifende Trennung, die der Confessionen, in der sich jene erste, fast naturnothwendige gleichsam in festen Formen verkörperte.

Diese Gegensätze aber aufzuheben oder doch zu verschmelzen, ist seit Jahren die Arbeit unserer Literatur und Bildung gewesen; ihr wie der volksthümlichen Politik ist das einige, in sich harmonisch gegliederte Deutschland das Ideal; und mag die Geschichte, wie wir neulich bei Erwähnung des Cotta'schen Buchs: „Deutschlands Boden", thaten, auch sagen: Deutschlands Boden ist für die Uneinheit, — Deutschlands Geist ist für die Einheit.

Aber kaum aufgestellt, zeigte auch das Ideal schon seine Doppelnatur. Die einen wollten Kleindeutschland, Nord und West, unter Preußen vereinigt und dagegen Oesterreich auf und seinem eigenen Geschick anheimgegeben, die andern hielten an dem großen, gesammten Reiche und der ganzen deutschen Zunge fest.

Ohne Zweifel ist dem Gemüth wie der Phantasie die letzte Ansicht die genehmere. Für sie sprechen die Erinnerungen wie die Hoffnungen. Die erste hat etwas Karges und Stiefmütterliches. Allein vom politischen Standpunkt aus bietet sie den Vortheil, daß Preußen bis auf wenige Quadratmeilen durchaus ein deutsches Land ist, nur deutsche Interessen zu verfechten hat und — wie selbstisch auch immer — doch in seinen beiden größten Erhebungen, dem Siebenjährigen und dem Kriege von 1813, den deutschen Gedanken glorreich vertreten hat. Oesterreich dagegen wird wesentlich von slawischen, magyarischen Einflüssen bestimmt; es strebt naturgemäß nach einer Herrschaft über Italien und die Donauländer; es würde wie Kaiser Karl V. die deutschen Kräfte in diesen Kämpfen und selbst in seinen Siegen opfern. Was damals eine geschichtliche Nothwendigkeit war, erscheint uns jetzt ein Widerspruch mit der Geschichte. Die Unabhängigkeit der Nationalitäten ist ein Glaubenssatz der Zeit geworden. Wir begreifen, daß sie für Polen und die Lombardei durch die Schuld unserer Väter nicht mehr so glatt, nach dem Ideal der Humanität, auszuführen ist und wir ihre Bürde tragen müssen; aber sollen wir die „Knechtschaft nach Osten und Süden weitertragen"? Für den Protestantismus ist Oesterreich immer das katholische Land, sein Kaiser wesentlich ein „römischer", der „spanische Herr", sagten die deutschen Fürsten von Karl V. Und verhängnißvoll genug würden sich diejenigen, die Großdeutschland constituiren wollen, mehr oder weniger von dem Gedanken der Reformation, dem

Fundament deutscher Großmächte und That, in blinder Verkennung ab. So ist es jenem sonst so würdigen und wackern Manne, Gustav Diezel, geschehen, der auf den Trümmern von 1848 die „Nationalpartei" wieder sammeln wollte und bedauernswerth zu Grunde ging.

Wir lasen im Januarheft der „Stimmen der Zeit. Herausgegeben von Adolf Kolatschek" (Gotha, 1859), eine treffliche Darstellung seines Wirkens, seiner Ansichten und die Vertheidigung des großdeutschen Standpunktes. Auch wir wollen den Glauben daran nicht aufgeben, daß hüben, das Ideal und eine vielleicht große Zukunft im voraus verleugnen, ebenso wenig aber kann man von uns ein Verlassen der protestantischen Ahne zu Gunsten der politischen Einheit verlangen, wie Diezel will.

Uebrigens begrüßen wir diese neue Zeitschrift als würdige Vertreterin des Idealen nach jeder Richtung hin, als wackere Kämpferin gegen die „Generalpächter des gesunden Menschenverstandes" auf allen Gebieten, die mit ihren engherzigen Formeln Politik wie Literatur und Leben verkümmern wollen. Kolatschek's „Stimmen der Zeit" haben sich in politischer Hinsicht allerdings eine Aufgabe gestellt, die uns unmöglich scheint. Dies hindert aber nicht, daß von ihnen viel Schönes auch selbst nach der politischen Seite hin, besonders der administrativen und national-ökonomischen, gesagt wird.

In der Aesthetik zeigen die „Stimmen der Zeit" noch mancherlei Disharmonie. So ist es traurig, daß selbst auf dem Standpunkte der Partei doch die Persönlichkeiten in der Beurtheilung von Menschen und Büchern immer mit hineinreden. Ist einem Manne das Wort gegönnt, der zufällig einen persönlichen Feind hat, so bricht er ihm den Stab gerade als wenn sein Zorn nicht aus der Galle, sondern nur aus der Gerechtigkeit käme. Vortrefflich hat wenn nicht dies, doch Aehnliches ein allgemein gehaltener Aufsatz des Januarheftes „Literarische Gewissen" auseinandergesetzt. Wo man hinsieht, nicht etwa Parteiwahrheit, sondern nur Personenwahrheit. Auf dem poetischen Gebiete wollen jetzt in Deutschland sechs bis sieben Potenzen den Mittelpunkt bilden; nun muß gelobt und gebetet, gebaut oder aufgeräumt werden, je nachdem einer dieser Altäre über die andern hinwegragen soll. Das alles hat der ungenannte Verfasser mit großer Sachkenntniß freimüthig auseinandergesetzt und in uns die Hoffnung erweckt, daß Kolatschek's „Stimmen der Zeit" gerade auf dem ästhetischen Gebiete wieder für alle das gut machen werden, was sie allenfalls auf ihrem politischen, wenn auch liberalen Felde vielen Andersgesinnten zu bedenken geben.

Philipp Galen.

Philipp Galen, ein vielbelobter, vielgelesener Name. Seine Schriften erlebten Auflagen über Auflagen, ja schon eine Gesammtausgabe in 20 Bänden (Leipzig, Kollmann, 1857—58) liegt vor. Dr. Lange, Militärarzt in Bielefeld, jetzt in Potsdam, hat zuerst in seinem „Inselkönig" die Frucht einer Verbindung reflectirenden Geistes mit lebhafter Phantasie. „Der Irre von St. James" hat einen spannenden Stoff, harmonische Anlage, charakteristische Darstellung und reinen Stil. Dann gab der Autor in seinem, dem „Irren von St. James" würdig sich anreihenden Roman „Walter Lund" über Beginn und Entwickelung seiner literarischen Laufbahn nicht zu verkennende Andeutungen, die einen Materialbeitrag liefern konnten zu einer zeitgemäßen Beleuchtung der heutigen deutschen Kritik.

Gehören vorbenannte Romane dem Gebiete der Erfindung ausschließlich an, so trat Galen mit dem darauf folgenden „Jürg Stilling", einer interessanten, wenngleich etwas arbeitsamen Combination von Dichtung und Wahrheit aus dem Bereiche der Geschichte, Kirche, Wissenschaft und Kunst und mit dem mit patriotischer Begeisterung den tragischen Heldenkampf des schleswig-holsteinischen Volks von 1848—1850 feiernden geschichtlichen Lebensbilde „Andreas Burns und seine Familie" zu einem guten Theil auf das Gebiet der realen Thatsachen über, auch hier seine lebendig charakteristische Auffassung von Menschen und Dingen bekundend.

Wir sind indessen der Meinung, daß Galen's Verständniß der Natur- und Seelenlehre ihn vorzugsweise für den auf Erfindung beruhenden Roman beruft; er kehrt auch zu ihm zurück in „Baron Brandon und seine Kinder". Hier schildert er das unglückliche Verhältniß des ahnensteigen, nur für das Heil und die Ehre seiner Familie strebenden Baron Brandon zu seinen drei Söhnen, von denen die beiden jüngern, durch die allein er noch die Beglückung seines Alters erwartet, ihm nur Unglück und Schande bereiten, während jener ihm gerade durch den aus aristokratischen Vorurtheilen als Schänder seiner Ahnenehre bereits im Knabenalter von ihm verstoßenen und nun tief geglaubten ältesten endlich zu Theil wird. Die Vorzüge dieses Romans finden wir, wie bei den frühern Werken des Autors, in der Motivirung und Entwickelung der Charaktere und in Naturschilderungen, in dem Colorit der Situationen: Eigenschaften, die die Galen'schen Schriften immer empfehlen. Von der schon im „Irren von St. James" bekundeten medicinischen Beobachtungsgabe des Autors im Gebiete der Seelenstörungen zeugt auch hier wieder die Darstellung der stufenweiten Entwickelung des im Gemüthe Georg's schlummernden Dämons des Wahnsinns, nicht minder der Seitenblick in die Irrenanstalt, wo des alten Brandon Nichte, das Kind einer wahnsinnigen Schwester, aufwuchs und zu einem edeln Wesen heranwächst.

Wenn bei alledem dieser Roman einen weniger durchgreifenden Eindruck macht als die mehrfach citirten beiden frühern, so liegt dies in der weniger geschickten ökonomischen Anlage desselben, die einerseits nicht selten eine schärfer und unmittelbarer ineinandergreifende Wechselwirkung der verschiedenen concurrirenden Elemente der Handlung wünschenswerth macht

und der es andererseits an Einheit und Gedrungenheit fehlt, daher Wiederholungen und Wiederaufnehmen von Thatsachen, Schilderungen und Andeutungen vorkommen, welche als schon bekannt den Leser nicht mehr zu fesseln vermögen.

Der neueste Roman Gutzkow's „Unter Glendon" (drei Bände, Leipzig, Kollmann, 1859), bewährt wieder sein eigenthümliches Talent, mit den einfachsten Mitteln Wirkungen hervorzubringen; denn auch hier wie überall in seinen Werken liegt die Schwerkraft im rein Menschlichen. Der Gedanke thut wohl, der Persönlichkeit eines Helden zu begegnen, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, allen Menschen, die mit ihm in nähere Berührung kommen, Gutes zu thun. Dieser Menschenliebe die möglichst größte Tragweite zu geben, läßt der Autor einen seiner weiblichen Hauptcharaktere aus dem schmutzigsten Winkel eines Judenghetto hervorgehen und erwirbt damit zugleich seinem Roman ein frisch belebendes Element. Bei dieser Gelegenheit sei übrigens bemerkt, daß der guten Stadt Bremen eine unverdiente Ehre angethan wird, wenn es Band I, S. 151 heißt: „In Bremen, wo es so viele angesehene Judenfamilien gibt und wo man frei von den gehässigen Vorurtheilen so mancher andern Stadt ist". Vielleicht in keiner einzigen deutschen Stadt, Lübeck ausgenommen, gibt es gerade so wenige jüdische Familien als in Bremen. In vor dem auch in Bremen so manche alte Institution über den Haufen werfenden Revolutionsjahre 1848 auf welche Zeit sich doch das Edict bezieht, stand keiner jüdischen Familie nur selbst das Wohnrecht dort zu, und mit dem im benachbarten Flecken Hasbergen ihnen zugestandenen Asyl mußten die Abgetretene wandernde Söhne sich begnügen, wenn ihr Interesse sie an die Nähe der mehr vorurtheilsvollen als vorurtheilsfreien Handelsstadt fesselte.

Für die Winterabende.

IX.

Durch die Schrift „Aus der Provence" von Friedrich Ludwig (Weimar, Kühn, 1858) weht in der That ein warmer Hauch aus diesem Vaterlande der mittelalterlichen Liebeshöfe. Wie erotische Lenze schmeicheln sich die vier ersten Erzählungen „Virginie", „Das Märchen von Manosque", „Zwei Gräber", „Die Arenabühle" ein. Weiblichen Seelen kann das Buch warm empfohlen werden. Die fünfte Novelle „Eine Sommernacht" läßt sich dann ab von der übrigen Fülle. Diese Erzählung ist eine poetische Verklärung der „Programmmusik" oder der Berlioz-Liszt-Wagner'schen Richtung. Obwol der Autor den Grundideen dieser Schule mehr ab- als zugethan zu sein scheint, so schildert er doch in rein objectiver Weise das Werden eines Seitenstücks zur „Sündflut" von David, das Erglühen einer reinen Virtuosenseele an dem Feuer der Natur und des Lebens bis zur Wiedergabe des Erlittenen, Empfundenen im symphonischen Klange. „Der Ocean". Der Held heißt Franz und obwol als Schüler Chopin's aufgeführt, wird man doch unwillkürlich zu der Meinung veranlaßt, als hätte „Franz" Liszt's romantisches Kunststreben dem Verfasser einer Erzählung verschwebt, die, abgesehen von ihrer Tendenz, auch durch Gemälde des spanischen Lebens auf Mallorca und Schilderungen eines Sturms auf dem Ocean poetisch zu fesseln weiß.

Auf dem Felde der jetzt so reich angebauten historischen Romantik gibt uns Marie Nerden eine Schilderung der „glorreichen englischen Revolution" von 1688 in „König Wilhelm III. und seine Zeit" (drei Bände, Dresden, Schäfer, 1859). Schon der Titel beweist, daß wir es mehr mit einer geschichtlichen als einer rein poetischen Arbeit zu thun haben. Eine fleißige Benutzung der Quellen, ein Zurückgehen auf die authentischen Berichte, eine große, aber hier nur billige Vorliebe für ihren Helden zeugen von dem Studium und dem gemüthlichen Antheil der Verfasserin an ihrem Werke. Das bekanntlich vielfach getrübte Verhältniß Wilhelm's zu seiner Gemahlin Maria Stuart, der Tochter Jakob's II., ist mit zartem Verständniß solcher Conflicte geschildert und im Sinne der Dichtung zu einer reinen und harmonischen Ausgleichung gebracht. Es ist ein Vorzug dieses Romans, daß er sich ganz von dem Nachschreiben von Indiscretionen und dem Ausziehen der „Chronique scandaleuse" freihält, die jetzt den Schmutz und die Zierde der historischen Romane bilden.

Mahnruf.

Ihr schlaft und träumt — Erwacht, erwacht!
Hört ihr den Klagerus durch die Nacht:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"?
Nein, das ist Menschenstimme nicht!
Hört, wie's mit Geisterlauten spricht:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"

Woher der Schall? Wer ist's, der ruft?
Ist's tönt aus Rudens Kaisergruft:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"
Es schallt aus Straßburgs Dom am Rhein,
Schallt aus dem Bundesschloß am Main:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"
Es schallt dumpf von dem Nordseestrand,
Es schallt durchs ganze deutsche Land:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"
Es schallt vor Hütten und Palast
Es schallt allüberall ohn' Rast:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"

Ihr schlaft und träumt — Erwacht, erwacht!
O hört den Mahnruf durch die Nacht:
„Weh' dir, mein Deutschland, wehe!"
Erwacht, erwacht! Noch ist es Zeit!
O Fürst und Volk, macht euch bereit,
Daß Deutschland einig stehe!

Theobald Kerner.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 24. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Pariser Spaziergänge und Lebensbilder. Von Hermann Semmig. I. Die Boulevards. — Seidenkleid. Eine Erzählung von Fr. Friedrich. III. — Der Kauf. Von Alexander Jagter. — Kunst und Wissen. — Für die Winterabende. V. — Wahrnehmungen.

Pariser Spaziergänge und Lebensbilder.

Von Hermann Semmig.

I. Die Boulevards.

Nicht leicht ist ein interessanteres Schauspiel zu denken, als das dem Besucher von Paris eine Fahrt über die Boulevards vom Bastillenplatze zur Magdalenenkirche, d. h. vom Ost- zum Westende bietet. Ein so bunter Scenenwechsel, ein so reizendes Panorama, ein so belebtes Aufsteigen von den Tiefen zu den Höhen der Gesellschaft, ein [illegible] genug, sehen wir es uns mit eigenen Augen an.

Der Bastillenplatz ist der Siegesplatz, der Knotenpunkt der Arbeiterbevölkerung; die Julisäule ist die Vendômesäule des Volks, das hier aus der Straße und dem Faubourg St. Antoine zusammenströmt. Nehmen wir hier den Omnibus und steigen wir getrost auf die Impériale, es kostet nur drei Sous und bietet ein reich belohnendes Schauspiel.

Lange noch mischen sich die Blousen unter die Sonntagskleidern des Asphalttrottoirs; anfangs scheint das Leben noch öde, aber es wächst reißend schnell. Schon kreuzen sich die Wagen; Gassen und Gäßchen, aus denen heraus man auf die Boulevards durch Nischenformen spekulirt, fliegen an uns vorüber; auf dem Giebel eines Hauses in einer weiten Seitenstraße sehe [illegible] annatt Blitzableiter, in ellenhohen eisernen Buchstaben „A. V. marchand de bière en gros". Wir steigen zum Faubourg des Tempels hinauf, noch winkt uns die Julisäule zu, um bald zu verschwinden; welche Menschenmassen und welche Anstalten für Volkskunst! Acht Theater drängen sich hier zusammen, die Cafés concerts fangen hier an, da ist z. B. das Café „Zum Nieten", in welchem Deutsche verkehren, namentlich am Sonnabend, wo die deutsche jüdische Bevölkerung geringen Vermögens hier den Sabbat feiert. Wir sahen am Carmel café de Paris werden, in einem einzigen Saale sind hier je drei und drei, 24 Billards aufgestellt und jedes Billard hat an einem seiner zwei Kronleuchter seine elegante Uhr. Welch Weiter! Schon wird das Menschengewimmel betäubend; Fuhrwerke aller Art stürmen aufeinander zu, ohne sich zu verletzen, ein Chaos von Bierbrauerkarren, Fiakern, Milchwagen, Garrossen, Möbelwagen, Omnibus, in das hinein jetzt die Springbrunnen des château d'eau rauschen. Wir nahen uns der Porte St. Martin mit ihrem Triumphbogen, welchem gleich darauf der der Porte St. Denis folgt. Das sind Ruhmesdenkmale der Bourbonen, dazwischen hat das neue Kaiserthum sein Siegesdenkmal hineingeschoben: den Boulevard von Sebastopol. In diesem Theile der Boulevards erreicht das Menschen-

gewühl den höchsten Grad; eins, zwei, drei, vier große Straßen münden hier zusammen, es gleicht einem Volkswirbel, der brausend und verwirrend unaufhörlich Menschenwogen verschlingt und auswirft. Durch diese Porte St. Denis zog einst Heinrich Heine in Paris ein, darf man sich wundern, daß ihn Paris berauschte? Das Treiben auf dem Trottoir ist unbeschreiblich, alles ist hier gemischt, nur die Blousen sind vereinzelt, die eleganten Toiletten des Bredavierteils deuten sich erst an, die Extreme berühren sich hier nur, aber das hübsche Grisettenhäubchen lächelt aus der Masse wie Schneeglöckchen hervor. Allmählich wird alles eleganter und kostbarer, führt doch die nahe rue Vivienne zum Tempel des Reichthums, zur Borse; wir fahren über den boulevard des Italiens. Welche Grazie, welche Koketterie sich hier sonnt! Vornehme Reiter mischen sich unter die geschmackvollen Wagen, der Kaschmirshawl streift das Pflaster, der Luxus winkt aus der Maison dorée und von Tortoni; die Kunst hat hier ihre geweihten Räume, die Große Oper rechts, die Komische Oper links, und vor uns, mit der herrlichen Säulenreihe, welch neuer Tempel erhebt sich da? Die Kirche der heiligen Magdalene. Das ist der naturgemäße Schluß der Boulevards.

Es ist gut, daß sie enden, denn wir sind müde und geblendet von all dem Glanz und Taumel; vor uns thut sich der weite Eintrachtsplatz auf, eilen wir hinunter, um wieder frei aufzuathmen! Am Fuße des Obelisken ruhen wir aus und lassen die Spaziergänger vor uns in die Elysäischen Felder vorüberziehen. Hält da nicht jemand still und sieht uns an? Seltsam, sieht er nicht ganz aus wie —? wirklich — „aber wie kommen Sie —?" „Was machen Sie hier? Ich glaubte Sie in Stockholm." „Und ich Sie in Neuyork". Die durch die weitesten Räume getrennten Bekannten haben sich getroffen, on ne se trouve nulle part, on se trouve à Paris, sagt das Sprichwort und es ist wahr, ich habe es erlebt. Paris, reich an unendlichen Ueberraschungen, ist ein Weltrendezvous, ein modernes Babel, das aber nicht die Zerstreuung, sondern die Vereinigung und Verbrüderung der Völker herbeiführt. War es nicht hier, daß Anacharsis Cloots an der Schranke des Nationalconvents erschien und im Namen des Menschengeschlechts der französischen Republik dankte? War es nicht hier, daß Charles Fourier von dem Omniarchen träumte, der einst in Konstantinopel residiren würde? Zu Konstantinopel, das der erste christliche Kaiser zu seiner Hauptstadt machte und das kein „Pariser Vertrag" der türkischen Rasse zu sichern vermag. Wenn einst die Staaten Asiens und Europas eine Union bilden werden, wie die Staaten Nordamerikas, dann werden die Vertreter derselben ihren Congreß in Konstantinopel halten, schwärmte Fourier. Stand er doch auf dem Eintrachtsplatze zu Paris, der einst der Revolutionsplatz war, und da ist ein solcher Traum mehr als gerechtfertigt.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Soldatenleid.

Eine Erzählung von Fr. Friedrich.

III.

Der verhängnißvolle und von allen mit ungeduldiger Erwartung ersehnte Morgen war angebrochen.

In dem Dorfe war ein unruhiges Leben. Die von den nächsten Gerichtsämtern zu Hülfe gesandten Gensdarmen waren eingetroffen und der Sergeant war bemüht, sie mit den erforderlichen Instructionen und Anweisungen zu versehen. Er sah sich mit Recht als den Anführer der ganzen Verfolgungsschar an und dünkte sich in diesem Augenblicke mindestens so groß und wichtig wie ein General.

Auch die von ihm gewonnenen Burschen des Dorfs hatten sich, mit tüchtigen Stöcken versehen, eingestellt und um ihnen sowie den zahlreichen, aus Neugierde versammelten Dorfbewohnern zu zeigen, daß es sein bitterer Ernst sei, den Deserteur auf jede Weise in seine Gewalt zu bekommen, gab er den beiden Soldaten den Befehl, die Gewehre vor ihren Augen mit scharfen Patronen zu laden.

Auch Konrad, Heinrich's einziger treuer und entschlossener Freund, befand sich unter den Zuschauern und seine Brust erfüllte sich mit Unmuth und Erbitterung, als er diese Vorkehrungen sah. Er ließ seinen Blick über die versammelten Menschen schweifen, aber Franz erblickte er nicht unter ihnen.

Der kleine Trupp der Verfolger, der sich auf ungefähr zwanzig Köpfe belief, war durch den Sergeanten endlich in Ordnung gebracht. Er verließ den Ort und verlor sich bald in den nahen Bergen, um den Deserteur aufzusuchen.

Einige Zeit darauf verließ auch Franz sein Haus und schritt auf die Wohnung seiner

Geliebten zu. Auf seinen Wangen war die Röthe der Ungeduld und innern Aufregung nicht zu verkennen, seine Augen blickten unruhig und suchend umher. Als er aber zu Marie ins Zimmer trat, hatte er seine völlige Ruhe wiedergewonnen.

Er traf das Mädchen in einer größern Besorgniß, als er vermuthet hatte. Sie hatte die Männer, welche ausgezogen waren, ihren unglücklichen Bruder aufzusuchen, von fern aus dem Dorfe ziehen sehen und alle ihre bangen Befürchtungen waren aufs neue wachgerufen. Eine bange, schwere Ahnung lag auf ihr und die Frauen vor allen legen ja auf die dunkeln, unwillkürlichen Gemüthsstimmungen einen hohen Werth. Sie sehen dieselben nur zu gern als einen geheimnißvollen Einfluß des Geschicks an, das seine Vollendung erst in der Zukunft erhalten wird.

Franz suchte Marie zu beruhigen und zu trösten; es gelang ihm aber weniger als am Abend zuvor.

„Du hättest ihn retten können, Franz," rief sie schluchzend, „wenn es deine ernstliche Absicht gewesen wäre! Aber auch du bist feindlich gegen ihn gesinnt und Heinrich hat es wahrlich nicht verdient! Selbst wenn er mich wirklich liebte, so weißt du doch, daß dir allein mein Herz gehört!"

„Ja, ich weiß es!" versicherte Franz. „Ich zürne Heinrich nicht mehr! Ich wurde jetzt alles aufbieten, um ihn zur Flucht zu bewegen und zu retten!"

Die Thür wurde in diesem Augenblick geöffnet und die große, starke Gestalt des Genannten erschien in ihr. Sein Gesicht war bleich, seine Wangen etwas eingefallen, aber aus seinen Augen leuchtete ein wildes und verzehrendes Feuer.

Erschrocken waren Marie und Franz einen Schritt zurückgewichen; war es ihnen doch im ersten Augenblick, als ob der Geist des Genannten drohend vor ihnen stände. Marie faßte sich zuerst und mit dem Ausrufe: „Heinrich, Heinrich! Um Gotteswillen, woher kommst du?" eilte sie auf ihn zu und ergriff seine Hand.

Es zuckte durch seinen Körper, als die weiche Hand des Mädchens ihn berührte, aber er wandte seinen Blick, den er starr und drohend auf Franz gerichtet hatte, nicht von ihm. Ein bitteres, spöttisches Lächeln zog sich um seinen Mund.

„Ich bin gekommen, um eure Hülfe zu erbitten", sprach er ruhig. „Ihr wißt, daß sie mich jetzt im Walde aufsuchen, hier vermuthen sie mich nicht. Deshalb rettet mich! Du hast ja noch eben versprochen, daß du mich retten wolltest", wandte er sich an Franz, der bleich, erschrocken und verwirrt dastand.

„Ja, rette ihn, Franz!" bat Marie, indem sie zu ihm herantrat. „Rette ihn, noch ist dazu Zeit!"

Franz schwieg. Er war in der peinlichsten Verlegenheit. Er mochte dem Mädchen nicht zeigen, daß er ihr das Versprechen nur zum Schein gegeben und noch weniger mochte er einen Menschen retten, den er haßte und der jetzt drohend vor ihm stand.

Nochmals drängte ihn Marie.

„Ich kann es nicht — ich weiß nicht wie!" stammelte er verwirrt.

„Ich will es dir sagen, auf welche Weise!" rief Heinrich laut, indem er seinen Blick noch drohender auf ihn heftete und dicht an ihn herantrat. „Ich will es dir sagen!" wiederholte er. „Geh' hin in den Wald zu meinen Verfolgern und sage ihnen, daß ich hier — hier bin! Sage dem Sergeanten, daß er mich an der Stätte, die du ihm gestern Abend verrathen hast, nicht finden werde! Sage ihm, daß er mich nicht zum zweiten male entfliehen lasse und daß er deinen schändlichen Verrath geheim halte, damit ihn dies Mädchen hier nicht erfahre! Bube, hast du mich nicht verrathen? Hast du gestern Abend nicht gejubelt, weil Marie mich vergeblich im Walde aufgesucht? Hast du ihr nicht eingeredet, daß du mich retten wolltest, während du mich verrathen, schändlich verrathen? Aber diesmal ist dein Plan mißlungen und nicht zum zweiten mal sollst du mich verrathen!"

Er hatte diese Worte mit der leidenschaftlichsten Heftigkeit gesprochen. Seine Wangen waren geröthet, seine Augen blickten glühend. Er streckte die Hand aus, um den zitternden Verräther zu erfassen. Da warf sich ihm Marie in die Arme.

„Du irrst, du irrst, Heinrich!" rief sie. „Franz kann nicht so schändlich an dir und mir gehandelt haben! Erst heute noch hat er mir gesagt, daß er dir nicht mehr zürne! Sprich, Franz", wandte sie sich an diesen, „daß Heinrich sich irrt, daß du ihn nicht verrathen hast!"

„Ja, sprich!" wiederholte Heinrich. „Sprich es aus, wenn du zu deiner Schändlichkeit noch eine Lüge hinzufügen willst! Aber jedes Wort will ich dir wiederholen, das du gestern Abend zu dem Sergeanten in dem Garten deines Vaters gesprochen! Jedes Wort, auch das, daß du heute,

um diese Stunde, hier, in diesem Hause sein wolltest!"

Mit ängstlichen Blicken hatte Marie auf ihren Geliebten geschaut, um aus seinem Munde zu hören, daß Heinrich irre. Aber er schwieg und seine Augen blickten verlegen zu Boden.

„Sprich, Franz!" drängte sie. „Sag' nur mit einem Worte, daß diese Beschuldigungen unwahr sind, daß du Heinrich nimmer hast verrathen wollen!"

„Ja, laß ihn sprechen, wenn er es vermag!" rief Heinrich. „Laß ihn es mir ins Gesicht sagen und ich will ihm beweisen, daß er lügt! Ich will ihm beweisen, daß er ein schändlicher, falscher Bube ist!"

In dem Innern des Verräthers schien in diesem Augenblick ein heftiger Kampf vorzugehen. Blässe und Röthe wechselten auf seinen Wangen. Er würde alles angeboten haben, um das Herz des Mädchens sich zu bewahren, aber diesen verachtenden Spott, diese drohende Herausforderung des verhaßten Menschen vermochte er nicht länger zu ertragen und wollte er alles deshalb verlieren.

Erbittert hob er seinen Kopf empor. „Ja, ich habe ihn verrathen", rief er heftig, „weil er seiner Fahne entlaufen ist, weil er im Zuchthause dafür büßen soll! Ich habe ihn verrathen und ich selbst will ihn zu seinen Verfolgern überliefern ..."

Heinrich ließ ihn nicht ausreden. Mit gewaltiger Hand faßte er ihn an der Brust, aber Marie warf sich zwischen sie und hielt seinen Arm zurück.

„Im Zuchthause sollst du büßen und nicht zum zweiten mal sollst du entkommen!" rief Franz, indem er sich an ihn herandrängte, um ihn festzuhalten.

Das Blut schoß ihm gewaltsam in Heinrich's Schläfen, daß sie zu zerspringen drohten. Mit der linken Hand schob er das ihn zurückhaltende Mädchen beiseite, mit der rechten ergriff er seinen Feind und schleuderte ihn mit überlegener Kraft gegen die Wand, daß er taumelnd zur Erde stürzte.

Er wollte sich über ihn stürzen, aber Marie eilte ihm mit lautem Angstschrei entgegen und hielt ihn zurück, während Franz rasch aufsprang und aus dem Zimmer eilte.

„Heinrich, Heinrich!" rief Marie, „was hast du angerichtet?"

„Einen Verräther habe ich entlarvt!" rief Heinrich. „Und bei Gott, er soll meiner Rache nicht entgehen. Ich werde ihn schon wieder treffen!"

„Er eilt den Bergen zu, er ruft seine Verfolger herbei! Fliehe, Heinrich, fliehe oder du bist verloren!"

„Nein, nein!" rief er in leidenschaftlicher Aufregung. „Ich will nicht fliehen! Glaubst du, daß ich mich vor ihnen fürchte? Sie mögen es versuchen, mich von deiner Seite reißen zu wollen — ich fürchte sie nicht! Aber du, du sollst dem Schändlichen nicht zu eigen gehören, du sollst ihn nicht lieben! Lieber tödte ich dich und ihn und uns alle! Mir gehörst du! Ich liebe dich und mein sollst du werden und sollte ich an dieser Stelle deshalb zu Grunde gehen!"

Er hatte das Mädchen mit seinen Armen umschlungen, er drückte sie fest an sein Herz und küßte sie glühend und leidenschaftlich.

„Mein bist du, mir gehörst du!" rief er in wilder Lust. „Ich will den sehen, der dich mir zu entreißen wagt!"

Vergebens hatte das Mädchen sich in seinen Armen gesträubt; mit lautem Angstschrei stieß sie ihn jetzt zurück, riß sich von ihm los und stürzte aus dem Zimmer und dem Hause.

Er eilte ihr nach. Da sah er, wie Franz mit dem Sergeanten und mehreren Gensdarmen auf das Dorf zugeeilt kamen. Sie jubelten laut auf, als sie ihn erblickten, aber in diesem Augenblick erwachte auch in seiner Brust der Selbsterhaltungstrieb, er wußte, er wollte nicht in ihre Hände fallen und mit raschen Sprüngen eilte er nach der entgegengesetzten Seite.

Ein Schuß hallte hinter ihm; er schien getroffen, denn er schwankte einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick; dann verdoppelte er seine Eile und in wenigen Minuten war er in dem Walde und zwischen den Felsen verschwunden.

Seine Verfolger eilten ihm, von Franz angeführt, nach. Sie durchsuchten stundenlang die ganze Umgegend, aber keine Spur des Entflohenen fanden sie auf und der Tag neigte sich bereits zu Ende, als sie, erschöpft und erbittert über ihre vergeblichen Bemühungen, in das Dorf zurückkehrten.

In dem Dorfe herrschte eine allgemeine und unverhohlene Freude darüber, daß Heinrich zum zweiten mal glücklich entkommen war. Nur der Sergeant wetterte und fluchte und Franz schwur jetzt öffentlich, daß er den Flüchtling in die Hände des Sergeanten bringen werde. Mit Marie hatte er für immer gebrochen; er konnte nimmer hoffen, sich mit ihr wieder zu versöhnen, deshalb streifte

er jetzt seine Maske ab und zeigte sich als Heinrich's erbittertster Feind. Er wußte auch, wie sehr er ihn zu fürchten hatte, und eben deshalb strebte er mit allen Kräften, ihn unschädlich zu machen.

In dem Hause von Heinrich's Mutter stellten über diese unglückseligen Verhältnisse, die seinen stillen Frieden so plötzlich vernichtet hatten, manche Thränen. Die Mutter sorgte und grämte sich über ihren Sohn, der sich nach ihrer Ansicht immer tiefer und tiefer ins Unglück stürzte. Doch wurde sie den ganzen Tag über durch ihre Arbeit vom Hause fern gehalten und hatte weniger Zeit, an ihn zu denken. Still und allein in dem Zimmer hinter ihrem Rocken saß Marie und hatte jetzt einen zwiefachen Schmerz zu beweinen. Sie war in Furcht und Besorgniß für ihren Bruder und trauerte über den Verlust ihres Geliebten.

Sie konnte Franz nicht vertreiben, sie fand keine Rechtfertigung für seinen Verrath und seine Falschheit; sie mußte sich gestehen, daß er schuldig, hundertmal schuldiger als Heinrich war; sie fühlte, daß nie wieder ein Verhältniß zwischen ihm und ihr angeknüpft werden könne, und dennoch war sie nicht im Stande, ihr Herz sogleich von ihm loszureißen und ihre Gedanken von ihm abzuwenden. Sie hatte ihn wahrhaft und innig geliebt und liebte ihn auch jetzt noch, wo jede äußere Gemeinschaft zwischen ihnen abgeschnitten war.

Ihr Herz war in einer fortwährenden Aufregung, denn täglich, ja stündlich mußte sie sowol für Heinrich wie für Franz besorgt sein und bangen. Sie wußte, daß jener nicht geflohen, sondern mit trotziger Verwegenheit in der Gegend zurückgeblieben war und sich an sichern Orten verborgen hielt. Auch Franz wußte dies und täglich streifte er mit dem Sergeanten in den Bergen und Wäldern umher, um ihn aufzusuchen. Sie erzitterte bei dem Gedanken, daß sie sich treffen möchten. Beide haßten sich, beide waren heftig und leidenschaftlich — ohne ein Unglück konnte ihre Begegnung nicht vorübergehen.

Mehr als einmal war sie entschlossen gewesen, Heinrich aufzusuchen und zu bewegen, zu fliehen und die Gegend zu verlassen; aber sie fürchtete sich vor ihm, seitdem er sie so leidenschaftlich in seine Arme geschlossen. Er war ihr bis dahin nur ein Bruder gewesen, jetzt war diese Schranke zwischen ihnen niedergerissen; sie konnte nicht mehr zu ihm gehen und zu ihm reden wie einst.

Heinrich erfuhr durch seinen Freund alles, was in dem Dorfe vorging. Er wußte, daß der Sergeant täglich ausging, um ihn aufzusuchen, und daß Franz ihn unterstützte und begleitete. Das war es, was ihn zurückhielt. Sein Trotz ließ es nicht zu, einem Menschen zu weichen, den er so sehr haßte und verachtete. Der Gedanke, daß er eine Gelegenheit finden werde, sich zu rächen, ließ ihn nicht fortgehen. So spielte er täglich mit seiner Freiheit und seinem Leben, aber diese fortwährende Aufregung drohte seine Kräfte aufzureiben und übte auch auf seinen trotzigen Willen einen schwächenden Einfluß aus.

Konrad rieth ihm jetzt selbst, zu fliehen und sich der Gefahr, in der er fortwährend schwebte und die ihm Tag und Nacht keine Ruhe gönnte, zu entziehen. Er gab dessen Zureden nach, nur wenige Tage wollte er noch in der Gegend bleiben, denn noch hoffte er seinem Feinde zu begegnen und ihm Auge ins Auge entgegenzutreten.

Der Zufall oder sein eigenes dunkeres Geschick führte schon am folgenden Tage diese Begegnung herbei. Unruhe und Ungeduld hatten ihn aus seinem sichern Versteck hervorgelockt. In Gedanken versunken und nicht im geringsten voraussetzend, daß er hier entdeckt werden könnte, schritt er an dem mit Tannen bewachsenen Rande einer steilen Felsenwand dahin. Er hatte die Augen auf den Boden geheftet, nur zuweilen ließ er sie über den Rand in das Thal hinabschweifen.

Da trat Franz plötzlich hinter einem Felsen hervor und ihm entgegen. Seine Wangen glühten vor Aufregung und Freude zugleich, seine Augen blickten drohend und triumphirend.

„Habe ich dich endlich gefunden?“ rief er und über sein Gesicht zog sich ein schadenfrohes Lächeln.

Ueberrascht war Heinrich einen Schritt zurückgetreten und auch in seine Wangen war das Blut geschossen.

Kaum hatte Franz bemerkt, daß er zurücktrat, als er ihm zurief: „Nicht zum zweiten mal sollst du mir entfliehen oder“ — und er erhob drohend den Stock, den er in seiner Rechten trug.

„Rühre mich nicht an, Franz!“ entgegnete Heinrich mit zitternder, bebender Stimme, welche seine gewaltige innere Aufregung verrieth.

„Ich fürchte dich nicht!“ rief der andere gereizt. „Jetzt sollst du büßen für deine Verwegenheit!“

Regungslos stand Heinrich da. Sein ganzer Körper erzitterte und seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen. Ein wilder, schrecklicher Gedanke stieg in ihm auf, aber er wollte ihn

verscheuchen und wandte sich ab. Da erhob der andere in finsterer Wuth den Stock und ließ ihn schwer auf sein Haupt niederfallen."

Heinrich wankte, aber er raffte sich wieder zusammen. Mit der ganzen Kraft und Heftigkeit seiner entfesselten Leidenschaft stürzte er sich auf seinen Feind, erfaßte ihn mit beiden Händen, hob ihn in die Höhe und ehe noch Ueberlegung und Ruhe in seiner Brust Raum zu fassen vermochte hatten, schleuderte er ihn hinab von der Felsenwand. Mit vorn übergebeugtem Körper und starren, glühenden Augen blickte er ihm nach. Ein lauter, entsetzlicher Schrei und ein dumpfer Fall stiegen aus dem Thale zu ihm empor. Erschrocken fuhr er zurück. Das Blut wich aus seinen Wangen. Angstschweiß trat auf seine Stirn und seine Augen blickten noch fortwährend starr in die Tiefe zu seinen Füßen.

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als ob er einen schweren Gedanken, einen düstern Traum von sich scheuchen wolle. Aber es war kein Traum, seine That trat ihm die Wirklichkeit mit aller Entsetzlichkeit zu. Er hatte seine Rache befriedigt, aber um welchen Preis! Er war zum Mörder geworden und dieser Gedanke erfaßte ihn und trieb das Blut aus seinen Wangen.

Mit wilder Hast kletterte er die Felsenwand hinab und warf sich über den Körper seines Feindes, der zerschmettert und leblos im Thale lag. All seine Feindschaft war geschwunden. Er erblickte in ihm nicht mehr den Verräther und Nebenbuhler, sondern den Jugendfreund, den er gemordet. Er rief ihn laut beim Namen, bog sein blutbedecktes Haupt empor und suchte mit bangen, verzweiflungsvollen Blicken nach einem Zeichen des Lebens. Vergebens, das Leben war entwichen.

Da steht der Mensch an der Grenze seiner Macht. Er mag sich stark und gewaltig gedünkt haben. Tausend Leben mögen in seiner Hand geruht und er mag sie vernichtet haben, er ist nicht im Stande, selbst nur einen einzigen schwachen Funkenschlag in dem erstarrten Herzen hervorzubringen oder dem Auge, das einmal durch den Tod gebrochen, Licht und Lebensglanz zurückzugeben. Hin ist dahin und das Leben ist sein Menschenwerk!

Wie ein Verzweiflungsschrei sprang Heinrich endlich empor und schon hing jene Stimme an ihm widerzuhallen, die sich an des Menschen Herze wie eine Furie heftet, wenn seine Hand ein Werk vernichtet, das sie nicht wieder zu schaffen vermag. Es ergriff ihn eine Unruhe und Angst, die ihn an der Stätte nicht länger weilen ließ; er eilte fort und wußte nicht wohin. Wäre jetzt, in diesem Augenblick der Sergeant ihm entgegengetreten, er würde sich ihm ohne Weigerung überliefert haben oder er hätte noch ein neues Verbrechen hinzugefügt, nur um dem Geständniß des ersten ausweichen zu können.

Rastlos eilte er weiter, von Schlucht zu Schlucht, von Berg zu Berg. Er fürchtete nicht seine Verfolger, er suchte sich selbst, seinem eigenen Gewissen zu entfliehen und schleppte es doch mühsam mit sich, Schritt für Schritt. Da war kein Entweichen möglich, da half kein Trotz, keine verwegene That! Es hatte sich an seinem Herzen und in seiner Brust festgeklammert, es saß sich fester und fester und tiefer und tiefer. Schon strömte es wie Fieberglut durch seine Adern und arbeitete sich durch bis zu seinem Kopfe, den er verzweiflungsvoll mit seinen Händen zusammenpreßte.

Erschöpft, fast bewußtlos sank er endlich nieder. Die innere gewaltige Aufregung hatte seine Kräfte aufgezehrt. Seine starke Gestalt erschien wie gebrochen, seine Brust hebte schwer und tief. Athem.

Als er wieder völlig zu sich kam, als er seine äußere Kraft und den Trotz seines Willens gebrochen fühlte, erfaßte ihn plötzlich Furcht vor seinen Verfolgern. Er raffte sich empor und eilte fort, um ein sicheres Versteck aufzusuchen. Er erreichte es, aber auch hier fand er keine Sicherheit und Ruhe, denn einem Verfolger vermochte er nicht zu entfliehen, er trat in dem verborgensten Schlupfwinkel dicht und drohend vor ihn hin — die blutende und entstellte Gestalt des Gemordeten.

Aufs neue sprang er empor und suchte diesem Schreckbilde zu entfliehen, aber es folgte ihm, es wich Tag und Nacht nicht von seiner Seite und seinen Augen.

In diesem Zustande irrte er mehrere Tage lang zwischen den Felsen und in den Wäldern umher, von endlosen Qualen gefoltert. Traten einige ruhige Augenblicke bei ihm ein, so tauchte das milde, lichtliche Bild Mariens vor seinen Augen auf, sein Herz schlug dann beruhigter und er dachte daran, zu ihr zu eilen, sich ihren Armen zu werfen und ihr alles zu gestehen, nur um die schwere, drückende Last von seinem Herzen zu wälzen. Aber wenn er dann im Geiste den lauten, bangen Angstschrei des Mädchens hörte,

wenn er sah, wie sie ihre Augen starr auf ihn gerichtet hielt, auf ihn, der den gemordet, der einst ihr Geliebter gewesen, den sie vielleicht noch liebte — dann war sein Entschluß wieder dahin. Er konnte nicht an sie geben, er konnte nicht vor sie hintreten, denn auf seiner Stirn mußte die That geschrieben stehen, die ihn so namenlos unglücklich machte.

Es gibt eine Nemesis der Schuld, einen dunklen Schatten, der jeder Verbrechen folgt. Das empfand Heinrich. Und es gibt nur ein Mittel, diese Nemesis zu vertilgen und den dunklen Schatten zu verscheuchen: das ist der eigene, innerste Gedanke und Entschluß, die Schuld zu sühnen und sie frei zu büßen. Dieser Gedanke tauchte in Heinrich auf und er erfaßte ihn mit aller Leidenschaftlichkeit eines Herzens, das bereit, eigenen Pein zu unterliegen strebt, das sich nach Ruhe sehnt.

Franzens Leichnam wurde erst am zweiten Tage nach seinem Tode aufgefunden. Die Nachricht davon erregte in dem Dorfe das größte Aufsehen, die größte Bestürzung, so wenig beliebt er im ganzen auch gewesen war.

Unwillkürlich brachte ein jeder in seinen Gedanken Heinrich mit dem schrecklichen Ende seines Freundes in Zusammenhang und der Sergeant sprach es offen aus, daß er von Heinrich ermordet sei. Aber wo war ein Beweis für diese Behauptung, wo ein Zeuge, um Heinrich offen und mit Recht zu beschuldigen?

Konnte Franz nicht durch ein Verbrechen, durch einen Fehltritt von dem Rande seiner Achtsamkeit herabgerissen sein? Und was hatte er an jener gefahrvollen Stelle zu suchen gehabt? War das allein schon einen Grund und eine Berechtigung, Heinrich im Verdacht einer solchen That zu haben, nur weil er gegen Franz feindlich gesinnt war? Franz hatte schändlich an Heinrich gehandelt, das ließ sich nicht leugnen; konnte sein Unglück nicht eines jener oft in das Menschenleben so entsetzlich eingreifenden Mittel der Nemesis sein, um seinen Verrath an Heinrich zu strafen? Wer wußte es? Wer konnte sagen: „Sie ist es gewesen!"?

Alle diese Fragen beschäftigten im stillen und öffentlich die Gemüther, alle fanden Glauben und wurden wieder verworfen, weil sich kein Punkt zu ihrem Beweis auffinden ließ.

Zwar war es Konrad aufgefallen, daß er Heinrich seit jenem Tage, an welchem Franz verschwunden und ums Leben gekommen war, nicht wieder gesehen hatte; ihm schien dies für Heinrich's Schuld ein schwerer Punkt zu sein, aber auch er bewies nichts mit Bestimmtheit. Konnte nicht Heinrich aus andern Gründen gestorben sein? Konnte es nicht allein ein unglücklicher Zufall sein, daß seine Entfernung mit Franzens Tode zusammenfiel?

Konrad verschwieg seine Vermuthung, wie er es überhaupt geheim hielt, daß er mit Heinrich zusammengekommen war und ihn unterstützt hatte.

Nur Ein Bewohner des Dorfes war keinen Augenblick im Zweifel, daß Franz durch Heinrich's Hand ums Leben gekommen war — es war Marie.

Als sie zuerst die schreckliche Kunde von dem Tode ihres Geliebten erhalten, hatte sie eine bange, dunkle Ahnung ergriffen und eine innere Stimme ihr zugerufen: „Das hat Heinrich gethan!" Auch sie hatte keinen Beweis für diesen Verdacht, auch sie suchte sich hundert und hundert mal zu überreden, daß sie unrecht an ihrem Bruder handle, ihn zu beschuldigen, ohne daß sie seine Schuld zu beweisen vermochte; auch sie suchte sich alles einzureden, was für Heinrich's Unschuld sprechen konnte; aber immer wieder trat die innere Stimme ihr zu: „Das hat Heinrich gethan!" und seine Schuld stand in ihrem Herzen mit einer Gewißheit fest, vor der sie selbst erschrak.

Sie sprach gegen niemand davon, aber um so mehr litt sie unter diesem doppelten Schmerz. Der, an dem ihr Herz noch immer in Liebe hing, tödtet und ihr Bruder sein Mörder — das war es, was sie quälte, was sie Tag und Nacht nimmer Ruhe finden ließ.

Wer vermag zu schildern, was ein Frauenherz unter solchen Verhältnissen zu erdulden im Stande ist! Man sagt wol, ein Frauenherz vergißt schneller als das des Mannes; es wird durch den Schmerz anfangs tiefer und gewaltiger ergriffen, aber die Zeit legt ihre heilende Hand früher darauf, während das Herz des Mannes noch nach Jahren von den Nachwehen eines tiefen Schmerzes erzittert. Es mag dies im allgemeinen wahr sein, aber die Ausnahmen sind so häufig, daß auch sie sich kein zur Regel gestalten.

Marie litt unendlich. Sie mußte ihren großen Schmerz in ihr Herz zurückdrängen und lange kam zu keinem Ausbruch. Selbst gegen die, welche Mutterstelle bei ihr vertrat, konnte sie sich nicht aussprechen und ausweinen; denn hatte sie das

Mutterherz, in dem noch kein Verdacht sich regte, in ihren verzweiflungsvollen Schmerz hineinziehen?

Als der Sergeant Haber sich durch Franzens Tod seines kräftigsten Beistandes beraubt sah, verlor auch er den Muth zu seinen Verfolgungen und überhaupt die Hoffnung, den Deserteur Penz in seine Gewalt zu bekommen. Er setzte zwar noch mehrere Tage seine Nachforschungen fort, als sie aber ohne jedes Resultat blieben, ja als er nicht einmal die geringste Spur des Flüchtlings aufzufinden vermochte, entschloß er sich endlich, wenn auch mit schwerem Herzen, mit seinen zwei Mann ohne den Deserteur heimzukehren.

Der Hauptmann von Schirgel saß in seinem Zimmer auf dem Sopha und dachte an seinen Sergeant Haber, der nun fast 14 Tage fort war und noch nicht die geringste Nachricht von sich gegeben hatte.

Es war dem Hauptmann unbegreiflich, wie das Aufgreifen eines Deserteurs so viel Zeit in Anspruch nehmen konnte; es war ihm aber zugleich auch sehr unangenehm, da er die Rekruten während dieser Zeit hatte einexerciren müssen.

Aergerlich und aufgeregt sprang er empor und maß das Zimmer mit großen und heftigen Schritten.

„Ob er wahrhaftig, um sich recht zu ärgern!" sprach er zu sich selbst, nur um seiner Erbitterung einige Luft zu schaffen. „Unteroffizier kommt den ganzen Tag nicht zu sich und am Ende muß ich auch noch den Deserteurs nachlaufen und sie aufgreifen! Wahrhaftig, in der Zeit, welche der Sergeant Haber braucht, um den Deserteur Penz einzuholen, wollte ich allein hundert desertirte Rekruten festnehmen! Ja, ich möchte mich wahrhaftig krank darüber ärgern, wenn ich nur zum Kranksein Zeit hätte! Aber ich werde es dem Sappermenter, dem Rekruten Penz, gedenken, daß er mir solchen Aerger und solche Arbeit gemacht! Ich will's ihm gedenken, sobald ich ihn erst habe!"

Die Thür wurde in diesem Augenblick geöffnet und die lange, aber abgezehrte und gebeugte Gestalt des Genannten trat ein. Seine Wangen waren eingefallen und bleich, seine Augen blickten matter und glanzlos und auf dem ganzen Gesicht war eine tiefe Trauer ausgeprägt.

Der Hauptmann blieb überrascht stehen, als er den Eingetretenen erblickte; dann trat er ihm einen Schritt näher und rief sichtbar erstaunt und doch zugleich auch erzürnt: „Da ist Er ja, Er Schwerenother und Sappermenter! Und wie Er aussieht! — als ob Er vom Tode auferstanden wäre! Aber das kommt von dem Desertiren ohne Urlaub und solchen dummen Streichen, Er Unglücklicher! Und weshalb kommt Er allein? Weshalb kommt der Sergeant nicht mit Ihm, um mir zu rapportiren? Heißt das Disciplin und Reglement? Wo ist der Sergeant Haber?"

„Ich weiß es nicht", erwiderte der Gefragte mit ruhiger, aber fast tonloser Stimme.

„Er weiß es nicht?" wiederholte der Hauptmann. „Hat Ihn denn der Sergeant nicht aufgegriffen und hierher gebracht?"

„Nein!"

„Was? Nein' sagt Er?" rief der Hauptmann erstaunt. „Der Sergeant hat Ihn nicht aufgegriffen? Wie ist Er aber denn hierher gekommen?"

„Ich habe mich von selbst wieder gestellt, weil ich keinen Urlaub hatte", entgegnete der Deserteur mit derselben tonlosen Stimme.

„Was? Von selbst wieder eingestellt?" rief der Hauptmann, noch mehr in Staunen gerathend. „Das ist gescheidt von Ihm — aber eigentlich — eigentlich — weiß Er denn nicht, daß Er jetzt als Deserteur bestraft wird?"

„Ich weiß es", erwiderte Heinrich.

„So? Er weiß es und doch kommt Er von selbst wieder? Aber es ist gut, dies wird seine Strafe mildern! Weshalb hat Er sich denn aber von selbst wieder gestellt?"

„Ich war des Umherirrens müde", gab der Gefragte ruhig zur Antwort.

„Hat Ihn mein Sergeant umhergetrieben?" rief der Hauptmann erfreut. „Das konnte ich mir wol denken! Und er hätte Ihn Schwerenother doch endlich gefaßt, sage ich Ihm, Er Deserteur Penz!"

Ein trauriges und doch zugleich spöttisches Lächeln zuckte um Heinrich's Mund. Er schwieg indeß und der Hauptmann bemerkte es nicht.

„Jetzt ist Er Arrestant", fuhr der Hauptmann fort, „und kommt dießmal nicht mit Nachexerciren und Vergessen davon! Ich muß die Sache anzeigen und da kommt Er vors Kriegsgericht; und wenn ich mich Seiner auch annehmen will, weil Er sich selbst wieder gestellt hat, so kann Er doch sicher, was es heißt, einige Wochen bei Wasser und Brot im Schwarzen Loche zu sitzen und nachher noch für einige Jahre unter die Militärsträflinge zu kommen. Das hat Er von Seinem Desertiren ohne Urlaub, Er Sappermenter, und ich denke, dies soll Ihm die Lust zu

ſolchen tollen Streichen für immer vertreiben! Und ſchämen muß Er ſich ebenem — ein Kerl fünf Fuß und elf Zoll hoch und wegen Deſertion unter die Sträflinge!"

Den Deſerteur ſchienen alle dieſe Worte wenig zu berühren. Die traurige Stimmung, welche ſich in ſeinem Geſicht ausſprach, änderte ſich nicht, mit keiner Miene zuckte er. Er mußte ruhig geblieben ſein, ſelbſt wenn ihm das Todesurtheil vorgeleſen worden wäre; denn bei den Qualen, welche ſeine Bruſt folterten, bei der drückenden, bangen Schwere, welche auf ſeinem Herzen lag, hatte das Leben allen Reiz für ihn verloren.

Der Hauptmann ließ ihn als Arreſtant feſtführen und feſſeln und er ließ alles willenlos mit ſich geſchehen.

Wenige Tage darauf trat auch der Sergeant Haber mit ſeinen zwei Mann wieder ein und war auf das höchſte überraſcht, als er erfuhr, daß der Deſerteur Leng ſich freiwillig wieder geſtellt habe und im Haft ſei. Er biß die Lippen feſt und er bitterte aufeinander, denn dies hatte noch gefehlt, um ſeine Schmach zu vollenden.

Mit der Miene eines Mannes, der auf Ehre, Namen, Stellung und Reſpect Verzicht leiſtet, rapportirte er alles der Wahrheit gemäß ſeinem Hauptmann. Er erzählte ihm, wie er den Deſerteur glücklich ergriffen und wie dieſer durch ſeine verwegene That ſich wieder in Freiheit geſetzt; er ſchilderte ihm die unbeſonnenen Nachforſchungen und Nachſtellungen, die er des Entwichenen wegen angeſtellt habe, und verſchwieg ihm endlich auch ſeinen Verdacht nicht, daß Heinrich der Mörder Franzens ſei.

Letzterem letzten Punkte ſchenkte der Hauptmann wenig Glauben, denn er wußte, daß Heinrich ſich freiwillig wieder geſtellt haben würde, wenn er ſich eines ſolchen Verbrechens ſchuldig gemacht hätte. Dennoch mußte auch dieſer Verdacht zur Sprache gebracht werden, als der Deſerteur wenige Tage darauf vor ein Kriegsgericht geſtellt wurde.

Heinrich geſtand alles, wie es der Sergeant erzählt hatte, ohne Weigerung ein, nur jenes Verbrechen leugnete er mit Ruhe und Beſtimmtheit und ſeine Richter mußten dieſe Anklage fallen laſſen, da nicht der geringſte thatſächliche Beweis vorlag.

Heinrich wurde, in Anbetracht, daß er ſich freiwillig wieder geſtellt hatte, zu der gemilderten Strafe von vier Wochen ſchärferem Gefängniß bei Waſſer und Brot und zu zwei Jahren Strafarbeit unter den Militärſträflingen verurtheilt. Natürlich ſollte ihm die ganze Zeit nicht als Dienſtzeit angerechnet werden.

Rubig, gleichgültig hörte Heinrich die Verleſung dieſes Urtheils an. Kein Wort erwiderte er dagegen, kein Zug in ſeinem Geſicht verrieth Schrecken oder Schmerz.

Seine große und kräftige Geſtalt ſchien gebrochen und geknickt zu ſein; äußerlich war er völlig ruhig, ja abgeſtorben, aber in ſeinem Innern brannte und gärte ein glühendes Feuer, das er nicht auszulöſchen vermochte.

„Zwei Jahre Strafarbeit! Wie manches Herz wäre ſchon vor dem Gedanken daran erzittert, wenn es in ſeiner Jugendkraft und Friſche dazu verurtheilt worden wäre!" Heinrich fand in dem Gedanken an dieſe Strafe eine gewiſſe Beruhigung, ein Gefühl der Sühne.

Dieſe zwei Jahre nahmen ein Ende und konnte er in ihnen mehr leiden als Marie leiden mußte? Nur ſie richteten ſich immer wieder ſeine Gedanken, wenn er ſeine Arbeit verrichtet hatte und ſtill und ſchweigend im Gefängniß lag. Er liebte ſie noch mit derſelben leidenſchaftlichen Glut wie früher, aber ſo oft er innig und lieb an ſie dachte, trat die blutende und entſetzliche Scene des Gemordeten zwiſchen ihn und das Mädchen. Dann ſchloß er wol die Augen und barg ſein Geſicht in den Händen. Aber jene Scene wich nicht. Sie ſtand nicht allein vor ſeinem innern Auge, ſie tauchte drohend vor ſeinem Geiſte auf, ſobald ſich dieſer in Liebe und Sehnſucht in die Ferne richtete.

Zwei Jahre ſind viel lang und kennen der Schmerzen und Qualen ſo unendlich viele enthalten, aber Heinrich dichtete doch mit einer ſchwachen Hoffnung auf das Ende derſelben. Ein leichteres und beſſeres Leben konnte dann für ihn beginnen und wenn er ſich in ſeinen Gedanken auch keine freudige und glückliche Zukunft ausmalen mochte, ſo durfte er doch hoffen, Marie wiederzuſehen, und ſchon dies war für ſein Herz ein Glück, nach dem er ſich mit Ungeduld ſehnte.

Wer aber konnte aber die unglückliche Marie tröſten? Richtete ſie ihren Blick um zwei Jahre hinaus, ſo erſchien ihr die Zukunft noch ebenſo öde und freudenleer wie die Gegenwart. Sie hatte nichts, nichts, woran ſie eine Hoffnung knüpfen konnte; für ſie gab es keine Zeit, der ſie mit Freude entgegenblickte. Der, den ſie ſo innig geliebt hatte, ſtieg nimmer wieder aus dem Grabe

empor, und der über dem Herzen als Bruder so nahe stand, blieb ein Mörder, wenn auch Jahre geschwunden waren, selbst wenn sein Haar zu bleichen anfing. Nur so lag das Leben ohne Freude und Hoffnung dahin.

Und die zwei Jahre nahmen ein Ende.

Heinrich wurde wieder frei. Viel war seiner einstige Kraft gebrochen und sein Körper war sich matt schwach — was fragte er danach? Denn noch hatte die volle frische Lebenslust in seiner Brust keinen Raum wieder gewonnen. Er war zu schwach zum Leiden, er empfing nur unbestimmt sein Urlaub, um heimzukehren.

Dies war das Erste, was ihn wieder mit einiger Freude erfüllte und sein Herz rascher schlagen machte. Er sollte Marie wiedersehen, an ihrer Seite wieder leben und in der ersten Aufregung seiner Freude dachte er nicht, daß ein dunkler Schatten zwischen ihm und ihr stand.

Langsam kehrte er in seine Heimat zurück. Als er wieder wie einst auf dem letzten Berg stehen blieb, blickte er wieder wie ehedem auf das Dorf zu seinen Füßen herab: aber welcher gewaltige Unterschied lag zwischen damals und jetzt! Damals war er ein Verbrecher, aber sein Herz schlug ungestüm und freudig: jetzt trug er den Urlaub in seiner Tasche und fühlte doch das Herz unter ihm kaum schlagen.

Das Herder hatte er seine Schritte, soviel seine Kräfte zuließen, beschleunigt, um das geliebte Mädchen sobald als möglich wiederzusehen. Jetzt zögerte er, jetzt bangte ihm, vor sie hinzutreten. Blickte nicht dort aus der Ferne jene Fensterwand, jene schreckliche Fensterwand zu ihm herüber, die einst Zeuge der That gewesen war, die ihn so namenlos elend gemacht hatte? Ja, sie war es! Unter Tausenden würde er sie auf den ersten Blick wiedererkannt haben! Aber was war das? Täuschten ihn seine Sinne? Hatte sich selbst die Natur gegen ihn verschworen, um als Zeuge seiner Schuld aufzutreten? Blickte ihm nicht jene Wand wie mit einem blutig-roten Schimmer entgegen?

Er strich erschrocken mit der Hand über Stirn und Augen, um seine Sinne völlig wach zu rufen; aber als er wieder hinblickte, strahlte ihm wieder jener blutige Schimmer entgegen und sein Herz erbebte vor ihm. Jetzt endlich erkannte er, was es war. Die Abendsonne warf ihre letzten gelbig-roten Strahlen gegen die Fensterwand und sein eigenes banges Auge hatte einen blutigen Schimmer daraus erblickt.

Er lächelte traurig, als er diese Täuschung entdeckte. Lag es doch über seinem ganzen Leben, über all seinen Freuden und Hoffnungen wie ein blutiger Schimmer.

Langsam, mit bangem, schwerem Herzen stieg er den Berg hinab. Er stand wieder vor seinem Vaterhause. Er zögerte einen Augenblick, ehe er eintrat. Seine ganze Vergangenheit schwebte in diesem Augenblick vor seinem Geiste vorüber, sie machte ihn erzittern; er suchte sich von ihr loszureißen, denn gerade jetzt, jetzt wollte er sich dem Gedanken daran nicht hingeben. All seine Kräfte zusammennehmend, trat er rasch ein in das Haus und ins Zimmer. Marie war allein darin. Sie fuhr erschrocken, mit unterdrücktem Schrei empor. Sie wollte ihm entgegeneilen, aber eine innere Macht schien sie gewaltsam zurückzuhalten: ihre Augen waren starr, erschrocken auf ihn gerichtet.

Auch Heinrich hatte dem Mädchen mit freudiger Aufregung entgegeneilen wollen, aber dieser Blick, dieser Schrecken, der sich in ihrem Gesicht ausprägte, ergriffen ihn mit Entsetzen und bannten ihn fest an der Stelle, wo er stand. Dieser starre, erschreckene Blick — aus ihm las er: Sie wußte es! Wußte, daß er der Mörder ihres Geliebten war!

Es schwindelte und wogte vor Heinrich's Augen, es trieb ihn, fortzueilen von dieser Stätte, um nimmer wiederzukehren, fort, wo ihm sein verdammtes Auge entgegentrat und ihm zurief: „Du hast es gethan!" Schon wollte er fortstürmen, da trat Marie auf ihn zu und ergriff seine Hand.

Er erzitterte bei dieser Berührung, aber sie brachte seinen Entschluß zum Wanken. Sie legte sich mild und beruhigend auf sein Herz, denn es webte für ihn eine beseligende Kraft in dieser Hand.

„Heinrich, du bist wieder frei? Aber du bist krank, du siehst entsetzlich elend aus!" das waren des Mädchens erste Worte, die sie zu ihm sprach. „Und erschöpft, matt, elend", erwiderte er. „Ja, ich bin krank, deshalb habe ich Urlaub erhalten und bin hierher geeilt."

Er ließ sich auf einem Stuhle nieder und sein Haupt sank erschöpft auf seine Brust herab.

Marie holte ihm Erfrischungen, er wies sie schweigend und traurig lächelnd mit der Hand zurück. Das war es nicht, was ihm wohlthat, was ihn stärkte. Sein Blick ruhte auf dem Gesicht des Mädchens, welche Veränderung hatten die zwei Jahre hier hervorgerufen! Wo waren die rosigen Wangen geblieben, wo der heitere,

glänzende Blick ihrer Augen! Was hatte dies Mädchen in den zwei Jahren um Heimat jeweil Jahre älter gemacht? Er wußte es wohl und sein Herz zog sich krampfhaft zusammen, wenn er daran dachte.

Und waren es die zwei Jahre allein gewesen, die sie ihm so fremd gemacht, die sie schüchtern, fast angstvoll von ihm zurückhielten? Wäre er vor Jahren krank und elend heimgekehrt, hätte sich da sein Haupt so matt auf seine Brust herabgesenkt, sie würde liebevoll besorgt ihren weichen Arm um seinen Hals geschlungen haben, und jetzt!

Und Tage schwanden für ihn in diesem Zustande dahin. Er war krank und elend, aber nicht allein am Körper. Und alle Sorgfalt und Liebe seiner Mutter, alle stille Pflege Marias vermochten ihn nicht zu heilen.

Still und schweigend lag er da und seine Augen ruhten wie traumend auf dem Mädchen. Wohl war sie ihm gegenüber still und besonnen, aber auch von ihrem Antlitze wich eine tiefe, ernste Trauer nicht, aber keiner wagte von der Vergangenheit zu sprechen. Nicht mit einem Worte wurde Arama erwähnt.

In Heinrich's Herzen stürmte und wogte es. Die alte Leidenschaft seiner Liebe erwachte wieder in ihm und oft, wenn das Mädchen so besorgt um ihn beschäftigt war, flammte eine Hoffnung für die Zukunft in ihm auf und röthete schwach seine bleichen Wangen. Dann dachte er, daß das Mädchen doch noch sein werden könne, daß seine Augen blickten wieder glanzvoller und er rief sie, von seiner Liebe, von seinem Hoffen zu ihr zu sprechen.

Es war ein stiller, ruhiger Sommernachmittag. Er lag mit Marie allein in dem Zimmer und fühlte sich so wohl und leicht und froh, wie er sich seit Tagen und Wochen nicht gefühlt. Auch Marie war an diesem Tage so gut, so besorgt um ihn — lange hat sie sie schon gewesen — und sein Herz schlug lauter und sicher, eine zuversichtliche Hoffnung erfüllte ihn.

Da stand sie auf und ging an ihm vorüber. Er faßte ihre Hand und blickte ihr in die Augen.

„Marie", sprach er, seine Stimme zitterte vor innerer Bewegung, „Marie, soll es immer so bleiben? Willst du immer so ernst und traurig sein?"

Ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie rascher und rascher die Wangen benetzten.

„Weshalb weinst du, Marie?" fragte Heinrich.

Ihr Weinen ging in heftiges Schluchzen über und sie schmiegte abwehrend mit dem Kopfe.

„Weshalb weinst du?" wiederholte Heinrich.

„Weil ich ihn immer noch nicht und nie vergessen kann", antwortete sie schluchzend.

„Wen? Wen kannst du nicht vergessen?" rief Heinrich und sein Athem schien zu stocken und seine Augen waren starr und fragend auf den Mund des Mädchens gerichtet, als ob er von ihm sein Todesurtheil vernehmen sollte. „Wen? Sprich, sprich, Marie!" drängte er.

„Arama", schluchzte das Mädchen.

„Arama, Arama!" wiederholte Heinrich, indem er aufsprang und wieder sich erhob. „Arama — und du — du liebst ihn noch?"

„Ja, ich liebe ihn immer noch!" antwortete sie.

Heinrich's Gestalt schien bei diesen Worten zu schwanken, aber er raffte sich gewaltsam zusammen. Seine Augen waren starr auf das Mädchen gerichtet, seine Lippen fest aufeinander gepreßt — er bog sie sich hinab. Dann riß er sich gewaltsam los und stürmte fort aus dem Zimmer und dem Hause und eilte in den Wald.

Dort weinte laut Marie auf dem Stuhle nieder. Sie dachte in diesem Augenblicke nicht an ihn, sie dachte nicht an seine Aufregung und seinen leidenschaftlichen Charakter. Die Erinnerung an den längst Geschiedenen war so lebhaft in ihr wach geworden, sie gab sich ganz hin.

Und Heinrich stürmte weiter und weiter. Er scheute nicht zurück. Vergeblich um ihn suchten ihn seine Mutter und die Bewohner des Dorfes am folgenden Morgen im Walde auf. Sie kamen an den Waldteich, wo er einst vor Jahren eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, die Arama die treibe verrathen. Sie sahen einen Gegenstand halb auf der Oberfläche des Wassers schwimmen und von banger Ahnung erfaßt, eilten sie näher hinzu — es war Heinrich's Leichnam.

In dem Teiche hatte er seinem Leben und seinen Schmerzen eine Grenze gesetzt — so hatte all sein Seelen- und Herzleid ein Ende!

Der Kukuk.

Von Alexander Ziegler.

Von allen einheimischen Vogelstimmen, die ich im Norden Schwedens erhalten, war mir die interessanteste die, daß auch der Kukuk (Cuculus canorus L.) nicht nur in Lenland, sondern auch in ganz Skandinavien vorkommen soll. Ich habe

zwar vor „beiden eine sogenannte kleine Terz (c, e) auseinander liegenden Töne" des Kukukrufs in den heimischen Wäldern nicht selbst gehört, da ich Island im August verließ und der Kukuk seinen „monotonen, auf Verlängerung und Wiederzusammenziehen des Kehlkopfes begründeten Ruf" bekanntlich nur bis gegen Ende Juni erschallen läßt, aber nach den Forschungen nordischer Ornithologen kommt dieser Wandervogel Mitte Mai in Südnorwegen an und verbreitet sich so weit gegen Norden und so hoch in die Gebirge (im südlichen Norwegen gegen 4000 Fuß über dem Meeresspiegel, als es Wald und Gebüsch gibt, werden wol auch 4 P. bis nach Alten in Finnmarken, soweit der Polarkreis bei Mitte August verläßt er das Land, um seine Wanderung nach Süden anzutreten, wo ihn der bekannte Vertreter der Naturforscher A. Brehm in Nordafrika und am Blauen Nile unter dem 11. und 12. Grad nördlicher Breite noch nach Süden ziehen sah. Ueberhaupt ist es noch ziemlich unbekannt, wo dieser geheimnisvolle Vogel seinen Winteraufenthalt nimmt. Mit Sicherheit wissen wir, daß er auf den Inseln des Grünen Vorgebirges gesehen worden (nach Hartlaub).

Was in aller Welt will aber dieser wunderliche „Nichtbrüter" und „Eierstehler" mit seinem unruhigen und unaufhaltsamen Vagieren hier im hohen Norden, hier in der Nähe des Polarkreises? Klagt er vielleicht von hier, wie der eminente, weitsichtige Seidenschwanz noch weiter in die arktischen Regionen, z. B. an Kane's offenes Polarmeer, um trotz aller hydrographischen Karten den Pol zu erreichen? Wollen vielleicht auch hier die Lappen- und Finnenmädchen, wenn sie den Kukuk rufen hören, gleich den thessalischen Mädchen fragen, wie viele Jahre sie noch zu warten haben, bevor sie einen Mann bekommen?

Kukuk! Kukuk!
Sag mir o recht
Wie lang noch ich auch leb',
Ehemal mir's auf sie Hochzeit
Wie lang noch ich auch ledig sig.

Und welchen geheimen, skandinavischen oder arktischen Gleichgewichtsgrund will denn der Kukuk seiner „vermeinteren Kukukseier" in das Nest legen? Ist es so weit in den Umwandlungen im Weltorganismus gekommen, daß man sogar in der Nähe des Polarkreises nicht mehr sicher ist, über Nacht ein Kukuksei in das Nest gelegt zu bekommen?

Die Gelehrten (mögen sie bei ihren Untersuchungen vorsichtig sein) streiten sich noch bis auf den heutigen Tag darüber, ob der Kukuk die Eier der Nestvögel fresse, ob Kukukseier den Eiern der Nestvogelbesitzer gleichen, ob der Kukuk sein Ei erst auf den Boden legt und es dann ins fremde Nest trägt, ob der taubengroße Vogel sein kleines dünnschaliges Sperlingsei große Strecken im Schnabel transportiren kann, ob er einen „wie mit Pelz ausgefutterten behaarten Magen hat" u. s. w. Wunderbarer Streit! Solange die Welt steht, solange ruft er seinen eigenen Namen aus, und doch ist von diesem räthselhaften Vogel in vielen Beziehungen so wenig bekannt wie von der Sphinx, von den Pyramiden oder von dem verschleierten Bild zu Sais.

Es sei fern von uns, auf den Nachweis der Irrungen in den Aichungen einzugehen, in denen manche „Kukuksexperten" nach den geltenden Ansichten stehen, während das naheliegende Ei des Heimchens von ihnen offenkundig lag, ohne daß sie es ahnten, aber das müssen wir wehklagend bekennen, daß wir „zum Kukuk" auch kein Jota mehr z. B. über die Fortpflanzungsgeschichte des nicht brütenden Vogels wissen, als Aristoteles und Plinius gewußt haben, welche die Thatsache des Nichtbrütens und der Besorgung dieses Geschäftes durch die Gastfreundschaft fremder Vögel, in die der Kukukseier gelegt, konstatirten. Und schließlich meint doch jeder, sein Kukuk singe besser als des andern Nachtigall, d. h. das, was er vom heimischen behaupte, sei richtiger als der andern Meinung, ja er erbost sich so weit, daß er dem andern ärgerlich zuruft: „Hol' dich der Kukuk!" Und man soll der Kukuk sogar nicht einmal ein „Raubvogel" sein! Und doch ist er noch mehr — sagen wir es nur offen heraus —, ein Ehebrecher, ein Sterenirer, ein Unsittlicher des Mutterrechts, ein Mörder seiner Stiefgeschwister, ein schlechter Hausfreund, der sich nicht scheut ..... Vogelfamilien und andern ehrlichen, über ein sittliches Paar sorgsam bewachenden Eltern seine Kukukseier in das Nest zu legen und ihnen volentibus nolentibus das Vögelgeschäft zu entwenden. Sind diese Vorwürfe ungerecht? Aber damit nicht genug, ist er auch noch ein schlechter Prophet, der manchem schon durch seinen Kukukruf bös gemacht. Oder wäre es etwa nicht Sitte unter den Landleuten hier und da, wenn sie den Kukuk rufen hören, zu fragen: Kukuk, Kukuk, sag' mir an, wie lange ich noch leben kann? Und wie Manche zählen? Wahrlich, es wäre besser, um nicht mehr Aergerniß zu ge-

den, daß solch ein „Zeitgenosse“ in der Sahara verbannt wurde, um dort seine Eier von der brennenden Sonne, wie ersteres der Vogel Strauß ausbrüten zu lassen, oder daß er nach Australien, dem ehemaligen Lustschauplatz des angelsächsischen Sträflings, deportiert wurde, um dort, wie die buntgefiederten Vögel Leipoa ocellata, Talegalla und Megapodius tumulus das Geschäft des Ausbrütens der Sonne zu überlassen.

Und warum hat denn der Verkündiger des Kuckuckgeschäfts sein Gewicht zum Braten, da er doch den „Lockruf“ hat, anderen Vögeln und sogar den Lumpensingern, diesen winzigen Gesellgebern, in ihre hochgewölbten, mit schmalem Eingang versehenen Nester zuweilen ein Ungeheuer von einem fressgierigen Kuckuck — was ein Kuckuck werden will, kommt sich beizeiten — zu ernähren? Bald ist das Kuckuckweibchen deshalb nicht braten, weil es, auf zu aufgeregt und beweglich, die Eier viel verbummeln könne (Naumann-Hellmayr), bald wieder deshalb die Eier zu verschiedene Größe haben, um dieselben von dem vermeintlichen guten Eier fressenden Männchen zu schonen (Naumann-Hellmayr), bald vielleicht aus anatomischen oder physiologischen Ursachen, denn hat zum Braten haben, halt dem Kuckuck die „Anlagen“ und Neigung zum Braten und Selbstbrüten immer Jungen überhaupt verliehen, indem das Weibchen, für seinen großen Magen noch Speise herumzusuchen, seine Zeit so primär in Anspruch nehme, daß Männchen und Weibchen einander (!) keine Zeit zum Selbstbrüten übrig behalten würden (Naumann-Hellmayr). Nicht wahr, wunderliche Menschen? Aber damit noch nicht genug, glauben gewisse Autoren, wie Heinroth, daß dem Kuckuck Brutung nicht möglich sei, weil sein Magen ungewöhnlich weit nach hinten und unmittelbar unter den Bauchdecken liege, also bei Bebrütung behindern der Druck durch die Eier Schmerzen oder Krankheiten erzeuge“, und andere legen dann, „daß eine Brutung durchaus unmöglich sei, in dem die kurze Zeit, die der Kuckuck in unseren Gegenden verbleibt, nur für die Legung, nicht aber für die Brutung hinreiche.“ Auch findet das Gouvernantenes Verfahren von 1844 in dem Gesetze dieses Libertins durchaus nichts Unbegreifliches, indem es sagt, daß der Kuckuck „durch den unwiderstehlichen Wandertrieb früher als irgend ein anderer Vogel ergriffen und zur Abreise genötigt, keine Zeit haben würde, seine Jungen zu erziehen“.

Wir wagen es kaum, als Laie „gebildet oder weniger gebildet“, diesen gelehrten ornithologischen Forschungen mit unseren geringen empirischen Beobachtungen entgegenzutreten, aber wo in aller Welt möchten wir bei Veranlassung dieser Hypothesenreihen tragen nimmt denn „der Wandertrieb“ (Migration) der Zeit zum Brüten her, der doch, wie wir wissen, nur von dem 1. Mai bei uns eintrete und pünktlich, wie er ist, nur bis nach dem 1. August uns mit seinen Jungen verläßt? Der Kuckuck, der bekanntlich z. B. auch mitunter 4 und mehr Eier in großen Intervallen, aber immer nur in einen Horst, legt, geht allerdings früher fort als andere Vögel, aber doch immer erst nach der Brut anderer. Der Kuckuck, den man oft im August bei uns noch sieht, um vielleicht mit den jungen „Kuckucken“ zugleich auszuwandern, hatte somit Zeit genug, seine Brut abzuwarten, wenn er seine Eier nur in kleinen Zwischenräumen als von 6—8 Tagen legen könnte. Warum aber entwickeln sich die Kuckuckeier langsamer wie bei anderen Vögeln? Angenommen die Nahrung, vielleicht die der Raupen, sei daran schuld, warum, konnte man weiter und weiter fragen, hat der Kuckuck seine Eier? u. s. w. bis hinter „Eulen nach Athen tragen“, wenn wir dies „Kuckuckskapitel“ noch weiter ausdehnen wollten. Kurz und gut, in dieser Brutungsbetreibung wissen wir nicht mehr wie die Alten, von denen Aristoteles sagt, daß das Bebrüten des Kuckucks und das Aufziehen des aus ihm hervorkommenden Jungen von kleineren Vögel besorgt wird, in denen Sinn das Ei gelegt werden. Das Ei [illegible] sagt es anschaulich wie es will. Nicht ausgebrütet und der junge Kuckuck wird so schon, wie Plinius X, 7 richtig sagt, „daß ich das Begehren, welches ihn betreibt, selbst wundert, wie es in ein Prachtmaul hat zur Welt kommen können, es verachtet deswegen seine eigenen Jungen, als wenn es von fremden Aeltern stammte und nicht ruhig ist, wie der Kuckuck ist — zum Nest hinauswirft“, „denn die Natur“, sagt ein Dichterling im Jahre 1870 zur Belebung des Landlebens und Landschaftlichen, „hat dem Kuckuck den unwiderstehlichen Trieb eingepflanzt, sich selbst zu verewigen, von seinem Fortgeschwätzen zu hören; er drängt sich deshalb tief unter sie hinein und hebt sich eins nach dem andern auf den Rücken (heraus), um sie nun mit einem plötzlichen Ruck über den Rand des Nestes hinauszuwerfen.“ Wie auch ein Forschlägst

Aber damit noch nicht zufrieden, daß die jungen Kukuke trotz ihrer Unart und Gefräßigkeit von ihren Pflegeeltern mit großer Zärtlichkeit behandelt werden, frißt der Kukuk, wenn es auch die Alagen in seiner übrigens sehr leichtverdauten Kost*) nicht vermissen will, auch noch die Eier der Pflegevögel. Und hat jedoch nicht allein Sir Wallace am Vorgebirge der Guten Hoffnung entdeckt, indem er einen gefräßigen Kukuk (Cuculus auratus) schießen, der ein unverdrehtes, schmackhaftes Ei noch nicht sein eigenes [illegible] im Schnabel hatte, sondern es auch schon von Aristoteles mit großlicher Gewißheit behauptet worden. Und doch mußte man die Beobachtungen dieses großen Naturphilosophen des Alterthums so bespötteln und so verwerfen, denen die Beobachtung des Kukukseies doch auch nicht wenig Sorge gemacht haben muß, da sie meint in der Vogelstimmsprache gelernt, daß der Kukuk seine Eier auf dem Maule trage und — was übrigens auch viele deutsche Jäger behaupten — über und seine Vögel von „Nichtsnutzen" hasse. Ist das nicht ein wahrer „Kukuksruf" unserer Jünger der Naturwissenschaft? Ist der durch bewährte und folgereiche Versuch des Kukuks nicht auch in der neuesten Zeit von Strauß (Ephemeren) thatsächlich bestätigt worden? Und hat sie nicht auch durch die detaillirten Untersuchungen Retzius' durchaus Tatsachen herausgestellt, daß die Eier im Mutterleibe von den Keimen herausgebrütet Haare sich wirklich in den Muskel-

*) „Die ungeheuren Mengen der Raupen und Käferwürmer, welche der Kukuk [illegible]" (Bechstein, Naturgeschichte Deutschlands, 1. Band, S. 450.)

**) Vergleiche das Bechstein'sche Werk über gemeinnützige Naturgeschichte, 1. Band, S. 450.

fasern des Kukukmagens eingeheilt fanden, und daß es somit seine Natur ist, daß der Magen des Kukuks innerlich behaart ist — warum auch derselbe nicht „einem Stücke Mauerfell" oder „einem naßgewesenen Sängerhüter ähnlich sein?" Der arme Kukuk, von dem man nie ein Nest gefunden und der [illegible] merkwürdig genug — in der Gefangenschaft, d. h. in der Stube niemals den Kukuksruf ertönen läßt, muß sich viel von Menschen und Thieren gefallen lassen, wenn er sich auch dadurch sehr unglücklich zu machen sucht, daß er die Bärenmagen (Lupervisa Caja) und andere behaarte Insektenlarven verschmäht, die andere Vögel nicht wollen. Der Kukuk soll sonderbaren Aberglauben seines andere Vögel ausgeben sein — aber dennoch scheint es wohl am Polarkreise wie am Vorgebirge der Guten Hoffnung seine Eier heimlich unter und hat andere Gelegenheit zum Narren. Wer zuletzt lacht, lacht am besten! Und bei diesem Gleichen des Unterschiedenen soll der kluge, schlaue, tückische Kukuk kommen seinem großen behaarten Magen sogar noch ein Alter von 35 Jahren erreichen. Gleich' aber, unbedingte Sünder der geschützten Vogelwelt!

Kukuk war ein Junggeselle,
Der alle Jahr gewiß Weiber nahm.
Die erste [illegible] die Elster auf.
Die zweite trug den Schneider fort.
Die dritte schnitt der Amsel ab.
Die vierte lag im Garten todt.
Die fünfte riß der Fink.
Die sechste fraß die Krähe.
Die [illegible] schenkt' ihm Blut und Ehre,
Die [illegible] die Gnaden ein.
Die neunte schenkt' ihm Wachsen auf.
Die zehnte that ihr Herzen kund.
Die elfte machte es rund und warm.
Die zwölfte schlief in Kukuk's Arm.

Anregungen.

Natur und Bildung.

Der Kauf der Welt macht auf verschiedene gestaltete Augen und Gemüther einen verschiedenen Eindruck.

Der einen leben ihn in rosenfarbenem Licht, die andern in trübem Dunkel.

Der einen [illegible] leichtmüthig durch das Leben hindurch, ihren frohen Tagesblick genießend und so traurig es schmilzt es möglich vergessend, die andern [illegible] schwermüthig auch Kummer über das Leben und wissen nicht, was besser ist, ja sein oder nicht zu sein.

Der einen reicht mit Mammon Preis auf „Das Leben ist doch schön". Der andern halten entweder mit König Salomo alles für eitel oder spotten mit Goethe über die „beste Welt" oder philosophiren sich mit Schopenhauer zu einer moralischen Negation heraus.

Kurz, der einen sind Optimisten, der andern Pessimisten und der Mensch wundert sich, warum es wirklich oder wenn Gott sollen ja und Bildung und Erfahrung sehr verschieden sind.

Sehr bekannt von den Extremen sich von den [illegible] Gesängen über „der Welt Lauf" findet man in dem zweiten Theile von Hermann Lingg's Gedichten: „Mittelreich". Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Weltanschauung von Hermann Lingg. Zweiter Band.

Leipzig Siegel. (Mühl.) Lege, den man im engen Schüler Herbart's gehalten, gibt sich doch zu sehr als Selbstdenker kund und weicht in manchen nicht unwichtigen Punkten zu sehr von Herbart ab, als daß man ihn ohne Einschränkung einen Herbartianer nennen könnte. Zwar die Bestimmtheit und Logik der Sauberkeit der Fassung hat Lege mit Herbart gemein; im übrigen aber, während Herbart durch seine Intellektualität abstrakt, steht Lege durch die mit der nüchternen Fassung verbundene Phantasie und den Reichthum der Vorstellungsassoziation sowie durch eine gewisse Wärme des Gefühls wohlthuend an

Eine der interessantesten Fragen, die Lege in dem letzten Abschnitt des vorliegenden zweiten Bandes der „Mikrokosmus" in seinen Erwägungen über „der Weg Kant zur Tiefe bringt, ist die Frage wegen „Natur und Kultur".

Bekanntlich spielte dieses Gegensatz im vorigen Jahrhundert eine große Rolle.

Rousseau verdammte die Kultur und schrie sich nach dem Naturzustande zurück. Durch Rousseau's Einfluß drang der Gegensatz zwischen Natur und Kultur auch in die deutsche Literatur ein und spielte in Schiller's Entwickelung eine große Rolle. (Vergl. Hanne Fischer in „Schiller's Selbstbekenntnissen". Auch in den Worten Stephan Bonhagen's ist noch ein Anklang des Gegensatzes der Kultur „über Natur und Kultur" zu finden. Es würde zu weit führen, hier eine Auseinandersetzung von Natur und Kultur zu geben. Es möchte ist Wunder zum Vorwurf, daß es überall Natur und Kultur in einem solchen Gegensatz sieht. Kultur ist ihm immer die Quelle menschlicher Verderbtheit, wenn seine Menschen gut werden sollen, so sollen sie in den Naturzustand zurück. Der Tapferkeit gibt auf seine Weise und beweist ein Paar Mädchen u. s. w. Tod ist ein ganz falscher Gesichtspunkt, auf welchem er alle Kultur betrachtet. Es würde das Gebiet eines Schriftstellers in seinem Interesse sein sollte, zu prüfen, wie die Kultur von Andersichten gereinigt, veredelt und fortentwickelt werden könne. Die Intellektualen und Relativen sie in Wiese's Studien so nicht gestellt, sind eine tiefe, aber dennoch nur eine so gründliche Schwimmerei. (Vergl. Karl August Varnhagen's „Vermischte Schriften und Briefwechsel", erstes Bändchen, S. 70.)

Hören wir nun nach seinen Vorbemerkungen, wie Lege den Gegensatz zwischen Natur und Kultur auffaßt. Er findet vorzüglich Stimmung in der und Tiergarten in seiner Lehre die richtige Vorstellungsweise gefunden zu haben und alle und mangelnde weltliche der Kultur am Leben zu thun scheint, wenn sie sich selbst zerstöre und die Befriedigung der wenigen Bedürfnisse, welche die menschliche Natur unabweisbar stellt, nicht durch die unnützen Schranken unnützlicher Kunstfertigkeiten erschwere. — Lege sagen mit dieser Stimmung sind auf der Höhe von zahlreichen Berufen und Vorgängern. Jedenfalls müssen wir natürlich gleichwohl sagen, daß es bei dem Fortgang in religiöse Sorge zur Bildung seiner Zeit verstehen und alle die einzelnen, die auch ihm der menschlichen Kultur den Rücken wandten, haben doch über die Unsicherheit stets nur mit den Gedanken, Kenntnissen und Reflexionen sich erträglich zu machen gewußt, die sie eben dieser verachteten Kultur verdankten. Die Opposition gegen die Weitläufigkeiten und Umständlichkeiten der Bildung hat, wie Lege treffend bemerkt, nur Reiz, solange die Opposition sieht, entschließe sich die Menschheit in einem Augenblicke zu der Einfachheit der natürlichen Verhältnisse zurückzukehren, so würden ohne Zweifel tiefliegende Kräfte des Gemüths, die in jenem Bestreben ruhten, im nächsten Augenblick schon geschäftig sein, alle die hinausgeworfenen Lieber Gefängnissen der Kultur der Reihe nach wieder zu erringen.

Lege nennt gern ein, daß der Mensch an seinen verwickelten Lebensverhältnissen manche und beträchtliche Leiden hat, aber es ist nur klüger thätig und glücklicher wären, wenn wir gewisse Bedürfnisse nicht hätten. Aber wir haben sie einmal und die Klage nützt das in allgemeinen mit der menschlichen Natur nicht nothwendig zusammenhängen, indem nicht im mindesten die Thatsache hat, daß sie um erste sehr an unserer bestimmten durch geschichtliche Entwickelung und Bildung ausgeprägten besonderen Natur haben. Wie so wir einmal sind, werden durch eine Nichtbefriedigung leiden und jede Höhe der Lebensglücks weicht, der Naturzustand durch wenige Mittel erreicht, ist für uns nur durch die gleichzeitige Erfüllung vieler Bedingungen aber durch die mühe und willkürliche Verzichtleistung auf viele einzelne Befriedigungen wiederzugewinnen. Wir haben nach Lege kein Recht, die Barbarei für einen wünschenswerthern Zustand als die Kultur zu halten, wenngleich und die Höhe der Bildung eben weil ihre Interessenheit an so sehr vielen Bedingungen hängt und weil sie so sehr vielen durch Gewöhnung erlogen muß ein unglücklicheres Zustand als das natürlichere Leben sind, das vom höchsten Gesichtspunkte menschlicher Bestimmung aus und nur nach den unveränderlichen Gesetzen der Natur sind angelegt erscheint. Das Glück ist dem menschlichen Gemüth so Bedürfniß, daß es in der Wahrheit die Summe all' solcher Empfindungen sieht, die in der Befriedigung aller Strebungen oder in ungehinderter gleichmäßiger Befriedigung seiner natürlichen Strebungen. Durch den Widerstand entstehen, welchen der Kampf der Tugend einer allzu leichten Befriedigung der natürlichen Triebe entgegenstellt, durch die Arbeit und durch die Noth und, die der Mensch in Beherrschung der Verhältnisse gewinnt, durch das Unglück endlich nicht und durch die mannigfach schmerzhaften Erfahrungen, — durch sie alle werden ihm stets zu neuen Anschauungen vielfältigen Gewinns angeboten, stets weiter ihm neue sich die unendliche Bestimmung der göttlichen Natur klar. Die Ansichten der wenige Gelehrten, wie Lege bemerkt, in einem gebildeten Gegensatz zwischen Natur, und sie war gebildeten Verhältnissen in Verbindung als in dem von Gegensatz Verbindungen der natürlichen Naturzustände. Wichtig ist noch bei der

Schwergen der Entsagung nicht ernstlich wissen, und zugleich schwer entsprechende Gefühle aus der Empfindung eines Verlust, dessen Bitterkeit nur auf den seinen Empfindungen des geistigen Lebens so gänzlich ist, und aus dem Bewußtsein einer Ueberwindung und Versöhnung gewinnt, die nur aus einer tiefen sittlichen Gesinnung entspringen kann, durchdringen unser ganzes Leben als ein edler Takt, auf den wir unsere stumme Bewunderung Verzicht leisten müssen.

Nichts kann wahrer und einleuchtender sein, als was Vogt über die Selbstständigkeit sagt, mit der wir jene unverrückbare Gesetze verbunden zu wissen haben, die Einfachheit des naturgemäßen Daseins und die Stimmungen, mit denen wir durch Wissenschaft, Kunst und Religion erfüllen der äußern Welt gegenüberstehen. Denn freilich unterscheiden wollen wir diese Stimmungen alle, indem wir in den Naturzustand zurückverlangen, aber sie alle sind Erzeugnisse einer Kultur, die unendlich ist über den ganzen vielverzweigten Reichthum durch tiefen Gehalt und Härte mit uns zuweilen grimmig hadern. Man wurde nur das eine oder das andere wählen können — entweder den einfachen, dem gleichgültigeren Resorte des naturmäßigen Daseins oder der vollen, großen Idee, durch mancherlei Täuschungen hindurch sich entwickelnde Meister der Bildung.

Wir können Vogt nur bestimmen, daß die letztere die höhere Schönheit sei, und müssen ihm überhaupt Dank sagen für seine verschiedenen Betrachtungen über „den Wert Land".

Von Vogt's Betrachtungen aus sollte auch ein eigenthümliches Licht auf manche ästhetische Frage und die so gewöhnlich nachgesprochene Geringschätzung der von der Poesie mit Vorliebe behandelten Welt der Bildung im Gegensatz zu dem, was man über sie zum Ueberdruß naturgemäß oder naturwidrig genannt hat.

Für die Winterabende.

Ein rührend und schön gehaltenes, es überschreitet Volk menschlicher Schwäche und Stärke enthält erzählt Karl von Holtei in „Die Löchter des Aretheiligen" (Robert Böhm, 1858).

Möglich, daß die Geschichte sich wirklich so zugetragen hat, aber wäre sie dann nur in dem Munde des Volks als schreckliche Sage und in den Grimmschen gehalten. Was an der wie immer lebendigen und kräftigen Darstellung erkennen wir unserm lieben Erzähler. Das Gefühl empört sich gegen die Regina, die endlich an einem Mitgefühl und Landsmannschaft sich, und doch nicht halb so sehr als wider der „ungerechte" Hildegard, der zuletzt zur Sühne ihrer Schuld einen Krüppel heirathet.

Gefreulicher macht „Novella" von Theodor von Peichlewsky (Leipzig, Mittermann, 1859). Von einer Frau für Frauen eine Herzensgeschichte verfaßt von jenem „jenseits trauernden Menschlichkeit erfüllt, mit dem Vermerk im Titel die Liebe der Prinzessin verzeichnet. Die kleine Novelle, meist in Form eines Tagebuchs gehalten, wird sich die Gunst aller „schönen Herzen" erwerben, sie hält genau in Darstellung wie Lebensauffassung die Mitte zwischen Poesie und Wirklichkeit.

„Meinrad" Eine Geschichte aus der Zeit Max Emanuels. Von Karl Heigel (Hannover, Kampfer, 1859) erzählt in anmuthender Lebendigkeit eine Partheigeschichte der Vergangenheit, um die sich als weltgeschichtlich gruppirende Stellung Kurbayerns aus den Kämpfen der Bauern und Oesterreicher im Spanischen Erbfolgekrieg ziehen. Die Landschaft um München, das Bauernhaus, der nächtliche Kampf sind mit einer großen Wirksamkeit der Anschauung geschildert, auch die Menschen wahr und echt, nur um vielen bairischen Lokalpatriotismus, der im Bunde mit Frankreich das gute Recht Oesterreichs bekämpfte, ist es für — „Ausländer" ein eigen Ding. Schimmer gönnt, daß die Großthaten des einen deutschen Stammes die Schmach des andern sind.

In der Kämpfe unserer Tage und ihre ringsten Wirren führen uns „Volksgeschichten aus dem Schwarzhuben Land, von Franz von Sonnenfels (Basel, Schweighäuser, 1858). Das „Schwarzhubenland" ist der nördliche Theil des Cantons Solothurn, an Basel grenzend. Es ist eine leichte und feine Hand, die diese Genrebilder gezeichnet, diese Charaktere, die Verhältnisse, bei der ein Schalk über einem Blatt auf einer Station der Jugo weilen unter Plauderstündchen Prinzip. Und vor dem Hause vor hange Laber spricht ein männlicher, unverfälschter, protestantischer Sinn aus dem Publizin, der das Nachtheilige und Verderbliche ererbter religiöser Ceremonien ebenso scharf bekämpft, als die Tugend des einfachen würdigen Pfarrers anerkennt und preist. Ueberall gewahrt man die Spuren einer so aufrichtigen wie theilnehmenden Beobachtung des Volks und Leben, was ihm noth ist.

Wahrnehmungen.

Der höhere und tiefere Ursprung hat die Aufgabe, die Eingebungen der Naturtrieben mit den Gesetzen des guten Lebens in Harmonie zu bringen, daß man gebildet wird und doch natürlich bleibt, und natürlich ist — bei aller Bildung.

Verdorbene Köpfe, Kanäle, Gesichte, Lücken, müssen, wenn sie friedlich miteinander leben wollen, durch ein feines und starkes Gemüth verbunden sein. Naturen ohne Gemüthstiefe und Gemüthsstärke sollen selbst ohne Motive zur Entzweiung bald auseinander

---

Für die Redaktion hat beim Herausgeber seine Abgangen [illegible] Adresse von jetzt Stuttgart Nesenstraße 30 Monsieur bei Stuttgart

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Vierter Band. **Nr. 25.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Berliner Briefe VI. — Hundert Erzählungen von Boccaccio. Von Hermann Hauff. II. Aus dem Volksleben. — Die Aragen der Kaiser. Von Berthold Auerbach. — Die großen Lumpen. Von Emil Klinger. I. — Die Schriftsteller nach den Bedingungen der Gesellschaft. — Vergnügliche Romane. I. — Miscellen. — Literarische. Von Karl Gutzkow.

Berliner Briefe.

VI.

Wollen Sie mich heute in einer Kammersitzung begleiten und ein wenig erstaunt sein? „Erstaunt?“ fragen Sie. Es ist nur des Ordnungsrufes wegen, der uns sonst träfe und von den Tribunen wiese. Nun also — ohne alle Satire —! Wir sitzen auf der rechten Seite des Hauses — es ist immer noch der alte ganz ähnliche Saal mit den verblaßten Tapeten; rechts und links der Partei ist, wie Sie wissen, jetzt umgetauscht. Licht beleuchtet Tribunen; auf allen ersten Stühlen Damen in elegantester Toilette, eine Theilnahme des Publikums, wie sie nur der Nationalversammlung gewurden. Die beste Tribune uns gerade gegenüber muß Sie nicht irren; sie ist nur für die Mitglieder des Herrenhauses bestimmt und hier — der Präsident klingelt, die Abgeordneten nehmen ihre Sitze ein und in den allgemeinen lauten, halblauten, scherzenden, ernsten Gesprächen, dem Gelächter über einen Witz des Kladderadatsch, der eben auf den Bänken des Centrums umherwandert, verhallt zuweilen die Verlesung des Protokolls.

Viel „Charakterköpfe“ finden sich, aus unserer Vogelperspective gesehen, nicht in der Kammer, die scharfgeschnittensten sind auf den rechten Bänken der Linken. Es sind die polnischen Herren, einige noch jung, schwarzhaarig, mit dem feurigen südlichen Ausdruck der vornehmen Sarmaten, welche die Vergangenheit nicht vergessen wollen und hartnäckig gegen ihr selbstverschuldetes Unglück eifern. „Stirb doch auch Paterfleß, der viel besser als du war“, möchte man ihnen mit Achill zurufen — der jüngste dort von allen sieht vielleicht noch ganz andere Nationen zusammenfallen als hundertundzwölf polnische Edelleute. Der alte Herr ihm gegenüber mit den weißen Haarlocken, Graf Gurowski, reicht noch in die Tage des Hauses Hohenstaufen hinauf und ist der Archiv dieser 18 letzten Jahrzehnte, der schon wieder über Sonderungsanträge in die Kammer bringen und im Fall der Verwerfung, die unvermeidlich ist, wie der Bund an der Seine „an Europa und die Nachwelt“ appellieren werden. Hinter ihnen, jetzt über Verdunder, sitzen die Aristokraten in Abstufungen vom Primus bis zum Landrath, — meist schweigend, verstimmt, wie die westfälischen Herren, die Colbelle, der Merbe, auf Gegenstrebung. Weiter Herr von Blankenburg, dem man viel Gregis zutraut, noch Herr von Arnim-Heinrichsdorf bezeugen eine Naturgabe, die sich mit den glänzenden Rednern der andern Seite des Hauses vergleichen könnte. Vor drei Jahren schon mochten mindestens alle jene herrlichen Nachbildungen des Abraham a Santa Clara im politischen Narrenkleide mit ihrer unbeschreiblich komischen Wirkung in diesem Saale verstummt sein — und selbst

in einem anderen, der Präsident dem Tanzsaal Orpheum ähnlich sehe, wo man sie erwarten dürfe, daß sie einen heiteren, sehr wallenden und nicht sonderlich gedrückten Gesichtsausdruck gewinnen. Ich bin aber jetzt heiteren Scherze über den ernsten Stand der Polen, Juden und Franzosen, jene katholische in das protestantische Reich eingedrungenen Herrschaften, haben jetzt gewichtigen Sorgen von der Tagesordnung des Reichstages, der Landtage auch ein Ministerium

„Unparlamentarisch!" sagt da plötzlich der Herr Präsident. Ich nicht ich? — Nein, es gilt nur Herr von Puttkamer zur Ordnung gerufen

Ein Lachen geht über die Bänke von 37 Herren der äußersten Rechten, unter denen wir heute manchen Herrn vom Mannschaft suchen. Ein und ein andermal erscheint er heut, mahnte zur Einheit und erklärte, für die conservativen Principien kämpfen zu wollen. Der letzte Redner der Rechten sagt: Nur Temmiker denken" Eine schmählichere Niederlage, als heute parlamentarische Terrorismus erfahren, ist kaum erlebt worden. Ohne Wunsch im Volke, ohne die großen Bevölkerungen der einzelnen Länder, verlassen diese Leute nur sich und ihre Meinungen, die allenfalls in der Gesellschaft unbekannt gläubert werden. Mit der Politik beschäftigen sich die wenigsten; Vater, der Viehhändler, wurde das Herrenhaus ganz anders zu begreifen wissen als die gräflichen Ahnen Stahl's, aber sie sie sich heimlich ein „Schauderhaft Langweilig" in das Ohr raunen. Doch bedürfen sie solcher Männer, heraufen selbst — so viel auch sie schon herunterschlingen von ihrer „alt-preußischen" Herrlichkeit — der Arbeit, um im Rathe des „Imbiß" ihren Rath mit gläubiger zu tragen.

Wir gelingt, die Herren schweigen aber reden zweck Worte vom Platz; selbst nun eine „andere Regierung" zu bringen, müssen sie die alt-preußischen Namen mit dem polnischen vereinigen. Und mit Recht sich ihnen eine unerwartete Verstärkung nahen. Wissen Sie jetzt noch den Centrumsmann, sieht vor dem Ministertisch — so sind die Namen des Weines, der katholische Partei, welchen sie 121 Mitglieder. Auch wurden im preußischen Staate ein sehr bestimmt ausgesprochenes Sonderbund, mit den Polen wahlverwandt. Aus alter Freundschaft und früherer Kampfgenossenschaft eingedenk erhob die hiesige Partei Herrn Reichensperger bei der ersten Wahl zum Vizepräsidenten mit großer Majorität. Seitdem ist das katholische Centrum in der Meinung des Hauses wie des Volks nicht gestiegen. Die Schrift des Abgeordneten Bloemer an seinen Wahlkreis hat das Gehässliche und Perverse in dem Gebahren der Fraction mit eindringlichem Ernst gekräftigt und selbst die Kölnische Zeitung seinen Worten die Anerkennung nicht versagen können. Diese Art von Enthüllungen, das Bekanntwerden ihrer Statuten hat die katholischen Mitglieder auch von der Schattenseite sehen lassen; das Auftreten ihres Hängers, Redners und Mahlmeisters, gegen Treitschke, zeigte endlich den innigen Zusammenhang der ultramontanen mit der separatistischen Strömung. Nur mit einer Majorität von sieben Stimmen ward Reichensperger zum zweiten mal zum Vizepräsidenten erwählt; man hält ihn immer noch den Liberalen geneigt und erwartet eine Spaltung des katholischen Centrums in eine liberale und conservative Fraction. Dann wird endlich der Kampf gleich sein — rechts die Gönner des Vaterlands und der Massen, links die Sonderbündler aller Art.

Einen überraschenden Eindruck macht die Rechte nicht, aber einen kleinstädtischen. Lichtgedrängte Bänke, Kopf an Kopf, die sich wenig voneinander abheben, wenn sie nicht an so ausgezeichneter Stelle wie der Heinrich von Arnim's erscheinen. Er hat dem Ministertische zugehört; ein feines, ausdrucksvolles Gesicht mit einem prächtigen weißen Barte. Sonst verbindet das Gemisch der Hervorragenden der einzelnen Persönlichkeiten. Der linke schaut gerade aus in Herrn von Bonin's Antlitz, des schlesischen Ajax, der unlenk drehen seinen Hefter sucht, den unvermüdlichen „Abgeordneten für Schweidnitz". Das Publikum auf den Tribünen sagt: „Herr von Bonin ist der Handwerker" Da sieht es auf die Rednerbühne, so sieht es immitten des Mangels, der die Bänke trennt. Wenn er spricht, bemerken die Stenographen nach jedem schönen Wort in Parenthese: Heiterkeit. Ja, Heiterkeit, worüber? Ueber das „endlich glücklich abgetretene" Ministerium? Ueber die würdigen Herren, die „leider erst in letzter Zeit zum Ministertisch kamen"? Ueber Roland, der „nicht in das Kleider Bonnenwerth kam"? Ueber den „Ruhm redenden" Herrn Abgeordneten Mathis? Nein, das ist es nicht' So ist die Manier Bonin's, ein gewisser wunderlicher Accent, den er auf solche Worte legt und der die übrigens leicht zu erweckende Heiterkeit des hohen Hauses hervorruft. Anderes wirkt Komisch. Seine Rede zur Annahme der Novelle, so sehr sie an Gemeinplätzen litt, war

vortrefflich. Mit theatralischer Pracht vorgetragen, wiederhallend im Hause, machte sie die beste und nachhaltigste Wirkung; es war noch ihr unmöglich zu reden. Eine parlamentarische Debatte hat im Hause noch nicht stattgefunden; man unterhält und streitet sich in aller Artigkeit, man redet nur, um zu reden. Auf seinem Gesicht bemerken Sie die Erregung, welche die Abstimmung über eine große Frage stets hervorzurufen pflegt. Der Präsident sagt: „Ich bitte die Herren, sich zu erheben" — sofort erheben sich drei Viertel der Versammlung; der „Hundert" schaut vergnügt umher, die Arme übereinandergeschlagen.

Der ungeduldigsten einer auf den rechten Seite des hohen Hauses ist Peter — viele nachten den „grünen Menschenverstand", er hat das Parlamentarismus gesprochen. Er ein dies verhängnisvolle Wort fällt, springt er auf; es ist etwas von einer Stahlfeder in dem kleinen Manne mit dem ewig beweglichen Gesicht. Persönlicher war der „Jungfernrede" Lichtenberg's mit Verdeutschung des bekannten Federn Blunder im heidelberger Thal; es braucht mir gleich kaum vom lebenslang niedergehaltenem Grimm, als ob er die „Regulative", mit der Peter über Meinungen in Rechten verhandelt, Hall! Der Minister der geistlichen Angelegenheiten, Herr von Bethmann-Hollweg, erhebt sich; er bringt ein Gesetz über — die Einsicht ein. Das Gesetz vor dem Richter soll der kirchlichen Trauung an rechtlicher Gültigkeit fortan gleich sein. Sie schauen verwundert noch einmal nach dem wuchtigen, behäbigen Sprecher — ist das Bethmann-Hollweg, der Retter der Kirchentage? Er ist's — er spricht davon, daß in die kirchlichen Angelegenheiten zu tiefen — ein Donnerwort Peters des Großen, ein Schweigen verursachen auf der Linken, der Turner überstimmt vom Minister für Portugal dem Preußischen und am Abend sein Sie in der Erinnerung die Nachricht von Pasewalk Hallen zweimal, das Nachtest der Apostel der Mathäuskirche, nächsten Sonntag nicht predigen wird, weil er einem Protestanten die Trauung verweigert hat. Sie sehen, im allgemeinen gehen die Dinge gut und wir können hoffen, daß wir noch einen „Schönen Abend" bekommen. Braucht es nur nicht Frauen auf den Schlachten des Reichs zu verbrennen!

(Das Schwere Paar kommt.)

Pariser Spaziergänge und Lebensbilder.

Von Hermann Semmig.

II. Aus dem Volksleben.

Ich gehe noch immer träumend am Ufer der Seine — und die Sonne geht schon unter.

Aber so und wie Deutsche, Realisten selbst noch auf dem Plage, wo die Gaillarde einst so realistisch, kalt und satirisch gewandet, Realisten trotz der „Deutschen Korrespondenzen aus Paris", die mit immer der Feinde der materialistischen Lasterhöhle im Süd: da Lasermark neben dem Palais Royal mit ihrem wunderbar gefundenen Reichsmannsmuseum erbeuten.

Was sind die Franzosen gegen die Realisten in Kunst und Poesie! Herrlich in welch glänzenden Farben sind sie kamit auch gekommen — in einem Farbenreichtum ohne gleichen und in den Gamelentaumen! Die romanischen Romane sind realistisch bis auf die Details der Kolorieren; sie bestimmen geographisch genau den Ort der Handlung, sie nennen selbst, wenn sie in Paris vor sich gehn, Straße und Hausnummer. Emile Zolas in „Les rougons Macquart" schildert ein Salonbild mit einem Aussehen, der nicht existirt, Paul de Kock nimmt das erste beste Blumenmädchen vom Trottoir, um zur Heldin seiner Romane. Man vergleiche überhaupt nur Paul de Kock und Flaubert, „La Madame de Montsoreau" und „Nimili", wie sich je nach den Literaturen entsprechende Charaktere und einer ungefähr so steht wie der andere; sie sind in ihrer Art ein Beleg für das Obige. Selbst auf der Bühne, wo doch nach Schiller eine Idealwelt aufgethan ist, hat sich seit der Herrschaft des französischen Theaters der Realismus eingebürgert, denn die klassischen Tragödien haben ausgesprochenermaßen für volle Wahrscheinlichkeit im Auge. So zeigte sich Mexiko schon vor hundert Jahren über die man auch von den Franzosen nachgemachte Schilderung des Mexikos in den französischen Lustspielen, in denen der Himmel mit wirklichen Blumen und Federn verhüllt sind. Und doch, wer sprachlich erscheint das im Vergleich mit der wahren Wahrheit der Grünen Oper, wo man kaum mehr an Illusion glaubt, so natürlich scheint alles?

Es ist unter unserem Obergeschoß Nacht geworden, eben war rasch hinein, man verbreitet gerade das Plakat „Der Meister", dessen Hauptheld der Leiter jener Lokale ist. Ich schweige von all dem

Paris, mit welchem das Serail unterhalten ist, und dem der Kerker seine schöne Circhin entführt, sie heißt im Leben Mirjam, die türkische Tänzerin ist schon so berühmt geworden, daß sie Herr Duboscq in sein neues Diorama-Tableau aufgenommen hat; auch erwarten sie die aus Bologna und 1827 geborene. Der dritte Akt beginnt, auf ruhigem Meeresspiegel tanzt das gewöhnliche Schiff des Korsaren und auf dem Verdecke das Nymphenchor, das der schönen Circhin wie Planeten der Sonne gefolgt ist. Jetzt zieht ein Ungewitter herauf, der See erhebt in Bewegung, die Mannschaft arbeitet im Taumerk; bisher gehen die Wogen, der Regen stürzt in Strömen und trägt nur ein Nebelbild das Schiff dem Auge; jetzt ist es finstere Nacht, das Meer wuthet und schäumt, das wirkliche Meer, wie ich es an den Granitklippen der Bretagne habe schäumen sehen; das Schiff ist verschwunden und eine ungeheure Wasserwuste hebet sich in wildem Aufruhr vor unsern Blicken hin, endlich getheilten sich die Wolken und der Mond tritt von Zeit zu Zeit hervor und gießt sein zauberisches Licht über die wogenpeitschte Flut, langsam gehen die Wogen und ruhiger schlägt unser Herz, denn unser Polizeiverbrüll sagt uns: wir seien mit dem schrecklichen Meersturme entkommen und gerettet steuern wir hinaus auf den Saale, um auf der Donau eine weitere Prise friedlich fort zu schreiten.

Mitternacht schlägt es von den Thürmen und da ist ja auch das helle volle Tagelicht und Tagesgewühl auf den Boulevards. Gladbach, Heine hatte recht, es gibt nicht einmal eine Straßenlaterne mehr in Paris. Wild Gesindel von Bettlern, Dirnen und Schwärmern auf dem Trottoir, im Rinnstein schlafende Gladiatoren. Wo nur Jetzt sein Märchen von der „nächtlichen Heerschau" hergeholt haben mag? Da kommen wir eben über die Elysäischen Felder zurück, singt uns uns trunkene von gestern Nacht von Gladiatoren und es ist hier noch lebendig wie auf den Boulevards. Die Wagen, die hier von allen Seiten sich kreuzen, wurden sie die „hintigen, alten Schwatzweiber" über den Haufen rennen. Und die Zeiten kommen überlich nicht wieder, hat Robespierre gesagt. Warum aber suchen es mich jetzmal, warum ist allabendlich an meinem Hause in der Person Ex Homeer verunbergehen muß, das gerade so glatt und kalt ausblickt wie es heißt?

Kommen die Zeiten doch wieder? Ja doch der Kaiserin Gott wiedergekommen, als ihn Den Jhan herausforderte, und Rom doch so Gott und Kaiserin wie jener Spartacus im Namen der Freiheit. Sie kommen dies Weltgericht des Feldherrn Konsulat: der Krämer und Sklave hat eben seine Ketten zerbrochen und steht mit dem trotzigen Blicke und dem nervigen Arme dem Schicksal ungeheuer. Man begreift nicht, wie ihn die Bourbonen in seiner trotzenden Größe vor dem Palaste aufstellen lassen konnten, auf Platz des empörten Volks gegenüber dem Herrscher; es war am 21. Juli 1822, zehn Tage darauf fiel Karl X. und sich, aber Spartacus blieb stehen. Nächsten Jahre spürte sich Ludwig Philipp, Spartacus blieb wieder stehen und steht noch immer.

So kann die Stadt, so kann ich auch das Treiben der Menschen dann, so sieht man an malerischen Bildern, so sieht vieles an interessanten Augen und exzentrischen Schicksalen. Ich will eine Wahl drei Lebensbilder aus dem Schauplatz meiner Erinnerung herausnehmen, Goethe's Spruch gemäß: „Greift nur hinein, ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist's interessant."

Ein armes Mädchen war einst in eine der Passagen des pariser Lebhaften und verpfändete ein Pädchen Sachen, auf das man ihr drei Francs lieh. Anstatt ganze Jahre lang kam sie regelmäßig am bestimmten Tage auf das Bureau, um die Verpfändung zu erneuern und die geringen Zinsen von wenigen Centimes zu bezahlen, die genau berechnet, um das armselige Pfand gegen die armselige Summe wieder einzulösen. So unermüdlich pünktliche Sorgfalt um so geringfügige Sachen bei endlich den Beamten auf und die Neugierde trieb sie, Erkundigungen über das Mädchen einzuziehen; sie erfuhren, daß es eine Näherin sei, die in der allerärmlichsten Wohnung Tag und Nacht arbeite, trotzdem aber kaum die dringendsten Bedürfnisse bestreiten könne, daß es ihr mehr trotz aller Anstrengung und Nachtwachen unmöglich geworden sei, die nöthigen drei Francs zusammenzusparen. Tiefe Armuth, redlichstes Leben, diese Armuth und Tugend bei großer Schönheit, diese Heldenmuth des Armes und der Entbehrung verdienten aber Interesse, ein ruhendes Erbarmen; man gab einem ehrlichen Gesichte, das Mädchen solche Stärke schöpfen. Man lief sie auf das Leihhaustureau kommen und bat sie, ihr drückendes Pfand unentgeltlich zurückzunehmen. Da entschlossen sich

mit dem Geheimnis der ganzen Schönheit ihrer Seele; das Packet enthielt nichts als ein Frauentuch und einen Frauenunterrock. Kaum hatte man es aufgemacht, als das Mädchen darauf stürzte, es in beide Hände nahm und mit Thränen und Küssen bedeckte. Und warum? Es war alles, was sie von ihrer vor 14 Jahren verstorbenen Mutter geerbt hatte, eine heilige Reliquie.

Spielen wir mit fremdem Gram, ein handgreiflicher Scherz, eine leichtfertige Liebung kann ernste Folgen haben und mit Gewissensschwere auf den zurückfallen, der das Wort aussprach. Es war Carnevalstag. Der zweite Aschtag ist in Frankreich nicht gesetzlich anerkannt; aber wenn die Mehrzahl der französischen Arbeiter überhaupt schon nicht versäumt, allwöchentlich den blauen Montag zu feiern (denn so heißt, so geht der Montag eines jeden Festes um so leichter mit daraus), an solchem Tage muß man den Anreiz der Saturne eben der nur von Arbeitern, vorzugsweise des Lederhandwerks, benutzen ist, was für ein Leben, was für ein Lärm! Alles lebt da recht eigentlich „wie der liebe Gott in Frankreich". Wer aber bei dem Montagslärm am stillsten und doch am vergnügtesten war, das war der Kunstsattlergesell Gautier, denn mit der Fastnacht verheiratet, schwelgte er noch in dem Himmel des Honigmondes. Seine junge Frau war hübsch, etwas bringen Natur und herrlichen Gemüthes, aber ihr Herz war treu und ihre Treue war ihm Alles. Aber o lautter, nachgiebiges Ehemännerherz, auch mit frohem, glücklichem Herzen, denn es liebte sie und — das Frauenzimmer ist überhaupt eine himmlische Erfindung, warum sich ihm nicht unterwerfen? Die allerdrolligsten Dinge, die sie treiben, haben sich ihm unterworfen und fuhren die Pompadour des Corpus des Staats, so durfte Madame Gautier schon auch den Pantoffel im Hause führen. Indessen kam die Stunde, wo Gautier's eheliche Unterwürfigkeit einer harten Prüfung ausgesetzt war, der Carnevalstag. Seine Frau war unwillig abwesend, als seine Genossen aus der Werkstatt, Freunde aus der Junggesellenzeit, bei ihm eintraten und ihn einluden, den Montag auf dem Lande in seinem und seiner Frau einmal im Freien zu feiern; allein ihre Bitten, ihre Späße, selbst ihr Spott, alles war vergebens. Gautier zog den häuslichen pot-au-feu dem ländlichen lapin vor. Als dann die Freunde alle Mittel der Ueberredungskraft aufgeboten hatten, baten sie ihn, wenigstens ein Glas Wein mit ihnen im nahen Wirthshause zu trinken, und das konnte Gautier nicht abschlagen, das glaubte er auch mit seiner Zärtlichkeit vereinbaren zu können.

Aber freilich der Weinwein, den der Arbeiter im westlichen und mittlern Frankreich vorzugsweise vor dem vornehmern trinkt, ist ein tückisches Gewächs; es trug auch unserm Gautier zu Kopfe, der dann das Uebergewicht über das Herz, den Sitz der Liebe, erhielt, und was der junge Mann nüchtern verweigert, that er nun im Taumel, er folgte seinen Kameraden ans Land. Gegen Abend machte man sich wieder auf den Heimweg, der Tag war schön und verwischte das eingeschlafene Gewissen; nicht ohne Unruhe nahte Gautier dem häuslichen Herde, doch auch nicht ohne ernste Reue, denn wie gesagt, er liebte. Statt des gewöhnlichen Gewühles empfing ihn eine Todtenstille, es war niemand im Gemach. Auf dem Tische lag ein Billet von seiner Frau, unter strengen Worten kündigte sie ihm an, daß sie ihn seinen alten Genossen überlasse, die ihn zu trösten wissen würden, sie kehre wieder in ihren Kerker zurück. Das war für den Unglücklichen ein Donnerschlag, seine Prüfung, die junge Frau weder gebrochen noch gewollt hatte. Seine Liebe hatte sie ihm gern wollen, etwas zu peinigen gedachte sie ihn durch ihren Trotz, um ihn nicht nur zu strafen, sondern auch ihre Herrschaft um so fester zu gründen. „Er wird schon morgen kommen und sich wieder abholen wollen", meinte sie bei sich, „aber Abbitte soll er ein thun und zwar auf den Knieen". Ihre Eigenliebe war aber sehr gekränkt, als Gautier nicht kam, als der Vormittagsgang Seine Abbitte selbst noch am Mittwoch auf sich warten ließ. Als nun selbst am Donnerstag kein reuevoller Gatte erschien, da [illegible] die Eigenliebe der echten Liebe, die nicht erlöschen war in ihr, und sie lebte den Gedanken weg mit Schmerz, mit Angst bebend, sie — denn die Frauen hat nun einmal nicht zum Herrschen, sondern zur Liebe geschaffen — sie bereute ihre Hast und wäre nicht noch ein Rest falscher Scham in ihr gewesen, sie wäre selbst hingeeilt, um selbst Abbitte zu thun. Endlich am Freitag konnte sie dem heftigen Drange, der Angst nicht widerstehen, sie eilte in ihre Wohnung zurück und fand ihren Gatten todt; er hatte sich mit Kohlendampf erstickt.

Schließen wir mit einem heiteren Bilde, damit das Auge des Lesers mit einem Sonnenblicke von dieser Stadt des Segens und des Fluches scheide.

Es war im Jahre 1851, einer der Omnibus-

die Pferde von Norden nach Süden durchschneiden, erklommen mühselig die enge Gasse, die in Quartier im Studentenviertel, als ihn der Kondukteur bei einer Ecke anhielt, um eine alte, kränkliche Frau einsteigen zu lassen, die nun kaum drei Minuten allein Raum auf den Bänken trug, es war eine jener Unverschämtheiten, denen Gerhardt es ist, verlassene Kinder ins Findelhaus zu schaffen, und haben führte sie auch diesmal den Weg. Ein junges Mädchen, das neben ihr saß, dem Aussehen nach eine Arbeiterin, und deren eingefallene Gesicht durch ein Brandmal entstellt war, betrachtet das arme kranke Kind mit Rührung.

„Sie werden doch", redete sie die Alte an, „das arme Geschöpf nicht auf die Wasserwiese bringen?" Die Antwort war bejahend: „o, so geben Sie mir lieber das kleine Wesen, ich will es mit aller Liebe aufziehen". Sei die Arbeiterin ein und die Alte, der es gleichgültig war, wer sie sich ihres Kindes entledigte, überließ es ihr, stieg aus und war verschwunden. „Sind Sie da drin, ich schon und edel", sprach sie kurz, die im Omnibus saß, zu dem Mädchen, „aber wer es scheint, kommen Sie mal mehr der Herr, als Ihr Vermögen dabei betragt haben; wollen Sie mir erlauben, Ihnen meine Wissenschaft bei Ihrem edlen Werke anzubieten? Hier ist meine Karte, in die Sie etwas bedürfen, wenden Sie sich an mich". Das Mädchen dankte mit Lächeln freundlich, nahm aber die Karte ohne große Aufmerksamkeit in sich.

Es war neunzehn Jahre seitdem vergangen und sie hat nie der traute Heim gesucht. Um diese Zeit lebte in ärmlichem Studentenviertel ein junger Maler, dessen Wohnung — er war im tiefsten Grund nicht ohnen lieb, daß er ein glückliches Kind großen Talentes war — Alle die Knaben vom Glück nur verschieden. Der junge Mann, den wir Rudolf nennen wollen, saß es eben nicht im elegantesten Anzug in Hemdsärmel, wo seine Arbeiten ein prächtiges Honorar bewahrten, sondern im Kampf der totalsten Ingrimm doch über dem nackten Torsos des Modells, da um der Sonne zweite der Neuzeit der Stätte lag, kurz im tiefsten Grund. Wie der flüchtige Vogel mit seinem Nestern hoch in den Wipfeln der Bäume nistet, so lagen auch der glückliche Leichtsinn in Paris hinaus auf die Giebel der Häuser und wenn in dem Chaos der Straßen aus der leidenden Stimme des Krämers und der Farm der Marktleute erschalte, so flatterte um die Giebel das fröhliche Gelächter der Jugend und Armut.

Da wohnte der Studenten, der Künstler, die Grisette und die ganze fliegende Bohème von Paris und schmetterte Bänger's Lieder in die heitere Luft. In wohnte auch Rudolf, schlechter den Retter des Ideals, ich in den blauen Himmel und — in die schönen Augen seiner Nachbarin. Ja sie war schön, die fleißige, arbeitsame, ungewöhnlich Näherin Marguerite, und mal gezogen, der flüchtige Neigung zur stillen Bewunderung, zur ernsten, tiefsinnigen Liebe umgewandelt. Noch flatterten alle Grazien des leichten Sinnes um Rudolf's Herzen, das Glück, der Jugend, die Kunst, nur einer war entflattert, der Schmetterling Leichtsinn. Rudolf liebte Gerade und gleich, lagt das Sprichwort, und unser Armen sind schnell; es wird ihm nicht schwer, Interesse zu erhalten und was er hat, schenkt ihm noch mehr an die Geliebte. Jugendhaft nannte ich sie, denn sie erfreute Treue, Lust und Neigungen ihres Armen auf, die, obgleich nicht alt und selbst jemals noch schön, schon im vierten Jahren erblindet und gänzlich hülflos sie kannt. Ein solcher Charakter erschien unserm Rudolf der beste Beweis für ehelichen Glück und schnell ward er um die schöne Hand. Er erhielt sie.

Der Träumer! Er hatte bisher nur in den Idealen im tiefsten Grund gelebt, jetzt galt's aber, hinabzusteigen in die Realität des Lebens und der Zustimmung seiner Arbeiten zu verlangen. Er irrlich dachte sich das leicht; Schönheit, Neu, Jugend, alles sprach ja für die Braut, aber diese armen Eltern hatten einen bankherzigen, beschränkten Wagner, der für alle widerstrebt — das Vorurtheil, Kopfschütteln, Verwerfe und endlich Gelächter weckten den Schwärmer aus seinem Träumen. Er mochte seine Geliebte noch so sehr preisen, man hörte ihn nicht an oder entgegnete, daß er sich alles durch die Brille der Verblendung gesehen habe, und selbst die Aufopferung der Tochter für die Mutter entwaffnete den Widerspruch nicht. Rudolf's Erbitterung und Schmerz war aufs höchste gestiegen und er war entschlossen, bei seiner nahen Majorennität nun alle gesetzlichen Mittel selbst gegen seine Aeltern zu gebrauchen, um seine Verbindung durchzusetzen. Aber der härteste Schlag harrte noch seiner. Seine Geliebte weigerte sich jetzt selbst, und ihre Mutter trat auf ihre Seite.

Sie hatten eben beide von Rudolf's Vermögensumständen nichts gewußt und in ihm nur den armen geringen Maler geliebt; als sie ihn

der seine Geburt erfuhren, hatte sie das weit ge-
fernt, aber in dem Selbstgefühle der Rechtlichen
hatten sie sich darum doch nicht niedriger erachtet.
„Jetzt freilich lag die Sache anders und sie „waren
nun im Holz", wie sie sagten, „um sich in eine
Familie einzudrängen, die sie zurückwies". An-
dell erhielt den Rath, mit der Mitte seine Be-
suche einzustellen; er fühlte sich erniedrigt als er,
denn verfallen mit seiner Familie, entschwand ihm
auch der Trost, sich einen eigenen Herd, gegründet
von dem Armen der Liebe, zu gründen. Das
große Erstaunen rief indes jene Weigerung Mar-
guerithens bei den reichen Aeltern hervor; sie hatten
in derselben, die sie nicht gesehen hatten, nur eine
Intriguantin zu erkennen geglaubt und wandten
jetzt, wenn nicht Scham, doch vermehrt von
solcher Größe und Reinheit der Seele bei einem
Mädchen aus dem Volke. Der Vater wußte
nicht, was er sagen sollte. Endlich nahm er
Hut und Stock und ging über die Treppe hinunter
in das Studenten- und Volksviertel, hinauf zu
Andell's Nachbarin. Er traf eine alte blinde
Frau mit erblindetem Augen empfangen; aber
es auch gleichsehen, er erkannt diese Augen, denen
er hatte sie einst gleichen, da sie noch von Mit-
leid und Aufopferung leuchteten, unter ihnen brannt
noch das rothe Mal, wenn es jene Arbeiterin
erkannt, die vor neunzehn Jahren mit ihm im
Omnibus fuhr. Er stand bestürzt und verlegen, man
bietet ihm einen Stuhl an, er setzt noch immer
und hustet: „Sie werden entschuldigen, Ma-
dame —, verzeihen Sie —", endlich faßt er
Muth und spricht: „Ich komme, Madame, ein
altes Versprechen zu erfüllen, sind Sie nicht die
junge Person, die damals (und dort sahst er die
Nebenumstände an) sich eines armen Kindes
annahm? Ich bin Ihnen damals meine Karte,
Sie haben nie davon Gebrauch gemacht, und ich
komme jetzt, wenn auch spät, mich persönlich nach
dem armen Kinde zu erkundigen: was ist aus
ihm geworden?" Die blinde Frau zog am Mar-
guerithe, die am Aermel nähte, und sagt: „Ja ist
meine Tochter."

„Wie?" sagt der Vater, „Marguerithe Mar-
guerite ist nicht Ihre wirkliche Tochter?"

„Marguerite", antwortet die Blinde, „ist mein
Pflegekind, das ich mit meiner Hände Arbeit
aufgezogen habe und das mich jetzt mit seiner
Arbeit erhält, mit seiner Liebe beglückt. Und Sie,
mein Herr, darf ich wissen, mit wem ich die
Ehre habe, zu sprechen?"

„Ich", sagte der Vater und trocknete sich
den Schweiß von der Stirn der Verlegenheit
„ich bin der Vater Andell's und bin gekommen,
Sie für meinen Sohn um die Hand Ihrer Toch-
ter zu bitten." Man gab dem Vater, was man
dem Sohn allein verweigert hatte; in der That
wurde kurz die Vermählung mit

[illegible]

Die Fragen der Kinder.

Von Berthold Sigismund.

Mit Recht empfinden verständige Aeltern, an
die ihr Kind die ersten Fragen der Wißbegierde
stellt, eine höhere Freude als damals, wo ihr zum
ersten mal mit dem süßen Namen Vater und
Mutter begrüßt wurden. Seien die kindlichen
Fragen auch noch so wenig geistreich, mögen sie
auch noch so sehr gegen die Logik verstoßen, man
erfreut sich an ihnen schon wegen der Wahrneh-
mung, daß der kindliche Geist aus dem Labyrin-
the umgebender in der Tageshelle zu treten beginnt;
man bewundert, ist aber die Gewandtheit, den Scharf-
sinn der kleinen Fragerin, man erfreut sich sogar
an den poetischen logischen Fehlern, welche diese
„lieblichen Narrheiten", wie sie Luther nennt, sich
zu Schulden kommen lassen.

Allein oft ist der Aerger an dem Aeußerungen des
Kindes vergessen die Aeltern nicht selten der neuen
ernsten Pflichten, die ihnen nunmehr erwachsen;
sie versäumen es, sich Rat zu machen, wie den
Anforderungen, die das Kind hinfort an den Ernst
der Erwachsenen stellt, zu entsprechen sei, und
lassen es darauf ankommen, den neugierigen
Fragern gegenüber der Eingebung oder Laune
des Augenblicks zu folgen. Ist der Vater gerade
aufgelegt, so beantwortet er bereitwillig jegliche
Frage des Sohnleins und gibt die gewünschten
Aufschlüsse für und für, und in barscher Art,
ein andermal weist er den kleinen „Fragegeist"
durch einen Scherz ab, wie wenn er außer der
Mahlzeit Brot verlangt; ein drittes mal weist er
den „Fragevater", der ihn auf den Spaziergängen
unaufhörlich in seiner Gedankenreihe unterbricht,
barsch ab wie einen lästigen Schwätzer. Kurz,
der Vater verfährt, wie es gerade kommt oder ihm
fällt.

Und doch ist es so wichtig, sich gerade der
ersten Theil der pädagogischen Aufgabe einer be-
sonnenen Methode zu fügen.

Denn gerade verdienen die spielenden Fra-
gen der Kinder deshalb die größte Beachtung,
weil man an der Reichhaltigkeit derselben die

natürliche Anlage und der Bildungsstufe der Pflegebefohlenen am sichersten erkennt.

Das sich Rathe erholende Kind gibt sich dadurch als ein gewecktes und vertrauensvolles kund. Es hat erkannt, daß es im Besitz seines Gedankenreichthums Nebel verhalte sei und hofft, daß ihm der Geist der Erwachsenen, deren Kräfte es dann wie in anderen Stufen überschätzt, gleich einer Sonne Licht gewähre. Nur an Menschen, die es achtet und liebt, richtet es seine Fragen, nie an Fremde. Gleichgültige oder gar Aeußerende; es ist deshalb ein sehr zweideutiges Zeugniß für einen Vater, wenn er erzählt, daß seine Kleinen ihn nur durch „naarweile Fragen" hören.

Aber nicht jedes Kind, das viel fragt, ist darum ein Frager. Nur viele fragen häufig blos deshalb, weil sie seine Kraft spüren, ihre eigenen Sinne und Denkkräfte anzustrengen; sie gleichen jenen vornehmen Herren, die als lebendige Fragezeichen immer examiniren und kaum die eine Antwort abwarten oder für im nächsten Augenblick vergessen.

Für die Erkenntniß der Eigenart des Kindes ist sowol die Art als der Gegenstand seiner Fragen von hoher Bedeutung. Ein sanftes Kind fragt in einem Nebenzuge nach den verschiedenartigsten Dingen, wie sie zufällig seine Sinne ergreifen; ein heftiges dagegen leitet aus einer Antwort wieder eine neue Frage her und entspinnt somit eine wahre Katechisation. Ein ehrgeiziger Knabe kann sich mit oberflächlichen, schiefen oder leeren Antworten genügen, ein gründlicher durchschaut sie als das Unzulängliche oder Unrichtige der gegebenen Auskunft und insistirt weiter. Ein wenig entwickeltes Kind fragt nur nach Was, Wie und Wann; ein fortgeschrittenes dagegen erkundigt sich eher nach dem Wie und sogar nach dem Warum und beweist häufig das Gebiet der übersinnlichen Gedanken.

Wie haben sich nun die Aeltern gegen das fragelustige Kind zu verhalten? Sollen sie ihm in allen Fällen antworten? Sollen sie auch dann Rede stehen, wenn sie nicht sicher sind, die richtige Antwort geben zu können? Sollen sie ungelegene Fragen kurz abbrechen oder rundweg von sich weisen?

Die gewöhnlichen Handbücher der Erziehungslehre lassen uns hier im Stich. Sollen wir nun ganz unserm Takte, d. h. dem unbewußten Treffen des Richtigen, vertrauen oder leitende Grundsätze aufsuchen, die uns lehren, wie wir uns verschiedenenfalls zu benehmen haben?

Wenn ich die Gesichtspunkte, die ich bei vielfältigem Umgange mit Kindern gewann, hier anzudeuten mir erlaube, so geschieht es viel weniger im Glauben, das Richtige gefunden zu haben, als in der Hoffnung, eine fruchtbare Besprechung der, wie mir scheint, wichtigen Erziehungsfrage anzuregen.

Das von vielen braucbaren, nicht mittheilsamen Aeltern eingeschlagene Verfahren, die kleinen „Plagegeister" abzuweisen, wird ein liebevoller Vater kaum dann anwenden wollen, wenn er durch den Frager in seiner Beschäftigung gestört wird, viel weniger dann, wenn er in Mußestunden mit ihm verkehrt. Wer mag seinem Kinde, das um Brot bittet, einen Stein bieten? Liebe und Vertrauen zum Vater wird durch ein solches Verfahren sicherlich geschwächt, und gerade auch, das warme junge Herz behalte den barschen, verstorgen Vater ebenso lieb, wie leicht wird nicht der kleine Forscher, dem eben eine Sprosse auf der Leiter des Denkens Schwierigkeiten bietet, dadurch für längere Zeit auf derselben Stufe festgehalten! Wie leicht sehet er ganz um und wird gar fortgetrieben, wenn er aus der geringschätzigen Ablehnung des Vaters, der dem Kinde als Ideal gilt, schließen zu müssen meint, es sei das Eindringen in die Tiefen des Forschens unnütz oder gar verboten? Wirklich begehen die Aeltern, die ohne triftigen Grund ein wißbegierig fragendes Kind abweisen, eine Sünde gegen ihren Pflegling, dem es von unschätzbarem Vortheile ist, gelegentlich, d. h. zu rechter Zeit zu lernen. Die Pädagogik lehret, dem Schüler die Kenntnisse dann zu überliefern, wenn er dazu reif ist; beweist aber nicht ein Kind dadurch, daß es von freien Stücken nach Aufklärung über gewisse Probleme trachtet, daß diese ein nothwendiges Glied seiner Gedankenkette ausmachen?

Wie sehr dem Kinde seine gelegentlichen Fragen Herzenssache sind, beweist schon ein Blick in das Gesicht des kleinen Fragenden. Mit welcher Spannung blickt er den Vater an, während er ihm sein Verlangen vorträgt! Mit welchen funkelnden Augen vernimmt er die Entscheidung! Wie niedergeschlagen und verlegen blickt er vor sich nieder, wenn ihm die Antwort nicht genügt! Der Lehrer beneidet den Vater um solche glückliche Augenblicke, wo jedes Wort in guten Erdreich fällt. Jeder Erwachsene erinnert sich aus seiner Jugend einzelner Anschauungen und Gedanken, die ihm zum unverlierbaren Eigenthum geworden, weil sie gelegentlich kamen. Der ernste

Lehre, die der Vater an eine kindliche Frage knüpfte, das Sprichwort, das Verschen, die uns die Mutter apropos gab, selbst die kurze Erklärung, die uns der beschäftigte Handwerker bot, sie haften mehr als vieles von der Fülle dessen, womit uns die Schule satt überschüttet. Der kleine Schweizerknabe, dem Schiller's „Tell" vom Ländern erzählt, wo es keine Berge gibt, hat gewiß viele kurze Antworten seines Vaters treuer bewahrt, als wenn er in einer modernen Schule Ausführliches von den Isländern gehört hätte. Solche gelegentliche gute Antworten bleiben unvergeßlich, und ein Vater, der sich bei seinem Sohne ein Andenken sichern will, möge darin streben, ihm durch solche rechtzeitige Mitteilungen ein unzerstörbares Vermächtnis zu hinterlassen.

Ganz wohl — dürften manche Stimmen einwenden —, so verfährt man immer gern, wenn man irgend im Stande ist, Rede zu stehen. Aber Kinder und Narren fragen nach dem Sprichwort oft mehr, als ein Weiser antworten kann. Wird man doch häufig genug von den kleinen Fragern in wahre Verlegenheit versetzt, sobald man ratlos stutzt und schweigt oder eine Antwort zusammenstoppelt, deren Ungenügendes uns beglich so sehr beschämt, daß man sie ganz leise ausspricht, um nicht von erwachsenen Zuhörern verlacht zu werden. Abgesehen von manchen verfänglichen Fragen, wo man froh ist, die Mutter vom Storche verschieden zu können, müßte man die Gleichsamkeit aller Facultäten im Kopfe haben und ein Pantheon in der Cranioskopie sein, um die jungen Forscher stets zu befriedigen.

Nun, so schlimm ist es wol nicht. Der schlichte Mutterwitz einer jungen Frau, der sich eine Freude daraus macht, mit ihrem Kinde zu denken und zu forschen, wird meistens hinreichen, eine dem Bedürfnis des Kindes entsprechende Antwort aufzutreiben. Aber wirklich gibt es Fälle, die augenblicklich in Verlegenheit setzen können. Die wol auch erfordern, daß eine bloß ausweichende oder in den Schleier der Dichtung verhüllte Antwort gegeben oder daß die Fragerlust als unberechtigter Neugierlichkeitstrieb gedämpft werde. Um aber nicht durch Ueberredung fehl zu greifen, mögen die Aeltern das junge Verhalten der Orakel oder Nathan's des Weisen einhalten und sich für jede irgend verfängliche Frage Bedenkzeit ausbitten. Bringt diese Frist auch nicht immer ein solches Meisterwerk hervor, wie die Fabel von den drei Ringen, so ist die so gründlich Antwort doch stets besser als eine übereilte, die man nicht selten zu bereuen hat. Bei vielem Verfahren gewöhnt sich das Kind an eine ebenso schwere als edle Tugend: es lernt warten und gewinnt die wertvolle Lehre, daß man die Lösungen von ernsten Denkaufgaben nicht immer so gleich aus dem Aermel schüttle wie die Lösung eines leichten Rätsels; daß man vielmehr ein höheres geistiges Gut nur durch ernsten Fleiß erwerbe. Sollte auch dabei der kindliche Glaube an das unbeschränkte Wissen und Können der Aeltern geschwächt werden, so wird dieser Nachteil, wenn es wirklich einer ist, weit überwogen durch die ebenerwähnte sittliche Lehre und durch das zur Nacheiferung reizende Muster einer logisch und sprachlich correcten Antwort. Und die Anregung zu strengem Denken und gutem Ausdruck des Gedachten ist doch nicht von viel höherem Werthe als die Aneignung einer dialektischen Redegabe, welche alle gebildete Aeltern ihren Kindern zu überliefern wünschen.

Glaubt man, einer gewissen Frage die Antwort vorläufig zu muthen, so ist das häufig angewandte Mittel, das Kind wegen seiner Einfalt oder Vorwitzigkeit zu verspotten oder seine ernste Frage durch einen Scherz zu parieren, das bedenklichste von allen. Selbst dann, wenn dies auf so feine, zurückhaltende Art geschieht, daß das Kind dadurch nicht in seinem Vertrauen geschwächt wird, so können doch solche Abfertigungen durch die Massen des Witzes leicht die Folge haben, daß das heranwachsende Kind manche sich ihm aufdrängende ernste Frage durch ein Dennoch erledigt hält und somit ein denkfauler, frivoler Mann wird.

Viel ratsamer ist es, dann, wenn man meint, der junge Verwirrung rufende an nothwendigen Schranken, das Kind fühl auf die Aeltern zu vertrösten oder ihm, wenn die Frage dem Vater Schwierigkeiten darbietet, einzugestehen, daß man nicht im Stande sei, sie genügend zu beantworten. Es ist sehr gut, wenn das Kind früh lernt, daß der Mensch oft nur mit „Es scheint mir so" antworten kann und sich statt der vollen Wahrheit mit dem Streben nach Wahrheit begnügen muß.

Häufig wird man versucht, kindliche Fragen deshalb abzulehnen, weil sie gar keine Antwort zuzulassen scheinen. Wie oft hört man: „Warum ist es nach dem Tode so weit?" „Warum ist der Himmel so groß?" „Warum müssen die Blumen verwelken?" Solche Fragen werden von den Vätern gewöhnlich so einstimmig abgewiesen wie

eine an wissenschaftlichen Erwiederungen leitende Klagschrift von den Müttern. Aber mit Unrecht. Gerade hier beharrt der sinnliche Geist der Nachahmung des gewissen. Es wäre natürlich am unrechten Ort, ihm seine logischen Fehler vorzuhalten; man hat sich vielmehr damit zu begnügen, das Kind auf der übersinnlichen Gewißheit zur genauen Auffassung der Wirklichkeit zurückzuführen. Und dadurch wird dasselbe auch ganz befriedigt. Es gleicht zwar den ältesten griechischen Naturphilosophen, die über die Entstehung des Alls die fabelhaften Hypothesen wagten, ohne auch nur ein einziges Naturding näher zu studiren; aber es verzichtet gern auf seine sinnlichen Dinge, wenn man es auf den festen Boden der Thatsachen stellt. Also sage man ihm: „Wir wissen noch nicht, wie weit es bis dahin ist: laß uns die Schritte zählen.“ Wir kommen in einer Stunde schneller machen oder etwa eine halbe Meile zurücklegen.“ Nun gibt es ans Schätzen und Zählen und darüber ist das thörichte Warum vergessen. Versucht man ferner, dem Kinde durch allerlei meßbare Entfernungen den Begriff der unmeßbaren Unendlichkeit einigermaßen näher zu bringen oder erzählt man ihm, wie alle Gedanken, so oft sie auch werden mögen, doch endlich vergehen müssen, so denkt es gewiß nicht mehr daran, auch das Warum der Unendlichkeit und der Vergänglichkeit weiter zu wenden. Es wird auf diese Art kaum zu der kindlichen Ueberschätzung erwachen, die der Kosmischen gerade erst durch manche Enttäuschung gewonnen hat: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.“

Dasselbe Verfahren rettet den Meistern auch bei Beweisgründen, wenn ihnen Fragen nach der Zweckmäßigkeit der Naturdinge vorgelegt werden. „Warum haben die Ochsen Hörner und die Pferde nicht?“ fragt das Kind. Welche Ansicht man auch von der Zweckmäßigkeit der Natur habe, man findet solche Fragen oft so dornig, daß man das Kind lächelnd abweist. Ich rathe, sich gar nicht auf Gründe einzulassen, sondern einfach Analogieen mitzutheilen. Im Beispiel bei Veranlassung der erwähnten Frage leite ich das Kind an, zu suchen, daß die wilden Thiere, welche mit ihren Zähnen anbeißen und wegreißen, Hörner tragen. Die Gutmüthigen dagegen nie geboren sind, und finde, daß der kleine Forscher sich dadurch ganz befriedigt fühlt. Wenn Kinder später wie ein mit der Frage an „Wo werde ich nur größer?“ Ich ließ ihn eine Pflanze aus Samen ziehen und sie oft messen und knüpfte daran Andeutungen über die Gesetzmäßigkeit. Auf diesem Wege hoffe ich das Kind zum ersten Denken und zur richtigen Anwendung der Inductionsschlüsse zu gewöhnen.

Die bisher erwähnten Arten von sinnlichen Fragen waren solche, deren Lösung die Aeltern wenn auch nicht sogleich fertig geben, aber doch erleichtern müssen. Es gibt aber auch Fragen, die man sich sehr hüten muß, rasch zu beantworten. Glaubt man irgend, daß das Kind, vielleicht mit ein wenig Nachhülfe, sich selbst Auskunft verschaffen könne, so muß man sich hüten, es zur Denkfaulheit zu verleiten, welche lieber andere Menschen oder Bücher um Rath fragt, als selbst untersucht. Begehrt der kleine Spaziergänger zu erfragen, was ein undeutlich zu erkennender ferner Gegenstand eigentlich sei, so lege man eine Prämie auf die Erkennung der wahren Beschaffenheit desselben und nähere sich dem räthselhaften Dinge, um die Vermuthungen auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Die Sinne recht zu brauchen, ist eine richtige und schwere Kunst, die man nicht früh genug üben kann.

Dabei versäume man aber nicht, das Kind fühlen zu lassen, daß die Sinne zuweilen täuschen. Bewegen sich die Wände der Stube wirklich, wenn wir meinen? Rennen die Alleebäume wirklich an unserm Wagen vorüber? Wandert der Mond oder die ihn zuweilen bedeckenden Wolken so geschwind? Das sind Fragen, über die das Kind gründlich aufzuklären ist.

Eine herrliche Gelegenheit, das Kind zum selbstthätigen Forschen anzuleiten, geben die auf manche Naturerscheinungen bezüglichen Fragen. Es ist schade, daß nicht alle Aeltern so weit in die Elemente der Naturlehre eingeweiht sind, um solche gemeinsame Forschungen, die wahre Lichtblicke für Spaziergänger sind, vornehmen. Ein gutes Buch, das schlicht und klar die gewöhnlichsten Naturerscheinungen so erklären lehrte, wie es in der Kinderstube geschehen sollte, wäre deshalb sehr zu wünschen. Aber auch in Ermangelung solcher Kenntnisse können die Aeltern dem Kinde unendlich nützen, wenn sie dasselbe, sobald es nach den Ursachen des Schnees oder des Gewitters fragt, geschickt anleiten, diese Phänomene recht genau sinnlich zu beobachten. Dies geschieht leider selten. Man frage hundert Erwachsene nach der Aufeinanderfolge der Regenbogenfarben vom obern Rande desselben an gerechnet, kaum einer

wird Aufschluß geben können über diese practische, so oft angestaunte Erscheinung.

Väter, denen die Physik nicht fremd ist, können ihren Kindern wahre Freudenfeste bereiten, wenn sie eine Frage nach dem Warum einer Naturerscheinung nicht durch Worte, sondern durch ein Experiment beantworten. Denen lassen sich viele ohne allen gelehrten Apparat anstellen. Mein fünfjähriger Knabe glaubte oft, wie es nur komme, daß die Weiden da oben hingen, da sie niemand hiebe. Er war vollkommen befriedigt und doch erstaunt, als ich ihm die Verdunstung von Wasser gezeigt und den Dampf mit Seifenblasen verglichen hatte.

Nach dem Bisherigen konnte es scheinen, die Fragen des Kindes beschränkten sich auf die sinnlich aufzufassenden Gegenstände und Vorgänge der Körperwelt. Aber das Kind beweist früh den Adel seiner Menschennatur dadurch, daß es sich den höchsten Ideen zuwendet, die der Menschengeist nur ahnt und glaubt, aber nicht begreift. Soviel ich Kinder beobachtete, bezogen sich über ersten metaphysischen Fragen auf die Apostel, welche ihnen die liebliche Sage vom Geschenke bringenden Heiligen Christ austrauzte. Mein Knabe fragte oft: „Wie kann der heilige Christ nur zu uns kommen? Fliegt er? Kann er aber dabei alle Geschenke tragen?“ u. dergl. Später suchte er seine anthropomorphistischen Vorstellungen von der Gottheit zu läutern. „Hat der liebe Gott auch Hände? Hat er ein Kammer im Himmel? Schläft er auch, wenn er müde ist? Ist im Norde auch ein lieber Gott? Ist das ein guter?“ Gleichzeitig besuchte er mit dem Großvater einen Knaben, den er gekannt, als wir diesen Grab besuchten.

Daß ein wiederum Antworten hier nicht an der Stelle sei, bedarf kaum der Erwähnung. Wie man aber auf solche Fragen zu antworten habe, auch nur andeuten zu wollen, wäre tadelnswerthe Anmaßung. Hier ist der Ort, wo die Aeltern mit ihrem Heiligsten einzutreten haben, mit ihrer religiösen Ueberzeugung. Gewissenhafte Aeltern werden sicher streben, sich präparirend dann, wenn das Kind sie zu fragen beginnt, darüber zu sinnen, wie sie zu antworten haben, und nie vergessen, daß von einer einzigen Antwort der Aeltern auf derartige religiöse Fragen oft mehr abhänge als von hundert Katechisationen der Schule.

Die größten Diamanten.

Von Emil Bogt.

I.

Vor einem halben Jahre ungefähr fanden sich in beinahe allen deutschen Zeitungen, namentlich in den österreichischen, Artikel über einen angeblich großen Diamanten, der, im Besitze eines Majors Lupeitat, plötzlich in Laibach aufgetaucht, von einer wiener Gemmistin aber, die zur Prüfung derselben zusammengerufen worden war, für einen Topas erklärt wurde.

Der Besitzer desselben, Hr. Clemens Stephan Lupeitat, Arzneier, früher Major in portugiesischen Diensten, Ritter des Thurm- und Schwertordens u. s. w. erwarb das Eigenthum dieses angeblichen Kleinods vor zwei Jahren neben dem mehreren anderer aus dem Besitze eines reichen Indiers, der sich in Lissabon niedergelassen hatte, ohne daß damals ein besonders großer Werth in dem Steine gesucht worden wäre. Der noch rohe Stein wurde den Herren Arzneier und Prim zum Schleifen anvertraut, aber es entstand ein Streit, in Folge dessen jedoch Hr. Lupeitat als Besitzer anerkannt wurde. In Paris endlich gelang die Ueberführung des bisher noch im rohen Naturzustande befindlichen Steines in die Brillantform durch den bei Hrn. Lupeitat beschäftigten Edelsteinschleifer Hr. Gabriche. Der Stein behielt dabei das Gewicht von 119·72 Grammen oder 457 Karat. Hr. Lupeitat nahm nun an, es sei Diamant, rundete das Gewicht auf 457 Karat ab und berechnete nach dem in Frankreich angenommenen Preise von 192 Francs für ein Karat und der gewöhnlichen Regel*) den ungefähren Werth von 457 × 457 × 192 Francs oder 13 Millionen Francs.

Ärztlich zweifelten viele, denen der Stein zu Gesicht kam, an der Diamantnatur desselben und da Hr. Lupeitat den Stein an den Kaiser zu verkaufen beabsichtigte, so suchte er irgendeine authentische Beglaubigung. An der Kasse des

*) Aber Diamanten bezahlt man gewöhnlich mit 12—14 Thalern das Karat, gleichviel wie sie — ob rein oder mit Karat 1 Karat = ½, preußisches Pfund. Bei großem Diamanten steigt dieser Preis nach dem Quadrate des Gewichtes, wenn ein Brillant von 1 Karat etwa 7½ Thaler, einer von 10 Karat 10 × 10 × 10 als Thaler kostet. Je nach größeren Verhältnissen wächst der Preis um Zweidrittel, bis aber 10 Karat herausgebracht, schon Diamanten von ½ Karat Gewicht zu außerordentlichen Preisen verkauft gefunden.

meter ertheilt er sogleich den Bescheid, es sei ein Topas. Im Museum bestimmte Hr. Cleeg das specifische Gewicht, das mit dem des Diamanten (=3,50), aber auch zugleich mit dem des Topas übereinstimmt. Nach der berühmte Mineralog Descloizeaux wurde befragt; er machte mit einem Stück Kernit einen so tiefen Einschnitt, daß man ein Stückchen abtrennen konnte, welches Hr. Perlongo mit übergroßer Nachsicht zwei Stunden hindurch der Hitze des Knallgasgebläses aussetzte, wobei sich kein Verlust zeigte. Beweise genug, daß das Mineral kein Diamant war. Während dessen zeigte Hr. Tapezlat seinen Stein in vielen Salons, wo er bei Nicht-Mineralogen Erfolge feierte; unter andern in den Salons des Seine-Präfecten im Hotel de ville und selbst des Prinzen Napoleon im Palais-Royal.

Endlich wurde der Stein dem Athenäum vorgelegt, das, im Jahre 1712 gegründet, das Ueberbleibsel einer Anstalt ist, die unter der Restauration ziemliches Aufsehen erregte. Die wissenschaftliche Commission, welche aus den Mitgliedern dieses Instituts (Athenée des arts, sciences et belles lettres de Paris) gewählt wurde, um den zweifelhaften Stein zu prüfen, gab nach vorhergegangener Untersuchung im schwierigsten Falle ein Gutachten ab, in welchem erklärt wurde, daß das Mineral alle chemischen Eigenschaften des Diamanten besitze. Man weiß beim Lesen beinahe nicht, ob man mehr über die Ignoranz dieser Pariser Mineralogen oder über die Unverschämtheit Hawes soll, mit der hier allen wissenschaftlichen Erfahrungen ins Gesicht geschlagen wurde.

Genug, Hr. Tapezlat hatte es gut berechnet, daß außerhalb Paris ein Gutachten, in Paris gewonnen, mit einem entsprechenden Namen vieles gelten würde. Tas man in Paris selbst dem Athenäum nicht allzu viel Worte zumißt, das man von den Männern der Wissenschaft auch nur Topas und nie Diamant hörte, konnte man so verschweigen.

Aber während einerseits ein sumtiches Mahl gewonnen wurde, ergab sich auf der andern Seite eine eigenthümliche Verlegenheit. Sie betraf die mögliche Identität des Steins mit einem andern, der vor mehreren Jahren in Brasilien unter räthselhaften Umständen spurlos verschwunden war und in Bezug auf welchen der angebliche Diamant auf Verwendung der brasilianischen Gesandtschaft nach der Instruction ihrer Regierung von der k. k. österreichischen Polizeibehörde in amtliche Verwahrung genommen worden war, als er in der Gegend von Laibach auftauchte.

Der Stein wurde daher in Wien auf Veranlassung der österreichischen Regierung einer nochmaligen Prüfung unterworfen. Die dazu niedergesetzte Commission bestand aus dem berühmten Mineralogen Haidinger, aus den Herren Hermes, Lippe und Pendelt, ebenfalls Mineralogen von Ruf, den beiden Hofjuwelieren und einem Kreisingenieur.

Die erste Untersuchung, welche Haidinger vornahm, war die der doppelten Strahlenbrechung, da der Diamant das Licht einfach, der Topas aber es doppelt bricht. Zu diesem Zwecke betrachtete Haidinger durch den in Brillantform geschnittenen Stein durch die breite, achteckige obere Fläche des Brillants die „Tafel" und durch eine der größern gegen das entgegengesetzte Ende angebrachten Flächen „Pavillon oder Gut von unten", welche alle zusammen etwa einen Winkel von 45—50° einschließen, ein angezündetes Licht, das in einer Entfernung von 12 Fuß an einer dunklen Wand aufgestellt worden war. Er und alle Anwesenden erkannten deutlich zwei nebeneinander liegende, prismatisch gefärbte Bilder der Lichtflamme. Schon vermöge dieses einfachen Versuchs, der die doppelte Strahlenbrechung unzweifelhaft bewies, konnte der Stein kein Diamant mehr sein. Aus allen übrigen Versuchen, die nun noch damit angestellt wurden, ging deutlich hervor, daß man es nur mit einem Topas zu thun habe, dessen Werth die anwesenden Juweliere auf höchstens 100 Gulden veranschlagten. Tapezlat aber, obgleich er dem ganzen Verfahren beigewohnt hatte, gab sich damit noch nicht zufrieden, sondern ließ von erfahrenen venetianischen Juwelieren eine neue Untersuchung vornehmen, die jedoch dasselbe Resultat ergab. Der Diamant sprang bei der Probe mit dem Diamantrade in Stücken. Der unglückliche Besitzer aber, der sich in allen seinen Hoffnungen dadurch betrogen sah, wurde wahnsinnig und versuchte seinem Leben in den Lagunen Venedigs ein Ende zu machen.

Eigenthümlich bleibt bei dieser ganzen Geschichte doch, daß so viele, wenn auch Nicht-Mineralogen, sich durch den Stein täuschen ließen. Man sollte ja meinen, daß in den schmuckreichen pariser Salons Leute genug wären, die den außerordentlichen Glanz und das herrliche Farbenspiel des Diamanten von dem viel matteren

Aufchen eines Topafes zu unterſcheiden wäre. Etwas anderes wäre es geweſen, wenn ſich der Stein noch im rohen Zuſtande befunden hätte, in welchem gerade viele hervorſtechenden Eigenſchaften des Diamants ſehr wenig zu Tage treten. In dieſem Falle kann man allerdings bei oberflächlicher Betrachtung die Pingos d'agua (Waſſertropfen), farbloſe Topaſe von einer wunderbaren Klarheit, die am Rio Belmonte in Braſilien vorkommen, mit Diamanten verwechſeln.

Jedenfalls war der angeblich eigroße, 1680 Karat ſchwere Diamant, den der 1687 verſtorbene wunderliche Hofrath Peireſk zu Helmſtädt in ſeinem Naturalienkabinete bewahrte, nur ſelten vorzeigte und nie aber nur ausnahmsweiſe aus der Hand gab, ein ſolcher Topas. Peireſk erzählte, ein chineſiſcher Kaiſer habe das koſtbare Juwel bei ihm verſetzt. Er zeigte es nur wenigen Kennern; doch Goethe gehörte zu den Bevorzugten. Nach ſeinem Tode fand ſich die vergebliche Koſtbarkeit nicht in ſeinem Nachlaſſe. Ebenſo ſoll der gewaltige Diamant, der unter dem Namen Braganza unter den portugieſiſchen Kronjuwelen aufgeführt wird, nur ein farbloſer Topas ſein. Er wurde 1741 in einer Diamantgrube Braſiliens gefunden, ſoll ein Gewicht von 1680 Karat, alſo ¾ Pfund und die Größe eines Hühnereies haben und auf einem Werth von zwei Millionen Thaler geſchätzt werden.

Aber auch im rohen Zuſtande zeigt der Diamant ein Merkmal, das ihn von allen andern Mineralien unterſcheidet und gewiſſermaßen zum Range aller Edelſteine macht, das iſt ſeine Härte. Schon die Griechen nannten ihn Adamas, d. h. der Unbezwingliche und Plinius ſchreibt: „Den größten Preis unter den menſchlichen Dingen hat der Diamant, lange nur den Königen und unter dieſen nur wenigen bekannt. . . Nur im feinſten Geiſt erzeugt er ſich. . . Sechs Arten ſind bekannt . . . . . darunter die indiſchen und arabiſchen von unausſprechlicher Härte; auf den Amboß gelegt ſtoßen ſie den Schlag ſo zurück, daß Eiſen und Amboß in Stücke zerſpringen, auch das Feuer bezwingen ſie, denn man hat ihn noch nicht verbrennen können. . . . Jene Macht über Stahl und Feuer wird durch Bockblut gebrochen, aber nur, wenn er durch friſches und warmes gebeizt ſind, und auch ſo erſt nach vielen Schlägen und immer noch Amboß und Hammer zerſpringend. . . Nur ein Gott kann dieſes wunderliche Verhängniß von Menſchen mitgetheilt haben. . . Und wenn er nun endlich zum Ritzen gebraucht wird, ſo zerſpringt er in ſo kleine Stücke, daß man ſie kaum ſehen kann.“ Paßt nun auch dieſer Standpunkt des Alterthums nicht mehr auf unſere Zeit, da man weiß, daß ob der Diamant verbrennen und mit dem Hammer ſehr leicht zerſchlagen kann, ſo bleibt doch ſo viel, daß ihn kein irdiſcher Körper zu ritzen vermag, wie z. B. Glas vom härteren Arten beim geritzt wird. Die Hauptprüfung war es daher auch, der den Topasartigen Stein unter dem Rade der Venetianer zertrümmern ließ.

Da ihn kein irdiſcher Körper angreift, ſo kann er auch nur mit ſeinem eigenen Staube geſchliffen werden. Früher kannte man ihn nur etwas polirten (Spitzſteine), wobei man von der natürlichen Kryſtallform Nutzen zog. Die Krone des kaiſerlichen Mantels Karls des Großen iſt noch mit ſolchen ungeſchliffenen Steinen beſetzt. Erſt Ludwig von Bergben aus Brügge in Flandern erfand 1475 die Kunſt, ſie zu ſchleifen. Anfangs machte man nur Tiſch- und Tafelſteine, d. h. man ſtumpfte die oktaëdriſchen doppelten Pyramiden an den zwei entgegengeſetzten Enden mehr oder weniger ab. Im Jahre 1520 kamen die Roſetten, Roſen oder Kantenſteine auf; dieſelben ſind nach unten von einer ebenen Fläche begrenzt, über welcher eine aus zwei übereinander ſtehenden Reihen von Facetten gebildete Pyramide ſich erhebt. Aber auch dieſe ſind jetzt aus der Mode gekommen. Cardinal Mazarin ließ 1650 zuerſt die Brillantform anfertigen, die das herrliche Farbenſpiel des Steins ins höchſte Licht ſetzt. Der Brillant beſteht aus dem Obertheile (Krone, Pavillon), der aus der Faſſung hervorſteht, dem Untertheile (Gulaſſe), der ſich in der Faſſung befindet, und der Kante oder Einfaſſung, welche beide genannten Theile von einander trennt. Die Engländer machen ſie ſchief, die Holländer laſſen ſie breiter. Der Obertheil des Brillanten macht ⅓, der Untertheil ⅔ der Höhe des Steins aus. Die Krone endigt mit einer Oberfläche (Tafel), darunter folgen 8 + 8 + 8 oder 8 + 8 + 16 Facetten. Der tiefere Untertheil iſt dem obern ähnlich, aber am Unterrand nur durch eine ganz kleine Endfläche (Culette) abgeſtumpft. Ein guter Brillantſchliff weicht nur vom Zehntelgrad ab. Die Brillanten faßt man meiſt à jour, d. h. man gibt ihnen keine Unterlage wie den Roſetten.

Der Werth der Diamanten beſtimmt ſich nach Größe, Reinheit und Schnitt. Die vollkommen waſſerhellen heißen vom erſten Waſſer, wenn

Es einzelne Flecken oder Federn zeigen vom zweiten Manne und wenn sie überhaupt rund oder dunkler gefärbt sind, vom dritten Manne. Nach den farblosen Federn [illegible] am Kopfe im Parke.

(Der Vortrag in nächster Nummer.)

Anregungen.

Die Sittlichkeit nach den Bedingungen der Gesellschaft.

Der einzelne ist ein Glied der Gesellschaft und kann sich den entweder sittlich fördernden oder hemmenden Einflüssen derselben nicht entziehen.

Es ist daher ein tiefer moralischer Irrthum, wenn man immer isolirt mit dem sogenannten „Gewissen" mit dem kategorischen Imperativ an den einzelnen herantritt und an seinen freien Willen appellirt, als ob nur die ganze Masse verderben ist, nicht jeder Mann derselben mit verderben sein müsste.

Diese mehr naturwissenschaftliche Auffassung der sittlichen Erscheinungen muss auch nur auf einen richtigen Weg leiten. Man wird endlich einsehen, dass es mit dem hohen moralischen Gehalten der Erlösung und sittlichen Veredelung des Menschen nicht erreichen lässt, dass man vielmehr den realen Bedingungen Rechnung tragen muss, an welche das sittliche Leben so gut wie das physische geknüpft ist. Man wird einsehen, dass es sich mit der Veredelung des Menschen ähnlich verhält wie mit der Veredelung von Pflanzen und Thieren: dass gutes Boden, gutes Klima, gute Zucht, Entfernung aller schädlichen, verkümmernden Einflüsse hierzu erforderlich sind. Man wird darum die soziale Moral mehr anbauen.

Einen beachtenswerthen Anfang hierzu enthält schon Buckle's Entwickelung der Kultur der menschlichen Rasse. Von [illegible] Rupert's gewiss verwandte und verbesserte Anlage [illegible] Abtheilung. Mit 23 illustrirenden Abbildungen. Gratis [illegible] Buckle's, d. h.

Gewiss wird es jeder, wird mit Recht auf die Kultur des Willens Gewicht gelegt und die Veredelung des Menschen von grösserem politischen und geistigen Gütern wird als die höchste Aufgabe der Zeitgenossen bezeichnet.

Wenn jedoch unverantwortliches Gemüth — darin müssen wir dem Verfasser beistimmen — ist somit für gross [illegible] Verhältnisse, so entsteht durch diese seine Anschauung kein Anstoss im Herzen. Die Umstimmigkeit des Gemüths ist ungleich schwächer Kraft des Gefühls ist gegenüber der ethische Bedingung aller praktischen Sittlichkeit. Man sieht, wenn auch schwaches Herz, ein unverdorbenes Gemüth wird zwar zu groben sittlichen Verletzungen untauglich sein, solange es nicht durch die Noth des Gemüthes gestachelt, aber gefährlich ist das sittliche Gefühl im Menschen, wenn Kant's kategorischer Imperativ, wenn das [illegible] Gebot [illegible] Grundsatz seinen Anklang, seine aufwühlende und unterdrückende Kraft im Gemüth findet.

Auf dem Mitgefühl beruht nach Rupert das ganze Vermögen des Gemüths zu moralischen Regungen. Es wäre also in praktischer Beziehung ein Hauptgesichtspunkt der Willenskultur dieses sein, die Bedingungen des Mitgefühls, die Erregung des Gefühls zur Theilnahme und Leben zu rufen. Aber dies ist nicht alles. Der Mensch kann in Verhältnissen unter gewissen Bedingungen leben, in welchen seine edelste Seite, sein Gemüth gradezu vergiftet, vernichtet, zerstörenden Einflüssen unterworfen ist, dergestalt, dass seine Sittlichkeit, soweit sie vom Gemüth bedingt ist, dadurch mit derselben Unsittlichkeit erkrankt als sein Blut durch ein ihm eingeflösstes Gift. Viel ist der Grund, weshalb die gewöhnlichen Moralien unpraktisch sind, wenn sie, gleich Kant, bei jedem Menschen eine sittliche Kraft voraussetzen, die unabhängig von allen äusseren Bedingungen sein soll. Die römische Welt des Imperialismus liefert uns nach Rupert das Beispiel eines immer von neuem aufwuchernden, noch niemals wesentlich gehobenen Zustandes öffentlicher verderbter Unsittlichkeit, eines allgemeinen sittlichen Bankrotts. „Ein Zustand, in welchem offenbar wenn es auch die modernen Civilisationen sein sollte, die blos persönliche, an der Individuen gerichtete Sittenlehre eine ebenso unwirksame Schwäche ist, als ein unschädliches Heilmittelchen sein würde, das man einem aus Nahrungsmangel Verhungernden gegen den Hungertod oder einem Vergifteten verschriebe, bei dem man eine nicht blosartige Kost voraussetzte."

Rupert drückt sich zwar falsch aus, wenn er sagt, dieser gemeinschädlichen Quelle entspringe die „Anlage" des Willensvermögens zu verbrecherischen Handlungen; denn die Anlage des Willens zu verbrecherischen Handlungen halten wir für eine ursprüngliche, angeborene. Aber richtig ist es, dass die ursprünglich angeborene Anlage des Willens zum Bösen durch solche politische und soziale Zustände, die verbittern, empören, vergiften auf das Gemüth wirken, geweckt und zu verbrecherischen Handlungen provocirt wird. Der schrecklichste der Schrecken ist der Mensch nicht blos in seinem Wahn, sondern auch dann, wenn er gerecht in seinen innersten, unveräusserlichsten Rechten gekränkt oder durch Terrorismus gefürchtet wird. Die Massenmorde der Revolutionen beweisen dies zur Genüge. Auch die Furcht ist dann eine Quelle der gewaltthätigsten Handlungen, wie Marat und Robespierre beweisen.

Ruppert's Buch sollte einfacher und zusammengefasster gedruckt sein. Werke dieser Art wollen von einem grossen Publikum in bequemer Form ge-

leien werden. Der Stil des Verfaſſers iſt warm und lebendig, nur reißt ihn eine gewiſſe innere Ergriffenheit von ſich ſelbſt auch zu Aeußerungen hin, wie S. 315. Wir wünſchten ein noch beſſeres Lob für den vaterländiſchen Dichter. Damit es hell und ſchallend in die Welt rufe, iſt es dürftig, wie paradox es auch klingen möge, über die Lippen gekommen.

Biographiſche Romane.

1

Amely Bölte und Ernſt Willkomm behandeln in „Frau von Staël“ (drei Bände. Prag, Kober & Markgraf, 1845) und „Dichter und Aeſthet“ (zwei Bände. Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp.) die Lebensläufe und Entwickelungen poetiſcher Talente.

Amely Bölte hat ſich im Leben der Frau von Staël einen wegen der Fülle des Thatſächlichen, des großen hiſtoriſchen Hintergrundes ebenſo reichen und anziehenden, als durch die beſtändigen Wanderungen und Irrfahrten ihres Helden ſehr ſchwer zu bewältigenden und zu einigenden Stoff gewählt.

Das Herz der Frau von Staël war nicht reicher an Empfindungen als ihr Leben an Abenteuern. Ihr Aufenthalt in Paris während der Revolution, ihre Reiſe durch Deutſchland ließen ſich allein zu dreibändigen Romanen ohne Mühe mit Hülfe der verbandenen Memoiren ausarbeiten.

Das Weſentliche Amely Bölte's iſt nun gewiß nicht im ganzen getroffen, mehr in einer feinen Schriftſtellerin eigenen Weiſe ſcharf Skizzirtes als im einzelnen ausgeführte Bilde der merkwürdigen Frau zu geben, es iſt eine anerkennenswerthe Enthaltſamkeit in dem Buche, nur auf die großen und entſcheidenden Wendepunkte im Leben der Heldin Rückſicht zu nehmen und nicht durch das Aufnehmen der kleinen Fäden bis zu den 12 und 16 Bänden hiſtoriſcher Romane das Gewebe auszudehnen.

Aber kann es denn freilich an vielen Punkten, an manchen nur äußerlich vermittelten Uebergängen namentlich im letzten Theile, nicht fehlen.

Die beiden erſten Bände ſind geſchickter, weniger, weil die Entwickelung des Charakters, die auftretenden Perſonen, der Hintergrund des pariſer Lebens kurz vor der Revolution eingehender, mit mehr Kenntniß geſchildert, der Zuſammenhang der Handlung ein knapper iſt. Aus dieſem erſten Theile werden ſich unſere Leſer noch zweier Capitel erinnern, die wir 1845 in Nr. 40 dieſer Blätter zuerſt mittheilten. Hier iſt es Amely Bölte gelungen, auf dürftige Punkte gelenkt, ein ebenſo intereſſantes als farbiges Bild der Talentreibeuſt und ſeiner Opfer zu entwerfen, das nicht ohne literariſchen Werth iſt. Den Abbé de Raynal hätten wir etwas launiſcher, Mercier etwas geiſtreich ſtrotzender von ſeinen Witzen gewünſcht; ſo anſtaltend waren die Verſammlungen in der Feenwohnung ſicherlich.

Im allgemeinen trifft die Schilderung des Verfaſſers von der Frau von Staël das Richtige, nur ſeine Punkte im Gewöhnlichen eines dichteriſchen Genius werden von jedem anders gelegt und dunkel gelegte Worte ſo und ſo gedeutet werden. Der Unruhe, welche Germaine Staël ihr Daſein oft wie zu einer ſchlaffen, mit durchträumten Nächten machen ließ, findet in ihren raſch wechſelnden Neigungen ſich wieder; durchaus war auch ſie eine unſtete „ſüdliche Natur“, nur ſtritten von einem unvergleichlichen Schwunge des Geiſtes und der Phantaſie getragen, die beide jener Helmina Chezy fehlten, von der wir kürzlich ſprachen.

Hauptſächlich wird durch die geſchickteren, faſt knappen Form Ernſt Willkomm's „Dichter und Aeſthet“, Chriſtian Günther und Graf Hoyerswerd, der bekannte Stifter der Herrnhutergemeinde, und die Hauptperſonen des Romans, die Träger der beiden Gegenſätze, die indeß mehr nebeneinander laufen als zu einem tragiſchen Conflikt ſich ausbilden. Nur im großen hat ſich Ernſt Willkomm an die urkundliche Lebensgeſchichte Günther's gehalten und mehr als einmal mit „verſchleierndem Auge“ die ganze zwecklos Irritabel eines in den geiſtigen Regelloſen Reihen gebliebenen Genies geſehen. Daß ein ſo begabter Menſch ſo kläglich enden mußte, bedauern auch wir, glauben aber doch mit Gervinus, daß Günther's literariſche Verdienſte nur ſehr bedingte ſind. Ernſt Willkomm ſcheint nicht den erſten Schritt zur Sonne, ſondern tiefe Günther ſchon immitten ſeines wüſten hitzigen Studentenlebens ſo vermiſſen wir auch bei dem Grafen Hoyerswerd den erſten Anlaß zu ſeiner Lehre vom Zufall und vom Gedanken, daß der Menſch nur ein „Ball“ in Gottes Hand ſei. Aber die weitere Auseinanderlegung ſo verſchiedener Lebensläufe und Anſichten, wie ſie in Günther und Woltemar von Watzdorf, einem ſchleſiſchen Gutsherrn, der zuletzt Herrnhuter und Brüdergraf „durch das Los“ wird, ſich vollenden, iſt geſchickt und kunſtvoll dargelegt. Den antiquirenden Romanen hatten wir mehr Gelehrte gewünſcht, durch das aber hinaus ein gewiſſer großer Zug ſich zieht. Immer haben wir noch den gewandten Schriftſteller voll feiner Bemerkungen und anregender Gedanken.

Eine kürzere biographiſche Novelle „Rahel“ von der Verfaſſerin der „Zwei Schweſtern“ (Berlin, Veit & Comp. 1846), verſucht die Jugend und Entwickelungsgeſchichte der berühmten franzöſiſchen Schauſpielerin, deren Verluſt alle Freunde der Kunſt gleich beklagen, in anmuthiger Form zu ſchildern. Billig mag der Verfaſſerin eine allzu große Vorliebe für ihre Heldin in einer „Novelle“ nachgeſehen werden, aber es gibt doch eine ſchiefe Auffaſſung jener außerordentlichen Perſönlichkeit, wenn man ſie zu rein aus dem Genius der Wahrheit heraus ſich entwickelnd darſtellt und das, was ergreifend auch immer doch künſtlich Gemachte in ihr von der Betrachtung ausſchließt. Inſofern war in der Nacht des Genies das Gute Unterſtützende, in ihrem Thun indeß zeigt ſich der ſchon reflectirende Verſtand als ebenſo gewaltig, als roher und der andern ihrer vorzüglichſten

Meilen — wir erinnern an die Pauline in „Polenente“ — sogar als das Hervorragendste. Touß betrachten wir in dem interessanten und fein geschriebenen Buche manchen glücklich erfaßten und geschilderten Zug in der „Bildung des Talents“, ein Ausfüllen der etwas unbedeutenden novellistischen Erfindung mit trefflichen Schilderungen jüdischen Familienlebens, die nur hier und dort zu sehr in jenem orientalischen Hauche gehalten sind, von dem die „Familie Seller“ sicher weit entfernt war, vor allem ein tiefes und anziehendes Eingehen auf die Stimme und Kämpfe einer sich entfaltenden Künstlerseele.

Alpenreisen.

„Wer die Alpen und das Meer noch nicht sah, hat die Welt nicht gesehen.“

Dieser Ausspruch mag wol im allgemeinen wahr sein.

Aber zwischen Sehen und Sehen ist bei verschiedenen begabten und gebildeten Menschen ein großer Unterschied.

Das bloße Sehen erfüllt noch keinen tiefen Genuß und kein Verständniß des Gesehenen. So muß mit dem Sehen sich Geist und zwar naturwissenschaftlich, ästhetisch und ethisch gebildeter Geist verbinden.

Unzählige reisen wol in die Alpen, aber der Genuß der meisten bleibt gewiß unter dem Niveau zurück, das er bei größerm Verständniß der Natur erreichen könnte.

Drei hat Karl Müller, Mitherausgeber der „Natur“ in Halle, veranlaßt, „Ausflüchten aus den deutschen Alpen. Ein Lesebuch für Alpenreisende, ein Naturgemälde für alle Freunde der Natur, mit Holzschnitten und einer Karte“ (Halle, Schwetschke, 1856) herauszugeben, durch das er sich gewiß den Dank aller nicht blos flüchtig Reisenden verdienen wird.

Der Standpunkt, auf den sich Müller in diesem Reisehandbuch stellt, ist ein hoher. Er will den Blick für das Wechselleben zwischen Mensch und Natur, zwischen Land und Leuten eröffnen, alle gewissermaßen eine ethisch naturwissenschaftliche Reiselitteratur begründen. Dies bestimmte ihn von Hause aus, ein treues Tagebuch seiner Alpenreise zu führen. Sehr wahr schildert der Verfasser im Vorwort das Unrichtige einer fremden und oberflächlichen Reise, wie es bei Tausenden, die alljährlich nach den Alpen gehen, vorkommt. „Man sucht Aussichten ohne Umsichen und vergißt nur auch der Genuß des Schauens auf einer Reise gelernt, das Auge zum Sehen, der Geist zum Erkennen geübt sein will. Erfahrne mögen sich nur das Gemälde eines Reisers ohne Einsicht in Composition, Stil und Technik verderben und gar machen zu wollen.“ Wer in die Alpen reist, findet tausend solcher Gemälde zur Entzifferung vor, sollen sie überhaupt nur entziffert und im Geiste fixirt werden. Der Inhalt gleicht in allem einer Camera obscura. Sein Auge ist die Linse, sein Gehirn die Platte, auf welcher sich der Gegenstände vom objectiv und objectiv. Um sie zur Anschauung zu bringen, bedarf es wie der Photographie noch anderer Processe, um die empfangenen Eindrücke zu fixiren und aus den negativen Bildern positive hervorzuzaubern.“ Namentlich wichtig ist eine stete Berücksichtigung der Pflanzenwelt, welche so wesentlich die Landschaft bedingt und ohne die jeder Naturgenuß verkümmert bleiben muß. Müller citirt das Beispiel des Prinzen Adalbert von Preußen, der in Brasilien am Bambusrohr vorüberging, ohne es zu kennen, und freiwillig gestand, daß, wer reisen wolle, Botanik studiren müsse.

Nächst Naturwissenschaft ist es besonders die Geschichte des Landes und seiner Bewohner, was den geistigen Naturgenuß fördert und wodurch die todten Massen Leben gewinnen.

Vollendet wird endlich der Naturgenuß durch den ästhetischen Blick, die künstlerische Anschauung und Auffassung.

Nach allen diesen Richtungen hin wird man sich durch Müller's Reisebuch sehr gefördert finden. Wir kennen vielleicht allen Alpenreisenden für den hoffentlich friedlichen Sommer bestens empfehlen.

Lebensgrüße.

„Gott grüß'“ — Du traulicher Gott grüß,
Daß mir der Landmann ruft!
Wie klingst du mir im Ohr so süß
Und frisch wie Morgenluft!
Rothwangig ruft der Tag mich an:
„Gott grüß dich, früher Wandersmann,
Gott grüß, Gott grüß, Gott grüß!“

„Helf Gott!“ — Schön Dank! O Bäuerlein,
Einfältig von Gestalt,
Wie oft beim Wort, gerung und fein
So kernig von Gehalt!
In Sonnenbrand, in Sturms Gebraus
Hilft dein einfältig Sprüchlein aus:
Helf Gott, helf Gott, helf Gott!

„Glück auf!“ tönt mir des Bergmanns Gruß.
„Glück auf!“ grüß ich zurück.
Wer's sauer sich erlämpfen muß
Nur dem gehört das Glück!
Wühlst du den Schoß der Erde auf,
Nach oben geht doch auch dein Lauf!
Glück auf, Glück auf, Glück auf!

Gott grüße dich! Du heil'ge Gott
Zum fröhlichen Glück auf!
Mein Lebenslichtlein werde flott,
Mein Segel blah dich auf!
Nach Einem Ziel — Glück auf! Glück auf!
Nach Einem Ziel geht aller Lauf.
Gott grüß! Helf Gott! Glück auf!

Karl Georgi.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 26. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Auf Manöver. I. II. — Die großen Diamanten. Von Emil Klinge. II. — Berliner Briefe. VII. — Zum deutschen Kultur- und Sittengeschichte. — Geschichtsanschauungen. II. — Skizzen. Von A. B. — Lebensbilder von Ludwig Uhland. — Nach dem Diner. Von Karl Georgi.

Auf Manöver.

Von dem Verfasser der Skizze „Aus dem Garnisonleben“ *)

I. Ein Tag vor dem Ausmarsch.

„Wassermann!“ „Hier!“ „Hamelmann!“ „Hier!“ „Kraftmeier!“ „Hier!“

So ertönt wechselsweise die Stimme des verlesenden Feldwebels und die kräftige Antwort der Musketiere, welche im marschmäßigen Anzuge, den gepackten Tornister auf dem Rücken und das blankgeputzte Gewehr zur Seite, antreten.

Bald steht die Compagnie gerichtet, die Unteroffiziere vor der Front und alles blickt erwartungsvoll nach dem Kasernenthore, durch welches der neue Compagniechef mit den übrigen Offizieren eintreten soll.

Die dritte Thurmuhr verkündet eben die vierte Nachmittagsstunde, als der Feldwebel „Still gestanden! Gewehr auf!“ kommandirt, und wenige Minuten später zeigt sich der erwartete Kapitän, in welchem wir sofort unsern alten Freund, den dicken S. erkennen. An seiner Seite promenirt nun noch L., der Jagdliebhaber.

„Gewehr ab und rühren!“ ruft S. dem mit breiten Feldwebel zu und beginnt dann nach einer flüchtigen Durchsicht diese Rede: „Es freut mich, das Commando einer so guten Compagnie zu übernehmen, zumal jetzt, wo wir größern Strapazen entgegengehen. Jeder von euch wird bald den Beweis geben können, daß er im Dienst des Vaterlandes zu jedem Opfer bereit ist. Daß von seiten der Herren Offiziere wie der Unteroffiziere für die richtige Ausrüstung der Mannschaften gesorgt wurde, habe ich schon gestern mit ganz besonderer Freude wahrgenommen.“

Nach einigen weitern Ermahnungen über gehörige Instandhaltung der Ausbekleidung u. s. w. zieht der neue Kapitän den Degen, läßt die Offiziere und Unteroffiziere in die Compagnie einrücken und überzeugt sich von der Manövrirfähigkeit der bewaffneten Schar durch einige Front- und Flankenmärsche.

Mancherlei hat sich seit unserer ersten Bekanntschaft mit diesen Herren ereignet. Kapitän S. wußte sich, trotz seines Geschmacks an Durchsicht der Bekleidungsstücke, so wenig in Gunst seiner hohen Vorgesetzten zu setzen, daß ihm einige jüngere Kameraden beim Avancement zum Stabsoffizier vorgezogen wurden. Natürlich fühlte sich der Mann, welcher gewissenhaft 25 Jahre lang das Wohl und Wehe der grünen Pantalons und Röcke überwacht, durch diese Zurücksetzung verletzt und bat um Anstellung im Civilstaatsdienste. Diese ward ihm gern gewährt, und vor wenig Tagen unterrichtete eine Ordre des Divisionscommandos die Offiziere des

*) Vergl. Nr. 11—13 dieses Bandes.

4. Infanterieregiments, daß Kapitän N. die nachgesuchte Entlassung bewilligt, Lieutenant S. aber an seiner Stelle zum Kapitän befördert sei. Dieses plötzliche Avancement machte aus dem sonst so phlegmatischen Herrn einen sehr diensteifrigen Compagnieführer, der sich trotz seiner Corpulenz nicht scheut, die Länge und Breite des Kasernenhofes mehrmal im Laufschritt zu durchmessen, ja sogar unter Trommelschlag einen Bajonnetangriff mit begeistertem „Hurrah!" auf die Körbe einiger friedlichen Obstbäuerinnen ausführt, welche in den Nachmittagsstunden ihre Waare innerhalb der Kasernenmauern feil bieten.

Lieutenant von F. dagegen weiß sich trotz seines Talents zum Philosophiren vor Staunen über diesen plötzlichen Dienstei fer seines neuen Vorgesetzten gar nicht zu erholen und denkt nur mit Schrecken an die bevorstehenden Manöver. Schon jetzt sieht er leidend, angegriffen aus; wahrhaftig, was fehlt unserm F.?

Ach, der Grund dieses melancholischen Ausdrucks in seinem sonst so heitern Gesicht ist — Liebeskummer.

Julia, die schöne Julia hat an jenem Ballabend durch den verstohlenen Händedruck einen Funken in das Pulverfaß — oder vielmehr in das Herz des unglücklichen F. geworfen, welcher eine Explosion schlimmer wie die mainzer zur Folge hatte. Zwar sind Julia und F. im Laufe des Winters „ein Herz und eine Seele" geworden, leider aber seit dem Frühjahr voneinander getrennt, ohne zu wissen, was aus ihrer Liebe dereinst noch werden soll, denn so zärtlich die Mutter, so streng und unnachgiebig in gewissen Dingen ist der Oheim und Vormund Julia's.

Endlich hat Kapitän S. sämmtliche Paragraphen des Compagnierexercirreglements durchexercirt, die Mannschaft wird nach der Ermahnung, heute zeitig schlafen zu gehen und sich zum morgenden Abmarsch mit einem gehörigen Frühstück im Brotbeutel zu versehen, in Gnaden entlassen, der Feldwebel notirt ein halbes Dutzend Befehle und Anordnungen des Kapitäns in die rothe Brieftasche, und die Offiziere trennen sich nach verschiedenen Richtungen, mit dem Versprechen, Abends 7 Uhr im „Goldenen Anker" wieder einzutreffen.

Wir begleiten F. nach seiner Wohnung. Hier sieht es wild und bunt genug aus. In der Mitte des Zimmers steht ein großer Koffer zur Hälfte mit Wäsche und Kleidungsstücken aller Art gefüllt, daneben Schuhwerk, Bücher, Karten in traulicher Gemeinschaft an der Erde. Auf dem Tische sieht man das Feldgeräth unsers jungen Kriegers: Feldflasche, Fernrohr, einige nothwendige Reglements, malerisch um den Kriegshut gelagert. Der biedere Johann ist eben beschäftigt, die ziemlich geleerten Schubfächer der Kommode nochmals einer genauern Prüfung zu unterwerfen, damit nicht irgendetwas für den Marsch Nothwendiges vergessen werde, und entdeckt denn auch wirklich hier ein verstecktes Paar Handschuhe, dort eine verloren geglaubte Halsbinde...

Inzwischen beginnt F. die Ordnung seiner Papiere. Briefe, Rechnungen, Quittungen und einige Concepte zu wissenschaftlichen Aufsätzen füllen den verschlossenen Kasten des Schreibtisches. Bald ist ein sehr bedeutender Stoß von allerhand Schriften zur Erde befördert und Johann erhält den Befehl, dieselben den Flammen zu übergeben. Nur sehr wenig Briefe und Documente, wichtig von Inhalt, bleiben zurück, um in der Brieftasche des Lieutenants ein sicheres Asyl zu finden. Während Johann im anstoßenden Schlafzimmer dies Auto da Fé vollzieht, nimmt F. aus dem geheimen Fach seines Pultes — „welke Veilchen, staub'ge Locken" — nein, nur zwei zierliche Schreiben auf rosa Papier nebst einer blauen Schleife, einige Cotillonorden und ein niedliches Etui, worauf in Perlen gestickt der Gruß: „Guten Morgen Vielliebchen" prangt. Seufzend birgt der junge Held diese zarten Erinnerungen an vergangene schöne Tage in der Seitentasche des Kofferes und verschließt ihn. Auf die Schulter Johann's geladen, wird dann dieses wichtige Möbel „mit dem besten Theil seines Herzens" davongetragen, denn punkt 6 Uhr soll das Gepäck der Herren Offiziere behufs der Verladung in den Bagagewagen auf dem Kasernenhofe eintreffen.

Darauf setzt sich F. an den Schreibtisch, zieht einen Briefbogen hervor und malt in zierlichen Zügen Folgendes:

„Theure Julia!

Unmöglich kann ich die Garnison verlassen, ohne Ihnen einige Zeilen gesandt zu haben. So freudig ich sonst den Befehl zum Ausmarsch begrüßte, so schmerzlich ist es mir diesmal, ihm folgen zu müssen, denn er trennt mich ja von all den schönen Orten, an welchen wir uns sahen und lieben lernten. War es mir auch lange nicht mehr vergönnt, in Ihre schönen Augen zu blicken, so machte mich doch die Erinnerung an die da-

hingeschwundenen, seligen Tage unendlich glücklich. Die Trennung von den mir lieb gewordenen Straßen und Plätzen fällt mir diesmal gar zu schwer. Kaum daß ich die Zeit erwarten kann, wo wir wieder heimkehren von unsern Kriegsübungen, in die Mauern dieser Stadt und wo dann Liebe versüßt das Dasein Ihres ewig treuen

Bruno von F."

Der Brief wird zusammengebrochen, ins Couvert gesteckt und mit der Aufschrift versehen:

„An Fräulein Julia von N.
Schloß Veilchenstein bei Rosenfeld."

Nachdem der zurückgekehrte Johann ermahnt ist, morgenden Tags pünktlich aufzustehen und zu wecken, umgürtet sich F. mit dem Degen und eilt, im Vorübergehen sein billet-doux dem Briefkasten anvertrauend, nach dem „Goldenen Anker". Der morgende Marsch bildet dort, im Kreise der Offiziere, begreiflicherweise das Hauptthema der Unterhaltung, und eben hört F. einen der Artillerieoffiziere äußern: „Obschon die Batterieen erst übermorgen abmarschiren, werde ich doch das Vergnügen haben, in Gesellschaft der Herren auszurücken, da mir das höchst unangenehme Geschäft des Quartiermachens zu Theil geworden."

„Wie so unangenehm?" fragt O. „Ich für meinen Theil fand das Quartiermachen immer als einen der leichtesten Dienste. Man marschirt einen Tag früher ab, läßt allerdings das gemüthliche Plaudern mit den Kameraden ein, aber auch den lästigen Staub und die schneckenartige Langsamkeit des Colonnenmarsches. Ich gestehe, ich habe mich nie wohler befunden als beim Quartiermachen."

„Ja, ja, ich glaube es wohl", entgegnete der Artillerist, „daß ihr Herren von der Infanterie das Quartiermachen dem Marsch im Bataillon oder Regiment vorzieht, denn das Geschäft an und für sich macht euch keine große Mühe. Ihr kommt ins Dorf, laßt den Schulzen oder den Bürgermeister rufen und sagt ihm einfach: „Morgen treffen so und so viel hundert Mann ein." Darauf antwortet die Behörde: „Zu Befehl, Herr Lieutenant!" und ihr seid fertig, denn das Uebrige macht sich nun von selbst. Der Schulze läßt die Bauern zusammenkommen und vertheilt die Einquartierung. Ihr habt unterdeß das beste Quartier im ganzen Ort mit eurer Gegenwart beglückt, da seit einigen Stunden der Ruhe gepflegt, die Küche und den Keller eures Wirths, vielleicht auch seine hübschen Töchter kennen gelernt; bei uns aber, welche Anforderungen werden da an einen Quartiermacher gestellt! Er thäte am besten, vorher die Taschenspielerkunst zu erlernen. Da muß zunächst ein geeigneter Platz für sämmtliche Geschütze und Fuhrwerke ausfindig gemacht werden, möglichst nahe am Wege, aber auch wieder nicht zu dicht an bewohnten Häusern; außerdem soll er geräumig, trocken, eben, fest und ich weiß nicht was noch alles sein. Wehe dem armen Quartiermacher, der ihn nicht findet! Dann hat er das Vergnügen, die Bewohner der nächstliegenden Ortschaften mit Hacken und Schaufeln zur Herstellung eines solchen Platzes aufzubieten. Nicht besser geht es mit den Wegen, die oft erst gebahnt, mit den Brücken, die erst hergestellt werden müssen. Und so fort, da müssen die Ställe für die Herren Pferde untersucht, vielleicht gar noch für ein interimistisches Pulvermagazin gesorgt werden — ich begreife die Annehmlichkeiten des Quartiermachens nicht!"

„Es ist gar keine Frage", läßt sich jetzt Kapitän E. vernehmen, „daß ihr Herren von der Artillerie eurer schweren Karthaunen wegen manche Plackerei auf dem Marsche habt, aber sie bieten auch wieder unendliche Vortheile und Erleichterungen, die wir armen Fußgänger gänzlich entbehren müssen. Welcher Vorrath von Lebensmitteln, Kleidungsstücken und sonstigen Bedürfnissen läßt sich nicht in den Protzen und unter dem Deckel der Pulverwagen fortbringen!"

„O! bester Kapitän, da irren Sie gewaltig. Es existirt der strengste Befehl gegen Beladung der Artilleriefuhrwerke mit andern als vorschriftsmäßigen Gegenständen. Ein Geschützcommandant, welcher sich dergleichen Extravaganzen erlaubte, dürfte der gemessensten Bestrafung entgegensehen."

„Es scheint mir denn doch aber", nimmt F. das Wort, „als wenn von Zeit zu Zeit ein Auge zugedrückt würde. Ich erlebte beim letzten Manöver, wo ich mit meinem Zuge zur Batteriedeckung commandirt war, selbst ein Beispiel. Da ich an den Einrichtungen der Artillerie immer lebhaftes Interesse genommen, ersuchte ich während einer längern Gefechtspause den Geschützführer des nächststehenden Canons, mich einen Blick in das Innere eines Protzkastens werfen zu lassen. Der Deckel wurde gehoben und was lacht mich an, da, wo ich nur Patronsäcke und Schlagröhren vermuthet? Ein westfälischer Schinken und zwei Flaschen Rüdesheimer! Daß übrigens diese neuerfundene Munition nicht mit gegen den angreifenden Feind geschleudert wurde, sondern spä-

ter im Wagen der Herren Artilleriekameraden ihr Grab fand, bedarf keiner weitern Betheuerung."

„Beim Quartiermachen der Artillerie", beginnt E. nach einer kleinen Pause, „fällt mir eine Geschichte ein, die meinem Großvater, welcher viele Jahre in dieser Waffe diente, auf seinem ersten Marsche begegnete. Wie Sie wissen, hießen früher die jungsten Artillerieoffiziere »Stückjunker« und als solcher machte der alte Herr den Feldzug gegen die französische Republik Anno 93 mit. Auf dem Marsche nach dem Rhein kommt die Batterie eines Abends spät ins Quartier. Mein Großvater verlangt von seinem Wirth, einem reichen Bauer, der ihn mit gemischter Gastfreundschaft behandelt, weder Essen noch Trinken, sondern fragt nur nach der Schlafstelle. Wie erstaunt er aber, als ihm Nichts in der Gemeindestube mitten unter den Knechten angewiesen wird. Auf die Bemerkung: »In dieses Loch gehe ich nicht, ich verlange ein besonderes Zimmer«, wird der Bauer nur noch grober und schließt seine Rede mit den Worten: »Na, Ihm kann's wol recht sein. Hat gestern ein Stückknecht hier geschlafen, wird wol ein Stückjunge damit fürlieb nehmen«."

„Glücklicherweise erschien bald nachher der Bursche des Herrn »Stückjungen« mit Pferden und Gepäck und die Ehehälfte des Bauern, wahrscheinlich etwas besser von den militärischen Chargen unterrichtet, belehrte die beiden wüthenden Männer, von denen der eine den Degen und der andere das Hausrecht brauchen wollte, sodaß sie die besten Freunde wurden. Als würdiger Enkel meines Vorfahren", fährt E. unter der ausbrechenden Heiterkeit der Offiziere fort, mit einiger Mühe den Waffenrock über seine stattliche Taille zuknöpfend, „halte ich es für meine Pflicht in Anbetracht der uns nächst bevorstehenden Mühseligkeiten, seinem Beispiele zu folgen und meinen Gliedern die nöthige Ruhe nicht vorzuenthalten. Gute Nacht, ihr Herren. Morgen früh 6 Uhr auf Wiedersehen."

II. Auf dem Marsche.

Unter den kriegerischen Klängen des Marsches zieht am andern Morgen Schlag 5 Uhr das Regiment aus der Kaserne. Dicht hinter dem Hauptbataillonscorps folgt eine Schar berittener Offiziere der nach einer Lage in der Garnison verweilenden Cavallerie- und Artillerie-Abtheilungen, welche ihren Kameraden das Geleite bis vor die Stadtmauer geben wollen. Kaum läßt sich unter ihnen der Regimentscommandant sowie der Führer des 1. Bataillons entdecken, denn von allen Seiten drängen sich die Abschiednehmenden und frohes Wiedersehen Wünschenden heran.

Die beiden ersten Bataillone des Regiments marschiren vorüber in kriegerischer Haltung, dem Glanz der Waffen, mit den alten, glorreichen verbannenen und zerschossenen Fahnen. Das dritte folgt, Kapitän E. an der Spitze seiner 9. Compagnie im steten Selbstbewußtsein.

Lieutenant C. führt den zweiten Zug, aber wo bleibt L.? Er ist nicht bei seiner Compagnie. Sollte er vielleicht plötzlich erkrankt und so unfähig zum Ausmarsch geworden sein? Doch Geduld! Jetzt eben schwenkt die letzte Compagnie aus dem Kasernenthore ab, und in geringer Entfernung hinter ihr erblickt man den Gesuchten, aber — nicht wie seine Kameraden den blanken Degen in der Faust, sondern in der Scheide. Denn dicht hinter L. folgt eine Colonne von Wagen, unter deren etwas kurzen und schmalen Leder an verschiedenen Stellen hier ein Koffer, dort eine Hutschachtel oder ähnliche Reiseutensilien hervorschauen. Es sind die Gepäckwagen des Regiments, welche die Artilleriebespannung bis vor die Stadt bringt, die dort aber von bäuerlichen Vorspannpferden weiter geschafft werden. Hinter ihnen erscheint eine Abtheilung von Musketieren und Füsilieren in eigenthümlichem Aufzuge.

Einige tragen Jagdgewehre und Botanisirtrommeln ähnliche Wechselfutterale neben ihrem Säbel am Lederkoppel, lange Pfeifenröhre und Spazierstöcke, oder sind mit Feldflaschen und wohlgefüllten Gamellen behangen. Ihnen folgen Reitknechte hoch zu Roße mit leeren Handpferden, andere haben das Vergnügen, zu Fuß neben diesen edeln Thieren einherzuschreiten, und den Schluß des bunten Zuges bildet eine Abtheilung von fünf oder sechs, welche an Leinen eine Gesellschaft von ungeduldigen Carré-, Amts- und Pelzen zurückzuhalten sucht.

Der Regimentscommandant, welcher bei dem Manöver im vergangenen Jahre mehrmals Gelegenheit hatte, die große Unordnung zu rügen, die sich während des Marsches im Troß zeigte, fand es für gut, denselben unter die Befehle eines Offiziers zu stellen, und L. ward der ehrenvolle Auftrag, diese aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Masse zu beaufsichtigen. Eine bewaffnete Abtheilung von mehreren Unteroffizieren und einigen 20 Mann sind als Escorte bei den Wagen vertheilt und bilden zur Hälfte die

Arrièregarde, deren Pflicht es iſt, etwaigen Nachzüglern das Zurückbleiben zu verbieten.

Trommelwirbel und Trompetengeſchmetter tönt munter in die friſche Morgenluft hinein und jagt manchen Langſchläfer vom weichen Lager auf. Neugierig blickt die Nachtmütze auf dem Kopfe, der behäbige Bürger zum Fenſter hinaus, ſchmachtern lauſchen liebliche Mädchengeſichter durch die enge Spalte der Gardine nach den hinausziehenden Kriegern, die keck hinaufſchauen und den Zurückbleibenden, Bekannten wie Unbekannten, im Vorüberſchreiten ein Lebewohl zunicken. . . .

Dort ſteht ein halb Dutzend des Herings- und Syrupshandels befliſſener Jünglinge im Anblick der ſchmucken Wehrmänner verſunken und vergißt ſeiner Kunden, die ungeduldig der verlangten Bedürfniſſe harren. An einem Bäckerladen zeigt ſich eine Schar von frühſtückbietenden Jüngerinnen der Kochkunſt und manche ſchaut wehmütig aus nach dem Geliebten, der, wenn auch nicht ſein junges Leben, ſo doch vielleicht ſein Herz draußen im Felde laſſen wird — ach, die Soldaten ſind nun einmal unverbeſſerlich: „Ein ander Städtchen — ein ander Mädchen!“

Bald hat das Regiment die engen Straßen der Stadt hinter ſich und ſchreitet auf der Landſtraße munter vorwärts. Die Muſik ſchweigt und es beginnt heiterer Geſang in den Reihen der Krieger. Die Offiziere ſtecken die Degen ein und finden ſich an der Spitze ihrer Kompagnien zu traulichem Geſpräch ein.

Man iſt indeſſen kaum eine Viertelſtunde über die Grenze des Stadtweichbildes hinaus, als der erſte Halt gemacht wird. Hier empfiehlt ſich die Begleitung ſowie die Artilleriebeſpannung.

Nach kurzem Aufenthalt iſt alles wieder im Marſch, welcher wegen der nach und nach eintretenden Hitze ſchon etwas beſchwerlicher wird. Der wieder begonnene Geſang verſtummt allmählich, die Gewehre werden von einer Schulter zur andern genommen, und mancher, der heute Morgen mit ſtolzerhobenem Haupte ausrückte, neigt daſſelbe jetzt zur Erde.

„Das ſchleicht ja wie die Schnecken!“ hört man da plötzlich den Kapitän S., deſſen Geſicht von der Hitze rot erglüht, ſeinen Leuten zurufen. „Wenn das ſo fortgeht, ſind wir vor Abend nicht im Quartier. Unteroffizier Nietnagel! Halten Sie Ihren Zug beſſer zuſammen. Kann der Kleinmichel ſein Gewehr nicht noch ſchlechter tragen? Immer propper und adrett! Es iſt aber auch heute eine ſkandaloſe Hitze“, wendet ſich der Kapitän jetzt an O. „Man kann's den Kerls gar nicht übel nehmen, wenn ſie ſchachmatt werden, ich für meine Perſon bin ſchon wie gekocht. Hoffentlich tritt nun bald einmal eine längere Pauſe in dieſem Peripiel unſers militäriſchen Dramas ein.“

„Soviel ich weiß“, erwidert O., „ſoll in Pratenfelde ein größerer Halt gemacht werden. Unſer Regimentskommandant liebt es nun einmal nicht, in mehreren kleinen Abſätzen den Ort der Beſtimmung zu erreichen —.“

„Ein vielverſprechender Name! Pratenfelde! Ich kenne das Neſt noch gar nicht. Wie weit iſt es noch?“

„Jetzt eben kennen wir den Kirchthurm wahrnehmen. Ich denke, in einem halben Stündchen ſind wir dort.“

„Na, das wäre noch auszuhalten“, meint S., „viel weiter hätten mich meine Beine nicht mehr getragen. Mich ergreift eine namenloſe Sehnſucht nach einem Schnittchen Rothwein und einigen Pfeifen Beſtialer.“

„Man hat dort ſehr gutes Bier im Gaſthof“, berichtet O., „und wenn ich nicht wüßte, lieber Kapitän, daß du unempfindlich gegen die Reize des ſchönen Geſchlechts biſt, würde ich dir anraten, die Töchter des Wirths näher in Augenſchein zu nehmen. Auf Ehrenwort! ein paar famoſe Dirnen! Einen Kopf größer wie ich.“

„Nun, nun“, entgegnet S., „für den Durſt iſt Bier immer beſſer wie Wein — wer weiß, wenn mich die heutige Hitze noch bringt. Alle dieſe Landnymphen haben deinen Beifall, geliebte Stütze meiner Kompagnie. Ich vertraue ganz deinem Geſchmack und bin ſehr begierig, ſie zu ſehen. Doch wer kommt denn da unten angeſprengt?“

„Das iſt ja unſer Regimentsadjutant. Der Obriſt hat ihn eine Stunde vorausgeſchickt, um den Pratenfeldern unſer Eintreffen zu verkünden, damit ſie ſich gebührig mit Speiſe und Trank für den einfallenden Heuſchreckenzug verſehen konnten.“

„Es wird dem Herrn Obermann arg mitgeſpielt haben, ſich ſchon ſo früh von der jungen Frau zu trennen“, bemerkt S. und dankt den Göttern im ſtillen, daß er dergleichen Abſchiedsſzenen bei ſeinen Ausmärſchen nie durchzumachen hat.

„Ja, ſcheiden und meiden thut weh“, ruft O., „einmal wenn man erſt ſechs Wochen verheiratet iſt.“

Proviant wird vom Regiment glücklich erreicht. Das dritte Bataillon, als das letzte, muß noch vor dem Dorfeingange halten bleiben. Die Gewehre werden angelegt, die Mannschaft lagert sich am Rande der Landstraße. Die Proviantbeutel und Feldflaschen liefern ihren Inhalt in die leeren Magen und trockenen Kehlen. An einem schattigen Plätzchen unweit der ersten Häuser hat das Offizierscorps sein Lager aufgeschlagen. Kapitän S. läßt zwei Flaschen köstlichen Rebensaftes durch seinen Burschen aus dem ambulanten Keller auf dem Bagagewagen beibringen, und bald perlt das stärkende Getränk im Krystallbecher, welchen der praktische Kriegsmann jederzeit bei dergleichen Strapazen im Lederfutteral bei sich führt. Doch man glaube nicht etwa, S. entwickele für seine Person einen so gewaltigen Durst, daß beide Flaschen zur Erquickung desselben nöthig wären — nein, er ist ein guter Kamerad, und nach allen Seiten hin wird der Becher gereicht. Sogar der Bataillonscommandant, Major G., verschmäht es nicht, einen kräftigen Zug zu thun, bietet aber unserm S. eine echte Regalia als Revanche, die er erst wenige Tage vor dem Ausmarsch direkt von Bremen bezogen.

„Ich bitte, sie mit Vorsicht zu rauchen", fügt er hinzu, „denn wenn auch unser Bataillon starken Tabak gewohnt ist, so dürfte denn doch dieselbe einigermaßen betäubend auf Ihre schwachen Nerven wirken."

„O, wir werden uns in Acht nehmen, Herr Major", ruft S., „gegen die Wirkung jedes starken Tabacks, wenn ich auch fest überzeugt bin, daß man uns im Laufe der Manövers gelegentlich tüchtig «anräuchern» wird!"

In den Gesichtern der gelagerten Offiziere blitzt es wie lernes Wetterleuchten bei dieser Rede des biden S., und — „na! man muß das Beste hoffen", fügt der Major lachend hinzu.

„Nun D., wie sieht's denn mit deinen hübschen Wirthstöchtern", fragt S. jetzt weiter, „wo bleiben sie?"

„Wenn sie eine Ahnung hätten, daß ein liebekranker Kapitän sehnsüchtig vor dem Dorfe ihrer harrt, würden sie wol längst erschienen sein, so aber sind sie höchst wahrscheinlich durch die Gesellschaft unserer Herren Kameraden vom 1. und 2. Bataillon allzu sehr in Anspruch genommen; wenn du mir aber Urlaub bewilligst, so werde ich nicht ermangeln, Grüße von dir an diese brünetten Nymphen zu überbringen."

S., der am liebsten selbst nach dem Wirthshaus ginge, fühlt sich durch die Gegenwart des Majors bewogen, mit möglichst ernster Miene zu entgegnen: „Ein Verlassen der Compagnie dürfte doch wol selbst während eines längern Haltes nicht statthaft sein, und wir werden uns darum dies Vergnügen für ein andermal aufheben."

„Malt den Teufel an die Wand, kommt er gleich gerannt", ruft D. „Diesmal ist's aber der Herr mit dem Pferdefuße nicht selbst, sondern die hübsche Wirthstochter."

„Wo, wo?" fragen alle Offiziere.

„Dort steht sie mitten unter unsern Füselieren. Ja, ja, der Alte weiß zu leben. Hat die Tochter mit einem Faß Bier herausgeschickt."

Ein Theil der Gelagerten erhebt sich, um nach der gepriesenen Schönheit auszusehen, und Kapitän S. äußert laut sein Verlangen nach einem Glas frischen Bieres.

Schon gibt er die Hoffnung auf, eine solche Erquickung zu erlangen, denn die schöne Hebe ist von den Söhnen des Mars nicht umdrängt, als sie sich plötzlich Bahn bricht und sichern Schrittes dem Kreise der Offiziere nähert. Während der Knecht, welcher ein ziemlich großes Faß auf dem Schiebbock herausgefahren, bei demselben zurückbleibt, trägt sie ein kleineres unter dem Arm. Ohne jede Spur von Schüchternheit tritt sie unter die Schar der Ritter und bietet einen schönen Gruß von ihrem Vater und „weil der dächte, daß die Herren durstig wären, schickte er ihnen ein Fäßchen vom besten Biere, wie er gerade im Keller hätte."

Mit tausend Freuden heißt man den Labetrunk, noch mehr aber die schöne Geberin willkommen, und bald finden sich mehr Hände als nöthig, die ihr behülflich beim Abzapfen des braunen Gerstensaftes sind. Kapitän S. findet seine Erwartungen hinsichtlich der gepriesenen Schönheit weit durch die Wirklichkeit übertroffen und kann nicht umhin, seine Empfindungen in Gesten und Worten auszudrücken.

Er nähert sich unbemerkt dem jungen Mädchen mit den Worten: „Wie heißt du, mein schönes Kind?"

Erschrocken wendet sich die Gefragte um, und unser bider S. fühlt plötzlich einen so heftig abwehrenden Druck zweier kräftigen Arme auf seiner Brust, daß es ihm nicht länger möglich ist, festen Stand auf dem schlüpferigen Rasen zu behaupten. Er gleitet aus — im Fallen sucht er nach einer Stütze, erfaßt unglücklicherweise den

Rand des seitwärts stehenden Tragkorbes und eine Secunde später liegt der arme liebekranke Schelm inmitten von Semmeln, Schlackwürsten und allerlei Faschen am Boden! Lautes Gelächter der Kameraden ertönt und selbst der Bataillonscommandant vermag den Befehl: „Appell schlagen, Tambour!", wodurch der Heiterkeit Grenzen gesetzt werden, nicht anders als mit hellem Lachen zu ertheilen.

(Eine dritte Skizze: Im Nachtquartier, in nächster Nummer.)

Die größten Diamanten.

Von Emil Kluge.

II.

Von den wenigen großen Diamanten, die bisher der Erde entnommen wurden, hat jeder sozusagen seine eigene Geschichte; an die von manchem knüpft sich eine Reihe von Gewaltthaten und Verbrechen. Der größte, jetzt bekannte, ist der des Radschah von Mattan auf Borneo. Er ist vom reinsten Wasser, wiegt 367 Karat und hat eine birnförmige Gestalt mit einer einspringenden Höhlung am spitzern Ende. Man fand ihn vor etwa 100 Jahren bei Landak und er ist, obgleich schon mehrere Kriege um seinen Besitz geführt worden sind, doch bisher Eigenthum der Mattan'schen Fürstenfamilie geblieben. Als ein Gouverneur von Batavia ihn zu kaufen wünschte und 1500000 Dollars nebst zwei Kriegsschiffen mit Kanonen und Munition und außerdem noch eine Anzahl großer Kanonen mit Pulver und Kugeln dafür bot, erklärte der Radscha, ihn um keinen Preis der Welt von sich lassen zu wollen, da er ihn als einen Talisman verehre, auf dem sein und seiner Familie Glück beruhe.

Den größten Ruf genoß jedoch der Diamant des Großmoguls in Delhi, der als Koh-i-noor (Berg des Lichts) eine Rolle auf der londoner Industrieausstellung spielte. Die früheste Geschichte desselben verschwindet in der dunkeln Ferne alter Jahrhunderte. Die alten Sagen aus Indiens glänzender Vorzeit führen sein Alter auf den indischen Helden Vikramaditya (57 v. Chr.), ja selbst auf das fabelhafte Zeitalter Krischna's zurück. Mit Gewißheit aber kann man seine Geschichte erst seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts verfolgen, wo er nach den Angaben des Sultans Baber nach der Eroberung von Malwa, wo er wahrscheinlich jahrhundertelang das Kronjuwel der unabhängigen Radschas von Malwa gewesen war, durch Ala ed din im Jahre 1304 in den Schatz von Delhi kam. Durch die Schlacht von Panipat, in welcher Ibrahim Lodi und mit ihm sein Bundesgenosse und Lehnspflichtiger der Radscha von Gwalior, Vikramadschit, der Hüter der Veste von Agra, fielen, machte sich bekanntlich Baber, der erste der Moguldynastien aus dem Hause Timur, im Jahre 1526 zum Herrscher von Hindustan. Die Familie des Vikramadschit und die Häupter seines Stammes waren in dieser Zeit in Agra. Bei der Ankunft Humayun's, des Sohnes von Baber, wollten sie entfliehen, wurden aber von denen, die sie beobachteten, aufgehalten und als Gefangene zurückgebracht. Humayun erlaubte nicht, daß sie geplündert wurden, wofür sie ihm freiwillig ein Peschkasch (Geschenk oder Tribut) verehrten, welches aus einer Menge von Edelsteinen bestand, worunter der berühmte Diamant war, der früher dem Sultan Ala ed-din gehört hatte. „Dieser ist von solchem Werthe", sagt Baber in seinen Denkwürdigkeiten, „daß ein Kenner von Diamanten ihn dem halben täglichen Unterhalte der ganzen Welt gleichschätzte. Er ist ungefähr 8 Mitchkal an Gewicht. Bei meiner Ankunft bei mir Humayun das Juwel als Peschkasch an, aber ich gab ihm dasselbe zurück."

An einer andern Stelle schätzt Baber den Mitchkal auf 40 Ratis, was ein Gewicht von 320 Ratis geben würde. Das Gewicht des Rati ist sehr schwer zu bestimmen. Es wechselt nach Ort und Zeit und ist an vielen Orten ein conventionelles Gewicht. Der Rati ist der Abrus precatorius oder die Rutka, ein kleines, rothes Samenkorn mit einer Spitze daran, das wie unser Gerstenkorn ein Standard-Gewicht durch ganz Indien war, indeß von ungefähr 1,84 Gran bis zu 2,25 Gran schwankt. Die Münzen Akbars lassen schließen, daß sein Gewicht nahezu 1,7875 Gran betrug. Es ist offenbar unnütz, eine so kleine Zahl mit 320 zu multipliciren, denn wir konnten wegen der Verschiedenheit des Irrthums, der aus der Multiplication selbst des kleinsten Fehlers im wahren Gewicht des Rati in Baber's und Tavernier's Zeit entstände, kein genaues Resultat erwarten. Die 8 Mitchkals Baber's dagegen bieten ein weit sicheres Feld zur Schätzung des Gewichts des Diamants. Der Mitchkal ist ein persisches Gewicht und scheint der Schwankung oder Veränderung im Werthe in verschiedenen Zeiten oder an verschiedenen Orten weit weniger unterworfen gewesen zu sein als der Rati. Der persische Mitchkal oder Halb-

Tirhem wiegt 74,5 Gran Troy und 8 dieser sind gleich 596 Gran oder 187,58 Karat. Der Koh-i-noor wog in der Ausstellung von 1851 186 Karat. Dies würde ein Gewicht von 1,848 Gran für den Rati bedingen, eine Zahl, die nahezu derjenigen gleichkommt, welche die Münzen Akbars geben.

Der Diamant verrathe sich nun in der Moguldynastie und wir erhalten zum zweiten male bestimmtere Nachrichten über ihn durch Tavernier. Der ihn unter den Juwelen Aureng Zeyb's sah. Dieser, welcher 40 Jahre als Juwelier im Orient reiste, um Edelsteine zu kaufen, erhielt 1665 von Aureng-Zeyb die Erlaubniß, die Juwelen des Schatzes zu sehen, anzufassen, ja sogar zu wiegen, und unter diesen war einer, der alle andern an Größe und Werth übertraf. Er beschreibt ihn („Six voyages en Turquie, en Perse et aux Indes", Paris, 1679) als Rosette von der Form eines halbdurchgeschnittenen Eies und einem Gewichte von 319 1/2 Ratis = 186 Karat. Früher sei das Gewicht des Steins viel größer gewesen (er gibt es auf 793 1/2 Karat an, während gewöhnlich die Hälfte des rohen Diamanten als Gewicht des geschliffenen angenommen wird), als Schah Jehan ihn dem venetianischen Steinschneider Hortensio Borgio anvertraut habe, welcher ihn aber dermaßen verschnitt, daß der Kaiser ihm nicht allein den Lohn für den Schnitt versagte, sondern ihn auch um 10,000 Rupien strafte, d. i. um alles, was Borgio besaß.

Merkwürdigerweise schreibt aber Tavernier diesem Diamant eine andere Geschichte zu und macht ihn identisch mit dem großen Diamanten, welchen Mir-Dschumla, der Minister des Königs von Golkonda, weggegeben haben soll, um den Schah Jehan beim Uebertritt in seinen Dienst aus einer Stelle, welche ihm keine Sicherheit mehr bot, günstig für sich zu stimmen. Dieser Diamant wird auch von Bernier erwähnt und scheint wirklich existirt zu haben. Um festzustellen, welcher dieser beiden geschichtlichen Diamanten der Koh-i-noor sei, ging Maskelyne in seinem Berichte über die londoner Ausstellung umständlich in Tavernier's Beschreibung ein und verglich sie mit dessen Zeichnung von demselben, und mit der Sprache, die er an einer andern Stelle seiner Schilderung führt. Er zeigte, daß Tavernier's Berichte an sich selbst nur wenig, ganz aber von seiner Zeichnung des Diamanten abweichen; daß hingegen der erstere im ganzen genommen mit auffallender Treue das ursprüngliche Aussehen des jetzt in England befindlichen Diamanten darstelle, vorausgesetzt, er sei auf eine solche Art gefaßt gewesen, daß der untere Theil desselben verborgen blieb. Aus einem andern Grunde schien es indessen wahrscheinlich, daß der Diamant, welchen Tavernier sah, nicht derjenige war, den er zu sehen geglaubt und von dem er ohne Zweifel Schilderungen in den Minen von Golkonda vernommen hatte, sondern daß es der Diamant Baber's war.

Aureng Zeyb hielt seinen Vater als Staatsgefangenen fest. Schah Jehan war von seinem unfindlichen Besieger aufgefordert worden, ihm einige der glänzendsten Juwelen zu übergeben, die er in seiner Gefangenschaft behalten hatte; anfangs schlug Schah Jehan dieses Ansinnen unwillig ab und drohte mit Vernichtung der Edelsteine, später aber, einige Zeit vor seinem Tode, lieferte er einzelne derselben aus, behielt jedoch noch sehr viele. Nach seinem Tode wurden diese dem Aureng Zeyb von seiner Schwester Dschihanara übergeben. Wurde Schah Jehan dem Aureng-Zeyb einen Diamanten übergeben oder zurückbehalten haben (vorausgesetzt, daß er beim Schneiden der Zerstörung entging), welcher der Preis seiner Einmischung in die Angelegenheiten von Golkonda und vielleicht die letzte Ursache des Triumphs seines Sohnes über ihn gewesen wäre? Weit wahrscheinlicher würde er ihm den wahren Mogul-Diamant, das stolzeste Kleinod der Eroberungen seines großen Vorfahren und dasjenige übergeben haben, auf welchem Aureng-Zeyb unweigerlich bestand. Tavernier sah die Kleinodien Aureng-Zeyb's am 3. November 1665. Schah Jehan starb im Februar 1666. Tavernier sah nur einen sehr großen Diamanten. Die Daten stimmen mit der Voraussetzung überein und es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß zwei Diamanten, der eine von 320 und der andere von 319 1/2 Ratis, vorhanden gewesen.

Der Stein blieb nun in den Händen der Moguldynastie in Delhi, bis ein anderer und zwar der wildeste und letzte der großen Einfälle der westlichen Tatarenvölker über die Berge Afghanistans hereinbrach und die Ebenen Nordwest-Indiens überfluthete. Der damalige Besitzer des Juwels war Mahommed Schah, der Enkel des Aureng-Zeyb. Thamas Kuli Khan, Nadir Schah, der große Eroberer aus dem Westen, der sich 1739 in den Besitz von Delhi setzte, gab zwar das über den Haufen geworfene indische Reich seinem tatarischen „Vetter" auf dem Throne

Delhi zurück, verabſäumte aber nicht, ſein Augenmerk auf den Koh-i-noor zu richten und verſuchte alle möglichen Wege, ſich in den Beſitz deſſelben zu ſetzen, die jedoch alle ohne Erfolg blieben. Endlich wurde ihm durch eine Frau aus dem Harem Mahemmed's verrathen, daß derſelbe den Stein in ſeiner Kopfbedeckung trage und nie von ſich lege. An dem zu dem Abſchiedsbeſuche Nadir Schah's bei Mahemmed Schah feſtgeſetzten Tage war eine große Feſtlichkeit in Delhi veranſtaltet. Nadir Schah erſchien im prachtvollen Schmucke, ſeine perſiſche Schaffellmütze tragend, die, mit der königlichen Binde umwickelt, von den koſtbarſten Perlen ſtrotzte. Die Ceremonie war höchſt feierlich. Beide Herrſcher wechſelten die Verſicherungen ewiger Freundſchaft und Bruderlichkeit zur Freude des ganzen Hofes. Wie erſtaunte aber Mahemmed, als Nadir Schah, gleichſam von ſeinen freundſchaftlichen Gefühlen fortgeriſſen, die höchſte Bekräftigung ihres Bundes vorſchlug, den Tauſch der Turbane. Zur Mahemmed war hier nichts zu überlegen. Das Verhältniß erlaubte keine Weigerung und Nadir Schah ließ ihm nicht viel Zeit zum Ueberlegen. Er nahm ſeine Mütze ab und ſetzte ſich den Turban Mahemmed's auf. Mohammedaniſche Herrſcher ſind in der feinen Sitte der Selbſtbeherrſchung gut geſchult. Dem Schah war nichts anzuſehen und Nadir Schah blieb ungewiß, ob ihm ſeine Liſt gelungen. Seine Ungeduld ließ ihn nicht länger mehr verweilen. Unter den gegenſeitigen erneuten Verſicherungen der aufrichtigſten Freundſchaft und Zuneigung trennten ſich die Herrſcher. Nadir Schah, in ſeinem Zelte angekommen, nahm ſofort den Turban ab und begann denſelben aufzuwickeln; er fand hier ein Päckchen und dieß öffnend den Stein, den er ſo erſt mit dem Namen Koh-i-noor (Berg des Lichtes) begrüßte. Er wurde mit all dem fabelhaften Reichthum, den das perſiſche Heer mit ſich führte, nach Khoraſſan gebracht.

Von Nadir Schah kam er in die Hände ſeines machtloſen Sohnes Schah Rokh, allein er gehörte nicht unter die Kleinodien, die ſpäter unter ſo furchtbaren Martern von ihm erpreßt wurden. Von ihm erhielt ihn Ahmed Schah, der Gründer der Abdalidynaſtie von Kabul. Die Geſchichte Ahmed Schah's, des Gründers des nur kurz dauernden Durani-Reiches, iſt die vieler andern hiſtoriſchen Namen. Die von Nadir eroberten Reiche fielen nach ſeinem Tode auseinander. Der Afghane, „Feldherr über ſein Roß und Herr über ſeinen Schatz", ſicherte ſich die ſeine heimiſchen Päſſe umgebenden Staaten und bildete daraus ein Reich, das ſich von Multan bis Herat, von Peſchawer bis Kandahar erſtreckte. Von ſeinem afghaniſchen Horſte ſtieg er herunter, um dem Sohne ſeines alten Herrn in der Stunde ſeines Unglücks hülfreich beizuſpringen, beſiegelte ein Bündniß mit ihm und führte den großen Diamanten zurück, deſſen Schönheiten „kein blinder Eigenthümer nicht mehr ſehen konnte" und der abermals ein zweideutiges Symbol der Freundſchaft zwiſchen Herrſchern wurde, von denen der den Diamant empfangende der ſtärkere war.

Von Ahmed Schah vererbte er ſich mit dem Throne auf ſeine Söhne. Das wildromantiſche Leben Schah Schuja's ſtand in nicht geringer Verbindung mit dieſem Edelſtein. Lange in den Mauern einer Feſte verborgen, welche Schah Zemaun's Gefängniß geweſen, glänzte er an der Bruſt Schah Schuja's, als die engliſche Geſandtſchaft ihren Beſuch in Peſchawer machte. Mahmud brachte ſeine Anſprüche auf das Reich ſeines Bruders mit Erfolg zur Geltung und der auf Befehl Mahmud's ſeiner Augen beraubte König von Kabul wanderte in die Verbannung. Allein ſein Gefährte in dieſem Exil war der Koh-i-noor und, von Peſchawer nach Kaſchmir verjagt, von Kaſchmir nach Lahore vertrieben, wurde Schah Schuja ſcheinbar der Gaſt, in Wirklichkeit der Gefangene Rundſchit des Löwen. Rundſchit-Singh war zwar kein Kenner von Edelſteinen, ſetzte aber hohen Werth auf den Beſitz deſſelben. Er hatte von dem Koh-i-noor nur gehört und verſuchte jedes Mittel, um ihn in ſeine Hände zu bringen.

Wafa Begum, die Gemahlin des unglücklichen Königs, die ebenfalls bei Rundſchit Schutz geſucht, den dieſer ihr zugeſichert hatte, wohnte infolge deſſen in Schadera. Rundſchit ließ ſie auffordern, ihm den Stein zu geben. Sie erklärte, denſelben nicht zu beſitzen. Er ließ darauf ihr ſämmtliches Beſitzthum wegnehmen und nach Lahore bringen. Steine von hohem Werthe kamen dadurch in Rundſchit's Hände, ſo koſtbar, wie er dergleichen noch nie beſeſſen, und er glaubte, daß der Koh-i-noor darunter ſei. Von den übrigen Dingen wurde vieles zurückbehalten, wie Teppiche, Shawls u. ſ. w. und der Begum nur weniges zurückgegeben. Bald erfuhr Rundſchit jedoch, daß der Koh-i-noor ſich nicht unter jenen Steinen befände. Er ließ nun die Begum aufs ſchärfſte bewachen, drei ihrer vertrauteſten Perſonen wurden in Gefangenſchaft gelegt und dem Perſonal der Zenana ſelbſt Brot

und Mörser entgegen. Niemand wußte, ohne umgebracht zu werden, bei der Begum aus- und einzugehen; zugleich wurde erklärt, daß nur die Auslieferung des Koh-i-noor Runjit's beschwichtigen könne. Der Begum überschickte hierauf einige sehr schöne Steine und darunter einen Rubin von bedeutendem Werthe. Da der Traum des Pendschab, Runjit, wie erwähnt, kein Kenner von Edelsteinen war, so glaubte er nun in diesem Rubin, der alles übertraf, was er noch gesehen, den rechten Stein zu besitzen. Um sich darüber noch vollkommen zu gewissern, ließ er einen Mann kommen, der den Koh-i-noor kannte, legte ihm jene Steine vor und fragte, welcher der Koh-i-noor sei? Er erhielt zur Antwort, daß derselbe unter den Steinen sich nicht befinde und daß die vorgelegten Steine nur geringe Dinge seien im Vergleich mit dem Koh-i-noor. Runjit wurde dadurch immer begieriger nach dem Besitze des Steines und die Gewaltmaßregeln gegen die Begum und ihre Familie kamen wieder in Anwendung. Nachdem diese so zwei Tage gedrangsalt, die Begum gleichwol standhaft blieb und Runjit sah, daß er auf diesem Wege nicht zum Ziele komme, so gab er die Gewaltmaßregeln vor der Hand auf und versuchte es wieder mit Vorstellungen bei der Begum. Diese versprach die Herausgabe des Koh-i-noor unter der Bedingung, daß Runjit Schah Schuja aus der Gefangenschaft in Kaschmir, wo er sich befand, befreie und ihm ein Jaghir auf Lebenszeit, sowie mehrere andere versprache. Schah Schuja wurde befreit, ohne jedoch ein Jaghir zu erhalten, und Runjit erneuerte sein Verlangen. Die Begum erklärte hierauf, daß der Stein sich nicht in ihren Händen befinde, sondern an einen Kaufmann in Kandahar verpfändet sei. Runjit griff nun wieder zu den früheren Zwangsmaßregeln, die Begum wurde nochmals zum Hunger verurtheilt; jedoch mehrere Tage noch andere Mittel und Versuche hatten günstigern Erfolg. Endlich versprach Schah Schuja selbst, den Stein auszuliefern, und es wurde ein Tag festgesetzt, an welchem der Koh-i-noor Runjit Singh überliefert werden sollte.

Es war am 1. Juni 1813, als Runjit mit mehreren seiner Vertrauten und Kennern des Steins sich zu Schah Schuja nach Schahrera begab. Man begrüßte sich und ließ sich nieder. Eine Todtenstille herrschte und niemand schien diese Stille unterbrechen zu wollen. Eine Stunde war so vergangen; Runjit, worauf ungeduldig, schaute sich dreimal, das allgemeine Schweigen zu brechen und gab einem seiner Vertrauten ein Zeichen, demselben auszuführen. Schah Schuja an den Zweck dieser Zusammenkunft zu erinnern. Der Schah winkte einem Sklaven; dieser ging und kam bald mit einem Päckchen zurück, welches er in gleicher Entfernung von Runjit und dem Schah auf dem Teppich niederlegte. Darauf trat wieder die vorige Stille ein. Es verging abermals geraume Zeit, Runjit's Ungeduld stieg mit jeder Minute und ließ ihn endlich nicht länger zögern, diesem peinlichen Zustande ein Ende zu machen. Er gab einem seiner Leute ein Zeichen, das Päckchen aufzuheben. Dieser gehorchte und widelte es auf. Der Stein zeigte sich und wurde als der echte Koh-i-noor erkannt. Runjit vergaß bei dem Anblicke des langersehnten Kleinods alles Vergangene. Er brach das lange Schweigen und fragte den Schah: „Auf was schätzest du seinen Werth?“ „Auf gut Glück“, erwiderte Schah Schuja“, „denn er ist stets das Eigenthum dessen gewesen, der seine Kräfte besiegt hat.“

Nach den Berichten einer gleichzeitigen Augenzeugen dieser Zusammenkunft war die Haltung Schah Schuja's überaus würdig gewesen und machte einen tiefen Eindruck auf die Versammlung. Niemand, Runjit selbst vielleicht nicht ausgenommen, sei vergegangen, ohne sich gezwungen zu haben, das er die Seitenblicke eines gemeinen Räubers geworfen habe, die er ablegen mußte.

Der Koh-i-noor befand sich nun, in ein Kuvert genäht, unter den Kronjuwelen von Lahore. Runjit trug ihn seitdem bei allen feierlichen Gelegenheiten. Auf seinem Todtenbette wurde ein Versuch gemacht, ihn zu bewegen, den Stein dem Gotte Jagannat (Dschagarnat) zu vermachen. Es wird gesagt, daß er seine Zustimmung durch eine Neigung des Kopfes gegeben habe, daß aber der Schatzmeister sich geweigert, den Stein ohne ein mehr sprechendes Document auszuliefern und daß der Monarch gestorben, ehe ein solches ausgefertigt worden. Mehrere der nachfolgenden Herrscher gaben nun auch den Schuß. Nach der Ermordung des Shir Singh blieb er unter den Kostbarkeiten von Lahore, bis der junge überlebende Maharadscha Dulip Singh von der englischen Regierung anerkannt und ein englisches Residenz mit Truppen in Lahore stationirt worden war. Da brach jene bekannte Empörung der zwei Regimenter der Sikhtruppen aus, in deren Folge die Kronjuwelen und unter ihnen der Koh-i-noor als Beute der englischen Truppen erklärt wurden.

der ihn am 3. Juni 1851 der Königin von England als Geschenk darbrachte.

Als die Ostindische Compagnie der Königin Victoria den Koh-i-noor verlangte, hatte es einer umständlichen Form und die Schonung war so angeblich vorgenommen worden, daß sein Ausehen kaum das eines geschnittenen Bergkrystalls übertraf. In den Händen wahrer Verehrung, die man zum Zwecke der Befestigung bei seiner früheren Fassung hineingeschnitten hatte und mehr der Spitze befand sich ein kleiner Riß. Der berühmte englische Juwelier David Pereaire, dem Prinz Albert den Koh-i-noor übergeben hatte, um sein Urtheil über die zweckmäßigste Form abzugeben, welche er beim Schleifen zu erhalten habe, fand in ihm wie in vielen anderen Diamanten mehrere feine Spaltungen, welche es der Ausdehnungskraft eines zusammengetrockneten Mittels oder einer zur Zeit der Bildung dieses damals noch weichen Diamanten in ihm befindlich gewesenen Flüssigkeit zuschreibt. Die Beseitigung der obengenannten Uebelstände ohne allen großen Verminderung des Gewichts des bedeutende Schwierigkeiten beim Schleifen, allein H. Garbe, der Besitzer einer großen Diamantschneidefabrik in Amsterdam, war der Ansicht, sie könnten unter den Händen eines geschickten Arbeiters überwunden werden. Man legte der Königin mehrere Muster vor, aus welchen Sie die Form auswählte, die der Diamant jetzt trägt — die eines regelmäßigen Brillants. H. Voorsanger, der geschickteste Künstler der erwähnten Anstalt, hatte die Ehre, in dem Atelier des Kronjuweliers zu London den Koh-i-noor mit Erfolg wieder zu schneiden. Zur Ausführung der Arbeit wurde eine kleine, vier Pferdekraft starke Maschine errichtet. Das Schneiden begann am 6. Juni 1852 und war in 38 vollständigen Arbeitstagen vollendet. (Der Pitt oder Regent in der französischen Krone nahm beinahe zwei Jahre in Anspruch.) Zur Reinigung eines der Risse mußte die Schnelligkeit der sich umdrehenden Scheibe auf 3000 Umdrehungen in der Minute erhöht werden, und selbst so erreichte man den Zweck nur langsam. Dieser Prozeß verminderte das Gewicht des Koh-i-noor von 186$^{3}/_{16}$ Karat auf 106$^{1}/_{16}$ — ein Verlust, der scheinbar weniger beträgt, als er wirklich ist, indem man ihn im Durchschnitt auf die Hälfte oder mehr berechnet. Obgleich er aber nicht mehr der Koh-i-noor-Diamant ist, den Vater auf die halbe Jahrhunderte der Welt schätzte, ist er dennoch derselbe Edelstein, der seinem Glanz über die Gluten jener Dynastie verbreitete, die durch den Ruhm ihrer Waffen bei vierhundert Jahren die Beherrscher des Morgenlandes gebildet hat.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Berliner Briefe.

VII.

Ich freue mich wahrhaft, heute über Herrn Virchow sprechen zu können, über welchen der Herausgeber des „Häuslichen Herdes" sich kürzlich geäußert haben muß, von der hiesigen „Volks-Zeitung" ungehudelt und höchst ungerecht angelassen zu werden. Warum? Weil er gelacht hatte. Selbst die Kammerliche Verwaltung hätte schon bei der Berufung dieses berühmten Gelehrten seinen Ruf daran genommen, daß Virchow 1848 manchen Artikel in Julius' „Zeitungs-Halle" unterschrieben hätte. „An dergleichen erinnert man nicht mehr" rief die „Volks-Zeitung". In der That, die Reihen haben sich gelichtet! In den ersten Tagen der Regentschaft, wo man einem beredsamen Schriftsteller in einem freisinnigen Blatte solche Worte entgegenschmauben konnte, war man, scheint es, in der Erwartung, sämmtliche Journalisten Berlins würden zu Geheimräthen ernannt werden. Weder der Herausgeber des „Häuslichen Herdes" hat irgendwo in Abrede gestellt, daß auch er manchen Artikel in seinem Leben Julius' „Zeitungs-Halle" geliefert, noch konnte er glauben, daß Professor Virchow irgendwie Ursache haben würde, über die ehrenvolle Erwähnung seiner Anstrengungen durch einen Ehrenmannsgruß in seiner jetzigen Stellung zu erröthen. *)

„Interessen und Ideen" lautete das Thema der von Virchow gehaltenen Vorlesung, von der, wie es schien, sich jeder ein „Atom" des Gehörten mit nach Hause trug; denn ein seit Jahren nicht dagewesenes Ereigniß — ein allgemeiner Applaus — lohnte den Redner zu seiner und zur Ueberraschung vieler Grundgesinnten, die meinten,

*) Das Schlimmste, aber kann auch wenn doch nöthig gewesene Mittel konnte die Feder des „Unterhaltungen meiner Stellung zur „Kreuz" und Journalistik. Wenn man sich seit 25 Jahren in der gemeinen angenehmen, weil praktischen Redensartigkeit bekannt, auch über andere Schriftsteller erheben zu wollen, kommt sich mit der Zeit eine solche Schwerfälligkeit, daß man sein ganzes Leben und Streben durch den schwerfälligen Widerstand beeinflußt genug muß.

P. Hey.

daß wir doch nicht nach französischer Sitte unseren Männern der Wissenschaft bei ehrenvollen Gelegenheiten wie im Theater applaudieren sollten. Einmal erinnere ich mich einer so ungewöhnlichen Ehrung des Beifalls: dieser galt dem geistigen Begründer unserer Physiologie Gottfried Reinhold Treviranus aus Halle, der seinen Vortrag mehr auf den Boden des Scherzes als auf den der Wissenschaft hatte stellen wollen.

Virchow ist einer Generation unserer medizinischen Fakultät und gegenwärtig der berühmteste pathologische Anatom. Ein Schüler — er selbst nennt sich nur „einen Lehrling" — von Johannes Müller, folgt er dessen Ausspruch: „Nicht das abstrakte Denken über die Natur ist das Ziel des Physiologen — der Physiolog erkennt die Natur, damit er sie beherrsche; Erfahrung wird zum Ausgangspunkt des Wissens."

So innig vertraut in naturwissenschaftlichen Betrachtungen beide Männer waren, so entgegengesetzt gestaltet standen sie sich in politischer Beziehung gegenüber. Der für die Freiheit flammende junge Dr. Virchow trat im Jahre 1848 kampfgerüstet seinem Lehrer gegenüber. Der Strom der Ereignisse brauste dahin, Virchow erhielt einen Ruf nach Würzburg; er wünschte Fakultätsverhältnissen wegen Berlin nicht zu verlassen und stellte die bekannten Bedingungen. Der damalige Kultusminister, der sein Barometer für geistige Exportation stets, sah sich auf seine Unterhandlungen ein. Virchow ging nach Würzburg, sein Ruf als pathologischer Anatom flog von Jahr zu Jahr und Würzburg kam in außerordentliche Aufnahme. Er interpellierte die heilige Fakultät selbst. Ein neues Lehrbuch wurde von ihr benutzt und Virchow stellte jetzt selbst seine Bedingungen. Er verlangte den Bau eines anatomischen Saals, in welchem sein Mitarbeiter seinen Schülern an Leichen lehrten, um der Studierenden Vortrage durch Anschauung folgen zu können. Man bewilligte alles, denn man hatte gesehen, daß so wie er, ein Schüler von Johannes Müller, auf die Errungenschaften Rokitansky's fortbauend, die medizinische Kunst zu einer immer gegründeten Wissenschaft emporhebt. Auf das Leichenhaus neben der Charité (unseres Wissens wurde auch ein Siechenhaus aufgerissen und ein anatomischer Saal eingerichtet. Dort hält Virchow, umringt von jubelnden Schülern, seine pathologisch-anatomischen Vorlesungen. Es wie Professor von Gräfe haben durch die schnelle und gründliche Art ihrer Vorträge sich einen so bedeutenden Ruf erworben, daß man gegenwärtig unserer medizinischen Fakultät vor allen in ganz Deutschland traut; eine Ehre, die vor wenig Jahren noch der meinen Fakultät gebot.

Wie Johannes Müller rastlos in rastloser Thätigkeit, so wirkt und schafft jetzt Virchow und schreibt auch als polyhistorischer Schriftsteller sich Unsterblichkeit. Seiten werden die hohen Fortschritte des Wissens und der Arbeitskraft in so hoher Begabung einem Individuum zugetheilt, wie wir sie hier an Lehrer und Schüler zu bewundern haben; und betrachtet man sie beide auch in ihrer äußern Erscheinung, so möchte man fast, um sie zu charakterisieren, sagen: Tag und Nacht stehen sich in ihnen gegenüber. Komprehensiv wirkt der eine, der andere diskursiv — der eine ähnelt von himmlisch dunkeln Mächten umringt, die ihn hoch zu den Höhen des Lebens emportragen, dann wieder hinabstürzen in das Labyrinth der eigenen Seele, aus dem sich zu retten der Körper, durch Arbeitsübermaß erschöpft, nicht immer Kraft genug besitzt, in das er sich verliert wie ein Kenner verschwand, um seine eigene Bahn zu gehen. Umweht von Haar und Bart, mit gedrungenem Oberleib, am Haupt und im Angesicht etwas, das an Löwe erinnert — Virchow dagegen schmächtig, elastisch, von feiner Statur, blond, mit edlen, feingeschnittenen Gesichtszügen — ein vollkommener Gegensatz.

Virchow zog die Zellentheorie mit in die Untersuchung, um zu fragen: Wo also ist das Individuum zu suchen, im ganzen Organismus oder in seinen Theilen? Und wenn zu diesen, in welchen bestehen? Vielleicht in der Urform alles organischen Lebens, der Zelle?

„Die Frage", sagte der Redner, „ist noch ungelöst, aber der Weg ist dadurch angebahnt, dem Begriff der Individualität eine festere Form zu geben."

Sie fragen: Seit wann datirt die neue Theorie? Es war Theodor Schwann, ein deutscher Naturforscher, der durch das Hauptgesetz der Zellentheorie, d. h. der Thatsache, daß die Uranlage eines Organismus eine sich in dem Bildungstrieb ernährende Zelle ist, auffand, wodurch seit 1839 eine der mächtigsten Umwälzungen in der Naturlehre eintrat. Die materielle Bedingung zur Entstehung des Individuums ist in der organischen Urzelle gegeben; die zwei charakteristischen Formen der organischen Materie, die die Lebenserscheinungen bilden, sind: Eiweißartiger Leib und Zellstoff, zu welchen beiden in den organischen Plasmen noch alle unorganischen Stoffe als Salze und Metalle hinzutreten, um das organische Gewebe

zu vollenden. Die Summe aller materiellen Lebensbedingungen ist also in einer organischen Zelle gegeben und es tritt hier nur die Frage ein, wie die Natur das Kapital im Individuum anlegt, vermehrt und vertheilt. Hoffentlich wird der angekündigte Vortrag im Druck erscheinen.

Unsere Männer der Wissenschaft treten, wenn sie der Universität angehören, bei festlichen Gelegenheiten in ihren Amtskleidern auf. So bei dem traurigen Feste, wo Frau von Kotzebue von einem Schlaganfall betroffen wurde. Der Hof war noch nicht in die Salons getreten. Man brachte die schwer Erkrankte in das kleine, an den Billardsaal stoßende Lesecabinet der Prinzessin Augusta; die Töchter, die mit den andern jungen Damen im Tanzsaal dem beginnenden Vergnügen entgegenharrten, wurden benachrichtigt und eilten hinab; Belebungsversuche wurden gemacht — es war vergeblich — der Tod war schon eingetreten. Eine Trauerstimmung bemächtigte sich aller, eine Herabstimmung des so glänzenden Festes, bei welchem man Toiletten von seltenstem Glanze sah und unsere Kaiserin Friedrich Karl im weißen duftigen Gewande, mit Kornblumen und Silberähren garnirt, einen Kornblumenkranz, in welchem die Aehre in Brillanten funkelten und gleiche Aehren sich zopfwindungen, im Haar trug. Die Gemahlin des russischen Gesandten trug ein Trop d'argent-Kleid, das sie wie ein Silbernetz umfloß; die Gräfin P., geborene Gräfin P., eine reizende Blondine, und Gräfin L., eine geborne Russin, die man heute als „Schönheiten" bezeichnen kann, hatten ihren Toiletten, die erstere durch eine reiche Fülle von Perlengarnitur, die gleich Kanzlerinnen aller Orten und Enden in Perlenform sie umhingen und viele Orden einfingen; — die zweite durch eine Garnirung, ein chevalleartiges Gewebe, das die herrlichsten Blumengewinde zeigte und sich um Kleid und Ueberwurf wand, den feinen Zauber verliehen. Kurz — hier war es, wo einige Lehrer unserer Universität, die in ihrer Staatstracht, den funkelnden Talaren, sich im Saal bewegten, von einigen Damen — für ausländische Gesichter gehalten wurden! Unser Rector Magnificus in seinem festlichen, bis zur Erde herabwallenden rothen Sammtmantel mit breiter Goldstickerei galt in den Augen verschiedener Kammerdamen für einen türkischen oder walachischen Fürsten. Darüber befragt, konnte ich mich vor Lachen nicht sofort entschließen, meinem Rector diesen Irrthum zu rauben, der ihn unter das Personal vieler schöner Augen stellte — ich erhöhte nur die Bewunderung für ihn, indem ich von seiner Gelehrsamkeit Wunderdinge erzählte und hinzufügte: „er würde auch einen Vortrag in der Akademie halten". Als ich so die Gemüther meiner verschiedenen Freundinnen aufs äußerste gespannt hatte, schloß ich davon. Eine erzählte es der andern, der gelehrte walachische Fürst ward immer mehr Gegenstand der Bewunderung, bis — zuletzt auch dieser Schleier und der schöne Wahn zerriß.

In einer unser noch all den großen Kunstparadeln laufenden kleineren Gesellschaften begegnete ich dem vielgenannten und berühmten Reisenden Dr. Heinrich Barth, der für einige Wochen sein Zelt hier aufgeschlagen hat. Obwohl ich mit seinen gefahrvollen Reisebegebenheiten durch sein Werk bekannt war, hatte es für mich doch ein ungleich höheres Interesse, den in wunderbarer Weise heimgesuchten und glücklich heimgekehrten Mann selbst von seinen Erlebnissen erzählen zu hören. Immer von neuem müssen wir den Muth, die Ausdauer, die Fülle der Entbehrungen, die solche Forschungen mit sich führen, bewundern. Barth gehört in Erscheinung und Wesen zu den stillen, aber energischen Menschen, die durch Ruhe und Besonnenheit die sich häufenden Widerwärtigkeiten und Hemmnisse besiegen. Interessant war es mir, zu hören, daß einige Negersprachen einen großen Reichthum von Lehnwörtern besitzen, die selbst die der deutschen Sprache noch übertreffen. Er hat den großen Wunsch, daß seine afrikanischen Reiseberichte sich jetzt an die Negerexpeditionen anschließen und andererseits die, welche Vorgänger vom Lande aus mit gleicher Thätigkeit unternommen, endlich die großen Lücken, die in der Kenntniß der Völker, der Flora und der Stromgebiete Afrikas noch vorhanden sind, glücklich ausfüllen mögen.

Obwohl wir uns mit dem specifisch berliner Sprichwort: „Danzen machen gilt nicht", die allgemeine Kriegsgefangenschaft fern halten, so hat doch gerade in der Verwaltung des Kriegsministeriums ein frischer Strom alle bedeutenden Kräfte durch die bekannte organisatorische Thätigkeit unseres Kriegsministers in Bewegung gesetzt. Ja auch der jetzt geltende Plan einer theilweisen Umformung der Landwehr infolge der Gewitterwolken, die von Osten heraufziehen, noch nicht ins Leben getreten, so ist unterwirft der Mobilmachungsplan einer scharfen Revision unterworfen und steht jetzt schon so gesichert da, daß selbst in den geringsten Einzelheiten nicht nur die bestimmten

Offiziere verfügt hat, sondern auch ihre schriftlichen Instructionen erhalten haben. Dem Anmarsch von 60 Hauptleuten und Assessoren sieht das jüngste Offizierscorps schmachtend entgegen; es hofft, daß der 31. März einen der Lagerplätze bringen wird. Da schon jetzt in den Ministerialbureaux die unglaublichen Verzeichnisse dieser guten Kameraden begonnen haben, so wird der Krieg nicht nur Plätzen, sondern auch Hauptleute entblößen. Der Armee fehlen jetzt im Friedensstand 140 Generale, aber nur einige wenige Infanteriestäbe.

Jagdschein ist Nasse, der Pferdehändler, das Gespenst der Offiziere. In Folge der deutschen Reichsnot darf gesagt werden, daß es Herrn Nasse nicht gelungen ist, ein leistungsfähiges Pferd hier aufzutreiben. So war Herr Nasse genöthigt, seine ungeheuerlichen Prätentionen an minder schlimmen Exemplaren zu zeigen. Versteht man seine Lehrmeister nicht sehr genau, so weiß es auch, ob kennt man den Schwerpunkt seiner ganzen Theorie in der Mittheilung eigenen Worte: „Durch freundliche Behandlung erringe ich alles", zusammenfassen; aber wer diesen Satz sieht in die Nähe stellt, wird gewahr, daß hier neben der schönen Devise der Welt auch gleich die zweite: „Wer die Macht hat, hat das Recht", daneben steht und das Pferd mit Hand sagen könnte: „Ja, du hast recht, verzüglich weil ich muß." Es liegt entschieden auf der Hand, daß in dieser schönen gemüthlichen Lähmung einer Volksherrschaft, dafür auf eine andere Erfahrung, Kriegsmanöver sind nur da von vorzüglicher Wirkung, wo das Thier den Befehlen seines Herrn nachkommt. Seine Vorstellungen haben sich aber, trotz der sehr bedeutenden Gemüthsgüter von zwei Friedensjahren, doch vieler Interessenten zu erfreuen gehabt; in einer der letzten waren über 100 Personen anwesend, Minister und verbündeter viel Gastfreiheit, der hier in unseren Kammern sagen. Die Kunst „zu regieren" kann nie genug erlernt werden.

(Die alten Brief brauchst.)

Anregungen.

Zur deutschen Kultur- und Sittengeschichte.

Europa wehrt sich an seinem Gefühl von der Hemmungen der Menschen wenn zu bleiben und zu bewahren, sondern zu begreifen.

Das Begreifen sollte, meinen wir, auch die Aufgabe der Geschichte sein und ganz besonders der Kulturgeschichte.

Aber der meiste unserer Kulturgeschichte überzeugt und Buchse noch so sehr von Begriff, daß sogenau verstehen zu sein kommt.

Auch in der zweiten Auflage von Johannes Scherr's „Deutscher Kultur- und Sittengeschichte" (Leipzig, Otto Wigand, 1874) vermissen wir die eigentliche Kunst, obgleich der Verfasser im Vorwort meint, der Text der vorigen zweiten Auflage werde nicht ohne Billigung der Aufklärung einer gewissen literarischen Schule" brauchen, durch welche das Buch in seiner ersten Auflage vielfach entstellen mußte. „Damit nämlich, heißt es weiter, meiner Arbeit (Scherr) was die Persönlichkeit meiner Seele verantwortlich, wie ich mich sagen darf, mehr noch durch unverantwortliche als persönliche Mängelschuld zu groß, als daß davon nicht mancher Tropfen hätte auf das Papier fallen sollen, welches ich beschrieb. In meinem Buche, wie es jetzt ist, wird man, glaube ich, die mildernde Hand der Zeit wahrnehmen, wenn auch schwerlich seine Verleugnung oder Verleidung meiner Grundsätze." „Literarische Schule" — was ist nicht unser Buch — vermissen vielleicht von einer einflußreichen literarischen Schule, welche die Tätigkeit der materialen Urtheils- gewiß ist eben die Pflicht und Tugend zur Schwächung, um nicht zu sagen zur Tödtung des Geistes erzieht, der meinen und viel Gutes gestiftet und empfohlen hat.

Auch wir sind keine Freunde der „hochfliegenden ethischen Reflexionen", auch wir verlangen vom Geschichtschreiber Grundsätze, und man würde uns sehr mißverstehen, wenn man unsere Forderung des Begreifens der Thatsachen, die wir an den Historiker stellen, in die Forderung des Beschönigens umdeuten. Wir verlangen weiterhin vom Historiker strenges Gericht, aber das Gericht, das der Historiker über die Thatsachen fällt, muß noch anderer Natur sein als ein strenges, sondern auch ein gerechtes sein, und gerecht kann das Gericht nicht vom einseitigen Parteistandpunkt aus fallen, sondern nur von einem höheren, der die Nothwendigkeit begreift.

Wir machen es Scherr natürlich nicht zum Vorwurf, daß er ein Gegner des Jesuitismus, Ultramontanismus, Pietismus, Obscurantismus und religiösen Gefühls, ferner ein Gegner des Feudalismus, Militarismus, des Polizeistaats, der deutschen Kleinstaaterei und Mißwirthschaft auf politischem Gebiet ist, daß er für humanitären Fortschritt gegen die reactionäre Romantik kämpft u. s. w. Aber über der Parteistellung sollen in unsere Kultur- und Sittengeschichte das Begreifen nicht zu kurz. Wir vermissen eine Auseinandersetzung der allerlei Be-

[illegible] Romantik [illegible] die unter diesem Namen begriffenen Erscheinungen noch nicht begriffen. Die Anwendung solcher Schlagworte wie Romantik, Pessimismus, Verstandesmord u. s. w. findet man bei Scherr häufig, aber sie machen den Eindruck wie Etiketten auf Büchsen einer Schachtel, die zwar eine Nummer, aber keine Bezeichnung von dem Inhalt geben. Daß diese Unterbringung des Thatsächlichen unter gewisse Rubriken nützt in der Geistesgeschichte nicht auf.

In seinem Urtheil über die deutsche Aufklärung des vorigen Jahrhunderts sagt Scherr, nachdem er [illegible] hat: „Rechnet man hierzu noch alle die Verirrungen, welche für das politische und soziale Leben, das Handel und Gewerbe, die Landwirthschaft, Gewerbe und Handel von der Aufklärung ausgingen, so wird man die Verfolgungen, welche die aufklärerische Bewegung des vorigen Jahrhunderts in dem unserigen erfahren hat und erfährt, in ihrer ganzen Unlauterkeit leicht erkennen. Die Aufklärung hatte Mängel und Gebrechen genug gezeigt. Aber so viele Mängel und Gebrechen die Reform haben konnte, sie machte so viel, als etwa das Wirken des Christenthums in Erscheinungen rufen, wie die Inquisition, die Hexenschlachten und Ketzerbrände waren. Hiergegen müssen wir bemerken, daß die damalige Aufklärung bestimmte Mängel hatte, sie in ihrem Wesen lagen und hinwegfallen, sie so wenig waren wie die Inquisition u. s. w. dem Christenthum. Kuno Fischer hat in seinem „Leibniz" das Zeitalter der deutschen Aufklärung", diese wesentlichen Mängel der deutschen Aufklärung entwickelt.

Trotz aller Mängel ist gerade das Scherr'sche Buch ein für das größere gebildete Publikum empfehlendes geworden. Es verbindet mit großem Inhalt an Thatsachen allgemeine Gesichtspunkte, ist allgemein verständlich geschrieben und hat das Recht und die Pflicht des deutschen Patriotismus zum Hintergrund. Von Schiller begeistert Scherr den Humanismus als den Pol, um welchen sich seine Darstellung der Weltgeschichte dreht. Aber, während durch die warmherzige Färbung der Gegenwart, die Farben der Zeit [illegible] deutlich verstehe, der erkennt, daß der Humanismus, wie wir sagen Humanitarismus als solchen, eine neue Kulturform zu begründen, in welcher auch unsere Kunst, unsere Wissenschaft und Poesie zu bisher noch ungeahnter Blüte aufblühen werden. Die von Richtung zu Richtung verschiedene Bewegung in den Naturwissenschaften, in der Geschichte und der vergleichenden Sprachforschung oder kurz der Charakter einer neuen Bildungsepoche. Ungeachtet der tüchtigen Gesichtspunkte hofft Scherr doch für die Zukunft der deutschen Nation Gutes. Eine Nation, welche auch in unseren Tagen so modelliert wie sie vorbringen große Männer hervorgebracht wie die eines Schiller und einer Lichtenberg aufzuweisen habe, eine Nation, die es an den erhebendsten Beispielen von Hingebung an die Idee auch in der Gegenwart nicht fehlt, sei zur Hoffnung auf die Zukunft berechtigt. „Ein Volk, welches eine solche geistige Entwicklung hinter sich hat wie das deutsche, ein Volk, welches auf allen Gebieten allmählich, aber stetig vom Joche der menschlich freien Zeit folgte und die erbarmungsvolle Fürsorge der Humanität nicht allein auf die Armen und Irren, sondern auch auf die Verbrecher, nicht allein auf die Gesunden, sondern auch auf die Thiere ausdehnte, ein Volk, welches durch natürliche Anlage, durch Einsicht weiter und Prüfung recht eigentlich zum Träger des Humanismus bestimmt ist, kann nicht einer Barbarei verfallen, wie sie pessimistischer Pessimismus von außen oder von innen her drohen sieht." Scherr hofft das Deutschland, wie es die Predigten der religiösen und sittlichen Ideen grüßt, auch das der politischen und sozialen Welt wird, wenn dann freilich größere Opfer als durch Kriege und wirtschaftliche Umwälzungen nicht zu einer schnellen [illegible] Aufklärung und zu den berechtigten Ansprüchen der Nationalität führt.

Gedichtsammlungen.

II.

Vielmehr mögen wir ganz Recht von unserem Kritiker, von denen unsere Leser bisher nicht viel gehört haben mögen, wenn schon der eine bereits die dritte Auflage Tausend erlebt zu haben erklärt. Es ist [illegible] Hermann von Pistorius, genannt seine Gedichte „Aus der Tiefe" (Leipzig, [illegible]) und widmet sie „der besten Gattin", d. h. der eigenen.

Das Gedichten bildet in Wirklichkeit den Hintergrund aller seiner Poesien. Trotzdem scheint es seinem recht eigentlichen Gebiet auf, sondern viel mehr die Atmosphäre der ersten Kapitel, den heiteren Ton einer Nachricht Gesinnung nach ihre abgeklärte Ruhe sittlicher Entschiedenheit, den tröstlichen Weg, welchen die tragische Stimmung mit sich bringt, und dabei die außerordentlich tiefere Haltung, welche den gebrauchten Symbolismus und der christlichen Lebensform [illegible] Pessimismus auch innerlich seiner Dichter anthun möchte. Gedichtbuch ist von mäßiger Länge, aber von allem solchen Inhalt und so guter Waare gestaltet durch die Natürlichkeit einer glücklichen ehelichen Verbindung. Solchen Persönlichkeiten, welche lediglich Gedichte gewagen und allerlei heutzu Gesagtes nicht abgeneigt sind, auch solchen, welche bei unseren modernen Dichtern unsere Charakter und Nöthigt an ehemaligen Almanachsgedichtmaß vermissen, überhaupt Personen und Leuten, welche einem gediegenen Privatvergnügen hold sind, sei das Büchlein bestens empfohlen. Der Ton ist nicht immer getroffen. „In einsamer Nacht" (S. 15) ist schon einmal fast [illegible]. Es ist schade, daß die oft praktische [illegible] eine schwerfällige Betonung, welche das ganze Buch durchdringt, an solchen Localitäten an

mehr als einen Band füllen. Auch über der Verfasser gut, mit unbarmherzigem Messer die vielen Längen wegzuschneiden, die den Werth der sonstigen Gedichte beeinträchtigen.

Ein anderes Problem, welches gelöst sein will, nennt sich Brahl („Gedichte". Leipzig, Engelmann, 1864) und muss das deutlich ausgedrückt, dieses Phänomen wäre ein beachtenswerthes Pendelbild der Phänomenalität, der, im Bereich des Plattgelben und Staubfilzen ein Kobert leidenschaftlich, das Gleichgewicht zu verlieren pflegt, sobald er seinem Objekte weit oben am Nebelhimmel, dem lieben Monde, und „andern transmen Naturgebilden" schaut. Diese Aufgabe nach dem Versuch begegnet ihm leider — Verzweifelt. Es ist schmerzlich, wie man ein Mann von höchster Bildung und selbst doch ein so talentvoller Selbstkritiker sein kann, wie hier auf jeden Versuch gerichtet wird. Daß im epigrammatischen Theile sich allerdings einige Gelungene finden mag, verhehlt sich der [illegible] Namen von selbst.

[illegible] „Jung Germanen" und ihrem Anhang. Krugers herausgegebene Parteischriften „Das Vorwärts" (Hamburg, 1859) und Bernhard Cotta's „Wochenschrift für deutsche Dichtung" (Hamburg, Münster) kommen vorzugsweise in Frage.

Man hat gegen Gust der Jung Germanen überhaupt gestritten und auch an dieser Wochenschrift gethan, daß sie von jungen Studenten ihren Standpunkt gehört bringt. Auch wir sollten uns gebrungen fühlen, die ganz falsche Ansicht abzuweisen, als wenn Männer, die vor großen geistigen Strömungen der Jahre [illegible] sie nicht kannten, gegen das „Junge Deutschland" schreiben, weil sie durchaus nicht verwechselt sein wollen. Interessen ist unter gegenwärtiges literarisches Leben von so zersplittertem, daß wir uns gern an einige Symptome des Gesammtbildes für engere Parteiansichten halten und die jungen Männer ermuntern wollen, ein gutes Beispiel für die Alten zu geben. Unter der Verbrauchung und gegenseitige Anerkennung nicht in ein Hilfsgesellschaft Mormonenthum und nicht in eine wechselseitige Vergötterung etwa der Art, wie der Herausgeber vieler Bücher in seinem Buche „Platenow und seine Bücher" eine solche an den beiden Stuttgarter Schwaben [illegible] Bücher geschildert hat, bewahren sie seine Tendenzen, die ihnen die Natur schon bei Geburten legen soll, sorgen sie nicht für ihre Publicität durch ein Heer Mitarbeiter in den Musenalmanach, Bildhauerwerk Bücher und photographischen Anstalten, so soll ihnen der anerkennende Ton, mit dem sie gegenseitig von sich selbst sprechen, nicht im mindesten verhindert werden. Wollen Gott, in unserm literarischen Treiben kann etwas weniger Ruf, ja gegen unverschämte Schreiberei nicht entrüst genug sein können, als die einfach kaum der Ohren zu schlagen.

Kruger's Versuche zur ernsthaften Dichtung haben wir schon wenige mal auf das Maß zurückgeführt, was sie wenigstens sein sollten, und ihr allein für die Gestaltung der deutschen Literatur gebührt. Auch seine Sprachreformen wird nicht jeder unterschreiben. Sonst ist in seiner Zeitschrift manche anerkennenswerthe Studie und unter den poetischen Beiträgen manches tüchtige Gedicht anzuerkennen. Eine besondere Kritik gebührt die kleine Zeitschrift Gabriel's auch. Obwohl sie auch zunächst nur der engern Parteiangelegenheit des Interesse zu sein, so ist hier doch in Deutschland mehr Raum. „Soweit die deutsche Zunge klingt", soweit „Singen darf, wem Gesang gegeben", wird das „deutsche Sängerthum" Anerkennung zu verschaffen und sorgt haben, daß es ihm an Verbreitung seiner Interessen nicht fehle.

Glossen

von J. G.

Rochefort sagte von Voltaire: „Wenn er todt, hat es immer nur Werke der Barmherzigkeit. Er spendet für den Armen, gibt aber an den Reichen verdient."

* *

Der Weihrauchduft der Armen hängt immer nur mit dem zusammen, was zu ihrer Begräbniß gehört.

Lebensblicke

aus Ludwig Kalisch.

„Mit dem Recht ist selten belohnt worden als der Verein". „Ein deutscher Schriftsteller sucht nur sich [illegible], mit dem er [illegible] kann, so kommt er nach und nach in die Masse und das Uebrige findet sich."

* *

„Wir werden als Originale geboren und sterben als Copien", behauptet der tiefsinnige Young. Wir möchten noch weiter gehen und sagen: „Wir werden schon als Copien geboren und sterben als Plagiatoren".

Nach dem Gewitter.

Vorüber das Wetter, das Regnen hört,
Das Donnern, Brausen, der Blitze Glut; —
Still ruht der Wald nach dem Kampfe nun,
Wie der Mensch von Schicksalsschlägen gebeugt.
Noch stehen die Bäume, von Perlen schwer
Erfrischende Thränen um sich her;
Und von den tropfenden Perlen erquickt
Perkt munter der treue Gefährte Vogel,
Begleitet der Sänger, der perlend vom Sommer singt.

So ist auch, trauernder Menschenherz,
Du bei noch jugend in Thränen und Schmerz!
Und nahe Tage wird kommen,
Verscheucht die Perlen des Kummers sanfter
Erquickt und der Schicksalswetter Bäume
Und wieder ergrünend — so traurig du jetzt!

Karl Georgi.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 27. Wöchentlich ein [illegible]
Preis vierteljährlich [illegible]

Inhalt: Auf Manöver. III. Im Nachtquartier. — Pariser Spaziergänge und Lebensbilder. Von [illegible]
III. Bücher über Natur und häuslichen Herd. — Briefe über Musik I. Von Ernst von Elterlein. — Die größten Dramatiker. Von Emil Kluge III. — Die Jagd nach Reichthum. Von Amalie Hüttl. — Theaterreferate. — Kunstwerke und Erzählungen I. — Illustrirtes deutsches Wörterbuch. — Verantwortliche von L. Gutzkow

Auf Manöver.

III. Im Nachtquartier.

„Wer bringt den Chevalier von Morvan?“ Mondschein!“

„Morvan! Herr Knackfiedel!“

„Fahnen, Fahnen, Fahnen! Sage du es mir, Wachtschlag!“

„Morvan! Herr Knackfiedel!“

„Horch Fahnen, Fahnen, Fahnen! Jungens, wo habt ihr heute eure Gedanken, ergötzlichsten, daß solche Fahnen in den cooperanten zum Vorschein kommen! Ich glaube gar, es stecken euch schon der Soldaten im Kopfe, die heute ihren Marsch durch die Straßen — via, viae — unserer Stadt — nondei oppidi — nehmen werden! Marsch macht der Wirthshund einen solchen langen Hals und schaut durch die Fenster nach der Uhr des Rathhauses?“

Alle retten, Gurgo nachrennend, zehn Minuten vor dem Viertel auf zwölf Uhr Herr Gajus Romanus Knackfiedel, wohlbestallter rector Hauptlehrer in Quinta, und kann nur mit Mühe die ungeduldige Schar zukünftiger Staatsbürger zur Kaiserfluchtfeier während des Vortrags über der erste Declination bringen.

„Also wie heißt der Chevalier von Morvan?“

„Hurrah! Die Soldaten sind da!“ ruft jetzt plötzlich eine heisere ungestüme Stimme vor Thür

herein. „Sie kommen eben die Burgstraße herunter!“

Und ehe sich Herr Gajus Romulus von seinem Schreck über diese plötzliche Unterbrechung erholen kann, sind sämmtliche Schüler nach der Thür und auf die Straße gestürzt.

Kaum sieht sich der wackere Präceptor allein, schlägt er mit Ergebung sein Buch zu und folgt mit einem „Ast Caesar est rebus!“ der Bewegung seiner Zöglinge.

Er braucht nicht weit zu gehen, um die hier gewöhnlichen Schauer näher in Augenschein zu nehmen. Die Bataillone marschiren nicht am Schulgebäude vorbei und das letzte, das dritte Bataillon, macht sogar unweit desselben Halt. Da hat Herr Knackfiedel die schöne Gelegenheit, die militärischen Evolutionen und Manöver zu studiren, was er mit um so größerem Eifer thut, da er im nächsten Jahr im Examen den Siebenjährigen Krieg vorzutragen hat und es doch immer gut ist, wenn man einer etwaigen verlangten Frage über Strategie und Taktik Acte und Antwort zu stehen weiß.

Jetzt schweigen die rollenden Trommeln. Das Gewehr wird „bei Fuß“ genommen, die Regimenter formiren sich zu kleinern Massen und man schreitet zur Aufgabe der Quartierbillets. Deutlich vernimmt der Hallischer die Namen der Handwerker und beeilt mit großer Spon-

sung, ob nicht halt der neue Bruder genannt werde, da man hören könne einen Diener als [illegible]

Endlich hob der Lautenschläger glücklich verhallt und die Spitzen gaben ungefähr durch die Straßen. In Schwingung gibt den Klang gegen die nötige Aufhaut und mancher Lautenist und Lautenist will lieber den matten Saitenlautenschwingen nach dem ländlichen Hause gehören, statt in die trampe Schulstube zurückkehren.

Es sieht sich denn auch Herr Knaufdichel außer Stand, seine Lektionen von neuem zu beginnen und schreibt seiner Mahnung im Hause seines Bruders, des Herrn Stadtrats und Schuhmachermeisters Knaufdichel, zu. Herr Gabriel Johann im eifrigen Gespräch mit [illegible] Schwägerin, welche die Einzugsbesuche [illegible] empfangen war, da der Herr Gemahl mit den übrigen Mitgliedern des Stadtrats noch beim Regierungsmarschall weilt.

Nicht lange darauf stellt sich denn auch Firmian F. der Frau Schuhmachermeisterin als Gesellschafterin vor. Die etwas derbe Dame, welche die Hand an der Schürze, ehe sie in [illegible] hineingreifen einzelne Brocken des Firmians einschätzt, und begann dann eine lange Rede von „einfachen Verhältnissen, die nicht allen so gut auf den Leib wie die verwöhnten Herren", „von Kostverächtern und Hausmannskost" und sonstigen andern dahin bezüglichen Dingen, welchen F. mit der Bemerkung: „Nun, ich denke, wir werden uns vertragen!" glücklich ein Ende macht. Unterdessen haben sich die vier Kinder gebildeten Kleider der Frau Knaufdichel in der Nähe des Firmians gemacht und bewundern ihn mit großen Augen an, während der jüngste Sprößling der wackere Lauer auf dem Arme einer Wärterin ungeduldig wird und durch Schreien, unaufhörliches Lärm und Rudern der Arme sein Verlangen nach dem glänzenden Kronleuchter mehr Hohen äußert.

F. kann, wie immer, auch hier seine angeborene Galanterie nicht verleugnen und hat daher nichts Eiligeres zu thun, als sich durch die Frage: „Gehören Ihnen die lieben Kindchen?" bei Frau Knaufdichel in ein höchst günstiges Licht zu setzen. Dabei greift er nach dem lockigen Haupte eines ihm zunächst stehenden schmächtigen Buben. Doch der junge Herr setzt diese Vertraulichkeit heftig auf und in den Augen, unter welchen F. Lust hat ihm ein Veto anzuthun, regnet es schwarzen Haß hervorbricht.

„Du rauher Junge", ruft der Mutter, „wirst du gleich benehmen und dem Herrn Firmianus eine Hand geben? Merkst du was?"

Der Junge mit schlechtem näher, hört die Rede, welche ein vor einer Viertelstunde die nähere Bekanntschaft mit einigen Pfund Schuhwerk gemacht zu haben schient, nach dem Vorgefallenen aus, während die Kinder mit entsetzenergriffenen Augen ein Bild vor seinem Gesicht bildet.

Um nicht auf der Höhe des Kinderzimmers zu fallen, machte F. zur Begrüßung des Kindes durch Berühren der geschwärzten Hand mit dem Zeigefinger, trägt aber nachher schleunigst nach seinem Zimmer.

„Haben Sie nur die Güte, mir nachzukommen, mein verehrtester Herr Firmianus!" tönt Frau Knaufdichel mit trippelt durch die Hausflur nach dem Hofe, poltert dann eine hölzerne Treppe hinauf und öffnet die Thür zu einem freundlichen, zwar etwas niedrigen, aber der Breite nach geräumigen Zimmer, dessen zwei Fenster die Aussicht auf einen Gärtchen gewähren. Ein Sopha, drei Stühle, ein Tisch, ein halbes Dutzend Bilder und ein Bett mit Zubehör bilden das Ameublement.

„Wohin haben Sie Ihre Thür?" fragt F., nachdem er sich mit spähender Miene umgesehen.

„Ach, Sie entschuldigen!" entgegnet die Frau Wirthin; „nebenan ist das Zimmer von meines Mannes Bruder. Er ist Lehrer an der hiesigen Schule. Ein ganz stiller Mensch; ich denke, er wird Ihnen keine Unbequemlichkeiten machen. Ich werde ihm auch noch ganz besonders sagen —"

„Schon gut", erwidert F.; „ich denke, ich werde mich mit meinem Nachbar vertragen, wenn er mich nur die Nacht ruhig schlafen läßt. Wo aber steht mein Bursche? Ich möchte, ich hätte ihn noch gar nicht zu Gesicht bekommen!"

„Hier, Herr Firmianus!" antwortet in diesem Augenblick die tiefe Stimme des dicken Johann aus der Mauerer tauchte aus dem Dunkel einer Kammer hervor, welche die Rückseite des Zimmers bildet.

„Gedenken Sie sich noch einen Augenblick, mein verehrter Herr!" beginnt die Wirthin zu wieder, „das Essen wird gleich kommen!"

„Damit hat's Zeit! Vor der Hand bin ich nur um frischen Wasser."

Während die Wirthin dienstfertig nach der

Kinder mit, daß Ihrelongis benachrichtigt, Johann einem Knopf am Rock Nr. 2 eine bessere Befestigung zu geben versucht, I. sein sorgfältiges Antlitz erwandt und es sich in seinem sogenannten „Arbeitskabinett", einem alten mit ausgetretenen Mantel „heizbaren" machte, erschien in bemerkbarer Verlegenheit ganz Herr Romuald Knackwurst auf der Diele schwebte.

Nach dem ersten Gruße begann der Unterbuchhalter sofort zu dem noch mit seiner Person Beschäftigten: „Bester ich mich nicht ganz irre, sehe ich den und gütigen ungefähr Herrn Lieutenant, einige Landsmannen, vor mir und erlaube mir, mich Ihm als seinen Kollegen, Herrn Romuald Ehrenfriedrich Knackwurst, Lehrer an hiesiger Schule, vorzustellen."

„Herrn mich sehr, Herr Knackwurst, Ihre Bekanntschaft zu machen! Bedauere nur, daß ich Sie in einer solchen Verfassung empfangen muß. Ich werde gleich zu Ihnen Herren. Möchten Sie nicht Platz nehmen?"

„Oh, bemühen nicht nothwendig, daß ich mich sage! Stehe auch nicht recht, wo ich hier einen Ort dazu haben sollte", bemerkt der Herr Unterlehrer nicht ohne eine gewisse unmerklichen, aber feine Ironie.

Wirklich hat sämmtliche Stühle wie das Sopha bereits durch Kleider, Bücher, Blätter und Waffenstücke Belegt. „Der Herr entschuldigen Komment", fährt Herr Knackwurst darum unermüdlich fort, „ich eine wohlwohlwollende Ansicht und ich werde mir erlauben, an den Herrn Lieutenant einige Fragen zu stellen, in der Hoffnung, daß er sie mir gütig beantworte."

„Sehr gern", erwidert F. und schiebt ein Paar Stiefeln in der nächsten Ecke. „Darf ich aber nicht bitten, Ich zu sagen? Ich spreche ich natürlich besser!"

Gutlich nimmt Herr Knackwurst den ihnen Platz seines Kameraden ein und F. drückt sich ihm gegenüber in den schmalen Raum, welchen der Koffer auf dem Sopha übrig läßt. „Also, womit kann ich dienen?" fragt der Lieutenant, seinen Schlafrock enger zusammenziehend.

„Der Unterricht in der Geschichte der Alten und Neuen Welt", beginnt der Examiner, „mit welchem mich ein hoher Lieutenant der hiesigen Schulanstalt für die Klassen Quarta ersten A und B sowie Quinta ersten A seit nunmehr zwei Jahren betraut hat, machen es mir nothwendig, meinen Schülern Erklärungen auf der ersten Fragestand zu geben. Da nun aber mein Wissen in dieser Hinsicht ein sehr geringes, weder ich von Ihnen, Herr gebürtiger Herr Lieutenant, um einige Aufklärungen und Belehrungen erbitten, gleichsam einige Vorlesungen über der Inhalt und Strategie der Schlachten."

„Ja, mein lieber Herr", entgegnet F. und blickt ungeduldig nach der Thür, „ich werde Ihnen mit dem größten Vergnügen einige Mittheilungen aus dem Bereich der Kriegswissenschaften machen, aber bedenken Sie, dazu brauche ich Zeit. Das läßt sich nicht in einer Stunde abmachen, und selbst wenn wir uns nur mit den allgemeinsten Zügen beschäftigen wollten, würde ich Ihnen eben, ich bin sehr viel zu müde, um solcher Vorträge zu halten —" und F. beginnt seine Worte mit einem langen Gähnen.

„Ei! Hm! Hm!" meint Knackwurst [illegible] dort. „Nun, vielleicht könnte ich gegen [illegible] Stündchen Zeit zu dergleichen möglichen Belehrungen. Bei einem Krug Bier und einer Pfeife Tabak könnten wir in meinem Zimmer hier —"

„Hmmm! Vieles Mann gilt es insonderheit von jenen Zeit!" denkt F. bei sich und fügt laut hinzu: „Mein lieber Herr Unterbuchhalter, Sie werden wahrscheinlich doch nicht viel durch meine Vorträge profitiren. Ich will Ihnen lieber gleich einige Manöver auf ersten beschreiben, während Ihnen gleich manches klar wird. Sie haben doch von der sogenannten schiefen Schlachtordnung gehört, durch welche verschiedene Feldherren den Sieg errangen —"

„Ei wohl! Spanienkrieg des Friedrich und Friedrich bei Prothen Anno domini 1757."

„Nun denn, die will ich Ihnen sehr verbessern!"

„Johann!" ruft er sehr in bedeutend hoher Tonart, indem der Herr Unterbuchhalter erschrocken in die Höhe fährt.

„Ich brauch mein Heiligthum!" bemerkt F. mit verbissenem Lachen.

„Wollen Sie ich mir mein gröblich gegen überstellen und mich schaf anfarben?" bittet der Lieutenant, als der Bursche erscheinen. „Da! Nun, Herr Romuald! Du, Johann, stellst dort in eine Ecke! Jetzt betrachten Sie mich freundlichst schief im Auge, ich mag mich bewegen, wohin es sei! Sie werden bemerken, daß die verschiedenen geschiefte Front, deren Gebrauche ich auf mein Pferd haben. Die Flanke Ihnen beiden Armee, welche ich in horizontalen Lage entgegenden hätte, unter einem gewissen Winkel durchschneiden würde. Da

haben Sie doch Recht einer Armee, der gegen die wirkliche in blutiger Ordnung aufgestellt ist. Im Theorie des Angriffs in dieser Weise scheint man recht, daß man den Gegner mit einem Theil des ganzen Heeres umfassend betrachtet, aber nicht angreift, während der andere energisch auf Schlachten übergeht. Auf dem Papiere: „Marsch!“ weicht man der ersten Klippe, das heißt, Johann, einem Angriff auf seine linke Flanke. Das ist Ihr linker Flügel, entgegnete Sie haben dabei meiner gar nicht in Acht als auch angreifen und wo möglich Ihren Gegner zurückdrängen. Aber weder Recht und Autorität hatten Sie eben durch nicht retten, weil Sie mit dem linken Flügel gegen meinen, wie ich, der linke Flügel, zu energischen Flankenmanövern und einem [illegible] Ihrer ganzen Armee [illegible] gegründeter Annahme Ihrerseits sogar überlegen sie rückwärts Linien parallel bringen, mußte aber wahrscheinlich wegen Mangel einer großen besseren Masse Ihre Truppen rückwärts, vielleicht auf gleich entfernt.“

„Ja wohl!“ versetzte Herr Knobloch, Augenschein auf der Karte, von der ganzen [illegible] Situation der Armirung der Truppen sehr einfach erscheint, da es wirklich nur Pech ist, die ganze Zeit mit entgegengehaltenen Armen dazustehen und Marsch, Marsch! machen.

„Nun also Marsch!“ rief I. und trat sich somit in Bewegung. „Bleiben Sie stehen, Herr Magister, und hören Sie mich schon an, und du, Johann, drücke den Hund zurück! Immer stehen bleiben, Herr Knobloch! Suchen Sie meinen rechten Flügel abzudrängen, aber bedenken Sie auch dabei im Rücken! Ah, Sie legen es wenig Unterstand entgegen! Aber wenn ich Ihr [illegible] so gut wie umgangen! Wenn ich Ihr [illegible] ganz [illegible] mit meiner Cavalerie einhauen [illegible] nur Sie verlieren! Suchen Sie einen anderen Terrainabschnitt zu gewinnen, wo Sie sich sammeln können! Wenn man stehen, wo der Kommerzmann das Buch gelesen hat, pflegte der alte Bücher in solchen Fällen immer zu sagen. Ich will Ihnen auf dem Terrain meinen Antrag gelten Preußen, und ich rasch Defilirn der Thür machen. So! Nun geben Sie sich rasch das Wort gestillt! Ich bleibe prinzipiell verstehen Sachen und überlasse meinem rechten Flügel die Verfolgung. Sollte Ihnen dann Ihre Reserve in der Stellung einigen Schutz gewähren, wenn verstehen Herr Knobloch, so bitte ich um abermal gern zu Tische! Sie heute haben Sie wohl!“ Und der vertagten Magister eilen bei sind, Sachen I. schwenkt in sein Zimmer und wirft die Thür mit Schloß.

„Ich wären wir glücklich los!“ rief I. war machte sich an die Vollendung seiner Toilette.

Eben hat er die letzte Hand daran gelegt, da erscheint der Diener mit einer kolossalen Schüssel und bringt die Johann mit Messer, Gabel, Löffel und ähnlichen Gemeinzeugen in einem Korbe. Strich ist der Tisch gedeckt und bald haben eine Hühnersuppe, der unvermeidlichen Zuthaten, einige Gemüsearten, einige Flaschen Bier mit Butter und verschiedene Tassen dunklen Kaffee die Stadt gefüllt, und mit dem Befehl an Johann, seine Mundharmonie in das Zimmer zu tragen, streckt sich der müde Vaterlandsvertheidiger auf dem Sopha aus. Wenige Minuten später beschwor unmelodische, dem Gemüth des Hagrid ähnliche Töne seinen Knobloch, welcher sie selbst empfangenen Ideen eine Kriegsfahne ordnen zu Papier bringt, daß der linke Flügel des siegreichen Armeekorps in die Schlacht Namen von Theorie und Praxis entrollt.

(Wie weiter und letzte Folge: Die Manöver und seiner Helden, in nächster Nummer.)

Pariser Spaziergänge und Lebensbilder.

Von Hermann Semmig.

III. Bücher, Ehe, Liebe und häusliches Herd.

Indessen, es ist nicht alles Gold was glänzt, und der unglücklichen Ehen, der häuslichen Zerwürfnisse gibt es eine Legion in Paris.

Daher rührt es das deutsche erschienene Buch Jeantaud „Les mauvais ménages“, d. h. die schlechten Ehen, und die Hast, mit der es verschlungen worden ist; in den ersten vierzehn Tagen allein sind neun Exemplare verkauft worden.

Jeantaud, früher Advokat, jetzt einer der Redakteure des französischen Codex, verlangt darin die Wiedereinführung des gesetzlichen Ehescheidungsmittels in Sachen der Ehe, der vollständigen Scheidung nämlich, wie sie in protestantischen Ländern existirt, wo der Akt nicht für ein Sakrament gilt, weitgehendste es eine allgemeine Reinigung des Familienlebens vorgeschlagen.

Es muß schlimm um dasselbe stehen, wenn man meinen, wenn der Konsulen eine solche Zuflucht sucht. Und in der That, man soll man

treffen, wenn der Inhaltlose verboten wird, nur weil sie Waffen der Kritik ist, die Lücke der Verhandlung abzuschneiden, die vor den Augen der Behandlung stammen werden, damit das Publikum seine übertriebene solche Angst vor dem Gespenst des Landes bekommen"?

Es geben allerdings leichtere Fälle vor, über die man am leichten den Mangel der deutschen Kritik trösten; ein anderes Journal klagte Stoff über die Regierung seiner Bemerkung, ob der Mangel an Interesse der Bevölkerung Gefahr auch der Ehre vor der Ehe immer allgemeiner. Der Gesetzlosmann erschüttert sie allerdings. Aber gerade ich noch eine Frage zu erlauben, deren Lösung jetzt das Tagesziel sehen *gegen* Gesetz? Eine zweite Ursache der Gleichen ist die Schwierigkeit, die dem Dichter auch Manche will auf der Bühnen des Komikerstaates erschwert.

Der Spiel stellt erwarten zur Belehrung, in dem er die Schwierigkeiten sieht, die in ihren Kreisen die Moral — in Form sagen; auch darum Personagen wurden Juist Sanssou und Orgon Anstoß zu den Jagden von Komplizen sogenannten Tugenden namentlich hat sich durch seinen Roman von „einem jungen Mann" der endgültigen Achtung der Nation erworben.

Eine Wertigung verlangt gewiß nicht alle Achtung; nur ist es zweifelhaft, ob die gesetzte Notwendigkeit, die ihren Notwendigkeiten über eine eigene Werk Kritik's braucht, auch gegen Gesetze sein soll. Für gewiß Kreis hat es mit gesetzten Zeit verstanden; es spricht auf dem Roman eine bestimmte Bedeutigkeit, eine klare Intensität, eine weite Hammer, über die Schiller in „Shakespeare's Schatten" spotten. Heidegrad hatte ihren Protest in seinem Drama „Über uns Welt" mächtig Satire braucht, nur mit weniger Eigenz.

Nun, von haben auch die Widergeburt nicht kennen. Da ist ein anderer Schriftsteller, der sich die Sache bei der Wurzel an, Richter in seinem von ihnen schon hingeschrieben Buche von der Liebe.

Er schließt ganz richtig: wenn die Familie die Grundlage des Staates ist, so beruht natürlich auf der Liebe, denn diese führt zu der Ehe. Und nun folgt er daraus einer physiologischen Abhandlung über das Weib, die einem Arbeiter über modern müßte. Gewiß muß man den physiologischen Gegenstand des Weibes kennen, um es auch als moralisches Wesen richtig zu würdigen; begreift man doch das weibliche Wesen der Jungfrau von Orleans erst vollständig, wenn man weiß, daß sie gar Kind nicht durchbrechen hat, wie das Manche sich zu Ihnen entwickeln. Nur traut es sich, es sind Zustände nicht mehr in ein Kind verhältnisse Werk gehört, als in ein solches, das in Krankenhäuser sollen soll; vor allem aber bedarf die Darstellung einer äußerst zarten feinen Behandlung. Bei allem Mangel der Poesie aber, den der Verfasser Grund darüber geboren hat, aber vielleicht große wegen der Unterschwenglichkeit. Das Buch ist das Werk, das buchstäblich verbilden gewesen werden ist, auch der verbildetsten Frauenlungen überhaupt gewesen. Das Geständnis, was der Autor darüber aussprechen hat, steht im Journal des Lebens, wo das Werk „eine Poesie der Kloset" genannt wurde. Andererseits haben ihm ernste gewisse Kritiker, wie Wagner in der „Revue des deux mondes", gründlich Lob nicht verweigert. Wir aber, mit unserm deutschen Blut und Gemüt, haben auch ein eigenes Urteil darüber; wir sagen furchtlos, wie Sie gethan: es ist ein französisches Werk. Das Grundthema dieser Symphonie vom Weibe, dessen tragischer Spiel der Hauptrolle darin ist: Das Weib ist eine arme Kreatur, die an der Pflanze der Liebe klebt; in Folge dieser Krankheit verglasen Tugendlosen ist ihr ganzes Wesen so ganz als schwankend und es braucht von seinen das Mannes, der seiner Liebe erlangen und behalten will, einer stärken Unterstützung: im großen wie im kleinen Kreis, das der Gatte nicht nur die Rolle des Retters, Beschützers und Gebieters an sie zu spielen hat, sondern auch im ihren Armen der Liebe haberes erhalten muß. Da haben wir denn die französische „Malaisserie", die sie und weiter sophisse Ding und Wort, nun spiritualisiert und verfeinert; das einem solchen Weibe auch der Ironischen als das natürliche Mittel einer Mutter erscheint, verhehlt sich hiernach von selbst. Ebenso merkt sich, daß der ersten sieht Ehe nicht erlaubt ist, bei den unzähligen Notwendigungen, die hier an den Gatten gestellt werden, ist das Ideal der Ehe, das der Dichter (so muß man den Verfasser nennen) aufstellt, nur das gebildeten und vermögenden Klassen erreichbar. Bei den natürlichen Verhältnissen und Neigungen kann sich leicht das Werk nicht als „Unterrichtsbuch, um zu einer glücklichen Ehe zu gelangen" bei anderen Nationen einbürgern, am allerwenigsten bei den germanischen. Der Germane will sich auf sein Weib verlassen können; der leichte Sprung des

Mädchen von der Heimath übt eine ganze eigenthümliche Poesie aus auf den Dank, den die Liebe schließt, wird von der Treue bekränzt: auf beiden Seiten erhebt sich treue ernste Hausfrau, den Gatten mit bewundernder Ehrfurcht und Würde in seinem „Glück" gebildet hat, in welchem „die zärtliche Hausfrau, die Mutter der Kinder, waltet". Anders in Frankreich. Das Mädchen wird, solange es unverheirathet bleibt, angebetet und bewacht wie eine Göttin, es behält daher gewöhnlich eine Unmündigkeit des Geistes und Charakters, die an Naivetät grenzt; denn nur die Freiheit erzeugt eine Reife und Mannigfaltigkeit Individuen wie einer Pflanze. In Schulerziehung beginnt seinen Cursus, sowol wie sich in allen katholischen Ländern, entziehen die ernsten Lehren, die der Erziehung der protestantischen Jungfrau aufgedrungen, und Mädchen selbst nennt sie mit heimlicher Wahrheit eine Despotische. In Ehe, die in germanischen Ländern die Krönung des Mädchens heißt, aber da ein gewisses Maß gibt, emancipirt die Französin; nur so leicht emancipirt sich das mangelhaft erzogene Mädchen dann auch in anderer Hinsicht. Hier wäre es nun am Orte gewesen, der so nöthig emancipirenden Sittenpolizei energisch entgegenzutreten, an Mann und Weib jene Cognition zu bekämpfen, die nur Verbrechen am ehelichen Glück mögen, und einen ernsten Ernst an die Wissenschaft zu machen. Und hier leidet das ich Michelet, dem von Gut, sein Ehrgeiz und seiner Stellung einen so großartigen Einfluß auf das Publikum gibt, seinen physiologischen Grundsätzen zu einer entschlossenen Emancipationsfreiheit gegründet der „Ehe" verleiten helfen, die ihm für großes Uebel verantwortlich machen könnte, wenn das Weib nicht ihren Gatten war als er meint und die Erfahrung des Lebens und Leben nicht früher oder später kennen mußte. Das Weib ist nach Michelet eine Art Krankheit, infolge kann sie nicht verantwortlich gemacht werden für Uebertretung ihres Gesetzes durch äußere Gewalt auf ihre eigene Natur, daß ist die consequente Schlußfolgerung seiner Worte. War es oft und so lange her der französischen Roman und das französische Theater den Ehebruch grundsätzlich oder doch entschuldigt, als daß auch so leichte Waffen, so glänzende Waffen an dem unsterblichen Thema vergeudet werden sollte. Und gerade weil ich Michelet hochachte und so innig liebe, muß ich ihm hier entschieden opponiren. In Zeit ist reich und an trauten Zeit Charaktere, die Frauen aber hat berufen, an des Herzens Heiligthum das heilige Feuer zu nähren, das die Welt verjüngen und wie die Promethische Flamme einer Menschheit beleben soll.

Wir Deutsche aber dürfen sagen: mit den Germanen ist in West mit Gewalt der Frauenwürde in die Welt gekommen und es ist ehrbietend für uns, diese heiligsten Schmuck des Weibes von unserm nationalsten Dichter, Schiller, gepriesen zu sehen. Es lebt Frankreich freimüthig an seinen Frauengestalten, aber sie sind in der Poesie und namentlich in weiblichen Charakteren häufiger als antretene; die Pariserinnen in der Regel haben zu viel esprit, um genug Herz zu haben.

Ehe nun weiter ich weilen, wie der Ehe-monistische Kerl, in dessen Werke ich Herrn Michelet kennen lernte und dessen Organ vor wenigen Jahren der „Revue phalanstère" war, diese Charakterisirung des Weibes aufgefaßt hat. Diese Gleichheit hatte der Kampf der Frauenemancipation von neuem aufgenommen, nur in einer Fassung als sie, so ist der „Revue" Colonia 1831 gegeben hatte; die Schriftstellerin Jenny d'Hericourt hatte sie gegen Proudhon vertheidigt; der Arzt Burgin in Rouen namentlich, beeinflußt durch deutsche Ideen, hatte sie in seiner „Physiologie des 19. Jahrhunderts" glänzend Seiten gestellt und sah darin einen der mächtigsten Hebel der politischen Emancipation. Was aber kann man von einem Weibe verlangen und erwarten, dessen moralische Willenskraft durch diese Kasuistik gebrochen wird? Welche Schwierigkeiten endlich für Frankreich, wo das Weiberregiment so alt wie die Geschichte gewesen hat, wo eine Maintenon, eine Pompadour den König vertreten haben, wo noch heute das Weib im gesellschaftlichen Leben regiert, wenn eben dies Weib von einer gebildeten Frauen und Gattin wie ein Spielzeug betrachtet wird, wenn sie, die sogenannte Kranke, ihren Mann, d. h. ihren Arzt beherrscht?

Michelet bringt als Schriftsteller einen solchen Zauber der Form und Sprache, daß er lesenswerth unübertrefflich ist. In seiner Sprache verbindet sich Form und Gehalt so innig verbunden wie in der französischen; diese gibt intuitiven bezeichnende von der Prosa, in der Poesie aber nur von Lichtern wie Lamartine und Béranger, in denen das ganze gaulois wuchert (abgesehen davon der Gleichheit, der eigentlichen französischen Poesie gegenüber). Das Wort erscheint bei Michelet einem Sprachkünstler, der gebildete französische Prosa will wie

ren seinen Worte zugleich eine elegante Form sichern; ich sage „sichern“, denn der Franzose ist auch in literarischer Beziehung ein gourmet, ein Feinschmecker. Mit der Uebersetzung geht somit die Hälfte des Reizes, insofern der Schmelz eines Gedichts verloren. Das trifft nicht jedes Werk; es gibt Stoffe, die auch in deutscher Sprache eine entsprechende Form finden; so z. B. ist die Poesie Alexanders von Humboldt's eine Fortsetzungsschwester von der Kosmos? Wie aber Instrumente übertragen? Jenes Weben, bald seufzender, bald schmelzender, bald drohender Ausdruck aus dem rauh die Kehle des natürlichen, ächten, französischen Idioms seinen Klang erhält? Das Glänzende ist es mit Michelet, in dem sich geistreich und französische Grazie vermählt hat und neben springenden witzigen Bemerkungen ganzen Tiefsinnigkeit weht. Es gibt Stellen, namentlich wo der Geist des Gedankens, der Schwere der Bilder ihn entrückt, wo seine Sprache Dichtung wird.

Und doch habe ich noch ein Ei mit ihm zu schälen; ich muß mit ihm eine Lanze für den Dichter brechen. Bei dem Ideal einer Haushaltung, das er entwirft, kommt er natürlich auch auf der Herrin zu sprechen, und da ist er denn wieder ohne Aronsohn. Es gibt das Kunstwort vom Dichter vor, dieser sei voyageur (deutsch, ärmlich), gourd (ei lustig (gut). Lustig, das ist der letzte und einzige Grund, den mir die Franzosen entgegenzuhalten pflegen, wenn ich sie an ihren Kummer fressen und sich sämmerlich vor Hunger wärmen sah. Was soll alle bessere Raisonnirung: man wärmt die Zimmer im Winter nur, um die natürliche Sommerwärme zu erlangen; wer wollte wohl den Baumeister der Welt angeklagt haben, wenn seine Sonne uns nur von einer Seite wärmte und von der andern vor Kälte abdenken ließe, macht es aber das Kaminfeuer anders? Der einzige Vorwurf war: „Das nichts; wir wollen das Feuer sehen, d'est plus gai!“ Sehen, das ist die Hauptsache, der Schein ist ihnen mehr werth als das Wesen. Sie haben sie sich schon, endlich gewissenhaft mit dem Material zu beehren, mit möglichster Arbeitstheilung begnügt. Ich kann die Gedichte nicht lieben, nehmlich die eigentliche Poesie aber den tragischen Dichter, nur nicht diese verhaßte jumeau-ähnliche von französischem Komik. Das liegt in unserer germanischen Natur. Schon zur Zeit der Reformation drangen unsere deutschen Bücher bis in den Süden vor, gruben sich in Italien, Spanien und Afrika, in Frankreich aber sind die Heiligthümer aufgenommen, sie aber auch Südfrankreich verlangen) nur die Kranken geblieben und alle Welt weiß, daß dieser wilde Stamm der verlorene Sohn von Mutter Jean gewesen ist. Es ist wahr, aus diesem Stamme sind Karl der Große und Goethe hervorgegangen, aber erben beanspruchen die Franzosen als den ihren nur letzteren hat sich seine Hauptgunst, daß Mad. und die Klopfer, wer weiß es leugnen, in Frankreich geheiratet.

Briefe über Musik.

Von Ernst von Elterlein.

I.

Das musikalische Leben der Gegenwart ist bekanntlich in mehr oder minder scharfe Parteiantagonismen auseinander gegangen.

Am schärfsten sind zwei Parteihauptpunkte herausgebildet, die Partei der Neuen und die Partei der Alten.

Jene repräsentiren die Tonkunst Wagners und Liszt, diese hat seine so scharf markirten Prinzipienfesten an der Fahne, sie bekämpft im allgemeinen alle Tendenzen unserer Zeit, welche in Wagner und Liszt ihren Ausdruck gefunden.

Ich muß Ihnen erklären, daß ich mich zu keiner Partei entschieden nicht bekenne, daß ich vielmehr, jedoch mit Einschränkungen und mit Vorbehalt, mit der Partei der Neuen stimmen möchte.

Das nämlich scheint mir mehr Gewicht, daß der Hebelpunkt der gegenwärtigen Musik in Wagner und Liszt zu suchen ist.

Insofern harmonire ich mit den entschiedenen „Zukunftsmusikern“, wie man sie so gerne betitelt hat. Auch finde ich ein entschieden urgiert Prinzip in beiden genannten Tonkünstlern verwirklicht oder verkörpert, richtiger eine neue, eigenthümliche Behandlung des Musikschen Elementes bei Wagner, das Prinzip der Programmmusik, wie solches schon einzelnen Partien-weisen Werken zu Grunde liegt, bei Liszt [illegible] in allerdings somach einen Fortschritt.

Dagegen vermag ich mich nur bis jetzt noch nicht zu überzeugen, daß, namentlich Liszt entlehnt mit ihm, mit Recht sagt, eine neue Epoche beginne und ein absoluter Fortschritt über Vorheriges hinaus erreicht sei, und wie nicht viel mehr hier, wenn ich auch Kollisionen in seiner Schrift über das Musikalisch-Schöne bemerkt, mehr Ueber-

gangsregeln vor uns haben. Ich habe mich aber das Verständniß, daß mir in dem kritischen Punkte zu langen scheint, der Kahnen zu einer Schrift über Beethoven's Symphonien aufgefordert. Man hat mich freilich in den Vorrede'schen „Anregungen" angezeichnet und so weiterlesen gemacht. Ob sie's gelungen, kann ich nicht entscheiden. Vielleicht gelingt es mir, durch persönliches Eintreten in diese symphonischen Dichtungen zu einer anderen Ansicht zu gelangen. Was vermögen alle Theorie und Kritik, so sie bereits von bestimmten Theorien in seiner geistvollen Schrift über Wesen der Symphonie? Der Hauptsache ist und bleibt das persönliche Verhältniß. Dieses hat mich einen großen Theil in sein Innen Leben, namentlich in „Don Juan", „Faust" thatsächlich, mehr noch durch die materielle Lernmaterei in „Mozart", so der „Heldin" nicht weniger als temperamentlich berührt. Indessen „realisiren" in sein, muß ich mir immer gestehen lassen. Hier ist Licht in der Instrumentalmusik, von welcher ich Ihnen eine gewisse Deutsche schreiben, weil sie der ersten, eigenthümlichsten Thätigkeit der Musik ist, mir noch immer als höchste Höhe der Beethoven.

Gleich wie die Musik diejenige Kunst ist, welche im griechischen Drama oder Kunst gelegt die letzten Reimen über wahrste Eigenthümlichkeit erkannt hat, so ist auch die Wissenschaft, der Ausdruck der Tonkunst, überhaupt der Literatur über tonkünstlerische mannen Hinsprung. Einen der wichtigsten Theile dieser Literatur bilden unstreitig die sogenannten Monographien und Biographien der einzelnen Künstler. Denn wo der allgemeine Wissenschaft und Geschichte der Kunst nur allgemeine Gesichtspunkte aufstellen kann, durchdringen jene die speciellen Objecte des künstlerischen Schaffens, die Wirklichkeit der Kunst im Einzelnen, Individuellen, das demnach nur allem geeignet, in der gebrauchte Verhältniß des Allgemeinen klaren zu lassen.

Der musikalischen Monographien und Biographien sind nur sehr wenige zu sehr, und hierbei ist das nur zweite Ausnahme, der uns jener Werken der ersten besonders. So war bis vor wenigen Jahren der ganze musikalische Gemeinde vieles Jahrhunderts, Beethoven, entschieden gegen andere Heroen, z. B. Mozart, vernachlässigt. Ob man von großen Dingen über sie bei sehen mit der Schindler'schen Biographie zu nennen, ein Werk, dessen kunstphilosophischen Werth vielen zweifelhaft erscheint. Das Werk von Franz Schindler enthält [illegible] [illegible] [illegible]

lang des Konzertes. Am entschiedensten aber ist dies verwirklicht bei Beethoven der Fall. In Beethoven seinem Schaffen, wo er noch unter dem Einflusse der Vorgänger Haydn und Mozart steht, wo er dann in seiner reifen, objektiv und originalen Eigenthümlichkeit erscheint, wo er endlich sich subjektiv ganz in sich versenkt, fast streng zu trennen, wenn man den Meister durch und durch begreifen will. Und „unter diesem Gesichtspunkte, scheint es mir, müssen vor allem Beethoven's Sonaten und Quartette betrachtet werden. Die Quartette haben mit mit einem besonderen Mangel des Werks. Diese Schöpfungen Beethoven's, welche den Sonaten und Symphonien an die Seite gestellt werden, sind mit wenig Ausnahmen ganz frei behandelt. Am empfindlichsten berührt mich das beständige der sogenannten letzten Quartette, seiner vielleicht räthselhaftesten Werke Beethoven's. Die Tonbeständigkeit, die ein Mann wie Marx hier zeigt, erscheint mir geradezu unverzeihlich; einem Manne wie ihm hätte vor allem obliegen, diese Ausschlüsse zu geben. Denn dieses — und hier ist ein letzter Hauptmangel ergibt es sich in Beethovens, z. B. über die Anlegung der Sonate Opus 11, über viele Eigenheiten von Beethoven'schen Kompositionen Lagegen wäre mir dann nichts zu sagen, wenn nicht Wichtigeres versäumt wäre. Auch nimmt der Polemik gegen Ulibischeff mehr Raum ein, als vielleicht nothwendig war, und es gewinnt manchmal den Anschein, als ist das Buch nur durch die Schrift dieses Gegners hervorgerufen.

Wenn wir die Marx'sche Schrift ernst nicht zu ernsthaft betrachten, so legen wir voraus, daß unsere Leser gegen den Erinnerungen folgen werden an der Gestalt, die für so oft schon dem großen Tonkünstler verdankt haben.

(Die zweite Hälfte folgt.)

Die größten Diamanten.

Von Emil Sieg.

III.

Amsterdam hat den „Orlow" oder „Amsterdamer" Diamant, welcher, 194½ Karat schwer, die Spitze des russischen Reichsapfels ziert, gleichfalls unter wie der Kohinoor einer alten Sage. Er ist vollkommen rein, hellblaugrün und von ausgezeichnetem Schnitte, denn um ihm möglichst viel Masse zu lassen, ist er an seiner Oberfläche mit zweiundachtzig Facetten und einer unteren Reihe vierzehntägiger Karetten versehen. Seine Größe ist vor einer Lupenprobe, wenn er bei 10 Linien Höhe und 15½ Linien unteren Durchmesser. Er kommt auch den alten Indien Chroniken und soll nach der Sage früher eines der Augen des heiligen Bildes des Schiwagen im Tempel von Pagnah gebildet haben. Später kam er in den mit einem anderen großen im Thronsitz des Schah Nadir von Persien. Bei dessen Ermordung wurde er von einem französischen Grenadier, der dort Dienste genommen hatte, entwendet. Dieser floh damit nach Madras und verkaufte ihn da an einen Schiffskapitän für 12000 Thaler, der ihn wieder für 40000 Thaler einem Juden überließ. Von diesem erhielt ihn für eine große Summe Geldes der armenische Kaufmann Schatunow, von dem ihn die Kaiserin Katharina II. in Amsterdam im Jahre 1775 für 450000 Silberrubel, eine jährliche Rente von 4000 rund andern von 8000 Silberrubeln und einem Adelsbrief erwarb.

Die Rede erzählt auch, Schatunow habe den 1767 bei der Eroberung von Kandia in Ostindien durch Abbas Mirza ein Juwel von 130 Karat erbeutet, und habe es seinem Herrscher in seiner Heimat als Geschenk bringen sollen. Dabei weiß die Erzählung zu berichten, daß er, vermöge seiner Kunst ein Stück des Edelsteins sich gestohlen. Dadurch wurde der Schah so sehr erbittert, daß nicht blos der Dieb, sondern auch der zufällig ein Stück des verschwundenen Steins Besitzende in Strafe, und er durch eine sorgfältige Nachahmung in Glasgroß der die gleichen Blätterbruch wie Diamant hat zu betrügen suchte. Dann hätte dieser gewaltige Diamant der Form einer elliptischen Pyramide gehabt, etwa von einer Größe, wie sie Lawrence angibt (780 Karat). Wäre es schon so viele Jahrtausende in den Händen der Menschen gewesen, wer die Tragödie sagt, so wurde das der beste Beweis für seine Kostbarkeit sein, da es bewiesen sich die vielen Kaufen nicht gelungen ist, einen zweiten auch nur von annähernder Größe zu finden.

Um der Größe kleiner als der Orlow ist der jetzige, von der russischen Krone vom persischen Prinzen Koschrew, jüngstem Sohne von Abbas Mirza bei dessen Anwesenheit in Petersburg um Neujahr erhielt. Er wiegt zwar nur 90 Karat, ist aber vollkommen rein, ohne die geringste Farbe oder Makel und ist deshalb von bedeutendem Interesse, weil man ihm mehrere wenn

lichen Diamantgruben gefunden und ihn nur theilweise geschliffen hat. Der geschliffenen Fläche zeigen parallele Interferenz und am oberen Ende befindet sich rings um den Stein eine flache Kante, die offenbar Befestigungsmittel noch zur Befestigung des Steines gedient hat, wenn der Diamant am Hute getragen wurde.

Unterrichtet durch seinen berühmten Brillantschleifer ist der unter dem Namen „Pitt" oder „Regent" bekannte Diamant des französischen Kronschatzes. Er wiegt 136¹/₄ Karat. Der Herzog von Orleans, damals Regent von Frankreich, kaufte ihn von einem englischen Gouverneur des Forts zu St.-George, im Jahre 1716 für Ludwig XV um 2¹/₂ Mill. Francs. Sein ursprünglicher Werth muss jedoch, da er vom ersten Besitzer ist auf 1 Million Thaler angeschlagen. Der Stein stammt aus den Minen von Partial, 20 Meilen von Golconda, wo ihn ein Sklave fand, der, um ihn zu verbergen, sich an den Beinen verwundete und ihn dann unter dem Verbande versteckte. Er offenbarte sich endlich einem Mitsklaven und versprach diesem den Stein, wenn er ihm die Freiheit verschaffe. Dieser lachte ihn aus und schlug, indem ihn von Furcht weg und muss dann den Sklaven dienstfertig über Land. Der Mitsklave verkaufte den Stein an Pitt für 1000 Pf. St. Dieser hat diesen hoch durch und erhängte sich endlich aus Verzweiflung. Bei der Plünderung der Juweliere während der Schreckenstage des Jahres 1792 verschwand er mit den sämmtlichen Kronsdiamanten, kam sich indessen später ebenso räthselhaft wieder ein. Der Republik verpfändete ihn dann in Berlin beim Kaufmann Treskow. Minder eingelöst schmückte er später den Degengriff Napoleon's I. Seit der Schlacht von Waterloo, wo er von Preußen in einem feierlichen Staatswagen erbeutet wurde, soll er sich im preußischen Staatsschatze befinden. Vor dem Schnitt wog er 410 Karat; sein Verwandte hat sich also durch den Schliff um zwei Drittheile vermindert. Der Schnitt kostete 2000 Thaler. Man brauchte dazu allein die 1000 Pf. St. Diamantbort und die abgetrennten Stücke waren noch 4000 Thaler werth.

Der „Florentiner" oder „Toscaner" im Schatze des Kaisers von Oesterreich wiegt 139¹/₂ Karat. Er ist rein und von schöner Form, die Farbe lässt aber darf ins Gelbgrünliche; nichtsdestoweniger schätzt man seinen Werth auf 2000000 Thaler. Man vermuthet, dass der größte und schönste derjenigen Diamanten ist, die Karl der Kühne in der Schlacht bei Granson verlor. Karl der Kühne schätzte nämlich den schönsten der drei Diamanten, die er bei Granson einbüßte, so hoch wie eine Provinz. Er selbst aber verpfändete, der nach dem Verluste der Schlacht im Kindergemach den seinen wollte, seine ihn auf der Fastnacht. Ein Schweizer fand ihn in einem Klötzchen, das ihm gemeinschaftlich mit einer ebenso schönen Perle überlassen. Verächtlich wie ein Spiel Glas warf ihn der Mann auf einen Wagen, wandte sich aber doch wieder um, hob ihn auf und verkaufte ihn für einen Gulden an einen Geistlichen zu Montagny, der ihn weiterum für 3 Francs an die Berner abtrat. Damals lebte in Bern ein reicher Handelsherr, Bartholomäus May, der theils durch Verwandtschaft, theils durch geschäftlichen Verkehr mit Italien in Verbindung stand. Dieser brachte das Kleinod für 5000 Gulden an sich und außerdem scheint es ihm noch ein Geschenk an den Schultheiß Wilhelm von Diesbach, durch dessen Begünstigung es ihm hauptsächlich überlassen worden war. Man trat den Besitz des Steins einem Granier ohne erheblichen Gewinn ab, bis sich aber von neuem lebhaftes Begehren Lodovico Moro Sforza bezeigte so viel geben ließ und bei Inspizierung des mailändischen Schatzes zahlte Papst Julius II. 200000 Dukaten dafür.

Ein besonderes Interesse bietet der „Sancy" von 53¹/₂ Karat, in der Fassung und Ausstattung einem Haselnussgroßen Gegenstande gleichend und vom reinsten Wasser. Man schätzt ihn auf 1 Mill. Francs. Ursprünglich aus Indien stammend, kam er im 15. Jahrhundert nach Europa und gelangte durch in den Besitz des prachtliebenden Herzogs von Burgund, Karl's des Kühnen, der ihn an der für ihn unglücklichen Schlacht bei Nancy, in welcher er umkam, an seinem Leibe trug, wahrscheinlich noch dem Aberglauben damaliger Zeit, wonach dieser glänzende, fremde Stein geheimnißvolle Kräfte haben und seinen Träger nicht nur vor Krankheit und Beunruhigung, sondern auch vor Verwundung schützen sollte. Ein gemeiner schweizerischer Soldat, der den letzten Herzog in einem Wassergraben entdeckte und ausplünderte, fand das Kleinod in seinen Kleidern und verkaufte den Stein, den Werth des Fundes nicht kennend, um eine sehr geringe Summe an einen Geistlichen in der Schweiz. Auf einem „Zug" an Laupen verkaufte ihn der Eidgenosse an Diebold Glaier für

5000 Gulden. Das Schicksal führte ihn in die Schatze des Königs Johann von Portugal, der ihn im Jahre 1497 auf Ostindienfahrt für einen betrauten Seeräuber an einen französischen Kaufmann überließ. Durch letzteren kam er im 16. Jahrhundert in den Besitz eines burgundischen Edelmanns, Nikolaus von Harlay, Herrn zu Sancy, der sich in Verhandlungsangelegenheiten in Solothurn befand, zu einer Zeit, wo König Heinrich III. Unterpfänder zu einer Anleihe benötigte. Sancy bot ihm den Diamant freiwillig als einen Teil seines königlichen Herrn an. Der Diamant, der den Diamant dem Könige überbringen sollte (nach anderen Angaben der Prinz Sancy selbst), wurde unterwegs von Wegelagerern angefallen und ermordet, hatte aber vorher seinen Rock und Hut mit Edelsteinen geschmückt, den Edelmann bewußtlos zu verschlucken, der sich nun in den Magen des in seiner Nähe gefallenen Feldhauers verirrt. (?) Nach dieser Zeit (auf welche Art, ist nicht bekannt geworden) war der Sancy in den Besitz Königs Jakob II. von England gekommen, der ihn im Jahre 1688, wo er nach Frankreich flüchtete, mit dahin nahm. Ebendahin soll Ostindienfahrer von ihm aufgebracht sein, er an Ludwig XIV. von Frankreich und durch diesen an seinen Urenkel Ludwig XV., der ihn bei seiner Krönung in der Agraffe seines Hutes getragen haben soll. Bei der Revolution von 1789 verschwand er, kam aber unter der Napoleonischen wieder zum Vorschein und wurde von diesem durch den Juden Paul Jametzer für sieben Millionen an den Kaiser von Rußland verkauft.

Für diese großen Diamanten sind abenteuerliche Ursprünge. Der größte, den man bisher in Brasilien gefunden, wog 254,5 Karat. Er ist im Besitz eines Herrn Halphen, heißt der „Stern des Südens“ und ist ein Produkt vom reinsten Wasser. Bei der ersten Aufschneidung glaubte er durch seinen reinen Schein, der ebenfalls durch den Verfasser in der Kunst von Gehren in Amsterdam ausgeführt worden war. Bei der nochmaligen Verringerung betrug bei ihm etwas mehr als die Hälfte, da er jetzt noch 125 Karat wiegt.

Ein anderer brasilianischer Diamant befindet sich in dem Schatze des Königs von Portugal. Er wiegt 138 Karat und wurde 1775 in der Nähe des Rio-Pinto von einem armen Neger gefunden, der dafür seine persönliche Freiheit und eine jährliche Rente von 50 Pf. St. erhielt. Nach dem Manne wurden drei Monate lang alle schweren Verbrecher dahin in das Innere Brasiliens verbannt und durch bei Strafe schwerlich ausführbare Einlieferung verboten, sich einer der Hauptstädte zu nähern oder in der bürgerlichen Gesellschaft zu bleiben. Viele Menschen gingen nun in den unbewohnten Teilen des Landes auf Entdeckungen aus und mancherlei wurde an den Ufern der Rio Janeiro längst als sehr hoher Lohn auf und ab, immer in der Gefahr schwebend, einmal eine Prise der Indianer oder von den Soldaten der Regierung ergriffen zu werden. Endlich gelang es ihr zum Glück Mehr, an einer Zeit, wo sie gegen langer trockener Witterung ein Teil seines Bettes eben lag, und hier war es, wo ihnen das Glück wohlwollte und beim Gelingen einen Diamant von 365 Karat Schwere aufhoben ließ. In Berücksichtigung der ihnen geleisteten, die wegen unbefugten Diamantenhandels bestraft und unterrichtet von dem lebhaften Wunsche gewesen, ihre Freiheit wieder zu erhalten, belohnte sie einen Gefangenen, der ihnen nicht nur riet, sich dem Wohlwollen der Regierung anzuvertrauen, sondern sie selbst nach Villa-Rica begleitete und ihnen beim Statthalter eine Audienz verschaffte. Der Gefangene war von der Größe des Steines so überrascht, daß er seinen eigenen Augen nicht traute und die Personen der Verteilung zusammenrief, und erst als sein Irrtum sich erklärte, daß der Stein ein Diamant sei, überließ er den Finder den Genuß der bürgerlichen Rechte wieder. Der Gefangene aber wurde nach Rio de Janeiro und von dort auf einen Kreuzer nach Lissabon gebracht, wo der König für Begnadigung der Verbrecher bekannt und den Gefangenen an einen höheren Posten beförderte.

Außer diesen beiden wurde in den letzten Jahren in Brasilien noch einer von 120 Karat an der Quelle des Paranahibaflusses in der Provinz Minas Geraes gefunden, im Jahre 1851 einer von 100 Karat am Rio das Velhas und ein anderer von 87½ Karat in Chapada. Die königlich portugiesische Diamantensammlung hatte überdauert, auch abgesehen von dem abenteuerlichen großen soliden Diamanten, in Prinz auf materiellen Wert sowie auf Manuskriptalgleich in den Karten und Formen die erhalte. Man schätzt den Gesamtwert derselben auf 30 Mill. Thlr. an.

Von großen Diamanten, über die jetzt nicht viel Näheres bekannt werden ist, befindet sich noch einer im Besitz des großherzoglichen Hauses

von Indien. Tiefer ist auf allen Seiten konvex, flach von Farbe und wird auf 2% Mill. Francs geschätzt. Kleinere sind weiter im Besitze des östlichen Indiens, 87 und 147 Karat schwer; der letztere wurde von einem spielenden Kinde im Sande gefunden. Auch die Herrscher von Siam und Pegu in Hinterindien sollen im Besitze großer Diamanten sein. Tavernier führt dann in seinen „Reisen und Naturgeschichte des Diamants“ noch einen von 70½ Karat im portugiesischen Schatze und einen von 106 Karat im französischen Kronschatze an.

Den ersten Rang in der französischen Krone nimmt ein schöner limonfarbiger Brillant von 67½ Karat ein, der auf 3 Mill. Francs geschätzt wird. Auch auf der letzteren Ausstellung machte ein herrlicher blauer Diamant, Eigenthum des Parlamentsmitgliedes Th. Hope, Aufsehen. Letzterer wurde vorzüglich der Farbe und des Glanzes seiner in seiner Art geschätzt. Er wog 177 Grän oder 44½ Karat und maß ⅞—1⅛ englische Zoll bei beträchtlicher Tiefe. Für Kenner war der von schönem Saphirblau, Feuer und Glanz über alle Beschreibung, und obgleich ganz farblose Diamanten gewöhnlich den höchsten Preis erlangen, so wurde doch der Werth dieses Steines der abwechselnden Vorzüglichkeit halber noch höher im Preise geschätzt als der gleich große farblose Stein.

Der große Diamant, der sich in dem berühmten Grünen Gewölbe zu Dresden befindet, ist 48½ Karat (194 Grän) schwer und hat einen Werth von beiläufig 2000000 Thalern. Er ist beinahe so groß wie der „Sancy“. Außerdem findet man in diesem Kunstschatze einen seltenen Brillantschmuck, den die sächsischen Regenten vermöge ihrer Heirathen von Polnischen Prinzessinnen erhielten, und außer vielen andern Brillantseltenheiten eine höchst merkwürdige gelbe Brillantose, von denen der größte 117½, der kleinste 42½ Grän hält; ebenso eine Hutagraffe aus einem grauen, 100 Grän wiegenden, 4 zoll großen Brillant. In derselben Ausstellungsstadt befindet sich noch ein anderer merkwürdiger Diamantschmuck vom reinsten Wasser, dessen größter Saxir 123 Grän wiegt.

Die Jugend Voltaire's.

Nach Carlyle

Von Ludwig Bolle.

Wir wunderten uns immer wieder, daß auch die sorgfältigste Erziehung den Keimen der Bösartigkeit verlegt, in ihren Schülern und Zöglingen das verwerfliche zu tödten, muß ihnen als männlichenswerthes Ziel vorgeschwebt, und überdenken wir für den Pädagogen vielleicht schmerzliche Wahrheit, daß Erziehung nichts weiter als Gewöhnung bedeuten kann, daß aller Gewöhnung gegenüber die Natur ihre allmächtigen Rechte siegreich geltend macht. Je mehr wir uns daher bemühen, ein Naturell auf der unserer Meinung entsprechende Bahn zu lenken, je mehr wir es zwingen wollen, Wege zu gehen, die ihm nicht gemäß sind, um so sicherer können wir darauf rechnen, die eigene Individualität nur zum stärkern und bewußtern Hervortreten zu zwingen, den Funken ihres Widerstandes zur hellen Flamme anzufachen.

Soll ein Baum nicht naturgemäß wachsen, darf ich nur mit kundiger Hand seine Zweige hierum und da in die mir wünschenswerthe Form schneiden. Kümmerwerden aber werde ich auf der jungen Tanne einen Eichbaum anzüchten.

Voltaire, das Kind, verblickt der aufgewachsene fremde Knabe, dessen Aeltern sich jemals zu entfernen hatten, gab seinem Vater wenig Beschäftigung. Er war voll Scherz und Uebermuth, saß niemals still über seinen Büchern, weil er spielend lernte, was anderer mit saurer Mühe ihrem Gedächtniß einprägen, und fand der tollen Streiche kein Ende. Kein Wunder, daß seine Lehrer sich über ihn beklagten, seine Mitschüler, wenn sie ihn „Lustbrüder seiner Redereien gewordten, ihn sprichwörtlich vermieden. Welche Hoffnungen konnte ein solcher Knabe in einem ernsten, verständigen Vater erregen, der nur den einen Weg der Mühe und des Fleißes zu dem einen Ziele kannte, wo die Achtung seiner Mitbürger und der Wohlstand des eigenen Hauses der Lohn des bestimmten Maßes war!

Der Vater des kleinen Voltaire hieß Arouet und war Advocat. Dann wollte er auch seinen Sohn erziehen und ihn in den schon für ihn angebahnten Verhältnissen ein sicheres Auskommen finden lassen. Die Geister, welche die verschiedenen Theile des Eigenthums des Privatmannes zu schützen pflegt, sollten den Kopf des Sohnes erfüllen, während die Regierung Frankreichs zu jener Zeit ein Bild der Ueberwindung aller Gesetze bot und seine Person und sein Eigenthum gefährdet vor seinem zürnenden „et tel est mon plaisir!“ stark.

François Arouet, wie Voltaire sich damals nannte, glaubte an sein Recht, an sein Recht, das er täglich übertreten sah, und — mußte

Spottgedichte darauf. Sein Lohn dafür war die Bastille.

Mag er dort hören und vernünftig werden! dachte sein Vater und ließ ihn 18 Monate lang in seinen düstern Mauern, vielleicht in der Hoffnung, daß die Langeweile ihn zum Studium der verspotteten Gesetze treiben würde. Aber weit gefehlt!

François Arouet begann in seinen Tagen seinen Lieblingsgedanken, Heinrich IV., zu besingen. Er nannte sein episches Gedicht damals „La Ligue" und lebte der Erwartung, einst damit und mit seinem Ruhme die Welt zu erfüllen und zu begeistern — etwas, worin er sich nicht getäuscht.

Der Aufenthalt in der Bastille hatte ihn weder vernünftig noch den Mönchen seines Vaters gefügiger gestimmt. Noch wie vor ein lustiger Geist, der in seiner kaum überwundenen Grün den Lebrun von sich wies und sich jetzt gar mit dem Schreiben einer Tragödie — einer Königs „Oedipus" — beschäftigte. Und wirklich gewann er den Triumph, sie 6 mal nacheinander aufgeführet zu sehen. Von diesem Augenblick an gab Herr Arouet père den Sohn für verloren. François Arouet le jeune aber war seinem ein gescheiter junger Teufel. Sein Witz, seine ewig gute Laune machten ihn zum angenehmen Gesellschafter und gern gesehenen Mitglied vieler Kreise der Hauptstadt.

Beim Herzog von Sully war ein glänzendes Gastmahl. François Arouet drängt sich unter den Gästen. Er ihm zunächst Sitzenden belachen seine Scherze und auch andere drängen sich, ihr Ohr seiner Unterhaltung zu leihen; denn wo immer er ist, geht es lebhaft zu, sprühen die Scherze, und auch sonst leichtlich entzündige Personen werden durch ihn angeregt und glauben wie zuvor gekannte Geistesgaben in sich zu entdecken.

Am fernen Ende der Tafel saß mürrisch der Herr Herzog von Rohan. Ihn schon war sein Blick unwillig und streng auf den heiteren Kreis gerichtet, der den Worten eines ihm unbekannten jungen Menschen lauschte, der, nach seinem Begriffen, ohne Familie und ohne Namen in der Welt dastand, durchaus, wie es damals hieß, ein Mann der „Canaille".

Immer mehr umwölkt sich die Stirn des stolzen Mannes gegenüber diesem unbekannten Jüngling, daß seine gebräunten Züge nicht zu verstehen scheint oder auch nicht verstehen will.

„Quel est donc ce jeune homme, qui parle si haut?" fragt er endlich mit lauter Stimme, daß es weithin über den Tisch vernehmlich wird. Die Scherze am andern Ende der Tafel schweigen, aller Blicke richten sich auf den jungen Arouet, niemand antwortet für ihn. Da erhebt er sich selbst. „Monseigneur", sagt er mit seiner vollen, wohltönenden Stimme, doch leuchtenden Augen und glühender Wange, „der junge Mann führt seinen Titel und seinen alten Namen; doch verbirgt der Jüngling darum nicht minder Respect!"

Der ältere Herzog von Rohan vernahm diese Antwort mit Erstaunen, mit verbissenem Grimm; er stand auf und verließ das Zimmer. Der Wirth und die Gäste blickten ihm mit verlegener Unruhe nach. Der junge Arouet aber nahm den früheren Ton der Unterhaltung wieder auf, des Vorfalls ward nicht weiter gedacht.

Eine Woche verging. Wieder war ein Diner bei dem Herzog von Sully und wieder fand sich der junge Arouet unter den Gästen. Da tritt ein Diener an ihn heran und flüstert ihm ins Ohr, es warte unten jemand, der dringend mit ihm zu sprechen wünsche. „Mais comment!" erwidert François Arouet, „ich kann den Tisch nicht verlassen!"

Der Diener entfernt sich. Noch einer Minute kehrt er jedoch wieder und versichert, man verlange eine Gefälligkeit von dem jungen Herrn. Arouet legt Messer und Gabel aus der Hand, erhebt sich und geht hinaus, zu jeder mitthätigen Handlung, die man von ihm begehren werde, bereit. Im Hofe hält eine Equipage, daneben ein Miethswagen. Herr Arouet wird gebeten, zu dem Kutscher einzusteigen. Hier harrt ihm die behutsame Diener des Herzogs von Rohan entgegen. Auf seinen lauten „Vivat!" aus dem dunklen haltenden Wagen drei Männer springen und über Pritschen auf den Rücken des armen Arouet los. Keine Hülfe ist in der Nähe. Er muß es aushalten, daß an ihm der ganze Zorn des mächtigen Herzogs gekühlt werde; er muß es aushalten, bis dieser selbst sein gebieterisches „Es ist genug!" rufen läßt. Rasch hat sich der junge Arouet die Treppe hinauf und verschwindet den Gästen, was ihm widerfahren. Alle befragen ihn und tadeln den Herzog — keiner erbietet sich, ihn zu rächen. „Monseigneur", fragt der junge Arouet den Herzog von Sully, „ist nicht die Beschimpfung eines Ihrer Gäste auch eine Beschimpfung für Sie?" Die Antwort auf diese Frage bietet der Wirth ihm schnell und sein gebräuchter Rock verläßt das Haus.

Also blieb ihm nun übrig, als auf Selbsthilfe zu sinnen, das heimtückische Gespenst an dem hellen Tage zu bannen? Dem unbedeutenden jungen Manne fanden dazu wenige Mittel zu Gebote, am wenigsten das, einen Rivalen zu vermögen, ihm die Satisfaction eines Cavaliers zu gewähren. Jacques Necker ging aufs Land und lernte lieben; dann forderte er seinen Verleumder. Eine Lettre de cachet war die Folge, die Bastille nahm ihn auf, nur um ihren düsteren Mauern auf und ab er nach sechs Monaten von dort entkam, entschlüpfte er nach England, ließ den Namen Necker fallen und kehrte als Mr. de Polnitz, auch gründig ein anderer, in sein Vaterland zurück.

Anregungen.

Theaterkritiken.

Zwischen der „Dramaturgie" Lessing's und den Berichten in den Theater-Rezensionsblättern steht schwankend die deutsche Theaterkritik. Da wo die Magnet-nadel nach der Wagnet der Wahrheit hinzeigen könnte, wird sie leider auch nur zu oft irritirt von den Einflüssen der Persönlichkeit. Dem allgemeinern bietet die Theaterkritik ein abenteuerndes Gemisch von Unwillkürlich gebrauchten Redensarten, erkünstelten Urtheilen von dem jetzigen Stand der Literatur.

Das Theater Nötscher, der gründliche Theaterkritiker der „Spener'schen Zeitung" in Berlin, zu den Ausnahmen gehört, gestehen auch seine Gegner ein. In seinen kürzlich erschienenen „Kritiken und dramaturgischen Abhandlungen" (Leipzig, Engelmann, 1859) gibt er die „Herbeiführung der wissenschaftlichen Kritik" über die größten theatralischen Genien der Gegenwart, über die Rachel, die Ristori, die Devrient, Lewinsky und andere. Wir hätten allerdings eine größere Durcharbeitung gewünscht. Gleich die erste Seite beweist, daß weder der Genius der deutschen Sprache noch die logische Macht der Worte spricht. „Dem Plumpe mehrerer Freunde wissenschaftlicher Kritik nachgebend, erscheint eine Reihe von Kritiken und dramaturgischen Abhandlungen." Statt eines Gesammtbildes der Künstler und Kunstwerken erhalten wir die allzu zahlreich aus der „Spener'schen Zeitung" abgedruckten Rezensionen über jede einzelne Rolle, die sie in Berlin gespielt. Sie beginnen alle: „Am 12. trat Signora Ristori als Maria Stuart auf. Am Schluß erscheint hierauf die Besprechung des gesammten Theaterpersonals mit dem bekannten Wort: „Die geringsten" Einmal lasen wir sogar: „Wegen Krankheit der Frau Genast konnte" u. s. w.

Trotz der in vielen Form gemachten Bemerkungen (denn erschwerende Kritik geben sie von seiner einzigen Erscheinung) sind wir kaum zu verdrießen brauchen, nicht ohne Schärfung der Feinheit Nötscher lebt seit zwanzig Jahren in den Anschauungen der Bühne und hat viel gesehen, wenn auch immer nur vom Standpunkte Berlins. Er war nicht in London, Paris, Wien. Er hatte zu sehr an der Anschauung und ist nicht fortgeschritten von der Erkenntniß des Urtheils durch persönlichen Umgang mit den Schauspielern. Die Ehre muß, daß ihm die Wortschätzung Lessing's eine rein persönliche Frage geworden ist und daß Nötscher überhaupt an dem täglichen Theaterverkehr Vieles mehr verbessigt ist, als es für einen Dramaturgen höhern Stils sein sollte.

„Wenn es die Pflicht einer jeden Kritik ist, das Werk über den Künstler, über den sie spricht, in ihrer Beurtheilung, ihrer Darstellungsform und eigenthümlichen Auffassung, soweit es das Wort vermag, zu schildern, gleichsam das Spiel der Rachel, der Ristori in Farben, ihnen Strichen wieder zu verschaulichen — so sind wir leider bisher, aber doch nur gerechten Anforderung gegenüber Worte, wie: „Die Rachel spielt Phädra ganz als das mythologische Weib. Athalia als das Prachtweib". Von Ristori, wie: „Neun von Dörnberg vermag, mit Ausnahme der Worten und Lady Macbeth vielleicht, den ganzen Umfang weiblichen Seelen-, Gemüths- und Geistesleidens zu beherrschen", etwas heterogene Phrasen. Statt zu sagen, wie Dawison den Carlos im „Clavigo" spielt, sagt Nötscher nur: „Er spielt ihn nicht wie Devrientmann", noch ihm ist es sehr schön, daß Dawison den Franz Moor menschlicher faßt, aber leider kommt heraus „so viel" nur, was „seinem Gemüth seiner Negationen nicht entspricht". Ja, selbst bei der Beurtheilung der Rachel, wo sie sogar gewiß „einer imposanten Hoheit" Ehre zu sein bezeugt, bekundet seine Kritik nicht immer Klarheit, daß Wesen dieser außerordentlichen Künstlerin zu begreifen und wiederzugeben. In dem Ueberwurf von Lorbeerblättern, mit denen sie diese Erscheinung überschüttet, motivirt sie mit allen, welche „den Virtuosen in der Schauspielkunst" den Weg bahnen, denn trotz der Verehrung, in der auch wir und dem Genius der Rachel bringen und noch im nachklingenden Entzücken ihrer gedenken, verdammen wir trotzdem das „Virtuosenhafte" in der Herr vor allem wäre es die Pflicht der „begeisterten" Kritiker gewesen, den Unterschied ihrer sittlich erfaßten und ihrer angedichteten Rollen nachzuweisen, wie in ihrer Hermione und Phädra sich ganz der tiefe, mitempfindende Zug ihrer Seele offenbarte, wie sie selbst so heiße, so tiefe, während ihre Pauline, ihre Adele, zum Theil ihre Maria Stuart, der Leo der Virtuosen bezeichnete, innerlich kalte und kalt reflexive Darstellungen waren. Selbst die beständig wiederholte Meinung, die Rachel stehe weit über den Gestalten der Dichter, beruht auf Unkenntniß mit der französischen Theatergeschichte. Nötscher würde

...rauß von Poitiers bis Saint Louis in allen Artikeln ...gefunden haben, daß die ganzen Schauspielerinnen des Théâtre français, die Chaumerolle, die Desmarets, die Clairon, schon längst im Besitz der Rachel gewesen seien. Ähnlich steht es mit der Rachel der Phädra nicht anders im Verhältniß zur, wie und nur sagt Hörer in allen Tagen niemand.

Hörbiger's Betrachtung, wo auch richtig als verbunden, leidet an manchem Mangel der hegel'schen Aesthetik, ohne alle ihre Vorzüge zu besitzen. Sie will die spätere, meistens naturalistische Schauspielkunst mit Naturgewalt begründen, denen sie, gleichviel, ob zum Guten oder Schlimmen, einmal entwachsen ist. Der Genius unserer größten Künstler, seiner geweihten Rachel zuerst, dringt auf die reale Wahrheit, die Darstellung geschichtlicher Lebensbilder. Aber diesen Gering nicht anerkennen, nicht sehen will, daß Marie Seebach und Dawison, die von Hörbiger vorzüglich treten, bei all ihren Naturzügen, die auch nur wie verschwinden haben, deren Zauber besitzen, und mit ihrem Auftreten das Volk einer unverständlichen Mär ..., daß dritten Richard unverzeihlich zu gehen, dem ..., wie der Kritiker selbst sagt, „nicht zu helfen Stelle der bei seiner Phäriorbie vor dem Auge für das Geschichtliche, seine Meisterschaft für das Lebendige hat. Wohin doch „willkürlichkeitliche Kritik endlich auf Kosten des Widerspruchs und Unkenntniß und Hochmuth mit ihrem „Naturtheile" dringt? Das ist die modernsten Schärfungen des Schwindelgeistes für Shakespeare's oder doch seiner Interpreten aufgibt, daß sie Heinrich von Bernhard, diesen Leisen und tiefen Geist alle Anerkennung verbietet, für die größte deutsche Schauspielerin erklärt! Hier ist nur gut, daß man, wie unter, wie mit wiederholt ausgesprochen, so geistreicher, aber nur zu sehr unter dem Einfluß seines temperamente Schreiber Aesthetiker selbst sagt, „seinen Kunstgenuß weder mathematisch beweisen kann, noch zu beweisen braucht".

Mehr Genuß bietet Theodor Fontane in „Zur Aufwahl. Skizzen und Artikel" (Hamburg, Hoffmann & Campe, 1860), ein Schriftsteller, der von seinem geschichtlichen Studium auch zur Theaterkritik gelangt, ganz in seinem zweibändig erschienenen Werke, dem Ludwig Walachrabe in seinen „Politischen Lorenzchen" von ihm zu Nutz und Frommen der Redaction gekennzeichnet hat, bald der „Kreuzzeitung", bald der „Deutschen Museum", bald der „Königsberger Hartungschen" unter Prutzenberg, bald der „Blätter für literarische Unterhaltung". Von den neun Artikeln seines Buches beschäftigen sich die sechs letzten mit der bekannten „eingehenden und gründlichen" Kritik, die sie durch einige ironische Seitenhiebe und eine Hülle von Fremdwörtern, unter denen „incubante Tragezeit" und die Gegenfrage „Charakterintegrität", als besonders Perlen glänzen, interessant zu machen wissen. Am meisten lernen sie uns durch die genaue Kenntniß des geheimen Getriebes in den Werkstätten der Agenturen in Erstaunen. Hier ist der Verfasser mit allen Fäden der ...mmt. Einem an Gehässigkeiten überreichen Aufsatz der früher im „Morgenblatt" die dramatischen Chronisten des Herausgebers durch Blätter zur Ergötzung Lesers brauntafgebrochen haben, wiederholen wir schon Nr. 1 (N. A.). S. 796 der „Unterhaltungen" in dem Aufsatz „Die Kritik und die Kritiker".

Romane und Erzählungen.

I

Eine immer mehr aufschreitende und den Interessen der Menschheit bewerthende Umgestaltung des Romanbegriffs zu bekunden, ist die löbliche Tendenz eines nach vielen Seiten hin anregenden kleinen Buches: „Die komische Erzählung von Karl Rittmüller" (Göttingen, C. H. Wigand, 1859).

Mit einem reichen Aufwand von natürlichem Humor und Witz persiflirt der Verfasser den Satz „Was gibt nichts aber macht". Der erstere Theil des Buches bietet die Verführung einer ursprünglich edlen, jugendlichen Natur durch die eitlen Jünger der materialistischen Theorien und ihre Läuterung und Rettung durch die alles bewältigende Kraft der Liebe.

Der letztere Wandlungsprozeß seines Helden, den der Erzähler uns nur schlechtweg als eine Thatsache berichtet, während er uns doch in der Gestaltung seiner Verirrungen hinlängliche Einblicke gönnt, hätte näher veranschaulicht werden müssen.

Einen Pendant zu dem bekannten von der Reitpeitsche erschlagenen Spatz in „Fall und Haben", der als „Hund" nicht im mindesten hindert, daß alle Damen in den Theater, Herren von Rind, verliebt sind, ist folgende Anti-Theaterkritik-Verein-dringliche Wendelin's: „Einmal hat er Corona am der Lieblingsklagen: es war ein ungeheuer schlechtes Theaterstück, das sie gespielt hatte. Sie gab es ihm unter Thränen, aber abklagen hätte sie ihm nicht können. Wendelin schlachtete es und trug's in den Mist zum Amerikahasen und den anderen Tag hatte es so triumphirend als ein tägliches Gerippe wieder." Corona liebt darum den Wendelin noch? Wir müssen gestehen, hier ist der Verfasser nicht frei gerichtet von den Fehlern der bezeichneten Richtung, die er bekämpft.

„Wendel. Roman von Georg Weber" (Frankfurt am Main, Rütten, 1859) trägt offenbar die Merkmale eines Erstlingswerkes an sich, sowohl in der Conception wie in der Ausführung. Was solches kann es Interesse erwecken, denn es verräth die Keimkraft eines poetischen Gemüthes, die bei richtiger Pflege zu Hoffnungen berechtigt. Hätte der Verfasser in seine arme Handlung nur seine Charaktere einmal mehr eingreifen lassen! Aber auch hier hat zur Thatsächlichkeit verurtheilt. Das Ganze kommt Mich. B. nur so, um mit dem Ersten und dem Maler Feuerbachen über Malerei und Bildhauerei zu sitzen, und Wendel's Freund Ignatius, ein schwarzer Pessimist, von seinen charakteristischen vorgestellten als motivirten

Ueberdruß an der Welt schon und Ferne anfangen. Das Gesammelte ist vorhanden, muß aber nicht zur Benutzung gehört und werden wie nicht begreifen, wie es der Dichter so ohne weiteres unserm Publicum hinwerfen konnte, der durchaus leidenschaftlich erregte Roman „Der Maler von Memmen“.

Theodor Mügge's neuester, zweibändiger Roman „Verloren und gefunden“ (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp. 1859.) klärt, wie wir es von diesem Autor gewöhnt sind, eine interessante und spannende Unterhaltungslectüre. Sie ist einer Alltagsgeschichte aus dem modernsten sozialen Leben, in Stadt und Provinz vielleicht überspannlich. So mancher unserer erfundenen Zustände wird hier mit schwungvoller Hand seines glänzenden Aetzers entfleidet, so manche von der Gesellschaft angenommene Lüge in ihrer moralischen Verwerflichkeit blosgelegt. Das Hauptthema bildet die Herabwürdigung der Ehe zur Speculation der Geldmacherei. Der Autor behandelt alles das mit jenem liebenswürdigen Humor, der uns leicht über das Unerquickliche im Stoffe hinwegsehen und mit jener poetischen Verschönerung die trotz realistischsten Festhaltens am Boden der Realität doch schließlich der Macht der Idee den Sieg über die Macht der Materie verschafft. Situationen und Charaktere sind mit dramatischer Lebendigkeit in Scene gesetzt und würden auch wirksamer erscheinen, wenn der Autor sie hin und wieder knapper gehalten hätte. Alles gewagt und effectsuchend mit den übrigen Verhältnissen des Romans — wenn es sich dafür sogar an psychischen Vorgängen nicht fehlt, wie z. B. die Geschichte des Obersten Edwin u. a. m. — erscheint das Intriguenspiel des alten Baron von Feldheim seine Tochter bei ihrer Verheirathung schon Jahre hindurch zu einem Ende auszugeben und so bei der Virtuosität seiner Tochter, nicht blos seine ihm Mündelrolle bis zum letzten Augenblick so ungestraft und vollkommen durchzuführen, sondern sie sogar noch zuletzt durch Hinzufügung der Rolle der armen Verlorenen zu einer Doppelrolle zu erheben. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe, vor sich der Leser entgeistert, mag theils darin zu der Unklarheit und Unbestimmtheit, der sich in dem ganzen Verhältniß der Heirathenden zu Richard von Forberg fühlbar macht, und zu der Unzulänglichkeit der Motivirung, die auch mitunter noch allzu bemerkbar wurde, so schwer, je weicher sie sich von ihrem Vorgänger auf in dem letztvergangenen Jahrhundert aufgehäuft, je mehr ursprünglich fremde Schlingen sie auf ihrem Stamme gepflanzt und vollständig mit ihr verwachsen hat.

So verdienstlich nun auch das Unternehmen der Gebrüder Grimm ist, in ihrem groß angelegten Wörterbuch der deutschen Sprache Geschichte und Erforschung derselben zu vereinigen, so zweifelt es sich doch soweit durch seinen Umfang wie durch seine vor für die gesuchte Weise berechneten Ableitungen und Ausführungen dem Gebrauch des größern Publikums, das von einem Wörterbuch zunächst schnelle und mühelose Belehrung fordert.

Diesem Bedürfniß kommt das seiner ersten Lieferung nach treffliche „Wörterbuch der deutschen Sprache“ (Leipzig, C. Wigand, 1859.) von Daniel Sanders entgegen. Es empfiehlt sich vor allem durch seine übersichtliche Anordnung und bestimmte Form. Unter einem Wortwort gibt es in erschöpfender Fülle seine Ableitungen, sei es als Eigenschaftswort, zusammengesetztes Hauptwort oder neu durch die Vorsilben „be“ und „um“ u. s. w. gebildetes Zeitwort. So übersieht man in einem Raum die ganze Entwicklung, alle Zweige eines Worts, deren angenehmer Reichthum uns mehr als einmal kommen macht. Sie schafft ausgewählte Beispiele machen, wir möchten sagen in spielender und unterhaltender Weise, und mit den verschiedenen Bedeutungen des Worts, seinen eigentlichen wie geistig gefaßten, bekannt. Hier bietet jeder Artikel meist eine Lieferung, die auf zehn Bogen bis zum Worte kommen geht, des Interessanten und Belehrenden viel. Eine solche, zahrelang fortgesetzte Lektüre erlaubt dem gebildeten Verfasser, auf allen großen Schriftstellern der Nation, von Luther bis auf unsere Tage hin, seine Beispiele zu wählen. In mehrjähriger Erfahrung seines Zwecks, die Sprachentwicklung der Epoche so, ohne jede Seite Gelehrsamkeit aufzuzeigen, nimmt er mit Vorliebe seine Belegstellen aus den literarischen Werken der jüngsten Jahre, um auch ihnen so gut wie Schiller, Goethe, Jean Paul ihr Recht widerfahren zu lassen, da auch sie viele Sprache weiter gefördert. So fortgeführt wird schon Jemand der Wunsch des Verfassers sich erfüllen, daß dies Wörterbuch der Muttersprache nicht unwerth erscheinen möge, die seinen Inhalt bildet.“

Zaubert deutsches Wörterbuch.

In den eigenthümlichsten und schwierigsten Aufgaben einer Literatur ist von jeher der Abfassung eines ihrer vorhandenen Sprachschatz entsprechenden Wörterbuchs gerechnet worden.

Man weiß, wie viele Jahre der Akademie Della Crusca zu Florenz, die von dem Cardinal Richelieu gestiftete Französische Akademie zur Herausgabe der ihrigen brauchten.

Ob die deutsche Sprache viele Aufgabe am

Lebensblicke

von C. Gutzkow.

Das Haushaltungsbuch einer reichen Frau ist Reichen und Schulden.

Eigenen Geist vergeuden wir; mit angeborenem sind wir geizig.

Man kann sagt, aber die Mutter zu vergeben, hat auch die Kraft, sie abzubüßen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 28. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Auf Manöver. IV. Ein Manöver und seine Folgen. — Der Übergang zum Mittelalter. Von Theodor Paur. — Briefe über Musik. Von Ernst von Elterlein. II. — Das Schillerthum Goethe's und Schiller's. — Romane und Erzählungen. II. — Bilder der modernen Malerei. — Aus Mendelssohn's letzter Zeit. Von Ludwig Rellstab.

Auf Manöver.

IV. Ein Manöver und seine Folgen.

„Morgen früh 8 Uhr steht das Füsilierbataillon am Lerchenberge, Front nach der Sandgrube. Eine Compagnie wird auf den linken Flügel detachirt zur Beobachtung des sogenannten Kirchholzes."

Also lautete der Regimentsbefehl, welcher am Abend des 16. September im Cantonnement Rheinthal einlief und alle verschiedene Neuerungen in den Reihen der kriegerischen Schar bewerkstelligte.

„Eine sehr vortheilhafte Position, ein höchst interessantes Terrain", bemerkte der Bataillonscommandant. „Man schreibt uns eine schwierige Aufgabe zu stellen. Ich denke, wir werden selbständig manövriren können."

„Aber einen tüchtigen Marsch haben wir bis dorthin", entgegnete einer der Hauptleute, dem der „vortheilhafte Position" doch etwas weit abgelegen von seinem Cantonnement erschien, zumal da es vielleicht nicht wie bei Herr Oberstwachtmeister heiß zu Rosse, sondern beschwerlich auf seinen eigenen Füßen erreichen muß.

„Freilich, wir werden gelig ausbrechen. Der Lerchenberg ist zwei gute Stunden von hier entfernt. Um den Feinden vor Beginn des Manövers einige Ruhe zu gönnen, ist es durchaus nothwendig, daß wir um 5 Uhr abmarschiren."

„Und uns alle schon gegen 4 Uhr aus den Federn finden", setzte Hauptmann S. bedauernd hinzu.

Und so geschah's.

Früh 4 Uhr wanderte der Tambour, du zwar wiederholt von einem Ende Rheinthals zum andern, eine Stunde später sah man das Bataillon in vollem Marsche und eine Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit stand es schlagfertig an der Sandgrube. Kapitän S. war mit seiner Compagnie beordert, den linken Flügel zu decken.

„Unsere Aufgabe ist", wendet er sich nach einigen Minuten ernsten Schweigens zu L. und C., „die Seitenpatrouillen des Feindes zurückzuwerfen und auf den Kirchholz vorzugehen. Sobald wir den Rand erreichen, lasse ich Sie, L., mit einem Zuge an der Brücke zurück, damit wir im Rücken gedeckt sind und nicht Gefahr laufen, abgeschnitten zu werden. Wenn und wo ich Sie wieder an die Compagnie heranziehe, wird von den Umständen abhängen."

Danach trifft der Kapitän die nothwendigen Anordnungen. Es wird eine kleine Avantgarde gebildet, welcher Tirailleure vorausgehen, und L. zur Deckung derselben beordert; das Commando der Hauptmasse übernimmt S. persönlich, Lieutenant C. erhält Befehl über eine kleine Reserve. Sobald das Signal zum Beginn des Manövers

ertönt, setzt sich F. mit seiner Truppe in Bewegung. Anfangs ist kein Feind zu entdecken, plötzlich aber beginnt zu seiner Rechten ein lebhaftes Geschütz- und Kleingewehrfeuer, der frische Herbstwind treibt ihm die Wolken des Pulverdampfes gerade entgegen.

Ungeduldig schreiten sie vorwärts und treibt seine Füsiliere zu größerer Eile an, in der frohen Hoffnung, bald auf den Feind zu stoßen. Vor ihm liegt eine kleine Höhe; diese gilt es rasch zu erreichen — aber schon nach den ersten Schritten gebietet ihm ein Signal von der Compagnie aus „Halt!" Mit größerem Unwillen gehorcht er dem Befehl als die Mehrzahl der Tirailleure, welche diese Pause in den kriegerischen Bewegungen zu einem derbsaften Schluck aus der Feldflasche benutzen. Die Ungeduld des braven Lieutenants ärgert sich mit dem stärker werdenden Kanonendonner zu seiner Rechten, den lauten Trompetensignalen, die ihm wiederholt Cavallerieattaken verkünden.

„Wenn wir nicht die Hetze vor uns kriegen", meint er ärgerlich zu dem ihm beigegebenen Sergeanten, „laufen wir Gefahr, völlig umgangen zu werden. Ich begreife nicht, warum wir so lange hier stillliegen."

Der Unteroffizier ist natürlich derselben Meinung wie der Herr Lieutenant — und schon rufen auch zehn Füsiliere zu gleicher Zeit: „Herr Lieutenant, dort oben kommt was!" Richtig, die Feinde sind dem jungen Helden zuvorgekommen. Auf der Höhe blitzt und flimmert es von zwei, drei, sechs, acht Bajonnetten! Ein ganzer Zug kommt zum Vorschein! Jetzt sieht man deutlich die grauen Röcke, welche die Gegenpartei an den Kopfbedeckungen trägt, und nicht lange dauert's, fallen einzelne Schüsse von oben herab.

„Habe ich mir's doch gleich gedacht!" ruft F. mit dem Fuße stampfend. „Geschieht uns aber ganz recht: immer schießt drauf los, ihr Feinde! Zum Glück habt ihr doch nur blauen Dunst geladen, ich werde mich wol hüten, meine Patronen zu verplagen. Wenn es ernst wäre, hätte ich mit meinen Leuten doch längst ins Gras gebissen!"

Die braven Füsiliere hielten schon länger als fünf Minuten, ohne einen einzigen Schuß zu thun, im feindlichen Feuer aus, als der Befehl vom Hauptmann kommt, die Höhe zu erstürmen.

Im Augenblick commandirt F.: „Gewehr zur Attake!" und jetzt sich mit lautem Hurrah in Trab

Die wackren Füsiliere folgen ihrem tapfern Führer über Stock und Stein, über einen kleinen Wassergraben und befinden sich bald, trotz des wohlgenährten feindlichen Feuers, auf dem Kamm der Höhe.

Doch die Vertheidiger derselben lassen sich durch den kühnen Angriff keineswegs einschüchtern, sind sie doch bis zur Brust durch eine Mauer gedeckt, welche längs des Kamms hinläuft und in der sich nur eine einzige Thür befindet. Da ruft F. ein zweites begeistertes Hurrah und beginnt über die Mauer zu klettern. Doch kaum hat er seine Hände auf den Rand gelegt, als er für wegen eines höchst unangenehmen Gefühls von klopfenden Ledersohlen zurückgiebt. Mehrere Füsiliere, die dem guten Beispiel ihres Führers folgten, erhalten von den feindlichen Kameraden so nachdrückliche Stöße, daß sie den Sprung nach von der Mauer in das weiche Gras thaten. So abgeschlagen, formirt F. einen Keilangriff auf die Thür, mehr als hundert feindliche Schüsse knallen um die Angreifer, und wenn jeder von ihnen sein Leben zu vergeben hätte, sie wären verloren, sobald die Vertheidiger blaue Bohnen versenden könnten. Plötzlich verkündet das Geknatter der Schüsse und über der Mauer, dicht neben der Thür, wird das Haupt eines feindlichen Kapitäns sichtbar.

„Aber liebster Kamerad", hört sich dieser zu F. gewendet vernehmen, „wozu solche Hartnäckigkeit? Sie werden sich doch selbst sagen müssen, daß Ihr ganzes Sturmlaufen höchst unwahrscheinlich ist. Abgesehen davon, daß Sie vorher ohne alle Deckung im wirksamsten Bereiche meines Feuers bleiben, wobei möglicherweise zwei Drittheile Ihrer Mannschaft außer Gefecht gesetzt werden würden, wagen Sie es auch noch, mit einem einzigen Zuge gegen eine volle Compagnie zu agiren, die doch gewiß nicht schlecht postirt ist. Allen Respect vor Ihrer Tapferkeit, junger Freund, aber was zu viel ist, ist zu viel. Ich ersuche Sie dringend, sich als abgeschlagen zu betrachten."

F. sieht ein, daß sein Feind recht hat und entschließt sich, obwol mit schwerem Herzen, den Befehl zum Rückzug zu geben. Er sammelt seine braven Kämpfer und zieht denselben Weg hinab, den er vor kurzem hinaufstürmte. Der Feind ist so großmüthig, diese rückgängige Bewegung nicht durch Feuer zu stören.

„Haben Sie nichts von der Compagnie gesehen?" fragt F., seinen angelangt, verblümt den Sergeanten.

„Nicht das Geringste", entgegnet der Unteroffizier. „Ich glaube, er hat einen andern Weg eingeschlagen."

In diesem Augenblicke sprengt auf einem Schimmel ein Adjutant Sr. Excellenz im Galopp daher, K. eilt ihm bis an den Rand eines kleinen Grabens entgegen.

„Herr Lieutenant von K.", ruft es vom jenseitigen Ufer herüber, „Se. Excellenz wundert sich sehr, daß die Höhe noch nicht genommen ist und erwartet, daß es ohne weiteres geschieht. Das Füsilierbataillon wird durch die feindliche Abtheilung in seinen freien Bewegungen gehindert."

Der Lieutenant will eben einige Entschuldigungsgründe vorbringen, Verhaltungsbefehle erbitten, da beginnt von der fraglichen Höhe ein neues Krachen von Flintenschüssen....

Darüber erschrickt der Schimmel nicht wenig, macht einen furchtbaren Satz und jagt dann mit seinem Reiter von dannen — sodaß K. abermals ratlos allein steht.

„Was kann's heißen?" ruft er endlich. „Versuchen wir's noch einmal. Angetreten! In Front! Marsch!" und abermals setzt man sich in Bewegung.

Doch diesmal ertönt kein Hurrah. Auch wird nicht Sturm gelaufen. Langsam, im ruhigen, gemessenen Schritt geht K. die Höhe hinauf. Kaum zwanzig Schritt vor den Tod und Verderben speienden Feuerröhren läßt er seine Schar halten, das Gewehr beim Fuß nehmen und tritt dann allein vor die Thür, neben welcher weder das Gesicht des feindlichen Kapitäns zu erblicken ist.

„Nun, was bringen Sie?" ruft dieser mit heiserer Miene. „Wollen Sie sich etwa gefangen geben?"

„Melde gehorsamst", beginnt K. salutirend, „daß ich von Sr. Excellenz beordert bin, diese Höhe auf jeden Fall zu nehmen."

„Allen Respect vor Sr. Excellenz", entgegnet der Kapitän lachend, „aber so lange mich nicht mehr angreift als diese Hand voll Leute, kann ich doch unmöglich zurückgehen. Ich habe strenge Ordre, diesen Punkt coûte que coûte zu halten. Warum läßt man denn nicht ein paar Geschütze gegen mich auffahren? Einige Kanonenschüsse würden mich schon vertreiben. Ich habe nichts dawider, wenn Sie vor der Mauer ruhen bleiben wollen, so unwahrscheinlich es in Wirklichkeit auch wäre, aber hinter dieselbe lasse ich niemand."

Alles Parlamentiren hinüber und herüber bleibt umsonst — mit betrübter Miene kehrt K. zu seinen Füsilieren zurück, die trotz der Nähe des Feindes sich gemüthlich auf dem weichen Rasen gelagert haben. Noch sieht K. wie Wallenstein vor der Schlacht bei Lützen „gedankenvoll an einen Baum gelehnt", als plötzlich aus einem seitwärts gelegenen Gehölz einige Schüsse knallen und gleich darauf Kapitän S. mit seiner ganzen Compagnie, das Bajonnet gefällt, mit wildem Kriegsgeschrei hervorbricht.

„Gerettet!" ruft K. und will eben seinen Zug in Bewegung setzen, als hinter ihm ertönt: „Guten Morgen, lieber Kamerad, es steht Ihnen jetzt frei, unsere Mauer zu erstürmen!"

K. wendet sich, sieht die Feinde abziehen und das lachende Gesicht des hartnäckigen Kapitäns verschwinden. Im Augenblick ist er nun mit seinen Leuten jenseit der verhängnißvollen Wand. Eine freie Aussicht über das ganze Schlachtfeld bietet sich ihm dar. Die feindliche Armee ist in vollem Rückzuge; die Infanterie des Hauptcorps retirirt über eine freie Ebene. Die Bataillone haben Quarrés formirt, dazwischen Batterien, welche durch wohlunterhaltenes Feuer die Angriffe der dreifachen Reiterei zurückzuweisen suchen. Gewehrsalven mischen sich mit dem Donner der Kanonen, Trompetensignalen und Trommelwirbeln. Dort jagt eine reitende Batterie von mehreren Schwadronen begleitet eine flache Höhe hinauf, Staub wirbelt empor und hüllt die tollen Reiter ein. Nun das Commando zum Aufmarsch und zum Abprotzen — zwei, drei feurige Blitze zucken aus der dichten Wolke und ein rollender Donner verkündet dem Feinde, daß sein linker Flügel eigentlich durch rechtliche Enfilirschüsse vernichtet wäre.

K. ist ganz in dem Anblick des Schlachtgemäldes versunken und es kostet ihm einige Ueberwindung, sich davon loszureißen; doch es gilt, die Compagnie wieder zu erreichen. Ein schmaler Ausweg führt zwischen Gärten und Weinbergen nach dem Thal hinab. Diesen schlagen jetzt die Füsiliere ein, und bald zeigt sich ihnen auf einem freien Platze die tapfere Schar des Kapitäns S.

Mit lautem Jubel werden die wackern Kameraden begrüßt und K. erfährt, daß man ihn absichtlich allein gelassen, um den Feind erst zu täuschen und durch List aus seiner vortheilhaften Stellung zu vertreiben.

„So!" brummt K. verdrießlich. „Also war ich zum einzigen Zweck dahin commandirt; denn in einer wirklichen Schlacht wäre kein Mann von uns allen mit heiler Haut davongekommen."

„Wirkliche Schlacht!" wiederholt der Kapitän S.

„Lieber Freund, es ist ja nur ein Manöver, und ich versichere Sie, es war herrlich anzusehen, wie Sie mit Todesverachtung hinausstürmten. Nun müssen wir uns aber beeilen, den Rest zu erreichen. Du, D., wirst jetzt die Avantgarde führen und mit derselben einige hundert Schritt vorausgehen, und Sie, L., bilden mit Ihrem Zuge die Reserve. Sie folgen uns nicht über die Brücke, sondern halten die Häuser am diesseitigen Ufer besetzt, bis weiterer Befehl eintrifft. Der Zweck Ihrer Aufstellung ist, ein etwaiges Vorgehen feindlicher Reiterei von seinem rechten Flügel her zu verhindern."

Kaum Minuten später ist alles im Marsch. D. verschwindet mit seinem Zuge hinter den ersten Häusern des nahe liegenden Dorfes, welches sich bis an die Brücke erstreckt. Der Kapitän folgt mit dem Rest. Sobald L. seine Bewegung beginnt, hört er heftiges Flintenfeuer, ein Beweis, daß D. bereits an der Brücke mit dem Feinde handgemein ist. Trommelwirbel und Hurrahrufe — die friedliche Nachbut ist geworden. Auf den Höhen des jenseitigen Ufers sieht man über Mützen im vollen Anzuge.

Derweilen reißt L. seine Mannschaften. Zunächst wird ein Teil derselben, d. h. ein Strohsack quer über die Brücke gelegt, was dem Sachverständigen als ein unüberwindliches Hindernis erscheinen wird. Unmittelbare Barrikaden enthielten sich freilich nicht, darunter hinweg zu kriechen. Zwei Schildwachen werden postiert der Brücke parallel und zur Beobachtung des vorliegenden Terrains angehalten, zu gleicher Zeit übernehmen sie aber auch das Geschäft von Pontons, da sie jeden vorüberfahrenden Bauernwagen und den von der Feldarbeit heimkehrenden Landleuten freundlich den Durchlaß eröffnen.

Ein Unteroffizier und vier Mann bleiben vielmehr der Brücke unser Gewehr, während L. mit der übrigen Schar unter dem Thore eines großen Gebäudes verschwindet, an welchem in weiten Schriftzügen auf blauem Grunde zu lesen: „Gasthof zur braunen Birne". Das Besetzen dieses Gebäudes ist durchaus notwendig, eine kräftige Verteidigung der Brücke wird nur vom oberen Stockwerk des Gasthofes möglich sein. Darum nimmt L. mit dem Sergeanten eine Rekognoszierung dieser oberen Räumlichkeiten vor, während die Mannschaft im Hofraume näher Bekanntschaft mit den trockenen und feuchten Produkten des Hofes anknüpft.

„Wohin führt diese Thür?" fragt L. den den begleitenden Wirt.

„Hier ist unser Schlafzimmer", entgegnet der Besitzer der „Braunen Birne", „und nebenan sind zwei Zimmer, die sonst von einer fremden Herrschaft mit Beschlag belegt werden sind, der ein Unglück am Wagen passierte und die deshalb wahrscheinlich die Nacht hier bleiben muß. Sie liegen unten im Garten beim Frühstück."

„So!" entgegnet L. und legt dann im befehlenden Tone hinzu: „Sergeant, Sie werden mir dafür sorgen, daß diese Zimmer von unseren Leuten nicht betreten werden! Wir werden das Feuer nur aus den weiter rechts liegenden Fenstern eröffnen!"

„Herrjeh! Hummel!" ruft der Wirth entsetzt, „Sie werden doch nicht in meinen Stuben mit Pulver umgehen lassen? Sie sprengen mir ja das Haus in die Luft! Und dann bekommen Sie doch, Herr Leutenant, die Damen nebenan! Wer dem Feuer an der Brücke flüchtigen sie nach dem Garten. Ich denke, das Beste wäre, Herr Leutenant, Sie ließen gar nicht schießen!"

„Glauben Sie, Herr?" sagt L. entrüstet, stößt dann in schwerigender Verachtung die Schultern und herrscht dem Sergeanten zu: „Da bleibt dabei! Ein jeder Fenster ein Mann!" Damit hat er auch schon eine der weiter rechts liegenden Thüren geöffnet und findet hinter derselben ein freundliches, ländlich elegant möbliertes Zimmer mit der Aussicht nach der Brücke.

„Hier werde ich Posto fassen!" ruft er aus, wirft seinen Degen und Kriegshut auf den Tisch und sich ins Sofa. „Herr Wirth, ein Gabelfrühstück und eine Flasche Wein! Sergeant, Sie sind mein Gast! Die Leute sollen die Gewehre anlegen und sich etwas ausruhen! Es fehlen noch fünf Minuten zu Mittag. Ich denke, vor einer halben Stunde werden wir nicht angegriffen."

* * *

Nach einer Weile erscheint denn die Kellnerin mit dem verlangten Frühstück; folgt im beständigen Schweigen, das nur zuweilen ein halbes Wort des Leutenants und ein „Zu Befehl, Herr Leutenant!" des Sergeanten unterbricht, verzehren beide Braten, Brot und Wein.

Ein lauteres Klopfen an der Thür hört sie zwei — der Leutenant ruft: „Herein!" und auf der Schwelle erscheint ein Herr von hoher, imposanter Gestalt.

„Sie verzeihen, wenn ich störe!" läßt sich hören, zu L. gewendet, vernehmen; „aber die

Mittheilung des Wirths, nach welchem wir in der nächsten Viertelstunde ein höchst interessantes, wenn auch etwas gefährlicheres Schauspiel zu erwarten haben, bewegt mich, Ihnen meinen Besuch zu machen."

L hat sich unter der Zeit erhoben und bittet den fremden Besuch, Platz zu nehmen.

„Sie erlauben, daß ich mich Ihnen vorstelle," fährt der lange Herr fort. „Mein Name ist Müller, Gutsbesitzer."

„Lieutenant von L.", erwidert unser Held mit einer höflichen Verbeugung. „Womit kann ich dienen?"

„Eine dringende Vorliebe für militärische Schauspiele, die sich noch von der Zeit her schreibt, in der ich selbst dem Vaterlande mit den Waffen in der Hand diente, veranlaßte mich heute mit meiner Familie in einem kleinen Wagen den Truppenbewegungen zu folgen. Leider wurden durch das heftige Schießen unsere Pferde scheu, gingen durch und blieben erst unweit dieses Waldes mit zerbrochener Deichsel stehen. Glücklicherweise hat niemand Schaden genommen, nur ist meine Frau infolge des Schreckes über den ganzen Zufall so angegriffen, daß ich fürchten muß, die Nähe des zu erwartenden Gefechtsfeuers kann sie für die nächstbevorstehenden Zeiten heilen. Wie ich höre, macht die Disposition des ganzen Manövers eine Besetzung dieses Hauses nothwendig. Ich bin selbst Soldat gewesen und weiß, daß dieser Dienst ein schonungsloses Auftreten, eine Hintansetzung aller übrigen Rücksichten verlangt und werde daher gewiß nicht wegen einer solchen Kleinigkeit, wie schwache Nerven einer Dame, ein Aufgeben dieses Planes verlangen; doch ersuche ich Sie, bevor der Angriff des Feindes erfolgt, meiner Frau einige beruhigende Worte zu sagen, weil sie in dem Wahne steht, daß Schießen und den Kugeln seine einem Einfluß des Hauses beeinflussen."

L. hört erstaunt dieser Rede zu. Er begreift die Aengsten und Zuversichtlichkeit dieses Herrn Müller durchaus nicht — und doch, der Mann hat so viel Imponirendes in seinem ganzen Auftreten, daß L. die etwas spitze Antwort, welche er anfangs auf der Zunge hat, zurückdrängen und endlich höflich erwidern muß: „Sehr gern! Ich werde keinen Augenblick anstehen, Ihre Frau Gemahlin vollkommen zu beruhigen, und im äußersten Falle könnte ich mich sogar entschließen —"

„Doch nicht etwa Ihre Artillerie außerhalb des Gebäudes zu placiren?" fällt ihm der andere ins Wort. „Nicht doch! Sie könnten sich dadurch die größten Unannehmlichkeiten seitens Ihrer Herren Vorgesetzten ziehen. Das wäre unverzeihlich, wenn man einen so wichtigen Punkt ohne Vertheidigung ließe! Sie übersehen ja von hier aus die ganze Straße und bringen durch eine Besetzung dieses Zimmers den Feind in ein Kreuzfeuer, welches sein Vordringen unmöglich macht. Ein zwei oder drei Mann, welche Sie an diesem Fenster aufstellen können, erregen ein ganzes Bataillon in seiner Ehre."

L. schaut verwundert auf den Sprecher. Der Ironie, welche in seinen Worten liegt, wird unserm Helden klar. Er muß sich eingestehen, daß das beabsichtigte Schießen zum Fenster hinaus so unnöthig wie unwahrscheinlich ist, weil in Wirklichkeit die wackern Artillerie nur ihre eigenen Kameraden treffen würden. Herr Müller scheint wirklich etwas mehr von der edlen Kriegskunst zu verstehen, als man sonst von einem einfachen Rittergutsbesitzer erwarten kann, und der Lieutenant, so brav er ist, fühlt sich immer unbehaglicher in der Nähe seines Besuchs, doch hält ihn ein gewisses Etwas ab, seinen Unmuth laut werden zu lassen. Mit verlegener Stimme sagt er endlich: „Darf ich bitten, mich Ihrer Frau Gemahlin vorzustellen?"

„Sehr gern!" erwidert der lange Herr und schreitet nach der Thür. L. folgt ihm und flüstert im Vorbeigehen dem noch anwesenden Sergeanten zu: „Halten Sie die Leute vor dem Hause an!"

Herr Müller eilt nach einem zweimaligen Klopfen, welches der Wirth als „von der fremden Herrschaft befohlen" angab, öffnet die Thür und bittet L. einzutreten. „Meine Frau wird gleich erscheinen", sagt er heraus und verschwindet im anstoßenden Gemach. Dann hört L. nebenan ein leises Klingen, ein Rauschen von seidenen Kleidern, einen halb unterdrückten Ruf der Ueberraschung — Alles macht einen eigenthümlichen Eindruck und läßt sein Herz erwartungsvoll klopfen. Nebenbei macht er sich Vorwürfe über die rauhen Reden, welche er gegen den Wirth gethan. „Man wird Dich für einen Rabalen halten", sagt er sich. „Bruno von L., mache deinen Fehler durch die feinstmögliche Liebenswürdigkeit wieder gut!"

Jetzt bewegt sich der Drücker an der Thür — man öffnet — und wer tritt herein? Ist es möglich? Ist sie es wirklich? — Ja, es ist seine Tän-

schung! Julia, die schöne Julia, steht vor dem jungen Helden.

„Mein Gott, wie kommen Sie hierher?“ ist alles, was er mit bebenden Lippen hervorbringen kann. „Sie sind doch nicht Madame —“

„Müller?“ fragt das junge Mädchen lächelnd. „Nein! Eine Madame Müller existirt gar nicht, weil —“ Hier steckt die schöne Julia und blickt erröthend vor sich nieder, „weil Herr Müller eigentlich Herr von N. heißt und — mein Vormund ist.“

„Ihr Vormund? Sie Excellenz der Herr General von N.?“ ruft L. und ein Strahl der Hoffnung durchblitzt seine Seele. „Er? Er führt mich mit Ihnen, theure Julia, zusammen? Darf ich glauben, daß er nicht länger unserm Glücke widerstrebt?“

Entzückt hat L. die Hand Julia's erfaßt und schaut fragend in ihre schönen Augen. Ein Blick belehrt ihn, daß er sich nicht täuscht, und überströmend vor Wonne schließt er das theure Mädchen in seine Arme. In demselben Augenblick öffnet sich die Thür abermals und es erscheint Se. von N. und der Pfarrer Müller.

„Ja ich muß bitten, liebe Schwägerin“, lacht dieser, „wir einverstanden die jungen Leute auch ohne unsere feierlichste Erlaubniß sind —“

Nun erfolgt ein all- seitiges Umarmen, Händeküssen und Beglückwünschen.

L. sammelt einige Entschuldigungen gegen Se. Excellenz Müller, die Hochbeseligten mit einem freundschaftlichen Klopfen auf die Schultern des jungen Kriegers beantwortet.

Der allgemeine Sturm der Gefühle hat sich ein wenig gelegt, als plötzlich ein Schuß vor dem Hause knallt und die Stimme des Sergeanten ertönt: „Herr Lieutenant, der Feind!“

L. läßt die zarten Hände Julia's los und ruft mit einem eitlen „Wer, auf Pferdesleben?“ nach der Straße. Hier findet er seine Schar schon kampfbereit. Die Feuerwaffen sind geprüft, die Pferde gesattelt, sechzehn tüchtige Mann, unter ihnen die zwei anfangs vergessenen Reiter, und unterhalten ein fröhliges Plänkelfeuer. L. ertheilt schnell die nöthigen Befehle an die übrige Mannschaft und tritt dann zur Brücke, um sich von der Stärke des erwarteten Feindes zu überzeugen. Auf seine Frage: „Was kommt?“ meldet der Unteroffizier: „Ein ganzes Regiment Cavalerie!“ Und wirklich, kaum hundert Schritte von der Brücke entfernt, bemerkt jetzt L. durch eine Lücke im Pulverdampf zwei Reiter, die, ungerührt von dem mörderischen Feuer, mit eingesteckten Säbel ruhig auf einer Stelle halten.

„Welche Kühnheit! Aber ich denke, solange nur Cavalerie angreift, wird man uns nicht leicht wegbringen. Wir schießen alles kurz und klein! Doch wollen wir die Patronen sparen, bis sich mehr zeigt. Unteroffizier, siegten Sie das Feuer!“

Die letzten Schüsse krachen — der Pulverdampf verzieht sich und „Alle Wetter!“ murmelt L. erschrocken, „das ist ja reitende Artillerie! Habt ihr denn das nicht früher gehört? Dort hinten erscheint eine Batterie! Dagegen wird sich freilich nicht lange Stand halten lassen! Doch Muth gefaßt! Sergeant, vertheilen Sie die Hälfte der Leute längs des diesseitigen Ufers und lassen Sie tüchtig schießen! Ich werde mich drüben hinter dem kleinen Damm festsetzen!“

Gesagt, gethan! Es knattert und kracht ohne Aufhören und man glaubt schließlich ein ununterbrochenes Rollen zu hören. Doch die feindliche Truppe läßt sich dadurch nicht im geringsten irre machen. Im ruhigen Schritt zieht sie auf der Straße fort und rückt dem tapfern Häuflein näher. Jetzt haben sich auch die zwei vorderen Reiter, welche vorhin so todesmuthig auf einer Stelle hielten, wieder in Bewegung gesetzt und sind kaum noch zehn Schritte von der Brücke entfernt. Mit gutmüthigem Lächeln schauen die breiten, haubbedeckten Gesichter der Kanoniere unter den Helmen hervor und „Guten Morgen, Kameraden!“ ertönt's treuherzig aus ihren rauhen Kehlen.

Damit wollen sie weiter reiten, doch die tapfern Füsiliere halten die Bajonnete vor, fallen den Pferden in die Zügel und der Unteroffizier ruft: „Ihr seid unsere Gefangenen! Steigt ab!“ Ein wildes Hohngelächter der beiden Geschützbedienern ist die Antwort.

L., der sich schon im stillen nicht wenig über die Keckheit der Reiter geärgert, will eben herbeieilen, als er einen Artillerieoffizier im großartigen Galopp auf sich zujagen sieht.

„Herr Kamerad!“ ruft dieser schon von weitem und L. bleibt stehen. Nach einigen Sprüngen ist das Pferd mit seinem Reiter dicht bei ihm und er hört mit Erstaunen, daß das Manöver schon seit langer als einer halben Stunde beendet und die Truppen friedlich heimziehen dürfen.

„Aha!“ lacht L., „nun kann ich mir wol die Pranken Ihrer Batterie und zumal der beiden Kanoniere erklären! Tambour, Appell schlagen!“

„Haben Sie vielleicht etwas von der ersten Compagnie meines Bataillons gesehen?“

„Wer ist ihr Führer?“

„Kapitän C.“

„Liegt nicht hinter unserer Batterie. Aber dort kommen meine Gefährte! Guten Morgen, Kamerad! A revoir!“

Und der Artillerist sprengt davon. F aber sammelt seine Schar und zieht mit ihr zurück nach der „Heiteren Miene“.

Es währet nicht lange, erscheint Kapitän C. mit der Compagnie. Mit wenig Worten wird er von dem Zusammentreffen mit der Familie von A. in Kenntniß gesetzt und bewilligt gern den erbetenen Urlaub bis zum Abend.

Nach eingenommener Herz- und Magenstärkung setzt sich F. mit C. wieder in Bewegung, um das Cantonnement Wiesenthal noch bei guter Zeit zu erreichen. F. aber schwelgt in Gedanken an Julia's Seite, bis der Mond über jenem Hügel erscheint, auf dem er heute seine ersten Sporen verdiente. Dann trennt man sich. Der von A. sehr nun wieder aufgerichtete Wagen setzt über die Brücke nach Schloß Veilchenstein und der Lieutenant wandelt allein, seine Gedanken im Herzen, den Weg nach Wiesenthal zurück.

Acht Tage später las man folgenden Auszug aus dem Regimentsbefehl vom 24. September: „Das Regimentscommando ist von Sr. Excellenz dem Inspicienär beauftragt, denen vollkommenste Zufriedenheit mit den Leistungen des 4. Infanterieregiments während des Uebungsmanövers bekannt werden zu lassen.

„Lieutenant von F., 1. Compagnie des Füsilierbataillons, erhält Urlaub bis den Monat October nach Schloß Veilchenstein.

Und im Lichen Anzeiger:

„Die Verlobung ihrer Tochter Julia mit Herrn Bruno von F., Lieutenant im 4. Infanterieregiment, beehren sich anzuzeigen

Schloß Veilchenstein im September 18..

Excellenz von A.“

Der Aberglaube des Mittelalters.

Nachdem Sanitätsrath Dr. H. P. Schindler in seinem vorliegenden Werke „Das magische Geisterleben“ ein Gebiet zu beleuchten versucht hat, das seiner Natur nach dunkel und unbestimmt ist und deshalb sehr verschiedener Auffassung unterliegt, nimmt er in der soeben erschienenen Schrift „Der Aberglaube des Mittelalters“ (Breslau, W. G. Korn, 1858), eine bestimmte, culturgeschichtliche Richtung zum Gegenstande tiefeindringender und mit einer Fülle von Thatsachen unterstützter Betrachtung.

Galt es ihm dort, einer der reichhaltigsten Quellen des Aberglaubens nachzuforschen, so ist es hier seine Aufgabe, den Aberglauben in allen seinen Erscheinungsformen, vom Ursprunge bis zu seinen letzten erkennbaren Regungen, geschichtlich zu verfolgen. Eine besondere Schwierigkeit bestand darin, für diesen je nach der verschiedenen Weltansicht anders aufgefaßten Gegenstand die richtige Begrenzung zu finden. Wie weit reicht der Glaube? Und wo beginnt der Aberglaube? Das sind begrifflicherweise schwer zu lösende Fragen, wenn es darauf ankommt, eine übereinstimmende Mehrheit zu befriedigen. Der Verfasser läßt sich, und er thut recht daran, auf eine begriffliche Erklärung des Aberglaubens nicht ein, statt dessen geht er überall von der mythischen oder religiösen Auffassung des Volks aus und führt diese durch alle Stadien primärer und secundärer Formation, von der volksthümlich anmuthigen Gestalt bis zur verabscheuten, gegen Vernunft und Humanität hervorstechenden Ungeheuerlichkeit durch. Der Leser mag dann selbst nach dem leitenden Standpunkte seiner Einsicht die schwer erkennbare Grenzlinie finden.

Des Verfassers eigenen Standpunkt bezeichnet scharf genug, daß er als Quelle alles Aberglaubens den Glauben an ein außerordentliches Gebiet, oder, wie er sich am Schlusse des Werks bestimmter ausdrückt, an einen außerweltlichen Gott bezeichnet. Wie scheint diese Auffassung doch einseitig! Nicht der außerweltliche Gott für sich allein erzeugt die mannichfaltigen Erscheinungen des Aberglaubens; somit mußte auch der rationale Leitsinn, der vermöge seines persönlichen Wesens sich entfernt und ihn gewissermaßen von der Welt, als dem Reiche des Bösen, absentirt, dem Aberglauben ergeben sein, was bekanntlich nicht hervorleuchtend der Fall ist, und andererseits mußten die pantheistischen Richtungen der Vergangenheit auffallend bei Vielen gewesen sein, was sich ebenfalls nicht vorfindet. Nein, es muß zur Außerweltlichkeit des Göttlichen noch ein Zweites hinzukommen, um Herz und Gemüth mit dem finstern Zauber des Wahnes zu bestricken; und dieses nothwendige Zweite ist der geheimnißvolle Trieb, den außerweltlichen Gott mit Gewalt in das sichtbare Leben herein und zur Oberfläche der Welt herabzuziehen. Da genügt nicht

mehr die lebendige Erkenntniß von dem Walten des Göttlichen, nicht mehr die gläubige Zuversicht auf die Unverbrüchlichkeit des Rechtsbundes im Leben: das Ueber- und Unsinnliche ist sich — gegen alle erkennbaren Zeichen des Daseins — auf ganz veränderte Weise sinnlich und sichtbar bezeigen. Die pantheistischen Abergläubigen wollten, trotz ihrer abweichenden Grundansicht, doch dasselbe, nämlich das im All verbreitete Göttliche zu vereinzelter sichtbarer Wirksamkeit im Leben nöthigen. Suchten jene die Absonderung des Göttlichen von der Welt in bestimmten einzelnen Fällen aufzuheben, so boten diese es nur möglich, die innerweltliche, göttliche Kraft zu einem Heraustreten aus sich selbst zu veranlassen. Aller Aberglaube scheint mir demnach auf der Annahme zu beruhen, daß noch andere als natürliche Kräfte, und diese selbst noch anders als nach natürlichen Zeichen, im sinnlichen Leben zu wirken vermögen, daß der innere oder innerweltliche thätige Geist sich auch willkürlich in besonderm Falle sichtbar bezeige oder gar sich in sichtbarer Bezeigung nöthigen lasse.

Indessen nun diese falsche Weltanschauung keineswegs ausschließlich im Mittelalter herrschte, sondern nach des Verfassers eigener Darstellung im Zeitalter der Reformation einen neuen Aufschwung nahm und erst im 17. Jahrhundert die üppigsten Blüten und Früchte trieb — weit abscheulicher und der Menschheit verderblicher als je im Mittelalter — unterem erscheint mir der Titel des Buchs: „Der Aberglaube des Mittelalters" nicht ganz geeignet. Der Verfasser hat auch in der That alle Erscheinungen jener Zeitperiode auf dem Gebiete des Aberglaubens, wie sie es verdienten, einer eingehenden Betrachtung unterworfen, hat völlig vorurtheilsfrei auf katholischer wie auf protestantischer Seite die Wirkungen des Aberglaubens, Zauberei und Hexenwesen, beleuchtet, hat nicht verschwiegen, wie von der hierarchischen Kirchenleitung bald Abmahnung, bald Verbote im aufklärendem Sinne, bald fanatische Aufreizungen zur Jagd auf die Verschworenen des Teufels ausgingen; wie protestantische Gemeinden, Theologen und Obrigkeiten nicht weniger eifrig als die katholischen über Hexenbrut verfolgten, wie dagegen eine Reihe von katholischen Priestern es waren, die zuerst im 17. Jahrhundert dem Wahnsinne zu wehren suchten, bis es im 18. dem vernünftlichen Themasius gelang, die öffentliche Meinung hinreichend aufzuklären.

Der reiche Inhalt des Werks ist in sieben Bücher eingetheilt. Das erste führt in die Weltanschauung des Mittelalters überhaupt ein, zeigt, wie der Glaube an die Herrschaft ober- oder unterirdischer Mächte im Bereiche des irdischen Lebens, in der Mythe eines jeden Volks begründet, auf das Christenthum überging, wie derselbe von der Kirche großgezogen und im Verein mit den heidnischen Erinnerungen des Volks zur höchsten Vollendung gebracht wurde. Das zweite Buch behandelt, schon in vieles Einzelne eingehend, das Verhältniß der Geisterwelt zur Körperwelt. Da nach dem Glauben der Zeit Geist und Körper nur zufällig miteinander verbunden sind und der Geist Gottes ohne alle Einschränkung als allmächtig gilt, so haben nur so lange die Naturgesetze ihre Wirkung und Folge, als es dem Willen des souveränen Gebieters der Elemente gemäß ist: sobald er in den regelmäßigen Weltlauf eingreifen will, geschieht das Außerordentliche, Unerklärbare, das Wunder. Aber auch der Gegensatz des Göttlichen, der Teufel, wirkt unter Zulassung Gottes in ähnlicher Weise, und beide übertragen außerdem ihre Macht über die Natur an ihre heiligen oder gottlosen Bekenner. So entsteht eine Kette von Wirkungen, die schlechthin alle Ordnung und Gesetzmäßigkeit in der sinnlichen wie in der geistigen Welt verleugnen. Das Leben des Menschen ist nicht mehr klar, frei und festbegründet, sondern rings umspannen von Wahngebilden und der unheimlichsten Willkür preisgegeben. In dem dritten Buche werden die magischen Wissenschaften entwickelt und, was bisher weniger beachtet worden, neben der weißen und schwarzen Magie als ein Mittleres noch die Naturmagie festgestellt. Nicht blos Gott und Teufel, nicht blos gute und böse Geister verleihen dem Menschen Herrschaft über die Natur; auch die tiefe Erkenntniß derselben, verbunden mit gläubiger Willenskraft, erringt sich einen Einfluß, der über die bekannten Gesetze der Natur hinausgeht.

Die folgenden Bücher führen nun die bezeichneten drei Richtungen der Magie weiter aus. Das vierte behandelt die weiße Magie oder die Zauberei mit Hülfe Gottes und der himmlischen Heerscharen. Zu solch göttlicher Begnadigung aber bedurfte es der Abtödtung des Fleisches und des unerschütterlichen Glaubens; denn der Glaube ist die Wurzel aller Wunder, und umgekehrt, wie unser Dichter sagt: „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind."

Nach dieser Auffassung mußte natürlich die Kirche alle Wunderwirkung für sich allein in

Anſpruch nehmen; doch verſchmähte ſie dabei keineswegs die Mithülfe außerordentlicher Myſtik. Ihre gläubigſten Bekenner vertieften ſich in die jüdiſche Kabbala und ſchufen ſich bald nach Anleitung dieſer Geheimlehre, welche die Kraft des Wortes ſo hoch ſtellte, bald nach dem Sinne der Heiligen Schrift ihre Fluch- und Segensformeln. Feuersgefahr und Krankheiten wurden beſprochen, Diebe zum Geſtändniß gezwungen, Waffen unbefieglich gemacht, Schätze gehoben, Geiſter citirt und mit zauberkräftigen Amuleten ein großartiger Handel getrieben, der zum Theil noch jetzt unter dem Schutze der Kirche fortdauert. Ein überreiches Kapitel, wohlgeeignet, die Ueberzeugung des Verfaſſers zu bewähren, „daß der Unglaube nie ſo traurige Folgen gehabt hat als jene hochgeprieſene Gläubigkeit des Mittelalters, das auf jedem Blatte ſeiner Geſchichte die traurigſten Belege für die Verderblichkeit und Entſittlichung ſeines Irrwahnes liefert“.

Das fünfte Buch, von der Naturmagie, hat das eigenthümliche Intereſſe, wie ſchon aus der obigen Andeutung erſichtlich, daß hier Naturkunde und Aberglaube in heilloſer Miſchung erſcheinen. Die Herſtellung von Automaten, eines Perpetuum mobile, die Verwendung von Pflanzenſtoffen zur Heilung, die Verſchmelzung verſchiedener Metalle, um ein edleres herzuſtellen, gehören noch in das Gebiet reiner Naturwirkung; wenn ſich aber zur Heilung Zauberſprüche geſellen, wenn die Metalle in geheimnißvolle Beziehung zu den Geſtirnen gebracht werden und deshalb dem Gleichen, als der Miſchung aus den edelſten Metallen, die höchſte magiſche Kraft zugeſchrieben wird; wenn der Stein der Weiſen mit hochtrabenden, aber völlig unverſtändlichen Worten als Quadenbeweis Gottes dargeſtellt, wenn endlich in der Schöpfung des homunculus die natürliche Zeugung des Menſchen nachgeäfft und dieſe als ein Mirakel und Wunderbares und ein Geheimniß über alle Geheimniſſe geprieſen wird, — dann erweckt das alles um ſo größeres Erſtaunen, als es ausſchließlich der Gelehrſamkeit angehört. Paracelſus gilt hier als der gläubigſte Gewährsmann; er iſt der Schöpfer eines vollendeten Syſtems des gelehrten Aberglaubens. Dagegen erſcheinen die hundert- und tauſendfältigen Bethätigungen des Volksaberglaubens bei Krankheiten, bei Geburt und Tod, bei Hochzeiten und Feſtlichkeiten aller Art in der That unbedeutend und ſelbſtverſtändlich. Wie darf man mit Geringſchätzung auf das gemeine Volk herabſehen, wenn noch im Jahre 1784 ein landesherrliches Reſcript des Kurfürſten Karl Theodor von Baiern alle weltlichen Heilmittel gegen den Biß toller Hunde verbot und ausdrücklich auf die Wunderkraft des heiligen Hubertus verwies! So nahe an die Gegenwart heran reicht der Aberglaube ſelbſt der Gelehrten und Staatsmänner! Doch warum der Verfaſſer auch vor überflüſſiger Verwerfung, indem manches im Gebiete der Heilkunde, damals in eine abergläubiſche Formel gekleidet, ſich als wirkſam bewährt hat und deshalb manches andere aus dem Schutte der Vergeſſenheit hervorgezogen zu werden verdiente.

Eine eigenthümliche Art zauberiſchen Wirkens, das auf ein poſitives Schaffen und Umſchaffen der Zuſtände verzichtet und ſich mit dem Wiſſen und Verkünden des Geweſenen, Seienden oder Zukünftigen begnügt, beſteht in der Weiſſagung oder Divination. Davon handelt das ſechſte Buch. Die Kirche nahm wiederum alle berechtigte Prophetie für ſich in Anſpruch; man ließ ſich ſchwer die Grenze zwiſchen göttlicher und teufliſcher Inſpiration angeben und es blieb meiſt unbeſtimmt, ob die einfache Kartenſchlägerin es mit Gott oder dem Teufel zu thun habe. Hierher gehört auch die bis in das heidniſche Alterthum zurückreichende Erweiſung von Schuld oder Unſchuld durch das Gottesurtheil. Das Widerſinnige dieſes letztern wird recht erſichtlich aus der Inconſequenz des Verfahrens bei der Waſſer- und Feuerprobe, indem nach der einen Praxis der Beſchädigte als der Schuldige galt, nach der andern der Unbeſchädigte. Wie wenig der Aberglaube an ein beſonders religiöſes Erkenntniß oder an althergebrachte Zuſtände gebunden iſt und wie er ſich plötzlich aus dem friſcheſten, noch unfertigen Leben heraus dämonenhaft erheben kann, das beweiſt in unſern Tagen der unerhörte Aberglaube, den der Umgang mit der Geiſterwelt in dem Heimatslande der jungen Weiſſerrepubliken, in Amerika, gewinnt. Weder Gelehrſamkeit allein, noch eine beſondere Glaubensform, noch vermeintlich praktiſche Thätigkeit bewahren vor dem Aberglauben, ſondern allein eine geſunde Welt- und Lebensanſchauung, erwachſen aus der natürlichen, einfach menſchlichen Bildung des Geiſtes und des Herzens.

Das letzte oder ſiebente Buch, das umfangreichſte von allen, worin das magiſche Wirken mit Hülfe böſer Geiſter dargeſtellt iſt, entrollt ein entſetzliches Gemälde von Irrwahn, Torheit, Wahnſinn und gemeiner Gewinnſucht. In einem

Hexenprocesse vereinigen sich alle Elemente menschlicher Verworfenheit: über diesen Act ist die Verwilderung im ganzen Verlaufe der Culturgeschichte nirgends hinausgegangen. Man denke sich ein Nichtercollegium, in diesem einen Falle an keine bestimmten Normen gebunden, das, immer zum voraus von der Schuld des Angeklagten überzeugt, diese aus demselben herausinquirirt oder herausfolternn lässt; man denke sich das arme Schlachtopfer, das dem sichern Tode entgegengeht, wenn es eingesteht, und den erdenklichsten Peinigungen, wenn es die Schuld nicht eingesteht! Und welch eine Schuld! Mit dem Teufel in unzüchtigem Bündnisse zu stehen, durch die Luft zum Hexensabbat gefahren zu sein und den Mitmenschen durch böse Blicke oder Worte an Körper oder Eigenthum Schaden verursacht zu haben! Eine leise Andeutung von Betheiligung genügte, die ehrenwerthesten Männer und Frauen auf den Scheiterhaufen zu bringen, da keine Art von Haltung des Angeklagten vor Ueberführung sichern konnte. Selbst unmündige Kinder verschonte nicht dieser epidemisch um sich greifende Volkswahnsinn. Wahrlich, gäbe es einen Teufel, der Hexenproceß wäre sein Meisterstück zu nennen! Noch leben heute, die den letzten Zuckungen dieses Wahnsinns beigewohnt haben, und aufs neue tauchen Versuche auf, das Gemüth des Volks nach dieser Richtung hinzuleiten. Es thut noth, das zu bemerken, da die aufgeklärte Welt sich nur zu gern in den Traum einwiegt, als ob wir längst über solche Scheußlichkeiten hinauswären, und darüber es ganz unterlässt, dem Werke der Finsterlinge und Fanatiker entgegenzuwirken. Der Verfasser zeigt, wie die Kirchenväter vielfach, dem Teufel nicht zu viel einzuräumen, wie der Jesuit Perezius zu Ende des 16. Jahrhunderts die Gewalt desselben in die Naturgesetze einschränkte, und wie der edle und fromme Jesuit Friedrich von Spee und andere den Hexenproceß verwarfen, aber die päpstliche Curie liess den gräßlichen Processen in katholischen Ländern freien Lauf und bestätigte selbst die Verurtheilung hervorragender Geistlichen. Und mit demselben Eifer wurde ebenso in protestantischen Ländern, von protestantischen Juristen und Theologen, die Verfolgung und Verbrennung der Hexen betrieben, so der Protestant Ih. Beza macht dem katholischen Parlament den Vorwurf der Lässigkeit im Hexenprocesse, wogegen natürlich auch dieses seinen Vertheidiger fand. Es herrschte hierin alle vollständige Gleichheit unter beiden Religionsparteien. Hatte der große Reformator doch selbst den Teufel jeder als je in seine Herrschaft eingesetzt! Man lese in seinen „Tischreden" die drei Abschnitte vom Teufel und seinen Werken, vom Zauberer und Anfechtungen, und man wird erstaunt sein, was alles die Reformation mit in Kauf nehmen musste. War keine Religionspartei frei von Aberglauben, so gab es doch einzelne vorurtheilsfreie Männer. Zwei der hervorragendsten waren im Anfange des 16. Jahrhunderts Sebastian Brandt und Geiler von Kaisersberg; besonders des letztern Erläuterungen zum „Narrenschiff" verwerfen ohne Einschränkung jede Art des Aberglaubens als Narrheit; es scheint nichts davon übrig zu bleiben, selbst nicht die Existenz des Teufels.

Daß die von J. Grimm in der „Deutschen Mythologie" aufgestellte und gründlich unterstützte Ansicht über die ursprüngliche Heimat des Hexenglaubens, daß nämlich dieselbe in dem altgermanischen Götterglauben zu suchen, die richtige sei, wird von dem Verfasser entschieden bestritten, und indem er zugibt, daß verwandte Erscheinungen der Art bei allen heidnischen Völkern sich vorfinden, sucht er doch das Hexenwesen in seiner specifischen Erscheinung als ein romanisch-christliches Element, als den römischen Zauberglauben im Gewande christlicher Dogmatik geltend zu machen. Er kennt keinen einzigen Umstand, der aus den germanischen Mythen in die Hexenanklagen übergegangen wäre, wogegen Stellen bei römischen Dichtern, bei den Kirchenvätern und in Concilienbeschlüssen vor dem 7. Jahrhundert alle einzelnen Züge des Hexenwesens enthalten und das Bild desselben vollenden. Mit den nöthigen Hülfsmitteln ausgestattete Kritiker mögen die Sache entscheiden; aber verhehlen kann ich nicht, daß mir des Verfassers Beweisgründe sehr gewichtig erscheinen. Uebrigens leugnet auch Grimm nicht, soviel ich finde, den Antheil des Christenthums an der abschließenden Ausbildung des Hexenwesens. Indeß sollte sich der Verfasser durch seine Ansicht nicht verleiten lassen, den germanischen Ursprung des Wortes Hexe in Frage zu stellen; seine so zuversichtlich ausgesprochene Behauptung, der Ausdruck Hexe komme erst im 17. Jahrhundert in den Hexenacten vor, widerlegt sich leicht, mehrfach gebraucht Luther in seinen „Tischreden" diesen Ausdruck, so er findet sich schon in Fastnachtsspielen des 15. Jahrhunderts.

Vielleicht wird mancher Leser eine strengere Vertheilung des Stoffs für wünschenswerth erachten, und schon die vorstehende Skizze lässt er

kennen, wie leicht manches unter eine andere Rubrik hätte geſtellt werden können. Aber es iſt dies eben die Natur dieſer wunderlichen Materie, daß die einzelnen Theile wie Pech aneinander hängen und ein Stück immer ein anderes mit nach ſich zieht. Es wird alſo wol nur darauf ankommen, der Hauptſache nach richtig zu gliedern; dieſe Aufgabe hat der Verfaſſer erfüllt. Seine Schrift zeichnet ſich ebenſo durch erſchöpfenden Reichthum des Materials wie durch ſcharfe Durchdringung des Stoffs, wie endlich durch wohlthuend anſprechenden, echt menſchlichen, freimüthigen und unparteiiſchen Sinn aus; möchte ihr die weiteſte Verbreitung zu Theil werden!

Theodor Paur.

Briefe über Muſik.

Von Ernſt von Elterlein.

II.

Die Symphonieen Beethoven's laſſen verſchiedene Geſichtspunkte der Betrachtung zu.

Ueberblicken wir nur oberflächlich die „Neun Noten des göttlichen Sängers", ſo dringt uns ſofort ein ſolcher Reichthum von Individualitäten in die Augen. Wir gewahren, daß jede dieſer Symphonieen ein ganz eigengeartetes Werk iſt, jede uns mit einer ganz beſondern Phyſiognomie entgegentritt.

Doch, wird man uns einwenden, iſt dies nicht auch bei Haydn und Mozart der Fall?

Wir ſagen nein!

Marx bemerkt ſehr richtig, daß in Haydn's Symphonieen — er hat deren über hundert geſchrieben — weſentlich nur Ein Hauptinhalt ausgeprägt iſt. Ich habe ihn in meiner Schrift über Beethoven's Symphonieen als eine kindliche Idealität bezeichnet. Wohl iſt jede Haydn'ſche Symphonie ein beſtimmtes Individuum, aber nur in dem Sinne, daß ſie alle Kinder Einer Mutter, Variationen Eines Themas ſind — ſo wenig in die Familienähnlichkeit zu verkennen. Bei Mozart tritt ſchon größere Sonderung ein, doch gilt dies eigentlich nur von ſeinen drei großen Symphonieen in C dur mit der Schlußfuge, G moll und Es dur, welche in der That in anderem Sinne Individuen ſind als Haydn's Werke. Dennoch erſcheint auch in ihnen die Haupteigenthümlichkeit der Mozart'ſchen Muſik, ſchöne harmoniſche Menſchlichkeit in anmuthiger Bewegtheit, das Uebergreifende über die Beſonderung.

Anders bei Beethoven. Beethoven iſt ſchon von Haus aus kein ſo fertiger, in ſich abgeſchloſſener Charakter wie ſeine großen Vorgänger, er iſt vielmehr im ſteten Werden, im ſteten Sichentwickeln, im ſteten Erobern neuer geiſtiger Mittelpunkte begriffen. Haydn und Mozart bewegen ſich als Symphoniker, wenn dieſes Bild geſtattet iſt, innerhalb eines beſtimmten Kreiſes, natürlich in größerer, den Genien erſten Ranges eigenthümlicher Mannichfaltigkeit; ihre Bewegung iſt concentriſch. Beethoven bewegt ſich immer aus einem in den andern Kreis, immer neue Mittelpunkte ſeiner Bahn ſuchend und findend; ſeine Bahn iſt eine excentriſche. Haydn's und Mozart's Symphonieen gleichen den Planeten in einem beſtimmten Sonnenſyſtem, alle von Einer Sonne regiert; Beethoven's Symphonieen ſind den Kometen vergleichbar, welche freiern, ſelbſtändigern Bewegungsgeſetzen folgen, der um den, jener um jenen Mittelpunkt kreiſend.

So verlangt die Betrachtung der Symphonieen Beethoven's für jede einen beſondern Standpunkt im ſtrengſten Sinne des Worts. Denn treten wir den Werken näher, ſo tritt uns entgegen in der erſten Symphonie eine kleine Idylle des Herzens, in der zweiten ein Bild des vollen Jünglingslebens in muthiger Kraftäußerung und heißem Liebeswerben, in der dritten eine Welt des kühnen, doch menſchlich ſchönen Heroismus, in der vierten eine romantiſche Wunderwelt, in der fünften das Schauſpiel eines tragiſchen Kampfes mit dem Schickſal, dem der Sieg der Freiheit folgt, in der ſechſten ein Bild der allliebenden Natur, in der ſiebenten die ganze und volle menſchliche Lebensfreudigkeit, in der achten eine Welt naiven, keden, ja tollen Humors, in der neunten endlich eine Hölle und ein Himmel des tiefſten Gemüths.

Der Künſtler, ſei er groß, ſei er klein, er klimmt nicht gleich beim Beginn ſeiner Laufbahn und nicht mit einem mal die wahre Höhe. So auch Beethoven. Es ſteht denn auch wol allgemein feſt, daß ſeine zwei erſten Symphonieen noch nicht durchgängig ſein eigenſtes, wahrſtes Weſen ausſprechen. Ihre Wurzeln liegen noch in Haydn und Mozart, Beethoven's Geiſt entfaltet ſich ganz nur ſtellenweiſe, am meiſten in der zweiten D dur-Symphonie; in ihr beginnt „der Adler ſich zu den Wolken aufzuſchwingen", und zwar ſo entſchieden, daß man Marx nicht beiſtimmen kann, wenn er bemerkt, daß als Gemeinſames beider Werke zu betrachten ſei, daß ſie bezwecken, ein Lenzfeſt in Freude und

Herrlichkeit zu bereiten. Es hängt dies mit einer Grundanschauung Marx' vom Wesen der Musik zusammen, wonach ihm die Musik im Verlauf ihrer geschichtlichen Entwickelung zuerst freies Tonspiel, dann Gefühlsleben, endlich ideale Vorstellung ist, das letztere erst mit Beethoven's „Eroica". Etwas Wahres liegt allerdings darin. Immerhin aber erscheint das als das Wesentliche der Musik, daß sie unmittelbare Gefühlssprache ist, dies auch bleibt, wo sie sich zu idealer Vorstellung erhebt, dies auch da noch ist, wo sie anscheinend nur als freies Tonspiel auftritt, denn sonst ist sie nicht wahre Kunst, sondern leeres Formspiel. Treten nun auch in den ersten zwei Symphonieen Beethoven's nicht so bestimmte ideale Vorstellungen auf wie in den spätern, so wird man sie doch nicht leer an Ideen nennen, soweit natürlich die Musik in ihrer Weise Ideen darzustellen vermag; man wird nie sagen dürfen, daß der Ideenausdruck in Gefühlsform in ihnen im Vergleich mit noch unbestimmter ist, worin in der That, abgesehen von der niedern Stileigenthümlichkeit, der eigentliche Unterschied von den spätern Symphonieen besteht. Als ob nicht ein Tonsatz jedes so echte musikalische Werk feiern wollte, und sei es das ernsteste, wie die neunte Symphonie! Uebrigens hat es Beethoven schon in den ersten Symphonieen mit dem Tonspiel und Tonsatz niemals ernst genommen. Wie brillant ist der Anfang der ersten Symphonie! Ein dissonirender Accord eröffnet sie. Haydn und Mozart wagten so etwas nicht. Wir erwähnten schon im ersten Briefe, daß Marx nichts von drei Stilperioden in Beethoven's Schaffen wissen will. Allein gerade die erste Symphonie steht dem entgegen. So wenig jemand glauben würde, daß, wenn er den Scherzo nicht kennt, Haydn den dritten Satz der Symphonie geschrieben, so leicht würde er an dieser Annahme hinsichtlich des letzten Satzes sich verleiten lassen. Die Verwandtschaft liegt natürlich nicht sowol in bestimmten einzelnen Tonlagen u. s. w., sondern in der ganzen Anlage, im Geiste des Musikstücks. So groß der Aeußerlichkeit kann in der zweiten Symphonie vorherrscht, so erweitert die Gemüthsverhältnisse in ihr auch sind, es ist ein Etwas in diesem Werke, das die Erinnerung an Beethoven's große Vorgänger wach ruft, ein letzter Nachklang aus jener Haydn-Mozart'schen Welt bei aller bestimmten Vorausahnung einer andern Welt, die dann in der „Symphonia eroica" die Brücke mit der symphonistischen Vergangenheit radical abgebrochen ist und eine neue Welt dem erstaunten Blick sich auftut. Der geistige Abstand der dritten von der zweiten Symphonie ist so ungeheuer, daß er unglaublich erscheinen würde, ein vielleicht nicht zu lösendes Räthsel, wenn Beethoven nicht andere vermittelnde Werke dazwischen geschrieben hätte.

Nun zur dritten Symphonie, von Beethoven als „Symphonia eroica, um das Andenken eines großen Mannes zu feiern", bezeichnet.

Welches ist der geistige Gehalt, der Sinn und die Bedeutung dieses Werks?

Diese Frage ist bei diesem Werke, trotzdem, daß es sich bereits Symphonie nennt, verschieden beantwortet worden. Bis vor einigen Jahren galt als ausgemacht, daß die Symphonie ein wirkliches Heldenleben darstelle. Da wurde ein Programm Richard Wagner's veröffentlicht, welches dieser Auffassung entgegentrat. Wagner nimmt bereits im weitesten Sinne des Worts und ihm ist das Werk die Darstellung eines allgemein menschlichen, näher eines rein männlichen, sich schließlich — im Schlußsatze — mit dem weiblichen Element der Liebe vermählenden Strebens und nur die Richtung dieses Strebens ist ihm die heroische. Marx tritt dieser Auffassung entgegen, da urkundlich feststehe, daß Beethoven zum Werke die historische Gestalt des Genius Bonaparte begeistert habe und das Werk seiner Verherrlichung gewidmet sei. Diese Thatsache steht allerdings fest und man darf sie nicht ignoriren, wenn es sich um ein Werk der reinen, des Worts entkleideten und bei aller Bestimmtheit des Ausdrucks so vieler Deutung fähigen Musik handelt; man muß vielmehr solche Anhaltepunkte willkommen heißen. Die Wagner'sche Auffassung hat allerdings viel Verlockendes an sich, ist nicht den Tönen widersprechend, läßt nichts aus ihnen heraus, was nicht vereinbar mit ihnen wäre, verbreitet namentlich ein befriedigendes Licht über die zwei letzten Sätze der Symphonie, vor allem über den letzten Satz, sodaß ich sie in meiner Schrift über Beethoven's Symphonieen förmlich adoptirte. Dennoch scheue ich mich nicht, zu gestehen, daß ich nach wiederholter Beschäftigung mit der „Eroica" die frühere allgemeine Auffassung für die richtige und natürliche halte und Marx bestimme, wenn er die Wagner'sche nicht von einer gewissen Willkürlichkeit, Abstractionen spricht. Es mag auch mit der frühern Auffassung möglich sein, den dritten und vierten Satz als organisch mit den beiden ersten verbunden zu

begreifen — die Hauptſchwierigkeit bei der alten Erklärung; eine Schwierigkeit, welche hinſichtlich der beiden erſten Sätze nie vorhanden geweſen iſt. Nun wird man bei einiger unbefangener Hingabe an das Werk bald erkennen, daß den zwei erſten Sätzen der Charakter des Ernſtes, ja der Trauer, dann des Ringens und Kämpfens, den zwei letzten Sätzen der Charakter der Heiterkeit, des Friedens, ja mitunter einer gewiſſen Behaglichkeit eingeprägt iſt. Die Symphonie beſteht in der That aus zwei großen Bildgruppen möchte ich ſagen, welche wiederum eine Reihe einzelner Bilder in ſich befaſſen. Das Eigenthümliche des Werks iſt nun die Verknüpfung der beiden großen Gruppen. Dieſe Verknüpfung iſt in der That vorhanden, ſo ſehr wie in irgend einer andern der großen Beethoven'ſchen Symphonieen. Man muß nämlich die Symphonie als ein muſikaliſches Epos im ſtrengſten Sinne des Worts betrachten. Dann erkennt man, daß die Verknüpfung, der organiſche Zuſammenhang ein cyclicher iſt und beſchränkt ſich, daß die organiſche Verbindung nicht die Nothwendigkeit wie im Drama offenbaren kann, in welcher Beziehung wir an die C-moll-Symphonie erinnern, dieſes Gegenbild der „Eroica" von dieſer Seite betrachtet. Die einzelnen Sätze der „Eroica", vornehmlich die zwei Gruppen, ſind daher mehr auseinander gerückt, als daß ſie aneinander gefeſſelt ſind. Die Einheit iſt damit ſo wenig wie beim eigentlichen Epos geopfert. Die Seele, welche alle Sätze des Werks durchdringt, es iſt das ideale Bild eines Heldenlebens mit ſeinen mannichfachen traurigen und freudigen Erlebniſſen. In der erſten Gruppe iſt es der Kampf des Helden und ſeine Trauer über die Opfer des Kampfs, nachdem er den Sieg errungen hat — dem Heldenideal Beethoven's dürfte nichts Menſchliches fremd ſein. Nach vollbrachter Heldenthat zeigt uns dann die zweite Gruppe zuerſt — im Scherzo — alles in idealer Geſtaltung, d. h. nicht mit Pferdegetrampel, die Rückkehr aus dem Kampf und Streit und von der Wahlſtatt an — den häuslichen Herd, und zuletzt die fröhlichen Feſte des Friedens, wo auch die Liebe ſich offene Bahn brechen kann und die ſchöne Menſchlichkeit ein zweites Siegesfeſt feiert. Der Republikaner Beethoven vergaß nicht, daß ſein Heldenlied nur in reiner Menſchlichkeit ausklingen könne, denn er dichtete im Tonen. Dies iſt der Sinn der „Eroica". Es war nothwendig, bei dieſem Rieſenwerke länger zu verweilen, und es wird nun auch klar werden, daß die Wagner'ſche Auffaſſung nicht ſo ganz vorausſetzungslos iſt, als Marx behauptet.

Die vierte (B-dur-) Symphonie iſt ſelbſt von manchem glühenden Verehrer Beethoven's minder hochgeſchätzt worden als ihre Schweſtern. Ich glaube aber nicht, daß ſie dieſe Zurückſetzung wirklich verdient. Allerdings iſt nicht die Größe, ich möchte ſagen Majeſtät in ihr wie in der „Eroica" und C-moll-Symphonie; ſie iſt nun aber einmal als vierte Symphonie zwiſchen dieſe zwei Koloſſe hineingeſtellt. Meſſen wir ſie nach ihrem eigenen Maßſtabe. Sie iſt ſo eigenthümlich wie jede ihrer Schweſtern. Wir ſagten eben, ſie gäbe das Bild einer romantiſchen Wunderwelt. Wir wiſſen wohl, daß Vergleiche zwiſchen Werken verſchiedener Künſte eben nur Vergleiche ſind; doch ſind ſie oft wohlgeeignet, Licht über die verglichenen Werke zu verbreiten. So ſchwebt uns bei Beethoven's Symphonie immer Shakſpeare's „Sommernachtstraum" vor; bei beiden Werken fühlen wir uns in eine verwandte Stimmungsſphäre verſetzt. Und wie wir, verirrt in die Shakſpeare'ſche Traumwelt, die titaniſchen Scherzfiguren, wie „Caliban", „Ariel" u. a., vergeſſen, ſo bei der Symphonie ihre Nachbarn. Wird man der B-dur-Symphonie in dieſem Sinne gerecht, ſo begreift man allerdings nicht, wie auf das Adagio dieſes Stück romantiſcher Liebesglut im reinen Element des Tons — das luſtige Finale folgen kann. Das Genie verbraucht hier ſchwindlich die romantiſche Welt, ſo real, ſo tagen, in den erſten beiden Sätzen, löſt ſich hier auf in ihre überſinnlichſten Elemente, in ein luſtiges Reich ganz feiner Genien — man denkt an Goethe's Worte:

Duft im Laub und Wind im Rohr
Nur alles iſt verſchieden.

Marx ſcheint uns den ſpecifiſchen Charakter dieſer Symphonie zu verkennen. Nach ihm verdankt die Symphonie gewiſſermaßen ihre Entſtehung dem Gemüthszuſtand Beethoven's infolge der kalten Aufnahme ſeines „Fidelio", und er erblickt in ihr hauptſächlich nur einen zufälligen Aufſchwung Beethoven's zu neuem freudigen Leben, das Zeugniß einer wiedererrungenen freudigen Thätigkeit des Schaffens. Er ſtellt deshalb auch die heitere achte Symphonie mit ihr zuſammen. Ebenſo gut hätte er die ſechſte und ſiebente Symphonie anreihen können, denn auch ihnen liegt Heiterkeit zu Grunde. Durch ſolche

Behauptungen und aber unserer Ansicht nach der dogmatische Charakter so großer Schriftwerke nur verwischt. Man bedauert, daß die Verfasserin

wiederholt in seinen Hauptwerken, und es gibt leicht zu [illegible]

(Fortsetzung folgt.)

Anregungen.

Das Christenthum Goethe's und Schiller's.

Mathematiker, Chemiker, Mediciner können darüber sorglos sein, wenn man ihrer Wissenschaft oder Kunst den Vorwurf der Unchristlichkeit macht.

Nicht so gleichgültig jedoch kann dieser Vorwurf dem Dichter sein.

Denn Poesie und Religion stehen in einem engern, innigern Zusammenhange, haben eine nähere Verwandtschaft zueinander als die genannten Nachwissenschaften.

Die Frage wegen der Christlichkeit Goethe's und Schiller's mag man also an sich, da sie auf keiner falschen Voraussetzung beruht, immerhin für berechtigt halten.

Daraus folgt jedoch noch nicht, daß sie in dem specifischen Sinne eine berechtigte Frage sei, in welchem sie von positiv gläubigen Theologen und Literarhistorikern gestellt werden ist. Ein Hengstenberg unter den Theologen, ein Eichendorff, Gelzer u. s. w. unter den Literarhistorikern sind auf ihrem christlichen Standpunkte nicht berechtigt, nach dem Christenthum unserer großen Dichter zu fragen. Denn wenn schon zugegeben ist, daß der Poesie eine religiöse Weltanschauung zu Grunde liegen soll und wenn von Dichtern christlicher Nationen mit Recht zu fordern ist, daß die ihrer Poesie zu Grunde liegende religiöse Weltanschauung die christlich religiöse sei, so folgt noch daraus nicht, daß die Poesie christlicher Dichter christlich in dem Sinne einer bestimmten dogmatischen Confession, christlich in dem Sinne einer besondern kirchlichen Partei sein soll.

Von einem sehr freisinnigen, über alles exclusive Kirchenthum sich erhebenden Standpunkt aus ist die Frage nach der Christlichkeit Goethe's und Schiller's neuerdings beantwortet worden in dem sehr empfehlenswerthen, populär geschriebenen Buche „Ein Gang durch die christliche Welt. Studien über die Entwickelung des christlichen Geistes in Poesie an einigen Heroen von Heinrich Lang. (Berlin, Reimer, 1868.) Der Verfasser, evangelischer Pfarrer zu Marienwerder (Westpreußen), fasst das Christenthum in seiner universellen Bedeutung, als ein alle Gebiete des menschlichen Lebens durchdringendes sittliches Princip auf. Er will nichts von jenem Dualismus wissen, der das Christenthum als eine weltfeindliche, Bildung und Wissenschaft von sich ausschließende Macht ansieht. Göttliches und Menschliches, Geist und Fleisch sind nach ihm im Christenthum versöhnt, denn das Christenthum ist die Religion der Versöhnung, nicht der Entzweiung. Von diesem Standpunkt aus kann der Verfasser nicht umhin, auch in den großen Erzeugnissen des dichterischen und philosophischen Geistes, welche die christliche Welt aufzuweisen hat, Producte der Entwickelung des christlichen Geistes zu sehen und sie als solche nachzuweisen. Im achten Briefe spricht er von dem Aufschwung des christlichen Geistes zu Ende des 18. Jahrhunderts. Hamann, Jacobi, Lavater, die Romantik, die moderne Weltanschauung in der poetischen Literatur, Goethe und Schiller, werden uns hier in diesem Zusammenhange vorgeführt.

Bei Goethe hebt der Verfasser das in sich Geschlossene, Harmonische seiner Weltbetrachtung hervor, woraus ihm die harmonische Gemüthsverfassung, die ruhige Klarheit und Heiterkeit seines Wesens, die neidlose Anerkennung eines jeden Nebenmenschen, das Vermögen, das Gute überall zu finden und zu schätzen, das große, weite Herz, das jeder Einseitigkeit und Gesinnungstüchtigkeit abhold ist, entsprang. Goethe war zwar kein Pietist, aber dafür dafür mehr von echt christlichem Geiste durchdrungen. Und doch bedurfte, wie in poetischer so auch in religiöser Hinsicht, Goethe der Ergänzung durch Schiller. Goethe fasste das Sittengesetz wie ein dem Menschen innewohnendes Naturgesetz, die Tugend wie ein Naturproduct auf. In Folge der Mensch, wie er von Natur ist, der sogenannte natürliche Mensch, nach dem Christenthum noch ungöttlich, sündhaft ist, so ergänzt Schiller das Christenthum Goethe's durch das Betonen des Ideals. Indem Schiller, von Kant'schen Voraussetzungen ausgehend, die sittliche Aufgabe als einen Kampf gegen die Naturneigungen und die sittliche Hoheit als Errungenschaft des sittlichen Strebens fasste, brachte er das christliche Moment der Buße und der Goethe fehlte zur Anerkennung. So wenig stellt es der Verfasser dar.

Doch ließe sich wol dagegen einwenden, daß Schiller zwar von Kant'schen Voraussetzungen ausgegangen, aber nicht darin stecken blieb. Auch Schiller wollte zuletzt das Sittliche zur Natur, die Pflicht zur Neigung werden und opponirte in dem bekannten Epigramm „Gewissenskrupel" gegen den Kant'schen Rigorismus, weshalb sich auch der Verfasser genöthigt sieht, anzuerkennen, daß Schiller trotz seiner starken Betonung des Ideals doch nicht in der Kant'schen Einseitigkeit und Härte weilte. Schiller hielt, wie der Verfasser zugeben muß, mit dem Herzen zu Gegen für schöner, als über das Herz zu siegen, er betrachtete die Tugend als eine Neigung zur Pflicht, er stellte die Natur nicht in dualistischen Gegensatz gegen den Geist. Der Verfasser modificirt daher schließlich seine Ansicht dahin, daß die beiden Richtungen der Entzweiung und der Versöhnung des Menschen mit Gott

über das sittliche Verhalt und dem entsprechen, welches Christenthum in sich trägt, und Schiller und Goethe, wenn auch nur keinen einfachen, entbehren werden.

Das die Weltanschauung des ersten Theiles seiner dogmatisch befangener war, — daraus ihnen den Vorwurf der Unchristlichkeit abzuleiten, das können wir der Verfasser selbst zeigt, eben nur die dogmatisch Befangenen, denen das Christenthum nicht ein Lebensprincip, sondern ein übernatürliches Factum ist, an das zu glauben die Bedingung der Seligkeit sei. Gegen diese Befangenen zieht der Verfasser mit scharfer Polemik zu Felde und bestreitet ihnen das Recht, Goethe und Schiller darum das Christenthum abzusprechen, weil jener nicht glauben mochte, daß Drei Eins sei und Eins Drei, und weil dieser dichtete:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen.
Und warum keine? Aus Religion.

„Das Christenthum", sagt der Verfasser, „ist ein weltgeschichtliches Princip, eine universelle Weltanschauung. Und von diesem Standpunkt aus scheint es sich nicht zu bekennen, daß Goethe und Schiller gute Christen und gute Protestanten gewesen."

Der Verfasser hat sich durch seine mit entschiedenem Freimuth geschriebene Schrift, welche alle nur vorübergehende Erscheinungen des Christenthums von dem ewigen, bleibenden Wesen scharfen wohl zu trennen und zu bewirken zu wissen versteht, ein sehr verdienstliches Verdienst erworben. Er hat die Pietät bildlich des Christenthums an seiner Geschichte nachgewiesen. Auch die kirchliche Reaction der letzten 25 Jahre seit Hegel's und Schleiermacher's Tode ist damit gerichtet.

Romane und Erzählungen.

II.

Diese reiche die so vielfach gestaltete Literatur der Gegenwart und vierzigen Jahre darbietet wie einiges das Alterthum weit über die jetzt herrschende Vorliebe mit geistigen und sittlichen Problemen der, wenn auch nicht immer glückte, Versuch, Ansichten der Philosophie und des socialen Lebens poetisch zu erfassen und in menschlichen in der Welt der Phantasie annähernd zu lösen.

Nicht eine Epoche dieser vorherrschend gemeinschaftlich ungerechte und Reflexionspoesie gehörenden Richtung, ist denen in den realistischen Novellen und Erzählungen zu finden, die jetzt die Büchermärkte füllen. Der geistige Gehalt wie die romantische Phantasie haben sich heute gleich erschöpft. Die durch einige Autoren so langsam Gewandtheit in künstlerischer Beziehung erregt alles. Oefters haben wir schon erwähnt, mit welch unsäglicher Breite Aeden, die kaum das Dritte der mehr hätten, zu Romanen von so und so viel Bänden durch eine Aufreihung breiter, in neuer Gewandung auftretender Anekdoten und Gründungen aufgezogen werden.

In einem Werke schildert uns „Gemond in Lappen und den Kämpfen der Nordamerikaner und Nordamerikaner" mit „Ein auf dem Heimat" (Berlin, Duncker, 1862) dem Meine nach zwischen ein wenig antiken „aufgeklärten Abenteuer und Schicksale, denen wir schon in seinem Erstlingswerke „Bei in die Prärie", begegneten. Mit diesen vier Theilen glaubten sie Texas und die Westprärien gründlich durchwandert zu haben — wie sehr täuschten wir uns! Die Kämpfe zwischen Weißen und Indianern, die mexikanische Schönheiten, die ganze Decoration von Urwald und Blockhäusern, die Masse von Skalpirmessern, die unzähligen Revolvers mit sechs Schüssen, die Bowiemesser und die nie erblindenden Lanzen der „ritterlichen Comanchen" — alles steht wieder vor uns, etwa wie das Programm zu einem berliner Ballet.

Ein künstlerischer Sinn durchweht dagegen manche Seite der „Kinder von Ainkenrode, von Jakob Corvinus" (Berlin, Schotte & Comp. 1859).

Das anmuthige Talent und der heitre Humor dieses Autors ist schon so oft rühmend von uns anerkannt, daß der Verfasser uns vielleicht glauben wird, wenn wir im Interesse seiner eigenen Entwickelung ihm doch ein „Halt!" für seine jetzige Weise zurufen möchten. So schön und lieblich die Episode von dem alten treuherzigen Weiger, die Schilderung der Schützenlust im Walde — wir erinnern an eine ähnliche Scene in Stifter's „Studien" — auch sind, so leidet das Ganze doch an zu großer Vorliebe für die Erzählung an dem Mangel über tiefern Herzensentwickelung. Eine diese Stimmung — denn mehr ist diese angebliche Liebe des jungen Paar zu Cäcilia nicht — durch vielfache komische, aber in ihrer Wiederkehr langweilige Einschaltungen, ohne jedes tödtliche Resultat für das Leben oder das innere geistige Wesen beider, auf beinahe drei Seiten zu parteiren, dürfte denn doch dem „fühlenden Herzen", an das sich die Geschichte wendet, zu viel sein. Der Verfasser bewährt überhaupt ein bedeutendes Anschmiegungen auf der Scene in der „Sperlingsgasse" und „Ein Abenteuer" geschilderten Zustände, Hunde und Arrestanten sind der Leben, wie gezeigt, anmuthigen und beim humoristischen Schriftsteller leider schon hervorragenden Figuren wie die hinterm Soldaten und ersteren Lüpke der Autoren.

Bilder der dresdener Galerie.

Die Schätze der dresdener Galerie sind so zahlreich und verbreiten so sehr in Nachbildungen in der Hand der Gebildeten zu sein, daß selbst mit einer uns vorliegenden „Zweiten Folge der Bilder Perlen der Dresdener Galerie, von Julius Hübner (Dresden, Kunze, 1859), dieser Reichthum noch bei weitem nicht erschöpft ist.

Schon bei der Erwähnung der ersten Sammlung (vergl. „Unterhaltungen", Jahrgang 1857, Nr. 21) rühmten wir die Harmonie, die Pürkner's mehl

gelungene, seine Naturungen mit den Sonetten Hübner's verbindend.

Auch in diesem Bande ist dieser schöne Gleichklang zwischen Malerei und Poesie bewahrt. Sei es, daß in zierlichen Versen die Beschreibung eines Bildes, wie der Anbetung der Könige, von Paul Veronese, gegeben wird oder in tiefempfundenen Worten das Gefühl des Dichters bei der Betrachtung eines Kunstwerks, der heiligen Cäcilia Rafael's oder Murillo's Madonna, sich ausspricht, immer besitzt Julius Hübner nicht nur ein Auge für die malerischen Schönheiten der alten Meister, sondern er dringt auch mit begreifendem und liebevollem Geiste in das eigentliche Wesen ihrer Schöpfungen ein. Wie fein und sinnig erläutert er eine „Anbetung des Christkindes", von Tizian! Auf dem Schoße der Mutter sitzt, ein wenig ängstlich sich an sie drückend, das Kind, in der Hand ein Vögelchen, den Blick furchtsam und doch streng von der Betenden abgewandt; denn diese Frau mit gefalteten Händen, wenn sie auch blickt wie „die Unschuld selber, eine weiße Taube", ist — Lucrezia Borgia, und der Dichter, ausrufend, daß man wol die Menschen, nicht aber die Götter täuschen könne, fragt sich zuletzt, ob dies Tizian's Absicht gewesen, ob „Zufall hier ein Wunder blind vollbracht"? Die so durchaus verschiedene Charakterisirung der beiden Herodias mit dem Haupte des Täufers in der Schüssel von Leonardo da Vinci (?) und Carlo Dolci ist vortrefflich in den beiden Sonetten durch die Schilderung des Eindrucks der That auf beide wiedergegeben.

So wird der Leser überall eine geistvolle Bemerkung, eine zum Selbstforschen drängende Anregung finden, auch wo er mit dem ganzen Gefühlsausdruck Hübner's nicht übereinstimmen sollte.

Das harte Urtheil, das über den St. Sebastian von Caravaggio ausgesprochen wird, als sei er nur eine „tüchtige" Fleischmasse mit „wenig Knochen", erweckt, wenn es auch gelegentlich richtig ist, doch ein ungerechtes Vorurtheil gegen diesen so reich begabten und in Lichtwirkungen mehr als einmal vollendeten Meister.

Ganz vortrefflich ist dagegen der Hantwerk's Zahnarzt die Hinweisung auf das kleine, so ergötzliche Bild desselben Gegenstandes von Gerhard Dow und die Mahnung „Grenze groß", aber nicht „den Zahnschmerz in Lebensgröße" zu malen; nur hätten wir auch hier ein kurzes Eingehen auf die eigenthümliche Kunst des Meisters in scharfen, aber doch oft wunderbar wirkenden Lichttönen — wir erinnern an St. Petri Befreiung aus dem Kerker im berliner Museum — gewünscht. In einem Buche, das doch zunächst für die Masse der Gebildeten, nicht für die speciell Kunstverständigen bestimmt ist, soll die Eigenthümlichkeit jedes Meisters in kurzen, bestimmten Zügen dargelegt werden, um so mehr, wenn sie, wie hier, unmittelbar an ein vorliegendes Bild anknüpft, und Hübner ist diese Schilderung unter seinen 24 Sonetten so oft gelungen, daß diese Ausnahmen nur für die Richtigkeit der Regel zeugen.

Die letzte Nummer zeigt den sterbenden Tizian von Hübner selbst. Der Hochmüthigkeit, mit der unser Künstler auch der fast überall ehrfurchtsvoll gewürdigten Aufnahme seines sterbenden Karl V. und Friedrich II. und ein drittes Bild dieser Art geben konnte, hat für unser Gefühl etwas Unbegreifliches. In einem Buche, das der ewigen Jugend des Genius geweiht ist, erblicken wir nur ungern das Hinfällige seiner Sterblichkeit. Dazu kommt, daß diese Vergänglichkeit im Bilde in ihrer abschreckendsten Gestalt erscheint, während das nebenan stehende Sonett die absolute Unvergänglichkeit des schöpferischen Triebes im Genius viel schöner und überzeugender ausspricht.

Felix Mendelssohn's letztes Lied.

Von Ludwig Hegler.

Vom Waldesgange heim kehrt Mendelssohn,
Einsam betritt er seines Zimmers Schwelle.
Die Dämmerung umfängt ihn rosig schon,
Die Musenzeit, der schönsten Lieder Quelle.

Aufathmet er und tiefbeklommen,
Bewegter wird des Herzens Schlag —
Aus seinem Mund die Worte kommen
„Vergangen ist der lichte Tag!"

Wie Ahnung überweht ihn das Gedicht,
Zum Weihekuß sich stille zu bereiten.
Und träumerisch, berührt vom innern Licht,
Läßt er die Finger durch die Tasten gleiten.

Und Ton mit Wort im holden Bunde
Entflatterten zum nahen Hag;
Der trug es weiter in die Runde:
„Vergangen ist der lichte Tag!"

Vergebens klang er nicht, der Zauberruf,
Er lockt herbei die Freundin aus der Ferne,
Die stets, sobald ein Lied der Meister schuf,
Sie hob auf Sangesflügeln an die Sterne.

Sie horcht und kommt. Voll wirrer Zeichen
Das Notenheft vor Felix lag
Sie sang in Tönen, engelgleichen:
„Vergangen ist der lichte Tag!"

Wie? Hast du, feine liebste Schülerin,
Das Herz ihm selig aus der Brust gesungen?
Ohnmächtig sank er hin mit welkem Sinn —
Sowie dein Zaubersang war ausgeklungen.

Und unergründet ew'ge Grabesnacht
Hält immerdar sein Irdisches umschlungen.
So lebt in Wehmuth noch die Märchenpracht!
So leben noch die Götterdämmerungen!

Anmerkung. Eichendorff's liebliches Gedicht „Vergangen ist der lichte Tag", war das letzte Lied, welches Mendelssohn (geb. 3. Febr. 1809) componirte. Eine ihm befreundete Dame, Fanny H., sang es zu seiner Begleitung. Nach dem Schlußaccord wandte Mendelssohn schweigend und bald nachher starb er — 4. Nov. 1847.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 29. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Albrecht Dürer. Von L. P. — Die Heilkraft der menschlichen Hand. Von Dr. Warmann. — Aus Paris III. — Zum Osterfest.

Albrecht Dürer.

Im 15. Jahrhundert war die Malerkunst, zumal in Deutschland, im Verhältniß zu den andern bildenden Künsten noch auf einer sehr niedern Stufe der Entwickelung.

Da traten zwei Männer auf den Schauplatz, welche der Malerei bisher nicht gekannte Triumphe verschafften. In Italien ward Rafael Sanzio von Urbino geboren und führte dort die Kunst auf eine Höhe, die sie nie zuvor erreicht hatte, und Albrecht Dürer bezeichnete in Deutschland ihre kräftigste Entfaltung.

Wir beschäftigen uns hier mit dem deutschen Meister, der in der freien Reichsstadt Nürnberg 1471 geboren ward, wie er selbst bemerkt „in der sechsten Stunde, am St. Prudentientag, an einem Freitag in der Kreuzwoche", den 20. Mai.

Sein Vater, Albrecht Dürer, stammte aus einem ungarischen Dorfe, verließ aber daßelbe, um Goldschmied zu werden. Als Wandergeselle ging er nach den Niederlanden „zu den großen Künstlern" und kam 1455 nach Nürnberg, wo er bei dem berühmten Goldschmied Hieronymus Haller arbeitete. Derselbe gab ihm 1467 seine Tochter Barbara zur Ehe. Das dritte Kind derselben war unser Albrecht, der nach seines Paten, des ersten Buchdruckers von Nürnberg, Anton Koberger Willen den Namen seines Vaters empfing; noch funfzehn Kinder folgten ihm nach, daß es also achtzehn Geschwister waren, zehn Brüder und acht Schwestern. Einige von ihnen starben schon als Kinder.

Hören wir Dürer selbst von seinem Vater und seiner Jugend erzählen:

„Er (sein Vater) hat sein Leben mit großer Mühe und schwerer, harter Arbeit zugebracht und keine andere Nahrung gehabt, denn was er für sich, sein Weib und seine Kinder mit seiner Hand gewonnen hat. Darum hat er gar wenig gehabt. Er hat auch von allen, die ihn gekannt haben, ein gut Lob gehabt, denn er hielt ein ehrbar christlich Leben, war ein geduldiger und fleißiger Mann, gegen jedermann friedsam und dankbar gegen Gott. Er hat sich auch nicht viel um weltliche Freuden gekümmert, war von wenigen Worten, mochte nicht viel Gesellschaft und war ein gottesfürchtiger Mann.

„Dieser, mein lieber Vater, wendete großen Fleiß auf seine Kinder, sie zur Ehre Gottes zu erziehen, denn sein höchstes Begehren war, daß er seine Kinder mit Zucht wohl aufbrächte, damit sie vor Gott und den Menschen angenehm wurden, darum war seine tägliche Rede zu uns, daß wir Gott lieb haben sollten und treulich gegen unsern Nächsten handeln; und sonderlich hatte mein Vater an mir einen Gefallen, da er sah, daß ich fleißig im Lernen und Lieben war,

Lehren hier muß mein Vater in der Schule gehen, und da ich Lehrstunden mit ihnen gelernt, nahm er mich wieder aus der Schule und lehrte mich das Goldschmiedewerk, und da ich zum Zeichnen arbeiten konnte, trug mich meine Lust mehr zur Malerei, denn zu dem Goldschmiedewerk, das gefiel meinem Vater wohl, aber er war nicht wohl zufrieden, denn ihm reute die verlorene Zeit, die ich mit der Goldschmiedlehre hatte zugebracht, doch ließ er mir's, und da man zählt nach Christi Geburt 1486 am St. Andreastage, versprach mich mein Vater in die Lehrjahre zu Michael Wohlgemuth, drei Jahre ihm zu dienen. In der Zeit verlief mir Gott Alein, daß ich wohl lernte, aber viel von seinen Knechten leiden mußte. Und da ich ausgelernt hatte, schickte mich mein Vater hinweg und ich blieb vier Jahre ausen auf der Wanderschaft, bis mich mein Vater wieder forderte; und als ich im Jahre 1490 hinwegzog nach Colmar, kam ich wieder als man zählt 1494 nach Pfingsten, und als ich anheim kommen war, handelte Hans Frey mit meinem Vater und gab mir seine Tochter mit Namen Jungfrau Agnes und gab mir in die 200 Gulden und hielt die Hochzeit, die war am Sonntag vor Margaretha im Jahre 1494."

Das sind einfache Worte, mit denen der Künstler selbst einen Theil seiner Lebensgeschichte gibt, aber sie zeigen zugleich von seinem frommen, kindlichen Sinn, den er sich durch sein ganzes Leben bewahrt. Sie eröffnen uns zugleich einen Blick in die Zustände der damaligen Zeit, denn auf Schreiben lehrte man nur die befähigten Kinder und galt der Schulbesuch denselben schon für eine Auszeichnung. Dürer führte seinem Sohne selbst die Hand, um ihn das Zeichnen zu lehren, besonders allerlei Gegenstände nach dem Leben, da er dies für das Goldschmiedhandwerk nöthig fand. Aber der kleine Albrecht arbeitete nur aus Liebe und Gehorsam gegen den Vater in seiner Werkstatt, wo er sich schon so viel Geschick erwarb, daß er, 13 Jahre alt, „die sieben Alte Christi" in Silber trieb, ein Werk, das jedermann bewunderte; auch die Zeichnung dazu hatte er selbst gefertigt. Alle seine freie Zeit wendete er auf das Zeichnen; so zeichnete er schon als dreizehnjähriger Knabe sein eigenes Bildniß mit dem Stift auf Pergament und schrieb darunter: „Das hab' ich aus einem Spiegel nach mir selbst conterfeit. Im Jahre 1484, da ich noch ein Kind war."

Wie lange mag er mit sich gerungen haben, ehe er es wagte, den Vater, dem er gern in allen Stücken zu Willen war, zu bitten, ihn aus seiner eigenen Lehre in die eines Malers zu thun! Wieviel mag er gelitten haben, als er den geliebten Vater seinen Bitten wenig geneigt fand! Aber als dieser das entschiedene Talent seines Sohnes erkannte und die Mutter seine Fürsprecherin ward, entschloß er sich doch und ließ den Sohn zu Michael Wohlgemuth in die Lehre geben, damals dem berühmtesten Maler Nürnbergs. Es war keine leichte Schule für Albrecht. Jener, der Meister Wohlgemuth, fand Gefallen an ihm und seinem Talent, aber von dessen „Knechten" hatte der Schüler manches zu leiden. Denn in den Malerwerkstätten jener Zeit arbeiteten nicht etwa nur Künstler und Kunstjünger, sondern auch Farbenreiber und andere Handwerker. Dieselben Werkstätten, aus denen Kunstwerke hervorgingen, die wir noch jetzt in den Kirchen und Gemäldesammlungen bewundern, dienten eigentlich nur den Geschäften des Handwerks: Anstreichen von Thüren und Fenstern und allerlei Geräthe, der Zimmermalerei, dem Malen von Firmen, Wappen u. s. w. Die Kunst erbiudet damals aus dem Handwerk, nicht verschmelzt Beide, sondern allein das Talent entscheidet, ob aus dem Lehrling ein Handwerker oder ein Künstler ward. Albrecht war schon nach drei Jahren der Lehre ein tüchtiger Maler geworden und als solcher zog er in die Fremde (1490). Indeß kam er nicht über die deutsche Grenze hinaus. Im Jahre 1492 hielt er sich in Colmar auf. Hier arbeitete er bei den Brüdern des berühmten Malers Martin Schongauer, den er selbst nicht mehr am Leben traf. Drei dieser Brüder: Kaspar, Georg und Paulus Schon („Schongauer" war der angenommene Künstlername) waren Goldschmiede, der vierte, Ludwig, ein Maler. Sie nahmen sich des talentvollen Jünglings freundlich an, und er scheint zumeist diesem Aufenthalt die Vielseitigkeit seiner Bildung zu verdanken.

Im Jahre 1494 kehrte er nach Nürnberg zurück. Um sich dort selbständig niederlassen zu können, mußte er nach dem damaligen Zunftzwange der Meisterschaft eine Probezeichnung vorlegen. Der Gegenstand des Probestücks, welches Dürer lieferte, war der griechischen Mythologie entlehnt: Orpheus, wie er von wüthenden Bacchantinnen geschlagen wird. Sie ward als Meisterwerk erkannt und der Künstler erhielt dadurch in der Zunftstube Sitz und Stimme. Der Vater war froh um seinen Sohn und glaubte

von großer Pracht zu gründen, indem er den alle Vermögensverhältnisse übersteigenden Aufwand verwandte, auf den Tadel seiner Freunde Hans Imhof, eines Mitbegründers der Handelsgesellschaft, im Besitz eines wohlerworbenen Vermögens zu verbreiten. Viel Kunst war ein sehr schönes Mädchen und trug ihrer Jugend in der Haus- und Wirthschaftseinrichtung wohlerfahren, nur allzu wohl, wie es Luca in kurz erkannte, ohne Sinn für sein Streben im Leben der Kunst. Sie war genug, herrschsüchtig, eingebettig und berechnete bei allen Neigungen ihres Mannes nur, was sie einbrachten. Albrecht's fromme Gemüth errang ihren harten Sinn mit edler Stärke, und obwol er eifrig bemüht war, durch die verschiedenen Arbeiten für den Lebensunterhalt seiner Familie zu sorgen, so blieb er doch ebenso eifrig bedacht, sich in der Kunst und hierin selbst zu vervollkommnen. Im Gegensatz zu dem stillen, milden Leben der italienischen Meister springt so recht in Luca's Leben und Dichten deutsche Stille und Beschränktheit nachbar hervor.

So nach er in Kupfer, übte sich in der Holzschneiderei und im Formschnitt. Noch vor seiner Wanderschaft 1494 malte er das Bildniß seines Vaters und nach seiner Rückkehr war dies wieder seine erste Arbeit. Viele Porträts sind noch erhalten. Auch andere Porträts und sein eigenes Bildniß stammen aus dieser Zeit. Ebenso mehrere Christus- und Marienbilder und Lebensdenkmale. Sehr berühmt wurden die Holzschnitte zur Offenbarung Johannis, die 1498 von ihm erschienen.

Im Jahre 1497 erkrankte sein Vater an der Ruhr und nach in den Armen des Sohnes, dem er die Sorge für seine Mutter und Geschwister übergab. Seinen jüngsten Bruder Hans, der damals erst zehn Jahre alt war, nahm Albrecht sogleich zu sich, der andere Bruder Andreas ging in die Fremde; somit waren die übrigen Geschwister bereits gestorben. Zwei Jahre darauf nahm er auch seine Mutter zu sich, „denn sie hatte nichts mehr", wie er sich selbst ausdrückt, und sie wohnte bei ihm bis an ihrem Tode (1514).

Im Jahre 1494 ging Luca nach Venedig, um Kupferstiche zu machen, wol auch Kunstaufträge zu erhalten, die ihm auch wurden. So hatte er für das „Deutsche Haus" daselbst den heiligen Bartholomäus zu malen, wofür er 110 Gulden erhielt. Aber er fand dort ebenso viel Neider und Feinde als Bewunderer und Freunde und diese warnten ihn vor denen, die ihn verfolgten wollten, auf seiner Hut zu sein. Da alle italienische Meister seinen Fleiß sehr lobten, so bewunderte gewiß. Einmal wünschte er von Luca einen feinen Pinsel zu haben, mit denen er die feinen Haare male. Luca reicht ihm ein Büschel eine ganze Hand voll seiner verschiedenen Pinsel und sagte, er könne es mit jedem — aber Bellini vermochte es nicht. Ein andermal verlangte man in einer Gesellschaft von Künstlern ein Probestück von ihm — er zog mit Kohle einen Kreis auf den Tisch, der zum Erstaunen aller, nachdem mit dem Zirkel nachgemessen, auf ein Haar trat. So sicher war seine Hand und sein Augenmaß.

Luca's schöne Farben lobten damals schon die Venetianer, als das Gemälde des heiligen Bartholomäus vollendet war. Später hat es Kaiser Rudolf II. nach Prag bringen. Er zahlte dafür eine große Summe an die Kirche und ließ das Gemälde durch vier starke Männer auf den Schultern von Venedig nach Prag tragen, um es so vor jeder Beschädigung zu sichern.

Auch der große Rafael ehrte den deutschen Meister und empfing das eigenhändig gemalte Bildniß desselben. Es überstieg ihm häufig einige seiner Zeichnungen und rief, als er Luca's Porträt mit Kupferstiche empfing, aus: „Albrecht, dieser Meister würde uns alle übertreffen, wenn er, wie wir, die Meisterwerke der Kunst vor Augen hätte."

Wo und wie aus der Zeit von Luca's Aufenthalt in Venedig interessante Briefe an Willibald Pirkheimer erhalten, aus denen auch viele Notizen geschöpft sind. Pirkheimer war einer der bedeutendsten Gelehrten und Staatsmänner Nürnbergs und mit Luca in gleichem Alter. Albrecht's Vater hatte das Pirkheimer'sche Hinterhaus in der Binklerstraße bewohnt, wo auch Albrecht geboren ward. Im Pirkerhause, dem „Schönen Brunnen" gegenüber, lebten Pirkheimer's Eltern, und so entspann sich in der Kindheit schon zwischen beiden Knaben die innigste Freundschaft.

Von Venedig begab sich Luca nach Bologna und nahm dort Unterricht in der Perspective, die bis dahin noch keine Berücksichtigung in der deutschen Malerei gefunden. Auch dort ward ihm Anerkennung und Ehre. Ueberhaupt scheint sein italienischer Aufenthalt die glücklichste Zeit seines Lebens gewesen zu sein. Als er die Rückkehr nach Nürnberg beschließen, schreibt er an Pirkheimer: „O, wie wird mich nach dieser Sonne frieren! Hier bin ich ein Herr, daheim nur ein

Schwangern." Aber immer dachte er der Seinen, schrieb abwechselnd an seinen Vater und seinen Freund, Lazarus und der Gattin alles Gute, daß er nicht selbst zur heimkehr Rath brauchte, und wo es einmal nicht ausreichte, empfahl er sie der Obhut Pirkheimer's.

Im Jahre 1507 trat er wieder in Nürnberg ein und lebte hier mit aller Liebe seiner Kunst; er lieferte sie Gemälde wie Kupferstiche, überall trat seine unbestrittene Meisterschaft hervor. Auch in seiner Vaterstadt wußte man seine Verdienste zu schätzen und ernannte ihn 1509 zu den „Genannten" des großen Rathes, eine Auszeichnung in der freien Reichsstadt, durch die er ihren ersten Geschlechtern angezählt ward.

Im Jahre 1520 machte er in Begleitung seiner Gattin eine Kunstreise in die Niederlande, die an einem Pfingsttage begann. Das Tagebuch, das er auf dieser Reise führte, ist auf uns gekommen. Er wußte bei dieser Gelegenheit seine Kupferstiche und Holzschnitte vortheilhaft verkaufen, aber obwol ihm dies gelang, er auch überall Aufträge zu neuen Gemälden erhielt, war doch damals die Künstler so schlecht bezahlt, daß er bei aller Sparsamkeit und Eingeschränktheit auf der Reise dennoch nicht viel erübrigen konnte. Dagegen fehlte es ihm nicht an Ehrenbezeigungen aller Art. Auf seine Kunstwerke hatte er einen kaiserlichen „Leibbrief", den er nur zeigen durfte, um „gelitten zu haben", damals eine große Erleichterung. In Antwerpen veranstalteten die Maler ein Gastmahl für ihn, und das Volk versammelte sich auf dem Wege, den er dahin nehmen mußte, um dem deutschen Meister zuzujauchzen. Auch Erasmus von Rotterdam suchte ihn auf und Dürer zeichnete zweimal sein Bild. Er erwähnt auch in seinem Tagebuche, daß ihm Erasmus einen spanischen Mantel geschenkt und der Venetier Domenico Alexander, der sich von ihm malen ließ, einen Hut von Hasenhaaren und ein Paar Handschuhe, letzteres auch der Frau Agnes 14 Ellen guten rothen Sarsin und 7 Ellen Atlas zum Unterfutter. In Brüssel schickte die Statthalterin Margaretha zu ihm, ließ sich von ihm malen und versprach, sich für ihn bei ihrem Bruder Kaiser Karl V. zu verwenden. Auch der König von Dänemark, der gerade anwesend war, ließ sich von ihm malen und lud ihn mehrmals zu Tafel. Von 21 October 1520 ward Kaiser Karl zu Aachen gekrönt und Dürer konnte daher, theils um der Krönlichkeiten beizuwohnen, theils auch um vom Kaiser die Bestätigung eines Versprechens des Kaisers Maximilian zu erhalten, der ihm eine jährliche Pension von 100 Gulden gelobt. Er empfing die Bestätigung am 4. November von Köln aus datirt.

Kaiser Maximilian hatte ihm nämlich schon früher große Gunst erwiesen und ihn öfter in Nürnberg besucht. Ihm zu Ehren hatte Dürer zu seinem Triumphwagen die Zeichnung gemacht, dann auch ihn selbst gemalt. Einmal wollte ihm der Kaiser selbst mit der Reißkohle einen Entwurf machen, sie brach ihm aber immer, was dem Künstler selbst nie begegnete. Dürer bemerkte dabei lächelnd dem Kaiser: „Das ist mein Reich, und die Kohle ist mein Scepter. Ich wollte nicht, daß Ihr auch so gut malen könntet, was bliebe uns da übrig? Ihr habt schwerere Dinge und andern Beruf." Ein anderes mal war der Kaiser gegenwärtig, als Dürer an einer hohen Wand ein Gemälde begann, die Leiter schwankte, auf der er stand und Maximilian befahl einem Edelmanne seines Gefolges, dieselbe zu halten. Dieser weigerte sich, da Dürer ein Bürgerlicher sei; sogleich ertheilte ihm der Kaiser den Adel, billig bemerkend, daß er wol auch aus einem Bauer einen Edelmann machen könne, aber nicht aus dem Edelmann einen Künstler. Das Wappen, das er Dürer verlieh, zeigte drei silberne Schilde im azurblauen Felde. Manche bezweifeln diese Anekdote und vielleicht nur deshalb, weil Dürer wenig Gewicht auf seinen Adel legte. Dagegen existirt noch heute eine kaiserliche Urkunde von Maximilian, 1512 an den nürnberger Rath gerichtet, worin diesem geboten wird, Dürer in Anbetracht seiner berühmten Kunst und daß er dieselbe allezeit im Reiche übe, „alle Steuern und Auflagen zu erlassen". Der nürnberger Rath aber war diesem kaiserlichen Willen nicht geneigt und verhandelte mit Dürer so lange, bis dieser freiwillig auf sein Vorrecht verzichtete. Wie recht hat Dürer später, in einem Gesuch in anderer Angelegenheit 1522 an diesen Rath zu sagen:

„Eure Weisheit wissen, wie gehorsam und willig ich mich Euch und dem gemeinnützigen Wesen dieser Stadt allermal erzeigt vor andern vielen Personen des Raths und in der Gemeine, wo sie meiner Hülfe, Kunst und Arbeit bedurft, mehr umsonst gedient habe denn um Geld; habe auch, wie ich mit Wahrheit schreiben mag, die Ehre, so ich zu Haus genossen in dieser Stadt, nicht um 100 Gulden Arbeit gehabt, sondern all mein Verdienst, das mir sauer genug

erwerben, von fremden Kaufleuten und Bankiers geholt, alle, daß ich meinen Gläubigern von den Fuggern in dieser Stadt verpfändet. Ihre ungeheuren Zahlungen bestätigen mich die Herrschaft zu Pleß, wenn ich daselbst bliebe, mit alle Jahre 200 Gulden Gehalt zu geben. Desgleichen hat mir der Rath zu Antwerpen, als ich im Niederlande war, alle Jahre 100 Philippsgulden geben und mich frei setzen wollen und mir ein eigenes Haus geben und mir in beiden Orten alles, was ich der Herrschaft mair, besonders bezahlen wollen, was ich alles aus Lieb' und Neigung zu meinem Vaterstadt und meinem Vaterlande abgeschlagen und mir erwählet habe, lieber hier in beschränkten Verhältnissen zu leben, denn in der Fremde reich und groß zu werden." Das Gesuch ging nur dahin, ihm seine ersparten 1000 Gulden mit jährlich 50 Gulden zu verzinsen, damit seine Frau die Gewißheit dieses Einkommens habe.

Lernen wir daraus seine edle und uneigennützige deutsche Vaterlandsliebe kennen, so enthält sein Tagebuch Stellen, die ihn uns auch als einen begeisterten Theilnehmer an der damaligen großen Zeitbewegung, der Reformation, zeigen. Er war Philipp Melanchthon's Freund, ein Gönner Kurfürst Johann's des Beständigen von Sachsen und ein warmer Verehrer Luther's. Auf der niederländischen Reise, 1521, kam ihm die Kunde von dessen Gefangennehmung am 4 Mai. Dürer konnte damals ebenso wenig als andere wissen, daß dieselbe von Freundeshand und zu Luther's Schutz geschah, und so schreibt er denn:

„Nun weiß ich nicht, lebt er noch oder haben sie den erleuchteten Mann gemordet, und dann hat er es gelitten um der christlichen Wahrheit willen und darum, daß er das unchristliche Papstthum gestraft, daß da stirbt wider Christum, der uns frei gemacht, das Papstthum mit seiner großen Schwere menschlicher Gesetze, und auch darum, daß wir dessen, was unser Blut und Schweiß erwerben, alle beraubt und ausgesogen werden, und daselbe so schändlich von mutwilligendem Volk lästerlich vergeben wird und die dürftigen kranken Menschen darum hungers sterben, und sonderlich ist mir noch das Schrecken, daß uns Gott vielleicht noch unter dieser falschen, blinden Lehr will bleiben lassen, die durch die Menschen, welche die Kirchenväter nennen, erdichtet und aufgelegt worden, dadurch und das freiliche Wort falsch ausgelegt worden. Ach, Herr, gib uns das heilige, klare Evangelium, das nicht mit menschlicher Lehre verdunkelt ist!" Ein Jeglicher, der Martin Luther's Bücher liest, der sieht, wie seine Lehre in Gott durchdrungen ist, so er das heilige Evangelium lehret. Lernen sind sie zu großen Ehren zu setzen und nicht zu verbrennen, es wäre denn, daß man seine Widersacher, die allezeit wider die Wahrheit fechten, und Lehrer wurde mit allen ihren Werken, die da aus Menschen Götter machen wollen. Aber doch, daß man wieder neue Lutherische Bücher drucke! O Gott, ist Luther todt, wer wird uns hinfort das heilige Evangelium so klar vertragen? O ihr alle frommen Christen, helft mir ihn fleißig bewainen, diesen gottgeistigen Menschen, und Gott bitten, daß er ihn wieder erwecke oder einen andern erleuchteten Mann uns sende!"

So schrieb und dachte Luther, und obwol er mit Kaisern und Königen, Päpsten und Fürsten verkehrte, welche zum Theil die neue Lehre und ihre Anhänger verdammten, so verleugnete er doch niemals seine Gesinnung. Ja, er malte auch in diesen. Von seiner Hand war von den vielen andern altdeutschen Meistern uns Gemälde erhalten, welche z. B. das Weltgericht vorstellen, wo auf der rechten Seite die Frommen ins Himmelreich gehen, indeß auf der linken die Teufel die Sünder in die Hölle holen. Unter diesen sieht man immer den Papst mit der Tiara, andere gekrönte Häupter, Prälaten, Mönche und Nonnen.

Sein letztes Werk ist zugleich das erste vollendete Kunstwerk, welches der Protestantismus hervorbrachte. Es sind „Die vier Temperamente", von den Aposteln Johannes, Petrus, Marcus und Paulus hergestellt.

Nicht nur als Maler, Holzschneider und Kupferstecher, Architekt und Bildhauer, auch als Lehrer versuchte sich Dürer 1528, doch nicht eben mit besonderem Glück. Um so mehr leistete er durch Schriften, die an seinen Beruf sich schließen. In Dürer vermischte sich die Kunst mit der Wissenschaft, er war in der Geometrie, Optik, Perspective und Mathematik bewandert. So schrieb er die erste „Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit in Linien, Ebenen und ganzen Körpern, zu Nutz allen Kunstliebenden mit manherzigen Figuren gestellt". Vier allen aber waren seine „Vier Bücher von menschlicher Proportion" für den damaligen Stand der Kunst von außerordentlicher Bedeutung und wurden in viele Sprachen übersetzt.

So wußte Dürer, mit einem fast unerschöpflichen Reichthum des Geistes begabt, das Leben

hob es zu den größten Ehren an reizvollen Tagen. Dann kam es ihm ein lebhaftes Gefühl für das Erhabene und nicht minder für das Menschliche, ein inneres, ernstes Sinnen, verbunden mit dem heroischen Gestalten, mit Kraftsinn und männlichem Adel. Noch heute machen seine Werke einen würdigen Eindruck auf den Geist des Beschauers, wenn auch erst lange nach ihm die deutsche Malerei eine Periode Höhe erhielt. Man erkennt seine Gemälde an seinem Zeichen, dem breitgetragenen A, darin ein D.

Dürer's Aeußeres war einnehmend und edel. Er hatte eine schöne Gestalt und freundliche, angenehme Miene, der Stirn war gewölbt, ausgeklärt und heiter, sein krauses Haar wallte in langen Locken auf die Schultern herab, ein dichter Bart um den festen Mund, die Nase wohl gebogen, die Augen mild und hell, seine Hände so weiß und fein, daß ein Zeitgenosse sagte: ein Mädchen habe sie noch nicht schöner wünschen können.

Im Jahre 1526 begann er zu kränkeln und starb an der Auszehrung den 6. April 1528, 57 Jahre alt, zu Nürnberg in seinem Hause in der Zisselgasse, das er bei seiner Verheirathung gekauft. Den 8. April, an der Charwoche, ward er begraben. Allgemein war die Trauer bei seinem Tode; eine zahllose Leichenbegleitung brachte seine Hülle auf den St. Johannisfirchhof in das Begräbniß seiner Schwiegereltern Ärer, am folgenden Tage hielten die ganze Künstler das Mahl noch einmal ihnen und nahmen noch einen Abguß von seinem Angesicht. Sein Freund Willibald Pirkheimer dichtete ihm eine Grabschrift und überlebte ihn nur um drei Jahre. Später, nach dem Freiheitskriege, ließ der Künstler Daniel Hopfer den Grabstein erneuern und folgende Inschrift darauf setzen:

Hier ruht [illegible] als großer Mann
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Im Jahre 1828, am dritten Säcularfeier von Albrecht Dürer's Tod, ward in Nürnberg der Grundstein zu seinem Denkmal gelegt, welches jetzt vom Rauch gereinigt und in München gegossen, als eine Zierde der Stadt. Die Zisselgasse aber, in der Dürer's Haus stand, heißt jetzt die Dürerstraße. Das Haus war von dem Magistrat angekauft und ihm in Ehren wieder hergestellt. Es ist im Innern heller, altertümlich schwarz, noch das Bronzer trägt noch das Gepräge der früheren Jahrhunderte, obgleich leider gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ein großer Theil derselben weggenommen ward, worin sich Dürer's Arbeitszimmer befand. Dies Haus erbte seine Frau, die ihn noch 11 Jahre überlebte und seinen Handel mit Kupferstichen fortsetzte. Nach ihrem Tode erbte, da ihre Ehe kinderlos geweben, sein Bruder Andreas, der Goldschmied. Hans und Gerhard sammt allen Kunstsachen, der gleichfalls die Kupferstiche vervielfältigte. Der jüngere Bruder Hans hatte bei Albrecht die Malerei gelernt und war Hofmaler des Königs von Polen.

Albrecht Dürer's Leben ist so sittlich rein und groß bei aller Einfachheit, allen Prüfungen und Sorgen des Alltagslebens, daß man gern dabei verweilen mag und sein Beispiel zur Nacheiferung empfehlen. Sein Fleiß und sein Eifer, zu lernen und nach dem höchsten Ziele künstlerischer Vollendung zu ringen und andere zu ihm führen zu helfen, seine Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe, seine Begeisterung für die höheren Interessen der Menschheit treten uns aus seinem Bilde entgegen und nur noch einen Zug habe ich hinzuzufügen, zu seiner Ehre: seine vollständige Neidlosigkeit gegen andere Künstler. Jeder Neid war ihm fremd, er ärgerte nicht, wenn man andere ihm vorzog, er schloß sich vielmehr an tüchtige Kunstgenossen, mit ihnen zugleich zu ringen, war seinen Schülern ein freundlicher Lehrer und wenn man ihm die mißrathene Arbeit eines andern zeigte, die er nicht loben konnte, so sagte er nur: „Nun, der Meister hat sein Bestes gethan."

Wie sich er seinem Pinsel oder seinem Meißel unwürdigen Gegenständen. Sein wie seine Sitten und sein ganzes Leben war auch seine Kunst, und so steht er da, der hohe deutsche Künstler, und wird durch die Geschichte seines Lebens wie durch seine Kunstdenkmale zum Zeugniß dafür, daß einem das Große gelingt, wie in allen Stücken nach Vervollkommnung und Vollendung streben, in seinem persönlichen Leben sowol wie in seinen Kunstleistungen.

C. C.

Die Heilkraft der menschlichen Hand

Von Dr. Wormann

Die Literatur des thierischen Magnetismus hat bekanntere Namen aufzuweisen. Innerhalb der Jahre 1775—1815 erschienen unter anderen die Schriften von Gmelin, Wienholt, Klinge, Eber-

[illegible] Zeitschrift, Bücherschau und [illegible] von Büchern [illegible] Kerner und Reil von Mesmer herausgegebene „Archiv für thierischen Magnetismus" [illegible] Letzterem Archiv (Bd. XII. 2. Stück, S. 141) den unvergessenen Doctor Mesmer's mit, welche dieser in den Jahren 1811 und 12 an den berühmten Arzt an Reil schrieb. Mesmer hatte nämlich die Aufforderung erhalten, nach Berlin zu kommen, um in einem Krankenhause seine magnetischen Curen zu versuchen, es aber vorgezogen, die Berliner lieber an seine Wundergläubigen zu senden. Die wurde Zeit hat auch die Aerztbildung seiner Lehre angelegen sein lassen und — was sich nie und nirgends hat begeben, daß allein verfährt nie" — die alten Instrumente loben soll. Man muß die geistigen Anstrengungen einiger Schriftsteller der Gegenwart bewundern, die das Mögliche versucht haben, um Wissenschaft und Werke nicht nur zu verleugnen, sondern sogar physiologisch zu verbinden. Aber auch aus den Arbeiten jener tüchtigen Naturforscher und Aerzte, welche sich zum Anhalt Wagner gruppiren, ein Gleichgewicht, der sich gegen die materialistische Naturforschung streng abschließt, vermögen wir nur zu erkennen, daß der thierische Magnetismus in der Wissenschaft ein Dogma ist, welches gleich jedem anderen Dogma nur mit dem Glauben und der Phantasie erfaßt werden kann.

Gelingt es auch hiesem und jenem geistvollen Buche, uns für die Theorie seines Verfassers empfänglich zu stimmen, und zeigen wir uns willig, die Märchen von den Menschen mit wunderbaren Eigenschaften schweigend anzuhören, die praktischen Magnetiseure, ihre magnetischen Curen, ihre Erklärungen, die sie vom thierischen Magnetismus als Heilkraft geben, sie vermögen den Boden einer Lehre, die, wenn man sie consequent weiter verfolgen wollte, den Grundsätzen Hahnemann's wie Schelling, Swedenborg mit seinem Glauben seinen Sitz hatte, in der unvermittelte Schauung alles Weltgewebes, ihre Instanzen, Verstellungsacten, Naturerscheinungen auf allen Planeten und entfernten Weltkörpern [illegible]*)

Wird man uns dagegen einwenden wollen, daß man die Theorie vom thierischen Magnetismus nicht aus der Praxis dieser Herren herausdemonstrieren könne? Nichtiger Einwand, da alle handeln, wie Mesmer lehrte, und die Theoretiker aus dem Material, welches ihnen die Magnetiseure liefern — Lähmung und Krämpfe — in dem Gegen vom Wesen des Magnetismus gelangt sind. Uebrigens folgt das Publikum mit seinem Glauben weniger den sinnigen oder hochfliegenden Ideen der Schriftsteller in diesem Gebiet, als vielmehr den Mittheilungen, welche von Mund zu Mund gehen und die Proben der Magnetiseure, mit denen es in kurzem Verkehr steht. Wir wollen ihnen daher einmal, wenn auch auf die Finger sehen und prüfen, was es mit der sogenannten Heilkraft des menschlichen Hauch, dessen Quelle eben der Magnetismus oder auf Neuem auch die thierische Elektricität sein soll, für eine Bewandtniß hat.

Wir kennen zwei Arten der Magnetiseure unterscheiden, die eine, welche den Magnetismus ganz materiell nimmt, die andere, welche ihn spiritualistisch oder [illegible]istisch auslegt. Ein Magnetiseur der ersteren Art meint: es produzire in sich ein magnetisches oder elektrisches Fluidum, welches er aus seinen Händen in andere Menschen übertragen zu lassen vermöge und welches fähig sei, die Nerven der von ihm behandelten Menschen so zu affiziren, daß es je nach Beschaffenheit Schmerzen lindern und erregen, Krämpfe lösen und hervorrufen, gelähmte Theile bewegungsfähig machen, schwache Nerven stärken, Schlaf und selbst Unempfindlichkeit gegen schmerzhafte äußere Reizungen bewirken könne. Die verschiedenen Manipulationen, welche ein solcher magnetisch-elektrischer Mann anwendet, dürfen wir als genugsam bekannt voraussetzen. Wenn man übergangen hat, eine Anzahl magnetisch behandelter Personen um sie mit ihnen vorgenommenen Procedüren zu befragen, so wird man ganz wunderliche Verschiedenheiten in der Methode vernehmen und manche Methode den Aerzten gegenüber unverzeihlich bedenklich finden müssen.

Ueber einen dieser magnetisch-elektrischen Herren, der sich noch gegenwärtig eines verbreiteten Rufes erfreut, ging uns aus befreundeter und vertrauenswürdigster Hand eine nähere Mittheilung zu. Die folgenden Auslassungen geben getreu wieder, wie es dem Manne vorkommt und die Beleege beweisen werden.

„Ich [illegible] in Paris behandelt auf magnetische Weise in einer anderen Art als die bisher bekannte. Er nennt das: Punktiren. Die Behandlung geschieht nicht durch Streichen, sondern durch leichtes Tupfen der Finger auf jene Theile, wo unter der Haut die Nerven verlaufen oder sich verzweigen

*) Hierüber [illegible] Buchner in seinem [illegible] Schrift: Stoff, Kraft, Leben [illegible] Dr. Carl Wagner's Hauptwerk: der thierische Magnetismus.

Tuchen an sich haften. Druck macht dem Patienten die Empfindung, als ob scharfe Nadelspitzen an der berührten Stelle in das Fleisch gedrückt würden. Es entsteht darauf der Ausbruch eines schwächern oder stärkern Krampfes. In die Reihe dieser verschiedenen Krämpfe, von denen Schwerkranke oft bis an funfzigmal des Tags befallen werden (natürlich durch jedesmaliges Punktiren), gehören auch die Doppelkrämpfe, wobei Kopf, Arme und Füße, so Augen und Zunge sich fortwährend bewegen müssen. Der Grundsatz, auf den Dr. G. seine Heilmethode baut, ist, daß in dem Körper jedes Menschen eine Anzahl gebundener Krämpfe ruhen, welche die meisten andern Krankheiten bedingen. Dadurch, daß man sie durch Punktiren zum Ausbruch zwingt, löst man den Krankheitsstoff und er strömt demnächst mit den Krämpfen aus. Personen, mit magnetischer Kraft begabt, welche, wie ich es selbst gesehen*), im Stande sind, eine Scheere, Messerklinge an der horizontal ausgespannten Hand derselben zu halten, daß sie in der Luft schwebend an der Handfläche anhaftet, können nach seiner Unterweisung ebenfalls Kranke heilen oder ihnen Linderung verschaffen, wie ich es an mir selbst bei heftigem nervösem Kopfschmerz erfahren habe. Ausbruch und Lösung des Krampfes dauerten bei mir sechs bis acht Minuten, der Schmerz im Kopfe, viel schwächer als vorher, dauerte noch einige Stunden, dann war aber der ganze Anfall vorüber, der sonst in der Regel in gleicher Stärke 24 Stunden andert. Dr. G. beabsichtigt noch, ein Werk über sein Heilverfahren herauszugeben."

Nun, wie denken unsere „mit gebundenen Krämpfen behafteten" Leser über Theorie und Methode dieses großen Wundermanns? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich mir ihre Meinung etwa so denke: Mit euch Aerzten ist über solche Themen gar nicht zu reden. Ihr beruft euch auf die Lehren der Wissenschaft und was sie nicht zu erklären vermag, das soll darum immer unwahrscheinlich, wo nicht unmöglich sein. Was verbürgt uns Laien denn, daß eure wissenschaftlichen Urtheile nicht wissenschaftliche Vorurtheile sind? Wir sollen unseren Augen nicht trauen dürfen, sehen denn die einzigen nur die Wahrheit? Gesteht ihr nicht selbst ein, daß die Autoritäten eurer Wissenschaft sich über die Richtigkeit mancher Beobachtungen nicht einigen können, sich in vielen Din-

*) Der Verfasser macht hierbei gegen mich mündlich seinen Vorgaben dahin, daß ich die Augen nicht geschlossen hatte.

gen sogar geradezu widersprechen? So wunder vermeintlich meine Erkenntniß erwies sich schließlich nur als eine Ansicht, deren Geltung sie einem wissenschaftlichen Terrorismus verdanke, mit welchem sie verfochten wurde, und wir sehen auch eure Autoritäten zwischen Irrthum und Wahrheit schwanken!

Die Berechtigung solcher Raisonnements zugegeben, sind demnach alle verständig denkenden Menschen darüber einig, daß es vernünftig sei, in zweifelhaften Dingen über eine Materie, auf die wir ein specielles Studium zu verwenden weder die Zeit noch den Beruf haben, diejenigen zu befragen, welche die Erforschung gerade dieser Materie zu ihrer Lebensarbeit gemacht haben und selbst den unverbesserlichen Zweiflern als letzte und höchste Instanz gelten. Befragen also auch wir diese über den Werth der überraschenden Eigenschaften unseres neuen Magnetiseurs; ich darf mir nicht herausnehmen, beim Anblick des Kunststücks, daß ihm eine eiserne Scheere, Stecknadel u. s. w. an der Handfläche haften bleibt, zu sagen: Ich sehe, daß er ein trefflicher Jongleur oder Prestigiateur ist, denn ich bin seine Autorität. Ihr Professor R. du Bois-Raymond in Berlin, der geniale Forscher im Gebiete der thierischen Elektricität, aber sagt, daß von einer Anziehung zwischen lebenden Körpertheilen und magnetischen Metallstücken in der Wissenschaft keine Rede ist und daß, wenn Dr. G. das beschriebene Experiment fertig bringt, er dabei irgendeine durch Einklemmen, durch Reiben oder durch Klebemittel bewirkte Täuschung übe. Wenn wir demnächst über seine andere Fähigkeit, nämlich durch Auflegen seiner Fingerspitzen auf gewisse Nervenäußerlen unfreiwillige Muskelzuckungen, allgemeine Krämpfe, Doppelkrämpfe in den so berührten Personen hervorzurufen, eine Meinung aussprechen sollen, so gestehen wir unsere Verlegenheit, weil wir nicht etwa weiteres gleich annehmen wollen, daß die sich ihm anvertrauenden Patienten ihm zu Liebe absichtlich ein Krämpfen ähnliches Muskel- und Gliederspiel unterhalten werden.*) Ist er wirklich einer jener „Fabelhaften"

*) Die beiden Damen des Magnetiseurs Engagirt in Frankfurt am Main bieten allerdings das Möglichste an Entfaltung von Schweigen, um das Publikum in dem Glauben an ihres Meisters Zauberkraft zu erhalten; sie lassen sich Nadeln ins Fleisch bohren u. s. w. Dr. Schiff, ein gelehrter Arzt, entlarvte demnach die gewandten Damen und das magnetische Compagnon-Geschäft sehr bald. Dem Arzte aber — grollte das betrogene Publikum!

Menſchen, welche, einer Gattung von Fiſchen, den Zitterrochen, elektriſchen Aalen gleich, ſubtilere elektriſche Schläge auszutheilen im Stande ſein ſollen? In den genannten Thieren beruht dieſe Fähigkeit, ihre Schutzwaffe im Momente eines feindlichen Angriffs, in beſondern elektriſchen Organen, die man bisher in keinem andern Thiere niederer oder höherer Art wiedergefunden hat. Die Anatomie und Phyſiologie des Menſchen geſtattet durchaus nicht die Vorſtellung, die wir in übrigens ſonſt unterrichteten Geſellſchaftskreiſen recht oft vertheidigen hören, nach welcher einzelne Menſchen ſo viel Elektricität in ſich entbinden oder von außen in ihre dazu beſonders analiſirten Nerven aufnehmen können, um ſie nach Willkür durch ihre Fingerſpitzen wieder in andere überſtrömen zu laſſen und Wirkungen auf Nerven und Muskeln auszuüben, wie ſie bekanntlich der Arzt mittelſt eines galvano- oder magneto-elektriſchen Apparats herbeiführt.

Profeſſor du Bois-Raymond hat allerdings nach zweijährigen angeſtrengten Forſchungen unter Benutzung und Prüfung zahlreicher vorangegangener Arbeiten und Unterſuchungen berühmter älterer und neuerer Forſcher durch ſinnreich auch öffentlich wiederholte Experimente bewieſen, daß in allen Theilen des Nervenſyſtems aller Thiere elektriſche Ströme kreiſen, welche die Nadel eines empfindlichen Galvanometers an die Hemmung zu werfen vermögen; daſſelbe iſt in allen Muskeln aller Thiere der Fall. Er zeigt, daß dieſe Ströme beſtimmte Veränderungen erleiden in dem Augenblicke, wo im Nerv der Bewegung und Empfindung vermittelnde Vorgang, im Muskel die Zuſammenziehung ſtattfindet. Er iſt im Stande, am lebenden unverletzten thieriſchen Körper das Daſein des elektriſchen Stromes im Muskel und ſeine Veränderung während der Zuſammenziehung des Muskels (ſeiner Bewegung) darzuthun; mittelſt eines Kupferdrahtes lenkt er aus der Ferne die Magnetnadel nach Willkür bald hierher, bald dorthin ab *). Sollten dieſe Beweiſe es doch möglich erſcheinen laſſen, daß, wenn die Elektricität überhaupt eine die Functionen gewiſſer Organe begleitende oder bedingende Eigenſchaft unſeres Körpers iſt, ſich durch ein Plus derſelben ein Körper vor dem andern auszeichnen könne? Ihr Quelle derſelben iſt unbekannt; einige wollen ſie im Gehirn ſuchen (Galvani), andere meinen, der Körper nehme ſie von außen auf.

Wer dem auch ſei, daß eine ſo gewiß, daß es noch nicht gelungen iſt, einen Fall glaubhaft zu conſtatiren, in welchem ein Menſch ſeine Fähigkeit, wie ein elektro-galvaniſcher Apparat zu wirken, bewieſen hätte. Mögen ſachverſtändige Beobachter Herrn Dr. G.'s Methode und deren Wirkungen prüfen!

Die zweite Art der Magnetiſeure, bemerkte ich im Eingange, deute den Magnetismus in ſpiritualiſtiſchem Sinne. Wie das zu verſtehen iſt, darüber laſſen wir einen Magnetiſeur, dem wir in der Geſellſchaft einer begegneten und der noch dazu ein hoher Militär war, ſelbſt reden.

„Ich erkläre die Erſcheinungen, welche meine Manipulationen an leidenden Menſchen hervorrufen, nicht aus einem mir beiwohnenden, etwa dem Erdmagnetismus oder der Elektricität verwandten Fluidum, wie andere thun, ſondern ich halte ſie für Wirkungen des ſtärkern Geiſtes und eines energiſchen Willens über eine organiſch-ſenſiblere und der geiſtigen Energie entbehrende Individualität. Meine Heilmethode iſt eine pſychiſche; der Magnetiſeur muß ein guter Pſycholog und auch ein Mann von geiſtiger Prävalenz ſein, er muß die Herrſchaft über die Seele des Kranken zu gewinnen ſuchen."

Das klang gut und alle nickten beifällig, auch ich. Denn was iſt natürlicher, als in einer ſenſiblern Natur die Seele immer bereit zu finden, ſich von einem ſtärkern Einfluß beſtimmen zu laſſen, Vorſtellungen, Gefühle, Gemüthsbewegungen nicht nur mit, ſondern ſo zu empfinden, als wären ſie die eigenen? Um zu ſolchen Erfahrungen zu gelangen, in dieſen geiſtigen Rapport mit dem Patienten zu treten, bedarf es jedoch durchaus nicht jener gewiſſen methodiſchen Anwendung der Hände; man müßte denn die naive Vorſtellung haben, es könne etwas von dem, was man geiſtige Kraft oder Seele nennt, als ein ſubſtantielles Fluidum aus den Fingerſpitzen der Hände des Magnetiſeurs in die Hautnerven eines Menſchen übertragen werden.

Wer das Verlangen fühlt, über das, was die ſpiritualiſtiſchen Magnetiſeure denken und treiben, nähere Aufſchlüſſe zu erfahren, den verweiſen wir auf das Buch: „Pneumatologie poſitive et expérimentale par le baron Guldenſtubbé" *) (Paris 1843). Der weniger berühmte Verfaſſer

*) Vergl. von Bois: „Unterſuchungen über thieriſch-elektriſche Ströme" (Berlin, 1848. Reimer. Seite 151.

*) Bei Belegung dieſes berühmten Buches und im Hinblick auf den um ſich greifenden Magnetismus und Geiſterunfug

[illegible] der Gegenwart, „Unwissende [illegible] beschämen", wie jenes Buch [illegible] der Graf Szapary, der eigentliche Lehrer der Heilkraft der menschlichen Hand, theilt indem die magnetisch-elektrischen so wenig als die spiritualistischen Fictionen. Seine Auffassung des Magnetismus ist diejenige, welche wir für die natürlichste und nur eine solche anerkennen, welche die physiologische Wahrheit am wenigsten verletzt. Seine Heilerfolge so positiv zu beweisen, steht uns kein Recht zu; kommt die von medicinischer Seite [illegible] Naturheilkraft so willfährig den Wünschen der Homeopathen entgegen, warum sollte sie nicht dann und wann auch dem Magnetismus Ueberraschungen bereiten?

Einer besonderen gütigen Vermittelung verdanken wir es, daß wir Szapary's eigene Worte über seine Auffassung des Magnetismus und der Heilkraft seiner Hand nachstehend folgen lassen dürfen.*)

„Meine Anschauung dieser Naturkraft und ihrer Erscheinungen ist eine ganz andere als die bisherige und als die neuere Richtung. Ich bin weder Schwärmer für die somnambulen Ueberhebungen, noch lasse ich mich in die Phantasien der Spiritualisten ein. Ich habe einen hohen Respect vor der inneren Thätigkeit des innern Geistes des Menschen, der sich besonders im Somnambulismus kund gibt und gewiss auch bei Gelegenheit ausserordentliche andere Erscheinungen und Fähigkeiten und Talente äussert; ich gehe aber nie darauf aus, solche Erscheinungen und Seelenthätigkeit hervorzurufen. Sollte es sich im Heilwege von selbst ein, so freue ich mich [illegible] dem Felde. Jedoch meine specielle Methode der Anwendung des Magnetismus besteht eben darin, dass ich den Sitz der Krankheit, das leidende Organ, den krankhaften Nerven, der die Verstimmungen, das krankhafte Nervengebiet, welches die Schmerzen und die Krämpfe verursacht, aufsuche und dort die Hand ruhig auflege oder den Theil durch Anhauchen erwärme. Dadurch [illegible] sich stets der Krankheitsnerv und scheidet sich durch Gähnen, Husten, Spucken und andere Ausscheidungen aus. Das lege ich täglich durch 1–2 Stunden einige Monate lang fort und [illegible] die Organe, die Muskeln, die Nerven von ihren schädlichen Stoffen entledigt, so heben natürlich die Krankheitssymptome auf und die körperlichen wie geistigen Leiden verschwinden durch diese materielle und geistige Einwirkung, die man Magnetismus nennt."

Dies also ist die Frucht der Studien und Erfahrungen eines Mannes, der, wie er von sich sagt, seine herrliche Welt- und Familienstellung aufgegeben hat, um besonders den Somnambulen leben zu können. Demnach erblicken wir auch den geschätzten Herrn Verfasser des Artikels über Lämmern (vergl. Nr. [illegible] dieses Blattes) in einer Täuschung befangen, wenn er darin bemerkt: „Vergleichen wir den Weg, den Graf Szapary mit seinen Medien geht, so ist es der der Läuterung in den griechischen Mysterien."

Wir haben den Szapary'schen Auslassungen gegenüber den reichen, poetischen und transcendentphilosophischen „Illuminationen, mit denen die Idee des Lebensmagnetismus verherrlicht worden ist, nichts hinzuzufügen als einen Versuch, den Begriff der Heilkraft der Hand aus seinem wahren Grunde zu erklären.

Ein das Nervensystem afficirender, die Stimmungsstände des Hautnervensystems indirect verändernder Einfluss des „sensiblen Contacts", des Magnetisirens, ist nicht zu leugnen; die daher auftretenden Erscheinungen sind aber keineswegs die Wirkung einer specifischen besonderen Eigenschaft der Hand, welche den Contact

der in Amerika und die Wirkungen seines unbestreitbaren Rufes die [illegible] Geisteszerrüttung zeigt, erinnern wir uns der [illegible] Mystik Pascha's. [illegible] so konnte in der Menschheitsgeschichte eine Zeit kommen, wo [illegible] Hypersinnlichkeit [illegible] allgemein wurde, daß die magnetischen Phänomene [illegible] abnorme Zustände zu gelten und unter die allgemeinen Erscheinungen gezählt wurden, wo dann auch die Wunde an der [illegible] hervorgebrachte Verunreinigung [illegible] und die daraus hervorgehende Verunstaltung [illegible] gleichen Allgemeinempfindlichkeit erlangte, zu einer der [illegible] Norm sich ausbildete. In richtiger Würdigung der [illegible] Gefahren [illegible] hat die katholische Kirche [illegible] aus Motiven der Vernunft [illegible] verboten. Dagegen nimmt sich eine naturwissenschaftlich gebildete [illegible] in einer der Bibliothekzimmern der „Magazin für die Literatur des Auslandes" [illegible] den [illegible] unterzeichneten Bandes [illegible] Wunde. Das [illegible] Verdammungsurtheil [illegible] so unterschlagen, als hätte die Geschichte [illegible] Wunderkraft des Magnetismus nie stillschweigend anerkannt. Eine [illegible] naturwissenschaftliche Erörterung, [illegible] Verständigung, hatte der [illegible] Hetzen [illegible] nicht [illegible] wünschen erwartet.

*) Der Herausgeber des Szapary'schen Originalbriefes [illegible]

aber wie darauf aus, solche Erscheinungen und Seelenthätigkeit hervorzurufen. Sollte es sich im Heilwege von selbst ein, so freue ich mich [illegible] dem Felde. Jedoch meine specielle Methode der Anwendung des Magnetismus besteht eben darin, dass ich den Sitz der Krankheit, das leidende Organ, den krankhaften Nerven, der die Verstimmungen, das krankhafte Nervengebiet, welches die Schmerzen und die Krämpfe verursacht, aufsuche und dort die Hand ruhig auflege oder den Theil durch Anhauchen erwärme. Dadurch [illegible] sich stets der Krankheitsnerv und scheidet sich durch Gähnen, Husten, Spucken und andere Ausscheidungen aus. Das lege ich täglich durch 1–2 Stunden einige Monate lang fort und [illegible] die Organe, die Muskeln, die Nerven von ihren schädlichen Stoffen entledigt, so heben natürlich die Krankheitssymptome auf und die körperlichen wie geistigen Leiden verschwinden durch diese materielle und geistige Einwirkung, die man Magnetismus nennt."

Dies also ist die Frucht der Studien und Erfahrungen eines Mannes, der, wie er von sich sagt, seine herrliche Welt- und Familienstellung aufgegeben hat, um besonders den Somnambulen leben zu können. Demnach erblicken wir auch den geschätzten Herrn Verfasser des Artikels über Lämmern (vergl. Nr. [illegible] dieses Blattes) in einer Täuschung befangen, wenn er darin bemerkt: „Vergleichen wir den Weg, den Graf Szapary mit seinen Medien geht, so ist es der der Läuterung in den griechischen Mysterien."

Wir haben den Szapary'schen Auslassungen gegenüber den reichen, poetischen und transcendentphilosophischen „Illuminationen, mit denen die Idee des Lebensmagnetismus verherrlicht worden ist, nichts hinzuzufügen als einen Versuch, den Begriff der Heilkraft der Hand aus seinem wahren Grunde zu erklären.

Ein das Nervensystem afficirender, die Stimmungsstände des Hautnervensystems indirect verändernder Einfluss des „sensiblen Contacts", des Magnetisirens, ist nicht zu leugnen; die daher auftretenden Erscheinungen sind aber keineswegs die Wirkung einer specifischen besonderen Eigenschaft der Hand, welche den Contact

*) Man bemerke wohl [illegible] pathologische Bezeichnung der Quelle der sogenannten „Geisteserhebungen" in dem Munde eines Magnetiseurs, dem Neigung und Fähigkeit gebrechlich, die Somnambulen aller Zeit aufzusuchen und zu [illegible]

ausübt, sondern Erscheinungen, bedingt durch die jedesmal veränderte Sensibilität dessen, der behandelt wird. An einem vollkommen gesunden und mit einer in Sturm und Regen, in Hitze und Kälte abgehärteten Haut begabten Menschen wird der Magnetiseur vergebliche Anstrengungen machen. Die physiologischen Eigenschaften der menschlichen Haut machen es dem Arzte leicht begreiflich, daß die an irgendeinem Teile derselben ausgeübte Manipulation, sei es nun ein sanfter Druck, Auflegen der Hand, Streichen u. s. w., unter Umständen auch in dem Gemeingefühlsnervensystem wie in andern Organen reflektierende Bewegungen veranlassen kann. Da wir heutzutage Heilversuche mit seltenen Ausnahmen nur an Personen in nervenleidenden Frauen vollziehen und gelingen sehen, so ist es unvermeidlich, auch darauf hinzudeuten, wie leicht eine Empfindung von dem anscheinend entferntesten und gleichgültigsten Punkte aus in die sexuelle Sphäre der weiblichen Natur überspringt und wie bald diese sich der Herrschaft über die weibliche Psyche bemächtigt.

Einer jeden weiblichen, weichen Hand, wenn der Besitzer derselben genug Talent, Zeit und Neigung besitzt, die Kunst des Magnetiseurs zu üben, darf man erfahrungsmäßig folgende Kraft zugestehen: Sie ist imstande, durch die Wärme derselben die Hautnerven weiblicher, ein anhaltendes oder ein wiederholtes, gleichmäßiges, sanftes Streichen lust in der Haut lebhaftere Gefäßthätigkeit, in den feinen Nervengeflechten Schwingungen hervor, die sich von der Peripherie bis in größere und tiefer liegende Nervengeflechte fortpflanzen, auch zentrale Nervenorgane, wie wir eben sagten, anregen vermögen, sodaß wir bald eine Beschleunigung, bald eine Verlangsamung der Herzthätigkeit, des Atmens vermittels und wenn einen weiblichen Schwerz erleiden sehen. Auf diesem Wege sind manche krampfhafte Zustände, manche den rheumatischen ähnliche Schmerzen im Körper, Migräne, Zahnweh, wenn auch nicht immer dauernd heilsam, doch wenigstens gemildert worden. Es mag auch dann und wann gelingen, damit eine empfängliche Person in einen traum- und schlafähnlichen Zustand zu versetzen; das hat man dann magnetischen Schlaf genannt. Ich habe indes drei Frauen kennen gelernt, welche sich der Einwirkung und des Einschlafens nicht zu erwehren vermochten, wenn sie das aufgelegte Haupt sich vor dem Ärzte lang sam und gleichmäßig durchkämmen ließen. Andere sehen manche Männer während des Anstreichens einschlafen. Die Gewohnheit, an dem Lichte der Augen schwer einzuschlafen, vermochte gut und schnell dann den Schlaf herbeizuführen, wenn ihm meine Gattin die Augenlider sanft rieb oder ihre Hand auf seinen Augen längere Zeit ruhen ließ. Ich selbst brauche nur, um schneller einzuschlafen, zwei Finger jeder Hand in die Winkel beider Augen und auf beide Augenlider; so bewirke ich unter leisem Druck mit den Augenlidern meine Augapfel; ich empfinde allmählich ein wohlthuendes Jucken in der Schleimhaut, welche den Augapfel umkleidet, ferner eine eigene Empfindung im Gehirn, in der Gegend, wo die großen Sehhügel liegen (chiasma nervorum opticorum), die mich nötigt, tiefer Atem zu holen, dann zu gähnen, ich werde müde und verliere mich im Traum und Schlaf. Gleichmäßig rhythmische Schwingungen, die sich unserm Körper mitteilen, alle einförmigen andauernden Bewegungen ermüden und disponieren zum Schlaf gleich den das Ohr treffenden einförmigen und gleichförmigen Schallschwingungen. Es ist der Physiologie schwer, über den wahren Grund des Einschlafens eine befriedigende Erklärung zu geben; erregt aber diese täglich in uns wiederkehrende wunderbare Erscheinung nicht mehr unsere Verwunderung, warum halten wir dann den sogenannten magnetischen Schlaf für ein besonderes Wunder? Etwa um der Experimente willen, welche mit magnetischen Schläfern angestellt worden sind, um zu beweisen, daß die menschliche Seele durchaus nicht immer des Gehirns und der edlern Sinnesnerven bedarf, sondern es den Anatomen und Physiologen zum Trotz auch manchmal vermögen kann, von den Gangliengeflechten des Unterleibes aus sichere Anschauungen zu empfangen? Auf diese Experimente näher einzugehen, ist überflüssig, nur beschränke ich mich die Frage, ob aus solchem Schlafe wirklich etwas für die Realität des Magnetismus zu beweisen ist? Aus den bisher gesammelten Berichten geht hervor, daß die betreffenden Personen nie geheilt worden sind, wenigstens nicht durch Magnetismus und daß zum Ihre viele Fälle absichtlich der sachverständigen Hilfe entzogen worden sind. Was aber das sogenannte Hellsehen des magnetischen Somnes im diesem Schlafe in den eigenen oder fremden leiblichen Organismus, das Durchschauen der kranken Personen u. s. w. betrifft, muß schon darum unser Mißtrauen erregen, weil immer erst der Magnetiseur den ihm erwünschten und unklaren Angaben der Schläfer die passende Deutung und

rechte Bedeutung gibt und hier demnach ganz von dem Wege seiner ärztlichen Kenntniß abhängig bleibt. Wir kennen den natürlichen Somnambulismus, der als eine Form intermittirender, periodischer Seelenstörung aus dem Boden einer organisch tief leidenden Körperconstitution spontan hervorgeht und in allen Lebensaltern bei beiden Geschlechtern, doch am häufigsten an in der Pubertätsentwickelung begriffenen Knaben beobachtet worden ist. Dieser Somnambulismus, wenn er auch, ohne bewußte Thätigkeit des Geistes, mit der äußeren Wirklichkeit Beziehungen zu unterhalten scheint und den Zustand des Wachens täuschend nachahmt, ist dennoch wahres Traumleben, aus dem der Leidende erst in den natürlichen Schlaf zurückfallen muß, um zu wirklichem und vollständigem Erwachen zu gelangen. Dürfen wir wol, wenn ein Magnetiseur sich eines solchen Knaben oder Mädchens bemächtigt, um uns die Wirkungen seiner Hände zu zeigen, erwarten, mehr zu sehen als eine nutzlos künstlich vermehrte Erregung schon hocht gereizter Nerven, mehr zu hören, als ein verwerfliches Frage- und Antwortspiel mit einem verwirrten Träumer? Zuweilen ist es sogar der lächerlichste Betrug, der sich dahinter verbirgt.

Vor einigen Jahren zog in der Nähe von Wien ein gewisser Doctor Sch. die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine vergeblich magnetischen Curen. Er behandelte zum Theil auch durch eine Somnambule seine Patienten. Ueber diesen Herrn, von dem leider nicht mehr die Rede ist, ging mir kürzlich aus den Händen einer Dame ein näherer Bericht zu. Sie hatte diesem Magnetiseur in Begleitung einer Freundin, welche sich von ihm behandeln ließ, einen Besuch gemacht und sie gibt darüber eine ergötzliche Darstellung, welche ich mir erlauben darf, wörtlich mitzutheilen.

„Wie sehr war ich enttäuscht, nachdem ich von seiner ungewöhnlichen magnetischen Kraft sowie von seinem Blick, den die wenigsten Menschen ertragen konnten, gehört hatte! Ich fand an ihm einen schlecht übertünchten Mangel an Erziehung und Bildung, eine auffallende Unsicherheit im Benehmen, ein immerwährendes Belächeln alles dessen, das er selbst that und sagte, was mir den Eindruck machte, als ob er nicht recht der Wichtigkeit der andern vertraute und für alle Fälle gesichert sein wollte, im Nothfall sogar ernstlich mitzulachen. Seine Empfangszimmer, die von ungewöhnlicher Eleganz waren, verlassend, führte er uns durch andere sehr geräumige Gemächer, von denen eins mit Halbdunkel von verschiedener Stärke erfüllt war, auf dessen Apparate Kanapee und an denen Patienten von seinem Kammerdiener bedient wurden. Endlich meldete dieser Kammerdiener, die Somnambule sei gekommen. Herr Sch. ging und kehrte nach einer halben Stunde zurück, uns zu rufen. Ich hatte nie eine Somnambule gesehen, aber beim ersten Blick war mein Mißtrauen rege, vielleicht anfänglich ohne genügenden Grund. Ein ärmlich gekleidetes Mädchen saß auf einem Sopha an die Lehne zurückgelegt, das Gesicht zur größten Hälfte in ein Taschentuch vergraben. Herr Sch. bat mich nun, ihm die Frage zu nennen, die ich an die Somnambule zu stellen wünschte. Ich erwiderte, ich wünschte nur zu hören, was ich in der Tasche meines Kleides hätte. Herr Sch. verbarg mit Mühe seinen Aerger über diesen Einfall und erklärte nach kurzem Nachdenken, diese Frage könne unmöglich gestellt werden, worauf ich mit meiner Begleiterin, seiner Patientin, zurücktrat. Hierauf schlug er mir vor, wegen meiner langwierigen Heiterkeit, von der er gehört, die Somnambule zu befragen. Dies that ich. Er stellte sich zur Seite derselben, legte eine Hand auf ihren Arm und reichte mir die andere Hand. Nach jeder Frage, die er alle selbst stellte, drückte er einige mal ihren Arm und ich hielt dies für ein Zeichen, wo sie „ja“ oder „nein“ zu antworten hatte. Diese Vorsicht seinerseits war aber höchst unnöthig, denn sie murmelte das „Ja“ oder „Nein“ derart ins Schnupftuch, daß ich diese beiden Silben nie unterscheiden konnte. Endlich murmelte die Holde etwas länger ins Tuch und siehe! alle Zweifel, wenn ich noch welche hatte, lösten sich, da er mir erklärte, die Somnambule habe eben gesagt, ich solle meine Heiterkeit von ihm behandeln lassen. Wir gingen, von der Nichtigkeit der Umwandlerin vollkommen überzeugt.“

Nun freilich, Herr Sch. hat ein auffallendes Ungeschick bewiesen, um somnambule Komödien in Scene zu setzen. Der Magnetiseur, sagte ich in einem frühern Artikel (vergl. Nr. 11 dieses Bandes), müsse vom Schauspieler das Talent besitzen, sich mit gleicher Sicherheit in die Rolle eines Propheten wie in die geschmeidigen Formen eines Cavaliers zu finden. Das ist die conditio sine qua non, um solchen Aufführungen einen Erfolg zu sichern und die Kritik des „gemeinen Menschenverstandes“ zu entwaffnen.

Seitdem die bedeutungsreiche Entdeckung gemacht worden, daß Magnetismus und Elektricität

sich gegenseitig hervorrufen, bei man bekanntlich Apparate construirt, an denen die Combination dieser verwandten Erscheinungen einer unbekannten Ursache zur Erscheinung kommt; sie sind entweder magneto-elektrische (Rotations-) oder galvano-elektrische Apparate, deren Einrichtung in jedem neuen Lehrbuche der Physik nachzulesen ist. Die in denselben entwickelte magneto-elektrische oder galvano-elektrische Strömung wirkt, wenn sie in Theile des lebenden thierischen Organismus sachgemäß geleitet wird, wie ein Reizmittel, welches Empfindungen in den Nerven, Zusammenziehungen in den Muskeln veranlassen und auch andere Organe mit erregen kann. Während der thierische Magnetismus, seine Erregung im sogenannten Mesmerismus, immer gewisse, ihm günstige Bedingungen in den Leidenden voraussetzt, um empfunden zu werden, um sich zu offenbaren, und kräftige, gesunde Individuen gar nicht afficirt, zeigt die diesen Apparaten entströmende Kraft ebenso gut im gesunden wie im leidenden Organismus ihre Wirkungen. Die Anwendung dieser Kraft zu Heilzwecken bildet einen neuen, höchst interessanten Zweig der modernen Heilwissenschaft: die Elektrotherapie, und ist besonders von einem geistvollen französischen Arzte, Dr. Duchenne aus Boulogne, erforscht und wissenschaftlich wie praktisch bearbeitet worden. In Deutschland haben sich die Doctoren Meyer und Remak in Berlin, P. Erdmann in Dresden um dieselbe besonders verdient gemacht. Es ist hier nicht der passende Ort, in die Einzelheiten dieser Heilmethode einzugehen, ihre Anwendung und ihren Nutzen*) zu beleuchten; so viel dürfen wir bekennen, daß neben dieser die Heilkraft der menschlichen Hand wenig mehr bedeutet als ein zartes, mütterliches Spiel mit Nerven und Sinnen, welches den Mann, der es treibt, niemals vor dem bösen Ruf eines Charlatans bewahren wird.

Die einzige, wirklich wundertätige Kraft der Hand empfinden wir nur dann, wenn es uns vergönnt ist, die Hand einer treuen Mutter, einer geliebten Frau, eines erprobten Freundes zu drücken, und nur diese „Begeistigung" der Hand dürfen wir bewundern, welche sich offenbart, indem sie Gedanken und Ideen des Geistes in sinnliche Zeichen und Formen, in Werke der Kunst zu verwandeln vermag, die noch nach Jahrhunderten von dem Geiste reden werden, der sie gebildet hat. Berechtigt es uns aber, daraus auf den thierischen Magnetismus und zwar besonders auch darüber nicht, daß ehemals ein Arzt, Mayer in Mannheim, das Klavier benutzt hat, um durch sein Spiel auf gewissen Nervenkrankheiten zu heilen, und Kranke kamen, welche sich auf diese Art curiren ließen; daß ferner ein anderer Arzt, Kolomb, eine ganze Heilschule auf Musik gegründet und geschrieben hat, insbesondere auf die schönen Wirkungen des Contrapunkts aufmerksam machte und sich rühmte, durch ein in einer bestimmten Tonart gespieltes Sostenuto [illegible] die Kolik geheilt zu haben*)

* * *

Unser menschliches Leben ist ringsum von mystischen Nebeln umlagert! Wozu kommt es, auch noch den kleinen Raum, den wir mit leiblichem und geistigem Auge zu überschauen vermögen, mit künstlichen Nebeln zu verdunkeln? Sollen wir doch die Arbeitssphäre, welche unserm Geiste von der Gnade des Schöpfers gelassen worden ist, im Dienste der Wahrheit ausfüllen, das Licht der Vernunft zu suchen und zu ertragen, und man wird sich endlich überzeugen, daß nur die Feinde der Menschheit behaupten können, die Welt wolle geräuchert sein!

Aus Paris.

III.

Die Kriegsaufregung herrscht nur im Cabinet, an der Börse und im Kaffeehause. Im übrigen Leben der großen Weltstadt merkt man wenig davon.

Der am weitesten vorgeschobene Vorposten des Karnevals war der deutsche Ball, welcher im Hotel de Ville stattfand. Trotz des von 10 auf 15 Francs erhöhten Eintrittspreises war derselbe sehr besucht und fand, da der Großfürst Kasimir wegen des Todes seiner Gemahlin in Berlin war, unter der Regide des Frau von Seebach, Gemahlin des sächsischen Gesandten, als der vornehmsten deutschen diplomatischen Dame, statt. Preußen war jedenfalls am stärksten der Zahl nach vertreten; diplomatisch repräsentirte Herr Prinz Reuß wie auf dem ersten Intimenball, an welchem Abend Einladungen ergangen und jeder Maßstab für nothigen Raum und zu ertragende

*) Voraussetzung, daß die nicht schwindelhaften Geräthe dieser und die Elektrotherapeuten immer nachweisen Verschiedenheit der „zauberigen Erfolge" sind.

*) Vergl. den Gedenkmarsch auf Preußens [illegible] Heilmittellehre. (Breslau, Korn 1850. S. 218).

Haus ab, die Einladung schriftlich angesagt wurde. Am nächsten Tage erkundigte sich dann auch in einigen Salons, deren Bewohner mit Besuchen sich unter den Gästen des Kaisers befanden, eine — echt französische Unterredung über dieses „Belfast", bei dem die Gesellschaft aus so wenig gewählten wie schlecht zusammengezogenen Elementen bestanden hatte. Wie schlecht die Anordnung war, bewies eine Dame, die, um nicht selbst erdrückt zu werden oder ihre Crinoline zerdrücken zu lassen, plötzlich in der Nähe des Kaisers in den Ausruf: „Je veux! Je veux!" ausbrach. Und doch haben sich diese Feste alle 14 Tage Dienstags bis zum Karneval wiederholt; die kleineren, ungleich unterhaltenderen Bälle dagegen, „Bals de l'empereur", haben in diesem Jahre nicht stattgefunden, weil man bei der großen Zahl der um Einladung Bittenden sich außer Stande gesehen hat, allen Ansprüchen gerecht zu werden.

Ein Kontingent der vornehmen Welt fand bei der Fürstin Metternich statt, welche ihren beiden Töchtern am 7. Januar mit diesem Feste „Les étrennes" schenkte. Die Gesellschaft bestand hier wie bei der ihm unmittelbar folgenden Soirée dansante der Gräfin Kiselew meist aus russischen Elementen und war, da die Kräfte zum Tanz noch frisch, die Toiletten und Gesichter blühend, die Unterhaltung durch die lange Trennung der Sommerfrischen oder Reisen ein unerschöpfliches Gebiet darbot, lebendig genug.

Von dem Salon der Gräfin Morny verspricht man sich viel, da er, wie man sagt, bei der neuesten Börsenspekulation à la hausse — diese Weltdame haben zu Hause und Baisse in der Hand — 400,000 Francs mit einem Schlenderwurf gewonnen haben soll.

Madame de Girardin, seit zwei Jahren die Nachfolgerin jener durch geistreiches wie tief und vielseitig gebildetes Leidwesen Mary, bewohnt ein kleines, aber behaglich und hübsch eingerichtetes Haus in den Champs-Elysées neben dem Hotel der Gräfin Morny, seitdem ihr Gemahl sich von der Redaktion der „Presse" zurückgezogen hat. Dort waren wir am 15. Februar in einer zahlreichen und glänzenden Gesellschaft, doch gelangen die Versuche sich durch Tanz die Zeit zu verkürzen, nicht so gut als am folgenden Tage auf dem ersten Ball der Gräfin Walcher de la Pagerie. Dieses letzteren Haus hat vor dem Karneval von 14 zu 14 Tagen seine Pforten, die Gesellschaft besteht überwiegend aus deutschen Elementen; die Familie ist beliebt, ihre Gesellschaften wegen der Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit der Wirthe — zwei Tugenden, die dem pariser Salon oft ganz fehlen — berühmt. Die Familie Walcher stammt aus Baiern und ist verwandtschaftlich an die Dynastie Napoleon geknüpft. Das Haupt derselben, Graf Walcher, ist Oberhofmeister der Kaiserin Eugenie, Schwager der Prinzessin Stephanie von Baden. Sein Sohn, Graf Karl, ist erster Kammerherr der Kaiserin und mit dem Kaiser, welcher ihn 1852 bei der Errichtung des Kaiserreichs an seinen Hof berief, seit 25 Jahren freundschaftlich verbunden. Alle deutschen Gesandten verkehren natürlich in erster Reihe in dem Walcher'schen Hause; doch auch sonst ist dasselbe der Sammelplatz der dem Hofe näher stehenden Kreise.

Die Opernbälle bilden einen wesentlichen Bestandtheil des pariser öffentlichen Lebens; sie sind ein Bedürfniß für den Fremden und eine Art Kultus umgibt sie. Ein großer Zauber für den deutschen Fremden ist unstreitig der sprudelnde, ein freilich an die äußerste Grenze streifende Scherz, der wildlebendige Tanz, der zuletzt meist in eine Art Polizeigründung ausartet.

Viel Humor verbreitete hier ein Artikel der Kreuzzeitung, der eine Liste über die Zusammenstellung des neuen Hofstaats im Palais-Royal bei dem Prinzen Napoleon brachte. Er ernannte Frau von Girardin, die zugestandlich kleine Frau, welche neulich Alexandre Dumas Sohn bei Gelegenheit einer Pirouette, die er ihr machte, zwang, aus einer kleinen Anekdote, die sie ihm erzählte, ein Stück zu machen, „das in 14 Tagen auch gleich bei ihr aufgeführt werden müsse" — zur Oberhofmeisterin der armen Prinzessin Clotilde. Man konnte hier in offiziellen Kreisen mit dieser Nachricht Glück machen, da jeder hier wie die andern Ernennungen als vortrefflichen Witz betrachtet; denn nach ihnen wurde Octave Feuillet der „premier homme pauvre", wie der Franzose sagt, „attaché à la maison de la princesse" und Fiorentino, ein talentvoller, aber gründungsloser Journalist der Theaterwelt, vorzüglich ihrer „Chronique scandaleuse", Vorleser und Privatsekretär der Prinzessin.

Gräfin Kiselew, von deren Soirée ich eben schrieb, ist die geschiedene Frau des hiesigen russischen Gesandten, eine ältere, hinkende, tabakschnupfende, reiche Dame, die im Hotel Pelgrin-ple, Rue d'Anjou, eine prächtige Wohnung und einen großen Salon, als dies sonst der Fall ist, innehat. Trotz ihrer bewegten Vergangenheit

in der die Verbindung der beiden vornehmen Gesellschaften von Paris.

Frau von Meyendorff ist die Schwägerin des gleichnamigen früheren russischen Gesandten in Berlin und ziemlich nahe mit dem Grafen Duel verwandt; in ihrem Salon weht daher immer ein östlicher Wind. Sie zählt sich obgleich nicht Französin, sondern Holländerin, zu der legitimistischen Opposition des Faubourg St.-Germain und hat eine sehr offen ausgesprochene Abneigung gegen den Prinzen Napoleon. Diese ihre politische und diplomatische Parteistellung einmal bekannt, was sie aber, da sie nicht viel bekannt, hat die Frau in ihrem Kreise den Vortrag. Frau von Meyendorff ist eine vollendete Malerin und hat ihre Salons mit gelungenen Kopieen des Rubens und Murillo, mit manchen eigenen glücklich erfundenen Schöpfungen ausgeschmückt. Dabei sammelt sie eifrig Antiquitäten, vor allem im Renaissancestil, wie die reichgarnirten Portièren und Etalagen des ersten Stockwerks, wohin aus dem Salon eine zierliche Wendeltreppe führt, bezeugen. Hier sind die herrlichen Elfenbeinschnitzereien, Bronzen, Statuetten, Gläser, Metalle, Gemmen, kurz ein wahres Kunstcabinet aus allen Zeiten und Ländern in geschmackvoller Aufstellung. Um den Aufenthalt dieses Museums zu würzen, geboren Memoiren; mich fesselte vorzüglich ein eigenes Frauenporträt aus der Familie der Medici, dessen Ausführung wie sein Rahmen ein Meisterwerk der einen und andern Kunst ist. Wer für diese Kunstsachen Interesse zeigt, gegen den steigert sich begreiflicherweise das Wohlwollen der reichen Besitzerin bis zur liebenswürdigsten Freundlichkeit.

Der unerschöpfliche Zauber, der sich über die Weltstadt breitet, beruht in der Fülle des Wechselgenusses, die sie darbietet und die einen Reiz geben, wie sie keine andere Stadt auch nur annähernd hat. Wo z. B. kannte ich einen Abend wie den gestrigen erleben? Graf Perrin (Marie Taglioni) hatte in ihrem Salon eine schon seit längerer Zeit vorbereitete Wohlthätigkeitslotterie arrangirt, bei der auch Scribe und Auber erschienen. Außer dem Componisten von Fra Diavolo und einigen andern deutschen Gästen bestand die Gesellschaft aus Künstlern und literarischen Größen, sodaß es der liebenswürdigen Wirthin nicht schwer wurde, ein kleines, höchst vollendetes Unterhaltungsprogramm durch freundliche Bereitwilligkeit ihrer künstlerischen Gäste zu improvisiren. Man spielte, sang und deklamirte, aber die Krone aller schönen Gaben, der den ungetheiltesten Beifall erhielt, war eine Ouverture, mit welcher die in wohlthätig entsagender jugendlicher Frische und Anmuth des Tanzes noch unübertreffliche Künstlerin und Wirthin am Schluß die kleine Versammlung entzückte. Scribe küßte ihr zweimal alle zehn Fingerspitzen dankbar und Emma Livry, die erste Tänzerin des Ballets, machte bewundernd und doch mit dem ganzen Ernst ihrer Stellung an dieser Meisterin ihrer Studien und Beobachtungen. Wer mußte beim Anblick dieser tanzenden Sylphide nicht an Michelet's neuestes Werk: „Die Liebe" und vor allem an seinen von Ihnen freilich etwas modificirten Ausspruch: „Es gibt keine alten Frauen", denken?

Von dem politischen Barometer zu sprechen, ist fast unmöglich, da es noch wechselvoller als der der Atmosphäre ist. Das gewaltige Ankaufen von Nahrungsmitteln, Leder, Metall, Aluminium zu Geschossen für die Artillerie in den verschiedenen Waffen- und Depotplätzen in gleicher Weise wie vor dem Ausbruch des Orientalischen Kriegs geschehen, steht fest. Nicht wissen jedoch selbst die dem Machthaber näher Stehenden nicht — und wer weiß, ob er selbst sich darüber klar ist — ob es die Lockung Triests, die Furcht vor den Leichen Italiens, seine für „Ihre Schwäche et prestige" oder das Bedürfniß, die Armee zu beschäftigen, ist, die ihn zu diesem Entschlusse drängt. Ein einziger Blick auf die Staatsschuld müßte ihn bei dem Gedanken eines Kriegs erbeben machen. Trotz der großen Kriege Napoleon's I. belief sich die französische Staatsschuld im Jahre 1815 doch nur auf [illegible] Pf. St. Unter den Bourbonen überstiegen die Ausgaben alljährlich die Einnahmen, sodaß bei ihrem Sturz im Jahre 1830 die französische Staatsschuld noch erhöht hatte auf 177,[illegible]77 Pf. St. Auch unter Ludwig Philipp und der Republik wuchs dieselbe und betrug am 1. Januar 1851 213,[illegible]292 Pf. St. Der Abschluß vom Jahre 1858 hatte die Schuld bis auf [illegible] Pf. St. erhöht; sie ist allein im letzten Jahre um [illegible] Pf. St. gewachsen. Die gleiche Summe wird, wenn Frieden bleibt, wiederum nothwendig sein. Wenn es zum Kriege kommt, wird ein doppelter und dreifacher Zuwachs kaum ausreichen.

Das Kleine interessante Exempel stellt sich so, daß die französische Staatsschuld seit 1815 bis 1857, also in 43 Jahren, worunter nur zwei Kriegsjahre (die im Orient), eine Anleihe

von [illegible] Pf. St. erfordern hat — alle im Jahre 1815 [illegible] Pf. St., [illegible] Pf. St.

Man ersieht hieraus einmal die französische Finanzwirthschaft mit fortwährender beträchtlicher Erhöhung der Staats[illegible] und zugleich das große Interesse des [illegible] Theils Frankreichs an der Erhaltung des [illegible]enè.

Trotz all dieser [illegible]enden Misère wird das vergnügliche Leben der Salons seinen Augenblick gestört. Auf einem der letzten Festballe war der Kaiser besonders guter Laune, die Kaiserin in einer wunderbar schönen Toilette, [illegible] und einer Garnirung von eigenthümlich verschlungenen rothen Sammtschleifen. Ihre Schönheit und Anmuth trat neben dem finstern Antlitz der Prinzessin Mathilde nur um so leuchtender hervor.

Bei der Fürstin Czartoryska, gewissermaßen dem alten polnischen Königshofe — in Paris —, wurde am 24. Februar von den besten Elementen der Emigration eine Mazurka getanzt, deren energievolle Lebendigkeit und Leidenschaft alle drei Theilungen Polens vergessen machte.

(Ein dritter Brief demnächst.)

Anregungen.

Zum Ueberfluß.

Der Sonntag der Palmen, die stille Woche, das Fest der Auferstehung, auch des Frühlings aus dem Grabe des Winters, alles, alles sollte uns Friede' rufen. Friede den Palästen und Hütten! Friede den Völkern und Staaten!

Das ist das schmerzlich Ueberraschende an der Wendung der Dinge, daß wir jetzt auf der grünen Christbaum stehen, daß niemand, der in der wahren Gedankenarbeit unseres Jahrhunderts zu leben glaubte, eine solche ahnen, so bei den hohen Interessen, die die Staaten und Völker zu vertreten haben, kaum möglich denken konnte.

Staunend blickt nicht nur der Aeltere auf, der sich gewöhnt hatte, die Welt der Civilisation nur noch an den Errungenschaften der Wissenschaft sich betheiligt zu denken, an den neuen Entdeckungen und Erfindungen derselben, die dem materiellen Leben zugute kommen sollten, auch der Gewerbetreibende, der Kaufmann, der Bauer sind überrascht. Denn alle lebten sie mit ergriffen von dem Geist unserer Tage, der fast jeden arbeitenden Stand ermuthigen, ein theoretisches Verwahrlosen über die Schranken seines besonderen Gebietes verbessern und Vervollkommnungen eingeführt hat. Das Jahrhundert denkt. Es sagt entweder in der Stube des Gelehrten begraben unter Büchern und Instrumenten, oder es macht das Leben selbst, das vom lauten Wort beherrschte Gebiet, das Thal, Feld und Wald, Werkstatt und Rathsversammlung zur Werkstatt des Denkens und Handelns.

Nun viele laute Aufregung aus unserm Innern wegzuschaffen, sondern zu innerlich Konzentrirtem gewöhnten Frauen. Und siehe, Mahnen, daß all unser Dichten und Trachten ein überflüssiges gewesen wäre? Krieg, die Geißel? Kommen, Völker, Menschen und Rasse die einzige Sprache, die unsere Zeit wieder reden soll, unsere Zeit, die den Krieg nur noch an die äußersten Grenzen der Welt gebannt glaubte, dahin, wo unsere Civilisation nur der Barbarei gegenüber ihre Kraft zu beweisen hatte?

In dieser Nichtachtung der großen Gedankenarbeit unserer Zeit, in diesem Weltendmachen nur eines in Frankreich regierenden verhängnißvollen Ideé, das fast allen bekannt, nur mit Namen sich behaupten zu können, scheint eine Herausforderung ganz Europas, eine Kränkung des Jahrhunderts, eine Vermessenheit zu liegen, die um ihrer baaren Nichtigkeit willen zur Frivolität wird.

Oder täuschen wir uns? Könnten wir unrecht haben?

Lebte nicht vielleicht Deutschland seit 1848 zu lange in [illegible]licher Beschäftigung? Stellt sich die schwebende Frage viel noch tiefer, ernster, als wir unsre unsern mathematischen Kreisen im Lande der Reaction bemerkt? Ist die italienische Frage wirklich eine große Jahrhundertfrage, die wir der Lage, der den Strauß sagt, vollkommen vorhanden ist, auch wenn der Vogel den Kopf in den Busch steckt? Eine Frage, an der wir betheiligt zu bleiben großen Nationen zur Demüthigung werden kann? Wäre dies der Fall, dann müssen wir gestehen, in Deutschland von seinen Leistungen schiefe besonnt. Denn — wurden sich die höchsten Fragen der Menschheit, Licht, Aufklärung, Recht und sein Glaube, Italiens Reformation ebenso in Mitleidenschaft an diesen Vorgängen befinden, wie Deutschlands wahre Kraft. Deutschlands würdiges Behaupten der Gebrechen, die die Gestaltungen des Mittelalters ihm auf sein Verhältniß zu Italien hinterlassen, Deutschlands wahre Einheit und wahre Größe.

Unser Gefühl und unser eigenes Interesse spricht für die erste Annahme.

Ist aber die andere wahrer und berechtigter, dann thut hoffentlich die Zeit des Kongresses dazu, wenn nicht, was kaum zu erwarten, eine so ernste Jahrhundertfrage zu lösen, doch uns an ihre Bedeutung zu gewöhnen und von unserem Denkerstübchen auf eine höhere Warte zu steigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 30. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Von der Militärgrenze. Ein Lebensbild von J. H. Frey. — Leben des Grafen Cino. Von Dr. Theod. H. Mundt. — Ein Kettenhirt der Zeit. — Kunst und kein Ende! — Die Rechte der romantischen Autoren. Adolf Peters.

Von der Militärgrenze.

Ein Lebensbild von J. H. Frey.

Längs der Linie, welche die östlichen Theile des Kaiserstaates von der Europäischen Türkei trennt und bis vom Adriatischen Meere bis nach Orsowa an der Donau läuft, zieht sich in langem schmalem Gürtel die sogenannte Militärgrenze, der Wohnsitz tapferer, unerschrockener, unternehmender, aber auch noch halbwilder Slawen. Zur Zeit, als der türkische Halbmond drohend nach Westen blickte, wurde auf Veranlassung der ungarischen Krone der ganze Landstreifen in einem bewaffneten Cordon, dem die Verpflichtung oblag, über die Sicherheit der Christenheit alter Geschlechter zu wachen. Die Gefahr eines feindlichen Ueberfalls ist zwar heute nicht zu befürchten, eher vielleicht das Gegentheil, allein nichtsdestoweniger besteht der Cordon noch im ganzen alten Umfange, und von Dorf zu Dorf bemerkt man Wächterhäuser und Lärmstangen, überhaupt alles, was im Augenblicke der Gefahr nöthig ist, um die männliche Bevölkerung, die, nach Abtheilungen gegliedert, zerstreut in den weit auseinander gelegenen Dörfern wohnt und unter besondern Militärobern steht, unter die Waffen zu rufen.

In Gradischa, einem dieser Dörfer dicht an der serbischen Grenze, lebte ein alter, ausgedienter Krieger, Namens Rade Uremowitsch, dessen Tochter, Militza, als Kind schon in so bewundernswürdiger Schönheit strahlte, daß sie im Umkreise vieler Meilen aller Augen auf sich zog. Sie war kaum in das Mädchenalter getreten, so hatte sie schon Wuk Obrenoß, einen Burschen, gerade und schlank wie eine Tanne, mit rabenschwarzem Haar und Augen leuchtend wie glühende Kohlen, einen Burschen, der beim Tanze und Kruge sowol wie auch im Kampfe immer in der vordersten Reihe stand, durch ihre Reize so sehr bezaubert, daß der junge Grenzer bald beim Vater um die Hand des Mädchens anhalten ließ. Der Alte hatte gegen den sich meldenden Freier ebenso wenig etwas einzuwenden wie dessen Tochter, der die Wahl des Gatten überlassen bleiben sollte; so wurde denn der Verlobungsring angenommen, die üblichen Geschenke gewechselt und der Hochzeittag auf vier Monate später festgesetzt.

Wuk war von jeher gewohnt, den Kopf stets zurückzuwerfen und, wo sich Gelegenheit dazu zeigte, den Herrn zu spielen; als Bräutigam der schönen Militza traten viele Eigenschaften nur noch deutlicher ans Licht. Im Rausche des Glücks zechte er in der Schenke tagelang mit seinen Freunden, rühmte sich dabei nicht selten der ihm zu Theil gewordenen Bevorzugung und erweckte dadurch den Neid der Gefährten. Gewöhnlich blieb es nicht lange beim Wortwechsel, sondern

die Meinungsverschiedenheit ganz heiß in thätliche Angriffe über, und Klagen sowie Drohen und Schimpfen waren stets deren Folgen. Eines Sonntags hatte es Wuk, dem der Wein zu Kopfe gestiegen war, so arg getrieben, daß der Corporal als Platzcommandant es für angemessen fand, sich ins Dienstmittel in die Schenke zu begeben, um daselbst die Ruhe wiederherzustellen und den Anstifter der Schlägerei zur Verantwortung zu ziehen. Natürlich war Wuk auch diesmal wieder derjenige, der die Hauptveranlassung zum Streite gegeben hatte und er erhielt von Lazo und Wein, in einer ungewöhnlich aufgeregten Stimmung. Ein Wort gab das andere; der Hauk entspann sich rasch neue und wurde bald so heftig, daß der Corporal, der außerdem noch persönlich beleidigt war, Wuk bei der Schulter faßte, um ihn in Gewahrsam zu bringen. Sowie Wuk sich berührt fühlte, drehte er sich rasch um, ergriff seinen Vorgesetzten bei der Brust, schleuderte ihn in der Luft hin und her und schleuderte ihn dann zu Boden.

Der vierer unerhörten That, welche die schwerste Strafe nach sich ziehen mußte, standen plötzlich alle wie zu Stein erstarrt, und selbst Wuk, auf einmal nüchtern geworden, schien bereuen und die Folgen seines Vergehens zu fühlen. Nach einigen Augenblicken ängstlicher Stille sah der noch immer am Boden liegende Corporal: „Im Namen des Kaisers befehle ich euch, den Uebelthäter dem Gericht zu überliefern!“ allein ehe die Umstehenden vermochten, den gegebenen Auftrag auszuführen, hatte Wuk schon eine Bank ergriffen, warf die im Kreise herum, zerschlug das Fenster, sprang durch dieses ins Freie und gelangte unter dem Schutze der einbrechenden Nacht glücklich in ein nahe gelegenes Gehölz.

Der Missethäter hatte Zuflucht auf dem benachbarten türkischen Boden gefunden, und seine Angehörigen versuchten alles Mögliche, um ihm die Gnade des Kaisers zu erwirken. Alle Schritte waren jedoch vergebens; im Gegentheil lief der verschärfte Befehl ein, den Verurtheilten, falls man seiner habhaft werde, nach der ganzen Strenge des Gesetzes zu bestrafen.

Miliza bemerkte eine Zeit lang den Verlust des Geliebten, wie ungefähr das Kind den Verlust einer schönen Puppe; doch bald hatte sie sich getröstet, und als es endlich wurde, daß Wuk seine Rückkehr, und sich ein neuer Freier meldete, der gleich schön und männlich, noch reicher und angesehener war wie der erste, so betrachten sich Vater und Tochter nicht lange, sondern nahmen die Werbung an. Zur Hochzeitsfeier wurde die Zeit nach beendigter Weinlese festgesetzt und Wuk's Verwandten sowol der Verlobungsring wie auch die übrigen Geschenke zurückgesandt.

Einige Tage nach dem gegebenen Jawerte kehrte Miliza mit einem Kruge Wasser zurück, das sie an der nahen Quelle geschöpft hatte. Mit Kosta, dem neuen Geliebten und der ihr so freundlich zulächelnden Zukunft beschäftigt, hatte sie sich auf dem Heimwege etwas verspätet, und war nicht wenig erschrocken, als ihr aus dem am Ausgang wuchernden Dorngebüsch ein schmutziger, in Lumpen gehüllter Knabe entgegensprang.

„Nimm dies von dem Bräutigam“, mit diesen Worten steckte er dem sprachlos vor ihm stehenden Mädchen ein Papier in die Hand und verschwand darauf.

„Warte, warte, sage mir, was das ist und von wem es kommt“, rief Miliza, als sie sich von ihrem ersten Schreck erholt hatte.

„Lies, so wirst du alles erfahren“, tönte es aus den Hecken heraus.

Miliza, von Angst getrieben, lief mehr als sie ging ihrer Wohnung zu, erzählte, daheim angelangt, was ihr begegnet war und übergab dem Vater das empfangene Papier. Es war für beide gleich unverständlich, da sie nicht lesen konnten. In dem Corporal besaß das Dorf den einzigen Gelehrten, zu ihm also begab man sich, um die nöthige Aufklärung zu erlangen.

„Ei, da schlag' ein Wetter drein“, schrie der alte Kriegsmann, als er den Brief entfaltet hatte, „das kommt ja von Wuk, dem tollen Hunde.“

„Von Wuk?“ riefen erstaunt Vater und Tochter. „Was will er denn von uns?“

„Haben wir seine Geschenke nicht den Verwandten zurückgegeben? Was kann er sonst noch verlangen?“ fügte der alte Rade hinzu.

„Nun, wir werden ja bald sehen“, meinte der Corporal und las Folgendes:

„Du, mein Schwiegervater Uremewitsch Rade!

„Ich nenne Dich Schwiegervater, nach Recht und Gerechtigkeit, obgleich Du, wie es scheint, vergessen hast, daß ich mit Deiner und ihrer Einwilligung Miliza's Bräutigam und mit ihr dem Gebrauch gemäß verlobt bin. Wie Du weißt, sollte vergangenes Jahr auf St.-Demetri unsere Hochzeit stattfinden, allein das Unglück wollte, daß ich zu den Türken fliehen mußte. Des Kai-

ihres Anherrn verbieten mir die Rücksicht in die Heimat, allein was habe ich Dir Leids gethan, daß Du mir so wehe thun und einem andern diejenige anvertrauen willst, die ich so unaussprechlich liebe und die auch mir Liebe geschworen hat? Daß die Hochzeit sich verzögerte, gibt Dir dazu kein Recht, denn hat nicht des Tagen von Peredig Tochter zehn Jahre auf des Fischerszwerges Sohn gewartet? Ist Miliza schon so alt, daß Du sie durchaus aus dem Hause treiben mußt, oder hast du etwa kein Bett für sie? Sei ruhig, Du sollst sie behalten, aber so wahr mir Gott helfe und mein heiliger Patron, schwöre ich, daß sie keines andern Weib wird als das meine. Auch hier in Bosnien leben Menschen, und wer irgend Muth im Herzen und Kraft in der Faust hat, der findet auch bei den Türken Freunde und Unterhalt. Noch bin ich nicht der Glaube, der Deine Tochter nicht ernähren könnte, und darum beschwöre ich dich, Vater, gib Deine Ring sowie Geschenke zurück und melde ihm, ich geschmetter ihn wie einen irdenen Topf, wenn er es wagt, die Hand nach meiner Braut auszustrecken. Miliza, die mir Angelobte, möge sich bereit halten, mir nach Bosnien zu folgen, wohin ich sie abhole, sobald ich alles verbereitet habe. Dich aber, Vater Ilarowitsch, beschwöre ich bei allem, was dir lieb ist, nimm meine Worte nicht leicht. Was ich sage, ist unvergänglich wie der Fels, und solange ich lebe, hat kein anderer ein Recht auf Deine Tochter. Sie gehört mir und müßte ich ihrem Besitz auch durch Ströme von Blut erkaufen. Das merke Dir. Ich befinde mich nicht in Eurer Nähe und spähe wie der Falke, um zu wissen, was bei Euch geschieht. Handelst Du gegen meinen Willen und Dein gegebenes Wort, so fällt alle Schuld auf Dein Haupt. Du kennst mich und weißt, wie ich Wort halte; überlege alle und handle dann, wie Du es vor Gott verantworten kannst.

Dein Schwiegersohn Mus Obrenek."

Nach Durchlesung dieses Briefes machten die beiden Alten durch eine Reihe von Flüchen ihrer Galle Luft, und Miliza, welche Mus nie wahrhaft geliebt, sondern ihn mehr als ein Spielwerk kindischer Eitelkeit betrachtet hatte, fiel ihrem Vater mit der Bitte zu Füßen, sie nicht dem schrecklichen Menschen auszuliefern, sondern ihr lieber denjenigen zu geben, den ihr Herz erwählt hatte.

„Beruhige dich, mein Kind", bemerkte der Corporal, indem er den struppigen Schnurrbart in die Höhe strich, „dein Vater wird dich gewiß nicht gegen deinen Willen nach Bosnien schicken, und Mus, der Hallunke, soll mir ebenso wenig hier leben lassen! Er soll nur kommen" — so fuhr er, die Faust drohend in die Höhe hebend, fort — „vor oder nach seiner Hochzeit, um seine Drohungen zu erfüllen, dann wird er sehen, wie wir ihn empfangen! Nein, nein", setzte er mit Kopfschütteln hinzu, „es wird ihn nicht besonders gelüsten, den Hals in die Schlinge zu legen! Nehmt nicht weiter Rücksicht auf das alberne Geschwätz und verrichtet Eure Geschäfte ohne Sorge! Und dann, pog Bomben und Granaten!" — so schloß er, indem er mit dem Fuße stampfte — „mein hätte ich denn hier kaiserliches Commando?"

In der That legte auch niemand großen Werth auf Mus's Drohungen und die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden dadurch nicht im geringsten gestört oder aufgehalten. Kurze Zeit nach Empfang des Schreibens erfuhr man, der Gutsherr habe sich ein Jahr lang unter den Haiduken aufgehalten, sei deren Serdar oder Anführer geworden und stehe gegenwärtig mit einer bewaffneten Bande in den wilden Waldgebirgen an der Grenze, doch war diese Wenigkeit nur für die Familien des Bräutigams sowie für diejenige der Braut von Wichtigkeit und empfahl ihnen Vorsicht. Die ganze übrige Bevölkerung blieb dabei vollkommen ruhig; denn waren die Häuser der Colonie auch sehr zerstreut, so wußte man doch, daß im Fall eines Angriffs die nöthige Hülfe im Augenblick zur Stelle sein werde und fürchtete überhaupt nicht den Ueberfall von einer Bande voll Leute.

Unter solchen Umständen nahte der zum Hochzeitsfeste angesetzte Tag der Brautverbindung.

In einer sich an die bosnischen Berge anlehnenden und an einem Kreuzwege gelegenen Schenke zeigte sich an dem ebenerwähnten Festtage regen Leben.

Inmitten dichter Rauchwolken, womit die aus geschwärzten Eichenbalken roh zusammengezimmerte Gaststube angefüllt war, erblickte man an drei mächtigen Tischen etwa dreißig Männer, in deren bunter Kleidung sowie in den aus dem Gürtel hervorblitzenden Waffen man sofort Haiduken erkannte. Die langen, mit Messing oder Silber reichverzierten Gewehre der rauchenden und schreienden Gäste lagen theils an deren Seite auf den Bänken, theils standen sie an den Wänden umher.

An einem kleinen Tische in einem Winkel der Stube saßen beim Becher ein paar andere Gäste, den weißen Hafen und den Ueberrest nach zu urtheilen Schäfer aus den benachbarten Bergen, und neben ihnen ein in einen hellblauen Mantel gehüllter blonder Recke mit langem, schwermüthigem Barte. Der aus Eichenholz einfach, doch sorgfältig geschnitzte und mit einer Saite bezogene Hauer schmiegte, welche vor ihm lag, verrieth in ihm den wandernden Sänger. Sein Führer, ein Knabe von etwa zwölf Jahren, hatte sich, vom langen Gehen ermüdet, den Sack des Alten unter den Kopf gelegt und schlief den glücklichen Schlaf der Jugend.

Ungeachtet der verschiedenen Stimmung, aus denen die Gesellschaft bestand, war dennoch von Zwang oder Zurückhaltung nicht die geringste Spur zu bemerken; man sah, daß die Leute sich kannten und einander trauten. Jeder trank, plauderte, lachte oder sang, wie ihm die Lust dazu kam, ohne sich um die andern zu kümmern.

„Heda, Schenker, bringt eine frische Kanne! Die größte, die vorhanden ist, und gefüllt mit dem besten Wein!“ schrie einer der Hantuchen und schlug dabei mit der wenigen Kraft auf den Tisch.

Das Verlangte war alsbald herbeigeschafft. Der Hantuche füllte einen Becher bis an den Rand und reichte ihn vor den greisen Sänger mit dem Rufe:

„Du, Alter, nimm hier einen Trunk von mir und singe mir ein Lied, aber ein solches, wie's unter einer gern hört!“

„Gott vergelt's!“ erwiderte der Greis, indem er nach dem Becher griff. „Auf euer Wohl, ihr Männer! Gott gebe euch Glück! Was für ein Lied soll ich euch denn singen?“

„Ganz gleich, wenn's nur recht kräftig klingt!“

„Nun so sollt ihr eins hören, wegen dem sich kein Gerbe schämen darf! Ein solches, bei dem das Herz schneller schlagen muß! Gebt Acht, junge Herren!“

Nach diesen Worten nahm er den Bogen in die rechte Hand, die Laute zwischen die Knie, strömte die Haarlocke und sang nach kurzem, schwermüthigem Vorspiel von Stephan Mutitsch, dem Wojewoden und Maikan, seinen Herrn im Schlosse Maikan. Der alte Stephan verlangte einen Becher kühlen Weines zum Schlaftrunk und wollte sich dann aufs Lager werfen, um kurze Ruhe zu genießen, befahl aber dabei dem Diener, wach zu bleiben und ihn bei der ersten Morgendämmerung zu wecken. „Du weißt“, sprach er, „daß wir auf das Leßnower Feld müssen, um uns mit dem Feinde zu messen. Der Türk hat ja rufen:

In meinem Adern rollet jedoch Blut, wer nur ein Serbe
Und nimmt nicht theil am Kampfe zu Kossowo.
Dem Mohr sie der Ueberlegene Fremde
Hat weder Sehn' noch Lichter hell er haben'
Was seine Hand berühret, es werde aufrechter
Bei es der Wein, sei es der weiße Weizen'
Sein Name sei nur sein Gedächtniß verlöscht'

Maikan that genau, wie ihm befohlen, und führte bei Tagesanbruch die gesattelten Pferde vor. Da begegnet ihm Stephan's Frau und erzählt von einem bösen Traume, der ihr um das Leben ihres Herrn besorgt mache. Der Diener beruhigt sie, wiederholt des Fürsten strenge Mahnung und eilt dann zu seinem Herrn, um diesen zu wecken und ihm den Morgentrunk zu reichen. Stephan betet ihn zum Lobe Gottes und scheidet von Maikan. Nur dem Wege begegnet er einer Dirne vom Leßnower Felde, welche zwei goldene Kannen und einen reichverzierten Kolpak trägt. „Mädchen“ — so fragt der Wojwode — „daß du den kriegerischen Schmuck? Gib ihn mir, daß ich ihn betrachte!“ „Ich habe ihn nicht erbeutet“, erwidert die Maid, „sondern die Sonne hat ihn herangetrieben, als ich Wasser schöpfen wollte.“ „Gehe mit!“ ruft der Wojwode, nachdem er den Kolpak genauer angesehen hat, „mich trifft der Fluch des Faulen Lazar!“ wirft der Dirne drei goldene Dukaten zu und eilt nach dem Kampfplatz. Dort tödtet er drei Pascha, unterliegt jedoch nebst Maikan den Streichen des vierten. Zweitausend Krieger fielen an diesem Tage mit ihrem Fürsten und dem ruhmvollen serbischen Reiche.

Den Helden allen ist ewig Ruhm vor Gott
Hat bei Gott sie ja Krone im Himmel!

Mit diesem Ausrufe schloß der greise Sänger sein Lied, dem alle mit andächtiger Stille zugehört hatten. Er that noch einige Striche über die eine Saite seines Instruments und darauf nahmen alle Anwesende den Hut vom Haupte, machten das Zeichen des Kreuzes und wiederholten fast lispelnd die letzten Strophen des Gesangs.

In wenig Augenblicken war der leere Becher des alten Blinden bis zum Rande mit Kupfer- und Silbermünzen gefüllt. Er leerte ihn in seinen Sack aus, erbot dann das Glas, welches ihm in die Hand geschoben worden war, und rief, indem er sein kahles Haupt entblößte:

„Ehre auf Ruhm dem heiligen Märtyrer des Glaubens, dem serbischen Zaren Lazar sowie allen denjenigen, welche für die Nation und das Kreuz Christi mit ihm fielen!"

„Ehre ihm, Ehre allen!" tönte es von allen Seiten und die Becher wurden bis auf die Neige geleert.

„Ehre und Ruhm dem Weiwoden Stephan und seinem treuen Diener Waikin!" rief jetzt einer der Haiduken, indem er das gefüllte Glas schwang.

„Ehre, Ehre!" antwortete es im Chor.

„Auch Milosch Obilitsch, dem tapferen Weiwoden!"

„Und seinem Geliebten Iwan!"

Jetzt folgte nun auf Toast auf und die Gesellschaft war in der besten Stimmung, der Reihe nach jeden einzelnen leben zu lassen, der sich auf dem festlichen Felde einen Namen verdient hatte, als sich plötzlich die niedrige Thür öffnete und gebückten Hauptes ein neuer Gast eintrat. Sein rabenschwarzes Haar quoll in langen dichten Locken unter dem mit einer doppelten Reihe goldener Zechinen besetzten Fes hervor und fiel auf den weiten, faltenreichen rothen Mantel, der sowol eine athletische Gestalt wie auch einen reichen Anzug und kostbare Waffen verdeckte. In dem länglichen, von der Sonne gebräunten Gesicht, der Adlernase und dem schwarzen, funkelnden Augenpaar erkannten die Anwesenden sofort Ruf Obrenoff, ihren Aremi-Paicha. Sie sprangen von ihren Sitzen auf und bewillkommneten den Anführer mit Freudengeschrei; dieser aber gab mit der Hand das Zeichen zur Ruhe.

„Nun, Buriche, seid ihr alle beisammen, wie ich's befahl?"

„Alle, Aremi-Paicha, bis auf Tamian, der uns nicht folgen konnte, da er noch an dem Schusse daniederliegt, den ihm der Hund von Mohammed-Aga ins Bein jagte!"

„Gut. Heda, Schenker, wie hoch beläuft sich die Zeche meiner Geliebten?"

„So wahr mir Gott Glück geben soll, Aremi-Paicha, sie haben gut und gern für einen Dukaten getrunken!"

„Hier sind zwei!" entgegnete kurz Ruf, indem er das Geld auf den Tisch warf. „Und nun, Bruder, auf den Weg! Wir haben noch ein gut Stück Arbeit vor uns!"

Mit diesen Worten verließ er die Schenkstube und die Haiduken ergriffen schnell ihre Waffen, um dem Hauptmanne zu folgen. An dem Orte, wo es vor wenig Augenblicken noch so geräuschvoll hergegangen war, blieben nur die Hirten, der blinde Sänger, dessen noch immer schlafender Führer und der Schenkwirth zurück.

Eine Zeit lang herrschte in der Stube tiefe Stille und man vernahm deutlich den Hufschlag der sich mehr und mehr entfernenden Reiter. Nach einer Weile sagte der Wirth:

„Jetzt geht der ganze Schwarm über die Grenze! Weiß Gott, die Türken beim alten Uremowitsch werden eine schwere Stunde zu verleben haben!"

„Ja, ja", warf der Greis ein, „es kommt ein grober Keil auf einen harten Klotz! Sie werden es Ruf nicht leicht machen und Gott mag wissen, wie sich die Sache endigt!"

„Mag sie endigen, wie sie will", meinte der Wirth, „so gibt's morgen etwas Neues zu hören und für dich, Alter, Stoff zu einem Lied!"

„Freilich! Wenn nur nicht christliches Blut vergossen wird!"

„Das gebe Gott!" riefen alle und entblößten dabei ihre Häupter.

In Uremowitsch's Hause war die Hochzeit in herkömmlicher Weise ausgerichtet. Die Zahl der geladenen Gäste, Verwandte des Brautpaares, betrug wol an hundert und beinahe die Hälfte derselben bestand aus Männern, die alle bis an die Zähne bewaffnet waren. Wenn Ruf willens war, einen offenen Ueberfall zu wagen, so mußte er sich allerdings auf einen harten Strauß gefaßt machen, um so mehr, als Nadco's Haus den andern ziemlich nahe lag und auf den ersten Ruf die Nachbarn zur Hülfe herbeieilen konnten.

In der großen, durch Kienspäne erleuchteten Stube des Hauses saßen an zwei langen, mit weißem Linnen bedeckten Tischen die Hochzeitsgäste und erheiterten das Mahl durch Toaste und Lieder. Die Braut fehlte jedoch in dem fröhlichen Kreise, denn nach alter, streng beobachteter Sitte mußte sie sich in die entfernteste Kammer zurückziehen und dort beim Schein einiger Wachslichtchen so lange unter dem Schutze des Brautwächters bleiben, bis dieser sie dem Ehegatten zuführte.

Miliza kannte schon durch ihre Schönheit allein jeden, an diesem Tage jedoch war ihre Erscheinung eine entzückende.

Auf dem Kopfe trug sie einen hohen, reichen, mit verschiedenen Gold- und Silbermünzen ausgezogenen Kalpak, um welchen unten ein blendend

weiße Mädchenarm gewahrte war. Das unter demſelben hervorquellende dunkle Haar hatte eine kundige Hand in zwei Lagen geflochten und an dieſe vermittelſt feiner ſeidener Schnüre allerlei Thaler, kreuzer- und zehnkreuzige Münzen befeſtigt. Eine Reihe aufgeheftet Thaler, mit einem großen goldenen Medaillon in der Mitte, ſchmückte den Hals und an Buſen und Taille bis zum Knie ſchmiegte ſich ein mit breitem Bande beſetzter, enganliegender Rock von weißem Tuche. Ihn bis zu den in roten Stiefeln ſteckenden Füßen herabflatternder dunkelfarbiger Unterrock vollendete den maleriſchen Anzug.

Miliza war im Brautſtaat, wie gewöhnlich, hinreißend ſchön. Allein die Züge ihres Geſichts ſtimmten weder zu ihren großen, leuchtenden Augen noch zum Reſt ihrer Geſtalt. Es lag etwas wie Verſtand, Umgetrübtheit in ihrem Blick und der Brautwächter, ein alter Onkel Neſſa's, that auch nichts, um die dem Tage nicht angemeſſene Stimmung zu verſcheuchen, ſondern ſchlummerte in einem Winkel der Kammer. Das von fremder tönender Freudenzeichen klang der Eingeſperrten faſt wie Hohn, und übel genommen war es wohl, daß ſie dem Beiſpiel ihres Hüters und ſchlief die Augen zum Schlaf.

Eine kalte, rauhe Hand, die ſie an ihrer Wange fühlte, rief ſie plötzlich aus dem Schlummer und als ſie um ſich blickte, gewahrte ſie mit Schrecken drei in rote Mäntel gehüllte Geſtalten, unter ihnen Wuk. Die wollte ſchreien, allein ihre Anſtrengungen waren vergebens, da man ihr den Mund mit einem Tuche verſtopft hatte. Der Blick ſchwerfällig wie er in der Kammer umher: da lag der alte Onkel am Boden, liegen, unbarmherzig gefeſſelt und mit verbundenem Munde. Die Haiduken hatten ihn im Schlafe überrascht und ihn ohnmächtig gemacht, ehe er einen Schrei ausſtoßen konnte. Die Augen des Unglücklichen waren weit aus ihren Höhlen getreten und ſprachen von der Wut, die in ihrem Innern kochte.

Gleichwie Kinder mit einem Federball ſpielen, ſo hoben die Räuber Miliza in die Höhe und reichten ſie durch ein in die Decke geſchlagenes Loch zweien ihrer Gefährten, welche das faſt bewußtloſe Mädchen in einen Mantel hüllten, dieſen feſt zuſchnürten und ihre Beute durch die Rauchluke hinabließen, um darauf denſelben Weg zu nehmen. In wenig Augenblicken befanden ſich alle auf dem Hofe und ſtoben mit ihrem Raube ins nahe Dickicht. Eine rabenſchwarze Nacht hatte das Gelingen ihres Unternehmens weſentlich erleichtert.

Als ſie ſich im Gebüſch in ſicherer Sicherheit glaubten, hielten die Haiduken an, widelten Miliza aus dem Mantel und zogen ihr das Tuch aus dem Munde.

„Hülfe! Hülfe! Neſſa! Vater! Freunde!“ ſchrie ſie, ſobald ſie ſich frei fühlte.

Ein lautes, hohnliches Gelächter der Bande war die Antwort auf den Schrei der Verzweiflung und vor ſie hin trat Wuk.

„Wen rufſt du, junges Kind? Vor wem fürchteſt du dich? Siehſt du nicht den Bräutigam vor dir, dem du Liebe bis zum Tode verſprachſt?“

„O hätten dich meine Augen nie erblickt, Verabſcheuungswürdiger! Ich liebe dich nicht, habe dich nie geliebt! Im Gegenteil, ich haſſe dich wie den Teufel! Laß mich zu meinem Vater, zu Neſſa, ſchändlicher Räuber!“

„Ei, aus dieſem Tone ſingſt du jetzt, mein Vögelchen? Das war deine mir verheißene Treue? Ob du mich lieben magſt oder nicht, kümmert mich wenig, und ich habe dich wahrhaftig nicht geholt, um dich Neſſa zurückzugeben! Vor dem großen Gott und den Menſchen wurdeſt du meine Braut und mein Weib! Gleich aber der Schwur wartet der Pope zur Trauung! Schreit erſt ein Söhnchen in deinen Armen, ſo wird ſich die frühere Liebe ſchon wieder finden!“

„Nie, nie, du Beiwicht! Eher tötſt du mich umbringen, als ich dich lieben, dir angehören werde!“ rief das verzweifelte Mädchen.

Während dieſes Streits hörte man vom Dorfe her zuerſt vermworrenes Geſchrei und einzelne Flintenſchüſſe, dann Glockenſchläge und Trommelwirbel.

„Oho! Hört ihr?“ rief Wuk, zu ſeinen Gefährten gewandt. „Schnelles, als ich es vermutete, ſind ſie dort dahintergekommen, daß man ihnen ein Täubchen aus dem Schlage geholt hat.“

„Das verdanken wir Stanoje, dem alten Schurken von Brautwächter!“ verſetzte einer der Haiduken. „Gewiß hat er auf irgendeine Weiſe die Feſſeln abgeſcheuert und dann Lärm geſchlagen! So geht's aber immer, wenn man mitleidig gegen den Feind iſt. Ein Stoß mit dem kühlen Eiſen bis ins Herz hinein und die Hölle ſähen jetzt noch ohnungeſtört um die Ecke herum.“

„Ich bin kein Hund“, erwiderte Wuk ſtrenge, „daß ich den Wehrloſen töte. Doch jetzt gilt es anderes zu thun als zu plaudern! Bis zum Fluſſe haben wir noch eine gute halbe Meile und der

vermochte Mink kaum jeden Augenblick schärfer werden: „Auf den Weg alle, Bursche! Du, Maja, bleibst bei mir und schleppst die Lanze mit, ihr andern haltet euch hinter uns, etwa hundert oder mehr Schritte, und deckt uns den Rücken, falls wir angegriffen werden sollten!“

Des Arem Paicha's Befehl wurde pünktlich Folge geleistet, doch ging die Flucht nicht so schnell von statten, wie es die Heiduken wol gewünscht hätten. Einestheils erschwerte sie Milina durch ihre Widerspenstigkeit, anderntheils das dicht verwachsene Gestrauch, das den Pfad bedeckende Steingerölle und die vom Regen ausgewaschenen Höhlungen. Sie waren höchstens eine Viertelmeile von Gratschaz entfernt, als der Mond hinter den Bergen heraufstieg und ihren Weg erleuchtete, damit aber auch zugleich den nacheilenden Grenzern Gelegenheit gab, die fliehenden Räuber leichter zu erspähen.

Nach fast übermenschlicher Anstrengung war es dem alten Bravebuter in der That gelungen, seine Arbeit an einem aus der Wand hervorstehenden Steine durchzureiben. Sein verstärktes Ansehen, noch mehr aber die Botschaft, welche er brachte, machten alle besorgt und sofort wurde aufgebrochen. Der waffenfähige Mannschaft lief nach dem Sammelplatz und der Corporal, schäumend vor Wuth, gab sofort die nöthigen Befehle. Ein ergrauter ebenso sehr für genaue Localkenntniß wie für einen geübten Blick.

Die Linie, welche hier die Türkei von Oesterreich scheidet, war zu dieser Zeit nur an zwei Punkten zu überschreiten und diese mußten vor allen Dingen besetzt werden, wenn man dem Feinde den Weg abschneiden wollte. Ihm der schon jeden Ausweg benutzte, in gerader Richtung zuvorzukommen, war eine Unmöglichkeit.

Der Corporal theilte die ganze Mannschaft in zwei Haufen, stellte sie unter Uermowitsch's und Resha's Befehl und beorderte sie nach den erwähnten zwei Punkten. Er selbst blieb einstweilen noch im Forste zurück, um mit denjenigen Leuten, die sich der Entfernung wegen erst später einstellen konnten, mitten durch das Gebüsch zu dringen und so der Spur des Feindes zu verfolgen.

Der alte Uermowitsch gelangte mit seiner Schar unangefochten bis an die ihm bezeichnete Stelle. Nicht so glücklich war Resha; denn eine Viertelstunde von der Grenze entfernt empfing ihn in einem Eichenwalde ein wuchtiges Feuer. Mink hatte hier seine Heiduken verdeckt, um sich den Uebergang über den Fluß zu sichern.

Es kam zu einem verhältnißmäßig Gefecht, bei welchem die Grenzer durch die Zahl der Mannschaft, die Heiduken dagegen durch den eingenommenen Standpunkt, der sich mehr zur Vertheidigung als zum Angriff eignete, im Vortheil waren. Die im Walde zerstreuten Reihmäntel boten wie funkelnde Scheiben auf die nachdringenden Verfolger und zogen sich vorsichtig zurück, indem sie jeden Baum, jeden Strauch zur Deckung benutzten. Glücklich gelangten sie bis zum Saum des Waldes, liefen schnell über eine an den Fluß sich anlehnende Wiese weg, ehe die Grenzer noch das Feld gewonnen hatten, durchwateten die Furth und erklommen eine dicht mit Holz bewachsene Höhe, die ihnen ebenso viel Sicherheit bot, wie es unmöglich war, sie aus dieser Stellung zu vertreiben.

Während die feindlichen Parteien sich gegenseitig Kugeln zuschickten, hatte Mink in Maja's und Milina's Begleitung sich der Grenze genähert. Der Corporal war ihm auf der Spur gekommen und schoß mit seinen Leuten tüchtig auf die Heiduken, welche bedeckt waren, die Nachbar zu halten. Als Mink an der Wiese stand, die sein Pferd bereits hinter sich hatte, hielt er einen Augenblick an, um zu überlegen, was weiter zu thun sei. Seine Lage war eine sehr gefährliche, denn von hinten drängte der Feind und vor sich sah er die Fluth brüllen. Es galt rasches, kühnes Handeln, wenn er dem Verderben entgehen wollte.

„Herr, Freund“, wandte er sich zu Maja, „hier ist kein Säumen, wir müssen schleunigst durch das Wasser! Ich schwimme voraus und ziehe die Lanze nach und du folgst mir. Wenn wir nur erst den verdammten freien Platz hinter uns haben! Das das Mädchen los, ich werde sie schon selbst schleppen, und lauf' du, so schnell du kannst, vor mir her!“

Die Wiese, über welche sie weg mußten, um in Sicherheit zu kommen, war zwar nur etwas über hundert Schritte breit, allein Resha's Kugeln mußte bald die Flüchtenden erspäht haben. Die Fluth wollte ihm die Brust zersprengen, als er den Räuber seiner Braut mit der Beute dahinreiten sah; doch behielt er die nöthige Fassung, um genau zu zielen. Es handelte sich um Maja's Leben. Auf den Anführer zu schießen, wagte niemand, denn trotz aller Geschicklichkeit und Sicherheit konnte die Kugel leicht Milina treffen. Man mußte sich auf die Verfolgung beschränken, strengte dabei aber auch alle Kräfte an. Mink

glich einem gehetzten Hirsch, er legte alles daran, um mit seiner Beute zu entkommen, und für beide Theile war jeder Augenblick so kostbar, daß er einen Schuß auftrug.

Muf hätte ohne Zweifel seine Absicht erreicht, wenn nicht Milipa ihn mit aller Macht daran verhindert hätte. Den theuren Räuber gleichwie ein Kind auf dem Arme getragen, schlug sie um sich, zauste ihn bei den Haaren und zerkratzte ihm das Gesicht; doch Muf achtete nicht darauf. Er hatte nur Einen Gedanken: den der Rettung vor den ihm auf dem Fuße folgenden Feinden. Noch einige wenige Schritte, so war er am Flusse und in Sicherheit. Da mußte ein unvorhergesehener Zwischenfall seine Absicht zunichte machen.

Auf der Fläche unweit des Ufers stand ein alter Birnbaum. Beim Vorüberlaufen an demselben ergriff Milipa einen seiner Aeste und klammerte sich so fest an ihn, daß Muf, trotz aller Kraftanstrengung, nicht loszureißen konnte.

„Laß den Baum los!“ schrie er mit heiserer Stimme und wie seine Beute dabei hin und her.

„Nein, verfluchter Schurke! Laß du ab von mir!“

„Nochmals, losgelassen, wenn dir dein Leben lieb ist!“

„Nein, nein! Lieber den Tod von deiner Hand, du Unmensch, als das Leben mit dir!“

„Nun denn, wenn du nicht die Meinige sein willst, so sei auch keines andern!“ Mit diesen Worten stieß er sein langes Messer in die Brust der Frau.

Seine Verfolger waren während dessen bis auf wenige Schritte herangekommen. Kesa an ihrer Spitze war Zeuge des schrecklichen Schauspiels und sah mit Schaudern den blitzenden Stahl in dem Herzen seines Mädchens. Wüthend wie ein angeschossener Tiger sog er die Pfeile aus dem Mantel, warf und Muf lag mit zerschmettertem Schädel am Boden.

Milipa lebte noch so lange, um mit sehendem Auge dem Bräutigam die Hand reichen zu können. Ihre Leiche wurde nach des Vaters Hause getragen, Muf's Körper dagegen den wilden Thieren überlassen. In der Nacht schlichen sich seine Gefährten herbei und scharrten ihn mit den übrigen Gefallenen ein. Ein niedriger Hügel — das Volk nennt ihn den Arem Baicha-Muf Todtenhügel — erhebt sich über den Gefallenen, und der alte Birnbaum, an den niemand die Axt zu legen wagt, beschattet ihn mit seinen Zweigen. Nachts hört der Vorübergehende ein schauriges Heer, die aus der Erde zu kommen scheinen; er befreuzt sich dann und schreitet eiligst vorüber.

Leben des Confucius.

Von Dr. theol. J. C. A. Gaeuffer *).

Zunächst lassen wir das Bild des Confucius (chinesisch Kongtse) ins Auge, wie dies in seinen Grundzügen von sehr geachteten schriftlichen Denkmälern der Chinesen so dargestellt worden.

Wir finden da den unbestreitbar ältesten Adel auf Erden, aber auch den einzigen des chinesischen Reichs, ein Geschlecht, welches mit Sicherheit bis ins graue Alterthum des Kaisers Schün, also von unserer Zeit an über 4000 Jahre zurückreicht und welches die Ueberlieferung sogar bis auf den noch ältern Hoang-ti zurückgeben läßt, nämlich das noch heute in China, besonders um seines großen Sprößlings, unsers Kongtse willen, in hohen Ehren stehende Geschlecht der Kong, Khung oder Kung.

Im Jahre 551 v. Chr. nämlich wurde dem bejahrten Gouverneur von Tsou, dem Schu-leang-he von seiner jungen, edeln Gattin Yen-tsching in der Stadt Kio-fu des kleinen Königreichs Lu (Provinz Schan-tong) unser Kongtse (Kong-tseu), wie wir ihn in seiner Sprache nennen wollen, geboren. Nachdem der Vater bald — drei Jahre — darauf gestorben war, führte die Mutter die Erziehung fort, bis der Knabe, sieben Jahre alt, in eine öffentliche Schule kam. Bald zeichnete er sich durch vorzügliche Geistesgaben, Lernbegierde, Fleiß und große Fortschritte, dabei durch tiefe Bescheidenheit, Sanftmuth, Besonnenheit und Willensstärkigkeit aus. So lebte er bis zum Alter von 17 Jahren. Seine Geburt wie seine ausgezeichneten Kenntnisse und Fertigkeiten hätten ihm wohl erlaubt, nach den ersten Stellen im Lande zu trachten. Aber er beschied sich, in das geringe Amt eines subalternen Mandarin für Vertheilung und Verkauf von Getreide zu treten; freudig, so dem Aeltern und dem Vaterlande dienen zu können, und vom Anbruch des Tages an

*) Aus dem unter der Presse befindlichen zweiten Theile der „Geschichte von Ost-Asien. Aus Urquelle der Geschichte der Menschheit dargestellt von Dr. Johann Ernst Gottlieb Gaeuffer“ (Leipzig, J. A. Brockhaus), eines Werkes, dessen erster Band als eine Arbeit jahrelanger eigener Studien und Darstellung der Resultate fremder Forschung für das größere Publikum mit einstimmiger Anerkennung begrüßt worden ist. D. Red.

eifrig, alles, was zum Anbau und Betriebe wie zur Benutzung des Getreides gehört, bis ins kleinste Detail unter den Leuten selbst kennen zu lernen. Der junge Beamte legte hier den Grund zu der allgemeinen Hochachtung, deren sich der gereifte Mann bis an sein Ende erfreute. Die Mutter wünschte ihm eine seiner würdige Gattin und er fand diese in seinem neunzehnten Lebensjahre in der Fräulein aus dem Reiche Sung, einem der damaligen kleinen Königreiche des Landes. Indem er nun unter treuer Sorge für sein Hauswesen im Eifer für das allgemeine Wohl wachte, ging es bald so weit in der Achtung seiner Vorgesetzten, daß diese ihn schon im Alter von 21 Jahren dem Minister zu dem hohen Posten eines Generalinspectors der Ämter und Heerden empfahlen und er dann wirklich, sogar mit ehrenvoller Vollmacht versehen wurde, abzuschaffen und einzurichten, was er für das allgemeine Wohl als geeignet erachten würde. Sein erstes Geschäft in diesem Amte war, eine genauere Kenntnis in seiner eigenen Information zu machen, wobei er, aus dem früheren Amte schon vielen persönlich bekannt und überall geachtet, meist als Freund und Wohlthäter aufgenommen wurde und nicht selten auch aus eigenem Mittel aushalf, ob auch mit Strenge auftrat. Oben wollte man ihn im Alter von 24 Jahren zu einem noch höheren Grade berufen, als der Tod seiner Mutter sein kindliches Gemüth bewog, sich auf drei Jahre in stiller Trauer von allen menschlichen Angelegenheiten zurückzuziehen. Er ließ den Leichnam der Mutter zu dem des Vaters schaffen, indem er sagte: „Vor im Leben vereinigt waren, sollen nach dem Tode nicht getrennt werden. Man hat sich von der achtungswürdigen Weisheit, die Todten zu verehren, weniger, welche zu den Zeiten des Lao und Schun war. Die geringe Achtung, welche man den Todten erweist, ist eine Wirkung vom Verderbniß unserer Zeit." Die Übertreibung, welche er den verstorbenen Aeltern erwies, ergriff andere, ihm hierin nachzuahmen. Diese drei Jahre nun widmete er fast den Studien des Alterthums, der Musik, deren Lieben ihn jederzeit mächtig anzogen, gleichwie den freien Künsten, d. h. nach chinesischem Gebrauch andere Musik, religiösem und bürgerlichem Ceremoniell nach Arithmetik, Schreibekunst, Waffenübung und Wagenlenken. Da kamen Lehre und Bücher, seine Gedanken über Gegenstände der Moral und Politik zu vernehmen. Bald jedoch überzeugte er sich von der Nothwendigkeit zu reisen, um ein so verschiedenartiges Land und Volk, als das seine war, genauer kennen zu lernen.

Schon in einem Alter von 2[x] Jahren blieb ihm wenig für die Vergrößerung seines Ansehens zu wünschen übrig, schon so achtete man ihn als einen gewandten Staatsmann und wahren Weisen hoch, während er sich selbst für einen gewöhnlichen Menschen und für einen Schüler von oberflächlichen Kenntnissen ansah, welcher kein anderes Lob verdiene als das, welches man dem guten Willen und ernstlichen Bestreben nicht verweigern könne.

Sehr charakteristisch für die ganze Lebensansicht und den herrschenden Aberglauben wie den Übergang des Königs ist das, was er einst, als er mit seinen Schülern auf einer Reise nach dem Reiche Tsi, in welches er vom König war geladen worden, einen Menschen angetroffen hatte, welcher nach manchen schweren Erfahrungen sich aus Verzweiflung aufhängen wollte, zu diesem sagte, nachdem er sich theilnehmend die Ursache seines Vorsatzes hatte erzählen lassen: „Mein Freund", sprach er mit gerührtem Herzen, „wie groß auch das Uebel ist, welches du erlitten hast, das größte von allen ist doch dies, daß du dich der Verzweiflung überlassen willst. Aller anderer Schade läßt sich ersetzen, dieser nicht. Du bist vom ersten Schritt an, den du gethan hast, irre gegangen. Du hast einen solchen Weg eingeschlagen, indem du wähntest, den zu gehen, welcher zur Weisheit führt. Du wolltest damit anfangen, daß du ein schlechter Mensch sein wolltest, ehe du wolltest kennen, ein Weiser zu sein; denn man kann nicht dahin gelangen, ein Weiser zu sein, wenn man nicht mit Genauigkeit alle Pflichten erfüllt hat, welche durch die Natur allen Menschen auferlegt sind. Vierzigjahren lieben, denen Eltern, von welchen du das Leben hattest, dies war die wesentlichste deiner Obliegenheiten. Du hast diese vernachlässigt, daher all dein Elend. Ich glaube nicht, daß alles für dich verloren ist. Habe weder Muth und suche dich von einer Wahrheit zu überzeugen, welche die Erfahrung aller Jahrhunderte zur unwiderleglichen gemacht hat. Hier ist sie: Schreibe sie dir tief in die Seele, schaue sie dir aus dem Sinn kommen kann. Solange ein Mensch das Glück des Lebens hat, gibt es nichts für ihn, daß er verzweifeln müßte. Er kann plötzlich wieder vom Zustande der Traurigkeit in den der Freude übergehen und mitten aus der Trübsal auf den höchsten Gipfel

des Glücks kommen. Noch einmal, lieber Freund, fasse Muth! Finde dich selbst wieder! Und wenn du heute anfängst, den hohen Werth des Lebens zu erkennen, so arbeite nun, jeden Augenblick davon Nutzen zu ziehen! Du kannst noch weise werden!" Dann sprach er, indem er das Pferd an die richtete, welche ihm folgten: „Glaubt ihr etwa aus dem Munde dieses Mannes gehört habt, ist eine große Lehre für euch? Erwägt sie euch, jeder für sich! Die Unglücksfälle anderer müssen dazu beitragen, daß sie uns diejenigen, welche uns eben entgehen konnten, vermeiden lassen. Man thut schon einen großen Schritt zur Weisheit, wenn man aus den Fehlern, welche man im Verhalten anderer hat bemerken können, Nutzen zu ziehen weiß." Nach diesen Worten stieg er wieder auf seinen Wagen und fuhr weiter.

Einst, als er an den Hof von Lu gekommen war und der Minister ihn über seine Lehre und Lehrart befragte, sprach er: „Meine Lehre ist so, welche alle Menschen belehren sollen: es ist die Lehre des Yao und Schun. Was meine Lehrart betrifft, so ist sie ganz einfach. Ich citire in Beispielen das Verhalten der Ahnen, ich rathe das Feine der Sprache und ich befehle, daß man sich gewöhne, über die Maximen nachzudenken, welche man hört haben." Er sprach er in ähnlicher Weise sich aus: „Meine Lehre ist die, welche unsere Vorfahren geübt und überliefert haben; ich habe nichts hinzugethan und lasse nichts weg. Ich meinestheils überliefere sie in ihrer ursprünglichen Reinheit. Sie ist unveränderlich, der Himmel selbst ist ihr Urheber. Ich bin in Bezug auf derselbe nur, was ein Landmann im Verhältniß zum Samen ist, welchen er der Erde anvertraut. Es hängt nicht von ihm ab, dem Samen eine andere Gewalt zu geben, als die in, welche er hat, ihn keimen, wachsen und Früchte tragen zu lassen; er legt ihn in die Erde, wie er ist, er bewegt ihn und widmet ihm seine Sorge, doch ist alles, was er thun kann, das Uebrige steht nicht in seiner Macht." Wir werden späterhin, im Leben des Laotse über die hocht wichtige, für die verschiedene Geistesrichtung der beiden Häupter der zwei Landeskirchen Chinas sehr bezeichnende Zusammenkunft des jungen Kongtse mit dem alten Laotse berichten, bei welchem Besuche der Greis an dem jungen Manne besonders die fast ausschließliche Richtung auf die Gleichheit der Altvordern tadelte. Sprach nach diesem Besuche Kongtse weniger seine Gedanken über diesen Tadel und die entgegengesetzte Richtung des Laotse, dessen Zurückgezogenheit nämlich, aus, so geschah dies weit mehr einige Tage darauf bei einer vom Zufall dargebotenen Gelegenheit. Als er nämlich am Ufer eines Flusses wandelte, mit tiefer Aufmerksamkeit dem Laufe des Wassers zusah, und einer der Schüler ihn endlich fragte, wie er auf eine so gemeine Sache alle aufmerksam sein könne, sprach er unter anderm: „Sehet, wie das Wasser dort, so ist sein Lauf und Schaum die heilige Lehre ohne Unterbrechung bis zu uns gelaufen; machen wir sie auch unsers Theils laufen, um sie denen zukommen zu lassen, welche nach uns kommen werden und sie wieder nach unserm Beispiele werden ihren Nachkommen zufließen lassen und so bis ans Ende der Tage. Thun uns doch jene Sonderlinge nicht nachahmen, welche für niemand als für sich selbst weise sind; das Wenige, was wir an Wahrheit und Tugend, welche wir erlangen konnten, andern mittheilen werden, wird uns doch nicht arm machen können. Sehe hier eine Betrachtung, welche ich anstellte, als ich dem Laufe des Wassers zusah. Finden sie nicht, daß man daraus einigen Nutzen ziehen könne? Denken dem ernstlich nach." Ueberhaupt war diese Art, seine Schüler (und diese waren Männer sehr verschiedener Stellung, ohne daß ein Zusammenwohnen oder irgendeine hindernde Lebensart unter ihnen bestand) zu unterrichten, die gewöhnliche, da er überzeugt war, daß Unterricht ohne den Schein, als wolle man ihn geben, immer nutzlicher sei als der in der Würde des Lehramts gegebene; bringe doch bei jener Unterrichtsweise das Wort zugleich auf dem Wege der Sinne in den Geist hinein.

In sein Vaterland zu zurückgekehrt, sah er sich bald von den Ministern, welche auf seinen Ruhm und Einfluß eifersüchtig waren, ein kleines Aemtchen oder vielmehr einen Titel ohne Gehalt und doch mit Abhängigkeit verbunden, angetragen. Seinen über diesen Antrag entrüsteten Schülern sagte er: „Wollte ich mich stolz erweisen, wie könnte ich dann Weisheit lehren? Will man andern den Weg zur Tugend zeigen, so muß man ihn vorerst selbst gehen, dann wird man uns auch folgen. Ich nehme das Aemtchen an." Jetzt widmete er alle Muße der Redaction der King, insbesondere des Schi- und des Schu-king; doch beschäftigte ihn vornehmlich das wunderbare Buch Yi-king. Dabei theilte er sorgfältig die Zeit zwischen Arbeit und Erholung, welche

letztere er meiſt in der Muſik und in Geſprächen mit den Freunden ſuchte. Nachdem darauf drei berückſichtigte Männer alle Macht der Regierung an ſich gerissen hatten, gab er jenen Titel zurück und widmete ſich ganz dem Hauptzwecke ſeines Lebens, indem er ſich gegen die Freunde offen über die Gründe dieſer Ausgabe ausſprach.

Um ſeine Lehre hier in einigen Umriſſen zu bezeichnen, bemerken wir Folgendes. Als ihn einſt einer ſeiner Schüler fragte: „Was muß ich thun, um tugendhaft und weiſe zu werden?“ ſprach er nach einigem Sinnen: „Du fragſt mit wenigen Worten vieles. Thue das Gute zu jeder Zeit, an jedem Orte, unter allen Umſtänden; thue es um ſein ſelbſt willen, ohne irgendeinen eigennützigen Beweggrund, und man wird dir die Gerechtigkeit werden laſſen, welche du verdienſt. Sei ſtreng gegen dich ſelbſt, wenn es ſich um deine eigenen Arbeiten handelt, aber nachſichtig bei den Arbeiten anderer; ſprich nicht übel von den Leuten und du wirſt nicht in den Fall kommen, daß man ſie von dir ſprechen könne. Hüte dich, den Beifall der Menſchen ebenſo zu ſuchen als zu verachten; aber nimm Lob und Tadel mit gleicher Ruhe an. Wirſt du auch nicht alle Menſchen zufrieden ſtellen, ſo wirſt du wenigſtens ſeiner haben.“ Bei einer andern Gelegenheit ſagte er zu ſeinen Schülern: „Alles, was ich euch ſage, haben unſere alten Weiſen vor uns ausgeſprochen, und jede Handlungsweiſe kommt auf die Betrachtung der Geſetze von den drei Grundverhältniſſen zurück, dem nämlich zwiſchen Herrſchern und Unterthanen, dem zwiſchen Eltern und Kindern, und dem zwiſchen Gatten und Gattinnen, nur etwas auf die genaue Ausübung der fünf Haupttugenden, welche euch nun zu nennen genügt, um in euch die Idee ihrer Gebräuchlichkeit und der Nothwendigkeit ihrer Ausübung zu erwecken. Dieſe ſind: die Humanität, d. h. die allgemeine Liebe unter allen denen ohne Unterſchied, welche unſerer Pflege ſind; ferner die Gerechtigkeit, welche jedem Individuum der Gattung das gibt, was ihm rechtmäßig zukommt, ohne den einen mehr als den andern zu begünſtigen; ſodann die Einſtimmigkeit in den Ceremonien und feſtgeſetzten Gebräuchen, daß die Zuſammenlebenden eine gemeinſame Art zu leben haben und an denſelben Feſtlichkeiten gleichwie Uebelſtänden theilnehmen; ebenſo die Gerechtheit (Rechtlichkeit), dieſe Richtigkeit des Geiſtes und des Herzens, welche macht, daß man in allem das Wahre ſucht, nach ihrem verlangt, ohne ſich ſelbſt und andere täuſchen zu wollen; endlich die Aufrichtigkeit und gute Treue, dieſe Artigkeit, dieſe Offenheit des Herzens, mit Vertrauen gepaart, welche im Wandel ebenſo weit als im Geſpräche jede Falſchheit, jede Verſtellung ausſchließen.“

Mitten unter manchen Reiſen in benachbarte Königreiche des Landes, in welche man ihn mehrmals rief, um ſeinen Rath zu vernehmen, hätte ihn ein edler König des eigenen Vaterlandes zu einer von einem bedeutendern Poſten zu den andern, bis er ihn zum Miniſter erhob, an welcher Stelle Kongtſe ebenſo viel Entſchiedenheit als Mäßigung, Strenge als Milde, Umſicht als Genauigkeit bewies. Das Land blühte bald vor andern Ländern auf. Doch vernachläſſigte ihn bald der folgende, vergnügungsſüchtige Herrſcher und behandelte ihn nur wie einen langweiligen Büchergelehrten. Kongtſe ging darauf bald in das Reich Wei (Chou), dann zum andern male in die Hauptſtadt der Tſchin, ſeine Lieblingsſtadt, ſeinen Mittelpunkt der Wiſſenſchaften, des Ruhmes und der Tugend. Dort lebt er, beſonders in dem Ming-tang oder dem Tempel des Fürſten, viele Alterthümliche an Statuen, Schriften u. ſ. w., was ihn mächtig anzog und was er zur Vollendung ſeiner Werke benutzte. Um dieſe Zeit ward ſeine Mutter

Endlich kehrte er im Alter von 68 Jahren in ſein Vaterland zurück. Seine Wanderungen alle waren nicht bis nach Petſche-li hinein, nicht über den Kiang und nicht über die Provinzen von Schan-tong und Schen-ſi hinausgegangen. Es gab nun in der Umgegend der Stadt mehrere Hügel, auf welchen man ehedem Tempel gebaut hatte und welche zum Entzücken der Promenaden für die Bürger dienten. An den Orten, wo dieſe Hügel waren, hatte man Pavillons gebaut, wo jeder einkehren konnte, um ſeine Andacht vor der Glut der Sommerſtrahlen zu nehmen und die Landluft einzuathmen. Kongtſe wählte abwechſelnd einen dieſer Pavillons, um da ſein Lyceum zu halten. Derjenige, in welchen er ſich am öfteſten begab, weil ſich derſelbe mehr als die andern der alten Einfachheit näherte, war damals bekannt und iſt noch heute unter dem Namen des Aprikoſenhügels berühmt, wahrſcheinlich, daß in der Nähe eine Aprikoſenpflanzung war. Dahin ging Kongtſe oft mit ſeinen vorzüglichſten Schülern, Vorträge über die Ring, über Muſik u. dgl. zu halten; auch redigirte er hier den Tſchi-king, dictirte den Schu-king u. ſ. w. Die Zahl derer,

welche ihn zu hören oder zu befragen kamen, wuchs von Tag zu Tag. Gegen dreitausend erklärten sich offen für seine Lehre. Obwohl gegen die Geister, sprach er doch in seinen Unterhaltungen nicht von denselben, ebenso wenig als von außerordentlichen Dingen. Er hatte jetzt den tiefen Schmerz, seinen vorzüglichsten Schüler und späterhin seinen einzigen, hoffnungsvollen Sohn durch den Tod zu verlieren, freute sich jedoch seines Sieges. War einst in der Blüte seines Alters Musik und Poesie seine Hauptbeschäftigung gewesen, so war es nicht anders jetzt im Alter von 70 Jahren, wo er sich bei seiner sehr mäßigen Lebensweise noch voller Gesundheit erfreute. Bei einer Audienz, in welcher ihn der König, um ihn zu ehren, haben ließ, sprach er noch gewichtvolle Worte, wie ein Herrscher, einem weisen Vater gleich, sein Volk begleiten könne. Er lebte sich, noch einmal auf dem alten Opferberge Tai-schan zu sehen, bevor noch da — und als er die Ring geschlossen hatte, legte er in Gegenwart seiner vertrautesten Schüler diese letzte vollendetsten Werke auf einen erhobenen Altar, kniet auf seine Knie mit dem Angesicht gegen Norden gewendet, und dankte mit heißer Inbrunst dem Himmel, daß dieser ihn die Vollendung wollen habe erleben lassen, was ihm oft noch allein den Wunsch zu leben erweckt hatte.

Einige Tage nach diesem Akte versammelte er von neuem seine Schüler, sagte ihnen, daß es ihr zum letzten male als Lehrer anrede, bat sie, auf dem betretenen Pfade fortzuwandeln, und sagte jedem mit ernster Zutraulichkeit, in welcher Laufbahn und auf welche Weise jeder nach seiner Eigentümlichkeit der Welt am meisten nützen könne. Noch ging er in der letzten Zeit mit einem Schüler auf den östlichen Turm der Stadt, um von der Plattforme einem Heere der Vasallen zuzusehen. „Ich versichere Dich", sprach er, „es macht mir eine wahre Freude, zu sehen, wie die guten Leute so ihr Glück vergessen und sich einen Augenblick für glücklich halten. Mißgunst übrigen nicht die geringe Zufriedenheit eines eingebildeten Glücks von einem Tage. Man muß hier mehr nachsichtig als streng sein. Ein Regen würde durch unausgesetzte Spannung seine Kraft verlieren und unnütz werden. Ich habe Dir weiter nichts zu sagen, Zeit und Erfahrung wird Dich hierüber mehr lehren." Noch einmal ging er ungerufen in voller Feierlichkeit an den Hof, um Abstellung eines Unrechts zu sprechen, und damit schloß sich sein öffentliches Leben. Eines Tags sprach er sodann: „Ich fühle, daß ich augenscheinlich vergehe, die Kräfte verlassen mich und meine wankende Gesundheit wird vielleicht niemals wiederhergestellt werden." Ein Strom von Thränen und wiederholtes Schluchzen unterdrückte seine Stimme. Einige Augenblicke darauf fuhr er also fort: „Der Berg Tai-schan stürzt zusammen, die Balken, welche den Bau tragen, sind mehr als halbverfault, wohin soll ich mich zurückziehen? Das sittliche Kraut ist ganz ausgedorrt, wohin soll ich mich legen, um Ruhe zu finden? Die heilige Lehre war ganz verschwunden, ich habe mich bemüht, sie zurückzurufen. Ich habe das Ziel nicht erreichen können. Daß ich nicht fern von meiner letzten Stunde bin, sieht ein jeder, was mich niederschlägt. Aber die Könige der Gegenwart sind von der Trefflichkeit ihrer Ahnen entartet; keiner von ihnen hat die Lehre gewollt, welche ich ihnen verkündige, siehe da den wahren Gegenstand meiner Niedergeschlagenheit." Seit diesem Tage nahm er wieder an Kraft und Heiterkeit zu; doch war dies nur wie das letzte Aufflackern einer verlöschenden Flamme; bald sank er in Ermattung zurück. Nachdem er die zum dreiundsiebzigsten Jahre seines Alters gekommen war, fiel er zuletzt in ein tiefes, dumpfes Schlummern, in welchem er sieben Tage lang blieb, bis er am 11ten des Wintermonats des Jahres 479 v. Chr., neun Jahre vor dem Tode des Sokrates, verschied. Man hat unter andern Abbildungen des Kongtse besonders zwei sehr alte, von Geschlecht zu Geschlecht unter seinen Nachkommen fortgeerbte und den Familiennachrichten zufolge sehr ähnliche Porträte von ihm. Schon wollten wir unserm Werke die bildliche Darstellung des Kongtse beigeben, welche Amiot aus China nach Europa gesendet hat, und welche in den „Mem. concern." a. a. O., S. 4, steht, wenn besonders S. 431 ff. die Bemerkungen Amiot's über die vorhandenen Abbildungen des Kongtse nachzulesen sind, zumal da dieses Bild, in welchem er der Versicherung zufolge den Lettrés in China dargestellt wird, jene erhabene Ruhe von Weisheit und Seelenruhe darstellt, als ein gebiegener Kenner menschlicher Formen, Pretemer Aertschel, und die gewiß gegründete Bemerkung einleuchtet, daß dies wenn auch noch so gute Bild so wenigstens, wie es hier gezeichnet ist, nicht ohne eine fremdartige Idealisirung seine gebliebenen sein, indem unmöglich völlig so ein Chinese ausgesehen haben könne. Ein anderes Bild des Kongtse i. m. M. Panthier, „L'Univers ou De-

scription hist." etc., t. I (Paris 1817), zu S. 141 und die Note daselbst, auch S. 129. Ein drittes Bild siehe in Neumann's Lehrsaal des Mittelreichs.

Man legte den Leichnam in einen doppelten Sarg, welchen in einen Katafalk gestellt wurde, kaufte im Namen des Enkels ein Terrain im Norden der Stadt, errichtete drei Gebäudungen in Form von Kuppeln, deren mittlere höhere sein Grab bezeichnet, und der treue Schüler Ire sang pflanzte daselbst den Baum Kiai, von welchem jetzt, sagt Amiot, nur noch ein kurzer, aber doch in Ehren gehaltener Stamm daselbst, dessen genaue Abbildung auf Marmor ich vom „heiligen Grafen" selbst erhielt und hiermit einfüge (siehe die dort folgende Abbildung). Man errichtete beim Grabmal ein Miao, in welches Gebäude man das Porträt des Weisen, seine Schriften, musikalischen Instrumente u. s. w. niederlegte. Später hin, um 201 v. Chr., steigerte der Kaiser Kao-hoang-ti die dem Kongtse zu erweisende Ehrenbezeigung und erbaute ein weit größeres Miao auf einem andern größern Terrain, während jenes als das der Familie angehörige verblieb. Von dieser Zeit an betrachteten Kaiser, Magistratspersonen und die Studirten (Lao kiao, Lao gens de lettres, auch wird der Lettre est Schu [s. Jou] genannt) ihn als ihren Meister.

Wir haben nur ungern, um an dieser Stelle nicht zu weitläufig zu werden, manche Aeußerungen wahrer Lebensweisheit und Menschenliebe gleichwie treuer Innerlichkeit zur Würde der Menschennatur, welche das Leben des Kongtse enthält, zurückgehalten. Jedenfalls ist in ihm ein sehr edler Mensch über die Erde gegangen, unbestreitbar ein Mann, welchen Gott gewürdigt hat, sein Werkzeug an unzähligen Menschenherzen auf seine Geschlechter jener Weltgegenden zu werden.

Anregungen.

Ein Fortschritt der Zeit.

Die Namen einer Sache widersprechen oft seltsam ihrer Lage und Beschaffenheit.

Der „Freien Gemeinden" ging es noch bis vor kurzem, bis zu dem in Preußen eingetretenen Umschwunge so, daß sie, wie darum a. a. O. hervorgehoben, ihren Namen von der Unfreiheit hatten, in der sie leben mußten.

Wenn sie sich versammelten, geschah es oft nur, um aufgelöst zu werden. Wenn sie einen Sprecher gefunden hatten, wurde ihm alsbald auf höhern Befehl das Schweigen geboten. Während sie für allgemein Menschliche und Verbrüderung schwärmten, fanden sie nur Haß und Verfolgung.

Gegenwärtig hat sich wenigstens in Preußen ihre Lage gebessert.

Die äußere Freiheit im Staate wird aber auch ihrer innern Freiheit im Geiste entsprechen. Durch ihre gedrückte Stellung waren die Freien Gemeinden so sehr in die Polemik gegen das herrschende Kirchenthum und gegen den die Hierarchie begünstigenden Staat hineingedrängt worden, daß sie darüber zu keiner ruhigen Begründung und Entwickelung ihrer eigenen Principien kamen.

Einer der rüstigsten, kenntnißreichsten und gediegensten Kämpfer für diese Gewissensfreiheit war bis vor Julius Rupp, der Herausgeber der Königsberger Sonntagsblatt. Dieser hat auch neue die in der preußischen Verfassung verheißene Gewissensfreiheit gegen deren Gegner scharfsinnig vertheidigt in der Broschüre „Die Grenzboten, der parität. Staat und die Freien Gemeinden" (Gotha, Stollberg, 1859).

Rupp ist vielleicht von allen Andern Freien Gemeinden am meisten dazu befähigt, der Sache derselben auch in den höhern, gebildeten Ständen Anhang und Sympathie zu erwerben. Weniger populär als unsere freigemeindliche Komphäen ist er dafür desto mehr philosophisch gebildet. Wurzelnd in der Kantischen Philosophie, erkennt er das metaphysische Bedürfniß des Menschen an und ist nicht jener Verflachung der Lebensansicht hold, in welche allerdings manche „Freigemeindler" verfallen sind, die auf der Religion eine bloße Anweisung zu einem glückseligen Leben macht, während ihr Ziel doch das selige Leben ist. Rupp kümmt ebenso wenig in das negirende Verhalten eines Heine und der andern modernen Gegnern gegen alle Theologie und Dogmatik überhaupt ein als in die Deklamationen eines Hengstenberg gegen die Philosophie. Philosophie und Theologie werden von ihm, trotz der Verirrungen, in die sie zeitweise in der Geschichte versunken sind, geschätzt und als nothwendiger Ausdruck des menschlichen Geistes erkannt als Ausdruck eines Bedürfnisses, welches die andern Wissenschaften unbefriedigt lassen, nämlich des metaphysischen.

Die Humanität, für die Rupp kämpft, ist nicht die des genußsüchtigen Materialismus, sondern die der ethischen Gewissenhaftigkeit. Nur im Namen dieser ist er ein beschwerlicher Feind heuchlerischen Kirchen- und Priesterthums, welches die nationale und menschheitliche Entwickelung aufhält oder zurückschraubt. Was die Freien Gemeinden ins Leben gerufen hat, ist nach Rupp nicht einer der Pläne zur Rettung der Gesellschaft gewesen, mit denen man sich zur Zeit ihrer Entstehung trug, sondern die Erkenntniß, daß es dem Menschen nicht ziemt, sich mit den

Puppen zu einem Glauben zu bekennen, von dem das Herz nichts weiß, und daß es daher Pflicht sei für sie, sich von einem Kirchenregiment lossagen, das ihnen nicht gestatten will, das einem wirklich vorhandenen religiösen Bedürfniß Gemeinde zu thun. Die seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts fortdauernden zerstörenden Parteikämpfe können nach Ruge für unser Volk nur dann ein Ende nehmen, wenn sich der deutsche Protestantismus durchweg zu der von den freien Gemeinden begonnenen Reform des religiösen Lebens entschließt.

Dem anderen Inhalt als die Ruge'sche Schrift [illegible] andere gleichfalls von einem Beispiel jener Bewegung betrachtende, die jedoch mit der Ruge'schen sich in manchen Punkten berührt. „Die neuen Katechismen des Materialismus, eine Streitschrift wider sie und für die Freiheit. Von Bernard Balzer" (Berlin, Stuhlberg, 1853). Balzer ist ein schlagfertiger Kopf der im Bewußtsein freier Selbstbestimmung des Menschen gegen jeden materialistischen Katechismus zu Felde zieht, welchem der freie Wille nichts als „Selbsttäuschung", „Einbildung der spontanitären Metaphysik", „Aberglaube" und ein „besonders Auskunftsmittel der faulen Köpfe" ist, in welcher Weise sich zuletzt das Buch über „Die Freiheit des Willens. Von J. G. Fichte" (Leipzig, Otto Wigand, 1850) aussprechen hatte. Balzer zeigt, daß Fichter eigentlich weiter nichts bewiesen hat, als was niemand leugnen wird, daß der Mensch nicht allmächtig, sondern von der physischen Natur abhängig ist. Die Schwächen des Fichte'schen Buches deckt Balzer gleichfalls auf. Der Spiritualismus des erleuchteten Glaubens setzt nach Balzer mit dem Materialismus identisch und gleichem Boden, als beide zur Verneinung des freien Willens, also zum Fatalismus führen, wenn beide auch den Menschen von verschiedenen Mächten abhängig machen. Balzer wirft den Fatalisten die Verwechselung des Wollens mit dem Können vor; letzteres sei allerdings unfrei, daraus folge aber nicht die Unfreiheit des Wollens. Die Kinder der Natur seien wir niemals Glieder in der Kette der Causalität — willenlos, als Kinder des Geistes dagegen wir mitwirkend [illegible] in der natürlichen Causalität. So sucht Balzer die Streitfrage dadurch zu lösen, daß es der Natur gibt, was der Natur, und dem Geiste, was des Geistes ist. Indessen, wie man es auch anfange, man wird dem Willen des Einzelnen des Individuums stets nur eine relative Freiheit beimessen können. Der Einzelne ist nur innerhalb der Gesammtheit frei. Der Einzelne kann, wie auch das Christenthum lehrt, sich selbst nicht immer durch sich selbst erlösen. „In vielen Gedankenreihe liegt, glauben wir manches, was, wenn es mehr hervorgehoben würde, dazu beitragen könnte, den Bruch des Deutschkatholicismus und der Freien Gemeinden mit dem positiven Christenthum auf eine für die Ausbreitung des ersteren günstigere Weise nicht allzu schroff zu machen.

Faust und kein Ende.

I

Wie viele Commentare hat der Goethe'sche „Faust" schon hervorgerufen und doch ist noch kein Ende abzusehen!

Man könnte fast an dem Werthe des Gedichtes zu zweifeln anfangen, wenn man die Masse dieser von Jahr zu Jahr sich mehrenden „Erläuterungen" ansieht.

Denn erläutert ein gutes Gedicht nicht am besten sich selbst? Sind wirklich diejenigen Dichtungen, die eines großen Apparates zu ihrer Erklärung bedürfen, vorzüglicher, als die ihre Erklärung in sich tragen? Trifft es nicht beim Goethe'schen „Faust" selbst zu, daß derjenige Theil, der am meisten des Commentars bedarf, der ganze zweite Theil, weit hinter dem ersten zurückbleibt, der den Commentar in sich trägt?

Doch die Schuld der Commentarbedürftigkeit liegt nicht immer in den Dichtungen selbst, sondern oft nur in der Schwäche und Unreife der Leser. Es gibt Dichtungen, und zu diesen gehört der „Faust", die einem so hohen aber einem so tiefen Geiste entsprungen sind, daß die Regionen der gewöhnliche Durchschnittsgeister nicht zu ihnen hinaufreicht. Für diese stellt sich alsdann das Bedürfniß heraus, Brücken zu bauen, auf denen sie zu dem Genius emporklimmen können.

Doch nicht jede Brücke bewährt sich. Es kommt auf den Geist des Baumeisters an. Daher die große Verschiedenheit der Faust-Brücken. Wir wollen jetzt zwei neue von diesem Jahre in Augenschein nehmen. Die eine bietet sich „Arthur Schopenhauer als Interpret des Goethe'schen „Faust". Ein Erläuterungsversuch des ersten Theils dieser Tragödie. Von Dr. David Asher" (Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung, 1853). Die andere führt den Titel „Speculation und Glauben. Die Faustsage nach ihrer Entstehung, Gestaltung und dichterischen Fortentwickelung, insbesondere durch Goethe. Von Dr. Karl Friedrich Kinner, Gymnasial-Oberlehrer" (Zeitz, Webel, 1853).

Dr. Asher, ein Anhänger der Schopenhauer'schen Philosophie, ist auf den eigenthümlichen Gedanken gekommen, aber ist vielmehr durch den englischen Biographen Goethe's, Lewes, auf den Gedanken gebracht worden, die Lücken des „Faust" durch das Schopenhauer'sche System zu erschließen. Die „Commun-" nur Anschauung des Unglücklichen fand Asher nicht ausreichend, das Goethe'sche Kunstwerk in seiner Totalität und noch weniger in allen seinen Einzelheiten zu begreifen und zu würdigen. Lewes hatte von der Scene im Wald und Höhle, wo Faust allein spricht:

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles, was
erklärt, daß ihm ihre Beziehung zum Ganzen nicht klar sei. Dies veranlaßte Asher, sich selbst daran zu versuchen und diese Lücke in Lewes „sonst vortrefflicher Analyse" auszufüllen. Er dachte sich, Faust

es nicht möglich sein, durch Schopenhauer's Philosophie die Scene zu erklären? Doch nicht blos um diese Scene war es ihm zu thun. Nach mehrjähriger Beschäftigung mit dem System Schopenhauer's wollte er die Wahrheit desselben einer neuen Prüfung unterwerfen. Schopenhauer will bekanntlich die Welt nicht, wie Fichte, Schelling und Hegel, a priori construiren, sondern aus der Erfahrung (a posteriori) erklären. Ist es ihm nun, so dachte Asher, gelungen, seine Aufgabe befriedigend gelöst, den Schlüssel zu finden zu haben, der uns das Innerste der Natur erschließt, so musste diese Lösung nothwendig mit jener Dichtung übereinkommen, wie, soll seine andere, die Welt abspiegeln. An Faust also glaubte er einen Prüfstein zu haben, der sich zu seinem beabsichtigten Experiment vorzüglich eignete.

Von Lewes, durch den Asher zu seinem Experiment veranlasst worden, hatte sich derselbe gerade kein Lösen sollen „Gedichte sind keine Systeme". Anstatt hätte er von Lewes lernen sollen, dass der „Faust" worauf sich seine große Popularität gründet, von zwiefacher Natur ist, dass er ein Welt- und Lebensbild enthält, aber nicht blos dies, sondern zugleich ein Problem, und dass dieses im ersten Theile, welchen Asher abgesondert vom zweiten erläutert, ungelöst bleibt. Eine wäre genügend gewesen, ihn bei seinem Unternehmen bedenklich zu machen. Sieht man den „Faust" blos darauf an, dass er „die Welt abspiegelt", so kann man freilich in ihm Belege für die Wahrheit Schopenhauer'scher Philosophie finden und kann andererseits wiederum diese Philosophie dazu benutzen, den Sinn einzelner Scenen im „Faust" tiefer zu erfassen, wie Asher gethan. Faust's ungestillter Wissensdrang ist ein Beleg zu dem, was Schopenhauer über das metaphysische Bedürfniss des Menschen lehrt, und diese Lehre wiederum lässt uns das Weinen der Faust'schen Unbefriedigung über das Eitle und Stückwerk des menschlichen Wissens verstehen. In Gretchen's Liede lässt sich ein Beleg für die Schopenhauer'sche Lehre von der Verneinung des Willens zum Leben, für die durch grosse schwere Leiden herbeigeführte freiwillige Entsagung finden, und diese Lehre kann wieder das Verständniss der Art, wie Gretchen aus dem Leben scheidet, fördern. Inwieweit also wollen wir den Asher'schen Versuch, der vorzugsweise ein Beigeben der Schopenhauer'schen Philosophie im „Faust" ist und andererseits ein Beleuchten der letzteren philosophischen Sinnes einzelner Scenen im „Faust" durch eben jene Philosophie, gern gelten lassen. Von dieser Seite angesehen, enthält der Asher'sche Versuch einiges Gute, Anregende. Aber wenn Asher meinen sollte, damit eine Erklärung des speculativen Sinnes, der dem „Faust" im Grossen und Ganzen zum Grunde liegt, gegeben, wenn er meinen sollte, das Problem des „Faust" gelöst zu haben, so müssten wir dies für eine Selbsttäuschung erklären. Denn erstens mit das Problem des „Faust" nur durch die Interpretation des zweiten Theils mit dem ersten gelöst, während Asher sich damit begnügt, den ersten Theil für sich zu nehmen, wozu er sich vielleicht durch die falsche Bemerkung von Lewes hat verleiten lassen, dass die beiden Theile des „Faust" „zwei Gedichte, nicht zwei Theile eines Gedichts" seien. Sodann aber, wenn man den „Faust" als Ganzes auffasst, so ist klar, dass sein Problem sich nicht mit dem eines philosophischen Systems decken kann. Der Faust-Natur ist ein specifischer Charakter, dessen innere Kämpfe und deren Lösung (es waren dies die eigenen innern Kämpfe Goethe's) den Gegenstand der Goethe'schen Dichtung bilden. Nun enthält zwar die Schopenhauer'sche Philosophie auch den Schlüssel für solche Charaktere, aber ihr Problem ist doch ein bei weitem umfassenderes als das der specifischen Faustcharaktere. Und wie das Problem, so ist auch die Lösung bei Schopenhauer eine andere. Faust endigt fast als Optimist. Er bejaht das Leben bis zum letzten Augenblick, sein höchstes Glück in aufopferndem Schaffen und Wirken für Millionen Andere. Ihm genügt das Dichterwort:

> Der, wie Dichter die Natur schauend ehren,
> Sich über Millionen seines Gleichen dünket,
> Er finde sich auch hier für sich nur
> Vom Lichtgram ist seine Welt nicht genommen.

Asher ist ihm „der Weisheit letzter Schluss", „nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muss". Seine letzten Worte sind:

> Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
> Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick.

Wozu Mephistopheles die Bemerkung macht:

> Der einzige Genuss soll ihm gewiss sein,
> Er bildet sich stets neuerlebten Gräueln,
> Den jeden schönen, neuen Augenblick,
> Der Arme wünscht ihn schon vorüber.

Wie ist nun in diesen bis zum letzten Augenblick unerschütterlichen Lebensdrang Faust's, in diesem nie gestillten Thatendrang eine Spur von der Schopenhauer'schen Verneinung, von der Verneinung des Willens zum Leben, womit das Schopenhauer'sche System als mit der einzig möglichen Erlösung vom Uebel schließt? Asher's Interpretation des „Faust" durch Schopenhauer hat nur Wahrheit, wenn man Gretchen zur Hauptperson macht und Faust mit dem ersten Theile für abgeschlossen hält. Auf den Faust als Ganzes angewendet, trifft seine Interpretation nicht zu. Nichts kann von dem Schopenhauer'schen Pessimismus weiter abliegen, nichts kann der grandiosen Weltverachtung Schopenhauer's unähnlicher sein als die Art, wie Faust im zweiten Theile schließt. Hat es bei Faust Goethe's eigenes Bekenntniss ist, so geht hieraus auch hervor, dass die Goethe'sche und die Schopenhauer'sche Weltansicht sich keineswegs decken.

Schließlich noch die Erklärung, der Asher über die von Lewes nicht begriffene Scene im Wald und Höhle gibt. Nachdem Asher Faust's Liebe zu Gretchen im Sinne der Schopenhauer'schen „Metaphysik

der Gelehrsamkeit zusammenstellt hat, findet er in Faust's Worten

Da sitz ich nun mit meinem Schmerzen
Und mit verkehrter und lächerlich meiner Kunst
Im Hölzen Buch, in Stein und Bücher kramen —

das indische Tat tvam asi (Das bist du!), ein von Schopenhauer zur Bezeichnung der innern Identität aller Wesen öfter angeführtes Wort, wieder. Nachdem nämlich Faust vom Baume der Erkenntniß gegessen ist ihm ein Licht über das allwaltend Eine in allen Wesen [illegible] den Willen aufgegangen [illegible] habe er den Allgeist besser begriffen als damals [illegible] nur seiner Erscheinung zugekehrte und er [illegible] er weiß nun wem er gleicht und wem an[illegible] als dem Willen, den er in allen Dingen wiedererkennt.

Ob mit Recht beim Schauen dieser Szene meist[illegible] an den wenn nicht Schopenhauerischen, doch überhaupt metaphysisch zu begreifenden oder philosophisch auszudeutenden Willen gedacht hat?

Die Rechte der dramatischen Autoren.

Unter dieser Aufschrift berichtet wir im vorigen Jahre zum Schluß unsere damals eben beginnenden Besprechungen versprochen.

Um unser Wort zu halten, kommen wir auf einen Gegenstand zurück, der wieder so gut wie seine Erledigung gefunden hat.

Die Theaterverstände der preußischen Residenz haben die dramatischen Autoren aufgefordert, ihre Wünsche und ihre Vorschläge zur besseren Einrichtung der Theaterbühnen einzureichen. Der Termin blieb bis zum Schluß des vorigen Jahres offen und nichts ist den Intendanten zugekommen. Die Theaterdichter haben geschwiegen.

Sie sind alle entweder mit ihrer Lage zufrieden oder es mangelt ihnen ein Gemeingefühl oder sie haben verzweifelt, daß die Wünsche, die sie auszusprechen sich gedrungen fühlen könnten, doch keine Erledigung finden würden.

Zur Vervollständigung unserer Artikel müssen wir wenigstens von dieser Sachlage einfach Act nehmen.

Wir thun auch um so mehr, als wir bei dieser Gelegenheit auch die Berichtigung einer Irrthümer zu geben haben.

Wir hatten nicht viel Vertrauen auf die Ergebnisse der preußischen Conferenzen und glaubten, daß die Theaterregisseure nicht zu überwinden sein würden.

Inzwischen haben die in Berlin vorgetragenen Verhandlungen der vereinigten Theaterverstände das Ergebniß festgestellt, daß allerdings ein guter Wille zum Guten führt. Mit dem 1. Januar sind die meisten deutschen Bühnen aus ihren bisherigen Verbindungen zu den Agenturen ausgetreten und manche fernere Maßnahme läßt erwarten, daß auch anderwärts die Segnungen eines Vereinswirkens in guten Dingen nicht ausbleiben werden.

Möge nun die Gelegenheit vorübergehen, daß in Berlin neue Theaterconcessionen ertheilt werden! Eine jede durch Bühnen, die nicht auf eine beharrende Unterhaltung aller zu einem würdigen Bühnenleben nothwendigen Hilfsmittel angelegt sind, die theatralische Muse sittlich und künstlerisch sinken, glauben wir in unsern frühern Artikeln bewiesen zu haben.

Adolf Peters.

Die Bezeichnung „Lehrgedicht" steht bei vielen in Mißcredit. Mit Recht, wenn man dabei an Productionen in gebundener Rede denkt, die zu didaktischen Zwecken verfaßt sind.

Daß aber auch das Lehrgedicht allen Forderungen eines guten Gedichts Genüge leisten könne, wenn nämlich in demselben die Wahrheit sich zur Schönheit verklärt, davon wird man, um ein Beispiel aus der Gegenwart anzuführen, in Friedrich Rückert's und Leopold Schefer's Dichtungen anderweitige Beweise finden.

An die obengenannten Namen erinnert in mehrfacher Hinsicht Adolf Peters, der soeben unter dem Titel „Natur und Gottheit", ein gediegen ausgestattetes Bändchen „Preisgesänge" (Meißen, Schmidt 1859) veröffentlicht hat.

Die Grundlage dieser Sammlung ist dramatisch und nach diesem Hauptcharakterzuge der Name „Preisgesänge" ganz bezeichnend gewählt.

Adolf Peters besitzt eine außerordentlich lebendige und tiefe Empfindung für die Natur und das Göttliche in ihr und mit dieser Eigenschaft verbindet sich zugleich ein seltener Gedankenreichthum, der als das Resultat einer tiefen Welt- und Lebensanschauung erscheint. Man sieht es diesen Preisgesängen an der ihnen innewohnenden Herzenswärme an, daß sie durch innere Nothwendigkeit ins Leben gerufen sind. Wie sie erst nach wirklicher Reife und Klärung getreten, so hat ihr Verfasser nicht minder auch auf die äußere Gestaltung die gewissenhafteste Sorgfalt verwendet. Zwischen den „Gesängen der Liebe", mit welchen Peters zuerst auftrat und „Natur und Gottheit" liegt ein Zeitraum von zwanzig Jahren. Diese Enthaltsamkeit in der dichterischen Production verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als viele unserer heutigen Poeten ihre Productionsnerven nur allzu oft zu früh reizen.

Das bisher Gesagte würde noch die Existenzberechtigung der Sammlung noch nicht rechtfertigen, wenn unter Autor somit nur gehaltne Stabe bereits getreten und Ueberlieferte wiederholt hätte; denn von einem Poeten, der eine Stellung einnehmen und behaupten will, darf man verlangen, daß er Neues und Eigenthümliches biete, daß uns auf seinen Dichtungen eine bestimmte geistige Physiognomie entgegen blicke. Auch in dieser Beziehung wird man Adolf Peters eine bevorzugte Stellung unter den Poeten der Gegenwart einräumen müssen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Vierter Band. **Nr. 31.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Schuld und Sühne. Ein Lebensbild von Franz Dingelstedt. I. II. — Die englischen Maler des 18. Jahrhunderts nach der manchester Kunstausstellung betrachtet. — Der Weinbauerstreiger. I. — Vier Novellen. — Kunst und Leben. Rede II. — Elektrotherapie. — Eine Lichterin vor dem Gerichtshofe. — Adolf Pichler.

Schuld und Sühne.

Ein Lebensbild von Franz Dingelstedt.

I.

Am Ufer einer deutschen Mittelstadt, wo der Blick in die reizende Umgebung freigegeben ist, steht ein stattliches Haus. Die geschlossenen Jalousien des Parterre und des ersten Stocks, die fest in ihrem Schlosse liegende Hausthür zeigen, daß das Haus unbewohnt ist; es macht gleichsam den Eindruck eines Todten. Was einst belebend nach sein Inneres zog, hat sich in die Nebel der Vergangenheit aufgelöst, die aufsteigend wie ziehende Wolken, verwandelt als die steppenden Minuten einer ewigen Gegenwart hernieder thauen.

Vor Jahren, an einem Frühlingsabend, waren die Fenster eines andern Hauses in einer festlichen Aemsenz glänzend erleuchtet; die Läden waren nicht geschlossen, um neugierige Nachbaraugen vor dem Lichtstrom zu schützen. Nicht einmal die Gardinen waren herabgelassen und so sah man von der Straße herauf, leichter noch aus den Fenstern gegenüber, wie die weitläufigen Räume von Herren und Damen in glänzenden Toiletten durchwogt wurden, wie die endlose Reihe von Wagen in bunter Mischung ihnen immer neue Gäste zuführte. Jetzt eben wurde die Hochzeit des jungen Kauf- und Handelsherrn Anton Berger gefeiert.

Die Trauung hatte erst am Abend in der Kirche stattgefunden. Der entfaltete Glanz und die vom Lampenlicht erzeugte Illusion sollte für die fehlende Poesie bei dem Ereigniß entschädigen. Die Braut hatte die Zeit ihres Erblühens weit hinter sich, aber ihr Herbst trug goldene Früchte; sie brachte dem Bräutigam nicht mehr die schönen Ideale einer ersten Liebe zu, aber dafür die scheinbar unvergängliche Realität — glänzender Gegenstücke. Diese irdischen, immer und überall gültigen Reize pflegen oft jene seltsame Eifersucht, jenes Hasen und Verwalten von fremdem Blut zu erzeugen, das man Geiz nennt, und so verwechselte die Witwe den Platz ihres Herzens mit ihren Staatspapieren und gab beides an den Bräutigam, dessen Versicherung „inniger Liebe" wider ihren Widerwillen später auf einen andern Namen girirt wurde.

In dem „Eingebrachten" der Witwe Braut gehörte auch ein junger Mann, der aus ihrer ersten Ehe als Sohn eines verstorbenen Freundes ihres nun ebenfalls verstorbenen Mannes traditionell zum Vetter geworden und einst stellvertretend für den Mangel eigener Kinder eingetreten war. Heinrich Elterlich war ein frisches, aus üppigem Boden aufwachsendes Gewächs, mit allen Tugenden und Fehlern einer allzu jeunig beschienenen Jugend, die nie dem Eindruck rauher Regentage still halten und die Gewässer in sich ver-

laufen laſſen mußte. Heinrich iſt ein offener Kopf, der viel Anlagen beſitzt, aber ſich nicht entſchließen kann, die unter der Aufſicht ſeines Pflegevaters aufgeſammelten kaufmänniſchen Kenntniſſe praktiſch zu verwerthen. Er treibt Muſik, zeichnet, ſtudirt Engliſch und Franzöſiſch, läßt aber nur zu oft den dreibeinigen, drehbaren, ledergepolſterten Schemel leer, der für ihn im Comptoir des neuen, freilich nur wenige Jahre ältern „Onkels“ eingerichtet worden iſt.

Das Lichtmeer, deſſen Wellen ſo blendend durch die Fenſter drangen, war noch nicht allzu lange erloſchen, als ſchon hinter den nun abends vorſichtig geſchloſſenen Jalouſieen die Stimmungen der Art wurden, daß die Höflichkeit ſie ganz auszuſprechen verbot. Heinrich war dem Onkel, der ſeine Erhaltung mit übernommen, als er die Wuwe heirathete, läſtig. Heinrich ſollte verdienen, ſollte durch Correſpondenzen, durch Führung des Debet und Credit, durch Aufſicht über die Niederlage die Erhaltungskoſten, vielleicht auch die heimlichen Taſchengelder der Tante ausgleichen; denn obgleich ſie verſicherte, daß Heinrich, der „Vetter“, aus ihren Händen nichts empfange, ſo war ihr Gatte dennoch von ſeinem Mißtrauen nicht zurückzubringen.

Die Urſache ſelbſt wie die feſtgehaltene Verſtimmung Berger's war indeß nur zur Hälfte wahr. Berger liebte ſeine Gattin nicht; ſeine Vermögensumſtände hatten ihm dieſe Heirath aufgenöthigt; die Rolle des Liebhabers als Gatte weiter zu ſpielen, wurde ihm läſtig; ſo mußte die allerdings beſtehende Unzufriedenheit mit Heinrich die Gelegenheit bieten, ſich der Aufmerkſamkeiten für ſeine Gattin auf gerechtfertigte Weiſe entziehen zu können.

Der Verluſt der Zärtlichkeit ihres Gatten iſt für das arme Weib, das noch Glauben genug beſaß, dieſe Zärtlichkeit für wahr zu halten, zu groß, als daß ſie nicht verſuchen ſollte, ſie wiederzugewinnen. Sie läßt Heinrich vor ſich kommen, ermahnt ihn, warnt ihn und erdrückt ihn faſt mit ihren Bitten und Lehren. Heinrich horcht, ſtaunt, fragt, was ſo unvermuthet wie ein lang Aufgeſpeichertes über ihn zuſammenbricht — „Das iſt nicht aus dir, Tante! Das hat Er geſagt!“ erklärt er und treibt ſo durch drängende Fragen die Tante zum Geſtändniß.

Jetzt weiß er, der „gute, wilde Junge“, wie ihn die Tante nennt, wie er mit dem Onkel ſteht, der ihm ſeither mit verlegener Freundlichkeit begegnet. Er nimmt ſeinen Lederſchemel im Comptoir des Onkels jetzt regelmäßig ein, dreht aber den Sitz ſo hoch herauf, daß er in das gegenüberliegende, durch eine Glasthür getrennte Bureau des Chefs der Handlung hineinſehen und den Onkel darin gleichſam überwachen kann.

Das Arbeitscabinet des Onkels iſt einfach, aber koſtbar eingerichtet. Die koſtbarſten Gegenſtände ſind ohne Zweifel eine eiſerne Geldtruhe und ein feuerfeſter Geldſchrank. Heinrich ſieht, wie die Geſchäfte darinnen angeknüpft oder abgewickelt werden und hat das Geſicht ſeines Onkels ſich ſchon zur Leiter gemacht, auf welcher genau das Hinauf- und Herunterſteigen der etwa gewonnenen Procente für ihn wahrnehmbar iſt. Er ſieht aber auch, daß ſich zuweilen ein und ein anderer Brief hineinſchleicht, der nicht im geringſten die beliebte kaufmänniſche Papierbläue und Couvertirung hat. Auch das Geſicht des Kaufmanns wirft beim Leſen dieſer merkwürdigen Briefe die von Heinrich aufgebaute Leiter um und geräth mit ſeiner freudigen Verklärung für den ſtillen Beobachter ins Reich des Wunderbaren und Räthſelhaften.

Eine ſchweigende Sommernacht enthüllt ihm das Geheimniß. Außerhalb der Stadt befindet ſich ein Luſtwäldchen mit ſchattigen Gängen, Ruhebänken und Vergnügungsorten, die für jene ſolide Unterlagen ſorgen, auf denen ſich Mondſcheinphantaſieen am beſten aufbauen laſſen. Heinrich hat dort eben das letzte Salair für Champagner ausgegeben, um mit einigen guten Freunden am Springen der Pfropfen neue Entdeckungen für die Wiſſenſchaft zu machen, und geht mit der Ueberzeugung nach Hauſe, daß ſolche Verſuche ganz angenehm, aber koſtſpielig ſind, als er in einem der ſchattigſten Gänge auf ſeinen Onkel ſtößt, eine Dame am Arm, die ſelbſt die halbverſchleierte Nacht noch als jung verräth.

Wie er ihn grüßt: „Guten Abend, Onkel!“ das klingt wie: „Jetzt hab' ich dich!“ Er wartet nicht ab, bis der Onkel von ſeinem Schreck ſich erholt, ihm die Dame als in Beziehung zu dem „Hauſe Berger“ ſtehend vorſtellt: er eilt mit der gemachten Entdeckung heim wie einer, der einen werthvollen Fund in Sicherheit bringen will; er ſchweigt über das Zuſammentreffen auch gegen die Tante, die „ſich einbilden konnte, der ausſchließliche Gegenſtand des Herzens dieſes neuen Onkels zu ſein“. Das Geheimniß ſoll ihm ein Kapital werden, das ihm der Onkel verzinſen muß.

Als man am Morgen des nächſten Tages miteinander zuſammentraf, hat Heinrich kein Wort

gesprochen; ein einziger Blick, der die Erinnerung an gestern in Bergern auffrischte, war alles, was sich Heinrich als Zeichen des Verständnisses erlaubte. Damit hat er den Onkel ganz gewonnen, dem dieses Zartgefühl gestattet, wohlwollend die Verdienste zu würdigen, die dieser um den Bestand des Geschäfts sich erworben und unter dieser Maske sein — Schweigen zu belohnen.

Dies Verhältniß war für Heinrich zu Zeiten drückend genug. Er weiß, daß die Tante, der er so vielfach zu Danke verpflichtet ist, verrathen, weiß, daß sie einer Unberechtigten aufgeopfert wird, die nur ihre Jugend, ihre Schönheit in die Wagschale zu werfen braucht, um sie für sich sinken zu machen; er sieht aber auch, daß Berger seine alternde Gattin mit Aufmerksamkeiten überhäuft, daß er die rührende Zärtlichkeit der — Treuelosigkeit für sie hat. Soll er diesen bunten Nebel, der ihr Eheleben umzieht und das schmerzlich Wahre verhüllt, zerreißen? Seine Gemüthlichkeit und sein Leichtsinn verneinen diese Frage; auch haben die klingenden Anerkenntnisse seines Onkels so viel Ueberredendes, daß er den Verhältnissen ihren Lauf läßt und der Tante ihre Täuschung.

Aber die Geliebte Berger's, auch eine Wittwe, Besitzerin eines Modegeschäfts, die bereits das Versprechen der Nachfolge hat für den Fall, daß die „etwas nervöse" Gattin Berger's sterben sollte, ist ebenso stolz als schön, so eitel als liebenswürdig. Ihre ewigen Zweifel an der Innigkeit und Dauer seiner Liebe kann Berger nur durch Armbänder, Shawls und kostbare Kleider — und selbst dadurch nur auf kurze Zeit zum Schweigen bringen. Das Geschäft kann er damit nicht „belasten", ein „Genie" existirt für die Dame ebenso wenig in seinen Büchern, obgleich sie, wer weiß wie stark, darin vertreten ist. So muß Berger auf Mittel sinnen, diese nicht zu vermeidenden Ausfälle irgendwie zu decken.

Er fühlt Einschränkungen in seiner Häuslichkeit ein, die nur seiner Gattin empfindlich sind; aber die „gedrückte Stimmung der Börsen", „Geschäftsstockungen" lassen sie erkennen, daß ihr Gatte nicht anders handeln kann. Mit dem Vetter hat er schon schwereren Stand. Der hat sich an die klingende Anerkennung seiner Verdienste, die er so angenehm umzusetzen weiß, gewöhnt, daß ihm ein ferneres „Nichtanerkenntniß" allzu fühlbar wurde. Er macht Einwendungen, er droht — Berger vertröstet ihn auf einen nahen Umschwung der geschäftlichen Beziehungen, denn wirklich sind Stockungen eingetreten; er gibt, wenn auch nicht mehr so reichlich als früher, doch so, daß Heinrich solche „Anerkenntnisse" nirgends finden würde; und dann, das ist vielleicht die Hauptsache, schmeichelt es seinem Stolz, jemand zu beherrschen, ihn durch ein Wort aus allen Höhen stürzen zu können.

Aber auch Heinrich hat inzwischen eine Reihe von Bekanntschaften gemacht, denen gegenüber er mit seinen ungemessenen Mitteln in Verlegenheit geräth. Die Sonntagspartieen zu Pferde, die Champagnerwetten, diese kleinen, gemüthlichen Unterhaltungen mit Rouge et Noir — alle diese „süßen Gewohnheiten" junger künftiger Großgeschäftsinhaber und Bankiers, mit denen einige Künstler und Schauspieler zum Unterricht in der Genialität des Genießens sich verbinden, müssen jetzt die engste Begrenzung erfahren.

So sitzt er heute in bitterster Stimmung, über seine Correspondenzen nach Amsterdam gebückt, ohne zu schreiben. Er hat eine Einladung zu einem Champagnerfest erhalten — in Rücksicht auf seine zusammengeschmolzene Kasse hat er sie ablehnen müssen. Ablehnen — es ist das erste mal! Da — das bemerkt er doch in seinem Mißmuth — kommt eins jener kleinen Briefchen auf umrandelig weißem Papier in das Arbeitscabinet nebenan; er sieht, daß Berger sich rasch erhebt, nach Stock und Hut greift, in so heftiger Eile aus dem Zimmer stürzt, daß er die Geldtruhe, den feuerfesten Schrank zu schließen vergißt.

Heinrich erblaßt. Er sieht sich um —, niemand ist im Comptoir; in der Niederlage werden neuangekommene Handelsproducte aufgezeichnet, die gewogen, gezählt, gebucht werden müssen. Ein Sprung in das Cabinet, — ein Griff in den großen Eisenkasten — sein Antheil bei den künftigen Großgeschäftsinhabern, der schöne schäumende Abend ist gerettet.

Da ertönt's hinter ihm wie der Klang einer gesprungenen Saite, so zitternd, klagend unheimlich: „Heinrich, was thust du?"

Heinrich ist wie gelähmt: er will sich aufrichten — umsonst! Er will sprechen und findet kein Wort, keinen Ton.

Wieder hört er hinter sich eine andere Stimme rufen: „Heinrich, so beeil dich doch! Man erwartet das Geld! Nur rasch!"

Bei dieser Stimme springt Heinrich auf — es ist die des Onkels, der, um seine Vergeßlichkeit gut zu machen, rasch wieder umgekehrt ist, in seinem Cabinet seine Gattin findet, die eben ein Zufall da hineingeführt, und als er Heinrich

bei der Geldkasse gewahr wird, den Zusammenhang ahnt.

„Ah! Ah!“ versetzt die Gattin Berger's. „Ich wußte nicht, daß der Vetter in seinem Auftrage hier ist und so viel Geld nimmt. Ich glaubte — Entschuldige, lieber Arnold!“

Sie entfernt sich. Heinrich ist durch die Geistesgegenwart des plötzlich zurückkehrenden Onkels gerettet; als er aber, bleich und stumm an seinem vorübergehend, das Cabinet verläßt, da wird ihm der Blick von seinem Morgen, der dem Zusammentreffen im Wäldchen vor der Stadt folgte, zurückgegeben mit einem mephistophelischen „Her zu mir!“ Zwischen beiden war jetzt — die Rechnung quitt.

II

Nun schwieg auch Berger. Er vergalt die Rücksicht, der Heinrich für ihn gebabt; dennoch ließ er merken, daß er Geheimniß um Geheimniß abgewogen und das seinige — schwerer gefunden.

Er benahm sich jetzt dem Vetter gegenüber rückhaltsloser. Der plötzliche Krankheit, welche jenes Zeichen gemeldet, war die Folge eines verlogten türkischen Shawls. Jetzt konnte er ihn gewähren. „Denn“, sagte er sich, „wie viel gewinnst du nicht an dem kleinen Umstande, daß du vor Heinrich die Geldverhältnisse sicher — verschließen mußt!“

Heinrich fühlte erst jetzt die ganze furchtbare Schwere seiner That; sie ging ihm aus jedem Blick, jeder Bewegung des Onkels hervor. Er hatte sich den einen Abend retten wollen und damit sein ganzes Leben ins Trübe gleichsam gerichtet. Er war der Gefangene Berger's, der ihn an der eisernen Kette führte und das Damoklesschwert über ihm an einem Haar hielt.

Die Berechtigung, jetzt sein Liebesverhältniß ohne Scheu vor Heinrich's Augen zu unterhalten, hatte Berger in der That des Vetters gefunden. Was Heinrich sah und erfuhr, empörte ihn; seine That entsprang aus Leichtsinn, das Benehmen Berger's einem niedrigen Gemüth. Und fühlte er sich nicht besser als dieser? Sein Innerstes war tief erschüttert.

Aus diesen Empfindungen ging ein Entschluß hervor. Heinrich wollte das Haus Berger's verlassen und an einem andern Platze versuchen, sich bürgerlich und moralisch emporzuarbeiten.

Eben als er im Begriff steht, das Haus zu verlassen, stirbt die Tante. Sie stirbt in der süßen Täuschung, die Stelle, die sie an des Gatten Seite eingenommen, werde sich ihm mit Erinnerungen an sie ausfüllen. Heinrich drückt ihr die Augen zu und sieht an ihrem Sarge wie an einem Ruhebett, in welchem der Schläfer darin ein Stück des Lebensschmerzes vergißt. Er verläßt das Haus, beruhigt, daß auch die Tante es verlassen; er sieht schon im Geiste die neuen Freuden einziehen, die so groß und so schwer sind, daß das Gebäude unter ihren Bewegungen zusammenstürzen muß.

In einer entfernten, größern Stadt findet er einen Platz für seine Kenntnisse, seine Fähigkeiten und den guten Willen, sie zu verwerthen. Er vertieft sich nicht nur mit seinem Geiste, sondern auch mit seinem Gemüth in die neuen Obliegenheiten, um sich aus alten Erinnerungen aufzuarbeiten. Es gelingt ihm, sich die Gunst des Chefs der Handlung zu erwerben. Weshalb auch nicht? Burkner ist ein alternder Mann, der viel Lebenserfahrung besitzt und es weiß: der fleißige Arbeiter ist ein innerlicher gesammelter und zusammengehaltener Mensch, der in allen Verhältnissen gleich tüchtig ist. Das Melodie, seine einzige Tochter, den Gang des Buchhalters erröthend erwidert, wenn sie durchs Comptoir geht, macht den Alten nicht unruhig; dieses Erröthen richtet in den Hauptbüchern, den Strazzen, den Brouillons keine Verwirrung an, und die es im Herzen des jungen Mannes erregt, kann sich vielleicht ausgleichen, wenn . . . .

Heinrich hat schon einige Jahre im Geschäft Burkner's gearbeitet, als dieser ihn eines Tags in sein Arbeitscabinet ruft.

„Herr Eisenlich“, redet ihn der Alte an, „ich habe Sie in Ihrem Arbeiten wie in Ihrem Leben beobachtet. . . Ich bin mit Ihnen zufrieden.“

Heinrich erröthet freudig: das Wort seines Chefs ist ihm wie der Ruf aus offenem Himmel: Dir ist vergeben! Bis in das tiefste Wesen erklingen sie ihm und zum ersten mal fühlt er wieder ein harmonisches Inneres.

„Ich werde alt“, fährt Burkner fort. „Die tüchtige Kraft, die mir zur Seite steht, die mit mir die Leitung des Geschäfts theilt, wäre mir unter diesen Verhältnissen sehr gesund.“

Der Alte schweigt. Des jungen Mannes Pulse fliegen fieberhaft und doch ist seine Wange blaß, sein Athem stockt. Er schlägt den Blick zu Boden, wie um zu verbergen, was das Auge gesucht hat.

„Sie sind jung, kräftig, besitzen einen reichen Kreis kaufmännischer und anderer Kenntnisse. Das alles würde mir Ihre Hülfe erwünscht machen.“

„Ich bin — arm", verſetzt Heinrich lautlos.

„Einigen wir uns", entgegnet der Kaufherr. „Sie werden Mitheilnehmer des Geſchäfts mit einem Kapital von [illegible] Thalern, die Ihnen gebucht werden. Wegen dieſer Summe ſind Sie mein Schuldner. Von dem Antheil, der bei der alljährlichen Bilanz auf Ihr Kapital fällt, können Sie nach und nach Ihre Schuld tilgen, wenn nicht eine reiche Partie, die unter ſolchen Verhältniſſen möglich iſt —"

„Nimmermehr!" ruft Heinrich ſelbſtvergeſſen.

Sein Chef betrachtet ihn überraſcht.

„Ihr Herz iſt nicht mehr frei?" fragt er.

„Das — nein — aber — ich haſſe die Geldheirathen!" ſtottert Heinrich verlegen.

Burkner lächelt.

„So iſt's richtig!" ſagt er. „Sie ſind mein Affocié! Auf die Firma kommt das — et Compagnie. Sie werden die Firma in Ehren halten, auch wenn ich einſt nicht mehr ſein werde!"

Dem jungen Manne ſtehen die Thränen im Auge; er will ſich niederbeugen auf die milde, weiße Hand, um ſie dankend zu küſſen, und ſinkt vor dem Alten in die Knie; er will Dank! rufen und ſein Ruf wird nur ein lautes Weinen.

Darüber tritt Natalie ins Arbeitscabinet des Vaters. Sie ſieht den jungen Mann am Boden, ſie hört ſein lautes Weinen, ſie muß ein Unglück glauben und ruft, verwirrt und bedrängt von Gedanken und Empfindungen: „Heinrich!" und beugt ſich raſch über ihn, um in ſeinem Geſicht zu leſen, was ihn ſo unglücklich gemacht hat.

Heinrich hat zwar Muth und Beſinnung im Hauſe des Chefs der Handlung, aber ſo oft er auch bei ſolcher Gelegenheit Natalien begegnete oder gar in ihrer Nähe weilen konnte, war es doch nie zwiſchen beiden zu einer Vertraulichkeit gekommen, die es natürlich erſcheinen ließ, daß Natalie das „Herr Oberlich" in „Heinrich" umſetzte. In dieſem Augenblick verrieth ſich der tiefe, verborgenſte Traum ihres Mädchenherzens.

Heinrich kniet noch immer, ſein Blick in den Thränen umflort; er will die Hand des Vaters küſſen und führt ſie der Tochter an ſeine Lippen — Burkner muß erklären, um das Mädchen zu beruhigen. Sie verſteht ſeine That; ſie ſinkt in die Arme des Vaters, ſie hängt an ſeinen Lippen, ſie lacht und weint zugleich.

So offenbarte ſich in einem Augenblick alles, was ſo lange ſchweigend im Herzen dieſer drei Menſchen gelegen.

(Der Schluß in nächſter Nummer.)

Die engliſchen Maler des 18. Jahrhunderts nach der manchester Kunſtausſtellung betrachtet.

Wenn man die engliſchen Maler des vorigen Jahrhunderts ſtudiren will, ſo heißt das die Kunſtgeſchichte Englands in ihrem Urſprung betrachten, denn erſt im 18. Jahrhundert treten ſelbſtändige engliſche Maler von Bedeutung auf.

Der Stammbaum der britiſchen Kunſt iſt klein; wo Italien, Spanien und die Niederlande ganze Geſchlechter edler Verfahren aufzuweiſen haben, da kann England ſich nur rühmen, fremde Talente anerkannt und — aufgenommen zu haben. Van Dyck lebte und arbeitete in England; viele ſeiner ſchönſten Bilder ſind dort geblieben, würdige Denkmäler ſeiner Größe, aber keine Schule konnte er nicht fortpflanzen. Ebenſo wenig wie vor ihm Holbein und viele andere Maler des Auslands. Van Dyck's beſter Schüler war Lely, der, ſelbſt in Manchester betrachtet, wo er durch ſeine vorzüglichen Porträts vertreten war, nur ſelten an eine oder die andere Eigenſchaft ſeines großen Meiſters erinnert. Nach ihm kam wieder ein Ausländer, Peter van der Faes (genannt Sir Peter Lely, 1618 — [illegible]) und Gottfried Kneller, beide Modemaler, ohne Würde und Stil in der Auffaſſung, ohne Wahrheit in der Ausführung. Erſt auf dieſe folgen Männer, die berechtigt ſind, eine ehrenvolle Stelle in der Kunſtgeſchichte einzunehmen, eine Stelle, die ihnen bisher nicht immer eingeräumt wurde. Ihre Namen waren bis vor kurzem in Deutſchland kaum bekannt, und ihre Werke, zerſtreut in den Galerien der engliſchen Ariſtokratie, nur wenigen zugänglich. Die manchester Ausſtellung hat zuerſt viele verborgenen Kunſtſchätze des Landes auf einem Punkt verſammelt, ſo zuerſt hatte man Gelegenheit, ſich über Kunſt und Künſtler in England einen klaren Ueberblick zu bilden. Wie wenig dieſe Meiſter und ihre Werke gerade in Deutſchland bisher bekannt waren, dafür finden wir in Kugler's „Handbuch der Kunſtgeſchichte" einen Beleg. Da iſt Gainsborough nur als ein Landſchafter, der dem Kaspar Pouſſin nachſtrebte, bezeichnet, während man in Manchester Gelegenheit hatte, Gainsborough als einen Porträtmaler kennen zu lernen, der neben den großen Italienern und Niederländern immerhin genannt werden kann.

Hier tritt uns gleich ein ſchönes Werk entgegen: eine jugendliche Geſtalt, halb noch ein

empfangen. „Du malst nicht mehr so gut wie früher!“ rief Dieser aus, als er seine Arbeiten betrachtet hatte, und bekräftigte diesen Ausspruch mit einem kräftigen Fluche. „Das geht nicht an“, fügte Otto, ein anderer Maniertik, hinzu, „das hat keine Spur von Aehnlichkeit mit Kneller's Werken!“ Und als der junge Künstler die alleinseligmachende Richtung Kneller's nicht anerkennen wollte, bemerkte ihm der andere entgegen: „Shakspeare für die Poesie, Kneller für die Malerei.“ Aber Reynolds ließ sich nicht irren und blieb auf dem einmal eingeschlagenen Wege. Er unterschied sich zuerst durch ein tieferes Eingehen auf die Individualität seiner Modelle, während seine Zeitgenossen, wie er selbst sagt, „gewisse Strömungen haben, die für allen Personen anpassen. Die Folge ist, daß ihre Bilder wie Musterbuchzeichnungen aussehen, und haben sie einmal ein historisches oder Familienbild zu malen, so stehlen sie aus diesem Kupferstich eine Figur, aus jenem eine andere, geben sich aber nie die Mühe, selbst zu denken.“ Die Porträts von Reynolds dagegen sind durchdachte Bilder, nicht nur getreue Nachahmungen der Natur; er war in der Technik so tüchtig, daß er sich die schwierigsten Aufgaben stellen durfte, während seine Vorgänger schon die materiellen Schwierigkeiten solcher Aufgaben scheuen mußten. So malte er z. B. seine Nelle O'Brien, das schönste Bild, was wir von ihm gesehen haben. Ihr Modell muß eine sehr angesehene Dame gewesen sein, aber immer soll es doch am vortheilhaftesten sein, die Dame nur auf der Leinwand zu kennen. Hier sitzt sie, ein wahres Sinnbild des [illegible]. Das Sonnenlicht scheint durch einen halb durchsichtigen Strohhut und verbreitet über das ganze Gesicht ein warmes Helldunkel, spielt dann weiter in tausend Farben auf den reichen Falten des buntgestreiften Atlaskleides. Im Hintergrund ist die Landschaft mit breitem Pinsel angedeutet.

Außer diesem ist noch eins seiner berühmtesten Bilder im Besitz des Marquis of Hertford, das unter dem Namen Strawberry girl (Erdbeeren-Mädchen) in England bekannt ist. Obgleich nur wenig ausgeführt, liegt in diesem Bild eine seltene Kraft des Ausdrucks; an den schelmischen Augen des kleinen Mädchens kann man nicht vorübergehen, ohne einen Blick zu erwidern; so muß man bleibt gewissen stehen wie vor der Natur. Es ist nicht gerade die correcte, gewissenhafte Zeichnung, die wir in diesem sowie in den meisten Werken Reynolds bewundern müssen, auch nicht seine großen Eigenschaften als Colorist, denn, wie schon gesagt, haben seine Farben sehr durch die Zeit gelitten, es ist vielmehr der eigenthümliche Zauber seiner Auffassung; er gibt uns immer einen Moment, den er der Natur abgelauscht hat, und alles im Bilde stimmt harmonisch überein, um uns gerade diesen Moment zu verständlichen.

Wegen der Vergänglichkeit seiner Farben wurde Sir Joshua schon bei Lebzeiten angegriffen. Man bemerkte ihm, daß der hohe Preis, den man für seine Porträts bezahle, den Käufer wohl berechtige, auch eine in ihren chemischen Bestandtheilen solide Waare zu beanspruchen; dieser sei somit hintergangen, wenn schon nach wenigen Jahren das Kunstwerk an seinem Werthe verliere. Hierauf antwortete Reynolds, er strebe nach jeder Art von Vortrefflichkeit, die er in den Werken anderer sehe; freilich ohne zu berücksichtigen, daß es in der Farbe Elemente gibt, die, jedes für sich genommen, vortrefflich sein mögen, sich aber doch nicht miteinander vereinigen lassen. Diesem Streben haben wir die theilweise Zerstörung seiner besten Werke zuzuschreiben; die heterogenen Elemente, die er auf der Palette zusammenbrachte, haben sich auf der Leinwand gegenseitig aufgerieben. Doch bleibt uns darum noch immer genug Stoff zur Bewunderung und wir vergessen über die Schönheiten die Mängel. Vergeben wir doch auch der Venus von Milo, daß sie keine Arme und eine unechte Nasenspitze hat.

Hogarth mag auch manchmal seine Farben nicht ganz ordentlich gemischt haben, denn von ihm finden wir einige sehr schwarze Bilder, darunter eins seiner bedeutendsten: 'Der Southwark-Jahrmarkt. Hogarth als Sittenmaler ist so bekannt, daß man seine Verdienste in diesem Fache kaum hervorzuheben braucht. Er pflegte seine Bilder selbst zu vervielfältigen und dann gewöhnlich das Original zu verkaufen. Aber den Stich kaufte, erhielt somit Antheil an der Lotterie. So verbreitete er selbst seine genialen Compositionen, die Nachwelt hat sie wieder auf jede Art reproducirt und Hogarth ist einer der populärsten Maler geworden, die jemals gelebt haben. Was Molière für Frankreich, das war Hogarth für England. Beide standen in offener Fehde mit den Gebrechen ihrer Zeit, nur waffnete sich Dieser mit der Feder jener mit dem Pinsel.

Interessant ist es nun, Hogarth auch auf anderen Gebieten der Kunst zu verfolgen, wenn man in Manchester die beste Gelegenheit dazu bietet. Als

Porträtmaler lernten wir ihn kennen in seinem Garrick als Richard III. und in seinem Kapitän Coram. Von ersterm sagt er selbst, er habe 200 Pf. St. dafür erhalten, was ein bis dahin in England unerhörter, ihm nur nach reiflicher Ueberlegung mit andern Künstlern vergleichbarer Preis gewesen sei. Den Kapitän Coram malte er für das Foundling-Hospital; er hält es für sein bestes Porträt und bemerkt darüber: „Wenn ich denn wirklich so ein elender Künstler bin, wie es meine Feinde versichern, so ist es doch auffallend, daß dieses Porträt, eins der ersten, das ich in Lebensgröße malte, noch jetzt nach 20 Jahren allgemein als das beste in der Sammlung anerkannt wird, obgleich die ersten Künstler des Königreichs ihre Talente aufboten, um es zu erreichen." Er dünkte sich wenigstens ein zweiter Van Dyck in der Porträtmalerei und glaubte den Correggio in der idealen Composition zu übertreffen. Allein seine Porträts entbehren jede der Eigenschaften des großen Meisters, mit dem er sich verglich: sie sind unedel, oft übertrieben in der Auffassung und die Ausführung verräth weder den bedeutenden Coloristen noch den strengen Zeichner; höchstens sind sie charakteristisch zu nennen. Groß ist Hogarth nur in seinen kleinen Bildern, klein in seinen großen.

Wie wenig er berechtigt war, sich mit Correggio in großen Werken seiner Sigismunda, von der Walpole sagt, sie gleiche einer heulenden, aus dem Tiroler gezogenen Magd. Die Geschichte, die sich an dieses Bild knüpft, ist nicht uninteressant. Diese Sigismunda, die dem Correggio zugeschrieben wurde, jetzt aber für ein Bild Furini's gilt, war in London für 140 Pf. St. gekauft worden. Hogarth war entrüstet darüber, daß man die mittelmäßigen Arbeiten alter Meister höher schätze als die seinigen; nun wollte er auch eine Sigismunda malen und auch mit 200 Pf. St. bezahlt werden. Sir Richard Grosvenor hatte das Bild bestellt; als der Künstler es ihm aber zustellen ließ, mit der Bemerkung, er könne es zurückschicken, wenn es ihm nicht gefalle, benutzte jener die ertheilte Erlaubniß und gab folgende Erklärung: „Ich höre, Sie haben den Auftrag, für Herrn Hoare ein Bild zu malen; wenn ihm die Sigismunda gefällt, so habe ich nichts dagegen, daß er sie erhalte; denn ich finde Ihre Leistung so schlagend und unnachahmbar, daß sie jeden, der sie mit den Augen sieht, melancholisch stimmen muß; ein Eindruck, der sich durchaus nicht vermeiden läßt, wenn man das Bild mit einem Vorhang verdeckt." Der Künstler rächte sich durch einige satirische Verse auf Sir Richard's Zartgefühl:

> Der edle Ritter sieht gehärmt,
> Kann solchen Anblick nicht ertragen.
> Es war auch mehr als sich geziemt,
> Hundert Pfund an Thränen wagen.
> Gewiß, unsichtig war's gethan,
> Kein Wort und nicht sein Herz zu brechen
> Und doch, wie hat's ihn nicht gegrämt,
> Ihn, den so zarte Scrupel stechen!

Das Bild blieb ihm bis an sein Ende; seiner Witwe bezahlt er, es nicht für weniger als 200 Pf. St. zu verkaufen. Obgleich in bedrängten Verhältnissen, blieb sie seinem Willen treu. Hogarth starb 1764; erst im Jahre 1817 wurde die Sigismunda mit 400 Guineen bezahlt.

Man kann es dem großen Genremaler schon verzeihen, wenn er auf andern Gebieten der Kunst nur fehlgeschlagene Versuche machte; und wenn wir seine Sigismunda z. B. mit dem vergleichen, was von seinen Zeitgenossen im historischen Fach geleistet wurde, so legen wir schon einen billigeren Maßstab an. Der Geschmack der Künstler wie des Publikums erging sich im Gleichnahmen; man wollte um jeden Preis classisch sein, studirte die Antike, dachte mit gänzlicher Hintansetzung der Natur nach dem sogenannten strengen Stil und eifrigste nur den Lepi. Barry (1741—1806) ist ein echter Vertreter dieser Richtung. In seinen colossalen Gemälden zeigt er sich mehr als Bildhauer denn als Maler; das Gefühl für Farbe, Licht und malerischen Effect geht ihm gänzlich ab. Ein Mangel, der sich bei der Behandlung von mythologischen Gegenständen, wo der Maler vielleicht berechtigt ist, seine Götter als kolossale Statuen vorzuführen, vergessen läßt; aber lächerlich wird er, wenn er ganz moderne Momente in die altclassischen Formen zwängen will. So malt er den Tod des Generals Wolfe auf dem Schlachtfelde von Quebec, und man würde kaum glauben, daß er den General und seine Umgebung in altgriechischer Tracht vorführt, ja ihn sogar mit weniger Kleidung versieht, als die Homerischen Helden zu tragen pflegten. Solche Freiheiten gestattete ihm der damalige Zeitgeschmack, und als West bald darauf denselben Gegenstand mit Rücksicht auf die Costüme seiner Zeit behandelte, wurde er spottweise der „Rock- und Westenmaler" genannt.

Sir Benjamin West lebte von 1738—1820. Er that manches zur Emancipirung der Kunst,

ließ aber noch mehr ungethan. Er war noch den strengen Principien der Lackirer ergeben und seine Malerei blieb so streng und kalt wie er selbst. Das englische Phlegma liegt in jedem seiner Pinselstriche. Als Compensation hat er große Eigenschaften, die oft die Kälte seiner Ausführung aufwiegen; hat entwickelte er vieles Talent nicht selbständig; er hatte auf Reisen seiner Landsmann Nicolaus Poussin studirt und blieb in allen seinen Werken ein Nachahmer dieses ausgezeichnetsten Meisters.

In der Landschaft haben wir auch einen Nachfolger Poussin's, der oft würdig ist, ihm zur Seite gestellt zu werden, und merkwürdig ist es, daß in jener pseudo-klassischen Zeit die Werke Wilson's so wenig Anerkennung fanden. Er lebte im größten Elend und mußte oft seine Bilder verleihen, da er sie nicht verkaufen konnte; jetzt wird er der englische Poussin, der englische Claude genannt und seine Werke erringen die höchsten Preise. Wilson war eben kein Modemaler; wir suchen vergebens bei ihm nach jenem gaben Reiz, durch den die Natur sich in jedem Pinselchen offenbart hat, aber seine Landschaften sind großartig aufgefaßt und ausgeführt; er suchte nur den Totaleffect und seine warme italienische Sonne überstrahlt die grauen Massen mit Licht und verliert sich nicht in kleinlich bunten Details, um dort einen Stein, dort eine widerspenstige Wolke zu bezwingen. Wilson thut einen langen Blick in die Natur, und durchdrungen von ihrer ernsten Pracht, wendet er sich zur Staffelei.

Auch lustige Maler gab es in England, sehr lustige, ja liederliche. Morland zieht sich von seiner frühesten Jugend an in der niedrigsten Gesellschaft umher, schon als Kind von 6 Jahren machte er Skizzen, deren Ertrag dem Vater, einem herumziehenden Maler, Bilderhändler und Jahrmarktsbude, Leiche und Asche tullten. Als wackerer Sohn half er bald dem Vater auch in seinen Beschäftigungen und so war der Grund zum Laster gelegt, das ihn später ganz verderben sollte. Aber Talent hatte der junge Morland, es lebte und blühte sich in ihm trotz aller Ausschweifungen; die meisten von ihm unzähligen Skizzen im Theater und Landschaftsfach. Von seinem Charakter erzählt der Kupfer, der von ihm sagt: „Keiner malte je plumpere Pferden, tumultuarischere Matineen, schwerer Gift und schwerer Schwerins." Neben diesen Eigenschaften der Oberflächlichkeit müssen wir auch in ihm den feinen Beobachter und den großen Techniker anerkennen; seine Bilder sind mit einer meisterhaften Leichtigkeit auf die Leinwand geworfen, und überall sieht man den lustigen Maler.

Es bleibt uns noch übrig, Opie, Northcote, Ansell und Newton zu erwähnen; sie gehören zur Vervollständigung dieser Reihenfolge, wenn sie auch nicht auf einen hohen Platz in der Kunstgeschichte Anspruch machen dürfen.

Newton war ein manierirter Modemaler, der in seinen Porträts weniger der schönen Kunst huldigte, als seinen weiblichen Modellen schmeichelte, der darum außerordentlich populär wurde und, wie sein Biograph erzählt, in einem Jahre 2515 Pf. St. verdiente.

Ansell (Ansell, ein Schweizer) griff zu den schrecklichsten Scenen, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen. Ein junges Mädchen mit einem Messer eingekerkert, Schlangen, Hölle, Tod und Sünde — alles malte er, ohne die Eigenschaften zu besitzen, die seine praktische Wahl rechtfertigen konnten.

Northcote war der Schüler und Biograph von Reynolds. Seine Bilder haben mehr Verdienst im Ausdruck und in der Farbe als in der Conception. Kein Funke des heiligen Feuers lebte in ihm, nicht seine Bilder, seine Biographien von Reynolds und Titian sind das Beste, was er der Nachwelt hinterlassen hat.

Opie hat größere Eigenschaften; er war ein kräftiger Colorist, ein Maler voll künstlerischer Energie, mit großem Talent für das historische Fach; eine gewisse Rohheit in der Ausführung ließ dieses Talent nie ganz zur Geltung kommen. Auch Opie war nicht der Mann, um die historische Malerei in England zu regeneriren.

Wir haben gesehen, daß Reynolds und Benjamin Westbrough das Porträtfach den Händen der classisch sein wollenden Modemaler entrissen; das historische wartete durch das ganze 18. Jahrhundert vergebens auf seinen Retter. Hat es diesen im 19. gefunden? Vielleicht sind die Anhänger und Nachahmer der vor Raffael'schen Kunstweise in dieser großen Stadt berufen; diese neue Schule, welche im letzten Jahrzehnt alle Kräfte der Jugend gebrochen hat, um die Natur als alleinige Lehrerin anzuerkennen. Der Hauptpunkt der alten Nazarener, Lenbachen und Alamänner, auf den sie sich stellen, bringt sie in manchen Punkten in Verbindung mit den Lehren dieser Schulen, gehen nicht bis zur Entäußerung des modernen Lebens, manchmal aber wissen sie überwältigend durch die Innigkeit ihres künstlerischen Gefühls, durch die Gewissenhaftigkeit und die Liebe, mit der sie

Blut vom Strohhalm an bis zum edlen Ausdruck des menschlichen Auges, behandeln. In dieser neuen Schule bekennen sich Männer von ausgezeichnetem Talent, sowie Frauen, die um alles Vorherige umstoßen, um sich dann in unverständlichen Formen zu ergehen, die ihre Unfruchtbarkeit verbergen sollen. Man kann zwischen den Pre-Raphaeliten in England und den Intimitätsmalern in Deutschland eine Parallele ziehen. Beide sind das Ergebniß desselben Strebens, aber beide ebnen dem Dilettantismus die Pforten der Kunst. Beide machen Epoche, werden von den einen als Retter der Kunst mit Begeisterung erhoben, von den andern verachtet und verdammt.

In der Kunst wie in den Weltereignissen können wir nur durch die Betrachtung der Vergangenheit und der Gegenwart auf die Zukunft schließen. Englands Vergangenheit hat große Namen aufzuweisen, die Gegenwart bringt neues Leben und Streben und legt den Keim zu frischer, schöpferischer Thatkraft. Wenn die englische Schule sich keines mächtigen weitverzweigten Stammbaums rühmen kann, wenn sie den Höhepunkt ihrer künstlerischen Entwickelung jetzt noch nicht erreicht hat, so ist sie vielleicht eben darum berufen, über bevorzugteren Schwestern in Europa zu obsiegen.

Zur Gesundheitspflege.

I

Um gesund zu leben, ist es nöthig, zu wissen, was krank macht.

Als die medizinische Wissenschaft einsah, daß sie auf ihrer bisherigen Höhe nur von kaltem Auge war, stieg sie herab und wurde populär, um sich ein größeres Vertrauen um die geistige und physische Wohlfahrt der Menschen zu erwerben.

Aus alle neuen, selbst wissenschaftlichen literarischen Erscheinungen auf diesem Gebiete tragen den Stempel des sich verständlich machen Wollens innerhalb weiterer Kreise als bei den nächsten Fachgenossen. Auch alle haben das Bestreben, sich die Kunst der Volkssprache anzueignen.

Ein solches Werk ist Eduard Reich's „Aetiologie und Hygiene" (Erlangen, Enke, 1870), die Darstellung der Ursachenlehre der Krankheiten. Die Ursachen der Krankheiten sind theils in äußern, theils in innern Lebensbedingungen zu suchen.

Um eine Anschauung von dem außerordentlich reichen Material zu geben, das der Verfasser sichtet und zu lebendiger Zusammenfassung bringt, wollen wir ein paar seiner auf das Krankwerden einflußreichen Momente hervorheben.

Wie verhalten sich die Temperamente zum Wohlbefinden des Menschen?

Das phlegmatische Temperament, auch träges oder kaltes Temperament genannt, charakterisirt sich im allgemeinen durch geringe Receptivität und Reaction, geringes Bedürfniß zur Aufnahme geistiger Einflüsse, geringe psychische Beweglichkeit und wenig Willenskraft. Individuen phlegmatischen Temperaments haben nach Kant den Charakter kaltblütiger Besonnenheit, ihre Maxime ist wenig tragen, die Bildung des Urtheils langsam, aber letzteres sicherer und begründeter als eines von einem sanguinischen oder choleischen Menschen; Affecte erlangen nur einen hohen Grad, Leidenschaften machen sich selten geltend; Müßiggang und Völlerei (Fettsucht) finden hier am meisten Angriffspunkte. Eigentümlich sind freiselbstständige Lebens- und Beschäftigungsweise bedingt Phlegmatikern am besten.

Die Krankheiten, zu denen dieses Temperament disponirt, werden die des lymphatischen Schleimsiechthums und chronische Leiden der Ernährung genannt. Ferner: Hydrocephalus, Apoplexie und Fettsucht, Fieberanfälle, Hämorrhoiden, Gicht, Krebs, Scrophulose und Tuberculose, von psychischen Krankheiten der Blödsinn. Gesundheitspflege empfehlen mäßige Arbeits- und Erholungszeit, mehr animalische als pflanzliche Nahrung, kalte Bäder und Waschungen und Aufenthalt in grünenden Räumen.

Das melancholische Temperament, auch hartes, finsteres, oder schwermüthiges Temperament genannt, trägt den Charakter geringer Receptivität, aber bedeutender Reaction, nach Innen des tiefen Gefühls. Es zeichnet sich durch Ausdauer und Ruhe in geistigen Arbeiten, große Beharrlichkeit und Festigkeit in Entschlüssen, die trotz aller Hindernisse realisirt werden, durch langsame Auffassungsfähigkeit, aber Durchdringung des Aufgenommenen bis zur vollkommenen Klarheit, endlich allerdings zuweilen durch bedeutende geistige Anlagen, die, auf gewisse Weise entwickelt, den Menschen Erstaunliches leisten lassen. Sicherheit in den Unternehmungen des Melancholikers ist groß, seine Bestrebungen sind rein, seine Handlungsweise trägt meist den wahren Charakter, er prädominirt zuweilen zum Gewissenhaften.

Menschen dieses Temperaments haben ein entwickeltes Gemeingefühl und sind zuweilen Anlagen verfallen in Leiden des Organs des

mutho, zu Krankheiten der Nerven, der Lun- und chylopoetischen Apparate, der Circulationsapparate, namentlich des Herzens, demnach zu Hypochondrie, Melancholie, Manie (vorzüglich Monomanie) Hämorrhoiden, Gicht, organischen Darm- Leber- und Milzkrankheiten, Apoplexie, organischen Herzleiden und Verknöcherung der Gefäße. Zur Beruhigung des Melancholikers, den dieses lange Krankheitsregister noch schwermuthiger machen könnte, als er schon an sich ist, fügt der Verfaßer hinzu, daß der Melancholiker mindere Krankheitsanlagen besitzt als die Inhaber der übrigen Temperamente.

Als Gesundheitspflege wird empfohlen: mehr Bewegung als mit Sitzen verbundene Lebensweise, Vermeidung blähender, erschlaffender Speisen und Getränke, Gymnastik, Schwimmen, Bewegung in frischer Luft, in den Mußestunden erheiternde Lectüre u. s. w.

Das sanguinische Temperament, auch das flüchtige oder leichtbewegliche Temperament genannt, ist vorzugsweise den Menschen mit arterieller Constitution eigen. Es hat nach Kant den Charakter leichten Sinnes und zeichnet sich aus durch bedeutende Receptivität und geringe Reaction, durch leichte Erregbarkeit des Gemüths und großen Wechsel in den Manifestationen derselben, durch Leidenschaftlichkeit, die aber wenig Beharren zeigt, durch leichtes Auffaßen, ebenso leichtes Vergeßen, durch schnelles aber nicht tiefes Urtheil, durch Mangel an Neigung zu tiefsinnigen, gelehrten Arbeiten, durch heitere Stimmung, Lebenslust und sehr häufig durch Besitz jener Kunst, die das weibliche Geschlecht leicht gewinnen.

Anlagen hat der Sanguiniker, der zu erregbaren Phantasie wegen, zu Wahnsinn sowie zu Congestionen, Aufregungen, Hämorrhagieen, Fiebern, Verstandesstörungen im allgemeinen, zu phlegmatischen und hämorrhagischen Processen der Brustorgane.

Als Gesundheitspflege wird ihm empfohlen: Vermeidung übermäßiger Bewegung sowie der Genüße in Liebe und Wein, zweckmäßige Beschäftigungsweise, Pflege der Brustorgane.

Das cholerische Temperament, auch das heftige oder hitzige Temperament genannt, ist vorzugsweise Menschen mit robuster Constitution eigen; es hat nach Kant den Charakter des starken Mannes. Ausgezeichnet ist dieses Temperament durch große Receptivität und geringe Reaction, durch entwickeltes Bewegungsgefühl und scharfe Sinne, durch scharfen Verstand, großes Auffassungsvermögen und rasches Urtheil, durch sehr große Ausdauer, Muth und festen Willen, den oft nichts zu erschüttern vermag, durch große Erregbarkeit des Gemüths, in dessen Folge oft die heftigsten Ausbrüche der Affecte erscheinen, durch große Anlage endlich zu den verschiedensten Leidenschaften. Genußsucht und Eitelkeit liegen dem Choleriker fern, dagegen macht sich der Stolz, die Herrschsucht und Ruhmsucht, Eifersucht und Rachsucht hier in hohem Grade geltend. Jähzornigkeit ist eine dem Choleriker besonders inhärirende Eigenschaft, die, durch entsprechende Schädlichkeiten genährt und vermehrt, häufig zur Raserei führt.

Choleriker sind mit Anlage versehen zu den verschiedensten Krankheiten des Gehirns, zu Congestionen und Entzündungen des Gehirns, zu Delirien, Krämpfen, zu Tobsucht, Raserei, Wuth, zu Neuralgien, Entzündung der Leber, Leberorganisation dieser wie der Organe des Darmtractus, hartnäckigen Leibesverstopfungen und deren Folgen, zur Gicht, Hämorrhoidal- und Steinkrankheit.

Hygieine: Mäßigkeit, Hauptpflege, Sorge für die natürlichen Secretionen, Vermeidung der Affecte, Verdammung der Leidenschaften, kalte Bäder und zum Getränk das reine Quellwasser, endlich Vermeidung zu großer Körper- und Geistesanstrengung, der hastenden Lebensweise. Daß der Verfaßer die Mischung der Temperamente, ihr Verwischen durch Erziehung, Stellung u. s. w. und die rein ausgeprägten Temperamente als nur sehr selten angetroffen, ist natürlich; unsere alles verwischende Zeit hat uns die Möglichkeit genommen, Charaktere zu sein und indem sie uns zu allgemeinen Typen machte, konnte sie uns kaum eine merkliche Abweichung gestatten. So gibt es vielleicht nur noch Vorsintsanguiniker, politisch-sociale Melancholiker, bisweilen Phlegmatiker, aber keine Choleriker, wenige jener robusten Naturen, wie sie der Verfaßer sich denkt; die werden jetzt durch Reck und Barren und Hanteln nur erst wieder für die Zukunft erzogen.

Indeß haben nicht allein die Temperamente ihre eigenthümlichen Krankheitsneigungen, sondern auch gewisse mehr oder weniger dazu disponirende Gewerbe. Der Verfaßer sieht sie gewissenhaft an.

Schneider sind meist schwächliche Menschen; sie sind durch die Eigenthümlichkeit ihrer Beschäftigung, d. i. durch die sitzende Lebensweise, gebückte Stellung, den Kleiderstaub u. s. w. zur Krätze, zur Scrophulose, zu Krankheiten der Lungen und der Unterleibsorgane, endlich zur Phthise

geneigt. Häufige Lüftung der Arbeitsräume, Wechsel der Wäsche, Hautpflege, einer Bewegung in freier Luft können die Gesundheit des Schneiders erhalten.

Schuster sind meist kräftig und muskulös; ihre eigene Beschäftigungsweise, die eine große Zusammenpressung der Unterleibsorgane bedingt, disponirt sie zu chronischen Unterleibskrankheiten, zu und deren entsprungener Hypochondrie und Melancholie, woraus leicht zu erklären, daß Schuster es so häufig waren, die sich der religiösen Schwärmerei hingaben.

Hutmacher und Färber sind wegen der auf die Haut einwirkenden Pigmente und Reizungen in Hautkrankheiten, und der verschiedenen Dämpfe und des Temperaturwechsels wegen in Leiden der Lunge, in Rheumatismen, Katarrhen, Entzündungen, endlich in Kachexien geneigt. Schuster, Hutmacher und Färber sollen sich derselben hygienischen Regeln erinnern, die dem Schneiderhandwerke gerathen wurden, die ersteren haben besonders häufig sich des Genusses der freien Luft zu erfreuen und schädliche Exzesse wie alkoholische Getränke nach aller Möglichkeit zu vermeiden.

Gerber sind, abgesehen von den Anlagen, welche durch Schädlichkeit der Thierhäute (worin Pinte z. B. von mit Milzbrand behafteten Thieren abstammend entwickelt werden), ausserin in Katarrhen, Rheumatismen, Entzündungen, Wechselfiebern und Lungen geneigt, welche Disposition auf der Art ihrer Arbeit und den dabei sich ergebenden Schädlichkeiten leicht zu erklären ist. Reinlichkeit, gesunde Wohnung, Wechsel der Arbeit mit Bewegung und Erholung in freier Luft, sorgfältige Reinigung und Lüftung der Arbeitsräume sind die hier in Betracht kommenden hygienischen Mittel.

Scherenschleifer haben vorzugsweise Disposition zu Husten, Lungen- und Brustkrankheiten, auch will man bei vielen Leuten eine besondere Anlage zum Gesichtsrothe bemerkt haben. Hautpflege und die übrigen hygienischen Potenzen dürfen wohl zu gebrauchen.

Die Physiognomie der Weber ist eine der verderblichsten, weil der dabei auftretenden Schädlichkeiten eine Menge sind. Zunächst kommt die Stellung bei der Beschäftigung, nämlich das Anliegen der Magengegend am Webestuhle, weiter der Staub, die sinkenden Dämpfe, die sich aus den Lauchen und dem rasch werdenden Wasserdampf entwickeln, endlich die feuchte, meist unterirdische Wohnung und das Leben des Branntweintrinkens in Betracht. Demzufolge sind die Weber meist schwächliche, blasse Individuen, mit vielen Anlagen versehen, namentlich zu Skrophulose, chronischen Leiden der Luftwege und Lungen, chronischen Unterleibskrankheiten, Phthisis, Hydrophthisis, Wechselfiebern u. a. m. Hier verdient vorzüglich die häufige Lüftung der Arbeitsräume, Reinlichkeit und häufiges Wechseln der Wäsche, Hautpflege, häufige Bewegung in freier Luft, Gymnastik, Vermeidung schädlicher Exzesse und geistiger Getränke Anempfehlung. Entsprechende geistige Beschäftigung in freien Stunden (denen Weber mehr bedürfen als die andern Proletarier) ist hier von Wichtigkeit.

Wollenarbeiter und alle jene Handwerker, die vorzüglich der Einwirkung des Staubes ausgesetzt sind, sind vorzüglich zu Leiden der Luftwege und Lungen, zu Tuberkulose, Skrophulose und Kachexien geneigt; in Belgien ist häufig die sogenannte Pneumonie der Baumwollenarbeiter, die selten ihren Ausgang in vollständige Heilung nimmt, eine Plage der Wollenarbeiter.

Flachsarbeiter sind wegen der enormen Menge des bei Bearbeitung des Flachses entwickelten Staubes sehr zu Entzündungen der Bronchial- und Lungenschleimhäute, zu Phthisis der Lungen, zu Störungen der Verdauung und Ernährung, zu Gebrechen u. dergl. disponirt.

Steinhauer, Maurer, Schleifer, Bäcker, Müller haben von den Wirkungen des Staubes zu leiden. Die beiden letztern sind in der Regel wohlgenährt, aber es sind die Müller wegen ihrer meistens feuchten Wohnungen zu Wechselfiebern disponirt. Bei den Steinbrechern kommt eine besondere Asthma-Art vor, welche man häufig mit dem Namen der Steinbrecherkrankheit, Asthma lapicidarum, belegt.

Barbiere, Barbiere sind besonders zu Lungenleiden und katarrhalischen Krankheiten geneigt, was leicht aus der besondern Art der Beschäftigung zu erklären ist.

Seidenweber, Bleicher, Färber haben ihre Anlage zu Krankheit der Augen, der Respirationsorgane und der Haut vorzüglich den scharfen Dämpfen und Reizungen zu danken, welche auf sie einwirken. Auch disponiren die ersteren und die letzteren sehr zu Erkältungskrankheiten.

Schlosser, Schmiede, Zimmerleute erfreuen sich meist eines kräftigen Baues und einer guten Gesundheit; ihre vorzüglichsten Anlagen sind die zu Erkältungskrankheiten. Zweien schließen sich die

Kubelente an, die ebenfalls zu Erkältungskrankheiten disponiren und sich durch den übermäßigen Gebrauch der Spirituosen leider nur zu häufig ins Unglück stürzen.

Metzger sind in der Regel stark, kräftig und gesund, aber meist roh und ergeben sich auch häufig dem Genusse geistiger Getränke. Völlerei mit all ihren Folgen und Krankheiten, weiter die Wurmkrankheit sind die häufigsten Plagen der Metzger.

Todtengräber, Anatomiediener, Krankenwärter, Schinder sind theils durch die schädlichen Dünste und Exhalationen, theils durch die Witterung der Gefahr des Erkrankens ausgesetzt. Hier ist Vorsicht in der Lebens- und Beschäftigungsweise in hohem Grade anzuempfehlen.

Bierbrauer, Branntweinbrenner, Weinbauern erfreuen sich guter Ernährung und Gemüthsstimmung; leider geben sich viele derselben dem übermäßigen Genusse ihrer Fabrikate hin und prädisponiren damit zu Congestionen, Entzündungen, Apoplexie, Schleimschwindsucht, Herzleiden und Hydrophobien. An einer andern Stelle bemerkt der Verfasser, daß man beobachtet haben will, daß die Cholera in ihre Brennhäuser eingedrungen, wodurch vielleicht die große Neigung unsers Jahrhunderts zur Vermehrung der Brennereien erklärt wird.

(Die zweite Hälfte in nächster Nummer.)

Vier Nadeln.

Unser pariser Correspondent schreibt uns: In der vornehmen Kreisgesellschaft der polnischen Emigranten in Paris machte unlängst eine Dame der Gräfin A. viel von sich reden. Von 24 Diamanten umschlossen, sah man auf dem weißlichen Grunde des Lapis lazuli, der wieder mit einem Glase überdeckt war — etwa ein Petschaft? Oder Dosier? Nein; man sah vier ganz verborgene, halb verrostete meßingene Stecknadeln wie zu einem Stern zusammengelegt.

Der seltsame Schmuck fand seine ruhmende Lösung in folgender Mittheilung.

Der Graf hatte vor Jahren in seiner Heimat in dem Verdacht gestanden, zu viel Antheil genommen zu haben, und wurde in einer Nacht von Polizeibeamten ohne weiteres Verhör seiner Familie entrissen. Eine Kibitka brachte ihn nach einer der fern liegenden Festungen; dort warf man ihn in ein feuchtes, dunkles Gefängniß. Tage, Wochen, Monden vergingen, ohne daß ein Richter ihn zur Rechenschaft zog. Der Unglückliche sah sich jeder Hülfe beraubt. In Todtenstille und Dunkelheit gleichsam begraben, fühlte er nicht nur seine Kräfte schwinden, sondern auch seinen Geist sich verwirren — eine namenlose Angst ergriff ihn; er zitterte nicht mehr vor seinen Richtern, er zitterte vor sich selbst. In der Erkenntniß dieser Gefahr war sein Sinnen und Trachten darauf gerichtet, irgendetwas zu finden, das ihn der verpesteten Luft — des Muths und Alleinseins — entriß und vor Irrsinn zu bewahren vermochte. Vier Stecknadeln, die zufällig in seinem Rocke geweilt waren, hatten sich den Blicken seiner Peiniger entzogen. Sie sollten seinem Geist zur Rettung werden. Er warf die Nadeln auf die Erde seines finstern Kerkers und bemühte sich, die verstreuten wieder aufzufinden. Als er sie nach mühevollem Suchen endlich wieder gefunden hatte, warf er sie von neuem auf — und immer wieder und wieder von neuem! Jahrelang spielt, lispelt, singt und mit den Händen herumtastend, gelang es ihm, der absichtlich aufgeworfenen zu sammeln. Dieses furchtbare und doch so wohlthätige Spiel dauerte — sechs Jahre! Da endlich ertönte ein großes politisches Ereigniß plötzlich den Kerker des Gefangenen. Der Graf hatte die Nadeln aufgehoben, er wollte aber sein Gefängniß nicht verlassen, ohne sie, die ihn vor Verzweiflung und Irrsinn bewahrt hatten, nur sich zu nehmen. In der hereinströmenden Tageshelle fand er sie schnell. Als er seiner Gattin diese traurige Geschichte erzählte, griff sie mit heiligem Eifer nach diesen Nadeln. Zwei geldmeßingenen, verkrüppelten Nadeln, welche furchtbare Jahre hindurch aufgehoben und gefunden, waren sie zur Reliquie geworden, die sie in einem Rahmen von Brillanten, welche Kreuz an Werth, als an gleich hohem Sinn auf ihrer Brust trug.

Anregungen.

Kunst und kein Ende.

II.

Das zweite Werk über Kunst, von Dr. Hermann Hettner und Gustav Kühne, nach Anlage und Ausführung ein ganz anderes, als das vorliegende, ist eine geistvolle, auf gründlichen Studien beruhende wissenschaftliche Untersuchung.

Auf Hettner's Buch kann man setzen, wie man sich

einem großen nationalen auf altüberlieferter Sage ruhenden Gedicht nahen, mit welchem Wittern man in Parallele zu setzen sich genötigt sehen muß. Die historisch-kritische Auffassung und Erklärung des „Faust" ist bei weitem ergiebiger und erfreulicher für das Verständnis als die Vergleichung mit irgendeinem philosophischen Systeme. Goethe hat in die Sage vom Faust nicht gegriffen, sondern hat diesen ganzen Sagenstoff in der deutschen Nation lebend und sich fortbildend vorgefunden. Da entsteht alle die Frage: Wie war der „Faust" ursprünglich beschaffen und welche Umwandelungen hat dieser Stoff im Laufe der Zeiten in den verschiedenen Bearbeitungen erlebt? Wie steht endlich der Goethe'sche „Faust" zu dem ursprünglichen?

Ueber alle diese Fragen kann man in Kinne's Werk eingehende Untersuchungen und historisch-kritisch begründete Resultate finden. Den deutschen Alterthumsforschern wird es obliegen, die näheren Nachweisungen des Faust im Kloster des Gedichts vom Wartburgkriege, im Parcival und in der Virgilsage u. s. w. zu prüfen. Wir wollen hier unsere Leser nur auf die mehr allgemeinen Ergebnisse aufmerksam machen, zu denen Kinne's Forschungen gelangt sind.

Mit dem Ariadnefaden in der Hand, daß Faust der symbolische Ausdruck des speculativen deutschen Geistes sei, führt uns Kinne von dem alten wohlbekannten Wittenberg östlich zurück zu der noch hier mit dem Orden der Sage umsponnenen Wartburg, von da in das romantische Abenteuerland und das klassische Italien und von hier nach Kleinasien und in das noch fernere Morgenland. Zeitlich leitet er uns zurück von der Reformation bis in die Zeit des ersten Minnesängers, von diesen zu den höfischen Rittersichern des 12. und des angehenden 13. Jahrhunderts und von da in die noch frühere, zu ersten christlichen Jahrhunderte bis in die Wirksamkeit der unmittelbaren Apostel Christi selbst, wodurch sich schließlich das, wenn in der Faustsage mit allen ihren Verzerrungen von der Speculation die Rede ist, diese nur im Gegensatz gegen den Glauben, gegen die christliche Religion gemeint ist. Von Anfang an zeigte sich im Christenthum der speculirende, die Geheimnisse der Weltdinge aus sich selbst zu enthüllen bestrebte Geist und dieser wurde im Bunde mit Zauberkräften, mit dämonisch verliehenen Kräften gedacht. Von dieser Natur war z. B. die Sage von Simon Magus, die zwar biblisch war, aber der christlichen Kirche nicht unmittelbar angehörige Personen zu Trägern hat. Trotz mit der ihr entgegenstehenden Heidenmission ist nach Kinne sie der erste Autor, anzuerkennen, an den sich die Faustsagen anknüpfen. Von diesem Keime aus verfolgt er der Sage durch alle Entwickelungsphasen hindurch bis herab auf die neueste Zeit. Er zeigt uns das Entstehen, Blühen und Verwelken der Faustsage. Von besonderem Interesse ist darüber seine kritische Betrachtung sowie die treffen Faustbuche von 1587, welches für uns die Urquelle aller Kenntniß von dieser Sage ist. Nach Abtrennung gewisser unorganischer Bestandtheile, die sich dem Buche einverleibt haben, gelangt der Verfasser auf dessen ursprünglichen Sagenkern, der in dem speculativen Streben Faust's besteht. Dieses ist der Embryo aus dem die ganze Geschichte hervorbricht, aus dem sich der ganze Inhalt in allen seinen Hauptzügen, von der Teufelsbeschwörung an bis zu den Pudelsohren und dem Gericht, als dem Schluß, entwickelt. Diese Einheit des Ganzen zerfällt in zwei Momente. Das erste ist die Verbindung mit dem Teufel aus Drang nach speculativer Erkenntniß, das zweite der damit verknüpfte und als ein Process in dem Gemüth des Faust dargestellte Kampf zwischen Glauben und zwischen seiner Verdiesterung auf Speculation.

Von dieser gewonnenen Erkenntniß aus beleuchtet der Verfasser die gleichzeitigen Faustsagen im Auslande und die fernere Bearbeitung und Gestaltung der einheimischen. Zuletzt kommt er auf das Wiederaufblühen der Faustsage in den Kunstrichtern des 18. und 19. Jahrhunderts, insbesondere durch Goethe, und geht auf eine Erläuterung und Kritik des Goethe'schen „Faust" unter dem Gesichtspunkte der Sage ein.

Diese Kritik des Goethe'schen „Faust" ist streng, vielleicht zu streng, aber ihre Wahrheit läßt sich nicht verkennen, wenn man die Beweise, die der Verfasser dafür beibringt, ins Auge faßt. Das Resultat dieser Untersuchung ist

„Und so ist also indem Goethe dem Faust sein eigenes Leben und Streben unterschob und insbesondere an ihm darstellte, eigentlich auch nur eine Objectivirung desselben mit sammt der Einseitigkeit, die an seinem eigenen wie an dem seiner Zeit hervorgegangen, statt daß er doch ursprünglich und eigentlich darstellen wollte, wie sich Faust aus seinem Irrthum und Unrecht zu Wahrheit und Rechtthun emporarbeitet. Statt daß daher Faust zu einer vom menschlich göttlichen Adel siegenden, statt daß er der Priester der strebenden Menschheit hätte sein sollen, in der sich ein jeder mit seinem eigenen noch so gewaltigen oder noch so kleinen Streben zurechtfinden konnte, ist er nichts weiter als eine poetisch eingekleidete Verherrlichung des titanischen Strebens in all seiner Einseitigkeit und ethischen Unwahrheit und daher nicht im Stande, unser wahres menschliches Interesse bei sich zu erhalten, das er im Anfange im höchsten Grade erregt."

Sie gründet sich darauf beide Theile zumeist auf den zweiten Theil des Goethe'schen „Faust". Aber dieser stellte ja auch die Lösung, die Rückkehr Faust's aus seiner Verirrung, enthalten. Zeigte man Kinne versöhnlich diese Lösung schärfer ins Auge zu fassen, und es hat nicht gefehlt, wenn es das Gute Faust's nicht dazu angethan wurde, daß bei seinem ewigen Liede alle Engel und Heilige für ihn bitten und der Himmel sich ihm zur Aufnahme öffne. Faust (Goethe)

ist bis zu seinem Tode nicht aus seinem Gesichtskreis herausgekommen. Der Himmel und Erde war zu einem Bildungs- und Genußmittel für sich verwendet. Er macht in allem nur sich zum Mittelpunkt des Daseins. Der gesammte Inhalt des „Kosmos" ist Goethe's Selbstverherrlichung, wobei freilich nicht zu verkennen ist, daß die damalige Zeit überhaupt an der Sucht der Selbstverherrlichung und Selbstverherrlichung litt. Aus Arnim's Kritik des Goethe'schen „Kosmos" können Aller auch entnehmen, wie weit ab der „Kosmos" als Ganzes von jener christlichen Kritik liegt, die Schopenhauer so sehr preist.

Electrotherapie.

Zur Ergänzung des von uns kürzlich mitgetheilten Aufsatzes des Herrn Dr. Wiermann über Magnetismus als Heilkraft noch einige Worte über magneto-electrische Curen.

Ein berühmter Arzt und Physiolog der Gegenwart hat die Aeußerung fallen lassen, „der Arzt müsse zunächst Kaufmann sein, ehe er der Wissenschaft dienen könne."

Er hat es mit Plötzlich gesagt und in besserer Gesellschaft, gleichwohl steckt ein bedeutender Kern der Wahrheit darin.

Solange die deutsche Medicinal-Gesetzgebung und Verwaltung und die mit der ärztlichen Oberaufsicht betrauten höchsten Behörden sich nicht entschließen, die Aerzte den freien Staatsbürgern gleichzustellen, oder solange die Aerzte nicht das Parterre eines Collegiengebäudes, eines leidenschaftlichen Interesses erkennen im Sinne Knoll's in Frankreich ins Leben gerufenen Association der Aerzte zur wechselseitigen Unterstützung im Standesinteresse und die Kunst im Sinnenden Wissenschaft, der Wahrheit und Brauchbarkeit zum Besten aller auszuüben — so lange werden die Aerzte es vorziehen, nicht Märtyrer der Wahrheit zu werden, sondern es vorziehen, das Geschäft mit der Wissenschaft so gut als möglich zu verbinden, ihre Kunst kaufmännisch zu betreiben und zu verwerthen, um nicht in der ungeheuren Concurrenz widerstandslos und unbeachtet unterzugehen.

Eine Krucht dieser Concurrenz sind die allerlei Specialärzte, die in den Zeitungen ihre Firmen anpfangen, und die Privatheilinstitute, deren einige viel einem wirklichen Bedürfniß entsprechen oder zu entsprechen scheinen, da sie bei allen Fragen doch die Grenze des Arztes möglich machen sollen, begreiflicherweise dem Publikum gegenüber nicht jene Mittel zurückweisen können, durch welche auch ein Kaufmann sein Geschäft in Gang und Credit bringt. Das ist ein Uebelstand, welcher den besten Absichten jener Privat-Heilinstitute hindernd in den Weg tritt, die nicht durch anderweitige ärztliche Privatverdienste gehindert oder durch die Munificenz von Menschenfreunden und von Behörden unterstützt und beaufsichtigt werden.

In den zahlreichen orthopädischen, hydropathischen, homöopathischen und ähnlichen Anstalten und in neuester Zeit auch der Heilanstalt für magneto- und galvano-electrische Behandlung getreten, die zum Theil noch die Methoden aller andern Anstalten gleichzeitig verbinden. Als eine der gründlichsten besteht schon längere Jahre die derartige Heilanstalt des Hofraths Dr. Eberhard Kerner in Gaisdorf am Neckar zunächst Stuttgart.

Wir werden auf ein von ihm verfaßtes und bereits in dritter Auflage erschienenes Schriftchen aufmerksam gemacht, welches den Galvanismus und Magnetismus als Heilkraft behandelt. Vorzugsweise wohlthuend hat uns der bescheidene Ton der beiden Vorreden und die auf die Wahrheit gerichtete Absicht des Verfassers. Auf 36 Seiten stellt derselbe seine Ansichten und Erfahrungen über galvanische Behandlung zusammen, offenbar nicht, um die Aerzte, sondern die Laien darüber zu interessiren.

Die Persönlichkeit dieses auch als Dichter bekannten Arztes ist so liebenswürdig, daß uns diese den Ruf der Anstalt weit besser erklärt als das, was es in seinem Schriftchen über die praktische Anwendung des Galvanismus geschrieben hat. Die wohlwollendste Kritik kann nicht Stellen verstehen wie diese: „Chronische Fälle kommen mit nicht zur Behandlung, daß aber hier der Galvanismus richtig und energisch angewandt Dienste leisten kann, bin ich überzeugt." Obwohl wenig sind die galvanischen Heilversuche damit gut motivirt, daß er sagt: „Es gibt wenig Krankheiten, in denen der Galvanismus in Verbindung mit andern Medicamenten nicht eine thätige Beihülfe zur Heilung leisten könne" und versichert, daß er bei manchen Krankheiten denselben nicht als Hauptmittel, sondern nur zur Unterstützung einer andern Curmethode anwendet.

Den Behauptungen des Verfassers, auf dem Gebiete des thierischen Magnetismus das Unkraut, den Mysticismus die Phantasterei, Uebertreibung und Lüge auszureuten, stehen wir unsern ganzen Beifall. Indem er uns reine, unverfälschte Wahrheit zu geben versichert, vermeidet er aber ihren Besitz zu gestatten, überläßt es vielmehr der vermuthlich vergeblichen Anstrengung, sich zu bemühen, daß der thierische Magnetismus bald als eine unzweifelhaft existirende Kraft, als ein dem Galvanismus, der Electricität und dem Mineralmagnetismus verwandtes Imponderabile die verdiente Stelle in der Wissenschaft einnehmen möge. Was er unverfälschte Wahrheit nennt, ist eine Hypothese, eine Metapher und ein Bild — die Hypothese, daß die Energie des Willens ein überschüssiges Nervenagens auf einen Punkt hinlenke, die Metapher, daß der Magnetiseur strahle und denke durch die Hand, ein Bild, indem er sich das Magnetisiren denkt wie das Anzünden eines Lichts an dem andern, wobei das anzündende auch nicht an Kraft verliert.

Eberhard Kerner ist Magnetiseur und darum müssen wir, daß er unsere verurtheilenswerthe Ansicht nicht die physiologische Untersuchungsmethode verstehen, nicht der Strenge naturwissenschaftlich sog-

ihrer Verwundung wundern kann. Er wurde dann nicht sein Bedauern aussprechen, daß der Magnetismus nicht williger von den Aerzten angewandt wird. Es thut uns leid, daß er dies bedauert bei so viel trefflichen Belehrungen und wahrhaft Anständen, die er sonst in seinem Schriftchen bekundet.

Eine Dichterin vor dem Generalstabe.

Eine seltene Erscheinung ist wol eine Tochter, die das militärische Ehr ihres Vaters vertheidigt:

Und hat ein armer Teufel einmal recht
Es kommen gewiß vom Lohn nicht zu Ehren!

spricht Luise von Bernstedt Goethen nach in der Erzählung der Waffenthaten ihres Vaters im „Gefecht bei Wavre an der Dyle am 18. und 19. Juni 1815“ (Berlin, Heinicke, 1854).

Vierzehn Stunden kämpfte das Füsilierbataillon des 1. kurmärkischen Landwehr-Infanterieregiments unter Commando des Majors von Bernstedt gegen das Corps Hantamme's und hatte großen Antheil am glücklichen Ausgang des Feldzugs. Nichtsdestoweniger ging es dem wackern Krieger in Wirklichkeit so wie dem Prinzen von Homburg in der Kleist'schen Dichtung. Er gewann ein Treffen und wurde doch der Insubordination beschuldigt oder hatte wenigstens die bittern Vorwürfe seines Vorgesetzten zu erfahren.

Wir lasen die Mittheilungen seiner Tochter mit großem Interesse und glauben, daß ihre Schrift niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird. Ein Einblick in die damaligen Dienstverhältnisse und Details der preußischen Armee trägt wesentlich zum Verständniß der ganzen damaligen Zeit bei. Dem wackern Helden, welchen schon im Jahre 1812 der Herr der Heerscharen zur großen Armee abrief, wurde bei Lebzeiten nicht die gerechte Anerkennung seiner Verdienste zu Theil.

Luise von Bernstedt, eine bekannte lyrische Dichterin, hat mit unermüdetem Eifer alles zusammengetragen, was zum Ehrendenkmal ihres Vaters dienen konnte. Die Sängerin gehört somit nicht zu den modernen Jeanne d'Arc, die sich der Welt in Wehr und Waffen zu zeigen pflegen. Sie hat es bisher mehr nur mit den Ritterspeeren in der Blumenwelt als im militärischen Leben zu thun gehabt. Aber ihrem Vater zu Liebe trat sie mitten unter die Ordonnanzen und Adjutanten und drückt sich Bahn bis zu den Herren, die die Parolebefehle ertheilen und die Kriegspläne auf der Karte zeichnen. Freilich wurde sie von manchem alten Kämpen, der unter ihres Vaters Fahne focht, wacker unterstützt. Sie nahm Entlassungsgesuche auf, wo sich deren irgend noch unter den Veteranen finden ließen. Diese sind in ihrer natürlichen Sprache mitgetheilt und verleihen dem interessanten Buche außerdem einen nicht geringen Reiz. Man erfährt, daß Major von Bernstedt ein origineller Charakter war, von dem manches Kernwort sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Nicht blos für Offiziere, sondern für jeden, der am Uebergang des volksthümlichen Geistes der preußischen Armee in die spätere exclusive militärische Richtung der Friedensepoche an lebhaft erzählten Beispielen studiren will, bietet die kleine Schrift eine ebenso belehrende wie angenehme Unterhaltung.

Rudolf Virchow.

Ohne auf einen schon neulich (in Nr. 26 unserer „Unterhaltungen“) von uns erledigten Streit auf's Neue zurückzukommen, wollen wir nur von einer öffentlichen Erklärung Notiz nehmen, die Professor Virchow in Berlin über eine gelegentliche Aeußerung unserer Zeitschrift gegeben hat.

Unmittelbar nach den Märztagen in Berlin war die „Zeitungshalle“ ein Organ, das jeder freisinnigen Meinung über die neuesten Zustände rasch eine weite Verbreitung gab. Ueber das Wort des Königs „Preußen soll in Deutschland aufgehen“, über die Polenfrage, die Kaiserkrone und ähnliche vom Augenblick gut allgemeinen, ueberhaupt angeregten Diskussionen erhobene Fragen schrieb auch der Herausgeber dieser „Unterhaltungen“ einige Artikel in die „Zeitungshalle“. Es konnte also die Bemerkung, daß der damalige junge Professor der Anatomie, Dr. Virchow, den man seither allgemein für einen freimüthigen und an den politischen Vorgängen betheiligten Gelehrten hielt, Aehnliches gethan hätte, von unserer Seite nichts Verdächtiges enthalten.

Professor Virchow erklärt nunmehr, daß er weder damals in der „Zeitungshalle“ noch überhaupt in politische Zeitungen Artikel geschrieben habe, und fährt fort: „Ich habe mich nie an thätiger Politik betheiligt als da, wo Ehre und Bürgerpflicht es erheischten, denn allerdings habe ich immer die Ansicht getheilt, daß es Zeiten gibt, wo jeder Bürger seine Partei ergreifen und zu vertreten suchen muß. In gewöhnlichen Zeiten aber ist die Pflege der Wissenschaft, die Cultur des Geistes die nächste und zugleich dankbarste Aufgabe des Gelehrten, der damit der Politik die Wege bahnen hilft. Auch hat die Erfahrung gezeigt, daß die Gelehrten entweder zu abhängig oder zu unabhängig zu sein pflegen, um gute Politiker abzugeben. Solange daher nicht die Noth an den Mann kommt, solange überlasse ich gern andern die praktische Politik.“

Wir verbergen unsere Verwunderung, da sich aus der obigen, demnach irrthümlich gewesenen Angabe in Berlin Gerüchtlichkeiten verbreiteten, die zwar weder mit der Kenntniß unserer Absichten, noch mit Beigen natürlicher und ungezwungener Vermuthung ist, möglicherweise aber mit Professor Virchow's amtlicher und gesellschaftlicher Stellung zusammenhingen. Von beiden Rücksichten sprachen schon wir selbst und wiederholt der berliner Correspondent in Nr. 26 der „Unterhaltungen“ unsere vollkommenste Hochachtung aus.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 32. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Schuld und Sühne. Ein Lebensbild von Franz Dingelstedt III IV — Bilder aus Rom. I. Der Garten der Villa Ludovisi. Von Emma Herchert. — Aus Paris IV — Zur Gesundheitspflege II — Das Zeitalter der Aufklärung — Italiens Hoffnungen — Romane und Erzählungen III — Aus dem Leben des Offiziers — Lebensbilder von L. Bechstein

Schuld und Sühne.

Ein Lebensbild von Franz Dingelstedt.

III.

Wieder fünf Jahre vergangen. Der Chef der Handlung Bürkner & Comp. ist seit lange schon der glückliche Gatte Natalies; blühende, herangewachsene Kinder erheben ihr Glück und endlich trübt es nur der Tod dessen, der es gestiftet.

Um seiner Gattin Zerstreuung und Erholung zu bieten, reist Heinrich mit ihr nach Helgoland. Und wirklich übt auch der Anblick des weiten Meeres eine unendliche Gewalt über ihre Seele, eine Gewalt, die sie gesund nennen möchte. Heinrich ist glücklich bei dieser Entdeckung: gehobenen Stimmungen ist der Schwere nie gefährlich.

Als man sich auf dem Rückwege nach der Heimat befindet, in Hamburg, erfährt Heinrich ein Ereigniß, das ihm das Blut aus den Wangen treibt — das Haus Berger hat plötzlich Bankrott gemacht.

Heinrich schweigt gegen die Seinigen, aber er beeilt die Heimreise, um an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen. Zum ersten mal nach langen Jahren fühlt er die vollen, drückenden Schmerzen jener unbesonnenen That wieder, sieht wieder den Flecken seines Lebens, der sich durch keine Reue rein waschen läßt. Was als That ins Leben trat, ist unvergänglich.

Heinrich's Erkundigungen über das Schicksal Berger's offenbaren ihm wieder die unerbittliche Logik, die dem sittlichen Gesetz zu Grunde liegt. Berger hatte bald nach dem Tode seiner Gattin die Geliebte geheirathet. Wieder drang ein Lichtstrom durch die Fenster, wieder wogten glänzende Toiletten durch die Räume seines Hauses, aber diesmal bewegter, bunter, lauter als das erste mal — —

Wenn jetzt sich abends die Jalousieen schließen, gibt es dahinter keine Verstimmungen, keine auseinander gehenden Herzen. Wie liebenswürdig, wie verführerisch reine Camilla war, erfährt Berger jetzt erst ganz. Da sind nun kleine, liebenswürdig schelmische Koketterieen, daß der Gatte ihre Gunstbezeigungen erkaufen muß; aber die gegebenen Versprechen sind ihm so heilig, daß er sie bis auf das kleinste einlöst. Wenn er an der Seite der schönen, reichgekleideten Frau geht und bewundernde Augen auf sein Ohr schlagen, fühlt er sich so glücklich und drückt ihr dankbar den Arm und lispelt: „Alles für dich!"

Aber Camilla läßt sich auch gern zu Hause bewundern, bei Festen, wo sie mit gewinnender Anmuth als Wirthin erscheint. „Alles für dich!" lispelt Berger und lobt zur Tafel ein und das noch die Genugthuung, daß man neben der Liebenswürdigkeit seiner Gattin auch seine unerschöpfliche Kasse bewundert.

Die Bücher im Parterre sind zwar gegenwärtiger Meinung, wenn es eben „hoch hergeht". In dem Haupt- und Gasse-Buch gewinnen die Zahlen, die sich früher ebenbürtig gegenüberstanden, auf der einen Seite ein bedenkliches Übergewicht. Berger muß endlich aufgestanden werden. „Es muß etwas geschehen!" sagt er sich und überlegt. Seiner Gattin kann er die theuren Kleider, die neuesten pariser Modehüte, die Shawls nicht vorenthalten; sie würde ja sonst nicht mehr die Bewunderte und Gefeierte. Er kann die Diners und Soupers nicht beschränken, ohne seinem Credit die gefährlichste Wunde zu schlagen. Was bleibt ihm übrig? Er spekuliert. Hunderttausende wurden schon mit einem Handstreich gewonnen, Hunderttausende verloren, während der, dem sie zufielen, im Seitenwinkel den Preis der Verkannung abwartet. Nur kühn! Nur verwegen! Nur so hinaus! Die Gegenwart schafft die kühnen Thaten des — Kapitals und weiß sie zu belohnen. Berger vergißt, daß auch Hunderttausende ebenso schnell verloren werden. Er wagt wie ein verzweifelnder Spieler und — verliert. Grausame Welt, die eingesetzte Kapitale nicht verdoppelt, vervierfacht zurückgibt, sondern sie ganz an sich behält. Zahlungen sind zu leisten, morgen schon oder gar heute noch. — Berger weiß nicht mehr, an welchem Tage er lebt. Er flieht vor sich selber, vor der Pünktlichkeit, die ihm die Brust zu sprengen droht, zu seiner Gattin. An ihrem Herzen will er eine Weile ruhen, bis es in dem seinigen ruhiger geworden, schon hat er sein Inneres ihr ganz geöffnet, damit ihr tröstender Zuspruch, ihr sanfter Rath, ihre opferbereite Hingabe ganz und voll einziehen können.

„Arm?" ruft Camilla entsetzt. „Arm sind wir? O ich Unglückliche! Ich Verrogene!"

Berger taumelt bleich zurück. Das ist das letzte Wort, das scheinbar um seinetwillen der Lippe seiner, als noch eine Andere heilige Rechte an ihn hatte!

Er muß fort. Er will nicht länger sein, wie das Gericht das Geschäft schließt, seine Siegel verlegt, der Arme Inventur nimmt. Er irrt umher; wer weiß wohin. Gegend und Menschen umher sind ihm fremd. Er fühlt nicht Hunger, nicht Durst, nicht Müdigkeit. Er sagt sich nur jede Minute neuen Augenblick: „Jetzt schließen sie beim Gericht!" Nun ist's vorbei!"

Ein einziger lichter Gedanke erinnert ihn an Hierlich. Er hat von ihm gehört, man hat ihm erzählt, wie sich der Vetter emporgearbeitet. Aber dieser ist im Verkehr mit niemand von denen, die das Geschäft interimistisch verwalten, hat Bekanntschaften zu geben.

Berger taumelt nach Hause. Er weiß nicht, wie lange er abwesend war, er hat seinen Zeitsinn verloren. In Hause sieht er den geschlossenen Laden; die erste Stufe ist geräumt; was dann, „gehörte seiner Frau". Camilla ist fort; niemand weiß ihm zu sagen wohin. Einige Zeit später erhält er eine Zustertigung des Ehescheidungsurtheils — Camilla hat auf Scheidung geklagt, weil „ihr Gatte — sie nicht ernähren kann!"

Männlich stark war Berger nie — diese Erfahrung bricht ihn vollends. Es schmerzen ihn nichts, er fürchtet nichts mehr; er lacht nur noch, wild, hohnisch, innerlichst verbittert. „Nicht ernähren!" sagt er sich. „Freilich, ich kann's, ich mag nicht mehr!"

Ihn kümmert's wenig, daß seine Kleider zerlumpen, die Stiefeln sich schief laufen; er sinkt tiefer und tiefer. Nur Einen Gedanken, Einen Sinn bekommt er allmählich — Alkohol! Wenn der ihm in der Kehle brennt, wie ist das so kräftigend, so belebend, so den ganzen Körper aufrichtend, daß die Fülle des Genusses sich nur in einem lauten Ah! entrollen läßt!

Heinrich braucht ihn nicht erst aufzusuchen, Berger kommt schon von selbst an seinen Wohnort. Er paßt die Zeit ab, in welcher man den Chef der Handlung Bürkner & Comp. von einer Reise zurückerwartet. Heinrich ist ihm der „alte Freund" noch, den — hm! — den er durch seine Geistesgegenwart vom Schlimmsten rettete. Der „hat warm" und ihn friert, ihn friert immer, wenn er sich nicht innerlich erwärmen kann.

Heinrich muß es sinken, daß ihn Berger in seinem Arbeitscabinet aufsucht; aber er fühlt sich bei seinem Anblick von der mühsam erklommenen Höhe wieder herabgeführt. Zwar ist er zu jedem Opfer bereit, um Bergern eine neue Existenz zu gründen, aber dieser hat schon die Verbindung dafür verloren.

Heinrich thut das Möglichste, um den stürmischen Wunsch an die Vergangenheit zur Ruhe zu bringen, er kauft ein in der Provinz gelegenes, eben ausgebotenes Detailgeschäft für ihn an. Einen Augenblick lang scheint es, daß damit, mit einer neuen, anständigen Kleidung die eingeschlummerte Moral in Berger wieder erwacht, daß gute Vorsätze sich aufzurichten streben, um in Thatsachen eines neuen Lebens zu werden. Aber

schon nach einigen Monaten ist das Detailgeschäft geschlossen, Berges femme abgerissen, geplumpt und rund, sein Atem hat etwas fast Betäubendes; wenn er längere Zeit anwesend, kann davon betäubt werden.

„Heinz", sagt er, wie sich entschuldigend, „das Geschäft ging nicht, da ging ich' Kleine Menschen das! Immer nur einen Hering auf einmal, den Essig in Sechsern — wenn man Gerichte gewesen — Heinz, du verstehst — man verkauft Heringe in Tonnen und Essig in Fässern!"

Otterlich ist über diese Weisheit empört. „So kann ich nichts weiter thun!" versetzt er kalt und streng.

Berges lächelt so tückisch klug, daß Otterlich darauf zurückkehrt. „Kannst nichts thun?" wiederholt er mit lallender Stimme. „Was that ich? Heinz, der Liebesbriefen war schon gestrichen — du brachtest die Hand vom Gelde nicht los! Ein verwunschener Streich! Ich war arm, Heinz! Du kannst meine Frau — Wenn sie gemerkt hätte . . Aber sie sollte nichts merken. Ich war arm, Heinz, sehr arm!"

Otterlich rückt in seinem Sessel zurück; der bittere Spruch, der ihm in seiner Jugend nur sein Vergehen hätte ins Ohr klingen können, konnte nicht so dumpf sein als der Umstand, daß ein Mensch wie Berges zum Siegelbewahrer seines Geheimnisses wurde.

„Was kann ich thun?" fragt er nach langer Pause. „Willst du fort von hier? Willst du vielleicht jenseit des Oceans dein Glück neu versuchen?"

Berges lacht. Der Gedanke ist ihm zwar nie beigekommen, seit, da ihn ein anderer hat, hält er ihn für den seinigen.

Er nickt, er schüttelt, er zeigt sich angeregt von diesem Gedanken.

„Richtig!" sagt er. „In den spekulativen Banken oder in die Goldwäschen Californiens oder ein tüchtiger Handelsherr mit dunklen Menschenhäuten! Jetzt gib mir noch etwas für Wichsiert, Heinz! . . Morgen, übermorgen reis' ich, wenn du's vermittelst!"

Otterlich ist zu vielen wiederholten Opfern, die ihn von einem Menschen, der ihn nur ein böses Gewissen verpflegt, befreien sollen, gern bereit. Er schließt im Namen Berges's mit dem betreffenden Agenten, der die Ueberfahrten vermittelt, ab und schreibt nach Bremen an einen Geschäftsfreund, dem er in Zahlungen an Berges Anweisungen leistet und der dessen Fortkommen vermitteln und überwachen soll. Als er diese Verfügungen vollendet, wird es wieder ruhiger in ihm; ihm ist, als läge mit Berges seine ganze Vergangenheit über den Ocean.

IV

Es ist Spätherbst, aber im Hause der Inhaber der Firma Bürkner & Comp. ist es blumig und frühlingsathmend, die Thüren sind noch vom Epheugrün umrankt, Blumen durch die Räume sinnig geordnet vertheilt. Der älteste Sohn Otterlich's feiert heute seine Hochzeit. Für die Aeltern ist das ein Jubiläum- und Erinnerungstag. Wie die jungen Neuvermählten, so standen auch Heinrich und Natalie, erzitternd vom Liebe und Glück. Das Rad der Zeit bewegt sich fort und fort, aber in seinen Speichen liegen neue Gesichichter, neue Anschauungen.

Inmitten dieser Festlichkeit und Ruh wird Otterlich gemeldet, daß ihn jemand dringend zu sprechen wünsche.

Das Comptoir ist zwar trotz der Feier im Hause nicht geschlossen, denn das Geschäft erlaubt seinem Diener nicht, ihm auf Augenblicke Stillstand zu gebieten; dennoch wird heute nur das Allernothwendigste expedirt. Als Otterlich aus dem festlichen Kreise hinwegzutreten wird, muß er glauben, daß es sich um ein Allernothwendigstes handle.

Als er verwundert aus dem Salon, tritt er auf — Berges.

Lieber betrachtet erstaunt die festlichen Vorrichtungen und wird Heinrich erst gewahr, als dieser recht vor ihm steht und ihn ernst anblickt: „Was soll's?"

Als er Berges näher betrachtet, muß er sich erschrecken. Es ist das von dem Alkoholdunst aufgetriebene, verblaßte Gesicht, das unter der Kappe kaum Menschliches hat; die Gestalt ist wie zusammengebrochen, ohne Kraft und Mark. Der eingetretene Hut liegt feuchtes auf dem Kopfe, aus den ausgefransten Eingängen der Taschen eines alten, mit Stricken zusammengehaltenen, langschößigen blauen Rocks sieht der Hals einer Flasche und die Spitze einer Pfeife heraus. So will sich Berges zum Feste einladen.

Otterlich stößt ihn zurück.

„Komm in mein Cabinet!" sagt er streng. „Dort lassen sich deine Angelegenheiten ungestörter besprechen. Wir müssen zu Ende damit kommen!"

Er sieht es ihm noch heute jemand von den Gästen den Eintretenden gemacht wird, ein Berges hingt in sein Arbeitszimmer. „Verhaßt

bist du nicht übergeschickt?" ist Otterlich's erste, entsetzte Frage.

„Das viele Wasser!" lallt Berger. „Wär' es noch gebrannt, hm — dann — Aber was thu' ich in Amerika? Wie viel Dollars kann ich wohl einwechseln für die lumpigen paar Hundert preußischen Thaler? Kann ich damit spekuliren? Kann ich damit ein Geschäft in Rothhäuten machen? Und ich war groß' — Und du? — Und ich war sehr groß!"

Unbemerkt versucht Heinrich, sich selbst zu beruhigen, einen festen Entschluß zu fassen. „Er hat mir in Bremen nur halb gethan, um was ich gebeten", sagt er, „sonst wärst du drüben überm Ozean und ich wär' keiner Sorg'. Aber das muß zu Ende gebracht werden! Hörst du! Es muß!"

„Heinz", versetzt Berger mit heiserem Lachen, „mich friert, friert recht innerlich! Aus deiner Kuche drang es so kaltig warm — da erinnerte ich mich — ich war auch mal ein reicher Mann — und vieler Anhang und viele Staatsdiener — und alles — Perdemie, Heinz!"

„Du sollst haben! Was weiter?"

„Ich soll haben? Guter Heinz! Ich soll haben — und die oben? — Die haben auch — Und ich den Abhub im Winkel! Schämst dich meiner, Heinz? Der Rock, hm — der Rock, der macht einem Aufsehn aus — Wenn auch, was liegt daran? Der eiserne Kasse, in die ein Griff geschah, existirt nicht mehr — und ich — ich war groß — sehr groß!"

Heinrich hält mit Mühe an sich. „Ich will endigen zwischen dir und mir!" ruft er gedämpft. „Aber für immer! Ein Mittel sage mir, daß mich von dir frei macht!"

„Frei?" lacht Berger höhnisch. „Daß ich ein Narr wäre! Du bist meine letzte Spekulation — eine gute Spekulation! Und jetzt —" Berger erhebt sich mühsam und sucht eine imponirende Stellung einzunehmen; er stößt den Rock enger an den Leib und stützt den eingedrückten Hut fester. „Und jetzt sag' ich — und sage — daß ich dich nicht losgebe! Man hebt auf mich nieder, ich kann auch niederstechen — will niederstechen auf einem, der —"

„Kein Wort weiter!" ruft Otterlich drohend.

„Auf einem, Heinz", fährt Berger ruhig fort, „der — mich übers Meer haben wollte, der sich gern ein Stück seines Lebens amputiren ließ! Gelt, Heinz! Das von damals ist eine Anmerkung, worüber sich bringen auf Berger, Heinz! — Auf Berger!"

Heinrich tritt dicht vor ihn hin; sein Wesen ist in Aufruhr; aus seinen Augen blitzt es wie aus unheilvollen Wolken; seine Hände haben sich zu Fäusten zusammengekrampft.

„Jetzt mach' ein Ende!" ruft er mit knirschender, leiser Stimme. „Jetzt bring' es zum Abschluß für immer! Wir müssen aufhören, uns zu kennen!"

„Müssen?" stammelt Berger. „Wer sagt's? Ich nicht! Ich sage — du mußt, Heinz! Wie so edel sind, wie dankbar! Alle! Alle! Camilla läßt sich scheiden — und du?"

„Berger!" ruft Heinrich außer sich. „Jetzt kein Wort weiter oder — ich thue, was mich reut! Ich gebe Anweisung, ich zahle die Kosten deiner Reise noch einmal!"

„Ich bleibe!" versetzt Berger entschieden.

„Du gehst! Ich ertrage deinen Anblick nicht! Ich mag dies Ungeheuer nicht länger an meinem Leben kleben lassen!"

„Ungeheuer? Wer bist du? Was bist du? Ich will's erzählen! Ich will ein Lied aus deinem Leben machen!" schreit Berger . . .

Da stürzt Heinrich auf ihn zu. „Sprich die Rede nicht zu Ende!"

In diesem Augenblick hört man draußen im Flur den Namen Otterlich rufen. Dadurch kommt er wieder zur Besinnung. Er ist eben im Begriff, die Hand von Bergers Lebensfaden, die ihn niedergedrückt hält, als dieser, die augenblicklich ihm gewordene Errettung benutzend, schreit: „Hierher! Ein Dieb! Ein Dieb!"

Weiter kommt er nicht. Die mit aller Macht auf einen Augenblick zurückgedämmte Angst Otterlich's bricht verstärkt hervor und reißt alle Dämme moralischer Kraft nieder. Otterlich reißt Bergern aufs neue an dem alten Tuche, das um dessen Hals gewunden ist, und würgt es zusammen; dabei drückt er ihn nieder und gegen die Wand. Ihm schwimmt's ganz in der Ordnung, daß Berger keinen Laut von sich gibt, daß dessen Arme schlaff am Körper herabhängen — „Dieb" vor seiner Familie!

Als Otterlich die aus ihren Höhlen tretenden, starr auf ihn gerichteten Augen, die eigenthümliche Blässe des Gesichts, den leichten offen stehenden Mund bemerkt, fährt er erschrocken zurück. Der Anblick Bergers hat etwas so Entsetzliches, daß Otterlich plötzlich von ihm abläßt. Da aber, als die Hand das um so geschlungene Halstuch weiter freigibt, stürzt Berger zu den Füßen Otterlich's zusammen. Er rührt sich nicht, athmet

nicht — hirch und entsetzt gewahrt es Otterlich — er hat ihn getötet!

Der Unglückliche steht starr und still, unfähig, zu denken und zu empfinden. Daß die That geschehen, drängt sich ihm nur allmählich auf. Wie aus weiter Ferne kommt ihm die Kunde, daß er einen Mord begangen. Dann wieder begreift er plötzlich und klar die That in ihrem ganzen Umfange, alle Folgen derselben schweben über sein Herz. Wie ein dunkler, geisterhafter Zug ziehen die Gewalten, denen er verfallen, an seiner Seele vorüber. Und doch — er kann kein Mörder sein! Er kniet neben der Leiche nieder; er ruft leise, dann lauter und immer lauter den Namen Berger. Er verspricht ihm alles, alles unter der Bedingung, daß er nicht tot bleibe! Dunkle Erinnerungen steigen in ihm auf, daß er hier und da über Wiederbelebungsversuche gelesen. Er knöpft den Rumpfen am Halse los; er öffnet den Rock, die Weste des Toten — die dem Körper schlenke Leibwäsche flieht ihm keinen Ekel ein. . . Alles vergebens! — Nun springt er auf, rennt an seinen Schreibtisch und entreißt in unterdrückten Verwünschungen ein Bild, das die im Winkel des Cabinets liegende Leiche verunstaltigt. Als er damit fertig ist, fragt er sich erst: Was mir denn? Er hat keine Antwort. Er springt von seinem Sessel auf; er will den Toten meiden und immer wieder fühlt er sich von dessen starrem Auge durchbohrt. Sein Name wird inzwischen wiederholt und immer lauter gerufen. Er hört es und fühlt damit zugleich die Angst doppelt stark zurückkehren. Er flüchtet in seinem Cabinet aus einem Winkel in den andern, wie vor sich selber. Zweimal, dreimal hört er an der verschiedenen Cabinetsthür klinken, hört draußen sprechen — ihm ist in diesem Augenblick, als würde ihm der laute Ausschrei: „Hier ist der Mörder, der Tod! Hier! Ich bin es selbst!" Nur nicht allein dieses entsetzliche Geheimnis tragen! Nur einen Mitwisser haben, nur jemand haben, der es teilt, wär' es auch der — Nachrichter —

„Gott im Himmel! Was thatest du?"

Als es draußen wieder stiller wird, ordnet Otterlich die That. Er hört von oben herab den Jubel der Gäste, das Klingen der aufsetzenden Gläser. Er fragt sich, was das bedeuten mag! Wer da oben wohl wohnt? Er besinnt sich, daß er selbst einmal dort oben, wo jetzt die Gläser klingen, heimisch war; daß dort sein Herd stand und die Flamme derselben von Vitalien erhalten wurde wie das heilige Feuer der Vesta. Aber das, so dünkt ihm, ist schon lange her, schon lange! Inzwischen — Und jetzt grinst ihn der Tote an, der im Cabinet liegt und aufstehen und plötzlich ausschreien könne, daß er, er der Mörder sei!

Er eilt hinaus aus dem Hause. Die Straßen sind dunkel, der Himmel ist schwarz überzogen; es regnet. Er fühlt nicht, daß die Tropfen ihm auf das bloße Haupt fallen. Er windet sich durch die noch immer ankommenden und vor seinem Hause haltenden Wagen. Jenseit der Straße bleibt er einen Augenblick stehen und blickt zurück auf die erleuchteten Fenster seines Hauses. Die Straße ist infolge des eingetretenen Regens menschenleer. So kann er eine Weile stehen, ohne aufzufallen. Er verliert sich mit seinem Denken in das, was eben hinter den erleuchteten Fenstern vorgehen mag. Er fühlt jetzt, wie ihm die Wangen feucht werden. Er hält die Tropfen auf seinen Wangen für aus den Wolken gefallen und hört erst am eigenen, lauten Schluchzen, daß er weint. Er erschrickt vor dem eigenen, ihm fremd gewordenen Laute der Natur und flieht. Wohin? In wen? — Das weiß er nicht. Er eilt nur, um nur' je weiter die Häuser ihm von der Stirn weichen, je stärker der Regen herniederrieselt, desto wohler ist ihm.

Mitten durch die Stadt gleitet ein Strom. Otterlich hebt an denselben; wie er dahin gekommen, weiß er nicht. Von der zwei Stadtteile verbindenden Brücke leuchten die brennenden Laternen in die Flut hernieder. Die Lichter schwimmen so ruhig, so spielend auf den Wellen, ohne zu verlöschen. An den Pfeilerteilern murmelt der weiße Schaum eigentümliche Weisheiten, denen Otterlich lauscht.

Einen Augenblick ist's ihm, als ob es ruhig, wehmutvoll glücklich in ihm werden wollte. Ringsum ist es still und lautlos. Vom jenseitigen Ufer her winken erleuchtete Fenster; die Wellen des Stroms gleiten so still zwischen ihren Ufern hin; ein durch die sich zerteilenden Wellen hindurchschimmernder Stern sinkt in den Strom und leuchtet aus einer unendlichen Tiefe in die Höhe.

Da verkündigen die Thürme der Stadt die zweite Stunde. Weiche? Otterlich, aufgeschreckt vom dem plötzlichen, lauten Leben in der Luft, will zählen und verwirrt sich. Die Angst, die sich jetzt wieder steigert, zählt bis — Mitternacht. Mitternacht? — Unmöglich! — Aber doch, doch!

Der Leichen stehen auf und auch auf den Wellen beginnt der tanzige Reigentanz. So viel Wellen, so viel Gräber! Aus dem weißen Schaume am Brückenpfeiler steigt eine dunkle Gestalt auf — sie schreitet auf den Wellen hin — sie kommt auf Otterlich zu — sie hebt drohend die Hand! Jetzt — Wer ruft „Mörder!“ Was bedeutet das in der Luft wehende Tuch? Was will die wandelnde Gestalt von ihm? Die Haare Otterlich's sträuben sich — sein Blut kocht — der Schweiß rinnt ihm in großen Tropfen von der Stirn — er steht, Berger ist nicht todt! Der Ruf: „Ein Dieb!“ durchzuckt sein Antlitz. Und wie er, auf den Wellen schreitend, Otterlich immer näher und näher kommt, die langen, harren Arme nach ihm ausgestreckt, heiser lachend und lachend den Ausdruck Dieb! auf den Lippen — da fassen sich beide, ringen, kämpfen, umklammern sich. Endlich ermattet er — er läßt von seinem Gegner los — er träumt jetzt, vielleicht von einem weichen Bett, in dem er liegt und in das er immer tiefer und tiefer sinkt, bis er — entschlummert — —

Einige Wochen später las man in den Zeitungen von einem Leichnam, den Meilen weit von der Stadt die Wellen an das Ufer getrieben haben. Die genaue Beschreibung des Todten, die besondern Merkmale an Kleidern und Wäsche ließen keinen Zweifel — es ist der Kaufherr Otterlich.

Von dem Augenblick an, da man über das Schicksal des Gatten und Vaters nicht mehr in Zweifel ist, wird es in der verzweifelnden Familie ruhiger, der Gattin und der älteste Sohn Otterlich's können einen Entschluß fassen. Der Firma wird herabgenommen, das Comptoir geschlossen; die Effecten werden, bis auf einige theure Andenken, unter den Hammer gegeben. In einer, dem Schauplatze der traurigen Begebenheit entfernten Stadt hat sich die Familie häuslich niedergelassen. Adolfine widmet sich still und alle Wünsche und Hoffnungen darangebend, die das Leben noch für sie haben kann, der Erziehung ihrer Kinder.

Seitdem steht das verlassene Haus noch immer leer; die Interessen sind geschieden, die Thür liegt hell im Schloß. Trümmen spinnen die Spinnen an dem traurigen Faden weiter, der sich an eine leichtsinnige Jugendstunde anknüpfte und dann hindurch durch ein ganzes Leben zog.

Bilder aus Rom.

Von Emma Nendorf.

I. Der Garten der Vittoria Colonna.

Ein Zug von Mägdlein in blauen Kleidern, eine Schule, wallte wie ein Band über den Monte-Cavallo, während wir am Dache vom Quirinalpalaste das unscheinbare Nönchen zu erspähen trachteten, aus welchem bei der Papstwahl ein dünner Rauch von den im Conclave verbrannten Stimmzetteln der auf dem Platze harrenden Menge Kunde gibt. Hinter den Kolossen lärmte unser Begleiter an einem Gitter, hinter welchem grüne Wipfel hervor im Aether schwebten: der Garten der Colonna; das Portal trug ihre Wappensäule; eine Frau öffnete ihn; er ist nicht wie die übrigen Gärten hier; in seinem hinter dem steilen alten Familienpalast terrassenartig ansteigen zeigt er einen verschiedenen Charakter, ganz entgegengesetzt den sich an den Berg schmiegenden Anlagen, wie z. B. in der Villa Pamfili. Auch hier, welche zärtlich hervorquellende Vegetation! Wie in Alpenthälern, von unbekannten Naturgewalten hingeschleudert, mitten unter Cypressen, finden wir jene verwitterten grauen Marmorblöcke — einst war das alles makellos weiß! Betrachte die merkwürdige Arbeit; es sind titanische Verhältnisse. Stücke von Architrav und Kranzgesims, die man für Trümmer eines Sonnentempels aus der spätern Zeit hält und gewöhnlich mit dem Namen des Aurelian bezeichnet.

Daneben ragte ein verstorbener mächtiger Stamm im jungen Grün, das eingab um ihn zu spielen, ihn muthwillig zu erklettern schien, indessen auf der Palmenrabe Aloen und andere Gewächse sich sonnten, die sämmtlich ihre Marmortöpfe — ihre Gefängnisse — zuletzt sprengten und in die Freiheit der Natur hinausdrängten. Da auf dem Rasenbeet zärtlein zwei Gärtnersknäblein, trotz ihrer Lumpen hell wie die Blumen, Blumen ähnlich auf dem grünen Sammt. Das lacht alles — an solchem Tag in Rom kann man kaum an den Tod glauben! Ueber den Kindern weht sich der große Myrtenbaum, den ich noch gesehen habe; und hinter ihm macht der alters-graue Thurm die Wolken hoch in silberner Luft mit den nachbarlichen Cypressen ein Bild. Wußten wir nur die rein Aermlichen zu nennen, welche in den nächsten Tagen umhergetrieben war; eben im Himmelblau gibt es davon Legionen: die Veilchen, auch Nachtigallen flogen

von fern. Sie sind da, seit ein paar Tagen, der Sirocco hat sie gebracht — sie kommen von Afrika herüber.

Die ersten Nachtigallen Italiens singen mir im Garten der Vittoria Colonna. Bei uns hört man um diese Zeit kaum den Kukuk, der kein Glück dem Herzen verheißt. Gern hätte ich in diesen heiligen Schatten auch das Lied Vittoria's vernommen, jenes Sonett, von welchem Bergerotti urtheilt, es sei mit das Schönste und Tiefste, was die Poesie dieses Landes besitzt. „Etwas Mystisches haben ihre Dichtungen", setzt er hinzu, „gleich allen Sonetten der Heimat des Petrarca." Hier hatte sie auch gut dichten, die schöne Frau, am Myrtenbaume, wo ihr die Nachtigallen verlangen. Wie oft mochte sie in diesen Laubhallen verweilen! In ihrem Palaste unten, in dem letzten Gemache, welches auf den Garten herausgeht, hängt ihr Bildniß, das ihnen aus tiefblauen Augen zu mir niederschaut. Ich dachte der zarten Verehrung des Michel Angelo für sie, und daß ihm, als er sie im offenen Sarge, wie es noch heute in Rom bei den Jungen und Vornehmen Sitte ist, mit duftigen Blumen bekränzt durch die Straßen tragen sah, die Worte entschlüpften: „Hätte ich sie doch nur auf die Stirn geküßt!"

Wir liegen jetzt weiter die Terrassen hinunter, zu einem kleinen Tempel oder Triumphbogen, für Statuen der Colonna errichtet, des verzweigten alten Geschlechts, das sich fast über ganz Europa breitet. Auch der Vater der Vittoria steht hier in römischer Kriegertracht. In der Mitte ragt die Reiterstatue jenes Helden, der mit bei Lepanto focht und dann wie ein Kaiser in Rom seinen Siegeszug hielt. Kaiserlich auch weidet sich die verwöhnte Augenweide hoch vom Berg herab. Wie mag es da gerauscht, geblüht und geschäumt haben in Kaskaden durch das Smaragdgrün zwischen dem Marmor! Noch blieben uns beim Umkehren am Abhange des Quirinal nach der Piazza eben die angeblichen Thermen des Konstantin übrig, welche wir beim Hinreiten durch das Gitter zur Rechten gelassen hatten — Die echten liegen unter dem Palast Rospigliosi begraben; die grauen, jetzt als Heumagazine benutzten Mauern hingegen, in die wir mit archäologischer Gewissenhaftigkeit krochen, stellen sich vielmehr als ungeheure Treppenhäuser dar, zur Kommunikation zwischen dem Berge und dem Marktplatz.

Die Sonne neigte sich über Rom, als wir noch einmal auf die Balustrade zwischen Marmorvasen gelehnt in den Abendhimmel blickten und dann vom Monte-cavallo durch die Via del Grillo hinabeilten, wo der mittelalterliche Thurm der Familie an ihrem Palaste wie ein Trabant sich streckt. So hatte sich jeder seine Arbeitung in der Stadt, man ließ niemand durch das Portal, die Straße war gesperrt, wie jedem im Kriege. Jenseits vom Grillo trotzt die, dunkelbraune Vergmauer seinem man sagen, vom Forum des Augustus, hinter deren unerbittlichen Riesenwänden ein Nonnenkloster und zwar vom strengsten Orden, die „Segnolti vivi" sich angesiedelt hat, die „Lebendigbegrabenen". Man findet sich hier im Herzen vom reichen alten Rom, man hat das antike und das romantische Rom brüderlich nebeneinander; letzteres in dem Bilde wird durch den ritterlichen Thurmbogen, einer von den Perspektiven, an welchen die Tiberufer reich ist und zu denen die Staffage vollkommen stimmt: Mönche, Aebtissinnen, Eselstreiber, albaner Bauern, die classisch zweirädrigen Ochsenwerke der Campagna, auf denen der Ueberrest der prächtigen Heldenmarmor wie auf einem Triumphwagen sich wiegt.

Unten am Ende des Quadrates des Augustus haben sich Marktfrauen eingenistet, echt römische Figur ist der Koch in weißer Jacke, beide Arme in die Seiten gestemmt, vor ihm Kessel voll im Feuer schmorenden Fetzen, hinter ihm Körbe, in welchen auf frischen Kräutern allerlei Fische mit Geschmack geordnet oder vielmehr mit Glück hingeworfen sind, jede Gattung für sich, gleich einem Mosaik. Indem ich die Römischen betrachte, lachen sie der Fremdlinge, die sich unbewaffnet wie ein britischer Plaustrumpf geberden mag, über ihre Reisekostüme herzlich ins Gesicht, und sie lacht unverhohlen mit, obschon der Begleiter mit Recht über ihre Perspective schilt, mit der sie allen nahe im Osten ganz Rom wie für sie allein da begafft.

Auch in der Höhle des altersschwarzen Tor de Conti hat sich eine Osteria „con cucina" eingeschmuggelt; das Feuer glüht unter dem Kessel, alles gruppirt sich recht ungemüthlich, es ist wie in einem Roman; die genießende, schmausende Gegenwart, das lustige Treiben hat sich hier überall der tragischen Vergangenheit bemächtigt. Treiben gegen sich jene jetzt nur von der Armuth bewohnte Straße, in der sich einst die glänzenden Häuser der vornehmen Römer erhoben. Durch den Arco de Pantani, der hinter uns wie der ein Gemälde für sich umrahmt, treten wir

zu einem der ersten Denkmale der Weltgebieterin, zu dem von Augustus in der Schlacht bei Actium gelobten Tempel des Mars Ultor. Sie ist ergriffen von diese Ruine des rächenden Gottes mit den gewaltigen Säulen von Carrara-Marmor, die nur noch von Giganten zusammengehalten werden, wie gefangene, todwunde Helden. Und schon winkt uns wieder ein Tempel im Nachblick nach dem Campo vaccino.

Wir aber lenken nun zu dem Forum Trajan's, um vorbei an San Maria di Loretto nach der Piazza de' SS. Apostoli zu gelangen, auf der uns aus der Ferne eines Gäßchens bereits eine Lichterpyramide vor dem Madonnenbilde wie ein deutscher Weihnachtsbaum zuflimmerte. Lämmernd schon öffneten sich die Kirchenhallen der heiligen Apostel, in denen wir gleichsam unsere Wanderung in den Hallen Colonna angemessen schließen wollten, so viele Grabsteine von dem vermählten so hochbegabten Stamme hier bemalter liegen. Ihre Familienkapelle haben sie mit dem Marmorportal von Aurelian's Sonnentempel ausgeziert, der auf ihrer gegen Osten gewandten Terrasse thronte. Es rührt mich, daß der Mann mit dem Riesengriffe, daß Michel Angelo doch auch die letzte Ruhe in der Kirche der Colonna gefunden hat, so nahe dem Palaste der Vittoria, ihren Blumen, ihren Nachtigallen und Cascaden.

In dem Vorsprache, der uns, behalt die Mittheilung gekommt wird, mit den meisten Stoß und Drang für sie anzuwenden, plauderten wir beim Heimwärtskehren lebhaft, oft in Gefahr, von den unaufhaltsamen Rädern der durch die engen Gassen rücksichtslos mit Blitzschnelle jagenden Wagen zermalmt zu werden. So erwähnten wir im Gespräche, daß Rom auch immer so grotesque Physiognomien gewähre und daß man hier nie ganz unglücklich sein könne. „Wie viel man auch leide", äußerte mein Anbeter, „es gäbe ein Zauberwort: Rom, Rom! Du bist in Rom' sage man sich dann nur." Im wachsenden Zwielichte suchten wir noch in San Andrea delle Fratte das Grab von Angelika Kaufmann, der Tochter des Bregenzerwaldes. Nur einzelne Lichter und Kerzen zeigten sich in der dunkelnden Kirche verstreut, die uns mit offener Pforte am Wege einlud. In kurzen Zwischen und beteten drin in die Nacht hinein. Wie manches bekümmerte Herz eilt da her! Es ist eine schöne Sitte, daß man die römischen Wetterschäuer erst nach dem Ave Maria schließt.

Der Blick der Piazza Colonna und die Stimme ihrer Nachtigallen werden mich lange begleiten.

(Ein zweites Bild: Stillleben in Tivoli, in nächster Nummer.)

Aus Paris.

IV.

Sie danken mir nicht einmal, daß ich mich in Ihrem Interesse in alle Strudel der Geselligkeit werfe! Sie sagen: Ihre Leier wollten nur von Krieg oder Frieden hören! Aber ich versichere Sie, der kleine Prinz, das Kind von Frankreich, ist nicht taubstumm, wohl aber Frankreich. Man diskutirt nichts, man hört nur, was von oben beschieden wird.

„L'empire c'est la paix" hieß es vor Jahren. Der Witz machte daraus: „L'empire c'est l'epée!" Frieden und Krieg sah ich neulich dicht in der Nähe des Kaisers. Ich war bei Fould. Der Ball war ceremoniös und um den Kaiser und die Kaiserin herum flankirten sinnreich zwei Tendenzgestalten, der Krieg und der Friede, allegorisch dargestellt. Der erstere war mit Helm und Lanze, der letztere mit dem Palmenzweige geschmückt. Der Friede wandte in einem freien Moment sich an die Prinzessin Mathilde und drückte ihr mit einigen pathetischen Worten seine Hochachtung aus und legte ihr seine Insignien zu Füßen. Prinzessin Mathilde sagte, daß sie seine Huldigung zwar als ein glückliches Zeichen ansehe, doch für nichts einstehen könne. Der Krieg bot inzwischen einem bekannten General, der in dem letzten Kriege sein Glück gemacht hat, die Lanze mit der Frage dar, ob er sie nicht wieder ergreifen wolle? Die Antwort des diplomatischen Militärs lautete: „Une bonne balle ne fait pas encore le premier ange!" Ohne Zweifel war dies eine Anspielung auf die Langsamkeit aller Kriegsbereitschaftserklärung. Den Kaiser brachte natürlich niemand in die Lage, sich über Krieg und Frieden äußern zu sollen. Er war auch nur mit Aufmerksamkeiten für Gräfin Walewska beschäftigt. Auch auf dem erstaunten Balle bei Morny (die Gräfin hatte vermöge der Tracht aus dem Zeitalter Ludwig's XV. vorgeschrieben, der Domino wurde gekürzt) erschien der Kaiser. Er kam, wie immer, mit seinem Kammerherrn und Vetter Pourtalès in der Nähe, der ihm an Größe und Gestalt vollständig gleicht, sodaß man sie im ersten Augenblick schwer unterscheidet. An diesem Abend sehr denn der Kaiser auch noch für andere Damen. Er bot abwechselnd der Gräfin

Morny und der Gräfin Walewska den Arm und machte seine Umgänge, während dann Parisiens die vom Kaiser Verlassene führte, sodaß man nie recht wußte, wer der Herr und wer nur Peter Iwanoff war und ich immer an die Verlegenheit des Bürgermeisters von Saardam und sein „Nun wollen wir alle Herr sein!“ dachte. Die Kaiserin hielt sich für heute unerkannt und sprach in guter Laune mit jedem, der ihr in den Weg kam. Es gehörte zu meinem speciellen Vergnügen, die Kaiserin in unschwärmen und ihre mit verstellter Stimme eingehenden Unterhaltungen zu belauschen. Endlich trat der Kaiser an sie heran, flüsterte ihr einige Worte ins Ohr und gab das Signal zum Aufbruch.

Dann sah ich den Kaiser bei Graf Walewski selbst auf dem Ball im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Der Eintretende wird in dem ersten, größeren Saale von dem bekannten, geschickt ausgestellten Bilde der Souveränen von Isigni gleichsam festgehalten. Graf Walewski empfing seine Gäste in einem auch bereits der Gesellschaft bekannten Costume, der mit den Souveränen etwa im gleichen Alter stehen dürfte. Gräfin Walewska dagegen war in einem phantastischen schwarzen Sammtmieder mit Silberstickerei und blauem Unterkleid mit Spitzen überwurf. Die Gesellschaft war belebter denn je, weil vollständig Platz in den Tanzsälen einerseits, zum Essen und Essen andererseits vorhanden war; Dinge, die dann selten in Paris zu haben sind. Man bewunderte sich gegenseitig, nahm zuweilen die Maske vor, um einige Costümationsversuche a la Watteau zu machen, und beobachtete mit Schadenfreude seine Wirkungen. Hier fand ich, daß die Kaiserin in einem anstoßenden Salon in einer Fensternische ein vertrauliches, langes Zwiegespräch mit einer andern Maske hatte — mit einem Diplomaten. Die Unterhaltung dauerte lange und wird gewiß Stoff zu einem längeren Berichte gegeben haben, der vielleicht einen Tag später dem betreffenden Cabinet zuging.

Endlich war ich auf einem Ball beim Kaiser in den Tuilerien selbst. Die Vorbereitungen hatten schon in den letzten 14 Tagen einen Theil der tanzenden Jugend vollständig in Anspruch genommen, sodaß man mit großer Neugierde und Glücklich, zu den Geladenen zu gehören, um 10 Uhr abends dem Pavillon de l'Horloge zueilte und in den Saal des Maréchaux, den gewöhnlichen Tanzsaal, der so leicht seinen Rivalen in der Welt hat, einzudringen suchte.

Gegen 11 Uhr erschien der Kaiser mit der Kaiserin, nur von einigen Damen begleitet, in einem lichtgrauen Waffenrock, wie die preußischen Kürassiere, mit Epauletten und Schärpe darauf, [illegible] Orden. Es war kein phantastisches Costüm, sondern die Tracht, welche er ursprünglich den Hundertgarden zu geben beabsichtigte und für die er noch eine gewisse Vorliebe hegte. Im ersten Augenblick hätte man ihn für einen österreichischen General halten können. Es war ein etwas tendenziöses Gewand, das nicht ohne Beziehungen zur politischen Tagesfrage sind.

Die Kaiserin als Marquise, im Costüm Ludwig's XV, trug eine leichte Lampadore mit gerichten Palmen, dem Symbol des — Friedens, eine reiche Sammtcoiffure jener Zeit in dem gepuderten Haar, um den Hals einen kostbaren Diamantschmuck. Sie war, wie immer, schön, anmuthig und freundlich zu jedermann. Die Prinzessinnen Mathilde und Clotilde waren schon einige Zeit früher erschienen und hatten, ihre Bekannten grüßend, die Gesellschaft nach allen Richtungen hin durchschritten. Die erstere war als Frau aus Algier genau nach der letzten afrikanischen Mode gekleidet. Ihre jugendliche Schwägerin, welcher es hier durchaus nicht heimisch ist, erschien als Königin Elisabeth im englischen Hofcostüm des 16. Jahrhunderts, mit dem bekannten, weit abstehenden Stuart-Kragen, kennt mit hinterm, hinter verwehntem Gesicht — ein Bild des Jammers. Ihr Gemahl ging im schwarzen Domino als mißvergnügter Nebel in dem benachbarten Saale auf und ab, ohne Antheil an dem Feste zu nehmen.

Um nunmehr die Aufführungen des Spiel beginnen zu lassen, hatte der Hof wie gewöhnlich unter dem Thronhimmel Platz genommen, und zwar so, daß den linken Flügelthür Prinzessin Murat Platz inne hatte; dann folgte nach rechts hin neben ihr die Kaiserin, Prinzessin Murat Tochter, Prinzessin Clotilde, der Kaiser, Prinzessin Mathilde und die Herzogin von Hamilton auf der rechten Seite. Die Gesellschaft wurde nun etwas zurückgedrängt, um Platz in der Mitte des Saales zu gewinnen, und es begann die Auffahrt eines Blumenwagens, von Gärtnern und Hirten gezogen, auf welchem sechs allerdings sehr ausgesuchte Gärtnerinnen wie die schönsten Blumen in einem gewaltigen Bouquet hingelagert waren. Gräfin Morny, welche die Spitze, d. h. den hohen Platz, inne hatte, hing in ihrer anmuthig zarten Erscheinung wie ein Phantasiegebilde

an dem Manöver. Der Blumenwagen hielt vor dem Kaiser, Gräfin Walewska, wahrscheinlich als Präsidentin dieses Blumenparlaments, stieg herab und bot ihm wie das Mädchen aus der Fremde ihre Gaben dar. Darauf entfernte sich der Zug, um einer Zigeunergruppe und damit dem allgemeinen Tanz Platz zu machen. Der Kaiserin hatte den abgehenden Blumenmädchen eine sehr bezeichnende Handbewegung gemacht und es verbreitete sich plötzlich der ganze Schatz des Bazars, die prächtigen Bouquets und Pinien, im Saal umher; die Damen streuten ihn reichen Besitzthum unter die Menge aus und es war wie ein Blumenregen, der sich poetisch ergoß.

Die Quadrille und der Tanz der Zigeuner war von der Familie Laiche ausgegangen; die nichttanzenden Mitglieder derselben bildeten die Oberhäupter der Schar dar, an ihrer Spitze der Herzog als Bachus auf einem Faße reitend, die Gräfin als Zigeunermutter in einem kleinen Wagen. Letzterm entsteigend, sprach sie mit einigen verbindlichen Worten das Kaiserpaar an und es folgte, gleichsam als Huldigung, der Tanz der acht Paare. Damit begann der allgemeine Tanz. Es war ein reizender Anblick, die vielen reichen Nationaltrachten, die Pracht und Mannichfaltigkeit der Damentoiletten sich in buntem Wechsel durcheinanderschlingen zu sehen.

Von 2 Uhr ab wurde soupirt. Der Theatersaal war zu diesem Zweck mittels riesiger Blumenpartien und Bäume und einer prächtigen Beleuchtung zu einer Art Garten eingerichtet worden. Ein mächtiger Wasserfall stürzte über Felsengrund ein und verbreitete angenehme Kühle. Zahlreiche, sehr geschmackvoll aufgeputzte Tische zu 10 bis 12 Personen luden die Gesellschaft zum Sitzen ein. In den Blumenlauben standen unbeweglich, gleich verzauberten Kriegern, die Hundertgarden; in zwei höher gelegenen Logen spielten zwei Militär-Musikchöre bald in rauschenden, bald in lieblichen Melodien. „Der Eindruck dieses Soupersaales, belebt von einer geistreichen und heiteren Gesellschaft, wird mir eine höchst interessante Erinnerung bleiben. Es war beinahe wie ein Siegesfest nach glücklich beendetem Kriege und nach einem neuen Triumphe des zweiten Kaiserreichs."

In der Gesellschaft glaubten die meisten, daß die Entlassung des Prinzen Napoleon und seine Monitore Note nur ein vom Kaiser gewünschtes Spielen mit Worten und Ideen war, daß er nur den Augenblick erwarte, wo ein falscher Schritt Oesterreichs ihm Gelegenheit geben wird, die Rolle des Gerechten und des zum Kriege Gedrängten zu spielen.

Der Entlassung des Prinzen sind heftige Scenen im Ministerrath vorangegangen; zu dem Grafen Walewski soll der Prinz in seiner Weise geäußert haben: „Vous êtes un imbécile!" und der Minister darauf: „Ceci passera, Monseigneur, mais en tout cas je suis encore plus que vous!" Darauf ist das ganze Ministerium um seine Entlassung eingekommen, welche dann dessen nur dem „vielgeliebten Vetter" ertheilt worden ist.

Ich sah die kaiserliche Herrschaft auf dem Marsfelde. Das Feld hat 1000 Fuß Länge und 1500 Fuß Breite, umgeben von baumbepflanzten und mit Rasen überzogenen Erdwällen von 15 Fuß Höhe, Trocadero genannt, welche 1700 von den Parisern jeglichen Standes und Geschlechts zu dem Feste des 14. Juli aufgeworfen und mit Sitzreihen für die Zuschauer versehen wurden. Der Sitze sind verschwunden; alle nachfolgenden großen militärischen Schauspiele hat man stehend bewundert, sowol die Fahnenübergabe Ludwig Philipp's als die Adlervertheilung Napoleon's III. am 10. Mai 1852. Auch gestern stand man wieder, aber es war der Mühe werth.

Wie man in des Kaisers geringsten Handlungen die Absicht sucht, so war auch diesmal im Publikum die Vermuthung verbreitet, daß sich die angekündigte Herrschau zu einer politischen Demonstration gestalten, der Kaiser einen bedeutsamen Tagesbefehl erlassen und die Truppen „Vive l'Italie" rufen würden. Doch ging alles still vorüber; natürlich, die [illegible] Mann, die er brauchte, hat er noch nicht marschfertig.

Die Truppen machten in allen Waffen einen vortrefflichen Eindruck auf den aufmerksamen Beobachter. Die Infanteriecompagnien waren durchschnittlich 150 Mann, während die Escadrons der Cavalerie 150 Pferde stark erschienen. Im ganzen standen 22—25000 Mann in der Arena. Der Kaiser hatte diesmal den ganzen Pomp eines Herrschers um sich entfaltet und wie immer seinem Oheim nachgeahmt. Er ließ sein zahlreiches Gefolge durch einen Zug Hundertgarden eröffnen, danach folgten die kaiserlichen Stallmeister, die Ordonnanzofficiere, die Adjutanten, alle in kurzen hintereinanderreitend; endlich der Kaiser, umgeben von den Prinzen und Marschällen; wieder schließen Hundertgarden den Zug. Anfangs sah Napoleon ernst aus; erst allmählich belebte sich

sein Gesicht mehr und mehr. Der kaiserliche Prinz, in der Uniform eines Grenadierunteroffiziers des 1. Gardergiments auf dem Schoße der Kaiserin sitzend, wurde den Truppen gezeigt, welche in lautem Jubel, namentlich das Regiment, dem das Kind angehört, ausbrachen. Der Kaiserin machte das Kind mit der großen Grenadier-Bärenmütze auch unendlich viel Vergnügen; sie lachte und sprach immerzu mit ihm, ihm die einzelnen Regimenter, an deren Front der Wagen entlang fuhr, erklärend. Das Kind ist weder taubstumm noch blind, wie oft behauptet worden ist. Der alte, 73jährige Prinz Jerome sah zu Pferde aus, als wenn er aus dem Grabe emporgestiegen wäre, dieser Festlichkeit beizuwohnen. Einzelne Stimmen behaupteten, daß alle doch die Väter von Rothwein, welche er bekanntlich in der Zeit seines westfälischen Königthums zu seiner physischen Stärkung nahm (der Rothwein wurde, sagt man, nachdem er gedient, von den Bedienten etwas billiger an das Volk verkauft, indem niemand zu jener Zeit den Rothwein trinken wollte), doch ihren Zweck nicht verfehlt und gute Wirkung gehabt hätten. Wie wunderlich, eine Persönlichkeit noch zu sehen, die in Deutschland schon zur Mythe geworden ist!

(Die fünfte Post fehlt.)

Zur Gesundheitspflege.

II

Metallarbeiter werden theils durch die Anstrengung bei der Arbeit, theils durch den häufigen Wechsel der Temperatur, theils endlich durch die Dämpfe der Metalle, Säuren u. s. w. zu Leiden der Luftwege, Erkältungskrankheiten und chronischen Metallvergiftungen disponirt.

Maler, Tapezierer, Kartenmacher, Lampenzieher, Schriftgießer, Schriftgraveur, Anstreicher leiden, weil sie sich viel mit Blei und Metallfarben beschäftigen, häufig an der Bleikolik. Eine geregelte Lebensweise, Vorsicht bei der Beschäftigung, Reinlichkeit, Hautpflege, frische Luft, Bewegung und Zerstreuung sind die hier zu beachtenden, hygienischen Einflüsse.

Bergleute werden nicht allein durch die Einwirkung der dumpfigen Luft der Minen und durch die schädlichen Gase und Dämpfe, sondern auch durch Entbehrung der Einwirkung des Sonnenlichtes zu Krankheiten disponirt, von denen besonders Störungen in der Verdauung und Ernährung, chronische Lungen- und Unterleibsleiden, infolge deren Abmagerung und Hypochondrie, endlich die sogenannte Bleichsucht der Bergleute, die Bergsucht und eine mit dieser verbundene eigene Hüttenkrankheit zu nennen sind. Zur Erhaltung ihrer Gesundheit sollten Bergleute nicht ununterbrochen in den Bergwerken beschäftigt werden und weiter alle jene hygienischen Regeln getreu befolgen, die wir schon erwähnt haben.

Jäger, Fischer und den Unbilden der Witterung und letztere noch ebendrein denen einer beständig feuchten Atmosphäre ausgesetzt. Vorzugsweise sind es Erkältungskrankheiten, bei den Fischern auch Wechselfieber, zu denen hier besondere Disposition entsteht. Im allgemeinen aber erfreuen sich Jäger, wie auch Fischer einer guten Gesundheit.

Bauern sind von besserer Gesundheit und leben länger als die Städter; dagegen werden sie ihrer schlechten Wohnungen und Speisen sowie ihrer Gebräuche wegen von Epidemieen mehr heimgesucht als jene. In den meisten Fällen ist der Landbau von besserem, günstigerem Einflusse auf den Menschen als der größte Theil der übrigen Beschäftigungen, denn es ist mit ihm Aufenthalt in der freien Luft, also dem eigentlichen Lebenselemente gegeben. Gewisse ländliche Beschäftigungen disponiren sehr zu Krankheiten, ungleich mehr als alle andern; wir erwähnen des Reisbaues, der durch die ungemein vielen aus seinem Betriebe entspringenden Schädlichkeiten zu fieberhaften und bösartigen Leiden, zu Siechtum und Ruhr in hohem Grade befähigt.

Außer Anlagen zu Störungen des Mechanismus bringt der Bauernstand im allgemeinen solche zu Erkältungskrankheiten, alle Katarrhe, Rheuma, Entzündungen, zu chronischen Haut- und Unterleibsleiden, zu epidemischen Krankheiten, endlich zu seelischen Störungen mit sich, welche Anlagen vorzugsweise durch geistiges Zurückbleiben vergrößert werden.

Seelsorger sind in der Regel kräftige gesunde Menschen, haben ein freies, heiteres Auftreten, eine ziemliche Portion Keckheit — Nebst, was wenigstens von den niedern Klassen gilt. Bei sorgfältiger Reinhaltung und Lüftung der Schiffe und sonstiger guter Beschaffenheit dieser, bei tauglichen Nahrungsmitteln und Getränken und bei zweckmäßigem Wechsel von Arbeit und Ruhe sind die hygienischen Verhältnisse der Seefahrer sehr gut bestellt und sehr häufig besser als die vieler Landbewohner.

Sehr viele Verhältnisse aber machen sich bei

und, welche die Gesundheit des Seemanns gefährden und diesen mit Anlagen zu Krankheiten und weiter mit diesen selbst ausrüsten; es liegen viele Verhältnisse theils im Schiffsraum, theils in der Disciplin, theils in dem gemüthlichen Zustande und in der ganzen Individualität des Seefahrers, in der Qualität der Speisen und Getränke, endlich in der Art der Umgebung. Was nun die Krankheiten anlangt, zu denen Seeleute geneigt sind, so erwähnen wir zunächst der Seekrankheit, von der die meisten Neulinge befallen werden; heute, die sich schon länger zur See umgetrieben, sind mit sehr wenigen Ausnahmen davon frei; weiter kommt in Betracht der Skorbut, der zumeist wegen Mangel an ordentlichem Trinkwasser und frischen Speisen, wenn der salzigen, schwerverdaulichen Fleischspeisen und Getränke und der verdorbenen Luft vieler Schiffsräume entsteht. Gewiesen sich in den Schiffen Wasser und jene mithin nicht rein erhalten, in Verb an Speisen und Getränken guter Qualität, und ferner die physischen Zustände der Seeleute nicht günstig, so haben diese große Disposition zu epidemischen Krankheiten (Typhus, Cholera) und letztere treten unter solchen Umständen am leichtesten und verheerendsten in Schiffen auf, die sich nicht in freier See befinden; auf freier See sind die Verhältnisse im allgemeinen günstiger.

In jüngster Zeit erkennen sich die Schiffe einer weit besseren hygienischen Einrichtung als früher, was schon durch das günstigere Mortalitätsverhältniß unserer Tage bewiesen wird. Auf der englischen Flotte starb noch im Jahre 1779 ein Mann von 17, jetzt stirbt jährlich kaum 1 von 100; vor 100 Jahren starben jährlich 20—30 Prozent der Schiffsmannschaft. Auf der russischen Flotte in immer die Hälfte der Schiffsmannschaft zwei Jahre nach mehr krank und sterben davon jährlich 10 Prozent.

Der Verfasser gibt Anweisungen, wie die Gesundheit auf Schiffen erhalten werden kann. Zunächst ist für bequeme, trockene, geräumige, luftige Räume zu sorgen, die des Nachts zum Aufenthalte dienen, weiter ist aller Unrath und alle Feuchtigkeit aus den verschiedenen Schiffslokalitäten zu entfernen und sind diese, nachdem sie gewaschen, sogleich zu trocknen; es müssen täglich zu wiederholten malen Lüftungen und wo möglich auch Räucherungen angestellt werden; es ist für der Hauptpflege nach Thunlichkeit zu beschaffen, weiter nur frisches Wasser, für gut beschaffene andere Getränke, nur frisches oder doch wenigstens genießbares Fleisch und Gemüse Sorge zu tragen; haben sich die Seeleute so oft als möglich auf dem Verdeck zu bewegen, sich da mit Gymnastik, Spielen, Musik u. dergl. vergnügenden Dingen in freien Stunden zu beschäftigen und soll es der Vorgesetzten heilige Pflicht sein, für die Aufrechthaltung nicht nur des körperlichen, sondern auch des geistig gemüthlichen Wohles ihrer Untergebenen zu sorgen. Sehr übel bekommen den Seefahrern die Ausschweifungen; wie überall ist auch hier Mäßigkeit warm anzurathen.

In der Regel sind Menschen, welche in den Kriegerstand treten, gesund und kräftig und in den Jahren der beginnenden Männlichkeit; aber trotz alledem vermögen sie den ungünstigen Verhältnissen nicht die Spitze zu bieten und erliegen bald, denn es ist vorzugsweise der Stand der Krieger, welcher schon im Frieden dem Tode und den Krankheiten das größte Contingent liefert; noch übler steht es im Kriege aus. In einigen europäischen Armeen ist die Sterblichkeit im Militär ein viermal größer als in andern Ständen; in Deutschland, England, Frankreich sterben bei den Armeen von 1000 Menschen gegen 20 jährlich, indeß andere Stände von 1000 im Mannesalter stehenden Menschen jährlich nur ein gegen 12 verlieren; im Frieden schon stellen jährlich 1000 Mann von der preußischen Armee krank sein, bei der französischen starben vor zwei Jahren in der Krim und am Donaufluß in einem Zeitraume von drei Monaten ungefähr 40000 Mann und von dem englischen Heere gingen im Winter von 1854—55 75 Prozent zu Grunde. In Kriegszeiten kommt weniger der Kampf als vorzüglich die durch die höchst ungünstigen Verhältnisse bedingte Krankheit in Betracht.

Beamte, Geistliche, Gelehrte und theils durch ihre geringe Beschäftigung und die Kaum verdauende sitzende Lebensweise, theils durch Anstrengung der Stimmwerkzeuge bei Vorträgen, Predigen den Gebrauch des Gebrauchs ausgesetzt. Vorzugsweise befallen bei Menschen dieser Stände Anlagen zu Congestionen nach den verschiedensten Organen, zu Schwindel, Apoplexie, Störungen in der Respiration und Circulation, Herzkrankheiten, Leiden der Verdauungsapparate; hämorrhoidalischen, arthritischen und Steinleiden, zu chronischen Katarrhen der Schleimhäute der Luftwege, zu Lungenkrankheiten und zu Hernien, endlich zu Geisteskrankheiten der verschiedensten Art.

Künstler, Dichter werden theils einer allzu aufgeregten Phantasie, theils den in diesem Stande

nur zu häufig anzutreffenden Leidenschaften oft frühe zum Opfer, und sind die erstern nicht selten durch Dämpfe, Flüssigkeiten u. s. w. gefährdet. Außer den Leidenschaften findet man in diesen Ständen fast dieselben Krankheiten als in den vorigen, nur meist durch andere Außeneinflüsse bedingt.

Aerzte sind den Einflüssen der Witterung, der Gemengsel und Miasmen und den mannichfaltigsten Affekten ausgesetzt, die Krankheitsanlagen sind demnach hier groß, und meist werden die Aerzte in ihren besten Jahren und in der größten Thätigkeit von Seuchen hinweggerafft. Um von den Anlagen zu sprechen, die wir bei den Aerzten vorzüglich finden, so erwähnen wir der Disposition zu Erkältungs- und Infectionskrankheiten, zu Leiden der Verdauungsapparate und des Nervensystems. Der so häufig gestörte Schlaf trägt ungemein viel zu Entstehung der Krankheiten, die Unmöglichkeit der Schonung im Anfange einer schon vorhandenen Krankheit sehr viel zur Vermehrung der In- und Extensität dieser, somit zur Verschlechterung der Prognose bei.

In Bezug auf Körperstellungen disponiren stehende zu Störungen in den Processen der Verdauung; sitzende Beschäftigung bedingt häufig Leiden des organischen Mechanismus, besondere bei jüngern Individuen, chronische Krankheiten der Unterleibsorgane, Hypochondrie, Hysterie, Melancholie, Leiden der Brustorgane und häufig auch des Kopfes; knieende und gebückte Beschäftigungsweisen disponiren zu mechanischen Störungen und Leiden des Verdauungsapparates, die erstere zu örtlichen Kniekrankheiten, die letztere zu chronischen Krankheiten des Gehirns, des Rückenmarkes, der mathematischen Sinne, zumeist des Gesichtssinnes und der Brustorgane.

Im erstern Falle werden gesundheitlich empfohlen: Drehstühle oder Schnürstrümpfe und nahrhafte, aber leichtverdauliche Speisen; im zweiten Falle Bewegung, Diät im weitesten Sinne, Erholung und im dritten Falle Schonung vor Druck einerseits, häufiges Ausruhen und Ausstrecken andererseits, Bewegung in frischer Luft, Ruhe, Erholung und entsprechende Diät.

Wir schließen hiermit die Proben aus einem Werke, das nach allen Beziehungen des Lebens hin durch eine Fülle von Thatsachen und ein gesundes, vorurtheilsfreies Räsonnement außerordentlich anregt.

Anregungen.

Das Zeitalter der Aufklärung.

Die preußischen Kammerdebatten sind von außerordentlichem Interesse für die Würdigung unserer neuern Culturzustände. Vergegenwärtigen wir die Frage der Aufklärung und des religiösen Kirchenthums noch ein wie Weniges vor „auseinanderliegen" lassen.

Die Frage „Was ist Aufklärung?" beantwortete Kant mit den Worten:

„Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines andern zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth dich deines eigenen Verstandes zu bedienen' ist also der Wahlspruch der Aufklärung."

Wirklich hatte man im Zeitalter der Aufklärung den Muth, sich seines Verstandes ohne Leitung eines andern zu bedienen. Man hörte auf zu glauben und fing an zu denken. Man riß sich von der Bevormundung durch überlieferte Autoritäten los.

Aber leider war der eigene Verstand, dessen sich zu bedienen man den Muth hatte, oft noch ziemlich leicht und oberflächlich. So entstand jener Rationalismus vulgaris, der zwar insofern nützlich wirkte, als er das drückende Joch blinden Glaubens brach, der aber doch andererseits insofern nachtheilig war, als er an die Stelle des kritiklosen Autoritätsglaubens einen Unglauben setzte, der alles, was er nicht mit seinen nächsten beschränkten Begriffen fassen konnte, ohne weiteres als bedeutungslos verwarf. Auf praktischem Gebiete hatte die Aufklärung das Gute, daß man anfing, nach eigenem Gewissen zu entscheiden, was gut und was böse, was erlaubt und was verboten sei. Aber die Moral war insofern eine nüchterne, aller speculativen Tiefe entbehrende, als man den einzelnen in seiner Selbstgerechtigkeit auf sich stellte, ohne Ahnung von manchem tiefern Sinne.

Einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des Zeitalters der Aufklärung hat jüngst die Schrift „Friedrich der Große und sein Staatsminister Freiherr von Zedlitz. Eine Skizze aus dem preußischen Unterrichtswesen. Vortrag gehalten am 27. Januar 1859 in der königlichen Akademie der Wissenschaften von Adolf Trendelenburg. Secretär derselben" (Berlin, Verlag, 1859), geliefert.

Dieser in mehrfacher Hinsicht interessante Vortrag wurde gerade an dem Tage gehalten, als der jüngste Sproß des preußischen Königshauses getauft

wurde und zwar in der zur Gedächtnißfeier Friedrichs des Großen versammelten Akademie.

Mit Recht wies der Vortragende auf die zweifache Größe Oesterreichs II., im Kriege und im Frieden, hin, welche doppelte Krone auch an seinem ehernen Denkmal zu Berlin veranschaulicht ist, wenngleich es freilich nur die Rückseite des Denkmals ist, welche unter dem Zeichen des Palmenzweiges die tiefsinnigen schaffenden Männer vor Augen bringt, welche den großen Inhalt der Friedensjahre darstellen, die Gesetzgebung und Verwaltung, die Wissenschaft und Kunst.

An dieser Seite fanden nach Treitschke auch Oesterreichs Staatsminister Freiherr von Zedlitz seine würdige Stelle und in der That, wenn man die uns in dem erwähnten Vortrage mitgetheilten Züge aus dem Leben und der Wirksamkeit dieses Ministers liest, kann man nicht verkennen, daß er des großen, aufgeklärten Königs würdiger, aufgeklärter Minister war. Aber ebenso wenig kann man auch verkennen, daß auch Treitschke nicht — was heute nicht zu den wesentlichen Mängeln der Auffassung zählen dürfte — das Glück hatte, in vollkommenem Maße in dem einnehmenden Antlitz der Aufklärung hinderten, sondern daß es liegt, wie Treitschke nachweist, wollte das als denkende Wesen die Menschen zu erkennen lehrten und daß es seinem Unterrichtsminister die Aufgabe zu lösen hatte, stellte. Aber wenn man dann liest, in welchem Verhältniß von Zedlitz zu dem Aufklärer Dr. Bahrdt stand, dann sieht man doch, daß auch die vollkommenen Lehrmeister im Zeitalter der Aufklärung allerdings eine bedenkliche Seite haben konnte.

Dr. Bahrdt's Handel hatten den Frieden der Universität Halle. Auf Betrieb des Weltbischofs zu Worms wegen unchristlicher Lehre vom Reichshofrath gebächtet, kam Bahrdt im Mai 1771 plötzlich nach Halle, um dort zu lesen. In Erfurt hatte er als Professor der Philosophie den beherrschenden Zeitgeist für sich ausgebeutet, in Grundsätzen und Lehrbüchern war er als zweiter Bahrdt aufgetreten, hatte aber daher leider ganz gemeine Invecte verfolgt. In seiner Uebersetzung des Neuen Testaments, welche er unter dem Namen der Neuesten Offenbarungen Gottes herausgegeben hatte, es die christlichen Worte getilgt. „Dr. Bahrdt in Verbindung der Grundsätze Evangelium in Werkwürdigkeiten aus dem Leben Jesu, oder in den Ausdruck der liebenswürdigen Religion verwandelt und das Licht und Gewöhnliche gezogen. Ueberhaupt verwandelt er das Christenthum in eine des Aberglaubens entledigte gemeinnützige Moral des Lebensgenusses." Die Uebersetzung des Neuen Testaments und seine Schrift „Die Lehre von der Person und dem Amte des Erlösers" waren Gegenstand der Anklage geworden. Bahrdt war verurtheilt, entweder zu widerrufen oder das Land zu meiden. Seiner Stelle als General-Superintendent in Dürkheim entsetzt, irrte er umher. Leichtfertig in seinem Lebenswandel, unruhig in seinem Wirken, gewandt, Aufsehen zu machen und das große Publikum für seine Gedanken zu erregen, begabt, aber nur halbgelehrt, konnte er der Universität Halle nicht genehm sein. In diesem Sinne berichtete der Senat. Doch der Minister gestattete dem Dr. Bahrdt, der nicht ohne sein Vermögen nach Halle gekommen war, philosophische, nur nicht theologische Vorlesungen zu halten. Der Minister hieß sogar in einem eigenen Briefe Bahrdt in Halle willkommen. Er hatte für Bahrdt eine innere Neigung. Wiederholt nimmt er sich Bahrdt's gegen die Universität an, obgleich, wie Treitschke mit Recht bemerkt, „es der theologischen Facultät wohl anstand, sich von dieser zweifelhaften Bundesgenossenschaft ihres eigenen Freisinns loszusagen und ernste Kritik (wie sie ein Semler übte) von flacher oder frivoler Negation zu unterscheiden". Des Ministers Liebe für Bahrdt war verschwendet. Vergebens ermahnte er ihn, durch ein versöhnlicheres Leben den Schein abzuthun, „daß die freie Denkungsart mehr aus den Begriffen des Herzens als aus der Ueberzeugung des Verstandes geflossen sei". „Bei Ihrer Gesinnung", trägt er ihm, „wollen Sie Augustinerbier Bräuer bleiben?" Umsonst war das Maß voll. Als Bahrdt in Halle eine Weinwirthschaft für Studirende eröffnet oder, wie es in dem Referat heißt, als Dr. Bahrdt ein neues Erwerbungsmittel dadurch ausfindig macht, daß er eine Actiengesellschaft angelegt hat und darin junge Leute für nicht unbeträchtliche Receptionsgebühren aufnimmt, schickt von Zedlitz dem Unfug zu steuern.

Treitschke liegt dieser Erzählung, die deren sich durch die Auszüge, die er aus des Ministers Briefen mittheilt, charakteristisch für den Zeitgeist der Aufklärung ist, die Bemerkung bei, der Cultusminister, der dem leichtfertigen Dr. Bahrdt jahrelang die ruhige Wirksamkeit der theologischen Facultät predigt, habe sich ähnlich verhalten wie der philosophische König, der auf den Vorwurf des Buches „Der Mensch eine Maschine", auf einem Lustritte, eine Lobschrift schrieb und in ihm nur den Verfasser sah.

Welche Umkehr der Zeiten! Jetzt, wo jeder Berührung der Gelehrten mit Höfen, Ministern und Regierungen erst der Paß abverlangt wird. Wer heißt der Mann? Gehört er zu den Aufgeklärten, Freisinnigen? Man muß gestehen, daß man bei allerdem aus Treitschke's Vortrag ersieht, was Geradheit und Redlichkeit des Willens in einem Fürsten und seiner Umgebung zur Hebung einer Nation zu thun vermögen.

Italiens Hoffnungen.

Die Geschichte lehrt allerdings nicht viel Tröstliches über die Verechtigung der Italiener auf nationale Selbständigkeit. Nie war der Gegensatz Roms ehemals, als da es diese traurigen und blutigen Geschichten Italiens niederschrieb,

Die römische Größe ist der Beginn von Italiens Verfall gewesen. Schon die Thaten des Scipionen, des Julius Cäsar haben das eigentlich specifisch italienische Wesen, den Bauernstand der Sammiten wie die altetruskische Weise gleich vernichtet. Unteritalien, vor allem die Abruzzen sind seit den Tagen Sulla's, der sie mit Feuer und Schwert verwüstete, der Cultur, dem Ackerbau entfremdete Ställen, der Aufenthalt von Hirten und Banditen. Die Sklavenaufstände in Sicilien und die Verheerungen von dem Aufruhr des Masaniello, der Herrschaft der Lazzaroni in Neapel wie sie zuletzt unter einem altchristlichen König Murena in Stammen und Unwillen versetzte. Dann findet Machiavelli, der letzte und größte politische Kopf, den Italien besessen, in der Herrschaft des Papstes den ersten Anstoß zum Untergang Italiens. Ganz erfüllt von römisch republikanischen Ideen und Voraussetzungen, erkennt er doch den Schaden, den das Papstthum in politischer Hinsicht seinem Vaterlande verursacht, die Municipalfreiheit der Landstädte und den schroffen Gegensatz des Adels und der Sklaven. Das beständige Schmähen der „Barbaren" bei den italienischen Schriftstellern zeigt die vollständigste Unkenntniß ihrer eigenen Geschichte, eine unbegreifliche Befangenheit vor Namen und Formen, die im Laufe der Jahrhunderte zu leeren Schatten geworden. Den Einwanderungen der Deutschen verdankt Italien zunächst die Gegenden, wo Landschaften heißen, die Lombardei und Toskana. Da wohnen die „Barbaren" nicht samen oder nicht selten und in großen Massen, hatten, wie in der Mark um Rom, in Neapel und Sicilien, haben die Heerden des Viehs und das Hirtenleben den Ackerbau auf den kleinsten Bruchtheil zurückgebracht. Wer über die Alpen stieg, deutsche Kaiser oder spanische und französische Krieger, immer brachten sie erst den Gedanken einer staatlichen Einheit, einer geregelten Herrschaft in viele sich gegenseitig zerreibenden Bürgerschaften und Tyrannien mit.

Die großen italienischen Schriftsteller des Mittelalters haben immer mehr oder weniger in einer Schilderung der Kirche die Rettung ihres Vaterlandes gesucht. Der Retter, den Dante erwartete und im „Paradies" verhieß, ist dem „neuen Fürsten" des Machiavelli nicht so unähnlich, als man glauben möchte. In ihnen beiden waltet das kirchlich Messianische vor. So, wenn Machiavelli im „Fürsten" mit besonderer Vorliebe auf Moses und Cyrenaeia hinweist, Dante seinen Meister als einen Vertilger der Laster und Sündhaftigkeit darstellt. Aber es war ein verhängnißvoller Irrthum, von dem namentlich Machiavelli nicht freizusprechen ist, zu dessen Zeiten die europäischen Dinge in ihren Grundzügen die noch jetzt geltigen und feststehenden Formen gewannen, das Papstthum als eine rein italienische Einrichtung aufzufassen und seine Aenderung nicht als eine allgemeine, sondern als eine beschränkte nur von den Stämmen der Halbinsel zu lösende Frage hinzustellen. Darum hatte Machiavelli nicht das geringste Verständniß der Reform, die sich bei den Deutschen und den Engländern vollzieht, schließlich schien er von dem durchaus einseitigen mönchischen Verbesserungsversuch des schwärmerischen Savonarola und den Thaten eines Cesare Borgia mehr erwartet zu haben als von der protestantischen Ideen Hutten's und Luther's, die ihre weltgeschichtliche Macht sichtbar genug an der Stirn trug. Die italienische Nation ist zur Hälfte im Papstthum auf- und untergegangen, die andere hat beständig zwischen republikanischen oder tyrannischen Formen geschwankt. Man gehe die Reihe ihrer großen Männer durch, sie haben nicht einen großen Fürsten, nicht einen namhaften, nicht nur, wie die beiden Alexanderinnen theoretischen, sondern auch praktisch wirkenden Staatsmann aufzuweisen, viele durch Bürgertugenden sich auszeichnende Männer zu Florenz und Venedig, in den Kriegen gegen die Hohenstaufen eine durch municipales Selbstgefühl und spartanischen Heldenmuth für immer berühmte Bürgerschaft, aber doch keinen Genius, keinen Zug in der Gesammtheit, der sich nur im geringsten mit denen vergleichen ließe, welche die Grundmächte Europas geschaffen.

Endlich — das charakteristische Princip der alten Republiken — die Ausschließung der Fremden, mögen sie immerdem derselben Volke sein — ist von den Italienern nie überwunden worden. Der Römer dünkt sich noch heute besser und erlauchter als die andern Stämme der Halbinsel. Als 1848—49 wenigstens die Gelegenheit zu einer Vereinigung der Nationalität gegeben war, wußten die Wortführer der Bewegung nichts besseres als eine römische, venetianische, florentinische Republik, der sich trotz der Herbeirufung des Sardinier Mailand am liebsten als vierte angeschlossen hätte. So kommt es, daß Italien immer nur ein Spiel in der Hand eines andern war. Die Päpste wie die Kaiser, die Deutschen wie die Franzosen haben Italien stets als ihre gewisse Beute betrachtet. Im Kampf dieser großen Gegensätze fand sich auch ihre kleine Nachbarschaft und ihr municipaler Geist einen Raum, sich zu bethätigen, als Guelfen oder Ghibellinen kannten sich Arezzo und Pisa, Mailand und Cremona zerfleischen. Kurz, über alle diese Dinge ist nicht mehr zu streiten.

Und dennoch — ist die Lehre der Geschichte niemals eine solche, daß nicht neue Erfahrungen stattfinden könnten. Deutschlands Einheit ist ein sehr junger Gedanke. Er gehörte 1817 der Burschenschaft an, dann einigen Jahren den Gefängnissen und erst seit 1848 wurde es im ganzen Volke so unabweisbar, daß trotz der geschichtlichen Paulskirche alles darauf hindeutet, daß wir mit dem „Bundestage" keineswegs auskommen werden. Der Begriff eines „italienischen Volkes", einer einheitlichen Organisation ist nicht viel älter. Der Gardonarismus mag ungefähr der Burschenschaft gleichkommen wie der Spielberg der Festung Magdeburg. Silvio Pellico und Manzoni unserm Jahn und Menzel. Das in Italien der Adel bis in die höchsten Kreise für sein „Neu Italien" schwärmt, scheint uns charakteristisch für die Lebhaftigkeit der Hoff-

[illegible] die man hegt, und in der That glauben wir, die Zeiten sind vorüber, wo man Italien durchaus nur noch als ein Land betrachten sollte, das in der Hand entweder der Deutschen oder der Franzosen sein müsse. Die Abneigung gegen die Franzosen ist augenblicklich groß in Italien, und solche Zeiten, wo auf Jahrzehnde hinaus Ausnahmezustände gehalten werden können, große Armeen auf den Beinen stehen, Kriege mit jedem Jahrzehnt neu begonnen werden, sind kaum noch möglich. Italien müßte, selbst wenn die Franzosen als Sieger über die Oesterreicher gedacht werden könnten, sehr bald zu einer Organisation kommen, bei der ein Begriff, der früher dort gänzlich fehlte, das Bewußtsein der eigenen allgemeinnationalen Unabhängigkeit und der dürgerlich kirchlichen Reform, das entscheidende Wort mitsprechen würde. Sardinien ist für Italien das, was Preußen für Deutschland ist, aber wenigstens ein Staat, der voll Eifersucht wachen würde, keine Provinz Frankreichs zu werden.

Die Vortheile, die Deutschland gewänne, wenn Oesterreich die Lombardei aus seinem Staatenverbande ausschieden und sie unter einem erblichen Prinzen seines Hauses an einer einheitlichen Organisation Italiens theilnehmen ließe, wären bedeutsam für Deutschland. Oesterreich würde seine ganze Kraft materiell nach Osten hin bewähren und gewiß würde es einen lebhaften Trieb gewinnen, mit dem „Reich" in innigerer Beziehung zu stehen *).

Romane und Erzählungen.

III.

Was die Sauberkeit der Ausführung, einer meist wohlgelungenen Darstellung betrifft, liegt uns in Robert Heller's „Das Geheimniß der Mutter" (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp., 1859) ein Kunstwerk im kleinen vor. Die Sprache fließt so glatt und eben dahin, daß wir nur ein und ein anderes mal in diesem Strome des Wohllauts durch ein allzu barbarisches Wort gestört werden. Auch die Erfindung ist interessant und voll charakteristischer Züge. Graf Alban Schlossen liebt ein junges, bürgerliches Mädchen, das er in den Armen der Erstürmung Wiens von Händen der Kroaten entrissen und als seine Tochter hat erziehen lassen. Seine Mutter, eine adelsstolze, herrische und herrschsüchtige Frau, sucht diese Verbindung auf jede erlaubte und unerlaubte Weise zu hindern und enthüllt dem Grafen endlich, um ihn von ihnen, ihn nach ihrer Meinung entehrenden Schritt zurückzuhalten, ihr schreckliches Geheimniß, daß er nicht ihr, sondern der mit ihrer Schwester im Ehebruch erzeugte Sohn des Grafen Schlossen sei. Darüber erschießt sich Alban.

Wenn auch das poetische Gesetz von Schuld und Strafe in seiner strengsten Fassung nur in der Tragödie auftritt, so verlangen wir doch von jeder Kunstschöpfung ein gewisses Maß zwischen beiden, wenigstens den Schatten der Gerechtigkeit. Aber weder Alban noch Helene begehen eine Schuld. Unsern Anschauungen nach ist der Adel durchaus keine sittliche Macht mehr, die in ihrer Ausschließlichkeit zu beharren ein moralisches Recht hätte. Wir betrachten die alte Gräfin als eine Thörin, Alban's That als eine übereilte Handlung, die wir einem Jünglinge, niemals einem vierzigjährigen Manne vergeben. Sterben soll niemand ohne Kampf. Helenens Herz, ob sie den Grafen liebt, ob nicht, bleibt uns, wie ihr Schicksal, unbekannt und unerklärt.

Diese Mängel in der Composition und der Charakteristik zu erwähnen, erschien uns um so eher als eine Pflicht, je bereitwilliger wir der Darstellung und der geschickten Anordnung dieser Novelle den Preis geben.

Aus dem Leben des Offiziers.

In gutem und fließendem Stil werden uns in dem Werke „Anschauungen und Urtheile betreffs militärischer Verhältnisse und Leistungen. Von C. Menonard, kurhessischer Hauptmann a. D." (Hannover, Rümpler, 1859), gediegene Ansichten und Grundsätze, aus Erfahrung und Nachdenken hervorgegangen, mitgetheilt.

Der Verfasser behandelt in einzelnen Aufsätzen die Stellung der militärischen Führer, vom Unterrichter bis hinauf zum Armeecommandanten, hält sich jedoch dabei nicht an bestimmte, nur in diesem oder jenem Lande übliche Formen, sondern spricht allgemeine, weil in allen Heeren geltende Grundsätze aus, deren Wahrheit durch Beispiele aus der Kriegsgeschichte genugsam bewiesen wird. Besonders interessant waren uns die Abhandlungen über „Bravour" und „Militärischen Geist", sowie ein Aufsatz über „Militärische Erziehung."

Lebensblicke

von C. Gubitz.

Das ist das Gift des Lebens, daß wir durch widerwärtige Erfahrungen nicht gebessert, sondern erbittert werden, und das Wort des Hasses und der Kränkung nur als zündende Blitze im Herzen fühlen.

* *

Die Welt findet niemals Ruhe und alle Friedensaugenblicke sind nur ein Athemholen zu neuen Kämpfen.

*) Hiergegen Bedenken, die sich in Beziehung auf den Artikel und auf die Commentare geltend machen. D. Red.

Aus der Schillerstiftung, die beim Herausgeber seinen eingegangen. Beim Schillerfest deutscher Studenten in Prag + Dichter in Not. — Von K. G. in Frankfurt ein kleiner Beitrag von + Thaler.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Elfter Band. **Nr. 33.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Sgr.

Inhalt: Bilder aus Rom. II. Stilleben in Tivoli. Von Emma Herdorf. — Michelet. Eine biographische Skizze von Hermann Hettner. — Berliner Briefe. VIII. — R. Prutz in Frankfurt am Main. — Die Chrysostomus-Handschrift. — Julius Hammer.

Bilder aus Rom.

Von Emma Herdorf.

II. Stilleben in Tivoli.

Unser gefälliger Nachbar, der französische Artillerie-Kapitän, hatte mich gestern durch seine Ordonnanz auf der Piazza Capranica nach Tivoli einschreiben lassen. Wenn dir ein hiesiger Kutscher einschärft, doch ja morgens vor 4 Uhr fertig zu sein, so darfst du mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen, daß man um 6 Uhr am Hause läute, um dir anzukündigen, du werdest jetzt gleich abgeholt; dann bleibt dir erst noch Zeit, dich vom Lager zu erheben und Toilette zu machen.

„Was bedeuten die Kanonen von der Engelsburg?“ „E per il papa, per la sua inaugurazione“*), entgegnete Marietta, die hereinkam, mir zu melden, daß der Vetturin endlich unten an der Ecke der Via dell' Angelo zurückgehalten hatte, wo die Ordonnanz schon seit ein paar Stunden auf der Lauer stand. Der „lavchino della vettura“, der sich für den Ort der Abfahrt und Ankunft regelmäßig improvisiert, reißt mir die Tasche, den Schirm aus der Hand, und über die steinlockigen Löwen, welche sich um unsere Schwelle drängen, steige ich in buntscheckige Wagen. Auf der Piazza Barberini kommt uns der Kapitän mit seiner im nahen Palaste kasernirten Batterie zu Pferde entgegen, ritterlich den Säbel schwenkend.

Alle durch die Porta San Lorenzo, vorbei an der alten Kirche, hinein in die Morgenklarheit der Campagna. Vor scheine die heitliche Amazone mit dem knappen Reitkleide, dem flatternden Schleier zu flüchten vor den schwerstampfenden Rossen. So oft sich auf den Triften voll gelber Binsen zu beiden Seiten des Wegs Rinderheerden zeigen, sagt die neben mir sitzende Italienerin: „Altre bestie grosse“. Bald ist die Straße ganz weiß von mit Doppelsäcken beladenen Maulthieren, bald liegen ringsum Hunden schwarzer, geschorener Schafe. Beim Ponte Mammolo ziehen am Hange des Lorenzo Hirten und Ziegen untereinander im reichen Morgenstaube, mit dem blauen Zuge der Albaner Berge als Hintergrund.

Der kindlichen Neugier und Plauderhaftigkeit meiner Gefährtin läßt sich nicht ausweichen; sie erzählt mir, daß ihr Mann Kupferschmied sei — „Lavora in rame“. Die Seidenspitzen meiner Mantille, deren Preis sie erforscht, wecken ihre volle Bewunderung, und in einem Athem fragt sie: „Avete veduto San Pietro, San Paolo, il museo?“ und setzt mir in einiger Beschämung hinzu: „Da voi avrete poi belle cose assai“. „Bei euch werdet ihr viele Sachen viel schöner haben“. Sie meinte das von den Antiken und Museen wie bei den Spitzen. Auch klagt sie, daß

*) Der Jahrestag der feierlichen Einziehung des Papstes.

kein Geld circulire: „Sono tempi morti. Non c'è vino". „Voi avete quattrini". „Ihr habt Bajen", behauptet ſie und geſteht mir, da ſie mich in die Briefjatche kritzeln ſieht: „Ho una passione a scrivere, e non so scrivere".

Indeſſen ſchweben die Sabiner- und Albanerberge um die Campagna im Reigen über dem Kranze von rothen Kornblumen und goldenem Getreidefelde, auf das ſich der Azur des Himmels ſo zärtlich ſenkt — dieſes Gold und Blau nur ſchon iſt ideal. Ueber alles ergießt ſich das großmüthige Licht in Fluten. „Quanto è bello quel grano!" rief meine Kupferſchmiedin. Aber jetzt wälzen ſich in Staubwolken gehüllte Heerden weißer Schafe auf uns zu, ein Meer von Schafen, durch welches unſere mit einerlei gewürfeltem Kattun tapezirte Gondel ſchwankt, um Marcellone zu erreichen, eine Tenuta, ein einzelner Hof, dem das Grabmal der Giulia Stemma folgt und der Lago dei Tartari. Der Name allein ſchon lehrt, daß wir uns in diabolischer Gegend befinden. Denn wir radern ſoeben über die Brücke Solfatara und die Luft iſt dick von Schwefelgeruch. Der Kanal, welchen der Cardinal Hippolyt Eſte erbauen ließ, ergießt ſich in den Teverone. Man hat neuerdings Bäder da eingerichtet, welche jetzt viel beſucht werden; „hanno molti giovamenti", verſicherte meine Geneſſin.

Die einzelnen Bergkegel fangen an, ſich ſcharf zu zeichnen; links gipfeln ſich eigenthümlich die drei brüderlichen Spitzen San Angelo, Monticelli und Palombara. Ueber den Ponte Lucano ziehen wir gleichſam mitten durch das ſchönſte Gemälde; Poussin hat es wiedergegeben, im Palazzo Doria: In herrlicher Verſchlingung ſchauen die nahen Berge der Sabina, unter ihnen der gezippte, ſilberſchimmernde Gennaro herab auf das grüne, umbuſchte Waſſer des Teverone (Anio); auf den Grabthurm der Familie Plautia, ſtattlich und maſſenhaft gleich dem der Cäcilia Metella, und im Volke Torre di Lucano genannt, an welchem einige Weiber in hellfarbigen Röcken auf Eſeln hinreiten. Friedlich liegt Tivoli auf ſeiner Waldhöhe; ſchon unterſcheidet man doch eben den breiten ſchweren palazzo del Seminario, und rechts ſchimmert die Villa Hadrian's aus ihren Wipfeln. Ziemlich jäh ſteigt die Höhe den uralten Olivenbaum hinan, der nach allen Richtungen ſchöne Perſpectiven öffnet, wenn alles in dieſer Natur in höherer Stil.

Am Wege rechts unter den blaſſen ſilbernen Zweigen erhebt ſich ein altes Muttergottesbild, friſch bekränzt: „La Madonna del serpente", wie mich die Kupferſchmiedfrau belehrt, „die Schlangenmadonna"; die Verehrung für ſie ſtammt aus früher Peſtzeit, wo die giftige Seuche vor ihr zurückwich. Darum ſtrömte auch in der Cholerazeit alles Volk zu der heiligen Jungfrau herauf und zündete Kerzen vor ihr an. Haben wir da nicht wieder die Minerva medica? Und ſelbſt das Symbol findet hier im Olivenwalde erſt noch einmal recht die Bedeutung, weil die Schlange nicht als der des Aeskulap verwandt der heidniſchen Göttin beigegeben iſt, ſondern als ein dem Olivenbau heilſames Thier, welches die der Frucht ſchädlichen Inſekten zerſtört. Unweit der Madonna del serpente genießt man einen großartigen Blick über die Baumkronen hinab auf die Pianura, auf das ferne Rom und ſeine Peterskuppel. „Noi altri noi conosciamo niente", äußerte meine Reiſegefährtin in ihrer Beſcheidenheit; „La mia casa è chiamata tempio d'Ercole. . . . Non c'è roba bella come nelle parti vostri, piazze, giardini etc." Ihr mochten abermals die Mantillenſpitzen vorſchweben.

Bei jedem Tritte in Tivoli tritt uns das Originelle des kleinen Bergſtädtchens nahe; alles guckt ſo naiv neugierig herein in den Wagen; nicht nur die Ciceroni, welche den Fremden auf den erſten Blick zu taxiren ſuchen: „E inglese?" fragen ſie ſich untereinander, indem ſie mir Spalier machen bis zur Sibylle, der kleinen bevorzugten Künſtlerherberge. In dem reizenden Stübchen, dem beſten im ganzen Hauſe, ergreife ich ſogleich Beſitz: Das ſchönſte in ganz Tivoli gehört mein — im Rahmen meiner beiden Eckfenſterchen. Zugleich klopft Haag, dem ich meine Karte geſchickt habe, weil er hier Villeggiatura hält, um ſeine Nerven von angeſtrengten Arbeiten zu erholen, an meine Thür; unſtreitig einer der erſten Aquarellmaler, und ich entdecke in ihm, den London ſich ganz zueignen möchte, einen ſpecifiſchen Landsmann von mir, einen freundlichen Erlanger, bei dem ſich das traute Fränkiſche angenehm in das Kosmopolitiſche überſetzt. Er entwirft mir mein Programm, während der Wirth friſchgemolkene ſchäumende Ziegenmilch zuträgt. Das alles iſt äußerſt gemüthlich; ich möchte, wenn ich nicht den Frevel fürchtete, faſt ſagen, zu ſehr, weil es dadurch weniger fremd und verwunderlich iſt.

Ja, die ganze Poeſie von Tivoli ſtrömt jetzt ſchon mit der Scene zu meinen Fenſtern herein; der Himmel ſcheint wie lichtblauer Edelſtein, und

ihr Viereck gemahnt mich gleich einer zauberhaften Moſaik. Ich verſuche auch jetzt, warum hier und in Hellas die Ruinen entſtehen mußten, ſelbſt für die Landſchaft und Architektur: weil alles ſo fein, ſo hell und klar, ſo ſcharf iſt; weil alles plaſtiſch iſt; ſo entſtanden Gemälde, die beinahe Sculpturen ſind, nuancirte Plaſtik. Das eine dieſer Fenſtergemälde zeigt mir die mit ihren ſtolzen Arcaden über das Bett des Anio ſich wölbende Lupo-Brücke, welche uns vom Lande der Sabiner trennt, und in ihrer Staffage von bunten beſchaulichen Volksgruppen Leben in Ruhe bietet, monumental, wie an die Mauer gemeißelt; darüber ein aus Theilen des Städtleins geformter Kranz von Gebäuden, und zuletzt, hinter dieſen, die runden krauſen Berge. Der andere Rahmen gibt eine Scene, die mich völlig verrückt: Der graue Veſtatempel, nachbarlich, ſchweſterlich, zum Antaſen nahe, ſodaß ich gleichſam darin niſte. Hinter und zwiſchen den korinthiſchen Säulen dieſer heiligen Rotunde der hohe, ſteile, traulich ſich herandrängende Berg, der Caſtile, auch Monte della Croce genannt, mit ſeinem ſaftigen Dunkel, ſeinem lichten Goldgrün und den dazwiſchengeſäeten grauen Felsbrocken. Auf ihn und in das Ultramarin des Aethers zeichnet ſich das Profil des Tempels. So nah eine Alpenhöhe, mit Oelbäumen bekränzt, ordentlich wie ſeckig, davon und von ihr ſich abſchneidend, in das Blau ragend bemooſte Akanthusſäulen! Es weht ein Geiſt der Schönheit um dieſe Trümmer, noch heute ein Duft von Blüte der Kunſt; ich möchte unter dem eingeſtürzten Architrav die Venus von Milo ſchauen.

Hat es mich doch ſchon immer wie mit Bann nach dieſem Sabinergebirge gezogen; ſolchen Stimmen darf ich ſtets vertrauen. Vielleicht lauter es wie Ueberwitz, wenn ich ausſpreche: für manche müdevolle Wanderung in Rom iſt dieſer goldene Berg, dieſer ſonnige Tempel mir Lohn; gleich einem Märchen, ſind ſie mir, fremd und verwandt, ein Traum, eine Ahnung hochgreifender Kindheit, meine früheſten Alpenfreuden, in dem Süden verklärt. Sibylle oder Veſta — wie ſie nun auch heißen mege, der man das Heiligthum weihte — da iſt eine urgraue und immer frühlingsfriſche Magie dabei: Naturgeiſt und Genius. Ich könnte vor dieſem Fenſter knieen wie vor einer gefundenen Liebe, allzeit neu und doch die nämliche: es iſt die Schönheit, das Ideal! Und dazu rauſcht und rauſcht die ſtürzende Flut in der Rieſenſchlucht, welche zwiſchen der Rotunde und dem Caſtile*) wie bis in das Herz der Erde klafft, das begeiſterungsvolle gewaltige Hebelied. Dort aber ziehen ſelige Vögel, ätherſchwimmend, über das andere Bild, über die kühnen Brückenbogen, das Städtlein und die Kuppen.

Jetzt kommt mein Landsmann, mit ſeinem Zeichenſtifte bewaffnet, mich zu den Cascaden und den Grotten zu führen. Wie berauſcht wandere ich auf den Schlangenpfaden um die Alpenſchlucht und die Höhlen, mit denen uns der Berg wie mit Augen anſtarrt, beim Donner des ſchäumenden Waſſerfalls, der ſeinen Staub hoch emporwirbelt — auch ein Staub, wie in der Campagna. Gleich Schnee, gleich Gletſchern wälzt es ſich herab, ein Strom von blendendem Gliſcht im ſaftigen Grün nimmer entblätterter Eichen. Zwiſchen ihrem Smaragd, wie mild das Braun der einzelnen abgeſtorbenen Schweſterwipfel — Baumruinen! Ueberall hängt das wunderfeine Frauenhaar, richtig wie Löckchen — Blättlein an ſchwarze Seidenfaden gereiht — als Teppich um die Felſenwände. Die Neptunsgrotte hat viel verloren, ſeit man dem Teverone die neue Bahn ſprengte; verloren ſo wie die Brücke, durch welche ehemals der Katarakt tobte in ſeiner überſchüttenden Hülle; allein er hätte das Gefelſe, welches ſchon ganz weich war, und zuletzt den ganzen Ort unrettbar zerſtört. Immer bleibt ſie jedoch merkwürdig genug, die Poſeidonsgrotte mit ihren phantaſtiſchen Steinen, welche gleich Wolken über uns hängen. In dieſen Tiefen ſind Abgründe des Geheimniſſes. Auch in der Sirenengrotte, welche Maſſen, welche koloſſalen Blöcke! Ein Chaos ſchwarzer, abenteuerlicher, wilder Geſtalten; und überall braust der geheiligte majeſtätiſche Strom; überall entquillt es dem Schoße der Erde. Hier oder nirgends war der Ort für ein Veſtabeiligthum. Da blickt er herunter von ſteiler Klippe, der hehre Rundbau, und neben ihm der kleine Sibyllentempel ſammt ſeiner vierſäuligen Vorhalle, in eine Kirche verwandelt. Der Berg ſelbſt, mein Berg, iſt gleich einem Altar, aus Felſen getürmt.

Nachdem wir die Galerie betrachtet hatten, welche der letztverſtorbene Papſt für die Wagen durch den Caſtile bauen ließ, folgten wir immer wieder neuen Stufungen des Katarakts, der wie eine Titanentreppe, aus lauter Silber und Kryſtall, über den Abgründen ſchwebt. So kletterten wir auf Eiſenwegen immer weiter in das Waſſerlaby-

*) Mons Catilus.

Gestein herab. Wie Grünspan grün da unten das gebirnisprühe Becken, überschäumt, überblitzt! Jetzt müßte etwas auftauchen, es zieht einen hinab. Noch nie habe ich die Gottheit des Elements mehr empfunden als in diesem Augenblicke. Wie ein Zauber lag es in der Tiefe, durch die Dammrahmen gezähmt; und noch oft wandte ich mich nach ihr zurück bis wir über die Lupobrücke zurückkehrten, welche ganz reizenderden umschimmert war von blühenden Oleanderbäumen, die sich auf dunkelbraunen Häusergruppen zeichneten. Wir sahen aus dieser Vogelperspective nieder auf die kleinen Silberbänder, von denen es blitzt am Fuße der Arkaden, und an denen die Weiber sich bücken, ihre Wäsche abzuwaschen. Der Maler trägt das Kind heim, dessen Junge er alle kannte, an dem er täglich vorüberging, und das er heute herumtragen sah, weil von seinem heimischen Ast der Storch weg und leer; er zeigt es jedem, dem er begegnet, denn er ist hier mit allem Volke befreundet; er muß jedem die Geschichte von dem erzählen und jeder ereifert sich über das Attentat böser Buben. Es war ein Ereigniß. Sein krankes Schwälblein, das er auch einmal so aufgezogen und dann aufgegessen, jetzt aber aus Versehen mit einem schädlichen Kraut gefüttert hat, will das mitleidige Künstlerherz in dieses weiche seine Bettchen thun, findet aber den Patienten daheim inzwischen verblichen.

Im ehrwürdigen Schatten des Vestatempels war, wie wir schon unten von der Schlucht aus beobachteten, der Tisch gedeckt worden, gegenüber der Cascade, welche die Tafelmusik spielte für ein paar deutsche und englische Artisten und einen aus Indien heimgekehrten Landsmann der letztern; zwischen ihm und Haag wies man mir den Platz an, ein umgestürztes Kapitäl diente als Credenztisch, auf welchem Essig und Oel, Kirschen und Kuchen standen. Ueber uns, zwischen den cannelirten Säulen, hängt die Wirthin ihr schneeig Linnen auf. Nie in ganz Italien ist es mir noch je so behaglich geworden als hier. Das frische Wasser begeisterte mich; ich spürte es deutlich und äußerte diese Wahrnehmung gegen die übrigen, welche sie bestätigten, weil es wirklich dafür gelte, eine berauschende Kraft zu haben. Die Hyäne, die Malaria, alle dergleichen Biester gehen nicht über den Anio, versicherten sie; es schneidet wie ab am Ponte Lucano, das ist Thatsache; und so wie man über diese Brücke des Anio kommt, dreißig von Tivoli, stößt man die Temperatur plötzlich um ein paar Grade kühler.

Nach dem Mittagsmahle, um 3 Uhr, wurde mein Somaro vorgeführt, mit einer „sedia espagnola" *), nicht „forbice" **); Haag bestieg einen zweiten, und uns begleitete sein Reitknecht — der kleine „Angelo" — der Name bleibt mir durchweg hier von guter Vorbedeutung — mit seinen feurigen und doch so sanften schwarzen Sammtaugen; alle Kinder in Tivoli sind so wunderlieb schön. Wir ritten jetzt am Monte della Croce um die ganze Schlucht, in welcher das Städtchen emporklettert, zuerst vorüber an der im Olivenhaine halbverstreckten Villa des Catull, und unter dem verlassenen aus dem Oelwalde ragenden Klösterlein San-Angelo hin, auf das man vom Vestatempel hinüberschaut, auf in dessen Vigna man die Spur von der Villa des Horaz zu suchen hat. Unsere Esel drängen zum Brunnen an die grünumsponnene Grotte, mitten in der üppigen Vegetation, den Blutenranken, lila, gelb, die zarten Lüfte weben in das hundertstimmige laue Vogellied; unfern der Stelle, von welcher Gregor XVI. zuerst den Strom aus den zwei Tunnels im Gestein hervorstürzen sah. Ueberwächtig schäumt und donnert die Flut daher, im jungfräulichen Weiß; ein Iridgürtel liegt über dem schneeigen Gewande. Hoch oben auf dem Felsen am jähen Abgrunde schwebt als Krone der Vestatempel in seinem ehrwürdigen Grau, bis er am Eingange des Olivenwaldes uns entschwindet, der ihn märchenhaft umfängt, mit seinem leichten federartigen Laube, dem knorrigen phantastischen Stämmen in gestaltenreichen stilvollen Gruppirungen der herrlichsten Baumgreise mit bleichem Lockenhaar und gekräuseltem Silberbarte, in das sie häufig ihre gelben Blüten gestreut haben, während zu ihren Füßen die Lorbeern blühen. In diesen frommen Schatten ruht die nach Varus' Villa benannte kleine Kirche der Madonna di Quintilio, vor deren Pforte ein Mönch sitzt.

Es geht nun bergab, pfadlos und halsbrecherisch genug über Wurzeln und Felsenriffel. Noch einige Schritte und drüben von dem Gipfel, welcher das Städtlein gleich einem Strauß in den Himmel hebt, rollen die Cascadellen, wie lauter Perlen, wie lauter wallender Schnee; rings überstäubt und überschüttet es die Klippen — ganz Tivoli ist Ein manischer Springbrunnen — und auf dem flatternden Silber tanzen Regenbogen. Alle Adern des Bergs springen, überall sprüht

*) Sattel mit Lehne.

**) Englischer Sattel, gabelförmig.

und gicht es herver; lauter Lavinen im üppigſten Waldgrün, lauter flatternde Schleier im buſchigen Haupthaar der Erde; oder ſind es die Feen, die Nixen ſelbſt? Eine kurze Strecke weiter und wir ſehen die Cascabelline — der Italiener zeichnet alles mit ſeinem Diminutiv, ſelbſt den Waſſerfall — die Enkelkinder des Anieſtarres, aus der vielbogigen grauen Villa des Mäcen hervorbrechen, gleich einer muthwilligen Schar. Ein Landmann mit der Axinte über der Schulter trabt zu Roß an uns vorbei; ſo reiten ſie alle in die Campagna hinaus; bald folgt ein anderer mit der Senſe zu Pferde, die aber zuſammengelegt iſt.

Mit jedem Schritte däucht mir alles wieder ſchöner; immer neu verſchiebt ſich Tivoli, das uns anfangs ſein dunkles Profil gezeigt hat mit dem ſchwarzen Thurme; oft breitet ſich die Campagna vor uns aus, und fern am Horizont im Dufte ſchwimmt die Peterskuppel, neben ihr als Nachbarhöhe macht ſich Monte Mario kenntlich; indeſſen rechts im Vorgrunde die drei blauen Berge, jeder mit ſeinem Krönlein, auftauchen, Monticelli mit der dazu gehörigen Spitze Palombara, wie mich unſer Page belehrt, und San Angelo di Capote, einem Kloſter. Nachdem wir die antike ſteinerne Brücke über die Agnena paſſirt hatten, gelangten wir zu der über den Teverone führenden hölzernen, an welcher das Landvolk lagerte. Ganz weiße Prozeſſionen von Kopfzeiten zogen den grünen Berg hinan auf der Via Tiburtina und ihren alten Baſaltplatten, der auch wir folgten, als wir in der Grotte gerade, in welcher die verfolgten Chriſten ihre Myſterien feiern gefeiert haben, eine Stein- und Bergkapelle.

Angelo liegt eben auf der Höhe den „tempio di Latona"; Villa Eſte ſchaut ehrwürdig vom Gipfel nieder, wir biegen jedoch links ein, um durch die von den Waſſerfällen getriebenen Eiſenwerke zu reiten. „Stabilimento Società romana", lieſt man über dem Eingange in den donnernden Cylinderwerkſtätten, wo die Induſtrie das übermächtige Element dienſtbar gemacht hat, wo Waſſer und Feuer ſich vermälen, aber auch hier ſelbſt die Mechanik von der Natur wieder überwunden wird. Was charakteriſirte wol beſſer unſere Zeit, als daß ſie die Villa Mäcen's in eine Eiſenfabrik verwandelt hat?

Wie pittoresk das Städtchen ſich emporgiebelt, den Berg umflettert! Viele Gaſſe hier mit ihrer Staffage — man dürfte ſie nur einrahmen. Alles ſitzt in Gruppen vor den Häuſern; die Frauen ſpinnen oder wiegen ihre Säuglinge in den Armen; alle betteln mit ſolcher lachenden Naivetät, alles ſtreckt die Hand aus: „Date ci qualche cosa!" weil ſie jeden Fremden, der dahin reitet, für eine Fortuna halten, welche nur das Füllhorn leeren darf; denn ſie ſind hier bloß von den Forestieri verderben; drüben in Subiaco betteln ſchon niemand mehr. Hier ſitzt ſeine ſchöne bildſchöne Mädchen mit der feinen Geſtalt, gleich einem Elfenkinde wiegt ſie ſich auf ihrem Brunnen zwiſchen den Doppelfäßern. Welches eigenthümliches Gemälde dort am Brunnen, alle die Männer mit ihren Eſeln geſchart, unter der Arkade und um und auf den Stufen hinan; ſämmtlich weißgekleidet mit rothen Aermeln oder Weſten, ſehen ſie ſo ſchön und fremd aus, morgenländiſch faſt, vermuthlich Leute aus dem Gebirge, die in einer Vigna gearbeitet haben und jetzt ihrer Bezahlung harren.

Wir halten vor der Kirche und eilen aus der alten Baſilika in den angrenzenden Kolzen Garten d'Eſte. Die Tradition läßt in dieſer vielbewunderten Villa, welche gerade auch in ihrer Verfallenheit ſruherer königlicher Pracht doppelt und unnachahmlich ſchön entgegentritt, den Ariоſt einen Theil ſeines „Orlando" dichten. Vom Scheitel bis zum Fuße des Bergs ſteigt ſie in Terraſſen hinab. Wir irren durch ihre öden weiten Säle mit ihren halbverblichenen Fresken, um aus den Loggien, von den Altanen den gebietenden Blick durch die ganze Campagna bis zum Peterskuppel zu genießen. Rückkehrend ruht das Auge auf den unvergleichlichen Cypreſſen, die gleich Thürmen, gleich Gruppen von dunkeln Obelisken rieſig aufſteigen und uns, wie hinter Säulenfeſtſen, die ſeinblauen Drillingsberge mit ihren Krönlein zeigen, und rechts Tivoli ſelbſt als Krone auf dem üppigen Bergſpitzel mit all ſeinen Schattirungen magiſchen Grüns. Abwärts leitet uns die Kette der „cinquecento fontane" die jetzt ſämmtlich Waſſer ſpritzen, ein Wald von Steinſchnörkeln, bis hinunter zu der großen von phantaſtiſchen, bizarren Marmorgeſtalten bevölkerten Cascade, an deren Nixenbecken, bei den grünumwucherten, in Grün begrabenen Statuen, reizende Dirnen Wäſche waſchen. Es iſt ein Armidengarten. Traut ihm nicht! Die Zauberin ſcheint nur den Blick gewendet zu haben.

Laß wir nur nicht verſäumen am Veſtatempel vor dem Kataraki des Teverone und ſeinem ewigen Staub, die momentane Verfärbung des Stroms, des Kreuzberges darüber, zu erwarten,

welche der Abend mit einer Purpurglorie übergießt, deren zauberischen Glanz sich nicht malen läßt. Unsäglich still liegt das Ungeheuerkloster drüben unter seinen Friedensauspicien. Zuletzt schritt ich noch hinein in die Cella des Vestatempels. Nichts fand darin als ein Kreglein mit Wasser, und in der Mitte hatten sich, wie ein Häuflein gelber Federn, eine Schar junger Enten dicht aneinander gedrängt; es sah so andächtig aus, die Handvoll lebender, hoffender Federn in dem hehren verlassenen Tempel: das Fenster umrahmte ein Herrbild von Tivoli. Auch die Lücke des Umgangs mit ihren Säulen und dem grünmoosigen Fries ist noch unversehrt. Welche majestätischen Perspektiven zwischen den Säulen hindurch auf Wasserfall und Berge! Neben dem Cascille schwebte der Mond herauf. Ich habe noch nie, denke ich, so Schönes geträumt, so voll wundersamer Harmonie, so Einen Tag zusammengedrängt, noch niemals so mächtig Herrliches erlebt. Unvergeßliche Stunden! Blumen der Tage! Verwirklichung wahrtagender Träume, Prophezeiungen, die schon in die Kindheit hineinragten und welche die Sibylle erfüllt.

Nach dem behaglichen und wiederum gemeinschaftlichen Abendmahle sämmtlicher Pensionäre der Künstlerherberge, dem ein echt britischer Thee zum Mittelpunkte diente, zog es mich noch einmal zum Wasserfall unter den Schwesterntempeln, und noch einmal streifte ich ganz einsam in den Säulengängen oben. Kein Laut, keine menschliche Seele. Nur die Zikaden zwitscherten. Ich dachte mir, wie die hingeschwundenen Geschlechter da wandelten; ich kam mir selbst wie ein Geist dieser Vergangenheit vor. Die erhabene Mondgegend, der Katarakt, die Bergspitzen, alles dunkel und riesengroß im zitternden Lichte der nun verschleierten Luna — es war heilig; aber es lag ein tiefer Schmerz darin, eine mächtige, unaussprechliche Trauer.

Jetzt dringt das Rauschen des Wasserfalls in meinen offenen Fenstern herein. Wie traut und lieblich wird sich's schlafen, träumen lassen, so dicht, so unmittelbar an dem mondbewachten Heiligthume, so ganz allein mit ihm! Auf der andern Seite flimmern die Lichter von Tivoli, scheint sich die weiße Heerde seiner Häuser am Berge um die Brücke.

Der Mondschein, das Rauschen wogten mich die ganze Nacht. Gegen Morgen läuteten mitunter die Glocken des Forts; eine Ziegenherde lagerte an der Brücke, und bald trug mir auch der Cameriere die schäumenden Gläser voll Milch zum Frühstücke herbei, welche darum so viel süßer ist als die der Kühe, weil die Ziege sich die zarteren duftendsten Kräuter auslieft; man muß ihr zusehen, wie sie wählt, sie pflückt sich ordentlich ein Bouquet. Gleich bei Sonnenaufgang am Vestatempel führte ich eine Unterhaltung mit dem „old Indian", der aber jung und sehr artig ist, und mich aus Erfahrung belehrte, daß die Luft sich hier dreimal erneut und erfrischt: morgens und abends, und mittags durch das Wehen von der Campagna her; um zwölf Uhr kommt ordentlich eine Brise.

Unterdessen hat der Page Angelo, der Liebling des Malers, meinen faulen Somaro vergessen, den man „Piccione" ruft; eigentlich ist er von lila Farbe, rothlich braunviolet mit schwarzer Zeichnung und auffallend langen Ohren; frisch trabt er heute die Bergstraße hinab, längs der Cypressenthürme von Villa d'Este. Die Männer betteln hier nicht, nur die Weiber; sie strecken uns alle die Hand hin, lachend oft mit der Pantomime des Verhungerns. Weiter unten kommt uns eine Gretin entgegen, die im blumigen langen Kattungewand, stolz wie eine Zenobia, nach Männerart auf ihrem Esel reitet. Jetzt, im Olivenhain, singen die Vögel, und die kleinen Silberfäden von Bächlein, die überall vorsprudelnden Bächlein, singen dazu. Sonst ist alles Sonntagsstille, kein Laut vernehmbar. Angelo ist auch stumm; seine Antworten, ganz lakonisch, beschränken sich nur auf das Nöthigste; so auch der Cameriere in der Sibylle, der sich stets voll Ernst zeigt: es ist durchweg schweigsam dies Bergvolk; sie reden nicht, sie singen nur, melancholische Weisen, wie vorhin noch oben am Thore der silberhaarige Greis so schön und freudig in das Morgenlicht hineinsang; und jetzt dieses ganz weißgekleidete Mädchen unter ihrem hängenden Tuche, am Halse die rothe Perlenschnur herunterhängend — das Volk hat hier beinahe etwas maurisches Gepräge. Und nichts als diese ganz eigenthümliche Staffage, keine Touristen, ich, das einzige reisende Menschenkind — ist das nicht prächtig?

Weiße, mächtig weitgehörnte Kühe weiden unter den Olivenbäumen, unter denen phantastisch gekrümmten greisen Stämmen man oft wähnen möchte, alte Teufelinnen oder gespenstige Weiber kauern zu sehen. Malven und andere niedere Glockenblumen umschlingen den Platz mit

Kränzen, indeß der Mondschein sich wieder vor mir aufthürmt sammt den Brüderspitzen, neben dem geriefelten, bläulich duftigen Gemälde, der mir gleich einem Propheten unter den Sabinerbergen däucht und an den sich kindlich saß die Berggruppe von Tivoli schmiegt, je näher die Cypressen, die uralten Pinienschirme von Hadrian's Villa, heranziehen feierlich in Prozessionen, der das Gebirge zuschaut.

Am Ende der königlichen Verdrießer, welche in der Villa leiten, steige ich auf eine Steinplatte vom Piccione ab und der Custode, durch das hübsche braune Weib mit dem Säuglinge auf dem Arme von der Gartenarbeit gerufen, schreitet in weißer Bauerntracht mit langem Stabe vor mir her in dieser Welt von Trümmern, zwischen der Fülle von Blüten, welche aus dem mehr als fünfzehnhundertjährigen Marmorschutt emporwachsen, eine Ruinenstadt für sich.

Der Eklektiker Hadrian, der alles Schöne aus der weiten Welt hier um sich zusammentrug und -häufte, wie er denn überhaupt schon gar manche moderne Elemente verräth, hat, gleich den meisten neuern Fürsten, auch sich soviel als möglich, von den majestätischen Alpen entfernter, in der Pianura, in unbedeutender Lage angebettet, weil Herrschergröße die Erhabenheit der Natur und ihre Unabhängigkeit nun einen verträgt. Voltaire hat das zu Ferney den Fürsten nachgemacht, denn er spielte auch gern den Souverän. „Der kleine Grieche" aber, wie sie den Imperator in seiner Jugend nannten, ist der Abnherr aller Leonissen; zweimal erstieg er nachts Berge, z. B. den Aetna, um den Sonnenaufgang zu bewundern wie unsereiner. Seine Villa war ein wenig wie Sydenhampalast am Fuße des Sabinergebirgs.

Jetzt sangen hier die Nachtigallen zauberhaft auf den Resten gestürzter, zerstäubter Kaiserpracht. Dieses Umarmen der Natur, ihr Umschlingen der Ruinen ist mir stets das Bedeutendste dabei. Wie hochst malerisch umweht sie die vor uns sich erhebenden grandiosen Reste! Die schönen Cellen der Tempel der Diana, der Venus stehen schwesterlich beisammen. Was kümmern mich die Namen, mit denen mein Cicerone so freigebig ist? Das hellenische Theater, der Tempel der Streiter, das Poecil, nach Athens Muster, die Cäsarenpaläste? „Die Gemächer des Kaisers Adriane!" deklamirte der Führer sehr pomphaft, und gerade in denselben weideten ein paar weiße Ochsen. Sodann die Kasernen der Wachen, die Cento camerelle, das Campo, ein Stadium, hinter den Thermen. Im Bade Hadrian's unterscheidet man noch seinen Sand an der Decke sowie Arabesken in seiner langen, geheimen Galerie. Nicht zu vergessen die Ruinen der Akademie u. s. f. Am meisten fesselte mich wol die Cella des Apollotempels, üppig umrankt, mit der Oeffnung in der Wölbedecke, wo der blaue Himmel sich einst über dem Gotte wölbte. „Noch viele Kleinode der Kunst mögen unter diesen Pinienhügeln, diesen Cypressenspitzen in ihren Gräbern von Schutt schlummernd schlafen. Der Herzog von Braccio läßt seine Ausgrabungen mehr in diesem seinem Eigenthum vornehmen, weil er den Boden für erschöpft hält, da schon zu viel, eine ganze Bevölkerung von Statuen und Sälen, welche die Paläste, die Kirchen und Museen Roms füllen, hier gefunden wurde. Die Wege flimmerten, als wenn sie mit lauter Lemanstaub, der Edelsteine des Gäsar, bestreut wären. Ameisen wimmelten darauf statt der Heeslinge, der Soldateska, zahllose Lacerten flogen nur so über den Pfad, gleich verbotenen heidnischen Bewohnern dieser Burgen.

Beim Heimwege blickt mir die Riesenpyramide des Cestius wieder entgegen, zu deren Füßen, wie eine Kindergruppe, das Bergplateau, die Lieblinge spielen. Das viele Gießen, schwer und leichtbepackt, kommen auf uns zu, jedes wieder mit Reiter oder sonstiger Last; ein Bildchen für sich. Eine Dame treibt mit dem Stocken ihren Esmaro vor sich her und singt melancholisch dazu. Im Olivenwalde, wo am Bergabhange das schwerige Vieh weidet, zieht eine ganze Familie heran: Ein rothes kleines Mädchen, barfuß, die Beinchen rittlings über den Gaul gebeugt, der Kopf des Kindes nicht höher als die schwarze Mähne, die auf der einen Seite aus dem Korbe ragt; den andern füllt sonstiges Geräth einer ziemlich wohlhabenden Wirthschaft. Die Mutter, welche den Säugling trägt, zu Fuß; der Vater, die Karawane mit dem Stocke anführend und den andern Esmaro treibend, auf dem zwei kleine Knaben hocken und neben dem auch noch ein Gießkind, ein ganz junges Bäuchen, herzottelt. Just wie ein Auszug aus Aegypten. Vor dem zweiten Gieß der wandern zwei kleine Mädchen, die vom Wiesenlein weiße Blumen zum Wege gestellt haben, und voraus noch ein jüngeres als die beiden, das ein buntes, winziges Tambourin in den braunen Händlein trägt. Vater und Mutter grüßten traulich. Sie schwang, die Kleinste, lachend ihre Handtrommel hinter mir

drein, als wolle sie mir einen Marsch aufspielen. Ich fragte Angelo, was das bedeute. „Sie kommen vom «gran lavoro»", lautete die Antwort. „Was, vom Orgelspielen?" „Sie sind von Neapel droben, sie haben die Felder vom gran lavoro — türkischen Korn — bebaut und gehen jetzt heim, weil sie fertig sind mit der Arbeit." Noch lange hörte ich sie hinter mir singen.

Auch das Städtchen heraus, wo die Cypressen der Villa d'Este wie Riesenraketen und Spalier machten, war es sehr belebt. Die Handwerker saßen arbeitend vor den Häusern und sangen zu dem Geschäft, als gehöre ihr Lied dazu und gehe es nicht ohne das. Und daneben saßen Frauen, jung und alt, und spannen am Rocken den feinen Flachs oder wiegten die Kinder oder säuberten Gemüse, hatten Bohnen und die Riesenzwiebel zusammen; die meisten Weiber kauern auf der Schwelle. Pittoreske Knaben lächelten mich an, sogen oder schwangen das runde Hutchen; die kleinen, anmuthigen Mädchen strickten aber ein breites Band auch noch dem Dasein der Aermsten, sangen Strophen; man wird nicht müde, diese Kleinen von Tivoli zu bewundern, Thür an Thür; es ist wie ein Kranz von Blumen um schlechtes, altes Gemäuer. Selbst die spannenlangen „creature" tragen die kurzen, durch den feinen Bau doch so graziösen, unten bis über die Taille geschnürten Miederchen. z. B. an jenem Knäblein das schwarze, welches zu dem Neapolitanerspenzerchen ganz allerliebst kleidet. Gar artig grüßt der junge schmucke Schuster dort, der so emsig schafft und singt. „Servo" sagt mit Verbeugung ein älterer Handwerker. Strohhaarige Weiber mit schwarzen Schleifen auf dem Kopfe winken, lockige Dirnen springen mit noch mit Kirschen auf einem Weinblatte, die ich kaufen sollte. Hier kommt sich auf der Schwelle ein gelbes Köpfchen. Der Pfeifer im langgeschnürten Rocke geht auch vorüber und am Brunnen ruhen abermals weiße Männer, deren Anzug dem der Magyaren in der Puszta ähnelt. Mein Cavaro lobt sich an dem Becken der Fontana, und Angelo, der bei seiner Armuth auch etwas Savigné hat, legt die runde Reisetasche an den feinen Silberstrahl.

Hier möchte ich immer bleiben, Jahr um Jahr leben, bis ins Alter hinein; leben hier mit jemand, den man liebt; so recht traut hinleben, nichts mehr von der Welt erfahren. Du kunstreicher, mächtiger Hadrian, deine Schätze sind zerbröckelt, die der Natur blühen und ruhen und strahlen noch heute, morgen wie gestern, wie vor tausend und siebenhundert Jahren. Die Natur ist allein eine unsterbliche Künstlerin, eine nie entthronte Künstlerin. Laß uns an ihr Knie uns schmiegen!

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Michelet.

Eine biographische Skizze von **Hermann Semmig**.

Der französische Historiker Michelet, bisher mehr in gelehrten Kreisen bekannt, hat sich seit einigen Jahren durch eine mehr poetische und rein literarische Thätigkeit, neuerdings durch sein Buch über die Liebe eine solche Popularität erworben, er ist an sich eine so eigenthümliche Persönlichkeit, daß die folgende Skizze wol nicht ungerechtfertigt ist.

Als Mignet die „Geschichte der Französischen Revolution" schrieb, nahm er sich vor, die Rolle des Volks in derselben vor denen der einzelnen Persönlichkeiten hervorzuheben. So kleinlich, in moralisch-philosophischer Beziehung, ist bisher die Geschichtschreibung gewesen, daß dieser Gedanke für neu und original galt. Wie die ganze römische Geschichte nur von der römischen Aristokratie geschrieben worden ist, so haben auch die neuern Geschichtschreiber die Geschichte meist vom aristokratischen Standpunkte aus dargestellt, Fürsten und Feldherren als die Lenker der Menschheit geschildert und die Actoren, von denen sie bewegt wurden, d. h. die verschiedenen Klassen der Gesellschaft, mit Geringschätzung behandelt. Als ob das Ganze nur für die einzelnen da wäre und die einzelnen nicht für und durch das Ganze! Wenn die Völker zu ihrem Rechte gekommen sein werden, dann erst wird auch die Geschichte zu ihrem Rechte und Bewußtsein kommen. Die Französische Revolution hat diese Wendung vorbereitet. Keinem aber hat der Gedanke des Volks als Quelle und Entwurf aller Geschichte so entschieden vorgeschwebt als Michelet.

Seine Erziehung hatte ihn allerdings begünstigt, denn hervorgegangen aus dem Volke, hatte er als Kind alle seine Leiden und Mühen getheilt. Wie Beranger und Proudhon, zwei der größten Geister des modernen Frankreich, ist auch Michelet Schriftsetzer gewesen, ehe er Schriftsteller ward, und hat so, nach seinem eigenen Ausdruck, „den Schatz seinem innern, der im Volke ruht: die Tugend der Aufopferung". Fort und fort hat er dann seine historischen Kenntnisse aus seinem Umgange mit dem Volke ergänzt,

man lernt nicht alles und nicht immer das Beste aus Büchern; „wenn man sich nicht mit Béranger, Lamennais oder Lamartine unterhalten kann", sagte Michelet 1845, „so muß man aufs Land gehen und mit einem Bauern plaudern. Was kann man mit Menschen aus mittlern Schichten der Bildung lernen? Die Salons aber habe ich noch immer mit verengertem und erkälteterem Herzen verlassen." Was die künstlerischen Werke zur Kenntniß des Volks beitragen, schien ihm ungenügend; die belletristische Literatur, namentlich die romantische, klagte er an, ein Zerrbild vom französischen Volke zu geben, das sie mit übertriebener Häßlichkeit dargestellt habe. Allen diesen gegenüber stellt er nun die große Erscheinung des Volks auf, dessen Vergangenheit er als Historiker studirt hatte, dessen Gegenwart er besser als viele andere durch Erfahrung und Anschauung kannte. Es scheint mir nun allerdings, daß er, in das Gegentheil verfallend, manches in zu hellem Lichte erblickt und manche dunkle Schatten übersehen hat; ihn erfüllt das patriotische Herz und die Liebe zum Volke sieht. Er bekennt es übrigens selbst: „Man vergleicht heutzutage die Erhebung des Volks, seinen Zerfall mit dem Einfall der Barbaren. Das Wort gefällt mir, ich nehm' es an. . . Barbaren! Ja wohl, d. h. Menschen voll neuen, verjüngenden Lebensdurstes. Barbaren, d. h. Wanderer auf dem Zuge zum Neu der Zukunft. Wir sogenannten Barbaren haben einen natürlichen Vortheil; wenn die höhern Klassen mehr Bildung haben, so besitzen wir mehr Lebenswärme. Ihre eleganten Schriftsteller, echte verzogene Kinder, scheuen auf den Wellen zu gleiten, sie getrauen kaum die Erde zu betreten; wie vermöchten sie vielleicht zu betrachten? Ihre aber dürstet nach dem Schweiße des Menschen und will von der Wärme und Kraft seines Lebens durchdrungen sein. Unsere Barbaren sind verschwenderisch damit gegen sie, sie liebt sie auch, wie sie selbst maßlos lieben; sie verschwenden sich mit der heilig sinnlichen Hingabe eines Albrecht Dürer an Einzelheiten und gründen dadurch das Ganze. Diese Fehler, diese Ueberfülle von Liebe finden sich auch in meinen Büchern. Aber in meiner Brust pocht die Lebenskraft des Volks treibt, der bringt der Kunst darum nicht minder eine neue Fülle von Verjüngung zu. Sei es denn einst mein Verdienst, Ziel und Gutzweck der Geschichte zwar nicht erreicht, aber bezeichnet, ihm einen Namen gegeben zu haben, den niemand aufgesprochen hatte. Thierry sah in ihr eine Erzählung, Guizot eine Analyse. Ich habe sie Auferstehung genannt und dieser Name wird ihr bleiben."

Die Familie Michelet's stammt aus dem Norden Frankreichs; der Vater seines Vaters war Musiklehrer in Laon, nach der Schreckensherrschaft kam derselbe nach Paris, wo sein Sohn bei der Druckerei der Assignaten angestellt war. Hier kam der Historiker 1798 in dem Chore der Kirche eines ehemaligen Nonnenklosters zur Welt, wo die Druckerei der Familie aufgestellt war. Napoleon's Maßregeln gegen die Presse 1808 und 1810 stürzten die Familie an den Rand des Elends, der junge Michelet mußte am Setzkasten arbeiten, und wenn schon damals seine Einbildungskraft ihrem glänzenden Flug nahm, so blieb seine Erziehung sehr im Argen. Die religiösen Ideen kamen ihm zufällig, ohne Unterricht, durch die Lecture der „Nachfolge Christi" und man begreift, wie sich in seinem Geiste die Unabhängigkeit von Priesterthum und Kirche schärfte, er gab auch bisher sich keine Religion selbst. Den tiefsten Eindruck nächst diesem empfing der Knabe bei dem Besuche des später zerstörten „Museums der französischen Denkmäler"; hier erwachte in ihm der Sinn für die Geschichte. Trotz der Armuth der Aeltern wurde der Knabe zum Studiren bestimmt, so bezog er endlich mangelhaft vorbereitet das Collège Charlemagne. Armuth und Schüchternheit bereiten ihm neues Elend, aber er rafft sich eines Tages frisch zusammen und beendet seine Studien zur Zufriedenheit seiner Lehrer, unter denen Villemain glänzte. Er wollte nicht vom seinen Zehrer leben, denn wie Rousseau meinte er, daß die Literatur als das echte Pinten leben der Seele zu heilig sei, um sie zum Nahrungszweig zu machen. So wählte er den Unterricht als Handwerk; zehn Jahre lang gab er Stunden in Sprache und Geschichte, ohne zu träumen, daß er je ein Schriftsteller werden würde. Da erschienen 1827 sein „Vico" und sein „Abriß der modernen Geschichte", Werke, denen er seine Professur an der Normalschule verdankte. Schwermüthigen Charakters und früh verbittert, hatte er stets einsam gelebt; die Anhänglichkeit seiner Schüler versöhnte ihn mit der Menschheit, wie er sagt. „Wenn ich als Historiker ein Verdienst neben meinen berühmten Vorgängern hatte, so verdanke ich's dem Unterrichte, der für mich die Freundschaft war. Ihre großen Historiker waren scharfsinnig, glänzend, tief. Ich aber habe mehr geliebt."

Jetzt legte er seinem Volke das herrliche Denkmal seiner „Geschichte Frankreichs", an dem er noch fort und fort arbeitet. Einzelne Theile davon, wie die Epoche der Jeanne d'Arc, sind wunderbar an Kraft und Schönheit. Nur zwei überhaupt haben die Heldenjungfrau und Märtyrerin von Domremy würdig gefeiert, der eine ist Michelet, der andere ist Friedrich Schiller.

Wie ihn sein Genius vor dem so mannichfach anfechtenden als innerlich kalten und unfruchtbaren Doctrinarismus bewahrt hatte, so wenig sagte ihm der Eklekticismus zu, der nach und nach an der Normalschule mächtig ward. Er verließ sie im Jahre 1837. Das Jahr darauf erhielt er die Professur am College de France, gleichzeitig ernannte ihn das Institut zu seinem Candidaten. Sein Glücksstern stand im Mittag. Mit Edgar Quinet begann er seinen bekannten Feldzug gegen die Jesuiten, in seinem Werke „Peuples, Weib und Familie" griff er sie mit Kühnheit und Schärfe an, überragte Luther's „Tischreden", blieb aber der praktischen Politik stets fern: „ich habe dazu weder die Geduld, noch das Talent, noch verlohnt ich die Menschen zu handhaben", sagte er. Trotzdem ward er 1838 von seiner Professur suspendirt; damals schrieb er die glänzende Charakteristik „Das Volk", eine Art Naturgeschichte, wie die deutsche von Riehl. Die Februarrevolution gab ihm im März 1848 seinen Lehrstuhl wieder, aber am 15. März 1851 ward er aufs neue suspendirt und 1852 bat er auch um seine Entlassung am französischen Archiv, weil er sich weigerte, dem Kaiser den Eid der Treue zu leisten.

Ein Schritt, der nicht wundern darf. Schrieb er doch schon vor 12 Jahren: „Es handelt sich um das, was man soll, nicht um das, was man vermag. Und ich sehe Frankreich von Stunde zu Stunde sinken, untersinken wie eine Atlantis. Wer sieht nicht vom Aufgang zum Niedergang, wie sich ein Schatten des Todes über Europa lagert, wie Italien untergegangen ist, Irland mit Polen untergegangen und wie Deutschland untergehen will!"

Und weiterhin: „Frankreich wird ewig nur einen Namen haben, unvertilgbar, und dieser sein wahrer Name ist — die Revolution!"

Dieser Name „Revolution" aber tönte ihm in den Tagen der Februarrepublik immer lauter in seinem Herzen wieder und jetzt, wo er der neuen Herrschermacht sich so entschieden entgegenstellte, nahm er seine Wissenschaft gewissermaßen als Waffe auf, ließ sein Geschichtswerk beim Jahre 1483 liegen und schrieb seine „Geschichte der Französischen Revolution". Er ging deshalb in die Bretagne nach Nantes, um die Erinnerungen aus dem Vendeekriege zu sammeln (1852—54), und legte erst dann die Geschichte Frankreichs vom Reformationszeitalter an in den Bänden „La Renaissance", „La Réforme" u. s. w. wieder fort. Die katholische Reaction griff auch Werke heftig an, sie vermißte darin ebensowohl den gelehrten Gehalt als die classische Form. Die deutsche Gelehrtenwelt begriff die neuere historische Thätigkeit Michelet's ebenfalls nicht, sie legte nur den wissenschaftlichen Maßstab an. Michelet ist allerdings nicht mehr bloßer Gelehrter, aber er ist gleich noch immer nicht minder ist als ehemals; aber er schreibt nicht mehr mit der Feder, sondern mit dem Schwerte. Sein Stil ist nicht mehr der Stil ruhiger Ruhe, sondern des dramatischen Kampfes, er wirft sich zuweilen durchdringend an, der Historiker hat Partei ergriffen und springt von Gedanke zu Gedanke auf dem Rosse der Leidenschaft. Wer weiß es übrigens nicht, daß der heftige, zurückgedrängte Groll der Parteien, der an Frankreichs Leben zehrt, unter den verschiedensten Formen ausbricht? Daher schreiben Werke, wie die jüngsten historischen Michelet's, nicht nur Geschichte, sondern machen sie auch, und sind selbst gewissermaßen historische Documente. Vom geschichtlichen Standpunkte, von dem der historischen Methode aus, mag freilich vieles mit Recht einzuwenden sein. Weil Michelet als blendender Colorist die Effecte hervorhebt und in grellen Lagen malt, vernachlässigt er nur zu oft die Proportion in den Thatsachen; in der „Geschichte der Reformation" verschwindet weil vor einem berühmten Duell die bedeutendste politische Krise. Heinrich Martin, der jüngste Geschichtschreiber Frankreichs, dagegen besitzt vollkommen diese Kunst der Proportion; wer aber wird ihn darum einem Michelet nur an die Seite setzen? Es ist dann erklärlich, was dieser Mann alles weiß; eben weil er seinen Gegenstand vollkommen besitzt und seine Epochen und Helden von allen Seiten durirt hat, hat er diese Leichtigkeit und dramatische Lebhaftigkeit des Stils, besitzt überdies von wahrhaft dichterischer Phantasie, wie dies noch bei seinem Historiker der Fall gewesen. Lamartine hat ihn den Shakspeare der Geschichte genannt.

Wie aber Shakspeare nicht nur Dramen, son-

dern auch Sonette und seinen „Atomus" geschrieben hat, so hat sich Michelet's Genius nicht nur im Tumult der Geschichte, sondern auch im friedlichen Gefilde der Natur ergangen und weitergeirrt hier mit Pascal in Schärfe der Beobachtung, mit Bernardin de St.-Pierre in Zartheit und Reichthum des Gefühls, mit beiden in Schönheit des Stils. Mitten aus dem blutigen Lärm seiner „Geschichte der Revolution" hob er seinen „Vogel" auf leichten, dem bald darauf das „Insekt" nachschwirrte. Schon lange vorher hatte der Verfasser seine Sympathie mit den Thieren, „unseren Brüdern niederer Gattung", ausgesprochen, sein Buch vom Meere enthält eine herrliche Stelle darüber. Aber nicht aus dem Herzen und der Phantasie des Verfassers allein sind diese Bücher gequollen, äußere Umstände haben sie wenigstens erst zur Reife gebracht. Seiner ersten Gattin durch den Tod beraubt, hat sich der Verfasser seit mehreren Jahren wieder verheirathet; sein Leben fließt einem Nachsommer, dem auch das jüngste Werk von der Liebe die Entstehung verdankt. Dreißig Tausend Exemplare sollen von letzterem abgesetzt worden sein, das ist mehr als ein Erfolg, das ist ein Ereigniß. Was es freilich dieses glänzenden Autors, was seinem Werke nicht möglich?

Unter allen Freundlichkeiten, die ich während meines Aufenthalts in Frankreich genossen habe, hat mich auch keine so gefreut als die des großen Historikers, denn als solchen kannte ich ihn nur, als ich ihn zur Zeit der Industrieausstellung in Paris besuchte. In jenen Tagen, da sich Europa ein Rendezvous in Paris gab, konnten wir nur von der Zukunft seines Volkes sprechen.

Bei einer Wiederherstellung Polens, sagte Michelet, müsse man dreierlei Dauer wollen, da ohne Handel ein Volk seine Lebenskraft habe; die Polen hätten es ja auch schon dreifach „Wasserwege", meint ich, „haben sie es dreifach, aber haben sie nicht auch schon Preußen dreifach, und mit welchem Rechte? Mit dem der Nationalität wohl, denn die Polen selbst unterscheiden sich in alten Chroniken von den Preußen, die sie die „Nachbarn der Russen, Pomeranen", nennen und deren Sprache auf eine frühere Trennung vom arischen Urstamm, also auf nähere Verwandtschaft mit uns Germanen hinweist. Die Polen gewannen Preußen mit dem Schwerte den deutschen Rittern ab, die es civilisirt hatten, wie es die Deutschen auch später civilisirten, wie sie das polnische Schlesien civilisirten. Die Eroberung durch die Polen aber ist berechtigter als die durch Gewalt. Auch Danzig ist germanischen Ursprungs, das sagt der Name Danzig. Aber die Polen beanspruchen nicht nur dies, sondern auch Pommern mit Königsberg, sie haben in diesem Sinne ihre Geschichte mehrfach im Französischen mit Illustrationen herausgegeben und damit auf das französische Volk gewirkt, sie machen Kant halb zu einem polnischen Philosophen." Ich beklagte mich, wie man in Frankreich für alle unglücklichen Nationen Sympathie habe, nur für Polen, Ungarn, Italien, nur für Deutschland nicht, das doch mit Italien eine und dieselbe Quelle politischen oder nationalen Elends, eine und dieselbe Sehnsucht hat, die Zersplitterung ist jene, die Einheit diese. „Ja, wir Deutsche wollen gegen Polen gerecht sein und werden, aber wir wollen auch nie vergessen, was uns Klopstock zuruft: „Deutsche, seid nicht allzu gerecht!" Und niemand ist es gegen uns, die andern Nationen benutzen unsere Gutmüthigkeit, unsere Ehrlichkeit mißbrauchen sie, und endlich über allen Sympathieen für fremde Völker hat die französische Nation ihren eigenen Ruhm doch nie vergessen. Sieht sie uns nur halb so, wie wir sie geliebt haben?"

„Nie", antwortete mir Michelet, „werden Sie mir von Deutschland halb so viel sagen, als ich davon halte. Für Sie ist es nur der Trieb der Geburt, für mich ist es die Liebe der Wahl. Wie können Sie glauben, daß ich weniger auf Luther oder Beethoven halte, als auf Rabelais oder Molière? Ueberall sprach ich in meinen Schriften in diesem Sinne; da, nehmen Sie meine „Renaissance" von mir zum Andenken, bei der Schlacht von Marignano sage ich davon: „Für die Zukunft bei es gelegt, am selben Tag, da die französische Infanterie zur Welt kam, am Tage ihrer Taufe verbündete sich Frankreich mit Deutschland." „Aber", fuhr er fort, „ich weiß Ihnen Dank für Ihre patriotische Besorgniß, die Luft wird um so stärker und harmonischer sein, wenn jede Saite so tief und mächtig erbebt. Einer der schönsten Tage meines Lebens war der Tag, wo ich auf unserem Boulevard vor der Madeleine am 1. März 1848 das heilige majestätische Banner Deutschlands sich entfalten sah, das Banner des heiligen deutschen Reichs der Zukunft!"

Des deutschen Reichs! Haben Sie mich schlecht denn alle Wunden brechen dabei von neuem auf in meinem Herzen.

Berliner Briefe.

VIII.

— Sie sind durch die Photographie meines ersten Kammerberichts nicht zufriedengestellt, Sie verlangen den Genuß einer vollständigen Kammersitzung.

Wenn Sie deren Leiden nur wüßten! Dies „Bangen und Schweben" auf den dichtgedrängten Tribünen! Aber ich will gnädig sein und Sie nur einer der Sitzungen über das Ehegesetz kosten lassen. „Oben die Frauen!" ist so während des Kampfes so oft von den Kämpfern gerufen worden, daß die Frauen hoffentlich auch diese oben mit anhören werden!

Wir sitzen auf den Tribünen und haben den vor kurzem erschienenen Plan des Herren- und Abgeordnetenhauses vor uns, der uns die Fractionen in ihren verschiedenen Wappenfarben zeigt, die, wie vorhin der Herren eingreifen, in innigem Zusammenhange mit ihrer innersten Färbung stehen. Links den Rücken zukehrend sitzt die Rechte oder die „Blauen" — „Wir tragen das Gewand der Treue", sagen sie, und der „stramme Max" steht eben deshalb immer kampfbereit. Denn hätte ihm auch der Schierstein'sche, rentschauerliche Hafer, so bohrt er doch manchem andern Irrenden den Stahl seiner Zunge bis ans Herz, natürlich, ohne ihn zu tödten. Den Blauen zunächst sitzen die „Grünen"; sie werden von den Blauen die „Ministerialpioniere", die Stürzer oder Hoffnungsreichen genannt. Die Katholischen halten es mit der Farbe der Veilchen, „violett", wahrlich nicht das Einzige, daß sie mit der Herrschaft des Krummstabes vereint, mögen sie immerhin die „katholische Fraction" in die des „Centrums" verwandelt haben. Unter diesen Farben sehen Sie noch „gelb", Fraction Vlandenburg; sie tritt auch hier als erregendes Element auf, während die Fraction von Arnim im Rhabarberfieber die „lösende und bürstende" Eigenschaft beanspruchen und die „rothlila" Fraction Puttkamer die drohende Steigerung des Gelben und Blauen ins Rothe angibt, die ich mit einer „idealen Befriedigung" vergleichen möchte. Die polnische Fraction hat als Zeichen ewiger Jugendfrische für „alle Klagen" ein „violettes" Gewand um sich geschlagen. Die Fraction der Wilden hat weiß; weiß, sagt Lessing Laokoon, ist Mangel aller Farbe.

Der Präsident klingelt; noch sind die Bänke schwach, nur die Tribünen sehen übervoll belegt. Die Vorlage betrifft, wie gesagt, die Einführung der Civilehe. Denn statt dem Rechte, das bei uns durchweg so gehandhabt wird, daß, wer dem Staatsgesetz nicht „Ordre pariert", seines Amtes entsetzt wird, auch hier die richtige Folge zu geben, hat man seit Jahren den Geistlichen eine Ausnahme gestattet und es von oben her nicht ungern gesehen, daß sie in gewisser Beziehung einen Staat im Staate bildeten und nach ihrer persönlichen, natürlich „frommen" Ueberzeugung die Kirchengesetze des Staats und der protestantischen Kirche nach ihrer Auffassung deuteten.

Es war interessant, als der Justizminister die sich jährlich steigernden Fälle dieses pietistischen Verfahrens, gräflichen Hochmuths und fanatischer Staatsfeindlichkeit der Kammer in einem langen Bericht darlegte und gleichsam die Staatsbehörde wegen der Vorlage dieses Gesetzes, zu dem sie gezwungen worden, rechtfertigte, da der Conflict so groß und unheilbar geworden, daß die Civilehe, die überdies die Verfassung zugesichert, als einzige Rettung daraus erscheine. Das Zahlenverhältniß der Trauungsweigerungen vom Jahre 1831 an, wo sich ein erster Fall der Art in Pommern, dann 1853 einer in Westfalen ereignet, habe sich in wachsender Zunahme im Jahre 1874 auf 2000 Fälle gesteigert! Diese Mittheilung, die alle überraschte, verfehlte denn auch ihre eigentliche Wirkung auf die zahlreiche Judenschaft nicht. Diese Trauungsweigerungen, betonte der Minister, sind vom Jahre 1845 durch die Anschauungen eines berliner Geistlichen (von Gerlach), der selbst ein Drittel der Summe derartiger Trauungsweigerungen sich zu Schulden kommen ließ — erst vollständig sanctionirt worden. Wie denn, so wurde schon damals gefragt, ob gegen die Geistlichen nicht ein Zwang zulässig sei und sie auf dem Disciplinarwege zu der ihnen zukommenden Handlung anzuhalten seien. Friedrich II. würde sein „Fiat" sofort unterzeichnet haben, aber der Rechtsstaat des 19. Jahrhunderts fühlte sich nicht mehr so stark und selbständig zu solcher That. Die Erörterungen dieser Frage gingen dahin, „daß man das freie Ermessen des einzelnen Geistlichen nicht hindern dürfe". Damit war der Ungehorsam der Geistlichkeit sanctionirt, die sich nun durchweg bemühte, päpstlicher als der Papst, lutherischer als Luther zu sein, der die Ehe für etwas Weltliches erklärt. Denkt man sich die Consequenzen aus, die ein „freies Ermessen" jedes einzelnen in der Justiz, in der Verwaltung und im Militär hervorrufen würde, so sieht man

vor einem Gericht, wo der Staat aufhören müsse, Staat zu sein. Der Einwurf, daß die Kirche dies innerliche Natur sei, würde wenig Anklang vom rabbinischen Standpunkt aus finden, der im protestantischen Staat keine Gemeinde missen will, da gerade diese lebendige Vereinigung ihm eine durchweg würdige Basis gegeben hat.

Wenn je seit 1848 eine energische, bedeutende und einsichtige Debatte in diesem Hause geführt worden, so fand sie in diesen drei Tagen des 7., 8. und 11. April statt.

Herr von Blankenburg, der im vorigen Jahre Mitkämpfer der Gerlach'schen Fraction war und jetzt das Oberhaupt seiner Gegner, wenn auch nicht spartanischen Schar ist, vertheidigte in nicht geschickter Art, der nur das Gilige und Aengstliche seines Vertrags einigen Abbruch that, die kirchliche Ansicht der Ehe, und bei dem schwierigen Ritt, den das Gesetz in das wunderbare Gewebe der Verbindung von Staat und Kirche zu machen drohte, verglich er es einem Schwimmen mit Gefahr, welchen der Staat der Kirche reiche. Dabei er ergriff seine sehr Hyperbolen an „die edlen Ahnen Preußens", welche der Gesetzlichkeit zustimmig verwerfen würden, schon bei diesen Bestimmungen auf den Lehnen ein treues, fromm zu unterdrückendes Gewissen, und hätte der Redner bei ihnen eine Abstimmung gefordert, ich fürchte, er hätte sich verlassen gesehen. Die Lehnsmannen standen auf der Seite des zweiten Redners, des Abgeordneten Mathis; die Bürgerlichen, wie Perier, ministerieller als das Ministerium, noch mit Gründen, sogaren mit der traurigen Verwendung sich tragend, daß die Gesetzvorlage Lex Hannoversche des Kammerbruchs brächte aber darin, daß, wie in den Shakspeare'schen Dramen immer zwei Spiegelbilder nebeneinanderstanden, auch hier ein solches Widerspiel stattfinde.

Von Mallinckrodt beleuchtet die Gesetzvorlage vom katholischen Standpunkt, dem ich Recht ihrer entschieden — in diesem Sinn und Herr treten mit den unzähligen Gemischtehlichen und päpstlichen Bullen, die doch trotz ihrer Heiligkeit nicht im Stande sind, den „Pfarrer" eine andere Ueberzeugung einzuflößen, kämpfte an diesem Tage unter den andern auch von Petersig, der wiederum einen ausspricht, daß nur die schroffe Richtung einer seinen kirchlichen Pfarrer harte Gewissen hervorgerufen habe und die Gesetze jetzt in einem sanftmüthigen Gewissen beruhigen wolle; der Staatsregierung werde jedoch wol seiner gutraun, daß sie mit dem Gesetz solchen Zweck verbinden wolle. Er behauptet, daß Herr von Gerlach, der doch bei der Fraction Blankenburg als ein Anhänger des echten Christenthums werde gelten müssen, in der Sitzung der Ersten Kammer vom 5. October 1847 sich habe erklärt habe, „daß die Gesetze feindselig dem Christenthum widerstreite". Freilich 1847 — aber seitdem ist bekanntlich das „echte Christenthum" verschwunden.

Graf Arnim trägt darauf ein fixirtes pragmatisirtes Zwiegespräch vor, daß aber kurz oder lang sich zwischen ihm und seinem Pfarrer ereignen dürfte, wenn er dem Gesetzentwurf ihnen die Gesetze und einen „Juden als Präsidenten des Oberkirchenraths" beimischen, ein Gespräch, das bei seiner unmittelbaren Entfernung aus „Klausenheim 9 Lager" nicht geringen Beifall von dem hohen Hause erhält.

Minister eröffnet die Sitzung des nächsten Tages der Abgeordnete Harit, der bekannte Rechtsgelehrte und Pietist, unsere Universität Bonn der Rede derselben seinen gelehrt gewesen, mit scharfem Ausdruck vorgetragen werden, so wurde sie vielleicht als ein Meisterstück der Invektive gelten können, es wurden in ihr viele neue und thatsächliche Gesichtspunkte beleuchtet und erörtert, freilich in einer Weise, die der Majestät des Hauses durchaus entgegengesetzt ist. Stellen, wie folgende: „Eine Gesetzlichkeit, die im Gesetz lebt, und eine Gesetzlichkeit, welche in der Ehe lebt, werden stets sehr verschiedene Gesetze wollen. Deshalb gegründet wurde der Staat die Gesetzlichkeit schützen, wenn er Herr im Hause bleiben wollte; er mußte alle die Trauung erzwingen, weil sie unvereinbar im Volksbewußtsein von einer rechten Ehe — Verbindung des Paares, der Gnaden und des Segens war. In dem tiefen Bewußtsein dieser Verbrechtigkeit hat die Gesetzlichkeit sich Menschenalter hindurch gehalt, solange sie den Staat darf wußte. Als aber der Jude kam, der heimathe einem Menschenalter, wo dieses Staatsgesetzen nicht mehr mit dem Volksbewußtsein einig war, wo sich die Staatsregierung, um den Frommen zu reizen, Gunst gemacht hatte gegen die gerechte Forderung rechtsgültiger Verbindung, da war sie schwach geworden gegen die Forderung, die man der Gesetzgewalt nicht zu bekämpfen war. Die kirchlichen Sonderungsbestrebungen, die verschmolzen mit reformirten Eigenthümlichkeiten, fanden hier in dem günstigsten Standpunkt, gegenüber der

schwächen Seite des Staats, und Gehe da, die Staatsgewalt gab nach. So galt die gemischten Ehen gerade, da wich von Preußen zu Preußen zurück, bis man an das Innerschweizen des Staates allmählich gewöhnt, auch die Ehen abzuschließen begann und seinen Instinkt nun eine starke Regierung nannte" — solche Worte, wie gesagt, konnten nur den Unwillen der Katholiken und auch das Kopfschütteln der Protestanten erregen. Durch dies Prinzip der individuellen Freiheit verleugnete nun und proclamirte den absoluten Gegensatz, den gewaltigen „Scherben". Und war der Hauptpunkt der Debatte, die in vielen und interessanten Einzelheiten sich noch am dritten Tage hinzog, an dem endlich die sämtlichen §§, Paragraph 1 und 2 der Gemeindeordnung, mit einer Majorität von 40 Stimmen angenommen wurde. Da man darüber die obligatorischen wie der sogenannten Verbote — von der der Abgeordnete Simons sehr richtig bemerkte, daß sie ein Unding sei und daß es wol von einer Verbindung, nie aber von einer „Verbote" einen Begriff haben könne — vergaß. Hiermit war das Interesse an der Debatte bei dem großen Publikum erschöpft, das Prinzip erkannten. Ob das Herrenhaus das Gesetz annehmen wird oder nicht, ist nur eine Intrigue. Das Herrenhaus wird nicht viele Mensch mehr sein können

Dawison in Frankfurt am Main.

Die Spannung auf den berühmten Schauspieler war in Frankfurt eine nicht geringe. Aus den allen größeren Städten Deutschlands hatte man die Kunde von seiner eigenthümlichen Darstellungsweise erhalten, und die Localpresse Pathos, wie es durch Schuld des Intellekt über der bisherigen Theaterverwaltung ausgebreitet den Chrom, einer kunstsinnigen Bürgerschaft zum Befriedigungsfeld zu bieten.

Endlich kam Dawison und der Eindruck, den er in Frankfurt hervorrief, war ein gewaltiger. Mit seiner Persönlichkeit gewann er sich, was solche Kunstleistungen selten vor dem Publikum zum Voraus gemacht hatten.

Gleich bei seinem ersten Auftreten, als Richard III., war der Applaus aller Zuschauer Stimmen und Bewunderung. Der Zweifel an der Möglichkeit, Shakespeare in seiner ganzen Mannigfaltigkeit auf der heutigen Bühne wieder aufleben zu lassen, machte der Ueberzeugung Platz, daß, unter den rechten Händen, Shakespeare selbst in seinen scheinbar unzeitgemäßen Schöpfungen, auf unser jetziges Publikum nicht weniger tief wie auf sein gleichzeitiges zu wirken im Stande sei. Das grandiose Problem Shakespeare'scher Gestalten hat Dawison in so einfacher Weise gelöst, daß man sich bei der Vorstellung fast fragt, worin die unüberwindliche Schwierigkeit dieser Rollen bestehe; so klar, so harmonisch und in sich folgerichtigen entwickeln sie sich in Dawison's Darstellung.

Wir haben Dawison überall nicht blos Künstlerische Genüsse, wir haben ihm auch bedeutende Erkenntnisse zu danken. Wo die kritische und erläuternde Auslegung an der dunkelsten Gedankengrenze des Dichters sich abmüht, weiß der Künstler mit einem leisen „Worte" die verborgensten Absichten zu lebendiger, plastischer Gewißheit zu verlebendigen und das angstlich Grübelnde des dichterischen Geistes in die Bahn unzweifelhafter Naturnothwendigkeit zu lenken. Dawison versenkt sich mit ganzer Seele in den Dichter, um als verkörpertes Ebenbild seiner geistigen Urbilder aus ihm emporzuwachsen. Man merkt es seinen lebensvollen Gestalten nicht an, daß ihnen zunächst ein reiner Verstand zum Leben verholfen hat. Der alte Baum, die weitverzweigte Harmonie, welche alle Theile unter sich und mit dem Ganzen verknüpft, das volle, grünende Leben bekundet unwiderleglich, daß hier ein klares Verstandesbewußtsein, eine sichere Willenskraft die Grundlage der in Stein und Erz einigen Lebensgestalten ist; wir glauben überzeugt zu sein, daß es für diese Gestalten keine andere Art des individuellen Lebens geben kann, als sie durch den Künstler ihre Verwirklichung erhalten.

In der Künstler aber in jeder seiner Rollen ein kaum wieder erkennbar anderer, ist es in jeder das, was dem Dichter als einheitlich edel erscheinende Ideal vorschwebte, so offenbart sich in allen seinen Leistungen nächst der sicheren und zugleich einfachen innerlichen Naturwahrheit eine Schönheit und Anmuth der Form, die ein unwiderstehbares Zeugniß ablegen, daß Genialität mit Bildung und Geschmack Hand in Hand gehen können. Phantasie, Gefühl und Leidenschaft ertönen sich selbstbeherrschend seiner weisen Mäßigung unter, die unbeschadet des vollen pathetischen Eindrucks selbst den weniger gebildeten Zuschauer mit hoher Theilnahme erfüllen.

Obwol Dawison in einigen Rollen mit seinem Organe zu kämpfen hat, [illegible] sich sein Vortrag oder dramatischen Situationen, oder Gedichte

regung, über dichterischen Wendung und einer Reinheit und Klarheit an, die allen seinen Gedankenstimmungen das Gepräge einer ursprünglichen, lebendig wirkenden Kraft aufdrückten. Im Verkehr wie in der ruhigen, ebenen Rede, im Gespräch wie in der praktischen Umgangssprache, nie verleugnen seine Worte den reinen Ursprung, nie verwischt man in ihnen den heiteren und heiteren Naturlaut.

Wer also muß Lawison's Art, Shakespeare'sche Poesie und Goethe'sche Poesie zu sprechen, den tiefen Kenner dieser Dichter bewundern. Der rhythmische Schwung der ersten, der schwebende Gedankenstrom der gedankenvollen Verstechnik klingt hier und verklingt in dem Ton und in den Worten des Sprechs und läßt keine Ahnung schwerfälliger Reflexion in ihm aufkommen. Der Vers erscheint bei diesem Künstler als die einzig mögliche Hülle des Gedankens, von ihm gesprochen wirkt er nicht als poetischer Schmuck, sondern als eine Naturnothwendigkeit. So spricht sich auch in seiner Goethe'schen Poesie der ganze klare, ruhig schöne Charakter des Dichters ab, in welchem Gedanke und weiche Phantasie in dem reinsten Einklange sich erringen.

Einen ganz eigenthümlichen Zauber üben die zahlreichen Lieder und Chansons, die Lawison über seine Werke ausstreut und womit er denselben, so bekannt sie uns auch sein mögen, eine ungemein charakteristische Färbung verleiht. Sein Mephisto bekommt gewöhnlich in seiner Darstellung einen besonders [illegible]

Daß alle diese großen und schönen Gaben auf ein durchschnittlich rohes und gebildetes Publikum wie das Frankfurter Einfluß machen mußten, bedarf nicht erst der Versicherung. Lawison's ohne Gehässigkeit hatten eine außerordentlich nachhaltige Begeisterung zur Folge. L.

Anregungen.

Die Königinhofer Handschrift.

Seit einigen Jahren streitet sich Böhmen über die Echtheit oder Unechtheit eines angeblich alten tschechischen Manuscriptes, das Bruchstücke der deutschen und slawischen Verherrlichung unserer Nachbarlandes Böhmen in der heidnischen Zeit. Ein Streit, der seiner Natur nach nur von Gelehrten entschieden werden kann, ist bis in die Tagesblätter hinabgestiegen und zum Agitationsmittel der Massen benutzt worden.

Die Gegner der Echtheit haben in diesen Tagen eine neue Broschüre, welche die Hauptschrift enthält und die in drei Jahren 17 neue [illegible] Jahrhunderte hinaufrückten, einen Schatz nationaler Poesie gehoben, der sowohl die tschechischen wie die deutschen Heldenlieder überragen und ein vollgültiges Zeugniß für die Wahrheit der Sagen ablegen soll.

Natürlich regte sich bald der Zweifel gegen die Echtheit dieser Poesien. Wir, die wir sie nur in der deutschen Uebersetzung Swobodas kennen lernten, hatten immer ihren Nordmark, ihren ganzen Charakter nach für eine Nachahmung der tschechischen Heldenlieder, eine Nachahmung, die auf bedeutenden Werth keinen Anspruch hat. Jetzt bringt Max Pudmayer, der Verfasser einer vortrefflichen Geschichte Böhmens, in dem ersten Heft der neuen von Dudik herausgegebenen „Historischen Zeitschrift" (München, Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung) unwiderleglich den ganzen Beweis und zeigt die Quellen, aus denen sie zusammen sind.

Die Königinhofer Handschrift wurde 1817 in Königinhof am 16. September im Kirchenthurm in einem Packet alter Briefe von Herrn Hanka gefunden. Dessen Sohn war besonders Verehrer von Publikum entgegennahm, war Pudmayer [illegible]. Die Handschrift auf Pergamentblättern enthielt nicht epische und echt lyrische Gedichte. Palacky, der Geschichtschreiber Böhmens, vertheidigte noch um die Mitte 1859 die Echtheit derselben, einiger Zweifel, die auch seiner Anschauung [illegible] wurden. Aber gerade diese hervorgehobenen Thatsachen sind einer mehrbekannten, an Sagen und Erzählungen überreichen böhmischen Chronik aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts von Hanka entnommen und zwar, wie Pudmayer durch die Gegenüberstellung der Worte zeigt, der deutschen Uebersetzung dieser Geschichte, wie sie [illegible] war, der neue Bearbeiter den alten Chronisten poetisch verklärt hatte. Sage der Vergangenheit. Als es zu sagen anfing, rufen die Böhmen vom Berge Strahow das auf die Heldenlieder anbewandt waren, es war Nebel — so lautet der Nachsatz:

Chen hatten sie am Blanikberge
Lange, es liegt Prag im Morgenschlummer,
Und die Wolken hüllen in Morgennebel.

Bei einer anderen Gelegenheit ist von der Heldenthat eines Herrn von Sternberg gegen die Mongolen berichtet. Nach Hanka soll der Name derselben Jaroslaw gewesen sein, obgleich in den Urkunden dieser Zeit nur ein Jindrich von Sternberg erscheint, genug, der Dichter nimmt diesen Jaroslaw und seine Heldenthat wörtlich aus Hanka aus, obgleich der Name nicht in sein Metrum passen wollte und sein poetischer Sinn sich dadurch zu einem sinnlosen verwandelte.

Der Ernst ehrt und entschuldigt Vieles, das Komische in diesen Tagen wird die Uebereinstimmung mit den tschechischen Forderungen aufhalten, von denen die heute so [illegible] überbrückten [illegible]

und Inhalt abweichen, denn das Hervorheben des Heldenthums, das bei einem Dichter des 13. Jahrhunderts gerechtfertigt unmöglich erscheint. Pudinger's Auffaß, in der ruhigsten und würdigsten Haltung, wird bei der erhitzten Leidenschaftlichkeit der Kämpfer leider den Streit auch nicht beruhigen.

Julius Hammer.

Schon hier sprachen wir von Julius Hammer's Muse, die wieder eine neue Gabe lyrischer Gedichte gespendet hat: „Auf stillen Wegen" (Leipzig, F. L. Brockhaus 1850).

Dem Dichter scheint es zum Bedürfniß geworden, in Reimen zu denken und seine Gedanken, so klein und zufällig sie sein mögen, in runde Begebenheiten für seinen innern Menschen zu verwandeln. Schon drei ähnlichen Sammlungen wurde eine seltene Gunst des Publikums zu Theil und auch diese wird wohl nicht ohne Freunde bleiben.

Im allgemeinen möchte freilich der Kritik Vieles an diesen kurzen, in sich fast tagebuchartigen poetischen Versuchen seines Talents wenig zusprechen. Dem Meisten des Gedichte scheint doch mit einer seltenen Gunst des Augenblicks schein zu wollen, als sie so bestimmt selbst den dem nächsten und sinnigsten Gedanken als immer gegenwärtig vorausgesetzt werden kann. Julius Hammer besitzt die Gabe, seinen Gegenstand von jeniger Betrachtung abzugewinnen, auf der andern Seite hat man aber leider an Manchem die Verschwendung aller nur möglichen Dinge gerade und doch ist der Reim und Interessenkreis des Menschen von Neuem ein unerschöpflich umfassender.

Bei einer so einfachen Beschränkung, wie sie Julius Hammer liebt, tritt in solchem Fall der Gedanke, nach seiner Gedichte eine so viel verborgene Intimität erhalten. So findet sich in einer Sammlung ein Sonettenkranz „Letzte Weise", der die ausgereifte, freudigsten und schmerzlichsten Gemüthserfahrungen des Autors in der ihm eigenen zarten und innigen Weise bringt und doch wird der Leser nicht immer von der Wärme des Dichters mit ergriffen werden. Die Erfahrungen, die diesen poetischen Bemerkungen zu Grunde liegen, liegen eben zu tief in der ganzen Beschaffenheit des hier besungenen Gedichts. Man fühlt wol, die ganze Seele des Autors ist ergriffen, man fühlt die zitternden Nachklänge seiner Freude und seines Schmerzes, aber es fehlt ein gemeinsames Band allgemein verständlicher und lieb oder doch ebenso auch andern im Gedichte mit wiedererlebenden Thatsachen. An vielen demnach scheint zu intimen Werte, scheint an den allzu schnell der Muse zum Gesange wie Goethe sagt, „zum mannichfaltigen Begebnissen des Lebens" scheint und die Sammlung verdient daß zu viel zu sein.

An vielen Stellen freilich wird der Leser, wenn er auch nur flüchtig sich zu einer so weitgehenden Subjektivität verhalten kann. Hält machen und von einem Bilde, einem Gedanken, einer seiner auch von einem abgerundeten Gedicht ergriffen werden. So in dem Gedicht „Eine Jugendliebe"

Dein Leben war schwarz voll Leid und Nacht
Und hoffnungsleeren Harren,
Nur leichtbeschwingte Sorgenlust,
Die noch kein Ziel gefunden.
Da trat ich vor dich hin,
Und bange Scheu beschlich
Vor meinem Blicke mich; —
Da sank ich nieder in die grausamen Schatten,
Ob deiner Blicke noch erreicht mich heute.

Ein Jahr verrann, — was hat es dir
Mein Weg mich doch geführet;
Ein neues Paar, — was haben wir
Einander doch berühret
Ach, aber wehen, wehen
Dein übergluckliches Glück,
Vor dem ich gebebt in euch bin?
Muß ich dein Leben vor meinem Auge tragen,
Ob ich mich darf in deine Nähe wagen?

Der Gedanke, daß hier ein Frauen- und Herz sich ausdrücken konnte, ist wenig und ungefühlt.

Ebenso wenig auch dem Leben gegenüber und in seiner eigentlichen Bedeutung auch allgemein verständlich ist das Gedicht „In Gesellschaft". Seiner Tagelange ähnlich, aber nur ergreifend berührt uns das Sonett „Statt der Antwort"

Wenn's wieder tönt, weil ich mein Herz so preise
Stummfühlend auch ich nicht mein Schicksal singen
Damit nicht mein einsam Herz mit Freud und Klagen,
Mein ich mein Schmerz, — sie auch der Kunst mein eigen.

Der trocken Thränen, die zum Auge dringen
Auf einen lichten Lieb, als Sie sagen,
Ich finde mich am Morgen nie am Singen
Was um sein schwerster Herzpfand zu verschweigen.

Und weil ich manches Augenglas hangen Leben
Nicht recht gehöret vor der Menschen Ohren,
Will meinem Gram ich einen Namen geben;

Was meinen ist der eine andersessen,
Der traut er Name hat ich sie verloren
Sie, der sie Blatt war in meinem Leben.

Die Dichterin, der einen Vaterunserhalt am Ufer der Aussicht treten, athmen die reinste Luft des Glücks und Behagens und konnten schon um deswillen von dichterischen Verbildern nicht unähnlich sein. Abgesehen nun davon, daß der Dichter vielleicht wieder zu sehr das gerade ihm Neue und Ueberraschende als auch für andere neu und überraschend hält, wird durch die rhythmisch mehrgegliederten Verse die ganze so schwankende und wegsame Luft, die den Naturgenuß und vorzugsweise die Umarmungen Amphitrions und der Dichterwelt des ironischen Himmels kennt. So die lieblichen Reminiscenzen in „Abschied". So in dem Gedicht „Der Alm", dort wo in phantasiegeborener, machtgleicher Welt-Fülle eine ergreifende Anschauung der andern folgt, dringend und das schöne Bild von dem Strom der Sonne an das Meer

Als dann ich gen die Alm zu verwandelnden Strom'

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. L. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 34. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Aus dem Volke. I. Herr Wunderlich. II. Ein neuer Gast. — Reisen auf dem Rhein. II. Schlösser in Luft. III. Die Verlobten von Bacharach. Von Emma Herbert. — Tagesgeschichte. Politisches. Von Heinrich Laube. — Die Verzweifelten. — Literatur und Kunstnotizen. — Verantwortlicher Redacteur: Karl Gutzkow.

Aus dem Volke.

I. Herr Wunderlich *)

Es hat nun doch Normalmenschen, die mit der Vorausicht leben auf die Welt gekommen scheinen! Menschen, die schon in ihrer Jugend den von einem Stück Kuchen, das sie sich versagten, exportirten Groschen für ihr hülfsbedürftiges Alter zurücklegen; Menschen, die die Genüsse im Leben deshalb lieben, weil sie auch außerhalb des in entrichteten Tributs herber sind; Menschen, die gegen die partiellen Moden deshalb opponiren, weil diese einen steten Wechsel der Garderobe bedingen.

Herr Wunderlich ist einer dieser Normalmenschen, die vielleicht Diogenes von der Laterne suchte. Herr Wunderlich sucht die Liebe, weil ihre Aeußerungen zuweilen kostspielig sind. Er glaubt an keine Freundschaft, weil der Freundschaft zuweilen kleine Anleihen macht. Er bleibt unverheirathet, weil er fürchtet, Frau und Kinder könnten bei ihm um die Kreuzer ihres Leibes kommen, letzteres hinderte ihn jedoch nicht, daß er sich eine Haushälterin nahm.

Herr Wunderlich ist colossalischer Magister beim Steuerwesen. Er hat es bis zum Obersteuersecretair gebracht. Madame Wärmstein, die ihm das Hauswesen führt, ist eine Witwe in ihren besten, doch besseren Jahren, die gern ihre Reize für ihren billig haushaltenden Miether gegeben hätte, wenn der Obersteuersecretair hätte Ernst machen wollen. Als die Hoffnung, Frau Obersteuersecretairin zu werden, auch wie Morgenroth an ihrem Lebenshimmel sank, war auch ungetrübter Sonnenschein im Leben des Obersteuersecretairs. Jeden Morgen, an dem er sich aus Morpheus Umarmung wand, als selbst ihn die schöne Wirklichkeit schon breiteten Arabesken mit bereits gepuderter Perücke, mittags zwölf Uhr Mittag, da er erwacht, auch schon das Mittagessen mit dem unvermeidlichen Beefsteak breit, und wenn es nach des Tages Last und Hitze am Abend nach Hause kam, kam ihm der Schlafrock nur von selbst entgegen, der Hausschuh harrten ihm an der Ecke und nie war der Stiefelknecht verlegt. Madame Wärmstein hatte damals das aufmerksamste Ohr für alle Verkommnisse in der Kanzlei oder die aus einem Expeditionszimmer ins andere sich fortpflanzenden Mittheilungen von dieser oder jener privaten Angelegenheit der Vorgesetzten. Sie war immer bereit, Herrn Wunderlich nach Schluß der Expedition, wenn er der Bewegung bedurfte, bis auf eine der nächstgelegenen Lecture zu begleiten und so dem Herrn Obersteuersecretair die Seidel heiliger zu gewinnen ein-

*) Wir lassen hiermit eine Reihe von Novellistischen folgen, wie sie in No. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. der „Unterhaltungen“ begonnen hatten und wiederholentlich brieflich verlangt worden sind. D. Red.

[illegible] Herr [illegible] [illegible] [illegible]

Haushalt des Herrn Wunderlich besorgte gelegt, mitbrei.

Herr Wunderlich hat während seiner Krankheit überlegt, daß er Madame Mörmsheim, der schon oft zuweilen einem für alle Fälle zusammengelegten Lebensretter versprach, doch viel halt in begraben gehabt und ihre schon zuweilen herabgestimmten Nerven halt ein Dienstmädchen mit jährlich 16 Thalern Lohn, wöchentlich einem Päckchen Butter und alljährlich zwei weihnachtlichen Thalern und einer blauen Schürze, nothig gemacht haben würden, er betrachtet lieber gleich Lerchen, die ein längeres Leben in Aussicht stellt, wo aber Unterstützung mit dem Handwerken allein lustig wird und die nebenbei noch über Talent zum Leben bei nun gemeinsamen Haushaltung noch immer übrig sein lassen kann.

O, ihr Grempleriichen! Vergeßt, der einen Menschen suchen wollte, wo ist seine Tugend?

II. Ein neuer Rock.

Ein Rock und ein Herz! heißt der Titel eines kleinen Lustspiels, in welchem sich zwei Studenten in einen einzigen Rock theilen, der ihnen allein zu Gebote steht.

Aber ein einziger Rock läßt noch eine Weste, einen Jagdrock, einen gewöhnlichen Oberrock, einen Ueberzieher, einen Mantel zu.

Aber ein einziger Ueberrock als ganze Garderobe!

Da ist allerdings die Frage eines neuanzuschaffenden Rocks eine Staats- und Gewissensfrage.

Niemand kann den Eindruck eines neuen Rocks auf den innern Menschen und die durch ihn gehobene Stimmung und erhöhtere Selbstwerthschätzung so begreifen, als wer nur einen einzigen Rock besitzt. Nur ein solcher wird es ganz verstehen, daß es für den Bruder Medizinburger ein bedeutungsvoller Tag war, als er von seinem Meister das fertige Wechselrock empfing, das nebst einigen von seinem Wechselrocken gemachten Extravaganzen eben hinreichte, an einem neuen Rocke den Staat zu kaufen.

Sämmtliche Gesellen der Werkstatt, in welcher der Bruder Medizinburger arbeitet, der Bruder Schiefer und der Bruder Hammerstrauer, der Bruder Baier und der Bruder Wartenberger verließen Schaufel und Ambos, um den Bruder Medizinburger zu begleiten und dem Einkauf des Tuches die deutsch-einheitliche Weihe abzugeben.

Daß der Bruder Schiefer sich für grün, der Bruder Baier für blau, der Bruder Hammerstrauer für weiß und der Bruder Wartenberger sich für schwarz entschieden, bestimmt den Bruder Medizinburger, braun zu wählen.

Als das Tuch abgeschnitten bereits unserm Arme des Eigenthümers ruht, ist man mit der Wahl desselben einverstanden und verläßt in Pleno das Verkaufsgewölbe.

Trotzdem der bewußten Betrachter der Inhalt des künftigen Rocks mit seinen Kameraden sich den Einkauf noch einmal, indem er das Tuch auseinanderrollt und es westlich gegen die Sonne und östlich gegen den Schatten spielen läßt, bis ein vier Treppen auf dem Blumenbrett Schwebender, abertrachtiger Vorübergehender einige mahnende Treppen auf das neue Tuch fallen läßt, das der Bruder Medizinburger unter lautem Protest gegen Blumenbretter klopft, zusammenrollt und wieder unter den Arm nimmt.

Von zwei Menschen kommen nur Zwei zu einem einzigen Rocke bringen, hat für den Schneider nichts Auffälliges. Meister Scherrmann sieht noch nicht auf dem Standpunkte akademischen Kunstverstandes, hält seinen Laden mit sich täglich vergrößernden, geschäftlichen Maximen und Rechnungen und führt noch das alte, seit lange überwundene, sogenannte Map, in welchem er die nur von Eingeweihten ganz entzifferten geheimnißvollen Einschnitte macht. Er arbeitet mit Aron und Jochen ohne alle Irrungen und ist ganz der Vertrauensmann für Beide wie der Bruder Medizinburger, der in Bezug auf die langen Rechnungen, welche den jetzigen Rock auch damit bezeichnen, daß sie mit liebenswürdiger Naivetät auf der Seitenseite herausschauen, für akademische Standpunkte der neugriechischen Kirchenfrage nicht eingenommen sind.

Beim Maßnehmen wiederholt sich die deutsche Einheit in der Verschiedenheit der Ansichten über Aermel, Kamee und Knöpfe. Der Bruder Baier begnadigt einen weiten, der Bruder Schiefer einen gemüthlich engen Taille, der Bruder Hammerstrauer schlägt blanke und der Bruder Wartenberger überspannene Knöpfe vor. Meister Scherrmann, der seine Natur wie sein Talent zur ausmöglichsten Verfügung stellt, hat immer nur unmaßgebliche, einem partiell Modellen vom vorigen Jahre entnommene Ansichten, die aber zuletzt doch die bekümmerndsten bleiben, der Rock erhält einen weiten Fall, damit die Natur des Bruder Medizinburger sich nicht zu genieren braucht, wenn sie sich entwickeln will, und lange Schöße

für die Werkstätte, die auch der Gesellen des „Unaussprechlichen" erschütterten und sterben ein fest „beschaulicher" Leben unterm Schutz langer Nachtjäger zum Erbauen machen können.

Unter Lärm von Krügen und Kegeln, Spiel des Unterrichtes, Chaos der Knopfe, Länge der Zeile — und die hundert Gleichgewichtskrügen eines strahlenden Rades wird auch der besten verbunden, einige Stammtischen, die ob der Natur der Schreibung des Bruder Medienburger in Schulden kommen sich, werden mit einem Anfang erschreckten Verlegenheit einzelnen Namen Rand und Blatte nachbarlich aufgeschrieben können und allmählich, nachdem alles gegangen schon ist genug Besprechung und Bewunderung noch einmal repetiert wurde, verlangen sich die neuvergnügten Freunden mit der Herberge, um den prächtigen Rad von einer gründlichen Ruhe zu beginnen.

Der nächste Tag ist immer ein Sonntag, aber der Bruder Medienburger versteht ihn auf seinem Leben. Ob er für ihn der „Schreiber" des alten Rades, den er mit einer gewissen Intimation anfängt, sich selbst nennend, war dieser Rad bis heute in der Gründlichkeit der Gesellschaft und er in seinem Rade habe erfahren können. Der Bruder Medienburger besucht an seinem Sonntage weder den von ihm noch benannten Landsitz, noch die Herberge. Für seinen Rade und seine Arbeitsgesellschaften und nachdem Sonntag ist Ehren. Er sucht seine verwandtschaftlichen Empfindungen für einer „alte Mutter" auf und" erneuert mit ihr bei einer Tasse Kaffee mit vier Sonntags und bei seinem Besuchen gebräuchlichem Weinbeer und „Juder Hatt Strupf die Erinnerungen an seine selige Mutter auf ihren eigenen, seligen Mann.

Vom Montag an hat der Bruder Medienburger die beschäftigende Empfindung, daß der Rad in Arbeit ist. Nach einigen Tagen sagt er bei Meister Schreiermann an, wie weit der Rad vorgeschritten und kommt eben darüber, um ihn anzusehen. Ist der Rad in Arbeit, der Krug zu hoch, der Kreuel zu lang, Gabel der Meister nicht aufstehen, es kann nachdem corrigieren und den Rade des Bruders Medienburger noch einmal wie Bindemann die Reife fühlen.

Nachdem der Bruder Medienburger noch einmal wegen des Futters, das andere mal wegen der Knopflöcher und endlich noch wegen wegen bestehen Angriffen den Schneider besucht, kommt endlich der verhängnisvolle Kommando. Der Schneider, der Rad und die von der Schneiderin gefährdeten Rechnung, der dem Bruder Medienburger, unbehaltet seiner Bedeutung für das schöne Gewichte, doch so hoch erscheint, daß sie sich, wie erwartet, ein

Meister Schreiermann erscheint noch sein Wort. Bei dem Schweigen des Kunstsachverständigen setzt er dem Bruder Medienburger nur die Arbeitsrade heraus und den neuen Rad an. Wie nun sich der Gurt in den Rad hinein ist, setzt sich der Schneider in die Mitte der Werkstatt auf allgemeinen Ansicht auf und mein nur einen Blick einer über alle Kreis erhabenen Kunstbewegtheit um sich. Die Schraubstöcke ruhen, Hammer und Amboß feiern, der Blasebalg schweigt erwartungsvoll. Gegenüber den „Unaussprechlichen" der Werkstatt, vor den Bruder Medienburger oder abliegen kommen, einen im Herumreisenden begriffenen Weise und des Radlangrades, erhält der Rad ein hohes Lob und Anerkennungsworten. Der Bruder Medienburger empfindet schon aus solche Anerkennungen einen erhöhten Sonntagsstimmung, daß seiner gegen die sehr gründliche Arbeiten und gefüllten Mantle schon bedeutend an Schärfe und Gründlichkeit verlieren. Als der Meister nun noch das schöne Lob und den höchsten Wunsch des Gesellen hört, dem der Rad wie „angegossen" sitzt, da hat der Widerstand des Bruder Medienburger gegen die Trennung seiner Kraft verloren und der Meister entfernt sich, den vollen Beweis derselben seinem jungen nur die Strafung der Summe bestraften Angreifern in der Tasche, mit dem frommen Wunsche: „Herrjesses Sie den Rad grünt!"

Der erste Gang des Bruders Medienburger am nächsten Sonntag morgen ist in der Kirche.

Der Platz, wenn Kirche zuerst für die Kirche auszuwählen, hat man schon bei den alten Germanen beobachten wollen. Unter dem heranreifenden Kornfelder wird auch in der That der Glanz seines neuen Rades für die Umsitzenden erst recht bemerkbar, die, gerade bei der Stelle, wo der Vorsänger vor zum Choralbuch singsingen schildert, die Tat vergessen haben, ihm jemand bemerkt, daß er heute der Anfänger zu einem Wechselchor auf dem Kragen seines neuen Rades trägt.

Lag dann auf der Straße ein Vorübergehender der lange Nichtsnutz seiner Cigarre am neuen Rade abstreift, daß in einer Restauration ein Mitarbeiter als einer Arrest die Arrede des Wiederbeginn am neuen Rade mit fünf Kreuzungen abwandt; daß ein auf dem schönen Pflaster der

Strohe Aufgeregtheit sich im Salon an der Schere des neuen Rocks aufkommert und die Möglichkeit seines Rocks dadurch hindert, daß die Schere, an einer glücklicherweise verdeckten Stelle, langsam aus den Nähten geht — das sind jene unangenehmen Verwirrungen mit dem Leben, die uns da am' ehesten kommen, wenn wir uns am meisten davor schützen wollen.

Der entgegengesetzte Fall wird von der Meisterin selbst wiedererzählt. Der Rock war gerettet, und so ist der Bruder Medienburger, als er nachmittags den Tanzsaal betritt, wieder der „Herr" und „Schmuck", der es schon wagen kann, ein bereits engagirtes Mädchen, daß der „Heirathe" heißt, aufzufordern.

Der eigentliche Lenker des Mädchens aber, ein Techiker, der, um eine Erfindung zu beim, abseits gegangen war, kommt eben zurück. Der Bruder Medienburger ist im heftigen deutschen Walzer mit Heirathe überein. Wie der Techiker dem Bruder Medienburger zornentbrannt ein Bein stellt und sieben im 2/4 Takt durch den Saal hinschiebt immer mit der Nase am Fußboden und Heirathe Ohrringe hinterdrein und sich viele Mühe des Techikers wiederholt, da ist gleich das Signal zum allgemeinen Aufstande gegeben. Der Bruder Medienburger gibt dem Techiker eine Ohrfeige wieder erhält er zwei dafür zurück. . . Ohne Recht Recht . . .

Was ist zu thun? Um das Salve aufzugleichen, prügeln sich beide zusammen. Ein Dritter kommt hinzu und arbeitet zuerst auch am Techiker, ein vierter aber am Medienburger, ein Fünfter am Dritten und ein Sechster am Vierten. Der Wirth hämmert dann friedenstiftend auf alle mit nachahmungswerther Unparteilichkeit ein, bis er selbst Prügel bekommt. Die Musik schweigt und „die Patrouille kommt . . . Allgemeine Ueberraschung . . . Aber die Musik spielen grimmigen mörtig plötzlich einen Walzer, daß weiß wie Hasen's Horn, der Bruder Medienburger und Techiker, die sich eben an den Haaren hatten, springen vom Boden auf und tanzen in vierter Situation vor, ein Schutzer folgt mit einem Schurzfell, den er noch ablegt; darauf ein Pädel, der einen Blumenstrauß als Zeug behandelt und so fort, bis endlich der Wirth sein den Herrn beschlicht und der Ordnung hergestellt ist. Die Patrouille entfernt sich. Es ist das stille Lokal der Stadt.

Aber der neue Rock!

Während der ersten Akt gemächlich seine ist der linke spanische gerichtet. Der rechte Flügel hat die Form eines altdeutschen Waffenrocks und der linke die Form eines Arabischen aus der Jagdzeit. Der Rücken ist kurz aufeinander gezogen und am Kragen schaut die graue Unterlage zwischen dem Tuche hervor.

Der Bruder Medienburger, als ihm ein schmaler Wiederspiegel sein Bild erhellte, sieht sich betrachten. Die Wünsche der beiden Menschen sollen doch recht so lange auf sich warten, wenn sie sich überhaupt erfüllen, und darin gutgemeinte Wunsch des Schneiders „Genießen Sie den Rock gesund!" wie [illegible] hat er sich verwirklicht!

Man lächelt darüber.

Aber ein neuer Rock, die Ausgabe einer Jahresersparniß ist im Volke mehr als ein neues Pferd, das man eben vor [illegible] Peitschen kaufte und einige Tage darauf, weil es nöthig ist, um [illegible] wieder abgeben muß; mehr als ein irdisches Theaterstück, der im Herzen der Oper vergessen wurde und gegen eine noch so angemessene Belohnung von seinem ehelichen Hüter zurückgebracht wird . . .

Der Bruder Medienburger besaß mindestens ein halbes Jahr, um mit seinem Leben als ordentlicher Mensch des 19. Jahrhunderts wieder [illegible] zu sein.

[illegible]

Namen.)

Bilder aus Rom.

Von **Emma Herbert**

II. Spätleben in Tivoli.

(Fortsetzung.)

Von der Tiberbrücke sowohl als auch von mehreren anderen Richtungen aus immer der schwere mächtige, einsame Bau zu unserm Anblick heraus, da und dort ein Bild, durch in Intervallen, immer wieder der nämliche Anblick, es ist wie ein Aufschreien, eine Stimme der Natur, als kennten sich der Anblick nicht anders. Das alte Römerhaus unter dem Berge in seinem schönen ruhig überragenden. Noch einmal wollte ich die beiden Tempel und den Berg umfassen; es zeigt sich der Standpunkt einer Landschaft Poussin's. Am Wasserfalle rasten schon ich durch die Schlucht über San-Cosimiano hinaus nach Monterelli und in die ruhige Piazza, welche auch wiederum diese Höhen begrenzen; und mit zunächst auf das traute Nest San Angelo, von dem nur Thurm und Dach aus den Wogen von Olivenwipfeln hervorragen, indes mein Zeigefinger über den schäumenden Terrassen wie von einem

Gebäuden gebaut. Der ganze Hügel scheint zu brennen. Da stehen die drüben schon das hinderste Häuschen am Fuße der Felsensäulen; der Reiter, welcher sie und Tivoli trägt, grüßt mich mit gezogenem Hütchen an. Ich eile, den soll in meinem Tagen mehr denn Tausend aufgegrabene antiken Ziegelhof, drüben Maler gleich einer Hexenbe im Gärten weiden, nochmals zu besuchen, ehe ich, vorbei an den Lumpenlagern von Pferden und Eisen neben der Brücke, zu meiner Stelle heimkehre, deren Thür den Fremden und Einwohnern als Versammlungsort dient. Unseren von da, wenn man aus der Stadt kommt, gewahrt man einen im Gemäuer sprudelnden Brunnen, mit dem Blick hinab in die weingrüne Campagna, und vor einer irgendeiner waschende oder wasserschöpfende Frau. Den eigentümlichen Portico des dicken Hauses von Tivoli hat Graf Moltke gemalt.

Bei der Mittagsmahl war der lange Peter mein Nachbar, der im Winter an den Pyramiden reiten will. Er begleitete mich an der Ponte; nicht lange und ich sahe schon wieder durch den Olivenwald, den Berg hinunter, wie gegenüber ein Dominikaner im weißen Ordensgewand mit einem Kapuzinergesicht; und hier unten unter den Fenstern schrieb auch ein Mönch, dort ein Soldat zu und zu hatten — dicke Stämme der Ölbäume hier ganz platzend. Dicke gesträuben, faß wie flatternden Stämme, oft nur dies mehr Rinde — und doch tragen sie die Herbstfrüchte! Im Garten dicht mit Ischia noch mit der Villa des Mäcen eine Rückertsguirlande und zur linken drüben feierlich die gigantischen Pinien über Schirme aus über der begrabenen Kaiserpracht. Man meint halb, an der Kette des Garten Sabinergebirge, neben welchem Tivoli seine glänzenden Terrassen entwickelt, Monticelli in der Abendbeleuchtung malen zu können und gleich meinem Nachbarn schwimmen es auf dem Spaziergang von Albano.

Die Postkarten der Via Tiburtina liegen sich da und dort erwarben im Staube der Chausseen. Der Dominikaner, welcher, wie ich entdeckte, dem geliebten Kloster von San-Maria sopra Minerva angehörte und nur zum Prinzip in Tivoli geweilen war, führte neben seinem Leichen ein dunkel lockiges ein weißes Paradies Taschentuch und hätte gern alle beide vor der Nase gehalten, als es am Ponte Sollatzzo so gar infamisch stank. Das war aber nicht seine einzige Anfechtung; von der einen Seite sagte ihm die Nachmittagssonne mit ihren glühenden Pfeilen zu, von der andern unter zweiter Reisegefährte, war es schon ein langer, ungewöhnlich aufgeweckter Knabe, ein Italiener, welcher die Verwaltung im Kirchenstaat scharf angriff und hartnäckig die von ihr verfluchte und versäumte Intuitive vertheidigte. Nicht der gezogene Hinweis, nur Verlegenheit machte ich bemerklich in dem feinen, so liebenswürdigen Gesicht des Mönchs, indem er seine schneeweiße Soutane aus hochrothem Zeug unterstrich, welche, wie sie hier mit Hemden und anderem Linnen in dem Wagen, durch die ganze Reise in perpendikulärer Falten gebügelt war. Den aufgekrämpten dunkelhaarigen Hut hatte er auf dem Schoß, den Stock mit dem Elfenbeinknopfe neben sich, das schwarze Sammtkäppchen auf dem Haupte.

Während wir zwischen großen Haufwolken in der Campagna fuhren, von denen einige, beinahe in Hosen gehüllt, an die Berge mahnten, begegneten uns nur die unvermeidlichen Heimfahrten mit ihrem impressionistischen Gepäck, das sich nach Sonne, Wind oder Regen verhüllen läßt und unter welchem unfehlbar ein großer Hund schläft oder als Schildwache sitzt. An der Porta San Lorenzo wurden sich die Arme der Dogana über unserer Pettura; der Koffer des Dominikaners passirte hier, mit einer obrigkeitlichen Verbindung des Mauthbeamten. An einer von Pinien [illegible] Stelle der einsamen Via di Porta San-Lorenzo, da, wo man umkehrt nach der Piazza di Termini, in der Ödr, auf dem Hintergrunde einer vom Abend der untergehenden Sonne leuchtenden Mauer zeichnete sich diabolisch, so auffallend scharf und schwarz der Schatten eines Mannes, ebenmäßig ein erschreckend lebendig gewordener Schatten, der mit Peter Schlemihl's Gesicht mit ganz neuem Nachdruck eindringlich machte, um so mehr, als der Eigenthümer der Silhouette unsichtbar blieb, welche dadurch etwas doppelt Gespenstiges erhielt. So überreicht uns unter diesem Himmel bis in das kleinste Detail breit sämtlich die unterirdischen, für uns Verblendeten so märchenhafte Macht des Lichts.

Man kann sich, nur wenn man in Rom ist, trösten, nicht mehr in Tivoli zu sein.

III. Die Katakomben von San-Sebastiano

Auf die Via Appia haben mich die nordischen Damen entführt, mit denen die Bekanntschaft jüngst eingeleitet ward durch einen Spiegel in der Sixtinischen Kapelle. Soll es mir, so sie viele

inhaltvolle Lage ſich deren ſuspiren, nicht weit ſich ſonderlich erſcheinen in der Hand des trefflichen Architekten, in der er ſich der Bekümmerung erfreute, Michel Angelo's Propheten und Sibyllen von der Decke herab zu vermiſchen?

Auf die Via Appia. Indem wir links einbiegen nach dem Bacchustempel, jetzt San Urbano, blick uns die Ruine zur rechten, von der Antonio beredtlich darauf benannt, es „das Haus der Schweſter der Horatier“ zu nennen. Der ehrbare, aus ſpäten Kaiſertagen, ſteht noch zuweilen mit allen Säulen und Pilaſtern ſeiner Façade. Der vermuthlich hier heimiſche Eremit muß jetzt fern; eine Frau führte uns weiter, reichte uns in der Vorhalle die Schale von dem Brunnen, aus welchem der heilige Urban die Heiden taufte; im Innern die Zelter jetzt nur mehr Spuren der älteſten romaniſchen Fresken*), die über Legenden wieder einmal in wunderlicher Vermiſchung mit den Reihen von antikem Bacchuszug um Fries erzählen. Ein paradieſiſcher Horizont lag über allem um uns in der Verklärung des Abends, eine begrünende Wärme und Anmuth dabei — gewaltig und heldiſch, aber heimiſchen Landſchaft des Gebirgs. Blicke auf die Saaten von namenloſer Ueppigkeit, aller wie in Welt getaucht.

Das Wirthshaus führte uns, immer links, auf einem Weinberghange Hügel hinab, der San Urbano trägt, in die Valle Caffarella, an dem alt „Grotte der Egeria“ bekannten Nymphäum, wahrſcheinlich das Heiligthum des Numa, welcher dort paradieſiſche Ehe pflegte. Unter den überpurpurten goldigen Bäumen weideten Pferde und Rinder und vor der Grotte im Blau des Himmels wehten luſtige Wirbel ein unterwühltes Reg; es war eine völlig ideale Landſchaft. Das feinblättrige Haar der Pflanzen umhüllte weich mit ſeinen zarten Teppichen den Boden, die Wände, das Rückgemäuer der Höhle. Vor der ſtellte an der perlenden Quelle kleine Fläſchchen und einen gemalten Krug mit dem mineraliſchen Waſſer und erfriſchte auch uns daraus nicht ohne eine gewiſſe Scheue. Als wir wieder hinaustraten, glühten auf der Höhe einige Laubkronen wie im himmliſchen Feuer; von der andern Seite gewahrte man den Tiberſee und San-Greve in Serpentinwindungen in einer Glorie ſchwebend.

Kaum hatten wir den oben vor San Urbano haltenden Wagen wieder erreicht, ſo eilte man die Rampe um den Serpentinweg des Monteſino zu machen, ein Labyrinth von braunen, überpurpurten Trümmern im goldenen Alpengrün. In der Ferne, mächtig am Horizont, Rom, die Peterskuppel in einem Meer von Sonnenflammen. Das iſt nicht Rom! Das iſt ein neues, ein ewiges, das Rom der Verheißung! Was iſt nicht die Erde, die ihre Thränen, ihr Blut, ihren Staub dem Retter darbringt, das iſt ein anderes, glücklicheres, verklärtes Sterne! Im Circus ſelbſt ſahen wir nun zurückkehren alle die funkelnden Wagen zurück nach der Gladiatorſtraße, hinter ſich habenden alten Triumphbögen. Dabei rollte, ſo wenig feierlich eine der hier weidenden Heerden wie einzelne, manchmal um uns und immer wieder um unſeren Weg in wahnſinnigen Kreiſen. War es das Gefährt eines Kampfbiſſers aus der alten Arena oder war gar eine verlorene Bacchantin ſelbſt? Man ſuchte hier überall ſolche einſame, wie verwunderte Thiere.

Wir fuhren nun vor dem gerühmten Grabthurme der Metella, auf deſſen zierliche Krone das Mittelalter die ſchwerlaſtende Bewaffnung getrotzt und wo das Chriſtenthum noch die gewaltigen Trophäen des Heidenthums nach gründen hat, die nicht früher erblickte, als bis die Natur vor ihrer ewige Tempel vor den Altären angezündet hatten, ſondern Wache hielt, daß dieſe kaum die Lampe der einen Cäcilia ward abgelöſt von der der andern. Die Begräbnißſtätten beider ſie ganz nachbarlich beiſammen. Es ſchwebt eine milde Feierlichkeit um die Kirche San-Sebaſtiano, eine der ſieben Hauptbaſiliken Roms, man hat jetzt den Namen Lagro*) vielfach wieder an ihr gebaut; die ſechs Granitſäulen der Vorhalle ſtammen wol noch von dem alten Gerichtshofe. In der Kapelle vor dem Altare, welcher die Reliquien des heiligen Sebaſtian bewahrt und unter dem ſeine von Bergini nach einem Bernini'ſchen Modell überzeichnet ſchön vollendete liegende Statue ruht, erinnerten wir uns, was die Legende von der frommen Witwe Irene erzählt, welche den Heiligen nach ſeiner erſten Marter noch am Leben fand, pflegte und in ihrem Hauſe verbarg, darauf vor Diocletian trat, ihm ſeine Grauſamkeit gegen die Chriſten verwahrte. Der Kaiſer ließ den Glaubensheiden mit Stockſchlägen tödten und in jene große Kloake werfen, die ſich heute noch nach beinahe zweitauſend Jahrtauſenden vom Circus maſſimus her in die Tiber ergießt.

*) Angeblich vom Jahre 1011.

*) Soll.

Einer christlichen Matrone, Lucina, gelang es, den Verbannten zu retten, die Katakomben, an deren Eingang er niedergeritzt ward, heißen seitdem die von San Sebastiano. Auch nennt man sie auch Gottesäcker des heiligen Calixtus. Noch innerhalb des Sebastianthores bemerkt man eine Thüre, über welcher geschrieben steht, daß niemand sie ohne besonderer Erlaubniß des Heren Vicarius betreten darf. Sie führt zu den neuesten Ausgrabungen in San Calisto, welche, wie Ihr noch geheimnißvoll munkelnet, als merkwürdige Funde gerühmt werden, hauptsächlich in Betreff der Malerei, während der von der Basilika einzig zugängliche Theil der Katakomben nur dürftige Ausbeute bietet.

Wir begnügten uns denn mit letzterm, den man uns jedoch auch als gefahrvoll geschildert und uns mehrfach verwahrt hatte, der Wanderung in diese Schlünde feuerfeste ohne zahlreiches und schwarmes Wachs zu wagen. Kam jeden, sagten wir uns, es seien welche Phantasmagorien gegründet oder unter die Phantasmagorie und Schreckensbilderien zu zählen sind, mit denen man sich daheim, und zumal neuerlich wieder, über Italien so vielfältig erweist! Ärztlich konnte, wenn es zum Schlimmsten kommen sollte, der schleunig holländische Postmeister mit all seiner Klugheit und Geschicklichkeit den wir kommen lassen hatten, nicht allein helfen. Jene wieder das seelenangstmachende Gespenst des Gewissenswurmes, das aber sah wie einen rothen Teufel aus, beruhigen, noch dieser es schon von uns einem herumirrenden in Weihung gesperrten Wachsstock in die Hand drückte, um neben dem Altare der heiligen Artemisia Romana in der Katakomben hinabzusteigen.

Es verlangte nicht, unterm der Pforte in den unterirdischen Gängen bei dem Barlerhaus, wo man in Gebäude des San Sebastiano kam, seine sehr andrucksvolle Rede vom Vermoni zu zeigen, neben einem alten Pastorini mit dem Bambino, welcher uns gleichsam den Weg zeigte. Wir entbehrten der Belehrung durch das Serpentinlabyrinth, dessen Windungen und Verzweigungen, von den schwefelnden Fackeln grell gerötet oder in mordschwarzem Dunkel gelassen, fremdartige und oft sehr unheimliche Bilder gewährten. Welche Unzahl von Grabmälern, dicht aneinandergedrängt — und in jeder von Martyrern! Neben jeder der Öffnung mit dem Grab, welches das Blut des Martyrers enthielt, daran erkennt man die Gräber der Blutzeugen. Bei vielen sind neben die-

sem Merkmal auch angeschrieben: „Fre Chrome." Daß man diese und andere ergreifende Inschriften, selbst aus Sorgfalt für deren Bewahrung, von hier wegreißen mußte und in das Museum gesammelt hat und noch sammelt! Denn beständig giebt man noch neue aus, bringt sie jeglich fort. Nicht selten habe ich diese älteren Geschichtstafeln des Christenthums in ihrer wunderlichen herben Kürze gerühmt, durch die unabsehbare Galerie lapidaria im Vatican wandelnd, deren eine Wand sie füllen. Mit diesen Inschriften an jedem Grabe wären die Katakomben die merkwürdigste Stätte in der weiten Welt.

Auch so ist dieses blutige Seelengefild noch erschütternd. Welche Leiden, welches Vertrauen, welcher Sieg der Glaubensheldin! Und was für eine süße Ruhe und für ein Gottesfrieden nach der heißen Schlacht in der schwarzen Grabesnacht hier! Unermeßlich dehnen sich die langen Katakomben hin mit ihren Kammern, ihren leeren Gruften und Kapellen, ihren oben Altären — man dürfte alles das ausgelogene Weben heißen. Ganz Rom ist davon unterminirt, wer vermöchte ihre Ausdehnung zu bestimmen? Man kennt sicher erst den kleinsten Theil, es ist eine stumme Welt für sich. Schon manches Neugierige Lebte nicht mehr aus diesem Labyrinthe wieder, man berichtet aus nicht allzu fernen Tagen von einer ganzen Schule, die sich darin rettungslos verlor. Auch weiß von seltsamen Abenteuern gestüstert, wo der unbekannte Fremde durch irgendein Kleinod die Habsucht reizte und ohne Zeugen verschwand in der einsamen Nacht. Viel wurden bei solchen Verwirrungen und ein Schauer da unten beschlichen. Wir schärften einander gegenseitig ein, uns keinen Schritt von dem Führer zu entfernen, und der ganz Mensch, dessen Antlitzen wir so ironisch leuchten durch die braunen, feuchten Irrgewinde, beruhigte uns, daß er sie besser kenne als seine eigene. Denn er habe sich mehr in ihnen auf als in der „Luce", sprach er, „auf dieser Erde, welche als Blei hier, macht der heilige Martellino enthusiast." Zuvor hatte er uns in die Kapelle geführt, wo auf der durch eine Inschrift bezeichneten Stelle der heilige Philippus Neri jedesmal eine Nacht im Gebet verweilte auf seinem Gange in die sieben großen Basiliken Roms, den er alle achtzig Tage unternahm. Endlich kamen wir an das dunkle, leere Grab der heiligen Cäcilia — ein ausgegrabener Paradiesvogel. Ein französischer Prälat hat daselbst durch einen Gebetsaltar die Gebeine dieser

Grotteske begleitet. Wir kehren nicht um, wir steigen auf einer andern Seite heraus an das Licht, eine breite Steintreppe empor, die noch die alte ist. Welches Gedränge! Welcher thränenvolle Weg, wenn sie so über geliebten blutigen Leichen hinabtrugen, Stufe für Stufe, in die ewige Nacht! Ja, Rom ist der Ort der großen Schmerzen und Begeisterungen, der heimwehen Kämpfe und der Liebe!

Man will [illegible] Märtyrer hier gezählt haben in diesem unterirdischen Rom, wo die ersten Bekenner ihren Gottesdienst im Schoße der Erde heimlich hielten und ihre Todten begruben — so viele Opfer, meilen- und meilenweit jede Scholle mit Blut getränkt! Kein Wunder, daß uns die Siegesfahne Constantins nur hier im Grun erfüllt, wenn man in ihr auf solchem Boden wandelt! Der ganze Himmel Roms ist auch nur eine Glorie für diese Glaubenshelden; jede Abendglocke über den Weltgebietern ist nur wie ein Siegeskranz der Märtyrer.

Die Katakomben sind das Gebahrende, das Ueberwältigendste in Rom. Mit ihnen will ich eigentlich gestern hier abschließen am Livergnügte, mit dieser Suppe von Rom, dieser bunten Arena, dem Wunderkranze im Himmel.

Deutschlands Nationalgeist.

Von Gustav Graf von Pfeilgoma

Wie weder das Kind noch der Staat den Mann machen, so gibt auch Nationen das Aeußerliche niederen nur einen Werth, als es das treue Gebilde eines kräftigen und unverwüstlichen Innern ist. Der Werth eines Volks kann nur nach ihm bestimmt werden. Das Innere ist es, das ihm in des Aeußern Wechsel verbleibt, das seine Siege verklärt und selbst in der Gewitternacht seiner Unfälle wie ein trostender Stern hindurchschimmert.

Je reicher ist der Nationalgeist, je lebendiger, je ergiebiger dieser in einem Volke ist, desto stärker und unverwüstlicher ist es und desto größere Anmuthen auch seine Ansprüche auf Achtung. Wo aber dieser Nationalgeist erloschen ist, da wird das Volk zu einem Automat; denn wer möchte den Gliedermann als einen Menschen begrüßen? Der Nationalgeist ist der Geist des einzelnen, welcher durch nationale Verhältnisse bestimmt wird und den nichts anderes treibt als das eigene Bedürfniß, der keine andern Richtungen hat als solche, die die besondere Lage hervorbringt. Das Gleiche in dem Ungleichen, das Allgemeine in dem Besondern ist es, in welchem der Nationalgeist sich ausspricht. Von demselben geht er aus oder vielmehr mit ihm ist er selber gegeben.

Wenn Athen sein ganzes herrliches Leben auf dem Markte zur Schau stellt, wo alle Kräfte sich gegenseitig herausreizten, und wenn es gleich darauf sich wieder mit Macht in die Tiefen der Wissenschaft und Kunst versenkte, wenn auf dem Forum der Weltherrscherin Rom Scipionen und Metelle und alle die Heroen, welche Nationen stürzen machten, sich anspruchslos unter den niedrigsten ihrer Mitbürger verloren und dann wieder durch Kraft und That wie Götter über Sterbliche hervorragten, so war in beiden Fällen der Nationalgeist das Prinzip, welches die Geister bewegte. Aber freilich, dieses Prinzip nahm nicht immer dieselbe Richtung, sondern die Kräfte mußten ihm folgen, die es von sich abhängig gemacht hatte. Daher zeigt sich der Nationalgeist, wie überhaupt der Geist des Menschen, in einer doppelten Thätigkeit: nach innen und außen. Die Thätigkeit nach innen bringt ihn zum Bewußtsein, er begreift, faßt, bildet sich durch sie, sie ist alle gleichsam ein ewiges Anfachen der heiligen Flamme. In der Thätigkeit nach außen hingegen ist er selbst ein Gegebenes oder doch Verbundenes, in das sich das Fremde, von ihm selbst Verschiedene eindrängt wie in eine Form. In jener wird er selbst sein Object, er schaut sich und wirft auf sich; in dieser wird er das Substrat alles dessen, was aus der äußern und innern Welt von einer Nation als solcher umfaßt, gedacht und empfunden wird.

Beide Thätigkeiten müssen Eins sein, so nur erzeugen sie wahres, allseitiges Leben; nur in der vollkommenen Einheit geben sie Völkern Dauer und Bestand. Wie sich ein Volk begnügt, nur des Nationalgeistes Thätigkeit nach innen zu bewahren und zu hüten, da kann ein mannigfaches und starkes, ja selbst ein eigenthümliches Leben gelebt werden, aber es wird bald einer traurigen Beschränkung anheimfallen. Blicken wir auf Sparta. Der Krieg, die Verfassung, die Gastmähler und selbst der Jugend leichtere Spiele mußten dazu dienen, ihn zu beleben; also aber diese Thätigkeit des Nationalgeistes nach innen immer mehr schwand und das Volk in Gemüse verlauf, kurz der Verfall vor der Thür. Nun ist aber Menschlichkeit das Ziel, nach dem wir alle ringen, so wahr wir von der ewigen Macht stammen und, Menschen

ſchen zu ſein. Alle die mächtigen Triebe unſerer Natur, all unſer Denken und Empfinden, unſer Hoffen und Meinen treiben uns zu demſelben hin, und es iſt ein ſonderbares Mißverſtehen ſeiner ſelbſt, ein tolles Hingeben an die Unnatur, wenn man alle dieſe Stimmen in ſich zu vertilgen, allen Bedürfnungen des innerſten Menſchen abzuſterben verſucht. Der Widerſpruch, in den man dadurch mit ſich ſelbſt verſetzt wird, muß den Verblendetſten endlich einleuchten und ſie müſſen zu der Einſicht gelangen, daß, wenn etwas aufgegeben werden muß, die Nation weit eher für die Menſchheit, als die Menſchheit für die Nation hingegeben werden, und daß die Nationalität nur eine mittlere Stufe iſt, auf die wir uns von der individuellen Beſchränkung zu erheben haben, um uns von ihr aus zur höchſten — zur Menſchlichkeit emporzuſchwingen.

Dieſes Aufſteigen zur Menſchlichkeit iſt aber nur dadurch möglich, daß ſich die Thätigkeit des Nationalgeiſtes auch nach außen richte und die äußere und innere Welt, d. i. die Welt der Erſcheinungen, wie ſie den Sinnen ſich darbieten, und die der Begriffe und Ideen, zu denen der Geiſt ſich erhebt, auffaſſe und durchdringe. Aber was heißt das: die innere und äußere Welt mit dem Nationalgeiſt auffaſſen? Es heißt, ſie aus den Geſichtspunkten anſehen, die man mit dem ganzen Volke, zu dem man ſich zählt, gemein hat. Das Ergreifen der äußeren Welt aus nationalen Standpunkten führt einer Nation Gewerbe, Induſtrie, Handel und Wohlſtand; die innere führt uns Kultur, Wiſſenſchaft, Kunſt und Ehre. In beiden Rückſichten iſt das Nationale die Grundlage, aber es wird nicht der Gegenſtand, an dem ſich der Nationalgeiſt übt; dieſer gibt nur her, was er durch die Thätigkeit nach innen gewonnen hat, um darauf das Fremde, außer ihm Perſönliche zu begründen. Getrennte Thätigkeiten des Nationalgeiſtes können nie wohlthätig wirken, denn das rein Menſchliche ſteht ſich unſeren Blicken niemals dar; es iſt idealiſch und muß, wenn wir es feſthalten wollen, in eine Form gefaßten werden, in der ſich das Göttliche verkörpert. Derartige Formen gibt es drei. Die erſte bietet die Natur des Individuums dar; jeder einzelne Menſch hat ſeine beſonderen Anſichten und Ueberzeugungen, an denen aber die Begierde häufig einen größeren Antheil nimmt als ſie ſollte; dieſe iſt am wenigſten rein und menſchlich. Die zweite wird von dem Geiſte einer Körperſchaft gegeben und beſteht alſo aus dem Zuſammenklange mehrerer, die ſich untereinander treiben und läutern, weshalb ſie ungleich reiner und ehrwürdiger iſt als die vorige, obgleich in dieſem kleinen Kreiſe die Leidenſchaft noch immer Spielraum genug findet und Maßregeln und Zuſtimmung von der Mehrheit nöthig ſind. Die dritte Form iſt endlich die, welche durch den Geiſt der Nation ſelbſt hervorgebracht wird und wo die Begierde einzelner in der Vernunft aller übrigen eine mächtige Oppoſition findet; ſie iſt unter allen, trotz mancher Fehler, die ſie noch hat, die geläuterſte, die würdigſte und die am meiſten vermittelnde.

Wer ſich überredet, das rein Menſchliche ohne Beihülfe der Form, die das Eigenthümliche der Nation gibt, auffaſſen zu können, der irrt ſich. Wenn wir das Weſen des Menſchlichen von der Geſtalt entkleiden, ſo wird uns das Weſen ſelbſt entſchlüpfen und wir werden nichts als Schatten ergreifen. Mögen hohe und jene mit ſchönen Worten ſpielen und ſich in langen, geſchmückten Lobreden der Humanität ergehen, ſie gleichen ſie uns doch und ſind am Ende mehr Heuchler als wir andern. Denn das Unmögliche kann der Menſch nicht durchführen, die beſiegte Natur behauptet ihre Rechte. Der Menſch kann wol das Nationale abſtreifen, aber der Nothwendigkeit einer Geſtaltung kann er ſich nicht entäußern. Unwillkürlich, ohne uns ſelbſt bewußt, müſſen wir uns einer Form fügen. Nur das Beiſpiel gibt uns die Geſchichte. Was aus dem werden, als es die innere und äußere Welt auffaßte, ohne jene Thätigkeit des Nationalgeiſtes nach innen zu bewahren, iſt bekannt. Früher ſchon hatte durch dieſelbe Verſchuldung das mächtige perſiſche Reich ſeinen Untergang gefunden. Solange die Perſer die Liebe zu ſich ſelbſt bewahrten, wurde es ihnen leicht, Völker zu unterjochen und ihren Schätzenden den glänzendſten Thron in der Welt zu bereiten; als ſie aber, auf den errungenen Lorbeern ruhend, ſich dem Fremden ergaben, wurden ſie zum Sklaven deſſen, was von nun an ihr Gebieter erfüllte, und ſie waren eben überwunden, ehe Alexander ſie überwand.

Doch warum in die Ferne greifen, da die jüngſten Tage ſelbſt die Trennung beider Thätigkeiten als widerſinnig anklagen? Die deutſche Erziehung hat in dieſer Hinſicht große Fehler begangen: ſie nahm auf die Bedürfniſſe der Jünglinge als künftige Glieder der Nation keine Rückſicht. Die Erziehung von Baſedow, welche die

höhern Kräfte der Menschen entwickelte, hatte, wenn sie es auch unterließ, ihr Werk auf den Grundsätzen der Nationalität zu bauen, doch das Gute, daß sie zu einem beschaulichen Leben hinführte, welchem die Idee des Menschlichen immer gegenwärtig blieb. Da nach Plato's richtiger Ansicht ein beschauliches Leben von der Ungerechtigkeit entfernt (Leg. VII. I, 9), so sieht man, warum ihre Zöglinge, wenngleich auf ihre Wirksamkeit für die Nation als solche nicht zu rechnen war, doch auch eben nichts gegen sie unternahmen, sondern in dieser Hinsicht alles in einem ununterbrochenen Stillstande ließen. Die neuere Erziehung ist darin weiter gegangen. Sie hat ebenfalls die Bande, mit denen ihre Zöglinge an die Nation gebunden waren, absichtlich nicht gelöst und sie ihrem Belieben nach unmittelbar zu Menschen gebildet, indem sie die Begriffe von Tugend in ihnen erregte, die sie nicht einmal religiös begründete. Aber indem sie sie zugleich für das praktische Leben brauchbarer verlangte, daß das Harmlose da, wo die Regier in all ihrer Stärke sich regt, sie beschwichtige oder gar unterdrücke, was eine Aufgabe ist, die schwerlich gelöst werden konnte. Der Regier kann seinen Namen in dem Gemüth der Zöglinge und so manchen vielen neuern Schülern Menschen hervorgegangen, welche die Angelegenheiten recht geschickt zu leiten oder zu handhaben verstehen, von denen aber jeder seinen eigenen Weg geht, die durch nichts Gemeinschaftliches zusammengehalten werden, die für nichts Großes Sinn haben und deren Selbstsucht die letzten Ueberreste der Nationalität zu vernichten bemüht ist. Solche Menschen hat Deutschland zur Zeit der französischen Occupation in Schaaren hat. Aus dem Glück oder Unglück kann also keineswegs die Achtungswürdigkeit einer Nation bestimmt werden, sondern diese hängt blos von der Stärke des Geistes ab, welcher sie beseelt, und von seinen Thätigkeiten des Nationalgeistes, den sie in einem gleich hohen Grade äußern. Und nach diesem Grundsatze müssen wir die deutsche Nation richten.'

Was die Thätigkeit des Nationalgeistes nach innen betrifft, so muß ferner in Abrede stellen, daß sie sich auch mit einer Lebendigkeit unsers Innern äußerte, die selbst die Bewunderung der Ausländer erregte. Tacitus gibt uns hiervon die sichersten Beweise. Die ehemaligen Zusammenkünfte der Germanen, der große Hang der Gemüther zur Erhaltung deutscher Freiheit, des Varus Niederlage endlich sind die historischen Monumente jenes herrlichen Geistes. Karl der Große übte diesen Geist und gab den Versammlungen auf dem Märzfelde eine verbesserte Einrichtung. In selbst im Untergehen scheint dieser Geist noch herrlich. Indeß verschwand er nur allmählich und nicht eher, als bis er die Rechte der Nation durch die schriftlichen, oft bestätigten Urkunden sicher zu stellen gesucht hatte. Aber merkwürdig bleibt es doch immer, daß in allen deutschen Reichen Fundamentalgesetze, Constitutionen und Stände gefunden werden, welche lange Zeit hindurch die Bollwerke der Freiheit der Nationen blieben.

Diese Thätigkeit des Nationalgeistes nach innen haben zwei feindselige Principe, die seit der frühesten Zeit in der Natur der Deutschen bemerkt werden, allmählich verschwinden lassen. Wenn sich die Römer unaufhörlich als Nation ausdehnten und den meisten Republiken in Italien, bald freiwillig, bald gezwungen, das Bürgerrecht ertheilten, so findet man bei den Deutschen jene halb als eine Tendenz, sich als Nation zusammenzuziehen: die Zahl der eroberten Landstriche wuchs mit jedem Tage, aber die Nation, welche sie beherrschte, wurde immer kleiner. Der Grund hiervon lag in dem Feudalsystem, das um so verderblicher wirkte, je fester und bestimmter seine Gestalt mit der Zeit wurde. Anfangs freilich waren es nur die Ueberwohner der eroberten Provinzen, als aber Alleinbesitzer Reichthümer häuften, als sie noch Lehne dazu erhielten und für die Erblichkeit der letztern von den schwachen Merovingern zwangen, da erhoben sie das Haupt auch über ihre freien Mitbürger, die in ihrer Armuth kein Gesetz hinlänglich gegen solchen Uebermuth schützte. Karl der Große that nichts, um diesem Unwesen zu wehren; es war nur bemüht, die Großen, welche der Krone selbst bereits gefährlich geworden waren, mit seinen Banden zu umschlingen und sich ihrer Unterwürfigkeit in einem höhern Grade zu versichern. Dieser Vortheil war also blos augenblicklich, denn schon unter Ludwig dem Frommen nahm seinen eilenden Nachfolgern den Weg das Uebel auf's höchste. Nur Minderjährige oder im Besitz der sittlichen Stärke eine Macht und durch eine traurige Verirrung in den Begriffen verleitet, legte man eine Ehre darein, unfrei und abhängig zu sein. Bald beschränkte sich daher die Nation nur auf die Großen und auf die Geistlichen, die sehr viele Lehnsmänner erhielten, weil man so am ruhigsten zu leben hoffte. Der freie Mann,

dem das Gefühl Macht und Anderen verliehe, hatte seine Stimme: in Hoheren verbreiten sogar über seine Habe, Ehre und Leben, und das höchste Recht, von seinesgleichen gerichtet zu werden, verdient nur einigen wenigen. Anfangs konnte dies für eine Art von repräsentativem System genommen werden, aber nur so half etwa der Geist der Körperschaft den Sieg davon über den Nationalgeist. Dieser verschwand, jener blieb allein übrig.

Es dauerte der Dinge bereits, als den Karolingern Konrad der Franke, Heinrich der Sachse, Otto der Große folgten, aber mehr von der Nation erwählt wurden. Dennoch war der Anzahl derer, welche sich zur Königswahl versammelten, immer noch sehr groß, allein auch das teilte sich darein. Aus dem Schoße der Ersten erhoben sich die Größten, die halfen dem Kaiser nicht gefährlich wurden, weshalb es ihnen für Gunstmuten entgegenstellte. Darauf wurden der Nation die ursprünglichen Rechte wiedergegeben. Allein die Großen merkten gar bald diese Zeit zu nutzen, nicht nur in den Gliedern sich eine Partei zu schaffen, sondern sie wußten auch die Eingeweide der Nation und die lebendig sich ergebende Begierde nach Freiheit auf eine Weise zu betrügen, daß die Täuschung durchaus nicht auffiel. Sie erzählten in ihren Lehren ehemalige Gewohnheiten und verziehen sie mit großen Versprechen. Da waren freilich nur Worte und keine Wirklichkeiten, aber die Gewalt über diese wortergetauften Zustände machte, daß sie mit diesen Ehre verlieh nahmen. So war nach und nach der Geist der Körperschaft an die Stelle des Nationalgeistes getreten. Heinrich IV. schien völlig einen Adel der Nation zu Gelten und je schwand der Nationalgeist in Deutschland immer mehr.

Dann wirkte noch ein zweites feindliches Prinzip mit, sondre den Deutschen den Schutz, den ihnen dieser Stand gelegentlich gleichte: ich meine die Trennung der Nation, sich zu bekriegen. Diese Trennung, in schon in den ältesten Zeiten sichtbar, wenn auch die Ursachen dieser Spaltungen nicht immer darstellen waren. Zum letzten male hatte der Geist der Körperschaft sich in den Zeiten geäußert, als Italien die Kaiser beschäftigte, die diese hinterrücks Krone nicht ruhen lassen wollten — von da an sonderte sich der Norden dem Süden nach und das Privatinteresse trat ungehemmt zum Vorschein. Sich zu erheben über ihresgleichen, seine Macht zu benutzen zum Untergange der übrigen, war das Bestreben jetzt einzelnen, und wenn es auch den Kaisern auf dem Hohenstaufischen Stamme durch ihre Klugheit und ihr Glück gelang, die Gesammtheit der Mächtigen zusammenzuhalten zum Schutz und Trutz gegen Uebermüthige, so arbeitete doch insgeheim an dieser Auseinandersetzung ein jeder und der ehrliche Sinn des deutschen Charakters wurden immer mehr untergraben. So kam es, daß im Jahrhunderten schon das deutsche Volk aufgehört hat, sich noch innen zu bewegen. Aber noch außen? Nun ja, da sieht's gottlob noch leidlich aus! Ja auch diese Gemeinschaftliche Friedensorgane aus dem Selbsterhaltungstriebe des Volks hervorgegangen und erst nach vieler Schwächung und Zerstörung desselben erfunden, so kann man es doch immer ein nationales nennen, weil man es bei einer ganzen Nation findet und es die einzelnen anerkannter Hauptsache der idealische Richtung.

Durch Betrachtungen, dieser Art, wird sich der deutsche Nation aus. Der Kaiser gab ihr zu viel, um sich in irdischen Zeigen, zu wenig, um sich in irdischen Genüssen zu verlieren. Sie bewahrte, sie rohe männlich. Der Sinn, so offen, heiter und empfänglich er war, war sein vorzugsweise Verdienst; er suchte zwar Ruh, aber er ging sich nicht an sie. Auf Gemüther dieser Art, die so ungestüm stark waren, mußte der christliche Religion mit aller Kraft wirken; sie kam gleichsam der Sehnsucht entgegen und der Hammer, der sie den begeisterten Serien wunderbar erschlug, machten, daß sie für sie in der That das eine Hochste wurde, für das sie bei andern nur das hohle Wort-gleichnerisch ausgab.

Der ebenerwähnte idealische Richtung bewirkte, da sie einmal dawar, nicht der Nachteile des nach innen thätigen Nationalgeistes, sie bekämpfte sich, sie brachte sich durch sich selbst hervor und die Umstände erleichterten dies noch mehr. Wenn in Italien der durch die Genien des Alterthums, die um seine feindseligen Ueberreste schwebten, arbeitete Sinn sie zur Quelle schöner Darstellungen brauchte, wenn der Sinn sie immer mehr des Herzens Innerstes entzog und nur im reinen Gebiete der Sinne noch in ihr sich, um an der Fabel der Phantasie ein Mahl zu bereiten, so gehörte sie der Deutsche mit voller Seele an. Je weniger sich seine Kräfte für sein Welt thätig bewerken konnten, um so regsamer war es in seinem Innern und im Thone der Gottesfurcht strahlten alle seine Bildungen. Diese religiöse Stimmung der Nation bewirkte denn auch, daß sie allen im praktischen Leben auf ihren drang,

vor sich mit ihrer ganzen Art zu denken und zu sein so innigst verschmolzen hatten, daß der Deutsche, wenn er sie hätte in sich untergehen lassen, unausbleiblich selbst hätte untergehen müssen. Wenn daher andere Völker allgemach Sklaven ihrer Umgebungen wurden, so blieb sein Blick auf höhere Welten gerichtet und die Kraftheit des Geistes erhielt sich mitten im Wechsel der grausam mehr als einmal sein Glück zertrümmernden Mächte, rein und unentheiligt blieb sein Gemüth; es war gleichsam des Kindes Unschuld, in der er lebte, und die strenge Pflicht galt ihm mehr als die Freude, von der die Nachbarn angezogen wurden. Ja, gerade die Stelle, welche sein Wirken beschränkte, war der sicherste Beweis seiner Kraft und die Quelle seines innern Lebens vielfältig stark, denn er hielt es zusammen und verschwendete es nicht.

Da diese religiös-moralische Richtung der ganzen Nation eigenthümlich war und gerade dann am stärksten sein mußte, als die Thätigkeit ihres Geistes nach innen gerichtet hatte, so mußte sie auch in dem Gefühle aller Individuen vom deutschen Sinne gewisse Züge erhalten oder hervorgebracht haben, die, eben weil sie Kinder der Zeit sind, als eben so viel Nationalmerkmale angesehen werden können und die man wegen ihrer Allgemeinheit den Nationalgeist der Deutschen zu nennen berechtigt ist. Weil es aber diesem Geiste verlagt wurde, nach innen hin thätig zu sein, oder was gleich ist, sich selbst anzuschauen, so konnte sich derselbe nur noch im Auffassen des Fremden, d. i. der äußern und innern Welt zeigen.

Mag man auch in manchem den Deutschen Kleinigkeit vorwerfen, wir wollen es ihnen doch zum Verdienst anrechnen, daß sie die Gegenstände der Außenwelt mit Gewissenhaftigkeit registrirt und jedem den Werth beilegen, den er hat oder haben soll; gesetzt auch, sie machten sich in ihrem Urtheil mitunter der Uebertreibung schuldig. Stets war es, mit dem, was sein konnte, weit die Wirklichkeit mit der ihrer vergleichend und ohne Unterlaß forschend und prüfend, gingen sie als die Gründer der englischen Kunst, der unermüdlichen Maschinen, und nur der Neuerungs- oder Zuneigung, dem sie sich aus mißgeleiteter Pietät zur Gemüthlichkeit überließen, machte, daß das Ausland, ihre Entdeckungen benutzend, in vielem den Vorsprung ihnen abgewann.

Darum achtet eure Nation, deutsche Männer, und laßt euch nicht entfremden von ihr durch Unglück; es kann nicht der Mangel ihres Werthes oder Unwerthes sein. Ein Kind ist nicht anders, als die Erziehung es und Vorwelt, und die Erzieherin der Deutschen war ihre Geschichte. Befragt diese und es wird euch alles klar werden, was da geschah und was euch unerklärlich scheint. Aber bekennt auch zugleich, daß die Nation, die so unaussprechlich viel gelitten, und die nicht genug geliebt werden kann, noch Theilnahme und Hülfe verdiene, daß des Guten, Edlen und Großen unter ihr viel übrig sei, daß sie Handhaben darbiete, an denen ihr wahrer Ernst sie fassen und in unvergänglichem Ruhme hinführen kann, daß sich Fäden genug in ihr verbinden, an denen das Bessere, Herrlichere anzuknüpfen ist. Gewarnet sei nicht, daß sie im jetzigen Augenblicke, da ihr ganz Streben sich so hoch, auch zugleich die Gefahr zeige, die ihr drohen möchte!

Eine Nation, die durch innere Zwietracht gespalten und gelähmt wird, ist wie ein Körper, in dessen Organismus Störungen eingetreten sind; nur durch innere langsame Heilung werden beide verbessert und es ist Aussicht, daß dies nicht allzu lange mehr hinausgeschoben ist. Entgeht also unser Land und Heimath ihr nicht! Sie erkennt auf jedem Blatt und hat ein Recht dazu. Denn eigentlich ein Volk ist sein, dessen Beispiel die deutsche Nation einen hohen, in wissenschaftlicher Hinsicht ohne Widerrede den höchsten Rang. Weil ihr der Thätigkeit ihres Geistes nach innen und den Werth der Gerechtigkeit nach außen — nur staunend werden alle Nationen der Erde auf die erste und wundersame ihrer Schwestern als auf ein Muster und Vorbild schauen!

Heinrich Ahmes.

Anregungen.

Den Verzagenden.

Fast mit Nothwendigkeit scheint die immer näher heranbrausende Sturme eines gräßlichen Krieges, der unser staatliches Leben wie unsere Cultur mit furchtbarer Erschütterung zu bedrohen scheint, unsere Augen zur Vergangenheit, in der Deutschland in einer ähnlichen, beinahe gleichen politischen Constellation unterlag und sich erst allmählich erhob.

Noch sind die Revolutionskriege, Napoleon's Schlachten, seine endliche Niederlage, diese ganze so reiche Zeit des Jahrhunderts in lebendiger Erinne-

rung. Viel des Schmachvollen und Schreckenerregenden ist in seinen Jahren von 1792—1815 auf deutschem Boden erlebt worden. Aber inmitten dieser Schlachten, inmitten eines beständigen Kanonendonners und Kriegslärms erwuchs — die Literatur zu ihrer schönsten Blüte. Die größten Dichtungen Schiller's fallen in jene Zeit, in ihren Mitten, ihrer Unruhe und unheimlichen Stimmung hat die romantische Schule und die Philosophie Fichte's, die Anschauung von dem absoluten Werte und der Bedeutung des eigenen Ich inmitten einer aus den Augen brechen wollenden Welt, von deutschen Boden zum Keimen gebracht. Am Tage der Schlacht von Jena eine bekannte Thatsache hat Hegel seine „Phänomenologie des Geistes" beendigt.

Unzweifelhaft eine tröstliche Erscheinung für die, welche die Blüten der Kunst und Literatur nur als eine Folge friedlicher Behaglichkeit und materiellen Wohlstands ansehen und begreifen. Der Krieg nicht verstummt in der europäischen Geschichte. In den Greueln des Peloponnesischen Kriegs hat der für Griechenland in Hinsicht auf Politik und Kultur das getan, was für uns der Dreißigjährige Krieg haben. Aristophanes und Euripides zu Athen ihre Stücke vor dem versammelten Volke aufgeführt, der Vater, der den Athenern Kunde von der Niederlage ihrer Heere in Sizilien brachte, trat für sie im Theater, im Zuschauen einer Komödie vom Sturz der Titanen und Giganten. Schmerzvoll ergriffen, erkannten sie in dem lustigen Spiel das Spiegelbild ihres eigenen Geschicks, legten ihre Mäntel über das Antlitz und weinten. Denn der Leidenschaften, die eine bewegte, kriegerische neue Staaten und Kulturformen bildende Zeit in allen begabteren Menschen erweckt, kommen schließlich auch der Kunst zu Nutz und Ehren. Leonardo da Vinci, Rafael und Michel Angelo sind Zeitgenossen einer furchtbaren Komödie, die Deutsche, Spanier und Franzosen auf italischer Erde sich liefern, das Lied des Ariosto und mehr als eine Szene in Tasso's „Befreitem Jerusalem" verdanken ihren schönsten Schmuck der Ritterlichkeit ihrer Sinnes, die farbige Pracht ihrer Darstellung dem Zusammenstoß so verschiedener Völker und Charaktere, dem neu erwachten Sinn für Ritterthat und mittelalterliche Heldensage, dem Gemisch der bunten Trachten und Waffen auf der Halbinsel.

In Friedenszeiten dient Kunst und Poesie der Laune, dem Geschmack einzelner oder mehrerer, je nachdem sie Vornehmen oder das Volk als Mäzene der Künstler und Dichter erscheinen. Der französische Dramatiker z. B. war abhängig von dem Willen, dem Kunstsinn und den Anschauungen seines Publikums, das ihn mit Beifall empfängt oder verdammt, von dem er gnädig wie leidlich leben. In Frankreich dagegen bestimmt der König, wie und was der vornehme Laune, eine kleine, ausschließliche Gesellschaft die Geschmacksrichtung, die Phantasie und den Ausdruck des Dichters und macht sie erst durch ihre Anerkennung populär.

In Deutschland aber die Verhältnisse des Lebens schwanken, drohe bisher auch die Kunst von vielen akademischen Kritiken' Im Rauschen der Begebenheiten verliert sie etwas von ihrer Würde, viel von ihrem gleichen und ebenen Fortgang, aber sie erhebt sich dafür in einzelnen erhabenen Geistern mit dem mächtigen Flügelschlag eines befreiten Adlers. Der langsame, stetige und doch so breite, unverwüstliche Lauf der deutschen Literatur von Opitz zu Gryphius, Christian Weise, Gottsched, Bodmer, Klopstock wird plötzlich durch das Auftreten Friedrich's II. aufgehalten und unterbrochen; zwei Menschen von unvergleichlicher Verstandesschärfe und Geistesfreiheit, Lessing und Kant, stellen sich plötzlich mündig zu seiten des großen Königs, der sein Schwert und seine politische Klugheit, erobert ihr Wort der protestantischen Idee die Hegemonie in Deutschland. Was die Kronjuristen nur parteiisch verfechten, wie Pufendorf und Rousseau, oder spöttisch, wie Voltaire, weder die Gegner verteidigen, der Rechte der Vernunft, der Selbstbestimmung des philosophischen Geistes, — sie haben sie ergründet und begreifen lernen, sie entfernen von dem falschen Mittelpunkt der Leidenschaft in ihrer reinsten Gestaltung zum Palladium der Bildung erhoben.

Und doch dann sogar die Französische Revolution durch die Begeisterung, die sie entflammte, auch in unserer Poesie zündete und die Flammen einer echten leidenschaftlich tragischen Dichtung zu nimmer verlöschenden Flammen entfacht, weiß jeder aus dem Bildungs- und Lebensgange Schiller's. Deutlich bestand sich Deutschland, was nicht ganz zu vergessen ist, in seinem nördlichen Theile bis 1806, in einem tiefen politischen Ausnahmezustande, den wesentlich Preußens sehr oft genug gescholtener Ausnahmefrieden zu Basel mit der Republik geschaffen hatte, ein Friede, der mittelbar zu allem nachherigen Elend, zu Schlachten von Austerlitz und Jena, zu jenem unwürdigen Rheinbunde soll den Grund gelegt haben, andererseits doch die noch schwache Pflanze der Bildung in Norddeutschland kräftigte und zum Ertragen eines Sturms tüchtig machte, der sechs Jahre lang wie ein neuer Dreißigjähriger Krieg darüber hinbrauste.

Die deutsche Literatur erlag nicht wie die französische dem Kaisertum. Im Gegenteil, sie ergriff einen Begriff, der wesentlich aus Verneinungen besteht und als letzte Wurzel seines Seins nur das ewig bewegliche, schillernde, unbestimmbare und doch von intensiv Stimmungen berührte „Ich" enthält, die Romantik. Mitten in der Unterdrückung des deutschen Wesens, in Jammer und Elend unserer Nationalität entsprang dieser neue, ihm durchaus eigentümliche Born und Strom. Denn gerade in ihr mußte die Erinnerung an die glorreiche Vergangenheit Deutschlands, der Versuch sie wiederzugewinnen, sei es auch nur in den poetischen Schöpfungen, ebenso lebendig sich regen, als der tiefe Verfall und der Tiefstand der politischen Zustände eben mehr auf sein eigenes Ich, sein Haus und seinen

Herz zurückwies. Während sich derselbe in einer neue Art von spartanischer Erziehung rüstete, wo das preußische Volk im Freiheitskriege so Großes machte, entwickelte sich bei den einzelnen viele Kluft vor der Gegenwart zu einem beinahe vollständigen Aufgeben in eine erträumte, phantastische Welt. Doch trotz ihrer oft wunderlichen und verworrenen Phantastik, trotz ihrer in den späteren Jahren hervortretenden katholischen und ultramontanen Tendenzen besitzt die romantische Literatur einen großen Vorzug, ein für absolutes nationales Bewußtsein, man braucht nur an die Dramen Kleist's und die Kriegslieder Körner's zu erinnern.

Daneben gewann sogar im Strom der Zeiten die Unterhaltungsliteratur eine bis dahin ungekannte Verbreitung. Wer zu Paris in der Schreckenszeit nichts lieber als — sentimentale Romane gelesen wurden und der Abbé Marcellet z. B. sie zu Tugenden aus dem Englischen übersetzte, blieben bei uns die Spieß, Cramer, Talander in den Jahren des großen Kriegs. Auf dem Theater nehmen die Familiendramen Iffland's und die Lustspiele Kotzebue's den von Schiller's Musen verlassenen Platz ein, doch Vermögen bezeichnet am deutlichsten den Uebergang der Nation aus der rein speculativen in die beschränkte, praktische Welt, deren Bewußtsein sie so lange vergessen, daß sie ihre Selbstständigkeit darüber verlor. Schon deshalb, als wir von Heimat vom Herzen sprachen, erwähnten wir stets wundervolle Beweglichkeit und, alle ihre Mängel zu gestehen, auch den Reichthum dieser literarischen Epoche.

Körner's früheste Dramen, die in ihr zu Recht entsprechen, haben so weit brechendem Reiche auch für unsere jetzigen, reicheren und tieferen Verhältnissen doch einen gleichen Anspruch.

Niemals können das Schönen auch von den Massen einer neuen Attila zertrampelt werden, sein Schwert wird sie niederschlagen können.' Unsere Dichtung hat den Gedanken einer großen, einigen deutschen Volks zuerst auf ihre Fahne geschrieben und durch in Sturm und Drang, besser als die Heiden und Herrenthaten, emporgehalten. Mit Unrecht ein Schimmer von Rettung und einstiger Befreiung in Deutschland noch glühte, die Fürsten und Herren zu Erfurt gleich servilen Sklaven um den römischen Feldherrn, um Napoleon sich drängten, der Nichte zu einer 'deutschen Nation' geredet, die, obgleich sie damals nur ein Schatten war, besser seine Verwüstungen und Demüthigungen verstanden als die Athener das Wort ihrer Themistokles. Wahrlich, das deutsche Schwert kann nicht bereitet sein, mit den Verächtern unserer Kraft die entscheidende Abrechnung zu halten, als es das deutsche Wort, das die Reformation durchgeführt sein wird, diesen Kampf auch gelang mit seinem Siege zu beendigen.

Trotzdem sehen wir den Untergang von Kunst und Literatur in den Zeiten, die düster und drohend heraufziehen.

Romane und Erzählungen.

IV

Wir haben zu wiederholten malen auf das nicht gewöhnliche Talent Amanda George's aufmerksam gemacht, ohne freilich immer den Wunsch zu unterdrücken, daß sie mit ihren Gaben haushälterischer sein möge.

Auch in dem Buche „Vor Tagesanbruch" (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp., 1859), wünschten wir eine strengere Selbstkritik.

Das Wort des Horaz hat für junge Schriftstellerinnen einen völlig unbegreiflichen Reiz. Jahre warten, ehe man sein Gedicht dem Publikum übergiebt? Warum nicht lieber gleich ganz verbieten, zu schreiben? Dennoch wäre gerade ihnen zu wünschen, daß sie bis zu demjenigen Zeitpunkt ihre Schöpfungen im Pult behalten, bis zu welchem ihnen ihr eigenes Gedankengespinnst fremd zu werden beginnt. Gehen sie dann mit Strenge an die Ueberarbeitung, so werden sie manches von ihnen Bauen, wie manches in der Glut des ersten Entstehens für über seine Mängel täuschte.

George Sand bekennt in ihren Memoiren, sie habe sich in jedem ihrer Romane so wenig selbst gegenüber, daß, wäre es nicht allemal bereits das Eigenthum eines Verlegers geworden, kein einziger das Licht der Oeffentlichkeit erblickt hätte. Diese kleine Paternsheit wäre es nicht bewußt zur Genüge, wie schwierig es ist, seine Werke unter Schleier und Riegel zu behalten. Die Begeisterung des Schaffens läßt immer von neuem das eben Geschaffene als das Vollendetste erscheinen, nach welchem die Menschheit dürstet und das man ihr nicht vorenthalten darf. Auch kommt die Nüchternheit des Reifens und Erkennens erst mit dem Ertönen verhallenden Klangs der Phantasie, nicht in der Zeit ihrer heftigsten Strömung. Wer erinnert sich nicht aus der Biographie Elisabeth Kuhlmann's, wie vollendet ihr jedes kleine Gedicht schien im Augenblick, in es glücklich dem Gedankenverschluß entlockt war?

In dem vorliegenden Buche mischt sich Vortreffliches und Verfehltes. Wir möchten dem ersteren den Vorzug geben. Es ist viel Schönes darunter, während die Novellen in ihren häufig gewagten Aufgaben nicht immer zu befriedigendem Abschluß durchgearbeitet sind. Aber auch in gründlicherer Reife scheint die Verfasserin den Schwerpunkt ihrer Begabung zuweilen zu verkennen.

Der kleine Abschnitt „Vater", womit das Buch schließt, ist das Beste von allem, und da ihr Inhalt Lust und Leid einer Liebenden widerspiegelt, so mag der Verfasserin getrost bleiben, daß ihr auf diesem Felde, dem für ein zartes weibliches Gemüth natürlichsten und wünschenswerthesten, die besten Lorbern vorbehalten scheinen.

„Vater und Tochter. Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben von Hedwig Pfarrius" (zwei Theile, Leipzig, F. L. Brockhaus, 1859), ist eine

Buchhandlung aus Rom, wo sie Bertaleron auf einer Reise nach dem Orient begleitet, vom Monte Carmel in die Welt sendet.

Die Harmonie macht und mit Absicht und Inhalt ihres neuen Werkes bekannt. Inmitten der Gruppen Einer beschäftigte sie sich mit einer sittlichen Frage mit dem Manne das Aeltern und Kinder auseinander schafft und namentlich Vater und Tochter in eine Opposition zueinander setzt, deren Tragweite der Liebe, das Gesetz und die Pflicht wechselseitig zu bestimmen suchen.

Beatrix Bremer hat auf ihren mannichfachen Reisen die Erfahrung gemacht, wie viel die Liebe zu dem Vater in dem Herzen einer Tochter wirken kann, und versucht und hier die daraus gezogenen Konsequenzen zu schildern.

Ob die zweite Aufgabe größer, ob die, die sie zur unsrer Gesicht wahrhaftig größer, ist eine Frage, die zu beantworten dem Leser nach seiner eigenen individuellen Empfindung zu überlassen bleibt.

Jedenfalls hat sie einen Ton angeschlagen, der, wenn auch nicht erschreckt, doch ernst und schön in der Seele nachhallt, indem er die Pflicht aufbaut, über welche die Seele vom Dichter zu dem Jenseits ihren Weg findet, freilich aber an der Hand der Resignation. — Der erblindete Vater findet an der Tochter eine Leiterin, eine Gehilfin, sie leiht ihm ihre hellen Augen Licht und erleichtert damit seinen nächtlichen Pfad. Sie bindet ihn an das Leben, sie erhält ihm das Leben. Der Wunsche des eigenen Herzens verstummen gegenüber jener ernsten Pflicht, sie verzichtet auf das Band der Ehe, auf das Glück selbst eine Familie zu gründen, sie stellt, versteht sich der Tochter ist zugleich ein unglückliches Weib. Ihre stillen Seufzer, wer hört sie als vor brausenden Wellen, wenn die schäumend an Felsenriff über schlagen, oder der rauschende Sturm wenn er mächtig die Wipfel der hochstämmigen Wälder bewegt? Aber ihre stillen Seufzer thun auch weh. Die Tugend leiden sehen ist schmerzlich. Ist das eigne Herzblut kein Mund, und doch aber jenen Schein des Glücks geht, so sollte der Dichter auch tief in die Seele der Tugendhaften schauen lassen, damit unserm Auge die Perlen nicht entgehen, welche dort sich ergeben; denn es ist der Vorzug der Veredlung, der Veredlung mit Gedankenschwere und Ueberwucht, er soll und dichten, was das Leben nicht immer wahr macht.

Beatrix Bremer hat auch viele Absicht erhabt und ist nur um ein Haar breit von diesem Ziele abgewichen. Sie wollte und die Unterhaltung lieben lehren und versäumte nur sie auf dann auch in und durch sich selbst beglückt und befriedigt zu schildern."

„Die letzten Lebenstage Catharina's II." historische Novelle von Fanny Mühlbach. (Altona, Kuber & Marquart. Prag 1859.) enthält die gewohnte Verbindung von Anlagen und den Phantasien des vorigen Jahrhunderts mit einer Farbe geschichte. Die Darstellung der Fanny Mühlbach von dem Hofe Katharina's gibt, kann dem Historiker nicht genügen. Es waren weder Katharina, noch Platon Zubow, noch Arwieds, noch der junge König von Schweden. So ist das nun einmal ein Roman, und sich mit der Zeit — aufleben muß.

Der Vorrede zu „Irma. Rudolf von Habsburg's Jugendliebe. Historischer Roman von Heinrich Ott." (Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp. 1859.) erfüllte und mit Hoffnung auf ein Gutes gemalte der bewegten und stürmischen Zeit Kaiser Heinrich's II. die solche Schilderung um so eher wir vermute, da ihre bisherige, meist dramatische Behandlung gerade ihre epische Fülle, den Reiz des Momentanen in der vollständig dem Gegenstande des kirchlichen und kaiserlichen Gedankens erhebte. Leider standen wir bald einer Enttäuschung. Alle Verbindungen eines Ritterromans, vom Turnier bis zum Gottesurtheil, treten in schöner Ordnung mit den bekannten wunderbaren beweglichen Thüren, den Astrologen und Schattenarten, den „göttlich schönen" Edelfrauen auch hier wieder auf, äußerlich auch in hoher Vorzug aufgefaßten, aber ohne innerliches, ein räumendes Leben. Die Arbeit des Verfassers an seinem Stoffe ist der Versuch, das Mittelalter rationalistisch darzustellen, etwa so, daß er seiner Heldin, die durch Schwerthausen gebend, ihre Unschuld darthun soll, vom einem gelehrten Magister ein Kleid von Asbest geben läßt, in dem sie natürlich unbeschädigt durch die Flammen schreitet. Nicht viel besser steht es mit der Quellenkunde und dem Zeitsinnigen. Paracelsus, der bekannte Arzt der Reformationszeit, erscheint als „Quelle" für die Wunderkuren der mittelalterlichen Schule zu Salerno, und daß der Kanzler des Kaisers den Homer gekannt habe und die Geschichte der griechischen Republiken, glaubt wol nur der, der es nicht liest. Die Leute um 1240 sehen von „Nationalorganismus", „Intrationen" und „solchen Grillenzen" sprechen zu hören.

Lebensblicke

von C. Hobrecht.

Nur der Schmerz heftet an das Leben, der immer Glückliche scheidet aus Liebe gern.

* * *

Und doch liegt bei alledem eine Seligkeit, eine Freude über jedes Werk, die unverlierbar ist und die wir den Lebenshalter Gottes nennen müssen.

* * *

Denken wir — im Herbst des Lebens lichten die grünen, schattenden Bäume sich nur, daß wir desto besser den Himmel sehen.

* * *

Unsere Wünsche sind die Krone unsers Könnens. Es ist eine Verachtlichkeit unserer selbst, wenn wir sie nicht anbieten.

* * *

Wir können was wir wollen können, nur wollen können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 35. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Aus dem Volke. III. Unser Gottfriedel. IV. Literaturzeitung. — Helene. Novelle von Octavie. Von Amely Bölte. — Napoleon III. und der ewige Krieg. Von Julian Schmidt. — Die „Grenzboten" und der sächsische Progreß. — Naturgeschichte und Bildung. — Friedrich Hebbel. — Drei Klavier. — An Grabern. Von Ernst Ziel.

Aus dem Volke.

III. Unser Gottfriedel.

Aber man glaube nur nicht, daß dem Volke die vornehmen „Allüren" fehlen! Ein Holzhauer kann so aristokratisch sein, daß man glauben möchte, er fürchtete, unter den Holzkämmen, die er „klein macht", zufällig einmal seinen Stammbaum zu finden! Es gibt Schuhmacher und Schneider, die, selbst wenn sie den vierverzweigten Familien der Müller, Schulze, Richter, Schmidt u. s. w. angehören, in dem Grade etwas auf sich halten, als wenn sie die letzten Montmorency wären.

Der Lichtzieher Säckelmeyer ist freilich zugleich Kirchvater, Viertelsmeister und Almosenpfleger; und die Werthschätzung, die Säckelmeyers auf ein noch bereits neunjähriger Ehe geborenes Knäblein legen, scheint demnach vollkommen begründet. Ein Blaufärber, der Leberecht, und ein Perlgerber, der Gottfried hieß, legen ihre Namen zusammen, um dem Lichtzieherlein am Taufage damit ein Geschenk zu machen. Der Name Gottfried kam in Gare, während der Name Leberecht nur dem Kleinen wie ein Henkelkuskorn umgehängt wurde.

Unser „Gottfriedel" machte, nachdem ihn seine Ehren-mama selbst einige Monate gesäugt hatte, die gewöhnlichen Studien der chemischen Mischung von Zucker und gewässerter Semmel durch, worüber

und lächelte, um seine Empfindungen für diese Doppelseiten des Lebens auszudrücken, und fuhr, als er größer wurde, mit den kleinen runden Händchen dem Papa in die Haare, der darüber ein vergnügt wehmüthiges Gesicht schnitt, weil von den wenigen Haaren, die ihm das Leben gelassen, immer einige in den Händchen seines hoffnungsvollen Söhnchens zurückblieben. Auch vergriff er sich ohne Zwang in dem Haubenstreifen der Mama, den er sonst von der Haube trennte. Es war eben unser „Gottfriedel", das einzige Kind und zog Säckelmeyers auch nur Lichter, im Auge des Lichtziehers, Kirchvaters, Viertelsmeisters und Almosenpflegers wohnte einige nur Dogage.

In demselben Auge war Gottfriedel ein die größten Hoffnungen verbürgendes Kind, aus dem einmal viel werden mußte. Papa erblickte in ihm Spuren seiner eigenen Genialität, die den Inwittern verachtete wie Liebig sein Fabrikatorium, und Mama fand in Gottfriedel's Gemüth Anklänge ihres eigenen Herzens, das alle Jahre zweimal, zu Neujahr und zu ihrem Geburtstage, ins Theater ging und sich amüsirte oder auslachte, je nach dem Theaterzettel.

Als Gottfriedel den ersten Zahn bekam, war das im Auge des Lichtziehers ein europäisches Ereigniß. Als er zum 40ten auf der Veine kam und darüber hinweg sich der erste Backe am Kopfe fiel, trat in dem Gewerbe des Papas eine ungra-

tägliche Geschäftsstockung ein. Mama drückte mit dem flachen Messer diesmal kreuzweise darauf, um der Brühe sympathetisch das Wachsthum zu benehmen, während Gottfriedel ein Anatomiemeister zu fürchten schien und so schrie, daß ein ganzes Nachbarviertel nicht unterlassen konnte, Gewissensbissen zu machen und sich am folgenden Morgen nach dem Befinden des hohen Patienten zu erkundigen.

Als Gottfriedel nun einmal bis zu den neuen Höschen gediehen war, für aus den alten des Nichtgehens mit Hülfe eines hinterverwandten Schneiders gemacht wurden, da war all das Leid der Nach- und Schneidezähne, des Impfens und Einmachens überstanden. In den neuen Höschen wird Gottfried zu den Herren Vätern und der Frau Mutter gründet, die die Höschen und den kleinen Gottfried rücksichtsvoll bewundern und ihn außerordentlich groß und hübsch und verständig finden. Tags er noch an leidigem Tage in den abgelaufenen Intelligenzzettel fällt und als patentirtes Sparlicht darauf hervorgezogen wird, geht im Auge der Aeltern den neuen Höschen zu gute, die doch dadurch an Glanz gewinnen.

Als Gottfriedel groß genug ist, um Nachbars Jungfern ohne Gefahr für sich selbst durchzurütteln, geschieht das bemerkte ohne Berücksichtigung des [illegible] abgeschlossenen und von den europäischen Großmächten garantirten politischen Gleichgewichts. Der Nachbar, ein Kattundrucker, übt am nächsten Tage Vergeltung und stiehlt den kleinen Gottfried eigenhändig aus. Gegen diese väterliche Gebietsvergrößerung protestirt der Lichtzieher mit einer Intervention, als wenn Napoleon III. sich Savoyens gegen Oesterreich annähme. Ein Canon hatte entschieden, der vom Leiter des Kattundruckers in Anbetracht der Aufregung einer ganzen Nachbarschaft am schleunigsten durch die Vermittelung Dritter beseitigt wird, sich über Herausgabe zu unterwerfen. „Unser Gottfriedel" behauptet das Letztere mit Gebärde wie das „Kind vom Frankenreich", wenn es im Buche der Revolutionen spazieren fährt.

Als Gottfriedel bald Kreuzer eingewechselt hatte oder bald auf Nachbars Birnbaum gerieben worden war, bekommt der Vater eine Anwandlung, so Junius Brutus dem Aeltern und Gebe eben zu Begriff, wenn nicht das Veil, doch ein Stückchen aus dem revolutionären Rockschoße gegen ihn in Anwendung zu bringen; da ruft die Mutter aus: „Mein, unser Gottfriedel?" der Lichtzieher gibt das tragische Pathos auf und fällt vor Vaterschmerz in Ohnmacht, bis er unter den Thränen seiner Gattin und anderem Wasser wieder zu sich selbst kommt und anordnet, einen Musterjuden aller Söhne zu bezügen.

Die Zuckertüte als leuchtenden Stern voran, Papa und Mama zur Seite, Schiefertafel und A-b-c-Buch unterm Arme, wird Gottfriedel endlich in die Schule gebracht.

Der Schulmeister nimmt die Zuckertüte, den Knaben und die Bitten der Mutter, doch ja mehr auf das Gemüth als den Rücken des Kindes zu wirken, mit schulpatriarchalischer Würde in Empfang. Als aber Gottfriedel nach zwei Tagen schon vor dem Schluß der Schule nach Hause kam, bringt er den Schiefergriff nur halb, die Schiefertafel gar nicht, vom Buche den bloßen Umschlag und nur die ersten Prügel ganz und vollständig mit nach Hause.

Der Lichtzieher ist außer sich. Er weiß nicht, ob über Gottfriedel oder den Schulleiter, der ihm die Anzeige macht, daß sein Sohn die Bücher seiner Mitschüler und Mitschülerinnen zuweilen zerrisse und zerfetzende Blätter ganz entferne. Kurz, Herr Prandtel erklärt, daß Gottfriedel eine Nonpareille, parvus quidam, sei. Mama und Papa hören mit Befremden das umgekehrte Lob ihres Sohnes und murren — gegen die Regierung, die einen solchen Schulleiter angestellt hat. Sie geben Gottfriedel in eine andere Schule.

Daß Gottfriedel das bestätigt, was Papa Genie nannte, bekundete er zwar nicht durch seine Fortschritte, wohl aber abermals im Verhängen und Verwechseln der Aufhängeschilder und Firmen. Immer war es das Gottfriedel gewesen, wenn an der Thür eines Arztes die Anzeige: „Heftige Schmerzen" und bei einem Advocaten „Hier wird zur Ader gelassen", hing. Daß er seinem Lehrer Streichinstrumentbörsen unter das heiße Leberpolster seines Stuhles geschoben, der hierin unbewußt so lange sitzt, bis sie brannten, mußte der Lichtzieher mit einem neuen Ueberzuge vergüten. Auch folgern die Einschreibegebühren zur Aufnahme wieder in eine andere Schule. Die „Methode" gefiel den Aeltern in der alten nicht.

In der dritten Schule ging es leidlich. Als aber an einem schönen Sonntage der Lichtzieher in seiner kirchväterlichen Würde mitten in der Versammlung der Andächtigen durch Maikäfer verletzt wurde, die aus seinem Taschen herausmußte — wo hinein für unser Gottfriedel geschickt praktizirt hatte — den Weg zur Kirche nahmen, der Sonntagsrock im Herausbringen dieser Ver-

realität der Schöpfung unerschöpflich schien und der Prediger selbst, während er von der Nächstenliebe sprach, verneinende Bewegungen gegen einen zudringlichen Maikäfer machen und der Lichtzieher sich selbst mitten in der Predigt an die frische Luft legen mußte, um, was in seinen Eingeweiden lebte und webte, ausfriechen und ausfliegen zu lassen. Da war es mit der Gewalt des Seitenausdrucks? Nein, mit der kirchenväterlichen Würde desselben verödet; er legte seine Stelle nieder.

Nachdem Gottfriedel die Schule verlassen, kommt er in die Lehre. Auch er wird Lichtzieher, weil Mama ihn aus Besorgniß, „er könnte es nicht gut haben", seinem fremden Meister anvertrauen will. Daß er aus den für Licht und Seife eingegangenen Geldern ohne älterliche Erlaubniß für die ersten Mühen am Talglitzeg sich drei Viertheile davon zu Gemüthe zog, läßt die ihn dabei überwachende Mutter nur einfach erstaunen. Der Vater, der in Geldsachen stets seinen Spaß verstand, fand es merkwürdig, daß Gottfriedel schon an „Reihpfennige" dachte und gab ihm ein regelmäßiges Taschengeld.

Gottfriedel ist eben zum Gelehrten geworden, als auch schon ein nachbarliches Kleinod, das Wesen der Frau Mama Gerätschaft macht, die für das Familienwappen der Edelsteiner von Bedeutung sein könnten. Man staunt, man verwundert sich: Gottfriedel ist 19 Jahre und macht seine Aeltern schon so glücklich. Es war nur zu beklagen, daß geliebte Gattinnen kam zu früh und Gottfriedel blieb Gottfriedel.

Später mit dem Tode der Papa sein lichtziehendes Geschäft ab, um sich „zur Ruhe zu legen". Aber Gottfriedel hatte sein Glück. Das Geschäft machte Aufwärtsbewegungen, die Gläubiger desselben sind im ersten Kerzchen begriffen. Es bleibt ihm kein Ausweg, als seine Insolvenz zu erklären und das Gewölbe zu schließen. Aber die Aeltern erschrecken vor einer allgemeinen Geschäftsstockung; die Verkäufe können plötzlich ohne Lichter sein. Der Vater muß das dem Sohn übermorgene Geschäft selbst wieder übernehmen. Er accordirt und borgt noch eine Summe auf, die hinreicht, unser Gottfriedel, der von Geschäftsführung nichts hören will, noch Amerika zu bekehren, wo er sein Glück zu gründen gedenkt.

Gottfriedel reist unter Thränenströmen der verzweifelnden Aeltern ab. Nach seinen Briefen hatte er eine neue Seife erfunden, die, in einer von ihm in Buffalo gegründeten Wasch- und Putzanstalt angewendet, auch die dunkelste Haut weiß und damit — nach amerikanischen Begriffen — frei machte. Die in amerikanischen Blättern deshalb ergangene Ankündigung hatte unter den Weißen und Farbigen eine gleich große Aufregung hervorgerufen. Der Sklavenhandel war in Gefahr. Die Parteien für und wider erhoben sich, die eine Partei läßt den Erfinder hoch leben, die andere ruft: Nieder mit ihm! Die Kerle erbitzen sich; die Behauptungen für und wider nehmen sich schon die amerikanische Breite, sich mit Zähnen und kurzen handlichen Messern zu bedienen, eine Methode, die den Gegner rasch zum Schweigen zu bringen pflegt. Alle schreibt wenigstens Gottfriedel und hat — am Talglicht.

Die Aeltern thaten, was sie konnten.

Die Erfindung von der neuen Seife bestätigte sich nicht, wohl aber die Wirkung eines Gewissensbisses. An den Folgen einer solchen Gewissenserforschung in irgendeinem republikanischen Wirthshause und um irgendeiner andern Ursache willen starb Gottfriedel.

Als die verzweifelnden Aeltern diese Nachricht eines amerikanischen Freundes lasen, brach ihnen das Herz. Endlich hatten sie gebaut und betrauert, was sie verloren. Sie gingen sie auf den Kirchhof und weinten. Wo ist die Grube unseres Kindes?

Wer am Verkaufsfenster des Edelsteinerschen Geschäfts nach Lichtern verlangt, und dabei ein Wörtchen von den Tugenden und Fähigkeiten des seligen Sohnes fallen läßt, erhält immer eine mehr als volle Pfund.

Man sage noch, daß das Volk nichts auf sich hält! Die Mutter der „Verewigten" kennen nicht verliebter in ihr Geschlecht sein als hier ein Lichtzieherpaar in sein „Gottfriedel".

IV. Quartiernoth.

Es war kein geringer Schrecken für den Schuhmachermeister Wachtel, als ihm am letzten Quartal vom Wirth das Logis gekündigt wurde und er mit seinen sieben Unmündigen und seiner Ehehälfte sich nach einem neuen umsehen mußte.

Wird ihm, dem kleinen Gewerbsmann, schon an und für sich nichts übrig, als entweder schon bei Lebzeiten in die Erde zu kriechen und durch ein paar dicht an der Thüre angebrachte Löcher mit Luft, Licht und Menschen zu verkehren, oder in die Höhe zu klimmen in die Regionen der Schornsteine und Dachfenster und von dort philosophisch niederzuschauen auf das Gewimmel der

Straßen, so verschlimmerte sich für Wachtel die bei ihm schon chronisch gewordene Krankheit der Quartierlosigkeit noch durch den Umstand, daß sein Hausherr seine sieben Unmündigen mit einnehmen wollte. Immer war es die erste Frage der Vermiether: Sie haben doch nicht etwa Kinder? Rückte nun Wachtel mit seinen sieben vor, da hieß es: Das Logis sei zu klein und die Familie zu groß, und Wachtel konnte nur den Staub von seinen Füßen schütteln und seinen Stab weiter setzen.

So kam der Termin des Auszuziehens immer näher und näher und stand am Ende ganz dicht vor der Thür und noch immer hatte Wachtel für sich und die Seinigen kein Unterkommen gefunden.

In einer der belebtesten und somit für die materiellen Lebensbedingungen eines Hans Sachs und Jakob Böhme's günstig gelegenen Straßen sieht ein Quartier angekündigt für „kinderlose Leute". Wachtel tritt näher, besichtigt das Quartier, das seinen ganzen Besitz hat, unterhält sich aufs angenehmste mit der Wirthin des Hauses, einer alten Jungfer von gutmüthigem Schlag, die das Leben nur noch vom Hörensagen kennt, und miethet ein. Auf die Frage: „Haben Sie Kinder?" verleugnet Wachtel seine sieben Unmündigen und gedenkt nur einer Frau zu.

Der Auszugstag naht heran. Ein Handwagen wird mit Betten, Töpfen, Stühlen, Schemel, Schutterwerkzeug beladen; die irdenen Lehrgerichte, Näpfchen, Spiegel, Tassen werden in einen Korb gepackt. Natürlich geht es beim Aufladen nicht ohne einige Defecte ab. Das ein Stuhl sich von sämmtlichen vier Beinen trennt und nur noch sinnlicher Weise auf sich sitzen lassen will, daß der Topfstrauß die Hinterwand und eine Kommode den Boden verliert, während ein Butterkegel nur noch zwei übriggebliebene Haufel präsentirt und Verkommnisse, die eben verschmerzt werden müssen. Die Frau nimmt den Korb auf, der Bräuer des Wagens legt sich als Deichsel vor, der Schuster leitet die Thüre eines Handpferdes, feierlich langsam bewegt sich der Zug vorwärts und in der Brust des schwitzenden Wachtel klingt es, wie schon oft, heimlich leise: „So leb' denn wohl, du stilles Haus!"

Von den sieben Unmündigen keine Spur....

Der Hausherrin, der für Wachtel ob seiner bei der Vermiethung in Aussicht gestellten Unterhaltungsgabe, die sie auch in Zukunft zu nehmen gedenkt, ein günstiges Vorurtheil gewonnen, ist beim Eingange behilflich, indem sie, während die beiden Männer, der Schuhmacher und der Wagenbesitzer, und die Frau Wachtels mit „Einräumen" beschäftigt sind, sich in die Thür stellt, um die auf der Straße stehenden Effecten zu überwachen. Wachtel ist gegen sie die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit selbst; im Rausche seines Dankes für ihre Aufsicht seiner Effecten übersieht er die an ihrem Hausschuh gesprungene Naht nicht, und widmet den ersten Abend im neuen Quartier der kunstvollen Wiederherstellung der fehlenden Naht. Mamsell Dornbusch ist erfreut und gerührt über den zuvorkommenden Miethsmann.

Am folgenden Morgen sieht sie ein Unmündiges aus dem Quartier des neuen Miethsmannes treten. Auf Befragen erklärt dieser demüthig freundlich: „Das einzige!"

„Was?" lügt sie auf.

Aber Wachtel lächelt so tief auf ihre Hausschuhe. Mamsell Dornbusch hat zuletzt gegen das einzige nicht viel einzuwenden...

Doch am nächsten Morgen wird wieder „ein einziges" von anderem Kaliber bei Wachtel sichtbar!

„Die beiden einzigen", erklärt Wachtel noch demüthiger, noch freundlicher als gestern und da Mamsell Dornbusch heute gerade einen sehr guten Traum gehabt hat, kommt der Schuster mit einer blutigen Drohung des Fingers davon.

Das „dritte einzige" am folgenden Morgen macht aber Mamsell Dornbusch denn doch höchst bedenklich. Sie findet sich's jetzt ganz ernstlich aus, „daß das nicht so fort geht...."

Wachtel wird durch das ernsthafte Gesicht der Mamsell nicht wenig betroffen und verlegen. Noch sieben vier Unmündige aus, die einstweilen bei Verwandten untergebracht waren...

Am nächsten Morgen klopft es an die Thür der Hausmiethin. Sie öffnet.

Vor der Thür steht Wachtel mit den sauber gewaschenen und gekleideten, sämmtlichen Sieben. Fräulein Dornbusch ist einer Ohnmacht nahe...

„Die einzigen Sieben" erwidert Wachtel demüthig freundlich dem sich zusammenlesenden Blicke der [illegible].

„Sieben?" ruft Mamsell Dornbusch noch immer erstarrt und will „eine lange Rede beginnen...

„Aber welche Sieben?" unterbricht sie Wachtel, „Sieben, Mamsell Dornbusch, die Ihnen noch Niemand zu Gebote stehen! Die sich ein Vergnügen daraus machen werden, Ihnen ihre schwa-

ihren Kräfte zu widmen! Sieben — das sind die sieben Siegel unserer Liebe, die sieben Leuchter, die einst, wenn sie größer sein werden, in die allgemeine Aufklärung mit hineinleuchten werden, die sieben Schöpfungstage, mit Einschluß des Tages, da Gott ruhete!"

„Sieben!" wiederholt Mamsell Dornbusch. „Sie sind ja —"

„Meine Ableger und Absenker", unterbricht Wachtel, „die aufgehen, wenn ich untergehe, die blühen, wenn ich welke, die Früchte tragen, wenn von mir nichts mehr übrig ist. Kinderleie Leute! Mamsell Dornbusch! Ich möchte die Welt kennen, wenn sie von kinderleien Leuten ihr Aufkommen haben sollte! Das müßte sein wie Gewitterschwüle, wie Nachmittagspredigt! Die Kinder sind der rechte, frische Lufthug durchs schwüle Leben! Und wenn man älter und älter wird, Fräulein, und doch nicht ganz verkümmern will, da fühlt sich's, wie der frische Hauch von der Jugend uns wohlthuend umweht!"

„Man kann", ruft Mamsell Dornbusch, „auf einen Monat bleiben —"

„Bitte — Contract" —

„Ihr Versprechen entbindet mich, ihn zu halten —"

„Entwerthung von Kindern ist nicht gestattet — Die Polizei — spricht mich frei —"

„Herr — Sie werden ausgeben!"

„Nach einem Jahre!"

Wachtel wendet sich. Fräulein Dornbusch kann nichts einwenden.

Ein Jahr hat Wachtel mit seinen Sieben Dach und Fach. Dann —?

Wann werden die „Vereine" statt für Bibeln für Wohnungen sorgen?

(Die zweite Hälfte: Wegen Mangel an Raum-beschränkt.)

Helene, Herzogin von Orleans.

Von Amely Bölte.

Von Anna von Harrach ist uns das Lebensbild einer Fürstin entworfen*), deren Seelenreichthum und Adel der Gesinnung sie zu einer Zierde ihres Geschlechts erheben, auch wenn keine Krone sie geschmückt, auch wenn ihr nicht einer der bedeutendsten Throne Europas bestimmt gewesen.

Dürfen wir der Erziehung auch nur bedingte Resultate zuschreiben; kann sie den Menschen nur bilden und ihm nicht neue, in seinem Charakter nicht liegende Eigenschaften verleihen: so ist es doch wiederum durch das sorgfältige Pflegen und Ueberwachen einer jungen Seele möglich, die von der Natur gelegten Keime zu entwickeln und zur schönsten Blüte zu entfalten.

Eine solche Pflege wurde der Prinzessin Helene zu Theil.

Schon im zartesten Lebensalter der eigenen Mutter beraubt, hatte diese auf dem Sterbebette nur den einen Wunsch, daß ihre Freundin, die Prinzessin von Homburg, die Hüterin ihres verwaisten Töchterchens werden möchte, und der Prinz, ihr Gemahl, erfüllte ihr diesen Wunsch, sie zu seiner Nachfolgerin zu wählen. Nie wurde der Pflicht ein schöneres Opfer gebracht und nie fand sie schönern Lohn.

Die Prinzessin Auguste von Homburg war weder jung noch schön; aber vielseitig gebildet, voll Lebensernst, voll Bewußtsein der übernommenen Pflichten und voll guten Willens, ihnen auch zu genügen. Selten nur ist es Fürstinnen erlaubt, im ganzen Sinne des Wortes ihren Kindern Mutter zu sein: diese Prinzessin aber wurde ihren Stieftöchtern eine Mutter.

Der Erbgroßherzog, ihr Gemahl, wurde ihr bald nach ihrer Verheirathung durch den Tod entrissen. Eigene Kinder besaß sie nicht. Die Welt und ihre Freuden achtete sie wenig. Sie zog sich in die Einsamkeit zurück und lebte ganz der Erziehung der kleinen Helene, die, zart und schwächlich, der größten Sorgfalt bedurfte und, wie eine Blume nur im Sonnenstrahl, so nur in der Wärme zärtlicher Liebe zu gedeihen vermochte.

Die Apanage einer verwitweten Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin ist unbedeutend; eine Prinzessin von Homburg besitzt keine Schätze: so war denn der Haushalt der fürstlichen Wittwe auf dem Fuße einfachen Privatlebens eingerichtet.

Ludwigslust, die Sommerresidenz der Herzoge, wurde ihr Wittwensitz. Ich sehe sie noch vor mir, die einfache, aus rothen Ziegelsteinen aufgeführte Wohnung, in der die vortreffliche Frau mit ihrem kleinen Töchterchen waltete, geachtet und verehrt von allen, die ihr nahten. Arbeit und Wohlthun füllten ihr Leben aus. Feste gab sie nicht und besuchte sie nicht. Die Lehrer, deren sie zur Ausbildung Helenens bedurfte, bildeten fast allein ihren Umgang.

In diesem Stillleben wuchs die Prinzessin auf, ohne andere Freuden als die, welche ihr ein

*) Ihre deutsche Uebersetzung erschien in geschmackvoller Ausstattung bei J. Springer in Berlin.

Spaziergang oder eine Blume gewährten. Im heißen Sommer ging sie nach Dobberan, um das Seebad zu gebrauchen; das war ein Wechsel; doch veränderte sich dadurch ihre Lebensweise nicht.

Von Helenens Kenntnissen und seltenen Talenten hörte man häufig reden, ihre Lehrer konnten ihre Fortschritte nie genug preisen, ihre Freundlichkeit, ihre Herzensgüte kannte jedermann; sie blühte, wie ein Veilchen recht im Verborgenen fort.

Da kam die Stunde, wo sie in die Welt hinaustreten sollte; diese Welt war das glänzende Paris. Sie, die Prinzessin, sollte sich einem katholischen Prinzen vermählen, sollte Frankreichs künftige Königin werden. Eine scheinbar so glänzende Loos war ihr durch eine seltsame Fügung von Umständen vom Schicksale beschieden und gern und freudig folgte sie dem an sie ergangenen Ruf.

Das schönste Maigrün schmückte die Flur, als sie im Jahre 1809, an der Seite ihrer Mutter, in einer einfachen Kutsche ohne Gefolge der französischen Grenze zufuhr.

„Eine Prinzessin von Mecklenburg?“ fragte man sich in Frankreich. „Mecklenburg?“ Wo mochte dies Land zu finden sein? Deutschland kannte man wohl; denn nur der Rhein trennte es von Frankreich; aber Mecklenburg? Sie mußte im hohen Norden liegen. Da Frankreich nie davon gehört, da es nie einen Gesandten dort gehabt, noch nie einen Gesandten von dort empfangen.

Gewissermaßen sah man darum der Ankunft der Prinzessin entgegen, erwartungsvoll im schlimmsten Sinne. Denn man hoffte spotten, tadeln zu können, man wollte seinen Witz an der nordischen Prinzessin üben und die für Paris tödtliche Waffe des „ridicule“ gegen sie kehren.

Aber wie jede Laune sich diese Neugier entlarvt! Der einfachen Kutsche entstieg eine schlanke Mädchengestalt, welche mit Anmuth und Würde die Abgesandten begrüßte und ihnen im ersten Französisch, in den angemessensten Worten, für ihre Aufmerksamkeit dankte.

Schon hing das Vorurtheil zu schwinden an, und nicht lange, so hatte sie aller Herzen gewonnen.

Ihre Mutter, die Großherzogin, begleitete sie und stellte sie selbst der Königin Amelie vor, um sie ihr an das Herz zu legen. Wie schwer wurde es ihr, sich von der ihr so theuren Tochter zu trennen, der ihre ganze Liebe gehörte, die ihre Sorge von so so schon gelohnt!

Helene gehörte jetzt einer neuen Familie an, sie war in einen neuen Kreis gezogen, der von ihr die Erfüllung ihr bisher fremder Pflichten forderte. So schwer diese Aufgabe, sie lohnte sie glücklich. An der Seite eines Gatten, den sie innig liebte, flossen ihr Jahre ungetrübten Glücks dahin. Als sie nun noch ein Kind in ihren Armen wiegte, einen Sohn, den künftigen Beherrscher Frankreichs, des Landes ihrer Wahl, und die große Aufgabe zu begreifen begann, welche die Bestimmung so in ihre Hand gelegt, da glaubte sie, es sei des Glücks zu viel für sie, und erhob die Hände in warmem Dankgebet zu dem Höchsten für alle ihr erzeigte Wohlthat.

„Wie gnädig ist Gott!“ schrieb sie damals an ihre Mutter nach Mecklenburg. „Ihr Kind ist jetzt die glücklichste der Mutter und fast ist mein Herz zu schwach, um all die Wonne zu fassen. Eine neue Welt breitet sich vor mir aus: ein Kind zu lieben, die Hoffnungen eines ganzen Volkes durch die Zukunft dieses Kindes zu verwirklichen.“

Durch ihren Gemahl und ihr Kind gehörte sie jetzt mit Herz und Sinn ihrem neuen Vaterlande an, denen Wohl und Wehe sie ganz erfüllte. In der Familie Ludwig Philipp's herrschte ein schönes Gemeinschaftsleben, kein exclusiveres Hof von seiten des Vaters folgte dem Thronwechsel, bei immer wachsender Popularität, in den Zimmern der Königin Amelie hatten die Töchter und Schwiegertöchter jede ihren Arbeitstisch, an dem sie getrennt und doch beisammen während der Morgenstunden arbeiteten. Selten warf der Welt von so erlauchter Stelle aus ein schöneres Bild des Familienlebens geboten.

Die Herzogin von Orleans war Natur wie keine andere Fürstin erzogen, wie wenige empfand sie daher das Glück dieses stillen Beisammenlebens und jubilte darum alle Bedürfnisse ihres Herzens befriedigt, während der Glanz ihres Lebens ihr nur als eine fast lästige Pflicht erschien, deren Ueber sie erfüllte, weil sie mußte, nicht weil es ihr Vergnügen oder ihrem Stolze Befriedigung gewährte. Ihre Freude im Glückverlangerte sich nie, so wenig wie später ihr Mund, als des Schicksals schwere Hand sie traf.

Aus heiterem Himmel sollte der Pfeil sie treffen. Sieben Jahre ungetrübten Glücks waren dahingeflossen, als ein Unfall das Leben des Herzogs von Orleans endete. Er hatte sie nach den Bädern von Plombières begleitet, welche sie auf den Rath des Arztes gebrauchen sollte.

„Glücklicherweise wird unsere Trennung nicht lange dauern", sagte die Herzogin bewegt beim Abschiede, „aber der Anfang ist immer am schlimmsten zu ertragen."

Sie hatte den Gemahl zum letzten male gesehen und das Gewand der Trauer, das sie um ihn anlegte, verließ sie bis an ihr Ende nicht mehr.

„Nein, nein! Ich kann ohne ihn nicht leben", rief sie nach jener Katastrophe aus, und vergaß in der Heftigkeit des ersten Schmerzes, daß die Pflicht sie noch an die Erde band, daß ihre Kinder der Mutter bedurften.

Als sie damals Ludwig Philipp entgegentrat, rief er schmerzgebeugt: „O, meine liebe Helene, das allerbärteste Mißgeschick hat mein altes Haupt getroffen!"

Die Königin aber sagte mit ehrfurchtgebietender Stimme hinzu: „Theure Tochter! Lebe für uns, lebe für deine Kinder!"

Mühsam errang sich die Herzogin den Muth, diese Aufgabe zu lösen, mühsam gewann sie die Kraft wieder, an den Vorgängen der Welt theilzunehmen und den Nachklängen ihres Schmerzes zu entsagen.

„Der Entschluß, von Zeit zu Zeit wieder im Salon zu erscheinen", schreibt sie, „hat mich viel Kampf gekostet. Gestern konnte ich bei den Beileidsbezeugungen eines Generals meine Thränen nicht zurückhalten; das begegnet mir nur in selten!"

„Ich habe die Minister und die Beamten der pariser Verwaltung empfangen müssen, es war abends, die Räume, in denen es gewöhnlich hatte, waren wieder aufs neue belebt, waren, wie sonst, erleuchtet und hatten das Aussehen eines Festes, aber leider eines Festes!"

Die Zeit linderte ihr Wehe, aber sie nahm es ihr nicht. Sie widmete sich ganz der Erziehung ihrer Söhne. Der Graf von Paris wie der Herzog von Chartres waren schöne, begabte Kinder, deren Entwickelung zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Leider aber sollte auch die Zukunft dieser Kinder bald in Trauer gehüllt werden, und das Herz der Mutter mit Bangen erfüllen.

Außerordentlich war ihr Verhalten bei Beginn der Session von 1847 in der damaligen Deputirtenkammer gewesen. „Es ziehen", schrieb sie 1847, „so peinliche Dinge auf der Tagesordnung, daß ich nur mit Scheu die Journale in die Hand nehme. In der tiefsten Seele bin ich betrübt über die allgemeine Mißstimmung, welche sich der Geister bemächtigt hat. Es ging so gut, man ist schlau geworden und hat die Zügel fahren lassen."

Mit abwendendem Geiste erriet sie, an welchem Abgrunde Ludwig Philipp stand, und bat beinahe, der Gefahr zuvorzukommen; aber ihre warnende Stimme fand kein Gehör. Die Regierung fühlte sich wie immer am Tage vor ihrem Sturz am sichersten und beschwor dadurch, statt sich nachgiebig zu zeigen, zum Theil selbst den Sturm herauf.

Die Aufregung in Paris stieg. Die Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag des 24. Februar 1848 war für die Prinzessin eine Nacht der Angst, die Muthlosigkeit hatte sich des Königs und seiner ganzen Umgebung bemächtigt. „Wir hatten nicht einmal die Kraft mehr zum Leben", schreibt sie darüber, als die Ministerkrisis plötzlich die Form einer Revolution annahm. Und die Frage dieser Revolution war die Abdankung Ludwig Philipp's.

„Ich bin immer ein treuliebender König gewesen", sprach er, und trat in sein Cabinet, um die Acte zu unterzeichnen. Weinend warf sich die Herzogin von Orleans in die Arme der Königin, als ihr verstimmter Prinz seinen Entschluß nicht wankend machen konnten. Was sollte darum unmündigen Söhne eine Krone, welche das Haupt des erfahrenen Mannes zu drücken begann?

Indessen wuchs der Tumult, der König entfloh und die Herzogin von Orleans wurde aufgefordert, die Regentschaft zu übernehmen.

„Das ist unmöglich!" antwortete sie. „Niemand ist darauf vorbereitet, mich als Regentin zu sehen, am wenigsten aber ich selbst!"

Alle Unterhandlungen unterbrochen sie, die Tuilerien werden genommen, sie kann fliehen, oder mit Gefahr ihres Lebens, ihrem Sohne die Krone zu erhalten versuchen. Und sie wankte nicht einen Augenblick. Sie nimmt ihre beiden Kinder an die Hand und geht muthig ihrem Schicksal entgegen. Mit Gefahr ihres Lebens erreicht sie die Deputirtenkammer, und versucht hier das Wort zu nehmen. Vergebliches Bemühen! Eine wilde Meute dringt herein und alles flüchtet sich. Man drängt sie, den Präsidentensaal zu gewinnen; sie begibt sich dahin; aber auch hier ist sie nicht sicher. Man räth ihr, nach dem Hotel der Invaliden zu eilen. Hier finden sich nur wenige alte Soldaten, der Marschall Moltke stellt ihr vor, daß ihres Sohnes Leben an diesem Orte gefährdet sei, der Herzog von Nemours ist

ihr gelegt und kamt auf die Möglichkeit der Vertheidigung; von allen Seiten liefen ungünstige Nachrichten ein.

„Ist jemand hier, der mir zu bleiben räth?“ fragt die Herzogin. „Ich gebe mehr auf das Leben meines Sohnes als auf seine Krone; aber wenn sein Leben für Frankreich nothwendig ist, muß ein König, selbst ein König von neun Jahren, für seine Krone zu sterben wissen!“

Erst als alle Hoffnungen verloren waren, entschließt sie sich zur Flucht, und erreicht, begleitet von Herrn Mesnay, die Grenze, welche sie, unter Thränen, überschreitet.

Damit waren die Würfel gefallen: Frankreich ihr verloren. Ohne Kleider, ohne Geld erreichte sie den deutschen Boden, eine Flüchtige, eine Heimathlose. Von ihren nächsten Verwandten war ihr das Schloß Eisenach zur Verfügung gestellt und dahin begab sie sich unverzüglich. In der ländlichen Stille dieses Aufenthalts suchte sie sich von dem Grübeln, wenn es möglich war, zu sammeln und zu erheben.

„Wenn das Klagen!“ schrieb sie am 31. Mai 1846. „Wir sind in einem friedlichen Thale, in dem die überall tobende Anarchie ihre Stimme noch nicht erheben. Ich danke Gott, daß er uns dies Asyl gegeben hat, aber doch kommen Augenblicke, wo mir die Trennung von allen meinen Lieben, von jener Familie, die ich so zärtlich liebe, von meiner verehrten Mutter schwer auf das Herz fällt, wo Angst vor der Zukunft, Andere interessirt an die Vergangenheit mich sehr verstimmen, und mich fast verkennen lassen, wie viel Gott mir immer noch beschieden hat.“

Im Sommer 1846 hatte sie ihre Familie in England einen Besuch ab, und dies Wiedersehen wirkte beruhigend auf ihre Stimmung. Sie lernte sich in das Unvermeidliche fügen, lernte es ertragen, ihre Söhne nur eine ungewisse Zukunft zu erziehen. Diese Aufgabe mochte ihr allerdings eine so schwierige wie traurige sein. Welches Ziel stellte sie dem Grafen von Paris für seine Bestrebungen stecken, ohne ihm auf irgend einer Weise eine verletzte Gesinnung zu bereiten?

Sie lebte ihm, geborgen sein und geborgen zu harren auf des Schicksals Wink. So zog sie ihn auf, sie Fremde und der Stolz ihres Lebens. „Ich empfinde ein unbeschreibliches Mitleid,“ schreibt sie, „wenn ich sehe, wie herrlich sich meine Söhne entwickeln, wie sie sich zu Guten befestigen, in ihrer jungen Seele eine brüderliche, ich möchte sagen väterliche Neigung für mich andern; sie sorgen für ihre Mutter, als wäre sie einzig ihrem Schutze anvertraut, und ich kann nicht leugnen, daß meine Gesundheit sehr dadurch befestigt wird.“

Der Graf von Paris hatte sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt. Beide Söhne sollten nun eine Reise durch Europa antreten. Es war dies die erste Trennung von ihrer Mutter. Mit Wehmuth sah die Herzogin diesem Augenblicke entgegen, wo sie der ihr so wohlthuenden Fürsorge ihrer Kinder entbehren sollte. Da schloß ein sanfter Tod ihr Auge, gleichsam als wollte das Schicksal ihr diese letzte Prüfung ersparen.

Napoleon III. und der „ewige Friede“.

Der französische Socialismus, dessen Ideen Napoleon III. anfangs durch seine, auf das Wohl der arbeitenden Klassen gerichteten Bestrebungen und durch seine Verheißung: „Das Kaiserthum ist der Friede!“ begünstigen zu wollen schien, ist ein prinzipieller Gegner des Krieges. Denn dieser Socialismus will bekanntlich durch allgemeine Menschenverbrüderung, durch Organisation der Arbeit und durch eine gerechtere Vertheilung der Güter die Menschheit von allen Uebeln erlösen und durch gemeinsame Bezwingung der Naturkräfte die Erde in einen schönen Garten, in ein fruchtbares Paradies verwandeln.

Wieviel Schwärmerisches, Unpraktisches, Ueberflügliches auch an diesem Socialismus sein, wie sehr er auch die geschichtlichen Bedingungen verkennen mag, durch welche die Menschheit hindurch muß, um sich ihrem Ziele zu nähern; wie sehr man es auch für ein Hirngespinnst ausgeben mege, für ein Utopien, die Menschheit mit Einem Schlage, durch eine Art neuer Religion und ein neues Priesterthum, wie Saint-Simon wollte, von allen Uebeln erlösen, aller Ungerechtigkeit, Armuth und Neid, allen Kriegen, allen Mißständen im Staate und in der Kirche ein Ende machen und ein allgemeines Reich des Friedens, des Ueberflusses und der Glückseligkeit herbeiführen zu wollen, — eins bleibt bei alledem doch unumstößlich gewiß, das Streben des Socialismus nach allgemeiner Menschenverbrüderung und seine Tendenz, die Armen und Arbeitenden in den Genuß aller menschlichen Rechte einzusetzen und die gegenseitige Bekämpfung der verschiedenen Klassen der menschlichen Gesellschaft sowie der verschiedenen Nationalitäten aufzuheben. Dieses hohe und edle Streben, mag sehr es sich auch in den Mitteln vergreifen mag, beruht auf echt christ-

lichem Grunde, entspricht ganz dem echt christlichen Geiste der Bruderliebe, durch welchen Jesus von Nazareth die Menschheit zu Einer Familie vereinigen wollte. Aus diesem christlichen Geiste saugt der Socialismus immer wieder von neuem seine Kraft, ihm verdankt er seine Sympathieen auch unter den Bekennern, die da einsehen, daß das Ziel zwar schön und edel, daß es sich aber nicht in der Weise erreichen lasse, wie philanthropische Schwärmerei es erreichen zu können hofft.

Eine neue Kundgebung des französischen Socialismus liegt uns vor in dem wunderlichen Werke des bekannten Saint-Simonisten P. Enfantin, das vor kurzem zu Paris erschien unter dem Titel: „P. Enfantin, 1868. — II. Saint-Simon, 1813. — Science de l'homme. Physiologie religieuse" (Paris, Librairie Victor Masson. 1868).

Dieses curiose, ebenso in apostolischem Stil geschriebene wie in apostolischem Format gedruckte Buch — die weißen Ränder des großen und dicken Buches nehmen ebenso viel Raum ein wie der gedruckte Text, und die Abzüge des letztern sind kurz, mitunter wie Bibelverse — enthält im ersten Theil die neue religiöse, auf dem Gegensatz des Männlichen und Weiblichen in allen Sphären begründete „religiöse Physiologie" Enfantin's — eine Physiologie, über der sich freilich die Haare unserer wissenschaftlichen Physiologen zu Berge sträuben würden, falls nicht der grandiose Unsinn derselben ihr Zwerchfell erschütterte — im zweiten Theil in Saint-Simon's Theorie von der „allgemeinen Gravitation" und seine Wissenschaft vom Menschen mitgetheilt, weshalb Saint-Simon schon auf dem Titel des Buchs mit genannt ist.

Die hier mitgetheilte Arbeit Saint-Simon's über die „Gravitation universelle" — ebenso reich an wunderlichen Hirngespinnsten wie Enfantin's „religiöse Physiologie", beginnt mit einer Dedicationsepistel an den Kaiser Napoleon I. vom December 1813, und da nun Enfantin in allen Stücken ein treuer, nachahmender Schüler seines Meisters ist, so hat er den ihm zugehörigen Theil des Buchs ebenfalls mit einer Dedicationsepistel, und zwar an den Neffen des großen Onkels, an Napoleon III. eröffnet.

Diese Epistel ist es, die wir hier unsern Lesern in wörtlich treuer deutscher Uebersetzung mittheilen wollen. Sie ist charakteristisch für den Saint-Simonistischen Socialismus und ist interessant unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wenn man die darin ausgesprochene Hoffnung, daß Napoleon III. den ewigen Frieden einweihen und der Menschheit endlich zu der längst ersehnten Verbrüderung verhelfen werde, mit der thatsächlichen Stellung vergleicht, die Napoleon III. gegenwärtig eingenommen hat. Der Brief Enfantin's an den Kaiser (vom 15. August 1868) ist — das läßt sich nicht leugnen — in pomphaftem oratorischen Stil, voll Begeisterung für den ewigen Frieden geschrieben. Aber die französische Eitelkeit, sich für die erste Nation der Welt zu halten, die mit ihrem Licht allen andern voranzuleuchten bestimmt ist, läßt sich ebenfalls in dem Briefe wiedererkennen.

Derselbe lautet wie folgt:

„Sire! Ew. Majestät genießt des hohen Privilegiums, sich mit dem Leben eines berühmten Todten zu identificiren. Dies ist der Grund und die Erklärung Ihrer Macht. Sie fühlen, daß Sie sein Werk weiterführen; Sie glauben, daß seine große Seele Freude hat an dem Guten, das Sie thun, und sich betrüben würde über das Uebel, das Sie hätten können. Sie sind inspirirt von diesem wunderbaren Leben; Sie sind überzeugt, daß es stets gegenwärtig, daß es in Ihnen ist, Ihr Führer und Ihr Schutz, und daß Gott Ihnen gebietet, sich anzustrengen, es in Ihnen noch größer darzustellen, als es in dem war, dessen Erbschaft Sie pflegen.

„Dies ist der Grund, weshalb ich es wage, dieses Werk an Sie zu richten.

„Die beiden Theile, aus denen es besteht, sind, mit einem Zwischenraume von fast einem halben Jahrhundert, von Saint-Simon und von mir geschrieben.

„Saint-Simon adressirte den Theil seines Werks, der die allgemeine Gravitation zum Gegenstand hat, an den Kaiser Napoleon I. Dies geschah im Jahre 1813. Die europäische Coalition gegen Frankreich war damals schon furchtbar; das Kaiserthum nahte sich seinem Ende. Saint-Simon überschrieb seine Widmung: ‚Mittel, England zu zwingen, die Freiheit der Meere anzuerkennen'.

„Der Kaiser konnte sicherlich das Werk des Philosophen nicht lesen. Ich lege es nun den Augen Ew. Majestät in dem Momente vor, wo, gerade entgegengesetzt, Ihr Kaiserthum in der Fülle seiner Macht und seines Ruhms ist.

„Gleicherweise, wie Sie in sich das Leben Napoleon's fühlen, fühle ich in mir das Leben des Mannes, dessen Erbschaft ich übernommen;

ich höre, war er erfreut zu hören, daß ich an den Erben Napoleon's dasselbe Gesuch richte, welches er im Jahre 1813 dem Kaiser unterlegte, um durch die Schöpfung des neuen sozialen Organismus, der dem absterbenden Organismus der Vergangenheit nachfolgen muß, die Krisis der Auflösung und Neugeburt zu beendigen, von der die Menschheit seit drei Jahrhunderten beunruhigt wird.

„Sire! Ich habe die Arbeit meines Meisters über die Wissenschaft vom Menschen fortgesetzt und ich lege gleichzeitig mein Werk den Augen Ew. Majestät vor. Es verdient freundlichen Empfang wie Saint-Simon: Die Reorganisation der menschlichen Gesellschaft durch die Begründung der allgemeinen Wissenschaft auf neuen Basen.

„Wenn ich heutzutage Männer kannte, die sich ebenso die Erben Keplers, Newton's, Descartes', Pico-d'Aroe's, Galvani's fühlten, wie Sie Napoleon in sich leben fühlen, so wäre ich ruhig über die nächste Zukunft der Wissenschaft, der Arbeit und des der Welt verheißenen Friedens, welchen Ew. Majestät, wie Sie unaufhörlich zeigen, Ihr Leben geweihet haben.

„In der That, dieses Gefühl, welches die Gegenwart an die Vergangenheit, die Lebenden an die Toten knüpft, ist der Glaube, der die Zukunft gebiert. In den weiteren wie in den engsten Sphären müssen die Lebenden die großen Toten nur etwas anders nehmen als dies nur kalt in die Gedächtnis eingeprägte Medaille; diese Toten leben ewig: sie leben, wie wir schon in ihnen leben, als in der Reihe der Verbereitung unseres gegenwärtigen und künftigen Geschicks wirkend."[1]

„Sire! Keiner mehr als Saint-Simon, keiner mehr als ich haben die Macht respektirt; ich weiß, daß Gott sie nicht vergebens verliehen und gebildet hat; ich weiß alles, was sie für das Glück der Menschen thun konnte; ich „hege den Glauben, daß die Bestimmung der Konstantin, der Chlodwig u. s. w. nicht beendigt ist, daß sie im Gegentheil nothwendiger ist als jemals, seitdem die Souveränität alle, ist es rechtlich oder faktisch, die doppelte Krone, die weltliche und geistliche, tragen und das religiöse Gewissen in der That nur noch den höchsten Rathes, den Rathes der Ärzten, als seinen Herrscher anerkennt.

„Die Völker sehnen sich vermaßen nach Ordnung, nach Frieden, nach Arbeit, daß sie begierig sind, blind selbst die Macht anzurufen, die ihnen dieselben verspricht: gegen Jemanden, der für ihnen gäbe, würden sie die Liebe bis zur Vergötterung treiben; sie würden sich vor seiner Autorität beugen, wenn sie nicht, um sich dieser Güter würdig zu machen, sie durch ihre eigene Kraft und folglich in voller Freiheit erobern müßten.

„Die physiologische Situation der Menschheit ist noch im Princip dieselbe wie unter Napoleon I.; glücklicherweise hat sie sich factisch bedeutend geändert.

„Im Princip beruht sie noch auf der Rivalität, dem Antagonismus, dem Kriege zwischen den Organen, die sie zusammensetzen, und nicht auf der Association, auf dem Frieden.

„Factisch bilden die Eisenbahnen, die Dampfschiffe, die elektrischen Verbindungsmittel schon gewissermaßen einen neuen Nervenapparat, ein wunderbares Zeichen des Bundes, welches Gott zwischen allen Organen begründen will.

„Wenn sich seit drei Jahrhunderten der Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Organisation der Menschheit bedeutend geschwächt hat, wenn die Welt nicht mehr durch die Rivalität des Papstes und des Kaisers, des Himmels und der Erde beunruhigt wird, so hat sich dagegen der Krieg eröffnet zwischen dem Land und dem Meer. Frankreich in die Reihe der Landmächte verwiesen, indem es dem autokratischen Ehrgeiz der Königin der Meere widerstand.

„Ich wiederhole es, zur Zeit Napoleon's I. befand sich die Politik, im Princip und factisch, auf diesem Punkte; aber all die großen neuen Schöpfungen der Industrie und der Wissenschaft sowie auch die allgemeinen Ärztlichkeiten der menschlichen Sittlichkeit sind dem Kriege zuwider und gebieten den Frieden.

„Die Gerechtigkeit fordert und dann ehrlich anzuerkennen, daß England ebenfalls eine providentielle Rolle in diesem Kampfe des Meeres gegen die autokratischen Anmaßungen des Landherrschers gespielt hat. Aber der Augenblick ist gekommen, diesem schrecklichen Schauspiel menschlicher Opfer, das ebenso absurd als empörend und endlos ist, ein Ende zu machen.

„Ja, Gott hat der Menschheit einen neuen Nervenapparat gegeben, mittels dessen sich die Lebenselektrizität augenblicklich allen Organen mittheilt, um ihnen das Leben, nicht den Tod zu bringen. Aber dieser mächtige Apparat hat zwei Pole, London und Paris, das kleine und große

[1] Man sieht hieraus, daß Auguste an Gottesverehrung glaubte.

Geburt der Welt, die Vaterstätten des Ackerbaus und der Ehe, der Industrie und des menschlichen Wissens, die alle durch ihre Vereinigung schaffen, alle durch ihre Rivalität gedeihen. Wie alle kennt man heutzutage noch schwanken zwischen dem Frieden oder dem Krieg?

„Ah, man kann es, weil der Menschheit noch nicht von den Weltmächten dieses neue Prinzip der sozialen Physiologie hat proklamieren hören:

Wenn du Frieden willst, bereite den Krieg vor!
Si vis pacem, para bellum!

und sie lehrt jetzt, den Krieg zu bereiten, obgleich sie tatsächlich den Frieden will.

„Solange noch eine Nation sich gegen ein allen anderen Nationen unglaubliches Werk aus dem Grunde sträuben und sich ihm widersetzen wird, weil sie es für sich selbst gefährlich hält, wird sie einer falschen und veralteten Politik gehorchen und ihr eigenes Interesse schlecht begreifen. So handelt England in Beziehung auf Suez, weil England nicht fühlt, daß es ein Organ eines Körpers ist, dessen Ideale instinktiv verstanden sind. Ebenso hat es in Peking mit Amerika und Indien gehandelt, indem es sie zwang, sich in militärischem unter scheußlichem Gemetzel von ihm zu befreien. Ebenso würden wir selbst nach dem Krimkriege gehandelt haben, wenn die Weisheit Ew. Majestät nicht begriffen hätte, daß Frankreichs Stärke heutzutage hauptsächlich darin besteht, seine Eroberungen zu machen, während das reine Kaiserreich durch die seiner Eroberungen seine Schwäche verursacht, da es von dem Moment an sank, wo es von Rußland die Wahrheit seiner ganzen europäischen Gesinnungen wußte.

„England's Stärke ist gewachsen, seitdem es Amerika verloren hat; es wird wachsen durch den Verlust von Indien; und, gesetzt es verliert auch Irland, Canada, Gibraltar und Malta, es wird stets stark genug sein, um, verbunden mit ihm, jene barbarischen und lächerlichen Parodien der Eroberer des Mittelalters zu verjagen.

„Die Völker sind nicht mehr Heerden, von einem Hirten an den anderen verkauft oder getauscht; sie sind, ich wiederhole es, die verschiedenen Organe eines lebendigen Wesens, der Menschheit. Man muß sie einander näherbringen; keines von ihnen gehört einer anderen Rasse an als die anderen; jedes von ihnen hat seine eigene Aufgabe, seine besondere Bestimmung in dem gemeinsamen Leben dieses großen Gesellschaft, mit dem Gott die Bahnen der Erde umrechnet und die Bewegung der Gestirne geordnet hat.

„Ja, gewiß, es ist nötig, daß die europäische Macht denjenigen Organe, die am höhern und feinsten sensitiven sind, sich in dem Interesse ihrer eigenen Entwickelung darauf verlege, die am wenigsten vorgeschrittenen zu brechen.

„Ist es nicht eben dies, was seit Jahrhunderten schon das Vorrecht, die Aufgabe, die Macht dieses wunderbaren menschlichen Organs ausmacht, das sich Frankreich nennt und das in Wahrheit wenig ist, daß Herz der Menschheit genannt zu werden? Habt und alle das Leben vorhin tragen, wo es noch nicht so entwickelt ist als in uns selbst? Das ist das sicherste Mittel, das unsrige zu vermehren und zu verbreiten.

„O, an dem Tage, an welchem irgendein Teil der Welt, der durch achtzehnhundertjährige Pflege der menschlichen Verbrüderung für dieses Leben universeller Gemeinschaft vorbereitet ist, an dem Tage, wo Europa und Amerika, an dem Tage, wo Europa allein, an dem Tage selbst, wo Frankreich und England, beide unter sich, sich coalisieren wollten zur Leitung dieser heiligen Kreuzung gegen den Antagonismus für Verbreitung, den Krieg — mit welcher armen Sache würde der Menschheit nicht bekleidet? Welch stark und mächtiges Leben würde sie beleben! Welchen Ruhm hat die Häupter dieser die Initiative der Menschheit repräsentierenden Nationen!

„Mögen die Skeptiker und die Pfaffen spotten über den Traum des Abbé de Saint Pierre! Mein Gott, es ist der Traum Ihr Ohnes! Der Tag seiner Verwirklichung naht! Der Becher ist mit menschlichem Blut angefüllt gewesen, ein letzter, angefeuchteter Tropfen ist zu einem halben Jahrhundert hinzugefallen und hat das Gefäß überlaufen gemacht; wer also scheut sich, wer der Kinder: Ich verabscheue das Blut?

„Die Völker sind müd, um diese Scheu aus dem Munde ihrer Häupter hervorgehen zu hören, sie kennen sie nicht mehr der Schwäche und der Furcht zuschreiben; es ist der Schein der Kraft, es ist das Wort Cäsars; sie haben Napoleon gehorcht, daß er ihnen nicht Frieden hervorgebracht und bekannt hat als an seinem Kreuz.

„Welche Gewähren für alle christlichen Kirchen an dem Tage, wo der Souveräne bewirken werden, daß sie endlich den Märtyrer von Golgotha durch den von St.-Helena begriffen haben! An dem Tage, wo sie proklamieren werden, daß sie einen Schauder vor dem Blute ihrer Unter-

thuern, die ihre Brüder sind; vor dem Blute ihrer Feinde, die ebenfalls ihre Brüder sind; vor dem Blute der schwachen, unwissenden, selbst barbarischen Völker haben, die trotz alledem ihre Brüder sind.

„Bereitet den Frieden! Bereitet den Frieden! (Para pacem! Para pacem!) Dies ist das Geschrei dieses heiligen Krieges! O, daß doch alle progressiven Kräfte, alle schöpferischen, alle lebenskräftigen sich um die Stimme der Vernunft gruppieren möchten, einiger und kräftiger, als die destruktiven Kräfte der gleichgültigen Massen sich unter ihrem Schwerte vereinigt haben! Wer wäre es wagen, zu sagen, daß ein solches Schauspiel vor Gott ernüchtige? Wer würde nicht erröten, den alten verbrecherischen, zauberischen Krieg durch heiligen Krieg der Mißwirtschaft und des Reichtums gegen die Unwissenheit und das Elend verwandelt?

„Die Skeptiker behaupten, eine solche Zukunft sei unmöglich; die Menschheit sei einmal so gemacht und werde ewig barbarische Kriege führen. Wenn' Die Menschheit ist progressiv; sie war ein Kind, sie war in der Wiege, sie befand sich in der Kindheit: sie wird männlich werden.'

Sire! Ich wage es, an Ew. Majestät zu appellieren: Ist diese Zukunft unmöglich? Ist nicht sie das Ziel gegen welches hin die Menschheit sich bewegt und werden Sie selbst sie bemerken, sie so lange? Hat der Kaiser der Franzosen nicht genügend Vertrauen, daß die Zwistigkeiten der Völker sich nicht immer durch die Gewalt entscheiden werden? Daß das Recht der Nationen seine Huldigung erlangen wird? Daß das Interesse nicht mehr in den Tempeln zweier christlicher Völker gelangen werden wird, die sich auf bewaffneten Schlachtfelde abgeschlachtet haben?

„Warum diese Pariser Verträge unter Ihrer Herrschaft? Begannen sie nicht die Aera der internationalen Gerechtigkeit? Andere Verträge werden sie werden und werden grüßen, die Heiligkeit zu erfüllen.

„Der Code Napoléon ist ein großes Buch, aber es bleibt noch ein viel größeres zu schreiben, welches das früher bezeichnete mortifizieren wird. Der Code der Nationen, der Code der Menschheit, eine Ergänzung des göttlichen Code, der sich das Evangelium nennt, muß der Welt proklamiert und gemäß der Entwicklung der Menschheit selbst entfaltet werden. Ruhm den Staatsmännern, die ihr ersten Blätter solchen schreiben werden!

„Sire! Der Kaiser der Franzosen ist gewiß des Glaubens, daß an dem Tage, wo dieses hochherzige Volk die Tapferkeit, die Energie, die Gewandtheit, die es dem Kampfe des Menschen gegen den Menschen so hart gewidmet hat, zur Bezwingung der Naturkräfte wird anwenden wollen, es im Frieden den ruhmvollen Rang behaupten wird, den es durch den Krieg erobert hat. Das französische Volk wird das erste Volk der Erde und seine Macht wird von allen gesegnet sein, weil sie allen Vorteil bringen wird.

„Weil ich selbst überzeugt bin, daß dieses der wahre Glaube des Kaisers ist, darum bekenne ich mich ehrerbietig, Sire, Ew. Majestät ehrerbietigster und ergebenster Diener

Paris, 15. August 1870. P. Cotentin."

Wer wollte sich dem Friedensrufe, der in diesem Briefe ertönt, nicht anschließen? Wer aber auch möchte verkennen, in welcher Illusion sich der Briefschreiber befindet, wenn er jetzt schon vor Zeit des ewigen Friedens, vor Zeit der Reaktion des „Code der Menschheit" gekommen glaubt, und in welcher Illusion er sich namentlich in Bezug auf Napoleon III. als Friedensbringer befand? Gewiß, der ewige Friede ist keine Chimäre, so wenig als das Christentum mit seiner Forderung der Liebe und der allgemeinen Menschenverbrüderung eine Chimäre ist. Der Krieg ist ein Radikalübel in der Naturordnung, also in einer für die Menschheit, die zu größerer geistiger Gemeinschaft bestimmt ist, unnatürlichen Zukunft. Aber je höher und edler ein Ziel ist, desto schwerere Kämpfe und Opfer kostet sein Gewinn. So wird die Menschheit noch durch große und schwere Kämpfe hindurch müssen, noch Ströme von Blut werden vergossen werden, ehe ihr der ewige, internationale Friede leuchten wird.*)

Julius Frauenstädt.

*) Der Neffe, der geistige Napoleon III. ist wenigstens nur allein mit aller Welt den Krieg will, indem er ihn verherrlicht. Eine Verherrlichung seiner Nation, eine Verherrlichung der Vaterlandsliebe mag es meinetwegen, aber viel zu viel von der Übermenschlichkeit der alten römischen Imperatoren hat sie an sich, als daß es möglich wäre, von seinem Standpunkte aus dem Onkel einen Vorwurf daraus zu machen, daß er sich mit dem Gedanken begnügt, einen Thron errichtet zu haben. Seine Pflicht ist Pflichterfüllung, größtmögliche Opfer für die Größe und für die des Vaterlandes immer gleichmäßige Hingebung. Wer sich seiner bewußt, Napoleon hätte nie italienische Kriege geführt, hätte sie mit besonnener Mäßigung auf Krieg so weit vermeidbar sollen ver-

[illegible] Thatsachen, [illegible] [illegible] [illegible]

und erlaube ich deshalb das heutige Telegramm in die nächste Nummer der „Grenzboten“ folgende Worte einrücken zu lassen

Berichtigung.

„In Beurtheilung des im vorigen Jahrgange Nr 44 dieser Blätter enthaltenen Artikels über den ersten Band meines Romans „Der Zauberer von Rom“, gestattet mir § 22 des Königlich Sächsischen Preßgesetzes nachstehende Berichtigungen

1) „Es ist unwahr, wenn erzählt wird, daß Klingsohr und Palmire Champagner aus Biergläsern trinken. Für den mit geschilderte legitime Verwechslung des Mineralsalz mit dem Leichtsalz läßt sich Autorschaft nicht zu

2) „Es ist unwahr, wenn die irrthümliche und falsche Erzählung der Presse auf Schloß Neuhof berichtet. Factisch liegen beide unserem Ich

3) „Es ist unwahr, wenn der Referent sagt, Zuletzt läßt er sie auf dem brennenden Boden liegen. Wieder ist von einer Krankenheit der Braten nach vom Liegen auf dem Boden in meinem Buche überhaupt nie Rede.“

„Die übrigen Berichtigungen, die zum Theil für ebenso unannehmbar erklärt, daß Königliche Ministerium lediglich zum größern Theil deshalb als ob zurückkommen erklärt hatte, weil sie sich in formeller Hinsicht der „Rectification“ näherten und sich nicht auf die maßgebende Textung meines § 22 dieses Gesetzes enthalten, in materieller Hinsicht darüber schlagenden Beweis, wie die Wahrheitsliebe meines Schriftstellers beschaffen ist, der soweit in den ich es zu Ehre gehenden Organen wie in ihren „Literatur“ geschichten seit Jahren mich möglichster Weise verunglimpfen suchen. Auf meine dabei gebrauchte Bezeichnung alles Unwahren auch mit dem Worte „Unwahr“ wegegen sie gerichtlich Einspruch erheben hatten, verdankte ich schon in zweiter Instanz von der Königlichen Kreisdirection in Leipzig folgende Zustimmung: „Selbst wenn man zu Ehren des Beschuldigten Recht annehmen will, die in seinem Referate über das Gutzkow'sche Buch enthaltenen Unrichtigkeiten seien keine **absichtlichen** Entstellungen der Wahrheit, so gehörte doch dazu ein hoher Grad unverantwortlicher Sorglosigkeit, der eine in ihrer Anderung gelegte Zurückweisung zur Genüge rechtfertigt.“

„Inzwischen ist in Nr 19 der Abdruck jener „Berichtigung“, in Nr 20 die Ausführung der angedrohten Schreckensmaßregeln erfolgt. Letztere besteht theils aus einer Vertheidigung, die wieder eine neue Reihe von Unwahrheiten und einzelnen Sarkasmen enthält, theils aus Anklagen, denen das schon der Leipzig unser Justizamt sattsam bekannte Herrbild meiner ganzen Unterschrift zum Grunde liegt. Glaube dieser zwingen, jetzt schon, wie es scheint, um meinen durch neue Productionen bewiesenen Fähigkeit willen zur abermaligen Wurf zu dringenden Wiederholung, wer es will, das seit zwanzig Jahren mein ganzes Leben und Streben poetisch und moralisch dem Meinen „Kegelbahn“ gleichkäme!“ Um der jetzt in drei Instanzen aufgedeckten Unwahrheiten willen halten ich, daß ich noch kein Pauk der mich endlich niederhaue. — — Meine Absicht war keine andere, als zu beweisen, daß jene Verfügung einer neuen „Principe“ für die sächsische Presse gleichfalls eine Unwahrheit, die dem Ministerium untergelegte unbedingte Preisgebung jeder ehrlichen Schriftstellers an die Rachsucht seiner Feinde eine Prämie der Publicum war.“

Dresden, den 15. Mai 1859.

Karl Gutzkow.

Naturzustand und Bildung.

Das zu Civilisation in physischer und moralischer Hinsicht manche Uebel mit sich bringt, welche der rohe, unverbildete Naturmensch nicht kennt, das mag man gern zugeben. Aber daß wir uns auf der Civilisation in den Naturzustand zurückzubegeben hätten, um gesund und glücklich zu werden, das können nur die behaupten, welche das Wesen des Menschen verkennen und welche Civilisation gleichbedeutend mit Unnatur.

Schon der Betrachtung des zweiten Theils von Lange's „Mutterbeschwerden“ (vergl. Nr. 24 dieses Jahrgangs) machten wir auf die Täuschung aufmerksam, die darin liegt, wenn wir uns auf dem complicirten Leben unserer Culturstufe in einen einfachen Naturzustand zurückdenken, wähnend, wir würden in demselben glücklicher sein. Auch die Anklagen der Gegenwart Rousseau gegen die Civilisation erheben, konnten uns nicht überzeugen, daß der rohe Naturzustand wünschenswerther sei, der denn freilich bei Rousseau auch in seinem günstigen Lichte erscheint.

Wer aber noch zweifeln sollte, und vergegenwärtigen, ob die rohe Natürlichkeit oder die Bildung der Civilisation, den verweisen wir auf das treffliche Buch: „Der Mensch und seine physische Erhaltung. Populärphysische Physiologie von Friedrich Oesterlen“ (Leipzig, J. J. Weber. 1859).

In diesem klar und sicher geschriebenen Buche, das den gleichen Gegenstand wie das oben von uns empfohlene Werk von Eduard Reich behandelt (vergl. Nr. 31 und 32 dieses Jahrg.), beschäftigt sich der 24. Brief ausführlicher mit den Vorzügen der Civilisation sowohl in physischer als moralischer Hinsicht.

Der Verfasser weist zunächst auf die Ordnung des Menschen zum gesellschaftlichen Leben hin. Er gibt zu, daß seine Geselligkeit sich ohne vielfache Bildung und Künste denken läßt, „aber“, sagt er

Dasein, ebenso wenig eine volle Befriedigung unserer Persönlichkeit, eine geistige und sittliche Entwickelung ohne Gesellschaft. Auch Thiere leben Instincten, welche in Gesellschaft leben, weit klüger als andere.

Es ist eine bekannte Klage, daß die Civilisation den Menschen schwäche und entnerve, daß er dem Klima, als sie zunimmt, die körperliche Kraft und Gesundheit abnehme. Diese Verweichlichung widerlegt der Verfasser schlagend. Nur durch Civilisation ist ein höheres, gesicherteres Leben für die Völker möglich, namentlich hinsichtlich der Nahrung und Wohnung, und darum finden wir nur bei civilisirten Völkern einen höhern Grad körperlicher Gesundheit und zugleich die Möglichkeit, daß ihre Bevölkerung die Menschenzahl, jetzt und jetzt lange, übersteigt. Können hilft ihnen vereinten Kräften der Herrschaft der Natur, dem Zufall besiegen. Barbarische Völker dagegen bleiben in steter Bedrängniß von Thieren am nächsten stehen. Ohne Wissenschaft, ohne Kunst und alles, was ihnen erleichtern könnte, bleiben sie auf die nächsten Bedürfnisse des Tags beschränkt. Und weil ihnen jede weiter greifende Production, ein regelmäßiges Zeitleben eine Unmöglichkeit ist, kennt aber auch jedes Nachdenken über Vergangenheit und Zukunft, ist ihr Gemüthsleben und ihr Leben eben deshalb mehr oder weniger dem Zufall anheimgegeben und ein haltloses Schwanken oder leidendes Ertragen der Verhältnisse eine Nothwendigkeit.

Die Gegenbeweise gegen die Behauptung, daß durch die Civilisation die sittlichen Kräfte eines Volkes nur ab, aber Nichts zugenommen haben, führt der Verfasser an, daß sich die Muskelstärke eines Deutschen oder Briten zu derjenigen eines Indianers, eines wilden Malayen noch genauer Versuchen nur haben zu dem verhalte. „Und warum schlagen denn wohl primitive Völker überall vor der Macht der Civilisation?“

Es wenig als an physischer Entartung ist der Civilisation nach dem Verfasser an sittlicher Entartung schuld. Also weil man in dieser Beziehung vorgebrachte die gewöhnliche Häufigkeit von Mord, Todtschlag, Prostitution u. s. w. — alles die sich begründet nach dem Schuldigsprechen der Civilisation in Bezug auf Wesen. Was trage der Verfasser, hat mit dem allen die Civilisation zu thun? Sollte nicht deshalb einer verstärkt werden, daß sich das Leben ordnen, aber ein Laster, ein Verbrechen weniger, weil es civilisirt, gebildet ist? Und hat viel Mühen, Kummer oder wenige Herzen das halb gemacht, einem der mächtigsten Triebe gegen Gott und Welt Zeugniß zu treiben, weil sie sich einer gewissen Bildung entwarnt, weil sie Leben und Ehre bei gewiss haben? „Aber auch hier sich doch auf allem diesen theils auf zu wenig Bildung, auf eine gewisse Halbheit schieben, welche den Geist nur beschäftigt, nicht erhebt und befriedigt, aber auf Mangel an Gedankenverbindung, an sittlicher Kraft, theils auch über auf Elend, Armuth und gräßliche Unglück. Denn wo sonst am häufigsten Gut, hat man auch überall auch die größte Sittenlosigkeit, die meisten Verbrechen gefunden, und haben sich diese irgendwo in den letzten Jahren vermehrt, so beweist es nur, daß dort die ehemaligen Zustände schärfer, die Leute armer und roher, ungebildeter geworden.“

Der Verfasser führt diese Gedanken noch näher aus und will uns schon nur bestimmen, daß nicht die Civilisation als solche, sondern, genau besehen, der innerhalb der Civilisation noch fortgeschleppte Rest von Barbarei ist, und seine Erscheinungen hervorbringt, wo von der Civilisation Schuld gibt.

Aus der Mischung primitiver Rohheit und Brutalität mit entwickelter Verstandesthätigkeit ergeben sich uns beklagenswerthen Phänomene sittlicher Entartung, die man gewöhnlich der Civilisation Schuld gibt. Ohne unentwickelter Naturzustand kann freilich keine so rohhaarige Sünden begehen, wie sie durch civilisirte, der Leidel, den die Cultur bietet, wird ein anderes sein als der noch nicht entwickelte. Aber daraus folgt nicht, daß die Cultur der Leidel ist. Nur die Form der sittlichen Erscheinungen wird durch die Cultur eine andere; im Wesen aber ist kein Unterschied zwischen einem civilisirten und unentwickelten Völkerleben. Man muß bedenken, daß die Bildung keinem einen bösen Willen macht, sondern nur den, der schon von Natur einen bösen, verderblichen Willen hat, vielleicht keinen Gefallen mehr zu befriedigen und anderen und Verderben zu bringen, an die Hand gibt, als er bei sehr, nur civilisirten Kraft sich befriedigende Mensch haben kann. Der Verstandesblitz ist dem gebornen Schurken eine Waffe und ein Werkzeug seiner Schurkerei, nicht aber macht sie etwa aus dem Natur guten Menschen Schurken.

Und man muß sich gegenwärtig halten, wenn man über die Wirkungen der Civilisation auf die Sittlichkeit richtig urtheilen will. Im großen und ganzen werden die sittlichen Zustände durch die Civilisation immer besser, es sieht auch im ungünstigen leider durch sie das Böse an Mitteln zu seiner Verbreitung gewinnt.

Friedrich Hebbel.

Mit dem Namen Friedrich Hebbel verbinden sich die Gebildeten, in Norddeutschland wenigstens, wo der Dichter wenigen Kreunde als in Wien zählt, den Begriff des aber alles Maß Hinausragenden. Einige bezeichnen einen leidenschaftlichen, mehr auf den Verstand als der Phantasie entsprungenen Versuche für einen originären, die Begriffe von Recht und Unrecht gelegentlich verkehrenden Kall — eine Verirrung, die mehr auf den schwächern als den vorzüglichern Werken, mehr auf der Kritik über als auf dem Dichter selbst sich befindet.

Vor einiger Zeit erschien Friedrich Hebbel schon in dem Verlage „Mutter und Kind“ (Hamburg, Hoffmann & Comp. 1859) erschienen

Ein reiches Maß, eine reine, harmonische Schönheit hatte sonst und innig und anklingend von Regina zum Schlusse des Tanzes. Ein reicher Kaufherr in Hamburg, und noch großherzig, erfreute sonntäglich von der Gattin einem Sohne; drei Jahren einen geliebten Knaben, in dem der Vater sich gleichsam wiedergeboren sehen, an dem die Mutter ihre Liebe verschenken konnte, ist die Welle über ihrer sonst glücklichen und im hellen Glanze des Wertes menschlichen Ehe. Da, an einem Weihnachtsabend, schlägt ihnen der Arzt den Hausier vor, ein armes Mädchen, das ihnen als Magd diene, mit ihrem Gatten zu verheirathen, das erste Kind, das den Leuten geboren wird, noch vor seiner Taufe als das ihrige an sich zu nehmen und zu behalten. So ist wie ein verabredeter Weg, alle, der Kaufherr und seine Gattin, Magdalene, der Magd, ihr Geliebter, Christian, in heftiger Aufregung nur der Erfüllung ihrer ungewöhnlichen Wünsche nachgedacht — die Gedanken, die von und von einander über die Unsicherheit von dem Unrecht und der Sündhaftigkeit ihres Verlangens, erfüllt die Feierstunde, ehe sie zum Ausdruck kommen. So in ergreifend gesteigerter Bewegung geben sie sich gegenseitig das verhängnisvolle Versprechen. Nach der Geburt ihres Knaben will sie aber Magdalene nicht lassen, sie entweicht mit Christian von Haus und Hof, die ihnen der Kaufherr geschenkt, arm, verlassen, nur den Knaben, ihren besten Schatz, mit sich tragend. Und wie in ihr, so regt sich auch in der reichen und vornehmen Herrin das Gefühl ihrer Schuld, das freudhaltes Gewissen und sie endlich zu reinster Höhe, mit dem Herzen der Mutter und der Armuth zu gleich gerichten, endlich ist ihre Ehe noch höher zu schätzen als der Gatten und der Kinder Magdalenens, denn mächtiger zieht nun ihrem Leben folgt, begonnen sich neu herrlich lebt. Daß sich endlich in gegensätzlicher Erkennung der ehe Menschlichen und darum Schönen in allen der Gestalt harmonisch löst, bedarf keiner weiteren Erwähnung.

Den Vorzug seiner Geschichte vor manchen anderen Schöpfungen Hebbels, denen ein gewisser abstoßender Gleichsam nach manchen verbrecherischen „Intermezzi" Ihnen nicht ganz abzusprechen ist, wird jeder sogleich in dem Reichthum der Menschlichkeit alles Geschehens, in der Klarheit und warmen Lebendigkeit der Vorgänge erkennen. Und dieser Vorzug selbst verhüllt in seiner so einfachen und dem täglichen Leben entnommenen äußeren Handlung doch eine Tiefe und Innerlichkeit. Sie gelangen alle harmlosen Personen zu dem innern Leiden.

[illegible]

Vermeidet auch der Dichter seiner Kunst gemäß am Schluß in voller ethischer Betrachtung des Verbrechens, so vermeidlichlich er darum die Schilderung des äußerlich Gräßlichen nicht. In so tragischem Gewicht es den Tod von Hamburg vor und nachdem Lips, so tödtlich, wie am mittelmäßigen Ende von Knabenl, malt er und bei Gelegenheit am Ende des Herzog, dem Regina des Frühlings. Wo man das Gericht auch aufschlage, es ergötzt. Gerade jetzt, wo in unserer deutschen Literatur Form und Inhalt so sehr auseinanderfallen und wieder das conventionell werthe Kunstwerk vieler unter den jüngern doch an gedankenleerer Stoffe verschwendet wird, erfreut es besonders, ein Werk zu finden, in dem sich beide decken. Es bleibt immer wahr, seine Lebenswahrheit erfreut nicht im Staube des Alltäglichen, sondern doch nur im Lichte des Ideals.

Das Klavier.

Die Perle braucht selbst den tiefsten Ozean, ein Lebehoch sie vielleicht mit ihrem Zauberstabe berührt, singen sie an, sich zu bewegen und zu sprechen. Wie viel in Märchen und Balladen gedichtet, ist bekannt. Eine neuere Art, die tiefsten Dinge leben und sprechen vorzuführen, ist die beliebte unter dem Titel „Was mir N. N. erzählt". Viel sinnliches Gedenken ist unter diesem Titel für Perle aufgegeben worden. Jetzt dem gebildeten Geschmack natürlich viele Art von Literatur verleidet werden mußte.

Ein beliebtes Produkt dieser Gattung liegt uns jetzt vor in dem Büchlein „Was mir mein Klavier erzählt von Julia Perle" (Berlin, Perl, 1859).

So flach der Umfang dieses Büchleins ist, so reich und lebendig, so schön gedacht und empfunden ist der Inhalt. In zwölf Bildern werden uns verschiedene Situationen am Klavier vorgeführt, die man wirklich „auf dem Leben gegriffen" nennen kann. Zarte und traurige Gestalten, welche die Musik des Klaviers begleitet, ziehen an uns vorüber. Die Musik erscheint als Trösterin, als Verschönerin des Lebens. Manchen läßt es die Verlassenen nicht an den Lehren über den Unzulänglichkeit der Zeit fehlen.

An Gräbern.

Ihr Gatten unserm Leben hier,
Voll ewig gleicher Liebe,
Als ihr noch eben weilet, war
Mein Lebenshimmel trübe.
Das Herz, von innerm Sturm zerrissen,
Dem Wahne hingegeben,
Der Welt voll Tränen ewger Schuld
Wegsonne nicht bestehen.
Nun ist mein Pfad so wonnig hell,
Der Irrthum blieb weit Tagen,
Das heitere Erkennen strahlt
Mir Gottes Huld entgegen.
Ich darf ihr nur den Kranz gießen,
Nicht der Verblühung Lage
Tod ist und mehr verschwunden ist
An unserm Grab der Klage.

Ernst Ziehert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von A. H. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 36. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Norddeutsche Lebensbilder. II. Eine Kindtaufe auf dem Lande. Von Fr. Friedrich. — Aus dem Reiche der Magie. Mongol. — Tannenbaumwirthschaft. VI. Ein Denkmal. — Die Gottesurtheile. Von Franz Grafen Pocci. — Die Schmiede. I. Reichsrath der Hölzernen. Von Wilhelm Wagner. — Das Wort aus der Kanzel. — Literatur und Kunst. — Miszellen.

Norddeutsche Lebensbilder.

Von Fr. Friedrich.

(Vergl. Nr. 14 dieser Blätter.)

II. Eine Kindtaufe auf dem Lande.

Der norddeutsche Bauer liebt es, mit unerschütterlicher Zähigkeit an Sitten und Gebräuchen festzuhalten, die einst, vielleicht vor Jahrhunderten und früher, durch irgendeinen lustigen Zufall oder ein Ereigniß, dessen Bedeutung für ihn längst verloren gegangen ist, hervorgerufen sind. Es kümmert ihn nicht, ob der Aberglaube dabei eine bedeutende Rolle spielt und begünstigt wird. Glauben und Aberglauben — er wirft alles bunt durcheinander und meint, solche Verstandesarbeit und genaue Begriffsunterscheidung passe sich nur für einen Studirten, der eben nichts Besseres und Gescheiteres zu thun habe.

Die Kirche hat sich mehrfach Mühe gegeben, diesem Aberglauben, der freilich zum großen Theile erst durch das Christenthum entstanden ist, entgegenzuwirken, aber mit wenig Erfolg. Jede Neuerung ist dem Aeußersten der Bauer, der seinen uralten und natürlichen Bildung des Geistes vorbehalten.

Es ist Sonntagsruhe in dem Dorfe. Die Glocke ruft feierlich zum Gottesdienste. Alt und jung, Männer und Frauen steigen den Hügel hinan, auf dem die Kirche steht, von dem braußen stürmt und schäumt über die Häuser und Dächer des Dorfes hinschaut. Es liegt ein besonderer Ernst, eine feierliche Stimmung auf den Gesichtern der Kirchgänger. Fast alle sind in die Farben des Schmerzes und der Trauer, in Schwarz und Weiß gekleidet, und doch drücken ihre Mienen keine Trauer aus. Sie gehen zum „Nachtmahle", oder zum Tische des Herrn. Das hat auf dem Lande noch eine ernstere Bedeutung. Gewohnheit und Bedürfniß des Herzens kommen sich einander entgegen, wenn man auch nicht umhin kann, der ersteren die größere Bedeutung einzuräumen.

Der Gottesdienst ist beendet. Während die Communicirenden vor den Altar treten, bleiben die übrigen noch in der Kirche zurück, um zuzuschauen. Alles ist still in dem hohen Raume. Nur die Schritte derer, um den Altar Gebeugten hallen und die leise, fast flüsternd gesprochenen Worte des Pastors, mit denen er den Kelch reicht, sind vernehmbar.

Ein junger Bursche tritt vor den Pastor hin, da legt dieser den Kelch auf den Altar nieder, um ihn von neuem mit Wein zu füllen. Alle haben es bemerkt und ein Flüstern weit ringsum vernehmbar, bildet unter denen, die den Altar umstehen.

„Des Pastors Georg muß Gevatter stehen", flüstert der eine dem andern zu, denn nach altem

Neugierden muß der zu Gevatter gebeten, bei dem der Pfarrer den Reich von warm hält.

Ehe nämlich die Frage: „Wer wird?“ noch aufgeworfen und erörtert ist, beginnt der Schmausgelang, in den alle einstimmen.

Um so lebhafter wird diese Frage nach beendetem Gottesdienste wieder aufgenommen. Das ganze Dorf nimmt theil daran, denn eine Taufe hat es selten, da der Bauherr's Sorge ein Jahren verlangern hat, daß er Gevatter bitten werde. Noch jetzt aber der Täufling und man hält Umschau unter den jungen Bauern des Dorfes.

„Der junge Ackermann Xavier“, heißt es, „könnte wol bald taufen lassen, wenn seine Frau sich ein Kindchen wollt.“ Auch ein Jagdhund hatte einem Jahrgang seiner Komilo entgegen, doch der kann den Sorg nicht an Gevatter bitten, denn dieser ist todt.

Der Bauern hat am Leben unterrichtet und am Nachmittage sieht es sich, daß der Ackermann Xavier zu fürchten hat, den andern Tag und daß der Bartbel's Sorg bei dem Gespräche, dem Jungen, Gevatter bitt. Daß es ein Junge ist, geht gleichfalls von den Bauern aus und woher sie dies so bestimmt wissen, bleibt ihr Geheimniß.

Und der Ackermann Xaver that Ihnen wirklich den Gefallen, schon wenige Tage darauf niederzukommen und einem kräftigen Jungen das Leben zu geben. Nun hat der Bauern Geheimnißkrämerei eine neue Bestätigung und mit dem Verschwinden des unglücklichen Kindes hat es seine Richtigkeit. Des Bartbel's Sorg muß Gevatter stehen, das erwartet das ganze Dorf und es bleibt ihm nichts.

Nur gestellt man noch drei oder vier Tage vor Ostern, da bringt die Kindermutter im Namen des Ackermanns und glücklichen Vaters dem Sorg einen Gevatterbrief, worin ihm die Geburt des Kindes angezeigt, der Sonntag bestimmt und angebeten wird, dem Kinde da es Christ werden solle, „das Christenthum zu geben“ und sich mit seinen Angehörigen gefällig zum Taufschmaus einzufinden.

Ohne Gevatterbrief geht kein Bauer Gevatter. Jetzt muß er den Ueberbringern trinken ein Trinkgeld geben, daß sich dann nach seinem Stande und Vermögen richtet und von 5 Kreuzern bis zu 5 Thaler steigt, aber das thut nichts, ein Gevatterbrief muß sein, eher der Sorg nicht.

Alle Bauern haben Angst auf jene Stunde, wo der Schulmeister, dem es zusteht die Briefe zu tragen und dies ist der einzige Nebenverdienst, der in dem ärmlichen Gehalte seiner Frau nicht zu berücksichtigen ist. Und es gehört Kenntniß und Uebung dazu, denn die Briefe müssen fast in den altgewohnten Formeln gehalten sein. Gibt der unglücklichen Schulmeister, wenn er mit der Zeit fortschreiten und Neuerungen anbringen wollte oder eine der alten Floskeln oder „zum Text ungleich“ so etwas setzt heute in den Augen der Bauern und es hätte bereits schon Excommunication von allen Schlachtbänken über sich ausgesprochen. Ist der Brief für eine unverheirathete Person bestimmt, so muß es heißen: „Dem ehr- und tugendsamen Junggesellen, resp. Jungfer“. Ob weiblich Ehr und Tugend und verbunden hat, das kümmert den Schulmeister nicht — er muß sie so setzen.

Der nächste Sonntag ist zum Taufsonntag bestimmt. Schon zwei Tage vorher hat in dem Hause des Ackermanns die Vorbereitungen zum Taufschmaus gegeben. Es ist der Gevatterbrief, da soll einer verzehren. Es ist zum wenigsten ein Schwein geschlachtet und ein Ochs soll Kuchen gebacken. Das muß sein, denn der Pfarrer hat das Recht, einen ganzen Kuchen zu verlangen. Wer keinen bäckt, muß dafür bezahlen, freilich nur wenige Groschen, aber als die Kinder viele Jahr anwuchs, waren gewiß auch die Pfarrgefälle noch geringer. Weil mag mancher Pfarrer das aus seiner Studienzeit noch klingen gebliebene Wort des Horaz darüber sagen: „Tempora mutantur, nos et mutamur in illis“ — er kann den Bauern nicht erhöhen, denn ein Bauer bezahlt nie mehr als er muß.

Da der Täufling ein Junge ist, so stehen außer dem Sorg noch zwei Mädchen zu Gevatter. Bei einem Mädchen zwei Männer und eine Frau. Jetzt sieht er sich in den Häusern der beiden Mitgevatterinnen ein, um sie abzuholen und Arm in Arm geht er mit ihnen zum Ackermann.

Ein Stück Kuchen wird zur Erfrischung gereicht und in Eile gegessen, denn schon ruft die Glocke zur Taufe. Alles ist in Bereitschaft, der Täufling herrlich herausgeputzt, denn der Junge eines Ackermanns muß sich sehen lassen, mag er auch noch so klein sein. Die junge Mutter und die Kindsfrau haben ihr Möglichstes gethan, nichts bei dem Neugen zu übersehen, denn auch daraus kommt viel an. Gewohnheit und Aber-

glauben ihrem Kind in den geringfügigsten Dingen eine große Rolle. Es ist also in Ordnung, daß heute Halbtag, groß genug, um ein Taufest Täuflinge beizuwohnen — ist aber den Hauptfragen gekommen, denn nur bei Mädchen kommt es unter Umständen — es ist alles gut.

Der Chorus in der Mitte, wenn sich die Gevatterin zur Kirche in Bewegung, die Kindermutter folgt mit dem Täufling hinterdrein.

Im Hause des Mädchen hat mit Kränzen, gemachten Blumen, gemaltigen Glasperlen alles Fenster und unteren Pförtchen hoch aufgeputzt und der Gevatter hat auf über Seite der Brust einen gewaltigen Strauß — am Geschenk des Mädchen — gleichfalls aus gemachten Blumen prangen. Die Sträuße sind so groß, daß sie über die Schultern hinausschauen und lange rote Bänder hängen von ihnen fast bis auf die Erde herab. Nur wenn Trauer in der Familie ist, werden die roten Bänder durch weiße oder „keine" (also) ersetzt.

Vor jedem Haus stehen Zuschauer, und jeder Fenster schauen neugierige Köpfe, denn es ist ein Ereignis, wenn ein Kirchgang einen Täufling hat. Deshalb gehen die Gevatterin will mit schwerem am Kinde, so müssen, daß alles Augen auf sie gerichtet sind.

Die Taufhandlung währt nur kurze Zeit. Ist sie beendet, so legt die Kindermutter den jungen Christen einem der beiden Mädchen wieder auf Armchen, es den Gang mit der Gevatterin gehen um den Altar, um die Opfergabe für den Pfarrer darauf niederzulegen. Hinter dem Altar stehen die Gevatterin eines Paten des Geistlichen, den Gevatterbrief, das Papier zu wiederum Geld in das Körbchen.

Das Mädchen reicht den Täufling um den Altar getragen, wieder der Regel nach nach Hause tragen, ihm Gebe aber auch das Recht zu, ihn, natürlich gegen Bezahlung, der Hebamme zu übergeben. Es mißgönnt seinen Gefährten den Verzug, mit dem Chorus allein heimzugehen, denn die Heimkehr ist lustig und es hat gerade Recht auf den, unterwegs auf einer Hochzeit. Sie will es nicht lahmen lassen, denn auf Taufen und Hochzeiten spielen sich leicht einmal an.

Bis die Hebamme mit dem Kinde die Kirche verläßt, tritt der junge Vater zu ihr, drückt ihr verstohlen ein Geldstück in die Hand und flüstert ihr zu: „Bringt den Jungen nur recht heim, damit er früh laufen lernt und gute Ahn, daß ihm nichts begegnet."

Die Form verbietet es. Nach altem Aberglauben lernen die Kinder um so früher laufen, je schwerer sie nach der Taufe heimgetragen werden. Hat vor dem auf dem Wege jemand begegnet, davon hängt sein künftiges Schicksal ab. Ein altes Weib, ein Schwein oder gar ein über den Weg gelaufener Hase bedeuten Unglück, ein junges Mädchen oder Schaf bringen Glück auf den ganzen Heimweg und bedeuten seinen Lebenslauf mit Blumen.

Im solchen Falle, daß Kind ungläubig im Mantel getragen, eilt die Hebamme heim. Das Hebammen-Hämmerchen ist da ein Segen und sie legt auch ihren Stolz darein, daß die Kinder, welche unter ihren Händen getauft sind, früh laufen lernen. So etwas recommandirt.

Früher ließ man den Kind umhergehen, ob die nicht eine Unglück verhindernde Zeichen entgegentritt. Schon stehen sie heute auf, als sie die Straße leer sahen und nur ein Gatte treiben ein junges Mädchen erblickt, über dessen Federn, welche sie als Glückssymbole auf die Straße breitet. Aber das Mädchen hat sich verspätet. Das Kindes Glück ist einmal entschieden in den Sternen geschrieben, denn von einem nahen Hause eilt eine alte Frau auf sie zu und kommt ihr entgegen.

Die Hebamme erschrickt, denn ebenso sehr wie Alte nicht im besten Rufe. Kleine gebrechliche Augen, spitze Nase, spitzes Kinn — Dämonen auf einer Hexe sieht. Aber noch gibt es eine Möglichkeit, das Unglück des Kindes zu wenden. Kann sie es beschwören, so ist alles gut.

Im solchen Falle ein so weiter Weg ist die Hebamme durch einen Park gekommen, über den nur ein schmaler Steg führt, sie traut keinem Hasen Hochzeit und marschierden legt sie vom Fuß auf den Steg. Schon hat sie ihn bis zur Hälfte überschritten, da glaubt sie ein Rufen der Alten hinter sich zu vernehmen. Sie erschrickt bei dem Gedanken, daß ihr Verlobte gelingt sein könnte, wendet den Kopf zurück, ohne einen Schritt weit liegt kommen dem Täufling zu Nacht.

Das Schreckgespenst entpuppt sich. Nicht sagt sie sich selbst, noch hält sie den Jungen sicher im Arm. Sie gewinnt das Ufer wieder und so schnell sie können kann eilt sie fort und legt ohne weiteren Unfall den gebotenen Opfergroschen in die Hand seiner erschreckenden Mutter.

In lustiger Stimmung, denn in dem schönen der Gevatterin und der Kinder macht, bei

junge Ackermann schreien neben ihnen. Da erfüllt es ihren unerzogenen wie faulen Mitmenschen seinen Jungen. Er erschrickt und sucht so rasch als möglich sein Haus zu erreichen. Er hört seine junge Frau laut weinen, und bangen, klopfenden Herzens tritt er in das Zimmer ein, doch da liegt der bereits eingeschlafene Junge warm und ruhig in der Wiege und sucht seinen roten Schreihals durch einen süßen Schnuller, den er im kleinen Munde hält, zu vergessenheit zu ersticken. Mit wenigen Worten klärt die Hebamme den Vater über den Unfall auf und beruhigt tritt dieser auf seine Frau zu und sucht sie zu trösten.

„Sei ruhig, Mariane", spricht er. „Es wird dem Jungen nicht das Leben gekostet haben, daß er einmal gebrüllt hat!" Lachen kann er nun so freudig lachen."

Dieser kleine Zwischenfall über den nun begonnenen Taufschmaus, zu dem sich der Pfarrer und Schulmeister, die Angehörigen der Gevattern und die Verwandten und Freunde des Ackermanns eingestellt haben, mehr im geringen. Es ist auch seine Zeit mehr übrig, um an ihn zu denken.

Die Gerichte des Taufschmauses sind durch den Gebrauch seit vorgeschrieben und nur in seltenen Fällen wird davon abgewichen. Suppe mit unvermeidlichen Nudeln, Rindfleisch mit Meerrettig und Rüben, eine Hasenbraten mit Nudeln und Milchreis. Zum Braten mit Salat und Backerbsen. Zum Schluß Torten und Obst und Kuchen.

Die Branntweinflasche und der Humpen machen beständig die Runde. Bei einer Taufe muß es lustig hergehen. Auch der Herr Pfarrer versteht einen Spaß. Und kommt einmal einer, der für ein geistliches Ohr einen Witz, so merkt er sich wunderlich zum Schulmeister und spricht mit ihm über seelische Dinge oder überhört die Worte, schreibt ganz in das Vergnügen des Festes versenkt.

Am lustigsten machen es offenbar die Paten sein und der Wirt sagt es nicht daran fehlen. Mit seinem Nächsten macht er einen blauen Thaler auf den Tisch und ruft: „Hier ist das Morgengut, damit der Junge ordentlich gewiegt wird, wenn er nicht schlafen will. Und hier ist noch ein Thaler für einen neuen Wickelbrief, damit der erste noch hält, wenn ein kleines Mädchen ankommt!"

Die Gäste lachen und der Ackermann steckt wohlgefällig die beiden Thaler zu der Taufe. Es ist ihm nicht neue Ehre zu eben, sondern um die Ehre für seinen Erstgeborenen, und ein Bauer denkt stets, was unternehmen ist, muß mitgenommen werden.

Die Gevattersleute legen zu einem Paar Erstlingsschuhen für den Jungen zusammen und auch von den Gästen wird mancher, wenn die Branntweinflasche richtig die Runde gemacht und die Taschen geräumt hat, einige Groschen auf den Tisch, um die erste Wiege, welche aber das erste Schultuch bedeutet zu kaufen.

Ist der Schmaus beendet, so kommen Kaffee und Kuchen an die Reihe. Die Alten legen sich zum Spielen, die Frauen besehen das Geschenk des Täuflings und die jungen Leute vertreiben sich auf verschiedene Weise die Zeit.

Ein großes Stück Kuchen wird endlich einem jeden der Gäste mit heimgegeben und der nette Abschiedsgruß des Ackermanns, wenn er den Gevattern die Hand zum Scheiden reicht, ist: „Na, macht es bald wieder so!"

Um das Gedeih- und Seelenwohl ihrer Paten haben sich die Gevattern nun nicht weiter zu kümmern. Das Christenthum mag ihm seinerzeit der Pfarrer und der Schulmeister beibringen. Diese Geistliger müssen sie aber zu seinem leiblichen Gedeihen beisteuern. Sobald der Taufe lernen kann, kommt er zur Weihnachtszeit, um Kuchen, Honigkuchen, Pfeffernüsse und Nüsse in Empfang zu nehmen und zur Ostern, um sich Kuchen und bunte Eier zu holen. Und zu verlangen hat er ein Recht, dafür sind es seine Gevattern. Sonst nun nein!

Aus dem Volke.

V. Wegen Mangel an Bewerbungsanstand.

Wer kennt nicht Hans Herzig?

Die Bewohner der Vorstadt gewiß!

Sie wissen, daß die hagere Frau, mit den lauernden Augen, der spitzen Nase und dem herrschsüchtigen Kinn die Kätzchen, Perlen, Sittiche — alles in allem — der Vorstadt ist.

Die schwarze Katze, die über allerlei Umgebung ausmacht, wichtig und die strahlendste Aeichen. Daß sich die der Zukunft der Menschen in Karten, Bieren, Kaffeesatz und den Linienzügen der Hand offenbart, daß der Briefträger ihr zu Feiern mehr tritt und ihr über seine Weltanschauung vertrauliche Mitteilungen macht, daß die Zukunft von dem einen oder anderen vor die aufgeschlagen liegt in den 12 räthselvoll stellungen Blättern —, das gehört, der allgemeinen Meinung nach

nicht ohne Einfluß unsrer geheimnißvollen schwarzen Kugel, die schreibbar so bequem am Tisch liegt, trinkt und schwatzt.

Frau Hertig rühmt von sich, daß sie, wie eine gewisse Feuermaus, auch in die hohen und höchsten Kreise drunten mit sanftlichen Schlichen von aufgeräumt und aufgeräumt, gemütlich, diplomatischen Kuren durch die übrigen entholfen habe. Nur das Wollen der Pelzer ist ihr so ja geheimnißvoll und unverständlich, daß sie sich's hat nie verständigen können, wenn sie auf einige Wochen eingeladen wurde, wegen unbringenden Einflüssen in der Luftwelt. In der That haben sie solche Gewalt schon wirklich schon erlitten gewonnen. Ihr gesunder Appetit und klare Anschauungsweise ist in höheren Regionen verwandelnweise nur dann verloren, wenn es sich um der Pferdeher und Pelzergatten handelt. In allen übrigen Fragen des Lebens bleibt nicht nur der Glaube, sondern durch die Hintertreppe und die Kammerfenster ist sowohlen auch der Aberglaube ausständig.

Natürlich treibt Frau Hertig das Hexenwesen Hexen's. Ihren ingeborenen Mann wegen Gesellschaftsreisen und Zimmerzeit und gänzlich fehlender Tamentelkenntniß mit seinem Petschier einer Lebensgefährtin „gleichviel ob Jungfrau oder Witwe", um einem folgenreichen Herzen und hoher angelegenen Kapital, in Verlegenheiten in — so wendet er sich an Frau Hertig, die immer einige unsrer verschämten Ehemaligkeiten unterzubringen hat, die schon seit längere als einem Jahrzehnt die Bemerkung an sich machen: „Ich ist nicht gut, daß der Mensch allein ist."

Der Vater Lenski ist einer von denen, die wegen Mangel an Ton und Tamentelkenntniß schon Lust in die Hertig vergessen und und noch immer ihren Weggenossen auf der Maschine bedienen und lobpreisungen Knopf regelmäßig annähen müssen.

Wenn es bei solchen Gelegenheiten aber abends, nachdem der Vater gründlich, beim Abziehen der Schürmeister singt: „Gestern bin ich nicht allein" oder: „Vielen grüßt ich dein", und andere ländliche Liebesmahlgesänge, so gelten sie meist noch der Erinnerung an ein Weiß, das einst in Tag arbeitete und ihre Feierstunden der Liebe in ihm widmete. Ihre Liebe hat sich durch einen schmerzlichen Zug des Vaters, der Aurora in ihrem tiefen Meere versenkte, und seitdem waren beide fortwährend nur auf der Welt verschwunden und nur in Lande traut es sich manchmal leise: „Du, du liegst mir im Herzen". Besonders seitdem es erfahren hatte, daß seine Gleichheit nicht ohne Grund war und Aurora Neukamm zwar sein ihr von ihm gelobtes Schweigen an andere verschenkte, wie Testamente beschuldigt wurde, aber wohl ihre Liebe und ihre Zärtlichkeit, wenn auch nur auf Augenblicke, wo sie vor den Augen ihres Argus, der zum Heirathen ihr gar gering schien, sich sicher dünkte.

Zwanzig Jahre trug Waide den innerlich erbeuteten Schmerz einer unglücklichen ersten Liebe und war noch immer nicht von ihm aufgerieben. Er lief noch immer mit seinem Schreibzeug verstohlenweise am Sonntagnachmittag und stille ein mit tiefer Wange auf Aura die Sonntagsmenschen.

Aber das Petschier nach Liebe wurde darum doch nicht müde, und da sein Vorgesetzter wirklich seine Tamentelkenntniß erbarmte, sollte Frau Hertig vermitteln.

Sie besuchte nur einer Woche, einer nur allervertrautesten Antwortung. Frau Hertig verbot die Feierstunde der Hexen; sie hat schon im vorigjahren Fächeln, im Augenmisverschlag, ja in der ersten Bewegung des Einverstehen sein Anliegen. Sie ist Menschen in ihrem Gewerbe und hat die passendste Vermittelung gleich zur Hand. Keine langen Erörterungen über Stand, Namen, Vermögen, Eigenschaften. Alle diese Fragen, die immer verdächtigsten pflegen, bleiben einstweilen offen. „Nächsten Sonntag in einer Woche Kaffee", heißt es, „und nun kein Wort weiter!" Frau Hertig ist stets auf solchen und die Situation trifft. Auf dem „Ich schon" beruht ihr Vertrauensverhältniß; am liebsten hätte sie heutzutage, daß man gegenseitig Masken vornahm, um so ein möglichst Widersprechen für beide Theile so wenig kompromittirend wie möglich zu machen.

Ich der Vater während der noch übrigen Tage zwischen Aurora ist traut, ob Braut? und Schicksal schwebt, daß ihm der ordentliche Inspektor zwischen seinen Einkommensträume durch eine schöne Falte über allen ganze Note verdarb; daß, während er die Schürmeister sang, zwischen seine Kassenbilder an seiner Seele verdächtigsüchten, Aurora ihrem nur nachsingen konnte: „Ach, wenn du wärst mein eigen!" Daß aber über ganz natürlich finden. Daß es am Sonntag ich das glänzende Kind zahen, sich sogar verbindlichst wusch, den Hosenträger mit Perlmutter und Stangenpommade zu hülfe kramt und seine Zweizeln durch einen großen Aufwand von Ju

und Glanzpunkte bis zur Aehnlichkeit von Kupferstich aufzunehmen sucht und arbeitet in der Stimmung ist, äußerst liebenswürdig zu sein, — der alte versteht sich ganz von selbst.

Der Hochzeitstag des Robert am Sonntag ist sehr ungleich: bald lebendig, bald geschäftig langsam; bald macht er sich eine ganz gleichgültige Gesellschaft, wie sie in der Bildergalerie zu sehen sind, und dann ärgert es ihn wieder gewaltig, daß sich ohne bedeutliche Ursachen eine derselben und dem Vorsatze des Schweigens zu Frau Lenz verirrt haben sollte. So zwischen Hoffen und Bangen schwebend, erwacht er das Haupt, in welchem Frau Lenz nur Skizzen hat machen können, schüttet die gallenbittere Gutmüthigkeit, so eben die Strafe verschlucken ist, hinein und gibt sich Mühe, das ohne Studium zu vertilgen, ohne an den unsern seiner Leidener zu gedenken.

Endlich steht er vor der Thür. Einer Klingel ist nicht vorhanden. Der Bräutigam klopft an der weißangestrichenen Hausthür, vor dem Vorzimmer der Frau Lenz steht, einem Kalbfell in die neugierigen schwarzen Hausthüre und klopft sich, als ihm von der Bewerberin selbst geöffnet wird, am wirrigen Gespenge den Hut über den Kopf hinein, und dem er nur mit Mühe wieder zum Vorschein kommt.

Als er in das Zimmer tritt, sieht einer Dame am Fenster, von Andern ihm angegeben, schnell er vorerst nur der Personnichkeit einer gestalten Taille macht.

Das erhebt seine Erwartung.

Er macht der gleichen unbringen in der Mitten blickenden Dame gelbrote Locken, blaue Augen, rothen Mund und ernst dabei die Farben nicht.

Da wendet sich der Dame mit einer Stimme, wie auch der Vergangenheit bewahrt, mit ihm zu: „Ha! Sie — Jemide!“

Es ist Rosens Bräutigam! Jenes nicht ganz mehr jene Morgenröthe der ersten Liebe — ihre Sonne ist mit der Zeit viel, viel höher aufgegangen — aber doch ist sie — sie selbst!

Da steckt Jemidens Scham und Zorn das Blut in die Wangen. „Nicht in Eisen, Kerker, Kellerlag und den Panzerarmen der Hand“, sagt er, „im Herzen liegt der Weiber der Schicksale angekettet, der zu dem verwandten Herzen findet' Rosen, ich verachte Sie!“

So sagt er laut.

In der Wohnung des Liebes hat von der Zeit an die Liebeslieder verstummt und „Er sitzt mit Laub den lieben, vollen Becher“ oder „Ich und mein Liebchen sind immer beisammen“ geben Kunde von einer sehr veränderten Stimmung der Seele und wissen der Musik Lüge zu, wenn es seiner Bestimmung verlacht.

VI. Ein Denkmal.

Mahmer Pahlitzsch war gestorben. Es war ein alter Mahmer, von der sich so lange Zeit nicht hatte ermitteln lassen, ob sie Gott lebig oder nicht.

Mahmer Pahlitzsch hatte immer einfach, fast dürftig gelebt. Sie hatte ihr bisschen Suppe an Nachbars Feuer gekocht, für ein Abendbrot Nachbars Kinder gewartet; sie wohnte in einem Kämmerchen zur Miethe, das nur Bett, Tisch und Stuhl enthielt, das sie aber ausgänglich heizen konnte.

Dieses letztere Umstand und daß sie in jüngerer Zeit bei einer alten Dame in Lohn gestanden und außer ihren Ersparnissen, die sie nur muthmaßen ließen, noch dazu 100 Thaler geerbt, machten es wahrscheinlich, daß die Mahmer „im Vermögen“ oder „in einem Strumpfe“ oder sonstwo einen Schatz vergraben hatte.

Die Frau Mahmer hatte bei ihrem schon viele Hinterbliebene Briefe erhalten, die an fünf oder zehn Thaler in Verlegenheit waren und nur im allgemeinen — gar nicht auf die Mahmer Bezug nehmend, wie es schien — anfragten, und wer großen Werth und Verlegenheit für ein Darlehen von fünf oder zehn Thalern setzen würde, wenn sich nur ein ehrbarer Mensch dagegen gute Pfänder finden lassen wollte.

Die Mahmer hielt solche allgemeine Anfragen zu unverschämt an sich vorübergehen und sprach der davon gelungste Verachtung aus, wie wenig Liebe unter den Menschen sei. Sie mußte es aber sich ergeben lassen, daß sie den hinterbliebenen Briefe, nachdem es sich herausgestellt hatte verschiedenen mußten, für einen „alten Drachen“ und „alten Satan“ hielt, den der Herr „auf früher“.

Mahmer Pahlitzsch war gestorben, an deren Sarge standen die hinterbliebenen Männer, Weiber und Kinder.

Wer sie so dastehen, regungslos, aber „Leichen, daß sie noch an der Erde theilnimmt, aber Mitleid, daß sie ihrer Verwandten gedacht, daß sie ihnen zur Erinnerung an sich etwas hinterlassen — es ist der Empfindung der Lebenden geweiht. Sie wollen nicht, sollen sie wenig oder gleichgültig sein, sollen sie laut leben oder im Innersten

ganz deutlich dem „alten Drachen" verdanken.

Da kommt an sämmtliche Orden die Citation des Gerichts zur Publication des Testaments. Täglich erfährt man, daß der Madame Publicity bereits 200 Thaler hinterlassen für verstorbene Orden, sobald das Gericht im Exhibitionsprocesse diesen neuen Orden mit einer 50 Thalern eingetragen hat.

Jetzt erst erfährt die Madame Publicity zum Theil Berücksichtigung ihres edlen Charakters. Jetzt ist sie die vielbewunderte Blumenverwandte. Es ist ein ganzer Zug Prälaten' Orden im Gerichtssaale der Nächstbetheiligten; voran auf der Straße marschirt männliche und weibliche Jugend der verstorbenen Orden, Augsburger nebst der sämmtlichen Generation, die in allen Jahrgängen und Chargen vertreten ist. Endlich kommen sie, die verstorbenen, endlich sieht es nun allen bekannt, daß wunderbare Ereignisse; endlich können auch die auf der Straße Harrenden die „Gott hab' sie selig" den Todten nachrufen.

Alle sind aber auch darüber einig, daß etwas geschehen müsse, um der Todten treuen Dank, treue Liebe, treue Gemeinschaft darzuthun.

Auf offener Straße ist nicht der Ort, das zu besprechen. Der Tag ist schon, der Gemüther Gut geboten, am Orden ist für heute der Zeit abgetrieben zu sein — man verständigen daher gemeinsam zu einer schönergiegenen Association, die ein neues Monument aufgeben hat, treulich Herz für Gerechtigkeit theilen, da abgetrieb von gerichtlicher ', Prunig ist nicht schicklich machen kann und will ich aber das dem Gedächtniß der Seligen zu errichtende Denkmal einigen.

Die Zug von einigen dreißig Personen mit Kindergarten hier ich beschäftigt im Garten der Association weiter.

Diesem Jungfrauen ist die Übersicht anvertraut, es hat darauf zu sehen, daß die verstorbenen in den gebrachten Lepidien, den Kostenschmuck, der Blumen u. s. w. aufgeben, es hat das Präsidium der Abhandlung der Frage, welcher Art das Denkmal sein soll?

Der Jungfrauen nimmt zuerst das Wort und schlägt eine Pyramide vor. Sämmtliche Orden aber denken dabei an eine ägyptische, die auf dem Neumarkt steht und wo es viel Lärm, Neuen und Geld kosten würde, und man lädt ein Jahrmarkten einem Monat der Pyramide abzuhalten.

Der Monat ist aber zu klein für einen Jahrmarkt, der der Todten einer Stadt — es kann nur einmal vom festlichen Fall an — gefeiert haben will, dagegen aber bietet einer deutliche Hausthon, die ein Kreuz vorschlägt.

Gegen das Kreuz macht wieder ein Plausibler Kreuzer, der diesen Hauptzweck der christlichen Kirche für überwunden erklärt, und stimmt für eine romantische Ritterburg mit „Bronzebrei."

Gegen diesen Vorschlag protestirt ein poetischer Schneider, der in Folge einer Erinnerung an Luther und Matthias für eine Burg sich erklärt, während ein Weltgeister die Todten in ganzer Figur auf Erz gravirten auf die Grab aufgestellt wünscht, weil dann einem Uebergang zu einer etwas näheren Costumation des ganzen Monuments bewirkt. Zum Behufe des Denkmals sind alle in allem, nachdem jeder der Orden sich zu Gunsten verleiben mit drei Thalern bereit erklärt, in der Hand des Jungfrauen nach Abzug der Jahr 30 Thaler geblieben, die für solche glänzende Verwirklichungen ja nicht ausreichen.

Man kommt daher überein, da man sich heute nicht vereinigen kann, nächsten Sonntag weiter diese Angelegenheit zu verhandeln.

Am nächsten Sonntag sind die verstorbenen Orden mehr Anhang wieder beisammen. Das Versammeln wächst sich, aber nur deshalb, weil Sonntag ist; die Betheiligten werden mit saftem Braten bringt, ebenfalls nur weil Sonntag ist. Dabei spricht man wieder über Pyramiden, Obelisken, gothischen Thürmen, Urnen, Märtel und Kreuz, und die verstorbenen geben zu gleichen Theilen in dem „Bad" auf, der heute zum ersten male aufgeschenkt wird. Aber Bad, Kreuz, warmer Kuchen, Urnen, Portwein mit grünlichem Kartoffeln und allen das durcheinander — ist's denn da ein Wunder, daß die Verhandlungscommission des Denkmals von 30 schon auf nur noch 22 Thaler herabsinkt?

Neuer Einigung — einer neuer Sitzung.

Am nächsten und nach einem Sonntag haben sie wieder gerieben und haben wieder gelagt, bis sämmtliche Denkmalsfragen total aufgerieben und aufgetrunken waren. Es ist eben zu schwer, zu entscheiden, ob Pyramide, ob Urne, ob Kreuz? Jede Partei war zu sehr für ihre Behauptung eingenommen. Je mehr Geld wurde entwendet, je mehr Beredsamkeit; so der Schneider brachte sogar „unseren Schiller" mit auf's Tapet.

Wie man drehn die Schwer,
Fand sie mit keinem Landsmann
Der Armen schwerlich Ehre.

In wurde denn endlich einstimmig die Urne beschlossen. Aber die Beschaffungskosten betrugen nun noch 5 Thaler 7 Neugroschen 3 Pfennige.

Da sind es denn nun wirklich die Pfäffchen: „Wozu braucht es der Leichnam, wenn die Seele uns unser und in Ehren gehalten wird!“

Stahlmanniger Verfall. Am nächsten Montag hielt man noch einmal eine Berathung, der Feuerschaft wegen und um den Namen der Verblichenen zu ordnen. Man beförderte sie einer feierlichen Mäßigung. Der Rechnung betrug gerade nur 5 Thaler 7 Neugroschen 3 Pfennige.

Die Wetterurtheile.

Von Ferdinand Freiligrath.

I.

In Zeiten der Gefahr da, auf welchen die Völker sahen, hatte gerade in den Abhängigkeitsgrad von ihren Herren, hatte einzelne in der Verfolg und Leiden, bei denen der Mensch alle Prüfungsmaßnahmen suchte, die er selbst vermied und erfunden, hatte großer der Großen einer Priesterschaft, der sich zum Vermittler zwischen dem Volk und der Gottheit machte, indem sie den unmittelbaren Umgang mit derselben verpönte. Ihre scharfsinnige Absicht drängt den Menschen, das Verborgene zu suchen, und da er das Wirken der Vergangenen und Zukünftigen bei der Gottheit voraussetzte, so wendet er sich an Derselbe, die sie ihm offenbaren kann: es heißt, daß bei der gewissen göttlichen Einmischung in die Ordnung und Handlungen der Menschen, die Gottheit ihm das Verborgene offenbaren werde, besonders wenn er sie darum anflehe und die die Hand zur Offenbarung leihe. Diese besonders Art, das Verborgene zu erfahren, war bei allen Völkern das Los und das ist an das Los anschließende Gottesgericht, von hoher Wichtigkeit, bei dem man die Gottheit der Hand zur Weissagung reichte, da sich hier der Thor an das Wissen anschloß.

In Griechenland war das Los im Volke allgemein verbreitet und in vielen Tempeln wurden Orakelsel erhielt; so in Dodona, einer Stadt in Epirus, wo man in einem Tempel des Jupiters durch das Wirken von vier Wasserquellen, die auf einigen Bäume Eichen entsprangen waren, weissagte. Das Volk aber sah mit dem Gesicht in einer Kette des Homer und der trockenste Ort galt als Orakel. Auch die Römer hatten nicht nur ihre berühmten Tempelorakel durch das Los, sie brauchten außerdem ihren Virgil wie die Griechen ihren Homer, und das Werfen von Münzen und Zetteln war so allgemein, daß die ernsten und ernstlosen auf allen Straßen Roms die Worte warfen und das Volk die Verantwortung für ihre Handlung auf die Schultern der Gottheit wälzte und Zeit in der geistlichen Anordnung suchte. Bei Griechen, Germanen und Juden ist das Los innig mit dem Opferritual verbunden und geht in alle hergebrachten Verhältnisse ein. Bei den Nordgermanen wird das Los bis in die Mythe gezeigt; die Götter selbst schütteln die Lostäbe und der große Sagenerzähler Odin malt mit Opferblut Runen auf Stäbchen, und bei den Marken stehen eine Göttin von Namen „Göttin der Lostäbe, Tanfana“, denn Tan, was ursprünglich Rute, Weide heißt, bedeutet auch das Los. Nach Tacitus nahm man einen Zweig von einem Fruchtbaume, schnitt ihn in Stäbchen, versah sie mit gewissen Zeichen und warf sie auf ein weißes Tuch. Der Priester oder der Hausvater, je nachdem das Orakel von Staat wegen befragt wurde oder nur für Familie anging, nahm darauf unter Gebet und mit zum Himmel gerichteten Augen zu dreien malen ein Stäbchen heraus und schloß aus den Zeichen auf günstigen oder ungünstigen Ausgang. Ähnlich übrigens auch in Aberglaubensachen vor und Lebensfragen, bis auf unsere Zeit ihren alt seinen setzen sie Werfen schon der Begriff des Losens liegt. Das Los hat auch nach dem Übertritte der heidnischen zum germanischen Stamme, der Franken zum romanischen Stamme, wo das Los als ein Theil des Gottesdienstes galt, so Gebrauch, war die vielen kirchlichen und weltlichen Gesetze dagegen hervorgingen. Kaiser Karl Lothar trägt das Los, ob er die Normannen angreifen soll, und der Tiger Tancred Wibert legt ebenfalls die Entscheidung über den Krieg in das Los. Der sonst tapferste Ordensritter, der einzige Ehrist, Lothar, als er gegen Karl II., den Weißgerberkönig, zog, um die Kirche des heiligen Martin zu Tours, des Schutzheiligen seiner Lande, Gebiete, um ein günstiges Orakel zu erhalten. Als der Tapfere die Gebiete abgegeben hatte und in die Kirche trat, sang der Chor die Antiphona: „Herr, du kannst mich retten mit Segen von Streit!“ und als günstiges Orakel gedeutet ward. Das Verfahren Gideon's ist ganz germanisch-heidnisch. Bei dem Anfange gegen den Feind

eine Deutung an das Orakel, Gleichnisse an den Tempel der Orakelgottheit und nach Erlangung eines günstigen Orakelspruches Gelübde. Ehrenweg leiten auch den Sieg des Heiligen das ihm von der Braut durch das Los zugefallene Weib und der später, um das Weib wieder zu erhalten, sein Selbstes; das Weib war aber nicht von der Stelle zu bringen. Da gab er auch sie und sagte: „Der heilige Martin ist gut um Rat, aber theuer beim Handel.“ Die Verrichtungen, die in Tempeln, Gemeinden und Kapitularen, die gegen das Leben eines, verkommen sind: sortilegi, mathematici, arioli, aliorum magorum cuiuscumque maleficiorum auctores, und Namen, oder anderen magischen Leuten. Ueber Anfang und Ausgang des Krieges, über die Deutung der Schlachten, über das Plündern und Zerstören eroberter Städte, über Thier- und Menschenopfer, über die Auswanderungen über die Kriegsbeute, über Landvertheilung und Erbe, so über die Einführung des Christenthums wird das Los gewogen. Bei Vergehungen, Morden, Diebstahl, Raubes werden die Übertreter durch das Los verurtheilt. Wenn Land (Los) überhaupt Besitz, Besitzung, Land bedeutet, sind Gebiete. Die Sachsen gelobten den bei ihnen Gefangenen einen Mann des Ehrenes und das Los bestimmte der Schlachtopfer, von denen der Gott durch das Los die Bestimmte, die ihm zu opfern waren. Ueber den heiligen Wildbret und seine Bezirke wurde das Los geworfen, als für das Heiligthum des Ortes verlegt hatten, und der, den das Los traf, wurde hingerichtet. Ueber den von den Normannen unter Anführ gefangenen K. Karolus Perstillus, den Herrn Ludwig's, wurde zweimal durch Losung berathschlagt, ob er sogleich durch Feuer sollte getödtet werden. Das Los rettete ihn am Leben und Ludwig's Sieg über Anführ verschaffte ihm die Freiheit. Bei den Friesen das Evangelium verfolgende Bischof Bonifacius von Seud kam eben dann, als der Knabe Ewo den Martern gepeinigt werden sollte, und bat um sein Leben. Allein aber erfuhr, es sei gerathen, daß der, den das Los traf, eher Strafe gepeinigt werden müsse. Von der Anwendung des Loses bei Auswanderungen gibt uns die sagenberühmte Auswanderung der Langobarden aus ihrer Heimat ein Beispiel; der dritte Theil der Bevölkerung wurde durch das Los zur Auswanderung gewählt.

Bei den Hebräern ist das Los ebenso allgemein verbreitet wie bei unseren Vorfahren. Gott selbst lehrt die Hand des Menschen, um seinen Willen kund zu thun. „Das Los wird geworfen in den Schoß, aber es fällt, wie der Herr will.“ „Nur Gott hat vielfache Macht, das Leben war allein auf dem Feld und Thun auf der ganzen Erde.“ Meist legt die Steinen vor den Herrn in die Hütte des Zeugnisses und Gottes Stab Aaron's, des Hauptes Levi, grünen und die Blüte aufgegangen und Mandeln trugen und Aaron wird Hohepriester. Gottes Urteil fällt auf die Frage und Licht, ob Thun auf der Frage oder ob es werden; Gedicht wirft Pfeile. Durch das Los wird das Land unter die Stämme Israel's getheilt; durch das Los wird Saul zum König erhoben; durch das Los wird der Hohepriester, weiten Priester und Leviten gewählt; durch das Los wird der Bock zum Opfer, jener das Heil zu bewirken bestimmt. Homan warf das Los und die Pharaonen setzten das Fest Purim an, da der Herr das Los Haman's zunichte gemacht.

Wie bei den Israeliten, so ist auch bei allen morgenländischen Völkerschaften das Los in Gebrauch und läßt sich bei Indern und Persern bis in die ältesten Zeiten verfolgen. Von den Germanen berichtet Tacitus, daß sie große Wunder Wissenswerthen auf die Erde streut, die zerbrochen, wie einzelne Runde hingelegt und auf Leinwand gewebt hätten. Zeichen auf Holz schreiben und die Lose werfen, die Schicksalsfrau, der Landtagsverbrennung, eine Losung mit den Zeichen des Zeitalls, ein Bedeutsel aus großen und kleinen Kerben, Runen und Buchstaben haben sich bis heute bei den morgenländischen Völkern in Resten erhalten. Ganz besonders benutzt man die Pfeile, den Zeus, den Saadi und Hafis, den Koran, um durch die aufgeschlagenen Stellen Orakel zu erhalten.

Wir hätten sich die Christen von dem Loswerfen können, das schon in der Bibel so bestimmt verworfen war? Zwingen doch die Jünger, als ein neuer Apostel gewählt werden sollte, das Los. Origenes, welcher selbst die Engel im Himmel über die Länder loten läßt, welche jedem zur Beschützung anvertraut sollen, findet darin einen Beweis von Demuth, weil die Apostel so dem Willen Gottes anheimstellen, was ihnen selbst zu thun gefallen gewesen wäre. So leben wir besonders die Feiertage der Heiligen und Apostel in der Kirche überhandnehmen, die denen aus Homer und Virgil nachgebildet waren. Die Kirche verfuhr hierbei wie überall: sie nahm die

hinder Gewerfung Gottes für ſich und ihre Familie allein in Anſpruch, trugen ſie aber außerhalb derſelben; nur für die erſtere hatte göttlicher Beiſtand, außerhalb der Kirche gab es nur Irrthum. Dieſen Standpunkt vertritt auch der heilige Auguſtin ganz beſtimmt, wenn er ſagt, durch das Loos ziehe Gott dem zweifelnden Menſchen ſeinen Willen zu; wenn es die Gottloſen auch bei der Bibel als göttlicher Offenbarung anerkennen, ſo aber nothwendig, daß man ſie außerhalb der Kirche auch in weltlichen Gebräuchen zu Rathe ziehe. Es darf uns daher gar nicht wundern, wenn wir in vielen Concilien vom 4.—9. Jahrhundert, in einer Bulle des Papſtes Leo IX. (849), bei Burchard von Worms (1022) ſowie in den Capitularien Karl's des Großen, in den Briefen der Erzbiſchöfen u. ſ. w. alle Divination, beſonders auch die Befragung auf den Heiligen verboten und demnach die Geiſtlichkeit ſich durchgängig ihrer bedienen ſehen. Man legte die Propheten, die Evangelien, die Briefe Pauli auf den Altar, las Verſe darüber und ſchlug für dann auf; man legte mit Ja und Nein bezeichnete Zettel während des Meßopfers unter das Altartuch und zog nach beendetem das Loos. Durch ſie beſtimmt, ließ der heilige Petrofilus von Bourges in die Einſamkeit; durch ſie wurde auch der Leichnam des heiligen Prokopius vom Bischof von Poitiers ausgegraben, als ſich die Biſchöfe von Autun und Troyes mit ihm um denſelben ſtritten. Gewöhnlich machte man aber bei derartigen Beiſetzungsfeierlichkeiten von dem Loos Gebrauch. Durch das Loos wurde Martin auf den Stuhl von Tours, der heilige Ansmar auf den von Odenſee erhoben. Auch bei der Einweihung von Bildern und Reliquien ſpielten die Loose dieſelbe Rolle, indem man auf einer Stelle der aufgeſchlagenen Schrift für die Regierung des Gewählten Vorzügliches herausleſe. Man nannte das „das Pergamentiſche Orakel". Hinkmar berichtet als von einer altehrwürdigen Sitte das Kapitel von Orleans an Alexander III.; Ulrichs erzählt Wilhelm von Malmesbury von der Einweihung der berühmten Kirchenlehrer Ambroſius und Auguſtin von Canterbury.

Das Volk, was bereits im Heidenthum ſeine Geltung hatte, wurde den arabiſchen Stämmen unentbehrlich, und wir ſehen in Frankreich und Deutſchland nicht nur die Befragung beibehalten, ſondern ganz beſonders auch die Loose vorherrſchen an der Stelle treten. Als Prinz Merowig, Chilperich's I. Sohn, auf Befehl des Vaters zum Biſchof geweihet, im Dom von Tours eine Geliebte gefunden hatte, begab er ſich, angethan an einem bereits von einer Mahlzeit erhaltenen Kaiſerſpruche, ohnedem derſelbe ganz ſeinen Wünſchen entſprach, zu dem Grabe des heiligen Martin, legte auf deſſelben die Pſalmen, die Bücher der Könige und die Evangelien und betete zu dem Heiligen, daß er ihm mit Gottes Hülfe offenbaren möge, ob er einſt den Thron beſteigen werde oder nicht. Nach vorläufigen Andachten trat er abermals zum Grabe, öffnete die drei Bücher nacheinander auf und wandte über den Inhalt der gefundenen Stellen ſo bedächtig, daß er mit ſeinem Pontifex wegging und ſich bald darauf von ſeinem vertrauten Diener mit dem Schwerte durchbohren ließ. Als Prinz Chramnus ſeinen Vater Lothar ſtürzen wollte, ließ auch er ſich auf dieſe Weiſe ein Orakel geben. Es geſchah unter den Augen des heiligen Irtrinus zu Tours von drei Prieſtern, welche auf drei Altartüchern der auf dem Altare liegenden Schrift einen Vers aufzuſchlagen und unter der Meſſe abzulaſen; es geſchah unter der vorſtändlichen Bitte, daß die göttliche Allmacht offenbaren möge, ob Chramnus glücklich ſein oder wenige Jahre zur Regierung kommen würde.

Ingleichen, daß das Capitular Karl's des Großen vom Jahre 789 beſtimmt, daß der aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen werden ſolle, der ſich mit den Befragen der Heiligen abgebe, deuten darüber doch nur auf und nur begegnen ihnen noch neunte Jahre ſpäter in den Befragen der Herrſcher. Oft mochte man ihnen beſtimmt nachhelfen, da ſie etwas Chriſtliches an die Stelle des Heidniſchen ſetzen.

In den Fällen über die Schuld oder Unſchuld eines Menſchen gewetten, gibt das Volk unmittelbar in das Gottesurtheil über. Das Volk entſcheidet gegen Saul und ſeinen Sohn Jonathan, als er dieſelbe fragt, wer das geweinte Fehlen gebrochen; das Volk wirft den Schuldigen als den Schuldigen, nachdem man vorher über Stamm und Familie das Volk geworfen. Durch das Volk wird Jonas als der Schuldige bezeichnet, als der Aufrührer bei dem Ungewitter leidet, wie bei den Griechen die Richter im Stamm leiden, wer als Verbrecher zur Sühne und Buße geworfen werden ſoll. Bei Germanen, Griechen, Indien, Aegyptiern iſt das Nachtrecht in allgemeinem Gebrauch, in auch noch über Belehrung zum Chriſtenthum werden ſie von ihrem Gebrauch nicht ab. War bei einem

Gottesurtheile ein Mensch getödtet worden und konnte der Todtschläger nicht gefunden werden, so konnte der, welchem das Todtgeld zu beanspruchen gebührt, bis zu sieben Menschen wegen des Todtschlags in Anspruch nehmen. Jeder derselben mußte durch 18 Eidhelfer sich von dem angeschuldigten Verbrechen durch den Eid reinigen. Hierauf wurden alle in der Kirche gebadet und das Volk über sie gewürfelt. Jene Todtschuldigen, von denen das Loos mit dem Kreuzzeichen versehen war, wurden freigesprochen und von Allen oder einem Volksgerichte gelobt. Der Beschuldigte aber, ein unschuldiger Knabe, zog das Loos und das Kreuzzeichen hervor der Unschuld; aber man nahm so viel Todtschuldigen als Theilnehmer, denen aber von Todtschuldigen mit seinem Leben verfiel, der Beschuldigte zog die Loos und das zu sehr übereinstimmende Hervorheben des Mörders. In den Verordnungen fränkischer Könige und in den Volksgesetzen ist das Loos als gerader und wie wahre und Eidhelfer, daß es bis auf c. Jahrhundert vor Gericht in Gebrauch war, bekundet der Todtschlagsbeschuldigung. Im Gesetz der Burgunden wird der Gebrauch der Ketten vorgeschrieben, zur Ermittelung des Thatbestandes sich der Hülfe der Wahrsager zu bedienen. In England galt das Loos bis auf 11. Jahrhundert hinein als gewöhnliches Entscheidungsmittel der Schuld oder Unschuld des Angeklagten, war ein Verbot Leo's IX. an die britische Geistlichkeit dagegen. Der Zweikampf hat in den ältesten Zeiten eine der Bedeutung des Loos. Man hat einen Zweikampf — und Zug oder Verfolgung nennt das Fechten für an schlagende Schlacht, handig wählte man dazu einen geringeren Kreis und stellte ihm einen durch das Los des Geschlechts entgegen. Beide kämpften mit den landesüblichen Waffen. Man stellt auch einen Zweikampf an, in dem die Gegner der sich gegenseitig beschuldigten tödtlichen Herrn an Angriffen persönlich kämpfen und an den Sieg des Unterwerfens der Verfolgten des feindlichen Heeres hingaben. Über der Streit lag sogar auf dem Schlachtfeld an Stelle des abwesenden Herrn, als der Sohn des Sohn, wenn ihre Väter des beschuldigten ihrer Verwandten gewürdigt, gezwungen zur Übernahme der Gefahr auf den Waffenbrüdern angelassen werden sollten oder nicht, nicht durch Schutzwächter, sondern durch Kämpfer entschieden. Der Vater, welche der Sohn der Sohn des Sohnes gleichstellt, sagte und es wurde ein Streit gegeben, daß hinter der Wahrheit mit den Waffenbrüdern gleichen Theil an der Gefahr haben sollten. So hat Roger vollkommen recht, wenn er behauptet, Ordal und Duellen seien so verschieden als Tag und Nacht; es sei, wie Feld und Zweikampf als Mittel angewendet wurden, Vergangenheit und Zukünftiges zu erforschen. Wir können aber auch Grimm nicht Recht geben, wenn er alle Duellen aus heidnisch germanischem Boden entsprossen glaubt; denn es unterscheiden denn nicht nur das Verfahren der Gottesgerichte bei allen nicht germanischen Völkern als auch bei von Wilda hervorgehobener Umstand, daß seine der Verdammungsurtheile, welche über Duellen ausgesprochen wurden, auf heidnischen Ursprung hinweis, so daß man ob selbst der Feuer- und Wasserprobe bedurfte, um sich von dem Verdachte des Heidenthums zu reinigen. Wer hätten aber auch christliche Priester Anschauungen als specifisch verdammen können, die mit dem eigenen Glauben so innig verwebt waren? Gerade deshalb auch, der Einführung mancher Duellen gelingt durch christliche Priester am Hofe waren sie längst eingebürgert, und wenn Wilda dem widerspricht, so gestatte es nur der allgemein verbreiteten Gültigkeit des Loos als Ordal bei allen germanischen Völkern. Ob gibt nun den Duellen nur mit dem andern Aberglauben, es ist mehr einem Volksglauben, einem Religion entsprungen, es beruht auf der andern Grundanschauung allgemein menschlicher Anschauungen. Denn daß die Götter, mit der Sorge um alle menschlichen Angelegenheiten betraut, den Schuldigen bestrafen, den Unschuldigen schützen, ist mehr sprachlich christlich, ist allgemein menschlicher Glaube, und daß sie sich dabei heute des Glaubens bedienen und so die natürliche Ordnung der Dinge umgehen, ist der allgemeine Anschauung auf einer andern religiösen Grundanschauung.

Der Gottesurtheile, welche bei den Negern wie bei den Hottos, bei den Stämmen Sibiriens wie bei den Mexikos heute noch im Gebrauch sind, waren es ebenso bei allen Kulturvölkern in der Kindheit ihrer Entwicklung. Bei Meineid schwebt der Hebegerichte ein wenig Stand in der heiligen Wasser, schwebt Kinder auf Leben und werden sie in den Wasser ab, und den Schuldigen, der das verbindet Wasser nicht schwebt, der Tod auf und die Hölle schwebt. Einige Beispiele aus der indischen Verwandtschaft, bei den angelsächsischen Verbrechen durch Eidhelfer auf sich gelobt und mancher aber ein glaubwürdiges Gericht, aber die Zeit war so Unschuld

gehalten, die verurtheilende Hitze wurde für sie ein Mittel von Heilung. Jemanden sich, um seine Reinheit zu beschützen, mit glühendem Metall überziehen, aber das es ihm schadete, und bei Gottesurtheilen entfernen die Wächter bei dem entsetzlichen Worte des Priesters:

Daß willig weichen deines Stahls wir Lohe und
Durch deine Glut gehn
Ohne Schmerz zu leiden und ohne Versehrung.
Der leichte entgeht unversehrt und schmerzgeheilt.

In der „Edda“ ist die Heimsuchungsprobe deutlich beschrieben. Bei Island hat eine Quelle, welche kaltes, aber in einem gewissen wallenden Zustande heißes Wasser enthielt, man sich den Schwörer heraus rufen; hatte er recht geschworen, so gelingt ihm nichts; hatte er falsch geschworen, so kommt er nicht von der Stelle, bis er alles bekannt, und sein Körper wurde mit Geschwüren bedeckt. Der Scholiast Adam erzählt: Bei den Heiden ist es gewöhnlich gewesen, daß ein Herr seinen Sklaven, den er im Verdacht des Diebstahls hatte, in einem Kessel kochen, der ihm mit Zaubersprüchen gemischte Kuchen zu essen gab; der Gelang war, daß unfehlbar seine Schuld oder Unschuld an den Tag kam. Schon bei den Griechen herrschte der Glaube, daß die alle Lügenden bekannten Thieren im Meere nicht verletzen können. In Sicilien musste sich der Angeklagte durch einen Eid reinigen, der auf eine Tafel geschrieben, in den Lacus Palicorum geworfen wurde; schwamm die Tafel, so galt dies als Zeichen der Unschuld; sank sie unter, so war der Verdacht und Meineid erwiesen und der Ueberführte wurde in den See erschlagen, weil er es gewagt hatte, die Götter als Zeugen seiner Unschuld anzurufen. Aehnliches wird von einer Quelle in Sybarus erzählt. Einer Jungfrau, die ihre Ehre bewahren wollte, ging mit einer Tafel, worauf der erlittene Verdacht geschrieben war, um den Hals gehängt in die Quelle, deren Wasser sind der Wahrheit bewährte. War sie schuldig, so hob sich das Wasser bis auf Tafel empor. Die Götter selbst über Kinder, deren Mutter des Ehebruchs verdächtig waren, in einem Schilde auf den Rhein gesetzt und aus dem Untersinken des Schildes der Frau gefolgert haben. So sehen wir Feuer- und Wasserprobe, gewichtige Ruthen und Schwerter bei den ältesten Völkern in Gebrauch, um vor Gericht die Unschuld, in der Kirche die Rechtgläubigkeit, im Volke das zu beweisen, was man eben beweisen haben wollte: Reinheit, Vaterschaft, Abkunft, Erbschaft, Unschuld, Zeugniß. In König Alfons von Castilien hat im 11. Jahrhundert die Frage: Ob die mozarabische Liturgie und wie alte spanische Kirchenagende oder die römische Liturgie die Gebeten für den Gott am wohlgefälligsten Dienst enthalte? durch den von der Kirche ermittelten Zweikampf entschieden.

Der Kampf, den die Vermählt mit dem Glauben durchzumachen hatte, war bei dem Urtheil sein kleiner; deshalb sehen wir, wie die berühmtesten Kirchenlehrer in diesem Punkte reflectiren, wie Rom mit den Deutschen in Streit gerieth, wie die bürgerliche Gesetzgebung ins- und beschränkt, bald genöthigt war, sich dem Volksglauben unterzuordnen, bald das Volk sich der Einführung der Ordalie durch die Geistlichkeit widersetzte; wie man endlich sich begnügen muß, mildere Formen an die Stelle der rohern zu setzen. Während in Rom vom 9. Jahrhundert an die Ordalien verwarf und den Eid an Stelle derselben einzuführen suchte, bestätigten für die Provinzialsynoden, entwarfen Rituale dazu, ja die Gottesurtheile, vom Zweikampf an, waren nicht nur unter Mitwirkung der Geistlichkeit gefällt, sondern als Theil des Gottesdienstes in oder bei den Kirchen gehalten. Agobard von Lyon tritt seinem Zeitgenossen Hincmar von Rheims entgegen, aber beide trefflichen Kirchenlehrer beweisen Gültigkeit und Ungültigkeit der Ordalie mit gleichem Geschick aus der Bibel. Vergebens geltend, es sei aber die Gültigkeit des Gottesurtheils ungewiß; Karl der Große dagegen verordnet, daß man dem Gottesurtheil Glauben schenken solle ohne allen Zweifel, und schon Ludwig der Fromme verbietet aus religiösem Bedenken die Kreuz- und heißt darauf die Kaltwasserprobe. Kaiser Otto sieht sich genöthigt, auf Antrag der lombardischen Bischöfen das Kampfrecht als Beweismittel wiederherzustellen, während die lothringischen Geistlichen sich bei Papst Hormisdas beklagen, daß die Ordensherren sie nöthigen wollen, sich durch die Gottesprobe von Verschuldungen zu reinigen, und auch die Städte weigerten sich mit der Entwickelung des Stadtrechts, der Auflage auf Kampf Folge zu geben. Während aber das Lateranconcil vom Jahre 1215 verordnet, daß kein Kleriker heißes oder kaltes Wasser oder Eisen zum Gottesurtheil weihen solle, während Ludwig IX. in Frankreich, Heinrich II. in England, das kleine Kaiserrecht in Deutschland, Haken Haakonsen in Norwegen die

Gottesgerichte aufhoben, erhielten sich dieselben doch bis tief ins 15., in 16. Jahrhundert hinein. Mit dem Verschwinden der Ordalien als Beweismittel war leider die Tortur als Surrogat auf, da es nach Wilde allerdings scheint, als habe der Glaube, daß Gott dem Unschuldigen Kraft verleihen werde, auch die härtesten Proben schmerzlos zu ertragen, zur Verbreitung der Tortur beigetragen. Leider wurde diese Ansicht durch die entgegengesetzte, der Teufel helfe den Hexen zu der Schmerzlosigkeit, im Hexenprozesse zur Quelle der ausgesuchtesten Grausamkeit und der wahnsinnigsten Verfolgungsarten. Endlich trat an die Stelle der Ordale als Beweismittel der Eid, den das kanonische Recht schon seit Jahrhunderten den Ordalien substituirt hatte und den man oft gleichzeitig mit jenen anwandte. Der Eid beruht auf denselben Anschauungen wie alle andern Gottesgerichte und gehört zu ihnen, da bei Christen und Heiden der Glaube gilt, die Gottheit werde den nicht ungestraft lassen, der sich auf sie für ein falsches Zeugniß beruft. Bei Christen war der Eid, auf dem Grabe eines Heiligen, am Altar, über Reliquien, auf die Evangelien abgelegt, begreiflich besonders [illegible] Die Heiligkeit wird auch heute leisen Spuren des Gottesgerichts aus unserm Gerichtsleben verdrängen.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Raschauer, der Hübnermaler.

In vielen Gemäldesammlungen begegnet man einem Künstler, dessen Bilder leicht von der Größe eines Quartblattes übertreffen, meistens die Größe eines Octavblattes haben, keinem auf Leinwand, fast immer auf Holz gemalt sind und Vorstellungen aller Art oder Hühner und Tauben, dann und wann auch Enten darstellen. Sein Name ist Raschauer. Er genoß seinerzeit eine große örtliche Popularität, aber seine Lebensverhältnisse sind nur wenigen bekannt. Den Einfluß auf die Entwickelung der Kunstgeschichte sind seine Arbeiten nicht; seine Zeichnung ist sehr schwach, in seinen besseren Arbeiten herrscht indeß eine naive Naturauffassung und noch etwas von der Stimmung und dem deutschen Kolorismus der, von den Niederländern des 16. Jahrhunderts ausgebend, einzig in ihrer Art, im Anfang unsers Jahrhunderts schon ganz verloren gegangen war und nur traditionsweise und handwerksmäßig in den Malerfabriken für Teppichwebel annähernd noch festgehalten wurde.

Nagler in seinem „Künstlerlexikon" erwähnt Raschauer nicht; durch Zufall erfuhr ich einiges Nähere über seine Lebensverhältnisse.

Er war zu Dessau geboren und über 60 Jahre alt, als er 1790 in Lindenau bei Leipzig starb. Dort besaß er ein Haus mit einem Garten, genannt „Zum Pothalen", mit dem eine kleine Schankwirthschaft und Gärtnerei verknüpft war. Damals kamen oft reiche und angesehene Leute von Leipzig heraus zu ihm. Nach dem Tode seiner Frau aber ließ er alles verpfuschern und trank die Fässer und Flaschen selbst leer. Er war ein großer, stattlicher Mann, von steifer Haltung, mit einer mächtigen Adlernase; seine Haltung und der Schnitt seiner Kleider hatte etwas Militärisches. Hier und dort hieß es mal, er sei der Sohn eines Prinzen; auch rühmte er sich, in seiner Jugend einen eigenen Informator gehabt zu haben. Trotz seiner guten Erziehung und wissenschaftlichen Bildung suchte er bei jeder Gelegenheit, den sich oft der Nachbarn einzusetzen und ihren Kindern vorlesen, zu ihm zu gehen.

Seine Bilder schickte er gewöhnlich zum Verkauf nach Leipzig, und wenn sich keine Käufer fanden, auch auf den Markt in die Stadt, wo er sie gegen Butter, Brot, Käse vertauschen ließ. Mit Vorliebe malte er die Vögel und Thiere, die sich damals an der Straße von Lindenau nach Leipzig hin- und herstrieben und aufhielten: alte Männer und Weiber, junge Frauenzimmer in verschiedenen Kleidern, mit halbnackten Kindern, je nach getreffen, daß man sie alle wiedererkannte. Seine Hühner und Tauben zeigen vielfache Beobachtungsgabe, vielfache Kunst der Darstellung und waren auf das glücklichste der Natur abgelauscht.

„Kaufe nur nur nach Dessau eine Kuh ab!" pflegte er oft zu seinem Bruder zu sagen. „Wenn ich länger lebe bin, werden meine Sachen noch theurer bezahlt werden!"

So absonderlich nun auch die Verhältnisse und Gewohnheiten unter seinen Nachbarn seinem wurden leben waren, so fremden sie ihm doch nicht ganz fremd werden. Was, was Raschauer that, hatte seine besondere, komische, anregende Weise. Er glich beinahe jenem Hamburger Maler, der auch anders sein wollte als andere Leute und die Welt durch sein eigenes Beispiel zum Gleichen neuen Leben zurückführen wollte, deshalb auf dem Lande lebte und ein Kind über selbst mit seinen Töchtern bekleidete. Wenn dann die Ernte kam, hielt er das Getreide in seinem großen Garten

mit seinem Degen um und trug die Garben mit den Seinigen nach Hause. Rebholz ließ Reichauer seinen großen, prächtigen Garten so verwildern, um den Nachbarsleuten Verdruß zu machen, daß die Kinder des Dorfes sich selbst am Tage nicht mehr hineinwagten. Das aber gefiel ihm eben.

Eins seiner besten Bilder stellte einen in Pinkenau allbekannten Braumeister, Michael aus Baiern, dar: mit verklärtem, kraftvollen Augen schaut der ältere Alte nach einem Stein schäumenden Biere, das er mit hoch emporgehobener Hand gegen das Tageslicht hielt. Das Schicksal dieses Mannes war nicht ohne Einfluß auf das seines Malers. Ein reicher Kaufmann in Leipzig sagte in Pinkenau eine heimliche Bierbrauerei an und verschrieb dann den alten Braumeister Michael aus Erlangen oder aus Bamberg. Der Kaufmann war ein ehrlicher, aber jähzorniger Mann; nach Jahr und Tag verunreinigten sich der Herr und der Meister, sie trennten sich und Michael ging nach seiner Heimat zurück. Mit dem neuen Brauer aber wollte es nicht vorwärts gehen und der Kaufmann sah sich genöthigt, den alten Michael zu bitten, seine Stellung wieder zu übernehmen. Der Braumeister kam und für eine Zeit lang war die Eintracht hergestellt, bis einmal wieder ein Streit zwischen ihm und dem Kaufmann entbrannte. Der Brauer verließ Pinkenau zum zweiten mal mit als Reichauer ihm sagte: „Ihr werdet schon wiederkommen, der Herr kann Euch nicht entbehren", aber der alte Mann einen fürchterlichen Schwur, Gott solle ihn am Leben strafen, wenn er seinen Fuß wieder in diese Gegend setze — und dennoch geschah es. Der Kaufmann schickte nach einiger Zeit einen Brief um den andern an den alten Meister, bat ihn um Verzeihung, er könne ihn ja und wisse doch, daß seine hitzigen Worte nicht böse gemeint seien. Es war an einem kalten Wintertage. Die Postpferde arbeiteten sich mühsam mit der Gelben Kutsche im Angesichte Leipzigs durch die verschneite Straße vorwärts. Der Braumeister Michael legt seinen Pelz ab, um einmal aufzuathmen, und sagt zum Postillon: „Fahr' nur immer zu, Schwager, ich habe Dich schon weiter ein'" Aber er kam nicht, man sah ihn vom Schlage getroffen todt auf der Stelle, wo er den Wagen verlassen hatte.

Dieses Ereigniß erschütterte alle Bewohner des Orts, am tiefsten den alten Reichauer, der fortan die Ausbrüche seines Zorns und sein Fluchen mäßigte. Er starb nach kurzem Krankenlager in seinem Hause, in den Armen seiner Tochter.

Wenn man den Meister eines Bildes kennt, so wird uns das Bild selbst noch interessanter. Reichauer hatte recht; seine Bilder sind seit seinem Tode im Preise gestiegen und seit wenig Jahren um das Vierfache. Wir haben hier nur einige, freilich geringe, aber wahrhafte Mittheilungen über diesen Künstler gemacht, die vielleicht den Besitzern seiner zahlreichen Bilder willkommen sein werden.

Wilhelm Wegener.

Anregungen.

Das Wort von der Kanzel.

Mißbrauch und Verfall kann die deutsche Nation zur Zeit noch nicht haben. Sie werden kommen mit steigender politischer Entwickelung. Aber die Beredsamkeit ist darum doch vom deutschen Genius nicht trennbar und wo der Kanzel der Ort ist, auf dem sie bisher glänzte, nicht nur Isidorus, Jovialem, Bramer, Briefe, Schlegel, Spalding, Teller, Zollikofer, Cruse, Reinhard, Marezoll, Ammon, Schleiermacher, Harms, Tzschirner u. s. w. und gefeierte Namen.

Auch auf der Kanzelberedsamkeit hat ihre Schicksale. Im innerhalb des Protestantismus seine Stätte hatte, war in der katholischen Kirche trotzdem Kunstentwickelung fortschreitet, so muß natürlich auch die Kanzelberedsamkeit der Frauen dieser Entwickelung zu folgen

In der verbesserten rationalistischen Zeit der Aufklärungsperiode waren die Predigten oft voll Klarheit, trugen aber auch die Mängel und Dürftigkeit der Auffassung an sich; es fehlte ihnen an historischem und speculativem Sinn, um sich in den Gehalt der christlichen Idee und Lebensanschauung zu vertiefen; es fehlte an poetischem und religiösem Sinn. Die Moral riß sich von dem Dogma los, stützte sich allein auf sich und wurde damit zu einer dürren, selbstgerechten Tugendlehre.

Durch Herder, Schleiermacher, Hegel wurde eine Auffassungsweise der christlichen Offenbarung angebahnt, die die beiden einseitigen Gegensätze des Rationalismus und Supernaturalismus als gleich weit von der Wahrheit entfernt erscheinen ließ, auch waren auch auf den tiefsten Standpunkten manche rednerische Talent, manche warme Empfindung und die Phantasie sich von der Kanzel herab anregend

gelernt zu machen verstand, so konnte die Kanzelberedsamkeit doch nur wieder eine Macht in der deutschen Nation werden, wenn sie die von Hölty, Herder, Schleiermacher, Hegel gelösten Keime weiter entwickelt, wenn sie den Mut hat, die Errungenschaften der Literatur und Philosophie, die Errungenschaften der Naturwissenschaften sowie auch der Geschichte überhaupt der ganzen neueren Geistesbildung auch für das Christentum zu verwerten.

In dieser Beziehung müssen wir die „Predigten aus der Gegenwart von Dr. Karl Schwartz, Oberhofprediger und Oberconsistorialrat in Gotha“ (Leipzig, A. G. Brockhaus, 1859) in gewissem Sinne als bahnbrechend begrüßen.

Der Verfasser, der sich durch seine bereits in zweiter Auflage erschienene „Geschichte der neueren Theologie“ sowie durch seine trefflichen kirchlichen Praxis in Gotha wohlverdienten Ruhm erworben hat, es gewagt, der Predigt die, was sie sagt, bei dem gebildeten protestantischen Laien der Nation wegen ihrer Unzugänglichkeit in Verruf gekommen wäre, wieder dadurch zu Ehren zu verhelfen, daß er sie auf die Höhe der gegenwärtigen Culturstufe erhob und ihr den Geist der Gegenwart einhauchte, ohne darum doch der Wahrheit des biblischen Christenthums etwas zu vergeben. Schwartz schildert in der Einleitung, wie die Leute den Inhalt in der Predigt durch die kirchliche Brennen gewohnt. Die Predigt ist abwechslig und langweilig, sie nimmt nur in einem engbegrenzten Kreise Interesse, schließt auch diese nur wenige Sonntage, die sie auf den Leim des frommen Gemüthes mehr in sie hineintragen, als sie selbst empfangen. Sie ist unfähig, die großen sittlichen Aufgaben der Männer mit zu umfassen, das gährende und wogende Leben zu verklären, die Verbindlichkeiten zu erzeugen und auf sich Liebe zu bauen. Sie ist mit einem Wort keine Predigt mehr. Schwartz hat wol nicht unrecht, wenn er über das rationale Kanzelchristenthum, über das moralische Gerede, über verstandesmäßige Konstruktion, über Langweiligkeit und Weitschweifigkeit, über Gemeinplätze und Unlebendigkeit der Predigt in ihrer gegenwärtigen Verkommenheit klagt. Mit Recht vergleicht er gewisse Predigten, die leider gerade die beliebtesten und meistbesuchten sind, mit den Aufsätzen und Reden der dramatischen Poesie. Doch ist Schwartz auch nicht ungerecht. Willig und freudig erkennt er noch immer einzelne Ausnahmen an in Predigten, die aus der einfachen Macht des Evangeliums, das in ihrem Herzen Leben und Wahrheit geworden, predigen und die dann auch den Weg zum Herzen finden. Im allgemeinen aber ist die Predigt durch den „kirchlichen Materialismus“, wie es Schwartz treffend nennt, durch den Mangel an Vertrauen auf die Macht des lebendig machenden Geistes — ein Mangel, der die Predigt mehrlich nicht zu gering an Volkstümlichkeit des Materialismus macht — „tief gesunken und darum hat sich Schwartz durch Versuch ihrer Erhebung zu Verdienst erworben.

Seine eigenen Predigten verdienen dann allerdings Lob mit Anerkennung. Sie wenden sich an ein sehr gebildetes Publikum, wie es gegenwärtig wol in den meisten Städten Deutschlands nicht blos in den höheren Ständen, sondern auch in dem Mittelstande anzutreffen ist. Die Betrachtungen, die Schwartz z. B. an das Leben Christi in seiner Passionspredigt knüpft, seine Bußpredigt über die Sünde, seine Pfingstpredigt über die Macht des Worts, seine Predigt über die Sorge u. s. w. alle diese entfernen sich von der gewöhnlichen Predigtweise über diese Themata und nähern sich weit mehr der heutigen, allgemein verbreiteten Richtung. Nur ein gewisser künstlerisch poetischer Schwung, eine Anregung der Phantasie scheint seiner Predigtweise zu fehlen. Jeder Redner soll durch die Theorie dann den Verstand, zuletzt das Herz fassen, und das nicht blos in äußerer Nebeneinanderfolge und allerlei Aufeinanderfolge, sondern ineinandergreifend und sich auseinander entwickelnd. Eine Predigt muß nicht gemacht, sondern entstanden sein, nur das ist nur möglich durch eine freiere Subjectivität, als sie sich auch der besonnenen und scharfen Schärfe scharfsinnigen Weise auch dieser Predigten ergibt.

Friedrich von Berg.

Der Prüfungen auf allen Lage, die die den mächtigen Bedrängnissen haben fallen, meinen sich Auch Metternich's rascher Hand. Friedrich von Berg ist für unsere gegenwärtigen politischen Stellungen von Gewicht schon allein werden. Sogar der Rückblick des großartigen Patriotismus ist ihm geworden durch Erinnerung an einen Briefwechsel, den er Johannes von Müller geschrieben, als dieser in westfälische Dienste trat. Man hätte nur gethan, bei solchen wiederholten Prüfungen unser vergeßliches Publikum kräftig zu erinnern, daß doch derselbe Berg ist, der sich allerdings gegen Napoleon dann als der Berg erwiesen war, über Leben und Gewissen gegen die Freiheit und Einheit Deutschlands einigte.

Wie auch der Angabe seines neuesten Herausgebers Schmidt-Weißenfels „Friedrich Berg. Eine Biographie“ (zwei Bände. Prag, Verlag A. Morlaque, 1859) zu ersehen, gehörte Berg in Königsberg zu den begeistertsten Schülern Kant's und war von seinen Lehren so eingenommen, daß er sich nicht mit dem Hören der Vorlesungen begnügte, sondern den persönlichen Umgang seines Lehrers suchte und genoß. In der That, wenn man die Persönlichkeit dieses Mannes erwägt, wenn man bedenkt, wie Berg's ganzem Leben kein Zug sich findet, der davon zurückschreckt, wo er jemals von Kant'schem Geiste erfüllt gewesen sein konnte, so vermögen wir den Verdacht nicht fern zu halten, daß Berg auch wie Schwartz Materialist behauptet, „durch das Studium der Philosophie in mächtiger Kühle in sich Abgeschlossenheit entstehen und leben lehrte“, sondern nur äußerlich von der Neuheit der Lehre angezogen wurde

Gentz und Kant — kaum zeigt die Literaturgeschichte größere Gegensätze. Der eine, der sich schonte, in der Pflicht einen Genuß zu finden, der andere, der den Genuß sich zur Pflicht machte.

Als der bekannteste Zug aus einer großen Reihe gleichartiger, nicht als ein vereinzeltes Phänomen ist es aufzufassen, daß Gentz aus dem preußischen Heerlager in das österreichische, von dem Fahnen des Protestantismus zum Katholicismus überging, dessen Banner er indessen nicht offen entfaltet hat. Es ist eigentlich ein undankbares Bemühen der Biographen, nachzuweisen, daß sein Held niemals seinen Ueberzeugungen untreu geworden sei, nie gegen dieselben gehandelt habe; denn, wie man auch Gentz betrachtet, man wird immer eingestehen müssen, daß seine Ueberzeugungen leider ihm selbst wiederholt untreu geworden sind, daß sie ihn in dem Augenblick verließen, wo sie anfingen, ihm lästig, ja gefahrlich und unbequem zu werden. Es vollzieht sich bei seiner Naturanlage und wesentlich unsittlichen Weltauffassung nur eine folgerichtige Entwickelung in ihm, in der Jugend verehrt er die Idee der Freiheit als die erhabene, Glück und Segen bringende Göttin, im Mannesalter die Legitimität, als Greis — Fanny Elßler. Während uns, selbst auf noch so entferntem Standpunkt, das Bewußtsein von dem Vorhandensein anderer Standpunkte und das Bestreben bleibt, dieselben mit dem unserigen durch Kampf oder Frieden, durch Sieg oder Versöhnung zu vereinen, so verstand es Gentz in seiner gewaltigen Auffassung, alle andern zu vernichten. Sein lebhafter Geist ruhte nicht, bis er in tiefster Ueberzeugung sein Handeln für das allein rechte, seinen Standpunkt für den Mittelpunkt der Welt hielt, bis ihm der Horizont, der seinen Gesichtskreis begrenzte, auch das Ende aller Dinge war.

Gewiß gehört zu einem derartigen Verhalten eine ungewöhnliche Kraft des Geistes, der Gentz denn auch in den schwierigsten Lagen zur Geltung gebracht hat. Seine patriotische Thätigkeit in den Unglücksjahren Deutschlands von 1805—12, sein taktvolles Wirken bei der Wiedereinrichtung des zerrütteten österreichischen Finanzwesens sind auch von seinen politischen Gegnern anerkannt. Den Kampf gegen äußere Feinde und Schwierigkeiten hat er niemals gescheut, weil aber den Kampf mit sich selbst, die ernste, unerbittliche Prüfung, ob die Maßnahmen, an deren Gestaltung er so thätig mitwirkte, weil sie damals — 1815 — seiner Neigung und seiner Stellung entsprach, auch vor der Macht der Idee bestehen, ob sie an sich und für ihn selbst etwas Sittliches waren, lino darum liegt das Verdammungsurtheil über ihn. Ihm selbst war auch der Maßstab nur höherer Schwindel. Von seinem berechtigten Streben gezogen, ist seine ganze politische Thätigkeit von einer gewissen mathematischen Geometrie und Lückenlosigkeit, die sich wiederholt in seinen Schriften ausspricht. Liest man z. B. den Brief, den er aus einem Gespräch von Fürsten und Diplomaten am Kabel schrieb: „Ich weiß alles! Kein Mensch auf Erden weiß von der Zeitgeschichte, was ich davon weiß! Denn in so naher Intimität mit so viel Hauptpersonen und zugleich Hauptwerkern war niemand und kann nicht leicht wieder ein anderer sein. Es ist nur schade, daß es für die Mit- und Nachwelt allen verloren ist; denn zum Sprechen bin ich zu verschlossen, zu diplomatisch, zu faul, zu blasirt und zu boshaft; zum Schreiben fehlt es mir an Zeit, Muth und besonders Jugend" —, so kann man den politischen Feinschmecker, dem es eben mehr auf das Genießen als auf das Wirken ankommt, nicht verkennen. Es ist nicht ohne Grund, daß gerade Varnhagen von Ense sich fortwährend zu ihm hingezogen fühlte, obgleich gerade er, und besonders in der letzten Zeit seines Lebens, die entscheidendsten Materialien geliefert hat, Gentz richtig zu beurtheilen. Wie mächtig daraum auch Gentz durch Wort und Schrift zur Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft mitgewirkt haben mag, der Platz neben den gedankenvollen und von sittlichem Ernst erfüllten Gleichstrebenden: Fichte, Arndt, selbst dem jugendlichen Görres, wird ihm versagt bleiben und der Nachwelt wird trotz aller Lobreden seiner Vertheidiger in ihm stets nicht den Verkämpfer der deutschen Freiheit und Einheit, sondern den Diener des Metternich'schen Systems, einen Advokaten auch persönlichen Rücksichten sehen.

Da Schmitz-Merheimb zu denjenigen Historikern unserer Zustände gehört, die sich sonst durch Unparteilichkeit und tiefeingehende Würdigung auszeichnen, da wir ferner in der Lage sein werden, noch ein anderes, mannichfach vortreffliches und anregendes Buch von ihm: „Charaktere der deutschen Literatur" (zwei Bände, Prag, Kober & Markgraf), zu besprechen, so können wir schon hier die persönliche Bemerkung nicht unterdrücken: Man lese den Lebensgang eines Mannes wie Gentz und vergleiche damit die Vorwürfe, die dem Herausgeber dieser Blätter von bekannter Seite her gemacht worden, daß er z. B. in seinem „Zauberer von Rom" so „perfide" und „ungerecht" Charaktere schildere wie Klinglohr. In der That scheint es, daß das, was in unserer Epoche als „Perle des Gerechten" anerkannt sein sollte, erst in fünfzig Jahren verstanden sein wird. Ueber die oft höchst grausame, tief eingreifende Bedeutung und demzufolge die poetische Entwickelung des Unrechts als unserer modernsten Lagen wird die Nachwelt anders urtheilen als unsere sogenannt deutschen Lenkangeber.

Glossen.

Warme ein Herz, das lange unglücklich war und endlich wieder von der Sonne des Glücks beschienen wird! Die Sonne erwärmt dann nicht, sie kann verbrennen.

* *

Man muß die häßliche Miene sehen, die die reiche Mißgestalt macht, wenn sie zuweilen genöthigt wird, dem Evangelium des Schönen zuzuhören.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Vierter Band. **Nr. 37.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 22½ Ngr.

Inhalt: Petrarca's Laura. Von Karl Frenzel. — Die Gottesurtheile. Von Landgerichtsrath Dr. Schneider. II. — Sophie Loreche. — Von der Reise. — Miscellen. — Ein Freundeswunsch. Von Ernst Ziel.

Petrarca's Laura.

Von Karl Frenzel.

In Avignon, damals einer kleinen, dunkeln und engen Stadt der Provence, fand am 6. April 1327, am Montag vor Ostern, die zufällige Begegnung zweier Menschen statt — es war in der Frühmesse, in der Kirche der heiligen Clara, und die eben aufgegangene Sonne noch von Nebeln und Wolkenschauern trüb verhüllt, wie in Uebereinstimmung mit dem Tage, der nach jüdischer Zeitrechnung (und es gab eine Synagoge zu Avignon) Christi Todestag war.

Ein Charfreitag, für die Liebe und die Dichtkunst von entscheidender, bis zu uns und weit über uns noch fortwirkender Bedeutung, an dem sich eine jener gottgeweihten Flammen entzündete, die über unsere Hinfälligkeit den verklärenden Schimmer der Ewigkeit, das Licht vom Berge Thabor, werfen. Denn die beiden Menschen, die sich dort zum ersten male vor den Stufen des Hochaltars knieend sahen, waren Laura und Petrarca.

Dieser Anblick sollte ihnen und allen, welche die Dichtkunst lieben, fortan unvergeßlich bleiben. Das grüne, mit Veilchen geschmückte Gewand, das Laura an jenem Tage trug, sollte gleichsam eine Bedeutung, des Frühlings, der Jugend und der ersten Liebe gewinnen — „allüberall", heißt es in einer Canzone des Dichters, „seh' ich die Veilchen und das grüne Kleid!"

Eine Liebe, die so beginnend, und nicht, wie es ihrem Wesen gemäß wäre, von einem jähen und tragischen Ausgang beschlossen wird, sondern einundzwanzig Jahre in leidlicher Ruhe und Beständigkeit fortdauert, obgleich sie — verheirathet, eine Mutter von elf Kindern, in rasch erbleichender Schönheit — er ein Priester ist, voll heißer, sinnlicher Leidenschaften, die er umsonst durch Studien und in Nachtwachen über die Bekenntnisse des heiligen Augustinus zu bekämpfen sucht, in der ewigen Unruhe seines Herzens und seiner Gedanken aus dem Lärm und den Festen der Höfe in die stillste Einsamkeit und aus ihr wieder zurück in den rauschenden Triumph einer Krönung auf dem römischen Capitol eilend — solche Liebe scheint mehr eine Einbildung und ein Spiel der Phantasie als Wahrheit zu sein, ein Gebild, das sich in Mußestunden in tadellosen Sonetten „zu seinem und der Herrin Ruhme" der Nachwelt bis in die feinsten Regungen darlegen ließ, das aber zugleich in dem willigen Anschmiegen an diese enge, geschraubte, einsonige Form seine Leere und Schwäche bewährt. Indeß jener erste Blick Laura's war etwas Wirkliches, mehr als nur gütig Erregendes — wenn man die Erscheinungen des Lebens nicht nach ihrer Form, sondern nach ihrer Wirkung beurtheilt, einer der merkwürdigsten Blicke, die

je aus einer Sterblichen Auge in die Seele eines andern gedrungen. Dieser Blick hat Petrarca zu dem gemacht, was er ist, er beherrscht bis heute die ganze lyrische Poesie der Italiener.

Bis zu jenem verhängnißvollen 6. April war Francesco Petrarca ein junger, leidlich müßiger Geistlicher gewesen. Im Gefolge des Cardinals Giovanni Colonna, theilte er seine Zeit zwischen seinem Putz, dem Kräuseln seiner früh grau werdenden Haare und dem Lesen des Virgil, ein drei undzwanzigjähriger Mensch, den seine Schönheit wie sein Witz Männern und Frauen gleich empfehlen. Und bei seinem geringen Vermögen, seiner Unlust zu den juristischen und theologischen Wissenschaften ist er wesentlich auf dies Gefallen, auf das Werben um die Gunst anderer angewiesen — auch ein Handwerk, in dem er sich als ein vollendeter Meister bewähren wird. Seinen Vater Petracco, einen Notar aus Florenz, hat die Bewegung, welche die Schwarzen, die guelfische Partei, in der Stadt zu Herren machte, auf immer aus dem Vaterlande verstoßen; in den Unruhen eines Bürgerkriegs zwischen den Schwarzen und verbannten Weißen ward Francesco zu Arezzo am 20. Juli 1304 geboren. Später, als er, längst zum Dichter auf dem Capitol gekrönt, sein Leben den Nachkommen erzählte, gefiel er sich darin, in den Gefahren, die er in seiner Kindheit glücklich überstanden, Vorzeichen seines Schicksals, der großen Dinge zu sehen, zu denen er sich einmal in maßloser Eitelkeit bestimmt glaubte. Eine unruhete Jugend — bald ist er mit der Mutter Elettra zu Ancisa, einem Flecken in der Nähe von Florenz, bald in Pisa, zuletzt auf der Schule zu Carpentras in der Provence, wo der alte Convenuole ihn das erste lateinische Wissen lehrt. Denn der römische Hof, der sich zu Avignon niedergelassen, zieht, wie ein Kriegsheer die Geier, so die Scharen italienischer Abenteurer und Verbannter sich nach, alle in der Hoffnung eines leichten und reichen Erwerbs; diesem Zuge folgt auch der Notar Petracco und muß es zu einigem Reichthum gebracht haben, der ihm gestattet, seinen ältesten Sohn auf die Universitäten von Montpellier und Bologna zu senden. Wie so oft, sind auch hier bald der väterliche Wille und die eigene Neigung im Widerspruch; statt der Bücher des bürgerlichen und kanonischen Rechts befinden sich nun Virgil und Cicero in den Händen Francesco's, gleich im Beginn seiner Entwickelung tritt in Petrarca die Abneigung gegen jede bestimmte, positive Wissenschaft, die Verliebe für die Kunst und die nichtige, oberflächliche, aber in klangvolle Worte eingekleidete Gelehrsamkeit des römischen Redners hervor. Als nun nach des Vaters Tode sein Erbe von ungetreuen Vormündern fast ganz zerrüttet ward, blieb ihm wie seinem Bruder Gherarde als einziges Mittel eines sichern, unabhängigen und vielleicht genußreichen Lebens der geistliche Stand, damals der gerade Weg zur Macht und zum Ansehen. Das Papstthum hat zu Avignon selbst den Schein der Heiligkeit abgeworfen; ein prächtiger, verschwenderischer Hof, zu dem alles adeliche und nichtadeliche Gesindel von Languedoc und Gascogne zusammenströmt, bei dessen Festen die Geliebte des Papstes die Diamanten der Tiara als Halsband trägt — ein vollkommenes Babylon, an dessen Wassern freilich nicht die Töchter Israel's saßen und weinten, sondern nur bei Bällen und Reigentänzen Troubadourlieder sangen. Für den regen leichtfertigen Sinn Petrarca's war diese Gesellschaft die willkommenste. In ihr glänzten seine Gaben, befriedigte sich seine Selbstgefälligkeit, damals ließ es sein Blut lauter wallen, wenn ihm die Frauen auf den Straßen nachsahen oder einen Ruf der Bewunderung seiner Schönheit nicht zurückhielten — Freuden, auf die er später, scheinbar bereuend, mit einem Blick pharisäischer Gerechtigkeit schauen wird. Bald gewann er Freunde, entzückte die vornehmen Kreise Avignons und bezauberte mit seiner Gabe der feinsten Schmeichelei, seiner theils wahren, theils gemachten Begeisterung für das alte Rom vor allen die Familie der Colonnas. Es ist für das ganze zweideutige Wesen Petrarca's bezeichnend, daß er seine Schwärmerei für die Freiheit Italiens, die Ueberreste einer ruhmreichen Vergangenheit trefflich mit seinem Lobe und seiner Hingabe an das Geschlecht zu vereinigen weiß, das unter den Unterdrückern Roms und den Zerstörern seiner Denkmale den ersten Platz einnimmt. In jener sittenlosen Gesellschaft hat er, wie in ähnlichen Umgebungen an den Höfen sicilischer Tyrannen die griechischen Sophisten, das Maß des Rechten und Guten, jede Würde des Charakters verlernt und dafür die unbezwingliche Begierde eingetauscht, überall mit zu reden und genannt zu werden, die Wahrheit für den glänzenden Schein hinzugeben. Ja, er selbst beredet sich wol endlich, denn das ist die Kraft der Dinge und die Schwäche des Geistes, daß sein unruhiges Werben um den eiteln Ruhm der Welt und die trügerische Freundschaft der Fürsten etwas Heiliges gewesen, daß zwischen seinen Liedern zur Befreiung der italienischen Erde

und den Schmeicheleien der Correggios und Visconti's kein Widerſpruch ſei, oder glaubt, alle Irrthümer durch die Erkenntniß gebüßt zu haben, daß die Erdenluſt wie ein kurzer Traum entfliehe. Daß aus dieſem wilden und wüſten Treiben des Genuſſes, den Spielen einer unbeſchäftigten Phantaſie, doch etwas Ewiges, eine unvergängliche Blüte aufkeimte, iſt dem Zauber zuzuſchreiben, den jener erſte Blick Laura's auf Petrarca ausübte.

Madonna Laura zählte damals 18 Jahre: ſeit dem 16. Januar 1325 mit dem angeſehenen und begüterten Patricier Hugo de Sade vermählt, ſelbſt aus einem altadelichen Geſchlecht, deren von Noves entſproſſen, eine Tochter Meiſſre Audibert's und der Dame Ermeſſende, mochte ſie wenig ahnen, daß „ihr Ruhm und die Glut, die ſie auf ſeine Wange gezaubert, einſt noch Tauſende nach ihr entzünden würden". Die Wirklichkeit, in der ſie lebte, und die Verklärung, die Petrarca darüber zu breiten verſtand, ihre Erſcheinung auf Erden, behaftet mit allen Sorgen und Mühſeligkeiten, dem Erbteil des Daſeins, daran ſie ſo ſchwer wie eine ihrer Schweſtern getragen — und dagegen ihr ſtetes Hinwandeln in Canzonen und Sonetten, wie ein ehrfurchtgebietendes, auf Wolken unnahbar dahinſchreitendes Götterbild in Schönheit und Hoheit, deſſen „eigentlichen Namen", ſagt ein alter Erklärer, „man ſo wenig auszuſprechen wagt wie die Juden den ihres Jehova" — welch ein Gegenſatz! In ihrem Heirathscontract mit Hugo de Sade erhält ſie außer einer Mitgift von (XXX) Gulden zwei „vollſtändige Gewänder" — jenes grüne mit den Veilchen, das wir oben ſchon in ſeinem ſymboliſchen Werthe hervorhoben, und ein anderes von purpurnem Stoff, in dem ſie „wie der Phönix, in nie geſehener Schönheit", inmitten des Feſtkranzes der Frauen von Avignon ſteht. Selbſt das Gleichgültigſte und ſcheinbar Nichtigſte wird dieſer mehr gerüſteten als aus der tiefſten Seele quellenden Poeſie zum Sinnbild, zum bereiten Stoff für ihre kunſtvollen Allegorieen. So verwandelt ſich denn auch der kleine Flecken, wo ſie geboren, zu einem neuen Bethlehem, über dem ein anderer Stern der Verheißung aufgegangen . . . es iſt die Vorſtadt der Franciscaner bei Avignon, am Fuße des Hügels, auf dem die eigentliche Stadt gebaut war, in lieblicher, gartenreicher Gegend, welcher die Sorgue, mit ſanftem Murmeln der Rhone zuſtrömend, „meine Senga", nennt ſie der Dichter, noch mehr Reiz und Duft verleiht. Hier zeigte man noch dem König Franz I. neben dem Wirthshauſe zum „Weißen Roß" ein kleines, verfallenes Haus von alterthümlicher Bauart, roth übertüncht — das Haus von Madonna Laura. Die Fenſter, die ſie einſt geöffnet — „meine Sonne", die Steinbank, „wo ſinnend ſie oft in langen Tagen mit ſich ſelbſt Geſpräch gepflogen", waren längſt zerfallen und zerbrochen, nur ihr Gedächtniß lebte noch, freilich in durchaus idealiſtiſcher Form, in Petrarca's Verſen fort. Eine junge, ſich im Schmuck gefallende Frau, die ihre langen, blonden Locken gern mit Perlen und Perlen durchflechtet, um ihren weißen Hals eine koſtbare Kette ſchlang, mit wunderbar ſchönen Augen und weichgeformten Lippen, die noch beredter, ſelbſt wenn ſie ſchwiegen, ſprachen, als ihre Worte: ſo trat ſie Petrarca entgegen. Und dieſen einen kurzen Augenblick aufgenommen — wo ſie da ſteht, den Schleier zurückgeſchlagen, die Locken wallend auf und über die Schultern, im grünen Kleid, veilchenüberſtreut und in deſſen Duft und Frühlingsſchimmer ſelbſt die blühende Aue — iſt die ganze einundzwanzigjährige Liebe eine beſtändige Dämmerung, in der das Auge nur durch die grüne Wildniß von Vaucluſe, an den Meergebüſchen der Sorgue vorüber einen Schleier flattern ſieht, der immer mehr mit den Nebeln und Schatten des Abends verſchmilzt, nichts als ein Schwanken und Schweben, wo unter ſo vielen Bildern nichts greifbar erſcheint als der Schleier Madonna's, der ſchließlich auch der nach ihm ausgeſtreckten Hand entflattert. Allein eben in dieſem Bilde offenbart die Farbe Petrarca's — wie er ſie in ſeinen Sonetten darſtellt — ſich am glücklichſten und im Kern ihres Weſens, ſie verlangt nicht nach dem Genuß, das einzige Sonett, in dem ſie ſolche Dinge wagt, umſchreibt dieſen Wunſch noch dazu durch ein Gleichniß von Pygmalion und der an ſeinem Herzen erwarmenden Statue, jenes echten, leidenſchaftlichen Naturlauts unfähig, wie die meiſten Troubadourpoeſieen, hat ſie im Grunde nur eine, die ſtarke und zarteſte Empfindung, die Sehnſucht; dieſe Seite weiß ſie am tiefſten und unvergleichlichſten zu rühren. Vielleicht vereinigten ſich die Umſtände, die Stimmung der Zeit und die eigene Natur in ſeinem Dichter zu einem ſo vollkommen harmoniſchen Gleichklang als in Petrarca. Aufgewogen im Lande der Troubadours, deren Spuren trotz des Albigenſerkriegs auf jedem Pfade, jeder Burg der Provence noch lebendig waren, zu Bologna im Umgang mit italieniſchen Dichtern, von denen er die ehr-

geborene, italiſche Epoche in ihrer Reinheit und Schönheit kennt, durchaus mit ſeiner beſchränkten Erſcheinung und der Natur des Worts zu einem leichten, ſpielenden Sängertriebe hingewieſen, von einer herumraſenden Gierigkeit und der Begierde nach dem Dichterkranze verzehrt, dagegen in ſeiner Stellung als Prieſter, als Freund von Dichtern und Cortegiſten, wie äußerlich er dieſem Stand auch angenommen haben mag, doch auf den Ernſt des Lebens und der „letzten Dinge" gerichtet, konnte niemand beſſer als er der Verbindung der Liebe und Myſtik, welche die Troubadours und Dante angeſtrebt, in der Poeſie vollziehen, das Gefühl ſeiner, in dem ſie beide zu einer gewiſſen Einheit gelangen und Himmliſches und Irdiſches zu einem Hauche, einem Seufzer wird — eben die unbeſtimmte, unbefriedigte Sehnſucht. Auf das ſorgſamſte hat er darum alles Beſtimmte, jene „Spuren der alten Flamme", welche er ſo glaubend wie Virgil's Lobe bei dem Anblick des Aeneas empfand, aus ſeinen Gedichten getilgt — nicht nur aus Ehrerbietung vor Laura's ehrſüchtigem Gemahl, nicht nur um mit einem Worte ſich ſelbſt und die Nachwelt mit einer platoniſchen Neigung zu betrügen, deucht ich, ſondern in der beſtimmten Abſicht ſeines Dichtens, ſeine Leidenſchaft nur als Stoff zu verwenden. Darüber mag ihm freilich wie jenem Jean Jacques Rouſſeau in ſeiner Liebe zur Gräfin d'Houdetot Phantaſie und Leidenſchaftlichkeit mehr als einer geliebten Frau vorgeſpiegelt, mehr als einmal die Hand geſchwärmt haben, wenn das Herz nur empfunden. Ich weiß wohl, daß man aus Petrarca's Sonetten einen weitläufigen Roman ſeiner wirklichen Liebe herausdeuten hat, einer Liebe, deren Hauptereigniſſe demnach ein Blick Laura's, ein Gruß, ein freundliches Wort, das Aufheben eines ihr entfallenen Handſchuhs, das Geſchenk zweier Roſen, die ein Freund ihr und ihm, als ſie in ſeinem Garten luſtwandelten, beim Abſchied gegeben, waren — Dinge, vor jeder Liebe, von der nüchternſten Betrachtung, das abgerechnet, was Petrarca darüber ſchreibt, deren Wahrheit oder Erfindung für das Weſen dieſer Gedichte gleich wenig ausmacht.

Der Sehnſucht aber ſtellt ſich die Geliebte in unvergänglichem Bau, als heiligſchauender Engelsbild, der Verherrlichung der Schönheit und Tugend dar, ihre Lehre werden zu dem friſchen Quell, zu Sonnenſtrahlen, der Ton ihrer Stimme iſt klangreicher als der Geſang der Nachtigallen und ſelbſt wie die Worte des Engels bei der Verkündigung. Aber Augen, dieſe „ſüßbrennen Fenſter einer edeln Seele" — ja, wer könnte den Glanz und den Zauber dieſer Sterne ſchildern? Als der Dichter drei Sonnen, die Italiener nennen ſie, von dem Wohlklang ihrer Namen entzückt, „die drei Grazien", über Madonna's Augen gebückt, fühlt er zuletzt einer „die Kraft der Worte gebrechen", nicht aber „die des Geiſtes, wie viel er immer gravet!" Ein unerſchöpflicher Born ſinnreicher Vergleichungen, tiefſter, aber ebenſo oft ſpitzfindiger und erkünſtelter Gedanken iſt dies Auge, „das ihm den Weg hinauf zum Himmel leuchtet", dieſe beiden Augen, „vor denen all des Lebens Mennen ſchwinden, vor deren Schrine jeder Glanz erbleicht". Was den Schiffern der Stern des Pols, das bedeuten ihm Madonna's Augen — „ſein einziger Troſt, einziges Rettungszeichen". In dieſem wunderbaren und doch wieder unbeſtimmbaren Lichte, deſſen Weſen nicht, nur deſſen Wirkungen ihr wahrnehmt, gewinnen alle irdiſchen Dinge, auf die es fällt, eine magiſche Kraft, der ähnlich, die der Magnetberg dem Eiſen mittheilt, und wie aus ihren ſelbſtgegründeten Augen gerüſtet, erhebt ſich die ſichtbare Welt, von ihnen berührt, in einen reineren, freilich auch farbloſeren Aether. Denn die Sehnſucht ſucht das Unſichtbare, das Unbegreifliche, ein Bild, das nur Traum bleibt und nie zur Erfüllung wird — die geſtillte Sehnſucht iſt der Schmetterling, der in der Flamme verbrennt, die wahrhaftige, ewig unbefriedigte aber gleicht dem Phönix, der beſtändig neugeboren aus der ſelbſt entzündeten Glut emporfliegt. Das iſt die Liebe Petrarca's, wie ſie uns in ſeinen Werken erhalten. Sie hat ihren Gegenſtand nicht ganz zur Allegorie verflüchtigt, ſie hat ihm nur jede irdiſche Beſchwerlichkeit genommen, Laura beſitzt einen Zug von jener zum Himmel emporgetragenen Madonna Raffael's, auch in ihr iſt etwas Schwebendes, eine verklärte und begeiſtigte Geſtalt, die nur auf Wolken dahingeführt zu denken iſt. Nur ein wahres und echtes Gefühl wird es nie getrennt können, wenn Petrarca in ſinnlichem Wortſpiel aus dem Namen Laura — L'aura „die Luft" oder gar Lauro „der Lorbeer" macht, allein die beiden Momente des Schwebenden und Glänzenden, die ja auch ſo unzertrennlich und mehr Homer's Götter malen, wenn ſie vom Ida auf das Schlachtgefild vor Troja eilen, ſind in dieſen Bildern auf das glücklichſte feſtgehalten. Den Marien hüllt der Mantel, ihre Geſtalt durch ſeine Falten künſtleriſch abzurunden, kennt der

Schleier. Den weißen Schleier aber hat Amor gewogen, den mittleren, der ihre Schönheit und seine Sorge verbirgt, aber das blonde Haar von ihm umflattern: so vollendet sich ihre Erscheinung. Und wenn er nun ein Mädchen diesen Schleier im Bade wechseln sieht, entzückt ihn dieser Anblick, wie einst die badende Diana den lauschenden Athäon, der Himmel selbst weint diesem Schleier nicht widerstehen können — wenn ich längst gestorben bin, wird sie mir den Himmels-Gnade erflehen und ihn ganz für mich gewinnen, wenn sie ihre Thränen mit diesem Schleier trocknet". Wie auf den Juliusbildern die Engel, trägt auch die Sehnsucht hier aufwärts zur „dritten Sphäre", dem Stern der Venus, wohin Madonna's Seele stammt, dort niederwärts zu jener „heiligen Stätte", wo Amor aus ihrem Auge den ersten goldenen Pfeil in sein unbewehrtes Herz schoß. Ueberall auf diesem Wege tönt ein „sheilig' Heilig'" um sie her. Nicht umsonst hat in der Wirklichkeit ihn Laura heißer und edler, ruhmbegieriger und des Lorbeers würdiger gemacht, in der Dichtung wird sie dafür zum Quell aller Tugend, zum höchsten Gute, zu jener innern Heimat, die Dante in Beatrice sah, zum Hinweisen, wie sich Hohe steigern wird, von vielen Kirchen der Sinnlichkeit und Weltweisheit gerufen war, seine Liebe an ihr, erhält hier die Flügel, die sie in jene Sphäre hinaufsingen, wo die Seligen körperlos sich selbst und Gott anschauen. Die Gedanken der Platonischen Philosophie von den heiligen und unvergänglichen Urbildern aller Dinge, von der Stimmen, von seinem Sinne in in äußerster Liebe der Seelen, wie sie selbst der erhabenen Sehnsucht entsprungen sind, gewähren da dem Dichter die schönsten, schon besseren Formen für seine Anschauungen. So malt nach dem Simone Martini, ein berühmter Künstler aus Siena, der im päpstlichen Palaste zu Avignon Fresken malte, zum Paradiese hinaufsteigen und dort nach Laura's Urteil das Gemälde der Herrlichkeiten entwerfen.

Noch einmal, wir schweben in einer phantastischen Welt, in der selbst die Edelsteine Diamanten und Topase, die Laura trägt, nur Symbolen der Standhaftigkeit und Reinheit sind — eine Welt, die freilich nicht Petrarca geschaffen, sondern die von den Arabern zu den Provenzalen, von diesen zu den ersten italienischen Dichtern getragen, schon in den Liebesgesängen Dante's und Guido Cavalcanti's ihren Grundzügen nach ausgebildet ist und die von ihm nur noch den zu ihrem Schmuck, den Vergleichen und Bildermetaphern erhält. Für die Menschen jener Zeit war alles Hochste und Tiefste in die Leidenschaften, sie versinnlichte allen seinen organisierten Seelen das Ideal. Und dagegen erscheint diese ganze Liebesdichtung mit Recht dürftig, arm, ausgeflügelt. Die Zahl der Sonette Petrarca's steigt mit den Jahren in einer alten Handschrift zu München aufgezeichneten auf mehr als vierhundert, die, mit geringen Ausnahmen, nur zwei Töne wiederholen, den der Sehnsucht über die Strenge, den der Klage über den Tod Madonna Laura's. Wer in der Dichtkunst mehr sucht als ein halb grüblerisches, halb harmonisches Spiel wohllautender Worte, wer Gedanken und eine Seele von ihr fordert, wird Petrarca niemals zu den großen Dichtern zählen, wird ihn weit unter Boccaccio und Ariosto stellen, Dante's und Tasso's gar nicht zu gedenken. Ja, vielleicht wäre er ganz vergessen, so tief mit Finsternis und Staub bedeckt, wie seine lateinischen geschmacklosen Gedichte und Briefe, wenn ihn nicht die Begeisterung für Italien, ein und ein anderes mal wenigstens in seinem Leben, mit dem Schwunge Virgil's erfüllt, wenn nicht, was ich als das Beste in ihm wie in Manchem sage, die Liebe zur Natur mit ihrem reinigenden Wechselhauche auch seine Seele mit Wahrheit durchdrungen.

Und in diesem Punkte wendet die „schwebende" Liebe sich wieder zur Erde und hat eine Geschichte.

Laura de Sade gehörte durchaus zu den kalten Frauen, denen eine nicht glückliche Ehe und in ihren späteren Jahren häuslicher Kummer oder eine ungeordnete Lektüre noch eine gewisse Verschlossenheit und Herbe der Empfindung geben. Nicht ohne viel Grübeln, daß sie mit Unterweisung vor ihrem Spiegel sah, wie Narziß „ihre Lust in sich selbst beschauend", kam sie den Huldigungen Petrarca's mit Mild und Strenge, mit allen Mitteln und Kunsten, aber doch so bewahrten Leiden entgegen, wenn eine schöne und geliebte Frau ihre Herrschaft zu sichern weiß. Und diese Herrschaft wurde wohlthätig auf den jungen, leidenschaftigen, noch rohen edlen Liebe entbehrenden Dichter. Sie führte ihn hinauf zu einer reine, trotz aller Unvollkommenheiten noch im Glanze des Ideals erscheinenden Gestalt, sie hielt ein Band von ganzer unruhiger, vielbewegter und widerwärtiger Leben hingegeben Nichtlaura. Und so ist in der ersten Zeit nach seinem Zusammentreffen in der Kirche des heiligen

Glanz wahr, wenig leidenschaftlich lieber, ist es ihr klar, wenn er es auch nicht selbst in jenen Gespräuchen gebände, in denen er dem heiligen Augustinus die Bücher seiner Sünden ablegt, bereuen, daß er ihnen mit aller Kraft seiner Seele, mit jedem Mittel, das den Verliebten das Verlangen eingibt, begehrt habe und vielleicht noch begehre. Petrarca, die in seiner leidenschaftlichen Neigung zu den Frauen, zu den Kindern, einem Sohn und einer Tochter, die ihm von einer andern, durchaus irdischen Geliebten geboren wurden, ihre Bestätigung finden. Schwerlich begnügte sich darum Petrarca's Liebe zu Laura mit dem Bild ihrer Augen, warmen leisen Druck ihrer Hand, den eine seiner Sonette preist, seltener schwerlich, wie einer seiner Erklärer, „bei dem Gedanken, einen Kuß auf ihre Hand zu drücken" — es ist eben bei ihm der Poesie ein anderes als das Leben. Und Madonna Laura? Ich glaube nicht, daß sie ihn jemals geliebt, nur die Hälfte jener Glut empfunden, in der er nach seinem Ausdruck „verbrannte", aber sie wird die Huldigung eines berühmten und allbewunderten Dichters, der offen gestehen durfte, daß er den Lorbeer nur ihretwegen, um des Gleichklangs mit ihrem Namen willen, liebe und zu geringen Preise, nicht gleichgültig von sich gewiesen, sie im Gegentheil mit mancher Gunst beehrt haben — der Liebe spielt ja nicht mehr in der dritten Sphäre, sondern in Babylon, in vornehmen, über jedes Maß und jede Sitte sich frech erhebenden Gesellschaften von Priestern und Weibern, am Ufer der Sorgue in dämmernden Abendstunden, im Reimgarten des alten, liebeskundigen Dichters Cavaricio bei Vene, des Vertrauten ihrer Neigung, der sie weit als „Liebespaar, wie's nie der Tag beschienen", begrüßt. Sonst ist Laura kalt, zurückhaltend, scheint um die Eifersucht ihres Gemahls nicht zu reizen, zumeist aus der Beschränktheit und Unempfänglichkeit ihres Wesens. Nicht unrecht vergleicht sie der Liebende so oft einem Götterbilde, einer marmornen Statue, die seine Leidenschaft nicht zu beleben vermag, die in allem wie ihre Kälte und Sprödigkeit verharrt. In diesem Sinne empfindet er am tiefsten das Unglück seiner Liebe, die vergeblichen Hoffnungen, unendlich vergossene Thränen, den bittern Irrthum, so viel Mühen, seine ganze, ruhmgekrönte Kunst verschwendet — und doch nicht ihre Liebe in jener kalten und begehrlosen Glut empfangen zu haben, wie sie ihm allein genügen konnte. Die Kluft, welche die Verhältnisse, sein Stand und ihre Ehe, trennend zwischen ihnen bildeten, mochte ein und ein anderer glücklicher Augenblick überbrücken, denn umsonst, sagt ein bedeutsames, aber wahres Wort, existirt man solche Worte nicht — allein ihre Seelen kamen einander darum nicht näher, immer blieb Petrarca's Sehnsucht ungestillt. Das Ideal erscheint nur wie im Fluge auf Erden — wie die alten Bildhauer die Gelegenheit gebildet, mit Flügeln an den Füßen, wenn du es haschen willst, ist es schon vorüber und läßt in deinem Herzen der ewig bereuende Wunsch zurück, die sein Bild die schön — jener Blick in der Kirche, der mehr versprach, als Madonna Laura erfüllen konnte. Darum erschreckt es ihn nicht, wenn ihre Augenlieder bald entschwinden, ihre Wangen erblassen, denn es tröstet ihn, daß sie mit ihm zusammen altert, und die geheime Hoffnung, daß in diesen späteren Jahren die letzten Funken seiner Leidenschaft besser zu dem milden und blassen Licht passen werden, das über ihre Gestalt ausgegossen ist, er erwartet von ihrer Freundschaft, was ihre Liebe nicht gab.

Im Anfang seiner Leidenschaft setzte gerade und quälte ihn Laura's Unempfänglichkeit; die Verzweiflung, mit der sie ihn erfüllte, gab der natürlichen Unruhe seines Geistes, seinem Drange nach dem Neuen, seiner angeborenen Reizbarkeit reiche Nahrung und zugleich einen Vorwand, ihnen zu genügen. Sorgen treibt ihn außer sein unstätes Wesen, trennen den Frieden zu suchen, den er niemals in vollkommenerer Sage genießen soll. Bald sitzt er zu Lombez, dem kleinen Bischofsitz seines Freundes, Jacopo Colonna, am Fuß der Pyrenäen, in Studien des Alterthums versenkt, in Gesprächen mit Sokrates und Plato, nur es gern Hofleute des Bischofs und ihm in der Neigung zu den classischen Schriftstellern wahlverwandt pathetisch nennt, bald irrt er in den Straßen und Hörsälen von Paris, zu Lüttich und Köln, an den Ufern des Rhein umher, überall nach römischen Schriften suchend oder die kostbaren Pergamente mühsam genug selbst abschreibend. Denn wieder fängt das Alterthum mit seinen Gestalten die Welt und die Geister zu bezaubern an, wieder schleudert Jupiter seine Blitze und sagt Apollo Lorbeern nach. Auf jeder Seite des Petrarca werden diese Erinnerungen wach, erhebt sich hinter der zusammenbrechenden Herrlichkeit der Ritterschaft und des Priesterthums, jenen noch wie Nebelbilder, der Schatten der römischen Republik, eine unabsehbare Heldenreihe von Consuln und Imperatoren. Ein Entdecker dieser verschütteten Welt ist Petrarca,

vielleicht der schönste, sicher der reinste Theil seines Ruhmes, denn in seiner einen Natur entsprach seine That seinem Wort. So durchforscht er, seine Reisen und Studien schreibend, die Bibliotheken nach den Büchern des Livius, von denen damals nur die zehn ersten bekannt waren, er schreibt mit unermüdlicher Sorgfalt die Briefe des Cicero an seine Freunde selbst ab — vielleicht auch darum, weil er sie in seinem eigenen Briefen nachahmt, ein Manuscript des Virgil's lässt er von seinem Freunde Simone Martini mit köstlichen Miniaturen, Darstellungen aus der Aeneide schmücken — eine rastlose, bewundernswürdige Thätigkeit, die aber doch nicht die Glut seiner Liebe — weder der wahren noch der erdichteten — auslöscht. Schon im dreizehnten Jahre 1331 sehnt er nach Avignon oder besser zu Laura zurück; wenn er die einsamen, grünlichen Ufer des Arroux durchirrt, glaubt er sie überall im Schatten der Bäume zu sehen, so viele Eichen und Buchen werden selbst zu schönen Frauen, zu den Freundinnen der Geliebten, in deren Mitte sie ihm oft erschienen. „Weiche sie!" ruft er der Welle der Rhone zu, als er zuerst wieder das Rauschen des „heiligen" Stromes vernimmt. Nur hofft er nicht allzu, nur es ist erwartet: ein Greis, der in Rom zwischen den Colonnaden und Dächern mit Marmorbern und blutigen Gesichtern lebt, hat den Cardinal Giovanni zu einer schwierigen Reise nach Italien genöthigt, Laura ist kälter und unzugänglicher als je. In dieser vergifteten Gemüthsart, die ihn nun umgab, warin auf sich allein in der engen, ihm verhassten Stadt angewiesen, fand Petrarca als letzten Trost — die Natur. „Die stillen Plätze", sagt er in einem seiner schönsten Sonette — „wo dem Laute seiner Sorgen von Menschen eingedrückt ist, durchwandle ich lieber, gedankenvoll; die Felsen und der murmelnde Bach sind meine Vertrauten, sonder ist niemand, der meine Klage vernehmen könnte, nur die Liebe wandelt neben mir." Es ist Vaucluse, selbst ebenso, das eingeschlossene Thal der Sorgen, mit Felsgasten, Wasserfällen, Myrten und Reingebüschen, seine „Eremitage". Wer möchte nicht, wenn er diese Verse liest, an die Spaziergänge Rousseau's im Walde von Montmorency, in dem auch jede Nachtigall Liebe flötet, jeder Baum ein verzaubertes Frauenbild umschließt? Und an diesem Punkte, glaub' ich, begann die allmähliche Verwandlung Laura's in das empfehlende Ideal. Was in Petrarca's Liebe Leidenschaft gewesen, hatte sich nicht ganz, aber doch bis zur Kühle und Ueberlegung ausgereift, so weit, daß ihm weder Hand noch Herz bei dem Schreiben seiner wohlgefeilten Sonette zitterten, ihm nie ein Ach! entschlüpfte, das nicht harmonisch gelungen. Stieg ihm nun auch Laura's Antlitz oft genug aus der „dritten Sphäre" in die Sinnlichkeit hinab, so ist doch der Ton gemessen, der seinen ihr und die ganze italienische Liebesdichtung beherrscht, das Gefühl dem feinen, schwärmerischen Verehrer und dem Adoptivsohn des Meeres gemäßen. Sobald er aber seine Liebe einmal als ein ihm Fremdes betrachtete, musste sie seine Seele mit vielen Zweifeln, mit dem Bewusstsein der Schuld belasten — der Schuld, nicht wie wir sie jetzt auffassen würden, als begangen gegen Recht und Sitte, sondern weil diese Leidenschaft von der Erkenntniß Gottes, der letzten Dinge, seines eigenen Heiles zurückhält. Diese Stimmung, die wesentlich nur ein Ausfluß seiner Schwermuth, des Grundzugs der Allvergänglichkeit war, lieh ihm in der Religion, in einem Briefe an den geliebten Augustinermönch Dionigi da Borgo S. Sepolcro, einen Lehrer, den er als Lehrer der Theologie in Paris hatte kennen gelernt, Trost und Rath suchen — „ich habe Dir, geliebtester Vater", schreibt er darin, „aufrichtig mein Leben dargelegt, meine Gedanken gebeichtet und ich bitte zu Gott, daß sie endlich bekümmig und fest werden und nach so langem Umherirren im Irrthum sich zu dem einzig wahren Gute wenden." Damals trat sein Bruder Gherardo, der ein ähnliches, leichtes und genußreiches Leben geführt, von dem plötzlichen Tod seiner Geliebten erschüttert, in das Kartäuserkloster zu Montrieux — und wenn da Petrarca den Berg Ventoux in der Nähe von Avignon besteigt, weint er wol auf seinem Gipfel, der überwältigenden Macht der Natur sich beugend, Thränen der Reue über seine Schwäche, bekennt, einsam, die Bekenntnisse des heiligen Augustinus auf seinen Knieen.

Allein was sind, was vermögen wir im Sturm des Daseins? Es reißt uns dahin eine unbezwingbare, unnahbare Macht. Unsere Thaten sind zugleich unsere Verschuldungen und der geheime Einfluß der Dinge, der selbst gegebene Natur auch gegeben auf unser sterbliches und sinnliches Leben wirkt, bestimmt unsere Heiligkeit wie unsere Sündhaftigkeit. In Augenblicken der Verzweiflung, des Irrthums werden all diese Erklärungen für Petrarca ihre Wahrheit, ihr tief Empfundenes haben, nur schwächen sie sich schon

in der nächsten Freude als Karl Schein. Da ist er wieder der eitle, seinem Werth nur zu gut fühlende Dichter, der in schwungvollem Liede an den Bischof von Lombez den Kreuzzug besingt, der in Frankreich gepriesen wird; der „Mann Italiens", wenn er dem neugewählten Papste Benedict XII. in lateinischen Hexametern Rom anempfiehlt, das verlassene, ewige Rom im Witwengewande, das seinen Herrn und Gemahl sucht und kummervoll mit sterbend erhobener Hand um Rückkehr beschwört — da sitzt er wieder hochgeehrt auf dem Schlosse zu Capranica, inmitten der kriegerisch gerüsteten Colonnas, denkt in ihrer Mitte sein geliebtes Rom und irrt, in den Trümmern des Coliseo wandelnd, mit dem Hauptes der Komödie, dem großen Stephano Colonna, von römischen Heldenthaten, von den Siegen und dem nun vergangenen Glanze der Scipionen. Wunderbare und doch so begreifliche Mischung der Religion, der Liebe und der Gelehrsamkeit, unentwirrbar in diesem vielseitigen, vielschillernden Menschen vereint. Da beruhrt der Gedanke in einer einzelnen Erscheinung wieder die Frage von dem Wesen des italischen Volks. Denn Petrarca ist ein Typus desselben; wie er, so nimmt das ganze Volk die Religion als etwas Aeußerliches, als eine nicht mit sich allein, sondern mit Priestern, Gebetbüchern und Ceremonien auszugleichende Angelegenheit, wie er jeden alle in einer längst begrabenen Welt von Schutt und Staub die kümmerlichen noch gebliebenen Funken, um daran die Fackel ihres naturalistischen Patriotismus, einer hohlen Schwärmerei für die römische Republik und Weltherrschaft zu entzünden; wie ihm ist ihnen allen die Liebe ein poetisches Spiel oder eine sinnliche Lust, niemals die Wahrheit des Herzens. Nur darum konnte Petrarca der Lieblingsdichter der Italiener werden, darum mußte vor den in sich leeren, aber harmonischen Reimen seiner Lieder Dante's ernste und heilige Muse verstummen. Solche Gesinnung, dieser Volkscharakter ist es gewesen, der Machiavelli an jenem schmerzvollen Tage, wo fürstliche Irrgeyer in Mailand mit allem Glanz und allen Schrecken der „Barbaren" einzogen, ausrufen ließ: „Ich glaube, daß von Italien nie einmal Gnade und Mitleid geschehen wird, um sich zu retten oder gerechtfertigt zu sterben."

Auf die Dauer befriedigte auch Rom den unruhigen Sinn Petrarca's nicht. Nach einer Seereise, auf der sein Schiff vielleicht Britannien's Küste berührte, kehrte er nach Avignon zurück. Schon war sein Ruf und sein Lied weithin verbreitet; er besaß ein Kanonicat in Lombez; mehrere male wurde ihm eine Stellung als päpstlicher Geheimschreiber angeboten, immer schlug er sie aus Abneigung gegen eine bestimmte, abhängige Thätigkeit aus. Wie tief seine Liebe zu Laura damals niedergebrannt war, mag auch für die Unglücklichsten die Geburt eines Sohnes beweisen, den ihm ein Mädchen aus Avignon 1337 gebar. Anderes, wie gesagt, ließ sich das alles in seinen Sonetten. Da drängt er in jedem Jahre seinen sechsten April, den Anfang seines Glücks und seines Wehs; da erregt ihm jeder Lorbeerbaum ein Zittern, jedes zufällige Begegnen Laura's die Furcht der Seligen. Ein farbiger Nebel, der den großen Künstler bewundern läßt, dem es gelungen konnte, dahinter die Wahrheit von allem zu verbergen. Denn ein echtes Gefühl, wie es in deutschen Volksliedern, in den Liebesgedichten Goethe's athmet, findet sich selten — und selbst dann noch gedrückt vom Zwang der Form. Aber jede Laura fügen „unter schönen Zweigen, von denen herab ein Blütenregen, Blatt an Blatt, auf sie niederrieselte. Schweigend, demüthig saß sie da, blütenüberstreut, wie in einer Glorie. Um den Saum ihres Gewandes spielten die einen, in ihr blondes, perlengeschmücktes Haar mischten sich die andern; die flogen zur Erde, die trieben auf den Wellen umher, alle aber umkreisten sie und riefen: Hier ist der Liebe Herrin!" Oder dies Sonett, das ich der trefflichen Uebersetzung von Karl Förster entlehne *):

Gesegnet sei mir Jahr und Tag empfangen,
Und Monat und Jahreszeit, Minut' und Stunde,
Das schöne Land, der Ort, wo mich gefunden,
Die süßen Augen, welche mich gefangen!

Gesegnet sei das erste süße Bangen,
In dem ich mich vor Amor noch verbunden,
Und Pfeil und Bogen, die mir schlugen Wunden,
Und Wunden, die mir tief zum Herzen drangen.

Gesegnet die so vielen Worte, in denen
Der Name meiner Herrin ewig erklungen!
Und alle Seufzer, alle Wünsch' und Thränen!

Gesegnet alle Blätter, die gesungen
Der Ehren Ruhm! Gesegnet all mein Sehnen,
Das ganz und einzig mich für sie durchdrungen!

Man muß den „Canzoniere" Petrarca's einmal durchwandert haben, um den Duft solcher Blüten ganz genießen zu können.

Avignon, das „Haus des Zorns" und die

*) Karl Förster, „Sämmtliche Canzonen und Sonette Petrarca's" (zwei Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1846).

„Merkſtein der Welt", das er hieß, verließ er 1337 für längere Zeit und zog ſich nach ſeiner Einſiedelei in Vaucluſe zurück. Sein Vater hatte ihn einmal, als er noch ein Knabe war, auf einer Luſtfahrt in das Rhônethal geführt und die gewaltigen Steinmaſſen, die Wälder in ihrer tiefen Einſamkeit einen unvergeßlichen Eindruck auf Petrarca's empfängliche Seele gemacht.

Vaucluſe liegt nicht allzu fern von Avignon, 15,000 Schritte, und von der Spitze eines ſeiner Felſen konnte man die Thürme der Stadt, „der lieben königlichen Zimmer", erkennen. Dort erhebt ſich inmitten einer Höhle plötzlich das Becken der Sorgue, noch jetzt als ein Naturwunder betrachtet und von Reiſenden beſucht. Gegen den Beginn des Frühlings ſchießt das Waſſer mächtig empor; es erfüllt, wie Guerin erzählt, den ganzen inneren Raum der Höhle, ſtürzt brauſend hinaus, bereitet alle Fruchtbäche, die umherliegen, und die Rhônestraße mit ſeinen ſchäumenden Wellen. Im Sommer aber iſt die Quelle klein und ſtill, aber immer durchſichtig wie Kryſtall, kalt und bitter. Dann liegt ein beſtändiger Sonntagsfrieden über dem einſamen Thal. Über dem kleinen Gaſtell, das auf der Höhe eines Hügels der Pfarrei von Cavaillon, Philipp de Cabaſſole, Petrarca's Freund, baute, auf den Schatten der Wälder und der grünen Wieſen, die der Lichter, „Laura" benennend, durchirrt. Ein Garten voll Roſen umgibt ſeine Einſiedelei, die Beute des Thals ſind ſeine Genoſſen, mit denen er redet, angelt, ja meiſt. Leicht haben ſeine beſcheidenen Wünſche Befriedigung, in ihm ſelbſt wird es hell. Wohl liebt er noch Laura, aber „traurigen, ehebrecheriſchen" — ſie iſt ſchon blaſſer geworden, ein nur noch aus Nebeln auftauchender Morgenſtern. Immer iſt das Unverſtändene haltend zwiſchen ihren Seelen. Es beſchämt ſeine eigene Ahnung davon, wenn er ſagt, daß er wider Willen lieben müſſe. Somit gewahrt er leicht den weiblichen Einfluß, den eine großartige, ſtimmungsvolle Natur lämernd auf ihn ausübt. „All meiner Werke Quelle und Anfang iſt Vaucluſe" — auch des Liedes, das ihm den Lorbeerkranz einbringen ſollte. Und weiter muß ich an jene berühmte Stelle in Rouſſeau's „Bekenntniſſen" erinnern, wo er ſeine Betrachtung im Walde von Montmorency ſchildert, der ihn beim Reize der blühenden Frühlingserde über den Wechſel aller Dinge wie der heilige Auguſtinus der heidniſchen Philoſophen ergreift; ſie wiederholt ſich bei Petrarca: — „Als ich in jenen Bergen am Charfreitag 1337 einmal umherirrte, erfaßte mich mächtig der Gedanke, ein Epos von Scipio Africanus zu dichten, deſſen Name mir, wunderbar genug, ſchon ſeit meiner Jugend theuer und werthvoll war." Ein Gedicht, von dem er und bald die ganze gebildete Welt ſich Großes verſprach. Während dieſer Arbeit tauchte mit den alten Erinnerungen auch die Erinnerung an die Dichterkrönungen auf dem Capitol in ihm auf und beſchäftigte ihn bald ausſchließlich. Hier konnte der ſo vielfach bedrängte Lorbeer endlich eine Wirklichkeit für ihn gewinnen. Durch Vermittelung des Pater Dionigi hatte er mit dem gelehrteſten Fürſten der Zeit, dem König Robert von Neapel, einen Briefwechſel angeknüpft, in dem er alle ſeine ſophiſtiſchen Redekünſte, Schmeicheleien und Beredſamkeit aufbrauchte, ihn günſtig für ſich zu ſtimmen. Jetzt, wo der erſten Bücher ſeines lateiniſchen Gedichts die Augen aller ihm zugewandt haben, ſchreibt er dem Pater am 4. Januar 1340: „Du weißt, wie ich über den Lorbeerkranz denke, aber ich habe auch beſchloſſen, ihn keinem andern König zu verdanken als dem, von dem wir ſprechen" — und läßt zugleich durch die Colonna in Rom, durch den Kanzler der Sorbonne in Paris, Robert de Bardi, alle Hebel in ſeiner Lichterkrönung in Bewegung ſetzen. So viele Anſtrengungen gelangten zum Ziel; in den Morgenſtunden des 21. Auguſt 1340 erhielt er vom römiſchen Senat, gegen Abend von der pariſer Univerſität eine Einladung, den Lorbeer feierlich zu empfangen. Daß er, der „letzte Römer", ſchwanken konnte, welcher Stadt er den Vorzug geben ſollte; daß er den Cardinal Colonna um Rath in dieſer ſchwierigen Frage bat, beweiſt, wie ganz wenig ſeine Begeiſterung für Italien ſeine Seele erfüllte. Der Entſcheidung des Cardinals folgend, ging er nach Rom. Eine Prüfung, die er drei Tage lang vor dem König Robert und ſeinem Hofe beſtand und die ihm den Titel eines königlichen Almoſeniers und den koſtbaren Mantel Robert's eintrachte, erklärte ihn des Lorbeers für würdig, und ſo ſtieg er denn am 8. April 1341, am Oſtertage, inmitten eines feierlichen Zuges — zwölf vornehme römiſche Knaben in Purpurkleidern voran, Lictor in ſeinen Ehren folgend, danach ſechs Patricier in grünen Gewändern, blumenbekränzt, zuletzt der Senator Orſo d'Anguillara, dem der Lichter ſchon vorläufig Schwerter gewidmet, inmitten des Volks, den Lorbeer auf dem Haupte — die Treppen zum Capitol hinauf. „Es lebe", rief er dreimal, „das römiſche Volk, es lebe der Senator und

Gott erhalte sie in der Freiheit!" Darauf setzte er wieder und der Senator setzte unter Trompetenklang und Volksjubel den Kranz auf die Stirn — „Der Lorbeer ist des Laurus Lohn!" Noch sprach Petrarca ein Sonett zu Ehren der alten Römer, noch rief das Volk: „Es lebe der Dichter! Hoch das Kapitol!" Aber „ach, dieser Kranz hat mich weder weiser noch beredter gemacht! Er hat nur den Neid gegen mich entzündet und mir die Ruhe geraubt, deren ich genug!" — das ist auch ein schmerzliches Geständnis von der Hinfälligkeit und dem Irrthum unserer erhabensten und besten Wünsche.

Das Gedicht, die „Africa", das ihm den Lorbeer erringen half, ist nun vergessen; er selbst fing an, es gering zu schätzen, zu vernachlässigen; mehr als einmal wollte er es verbrennen, doch auch in dieser Stimmung noch die andern täuschend, denen er wol sagte, „er lege sein theuerstes Kind auf den Scheiterhaufen". Allein und ausschließlich beschäftigten ihn neben seinen wissenschaftlichen Forschungen nur seine italienischen Gedichte — „sie hätte ich nicht verbessern können, auch wenn ich gewollt!" Und auch in diesen Liedern ist mit seiner Krönung ein Höhepunkt und damit, wie in allem Irdischem, eine Erschöpfung eingetreten. Die beiden einzigen Gegenstände seiner Dichtung, die Sehnsucht der Liebe und die Vaterlandsliebe, beide elegisch gefaßt, haben in beständig wiederkehrender Form und ähnlichem Ausdruck ihren Inhalt verloren; die Hälfte seiner Canzonen und Sonette, bemerkt Ruth in seiner „Geschichte der italienischen Dichtung", bestehen „aus Wortspielen, gezwungenen Vergleichungen, der Zerlegung eingebildeter Gefühle, aus Worten und Sätzen ohne Sinn". Erst ein Trauerfall — so mächtig, wie jener erste Blick Laura's gewesen — konnte dieser absterbenden Blume für eine kurze Zeit eine neue Blüte geben; es ist der Tod der Geliebten.

Bei dem letzten Abschied, den Petrarca, fortgerissen von der Erneuerung der römischen Republik durch Cola di Rienzo, aus Vaucluse scheidend von ihr nahm, war sie blässer und leidender als je, schon ganz „eine weiße Frau", von Todesahnungen erschüttert. Weiter als gewöhnlich ging sie eines Abends mit ihm am Ufer der Sorgue, ohne Schmuck, in einfachem, weißem Kleide, leise redend von vergangenen Tagen, beide nun kühl und still geworden, an der Schwelle des vierzigsten Jahres. So, den Schleier nachflatternd, erschien sie ihm im Traum zu Verona. Er erwartete in zitternder Aufregung täglich das Schlimmste; jener furchtbare „Schwarze Tod" hatte seine Wanderung durch Europa begonnen. Am 3. April 1348 fühlte sich Madonna Laura von seinem Nahen ergriffen: „gesund noch am Geist, krank am Körper", diktirte sie dem Notar Guillaume Jacobi ihr Testament; am 6. April, zur selben Stunde, wo sie Petrarca geliebt und in der sie somit auch ihr Leben eigentlich begonnen, starb sie. Auf das erste Blatt seines „Virgil" schrieb er, als ihm diese Nachricht ward, die schmerzlichen Worte, die je seiner Feder entflossen: „Laura, leuchtend durch ihre eigenen Tugenden und lange in meinen Liedern gefeiert, erschien zum ersten mal meinen Augen, in der ersten Zeit meiner Jugend, zu Avignon in der Kirche der heiligen Clara, in der Morgenstunde am 6. April 1327. Und in derselben Stadt, in demselben Monat April, an demselben sechsten Tage in der ersten Stunde, im Jahre 1348, ward diese Sonne dieser Welt entzogen, während ich zu Verona weilte, ach, leider Gottes unkundig! Erst zu Parma traf mich am 19. Mai in der Frühe der Brief meines Freundes Luigi mit der unseligen Nachricht. Ihr keuscher und schöner Leib wurde noch am Abend ihres Todestages in der Franciscanerkirche beigesetzt. Ihre Seele aber, glaube ich, ist, wie Seneca vom Africanus sagt, in den Himmel zurückgekehrt, von dem sie gekommen. Dies wollte ich zur herben Erinnerung, in der Süße des Schmerzes, gerade an dieser Stelle niederschreiben, die mir so oft vor Augen kommt; daß es fortan in diesem Leben nichts mehr gebe, was mir gefiele, und daß nach dem Zerreißen dieser stärksten Schlinge es Zeit sei, Babylon zu fliehen. Dazu mag mich der Anblick dieser Worte und der Gedanke an die Flucht der Jahre oft ermahnen! Dazu mag mir Gottes Gnade leicht den Weg bereiten, wenn ich festern und männlichen Sinnes der Vergangenheit eitle Sorgen, nichtige Hoffnungen und unerwarteten Ausgang betrachte!" Welch besseres Denkmal könnte die Liebe begehren als diese Zeilen?

Wahrer als hier hat nie sein Schmerz gesprochen. Denn einmal aus der Wirklichkeit wieder zur Poesie geflüchtet, benutzt er ihn sogleich zum schönen Zweck; die Klage um Madonna's Tod schließt wie der Gewölbbogen der Kirche, hinaus in die Unermeßlichkeit weisend, künstlerisch und harmonisch die Geschichte seiner Liebe ab. Nun wird „sein Lied eine traurige Weise im schwarzen Kleide", nun führt es im

Abendschatten um die Bäume von Vaucluse, im Rauschen der Wellen, im Gesang der Nachtigallen ihre Todtenklage. Weil seine schwermüthige Natur sich ganz dieser sentimentalen Auffassung des Daseins zuneigte, gelingen ihm diese Sonette am besten; er sinnt nur: „wo sie geblieben, wer sie jetzt in der bessern Form, die droben herrscht, wie ihr holder Schleier anschauen sei.“ Darum eilt er in seine Einsamkeit zurück; hier ist jede Stelle heilig, jeder Pfad geweiht; da „sieht er sie als holde Nymphe aus der Sorga Tiefe hervorsteigen, am Ufer sich niederlegen oder gleich irdischen Frauen über die Blumen der Wiese wandeln, Mitleid im Blick“; da enthüllt sie ihm das Geheimniß ihres Herzens, daß sie ihn geliebt und nur der Ehre und seines Heils wegen geschwiegen. Die Verklärung ist vollständig, alles ein Schweben, ein Duft von himmlischen Rosen. In seinen „Triumphen“, einer traurigen Nachahmung Dante's, schreitet sie daher wie Beatrice auf der Spitze des Fegefeuerbergs, als Göttin der Keuschheit und Besiegerin Amor's gefeiert. Die sterbliche Gestalt — „den schönen Schleier, den er liebte“ — ertödtend, hat er sie doch auf Wolken, in eine unnahbare Sphäre erhoben, in der nur das Auge hinaufzuschauen, die keine Hand zu erreichen vermag. Ihr Blick und ihr Tod, das sind die beiden „Realitäten“ in Petrarca's Dichtung.

Soweit sein Leben und die Geschichte seiner Seele darum von Einfluß auf seine Kunst war, schließt es mit jenem 19. Mai 1348. Hochgeehrt von allen Tyrannen Italiens, den Gonzaga, Visconti, Carrara, über Gebühr mit Schätzen, Ruhm und fast anbetender Bewunderung überhäuft, verbrachte er seine Jahre mit lateinischen und griechischen Studien, fast bis zu seinem Tode in allen politischen Händeln der Halbinsel als Gesandter, Rathgeber und Vermittler viel genannt, durchaus ein glücklicher Sterblicher. Seinen geliebten Freunden gegenüber spielte er oft den Verächter seiner italienischen Poesie, bekümmerte auch vor der Nachwelt, sie überhaupt gedichtet zu haben; in Wahrheit feilte er und besserte er bis an sein Lebensende daran. Oft stand er des Nachts auf und überarbeitete sie; an einem Sonett hat er so vom 11. September bis zum 18. Februar, mit Unterbrechungen natürlich, geformt und schreibt noch an diesem Tage darüber: „Jetzt klingt alles gut, sieh' aber trotzdem noch einmal zu!“ Solche Arbeit ließ dann freilich seine Verse in jenem Strom von Wohllaut, Süße und Gutdünken hingleiten, der bis heute jedes italienische Ohr berauscht. Eins ist sein unbestreitbares, ihm wie zu rasendem Besitzthum: der zuweilen ergreifende, so sinnlich und geistig nie wieder ausgeprägte Ausdruck der Sehnsucht, die, um ihren Gegenstand recht zu genießen, ihn auf dem Aermel wegen des Propheten zum Himmel aufsliegen läßt. Diesen Vorzug und die Mängel seiner Dichtung fühlte er, vor allen in Hinsicht auf Dante's „Göttliche Komödie“, deren Ruhm er tief beneidete, bis zu einem gewissen Punkte selbst herauf; sein Einleitungssonett sagt es:

Ihr Reim, verstreut in Klagen und in Grämen,
In eitler Hoffnung schwankend, eitlen Schmerzen —
Wer jedem weiß es, wer sich empfand im Herzen,
Mitleid, wenn nicht Verzeihung sich gewinnen.

Die Gottesurtheile.

Von Landgerichtsrath Dr. Schneider.

II.

Außer dem schon oben besprochenen Loos war es der Zweikampf, das Kreuzgericht, die Heiß- und Kaltwasserprobe, das Tragen des glühenden Eisens, das Durchgehen durch ein Feuer, oft im Nachthemd, das Ueberschreiten neun oder zwölf glühender Pflugschare, der geweihte Bissen und die Abendmahlsprobe, die noch unter den Gothen von Frankreich, Deutschland, England und Skandinavien vorkamen, wobei bald die eine, bald die andere Probe landesüblich war, bald die eine der andern substituirt wurde. Ob man aber im Kampfe mit einem Gegner die Wahrheit verfocht, ob man ein Beweismittel wählte, wobei nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge eine Verletzung des Körpers erfolgen mußte, oder ob der Beweis der Schuld dadurch geführt wurde, daß ein ganz gewöhnliches Vornehmen außergewöhnliche Nachtheile brachte, wie beim geweihten Bissen, und der Naturgesetze dabei abgeändert wurden, daß das Wunder an dem Schuldigen verübt wurde, wie bei der Kaltwasserprobe, das bleibt sich gleich; überall ist es die Gottheit unmittelbar, die das Zeugniß ablegt.

Das Recht, zu kämpfen, sei das Recht, Waffen zu führen, voraus; „kämpflich grüßen“ konnte deshalb nur der freie Mann; als aber die Stände sich trennten, da bildete sich auch der Grundsatz aus, daß man nur dem ebenbürtigen Standesgenossen zu Recht zu stehen brauche, und für den niedern Stände trat entweder das Gottesurtheil oder der Stock ein. Selbst für Frauen

suchte man auf manche Weise den Kampf zu ermöglichen, wenn man nicht vorzog, daß sie einen Mann für sich kämpfen ließen. Oft hing es von dem Kläger ab, die gewöhnliche Beweisführung zu verwerfen und gleich auf Kampf zu klagen; in andern Fällen stand es dem Beklagten frei, sich das Ordal zu wählen. Für den Kampf selbst bildeten sich die genauesten Vorschriften und die Kampfrichter waren berufen, für ihre genaue Befolgung Sorge zu tragen.

Die Kreuzprobe, in einem Capitulare Pipin's von 754 erwähnt, von Karl dem Großen für den Fall angeordnet, daß seine Söhne sich um das Erbe streiten sollten, von Ludwig dem Frommen aus religiösen Skrupeln verboten, bestand darin, daß die beiden Gegner mit ausgestreckten Armen standen und der sich als besiegt erklärte, der sie zuerst sinken ließ; oder der Angeschuldigte streckte die Arme eine bestimmte Zeit während der Messe aus und siegte, wenn er dies vermochte. Auf diese Weise wurde ein Streit zwischen dem Bischof von Paris und dem Abte von St. Denis über das Eigenthum einer kleinen Abtei, ein Streit zwischen der Stadt Verona und der Geistlichkeit entschieden. Alle Nonnen des Klosters Buchsheim mußten auf diese Weise ihre Unschuld darthun, als man ein neugeborenes Kind in der Nähe des Klosters gefunden hatte.

Bei dem geweihten Bissen mußte der Angeschuldigte einen Bissen von Brot und Käse von bestimmtem Gewicht, bei der Abendmahlsprobe die Hostie verschlingen. Der Schuldige sollte dies nicht im Stande sein, der Bissen blieb ihm im Halse stecken. Die Redensart „Ich will das Abendmahl darauf nehmen", erinnert noch heute an diese Probe.

Die Feuerprobe, welche darin bestand, daß der Angeschuldigte bloß mit dem Hemd bekleidet, durch ein Feuer ging, unbeschuht über neun oder zwölf glühende Pflugschare dahinschritt, oder ein glühendes Eisen eine Zeit lang trug, kam früher häufig vor, und in im Capitulare von 803 das Dahinschreiten über neun glühende Pflugschare als Reinigungsmittel von der Anschuldigung auf Mord festgesetzt.

Der Kesselfang, das Hineingreifen in einen Kessel siedenden Wassers bis zu einer bestimmten Tiefe, oder das Herausholen eines Gegenstandes aus demselben war gothische Rechtssitte und ist im Gesetze der Westgothen, im Salischen Gesetze, im „Sachsenspiegel", den Gesetzen des Longobardenkönigs Luitprand, in den Capitularen und dem altsächsischen Landrechte gebeten. Die Kirche scheint eine besondere Vorliebe für dies Ordal gehabt zu haben.

Die Kaltwasserprobe erwähnt schon Hinkmar von Rheims, aber erst vom 12. Jahrhundert ab verbreitet sie sich über Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien, England und Schottland, und wie sie schon zur Zeit Bernhard's von Clairvaux die Probe gegen den Manichäismus wird, so wird sie im Hexenprocesse das scheue Prüfungsmittel der Hexen, ja als der Hexenproceß aus dem Gerichtssaale verschwunden ist, kann das Volk immer noch nicht von der Wasserprobe lassen, und noch muß manches alte Mütterchen, das der Hexerei beschuldigt wird, schwimmen.

Wer dem Gottesurtheile sich unterziehen wollte, bereitete sich darauf vor; er fastete, betete, oft in Gemeinschaft einiger Freunde, er nahm das Abendmahl und der Priester sprach dabei die Worte zu: „Ich gebe dir diesen Leib unsers Herrn Jesu Christi heute zur Beweisführung." Bei dem Kesselfang wurde das Volk nicht in der Kirche zugelassen, nur die Zeugen; der Angeschuldigte kniete nieder, der Priester las die Messe und beschwor nach derselben den Beklagten noch einmal, daß er Gott nicht versuchen möge. Alle Gegenwärtigen wurden darauf mit Weihwasser besprengt und mußten es kosten; das Evangelium und das Kreuz wurden zum Kusse gereicht, der Angeklagte aber auf vorgeschriebene Weise bekleidet. Während dessen singt der Priester eine kurze Litanei und spricht dann über Wasser, Feuer, Eisen u. s. w. einen Exorcismus und eine Benediction, worin, bei vielen Berufungen auf biblische Wunder, Gott gebeten wird, daß, wenn der Angeschuldigte schuldig und sein Herz durch des Teufels Tücken verhärtet ist, er an der Hand dessen, der sie in das siedende Element getaucht, ein Zeichen gebe, damit seine Seele gerettet werde; wenn er aber unschuldig ist, beweise, daß jener die Hand heil und unverletzt aus dem Wasser, in das er sie getaucht, herausziehe; wenn aber der Angeklagte, des Verbrechens schuldig, durch die Kraft einer Zauberei, sei es durch Kräuter, sei es durch Beschwerungen, die göttliche Gerechtigkeit beugen oder bestechen wolle, die göttliche Rechte das Böse zerstören und die Wahrheit der Sache an das Licht bringen möge. Nachdem nun der Angeschuldigte das Eisen getragen oder die Hand aus dem Wasser gezogen, verband sie der Priester,

und erſt am dritten Tage band er ſie auf und ſprach ſein Urtheil.

Aehnlich war das Verfahren bei der Kaltwaſſerprobe. Der Angeſchuldigte faſtete zuweilen vierzig Tage, dann wurde eine Meſſe geleſen, und war der Prieſter bis zum Abendmahl gekommen, ſo beſchwor er den zu Prüfenden und vollzog dann die Communion, wobei er die obenangeführten Worte ſprach. Nach der kirchlichen Feier nahm der Prieſter das Kreuz, das Evangelium und die Kerze und beſprengte, wenn er an den Ort gekommen war, wo die Probe ſtattfinden ſollte, alle mit Weihwaſſer, gab auch dem zu Prüfenden davon zu trinken, wobei er ſprach: „Dieſes Waſſer habe ich dir heute zur Beweisführung gegeben.“ Hierauf beſchwor er das Waſſer, wobei er unter anderm ſagte: „Im Namen der heiligen Dreieinigkeit! wenn hierbei Schuldige ſind, es ſei durch die That, oder durch Zuſtimmung, oder durch Rath, ſo laſſe ſie auf dir ſchwimmen, und nichts komme gegen dich thun irgendeine Zauberei, noch ein Blendwerk des Teufels bewirken, daß die göttliche Unterſuchung und Offenbarung verborgen werde.“ Dann beſchwor er den Menſchen und bekleidete ihn mit dem dazu beſtimmten Anzuge, ließ ihn das Evangelium und das Kreuz küſſen, ihn dann aufs Waſſer bringen, wobei eine auf beiden Seiten gehaltene Leine das vollkommene Unterſinken verhinderte, und eine abermalige Beſchwörung des Waſſers folgte. In den ſpätern Herenproceſſen machte man nicht ſo viel Umſtände und der Mühlgraben wurde die improviſirte Prüfungsſtelle für die der Hexerei Verdächtigen.

Und die Mehrzahl ſchwamm. Aber nicht nur hiervon haben wir eine Menge actenmäßiger Zeugniſſe, ſondern auch davon, daß viele aus der Feuerprobe unverletzt hervorgingen. Wir wollen uns nicht auf die vielen Erzählungen berufen, wo die Apoſtel des Chriſtenthums ſeine Göttlichkeit durch Feuerprobe und Meſſeleſung den zu bekehrenden Heiden bewieſen, nicht auf jene Legenden, erfunden, die Wunder der Heiligen und die Sittenreinheit der Geiſtlichen zu verherrlichen, nicht auf die Sagen des Nordens, meiſt aus norwegiſchen Königsſagen, die Jahn Arneſen in ſeinem „Isländiſchen Proceß“ geſammelt hat: es gibt nicht nur eine große Anzahl geſchichtlicher Thatſachen, ſondern auch eine Menge verbürgter und beglaubigter Urkunden, in denen das Wunderbare nicht in den Vordergrund tritt und die Thatſache nur einfach durch Zeugen feſtgeſtellt wird. Richardis, Gemahlin Karl's des Dicken, bewährte ihre Unſchuld durch die Feuerprobe: „Das bewerte ſie damitte, daß ſü ein gewichſet Hemede one bot und damit in ein für gieng und bliep unverſert von dem für.“ Im Jahre 1087 beſtand ein Florentiner Mönch glücklich die Feuerprobe, um ſeine Ordensbrüder von dem Vorwurfe einer ungerechten Klage zu befreien. Auch Peter Bartholomäus ging mit der heiligen Lanze, um ihre Echtheit zu beweiſen, im Hemde durchs Feuer, ſtarb aber leider einige Tage darauf. Kunigunde, Gemahlin Heinrich's II., und Emma, die Mutter Eduard's des Bekenners, reinigten ſich durch die Probe der glühenden Pflugſchar. So erzählt auch unter anderm eine von 15 Kanonicis, 12 Aebten, 11 Aebtiſchen, 6 Miniſterialen und außerdem von vielen Zeugen unterſchriebene Urkunde des Biſchofs Friedrich von Halberſtadt von 1214, daß das glühende Eiſen durch das Schiff der Kirche bis an den Altar der heiligen Jungfrau getragen und die Hand nicht nur nicht verbrannt, ſondern geſünder ausſehend befunden wurde.

Wie mag das zugegangen ſein? Die harten Hände unſerer Verfahren, durch welche Montesquieu das Räthſel zu löſen ſucht, ſo wie die Behauptung Wiarda's, daß das Eiſen nicht glühend, das Waſſer nicht ſiedend geweſen ſei, dürften nicht ausreichen. Wahrſcheinlicher iſt wol, daß die Prieſter Mittel und Wege kannten, die Einwirkung der Hitze unſchädlich zu machen, oder die entſtandenen Brandwunden zu heilen, wenn ihnen durch das Verbinden der Hand eine dreitägige Friſt gegeben war. Daß man im Mittelalter ſolche Mittel gekannt habe, welche das Verbrennen verhüteten, iſt kein Zweifel. Wilda führt zum Beweiſe Fortuſo, einen Arzt der Florentiniſchen Schule an, welcher einem von ihm gegebenen Recepte nachrühmt, daß es jedes Gottesurtheil des Waſſers und Feuers aufhebe, und ebenſo gibt Albertus Magnus ein Recept an, um die Hand unverletzt zu erhalten, wenn ſie dem Verbrennen ausgeſetzt iſt. Wer möchte behaupten, daß ſich die Geiſtlichkeit ihrer nicht bedient habe, wenn es ihr daran lag, die Sache nicht den natürlichen Gang gehen zu laſſen? Aber auch im Volke wurden ſolche Kenntniſſe gepflegt. Als die Mutter des Königs Hakon Hakonſen, um die echte Geburt ihres Sohnes zu beweiſen, das Eiſen tragen ſollte, ſagte ein gewiſſer Sigurd von Brabant, daß er ein Kraut habe, welches ihn in den Stand ſetze, das Eiſen ohne Beſchädigung

zu tragen. Man ist deshalb auch darauf, daß der Beschuldigte nach dem Waschen der Hände weder den Kopf, noch die Haare, noch irgendetwas darüber, um nicht durch eine Salbe oder einen Saft sich zu schützen. Ganz besonders aber ist es der allgemein verbreitete Glaube, daß man durch Hexerei und teuflische Künste das Gottesgericht betrügen könne, was darauf hindeutet, daß im Volke Mittel bekannt waren, die Hexe unschädlich zu machen. So heißt es bei Burchard von Worms: der solle wie ein Zauberer behandelt werden, der etwas böse, womit er sich trage, von dem er glaube, er könne dadurch Gottes Gericht umgehen. Deshalb erweitert die Geistlichkeit das Gebiet und das Wasser wie den Menschen mit viel Gebet an, die Kunde des Teufels unwirksam zu machen. In dem Glauben aber, daß getrunkenes Chrisma vor dem Verbrennen schütze, was eine Verordnung Pippins bezeugt und worauf sich die Beschuldigte bei Burchard von Worms beruft: „Hast du Chrisma getrunken, um das Gottesgericht zu betrügen?“ wird der Priester aber Gott gerufen, da das von ihm geweihte Oel der göttlichen Einwirkung bewußt entgegentritt. Der Widerspruch mit dem Trinken des durch den Priester geweihten Weihwassers vor dem Gottesgericht, mit dem Trinken des Chrisma, gleicht sich nur dadurch aus, daß es hier der Priester selbst reicht, während es dort von dem Laien widerrechtlich angewendet wird. Es kommt aber bei der Unverletzlichkeit durch das Feuer noch ein anderer Umstand in Betracht, dessen Möglichkeit wir wenigstens nicht absprechen wollen, der ekstatische Zustand, der durch das Bewußtsein der Unschuld mit dem festen Glauben an die göttliche Hülfe in einem gläubigen, gottergebenen Gemüthe erzeugt wurde. Daß in einem solchen Zustande die Schwerverbrennlichkeit aufgehoben erscheint, daß Gluth dem Körper nicht schaden, Verletzungen schnell heilen, das Feuer den Körper nicht angreift oder nur leichte Spuren hinterläßt, davon haben sich Reisende der neueren Zeit bei Indern, buddhaistischen Derwischen und mohammedanischen Heiligen überzeugt. Die Gewalt, die der Geist über den Körper dabei ausübt, ist eine scheinbar unglaubliche, aber jede Somnambule liefert uns den Beweis der Möglichkeit, daß unter gewissen Bedingungen die Wirkungen physikalischer und chemischer Agentien auf den lebenden Körper bedeutend abgeändert werden, und daß sich auch auf diese Weise die Herrschaft des Menschen über die Natur bewährt. Jede höhere Lebenssphäre bewirkt die niedere, und wenn wir in den niederen Regionen thierischen Lebens, im Stoffwechsel, die chemischen Gesetze abgeändert und überwunden erscheinen, so treten sie bei jeder höheren Lebensthätigkeit mehr und mehr in den Hintergrund, sie werden latent.*)

Ganz anders ist das Verhältniß bei Schwimmen bei der Kaltwasserprobe. Während nämlich bei der Feuerprobe Gott das Wunder thut, um die Unschuld an den Tag zu bringen, werden hier die Naturgesetze an Gunsten der Schuldigen abgeändert. Im Herrenrecht galt die Wasserprobe als vorläufiger Beweis, ehe das inquisitorische Verfahren begann; die Herr mußte in der Regel erst geschwommen haben, ehe sie auf die Folter gebracht wurde, und daß dies unnöthig geschwommen, beweisen die Acten. Da können wir doch nicht anders glauben, als daß in der vorgerichtlichen Belastung, in den Banden, die vorschriftsgemäß an Armen und Beinen gebunden wurden, in dem um den Leib gelegten Strick, der so befestigt war, daß die Genitalien nicht gebunden werden konnten, in dem auf beiden Seiten des Knäuels gehaltenen Seile, an welchem die der Zauberei Beschuldigte gehalten wurde, die Mittel liegen, ein schnelles Untersinken zu verhindern. Wir können aber auch hierbei einen andern Umstand nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, den nämlich, daß in gewissen ekstatischen Zuständen die Schwereverhältnisse des Körpers sich anders verhalten als im gewöhnlichen Leben, wobei das Wasser den Körper trägt. Wir haben an der bekannten Seherin von Prevorst ein Beispiel, daß die Glieder derselben selbst nicht mit Gewalt unter dem Wasser zu erhalten waren, welches uns das Wandeln der Gläubigen auf dem Wasser ebenso möglich erscheinen läßt als das Schwimmen ekstatischer Frauenzimmer. Man berufe sich nicht auf die Unveränderlichkeit der physikalischen Gesetze. Wie durch Elektricität und Magnetismus die Schwere der Körper aufgehoben wird, so gibt es noch höhere Kräfte, die gleiches in erhöhtem Grade bewirken.

Auch bei dem Loos, um hierüber noch ein Wort beizufügen, ist das magische Wirken des Loosenden zu berücksichtigen. Bei einer willenlos ausgeführten Wahl, einer Bewegung, unbewußtem Einflusse überlassen, gibt sich der Mensch passiv

*) Siehe indessen hier von Meyer gegebene, rein natürliche Erklärung in diesen Blättern: „Ein im Feuer“, N. A. Bd. III, S. 217–234. D. Herr.

der göttlichen Einwirkung hin, die seine Hand führen, seinen Arm stärken soll. Nun ist es allerdings nicht die Gottheit selbst, die den Arm führt, aber es ist die magische, intuitiv-prophetische Thätigkeit des eigenen Geistes, die durch die unbewußte Bewegung sich kund gibt. Der prophetische Thätigkeit unseres Geistes wirkt aber nur da wahr, wo sie ungestört und ungetrübt vom intelligenten Tagesleben thätig ist, auf der niedrigsten Stufe im Traumschlaf, auf der höchsten im prophetischen Hellsehen, während alle Mittelstufen, mehr oder minder getrübt durch das Einmischen intelligenten Gehirnlebens, allerhand Täuschungen in ihrem Gefolge haben. So ist auch der Glaube an die prophetische Kraft des Leibes all dem Aberglauben beizuzählen, welcher in der magischen Bewegung, im Sieb- und Schlüsselbohren, im Pendographen auf Scherbentöpfchen, im magischen Selbstschreiben und den Autographen der verwandtschaftlichen Geister irgendeine verborgene Wahrheit zu finden meint, ebenso wie der Erscheinung selbst, der Offenbarung unseres innern Traumlebens durch magische Bewegung, die Wahrheit in seiner Weise absprechen. Es ist ein gräßlicher Aberglaube, in jenen rein physiologischen Erscheinungen dämonische Einwirkungen zu sehen und den Offenbarungen aus der Geisterwelt ein handgreifliches und gläubiges Ohr zu leihen, wie es jetzt von vielen Seiten geschieht.

Anregungen.

Sophie Laroche.

Noch kürzlich lebten wir in Offenbach am Main und sahen wenig in unsere städtische Vergangenheit zurück, eingerissene Häuschen sehr unbehaglich fand, in dem die Großmutter Bettina wohnte. Sophie von Laroche, die Polyxena und deutsche Pamela des vorigen Jahrhunderts, wie man sie nach dem Anfang ihrer Erzählungen nennen könnte.

Schon früher (N. A. Bd. III. S. 63) gaben wir eine kurze Darstellung der Lebensmomente einer Frau, die mancherlei sah, die wildesten Zeiten erlebte und sich doch eine reine und dem Charakter des 18. Jahrhunderts entsprechende schwärmerische Empfindungsweise erhielt.

Inzwischen ist eine vollständige Biographie derselben erschienen. Schon einmal hatten wir das Vergnügen, Ludwilla Assing, eine Nichte Varnhagen's von Ense, als Schriftstellerin zu begrüßen in der Schilderung des Lebens der ihr befreundeten Gräfin von Altenbeit, langjährigen Freundin Immermann's. Jetzt entwickelt sie in „Sophie von Laroche, die Freundin Wieland's" (Berlin, Janke, 1859) eine bedeutendere Erscheinung.

Sophie von Laroche war die Tochter des Arztes von Gutermann in der kleinen Stadt Kaufbeuren in Schwaben. Sie war der Liebling von dreizehn Geschwistern und wuchs, man möchte sagen ohne Unterricht in dem Bibliothekzimmer ihres Vaters auf. Leben, Sinnen — mitunter ein wenig Denken — das bildete sie, verschieden genug von dem, was unsere Mädchen jetzt durch ihre Gedächtnisübungen erreichen sollen.

Schön und lieblich wuchs sie heran, mit träumerisch sinnenden Augen und großem Wissensdrang. Bei ihrem Vater sprachen manche bedeutende Männer ein, reiche Leute der Wissenschaft, deren vielseitigem Gespräch sie gern lauschte. Unter diesen befand sich ein Italiener, mit schwarzen, glühenden Augen, Pianorini, ein junger Arzt, herüber an den Hof Friedrich's III. nach Dresden als dessen Leibarzt. Sophie zählte damals zwölf Jahre und machte gleich bei ihrem Erscheinen einen tiefen Eindruck auf den jungen Mann. Das zarte, graziöse Mädchen war eine ihm neue Erscheinung. Er schloß sich an sie an, unterrichtete sie, half ihr bei ihrer Ausbildung und — dafür lernte sie ihn lieben. Gutermann, der Vater, hatte nichts einzuwenden gegen den jungen Mann, als daß er katholischer Confession war, und stellte die Bedingung, seine Onkel als Protestanten anerzogen zu sehen. Darüber entzweite man sich. Pianorini begab sich nach Dresden und blieb unvermählt. Er konnte die schöne, geistvolle Braut nicht vergessen. Sie erwies sich diesmal, was sonst nicht Frauenart, als der unbeständigere. Ein Zufall führte sie mit einem jungen Studenten zusammen — unserm Wieland — und sie schenkte ihm ihre Neigung. Aber damit endigte ihr gegenseitiges Verhältniß. Eine Studentenliebe! Dem alten Gutermann war an solchem Schwiegersohne wenig gelegen. Darum gefiel der weit ältere, wohlbestallte Laroche um so mehr und diesem reichte Sophie auf sein Verlangen ihre Hand, um ihm eine treue Gattin zu werden und ihm fünf schöne Kinder zu schenken, die sie auf das zärtlichste liebte. Ihre Verbindung mit Wieland hörte darum nicht auf. Als beide von der Zeit und dem Geschmack (auch Sophie Laroche schrieb in ihren späteren Jahren Romane) überholt waren, blieben sich die beiden alten Leute treu und tauschten zwischen Offenbach und Ochsenhausen ihre Erinnerungen aus.

Ludwilla Assing hat, wie Perlen zu einer Kette, Briefstellen und Auszüge aus Briefen und Memoiren aneinander gereiht, mit deren Hülfe wir den Lebensgang dieser interessanten Frau genau verfolgen und entwickelt sehen. Eigenes gibt sie wenig, außer einer Bemerkung hier und da, einer Erläuterung, um und

das Ganze anschaulicher zu machen und die einzelnen Fragmente zu verbinden. Nur so gewinnt dieses und gelungene Urtheil verdient den Dank des Lesers, der ein so interessantes Buch nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen und sich vorzugsweise von jenem „Cultus des Genius", den Vorhagen anbahnen half, um so mehr wohlthuend angeregt fühlen wird, als die Kunst des liebevollen Eingehens auf fremde Naturen immer seltener zu werden beginnt. Man erkundet, namentlich in den Literaturgeschichten, Schulbüchern, in viele wird man kopfüber die Menschen, indem man nur das an ihnen gelten läßt, was über den Schablon als ihre Gattung registrirt werden will. Diese Weise rächt schon lange, die Literaturgeschichte zu einem Todtenacker zu machen.

Von der Reise.

In diesem Jahre wird man im Zimmer reisen müssen und „Bäcker", „Abeles", „Reichardt" und die „Gleichgabelbleichen" mit aufmerksameren Augen verfolgen müssen.

Ein Buch von in Berlin ruhmlichst genannten Landsleuten, Hermann Helling „Briefe aus Corsica" (Berlin, Springer 1859), führt uns durch die Schlummer des alten und die Straßen des neuen Rom.

Vielleicht ist kein Punkt der Welt öfter beschrieben als das Thal der sieben Hügel. Was Hermann Helling gibt, sind nur kurze Schilderungen, Momente von meist sauberer Ausführung, die hier und dort frischer und lebendiger auf uns wirken als die großen und schweren Statistiken. Es ist nicht sowol Rom, das der Verfasser betrachtet, sondern er spiegelt in diesem ungeheuern, freilich zerschlagenen Weltspiegel sich, sein modernes Fühlen und ironisches Lächeln ab. Immerhin gelingt ihm dies, den römischen Bettern, Polizisten und Medellen gegenüber; aber vor der Gewalt dieser Trümmermassen, die mit ihren Großstürmen, ihrem Leonardesiul und ihren Katakomben auf ihn einzudringen scheinen, flüchtet sein Humor erschreckt zu der geliebten Szene oder in den Schatten irgendeines großen Namens zurück. Damit sei nicht gesagt, daß man immer nur die einseitigen, einzelnen allbekannten Empfindungen über Rom verkünden solle, im Gegentheil, wir wünschten einmal den Humor auf diesen Hügeln zu sehen. Das moderne Leben, das dem Verfasser wahlverwandt ist, wird denn auch am schärfsten, schersten und liebenswürdigsten dargestellt; der Stoff ist nicht mächtiger als die Hand, die ihn in gefällige Formen zwingt. Und diese gefällige, leichte Form, die wesentlich von einer künstlerischen Anschauung bedingt ist, läßt uns manche Kegerei des Verfassers vergeben: die Ansicht, die er nach Goethe und Wilhelm von Humboldt ausspricht, daß Rom ewig ohne moderne Ordnung und die Campagna ohne Kultur bleiben müsse, ist denn doch hoffentlich eine übermuthige und gehört jener romantischen Zeit an, die dem Gemüthe einiger „Höherer Seelen" ohne Bedenken eine mittelalterliche Gesinnung eingeimpft. Leider zeigt auch unsere Politik, daß wir noch über Italien nicht anders denken als mit den Empfindungen unserer Großmutterzeit, wo wir die Worte der Hebenkämpfen anfingen, zum ersten male uns auch politisch zu erbrüsten. Wenn E. M. Arndt neulich sagte: „Der Italiener kann den Deutschen nicht leiden", so hat er leider recht; denn Schritt vor Schritt ist der italienische Boden seit einem Jahrtausend mit deutschem Gewaltthaten besäet.

In derselben leichten Weise, aber ohne Humor schildert Waldemar Gruffardt in „Reiseskizzen von 1857 und 1858" (Leipzig, Wigand 1859) die Zusammenkunft des Kaisers Alexander II. und Napoleon's III., das Badeleben von Biarritz, Ausflüge in die Pyrenäen bis nach Spanien hinein. Diese Gegenden sind wenig von Touristen besucht und Gruffardt hat so den Vortheil, manches zu schildern, was keiner vor ihm dargestellt. Nur entbehren seine Beschreibungen jener Lebendigkeit Helling's, die doch allein ihnen Werth verleihen kann, da sie weder den Vorzug einer wissenschaftlichen Darstellung noch einer vollen Anschauung besitzen. Ein greller Contrast bleiben das Verfassers und einer Vorgängerin Napoleon's, die auf den ersten Seiten des Buchs sich des Lesers ergreift, heben nicht besonders den Eindruck des an sich ganz unterhaltenden Werkes.

Glosse.

Nirgends läßt sich mehr rhadamanthisch Menschenkadaver anstellen als in einer Gemäldegallerie — unter den Zuschauern. Dort hat man gleich den Künstlergebilden gegenüber, vom jedem Kopf sein specifisches Gewicht.

Ein Freundesantlitz.

Ein ehrlich Menschenangesicht
Wie kannst du Herz und Auge laben
Wenn draußen uns so manches Wicht
Den Seelenfrieden untergraben!
Drum fliegt mein Herz dem deinen zu,
Ich muß im Geist die Hand dir drücken
Ob überströmt mich selge Ruh,
Seh ich in deiner Züge Blicken

O ehrlich Menschenangesicht!
In deinen himmlischen Geberden
Da steht, daß noch verloren nicht
Das Gottesebenbild auf Erden!
Geberden, wundersam durchglüht
Küßt neu ich aller Kräfte Regen
Vertrau'n, die Gottesblume, blüht,
Verhaut, erquickt von deinem Segen

Ernst Fischer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Vierter Band. **Nr. 38.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Alexander von Humboldt. — Die theologischen Pfingstfeinde. Von Moritz Hartmann. — Briefe über Madrid. III. Von Ernst von Wildenbruch. — Der Aerzte von Paris. 1795 und 1859. — Gerichtsverhandlungen. III. — Glocken. — Neues aus Haiti. Von Ernst Kossak.

Alexander von Humboldt.

Ein Brief aus Berlin.

Inmitten großer politischer Bewegungen, beim fernen Donnern der fränkischen Kriegskommando, die zweimal die schönsten Pläne des Jünglings zerstört, erlebt das Leben des Mannes, der weit über ein halbes Jahrhundert der Ruhm seines Vaterlandes und der Stolz seiner Vaterstadt Berlin war.

Ueber die Grenzen des Landes, innerhalb deren der deutsche, mit dem Streitschwert die Welt erobernde Alexander seine Siegesbahnen auf Die Macht der Urwälder, die Meereswüste und der Sternenhimmel hatten sich seinem Herrscherblick erschlossen. Die Trauerkunde seines Hinganges war keine unerwartete, vierzehn Tage hatte der edle Greis gekrankt, aber schmerzlich trafen die Worte: „Alexander von Humboldt ist todt" — an jedes Herz. Die Gelehrtenwelt war mit ihm verwaist, er strahlte für uns in seiner ferien Höhe wie verklärter hin, deshalb ward der Gedanke, von hinter schreiben zu müssen, von allen, die ihm näher standen, fast wie ein Unmögliches betrachtet, und doch mußte das Gesetz der Natur sich auch an ihm erfüllen.

Alexander von Humboldt stammt aus einer hugenottischen Familie. Sein Vater, Alexander Georg, war während des Siebenjährigen Krieges

Adjutant des Prinzen von Braunschweig, nahm später seinen Abschied als Major und erhielt die Kammerherrnwürde von Friedrich dem Großen. Aus seiner Ehe mit der ebenso liebenswürdigen als geistvollen verwitweten Frau von Holwede, geborenen von Colomb, die ihm die Güter Kalkreuth und Tegel zubrachte, entsprang jenes berühmte Brüderpaar Wilhelm und Alexander von Humboldt, die gleich den Dioskuren am Himmel der Wissenschaft leuchten werden.

Der Aeltere, Wilhelm von Humboldt, ist 1767 geboren, der berühmteste Sprachforscher und Staatsmann, „ein Perikles seiner Zeit", wie ihn Boeckh, sein Freund, nannte.

„Durch die Sprache begreift der Mensch die Seele der Völker" — dieser Ausspruch hat sich an beiden Brüdern erfüllt.

Alexander von Humboldt hat viel von Reichthum, so allumfassend, so bedeutungsvoll wie jener, wird auch sein Name durch die Jahrhunderte strahlen. Ein Rückblick auf die Geschichte sagt uns, daß das Jahr 1769 nicht nur Deutschland in Humboldt seinen Herrn gab, sondern daß Frankreich ihn in Napoleon I. und Cuvier, England ihn in Wellington empfing.

Humboldt wurde den 14. Sept. 1769 in Berlin, in dem Hause Nr. 54 in der Jägerstraße geboren, das jetzt dem Geheimen Commerzienrath Alexander Mendelssohn gehört. Ein überaus an-

er mit schwächlicher Kunde, gemäß er bei gutbelobenden Pflege seiner ähnlichen Männer, deren Liebling er war. Auf dem Schlosse zu Tegel, dem Sommersitz der Letzteren, der reizenden Oase in der sandreichen Umgegend Berlins, erhielt in der gelehrten Umgebung schwächliche Kind Hier war es, wo, umgeben durch seinen ältern Bruder, J. Heinrich Campe, den Vater des „Robinson", die Bilder der Heimath sich im Keimen in seiner Seele widerspiegelten. Der Park mit seinen großen Irrgängen weckt der sinnlichen Phantasie zum Urwald, die Wellen des See's gemahnen ihn an seine Meere, und wenn eine Wasserjungfer für so einen der wichtigen Insekten führte, so schwärmte er, ein an amerikanischen Küste verschlagener Robinson zu sein. Schmetterlinge wurden gefangen, Pflanzen und Steine gesammelt, und es schien erwünscht später sich schmeicheln, daß der Sternenhimmel ihn nur einer Hülle nicht so leicht zu schauender Fragen erhielt habe.

Als sein Vater 1779 starb, war Humboldt neun Jahre alt, der Mutter lag die doppelte Verpflichtung für die Erziehung der Knaben am Herzen. In welcher umsichtigen Weise sie dieser nachkam, erhellt aus der Wahl der Lehrer, die sie berufen, denen sie das für die damalige Zeit bedeutende Honorar von 100 Friedrichsdor gab, um ihren Söhnen gewissenhafte und treue Führer dadurch zu erwerben. Der nachmalige Geheimrath Kunth, der Oheim des vor wenig Jahren hier verstorbenen Botanikers, folgte nach Campe, in nicht minder vortrefflicher Weise die ihm anvertrauten Zöglinge leitend. Von großem Einfluß wurden aber in jener Zeit für den jungen Alexander die botanischen Studien, die er bei dem in Spandau lebenden Chirurgus Heim — dem nachmals so berühmten Arzte — machte. Durch die reiche Fülle der Blumenwelt lockte er ihn zu der unscheinbareren der Moose und Flechten, der Gräser und Algen. Heim hatte solche Vorliebe für die ersteren, daß er den Straßburger Münster bis zum obersten Kreuz hin bestieg, um die leichter Meerkinde, die Kunst hafteten, herabzuholen und sie als Seltenheit seiner Sammlung einzuverleiben. Bald aber veranlaßte die Krankheit der Mutter einen dauernden Aufenthalt in der Stadt, und hier setzte er bei Willdenow, dem bedeutendsten Botaniker nach Linné, seine Studien fort, trieb nebenbei auch mit Interesse Mineralogie. Kaum 17 Jahre bezog er in Kunth's Begleitung die Universität zu Frankfurt an der Oder, aber die Cameralwissenschaften schienen ihm rauhen und langweilig gegen das lebendige Naturleben, dem er sich seit früherer Jugend hingegeben und in das einzudringen ihm bald zum leidenschaftlichen Bedürfniß wurde. Er wandte sich daher nach Göttingen, wo Blumenbach als Naturforscher, Eichhorn als Geschichtsforscher berühmt waren und Humboldt auch Georg Forster kennen lernte. Die Schilderungen des weitgereisten Mannes übten bald einen mächtigen Einfluß auf die tiefe, phantasiereiche Seele des Jünglings, dem die Palmen des Botanischen Gartens in Berlin schon die Sehnsucht nach einer Heimat ins Herz gelegt hatten. In jene Zeit fällt seine erste Studienreise, nach dem Rhein, und ein kleines Werk, das er schrieb: „Ueber die Basalte am Rhein". Damit war der Kunde des Reisetriebs im Stamme empfangen und 1790 ging er mit Forster und van Geuns nach Holland, Belgien, Frankreich und England. Von dem Eindruck, den ihm der erste Anblick des bewegten Meeres an der Seite des Weltumsegelers machte, zu einer Zeit, wo er noch keine Ahnung hatte, daß er zwölf Jahre später die Küsten mit ihrem wunderbaren Feuerleuchten leben würde, sprach er stets mit jugendlicher Wärme, ebenso von dem Aufenthalte in London, wo er die damals noch lebende Witwe Cook's besuchte und Sir Joseph Banks ihn, den einundzwanzigjährigen jungen Menschen, so lieb gewann, daß er ihn am liebsten in London behalten hätte.

Zurückgekehrt glaubte er immer noch sich dem Wunsche der Mutter gemäß von neuem in die cameralistischen Studien vertiefen zu müssen und besuchte zu diesem Zweck die von Büsch gegründete Handelsschule zu Hamburg, als den Quell aller lebenden Sprachen. Diese aber und der großartige fremdländische Verkehr rissen ihn vollständig von dem Fachstudium der Cameralwissenschaften los und trieben ihn an, sich seiner tiefsten Neigung zu den Naturwissenschaften zu widmen. Nach kurzem Sommeraufenthalt in Tegel, von wo aus er an Rahel Levin seine „Hebräischen Briefe", datirt von: „Schloß Langewerle", schrieb, und in den geistvollen Kreis, den Meier Mendelssohn und die ihm geistesverwandten Familien gebildet hatten, trat, ging er auf die Bergakademie nach Freiberg, wo Werner, der Begründer der Geologie, den Lehrstuhl innehatte, nebenbei nicht nur die oberirdische, sondern auch die unterirdische Flora studirend, wie sein Werk: „Specimen Florae Fribergensis subterraneae", das er herausgab, bekundete. Dort lernte er Leopold

von Buch kennen, und diesen beiden trefflichen Schülern Werner's war es vorbehalten, auf der einmaligen, so vielen Streitigkeiten Veranlassung gebenden Werner'schen Theorie die Argumente heraus den gegenwärtigen Standpunkt der Geologie nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze Welt anzubahnen.

Buch und Humboldt, so eng durch die geistige Verbindung, durch die gemeinsame, wissenschaftliche Strebung miteinander verbunden, waren doch in innerlich verschiedener Natur, daß sie sich in ihrem späteren Leben mehr abstießen als anzogen.

Buch hatte einen Stengel, Hartnäckigkeit, bei manch sehr charaktervollem Charakter, der überall da, wo er überzeugt war, Tüchtiges zu finden, auch in Thaten hervortrat und sie förderte, für alle Halbheiten aber und Mittelmäßigkeiten war er durch die Rauheit und Strenge seines Wesens unnahbar. Bei Humboldt dagegen ging die Milde seines Wesens stets weit über die Erkenntniß der Mittelmäßigkeit, die sich ein Heim suchend, an ihn wandte und ihn belästigte. Er hätte sich und seinem Herz und seiner Zeit unverzeihlich sich vorwerfen müssen, daß man ihn durch Verletzung persönlicher Empfindlichkeiten oder sonstige Störungen gekränkt habe, wofür er aus Höflichkeit sich doch noch schließlich habe bedanken müssen — konnte aber in seiner angeborenen Güte solche Plagen nicht abschlagen. Er machte dabei der Fliegen und Mücke gedenken, deren Plagen, lästig und arm, sich doch auch des Sonnenstrahls erfreuen.

Nachdem er vorübergehend als Assessor beim Berg- und Hüttenamt in Berlin gearbeitet, ging er 1793 als Oberbergmeister nach Baireuth, das damals zu Preußen gehörte. Dort wurde der ebenso kraftvolle als geistvolle junge Mann bald der Brennpunkt allseitigen Interesses. Er stiftete die Bergschule zu Steben, machte in jeder Weise praktische Einrichtungen und half, wo er helfen konnte, denn dem geistigen Pathengeschenk hatte das Schicksal auch die materiellen Mittel zugefügt. Warm und offen, wie sein Herz, war seine Hand stets zum Geben bereit. Darin liegt das doppelt Anzuerkennende, daß, nicht benöthigt, sich durch Fleiß und Arbeit eine Stellung in der Welt zu erobern, sondern trotz des großen Vermögens, er sich dieser unermüdeten Arbeitslust, dieser Leidenschaft der angestrengtesten Thätigkeit durch sein ganzes Leben hindurch hingab. „In dieser Arbeitskraft", sagt einer seiner Freunde, „lag sein Genius."

In Baireuth lernte er auch Jean Paul kennen und mit unnachahmlichem Humor erzählte er noch oft von dem Dichter: „Wenn Jean Paul beleuchtet schön erscheinen wollte, so trug er eine Nägelperrücke, die voran zu mit einer großen Tretter auf der Stirn versehen und auf den Rücken zum Zubinden war. Jener große lange Absolomen mit Perlenaug hingen ihm tief in sein Gesicht über den ernsten Kopf hervor." Jean von Kraftmann hatte einst drei Tage in seiner Zeit bei ihm gewohnt, als er auf seiner Reise nach Moskau durch Baireuth kam, und eine ehrende innige Freundschaft mit Jean Paul geschlossen. Später war ihm bei seinem Aufenthalt in Paris Jean Paul wieder begegnet, wo er infolge der großen Aufregung, die ihm durch die Staël, in deren Werk „Sur l'Allemagne", gewecken war, sich den Genuß der Pariser Schätze nicht recht hatte verschaffen können. Jean von Staël aber sei durch seine persönliche Erscheinung nicht wenig in Verlegenheit gerathen. Der geistige Schwächeling habe zwischen das Knaben und die Manieren eines so plumpen und gewöhnlichen Menschen gebracht, daß er in den Salons wenig Glück mit ihm gemacht habe und selbst auf all ihren Matinéen gemieden worden sei.

Durch den Tod seiner Mutter, der 1796 starb, kam er in den Besitz eines großen Vermögens. Dadurch gewannen seine stets gehegten großen Reisepläne neues Leben, zum höchsten Bedauern seiner Untergebenen legte er seinen Posten nieder und verließ den Staatsdienst, sich nach Jena wendend, um dort noch Astronomie und Anatomie zu studiren. Es war Goethe's und Schiller's Glanzepoche, im Verkehr mit diesen und andern berühmten Männern jener Tage rechnete er den Aufenthalt zu den sehr „erquicklichen Epochen seines Lebens". Goethe's klarer Blick in die Natur, die das Fundament seiner eigenen Anschauung war, die Schiller aber sarkastisch „seinen faulen, schwitzenden Freund" nannte, zog ihn naturgemäß mehr an als Schiller. Beide Dichter stellten damals dem jungen Gelehrten das Programm: Goethe, daß Humboldt durch das Gegenüber der Weisheit des Gegenstandes, durch sein Talent, auch die Fähigkeit habe, das Plastische in der Natur zu erkennen und es darzustellen wisse. Schiller dagegen glaubte, sehr charakteristisch, er werde sich in der Trockenheit der Gesetzlichkeit, der Oede des Verstandes verlieren. Geist und Körper trennen, ein guter Anatom, wie ein Prophet der Natur werden.

Im Jahre 1797 verließ er Jena und ging mit seinem Bruder Wilhelm und dem reichen Heinrich Lichter nach Wien, Salzburg und Paris. Dort war es, wo er seinen Freund, einen Zögling der Bergakademie und des Petersburger Gartens, kennen lernte. Beide jungen Männer zogen sich angezogen an und Bonpland ist der innigste und bis zum Tode getreue Freund Humboldt's geblieben, er handelte noch im spätesten Lebensalter in seinem innigen Verkehr miteinander.

Einer Bonpland war im Begriff nach Aegypten zu gehen, dieser Expedition wollte Humboldt sich anschließen, um von da aber den Persischen Meerbusen sich nach Indien zu begeben. Aber General Bonaparte war auf dem Hafen von Toulon zur Eroberung Aegyptens gelegt, Nelson, der feindlichen Flotte entgegensteuerte, mit mit Schlag für den 1. August 1798 auf der Rhede von Abukir. Jene französischen Kriege waren hier zum ersten male hinderlich in seinen Weg, er mußte seine Pläne aufgeben und ging nach Madrid, ausgerüstet mit Empfehlungen, vermöglichen Instrumenten und Geldmitteln. Früher als vor drei Jahren Columbus, erhielt er die Erlaubniß nach Amerika zu schiffen und die spanischen Colonien zu bereisen, da er die Kosten aus eigenen Mitteln zu bestreiten vermochte. Er benachrichtigte seinen Freund Bonpland, der sofort zu ihm eilte, und am 5. Juni 1799 segelten beide Freunde auf der Fregatte Pizarro von Corunna ab.

Auf der Insel der Glückseligkeit, wie die Alten Teneriffa ihrer unendlich reichen Vegetation, ihres idealen Thales von Laceremte wegen nannten, landeten sie zuerst. Für Humboldt war sie es im vollen Sinne des Worts, denn sie erschloß ihm eine neue Welt der Wunder, die er erahnt, nie gesehen hatte. Der Pic, der mit seinem weißen Dunststeinhaupt, wie ein mit Schnee bedeckter Riese, hoch über dem Meeresspiegel emporleuchtet, ward erstiegen, die Analyse der atmosphärischen Luft gemacht. Am 16. Juli liefen sie in den Golf von Cariaco und betraten Cumana. Die Küste von Paria, die Missionen der Indier, die Kaffee- und Cacaoplantagen durchwandernd und das weite Stromgebiet des Orinoco befahrend, verweilten sie in Angostura. Hier vervollständigte Humboldt zuerst seine astronomischen Kenntnisse, indem er durch die Jupitertrabanten die Länge von Cumana und die Küstenlette von Cumaná zu bestimmen vermochte. Durch die baumleeren Savannen der Llanos, die am linken Ufer des Orinoco sich bis zur Sierra Parime ausdehnen, wo wandernde Indier gleich den Nomaden unserer Steppenländer im Innern des Landes leben, wanderten sie weiter, von der 1350 Toisen über dem Meere sich erhebenden Cumbre de Mavia die reichblühenden Besorgen, die amerikanische Alpenreise, sich durchend.

Im Februar erreichten sie die ersten Thäler von Aragua, wo der salzreiche See von Valencia, von den Eingeborenen Tacarigua genannt, ihn entzückt an den Genfersee erinnerte, nur daß hier ein noch malerischeres Element vorherrsche, die nahen Pflanzungen und die ganze Fülle der Tropenwelt in seinem fruchtbaren Becken sich widerspiegelte. Die üppigste Fülle des organischen Lebens trat hier in unendlicher Schöne in ihre Persönlichkeit, in seinen „Ansichten der Natur" hat er in glänzenden Farben jene Bilder in phantasievoller Schöne gemalt; hätte Schiller die Herausgabe seines Werks erlebt, er würde erkannt haben, daß das tiefste Wissen der höchste Poesie ist.

Nicht der obere Schrecken irregulär Sumpf des Aranoco, noch die von Tigern wund gebissenen Füße, da die Stämme derselben durchwandert werden mußten, vermochten die Wißbegierigen aufzuhalten. In kleinen Canoes fuhren sie auf dem Rio Apure hinab zum Orinoco und auf diesem bis zur Mündung des Guariare hinauf zu den Wasserfällen von Atures und Maipure vorbei zum Rio-negro. Durch das dichte Gebüsch der Tropenwälder trugen Indianer ihnen die Canoes nach, mit unsäglichen Beschwerden drangen die Reisenden vor und kehrten auf dem Orinoco zu den Karaiben zurück. Oft in Lebensgefahr, von der brennenden Hitze verschlungen zu werden, bewahrte Humboldt unter anderen als Augenzeuge jener Tage ein vergilbtes Blatt mit den verwischenen Conturen einer Zeichnung des Stromgebiets, es war dasselbe, das er vor sich hatte, als die Welle ihn überfluthete, das Fahrzeug zu vernichten drohte und Bonpland ihm zurief: „Restez tranquille, je vous sauverai, je suis nager."

Humboldt ist vielfach und mit Recht der zweite Entdecker Amerikas genannt worden, denn erst durch seine Forschung schloß er die Schätze und Reichthümer der Neuen Welt auf und fand in ihr die Spuren einer seit Jahrhunderten begrabenen Culturepoche, deren Erinnerungen noch im Lapidarstil ihrer Denkmäler, ihrer über den Rücken der Anden laufenden Kunststraße von Peru, wie eine Via Appia oder die „Kaiserstraße des

alten Rom", von verklungenen Jahren, von einem Völkerkammer sprachen, der von fernen Horden verdrängt ward. Die [illegible] verschiedenen Sprachen, die Europäer kaum als verwandt in Amerika ansah, erfüllten Humboldt noch während [illegible] Untersuchung auf jenen Steppenbrachen der nördlichen und südlichen.

Im Schlosse zu Tegel hängt ein Ortsgemälde zu Lebzeiten, das Humboldt — wunderbarerweise im Berliner Norden, östlich der damaligen allgemeinen Tracht — auf dem Chimborasso darstellt. David malte Napoleon I. über die Alpen gehend; nur winzig ist der Hauptheld im Vergleich der Höhe, die unter Zeichnet Hertz und doch so [illegible] Klopstocks [illegible] Gestalt hier einnimmt! Er war der erste Deutsche, der den [illegible] Fuß hohen Gipfel des Pichincha betrat.

Die Höhe des Südens Mexiko zeigte den Reisenden in ihren Formen jener großen Naturwunder neuerer Zeit, den [illegible] in einer einzigen Nacht aus dem Schoß der Erde emporgeschleuderten Vulkan Jorullo von [illegible] Fuß Höhe mit seinen [illegible] dampfenden Feinen Kratern.

Von den Andes-Maultieren, die sich an dem lange mit einer Eisrinde belegten Madeleine-Strom herabsenken, schauen sie nach Mexico zurück, und landeten, glücklich dem gefährdenden und stark grassierenden „schwarzen Erbrechen" zu Veracruz entführend, über Philadelphia und Washington gelangt im August 1804 in Bordeaux.

Neuntausend Meilen waren innerhalb vierer fünf Jahre zurückgelegt, die gesamte Schätze der Erde erobert wurden. Zweitausend Exemplare neuer noch unbekannter Pflanzen enthielten unter anderm die reichen Herbarien, die sie mitbrachten.

Humboldt's Werk: „Vues des Cordillères et monuments des peuples de l'Amérique", gibt uns die hier nur angedeuteten Eindrücke seiner Seele in vollendeten Bildern wieder, die Natur der neuen, ältesten Welt tritt uns auch hier in ihrer großen Formen, in ihrer frischen Lebenskraft oft blendend und gigantisch entgegen — sie erscheint dem alten Europa gegenüber wie ein vom Lebensstille strotzender Jüngling neben einem abgelebten Greise.

Er wählte Paris einstweilen zu seinem bleibenden Aufenthalt. Der Verkehr mit den Autoritäten der Wissenschaft, seinem Freunde Bonpland, Cuvier und Gay-Lussac, mit dem vereint er den Gesetzen der Wärmeverteilung auf der Erdoberfläche nachforschte und andere zu weiteren Forschungen anregte, führte ihn an der Seite.

Nachdem er 1827 den König Friedrich Wilhelm III. zum Kongreß nach Verona begleitet, in Rom und Neapel sein wissenschaftliches Material geordnet, kam er im Herbst 1827 nach Berlin und war das Haupt der in Berlin tagenden [illegible] Naturforscherversammlung. Seine [illegible] gehaltene Begrüßung und Einleitungsrede erschien alsbald als [illegible] Monument seiner Epoche im Druck. In der Antwort, die Alexander von Humboldt als Erwiderung auf die Einladung der Naturforscherversammlung nach Karlsruhe 1858 am 20. April sandte, bekannte sich die verewigte Seele: „Ich würde mich glücklich schätzen, die so gütige Einladung in die Schweiz, durch Natur und wissenschaftliche Reminiszenz so verführerisch, fast am 14. September annehmen zu können, wenn nicht schon die Jahre mein hohes Alter und meine beschwerlichen Leiden mich gehindert hätten, einer Versammlung zu beiwohnen, der ich einmal selbst habe die Ehre gehabt zu präsidieren und die als ein schwaches Ebenbild der moralischen Einheit des deutschen Vaterlandes übrig geblieben ist."

Im Winter 1828 wiederholte er hier vor einem überaus zahlreichen und gewählten Publikum seine bereits in Paris gehaltenen Vorträge über physische Weltbeschreibung. Die lebhaftgierige verwöhnte Welt Berlins lauschte im Saale der Singakademie den Worten des Weitgereisten, der die Wunder der Natur in erhabener Weise ihrem Geiste enthüllte, indem er in der Aula durch seine Vorträge der Studenten zum begeisterten Streben für der Naturwissenschaften diente. Schon im Jahre 1812 war Alexander von Humboldt durch Graf Romanzow im Namen des Kaisers Alexander an einen großen naturhistorischen Orte durch das Innere von Asien eingeladen worden, ähnlich wie einst Peter Forster von Katharina II. zu der wissenschaftlichen Weltumsegelung mit dem Kapitän Malewski. Doch wie im Jahre 1796, so durchkreuzte Napoleon zum zweiten male durch sein Kriegsglück seinen Wunsch. Erst im Jahre 1829 erging eine neue Aufforderung der russischen Regierung an ihn zu einer gemeinschaftlichen Untersuchung des Ural-gebirgs. Er unternahm die Reise mit zwei jetzt noch lebenden berühmten Gelehrten, dem Geologen Professor Gustav Rose und dem Entdecker der infusorischen Welt, Professor Ehrenberg. In Nishnij Nowgorod schlossen

[illegible] [illegible] [illegible] [

nicht vermindern wird. Ich schließe mit Ihr
Buchstabe.

April 1846. A. von Humboldt."

Gewiß habe ich ihn wiederholt gesehen, am ausführlichsten wohl aber den Minister von Raumer, der, wie er ehemals über Jahrzehnte sagte, „wenig von mir zu halten schien". Auch erzählte er mir im Mai 1847, wie die englische Akademie eine freundliche Einladung sowie ärztliche Gutachten und Atteste einzureichen und zu leben, daß weiter Paris auch die Gebrüder Schlagintweit viele verdiente Anerkennung gefunden hätten und daß er sich darüber bei derselben beschwert hätte; so warm nahm er sich seiner Jünger an. Im Dignitär aber habe ich in derselben Zeit den ersten Orden gesehen über die von Herrn Eugen Hermann ihm angebotene Accolade: „Ein Sohn Alexander von Humboldt's aber der Intimus von Marquard." Hart saß er in gleicher Schärfe die richtigen Worte, die einen so unpassenden Handlungsweise zukommen.

Von Frau Ida Pfeiffer erzählte er, daß sie in England von deutschen Maler, der ihr porträtiert habe, gemalt worden sei und daß die beiden Künstler beide Bilder nebeneinander gehängt hätten, wie es schien zu lustiger Antipathie, daß sie beide ein ganz „komisches" Paar abgegeben hätten. Er beklagte sein Alter, das ihm jetzt hinderlich sei, derglichen Wünsche zu realisieren.

Alexander von Humboldt ist nie verheirathet gewesen, der Wissenschaft war seine Gelichte. Doch hatte er für Freundschaft das lebendigste Gefühl; dafür legen alle seine Freunde das wärmste Zeugniß ab, und die kleinen Andenken, die nach seinem Tode ihnen zugefallen, bezeugen den neuen durch die sie begleitenden Worte, in wie zarter und edler Weise, mit wie dankbarem, beschiedenem Herzen er die ihm dargebrachte Verehrung entgegengenommen. Die Mendelssohn'sche Familie stand ihm unter allen seinen hiesigen Freunden am nächsten — sie hatte sich nicht nur vom Vater auf den Sohn vererbt, sie bestand noch in dem herzlichsten Verkehr der Wittwe Joseph Mendelssohn's. Herrlich war die gegenseitige Ergebenheit das Resultat gleich vortrefflicher Gesinnung. Wer zurückdenken vermag an jene Zeit, wo das Haus Joseph Mendelssohn's hier den Künstlern und Gelehrten wie eine Oase in der Wüste offen stand, der erinnert sich auch des innigen Verkehrs der beiden Männer Alexander von Humboldt hatte bei seiner Uebersiedelung sich in der Dronnenburger Straße eingemiethet. Nach einigen Jahren ward ihm, da das Haus verkauft werden war, gekündigt. In einer aufgeregter Stimmung theilte er dies, ihn daß seiner Bücher und Instrumente höchst unangenehm betreffende Maßregel seinem Freunde Joseph Mendelssohn mit, der ihr theilnehmend anbot. Kaum aber hat Alexander von Humboldt ihn verlassen, als er sich zu dem neuen Besitzer des Hauses begibt, das Haus diesem abkauft und Alexander von Humboldt einen lebenslänglichen Miethscontract überreicht.

Der Mann, der solche Wohlthaten übte, ist arm gestorben; er hatte sein Vermögen für diese eingetauscht — es blieb seiner königlichen Freund bei dem letzten Besuch, den der Prinz-Regent ihm machte, gebeten, ihn begraben zu lassen.

Sein Aeußeres machte den Eindruck des Hohen, Vornehmen mit großer Herzensgüte; er war bei aller Verbindlichkeit der vornehme Mann und „eine Miene, eine Hebe entfernte die Vertraulichkeit", aber wie das Vertrauen, das er entschieden einflößte. Seine Stirn konnte man mit für nennen, beladen mit den reichen Schätzen des Wissens. Das Auge hatte sein klares blaues Auge tief gelegt; es war nicht groß, blickte aber scharf und geistvoll oder leuchtete in unendlicher Milde und Freundlichkeit; die Gesichtszüge hatten durchweg einen deutschen Typus.

Das kleine, einfenstrige Zimmer, in das man eintrat, um den verehrten Greis zu besuchen, prangte voll von ausgestopften Vögeln fremder Zonen; auch das mächtige Gewei eines Elenn thieres aus den Rocky Mountains, als Siegestrophäe mitgenommen, prangte hier; das dreifenstrige Bibliothekzimmer war mit Bücherspinden umstellt, am Fenster und in der Mitte standen lange schmale, von einem bis zum andern Ende reichende Tische, beladen mit Karten, Reliefen, Büchern, Büsten, Statuetten und Raritäten. Die großen Prachtwerke, welche Ludwig Philipp ihm geschenkt, die alten Bauwerke, Kirchen und Schlösser von Paris enthaltend, in einem Bande die Porträts der Familie Orleans. Nach einem zweiten Geschenk Ludwig Philipp's begegnete man hier der kleinen Büste Heinrich's des Seefahrers. Ein kleines Bild, das zur Zeit Ludwig Philipp's aufgefunden wurde, gab Veranlassung, daß er fünf Exemplare einer Büste dieses ersten kühnen Seefahrers anfertigen ließ, von denen Alexander von Humboldt eins erhielt. Ein mar-

lig, etwas rothes Angesicht mit [illegible] dicken Lippen; den Kopf deckt ein Matrosenhut mit langem Bande, gleich einem Segel daran.

Sein Arbeitszimmer war ein gemüthliches; der Schreibtisch stand mehr nach der Mitte des Zimmers, von allen Seiten zugänglich, bedeckt mit Büchern, Zeichnungen und Papieren. Ein kleines Sofa, daneben der ihm von seiner Gemahlin einst geschenkte Lehnstuhl. Seine Lieblinge, Professor Hildebrandt, von Frau Magistri-Richartz eine Schweizerei, die eigene Villa aber mit etwas mehr Schweizerei von ihr selbst gemalt, hingen an der Wand. Ueber dem Sofa in seinem Studirzimmer das Bild des Königs. Sehr erfreut war er durch ein Album, das die Photographien nordamerikanischer Städte enthielt, ein ungarischer Künstler hatte ihm dasselbe gebracht. Es gereichte ihm zur größten Freude, einem stets Neues und Merkwürdiges, das ihm allerdings aus allen Weltgegenden zuging, zu zeigen; diese Zusendungen beschränkten sich nicht immer nur auf Kunstwerke, Pflanzen und Steine, sondern enthielten auch oft lebende Thiere und die extremsten Gegenstände. Der Fall dieser verschiedenen Anforderungen, denen er nicht mehr genügen konnte, veranlaßte seinen Hinscheid im März dieses Jahres. In seiner Lebensweise war er erstaunlich einfach und anspruchslos; es war ihm jedoch, da er keine Häuslichkeit hatte, Bedürfniß, den Mittag in Gesellschaft zu verbringen. Wenn der König hier war, speiste er mit seltenen Ausnahmen täglich bei ihm; seit der Erkrankung des Königs hatten seine Freunde öfter die Freude, Alexander von Humboldt bei sich zu sehen.

Seine Besinnung ist ihm bis zum letzten Lebenshauch geblieben; doch sind die Worte, die er noch gesprochen, nicht mehr verstanden worden. Sein Ende war sanft und schmerzlos.

Unter Palmen hatte man den offenen Sarg in seiner Bibliothek aufgestellt — wenn irgend je ein Sterblicher, so hatte er sich dieses schönste Friedenssymbol nach einem Leben voll Arbeit und Mühe erworben. Und doch war er ein Liebling des Himmels und der Erde gewesen, der begünstigte Sterbliche durch die Begabung seines Geistes, durch die frühere materielle Wohlhabenheit, die ihm der Schlüssel ward, mit welchem er zu der Welt der Wunder gelangen konnte; und er hat sie wie ein Liebedürstender nicht nur für sich und seine Mitwelt, sondern noch für die Nachwelt urbar gemacht. Wenn Alexander von Humboldt, sagt einer seiner Freunde, bewundert wurde nach dem, was er war, so wurde er verehrt nach dem, wie er war.

Am 10. Mai wurde seine irdische Hülle feierlich bestattet; auch hier waren die Palmen, die die Leidtragenden Jünger der Wissenschaft trugen, und die Lorbeergruben, die im Dom, wo er einst getauft worden, seinen Katafalk beschatteten, die letzten Liebeszeichen, womit auch die Tropenwelt ihn betrauerte. Seine Einsenkung in die Familiengruft zu Tegel war auch eine erhabene Leichenfeier. Die Natur hatte ihre grünen Banner ihm begräbnißmäßig entgegengerollt, im Laubengange neigten sie ihren Wipfel auf ihn zum heiligen Schutz. Jeder kennt den kleinen stillen Friedhof in Tegel, wo die Statue der Hoffnung von Thorwaldsen steht, die das Grab der Gemahlin Wilhelm von Humboldt's beschützt. Dort ruht der Mann, der aus einem Weltentempel ausbaute, dessen Säulen noch Jahrtausende nach ihm erzählen werden, der, gleich den gewaltigen Völkern, unsterblich in der Nachwelt fortleben wird.

„Der Thron Alexander's ist leer. Satrapen werden sich in seine Staaten theilen; aber", heißt es in dem ihm geweihten Erinnerungsblatte, „unsere Trauer wird sich in die ernste Freude auflösen: Alexander von Humboldt lebte zu unserer Zeit!"

Ein thüringischer Pfingstgebrauch.

Wenn das „liebliche Fest der Maien" naht, so pflegt sich heutzutage mehr als sonst der städtischen Bevölkerung eine Unruhe zu bemächtigen, die sie hinaustreibt aus den Mauern ihrer Stadt zum erquickenden Naturgenuß in Wäldern und Feldern, an Bächen und Bergen. Denn die Gelegenheit ist zu verlockend, wenn Eisenbahnen- und Dampfschiffahrts-Gesellschaften dem reiselustigen Publikum ihre Extrafahrten zum halben Preise ankündigen und es so viele ermöglichen, auch mit einem bescheidenen Reisecat in kurzer Zeit weit hinaus in das Land gefahren zu werden, damit sie nun nach irgendeiner Richtung hin ihren Wanderstab einlegen können. Und wiederum der Landbewohner benutzt gern auch die neuen Verkehrsmittel, um die Wunder der Städte und andere Nachbargaue zu schauen.

Man hat gemeint, unser Eisenbahnzeitalter habe die so nützlichen und angenehmen Auswanderungen durch die bequemen Reisegelegenheiten

eingeteilt. Wie sichern „Ins ist Gott“ und weil man mit bekannter Interessenz in Reisen viel „machen“ kann, so wird auch mehr gereist und gewandert. So ist ungefähr das Thüringer Wald, Harz, Sächsische Schweiz, Riesengebirge und andere Glanzpunkte unserer Touristenwelt seit der Eisenbahnperiode alljährlich 20—25 mal mehr Wanderer sehen wie ehedem, als die Goethe Kutsche noch von Leipzig nach Dresden ging, oder die Frankfurter Post in zwei Tagen von Halle nach Eisenach fuhr.

Von jener immer mehr geweckten Reiselust erhält man einen deutlichen Begriff, wenn man am Tage vor Pfingsten oder am ersten Pfingsttage an den Hauptstationen die Ströme der Eisenbahnen aufkommen sieht, die nun mit beschleunigten Anstrengungen der Massen der Pfingstwanderer beleehren kommen, die von auswärtigen und sich nach allen Weltern hin gräbern. Wer erinnert sich dabei nicht an eine schöne Pfingstreise, die man einst nach dem Rothhäuser und der Rothenburg mit ihrem Klausner, nach der Auerbildung mit dem alten „Sammel“, nach der Wartburg, nach dem Brocken u. s. w. unternommen?

Wir fahren auch heute mit einem Extrazuge der Thüringischen Eisenbahn, der die Pfingstwanderlustigen en masse von Berlin, Leipzig, Halle und Magdeburg der Sommerfrische nach Thüringens Burgen, Bergen und Wäldern. Viele dieser Pfingstwanderer ziehen dann schnell von Ort zu Ort, nach Landschaftsbildern jagend und sich mehr um das „Land“ als um die „Leute“ kümmernd. „Viel sehen!“ ist ihre Losung, und wenn ihnen aus dem freundlichen Dorfe da drüben fröhliche Musik entgegenschallt, so entnehmen sie aus dem lauten Jubel nur, daß die Landbewohner heute bei Spiel und Tanz vereinigt sind; aber sie gönnen sich keine Zeit, dem muntern Treiben einmal zuzuschauen und von den Sitten und Gebräuchen des thüringer Volkes Notiz zu nehmen. Sonst würden sie ein Volksvergnügen kennen lernen, ohne welches der thüringer Landbewohner sein Pfingstfest selten begeht: wir meinen jenes bekannte „Pfingstbier“, von dem diese Zeilen ein Weiteres melden sollen.

Schon lange vorher beginnen die Anrichtungen für dieses derbliche Pfingstvergnügen, indem sich unter den jungen Burschen des Orts eine Pfingstgesellschaft bildet, welche damit umgeht, heuer ein Pfingstbier zu veranstalten. Von den Zeitverhältnissen und der Harmonie unter dem jungen Volke hängt es ab, ob man über die Länge des Ortes hinauskommt. Dann schreitet man alsbald zur Wahl eines Brauers, der unter dem Titel „Einscheuler“ als Kuriosum eine Hauptrolle beim Pfingstbier zu übernehmen hat. Der jungen Burschen wählen dazu nicht einen ihres gleichen, sondern einen Mann, der zu diesem Amte hinreichende Lokal- und Personalkenntniß besitzt und sich auch außerdem durch Redefertigkeit und gewandtes Benehmen auszeichnet, um allen Verlegenheiten zu begegnen und die Pfingstgesellschaft nach allen Seiten hin gehörig vertreten zu können.

Der Einscheuler beginnt seine Functionen damit, daß er in Begleitung einer der jungen Burschen im Sonntagsputze förmlich in allen Hochgehöften vorspricht, mit wohlgesetzter Rede im Namen der löblichen Pfingstgesellschaft zur Theilnahme am Pfingstbier einladet und zum „Einscheuen“ auffordert. Der Bauer pflegt nämlich sein Opfer für den Gott Gambrinus zu nehmen mit einigen Metzen Gerste herauszubringen, zu welchem Zwecke die Deputation der Pfingstgesellschaft auch Fuhrwerk mit sich führt. Wer nicht in natura einschüttet, zahlt seinen Tribut in baarem Gelde, und bald ist das Unternehmen eines gemeinschaftlichen Kesttrinkens durch reichliche Beiträge gesichert. In der nächsten Brauerei wird der Gerstensaft unter Beihülfe der jungen Burschen selbst zubereitet und in den Kellern der „Schenke“ einstweilen aufgespeichert. Bald heißt es:

Das Jahr ist gut,
Braudier ist gerathen!

und allabendlich versammeln sich die Pfingstburschen zu weiterer Besprechung, wobei denn wol auch vom Jungbier ein Probetrunk genommen wird. Beim Herannahen des Pfingstfestes denkt jeder Bursche an eine Tochter des Dorfes, von deren Aeltern oder Angehörigen er die Erlaubniß einholt: die „ehrsame und tugendbeliebte Jungfrau“ zum Pfingsttanze führen zu dürfen. Zuweilen setzt es dabei einen Korb; in der Regel aber hat der schlaue Bursche schon sorgfältig sondirt, ob er beim Mädchen und den Ihrigen wol aufgenommen wird.

Am Heiligen Abend vor Pfingsten muß jeder mit seinem Engagement im reinen sein, denn jetzt gilt es, der Pfingstjungfer schon eine besondere Aufmerksamkeit zu beweisen, die im Abschiedsliede des Wanderburschen so schön in den Worten nachklingt:

[illegible]

Pfingst ich Maien in mein Haus
Bringe ihr auf meiner Lanze
Einen frischen Maienstrauß!

Mit Musik zieht man hinaus in den Wald, frische Maien zu holen, zu denen man grün belaubte Birken, dann aber auch Buchen und Pappeln wählt. Ist es schon eine lustige Partie, denn

In Busch und Wäldern hier und dorten
Suchen Maien wir schneiden ab Hasel und die lauschige Linde.

Der heilige Strauß vor Pfingsten

Einen Platz vor dem Wirthshause oder unter der Tanzlinde haben die gleichlustigen Hände bald zum Tanzplatz hergerichtet und entweder wie eine Laube kreisförmig oder noch lieber mit Zelten belegt. Ueberdeckt und eingefriedigt mit grünen Zweigen, hebt sich von der Aehnlichkeit als „Sommerlaube" sie auf heitig ab

[illegible]

Ringsum sind schlichte Bretterbänke eingeschlagen; auch Pfeifer und Orchester fehlen nicht.

Nach den schönsten Maien aber sehen sich die Burschen heimlich um; in der Pfingstnacht erhalten die ihren Platz vor der Auserwählten Hause.

Wer dann im Dorfstein hinausbercht in der Stille der Nacht, der hört wol ein geheimnißvolles Klingen und Rauschen, und dazwischen die wuchtigen Schläge des Stemmeisens, mit dem die Maien festgerammt werden, je zwei und zwei vor die Thüren der Pfingstjungfern. Auch die Honoratioren des Ortes, der Herr Pfarrer und der Schulmeister, wie der Ortsschulze, werden auf solche Weise ausgezeichnet; auch die Pferde zum Gotteshaus wird mit Maien geschmückt. In der Frühe des Pfingstmorgens lugen dann die Nachbarn aus den Fenstern heraus, die über Nacht gepflanzten Maien zu schauen, wol auch neugierig hin- und herfragend: wer diese und jene gesteckt habe, welcher Bursch die schönsten gepflanzt?

Der erste Festtag ist bei den frommen Thüringern ganz der Sabbatruhe und kirchlichen Feier gewidmet; erst am zweiten Feiertage nach dem Nachmittagsgottesdienste beginnen Spiel und Tanz. Der Herr Pfarrer macht dann wol dem beliebten Volksvergnügen eine kleine Concession, indem er die Nachmittagskirche einmal früher angehen läßt. Er gönnt seinen Mitgliedern die Freude am Kirchtage; denn auch die Freude hat ihre verdiente Kraft.

Der musikalischen Thüringer heiligen ihre Musik auch leibt; nur zum Pfingstfeste wird ein fremdes Musikchor, vielleicht aus der nächsten Stadt die Trompeter des Regiments, engagirt. Ein vierspänniger Wagen mit buntbebänderten Pferden wird zur Einholung der fremden Musikanten aufgerichtet, die dann mit lustigen Weisen ihren Einzug im Dorfe halten. Sogleich rühren sich die Burschen zum Abholen ihrer Mädchen; die Musik spielt vor dem Bauernhofe ein Ständchen auf, während der Tänzer drinnen seine Tänzerin freundlich engagirt und zu Erfrischungen weiter lädt.

Jetzt stehet eine Jungfrau hier
Die schönen gleichen Tanzes zu sein

Mit der Musik an der Spitze bewegt sich der festliche Zug der Paare nach der Sommerlaube.

Hier mit Singen und Jauchzen,
Mit Jubelklang und Tanzbelustigen
Freuden sie den ganzen Tag

Jetzt ist das Fest im vollen Gange, die Paare drehen sich im wirbelnden Reigen und ringsum stehen die dichtgedrängten Zuschauer. Es sieht gar lustig aus, wenn die flinken Bauerdirnen im schnellen Tanze sich drehen und die langen Bänder ihrer Deckmützen in der Luft flattern.

Der Einsiedler ist geschäftig mit Verzapfen des Pfingstbieres und Herumreichen des Kreuzrunkes an die ihm wohlbekannten Festtheilnehmer. In blendend weißen Hemdärmeln, geschmückt mit einem mächtigen Blumenstrauße, versieht er eifrig sein Amt. Eben bringt er einen mit Bändern und Blumen gezierten Steinkrug, um ihn dem Herrn cantor loci zu präsentiren, der es heute nicht verschmäht, mit bitterinßer gewichtiger Miene dem muntern Treiben zuzuschauen. Die Pfingstgesellschaft thut ihm eine besondere Ehre an durch einen weithin schallenden Musikstoß. Zeigt sich ein Fremder an der Pfingstlaube, so wird er gleichfalls mit einem sogenannten „Rundablasen" (ein Rest des alten Rundgesanges) geehrt, wenn er mit dem Festtrunke Bescheid thut. Gegen Abend wird das Tanzfest unterbrochen durch eine längere Pause, in welcher sich alles hübsch fein um seine Häuslichkeit kümmert; die Burschen und Mädchen namentlich zum „Beschicken" nach Hause gehen. Bis spät in die Nacht hinein dauert dann der Pfingsttanz, worauf die Tänzerpaare noch fröhlich bei einem Nachttrunke zusammensitzen; das Rundablasen ist dabei an der Tagesordnung

und erhebt die Laft ein bis zum andern Morgen. Doch schon mit dem ersten Morgengrauen regt sich wieder das fröhliche Leben, denn die Pfingstburschen suchen es einer dem andern zuvorzutun, ihrer Liebsten vom Marktschiff ein frühes Morgenständchen bringen zu lassen.

Den sogenannten „dritten Feiertag" begeht die Gesellschaft mit einer Vergnügung eigener Art. Die Burschen haben nämlich einen Umzug im Dorfe, wobei sie sich in allerlei Verkleidung freien Verkehr geben der „Hänsler", die über und über mit bunten Bändern behängt sind und die Ankunft des Zuges durch lautschallendes Knallen mit Schützenpeitschen verkünden. Im Zuge selbst erblickt man allerlei abenteuerliche Maskenerscheinungen. Da ist ein Jungfer, welcher unter Lenkung seiner lautrufenden Kameraden seine Geschicklichkeit mit den allbekannten Kunststücken zeigt; dort kommt ein Doktor mit seinem mächtigen Instrumentenkasten, Barbier, Lebensretter und Schwabenstaatsmann aufmarschiert; dem hat sich ein Bursche in Frauenkleidern gesellt und hebt zur allgemeinen Heiterkeit als Kunststück der falschen Perpita auf:

Hier sprengt ein Reitersmann
Auf einem muntern Pferdlein an
Ein hoher Federbusch ihn ziert,
Die Lanze er ganz keck regiert.
Von Gepäck zu Roß in Stadt bekannt
Daß jeder Bauer und Knecht verstummt;
Als Ritter nimmt er Preis und Gruß,
Doch eigentlich geht er zu Roß.

Dieser Don Quixote, der unter Gelächter seine Meisterstücke zeigt, geht allerdings zu Fuß. Gar künstlich hat er, auf einem schwanken Stabe reitend, vor und hinter sich zwei Siebe angebracht, die mit Decken und Tüchern überkleidet und zu einem Pferde herausgeputzt sind. Das Schwanken der elastischen Siebe sieht gar drollig aus, wenn der verkappte Ritter seine Capriolen macht. Außerdem sind noch Barbier, Scherenkünstler und andere Charaktermasken im Zuge und vor allen Dingen fehlt hier nicht der beliebte Possenreißer Hans Wurstel, hierzulande „Peias" (Pajazzo) genannt. In seinem bunten Narrenkleide und der Schellenkappe läuft Hanswurst im Zuge auf und ab, mit seiner klappenden Holzpritsche Schläge bald an die naiveren Verfolgungen oder neckend an Vorübergehende austheilend.

Doch was bedeutet dieser Narrenzug?

Es ist ein Executionskommando der Pfingstgesellschaft, die heute einen Picknick halten will und dann der Beisteuer in Naturalien bedarf. Man klopft bei denen, welche sich an dem Aufzuge betheiligen, Halt machen, die Musik spielt auf, während der Einsammler, der eine Lanze über einem Narren bei sich führt, dem Hausherrn einen Labetrunk reicht. Die Hausfrau merkt schon die Absicht dieses seltsamen Ständchens, wird aber nicht verstimmt, sondern eilt flugs in die Vorratskammer, Eier, Butter, Mehl, Brot, Wurst oder Schinken herbeizuholen, zu deren Aufnahme sich schon besondere Träger mit Säcken und Körben im Zuge befinden. Der zuvorerwähnte Scherenkünstler versichert auch wol selbst die Landsleute, ob sich darin etwa ein Schinken erhalten hat; und so weiß man mit allerhand spaßigen Manieren eine Menge von Lebensmitteln zusammenzubringen. In der Schenke werden dann diejenigen durch Freundschaft trocken und naßdurstig gemacht. Ein beliebtes Gericht der Thüringer, Nudeln mit Wurst und Schinken nebst grünem Salat, bildet den Hauptschmaus dieses Festes. Beim frohen Schmause lassen die Burschen auch ihre gottliche Ader springen und wie es gerade gehen mag, in gereimten oder ungereimten Trinksprüchen ihre Tänzerinnen leben. Man verfeigt sich heute sogar bis zum Weintrinken. Der Wirth hat für ein Glas raumhaltigen Landwein gesorgt und lustig klingen die Gläser, wenn einer freiwillig oder genöthigt eine Flasche zum allgemeinen Besten gab.

Hier ist auch die Gelegenheit, wobei der Einsammler seine Gunst hält. Statt des Bierkruges hält er einen Teller mit Salz in der Hand; ein jeder beeilt sich zum „Auflegen", d. h. er steckt ein Geldstück in das Salz als eine Entschädigung für die vielen Bemühungen des respectablen Einsammlers. Das Salz soll viel eine Aerm sein, um auch geringen Beiträgen Eingang zu gestatten. Sein zufriedenes Gesicht sagt uns, daß das Auflegen nach Wunsch ausgefallen, und pathetisch besteigt er einen Stuhl, um in verstärkter „Auflage" seinen Dank auszusprechen. Mit einem Gelegenheitsständchen schließt man heute, um folgenden Tags wieder rüstig an die Arbeit zu gehen.

In Kleinpfingsten oder dem Sonntag nach Pfingsten folgt die Schlußfeier des Pfingstfestes. Noch einmal werden die Pfingstjungfern in feierlichem Aufzuge abgeholt; diesmal aber revanchiren sie sich für die vielerlei Aufmerksamkeiten ihrer Landsmänner durch ein sogenanntes „Aufwecken". Aus der Stadt haben sie bunte Tücher, Westenstoffe und andere Geschenke mitgebracht, die sie

am Verklingen ihrer Töne schließen, endlich sie wie ein langer Schmerz am Boden verschwinden. Mit solchem Schmerz wenden die Poeten nochmals in die Laube und vergnügen sich mit Tanzen bis zum Erbrechen. Nun ist Spiel und Tanz vorbei und nach langer erzählt man sich von den Schergen und Gräthaften des Pöbelthums, des Verfalles der thüringer Landleute, wodurch einmal Abwechslung kommt in der Monotonie des Landlebens. Moritz Hauptmann.

Briefe über Musik.

Von Emil von Sternau.

(Vergl. Nr. 27 und 28.)

III.

Unsere Betrachtung wendet sich zu Beethoven's fünfter, zur C moll Symphonie.

Wir kommen hierüber kurzer hin; denn es ist dieses Werk eines der populärsten des Meisters, sein Gehalt verhältnißmäßig leicht zu erfassen und von meisterlich abgerundeter Vollendung in der Hauptsache weit eingehen einer Lyra zu sagen. Wir stimmen denn auch der Auffassung Marx' vollkommen bei „Durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Sieg" das ist der allgemeine Sinn der C moll Symphonie. Diese Idee wird in prägnantester sinnlicher Weise dargestellt, die Plastik der Empfindung in diesem Werke ist oft hervorgehoben worden. Am schärfsten sticht die dramatische Kürze der Symphonie gegen die epische Breite der „Eroica" ab. Ich habe deshalb auch die „Eroica" einem in breiter Ausdehnung majestätisch sich fortwälzenden Strome, der in erhabener Ruhe ins Meer einmündet, die C moll Symphonie einem reißenden Bergstrome, der in gewaltiger Bewegung an scharfen Klippen vorbei seinem Ziele eilt, verglichen. Die C moll Symphonie ist lange für das Non plus ultra der symphonischen Kunst überhaupt und Beethoven's insbesondere erklärt worden. Man abgesehen aber von dem Riesenbau der neunten Symphonie bin ich der Ansicht, daß man hierbei die ideale Größheit des Stils unterschätzt hat, welche Werke wie die „Eroica" und A dur Symphonie offenbaren.

Ein anderes Schicksal hat vielfach die sechste Symphonie, die Pastoralsymphonie, zu der wir jetzt übergehen, erfahren; sie ist oft gegen ihre Nachbarn zurückgesetzt worden. Es hat aber schon Prendel in seiner Musikgeschichte hervorgehoben, daß dieses Werk zu Beethoven's bedeutendsten Schöpfungen gehört, da die Naturanschauung Beethoven's eine der bedeutungsvollsten Seiten seines künstlerischen Genius ist. Bei diesem Werke sieht man recht deutlich den Unterschied Haydn's von Beethoven. Haydn ist seiner Naturmusik, ein Theil, ein Kind der Natur, unmittelbar eins mit ihr; Beethoven dagegen tritt gleichsam der Schöpfer, der sich mit Bewußtsein dem Naturleben hingibt, wie Prendel trefflich sagt. Der Inhalt dieser Symphonie ist ebenfalls klar, Beethoven hat ihn bei jedem Satz mit Worten bezeichnet. Es bedarf daher keines näheren Eingehens. Nur die „Tonmalerei" hat manchem nicht gefallen wollen. Es würde entschieden zu weit führen, hier eine ästhetische Untersuchung anzustellen, inwieweit die Tonmalerei berechtigt oder nicht berechtigt ist. Marx spricht sich bei dieser Symphonie trefflich darüber aus und sagt, daß hier der Künstler Beethoven den Aesthetiker Beethoven gründlich widerlegt habe. Unsere Ansicht ist kurz diese, daß jede Tonmalerei, welche die Idealität der Musik bewahrt, unbedingt gerechtfertigt, während alle Tonmalerei als mechanische, gröbliche Copie von Naturerscheinungen verwerflich ist. Beethoven aber malt in der Pastoralsymphonie durchaus ideal in Tönen; er opfert nie die Innerlichkeit der Musik; er sagt ja auch ausdrücklich „mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei". Man halte doch nur mit dieser Musik die modernen Schlachtmusikstücke u. s. w. zusammen, um sich des Unterschiedes recht klar zu werden!

Die siebente A dur Symphonie, sollte man meinen, spräche auch, was sie wolle, so deutlich aus, daß ein wesentliches Mißverständniß nicht aufkommen könne. Dennoch hat über ihre Bedeutung schon mancher gegrübelt. So namentlich Lenz, mit dem sich Marx angelegentlich beschäftigt. Marx hebt das Gemachte, Beschränkte der Lenz'schen Erklärung hervor, nennt sie „Juristenprose", weiß aber selbst nicht den Sinn des Werks ganz zu deuten. Am meisten Schwierigkeit macht der zweite Satz. Lenz denkt sich das Ganze etwa wie eine Liebesgeschichte; der zweite Satz schildert den Gang zur Kirche, der letzte den Hochzeitjubel u. s. w. Marx fragt beim zweiten Satz, ob das etwa eine Auffahrt hoher Gefangener bedeute? In gewissem Sinne versteht nur der Künstler den Künstler am vollkommensten. Das bewahrheitet sich bei vorliegendem Werke, wenn Richard Wagner es einfach die Apotheose des Tanzes, der in Tönen idealisch verkörperten Fröhlichkeitbewegung nennt. Sie bedeutungsvoll Beethoven's Töne sind, so muß man sich doch vor

ertremer Dramatik hören. In der A-dur Symphonie sollte schon der eigenthümlich spanisch-lebendige Kraft und Erhaltung der einfachsten Verhältnisse darauf hindeuten, daß es auf seine Enthüllung verfänglicher Räthsel menschlichen Leidens abgesehen ist. Beethoven liegt ein Gleichnißverhältniß des Inhalts: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang" u. s. w., ob; es sind in der Symphonie die Stimmungen voller Sonnenlicht heraufgerufen, ferne, ferne, laßt uns den Becher des Lebens bis auf den Grund leeren!" das sagt er in Leonore. Beethoven ist entschieden Optimist. Aber der zweite Satz? Uns scheint er einem Memento der Natur, der Sammlung zu betenten, wie es in einer so tief angelegten Natur wie Beethoven oft inmitten des lautern und lustigen Treibens der Welt sich unwillkürlich einfindet; es tritt momentan heran der Ernst des Lebens, ein Gefühl von bebender Sehnsucht nach einem Etwas und dann wieder ein Gefühl sicherer Zuversicht ringt sich heraus, ein gehaltenes Mark durchzieht das Ganze, um endlich leis zu erlöschen. Sollte diese Deutung nicht die natürlichste sein? Dieser zweite Satz hat den Charakter einer Episode, aber einer Episode, die, wenn auch durch die feinsten Fäden, mit dem Ganzen verknüpft ist. Dies wird bei der Ausführung oft durch das zu langsame Tempo verwischt.

Wir erwähnten schon, daß Marx die achte Symphonie in F-dur mit der vierten wegen ihres angeblich gemeinsamen Inhalts zusammenstellt. Allein die achte Symphonie ruht auf anderm geistigen Boden. Sie ist eben die specifisch humoristische. Soweit der eigentliche Humor, d. h. die humoristische Stimmung in Tönen darstellbar ist, soweit ist dies auch in diesem Werke niedergelegt. Der Humor Beethoven's zeigt sich hier wieder in seiner ganzen Verschiedenheit von dem Haydn'schen Humor. Haydn ist nur reiner Humorist, nur die Lust des Humors, die heitere Laune lebt in seinen Tönen. Bei Beethoven erscheint daneben die ernste Seite des Humors, die wehmüthige, schmerzliche Stimmung des tiefern Humoristen; wir erinnern nur an die herben Dissonanzen, namentlich im Schlußsatze. Hier erreicht die humoristische Stimmung in ihrer Totalität den Gipfelpunkt, nachdem sich in den ersten Sätzen mehr nur einzelne Seiten des Humors entfaltet haben. Die achte Symphonie ist zwar an Umfang die kleinste — daher sie auch irrigerweise für ein früheres Werk Beethoven's gehalten wurde —, aber an Potenzirung ihres Schwerens nichts weniger als nachzustehen. Zeichnen auch Beethoven hier nicht so tiefe Gestalten, so ist doch gerade dieses Werk an den feinsten Zügen in der Instrumentation überreich, hat vielleicht die vollendetste Detailmalerei.

Was sagt bei Beethoven's „scherzo" angelangt.

Wir bekennen hiermit, daß wir den Worten, welche Marx über dieses wahre Kronjuwel sagt, in der Hauptsache beistimmen, obschon wir ein noch tieferes Eingehen gewünscht hätten. Dieses Werk, lange Zeit nach seinem Erscheinen von der großen Mehrzahl nicht erfaßt, so theilweise wegen seiner „Unbegreiflichkeiten" gestraft, erfreut sich jetzt einer gewissen Popularität. Man hat endlich erkannt, daß seine ungemeine Formvollendetheit die reiche und mannigfaltige Form für seinen feinsinnigen Gehalt ist. Brendel behauptet zwar, daß hinsichtlich der Art der Darstellung Beethoven sich vollständig vergriffen, nicht entsprechend gelingt habe, was er habe sagen wollen, aus einem Wort, daß Form und Inhalt sich nicht deckten. Allein ich habe dem bereits in meiner früher angezogenen Schrift widersprochen. Die neunte Symphonie bringt nämlich das musikalisch Erhabene entschieden zur Darstellung. Im Erhabenen aber sind Form und Inhalt, Bild und Idee in einem gewissen Widerstreit, dem einfach Schönen gegenüber. Im Erhabenen greift die Idee über das Bild; die Form ist kein hinreichendes Gefäß für den unendlichen Gehalt der Idee. Die Form wird und muß im Erhabenen festgehalten werden, wird nur so erweitert, daß die untergeordneten Einzelheiten verschwinden, die Formlosigkeit weicht nicht schlechthin aus aller Form; denn reine Formlosigkeit ist gleich Null. Die Idee setzt die Form, ist daher freilich mehr als das Gegebene, und als dieses Mehr kommt sie im Erhabenen zur Erscheinung; allein eben nur, indem sie die Form setzt. Das Erhabene ist daher formirt und geformt. Dies gilt von der neunten Symphonie und nicht nur von ihr. Ich verweise im allgemeinen auf die treffliche Analyse des Erhabenen in Vischer's „Aesthetik".

Was sagt nun die neunte Symphonie? Es hat schon mancher das Räthsel zu lösen versucht und das Räthsel ist doch nicht so schwer zu lösen. Eine Hölle und ein Himmel des Gemüths thut sich vor uns auf; aus tiefster, schmerzlichster Vereinsamung ringt sich der Tondichter empor zu höchster Freude, zur allgemeinen Menschen- und

Tonbeziehe und vermittle hier das Wort des Dichters mit dem reinen Ton. Im Schlußsatz sehen das Resultat Schiller's wo möglich noch einfacher. Zur Verdeutlichung der in uns bei ersten Sätzen wallenden Stimmungen hat Richard Wagner textirte Worte des Goethe'schen „Faust“ empfohlen. Vortrefflich vermögen sie nicht ganz den Reichthum seiner Tonwelt zu erschöpfen, aber sie erleichtern das Verständniß. Ich habe deshalb auch Wagner's „Programm zur neunten Symphonie“ in meiner Schrift abgedruckt. Außerdem gibt die Novelle von Heinzelmann: „Der Beethovenmörder“ einen schätzbaren Kommentar, Brendel's Musikgeschichte nicht zu vergessen.

Mit seiner Unterscheidung beschließt Beethoven seine Laufbahn als Symphoniker. Man hat zwar in seinem Nachlaß Bruchstücke einer zehnten Symphonie gefunden, aber, sagt Marx sehr richtig, die zehnte Symphonie konnte und sollte nicht entstehen. So ist also vom Standpunkt eines Beethoven aus nicht recht deutlich, wie er sich noch überbieten wollte.

Aus der Thatsache, daß Beethoven in der neunten Symphonie schließlich die reine Instrumentalmusik ungenügend fand, das Höchste, was ihn erfüllte, auszudrücken, und daher zum Wort des Dichters greift, ist der Schluß gezogen, das Dogma aufgestellt worden, es sei hiermit die Selbstauflösung der Instrumentalmusik ausgesprochen und vollzogen, vielleicht habe ihre Welle ausgespielt.

Brendel, Marx und Wagner sind die Hauptvertreter der Ansicht, daß mit der neunten die letzte Symphonie geschrieben sei. Ich habe das in meiner Schrift bestreiten zu müssen geglaubt. So nothwendig es war, daß Beethoven seinen Entwickelungsgang nahm, so wenig kann dies für den Entwickelungsgang der Kunst überhaupt maßgebend sein. Brendel und Wagner sind auch infolge von Liszt's symphonischen Dichtungen bereits genöthigt gewesen, ihre Ansicht zu modificiren. Sie erkennen darin wirklich ein neues Princip der reinen Instrumentalmusik und Brendel sagt jetzt, es sei mit Beethoven's neunter nur die letzte Symphonie alten Stils geschrieben.

Das Princip des Liszt'schen Kunstschaffens hat für uns zwar manches Bedenkliche, was wir in unserer Schrift schon ausgesprochen haben, aber einmal Ernst ist es und wer weiß, welche Wege der Genius der reinen Tonkunst noch einschlagen wird.

Hiermit verlassen wir die Symphonieen Beethoven's. Wir beabsichtigen nun zwar unter gleichen Gesichtspunkten auch Marx noch die 32 Klaviersonaten zu besprechen, allein wir fürchten, es werde uns dies zu sehr in die specifische Musik führen und dem Zweck, den viele Leser verfolgen, weniger entsprechen, während die Symphonie, wie Marx sehr richtig anderswo sagt, gleich dem Chor der alten Tragödie, die allgemeinen Zustände und Interessen zum Inhalt hat; ein Moment, das auch hier theilweise zu überleiten scheint. Die Sonaten Beethoven's anlangend, so sprechen wir nur wiederholt unser Bedauern aus, daß Marx einzelne der weniger und dem Verständniß schwierigeren Sonaten, z. B. die letzten, so oberflächlich behandelt. Wenn uns ein Mann wie Marx darüber seinen Aufschluß gibt oder geben will, wer soll es sonst? Wir haben das Mögliche in unserer Schrift über die Sonaten versucht und verweisen die specifisch musikalischen Leser darauf. Sehr verzüglich sind schließlich die Andeutungen, die Marx im Anhang über den Vortrag und die Auffassung Beethoven'scher Werke gibt. Er stellt da insbesondere hinsichtlich der Sonaten folgende recht hübsche Ordnung vom Aeußerlichern zum Tiefern auf:

1. Reihenfolge, Opus 2, 13, 14, 22, 54, 53, 78.
2. Reihenfolge, Opus 26, 10, 7, 28, 31, 27, 57.
3. Reihenfolge, Opus 81, 90, 106, 101, 110, 109, 111.

Im allgemeinen erklären wir uns damit einverstanden, danken schließlich dem großen Theoretiker für das viele Treffliche, was sein Werk uns bietet, ohne nochmals unser Bedauern darüber zu unterdrücken, daß es ihm nicht gefallen hat, ein umfassenderes Werk über den größten Meister im Gebiete der reinen Tonkunst uns zu schenken, je mehr wir überzeugt sind, daß er wie wenige jene Intelligenz und Kunstbegeisterung zugleich besitzt, welche allein vermögen, uns ein umfassendes Lebensbild des Künstlers Beethoven aufzurollen.

Anregungen.

Der Friede von Basel.

1795 und 1870.

Es ist uns eine werthe Aufgabe, die wir in den „Unterhaltungen“ allen stehen, über die Ereignisse des Tags, nicht vom publicistischen, sondern vom Standpunkte des Geschichtschreibers und Staatsmannes referend und unsern Lesern dann und wann zur Würdigung der laufenden Politik ergänzende historische Materialien zu liefern.

Die Stellung, die Preußen bei so vielem Tage dem italienischen Kriege gegenüber genommen hat, in der es jedes Vermittlungsringen der kriegerischen Staaten im Keime hat ersticken wir zu sehr, wird in den Zeitungen von München, Stuttgart und Augsburg bedauert, an den unglücklichen Frieden von Basel, den Preußen 1795 mit dem Directorium der französischen Republik für sich allein abschloß. Dieser Friede sicherte die Neutralität aller Länder nördlich vom Main, und die überrheinischen Gebiete in den Händen der Franzosen und schützte ihnen, was vom französischen Standpunkt freilich Napoleon's Leistung von 1805 allein möglich machte, für ihre Operationen gegen Oesterreich die Donaulinie. Gewiß, das Gute, welches der Friede der aufblühenden norddeutschen Cultur gewährte, kann das Elend nicht aufwiegen, das er für das gesammte Vaterland heraufbeschwor — jetzt, wo wir Rußlands nicht so sicher sind wie damals, würde ein solcher Friede der Untergang nicht der beiden Großstaaten, aber des deutschen Ganzen sein, wofür sich freiwillig zu opfern und das zu erstreben die Pflicht eines jeden unter uns ist.

Allein die Umstände, die den Pariser Frieden herbeiführten, sind glücklicherweise jetzt gar nicht vorhanden.

In seiner Rede vom 12. Mai sagte Simson im preußischen Abgeordnetenhause: Nicht die Wahl Preußens, die Schuld der Gesinnung hätte vielen Pariser Frieden geschlossen. Es ist eine gewisse Wahrheit in diesen Worten. Damals beherrschten drei geistliche Kurfürsten in Mainz, Trier und Köln den Rhein, schlecht gerüstet, ohne Festungen öffneten sie fast ebenso bereitwillig den Emigranten wie den Republikanern ihre Städte, in den vornehmen, reichsunmittelbaren Geschlechtern, die Hunderte an der Zahl, dort Schlösser und Dörfer besaßen, waren seit Ludwig XIV. französische Tendenzen, Mode und Sprache vorherrschend, das Volk, überall von den Gedanken der Freiheit und Gleichheit erregt, sah und fand auch im Beginn der Revolutionskriege in den Franzosen die Befreier von altem, jahrhundertjährigem Druck. Jedermann kennt Georg Forster's Gesinnungen und Schicksale, kennt die „Klubbisten von Mainz“. Hier war an eine Vertheidigung des Landes von seiten der Bevölkerung nicht zu denken; im Gegentheil hat nur die theilweise Gesinnungstüchtigkeit der Landbewohner Merveldt's berühmten Aufruf möglich gemacht. Wo also so mächtige Bruchtheile so total entgegengesetzte Interessen sich präsentirten, wegen der religiösen Wirren der Gesinnung, wegen der Gehässigkeit in den Ständen einen „gemeinsamen“ Feind zu sehen, unmöglich konnte der Reichstag zu Regensburg abgesehen von der Kriegsuntüchtigkeit und Vogelscheuung der verfassungsmäßigen Heere, freilich nichts, aber wenig zur Vertheidigung thun. Trotz Metternich heraus ist damals, wie jetzt der Bundestag, als unfähig zu marschiren — ein Argument, dessen Gewicht gesteigert wurde. Während Frankreich mit einer wunderbaren Entwickelung von Kraft und Genie seinen großen Gedanken, die Verwirklichung der Revolution, die kein Interesse zu gestatten brauchte, nach außen zu machen aufführte, rüsteten Preußen und Oesterreich mit sehr schwankenden Plänen und unentschiedener Gesinnung auf dem Kampfplatze. Anfangs hatten sie die Partei der Emigranten genommen, waren dann nur im Interesse der deutschen Fürsten, deren Rechte die neuen französischen Einrichtungen verletzten, zur Kriegserklärung geschritten und verkündigten zuletzt in der Proclamation des Herzogs von Braunschweig noch nur allzu laut ihre geheimsten Gedanken, die Unterdrückung der freiheitlichen Bewegung. Unsicher wie ihre Sprache war ihr Handeln und von rasch wechselnden Einflüssen hin- und hergetrieben. Preußen hatte offenbar nach dem unglücklichen Feldzuge in der Champagne, bei dem es Oesterreich, trotz der Verträge, nicht unterstützte, keine große Neigung mehr zum Kriege; seine Politik wandte sich gesetzmäßig ihrer Basis, dem Nordosten zu. Eine Zeit lang mag man sich zu Berlin in der Hoffnung, nach dem Tode des Stanislaus Poniatowski ganz Polen zu erwerben, gewiegt haben; man unterstützte den Versuch einer polnischen Constitution, schwerlich ging König Friedrich Wilhelm II in seinen Versprechungen weiter als die polnischen Großen in den ihren; bei einem Kampfe aber, der, wenn man die polnische Krone annahm, mit Rußland und Oesterreich nothwendig ausbrach, war ein französisches Bündniß nicht zu verschmähen. Diese Gedanken erfüllten sich zwar nicht ganz den ersten großen Erwartungen gemäß, aber durch die zweite und dritte Theilung Polens doch insoweit, daß sie die Aufmerksamkeit von dem westlichen Kriegsschauplatz abwandten. Andere Umstände kamen hinzu. Oesterreich hatte schon im Beginn des Kriegs durch die Schlacht bei Jemappes Belgien verloren und schien die ganze Macht des Kampfs auf Preußen wälzen zu wollen, das seinerseits keine wesentlichen Interessen am Rhein zu vertheidigen, seine Waffenehre durch drei siegreiche Gefechte bei Kaiserslautern gewahrt hatte. Die alte Verstimmung der beiden Großstaaten trat täglich stärker hervor, eine gegenseitige, persönliche Abneigung zwischen Friedrich Wilhelm II und Franz II mag sie vermehrt haben.

in der politischen Frage war diese Einstimmigkeit nur allzu sichtbar geworden.

Man muß jetzt den Pariser Frieden in durchaus vorwurfsfreier Absicht lesen, um Gefühl der nationalen Einheit, welche damals entstand, überall Genugthuung, Befriedigung und Vertrauen des einzelnen Patriotismus. Ein einiges Deutschland lebte nicht einmal als Ideal in den Herzen der Völker. Nicht ein Aufruf zur Vertheidigung, kein Wort des Preises ist neuen gewesen, die bei der Schlacht von Jena den französischen Heeren zu widerstehen versuchten. Während wir auch allem Zwiespalt doch die Einigung Preußens, die bei allerlei von diesem Preußen und Oesterreich „unter gewissen Umständen" vorbehalten, betrachtete jene Zeit die beiden Staaten als einander ebenbürtige, rivalisirende Mächte, wie England und Frankreich. Der Deutsche schwärmte, wie gesagt, Vaterländisch; man kümmerte sich um den Guten? Man weiß im Gegentheil mit welcher Begeisterung hier die ersten Siege des jungen Bonaparte in Italien über die Oesterreicher aufgenommen wurden, so sehr hatte man vergessen, daß Elsaß Preußen und Elsaß Deutschland zu sehen. Viele Tage liegen so weit hinter uns, daß die Mahnung an solchen Zeiten, der jetzt wiederkehren könnte, gottlob' ein leeres Schreckbild geworden ist, ein Rauch ohne Feuer. Den Rhein, den es jetzt zum Theil heißt, will Preußen nicht ohne Schwertstreich aufgeben. Nicht ein vielfach getheiltes, innerlich zerrissenes Land betreten die Franzosen als „Befreier", überall würde man sie als gleich gehaßte Feinde mit Feuer und Schwert bekämpfen. Die Gesinnung war es doch vor allem, welche Napoleon I. Furcht, er fand sie zu seinem Glück erst am Ende seiner Laufbahn gewaffnet mit dem Wort Fichte's, dem Liede Körner's, dem Schwerte so vieler Jünglinge gegenüber. Diese Gesinnung ist jetzt da. Was hat es also für Gefahr?

Man soll Ruhe und Weisheit annehmen von der Vergangenheit, sich aber nicht in blinden Negationen gefallen. Der Weltgeist kehrt in seinen Erscheinungen immer wieder, aber jedesmal trägt er eine neue Bedingung in sich. Diejenigen, die jetzt rufen wollten: Die Zeiten der Hohenstaufen und Lombard sind wieder da! sind Narren. Wir haben vom Baseler Frieden keine andere Lehre anzunehmen, als daß wir die Demarcationslinie zwischen Süd- und Norddeutschland, die er damals zog, im rothen Licht aufdämmernden Schimmer der Möglichkeit vernichten, und diese That besteht in einer innern Nationalreform, nicht im Marschiren über den Rhein.

Gedichtsammlungen.

III

Die kriegerische Zeit weckt auch wieder den Mund der Musen und Pallasen. Wer verdient mehr den Lorbeer zu erklimmen als der Krieger selbst? Richard von Meerheim, Sänger der „Sachsen an der Mosel", „Soldatenwort" u. s. f. ist Offizier. Er gibt uns zwar in seiner „Poesie Welt" (Trier bei Meinhold, 1859) manchertei Erfreuliches, doch vorzugsweise klingt Schwertklang hindurch, der mit der Liebe zum Vaterland, mit dem Herzen die bewährte Muse verbindet und in gar mannigfachen Variationen seine Anziehungskraft behauptet. Die Rubriken „Wort und That", „Wort und Farbe", „Pein und Lust" zeigen Vielgewandtheit, sinnige Betrachten der Elemente, Kenntniß ferner fremder Natur. Behagend gebildeter Sprache. Nur freilich geht manches zu weit. Wenn der Poet immer und überall selbst herrschen auch in nichtigen Dingen, so ist er in seinem Recht, wenn aber auch die Stelle nur auf subjectiver Erhöhe aufsuchen, wenn sich jede Schwalbe, die gerade bei ihm allein vorüberflog, in ein Gedicht verwandelt, kann man nicht immer folgen. In dem Schlußgedicht „Wort und That" liegt manches Tiefere, das sich nicht so schnell von jedem schönen Auge wird erfassen lassen. Der beste Abschnitt ist „Wort und Thaten".

Von Emil Pitasi liegen „Irrgänge" (Frankfurt am Main, Auffarth, 1858) vor. Sie würden noch bezeichnungsreicher sein, wenn die gewandte und schwungreiche Muse des Dichters einige Monate gewartet hätte und erst in die gegenwärtigen Wirren eingetreten wäre, um da zu sichten und zu klären, da Hoffnungen zu wecken, Befürchtungen zu zerstreuen. Die edle Absicht, dem Recht und der Freiheit die Gasse zu bahnen, bewährt sich in seinen Strophen von Schleswig Holstein. Nur in dem treuen in seiner Menschlichkeit empfindenden Gedicht an die Herzogin von Orleans seien uns Urtheile und Anschauungen über das Jahr 48 auf, die wir von einem so freisinnigen Sänger nicht erwartet hätten.

Mosse.

Von dem Augenblick an, wo ein großer Geist sein eigenes Commentator werden muß, ist seine Kraft dahin.

Baum und Herz.

Sie holen unten im Frühlingstagen
Den jungen Baum aus der Erde gehoben
Und ihn dann schützend heimgetragen,
Wo er mühsam wieder Wurzel gefchlagen
Doch steht, er treibt und grünet weiter,
In seinen Blättern singen die Immen
Und Vöglein preisen ihre Stimmen
In dem Gezweige frühlingsheiter.
Mit manchem Herzen hält es begegnet
Daß vielleicht Neiden entrissen,
Doch in der Armuth treubefliffen
Durch Geduldet der Güte worthen segnet.

Ernst Fischer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 39. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Die Tiroler. Von Heinrich Zschokke. — Die Grotte Tantora. Eine historische Skizze. — Aus den Memoiren und Papieren [illegible]. Von Emil Vogt. I. — Die „moderne Gesellschaft". — Ueber die [illegible] Gesetzgebungen. II. — Briefe.

Die Tiroler.

Von Heinrich Zschokke.

Die Bewohner Tirols theilen sich sowie ihr Land ihrem Charakter nach in zwei Theile. Die in den welschen „Venetien" gehören mehr Italien an und der stete Umgang mit ihren Nachbarn, den Welschen, ist nicht ohne Einfluß auf ihre Sitten geblieben: die in den nördlichen Thälern hingegen sind die treuen, unverfälschten Söhne Deutschlands. Von diesen wird hier vorzugsweise die Rede sein.

Wenn in den Venetien die üppige Natur selbst zur Weichlichkeit und zum Genuß einladet, so ist dagegen der Tiroler nordwärts von Botzen, das als die Grenzscheide beider Theile angesehen werden kann, einfach in seinen Bedürfnissen, mäßig in seinen Wünschen, genügsam im Genuß und mit dem kleinen Glück, das ihm beschieden wurde, zufrieden. Es fehlt diesen Menschen vielleicht an Verstandesbildung, aber ihr Gefühl ist unverdorben und leitet sie in der Regel richtig. Ihre Religiosität beruht nicht auf Begriffen, sondern auf dem Gefühl: sie wissen nicht zu sagen, was Gott ist und nicht ist, wie unsere neuern Dogmatiker, aber sie tragen ihn im Herzen und es ist ein Glück, daß ihrer manchen bigotten Erscheinungen dies Gefühl noch nicht erkaltet ist. Wenn in den welschen Venetien Ehe mit der größern Leichtigkeit geschlossen werden, wenn daselbst sogar der Meineid, die man sich erlaubt, eine ungemein große Lust ist, so läßt sich dagegen der Deutsch-Tiroler nur mit Mühe zur Ehescheidung bewegen, und wenn ihm die Heiligkeit dieser Handlung vorgestellt, wenn der Gedanke an die Ewigkeit ihm näher ans Herz gelegt wird, so zittern dem großen, starken Alpenmann die Kniee und er wagt es kaum, um sich zu blicken und sich von der Stelle zu bewegen. Dieses lebhafte Religionsgefühl der Deutsch-Tiroler, ihre ungeheuchelte Frommigkeit, ihre ausdauernde Geduld in Unglücksfällen und der gute Wille, der selbst bei abergläubischen Handlungen unverkennbar ist, bringen dem Herzen Achtung gegen sie ab zu derselben Zeit, da sich der Kopf zum Widerspruch gegen die Irrthümer ihres Verstandes gereizt fühlt.

Nächst dieser Eigenschaft verdient ihre treue Anhänglichkeit und unverbrüchliche Treue unsere Anerkennung. Thatsachen haben dieselbe mehr als einmal außer Zweifel gesetzt. Als während des Spanischen Erbfolgekriegs im Jahre 1703 die Franzosen und Baiern in das von österreichischen Truppen damals völlig entblößte Tirol einbrachen, rollten die Landleute ganz Feldmark auf die Köpfe des Feindes, brachen die Brücken bei Stams und in dem übrigen Oberinnthale ab, machten Verhaue am Paß bei Lueg und vereitelten jede Verbindung zwischen dem baierischen Her-

ing Maximilian mit den kaiserlichen Heeren in Brabant, wo von Italien aus ununterbrochen Zuzug der tapfersten Söldner und Schützenzüge in diesem Gebirgslande, so unmöglich alle gebildet werden und auf denen die verbündeten Heere von ihren Eroberungen und Triumphen die nöthigen Mannschaften ersetzen gelangen sollen konnten, sind sich doch unter jenen hunderttausend welchen gut deutschen Tirolern nicht eine einzige verdächtige Seele. Ebenso patriotische Gesinnungen gegen die Bewohner des Bezirksbergischen im Jahre 1744, als bei Belagerung des zweiten Böhmischen Krieges die Franzosen sich mit Bayern verbunden hatten. Der Prinz von Clermont rückte mit 9000 Mann auf 24 Zeitstunden bis an die sogenannte Pregenzerklause in Tirol vor, während der Graf Chevilly mit 20 Schiffen an dem Bodensee Wälschen des Bregenz landete. Allein die Bauern in den umliegenden Gebirgen, welche gewahrt sind, sich wenn sich ihnen ein fliehenden Thälern von Tirolern schnell widerhallen zu hören, liessen sich durch die Menge der Feinde und durch die große Anzahl der Feuerschlunde, die sie bei sich führten, nicht schrecken, sondern unterbrachen vielmehr auf den höchsten Bergen bei Tag und Nacht Feuer. Dies war das Zeichen zum Landsturm. So ungewöhnlich nun auch die Jahreszeit war — es war im November — so groß doch allen, wenn einige Kraft in sich fühlte, an den Waffen. Das Vieh wurde von den Weibern auf die höhern Alpen geflüchtet. Da es den Landleuten an Kanonen fehlte, so bohrten sie sich weiche aus — hölzernen Kanonen, legten um dieselben im Verhältniß des Zeugringes reifene Ringe, stellten sie auf dem Planneberge auf und schossen, so oft sie konnten, auf den Feind damit. So entkamen der Prinz über diese Anhänglichkeit der Bregenzer an das Haus Oesterreich war, so hart es sich doch kurz vorher, abzuziehen und die Sachen in Italien wie sie waren. Indessen wollte er doch vorher den Tirolern noch zeigen, wer unzufrieden er mit ihnen war; er gab sie an dem gegenüberliegenden Bodensee mit Plündern an. Allein die Erbitterung der Bauern ging so weit, daß sie mit Gewehren, Sensen, Aexten, Hirtenbeilen, Schaufeln und Knitteln herbeieilten und alles, was Franzose hieß, ohne Gnade niederschlugen. Das Andenken an diesen blutigen Tag ist noch frisch im Gedächtniß der Tiroler und hat eine Art von Nationalhaß erzeugt, der sie blind gegen alle Gefahren macht.

Mit [illegible] stürzte der Tiroler ein hohes Selbstgefühl, das ihn veranlaßt, auf seine Person großen Werth zu legen. Dieses Gefühl wird vorzugsweise erzeugt durch das Bewußtsein seiner Kraft, seiner durch die Natur selbst begründeten Tüchtigkeit und seiner Würde. Denn es ist nicht zu leugnen, daß die Tiroler, ungeachtet der ganzen Unfreiheit, Schneelawinen, trockene und nasse Muren und Bergwasser zu dämpfen haben, in vieler Hinsicht ein ungleich besseres Schicksal genießen als die Bewohner mancher anderen, bei weitem fruchtbareren deutschen Provinzen unter der alten Reichsverfassung. Patriarchal auf seinem wenigen Hügel oder im Thalschlunde, führte der Tiroler eine abgeschlossene Haushaltung und wußte nichts von Hörigkeit oder Leibeigenschaft. Sein war die Waldung, der ihm die Hausse wärmte, sein der strenge Boden, der ihm den nöthigen Mehrn zum Nichtsein lieferte; sein der Bach, auch dem sein Werk das Korn sprang; sein die Wolle der Heerden, aus der er sich seine Kleider webte. Die Regierung begünstigte sich zum Nachtheil der inländischen Verzehrer, die Ausfuhr seines Viehs und der Erzeugnisse seiner Alpenwirthschaft. Kein Kreisamt verjagte ihm den Paß, wenn er, um zu erwerben, den Entschluß faßte, sich auf längere Zeit von seinem Vaterlande zu entfernen. Selbst da, wo der Tiroler nur den Namen eines Erbzins Eigenthumes hatte, schaltete er mit den Grundstücken nicht anders, als wenn sie sein volles Eigenthum geworden wären. Er baute auf ihnen, was er selbst für gut hielt, und nur äußerst selten bemerkten sich die Grundherren des Rechts, nachzusehen, ob er auch den Boden verbesserte. Es überlag auf den Fall, daß er starb, nach Gutdünken die Güter bald seinem ältesten, bald seinem jüngsten Sohne, machte Schulden auf dieselben, so er verändern sie legat gegen ein dem Grundherrn zu entrichtendes, sehr mäßiges Veränderungsgeld. Ob ereigneten sich Fälle, wo der Bauer der Grundherr und der Grundmann sein Grundherr wurde. Auch war der Landmann in mehreren Gegenden, z. B. in den elf Gerichten des Pfleggerichtes, dem Monarchen unmittelbar unterworfen und es entbehrte ihn von demselben keine Zwischenbehörde. Endlich war auch der Bauer in diesem Lande, das von jeher jede große, von den Beherrschern nicht leicht und nie ohne unangenehme Folgen angetastete Vorrechte besaß, selbst Landstand — eine Erscheinung, wie sie uns nur das überreiche Schweden darbietet. In Steiermarken auf derselbe selbst

bei diesen Vorfragsverhältnissen seine Summe so gut wie die höheren Stände, und der Gemeinsinn konnte nicht etwa, wie in anderen Verhältnissen, eine geringere Summe bedingen als der Power; vielmehr galt der Unterschied zwischen Terminal- und Naturalsteuer ganz unbekannt und man erhob blos eine Steuersumme, an welcher alle in gleichem Verhältnisse betrugen. Wir hätten die Idee, bei einem solchen Stande dasjenige Amt beizubehalten, welches ein gleichliches Recht zu nennen wir wollen? Wem konnte es auch auffallen, daß sie ihren Stand wählen und beibehalten zu dürfen von jeher auch einzige Bedingung waren? Und Gehalt seines Amtes und seine Würde lagen dem Tiroler einen ehrlichen Stolz ein, der ihn zum Feinde aller Zwangs machte. Und wurde die österreichische Regierung auf die wenigen Fehler in Tirol von jeher mit einer Schonung und Milde, die sie der Herzen eroberten; und wenn einzelne Autoren Ausnahmen von dieser Regel machen, so konnten sie doch Veranlassung, es zu bereuen. Und Gute war alles von dem Tiroler zu erhalten, der Strenge widerstrebte er sich.

Sein Muth hat diesem abgesprochene Lob erhalten als Leopold II., der die Aufsicht, mit welcher er seine Verbesserungen im Regierungswesen betrieb, in Tirol mehr als einmal gehemmt sah. Als er die sogenannte „Seelenbeschreibung" 1790 auch in Tirol einführte, rotteten sich Haufen einer Menge Bauernweiber, weil sie glaubten, daß es darauf abgesehen sei, sie mit Gewalt zu Kriegsdienern zu zwingen, und den väterlichen Wohnungen und verbargen sich in den Hochgebirgen; viertausend andere junge Leute, die nach Schwaben auswanderten waren, um sich daselbst den Sommer über durch Handarbeiten einiges zu erwerben, kehrten aus Furcht vor einer Werbung im Auslande zurück. Als es aber bald nach dem Ausbruche des Jakobinerkrieges den Anschein eine allgemeine Amnestie anbieten hieß und die Versicherung erhielt, daß keiner der zurückkehrenden Inländer zu Kriegsdiensten gezwungen werden sollte, so fanden sich mehr als wieder ein, kehrten viele selbst auch an die Grenze, um das Vaterland zu vertheidigen. Ebenso wenig konnte ein anderer Befehl dieses Kaisers, den zum Vortheile des Gesammtstaates Regierungsrath, daß in Tirol zur Besoldung der Landesbeamten bestimmt sollten, aufgehoben werden. Als aber der Kaiser versprach den Ständen erklärte, daß keine gewaltsame Rekrutenaushebung, weil sie weder ihre Vorrechte sei, durchgehen sollte, so erhob sich der dankbare Tiroler freiwillig, die nöthige Mannschaft zu stellen, und sie that dies um so lieber, da den jungen Tirolern Gespielsmenschen auf viele Jahre zugesichert wurden. Eine nicht minder lobenswerthe Freiwilligkeit zeigte die Schützung, welche bezweckt gegen Insel in Anordnung der Landesbauern bewies. Die Pflicht von Bergen waren die rüstigen, welche zur Hatte des gebirgigen Staates beschützen und ihren eigenen Schutz versichern: gegen große Übermacht, die sie von Landesbauern als ein Festmal einer aber der Schweizer errungenen Siege aufzuweisen.

Auch der Bescheidenheit des Tirolers verdient unsere Bewunderung. In den Gegenden von Bozen ist seine Sprache Italienisch und deutsche Aeltere prangen daselbst mit den herrlichsten Früchten; dasselbe gilt auch von den welschen Gegenden. Im westlichen Tirol aber ist der Ackerbau viel am großen. Der Inn, Pitz und Stanzerthaler Bauern mit seinen Aufsichten über die furchtbaren Gletscherwege auf die höchsten Berge, auf denen sein spähendes Auge einen schmalen grünen Teppich bemerkt. Nachdem er die wenigen Pfunde Mehlbrod von dem beschwerlichen Wege beigetragen, muß er Hacke in den Boden schlagen, um sich von Felsenspalte zu Spalten in die heimatliche Tiefe hinabzulassen. Mit welcher Mühe erringt er das Winterfutter für sein Vieh. Mit nicht geringerer Beschwerde ist der Ackerbau verbunden. Viele Aecker sind auf den Bergen, auf denen man oft den Pflug mit Vieh und Menschen mehrere Wochen hindurch mit dem Hermalmen der Steine beschäftigt sieht. Es verdrießt ihn nicht, aus großen Entfernungen Erde auf die Berge zu tragen, um einiges Heil zu gewinnen. Wegen der Abschüssigkeit der Berge kann ein großer Theil der auf ihnen liegenden Aecker nicht mit dem Pfluge bearbeitet werden, der Bauer muß seine Zuflucht zum Karst und Spaten nehmen. Selbst den Dünger muß er oft in Körben auf seinen Schultern hinaufschaffen, weil die Berge so beschaffen sind, daß Lastthiere auf ihnen nicht fortkommen können.

Einer der merkwürdigsten Züge in dem Charakter dieses Volkes ist der Hang zum Auswandern, der gepaart mit seiner Vaterlandsliebe so wenig im Widerspruch steht, daß sie vielmehr als Folge der letzteren angesehen werden muß. Der Tiroler liebt, wie alle Bergvölker, aus Gründen, der schwer wenig, wie viele glauben, in der physischen Be-

schaffenheit des Landes, sondern in dem Charakter des Menschen selber liegen, sein Naturell sollte einfacher und mehr anderweit, wie der Schweizer, durch ein ungemeinsames Gefühl und bewirkten hingegen. Aber dieses Land ist abwechselnd; auf einer Quadratmeile kommen ungefähr 1200 Seelen. Darum verlebt ich jedes Jahr eine große Anzahl Tiroler ihren Herd und die Gefilden des Herzogs, um im Auslande etwas zu erwerben und dann zurückzukehren und der Freuden ihres Kindes in Ruhe zu genießen. Die dieses Auswanderungen anbauen selbst Statter theil.

Im deutschen Tirol herrscht noch große Einfalt der Sitten. Freilich hat selbst der Tiroler Gebirgsmann in seinem Charakter etwas Ungefälliges, Hartes und Herbes: wenn andern Ländern der Mangel einer Eigenschaft ist, der dem Tiroler abgeht, so wird sie durch seine Herzlichkeit, seine Gastfreundschaft, die nur der Verwöhnte mißbilligen kann, seine Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit hinlänglich ersetzt. Es ereignet sich nicht selten, daß die Gebirgsleute, um sich das Reisen zu erleichtern, ihre Bündel am Fuße des Berges zurücklassen; wenn sie dann halbe Tage ausgeblieben und zurückkommen, so finden sie das Ihrige unberührt wieder. Eine Menge Verträge, die man in andern Ländern vor Gericht zu schließen gewohnt ist, werden hier unter freiem Himmel oder in dem Schatten eines Baumes mit einem Handedruck und mit den wenigen Worten: „So ist's recht!" geschlossen. Noch unter Joseph's II Regierung hatte man in Innsbruck, wenn man seine Schlüssel verloren hatte, wegen des Wiedererlangens nicht besorgt sein. Man brauchte nur nach der Kramerbude zu gehen, wo man sie, wenn es gefunden worden war, an der Thür aufgehängt fand. Folgender Vorfall ist bezeichnend. Zwei vermögende Landleute im vordern Burggrafenamte gerieten in einen Streit, den sie nicht beilegen und vergleichen konnten. Der eine erzählte mit vieler Umständlichkeit, daß der andere ihm unlängst „Kalva", d. i. Schmalz und Butter, verkauft, die er aber schwerer befunden und beim Wiederverkauf 20 Kreuzthaler verloren habe; er bitte das Gericht, dahin zu sprechen, daß der Verkäufer diese 20 Kreuzthaler von ihm als rechtliche Schuld annehme, widrigenfalls er sich noch am jüngsten Gericht, um nicht selbst verantwortlich zu werden, fordern und belangen müsse. Der Gegner behauptete jedoch, daß die Kalva richtig gewogen und von dem Käufer baar bezahlt worden wären; daß er daher als ehrlicher Mann seinen Gulden mehr annehmen könne und die Klage rungrö Gulden zurückzugeben. Dieser aber wollte das Geld nicht behalten — da theilten die Richter den Vorschlag, der 20 Kreuzthaler den Armen der Gemeinde zukommen zu lassen, was auch unfehlbar geschehen wäre, wenn nicht einer der Anwesenden die Bemerkung gemacht hätte, daß es viel gut sein würde, wenn auch — die armen Seelen im Fegefeuer etwas davon erhielten. Man gab demnach, mit Zustimmung der beiden Bauern, die einer Hälfte jener Summe dem Pfarrer, um Seelenmessen dafür lesen, die andere aber dem Gemeindevorsteher, um sie Armen zugute kommen zu lassen.

So groß aber auch die Einfalt und Unschuld ist, so herrscht doch unter diesem Gebirgsvolk dieselbe Sitte, welche in der Schweiz unter dem Namen des „Kuhreihen" so häufig ist, hier aber „Heimgarten" oder „Nachen" heißt und darin besteht, daß junge Liebhaber bei dem Mädchen ihres Herzens nächtliche Besuche abstatten. Diese Besuche werden aber von den Reitern des Mädchens und den Jünglingen des Dorfs sehr erschwert. Kaum bemerken diese die nächtlichen Wanderungen des Jünglings, so befestigen sie eine Lade und eine Thür von der Karbe hoher, die der Liebende trägt, an ein Paar kreuzweis zusammengebundene Stangen und werfen diese um Mitternacht auf das Dach, unter welchem das Mädchen schläft. Diese Purpe ist der Verräther, denn man merkt gleich, wer durch sie betrogen ist. Noch mehr Gefahren drohen dem Liebhaber, wenn sein Mädchen in einem andern Dorfe wohnt. Dann lauern die Jünglinge ihm auf und wenn sie seiner habhaft geworden, tauchen sie seinen Kopf in den, freilich nur frischen Gemeindebrunnen, hängen ihm eine Kuhglocke um den Hals und bringen ihn so nach Hause. Solche Abenteuer aber muß der verliebte Ritter bestehen, wenn er sich der Gunst seines Mädchens versichern will.

Sehr ausgebreitet ist der Kunstsinn der Tiroler und es gibt wol keine Sennhütte, in der man nicht einen geschickten Mechaniker findet. Seine sinnreichen Vorgerichte bringt der Tiroler zur Anlegung von Mühlrunsen, durch die er die Menge seiner Kinder schonend, seine Milch in Butter verwandelt und auch wol mit unter sein Getreide bricht. Der berühmte Peter Anich war in seiner Jugend Hirtbub und trieb bis in sein achtundzwanzigstes Jahr den Ackerbau; später verfertigte er einen Himmelsglobus mit allen damals bekannten 74 Sternbildern. Auch zeichnete er eine Karte

von Tirol, wo es Gemeingut noch Aller gilt. Es war es auch ein schöner Beruf, Johannes Nepomuk, der der edlen Erfindungskunst in Bayern unter Joseph II. aufblühte. Auch an den silbernen Münzen trägt der Tiroler Talent. Wir nennen nur einige, die im Medaillon vorzüglich gewesen sind: die Professoren Prugger, Anninger, den Hofkammerrath Mayrhofer, den Kammerrath Pock, den Münzgrafen Pinagger; die Malerin Angelika Kaufmann ist aus dem nicht benachbarten Graubünden.

Der Tiroler sind im ganzen genommen ein großer und schöner Schlag Menschen, wenn sie auch in einzelnen Thälern kaum das Maß von 5 Fuß erreichen. Auch sind die Männer hier und dort sehr hager und es kann vielleicht dem, daß viel unter Mannern und Weibern am Kropf gewaltiger Tabakrauchen kann viel beigetragen hat. Jede Thäler sind allgemein, denn selber sind auch hier wie in der Schweiz die Gebirgen nicht leicht. Der Körperbau des Tirolers aber und seine Gewandtheit verdienen Bewunderung. Der Kleidung der jungen Tiroler besteht in einer dichtgrauen oder veilchenfarbenen Jacke, einer knappanschließenden schwarzen Hose aus Zeugen, Hirsch- oder Gemsleder, weißen Strümpfen mit grünen Zwickeln und einem mit bunten Bändern, schweren Silberknöpfen, breiten Aufschlägen und Knieschnallen geschmückten Schäferhut. Das vornehmste Vergnügen des Tirolers aber ist der Tanz, in der er in seinen dichten Bergwäldern gleichsam geboren wird. Schon der Knabe kennt seine nahen Berge als eine Fuchs auf den Tänzen, und es wird keine Hochzeit gefeiert, an welchen nicht mehrere Paare Polker vergnügt wurden. Jeder seiner Tanz hat seinen eigenen Schuhplatz, auf dem sich der Gemsenjäger im Schuhen nach einem Ziele oder Ende er wird auch spät am Abend nach der Schenke bei der Fuchse geschossen. Die Tiroler haben aber auch eine solche Geschicklichkeit im Schießen, daß sie als die besten Schützen bekannt sind und sie als solche bei den österreichischen Heeren von aller große Tiroler geliefert haben.

Die Gräfin Tuberri.

Eine historische Skizze.

Der Name der Gräfin Tuberri, der letzten Geliebten Ludwig's XV., ist in den Annalen der Geschichte auch heutigen Tags noch schwebend geblieben, als es sich um strenger historischer Wahrheit und einer objectiven Forderung von Menschen und Dingen vereinigen läßt. Es ist darum ebenso gewiß als interessant, aus authentischen Quellen zwei Momente zusammenzufassen, die den Charakter der Gräfin Tuberri und ihre Stellung zum Hofe am glaubwürdigsten beleuchten, in dem leichter die Entscheidung noch schwankt, in ein helleres und wärmeres Licht zu stellen. Mehr in diesem Lichte als Volk verdient eine weniger ehrenvolle Wirkung, so macht es interessant und eine gründlichere und verständlichere als bisher, und vielleicht wird die Anerkennung eine, wenn freilich auch noch so bescheidene Genugthuung einer ihr nun einmal angeborenen Verurtheilung mit einer gewissen Strenge sein.

Madame Tuberri war eine gewandte Natur, welche die ihr wunderbar genug gewordene Macht nur zur Befriedigung ihrer Neigung benutzte und gern niemand mißbrauchte, nicht ganz ohne Hingebung, nicht ganz ohne Neigung. Sie lag Berechnung in ihrem Wesen, sie suchte nicht ihre Umsicht zur Sitte zu machen. Nach dem Tode des Königs suchte sie an ihre Vergangenheit nur noch mit Gemüthsruhe, an den Reichthum, der, für weiter nicht war, in ihren Händen geblieben war, nur noch mit dem Gefühle der Sicherstellung. Madame Tuberri war gerade am wenigsten das, wenn der bekannte französische Historiker Capefigue in seinem neuesten Werke: „La comtesse Tuberri" (Paris, Amyot, 1860) sie erscheinen machen: ein Wesen von großer Intrigue, das der Revolution brauchbare Dienste und ihr verbunden suchte; die Anhängerin des Herzogs von Aiguillon und die Verbündete des Kanzlers Maupeou; kurz seine Theilnehmerin an der Politik der letzten Lebensjahre Ludwig's XV. Madame Tuberri verstand im Gegentheil von Politik nichts und hatte keinen andern Gegenstand als auf den unterhaltigen Angriegenheiten, in der man sie weiter Mühen verschonte, brauchbar kommen. Voltaire's Ausspruch Pompadour sagt in seinen „Memoiren über den Tod Ludwig's XV.": „Wenn ich sage, Madame Tuberri wollte, so meine ich damit, Herr von Aiguillon wollte; denn diese Frau hat, wie drei Viertel ihrer Handlungen, nie einen Willen gehabt. All ihr Wollen beschränkte sich auf Phantasien und alle ihre Phantasien waren Diamanten, Pfänder und Geld. Die Huldigung von ganz Frankreich war ihr bequeme gleichgültig. Sie fühlte sich von allen Angriegenheiten gelangweilt, in die sie sich nach dem Willen ihres Gemahlinge mischen sollte.

und fand allein daran Vergnügen, der Müssiggang, welche sie die Freiheit ihres Generalliebhabers in Ueberfluß verschaffte, zu Klagen und Intrigen zu vergnügen. War es Kunst oder Geschmack, oder Schwäche, kurz, sie überließ sich ganz und gar dem verderblichen Willen des Herrn von Marsillon."

Um gerecht zu sein, muß man zugeben, daß sich unter den Verschwendungen der Madame Dubarri auch verständige Ausgaben befanden. Sie war die Maitresse der Frau von Pompadour und hatte in deren Vermächtniß zweierlei vorgefunden, was ihr nach Belieben Nutz schaffen konnte: Die Neigung des Königs, zu herrschen, und die Liebe zu den Künsten. Um die Politik kümmerte sie sich wenig, Hilfe suchte man für den Günstling gewiß. Nicht daß sie ein reiner und geläuterter Geschmack zu ihrem drängte, aber ein Instinct, der die selbst in Kunstdingen unterrichtete, nicht ein lebhaftes Gefühl für das Schöne, trotzdem für das Gefällige, das sie in der damaligen einzigen Kunst fand. Sie war eine leidenschaftliche Liebhaberin von Kunstgegenständen in Gold und Bronze. Natur schuldete sie bei ihrem Tode einem porträtirenden Künstler noch die Summe von 6000 Francs. Sie ging darin, wie in allem, bis zur Unbesonnenheit, sie wußte am Morgen nicht mehr, was sie am Abend unter Dach hatte, und vergaß nichts so leicht als die Bezahlung.

Auf den Louis galante in der Rue St.-Honoré drang sie ihre Modewaaren. Das war gleichsam ein Act der Erkenntlichkeit und Dankbarkeit, denn sie war, wie es hieß, in diesem Gebäude Lebensmädchen gewesen und von Duclaux und seiner Gattin, den damaligen Pächtern des Gebäudes, sorgsam weitergebildet worden. Als sie Madame Lubarri geworden war, förderte sie Duclaux in seinen Absichten, brachte ihm an die Tuilerien der Oper, verschaffte ihm den Schauspielbau, der ihm das Recht gab, einer Straße in Paris seinen Namen zu geben, und ließ ihm außerdem noch freie Hand in der Verwaltung ihres Vermögens. Schlimmer erging es Duclaux's Nachfolger in den Louis galants, Pajou; er behielt zwar ihre Kundschaft, allein je öfter er eine Rechnung über Zahlung von ihr begehrte, war sie von exemplarischer Nachlässigkeit. Auf einer von ihm eingereichten Rechnung aus dem Jahre 1771 sieht man unter anderen Gegenständen „Voyage à la Nouvelle assez attendu depuis 2 heures jusqu'à 7 en hiver" (Lohn der Zeit des Wartens). Die Gräfin lachte nur, wenn sie dergleichen Posten auf den Rechnungen sah, und versprach eine Entschädigung, die selten nicht schneller erfolgte als die Bezahlung der übrigen Posten. Als der Maler Drouais für sich in einer Eingabe an die Verfügerin einwarb, ihn für seinen großen Interessen bei den Sitzungen, die er auf vier volle Monate brauchte, zu entschädigen, gab sie ihm die Worte, ihn nicht zu verderben; da sie an diesem Tage aber gerade ausnahmsweise sich in Ordnung und Oekonomie gefiel, so brachte sie auf der Rechnung 3000 Francs in Abzug, welche Drouais für Arbeits- und Transportlohn in den Jahren 1770—1774 angesetzt hatte. „A retrancher pour vous, mon ami payer" schrieb sie mit ihrer Hand dazu.

Eine Frau, die sich so wenig um Ordnung und verlorene Zeit kümmerte, ist wahrlich nicht zur Regierung eines Reichs geschaffen. Weil sie die Maitresse der Frau von Pompadour war, hat man sie viel zu oft, immer zu ihrem Nachtheil, mit jener gefeierten Frau zusammengeräuft; wo jene Gedanken, umfassende Pläne hegte, blieb sie stets eine launenhafte Frau. Frau von Pompadour war nicht blos eine schwärmerische Pirouette, sie war auch eine Frau voll Talent; sie sang gut, verstand zu malen und zu graviren. Madame Dubarri hatte nichts von alledem; ihre Schönheit war ihr Alles. „Sie schien mir mehr verführerisch als geistreich", sagt in seinen Memoiren der Graf d'Allonville, der sie erst zu einer Zeit kennen lernte, wo ihr die Gewohnheit des Hofledens bereits einen Anstrich von Erziehung und Geist gegeben hatte. Sie war in ihrer Weise der treue Ueberrest für den sinnlichen König Ludwig XV., der den „Geist" der Männer wie Frauen gleich fürchtete.

Im Hotel zu Neale, als Pensionärin der berüchtigten Madame Paris, lernte der Graf Dubarri zum ersten male die originelle Jeanne Vaubernier (geboren 1744 zu Vaucouleurs, in nächster Nähe von Domremy, dem Geburtsort der Jeanne d'Arc) kennen und kam auf den Gedanken, sie zu sich zu nehmen, um sie auf seine Art und Weise auszubilden und auch ihr einer Art Königin zu machen. Er gab ihr zugleich mit ihrer Mutter ein Asyl in dem Hause, welches er in der Rue de la Juiverie bewohnte. Hier wußte er sie zu seinem Vortheil zu erziehen und setzte im geeigneten Moment alles ins Werk, ihr

mit Ludwig XV. bekannt zu machen. Darüber schreibt der Graf von Provence aus am 4. November 1773 an Herrn von Maleshervbes: „Ich bat Madame Bonyon und ihre Tochter, Mademoiselle Gaubernier, meinem Handkuß zu überreichen, und sie mehrere Jahre hindurch mit Gnade sahen. Aus Gefälligkeit und um sie für die Zukunft über zu stellen, erwarte ich diesen Dienst meiner Gemahlin und dem Vergnügungen von Versailles, wo sie auch einige Monate lang gewesen. Als diese Fürsten durch die neuen Verfügungen des Herrn von Choiseul entzogen werden sollten, suchten sie den Herrn um eine Privatbefragung nach, und bei den verschiedenen Arten nach Versailles, so kamen es sie verwandelte, führte Mademoiselle Gaubernier die Liste des Königs. Herr Tribel, Ludwig's XV. vertrauter Kammerdiener, wurde mit seinem Verhältnis beauftragt, und dieser, mit dem weder sie noch die Verbindungen gebaut hatte, besorgt die Lasten bei sie allein. Mitschuld sollte sie, denen er sie nach Compiègne führte, dort nur anderes als die Gemahlin meines Bruders erscheinen, weshalb ich so gut wie dieser eingang, höher ohne ein anderes Motiv als das des blinden und ehrfurchtsvollen Gehorsams."

Diese Worte widersprechen keineswegs der bestehenden Annahme, der Gegenstand in seinem abgedruckten Buche bekämpft, daß die Gunst des Madame Dubarri bereits über Verheirathung vorausgegangen sei, denn Tribel konnte Jeanne Gaubernier dem Könige immerhin unter dem Titel einer Gräfin Dubarri vorstellen, obwohl nur die gerichtliche Verurtheilung dieses Titels nachträglich durch die Verheirathung mit dem Grafen erlangt wurde, und jedenfalls vor dieser öffentlichen Verleihung des Hofe geschah. Von Jeanne Gaubernier sahen vor ihrer Heirath in Versailles zum König sagt, bezeugt ein wenig bekannter Brief Ludwig's XV. selbst, den er dem Herzog von Choiseul bezüglich gewisser Missbräuche schrieb, der zuständig seinem Minister und der Justiz nicht bemerkbar zu machen anfingen. Der König sagte, daß schlechte Gewerbsleute kamen auf der einen wie der anderen Seite von schlimmen Einmischungen und Nachreden hat und dort es für gut, sich gegen Herrn von Choiseul zu erklären bei Gräfin und über die wahren Umstände des Regimes seiner Verhältnisse mit ihr zu erklären. „In seinem Madame Dubarri", sagt er, „es ist schlechterdings nicht Herr von Richelieu, der mich mit ihr bekannt gemacht hat, weiter es sie kannte, es mag es auch nicht, sie zu sehen, und das einzige mal, wo es sie einem Augenblick sah, geschah dies auf meinem ausdrücklichen Befehl. Ich habe sie eigentlich vor ihrer Verheirathung kennen gelernt (Un prend la connaître avant son mariage.) Sie ist hübsch und hat es mit gering." Hier liegt der Schwerpunkt für den blasirten Grafen. Ein wenig weiter kommt er hierauf zurück. „Sie ist allerliebst, sie gefällt mir; das muß genügen." Hier haben wir den einfachen und ehrlichen Ausdruck sultanischer Laune. „Uebrigens", fährt er fort, „hat Madame Dubarri keinen Hang gegen Sie; sie kennt Ihren Werth und will Ihnen wohl." Ferner, der Gräfin empfiehlt der Choiseul sogar ein ganz anderes Gemahl als Verlobung. Sie selbst gehasst es später dem Neffen des Ministers. „Ich sah sie", erzählt dieser, „zum ersten male zu Versailles, 1771, bei einem Diner, welches Mr. Hellegrin gab, um mich mit ihr bekannt zu machen. Ich saß an der Tafel meinem Platz neben ihr und sie sprach mit mir während dieses Diners viel von meinem Onkel, bedauerte die Rathschläge, welche er diesigt hatte, und gab mir mit einer gewissen Grazie zu verstehen, daß ihre Rückkehr zu Herrn von Choiseul entrichtig gewesen wäre, daß sie ihn aber voll Muth und Würde gefunden hatte." Diese Verschmähung erklärt den Antheil, den Madame Dubarri am Fall des Ministers nahm. Der Herzog von Aiguillon konnte ihn als Abgesandter, der seine Stelle wollte, Madame Dubarri als verschmähter Weib, das sich rächte.

Wie auch für Madame Dubarri der Tag der Ungnade gekommen war, sei es nun von ihrer schlimmsten Seite, um sich in neuen Empfindungen zu versenken, sie träumte — so berichtet es in ihrem Munde klingt — von einer Ehe auf Zeit. Im Januar 1773 sehen wir sie bereit, in Gesellschaft eines reichen Bräutigams nach Amerika über Meer zu gehen. „Ein Herr Pellanger", lesen wir in der „Correspondance secrète", „ein junger und hübscher Amerikaner, sehr reich und ebenso leichtsinnig, hatte der Gräfin Dubarri eine phantastische Neigung geschenkt. Die Intrigue wurde auf dem Lande bei dem benachbarten Grafen Germain eingeleitet. Kaum aber war der Anschlag reif geworden, so wurde er durch einen Befehl des Königs verhindert. Der dem Bräutigam verschwand, sich auf der Stelle einzuschiffen, der schönen Dame aber bei Se. Majestät den Rath geben, vor der Grausamkeit der Liebe, besonders der ehelichen, weniger empfänglich zu sein."

Wozu diese Tagesschreiberei? Ebenso aus Furcht, daß Madame Tubarri das glänzende Vermögen, welches ihr gehörten war, mit nach Amerika nahm.

Ihre ganze Freundschaft war ein Engländer; ihr Herz hatte alle entschieden nach dem Kontinente. Wir wissen aus den Memoiren des Abbé Georgel, daß sie während ihrer langen Emigrante „sich über die Vergänglichkeit ihrer Größe mit dem Starken Sermonen zu trösten schien". Einige aus der damaligen Gesellschaftern zwischen den beiden Verbannten erhaltene Briefe gewähren einen näheren Einblick in diese Verhältnis. Die Bekanntschaft begann in ziemlicher Weise. Lord Seymour's Tochter war krank, der an sich gutmüthige und immer hilfsbereite Grafen bot ihr Pflege an und wurde angenommen. Der Vater warf von ihrer Sorglosigkeit, ihrer Güter viel bewegt und die Dankbarkeit ging bald in Liebe über. Madame Tubarri bewunderte gegen die eigene Welt, indem sie unermüdlich blieb, und doch lieber für Gott verschwendete ist, noch nicht für, sondern der Engländer unbeständig wurde. Sie resignirte, nicht ohne gebrochenen Schmerz. Zwanzigmal schrieb sie an den Lord, der nur selten antwortete, wenn er überhaupt antwortete.

„Es wäre unnütz", schreibt sie in dem letzten der verschiedenen Briefe, „von meinen zärtlichen Gefühlen zu sprechen. Sie kennen sie. Was Sie aber nicht kennen, das sind meine Leiden. Sie haben mich nicht werth erhalten, mich über das zu beruhigen, was meine Seele bewegt, und so muß ich viel glauben, daß Sie sich wenig kümmern um meine Ruhe und mein Glück. Mit Bedauern spreche ich dies aus, allein es ist das letzte mal. Mein Geist ist wohl, mein Herz leidet. Doch hoffe ich mit Muth und Wachsamkeit es zu heilen. Ein mühsames und schmerzliches Werk freilich, aber ein nothwendiges; das letzte Opfer, welches mir meinem Herzen zu bringen bleibt. Alle anderen Opfer hat mein Herz dem Verstande gebracht, heute muß der Verstand dem Herzen bringen. Leben Sie wohl und glauben Sie, daß Sie allein mein Herz besitzen werden!"

Das Original dieses Briefes ist voll orthographischer Fehler, aber doch nicht roher und rührender Gefühle ganz bar. Madame Tubarri war in der letzten Zeit ihres Lebens eine wahrhaft vornehme Dame. Mad. d'Abrantès fand „auch nicht das geringste Merkmal ihres alten Standes in der Wärme ihres Tons, dem Adel ihrer Haltung und ihrem von Stolz und Demuth, von Artigkeit und Bescheidenheit gleich weit entfernten Wesen. Ihre Erscheinung allein schon widerlegte alles, was man über sie gedichtet hat." Ebenso urtheilt der Herzog von Choiseul von ihr: „Ich bin weit entfernt, zu leugnen, daß der Umgang mit der Gesellschaft und die Gewöhnung an der Sprache auf Madame Tubarri einen günstigen Einfluß gehabt haben. Ich habe gehört, daß man in ihren letzten Lebensjahren eine bewunderte Veränderung an ihr bemerkt hat, und wundere mich, daß man ihr jenen Ausdruck in den Mund gelegt, mit dem sie sich erlaubt haben soll, den Regierungsantritt Ludwig's XVI zu begrüßen."

Hatte die Gräfin am Hofe gelernt, so hatte sie darum doch nicht vergessen. Sie hatte immer ein gutes Gedächtniß für ihre Familie. Aber sie brachte sie nicht, wie Anna von Pompadour die ihrige, zu Ehren; sie unterstützte sie blos, denn sie war sich der Unwürdigkeit ihrer Verwandten wohlbewußt. Ihre Mutter bezog aus Duchesne's Händen eine größere Pension als 100 Francs monatlich, ihr Bruder ebenso. Wenn Madame Tubarri Frankreich ruinirte, so hatten ihre Verwandten sicher seinen Theil daran.

Die Summen, die sie verschwendet, und der Reichthum, den sie behalten hatte, gehörten zu ihren Gewissensbissen. Manchmal dachte sie an Rückgabe. Als sie nach den Oktobertagen 1789 die Kenntniß für die Sorgfalt danken ließ, die sie den Garden du Corps gewidmet, die sich blutend in Versailles geflammert hatten, schmeichelte sich Madame Tubarri, wieder zur Gnade gelangt zu sein; sie brauchte dies jedoch nur, um Marie Antoinette ihr Schloß anzubieten mit allem, was sie drinn. Sie schrieb an die Königin folgenden Brief als Antwort auf die an sie gerichtete Danksagung:

„Die jungen Verwandten haben keinen andern Kummer als den, für eine Fürstin nicht gestorben zu sein, die aller Hulbigungen so würdig ist wie Ew. Majestät. Was ich für diese Tapferen thue, bleibt weit unter dem, was sie verdienen. Ich küsse sie und achte ihre Wunden hoch, wenn ich daran denke, Madame, daß ohne ihre Hingebung Ew. Majestät vielleicht nicht mehr am Leben sein würden.

„Versailles gehört Ihnen, Madame! Hat Ihr Vater nicht es mir gegeben? Alles, was ich besitze, habe ich von der königlichen Familie. Ich habe zu viel Dankbarkeit, um dies jemals zu vergessen! Der selige König verbindet mich, gleichsam wie in einer Verabredung, tausend kostbare

Gegenstände anzuschaffen, deren ich mich von ihrer Person trennen konnte. Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen diesen Schutz in der Zeit der Notabeln zu verschaffen; ich biete Ihnen, Madame, denselben nochmals und bringender an. Sie lassen es sich so viel kosten, so unwichtigen und zahllosen Wohlthaten zu verderben! Erlauben Sie mir, ich bitte Sie inständigst darum, Gläser zu geben, weil sie Gläser sind!"

„Die Königin nahm diese Warnungen nicht an", sagt Graf d'Allonville davon, „war aber davon tief gerührt wie von der Weise, in der es geschah, worden."

Madame Tabarri's Benehmen während der Revolution war würdig und maßvoll. Im Jahre 1793 befand sie sich in Venedig, gehörend gegen jede Gefahr. Als sie das Unglück der Emigranten sah, dachte sie lebhaft an ihre in Frankreich zurückgelassenen Reichthümer, die jenen eine so große Hülfsquelle werden konnten, und kehrte zurück, sie zu holen. Das hieß ihr Schaffot eilen. Und in der That, ihre Verhaftung säumte nicht. Durch eine gute Handlung lieferte sie sich selbst ihren Henkern in die Hände. Ein anderer Act ihrer Hingebung war der Ursache, daß sie die ihr zur Flucht gebotenen Mittel nicht benutzte. Die Memoiren [illegible] erzählen: „Kurz zuvor, ehe die Gräfin Tabarri guillotinirt wurde (8. December 1793), gelang es einem irischen Priester, sie in der Conciergerie zu sehen und ihr Rettung anzubieten, falls sie ihm eine namhafte Summe Geldes verschaffen konnte, um die Gefangenwärter zu bestechen und die Reise zu bestreiten. Sie fragte ihn, ob er nicht zwei Personen retten könnte; er antwortete ihr, sein Plan erlaube ihm nicht mehr als eine zu retten. „In diesem Fall", sagte Madame Tabarri, „werde ich Ihnen eine Anweisung auf meinen Banquier geben, um die nöthige Summe zu erheben; ich will jedoch lieber, daß die Herzogin von Montmart dem Tode entgehe als ich. Sie hat sich auf dem Boden eines Hauses in Calais versteckt; hier ist die Anweisung, eilen Sie zu ihrer Hülfe!" Nachdem der Priester vergeblich in sie gedrungen war, sich selbst aus dem Gefängniß befreien zu lassen, nahm er die Anweisung, erhob das Geld, ging nach Calais, zog die Herzogin von Montmart aus ihrem Versteck, verkleidete sie als Frau aus dem Volke und zog mit ihr zu Fuß von dannen, unter dem Vorgeben, ein gut constitutioneller Priester und mit dieser Frau verheirathet zu sein. So ging er mitten durch die französischen Armeen und kam nach Ostende, von wo er mit Frau von Montmart nach England ging.

Bald darauf bestieg Madame Tabarri das Schaffot. Einer Tochter aus dem Volke, welche durch das Volk sterben sollte, verwehrte sie sich nicht zu einer Höhe des Looses und der Verachtung zu erheben, die allen wirklich großen Frauen auf dem Schaffot eine so energische Erinnerungskraft gab. Sie verlor den Muth, sie hatte Recht; sie war Weib, wie so viele andere Heldinnen waren. Verdammen wir sie deshalb nicht; der Muth, den sie hatte, ihr Leben für die Rettung eines andern zu opfern, wiegt ihre Schwäche im Augenblick der Todesangst auf.

Aus der Geschichte eines Vulkans.

Von Emil Ring.

I.

Tief in der Südsee, ziemlich in der Mitte zwischen Centralamerika und den Philippinen, den beiden Punkten, wo sich die vulkanische Thätigkeit unseres Erdkörpers am intensivsten offenbart, liegt vereinzelt eine Inselgruppe, die sich ungefähr fünf deutsche Meilen weit von Nordwest nach Südost hinzieht und deren einzelne Inseln nur die höhern Punkte von Bergen sind, die sie über das Meer erheben.

Die Spitzen derselben, die zu den höchsten Inselhöhen auf Erden gehören und die des Pic von Teneriffa weit übertreffen, zeigen weder die schlanken Formen von Obelisken oder Kegeln wie in den vulkanischen Anden, noch die majestätische Domform oder Zwillingsbildung, wie sie den ostasiatischen Feuerbergen eigen ist, sondern sie bilden langgestreckte, weitausgedehnte Rücken, die durch ihre Structur nicht die gewaltige Wirkung der unterirdischen Kräfte verrathen, die sie aufthürmten.

Der Wanderer, aber, dessen Fuß zum ersten male das Innere der Sandwichsinseln betritt, fühlt sich mächtig ergriffen von den furchtbaren Verheerungen, denen er auf jedem Schritte begegnet. Eine große Anzahl von Kratern jeder Beschaffenheit und Größe hat weitausgedehnte Flächenräume, die früher mit der üppigsten Vegetation bedeckt waren, in Einöden verwandelt. Viele Meilen weit kann man die erkalteten schwarzen Lavaströme verfolgen mit ihren zackigen Schlacken, aus denen noch glühendheiße Dampfwolken emporwirbeln. Am furchtbarsten zeigen sich die Centralkette auf

[illegible] Inseln, namentlich auf Hawaii, wo sich jetzt die vulkanische Thätigkeit am frühzeitigsten entfaltet. Ueppige Pflanzengruppen von Farnkraut, Lauchgewächsen und tropischen Palmen, mischen mit wunderbar gefärbten Schlingpflanzen und grasreichen Abgründen, in denen jedem Augenblick die Lava wieder ihr altes Bett aufbrechen kann, herrliche Wälder von Kokosbäumen und riesigen Bambusrohren, durchwebt von Lianen und andern Schmarotzern, mit grünenden Lavafeldern, deren rauhe Oberfläche hochaufgethürmten Eisschollen oder einem bewachsenen Meere gleicht, das plötzlich in Stein verwandelt wurde.

Hawaii, in Form eines Dreiecks aus dem Meere emporsteigend, besteht aus drei gewaltigen Feuerbergen, welche die Hauptmasse des Eilandes bringen; der erhabenste, der Berg Loa, bildet den südlichen Theil, er steigt [illegible] empor, der Mauna Kea, der nördliche Gegner, mit auf dem [illegible] Ufer erscheinen die Gipfel des Hualalai.

Der Loa, der hauptsächlich in der neueren Zeit bekannt geworden ist, hat außer zahllosen kleinen Schlünden drei thätige Krater: diese Schlünde mit senkrechten Wänden aus Lagen palastartiger Lava. Einer derselben, der Mokua-Weo-Weo, befindet sich auf dem höchsten Gipfel des gewaltigen Kolosses, ein zweiter liegt ihm sehr nahe, der dritte aber und berühmteste ragt in einer Höhe von [illegible] auf dem Gehänge empor.

Schon in einer Entfernung von $1^1/_2$ Meilen thut sich die Nähe des Kraters durch Dämpfe kund, die überall aus den Gesteinsspalten hervordringen, sowie durch die riesige Rauchsäule, die über dem Schlunde lagert oder, von den Passatwinden getrieben, in Wolken dahinzieht. Angelangt am Rande des Kraters aber bietet sich dem Auge des Wanderers ein staunenerregender Anblick dar, den an Großartigkeit des Eindrucks wol wenige hinter sich zurücklassen dürfte. Zu seinen Füßen breitet sich ein Amphitheater von $7^1/_2$ Meilen im Umkreis aus, indem drei ziemlich kreisrunde, concentrische, jähe Wände von verhärteter Lava treppenartig die kochende Lava einschließen. Die Höhe der äußern Wand beträgt etwa [illegible], die der zweiten ungefähr [illegible], allein die dritte, die in den thätigen Krater hinabreicht, ist gegen [illegible] hoch. Der Fuß der äußern und der Gipfel der zweiten oder mittlern Wand sind durch einen etwa eine halbe Meile breiten horizontalen Gürtel oder eine Terrasse miteinander verbunden. Die Oberfläche dieser Terrasse ist zerrissen und wurden. Zwischen der zweiten und der innersten Wand befindet sich ein ähnlicher, ungefähr [illegible] breiter Gürtel, dessen innerer Umfang den von dem eigentlichen Krater eingenommenen Raum mit einem Durchmesser von drei Meilen umschließt. Diese steilen Wände sind an mehreren Stellen eingestürzt und durch den darunter gebreiteten Strom unterwühlt, sodass gebrochte Flächen entstanden sind, mittels deren es möglich wird, in den Krater hinabzusteigen.

Mehrmals ist es in der neuesten Zeit von kühnen Forschern unternommen worden, sich dem Rande der innersten Terrasse zu nahen, um das Spiel der unterirdischen Kräfte zu beobachten, und das imposante und zugleich grauenvolle Schauspiel, das sich von diesen [illegible] bietet, [illegible] den [illegible] Blick.

Schon beim Hinabsteigen, erzählt der Missionar Ellis, dem wir die ersten sichern Nachrichten über diesen Krater verdanken, hörten wir am Rande des untern Kraters einen Orgelton, der aus dem Lavapfuhle empordrang. Bisweilen ging er aber in ein Getöse wie Musketenfeuer, das allmählich verhallte und denselben murmelnden Ton zurückließ, das erhitzte Rauschen der kochenden Flüssigkeit. Ueber die Ebene hinschreitend, hörten wir sie oft hohl unter unsern Füßen tönen; endlich erreichten wir den Rand des großen Kraters, wo ein furchtbar schönes Schauspiel sich entfaltete. Vor uns gähnte ein ungeheurer Schlund, in Form eines Halbmonds, etwa zwei englische Meilen lang, von Nordost nach Südwest nahe eine Meile breit und gegen [illegible] tief. Der Boden war bedeckt mit Lava und im südwestlichen und nördlichen Theile rollte eine ungeheure Flut brennender Masse, im Zustande des Siedens feurige und flammende Wogen hin und her. Einundfünfzig kegelförmige Inseln von verschiedener Form und Größe, manche Krater enthaltend, ragen auf, theils rund um den Rand oder von der Oberfläche des brennenden Sees. Zweiundzwanzig derselben ließen beständig Säulen von grauem Rauche aus oder Pyramiden von glänzenden Flammen und einige von ihnen warfen aus ihren feurigen Oeffnungen zugleich Lavaströme, die sich in siedendem Flusse von ihren schwarzen, ausgefurchten Abhängen in die untere kochende Masse wälzten. Die Umstände derselben ließ schließen, daß der siedende Lavakessel vor uns nicht den Herd des Vulkans bildete, daß diese Masse geschmolzener Lava nur seicht und durch eine feste Lage von dem großen vulkanischen Ab-

gründe gerichtet war, welcher durch die zahlreichen Krater dieses ganzen gebirgigen Inhalts zu seinem Gipfelkrater eilte.

Einigen Jahre später, im Jahre 1840, besuchte Captain Chappell mit mehreren andern Offizieren seines Schiffs den Krater. Wie sich in jedem vulkanischen Krater im Laufe der Zeit Modificationen ereignen lassen, so auch hier. Seine Beschreibung vom Kilauea kann schon wesentlich anders als die vorige. Als die Abendgesellschaft am Rande der innern Wand angelangt war, erblickte sie tiefe Meilen — hohe Kegel, die unsere kleinen Gipfelkrater Schweizerkämpfe weiten und Lava ausspeien. Hering mehrere Seen von geschmolzenen Steinen sprudeln, indem sich die Wände von innen heraus einen Ausweg bahnten, über glühende Flüssigkeit hoch empor und der Lava solche mit solcher Kraft, daß ein solches Spiel von Sprudeln auf der Oberfläche von sich ging. Bisweilen wurde das Kochen lebendiger, die Wogen kochten über und glühende Ströme flossen nach entfernten Theilen des Kraters hinweg, beruhigten sich dann wieder und kochten wie früher mit dem gewöhnlichen dumpfen Gemurmel, während dichte weiße Dämpfe in senkrechten Wirbeln aus den Sprudeln aufstiegen. Der interessanteste Theil der Szene befand sich aber nach dem östlichen Rande des Kraters zu, nämlich ein großer elliptischer See von flüssiger Lava, eine Meile lang und eine halbe Meile breit. Um diesen zu erreichen, stieg die Gesellschaft auf einem am westlichen Rande von der Natur gebildeten Pfade in den Krater hinab, in welchem sie, nun großer Vorsicht fortschreitend, mehrere der kleinen Kegel und Seen besuchte und endlich an den Seiten anlangte, welche das Feuermeer umschlossen.

Auf dem etwa 100' hohen Gipfel derselben angekommen, bemerkten sie, wie die flüssige Lava von Süd gegen Nord strömte, während ihr Lauf durch ein vom östlichen Ufer bis in die Mitte des Sees quer hinüberreichendes Vorgebirge beengt wurde. Der Schaum spritzte durch die heftigsten Gasentladungen an vielen Stellen 30' hoch, während an andern die flüssige Masse sich beständig sowol in Färbung als Bewegung änderte, indem dieselbe je nach der Stärke, mit der die unterirdischen Kräfte wirkten, bald heller, bald dunkler glühte, bald heftiger, bald gelinder wogte. Hier und da strömte die Feuerlava so gleichförmig und eben, als ob sie hohen Uferwände ihr Schutz vor dem Winde gewährten, und am nördlichen Ufer lagen die Spuren von Schlacken da, wo der See am Rande kalt anfing.

Da der Gesellschaft an der südwestlichen Uferwand eine Bucht bemerkte, so schien das Mittel gegeben, den Sturz des Lichts zu betrachten, indem man sich an der obern Bucht gegenüberliegende Stelle auf der innern Terrasse begabe. In der That wanderte sie durch den Krater zurück, erstieg die innere Wand und erreichte mit dem Einbruche der Nacht die bezeichnete Stelle. Einige Stunden lang hatten von dort die Wanderer das wechselnde prächtige Schauspiel betrachtet, als der Aufmerksamkeit durch einen neuen Lavaausbruch plötzlich vom großen See gelenkt wurde. Unter heftigem Poltern und Kochen ward ein neuer Feuerstrom sichtbar, der sich nach allen Seiten ergoß und binnen sehr kurzer Zeit einen Flächenraum von mehr als 200000 Quadratfuß bedeckte, und wo noch vor wenigen Minuten eine schwarze, schlackige Oberfläche gewesen, wogte nun ein ununterbrochenes glänzendes Feuermeer, dessen Gluten am tiefblauen Himmel ihren Widerschein warfen.

Zuweilen geschieht es, wie, daß die Lava bei einer energischen Thätigkeit des Kraters unabhängig von den geringern Oscillationen plötzlich auf eine merkwürdige Weise steigt und fällt und mehrere hundert Fuß hoch die ganze innere Terrasse des ungeheuern Beckens überschwemmt. Die Insel hatte einmal gerade noch Zeit, vor einem plötzlichen Steigen und Ueberfließen aus einem der geschmolzenen Pfuhle zu entrinnen, welcher eine Masse von flüssiger Lava entleerte, nicht nur über die Stelle, wo er unmittelbar vor diesem Ausbruch stand, sondern auch über eine Meile weit und anderthalb Meilen lang. Kapitän Wilkes schätzte später die ausgeworfene Lava auf 200000000 Kubikfuß. Am nächsten Morgen (17. Jan. 1841) fand man, daß die geschmolzene Lava des Hauptsees sich ungefähr 100' gesenkt hatte.

Selten aber nie fließt aber die Lava über den Rand des Kilauea über, wie es gewöhnlich bei andern Vulkanen geschieht, sondern wenn der Druck der Säule von geschmolzenem Gestein zu stark wird, so bricht sie sich durch unterirdische Kanäle oder Spalten Bahn, die in das Meer führen. So stieg bei einer Eruption i. J. 1840 die Lava hoch in dem großen Schlunde empor und begann dann plötzlich durch unterirdische Abzugswege daraus zu entweichen. Die Richtung

erkannte man zuerst auf einem hellen Schein am Grunde eines benachbarten Kraters, Krater genannt, der viel mehr als 4 englische Meilen östlich vom Kilauea. Die Verbindung dieses Scheins mit der Eröffnung des großen Behälters erkannte man auch der Niveau-Veränderung der Lava im Kilauea, die drei Wochen hindurch allmählich sank, bis zum Aufhören der Eruption, zu welcher Zeit der See 900' tiefer lag als beim Beginn des Ausbruchs. Das nächste Anzeichen des unterirdisch fortgehenden Stroms bemerkte man 1—2 Meilen vom Krater, wo die feurige Flut hervorbrach und sich über die Oberfläche von 40 Acker Land ausbreitete, dann wieder ihren Weg mehrere Meilen lang unterirdisch verfolgte, um auf dem Boden eines zweiten alten, verbrannten Kraters zu erscheinen, der zum Theil damit ausgefüllt wurde. Der Lauf der geschmolzenen Masse ward darauf wieder für mehrere Meilen unsichtbar, bis sie endlich an einem Punkte hervorbrach, der 1711' über dem Meere und 27 englische Meilen vom Kilauea entfernt liegt. Von dort strömte sie 12 Meilen lang im freien, fiel über eine 30' hohe Klippe und ergoß sich drei Wochen lang in das Meer. Diese Stelle war 40 Meilen vom Kilauea entfernt. Die den unterirdischen Lavastrom bedeckende Erdkruste wurde oft von unsichtbaren Spalten zerrissen, welche Dampf ausströmten und auf einigen Stellen wurden die obenaufliegenden Gesteine 20 oder 30' emporgehoben. Die Masse der Lava, die sich bei diesem einzigen Ausbruche entleerte, schätzt der amerikanische Naturforscher Dana auf 15,000,000,000 Kubikfuß.

Was den Ausbrüchen des Kilauea eigenthümlich ist, das ist der wunderbare Eindruck von Stille und feierlicher Ruhe, den dieselben in der Seele des Beobachters zurücklassen. Keine gewaltigen Erdbeben, kein erschütterndes Getöse, keine hohen Strahlen glühender vulkanischer Bomben, wie sie dem Peak bisweilen entsteigen, begleiten das Phänomen; die ganze Thätigkeit beschränkt sich fast nur auf das plötzliche Emporheben flüssiger Lava in dem Krater, und ein Zerreißen der festen Gesteine um denselben oder weiter herunter an den Seiten der großen vulkanischen Kuppen durch die das geschmolzene Gestein zu Tage tritt.

Merkwürdig ist auch die außerordentliche Flüssigkeit der Laven vom Kilauea. Es zeugen dafür die bald glatten, bald gekräuselten Glasfäden, die der Wind über die ganze Insel verbreitet. Diese Haargläs, das auch bei Vulkan von Bourbon entsteht, wird auf Hawaii nach der Göttin des Vulkans Pele's Haar genannt. Dana, der seine Bildung an einem Kreis der geschmolzenen Lava beobachtete, bemerkt, daß es die Oberfläche unter dem Winde nicht überdeckte und dort wie gemähtes Gras lag, mit parallelen Fäden, deren Spitzen von dem Krater hinweggetrieben. Als er die Operation einen Augenblick betrachtete, fand er, daß es sich durch die Sprudel von flüssiger Lava bildete, die durch den Druck des Aufbrechens aufgeworfen wurden. Die Fadenröhren, die aber beim Sprudel zerbrachen, nahmen feine Spitzen mit sich und gegen eine Glasfaser an, wie sie bei Glasarbeiten gebildet wird, die ganze Faser schwankte hin, bis das schwerere Ende sie herabbrachte, und dann führte der Wind das leichtere haarförmige Ende hinüber. Jede Faser war gewöhnlich mit der kleinen Kugel beschwert, welche von dem Lavasprudel durch die Winde fortgetragen wurde.

Geht man vom Kilauea nach Mokua-Weo-Weo, dem Krater auf dem Gipfel von Mauna-Loa, mit einem Neigungswinkel, der im Durchschnitt nur 6° beträgt, so findet man einen vulkanischen Schlund von beinahe demselben Charakter wie der vorhergehende. Der tiefste Theil des Kraters ist beinahe rund und ungefähr 3000' im Durchmesser. Die Wände sind fast vertical, geschichtet wie die vom Kilauea, 184' hoch auf der Westseite, 470' auf der Ostseite. Auch er ist jedenfalls, wie der Kilauea, durch eine mehrmalige Einsenkung des vollständig untergrabenen Bodens entstanden.

Der letzte Ausbruch dieses gewaltigen Gipfelkraters fand im August 1859 statt. Der Missionar Coan gibt in einem Briefe an den ausgezeichneten Geognosten Dana eine ergreifende Schilderung der Verheerungen des furchtbaren Stroms, dessen Fortschritte er zweimal mit der größten Lebensgefahr untersuchte. „In wenigen Tagen, schreibt er, müssen wir vielleicht die schmerzliche Thatsache anzeigen, daß unser schönes Hilo (die Hauptstadt der Insel) nicht mehr ist, daß unsere liebliche und unvergleichliche Landschaft und halbkreisförmige Bai verschwunden sind. Ein feuriges Schwert hängt über uns. Mit sichern und feierlichen Schritten schreitet die glühende Lava durch den dunkeln Wald und die dichten Dschungeln in unserm Rücken, indem sie alte Bäume von ungeheurer Größe niederwirft und

alles vegetabilische Leben von dem Boden hinweggingt. Fünfundsiebzig Tage lang war der Schlund auf dem Gipfel des Mauna Loa (12000′) mit schrecklicher Glut angefüllt. Alleen von prachtvoller Verdeerung sind mit und mit von der Spitze über die Seiten des Berges herunterge-stürzt. Der brodende Strom hat jedes Hundert-mal überwältigt, indem er seinen traurigen Weg von seiner hohen Quelle bis zu der Basis der „Gurgen Hügel" wand, sich wie ein geschmolzener See über die Ebenen ausbreitete, durch steile Wälder drang, die brüllenden Heerden, die wil-den Ziegen und den erschrockten Vogel von seiner düstern Stimme herrieb, alles vegetabilische Leben mit seinem schwefeligen Athem verzehrte und nichts auf seiner Spur zurücklieb als Schwärze und Trümmer.

Am 2. October machte ich mich mit fünf Ein-gebornen auf, um die Quelle des Ausbruchs zu erforschen. Den Lauf des Waiuku zu unserer Spur nehmend schritten wir mit großer Anstren-gung zwei Tage lang etwa 24 Meilen auf-wärts. Während dieser Zeit hatte vulkanischer Rauch schon den ganzen Wald angefüllt und den Strahlen der Sonne einen gelben, düstern An-hauch gegeben. Des Abends, als wir unser dürftiges Lager von Farrenkraut unter dem Stamme eines niedergeworfenen Baumes bereiteten, fanden wir zuerst, daß der geschmolzene Strom viele Meilen an uns nach Hilo zu vorbeigezogen war. Erst am andern Tage erreichten wir, uns durch das dichte Gestrüpp durcharbeitend, den glimmenden Strom, der an dieser Stelle, welche jedoch eine der schmalsten war, ungefähr drei Meilen breit sein mochte. An einigen Stellen breitete er sich in 5—8 Meilen breite Seen aus, die an manchen Punkten kleine Inselchen um-schlossen, Stellen, die nicht von der feurigen Glut überflutet waren. An dem südlichen Rande des Stroms hin fanden wir viele Bäume, die durch den feurigen Strom gefällt waren und welche gekrümmt und halbverkohlt auf der erhärteten rauchenden Lava lagen. Manchmal war vielerlei an den Zweigen hängen geblieben und fiel von diesen in der Gestalt von Stalaktiten herab. In diesem Falle hatte die Hitze oft kaum die Rinde gebrannt, obgleich die Zweige von dem geschmol-zenen Gestein umhüllt wurden. Jedenfalls ver-brannten die Stämme viel weniger, obgleich bei der großen Hitze und Klebrigkeit der Lava der schnell gebildete Dampf von der Rinde auch so lange die wirkliche Verbrennung mit ihr verhinderte, als der Lavastrom in einer Höhe ging, bei welcher die Zweige in ihm sich fangen konnten.

Den ganzen Tag gingen wir unter Rauch und Hitze, welche uns fast erstickten und verengte, den Strom aufwärts. Manchmal kamen wir an ebenen Lehnen, vor als Abzugsöffnungen für die Gase dienten und durch die hinab wir in den feurigen Strom blickten, der tobend an unsern Ufern tauschte. Bis dahin waren wir noch in keinem ebenen See oder Strom von wirklichem Flusse gekommen. Nur während der Nacht hat-ten wir viele glühende Rinnen in beträchtlichen Entfernungen voneinander am Abhange des Berges gesehen, während der Strom sich unter seiner oberflächlich erkalteten Decke einen Weg bahnte, den man nur durch diese Oeffnungen verfolgen konnte. Je höher wir am Berge hinauf kamen, diese häufiger wurden diese feurigen Ventile; einige von ihnen maßen 20, 30—100′ im Durchmesser. Ja an einer Stelle sahen wir den Fluß unbedeckt 30 Ruthen lang von einem Ab-hange von 18—20° herniederstürzen. Die Ufer auf jeder Seite dieser herrlichen Cascade waren mit zerrissenen, theilweise noch glühenden Stalak-titen bedeckt und bekrönt mit einer ungeheuern Menge von haarförmigem Glase. Von diesem Punkte bis zum höchsten Krater war alles un-beschreiblich herrlich. Schlund auf Schlund öffnete sich, als wir hinaufgingen, aus welchen Feuer und Dampf hervorbrachen und in welche wir hinabschauten wie in die Höhlen des Pluto. Die Gase waren so stechend, daß wir die größte Vorsicht anzuwenden hatten, wenn wir uns einer Strömung oder einer Oeffnung gegen den Wind näherten.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Die „trockene Guillotine".

Man hat Cayenne, die französische Strafcolonie, die „trockene Guillotine" genannt. In der kleinen Schrift „Französische Rechtszustände, insbesondere die Resultate der Strafgerichtspflege in Frankreich und die Zwangscolonisation von Cayenne. Zwei zu Berlin im Februar 1859 gehaltene öffentliche Vor-träge von Franz von Holtzendorff, Doctor der Rechte und Privatdocenten an der Universität zu

Berlin" (Zeitung, Berlin, 1859), erfahren wir aber genug, daß anstrengende Arbeit im Freien auf Cayenne so viel wie den sichern Untergang derjenigen bedeutet, welche sich ihr unterziehen müssen. Seit dem Jahre 1836 weisen die Gefängnißregister für Cayenne die Thatsache nach, daß die Anzahl der Geburten von derjenigen der Todesfälle gerade um das Dreifache übertroffen wird. Die Bevölkerung von Cayenne ist in zehn Jahren um die Hälfte zusammengeschmolzen; eine natürliche Folge der klimatischen Verhältnisse des Landes, der großen Hitze, der sumpfigen Beschaffenheit des Bodens. Klimatische Fieber sind die gewöhnlichen Boten, denen sich kein Europäer zu entziehen vermag. Diese Umstände, sagt von Holtzendorff, sprechen allerdings sehr zu Gunsten der allgemeinen Sicherheit, welche bei dem Decret vom 8. December 1851, durch welches Cayenne zur Strafcolonie Frankreichs erhoben wurde, als ein Hauptgesichtspunkt in Aussicht genommen war. Daß es der französischen Regierung zu jener Zeit nicht unbekannt sein konnte, was es bedeute, wenn jemand nach Cayenne deportirt wird, das weist von Holtzendorff aus den Berichten nach, die ihr über das mörderische Klima Cayenne's vorlagen.

Der erste Transport nach Cayenne ging am 31. März 1852 unter Segel. Andere sind seit jener Zeit unaufhörlich gefolgt. „Die Gesundheitsmisère", sagt von Holtzendorff in dem erbitterten Tone des Menschenfreundes, „sind wieder zum Theater eines Lustspiels geworden, auf dem «Todtentänze» aufgeführt werden." Die ersten Berichte wiesen für die letzten drei Monate des Jahres 1853 170 Todesfälle unter 2,500 Transportirten nach. Nach den Berichten des „Moniteur" hat die Sterblichkeit in einzelnen Strafstationen 20 Procent erreicht. Von Holtzendorff zweifelt aber, ob diese Berechnungen nicht auf irrthümlichen Voraussetzungen beruhen. Nach den kürzlich gedruckten Briefen der Jesuiten, welche den geistlichen Dienst in Cayenne durch eine besondere Mission unterhalten, betrug die Mortalität stellenweise 40 Procent.

Die Zwangsarbeiten, denen die Sträflinge unterworfen werden, bestehen nach von Holtzendorff „vermuthlich in nichts anderm als darin, daß die Verpflegung und das Aufwarten von Strafsträflingen eine zeitraubende Beschäftigung bildet." Aus den Briefen der Jesuiten geht hervor, daß die überlebenden Deportirten bisher noch gar nichts für die Bodencultur geleistet haben und daß die colonisirende Regierung durch die Anlage ihrer Strafstationen inmitten ungeheurer Sümpfe die Besorgniß vor Fluchtversuchen, keineswegs aber den Eifer für umfangreiche Colonisationen kundgibt.

Die oft ventilirte Frage, ob nicht die Todesstrafe langjährigen Zwangsarbeitsstrafen vorzuziehen sei, kann man in Bezug auf Cayenne eigentlich nicht aufwerfen, da die Verbannung dorthin der Todesstrafe gleichkommt. „Man muß anerkennen, daß die Transportationsstrafe nach Cayenne so viel bedeutet wie ein Todesurtheil, dessen Vollziehungstag unbestimmt gelassen ist, bei welchem aber ein mörderisches Klima die niemals fehlende Thätigkeit des Henkers übernommen hat."

Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen hat der Verfasser der gerühmten Sicherheit der Guillotine keinen Vorzug zu vor der ebenso sichern Wirkung der Deportation. Im Jahre 1793 habe in Frankreich der nichts schonende Terrorismus äußerster Leidenschaft und äußerster Anstrengung gewirkt. Allein man müsse zugeben, daß es einen Terrorismus gibt, welcher moralisch noch tiefer steht, welcher noch schwerer zu verantworten ist: der Terrorismus einer kalten, ihre Mittel sorgfältig erwägenden Berechnung.

Wir können dem Verfasser in seiner ganzen Auffassung nur beistimmen und finden den bittern, in den letzten Zeilen seiner Bemerkungen am Orte. Denn welchem Menschenfreunde möchte sich bei dem Gedanken an diesen raffinirten Terrorismus nicht das Herz umdrehen? Den französischen Sicherheitsgesetzen gegenüber nicht sarkastisch zu werden, dürfte für ein deutsches Herz schwer sein. Wenn man, sagt von Holtzendorff, jenen in Cayenne dahinsiechenden Verbrechern die Frage vorlegt, wie sie über die Größe ihrer Nation denken, so darf man kaum zweifeln, daß die überwiegende Mehrzahl das Schicksal derjenigen beneidet, die unter dem Scepter der neapolitanischen Regierung stehen oder dem päpstlichen Regiment im Kirchenstaat unterworfen sind. „Hätte Dante die Leiden gekannt, denen französische Staatsverbrecher ausgesetzt sind, so würde er für seine Schilderung der Höllenstrafen unfehlbar eine Lehre daraus entnommen haben."

Die Geschichte ist das Weltgericht. Sie wird auch solche, inmitten einer gerühmten Civilisation noch vorkommende Barbareien, wie die Deportationen politischer Gegner nach „Todtencolonieen", richten. Die Schuld trifft aber hier freilich Napoleon III. nicht allein, sie trifft die Moral der ganzen Erbärmlichkeit, der er angehört und die ihre Glaubensbekenner nicht blos in Frankreich, sondern überall hat, wo der Widerspruch gegen angemaßte Autorität ein Todesverbrechen ist. Von Hegel erzählt man sich, daß er die größten Stümper, wenn sie seine Formeln nachlallten, zu Anstellungen empfahl, während sein Einfluß die geistvollsten Köpfe, wenn sie seine Gegner waren, im Privatdocententhum verhungern ließ. Benekе, der verdiente Psycholog, der es unter dem hegelianischen, dann dem schellingianischen und zuletzt dem evangelischen und kirchenjüdischen Ministerium nicht weiter bringen konnte als zu 200 Thalern Gehalt, stürzte sich zuletzt aus Verzweiflung ins Wasser. Man blicke sich nur um, wo irgendein Ehrgeiz die Macht hat' faßt sie ergreifen, die Hunde' wird man nicht blos im Munde Napoleon's III. und seines Herrn Freund hören, sondern überall, wo der Absolutismus keinen Widerspruch ertragen kann, in Staatskanzleien und Ministerbureaux ebenso wol wie in Hörsälen und — in Redactionszimmern.

E. M. Arndt über die Italieniſche Frage.

Man pflegt ſich auf den alten Arndt zu berufen, wenn von deutſcher Macht und Größe die Rede iſt. Neulich mußte er ſogar „Großdeutſcher“ ſein bei Gelegenheit der Erinnerung an ein vor achtzehn Jahren von ihm geſungenes Lied, in dem das Wort „Alldeutſchland“ vorkam.

Genügte aber zum Beweis, daß Arndt zum deutſchen Weſen vorzugsweiſe auch die Gerechtigkeit zählt und ihm die Vorſtellung vom abſcheulichen Gebrechen müſſen des „italieniſchen Tauvergnügens“ fremd iſt, ſchon ſeine neuliche Verdeutſchung, in der vor leider nur zu erwieſene Wahrheit vorkam: „Der Italiener kann dem Deutſchen nicht die Treue halten“, ſo möchten wir auch an eine vor fünf Jahren von ihm erſchienene Schrift: „Pro patria germanica“ (Berlin, Reimer, 1854), erinnern. Schon damals war von den Wirren Italiens genug die Rede.

„Wo ſind jetzt“, ſchreibt Arndt, „die Glücklichen, die nicht nach andern Dingen und Zuſtänden, als worin ſie leben, trachteten und davon ſehnten und träumten? Und doch, welcher Deutſche, der nicht gerade neuerungsvoll iſt, kann es wagen, ſich und ſeine Geſchicke italieniſchen gleichſtellen zu wollen?“ Wir Deutſche wohnten und lebten doch allenthalben noch ſo ziemlich nach unſerer Art und Weiſe, nach unſern Sitten und Gewohnheiten und Geſetzen, welchertei ſie auch ſein mögen, mit wenigen traurigen Ausnahmen unter Königen und Fürſten unſers Volks und unſerer Sprache; „das italieniſche Roß, das ſich wild gegen die Zügel bäumt, wird ſeit beinahe vier Jahrhunderten von fremden Reitern geritten, welche dem ſträubigen mit den Sporen die Rippen oft blutig ſtoßen.“ Arndt verkennt die Tücke des Italieners nicht, ſchreibt ſie aber zum Theil auf Rechnung ſeiner Geſchichte. Die Italiener, ſagt er, ſeien ſchon ſeit den Kämpfen zwiſchen Kaiſer und Papſt ein grauſames, tückiſches, hinterliſtiges und meuteriſches Volk geſcholten worden, ſodaß bei dem Namen Italiener deswegen ſo häufig an Mörder und Banditen gedacht wird; ſie wären aus Aufruhr und Empörung nicht mehr herausgekommen. „Man kann ſagen, die italieniſche Kriegsgeſchichte iſt zugleich faſt immer auch eine italieniſche Aufruhrgeſchichte.“ Die Revolutionserſchütterungen des großen pariſer Vulkans vom Jahre 1790 habe Italien mehr als irgendein anderes Land durchmachen und bezahlen müſſen, habe gleichſam „wie ein Probetanzbär vor allen andern die wechſelnden Nachäfferein in neuen Republiken, Königthümern, Großherzogthümern u. ſ. w. nach allen beliebten pariſer und bonapartiſtiſchen Wechſeln und Umrunrungen, wie ſie ihm vorgetanzt wurden, nachtanzen und durchtanzen müſſen.“ Arndt führt die unglückliche Geſchichte Italiens herab bis auf die neueſte Zeit und zeigt, wie das Volk durch die vielen Aufrubr und Aufſtände von Jahrhunderten und durch die unſeligen Erſchütterungen der letzten faſt ver-

laſſenen Menſchenalter „ein meuteriſches und ungeberiges Volk geworden, das bei jedem neuen Geſchrei zu den Waffen läuft und, wer ein anderes Geſchrei und andere Mienen macht, die Waffen ſogleich wieder wegwirft. Und dieſe Unglücklichen, welchen Zucht und Ordnung und Gehorſam abhanden gekommen iſt, rufen Eintracht und Einheit des ſchönen Italien!“

Bei alledem anerkennt aber Arndt doch eine Berechtigung zu dieſem Rufe, wenn er auch die Schwierigkeiten, ihm Gehör zu geben, faſt unüberwindlich findet. Schon allein die Frage des Papſtes mache die Italiener getheilt; die einen ſträchen in ſchwerer Ehrfurcht vom ihm, die andern bieten ſeine weltliche Herrſchaft für überflüſſig. Wie aber auch Italien zur Ruhe käme, darüber wäre, nach Arndt, kein Zweifel, daß Oeſterreich beſſer thäte, ſich von Italien fern zu halten. Denen, welche behaupten, Oeſterreich hätte Frankreich gegenüber ſeine lombardiſche und ſich weiterhin arrondirende Stellung in Italien einzunehmen, erwidert Arndt: „Nein, nicht eine ſolche, woraus nur Haß, Aufruhr und Gewalt geboren werden kann.“ Oeſterreich mußte, wenn es für ſich und Italien aufs beſte ſorgen und hüten und ſchirmen wollte, in ſeiner natürlichen ſtärkſten und ſchönſten gottgegebenen Stellung ſtehen bleiben, der Hüter und Wächter auf den Alpenzinnen, wie die europäiſchen Dinge ſtehen, der geborene Wächter und Freund.“ Oeſterreich und Frankreich ſtehen nach Arndt durch ihre Alpen über Italien, ihre Alpen hängen den Italienern über den Köpfen, ſie können beide leicht zu den Italienern herabkommen, die Oeſterreicher aus Tirol und Friaul noch viel leichter als die Franzoſen, welche ſchwereren Eingang und ſchwerere Niederſteigung haben; aber die Italiener können zu beiden Grenznachbarn ſchwer hinaufkommen. Was konnte und ſollte nun Oeſterreich thun in jenen Entſcheidungsjahren 1814 und 1815, da es den alten Widerwillen und Haß der Italiener gegen ſeine Herrſchaft und ſeine italieniſchen leichten und gefährlichen Gewinnſte und Verluſte aus der Erfahrung von Jahrhunderten kannte? „Es mußte mit Menſchlichkeit und Gerechtigkeit Italien wiederherſtellen und ordnen helfen, nicht ſich, ſondern andern in Italien Abfindung und Entſchädigung geben, ſich aber beide anderswo nehmen.“ „Oeſterreich bedarf Italien nicht, es ſteht in ſeinen Alpen Tirols und deren Ausläufen von Bergen und Strömen in den mächtigſten Naturfeſtungen hoch über ihm und iſt, wenn es an den Grenzen Friauls, etwa als einen Erſatz für die alte römiſche Grenzfeſtung Aquileja, eine Hauptfeſtung gründet, von Süden faſt unangreifbar. Dann ſteht es, wie geſagt, hoch von ſeinen Alpen auf die ſchönen Ebenen des Po hinabſchauend der geborene Hüter, Schirmer und Freund Italiens, wenn es nicht ſein Gewaltherr ſein will. Und wenn es als ſolcher Wächter und Freund daſtehen bleibt, ſo muß der länderlüſterne Franzoſe, der es viel ſchwerer als der Oeſterreicher hat, in Italien hinein- und aus Italien

herausgekommen, auch immer das Schwert in der Scheide halten."

Wollte Oesterreich in die Fremde hinaus, so mußte es nach Italien, es mußte längst seiner Weltherrschaft, der Donau, herauswachsen. Hätte es mit immer hellem und reinem Blick nach Gewonnenheit gesehaut, so würde das Hauptgewicht seines Scepters jetzt anderswo liegen.

Das war die Ansicht Frantz's im Jahre 1854 und ist sie nicht auch heute die richtige? Oesterreich hat den Congreß abgelehnt, der die Italienische Frage hätte ordnen können, seine Staatsmänner sagten auch heute, wie Metternich immer sagte: „Wir kennen keine Italienische Frage!" Und [illegible] sich das Verhängniß und das deutsche Volk [illegible] — mit geballter Faust. Auf der einen Seite das starke Mißgefühl für die Ehre und den Sieg des deutschen Namens, auf der andern ein Gerechtigkeitsgefühl, das unabweisbar spricht: Was zu Deutscher Ehre gethan, das hat auch anderen Völkern Leiden und die Lage des Augenblicks noch öfter Gelegenheit geben, auf die Entscheidungen zurückzukommen, die uns allein aus diesem Dilemma mit Ehren herausführen können.

Ballsammlungen.

IV.

Einen dem etwas gleichen Titel „Böhmische Dramen" (Berlin, Ehrlich, 1858) hat Alfred Meißner's Sammlung tschechischer Volksstücke in deutscher Uebertragung herausgegeben, die, was zunächst die Zusammenstellung betrifft, eine treffliche zu nennen ist. Im allgemeinen lesen sich diese Lieder leicht, die Form ist meist gewahrt. Sprachkundige mögen die Treue der Uebersetzung prüfen. Wie in allen Volksliedern ist das lyrische Element vorherrschend und sicher findet sich in diesen Gedichten vom Anfang bis zum Ende kein Zug, der mit den Liedern der verschollenen Königinhofer Handschrift im entferntesten wahlverwandt wäre.

Georg Herz hat die „Lieder von Robert Burns" (Leipzig & Heidelberg, Winter'sche Verlagsbuchhandlung, 1859) geschmackvoll übertragen, den Wohllaut des Originals freilich nicht immer erreicht. Eine mit Herzenswärme geschriebene Lebensskizze des Dichters von Albert Träger ist eine dankenswerthe Zugabe des zierlich ausgestatteten Buchs.

„Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes" nennt Karl Egon Ebert, der bekannte und mit Recht volksbeliebte Dichter einen Band Dichtungen (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1859), in denen er in vielseitiger und anziehendster Weise die Beziehungen und Verhältnisse des Lebens betrachtet, verständige und stets das Gute wollende Lehren gibt und mit echtem Mannesernst gegen die Heuchelei in jedem Gewande eifert.

Geht der vorwiegend didaktische Inhalt dieser Gedichte ihnen auch zuweilen ein gewisses prosaisches Ansehen, als wären nur einzelne Gedanken und Betrachtungen in Reime gebracht, so verleihen doch die Kraft und der männliche Ernst mit diesem Mangel

Einen tüchtigen angregenden Moralphilosophen haben wir in ihm, dem das Gute und Schöne am Herzen, kein von menschlicher Willkür zu Gestaltendes und Verrücktes ist. So einfach und scheinbar sich von selbst ergebend seine Betrachtungen sind, immer bewahren sie einen tiefen Sinn, wie z. B. in dem Liede, wo der Seele mit der Lerche verglichen wird:

Meine Seele, was gleichest du
Tiefer Lerche im Leben?
Denn auch du mußt ohne Ruh
Auf- und niederschweben.
Wenn auch sonnenwärts in Luft
Dir du dich schwingst munter,
Immer gröbelst du, daß du wußt,
Wieder bald herunter.
Lassen kannst du das Fliegen nicht
Hier, wo der Sterne wohnen;
Meinem Duft und hellerm Licht
Muß du [illegible] trachten.
Doch bis zu dem höchsten Ziel
Nicht vermagst du zu dringen,
Denn es hängt dir allzu viel
Irdischer Staub an den [illegible] an
Zwischen Himmel [illegible]
Bleibst du im [illegible]
Bist des einen [illegible]
Und erfreust dich der andern.
Drum hilft aller Wunsch [illegible] dir,
Sonnenwärts wirst du schweben;
Aber hier prange du
Tiefes Erdenleben!

„Lord Byron's Manfred" hat Hermann von Löben (Leipzig, Voigt & Günther, 1858), die Metzatologe mögen sagen, zum wievielten male, „ins Deutsche übertragen". Warum solche Arbeiten im Buchhandel fort und fort erscheinen, begreifen wir nicht. Die Uebersetzung ist meist fließend, ohne darum doch den Eindruck eines „deutschen" Gedichts zu machen; an Treue nicht vorzüglicher, steht sie der allbekannten und verbreiteten von Adolf Böttger in jeder Hinsicht nach.

Charlotte Krug erzählt in „Der Alpensee" (Leipzig, Voigt & Günther, 1859) in meist wohlgelungenen Hexametern und frischen, empfundenen Bildern ein Idyll, dem das Schicksal Hector's eine höhere Färbung verleiht. Die warme Schilderung der Alpenwelt zeugt von dem malerischen Talent der Dichterin, die eine Schwester Schnorr's von Karolsfeld ist.

Glosse.

Für wen anders kann die höhere Dichtung schaffen wollen als für die Bildung? Und gerade diese verhält sich kalt und überläßt die Theilnahme am Schaffenen der Masse, die vor der Tiefe erschrickt

Verantwortlicher Redacteur: H. Theodor Brockhaus. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 40. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Vom Strand der Ostsee. Novelle von Rudolf Gaburer. I—IV. — Aus den Geschichten eines Gefangenen. Von Emil Klinger. II. — Still und Munter. Von Julius Frauenstädt. — Chronik. Von J. Lamperti. — An die Geschichtschreiber unserer Kriege. I. — Miscellen in Zahlen. — Blätter.

Vom Strand der Ostsee.

Novelle von Rudolf Gaburer.

I.

Ein trüber, naßkalter Herbsttag. Gelbes Laub bedeckt die Wege und rauscht mit den feuchten, dumpf brausenden Winden fort, die über die kahlen Stoppelfelder hinziehen. Das Gras ist fahl und welk, die Erde naß und schwarz. Nur im Garten des alten Ganters blühen noch einige Georginen und Malven in voller Pracht — die letzten Nachzügler der langen Blumenreihe des Sommers.

Der Herr des Gärtchens aber, der alte Ganter, geht an den hohen Stauden vorbei, und wo eine geknickt ist oder vom Sturm losgerissen, bindet er sie sorgfältig wieder an einen Stab. Ein kleines Sammtkäppchen bedeckt sein weißes Haar; nur einige Locken gucken unter ihm hervor und spielen mit den Winden. Aus seinen blauen treuen Augen lacht ein Himmel voll Liebe und in seinen Zügen spielt noch ein Jugendlächeln. Langsam hat er das Gärtchen durchschritten bis dahin, wo es an den Friedhof des Dorfs grenzt, in dessen Mitte eine einfache, schlichte Landkirche sich erhebt. Sinnend blickt er über die steinerne Einfriedigung hinüber bis an jene Ecke — da steht ein schwarzes Kreuz, ein grüner Moeskranz hängt daran und einige Blumen liegen herum. Auf dem Kreuze aber steht's mit gelben Lettern halb verwittert: „Schlaf sanft!" Vor langen Jahren schon hatte hier der Herr Ganter seiner Gattin zur Ruhe gebettet. Täglich hat er das Grab seit jener Zeit gepflegt, stundenlang hat er oft an der Kirchhofsmauer in seinem Gärtchen gestanden und hinübergeschaut. Heute nur weilt er nicht lange draußen — es ist dem alten Herrn zu kalt in der hohen Herbstluft und bei dem schneidenden, rauhen Nordwind.

Es ist am Strande der Ostsee — den wild-romantischen Schluchten, den steil abfallenden, felsigen Ufern, den netten Häusern der Fischer und Strandbauern vorbei durch die dichten Eichenwälder hindurch bis zu jener Spitze, von der ab das bis dahin westlich sich hinziehende Ufer steil südlich weiter läuft. Schwindelnd hoch ist diese Uferspitze und mächtige wilde Stein- und Felsmassen liegen zu ihren Füßen im Meere, eine gefurchtete und verwühlte Stelle allen Fischern. Es schäumen und wogen die Fluten an diesen Steinmassen, nur selten einmal wollen sie sich zur spiegelglatten Fläche ab. Auf dem Ufer aber steht ein Leuchtthurm, neu und schön gebaut, und sendet sein Licht weit über das Meer fort, den Schiffern zur Warnung, die, kämen sie näher, ihnen sicheres Verderben bringen würden. Damit die auf dem Meere aber wissen, daß dieser Leuchtthurm nicht wie der einige Meilen südlicher hie-

gende einen sichern Hafen verheiße, hat man sein Feuer in anderer Weise leuchten lassen: Einige Minuten heller und heller werdend, schwindet die Flamme ebenso allmählich wieder hin, bis sie, einen Augenblick schon ganz verdunkelt, wieder von neuem aufleuchtet und den alten Kreislauf beginnt.

Nicht weit von diesem Leuchtturm ist ein kleines Dörfchen gelegen. Gleich Schwalbennestern scheinen die armen Fischerhäuser an das Ufer geklebt zu sein, das hier eine halbkreisförmige Bucht in das Innere des Landes einschneidet. Und da jährlich die See ihren Tribut von dem Lande fordert und immer mehr ihm abringt, so ist an einigen Stellen schon die Erde theilweise unter den Gebäuden fortgerissen worden und sie hangen mit dem Ende ihrer Balken über der Tiefe. Schon manches Haus hat abgebrochen werden müssen, um weiter im Lande wieder aufgebaut zu werden. Und wo jetzt die kalten Fluten rauschen, wohnten ehemals noch die Fischer dieses Dorfs . . .

Ein wenig weiter im Lande steht die Kirche des Dörfchens mit ihrem rothen Dach und dem kleinen bleigedeckten Thurme. Um sie herum liegt der Friedhof der Gemeinde und an seine Mauern stößt des Herrn Ganters Garten mit seinen Georginen und Malven, den Kirsch- und Lindenbäumen, die das weiße, zierliche Häuschen umkranzen und umschatten.

In dem Häuschen selber endlich wohnt der Herr Ganter und seine einzige Tochter — Anna Marie.

II.

Ein kalter, trüber Octobertag war's. Da fuhr ein kleiner, leichter Bauernwagen die vom Regen aufgeweichten lehmigen Wege langsam entlang dem Dorfe zu. Er trug zwei Personen: einen alten Bauer, der die Pferde lenkte, und einen jungern Mann. Ein voller Bart und lange dunkle Haare, schwarze, tiefliegende Augen und eingefallene, blasse Wangen gaben ihm etwas Leidendes und ließen den wilden Flug der Leidenschaften, die sein Gemüth durchzogen, errathen. Mit festen, doch wehmüthigen Blicken hafteten seine Augen auf der Landschaft um ihn. Und dann schweiften sie fort zum Horizont auf das dunkle Meer hinaus. Wieder hörte er es rauschen, das er solange nicht gesehen — das schöne, weite, blaue Meer, das er gekannt seit seinen frühesten Jugendjahren, gekannt und geliebt wie sich selbst. Und herum um ihn jeder Baum, jeder Stein schienen ihm bekannt zu sein — nur hatte er alles lange Jahre nicht gesehen . . . . eine wild durchlebte Zeit ist verflossen, seine Jugend dahin, seit er das letzte mal in dieser Gegend geweilt.

„Halter einmal, Alter!" rief er endlich seinem Kutscher zu, als er gerade an einem Graben vorbeifuhr, der, einen Acker quer durchschneidend, neben einem trockenen Fußsteig hinlief. „Halter einmal! Ich steige hier aus und gehe gerade auf das Dorf zu, während Ihr im Umwege langsam weiter fahren könnt." Er sprang vom Wagen herunter und eilte den Pfad entlang.

Waldemar, so hieß der Fremde, kannte den Feldweg genau, den er entlang ging — er mußte noch durch den Garten eines der Fischer hindurch, dann die mit Weiden eingefaßte Dorfstraße entlang am Kirchhofe vorbei — und jetzt stand er vor dem Hause, aus dem er einst vor Jahren ausgezogen war, ein blühender, lebenskräftiger Knabe — die Brust voll von Träumen und Hoffnungen, das Herz noch rein und unberührt, noch unbewußt seiner Liebeskraft und Hingebung. Kein liebes Wesen trat ihm jetzt entgegen. Das einst so freundliche Häuschen sah einsam und unwohnlich aus. Die Läden der Fenster waren theils geschlossen, theils fehlten sie. Der Mörtel der Wände war verwittert und abgefallen. Keine ausbessernde Hand hatte dem allmählichen Verfalle gewehrt. Spinngewebe umzogen die Fenster von innen und zerbrochene Scheiben ließen den Regen eindringen. Der Garten herum, den einst der Vater so gepflegt, war wüst und verwildert. Unkraut wucherte und wildes Gebüsch war aufgeschossen. Hopfenranken und wilder Wein hatten auf der Südseite das Haus umsponnen und zogen sich durch den Garten von Baum zu Baum. Alles machte einen öden, wüsten Eindruck, der Waldemar schmerzlich berührte. Wie anders sah es aus, als er hier fortzog! „Alles wie anders!" murmelte er trübe vor sich hin.

Er trat näher und klopfte an die Hausthür. Ein altes Mütterchen, die Wirthschafterin des jetzigen Pfarrers, öffnete. Der Herr Pfarrer, hieß es, sei verreist, habe aber den Auftrag hinterlassen, den jungen Mann, der in einigen Tagen ankommen würde, aufzunehmen und ihm das Giebelstübchen zur Wohnung anzuweisen. Waldemar hatte ihn nämlich vor einiger Zeit unbekannterweise schriftlich gebeten, ihm für unbestimmte Zeit Wohnung in seinem Hause zu gewähren, und eine bejahende Antwort erhalten.

So trat er denn ein in das Vaterhaus. Einen Augenblick blieb er auf der Schwelle stehen — eine Lawine von Empfindungen wälzte sich über seine Brust hin in dieser Secunde. Doch raffte er sich auf, dem Mütterchen die Treppe hinauf zu folgen in das für ihn bestimmte Stübchen.

Es war dem Meere zu gelegen. Waldemar setzte sich ans Fenster und sah hinaus. Und wie er da sah, in tiefe Gedanken versunken, das Herz voll zum Zerspringen, da entwoll ein Seufzer seiner Brust — mit ihm eine Reihe Erinnerungen an Schmerzen und Freuden, erfüllten Hoffnungen und in nichts zerflossenen Träumen.

Waldemar's Vater war als Pfarrer des Dorfs in diesem Hause gestorben und seine Mutter hatte es mit dem einzigen Sohne verlassen müssen, um ihren entfernter gelegenen Witwensitz aufzusuchen. Noch aber lebte der Vater, als Waldemar schon aus der Heimat fortgezogen war. Der Unterricht, den ihm die Dorfschule bieten konnte oder der von seiten seines Vaters oft durch dessen Amtsthätigkeit unterbrochen oder wol ganz ausgesetzt werden musste, konnte den vielversprechenden Anlagen des Knaben nicht genügen. Und besonders waren es seine musikalischen Talente, die in dem abgelegenen kleinen Heimatsdorfe nirgends ihren Lehrer und Meister fanden. Waldemar musste in die Welt hinaus, seine Anlagen auszubilden und seine Kräfte zu üben. Er kam in die Residenz. Eifrig studirend, war es doch bald die Musik, die endlich all sein Denken bewegte, der er alle Zeit opferte und der er sich endlich ganz zu widmen beschloss. Waldemar wurde Musiker. Er wurde es aus tiefinnerster Neigung, ohne Verkennung seines Talents, ohne die Ueberschätzung von seiten anderer je gekannt zu haben — jene Ueberschätzung, der wir in ihrer verführerischen Wirkung so viele „Künstler" zum Opfer fallen sehen. Waldemar hatte eine schwere Studienzeit. Der Vater war gestorben; das geringe Witwengehalt, das seine Mutter bezog, reichte lange nicht hin, den Unterhalt ihres Sohnes zu bestreiten. Er war auf eigenen Verdienst angewiesen. Aber die trefflichsten Lehrer hatten ihn liebgewonnen und standen ihm hülfreich zur Seite, und je härter die Schule war, die er durchmachen hatte, desto geläuterter war seine Ausbildung, ein desto höheres Ziel hatte er erreicht. Mit Freudenthränen in den Augen hatte ihm jetzt sein Lehrer gesagt, er möge hinaus in die Welt, zu zeigen, was er gelernt — hier wäre seine Studienzeit zu Ende; der Schüler wäre zum Meister herangereift. „Jetzt nimm", hatte er gerufen, „deinen Wanderstab und deine gute Geige und solange du hier" — er deutete auf sein Herz — „recht tief und wahr fühlst, darfst du nichts fürchten! Nur eins vergiss nie: Zuerst Gemüth und Geist und dann den ganzen Virtuosenkram."

Bald darauf verließ Waldemar die Stadt, seine Mutter wiederzusehen, noch einmal die Heimat aufzusuchen und dann in die weite Welt hinauszuziehen. Mit ahnungsvollem Herzen nahm er Abschied von all dem Lieben; ihm war's, als sollte er es nie mehr wiedersehen — oder so ganz anders, kaum mehr wiederzuerkennen. Und seine Ahnungen hatten ihn nicht betrogen. Waldemar's Mutter starb bald darauf und er stand nun ganz allein in der Welt. Wenn er jetzt in stiller Einsamkeit einmal seine Lage überdachte, dann war's ihm, als müsse er sich ein Herz irgendwo in der Welt aufsuchen, an das er sich lehnen könne, dem er sagen dürfe alles, was er fühle und denke und was ihn bewege, für das er sorgen und leben, mit dem er alles theilen könne. Doch war's ein dunkles Empfinden noch, ein unbestimmtes Leben und Ringen seiner Gefühle.

Waldemar hatte nun schon einen großen Theil der Städte besucht, in denen er als Concertgeber auftreten konnte. Von Ort zu Ort war ihm ein ehrenvoller Ruf gefolgt, der seine hohe Technik, noch mehr aber sein geist- und gemüthvolles Spiel verherrlicht. Man hatte — wenigstens von der wirklich musikalischen Seite des Publikums war es geschehen — seine gediegenen Leistungen bewundert und seinem feingebildeten Geschmack in der Auswahl seiner Concertstücke Rechnung getragen. Man hatte das von Virtuosen gewöhnlichen Schlage Abweichende seiner Erscheinung hervorgehoben und anerkannt. Waldemar war nicht „der Held des Tags", aber er wusste sich in den Herzen vieler einer bleibendern Erinnerung zu versichern, als sie Zeitungspapier hervorzubringen vermag.

Jetzt galt es noch einen letzten Schritt, in der großen nordischen Residenz vor dem ausgesuchtesten Publikum, vor dem Hofe seine Künstlerschaft zu beweisen. Muthig ging Waldemar daran. Der Tag des Concerts war festgesetzt. Unterstützt von den bedeutendsten einheimischen Kräften gelang es ihm, ein Programm hinzustellen, das den höchsten Ansprüchen gerecht sein musste.

Beethoven's großes Violinconcert eröffnete. Der Saal war gedrängt voll und dennoch Kirchen-

ſtille. Kein donnernder Applaus folgte Waldemar's Spiel, aber die Blicke faſt eines jeden verriethen die Begeiſterung, die Beethoven's Muſik und der bedeutende Künſtler angeregt — und dankend folgten ſie ihm, als die letzten Töne verklangen. Waldemar's Sieg war entſchieden, ſein Genie anerkannt.

Eine der Schumann'ſchen Violinſonaten war das letzte von Waldemar geſpielte Stück. Die vollen, tiefſinnigen Klänge des Andante waren verhallt, als Waldemar zufällig ein wenig zur Seite ſah und die Blicke eines Mädchens auffing, die, ganz weiß gekleidet, nur eine Roſe vor der Bruſt, andächtig ſeinem Spiel gelauſcht hatte. Waldemar durchbebte es. Wie flüſſiges Gold rollte es durch ſeine Adern. In einem Taumel von Begeiſterung griff er zu ſeiner Geige und dahin ſtürmten die feurigen Töne des Finale.

Waldemar's Spiel riß hin. Noch nie hatte man Schumann's Compoſitionen ſo interpretiren gehört. Man hatte leicht ungehobene Schätze unſerer Muſik nicht vermuthet, einen ſo kühnen Schatzgräber nicht denken können. So ſchloß das Concert und für Waldemar ein Abend von höchſter Bedeutung. Er ſtand an einem Wendepunkte ſeines Lebens. Von dieſem Tage an ſollte er Erfahrungen machen, die für ihn nur von der nachhaltigſten Bedeutung ſein konnten. Der folgende ſchon leitete das Kommende ein.

Waldemar erhielt im Laufe deſſelben verſchiedene Einladungen für den Abend. Spät nachmittags in ſein Hotel zurückgekehrt, ergriff er die erſte beſte Karte heraus, ihr zu folgen und die andern unberückſichtigt zu laſſen, dem Zufall es anheimſtellend, wohin er ihn führe. Die gezogene Karte ſich merkend, verließ er wieder ſein Zimmer und trat bald darauf in die glänzend erleuchteten Zimmer eines hohen Beamten. Zuvorkommend empfangen, war er bald der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit; von allen Seiten ſtrömten ihm Gratulationen zu ſeinem durchſchlagenden Erfolge entgegen und machten ihn zum Mittelpunkt der Geſellſchaft. Der Abend war weiter vorgerückt, als Waldemar, einen Augenblick Ruhe ſuchend, in ein anſtoßendes Cabinet trat und hier jenes Mädchen traf, das geſtern eine ſo eigenthümliche Wirkung auf ſein Spiel geübt. Als Tochter des Hauſes ihm vorgeſtellt, war ſie bald mit ihm in ein längeres Geſpräch verflochten. Von dieſem Abend datirte ſich eine tiefe Neigung Waldemar's für das Mädchen, die von ihrer Seite auf das innigſte erwidert wurde. Sie beſtimmte ihn, ſeinen Aufenthalt in der Reſidenz vorläufig faſt unbegrenzt zu laſſen. Alle ſeine Pläne ſchienen jetzt ein Ziel zu haben. Waldemar konnte ſich nicht losreißen. In jener Zeit kamen ihm die Gedanken zuerſt, welche die Verläufer des großen Virtuoſenmiſſes zu ſein pflegen. Waldemar durfte ſie, der ganzen Richtung ſeiner Künſtlerſchaft gemäß, lange nicht in dem Maße empfinden als viele andere. Doch unberührt von ihr ſollte auch er nicht bleiben. Was nun beginnen? war die inhaltreiche Frage, die ſich ihm oft aufdrängte. Sollte er ſein Leben als herumreiſender Virtuos länger fortführen? Sollte er die leidigen Feſſeln einer feſten, unfreudigen, gerade für ihn doppelt drückenden Anſtellung ſuchen? Ueber all ſolche Gedanken half dann wol ein Blick Clara's hinweg — alles vergeſſend ſuchte er dann den Rauſch ſeiner tiefen, wahrempfundenen Liebe. Doch es kam auch die Zeit, da ihm dies genommen werden ſollte.

Clara war ſchön; ſie beſaß die Fähigkeit, zu lieben, aber ſie war ebenſo leichtſinnig. Der tiefe Gehalt Waldemar's hatte ſie zwar lange zu feſſeln gewußt, doch nicht für immer. Der Sommer, der herrlich durchlebte und durchträumte Sommer, hatte abgeblüht und mit ihm Clara's Liebe. Waldemar wurde des Entſchwindens ſeines ſchönen Traums gewahr, deutlich gewahr. Er war zu ſtolz, länger einem Gefühl hingegeben zu ſcheinen, das er nicht mehr erwidert, ſondern verworfen ſah. Ruhig trat er vor die Geliebte und ſagte ihr ſein Lebewohl. Dann ſtürzte er fort in die Herbſtnacht und als er wieder allein war in ſeinem Stübchen, weinte er aus Herzensgrunde. Sein ſchönes Liebesleben war am Ende und für ihn damit der Traum ſeiner Jugend.

In dem Orte, in dem er es erlebt, wollte er nicht länger bleiben. In einer weitern Kunſtreiſe fühlte er ſich jetzt nicht kräftig genug. Da kam ihm der Gedanke, für einige Zeit ſein fernes Heimathsdörfchen aufzuſuchen. Hier glaubte er die Ruhe ſich wiedergewinnen, die er für ſeine fernere Thätigkeit unumgänglich nothwendig erachtete.

Und ſo ſaß er denn nun am kalten Herbſtabend wieder an dem Fenſter ſeines Vaterhauſes — den Blick hinaus aufs Meer. Sein ganzes Leben ſeit der Zeit, da er dies Haus verlaſſen, zog an ihm vorüber. Und als er die Summe zog des Erlebten und was er für ſein Herz daraus gerettet, ſo war es jetzt: Ein einziger tiefer Seufzer — —

III.

Waldemar war durch die Reise ermüdet gewesen und hatte die erste Nacht im Vaterhause tief geschlafen. Ein heiterer Morgen weckte ihn. Zwar wehte ein kalter, rauher Wind von Norden herüber, aber die Regenwolken des gestrigen Tags waren verschwunden und der Himmel war klarblau. Waldemar hatte lange geschlafen. Glockengeläute weckte ihn und erinnerte ihn jetzt erst, daß ein Sonntag angebrochen. In dem ungeregelten Künstlerleben der letzten Jahre hatte er selten einen Unterschied zwischen Sonn- und Werktagen gemerkt, kirchlicher Sinn hatte ihm gefehlt und für Künstler ist in gewissen Zeiten ihres Lebens jeder Tag ein Sonntag. Die schwachen Klänge der kleinen Dorfglocke an dem sonnigen Morgen versetzten ihn wieder, seine Jugendwelt zurück. In seiner Erinnerung tauchte das ganze schweigend-andächtige Treiben im Vaterhause an einem Sonntagmorgen auf. Er sah sich mit den Aeltern im langsamen Schritt der Kirche entgegengehen, gegrüßt von den vor der Kirchthür Versammelten, die auf die Ankunft des Pfarrers warten — und nun die heiligen Räume betreten. . . . Da tönten Orgelklänge herüber und Waldemar hörte den Gesang der Gemeinde einfallen. Schnell sprang er auf; es trieb ihn zur Kirche hinüber. Bald angekleidet, eilte er fort. Unwillkürlich richtete er seine Schritte, sobald er die Kirche betreten, dem Orgelchor zu. Da hatte er in seiner Jugend am liebsten gesessen, der Quelle der Töne recht nahe zu sein. In den Harmonieen fortträumend, hatte er dann wol nichts von der folgenden Predigt gehört und alles war an seinen Ohren vorübergegangen; sein ganzes Sein schwelgte noch in dem versunkenen Tonmeere. Und wie in jenen Tagen, ging Waldemar auch heute zur Orgel hinauf, setzte sich neben den alten Herrn sitzend, der sie spielte. Der Choral war geendet. Ein kleines Nachspiel, und der alte Herr — wir kennen ihn schon, es ist der Herr Cantor — verließ seine Orgelbank. Da der Pfarrer vertreten war, so suchte er seine Stelle auszufüllen. Mitten unter die Gemeinde tretend, las er eine Bibelstelle und eine Predigt über dieselbe vor und andächtig lauschten die Zuhörer auf seine Worte. Er hatte geendet und ging wieder zum Chor hinauf, die Orgel zum Schlußlied zu spielen. Aber da sah ein anderer auf seinem Plätzchen, und wie er näher trat, griff dieser in die Tasten, daß die Harmonieen voller und voller ertönten; wunderbar innige Melodieen klangen dazwischen. So hatte die Orgel noch nie getönt. Andächtig sog der Herr Cantor das Käppchen von seinem schneeweißen Haupte und in seinen Augen glänzte es wie ein paar Thränen. Das Praludium war beendet, in vollen Akkorden brauste nun der Choral dahin; noch ein kleines, sanft hingleitendes Nachspiel und die Orgel schwieg. Da trat der alte Cantor näher heran zu dem Spieler, sah ihm fest ins Auge und griff nach seiner Hand. „Nur Einen hab' ich gekannt", sagte er ernst, „der als Knabe einst so zu spielen versprach wie Ihr jetzt. Auf dieser Orgel hab' ich ihn unterrichtet."

„Er wird Ihnen ewig dafür danken."

„Waldemar", rief der alte Herr, „du bist es?" Und damit zog er ihn sanft an seine Brust mit unterdrückter Freude, die stille Andacht der Versammelten nicht zu stören. Der Gottesdienst war aber noch nicht zu Ende und gestattete ihm nicht, seiner Freude weiter freien Lauf zu lassen. Als er aber das Schlußgebet gesprochen, die Orgel verschlossen und alles geordnet, da zog er Waldemar hinaus zur Kirche, ihm noch einmal recht tief in die Augen blickend, als wolle er ihnen ablesen und vergleichen, was Waldemar gewesen und jetzt war. So traten sie auf den die Kirche umringenden Friedhof. Unwillkürlich wandten sich beide einem halbversunkenen Grabe zu, das ein paar Trauerweiden umschatteten — hier ruhte Waldemar's Vater. Zur Seite des Lehrers seiner ersten Jugendjahre setzte sich Waldemar neben das Grab auf eine Bank und seine Blicke befesteten sich lange auf den Hügel. Als er wieder aufblickte, sah er ein Mädchen auf sie zukommen. Langsam, als fürchte sie zu stören oder den Fremden scheuend, trat sie näher und wandte sich leise errötend zu Waldemar's Begleiter.

„Wo kommst du her, Anna?" frug dieser liebevoll, auf einen Kranz deutend, den sie am Arme trug.

„Ich will zum Grabe der Mutter; es ist mein Sonntagskranz."

„Tritt näher, Anna, ehe du vorübergehst! Kennst du den einstigen Spielgenossen noch?" — und damit wies er auf Waldemar.

Schüchtern sah Anna in Waldemar's Auge, in ihren Augen malte sich ein dunkles Sinnen. „Wie ist's", sagte sie zögernd, „doch . . ."

Waldemar hatte sich erhoben. „Ich habe mich sehr verändert", sagte er lächelnd, „nicht wahr? Es ist lange her, daß wir uns kannten — ich habe dich nicht vergessen, Anna! Gib mir deine

Hand", sagte er, näher tretend, hinzu, „und damit zugleich die Versicherung, mich als alten Freund wieder aufzunehmen! Und so — von einem Jugendfreunde nimm auch das Du hin, mit dem ich dich sogleich anzureden wagte!"

Anna sah ihn mit ihren treuen Augen lange an. „Du bist's, Waldemar? Hätt' ich dich doch kaum wiedererkannt!" Sanft drückte sie seine Hand und zog dann langsam die ihre zurück. „Wie lange bist du schon fort und wie siehst du krank aus!"

Waldemar's Augen ruhten auf dem schönen, lieblichen Mädchen; kaum hörte er ihre Fragen; nur das Wörtchen „krank" hatte er verstanden. „Nein, nein!" murmelte er leise.

„Du kommst zu uns, Waldemar", unterbrach ihn hier der Herr Cantor, „und verlebst bei uns heute Sonntag!"

Langsam schritten sie über den Kirchhof. Eine Weile noch blieben sie stehen, es war vor dem Grabe von Anna's Mutter. Sie legte ihren frischen, grünen Kranz darauf und reinigte es von dem gelben Laube, das der Herbst darübergestreut. Dann schritten sie weiter. Nun zeigte der Herr Cantor Waldemar noch sein Gärtchen, seine Malven und Georginen, dann traten sie in sein freundliches Häuschen ein.

Der Mittagstisch war lange abgedeckt; schon brach der trübe Herbstabend herein und dunkle Nebelmassen verdunkelten den Horizont. Noch immer saßen die Drei zusammen und plauderten. Wie viel hatte Waldemar nicht zu erzählen von seinen Freunden, seinen Reisen, seinen Concerten! Niemand hatte nicht der alte Herr zu fragen! Es war noch Jahren das erste mal, daß Waldemar sich in einem häuslichen Kreise bewegte und wohl fühlte, er hatte das lange nicht gekannt, fast vergessen.

Die Dämmerung war längst hereingebrochen, das Stübchen ganz dunkel. Da öffnete der Herr Cantor den Flügel und wies Waldemar: „Nun spiel auch uns einmal vor, wie du's so vielen Tausenden gethan!"

Waldemar trat an das Klavier. Einen Augenblick sann er nach, dann begann er das letzte der Nachtstücke von Robert Schumann zu spielen. Zart und innig erklang der Gesang durch den stillen Abend. Waldemar war's, während er diese Töne anschlug, als sähe ein dunkles, leeres Auge auf ihn nieder und göße mit seinen Blicken einen tiefen Zauber über sein Empfinden aus. Leise verhallte der Nachtgesang mit einem dumpfen Seufzer heraus aus tiefster Brust dringend. Still versunken blieb Waldemar sitzen; seine beiden Zuhörer schwiegen; solche Musik hatten sie noch nie gehört, noch nie so spielen.

„Und wer hat diese Töne erdacht?" fragte endlich Anna's Vater mit leiser Stimme, als fürchte er, den Zauber zu stören, der ihn, sie alle umfangen hielt.

Waldemar schwieg einen Augenblick, als suche er ein schmerzliches Erinnern zurückzudrängen, dann sagte er: „Es war mein bester Freund; ich habe viel mit ihm zusammengelebt. . . Jetzt ruht er schon aus. . Im letzten Sommer ist auch er dahingegangen und Wahnsinn verdüsterte die letzten Jahre seines Lebens."

„Und seinen Namen, Waldemar?"

„Robert Schumann. . ." Mit zuckender Lippe hatte Waldemar den Namen ausgesprochen; schnell wandte er sich zu dem Klavier und begann jenes Abendlied, das der Meister ursprünglich für zwei Spieler erdacht. Mit diesen Tönen hatte Waldemar oft sein wild aufgeregtes Herz eingewiegt und beruhigt. Damals, als er Clara zum letzten male gesehen, als er umhergeirrt, ohne Ruhe zu finden, hatte dies Abendlied ihn zu beschwichtigen gewußt. Auch jetzt wollte er trübe Erinnerungen an einen Freund mit ihm verscheuchen. Und es gelang ihm.

Nach seinem Spiel begann Waldemar von dem verstorbenen Freunde zu erzählen; bis spät in die Nacht hinein sprach er von seinem Leben, seinen Compositionen, seinem Wirken. Und als er so seine Erinnerungen wieder neu belebt und aufgefrischt, da drängte es ihn hinaus in die Nacht. Er verabschiedete sich von seinen wiedergefundenen Freunden und eilte zum Meer bis an den Rand der Ufer. Unter sich hörte er die Fluten rauschen; nur den Schaum, wenn er mit den Wogen dem Strande zurollte, sah er weiß erglänzen. Eine Weile horchte Waldemar auf die dumpfen Klagen der Fluten. Das that ihm wohl. . In den schönsten Stunden der verflossenen Zeit der Liebe hatte er sich oft, die Geliebte zur Seite, an das Meer hingeträumt, das Meer, das in seine Jugend hineingerauscht, das klarblaue Meer mit seinen silbernen Schaumblumen . . Hier, wo ihn das Unendliche, so anrede und entgegentrete, da hatte er auch die Liebe unendlich geglaubt. Jetzt stand er zum letzten Jugend zum letzten male wieder am Meeresstrande, und es war eine dunkle, kalte Nacht und die

Wogen rauschten dumpf — und das that ihm wohl . . .

Und als nun Waldemar sein Stübchen wieder betrat, da nahm er seine Geige vor und bis Mitternacht hin erklangen seine tiefen, innigen Melodieen, in die sein schmerzliches Empfinden ausströmte. Und draußen das Meer rauschte dazu die vollen Grundakkorde in seinem dumpfen Brausen.

IV.

Der Winter rückte näher und näher. Der Morgen brachte bereifte Bäume und silbern erglänzende Teppiche deckten die weiten Felder. Das letzte Laub war gefallen und dumpf heulten schneidende Nordwinde durch die kahlen Bäume. Draußen sah es aus wie in einem freudes- und schmerzleeren Herzen, abgestorben und verwelkt, todt und kalt.

„Und doch ist's so besser", schrieb Waldemar an einen Freund: „ich wüßte nicht, wie ich's ertrüge, frühlingte es jetzt und nahte ein zauberischer Sommer. Ich müßte vor Sehnsucht, vor Erinnerungen vergehen. Diese Natur, diese Zeit, weckt sie nicht; sie macht mein Herz von allen jenen Empfindungen leer, die ich einst so reich, so voll durchlebte. Laß mich schweigen; ich mag nicht daran denken; die alten Wunden sind noch nicht vernarbt und es ist noch nicht so lange her, daß ich unglücklich bin . . . .

„Ich lebe einfach hier; das Studiren hilft über manche trübe Stunde hinweg. Ich arbeite fleißig. Einen lieben Freund hab ich in dem alten Lehrer meiner frühesten Jugend gewonnen. Seine Tochter ist lieb und gut — ich glaube, wir werden Freunde werden. Spaziergänge füllen die Zeit aus, die mir bleibt, wenn ich des Arbeitens müde und mit dem alten Herrn nicht schwatzen darf. Ich habe ihm von Robert erzählt. Mit vollem Herzen hat er seinen Namen gesegnet und hier an Baltics rauhen Küsten hat sich der Todte neue Freunde erworben. Kommst Du wieder an sein Grab, so lege die Bernsteinblume darauf, die hiesige Meer einschließen. Ich fand sie am Meeresstrande angespült gestern. Wir weinen drum, bring sie ihm!"

Waldemar steckte den Brief und steckte ihn zu sich, um ihn in der nah liegenden Poststation selber einzuwerfen. Der Gang sollte heute ihm heute den gewohnten Abendspaziergang ersetzen. Er ging scharf an, um sich zu erwärmen, und doch dunkelte es bereits stark, als er seinen Rückweg antrat. Er führte ihn durch einen alten Eichwald, der sich hoch an das Hermannchen erstreckte und längs dem Meeresufer hinlief, durchbrochen bisweilen von wildromantischen Schluchten, die die Aussicht auf das Meer eröffneten. Waldemar war schon seinem Ziele nahe gekommen und schon mußte ihn die nächste Biegung des Waldweges einsame Hauses des Dorfchens sehn lassen, als er vor sich zwei Gestalten erblickte, die das Abenddunkel ihn nicht genau erkennen ließ. Ein Paar schnelle Schritte und Waldemar war an ihrer Seite.

„Guten Abend, Anna!" rief er freundlich der einen zu. Anna bebte, aber ihr verlegener Blick und ihres Begleiters kaltes Abwenden verrieten Waldemar bald, daß man seine Gegenwart augenblicklich nicht wünsche. Ein wenige Schritte weiter abbiegender Seitenpfad bot ihm auch bald Gelegenheit, die beiden zu verlassen. Mit einem „Gute Nacht! Ich gehe noch ein wenig an den Strand hinunter" wandte er sich dem Steige, der ihn unmittelbar an die See leitete, zu. Er flatterte das Ufer hinunter und legte seinen Ausgang nach Hause lange der Brandung fort.

Waldemar hatte Anna's Begleiter wol einmal, jedoch nur flüchtig gesehen. Seine imponirend männlich schöne Erscheinung war ihm sogleich aufgefallen. Aufgewachsen unter harter, mühevoller Arbeit, im Kampf mit Meer und Sturm, hatte dies den ursprünglich schönen Formen seines Körpers den Stempel des Männlichen, Kraftvollen aufgedrückt. Und sein gebräuntes Gesicht, sein freier Blick, die Fältchen seiner Stirn konnten nur diesen Eindruck erhöhen.

Seinen Namen hatte Waldemar noch nicht gehört, er hatte nie gewußt, in welchen Beziehungen er zu Anna stehe, und das flüchtige Zusammentreffen an diesem Abend konnte ihn auch mehr muthmaßen, als eine feste und sichere Ansicht fassen lassen.

Waldemar war bald in Hause angelangt. Schon vor seinem Spaziergange hatte er sich vorgenommen, für den Abend das Gasthaus zu besuchen. Nun da es früh und dunkel geworden, ging er hinüber. Er fand den alten Herrn allein bei seinem Studirlämpchen, ein altes erbauliches Buch lesend. Vor vielen eingriegten Fenstern kahle und nackene Bäume zwischen den Seiten seines Waldemar vermuthen, daß es irgendwo lieber Angehörigen sei. Als er eingetreten war, hatte der Gastor das Buch geschlossen und fortgelegt; seine Mienen verriethen aber noch, daß sein Herz mitgelesen. Freundlich begrüßte er den Eintretenden

den. Seine Stelle zusammenlegend, lud er seinen Gast ein, sich zu ihm zu setzen. Die Ankunft des Pfarrers, der während der Zeit, die Waldemar auf seinem Gange zugebracht, wieder heimgekehrt war und dem jener sich noch am heutigen Abend vorzustellen beschloß, bot leicht Anknüpfungspunkte zur Unterhaltung. Zurückdenken an die Zeiten seines Vorgängers, Waldemar's Vater, lag nahe, und so schweiften die Erinnerungen beider in der Vergangenheit umher. Dann kam man auf Waldemar's Verlassen der Heimat, auf seine Kunst — auf die Musik. Man sprach auch von Anna. Der alte Herr hatte bei seiner Tochter musikalische Anlagen entdeckt, gestand aber gern seine Unfähigkeit ein, sie zu werden und auszubilden. Er hatte sich darüber zu Waldemar ausgesprochen, als dieser erwiderte, ein wirklich planmäßiges Unterrichten Anna's in der Musik würde jetzt zu spät kommen. „Auch", fügte er hinzu, „habe ich mich immer mehr in die Meinung hineingelebt, es werde jetzt zu viel Musik getrieben und es gebe zu wenig musikalische Leute."

„Und Anna, Waldemar?"

„Sie sagten, sie habe Talente. Lassen Sie mich für einige Zeit ihr Lehrer sein. Ich werde es nur anders anfangen müssen. Ich werde sie vielleicht nie einen Ton anschlagen lassen. Ich werde ihr nur vorspielen und sie soll zuhören, — dann wollen wir darüber sprechen; das soll unsre Musikstunde sein."

Während dessen war Anna eingetreten. Ihre hochgeröthelten Wangen kündeten eine innere Erregung an; doch sie bezwang sich, nichts merken zu lassen. Stille war für den besten Sprechenden näher getreten und hatte noch des Vaters letzte Worte gehört. Nun blickte er empor: „Da bist du, Anna, wir sprachen soeben von dir. Waldemar hat dich noch niemals singen gehört, — singe uns ein Liedchen."

Anna war daran gewöhnt, jedem Wunsch des Vaters nachzukommen. Jetzt wurde es ihr schwer, ihre Gemüthsstimmung war zu eigener Art — doch, dachte sie, vielleicht hilft ein Lied . . das beruhigt oft . . was soll ich nur singen?

Waldemar hatte das Instrument geöffnet. Anna sann noch einen Augenblick.

„Ich will euch mein Lieblingslied singen", sagte sie darauf zu Waldemar gewendet. „Ich weiß nicht, ob ich's auch richtig singe — ich hab's einmal gehört, als ich in der Stadt war, von einer Fremdin, und seitdem hab' ich's nie vergessen können."

Anna schlug ein paar Töne an. „Es ist ein Reis in der Frühlingsnacht" . . . und wie ihre tiefe, volle Stimme die einfache, innige Melodie ertönen ließ, da durchbebte es Waldemar: „Diese Töne hier, Robert's Lieder hier!" rief er begeistert aus, als Anna geendet. „Gib mir die Hand, Anna, ich will dir danken — du hast sie herrlich gesungen."

„Und wer hat das Lied erdacht?" fragte Anna, indem sie ihm die Hand reichte. „Hörte ich recht, Robert? So habe ich deinen Freund schon solange gekannt. Dies Lied lieb' ich wie mich selber. Es geht mir oft tagelang nicht aus dem Kopf. Und wenn ich einmal recht traurig bin, dann fällt es mir ein und ich sing' es vor mich hin."

„Ich bringe dir bald noch mehr Lieder von ihm", unterbrach sie Waldemar. „In seinen Liedern hat er sein reiches Herz, sein tiefes Gemüth am schönsten abgespiegelt. Wir wollen sie genießen."

Waldemar hatte Anna's bedeutendes Talent sogleich erkannt. Auf jede Weise wollte er es auszubilden suchen.

Lange sprach er noch davon zu Anna's Vater und bewegt drückte ihm dieser die Hand, als er ihn beim Heimgehen hinausbegleitete. Waldemar war heute früher als gewöhnlich aufgebrochen, weil er es für nöthig erachtete, noch heute seinen Wirth aufzusuchen, der ihm so bereit sein Haus geöffnet hatte.

Anna aber war vor dem Instrumente sitzen geblieben. Ihre Finger gaben bisweilen die Töne der letztgesungenen Melodie an. Doch ihr Denken schweifte weit umher: sie dachte ans Meer, an Robert . . sie dachte an ihn.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb —
summte sie leise vor sich hin.

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

Aus der Geschichte eines Vulkans.

Von Emil Klinger.

II.

Nach einer heißen und mühevollen Wanderung über rauchende Massen von zerrissenen Schlacken, die in wilder Verwirrung zu Kegeln und Bergen aufgehäuft und über weite Strecken ausgebreitet waren, kamen wir endlich am Gipfelkrater an. Diesen fanden wir als einen niedrigen verlängerten Kegel oder vielmehr eine Reihe von Kegeln, die über einer großen Spalte im Berge standen

Wir beſtiegen den Kamm des höchſten Kegels und glaubten hinunterſehen zu können in einen großen See von glühender Lava, aber anſtatt deſſen war der Schlund des Kraters in einer Tiefe von ungefähr 100′ mit ausgekühlten Riſſen und Schlacken verſtopft, durch die Gaſe mit furchtbarer Gewalt aus Spalten und Löchern ausſtrömten. Eine Oeffnung von ungefähr zwanzig Fuß im Durchmeſſer ſchüttete beſtändig eine dichte Säule von blauem und weißem Rauche aus, der die Sonne verdunkelte und jeden Gegenſtand einige Ruthen weit verdunkelte. Der Kranz des Kegels war nach innen ſo ſteil abfallend, die Hitze ſo groß und die Gaſe ſo tödtlich, daß wir keine Stellung fanden, wo wir in den Schlund hätten hinabſehen können, und hätten wir es auch gekonnt, ſo iſt es doch nicht wahrſcheinlich, daß wir den eigentlichen Ausbruch-Herd ſelbſt geſehen hätten, da die Lava jedenfalls 300—1000′ tiefer am Abhange des Berges aus einer Spalte in ihre Rinne abfloß.

Spät am Nachmittag kamen wir erſt an unſere Nachtſtelle. Unvorſichtigerweiſe waren wir am Tage vorher bei dem letzten Waſſerplatze vorübergegangen, ohne unſere Gefäße zu füllen und wir ſahen uns nun beinahe vier Tage lang, da wir höchſtens ein Quart in unſerer Feldflaſche noch hatten, auf einen einzigen Löffel voll jeder beſchränkt, und auch das war bei unſern Mahlzeiten. Da unſere Speiſen trocken und hart waren, ſo litten wir nicht wenig aus Mangel an dieſer natürlichen Erfriſchung. Der Thau, welcher auf unſere Kleider, unſere Speiſeſäcke und die Reihen umher fiel, gefror in dieſer Höhe (12000′) zu dünnen Eisplättchen und von unſerm Wachstuche, das wir zu dieſem Zwecke ausgebreitet hatten, ſammelten wir einige Löffel von demſelben, während unſere vertrockneten Lippen begierig die Reifen ſogen, um ein wenig Feuchtigkeit vom Froſte zu erhalten.

Von dem großen Gipfelkrater wanderten wir zu dem ungefähr 25 engliſche Meilen entfernten Kilauea, um zu ſehen, ob ein Zuſammenhang zwiſchen beiden Kratern beſtände. Wir erreichten denſelben nach einem forcirten Marſche ſchon am nächſten Nachmittage. Der Kilauea war während der letzten Hälfte des Mai und Anfang Juni mächtig thätig. Darauf milderte ſich ſeine Thätigkeit allmählich, bis der Gipfelkrater ausbrach, und iſt bisher (27. Sept.) derſelbe geblieben wie gewöhnlich. Der ganze Krater enthält jetzt ungefähr ein Dutzend ſeiner Seen von ſiedender Lava, die ſich in zwei halbrunden Linien von dem großen Lavabaſſin aus erſtrecken, und zwar längs den öſtlichen und weſtlichen Seiten des Kraters, und welche augenſcheinlich Ventile für feurige, unterirdiſche Kanäle bilden.

Vom Kilauea führte uns unſer Führer in einem rechten Winkel wieder nach dem Hauptſtrome zurück und kurz vor Sonnenuntergang glühte das Feuer der Lava uns durch den Wald entgegen. Wir waren kaum 6 Ruthen von der gewaltigen Glut, die ſich hinter gegen Hilo hin bewegte und etwa 2 Meilen oberhalb ihrer Mündung, wo ſie mit durchdringender Pracht glühte. Der Strom mochte an dieſer Stelle 2—3 Meilen breit ſein und ſeine Oberfläche war hier ſchon ſo erhärtet, daß man ſich verſucht fühlen konnte, darauf hinzugehen, während in einer Tiefe von 3—4 Zoll die Maſſe noch vollkommen glühend und flüſſig war. Da, wo der Boden nicht eben und die Hinderniſſe von Bäumen, Lichtungen, Einſenkungen ſehr zahlreich waren, floß die Lava langſam, der Fortſchritt betrug hier höchſtens eine Meile in der Woche. Am Abend unſerer Ankunft lagerten wir uns, da wir von einem kalten Regen durchnäßt waren, neben Aus von der fließenden Lava unter einem großen Baume, indem wir auf einer kleinen Anhöhe daneben wegen der drohenden Gefahr Nachtwachen bis zum Morgen aufſtellten.

Während der ganzen Nacht war die Scene unbeſchreiblich prachtvoll. Der größere Theil der ausgedehnten Fläche vor uns war von ebenholzartigen Schwärze und beſtand aus der erhärteten Lava, die ſich hier in einer Tiefe von 10—100′ abgelegt hatte. Die Lava ſtrömte nicht nur am Ende der Schichte heraus, ſondern auch an ihren Seiten, und viele Nebenſtröme umringten uns während der Nacht ſo, daß wir am Morgen den Fluß bei Vermeidung gerade 5′ vor uns, 6′ hinter uns und 7′ zur linken Seite hatten. Der durchnäſſende Regen und unſer fröſtelnder Zuſtand bewogen uns, uns dem Feuer ſo nahe als möglich zu halten. Am Abend und Morgen kochten wir unſern Thee und brieten unſern Schinken auf der geſchmolzenen Lava, und als wir fertigwaren, ſtand unſer ſchützender Baum in Feuer. Ein großer Baum fiel hier vor uns während der Nacht, oft auch fingen die dürren Weinſtöcke, Parraſiten und Blätter von ungeheuern Bäumen Feuer, welches ſich zur Höhe von 70—80′ emporſchlängelte und zahlloſe Funken ausſprühte, die in der Dunkelheit wie Myriaden von Feuerfliegen um-

ſeiten nur dimmerten. An tauſend Punkten auf der feſten Kruſte des Stroms ſchwoll die ſich unten anſammelnde Maſſe, die vom Berge herab genährt wurde, und erhob die über ihr liegende Schicht in beſtändig wechſelnder Form und Größe. Häufig gebarſt der ſo erhobene Kegel an den Seiten oder am Gipfel und die innen flüſſige Maſſe drang heraus und bildete eine neue Schichte über der ſchon erſtarrten Decke. Dreißig- bis vierzigmal wiederholte ſich dieſer Vorgang oft auf der nämlichen Stelle, indeß die neugebildeten Schichten einem wogenden Meere glichen, das an ſeiner Oberfläche plötzlich erſtarrte.

Um einen beſtimmten Begriff von der Breite des ganzen Stroms zu bekommen und eine Art Anſicht davon zu erhalten, machten wir an einer Stelle, wo die Arme weniger thätig waren, den Verſuch, quer über die Lavamaſſe hinwegzuſchreiten. Aber die erhärtete Oberfläche des Stroms ſchwoll und hob ſich an unzähligen Punkten durch die ſich anhäufenden Maſſen und den hebenden Druck der flüſſigen Maſſe von unten und überall öffneten ſich Klappen, aus welchen die Glut herausſtrömte und kleine Ströme auf jeder Seite um uns her ergoß. Nicht eine Quadratruthe fanden wir auf dieſer weiten Ausdehnung, wo wir nicht durch Löcher und Riſſe in der Decke die glühende Maſſe unter unſern Füßen gerieben hätten. Die offenen Vertiefungen, Löcher und Strömungen vermieden wir durch einen Zickzacklauf, aber je weiter wir vordrangen, deſto zahlreicher und thätiger wurden dieſelben und da auch die Hitze unerträglich wurde, ſo ſahen wir uns nach einem Marſche von ungefähr 4½' gezwungen, den Rückzug anzutreten. Es mag manchem befremdlich erſcheinen, daß man ſich auf ſolch einem feurigen Strom wagen ſollte, aber die Oberfläche war ſchon bis zu einer Dicke von 6" bis zu 3' erhärtet, indem der Strom unter ſeiner Kruſte wie Waſſer unter Eis floß, obgleich man ihn durch Laufende von Ritzen wahrnehmen konnte. Es war ſogar ſchon möglich, trotz der verſengenden Hitze und des erſtickenden Rauches auf einem Strome zu gehen, der ſich erſt eine Stunde vorher aus ſeinem ſiedenden Keſſel ergoſſen hatte, ſo bald erhärtet die Lava in Berührung mit der Luft. Da wir keinen Weg fanden, die feurige Flut zu überſchreiten und wir befürchten mußten, daß uns der Rückweg durch plötzlich ganz abgeſchnittenen werden könnte, ſo traten wir denſelben auf Rath unſerer Führer an. Auf einem ſchon nach wenigen Stunden, nach beinahe vierzehntägiger Abweſenheit, ermattet, aber ſonſt wohlbehalten, hier.

Die Befürchtungen des Miſſionärs Goon gingen glücklicherweiſe nicht in Erfüllung, da der Strom einige Meilen vor Hilo, nach einem Laufe von einigen 70 Meilen und beinahe viermonatlicher Dauer, ſtehen blieb. Seine Reiſe hat aber, außer einigen andern wichtigen Ergebniſſen für die Wiſſenſchaft, namentlich eine höchſt merkwürdige Thatſache conſtatirt, nämlich die von ſolch einem Ausbruche der Lava und einem ſo freien Spiel der Lavacurſen in einer Höhe von 10—14000', während der Kilauea an den Seiten deſſelben Bergs 6—10000' weiter unten ſeinen geräumigen Schlund weit offen hält und ungehindert in ſeinem Kochen und Gemurmel fortfährt. Eine communicirende Röhre, wo die flüſſige Lava in dem einen Schenkel 4000' höher ſteht als im andern und doch keine Sympathie zwiſchen beiden ſtattfindet, indem der obere zu Zeiten ſogar Ausbrüche von 1000' im Durchmeſſer und vielen hundert Fuß Höhe hat; dieß zu erklären iſt eine ſchwierige Aufgabe für den Geologen. Leugnet man die Verbindung, ſo hat die Hypotheſe von dem Zuſammenhange der thätigen Vulkane mit dem innern Erdfeuer nur eine geringe Begründung, gibt man die Verbindung zu, ſo bleibt ein Geheimniß aufzuklären. Wir können annehmen, daß eine Verbindung beſteht und daß, da die Krater 20 Meilen voneinander entfernt ſind, die Vereinigung derſelben wenigſtens 100 oder 150 Meilen unterhalb ſein würde, dann würde der Reibungswiderſtand einer Lavaſäule von 14000' Höhe in dem langen Kanale das Gegengewicht halten. Auf der andern Seite aber können wir auch wieder annehmen, daß die Thätigkeit, welche die Ausbrüche verurſachte, vergleichungsweiſe oberflächlich, d. h. in der Tiefe von einigen Meilen ſei, daß ſie in der That nur ein Aufſteigen von entwickelten Dämpfen ſei gleich einem Gefäß von glühendem, überſchäumendem Dampf. Solch eine Thätigkeit, eine Art von Aufblähung, würde natürlich das Gewicht der Säule, verglichen mit dem ihrer ganzen Länge, nicht viel vermehren. Beide Urſachen können in der That wirken. In jedem Falle aber bieten die hawaiiſchen Vulkane noch Probleme dar, deren Löſung die Geologie auf ihrem jetzigen Standpunkte noch nicht gewachſen ſein dürfte.

Stil und Manier.

Welchem feinen und gebildeten Geschmack wäre nicht schon in Werken der bildenden Kunst, der Musik und Poesie, statt des Stils die Manier begegnet und hätte ihm allen Genuß verleidet? Ist es nicht namentlich das traurige Vorrecht unserer Epigonenzeit, statt im Stil, in der Manier zu glänzen? Kann man wol zu einer Kunstausstellung oder in ein Concert oder ins Theater gehen, ohne an allen Ecken und Enden auf Manier zu stoßen?

Dieses traurige Faktum dürfte wol Anlaß genug sein, sich einmal das Wesen der Manier und ihren Unterschied vom Stil klar und deutlich zum Bewußtsein zu bringen. Vielleicht wird man dann auch die Ursache finden, warum unsere Kunstepoche so stillos und so abmanierirt ist.

Es mag ein curioser Gedanke sein — aber Schreiber dieses konnte sich neulich beim Anhören eines manierirten Musikstücks desselben nicht erwehren, Manier und Grimasse haben viel Verwandtes. In beiden ist viel Haschiges, das einen ärmlichen, dürftigen Gehalt verbirgt; in beiden merkt man die Absicht, „und wird verstimmt".

Diese Betrachtung über die Verwandtschaft zwischen Manier und Grimasse erinnert wiederum an einige Ausrufe Arthur Schopenhauer's und führt uns auch auf die Definition, die dieser Denker von der Manier gibt. Schopenhauer sagt im dritten Buche seines Werks „Die Welt als Wille und Vorstellung", bei Betrachtung des Wesens der Schönheit und der Kunst: „Wie die schöne Vorstellung bei der leichtesten oder bei gar keiner Belebung am verständlichsten scheint und daher ein sehr schöner Mensch, wenn er zugleich Geschmack hätte und demselben folgend dürfte, am liebsten beinahe nackt, nur nach Art der Antike bekleidet gehen würde; ebenso wird jeder schöne und gedankenreiche Geist sich immer am die natürlichste, anspruchsloseste, einfachste Weise auszudrücken bestreben, wenn es irgend möglich ist, seine Gedanken andern mitzutheilen, in welcher die Gratiosität, die er in einer Welt wie diese empfinden muß, sich zu erleichtern, ungeachtet nun aber einer Gewöhnlichkeit, Verworrenheit, Verschrobenheit sich in die geschraubtesten Ausdrücke und dunkelsten Redensarten kleiden, um sein schönes und gehaltvolles Phänomen kleine, wenige, nackte oder alltägliche Gedanken zu verhüllen, demjenigen gleich, der, weil ihm die Blöße der Schönheit abgeht, diesen Mangel durch die Kleidung ersetzen will und unter barbarischem Putz, Flittern, Federn, Krausen, Puffen und Mantel, die Winzigkeit oder Häßlichkeit seiner Person zu verstecken sucht. So verlegen, wie dieser, wenn er nackt gehen sollte, wäre mancher Autor, wenn man ihn zwänge, sein so pomphaftes, dunkles Buch in seinen kleinen, klaren Inhalt zu übersetzen."

An einer andern Stelle betrachtet Schopenhauer das „willkürliche Spielen mit den Mitteln der Kunst, ohne eigentliche Kenntniß des Zwecks", geradezu als den Grundcharakter der Manier. Die nichtssagenden Singen, die zwecklosen Passagen, Verspringe schlechter Architektur, die nichtssagenden Laute und Figuren nebst dem zwecklosen Lärm schlechter Musik, der Klingelschlag unnützer Reime u. s. w. sind nach Schopenhauers Beispiele solchen willkürlichen, zwecklosen Spielens mit den Mitteln der Kunst. Auch hier werden wir an die Grimasse erinnert.

Um nun aber auf die Schopenhauer'sche Begriffsbestimmung der Manier zu kommen, so müssen wir vorausschicken, daß nach Schopenhauer der Zweck der Kunst ist: „Die Erleichterung der Erkenntniß der Ideen der Welt", das Wort Idee im Platonischen Sinne genommen. Die Ideen aber sind wesentlich ein Anschauliches und daher in seinen nähern Bestimmungen Unerschöpfliches. Die Mittheilung der Ideen kann folglich nur auf dem Wege der Anschauung geschehen, welches der der Kunst ist. Dagegen ist der Begriff unmittelbar für die Kunst. Der klare Begriff einer Sache ist ein vollkommen Bestimmbares, deutlich Gedachtes, daher zu Erschöpfendes, welches sich seinem ganzen Inhalt nach fest und nüchtern durch Worte mittheilen läßt. Einen Begriff durch ein Kunstwerk mittheilen zu wollen, ist nach Schopenhauer ein sehr unnützer Umweg, so gehört zu dem ebengerügten Spielen mit den Mitteln der Kunst, ohne Kenntniß des Zwecks. Daher ist ein aus klaren Begriffen hervorgegangenes Kunstwerk allemal ein unrechtes. Beim Anschauen eines solchen begrifflich klaren und nüchternen, durch und durch deutlich zu machenden, nichts Unergründbares, Unerschöpfliches enthaltenden Kunstwerks oder beim Anhören einer solchen Musik, oder beim Lesen eines solchen Gedichts empfinden wir Ekel und Unwillen, wir sehen uns getäuscht und um unsere Theilnahme und Aufmerksamkeit betrogen. „Ganz befriedigt durch den Eindruck eines Kunstwerks sind wir nur dann,

wenn es etwas hinterläßt, was wir bei allem Nachdenken darüber nicht bis zur Deutlichkeit eines Begriffs herabziehen können."

Das Wesen der Manier nun ist es, vom Begriff, statt von der Idee, in der Kunst auszugehen. Der echte, geniale Künstler wird von einer angeschauten, intuitiv conципirten Idee (im Platonischen Sinne) begeistert; nicht ein Begriff, sondern eine Idee schwebt ihm vor; daher kann er auch von seinem Thun keine Rechenschaft geben; er arbeitet instinctmäßig. „Hingegen Nachahmer, Manieristen (omnium rerum pecus), gehen in der Kunst vom Begriff aus: sie merken sich, was an echten Werken gefällt und wirkt, machen sich es deutlich, fassen es begrifflich, als abstract, auf und ahmen es nun, offen oder versteckt, mit kluger Absichtlichkeit nach. Sie saugen, gleich parasitischen Pflanzen, ihre Nahrung aus fremden Werken und tragen gleich Polypen die Farbe ihrer Nahrung. Ja man könnte, im Vergleichen noch weiter gehend, behaupten, sie gleichen Maschinen, die, was man hineinlegt, zwar sehr fein zerhacken und durcheinander mengen, aber nie verdauen können, sodaß sich die fremden Bestandtheile noch immer wiederfinden, aus der Mischung hervorsuchen und sondern ließen. Der Genius allein gleicht dagegen dem organischen, assimilirenden, umwandelnden und producirenden Leibe. Denn er wird von den Vorgängern zwar erzogen und gebildet; aber befruchtet wird er nur vom Leben und der Welt selbst unmittelbar, durch den Eindruck des Anschaulichen; daher schadet auch die höchste Bildung doch nie seiner Originalität. Alle Nachahmer, alle Manieristen fassen das Wesen fremder, musterhafter Leistungen im Begriff auf; aber Begriffe können nie einem Werke inneres Leben ertheilen."

Aus dieser Erklärung dürfte sich ergeben, warum was bei dem echten, originalen Künstler oder Dichter als Stil so anziehend ist, bei den Manieristen als Nachahmung so abstoßend wirkt. Der Stil der echten, die Platonischen Ideen zur Anschauung bringenden Künstler und Dichter wird bei den Nachahmern, die begrifflich, reflectirend zu Werke gehen, zur Manier, d. h. was dort bloßes Mittel der Kunstdarstellung ist, wird hier zum Zweck gemacht. Die Manieristen haben es dem Genie glücklich abgesehen, wodurch es Effect macht, und nun übertreiben sie die Ausdrücke des Genius, wiederholen sie bis zum Ekel und bringen sie auch an solchen Orten an, wo sie gar nicht hingehören. Wer erinnert sich nicht, wie auf diese Weise in der Dichtkunst, z. B. der Shakspeare'sche Kraftstil zur ekelhaften Manier ausgeartet ist! Was den echten, originalen Künstler und Dichter als Stil schön kleidet, weil es der natürliche Ausdruck seines Geistes und Charakters ist, das wird bei dem Manieristen zur Fratze.

Gottschall sagt in seiner „Poetik": „Jeder Poet von Gottes Gnaden bringt seinen Stil mit auf die Welt — und an diesem Stil erkennt man ihn mit derselben Leichtigkeit im kleinsten Fragment, mit welcher ein Cuvier aus einzelnen Knochen das ganze Gerippe eines vorsündflutlichen Thieres erkennt. «Diese Blume» des individuellen Stils entzieht sich der Analyse. An der «Blume» erkennt man den Wein; aber sie selbst ist unbestimmbar." Nur diese Blume haben die nachahmerischen Manieristen keinen Sinn; sie analysiren dieselbe und verwenden die Ingredienzen beliebig zu ihren Machwerken, wie und wo sie glauben, damit Effect zu machen. Auch hieraus geht hervor, daß der Stil ein Angeborenes, die Manier ein Erworbenes, der Stil ein Natürliches, die Manier ein Erkünsteltes ist.

Und nun können wir auch die Ursache angeben, warum in unserer Epigonenzeit so häufig Manier und so selten Stil angetroffen wird. Es fehlt uns leider nur zu sehr an Originalität und darum wuchert die Manier. Der Begriff behauptet in unserer Zeit die Herrschaft über die Idee, die kalte, nüchterne Reflexion über die warme Begeisterung. Die Absichten überwiegen in unserer Zeit die Einsicht, der berechnende Verstand die Intuition; das Virtuosenthum die Kunst.

Auch Gottschall schreibt in seiner „Poetik" die stilose Verwirrung des Geschmacks unserer Zeit auf Rechnung der nachahmerischen Virtuosität. Die vorherrschende Macht der Erkenntniß, sagt er, wirke verführend auf die Poeten. Indem sie geistig die Dichtweise aller Zeiten beherrschen, ahmen sie dieser nach und schmiegen sich willkürlich allen Formen an. Die naive Hingabe an den Genius des Jahrhunderts droht verloren zu gehen. Darum fordert Gottschall mit Recht, daß der Poet aus dem Herzen seiner Zeit heraus dichte — dann werde er auch für die Nachwelt dichten. Aus der Manier heraus und zu einem Stil können wir in der That nur wieder gelangen, wenn wir es wagen, originell zu sein, wenn wir aufhören, uns nach fremden, sei es antiken oder mittelalterlichen, sei es fremdländisch

modernen Mustern umzuziehen und diese nachzuahmen. Die stilvollen Werke haben Dauer für alle Zeiten, die aus der willkürlichen Nachahmung entsprungenen manierirten Producte sind vergänglich wie die Moden des Tages. Ja, die Manier wird mit der Crinoline gleiches Schicksal haben, zu den Narrheiten der Zeit gewesen zu werden.

Julius Frauenstadt.

Ostende.

Ein Fragment.

— Unter all den vielen und schönen Landschaftsbildern der münchener Kunstausstellung im vergangenen Sommer hat mich keines mehr angezogen als Achenbach's „Hohe Flut bei Ostende".

Es war eben die Wahrheit des Bekannten, das mich fesselte. Ja, sie schäumen dort die Wogen an den hohen Damm hinan, sie kommen sie eine über die andere emporgestiegen, so front der weiße, wollige Schaum die mächtigen Wellenhäupter, sie züngeln und lecken sie an den leichten Brückenstegen hinauf, die dort weit ins Meer hinauslaufen, die unter dem gewaltigen Andrang zu brechen scheinen und auf denen man doch so gern steht, um nur dem wilden und doch so lockenden und schmeichelnden Elemente recht nahe zu sein. Es war ein heller Morgen, als ich in der Wirklichkeit zum ersten male sah, was mich dort im Bilde so lebendig wieder ergriff. Die Stadt Ostende selbst hatte mir weder von außen noch von innen anziehend genug geschienen, daß ich für die erste Stunde schon in ihr mich hätte aufhalten sollen; ich eilte darum durch ihre Straßen dem Meere zu. Das Meer läßt einen nicht ruhig in seiner Nähe; es verlangt, daß man ihm gleich seinen Gruß bringe; es lockt und zieht schon von fern so gewaltig, man kann nicht widerstehen, man muß dahin, wo einen nicht Dünen und Erdreichschranken mehr von ihm trennen, wo man von Angesicht zu Angesicht ihm gegenüber steht. Und so lagen schnell auch Wall und Graben der alten Festung hinter mir, näher und näher schlug das gleichmäßige Wogen und Branden an mein Ohr — nur noch wenige Treppen hinan und ich stand auf dem Damm, der Land und See scheidet, jenseit dessen die große, unabsehbare, herrliche Meeresflut sich breitet. Nicht zum ersten mal [illegible] ihr den alten Dichtergruß entgegen: „Thalatta, Thalatta!" Ich hatte einer schon eine solche Willkommenstunde gefeiert, aber auch diese ergriff mich wieder mit magischer Gewalt, wieder stand ich tiefaufathmend, im Innersten bewegt, überrascht und geblendet, vor dem majestätischen Bilde, das in den Reichen der Natur seinesgleichen nicht hat.

Es kann einem recht erhebend, aber auch eng und bang werden am Meeresstrande; der Blick schwingt sich weit und frei weg über die brandenden Wellen und kann sich wieder so klein und schwach dem gewaltigen Elemente gegenüber; ermuden aber kann der Aufenthalt an der See nimmermehr, es gibt nichts Wechselnderes, Mannichfaltigeres, Reicheres als sie; man muß nur das rechte Auge dafür haben.

Ob das freilich alle haben, die auf diesem Damm von Ostende auf- und niederwandeln? Ostende ist ein Modebad der Welt; da gibt's freilich viele, zu denen die Herrlichkeit des Meeres nicht spricht, die in ihm nicht mehr als das nothwendige Attribut zu ihrer eigenen anspruchsvollen Erscheinung sehen. Aber gewiß bringen ihm auch viele nachträglich ihren Dank, daß es ihnen nicht nur Gesundheit und Kraft, sondern auch innere Ruhe, eine neue Lebensstimmung gegeben hat. Denn das ist wieder eine Wunderkraft des Meeres, daß es uns umzustimmen vermag wie nichts anderes in der Natur. Wer kann, wenn er es so unter sich wallen und wogen sieht, widerstehen, sich dem wallenden Spiele anzuvertrauen, sich von den kühlen, erfrischenden Wellenarmen umschlingen zu lassen? Wer kann da noch in ängstlicher Furcht zögern? Hinab! Am Strande stehen die Badekarren. Anderes kann man hier nicht gut haben. Also frisch in den ersten besten hineingestiegen! Das vergewandte Roß ist vorgespannt, der Kutscher klopft mit der Peitsche auf das Dach, um euch das Zeichen zum Sitzen zu geben, denn es geht etwas schwankend und unruhig, und nun werdet ihr ganz langsam immer tiefer und weiter ins Meer hineingezogen. Der Wagen steht still, ihr macht eure Badetoilette, öffnet die Thür und steigt die Treppen hinab und unerschrocken hinein ins Wasser. Ihr habt keinen Grund unter euch, aber seht muß ihr doch stehen; denn da kommen sie herangeflogen, in regelmäßiger Folge, aber immer schneller und schneller, die riesigen Wellen, ihr könnt zwar berechnen, welche euch trifft, und jetzt ist sie auch schon über euer Haupt hinweggezogen; noch steht ihr betroffen, überrascht — da kommt schon die zweite, dritte und wiederholt das prächtige Spiel; ja wohl, ein prächtiges Spiel! Denn eben dieses Wellenschlagen, das macht die Kraft

und den Genuß des Seebades aus, und wer es einmal gekostet, der verlangt immer wieder nach ihm und er gekostet gern, daß es seinen größern Genuß gibt. Aber allzu lange darf man dem ungewohnten Elemente sich für das erste mal nicht überlassen, es hat sich das schon oft bitter gerächt. Wenn man aber nun heraus und nach kurzer Promenade auf den Damm zurückgekehrt ist, wie fühlt man dann schon gleich das erste mal neues Leben sich durchkreuzen und, um materiell zu sprechen, wie mundet einem dann das Frühstück: Seekrebse, Hummern, Austern u. s. w., welche das nach den „frutti di mare" lüsterne Landrattenherz begehrt!

Hat man selbst dem Meere den Willkommtribut des ersten Bades gegeben, dann sieht sich das bunte, fröhliche Treiben der Badenden vom Damm herab noch einmal so heiter an. Es ist ein merkwürdiges Gewimmel am Land und in den Fluten, ein wahres Amphibienleben. Da stehen in langer Reihe die Badekarren aufgefahren, einer nach dem andern löst sich ab und rollt in See; dort kommen die eben verlassenen, über und über begossen, an das Ufer zurück und stellen sich zu neuer Verfügung. Musikanten, Wächterinnen, Badewärter und Wärterinnen, Badegeräthe und mit Baden Aertige, Männer und Frauen, alles ist bunt durcheinander. Nur den ersten Augenblick befremdet vielleicht vieles gemischte Baden, allein man gewöhnt sich bald daran und macht sich nichts daraus, ob sich die Matrosenteilleuren der Herren oder die langen grauwollenen Ueberwürfe der Damen draußen in der See begegnen. Ueberall tauchen Köpfe aus dem Wasser auf, kühne Schwimmer, selbst Schwimmerinnen werden sogar weit draußen erspäht. Nah' und fern, an allen Orten ist der Strand mit Menschen besetzt; Kinder spielen in den Dünen, Damen lustwandeln mit aufgelösten, lang herabwallenden Haaren, Muschellustige wühlen mit Schaufeln und Stecken im Sande nach den Schalen, welche die Flut zurückgelassen hat, oder wagen sich, von Stein zu Stein springend, sogar weit hinein, um dort noch Köstlicheres zu erspähen. Ueberall schaut man ein reiches, belebtes, eigenthümliches Bild.

Die beiden schönsten und herrlichsten Meerbilder, die täglich wiederkehren, sind Ebbe und Flut. Wie majestätisch, ach unheimlich schön ist's, wenn diese herangebraust kommt! Wenn da, wo vor Stunden noch jenes Leben sich geregt hat, nur die Wellen schäumen und rauschend hoch am Damm hinaufschlagen! Wenn es braust und donnert, als ob der Meergott selbst mit all seinen Dienern gegen käme! Und wie still und friedlich ist's dann, wenn die Ebbe die empörten Massen wieder gebändigt hat, die See wieder leiser athmet und die Wogen, trotz des ewigen sich Hebens und Senkens, doch im Verhältniß zu dem Flutensturm glatt und still liegen! Und nun erst, wenn die Sonne, mit ihrem Lebewohl allem alles verklärend, in das große Wogengrab versunken ist und der Mond mit seinem bleichen, stillen Licht das Wächteramt über die schlummernde See übernommen hat, wie ist das feierlich, wunderbar!

Dann ist's auch still auf dem Damm geworden; die glänzenden Bäder und Restaurants auf ihm sind geschlossen, alles Leben hat sich zur Ruhe begeben, nur der schlanke Leuchtthurm wirft seinen blendenden, weitscheinenden Strahl in das Meer hinaus. Aber sobald das erste Morgenroth über dem Wogenraum heraufgekommen, sobald die Sonne selbst ihm, wie es am Meer zwischen Morgendämmerung und Sonnenaufgang keine lange Pause gibt, gefolgt ist, so regt sich auch schon alles auf und über dem Strande wieder; Leben und Verkehr fangen wieder an, wo sie gestern aufgehört haben.

So brauchte Ostende nur das Meer zu haben, um zu florisiren; am Ende ist es gleichgültig, wie ein Seebad heißt. Aber Ostende bietet auch außerdem seinen Gästen unendlich viel, weniger durch sich selbst als durch die Leichtigkeit des eisernen Verkehrs, die es ihnen nahe legt. In kürzester Zeit führt uns der Dampfwagen in die schönsten und merkwürdigsten Städte Flanderns, und man kann leicht den Morgen dem Bade und dem Leben der Gegenwart am Strande und auf dem Damme — denn dort concentrirt sich Ostende — widmen und am Nachmittage das der Vergangenheit in den alten unvergleichlichen Städten, den einstigen Emporien des nördlichen Europas, in Gent und Brügge, heraufbeschwören. Jede Stunde, die man diesen ehrwürdigen Zeugen der Wandelbarkeit menschlicher Geschicke schenkt, wird ebenso lohnend sein als die, welche man dort in Ostende, in der frischen Gegenwart und im stillen Betrachten des unwandelbaren herrlichen Schöpfungswerks verbringt. *L. Lampert*

Anregungen.

An die Befehlshaber unſerer Krieger.

I

Sollte wirklich die Trommel gerührt werden und der deutſche Heerbann am Rhein, an der Meeresküſte und gegen Oſten nicht blos auf Wache ziehen, ſondern zum blutigen Waffentanze gilbt, ſo vergegenwärtige man ſich mit höchſtem Ernſte den Feind, mit dem man zu thun hat, und lerne ihm im Kampfſpiel ſeine Künſte ab!

Die Oeſterreicher ſind bisher in ihren Siegen nicht glücklich geweſen. Beweiſe von Tapferkeit gaben ſie genug, aber die Schlachtfelder blieben den Franzoſen. Was iſt es denn, wodurch der Gallier jetzt wie ſonſt ſo oft ſeine Gegner überwindet? Nur die Ueberzahl! Hat man doch anfangs nicht genug von der numeriſchen Stärke des kaiſerlich öſterreichiſchen Heeres in Italien erzählen können! Sind es die Vortheile und grauſamen Verbeſſerungen der Schußwaffen? Auch den Oeſterreichern werden die Hinterlader und Zündnadeln nicht fehlen und die gezogenen Kanonen machen es nicht allein. Iſt es die geringere Bewaffnung? Las man die öſterreichiſchen Journale und die augsburger „Allgemeine Zeitung“, ſo konnten den Franzoſen Fanatiker voll Muth und Entſchloſſenheit gegenüber, während die Franzoſen ſelbſt nur kühl und lediglich von ihrer Pflicht und dem Obergebot beherrſcht ſind. Worin liegt alſo die Uebermacht des franzöſiſchen Kriegsweſens?

Die Kaltblütigkeit und Einheit des Commandos, das vom Staatsleben auf das militäriſche übertragene Prinzip der Centraliſation mag zunächſt die oberſte Vorbedingung angeben und muß allerdings in erſter Reihe ſtehen. Sollte hier den [illegible] deutſchen Kriegern, die unter Waffen gerufen werden können, etwas fehlen, ſo würden wir Jammer und Elend erleben. Will ſich ein württembergiſcher Prinz nicht einem koburger unterordnen, ſagt der heſſiſche Kurfürſt „Meine Truppen laß ich nicht von einem ſächſiſchen Kronprinzen commandiren“ und handelt der deutſche Separatismus dann nach unten hin in gleichem Sinne, ſo iſt alle perſönliche Tapferkeit verloren, alle Lieder von Arndt, Körner und Schenkendorf ſind vergebens geſungen, die franzöſiſchen Kolonnen werden uns in Haufen nieder, denn ſie ſiegen nur Ein Geiſt und ſie haben nur Ein Vaterland. Nehme doch in dieſem kritiſchen Augenblick Deutſchland ſeine unerläßliche Lebensbedingung wahr, daß der Deutſche Bund die Souveränetätsrechte in Betreff des Heeres zu Gunſten des einigen Ganzen modificiren muß. Wie wir nur Einen Zollverband haben, ſo ſollten wir im ſtaatsrechtlichen und militäriſchen Leben auch nur Ein Staat ſein: jener durch das aus den einzelnen Ständekammern gebildete Parlament, dieſer durch ein einziges, gleich unterrichtet, gleich exerzirtes und auf allen Staaten gleich reformirtes Heer. Der Herr müßte in Oeſterreich dienen, der Oeſterreicher in Heſſen, der Badenſer in Sachſen, der Sachſe in Baden, und das Avancement und die Offiziersſtellen müßten allgemein ſein. Wenn auf dieſe Art vielleicht Prinzen einer Ueberanſtrengung durch die allgemeine Militärpflicht enthoben würde, ſo würde es ihrem Gewinn zugleich zu einem noch größern für das große Ganze machen.

Gelingt aber auch die Einigkeit des Commandos, kann ohne dieſe Nationalarmee, die allerdings den Souveränen endlich zeigen muß, was das deutſche Volk und Vaterland an ihnen ferner nur noch haben will, ſo bleibt der Franzoſe unüberwindlich, wenn wir ihm nicht drei ſeiner Hauptkünſte abgewinnen. Alle poetiſche Ausſchmückung unſeres Kriegsthums iſt vergeblich, wie die Schilderungen vom öſterreichiſchen Waffenglanz in Italien, vom grünen Reis am Hut des tiroler Jägers, vom Knebelbart des ungariſchen Reiters, vom Zopf des Kroaten, vom wildmaleriſchen Reiz der galiziſchen Ulanen, von den Waffengenoſſen des alten Cid Campeador Rodrigo u. ſ. w. in leere Aeſthetenſpäße und Hackländer'ſche Heldenrepräſentanz verlaufen, wenn wir nicht dem franzöſiſchen Kriegsgeiſt dieſelben Dinge abgewinnen.

Erſtens eine größere Kameradſchaft des Offiziers mit dem Gemeinen. Dieſe zeigte ſich nicht allein in jener Freundlichkeit, die unſer Kadettenmeiſter für ſeine Untergebenen ſo ſelten bewährt, ſondern in noch viel größerem Maße bei der Theilung der letztern zu den äußern Annehmlichkeiten des Krieges. Schon der Unteroffizier iſt in Deutſchland oft von einer ſo übermäßig reſpektvollen und „ſtrengen“ Strenge gegen den Gemeinen, daß der Abſtand zum Offizier vollends noch ein viel größerer werden muß. Man ſehe dagegen das franzöſiſche Exerziren! Wo wir nun in Paris, in Metz, in Straßburg, in dem Jrrgarten der Art waren, wo dort Rekruten gedrillt werden, mußten wir unſere Freude haben an dieſer Bonhommie des Tons, dieſer ſcheinbar läſſigen und toleranten Art, die doch die Richtigkeit der Sache verſtändig für die ganze zu nehmen, an dieſer Entfernung aller Schikanerei, aller Corporalsgrobheit, aller Lieutenantsinſtinktionen. Die Offiziere bei den Franzoſen ſtehen oft mit den Händen in ihren weiten Hoſentaſchen wie die Studenten alten Stils, commandiren mehr andeutungsweiſe als befehlend und wecken die eigene Individualität im Gemeinen, indem ſie die bloße Maſchine nicht aufkommen laſſen. Iſt das Commando darauf berechnet, den einzelnen zu treffen als einzelnen, nicht den einzelnen als Glied einer Maſchine, ſo zerſtört man im Keim jene blos inſtinktmäßigen militäriſchen Acte, vor der blödſinnigſten

Präciſion auf dem Exercirplatze hervorbringen, auch im Anfang eines Feldzugs, z. B. bei den Ruſſen, Wunder hervorbrachten, beim geringſten Derangement aber, das ſich nur zu bald einſtellt, beim geringſten Verdrießlichwerden durch ſchwierige Situationen die ausgezeichnetſten Truppen wie Bleiſoldaten unwirſch. Die Strenge des Unteroffiziers iſt an ſich eine natürliche: ſie entſteht aus ſeiner Verantwortlichkeit und der überall gleichen Erfahrung, daß der Geringe, wenn er nur ein wenig Macht bekommt, gleich ein Tyrann wird. Aber der franzöſiſche Offizier unterſtützt dieſe Tyrannei des Gemeinen nicht. Er ſteht dem Gemeinen gegen den Gemeinen moraliſch bei und bringt in allen das, was dieſer derb und entſchieden lehrt, einen leichten, halbſamen Humor und läßt durch ſeine Art, die Leute exerciren zu laſſen, jedem einzelnen Antheil, ſich in das Wie? und Warum? der Aufgaben ſo hineinzufühlen, daß das bloß inſtinctive und mechaniſche Unterordnen unter das Commando aufhört. Denn wie nur wollte man ſich dieſe tegère Art erklären, mit der auf dem franzöſiſchen Exercirplatz geſchwenkt, Quarrée geformt, links und rechts abgebrochen wird? Dieſe Rekruten geben oft gebückt, ganz ſo läſſig, wie dem franzöſiſchen und ſchwäbiſchen und pommerſchen Bauernjungen eigen iſt. Man ſagt von einem Ameiſenhaufen, er hätte ein einziges Gehirn; alle Bewegungen der tauſend Thierchen wären durch eine einzige Vernunft gelenkt, ihr Inſtinctleben ſei ein Müſſen und Nichtanderskönnen gleichſam auf der einzigen Seele eines Baumeiſters beruht, der dieſen Bau in ſeiner traditionellen Regelmäßigkeit aufgeführt haben will. Weit gefehlt aber, wenn man glaubt, in einem ſo von der Vorſehung gleichſam mit einem einzigen Hirn begabten Ameiſenhaufen auch das Ideal einer Armee zu finden. Der Menſch kann ſich nie zu einer ſolchen Nachahmung des Naturinſtincts erheben; er wird nie einen Organismus hervorbringen durch ſeine Geſammtthätigkeit, ſondern nur Mechaniſches und damit allerdings zuweilen den Triumph der Kunſt. Die Einheit einer Maſchine ſoll in gewiſſem Sinne das Ideal einer Armee ſein, aber nur inſoweit, als zu ihrer beſten Erzielung doch nur die freie, ihr dahingegebene Individualität des Menſchen gehört. Im Franzoſen liegt ſcheinbar ein wunderbares Maſſen- und Ameiſenbauinſtinct, die Kunſt Quarre zu machen, iſt nirgends ſo zu Hauſe wie bei ihm; er ordnet ſich einem Begriff mit freiwilligſter Auflagung unter. Aber — daß er das kann, daß er das wollen kann, iſt nicht gelehrte Dreſſur, ſondern ein moraliſcher freier Act. Dieſe Liebe zum Ganzen, dieſe freudige Bereitwilligkeit, für ſich allein Null zu ſein und ſich nur durch Aufgehen in das Allgemeine auszuzeichnen, wird der deutſche Krieger nie beſitzen, wenn ihn eine friedensmäßig nur in der Kaſerne organiſirte Offiziersklaſſe vor den Feind führt; Lieutenants, die den Vergeuten noch „überſergeanten"; Lieutenants, die nur immer auf den Kapitän blicken, Capitäne, die nur allein auf den Major blicken. Wir ſahen deutſche Militärs mit Verachtung einen franzöſiſchen Exercirplatz beobachten. Ihnen lag alles an den Curven und Quadraten, die es im Sande von den Füßen des Kriegers zu zeichnen galt. Der Laie aber mußte ſchon einwenden: Laßt doch dieſe kleinen rothhoſigen Burſche krumm gehen, ſich nicht gleich dem Vordermann immer feſt anſchließen, nicht ewig an die Totalität deſſen denken, was ſie hervorzubringen mithelfen ſollen! In der ihnen geſtatteten Toleranz liegt die Erweckung eigenen guten Willens und ein ihnen innewohnendes Gefühl, gelobt und gern gelobt zu ſein. Daher dieſe nicht endende Willigkeit und Aufopferungsfreudigkeit des franzöſiſchen Soldaten. Seine Offiziere machen ihm einen herablaſſenden, ganz und gar ſeinem Gemüth und Verſtande vertrauenden, kameradſchaftlichen Eindruck. Der Gemeine ergänzt gleichſam aus freien Stücken, was ihm jener nur andeutet.

Wir wollen in der nächſten Nummer noch zwei andere Hauptfarben des franzöſiſchen Soldaten nennen, aber müſſen hinzufügen, daß dieſer belebende, begeiſternde, allein zum Siege führende Offizierston nur aus einem hochpatriotiſchen und hochfreiſinnigen Geiſte entſtehen kann. Unter einem Lieutenant aus der Geſinnungsſphäre der „Kreuzzeitung" dienen zu müſſen, muß für gewaltig oft ganz leidlich gebildete Gemeine eine Qual ſein.

Molière in Jamben.

Molière's „Tartuffe" hat Otto Walſter (Leipzig, Voigt & Günther, 1858) in „Deutſchen Jamben" den Bühnen gegenüber als Manuſcript drucken laſſen. Der ſechsfüßige Jambus iſt ein für die franzöſiſche Komödie zu ſchwerfälliger Vers. Man höre Molière's Dorine ſprechen:

Sind's etwa Daphne und ihr lieber Mann,
Die über uns zu reden ſich erkühnen?
Denn die daſelbſt die lächerlichſten ſind,
Sind auch die erſten, andere zu ſchmähen.
Den ſchwächſten Schein ſind ſchnell ſie zu ergreifen uſw.

Gleſſen.

Wer unglücklich iſt, den reizt und verſtimmt alles, ſelbſt das Erwachen des Frühlings.

* * *

Die Liebe Gottes dürfen wir doch wol beſonders darin finden, daß ſie uns geſtattet, nach den Geſetzen — der Natur zu leben.

* * *

Wir haſſen nicht einen Feind ſo ſehr wie einen Freund, der ſich halb zeigt.

Für die Schillerſtiftung ſind beim Herausgeber ferner eingegangen: Von Herrn Franz L. Hanka in Prag zwei Gulden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Vierter Band. **Nr. 41.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Sgr.

Inhalt: Vom Strand der Ostsee. Novelle von Rudolf Gottschall V—VIII. — Waldhold Pfaffheimer. Von L. S. — Das bürgerliche Trauerspiel. Von Julian Frauenstädt. — An die Reichsbehörden unserer Kriegsmarine II. — Romanen und Germanen. — Der Genius der Sprachen. — Otto Müller.

Vom Strand der Ostsee.

Novelle von Rudolf Gottschall.

V.

In Anna's Jugendträume verwebte sich Waldemar's Bild. Bald schwand es wieder hin. Waldemar sah sie jetzt erst wieder, als er ihr als ein fast lebensmüder Mann entgegentrat. Den Gespielen ihrer Kindheit erkannte sie kaum. Aber ihr feines Gefühl ließ sie schnell einen sichern Blick in sein Inneres thun und den Entschluß fassen, des Freundes niedergedrückten Lebensmuth an ihrem frischen, jugendlichen Sinne aufzurichten.

Neben Waldemar hatte sich Ernst's Erscheinung in ihre frühesten Erinnerungen verflochten. Wie jener aber war auch er bald geschieden aus dem Heimathorte. Als Sohn eines Fischers hatte er sich in den Gedanken, einst die weiten Weltmeere zu durchstreifen, hineingedacht seit seiner frühesten Jugendzeit. Und kaum erlaubten es seine Jahre, als er das Vaterhaus verließ und zur See ging. Lange Jahre war er fortgewesen. Er war in der Zeit Steuermann geworden. Die Mühen und Gefahren seiner Thätigkeit hatten ihn zum Manne gereift. Seine schönen regelmäßigen Züge hatten den Ausdruck des Thatkräftigen, Erfahrungsreichen gewonnen. Ihr dunkles Colorit deutete auf die fernen Zonen, die er durchstrichen, und sein jetziges Auftreten verrieth die Bildung, die ihm die Erfahrung in weiter Welt und die mannichfachsten Einflüsse der Kreise, in denen er sich bewegt, eingebracht. Er kam er zurück, einmal seine Heimat wiederzusehen. Er fand den Vater, den er noch in der Fülle seiner Manneskraft verlassen, zum Greise geworden. Das stimmte ihn, daheim zu bleiben, des Vaters bisherige Thätigkeit fortzusetzen und dadurch ihn und sich selber zu ernähren. Bald hatten sich seine freundschaftlichen Verbindungen im Orte neu belebt, er lernte Anna kennen und was die Kinder einst als Freundschaftsgefühl zusammengeübt, das band als Liebe sie jetzt enger aneinander.

Ihr Verhältniß war im Orte bekannt, ob es gleich noch nicht durch die beiderseitige väterliche Einwilligung sanctionirt war. In den Köpfen der meisten übrigen Bewohner bildeten Anna und Ernst längst ein Paar, als diese selber an eine Verwirklichung ihrer Kinderträume gedacht. Als man sie nun gar häufiger zusammenkommen gesehen, da war's eine abgemachte Sache, und einige wußten den Hochzeitstag der beiden Liebenden genauer anzugeben als ihren eigenen Geburtstag. Dies war in jedem Falle weiter gegangen, als man ohne die Sicherheit der Vermuthung geben durfte. Um die Zeit der nächsten Pfingsten hatte zwar Ernst's Vater sein Häuschen und damit die

Aufforderung, nun selber eine Familie zu gründen, seinem Sohne übergeben wollen, aber sichere Aussichten auf eine selbständige Existenz boten sich doch Ernst noch nicht in jeder Beziehung dar und so entbehrte das Verhältnis zu Anna vorläufig noch seiner sichernden Stützen. Das war auch etwa der Inhalt der Unterredung gewesen, die er heute mit Anna gehabt, als Waldemar, am Abende zurückkehrend, ihnen begegnete. Des Vaters Grundsatz war nicht schulmeisterei — das mußte gändert werden, bevor an eine Verbindung der beiden jungen Leute zu denken war. Ernst war mit frischem Muth darangegangen. Seine Thätigkeit, von jeher den schwierigsten Aufgaben gerecht zu werden gewohnt, war ununterbrochen darauf gerichtet, seine Vermögensumstände zu verbessern. Mit kühner Zuversicht unternahm er oft die gefahrvollsten Fahrten hinaus ans Meer, um auf dem Wege seines Gewerbes seinem Ziele näher und näher zu kommen. Anna hatte sich daran gewöhnt, den Gedanken oft den drohendsten Gefahren entgegengehen zu sehen. Und doch zuckte es heute so eigen ihr durchs Herz, als er von einer nächtlichen Fahrt erzählte, die er bei nächstem günstigen Winde zu unternehmen gedenke. Er theilte ihr dies an jenem Abend mit, nachdem sie Waldemar verlassen, sie beide aber unwillkürlich seinen Schritten folgend langsam dem Meere zugegangen waren. Arm in Arm standen sie auf dem Felsen, der bis dicht an seinen Abhang von den Bäumen des Forstes überschattet war und zu seinen Füßen die Wogen des Meeres rollen sah.

Beide schwiegen. Eine tiefe Stille ringsum. Kein Vogel zwitscherte mehr in den Bäumen — es war zu spät in den Herbst hinein. Kein Rieschen rauschte sich, das gelbe Laub nur raschelte auf der Erde bei jedem Tritte.

„Ich habe eine Bitte an dich", begann Anna endlich leise. „Du willst dies goldene Kreuzchen tragen, hier auf deinem Herzen. Ich hab's von meiner todten Mutter erhalten. Es hat mich bisher im Leben immer begleitet. Nimm du es jetzt. Es soll dich vor Gefahren schützen."

Ernst lächelte. „Ich nehme es gern, Anna, weil's von dir kommt — doch schützen sollte es mich?"

„Mir ist so bang um dich. Ich fürchte ein Unglück. Verschieb deine Nachtfahrt. Nur jetzt nicht."

„Anna", sagte Ernst mit fester Stimme, „du weißt, warum ich's thue. Noch manches gilt es zu erwerben, wenn das nächste Pfingstfest alles das verwirklichen soll, was wir so lange schon erhoffen."

Das Mädchen schmiegte sich inniger an ihn. „Du mußt wol — ich sehe es ein. Aber mir ist's so beklommen ums Herz."

Ernst blickte sie lange schweigend an, dann küßte er sie auf die Stirn. „Gib mir dein Kreuz, ich will es immer bei mir tragen. Und so oft ich's auf meiner Brust fühle, will ich an dich denken. Das wird mich bestimmen, wenn ich zweifle; das wird mich anspornen, gut zu sein."

Sie hing ihm das Kreuzchen um. Hand in Hand gingen sie heim. Anna fand Waldemar bei dem Vater. Seit jenem Abend kam Waldemar wol täglich hinüber in das Canterhaus. Er spielte Anna vor, sie sprachen darüber. Er machte sie auf die Schönheiten der Compositionen aufmerksam und suchte ihr deren Geist zu deuten. Dann sang Anna ein paar Lieder. Waldemar begleitete sie, gab ihr Regeln an die Hand und lehrte sie, die Schwierigkeiten besiegen. Und so ging es seitdem fort.

VI.

Der Wind war herumgegangen. Bisher aus Norden wehend und dadurch das Ausgehen der Fischer hindernd, kam er bei seinem Umspringen nach Osten einen heftigen Sturm mitgebracht. Ein Tag dichten Schneegestöbers hatte überdies das ganze Land in eine weiße Decke gehüllt. Der Winter war da. Dem Ausgehen der Fischer stand jetzt nichts mehr entgegen.

Es war Abend geworden. Die kurzen Decembertage ließen ihn früh erscheinen. Alle Vorbereitungen zur Ausfahrt waren von der Bevölkerung des Dorfchens beendet. Die Boote standen schon ausgerüstet im Wasser, die Dunkelheit erlaubte ein frühes Auslaufen. Am Strande nahmen Frauen und Kinder von den Ausfahrenden Abschied, auch Anna von Ernst. Ein schwerer, ahnungsvoller, gepreßter Abschied — nur hier noch ein „Lebewohl!" dort eine — „Glückliche Fahrt!" Dann wurden die Laternen gebracht, die Boote stießen vom Lande. Funfzig Schritt in die See ließ die Dunkelheit sie noch erkennen. Dann leuchtete nur noch das Licht der Laterne durch den aufsteigenden Wasserdunst, immer mehr verschleiert und verkleinert, Ernst's Boot verschwand zuerst den Blicken, es segelte voran. Das laute Rufen verhallte. Die Nebel wurden dichter. Man sah nichts mehr vom Strande aus — alles wie versunken und verschollen. Das

Volk am Strande versammelte sich allmählich und auch hier merkte es leer und still.

Anna war nach Hause geeilt, als sie sich von Ernst losgerissen. Sie setzte sich ans Klavier und sang vor sich hin:

„— Sie hat verloren, geworben . . ."

dann eigene Akkorde anschlagend, wie sie gerade hineingriff in die Tasten.

Der Vater merkte ihre Stimmung und glaubte nicht, sie belehren oder auch nur bestehen lassen zu dürfen. Er rief sie vom Klavier ab und bat sie, ihm vorzulesen. „Meine Augen", sagte er, „werden schwächer und schwächer; du hilfst mir wol." Er gab ihr ein Buch. Anna blätterte ein wenig darin, dann begann sie zu lesen. Es wurde später und später und den alten Herrn beschlich der Schlaf. Er suchte sich vergebens gegen ihn zu wehren und erlag ihm doch endlich. Sein Haupt sank ihm auf die Brust nieder und er schlummerte sanft. Als Anna es bemerkte, hielt sie mit Lesen inne. Leise schlich sie sich zur Stube hinaus und trat vor die Thür. Da brauste es durch die Luft. Sie horchte auf. Anfangs leise und dumpf, dann immer lauter und voller grollte es durch die Lüfte. Vom Strande herauf begann es zugleich mächtiger zu erbrausen. Gewaltiger und größer schienen die Wogen in der Brandung zu kämpfen. Nur immer wilder wütheten sie. Der Himmel war ganz dunkel. Kein Stern strahlte. Der Schnee der Felder gewährte das einzige Licht.

Der Wind war wieder nach Norden herumgegangen und hatte sich damit zugleich in einen Sturm verwandelt, der das Meer zu durchwühlen begann. Doppelt gefährlich den ausgegangenen Booten, die, vom Ostwind in westlicher Richtung auf die See getrieben, nun leicht nach Süden verschlagen werden konnten, derart, daß sie die Spitze der Küste da, wo als ein Warnungszeichen vor Klippen und Reifen der Leuchtthurm erbaut war, trafen. Verderblich wirkte hierzu noch die ewig hier von Norden nach Süden oder umgekehrt längst der Westküste sich hinziehende Strömung, die heute, endlich gerichtet, die Boote nur noch mehr dem Strande zutreiben half.

Anna, von Kindheit auf das Meer kennend und von allen Gefahren unterrichtet, die die Fischer ihres Dorfs zu fürchten hatten, sah in dem Augenblick, da sie das Herannahen des Sturmes vernahm, auch alle Gefahren ein, die jene auf dem Meere umschwebten. Wol fühlte sie, daß es galt, ihnen verzüglich die Lage des Dorfs genau zu bekennen, um sie nicht willenlos den Strömungen und endlich auf die Klippen der Küstenriffe treibenden Stürmen hingegeben zu wissen. Aber das Herz spielte in diesem Augenblicke ihrem ruhigen Denken gegenüber eine zu große Rolle. Zwar griff sie nach einer Laterne, hinaustretend an den Strand auf den höchsten Punkt der Küste und den Lichtstrahl aufs Meer hinausleuchten zu lassen, — aber sie that es in einer fast bewußtlosen Aufregung. Sie eilte sie — nur leicht gekleidet — in die kalte stürmische Winternacht hinaus auf den Wachtthurmberg, den höchsten Punkt, in der Nähe des Leuchtturms, doch die Laterne schwingend. Ihre Haare zerrte der Sturm auseinander. Nur mit Mühe kann sie sich vor dem heranbrausenden Orkane, der sie fast zurückzuwerfen droht, auf der Höhe halten. Die Laterne, an einer Stange befestigt und diese tief in den zusammengewehten Schnee bohrend, hält sie sich an ihr krampfhaft, mit glühenden Augen in das Dunkel über dem Meere hineinstarrend. Doch die Kälte ist zu stark. Das schwache Mädchen kann ihr nicht widerstehen. Erstarrt sinkt sie an der Stange zusammen und in den Schnee.

Anna hatte richtig vorausgesehen. Der Lage der Boote war höchst gefahrvoll. Anfangs westlich verschlagen, wurden sie jetzt von Sturm und Strömung mit furchtbarer Gewalt in der Richtung des Leuchtthurms den Klippen zugetrieben. Da bemerkte Ernst das einzige Licht auf der Höhe, richtig deichlen er, auf dasselbe zurudern zu lassen, in ihm die Bezeichnung der Lage des Heimathortes erkennend. Man wandte sich südöstlich. Da flammte das Licht des Leuchtthurms, das der Nur eingerichtet, einige Minuten lang verschwindet, dann wieder hell aufleuchtet, empor, und eine kleine Strecke südlich gewahrte man von den Booten aus die mächtigen Reihen der Riffe, von gewaltigen Gischmassen überlagert. Wenige Secunden darauf warf eine heranrollende hohe Woge Ernst's Boot mit furchtbarer Gewalt auf die Klippen. Ein Schrei des Entsetzens übertönte das Heulen des Sturmes — dann eine augenblickliche Ruhe, — Trümmerte Stücke des Bootes tauchen auf — und die nächste Welle ertränkt wieder das Brausen und Toben, und die Melodieen des Sturmes singen Parten — ein erschütternd gewaltiges Grablied.

VII.

Jene furchtbare Sturmnacht ist längst verrauscht. Oben naht. Des Frühlings erstes Leben beginnt sich zu entfalten. Jene unbehaglich nasse und zu-

gleich kalte Witterung, jene Nebel und Regenschauer sind die Vorboten einer schönern Jahreszeit.

In dem Dörfchen geht alles wieder seinen alten Gang. Tägliche Arbeit und mäßiges Leben hilft über manche erlebnisreiche Schmerzen schneller hinweg. Der Verlust war groß; aber die Zeit heilt die Wunden, die er schlug, nothdürftig schon vernarben lassen. Wir haben einmal ein Herz, das sich in das Nothwendige, und ist's noch so schmerzvoll, schneller fügt, als in einen geringern Verlust, den zu erdulden wir uns nicht gleich verschuldet fühlen.

Das Unglück jener Nacht, anfangs in den ungemessensten Grenzen für die kleine Einwohnerschaft des Dorfes erscheinend, war hernach ein wenig eingeschränkt worden. Von den drei Booten, die die Fahrt unternommen, war nur eins an den Klippen der Westspitze zerschellt. Von den beiden übrigen war das eine auf die hohe See verschlagen worden und nach Stillung des nur kurze Zeit anhaltenden Sturmes wieder heimgesegelt; das andere, von einer günstigen Woge fortgetragen, war den Felsenmassen vorbei dem Strande zugetrieben, wobei zwar das Boot selber zertrümmert, seine Bemannung jedoch gerettet worden war. Das untergegangene Boot aber hatte Gruß geführt.

Nur Grim trotzte die ganze Gewalt des Schmerzes erdulden. Anna. Als sie in jener Nacht erstarrt zusammengesunken war auf dem Gipfel des Berges, hatte Waldemar sie heimgetragen. Anfällig noch jetzt mit Arbeiten beschäftigt, hatte ihn der heranbrausende Sturm ans Fenster gelockt. Da bemerkte er auf dem Wachtbuhnenberge die im Sturme schwankende Laterne und eine Frauengestalt sie halten. Die ungewöhnliche Erscheinung glaubte er halb mit den auf dem Meere weilenden Schiffern in Verbindung bringen zu dürfen und eine wenn auch nur leise Vermuthung lief ihn Anna in jener Gestalt erkennen. Schnell eilte er hinaus. Er fand sie schon zusammengesunken, halb in den mit dem Winde treibenden Schnee begraben. Sie fortzutragen ins Vaterhaus mußte seine erste Sorge sein.

Bald darauf verfiel Anna in ein heftiges Fieber. Die treueste Sorge des alten Vaters, dem Waldemar stets hülfreich zur Seite stand, und Anna's kräftige Natur stritten ihm jedoch erfolgreichen Widerstand. Nach vierwöchentlichem Krankenlager durfte sie es verlassen. Grim's Tod hatte bisher ihr niemand mitgetheilt. Sie schien aber auch nicht mehr davon unterrichtet werden zu dürfen. In den wildesten Träumen des überstandenen Fiebers hatte sie nur von dem Todten phantasirt. Und auch jetzt schien sie alles zu wissen, als hätte sie es erlebt, seinen Untergang gesehen. Mit einer gewissen größern Innigkeit schloß sie sich seit dieser Zeit an Waldemar an. Ihr schien es ein Bedürfniß zu sein, ihn spielen zu hören; selber wollte sie es nicht und auch zum Singen konnte sie niemand bewegen. Stundenlang aber saß sie da und lauschte mit verhaltenem Athem seinen, die Waldemar anschlug.

Und Waldemar that's gern. Noch konnte er sich selber nicht aufrichtige Rechenschaft ablegen von einem Gefühl, das die letztverflossene Zeit unmerklich in ihm geweckt hatte. Es zog ihn oft zu Anna hin — er wußte nicht was — warum. Und doch mußte er sich gestehen, daß es ihn innerlich beglückte, wenn er ihr verspielen durfte und ihre schönen, schmerzvollen Augen auf ihm ruhten. Verwirrt hatte er einmal in solch einem Augenblicke sie anscheinend sein Spiel vergessen und ohne Abschluß innegehalten. Sanft reichte ihm Anna da die Hand. Dann stand sie auf, Waldemar allein lassend. Und ihm schien es ein Verbrechen zu sein, jetzt ein Gefühl zu einem Mädchen in sich aufkommen zu lassen, das eben so tiefschmerzliche Verluste, deren Macht noch nicht die Zeit vertilgt hatte, erfahren. Aber von dieser Stunde an war er seiner Neigung zu Anna innegeworden. Heiter durchkreuzte fortdem Clara's Bild seine Träume und nur zu oft überraschte er sich selber bei Gedanken, die der Jugendgespielin, der armen, einsamen Freundin dieser Zeit galten.

Der Frühling war unterdessen weiter und weiter vorgerückt. Die ersten sonnigen Tage erwärmten die Erde und weckten das Leben zu wecken, daß es sprießte und grünte, und die weißen Leichentücher der Felder abnahmen. Das Heer der Lerchen begann sein Frühlingsgezwitscher. Seltner noch drang ein Regentag mit seinem dichten Nebel herein.

An einem solchen war's frühmorgens, als Anna den Strand entlang gegangen war. Ihr hatte es schon zu dieser frühen Morgenzeit zu Hause nicht Ruhe gelassen. So eilte sie längs der Brandung hin in der Richtung des Leuchtthurms auf der Westspitze. Die See wogte unruhig und es schäumte in der Brandung hoch auf. Die von tausend herunterstürzenden kleinen Bächen durchfurchten, schmalen Ufer bedeckte erst spärliches Grün. Der Sand am Strande, war

feucht und kalt. Vom Meere herauf wälzten ſich immer dichtere Nebelmaſſen ſchwerfällig heran. Ein kalter, unfreundlicher Morgen.

Anna eilte ſchnellen Schrittes fort. Plötzlich ſtutzt ſie. In der Brandung, theilweiſe ſchon auf dem ſandigen Ufer, ſieht ſie eine faſt unförmliche Maſſe, von den Wogen, ſoweit ſie in ihnen herumgeworfen. Sie tritt näher. Da erkennt ſie in ihr einen Todten, den das Meer ausgeworfen. Die Füße liegen ſchon auf dem Sande und graben ſich, von den anſpülenden Wellen unterſtützt, immer tiefer ein. Der Oberkörper aber und das ſchon ganz von Muskeln entblößte Haupt ſchwanken noch in den ab- und zuſtrömenden Fluten. Ein Schauder durchrieſelt Anna; und doch iſt ſie unfähig, einen Schritt nur vorwärts oder rückwärts zu thun. Gebannt ſteht ſie ſtill und ſtarrt die Leiche an. Da hebt eine heranziehende Woge den Körper empor und zugleich mit ihr ein Achatkreuzchen, das dem Todten um den Hals an einer Kette gehangen und nun herabgefallen war, auf und läßt's auf ſeiner Brust liegend zurück. In diesem Augenblicke ſchreit Anna auf. Ein furchtbarer Kampf beginnt in ihrer Bruſt. Soll ſie ihn den Wellen laſſen, ſie ihm wieder hinaustragen können ins offene Meer? Aber eine natürliche Furcht hält ſie wieder vor der halbverweſten Leiche zurück. „Jeſus Maria!“ ruft ſie, zum Himmel emporblickend — und nun ſtürzt ſie fort dem Dorfe zu. Ihre letzten Kräfte aufraffend, eilt ſie weiter. Der tiefe Sand ermüdet ſie. Sie durch die ſchwere überſtandene Krankheit ſo ſehr Geſchwächte. Sie kann nicht weiter. Da begegnet ſie einigen Fiſchern. Mit der Hand nach Weſten weiſend ſinkt ſie kraftlos, ohnmächtig vor ihnen zuſammen.

Anna mußte nach Hauſe getragen werden. Wenige Stunden ſpäter wurde die Leiche in das Dorf gebracht. Doch durfte ſie nicht früher beerdigt werden, als bis ein Gerichtsbeamter der nächſten Stadt ihre Identität mit Gruß feſtgeſtellt hatte.

Es war an einem Sonntag. In aller Frühe hatte man Gruß auf dem Kirchhofe des Dorfes in ſein Grab geſenkt. Anna war zugegen. Waldemar hatte ſie begleitet. In einer faſt apathiſchen Ruhe warf ſie eine Hand voll Erde in die Grube. Dann ergriff ſie Waldemar's Arm und ließ ſich von ihm heimgeleiten. Ihre Thränen waren verſiegt.

Sanft klangen die Kirchenglocken durch den Frühlingsmorgen hin.

VIII.

Wir eilen über Jahre fort.

Es iſt ein duftiger Frühlingsabend. Die Fenſter ſtehen noch offen und hereinziehen die lauen, erfriſchenden Lüfte. Der Strom, der unten vorüberwogt, funkelt im goldenen Mondlicht. Die erſt ſpärlich belaubten Linden an ſeinen Ufern rauſchen leiſe durch den Abend. Und hinaus blicken Waldemar und Anna. Er hat ſeinen Arm um ſie geſchlungen und beide ſtehen ſchweigend und verſunken. Das lebende Leben der Stadt iſt verſtummt und nichts ſtört die Stille der Nacht. Das des Stroms erweckt heimatliche Erinnerungen. Sie mögen ans Meer denken.

Es iſt in der Reſidenz und nach einem Concertabend. Waldemar hat wieder zu ſeiner Geige gegriffen, um mit ihr vor das Publikum zu treten. Doch diesmal that er's nicht allein; jetzt hat er eine treue Begleiterin. Anna iſt ſeine Geſangsvirtuoſin geworden — jedenfalls ſucht ſie nie ihre Virtuoſität beſonders zu zeigen. Aber der Vortrag ihrer einfachen, innigen Geſänge ſteht unübertroffen da. Ein Lied iſt's vor allen, das niemand hören kann, ohne die Größe und Bedeutung ihrer Künſtlerſchaft tief zu empfinden. Das kann ihr niemand nachthun, denn ſie hat's erlebt:

Es ſteht ein Weib in der Frühlingsnacht,
Es ſteht auf der grünen Blumeninſel,
Sie ſind verwellet, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie ſtehen heimlich von Hause fort,
Es wußte nicht Vater, nicht Mutter.

Sie ſind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Stab noch Stern,
Sie ſind verdorben, geſtorben.

Und wenn ſie in wilder Leidenſchaft zuerſt anhebend, dann, wie zuſammenbrechend, geiſterhaft leiſe hinhauchet das „Verderben, geſtorben!“ und die letzten dumpfen Accorde verklingen, dann weg's weh wie eine dunkle Ahnung über die Hörenden hinweg und mancher möchte in dem ſchmerzlichen Blicke Anna's errathen, daß ſie wiſſe, was ſie geſungen: „Verderben — geſtorben!“

Es iſt lange her. Der alte Herr Gautier hat ſeitdem die Augen für ewig geſchloſſen. Ein anderer hat ſeine Stellung eingenommen und das freundliche Schuldächen begegnen. Die Malven und Georginen haben lange ſchon aufgeblüht und eine der Linden hat ein wilder Decembersturm umgeführt. Nur das Meer rauſcht noch immer ſeine alten, düſtern Geſänge.

Waldemar war nach Gruß's Tode noch lange

in dem Dorfchen geblieben, länger, als es anfänglich sein Plan gewesen. Sein Verhältnis zu Anna war indes immer theilnahmsvoller und inniger geworden. Und als er endlich aufgebrochen war, um noch einmal in die Welt hinauszuwandern, da zog es ihn nicht lange darauf wieder zurück. Bald nach seiner Rückkunft ließen sich die letzten Bande, die Anna äußerlich an ihre Heimat knüpften. Der alte Herr starb. Auf seinem Sterbebett empfahl er Waldemar seine Tochter und legte ihre Hand in die seinige.

Anna's künstlerische Anlagen auszubilden, war nun Waldemar's nächstes Ziel. Und was er erreicht hatte, lehrte der allgemeine Erfolg und die Liebe, die sie sich gleich bei ihrem ersten öffentlichen Auftreten erwarb. Waldemar und Anna galten als ein Künstlerpaar in höchster und wahrster Bedeutung.

Und so sehen sie jetzt zusammen an dem sanften Frühlingsabend hinausblickend und horchend auf das Rauschen der Wasser. Und der Geliebten Hand ergreifend, ruft Waldemar ihr zu: „Solange wir wahr bleiben, Anna, in unserm Fühlen und Denken, wird man uns den Namen des Künstlers gern zugestehen und würdig werden wir ihn tragen, den wir errangen, weil wir, was wir jetzt geben, einst tief erfuhren an uns selber — und erlebten!“

Wilibald Pirkheimer.

Ein nürnberger Lebensbild.

In Nr. 39 dieses Bandes der „Unterhaltungen“ boten wir eine Lebensskizze Albrecht Dürer's — kehren wir noch einmal ein ins schöne traute Nürnberg zur selben Zeit — und nicht nur in dasselbe Jahrhundert, nicht nur in dieselbe freie Reichsstadt in ihrer höchsten Blütezeit, sondern auch in dasselbe große schöne Haus, das die Winklerstraße und den Markt zugleich berührt, „im St.-Sebald's Pfarr“ vom „Schönen Brunnen“ gegründet, vom berühmten Kunstwerk mit dem Wahrzeichen Nürnbergs, von dem das Sprüchlein lautet:

Der schön Brunn ist schön und hoch,
Vor ein Ring, der sich nicht rühren laßt.

Das Haus gehörte dem kaiserlichen Rathe Dr. Johann Pirkheimer — das Hinterhaus war an den armen Goldschmied Dürer vermiethet, Albrecht's Vater, dem drohte die Kunst in Armuth und Dürftigkeit — im prächtigen Vorderhause aber, über dessen stattlichem Portal das hochgehobene Wappen mit der Birke prangte, wurden die Musen und Grazien in Reichthum und Wohlleben verehrt, wurde allen Wissenschaften mit feinem Sinn gehuldigt und mit all den reichen Mitteln, die einem Patrizier aus den stolzen rathsfähigen Geschlechtern zu Gebote standen, jene höhere Bildung gepflegt, durch die damals vor allen deutschen Städten das edle Nürnberg sich auszeichnete, wie die Zeitgenossen selbst bekannten, die Geschichtschreiber nachrühmten und noch heute unzählige Kunstdenkmale bezeugen.

Johann Pirkheimer hatte sich 1464 mit Barbara Löffelholz vermählt. Die Löffelholz gehörten ebenfalls zu den reichsten und angesehensten nürnberger Geschlechtern und von ihnen gestiftete Kunstwerke erinnern noch heute an sie. Und so hatte auch Barbara neben der Würde der deutschen Hausfrau, die Geldtasche und Schlüsselbund an der Kette ihres Gürtels trägt, daß es bei jedem Schritt geschäftig rasselt, auch jene höhere Bildung erhalten, die ihr selbst zwar nicht den Beinamen einer Gelehrten erwerben konnte, aber sie doch befähigte, die ebenbürtige Gattin eines Gelehrten und Mutter gelehrter Töchter zu sein.

Charitas war das erste Kind dieser Ehe und ward 1466 zu Nürnberg geboren, während ihr Bruder Wilibald 1479 zu Eichstädt in Franken das Licht der Welt erblickte. Der Bischof von Eichstädt war immer ein Freund und Gönner Johann Pirkheimer's, und es scheint, dieser war mit seiner Frau damals für einige Zeit dahin übergesiedelt, entweder im Dienst des Kaisers Friedrich III. oder des Raths von Nürnberg, der mit dem Bischof zu verhandeln hatte, oder weil die Pest in Nürnberg wüthete. Seine spätere Kindheit verlebte dann Wilibald in Nürnberg in eben jenem Hause, in dem er mit dem Sohne des Goldschmieds Albrecht Dürer aufwuchs. Er blieb der einzige Bruder von fünf Schwestern: Charitas, Juliane, Klara, Sabine, Euphemia.

Zunächst leitete Johann Pirkheimer nicht nur die Erziehung, sondern auch den Unterricht seiner Kinder selbst, und da sein gastfreies Haus immer der Sammelplatz aller Gelehrten und Künstler war, so auch Kaiser Friedrich, die Burggrafen und viele andere Fürsten, Bischöfe und Herren nicht verschmähten, bei ihm vorzusprechen, so bildete sich früh in allen seinen Kindern jener verinnerte Sinn aus, der mit seinen Fühlfäden zugleich in die Tiefe und in die Höhe geht, einem Baume gleich, der, im heimischen Boden fest wurzelnd, mit seinen Aesten doch immer dem

Rechte hoher entgegenstrebt und auch rings um sich noch ein schirmendes Dach gewähren mag.

Eine harmonische Bildung, die kein Element ausschloß, war besonders Wilibald's Theil. Den ersten Unterricht empfing er im Aeltern-haus und in der lateinischen Schule Nürnbergs; dann nahm er Ritterdienste beim Bischof von Eichstädt, einem der Häupter des damals entstandenen Schwäbischen Bundes. So war es nicht nur ein leeres Spiel der Waffen, dem sich Wilibald ergab, nicht nur die Sucht, in ritterlichen Künsten zu glänzen, wol gar jenem Raufheldthum sich zu ergeben, in das damals in der That das Rittertum ausartete, vielmehr machte hier Begeisterung für eine sittliche Idee sich geltend: der Schwäbische Bund war zur Erhaltung des Friedens und Herbeiführung geordneter Zustände im deutschen Reich gegründet worden; er durfte sich rühmen, daß er viele Kriege verhütet oder gleich im Ausbruch erstickt habe und daß nicht nur Schwaben, sondern ganz Deutschland, so alle darin Reisende und die Kaufleute anderer Nationen die guten Wirkungen dieser Verbindung erfahren hätten. So mußte sich eben alles im Ausgang des Mittelalters vereinigen, einen Charakter wie Pirkheimer hervorzubringen, der eigentlich seiner Zeit voraus war, vorzüglich in allem, was den vollkommenen „Gentleman" ausmacht. Die Sitten in Nürnberg waren weniger roh als in andern deutschen Städten, unter dem Adel und selbst an den Höfen, wie vor allen Pirkheimer's Zeitgenosse, Lehrer und Freund, Konrad Celtes, in seiner Schilderung Nürnbergs bezeugt; der nürnberger Kunstsinn bethätigte sich nicht nur an der Errichtung monumentaler Werke, in den Wohnungen aller Patricier fand er sich ein und mit ihm all die zierlichen und geschmackvoll gearbeiteten Gegenstände, die wir noch heute bewundern. Der Bischof von Eichstädt aber war nicht nur ein Haupt des Schwäbischen Bundes, sondern gehörte auch mit zu jenen Rittern und Fürsten, die unter sich ein Bündniß gestiftet hatten „wider das übermäßige Trinken und Fluchen" — dies war mindestens damals kein weniger kühnes und verdienstliches Unternehmen als jenes wider das Raubritterthum, denn eins ward so hoch getrieben wie das andere.

Welche Vorzüge aber auch der bischöfliche Hof haben mochte, an dem Wilibald sich die Rittersporen verdiente, doch zog es ihn wieder zu den Wissenschaften zurück und wie damals noch alle höhere wissenschaftliche Bildung von Italiens Hochschulen ausging, so finden wir auch Pirkheimer dort sieben Jahre mit unermüdlichem Eifer studirend. So in Padua, Pisa und Pavia. Vorzüglich war es die Rechtsgelahrtheit, der er sich widmete, außerdem aber beschäftigte er sich auch mit Philosophie, Medicin, Theologie, Mathematik und Astronomie, trieb daneben auch alte Sprachen und Musik. Ja für die letztere bringt er bedeutende Talente; wir sehen, wie sich die Italiener, mitten in ihrem Vaterlande des Gesanges und der Tonkunst, über den deutschen Jüngling verwunderten, der so wenig von einem Barbaren an sich hatte, „und zunächst daß er so zierlich und lieblich auf dem Instrument und Lautenschlagen konnte". Daß sie sein fließendes Latein und seine rhetorischen Gaben lobten, fällt weniger ins Gewicht, wenn man bedenkt, daß damals ein lateinischer Gesandter am päpstlichen Hof eine lateinische Rede gehalten hatte, ohne daß die Anwesenden verstanden, in welcher Sprache er sich ausgedrückt, noch sonst etwas davon — so übel war es damals häufig gerade mit den vornehmen Vertretern der barbarischen Nation bestellt.

Wieder nach Nürnberg zurückgekehrt, ward Pirkheimer in den Rath gewählt und verheirathete sich 1497 mit Gregoria Rieter. Die Rieter gehörten gleichfalls zu den angesehensten rathsfähigen Geschlechtern Nürnbergs. Doch war Gregoria die letzte ihres Geschlechtes. Das sogenannte Rieter'sche Haus, aus dem sie stammte, kaufte nachmals Martin Kegel — derselbe, der Adam Kraft's berühmtes Kunstwerk: „Die sieben Fälle Christi", anfertigen ließ, die wir noch heute in Nürnberg finden, wo das Kegel-Rieter'sche Haus, als Pilatushaus gelten, unverändert steht. Auch in Bildung und feinem Kunstsinn war Gregoria Pirkheimer's ebenbürtige Gattin und er lebte mit ihr in der glücklichsten Ehe und ward damals um so mehr als das Muster eines „treuen Ehemanns" gerühmt, als er, während er sonst gern mit Frauen scherzte und die Sitten der damaligen Zeit, selbst in Nürnberg, nicht der Art waren, daß man es sonderlich auffallend gefunden hätte, wenn die Männer sich in den „Todsünden" mit vertrauten Frauen ergehen oder gar sich ein „Liebweib" hielten.

Im Jahre 1499 sandte Nürnberg dem Kaiser Maximilian I die von dem Schwäbischen Bund und den deutschen Ständen begehrte Hülfe wider die Schweiz: 300 Mann zu Fuß und 50 Reiter, dann in rothem Wappenrock — denn es ward damals eben gebräuchlich, die Truppen auf einerlei Art zu kleiden. An die Spitze dieses Häufleins

hörte man Willibald Pirkheimer, der später die Geschichte dieses Kriegs selbst geschrieben hat.

Die Schweizer hatten sich durch ihre Siege über Karl den Kühnen von Burgund in ganz Europa als ein tapferes Volk bekannt gemacht. Je näher man sie kennen lernte, je mehr Achtung empfand man auch vor ihrer Klugheit und ihrer Vaterlandsbegeisterung. Schon bewarben sich nicht nur ihre Nachbarn, sondern auch die entferntesten Mächte um ihre Freundschaft. Auf ihrem Versammlungstage in Zürich, 1510, erschienen Gesandte von allen Mächten, die bei den Wirren Italiens interessirt waren: Gesandte des Papstes, des Kaisers, von Spanien und Venedig, von Mailand und Frankreich. Alle Ueberredungskünste, Schmeicheleien und Versprechungen wurden angewandt, die Schweiz für die einen oder die andern zur Parteinahme zu gewinnen. Sie neigte zu Frankreich, welches in der That auch gab, wo die andern Mächte nur versprachen. Statt diesem Beispiel zu folgen, mit dem einzigen, ein stolzes, freiheitliebendes und klug erwagendes Volk zu gewinnen, drohten die kaiserlichen Gesandten — gerade die ohnmächtigsten von allen! Die Schweizer aber ließen sich weder zum Beitritt zum Schwäbischen Bund noch zum Abfall von Frankreich bewegen und sollten nun von österreichischen Truppen dazu gezwungen werden. Aber sie siegten zu Dornach und Kraftern, selbst nur wenige Leute verlierend, indem Tausende von den Kaiserlichen umkamen. Darüber verließ Kaiser Maximilian selbst die Niederlande, um die „aufrührerischen" Schweizer zu bezwingen. In Feldkirchen wollte er die Truppen versammeln. Dort rief Pirkheimer zu ihm. Nachdem Maximilian die sämmtlichen Truppen gemustert hatte, beschloß er selbst von Tirol aus in das Thal von Engadin einzubrechen. Als die Armee einige Tage marschirt war, fing sie an, großen Mangel an Lebensmitteln zu leiden. Pirkheimer ward daher mit 300 Mann abgesandt, über den Arlberg nach Bormio, das dem Herzog von Mailand gehörte, zu gehen, um hier Lebensmittel zu holen. Auf dem Wege dahin kam Pirkheimer durch ein großes, abgebranntes Dorf. Da sah er zwei alte Frauen, die an verhungerten Knaben und Mädchen wie eine Heerde vor sich hertrieben. Alle waren so bleich und kraftlos, daß Pirkheimer die Frauen schaudernd fragte: wo sie mit den Unglücklichen hinwollten. Kaum fähig zu antworten, bedeuteten sie ihm nur, daß er es gleich selbst sehen würde. Als sie auf eine Wiese kamen, fielen sie alle nieder, rissen Kräuter und Wurzeln aus und verschlangen sie begierig. Pirkheimer stand erst sprachlos vor Entsetzen und Mitleid, dann mußte er in Thränen ausbrechen. Die Alten erzählten ihm, wie die Väter dieser Unglücklichen im Kriege geblieben, ihre Mütter vor Kummer und Elend umgekommen, ihre Wohnungen verbrannt und sie von aller Welt verlassen wären. Die Zahl dieser unglücklichen Kinder sei viel größer gewesen, aber Hunger und Elend hätte sie schon gemindert.

Pirkheimer selbst hatte einen beschwerlichen Marsch über das Gebirge. Es war mitten im Sommer und der Schnee begann zu schmelzen; bald blieb er mit seinen Leuten darin stecken, bald kamen sie in Gefahr, darin begraben zu werden. Endlich langten sie ermattet zu Bormio an, fanden aber nur Flüchtlinge und keine Lebensmittel. Mühsam brachte Pirkheimer 50 Saumrosse mit Proviant zusammen, mit denen er den folgenden Tag zurückkam. Die Engadiner hatten sich auf einem Berge verschanzt, auf dem sie unangreifbar schienen, aber Pirkheimer gelangte mit einem Trupp auf verborgenem Wege hinan und schlug die Engadiner in die Flucht. Trotz des Sieges lief die Armee auseinander. Bei Kostnitz sammelte sich wieder ein neues, wohlgerüstetes Heer von 18000 Mann. Pirkheimer war mit dem Kaiser in Ueberlingen. Da erhielt Maximilian durch ein Landmarschen ein Schreiben der Schweizer, in dem sie erklärten, daß sie bereit wären, die Waffen niederzulegen, wenn er zufrieden wäre, daß die Sache durch gütlichen Vergleich geendet würde. Wenn er ihre Bitte nicht anhöre, bezeugten sie vor Gott, an dem weiteren Blutvergießen unschuldig zu sein, sie müßten nur die Freiheit vertheidigen, die sie von ihren Vorfahren ererbt. Der Kaiser gab keine Antwort. Er sandte den Grafen von Fürstenberg mit einem Heer von 15000 Mann gen Basel — er selbst ging nach Lindau. Dorthin mußte ihm Pirkheimer die Nachricht bringen, daß von jenem großen Heer der größte Theil bei Bischal von den Schweizern erschlagen liege, die Führer darunter. Niemand als Pirkheimer ließ der Kaiser vor sich, als er diese Kunde empfangen. Am Tage darauf begab er sich zu Schiff nach Kostnitz und entließ Pirkheimer nach Nürnberg, aus dem Geschäfte des Kriegs in das des Friedens.

Seine Gattin, die ihm schon eine Tochter, Felicitas, geboren, schenkte ihm noch vier Töchter: Katharina, Crescentia, Barbara und Charitas. Ihr sechstes Kind war ein Sohn, aber er

loſete ihr das Leben und ſtarb mit ihr, den 10. Juni 1504.

Pirkheimer war wieder in den Rath gewählt und auch vom Kaiſer Maximilian, der ihm beſondere Gunſt bezeigte, obwol es immer hieß, daß der Kaiſer „nicht gut nürnbergiſch“ ſei, zum kaiſerlichen Rath ernannt und mehrmals von ihm in Anſpruch genommen worden. Außerdem lag er den Wiſſenſchaften ob, überſetzte vieles aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen und unterhielt einen lebhaften Briefwechſel mit vielen Gelehrten und ſtrebenden Geiſtern ſeiner Zeit; ein Ulrich von Hutten, ein Philipp Melanchthon ſind unter ihnen. Von ſeiner innigen Freundſchaft zu Albrecht Dürer, wie er während des Künſtlers italieniſcher Reiſe ſeine Angehörigen unterſtützte und überall dem Freunde mit Rath und That beiſtand, ſprachen wir ſchon. Noch jetzt erfreut es zu leſen, wie dieſe beiden Männer aneinander hingen, wie ſie ſich aneinander für ihre Werke begeiſterten, wie der gelehrtere Pirkheimer Dürer's Schriften vor dem Drucke durchſah, wie ſie dann wieder miteinander ſcherzten, und wenn ſie getrennt waren, ſich gegenſeitig allerlei Liebeszeichen ſandten. So brachte Pirkheimer einſt Dürer vom Ausland „eine feine Sammtkappe“ mit und dieſer jenem wieder aus den Niederlanden als etwas Neues ein Paſtörchen, das mit der Bezeichnung „ein reſſentes Hörnlein“ in Pirkheimer's Nachlaß ſich findet — damals hatten eben die Fürſten von Thurn und Taxis die erſte Poſt eingerichtet, die von Brüſſel nach Wien fuhr — und die denkenden Köpfe begrüßten damals dieſe Einrichtung mit derſelben ahnungsvollen Freude wie die des 19. Jahrhunderts die Eiſenbahnen.

Ein intereſſantes Schriftſtück, datirt: „Sonnabends nach Sebaldi 1517“, iſt uns aus Pirkheimer's eigener Feder bewahrt, das charakteriſtiſch iſt für ihn ſelbſt wie für die damaligen Zuſtände, es iſt dies eine „Entſchuldigung vor dem Rath von Nürnberg“, aus der hervorgeht, wie auch er das Schickſal aller einflußreichen und hervorragenden Männer hatte, Freunde und Neider zu finden.

„Wie iſt vermeldet, wie ich (bei den Rathsſitzungen) viel in die Frage rede und andere irre mache. Ich rede meinem Gewiſſen nach und ſchwöre' ich, könnt' ich's gegen Gott nicht verantworten, wer mir auch gegen den Menſchen verweislich. Dann iſt mir auch fürgehalten worden, wie ich des Raths nicht auswarte und viel außer und auf dem Rathhaus ſpazieren gehe. Nur zweimal bin ich ausgeblieben — aber wenn ich gleich bin gekommen, ich's ganz nichts nutz; denn öffentlich iſt's und liegt am Tage, daß ich zu nichts mehr gebraucht werde, mir auch nichts mehr befohlen auszurichten; daß ich dann wol leiden mag, hab' lieber Ruhe, denn Mühe und Arbeit; ich ſage das aber darum, ſo ich gleich im Rath komme und ſoll ſitzen wie ein Stock: bin ich etwas noch nutz und begehret man meiner, warum wird mir nichts mehr wie vor befohlen? So mir aber nichts befohlen wird und ich nicht tauglich bin, wie kann dann geſagt werden, daß man an mir irre gehe oder daß ich des Raths warten ſoll? Wie mahl ich daneben weiß, daß etliche meiner Widergenner ſich bei Euer Weisheiten haben hören laſſen, wie ich verwirkt haben ſoll, Euer Weisheiten nicht mehr zu dienen, das aber ganz ohne Grund iſt. Ich achte wohl, es möchten etliche leiden, daß ich gar nicht da ſäße. Wie auch andere des Raths warten, iſt allen kund und wiſſentlich, wiewol ich mich nicht mit andern Leuten beſchönigen will.“

Und weiter hält er dem Rathe vor:

„Hab' ich Euch nicht lange Jahre treulich und ehrlich gedient, ungeſpart meines Leibes und Gutes? Gräulich im Schweizerkrieg, da ich nicht allein meinen Leib, ſondern auch das Gut dargeſtreckt hab' und über 150 Gulden mehr ausgegeben, denn mir von Euer Weisheiten geworden? Ich hab' Euch noch in allen folgenden Sachen, dazu Ihr mich gebraucht habt, getreulich meines Vermögens gedient, in Schetten, markgräflicher und pfälziſcher Handlung und wenn ich ſonſt von Euer Weisheiten für nutz angeſehen werden bin, nicht nachläſſig, wie ich jetzt beſchuldigt werde, ſondern vermaßen, daß Ihr Augen und ich Ehre davon gehabt. Aber ich bitte Euch: weß Dankes und Lohnes habe ich bis auf dieſe Stunde von ſolchen Diensten allen empfangen? Das iſt der Lohn, daß man mich an meinen Ehren ſchmähet! Iſt ſolches recht und billig? Steht es Euer Weisheiten wohl an oder gebührt es ein gut Exempel? Ich mein fürwahr, daß ich auch hierin von denen, ſo mir feind ſind, nicht gedrängt kann werden, wiewol ich weiß, daß hierin meine Rede bei etlichen wenig Anreden hat, daß ich dann Gott befehlen muß! Weiß aber, wäre ich bei Heiden oder Türken und hätte dermaßen gedient, wäre mir's anders gelohnet! Ich habe auch keinen Zweifel, daß viele meiner Herren zugegen ſitzen, die wiſſen, daß ich nicht unrecht ſage, und iſt keiner, der, wäre ich ſein Handfeind geweſen, mir nicht beſſer gelohnt hätte.“

Den nürnberger Rathsherren war die advocatorische Praxis nicht gestattet, doch scheint man dieses Verbot keineswegs streng aufrecht erhalten zu haben; darum überschritt es einmal auch Pirkheimer und man machte ihm erst dann einen Vorwurf daraus, als man eben seine Stellung zu untergraben anfing. Darum antwortet er auf diese Beschuldigung:

„Das leugne ich nicht. Habe ich das doch mit Müh' und Arbeit, auch schweren Aeltern-leiden gelernt, wiewol ich mir viel kann; und dieweil Ihr, meine Herren, habt das brauchen wollen, habt Ihr das auch nicht unersprießlich gefunden; da es Euch aber nicht mehr zu brauchen gefällig, hab' ich das nicht wollen bei mir verderben lassen, sondern mitgetheilt, denen solches noth gewesen; hab' es auch mehr um Gottes willen und Freundschaft, denn um Geld gethan, manchen armen, elenden Menschen, Wittib und Waisen in gerechter Sache geholfen, keine andere angenommen und niemals wider den Rath einen Buchstaben appellirt; hab' gedacht, Euch, meine Herren, wäre das zu Gefallen gewesen, da Ihr Mangel an Advocaten habt und ich frei Urtheil selbst zu sprechen pflege. Indem treiben das andere Leute auch, die hier sitzen — aber mit mir wollt Ihr nur anfangen!"

Nach dem allen erklärt er seinen Austritt aus dem Rath. Letzterer sendet jedoch eine Deputation an Pirkheimer ab, erklärt ihm, daß er nur im letztern dem Brief zuwider handele, in allem andern habe man sich seiner. Darauf hin entschließt er sich, noch bis zur neuen Rathswahl zu bleiben; dann erklärt er aber seinen Austritt und zieht sich für einige Zeit von den städtischen Geschäften zurück und widmet sich ganz den Wissenschaften. Damals fand er in Würzburg die Schriften des heiligen Hulgerinus auf, übersetzte sie und widmete sie seiner Schwester Charitas. Sein Freund Anton Kreßinger, der die erste und größte Bücherei in Nürnberg besaß, der Pate Albrecht Dürer's, war gleichsam Pirkheimer's rechte Hand; sie wirkten gemeinsam für die Wissenschaft und Aufklärung.

Bei Pirkheimer's umfassender Bildung und Geistesklarheit war es natürlich, daß Luther's Auftreten seine ganze Theilnahme erregte, daß er, selbst durchdrungen von den Uebelständen und Mißbräuchen, die sich in die Kirche eingeschlichen, den Reformator mit Freuden so kühn und unumwunden vor allem Volk aussprechen hörte, was er selbst zum Theil zu thun gedacht, aber doch nur im Kreise der geliebten Freunde hatte laut werden lassen. Ueberhaupt fanden Luther's Grundsätze gleich im Anfang ihrer Verbreitung im aufgeklärten, gebildeten Nürnberg zahlreiche Anhänger, welche nur auf einen günstigen Augenblick harrten, um sich öffentlich als solche zu bekennen und das Werk der Kirchenverbesserung womöglich in der freien Reichsstadt durchzusetzen. Die ersten, welche die evangelische Lehre zu verkündigen wagten, waren die Prediger Andreas Osiander in St. Lorenz und Dominicus Schlaupner bei St. Sebaldus. Selbst während des Reichstags, der in den Jahren von 1523 und 24 zu Nürnberg gehalten ward, trugen diese Männer keine Scheu, im Angesicht der Stände und der päpstlichen Gesandten das Ansehen Roms zu bekämpfen. Allmählich ward der größere Theil des Raths und der Bürgerschaft den neuen Ideen gewonnen. Man ließ es nicht nur bei leeren Worten bewenden, man schritt zur That, schaffte einige Mißbräuche bei den Ceremonien ab, dann die Krämereien und den lateinischen Kirchengesang und wandte seine Aufmerksamkeit auf die Klöster — die neue Lehre sollte auch dahin dringen und ihre Aufhebung vorbereiten.

Dies war die Zeit, in der Pirkheimer mit seinen eigenen Gefühlen ins Unklare und so in viele Conflicte mit sich selbst, seinen Freunden und Mitbürgern und seiner Familie gerieth. Seine Schwestern und Töchter waren im Kloster und hielten mit der äußersten Standhaftigkeit an ihrem Glauben. Da Pirkheimer seine Gattin verloren und unverheirathet blieb, so hatte er auch seine Tochter im Clarakloster, wo seine Schwester Charitas Aebtissin war, erziehen lassen und es ihnen frei gestellt, ob sie darin verbleiben wollten oder nicht.

Doch ehe wir uns zu diesen Stürmen wenden, wollen wir erst noch ein friedliches Bild im Leben dieses hochbegabten Mannes betrachten, wie er es selbst entworfen und wie es uns mehr als alles Andere ihn selbst und sein ganzes Wesen vergegenwärtigt. Als im Sommer 1521 die Pest in Nürnberg wüthete, nahm er seinen Aufenthalt in Neumhof, einem drei Meilen von Nürnberg entfernten Landsitz, den man früher den „Burghall" hieß, weil die Burggrafen von Nürnberg im dortigen Schlosse ihren Marschall hatten. Burggraf Friedrich hatte es jedoch an einen nürnberger Bürger verkauft und so war es zu Pirkheimer's Zeit im Besitz seines Schwagers Martin Geuder von Heroldsberg zu Heroldsberg

und Neunhof, eines Mannes, der auch, gleich Pirkheimer, „gerecht in vielen Stücken" war. Man rühmte ihn nach seinem ritterlichen Haben, weil er einst im Turnier mit Markgraf Friedrich von Brandenburg — im Jahre 1446 — rannte und dabei große Ehren einlegte. Zwanzig Jahre lang verwaltete er alle Aemter im Rath, ward Losungsherr und Reichsschultheiß.

In diesem Schlosse des reichen und kunstsinnigen Schwagers, in einer fruchtbaren, wälder- und blumenreichen Gegend, „des Reiches Viergarten", in einer Felsengrotte dabei, die man noch heute sieht, vergaß er das ermüdende Treiben der Welt und führte ein Leben ganz nach seinem Sinn. Er schildert es in einem langen Schreiben an den Domherrn zu Augsburg und Eichstädt, Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden, dem er mehrere seiner Schriften widmete. Wir entnehmen demselben nur die charakteristischen Stellen.

„Ich komme selten aus dem Schlosse, ausgenommen in die Kirche, und auch dann nur zu Pferde, weil ich, wie Ihr schon wißt, schlecht zu Fuße bin."

Nicht lange vorher hatte er eine „Apologia" an das Podagra, „das königliche Fräulein von Bayern", geschrieben — so scherzte er selbst über seine Leiden; und was andern den Humor verdirbt, weckte den seinen.

„Ich kann mich hier", schreibt er weiter, „an vielen Schauspielen sattsam ergötzen: des Morgens sehe ich nach meinem Gebet zu Gott nicht ohne innige Freude die blökenden Schafe in zwei Heerden auf die Weide eilen. Vor ihnen her laufen Rinder von ungemeiner Größe, gegen die Angriffe der Wölfe mit Stachelhalsbändern versehen; auf gleiche Weise beschützen sie den Zug und verlassen nie ihre treue Wache. In ihre Spuren treten die heimtragenden Heerden und die Zucht derselben Schweine, die mit ihrem Treiber immer im Kampfe sind, indem sie bauchwendig hierher und dorthin auseinanderlaufen. Wenn dies geschehen ist, so beschäftige ich mich einen großen Theil des Tags mit Lesen, vorzüglich in den Schriften des Plato, und zwar fleißiger als je vorher, da ich nämlich der Last der Geschäfte los und davon befreit bin. Nachmittags erquicke ich mein Auge durch einen Blick in das Freie, sehe Gemälden oder irgend etwas Erheiterndes; bisweilen beschäftige ich mich auch mit Musik oder antworte denen, die mit mir in Briefwechsel stehen, deren Zahl groß ist. Bisweilen kommen auch Freunde, mich zu besuchen; diese kann ich dann bei einem so großen Ueberfluß an Küchen und Keller auf das herrlichste bewirthen; bisweilen besucht mich selbst mein Schwager; aber dies ist selten, denn er kann, weil er Stadthauptmann ist, nicht lange von der Stadt entfernt sein. Meine Schwester kommt häufiger. Meine beiden Töchter aber sind mit einer Zulassung ihren Männern nachgefolgt, die eine nach Augsburg, die andere nach Meißen. Wenn keine Freunde bei mir sind, so lade ich heute aus dem Dorfe zu einem Mahle einladen, vorzüglich an Festtagen, und dann spreche ich mit ihnen vom Feldbau und der Natur; zu zuweilen gebe ich der ganzen Menge der Landleute mit ihren Weibern und Söhnen und unverheiratheten Töchtern eine Mahlzeit. Hierauf nehme ich wieder die Bücher zur Hand, bisweilen geistliche, häufig aber auch von Heiden geschriebene, und vorzugsweise diejenigen, welche von den Wundern und Herrlichkeiten der Natur handeln, sodaß ich oft bis tief in die Nacht hinein wache. Wenn aber der Himmel heiter ist, so betrachte ich mit den astronomischen Werkzeugen den Lauf der Gestirne; denn die drei oberen leuchten, wenn es Nacht geworden, in unserm Gesichtskreise. Endlich gehe ich immer ohne Abendessen zu Bett."

„Hier habt Ihr die Schilderung meiner Einsamkeit sowie auch Rechenschaft von meinem Leben und meinen Studien, weitläufiger, als es der Mühe lohnt. Aber was sollte ich anderes thun, da ich nun Muße habe und eine Zeit lang von den unablässigen Geschäften und Sorgen befreit bin? Ja, wenn ich Euch erst schreiben wollte, wie mich diese Arbeit ergötzt, wie mich dies einsame Leben anlacht und wie beglückt mir die Landleute erscheinen! Wenn sie nur ihr Glück zu schätzen wüßten, so würde ich ein langes Lied anstimmen müssen! Uebrigens, damit Ihr seht, daß ich nicht mit Lesen und in Gesprächen allein, sondern auch mit Schreiben und ernstlich beschäftigt bin, so schicke ich Euch einige Gespräche des Plato, von mir in dieser Einsamkeit übersetzt!"

Aber es mußte denn doch wieder geschrieben sein! Aus diesem Stillleben wurde zurück ins aufgeregte Nürnberg, in ein Treiben, das bald ihn anwiderte begann. Ja, wenn mit der Reformation alles so glatt und sauber abgegangen wäre, wie es auf dem Papier stand! Aber es geschieht nun einmal kein Bruch mit dem Alten, ohne daß Staub aufsteigt und vieles mit in Trümmer geht, das Gewohnheit und Erinnerung

und als ehrwürdig erscheinen ließ, daß wir nun betrauern und schmerzlich vermissen — dann kommen die Zweifel, ob selbst das schadhafte Alte nicht besser war als das untaugliche Neue. Pirkheimer ging es so. Einmal schrieb er selbst an seinen Freund Dürer, daß man nicht wisse, ob die neuen Geistlichen, die den Mönchen und Pfaffen mit Recht ihr sittenloses Leben vorgeworfen hätten, es nun nicht ärger trieben denn diese, nur mit dem Unterschied, daß jene doch meist im geheimen gesündigt hätten, diese aber trügen ihre Verwilderung offen zur Schau — sie suchten etwas darin, offenlich Aergernis zu geben; sie geberdeten sich wie Heidenpriester und trieben mit dem Heiligen Spott. Solche Dinge mochten vorkommen. Und wie hätte ein Pirkheimer den Bilderstürmern ohne Entsetzen zuschauen können? Tief verletzt wendete er sich von einer Sache ab, die solche Ausschreitungen in ihrem Gefolge hatte. Er ward darum kein Widersacher der Reformation, aber er unterstützte sie nicht mehr: er ließ die Dinge gehen wie sie gingen und ward selbst eben darum bald von beiden Parteien angefeindet, weil er dem Unrecht und der Entartung auf jeder Seite zu wehren suchte. Die meisten Kämpfe hatte er aber da zu bestehen, als der Rath von Nürnberg zu den Maßregeln wider die Klöster schritt und zunächst auch das Clarakloster der bisherigen Leitung des Barfüßerordens entzog und der von Laienvätern übergab. Charitas Pirkheimer, die Aebtissin war, widersetzte sich aufs äußerste und rief den Beistand ihres Bruders an. Dieser suchte Melanchthon als Vermittler zwischen Kloster und Rath zu gewinnen. Ohne Scheu gestand er ihm „den Irrthum ein, den er bisher mit vielen andern getheilt: daß er es der Weisheit nicht nur seiner Schwestern, sondern auch seiner Tochter am zuträglichsten gehalten, wenn sie den Schleier nähmen. Nunmehr jedoch hätten diese an ihrem Gewissen Gewalt und Noth sie zu überzeugen und durch sanfte Ueberredung, wie die Natur des weiblichen Geschlechts es fordere, zur Sinnesänderung zu bewegen, wolle man sie zwingen."

Für Pirkheimer wurden diese Dinge eine Quelle vielfachen Kummers. Er hatte nicht nur als Bruder und Vater für die zu St. Clara befindlichen Seinen unaufhörlich zu kämpfen, sondern auch eben darum als Verfechter der Klöster Anklagen und Unbilden jeder Art von seinen ohnehin schon zahlreichen Feinden zu ertragen. Da starb ihm auch seine Tochter Crescentia im Kloster bald nach ihrer Einkleidung. Man sagte, daß sie an schlechter Pflege oder gemüthskrank gestorben, weil man sie im Kloster zurückgehalten — Pirkheimer ward wol durch seine andere Tochter Clara eines andern überzeugt, aber die neue Wunde schmerzte ihn doch. Schmerzlicher ergriff ihn vielleicht noch der Tod seines Freundes Albrecht Dürer; zumeist jammerte es ihn, daß der Freund niemals glücklich geworden, dem er bis zu seinen letzten Stunden ein treuer Beistand war, und er warf darum einen förmlichen Haß auf Dürer's Gattin. Er schrieb ihm noch die Grabschrift und starb nicht lange darauf, am 22. December 1530. Auf seinem Grabstein setzten ihm die Nachkommen den Spruch: „Virtus interire nescit" (Tugend kann nicht untergehen). K. E.

Das bürgerliche Trauerspiel.

Das Urtheil des Aesthetikers trifft nicht immer mit dem des Historikers zusammen. Was der eine billigt und in Schutz nimmt, verwirft oft der andere. So ist es auch in Bezug auf das bürgerliche Trauerspiel gegangen.

Lessing vertheidigt in seiner „Dramaturgie" das bürgerliche Trauerspiel. Die Namen von Fürsten und Helden können nach Lessing einem Stücke Pomp und Majestät geben; aber zur Rührung tragen sie nichts bei. „Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muß natürlicherweise am tiefsten in unsere Seele dringen; und wenn wir mit Königen Mitleid haben, so haben wir es mit ihnen als mit Menschen, und nicht als mit Königen. Macht ihr Stand schon öfters ihre Unfälle wichtiger, so macht er sie darum nicht interessanter. Immerhin mögen ganze Völker darein verwickelt werden; unsere Sympathie erfordert einen einzelnen Gegenstand, und ein Staat ist ein viel zu abstracter Begriff für unsere Empfindungen."

So urtheilt der Aesthetiker. Dagegen sagt der Historiker Gervinus, daß das Drama sich nur dann auf bürgerliche Stoffe werfe, wenn die Menschen den Sinn für große Gegenstände verlieren.

Letztere Ansicht finden wir neuerdings bekämpft von Ludwig Eckardt, in dessen Erläuterungen zu Schiller's „Kabale und Liebe". (S. „Erläuterungen zu den deutschen Klassikern", 15. und 16. Bändchen. Jena, Hochhausen, 1859.) Eckardt meint, das angeführte Wort von Gervinus sei entweder aus einer Verwechslung der jämmerlichen Rührgeschichten unserer Tage

mit einer echten Volkstragödie entſtanden, oder es habe als eine einſeitig und ſchroff ausgeſprochene Anſicht keine allgemeine Wahrheit. Eckardt nimmt mit Leſſing das bürgerliche Trauerſpiel in Schutz, verheißt ihm ſogar eine „neue Zukunft", er erinnert auch an Carriere's Aeußerung, daß es in der tragiſchen Dichtung nicht auf Aeußere, ſondern auf innere Größe ankomme.

Doch wir glauben, daß man in dieſer Frage ebenſo dem Hiſtoriker wie dem Aeſthetiker recht geben kann. Der Aeſthetiker iſt in ſeinem Rechte, wenn er nachweiſt, das Weſen des Tragiſchen ſei abhängig nicht von äußerm Pomp und Majeſtät, ſondern laſſe ſich ebenſo erſchütternd in dem kleinen Leben der bürgerlichen Familie wie in dem großen der Geſchichte zur Anſchauung bringen. Denn das Weſen des Tragiſchen beſteht ja nicht in gemeinem Jammer, ſondern in dem Kampf und Conflict berechtigter Intereſſen und Leidenſchaften, die ſich in ihrer Einſeitigkeit — in der ihr Unrecht beſteht — gegeneinander aufreiben. Dieſer Kampf und Conflict, dieſe Schuld und dieſer Untergang, der das Weſen des echt Tragiſchen bildet, läßt ſich aber ebenſo ruhrend, ebenſo erſchütternd in der Bürgerſtube wie im Königspalaſte verführen. Und auch der Zweck der Tragödie nach Ariſtoteles, die Reinigung der Leidenſchaften, läßt ſich durch das bürgerliche Trauerſpiel ebenſo gut erreichen wie durch das geſchichtliche.

Dennoch andererſeits iſt auch der Hiſtoriker in ſeinem Rechte, daß er es für kein gutes Zeichen hält, wenn in einer Nation das Drama ſich vorzugsweiſe auf bürgerliche Stoffe wirft. Eine große, freie Nation, eine Nation, die ein öffentliches, politiſches Leben führt und durch ihre Heldenthaten Geſchichte macht, kann nicht überwiegenden Geſchmack an der bürgerlichen Tragödie finden. Sie mag neben der national-geſchichtlichen auch die bürgerliche Tragödie dulden; aber den Vorzug wird ſie doch immer der erſtern geben müſſen. Inſofern hat alte Vorurtheile nicht unrecht, wenn er ſagt, das Drama werfe ſich nur dann auf bürgerliche Stoffe, wenn die Menſchen den Sinn für große Gegenſtände verlieren.

Die Vorliebe für das bürgerliche Drama bei uns Deutſchen iſt nicht blos aus der deutſchen Gemüthlichkeit, die in den vier Pfählen des Hauſes, in der Familie ihr Genüge findet, ſondern auch aus den politiſchen Verhältniſſen zu erklären. Wo ſollte im vorigen Jahrhundert und noch in den erſten Decennien dieſes Jahrhunderts bei uns Deutſchen der Sinn für das große, nationale und geſchichtliche Drama herkommen? Jetzt fängt es auch in dieſer Beziehung an, bei uns beſſer zu werden. Mit der Erſtarkung des politiſchen und des Nationalbewußtſeins iſt auch der Geſchmack für das national-geſchichtliche Drama erwacht. Seit dem „Fechter von Ravenna" fanden bisjetzt noch alle irgendwie in Beziehung zu unſerer Geſchichte ſtehende Dramen großen Anklang im Publikum.

Legen wir blos den äſthetiſchen Maßſtab an, ſo werden wir freilich eine gute bürgerliche Tragödie einer ſchlechten geſchichtlichen vorziehen. Aber der äſthetiſche Maßſtab, der nicht nach dem Was, ſondern nach dem Wie, nicht nach dem Stoff, ſondern nach der Form der Darſtellung fragt, iſt nicht der einzige bei Beurtheilung von Werken der Literatur. Neben dem äſthetiſchen iſt auch der hiſtoriſche Geſichtspunkt ein wohlberechtigter, der in den Stoffen, die mit Vorliebe behandelt werden, in den Sujets, an denen das Publikum vorzugsweiſe Geſchmack findet, ein Zeichen der Zeit ſieht.

Auch Eckardt kann ja nicht leugnen, daß die Schiller'ſchen Erſtlingsdramen ein Zeichen ihrer Zeit waren. Er ſelbſt ſagt: „War die herrſchende Idee der „Räuber" die Freiheit, ſo iſt ſie in „Kabale und Liebe" die Gleichheit. Für Idee der Brüderlichkeit wird uns in „Don Karlos" entgegentreten." Er macht ferner darauf aufmerkſam, wie in „Kabale und Liebe" der Geiſt des Volkes ſich ſpiegelte. Dieſe Dichtung habe nur auf deutſchem Boden ſpielen können, weil da gerade das Volk lebt, das ſo lange trägt und duldet, bis man in das Heiligthum des Hauſes hineingreift, bis man dem Auge des Herzens Gewalt anthut. Das Neuſte entlagt, nicht ſticht, ſei, obwol vielfach getadelt, ein Meiſterzug; es liege darin eine tiefe Seelenkunde der Zeit. „Dieſer Geiſt trüber, bitterer Entlagung war der Geiſt des Volkes." „Neuſten ähnlich zog ſich die deutſche Literatur ſelbſt in das Haus, in die Stube reſignirend zurück."

Spiegelt ſich aber ſolchermaßen das Leben eines Volkes in ſeiner Literatur, ſo iſt man wol berechtigt, neben dem äſthetiſchen auch den hiſtoriſchen Maßſtab an die letztere anzulegen. Wo Lichtere Darſtellung gedrückter Volkszuſtände mag noch ſo treffend wahr ſein, ſo bleibt es doch immer ein Makel für eine Nation, daß ihre großen Dichter nur gedrückte Zuſtände in ihr als Stoff für ihre Werke vorfanden.

Julius Frauenſtädt.

Anregungen.

An die Befehlshaber unſerer Krieger.

II

Neben der Erhebung des „Gemeinen“ zur freiern Bewegung neben der Gleichſtellung deſſelben innerhalb eines gemeinſamen Verbandes gleicher nationaler und politiſcher Stimmungen mit ſeinem ihm vertrauenden, in wahrhaft liebevoll zugewandten Vorgeſetzten iſt als eine zweite Eigenthümlichkeit der franzöſiſchen Truppen die in allen ihren Manövern verwaltende Tendenz zur Attake zu bezeichnen.

Widerſtandskraft iſt der Ruhm den man öfter rechtfertigen, entſchuldigen, engliſchen Gelennen nachſagt. Auf manchem Schlachtfelde hat die ſie meiſtens den Sieg entſchieden. Der Tag von Waterloo wurde durch die granitne Ruhe der Teutſch-Engländer gewonnen, die vor den Feuerſchlünden Napoleon's ſo lange im verſtümmelnden Pinkt Stand hielten, bis die Hülfe der Preußen kam. Dem Weſen der Kriegführung entſprechender iſt aber das andere Wort: Siegen heißt — Marſchiren. Die außerordentliche Marſchbeweglichkeit der Franzoſen (verbunden mit ihrer Genügſamkeit, die mit einem Teller Suppe und einem Stück Brot manchen Tag vollkommen zufriedengeſtellt iſt) iſt ein Vorſprung zum Siege, den man ihnen abgewinnen muß. Welche Ueberheit z. B. in dieſem Augenblick, wo wir noch keine unmittelbare Kriegsgefahr in Deutſchland haben, die Eiſenbahnen zu Hülfe zu nehmen und die Sachſen und Preußen nach dem Main auf Waggons marſchiren zu laſſen! Wo her ſoll denn im Kriegsfall die leichte Beweglichkeit kommen, wenn der Krieger nicht ſtündlich an die Beſchwerden eines Marſches gewöhnt wird, an das Tragen ſeiner Effekten, an Regen und Sonnenſchein? Die wunden Stellen, die das erſte vierwöchentliche Marſchiren am Körper hervorbringt (die preußiſchen Helme ſollen bei längerm Tragen die Stirn blutig reiben und unerträgliche Schmerzen verurſachen), müſſen erſt geheilt, die Dauerhaftigkeit der Haut muß abgehärtet, das erſte Ueberhaute, wie man zu ſagen pflegt, Sich in allen Gliedern Beſchlagenfühlen muß überwunden ſein, ehe mit einer Truppe gegen den Feind etwas gewagt werden kann. Man ſehe nur zu, wieweit man mit Truppen kommt, die an regelmäßige Fleiſchkoſt und jetzt ſogar überall an ein tiefes Bier gewöhnt ſind. Der Franzoſe iſt die Mäßigkeit ſelbſt, daher die Leichtigkeit ſeiner Bewegungen, er erſpringt die Anhöhen, er klettert dahin und dorthin, während wir in gewohnter deutſcher Selbſtüberhebung unſere Phlegmatiſchkeit und Trägheit — Männlichkeit und Feſtigkeit nennen.

Nicht blos in den größern Bewegungen hat der Franzoſe ſeine Leichtigkeit voraus, ſondern auch in den kleinern des Kampfes ſelbſt. Der Franzoſe ſchießt und ſtanciert ſogleich. Jedes Plänkelchen iſt ihm freue. Das Feuer — „Feu à volonté!“ hört nicht in einem einzigen Momente auf. Der Deutſche, der ſich auf ſeine Widerſtandskraft verläßt, iſt einem ſolchen Gegner gegenüber verloren, wenn er nicht bei jedem Manöver, bei jedem Schuß, den die Artillerie thut, ſogleich auch das Commando hört: „Vorwärts! Dran, dran!“ Den einen Fuß ſtehend, den andern ſchon ausſchreitend, immer nachrückend, immer vorwärts, drängend und drängend, ganz ſo, als wäre unſer Nationaltemperament nicht das melancholiſch-phlegmatiſche, ſondern das ſanguiniſch-choleriſche. Wir Deutſche ſind Meiſter in allen Künſten, die — zu ſpät kommen. Wir ſind die Weiſeſten unſers Geſchlechts in den Erörterungen, wie man es hätte machen ſollen und woran es nur lag, daß man beinahe — u. ſ. w. Dieſe Auskunft-Erfahrenheit, dieſe Nachtlagen-Großſprecherei, dieſe Bravour in parte, während die Sache in toto verfehlt iſt, kann man in ihren Elementen jeden Abend in unſern überfüllten deutſchen Bierhäuſern und morgens in den Zeitungen antreffen. Wer hier die Obhut über unſere Nationalehre hat, der wahre ſie beizeiten! Wir werden ein mehrwöchentliches Lagerleben haben; macht es nicht zum Wallenſtein-Lager, in dem ſchon die Poeſie der ausruhenden Sieger lebt und aus dem ſo glänzende Genrebilder geſchrieben werden, wie ſie auch — aus Garlieb an die „Allgemeine Zeitung“ kamen! Macht eine Schule der Abhärtung aus ihm, wechſelt die Cantonnements, veranſtaltet Märſche, Alarmirungen, laßt jetzt ſchon die Leute ihre Novizenkrankheiten durchmachen, nicht erſt jenſeit des Rhein, wo es zu ſpät wäre! Lehrt ſie ſchießen und marſchiren zugleich! Eine Salve hier, die zweite ſchon zehn Schritte weiter! Niemals ſtill ſtehen — jede Bewegung des Franzoſen iſt Attake.

Endlich ein drittes Etwas, von dem nichts in unſern Kämpfen von 1813 zu leſen iſt, nichts auf dem Exerzirplatz gelehrt wird; ein Etwas, das uns nur etwa aus den Schilderungen der Zuaven und Turcos mit ungefährer Ahnung entgegentritt.

Wir wollen die Herren nennen, die der Franzoſe vor unſerm Kriegergeiſte voraushat. Franzöſiſche Windbeutelei iſt das ſchon oft wieder genannt worden, was eine eigenthümliche Phantaſie des franzöſiſchen Kriegerthums iſt.

Die Soldaten in der Krim haben Komödie geſpielt; im Belagerungskriege langweilt man ſich und es ſollte uns ganz lieb ſein, zu hören, daß auch vor Metz und Lille die berliner Landwehr den „Schnakeber Manöv“ aufſuhet. Die „Wiener Freiwilligen“ werden wol erſt am Minciv ihre erſten Lorbern pflücken und beweiſen können, ob ihr geſchmackloſes Commando: „Die Piemonteſer ſein Chineſer!“ wenigſtens durch eine von den Sängern gezogene chineſiſche Mauer bewahrheitet wird. Aber die Keime dieſes Humors müſſen wir pflegen, ja ihm

noch vertuschen eine schärfere Tinktur zu geben. Wer schon nichts Gewöhnliches erwartet, den nur wird das Außergewöhnliche nicht überraschen und gerade überrascht, von Entsetzen durchrieselt sollen die österreichischen Kolonnen, die Helden der „Widerstandskraft", gewesen sein von der halben — Verrücktheit des Turcos und von den Manieren ihrer Nachbarn, der Zuaven.

Wie in alten Zeiten die Germanen durch ein eigentümliches Gebrüll ihre Gegner beim Anlauf erschreckten und durch ihre wilde Bewaffnung, mit Kuhhäuten auf dem Kopfe, an denen die Hörner fest geblieben waren, die Regelmäßigkeit der römischen Garde-Legionen über den Haufen rannten, so haben die modernen Franzosen in ihr Kriegsleben den Geist des Cancans, die Verrücktheit des Opium-essens, das ‚la bamboula' des absoluten Nihilismus aufgenommen. Man verstehe uns recht. Diese Tollheit hat eine eigentümliche Methode, jene Methode aus der Meyerbeer'schen Oper „Die Wallfahrt von Ploermel", wo auf die Sprünge einer Ziege und das Verfolgtwerden derselben durch eine Wahnsinnige, die über Waldbäche und Felsen springt, immer auch die Glockentöne einer Kapelle, die Segnungen des Priesters, die Gebete des Chors folgen. Dies tolle moderne Frankreich hat eine Methode erfunden, den Cancan — mit der Messe zu verbinden. Es hat sich müde gelesen an Eugène Sue und ist fromm geworden, ohne darum aufzuhören, allerlei zarpelnde Gespenster von Orgien und Sinnenlust um sich her zu träumen. Die Komödie gibt zu dieser Mischung den Text. „Zu viel sind ihnen die Sergeanten Bauthier's vorgespielt worden, zu viele ‚Braute der Braven' sah man mit dem Krucifix und dem Kreuz der Ehrenlegion in der Tasche zurückkommen und Eben sitzen und sich und andern Thränen aus den Augen wischen und jene rührenden Couplets singen, die ihr aus Tantien's Vorstellungen kennt. Vergegenwärtigt euch diese Mischung! Diese alten Sergeantenthränen, diese goldenen Ehrenlegionskreuze, diese Jugendlust der ersten Anfänger, die in der Uniform de la countille am Morgen vor Aschermittwoch förmlich auf dem Kopf taumelt und heute den letzten Cancan tanzt, um morgen sich mit Kohlendampf aus der Welt zu expedieren und dann doch wieder die Barmherzigen Schwestern dazwischen, die fromm sind statt der „verlorenen Seelen", die beten statt der „unverbesserlichen" Priester, die die letzten Grüße der Sterbenden an Väter, Mütter, Geliebte entgegennehmen selbst aus dem Munde solcher, die wie die Komödiennamen sterben nach einem Leben der Sünde, verschuldet durch die „sozialen Uebel". Aus dieser ganzen phantastischen Confusion heraus sind die Zuaven entstanden — jene Springer von Palestro, die eine Batterie nehmen, indem sie auf sechshundert Schritt halbgebückt, über Feld bald rechts, bald links hüpfen, nicht achtend derer, die unterwegs die Kugel aus dem Reigen fortblökt, ankommend um ein Fünftel an Zahl verringert, aber vor den bestürzten Kanonieren, die den Krieg in alter Manier erwarteten, als Sieger dastehend. Sagt nicht, daß dieser Harlekinshumor lächerlich ist und die Wallfahrt von Ploermel, die Ziege und mit ihr wieder das Sanctissimum nichts sind gegen Mozart und Beethoven; jene Narrheiten sind da, machen exaltirte Menschen und lassen sie — siegen. Eine ganze Armee ist fanatisirt von einem Etwas, das halb Grimasse, halb bei ihr ein erhabener Ernst ist. Die Todesverachtung steht auf diesem Karnevalszuge im ersten Glied. Ein Scherz theilt man lustigen Waffenthaten. Sie haben dem Knochenmann noch ein rothes Barett von Sammt und eine Reiderfeder aufgesetzt. Aus der Cigarre der Offiziere wirbelt ein Rauch, betäubend wie Chloroform. Die Franzosen haben diese Art aus Algier und ihrer modernen Romantik mitgebracht. Es ist die Philosophie des Beduinen aus der Wüste, die Philosophie des Fatalismus der Boulevards de Paris, die Todesverachtung, die den Thurm vom Malakow erklettert.

Es fragt sich, welches nordische Heldenthum mit dieser modernen furia francese entgegenzusetzen haben. Deutsches Gottvertrauen' sagt ohne Zweifel Herr von Gerlach in der „Kreuzzeitung". Gewiß hat eine Armee, die wenigstens zur Hälfte „Eine feste Burg ist unser Gott" mit Luther singen kann, eine große moralische Kraft. Auch in den alten Kriegsliedern von Blücher und Scharnhorst mag eine heilige Begeisterung liegen und manchem, dessen Horizont nicht weiter reicht, thut auch gewiß „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" gut. Bei den Franzosen wird jedoch wenig in Masse gesungen. Sie trällern allein ihre lustigen Lieder und lachen und machen Faxen. Letztere würden auch bei den Deutschen nicht fehlen, vorzugsweise, wenn die Offiziere keine Söhne von Mitgliedern unserer Ersten Kammern sind. Das Nothwendigste aber, um der ganzen Armee des 19. Jahrhunderts die Spitze zu bieten, wird zunächst sein, daß auch nicht Ein deutscher Krieger, der über den Rhein zieht, das Leben liebt, nicht Einer aus diesem Krieg wieder heimzukommen hofft, nicht Einer sich schont, nicht Einer rechnet, die Feldherrnkunst werde alles machen oder die Uebermacht oder die bessere Schußwaffe oder das präzisere Manöver. Den Franzosen schlagen kann nur eine Armee, wo jeder Mann sofort den Tod sucht.

So weit sind wir im 19. Jahrhundert gekommen! So weit, nicht den Türken gegenüber, sondern Christen! Wer die Schuld davon trägt? Die einen werfen sie auf Napoleon III., die andern auf Oesterreich. Die letzte Quelle des Uebels ist der politische Despotismus und der Vorschub, den seine Handlungen bei allen Verächtern des Geistes, vorzugsweise bei der römischen Hierarchie finden. Einstweilen hoffen wir, daß Preußen und Deutschland diese Quelle erkennen und noch eine Weile — das Schwert in der Scheide lassen.

Romanen und Germanen.

Spreche man doch nicht solche aus Lee's kalligischen Gefilden gebürtige Thorheiten nach, daß es zu

einem Nationenkampfe zwischen den Völkern Europa kommen müsse.

Erwehren wollen wir uns der Tendenzen, die in den einzelnen Hauptstämmen liegen, wenn sie unserer Natur widersprechen, aber fern sei uns doch ein Kriegsgeschrei wider die Welschen oder die Vorstellung von einer lediglich nationalen Entscheidungsfrage zwischen Romanen, Germanen, Slawen.

Will sich die brutale Gewalt der bloßen Nationalitätsunterschiede geltend machen, so wird freilich Stamm und gleiche Sprache auseinanderhalten müssen. Vorzugsweise hat man dabei sonst immer den Slawismus im Auge gehabt, der in Rußland eine gefährliche leitende Idee der Politik und sogar die Geschichtsphilosophie der Gebildeten ist und noch in seiner Karikatur auf böhmischem Boden jede Züchtigung seiner Anmaßungen verdient. Man kann auch den Romanismus in seiner Form als hierarchische Propaganda als einen Feind des protestantischen oder aufgeklärt katholischen Germanenthums bezeichnen und jesuitenväterisches Denken und Fühlen überhaupt für gefahrvoll erklären, wenn es gelingt, durch Rom's Anspruche, Jesuitismus und die ihm verbündete anti liberale Politik der Cabinete. Aber an sich sind weder die Völkerunterschiede aufzuretten, noch kann irgendein Conflict zwischen ihnen entstehen, wenn sie sich in gleicher gesetzlicher Richtung bewegen. Metternich's italienische Politik würde sich uns ja somit als ein „Germanenthum" aufdrängen, das Einen aber aus romanischer Bedrängniß herausbauen zu müssen dem Deutschen doch gewiß zur geistigen Qual gereichen muß. Nationalpolitik führt zur Arbeit der Völkerwanderungen herab, wenn sie nicht durch Culturpolitik gerettet wird.

Der Genius der Sprachen.

Wie verschiedenartig der Geist der Sprachen ist, erkennt man vorzugsweise aus dem Gegensatz der deutschen und romanischen Sprache. Wir lasen oft ein französisches Buch, das Anschauungen entwickelt, ja Thatsachen darstellt, ohne daß uns jene völlig verständlich, viele ganz erlaubbar wurden. Selbst wenn ein solches Buch in deutscher, nur mechanisch abgefaßter Uebersetzung vor uns lag, blieb uns sein Inhalt todt und konnte erst durch eine Uebersetzung in unsere, wir möchten sagen concretere und realistischere Denk- und Erzählungsweise lebendig werden. Wie durch und durch französisch ist z. B. Michelet's Buch „über die Liebe"! Aber es wäre ungerecht, wollte man das, was uns da nur hohle Phrase erscheint, auch wirklich für solche nehmen. Meistens müssen wir sie nur, um ihre Wahrheit zu gewinnen, zuvor der abstracten Form entkleiden. Ebenso ist es in Proclamationen und öffentlichen Berichten der Franzosen. Die Kunst des Uebersetzers besteht dann in der gänzlichen Entkleidung des Gedankens von seiner fremdländischen Form. Man wird dann immer finden, daß die Anschauungs- und Gefühlsweisen der Völker bei weitem mehr auf der gemeinsamen Menschlichkeit beruhen, als die so verschiedene Ausdrucksweise vermuthen läßt.

Otto Müller.

Otto Müller, der Verfasser des angezeigten biographischen Romans „Charlotte Ackermann", gibt uns in einem neuen Werke „Der Klosterhof. Ein Familienroman" (drei Bände, Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp., 1859), ein Lebensbild, das nicht ohne Bedeutung, nicht ohne Schönheit, nicht ohne talentvolle Charakterzeichnung ist und dennoch am Schluß nicht ganz befriedigt, weil wir dem Denken und Empfinden der handelnden Personen kein vollständig überzeugendes Interesse abzugewinnen vermögen und uns auf einem Gebiete befinden, über das wir vom Autor nicht vollständig orientirt werden.

Wir befinden uns in einer Handelsstadt — augenscheinlich ist es Bremen; aber die Lokalfarben sind so allgemein, daß wir uns ebenso gut nach Neuyork versetzt glauben könnten. Wir sehen von Bremen nur vorzugsweise Eine Familie. Diese besteht aus zwei Brüdern. Der Chef der Firma, Herr Cyprian Franke, ist ein reicher, frommer Mann, mit fetten Wangen, kleinen, blinzelnden Augen und kaltem, gemessenem Benehmen; ihm ist die Welt ein Jammerthal, worin er keine andern Freuden kennt als sein Geschäft und den Anblick seiner wohlgefüllten Speicher. Schmeichler und Heuchler täuschen ihn und lassen ihn glauben, sein einziger Sohn wäre ein Taugenichts. Unter seinem Dache lebt die Tochter eines verstorbenen Bruders, ein schönes Mädchen. Seinen Neffen hat er verstoßen, weil er nicht Theologie studiren wollte. Im Klosterhofe, einem alten Hause, wohnt Herr Heinr. Franke mit drei schönen Töchtern in dürftigen Umständen, denn er hat fallirt, weil er nicht glücklich zu speculiren verstand. Herr Cyprian sieht ihm ruhig zu, wie er darbt; er wandelt ja nicht die Wege des Heils, er liest gottlose Bücher. Ludwig, ein junger Süddeutscher, auf seinem Wege nach Texas hier festgehalten, bringt nebst seinem Diener, einer Art Leporello, etwas Leben und Frische in diesen Familienkreis, wo man sich auf diese geschilderte Art leidet und haßt und schließlich, nachdem der arme Neffe und die arme Nichte gestorben sind, von Grund aus versöhnt.

In allen Anforderungen an die Schilderung der Kleinwelt leistet der Verfasser Vortreffliches. Allen Freunden seiner Muse ist bekannt, daß ihm vorzugsweise ein gewisser traumreich poetischer Dämmerschein gelingt, der über seinen Menschen und Situationen liegt. Dieser ist vorzugsweise die Folge einer liebevollen Eingebung auf seine Erfindung, das sich indessen diesmal nicht so vollkommen dem Leser anheimeln will wie bei seinen geschätzten frühern Arbeiten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. **Nr. 42.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: „Auch ich!“ Ein Erlebniß von Heinrich Koenig. — Charitas Pirkheimer. Von L. O. — Das Mikroskop und sein Einfluß auf die Kenntniß der Natur. — Das Turnier. Von Dr. Matusch. — Große Geister begegnen sich. Von H. H. — Die französische Kaiserpoesie. — Goethe und sein Glück. — Lüge und Wahrheit. — Gliedt.

„Auch ich!“

Ein Erlebniß von Heinrich Koenig.

Der Sperling flattert gern um das alte Gemäuer, in dessen Spalten ihn die Mutter ausgebrütet hat; der Storch kehrt mit Verlangen zum Nest auf dem alten Dachgiebel zurück, von dem er ausgeflogen ist. Mir aber war es beschieden, daß ich im Frühling 1840 sehr ungern und widerstrebend nach meiner Geburtsstadt Fulda zurückkam, wohin ich mich, unter den besondern Umständen meiner dienstlichen Versetzung, als verbannt ansehen mochte.

Denn so unerwünscht ich mich zwanzig Jahre vor 1840 von der Finanzsection der Regierung in Fulda zur Rentkammer in Hanau versetzt gesehen hatte: so begleiteten mich damals doch jugendliche Erwartungen auf meinem ersten Auszug in die Welt; ich fühlte mich sehr wohl in der neuen heitern Stadt, unter den gewerbthätigen, gebildeten Einwohnern, im Bereiche Frankfurts und des Rheinlandes, und fand mich zuletzt durch eine seit vier Jahren geknüpfte erfreuliche Familienverbindung völlig eingewurzelt und einheimisch geworden. Hier hatte ich die besten Jahre meines Lebens zugebracht, hier die Kämpfe und Wandlungen meines Seelen- und Familienlebens mit gutem Bewußtsein bestanden, hier jene Schriften verfaßt, die mir einen Namen erworben hatten, der — wie gering man ihn anschlagen mochte — mir dennoch schwerer als der Titel eines „Finanzkammersecretärs“ wog. Dabei genoß ich eines solchen Vertrauens unter meinen Mitbürgern, daß ich wiederholt zu einem der beiden Landtagsabgeordneten der Stadt war gewählt worden.

Mit solchem Vertrauen konnte man damals nicht anders als auf seiten der Opposition stehen. Ich hatte dies Vertrauen stets, wenigstens durch meine Haltung, wenn auch nicht durch große Leistungen gerechtfertigt, und ich weiß nicht, ob nicht eine höhere Anerkennung meines Bemühens in meiner nachmaligen Versetzung lag.

Daß diese aber mich nach Fulda, zu einer meinem seitherigen Berufe ganz fremden Behörde bringen konnte, lag so wenig in den dienstlichen Verhältnissen und stand meiner Erwartung so fern, daß ich noch im Sommer vorher meinem Verlangen nachgab, Frau und Kind nach meiner Vaterstadt zu führen, auf den Schauplatz meiner Jugend, in den Kreis alter Freunde und Verwandten.

Wie hätte ich mir denken können, daß ich im nächsten Sommer mit Sack und Pack dahin verwiesen sein würde?

Aus diesen beiden Sommern kommen mir zwei kleine Erlebnisse in Erinnerung, die eben wol in wunderlichem Bezuge, in einer heitern Gedankenverbindung zueinander stehen.

In Fulda wird Sonntags um 10 Uhr morgens eine Messe in der Michaelsbergkirche gelesen und besonders gern von den eleganten Damen besucht, die durch diese spätere Stunde Zeit finden, mit gut fuldaischer Häuslichkeit vor allem die Küchenverfehrungen zu treffen und sodann die Federungen ihres ziemlich bunten Putzes mit dem Gebet der Kirche in Uebereinstimmung zu bringen.

Heut am ersten Sonntage unsers fuldaer Weilchens, als nach dem „Ite, missa est“ das Kirchlein sich geleert hatte, betraten wir es, den dreijährigen Knaben in unserer Mitte. Der Kleine hatte das lange Kleidchen an, das die Tante aus England geschickt hatte, purpurn, aus dem feinsten Wollenstoffe. Es galt uns, die Kirche als das älteste Denkmal des alten und an Alterthümern doch so armen Fulda zu beschauen. Sie ist, als Erneuerung einer noch ältern Kirche im 11. Jahrhundert über einer merkwürdigen Krypta aus dem 9., und zwar in den Formen der Heiligen-Grabkirche zu Jerusalem erbaut. Ein Kreis von acht Säulen trägt die erhöhte Kuppel, welche den Mittelraum des Kreuzbaues über dem Hochaltar bedeckt. Aber für mich weben auch noch — soll ich sagen wie Spinnenweben? — die Erinnerungen des Gymnasiasten in dieser Kirche. Hier hatten wir, als das Gymnasium im Bibliotheksbau, am Ende der Bergkirche, eingethan war, die tägliche Frühmesse gehört, die festtäglichen Vespern gesungen, — das Laudate pueri dominum, und das Magnificat anima mea dominum. Aus diesen Bänken nahmen wir Studenten gern den Weg durch die Sakristei und den anstoßenden Prepsteibau nach dem nahen Paulsthor ins freie.

Auch diese Erinnerung ward mir an jenem Weihnachtstage lebendig und ich führte Frau und Kind des Weges. Aber die Bestimmung des Prepsteibaues hatte sich verändert; er ist die Stiftswohnung der neuen Bischöfe geworden. Als wir nun durch den stillen Hofraum zwischen dem kleinen Hausgarten und dem ausgedehnten Oekonomiegarten hin nach dem Ausgangspförtchen wanderten, bemerkten wir in jenem Blumengarten, worin der damalige Bischof Leonard Pfaff gern, sein Brevier betend, wandelte, ein kleines Wasserbecken, in welchem aus einem fingerdicken Röhrchen ein Wasserstrählchen, drei Spannen hoch, sprang und sanft niederplätscherte. Das war etwas Neues für unsern Knaben und wir führten ihn dahin. Er faßte auch gleich ins Auge, was wir ihm zeigen wollten, und rief lebhaft, indem er sein Kleidchen aufzuheben suchte: „Auch ich, Mama!“

Lachend und eilig brachte ihn die Mutter, die ihn gleich verstanden hatte, hinter eine Stachelbeerhecke, um ihn seine naive Sympathie, sein poetisches Bedürfniß einer Analogie befriedigen zu lassen.

Dies kleine Erlebniß, für dessen Mittheilung ich um Verzeihung bitte und das wir bis hinaus unter die Lindenallee belachten, war mir in Vergessenheit gekommen, bis ich im folgenden Sommer, nach meiner Versetzung, denselben Hof, und zwar in der gleichen Richtung zum Ausgang, abermal durchwandelte.

Es war das erste mal, daß ich dem Mann, den ich aus meiner Studentenzeit als geistlichen Rath und Studiencommissar näher kannte, der mir zwanzig Jahre früher sein Bedauern über meine Versetzung aus Fulda aufs freundlichste ausgedrückt hatte, nun nach meiner Rückkehr als beisischen Bischof begrüßen wollte, — ich freilich als seitdem und zwar auf seinen Betrieb — excommunicirt. In seinem Violetgewande hatte ich ihn noch nicht gesprochen: dafür trat jetzt aus meinen Kindheitserinnerungen sein freundliches Bild hervor, — als eines schönen, schlanken, lächelnden Studenten, der auf der Nachbarschaft unserer Wohnung eine Stube hatte. So oft er aus den Schulen kam, lief ich auf Kindesfüßen, vielleicht so alt als jetzt unser Knabe war, ihm entgegen, er gab mir seine Bücher unter den kleinen Arm und ich dünkte mich etwas, sie ihm nachzutragen.

Meine Mutter, die mir das in spätern Jahren erzählte, ahnte damals mit ihrer stillen Freude in diesem Verlangen ihres Knaben nach Büchern gewiß keinen frühesten Instinct des künftigen Schriftstellers; wohl aber mochte sie darin eine Bestimmung zum geistlichen Herrn oder zum Mönch mit froher Seele erblicken. Niemand aber aus der Nachbarschaft hätte die glänzende Zukunft des schönen Studenten ahnen können, dem ich die Bücher nachtrug. Es war jener Bäckerssohn aus Hünfeld, zwischen dessen Jugend und Mannesalter die Säcularisation fiel, die Inful vom Fürstenhute trennte, und sie auf die Friedenszeit der Concordate für Leonard Pfaff den Bürgersohn bewahrte. Wie hätte die gute, gläubige Frau damals denken können, daß ihr kleiner Täufling, der sich so früh mit fremden Büchern schleppte, einstmal selber Bücher schreiben, und daß der freundliche Student sie verdammen werde?

So mir weit vorausschreitend war der schöne Student zum Weltpriester, zum geistlichen Rath, zum Domkapitular und Inquisitor emporgekommen, der auf mich und einige meiner ersten Bücher den Bannstrahl schmiedete, den sein gutmüthiger Vorgänger am Krummstab auf mich zu schleudern gedrängt wurde.

Auf einen Wetterstrahl, der gezündet, beruhigt sich leichter der Luftkreis des Wetters, und der Himmel erheitert sich wieder. So erwartete ich es auch auf meinem Kirchendann und nach darüber hingegangenen Jahren von dem fuldaischen Bischof. Das Mitra-Wölkchen, aus dem es auf mich geblitzt und gedonnert hatte, umzog jetzt mit schönem Abendroth das greise Haupt Leonard's und träufte seinen Segen auf alle nieder, die daran glaubten.

Und ich nun, den eine machtvolle Ungunst unerwartet, unerwünscht nach Fulda, an den Sitz der geistlichen Gewalt der heiligen Kirche Roms, zurückbrachte — warum hätte ich nicht der bedeutenden Persönlichkeit jenes schönen Studenten, dem ich einst die Bücher, die ersten Keimblätter seiner jetzt prangenden Würde, nachgetragen, meine Ehrerbietung bezeugen sollen? Ich hatte ja solche Schicklichkeit auch gegen manchen minder ausgezeichneten Mann der weltlichen Ordnungen zu beobachten gehabt. Und wie viel besaß nicht Bischof Leonard, außer seiner Intrigue, an Naturbegabung und Bildungserwerb voraus, woran ich gern glaubte? Und wenn ich, der Bestrafte, mich längst versöhnt fühlte: durfte ich es nicht noch mehr von dem Sieger erwarten?

Allerdings hätte ich mit meiner zureichenden Kenntniß priesterlicher Denkungsart diplomatischer zu Werke gehen und erst durch einen Bekannten, der Curie Vertrauten, wegen meines Empfangs unterhandeln können. Ich hatte ja unter dem bischöflichen Anhang, in der geistlichen Camarilla, manchen Schulfreund, der mich gar freundlich begrüßt und nur hinter meinem Rücken sich zu der geistlichen Verabredung bekannt hatte — mir es in Fulda auf alle Weise widerwärtig zu machen. Allein ich hielt es nicht der Mühe werth, ungewohnte Wege zu gehen, blos um eine Höflichkeit abzulegen. Auch erschien ich ja nicht als Excommunicirter, sondern als öffentlicher Beamter, der einem andern Bekenntniß angehörte.

Also ging ich eines heitern Morgens geradezu nach dem Michaelsberge und ließ mich zur Aufwartung anmelden.

Es dauerte eine schöne Weile, die mir gegönnt war, die Bilder der Heiligen an den Wänden des Vorsaals zu betrachten. Offenbar war ich sehr unerwartet gekommen, und der sonst so weltgewandte Mann hatte sich den Empfang zu überlegen oder einer priesterlich-klugen Antwort zu besinnen. Endlich brachte der Kammerdiener mit etwas ängstlicher und verlegener Miene den Bescheid: Seine Hochwürden Excellenz könnten mich vorerst nicht annehmen.

Vorerst? — —

Ich hätte können anfragen lassen, was denn hinter dem Vorerst erwartet werde. Aber das Erwarten war ja des Bischofs Sache und meine Höflichkeit war gethan. Ich verneigte mich und ging.

Eine kleine Empfindlichkeit begleitete mich allerdings über den Hof zurück, den ich das letzte mal in dieser Richtung mit Frau und Kind gegangen war: der Aufwand des schwarzen Fracks und der strohfarbenen Glanzhandschuhe wollte mich verdrießen. Da hörte ich eben wieder das Springwässerchen im Garten und des Knaben: „Auch ich, Mama!" fiel mir ein.

Er ego papa! rief's in meinem Innern, — auch ich ein Papst!

Alle nur vorerst?

Mußte ich nicht an König Heinrich denken, der — nach der gewöhnlichen, jetzt etwas anders ermittelten Geschichtserzählung — in Canossa barfuß im Winter um Gregor Hildebrand's Lösung vom Bann flehte und den Bescheid erhielt, er solle wiederkommen, vorerst könne seine Heiligkeit den König der Teutschen nicht annehmen?

War es nicht ein erheiternder Spaß, daß Heinrich Koenig an König Heinrich und der Bischof Pfaff an Papst Gregor Hildebrand denken konnte?

Pfaff und Koenig — der Anfall unserer weltlichen, gut fuldaischen Namen — spielte er nicht den uralten Zwist der ältesten Völker der Erde und unsers deutschen Mittelalters, die Kämpfe zwischen Königthum und Pfaffheit, in einem winzigen Ereigniß, das wie ein Springwässerchen gegen den Niagarafall anlief, so ironisch nach?

Diese heitere Betrachtung hätte mich über ein viel schwerer treffendes „Vorerst geh' hinaus!" heben können. Es wäre schon genug gewesen, was mir dann auch noch einfiel, daß ich dem schönen Theologen einst die Bücher nachgetragen hatte und daß nun der Kirchenfürst mir auch meine Bücher nachtrug.

Charitas Pirkheimer.*)

Ein Frauenleben aus dem 16. Jahrhundert! Auch damals gab es ſtrebende Frauen, die ihren eigenen Lebensweg ſich bahnten über die enggezogenen Schranken eines ſpeciell weiblichen Berufes hinweg; Frauen, die man „Gelehrte" nannte, wie jetzt Blauſtrümpfe, von dem einen anerkannt und geehrt, von dem andern verunglimpft und verſpottet. In manchen Stücken hat die Welt ſich doch außerordentlich wenig geändert, wie viel Wechſel auch über ſie hingegangen ſein mag!

Charitas war das älteſte Kind des Doctor Pirkheimer und ward am St. Benedictstage 1466 zu Nürnberg geboren. Ihre Erziehung leitete der Vater ſelbſt und machte ſich von früheſter Kindheit viel mit ihr zu ſchaffen, wie es denn oft mit den Erſtgeborenen geſchieht. Charitas zeigte bald ungewöhnliche Anlagen und bald auch ungewöhnliche Kenntniſſe für ihr Alter wie für ihr Geſchlecht, ſodaß ſie die Aufmerkſamkeit aller erregte, welche in dem Hauſe des gaſtfreien Patriciers aus- und eingingen. Darunter befand ſich auch Konrad Celtes, der, 1459 in Wipfeld am Main geboren, als Lehrer und Profeſſor der Poeſie wie der humaniſtiſchen Studien überall in Deutſchland dafür wirkte und zum öftern in Nürnberg weilte, wo er 1487 von Kaiſer Friedrich III mit dem Lorbeerkranz gekrönt ward. Bald ward Charitas Pirkheimer ſeine Schülerin in den humaniſtiſchen Wiſſenſchaften wie ſpäter die ihres vier Jahre jüngern Bruders Willibald — mit beiden blieb ſie im Briefwechſel, auch nachdem ſie den Schleier genommen. Bald las ſie lateiniſch alle Werke der Alten und Zeitgenoſſen, ſchrieb ſelbſt correcte Briefe lateiniſch wie deutſch und wechſelte ſolche mit den ausgezeichnetſten Gelehrten. Für alle Künſte und Wiſſenſchaften bildete ſie einen äußerſt feinen Geſchmack aus, obgleich ihre Richtung bald einen mehr religiöſen Charakter annahm und die Theologie und Kirchengeſchichte die andern Studien verdrängte. Schon 1478—80 hielt ſie ſich im Kloſter St. Clara in Nürnberg auf, doch war ſie nach der damaligen Sitte nur, um ihre Erziehung vollenden zu laſſen, dahinein geſchickt worden — indeß gewann ſie dort die Vorliebe für das klöſterliche Stillleben, das ſowol ihrem ſchwärmeriſchen Hang als auch ihrer Neigung für ungeſtörte Studien in der Einſamkeit und unter Verhältniſſen, entſprach, die für ſie eine größere Anziehungskraft beſaßen als das oft geräuſchvolle Treiben in der freien Welt.

Im Jahre 1488 begab ſie ſich wieder in daſſelbe Kloſter mit dem feſten Entſchluß, es nie wieder zu verlaſſen. Dahin folgte ihr nach dem Tode der Aeltern auch ihre jüngere Schweſter Clara. Charitas ließ ſich 1502 als Nonne einkleiden und ſchon 1504 ward ſie Aebtiſſin. Ein ſeltener Fall, daß eine ſo junge und kaum eingetretene Nonne zu dieſem hohen Amte berufen ward, der mehr als alles das Anſehen beſtätigt, welches ſie beſaß, und das große geiſtige Uebergewicht, auf das es ſich gründete. Sie hatte es wohl verdient! Denn gewiß iſt, daß mit ihrem Eintritt in St. Clara, ſeit ſie darin Vorſteherin ward, dem Gotteshauſe ein neues Leben aufging und Zucht und Sitte, die auch hier wie in andern Klöſtern gelitten, durch ihren frommen Eifer und ihre edle Begeiſterung wiederhergeſtellt wurden.

Von dieſer Zeit an lebte ſie ganz der Betrachtung des Göttlichen und der ſtrengſten Erfüllung ihrer Ordenspflichten. Die Jahre gingen ihr in thätiger Beſchäftigung und ſehnſüchtigem Gebet vorüber. Die Stunden, welche Amt und Chor nicht in Beſchlag nahmen, wurden der Wiſſenſchaft gewidmet, der Heiligen Schrift, den Kirchenvätern, aber keineswegs war ſie ſo beſchränkt, daß ſie nicht auch weltliche Wiſſenſchaften mit in den Kreis ihrer Studien gezogen. So beſonders auch die Werke, die ihr Bruder ihr widmete: die Werke des heiligen Auguſtinus, die Abhandlung Plutarch's „von der lange zögernden Rache der Gottheit" und anderes, ſo auch die Schriften des Konrad Celtes, die dieſer ſelbſt ihr ſandte, wie die vieler anderer Gelehrten, mit denen ſie immer brieflich verkehrte. Celtes freilich, der neben den Werken der Roswitha und ſeinem Leben des heiligen Sebald, des Schutzpatrons von Nürnberg, auch ſeine poetiſche Beſchreibung dieſer Stadt und einige lateiniſche, von griechiſchen Anſchauungen durchdrungene Oden ihr geſchickt hatte, ermahnt ſie, abzulaſſen von den ruchloſen Fabeln des Jupiter, der Diana und Venus und ſie der Vergeſſenheit zu überliefern, ſtatt ihr Andenken aufzufriſchen. Von ſeinem Buch über Nürnberg ſchreibt ſie ihm: „Ich kann nicht umhin zu geſtehen, daß, ſo ſehr mir die Lobpreiſung meines irdiſchen Vaterlandes, die in jenem Büchlein enthalten, auch gefällt, mir dennoch unendlich erwünſchter und ſüßer die Schilderung und Verherrlichung des himmliſchen Vaterlandes Jeruſalem, nämlich jenes

*) Die Schweſter des in voriger Nummer geſchilderten Pirkheimer.

höhern, wäre, welches über den Sternen liegt.“ Und weiter: „Eure Würdigkeit kennt mich als ihre begeisterte Anhängerin und ich darf hinzusetzen, als die Liebhaberin ihres Seelenheils. Deshalb bitte ich Euch auf das dringendste, die weltliche Philosophie zwar nicht aufzugeben, wohl aber dieselbe höher auszuprägen, d. h. von den Schriften der Heiden zu den heiligen Büchern, von dem Irdischen zum Himmlischen, von dem Geschöpfe zum Schöpfer Euch zu erheben.“

Sie sandte diesen an einen der ersten Gelehrten seiner Zeit gerichteten und darum doppelt kühnen Brief an ihren Bruder, der sie ermuntert hatte, die ihm dargelegte Ansicht offen selbst an Celtes zu schreiben, und ihr zugleich angekündigt, daß er sie mit diesem nächstens im Kloster besuchen werde. Recht weiblich ist es auch von der Nonne, wenn sie darin schreibt:

„Ich möchte auch darum dich gebeten haben, daß du deinen Celtes auf keinen Fall früher in unser Sprechzimmer führst, ehe du mich nicht näher von seinem Besuch und davon unterrichtet hast, wie ich mit einem so großen Philosophen reden muß, denn ich bin ein Kind in solchen Dingen. Uebrigens glaube ich nicht, daß mein schnell aus der Feder hingeworfener Brief ihm dermal besonders angenehm gewesen sein wird, besonders der darin einverwebten Vermahnung willen, doch habe ich es mit redlichem Gemüth und in gerader schlichter Meinung gethan. Du selbst hast mich aufgefordert, kühnen Herzens zu schreiben; stehe ich nun an, so ist es deine Pflicht mein Anwalt zu sein.“

Charakteristischer noch ist ein Brief des Christoph Scheuerl, Syndikus zu Nürnberg, in welchem ihr dieser (1504) schreibt:

„Wie der Mond unter den Sternen, so ragt unter allen hervor und glänzt dein Bruder Willibald der kaiserliche Rath; gleich vorzüglich als Jurist denn als Kenner griechischer und lateinischer Literatur, berühmt durch wichtige Dienste im Kriege und im Frieden, der trefflichste Redner, der erfahrenste Senator, der tüchtigste Feldherr. Gewiß, wenn wir im ganzen Reiche nach Gelehrsamkeit, Rednergabe, politischem Scharfsinn und wiederum nach Ahnenruhm, Reichthum und imponirender Gestalt uns umsehen wollten, so wird nicht leicht einer diesem Manne vorgezogen und nur wenige werden ihm gleichgestellt werden. Ja, durch niemandes Lob wird seine Tugend gemehrt, durch niemandes Tadel sie verringert werden. Und so waren alle Pirkheimer von jeher wackere und angesehene Leute, Feinde alles Schlechten und als Rechtsgelehrte hochberühmt. Du jedoch, mit deinen ganz besonderen Vorzügen, begnügtest Dich keineswegs damit. Nur die Tugend erklärtest Du für das einzig feste Besitzthum. Du warfst Dich nach dem Beispiel der Vorfahren Deines Geschlechts auf die edlern Wissenschaften, zogst der Wolle das Buch, der Spindel die Feder, der Nadel den Griffel vor und schwangst Dich weit über die gewöhnliche Fassungskraft weiblichen Verstandes zu solch einem wissenschaftlichen Höhepunkt hinan, daß Du Briefe schreibst und Reden verfassest, welche durch Feinheit, Eleganz, Correctheit und Gelehrsamkeit ganz besonders sich auszeichnen und welche, obgleich eine gewisse jungfräuliche Grazie allenthalben darin uns entzückt, dennoch Ernst und Lebensweisheit in wunderbarer Fülle enthalten. Ungeachtet jedoch Gelehrsamkeit und Religiosität durch das schönste Band miteinander vermählt und aufs innigste verbunden sind und unter ihnen ein eben so harmonisches Verhältniß gedacht werden muß, als der Edelstein sehr wohl in Gold gefaßt und Lilien und Rosen vermischt werden: so hast Du gleichwol von zartem Alter an Dein Leben den Regeln der heiligen Clara geweiht. Und nachdem Du in dem Kloster derselben sowol von Deiner Gelehrsamkeit als Deiner Rechtschaffenheit und Deinem Tugendsinn lange Zeit hindurch hinreichende Proben gegeben hattest, wurdest Du durch einmüthige Zustimmung aller zur Aebtissin gewählt. Diese Würde bekleidest Du auf solche Weise, daß alle übrigen Nonnen, durch Deine Grundsätze begeistert, ihre bisherige Lebensart verändert haben.“

Aehnliche Lobsprüche lassen ihr Erasmus von Rotterdam, der Rathsherr Anton Tucher und andere angesehene und ausgezeichnete Männer zu Theil werden, am meisten zieht uns aber das innige Verhältniß zwischen ihr und Willibald an, der ihr schreibt:

„Nicht nur deswegen bist Du meine theure, geliebteste Charitas, weil Du meine leibliche Schwester, mit mir von denselben Aeltern entsprossen und somit durch das innigste Band der Natur mit mir verbunden bist, sondern auch weil du außer der Gewohnheit des Lebens einen äußerlichen Bund zu geistiger Bildung mit mir eingegangen bist und eine ganz besondere Sehnsucht nach gediegener Wissenschaft fühlst. Was sah unsere große Ahnmutter, ich meine die Vaterstadt Nürnberg, Edleres, Gelehrteres und Vollkommeneres, als Du selbst durch Deine glücklichen Naturanlagen

und durch Treue so ganz nach der Richtschnur vollendete Bildung ihr bietet, sobald man in der Wissenschaft das Bild der Meisterin auf den ersten Blick erkennen mag. Ja, Du sagst unter vielen so sehr wenige, daß es scheint, Du habest mehr für den Ruhm jener als für Deinen eigenen gearbeitet."

Nach all diesen und andern Lobsprüchen antwortet ihm Charitas doch bescheiden auf seine Mahnung des Plutarch:

„Ich war im ganzen mehr noch verwirrt als erfreut, nachdem ich die Vorrede gelesen hatte, indem Du darin Vorzüge preisest, die an mir keineswegs zu finden sind. Scham und Verwirrung überzog mein Antlitz, denn ich fürchtete, Du hegst von mir eine vortheilhaftere Meinung, als ich verdiene. Denn ich bin ja, wie Du selbst weißt, keine Gelehrte, sondern nur eine Freundin gelehrter Männer; auch bin ich keine Schriftstellerin, sondern freue mich nur, die Reden von Schriftstellern zu hören oder zu lesen."

Indeß — es blieb nicht bei einem Lobe, wie ein sinniges und für wissenschaftliche und fromme Bestrebungen zugängliches Frauengemüth es sich nicht schöner wünschen konnte: in die stillen Mauern von St.-Clara brachen auch die Stürme herein, welche die Welt bewegten, und um den klösterlichen Frieden und den stillen Dienst der Wissenschaft war es geschehen.

Die Reformation machte dieser Stille ein Ende. Wie allen Orden, brach sie unaufhaltsam herein, und zerbrach auch die alten Dämme und Bande. In Nürnberg machte sie täglich größere Fortschritte und bald lenkten die dortigen Führer ihrer Partei ihr Augenmerk auch auf die Klöster. Der nürnberger Rath beschloß zuerst das Clarakloster der bisherigen Leitung des Barfüßerordens zu entziehen und der von Laienpflegern zu übergeben.

Charitas, ohne sich zeitgemäßen Verbesserungen in der Kirchenzucht zu widersetzen oder die weltlichen Verdienste vieler der Häupter der Neuerung zu verkennen, schrak doch vor einer Trennung von der Kirche zurück, vor einem Abfall von heilig gehaltenen Grundsätzen der Jahrtausende, vor der gewaltsamen Verkündigung der evangelischen Lehre, vor der Vermischung des Geistlichen mit dem Weltlichen, vor dem Widerspruch des Wortes mit der That im Leben mancher Neurer und ihrer Streitigkeiten auch untereinander. Was ihr immer das Heiligste gewesen, konnte sie nicht als Irrthum erkennen — sie fand im Klosterleben kein, das einmal abgesprochene Gelübde zu halten um jeden Preis und auch darüber zu wachen, daß es von der ihr anvertrauten Schar gehalten werde. Sie widersetzte sich dem Ansinnen des Rathes und bat ihren Bruder um Beistand. Er suchte sie brieflich zu beruhigen und einige Zeit darauf erhielt sie von dem Pfleger des Stiftes, dem für das Evangelium eifernden Senator Kaspar Nützel, ein Schreiben, den Prediger betreffend, der bisher die Seelsorge zu St.-Clara versehen. Eine Disputation sollte mit ihm gehalten werden.

Die Nonnen waren darüber in Verzweiflung, sie erklärten, lieber den Henker als die evangelischen Neurer bei sich sehen zu wollen. Sie verwahrten sich gegen die Gewalt, mit der man sie zu einem andern Glauben nöthigen wolle, von dessen Aechtheit sie sich nimmermehr überzeugen könnten. Einige Zeit ließ Nützel dem Kloster Ruhe, dann aber schrieb er von neuem an Charitas und setzte das unterbrochene Bekehrungsgeschäft fort. Willibald legte zu Gunsten des Klosters eine Supplik auf, welche durch große Gründlichkeit des Inhalts, durch auch durch eine Wärme sich auszeichnet, die oft zur Heftigkeit wird. Die Nonnen erklärten ihn für ihren einzigen Freund auf Erden in einer Zeit, wo niemand mehr zu trauen sei. Zugleich schrieb Charitas an ihren Schwager Martin Geuder, einen der drei Primvirn, und bat auch um seinen Beistand. Sie sagte darin, daß sie fürchten müsse „man wolle aus dem verschlossenen Kloster ein offenes Haus machen", zeigte sich übrigens zu Abstellung sämmtlicher Mißbräuche bereit, sobald man solche bestimmt bezeichnen wolle. Allein in allen geistlichen Dingen sprach sie für sich und ihre Schwestern vollkommene Freiheit an. Sie legte feierliche Verwahrung ein gegen das System des Rathes, „die Wölfe, so man ihnen in den Schafstall zu schicken willens sei und mit denen man über die armen Schäflein herzufallen suche, die sie seit 21 Jahren treu bewacht". „Der Rath", erklärte sie ferner, „verstehe sich auf die Regierung des Klosters so wenig als sie auf die Regierung der Häuser der Rathsherren". Auch an Nützel selbst schrieb sie in einem fast noch stärkern Tone, sodaß ihr Bruder, durch dessen Hand dieser Brief ging, die schroffsten Stellen darin milderte.

Ehe jedoch Nützel diesen Brief erhielt, hatte er selbst der Aebtissin geschrieben und ihr seine Absicht mitgetheilt, mit Philipp Melanchthon, der um jene Zeit verschiedener Angelegenheiten wegen

in Nürnberg weilte, auch nach St.-Clara zu kommen. Ueber die ſtrittigen Punkte ſollte dann gemeinſchaftliche Beſprechung ſtattfinden.

Sie antwortet darauf: „Mit Vergnügen höre ich, daß Ph. Melanchthon hierher berufen werden. Schon lange erzählte mir der Ruf, er ſei ein durchaus gerechter, unbeſtechlicher, aufrichtiger und Gerechtigkeit liebender Mann. Ich glaube ſchwerlich, daß er alles billigen werde, was nun vorgeht, am wenigſten den Umſtand, daß einige Leute andere Menſchen mit Gewalt zwingen wollen, ihre Religion zu ändern und zu ſolchen Dingen ſich zu verſtehen, die ihrem Gewiſſen widerſtreiten. Gott verleihe ihm und uns allen ſeinen heiligen Geiſt! Ich fühle großes Verlangen, jenen Mann einmal zu hören, von deſſen Mäßigung ich ſchon ſo viel Rühmliches gehört habe."

Melanchthon kam mit Rüpel in das Kloſter, aber viel ward durch dieſe Unterredung nicht gewonnen. Die Rathsherren blieben bei ihrem Bekehrungseifer, die Nonnen bei ihrem Glauben. Doch ſcheint das Kloſter dadurch ſo viel erlangt zu haben, daß man es nicht aufhob wie die andern Klöſter, beſchränkt aber wurden ſeine Rechte, der Gebrauch mancher Gerechtſamen unterſagt und die Vermögensverwaltung den Nonnen entzogen.

Während in vielen andern Kloſtern die Nonnen von der ihnen gebotenen Freiheit, in die Welt zurückzukehren, Gebrauch machten, ſchied keine aus St.-Clara. Indeß wurden viele Nonnen wahnſinnig. Vieles, was ihnen bisher heilig geweſen, haben ſie verurtheilt und dem Spott preisgegeben; — ſo mochten viele nicht wiſſen, was wahr und falſch, was recht und unrecht war, ob ſie ſelbſt geirrt oder ob die Neuerer irrten — und ſo im innerſten weiblichen Gemüth verletzt, im Gewiſſen unklar gemacht —, wie konnte es anders kommen, als daß ſie auch im Geiſte unklar und endlich wahnſinnig wurden? Natürlich aber legte man in der aufgeregten und gereizten Stimmung der Zeit dieß dem Kloſter und ſeiner Aebtiſſin zur Laſt wie den Tod von Pirkheimer's eigener Tochter Crescentia, die kurz nach der Einkleidung ſtarb. Ja Pirkheimer ſelbſt ward in ſeinem Schmerz dadurch zweifelhaft, bis ſeine Schweſtern und ſeine in demſelben Kloſter befindliche Tochter Clara ihm Näheres über jenen Todesfall und die vorhergegangene Krankheit und Pflege ſchrieben, das ihn beruhigte. Indeß war er doch mit Charitas unzufrieden, weil ſie gar zu nachgiebig in allen Stücken blieb und ſich ſelbſt dem öffentlichen Spott ausſetzte. Sie hatte nämlich an Hieronymus Emſer in einem Schreiben ihren Kummer über die Umwandlung des einſt ſo ſtolzen und glaubensſtarken Nürnberg und über den Verluſt ſo vieler Seelen ausgeſprochen. Selbſt die Regenten, noch mehr die Rathsherren waren in dieſem Briefe angegriffen.

Dieſer Brief kam in unrechte Hände und ward mit Anmerkungen gedruckt, da Emſer wegen ſeiner ebenſo rohen als anmaßungsvollen Art längſt die gemeinſchaftliche Zielſcheibe des Witzes und Haſſes war. Der Titel lautete:

„Ein Sendbrief, ſo die Aebtiſſin von Nürnberg an den hochberühmten Doct Emſer geſchrieben, gar künſtlich und geiſtlich, auch gar nunnlich gedichtet."

Emſer ſelbſt ſchrieb zwar eine „Entſchuldigung von wegen der ehrwürdigen Domina, der Aebtiſſin zu Nürnberg", aber ſie war weder genügend, noch konnte ſie etwas ändern.

Pirkheimer war über dieſen ganzen Handel äußerſt erbittert; er ſagte dem ſich auch bei ihm entſchuldigenden Emſer: „Ich wollte, daß du mit etwas mehr Klugheit und ſie mit etwas mehr Verſtand bei der Sache zu Werke gegangen. Leider kann aber Vergangenes wol getadelt, nicht aber mehr gut gemacht werden. Nun, da ſie das Unheil ſelbſt über ſich herbeigerufen, kann ſie auf niemand ſonſt die Schuld werfen, ſondern ſie muß tragen, was ſie ſich ſelbſt geſchaffen hat. Uebrigens müßt' ich gerechten Tadel über mich ergehen laſſen, wollt' ich ihr in dieſer Bedrängniß entgegentreten, ob ſie nun klug oder unverſtändig gehandelt oder nicht. Gebe Gott, daß dieſer Brand ſich wiederum löſchen laſſe und dann jene von mir Rath und Troſt annehme. Jedoch verſchmäht ſie jedoch letzteren ſo ſehr, daß der Tod ihr wünſchenswerther als das Leben ſcheint. In Wahrheit, dies iſt ein neues Unglück in der Trübſal, ſo zuſammenzuſtürzen, daß ſelbſt der Wunſch, zu leben, mit vernichtet wird. Sehr muß man daher das gebrechliche Geſchlecht bedauern und beſtreben auf jede mögliche Weiſe zu vertheidigen. Wenn nur der Rath nicht ſo ſehr mißgenommen worden wäre, ſo hätte die Sache mit leichter Mühe beſchwichtigt werden können; allein der Unſern wollte es ſo. Wenn ſie dieſer Gefahr entgangen, was ich jedoch kaum mit denke, ſo wird ſie in Zukunft klüger ſein und, durch eigenen Schaden belehrt, mehr über als fremde Geſchäfte abhandeln."

Gottergeben und in ihr Schickſal mit echt

christlicher Demuth sich fügend, suchte Charitas wenigstens den innern Frieden zu erhalten, nachdem der äußere mit der Welt so vielfach ihr gestört worden war. Der Tod erlöste sie im Jahre 1532 von allen Leiden, zwei Jahre nach dem Tode ihres Bruders. Sie war 68 Jahre alt geworden.

Der Senat, welcher beschlossen, den Convent von St.-Clara nach und nach aussterben zu lassen, genehmigte die Wahl einer neuen Aebtissin und sie fiel einstimmig auf die Schwester der Verblichenen, Clara Pirkheimer. Allein sie hatte ihr Amt kaum sieben Wochen bekleidet, als der Tod sie der Schwester wieder vereinigte. Ihre Nachfolgerin wurde die Nichte Katharina, Pirkheimer's zweite Tochter.

Auch sie hielt an dem alten Glauben fest und kämpfte unerschütterlich für die Rechte des Klosters, bis sie der Gewalt sich fügen mußte. Sie starb 1563 als die letzte Aebtissin von St.-Clara. Auch als die letzte ihres Stammes und Namens. C. C.

Das Mikroskop und sein Einfluß auf die Kenntniß der Natur.

Nature to advantage dressed
What we may think, what ne'er was guessed
Invites us here to look.

Wenn wir absehen von der schon von den Alten gemachten Beobachtung, daß ein Wassertropfen die Gegenstände vergrößert zeigt, welche hinter oder unter ihm sich befinden, und von einer Bemerkung des lateinischen Schriftstellers Seneca, daß eine mit Wasser gefüllte Glaskugel kleine Körper größer mache (eine Beobachtung, die erst später auch den ersten Anstoß zur Anfertigung von gläsernen Instrumenten gegeben haben mag, als man die Kunst kennen lernte, Glas zu schleifen, die man zur Untersuchung seiner Gegenstände anwendete), so hatten doch die Erfindung des Mikroskops erst aus dem 16. Jahrhundert, wo Zacharias Janssen aus Middelburg, durch Spielerei seiner Kinder, die mehrere Linsen in ein Rohr zusammenschoben, auf die Erfindung des zusammengesetzten Mikroskops kam, wie vorher auf die des Fernrohrs, das von Galilei, nachdem er davon gehört, nacherfunden wurde.

Diese aus mehreren Glaslinsen zusammengesetzten Vergrößerungsgläser waren sehr schwerfällig und unvollkommen und wissenschaftliche Untersuchungen wurden damit noch keine angestellt. Diejenigen Untersuchungen, welche aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammen und schon weitbekannt sind, rühren von Malpighi her, Arzt und Physikus in Bologna, zuletzt als Leibarzt des Papstes in Rom lebend, welcher den Bau verschiedener pflanzlicher und thierischer Gewebe, den Blutumlauf, mit dem Vergrößerungsglase studirte; ferner ernstere Studien von Swammerdam, berühmten holländischen Naturforschern, neben welchen eine Anzahl dilettirender Naturforscher mehr zur Unterhaltung und zum Zeitvertreib das Mikroskop benutzten und sich freuten, zu sehen, wie auch im Kleinsten die Naturprodukte „schön gearbeitet" seien. Die Vergrößerungsgläser aber, womit die genannten Männer ihre Untersuchungen anstellten, waren keine zusammengesetzten Mikroskope, deren farbige Ränder und Kugelabweichung und, wie gesagt, Unbeholfenheit noch zu sehr hinderlich waren, sondern es waren noch einfache Glaskügelchen, mühsam zubereitet und in irgendeine Fassung gebracht. Es ist deshalb um so mehr zu staunen, mit welcher Sicherheit und Beharrlichkeit vermittelst dieser einfachen Lupen so zahlreiche Untersuchungen angestellt worden sind. Diese einfachen Instrumente sind noch bis in die neueste Zeit, natürlich mit zeitgemäßen Verbesserungen, besonders in England fast im Gebrauch geblieben und die bedeutendsten Entdeckungen wurden vermittelst ihrer gemacht.

Erst in diesem Jahrhundert gelang es, zusammengesetzte dioptrische Mikroskope herzustellen, welche zu ausgedehnterem Gebrauche dienlich waren. Im vorigen Jahrhundert war die Erfindung sogenannter achromatischer Gläser gemacht worden, d. h. solcher Gläser, bei welchen die störende Farbenzerstreuung vermieden wurde, von Dollond, der zuerst auf dem Wege der Berechnung die Möglichkeit nachgewiesen, dann aber durch Versuche fand, daß durch Zusammensetzung von Kron- und Flintglas achromatische Linsen hergestellt werden können. Die zusammengesetzten Mikroskope strengen das Auge bei weitem nicht so stark an als Lupen, welche, zumal bei stärkerer Vergrößerung, eine sehr starke Annäherung des Auges erheischen, dasselbe dadurch bald ermüden und häufig Augenleiden hervorrufen.

Nach Hartsoeker, Professor in Utrecht, hat schon Drebbel aus Alkmaar in Amsterdam die ersten achromatischen Objective verfertigt, bekannt wurden aber erst im Jahre 1811 die von dem Optiker Fraunhofer gearbeiteten Mikroskope mit achromatischen Objectiven. Diese Objective war jedoch noch

dennoch, daß 1824 Selligue durch Vereinigung mehrerer achromatischer Linsen stärkere Objective zusammensetzte, welche er der Akademie von Paris vorlegte, deren eigens zur Prüfung niedergesetzte Commissäre die Vortrefflichkeit derselben erkannte und weitläufig in einem vortrefflichen Gutachten auseinandersetzte. Besonders hervorgehoben wurden darin die Vorzüge, welche diese Objective vor den von Amici, Director der Sternwarte in Bologna und berühmtem Physiker, gefertigten hatten, welcher die störende Kugelabweichung und Farbenzerstreuung durch kleine elliptische Spiegelchen zu vermeiden gesucht hatte.

Von nun an ging die Güte der Mikroskope rasch zu hoher Vollendung in den Händen von Optikern wie Plößl in Wien, welcher seine Instrumente mit Ocularen versah, die er aplanatisch nannte, die aus zwei achromatischen Kron- und Flintglaslinsen bestehen, ein großes Gesichtsfeld zeigen ohne sphärische Aberration; von Oberhäuser in Paris, dessen Instrumente heute noch zu den besten gehören; von Schiek in Berlin, von Nachet, Kellner, dem leider zu früh verstorbenen meglaner Optiker, und besonders ist es die durchdringende Kraft derselben, welche die großen Fortschritte, deren sich die Mikroskopie mit Recht rühmen darf, wesentlich fördern. Was die Ausbreitung dieser Instrumente hauptsächlich begünstigte, ist der verhältnißmäßig niedere Preis, um den selbst vortrefflich gearbeitete, allen Anforderungen entsprechende, bis zu 500-maliger Vergrößerung gehende Mikroskope zu haben sind.

Von den Sonnenmikroskopen, deren riesenhafte Vergrößerungen kleinster Gegenstände Staunen erregen, rede ich hier nicht. In naturwissenschaftlichen Untersuchungen taugen dieselben nichts und es werden dieselben nur noch von reisenden Speculanten als Curiositäten dem schaulustigen Publikum auf Messen und Jahrmärkten gezeigt.

Was nun die Form und Zusammensetzung betrifft, so bestehen die heutigen Mikroskope aus zwei Linsensystemen, in einem messingenen Rohre vereinigt, von denen das eine, von kurzer Brennweite, nach dem zu betrachtenden Gegenstande oder Object, und deshalb Objectiv, das andere dem Auge des Beobachters zugewandt ist und deshalb Ocular genannt wird. Dieses messingene Rohr, das sich an seinem unteren Theile verjüngt, trägt an einer Schraube das Objectiv, oben wird das Ocular einfach eingeschoben und die Vergrößerungen beider multipliciren sich, sobald ein Object, das von ersterem dreihundertmal, vom Ocular noch zehnmal mehr, also dreitausendmal vergrößert wird. Bei den meisten Mikroskopen bewegt sich der Cylinder auf und ab durch die Stellschraube, welche erlaubt, die feinsten Einstellungen auf das Object zu machen. Bei andern wird das Object durch eine Vorrichtung in die Höhe gehoben, indem der Tisch, auf dem dasselbe liegt, auf- und abgeschoben wird. Der Theil, worauf das Object ruht, heißt der Objecttisch, der in der Mitte durchbohrt ist, so daß das Licht, welches durch einen unter demselben angebrachten beweglichen Hohlspiegel aufgefangen und reflectirt wird, nach oben dringen kann, um die zu beobachtenden Gegenstände zu beleuchten. Die Mikroskope stehen auf einem runden, wie bei dem Oberhäuser, oder dreibeinigen, wie bei Schiek'schen, oder hufeisenförmigen Fuße. Für verschiedene Vergrößerungen hat man zu jedem Mikroskop verschiedene Objectivlinsen und Oculare, die dann mannichfaltig combinirt werden können.

Daß der Einfluß, den die Anwendung eines Instruments, dessen Vergrößerungskraft das Auge des Forschers um mehrere hundertmal verstärkt, auf die Naturwissenschaften und auf die Grundanschauungen, die in denselben bisher herrschten, ein sehr mächtiger sein mußte, wird jedem einleuchten, und man kann gewiß mit vollem Rechte den Ausspruch thun, daß mit dem Beginn der mikroskopischen Forschungen eine ganz neue Epoche sich entwickelt hat, wenn wir gleich gern zugeben werden, daß trotz des Fleißes und der Ausdauer und der großen Zahl von ausgezeichneten Mikroskopikern noch bis heute manche Fragen noch nicht als entschieden betrachtet werden können.

Ohne vorzugreifen, will ich hier 1 Punkt nur die eine Frage kurz berühren. Es ist die: Wo ist die Grenze zwischen Thier- und Pflanzenreich?

Wie ich schon sagte, war schon im 17. Jahrhundert und im vorigen mikroskopische Untersuchungen angestellt worden, und ist es nicht Malpighi vor allen Leeuwenhoek, welcher die Structur des thierischen und menschlichen Körpers in ihrer elementaren Zusammensetzung zu erforschen suchte. Doch waren diese Untersuchungen zu einer Zeit angestellt, wo die Naturwissenschaften überhaupt noch auf einer allen niedern Stufe standen, um von irgend erheblichem Einfluß zu sein. Der Gebrauch des Mikroskops bei Untersuchung der Pflanzen hat erst eigentlich die wis-

wissenschaftliche Bearbeitung der Botanik ermöglicht, während im verflossenen Jahrhundert dieselbe noch, wie Schleiden sich ausdrückt, mehr ein öder, unfruchtbarer, dem Gedächtniß eingeprägter Namenruß war. Die erste epochemachende Entdeckung für die Uebereinstimmung im Bau aller pflanzlichen Organisation war die Pflanzenzelle.

Oken, der allbekannte berühmte Naturforscher, hatte sich in dem Programm über das Universum im Jahre 1805 schon mit richtigem Verstandesgriff dahin geäußert: „Der erste Uebergang des Unorganischen ins Organische ist die Verwandlung in ein Bläschen, das ich in meiner Zeugungstheorie Infusorium genannt habe. Thier und Pflanze sind nichts anderes als ein vielfach vergrößertes Bläschen, was ich auch zu seiner Zeit anatomisch beweisen werde." Ist er diesen Beweis auch schuldig geblieben, so war es doch ein merkwürdiger Ausspruch, und was in ihm mehr auf dem Wege naturphilosophischer Speculation gefunden war, wurde bald durch andere Forscher zur unwiderleglichen Thatsache erhoben. Die bläschenartigen Gebilde waren im Stärkemehl längst bekannt, Robert Brown aber, der berühmte englische Reisende und Botaniker, entdeckte im Jahre 1831 den Kern der Zellen, der dann von Schleiden in seiner vollen Bedeutung erst erkannt wurde. „Die Zelle", sprach dieser allbekannte ausgezeichnete Forscher aus, „ist ein Bläschen mit einem Inhalt und Kern und ist das Bildungselement, wodurch die Pflanze ihren Körper aufbaut; die Zellen sind es, aus welchen die ganze Pflanze besteht, in ihnen gehen alle die mannichfaltigen chemischen Veränderungen vor, wie wir sie jetzt kennen, in sie treten die flüssigen Säfte ein, um in denselben umgebildet und zum Theil wieder ausgeschieden zu werden."

Kaum sind zwei Decennien verflossen und dennoch hat sich in diesem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume die Pflanzenphysiologie und Anatomie in einer Weise fest und ausgebildet, daß man staunen muß ob dieses regen Eifers der mit diesem Zweige der Naturwissenschaft beschäftigten Forscher. Das Verdienst, dasjenige, was Schleiden für die Pflanze gethan hat, daß der Begriff des Pflanzenlebens an das zellige Gebilde zu knüpfen sei, das hat Theodor Schwann in seinen „Mikroskopischen Untersuchungen über die Uebereinstimmung in der Structur und dem Wachsthum der Thiere und Pflanzen" bald darauf (1839) auf die thierische Organisation ausgedehnt und hat damit eine Reform in der Anschauung der Vorgänge im Menschen- und Thierleibe hervorgerufen, welche den größten wissenschaftlichen Epochen an die Seite gestellt werden kann. In seinem berühmten, für gebildete Laien geschriebenen Buche: „Die Pflanze und ihr Leben", konnte daher Schleiden schon im Jahre 1850 sagen, „daß das Studium der Verhältnisse des feineren Baues der Thiere und des Menschen ein ganz neues Licht auf die physiologischen Vorgänge im Körper werfen mußte und daß man in der That für alle Zweige der medicinischen Wissenschaften von der Anwendung des Mikroskops an eine ganz neue Periode datiren kann." Und in der That ist mit dem Ausspruche Schwann's: „Das thierische Leben ist an die bestimmte Form der Zelle gebunden und ohne sie kommt es nicht zur Erscheinung", ein Fortschritt geschehen, der, wenn auch noch mannichfach im Detail Gegenstand lebhafter Controverse, die besten Früchte verspricht für das Verständniß der genetischen Vorgänge des thierischen Körpers.

Den nächsten Schritt hat auf diesem Gebiete zuerst Remak, dann Virchow, damals in Würzburg, jetzt in Berlin, gethan, indem er den Satz begründete, „Omnis cellula a cellula" (Jede Zelle stammt von einer Zelle her). Wie alles lebende Leben voraussetzt und wir, auf dem Boden der Thatsachen stehend, kein organisches Leben kennen, das nicht einem von vorher dagewesenen gleichartigen Aeltern erzeugten Keime seine Abstammung verdankt, das Omne vivum ab ovo, d. h. alles Leben stammt von einem Ei oder Keim her, ebenso entsteht auch innerhalb des thierischen und menschlichen wie pflanzlichen Organismus keine neue Zelle, kein Gewebe, außer durch Theilung vorhandener Zellen innerhalb der Gewebe.

Diese Ansichten sind allerdings noch neu und das Gesetz der continuirlichen Entwickelung ist noch keineswegs von allen Forschern anerkannt. Das System der Generatio aequivoca, Urzeugung, d. h. Entstehung organischer Wesen ohne Keim, ist ein zu tief eingebürgertes. Sie zieht sich noch zu sehr durch alle Zweige der Naturwissenschaften und besonders in Frankreich ist man in der letzten Zeit wieder darauf zurückgekommen, was wol mit den zahlreichen Anachronismen über dem Rhein auch in andern Beziehungen in innigem Zusammenhange stehen mag. Die Generatio aequivoca ist noch allzu sehr die Hauptstütze der Hypothese der Entstehung unseres Erdkörpers und damit alles dessen, was darauf

lebt und weiß, daß man noch manches Jahr darüber hingehen mag, bis die entgegenstehende Ansicht zu durchgängiger Geltung kommen wird.

Vor Virchow war es schon Johannes Müller, der berühmteste Physiolog seiner Zeit, der das Mikroskop zur Untersuchung krankhafter Gewebe anwendete, und nach ihm Julius Vogel, der den Eiter genauer untersuchte; beide hatten das Mikroskop zur Untersuchung am Krankenbett unbrauchbar gemacht. Eine Anzahl von Hautkrankheiten, die man von jeher bei als Schärfen, als krankhafte Ausscheidungen aus dem Körper zu betrachten pflegte, erwiesen sich als Folgen von schmarotzenden Thieren, wie die Krätze, und man lernte so dadurch sich befreien zum großen Vortheil der Menschheit, aber von schmarotzenden pflanzlichen, pilzartigen Organismen, wie der Weichselzopf und die Flechte, durch welche letztere Krankheit die Haare ausfallen u. s. w.; und Virchow's Ausspruch würde somit ganz gerechtfertigt erscheinen: Daß, wenn unsere Sehschärfe durch das Mikroskop sich erweitert, die gesammte Medicin den natürlichen Vorgängen wiederum dreihundertmal näher treten muß.

Den überaus hohen Werth dieser Forschungen über die elementare Zusammensetzung, den Bau der Pflanzen und Thiere mag allerdings nur der Botaniker oder Mediciner von Fach so vollkommen zu schätzen wissen, wie sie es verdienen. Dem dilettirenden Freunde der Naturwissenschaften aber erscheint gewiß staunenswerther die Entdeckung der Infusorienwelt und ihrer Verbreitung, die Entdeckung der Welt der mikroskopischen Pflänzchen, und der mächtige Einfluß, den diese beiden auf die Bildung der Gebirge gehabt haben. Hier ist das Terrain, worauf das Vergrößerungsglas Triumphe feiert, wie sie denen des so lange Zeit viel mehr bevorzugten Teleskops sicherlich nicht nachstehen. Und da strahlt denn auch wieder der Name eines deutschen Forschers als ein Stern erster Größe am Himmel der Wissenschaft, dessen unermüdlich rastlosem Fleiße wir die Kenntniß einer großen Zahl von Infusorien und der großen Reihe der verschiedensten Formen der kieselhaltigen Bacillarien und Diatomeen verdanken. Christian Gottfried Ehrenberg, Professor der Medicin in Berlin, hat zuerst den Einfluß dieser schon im Jahre 1834 von Küging und später von Fischer gefundenen unendlich kleinen Gebilde, deren pflanzliche oder thierische Natur heute noch ein nicht vollkommen gelöstes Problem der Naturforscher ist, richtig erkannt und durch seine Ausdauer es dahin gebracht, daß man die geographische und geologische Verbreitung dieser kleinen, unscheinbaren, aus grauer Vorzeit herüberdauernden und heute noch überall verbreiteten Lebensformen in einer großen Zahl von verschiedenen Arten und Gestalten kennt. Wir wissen heute, daß das sogenannte Bergmehl in Schweden, daß ein großer Theil des Bodens der Lüneburger Heide bis in die Tiefe von 30' aus ihnen besteht, daß der Polirschiefer von Bilin in Böhmen hauptsächlich von Diatomeen gebildet wird „Omnia exeunt in mysteria!" (Aller Kalk rührt von Lebendigem her!) ruft Vogel aus in seinem Buche: „Gott und Ewigkeit", in dem Kapitel „Steinbildende Thiere", und zeigt dort, wie die Weichthiere, die in zahlloser Menge abstürzend niedersinken und sich überziehen mit dem Schleime mikroskopischer Infusorien und dadurch eine feinde feste Masse bilden; wie die Korallen seit Millionen Jahren bauen vom Meeresgrunde aufwärts zur Oberfläche, um millionenfachen pflanzlichen und thierischen Organismen zu vollkommener Keimstätte zu dienen; wie die Wurzelfüßler (Rhizopoden), diese zarten, fast bewegungslosen Thierchen, die in tausendmillionenfacher Zahl existiren und vergehen, so klein, aber dabei so massenhaft vorhanden sind, daß der Meeresgrund der Antillen auf Einem Quadratfuß solcher Thiere enthält! Der kreidigen Felswände von der Insel Rügen bis nach England hinüber bestehen aus solchen Thierchen; der Kalk derselben rührt von Rhizopoden, der Kieselgehalt von Infusorien her. Alles dieses, dem ohne Mühe eine Menge von andern interessanten Entdeckungen anzureihen wäre, sind genug Thatsachen, die unsere volle Bewunderung in Anspruch nehmen dürfen. Wenn man des von Vogel auf Grund der Thatsachen aufgestellten Satzes sich erinnert: Kein Kalk ohne Leben! wenn man an diesen das physiologische Gesetz anreiht: Kein Leben ohne Keim! so wird uns die Consequenz der heutigen Naturforschung, daß die Idee von Ewigkeit der Welt, immer mehr das Ungeheuerliche verlieren, das sie manchem noch zu haben scheint, und man wird mit mir, ich bin es lebhaft überzeugt, die Bewunderung theilen, die mich erfüllt, wenn ich mir alles vergegenwärtige, was der forschende, rastlos thätige Menschengeist seit Jahrzehnten auf dem Gebiete des Kleinsten geleistet und zu Tage gefördert, ja wie derselbe die einheitliche Idee des Lebendigen überhaupt immer klarer zu erfassen vermag, allein nur mit Hülfe des Mikroskops

Das Turnier.

In unserer Zeit der Shrapnell's, Minié-Büchsen, Zündnadelgewehre und gezogenen Kanonen muß ein Bild auf den mittelalterlichen Waffentanz dem Auge eine gewisse Abscheulichkeit gewähren, wie verschieden auch die Meinungen über die Vergangenheit sein mögen.

Das Turnier fällt in das Zeitalter der Blüte des Katholicismus, hat aber mit diesem so wenig zu thun als eine Wachtparade mit der europäischen Civilisation. Es wurzelt im altdeutschen Heidenthum, in den kriegerischen Uebungen der Germanen. Diese Sitte bildete Kaiser Heinrich I. zu Reiterübungen aus. Die Araber und Franzosen sorgten für romantischen Aufputz — und das 12. Jahrhundert, die abenteuerliche Zeit der Kreuzzüge, sah das Turnierwesen in voller Blüte, als einen durch Ehrengesetze geregelten eisernen Karneval.

Ein Fürst hat als oberster Turniervogt ein Waffenfest ausgeschrieben und durch seine Unterturniervögte alle zum Turnier berechtigten Ritter eingeladen.

In der Nähe des Turnierplatzes liegt ein Kloster, in dessen Kreuzgang am Tage vor dem Feste selbst die Wappenschilde aller Ritter, welche sich zur Theilnahme gemeldet haben, zur Prüfung ausgestellt sind. Der Turniervogt und der Wappenherold nehmen die Untersuchung vor und schließen jeden aus, der nicht vier Ahnen nachweisen kann.

Ausgeschlossen wird ferner: der Hochverräther, der Verächter der Kirche, der Friedbrecher, der Beleidiger von Jungfrauen oder Frauen.

Jede Dame hat außerdem das Recht, einem Ritter durch Berührung seines Schildes die Theilnahme zu verwehren. Am Abend vor dem Turnier halten die Knappen, welche Ritter werden wollen, Vorkämpfe, die man Turnierprobe nennt.

Auch Truchseß und Kämmerer spielen die Rolle der Turniervögte und treffen vor der Ankunft der Gäste Anstalten zu deren Aufnahme, Beherbergung und Verpflegung. Kann man sie nicht in Schloß oder Burg unterbringen, so werden im freien prunkvolle Zelte aufgeschlagen. Sonder wird innerhalb der Burg alles Geräth geputzt, Waffen und Teppiche zieren die Wände und der Fußboden verschwindet unter Decken und Blumen. Den nahenden Gästen reitet der Wirth mit seiner Gemahlin und reichem Gefolge entgegen und begrüßt sie mit Gruß und Kuß.

Ein solcher Festtag wird außer dem Turnier noch etwa so ausgefüllt. Nach einem Morgentrunk geht es — um 9 Uhr — zur Messe.

Ein großer, prächtiger Zug! Ein bunter Ritter- und Damenflor, Pauken und Trompeten, Pracht und Lärm. Jede Dame geht oder reitet zwischen zwei Rittern. Auf jedem freien Platz, den man unterwegs berühret, halten die jüngeren Ritter ein Lanzenrennen.

In der Pfarrkirche herrscht feine Andacht, denn die Vornehmern der mittelalterlichen Gesellschaft haben ihre Hauskapellen und betrachten die Kirche als Gesellschaftsort.

Auf die Messe folgt der Morgenimbiß. Die Gäste zerstreuen sich nun, bis zu Tisch geläutet wird. Es ist die Hauptmahlzeit. Zwischen diese und die Vesper fällt gewöhnlich das Turnier, oft auch vor die Hauptmahlzeit. Die Turnierschranken, mit allerlei Waffen geziert, bilden ein Viereck. In jeder Ecke steht ein prächtiges Zelt. Die Zuschauerbühnen glänzen im Schmuck von Teppichen, Wappen, Fahnen und Blumen. Hier fällt von selbst der abgeraupte Gedanke herein, daß der schönste Schmuck der Bühnen die Damen sind. Nun freilich! Alles setzt sich genau nach der Rangordnung.

Unter Trompetenstoß und Paukenschall erscheinen die Ritter auf dem Platz.

Der eiserne Helm, mit goldenem oder silbernem Abzeichen, inwendig stark gefüttert, um den Druck zu mildern, deckt sein Haupt. Die Brust ist durch den Harnisch geschützt, jedoch trug man bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts nur ein Panzerhemd, darunter noch ein ledernes Koller oder ein Wamms. Den Harnisch selbst überwallt ein mit Wappen gezierter Waffenrock. Die Beine sind entweder mit Stahlschienen, oder, vor dem 14. Jahrhundert, mit einer Hose bekleidet, die ebenso beschaffen ist wie das Panzerhemd. Der Schild besteht aus Holz mit einem ledernen Ueberzug und einem eisernen Reifen.

Auch das Roß ist an Kopf und Hals gepanzert. Ueber den Sattel ist eine große, prachtvoll gestickte Decke geworfen, die zugleich den ganzen Rumpf des Pferdes einhüllt. Die Stärke und Schönheit des Pferdes ist des Ritters Stolz, und er findet Silber und Gold, Sammt, Seide und Hermelin nicht allein für sich, sondern auch zum Schmuck des Thieres nicht zu kostbar. Die sorgfältige Pflege, die man dem Turnierpferde angedeihen läßt, gibt der Zucht nichts nach, mit der das 19. Jahrhundert die Rennpferde behandelt.

Ursprünglich galten als Ehrengriffe die Verletzungen, daß man seine scharfen Lanzen gebrauchen und beim Schwertkampf nur hauen, nicht stechen, auch das Pferd des Gegners nicht verwunden dürfe. Aber man fand bald Verfahren, das Spiel durch eine tödtliche Zuthat von Lebensgefahr. Statt der stumpfen Lanzen wurden oft scharfe gebraucht und man unterschied danach das Scharfrennen vom Schimpfrennen. Auch der Turnierkampf zu Fuß erhielt durch die Streitart oder den Kolben den bewaffneten Nachtrab.

Das Lanzenrennen zu Pferde zwischen einzelnen hieß Tioß, und ist zu unterscheiden vom Buhurt, bei dem ganze Scharen gegeneinander anstraben. Auf das durch den Herold gegebene Zeichen stürmen die Ritter mit eingelegten Lanzen gegeneinander an. Wer den andern vom Sattel wirft, ist Sieger. Kamfaren der Musik verkünden die Entscheidung. Der Held wird vor die Dame geführt, welcher für diesen Tag nach Wahl oder Rang das Recht zuerkannt, die Siegespreise auszutheilen. Nach Empfang des Preises darf er die Dame küssen. Auch hat er die Befugniß, nach Beendigung der Kampfspiele die Schöne zum allgemeinen Tanz zu führen.

Je nach der Art des Kampfspieles sind die Turnierpreise verschieden, goldene Ketten oder Kränze, werthvolle Waffen, Stickereien oder Rosse.

Natürlich machte sich auch hierin die Prunksucht und der Luxus geltend. Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, wird in allen Nachrichten über Turniere als Muster aufgestellt, weil er bei einem Turnier zu Nordhausen einen Baum mit goldenen und silbernen Blättern errichten ließ, von dem der Sieger, der den Gegner aus dem Sattel hob, ein goldenes Blatt, der aber, welcher den andern Lanze brach, ein silbernes erhielt.

Es kam vor, daß der erste Preis ein in kostbarem Seidenstoff und prachtvolle Rüstung gehülltes Pferd war, wie zu Siena im Jahre 1270.

So ging es bei großen Ritterturnieren zu. Oft genug aber wurden kleinere Turniere improvisirt. Wenn eine Burg ritterliche Gäste beherbergte, so geschah das letztere oft auf dem Burghofe zur Unterhaltung für die vom Söller oder aus den Fenstern ihrer Kemenate (Frauengemach) herabschauenden Frauen, denen überhaupt die „alte romantische" Zeit oft lang werden mochte. Denn außer der Begrüßung der Fremden, der Gegenwart bei Turnier und Messe waren sie meist ein- zum auf ihr Gemach beschränkt, an Kemenaten überreichen sie festlich die Männer und Knaben in dem Leim von Pechern — geschrieben — und auch Krieg für die gedankenlose Unterhaltung eines kleinen Wurf- und Schwertträgers.

Maßhalten in eine Kunst, die, wie es scheint, nur den alten Griechen eigen gewesen ist. Römer, Gallier, Deutsche bewegen sich immer in Extremen oder in barocken Abweichungen von der Norm. Auch die Freuden des Turniers gingen in blutige Wildheit über. Bei dem Scharfrennen gab es stets oft Todten. Im Jahre 1127 verloren bei einem Turnier in Sachsen 16 Ritter das Leben, 1241 zu Neuß bei Köln 60. Aus dem Spiel machte mancher aus Eifersucht Ernst; ja, mitunter erschlichen die Kämpfer vor Hohe in ihren Harnischen Art Rache, Eifersucht, Blutdurst war das Turnier oft nur eine Maske, um dahinter den Gehassten morden zu können. Vergebens versuchte die Kirche dieses Unwesen zu unterdrücken.

Zuletzt entartete das Turnier so, daß man um Geld wettete, ja daß Raufhelde — wie heutzutage reisende Spieler — im Lande umherzogen und um Wettpreise, in Gelt befördert, turnierten. Vergebens weigerte sich die Geistlichkeit — mit Ausnahme mancher Aebte, Bischöfe, die wol selbst daran theilnahmen, die im Turnier Gefallenen zu begraben und that die Theilnehmer in den Bann. In jeder Zeit war es dem Klerus leichter, Grundsätze, Meinungen über die wichtigsten Dinge dem Volke, als Gebräuche und „noble Passionen" den Vornehmen zu verbieten.

An der Entartung des Ritterthums aber war seine Verarmung durch übertriebenen Prachtsinn schuld. An der Verarmung lag es, daß man um Geld wettete, an der Verarmung, daß die Burgen zu Raubnestern wurden, an der Verarmung, daß sich endlich das Gefühl für wahre Ehre verlor und dem point d'honneur Platz machte, wer an den Handgelenken des Adels das echte Gold der Vergeltung trug. Die Strafen der Kirchen fruchteten nichts, aber das Uebermaß — wie es immer geschieht — bestrafte sich selbst.

Dr. Mahlich.

Große Geister begegnen sich.

Unser Bürger's Gedichten fanden wir kürzlich eine Kleinigkeit (Ausgabe in Einem Bande S. 69), die nach dem Inhaltsverzeichniß „Meinberg am 24. Julius 17⁸⁵" entstanden ist.

An die Nymphe zu Meinberg.

Doris, Quelle, die' Dein Kryſtall ſingt ein,
Muß Empfindſamkeit den beſten Paß erleiden?
Doch nicht Gott den Hausherrn, der auch trifft,
Schuld der Herr in Schmutz und Steinen weiden?

Den Sinn des ſchwerfälligen Impromptus zu verſtehen, wurde uns nicht leicht, bis wir in den „Schriften von H. P. Sturz" (1. oder ihn Oberamt, „Geſchichte der Nationalliteratur", Bd. 4, S. 561, erſte Sammlung, Leipzig 1779, S. 195), in einem „Fragment eines verſtorbenen Hypochondriſten" folgende Stelle fanden:

„O Bedenken! Du biſt die ordentliche, wenn auch die mißhandelſte Dichter eingeſtellt, wenn die Natur nur bekleidet, nicht geputzt iſt! Du kämpfſt den Naturalen, in die reiſen gutwillen, wenn der Mensch durch alle Erdbeerle kriecht — wenn das Gebäude nur auch feſt iſt! Aber wenn der Grund wegfällt, wenn die Säulen tief in den Hauptſäulen ſitzt, wenn ein chroniſches Uebel an unſerer Lebensart nagt, hilft alsdann Hygiea den Kranken auch?"

Die Uebereinſtimmung iſt viel zu auffallend, als daß ein zufälliges Zuſammentreffen anzunehmen wäre.

Beiegentlich bemerken wir auch auffallende Uebereinſtimmung des „Fragments über die Schönheit" bei Sturz I, 222 mit einem Aufſatz in den „Rhapſodien von Ludwig Theokul Kosegarten" (Leipzig 1786), Theil I): „Ueber die moraliſche Schönheit. Eine Epiſode meiner frühern Jugend" (1784). B. S.

Anregungen.

Die franzöſiſche Kaiſerpoeſie.

Nun iſt es der Zeit da, wo wir nun laſſig genug jene Lieder wieder geſtellert werden, die auch auch ſo lange entzückten. Der kaiſerliche Adler, das „Veilchen im Graſe" als Erkennungszeichen der Bonapartiſten nach Napoleons I Rückkehr von Elba — jener Zeit doch auf in alle Pläne verlor nicht mehr im Verborgenen — Beranger's Muſe, die gefeierte, iſt in voller Auferſtehung begriffen. Börne nannte Beranger die Nachtigall mit der Adlerkralle. Wir iſt das von uns nachgeſprochen, nachgeſungen, nachgebetet worden!

Wir wollen nicht mit Freunden Beranger's Einſeitigkeit und moraliſchen Charakter angreifen, ſondern nur etwa in des trefflichen Montégut Worte den Werth ſeiner Poeſien in objectiver Weiſe zu beſtimmen — ſuchen. Es wird auch manches dabei erklärbar werden auf der bekannten Vertrauenswerthe, mit der Franzoſen völlig einverſtanden mit Napoleon III. geben — trotz Nanon!

Beranger gehört der älteren franzöſiſchen Lehrerſchule an. Am 19 Auguſt 1780 geboren, iſt er zugleich ein Kind Voltaire's und der Revolution. Das ihm vom Geſchick lange, ſchmerzliche Jahre in der Noth und dem Elend des Lebens umherwarf, ihn nie ganz — weder in ſeinen größeren Abhängigkeiten noch durch Vermögen und äußere Stellung — und der Erbitterung des Volks beraubenden ließ, hat weſentlich zu ſeinem Ruhme beigetragen. Eine gehörte Reinheit, ein künſtleriſch Halten nach geiſtreichen Wendungen, wie ſie ihm geworden in der vornehmen pariſer Geſellſchaft gekommen wären, hätten ſeine Chanſons ihres Reizes und ihres beſten Schmelzes beraubt. So blieb er immer recht Sänger, der Dichter der „armen Leute". Das Tabakrauchen in Paris, der Sonntagsſpaziergänge nach den Dörfern hinaus, Liebe und ihre Luſt und Leid, es iſt es ſelbſt es lebt, durchgefühlt, ohne es zu beſingen. In dem allen iſt wenig Schwung, wenig Idealismus. Aber viele Lieder ſind von einſchneidender, aufklingender Melodie, ſie kommen wie unſere Volkslieder dem Arbeiter, dem Studenten, der Geliebte unwillkürlich auf die Lippen. Sie ſagen nicht Neues, nicht Tiefes, weder leidenſchaftliche Klagen noch Liebeswonnen; es herrſcht zuweilen eine bedenkliche Derbheit darin für den „Gaſſenhauer" — Beranger hat ſelbſt eine Verſtändigung deſſelben verſucht; aber die Brutalität iſt der franzöſiſchen Nation ſo gut ein Angeborenes wie ihre bekannte parteiliche Betrachtung der Dinge. Beranger hat nicht das tiefe Verſtändniß der Natur und die Hingabe an ſie, wie Lafontaine's graziöſe Scherze zeigt; er iſt ein Stadtvogel, der nur zur Erholung über die nächſten Felder und dürftigen Bäume fliegt, am liebſten aber in den Straßen umherſchwirrt und auf dem Fenſtergrund einer armen Näherin zwitſchert. Niemand kann das Leben im Grunde leichter, oberflächlicher nehmen als er. Die tiefen Gewäſſer ſchienen für ihn nur da zu ſein, ſich ſelbſt darin zu betrachten und am Widerſchein ſich zu ergötzen. Viele Welt hat einige Unbezwinglichkeiten, ſharfe Kanten, an denen wir alle uns einmal „ein blaues Auge" laufen, aber der Verſtändige kommt wie Goethe doch zu dem Schluß, daß ſie unter allen möglichen die beſte iſt. Die letzten Dinge und das Jenſeits beſchäftigen das Kind Voltaire's nicht, ſie gehören den ariſtokratiſchen Geiſtern, denen, die wie Lord Byron ſich darin vergraben oder einen Abſchluß für ſie finden mit Chateaubriand und Lamartine nach Jeruſalem wallfahren.

Das Lied Beranger's iſt auf dem Pflaſter von Paris geboren; dort wird es noch manches Jahr mit gleichem Wohlgefallen von den Alten gehört und von den Lippen der Jugend gerungen werden. Dieſe lebhafte und ſchrankenloſe Beredtſamkeit findet in ihren Ohren Sociabilismus, ihre leichtſinnige, dabei von einer gewiſſen romantiſchen Sentimentalität überhauchte Auffaſſung der Liebe, ihren Ruhm und den Hohn

[illegible] Namen Frankreichs von des Kaisers, wieder Beranger selbst hat sich viel später vor uns scheint mit Unrecht, in der Zeit republikanischer Hoffnungen zu einer Rechtfertigung seiner „Verherrlichung Napoleons" herabgelassen und den kühnen Versuch gemacht, in seinem Helden den Mann von dem Kaiser zu trennen. Er täuschte das Publikum vielleicht sich selbst. Wie das „Volk" Frankreichs lieber sei den Selbstherrscher, den Mann, der Kriege und Bündnisse schließen zu Königen und Fürsten gemacht. Der Gedanken, die ihm wie seinem Gesinnungsgenossen den harten Eingriffen des Kaisers in alt herkömmliche Rechte sich aufdrängten, von geheimen Ärzten einem Schutz der Verfassung, benutzten sie so wenig, die Statue Napoleons I. zu bekränzen, als das ganze Volk, sich ihm 1815 wie am drachantischen Kometen entgegenzustürzen. Wie den meisten Anhängern des Cäsarenthums, versuchten sich ihm der Begriffe der Demokratie und der starken, kaiserlichen Centralgewalt zu einer Harmonie, die Frankreich groß und geehrt machte. Beranger hat auch hören können, wie diese Harmonie in Grevenne und Lamartine ausklingt.

Auch Goethe bewunderte diese politischen Chansons. Welche Macht sie ausübten, ist allen bekannt. Doch wird man sie weder an Wärme noch in echter, mannhafter Begeisterung mit dem Lied Arndt's oder Rückert's vergleichen dürfen. Ihr Ton ist eine Schwester wie viele, aber poetische Pfeile, zu an Zielen auf den Gegner abgeschossen werden. Auch hier wieder, im Guten wie im Bösen, französischer Witz. Indes besseren Gericht von Beranger — nur selbst seine Verehrer geben zu, daß seine Sammlung „um vielleicht hundert Lieder" zu schwer sei — erklärt uns die Liebe und Verehrung, die diesem Manne von den Parisern dargebracht wurde. Dem Fremden aber drängt sich unwillkürlich, wenn er die französische Staatsentwickelung seit 1815 betrachte, an der ja auch Beranger mitgearbeitet, die Frage nach dem Vortheil oder dem Schaden auf, den die Arme des Kampfes gegen die Restauration der Bourbons als schließliches Resultat gebracht. Das ist es! Den Bourbonen gegenüber war die Napoleonsverehrung poetisch und nur unschädlich. Anders freilich sieht es jetzt aus und die haben gewiß recht gehabt, die zu allen Zeiten an Heine's Koketterie mit den Kaiserreminiscenzen und an Gautier's Nachahmungen Beranger's und Heine's poetisch und national Rückschritte nahmen.

In der durch die Selbstbiographie und die Briefe Beranger's vermehrten zweiten Auflage der trefflichen Uebersetzung „Beranger's sämmtliche Werke, von Ludwig Seeger" (Stuttgart, Krabbe. 1859), die sich durch ihren leichten, neuen, echt volksthümlichen Ton auszeichnet, lesen wir einen Brief Benjamin Constant's an den Dichter: „Es ist mein tiefe Ueberzeugung, daß Frankreich sei" — er schreibt am 20. Januar 1820 — „und noch lange Zeit nicht frei sein wird, außer indem es diejenige Theile Freiheit, die es besitzt oder besitzen sollte, auf den gegenwärtigen Grundlagen soll begründet. Ich kann irren, aber ich habe die Ueberzeugung, daß wir uns an die constitutionelle Monarchie halten müssen. Ich glaube zu wissen, daß die alten Regierungen der Freiheit günstiger sind als die neuen." So war unter Karl X. und nicht der Schwächlein Einer rüttelte Beranger an seinem Thron. Ob er, als im December 1851, auch unter der „Sonne von Austerlitz", der er begrüßt, die neue populäre Monarchie sich zu constituiren begann, an dies Wort Constant's dachte, den er als einen „Staatsmann" halb und halb der Sache der Freiheit für verloren betrachtet? Der Gehalt der Beranger'schen Lieder ist in dieser Hinsicht kein glücklicher gewesen. Beranger hat jene Kaiserverse erhalten, die vom französischen Volke nur zu sehr im Interesse seiner Eitelkeit ausgebeutet wird. Ein Glück für die Welt, daß Napoleon III. in dieser Hinsicht dem französischen Geist, den er nur aufbeutet, voran zu sein scheint und eine Verwandtschaft mit den Ideen des Jahrhunderts hat, die trotz seiner tyrannischen Manifestationen gegen die, die seine Autorität anzweifeln, doch gegen den ganzen Rückfall in die Fahnen seines Onkels, wenigstens für heute, die nicht gar zu weise oder gar zu furchtsam sind, manche Vorsichtsmaßregel kennt.

Goethe und sein Glück.

Zwar hat Heinrich Düntzer, der bekannte Goethe-Forscher, erklärt, er würde nächstens gegen die Darstellung des Goethe'schen Lebens, die Karl Goedeke in seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" gegeben (ein besonderer Abdruck ist in dem Buche „Goethe und Schiller", zweite Auflage, Hannover, Ehlermann, 1859, erschienen), eine Reihe von Berichtigungen und Irrthumsnachweisen erscheinen lassen; indessen ist kaum anzunehmen, daß Einzelheiten den Totaleindruck verändern können, den hier von Goethe's Leben der verdienstliche Literarhistoriker und nach ihm der Leser seines Berichts empfängt.

Karl Goedeke entzieht Goethen nichts von der Huldigung, die seinem großen Genius gebührt, und verfällt nicht in die Thorheit, mit Wolfgang Menzel die ganze sittliche Grundlage Goethe's anzuzweifeln und unbedingt zu verwerfen. Seine Entwickelung ist von aller einseitigen Vergötterung frei und geht man an seiner Hand vom Wesen der Literatur und den Anforderungen, die der Literarhistoriker an den schaffenden Genius stellen muß, auf, so kann Goethe in vielem Betracht nicht bestehen, sein großes Bild schrumpft zusammen, kaum Bewunderung muß ihm oft Mitleid werden.

So vielerlei Goethe vorgenommen und getrieben hat, so sehr ihm die Himmelskunst, die ihm dann auch noch ehrwürdig achtzig Jahre schenkte, zu Hülfe kam, um seinem antiquirend verzettelten Leben den scheinbaren Charakter einer alles ergründenden Universalität aufzudrücken, der Biograph kann nicht anders als entschieden Goethe's Mittelpunktslosigkeit rügen. Goethe besaß die Gabe der gegenständlichen Auffassung und

der poetischen Repräsentation des Griechen- oder Römerthums wie selten ein Sterblicher, entbehrte aber dabei nur zu sehr des Willens und der Kraft, die einem dichterischen Genius erst die wahre Weihe geben. Hätten nicht einzelne seiner Schöpfungen so vielversprechend gewirkt, er würde allen gethan haben, um der deutschen Nation den Eindruck eines Gelegenheitsdichters, Dilettanten und Fragmentisten zu hinterlassen.

Wenn Goethe gesagt hat, es wäre nur achtzig Tage in seinem Leben glücklich gewesen, so begreift sich diese Bekenntniß nach Gerbede's Darstellung. Der scheinbar außerordentliche Reichthum seines Geistes konnte doch sein innerstes Behagen nicht fördern. Denn er nahm nur, was er zufällig fand, oder das, was er suchte, war zuletzt kaum des Findens werth, und eben, weil er dann fühlte, daß die Welt doch anderes von ihm gefunden wünschte als eine Theorie der Farben oder die Urpflanze, an der niemand glauben wollte, so erfand er zwar für sich und für weimarische Enthusiasten den Satz, daß man vor jeder andern Sache, die man an sich zu cultiviren hatte, erst den Menschen bilden müsse, es war dies aber nur ein scheinbar sehr edles Wort, das bald zum Sophisma wurde, mit dem sich die Leere der höhern Impressionsität und das vollkommene Bewußtsein darüber vergebens täuschte. Oft ist der Eindruck wahrhaft klaglich, zu sehen, wie Goethe sich auf völliger Dürre, wie der Arzt am trockenem Sande befand. In solcher Noth aller mangelnden innern Impulse überliefert er Voltaire oder fremdirte Hexameter über den Achill post Homerum.

Und bei all dem Unbehagen, daß eine natürliche Folge so geringen Wuchers mit einem großen Pfunde sein mußte, noch weiter dies unendliche Glück, daß sich Goethe mit dieser Armuth bei so viel Reichthum nicht vor aller Welt täglich zu compromittiren brauchte! Man überlege nur einmal Goethe's Schaffen in die Bedingungen, unter denen Schiller schuf und unter denen die großen Dichter Griechenlands, der französischen classischen Zeit und Englands schaffen mußten und die in noch härterem Maße die Bedingungen der modernen Literatur sind! Keime mit der Zeit gereiftesten Werke entstehen wie durch Alluvion in Zwischenräumen von oft zwanzig Jahren! Nichts zwang ihn, einen unvollendeten „Faust" oder „Egmont" in den Wettkampf bei den Panathenäen oder an die Pforten eines Tempels zu geben, wie seinen Homeros er leben mußte. Kein Richelieu oder Ludwig XIV. gebot ihm für einen Festtag eine Schöpfung, die ein Jahrzehnt hochhafter Arbeit überflügeln mußte und dem Urtheil einer tausendfachen Menge sich preisgab. Keine „Iphigenia" schreibt er dreimal um, nachdem sie schon in ihrer ersten Gestalt auf einer Dilettantenbühne gegeben ist. Seinen „Tasso", vielleicht da schon so fertig, wie Schiller und die auf den Erwerb durch ihre Feder angewiesene Production ihn hätte in die Welt müssen hinausgehen lassen, erklärt er für „zu nichts nütze" und arbeitet ihn nochmals um. Die glückliche Sicherstellung gegen jeden äußern Zwang zur Production bewahrt ihn, etwas Unvollkommenes in die Welt zu setzen, einem „Alpenor" z. B. die letzten drei Acte schnell und unvollkommen anzuschmieden, damit nur ein Stück da ist, auf das die Kampfrichter Griechenlands mit dem Lorber oder die Kinder eines verheiratheten mehrmals armen Poeten warten. Das dann allerdings später auch eintretende erschütternde ganze oder halbe Durchfallen seiner Stücke „Großcophta", „Bürgergeneral", „Natürliche Tochter", seiner Uebersetzungen u. dergl. wirkt ihm bei den Lebensbedingungen, unter denen er steht, auf seinem geselligen gröberen Theater in Weimar, niemals in dem Grade in der öffentlichen Meinung zurück, wie ihm das auch schon zu jener Zeit in Berlin, Wien, Hamburg als einem ganz auf sich selbst angewiesenen Autor würde begegnet sein. Noch jetzt, literarhistorisch gefaßt, bleibt die Periode seiner größten Sterilität im Schaffen immer noch bedeutungsvoll als Moment der mangelnden weimarischen Epoche und ganze Bände der Sammlung seiner Werke, die außer Philologen niemand mehr liest, registrirt die Analyse der Literaturgeschichte als die Zeit der „classischen Idealität" und der „antiken Formengebungen ein". Man kann Gerbede seinerseits, der selbst auf die Formengebung in der Dichtung ein entscheidendes Gewicht legt, nur die vollste Anerkennung dafür spenden, daß er, soweit offen heraus wie zwischen den Zeilen, über die breite Nichtigkeit ganzer Stücke im Goethe'schen Leben und Schaffen den Stab gebrochen hat.

Lüge und Wahrheit.

Eine vortreffliche Schule für die Bildung des Urtheils ist die gegenwärtige Weltlage. Der eine heißt ein „Vaterlandsverräther", während er dem andern ein „wahrer Patriot" erscheint. Cavaignac wird in der Lamartine ein ausgezeichneter Schüler Robespierre's genannt, während er gestern des Tirone nur Robespierre's Kammerdiener, ein Höfling und strategischer Ignorant ist. Garibaldi ist ein Räuberhauptmann, ersäuft wie Samiel im „Freischütz", während die, die ihn besuchen, einen untersetzten, breitschultrigen Schützenkapitän mit einfachen, kraftseligen Manieren finden. In die Kaiser und Könige geben sich gegenseitig alle Haupttugenden, die sonst nur in den Köpfen verbesserlicher Revolutionäre spuken. Kurz, die Zeit ist herrlich angethan, allen zu glauben, nur nichts mehr, was gedruckt verkündet wird.

Glosse.

Die gewöhnlichste und leichteste Art, sich die Verschämung und Verlegenheit über sein Ungeschick zu ersparen, ist die, die Miene der Kälte und des Hochmuths anzunehmen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 43. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Verona. Von F. Lampert. — Machiavelli. Von Karl Frenzel. I. — Ueber den Einfluß der Bildung auf den leiblichen und Racentypus. Von Julius Frauenstädt. — Die Herren der Lombardei. — Die Veroneser. — Aus meinem Tagebuch. Von Friedrich Spielhagen.

Verona.

Von Friedrich Lampert.

Ueber die Brücke della Pietra, die schönste der vier innerhalb Veronas die Etsch überspannenden Brücken, über die einst schon Dietrich von Bern vom Burgberg herab in die Stadt geritten, stieg ich hinauf durch das Lorber- und Cypressengebüsch, das dort das alte Kastell San Pietro umgrünt, zum Garten Giusti, der schönsten Gartenanlage einem, an denen das Land jenseits der Alpen so reich ist.

Was man sich von der italienischen Pflanzen- und Blumenwelt träumt, umblüht und umduftet uns hier in üppigster Wirklichkeit. Von den Mauern hängen in langen Guirlanden Ranken an Ranken, Schlingungen von wildem Wein und prachtvollem Epheu, Lorber- und Akazienbeeten, Oleander- und Granatbüsche, Orangen und Citronen und vor allem die mächtigen, großen Cypressen, die vielleicht unsere Großväter noch als Kinder gepflanzt haben und die nach Jahrhunderten zählen. Oben auf der höchsten der am Berg sich hinaufziehenden Terrassen vergißt man über das reizende Garten- über dem Landschaftsbild, das in weitem, ausgedehntem Rahmen vor uns ausgestellt ist.

Wie lange, wie magisch gefesselt habe ich in's Land hineingeschaut! Tief unten und am nächsten Veronas Häusermeer, die alte Stadt mit dem wunderbaren Gemisch von Alterthum, Mittelalter und Gegenwart, das sie in Straßen und Gebäuden zur Schau trägt, mit dem zauberischen Reiz eines sich dicht überall an sie heran- und in sie hineindrängenden Natur; über die Stadt hinweg die weite lombardische Ebene, im Süden die Berge von Modena — im Westen, nach der Richtung hin, wo Julia's Auge ihrem verbannten Romeo folgte, Mantua, die Kuppelthürme von Santa Lucia, San Massimo, Sommacampagna, Custozza, das Schlachtfeld, auf dem so heiß und ritterlich gekämpft wurde — im Norden, nach Peschiera hin, die schneebedeckten Riesen der Alpen. Ich war vor zum Laden, als ich viele Namen vor mir nennen hörte, als ich hier vom Garten Giusti aus sah. Hatten wir damals denken können, daß aber jene Hügelreihe, bis zu welcher wieder sechs Jahre unser Karl Albert vorgedrungen war, so bald wieder Piemonts Fahnen auftauchen könnten! Ja, es ist wilde Lenken und Gewalten gekommen!

Aber noch bist du das alte Verona! Noch liegst du so trotzig und herausfordernd da wie damals, als der Heldengreis unter deinen Mauern seine Scharen sammelte und sie zu neuem Kampf- und unwiderstehlichem Siege verführte. Solange Oesterreichs Adler noch auf Veronas Mauern horstet, solange sind seine Schwingen nicht gebrochen und gerade hier werden sie des andern

Nero's zu ermatten begannen. In Verona und seiner furchtbaren Befestigung liegt der Schwerpunkt der Lombardei; dort ist entweder das Ende oder der Anfang der Herrschaft über sie; nur wer Meister dieses Festungsgürtels geworden, mag wol die seine nennen. Diesen aber zu gewinnen, eine Armee, die sich in beliebig großer Anzahl im Schutze dieser mauerig, die Stadt im weiteren und engeren Ring umgebenden Forts sammeln kann, aus ihm zu vertreiben, ist kein leichtes Ding. Freilich, lockend und ein imposantes Schauspiel wäre es, wenn der neue Cäsar, der siegreiche Imperator, der lorbeerumkränzte Napoleonide, seinen Triumphzug auf der hochhin der 45 Stufenreihen der gewaltigen Arena, des hochberühmten Amphitheaters der Kaiser Roms, errichtete und seine Legionen den ungeheuren Raum erfüllten, ihm die Siegeshuldigung zu bringen! Das wäre wol noch mehr werth als eine neue Pendemelaune. Oder würde es ihn doch anfassen wie eine ernste Mahnung irdischer Vergänglichkeit? Hier an dieser Stelle alter Macht, vergangener Macht und nun erschütternder Oede, schauriger Verlassenheit?

Kolossal und majestätisch, so mächtig und in unerreichbarer Größe sich abhebend von den ihn umgebenden Schöpfungen einer spätern Zeit, so unverstanden, seiner Bestimmung beraubt, auf ein so ganz anderes gewordenes Geschlecht herabsehend, steht der Riesenbau des Amphitheaters vor uns. Allein, die Schatten einer großen Vergangenheit an sich vorüberziehen lassend, auf dieser Stätte längst erstorbenen Lebens herumzuwandeln, aus den untern Räumen, den äußern Kerkern der hier geopferten Menschen und Thiere, die breiten, gewaltig gewölbten Stufen hinauf zum höchsten Umgang und seinem freien, ungehemmten Blick über die Stadt und ihr Land zu steigen, hier den Aufbruch der Nacht, den vollen Schein des Mondes auf dies große Leichenbild der alten Zeit abzuwarten — es hat etwas unbeschreiblich Eindrucksvolles.

Von einem Theile findet sich leicht der Weg zu den andern: vom Amphitheater geht man am besten zum Campo Santo, dem Cimiterio, dem Leichenfeld der Gegenwart. Der Friedhof von Verona gehört zu den eigenthümlichsten und ergreifendsten Kirchhofsbildern, die ich kenne. Ein langer Gang von Cypressen und Trauerweiden führt zu seinen vier großen eisernen Thoren. Man tritt in ein ungeheures Viereck ein, das eine dorische Säulenhalle umzieht. An jeder Ecke erheben sich hohe Kuppeln, unter welchen Altäre sich befinden; den Thoren gegenüber baut sich die große, in prachtvollem Stil gehaltene Grabeskirche auf, deren Portal die Inschrift „Pius lacrymas“ trägt. In den Arcaden sind die eigentlichen Gräfte; in goldenen Buchstaben sind auf den weißen Marmorplatten Namen auf Namen zu lesen, für uns so gleichgültig, für die, die sie da hingeschrieben haben, ein Gegenstand ihres schmerzlichen Gedenkens. Auf dem von der Säulenhalle umschlossenen Raume, einem öden Grasplatze, reihen sich Gräber an Gräber, ohne Kränze, ohne jeglichen Blumenschmuck. Nicht eine Blume in dem ganzen weiten Todtenfeld, nur die nackte, fahle Erde. Von dem Verlöschungsdrang, der auf den Blumenhügeln des frankfurter Friedhofs, selbst um die Marmordenkmale des Père-Lachaise weht, ist hier nichts zu verspüren; da tritt einem der Tod in seinem ganzen starren, unerbittlichen, strengen Ernste entgegen; es liegt eine Erhabenheit einziger Art auf diesen Räumen, aber eine, die uns mit Schauer erfüllt. Und dieses Gefühl kann man selbst nicht beim Eintritt in die Kirche los werden; das Halbdunkel, welches die weihrauchdurchduftenen Hallen umhüllt, die wenigen Kerzen, welche auf dem Altar brennen, die Mönche in der dunkeln Ordenstracht, die trauernden Frauen, die hier und dort knieen — das wirkt fast beängstigend und treibt uns wieder hinaus an den frischen Sonnenschein, der eben in den letzten Gluten die hohen Cypressenwipfel umflammt.

Noch schöner aber spiegelt er sich in den klaren, rasch dahineilenden Fluten der Etsch, an deren Ufer uns der Weg vom Cimiterio aus zurückführt. Munter und fröhlich, schon viel gewandert, kommt sie, die schöne Etsch, aus ihren tiroler Bergen hergezogen; von fern sieht man sie noch in ihr heraufschauen, die ihr die Jugend geschirmt haben; durch die veroneser Klause hat sie das Gebiet der Stadt betreten, die sie nun in einem solchen Bogen durchschneidet, daß sie fast ihr größte Hälfte in diese Biegung hineinnimmt. Altertümliche, mit ihren Holzaltanen über dem Flusse hängende Häuser haben mich an einigen Stellen an das heimatliche Nürnberg erinnert; überhaupt mahnt in Verona vieles an unsere mittelalterlichen deutschen Städte. Sein Aeußeres paßt wohl zu der Rolle, die es als das hochgefeierte Born im Heldenliede spielt. Auf der Piazza dei Signori namentlich, dem Rathhausplatze, tritt uns ein wunderlich abgeschlossenes,

unverletzt und ungemischt erhaltenes Volk mit mittelalterlichen Volkslieder entgegen. Malerische Häuser und Paläste, unter denen das Rathhaus das anziehendste und sinnigste bedeutende ist, umschließen den marmorgepflasterten Platz; Arkaden umlaufen ihn: das vaterländische Leben hat auch jetzt noch in ihm seinen Mittelpunkt; er ist der Marktplatz Veronas.

In der Nähe der Piazza dei Signori steht in engem Straßenraume eine sinnliche originelle Denkmalgruppe, die der Scaliger, der Familie, welche länger als ein Jahrhundert (1262—1387) an der Spitze der Republik Verona stand. Alle fünf Monumente überragt das des Can Signorio, das er sich selbst gesetzt hat, in vier Abtheilungen steigt es auf und trägt oben das weithinschauende Reiterbild des Siegers.

Diese Denkmäler sind eine bedeutsame Erinnerung, die man aus Verona mitnehmen muß; die Anknüpfungspunkte einer andern noch, einer vergleichen, aufzusuchen, wird wol auch niemand versäumen. Und so lenkt denn eure Schritte auch in den alten Klostergarten des heiligen Fermo hinaus und laßt euch den Sarkophag aus rothem Marmor zeigen, den man den Sarg Julia's nennt: ob er es wirklich ist, dafür kann ich nicht einstehen; aber das dürft ihr glauben, daß alte, verfallende Haus da in der Straße Capelletti, über dessen Thor heute noch der Hut der Capuletti zu sehen ist, ist wirklich der schönen, unglücklichen Julia älterliches Haus: es ist ein Wirthshaus geworden und in dem Saale, in dem bei jenem Nachtfest Romeo zum ersten mal die Geliebte sah, tanzen nun ganz andere Leute ihre Walzer.

Noch einmal durchwandern wir die alten Straßen und Plätze, um noch drei der bedeutendsten Kirchen Veronas zu sehen: den Dom, San-Zeno und Santa-Anastasia. In edlen Verhältnissen zeichnet sich die unsere, eine leichte schöne Basilika, aus; seine, die Kolonnen entlang auch die dritte, allein am großartigsten und imponirendsten erhebt sich der Dom auf der Spitze der Halbinsel, welche die Etsch vor ihm bildet. Durch ein prächtiges Portal tritt man in das reiche Innere: werthvolle Gemälde schmücken Wände und Altäre, namentlich ein Meisterwerk Tizian's, eine Himmelfahrt Mariä, fesselt das Auge. Die Fenster des Portals zeigen Bildwerke, Bilder aus der deutschen Heldensage: Karl's des Großen Paladine, Oliver und Roland mit seinem guten Schwert Durandarte, treten vor allen scharf hervor; sie halten Wache an Veronas Dom.

Machiavelli.

Von Karl Frenzel.

I

„Italien wird sich allein helfen" rief vor mehr als fünfzig Jahren König Albert, als er den Krieg gegen Oesterreich begann.

Er rief's in allem gewissen Siegesbewußtsein, im Vertrauen auf die Widerstandsfähigkeit und die Vaterlandsliebe der Italiener, die für um der Einheit des Ganzen willen die alten Streitigkeiten und Feindschaften der Stämme und Städte vergessen lassen würde.

Wie er sich täuschte, weiß jetzt jeder. Er weiß, daß an den Lombarden von 1848 Italien's Heer von seinen Alexandrinern wahr wurde: „daß nicht bis an die Mitte des November Gefege gelten, die im Oktober gegeben." Das ist eben das Verhängniß Italiens, daß der von den einzelnen, den Gebildeten lebhaft gefühlten Nothwendigkeit der Einheit die ganze, geschichtliche Entwickelung des Landes, jedes Denkmal, jeder Stein in den Staaten widerstrebt. Im Rausche des Siegs und des Glücks mag Verona seiner alten Freiheit, Venedig seiner Macht und Herrlichkeit vergessen und dem einziehenden „Befreier" Blumen auf den Weg streuen, obgleich sich der noch nicht bezwungene Municipalgeist dagegen, der, erschütterter als die heutigen Schwärmereien, mit den Hohenstaufen einen siegreichen Kampf gerungen.

Wie die Mitwelt, schon vor Jahrhunderten Jahren leidenschaftlich das Problem der Einheit Italiens bewegt, nach politischem Mittel gesuchten Menschen, den vielen Völkern hervorgebracht, jenen vielgenannten und vielgescholtenen Niccolò Machiavelli, der eben darum ein Räthsel ist und ein Irrgezeichen auf seinem Grabstein hat, weil er sein Leben und Denken an jenes Problem setzte, ihm unlösbar — und uns unlösbar — denn wenn auch alle Erinnerungen verloschen wären, alle ererbten Herren sich gerettet hätten, „und eine einzige, große Macht sich in diesem Lande erheben wollte, würde die Kirche es nicht dulden und die Fremden zu ihrer Hülfe rufen". Weil Italien sich nicht allein helfen kann, werden seine Völker und Fürsten, heute die Sieger, morgen die Besiegten, die „Barbaren" von den Alpen rufen: es gibt kein Land Europas, welches ihrer

seine Herren und doch niemals das Wesen dieser Herrschaft gewechselt hätte.

Diese Gegensätze durchziehen die Schriften und das Dasein Machiavelli's. Sie haben ihn, so weder er noch seine Vaterstadt Florenz sie bewältigen konnte, da es für ihn, der nur ein Ideal der Macht, wie eines der wahren und echten Menschlichkeit gekannt, keine Zuflucht aus dem Irrsal des Lebens gab als nur den Staat, moralisch gerüstet. Wenn man die Bilder und Statuen dieses Mannes betrachtet, glaubt man die Ahnung eines solchen tragischen Lebens auf diesem ernsten, olivenfarbigen, bei aller Schärfe des Blicks und der Züge doch leidenden Gesicht zu lesen; Lippen und Augen kennen den Ernst des Lebens, vielleicht allzu gut, aber der Ernst der Stirn, der finstere Schatten um den Mund scheinen sie Lügen zu strafen — eine Mischung von Sinnlichkeit und grübelndem Gedanken; man denkt an das Abendmahl Bellazzi's und die geniale, in Flammen schreibende Hand. So das Antlitz, so auch das Leben. In einem langen, staatsmännisch vertraulichen Briefe an Francesco Guicciardini hat er das Elend Italiens beklagt, die Mittel auseinandergelegt, die es vielleicht noch retten könnten — und gewiß, es war in der letzten Stunde und jenes Unwetter, das Rom zerstören sollte, hing schon an den Alpen — und schließt, unerwartet freilich, aber bezeichnend für sein Wesen: „Du aber, Freund Francesco, thue Dein Möglichstes für die Sängerin Barbera, die nach Modena kommt; denn wahrlich, sie beschäftigt mich viel mehr als der Kaiser!" Was in glücklicheren Zeiten zu einer idealen und harmonischen Einheit sich zusammenschließen, die Liebe zu den Künsten, ein heiterer Lebensgenuß und großartiges Wirken im Staat und auf dem Schlachtfeld, diese Einheit, welche Perikles und Cäsar in klassischer, Friedrich II. in barocker, fehlt den Männern der italienischen Renaissance. Alle lieben die Poesie, die Sculptur, Raffael und Julius's Bilder; aber diese Theilnahme bleibt eine äußerliche, sie gewinnt nicht ihr hartes, unmenschlich gegen den Leib der Freunde stahlumpanzertes Herz, sie veredelt sie nicht. Menschen wie Cesare Borgia oder der Marchese Pescara haben nur den Schein des Heldenhaften, kühne, verschlagene, gleißnerische Recken sind's, die in der Noth mit dem Schwerte dreinschlagen, lieber aber mit Ränken und Anschlägen, mit Gift und Verrath ihre Pläne ausführen; Charakterzüge, die in der Natur des italienischen Stammes begründet liegen und die im Gegensatz zu der rohen Kraft der deutschen „Barbaren" sich so weit ausgebildet haben, daß sie selbst in der an sich edlen und hochherzigen Seele Julius' II. Wurzel fassen konnten. Und, wie sie, ist auch ihr Denker und Deuter, der die unausgesprochenen Gedanken dieses Geschlechts aufzeichnet und seinen Gestalten für die „irdische Komödie" die symbolische Bedeutung verliehen hat, die Dante seinen Zeitgenossen für die „göttliche" gab, in ähnlichem Zwiespalt befangen. Dante ahnte noch eine dichterische, beglückte Welt, er fand sein Italien sicher geborgen unter dem Flügel des kaiserlichen Adlers, denn ihm ist die Menschheit ein Höheres als sein Volk; Machiavelli sieht den Faden zerrissen, der einst das Ideal und die Wirklichkeit verband — „viele", sagt er mit bitterm Spott, „haben sich darin gefallen, Republiken zu schildern, wie sie sein sollten; ich schildere nur, wie sie sind." In dieser wirklich „götterlosen" Welt hegt er allein die ideale Hoffnung, Italien von den Fremden zu befreien, zu einigen — aber sein Held wird nicht mehr wie der Dante's unter den Seligen sitzen, er sucht ihn in den „Bulgen" der Hölle, für ein entartetes Geschlecht einen Tyrannen, sucht und findet ihn in Cesare Borgia. Nicht ohne eigenes Erstaunen, als er im October 1502 zu Imola mit dem gefürchteten Herzog gerade „in seiner Sinnen Maienblüte" zusammentraf.

Weder durch Wort noch That hatte sich bis dahin Niccolo Machiavelli trotz seiner dreiundvierzig Jahre bemerklich gemacht. Seine Jugend ist wie die aller Florentiner der höhern Stände damals im Studium des Alterthums, der lateinischen Sprache verflossen. Es sind die letzten, glücklichen Tage der hochberühmten Stadt, wo Lorenzo de' Medici herrscht und dichtet, in seinen Gärten von seinen antiken Statuen in Bewunderung hingerissen den jungen Michel Angelo sieht, in seinen Sälen der Verse Pulci's, die platonische Weisheit seiner gelehrten Freunde hört, in den Schiffen der Kirchen wunderbar prächtige Mysterien aufführt. Frieden beruhigt und beglückt Italien, alles reift, scheinbar wenigstens, zur gedeihlichen Entwickelung. In solchem Lichte wird Machiavelli groß. Sein Geschlecht gehörte zu den ältesten Toskanas und stieg bis zu den ehemaligen kaiserlichen Markgrafen dieser Landschaft auf. Fast zweihundert Jahre hatten seine beiden Männer im Rath der Stadt, unter den Gonfalonieren gesessen, es zählte in dieser langen Reihe 53 Prioren und 13 Bannerträger der „Gerech-

tigkeit". Nur die frühern, großen Väter des Geschlechts hatte Bernardo Machiavelli, Niccolò's Vater, nicht in dem gleichen Maße wie diesen Ruhm geehrt, doch war sein Haus ein angesehenes, befreundet mit den Medici, voll alten, erblichen Hasses gegen die Pazzi, von Kunst und Wissenschaft geschmückt. Denn Bernardo war ein Rechtsgelehrter und seine Gattin, Bartolommea Nelli, galt selbst in jener sangesfrohen Zeit für eine vortreffliche Dichterin. Im Gegensatz zu dem prächtigen, genußreichen Leben, das Lorenzo auf seinen Villen führt, den einsamen, verlassenen Vorstädten des Carnevals und des heiligen Johannes des Täufers vertrauern die Tage eines florentinischen Bürgers in einer gewissen Stille und Einförmigkeit, seine schwarzen Gewänder und Kappen bezeichnen den ernsten Grundton seiner Stimmung: es sind alles nachdenkliche, berechnende, mäßige Kaufleute, ohne einen allgemeinen, mächtigen Aufschwung, im kleinen an Karthago erinnernd und gleicher Verzweiflung fähig, aber nicht jenes fröhlichen Muthes, der Schlachten von Marathon und Salamis gewann. Dieser Zug des Knappen, Beschränkten zieht sich auch durch Machiavelli's häusliches Leben wie ein Erbtheil des Vaters; er ist genau, er rechnet beständig und hat doch im Verkehr mit Fürsten und großen Herren eine Vorliebe für Glanz und Pracht gewonnen, die ihn um so schmerzlicher peinigt, je weniger er sie befriedigen kann. Obgleich das Haus im Viertel Oltrarno in der Straße der Guicciardini mit dem Wappen des Geschlechtes — einem silbernen Arm mit drei schwarzen Nägeln im blauen Feld — noch steht, in dem Niccolò am 3. Mai 1469 geboren ward, und doch alle Spuren seiner Kindheit und Erziehung verschwunden, gleichsam als hätte ihn die Nachwelt nur in der Stellung erblicken, die ihm seine Meisterhand gesetzt seinem Ruhm auszumachen — als Geheimschreiber der florentinischen Republik.

In demselben verhängnißvollen Jahre 1494, wo König Karl VIII von Frankreich die rohen „Barbaren" durch die Alpenpässe nach Italien hinabführte, trat der jugendliche Machiavelli in die Staatsgeschäfte als Gehülfe des Kanzlers Marcello Virgilio Adriani ein, eines ebenso gelehrten Kenners der lateinischen und griechischen Sprache als ehrenwerthen und angesehenen Bürgers. Von diesem lehrer, behauptete dann später Paul Jovius mit höhnischer Uebertreibung, hätte Machiavelli all die Sitten und Beispiele aus den alten Schriftstellern erlernen, mit denen er seine Schriften geschmückt; gewiß ist nur, daß unter solcher Leitung das angeborene politische Talent des jungen Mannes rasch zur Reife gedieh und zur Anerkennung gelangte. Im Jahre 1498 übertrug ihm der Beschluß des Großen Rathes vom 19. Juni die zweite Kanzlerstelle und schon im folgenden Monat das Amt eines Secretärs der Zehn. Die zehn Männer „der Freiheit und des Friedens" sind die eigentlich ausführende Behörde der Republik; sie leiten die Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten, ernennen die Gesandten und die Commissarien, welche die Republik in ihren Soldtruppen schickt. Kaum war Machiavelli's Los geworfen, wirft ihn eine Umwälzung in der Staatsverwaltung auch äußerlich aus diesem Lebenskreise, gierig bleibt er immer darin befangen. Darum schreibt er in tiefster Selbsterkenntniß einmal aus dem Elend seiner Verbannung an Francesco Vettori: „So hat es das Geschick nun einmal gewollt, daß ich weder von der Seidenbereitung noch von der Wollkämmerei, weder von Gewinnen noch von Verlusten zu reden weiß, ich verstehe nur eins: die Politik, darüber muß ich reden oder schweigen." Leidenschaftliche Gesandtschaften, die er in den vierzehn Jahren seiner Amtsverwaltung nach den Städten Italiens, zu den Baronen der Romagna, nach Frankreich, zum Papst Julius II und dem Kaiser Maximilian I unternommen, haben seine Einsicht in alle damalige Verhältnisse wunderbar geschärft, seine Neigung für diese Dinge und Fragen fast zur Leidenschaft erhoben, andererseits ihm das Bewußtsein des Rechts und der Tugend, den Glauben an die angeborene Würde der Menschen, so sein eigenes Selbstgefühl gerauht. Ihm ist nichts heilig geblieben als der Erfolg und die Erinnerung an Rom. Was heute geschieht, läßt ihn kalt, beobachtenden Blicks, in unerschütterlicher Ruhe. Die Revolutionen seiner Vaterstadt erzählt er mit derselben Kühle und Ueberlegenheit wie Poggio's Verbrechen oder die ruhmlichen Thaten Scipio's. Wir beifügen einen Brief von ihm, noch aus seiner Jugend, 1498 geschrieben, als der heftigste bürgerliche Zwiespalt Florenz zerriß. Die Ankunft der Franzosen hatte 1494 das Volk von Florenz zum Aufstand gegen die Medici entflammt, Piero de' Medici war mit seinen Brüdern vertrieben worden. Doch blieb seine Partei, mächtige, reiche Geschlechter, alle des Gedankens voll, die Medici wieder zurückzurufen. Gegen sie und die Sittenlosigkeit, die, von ihnen ausgehend,

der ächte, republikaniſche Gediegenheit und Tugend untergraben, erhob ſich der Dominicaner Hieronymus Savonarola, voll glühendſter Vaterlandsliebe, heiligſten Strebens, alles in allem freilich ein verfehlter Held. Mehr als die Hälfte der Bürgerſchaft hing ihm an; ſie trugen wol auf ſeine Ermahnungen alle profanen Bilder, die Bücher des Boccaccio, ihre ſeidenen und brocatenen Gewänder auf einen großen Scheiterhaufen, fortan ein neues Leben in Mäßigkeit und Zucht zu beginnen. In dieſer allgemeinen Unruhe und Bewegung der Geiſter verharrt nur Machiavelli in ſeiner unnahbaren, beobachtenden Stellung, ſelber ungerührt von dem heldenmüthigen Kampfe einer heroiſchen Natur mit dem Geſchick und den Menſchen. In der ſchärfſten und ſchonungsloſeſten Weiſe berichtet er in jenem Briefe das Verfahren des Mönchs, ſeine Predigten; der begeiſterte Seher, für den er ihn ſelbſt ſpäter erklären wird, ſinkt beinahe zu einem Betrüger aus den Novellen des Boccaccio herab. Derſelbe überlegene Verſtand, der Machiavelli in der Theorie zu einem unerbittlichen Richter der Dinge und Menſchen macht, äußert ſich in ſeinen Handlungen in der Theilnahmloſigkeit, der Zurückhaltung von jedem Ungeſtümen und Muthigen; ſeinen Schriften wie ſeinem Leben fehlt ein großes Herz.

Darum konnte er auch in jener vielbewegten und reichhaltigen Zeit durch ſeine praktiſche Thätigkeit nicht zu einer hervorragenden Bedeutung kommen. Von den Geſchichtſchreibern nur wie im Vorübergehen genannt, hat er niemals eine große Angelegenheit entſchieden, wie thätig in die Wandelungen Italiens und ſeiner Vaterſtadt eingegriffen, ſeiner Regierung — und auch das muß geſagt werden — über die Stunde ihres Verfalls hinaus die Treue bewahrt. Sonſt in den Geſchäften, die ihm anvertraut werden, von muſterhafter Pünktlichkeit und Klugheit, beſchränkt er ſich faſt überall die zweite Rolle zu ſpielen; ſein geringes Vermögen, ſeine doch immer hin untergeordnete Stellung verbieten ihm, an den Höfen der Kaiſer und Könige als Geſandter der Republik aufzutreten. Inmitten eines Weltkampfes bleibt er in den eigentlichen letzten Principien, die ihn bewegen und zu Ende führen, fremd. Während er jeden Verrath, jedes kleine Gefecht, welche die Barone der Romagna ſich gegenſeitig ſpinnen und liefern, aufmerkſam verfolgt und von einer Soldnerſchar, von „ſchwarzen Banden", die Giovanni de' Medici ſammelt, die Befreiung Italiens träumt, entziehen ſich ſeinem Blick faſt vollſtändig die weltbewegenden Angelegenheiten, die deutſche Reformation, die Umwandlung des Katholicismus, die Univerſalmonarchie, an der das Haus Habsburg baut. Eine Ahnung der letztern ergreift ihn wol bei der Nachricht der Schlacht von Pavia, wenn er im Ausgang ſeines Lebens die „Barbaren" in furchtbarſter Größe an Kleeren; verüber gen Rom ziehen ſieht, die heilige Stadt im erſten Anlauf zu erobern und zu plündern. Doch ausſchließlich beſchäftigen ihn in ſeinen Depeſchen — Muſterſtücken diplomatiſcher Feinheit und Einſicht — die nächſtliegenden Intereſſen, nicht wenig ſeine eigenen. Wunderlich lieſt ſich da zwiſchen den Beſprechungen mit Ludwig XII. von Frankreich oder Cäſare Borgia die beſtändig wiederkehrende Bitte um Geld — „ich erhalte täglich nur vier Livres und Francesco della Caſa, mein Geſährte, acht; doch brauche ich ebenſo viel wie er, darum, erlauchte Herren, geht mir dieſelbe Theilung oder ruft mich heim." Ein anderes mal iſt er in noch größerer Verlegenheit zu Mantua. „Von funfzig Dukaten, die Ihr mir gegeben, bleiben mir nur noch acht; das iſt alles, was ich habe; ſchickt mir doch für zwei oder drei Monate das nöthige Geld!" Dabeilegt er wol eine genaue Rechnung all ſeiner Ausgaben — elf Dukaten für einen Sammtmantel, zehn für einen Regenmantel. Ein dürftiges, haushälteriſches Leben, das er führen muß, und durchaus von dem Glanz entfernt, mit dem die venetianiſchen Nobili auftreten. Nur ſelten mag in dieſen raſtloſen, aufreibenden Reiſen und Geſchäften, in Angelegenheiten, die den Tag brachte und wieder zerſtörte, ein ueberraſchender, umfaſſender Gedanke in ihm aufgetaucht, ihm die Muße geworden ſein, ihn zu verfolgen und auszubilden. Der Schriftſteller Machiavelli iſt von dem praktiſchen Staatsmann durch eine tiefe Kluft geſchieden, ſodaß die Handlungen und Erkenntniß ſeines erſten Lebens gleichſam nur als der rohe Marmorblock erſcheinen, aus dem im Verlauf des zweiten ſeine mächtige Hand ihre Kunſtwerke geformt. Es gibt in dieſen 21 Legationen nur einen einzigen Punkt, an dem ſichtbar das Ideal des „neuen Fürſten" und wie eine ſchützende und bekränzende Göttin über ihm die Einheit Italiens ſich zeigt — ein Bild, in jedem einzelnen Zug, ſelbſt noch in ſeinen Farbentönen unſ erhalten.

Es iſt im alten Schloſſe von Imola, einer kleinen, edig und weit ausgebauten Stadt in der Romagna am Santerno, in der Ebene gelegen,

von Weinrebenhügeln umkränzt, den Blick auf den Höhenzug der Apenninen gerichtet — am 7. October 1502, es geht gegen den Abend. In dem gewölbten Zimmer sitzen sich zwei Männer gegenüber, beide etwa im gleichen Alter: der eine im Hausrock, mit vollem, von vielen Blutchen und kleinen Warzen bedecktem Gesicht, unruhig in der Wärme des Gespräches, gleichsam um die Hand zu beschäftigen, mit dem Griff des Dolches in seinem Gürtel spielend, wenn er aufsteht eine gebietende, kriegerische Gestalt, der man, wenig Sinn für das Tagleben und den Tag der Schlacht, den Muth und das Adrliche ansieht, das ist Cesare Borgia, der Sohn des Papstes Alexander's VI und Herzog von Urbino, den schon damals der Leichtsinn des Frauenmordes und der Liebe in seiner Schwester Lucretia anklagten; ein Mann, wie gejagt, aus Dante's „Hölle". Der andere im schwarzen Amtskleide, mit schmaler, weißer Halskrause, welche den leidenden Zug in seinem Gesicht noch mehr hervorhebt, ist Machiavelli, beide in der schwierigsten, gefährlichsten Lage, in der Nähe je zwei Menschen begegnen konnten, beide in einer Löwenhöhle. Mit Hülfe der Orsini und des Feldhauptmanns Vitellozzo, von es in Folge genommen, hatte Cesare Borgia die Romagna und das Herzogthum Urbino erobert, Anschläge auf Florenz gemacht, die nur die Tapferkeit der Florentiner verhindert; sich für dies Mißgeschick zu entschädigen, war es gegen Perugia gezogen, als die Orsini und Vitellozzo von ihm abfielen, das Volk von Urbino gegen ihn empörten, alle seine Soldner zum Aufstand und Verlassen seines Dienstes bewegen; mit hundert Fahnen liegt er nun, eingeschlossen von Feinden und der Empörung umtobt, im Schloß zu Imola. Die Aufständischen haben die Republik von Florenz eingeladen, sich mit ihnen zum Austreiben „dieses Fremdlings von Italien", wie sie den Herzog nennen, zu verbinden; die Signorie geht es indessen vor, neutral zu bleiben und ihn zu beobachten. Dieser „Beobachter" ist Machiavelli; er bringt dem Herzog den Antrag seines Bündnisses, nur Worte, und schwebt mehr als einmal in Gefahr, von dem gewaltthätigen, erbarmungslosen Herrn gefangen und getödtet zu werden. An diesem Abend, an ihrer ersten Zusammenkunft, aber gibt sich Cesare in ganzer Offenheit; er selber spricht gern, wenn er in guter Laune ist oder, wie heute, den andern gewinnen will; als ob er dem Herz einem Freunde erschließen wolle, redet er dann: „Glaube mir, Secretar, ich bin schuldlos an allen Plänen gegen die Republik; dieser Schurke Vitellozzo hat sie allein geschmiedet — ein Mensch ohne Muth und Glauben! Ich bin in Lebensgefahr, das hat mir geschadet! Diese Herzogthum Urbino habe ich in drei Tagen erobert und niemand ein Haar gekrümmt, nun stehen sie wider mich auf, die mich mit Wohlthaten und Ehrenbezeugungen überhäuft hatte. O, aber meine allzu große Langmuth!" So reden sie bis tief in die Nacht, noch bei Kerzenlicht weiter, es ist die erste „Studie" Machiavelli's zu dem „neuen Fürsten". Indeß bei all seiner scheinbaren Offenheit, mit dem er dem Geheimschreiber die eingebrochenen Depeschen zeigt, bewahrt der Herzog über seine letzten Pläne ein undurchdringliches Geheimniß — es ist um ihn etwas Schweigsames, Unnahbar Unheimliches. Französische Gensdarmen sind um ihn gelagert, es scheint, als sinne er über einen großen Schlag gegen seine Feinde; trotzdem unterhandelt er mit ihnen, er gewinnt ihren Botschafter, Pagolo Orsini, mit kostbaren Geschenken, mit Gewändern und Pferden. Auf dessen Bericht von der Güte und Freundlichkeit des Herzogs unterwerfen sich die aufgewiegelten Hauptleute und versprechen ihm, Sinigaglia am Adriatischen Meere zu erobern, um ihn so für das durch ihre Schuld verlorene Pologna zu entschädigen. Niemals war Cesare freundlicher, entgegenkommender als in diesen Tagen: er entläßt die französischen Truppen — wozu braucht er sie noch unter guten Freunden? Nur Einer durchschaut ihn, Machiavelli — „wird er je der Rache entsagen können?" sagt er sich selbst. Der Schrecken wächst, ganz im Stahl gerüstet, reitet der Herzog langsam seinen „Freunden" entgegen nach Sinigaglia. Der sieht Machiavelli an einem Tagesmorgen auf dem Markte einen blutbesprengten Block, ein blankes Beil, einen gevierttheilten Leichnam: es ist Messer Ramiro d'Orco, der grausame Statthalter der Romagna, Cesare's Werkzeug, das er jetzt dem Hasse des Volks opfert. So, die Pfiffe weise ihm voraussichtend, kam Borgia an das Thor von Sinigaglia: in der Nacht vorher hatte er an Bano die Rollen des Tyrannen seinen treugebliebenen Hauptleuten ausgetheilt. Die Orsini, Vitellozzo empfingen ihn wie ihren Herrn; alle lachten und waren in fröhlicher Stimmung, nur Vitellozzo blieb in sich gekehrt; ehe er dem Herzog entgegenritt, hatte er Abschied von all seinen Freunden genommen. Und es war aus; kaum hatten sie das Schloß in der Stadt betreten, ließ

ſie Gelder gelangen nehmen und in der Nacht erbrechen. Solch Schauſpiel bäte auf jeden, der es werden und tragiſch abſchließen ſah, einen unvertilgbaren Eindruck gemacht; auch in Machiavelli taucht es wieder und wieder auf, in ſchärfſten Contouren, in dunkelglühenden Farben — nur entzückt es ihn nicht; was man auch zu ſeiner Vertheidigung geſagt hat, er bewundert es. In ihm findet er einen unvergleichlichen Sieg des Verſtandes, der Klugheit, der Eigenſchaften, die er dem ritterlichen Muthe, den er ſo wenig wie die Maſſe des italieniſchen Volks liebt, bei weitem vorzog. „Wer in neuerwerbener Herrſchaft gern, geehrt und gefürchtet daſtehen will", ruft er zehn Jahre ſpäter, „der ahme dieſem Manne nach!" Nur glaubt man nicht, daß ſeine „ehrerbietige" Begeiſterung vor den Ereigniſſen Stand hält, die ſeinem Liebling ſtürzen! Im Herbſte 1502 verweilt er als Botſchafter in Rom bei dem Conclave, das nach Alexander's VI Tode Julius II zum Papſt erhob. Sein „Herz" liegt todkrank daniederr, von Feinden innerhalb und außerhalb Roms bedroht: „allein", ſagt er zu ihm, „hätte ich bedacht, wenn mein Vater plötzlich ſterben würde, nur dies eine nicht, daß ich ſelbſt dann mit dem Tode ränge." Um ſich zu retten, bittet er die Republik von Florenz um ſeine Entlaſſung — „Verweigert ihm", ſchreibt Machiavelli, kalt und herzlos wie immer in ſeinen Urtheilen. „Gleichwohl ging ein Gerücht, der Papſt hätte den Herzog in der Idee werben laſſen — ich wage es nicht zu behaupten, aber wenn es noch nicht geſchehen, glaube ich wol, daß es geſchehen wird!" Und ſpäter — „So haben ihn ſeine Sünden allmählich zum Untergang und zur Pauſe geführt!"

Es iſt, zumeiſt für ein deutſches Gemüth, eine Unempfindlichkeit und Starrheit in Machiavelli, die um ſo erkältender auf uns wirkt, je deutlicher wir ihren Urſprung nur aus Berechnung, aus politiſcher Klugheit, nicht aus einer großartig tragiſchen Auffaſſung ſich herleiten ſehen, je trotziger und hochmuthiger er ſich vor jeder Wallung des Gefühls verſchließt. Wenn er einmal klagt, bedauert er immer nur ſein Mißgeſchick, ſeine Armuth und kann in dieſer Noth, wie Alfieri mit ſeinem feinen, adeligen Sinn ſo wohl bemerkt, „an entehrenden Schmeicheleien der Medici" herabſteigen; denn iſt aus dieſer mächtigen, ehernen Geſtalt ein Mann geworden wie alle, der bei den Herrſchern um eine Stelle bettelt, faſt noch etwas Schimmerndes, ein Ueberläufer. Denn als nach der Schlacht von Ravenna (1512) die ſpaniſche Armee unter Ramon de Cardona die Auflöſung der damaligen florentiniſchen Regierung, weil ſie es mit Frankreich gehalten, und die Zurückrufung der Medici forderte, traf Pier Soderini, das Haupt der Republik, nicht die entſchloſſenen Maßregeln, die ihn allein hätten retten können; während er noch unterhandelte, ſtürmten die Spanier mit wilder Grauſamkeit Prato; die Freunde der Medici in der Stadt, Paolo Vettori voran, riefen: „Die Kugeln! Die Kugeln!" — Das iſt das Wappen der Familie — das Volk war auf ihrer Seite, Soderini entfloh und mit den Spaniern hielten die Medici ihren Einzug. Wieder hatten die „Fremden" gezeigt, daß ſie nach ihrer Laune in Italien Herrſchaften geben und nehmen konnten. Im September, wenige Tage nach dieſen Ereigniſſen, berichtete ſie Machiavelli in einem längeren Briefe an Madonna Alfonſina d'Orſini, ſo gleichmäßig, klar, umſtändlich, als ſchilderte er Roms Plünderung durch Alarich, als hätte er nicht dieſer ſeiden geſtürzten Regierung vierzehn Jahre gedient, hätte nie die Klugheit und Erfahrenheit Soderini's anerkannt. Der Erfolg iſt der Gott der Welt; beug' dich vor ihm, wie ſehr du auch von ſeinen unerwarteten Schlägen leideſt! Beleidige den furchtbaren Gott durch keine Klage wie durch keinen Trotz! Was Cato ehrte: der beſiegten Sache auch wider die Götter treu zu bleiben, für Machiavelli iſt es die größte Thorheit.

Die Unbeſcholtenheit und Gradheit, die perſönliche Würdigkeit Soderini's erregen in ſeinen Augen den Mangel an Klugheit und politiſcher Tüchtigkeit nicht; noch Jahre nach dieſer Umwälzung, als der Geniale ſein Leben in der Verbannung gerundet, richtete er ein bitteres Epigramm gegen ihn:

> Die Nacht, wo Pietro Soderini ſank,
> Stieg ſeine Seele zu der Hölle nieder
> Und Pluto ruft: „Du Seele eines Thoren,
> Was kamſt' du her ins Paradies der Guten?"

Wie er aber auch über die Maßregeln der geſtürzten Regierung urtheilen mochte, er hatte ihr bis zur letzten Stunde eifrig und ergeben gedient; vom Mai bis zum Auguſt 1512 war er noch in ihrem Auftrag in allen Burgen und Feſtungen des Gebiets geweſen, hatte die Nationalmilizen, die ſie auf ſeinen Antrag ſeit 1506 — freilich in geringer Zahl und unkriegeriſcher Ausrüſtung — gebildet, in verſchiedenen Terzen gemuſtert; Thaten, die er jetzt mit raſcher Unter-

werfung und Anerkennung der neuen Herrscher nicht aus deren Gedächtniß verlöschen konnte. Am 8. November 1512 ward er seines Amtes entsetzt, am 10. ihm verboten, das Gebiet der Republik zu verlassen, am 17. den Palast der Signorie, wenige bestimmte Tage ausgenommen, je wieder zu betreten. Damit war das politische Leben Machiavelli's entschieden; nie hat er sich von diesem Sturz erhoben, nie sich selbst darüber aufzuschwingen und in der Wissenschaft eine dauernde Befriedigung zu finden vermocht. Welche Höhen der Speculation er auch erreicht, wie mächtig und tief sein Blick in das Gewebe der Welt und die Verschlingungen des Zufalls und der Leidenschaften auch dringt, ihn beschäftigt und befriedigt es nicht, denn ihm gilt nur die That. An ihn selbst richten sich darum zunächst jene tiefgefühlten Worte in der Epistel an die Fortuna:

Hast einen Adler in des Himmels Höhen,
Den wilden Hungers Qual niedergezwungen,
Du niemals mächtig schwingen sich gesehen,
Wie jetzt die Schildkröt im Koth sie liegt.
Am Acker sie geschwächet rasch im Falle
Und dann am Kreuz der letzten Pfeile wagt?
Es hebt das Glück empor sich über alle
Nicht, daß in tiefen Abgrund — nur sich zu freu'n
An seines Sturzes, seiner Klagen Schalle.

In gleich bitterer Stimmung hielt er seine Zunge nicht im Zaum, in der Gesellschaft der Capponi, Tommaso's del Bene und anderer Freunde mag er ein und ein anderes scharfes Wort über die Medici geäußert haben, das ihn diesen noch verdächtiger machte, als er ihnen schon wegen seiner frühern Stellung war. Als nun in jenen Tagen, im Ausgang des Januar 1513, eine Verschwörung der Republikaner, Boscoli und Capponi, gegen den Cardinal Giovanni de' Medici, der zum Conclave nach Julius' II. Tode durch Leo X. gen Rom reise, entdeckt wurde, galt Machiavelli gleicher Schuld theilhaftig. In das Gefängniß geworfen, erlitt er die Tortur standhaft, römischer Sinnes weder sich noch seine Freunde anklagend. Um den Plan der Verschworenen wider das Leben des Cardinals wusste er schwerlich, wenigstens war ganz Florenz von seiner Unschuld überzeugt und sein Bruder konnte an Francesco Vettori, einen treuen Anhänger der Medici, einen Boten mit der Nachricht von dem Unglück Nicolo's senden und seine Fürsprache erbitten. Machiavelli fasste sich als kluger Mann zuerst, statt sich zu rechtfertigen, sandte er an Giuliano de' Medici, den Bruder des Cardinals, der die Stadt regierte, zwei Sonette, das Elend seines Gefängnisses beklagend und ihn um Erleichterung bittend — „am tiefsten erschütterte es mich, als ich, heut aus dem Schlaf erwachend, bei dem Nahen der Morgendämmerung den Gesang hörte: ‚Man bittet für dich!' Darum flehte ich die Musen an, mit ihrer Leier und ihren Gesängen zu dir zu gehen, damit dein Mitleid sich zu mir wende und mich von unwürdigen Fesseln befreie." Eindringlicher als diese Verse sprach wol Vettori's Verwendung für ihn: in der Amnestie, die der Cardinal, nun Papst Leo X. geworden, „der Hochherzigkeit des angenommenen Namens gemäß" erließ, befand sich auch Machiavelli. So war die Freiheit das einzige, was er aus dem großen Schiffbruch gerettet.

In einem wilden Genussleben suchte er zunächst zu vergessen und wie er an Vettori schreibt, „wieder Kraft zu gewinnen". Mit guten Freunden bei Mädchen und lustigen Gelagen bringt er die Tage hin, des Abends sitzt er auf der Bank der Capponi, erzählt eigene oder erfundene Abenteuer, etwa wie schlimm es dem Teufel Belphegor erging, als er auf Erden eine Frau nahm, noch dazu eine Florentinerin, und spricht für oder gegen die Wiederverheirathung eines Freundes — für „genießen den Rest eines Lebens, das mir wie ein Traum erscheint". Im Herzen aber ist er gebrochen, muthlos: „wenn ihr mich auch zuweilen lachen und singen hört, ich habe nur diesen Weg, meine Schmerzen und meine Thränen auszuströmen". Vettori, der florentinische Gesandte am päpstlichen Hofe, soll eine Verbindung mit den Medici anbahnen helfen, er ist zu jedem Dienst bereit, sei es für Florenz oder für die Kirche, ja wenn man ihn auch nur dafür verwenden würde „Steine umzuwerfen", er wird dann schon in die Höhe kommen, sich selber Reichthum und seinen Herren Ehre erwerben. Denn auch die Noth des Lebens, die Dürftigkeit, hat ihn nun ergriffen und quält ihn, der von seinen Reisen her an Geldausgeben gewöhnt ist, immer „gütig mit der Ehre, aber freigebig mit dem Gelde" war.

Seit 1514 mit Marietta Corsini verheirathet, hatte er die Sorge für seinen Haushalt und seine Familie zum großen Theil mit der Beköstigung, die er von der Republik erhielt, bestritten. Um seiner Gattin und seinen Kindern wenigstens ein geringes, sicheres Kapital zu hinterlassen, bestimmt sein Testament vom 22. November 1511, das alle Ketten, Ringe, Halsgeschmeide, die Gewänder von Wolle, Linnen und Seide — seine sowol wie Marietta's — verkauft und der Erlös auf

Juden gelegt werden hatte. In welcher Armuth lebte und verzehrte sich Machiavelli! Aus ihr hervorzugehen, schien ihm jedes Mittel gerecht, denn seinen Genius verkennend begreift er nicht, daß ihm wol das Auge, aber nicht die Krallen des Adlers gegeben.

Auf ein kleines Landgut La Strada, das er bei S.-Casciano auf dem Wege nach Siena zehn Miglien von Florenz belag, hatte er sich im Sommer 1513 zurückgezogen, dort beginnt sein Schriftstellerleben. Wieder wird hier, in eigenthümlichster Form, der Gegensatz der Wirklichkeit und des Ideals, das Räthselhafte seines Wesens sichtbar. In einem Briefe an Vettori hat er sein Treiben und Handeln beschrieben, mit der Klarheit und Durchsichtigkeit, die seinen Schilderungen eigenthümlich sind. „Im September", erzählt er, „fing ich Drosseln, zwei, auch wol sieben in der Frühe des Morgens. Dann gehe ich zu einem kleinen Gehölz, das ich niederschlagen lasse, spreche mit den Holzfällern, von ihren Streitigkeiten untereinander oder mit ihren Nachbarn, und sehe, was sie am vergangenen Tage gethan. Ich fing an, das Holz zu verkaufen, aber da nichts dabei herauskommt, habe ich den Handel aufgegeben. Von dem Gehölz wandle ich, Dante oder Petrarca, Tibull oder Ovid in der Hand, zu einer Quelle, zu meinem Vogelherd. Und in ihren leidenschaftlichen Klagen, in den Empfindungen ihrer Liebe erwacht in mir das Gedächtniß der meinigen und ich weide mich einen Augenblick daran. In der Schenke, die an der Landstraße liegt, plaudere ich wol eine Stunde mit den Wanderern, rede von ihren Ländern und Städten und beobachte, wie verschieden der Menschen Geschmack und Einbildung." Nachmittags finden wir ihn in derselben Schenke, mit Fleischer und Müller, mit zwei Kalkbrennern Trictrac spielend, selber schmutzig, in schmutzigen Kleidern und um einen Heller zankend, daß man das Geschrei bis S.-Casciano hört. So bis gegen den Abend, dann tritt die Verwandlung ein. Er ist in dem innersten Gemach seines Hauses, auf der Schwelle draußen hat er seine Werktagskleider abgelegt und ein reinliches angethan, sein schwarzes Amtskleid, so betritt er das Heiligthum der großen Männer des Alterthums. Mit ihnen hält er Zwiesprache, er vergißt allen Kummer und fürchtet weder Armuth noch Tod. Das allein ist die Nahrung, die ihm geziemt und für die er geboren ist. In dieser Muße hat er eine kleine Schrift verfaßt, „De principatibus" von den Herrschaften, das berühmte Buch vom „Fürsten". „Soweit ich es vermag, durchforsche ich darin die Tiefen meines Gegenstandes, untersuche das Wesen der Herrschaft, wie viel Formen derselben es gibt, wie sie erworben, wie erhalten und warum sie verloren wird — diese Schrift muß vor allen einem neuen Fürsten wohlgefallen und ich widme sie darum Giuliano de' Medici." Nur nicht ihres Inhalts wegen allein, sondern um sich Lohn dafür eine Stellung zu erhalten, „so verzehre ich mich und kann nicht länger in einer Lage bleiben, in der die Armuth mich schmählichster Verachtung aussetzt; die Noth zwingt mich, mein Werk zu veröffentlichen". Zeigen will er einem „neuen Fürsten", einem Mann, der durch Gewalt an die Spitze des Staats gekommen, die Wege, die Cesare Borgia gewandelt, es ist das Beste, was er ihm darbringen kann, die Arbeit vierzehnjähriger Mühen, kostbarer als die Waffen, Pferde, Brocatgewänder, mit denen andere sich seiner Gunst empfehlen. Er fühlte den ganzen Werth dieser kleinen, nur 26 Kapitel umfassenden Schrift, monatelang feilte und besserte er daran. Später, hochsinniger hat er sich oft, tiefer und eindringlicher nie geäußert — an Kirchen und Brücken zeigt die Sage noch die Hand des Dämons, solch dämonisches, aus Licht und Finsterniß wunderbar gemischtes Ausleben tragen viele Seiten, sie entzaubern und entgeistigen die Welt. Machiavelli ist nicht der Spötter, der hinter dem Triumphator einhergeht und seine Schwächen und Sünden verkündet, er hebt nicht von Cäsar's Stirn den Lorbeer, um der Menge seinen Kahlkopf zu zeigen, er betrachtet sie alle mit demselben kalten, geisterhaften Blick, der wie das Auge der Medusa versteint: der Sieg hat sie erhoben, das Mißgeschick hat sie gestürzt — wenn die kleinen Tyrannen Italiens nur dasselbe Glück gehabt, würden sie mächtiger und berühmter als Alexander geworden sein, meint er einmal. Er rechnet die Welt wie den Genius aus.

Nur kam er darüber so wenig wie die viel rechnenden Medici zu einem Ziel. Alle Verwendungen Vettori's bei Leo X. gewannen diesem nicht für Machiavelli — „wenn uns alles mißlingt", schreibt er ihm aus Rom, „werden wir doch ein junges Mädchen in der Nähe meines Hauses finden, mit ihr die Zeit zu verbringen". Und der Mann, der sich in diesem Augenblick noch mit den römischen Helden beschäftigt, wirft die Studien beiseite und erzählt seinem „Gevatter" die Anekdoten des Carnevals in Florenz — Geschichten, die nur zu deutlich beweisen, daß alle

Roher des sinkenden Römerthums, derselbe Verlust für die Künste, dieselbe Sittenlosigkeit in den italienischen Hauptstädten herrschten, und jenem bittern Wort zum Zeugniß dienen, daß er über die Romanen ausgesprochen — „mit Recht gelten die Franzosen, Spanier und Italiener für die Verderber der Welt“. Er steht inmitten dieses Untergangs und dieser Fäulniß, selber in seinen Anschauungen und seinen Sitten darin versunken; mehr als einmal erinnert er an Aristophanes, beide sind in demselben wüsten Strudel einer zerfahrenen, stürmischen Zeit, beide flüchten in ihren besseren Stunden in das Heiligthum der Alten Welt, der Griechen zu den Kämpfern von Marathon, Machiavelli zu den Staatsmännern und Imperatoren Roms. Nur steht der Hellene höher, denn er glaubt noch an die Götter und das Ideal. Der Florentiner dagegen findet seine Lösung der Gegensätze mehr, sondern nur den Trost, „daß die Natur beständig wechsele und der seinen Verwurf verdiene, der solchem Vorbilde nachahme“. Der Hoffnung ist ganz in ihm erloschen — „so muß ich denn in meinen Lumpen stecken bleiben, ohne einen zu finden, der meiner Dienste gedächte oder mich für tauglich zu etwas hielte. Lange aber ist es mir unmöglich, in diesem Zustand auszudauern, ich gehe zu Grunde und wenn Gott mir nicht hilft, bin ich gezwungen mein Haus zu verlassen und als Schreiber bei einem Feldhauptmann zu dienen oder in einem oden Dorfe die Kinder lesen zu lehren. Dann mag mich meine Familie als einen Todten betrachten, und es wird ihr besser gehen, wenn ich sie verlassen; ich falle ihr nur zur Last, da ich an das Geldausgeben gewöhnt bin und nicht zu sparen verstehe.“

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Ueber den Einfluß der Bildung auf den leiblichen und Nationaltypus.

Der Materialismus gibt bekanntlich in seiner äußersten Einseitigkeit den Geist ganz in die Gewalt des Leibes dahin, macht die psychische Begabung und die psychische Entwickelung ganz und gar von äußern, materiellen, physischen Einflüssen, von geographischen und klimatischen Verhältnissen, von Nahrung und Lebensweise abhängig, indem er sich nicht scheut zu sagen: Der Mensch ist was er ißt.

Diesem geistlosen oder geistverlassenen Materialismus gegenüber hatten wir schon öfter Gelegenheit, die Macht des Geistes über den Leib, die Abhängigkeit der materiellen von den psychischen Thätigkeiten und Veränderungen nachzuweisen. Und es ist auch in der That nichts leichter als dieses. Schon in jedem Affect, in der Freude wie in der Trauer, in der Furcht wie im Zorn, erfahren wir die Veränderungen, die unser Leib durch die Erregungen der Seele erleidet, wir werden den raschern oder langsamern Lauf des Blutes inne, wir fühlen uns in unsern Bewegungen beflügelt oder gehemmt, das Athmen geht leichter oder schwerer, ungestümer oder träger, vollständiger oder unvollständiger von Statten. Der veränderte Blick des Auges, der veränderte Klang der Stimme, die veränderte Geberde in exaltirenden wie in deprimirenden Gemüthsstimmungen — geben sie nicht hinlänglich Zeugniß von der Macht der Psyche über den Leib?

Doch nicht blos solche vorübergehende leibliche Veränderungen wie die raschere oder langsamere Circulation des Blutes, die erhöhte oder verminderte Wärme der Haut, das beschleunigte oder gehemmte Athmen, der leichtere oder schwerere Gang, die Beförderung oder Hemmung der Verdauung, der Ausleerungen und der Blutbereitung u. s. w. sind psychisch bedingt, sondern auch der mehr bleibende leibliche Typus im ganzen. Der leibliche Typus der Rassen und Volksstämme hängt mit ihrer geistigen Begabung und ihrer Gesittungsstufe zusammen.

Welchen bedeutenden Einfluß man auch den geographischen und klimatischen Verhältnissen, der Nahrung und Lebensweise auf den leiblichen Typus der verschiedenen Menschenrassen und Stämme zuschreiben mag — derselbe hängt doch von diesen äußern, physischen Einflüssen nicht allein ab, sondern ist auch geistig bedingt, und die geistigen Bedingungen wirken hier oft mächtiger als die physischen.

Aus der vor kurzem erschienenen, sehr verdienstlichen, auf reichen Studien beruhenden „Anthropologie der Naturvölker“ von Dr. Theodor Waitz, außerordentlichem Professor der Philosophie zu Marburg (ersten Theil, Leipzig, A. Fleischer, 1859), kann sich entnehmen, welchen Einfluß die Gesittungsverhältnisse auf den leiblichen Typus haben.

Sind alle Lebensverhältnisse von einfacher Art und richtet sich die innere Thätigkeit bei einem ganzen Volke gleichförmig und fast ausschließlich auf die Befriedigung physischer Bedürfnisse, so finden wir bei demselben auch eine große Aehn-

lichkeit im Aeußern der Individuen, denn die geringe Regsamkeit des Geistes und gleichförmige Ausprägung der Gemüthseigenschaften drückt auch dem Gesicht und der ganzen leiblichen Bildung den Stempel der Einförmigkeit auf und läßt für nur wenig nuancirt erscheinen. Größere Unterschiede und reichere Mannichfaltigkeit hierin zeigen sich erst bei geistig höher entwickelten Völkern.

Wie schon die Römer die alten Germanen alle einander sehr ähnlich fanden, so gibt es gewöhnlich dem civilisirten Europäer mit den sogenannten Wilden. Bekannt und vielbesprochen ist die Aeußerung Ulloa's, daß, wer einen eingeborenen Amerikaner gesehen hat, alle gesehen habe. Zwar die einzelnen Völker — dies muß zum richtigen Verständniß dieser Aeußerung hinzugefügt werden — lassen sich meist ohne Schwierigkeit voneinander unterscheiden, aber unter den Individuen, die denselben Volksstämmen angehören, herrscht eine große Aehnlichkeit. Es ist sogar vielfach von Reisenden bemerkt worden, daß es oft schwer sei, an den Gesichtszügen Männer und Weiber in Amerika voneinander zu unterscheiden. Dasselbe behauptet Pickering von der mongolischen Rasse überhaupt, und von manchen Negervölkern gilt dasselbe. Huschke (in seinem Werk über Schädel, Hirn, Seele) bemerkt überdies, daß der Unterschied der Geschlechter in Rücksicht der Schädelcapacität beim Neger am geringsten sei und von hieraus bis zu dem Europäer allmälig immer beträchtlicher werde.

Mit Recht bemerkt Waitz, daß man kaum im Zweifel darüber sein könne, daß diese große physische Aehnlichkeit für den Eingeborenen vorzüglich aus mangelhafter Ausprägung geistiger Individualität, aus dem tiefen Standpunkt der Geistesbildung überhaupt entspringe. Bei barbarischen Völkern findet sich nach Humboldt mehr eine Stamm- und Herdenphysiognomie als eine individuelle. Will man diese Erscheinung auch nicht gerade als eine größere Aehnlichkeit bezeichnen, so ist doch auch nicht zu verkennen, daß selbst bei unsern Hausthieren größere Unterschiede im Aeußern, als bei ihren wilden Stammältern, infolge ihrer von der Bekanntschaft mit den Menschen herbeigeführten größern psychischen Entwickelung hervortreten.

Außer geistiger Unbildung, welche bei uncultivirten Völkern die Gleichförmigkeit der äußern, leiblichen Erscheinung zur Folge hat, gibt es auch noch eine andere psychische Quelle dieser Gleichförmigkeit. Eine Assimilation der Gesichtszüge, der Körperhaltung und der Bewegungen durch unwillkürliche Nachahmung findet nämlich innerhalb der einzelnen Familien und größern Gemeinschaften ganz ebenso vielfach statt, als sich eine solche in der Aneignung sprachlicher Ausdrücke und Wendungen und so vieler kleiner Lebensgewohnheiten zeigt, und es wächst daher wol auch aus diesem Grunde die Gleichförmigkeit eines Volkes im Aeußern immer um so mehr, je abgeschlossener und verkehrloser es für sich lebt. In den Clans der Schotten z. B. sind die Familienähnlichkeiten so fremdlich und auffallend wie sonst nirgends. Eine solche Assimilation zeigt sich oft in besonders hervorstechender Weise an einzelnen, die eine lange Reihe von Jahren unter einem stammfremden Volke zugebracht, dessen Sitten und Lebensart angenommen und sich geistig in dasselbe hineingelebt haben. Diese Bemerkung hat man z. B. an Huglaff gemacht, als er nach längerer Zeit aus China zurückkehrte. Auch hat man in Amerika öfters verwilderte Europäer gefunden, die von dem Indianervolke, unter dem sie lebten, kaum noch zu unterscheiden waren. Aehnliche Fälle sind in Neuseeland und selbst in Neuholland vorgekommen.

Eine analoge und leichtverständliche Rückwirkung des geistigen Lebens spricht sich nach Waitz ferner darin aus, daß die freigeborenen Neger finden in Sierra Leone bessere Züge, schönere, intelligentere Augen, freiere Haltung und geraderes edleres Benehmen, nicht selten auch eine angenehmere, zartere Gestalt zeigen als ihre aus der Gefangenschaft von den Sklavenschiffen erst befreiten Aeltern. Derselbe Unterschied wurde auch anderwärts zwischen den emancipirten und den Sklaven-Negern gefunden. Hieraus folgert Waitz, daß die Körperbildung des Negers nicht die absolute Unveränderlichkeit besitze, die manche ihr zuschreiben. Wenn man auch geneigt sein sollte, ihrer Unbildsamkeit einen geringern Spielraum zuzugestehen als der der höhern Rassen, so haben doch die entschieden unrecht, welche jede Veränderung des Negers leugnen. Es liegen Zeugnisse vor — und Waitz führt deren mehrere an — daß die in Amerika geborenen Neger von den neueingeführten leicht zu unterscheiden sind, weil der Typus ihrer Rasse bei ihnen minder entschieden ausgeprägt ist. Prell erfuhr von vielen Aerzten in den Sklavenstaaten Nordamerikas, daß die Neger, welche vielfach mit den Weißen umgingen (abgesehen natürlich von dem geschlechtlichen Umgange) sich in Kopf- und Körperform

dieſen allmählich im Laufe mehrerer Generationen näherten, und er bringt dieſe Wahrnehmung in Verbindung mit der Beobachtung Dr. Hancock's, daß auch bei den Negern in Guinea ſelbſt höhere Cultur des Geiſtes den allgemeinen Ausdruck der Phyſiognomie im Laufe der Zeit verändere, die Unterkinnlade etwas zurücktreten laſſe und ſelbſt die Schädelform modificire. Auf Beobachtungen dieſer Art geſtützt, behauptet Ward, daß die Neger im Laufe von 200—300 Jahren in einigen Theilen von Amerika, ohne daß ſich Miſchung mit andern Raſſen annehmen ließe, unter dem Einfluſſe beſſerer phyſiſcher und moraliſcher Verhältniſſe ihre wulſtigen Lippen und hervorragenden Unterkiefer theilweiſe verloren, und daß ſich ihre frühern Eigenthümlichkeiten überhaupt gemäßigt haben. Dieſe Milderung des Negercharakters wird auch von andern beſtätigt, und laſſen ſich auch nicht alle Zeugniſſe hierüber als unparteiiſch betrachten, ſo ſind ſie doch zu zahlreich und übereinſtimmend, um ſie alle als Lügen von der Hand zu weiſen.

Uebrigens finden ſich ähnliche Beiſpiele von einer mehr oder weniger bedeutenden Umgeſtaltung des leiblichen Typus durch veränderte Culturverhältniſſe auch in näherer Nähe bei uns, obwol in manchen ſolchen Fällen ſich nicht mit Sicherheit entſcheiden läßt, inwieweit eine Miſchung verſchiedener Völker auf ſie von Einfluß geweſen iſt. Mit Recht bemerkt Waitz, daß, wenn wir treue Bilder oder wenigſtens genaue Schilderungen der leiblichen Geſtalt von Individuen deſſelben Volks aus verſchiedenen Zeiten beſäßen, ſich wahrſcheinlich auch ihrer Vergleichung nachweiſen laſſen würde, daß die äußern Eigenthümlichkeiten des Volks ſich dem Fortgang, Stillſtand oder Rückſchritt ſeiner Culturentwickelung genau anſchließen, ſich ihnen gemäß umgeſtalten oder unverändert erhalten. Man hat bemerkt, daß alle rohern Völker im Vergleich mit den civiliſirten einen großen Mund und etwas dicke Lippen beſitzen. Zimmermann hat eindringlich hingewieſen auf die großen Verſchiedenheiten der alten und der jetzigen Deutſchen. Die große Statur, das vorzugsweiſe rothe und blonde Haar, die blauen Augen und derſelbe Teint, den ſie zur Zeit der Römerkriege beſaßen, iſt zwar nicht verloren gegangen, aber doch jedenfalls weit ſeltener geworden, und wenn zu dieſer Veränderung auch Klima und Lebensweiſe beigetragen haben mögen, ſo iſt doch gewiß auch das geiſtige Leben von Einfluß geweſen. Eine analoge Umbildung wie die Deutſchen haben die Engländer erfahren. Nach Jarrold's Angaben war noch zur Zeit Heinrich's VIII. rothes Haar in England vorherrſchend und im Anfange des 15. Jahrhunderts graue Augen häufiger als jetzt, dunkle Augen und dunkles Haar dagegen ſeltener; auch ſollen, nach alten Bildern zu urtheilen, die Backenknochen der alten Engländer ſtärker hervorgeſtanden haben. Waitz erinnert bei dieſer Gelegenheit an die ſo ſtrengen Züge, die uns auf den Bildern der altdeutſchen Malerſchule entgegentreten, und fügt hinzu: „Abgeſchliffenere Sitten, vielleicht innere Beweglichkeit und eine oft geringere Feſtigkeit des Charakters ſcheinen darauf hingearbeitet zu haben, das Starre zu erweichen, das Harte zu verſünnigen, das Eckige zu runden."

Es iſt nicht nöthig, hier noch fernere Belege für den Einfluß der verſchiedenen Geſtaltung des geiſtigen Lebens auf die Körperformen aus Waitz's „Anthropologie der Naturvölker" anzuführen. Die bereits mitgetheilten genügen, um dieſen Einfluß zu conſtatiren. Jedoch müſſen wir noch bemerken, daß die Veränderungen, welche die leiblichen Eigenthümlichkeiten der Völker erfahren, freilich ſo langſam als die Fortſchritte der Culturgeſchichte ſelbſt von ſtatten gehen, und daß außer den Culturverhältniſſen auch noch andere Verhältniſſe mehr phyſiſcher Art mitwirken. So wahr auch der Satz von dem Einfluß des geiſtigen und ſocialen Bildungsgrades auf die phyſiſchen Charaktere der Völker iſt, ſo muß man ſich doch hüten, in der Anwendung dieſes Satzes zu weit zu gehen und einſeitig zu werden. „Bei Völkern wie bei Individuen finden", wie Waitz richtig bemerkt, „die geiſtigen Fähigkeiten und Leiſtungen zwar ihren entſprechenden Ausdruck in der Sphäre des Leiblichen, aber wenn auch vielleicht noch angegeben werden kann, daß regelmäßige Schönheit der natürliche Ausdruck einer allſeitig gleichmäßigen Geiſtesbildung ſei, und daß ſich die Völker ihr in dem Maaße nähern, in welchem ihre Entwickelung dieſem Ziele zuſtrebe, ſo würde doch gerade in dieſem Falle eine mehr einſeitige Richtung und nur unvollſtändige Durchbildung des geiſtigen Lebens, von ſo großer Bedeutung ſie auch übrigens ſein möchte, ſich nicht immer in einer Verſchönerung der Körperformen ausſprechen können."

Wir fügen dieſen Worten noch hinzu, daß die geiſtige Einſeitigkeit, welche die auf unſerer Culturſtufe ſo weit getriebene Theilung der Arbeit mit ſich bringt, auch körperlich ihren Ausdruck in

einförmigen Physiognomieen und Haltungen findet. Schon Aristoteles macht in seiner „Politik" die Bemerkung, daß die „banausische" Arbeit mehr oder weniger auf den Körper verunstaltend und lähmend wirkt. Das „Banausische" liegt heutzutage leider gar vielen in den Gesichtszügen und in der ganzen körperlichen Haltung. Es gibt weiße Sklaven, wie es schwarze gibt, und überall kann der Sklave sich körperlich nicht so schön entwickeln wie der Freigeborene, Besitzende, Herrschende. Im Kulturzustande mag es mehr charakteristische Physiognomieen geben als im Naturzustande: aber die Naturmenschen sind darum häufig schöner als die Kulturmenschen, weil sie freier, ungezwungener und gesünder leben können als diese. **Julius Frauenstädt.**

Anregungen.

Die Herren der Lombardei.

Das ist nicht zu leugnen, wer auch einst an den Abhängen der Alpen bis zum Po vom Römern oder Italern hauste, die Völkerwanderung gründete dort die deutsche die Herrschaft der Ostgothen und Longobarden. Durch Jahrhunderte herrschte dort nur deutsches Recht, deutsche Sitte. Nur die Sprache der Sieger wich der weichern, für die vielfachen Lebensverhältnisse schon gebildeten und ausgearbeiteten der Besiegten, ja das Romanische ist hier mit der Zeit in derselben Vollkommenheit wie in der Provence gesprochen, zu derselben Reimfülle und zu künstlichem Gesange wie dort ausgebildet worden.

Allmählich ist dann aber mit dem sprachlichen auch der politische Gegensatz zu den im Stammlande gebliebenen Germanen laut geworden. Und zwar so, daß die eine Partei allerdings noch immer den deutschen Königen anhing, die geehrte sie bekämpfte. Nur gerufen, von dem Papst und den Baronen der Lombardei wiederholt mit Bitten bestürmt, kam Otto I über die Alpen. Es ist nicht ganz die eigene Wahl gewesen, welche diese Verhängniß der deutschen Geschichte herbeiführt. Otto kam und siegte und sorgte noch um noch Empörungen, neue Königswahlen, glückliche Schlachten auf einige Jahre die lombardisch-italienische Herrschaft herzustellen, die Grundpfeiler der deutschen Macht erschütterten sie nicht. Mit dem Besitz der Alpenpasse war dem deutschen König die Gelegenheit zu immer neuen Einbrüchen gegeben und die Städte, die sich aus Schutt und Trümmer wieder zu erheben anfingen, reichen nur blühenden Handel trieben, suchten hier wie überall des größten und kräftigsten Herrn Schutz um sich wieder die Angriffe des Adels zu schirmen. Mailand, Pavia, Cremona, Parma, Padua sind unter den Königen des deutschen Adels groß geworden und haben die trotzigen Landedelleute in Städtemauern gebannt und Baronen zu Patriciern gemacht. Die Lombardei hat seine Blütezeit des romantischen Rittertums aufzuweisen: hier stand der immer bewaffnete, auf Abenteuer bedachte Ritter steht vollständig vor den Bürgern der Städte zurück. Damit war freilich im Mittelalter nicht nothwendig ein Entlagen der Waffen verbunden. Wo auf jeder „ungefränkischen" Orte mußte der Mann beständig ein Schwert oder eine Axt führen. Auch das adelige Element in den Patriciern lebte sich, trotz seiner Handelsgeschäfte und Berechnungen, immer noch Streit und Schlacht, nach dem Ausleben seiner überfließenden Kraft: mit der Masse des Volks rang es um die Herrschaft, besonders aber mit dem Kaiser um die Freiheit.

Wir alle kennen dann jene Kämpfe der Hohenstaufenzeit. Je mächtiger die Städte wurden, desto lebhafter ihr Verlangen, sich vom deutschen Kaiserreiche zu trennen; eine Tendenz, die aber damals noch die allgemeine der Städte überhaupt, auch auf deutschem Boden, war. Wir wissen, dreimal hat Friedrich Barbarossa Mailand gebrochen, dreimal hat es mit heroischem Bürgersinn die Fahne seiner Freiheit erhoben. Nicht nur Marathon, auch Legnano ist ein geschichtlicher Ehrenname, gleichviel, wenn er auch uns Deutschen unsere Niederlage bedeutet. Damals gingen die, denen der Kaiser die rechte Hand hatte abhauen lassen, Rache suchend durch Italien von Stadt zu Stadt. Zu sehr wird in unsern Hohenstaufengeschichten das Heldenhafte und Heilige in dieser ersten, demokratischen Regung des Volks verkannt, zu sehr auch die Grausamkeit der Deutschen übersehen, von der wir wieder eine Probe neulich in dem Wüthen der Schweizer in Perugia hatten. Diese Lombarden waren, alles in allem, mit den Flecken ihrer Zeit, die ersten, welche die bürgerliche mit der religiösen Freiheit zu verbinden, die Ketten der monarchischen wie der priesterlichen Gewalt zu sprengen suchten; ein Arnold von Brescia ist aus ihrer Mitte hervorgegangen. Nur erschöpften sich zuletzt Volk und Land in diesem Ringen mit den „Barbaren". Keinem Freiheitskampfe, einen ausgenommen — den der Athener, der gerade darum der erste und einzige ist — fehlte der verhängnißvolle „Mitbieter", der mitten des guten auch den Trockensamen säete. Die Lombarden fanden ihn damals in der Römischen Kirche. Der Einfluß, den diese priesterliche Hegemonie ausübte, läßt sich nur noch aus seinen Wirkungen erkennen — sie bereitete die freiheitsmuthigste Landschaft Europas in funfzig Jahren zu dem Raube eines Fremden vor, dessen Betragen beinahe unbegreiflich erscheint. Der romanische Begriff der Freiheit ist dem römischen Vorbild abgeborgt, er hat den verhängnißvollen Mangel, nur für die Sieger, nicht, wie der germanische, auch für die Besiegten sich anwenden zu lassen.

Arabern hier ihre Herr zum Steige geben, ohne sie zu besiegen; sie besiegt allein, solange es vor den Thoren der Stadt noch — Verbannte gab. Kehrten diese zurück, so vertrieben sie ihre Gegner; sie schlossen nie einen Gemeinsamkeit untereinander, sondern wählten aus ihrer Mitte einen Tyrannen, der zuletzt — beide Parteien gleich unterdrückte. Die Geschichte dieser Tyrannen ist Dante's Komödie", nun der Hölle auf die Erde versetzt; sie haben mit Nero und Domitian um den Vorrang der Schrecklichkeit und sind in Wirklichkeit entsetzlicher, weil der Raum, auf dem sie wüthen, so klein ist, daß auch der Geringste ihnen nicht entgehen kann. Nero wüthete gegen eine im Vergleich zu den zwei Millionen Römer doch geringe Zahl von Senatoren und Rittern, vor den Plebejern aber war sein Bauer seines Lebens sicher. Und doch hielten sich diese Menschen in Ansehen und Macht! Hielten sich zwei Jahrhunderte, bis der Einmarsch der Franzosen 1494 die Reihe der Kriege eröffnete, in denen Italien die willenlose Beute der Fremden wurde.

Das Volk war damals hinlänglich für die Knechtschaft „gedrillt". Ueber Mailand haben kaum die spanischen Könige grausamer als über Neapel geherrscht. Die spanischen Ritter werden im 17. Jahrhundert — die Helden der italienischen Novellen' „Spanische Tracht" bezeichnet in Brüssel wie in der Lombardei den vornehmen Mann. Savoyen und Piemont ist ein französischer Vasallenstaat, zu einem Herzog von Savoyen, Philibert, hat Philipp II. die bedeutungsvollsten Worte, die er je gesprochen, nach der Schlacht von St. Quentin gesprochen: „Ich sollte diese tapfere Hand küssen, die solchen Sieg für mich errungen". Diese Verbindung ist nur einmal gelöst worden, als Victor Amadeus im Anfang des 17. Jahrhunderts seine Tochter mit einem französischen Prinzen vermählte und bei dem Ausbruch des Spanischen Erbfolgekriegs von Ludwig XIV. Groß-muth die „Erwerbung der Lombardei" träumte — Dinge, die bald dahin umschlugen, daß er flüchtig die Kaiserlichen zu Hülfe rief und neben dem Prinzen Eugen seine Hauptstadt durch einen Sieg über die Franzosen befreite. Seiner Tradition wie der Lage seines Staates nach ist das Haus Savoyen ein geschworener Gegner Frankreichs und auch jetzt wird man die „Unabhängigkeit Italiens" nur dadurch möglich machen, daß man Lothringen kräftigt. Lothringen ist das Preußen Italiens. Schafft man ein starkes Lothringen, so ist Frankreichs Einfluß in Italien ungefährlich; denn der Italiener wird sehr dankbar sein auf seine neue Freiheit und — ist undankbar.

Im Frieden zu Utrecht blieb die Lombardei dem deutschen Zweige der Habsburger. Diese Herrschaft hat hier wie in Toskana, was auch heute Parteisucht und Leidenschaft sagen mag, wohlthätig gewirkt. Die Grüße des Großherzogs Leopold werden beständig ein Denkmal edelster Gesinnung, von Menschenfreundlichkeit und Großherzigkeit sein. Im 18. Jahrhundert wie im ersten ist der Begriff der Nationalität in einer humanitären Weltanschauung untergegangen. Der Mensch hat die Schranke der Volksunterschiede gebrochen und Beccaria der Italiener war es, der mit seinem Buche über die Strafen Montesquieu und Herder die Hand reichte. Die Regierung Maria Theresia's ist vielleicht nach der heroischen die beste Zeit der Lombardei gewesen. Napoleon's Armee betrat ein blühendes, wohlangebautes Land und fand das Volk in seiner Masse durchaus zufrieden mit seiner Lage.

So ist klar, daß Zeitalter der Revolution, das neue Begriffe, neue Anschauungen vom Staatlichen überhaupt brachte, mußte das alles ändern, mußte Gedanken und Wünsche wecken, die, auch abgesehen von der nationalen Bewegung der Geister, seine conservative Regierung, am wenigsten die österreichische, befriedigen konnte, als 1815 die Welt wieder in ihre alte Lage kam und alles, was seit Jahren über sie hereingebrochen, auch wirklich traulos verrauscht und nur ein Traum gewesen sein sollte. Mit dem neuen Geschlecht trat ein neues Princip auf, die Nationalität und der Liberalismus. Die Deutschen selber hatten jene angerufen, in Liedern besungen, in den blutigen Schlachten vertheidigt; jetzt wandte sich die Nationalität gegen sie in Italien. Politiker aus der Raumer'schen Schule wollen mit Statistik beweisen, daß die Lombardei alle Ursache hat, mit Oesterreich zufrieden zu sein. Locale Wegbauten, Kanäle, Gerechtigkeitspflege, alles ist unleugbar und noch seine Vertheidigung. Es lag das Hinderniß selbst in der fremden Nationalität allein nicht; es lag im politischen Princip, in der Stellung des Staates zu den Begriffen der Gegenwart. Die Zeit will constitutionell sein. Metternich verfolgte die Constitutionen. Italien will die Jesuiten nicht; das Henkerbeil machte sie auch in der Lombardei zu Vertretern der Kirche und des Staats. Ohne gänzliche Wiederherstellung des Inquisitionsrechts (natürlich im Sinne unserer Zeit) ist für Oesterreich nicht blos die Lombardei, sondern noch viele andere verloren.

Die Vereine.

Wir blätterten in Heribert Rau's populärer, für das Volk berechneter Culturgeschichte, genannt „Apostelgeschichte des Geistes" (Neustadt an der Haardt, Gottschick 1859). Es ist ein Werk, das wenn auch mitunter flüchtig, doch nicht ohne Geist und mit Gesinnung geschrieben ist.

Im letzten Hefte wird mit Recht als ein Hauptcharakterzug der neuesten Zeit der durch alle Völker verbreitete Zug nach Association hervorgehoben.

In keiner Zeit gab es so viele Vereine wie in der Gegenwart. Da sind Singvereine, Sprachvereine, Kunstvereine, Sonntagsschulen, Arbeiter-Bildungsvereine, Gesellschaften zur Beförderung von Künsten und Gewerben, Versicherungsvereine, Vereine gegen Thier-

anderer, Frauenvereine u. s. w. In jedem Gebiete menschlicher Thätigkeit, in jedem Kreise von Interessen, sei es in den der materiellen oder ideellen, schaffen Vereine empor, die für ihre Sache Propaganda machen.

Daß in diesem Streben nach Vereinsbildung, in diesem Zuge nach Vergesellschaftung zu gemeinschaftlicher Thätigkeit oder gemeinschaftlichem Genuß ein Fortschritt liegt, läßt sich nicht leugnen. Besonders ist es für die Deutschen bei ihrem bekannten Hange nach Isolirung und Zersplitterung wichtig, daß der vereinbildende Geist immer mächtiger wird und die einen besondern Interessenkreis vertretenden Individuen nöthigt, sich aneinander zu schließen.

Aber so sehr auch der Isolirung und Zersplitterung gegenüber das Vereinwesen ein Fortschritt ist, so läßt sich doch auch nicht leugnen, daß der Segen der Vereine gar sehr durch die Zwecke und Tendenzen bedingt ist, welche sie verfolgen. Man kann sich ebenso gut zu schlechten, egoistischen, dem Gemeinwohl und dem Fortschritt hinderlichen Zwecken vereinen als zu guten, wohlthätigen, das Gemeinwohl und den Fortschritt fördernden. Haben nicht auch die Rückschrittsmänner, die Reactionäre, die Kinderlinge unserer Zeit ihre Vereine und sind diese Vereine nicht oft reicher an Talenten und an Mitteln als die entgegengesetzten?

Das Vereinswesen als solches ist eine Form, die nur erst, wenn sie mit dem rechten Inhalt erfüllt wird, Segen bringt. Es gibt einen Egoismus der Vereine, wie es einen Egoismus der Individuen gibt, und der Vereinsegoismus muß am Ende noch schädlicher wirken als der individuelle, weil er mächtiger ist. Was von dem Patriotismus gilt, daß derselbe unter Umständen wie wir es z. B. jetzt haben, auch eine sehr bedenkliche Ingerenz werden und in Unverstand und Ungerechtigkeit ausarten kann, das gilt auch von dem Vereinsgeist, der unter Umständen dem Gemeingeist zuwiderläuft.

Doch, wie auch immer die Zwecke und Tendenzen beschaffen sein mögen, die sich in Vereinen aussprechen — das Vereinswesen selbst hat das Gute, daß die Parteien an das Licht der Oeffentlichkeit treten, daß man sie kennen lernt und daß man nun weiß, wo man seine Freunde oder seine Gegner zu suchen hat. Das Vereinswesen trägt viel zur Klärung der Zustände bei. Wir wissen jetzt z. B., was es mit dem Conservatismus der sogenannten „conservativen Vereine" auf sich hat, wir wissen, was der Zweck mancher frommen Vereine ist. In früheren Zeiten der Gräuel waren es einzelne Menschen, die miteinander rangen; jetzt sind es Vereine, die einander in Kampf und Streit gegenüberstehen. Der Kampf wird dadurch ein großartigerer, ehrenvollerer, entschiedenerer und erfolgreicherer. An der Theilnahme, die jeder oder jener Verein im Publikum findet, an der Zahl seiner Glieder, an den Talenten und Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, läßt sich oft die Macht der Interessen, welche die Zeit bewegen, erkennen und abschätzen. Eine Vereinsstatistik unserer Zeit müßte außerordentlich lehrreich sein.

Aus meinem Tagebuch.

Von Friedrich Spielhagen.

Es kommt uns manchmal unbegreiflich vor, wie es die große Masse der Alltagsmenschen mit ihrem Alltagstreiben nur im Leben aushält. Aber die guten Leute sind an das Leben gefesselt wie Gulliver von den Liliputanern an die Erde — mit tausend dünnen Zwirnsfäden, die dann zuletzt so gut halten wie die stärksten eisernen Bande.

* * *

Wer auch sich selbst etwas Rechtes machen will, muß in gewissem Sinn doch Dichter sein, und nur dadurch, daß wir nach etwas Unerreichbarem streben, erreichen wir überhaupt etwas.

* * *

Arbeit und Genuß sind nicht verschieden, zwei Rosen etwa, die auf demselben Stocke wachsen und von denen die eine aufblüht, wenn die andere sich entblättert, sondern sie sind durchaus identisch, ein und dasselbe — Dornröschen.

* * *

Wenn der Schwerkranke sich in die Tugenden seiner Vorfahren hüllt, muß der Dichter durch scharfe Accentuirung seines persönlichen Werthes sich behaupten.

* * *

Die Unbefangenheit, mit der wir in jungen Jahren unsere Mitmenschen nehmen, auf sie zu wirken suchen, sie wieder auf uns wirken lassen, wird durch die größere Einsicht und Umsicht, die wir später erlangen, schwerlich erlegt und was wir an Vermögen, Gutes zu thun, gewinnen, verlieren wir wieder an gutem Willen, dies Vermögen anzuwenden. Im Anfang hätten wir gern allen geholfen, wenn wir nur gekonnt hätten; später, wo wir gar manchem helfen könnten, da wollen wir es nicht mehr.

* * *

„Das waren glückliche Zeiten!" sagen die Menschen mit einem Seufzer, wenn ihnen die Erinnerung auf dem magischen Hintergrunde der Vergangenheit ihr eigenes verklärtes Bild zeigt. Sie bedenken nicht, daß sie sich die Gegenwart noch ebenso verschönern könnten, wenn sie nur selbst ein wenig etwas vom Dichter hätten und nicht immer der Zeit sich dichten ließen. In den Dingen steckt die Poesie nicht, sondern in uns.

* * *

Jeder Mensch, mit dem wir in genauere Berührung kommen, ist ein Spiegel, der uns unser eigenes Bild ungemein reflectirt. Aber der Mensch muß sich auch im Menschen betrachten können, nicht blos, um zu wissen, was er ist, sondern daß er ist, o b um nur überhaupt zum rechten Gefühl seines Daseins zu kommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 44. Wöchentlich ein Bogen
Preis vierteljährlich 20 Ngr

Inhalt: Militärpflichtig. Bilder der Zeit. I. Von Fr. Friedrich. — Machiavelli. Von Karl Frenzel. II. — Berliner Briefe. IX. — Die römische Frage. — Varnhagen von Ense. — Aus meinem Tagebuch. Von Friedrich Spielhagen.

Militärpflichtig.

Bilder der Zeit.

I.

Ihr erinnert euch — und hoffentlich wird köstlicher Wein euer Gedächtniß stärken — der glühendheißen Tage des verflossenen Juni!

Bei 25° Réaumur im Schatten aber noch im Bett zu liegen, Kamillenthee zu trinken, zu schwitzen unter hochaufgethürmten Gänsedaunen — das ist wirklich eine Kur, um erst krank zu machen, und allerdings krank wollte der junge Hans Röver auch sein.

Wird's? Kommt's? Geht's los? ...

Das ganze Dorf befindet sich in Aufregung. Die Kriegsbereitschaft hat allen Besorgniß eingeflößt. Weshalb der Krieg geführt wird, weiß niemand, selbst nicht der Schullehrer und der Pfarrer, die doch sonst alles wissen. Sie sagen nur stets — und das wissen sie aus den Zeitungen: Vorwärts marsch! Gleich — oder lieber gar nicht!

Die Ernte ist es vor allen, die den Bauer in die nächste Angst versetzt. Noch steht sie auf dem Halme, erst in Monaten ist sie geborgen. Wer soll sie aber einholen, wenn alle Beurlaubten zurückkehren müssen und sogar die Landwehr einberufen wird! Wer soll für Haus und Hof und Weib und Kind sorgen! Fremden Menschen lassen sich solche Güter nicht anvertrauen und fremde Menschen kosten Geld! Da muß alles zurück- und verloren gehen, was seit Jahren mit Mühe erreicht und erspart ist. ...

Solchen Gedanken hängen die meisten Männer nach, wenn sie langsam hinter dem Pfluge einherschreiten. Dies sprechen sie alle aus, wenn sie abends nach dem Tagewerke vor ihren Höfen sich versammeln oder im Wirthshause zusammenkommen. Zumeist lassen die Landwehrmänner vom ersten Aufgebot den Kopf hängen und hängen und hängen den Napoleon. Sie sind sonst tüchtige Soldaten gewesen und haben sich stets ohne Murren in den Manövern gestellt, aber in den Krieg ziehen und mit den neuen gezogenen Kanonen, die immer zehn Mann auf einmal nehmen, todtgeschossen werden, das ist für einen Mann, der Frau und Kinder hat, nicht angenehm und macht keinen Spaß mehr.

Am niedergeschlagensten von allen ist der junge Bauer Hans Röver. Der ist der Matador im Dorfe. Reich und angesehen, führt er ein Leben, wie es — die Unschuld abgerechnet — im Paradiese nicht besser sein konnte. Auch er gehört zum ersten Aufgebote der Landwehr. Seinerzeit ist er ein ganz lustiger Soldat gewesen. Alle Unteroffiziere waren seine guten Freunde, weil er die alten Thaler seines Vaters lustig springen ließ und nicht spröde that, wenn er angeheirat wurde. Da hatte er es auch im Dienst leicht. Seit jener

Jetzt hat es sich aber mit ihm gewaltig geändert. Sein Vater ist gestorben, er hat den großen Ackerhof, den ganzen Reichthum desselben geerbt und ist seit einem halben Jahre mit einem Mädchen verheirathet, dem er lange in inniger Liebe zugethan war, das aber seinem Vater nicht zusagte, weil es kein Vermögen besaß. In jedem Falle höchst günstig gestellt, würde er unbestreitbar der glücklichste Mensch im ganzen Dorfe sein. Nun drängen sich die Kriegsbefürchtungen in sein Glück hinein. Der Kriegsherrlichkeit läßt ihn nicht ruhig mehr schlafen. Einmal besorgt und verstimmt, sieht er alles noch mit viel schwärzern Augen. Der herrliche Stand seiner Felder erfreut ihn nicht mehr; er drängt ihm den Gedanken auf, wer weiß, ob du im Frieden die Ernte von ihnen heimführst, ob du, wenn jene Zeit naht, nicht selbst fortgerissen im Felde stirbst. Er eilt wieder heim, sein junges Weib empfängt ihn lächelnd, aber auch dieses Lächeln ruft trübe Gedanken der Zukunft in ihm hervor. Sonst las er gern die Zeitungen und ging abends in das Wirthshaus. Beiden weicht er aus. Er will durch nichts daran erinnert werden, woran er bereits den ganzen Tag denkt. So viel es ihm möglich ist, vermeidet er mit irgendjemand über die politischen Verhältnisse zu reden. Er will nichts wissen, als daß sein Landesherr schon für Ruhe und Friede sorgen würde. Nur wenn er allein durch seine Felder hinschreitet oder daheim gedankenvoll im Lehnstuhle sitzt, tritt ihm doch das Schreckgespenst entgegen: Der Napoleon! Er kommt über den Rhein! Es geht los!

Ohne daß der junge Bauer es deutlich gewahr geworden, ist inzwischen die Kriegsbereitschaft immer weiter geschritten. Bald wird an alle Landwehrmänner des ersten Aufgebots im Dorfe die Weisung kommen, sich bereit zu halten, sich auf den Einberufungsbefehl binnen 24 Stunden zu stellen. Xaver verliert die Fassung. Mit aller Gewalt muß er sich zusammennehmen, um seine Angst nicht zu verrathen, er würde sich dadurch im ganzen Dorfe lächerlich machen. Aber die Besorgniß drückt ihm das Herz ab. Die Frau sieht und ahnt alles und nun ist die Verzweiflung groß.

Frauen sind indeß listiger als die Männer. Frau Xaver sinnt auf ein Mittel, ihren Mann im Fall der Einberufung, und der Befehl dazu konnte in jeder Stunde eintreffen — daheim zu behalten. Mit Geld läßt es sich nicht erkaufen. Louis Napoleon kann sie nicht zum Frieden bewegen — Sie muß helfen, sie theilt ihrem Manne mit, er soll krank werden, zum wenigsten krank scheinen. Krankheit ist ja, wenn sie vom Arzte bescheinigt wird, ein ausreichender Grund, sich nicht zu stellen.

Dem Ackerbauer leuchtet dieser Plan ein. Er hat zwar manches Unangenehme, aber in den Krieg ziehen müssen und todtgeschossen werden, ist seine Lebensaufgabe nicht. Nur Ein schwieriges Hinderniß stellt sich ihm entgegen. Trotz aller Sorgen und trüben Gedanken ist des Ackerbauers Wohlbefinden ein unerschütterliches und seine Wangen verrathen seine blühende Gesundheit. Die treffliche Pflege seiner Frau gereicht ihm jetzt zum Verderben. Was hülfe es ihm, wenn er sich auch auf das Krankenbett legte — die verwünschten rothen Backen und die gesunde Farbe, sie müssen dem Arzte sofort den ganzen Plan verrathen ..

Die junge im Entschließen und Handeln rasche Bäuerin weiß aber auch hier zu helfen. Die rothen Wangen müssen fort. Trotz des drückend warmen Sommertages packt sie ihren Mann in Betten und tränkt ihn mit heißem und Schweiß erregendem Thee. Keinen Augenblick weicht sie von dem Bett des Scheinkranken. Er stöhnt und seufzt. Das Schweißbad behagt ihm nicht, er verliert die Geduld. Draußen singen die Vögel so lustig, er sieht den Himmel durch das Fenster so blau und rein und den Wipfel der nahen Linde, in deren kühlem Schatten er so manche gemüthliche und glückliche Stunde verlebt hat. Es treibt ihn emporzuspringen, die Scheinkrankheit von sich zu schütteln und in der frischen, kühlenden Luft sich der Gesundheit zu freuen. Seine Frau hält ihn aber mit Gewalt zurück und versteckt ihm seine Kleidung. Sie stellt ihm vor, daß er es noch hundertmal besser habe, als wenn er einberufen werde, und nöthigt ihm eine Tasse Thee nach der andern auf. Und da ihn hungert, verweigert sie ihm noch Speise. Er protestirt dagegen. Seinen energischen Forderungen setzt sie die süßesten Bitten entgegen, seiner Unruhe und Ungeduld die größte Geduld und liebevollste Pflege.

So schwindet der Tag und die Nacht dahin. Der junge kräftige Mann fühlt sich am folgenden Morgen wirklich angegriffen und matt. Hitze, Besorgniß und Einbildung haben vereint auf ihn eingewirkt. Da eilt seine Frau mit dem Spiegel herbei und läßt ihn in denselben schauen. Er erschrickt, als er sein Bild erblickt. Die rothe Farbe seiner Wangen ist verschwunden, er sieht blaß aus und befürchtet, nun wirklich krank zu werden.

Seine Frau theilt dieß Ereigniß nicht. Um indeß nichts an der Wirkung zu verlieren, sendet sie zum Arzte in der Stadt. Der muß doch natürlich den Kranken mehre mal besuchen, ehe er ihm ein Zeugniß der Krankheit ausstellen kann. Es kostet einige Thaler Geld! Aber was thut's, der junge Bauer würde mit Vergnügen 100 Thaler hingeben, wenn er dadurch der Militärpflichtigkeit ein für allemal entbunden werden könnte.

In dem Dorfe hat sich inzwischen das Gerücht verbreitet, daß der junge Bauer Meyer schon im voraus das Kanonenfieber bekommen hätte. Man weiß, daß er den Krieg und jede Unruhe haßt, seitdem er sich an ein gemüthliches und behagliches Leben gewöhnt hat. Die meisten lachen über ihn und über seine Krankheit. Einige durchschauen den Plan, der dahintersteckt und werden über ihn mit Unwillen erfüllt. Auch sie gehören zum ersten Aufgebot der Landwehr und müssen Weib und Kind in Noth und Sorgen daheim lassen, weil ihnen der Arm entzogen wird, der für sie sorgt, sie stehen hülflos und verlassen da, wenn ihr Ernährer im Kriege durch eine Kugel fortgerafft werden. Dann bleibt den Ihrigen nichts weiter übrig, als den Bettelstab in die Hand zu nehmen. Und doch dürfen sie nicht zagen und zagen, wenn der Einberufungsbefehl erscheint. Tausenden ergeht es nicht besser als ihnen — es gilt fürs Vaterland! heißt's da. Und der junge reiche Ackerbauer, der nichts von dem allen zu befürchten hat, will sich auf solche Weise seiner Verpflichtung entziehen?

Inzwischen erscheint der von Frau Meyer gerufene Arzt.

Auf den ersten Blick hat er sich mit der Krankheit vertraut gemacht. Langjährige Praxis hat ihn vielerlei kennen gelehrt. Er nennt sie „Die Landwehrkrankheit" oder „die Einberufungs-Epidemie". Er behandelt sie gern. Abgesehen, daß ihm noch nie ein solcher Kranker gestorben ist, bringt sie ihm manchen Thaler ein, ohne daß er seine Pflicht verletzt. Die Landwehrkranken sind in einer so bedrängten Zeit, wo die Menschen keine Muße und kein Geld zum Kranksein haben, sogar seine einzige Rettung und er versteht sich auf deren Behandlung, als Arzt und — Staatsbürger.

Mit Ernst und größter Aufmerksamkeit tritt er an das Bett des Scheinkranken, zählt die Pulsschläge und besichtigt die Zunge. Des Bauern Herz schlägt schon aus Behagniß, daß der Doctor seinen Plan durchschauen möge. Der Arzt neigt bedenklich das Haupt.

„Hm, Hm", spricht er vor sich hin, doch laut genug, daß es der Kranke und dessen Frau versteht. „Hm, Hm! der Puls unruhig! Fieberhaft! Zunge belegt — Symptome eines gastrischen Fiebers! Nicht leicht zu nehmen — kann lange währen! Die strengste Schonung nothig! Das Bett hüten! Strengste Diät! Wassersuppe und ein Stückchen Weißbrot! Keinen Kaffee, keine Spirituosen! Ich werde etwas verschreiben, das wird helfen."

„Nicht wahr", wendet er sich nochmals an den Scheinkranken, „Sie haben Schmerzen hier in der Magengegend?"

„Ja!" ruft die Frau.

„Und haben durchaus keinen Appetit?"

„Nein!" sagt die Frau.

Der Arzt verschreibt etwas und geht.

„Ha, ha, ha!" lachen beide vergnügt hinter ihm her. „Ein gastrisches Fieber! Gartig genug! Ha, ha, ha!"

Nun wollte Meyer Wurst und Bier, aber seine Frau protestirte dagegen. Sie freute sich, daß er fast das Ansehen eines Kranken hatte, dieß konnte nur durch die Diät bewahrt werden. „Du mußt morgen noch kränker sein als heute", erwiderte sie. „Wenn du das ist, was du verlangst, so bist du schon wieder gesund, ehe der Einberufungsbefehl erscheint und dann hilft dir deine ganze Krankheit nichts! Wassersuppe und ein Stückchen Weißbrot, mehr erhältst du nicht."

Der ungeduldige Bauer mußte sich fügen. Er hatte die Rolle einmal übernommen, jetzt muß er sie zu Ende führen, wenn sie ihm auch unbequem wurde. Nur das erreicht er durch Bitten von seiner Frau, daß er das Bett auf einige Stunden verlassen darf. Am folgenden Tage erscheint der Arzt wieder, findet den Kranken in seiner Verwunderung nicht besser und verschreibt ihm aufs neue Pulver und Pillen.

Heimlich bepackt Frau Meyer des Doctors Wagen mit den Schätzen ihrer Vorrathskammer. Der Doctor spielt seine Rolle. Mit keinem Wort, keiner Miene verräth er sich. Nur wenn er das Dorf wieder hinter sich hat und die Taschen und Kasten seines Wagens untersucht, lacht er vor sich hin und spricht: „Der soll schon wieder gesund werden! Der Schlingel hält mich auch für gar zu dumm!" Der Doctor war ein Patriot. Freiwillig hätte er sich für das Feldlazareth angeboten. Er war nur zu reich durch eine Heirath, besaß einen bedeutenden Vorrath „National-

anleihe" und war für die entschiedenste Unterstützung der Oesterreicher. „Am Po vertheidigen wir den Rhein!" war sein tägliches Wort.

So vergeht Tag auf Tag. Während der Bauer beharrlich den Kranken spielt und im Bett liegt, haben die übrigen Landwehrmänner des Dorfs die ihnen gegebene Frist nach besten Kräften benutzt, um ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und Sorge zu tragen, daß ihre Arme ersetzt werden und ihre Wirthschaft so wenig Nachtheil als möglich erleidet. Endlich erscheint der Befehl der Einberufung. Binnen 24 Stunden muß sich das ganze erste Aufgebot stellen.

So früh hat dies der Kranke kaum erwartet; es bringt ihn in Verlegenheit, weil er noch kein Krankheitszeugniß des Doctors besitzt. Es ist schon spät am Abend, als der Befehl im Dorfe eintrifft. Sofort wird ein Bote nach der Stadt zum Arzte gesandt, um diesen zur Ausstellung des Zeugnisses herbeizuholen. Er läßt erwidern, daß er am folgenden Morgen zeitig kommen werde; er weiß bereits, weshalb er so eilig verlangt wird.

Der Ackerbauer ist in nicht geringer Angst. Einen andern Arzt kann er nicht holen lassen, denn nur das Zeugniß des seinigen gilt und ein anderer Arzt ließe sich vielleicht auch nicht täuschen.

Schon früh am folgenden Morgen hat ihn seine Frau wieder tief und warm in Betten eingepackt, damit er, wenn der Doctor kommt, kränker erscheint als je. Auf diesen Besuch kommt ja das Meiste an. Auf ihres Mannes Geheiß hat sie eine Anzahl blanker Thaler aus dem Koffer geholt, um sie dem Doctor in die Hand zu drücken, wenn das Zeugniß nach Wunsch ausfällt...

Und der Doctor kommt wie versprochen. Als er in das Zimmer tritt, ruft er dem in Betten fast Vergrabenen heiter entgegen:

„Wetter, das freut mich ja! Heute ganz munter! Wozu diese Menge Betten? Fort mit ihnen! Sie können ohne Gefahr und Besorgniß heute aufstehen! Zeigen Sie einmal Ihren Puls! Ruhig! Ihre Zunge — Nein! Das freut mich! Strecken Sie auf!"

Dem Kranken erstarben vor Schrecken die Worte auf den Lippen... Seiner Frau nicht weniger...

„Sehen Sie", fährt der Arzt fort, „Ihre Krankheit war eigentlich schon vor einigen Tagen gehoben! Damit Sie sich indeß noch gehörig schonten und die Ihnen von mir vorgeschriebene Diät nicht überschritten, habe ich es Ihnen verschwiegen! Um so mehr muß es Sie jetzt freuen, daß Sie völlig hergestellt sind!"

„Hergestellt?" ruft der erschreckte Scheinkranke jetzt endlich muthvoll. „Ich befinde mich heute kränker! Ganz elend, sag' ich Ihnen, Herr Doctor!

„Larifari! Ihr Puls geht ganz normal! Keine Spur von Fieber mehr!"

„Aber hier — in der Magengegend — da — da hab' ich heftige Schmerzen!"

„Hunger! Essen Sie Wurst und Schinken! Ein Glas Bier dazu! Das wird Ihnen gut thun! Wie ich heute gehört habe, gehören Sie zum ersten Aufgebot der Landwehr; dieselbe ist einberufen und muß sich heute stellen! Es freut mich deshalb doppelt, daß Sie wiederhergestellt sind und Ihrer Pflicht ohne Bedenken nachkommen können!"

„Er soll sich stellen? Sie wollen ihm kein Krankheitszeugniß geben?" entfährt es hastig dem Munde der Gattin.

„Ein Krankheitszeugniß?" wiederholt der Doctor scheinbar erstaunt. „Wozu? Er ist ja völlig wiederhergestellt! Auf meine Verantwortung hin, Röver, Sie können sich ohne Bedenken und ohne Sorge stellen! Es wird Ihnen gut thun! Bewegung, frische Luft und Zerstreuung sind Ihnen jetzt am nöthigsten!"

„Nein!" ruft der Kranke jetzt heftig und seine Rolle ganz vergessend aus.

„Zum Henker! Sie können sich ja zur Stadt fahren lassen, wenn Ihnen der Weg beschwerlich werden sollte! Sollten Sie, was ich nicht erwarte, einen Rückfall bekommen, nun, so finden Sie in dem Militärhospital gleich die beste Pflege! Es ist auf Leben und Sterben eingerichtet! Unsere Regierung hat für alles gesorgt! Funfzehn junge Chirurgen haben sich an einem einzigen Tage in Magdeburg gemeldet! Ein Lieferant hat zum Krankenstuhle besorgt für die im Gefecht Verwundeten..."

Der Doctor suchte neue Mannschaften für die Behauptung des Rhein am Po und entfernt sich wie er gekommen... Die Rechnung schickt er später...

Röver ist in einer verzweiflungsvollen Lage. Seine Frau weint heftig. Die ganze Krankheit soll also vergeblich gewesen sein! Alles Hungern und Schwitzen ohne Nutzen! Ohne Zeugniß des Arztes muß er sich stellen, sonst setzt er sich der größten Unannehmlichkeit aus und hat zu erwarten, daß er mit Gewalt in die Stadt geholt

wird. Jetzt macht er seiner Frau die bittersten Vorwürfe, daß sie ihn zu dem lästigen Krankheitsplane überredet. Er springt aus dem Bett auf, um, wenn er einmal gesund sein muß, jede Krankheit von sich zu schütteln; aber er fühlt sich wirklich geschwächt. Diät braucht nicht mehr beobachtet zu werden und Küche und Keller müssen nun herhalten.

Die übrigen Landwehrmänner haben schon ihre Vorbereitungen getroffen. Röver hat in seiner Krankheit an nichts gedacht. Jetzt hat er keine Zeit dazu und muß es seiner Frau überlassen, wie sie fertig wird. Es geht ihm durch den Kopf, führt aber zu nichts. Schon sammeln sich die Einberufenen im Dorfe. Auch er darf nicht länger zögern, wenn er nicht zu spät eintreffen will. Da er einmal der Einberufungsordre nicht entgehen kann, will er zum wenigsten seine Ehre retten. Um sich seinen Kameraden anzuschließen, ist er zu schwach. Er kann zur Stadt fahren. Seine Frau packt den Wagen, als ob es zur Belagerung von Mantua ginge.

Die versammelten Einberufenen marschiren ab. Ja, gewiß, es ist für das ganze Dorf ein ernster, feierlicher Augenblick. Wer weiß, wie viele oder wie wenige von ihnen zurückkehren werden! Noch einmal beugen sich die Männer zu ihren Kindern nieder, welche an ihren Händen und Armen hängen. Sie küssen sie und eine verstohlene Thräne rinnt auf die Erde. Dann reichen sie ihren schluchzenden Weibern die Hände und blicken ihnen lange in die thränenvollen Augen. „Seid ruhig, seid ruhig!“ versuchen sie zu trösten. „Wir kehren ja wieder, wenn — wenn es Gottes Wille ist!“ Sie wollen trösten, wollen sich stark zeigen und ihre eigenen Herzen proben dem Abschiedsschmerz fast zu unterliegen. Aufs neue umarmen sie ihre Kinder — da ertönt der Ruf des Unteroffiziers: „Achtung!“ Rasch, verstohlen fahren sie noch einmal mit der Hand über die Augen; — dann stehen sie gerade und regungslos da. „Vorwärts! Marsch!“ ertönt das Commando und mit festem Schritt marschiren sie fort aus dem heimatlichen Dorfe, von dem Herde ihres Glücks, um beide vielleicht nie — nie wiederzusehen. . .

Röver besteigt seinen Wagen, um den Vorangemarschirten nachzufahren. Auch er vermag seinen Schmerz nicht zu beherrschen. Ihm ist zu Muthe, als würde er zum Richtplatz geführt. Er kann nicht weinen und ist auch nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Selbst seine Frau ist noch gefaßter als er. . . Sie geben sich die Hände. . . Wie sie weinen wollen, ziehen die Pferde an. Bleich, regungslos sitzt er auf dem Wagen. Er sieht nicht, mit welchen lächelnden Augen ihm die Dorfbewohner nachblicken. Er hört nicht, daß ihm einige zurufen: „Was? Röver! Röver! Krank ist er, von dem garstigen Fieber befallen und stellt sich doch? Ihr müßt die Medaille kriegen!“

Langsam wie im Leichenwagen fährt er den Vorangemarschirten nach. Er will mit ihnen nicht zusammentreffen und kann ihnen doch nicht ausweichen. Als er sich ihnen endlich nähert, ruft der Unteroffizier: „Platz gemacht! Der Krankenwagen kommt! Kamerad, in welcher Schlacht seid Ihr verwundet?“

Alle wanzig, zu denen von da und dort immer mehr stoßen, lachen. . .

Bald erschallt ein Wanderergesang. . .

Das stärkt ihn schon. . .

Einige sind schwächlich wie er. . . Er lädet sie ein, auf seinem Wagen Platz zu nehmen. . .

Er schnürt seine Säcke auf. . . Man langt zu. . .

Wieder wird getrunken . . . er singt schon mit. . .

Hurrah! . . . Die Flasche geht rundum. . . Die Pfeifen werden angesteckt. . . Cigarren dampfen. . .

Nachtlager. . . Röver schläft vortrefflich, schickt am Morgen den Wagen zurück. . . „Einen Gruß an meine Frau!“ ruft er dem Knecht nach.

Es vergingen nicht acht Tage, so war Röver so muthig wie Bayard oder Blücher. . . Ein paar Witzbolde waren bei der Truppe, die belustigten alles. . . Frauen und Kinder hatten sie fast zur Hälfte alle, sie vergaßen sie nicht, aber das Zusammensein verscheuchte die Sorgen. . . Mann an Mann sich haltend, fühlte sich jeder ein Held, und nun denn — mit dem Zündnadelgewehr in der Hand, rief auch Röver: „Mit Gott für König und Vaterland!“

Fr. Friedrich.

Machiavelli.

Von Karl Frenzel.

II.

Es ist im Sommer 1514. . .

Machiavelli's Elend und seine Verzweiflung haben ihren Höhepunkt erreicht. Schon früher, als auch Vettori jede Hoffnung verlor, hatte er jener Stelle des Dante gedacht, wo dieser, am

Rand des Höllenabgrunds erwachend, zu seinem erschreckten Begleiter Virgil sagt:

Wie wird' ich gehen, wenn zu selbst verzagt,
Der meinen Wangen Farben zu gewinnen?

Wer sollen ihn jetzt trösten?

Wird man ihm, dem fast fünfzigjährigen Manne, glauben, daß es die Liebe war? Ueberdies eine romantische Liebe, in der die Geliebte oft wie Daphne flieht und er wie Apollo für vergebens verfolgt. Es ist wieder in seiner Villa, an der Quelle, wo er schon im vergangenen Sommer die Klagen des Tibull las und nachempfand. Inmitten unter Blumen hat ihm die Göttin ihre Netze gesponnen, zarte, liebliche Netze von Gold und Seide, die nur ein Barbar hätte zerreißen können. Ihm, dem Gefangenen, sind Sonnenschein und Regen, Tag und Nacht gleichgültig geworden, seine politischen Lustschlösser, die Befreiung Italiens — alles Irrtum — „mein ganzes Leben ist jetzt nur ein Gewebe entzündender Gespräche, ganz erfüllt von Venus und Cythere." Ein echter Mann der italienischen Renaissance, in dem sich wie in einem Spiegelbilde all ihre Strahlen vereinen, von allumfassendem Geiste, dem nur der Sinn für eine einzige Kunst fehlte; aber auch dieser Mangel ist bezeichnend für das Antlitz seines Charakters, denn diese Kunst, die er nicht liebte, nie erwähnte, ist die echte Tochter des Christentums und des Mittelalters, die Malerei. Und gerade von den Anschauungen des einen und den Bildungen des andern sucht die Renaissance und Machiavelli sich zu befreien. Aber während die Germanen diese Befreiung in der Reformation vorbereiten und für eine, wenn auch noch von vielen Nebeln umhüllte Zukunft die Grundlinien einer durchaus neuen Entwickelung ziehen, suchten die Italiener nur in eine gänzlich verschüttete und nie wieder aufzugrabende Vergangenheit. Sie sehen immer nur Rom und die römische Größe, der Schatten, den das Kapitol einst auf die italische Erde geworfen, bedeckt sie wie ein beständiger Trauerflor.

Denn, wie man sie auch betrachten möge, die Geschicke der Halbinsel sind an diese neben Hügel geknüpft, damals wie jetzt. Von ihnen aus war der Gedanke eines einheitlichen Staates zuerst aufgetaucht, in Cäsar Borgia, in der Heldenseele Julius' II. Mächtiger und volksbeliebter als beide traten die Medici auf. Ihnen gehörte Rom, die römische Mark, der größere Theil von Toscana. Als Giuliano, dem die Schrift Machiavelli's zuerst bestimmt war, plötzlich 1516 gestorben, schien dem gesammten Italien in Piero's vierundzwanzigjährigem Sohn Lorenzo ein zweiter Alexander und Cäsar zu erstehen. An ihn richtet sich darum die glühende, begeisternde Ermahnung Machiavelli's am Schluß des „Fürsten", Italien in einem heiligen Kreuzzug von den Barbaren zu erlösen. Wie er selber auch die Freiheit lieben mochte, er war bereit, sie für die Einheit des Vaterlandes hinzugeben; in solchen Augenblicken hat er etwas von Brutus, der seine Söhne opfert, einen unendlich erhabenen und schmerzlichen Zug, der im eigenen Leid sühnt, was sein Wille verbrach. Schön vergleicht ihn darum Ferrari mit jenen Verdammten der mittelalterlichen Legende, die Vergangenheit und Zukunft kennen und die Gegenwart nicht verstehen. Denn hinüber und herüber schwankend irrt er in ihr umher und versucht umsonst das Räthsel dieser Sphinx zu lösen. Mit dem Auge des Geistes schaut er die alten Siege, Barbarenniederlagen von Scipio und Marius, sieht Rom aus seinem Schutt wieder erstehen, die Erde, die wie im Wunder sich öffnet, Laokoonsgruppen und Jupiterstatuen auszuspeien, kann auch die unbesiegten Legionen mit Cäsar's Adlern wieder aus ihrem Schoß heraufbeschwören, die Prophezeiung Petrarca's sich erfüllen: es ist das lächelnde Gesicht des Janus. Sein leibliches Auge aber erblickt nichts als Elend, Schmach und Verrath und wendet sich verachtend von solchem Schauspiel ab. Da verschenkt er wol, der Italien einigen will, die Lombardei an die Franzosen, damit sie die Schweizer, die „Römer" der Zukunft, fernhalten, und spottet über Vettori, wenn er bei den italienischen Stämmen noch Tapferkeit und Vaterlandsliebe voraussetzt — „von der Einigung Italiens zu reden, ist närrisch; unsere Truppen sind nichts als Gesindel und wenn die Barbaren nur einen Schritt thun, wird jeder dem andern in seiner Unterwürfigkeit gegen sie zuvorkommen wollen." In den kleinen Ränken und Listen, sich bald Frankreich, bald den Spaniern oder den Deutschen anzuschließen, liegt nach ihm die einzige Möglichkeit, sich dem fremden Joche zu entziehen. Die Lombardei und Neapel sind einmal verloren, wenn nur Toscana und die Romagna sich in einer gewissen Selbständigkeit halten, ist er befriedigt. Aus dem Reich des Gedankens, in dem sie immer großen Zielen, Welteroberungen nachgeht, in die Wirklichkeit zurückgesetzt, gleicht Machiavelli's Politik genau der venetianischen Staatskunst, durch beständige Verhandlungen, in der letzten Noth durch eine Art bewaffneten Friedens

den kleinen Staat inmitten eines Riesenkampfes der großen vor gänzlicher Zertrümmerung zu bewahren. Darum ist er in seinen Briefen heute kaiserlich, morgen französisch und am dritten Tage für die Kirche; immer hat er den Kopf, nie das Herz für seine Meinung.

Doch nicht Schlachten und Kriege allein beschäftigen und erfüllen diese wunderbare Epoche. Ueberall auf diesem glücklichen Boden ringt die Kunst sich aus den Fesseln des Mittelalters los. Neben den blutigen Tagen von Ravenna, Marignano und Pavia gibt es heitere, sonnige, wo Julius II. auf den Malergerüsten des Vatican mit Rafael redet, Michel Angelo auf dem Markte von Florenz seine Statue enthüllt. Nicht nur in Briefe's Liede, in dem Triumphzuge der Galatea, wie ihn Rafael gemalt, flattern die Liebesgötter, Grazien und Musen, sie bekränzen, möchte man sagen, wie mit nimmer welkenden Blumen die Stirn dieses Geschlechts und lassen selbst seine blutigen Schlachtfelder im hochpoetischen Glanze erscheinen. Nur vergesse niemand darüber den dunkeln Hintergrund des Gemäldes — die Sittenlosigkeit und moralische Verwerfenheit aller, die Schmach und Feigheit des Volkes. „Die Zeitgenossen Machiavelli's", sagt Macaulay mit treffendem Beispiel, „würden Othello verspottet und für Jago ein Gefühl der Bewunderung empfunden haben." Solchen Menschen mußte vom Statthalter Gottes bis zu dem Schiffer der Lagunen bei aller Kunstbegeisterung jedes Mittel zur Erreichung ihres Zwecks gerecht und dieser Zweck selbst nichts als der Genuß sein. Wenn eins, so legt ihre Schaubühne davon Zeugniß ab. Die Lustspiele Bibbiena's, Ariosto's, die damals die Carnevale, den Hof zu Ferrara wie das Volk von Florenz in gleicher Weise ergetzten, und jetzt kaum in Umrissen noch zu schildern, denn nicht verlohnt wie in den Komödien des Aristophanes eine erhabene Poesie und der laute Schlag eines großmuthigen Herzens mit der Niedrigkeit und Zuchtlosigkeit des einzelnen, nicht gibt es in ihnen wie in den ironischen Lustspielen einen unvergänglichen Kern ritterlichster Gesinnung, nicht dürfen sich ihre Frauen in das Gefolge von Molière's Elmire und Henriette wagen; sie sind die zuchtlosen Bilder für ein Geschlecht, dessen Seele die Scham und die Mauge das Erröthen verlernt. Nicht höher von diesem Standpunkt aus — und ich denke, die Schaubühne ist eine „moralische Anstalt" — können die vier Komödien Machiavelli's geschätzt werden, von denen wenigstens die berühmteste „die Mandragola" in dieser Zeit seiner unfreiwilligen Muße gedichtet wurde. Anders verhält es sich mit dem Kunstwerth der „Mandragola". So unbedeutend ihre Erfindung — es handelt sich, wie zumeist in den Novellen des Boccaz und diesen Lustspielen, um den Betrug eines Ehemanns und den glücklichen Streich des Liebhabers — so gediehen ihre Entwickelung, gehört sie doch wegen ihrer vortrefflichen Charakteristik zu den originalsten und besten Werken des italienischen Theaters. Es ist eine Komödie des vollendeten Realismus, die Anekdote hatte sich in Florenz zugetragen. Wenn die Zuschauer aus dem Saale, wo sie [illegible] zuerst die Thorheit Messer Nicia's, die Ränke Ligurio's und die Verwortenheit des Frater Timotheus sahen, auf die Straße hinaustraten, konnten sie mit Fingern auf diese Gestalten deuten. Timotheus und Messer Nicia sind in ihrer Weise vollkommene Persönlichkeiten, ein ganz eigener Schurke, der von Tartufe die Habsucht und Heuchelei, nicht aber seine Feinheit und geistige Ueberlegenheit besitzt; ein ganz eigener Narr, aus Hartnäckigkeit und Wunderlichkeit, übelangebrachter Gelehrsamkeit und einer unvergleichlichen florentinischen Philisterhaftigkeit gemischt. Doch verleugnet sich das bittere Gefühl Machiavelli's über Menschen und Dinge, die Verachtung dieses ihm durchaus nichtig erscheinenden Lebens nicht; es ist nun einmal nichts Freudiges in ihm. „Jeder sieht", lautet das Lied am Schluß des zweiten Actes, „wie glücklich der Thor ist! Ihn quält weder Ehrgeiz noch Furcht." Aus jenen Dichtungen, dem „Goldenen Esel", den „Epiteln", den „Carnevalsgesängen", fühlt man den Mangel einer mitempfindenden Seele am tiefsten heraus. Sie ergreifen weder noch entzücken sie, es sind die Verse eines klugen, verständigen Kopfs, oft voll lebendiger, plastischer Phantasie, wie in der Schilderung der Nymphe der Circe, die mit der berühmten Stelle Ariosto's von den Reizen der Alcine wetteifert, voll eindringlicher Gedanken über das Geschick der Staaten, den Wechsel des Daseins — im Grunde gehören sie mehr der Philosophie als der Poesie an. Wenn sie in den Ton und Geschmack der Zeit eingehen, so verbergen sie unter diesem Schleier ihre satirische Absicht. Sie folgen der allgemeinen Strömung, aber mit geheimem Widerstreben. So zeigen sie auf die buntgeschmückten Wagen, die während des Carnevals mit Teufeln und Engeln, Rittern und Frauen, Einsiedlern und Charlatanen durch die Straßen von Florenz ziehen und lehren diese ihre

witzigen boshaften Lieder. Zaubern sie zuletzt in den Komödien die ganze italienische bürgerliche Gesellschaft des Jahrhunderts auf die Bühne, sind sie nur die lebendige Erklärung des Wortes, das diese Nation „die Sittenverderberin der Welt" schilt, ihre Fratres Dimetbene und Alberige berechtigen die Behauptung der Discurse — „dank der Kirche, sind wir Italiener ohne Gottesfurcht und ohne Sitten".

Die „Mandragola" machte Machiavelli auch als Poeten bekannt; Leo X., der seine Zeit mit Malern, Narren und der Zubereitung gewürzreicher Speisen hinbrachte, war von ihrem Witz, als er sie [illegible] zu Florenz spielen sah, so hingerissen, daß er sie mit den nach Rom herübergerufenen Schauspielern in seinem eigenen Palast noch einmal aufführen läßt — ein Papst, der einem Priester Beifall klatscht, wenn er eine Frau zum Ehebruch verleitet! Das Lob, das seinem Werke gespendet ward, erfüllte Machiavelli mit der allen Künstlern und Litteraten eigenthümlichen Eitelkeit. Er beklagt sich weil über Ariosto, daß er ihn in seinem „Orlando" nicht unter den zeitgenössischen Dichtern genannt, und rechtfertigt in einem langen Briefe zwei Ausdrücke seines Stücks, die Francesco Guicciardini dunkel gefunden hatte. Guicciardini bereitet zu Modena eine Aufführung derselben vor — es ist zur Zeit der Schlacht von Pavia, Machiavelli indeß hat nichts Besseres zu thun, als neue Strophen zu erfinden, um die Zwischenpausen angenehm auszufüllen, und bestürmt die Sängerin Barbera mit Bitten und Küssen, sie möge nach Modena gehen und zum Erfolg seiner Komödie beitragen. In solcher Laune unterschreibt er seine Briefe: „Niccolo Machiavelli, Historiker, Tragiker, Komiker." Tragisch freilich ist ihm Leben und Geschick, weil er zwiespältig in hohem Wollen und menschlicher Bedürftigkeit darbt, harmonieenlos, körperlich wie geistig leidend.

Denn nichts erlegt ihm die verlorene politische Thätigkeit, den Verlust des Vaterlandes. Aeußerlich hat sich seine Lage durch die Hulfe reicher Freunde, vielleicht durch die Geschenke Lorenzo's und Leo's X. gebessert. Wieder lebt er den größern Theil des Jahres in Florenz den alten Studien. In den reichen und köstlichen Gärten der Rucellai versammelt sich in den Abendstunden eine geistvolle, gebildete Gesellschaft, Jünglinge und ältere Männer, Krieger wie Künstler, Luigi Alamanni, Zanobi Buondelmonti, den Worten und Lehren Machiavelli's lauschend. Der freigebige Herr des Hauses, Cosimo Rucellai, noch jung an Jahren, aber von unheilbarer Krankheit an den Füßen gelähmt, liegt unbeweglich in einer offenen Sänfte und läßt sich, wenn die andern lustwandeln, von seinen Dienern ihnen nachtragen. Alle beschäftigt das Alterthum, in seinen Statuen, seiner Kriegskunst und Politik, alle erwarten von ihm die Wiedergeburt Italiens. In diesen Kreis, dichtet Machiavelli in seinen Büchern über die Kriegskunst, trat eines Tags der greise Held Fabrizio Colonna; er bewundert die hohen schattigen Bäume des Gartens, die Fülle seltener Pflanzen und erfährt von Cosimo, daß sie schon sein Vater nach Weise der alten Römer gesetzt und gepflegt. „O!" ruft da Colonna, „ahmten wir doch lieber in Kriegszucht und Mannhaftigkeit als in der Gartencultur ihnen nach!" Frage reiht sich nun an Antwort und wieder Frage, wie in den Dialogen des Plato; Machiavelli entwickelt in den Vorschlägen und Auseinandersetzungen des kaiserlichen Feldhauptmanns seine Taktik des großen Kriegs in unterhaltender und fesselnder Darstellung. Er begeht nur einen verhängnißvollen Irrthum, über den ihn schon die Schlacht bei Pavia hätte aufklären können, wenn er von der Erfindung des Schießpulvers keinen Umschwung in der Kriegskunst erwartet und die Legion für eine ewig unbesiegliche Form des Fußvolkes hält. „Wenn ich noch in jungen Jahren und fähig wäre, große Dinge auszuführen", schließt Colonna, „würde ich die Bildung eines solchen Heeres unternehmen, und besäße ich auch nur einen kleinen Staat, mit solchen Kriegern würde ich ihn entweder zu einem mächtigen erheben oder ihn mit Ehren verlieren. An euch ist's, bei eurem Fürsten oder in eurer Republik dahin zu wirken, meine Zeit ist vorbei!" Die alte Klage Machiavelli's über sein, wie er es auffaßte, nutzlos verschwendetes Dasein. Und doch beruht sein Ruhm auf seinen literarischen Werken, aus ihnen allein spricht sein Genius verständlich zu uns. Aehnlichem Antrieb, den Gesprächen derselben Gesellschaft entsprangen seine berühmten „Discurse über die zehn ersten Bücher des Livius". Hier ist seine Auffassung des Staates in seinen innern Einrichtungen wie in seinen Kriegen und auswärtigen Verhandlungen des breitern dargelegt, an die Ereignisse der ältern Geschichte Roms anknupfend, die er nicht für Sagen, sondern für historische Thatsachen hält, zuweilen auch die jüngsten Geschicke Italiens in

den Kreis ſeiner Betrachtungen ziehend. Umfaſſender, als das Buch „von den Herrſchaften", an Thatſachen und Gedanken, mit der Härte und Verwerfenheit vieler Grundſätze hier und dort durch Regungen des Edelmuths, die Anerkennung der Hochherzigkeit verſöhnend, entbehren die „Discurſe" doch der eigentlich fortreißenden, genialiſchen Kraft jener erſten Schrift, es iſt etwas Kreißiges, ein akademiſcher Zug darin.

So verſtieß ihm und jenen Menſchen das Leben. Es iſt nicht mehr die Zeit des Sokrates, Plato's und Ariſtophanes', die nach der Löſung der letzten Fragen, der höchſten Ideale trachtet, auch nicht jenes glückliche Zeitalter, wo im Sturz der Freiheit Auguſtus der Welt wenigſtens den Frieden geſchenkt und dies Gefühl des ruhigen Genuſſes, behaglicher Weisheit, ungeſtörter Entwickelung in die ſolange von ſtürmiſchen Leidenſchaften zerriſſenen Herzen einzieht, ſchon iſt die Welt um einen guten Theil entgöttert und die Wetterwolke liegt über allen. Von dieſem Druck eines noch unſichtbaren und doch unvermeidlichen Verhängniſſes leiden die harmoniſchen, ganz in ihrer Kunſtübung aufgegangenen Naturen Rafael's, Tizian's, Arioſto's weniger, je vielſeitiger aber der einzelne in den Geſchäften ſich bewegt und Geſchichte zu machen ſtrebt, deſto greller treten in ihm die Widerſprüche ſeiner Epoche auf. Nur wie aus gebrochenen Farbentönen ſetzt ſich dann ſein Bild für uns zuſammen. So nehmen auch viele Florentiner voll empfänglichen Geiſtes jede Anregung bereitwillig auf, die ihnen von außen kommt; kein Torſo wird aufgefunden, über den ſie nicht ſtreiten, den ſie nicht bewundern und der Nachahmung empfehlen, kein Feſt wird begangen, dem ſie nicht beiwohnen. Am Morgen bauen ſie politiſche, am Abend romantiſche Luftſchlöſſer. Der Zuſammenfluß aller Nationen auf dem Boden der Halbinſel macht ſie zu einer Welt im kleinen, nicht mehr und ſchönere Abenteuer werden gedichtet, als die franzöſiſchen und ſpaniſchen Ritter ſie erleben. Im Lager vor Piſa redet Machiavelli mit den ſchweizeriſchen Bauern von ihren Bergen und Seen und geräth über ihre einfachen, gottesfürchtigen Sitten in die Bewunderung, die Tacitus aus den Erzählungen germaniſcher Krieger für ihr Vaterland faßte. Damals rangen zuerſt nicht mehr nur die Waffen, ſondern auch die Geiſter der Romanen und Germanen miteinander um die Zukunft der Welt, beiden bietet ſich das Alterthum als die Quelle der Jugend dar, aber während die einen darin verſinken, trinken die andern neue Kraft und ein neues Element des Lebens daraus.

Damals hatten die Medici angefangen, ſich ſeiner wieder in ihren Geſchäften zu bedienen. Von all den Hoffnungen und Thaten, zu denen der junge Lorenzo beſtimmt ſchien, war nicht die kleinſte in Erfüllung gegangen; ſchon in ſeinem 27. Jahre, nicht viele Monate nach ſeiner Verheirathung mit Madeleine de la Tour d'Auvergne, aus dem franzöſiſchen Königsgeſchlecht, ergriff ihn der Tod. Er hinterließ eine Tochter, jene Caterina, die wenig Glück im Leben und einen unglücklichen Namen im Munde der Nachkommen erwarb. Die Herrſchaft über Florenz erhielt 1513 der Cardinal Giulio de' Medici, der Sohn Giuliano's, der 1478 in der Kirche unter den Dolchen der Pazzi geſtorben — ein Mann ſchwankenden Sinnes, aber wohlwollenden Herzens, wie das ganze Geſchlecht ein Verehrer der Kunſt. Durch ihn ward Machiavelli der ehrenvolle Auftrag, die Geſchichte ihrer beiderſeitigen Vaterſtadt zu beſchreiben, ein Werk, das er in fünf Jahren vollendete, der Form nach ſein vollkommenſtes, mit jenem antiken Gepräge, das ſeine ſämmtlichen Arbeiten nur wie eine Fortſetzung des römiſchen Weſens erſcheinen läßt. „Tacitus erzählt Romane, Machiavelli Geſchichte", pflegte Napoleon zu ſagen. Es begreift ſich, daß der Kaiſer den ſittlichen Unwillen des Römers über das Imperatorenthum nicht liebte und die kalte, leidenſchaftsloſe Darſtellung des Florentiners mit ihrer tiefen und bittern Menſchenverachtung vorzog. Zumeiſt nähern ſich die „florentiniſchen Geſchichten" der hiſtoriſchen Kunſt des Salluſt.

Einmal in ſo nahe Berührung mit den herrſchenden Männern, blieb Machiavelli auch der praktiſchen Politik nicht mehr ganz fern. Unter den vielen Reformentwürfen der florentiniſchen Staatsverfaſſung, welche die Medici von den Gelehrten der Halbinſel zur Begutachtung ſich vorlegen ließen, befindet ſich auch ein Vorſchlag Machiavelli's. Seiner Anſicht nach muß Florenz in ſeiner republikaniſchen Verfaſſung erhalten werden, ſo zwar, daß Leo X. und der Cardinal Giulio bei ihren Lebzeiten die thatſächliche Herrſchaft über die Stadt behaupten, mit ihrem Tode aber die alte Freiheit wieder eintrete. Daher ſolle der Republik ihre Magiſtratur und die Wahl ihrer Beamten verbleiben, und damit die letztern immer zur Partei der Medici gehörten, brauche man nur — die Stimmzettel durch vertraute Perſonen verfälſchen zu laſſen. Gewiß, Machiavelli

nicht allein, sondern mit ihm alle seine Zeitgenossen, sehen die größte Staatskunst in den feinsten Betrug. Machiavelli wußte seinen Plan freilich nicht, aber er mag gefühlt haben, im folgenden Jahre, im Mai 1521, erhält Machiavelli eine Mission zu dem Generalkapitel des Minoritenordens zu Carpi. Es war in der Nähe von Modena, wo sein Freund, Francesco Guicciardini, als päpstlicher Statthalter saß. Ein lebhafter Briefwechsel zwischen beiden knüpft sich an. Guicciardini schickt ihm täglich einen seiner Kriegsleute mit einer Depesche nach dem Kloster, „um ihm vor den Menschen Ehre zu thun und zu einer höheren Würde zu verhelfen". Machiavelli antwortet „wenn ich Euren Titel als Oberhaupt einer Republik bei einem Verstorbenen sehe und gedenke, mit wie viel Königen und Fürsten Ihr ehedem verhandelt, ergreift mich unwillkürlich die Erinnerung an Polander, der nach so vielen errungenen Siegen an vielleicht Dutzenden Fürsten Recht zuerkennen mußte, die es so zuversichtlich angerufen". Machiavelli's heiteres Talent mussen solche Betrachtungen nicht, er scherzt über den neuen Auftrag, den ihm ein Convent der Stadt gegeben, für ihre Kirche einen Prediger unter den Franciscanern zu gewinnen, denn allmählich hat er sich mit seinem Schicksal insoweit versöhnt, daß er den Schmerz still in sich verschließt und für die Zukunft noch eine glückliche Wandlung erwartet. Sie kam ihm: wenn es ein Glück für ihn war, an den unsichtigen Plänen theilzunehmen, deren letzte Folge Roms Plünderung und der Untergang von Florenz war.

Sein Leben neigte sich seinem Ausgange zu, als 1525 Kaiser Karl V. Herr von Italien geworden. Im Schloß zu Madrid sah sein gefährlichster Nebenbuhler Franz I. gefangen, der Herzog von Mailand war auf der Flucht vor ihm. Die wenigen Burgen der Lombardei, die noch zu dem Stanza hielten, umlagerten kaiserliche Truppen, deutsche Landsknechte, spanische Reiter mit Hakenbüchsen. Auf einer Reise, die Machiavelli im August des Jahres in Geschäftsangelegenheiten nach Venedig machte, konnte er die „Barbaren" in nächster Nähe sehen, „viele gewaltige Reiter, die vom Menschen nur das Antlitz und die Stimme haben". Jetzt in der Jagdzeitschrift verbrachte er noch wenige müßige, heitere Tage, in der Heimat gewann er eine ansehnliche Summe, um sich in einer für ihn seltenen Anwandlung großartiger Verschwendung von Tizian malen. „Verweilen trauern die Schwalben bei uns ohne Euch", schreibt ihm Filippo Nerli aus Florenz, „kein Spiel, kein Mahl, seit Ihr uns verlaßen". Denn er ist in dem Müßiggang seiner literarischen Beschäftigung ein großer Wüstling und Schlemmer geworden, der sich mit „zur Magenstärkung" gewürzten, von ihm selbst zubereiteten Pillen betäubt — ein Mann, über den sich die Wolke des allgemeinen Unwillens schon drohend zusammenzieht, während er noch im Sonnenschein zu leben glaubt. Sein Gönner, der Cardinal Giulio, seit zwei Jahren Papst Clemens VII., belohnt die Widmung der „florentinischen Geschichten" außer dem bestimmten Jahresgehalt mit einem Geschenk von 100 Dukaten und läßt in seinem Namen auf die Vorschläge Machiavelli's zur „Rettung Italiens" antworten. Ein italienischer Bund vereinigte im Mai 1526 alles, was noch in der Halbinsel von selbständigen Staaten geblieben, Franz I., aus der Gefangenschaft entlassen, hatte in schmählicher Wortbrüchigkeit Justiz und Beistand versprochen. Es galt, zunächst die lombardischen Städte zu retten. Machiavelli war im Hauptquartier der Liga vor Piacenza. Der allgemeine Haß des Volks gegen die Kaiserlichen — „sie werden ärger gehaßt als die Teufel", schreibt Vettori — versprach einen glücklichen Ausgang. Ueberall, in Spanien, Ungarn und Deutschland beschäftigt, hatte Karl V. sein Heer aufgegeben, Verstärkungen war für ihn verloren, wenn in seinem Heer nicht ein Zug von Heldenhaftigkeit und protestantischer Nachgetauten gewesen. Von den Alpen herab mit neuen Schaaren, Geld und Credit hatten sie nicht, im Herzen den wildesten Haß gegen die Welschen und den Papst, die Aussicht, wie ihre Hauptleute sie ihnen versprachen, auf eine „ebenreiche Plünderung". Vor ihren Spießen hielten die Italiener nicht Stand; in kleinen Gefechten wurden sie Schar nach Schar zurück, da starb der letzte Feldhauptmann Italiens, Giovanni de' Medici, der schwarze Ritter, zu Mantua — longsam rückte die Pavese näher. Macchi's Gedanken schienen wieder auferstanden zu sein; so erschreckte der Schall ihrer mächtigen Heerpauken das Land. In Florenz war ein Entsetzen, eine Unordnung überall. Als Machiavelli, aus dem Hauptquartier hinübergeeilt, einen Bericht über die Befestigung des Landes erstattet, schickte ihn die Signorie zweimal im December 1526 und im nächsten Februar zu Guicciardini, dem päpstlichen Feldhauptmann. In dieser letzten Mission bewies sich Machiavelli's Schwäche als praktischen Politiker unwiderleglich. Er that weder die Gründe

der Gefahr, noch hat er nur eine klare Meinung zu rühren, wie sie abzuwenden sei. Heute rät er, die Barbaren mit Gold, so viel Gold sie gulden abzukaufen, morgen ruft er: „Bewaffnet euch, Männer! Da sie weder Lebensmittel noch Beute bringen, wird das Unwetter sie in zwei Tagen verjagen." Tatsächlig ist nämlich am 6. Mai 1527 in Rom viel Schaden gestiften und der soll der „nordischen Barbaren" verursachen. Unter den Feldherren der kaiserlichen Armee ist schon ein heftiger Streit über die Frage ausgebrochen, wer den Oberrat führen solle, in dem Fragen sollen man sich nicht einigen, daruber verlaufen die Verhandlungen. Der Herzog von Urbino hat Lager, Krieg, Schanze und Sturm, Krieg der Antrieb und der den Landsknechten, bei dem Krankheit vom Schlag getroffen und die Herztrommel unterbricht, geht die Vermarsch ungehindert. Gegegenwig weiter. Machiavelli und Guicciardini weichen von ihnen gründlich und während sie Alarm zu treten eilen, handeln die „neuen Gothen und Vandalen" am Abend des 5. Mai vor Rom. Der nächste Morgen sah den Sturm auf die Plünderung der Hauptstadt der Christenheit. Tage welche die Zeitgenossen nur mit dem Fall Trojas vergleichen konnten.

Elf Tage später sieht sich Alexius auf versucht zum dritten mal in Medici. Machiavelli befand sich auf der französisch-genuesischen Flotte bei dem Admiral Andrea Doria im Hafen von Civita-Vecchia, als die Nachricht der Revolution ihn erreichte. Sein Herz hatte er mit Kopf und Hand für die „Freiheit" gewirkt, mindestens durch seine Ratschläge über Herrschaft über die Stadt betrieben; er mußte, wie ein Schreiben Pazzis's und lehrt, wollen, „daß die Bürger glauben, sein Buch vom Fürsten sei für den Herzog Lorenzo eine Anleitung gewesen, ihnen ihre Habe zu nehmen, die Frauen, all ihr Fürchten." Was konnten die Menge seine Gegner sein von der Gnade Italiens, daß es in Wahrheit ein Republikaner war ein treuer Knecht war? Sie lehrt nur für ihre Municipalfreiheit, ihre Mauern und ihre Münche. Darum ward er bei seiner Heimkehr mit argwöhnischen Blicken betrachtet, die meisten verwiesen ihn, jeder hatte einen heimlichen Groll der Abneigung wider ihn. Der bürgerlichen Beschränktheit waren seine Ziele, den Plänigen seine Weitsichtigkeit — schon Leo ihn am meisten beurteilen, wie Machiavelli ihm doch „einen besseren Geist und ein besseres Herz". Von dem Gelehrten in reiner Wissenschaft stammten seine Freunde, Buondelmonti und Alamanni, die sich übrigt bei ihm sprechen konnten nicht durchdringen, daß Amt des Sekretärs der Zehn, um das er sich bewerben, ward ihm verweigert. Was er so oft gelehrt hat, daß nur der Krieg Gericht und Gericht der Menschen sanftere, nun hat es durchaus zu sein eigen Handel gemacht. Ganz Alexius erhebt sich wieder über den einen, und seinen Gedanken einer italienischen Invasion. Seine Hoffnung scheint zugleich mit seinem Leben. Wenn es in seinem strebenden, vorwärtsgehenden Vermögen der Kraft und Arbeit zu einer Ausgleichung gebracht, so lassen hat gründe, wenn auch unbewußt Gefühl der Fülle in einem Augenblick tiefe innerliche Verletzung. Der Widerspruch einer ganzen gebrechlichen Vermögens, eines unvergleichlichen Schaffens muß gesteigert haben; im Augenblick seines, was es so bitter verspottet und für Wahn ausgegeben, einer gewöhnlichen Begeisterung, unvergnügten Hingebung und Aufopferung, sieht stillstand, vor um über Monate zu erleben, wenige Machiavelli starben, drinnen war Rom in den Händen der Feinde. Umstürzen mit allen, womit sie sich selbst, erlag es am 27. Juni 1527 seinen inneren Leiden: den rhetorischen Gegnern seines Lebens stand ein Zehn Partei seiner Völker in, die es am 26. wieder genommen. Innerlich gebrochen wie ein katholischer Christ, nachdem er gebeichtet und von Ara Mariae die Absolution empfangen. Er lebte 20 Tage über 58 Jahre; seinen treuen Knaben benannte ihn niemand.

In Alexius, in der Kirche S. Croce, ist Machiavelli's Leib wieder zu Staub geworden „zu Staub", nach Petrarca's Wort, „der an sich selbst schon eine Unsterblichkeit ist". Vielleicht gelingt den Namen allein aus dem wunderbaren Gedenkfeiern, den ihm 1787 der Gedenkstein vereinigt, solche Gedanken dem Betrachter entgegenbringen, ohne die weitere Inschrift: „Tanto nomini nullum par elogium" (Dem Ruf gleicht keiner Namen). Vielleicht und gerechter mit der Anspruch auf die Erinnerung und Verehrung der Nachwelt stiften dem einem schlichten, schreibenden Manne erheben. Wenn es je eine Aufgabe und Sinnbild zu stiften gibt, auf diesem Gebiete wird sie über einen Namen niederlegen müssen. Nicht allen viel bedeutender steht durch so innere Kraft, der Inhalt hat es das Gedenken gestiftet.

(Der Schluß ist nicht [illegible])

Berliner Briefe.

II.

Wir hatten alle „mobil" gemacht!

Hunderttausend Stimmen riefen zwar: „Wozu und gegen wen?"

Wollten wir es mit Oesterreich halten und für Metternich'sche Politik, ohne alle Sympathie unseres Bewußtseins, ohne Begeisterung unserer Armee, nur um uns für die Zukunft einen Bundesgenossen zu machen, so mußten wir es spätestens in dem Augenblicke thun, als die Hülfe der französischen Armee in Italien gelandet war; wir thaten es nicht. Dann wurde der Krieg nur möglich, wenn wir uns künstlich aufreizten, durch diplomatische oder staatspolitische Combinationen forttreiben ließen. Ein auf diese Art herbeigezogener Krieg wurde ohne Begeisterung geführt werden sein. Er würde Deutschland zu unabsehbarem Elend geführt haben. Die öffentliche Meinung ist auch gegen den jetzt aus dem Waffenstillstand und den Friedenspräliminarien, dem Werke einer Minder der „Machterhaltung Oesterreichs" hervorleuchtenden Krieg.

Jetzt allerdem und allerdem rührte Preußens auf ein Pfiff in unsere Heimathsorte sagte uns: „Nicht zum Spiel, sondern zum bittern Ernst."

Hunderte von Wagen sind noch jetzt aufgefahren in allen Armeen und Reihen. Während diese zum Transport von Lebensmitteln verwandt werden, bergen andere das Zeltmaterial oder bilden ein fliegendes Artillerielazareth; Krankenträger und Chirurgen machen sich mit ihrem traurigen Geschäft vertraut. Trainsoldaten mit Pferde ziehen schwerwerke aus und ein, Refruten werden eingezogen und kommen uniformirt zum Vorschein — Regsamkeit überall.

Auf dem Hofe der Pionnierkaserne sehen wir noch jetzt die Mannschaften beschäftigt, den „leichten Brückentrain" und die „schwere Brückenequipage" zum Transport vorzubereiten. Zur praktischen Uebung läßt man die Pferde über die vor Erbauung hochgehende Spree leichte Brücken schlagen, indeß andere Abtheilungen zum Belag anfangen, um es mobil zu machen. Eine Menge hoher gedeckter Wagen steht unter Wachtgerste; darinnen bergen die Artilleriegeräthe, alle elektrischen Apparate, Telegraphenstangen und -Drähte; es ist dies ein Beweis mehr, den jetzt einer ins Feld rückende Armee mit sich führen muß. Der Telegraphenpark sollte von den neuen Pionnierabtheilungen der Armee bedient werden, von hier wurde eine Anzahl Leute auf der berliner Generalstation ein-

Das Vertrauen auf unsere Armee ist ein durchweg gutes, unsere Soldaten wie unsere Offiziere sind tüchtig geschult — aber doch nur geschult! Die Theorie ist etwas anderes als die Praxis; vor allem haben wir uns nach unseren Feldherren und Führern umzusehen. Ein fünfundvierzigjähriger Friede ist nicht geeignet, militärische Talente zu entwickeln. Die meisten, auf welche man in dieser Beziehung das Auge richtet, die im jugendlichen Alter die Kriege von 1806—15 mitmachten, sind jetzt alt an Jahren und jung an Kriegserfahrung, denn der Feldherr legt sein Examen nur auf dem Schlachtfelde, nicht im glänzend aufgeputzten Paradesaale ab.

Die Jahre 1848—50 riefen unsere Truppen mehrfach ins Feld; „Vater" Wrangel führte in Schleswig-Holstein seine Truppen mit Glück, während später einer unserer gediegensten Militärs, General von Moltke, mit seinem anerkannt tüchtigen Werke „Ueber die Theorie der Kriegführung" in der Praxis nicht Stich hielt. Das militärisch-organisatorische Talent des gegenwärtigen Kriegsministers von Roon, sein humanes Wesen den Truppen gegenüber machten ihn zu einem überaus beliebten Heerführer. Er gehört auch noch zu jenen wenigen, die 1806 mit — vierzehn Jahren einmarschirten. Er machte den Feldzug in Sachsen und den Rückzug über die Elbe bis Lübeck mit, wo er bei Erstürmung des Burgthores am 5. November von den Franzosen gefangen wurde. In den Schlachten von Groß-Görschen, Bautzen, Dresden, Leipzig, Brienne und Paris focht er als Freiwilliger. Im Jahre 1848 zog er bei Havelsberg zum Schutze deutscher Landesländer ein Truppencorps gegen Dänemark zusammen. In den Schlachten bei Schleswig und Düppel sieht er, Arbeiten ging verloren. Nach Abschluß des Malmoer Waffenstillstandes ward er zum Oberbefehlshaber der deutschen Reichstruppen in den Herzogthümern Schleswig-Holstein ernannt; gleichzeitig wählte die Regierung ihn zum Commandirenden ihrer Armee, in welcher Eigenschaft er innerhalb sieben Monaten das schleswig-holsteinische Heer vortrefflich organisirte. Diesem hervorragenden Talente zufolge ward er 1862 Kriegsminister, wo ihn der bekannte Verfassungs-Conflict nöthigte, nicht zum Heil der Armee, entweder, bis er jetzt endlich wieder diejenige Stellung eingenommen hat.

Unter den militärischen Größen, deren Namen noch außer den beiden Vorgenannten von Wrangel und von Roon einen Klang haben, nächsten von Werder, commandirender General am Rhein

in Königsberg in Preußen, von Muſſow in Stettin, von Hirſchfeld in Koblenz vorzugsweiſe zu nennen ſein. Unter denen, die militäriſch ein beſonderes Vertrauen als Commandeure einflößen, nennt man unter andern vorzugsweiſe die Namen der Generale und Oberſten Graf von Oriola, von Reigt-Aberg, von Schütz, von Glaniewitz.

Bei einer Armee von 200,000 Mann aber bedarf es vieler und außerordentlicher Kräfte, einſtweilen kann nur das Bewußtſein unſeres tüchtig durchgebildeten Generalſtabs und die im allgemeinen verbreitete Intelligenz unſerer jungen Offiziere uns die Zuverſicht eines glücklichen Feldzugs gegen den praktiſch ſo gründlichen Feind gewähren. Welch ein großes Uebergewicht militäriſcher Geſchicklichkeit ſich die franzöſiſche Armee erworben, trat in dem italieniſchen Kriege deutlich genug hervor. Die Generale ſind kriegserfahren, intelligent und energiſch, meiſt im Krimkriege unter den ſchwierigſten Verhältniſſen praktiſch gebildet oder brachten ihre Erfahrungen ſchon aus Algerien mit. In der Führung und Verwendung der Truppen ſind ſie in einer Weiſe geübt, wie es eben nur die Uebung dieſes blutigen Handwerks an die Hand gibt.

Nach dem franzöſiſchen Militärſyſtem tritt der Diviſionsgeneral mit 65, der Brigadegeneral mit 63, der Regimentscommandeur mit 50 und der Bataillonschef mit 56 Jahren penſionirt, wenn er nicht vor den bezeichneten Jahren eine höhere Charge erreicht. Dadurch werden der Armee viele junge und kräftige Führer gewonnen und die wenigen alten Generale haben das verwöhnte Gramen ihres Feldherrentalents auf verſchiedenen Schlachtfeldern abgelegt. Dann kommt, daß die ganze franzöſiſche Armee in Rückſicht der Ausbildung und Anwendung der Kraft des einzelnen Mannes organiſirt iſt; das Intervallum verliert ſich nicht wie bei uns in der Maſſe, es iſt ein ſelbſtändiger Antheil, den der einzelne an der Leitung des Kampfes nimmt. Er entſpringt aus dem allen Franzoſen eingeborenen Selbſtbewußtſein, aus ſeinem perſönlichen Ich, das er nie vergeſſen kann; dieſes vollbringt jene Wunder der Tapferkeit. Nie wird eine andere Armee dieſen „élan“ erlernen, die Natur hat ihn eben dem Franken ins Blut gemiſcht. Darum wird andererſeits im Unglück nie eine andere Armee ſo ſchnell deprimirt werden als eben die franzöſiſche — ſo übermüthig im Glück, ſo klein im Unglück. Welche moraliſche Kraft hat dagegen, trotz hoch-

der Widerwärtigkeiten und unbegrenzten Unglücks, nicht die beharrende ſich erhebende öſterreichiſche Armee an den Tag gelegt!

Mußten wir die franzöſiſchen Generale, ſo haben die meiſten auf blutigem Schlachtfelde den Ritterſchlag empfangen. Der ungenannte Marſchall Niel, der Sieger von Sebaſtopol, entſtammt dem Corps de génie. Als Major nahm er 1837 theil an der Belagerung von Conſtantine, 1849 belagerte er Rom und brachte dem Papſt die Schlüſſel der Stadt nach Gaeta. Als General übernahm er ſpäter das Generalreferat des Kriegsminiſteriums und der Krimkrieg machte ſeinen Namen zur Deviſe der Tapferkeit und Intelligenz. General Mac-Mahon, der Sieger von Magenta, erwarb ſeinen Kriegsruhm auf afrikaniſchem Boden; inmitten der Kabylen pflanzte er zweimal die franzöſiſchen Adler auf. In der Krim glich ſeine Ruhe und Geiſtesgegenwart ſeiner verwegenen Tapferkeit. Der Malakowthurm war durch die Sturmcolonnen genommen, 15000 Franzoſen überſtürzten die Gräben, einander auf die Schultern ſteigend, erkletterten ſie die innere Böſchung des Grabens und drangen durch die Schießſcharten ein. Mac-Mahon verſah ſie von der ungeſtümen Macht der Ruſſen überwältigt, herabgeſtürzt, zerſchmettert und vernichtet — der kleine Reſt der Mannſchaft mußte ſich außerhalb der Befeſtigung werfen, während das Banner Frankreichs aufgepflanzt ward. Da ſprengte athemlos ein Adjutant zu Mac-Mahon, ihm meldend, er möge ſich mit ſeinen Truppen zurückziehen, das Fort ſei unterminirt. „Die Retraite räumen, wir aber Schwefel und weißen Sieg entſcheidet? Nimmermehr! Hier iſt mein Poſten!“ rief Mac-Mahon. „Aber bedenke, daß der Marſchall Pelliſſier, daß er neue Befehle darüber hatte, wenn wir untergehen!“

Patagnan d'Hilliers iſt ein noch aus dem ruſſiſchen Feldzug gerettet General. Im Jahre 1795 zu Paris geboren, Sohn eines Artilleriegenerals, machte er im Jahre 1812 jenen ſchlimmen aller franzöſiſchen Feldzüge nach Rußland mit, in dem ſein Vater blieb und wo er nur wie durch ein Wunder gerettet ward. In der Schlacht bei Leipzig verlor er die linke Hand und war für der nächſte Zeit Invalid. Erſt in der Julirevolution kam der alte Bonapartiſt wieder zur Geltung; er avancirte aus ſeiner ſubalternen Stellung ſchnell zum Oberſten und ward im Jahre 1838 Vicegouverneur der Militärſchule von St. Cyr, deren volle Leitung er 1850 übernahm. Hier wie in

seinem spröden Verhältniß als Präsidialgesandter der Provinz Neuhannover machte er sich mehr gefürchtet als beliebt. Dieser Strenge und Starrheit wegen galt er in der Nationalversammlung für einen Führer der Ordnungspartei und trat in der Nationalversammlung oft mit großer Energie auf. Von seinem Oberbefehl über die nach Rom entsendeten Truppen mußte vielfaches Gerücht zurückberufen, trat er als Militärkommandant von Paris an Changarnier's Stelle. Bald aber zog er sich — aus welchen Gründen ist unbekannt — von seiner Stellung zurück und wandte persönlich erst 1851 als Gesandter in Konstantinopel wieder auf. Von der Schroffheit und Energie seines Charakters zeugte schon die erste diplomatische Verwendung, wenn er seinem Gegner sagen ließ, die Hand, in welcher er die Pfeife halte, habe der letzteren Schläge versetzen. Er kehrte nach Frankreich zurück und ward nach dem Attentat Orsini's zum Gouverneur von Algier ernannt. Zum Gouverneur eignete er sich wie die Faust zum Ringe und wußte trotzdem in Paris viel darüber glänzen, da er zwischen seinen Vorschlägen als vermittelt. Die Truppen liebten ihn mehr als sie ihn fürchteten; jetzt commandirt er das erste Corps der Alpenarmee.

Nur ebenso unbeliebt als der General en Chef, Count Vaillant et Comte Jean d'Angely. Nicht aber militärische Talente, die mehrfach glänzend hervorgetreten und ihm die hohe Stellung eingetragen, bedingt es in seinem Wesen eine gewisse Kälte, die den Truppen nicht zusagt. Schon im Feldzug von Südrußland, 1857, ging das Gerücht, er werde dem Marschall Canrobert weichen müssen, der sich der allgemeinen Liebe der Soldaten erfreut und mit ihnen zu leben wisse; dem Grafen gebreche man eine Fürchtsage zu übertragen. Gegenwärtig ist er jedoch wieder einer der Hauptführer der Armee.

Neben Herrn Canrobert aber ist der dritte Heldengeneral und rangirt nach seiner Tour hin ganz mit dem General der Infanterie von Bonin. Canrobert ist 1809 geboren, ging als Fähnrich 1830 nach Algier und focht mit großer Bravour, höherer Ehre und den Palmen Lamoricière's, die ihn nach Frankreich geleiten halfen, ein Bataillon für die Fremdenlegion, und lange Jahre militärischer Organisation ab. Im Jahre 1842 führte er zum zweiten mal, diesmal als Bataillonschef, seine Jäger nach Algier und kämpfte am Schelif. Ueberall, wo Fahne und große Thaten aufgeführt wurden, nannt sein Name genannt; er belagerte die Kabylen, nahm den Bey Achmet gefangen und war von der Fremdenlegion zu den Zuaven, die er, trotz der alles verheerenden Cholera, gegen Zaatsche führte. „Mag!" rief er, als bei Bou Saba eine Schar Araber den einzuhauenden wahrte — „Mag! Mir mit kommt die Zeit!" Der Feind schrak vor dem energievoll ausgesprochenen Worte wie vor einem Dämon zurück — glücklich führte er eine der drei Sturmcolonnen, und die seinige war es, die, wie man sagt, die Entscheidung brachte. Obwol sich alle seine Genossen freien, kam er glücklich davon und ward Brigadegeneral. In der Krim war er Präsidialgeber der 1. Infanteriedivision und als St.-Arnaud starb, rückte er in seine Stelle. Ein unglückliches Mißverhältniß der Umstände und Persönlichkeiten machten später die Sendung Pélissier's nothwendig — obwol gekränkt, trat er an die Spitze der 2. Division in ehrenvoller Selbstverleugnung. Die Truppen, deren Wohlthäter er überall war, ließen seinen Namen stets vor dem Pélissier's erschallen; daher mußte er mehrere einer telegraphischen Depesche des Kaisers — entkleidet, um seine Gegenwart zu schonen — nach Frankreich zurückkehren. Wie sehr Napoleon ihn schätzt, bewies er durch die immer neuen Beförderungen, die er ihm zu Theil werden ließ; er gehörte zu den fünf Oberkommandanten von Frankreich und führt jetzt das 2. Corps der Alpenarmee.

Dicht neben ihnen an Kriegserfahrung gleicher General hat die französische Armee noch viele aufzuweisen — Pélissier, Mac Mahon, Vaillant, Renaud, Niel, Magnan. Doch müssen wir uns trotz all dieser Helden glücklich preisen, daß, während Frankreich außerhalb Millionen Franc (die allein der Krimkrieg kostete) verausgabte und Tausende Mann seiner Truppen opferte, uns auch unserm Plane den tapfern Napoleon's entsprechend zu sehen, wir unsere den Interessen des Vaterlandes und einen ehrenvollen Frieden erfüllten und den Wohlstand in all unsern Landen aufblühen sahen. Mag es sein, so wird Preußens Heer wie einst in alter Kraft bestehen und es wird ihm nicht an braven und tapfern Generalen fehlen, der sich der Krieg schnell und bestimmt zu ergeben weiß. Frankreich kann, wenn es vermeiden will, daß Oesterreich sich bei der voraussichtlichen italienischen Neuordnung die Lombardei wiedererobere, Italien nicht von Truppen entblößen;

daher weit es einen guten Verband, auch nach Jahresfrist, deutlich zurücklassen müssen — viele kommen dann schon immer weniger auf unsere Seite.

In Potsdam hatte das Wort „mobil" auch wie ein Donnerschlag gewirkt und alle hoben den „Achtung! Gebt Acht!" entgegen. Doch ist es einstweilen auch noch beim alten verblieben; die potsdamer Wachtparade hält ruhig weiter, nur exerzierte das 1. Garderegiment z. F. Offiziere, um der Landwehr ihren kräftigen Arm zu leihen. Der Dienst wurde strenger angezogen und dauert oft sieben bis acht Stunden des Tags, dem oft Nachtübungen folgen. Das Erholungsetablissement in dem Voigt's Blumengarten oder die gemütliche Wachtstube des Stadtschlosses oder die von Sanssouci. Ob dieses malerische Palette von Landwehrgesichtern oder jene Reihmenage von Kriegsländer, wo nichts als das Bierfaß fehlt — praktischer sei, bildete das Gespräch des Tags, denn alles drehte sich um Krieg und so gut man kann, wollte man sich heiter. Laden war aber durchweg lustiger Mut vorherrschend — „Der Krieg soll mal alle, alle kommen!" ist die Tagesparole. Auch an tragikomischen Bildern fehlt es nicht. Der brillante Landwehrmann drückt die Arme an einem Straßenjungen; das magere Kind auf dem Arm und eins an der Hand, so begrüßen sie „Vaters" Einige Körbe, die von dem Marschziger Bataillon eingetragen werden, gingen Sonntags an mir vorüber, der Mann mit der Bürste und den Uniformstücken auf dem Arm, die Frau mit trübem, verweintem Gesicht, Tornister, Kochgeschirr und ein Bündel des deren Vorrath ihres kleinen Spezialkammer trugen, daneben. Dann spielt die Musik auf dem Babelsberg den Landwehrmarsch aus „Blick auf Blick" oder die Herzliebchenpolka, als wolle sie damit „Potsdam, wie es weint und lacht, wie es ruhet oder ruht", in Musik setzen.

Den vorgenannten Artikeln folgt die potsdamer Garde nach die Namen des Prinzen Friedrich Karl — Prinz Heinrichs — von Pirsch und von Schack hinzu.

Daß unsere Landwehr und Reserven, trotzdem ihre Familienbande und manche andere Verhältnisse dadurch gestört werden, mit großer Bereitwilligkeit dem Ruf zur Fahne gefolgt sind, kann man allerorten sehen. Freilich „begegnet man auch andern Augen, und gewiß ist es, wenn es doch auch zu einem kriegerischen Wendung käme, daß die Gewehre nicht die schwersten, die Menschenherzen aber die beklemmendsten sein würden.

(Aus einem Brief hervorgeht.)

Anregungen.

Die Römische Frage.

Es mag schon sein, daß Napoleon III. an seinem einen alten Herkommen einfache oder ist vor einem [illegible] Prunkes und Ordens dem wurden zu Andacht gebotenen Meinung seine Schwere zu bal- den, besonders schwere wollte. Man muß es sein Ziel der Schätzung eines centralisierten nationalen Pon- tifikats nämlich werden, wenn es nicht die weltliche Herrschaft des Papstes und den Jahrtau- sendes entbehrt.

Er mag nicht seine autarkischen Gesichtspunkte seiner gegenwärtigen Politik in der Weltgeschichte durchzuführen. In sehr hat es seine Herrschaft auf den französischen Nationalgeist begründet und seine ist zwar militärisch, aber auch gastfreundlich. Der Fran- zosen muß in allen Gauen Aufsehen seine Be- satzungsmannschaften, wer weiß, ob nicht sogar schon die Gemeinden unterstützen. Wenn es auch in dieser Schärfe einmal, was nicht unmöglich ist, der Mode ab, so hat seine Herrschaft auf schwan- kenderen Füßen, als wenn sich gegen sie zu Ge- walt rüsten, wie es bisher noch Gewohn- heit.

Eine merkwürdige Erscheinung ist ein großer Skandal, den ein unbedeutender, bewunderter und geliebter Herrscher, der Napoleon III. nicht ist, aber einer von der Macht, die er besitzt und rücksichtslos [illegible] Für Gemeinen dazu sind da, einen solchen Skandalen, wenn auch nicht ohne manche Gefahr, doch mit Hoffnung auf Erfolg zu ersticken. Der Erfolg lag darin, daß man dafür die andere Gesellschaft gegen sie höher gewinnen mußte, den auf katholischem Gebiet bestehenden Antagonismus gegen die Ent- wicklung der Glaubenskirchensatz, gegen die Kirche Pontifex- Pontifexgewalten werden gegen die Macht des Cäsaren- Napoleon III. ist unterliegend genug, daß ganz gute Katholiken einen großen Schadenersatz voll kommen zu schreiben, braucht nicht es nicht den Mut besitzen, einen Mißton durchzuführen, der ge- legentlich brauch, sonst Klänge schon würde als Dissonanz wenn das Hand Habsburg bei einem gleichzeitigen Interventionsmut gehabten wäre und sich die Verbindung mit den germanischen Protestan- ten erhalten hätte.

Gregorovius Werk hat ein Buch über „Die Rö- mische Frage" geschrieben. Bekanntlich war Rom [illegible] Offizier bei den französischen Truppen, die

Rang occupirten. Er sammelte dort das Material zu seinen satyrischen und durch die genaue Kenntniß ethischer Zustände stets anziehenden Erzählungen „Letzte Fahrten“. Berthet spricht gerührt es in der hohe Zeit der gegenwärtigen pariser Tagesschriftsteller und eigente sich die Reminiscenz an, die man haben muß, um die pariser Feinheit zu unterhalten. In seinem Buche über Rom findet sich mehr von dieser Feinheit, als seinem Gegenstande möglich ist. In seine Wahrheitsliebe, die wir nicht bestreiten wollen, in seine Absicht, möglichst getreu zu schreiben, die noch offenkundiger beliegt, mischt sich offenbar noch eine Kleine Dosis Rache. Ohne begann einer Reihe von Artikeln für das Journal des Débats über römische Zustände und Carneval Antonelli legte es in Paris durch, daß ihre Fortsetzung untersagt wurde. An der Politik des Kaisers, an der Diplomatie der Kaiserin rächt man sich gegenwärtig in Frankreich nicht. Ebenso Ohne rächte sich an Rom selbst und nahm die päpstliche Priesterschaft zu Hülfe, den Papst, den Cardinälen, den Priestern, den bevorrechteten Stämmen der Römischen Gesellschaft die schärfsten Dinge zu sagen. Vieles davon ist sehr wahr, aber nicht alles. Ein Skeptiker ist der immer auf christliche Verurtheilung gespitzte Ton, überdies manche Intimität, die man selbst unter den vielen guten und schlechten Witzen nicht vergessen kann.

Für die Reform des Katholicismus kann innerhalb der katholischen Welt nur auf dem Gebiete Michelet's und Quinetzes Glaubens gewirkt werden. Nur verbindet sich mit Kenntniß der Lehrsätze und Ceremonien des Katholicismus ein wirklich religiöses Bedürfniß, Ohnedem Recht zu thun an der Lehre der Gemeinschaft.

Varnhagen von Ense.

Wir werden nächstens eine ausführlichere Anzeige des inhaltreichen letzten Bandes seiner „Denkwürdigkeiten“ bringen.

In neuesten Nummern der „Morgenblatt“ findet man Auszüge aus Briefen, die der Verfasserin vor und nach den Märztagen 1848 an eine Dame in London schrieb. Ob man sich unsere reichste Mitarbeiterin Louise Otto, deren energisches und praktisches Talent ihr ebenso entgegnet gewirken zu sein scheint, wie ihre Pressstatistiken gegen Goethe ihm Ovationen erregten. Vorzugsweise war es auf das Einzelgut weiblicher Privatcharakteristik Carlyle, Amalie Otto berichtete Varnhagen, und Carlyle über sie und an Carlyle, was Varnhagen über beiden schrieb. Im „Weltlitteratur“ erhellte Varnhagen ganz. Nach unserer Meinung ist er ein schöner, unverbrüchlicher Traum.

In soll allen Briefen liebt Emma unsere Varnhagen hatte in seinen Urtheilen aber sie auch nicht alle die Materialien beisammen, die leider in unserm Tagen so bestimmt gegen sie aufgetragt haben. Das von ihm gefällte Urtheil ist nicht immer frei von den Rücksichten der Vergleichung mit Rahel. Ueberhaupt mischt sich in die überwiegend wohlwollenden Meinungsäußerungen des Briefstellers manche Schärfe, die nicht immer frei ist von dem Verdachte, aus persönlicher Verstimmung zu stammen. Varnhagen von Ense war der Huldigung sehr zugänglich und hat sich auch darin als eine „Goethe'sche Natur“ gezeigt, daß er sich von der Hingebung der Schwachen ebenso lebhaft für sie einnehmen ließ wie von der ihm etwas brutalen Insolenz der Starken gegen sich. Man muß, wie überhaupt mit solchen Briefmaterialien-Urtheilen, so besonders vorsichtig sein bei Privatäußerungen von Notizen, die eine starke Reizbarkeit im Guten und im Schlimmen verrathen. Gerade die, welche ein so allgemeinem wohlwollendes Gemüth verrathen, gehen mit ihren Urtheilen zur Herstellung der objectiven Wahrheit oft am allerweitesten in der Irre.

Aus meinem Tagebuch.

Von Friedrich Spielhagen.

Man kann sich in seinen Gefühlen täuschen, wie man leider sich oft in seinen Geldangelegenheiten verrechnet. Das ist schon manchem ehrlichen Manne passirt und wird noch manchem passiren. Aber es gibt auch einen betrügerischen Bankrott des Herzens, wie es einen betrügerischen Fallimentchen gibt. Darin wissen sehr wohl, daß ein Herz brauch machen, einzelnen Gefühls mehr Übung ist und verwirrten dennoch wieder und immer wieder andere an ihre tollen Liebesspeculationen, bei denen sie, wie nicht zu verlieren haben, freilich nichts verlieren können, aber nicht nur verlieren können, sondern immer verlieren müssen.

* *

Die Gegenwart gewisser Personen hat auf uns den Einfluß, den der warme Ton auf das Mundwasser ihr Perlbeeren hatte. In der kalten Welt erwachen, in der eisigen Luft der Gleichgültigkeit, dem schneidenden Winde des Hasses frieren und die Gedanken im Kopf und die Gefühle im Herzen einander warnen, lieben Menschen aber spielen wir alles willig ab, was nur immer in uns lebt von besseren und tieferen Weisen.

* *

Die Kraft der meisten Menschen, die rationellen Verhältnisse durch vom äußerlichen Zeichen zu konstruiren, ist der beste Beweis, wie wenig im Grunde ihr Herz bei der Sache betheiligt ist. Sie verbieten Aschart den Ehebruch, sich gegenseitig Geschenke zu machen.

* *

In die Kraft des Mannes im Handeln, die des Weibes im Dulden beliebt, so offenbart sich die Tiefe des Mannes am deutlichen, wenn er für die Geliebte duldet, die des Weibes, wenn sie für den Geliebten handelt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. **Nr. 45.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Sgr.

Inhalt: Vechiera. Vom Herausgeber. — Nachtwandler. Von Karl Frenzel. III. — Wiederbelebung. Novelle von Levin Schücking. — Von Fr. Friedrich. — Deutsche Gedanken. — Die Leiter der Schlachten. — Aus meinem Tagebuch. Von Friedrich Hebbel.

Vechiera.

Vom Herausgeber.

— „Wer erreicht ich das Dampfboot, das vom Lido den Gardasee befährt?“

„Mit dem Omnibus, Herr! Er geht in der Nacht ab, um 2 Uhr. Um halb zwei werd' ich Sie wecken!“

Es war noch deutsche, nicht italienische Zeitrechnung.

Schon halb zwei Uhr nachts weiter aufstehen und weiterfahren, wenn man, beglückt und erstaunt, abwärts am Lido erst in Venedig angekommen ist!

Es half aber nichts. „Es führt kein anderer Weg nach Riva!“ Vor 20 Jahren hatt' ich dieselbe Fahrt an den schönen See gemacht, den die Erinnerungen an den schönen Gewerbefleiß lange verdrängten. Doch erkannte ich das Wirthshaus von Torbole, die Ferien von Malcesine, die ersten Bewegungen mit italienischem Leben und Leben, mit Klöstern und Trümmerbergen, wilden, umrauschten Burgen und Schloß und legte mich zur Ruhe, um schon nach drei Stunden wieder geweckt zu werden. Der Kontrast mußte mich jetzt weniger drei Pferde lassen. Ich nahm den Vorschuß, strich in Gnade Aretino's „Reisehandbuch“ der Venedig das nicht vorhandene Wirthshaus „La Vela“ aus, schrieb dafür „Verona und Peschiera“ hin und sagte mir: „Jetzt nimm alles von der freundlichsten und besten Seite! Selbst diese grauen Trümmer, mit denen du dich zuletzt! Selbst diese finsteren Felsgipfeln, die du eben ersteigst! Selbst nach drei Stunden deine zu erwartende Rechnung! Es ist doch Italien! Laß jene Secretair Aretino's deine letzte Spitzenrichterin sein!“

Um halb zwei Uhr nachts kam ich denn aber auch über alles hinweg, was sich noch nicht recht fügen wollte — über die Leiter mit wachenden Augen zugebrachten drei Stunden der Nacht, über die Ermüdung in allen Gliedern, über die mir schon bekannte Kaserne Italiens, wo der Hausherr zu gleicher Zeit der Kellner, der Hausknecht, der Koch und der Lohnbediente seiner „La Vela“ oder richtiger seiner „Verona“ ist und wo gute Biere eine Hyperbäum seiner Persönlichkeit eine eigene Bezahlung verlangt — ich habe in Nacht und Grauen ab, ganz einverstanden damit, daß auch gestern der Alpen am 21. April 1858 die Nacht noch besonders kalt sein sollte.

Sie war es auch wenig und mußte es auch nicht in den rauhen Felsschluchten sein, durch der Etsch, die man früher mit einer Fähre, jetzt — und da will Italien nicht mehr für Ordnung sorgen — auf einer Brücke passirt. Nur der Omnibus schien mir noch erwärmbedürftig zu sein. Er ist mir ein wunderbarer Mix der

gekommen als einst in den Zeiten des nach Rom, Via. Die Pferde sprangen im Galopp, ich, der einzige Passagier, flog in dem Wagen hin und her, mein Schreiben in dem Notizbuch nicht weiter und doch geschrieben wurde. In den Dörfern wurde das „Horn" blies ich bei den ersten hundert Schritten und alle Kerzen gewiss bei der Musik, wo viele Leute Arbeit aufführen. Wir kamen aber wohlbehalten um 6 Uhr mit der hinter dem Monte Pulte schon untergegangenen Sonne in Nizza an; wir waren ganz, kein Glied, keine Schrift war zerbrochen auf dieser Reise, die ich allerdings den Reisenden Victor Emanuels empfehlen würde, wäre nicht Nizza dem Fremde Hochburg verblieben.

Der Gasthof ist an seiner Vorderseite von hohen, schönen, hohen Zeiten umgeben. An Terrasse, wo ich vor 25 Jahren die schönen in Ost gelesenen Bücher ab, ging's vorüber nach Nizza, das sich als ein feines Städtchen von vornehm Gewicht schmeichelnder und italienischer Sitten zeigte, das keinerlei eine Konkurrenz an die Boulevards von Paris entdecken. Die Bewohner dieser italienischen schönen Städte geben lieber darauf als beschäftigt, aber eine Reihe feiner Bequemlichkeiten vermögen sie sich nicht, an denen Pariser blau- und zweifarbige Marmorsäulen stützen, unter denen einige alte Leute und Schmutz leben und ein Mann in Hemdsärmeln sich als Trümmern und Gehirnen war man auf dem Boulevard des Italiens offenbart und da in einer beschäftigten Bücherrenn Kanne auf einem halbbeschorenen und halbverbogenen Schnabel einen am Henkel gefochten dicken Kaffee — nicht etwa selbst erlangt, sondern durch einen Chocolat, Perpo oder Pastilla, einen Portschen von grün Jahren, nicht seinen mit einer weißen Schürze, verlangen lässt. Und der Fabrikant, die Pfeifenleute, die Obstgärtnerin sprechen um sich her wie wir die vollkommen ebenbürtige Gesellen; sogar die „Contessa di Nizza" kommt da in Nizza so leise herunter und sich heraus, wie zwischen den Mentonchen soviel Eingriff besteht; schon wurden war ein deutscher Kunst in Paris bei Napoleon III. und alle huldigen dem Manne der Ordnung und dem gründlichsten Feinde der Anarchie.

Nizza am Gestade erwacht ebenfalls aus seinem Schlummer. In und vor Burg eine wie ausgebrochen gewesene Jahrmärkte in einem alten Gewässer auf. Matrosen mit grauem Haar — italienische Matrosen, den Meerbeherrn nicht unähnlich! — Boden den Dreimast-Kopf in die frische Morgenluft, die sich schon durch die Sonne erwärmt, die immer höher und höher über den Schnee des Monte Pulte heraufsteigt. Im kleinen Hafen liegt schon der Dampfer „Venice"; ein Polizeidiener, mit der Flinte auf dem Rücken, bewacht ihn vor dem Eindringen einiger Contrebande lustkreuzpflichtiger Gegenstände; ebenso mürrisch ist er wie die Bewohner von Nizza, die sich allmählich den Gewerben, besonders dem Schuster- und Schlosserhandwerk, dem Klöden von Argen und einem Juden, dem Verkauf von Zwiebeln und Knoblauch, ergeben. Die Zahl der grauhaarigen Matrosen mehrt sich. Hier und da schießt ein Mägdchen zum Hafen nieder von den Bergnehen und entlastet Passagiere an der kleinen Brücke, die und endlich, endlich auf den „Venice" lassen wird.

Der kleine Dampfer wird gleichet. Die Honoratioren der Equipage sind einige Offiziere, ein Weltgeistlicher, ein Kapuziner. Die beiden letzteren schienen sich nicht als Kameraden zu betrachten. Der eine sah Stern auf den Monte Pulte, der andere auf den Monte Jermalge. Ich genoss die köstliche Frühlingsluft und ergötzte mich an den Uebergängen in der Farbe des Sees. Hier, wo die jetzt von den Bergen herabstürzenden Schneegewässer ihn noch unmittelbar speisen, ist er türkisblau; je weiter nach Süden, wird der Farbe heller und heller und geht zuletzt in das reinste Veronesergrün über. Noch aber waren die Ufer hoch und schroff. Ich erinnerte mich des Wasserfalls von Venzie, dessen Höhe ich vor Jahren erklommen, in einer engen Schlucht, wo sich in den Tannenduft des Waldes das Rauschen einer Mühle mischte und das Schwirrbach des Müllers nie werden wurde, die Kinder des Müllers mit ihren Augen immer in einem fast spröderen kleinen Vogen spielten, an den nahen Mönten die üppigste Flora der Laubbäume sproß. ... Ob war damals die abenteuerliche und doch schöne Zeit des „jungen Deutschland" ... In einer Hand hielt ich die Grete, die den Hörnichen Girl anreizen sollte, in der anderen das „junge Europa" von Heinrich Laube. Der Verfasser des letzteren hat eigenthümlich selbst vor mir auf einem spitzen Girl und der Nachen, der ein Stück der gemeinschaftlich erlernten damaligen „jungen Literatur" trug, lag am Ufer, bewacht von einem braunen Gesellen, der zugleich mit den Fischerknaben sich im Italienischsprechen

und Italienischen über, welches später noch seiner und anderer Meinung weiter hinan soll als alle Kenntniß der früheren Sprachforschungen Dante's und Petrarca's. Nomalo fuhr man auch nicht auf einem Dampfboot in vier Stunden von Riva nach Peschiera; wir brauchten für den halben See allein zwei Tage in dem charakteristischen Nachen. Da hatten wir Zeit genug, somit der Poesie der Situation gründlich nachzuhängen, wie auch über Heine, Byron, Hegel und Goethe zu sinnen. Byron „Manfred" auch ich ich im vorigen Jahre am Ufer zu Chillon im Schatten des Mont Rosier immer noch von neuen Nachen hingelesen, einen Nachmittag lang, einen ganzen Heinrich Laube unserm ausgezeichneten Engländer vorgelesen und den Versuch, einen gereimten Roman gleichfalls zu haben: „Tod jung Europa", meiner Meinung, diesen Roman zum Theil wohl schwach und noch Italien unvermögend, mich ganz in dein phantastischen Material und Happening zu haben. Ich waren diese Gedichte schon damals für einen Gesinnungs jener schönen Jünger, die später von Gustav Freytag mit brillanten Farben und Sprachgewandtheit in Scene gesetzt worden sind. Gewiß, wenn ich mir nach 25 Jahren sage, warum nahmst du auch nur allzu schwer! Laie Feuchtigkeiten und Trockenheiten hinten todtenden und glücklichen Dunkel leben" Wollt du nun schon wieder zu Rom und vergäßest dich in Jahrhundertfragen, Weltgeschichte, Religion und ähnlichen schweren Problem, mit dem man in einer Welt wie heute, bei einer Weltherrschaft wie der unsrigen doch nie so weit kommt wie — —

Doch hinter göttlichen Erhabenheit kein trauter Augenblick! Wir hatten uns in Peschiera in heimlich-n Nachen, der vom Ufern her über den Spiegel der so schön ganz überzogenen Wege führt' da hinter sagt Malerisch! Im alten Thurm weit schön da auch von Lahren im Mondlicht und es sternenvoll das! Es ist peinlich, um da Goethe vor 72 Jahren hinaufs ein Gesangsquartier vornehmen Republik wurde. Er wollte da Thurmsteigern, mitnehmen wir alles, was sie auf seiner Kinder auf der Freiheit Weimars auf dem Schwerden über en Lorem, daß sich der Gesellschaft plötzlich zu verlachen anfing, ist hier persönlichen Poesie von begegnete. Der Petrefakt auf Kaiser des Nichts abschließen sich in dem alten Gemäuer, wollten sich hinlegen zu Spiren des Kaisers Joseph, der sie aber sanft heraustrugt hörte, die Rettungsmacht von Malereien zu schützen für einen von der Republik Venedig erwarteten Ueberfall Oesterreichs. Goethe erzählt, wie viel Mühe es ihm gekostet hätte, den braven seiner bekannte irrthümliche Hypothesen und sittliche Indifferenz begreiflich zu machen. Gab die Versicherung, daß auch er ein Republikaner wäre, auf einer Stadt geboren, der sich ebenfalls gleichfalls vom Kaiser Joseph unabhängig zu erhalten suchte, und der glückliche Zufall, daß zu Ende gerade jener, der in Frankfurt am Main bei dem berühmten Lebensbräuter Peregrine geboren hatte und wahrscheinlich Auskunft geben konnte wenn nicht über den Tod des „Werther" und „Faust", doch über den Friedensgraben, wo er geboren, verschaffte ihm die Freiheit. Goethe erzählt das alles in seiner „Italienischen Reise" in einem — gar heiteren Ton. Es ist ein Vortrag, der schon fast geschäftlich war wie für Kinder berechnet ist. Der Blick, den er dabei auf die Vorlage wirft, kommt mich jetzt vor, als wenn jemand sagte von der Schlacht von Wagram wie von einer einst einmal zwischen einem gewissen Gerichts- und Polizeirath geführten Schlacht bei Marathon sprechen wollte.

Wenn nun der Gardasee sich erweitert, nehmen seine landschaftlichen Anregungen einen Charakter an, der schon Ende April einen völlig südlichen, alle Sinne gefangennehmenden Eindruck macht. Früher konnte ich auch schon diese Täuschung, die auch hier nur eine schöne Episode der italienischen Landschaft gibt. Nach diesem Vorgefühl der südlichen Vegetation in der Alpenabdachung tritt eine lange, lange Monotonie und heute unbestimmbaren Natur weit zurückbleibender Lustigkeit der Gegenden ein, die so lange dauert, daß man im Grunde voll wahres der Agrumen die Natur wieder so entgegentritt, wie wir sie schon in Gärtnereien, in Regen für immer erreicht zu haben glaubten. Diese Gärtnereien und Orangengärten des nördlichen Gartenlebens sind sämtlich gleichbedeutend, aber schon jetzt standen sie alten auf einem Fuß so solchen Fuße, daß sie viel Reichthum an grünem Reichthum über der von Reigen- und Olivenbäumen gebildeten Reliefplatten und Abdachungen des Ufers hin, daß man in der glücklichen Stimmung verfiel, daß. Die Reisemädchen meinten auch das Sie meinten noch Sale. Sie waren nicht älter als vielleicht 13 Jahre, feine Gesichter, braune Augenwimpern mit braunen, reichlichen Haaren. Eine, wie ein Herrenmädchen, mit einem, schwarzen,

herrlichem Haar, zwischen, aber durch die weißen, perlenartigen Zähne, die üppigen Lippen brennend anziehend, schien die einzige. Sie zog die Aufmerksamkeit durch Gesang auf sich und begann jene bekannten italienischen Schiffercantilenen, in die die andern mit dem ergänzenden Duettklang einfielen. Im ersten Augenblick kam bei der Stimmung prächtig zu hören. Es entsprach der Harmonie des Ganzen, dem gleichmäßig im Takt gehobten Fortschaukeln des Bootes, dem Rauschen der aufgewühlten, weiß sich krümmenden Wege, dem klingenden Sonnenlichte und der sonnigrunen, immer mehr von Abendschimmer überhauchten Umgebung. Zuletzt waren aber die Wiederholungen doch gar zu rauh, die Wiederholung immer eines und desselben Refrains mit seinen schlüpfrigen Zweideutigkeiten wurde fast lästig; man wußte der deutschen Sangeslust und unsers reichen Lieder- und Melodienschatzes, unserer Jubellieder und dem mit dem Ton auch verbundenen gesinnungsvollern Wort und Gehalt entschieden den Vorzug geben.

Barbolino hörte gar nicht, Livingstone gar nichts. Es ging auf Verona zu.

Diese kleine, in der neuern Zeit so oft genannte Festung liegt an der südlichen Hochebene Spitze des See's und ist zur Ergänzung der Fortificationen angelegt worden, die die Festungen Peschiera, Mantua und Legnano verbinden. Der Dampfer kam um 11 Uhr an und landete am Kai eines Kanals, der schon zu den Außenwerken der Festung gehört. Da ritten Fahrer von hier zur Stadt, der großen Heerstraße, die Verona mit Mailand verbindet.

Livingstone ist plötzlich allen öde und fahl, wie auch am sonnigsten Tage mancher. Aus der nächsten Umgebung mit einem male alle Poesie verbannt. Nur die schneebedeckten Hügel des Monte Baldo wurden auch hier am Horizont des Sees. Livingstone aber sahen darüber Meilen am Wege, links und rechts erhoben sich großbewachsene traurige Wälle, auf denen einsam die Wache schilderte. Der Eindruck der Festungswerke ist nicht bedeutend. Man möchte glauben, sie liegen so flach, daß jede Artillerie der Belagerer sie leicht beherrschen kann.

Auch im Städtchen, im Innern der Festung, wo einzelne Kasernen liegen, ist alles einsam und fast ganz. Dunkelgrünmoosen ziehen sich in regelmäßigen feinen Parallelen hin. Schon jetzt im April brennt die Sonne wie bei uns im Juli. Hier, in solcher Oede, leben zu müssen, hier auch nur ein Jahr lang in Garnison zu liegen, muß eine qualvolle Entbehrung sein. Eine Anzahl Offiziere saß mit eleganten Damen an einer einzigen, schattigen Stelle im freien. Die Damen flickten, lasen, einige Offiziere machten; eben schien das Frühstück eingenommen zu sein; andere belustigten sich, in ein Wässerchen, das überdeckt verübersloß, einen Pudel springen zu lassen. Es war dies der Minzio, der vielversprechende, der durch Schleusenwerke einen höhern oder geringern Wasserstand empfangen kann. Wie der Pudel im Minzio schwamm und wieder ans Ufer zu kommen suchte! Wie die Offiziere sich im besten wienerischen Deutsch an seinem Bade, am Schütteln seines triefenden Felles amüsirten! Die harmloseste Scene auf einer dem Tod geweihten Stätte. Hier und da fiel der heiße Sonnenstrahl auf hervorragende Kanonenrohre.

Die jüngern österreichischen Offiziere machen den besten Eindruck. Kleidsam ist ihre Tracht, maßvoll und ritterlich ihr Benehmen. Die Verbindlichkeit, das Studium und Rücksicht der Frauen geht ihnen ganz. Man muß sie liebgewinnen, ebenso um ihrer gefälligen Formen willen — die weißen oder hellblauen Röcke sitzen ihnen wie angegossen — wie wegen ihrer harmlosen Natürlichkeit und Artigkeit. Die höheren Chargen haben allerdings schon etwas minder Anziehendes, die Bodenbärte sehen gar zu streng und preußenhaft aus. Die Generale und Obersten mögen Ernstes erlebt haben und wissen aus Erfahrung, auf welchem Boden sie stehen. Diese abgeschlossene, von den Bewohnern des Landes gemiedene, von den Fremden sogar höhnisch behandelte Garnisonsleben der Oesterreicher in Italien muß qualvoll und im höchsten Grade aufreibend gewesen sein. Im Jahre 1848, zur blutrothen Zeit der Metternichschen Herrschaft, wo ich zum zweiten mal die Lombardei besuchte, herrschte diese Abgeschlossenheit noch lange nicht wie nach den Siegen Radetzky's. Damals besaß die berüchtigte Polizei Torresani's in Mailand und doch sah ich die Ungarn und Kroaten mit den mailänder Handwerkern und Gesellen auf den Schalen der Säulen vor San Lorenzo im vertraulichsten Verkehr. Jetzt, wo sich doch Oesterreichs ganze äußere Weise so vortheilhaft verändert hat, wo namentlich in das militärische Wesen ein neuer, nicht mehr peinlicher und corporationsmäßiger Geist gekommen, herrschte die erdrückendste Spannung und Erbitterung. Schon damals erwarteten viele Offiziere, der in Peschiera dem Pudel im

Mincio rudern ließen, jeden Augenblick den Alarmschuß.

Und wer es nur dahin gebracht hätte, so wie Goethe von Weimarhaben zu fühlen, so von Kaisern und Republiken zu denken wie der Patricierhohn und Geheimrath damals in Malcesine und zu allen Zeiten! In wen legen das leichte Blut und wieder doch das leitende Talent zur „Gesinnungsverschiedenheit" jener sarmatischen Materials und Hippolyte hätte — mich dagegen schon, daß der sehr auch sehr verwirrte Heinrich Laube seinen Helden „Hespelit" schrieb! Jener trieb unter dem Donner der Kanonen Mineralogie und Farbenlehre und diese jungen Geschlechter — eine ganze, mit Orden und Titeln geschmückte Schule hat in München, Stuttgart und Wien Ranke's Theorie in Ost und West gefeiert. Aber an dem Standpunkt, im Italiener nur jenes Gewandel, das uns in Hotels, Gasthöfen und Localomnibussen so unerträglich werden kann, so sehen und den man allerdings in manchem Augenblick wünschen möchte, es würde von allen Mächten nicht blos Protectorat an Port gemacht, hab' ich mich nie erheben können. Die piemontesischen Officiere, die ich später in Mortara und Novara sah, gebräunte, hagere, schlanke Krieger von würdiger, ernster Haltung, Krieger, denen die Namen Mortara und Novara so im Ohr grünen mußten, als wenn die Knotenpunkte der preußischen Eisenbahnen und preußischen Hauptgarnisonen Jena und Berlin hießen, hätten mir nicht immer meinen eisernen ganzen und halben Landsleuten in Potsdam gemahnt. Warum soll es im Völkerleben keine Gerechtigkeit, warum nicht wenigstens die Schönheit des tragischen Geschicks geben? Wie die Memoiren ausgehen, wie Gottes Polizei trotz unseres realistischen 19 Jahrhunderts doch immer nur — Idealpolizist ist, haben wir in diesem Jahr gesehen und werden es noch ferner sehen.

Im Eisenbahnwaggon auf Mailand dahinbrausend, sagte ich dem blonden Sec Lehrmeht, nicht absurd, daß schon in einem Jahre hier die Zeitlager von Piemontesen, Franzosen, in Arabern aufgeschlagen sein sollten, auf diesen sonnen blauen Hebungen Schlachten geliefert, sieh, es wie vom „Corneval von Venedig" heißen Einbahnhöfen die Verbandplätze Tausender von Verstümmelten und Sterbenden sein würden' — —

Machiavelli.

Von Karl Frenzel.

III

Machiavelli ist in seinem Innsbruck zur Macht geworden.

Als hätte der Dämon der Verneinung in ihm seinen Gehalt genommen und noch vollendetem Werke seine Gehalt und die Genugthuung daran vernichtet. Und doch war der edle Menschliches so viel in ihm, so Leid wie an Freude! Er hatte einen und den andern Freund, die ihm bis zu Ende treu blieben. Nicht zur Liebe, zum Mitleid bewegt sein Gedicht unser Herz. Denn welche Vertheidigung er auch erfinden, wie sehr seine Staatskunst und seine Vorschläge in der Wirklichkeit noch täglich ihre Bestätigung finden, wie ähnlich der neueste „Prinz Italiens" dem Cesare Borgia sehen mag, es ist ein Fleden auf seiner Stirn, den seine Rechtfertigung fortträgt. Auch der Grieche unser uns soll sich nicht über die Leere der Sterblichkeit trösten, die Tugend einen Wahn schelten und das Verbrechen empfehlen. Verhängnißvoll, Zufälle und die Macht der Dinge treiben den handelnden Menschen oft mit zwingender Nothwendigkeit zur Sünde, der Betrachtende aber, der sein ist von diesem Zwange des Irrthums, spricht nur der Freiheit seines eigenen Herzens aus, wenn er den Abscheu und das Laster preist. Der Charakter seines Volks und seiner Zeit entschuldigt in etwas die Grundsätze Machiavelli's; lange vor ihm beherrschen sie die Politik der Fürsten und Republiken, aber da er zuerst gewagt, sie in ganzer Schärfe auszusprechen, trägt er mit Recht die Sündenschuld aller. Mehr als ein Italiener wird in dem Irrthum seiner Theorie einen Helden gesehen haben, aber nur Machiavelli hat das Wesen seiner Männer in seiner Lehrmeinung des „Cesare Borgia" zu einem abstracten Ideal des Heldenthums erhoben. Immerhin sonderbar, wenn er mit seiner Feinen und darum doppelt eigentümlichen Unempfindlichkeit ein Bischof „zu Grunde", eine „englische Grausamkeit" geschildert hat, empfindet auch er, möchte man sagen, die Schwäche der Sterblichkeit; denn sagt er mal: „Jeder muß das Leben eines schlechten Fürsten dem eines Herrschers vorziehen, der durch die Vernichtung der Menschen regiert." Aber sein Verdienst ist unsterblich: schon auf der nächsten Seite verspottet er den Herrn von Perugia, Maria Baglioni, weil er bei gänzlicher Er-

begraben seinen Feind, den Papst Julius II., nicht gefangen nahm, der seine Stadt betreten — „diese That würde ihm ein ewiges Andenken gesichert, ihre Größe ihre Schändlichkeit ausgelöscht haben". „aber", und dies ist sein Schluß, „die Menschen wollen scheinen, gut aber scheinbar ist ganz etwas Anderes als Wort zu sein."

Schmidtmann bemerkt Hettners in seiner Ehrenrettung Machiavelli's, daß er Gleichmäßige Kunst und Natur wenig oder gar nicht gekannt und seiner Entwickelung damit der Erkenntniß der Schönheit und Menschlichkeit gefehlt habe.

Ich möchte noch auf einen andern Mangel seiner Bildung und seines Geistes hinweisen, der für die Verhältnisse, in denen er lebte, der entscheidendste ist.

Die Renaissance nimmt das Alterthum nicht in seinen so durchaus bestimmten Formen auf, sondern erweitert diese Formen durch einen christlich-romantischen Inhalt: es versucht eine Verschmelzung des klassischen mit dem modernen Ideal, das sich im Mittelalter entwickelt. Dramatisch's Gedichte sind zugleich antik und romantisch, Raphael's Bilder haben die Hoheit griechischer Statuen und den weichen Zug des Christenthums. Für Machiavelli aber gibt es weder eine Ritterschaft noch die christliche Religion; er besitzt auch nicht die Ahnung davon, wenn er von einer einmal mehr abgeleugneten Thatsächlichkeit redet, geschieht es mit unverkennbarer Bitterkeit. Das Christenthum hat der Menschen trotz und elend gemacht, macht der Gedanken, die Unthätigen und geistlichen Ehren gepriesen hat; was es Muth nennt, ist nichts als gedankenvolle Geduld. In den Ländern, wo die Christen die Herren sind, sieht jeder Tag neue Gefahr, neue Unordnung, neue Verbrechen. Als ob die jenseitige Hoffnung zwischen ihm und seinem Leben wie ein dicker Schatten über das Angesicht der Welt hingegangen und es, auf dem Forum von Rom erwacht, nun nach dem Capitol, dem Tempel der Pietät und den Triumphbögen der Via sacra suchte. Die Menschen bleiben immer dieselben, Sonne und Erde ändern sich nicht, sagt er da, um sich selbst von der Möglichkeit seiner Träume zu überreden, und nur unter Trägheit und Gedankenlosigkeit sind sie nicht ähnlichen Sitten und Neuerung nachgekommen. Wenn er im bösesten Grau seinem verkommenen italischen Republiken ohne Gehorsam und ohne Heer die Grundlage der römischen Gemeinwesens predigt und eine Alexanderschlacht mit einer dramatischen Schlägerei zwischen Guelfen und Ghibellinen vergleicht, glaubt man, es sehe ihm auch von einer heiligen Begeisterung hingerissen wie seiner Savonarola, den er in den Flammen sterben sah. Ein Mann, der sich wie ein Zauberer mit eigenem mächtigem Wort in diese ihm verwandte Geisterwelt versetzt, nun aber auch in all seinen Gedanken von ihr beherrscht und bedingt wird. Darum erkennt er seinen Gott und seine Götter. Um vollständig zu werden, ist es jedem Fürsten zu rathen, Frömmigkeit zu erheucheln. An sich aber weiß der Verständige, daß die Bewegung der Gestirne im beständigen, nothwendigen Kreislauf Hoheit und Untergang der Staaten, das Glück wie das Unglück der einzelnen herausführt. Es herrscht nichts Göttliches, weder in noch außerhalb der Welt, als der Wechsel. Sein unerbittliches Gesetz bestimmt, daß jedes Ding, sobald es seinen Höhepunkt erreicht, auch zu sinken beginne. So wandelt der Mensch aus Schmerz durch Freude wieder zurück zum Schmerz, die Staaten von der Freiheit durch die Knechtschaft zur Zuchtlosigkeit; viele erlangen in diesem Kampf und werden die Beute der Mächtigen, andere beginnen ihn von neuem. Wenn aber das Gleichgewicht der Sterblichen zu zahlreich geworden, ihre Sünden das Maß erreicht, erheben sich aus der Bewegung der Materien die drei Verderberinnen des Erdballs — die Pest, die Hungersnoth, die Ueberschwemmung. Sie stellen in schrecklicher Vernichtung das Gleichmaß wieder her.

Schuldlos würde der Mensch diesen Unfällen und den Revolutionen der Staaten aufgelegt sein, wenn „die Atmosphäre nicht von Kräften erfüllt wäre, welche aus Mitleid mit den Sterblichen diese Gestaltung verhindern". Er verkündigen Wunder den Untergang Galeazzo's, so sehen die Florentiner, lange ehe Karl VIII. von den Alpen stieg, in der Luft mit feurigen Ruthen sich Heere und Zuschauer bekämpfen, bevor Savonarola die Ankunft der Franzosen weissagte. Auf diese Bewegung der Sphären, auf Vorbedeutungen und Erscheinungen beschränkt sich Machiavelli's Religion; es ist der astrologische Aberglaube. Wie dieser, bestätigt er an der bestimmten Gesetzmäßigkeit und erhebt sich nicht darüber. Der Kluge sucht sich vor dem Wechsel des Geschicks zu sichern, allein den Zweck seines Daseins, den Zweck des Weltalls kennt er nicht und bemüht sich auch nicht um seine Erkenntniß. Auch Machiavelli war einig einer gleichen Summe des

Gnaden und Schicksalen auf der Erde; was wir Geschichte nennen, ist nicht die nothwendig bedingte Aufeinanderfolge von Culturepochen, die dem Ideal der Vollkommenheit sich immer mehr nähern, sondern nur die beständige Wanderung des Guten von einer zur andern Nation, von den Aegyptern zu den Persern, Griechen, Römern. In einem wird der Verfall der Staaten durch die freie, menschliche That bestimmt, im allgemeinern beherrscht der Zufall blindwaltend Völker und Zeiten. Einem Despoten gleicht das Glück, der plötzlich und unerwartet über seine Uhr bricht; der Verrückte errichtet den Fluten Dämme gegen seine Wogen, um nicht ganz von ihnen verschlungen zu werden. „Unterstützen kannst du das Glück, aber nie seinen Beschlüssen dich widersetzen! Nur verweile darüber nicht, denn diese Beschlüsse des Geschicks sind beständig in einer Bewegung; es wandelt seinen Gang auf unbekannten und trügerischen Wegen." Wiederholt, in Gedichten, im „Fürsten" und den „Discursen" kehrt er zu diesem Gedanken zurück, die er zum Beispiele und ein mit poetischem Schwunge hinstellt.

So irrt der einzelne glaubenslos, wenn er nicht die Stimme der Wunder vernimmt, die doch nur zu den Auserwählten verständlich reden, dem Zufall anheimgegeben im Wirbel einer entgötterten Welt. Er ist losgerissen von den Erinnerungen seiner Kindheit, den Idealen seiner Jugend; selbst sein Muth, seine Rechtschaffenheit gehören ihm nicht, sie sind ein Werk guter, staatlicher Sitte. Machiavelli hält den Menschen für böse, verloren, selbstsüchtig und trug; schmigt der Dichter auf solchem Holze dennoch vortreffliche Charaktere, gehört der Preis, der ihnen wird, diesen allein. Nicht entspringen nach seiner Anschauung aus dem Volkscharakter der Spartaner und ihrer Einrichtung in Vorbildern der Ehrigs des Lykurg, er wendet die Entwicklung um und glaubt, Lykurg's Gesetz hätte die Spartaner zu Helden gemacht. Ist es nicht derselbe Irrthum, der den Gewinn der „Tapferkeit, Gleichheit und Brüderlichkeit" in dem Wahne beschließen ließ, mit dem Degen wurden sie auf Frankreichs Boden wachsen? Der dogmatische Geist der Romanen äußert sich bei Machiavelli scheinbar in kritischer, überlegender Form, seine Waffen aber dienen in der nicht demonstrirenden, sondern nur behaupteten Vortrefflichkeit der römischen Einrichtungen. Das ist seine alleinseligmachende Kirche, von der er nicht los kann, über die er seinen Stolz gründet. Im Mittelalter quälten sich die Scholastiker, die Uebereinstimmung des christlichen Dogmas mit den Lehren des Aristoteles zu beweisen; ähnlich findet Machiavelli jede Maßregel der Römer im Einklang mit der höchsten Vernunft, weil er sie finden muß. Mit dieser höchsten Vernunft begabt, schufen Romulus und Numa die Römer, erbauten die Stadt und ordneten den Staat; ja noch mehr, aus der Fabel von dem Brudermord des Romulus wie aus der tragisch entwickelten Sage des ältern Brutus weiß Machiavelli unumstößliche Vernunftlehren zu geben: „Der Gründer eines Staates muß allein herrschen" — und einem andern, in dem sein politisches Glaubensbekenntniß in seinem schärfsten und kraftvollsten Ausdruck gelangt: „Wenn eine Revolution einen Staat erschüttert, eine Republik eine Tyrannis oder eine Tyrannis zum Freistaat wird, muß ein schreckliches Beispiel die Feinde der neuen Ordnung mit Entsetzen treffen. Wer sich der Herrschaft bemächtigt und Brutus lesen lügt, wer einen Freistaat gründet und nicht die Lehre des Brutus übt, kann nur im nächsten Augenblick seinen Fall erwarten." Worte, die verstärkt durch den Gleichklang der Bartholomäusnacht mit den furchtbaren Trauerworten, als das Haupt Ludwig's XVI. bei einem Klang von den Zinnen des Weltgerichts gefordert haben. In solchen Momenten ist Machiavelli nur ein entsetzengrauer Löwe, dessen Blick schon man nicht begegnen darf. Und nur diese Blöße des Verdammens, furchtbarer als ein zweischneidiges Schwert für den, der sie zu gebrauchen versteht, wandt dem Menschen bewaffnen. Sie widerlegen nichts, sie trachtet der früheren Bauten, sie zerstören das starrste Gerüst. Sie ist für Machiavelli, was den Mann der Arbeit war, darum wurde er für seine Kameraden Stolz, der vom Feldarbeitsmann zum Herzog von Mailand hinaufstieg, und seiner Worte Bitterkeit so ganz. Aber Handlungen mögen darum gerathen oder gerechtfertigt werden, wie eben der Betrachter sich auf ihre oder ihrer Gegner Seite stellt, die Grenze ist unüberschreitbar. Sie hatten alles, Grimm erwirkt, was den Krieg und den Widerherrscher eines grimmigen Staates bedingt. Mit dem Wechsel der Zeiten und Dinge wandern auch sie die Seiten ihres Wirkens zu ändern. „Denn", hatte Machiavelli schon 1513 dem verbannten Piero Soderini nach Magnia geschrieben, „da die Zeiten nimmer sich gleichen und der Dinge Ordnung unaufhörlich wechselt, sieht nur der alle seine

Wünſche ſich erfüllen und das Glück ihm lächeln, deſſen Handlungsweiſe mit den Zeiten übereinſtimmt. Weil dagegen der Menſch denſelben Charakter, daſſelbe Weſen bewahrt, ſteigt er an dieſem Tage und fällt an jenem." Die Folgen dieſer Klugheitsregel, ſich in die Umſtände zu ſchicken, erſcheinen ihm nicht, weder in der Wirklichkeit noch in der Theorie. Warum mußte Piero Soderini und Florenz ſterben? Weil er nicht in der rechten Stunde „die Sehne des Brutus", die Anhänger der Medici opfern wollte, ſeine Langmuth weiter als ſeine Einſicht ging. Der Muthige und Verſtändige indeß mag den Umſturz der Verfaſſung, die Ausrottung der Gegner, wenn er die Zeiten gekommen glaubt.

Damit hat der Gewaltige ſein Ziel erreicht, er heißt eben, er iſt nach Machiavelli's Bezeichnung „ein neuer Fürſt". Zuweilen ſind ſolche Männer nothwendig und wie die himmliſche Geiſel der Zeit die Welt, führen ſie, rechte Gewaltherrſcher, einen verrotteten Staat, eine in Mißbräuchen ſich verlierende Religion zu dem Kern und Urſprung ihres Weſens zurück. Dann verſöhnt die Erhabenheit ihres Zwecks mit ihren ſchrecklichen Mitteln und Machiavelli begrüßt ſie als Befreier und Wiederherſteller, wie Moſes und Theſeus. In ſeinem Reformvorſchlag über die florentiniſche Verfaſſung ſucht er Pro X. für dieſen Ruhm zu entflammen und immer, ſo oft er dieſen Punkt berührt, ſcheint ſich ſeine tiefverſchloſſene, einſame Seele zu öffnen und in feurigen Flammen aufzugehen über den, der Italien zu retten bereit wäre. Halb nur iſt er ein Dämon, ganz ein großer leidender Menſch: aber wie er ſich über ſeines Herrens eiteler Aufwallung nie die Züge und Verneinung vergaß, ſo ſoll die Nachwelt nicht vergeſſen, daß hinter ſeinem geträumten „Retter Italiens" ein Geiſtergeſolge von Schlagworten den Werberuf erhebt. Denn was unterſcheidet den Tyrannen von dem Wiederherſteller? Nie hat Machiavelli dieſe Frage klar entſchieden. Während Cäſare Borgia in aller Menſchen Gedanken neben „Nero und Domitio" ſteht, glänzt Julius Cäſar als „der erſte und letzte Kaiſer", der Aufrichter eines neuen Rom. Machiavelli bezeugt ſeine in dem letzteren nur einen Ehrgeizigen, der den Staat ſich zu eigen machte, obgleich er ſeiner Reform bedürftig war, in dem andern einen Helden. Sobald das Dogma eintritt, verſchwindet jede Ueberlegung. Brutus und Caſſius kommen nicht gegen Cäſar, die Anſtifter, die ſich Lorenzo de' Medici auf ſeinem Eroberungswege nicht willig fügen, ſind verbrecheriſche Thoren. Die Kirche wie die politiſche Partei verfährt in Italien gnadenlos, die eine verbrennt ihre Gegner auf dem Scheiterhaufen, die andere vernichtet ſie in den Proſcriptionen. Daß der italiſche Einheitsſtaat damals wie bisjetzt an der Hartnäckigkeit ſcheiterte, mit der jeder kleinſte Bruchtheil ſeine Selbſtändigkeit vertheidigte, liegt eben in der Furcht der einzelnen, dem Allgemeinen ohne Nutzen und Lohn zum Opfer zu fallen. Weder Machiavelli noch ſein Fürſt kennen eine Verſöhnung, eine Ausgleichung. Alles, was bisher im Staate beſtand, Geltung hatte und forderte, wirft der ſiegliche Staatsſtreich als nichtig und verfehmt nieder. Denn nicht Neigung, das Gefühl eines innern Zuſammenhangs verbindet ein Volk mit der herrſchenden Familie und ſeiner Verfaſſung, ſondern nur die Gewohnheit; ſie muß der neue Fürſt gleichſam mit Feuer ausbrennen, er zerſtört die ihm feindlichen Städte, er verbrennt ihre Bewohner über die ganze Oberfläche ſeines Reiches, er tödtet ſelbſt die letzten Sprößlinge des alten Fürſtenhauſes. Hortenſia iſt ſein Regiment ein gewaltthätiges, dem er den Deckmantel der Heuchelei überwirft. Größer als ſein Muth muß ſeine Liſt und Verſchlagenheit ſein. Er hält oder bricht ſeine Eide je nach den Zeiten und ſeinem Vortheil, er heuchelt alle Tugenden, ohne eine zu beſitzen. „Die Menſchen", ſagt ihm Machiavelli, „richten ſich alle nach dem Schein." Ihrem Weſen nach ſind freilich die Tugenden vorzüglicher und ehrenvoller als die Laſter, in der Wirklichkeit aber ſchaden ſie dem, der ſie übt. Da alle gegen dich falſch und treulos handeln, warum willſt du allein den Aufrichtigen und Wahrhaftigen ſpielen? Folge der Klugheit und das Sprichwort, daß der Weiſe die Geſtirne beherrſcht, wird an dir wahr werden, bis zu jenem verhängnißvollen Punkte, wo die unberechenbare „Bewegung der Sphären" auch dich erfaßt, Alexander im Siegeszelt zu Babylon, Cäſar unter dem Dolch des Brutus fällt. Darum ſtehe den Haß des Volkes, nicht weil du deine eigene Menſchenwürde in ihm achteſt, ſondern aus Furcht vor ſeiner Gefährlichkeit, gewinne es mit Feſten, die Großen durch Geſchenke. Drohe nie, ſondern tödte!

Die ſtarre Unempfindlichkeit, mit der in all dieſen Grundſätzen das menſchliche Gefühl beleidigt und verleugnet wird, übertrifft an eigenthümlicher Größe den ſchönen Blick und den Scharfſinn Machiavelli's. Nicht daß er den Gang der Revolutionen, wie Ferrari in ſeinem geiſtreichen

Buche „Machiavell, ein Richter der Revolutionen unserer Zeit" dargeſtellt hat, in seinem Leben und Schaffen verzeichnet und ihre Bewegung wie gebannten in seinen Zauberkreis hält, erſcheint nun als das Merkwürdigſte in ihm, ſondern der unüberwindliche Gegenſatz, in dem er mit Italien zwiſchen Tyrannei und Freiheit unbeirrt. „Mehr als gewöhnlich liebte er die Freiheit", ſchreibt Paolini noch ſechs Jahre nach ſeinem Tode von ihm, „und ſollte doch nur für die fernſte Zukunft ein Lehrer der Gewaltthätigen ſein, gleichviel ob für Cäſare Borgia, Peter Leopoldo oder Napoleon Bonaparte." Sind die romaniſchen Nationen unfähig, Hüter der wahren Freiheit zu erzeugen, die im Geiſt der Sicherheit ſtehen, Menſchen, wie Luther und den großen Oranier, Hampden und Washington? Ihr größter Politiker lacht ob dieſer Idee. Ihm genügt die kühle, leidenſchaftsloſe Bürgertugend nicht; die ſtraffliche, ſtaatliche Schilderung, die er ein und ein anderes mal von den deutſchen Reichsſtädten in Schwaben und am Rheine entwirft, verrät nur den inmitten einer überreichen und ins Maßloſe abſterbenden Kultur immer aufſtachelnden Wunſch einer Flucht in die Natur. Dies leidenſchaftliche Gefühl iſt ein Erbe der Schwachen und Ohnmacht, der Mächtige, ob ein Einzelner oder ein Staat, ſtrebt über ſeine Ohnmacht hinaus, er bethätigt ſich in der Eroberung. Angriffsluſt, Herrſchtüchtigkeit, wie im beſten Sinne kulturverbreitend, iſt die Republik nach dem Herzen Machiavells. Da braucht es kein Wunder, daß er die Römer nur als Herren der Welt, nur als die Vermittler der griechiſchen Bildung und des Chriſtenthums betrachtet.

Indem das Chriſtenthum betonnt für ihn — die Mutterin der Knechtheit. Von Anfang her iſt die Lehre entwickelt und in Italien die Kirche aufgerichtet. Längſt würde es erloſchen ſein, wenn nicht Franz von Aſſiſi und der heilige Dominicus „es in den Herzen der Menſchen, wenn es ſchon zu erſticken drohte, wiedererweckt hätten". Denn Mark hat die Lehre überwunden, daß es ein Verbrechen ſei, unter der Herrſchaft der Prieſter zu leben und daß man die Beherrſchung ihrer Sünden Gott überlaſſen müſſe. Darüber „ergeben ſich die Italiener ihren verbrecheriſchen Prieſterherrſchaften, weil ſie eine Sonde nicht finden, die ſie nicht leben und an die ſie nicht glauben". Ihre Geiſtesfreiheit hat die Italiener nach ſich gezogen; zwar ertrug das Volk allein einen ſouveränen Staat nicht, aber Mäßigkeit und Gottesfurcht ſind ſeine beſten Stützen in guten wie in ſchlimmen Tagen. Wenn man den Hof von Rom in die Schweizerbilder verlegen könnte, würde er in kürzeſter Friſt viele maleriſche und ſtimmungsvolle Vorgänge entdeckt und verderbt haben wie die Stämme Italiens. Obgleich Machiavelli ſeine letzte Anſicht über das Papſttum nie klar auszuſprechen gewagt, die Mitbegründung des Vaterlandes ſieht er nur in der Auflöſung deſſelben; worden in romaniſcher Anſchauung durch eine Revolution, nicht durch die ſelbſtändige Belebung jenes einſtigen, wie ſie eben in Deutſchland begann. Mit dem Stolz der Kirche hofft er, daß ein genialer Menſch auf den Grundpfeilern der altrömiſchen Einrichtungen einen ſtaatlichen Neubau aufführen und mit einem Volksheere gegen alle Angriffe vertheidigen werde. Für dieſe Zukunft erhebt er ſeine Stimme in begeiſtertem Schwung wie einſt Tacitus und Petrarca, mit ihnen beweiſt auch er „die Wege dem Herrn", ein politiſcher Johannes Baptiſta, auch einſam in der Wüſte den Schlamm und Sputen die hohe Verſchaft verkündigend. „Möge Italien noch ſo lange Erwartung endlich ſeinen Befreier erſcheinen ſehen! Wie ſollte ich Worte finden, die Liebe zu ſchildern, den Rachedurſt, die unerſchütterliche Treue, Thränen und Freudenthränen, die ihn in allen Landſchaften empfangen würden, darüber ſo oft dieſe Barbarenſchwärme dahingebraust! Welche Thore könnten vor ihm verſchloſſen bleiben? Welche Stämme ihm den Gehorſam weigern? Welche Eiferſucht ſeinen Gelingen hindernd? Welcher Italiener huldigte ihm nicht? Gibt es denn einen, deſſen Herz der Barbaren Herrſchaft nicht empört und empört?" Es iſt das Ende des „Fürſten", die Ermahnung an Lorenzo de' Medici, durchaus eine Musketenpredigt ohne Gnade. Cäſare Borgia, Papſt Julius II., die Medicäer, ſie können, ſie ſollen retten — Hand, bewaffnet oder einen Spiegel, ſpuckt, brünſtig vergeſſen. Mit ihnen drei Jahrhunderte voll Selbſtentwürdigung und Schmach; alles in ein großes Grab gründen und Italien noch immer unrein, gerettet... Sieht unſere Zeit den „Retter und Befreier"?

Das Recht der Wirklichkeit durchſchreitet, von dem Herzen des Fürſten den Schleier reißend — wenngleich nicht, wie Dante und Aeneas ihn verſtanden, um die Völker vor den Irrungen zu warnen — und weder von Menſchlichkeit noch Freiheitsdrang geirrt, nur an den Egoismus glaubend und doch zuletzt das Ohr im Menſchen, die Tugend um ihrer ſelbſt willen anrufend, iſt Machiavelli bis zum Ideal vorgeſchritten. Die Re-

gabil bei [illegible], der er verfpottet, und jene beſſeren einheitlichen Italien — es ſind dieſelben politiſchen, „Träume des Glücks“. Die erſte ſieht einer vollendeten Menſchheit, das andere eine irdiſche Heilsgemeinde voraus. Nur iſt Plato unendlich edler, reiner, wie viel er irrte, immer ein Seher alter und ein Prophet jener glorreichen Zukunft des ewigen Friedens und der einigen Menſchheit. Machiavelli gehört in zwiefacher Beziehung der Vergangenheit an, in ſeiner römiſchen Auffaſſung des Staates, die ihm nur eine engherzige und rohe National-, keine Kulturpolitik erkennt, und des Begriffs der Freiheit, dem das germaniſche Princip der Ausgleichung der Gewalten vollſtändig fehlt. Welcher Ruhm auch der Größe ſeines Vaterlandes geworden, wenige unter den Fremdherrn haben an die Wärme ſeines Herzens geglaubt. Wie er aber in den Nachtſtunden, im erſten Jahre ſeines Unglücks, auf ſeinem einſamen Gemach auf dem Trotz des Lebens an den Worten und Thaten der alten Helden Labſale und Ihaten der alten Helden Labſale und ſie ihn nicht verſchmähten: ſo ſollte er in der Erinnerung der Menſchen ſtehen — eine ernſte, traurige Geſtalt über die Trümmer des Forums dahinſchreitend und die Steine anredend, da die Menſchen ſchwiegen, nur erbarmend unter der Laſt eigener Gedanken, der Schmach des Vaterlandes, dem ſie freilich unverſtandenen Ruhm der Nachwelt — immer aber emporliebend, hochaufgerichtet, das Haupt kummervoll, unter den mächtigen Armen dieſer Orte der mächtigſte, wenn von der Spitze des Capitols braus über eine unzählige, endlich von ſchlimmen und ſchweren Drangſalen befreite Volksmenge [illegible] der Ruf erſchallt: „Italien! Italien!“

Militärpflichtig.

Bilder des Lebens

II

Ein banges, ſonderbares und zugleich erquickendes Bild — der Abmarſch der Rekruten aus einem Dorfe!

Alle Gemüthsſtimmungen ſind dabei vertreten. Ueberſchwengliche, durch Branntwein noch erhöhte Heiterkeit, brauſende Begeiſterung, ruhiger, männlicher Ernſt, ſtille Wehmuth, Traurigkeit, Schmerz bis zu den wilden und lauten Ausbrüchen einer verzweiflungsvollen Stimmung.

Und all dieſe Empfindungen prägen ſich mit natürlicher Offenheit aus. Keiner mag noch ein Bursch ſeine Traurigkeit durch ein erzwungenes Lächeln zu verbergen. Es gelingt ihm nicht; denn dies Lächeln ſieht um ſo kläglicher aus. Und iſt's nun immer ein ſchimpflicher Grund oder Kleinheit, weshalb mancher der Burſchen mit Zittern und Bangen unter die Soldaten tritt? Die älteren Burſchen, welche bereits gedient haben, ſuchen etwas darin, die Mühen des Soldatenlebens, die Strenge der Strafen und Offiziere, das Schwierige der Exercitien ihren jüngern Kameraden gegenüber zu übertreiben. Sie wollen renommiren und bange machen. Und wie viele von den Rekruten haben nie das älterliche Haus verlaſſen; ſie ſind gänzlich unbekannt mit dem öffentlichen Leben und werden nun mit einem male in daſſelbe hinausgeriſſen. Sie wiſſen, daß ſie daheim vielleicht unmündige Geſchwiſter und eine hülfloſe Mutter zurücklaſſen, die ohne ihre Arme Noth leiden müſſen. Da iſt's ſchwer für einen jungen Burſchen, ruhig zu bleiben und mit männlichem Ernſt ſich in das Unabwendbare zu fügen.

Der Tag, an dem die Rekruten abmarſchiren, iſt angebrochen, feuchtig und heiter. Es geſchieht jährlich . . . aber ſeit langen Jahren hat es nicht eine ſolche Aufregung in dem Dorfe hervorgerufen. Es ſind die Söhne und Brüder, welche fortziehen, von denen der Abſchied bevorſteht, und niemand weiß, ob er ſie wieder ſehen wird, denn Krieg gibt es, davon ſpricht niemand mehr. Obendrein iſt diesmal die Zahl der Rekruten eine ungewöhnlich große. Es iſt, als ob ein Aderlaß wäre, denn nur die nothwendigſten und unentbehrlichſten Gehülfe werden belaſſen. Ein Dorf iſt ja bei aller Gegenſätze nur eine große Familie: wer auch ſeine Angehörigen unter den Ausgehobenen zählt, will doch bei ihrem Abmarſche zugegen ſein, den Burſchen noch einmal die Hand zu drücken und zu ſehen, wer ſie ſchenken, etwas aber luſtig . . .

Die Männer verſetzen ſich in Gedanken in die Zeit zurück, wo auch ſie zum erſten male ausmarſchirten, um die Soldatenjacke anzuziehen und den Säbel umzuſchnallen. Das waren luſtige Zeiten! Jährlich war die Zukunft damals weniger drohend als jetzt. Und die ganz jungen und jungen Burſchen dürfen nicht fehlen. Auch an ſie kommt früher oder ſpäter die Reihe und mancher von ihnen hat ſchon jetzt Luſt mit fortzuziehen, denn auf welchen Jungen übt ein bunter Soldatenrock und ein Säbel an der Seite nicht einen mächtigen Zauber aus!

Der meiſten der Rekruten haben ſich ſchon frühmorgens im Wirthshaus verſammelt, obſchon ſie erſt um die Mittagszeit fortgehen ſollen.

Pflug und Hacke zusammen sie nicht mehr, den letzten Morgen im heimatlichen Dorfe mußten sie tüchtig graben. Die Väter haben ihnen einen Jahrpfennig auf den Weg gegeben, davon muß ein Theil erst springen, sonst trägt's sich zu schwer daran. Junges Blut und Geld in der Tasche vertragen sich zu selten. Und schaut nicht die Mutter dahinten noch ein Bündel? Darin wird sich schon eine Socke finden, in die sich noch ein besonderer Sparpfennig drehen läßt, von dem der Vater nichts weiß.

In dem Wirthshause geht's lustig und laut zu. Wer ein tüchtiger Soldat werden will, muß auch tüchtig trinken können. Einen Hieb kann — mit der Hand auf den Tisch gerechnet. Das geben sie dann und gibt den nothigen Respect auch vor Säbel. Es hat aber noch einen anderen Grund, weshalb der Burschen im Wirthshause so tüchtig zechen. Sie wollen sich Muth trinken und der traurige Stimmung, der sie nicht und nicht beikommen, in aller der Mittag herumsitzt, den Garaus. Und der Mittagsgast naht heran. Nachdem die Burschen noch einmal herumgesungen sind um von den Herden und Ihren Abschied zu nehmen — das ist ihnen am schwersten geworden — versammeln sie sich wieder unter der alten Linde vor dem Wirthshause. Das ganze Dorf, Männer und Frauen, Jungen und Mädchen haben sich hier zusammengefunden. Der Reisigen bilden natürlich den Mittelpunkt von allen. Die werden von ihnen fast aber, wenn es wirklich zum Schreiben geht, viel gemeiner und ärger verlogen als. Von manchen von ihnen haben noch frischen Muth und lustige Stimmung. Das macht der Branntwein. Sie prahlen mit ihrer Courage und spotten über die anderen. Der nehmen's gleichgültig auf, denn sie sind ihnen nicht am Herzen. Der schreibt von seiner Mutter, deren einz Hand er früh und schwielig in seinen Händen hält und die ihr weinendes Auge mit der Schürze trocknet. Er will ihr noch einmal sagen, wer lieb es ihr hat und daß sie ihm treu bleiben soll, aber die Worte wollen nicht über die Lippen kommen. Ach ist, als ob er krampfhaft wäre an der Hand und im Herzen. Der hält seiner Mutter vorhin, der konfirmirende ihnen Abel an seiner Hand geführt hat. Der ist Waise, er war ihr alles und mit ihm verliert sie alles. Sie braucht nicht daran, daß sie nun allein zur [illegible] bleibt, ihr geht's zu Herzen, daß ihr einziges Kind in den Krieg gehen soll. Er hat alles versucht, ihn zu behalten, es ist ihr abgeschlagen, jetzt muß sie von ihm scheiden — vielleicht für immer. Das ist's, was auch ihm zu Herzen geht, daß ihm die Thränen über die Wangen rinnen. Er ist sonst ein frischer lustiger Bursche, der das Leben und die Arbeit von der leichten und roſigen Seite auffaßt, aber wer kann wohl, wenn das Herz einmal durchgeht.

Keiner von den Reisigen sieht allein. Nur einer scheint verlassen zu sein auf der Welt zu stehen? Er ist eine mannigroße, schlanke, hell gelockte Gestalt. Sein Gesicht ist blaß und leidensvoll hübsch, aber ein paar große blaue Augen geben ihm einen eigenthümlichen, wilden Ausdruck. Niemand spricht mit ihm, niemand bekümmert sich um ihn. Aber ihn einer der Burschen an, so geschieht es nur, um sich über ihn lustig zu machen und ihn zu verspotten. Und es erregt's Ekel und Grausen, wenn der traurige verhungerige Ausdruck auf seinem Gesicht mit rohe traurigen Witz beantwortet sieht, wie's ihm ins Herz schneidet.

Das ist der Schreiber-Hans. Der brave und fleißige Bursche von allen im ganzen Dorfe. Aber ein schweres Unglück scheint auf seinem ganzen Leben zu ruhen. Schon früh hat er beide Aeltern verloren. Sie haben ihm nichts hinterlassen und helfende Hand ist da. Der Gemeinde hat sich seiner annehmen wollen und er ist ins Armenhaus gebracht. Da ist aber ein Unglück, wer in Armuth und unwürdiger Abhängigkeit von anderen geboren wird. Hans war ein frühlicher Knabe. Jeder druckt sich aber ihn lustig machen und ihn zum besten halten zu können, einmal da sein Vater Schneider gewesen. Der Gemeinde erbarmt sich so, wer Hansen zu einem Handwerk haben' Den Meister mit Lehrgeld hat aber von Hansen seine Meinung. Ein Schneider erbarmt sich Hansens und nahm ihn in sich. Sein Vater war Schneider gewesen, da wollte auch in ihm Schneiderblut werden. Zu wohlen hatte er nicht. Gutherzig Lage hatte er bei dem Schneider nicht, aber es erging allen. Seine Ehre und seine Geschicklichkeit bekamen zwar das Verhältniß zu seinem Meister einmal, von den Alten und Jungen wurde er aber gehänselt und gequält. Der Schneider-Hans mußte es sich gefallen lassen, daß verlacht sich von selbst, und mehr dann, wenn er sich zur Wehre setzte. Das ganze Leid wurde aber ihm hergeführt ins. Licht neben dem Hause seines Meisters war der Heil einer wohlhabenden Bauers. Der hatte seinen Jungen, sondern nur ein Mädchen, ein frisches lustiges Ding. Dabei hatte Hans sie aber von Jugend her heiß

Gärten, welche aneinander grenzten, gesprochen und Liddeth war stets freundlich und artig gegen ihn gewesen. Sie blieb es auch, als sie beide mehr heranwuchsen und andere Burschen ihr Auge auf das schmucke hübsche Mädchen richteten, das einst einen guten Hof zum Brautheil erhielt. Schien es doch fast, als ob das Mädchen ihm vor allen Burschen den Vorzug gegeben hätte. Das entging Hans nicht und als bald darauf Liddeth's Vater starb und er mit ihr, die er zu trösten und der er beizustehen suchte, öfter noch zusammenkam, ließ er sich in einer vertrauten Stunde hinreißen und gestand ihr seine Liebe. Das Mädchen erschrak. Sie hatte ihn gern, das würde sie nicht geleugnet haben — aber hieran hatte sie nicht gedacht. Wie konnte sie mit dem Schneider-Hans eine Liebschaft beginnen und ihm zum Manne nehmen! Sie wußte, daß er ein braver Bursche war, daß er feinere und anständigere Manieren hatte als die andern Burschen, sie gestand sich, daß sie nie einen besseren Mann bekommen, daß er sie auf Händen tragen werde — und dennoch ging es nicht, das ganze Dorf würde sie verlacht haben. Ha, wenn auch sie dann vielleicht den Namen die Schneider-Lis erhalten haben würde — nein, es ging nicht. Sie schlug's ihm ab, so leid es ihr that und um die Leidenschaft seines Herzens nicht noch mehr zu reizen, suchte sie so wenig als möglich mit ihm zusammenzukommen. Hans entschuldigte das Mädchen — er war ja nur ein armer verlassener Schneider! Aber sein Herz wollte nicht von ihr lassen. Es schmerzte ihn tief, daß ihm das einzige Glück, auf das er im Stillen gehofft hatte, [illegible] für immer entschwunden war. Und die Leute [illegible]ern alles. Man lachte über ihn, daß er so hohe Gedanken im Kopfe gehabt habe, und wo er sich sehen ließ, wurde er damit aufgezogen. Das that ihm weh. Seine Liebe zu dem Mädchen hatte für ihn etwas Heiliges, Unentweihtes. So faßte er den festen Entschluß, das Dorf zu verlassen. Er ließ ja niemand, der zu ihm hing, darin zurück, schlechter konnte es ihm in der Fremde nicht ergehen. Nur so lange wollte er mit der Ausführung des Entschlusses zögern, bis es sich entschieden habe, ob auch er Soldat werden müsse. Und die Zeit kam. Nicht ohne Zagen war er der Untersuchung entgegengegangen. Man hatte ihn, trotzdem er nicht stark gebaut war, für tauglich befunden. Er hatte Lust, Soldat zu werden. Geschickt mit der Feder, gewandt, konnte er unter den Soldaten am ersten sein Glück machen. Und ging's in den Krieg, sollte ihn eine Kugel treffen — nun, er hing nicht so fest am Leben, ihm galt's gleich, denn er verlor nichts, niemand weinte ihm nach und Furcht kannte er nicht, so schüchtern er auch im gesellschaftlichen Umgange war. Weglauf! Weglauf! In den Krieg! . . .

So steht er jetzt da an die Linde gelehnt, zum Abmarsch bereit. Sein Abschied ist ein kurzer gewesen. Seinem Meister hat er die Hand gedrückt und ihm Lebewohl gesagt. Das leichte Bündel, welches er auf den Rock gehängt über der Schulter trägt, hat er selbst gepackt, es birgt seine geringen Habseligkeiten. Keine Hand hat ihm ein Andenken, keine ein Zeichen der Liebe hineingelegt. . .

Mit Ungeduld hat er diesen Augenblick erwartet. Mit dem freudigsten, festesten Muthe von allen Rekruten geht er dem Soldatenstande und Kriege entgegen und doch liegt ein wehmüthig-trauriger Zug auf seinen Mienen. Hält er auch niemand zurück, der ihm angehört, es ist doch sein Heimatsdorf, aus dem er scheidet. Er sieht, wie jeder der Burschen von den Seinigen Abschied nimmt, wie sie um ihn weinen; nur er hat niemand — niemand, das ist's, was ihm so wehe thut! Nie hat er sich so verlassen gefühlt als in diesem Augenblick. Wär' es nur erst vorüber, wär' er nur hinaus zum Dorfe, wär' die Kirchthurmspitze seinen Blicken erst entschwunden! . . .

Da tritt ein Bauer zu ihm. „Schneider-Hans", redet er ihn an, „du hast's am besten von allen! Geht's in den Krieg und gibt's eine Wunde, du kannst sie selbst wieder zunähen! Vergiß deshalb Nadel und Schere nicht, wenn's zur Schlacht geht! Heißt es ausreißen, so bist du auch im Vortheil, denn Schneider können immer gut laufen, und trifft dich eine Kugel — nun, so fehlt auch weder Hand noch Fuß daran!"

Er wendet sich ab und belacht seine eigene Narrheit. Hans muß das erdulden. Wozu soll er in der letzten Stunde, die er im Dorfe ist, noch Händel anfangen? Seit Jugend auf hat er den Spott ja ertragen müssen. . . Und die andern hänseln fort und schreien und spotten. . . Er ächzt und sucht die Achseln. . .

Da aber fühlt er plötzlich seine Hand erfaßt. Halb erschrocken blickt er auf und wischt mit der andern Hand die Thränen aus den Augen. Liddeth ist es, Liddeth, die vor ihm steht! Ihre Wangen sind gerötet, ihre Augen sind auf ihn gerichtet. Im ersten Augenblick denkt er, daß auch sie gekommen sei, ihn zum besten zu haben; aber können ihre Augen ihn denn so trügerisch

entbinden? Wie kommt es, daß er, gerade er, von der er es am wenigſten erwartet, zu ihm kommt? Die Ueberraſchung, das Erſtaunen rauben ihm die Worte. Hätte er gewußt, wie des Mädchens Augen ſchon lange an der Seine auf ihm geruht, wie es ihr ins Herz gedrungen, daß ſich niemand um ihn bekümmert, daß er, der beſte von allen, wie ein Verächteter daſtand, er würde es begriffen haben. Schon vorher war ihr der Gedanke durch den Sinn gefahren, zu ihm hinzutreten und ihm die Hand zum Abſchied zu reichen. Sie wußte, wie leicht es ſich hätte hören würde, aber die Furcht, verlacht zu werden, hatte ſie zurückgehalten. Da hatte ſie den rohen Scherz des Bauern gehört und die hellen Thränen des Verſpotteten geſehen. Einen Augenblick noch zögerte ſie, dann trat ſie raſch entſchloſſen auf ihn zu. Was kümmern ſie die Leute? Was deren Spott, wenn es gilt, einem guten Menſchen eine Wohlthat zu erweiſen? Ihr Auge faßt alles Umherſtehende nur auf ſie gerichtet — ihr gilt's gleich . .

„Der Abſchied ſchmerzt ihn ſchwer zu werden, Hans'" redet ſie ihn endlich an. „Weißt du ſo wenig Troſtes? Haſt du Furcht vor dem Kriege?"

Der Angeredete ſchüttelte abwehrend mit dem Kopfe. . .

„Ich weiß, daß du niemand haſt, Hans, der die Hand dir zum Abſchied reicht! Und wenn du fort biſt, will ich deiner gedenken, und ich will wünſchen, daß es dir gut geht, wenn du verſtumm eſt!"

Wie ein Lied durchzogen dieſe Worte den Hans. Er glaubt zu träumen und weiß doch, daß er wacht, daß er jedes Wort deutlich verſtanden. Seine blauen Augen ſenken ſich ſchwach auf und ſeinem großen Augen ſtrahlt ein faſt wunderbares Feuer.

„O Liſabeth, du willſt meiner gedenken?" ruft er. „Du — du wünſcheſt mir Glück?"

„Ja, Hans", erwidert ſie, „ich werde dich nicht vergeſſen! Und wenn du wieder zurückkehrſt, dann ſollſt du, dann ſollſt es alle, alle, ihr Spötter! Deine Hand ſie immer haben, wenn du willſt! Nun halt' dich brav!"

„Liſabeth! Liſabeth!" unterbrach ſie der Andere, „du wollteſt — — —"

„Ja, ich will dir angehören, Hans, wenn du zurückkehrſt und dich brav gehalten haſt!"

Länger vermag er ſich nicht zu halten. Stumm, wie berauſcht, ſchließt er das Mädchen in ſeine Arme und ſie wehrt ihm nicht. Die Bauern blicken erſtaunt, überraſcht. Das haben ſie nicht erwartet . . Und Hans iſt von dieſer Minute an ein ganz anderer Menſch geworden. Liſabeth's Hand hält er in ſeiner Rechten, blickt es ſich frei um und ſieht um. Das Glück macht ihn ſtark und gibt ihm Muth. Wäre er jetzt auch dem Tode entgegengegangen, er würde nicht zittern, ſein Auge nicht ſenken — er weiß, wer um ihn weinen würde. Seine Augen leuchten und funkeln, in der Bruſt wird's ihm zu eng, er möchte aufſchreien und aufjubeln, um ſein Glück laut in der Welt hinauszurufen. . .

In weiterer Ferne . . „Angetreten! Vorwärts marſch!" ruft der Corporal und dahin marſchiren ſie . . Ob Hans den Tod findet oder lebend zurückkehrt, ſiegt, liegtgeworfen in ſeinem ſeinem Schickſal entgegengegangen. Das ganze blaue Himmelszelt war der Zeuge, unter die es ſich wölbte. *St. Friedrich.*

Friederike Geßmann.

Der Muth, den die Schauſpielerin Friederike Geßmann ſich in unſerer ſchaudervollen Zeit ſchnell erworben, die Mittel, die ſie ziemlich unbekümmert um ihre Wahl zu ihrer Steigerung anwendet, haben die Schwächen ihrer Begabung ziemlich ſcharf hervortreten laſſen.

Während ſie im Anfange ihrer Bühnenlaufbahn mit Selbſtverleugnung gelernt und vielleicht, was ihr jetzt die „angeborene" Natur, durch Reflexion und Kunſt zur „höheren Natur" veredelt und erhoben hätte, hat ſie ſich in der neueſten Epoche ihrer Entwickelung einige Spielweiſe zum Theil ſo hineingelebt, daß ſie allen ihren Gebilden dieſelben unverwüſtlichen Exempel aufdrückt und auch ihrer Manier nicht mehr herauskann. Schade, daß dieſe Talente auf ſolchem Wege ſind, in Manieren und Spielereien ſich verlieren und von unverſtändigem Beifall verführen den augenblicklichen Reiz über die nachhaltige Wirkung, einen gelungenen Ton über ein harmoniſches Ganze zu legen und zuletzt mit ihren Bewunderern der Kraft nach ihrem künſtleriſchen Beruf ein einem Hohnlied auf ihre „Natur" abzuſingen ſcheint.

Unſere Enkeln, die einer ſpäteren Zeit, wenn ſie die Geſchichte dieſer Tage ſchreibt, für den Verfall der dramatiſchen Kunſt anklagen wird, dürfte der nicht der letzte ſein, den wir uns nicht mehr auf der Höhe eines Talents verſtehen — jener ernſte und ſtrenge Herr, der, um das Wache-

thum des Ganzen zu erhalten, wilde Schößlinge und Ranken abzuschneiden ſich nicht ſcheut.

Statt dieſer wühlerischen und von dem Gärtner ſelbſt ein ſachgemäßes Wuchern fordernden Triebe treiben wir, wie in den Treibhäusern durch künſtlich erzeugte Wärme Pflanzen und Früchte, ſo auf der Bühne durch ungemeſſenes Lob und einen faſt betäubenden Beifall jedes Talent auf ſeiner höhern und höchſten Bahn. Wir ſpornen Verdienſtvolle, während noch nicht ein Blatt von ihnen verwelkt iſt, und wie wir das Maß im Beifall, ſo vergißt der ausübende Künſtler die Beſcheidenheit, das urſprüngliche richtige Urtheil, das er von ſeinen Anfängen und ſeiner Kraft mitbrachte. Die Bühne war immer ein Reich des Scheins, der Täuſchung, nur beträgt jetzt auch — der Zuſchauer den Schauſpieler! Nicht Herzenswärme, nicht wahres Begeiſterung zaubert dieſen nicht enden wollenden Jubel hervor, es iſt ein Rauſch, der ſich von Einem zu jenem fortpflanzt. Wie man viele Kleider tragen muß, um in der Geſellſchaft erſcheinen zu können, ſo wird es allmählich ein Zwang der Sitte, gewiſſen Erſcheinungen der Bühne huldigen zu müſſen.

Dieſe Tyrannei der Geſellſchaft tritt immer da auf, wo das bewunderte Talent nicht die Schönheit ſucht, ſondern in einer ihm anliegenden Manier ſich ergeht. Den Tanz der Pepita hat niemand für „ſchön" ausgegeben, aber er erſchien „naturaliſtiſch", „eigenthümlich". Etwas Aehnliches iſt es mit der Begeiſterung, die Auguſtine Hoſmann erweckt. Hat man doch kürzlich bei ihrem Gaſtſpiel in Berlin behauptet, es wäre ſehr thöricht, nach ihrer künſtleriſchen Begabung zu fragen, in den Rollen, die ſie nun einmal ſpiele, entfalte ihre natürliche, angeborene Lieblichkeit alles, was die Kunſt erringen könne. Demnach hätte Terburg beſſer gethan, wenn er, ſtatt ſo große Kunſt und Mühe auf ſeine Atlasgewänder zu verwenden, einfach einen Seidenlappen auf die Leinwand geheftet.

Jede künſtleriſche Leiſtung gibt nicht das wirkliche, nur das geſchaute Leben wieder, und eben nach der Weite und der Tiefe ſeines Blicks werden wir den Künſtler. Weil aber die Anſchauung der Hoſmann immer nur auf der Oberfläche ſpielt, den „Backfiſchen", der ſie ſo gern verkörpert, nur die ſchönſtrahlende Verdeckung und das Umhüllen einer leidenden Schönheit abgelernt hat, muß das äußerliche Wohlgefallen, das wir einen Augenblick darüber empfinden, die mangelnde äſthetiſche Befriedigung wenigſtens zum Theil erklären. Das Spiel der Hoſmann iſt darum nicht ohne Reiz; es erinnert in ſeiner äußern Erſcheinung an das Summen und Klettern von Käfern und Schmetterlingen, an manches Zierliche, was wir im Leben des Kleinen und in Anderſen's Märchen von ſprechenden Puppen und Porzellanfiguren geleſen und geſehen haben. Ihrem Humor fehlt die Heiterkeit, ſie ſpielt mit dem Federball, nur nicht in der wilden Fröhlichkeit eines Knaben, ſondern mit der Abſicht, geſchickt zu ſpielen. Ihre „Gwendoline" in ihrem Weſen entſpricht manchen ihrer drolligen Darſtellungen und verſchwillt z. B. in der Verkörperungsſcene des „Mädchens von Buchenau" mit der Situation und dem Zweck des Spiels. Ebenſo oft hindert es aber den echten Ausdruck und die ausſtrömende Fülle einer mitheilſamen, reichhaltigen Natur. Ihre „Gwendoline" iſt kein dämoniſches Geſchöpf, aber ein für „geiſtreich" gelten wollender Zögling einer Mädchenpenſion, welche die beſten deutſchen Klaſſiker ſchreibt und die der Rolle vorgeſchriebenen Grobheiten: „Dummer Junge!" ebenſo ſagt, wie — viele Dummheiten von ihren Schauſpielerinnen geſagt werden.

Es iſt nur ein kleiner Kreis, den das Talent dieſer Künſtlerin beherrſcht. Ihr Ton wie ihre Haltung und Stimmung haben etwas Spitzes. Das Inhaltloſe fällt, wenn man dieſe Schauſpielerin vielfach nacheinander geſehen, in bedenklicher Weiſe auf. Auch der kleinſte Stern beſitzt und ſtrahlt eine unermeßliche Fülle von Licht aus, wenigſtens für unſer Auge. So birgt auch das kleinſte Kunſtwerk eine Reihe von Anregungen und Beziehungen dar, die in uns nachwirken und es ſelbſt dadurch in unſerm Geiſte lebendig erhalten. Die Darſtellungen der Hoſmann aber ſind vorüberfliegende, die laſſen, das kleine Hofer'ſche Stück „Sie ſchreibt an ſich ſelbſt" ausgenommen, in der eine „Julie" jeden befriedigen wird, keinen andern Eindruck als den unbeſtimmten des Treffenden zurück, das nicht zur wahren Kreiheit und dem ſchönen Schein gelangt. Es iſt bezeichnend, daß die Künſtlerin am höchſten die Bewunderung der „alten Herren" erregt. Denn ihre Anmuth wie ihre Schalkhaftigkeit verlaſſen nie die Sphäre des „als ich noch im Flügelkleide". Wir begreifen nicht, wie man dies Spiel mit dem von Charlotte von Hagn nur ein einziges mal zu vergleichen wagte! Es fehlt ihm die erſte Bedingung der Kunſtſchöpfung — die Seele. Wo das Herz ſprechen ſollte, ſpricht bei ihr immer nur der geſellſchaftliche, angelernte Ton oder eine an Thränen und Schluchzen kreiſende gewöhnliche Theaterſentimentalität.

Anregungen.

Die Opfer der Schlachten.

Der einzelne mag sein Leben gering achten und sich mit einem gewissen Hochgefühl den feindlichen Schwertern entgegenstürzen, die Gesammtheit aber fängt an, es höher anzuschlagen und immer treibender nach dem Warum des vergossenen Blutes zu fragen.

Diese Erwägung, diesen Abscheu vor Kämpfen, die im letzten Grunde doch nur dem Ehrgeiz und der Selbsterhaltung eines Mächtigen dienen, zu stärken, sollte die Pflicht aller sein, in ihnen allein liegt die Möglichkeit, und sind sie so schwer errungene Gaben vor einem neuen Rückfall in ein barbarisches Zeitalter zu sichern, wo wieder das Schwert um so erbarmungsloser herrscht, je mehr es die Fortschritte und Errungenschaften einer friedlichen Civilisation zu bereiten Dienern seiner Gewaltthaten macht.

Schrecklich ist es, wenn ein Dschingis Khan und Timur die Menschenschädel zu Pyramiden thürmen lägt, aber noch widerlicher und das menschliche Gefühl beleidigender sind diese Gefechte von Magenta, wo die Eisenbahn aus dem Boden wurde, neue Massen in die Schlacht zu werfen, Massen, die, auf den Wagen fliegend, sich auf dem Pulverfelde zu Sturmcolonnen formirten. Die „Times“ erinnerte in einem unschönen, noch lebendigen Bilde an jene Schaaren von Schlachtvieh, die täglich zum Verkauf London herbeigeführt werden. Wir denken an die Menschenopfer zu Troja und Karthago. Der Hohn, mit dem man die Künste des Friedens zu solchem Zweck benutzt, macht das Empörende dieser Scenen, nicht Minderschlimm und grausiger Contrast. Dieser Trotz und Hohn bedroht wie ein in den Wolken hängendes entblößtes Schwert die Bildung und Humanität.

Indessen müssen wir zur Steuer der Wahrheit doch bemerken, daß diese Schlachten in der Krim und in Italien von den Resultaten früherer Zeiten noch übertroffen wurden.

Der Schlacht von Malplaquet am 11 November 1709 von Marlborough und Eugen über die Franzosen unter Villard gewonnen, bietet sich um so passender zu einer Vergleichung mit dem letzten Kampfe von Solferino dar, da die Entscheidung die selben beiden Folgen hatte, die geschlagene Armee sich näher zurückziehen konnte, die Verluste fast genau denen von Solferino entsprachen. Der österreichische Bericht gibt etwas über 13000 Mann Todte und Verwundete an, bei Malplaquet verlor Villard 14000 Mann, die Sieger büßten in beiden Schlachten mehr Menschen ein, da die Besiegten auf vortrefflichem, durch Hügel und Schluchten gebrochenen Terrain sich bewegten. Von Gesammtverlust der Franzosen und Sardinier schätzt der amtliche Bericht auf 18000 Mann, bei Malplaquet stellen 5544 von der englischen und deutschen Infanterie verwundet und zersprengt worden 12706 Mann, den Gesammtverlust gibt Marlborough's Bericht auf 18254 Mann an, darunter 286 getödtete, 762 verwundete Offiziere. Die Verlustverhältnisse sind sich gleich, aber am 24. Juni 1859 zählte Napoleon III. mindestens 170000 Mann, die österreichische Armee etwa 130000; sie verloren also den 9. und den 10. Mann durchschnittlich. Villard hatte dagegen nur 90000, seine Gegner 90000 Mann, ihre Verluste trafen also etwa 5 und 7 Mann. Ebenso seien bei Hochkirch im Spanischen Erbfolgekrieg, im Kampf zwischen Kriegern, von 60000 Franzosen 12000, von den 55000 Engländern und Deutschen 11000 Mann, mithin nur 5 Mann. Bei Molwitz, dem ersten Siege Friedrich's des Großen, büßte er von 21000 Kämpfern 2000 todte, 3000 Verwundete ein, bei Leuthen verlor er nur den 6. Mann, in der Niederlage von Kollin den 3.; ein Verhältniß, das sich bei Zorndorf wiederholt. An diesem blutigen Tage stimmert die fast gänzliche Vernichtung der Russen an die Schlachten des Alterthums. Sie verloren von 55000 Mann 941 Offiziere und 26000 Mann, fast die Hälfte des Heeres.

Erinnern wir an noch ältere Zeiten! Das Siegesbulletin des Lucullus über die Schlacht von Tigranocerta bot 150000 Armenier und 5 Römer getödtet lesen, ist als Beispiel römischer Ruhmredigkeit oft verspottet worden, aber man vergißt über der Unwahrheit des einzelnen Falles die allgemeine Wahrheit. Die Kämpfe des Alterthums entschied der Reiterei durch Umfassen und Verfolgung der Ausreißer, die einmal auf ihrer Front oder Reitstellung geworfen, nicht wie unsere Bataillone die Möglichkeit hatten, sich in Quarrés zu formiren und so dem Reitersturm die Spitze zu bieten. Von 70000 Römern tödtete die numidische Reiterei auf dem Felde von Cannä 70000. Hannibal feierte seinen größten Sieg mit 6000 keltischen Kriegern, welche dem ersten Angriff der Legionen erlagen. Noch günstiger für den Sieger stellt sich das Verhältniß der gegenseitigen Verluste bei Pharsalus. Cäsars Truppen büßten hier weder Römer Pompejus zählte am Morgen 47000 Mann zu Roß, 7000 Reiter, Cäsar's Legionen enthielten nicht mehr als 22000 Mann. Am Abend lagen 15000 Pompejaner todt oder verwundet auf der Wahlstatt, Cäsar vermißte nur [illegible] Mann. Bei Thapsus soll er gar nur [illegible] der Seinigen verloren haben, die Feinde 10000 gezählt haben.

Im Mittelalter zählte man allein der gebliebenen Ritter und ganz oberflächlich die Leichen der Knechte. Bei Crecy blieben so gegen die Engländer 11 Prinzen, 80 Bannerherren, 1200 Ritter und 30000 Knechte der Franzosen. Von 30000 Genuesen, die bei Poitiers unter Philipp Arteveldt gegen die französische Ritterschaft fochten, wurden 2000 von den Pferden

Die Erfindung des Schießpulvers, der Gewehre und des Bajonnets hat der Verluste der Einzel und Besiegten erwähnt gemindert, die Bildung und mildere Gesinnung, die allmählich auch in die rohesten Gemüther Eingang fanden, das gegenseitige blutwüthige Morden nur noch auf das nicht immer eintreffende Handgemenge allein beschränkt. Nicht mehr sterben Tausende waffenlos unter dem Schwerte unbarmherziger Verfolger. Pavia ist die erste Schlacht, welche das Geschütz entschieden hat; bei Ravenna hatten schon 1512 die kleinen Kanonen der Spanier eine gewaltige Verheerung unter den deutschen und gascognischen Landsknechten des Herzogs Gaston de Foix verbreitet, zuletzt aber hatte auch hier der Reitergriff den Kampf zum Ausschlag gebracht. Dort aber, vor Pavia, tödtete das kaiserliche Geschütz von 36000 Franzosen unter Franz I. etwa 6000, im fernern Verlauf des Gefechts, bei der Flucht über den Tessin starben noch 2000; der Gesammtverlust betrug etwa 8000 auf 1000 Mann des kaiserlichen Heeres — eine Angabe, die etwas an Lucullus' Bericht gemahnt. In der Schlacht bei Lützen blieben im Kampfe zwischen Wallenstein und Gustav Adolf fast 9000 auf jeder Seite; es fiel der 4. Mann.

Man sieht, die Verluste von Magenta und Solferino sind, die ungeheuern Heermassen in Betracht gezogen, nicht über alles menschliche Maß hinaustragend; sie erreichen weder Malplaquet noch das „blutigste" Treffen bei Möckern. Die Preußen gewannen den glorreichsten Sieg über Marmont, aber mit welchen Verlusten! York führte 20848 Mann in die Schlacht; am 17. October fand eine neue Eintheilung seines Corps statt; er hatte nur noch 13150 Kampffähige, von 16120 Infanteristen weniger als 9000 Mann; es war jeder 2. getödtet oder verwundet. Man bedenke dabei, daß die Schlacht eine halbe Meile Raum einnahm, 20000 gegen 20000 standen. Auf allen Punkten, wo die Preußen und Russen standen, ward an jenem Octobertag mit gleicher Erbitterung gefochten; die Brigade des Prinzen August verlor von 4800 Mann 2925, die Brigade Klux von 4650 Mann 2793; Prinz Eugen von Würtemberg führte 5200 Mann ins Feuer, er brachte nur 2200 zurück. Sie starben für ein edles Ziel, für das Preußens Jugend gegen Gewalt hier oder dort noch zu jeder Zeit ins Feld rücken würde, wenn auch wiederum erst mit hohem Ernst das Warum so erwogen wird, wie es weisen Führern ziemt.

Aus meinem Tagebuch.

Von Friedrich Spielhagen.

Nur ein weibliches Herz kann ohne Hoffnung lieben. Nur eines Weibes Liebe ist jener unendlichen Resignation fähig, die alles duldet. In der reinsten Liebe eines Mannes ist noch immer ein gut Theil Egoismus. Was er lieben soll, muß von ihm abhängig, auf seine Kraft, seinen Muth, seine Umsicht angewiesen sein. Seine Liebe stirbt an der Unmöglichkeit, für die Geliebte wirken und schaffen zu können. Sich überflüssig zu fühlen, verträgt auf die Dauer kein Mann.

* *

Erleben heißt denken. Nur wenn wir denken, sind wir. Das wollte auch jener Römer mit seinem „Nulla dies sine linea!" ausdrücken. Er glaubte sich um den Tag betrogen, er glaubte, an dem Tage nichts erlebt zu haben, an welchem er nicht in saubern, festen Worten einen Gedanken niedergeschrieben hatte. Ja, Recht! Das müde Durcheinander der Erlebnisse des einzelnen Tages und somit des ganzen Lebens ist nur das rohe Metall in des Berges Schacht. Erst dadurch, daß wir durchdenken, was wir durchlebten, sondern wir das reine Gold von der Schlacke; erst dadurch endlich, daß wir niederschreiben, was wir gedacht haben und so die Barren in vollwichtige, jeden Augenblick zu verwerthende Münzen verwandeln, versichern wir uns wahrhaft unseres Reichthums.

* *

Wir rathen jedem, irgend wichtige Bücher nicht anders als mit der Feder in der Hand zu lesen, d. h. sich nicht nur einzelne, besonders schöne oder ihm besonders interessante Stellen herauszuschreiben — wie der Geolog sich von dem Felsen ein Bruchstück zur Probe abhaut —, sondern auch hernach ein Urtheil über das Ganze zu formuliren, so wenig erschöpfend es auch sein mag. Es ist mit solchen Urtheilen wie mit den Skizzen, die ein Wanderer sich von reichen und prächtigen Landschaften in sein Album zeichnet. Die Skizzen sind dürftig — ja! Für jeden andern sind sie vielleicht nichts. Für den Wanderer, wenn er wieder zu Hause zwischen seinen vier Pfählen sitzt, sind sie alles. Er weiß vollkommen, was er hat zeichnen wollen.

* *

Warum spielen, singen, declamiren wir, wenn wir allein sind, unvergleichlich viel besser als in Gesellschaft? Weil wir in jenen einbelauschten Momenten die glückliche Unbefangenheit des Kindes, die unerschütterte Sicherheit des Nachtwandlers haben. Bekanntlich ist der Traum ein ausgezeichneter Dichter, d. h. wir sind gar nicht so poetisch, wie wir uns einbilden, nur kommen wir während des Wachens nicht zur Hebung dieser verborgenen Schätze. Denn mit den geistigen Schätzen ist es wie mit andern Schätzen auch. Jene Ruhe, unverwandte Aufmerksamkeit — dann kann uns der Schatz nicht entgehen; ein Wort, ein Zucken nach rechts oder links — und er versinkt.

* *

Wie die Völker sich ihre Götter schaffen, so schafft sich der Liebende die ideale Gestalt der Geliebten, gleichsam eine locale Gottheit, die nur für das Heiligthum des eigenen Gemüthes Bedeutung hat.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Vierter Band. **Nr. 46.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Friedrich von Sallet. Ein Dichterleben von Theodor Paur. — Familienstück vor 150 Jahren. I. — Londoner Skizzen. I. — Die Nationalitäten. — Helden und Charlatane der Geschichte. — Aus meinem Tagebuch. Von Friedrich Spielhagen.

Friedrich von Sallet.

Ein Dichterleben von Theodor Paur.

Sechzehn Jahre sind verflossen, seitdem der Dichter des „Laienevangelium" aus dem Leben geschieden. Es haben sich in diesem Zeitraum Dinge ereignet, die gleichsam als die Erfüllung der sehnsüchtigen Hoffnungen des Frühvollendeten erscheinen können und deren Hervortreten zum Theil seinem geistigen Einfluße zuzuschreiben ist. Damals in der Periode unbestimmten Zuwartens, bald nach dem Tode des Dichters, verbanden sich einige Freunde desselben zu dem Zwecke, von seinem Leben und Wirken öffentlich Zeugniß abzulegen. Sie thaten dies, noch ganz erfüllt von dem frischen Eindruck einer Persönlichkeit, die, unscheinbar für den Nichtkundigen, dem näher Sehenden und tiefer Blickenden das Bild einer seltenen Harmonie des innern Sens und der äußern Erscheinung darbot. Haben die Freunde des Dichters in ihrem Buche zum Theil mit Ueberschwenglichkeit, die man ihnen dann zum Vorwurf machte, von ihm und seinen Schriften gesprochen, so möge man dies als einen Beweis gelten lassen, welcher Wirkungen derselbe durch seine schlichte Gediegenheit fähig war. Möchte es den folgenden Blättern gelingen, aufs neue die Theilnahme für Friedrich von Sallet, für seine gemüthvolle, farbenreiche und tiefsinnige Lyrik, für sein sittlich-reines Ringen um religiöse und sittliche Freiheit, für seinen scharf ausgeprägten und schön abgeschlossenen Entwickelungsgang anzuregen!

Friedrich von Sallet wurde den 20. April 1812 zu Neisse in Schlesien geboren; sein Vater, der Ingenieurhauptmann war, starb zwei Jahre darauf. Von den ersten Jugendjahren an offenbarte sich bei ihm eine entschieden poetische Stimmung und die Gabe, derselben Ausdruck zu verleihen. Schon die kleine Welt des Kindes, das Zimmer, die Tapeten und die Verzierungen des Flügels, die Blumen am Fenster, die Einsamkeit eines Saales, die Bilderbücher des gelehrten Onkels, endlich das Spiel mit andern Kindern im Garten, alles gestaltete sich ihm zu einer geheimnißvollen Wunderwelt. In Beziehung auf solche anregende Kindheitsträume mußte er sich später in einem launigen Gedichte einreden:

Wie in der Welt hätt' ich mich geberden sollen,
Daß ich hätte kein Dichter werden wollen?

Auf der Knabenschule zu Breslau erregten seine deutschen Aufsätze und freien poetischen Versuche schon einiges Aufsehen und ein geschickter Lehrer machte Eindruck auf das junge Gemüth, indem er, anstatt zu kritteln, freundlich aufmunterte. Trotzdem daß der Knabe noch ganz unberührt war von religiösem Zwiespalt, bezeigte er entschiedene Abneigung gegen Religionsunterricht

und Kirche, und diese Abneigung wurde von Jahr zu Jahr um so entschiedener, je ernster und religiöser seine Stimmung selbst wurde.

Die ersten Verhältnisse des Hauses bestimmten den jungen Sallet für den Militärdienst. Die Vorbereitung dazu erhielt er von 1824—29 in der Cadetten-Corps zu Potsdam und Berlin. Wenn ihm hier die einschränkende Zuchtung für das Offizier-Examen nicht gerade zusagen, so empfand er doch seinem eigentlichen Trieb darum. Er war der heiter belebende, zu geistiger Thätigkeit anregende, hin und wieder auch durch leichten Spott aufreizende Genosse der Anstalt. Schiller's Werke wurden mit Begierde gelesen, sentimentale und witzige Gedichte, auch ein Märchen geschrieben, ein Trauerspiel angefangen, mehrere Lustspiele, theils unschuldig, theils satirisch, in kürzester Frist vollendet und einige davon bei festlicher Gelegenheit aufgeführt. Aber Humor gewinnt mehr und mehr Raum neben der angeborenen Unmittelbarkeit des Gefühls; beide bedingen sich, indem sie sich gegenseitig zu vermitteln streben, den eigenthümlichen Stil der Sallet'schen Poesie. Schon jetzt, bei aller Leichtigkeit, fühlte sich die flugge gewordene junge Schöpferkraft als Dichter. „Glaube mir", schreibt er an die Laute, „ich würde mich nicht so freuen, wenn ein ganzer Haufe von Kennern meine Gedichte lobte, als darüber, daß sie das Herz nur eines einzigen Menschen gerührt haben." Ungestörter Friede mit sich und der Welt war die Stimmung des angehenden Jünglings; und wenn bisweilen tieferes Sehnen und unschuldiger Spott sich meldeten, so hingen sie nur als leichte Wölkchen an dem klaren Himmel seines Gemüthes empor. Auf dem Grunde der Seele waltete schon so früh die Idee des Göttlichen und der Drang, sich ihrer Fülle zu bemächtigen. Aus der letzten Zeit seiner Gymnasialzeit stammt, als ahnende Vorausdeutung des „Laienevangeliums" und der naturphilosophischen Gedichte, der Spruch:

> Mensch, erschrick nicht vor der Größe Gottes!
> Groß ist er, allein so sucht ihn suchen.
> Wie der klare Tropfe in der Blume
> Kaum nur widerstrahlt den ganzen Himmel,
> Wie auch das Menschen reine Seele
> Kaum Gott e Bild und Gleichniß wieder

Im Jahre 1829 wurde Sallet, 17 Jahre alt, als Premierlieutenant nach Mainz versetzt. Hier in einer herrlichen Natur, unter sichtbaren Erinnerungen an eine große Vergangenheit und in reicheren Lebensbeziehungen als vorher, mußte er aus der kindlich unbefangenen Stellung der Welt gegenüber heraustreten. Hier schaute aber schon er sich Schwierigkeiten, deren Ueberwindung ihn erst zum Beginn eines bewußten Lebens fähig machte. Die Heroen der Poesie wurden gegeneinander abgewogen, ohne Gerechtigkeit, ganz nach dem Eindruck, den sie auf das stürmische Gemüth hervorbrachten. Noch erscheint Schiller als himmlischer Genius gegenüber dem irdischen in Goethe, allmälig aber verliert jener gegen diesen, Shakspeare überragt dann beide, Jean Paul's unvermittelt wechselnde Stimmung gestaltet sich zur Frage und auch Petrarca's Liebesgram wird bald als Affectation und Schwäche verspottet. Alles das findet sich in Gedichten und novellistischen Skizzen ausgesprochen. Den tödtlichsten Pfeil der Satire wendet der junge Kritiker gegen die Schicksalstragödie der Müllner und Genossen. Die hierher gehörigen dramatischen Scenen sind äußerst roh, aber noch treffender als Platen's Komödien. Auch das Recensententhum, das den Genuß des Lesers vergiftet und den blühenden Garten der Poesie zerstört, geißelt Sallet mit kräftigen Schlägen, und doch übte er selbst so scharfe Kritik, am schärfsten gegen seine eigenen Erzeugnisse, die er damals für sich in Bänden sammelte, denen er ohne Ironie den Titel: „Stümpers Werke" gab. So sehr der poetische Trieb in ihm nach Entfaltung drängte, so konnte er noch immer nicht zur Selbstanerkennung unzweifelhaften Dichterberufes gelangen. Freilich, wenn eben ein Gedicht ihm geglückt war, wenn er die Kraft so frisch in sich fühlte, daß ihm in Einem Tage ein Lustspiel gelang, dann rief er sich wol mit Entzücken zu: Auch' io sono pittore! Eine solche Frühlingsfrucht beginnender Reife ist das ernste Lustspiel „Der Verbrecher, Scenen aus dem Mittelalter", ein Bild von Unschuld und lachender Heiterkeit. Der Minnesänger Frank, der auf seinem Haupte eine Krone trägt, kostbarer als von Gold, der mit stärkern Waffen als von Stahl und Eisen das Kind des alten Ritters besiegt, es zum Tod verwundet und unter seinem Herrscherwillen bringt, ist unser Dichter selbst im Kreise der Freundschaft und Liebe. Ueberhaupt erscheint es als ein Charakterzug seiner Poesie von früh auf, daß er nicht, wie andere Dichter der Neuzeit, auf Stoffe ausging, um sie pilgrimsch auszuarbeiten, sondern vielmehr den Wechsel seiner innern Zustände aussprach, unbekümmert, was sich daraus ergab. Seine gesammte Poesie bietet deshalb wenig ästhetisches Interesse; sie hält sich von Anfang bis zu

Gute subjektive, d. h. sie offenbart uns weniger die Welt an sich, als was der Dichter von der Welt gefühlt und gedacht. Vorläufig zog sich diese Fühlen und Denken noch zumeist auf die fromme Oberfläche der Welt, auf die äußerlichen Hindernisse, die sie dem höher Strebenden entgegenstellt, auf ihre Widersprüche gegen das Wahrheitsgefühl des unbefangen Betrachtenden. Der erkünstelte und leere Gesellschaftston, die ungleiche Stimmung und Befähigung der Freunde wirken das schmachtige Gemüth auf sich selbst zurück; auch eine entstehende junge Liebe verschaffte mehr Unruhe als Befriedigung, und was die Stellung als Offizier betrifft, der Sallet für sein Leben angehören sollte, so empfand er nun bisweilen zwar nicht gegen diese an sich, wohl aber gegen den Friedensklamaschendienst einen Widerwillen. Politische Freiheitslieder hatten daran nicht den mindesten Antheil; vielmehr finden wir ihn noch ganz patriotisch-deutsch und franzosenfeindlich gesinnt, trotz der Revolution von 1830, indem er in einem Aufsatze den Sänger von „Leier und Schwert" allen deutschen Dichtern preisend vorzustellen sucht, und es war in der That nur die Wichtigthuerei mit kleinlichen Dingen, was ihn in seinem Berufe anwiderte. Als er seinem Vertrau darüber in einer kleinen Novelle Luft machte und diese unter eigenem Namen in einem öffentlichen Blatte erschien, brach ein schwer drohendes Verhängniß über den Unbesonnenen herein. Das Kriegsgericht verurtheilte ihn zur Kassation und Festungshaft; ein gnädiges Erkenntniß setzte diesen auf zwei Jahre herab, so daß wenige Wochen ließ es bei zwei Monaten Festung und Versetzung nach Trier bewenden.

So lange der kaum zwanzigjährige Staatsverbrecher im April 1832 auf acht Wochen die Festung Jülich. Eine weniger edle Natur hätte sich an einer solchen Erfahrung verbittert oder das Unabänderliche feindselig über sich ergehen lassen; für Sallet hingegen wurde die Wendung seines Schicksals zum Anstoße, ernstlich über den Werth seines bisherigen Lebens und über die Gestaltung seiner nächsten Zukunft Rath zu halten. Er konnte sich nicht verhehlen, diese Zeit mit nichtigen Dingen oder schwärmend in Trägheit vergeudet zu haben; er faßte nun den ernsten Entschluß, seine Thätigkeit zu ergreifen, durch tüchtige wissenschaftliche Studien sich für den Dichterberuf erst würdig vorzubereiten. „Wenn man nichts gelernt hat", schreibt er in seinem Tagebuche, „kann man auch kein ordentlicher Poet werden, das ist nun einmal wahr, und ich habe keine geringere Absicht, als: die deutsche Bühne einst mit guten Trauerspielen und guten Lustspielen zu bereichern. Das ist viel prätentiös, aber frisch daraus los, und vor allem Langen muß Nichts gerinnen." Er gab später den gehegten Gedanken in dieser Richtung gänzlich auf und bekannte sich gern mit dem Ruhm, ein tüchtiger Dichter zu werden. Damals aber nahm er den kräftigsten Anlauf dazu. Wie rasch und von innen gedrängt er produzirte, davon liefert beinahe der Aufenthalt im Gefängniß Beweise. Ein Trauerspiel, „Die Herzogin von Orleansinde", allerdings schon in Mainz entworfen, wurde in drei Tagen umgearbeitet und vollendet; leider ist die Handschrift davon verloren gegangen. An dem einen Tage allein schrieb er sieben Gedichte, theils lebenslustig, theils stürmisch leidenschaftlich, darunter das schöne Sonett, worin er dem Wesen der Liebe nachdichtet:

Laßt sich der Liebe nicht dem Kranz vergleichen,
Der ohne Ende nur sich beginnt zu schmücken?
Doch sein' Blätter der Schwermuth, die auch bleichen,
Die Thränen, die sich in seine Tage schleichen?

Der Sonne? — Nein! denn über Meeren verdirbt,
Sie muß der Nacht die Strahlenmantig leihen;
Wenn der Liebe Glut kann nimmer erblinden;
Durch keine Nacht muß sie vergehn und schwinden.

Ist's Gluth ist Flammen, die das Herz durchweben? —
Dann wär' ich [illegible] in Liebe hingestorben. —
Wenn weinst, o Liebe, sich erklären?

Wer sich nicht liebt, er muß es nicht verstehen;
Nur wer sich tödtet, der mag sein Herz erkennen,
Der Liebe Element nicht es ihm gewähren.

Durch mündliche Entschlüsse für den Beginn eines neuen Lebens gerüstet, begab Sallet im Sommer 1832 seinen neuen Garnisonort Trier. Wenn er im Gefängnisse sich einen Plan für gründliche Studien entworfen hatte, so verband er damit zunächst den Zweck der Vorbereitung für die Kriegsschule in Berlin. So hoffte er ein paar Jahre freier dem Geiste leben zu können, ohne vorläufig zum Abschiede von der militärischen Laufbahn genöthigt zu sein. Eine Gunst des Schicksals war es, daß in demselben Jahre der Dichter Eduard Duller für längere Zeit nach Trier kam. Mit diesem liebenswürdigen, geistvollen Jünglinge, nur drei Jahre älter als er, schloß Sallet einen innigen Freundschaftsbund; beide mit warmer Begeisterung der Lichtkunst ergeben, schritten späterhin beide über dieselbe hinaus, indem Sallet die Strenge des philosophischen

Gedanken und der sittlichen Idee in seiner Weltbetrachtung in Anspruch nehmend, hielt einer nur ganz oberflächlich mit dem Gewande der Poesie bekleidete, während Fuller, der den Freund um zehn Jahre überlebte, in milderer und mehr praktischer Weise, theils als christkatholischer Lehrer, theils als vaterländischer Geschichtschreiber, für die Weckung des Volksgeistes wirkte. Im Umgange mit Fuller gewann Sallet die Zuversicht auf eine in ihm lebendig und eigenthümlich wirkende dichterische Kraft: erst aus dieser Periode stammen die früheren Gedichte, die er der Veröffentlichung für werth hielt. Galt ihm bis dahin die schöne Form als wesentlich, sodaß ihm ein Gedicht sogar nicht ganz schön vorkam, wenn es nicht auch schön geschrieben oder gedruckt war, so verlangte er nun für die Poesie der Gegenwart weniger Schönheit als Charakter und Ursprünglichkeit. Und so finden wir in der That unter den von Sallet veröffentlichten Gedichten nicht wenige, deren harte unharmonische Sprachform dem feineren Ohre Anstoß erregt, und unter den von ihm selbst zurückgelegten manches, das durch leichteren Fluß der Worte jenen gegenüber den Vorzug zu verdienen scheint. Aber Sallet legte nun einmal in der Periode seiner Reife einen andern Maßstab an. Da er durchaus dem Drange des Innern folgte, so war es ihm eine unleidliche Arbeit, hinterher an seinen Gedichten zu feilen und zu ihrer äußerlichen Vervollkommnung Mittel anzuwenden, die außer dem Bereiche des Schöpfungsactes hergeholt waren. Wo aber in den Sallet'schen Gedichten die schöne Form unerlangbar ist, da wird man auch finden, daß sie unmittelbar aus dem Gedanken erwächst, nicht als schmückende Zuthat, nicht als leichter Ueberzug, sondern als markige Ausprägung lebendiger Gedankenfülle erscheint. Auch der Vers folgt bei ihm weniger einem mathematisch angelegten gefälligen Maße, als dem auf- und niederathmenden Rhythmus des Gefühls oder des Gedankens. In dieser Art erreicht der poetische Ausdruck Sallet's nicht selten die höchste Schönheit, mitunter großartiger als in dem Terzinengedicht „Traum" von 1840. Er durfte mit Recht sich als den unverzagten Knappen darstellen, der aus des Innern Nacht das edle Erz zu Tage förderte, durfte den Weltsinnern die Worte zurufen:

Verlassen edler Kunst, mit Fleiß und Treue
Arbeitend, hab ich dann das Gold gewaschen
Täglich es klingend in den Schrein euch dar:
Da ist kein Stück, das nicht mein Bildniß trägt
Zwar laßt ihr's nicht für echte Münze gelten:
Denn solchen Wetterklang, so voll und schwer,
Vernahm ein längst verwöhntes Ohr zu selten.
Der Alltagsandre Tauschen gilt euch mehr.

Unter die größeren Arbeiten des trierer Aufenthaltes gehört zunächst das dramatische Zaubermärchen von der langen Nase, ein übermüthiger satirischer Scherz gegen fürstliche Schwäche und ästhetische Verkehrtheit, von eigenthümlicher Haltung im ganzen, wenn auch nicht ohne Reminiscenzen aus Tieck's satirischen Märchen. Es war dies zugleich der Abschied vom Drama; nur einmal noch erscheint es als komisches Intermezzo in der spätern Novelle „Gestraft und Paradoxen", dann begegnen wir dieser poetischen Form nicht wieder. Abgesehen von jener Novelle, in der sich noch alle Darstellungsformen durcheinander bewegen, blieb seitdem unser Dichter getreu bei der Lyrik, und es ist ihm gelungen, in einer selbständig eingeschlagenen Richtung derselben die Palme zu erringen. Wir finden die erste Phase dieser Lyrik von dem Dichter selbst als „Naturleben und junge Liebe" bezeichnet. Einige von diesen Gedichten sprechen in heiligen, andere in kindlich frohen oder schalkhaften Weisen das beglückte Einathmen der Naturfrische aus; andere knüpfen Ideen an verwandte Naturbilder; die meisten lassen das Naturleben selbst in den Vordergrund treten und schildern es in begeisterter Feier, indem sie unser ahnungsreichstes seligstes Träumen tief hinein versenken und aus demselben wieder geheimnißvoll hervorsprechen lassen, als ob dieses Sinnen und wonnige Erbeben nicht uns oder dem Dichter, sondern den Blumen, den Tönen der Nachtigall, den Wolken und Sternen des Himmels angehöre. Es ist dies begreiflicherweise keine objective Schilderung der Natur: denn nicht diese selbst, sondern das Seelenantlitz des Dichters dichtet und aus ihr entgegen; aber so allein scheint die Poesie sich des tiefsten Inhaltes der Natur bemächtigen zu können.

In den beiden längsten Stücken dieser Gattung sehen wir noch zwei Seiten dieser Richtung abgeschlossen: „König Frühling" faßt die Eindrücke eines ganzen Frühlingstages von den ersten Regungen des Morgens bis zum letzten Verhallen des Nachtigallschlages, ähnlich der Geschichte eines sehnsuchtigen Gemüthes, in eins zusammen; das Märchen vom Johanniswürmerprinzen dagegen stellt die Natur als erlösend von dem Banne des rohen Menschenthums, als Zuflucht und Heimat des tieferen menschlichen Sinnes dar.

Dieſe ganze Naturſymbolik beruht auf der gläubigen Anſchauung, daß alles Sichtbare eine analoge Form des unſichtbaren Göttlichen ſei, enthält in dieſer Zweiheit nothwendig ſchon den Keim des entzweienden Zwieſpalts, und ſo kann es bei tieferem Bewußtwerden nicht fehlen, daß Bild und Betrachtung ſich verſchieben und der reine harmoniſche Klang in wilde und klagende Mißharmonieen zerſplittere. Lächelnde Kinderunſchuld blickt zurück in die Natur; Sallet war über dieſe längſt hinaus, ja er hatte gewiſſermaßen, noch bevor er in die Periode der Reife übertrat, die Hauptphaſen ſeiner künftigen Entwickelung vorausgezeichnet.

Zu Ende des Jahres 1834 ging Sallet nach Berlin, um durch uneingeſchränkte Benutzung aller der geiſtigen Hülfsquellen, wie ſie der Hauptſitz der deutſchen Intelligenz in reicher Fülle darbot, von zufälliger Anſammlung einzelner Kenntniſſe zu einer gründlichen philoſophiſch-hiſtoriſchen Bildung zu gelangen. Nicht als ob er einen regelmäßigen Studiengang eingeſchlagen hätte: in freier Luft folgte er dem Zuge ſeines Geiſtes, aber überall, wo er zugriff, drang er bis in die Tiefe. Auch auf dieſe Weiſe ſeine Bildung mochte ohne Lücken, beſonders in der altclaſſiſchen Literatur, ſo erwarb er ſich doch in einigen Hauptgebieten ein umfaſſendes, in ſich zuſammenhängendes, für Leben und Dichtung fruchtreiches Wiſſen. Beſonders übte das Studium der Hegel'ſchen Philoſophie einen tiefgreifenden Einfluß auf die Entwickelung ſeines Geiſtes aus. Im Anfange zwar ſträubte er ſich inſtinctiv abwehrend gegen die Strenge dieſer Dialektik, dann aber wurde ihm das Studium der Hegel'ſchen Schriften unzertrennliche Begleiterin durch das Leben. Doch gab er deshalb nicht ſeinem Geiſt an dieſe Denkform gefangen, und es iſt irrthümlich, daß er ſpäter in den Gedichten und im „Laienevangelium" Hegel'ſche Ideen in Verſe gebracht habe. Nur die Selbſtgewißheit des Geiſtes eignete er ſich zuerſt von Hegel an; von dieſem Princip geleitet ſchritt er dann ſelbſtſtändig auf dem Boden der geſammten neueren Philoſophie fort und ſeine ſpäteren Gedichte erinnern deshalb ebenſo oft an Fichte, Schelling und Feuerbach wie an Hegel.

Mit beſonderem Eifer betrieb Sallet das Studium der deutſchen Literatur und der neueren Sprachen. Eine ſchöne Probe ſeines Fleißes nach dieſer Seite hin liefert die Ueberſetzung der bedeutendſten Hälfte von Percy's Ueberreſten altengliſcher Poeſie, an der außer ihm ſein Halberſtädter Karl Jungnitz gleichſtrebend theilnahm. Es galt ihnen dabei als Hauptaufgabe, ohne Künſtelei und Verſchleierung den volksthümlichen Charakter des Originals treu wiederzugeben. Nur ein kleiner Theil davon wurde in einer Zeitſchrift veröffentlicht; das Ganze fand keinen Verleger und liegt noch heut als Manuſcript im Verſchluß. Anregung zu eigenem ſelbſtändigen Schaffen war wol auch vorhanden: der beimſtrebende Dichtertrieb, der neben Sallet noch Kerrand unter ſeine hervorragenden Mitglieder zählte, gab regelmäßigen Anlaß und die beiden Jahrgänge des „Norddeutſchen Dichterlieblingsalmanach" ſowie die drei letzten des Chamiſſo'ſchen „Muſenalmanach" enthalten eine Anzahl ſeiner ſchönſten Lieder; auch hatte er ſelbſt, bald nach ſeiner Ankunft in Berlin, eine ſtrenge Auswahl unter ſeinen Gedichten getroffen und ein ſchwaches Bändchen davon drucken laſſen; aber im ganzen fühlte er ſich gerade damals unproductiver als je; ſeit Vollendung der Percy'ſchen Volkslieder waren ihm im Laufe eines halben Jahres nicht mehr als drei kleine Gedichte gelungen. Er mußte ſich eingeſtehen, daß es ganz leer in ihm ausſehe, und vorläufig ſeine dichteriſche Laufbahn als geſchloſſen betrachten. Schmerzlich reſignirend faßte er den Entſchluß, von der Production zur ästhetiſchen Kritik überzugehen: Tieck's „Phönix" liefert Proben davon, die ſich durch Klarheit, wohlwollendes Urtheil und kräftige Sprache auszeichnen. Aber indem der verzweifelnde Dichter ſich dieſer Nothwendigkeit beugen will, bricht auch ſofort der Damm, der über ſeinem Geiſte gelegen, und Schmerz und Klage ſelbſt ſtrömen nun in eine Reihe wunderbar ergreifender Geſänge aus; es ſind diejenigen, welche der Dichter unter dem Titel „Zerriſſenheit" zuſammengeſtellt hat. Nicht man tiefer in ihren geiſtigen Kern, ſo überzeugt man ſich bald, daß Mißſtimmung aus äußerlichen Anläſſen ſie nicht hauptſächlich hervorgerufen haben kann. Ihr Urgrund erſcheint vielmehr in der naturgemäßen Fortentwickelung dieſes Dichtergeiſtes begründet: zwiſchen die ſchöne Weltanſchauung und ihren geiſtigen Inhalt, deren Harmonie zuvor mit gläubiger Innigkeit erfaßt und beſungen wurde, drängt ſich vernichtend der kalte Verſtand, geweckt und genährt durch den Widerſpruch des Lebens gegen die zur Alleinherrſchaft berufene geiſtige Idee. Die Natur ſteht nicht ihr und entgegen da wie in Schiller's berühmtem Klagegeſange, in die Betrachtung des Gemüthes verliert ihr neue Reize; die Seele des Dichters nun fühlt ſich in ihr entgegen und es iſt ihr

Schmerz, daß, was sie bisher so sicher in der Ahnung gehabt, im Zustande des Bewußtwerdens verloren gegangen:

Ich wußt' einmal ein hohes Wort,
Das Gott beim Weltenschaffen sprach;
Jetzt forsch ich in der Sprache fort
Und such' umsonst dem Worte nach.

Eine solche Zerrissenheit des Gemüthes hat nichts gemein mit Heine'scher Blasirtheit und Uebersättigung: während diese den Reiz des Genusses in sich ertödtet hat, spricht aus jener die ungebrochene Kraft des Geistes, der Durst nach Erfüllung des innersten Sehnens; es ist die Sehnsucht der Kreatur nach ihrer ursprünglichen göttlichen Reinheit. Selbst aus wilden Liedern klingt uns deshalb ein Ton der Versöhnung entgegen, und in andern hallt die Klage nur noch als leises Echo nach, wie in dem einen der unvergleichlichen Sonette:

Sternenspiegel.

Ich schaute tief in heit're Wiesenquelle,
Die ganz vom Himmelblau sich rosig legen,
Drin abgespiegelt sehr Mädchen Wagen
Und Blumenbilder tanzten bunt und helle.

Doch weiter über dunkle Waldesschwelle
Ward ich von tiefstem Drange fortgezogen,
Wo ich, umweht von schwarzer Zweige Wogen,
Mich abgeschlossen fand in nächt'ger Zelle.

Da sprang ein Born, so tief dem Licht so feine,
Doch drin zu Schmerz ward helle Himmelsbläue;
Doch tief im Schoß trug er heil'ge Sterne.

Willkommen, süß'ren Grames reine Leere!
Aus irdisch-leichtem Spiel tauscht ich dich gerne,
Nach deinen Sternen ewig sehnt mein Auge.

Inzwischen war Sallet, im Sommer 1837, nach Trier zu seinem Regimente zurückgekehrt, noch vor Ablauf des gesetzmäßigen Cursus der Kriegsschule, da er durch unregelmäßigen Besuch der Vorlesungen das Mißfallen seiner Obern erregt hatte. Doch darf man nicht glauben, daß er bei seinen allgemeinen wissenschaftlichen Studien die militärischen vernachlässigt habe; im Gegentheil nahm er es mit diesen strenger als mancher seiner Kameraden. Nun begann für ihn eine der fruchtbarsten Perioden seines Lebens, zwar nicht gesegnet an umfangreichen Schöpfungen, aber die Gedichte dieser Zeit und die drei dünnen Büchlein, die im Jahre 1840 bei Troschel in Trier erschienen, überwiegen an innerm Werth zahlreiche Bände so mancher andern. „Du kannst dir denken", schreibt er an einen Freund, „daß es mir eben nicht schwer fallen würde, Dramen und Epopöen nach dem gewöhnlichen Style zusammenzuschmieren, die weder Fleisch noch Fisch, weder schlecht noch ewig wären." Er unterließ dies mit Bewußtsein und schrieb nichts, als was er im vollsten Sinne des Wortes sein eigen nennen konnte; das war es, was er unter literarischer Ehrlichkeit verstand. Schätzte er schon früher Charakter und Eigenthümlichkeit in der Dichtung höher als schöne Diction, so stellte er nun noch die Forderung der Gesinnung und Ehrlichkeit. Das Drama blieb ihm nach wie vor das Höchste, so wenig er sich auch nun selbst fähig dazu fand; aber das Drama, welches er in der Gegenwart für allein zeitgemäß und erstrebenswerth hielt, sollte nicht ein einfach menschliches, auch nicht ein beschränkt geschichtliches, sondern, ein welthistorisches Interesse darbieten, eine Art von Dichtung, die bis jetzt noch nicht existirte. Es blieb bei der allgemeinen Vorstellung davon; in seinem Innern viel Drängen und Treiben, eine dunkle, aber innige Kraft, die gern ausströmen wollte, ohne daß seine Phantasie eine Gestalt zu finden wußte, in der sich sein Wollen der Welt offenbare.

„Strömen" lassen konnte er es nicht, so mußte er sich vorläufig mit dem „Tröpfeln" begnügen lassen. Jene drei Werkchen, die zugleich im Jahre 1838 erschienen, sind die „Funken", „Schön Iris" und „Die wahnsinnige Fleische". Das erste entsendet Blitzstrahlen aus der gewitterschwülen Nacht des Dichtergemüthes, die fernhin leuchtend die Kampfgebiete des gesellschaftlichen und literarischen Lebens erhellen; Epigramme, zuerst derb verständig und satirisch, weiterhin feurig und tiefsinnig, bis sie in der reinsten Glut der Begeisterung des Schmerzes dahinsterben:

Höre auf, mein Herz, zum Funken zu trüben
Sonst mußt du Südmeers in Qual vergehen!

„Schön Iris" weist bereits einen sichern Weg zur Erhebung aus der Region des Schmerzes, den der Dichter in den „Funken" noch als „unsterblich" besingen. Dieses allegorische Märchen, durchwebt und durchrauscht von den wonnigsten Melodieen der Sehnsucht und prangend in allem Schmuck deutscher Rhythmik und Reimung, deshalb treffend von dem Dichter ein „geistiges Concert" genannt, verzichtet wiederum gänzlich auf die Darstellung eines äußerlichen Weltlebens; es ist durchaus innerlich und bedient sich der Außenwelt nur, insoweit sie Glanz, Farbe und Formen verleihen muß, um die Flucht der minnenden Seele aus dem Diesseits in die ewige Welt von Stufe zu Stufe, gleich den Stationen des wallenden Pilgers, zu bezeichnen. Schön Iris folgt der

Botschaft aus dem Paradiese, entschwebt der traulichen Hütte des Nordens, flattert als Vöglein über alle Verletzungen der Welt hinweg, verschmäht das Kinderglück der Wiese, den melancholischen Zauber des Dämmerwaldes, die heilige Meeresstille, die glühende und aufregende Pracht des Südens; jede Einladung zu verweilendem Genuß ruft in ihr die Sehnsucht nach einem tiefern Glück als die Freuden des Diesseits wach; sie erringt es nicht durch den Wechsel des Orts, nicht durch das Erheben der Seele in Lust und Schmerz; der starre Demantwall, der sie von dem Engel der Erwartung trennt, zersplittert erst vor der Allgewalt ihres tiefsten Liedes, in dessen Klängen sie sich selbstopfernd dahingibt. Wie die frohe Botschaft ihr gelungen:

Herz muß springen, Wangen bleichen,
Klang und Duft nach Osten weichen —

so findet sie nun das verheißene Glück in der langerrungenen Urharmonie mit dem Göttlichen:

Wenn in Eins zwei Herzen schlagen
Und zwei Geister sich ergründen
Weltenauflang sich verkündet
Wie an ersten Schöpfungstagen

Wenn je ein Gedicht aus dem Herzensdrange des Dichters entsprungen, so ist es bei Sallet's „Iris" der Fall; frühe Erinnerungen mischten sich mit spätern und jüngsten Eindrücken und riefen diesen Preisgesang auf die Wechselmacht der Poesie und Liebe hervor. In zehn Tagen wurde das Märlein empfangen, geboren und ausgestattet. So wunderlich es im Augenblick erscheinen mag, so hindert doch nichts, das komisch-heroische Epos von der „Wahnsinnigen Flasche" in einem parodistischen Verhältniß zu „Schön Iris" aufzufassen. Das eine der launischen Lieder im Anhange gibt die Andeutung dazu:

Jedes Leben, jedes Streben
Wie verschieden auch begonnen
Hat endlich doch gewonnen
Hat endlich Ziel gewonnen

„Zur Sonne empor oder hinab zur Glut des Weins — beide zu des Lichtes Brennen" Nur vergesse man nicht die der Stimmung des Dichters in jener Zeit ganz gemäße Ironie einer solchen Gegenüberstellung!

Noch in demselben Jahre, kurz bevor er die Rheingegenden verließ, wurde ihm endlich das Glück zu Theil, auch eine umfangreichere Schöpfung zu vollenden. Es ist die Novelle: „Gemischte und Paradoxen." Sie enthält in dem Rahmen einer locker angelegten fabelhaften Geschichte, nur leider verknüpft, die mannichfaltigsten Bestandtheile: Romanzen, waldduftathmende Naturgesänge, ein Kindermärchen, eine Apologie Byron's, Epigramme, Sentenzen, Briefe, Betrachtungen über Erziehung und Lehrmethoden, ja ein komisches Drama als Satire auf die Unnatur der Oper. Die Grundtöne der vorangegangenen Lebensmelodie kehren wieder, um sich zuletzt in dem ernsten Accord des männlich reifen Bewußtseins zu verlieren. Stark contrastirten von vornherein die Charaktere und die Situationen der Geschichte: der dem gemeinsten Nutzen frohnende Vater, die triviale, aber mit einem Anflug von zusammengelesener Geistigkeit kokettirende Mutter, der verschüchterte, studengelehrte Erzieher, das still blühende Kind Malvina und ihres Bruders Junius vom Himmel entstammtes Dichtergemüth, endlich der Onkel Heloisernes, der alle Tiefen und Höhen des Lebens erforscht hat, der dem ganzen Welt- und Menschenwesen so in das innerste Getriebe gesehen, daß keine Wandlung ihn überrascht, vor seiner Reflexion sich alle Gegensätze vermitteln aber auch alle Kraft der Wirkung sich in Ironie verzehrt hat. Am bedeutsamsten durchgeführt erscheint der Gegensatz des gemeinen Werkeltagstreibens zu dem Zauberlande der Poesie und Kunst; hat der Dichter, um jenes zu schildern, selbst abstoßende Trivialitäten nicht verschmäht, deren Milderung dem Werke zum Vortheil gereichen würde — ich meine z. B. den unleidlich übertriebenen Jargon der Frau Habicht —, so gebietet er dann über die geheimste Macht der Poesie, um uns in die Wunderwelt des Naturlebens und der Sage einzuführen; hier haben wir den Dichter Sallet in seiner eigenthümlichsten und holdesten Gestaltung; Kraft und Wohllaut der Sprache, Lichtblitze des Geistes, Anmuth und Farbenreichthum der Gebilde. Der paradoxe Erziehungsplan des Onkels mißlingt; Junius ist zwar gerettet vor den Schrecknissen des Comptoirs, aber das Leben recht anzufassen und in Thaten die Kraft des Geistes zu erproben, das hat er weder von dem Sudgiate des Onkels Heloisernes noch von den historischen Schilderein der Aeltmund gelernt. Er entschwebt der wirklichen Welt auf den Fittichen des schmetternden Heldregels; der Onkel aber, aus Verdruß über diese Enttäuschung, die erste seines Lebens, über den kraftlosen Schwärmer, den er durch seine Methode hat verderben helfen, wandert nach Abessinien aus und ist dort verschollen. Der Fortschritt in diesem Ausgange, gegenüber dem Johannistrie-

merspringen und Schon Iris, iſt nicht zu verkennen. Findet jener die Erlöſung von der gemeinen Wirklichkeit in den Mutterarmen der Natur, ſo ſtreift Iris auch dieſe als vergänglich von ſich und ihr Ruhm über alles Sichtbare empor gilt als Gewähr ihres himmliſchen Urſprungs; die Flucht des Junius dagegen aus Welt und Zeit hat ihre Berechtigung nur gegen den Druck, unter dem er ſchmachtete; gegenüber den höchſten Forderungen der Idee im Leben des Bewußtſeins und der That erſcheint ſie als Schwäche und wird auch von dem Dichter, trotz der verlockenden Reize, in die er ſie kleidet, als ſolche geſchildert.

Auch im Leben unſers Dichters ſelbſt war nun der Zeitpunkt herangenaht, wo er ſich von einem Zwange befreien zu müſſen glaubte, den er für unerträglich hielt mit der freien Entfaltung ſeiner Dichternatur. Er nahm, ſo jung er noch war, den Abſchied vom Militärdienſt und ſiedelte zu Ende des Jahres 1838 zu den Seinigen nach Breslau über. Im Umgange mit dieſen und mit wenigen Freunden hielt er ſich fern von allen geſellſchaftlichen Beziehungen, die ihn irgend in die Gefahr hätten bringen können, einen Theil ſeines beſſern Selbſt verleugnen zu müſſen. So blieb ſein Weſen klar, unverfälſcht, entſchieden, der erkannten Sendung getreu bis zum letzten Athemzuge; in ſeiner Perſönlichkeit ganz die Erfüllung des Spruchs

> Der rauhen Welt entſchwindet keine Gabe
> Die in der Bruſt verborgen Gutes ſchafft;
> Doch treibt ein Gott dich mit ſeinem Stabe
> Dann trenne deine Schuppe roch und hell!

Die volle Zeit wurde nun den Studien, beſonders der Philoſophie, der neuern Geſchichte und Politik und literariſchen Arbeiten gewidmet, von deren Ertrag er ſeinen Unterhalt hoffte, bis ein unerwartetes Familienereigniß ſeine äußere Lage für immer ſicher ſtellte. Abgeſehen von den poetiſchen Beiträgen in verſchiedenen Blättern und Taſchenbüchern, enthalten beſonders die „Halliſchen", ſpäter „Deutſchen Jahrbücher" einige vortreffliche kritiſche Arbeiten aus ſeiner Feder. Der Thronwechſel in Preußen im Jahre 1840 regte auch ihn zu freudigen Hoffnungen an, deren Erfüllung er jedoch bald auf die ferne Zukunft zu vertagen wußte; Ziele aber hielt er feſt im Auge und er ſtellte ſich nun die Aufgabe, als Dichter und Publiciſt die heilige Wahrheit zu verkünden, in Kirche und Staat die Nebel des Irrthums zu zerſtreuen, die Schwachen zu ermuthigen, der göttlichen Idee den künftigen Sieg vorbereiten zu helfen. Im perſönlichen Umgange mild und ſchonend, auch ſonſt im praktiſchen Leben freundlicher Vermittelung nicht abgeneigt, verfuhr er doch hier mit rückſichtsloſer Schärfe; kein Verwaſchen der Gegenſätze, keine Schonung geliebter Vorurtheile; eher mochte eine Welt in Trümmer gehen, ehe er der Wahrheit etwas vergab. Dieſer heilige Ernſt, der mit der leichtſinnigen Schwäche keinen Vertrag eingeht, es aber auch nicht verſchmäht, Humor und Satire anzuwenden, ſpricht aus der letzten Abtheilung der „Geſammelten Gedichte", aus jenen, die der Dichter ſelbſt als „ernſthafte" bezeichnet und die meiſt aus dem Frühling des Jahres 1841 herrühren: in den verſchiedenſten Weiſen, bald leicht und volksliederartig, bald witzig oder kampfluſtig, bald auch im ſchweren Tone des „Laienevangeliums", entweder als weiſe Mahnung oder als luſtige Parabel, als geſchichtliche Erinnerung, als gedrungener Mythus oder als kühne Viſion, in allen Formen und Tonarten daſſelbe Grundthema von Volksbewußtſein, edler Sitte und Freiheit. Schon ein Theil der Balladen leitete zu dieſen Ideen über, während die andern ein näheres Verhältniß zur Natur und Sage haben.

Derſelbe heilige Ernſt durchweht das „Laienevangelium", jenes Werk, das Sallet's Namen am volksthümlichſten gemacht hat, obwol es keineswegs geeignet iſt, die richtigſte Anſchauung von ſeinem dichteriſchen Charakter zu geben. Es wurde im Laufe des Jahres 1839 vollendet; doch war es diesmal dem Dichter nicht um den Aufbau des Heiligen zu thun, ſondern vielmehr um Förderung der religiös ſittlichen Reformation des deutſchen Volks. Er ſelbſt hatte nicht lange vorher die Ueberzeugung ausgeſprochen, wie bedenklich die didaktiſche Dichtung, vom äſthetiſchen Standpunkt betrachtet, erſcheine, wenn es ihr nicht gelinge, die Starrheit und Kälte ihres Stoffs durch die poetiſche Form zu überwinden. Und nun verfiel er ſelbſt in dieſen Fehler; denn das läßt ſich nicht leugnen, daß neben einer Anzahl Gedichte von hoher, männlicher Schönheit ein anderer Theil des „Laienevangeliums" das nackte Gerüſt des Lehrbegriffs allzu ſehr bloßlegt. Aber es trieb ihn ein innerer Drang zu dem Werke, das kann ich verſichern, und er gab darin wiederum nichts Fremdes, keine Auslefe aus Hegel'ſcher Philoſophie, wie man gemeint hat, ſondern ein gut Theil des Tiefſten und Eigenſten, was damals in ihm zur Reife gelangt

war. So mag man es hinnehmen mit seinen großen Tugenden und seinen großen Fehlern, nicht sowol als eine harmonische Schöpfung des Genies, sondern vielmehr als eine That des Charakters. Unmittelbar nach Vollendung des „Laienevangelium", im Jahre 1840, versuchte noch Sallet, ohne poetische Anlehnung, auch ohne die an das Christusideal in schlichter Prosa, damit die Leute an Ernst glaubten, die nothwendige Erscheinung des Göttlichen in der Welt, im menschlichen Wort, in der Ehe und Familie, im Staat und in der Geschichte darzulegen und wie der ungöttliche Sinn der Selbstsucht bestrebt sei, die heiligen Offenbarungen Gottes zu verleugnen und umzudeuten. Dieses Werk und „Die Adepten und Gottleiden unserer Zeit", in der Grundlegung weniger leicht, in der Ausführung der einzelnen Abschnitte dagegen praktisch und allgemein verständlich. Was den Staat betrifft, so schließt sich der Verfasser der historischen Auffassung an; obwol als letzte Consequenz die Nothwendigkeit der Republik nicht verhehlend, fordert er hier doch nur das der Entwickelungsstufe der Gegenwart Gemäße, indem er die constitutionelle Monarchie für den vollkommenen Rechtsstaat gelten läßt. Damit übereinstimmend war er auch der Ueberzeugung, daß die wahre politische Freiheit nur durch sittliches Bewußtsein und Stärke des Geistes gesichert werde:

Nur ewig dicht die Lorbeeren
Durch Treue, Tugend, Ehr- und Zucht;

daß äußere Gewaltthat oft schlimmere Gebrechen herbeiführe als beseitige:

Wer durch Gewalt will siegen, wanke nicht,
Wenn der Gewalt, der neben, es erliegt.

So sehen wir unsern Dichter in den letzten vier Jahren merklich aus der Bahn der Poesie heraustreten auf den Kampfplatz der höchsten Entscheidungen des Lebens. Mag man dies im Interesse der vaterländischen Dichtung beklagen, so bedenke man auch, daß eine solche Entwickelung von früh in ihm angelegt, also naturgemäß und nothwendig erscheint. Und wer weiß denn, ob diese Wendung ihn nicht direct zu seinem idealen weithistorischen Drama zurückgeführt hätte, wenn ihm ein längeres Schaffen vergönnt gewesen wäre? Doch die religiös-politischen Kämpfe des Vaterlandes hielten unsern Dichter in der letzten Zeit seines Lebens nicht ganz gefangen. Wenn er sich zurückzog aus der schwülen Atmosphäre, dann ruhten die Gedanken, „eine wahre Kriegerschar", in dem milden Schatten der Natur und der Liebe. Seinen Aufenthalt in Breslau unterbrachen öfter mehrwöchentliche Ausflüge auf's Land zu verwandten Familien. Da übten die Wunder der Natur ihre alte Zaubergewalt auf sein Gemüth aus; doch, um bald den Gegensatz gegen früher zu bezeichnen: er ließ zwar jene Zaubergewalt auf sich wirken, wußte sich nun aber ihr gegenüber als geistiger Ueberwinder, ohne Stolz in kindlicher Demuth sich eins fühlend mit dem Allwaltenden:

Im eigenen Gemüthe
Muß ich drei verwandt,
Wie eine stille Blume
In eines Kindes Hand.

Entzückt ihn wie früher die schöne Form, der liebliche Hauch, der harmonische Ton, so deuten sie nun nicht blos die verschlungenen Räthsel des Menschenlebens, sondern aus des Daseins Tiefe blickt dem forschenden Auge des Dichters überall das ewige Auge Gottes entgegen. Da waltet schöpferischer Friede; unendliche Weltentfaltung trotz Sterben und Bestatten; was je gewesen und sein wird, das lebt im Geiste Gottes ein ewiges Leben. Auch die Liebe hat nur in diesem Sinn ihre Wahrheit; nur wenn sie auf dem Grunde der ewigen Idee beruht, ist sie die todbesiegende und doch lächelnde Herrscherin im Gemüth des Menschen; dann aber läutert sie all sein Thun, tränkt es in Milde und schmückt es mit den Blüten unvergänglicher Anmuth. Solche Lieder kindlichen Scherzes und heiligen Ernstes sang Sallet seiner Braut; wir finden sie mit den vorher bezeichneten in der Sammlung unter dem Titel „Pantheismus und reife Liebe" vereinigt. Im Juli 1841 wurde seine Cousine, Karoline von Puttkamer aus Reichau bei Rimptsch, seine Gattin. In Jugendfrische an der Seite des geliebten Weibes, dem schauend im Anblick der Natur, mit Lied und Lehre kämpfend für Licht und Freiheit, voll Zuversicht auf den endlichen Sieg des Geistes — so haben wir uns Sallet in dieser Zeit vorzustellen. Und wollen wir uns auch das schöne Antlitz vergegenwärtigen, so bitte ich, von dem Profil, das dem Buche der Freunde über sein Leben und Wirken beigegeben ist, um den allgemeinsten Umriß festzuhalten, jedenfalls aber das wohlgepflegte in Bart und Haar wie auch das Theatralische der Gewandung, weil es nimmermehr zu Sallet's schlichter Persönlichkeit passen wurde, unerbittlich zu streichen. Doch ach, welch kurzes Glück! Noch sah er sein „Laienevangelium" und die „Gesammelten

Gedichte" gedruckt, noch wiegte er einen Knaben auf seinen Armen, an den er die schönsten Erwartungen knüpfte — da erfaßte ihn ein unheilbares Halsleiden und er starb, kaum 31 Jahre alt, am 21. Februar 1843 in Reichau, wohin er bald nach Weihnachten mit Frau und Kind gereist war.

Ueberblicken wir die Geisteeschöpfungen eines so früh beschlossenen Lebenslaufes, so müssen wir über den Reichthum derselben erstaunen. Doch anstatt dabei zu verweilen, will ich zum Schluß mit wenigen Worten den eigenthümlichen Werth bezeichnen, den Sallet in unserer neuesten poetischen Literatur in Anspruch nehmen darf.

Was zuerst zu erwähnen, wir haben außer ihm keinen lyrischen Dichter, der mit solcher Innigkeit, solcher Anschauungskraft und mit solchem Tiefsinn die Natur besungen, keinen, der so wie er das Wonneschauern des Werdens in ihr erfaßt, so wie er sein Gemüth in ihre Geheimnisse versenkt und dann aus ihr, als ob sie selbst spräche, das Schöpfungswort des Weltgeistes offenbart hätte. Damit verglichen, erscheinen die Naturlieder der andern entweder nur als überlegte Schilderung oder als gelegentliche Betrachtung oder als vereinzelte Empfindung; es fehlt ihnen die Energie des Enthusiasmus und der scharfe Abschluß eines wieder in sich selbst zurückkehrenden Kreises dichterischer Aneignung, die bei Sallet charakteristisch sind. Dann finde ich, daß ebenso der ganze poetische Entwickelungsgang Sallet's einzig in seiner Art ist; der jugendlich ungetrübte Einblick in die Welt, das Irrewerden an sich selbst, die Zurückbesinnung und zuletzt der Frieden der Versöhnung, das alles wird vollendet im Laufe eines Jugendlebens, wird dargestellt in einer langen Folge lyrischer Gedichte, wie in jeder Epoche der Drang des Gemüths sie erzeugte, die, als Eins genommen, sich gleichsam zusammenschließen zu einem Epos der lyrischen Weltauffassung. Man wird sich vergeblich nach einem zweiten Beispiel eines solchen lyrischen Lebensepos umsehen. Wenn ich dazu noch die frische Kraft, die herbe Anmuth, die lautere, echt deutsche Einfalt der Sallet'schen Sprache bemerke, die jeder Unbestimmtheit, jeder Verschwommenheit feind ist und ohne Künstelei scharf trifft, was sie treffen will, so glaube ich, unserm Dichter seine Stellung in der Literatur angewiesen zu haben. Man hat sich bisjetzt noch wenig damit befaßt, ihn nach diesen drei Gesichtspunkten zu würdigen; man versuche es einmal, anstatt ihn einseitig zu bekritteln oder gar zu ignoriren! Sallet ist eine so durchaus naturwüchsige Erscheinung, daß die Kritik in jedem Fall etwas Festes von ihm, das der Auflösung trotzt und das Gewöhnliche überragt, wird übrig lassen müssen.

Feuilletonistik vor 150 Jahren.

Von dem Neuen, was sich täglich und stündlich zuträgt, hören und lesen wir zur Genüge. Wir vergessen darüber oft, wie es noch ganz vor kurzem gewesen, was wir in der jüngsten Vergangenheit erlebt, gesehen und gehört.

Was aber vor 100 und 150 Jahren sich ereignet, liegt in fabelhafter Ferne, gehört ins Reich der sogenannten vor Olim's Zeiten und wird höchstens, wenn es ins Fach der Geschichte schlägt, der Vergangenheit entrissen. Und doch ist es nicht uninteressant, schon des Vergleichs wegen, zu erfahren, wie die Menschen vor hundert und hundertfunfzig Jahren über dieses und jenes gedacht, was sie getrieben, womit sie sich vorzugsweise beschäftigt, welchen Irrthümern und Thorheiten sie gehuldigt, welchen Tugenden und Lastern sie ergeben gewesen, was sie geistig geleitet und wie — jene Feuilletonistik damals aussah, die allein nur unserer Zeit anzugehören scheint. Ein in London um das Jahr 1710 erschienenes, großes Aufsehen erregendes und allgemein interessirendes Tageblatt, „Spectator" (Zuschauer), genannt, bietet uns die passendste Gelegenheit, solche Vergleichungen anzustellen.

Der Herausgeber des „Zuschauer" macht vom Standpunkt des Beobachters aus Bemerkungen über ernste und heitere Gegenstände, die er, je nach ihrem Inhalt, ernst und heiter, mitunter aber auch humoristisch und satirisch behandelt und die manchen aufklärenden Blick in die damaligen Zeiten und Zustände gewähren. Professor Hettner spricht sich in seiner Geschichte der englischen Literatur des vorigen Jahrhunderts günstig über den „Spectator" aus, bedauernd, daß seine Aufsätze der jetzigen Generation unbekannt geblieben: „Es ist keine kleine Probe, wenn man nach 150 Jahren eine Zeitschrift wieder in die Hand nimmt und sie nicht, wie es doch ursprünglich ihre Bestimmung war, nur bruchstückweise nach und nach, sondern rasch hintereinander wie ein zusammenhängendes Buch liest. Diese Probe besteht der »Spectator« wie vielleicht keine andere Zeitschrift der Welt. Vorwiegend sind die Auf-

ſätze über moraliſche Gegenſtände. Sie werden uns theils in kleinen geiſtreichen Abhandlungen, theils in Bildern und Erzählungen aus dem engliſchen Leben vorgeführt, mit einer Wärme und Wahrheit, mit einer Kenntniß des menſchlichen Herzens, mit einer Tiefe des Humors und vor allem mit einer Unerſchöpflichkeit der Empfindung, die faſt an das Wunderbare grenzt, wenn wir bedenken, wie wenig Zeit und Sammlung Addiſon (der die Seele des »Spectator« und Steele's getreueſter Beiſtand) für dieſe Arbeiten vergönnt war. Es wäre ein ſchönes Unternehmen, wenn unſere allezeit fertigen Ueberſetzer der Lesewelt einige hier mit Unrecht vergeſſenen Perlen aufs neue zugänglich machen wollten.“

Nun gut! Geben wir in den folgenden Mittheilungen einige — „Feuilletons“ des 18. Jahrhunderts.

I.

Ich habe die Bemerkung gemacht, daß der Leſer ſelten ein Buch mit dem erforderlichen Intereſſe lieſt, bevor er Näheres von dem Verfaſſer deſſelben erfahren; ob er blond oder braun, von ſanfter oder choleriſcher Gemüthsart, verheirathet oder Junggeſelle iſt, und ehe er ſich noch von manchen andern Eigenſchaften und Umſtänden unterrichtet hat, die weſentlich zum rechten Verſtändniß eines Autors dienen.

Dieſe, dem Leſer ſo verzeihliche Neugier zu befriedigen, beginne ich mein erſtes Tageblatt mit einer Art Einleitung in die folgenden und beabſichtige, in demſelben einen kurzen Bericht von mir ſelbſt, ſpäter von den wenigen Perſonen, die ſich neben mir an dem Werke betheiligen, zu geben.

Da nun aber das Hauptgeſchäft des Zuſammentragens, Verarbeitens und Verbeſſerns mir anheimfällt, ſo muß ich mir auch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, das Werk mit meiner eigenen Geſchichte zu eröffnen.

Ich erblickte das Licht der Welt auf einem kleinen, in der Familie erblichen Gute, welches, nach den Ueberlieferungen des Dorfs, worin es liegt, von denſelben Hecken und Gräben zu Wilhelm's des Eroberers Zeiten umſchloſſen geweſen iſt wie noch heutzutage, und vom Vater auf den Sohn ganz und ohne Verluſt oder neue Erwerbung auch nur eines einzigen Feldes oder einer einzigen Wieſe während eines Zeitraums von 600 Jahren übergegangen iſt. Es erhält ſich die Geſchichte in der Familie, daß meine Mutter einige Monate vor meiner Geburt geträumt habe, ſie ſei mit einem Richter niedergekommen. Ob nun dieſer Traum daher entſtanden, daß die Familie gerade zur ſelbigen Zeit in einen Proceß verwickelt geweſen oder weil mein Vater das Amt eines Friedensrichters verwaltete, kann ich nicht beſtimmen, bin auch nicht eingebildet genug, eine mir in Zukunft beſchiedene Würde daraus zu weiſſagen, wie der Traum in der Nachbarſchaft gedeutet wurde. Der feierliche Ernſt meines Benehmens beim Eintritt in die Welt und während ich geſtillt wurde, ſchien dem Traum meiner Mutter zu entſprechen; und ſie hat mir oft erzählt, daß ich meine Kinderklapper weggeworfen habe, ehe ich noch zwei Monate alt geweſen, und keinen Gebrauch von meinen Korallen, zur Erleichterung des Zahnens, machen wollte, bis ſie die Glöckchen davon weggenommen.

Was nun meine übrige Kindheit betrifft, ſo werde ich ſie aus Mangel an merkwürdigen Ereigniſſen mit Stillſchweigen übergehen. Während meiner Minderjährigkeit habe ich, wie es ſcheint, im Ruf geſtanden, ein ſehr ſtiller, mürriſcher Junge, jedoch immer ein Liebling des Schulmeiſters geweſen zu ſein, der von mir zu ſagen pflegte, daß ich ſolide Fähigkeiten beſäße und meinen Weg im Leben machen würde. Ich war noch nicht lange auf der Univerſität, als ich mich durch ein ungewöhnlich tiefes Schweigen auszuzeichnen begann; denn während eines Zeitraums von acht Jahren habe ich, die öffentlichen Uebungen des Collegiums ausgenommen, kaum hundert Worte geredet und erinnere mich nicht, jemals drei Perioden hintereinander in meinem ganzen Leben geſprochen zu haben. Auf der Univerſität widmete ich mich meinen Studien mit ſo vielem Fleiß, daß es nur wenige Bücher ſowol in den gelehrten als modernen Sprachen gab, die ich nicht geleſen hätte.

Nach meines Vaters Tode beſchloß ich, fremde Länder zu bereiſen, und verließ die Univerſität, den Ruf eines ſeltſamen, unerklärlichen Kauzes hinterlaſſend, der viel Gelehrſamkeit beſitze ohne die Fähigkeit oder das Verlangen, ſie der Menſchheit mitzutheilen. Ein unauslöſchlicher Durſt nach Wiſſen trieb mich durch alle Länder Europas, in denen es etwas Neues zu ſehen und zu lernen gab; und meine Wißbegierde ſteigerte ſich zu einem ſo hohen Grade, daß, als ich die Streitfragen einiger großen Männer über die Alterthümer Aegyptens las, ich mich ſchnell entſchloß, nach Kairo zu reiſen, um ſelbſt das Maß der

Pyramiden zu nehmen, von welchem Ausflug ich in höchster Befriedigung nach England zurückkehrte.

Die letztern Jahre habe ich nun in London verlebt, woselbst ich häufig an öffentlichen Orten zu sehen gewesen bin, obgleich nur von höchstens sechs guten Freunden gekannt. Es gibt keine allgemeine Versammlung, die ich nicht zu besuchen pflege; zuweilen sieht man mich in einer politischen, den Berichten der Mitglieder mit großer Aufmerksamkeit lauschend; dann wieder rauche ich eine Pfeife an einem andern Orte, anscheinend in meine Zeitung vertieft, aber in Wirklichkeit auf die Unterhaltung sämmtlicher Tische horend. Ich zeige mich am Sonntag Abend in St. James Kaffeehaus und mische mich zuweilen in die kleinen Ausschüsse der Politiker im innern Zimmer als einer, der nur gekommen, um zu hören und zu profitiren. Mein Gesicht ist gleichfalls sehr bekannt in den kleinen Theatern sowie in den großen Schauspielhäusern in Drury Lane und Haymarket. Man hat mich länger als zehn Jahre auf der Börse für einen Kaufmann gehalten und manchmal gelte ich in der Versammlung der Actienwucherer in Jonathan's Club für einen Juden. Kurz, wo ich ein Häuflein Menschen zusammenstehen sehe, mische ich mich darunter, obgleich ich den Mund nirgends aufthue als in meinem eigenen Club.

So lebe ich denn in der Welt mehr als ein Zuschauer und Beobachter des Menschengeschlechts als ein zu vielerlei Wendung Gebrauchter und habe mich auf solche Weise zum speculativen Staatsmann, zum Soldaten, Kaufmann, Künstler und Handwerker ausgebildet, ohne mich im Leben mit irgendeinem praktischen Theil dieser verschiedenen Branchen befaßt zu haben. Ich bin wohlerfahren in der Theorie eines Gatten oder Vaters und kann die Mängel und Gebrechen in der Haushaltung, im Geschäft und die Hindernisse anderer besser erkennen als die dabei Interessirten, wie es ja eine allbekannte Sache ist, daß Beisitzende leicht Blößen bemerken, welche denen häufig entgehen, die zu nahe betheiligt sind. Ich ergriff nie eine Partei mit Leidenschaft und bin auch entschlossen, eine strikte Neutralität in Bezug auf Whigs und Tories zu beobachten, falls ich nicht durch feindselige Angriffe von irgendeiner Seite gezwungen werde, mich für eine bestimmte Partei zu erklären. Mit einem Wort, ich habe mich in allen Lebensverhältnissen blos als Zuschauer benommen, welchen Charakter ich auch in diesen Blättern durchzuführen beabsichtige.

Nachdem ich dem Leser soviel von meiner Geschichte und meinem Charakter mitgetheilt, hoffe ich ihn überzeugt zu haben, nicht ganz ungeeignet für das unternommene Geschäft zu sein. Und wenn ich bedenke, wie viel ich gesehen, gelesen und gehört habe, so möchte ich meine eigene Schweigsamkeit tadeln. Da ich jedoch weder Zeit noch Neigung habe, meinem vollen Herzen durch gesprochene Worte Luft zu machen, so bin ich entschlossen, es schriftlich zu thun und mich womöglich auszudrücken, ehe ich sterbe. Ich habe es von meinen Freunden so oft bedauern hören, daß die vielen nützlichen Entdeckungen und Erfahrungen, die ich im Laufe des Lebens gemacht, sich im Besitz eines so schweigsamen Mannes befänden. Deshalb will ich von nun an jeden Morgen ein Blatt voll Betrachtungen und Beobachtungen zum besten meiner Zeitgenossen herausgeben; und wenn ich auf diese Weise etwas zur Ergötzlichkeit oder zur Aufklärung meines Vaterlandes beitrage, so kann ich, wenn meine letzte Stunde schlägt, mit der Erinnerung sterben, nicht umsonst gelebt zu haben.

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

Londoner Skizzen.

1. Oxford-Street und Regents-Street.

Es ist ein schöner Sommermorgen. Ich bin in London und mitten in der Season. Ich habe mir mein nahrhaftes Frühstück, Thee und Eier, wohlschmecken lassen und werde mir jetzt das bunte Gewühl in der Stadt und in den Parks ansehen. Wer nichts Besseres zu thun hat, begleite mich. Ich kenne London seit einer langen Reihe von Jahren, aber ich habe seine Straßen meistens wie ein muder Wanderer durcheilt, blind und taub für die lachende Seite der Dinge. In diesem Jahre will ich das Versäumte nachholen und erbitte mir für diese harmlosen Streifzüge Gesellschaft.

Wir wollen mit Oxford-Street beginnen und uns, von der City kommend, rechts halten, weil die Kaufläden (die ganze, etwa anderthalb englische Meilen lange Straße besteht aus Kaufläden) auf dieser Seite eleganter sind. Hier sind die reichsten Mode-, Schnitt-, Pelz-, Leder- und Stahlhandlungen, Gold- und Silberläden. Auf der andern Seite sind überwiegend viel Bäcker-, Fisch- und Austernläden, Bier- und Weinhandlungen, englische Steinwaarenlager. Wir halten uns auf dem breiten Trottoir und suchen so viel als möglich beieinander zu bleiben.

Es ist dies keine Kleinigkeit während der Season, wenn sich Tausende darauf hin- und herbewegen. Die Schaufenster sind prachtvoll und werden wol in der ganzen Welt nicht schöner zu finden sein, es sei denn in der Regents-Street, zu der wir bald kommen werden, denn sie durchschneidet die Oxford-Street. Ein solches Schaufenster nimmt die ganze Fronte des Ladens ein und besteht häufig nur aus zwei oder drei Glasscheiben, welche in breiten, goldenen Rahmen gefaßt sind. Die Firmenschilder strotzen alle von Gold, denn der Engländer bringt überall Goldschrift an. Und nun der Reichthum hinter diesen Spiegelscheiben! Die fertigen, seidenen Kleider und Mäntel, welche in voller Länge und Breite zur Ansicht stehen und auf welchen, wie auf den meisten der ausgestellten Artikel, der Kaufpreis verzeichnet ist, sie sehen schon wie die reichen Engländerinnen selbst aus, so steif und stolz, so pfauenartig ausgespreizt! Man geht mit einer Art peinlichen Respects an ihnen vorüber und erfreicht sich an den reizenden Hutchen und Blumen des Nachbarladens. Die kleinen Hüte sind sehr geschmackvoll von zarter Händen verfertigt und die Preise (mit denen in Deutschland verglichen) nicht allzu hoch. Lieber Goldschmiedladen! Welch große Kapitalien mögen hier ausgelegt sein! Solche Silberschüsseln mit hohen Deckeln kosten allein ein Vermögen! Messer, Gabeln und Löffel liegen, große Haufen bildend, in scheinbarer, jedenfalls malerischer Unordnung durcheinander. Jetzt kommt ein Fenster, in dem nur Glacehandschuhe zu haben sind. Alle „Louvain", 1 Thaler 10 Sgr. Gleichen das Paar. Sehen wir uns einen Augenblick diese wunderschönen Bänder an, eine so große Auswahl haben wir selten beisammen! Wie schön sind die Zeichnungen einiger! Und die Preise anderer ist so enorm, daß man fragen möchte, ob dies Greuelniß wirklich noch Band genannt werden, ob man damit binden kann?

Welch ein Lärmen um uns her! In der Mitte der Straße rollen die Wagen in ununterbrochenen Reihen, Wagen von allen nur denkbaren Formen und Größen. Die Droschken, also bilden die Mehrzahl, aber dazwischen fahren die langen Omnibus, so beladen innen und oben, daß sie wie riesige Ungeheuer erscheinen. Wehe den armen Pferden, die diese Maschinen ziehen müssen! Hier hingegen tanzen die Pferdchen vor einem Phaeton, nebenan rollen aristokratische Kutschen mit gepuderten Dienern in seidenen Strümpfen und billardigen Plüschhosen. Bäcker- und Fleischerwägelchen, Kohlen- und Bierwagen. Daß nicht in jedem Augenblick jemand überfahren wird, dankt man nur den geschickten englischen Kutschern. Auf den Trottoirs drängen sich nicht blos Käufer oder gar müßige Lustwandler wie wir — der letztern sind gewiß nicht viele in diesem allgeschäftigen Treiben —, sieht her, ein Blinder, der durch seinen Hund geführt wird — ein Mann dort, dem beide Beine fehlen und der sich in einem Rollwägelchen durch die dichte Masse drängt. Aus jenem Juwelierladen kommt ein Paar, das sich durch nichts anderes als durch eine Fettmasse auszeichnet. Mann und Frau, so dick und rund und fettathmig, daß sie sich viel mühsamer weiterbewegen als der arme Krüppel im Rollwagen; sie gehen auch nicht weit, sondern winken ihrem Kutscher, der ebenso kurz und dick wie sie selbst ist; der Bediente scheint sein Zwillingsbruder zu sein; es wird ihm nicht ganz leicht, die kurzathmige, kurzsichtige und kurzathmende Herrschaft in ihr gepolstertes Haus hineinzuschieben. So — nun sind sie alle Vier placirt und rollen davon! Aber was kommt dort? Wir haben auf dem Continent noch nicht wandernde Anschlagzettel. In London sieht man deren: Männer, die auf Brust und Rücken großgedruckte, auf Bretter oder Pappendeckel geklebte Anzeigen tragen. Diese wandernden Zeitungen bleiben allemal gefällig vor demjenigen stehen, der sie lesen will. Hier: „Lola Montez, Gräfin von Landsfeld, wird Freitag eine Vorlesung in St. James Hall über „Strong minded women" halten", was wir wol am besten durch den Ausdruck: „Emancipirte Frauen", wiedergeben. Vielleicht befinden wir sie

(Eine zweite Skizze in nächster Nummer.)

Anregungen.

Die Nationalitäten.

„Freiheit der Nationalitäten!" Ein schönes Wort! Hört man es aber in den Villen italienischer Grafen, auf den Pusten Ungarns, in der polnischen Fraction der preußischen Kammern, auf den schwarzen Bergen Montenegros, so muß man doch im Interesse der Cultur und wahren Völkerwohlfahrt Protest einlegen, wenn man zugeben wollte, daß sich Europas politische Bestände sämmtlich so in „Nationalitäten" auflösen sollten.

Der Culturfaden hebt sich aus dem Zusam

[illegible] und [illegible] [illegible] Nationalität. Karolingers Reich vereinigte Germanen und Romanen, die Herrschaft des Adels über alle Völker an den Ufern des Mittelmeers, Karl der Große sah in den letzten Jahren seines Lebens Franken, Gallier, Langobarden und Sachsen in seinem Palast zu Aachen. Macht und ideeller Gemeinschaft, Sonderung und Mischung verschiedener Elemente entsprangen die Bildung, wie jede Epoche durch die Verschmelzung von Barbarei und der Barbarei von Resten alter und neuer Epoche sich stets auszeichnet. Der Stamm aber in seinen Lagen die Nationalität bewegen sich aus der Tiefe in bestimmten engen Grenzen. Im Laufe von Jahrhunderten ist etwas der Begriff der Gesellschaft ähnliches Eigenthümlichkeit und der zum Selbstbewußtsein entwickelnden Vertretung des innerhalb eines örtlichen Elements gebildet. Nicht in der auf den Bergen Lebenswelt gewachsenen Mundart, gewiß haben Sagenkreise und Lieder gedichtet. Die Sprache Dantes und Petrarcas ist nicht der verschiedener alter Italienischer Volksmundart, es ist die italienische. Das ingenuum „Hochdeutsch" hat seinen neue Muttersprachen wie den schwedischen und dänischen Mundarten seine Elemente entlehnt.

Die Staaten über sich auf, schafft die Nationalität nicht mehr so feste Grenzen ihrer volle Befriedigung finden und hat einigster Dank schneller, geringer wirkt als der Begriff der Nationalität. Nach mittelalter und christlicher Sitte des Denkens und Fühlens hatte der innerliche Zwiespalt des sittlichen und politischen Wesens die Kaiser schon zu einer Theilung gezwungen. Man erwartete vielleicht eine Störung einer einzigen Idee, aber man vollendete so, und war der Vertrag Deutschland ist eine Frucht der Ehewen, Rom ist der Germanen geworden. Im ganzen Verlauf des Mittelalters ist eine einzige „Theilung der Nationalitäten" von Dauer und von den regenerirenden Folgen gewesen, vorzüge die 843 zu Verdun Franzosen, Deutsche und Italiener schuf.

Man entbehrten viele großen Volksstämme aber doch weiten geblieb keine, von ihnen unterstützte Bruchstücke besaßen Stämme und sollten sie vertreten und verwalten. Die Deutschen haben ihre Sprache Sitten, Gesetze und Gewalt über alle deutschen und deutschen Völkerschaften von der Elbe bis zu ihren Eroberern aufgebreitet, sie auch vor 1500 Jahren vor Christo Geburt gesprochen. Ihnen Wort und ihrem Schwert sind die westlichen Burgen und Städte zum Opfer gefallen. Was ist von den Nationen der alten Provinz übrig geblieben? Kaum die Namen ihrer Städte und heiligen Haine, die Thaten, welche die Sänger willkürlich genug wenden und sie zu verfassen. Einer reichen, blühenden Cultur verschieden die Barbarenzeiten in der Provence und in Languedoc; die Völkerwanderung hat nicht nur Elemente der Kirche und der Staatsverfassung, sondern auch die Elemente ganzer ergänzter in Sprache und Eigenart ist unterschiedenen und neuen bedeutenden Nationalitäten. Die Portugiesen ist wirklich die Romanität übrig und manche alte, eigenthümliche Sitte, im Lied besteht auch die portugiesische Sprache. Und Völkergemisch auf spanischem Boden hat deutsch Germanisches und Hellenisches oft zu den wunderlichsten Verbindungen und Entdeckungen geführt. Augustin Thierry hat in seiner an Ich interessanten, materiellen und ergiebigen „Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen" die Geschichte der unterjochten Nationalitäten, der Gelten, Gallier und Sachsen, weiter ausgegraben und sie noch einmal zur Schlacht gegen ihre Sieger geführt. Er spendete ihnen Tränen in breiten Massen und bewies sich, er wußte den Zusammenhang der Geschichte, daß Tragische ihres Untergangs allein so schwierig, als es für Zuschauer der Schlacht von Hastings wäre, vorgestellten, daß der tiefen Schmerzen, Muth und Ehrgeiz der Sieger, von die Mischung der Nationalitäten erzeugt, als wichtig erschienen. Darauf folgerte, daß seiner Nachfolger weitergegangen; sie haben in der französischen Revolution eine tiefe, schöpfliche gewaltige Empörung und Befreiung der politischen Natur, welcher das Volk von den höfischen Gebräuchen, von den Pest hilfreich, erwarte gesehen" Wenn das Volk die Schlösser der Monarchen stürmte, so mochte es nur wissen, weil ihm vor 1500 Jahren ein Gemälde Chlodwig's gemacht. Ihm verbindet sich der Gedanke der Nationalität mit der sozialistischen Lehre, die jeder Eigenthum für einen Diebstahl erklärt. Alle Mittelalter geistige von Zeiten der Eroberung und von jetzigen hat vergessen, daß Volk Gebe weiter gegen die „Fremden", die „Barbaren" und deutlich heben gemacht als damals. Augustin Thierry hat auf die Idee gegen in seinem „Versuch die geschichte" einen großen Gesichtspunkt in allem Groß mit dem Bewußtsein einer alten sittlichen Gelehrt aufstellen lassen.

Wir wollen nun nicht behaupten, daß die Erinnerung an ehemalige Größe und Freiheit selber mit der Zeit abstrahirten alten Gerechtigkeit und Volksgefühle immer ganz vergessen sei. Sogar noch, als Napoleon von Elba nach Frankreich zurückkehrte, rief er die Manen der Provence, die Stämme der Cevennen auf — er wußte, daß die Revolution mit ihrer Entfernung Jahrhunderte in Vergessenheit die alten provinziellen Unterschiede und Gegensätze nicht vernichtet hatte, daß der Portugese trotz der ungeheuren Kluft seiner Heiligenbilder und der abergläubischen Vorgeschichten nicht aufgegeben. Das lebhafte Interesse noch immer von den Geheimnissen der Ahnen gegen die Osmanen, das wallfahrtliche heißt bis zu vielen Tage auf die Wunderkirche Arthurs, der Sachsenbekämpfer. Aus der Poesie hinter der Untergang der Völker die wichtige und regelmäßige Quelle, ihre entsprungen die Klagegesänge und die Trauerlieder.

Was sollte aber weiter werden, wenn alle diese Richtungen weiter in Frage gestellt, die alten überwundenen Nationalitäten entstehen und damit nothwendig zu einem gegenseitigen Vernichtungskampf aufgerufen würden? Zu welchem Ende? Während

der Bildung und Wahrheit an der Entstehung der Unterschiede, an dem ewigen Kriege der Menschengeschlechter unmittelbar zu Grunde. Kunstwerke und Erfindungen arbeitet, sollte ein ewiger Krieg beginnen, ein Zurückbringen der Menschheit auf ihr Quelle, von denen sie längst zu helfen und schönern Zielen vorgeschritten?

Der Geist ist aber: Wo der Geist einer Epoche der Nationalität entsteigt, droht ihm Gefahr, der sich überlebt hat, sein lebgewordenes Geist einer Nationalität, die noch existirt, an eine Wiederbelebung aber an eine Verbindung mit ihnen, an ein untreues politisches Schicksal gebundenen Stammesgenossen. Die Schweiz ist ein schlagendes Beispiel. Drei Nationalitäten, die sich nicht einmal im politischen Verkehr ganz verständigen können, die gewissen Gesetzen ihrer angehören, verbinden sich durch das höhere Band der politischen Freiheit. Daß sogar der Gemeine Italiens von einer Verbindung mit Italien spricht, ist eine Übereilung des Augenblicks, die auf 1 m Augenblick des nationalen Moments beruht und schnell verschwinden wird. Gerade wieder 1 B. ein mehrhundertjähriges Freiheitsrecht vor den Blick der Italiener und Ungarn zu sprechen gehabt haben.

Helden und Charlatane der Geschichte.

Unter den Helden der Geschichte gibt es keine einen, den sie so sorgfältig Charlatan-Gewand hingeworfen hat als Napoleon I.

Auf sein Bibliothek Napoleon's I. die allerdings in den Bearbeitungen des Meternapolitischen zur Diplomatie begründet und durch sie entschädigt sein mögen, entschieden gemacht zu haben. Es bekommt das Verdienst Thomas Carlyle's, seine Verehrung der Helden und der heroischen in der Geschichte überall von einem so tiefen Blicken war, und er die „Lüge" nennt, durchdringen ist, daß es den Helden nur so lange ist, als ihre Thaten der Wahrheit dienen. Für einen Helden möchte man Napoleon sie aber, wo er das eigentliche Element des Charlatan-Genies in sich entwickelt, ein Kind gewiß über die ergaben liegt und seinen Heldenmuth bekräftigen benutzen.

In der That war längere Zeit erforderlich, die charlatanische Geschichtsbetrachtung Carlyle's nachdrücklichen Schritt „Lieber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte". Nach Vorlesungen. Deutsch von J. Fröhlich. (Berlin, Verlag der Duncker'schen Buchhandlung. Über Heldenverehrung, 1853). Darauf die scharfe Verurtheilung von Helden „als Klang" und Charlatanen gestaltet. Carlyle im Vergleich mit dem Napoleon I.

In Napoleon besaß Carlyle seine seiner Vorgänger, mit der Epoche eingreifen Persönlichkeit, die eine gründliche Umwälzung von Mensch[illegible]. Hamer's Ton von Schwärmern Heroismus noch Carlyle viel heller auf Napoleon als auf Cromwell. Mehrmals einer Männer seiner Art habe sich von Himmel bei Augenblick schimmern Art habe sich von Hand auf in Napoleon gezeigt, habe gelegt den Sinn über die gewonnen und den innern sein Werk in Verbindung verwirklicht. „Napoleon war ein Polarstern" nennt zum Entzücken zu Napoleon's Zeit. Die Verherrlichungen, die Napoleon selbst besaß besaß hatte, war es so weltbewegend gewesen, den Heroismus nur zu sehen, seine Taten gutes Recht zu erhalten u. s. w., liegt Carlyle in seinen Ansichten Wahrheitsliebe nicht gelten. Daß seine seine Verherrlichungen einem Manne Recht es in seinem Falle sei. Lügen zu schaffen. Es würde auf die Länge heilig sein Napoleon gewesen sein, wenn er seine geschaffen hätte. „In der That, wenn ein Mensch ein Verhältniß hat, und über die Straße und den Tag hinausreicht und weiblich ich auch am Tage darauf noch benutzen soll, und kann es ihm da nützen, Lügen zu entdecken? Die Lügen werden entdeckt, verschwinden Straße noch heiße erhalten. Daß nützlich und heilig sei Lügen seinen Glauben, auch nicht, wenn es die Wahrheit sagt und es ihm von höchster Wichtigkeit ist, daß man ihm glaube. Daß alle Geschichte vom Wort' Eine Lüge ist ein Nicht-Ding; man kann nicht und nichts etwas machen, man macht am Ende nichts und verliert seine Mühe obendrein."

Man braucht an Pseudo der Lüge kein solches Augenmerk zu legen wie Kant, der nicht einmal einen Nothen, welcher einen bei und verhaften Hause aufnahm, zu belügen gestattet, aber von der Lüge so entgegenkommen Gebrauch zu machen, wie es in der Politik geschieht, ist nicht nur ein Verstoß gegen die Moral, sondern auch gegen die Würde und gegen die Klugheit, die man von einem Herrscher und Heros letzteren darf zu betrachten.

Carlyle verkennt bei alledem nicht, daß Napoleon I. eine große Rechtschaffenheit des Willens besaß, welche bei all seinen großen Fehlern und Unfehlbarkeiten in den selbstsüchtigen unverzeihlichen Zügen für und Christliche besitzt, bei dem Manne unverzeihen. Napoleon I. hatte auf dem Boden der Thatsachen gelungen es überhaupt auf einem höher da hatte einen Materialismus, der höher war als seine unreligiöse Bildung. Er erblickte durch alle Mittel die praktischen Gehalt der Sache und ging geringe auf seine los. Mit ihm der Verstandes der Talismane und seine Fabrikationen die neue Schöpfung gegen und die Praxis und Pflichtlos bestreben. entwickelte Napoleon wenig, daß sich eine Schule gebe, schuf eine gelehrte Loslösung von einem Denken ab. Recht so sie von schuf wurde. Einige Tage darauf ging es für sie an schöne Angelegenheit heraus, neue großen Schreiben seinen Mitarbeitern. Es war nicht Gute, sondern Bösen. Bei Gt. Helena ist es bemerkenswerth, wie er auch immer, bis zu seinen letzten Tagen, das Praktische, das Pflichtige im Auge hat. „Wenn schon und Tages, beispielsweise aber wenn entsinnenden Leuten?" Da ist sein Verhalten darin, es

führt zu nichts, daß man thun kann. Sagt nicht, was ich nicht thun soll.“ So spricht er oft zu seinen armen, unbeständigen Gefährten.

Auch was Carlyle Glauben nennt, war in Napoleon I. Er glaubte an die mit der Französischen Revolution hereingebrochene neue Zeit und ihre Principien. Er benutzt selbst den dunkeln Sinn dieses ganz richtig. „La carrière ouverte aux talents, das Wortlaut dem, der es buchstäblich kann.“ Das war nach Carlyle die eigentliche Wahrheit, die ganze Wahrheit. Napoleon war in seiner ersten Periode entschiedener Demokrat, unterdrückte jeden Demokraten mehr von Anarchie und gab seinen angeborenen Haß gegen alles Aristokratische lebhaft kund.

Insoweit alle in Napoleon I. seinen Glauben an das neue demokratische Princip der Revolution lebendig war und er das monarchische Element bestehen zu lassen, seinen wahren Zweck zu erfüllen, für organisch zu gebieten schien, erkennt auch Carlyle willig in ihm einen Heiden. „Es war ein Mann zum Sehen in seinem Menschen, eine Seele zum Wagen und Thun. Er ging auf natürlichem Wege zur Königswürde empor. Als Menschen sahen, daß er dafür gemacht war.“

Aber nachdem er einmal emporgestiegen war, begann auch, wo Carlyle weniger zeigt, der Monarch das ideale „Charakter-Element“ erhalt die Oberhand. Er ward abtrünnig von seinem alten Glauben an Thatsachen und fing an, Erfindungen zu glauben, that sich nach Verbindungen mit Herrschlichen Damen, mit Dynastien, mit den alten mächtigen Institutionen um, die er einst klar als nichtig erkannt hatte, gebrauchte „seine Dynastie“ zu „begründen“ u. dergl. m. Der Mann, sagt Carlyle, war in zu frühigen Irrthümern verstrickt, daß er den Tag glaubte.“ Er unterschied nun Wahrheit nicht mehr von Lüchen, wenn er sie sah, „sie durchschaute Einsicht, die ein Mensch haben sollte, daß er sein Herz der Unwahrheit preisgibt“.

Das Charakter-Element, das Element der Schwäche und der Lüge hatte Carlyle früher in dem phantastischen Aufputz von theatralischen Farben, Bildern und Phrasen, womit Napoleon seine eigene Wirklichkeit umgeben, in der Meinung, sie damit wirksamer zu machen. Carlyle erkannte in seiner Bezeichnung an das tolle Pack Convention, empfand eine Widerwärtigkeit bei Kaiserkrönung, während es ein Mann war, den zu umgeben, „la cérémonie de la religion“; wenn an das Ceremonienwesen, der Krönungen, Weihungen in Notre Dame u. s. w. Nachdem Carlyle alles das geschildert, ruft er aus: „Leider seine Napoleon seine sich: er glaubte zu sehr an die Unsichtbarkeit der Menschen. Ich suchte Interesse im Menschen als Hunger und Durst. Er sann sich wie jemand, der auf Wolken bauen wollte: sein Haus und er stürzen gemeinsamer unter und verschwanden auf der Welt.“ „Ich so und allen“, sagt Carlyle, „ist das Charakter-Element verhindern und könnte entwickelt werden, wenn die Verirrung kurz genug wäre.“ „Das Wesen, in welchem das Charakter-Element als ein wirklicher Bestandtheil erkennbar hervortritt, ist zu flüchtiger Vergänglichkeit verdammt; und wie gewaltig es auch erscheinen mag, es ist in sich selber klein. Was war denjenige Napoleon's Wirksamkeit mit all dem Lärm, den sie gemacht? Ein Flammenschlag wie von einer unbegreiflichen Pulver! Ein Aufleuchten wie einer dürren Heide! Eine Stunde lang schien das ganze Weltall in Rauch und Flammen gehüllt zu sein, aber nur eine Stunde. Es erlischt das Weltall mit seinen wilden Bergen und Strömen, seinen Cäsaren aber und gütigen Einheiten unter ist noch da.“

Napoleon III. hat auch Sinn für Wahrheit, aber auch ein großes Talent für Charakterrolle wie sein Onkel. Zuweilen hat seine Handlungen und Aeußerungen außerordentlich aufrichtig, kann wieder scheint alles bei ihm auf der Lüge zu ruhen. In dem Worte, daß er seinen Soldaten sagte: „Ich führe mit dem Kriege auf, weil er größere Ehren bietet, als er den Interessen Frankreichs einbringt“, lag eine große Aufrichtigkeit; er enthüllte damit nicht die Wahrheit des Princips von Völkerkrieg (die Geschichte von Vernichtungen, die er nicht über Frankreich heraufbeschworen wagen konnte), als nur seinen Mitbesitzern, die er sich gegen den jungen Bonapartischen Dynastie erhalten. Man wird es nicht wieder erfinden, um seinen Namen ernsthaft zu lassen, als bei ihm wirklich Convictionen“

Aus meinem Tagebuch.

Von Friedrich Hebbel.

Verkehre nicht zu eifrig mit Frauen, sonst kennst du sie für die Gedanken, die du ihnen unentwirrt, seinen eigenen Gedanken erblickt. Der Kaufmann schickt an den Käufer verkehrt, der zu sein zum Taschenbuch ist.

* *

Wenn du den Menschen deine eigentliche Hochachtung über sie nicht sagen kannst, so schweige recht lieber ganz.

* *

Viele Menschen erkalten kann es, weil sie lieben können.

* *

Die Tugenden wurde die Welt dort nur einmal gründen, jetzt lichtete Paar ist weiter: das ist der Menschenrace, der edle Mann, das edle Weib.

* *

Wie machen, wie die Natur ihre Herren, und so haben Gleiten zum Zeugen von unendlich vielen, das es nie gethan, gemacht, gefühlt hat, aber doch mit Lebensmittel dazu thun, wenden und fühlen können, und ewigen sie von Zeit und der wilden Fülle der Möglichkeiten in den innern Aether der Form.

* *

Wie erkennt, wer man sicht Grenzen, ist unser Unendlichen unendlich viel näher, als für den schon

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Ernst Keil jun. — Druck und Verlag von E. L. Keil's in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 47. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Manfred. Novelle von Julius Rodenberg. (Fünf und zwanzig Kapitel.) — Erzählungen aus 150 Jahren. VI. — Blätter aus Italien. — Literatur. Skizzen. II. — Miszellen. — Das Ja. — Aus meinem Tagebuch. VI. — Blätter und Blüthen. — Literatur und Kritik. — Aus Friedrich Hebbels Tagebüchern.

Manfred.

Novelle von Julius Rodenberg.

Erstes Kapitel.

In einer deutschen Residenz sprach man seit Wochen von nichts als dem „Tannhäuser", Richard Wagner und der Zukunftsmusik. Durch die bewerkstelligte Aufführung dieser Oper angeregt und die Diskussionen der Journalpresse belebend, war es Modesache geworden, seine Ansichten für oder wider zu äußern. Nicht allein in den Kaffeehäusern, wo die Männer des Geschäfts mit den Vertretern der Kunst zusammenzutreffen und sich eine Unterhaltung über künstlerische Bewegungen leicht macht, ganz gelehrt und mit Augen gelesen wird, auch in den Salons wurden die Damen nicht müde, das einmal beliebte Thema anzuregen, sich darüber zu belehren, einzudringen oder mit Laune zu repräsentiren. In Hülle in den höchsten Kreisen, bei Hofe, wurde oft und mit Leidenschaft von dem Gegenstande gesprochen, der alle Schichten der Gesellschaft gleichmäßig zu interessiren schien. Es war es ein Wunder, daß an dem Tage, wo die in ungewöhnlichem Format gedruckten Theaterzettel an allen Straßenecken und Gastwirthshäusern, in allen Zeitungen und Journalläden verkündeten, daß heute zum ersten male der „Tannhäuser" aufgeführt werde,

schon von frühmorgens an Theaterdiener, Aus- und Thürsteher des Hauses belagert waren, wie man es lange nicht erlebt hatte. Bücher waren schon seit dem Mittag nicht mehr zu haben und noch war die Sonne des Tages nicht untergegangen, als schon ein großer Haufen auf der Theatertreppe wartete, um bei Oeffnung der Thüre gleich auf den obern Rängen gute Plätze erobern zu können. Auch die Garderobe der vornehmen Welt mußten heute früher, als sie's sonst zu thun pflegten, unter den Pretiosen; sogar die Offiziere, deren Dienstpflichten nicht hinderten, in dichter und ruhiger Masse das Parquet füllen, als die Glocke zum ersten male läutete. Aus dem Orchester schallte somit Tonschwankungen der Violinen und Celli, daß, so sehr es auch unharmonisch ist, eben vielleicht eben deshalb, die Erwartung des Zuhörers erhöht und spannt. Die Glocke läutete zum zweiten male — und Hand war in allen Logen belebt; auch das Regierungspaar, seine schon Glieder des Hauses und hinter ihm Hofdamen und Kammerherren, sah in der herrlichen Loge. Als dann dritte Glockenton nahm der Kapellmeister seinen Stab ein, hob den Taktstock und die Ouverture begann. Tausend Saiten bewegten in der ganzen Orchestermasse; von dem weitläufigen Magen ging nicht ein Klang ver-

lenen. Mit bem Ruf der Freude und Bewunderung schlug manches Herz, als die Meisterin selber auf die wilden Saiten; die Leidenschaft, die sich in vielen Tönen ein ewiges Lied gesungen hat, stürzte wundervolle Klänge nieder — aber der Jubel und das Staunen schwiegen, bis der Schlußaccord verhallt war. Dann brach der Beifall und während die Menge in abwechselnden Weisen lebendig, theilte sich die Zeitgenossin und tauschte erkannter Augen lohen die Blumen des Beifalls in brechenden Bildern und üppigen Gebilden an sich verschwendrischer. Nachtigallen in wilden Tanz, das Flammenlicht über den Schultern und Augen in den Haaren der Frauen, schwärmen in funkelnden Farben; selig-süßer Liebespaare suchen auf den Seitwegen, während in blauen Lüften Raketen auf- und niedersausen. Schwächlich Singen des innern Einverstandes einer dem auf im Vorhergrunde auf einer Marmorbank saß die lieblichste Gestalt des gestrigen Abendfestes, welche rich mittelalterlicher Phantasie zur Feier Isabellen gemacht hat, Frau Gerard, „der schöne Trostein", und die zu Füßen schmiegende Landsleute, der Feier verjüngte Sänger. Wer kann sich denken, welch neuen Jubel es gab, als Isabella Krone, welche die Poesie der Frauen lang, der allerliebster Künstlerin, die selbst Meisterin bewährt hatte. In der That! eine wirksamere Situation sah sich für diese Dame nicht erfinden, welche, schlank und hoch voll anmuthiger Mädchenfülle, hohe Majestät mit unbeschreiblicher Milde verband und für einer Frauen wie gebildet war. Das dunkle glänzende Haar sah sie in reicher, aufgelöster Masse über den bloßen Hals, die Stirn war mit einem Perlenbande geziert, das mattrothe Gewand, mit schimmernden Bändern durchwirkt, wand über der Taille von einem Goldgürtel gehalten. Auf den Lockenhaar war nun allseitig Lorbeer gewunden; denn Herr Manfred, ein noch sehr jugendlicher Künstler, war in seiner Rolle zum ersten male vor dem Publikum auf. Seiner kühnen Erscheinung gibt Allegorie; Kriegsrüstung und Schmuck wie einer Dame, vereinte er zugleich Kraft und Eleganz in seinen Bewegungen. Seinen viel gelockten, rothgoldenen Kopf umwallte leichter, blonder Haar, auf seinem glänzend blauen Wams flatterte der Schmuck der Jugend, der Schwerthelm, der ungeheuren Federbusch. Sein Gesang wurde mit rauschendem Beifallssturm belohnt, der sich von ganzen Haus wiederholte, so oft er endete. Er kam nach Publikum auf seinen ersten Beifallsturm vollständig gewonnen; seine Stimme klang rein wie Glockenerz, dabei weich und ungemein wie Harfenton. Nachdem der Vorhang zum achten male gefallen war, sprach man überall laß nur von Manfred; und wir verschieden auch die Urtheile lauten mochten, darin stimmten sie überein, daß hier eine außerordentliche Begabung in der Darstellung begriffen sei.

„Ich weiß nicht, was ihm fehlt — aber etwas fehlt ihm sicher!" sagte Lore Bellert zu ihrem Manne, der mit seiner ganzen Familie heute in der rothausgeschlagenen Loge gerade unter der Bühne saß.

„Du hast recht, — ich glaube, es fehlt dem Sänger hier", und dabei drückte Lord Bellert auf das Herz.

„O mein, lieber Mann!" erwiderte die Baronesse rasch, „das kann nicht sein. Dafür haben wir Beweis ein feines und richtiges Gefühl. Es fehlt ihm vielleicht nur daran, daß es erwärmt werde."

„Dann wäre es im Interesse der Kunst schon eine liebenswürdige That, wenn sich eine Dame fände, die das kalte Herz zu erwärmen verstände, meine Gnädige!" sagte Herr von Braunfeld, ein junger Diplomat, welcher mit der Familie des Hauses seit kurzem verkehr war.

„Meinen Sie?" wandte sich Alice, hinter ihrer Stuhl Braunfeld saß, lächelnd um.

„In der That, theuerste Isabella, das ist meine Ueberzeugung", erwiderte er, indem er seinen Sessel abrückte, weil diese sich mit den Opernglas über die Logenbrüstung lehnen wollte.

Auf den Parquetreihen wandten sich begierig die Blicke vielen Leute des Saals zu ihnen, denn Miß Bellert war die gefeierte Dame vieler Salons, in welchen sie — am Arme ihres Verlobten — zum ersten male die Bälle brachte hatte. Ihren feinen Gesicht gab eine gewisse gelbgrüne Nuance des Kastanienbraun gefärbten Haares, die Wangen waren sehr gerötet, die Lippen dunkelrot gefärbt. Unter langen, dunklen Wimpern blitzen ein Paar klare Augen voll Witz und Leben hervor, und die weiße, hohe Stirn ward von dunkelbraunen Haarwellen wirksam umrahmt. Dabei war die Dame voll Grazie, ihre Hand entzückend klein und ihr Fuß so fein, daß man sich mit Herrn Bellert bereits darüber wundern mögen, „wie er so viel Schönheit mögen könne"? — Schönheiten, wie Alice eine war, hätte Konstantinopel um besitzen; sie hatte es auch

an seinem Arme gewählt und ich in seinem blauen Reisegewande unendlich liebenswürdig aus.

Nach dem zweiten Akt ging Herr von Pressnitz nach Hause hinauf, um seiner Braut und seiner ganzen Mutter mit Erleichterungen zu erfreuen. Später bei Champagner, für die Akte schwärmte, brachte er noch einige interessante Neuigkeiten über Manches mit, die er draußen gehört hatte.

Er war von mittlerer Lebhaftigkeit und hatte bisher an einem feinen Herrenjockeiklub gewirkt, wo ihn Fräulein Anny bei Gelegenheit einer Quadrille kennen gelernt hatte. Der junge Mann in seiner frischen Jugendlichkeit machte einen bisherigen Eindruck auf das Herz der verhätschelten Primadonna und der Neigung zu ihm mußte allgemein als der Verständigung zugethan, der Manchen den reichen Glückwechsel verkündete, demzufolge schon es nach wenigen Jahren seiner Kunstbeschäftigung die Möglichkeit an einen wohlversorgten Posten mit der an einer der ersten Inwohnstadt verbunden konnte.

„Aber — kleinen genug!" schloß Herr von Pressnitz seinen Bericht. „Manchen will höchst heute, höchst fast gegen die Luft sein, denn Gerüchte sie zuletzt aufgeschnappt hat."

„Ich ich nicht recht glaube", sagte Frau Pellert seine Hand, „als ich verlor Anfang, der Sänger habe sein Herz?"

„Gerücht. Sie hatten recht, wenn Sie das behaupteten", sagte ein junger Offizier, der von Herrn von Pressnitz in die Loge gebeten worden war. „Denn wir kann man fast binden gegen einer Lampe, die mit den Augen der Schönheit und den Ohren des Gesangs so reich ausgestattet ist wie Fräulein Anny?"

„Hat doch nicht recht!" brummte Herr Pellert mit seinem Fächer. „Ich habe mir das nicht erfahren — es hilft nur an der Erwähnung. Fräulein Anny ist es nicht gelungen, das jugendliche Herz zu begeistern. Hören Sie nur die Rufer draußen!"

Jene trübere wurde rollte der Vorhang in die Höhe. Das Ende der feierlichen Stimmung, das Ende Wallenrod: „O du mein holder Abendstern", dann alle Herzen zu andächtiger Wehmut gebannt. Da trat der Landsknecht auf, in zerrissenem Pilgergewand, mit verwirrtem Haar und wundem Fuße; er lehnte von dem heim, Buchstaben, Erinnerung an Herzen und voll brennender Sehnsucht nach Liebe. Da er sich bewegte gewaltig, daß der Blick ihn aufgehoben hatte, da laute gewaltige Wort, da voll er triumphieren zu hoch als warmer, liebevoller Mensch, wo die Stärke der Liebe ihm hatte, wo die Sternenhimmel ihn freudig grüßen und jedwede Creatur ewig jungen Gedanken ihn lieb umschwärmen. Aus Sehnsucht brennender voll der Landsknecht als der ihm Taumel, der ihn betäuben soll, empfindungsvoll; er spricht Worten von heiligen Namen seiner Verlorenen, die im Grabe für ihren ungetreuen Landsknecht gebeten ist, — und als wär's ein Inbrunst, — bei dem Namen „Elisabeth" faßt er verzückt und zugleich greifen in sich zusammen und die ewige Gnadenlust aus dem Barmherzigen verschwindet.

Ein langer Beifall, aber lang und viel, denn der Text Pellert, der gripsant der Musik und dem Klange der Handlung gelegt war, entzückt; als er sich umblickte, sah er seiner Frauen abwechselnd und mit höchster Wangen in den Armen ihrer Verehrer. Text und Herr Pellert erhoben sich zuletzt. Nur erhoben sich erst besonders in der ferneren Zeit wurden, und noch ehe der Akt zu Ende war, trübte der Klagen von Pellert's Herrn an.

„Ich trauerte heute ich schalt — gewiß nicht weiter", sagte Herr Pellert. „Er spielte ist das Hand in der That auch nicht gewesen. Sehr wahr, Mann, es gibt so schon Leben?"

„Ja, ja, lieber Papa, und halt weiß es ganz gut sein. Beruhige dich, wir ist ganz wohl. O, in nicht von Herzen wohl!"

„Guter Kind!" sagte die Mutter und schob das strenge Mädchen in die Arme.

[illegible]

Das Herz des Herr Pellert war ein feiner, aber leicht verletzbar und empfindlicher Hand, welches, auf der Harmonie der Welten gingen, seiner Ansicht einen seinen Rahmen auf Anlagen, Stirne, Augen und Mund schlossen. Innerliche Passion beschäftigen das Schauspiel und an der Grenze des Gesprächsbild wurde sich verzogt Erbrechungsweise. Herr Pellert wirke im Leben mit seinem Kameler in Innigkeit. Hier wurde nur Ich lang in Frankfurt am Main, in Hochberg und kamen schon die längere Zeit tauschte an dem Tage meiner Begebenheit, an welchem ihn verzeichnet die grünste Tage, die einer Komödiant gebeten hatte, die auf die ernste bedeute Gemeinheit seiner einzigen Tochter Alice gleichzeitig verbrüdlich wurde. Gegenüber kam er an Herr und in den ersten Karten der Gesell-

[illegible] eine so unverkennbare Aufnahme, daß sich eine Reihe der schönsten und angesehensten Verbindungen nicht herauf regte. So war auch die Bekanntschaft des Hauses mit Herrn von Braunfels entstanden, der als Bruder einer in der Nachbarschaft [illegible] schon durch seinen Namen besonders empfohlen war. Mehr noch verlockte ihn sein elegant dekorirtes Weib, seine glänzende Conversation, hier und da vielleicht auch seine Absicht und sein Reichthum den Ruf eines überall gern gesehenen Gesellschafters. Frau Diana, sein Gespons, war allen aber seiner Seine bemerkt und sein Fall über Herrn von Braunfels; denn auch als Jüngst war er ebenso renommirt wie als Mann der Unterhaltung. Und wenn sich die Blicke der Frau wandten, wie er mit ihren Lichtern tanzte, so bekrittelte es sicher auch eine Tanzfeste, nicht weniger gut in der Stimmung. Herr von Braunfels war der Held der Saison, und was sie so wunderbarer schien, es war es schon mehrere Monate hindurch geworden und auch immer seiner Absicht für die Schar seiner Courmacherei, in seinen Netz zu rücken! Mindestens ein halbes Dutzend junger Damen glaubte sie fühlen, daß sie die Auserwählten seien, und ihre tiefe Spannung erhöhte den Reiz des Gesellen. Auf einmal — etwa vier Wochen vor dem Beginn unserer Erzählung — hieß es: Herr von Braunfels ist mit Mad. Pelford verlobt! Jeder theilte sich die Offiziere der Nachricht in den Conditionen und Kaffeehäusern mit — aber leise, ganz leise — denn keiner glaubte an ein Gerücht, das unter so bewandten Umständen leicht entstehen konnte. Einige Herren gingen auch unter den Damen von Zimmern und vornehmen Mienen, aber die alten Damen, die Mutter, nahmen im Sinne der geltenden Ansichten von Moral und Anstand Partei: „Nein, — das ist nicht möglich! Das ist ein unmöglich! Der Herr von Braunfels und diese — Pardon!" Aber es war doch so — schon in einem kleinen Cirkel hatte Monsieur von Braunfels wenigstens Mad. Pelford und Herr von Braunfels von der Partei als Verlobte vorgestellt und am folgenden Sonntag hatte das Paar auch, um in den bekanntesten Häusern seine Visite zu machen. Nur einzelne alte junge Herren auf, denen der gesellschaftliche Takt nun von der Lippe abgerissen, es hatte aufgehört, interessant zu sein; die jungen Damen aber lachten, denn wieder eine Hoffnung war zu Grabe getragen. Von der Mutter Liebe zog alle Wärme wieder, die sie an Stanislaf der verlorgenen Tage verloren hatten, „ach, doch — ist das auch ein Glück!" sagten sie. „Das Traurigste von der Welt ist, die Braut eines Andern zu sehen — diese rasige Entschuldigung, diese unerschöpflichen Entschuldigungen, diese unerträgliche Erklärungslust — nein, nein! meine Tochter wird nie einen Spießruthenlauf machen!"

Herr von Braunfels lebte hier sich wahrscheinlich äußerst glücklich in seinem neuen Verhältnisse. Es kommt für jeden einer Zeit, wo man sich nach dem leichten Plaudern und Heiden nach ernster und innerer Herzensbefriedigung sehnt, ich möchte sagen, wo man das leichte Reichwerk gern mit der besseren Hausmannskost vertauscht. Diese Zeit war für Braunfels gekommen. Insbesondere hatte ihn sein Beruf in die verschiedenen Residenzplätzen umhergeführt, wo sich ihm — dem vornehmen und jungen Mann — die Salons eben Kabinetter gern öffneten. Die Residenzstadtchen hatte er ihm nie gefehlt und seinem Theaterer, halb mit der Damen seines Herzens, halb auch mit eigenen Tänzerinnen oder Sängerinnen, waren von Zeit zu Zeit als pikante Intermezzi in sein Leben. Er hatte gelebt; aber war eben so viel, um seinem Weine zum feinen Tropfen, der sich nur in den feinen Umgang mit Frauen reifen, zu gehen. Aber da Herr von Braunfels auch ein Herz hatte, so fühlte er trotz all seiner verschiedenen Unterhaltungen doch einige Leere, ein Etwas, welches Etwas er sich selber kaum angeben wußte. Und als er Mad. Pelford kennen gelernt hatte, fand er mit dem Grunde seiner gebrochenen Leidenschaft zugleich das Mittel sie zu heilen; und wie er denn von jeher ein Schoßkind Amors's gewesen, so war er auch diesmal glücklich genug, seine Wünsche sich in erreichbare Nähe rücken zu sehen, als er sie kaum ausgesprochen hatte. Mad. Pelford, der sich durch eine Verbindung mit dem vornehmen Braunfels'schen Hause höchlich geehrt sah, erhielte ebenso bald seine Einwilligung, als Herr von Braunfels sie von der seinen Seiten brauchbringend hatte.

Ein glänzendes Fest im Hotel Pelford, welches sogar die fürstlichen Herrschaften auf ein Stündchen beehrt hatten, gab dem Bündniß der beiden Verliebten die erwünschte Oeffentlichkeit und von allen Seiten kamen Gratulationen, Segenswünsche und Freudenbezeigungen. Ein schönes Paar war in der Residenz lange nicht gesehen worden; Er, die achtgebietende Jünglingsgestalt, die graziöse Hinterlassenschaft des kostbarsten Gemahls aufgeben, in dem,

[illegible] [illegible] [illegible] [

aber sie weiß wohl, daß sie weiter. Nach einer Stunde, als der Kammerjunker eintritt, um sie anzukleiden, hatte sie sich schon erhoben, auf ihrem immer noch blassen Gesicht lag eine ungewöhnliche Röthe; sie war ruhig geworden und der warme Frühlingssonnenschein, der durch die spitzbogigen Fenster drang, that ihr unendlich wohl.

In heiterem gewähltem Anzuge erschien sie im Zimmer ihrer Mutter, und auch diese Person hatte das Gefühl seiner Jugend noch nie so wenig bedauert, sie hatte noch der Medicinalrath für völlige Wiederherstellung von der Pneumonie an Kind als bei meinem gestrigen für seine kleine Patientin, und man ging auf seinen Rath ein. Der Nachmittag kam und Herr von Brandis kam; Mine nahm ihren Schirm und trat am Arme ihres Verlobten vor die Thür.

Die Nachmittagssonne glänzte, der Himmel war rein, weiß und blau. Einer Menge von Spaziergängern hatte sie heute Personale, so alle hatte der wonnige Frühlingstag auf die Straße gelockt. Welch einen Zauber übt doch sie, mächtige Erwecken der Natur! Wie sie Knospen und den Jüngsten bringen, so macht sich denn auch in Menschenherzen ein lebendigeres Ringen fühlbar. Alle die Wesen, die lichtscheuen von den Bergen niedersteigen, hat nun die sonnenhelle Botschaft zu ihrer Wärme, die tief und heimlich in der Erde klingt, und der leichten Wang der sommerglühenden Wolken ist nur ein leuchtender Bote aller der Gestalten, die dann nicht minder rasch und heiter durch den Geist ziehen. O Frühling, Frühling! Du bist der heilige Augenblick im Leben der Schöpfung, du bist der Moment, in welchem das ewige Weltenwesen in den Himmel sieht, der sich nur auf kurze Zeit öffnen darf: der Moment, in welchem auch die Engelein all ihre Thränen weinend ausgeleert haben!

Heute war gerade schönes Wetter zu Ihrem ihres Verlobten haben. Der weibliche * und spitzte mit ihrem Schirm, mit ihrem P-ruder; sie schwatzte den Frühling in vollen, hastigen Zügen, und mit den Wahrheiten, daß sie empfand, belehrte und schwatzte sich der Stimmung, sie hätte sich ganz wieder das kleinste, die empfindsame Kind. Das Gespräch mit Herrn von Brandis hatte den leichten und heiteren Charakter, wie er zu seinem Monsieur mit Sonnenschein, heimlichen Glanzlichtern und flüchtiger Berührung mit den vorüberwehenden Gerüchten paßt.

Da, indem sie an einer Ecke des Platzes kamen, trat ihnen ein auffallend schöner Herr entgegen. Der Herr, eine schlanke und feine Gestalt, jung — ein wenig verwelkt in seinen Bewegungen: die Damen sehen ihm vor der vollendeten Welt tief sich verbeugen. Im Vorübergehen betrachtete der Herr einen Moment Mine, der sie erröthete, der ihr Herz klopfen machte. „Wer war doch Monsieur?“ fragte Mine ihren Verlobten, nachdem sie einige Schritte gegangen waren. „Ich glaube wohl; denn der Name nahm ihn in Anspruch Name“, erwiderte Herr von Brandis, der ihn auch den Damen vorgestellt hatte. Auch Mine wandte den Kopf zurück — und da sie bemerkte, daß auch Monsieur sich umgeschaut hatte, sagte sie, ein wenig heftig — „hat sie mir angegriffen!“

„Warum, theure Mine? Wer wird mir einen Sänger zur bösen Feindin machen?“

O Frauenherz, Frauenherz, bist du nicht eine Verrätherin? Der leichte Hauch macht dich beben und zittern — du fingst nur die Erinnerungen der Augenblicke auf in Langen, Arien und idealischen Romanen. Der leise elektrische Funke ist in deiner Tonleiter, wie in dir gleichsam und harmonisch wider; und unter der bewußt gütigen Leitung des Meisters sammelte sich die klingenden Heerden zur melodischen Scheue — aber die Tonart, ob dur oder moll, bestimmt nur dein Schicksal.

Von dem Instrument seiner Stimme berührt und in den beben war ein Herr mit blondem Haar, mädchen und ausdrucksvollen Gesicht; noch der Nachmittagsfeier trug er einen weißen Hut, der übrigens zu seinen sonstigen Zügen vortrefflich stand.

„Ah, — guten Tag, Herr Kapellmeister!“ rief den Herr von Brandis entgegen. „Schön, daß Sie mir endlich Gelegenheit geben, Ihnen meine Mine vorzustellen — Erben Sie — wo hab gibt — man hat von Tag zu Tag zur Vorliebe — wie viele Freunde, die Ihnen an ihrem Glück nehmen, gibt's zu beneiden — aber sie haben keinen immer zahlen!“

Der Kapellmeister verbeugte sich vor Mine, die ihm ihre Hand über die gebotene Aufführung des „Tannhäuser“ lächelnd und mit freundlichem Augen entgegnete.

„Ja“, sei Herr von Brandis rasch ein, „Sehen Sie sich vor! Hand warm für den Hochgenuß bereiten, den Sie dem Publikum verschaffen haben. Von mir will ich schweigen, wenn Sie wollen, wir ich Ihnen von Tannhäuser für mein Ohr schwärmen. Aber meine Mine — ich will

nicht recht, ob ich mich in dem Manne betrogen habe — — Er verliert die Oper ist schwach — ich glaube, er hat der „Zauberin“ Abbruch und verliert!“

„Sie glauben, lieber Freund?“ C nickt noch“, sagte das Mädchen, indem sie ihrer Mama sanft aufhilft. „dann hört ich zu wir werde das Theater besuchen, wenn die „Zauberin“ gegeben wird — das würde Ihnen die Mühe gar nicht ersparen.“

„Vorerst, gnädigste Fräulein, hätte die Frau Mama gar nicht in Verlegenheit kommen, denn die „Zauberin“ wird schwerlich nicht mehr gegeben werden.“

„Warum nicht?“ fragte Mina erstaunt sich und verwundert.

„Hat es nicht gefallen?“ sagte Franziska hinzu.

„O, es hat mehr gefallen als irgendeine von andern Oper. Aber unser Zauberin geht“

„Wie, Monsieur verliert sie?“

„Wenn auch nicht auf immer, so doch für die nächste Zeit, und wird vor dem Winter nicht wiederkehren. Sie können sich denken, wie sehr Everard das für uns und das Theater ist — aber wir haben keine Wahl. Wir sind jetzt in Gefahr, auch Franziska Krone zu verlieren!“

„Wie denn das? Das hat ja Geheimnisse, die da hinter den Coulissen vorgehen“

„Nun, Sie dürfen's schon wissen. Warum nicht? Theatergeheimnisse sind doch in der ganzen Welt. Herr Monfort ist ein junger Künstler von einer großen Zukunft. Nach seiner gestrigen Leistung leidet das keinen Zweifel — ich bin, das bei Hofe der günstigste Urtheile über ihn gefällt sind — wer hatten uns Glück wünschen zu seiner Acquisition. Aber wir verlieren sie wenig der Fräulein Krone — ihre Zuneigung a dem jungen Manne. Der Name ist schon, sich, unabhängig — sie will ihn heirathen, — er wird mit ihm von der Bühne zurücktreten. Haben Sie das Mädchen mit seiner Haltung.“

„Seltsam! Hat vorhalb sahen sie ihn denn auf die Bühne bringen?“

„Kennen Sie Franziskachen nicht? Sie wollte ihn zeigen, ihn bewundern lassen. Vielleicht wollte sie vor dem Publikum, das ihre Schwäche haben in entwerfen gelegt ist, ihre Wahl rechtfertigen, vielleicht auch hat der unüberwindliche Beifall, den ihrem Gesichten zu Theil geworden, ihr Gleichmuth angegriffen und sie zu raschem Handeln bewogen. Ihrem Mangen hat sie der Intendanz ihren Entschluß mitgetheilt, die Bühne zu verlassen — ihr Contract läuft eben ab, war Andere im Begriff, ihn zu erneuern und Monfort zu engagiren; aber das Arrangiren einer langen Unterredung ist nur ihr Vorgesetzter gewesen, im Hotelle weiterzuführen. Den Sommer will sie mit Monfort reisen. Ihr die Rolle der Braut wurde sich schon ein Opfer haben; aber wer soll den Zauberin singen? Wir haben niemand und die Oper muß bis zum Winter ruhen.“

Mina hatte aufmerksam zuhig angehört. „Mein Gott“, sagte sie endlich, „Monfort will sich verheirathen?“

„Ja, wundern Sie sich nur“, erwiderte der Kapellmeister. „Ein Künstler wäre sich nicht treiben, solange er ganz ist wie Monfort. Der Kunst will seinen Raum, sie verträgt keine Rivalin.“

„Aber das Herz will doch auch bei einem Künstler befriedigt sein“...

„Das Herz, gnädigste Fräulein, muß schweigen, solange der Ehrgeiz redet; der Ehrgeiz ist die einzige Leidenschaft im Künstlerleben. Ihm muß alles aufgeopfert werden, was die andern Menschen Glück und Freude nennen; dafür entschädigt seine Befriedigung aber auch — ein künstlerischer Triumph wiegt die Seligkeit einer ganzen Leonard auf. Das hat Monfort, der sein anderes Ziel und es schätzen wird. Sich zur Ordnung bringen, ist der Künstler einzige Aufgabe, das Leben ist nur ein Mittel dazu — Mittel nur ist, was anderen menschenwerthen Zweck schien. Mittel ist der Umgang mit der Welt, Mittel die Freundschaft — selbst die Liebe ist ihm nur ein Mittel!“

„Wie grausam, wie grausam wäre das, wenn es wahr wäre!“ sagte Mina, indem sie ein leises Zucken kaum unterdrücken konnte.

„Grausam — und mehr! Glauben Sie denn, das Monfort sich Liebe brauchen wird? Nein, nein — er ist wieder der Ehrgeiz, der ihn treibt. Er glaubt, durch sie zahlen die Coeurs zu machen, die er zu machen wünscht. Er ist bekannt, verstehen — sie wird ihm überall Eingang und Raum verschaffen, ich glaubt zu machen. Sie ist ihm nur das Mittel, das er augenblicklich wird, sobald er sein Ziel erreicht hat. Aber er hat sich doch verrechnet — er hat sich in der Wahl vergriffen — sie wird ihn verderben, wenn sie ihn nicht noch beherrschen kann. Sie wird sich schwerlich lassen, und darum ist es in Gefahr, verwerfen einen Rivale der Künstler über ihrem Kopf den Menschen ersticken zu müssen.“

Während dieses Gespräches waren sie, Mina

und Braunfels Arm in Arm und der Kapellmeister an Alice's Seite, die Personnage hinterdrangen. Das Mädchen schien erschöpft und Braunfels schlug daher vor, sie nach Hause zu führen.

Im Begriffe sich zu entfernen, sagte der Kapellmeister: „Da ich, wie es scheint, beide Herrschaften für Manfred interessiren, so wage ich es, Sie auf morgen Abend zu mir einzuladen. Es ist eine kleine musikalische Soirée, zu der auch Manfred und Fräulein Krauß kommen, und ich würde glücklich sein, Sie bei mir zu sehen!"

„Wenn, lieber Kapellmeister! Wir werden nicht stören — nicht wahr, Alice, ich darf Sie begleiten?"

Alice sah ihren Verlobten mit einem dankbaren Blick an und nachdem der Kapellmeister gegangen war, schmiegte sie sich eng und ängstlich an Braunfels. Er konnte ihr leises Zittern fühlen.

„Sie sind noch nicht wiederhergestellt, meine Geliebte", sagte Braunfels; „eilen wir nach Hause." Er winkte einem Wagen, in den er Alicen hob; als er an ihrer Seite lag, lehnte sie das Köpfchen ermattet in das Polster zurück.

(Die Fortsetzung in nächster Nummer.)

Feuilletonistik vor 150 Jahren.

II

Als ich im Laufe des vergangenen Winters einmal die Oper im Hof-Marionettentheater besuchte, fielen mir gleich beim Eintritt zwei Reihen sehr hübscher Damen auf, die in den einander gegenüber befindlichen Seitenlogen Platz genommen hatten und in einer gewissen Schlachtordnung aufgestellt schienen. Nachdem ich sie aufmerksamer betrachtet, gewahrte ich, daß sie auf verschiedene Weise mit Schönpflästerchen geziert waren; die Gesichter der einen Partei trugen ihre Schönpflästerchen auf der rechten Seite des Gesichts, die der anderen auf der linken. Auch bemerkte ich deutlich, daß sie sich feindliche Blicke zuwarfen und daß ihre Schönpflästerchen als Parteizeichen dienten, um Feind von Freund zu unterscheiden. In den Mittellogen zwischen diesen beiden feindlichen Heeren saßen mehrere Damen, nach geschmackvollem Gebrauch auf beiden Seiten des Gesichts mit solchen Pflästerchen versehen, die, wie es schien, auf keiner anderen Absicht gesammen waren, als um die Oper zu sehen und zu hören.

Auf erstaunte Erkundigung erfahre ich, daß die Damen zu meiner großen Klage, die zu meiner tiefen Trauer waren und daß die Damen in den Mittellogen, deren Gesichter sich noch nicht für eine bestimmte Farbe erklärt, eine neutrale Partei bildeten. Diese letztere nahm jedoch, wie ich später bemerkte, täglich mehr und mehr ab und mußte sich theils der ersteren, theils der linken Seite zu, wie sich aus den früher gleichmäßig vertheilten, jetzt einseitig aufgeklebten Schönpflästerchen deutlich ergab. Böse Zungen behaupten, daß diejenigen Männer, auf deren Eroberung es abgesehen, sehr häufig deren Damen Veranlassung gegeben, den einen Theil ihres Gesichts auffallend vor dem anderen zu schminken und zu bemalen und daß die Schönpflästerchen sich bald rechts, bald links wenden, je nach den politischen Grundsätzen des Mannes, der gerade in Gunst steht. Aber welcher Art auch die Motive einiger wenigen phantastischen Damen sein mögen, die sich nicht zum allgemeinen Besten, sondern ihres eigenen Vortheils wegen das Gesicht mit Schönpflästerchen bekleben, so ist doch so viel gewiß, daß es auch ehrenwerthe Frauen gibt, die sich aus Prinzip und im Interesse ihres Vaterlandes beschönpflästern. In mein hat mir die gewiß Versicherung gegeben, daß einige derselben ihrer Partei so sehr anhängen und so weit davon entfernt sind, ihren Sitz im das Allgemeine der Neigung für eine bestimmte Person aufzugeben, daß sie sogleich einer Dame im Theaterrat gerichtlich die Aerzte anbefehlen, nach eigenem Gefallen nicht eine linke Schönpflästerchen aufzulegen zu dürfen, welchen Grundsätzen auch der sämtliche Hofe huldigte.

Es muß hier bemerkt erwähnt werden, daß Adelaide, eine berühmte Whig-Aristokratin, unglücklicherweise ein schönes Mal auf der Lippe ihres Sinn hatte, daß, sobald sie in die Augen fällt, manchen Irrthum veranlaßte und ihren Feinden Gelegenheit gab, ihr Gesicht zu mißdeuten, als wenn es sich von dem Whig-Interesse abgewendet hätte. Was indeß auch solche natürliche Schönpflästerchen anzutreten scheinen, so war es doch allgemein bekannt, daß eine Ansicht über die Regierung derselben gehörten. Dieses unglückliche Mal hatte jedoch einige Gegner angereizt und sie veranlaßt, mit Adelaiden in einem Tone zu sprechen, den sie dem Geiste ihrer Partei angemessen glaubten, worauf sie ihnen indeß mit so viel Ernst geantwortet, daß sie sich zum schleunigen Rückzug bewogen gefühlt. Wenn aber Adelaide unglücklich wegen ihres linken Mals zu trauern hat, so erscheint Augusta auch weit bedauernswürdiger wegen einer Narbe,

einer Hinrichtung, daß sie nöthigt, sich wider ihren Willen auf der Bühne zu schaudern.

Es ist mir von glaubwürdigen Zeugen versichert worden, daß mehrere tugendhafte Matronen, denen man früher gelebt, diesen sämtliche Besuchen des Gesichts für grausam zu halten, sich nur aus Ehre für ihre politische Meinung mit einer Maske ausgerüstet hätten, zu der sie sich zur Erhaltung ihrer Schönheit nie würden entschlossen haben.

Als ich zum ersten mal im Theater diese Bemerkung machte, verleitete mich die Neugier, die Schauspielerinnen auf beiden Seiten zu zählen. Da fand ich denn die Tory-Partey um zwanzig Repräsentationen stärker als die der Whigs; aber wie um viele kleine Verschiedenheit auszugleichen, sah ich am andern Morgen die Matinéestube angefüllt mit Gesichtern à la Whig verklärt. Ob nun viele Damen sich hier verkommelt hatten, um ihre Streitkräfte zu sammeln und zu zählen, wage ich nicht zu behaupten; als ich jedoch bald darauf wieder die Oper besuchte, waren sie in so großer Menge in ihren Logen zu sehen, daß sie die Zahl der Aristocraten weit übertrafen.

Diese Beschreibung der Schauspieler-Parteien wird, wie ich fürchte, allen denjenigen unglaublich erscheinen, die fern von der sublunarischen Welt leben. Da es aber eine Unterrichtung höchst seltsamer Art ist, die vielleicht nie wieder übergleichen Daten wird, so erkannte ich es als aufmerksamer Zuschauer und getreuer Berichterstatter für meine Pflicht, Kunde davon zu ertheilen.

III.

Zu den unvermeidlichen Dingen, die wir im Laufe unsers Lebens begehen, werden wir häufig durch den Zwang der Mode veranlaßt.

Ich könnte viele Beispiele anführen, daß ein bestehender Gebrauch und manchmal die Vorschriften der Natur, des Gesetzes und des allgemeinen Menschenverstandes übertreten läßt, heute werde ich jedoch meine Betrachtung auf den Einfluß beschränken, den unser Benehmen auf das menschliche Gemüth macht, wenn die Mode uns auffordert, Trauerkleider anzulegen.

Der Gebrauch, unsern Gram über den Verlust eines uns durch den Tod Entrissenen durch äußere Kleidung an den Tag zu legen, hat gewiß seinen Ursprung in dem weichen, liebenswürdigen Kummer derjenigen, die zu betrübt waren, die erforderliche Sorgfalt auf ihren Anzug zu verwenden. Natürlich folgte darauf, daß solche, auf denen Jemand der innere Druck zu schwer lastete, eine Art Entschuldigung darin fanden, sich nicht mit dem Putz der Welt zu ihrem gewöhnlichen Treiben in einem ihrer Lage unangemessenen Anzug zu vereinigen. Durch mehr zarte von Personen angenommen, die wirklich Gram empfanden, denen es eine Erleichterung dünkte, nichts Helles und Glänzendes, ihrer Betrübniß und ihren melancholischen Gedanken Widersprechendes an sich zu tragen und sich so der Welt zu zeigen. Im Verlauf der Zeit ging diese lobenswerthe Bezeichnung der Betrübniß verloren und Trauerkleider werden jetzt von Erben und Witwen angelegt. Man sieht bei den Vornehmen nichts als Pracht und Herrlichkeit im Anzug der Hinterbliebenen und eine Miene der Betrübniß und Untergebenheit im Pomp des Sarges, der einen reichen Vater verlieren. Diese Mode, seinen Kummer öffentlich zur Schau zu tragen, ist nun ein solches hohes Ansehn bei dem Gemüthe zwischen Prinzen und Fürsten geworden, die sich in der Sprache aller Nationen gewöhnlich „Ihre Brüder" nennen und Trauer beim Absterben jedes Potentaten, mit dem sie in freundschaftlichem Verkehr gestanden, anlegen. Höflinge und alle, die es zu sein wünschen, fühlen sich plötzlich vom Kopf bis zum Fuß von Gram über das ihren Fürsten betreffende Unglück ergriffen, sodaß man sogar an den Schuhschnallen einer Kammerfrauen reiben kann, in welchem Grad der Verwandtschaft der verstorbene Fürst mit dem Herr, zu dem jene die Ehre hat zu gehören, gestanden. Einer edlen Heimmond Anzug ist der solchem Gelegenheiten hervorgesucht. Er wurde neu besorgt und man muß gestehen, daß er seinem Anzug noch mehr Erhabenheit einflößt.

Der allgemeine Sucht der Menschen, vornehmer zu scheinen, als sie in Wirklichkeit sind, veranlaßt die ganze feine Welt, den Gebrauch des Hofs nachzuahmen. Man sieht die Damen, welche noch kurz vorher so bunt wie ein Regenbogen einhergingen, an dem zur Anlegung der Trauer bestimmten Tage so dunkel wie eine Wolke erscheinen. Diese Manie erfaßt nicht allein alle, denen Vermögen oder Einnahme einen so plötzlichen Wechsel der äußeren Erhaltung gestattet, sondern auch diejenigen, die nur gerade so viel besitzen, um sich anständig kleiden zu können. Ich kenne einen alten Herrn, dessen ganze jährliche Einnahme 50 Pf. St. beträgt, der aber trotzdem im tiefsten Innern seines Herzens die natürliche

Einfalt trägt, für einen Mann nach der Mode zu gehen, und sich durch sein Aeußeres bemüht, die Lächerlichkeit der Fürsten anzuziehen. Er schaffte sich einen neuen schwarzen Anzug nach dem Tode des Königs von Spanien an, ließ ihn für den König von Portugal machen und hört jetzt das Zimmer, während dieser selbige Anzug für den deutschen Kaiser von den ungeschicktesten Händen gereinigt wird. Dabei ist er aber, trotz seiner Gutmeinung, ein guter Mensch und läßt nur seine schwarze Kniehe auf seinen einzigen Anzug für Lustlichkeiten nähren. Gestern legte und liegt allezeit ein schwarzes Hosband für einen Prinzen bereit, von dessen Thaten er in der Zeitung gelesen.

Was man aber auch immer zur Entschuldigung solcher Thorheit sagen mag, so bleibt doch so viel gewiß, daß Zeitungsschreiber, Spiegel- und Galanteriehändler die eigentlichen Tyrannen sind, indem ihre Gehilfen nur so lange gänzlich bleiben. Ein Fürst von mittelmäßig guthätiger und königlicher Gesinnung würde mit großer Besorgnis seinen Tod gewahren, wenn er überlege, wie viele Menschen durch diesen Fall in Gefahr kommen, zu Armuth zu gerathen. Er müßte diesen Umstand für wichtig genug erachten, um anzuordnen, daß bei der Bekanntmachung seines Ablebens die ihm zu erweisende Ehre des Trauerns allein auf den eigenen Haushalt beschränkt bleibe. Ihm müßte eine allgemeine Landestrauer nur als eine Grausamkeit gegegen Staates erscheinen, wie sie bei barbarischen Völkern gebräuchlich, nämlich ihre Ehrerbietung am Todtenbette ihres Königs zu üben.

Ich bin einige Monate in Ungewißheit über den Charakter und das Gewerbe eines Mannes gewesen, der sich dann und wann in unserm Kaffeehaus hören ließ. Er pflegte sein Frühstück immer mit der Bemerkung auf der Hand zu legen: „Nun wohl, ich lebe, alle fremden Fürsten erkennen sich der hohen Obrigkeit!“ Wenn man ihn fragte: „Sir, was sagt der Postmann aus Wien?“ so erwiderte er: „Wir müssen es dankbar erkennen, daß die deutschen Fürsten sich sämmtlich wohl befinden!“ „Was sagt er von Venedig?“ „Er äußert sich nur darüber, daß das Land vollkommen mit der neuen Königin übereinkommt.“

Nach vielen Erkundigungen gelang es mir endlich, zu erfahren, daß dieser Mann von allgemeiner Bekanntschaft ein mit Zeitschriften und Büchern zu gros handelnder Kaufmann war. Es soll seine Art gewesen sein, bei der Annahme einer Waare oder sonstigen Arbeiten die Gunst in seine Bedingungen aufzunehmen, „daß alles heimlich wolle und wohlthätig gehalten werden würde, ausgenommen, wenn ein fremder Fürst während abgemessener Zeit aus dem Leben schiede“.

Es ereignet sich bei jeder öffentlichen Trauer, daß die verschiedenen Handelsgewerbe, deren Fortkommen von unserer Kleidung abhängt, während dieser allgemeinen Thorheit entweder in augenblicklicher Stockung gerathen oder doch von Furcht und Angst, sie heraufbeschworen zu sehen, ergriffen werden. Der einzige Grund, den solche übertriebene Ausgaben gewähren können (der gewöhnlich beschränkend für den Mangel ist, unter welchem andere leiden), besteht darin, daß die Ueberflüssigkeiten der Reichen Beiträge zu den unentbehrlichen Nothwendigkeiten der Armen liefern. Und ist aber auch das einige Gute, was aus dieser Nachahmung der Hoftrauer entspringt; denn im übrigen scheint alle Ordnung dadurch gestört zu werden und die wahre Ehre, die ein Hof dem andern bei dieser Veranlassung zu erzeigen gewohnt, verliert ihre Kraft und Wirksamkeit. Wenn ein ausländischer Gesandter den Hof eines so Reichthum und Ueberfluß blühenden Landes beim Tode seines Herrn alle Zeichen des Glanzes und der Pracht bereits legen sieht, so faßt er eine größere Idee von der innern Würde erwiesenen Ehre, als wenn er die Masse der Bevölkerung in Trauerkleidern erblickt. Als ich einst die Frau eines Handelsmannes mit größter Schonung fragte, wen sie von ihrer Familie verloren? um wen sie trauere? so erhielt ich die Antwort: „Wir haben einen aus dem Hause Oesterreich verloren!“

Fürsten stehen so hoch über allen übrigen Menschen, daß es anmaßend erscheint, Theil an den ihnen Ehrerbietung gebührenden Ehrenbezeigungen zu nehmen, ohne dazu autorisirt, auf eine besondere Weise mit dem Hofe verbunden zu sein, welcher der Freundschaft diese Hochachtung bezeigt.

(Noch einige Artikel kommen.)

Wirkungen des Lichts.

Seit wir wissen, daß die Sonnenstrahlen und als Gefolge dieses, die Gegenstände in unglaublicher Schnelle entgegengesetzt durchdringen, als eine Kindlerhand es vermag, hat man den Nutzen jetzt und jetzt neue Aufgaben gelöst, die es in

wunderbar geheimnißvoller Weise vollbracht, spricht nicht eher um auch innerlich den Chemiker neue Probleme zu hören.

Bei der [illegible] Entwickelung der Photographie war es die nächste Frage: Ob ein Kupferstich, vom Licht getroffen oder der „Belichtung" ausgesetzt, auch im Dunkeln einen Eindruck seines Lichts behält.

Herr Harper aus St.-Peter versuchte zuerst, dieses Problem mittelst der Photographie zu lösen. Er legte einen Kupferstich, der vorher im Dunkeln gehalten war, den Sonnenstrahlen aus und ließ ihn eine Viertelstunde lang scharf beleuchten, legte dann ein photographisch sehr empfindliches, mit Chlorsilber präparirtes Papier darüber und setzte die Mappe, die beides enthielt, wieder in ein dunkles Gemach; nach 24 Stunden hatte er in Schwarz eine matte Copie des Bildes. Weitere Versuche verbesserten, je nach der Beschaffenheit des Papiers, den ersten, doch importirte selbst das Berlinerblau Löschpapier machte es mit einem Lichtbild eher Kupferstich verschwommener oder weniger.

Wenn man einen mit Licht gesättigten Kupferstich, z. B. einen, der lange Zeit den Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen, auf ein mit Chlorsilber präparirtes empfindliches Papier drückte, erhielt man gelegt so intensive Copieen von ihm, daß man von diesen neue Copieen in gleicher Weise machen konnte. Ist ein Kupferstich mit einer Schellack- oder Leimlösung überzogen, so reproducirt er; ist er jedoch mit Firnißüberzug oder Gummi überzogen, so dringt das Licht nicht ein. Es ist interessant, hierbei die Scala der Mehrverwandtschaften verschiedener Farben zum Licht zu betrachten; denn ein in mehreren Farben colorirter Kupferstich reproducirt sich ungleich, die Farben copiren ihren Werth nur je nach ihrer chemischen Natur den Licht gegenüber. Weiß, blau (Berliner blau) und roth (Zinnober) geben auf dem empfindlichen Papier einen schwachen Abdruck ihrer Linien.

Die Befähigung, daß es einem Mr. Hill in Amerika gelungen sei, Lichtbilder mit den natürlichen Farben zu copiren, wurde für Prinz erklärt, denn die in Newyork von ihm ausgestellten großen farbigen Photographieen waren reproducirte Copieen von colorirten Lithographieen und nicht Aufnahmen nach der Natur. Die Farben auf diesen Bildern waren matt, die Originale, von denen sie copirt waren, starben nicht grell; man hatte also kein Recht darüber, inwieweit die Nachahmung gelungen sei, und da sie nur wenig Tage in der Ausstellung hatten, so fehlte auch jede Beurtheilung, ob die Farben dauerhaft wären. Letztere haben sich in Amerika wie in Paris die Sachverständigen schon entgegenhalten, daß die Hauptschwierigkeit im Invers der Farben beruhe und Becquerel's wissenschaftliche Untersuchung bestätige, daß es bisher noch niemand gelungen sei, die natürlichen Farben irgendwo auf irgend einem Gegenstande auf Silber, Collodium oder einer irdenen Platte auch nur eine Stunde lang zurückzuhalten.

Obwohl wenig hat man von jener Buchdruckerschwärze noch von gewöhnlicher Schreibtinte einen Abdruck bekommen, dagegen haben gewisse englische Schwärzen scharfe Bilder gegeben.

Vergleiche Schriftzüge auf glasirtem oder emaillirtem Porzellanplatte hilfen sich auf dem empfindlichen Papier ab, aber daß von dem Porzellan selbst eine Spur auf dem Papier zurückbleibt, während ein nicht glasirtes oder emaillirtes Porzellan, wie Biskuit oder Kartonmasse, kaum nächster Umgebung des Bildes auf dem Papier zeigt.

Herr Harper machte die Erfahrung, daß selbst ein Kupferstich, der in drei Millimeter Entfernung von einem sehr empfindlichen Papier angebracht war, sich auch sehr gut reproducirte; war einer Zeichnung in groben Strichen dargestellt, so reproducirte sie sich sogar bei einem Centimeter Entfernung vom Gegenstande.

Für so einfache Copie ist daher nicht das Contact eines Gegen-, noch einer gummirten chemischen Wirkung, sondern das Licht und magnetische Elektricität, wie folgender Versuch noch deutlicher beweist. Ein Kupferstich wurde eine Stunde lang dem Licht ausgesetzt, dann auf einen weißen Pappdeckel, der im Dunkeln gehalten, ihn aufgelegt und beides wiederum einige Tage im Dunkle gehalten. Als man den Kupferstich abnahm und den Pappdeckel mit einem empfindlichen Blatt in Contact brachte, zeigte sich nach 24 Stunden auf dem präparirten Papier eine Copie des Kupferstichs, welche zwar weniger scharf, als wenn der Kupferstich direct auf dem empfindlichen Papier aufgedruckt worden wäre, jedoch vollkommen sichtbar war.

Eine zweite, verbesserte Methode, welche Herr Harper seiner ersten Entdeckung folgen ließ, bestand auf der Eigenschaften des Uranoxyds und der Uransalze, welche dem Papier eine so

erhöhte Empfindlichkeit erhielt, daß die in vorhergehender Weise angefeuchteten Cylinder sich noch leichter und schneller herstellen ließen, sodaß es sogar gelungen ist, positive Bilder von einem negativen zu erzeugen.

Die Procedur ist einfach genug. Man bestreicht ein Papier mit einer concentrirten Lösung von salpetersaurem Uranoxyd, läßt es trocknen, legt es auf ein negatives photographisches Bild und exponirt dieses einer Viertelstunde lang dem directen Sonnenlicht. Bringt man dann das Papier in eine Lösung von salpetersaurem Silberoxyd, so erscheint ein positives Bild in schönen Tönen und brauncrother Farbe. Zur Fixirung genügt Waschen mit destillirtem Wasser. Die so gewonnenen Bilder sind der Einfachheit des Processes wie ihrer Unvergänglichkeit wegen von großer Bedeutung.

Noch gibt Niepce ein drittes, interessantes Verfahren an, Kupferplatten mittels Photographie zu reproduciren. Diese Dämpfe lagern sich nur auf der Schattenpartien des Bildes ab und verhindern sich dort, während die Lichtpartien des Bildes von ihnen unberührt bleiben. Setzt man nun den Kupferstich den Joddämpfen in der Luft herumgetragenen Photographie aus und bringt ihn dann auf ein mit Silberoxyd präparirtes empfindliches Papier, so zeigt sich, nachdem der Contact einer Viertelstunde gedauert, die Zeichnung des Kupferstiches, aus Photographien bestehend, welche, wenn es nöthig genug ist, der Einwirkung der mit Wasser verdünnten chemischen Agentien widersteht.

Auch Schwefeldämpfe bringen ähnliche Wirkungen hervor; sie geben eine freilich nicht vervielfältigbare Copie des Kupferstichs, durch Schwefelsilber gebildet.

Nach diesen Versuchen theilte Professor Magnus der Berliner Akademie mit, daß es dem Photographen Otto Hagen gelungen sei, das Verfahren des Herrn Niepce so zu vervollkommnen, durch eine dem Papier noch beigemischte gelbgrüne Empfindlichkeit, daß sich auf gewöhnlichem, dazu präparirtem Schreibpapier intensive positive Bilder in einer Viertelstunde und auf negativem Papier sogar in 15 Secunden herstellen lassen.

Diese neuen Errungenschaften der Wissenschaft, die bisher nur als Experimente in den Laboratorien aufgefaßt, werden, in die praktische Photographie übergeführt, derselben eine neue Bahn eröffnen. Die einfachen Processe sind überaus einfach, sie bringen so schnell aufeinander, daß in einer Stunde gegen 60 Copien an genügenden Tagen gemacht werden können.

Für die Reproduction von Kupferstichen ist durch diese Erfindung eine werthvolle Aushülfe angebahnt, zumal dem Originalkupferstich kein Abbruch durch das Experiment geschieht.

Von den Naturforschern ist es bereits ausgesprochen worden, daß man durch mikroskopische Photographien Gegenstände in vergrößertem Maßstabe mit der größten Genauigkeit und Treue werde darstellen können und in diesen Bildern, wenn man sie als Object der mikroskopischen Betrachtung unterwirft, vielleicht Details entdecken werde, welche in den ursprünglichen Gegenständen sich der Wahrnehmung entziehen.

Die früher präparirten Papiere erlaubten diese mikroskopischen Bilder wegen ihrer Unempfindlichkeit nicht, durch das Gelatinium ward dem Uebelstande abgeholfen. Wir sahen eine Photographie, die dem unbewaffneten Auge nur ein grauer Pünktchen erschien, das ungefähr anderthalb Millimeter Breite und zwei Millimeter Höhe hatte. Durch eine starke Lupe erkannte man, freilich undeutlich, einer Gebrüder Eigur in militärischer Kleidung; durch das Mikroskop aber erblickt man ein Portrait Napoleons III. in ganzer Figur. Bei starker Vergrößerung (von 25- bis 300fachen) kann man bei letzterer nicht mehr das ganze Bild übersehen, erblickt aber alsdann die Details in bewundernswürdiger Deutlichkeit. So unterscheidet man z. B. die einzelnen Treffen an der Säbelscheide und an den Epauletten, die Knöpfe und selbst das Muster des Schuhzeugs am Fuß. Diese mikroskopische Photographie ist nach einer Heliographie hergestellt, das Verfahren dabei ist noch nicht bekannt.

Daß dasselbe aber der Wissenschaft mannichfache Vortheile bringen muß, liegt auf der Hand. Man denke z. B. sich ein photographisches Bild des Mondes von zwei Zoll Durchmesser nach dieser Methode dargestellt, so sind die Anzeichnungen an der Lichtgrenze in diesem Bilde noch groß genug, um mit dem Mikroskop mehr Einzelheiten zu zeigen, als man durch die besten Fernröhre bisher wahrgenommen vermochte. In England hat man in dieser Weise schon experimentirt, wie Professor Mohl an Hr. le Verrier berichtet; das so brauchbare Auge des Naturforschers hat im Licht nur Hülfsmittel gefunden, in das Innere der Natur einzudringen.

Den interessirten Gewerbe zu zeigen, bemüht sich Herr Perlin, Professor der Chemie an

Conservatorium zu Paris, die Photographie auch für den Irrsinn anwendbar zu machen; zu diesem Zweck nahm er das gewöhnlich chromsaure Kali, das überaus empfindlich für das Licht ist; denn ein mit diesem Salz getränktes Gewebe, in einem geschlossenen Zimmer, nur dem Lichtstrahl exponirt, der durch die Spalte des Fensterladens dringt, zeigt auf diesen Stoffen eine ganz eigenthümliche Farbe.

Nach vielen Versuchen versuchte man Muster in folgender Weise auf den Geweben anzubringen. Man legte ein Papier oder ein dünnes Metallblech, in dem das Muster ausgeschnitten war, auf das in gewöhnlich chromsaures Kali eingetauchte Gewebe und legte es so dem Einflusse des Lichts aus. Nach kurzer Zeit überzieht der Sonnenstrahl das ausgeschnittene Muster, man hat auf dem weißen Grunde des Zeugs dasselbe in blaugrüner Farbe aufgetragen. Doch vermag diese blaßgrüne Farbe sich als Muster mit dem Krapp, dem Blauholz und anderen Stoffen zu verbinden, wenn man das mit dem Lichtbild versehene Gewebe in ein Bad dieser Farbstoffe taucht; das Lichtmuster ändert dann seine Farbe und nimmt die ihm dargebotenen Pigmente an. Doch kann man auch eine entgegengesetzte Wirkung erzielen. Bringt man z. B. ein Farrenkrautblatt auf einer Glastafel an und spannt hinter derselben ein Gewebe aus, so sieht man in zauberhafter Weise, wie das ganze Gewebe, von den Lichtstrahlen berührt, sich gleich dem Grunde der blaugrünen Morgenröthe rothroth färbt, während die durch das Farrenkraut gegen das Licht verwahrten Theile weiß bleiben; man hat also in correcter Zeichnung ein weißes Farrenkrautblatt auf rothem Grunde.

Nach diesen Versicherungsarten hat man in England braunrothfarbene Perlen aufgelesen und manche unserer Leserinnen geben, ohne es auch nur zu ahnen, so vom Sonnenstrahle gemalten Kleidern ein-her.

M.

Londoner Skizzen.

8. Popular entertainments. Albert Smith. Swears.

Wir wählen die populäre der „populären Unterhaltungen" und das ist eher Zeuge für den Albert Smith.

Aber es sei mir erlaubt, einige erläuternde Worte vorauszuschicken.

Unter den Engländern gibt es bekanntermaßen eine große Anzahl solcher, die es für Sünde halten, ins Theater zu gehen, aber das hindert sie nicht, Freunde des Lachens zu sein, und da der Engländer bei allen Dingen der praktische Seite herauszufinden weiß, so sucht er nicht blos um des Lachens willen und weil er sich dabei gut amüsirt — nein — er sucht auch gern um bildender Nützlichen willen; denn nichts ist der Gesundheit so zuträglich wie ein tüchtiges, gründes Lachen.

Ich glaube, diesem Lachbedürfniß und dem Vorurtheile gegen das Theater verdanken die englischen „Entertainments" ihre Entstehung. Entertainments sind nicht sündlich. Und warum nicht? Erlauben Sie mir zu grübeln, daß ich ebenso wenig einen „Katechismus" schreiben als die Vorurtheile der Engländer erklären könnte; ich will lieber, statt Ihre Frage zu beantworten, einige Bemerkungen über den Unterschied machen, der zwischen Theater und Entertainment stattfindet.

Im Theater ist Mannichfaltigkeit und ein ganzes Corps darstellender Personen. Im Entertainment ist große Einförmigkeit, durch eine, höchstens zwei Personen. Im Theater wechselt Lachen mit Weinen ab. Im Entertainment lacht man nur. Im Theater hört man nicht selten ein verständiges Wort, das uns zum Nachdenken anregt. Im Entertainment geschieht niemals ein solches. Und nun zu Albert Smith, dem Lieblings-Entertainer der Engländer.

Im Juli 1851 eröffnete er das Publikum sein gentertainment unter mit seinem sogenannten „Gebirge des Montblanc". Sein gentertainment malte erzählte Albert Smith von seinem schönen Tirolerin vom Montblanc und dem Thale, was sie auf seinen Reisen nach der Schweiz und was sie beim Gebirge des Montblanc begegnet ist. Es war immer dieselben Späße und Pointen, immer dieselben Gesänge mit lächerlichen Redensarten und Bewegungen, unterbrochen durch seine humoristische Gesänge. Und es ist immer dasselbe, volle Hand und brechte zuschauende Publikum, die ihm schon Lange — selbst nach englischen Begriffen — zum tollsten Manne gemacht haben.

Es ist aber Thatsache, daß Albert Smith ein bedeutender Komiker ist, aber sein „Montblanc" bleibt es ein Rätsel, wie ein Mann, der als Mensch so schon einigen Tact gehabt und auch ein gewisse gebildeter Schriftsteller ist, sich dazu hat verstehen können, der täglich

ein, auch innerst dürftigen Kaufbedürfnis vorträgt. Aber was auch immer die Geschäftsorte des Engländers sein mögen — er legt mit ihnen Handel an! Ein Theater Diderot thun es mit seinem „Entwurf-Skizzen“ und seinem „Hindern am Herze“, indem er beide immer und immer wieder für Geld verkauft. Ein Theaterer mit seinem: „Die drei Grazien“! Albert Smith ist im Jahre 1851 in China gewesen und dort von den Eingeborenen auf eine Weise gefeiert worden, wie dies in China noch keinem Fremden begegnet ist.

Der Saal, in welchem Albert Smith seine Vorlesungen gibt, ist mit allen möglichen Denkwürdigkeiten ausgeschmückt, die er aus China mitgebracht hat; überall hat er sie geschickt drapiert, überall zu hohen Preisen angebracht. Ein Schirm stellt einen chinesischen Kaufladen — versteht sich en miniature —, ein anderer einen Theegarten, ein dritter einen Porzellan vor. Bücher, Schilder, Inschriften, all die mannichfachen Dekorationen des abenteuerlichen Raumes sind unmittelbar echt chinesischen Ursprungs. In Koffern von den Zuschauern und wieder von Smith's Assistenten werden die schönen Bilder bei entsprechender Musik ausgepackt. Das erste und schönste ist allemal der Mandarin; von ihm kann sich Smith nicht trennen und das Publikum weiß ihm Dank dafür. Hierauf folgen Kaiser, Kaiserin, Hofdame, Kaiserin u. s. w. Es ist unglaublich, was aller in dem Schirm, von welchem aus Smith die Zuschauer belustigt, Platz hat: Spielereien aller Art, mit denen er seine Vorlesung, die meistens in gar keiner oder wenigstens sehr loser Verbindung zum Mandarin oder zu China stehen, illustrirt. Das Möbel, vor dem er steht und das ihn mehrere Male ganz ein- und abschließt, weiß sich in polirtem Mosaikwerk als ein Klavier aus, auf dem er seine höchst drolligen Einfälle gleichsam begleitet. Er schließt die Vorstellung mit einem ergötzlichen Bericht der allerneuesten Feuerwerkskünstchen und erzählt nicht ohne es, daß der gelehrte Mann alle Tage da doch wenigstens einmal Brand zu singen hat — freilich singt er's immer auf tüchtige Melodie.

Für den Vortrag ist noch eine Art chinesischen Maiernes und der Verkürzung gesucht. Albert Smith, von seinem frischen Maiernes spricht, nennt die ganze bisherige Komik, auf welcher seit mehreren von Jahren die deutschen Erfindungen in Berlin schwerfällig lief, „die merkwürdigsten seiner chinesischen Accidenzien“, und freilich nicht zum Lachen ist.

Die Bazars sind auch in Londoner an der Tagesordnung. Hier in England — namentlich in London, vergeht fast kaum eine Woche, in der nicht zu irgendeinem Zwecke ein Bazar abgehalten wird. Gestern besuchten wir den, welcher zum Besten des deutschen Hospitals in St. James Hall eröffnet ist. Es war für unsere Börse vortheilhaft, daß es der dritte, mithin der weibliche Tag in Bezug auf das Entree war. Am ersten Tage kostete das Billet 1 Thaler 20 Sgroschen, am zweiten 25 Sgroschen, am dritten nur 10 Sgroschen. Derglichen Einrichtungen sind hier an der Tagesordnung; es ist eine der schönsten, die unsere Gesellschaft nur den Zweck haben, die Tennung der Mehr- oder Minderbegüterten aufrecht zu erhalten. Jedenfalls kam es uns ganz gelegen, daß unser Weg uns gerade am Tage der „Herabsetzung“ in jene Gegend führte. Die schöne geräumige Halle, in der wöchentlich Concerte stattfinden, war zu einem Jahrmarkte verwandelt, auf welchem Herzoginnen als Verkäuferinnen, mit ihren Namen als Aushängeschild über ihren Schreinen, in den hingenommensten ruhigen Ecken saßen. Ein deutscher Tapezierer hat die Draperien, ein deutscher Kaufmann die deutschen Malereien gemacht und sie waren gelungen. Die Magyaren nahmen sich hier einer ganzen Seite der Halle ein: in der Mitte das königlich ungarische und zu beiden Seiten bayerische der deutschen Grenzen und Städte, der das deutsche Hofrestaurant unterhingen oder auch nur an seinem speziellen Unternehmen sich betheiligt haben. Deutsche Musik ertönte vom Chor und erfüllte das Herz [illegible] hatte unterdessen auch das Ohr, daß man endlich auch gegen das Kaufen der schönen, verschiedenen, zu bekommenden Ausgaben verführenden Verkaufsstimmen sein konnte. Man konnte hier ein Vermögen für den Kaufmann von sehr entbehrlichen Dingen ausgeben. Nicht daß wir die schönen Tannenbäume, die da zu haben waren, bewundern oder den schönen Gästen der Herzogin von M. und der Lady C., die niemand ungekauft seinen Wagen sieben ließen, ohne ihr „Möchten Sie nicht jetzt Kaffee zu haben?“ Oder eine Pfeife? Oder wollen Sie nicht ein Bad auf diesem Schaukelstuhl nehmen?“ zu bieten wollten. Was wir nur ganz besonders zu bemerken haben, ist — daß nicht jemanden für das an sich vortreffliche deutsche Hospital in London eine Rolle voll Sovereigns in die Kasse stehen kann. Aber wäre nicht zu wünschen, daß die in unsere Kaiserstadt mit Pässen gekommenen Emancipirten, denen Hunger-

spiegen nur mit Heldenthaten in Verbindung kommen wollen, in ihrem Sinn etwas nachklingen?

Auf Schritt und Tritt wandern wir verfolgt; die Heroen vom Comer – auch Deutsche – hatten gleichfalls nichts Angriegenehmeres zu thun, als von den schönen Frauen, mit denen selbst noch am letzten Tage die Liebe belohnt waren, einzelne Spitze umherzutragen und zum Verkauf anzubieten, wobei sie in großer Hartnäckigkeit die einzelnen Partie als sehr billig anpriesen. Kinder, die in ihren lustigen, ungezwungenen Gewändern an Bäumen oder anderen lebendwüchsigen Kobolde erinnerten, liefen mit Erdbeerkörben und Blumen jedem Vorüberkommenden entgegen, mit ihren Stimmchen zum Kauf auffordernd, und verfolgten ihn so lange, bis sie ihn im Kampfe mit andern „verführerischen Mädchen" sahen oder bis neue Aufforderungen für Erde und Blumen anbrachen.

Anregungen.

Rückblicke.

Europa zählt drei große Kriegstheater: Italien, Belgien und die Lombardei.

Auf einem dieser Gebiete sind immer die Schicksale entschieden worden, welche die Geschicke des Erdtheils bestimmt haben. Italien hat auf seinem Boden die Reformationskämpfe, das Erstehen und Erlangen der päpstlichen Macht, Belgien die in tollster Verjüngung unübersehbaren Schlachten Marlborough's und Eugen's, die ersten Siege und die letzte Niederlage der republikanischen französischen Armee gesehen. Zusammen sind Waterloo. In diesen beiden Ländern erlauben große, weite, nur wenig von Hecken und Hügeln durchschnittene Ebenen die Aufstellung bedeutender Massen und machen strategische Angriffe der Reiterei, breite Umfassungslinien der Infanterie möglich.

Anders in der Lombardei. Das Terrain, vielfach von vier bedeutenden, von Norden gegen die Hochalpenketten Rücken wie in Abstufungen breite Streifen gezeichnet, mit Landhäusern, Dörfern überall besetzt, hier ein Höhenzug, dort das breite Bett eines Stromes, hier im Sommer ausgetrocknete Flüsse, Bergwasser, etwa in der Mitte des ganzen vom Lario bis zum Adriatischen Meer reichenden Landstrichs um Mantua die großen Sümpfe des Mincio, alles vereinigt wahrlich die großen Heerschaaren in ihre Theile, Treffen, Brigaden. Jede Anschauung von der Schlachtschrift der Lombardei hat Machiavelli in seiner „Kriegskunst" und zu der Vertheidigung für seinen Herrscher gerichtet und läßt ihn den Rath geben, höchstens mit 10000 Mann, lieber noch mit geringeren Streitkräften in die Schlacht zu ziehen. Einzelne ausgetheilte Gebiete hat freilich auch die Lombardei; die rhomboidischen Felder des Veronesischen, der Übergang von Mincio bei Peschiera machen auch die Erinnerung an die Niederlage des Eugen und König Karl's I. Breite Schlachten hat der Marlborough'sche Feldzug entschieden; aber das Schwert des Prinzen, hinter der Hofkriegsräthe der deutschen und französischen Heeren. Der eigentliche Charakter der lombardischen Feldzüge findet sich im Gegensatz zu den in Belgien und Sachsen geführten im Gefecht, in den Kämpfen kleinerer Massen um ein Dorf, eine Anhöhe, um verschanzte Hand. Schon die Flußübergänge machen beim Vorrücken Straßengefechte, Brückenkämpfe sind bei jedem Schritt vorhanden. Forts und Mauern sind dafür in jedem Monate.

Dadurch gewinnt die Kriegführung in der Lombardei einen abenteuerlichen, romantischen Zug. Der einzelne Offizier und seiner Scharr tritt in ein glänzenderes Licht und verschwindet nicht in vollständig in den ungeheuren Schlachthaufen und Pulverdampfe, wo von Leipzig und Waterloo Gefilden aufbringt, von zu durchdringen und „alle Thaten der einzelnen zu übersehen der Weltschöpfer einen Gesammtblick haben müßte", schreibt General Hauenstein auf dem Felde von Möckern. Und volle sichtbare Gestalten mit der ganzen Persönlichkeit, und Materialschlacht sich von Gefechten zu Zeit und Dauer bis zu Märschen und Tagen verlängern. Es ist darum auch eine große Zahl Schlacht in der Lombardei geboten und angenommen wurde, obgleich sich sie sich in Einzelgefechte auf. Die Schlacht von Marengo, d. h. den Waffenkampf der Oesterreicher und Franzosen während des 14. Juni 1800, hatte Napoleon verloren, bei Gericht, daß der gegen die Abrechnenden zurückende Teilen mit seinem Corps den verfolgenden Oesterreichern lieferte, hatte sie mit einem Gericht, daß Kellermann's Reiterei entschied, verwischte sie vollständig. Ein trockener grüßt sich freilich das Kriegerische Genie Napoleon's, der Masse gegenüber, bei Aufbruch und Jena, aber in seiner ganzen Ueberlegenheit, in den Wagnissen seiner Auffassung und Ausführung offenbart es sich in den drei Feldzügen von 1796, 1800 und 1814, in vielen Reihe zusammenhängender Gefechte, die er liefert — er hat es von den Italien bei Abendberg, Feldherr und Schmidt gelingt — als „der Selbstschöpfer seiner Kriegskunst" bezeichnete.

Und gerade in dieser Schlangenlinie des Gefechts und der Hand, die bedeutig das Schwert gezückt hielt, standen ihm die alten, zu gebrechlichen — Beaulieu zählte 72 Jahre — österreichischen Generale, als er ihnen zuerst in Italien begegnete, durchaus nach. Er hatte die Jugend und selber im Herzen noch eine bedeutende Begeisterung für sich, wenig Gold von dem Feuergeiste, dessen aber auch seinem anderen Heldt mit sich als den, zu schlagen und noch einmal und zum dritten mal zu schlagen. In

gelichen wurden die österreichischen Feldherren zu jener entscheidenden That der Vereinigung des Hofkriegsrathes und Thun ab, Entschädigungen, die gewöhnlich zu hoch anlaufen. Worauf der Ernst Napoleon's in dieser Vorgeschichte — und er allein — ankommt, zeigte gleich der nächste Feldzug, wo die endliche Krone unter Sumorow in noch kürzerer Zeit (April bis September 1799) als er gebraucht, die Lombardei zu erobern, sie seinem gerade nicht [illegible] Nachfolgern entriß. Hätte denn nicht die bedrängte Lage der Oesterreicher in Süddeutschland, die Niederlage Korsakow's bei Zürich Sumorow zu einem immerhin anerkennenswerthen Rückzug nach der Schweiz genöthigt, würde es schwerlich Napoleon so leicht geworden sein, durch eine einzige Schlacht Italien wiederzugewinnen.

Die Lombardei ist eine Schule der Feldherren. Hier gilt vor allem das Urtheil, der hat Ganze umfaßt und sich nicht im einzelnen verliert, zu bestehen. Wer damit Schnelligkeit und Kraft verbindet, darf — nicht der Entscheidung jedes einzelnen Gefechts — aber der endlichen Gestalt sicher sein. Und so bringt sich neuerdings die Frage auf: Gibt es, kann es noch große Feldherren geben? Wir haben in der Neuzeit drei große Schlachten siegreich geschen, von denen die bei Jaffanen zu den blutigsten und, weil den persönlichen Muthes des englischen Feldherrn betrifft, zu den ruhmreichsten zählen. Wir sehen sie von fünf Nationen mit gleichem Heldenmuth, gleicher Ausdauer aufgeboten, die einen so brav im Angriff wie die andern zähe in der Vertheidigung; nur Einer fehlte allen, ein Mann, der Alexander, Cäsar, Friedrich oder Napoleon hieß. Nirgends wird das Gewicht der Persönlichkeit eine That des Genius einer einzelnen Person und mit Recht eher dem vergleichen, wo die taktische Kunst den Sieg erzwang und in einem wenigstens den Menschenraum spielt. Die Schlachten werden jetzt nur noch durch den Massenmuth und die secundären Umstände der Bewaffnung, Verpflegung, Marsche u. s. w. entschieden.

Das Ich.

Besser hätte ich gewiß gethan, wenn er gestorben wäre, bevor das Ich, auf dem er die ganze Welt begründete, fällig ist, zu partieller Destruction zu begehren. Zum Lebzeiten wurde er es gewiß vergnügt gelacht haben.

Deutlich liegt mir ein Heft vor „Das Ich. Ein Vortrag von Ludwig Philippson" (Leipzig, Baumgärtner's Buchhandlung, 1691).

Das Ich, das der Verfasser bringt, ist nicht das schlechtere, Fichte'sche, mittelgute Ich, sondern das ungeschickte, unmögliche, in der „Lehre des Ganzen" nur in einer Klammer gebannte, mitten im Abschnitt des Textes verschwiegene:

Immer stellt es — das Ich — in seine Klammer gebannt,
Was von Dauer aufsteht, in die Zeit es gefesselt.

Das verschämte Ich — der erste Abschnitt des Gedichts ist überschrieben „Die Einsamkeit des Ich" — wird und im zweiten Abschnitt als „Ich unter sich" vorgeführt. Hier sieht das Ich „in der Mitte der Kreise des Weltalls", durchforscht alles und will alle Dinge begreifen, schmiedet sich die Welt in seiner Weise, schaut alles in seinem eigenen Spiegel.

In dem dritten Abschnitt wird uns „Das Ich an sich", das seinem Wesen nach ewige, unsterbliche Ich vorgeführt. Der Verfasser sucht zwar das Abstrakte des Gegenstandes möglichst durch anschauliche Darstellung zu umhüllen, aber es bleibt doch immer hoch abstrakt, wie er die Unsterblichkeit des Ich und seine Einfachheit beweist:

Geist' nur, — was sich erhebt durch seiner Theile Verbindung,
Ich durch Gestaltung gebauet hat, und die Theile gemeine'
In Gestaltung besteht, in Form, die Theilen und einlenet
Wird durch Verbindung gelöst der Bund der Theile und Glieder.
Ich in Raum sie sich nach allen Seiten gebreiten
Oder, zu andern verlegt, in neuen Weisen sich einen.
Aber wie könnte das Ich sich theilen, das einfach und einig?
Da es nicht Theile besitzt, wie Staub es in Theile gerfallen?

Das Ganze enthält zwar im einzelnen manche Schönheiten, aber es hat uns doch wieder an Goethe's Urtheil über das „Lehrgedicht" überhaupt erinnert. Goethe hält es für nicht gefällig, daß man zu den drei Dichtarten der lyrischen, epischen und dramatischen, noch die didaktische hinzufüge. Dieß bezweifle jedermann, welcher bemerkt, daß jene drei ersten der Form nach unterschieden sind und alle die letztere, die von dem Inhalt ihren Namen hat, nicht in derselben Reihe stehen können. Nach Goethe soll zwar alle Poesie belehrend sein, aber „unmerklich"; sie soll den Menschen vollendeter machen, weniger gelehrt wäre; er muß die Lehre [illegible] ziehen wir aus dem Leben. Nicht mit Unrecht nennt Goethe die didaktische Poesie die „schulmeisterliche"; eine Bezeichnung, die uns sprach auf die Belehrung des „allwissend gebildeten und von einem lebendigen Wahrheitstriebe durchdrungenen Verfassers" nicht anwenden wollen.

Aus meinem Tagebuch.

Von Friedrich Spielhagen.

Man achte nur darauf, ob das Volk, auch wie in einer Diskussion verbrachten, nicht stets ein Argument war, an welchem man, als wir den Kampf aufnahmen, nicht im entferntesten dachten.

* *

Wenn du wissen willst, wie sich Jemand hält, frage dich, wozu du ihn gebrauchen kannst.

* *

„Was Vergängliche ist nur ein Gleichniß." Dieß Goethe'sche Wort verdrehen so wenige Kritiker!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 48. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 2½ Ngr.

Inhalt: Manfred. Novelle von Julius Rodenberg. Drittes bis sechstes Kapitel. — Die Feier des Hundertjährigen und ihre Bedeutung. Von Dr. Wiermann. — Literatur und Mittheilungen. — Der Naturmaler des Jahres. — Zur Geschichte der neueren Literatur. — Aus meinem Tagebuch. Von Friedrich Spielhagen.

Manfred.

Novelle von Julius Rodenberg.

Drittes Kapitel.

Am andern Morgen, als Alice die Vorhänge ihres Gabinets zurückschlug, sah sie die Bäume, den Weg und die Wiesen mit Schnee bedeckt. Es war einer jener Tage, wie sie im Vorfrühling nicht selten sind, wie das so rasche Aufleben der Natur mit heftiger Kälte zurückdrängen. Man könnte diese Tage der scheinbar und absichtlichen Ruhe vergleichen, mit der prahlende Menschen zuweilen das in ihrer nahen Verlegenheit liebenswürdige Aufwallen jugendlicher Gemüther dämpfen und beschwichtigen wollen; es hilft freilich hier und dort nichts — denn Frühling und Jugend lassen sich nicht zurückdrängen, sie brechen hervor, der eine in Knospen und Blumen, die andern in Lebenslust und Kraft.

Solche Tage aber, welche die einmal erwachte Frühlingsahnung wieder in sich zurückdrängen, machen um so mehr das Verlangen nach gläubiger Vereinigung. Es ist eine Art von Neugierde, die die Gemüthern niederdrückt und im heimlich erwärmten Salon den Frühling so gut als den Winter vergißt.

Heute die gläubigen Kinder bei dem Kapellmeister überhaupt schon den Mai, durch das Zusammenwirken größerer Gesellschaften und häuslicher Genüsse höchst interessant zu sein, so war doch heute um so mehr der Fall, als in der That allen verlangend war, nach der Erklärung an gestrig leichtsinnigen Gemütern aufzuwachen hatte. Den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete Manfred; das Neue und Ungewohnte ist in der Regel auch das Begehrte und Gesuchte, gegen was man durch den vergänglichen selbst Autoritäten in allen der Mensch sehr gleichen, einen Kavalier kennen zu lernen, der zugleich so jung und schön und so interessant war.

Auch Herrn von Braunfels und seiner Verlobten, welche den Kapellmeister die Ehre ihres Besuchs versprochen zu machen hatten, wurde Manfred bald nach ihrem Eintreten vorgestellt. Nach dem erhaltenen ceremoniellen Austausch der gewöhnlichen gegenseitigen Artigkeiten trat Herr von Braunfels zu Fräulein Rose, die er schon früher gesehen hatte, während sich Manfred an Alices Seite niederließ. Das Gespräch wollte nicht recht in Gang kommen, da — das schönere, anziehendere Mädchen hatte ihm bald gelang, wie sehr sie seine Erklärung in der Oper bewundert hatte, und wie sehr sie bedauere, den Verfall nicht weiter darin studieren zu sehen; und er hatte seinen Dank für diese gütige Theilnahme ebenso oft aussprechen. So saßen sie zwei junge Menschen — beide in ihrer Art noch unfertig — zusammen, die das Leben noch ganz nicht

verfehlt hatte; der war Leichtigkeit noch nicht verloren, wie mit den Fingern tändelt und spielt, wenn sie nicht anders mit ihnen fertig werden kann. Sie waren heute noch so rund, so feucht, so anschmiegig! Vielleicht war es deshalb daher ganz lieb, als der Kapellmeister sich verbeugte und Fräulein Krans begleitete, daß er Manfred einlud, der Gesellschaft ein Lied zu singen. Mit einer leichten Verbeugung trat er von Alice fort und an das Klavier; Fräulein Krans begleitete und er sang das Heine'sche: „Ich liebe eine Blume, doch weiß ich nicht welche", mit solcher Grazie und Innigkeit, daß der lauteste Beifall, als er zu Ende war, ihm lohnte. Er verneigte sich lächelnd und errötend gegen die Versammlung; man sah, er war noch nicht verwöhnt, es freute ihn, gefallen zu haben.

Nach einer Weile kam Alice, von Herrn von Brennfeld geführt, zu ihm und bat ihn, etwas aus dem „Tannhäuser" zu singen. Fräulein Krans, die neben Manfred saß, schien unzufrieden mit Alice's Bitte und warf ihrem Gefährten einen beleidigenden Blick zu. Dieser aber, — vielleicht verdankt er den Blick nicht — war freudig bereit, Alice's Wunsch zu erfüllen. Der Kapellmeister suchte unter den Musikalien; er fand nur das Duett aus dem zweiten Akt zwischen Tannhäuser und Elisabeth. Fräulein Krans wurde gebeten, mitzusingen; allein sie weigerte sich — das Duett sei ihrer Stimmlage unmöglich. Herr von Brennfeld flüsterte dem Kapellmeister einige Worte zu und bückte sich dann tief vor Miß Prichard, das Duett mit Manfred zu singen.

„Nein, nein!" sagte diese rasch — „wie dürfte ich das wagen!"

„Aber, meine Gnädige — ich weiß, daß Sie gerade diese Partie unvergleichlich singen."

Brennfeld wollte protestiren, die ganze Gesellschaft drang in sie, und sie trat mit Manfred ans Klavier. Aber Paulo pfiffen; aber Mongra brummte.

„Wunderbar — wunderbar!" sagte der Kapellmeister „mit solcher Wärme und Innigkeit habe ich Manfred noch nie singen hören."

Von Ihnen nur Liebe will ich wissen,
Ja vor Ihr er mich hergeschickt —
Er sendet ja für mich warmen Grüßen,
Ja drum hat er mich hergeschickt.

Er schrieb Manfred mit Hand da, wie von innerer Entzündung voll.

Brennfeld, seiner Gefahr, hatte seinen Platz von der seinen von Miß Prichard vertauscht. Aufgregt präsentirte sie das Epigramm in ihrer Hand — „dies Mädchen kann mir gefährlich werden", sagte sie endlich für sich und schöpfte tief Athem.

Neues Kapitel.

Es war noch früher Vormittag, als Manfred — nachlässig gekleidet, in weitem türkischen Schlafrock, auf dem glanzgestickten Pantoffel eine blaue, goldverbrämte Sammtmütze von Brennfeld's Hand, an das Zimmer der letzteren klopfte. Beide wohnten, nach den freien Sitten des Künstlerhauses, in einem Hotel auf demselben Gange. Die Fenster seiner Gemächer kehrten sich dem belebten Platze zu, dessen Hintergrund das malerisch construirte Palastgebäude bildete; er hörte die Wagen fahren, er sah die Lampenputzer aufsteigen und konnte ihnen bis auf in die Ferne folgen. Sie wurden unruhig, wenn sie auf Fenster traf, so sah sie in ein geräumiges Gemächer, die Gemächer waren mit Blumen bekränzt, und wenn sie etwas hörte, so war es nur der Wind, der mit ihnen spielte.

Manfred klopfte zweimal; niemand antwortete. Als er die Thür geöffnet hatte, sah er, daß das Zimmer leer sei. Er trat dennoch ein, ganz in der Freiheit, die ihm von Brennfeld gestattet war. „Brennfeld wird noch nicht aufgestanden sein", sagte er für sich, — „ich will sie erwarten." Er ging ein paarmal auf und ab. Die weiche, nur so wohlige Luft in dem traulichen Raume, so lau und ruhig, daß Manfred vor Behagen lächelte; das [illegible] im Kamin prasselte und lohte, die goldenen [illegible] spiegelten in der blaugehaltenen Täfelung von weißem Porzellan. Kein Stäubchen auf den Möbeln, dem Teppich; keines auf den Tischen und Geräthschaften; solch eine anmuthige Sauberkeit findet man nur in Frauengemächern — ordentliche Männer sind in der Regel auch Pedanten. Der Mann bedarf des umfassenden Blickes, der ordnenden Hand für weitere Räume als eine Stube; sein Auge haftet nicht an den Wänden, es schaut durch die Fenster in die Welt hinaus. Auch Manfred war aus Fenster, seinen Schreiben die Wärme von innen und die Morgenkühle von außen mit einem feinen Netz überzogen hatten. Gedankenlos schaute er eine Weile ins Gärtchen hinunter, ebenso gedankenlos summte er eine Melodie und folgte Rauchzügen in großen, phantastischen Kreisen an das beschlagene Fenster. Gedankenlosigkeit — es ist nur eine Phrase, eine Redensart für das, welche man nicht zu benennen

sung gezogen werden mochte. Aber war es Zufall, daß die Melodie aus dem Tannhäuser klang und daß der Buchstabe ein „A“ war? Zufall gewiß nicht, denn er verwischte die Striche rasch, als sich die Straßenbahn öffnete und Brenner einstieg.

„Guten Morgen, mein Lieber“, sagte sie mit weicher und klangvoller Stimme, indem sie ihm die Hand reichte, die er an die Lippen hob. „Ah — ich habe lange gezögert — lange und oft und beim Zeichnen haben mich Gedanken gequält — ich mich vergessen, Manfred, was ich um dich gelitten!“

„Was kann ich thun, Brenner, wenn dich Minuten erschrecken, Vergangene, Blicke — aber die ich deiner Gewalt habe? Niemand auf der Welt ist anziehender als ein Weib, welches liebt.“

„Anziehend? Manfred, dieses Wort aus deinem Munde?“

„Ich habe keinen anderen Ausdruck für das Begehren der Liebe, — o nein, ich lüge nichtsnutz der Gewohnheit — die ganze Persönlichkeit aus werfen!“

„Gewohnheit“ sprach Brenner mit einem halb traurigen, langgezogenen Accent — dann schwieg sie — aber ihre Augen sahen eine tiefe Glut. Manfred merkte nicht darauf; er merkte es nicht bemerken. Mit gezogener Aufregung fuhr er fort: „Wie entsetzt willst du ein Verbrechen bezeichnen, daß dich und mich jeden Augenblick der Gefahr aussetzen, lächerlich zu werden? Aber mir scheint Verbrechen, wer sich lächerlich machen kann — ich halte deine Gewohnheit nicht, bei Gott! Ich bin der Mann, ihr zu begegnen.“

Brenner's Augen blitzten; diese Worte weckten in ihrer Seele eine krampfhafte Empfindung, die sich Luft zu machen suchte. Aber sie bezwang sich einem Augenblick lang, sie hielt, dann lachte sie laut auf, ihr Gesicht nahm den natürlichen Ausdruck von der Welt an und mit sanfter Stimme sagte sie: „Aber, mein theurer Manfred, was war denn das? ... Pfui, pfui!“ ... fuhr sie fort, als Manfred ihr ins Wort fallen wollte und legte ihre Hand auf seinen Mund — „keine Erklärungen mehr, willst du mir den Morgen verderben, du unartiger Mann? Setz dich — so — hübsch brav!“ Sie hatte den halb Widerstrebenden zu dem Fauteuil gezogen, in den sie ihn sanft niederdrückte. Als er sah — noch immer mit wenig zusammengezogenen Brauen —, entglitt sie ihm. Sie empfand den aufgeregten Wogen ihrer Brust, den raschen Schlag ihres Herzens, ihr Athem ging warm und erquickend an ihm empor. Wer kann dem Weibe widerstehen, wenn es sich mit der ganzen Fülle seines Reizes hingibt? Auch in Manfred's Innern schmolz das Eis; mit seinen Armen preßte er das Mädchen an sich, welches in blühender Schönheit und schmachtender Wonne zu ihm emporsah.

„Aber, um Gott!“ bat er endlich schwerathmend aus, „ich bringe dich um Hirn und Verstand!“

„Nein, mein, lieber Manfred, sage es mir, es schmerzen! Komm, du sollst mir mir!“

Ein Kammermädchen brachte den Kaffee; auf der silbernen Kanne lag ein feiner Reliefstoff.

Mit verbrannter Anmuth machte Brenner die Maschine; über seiner Hand spielte es seltsam hell von dem Edelmetallen, hell auf der Tischdecke, auf der Untertasse über Tischen und der Schalen, auf der Antlitz ihrer Gesellschaft war heiter und glänzend, daß Manfred bemerkte:

„Brenner, du bist die ganze Sonnigkeit, wo ich bin!“

„Mach dich warm mein“, erwiderte sie schalkhaft lachend, „noch bist du's nicht! Nicht einmal das Verlangen nach einer Cigarre kannst du verbergen — aber nimm nur“, schob sie und reichte ihm ein Mahagonikästchen mit Havanas. „Ach, ein Licht für den Herrn!“ Das Mädchen präsentirte eine Wachskerze und half erhitzt der feinen Tabakspartikeln das Gemach.

„Wie ist Tant“, sagte sie, als sie sah, mit welchem Behagen Manfred den aufsteigenden Rauch der glimmenden Cigarre einsog, „wenn euch Männern die Cigarre schmeckt, so seid ihr gleich, zufrieden, glücklich — so scheint es zu sein“

„Ja, ich bin's, aber durch wen anders als durch dich? Ich verkaufe ich aber — auch in deiner Gewalt bin ich glücklich durch dich.“

Brenner lächelte vor sich hin. „Sag nur“, sagte sie, „du weißt, daß ich dich liebe. Nur Liebe will nicht, daß man dankt; sie verlangt nur, daß man dankbar sei. Nun sag' sie du, Manfred — nicht wahr, du bist es?“

Manfred hatte nicht Zeit, auf diese nun schreiber feierlichen, tief innerlich gemeinten Worte zu antworten, denn es klopfte an die Thür und ein Theaterdiener trat ein, welcher ein Schreiben der Intendanz an Fräulein Krone abzugeben hatte. Brenner erbrach es hastig, aber kaum hatte sie die paar Zeilen, die es enthielt, gelesen, als ihre Hand sank und sie das Papier in ihren Schoß fallen ließ.

Manfred nahm es auf, um zu sehen, welche Rache sich Brenner so sehr erzwungen habe. Das Blatt enthielt nichts als eine Aufforderung, heute Nachmittag in die Theatergarderobe zu kommen.

„Ah so", sprach Manfred, „ich habe vergessen, die mitzutheilen, daß ich mich entschlossen habe, noch einmal im „Tannhäuser" aufzutreten. Deßhalb Abend wurde ich darum ersucht und ich habe es dem Herrn Kapellmeister zugesagt."

„Mein Abend!" murmelte Brenner vor sich hin. „Damit du auch vergiftet", sagte er dann zu seinem scharfen und grellen Ton heran, „daß wir morgen schon abreisen werden?"

„Das hatte ich gewollt, ich — will es nicht."

„Was?" rief Brenner auf und sein Gesicht bebte dabei leidenschaftlich. „was? Du erdreistest dich, einen Willen zu haben, der dem meinen entgegen ist? Manfred, Manfred — besinne dich wohl, was du sagst, besinne dich wohl, was du thust. Vergiß nicht, daß ich es war, ich, und niemand sonst, der dich aus dem Staube empor gezogen hat, vergiß aber auch nicht, daß ich es bin, und wieder niemand als ich, der ein Recht auf dich hat . . ."

Manfred hatte sich erhoben; rund und in entschiedener Haltung trat er vor die Aufgeregte. „Brenner", sagte er, „mäßige dich!" Er sagte nichts als das, aber er sagte es in einem Tone, der ihr einen wachen Augenblick als schwer für die Vergegnung seines bisher Blinden, schwer für ihren Kopf in das Polster zurück, er blieb so schweigsam; aber er sprach nichts und ging in großen Schritten durch das Zimmer auf und nieder. Endlich wandte sich Brenner empor; ihre Lederbuh gerötheten Wangen waren von Thränenspuren gefurchet. Sie hatte ihren Kopf mit dem Ellbogen, und indem sie Manfred anlach, sagte sie: „Gut, ich werde in die Parte geben, ich werde singen; aber Gute der Woche reisen wir!"

Manfred ging nach einem kühlen und gezwungenen Abschiede. Als Brenner allein war, nahm sie ihre Briefmappe. Mit einer vor Aufregung zitternden Hand warf sie rasch einige Zeilen auf Papier, faltete es dann, couvertirte und siegelte es. Sie klingelte; Jean trat ein. „Gib diesen Brief dem Portier, daß er ihn sofort — an Herrn von Brandrich trage!" — —

Die Rache einer Sängerin!

Sechstes Kapitel.

„Der „Tannhäuser", der „Tannhäuser"! O wie prächtig, heute Abend ist der „Tannhäuser"!" jubelte Alice, als sie Morgens in das Frühstückzimmer ihrer Aeltern der Befehle eintrat und dem gütigen Herrn Zeitungen, der Hans vom Hause Briefe und ihr den Theaterzettel brachte. Sie konnte ihn noch vom letzten male her ganz genau, aber sie las ihn doch, als sei sie allen fremd und neu. „Tannhäuser . . . Manfred — natürlich, natürlich, er hat es gethan — er hat es mir zu Liebe gethan!" sagte sie und küßte ihrer Mutter um den Hals, wie ein Kind, das sich freut, weil man ihm seinen Willen erfüllt hat.

„Wer hat dir etwas zu Liebe gethan?" fragte Lord Belford lauft; er wußte gar nicht, was Alice im Sinne hatte.

„Herr Manfred — der Tannhäuser" —

„Wie denn das?" forschte die Mutter weiter.

„Ach — das ist eine lange Geschichte, liebe Mama, und sie würde dich langweilen. Der Anfang besteht darin, daß der „Tannhäuser" nicht wieder gegeben werden sollte, weil Manfred nicht mehr auftreten wollte; und das Ende ist, daß er nun doch auftritt, daß der „Tannhäuser" heute Abend gegeben wird — und gewiß, ich bin die Veranlassung dazu! Denn ich habe darum gebeten, gebettelt in der Seele des Herrn Kapellmeisters — so dringend und so warm gebeten, daß er ja sagen mußte. O, Ihr müßt mir sehr, sehr dankbar dafür sein", schloß sie mit einem naiv-wichtigen Tone.

Die Mutter lächelte; Lord Belford, indem er seine Zeitung zusammenlegte und aufstand, um sich auf sein Arbeitszimmer zurückzuziehen, sagte: „Wir werden's noch erleben, daß die ganze Stadt unserer kleinen Alice eine Dankadresse dafür votirt oder ihr einen Fackelzug bringt oder eine allgemeine Illumination ihr zu Ehren . . . Ha, ha, ha, wir werden noch große und unerhörte Dinge erleben, du kleiner Schalk!" Er lachte vergnügt zu seinen Worten und küßte seine Tochter auf die Stirn.

Als er gegangen war, nahm Lord Belford die Hand ihrer Tochter und sagte etwas ernst: „Bilde dir nicht ein, liebe Alice, daß Manfred sich durch deine Bitten hat bewegen lassen!"

„Warum denn nicht?" fragte Alice verwundert und betroffen.

„Weil diese Künstler ein ganz besonderes und eigenthümliches Völkchen sind, für welches die

Gerüge der Mittagszeit, in welcher wir leben, nicht gäbe. Sie trugen Ihre eine Maske nur so lange Ihnen sie ins Gesicht und noch viel weniger je ins Herz sehen. Kommen Sie zu sich, wenn einem Kind werfen, so würden schauern. Wie so bei andern Liebe oder Freundschaft oder welches Gefühl auch erblickt, so findet sie bei ihrem Eintritt. Da dem Manne, wo der Künstler beginnt, dort der Mensch zu ihnen auf. Glaub' es nicht, daß der harmlose Mensch einen Künstler auf einen Künstler auch nur den geringsten Einfluß üben könnte. Künstler thun nichts für andere; was sie thun, thun sie für sich."

„Ist das wahr, Mama?" fragte Aline, deren Auge bei dem Anhören dieser Worte einen eigentümlichen Glanz angenommen hatte. „Ich wollte, daß du mir das nicht gesagt hättest!"

Ein Tumult war ein und meldete den Herrn von Braunfeld.

„So früh?" sagte Fabe Pelikot, der nach der Predigt sah. „Es ist so kaum 10 Uhr" ...

„Darf ich ihn empfangen, liebe Mama?" bat Aline.

„Ueber den Herrn Pastor herum", murmelte sich Fabe Pelikot an den Leuchter und wahrend dieser hinausging, sagte er zu Aline: „Ich werde Toilette machen und gleich wieder bei dir sein" und verschwand hinter einer Portière.

Herr von Braunfeld war ein Sohn Gelds war ein wenig verhärtet, sein hinter dunkeln Brauen hervorstechendes Auge verriet ein bewegtes Innere. Aline hatte nicht Zeit, das zu bemerken, denn sie eilte dem Eintretenden sogleich mit den Worten entgegen: „Heute Abend können wir in die Oper — ach, mein Theurer, wie mich das freut! Heut' Abend ist der „Tannhäuser"."

Braunfeld hatte den Hauptzweck seiner Besuches mit Lustigkeit erwidert; aber mit einer Stimme voll ungewöhnlichen Ernstes erwiderte er auf ihre Worte: „Sie haben, liebe Aline, den Gegenstand berührt, der mich in so früher Stunde zu Ihnen führt. Ich wünsche nicht, daß Sie die Oper besuchen — ich bitte Sie, heute Abend das Haus nicht zu verlassen!"

Aline sah ihn ganz mit erstaunten Blicken an.

„Warum denn das?" fragte sie endlich nach einer Pause und ein wenig zaghaft.

„Ist es Ihnen nicht genug", erwiderte Braunfeld, indem er die Hand seiner Geliebten an die Lippen drückte, „ist es Ihnen nicht genug, daß es mein Wunsch, daß es meine Bitte ist?"

Aline wußte nicht Bescheid. Theodore antworten an ihren Augenwimpern.

„Aline schweigt? ... Aline sagt mir nicht, daß es Ihr eine Bürde ist, der Bitte ihres Geliebten, die erste, die er auszusprechen wagt, zu erfüllen?"

„Erfüllen kann ich Ihr, ja, ich werde sie erfüllen ... aber eine Bürde ist es mir nicht! Braunfeld, Sie wissen nicht, was Sie von mir verlangen. Sie wissen nicht, wie ich mich für Manfred interessire — und daß es Ihre meinet wegen heute Abend auch erneut wollen".

„Sie interessiren sich für sie? Sie trat Ihretwegen auf? ... Ja, ja, ich weiß das — und ich weiß es nur zu wohl!" fuhr Herr von Braunfeld auf, mit einer Stimme, der die Aline zurückhielt. Sie glaubte in sich zusammen wie das Begriffen, welches der nahende Sturm von Zweig zu Zweig sagt. „Sie interessiren sich für sie", fuhr Braunfeld fort — „und weil ich das weiß, darum Sie heute Abend nicht in die Oper — Sie hören nicht!"

Aline, der das bisher fast regungslos auf dem Divan gelegen hatte, erhob sich nun mit einer imponierenden Ruhe, die Braunfeld an seiner Geliebten nicht gewohnt war. Der ganze Austrag ihres Gesichts war so ernst und früh, als hätte diese einzige Minute sie um Jahre älter gemacht.

„Herr Baron", sagte sie, „Sie haben zu befehlen, ich muß gehorchen! Aber überlegen Sie wohl, was Sie von mir verlangen; bedenken Sie, daß dem Manne und der Herrschaft oder das Brot gebricht, daß ich aber nun Kinder und Schwächlinge ernähren sollen. Seien Sie sich sonnig auch des Grundes bewußt, wenn Sie wünschen, daß ich Ihren Willen mit Liebe befolgen soll!"

Fabe Pelikot hatte ihre Toilette beendigt und kehrte zurück. Er sah es den beiden jungen Leuten an, daß etwas zwischen ihnen vorgefallen war.

„Guten Morgen, lieber Braunfeld ..."

„Ich bin früh gekommen, gnädige Frau ... Sie mußten entschuldigen ..."

„Sie gehören zum Haus, Sie sind immer willkommen. Aber du, meine Aline, was ist dir? ..."

„Nichts, theurer Mutter! Herr von Braunfeld wünscht, daß ich heute Abend die Oper nicht besuche."

„Und warum nicht?" wandte sich Fabe Pelikot an den Genannten.

„Weil, weil" — Antonie heiß — „nun, großmütigst: weil ich es nicht wünsche!"

Lady Bellfort zuckte mit den Achseln, „und du?“ wandte sie sich an ihre Tochter.

„Ich, liebe Mutter, ich füge mich in deinen Willen; aber ich habe Herrn von Braunfels gebeten, in der Folge nichts weiter zu verlangen, weiß er nicht einen Grund hat.“

„Alice hat recht!“ sagte Lady Bellfort. „Man nennt sie Ihnen eigensinnig und widersprüchig — wir sind es nicht; wir sind bigsam und nachgiebig, aber wir wollen einen Grund wissen!“

„Einen Grund — o, ich habe auch einen“, versetzte Herr von Braunfels zögernd, indem er mit der Hand in die Brusttasche seines Rocks griff. Aber rasch, als ist er eben im Begriffe gewesen, etwas seiner Unwürdiges zu thun, zog er die Hand wieder zurück und ergriff mit derselben die seiner Verlobten. „Verzeihen Sie mir, angebetete Alice — ich habe keinen Grund gehabt. O, ich war recht, recht thöricht — und auch recht unglücklich, bis ich Sie wieder gesehen hatte. Nun aber ist alles wieder gut.“ Er näherte sich dem anfangs befangen Mädchen und indem er ihr tief ins Auge sah, sagte er mit besonderer Stimme: „Alice liebt mich noch — es kann, es darf nicht anders sein!“ Sie neigte das Haupt und ihre Thränen fielen auf die Hände ihres Verlobten nieder.

„Ihr beide habet eine Szene auf“, sagte Frau von Bellfort, die die gereizte Stimmung des geschilderten Moments durch eine ablenkende Behandlung aufzuheben suchte. „Dann muß ich wol gehen!“

„Nein, nein, bleib' — o bleib'!“ bat Alice, die sich aus den Armen ihres Bräutigams losmachte und ihrer Mutter um den Hals fiel.

„Wie das Kind weint! war es denn!“ sagte diese, die ihre unaussprechlich geliebte Tochter innig an sich zog. „Sei ruhig, Liebe! Braunfels ist wieder vernünftig geworden. Nicht wahr?“ wandte sie sich lächelnd an diesen.

„Gewiß, gewiß — und es bereut tausendmal, was er gesagt und gethan hat. Wie konnte ich auch, Sie der kleinen Freude berauben zu wollen! Aber nun wollen wir uns doppelt auf den Abend freuen. Die Ouvertüre muß da capo gespielt — der Kapellmeister soll gerufen werden, und Monsieur und Fräulein Krantz — alle, alle heraus und möcht' ich wie die Hände wund klatschen und die Kehle heiser rufen. Was sagen Sie nun, Alice?“

Alice bewegte nur das Haupt, leise vernehmend.

„Wer?“ rief Herr von Braunfels. „Sie wollten nicht in die Oper? Das geht nicht. Das darf ich nicht dulden! Alice, ich wünsche, daß Sie die Oper besuchen. O, jetzt hab' ich einen Grund für meinen Wunsch; einen Grund, so gut und trefflich, daß ich mir einen besseren gar nicht verlangen kann. Oder gibt es eine freundlichere Veranlassung für mich, etwas zu wollen als die, Ihnen Freude zu machen? Keine Gegründe, ich bitte Sie! Ich weiß, es macht Ihnen Freude — und da ich für meinen Wunsch einen Grund habe, so müssen Sie gehorchen!“

Alice lächelte. „Nun gut“, sagte sie — „um alles versöhnen zu machen, will ich folgen!“ Braunfels umarmte und küßte sie.

„Nicht wahr, das war der erste Auftritt zwischen euch?“ fragte Lady Bellfort scherzend.

„Ja, der erste!“ sagten beide und schlugen die Augen nieder, als fänden sie vor ihrem Richter.

„Nun, dann wünsche ich“, schloß Lady Bellfort, „daß jeder folgende ebenso harmlos beginnen und ebenso freundlich sich lösen möge wie dieser!“ Sie drückte erst Herrn von Braunfels, dann ihrer Tochter die Hand.

Bald darauf ging Herr von Braunfels. Als er eine Strecke von dem Bellfort'schen Hotel entfernt war, zog er aus seiner Brusttasche ein zerknittertes Papier hervor, das er entfaltete. „Ganz unverfänglich“, sagte er, als er gelesen hatte. „Das es übermorgen noch einmal singt — was ist Arges dabei? Hat sie mir's doch selber gestanden — und am Ende ist es eine Ehre für Sie, daß ein Künstler auf ihren Wunsch so viel thut. Die Folgerungen . . . ah, bah! wer geht etwas auf die Muthmaßungen einer Sängerin, deren Eifersucht hier im Spiele zu sein scheint! Fräulein Krantz, Sie sind eine Thörin!“

Sechstes Kapitel

Kaum brannten die Lampen des Theaterhauses, als sich auch der Andrang wiederholte, welchen wir bei der ersten Aufführung des „Tannhäuser“ geschildert haben. Die Nachricht, daß die Oper vor den Ferien nun wirklich zum letzten male erscheine, die mancherlei Gerüchte, welche im Publikum cursirten, der Beifall, den sie in der Neuheit gefunden hatte — alles trieb zusammen, um die Zuschauer in großer Menge herbeizuführen.

Der Vorhang hob sich. Ein rauschender Applaus begrüßte das Künstlerpaar, Fräulein Krantz und Monsieur, welche seit einigen Tagen das Stadt

grünlich grauen waren. Um Menschen unerkannt zu machen, kommt es ja nur darauf an, daß ihnen gegeben werde; ob Mantel oder Schleier, Freundlichkeit oder Feindlichkeit — es muß nur gesprochen werden. Manfred hatte der Magus halb gedichtet; er hatte das Gedicht leichenhaft gemacht, schaute er die Tage des Todes Bellen unter sich liegen konnte.

Und er sah sie — er sah das unerbittlose, die Ehre Mädchen mit dem feinen, heiligen Auge — er sah zwei blaue Augen, die unverwandt auf ihm ruhten; er sah den rötigen Mund, halb geöffnet wie von unaussprechlicher Erwartung — er sah Alles und nichts als sie . . . nicht den Vater, nicht die Mutter, zwischen denen sie saß, nicht ihren Bräutigam, der hinter ihr stand, er sah nicht das gefüllte Zimmer, nicht die Lust an Lust hängen Fragezeichen — aber nur in einem unbestimmten Duft zurückgetreten . . . sie war der Stern, der blendendhelle — sie war das einzige Wesen auf der ganzen Welt, die das es in seinem Augenblick hatte!

Seine Pulse klopften, sein Herz schlug ihr bisher — er konnte kaum erwarten, bis er sich vorstellen und in seinen feinen Gedichten sich machen durfte.

Endlich, endlich . . . da regnete es, schwerhaft fiel, die goldene Harfe, vor ihr seinen Füßen lag, und mit einem Aufwand von Kraft und Begeisterung, mit einer unbeschreiblichen Verschwendung seiner faszinierenden Mittel begann er zu singen . . . und er sang, daß den Aeneas die Magus sucht und den Männern der Herren weich wurden . . . er sang, daß selbst Aeneas Kreuz kaum die Grausamkeit, der Notwendigkeit bemerken konnte. Aber Stimme zitterte, wie wenn der Sturm des Gewissens sie regieren hatte; „Mich' mir fern, verlaß mich nicht!" sieht sie; „o wenn du mir nahen wirst, so mag ich's nicht . . ."

Aber Manfred sah sie nicht mit sterbenskranken Augen. Es wird ihr mit der Hand von sich; dann sang er: „Deine Huld ist gewissen; du hast mich glücklich machen wollen und hast mir das Schönste geboren, was ein Herz zu hoffen hat — aber", fuhr er leidenschaftlich fort, „ich lebe noch hinaus, hinaus aus deinem Zauberkreis" — und nun, indem er sich hinunterwandte und Alice voll und tief ins Auge faßte, sang er voll unendlicher Innigkeit: „Ich verlange nach des Himmels Höhen, nach des Meeres Tiefen — ich verlange nach dem blauen Himmel, nach den frischen Orten — nach Einsamkeit und wahrer Liebe verlange ich!"

Sonderbar' es war, als es Fräulein Anna fühlte, daß es sich hier nicht um einen Theaterraum handle; denn auch in der Loge sah die künstlerische Kammer zu verschwinden Gier — es war, als wollte sie ihren Meisterin wirklich für sich retten, als sei es nicht die Kunst des Publikums, sondern das Herz der eigenen Seele, um das sie in seinem Augenblick zu singen habe. „Irrsinnig", rief sie in wütendstem Ohring. „Weh' — Was hörst du mich denn? Ich liebe dich nicht — du hattst von mir nicht geben!" Und dabei anstrengte sie sich so sehr und bemühte, daß es Mühe hatte, sich festzuhalten; und verlockender als je klang der Verzweiflung aus der Hauptsiegen Arme — aber Manfred wehrte sich gegen sie mit einem so schmerzlich abstreitenden Gefühl, daß Magus selbst so unbeirrlich, daß Feinere sich gedrängt von dem zurückzuh. „Bei der Sonne ich nun Ehre werden — aber mich hörten es nach Kirchen C. Kerzigen, Gottin! Laß mich gehen!" Der Ausdruck seiner Stimme war so weich und schmerzlich geworden, daß es schien, als habe er selbst das tiefe Mitleid mit dem Weibe, das es nun so verlassen beklagen hatte. Aber das Mitleid des Mannes kann ein Weib nicht ertragen, das einst seine Liebe besaß. Alice, als habe sie die Arme in sich zusammen, sahen sich der gebrochene Seele empor: „Hör' ihn, Mohammedan, geh' ihn! Ich gebe dich frei — was du verlangst, sei dein Tod!" Der Arzneie der Ehre wollte da zurückeln — wohl, der kalte Mohn des Menschen soll dich vernichten!" Stark wandte sie sich von ihm — o, der Mann kann nicht ertragen; aber die Verachtung des Weibes, das es einst geliebt hat, ertrügt es nicht, wenn ihm der Tod in seinem Innern mehr der Schuld sagt gibt. Manfred konnte, mit eigner Kraft gerüstet, nicht von ihr scheiden . . . er schwankte, er wollte sich zu ihr setzen . . . da begegnete sein verwirrtes Auge dem himmlisch leuchtenden Blicke Alice's, ihre Wange sah er gerötet wie von heiliger Glut, und mit dem Rufe: „Mein Herz ruht in Maria!" ist er gerettet. Der zauberische Schleier der Liebe verhüllt — Manfred ist frei . . . er ist dem Leben, dem Frühling, der Liebe wiedergegeben — —

Im Leichenraum war es still wie in einer Kirche. Die Stimmung aber war zu erhöhend, als daß man sie durch die alltäglichen Beweise des Beifalls hätte ausdrücken mögen. Man hörte den

[illegible], seinen Rat, aber man hatte Schlachten und [illegible] Siegen. Auch Alice weinte; sie hatte ihr glühendes [illegible] mit ihrem Spitzentuche verhüllt; Pater Bellord, welche die Hand ihrer Tochter ergriffen hatte, fühlte, daß sie krampfhaft bebte.

Pater Bellord, der von diesem kaum hörbaren Ringen nichts gemerkt hatte, wandte sich zu seinem künftigen Schwiegersohn: „Heute hat er gesiegt, wie es siegen sein muß. So singt das Herz!“

„So singt die Leidenschaft!“ flüsterte Pater Bellord, aber so leise, daß nur Alice es hörte. Das belauschte Mädchen sagte nichts; sie dachte: „So singt die Liebe!“

Der Vorhang rollte zum letzten male nieder.

Herr von Braunfels eilte seiner übrigen Gesellschaft zwar voraus, um den Wagen zu rufen, aber sein Innerstes war erschüttert. Zu tief hatte er in Alice's Seele gesehen — — Ehrgeiz, Liebe und Mitleid kämpften in seiner Brust.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Die Leiden der Hypochondristen und ihre Behandlung.

Von Dr. Borowan.

Es gibt viele Personen, vorzugsweise Männer, welche sich durch eine unausgesetzt auf die Zustände ihres Körpers gerichtete ängstliche Sorge und durch die Neigung auszeichnen, gegen jedermann, der ihnen Stand hält, von ihrem Befinden zu sprechen und Aufklärungen und Ratschläge zu verlangen. Sie ändern ärztliche Schriften, befragen jeden Arzt, ohne meist nur, um zu diskutieren. Ihre Lebensgewohnheiten und Lebensansichten unterscheiden sie oft ganz auffallend von allen übrigen Personen, welche ihnen sonst in jeder Beziehung gleichgestellt sind, und lassen sie im Umgang als Sonderlinge erscheinen. Weil sie übrigens ihren Geschäften nachgehen oder sogar in der glücklichen Lage sind, ihre Geschäfte vernachlässigen zu können, den geistigen Freuden und materiellen Genüssen nicht entsagen, auch sonst ihr Naturell nicht die Teilnahme ihrer Umgebung, nicht einmal die des Arztes zu erregen geeignet ist, so begreift man nicht, warum sie in dieser ewigen Unzufriedenheit mit sich selbst, mit ihrem Befinden beharren und sieht sie als unerträgliche „Hypochonder“ oder man verlacht sie als „Kranke in der Einbildung“.

Wir wollen nun ebenso sehr der Pflicht der Menschenfreundlichkeit als der Psychologie gerecht werden, indem wir nicht zugeben, daß der Hypochonder, erträglich oder unausstehlich, ein „malade imaginaire“ sei. Es streitet weder die gesunde Vernunft, daß ein Mensch, der seine gesunden fünf Sinne beisammenhat und einen gesunden Organismus besitzt, sich verschrauben oder einbilden vermöchte, er sei krank. Empfindungen des Unwohlseins, die Gefühle gereizter Nerven können nicht als Wirkungen der Verschraubung und Einbildung gedacht werden. Dagegen erweckt auch die leiseste, bewußt werdende Empfindung die Reflexion und diese kann sich über den Grund der Empfindung täuschen, kann zu falschen Urteilen über das Befinden und zu unbegründeten Befürchtungen gelangen. Wer sich nun Leidensbilder entwirft, die er fürchtet, künftig in sich eine Wahrheit werden zu sehen, der ist darum doch kein auszulachender *malade imaginaire*, sondern leidend, wenn sich auch die Natur des Leidens zur Zeit sogar der ärztlichen Erkenntnis entziehen sollte.

Der Eigentümlichkeiten, um deren willen wir manchen Menschen mit dem Prädikat eines Hypochonders belegen, hängen für unsere meist oberflächliche Wahrnehmung seiner psychischen Seite an. Entweder ist es eine weiche, gedrückte Gemütsstimmung, die in Klagen ausströmt und die Absicht verrät, Mitleid zu erregen, Trost oder Beruhigung zu empfangen, oder es tritt uns die ärgerliche, leicht in choleriſchem Affekt explodierende Gemütserregung entgegen, die über die „miserablen“ Einrichtungen der Natur mit dem Schöpfer und den Menschen grollt. Jener „fängt Grillen“ und diesem „ärgert die Fliege an der Wand“.

Fragen wir aber teilnehmend, worüber sie klagen, so erhalten wir wenig mehr und ziemlich immer dieselbe Antwort: „Ich kann eigentlich nicht sagen, wo es mir fehlt; ich habe keine Schmerzen; ich esse wol, aber es schmeckt mir nicht, aber es schmeckt mir, doch bekommt es mir hinterher nicht. Ich habe da und dort lästige Empfindungen, kann sie aber nicht beschreiben. Ich gehe und fahre, arbeite, doch ermüdet mich das jede an, auch wenn ich mir nur Mäßiges zumute. In Gesellschaft bin ich bald ermüdet oder aufgeregt oder die Menschen verleiden sie mir. Abends bin ich ermüdet, aber ich kann nicht einschlafen, und habe ich auch einmal, wie ich glaube, fest geschlafen, so bin ich am Morgen fast noch müder und unwohler als den Abend vorher. Was fehlt mir nur? Zuweilen denke ich, da bildest du dir wol nur hier und jenes ein,

brum auch mein Arzt sagt darüber. Es ärgert mich, daß man mir nicht glaubt und mich für einen Hypochonder hält; nichtsdestoweniger fühle ich, daß ich durchaus nicht gesund bin."

So kurz und genau es nun freilich nicht jede Unterhaltung mit seinen ewig Verstimmten und Klagenden, der Umgang mit ihnen erfordert auf die Dauer mehr Geduld, als die theilnehmendsten Freunde besitzen. In der Absicht, sie wie man sagt, von ihren Einbildungen zu heilen, suchen Viele sie, welche gezwungen sind, häufig mit ihnen zu verkehren, in der Regel die fruchtleersten Mittel auf.

„Den Hypochonder", heißt es, „muß man entweder sich selbst überlassen oder ihn kurz abfertigen. Man muß ihm seine Einbildungen ausreden (!) suchen, ihn an die Pflicht zur Selbstbeherrschung streng erinnern und wenn das nicht hilft, ihn ein wenig Härte und leichten Spott empfinden lassen." Der gute Rath der Moralisten ist sicher der verständliche; er setzt eine menschliche Natur voraus, wie man sie vielleicht wünschen möchte, wie sie aber nicht ist. Er wird auch mehr im Interesse der Umgebung als zum Nutzen dessen ertheilt, der ihn annehmen soll, und scheint er befolgt zu werden, so wird der Hypochonder im besten Fall noch seltener mit seinen Klagen belästigen, aber darum selbst nichts weniger als gebessert sein. Ueber die Kunst, durch die bloße Macht des Willens seiner krankhaften Gefühle Herr zu werden, welche Kant so trefflich gelehrt hat, läßt sich weder mit sich selbst reden, solange uns das Gefühl des Wohlseins behaglich durchdringt. In der ärztlichen Praxis vermißt man noch nicht, daß die Lehren dieser Kunst da besondere Erfolge zeigten, wo man aber derselbe gründlich philosophirt. Der Philosophen unter den Menschen sind keineswegs die liebenswürdigsten oder geduldigsten Patienten.

Lehrt die tägliche Erfahrung, daß der Rath zur Selbstbeherrschung oder, wie man sich ausdrückt, sich nicht seinen Empfindungen hinzugeben, sich herauszureißen, wenig Aussicht auf Erfolg hatte, weil die in Rede stehenden Personen sich damit nur den andern, nicht aber sich selbst erträglicher machen, so ist dagegen Härte und Spott gerade geeignet, sie in der bedenklichsten Richtung ihres Wesens gewaltsam hinauszudrängen.

Der sentimentale Hypochonder zieht sich von den Menschen zurück, wenn er sieht sich verspottet, verlassen und angewidert, sich mit sich selbst und seinen trüben Gedanken zu beschäftigen. Da hängt der Einbildungskraft an, weiter die grausame Kegel des Ekelhaften zu dehnen, um schließlich zur Herrschaft zu gelangen. Hierzu treten in der Regel aus Gründen, die wir später darlegen, gewisse Scrupel und Einflüsse, welche aus den religiösen Ueberzeugungen hervorgehen. Tief gedrückt und traurig gestimmt ruft den Trost der Religion herbei, weniger um sich an der ernsten, den sittlichen Willen beherrschenden Macht derselben wieder aufzurichten, als unter frommen Betrachtungen, vielleicht auch aber sittlichen Uebungen fortzuleben, ein unglücklicher Mensch zu sein.

Der ärgerliche, boshaft tragicirende Hypochonder aber weist einer moralisirenden Methode der Behandlung gar kein oder nur in der Absicht ein Ohr leihen, um euch zu sagen, daß ihr unverständig denkt. Er wird euch mit dem ganzen Ernst eines beleidigten Menschen dringend ersuchen, ihn nicht mit einem Hypochonder zu verwechseln. Er wird bitter, spöttisch und erfährt darum oft, wie unausstehlich man ihn findet. Nun meidet er gefliessen Personen, findet die Welt verächtlich, lebt sich verlassen, verfolgt, überall Ränke und Verderb. Seiner trüben Verstörungen entsprechend ihm häufig der richtige eigene Standpunkt, den er mit seinen Personen in der Welt einnimmt.

Der Proceß, dessen Entwickelung zu solchem Ausgange drängt, bedarf meist vieler Jahre; doch gibt es auch besondere unglückliche Lebenseinflüsse, die hinlänglich bekannt sind, welche ihn in kurzer Zeit, oft unmittelbar nach dem Eintritt eines solchen Einflusses herbeiführen. In der Klasse dieser Personen, die wir hier betrachten, beobachten wir die meisten Fälle von Geistesstörungen, jene Selbstmorde, deren Motive und räthselhaft erscheinen, endlich Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten mit ihren verschiedenen Folgen, die chronische oder allgemeine Lähmung.

Der „malade imaginaire" also, welcher als ergötzliche Figur in einem unvergänglichen Lustspiel Molière's auch dem Hypochonder unter den Zuschauern ein Lächeln abnöthigt, ist in Wirklichkeit ein Gegenstand des Mitleids und der verschiedensten Behandlung. Er hat der wahrhaft, innerlich, auf allen Verwendungen seinem Bewußtsein vermeintlich Empfindung von der größten Sicherheit und Gewißheit der Lebensverrichtungen seines Organismus, wenn auch Jahre darüber vergehen, ehe der nächste Umgebung und der Arzt sich genöthigt sehen, der verschiedenen Klagen über sein

Gründen aus einem andern Grunde als aus der Eigenthümlichkeit seines Charakters zu erklären. Doch ist diese Charaktereigenthümlichkeit nur der psychische Ausdruck für eine organische, pathologische Eigenthümlichkeit, nämlich für die über die Regel hinaus gesteigerte Erregbarkeit des sensiblen Nervensystems.

Bekanntlich ist nichts schwerer, als in der Erklärung eines von der Regel abweichenden Verhaltens des menschlichen Organismus zu irren, dies ist die Ursache und dies die Wirkung; denn wir rechnen dabei immer noch mit unbekannten Größen. Die objective ärztliche Untersuchung der in Rede stehenden Patienten ist häufig ohne genügenden Erfolg.

Die ohne Zweifel wichtigste Wahrnehmung, die man an ihnen immer macht, ist die, daß die Function des Schlafs sich nicht in einer der Gesundheit entsprechenden Weise vollziehet, so einige wollen auch genau umgeben, daß sie eine Veränderung ihres Wesens von dem Zeitpunkt an empfunden haben, wo sie anfingen, nicht mehr von ihrem Schlaf befriedigt zu werden. Wir finden den veränderten Stimmungs- (gesteigerten Erregungs-) Zustand des Nervensystems immer in Begleitung mit einem, seine Incrude im Körper unvollkommen erfüllenden Schlaf, können jedoch nicht entscheiden, ob er die Folge oder die Ursache jenes genannten Zustandes ist.

Wie wenig ausreichende physiologische Erklärung der Grund und Vorgang des Einschlafens auch gefunden hat, so viel steht fest, daß er in dem die Acte unseres bewußten Willens und Denkens vermittelnden Gehirntheil zu Stande kommt, während der Trieb zum Einschlafen von dem vegetativen Nervensystem ausgehen scheint, welches bekanntlich nach ihm eingeborenen Gesetzen die Oekonomie des Körpers leitet und zum Theil auch die Bedingungen seines räthselvollen Eigenlebens aus dem Materiellen empfängt. Schlafen heißt: infolge seines Triebes auf einige gewissen Zeitraum, der in der Regel zwischen Niedergang und Aufgang der Sonne fällt, der Fähigkeit beraubt zu sein, bewußt zu denken, bewußt zu wollen; wir verlieren die freie Selbstbestimmung zugleich mit dem Lebensbewußtsein, während die rein vegetativen Verrichtungen: Athmung, Herzbewegung, Stoffwechsel u. s. w., wenn auch modificirt, verlangsamt, fortdauern. Der Schlaftrieb tritt in der Regel ein unter den Zeichen eines Zustandes im Körper, den wir Ermüdung nennen *). Dieser Zustand ist eine Folge der im wachen, thätigen Leben stattgehabten Anspannung aller Kräfte und Thätigkeiten oder, weil unbezweifelt aller Acte zu Thätigkeitsäußerungen vom Nervensystem ausgeht, eine Folge des Verbrauchs der Nervenkraft, die wir uns als flüchtiges Princip, Agens, in den Nerven wirkend denken **).

Vergleichen wir die Gefühle der Ermüdung vor dem Schlaf, der in der Regel fünf bis sieben Stunden dauert — die Gewohnheit, noch länger zu schlafen, ist nicht die beste —, mit den Gefühlen nach einem gesunden, einem kurzen und leichten Schlaf, so haben wir auch ohne Kenntniß der Theorie die natürlichste objective Erkenntniß von den Wirkungen und Zwecken des Schlafs. Wir fühlen die wiederhergestellte Spannkraft in allen unsern Muskeln und Gliedern, die auf unsere edlern Sinne einwirkenden Reize der Außenwelt werden mit entsprechend lebhaftern Reactionen empfunden, unser Begriffs- und Urtheilsvermögen ist schärfer und klarer, unserer Willenskraft zeigt eine erhöhte Energie, ein frisches und freudiges Lebensbewußtsein begleitet uns an die uns erwartenden Arbeiten des Tags, und selbst wenn wir mit dem alten Kummer erwacht wären, so war doch der gute Schlaf ein Segen, denn er hat uns den Kummer vergessen und brachte uns doch neue Kraft, ihn hoffnungsvoller weiter zu tragen.

Diese behaglichen Gefühle verdanken wir dem während des Schlafs erfolgten Ersatz der im Wachen verbrauchten Nervenkraft, verdanken wir jenen im Schlaf modificirten vegetativen Functionen, die dem Stoffwechsel und, wie es scheint, vorzugsweise der Bildung jener primitiven Stoffe günstig sind, welche zur Ernährung der Nervensubstanz dienen. Die Bedeutung des Schlafs noch näher physiologisch zu erörtern, wird für unsere Leser nicht das Interesse haben, welches

*) Wenn man sagen hört: „Ich kann einschlafen, wenn ich will", so ist diese Behauptung nicht wahr. Ich gehe zum Schlaf zurechtlegen, zurechtsitzen, die Augen schließen — das sind Acte unseres Willens; das Einschlafen aber überrascht uns immer, als sagen, indem wir uns alle Mühe geben, wach zu bleiben.

**) Solange es Dinge und Erscheinungen gibt, über deren Natur auch die besten Forscher noch zu keinem klaren Begriff gelangt sind, wird man nicht umhin können, an der Stelle des Begriffs ein Wort zu setzen. Ein solches Wort ist Nervenkraft, Nervenprincip. „Was das eigentlich wirksame Agens in den Nerven sei, wissen wir nicht, werden es auch schwerlich je erfahren, und die Wissenschaft hat das

der Arzt daran nimmt. Es genügt, unter andern die folgenden Erfahrungen hervorzuheben.

Selbst nach vielen Nächten und Tagen mit bedrängtem Schlafe genügen wenige Stunden eines ruhigen Schlafes, um die ganze, während dieses Zeitraums erlittene Einbuße an Kraft und Wohlbefinden vollkommen ersetzt zu sehen. Die Natur stellt nicht die Anforderung, gewissermaßen die durchwachte Zeit nachschlafen zu müssen.

Wer in die Lage geräth, längere Zeit weder den Hunger noch den Schlaf befriedigen zu können, der wird, wenn er endlich einen leidenschaftlich begehrten Tisch und ein Ruhebett findet, ganz gewiß erst den Schlaf suchen, ehe er den Hunger stillt.

In schweren und langen Krankheiten wird der Eintritt des ersten ruhigen Schlafes als das beste Zeichen der beginnenden Genesung begrüßt und erst nach einem solchen heben sich die gesunkenen Kräfte und treten die Zeichen gründlicher Wiedererwachens ein, wenn die Krankheit auch das Gemüth ergriffen hatte.

Noch deutlicher aber beweisen die Erfahrungen, die wir auf dem negativen Wege machen, nämlich die Nachtheile eines andauernd gehörten Schlafes oder der Schlaflosigkeit, daß diese Nachtheile unseres Daseins, diese unbewußte Leiden die wahre Quelle eines gesunden Lebens und Glückes ist. Wir müssen unterscheiden zwischen dem Unvermögen, leicht einzuschlafen, und dem unvollständigen, unterbrochenen und dem tiefen, schweren Schlaf, der einer Gehirnanämie ähnlich ist, die auf gewisse beständige Weise folgt. Andauernde vollständige Schlaflosigkeit ist ohne Vernichtung aller Lebensbedingungen überhaupt nicht denkbar. Was man in der Regel Schlaflosigkeit nennt, heißt nur: schwer einschlafen können oder nicht in vollkommenen Schlaf, d. i. in den Zustand der Bewußtlosigkeit versinken, in einem Zustand zwischen Schlaf und Wachen träumend liegen, aus welchem man durch die geringfügigsten Reize, die unsere Sinne treffen, alle Augenblicke aufgeweckt wird. Häufig ist aber auch ein scheinbar tiefer Schlaf, aus dem man nicht einmal aufgeweckt wurde, ein schlechter Schlaf. Und diese wunderlichen, sich häufig jagenden, meist ängstigenden, martervollen Traumbilder!

Die Folgen dieser Art zu schlafen sind: Eingenommenheit des Kopfes, die Empfindung schwe-

[illegible] gethan, wenn sie die Folge davon lesen, welchen die Lebensthätigkeiten der Nerven erkranken, sagt Duval, der berühmte neuere Autor.

ren Druckes im Gehirn, in der Gegend der Stirnwirbel und in dem untern Theile des Hinterhauptes, kriechendes Gefühl der heißen Haut, heißer Stirn und heißen Händen, leichter Schweiß, Muskelschmerzen, als hätte man die ganze Nacht gearbeitet, Brustbeklemmung, allgemeine Schlafheit, Schlafrigkeit, Unlust des Denkens, bittere oder gereizte Gemüthsstimmung.

Diese Erscheinungen beweisen eine Affection der großen Nervencentra, Gehirn und Rückenmark; es sind in denselben Umstände eingetreten, welche den normalen physiologischen Vorgang des Schlafs hindern. Doch kann auch eine andere Ursache in der irgendwie veränderten Innervation*) zwischen dem vegetativen (sympathischen) und dem Gehirnnervensystem liegen und das erstere durch einen, freilich schwer zu bestimmenden Grund die verminderte Rückwirkung besitzen, die Gehirnthätigkeiten, welche Aeußerungen unseres Bewußtseins darstellen, zur naturnothwendigen periodischen Ruhe zu zwingen.

Zeigen dem Erwachen aus dem Schlafe auch bei der vernünftigsten Enthaltung von allen erregenden Einflüssen des Lebens oft jene angeführten Symptome oder wird diese Art des Schlafs eine dauernde Anomalie, so muß der damit gegebene, gehörigste Erregungszustand im centralen Nervensystem, wenn er nicht der Krankheit weicht, allmählich die naturgemäße Verbindung der Elemente, aus denen die Nervensubstanz besteht, lockern oder den gesetzmäßigen Zusammenhalt derselben zur Ernährung der Nervenmasse erschweren und verhindern.

Da nun unwiderleglich das Verhältniß des Nervensystems zum menschlichen Geiste bestätigt ist, das alles, was zu unserm Bewußtsein gelangt, nur durch die Bahnen der Nerven dahin gelangen kann und daß nur durch dieselben die Bewegungen des Geistes zur Außenwelt unterhalten werden, so ist es eine Folge solchen Verhältnisses, daß der Geist sich nicht ganz zu emancipiren vermag von dem Einflusse eines kranken Vegetationsprocesses in den Nervencentren und die geistige Individualität des Menschen in denselben sogar endlich untergehen kann.

Sehr nahe liegt nun die Frage nach den äußeren Ursachen. Wir finden sie in unsern Lebensverhältnissen und Gewohnheiten. Die Hypochonder, mit denen wir uns beschäftigen, gehören meist jener Menschenklasse an, welche ge-

*) Veränderung der Empfindungs- oder Bewegungsnerven

mißermaßen die geistige Blüte unserer Kultur repräsentiert, oder wir begegnen ihnen sublimiert unter jenen Verzogenen, denen der unbeschränkteste Genuß aller Sinnenreize gestattet ist und welche sich der ungezügeltsten Befriedigung ihrer Begierden hingeben. Es sind alle einerseits die andauernden und allzu stark die Energie der organischen Basis des Geistes, das Gehirn, herausfordernden geistigen Anregungen und Anstrengungen, andererseits die vernunftwidrige Uebertretung der natürlichen Gesetze und Grenzen, welche der Befriedigung der Sinnenreize gesetzt sind — die Ursachen, welche wir bedauern müssen.

Eine auf die höchstmögliche Entwickelung der geistigen Fähigkeiten gerichtete Tendenz der Erziehung, die nicht mit gleicher Sorgfalt darauf Bedacht nimmt, daß die Kämpfe für das Leben und wider die Gefahren denselben nicht blos die Kraft des Geistes, sondern alle Kräfte des Körpers zugleich und unzertrennlich herausfordern, bildet jene armen, mit allem Geist und Willen unglücklichen Menschen. Ist es nicht traurig, beispielsweise zu sehen, daß eine so hohe Summe geistiger Anstrengungen und eine so große Schuld körperlicher Vernachlässigung aufgewendet werden muß, um unter anderen in jene fast nur pathologisch interessante Species des civilisierten Menschenthums: die Turnunfähigen, eingereiht zu werden? Auch wenn man nur eine bescheidene Existenz und Geltung in der gebildeten Welt zu gewinnen wünscht, erfordert dies heute eine ungemeine und fortgesetzte Anspannung der geistigen Fähigkeiten. Ruhm und Glückgüter können nur noch in einem beständigen Ringen mit hundert hochgebildeten Geistern erobert werden!

Wir klagen nicht unsere Kultur als ein Unglück an und legen nicht ihr unsere leiblichen Gebrechen zur Last. Um gesund und kräftig zu sein, halten wir nicht für nöthig, mit Rousseau zur Natur zurückzukehren und auf allen Vieren zu kriechen. Unverkennbar jedoch leiden wir an den Folgen jener verkehrten Anschauungen einer vergangenen finsteren Zeit über das Verhältniß von Geist und Körper; Anschauungen, nach denen man die leibliche Natur des Menschen als das Unvollkommene, Verächtliche zu betrachten und zu behandeln lehrte.

Zum Theil wirken diese Anschauungen noch fort; man glaubt die Erziehung des Menschen zur sittlichen Kraft und Kraft nicht bewirken zu können, ohne den religiösen Pessimismus, der die Natur für sündhaft brandmarkt und in der vermeintlichen Unterjochung des Fleisches die Erlösung der Menschheit aus der ihm angeborenen Sünde erstrebt.

Die Natur gehorcht dem Gesetz und unterwirft den Menschen sammt seinen Meinungen und Entschlüssen demselben. Die Natur des Menschen ist so vollkommen, als ein Geschöpf vollkommen sein darf inmitten einer Schöpfung, in welcher „leben" dem unvermeidlichen Tode entgegengehen heißt. Nur unsere Erkenntniß ist unvollkommen. Indem wir nach hoher kurzsichtiger Erkenntniß die Natur beurtheilen, sogar meistern wollen, gerathen wir so leicht auf Punkte, wo unser Streben wider die Gesetze der Natur gerade die Uebel schafft, die wir dann für Unvollkommenheiten der Natur halten. Wenn wir von unserer Natur mehr verlangen, als sie zu geben oder zu können bestimmt ist, selbst dann noch mehr verlangen, wo sie bereits durch theilweise Verweigerung ihrer Dienste uns daran erinnert, daß unsere Forderungen ihren höheren, mächtigeren Gesetzen zuwiderlaufen und den Organismus bedrohen — ist es dann vernünftig, die Natur, d. h. doch nur die Gesetze der Schöpfung Gottes, unvollkommen, verächtlich zu nennen?

Wir schicken diese Erwägungen voraus, um zu sagen, daß es die nachgerade den folgenschwersten häufig zu frühen oder ungeeigneten Hingebung an die sinnlichen Genüsse sind, welche das sich vermehrende Contingent von Personen stellen, die mit den Zeichen des gereizten Centralnervensystems behaftet sind. Wir deuten hier vorsichtig auf eine geheime Quelle gewisser zahlreicher Krankheiten unserer Zeit, eine Quelle, mit welcher Aeltern und Erzieher seltener, um so mehr die Aerzte und — katholische Seelsorger vertraut sind.

Gesetz und Sitte halten die beiden Geschlechter in einer strengen äußerlichen Entfernung. Alles aber, was wir in unserm sinnenreichen, genußsüchtigen und aufgeregten Leben zu sehen und zu hören gewohnt sind, ist geeignet, Begierden zu erwecken und zu verfrühten Leben in einem Alter, welchem die Bedeutung und Gefahren derselben noch unbekannt sind und der Stand der Vernunft und sittlichen Kraft nicht eigen ist, um ihnen zu widerstehen.

Der Geheimrath Dr. Martini, einer der älteren und erfahrungsreichsten Irrenärzte, dem ich auf diesem Wege meinen verbindlichsten Dank für die mir erwiesene Freundlichkeit ausdrücke, äußerte sich mündlich gegen mich: er habe in seinem Leben an 4000 Geisteskranke längere oder kürzere

Zeit beobachtet und unter vielen bei nahezu an 60 Procent ermittelt, daß sie die Opfer jener eben angedeuteten Gefahren waren.

Ich breche hier absichtlich ab. Es wird sicher die Leser mehr befriedigen, nun zu hören, auf welchem Wege sich alle diese erörterten Zustände in ihrer völligen Entwickelung zu gefahrvollen Ausgängen aufhalten und die erschütterte Gesundheit wieder befestigen lassen kann. Vorweg muß ich aussprechen, daß jeder Leidende immer am besten handelt, wenn er seinen Arzt zu Rathe zieht, der bekanntlich nicht in die Klasse der vielbeschäftigten Recepteschreiber gehört, sondern mit höherer naturwissenschaftlicher Anschauungsweise begabt ist, um in seinem Patienten nicht blos ein pathologisches Object zu behandeln. Ich beabsichtige nur, den Werth der gewöhnlich empfohlenen Curmethoden gegeneinander abzuwägen und bekenne, mich dabei allerdings auf eigene Erfahrungen nicht weniger als auf fremde zu stützen. Der Begriff der Nervenschwäche und dem entsprechend der therapeutische Begriff der Nervenstärkung hat keine Berechtigung, wenn man unter ersterem die erhöhte Reizbarkeit der Nerven versteht und demgemäß die erfahrungsgemäß nächste Ursache derselben zu beseitigen bestrebt ist. Die ärztlichen Bemühungen sind nur dann erfolgreich, wenn sie auf Wiederherstellung des normalen Schlafes, d. h. auf Beseitigung der Einflüsse gerichtet sind, welche die Erregungsfähigkeit des cerebro-spinalen Nervensystems übermäßig erhöht haben.

Wir müssen zunächst mit zwei Forderungen an den Patienten herantreten:

1) Ausdauer und Geduld für Monate und

2) den ernsten Entschluß zu haben, die schlechten Gewohnheiten aufzugeben und gewissen Anreizungen der Sinne einen festen Widerstand zu leisten. Die Genesung liegt in solchem Fall mehr in seiner Hand als in der des Arztes, dessen Mittel nicht ausreichen, wenn sie der sittliche Wille des Patienten nicht unterstützt.

Eine medicamentöse Behandlung wird nur ganz zu entbehren sein. Die Idee, das Gehirn oder Rückenmark durch gewisse Arzneikörper direct zu stärken, welche in einigen populären Präparaten entwickelt wird, theilen wir nicht. Wohl zu beachten ist, daß der Hypochonder mehr als alle andern Kranken geneigt ist, sich über die zweckmäßigste Behandlungsweise eigene Urtheile zu bilden und denen gemäß gern von solchem Rathe folgt, der seinen Ansichten am besten entspricht.

Unter den Methoden der Behandlung, welche dem populären Begriff von der Nervenstärkung am meisten zusagen, nimmt eine „Kaltwasserkur" den ersten Platz ein. Vielen haben ihr indeß weniger die Erfolge gegen Krankheiten des Nervensystems geschadet. Vorübergehend und symptomatisch angewandt, hat sie ihren begründeten Nutzen. Ein andauernd fortgesetzter, monatelang geübter Einfluß von Kälte und Nässe à la Graefenberg beseitigt nichts weniger als die Vorgänger und Verursacher. Eine Kaltwasserkur, die jene bekannten „Acten" erzeugt, den lederhaften Zustand, unter dem sich die Haut mit vielen schmerzhaften eiternden Beulen, mit brennenden und juckenden Hautausschlägen bedeckt, welche wochenlang den Gutgau quälen, vermindert nicht nur nicht die cerebro-spinale Erregung, sondern ruft ganz neue pathologische Processe hervor, unter denen die Herzerweiterung nicht der seltenste ist. Darum finden wir auch solche Kranke, aus der hydropathischen Cur entlassen oder ihr entfliehen, an verschiedenen Gesundbrunnen, in Seebädern u. s. w. wieder, wenn sie es nicht vorziehen, über alle Aerzte ihr Verdammungsurtheil zu sprechen und sich selbst zu curiren. Eine solche Anwendung des kalten Wassers, wie: Begießungen der Rückenwirbelsäule, kalte Waschungen des untern Rückenwirbeltheils, Sitzbäder, ist dagegen von dem besten örtlichen Erfolge begleitet.

Der allbekannte Erfahrungssatz, daß die Gesundheit des Körpers durch nichts so sehr erhalten und befestigt wird wie durch tägliche mäßige Anstrengungen der gesammten motorischen Kraft, läßt die gymnastischen Uebungen gegen das in Rede stehende Leiden als besonders empfehlenswerth erscheinen, wenn sie anfänglich nur nicht der Rückenwirbelsäule zu viel zumuthen. Eine Behandlung nach Grundsätzen der schwedischen Heilgymnastik, in Verbindung mit einer medicinischen Anwendung des kalten Wassers, wie sie in einigen besondern Anstalten für Gemüths- und Nervenkranke geübt wird, berechtigt zu den meisten Hoffnungen. Leider nur kommen die Leidenden zu spät zur Erkenntniß und zum Arzt; leider auch gehört eine nicht geringe ärztliche Autorität und Geduld dazu, diese so unerschrockenen, für jeden guten Rath so leicht empfänglichen und doch so unfolgsamen Patienten andauernd zu pflegen.

Die Abwendung der auf die sorgenvollen Gemüthungen gerichteten Aufmerksamkeit, eine sehr

wesentliche und immer im Auge zu behaltende Aufgabe des Arztes, ist zugleich die schwierigste.

Wer in der Lage ist, über Zeit und Vermögen frei zu verfügen, dem würden wir am liebsten rathen, für mehrere Monate auf Reisen zu gehen mit dem festen Entschluß, allen Verführungen zu Genüssen, welche der Arzt verboten hat, den Rücken zu kehren. Er halte sich auf einer solchen Reise auch einige Wochen an einem Seebadeorte auf, um in der See zu baden. Dann nehme er auch einmal den Wanderstab in die Hand und durchstreife zu Fuß ein Gebirge und fürchte es nicht, im heißen Sonnenschein von Schweiß und dann vom strömenden Regen aus Gewitterwolken durchnäßt zu werden.

Wie schwer es ihm auch scheinen möchte, solche ungewohnte Strapazen zu ertragen — dennoch! nur im Widerstande wächst die Kraft. Natürlich wünschen wir auch dazwischen die nöthige Ruhe zur Erholung und keine Uebertreibung, und auf alle Fälle, daß ihn mit den erlangten guten Folgen nicht die guten Vorsätze verlassen, welche sie ihm erreichen halfen!

Anregungen.

Kometen und Weltuntergang.

Man betrachtet es gegenwärtig als Aberglauben, die Erscheinung von Kometen in Zusammenhang zu bringen mit geschichtlichen Erscheinungen, sie als Vorzeichen schwerer, über die Menschheit verhängter Geschicke, als Verboten des Kriegs, als Zornruthen Gottes am Himmel u. s. w. anzusehen. Demgemäß deutete auch wol kein wissenschaftlich Aufgeklärter den im September vorigen Jahres so glänzend sichtbar gewordenen Donatischen Kometen auf den wirklich dann eingetroffenen Krieg.

Aber wenngleich die Kometen das Verderbliche verloren haben, das sie für den Aberglauben früherer Zeiten hatten, in denen noch Astrologie die Stelle der Astronomie und Alchymie die Stelle der Chemie einnahm, — ganz ohne Deutung ist die Erscheinung der Kometen auch für unser wissenschaftlich gebildetes Bewußtsein nicht. Die Deutung, welche die Astronomie der Gegenwart in den Kometen liest, ist nur anderer Art als die, welche der Aberglaube in ihnen fand.

In der Schrift: „Ueber die Erscheinungen der Kometen. Ein Vortrag im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 19. März 1859 gehalten von J. F. Encke, Director der königlichen Sternwarte" (Berlin, Herz, 1859), lesen wir Folgendes: „Neuerdings hat die häufige Wiederkehr des Kometen von kurzer Umlaufszeit eine Eigenschaft bei ihm entdecken und streng beweisen lassen, welche ihn von den andern Wandelsternen unterscheidet, daß nämlich seine Umlaufszeit bei jedem Umlauf um einen Neunteltag sich verkürzt, sodaß er seit 1786 schon eine um $2^1/_2$ Tage kürzere Umlaufszeit jetzt gegen damals hat. Man kann am einfachsten den Grund davon darein setzen, daß der Weltraum nicht nach der bisherigen Annahme leer ist, sondern mit einer Materie angefüllt, die, ähnlich wie unsere Atmosphäre, den in ihr sich bewegenden Körpern einen Widerstand entgegensetzt, der, wenn er in jedem Augenblick auch erscheint, doch durch seine Beständigkeit zuletzt die Bewegung aufheben und, wie hier auf der Erde an dem einfachen Pendel stets wahrgenommen wird, zuletzt auch die große Weltenuhr zum Stillstand bringen würde. Das Princip der hierdurch eingeführten Reibung, das langsam wirkende, aber stets zu diesem Ziel hinführende Hinderniß bei jeder Maschine würde dadurch auch bei der größten von allen eingeführt werden, und der Satz, daß alles Irdische vergänglich ist, auf das ganze Sonnensystem ausgedehnt werden."

Als „Stillstand der großen Weltenuhr" — keine geringere Drohung ist es, die der Astronom gegenwärtig in den Kometen liest. Es ist merkwürdig, mit welcher Ruhe, mit welcher Trockenheit dieses aus der sich verkürzenden Umlaufszeit der Kometen gewonnene Resultat ausgesprochen wird. Mit ähnlicher Ruhe und mathematisch-physikalischer Sicherheit leitete vor einigen Jahren Professor Helmholtz den einstigen Stillstand und die ewige Ruhe des Weltalls aus den Wärmetheorien ab. Er theilte nämlich in seiner Schrift: „Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte und die darauf bezüglichen neuesten Ermittelungen der Physik" (Königsberg 1843) den gesammten Kraftvorrath der Natur in zwei Theile. Der eine davon ist Wärme und muß Wärme bleiben, der andere, in dem ein Theil der Wärme der heißen Körper und der *ganze* Vorrath chemischer, mechanischer, elektrischer und magnetischer Kräfte gelegen ist, ist der mannichfachsten Formenveränderungen fähig und unterhält den ganzen Reichthum wechselnder Veränderungen in der Natur. „Aber", fuhr Helmholtz fort, „die Wärme heißer Körper strebt fortdauernd durch Leitung und Strahlung auf die weniger warmen überzugehen und Temperaturgleichgewicht herzustellen. Bei jeder Bewegung irdischer Körper geht durch Reibung oder Stoß ein Theil mechanischer Kraft in Wärme über, von der nur ein Theil wieder zurückverwandelt werden kann; dasselbe ist in der Regel bei jedem chemischen und elektrischen Proceß der Fall. Daraus folgt also, daß der erste Theil des Kraftvorraths, die unveränderliche Wärme, bei jedem Naturproceß fortdauernd zunimmt, der zweite, der mechanischen, elektrischen Kräfte, fortdauernd

abnimmt, und wenn das Weltall ungestört dem Ablauf seiner physischen Processe überlassen wird, wird endlich aller Kraftvorrath in Wärme übergehen und alle Wärme in das Gleichgewicht der Temperatur kommen. Dann ist jede Möglichkeit einer weitern Veränderung erschöpft, dann muß vollständiger Stillstand aller Naturprocesse von jeder nur möglichen Art eintreten. Auch das Leben der Pflanzen, Thiere und Menschen kann alsdann nicht weiter bestehen, wenn die Sonne ihre höhere Temperatur und damit ihr Licht verloren hat, wenn sämmtliche Bestandtheile der Erdoberfläche die chemischen Verbindungen geschlossen haben werden, welche ihre Verwandtschaftskräfte fordern. Kurz, das Weltall wird von da an zu ewiger Ruhe verurtheilt sein."

Diese Stillstandsverkündigungen der Welt erinnern aber doch unwillkürlich an die Worte des Mephistopheles im zweiten Theil des Goethe'schen „Faust", nachdem dieser gestorben ist und der Chor gesagt hat: „Die Uhr steht still, es ist vorbei!"

Mephistopheles.

Vorbei! Ein dummes Wort
Warum vorbei?
Gestillt und reines Nichts, vollkommne Oede!
Was soll uns denn das ew'ge Schaffen?
Geschaffnes zu nichts hinweggerafft!
„Da ist's vorbei!" Was ist daran zu lesen?
Es ist so gut, als wär' es nicht gewesen,
Und treibt sich doch im Kreise, als wenn es wäre.
Ich möchte mir lieber das Ewig-Leere

Der Gedanke, daß einst ein complexer Stillstand der Weltenuhr eintreten wird, mag den Astronomen und Physiker immerhin nicht außer Fassung bringen; den Denker und Dichter muß dieser Gedanke im höchsten Grade beunruhigen, er muß in dem „Vorbei!" ein „dummes Wort" finden. Glücklicherweise haben es die Astronomen und Physiker bisjetzt noch nicht gewagt, zu behaupten: Die Welt wird einst stillstehen", sondern ihre Drohungen und Prophezeiungen beschränken sich nur auf die Möglichkeit des vereinstigen Stillstandes. Die Welt kann stillstehen, wenn der physische Proceß ungestört abläuft, — das ist der Sinn dieser Drohung. Es ist also noch ein Wenn dabei und darum brauchen wir uns über den Weltstillstand nicht zu beunruhigen. Die alten Physiker ließen auch zu Zeiten die Welt untergehen, ließen sie dann aber auch wieder von neuem entstehen. Die Hauptsache ist wol die Frage: Ist die Theorie von Ende's Widerstand im Aether und von Helmholtz's Wärmeverbrauch auch richtig?

Der Unterricht der Jesuiten.

Zu den mancherlei Aerzten, welche sie menschenfreundlich waren, unsere Zeit von ihren „Krankheiten" heilen zu wollen und die deshalb öffentliche Heilversuche angestellt haben, gehörten auch die Väter der Gesellschaft Jesu.

Diese haben in neuester Zeit nicht blos durch ihre Missionen, sondern auch, wo es ihnen verstattet wurde, durch ihre Unterrichtsmethode die Zeit von ihren „Krankheiten" gründlich wiederherstellen wollen.

Wie es aber in Wahrheit mit der Unterrichtsweise der Jesuiten bestellt ist, wie diese selbst nur als ein alter Schaden zu betrachten ist, den wir glücklicherweise längst hinter uns haben, das kann man aus der interessanten Schrift „Die Gymnasien Oesterreichs und die Jesuiten" (Leipzig, Voß, 1859) ersehen.

Die Jesuiten traten in neuester Zeit als Gegner des „materiellen" Wissens auf und legten den Hauptaccent auf die „formelle" Bildung. Sie haben da in Einer Hinsicht recht. Es ist eine unverkennbare pädagogische Wahrheit, daß das blos stoffliche Wissen als geistbildend nicht zu betrachten ist und daß in einer Zeit wie die unserige, wo die sogenannten „Realien" überhandnehmen, wieder eine Vereinfachung des Unterrichts und ein größeres Gewichtlegen auf die formelle Geistesbildung allerdings noth thut. Aber die „formelle Bildung" der Jesuiten! Wie ganz und gar diese hinter dem Geiste der Gegenwart zurückgeblieben und wie ihr gegenüber die Vielwisserei unserer Zeit noch das geringere Uebel ist, das kann man aus genannter Schrift ersehen.

Der Verfasser zeigt, daß den Jesuiten schon darum jede Berechtigung zum Lehramt abzusprechen sei, weil kein Jesuit eine Universität besucht, kein Jesuit macht sich die Gelegenheit zu nutze, in den philologischen Seminarien Deutschlands oder Oesterreichs unsere geläufige Alterthumswissenschaft zu erlernen. Die jesuitische Philologie ist noch die frühere, während doch die Philologie unserer Zeit sich so wesentlich verändert hat, daß ein Anknüpfen an Früheres nicht mehr möglich ist und ein zufälliges Aggregat von Collectaneen nicht mehr ausreicht. Selbst im Latein, welches sie so sehr zu cultiviren vorgeben, haben sich die Jesuiten oft ein Armuthszeugniß ausgestellt.

Wenn große und bedeutende deutsche Reichsländer in der neuern Geschichte ein Bild der Stagnation aller Bildung dargeboten haben, so ist diese Erscheinung des Südens von Deutschland nach dem Verfasser hauptsächlich aus dem mangelhaften Unterrichtswesen der Jesuiten zu erklären, das ein System der Tretur ist. Wenn auch einzelne Mitglieder des Ordens Hervorragendes in der Wissenschaft geleistet, so verdankten sie das doch nicht ihrem Unterricht. „Nimmt man nach einer sehr mäßigen Berechnung seit der Aufnahme des Ordens bis auf Jahr 1774 in allem nur 150(000) Jesuiten an, so darf man sich eben nicht wundern, daß unter einer so großen Anzahl von Gelehrten von Professoren 15—20 gute Latiner waren."

Durch das, was die Jesuiten „formelle Bildung" nennen, die Handhabung logischer Formeln, wird wie der Verfasser mit Recht bemerkt, nichts gewonnen als ein leeres Spielzeug, dessen geistestödtende Beschaffenheit wir aus manchen ironischen Schriften zur Genüge kennen. Das jesuitische Unterrichtssystem ist

in allen seinen Punkten so veraltet, daß es nicht zu viel gesagt ist, wenn man behauptet, Oesterreich habe sich durch den Einfluß, den es den Jesuiten auf den Unterricht gestattet, in Widerspruch mit dem Geiste der Gegenwart und jenen Bildungsbedürfnissen gesetzt, denen doch so manche andere wissenschaftliche Institutionen des großen Kaiserstaates in mustergültiger Weise entgegenkommen.

Zur Geschichte der neuesten Literatur.

Wir erwähnten schon einmal das beachtenswerthe Buch: „Charaktere der deutschen Literatur, von Schmidt-Weißenfels" (zwei Bände, Prag, Kober & Markgraf, 1859).

Wenn man der Feindschaften gedenkt, welche die Literatur spalten, wenn man einen Blick auf die Anklagen und Beschuldigungen wirft, die täglich hinüber- und herüberfliegen, wenn man weiß, daß jeder Angriff auf gewisse Persönlichkeiten mit groben Recensionen verbunden zu sein pflegt, so wird man zunächst den Freimuth anerkennen müssen, mit dem der Verfasser acht Schriftsteller der Zeit betrachtet und ihre gegenseitige Stellung, ihre Verdienste zu würdigen, ihre Schwächen nicht zu verschleiern sucht. Lenau, den Herausgeber dieser Blätter, Halm, Sternberg, Auerbach, Meißner, Julian Schmidt und Brachvogel.

Schwebte aber dem Verfasser der Gedanke vor, „durch Wahl und Darstellung dieser Charaktere je eine specielle Richtung der modernen deutschen Literatur zu kennzeichnen", so muß man gestehen, daß dieser Gedanke nicht zu seinem vollständigen Ausdruck gekommen. Man vermißt, ganz abgesehen von dem Werth, den ihnen der einzelne zuschreiben mag, dann noch vorzugsweise die Namen Hebbel und Geibel. Die Zusammenstellung scheint mehr eine zufällige zu sein.

Der Verfasser hat einige Jahre in Frankreich gelebt und in vielfacher Berührung mit den pariser Literaten ihre Anschauungen und Sprache angenommen. Nach den Mustern der „Literarischen Porträts" von Sainte-Beuve sind die seinen entworfen. Während der englische Geist bei Macaulay eine gewisse Getragenheit besitzt, bei Carlyle und Emerson philosophische Tiefe mit poetischem Schwung vereint, ist diese Form bei Sainte-Beuve zu einer angenehmen, zumeist die geistreiche Wendung suchenden Unterhaltung ausgedehnt worden; er hat sie zuletzt selbst „Causerie" genannt. So ein französischer Schriftsteller weiß in Kunstwerken und Personen die feinern Töne und Uebergänge vortrefflich zu erfassen und darzustellen, für den ganzen Menschen fehlt es ihm aber meist an philosophischer Bildung, an Hingabe und Ernst.

Die Mängel dieser Darstellung sind leicht zu erkennen, sie finden sich mit den Vorzügen auch in den Charakteren von Schmidt-Weißenfels. Aus einer richtig erkannten Seite in ihnen wird das ganze Wesen, ihre gesammte Thätigkeit oft zu schnell erklärt. Das Wort, das sie einmal bezeichnet, kehrt dann zu häufig wieder. Für die Betrachtung Halm's z. B. soll die Anschauung entscheidend sein, daß „seine Dichtungen in wahrhaft reizender Art die Phase feiern, in der die deutsche Nation an innerer Gebrechlichkeit litt", und daß es darum für sie immer charakteristisch sein wird, daß sie „mit ihrer Macht und ihrem Glanz dreimal in drei Jahrzehnden auf die deutsche Nation eingewirkt haben". Bei aller Anerkennung des Poetischen in Friedrich Halm fragt sich doch der Unbefangene, welches seiner Werke „auf die deutsche Nation eingewirkt". Er liest mit Erstaunen die Namen „Griseldis", „Der Sohn der Wildniß", „Der Fechter von Ravenna". Billig wird der Theatererfolg wol von einer „Einwirkung auf die Nation" unterschieden werden müssen, sonst möchten manche Possendichter Anspruch auf Unsterblichkeit machen. Wir finden in Halm den Ausdruck der gelehrten, abgeschlossenen Dichtung, die wie Grillparzer die antike, so die romantische Welt für die Bühne wieder lebendig zu machen sucht und im guten wie im schlimmen nur im Kaiserstaat Oesterreich möglich war. Der liebenswürdige Dichter gestand uns einmal selbst, daß seine ganze dichterische Lebens- und Vorarbeit darin bestände, „Stoffe zu suchen". In unserer Epoche ist aber die Individualität des Dichters das über ihn in ganz anderer Weise Entscheidende.

Die warme Hingebung, mit der sich der Verfasser seinem leidlich undankbaren Stoff gewidmet, verdient Lob und Anerkennung. Manches wird von andern anders gefaßt werden, aber eine Fülle glücklicher und anregender Betrachtungen wird niemand in seinem Werke vermissen.

Aus meinem Tagebuch.

Von Friedrich Spielhagen.

Es gibt eine latente Poesie in unserm Herzen, wie es eine latente Wärme in den Körpern gibt. Was für den Feuerstein der Stahl, ist für uns oft das unbedeutendste Ereigniß. Ein Sonnenblick, ein Blumenduft, die undeutlichen Umrisse einer schönen Gestalt durch die geschlossenen Vorhänge eines hellerleuchteten Salons, ein Ton, ein Klang — ein Nichts!

* *

Es gibt Leute, die alles schuldig bleiben: das Geld, das man ihnen lieh, die Erfolge, die man von ihnen erwartete, die Liebe, die sie versprachen. Und das Merkwürdigste dabei ist, daß diese Leute, denen jedermann mit Gefälligkeiten entgegenkam und von deren Zukunft man sich so vieles versprach, eigentlich, und diese Erwartungen zu nähren, zu keiner Zeit weder Ehrlichkeit, noch Talent, noch das Herz hatten.

* *

Wen Gott lieb hat, den züchtigt er, und wen der Mensch lieb hat, den verzieht er.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Vierter Band. **Nr. 49.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Manfred. Novelle von Julius Rodenberg. Siebentes bis neuntes Kapitel. — Baden-Baden. Ein Reisebild. — Briefe aus Paris. Von Amely Bölte. I. — Das Vorlesespiel. — Eine neue Zeitschrift.

Manfred.

Novelle von **Julius Rodenberg**.

Siebentes Kapitel.

Der Schnee, welcher über Nacht gefallen war, schmolz, denn feiner warmer Regen rieselte unaufhörlich und ein lauer Wind wehte über die Wiesen daher. Dabei war der Himmel mit blassem, durchschimmerndem Gewölk bedeckt; es war, als wollte die Sonne hindurchbrechen. Diese feuchten Frühlingstage haben etwas unaussprechlich Sehnsüchtiges, Sehnsuchterweckendes. Es sind nicht allein die Knospen, die von ihnen wach geküßt werden; auch Gefühle, die lange und verschwiegen in der Menschenbrust geschlummert hatten, werden dann so leicht zum Bewußtsein ermuntert. Es regt sich eine Triebkraft im All, der sich nichts entziehen kann, das unter dem gemeinsamen Gesetze des Werdens steht.

Der Himmel klärte sich nicht auf, aber der Regen ließ nach und der Wind, der nun kräftiger über die Fläche dahinstrich, trocknete die Pfade. Die Frische und Ruhe, welche mit der Dämmerung eintrat, hatte noch einzelne Spaziergänger auf die Promenade hinausgelockt. Auch Manfred ging hinaus; der belebende Hauch der Luft wirkte wohlthätig auf sein Gemüth, das sich der dumpfen Trauer hingegeben fühlte. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Künstlernatur — denn eben diese Empfänglichkeit macht zum Künstler — daß sie so ganz und gar von den Eindrücken des Augenblicks beherrscht wird. Es ist eine falsche Lehre, welche verlangt, daß der Künstler über dem Moment stehen, daß er ihn beherrschen soll. Das hieße ihn über die Zeit und den Raum stellen, ihn von den Bedingnissen der Sinnenwelt ablösen, während er doch mit all seinen Lebensfasern in dem Boden der greifbarsten Realität wurzeln muß, um gesunde Früchte schaffen zu können, Früchte, die von der Kraft des wirklichen Lebens genährt sind und darum ernähren können. In der Wirklichkeit muß der Künstler stehen, wenn er wirken will; über oder unter ihr geht er verloren.

Manfred wußte nicht, wie es geschah — aber es geschah, daß sich die äußern Gedanken zerstreuten, welche ihn eben noch beherrscht hatten. Anstatt in die endlose Nacht, in die traurige Oede und Einsamkeit, glaubte er nur in ein herrliches Erwachen, in einen reichbelebten Frühling zu sehen. Noch tropften ringsum die Bäume; wie melodisch war der Klang! Dies Flüstern des Nachtwindes rief den tiefsten und vollsten Ton in seiner Brust wach. So schritt er langsam dahin. Er kam an Alvens Haus vorüber. Friedlich stand es da, in der weichen Abenddämmerung; die Thür war angelehnt, jedes Fenster geschlossen. Es schien, als wohne die

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.

3-598-51032-2
FN. 19191/083

reinste Seligkeit unter diesem Dache. Er sah empor; über der Beletage erhob sich ein Erker mit drei Fenstern. Sie waren mit Blumen bestellt; Hyacinthen und Tulpen, Myrten, Schneeglöckchen und Veilchen blühten im bunten Farbenschmuck nebeneinander. Eine zierliche Hand trieb ihr Spiel mit dem Myrtenstock; er sah ein blaues Gewand — da hob sich der Kopf empor, der bis dahin unter den Blumen versteckt war, er sah das blonde Haar, welches über den Schläfen in Madonnenlocken zurückgestrichen war, er sah das blaue, unendlich milde Auge — und mit einem Blick voll stummen Verlangens, dessen Bedeutung auch der Obenstehenden nicht verloren gehen konnte, grüßte er hinauf. Alice stand da, unter ihren Blumen selbst zur Blume geworden, aber schöner und reizender; denn die duftigste Blüte, die das Menschenleben kennt, war in ihrem Herzen in der Entfaltung begriffen. Alice grüßte wieder —

Und die Liebe — findet ihre Wege — —

Drei Tage darauf hatten sich beide verständigt — acht Tage darauf gesprochen —

Dann hatte es Manfred nicht gesehen, daß — als er eines Abends auf der Promenade ging — ihm eine hohe, schwarzverschleierte Dame gefolgt war. Sie zögerte, ob sie das Haus betreten sollte. Da erblickte sie Herrn von Braunfels, der eilend daherkam. Als er ihr gegenüber stand, schlug sie den Schleier zurück. Der Wind, die Eile, mit der sie gegangen war, die Aufregung hatte ihre Locken gelöst, sodaß sie wild über das Gesicht fielen; die Augen blitzten unheimlich, ihr Atem war heiß und ungestüm — es war Leonore Kranz!

„Sie kommen zur rechten Stunde, Herr Baron", sagte sie, „Sie kennen Manfred, der von diesem Augenblick an aufgehört hat, der Meine zu sein — auf Alicens Zimmer — bei Ihrer Braut finden!"

Braunfels, von Anfang an durch die seltsame Erscheinung der Sängerin betroffen, taumelte, als er das ihm nicht mehr Unglaubliche aus Leonorens Mund vernehmen hatte, fast besinnungslos zurück. Die Kraft verließ ihn, fast wäre er zu Boden gesunken. Als er sich wieder erholt hatte, war Leonore verschwunden.

Im Cabinet der Lady Belford waren eben die Lampen angezündet worden, als Herr von Braunfels eintrat. Er war im Ballcostüm; aber seltsam contrastirte mit dem gewählten Anzuge der verstörte Ausdruck seiner Mienen.

„Mein Gott, was ist Ihnen, lieber Braunfels?" fragte Lady Belford, ganz erschreckt über sein Aussehen.

„Gnädige Frau", sagte er mit anscheinender Ruhe — aber man fühlte, welchen Zwang er sich anthat, um anders zu scheinen, als er in der That war — „gnädige Frau, es sind Dinge unter Ihrem Dache vorgegangen, welche mit Einem Schlage das Glück und die Ehre zweier Häuser zu vernichten im Stande sind... Fassen Sie sich — unglückliche Mutter! Alice hat Gesellschaft auf ihrem Zimmer . . . erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Beweis gebe."

Er wollte gegen die Thür vorschreiten; aber Lady Belford hielt ihn zurück; „unmöglich!" rief sie im Tone des Zweifels und des Schmerzes zugleich und eilte selbst der Thür zu . . . dann, sich auf der Schwelle gegen Braunfels umkehrend, fuhr sie fort: „Herr von Braunfels, in wenigen Augenblicken werde ich wieder bei Ihnen sein. Erwarten Sie mich in diesem Zimmer!"

Mit schwankenden Knieen stieg sie die Treppe zu dem Zimmer ihrer Tochter hinauf; sie öffnete die Thür, sodaß die Helle vom Corridor in das dunkle Zimmer schien und ihr Kind sank mit dem Schrei: „Ich Unglückliche!" fast leblos zu ihren Füßen nieder.

Als Lady Belford wieder zu Herrn von Braunfels zurückkehrte, war ihr Antlitz bleich und von Schmerz entstellt. „Herr Baron", sagte sie, indem sie ihm die zitternde Hand reichte — „den Sohn in Ihnen hab' ich verloren; lassen Sie mich aber den Glauben retten, daß Sie ein Ehrenmann sind!"

Am andern Morgen erhielt Lady Belford diese Zeilen von Herrn von Braunfels:

„Gnädige Frau!

„Ich klage niemand an, ich zürne niemand; ich nehme einen Posten an, der mich weit von hier und auf die Dauer nach Neapel ruft.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, daß Sie an meine Ehrenhaftigkeit glauben wollen; ich werde Ihren Glauben achten und heilig halten, denn ich habe erfahren, daß es keinen tiefern, keinen größern Schmerz gibt, als sich von Menschen, an die man glaubte, betrogen zu sehen!

Von Braunfels."

Achtes Kapitel.

Indem es nach solchen Anfängen wärmer, blühender Frühling geworden war, trennten sich

die Personen, welche mir bisher durch natürliche Bestimmung, Gewohnheit, Wahl oder Neigung vereint geblieben haben. Zuerst reiste Herr von Braunfels ab; sein Abgang nach seinem neuen Berufsorte geschah so plötzlich, daß man kaum Zeit hatte, Vermuthungen zu hegen. Und während man noch mit diesem unerwarteten Ereignisse im Publikum beschäftigt war, verschwand auch Fräulein Kranz; die Lokalblätter meldeten, daß sie zu einem Gastrollencyklus in einer Residenz des deutschen Südens engagirt worden sei. Und kaum waren die Linden vor dem Belford'schen Hotel grün geworden, kaum hatten sie sich mit den gefiederten Sängern des Lenzes bevölkert, da ward auch jenes von seinen winterlichen Bewohnern verlassen. Lord und Lady Belford waren von den Vorgängen der letzten Wochen so sehr ergriffen und heftig bewegt worden, zugleich stellte sich bei ihnen ein solches Unbehagen an dem Orte, wo sich alles dies entwickelt hatte, ein, daß sie beschlossen, Deutschland ganz zu verlassen und nach ihrer überseeischen Heimat zurückzukehren. Welche Opfer hatte ihnen dieser Entschluß gekostet! Denn sie ließen in Deutschland mehr zurück als die Erinnerung an die schönsten und angenehmsten Jahre ihres Lebens — einsam, ohne ihre einzige Tochter, betraten sie die so lang verödeten Hallen ihres ländlichen Schlosses an den Ufern des Trent.

Und Alice? Manfred?

Um sie zu vereinigen, waren all diese Dinge vollbracht, von dem einen mit Resignation, von der andern mit empörtem Selbstgefühl; nur die Aeltern, welche doch das Meiste verloren, hatten auch jetzt noch in thätiger Liebe gesorgt. Sollten sie ihrer Tochter, für deren Glück sie ja einzig gestrebt hatten, solange sie lebte, sollten sie ihr den Geliebten entreißen, den sie unter so unglaublicher Verkettung der Umstände gefunden und dem sie sich in einer Weise verbunden hatte, die nur äußerlich noch getrennt werden konnte? Sie gaben ihre Einwilligung, als Manfred um Alicens Hand anhielt, wenn auch nach hartem Kampf gegen die Bedenken, welche der angeborene Geist britischen Adelstolzes in ihnen hervorrufen mußte. Schwerer jedoch ward ihnen der andere Kampf, die andere Entsagung, welche die Macht der bestehenden Verhältnisse forderte; mit blutendem Herzen sagten sie sich von ihrem Kinde los. Nach England, auf ihre stillen und entlegenen Landgüter, wo sie mit den beiden ein behaglich inniges Leben hätten führen können, durften sie dieselben nimmermehr führen, dagegen stritten alle Beziehungen, in welchen sie zu Verwandten und dem ganzen Kreise der dortigen Aristokratie standen. Aber auch in Deutschland mit ihnen zusammen konnten sie nicht ferner leben, ohne täglich, stündlich die drückenden Inconvenienzen zu fürchten, welche sich aus dem unvermeidlichen Bruch mit dem bisher bestandenen Verkehr nothwendig ergeben mußten. Sie schenkten daher ihrer Tochter einen freundlichen Landsitz im Rheingau, der allen Ansprüchen, an die sie das Leben gewöhnt hatte, genügen konnte, wünschten ihr von Herzen Glück und Segen und bald darauf schon waren sie jenseit des Meeres, welches um die Kreidefelsen der englischen Küste spült.

Alice dagegen und Manfred verlebten die sonnigen Wochen ihres jungen und unverhofften Glückes in der lieblichsten Naturumgebung, die ganz zu einem verborgenen Paradiese der Liebe geschaffen zu sein schien. Von hohen Bäumen dicht umrauscht stand ein weißes, steinernes Haus mit hellen, zweifachen Fensterreihen; über der Thür ruhte auf vier schlanken Säulen ein Balcon, der, durch die hier geflochtenen Bäume, die Fernsicht auf den schimmernden Strom, auf das freudige Leben, das sich dort in bewimpelten Fahrzeugen mit den Wellen tummelte, auf die lachenden Ufer und die bläulichen Berge des Hintergrundes gewährte. Hier hatten sich die beiden ganz nach Neigung und selbstgemachten Regeln wohnlich eingerichtet. Jedes hatte sich sein Zimmer ausgesucht nach seinem Bedürfniß oder seiner Laune; hatte es mit einem Klavier, mit Bildern, Kränzen und anderm Zierath geschmückt; außerdem hatte man Zimmer für gesellige Zusammenkünfte und für Gäste mit allem Geschmack und aller Pracht ausgestattet. Diese beiden mit den jungen, unerfahrenen Herzen spielten Mann und Frau, als wenn sie Kinder wären; alles, was sie vornahmen, thaten sie nicht, weil es nützlich oder nothwendig, sondern weil es angenehm war oder ihnen Vergnügen machte. Alice wandte sich mit einem sehr naiven und wohlgemeinten Ernste dem Innern ihres Hauswesens zu. Sie hatte gehört, daß häuslicher Fleiß die erste Tugend für eine ländliche Wirthschaft sei, und sie bestrebte sich nun, häuslich und fleißig zu sein. Sie ging in die Küche und freute sich über den Glanz der neuen Geschirre; ja sie studirte sogar das Kochbuch und gab Recepte daraus, an denen freilich die praktische Köchin immer vieles zu verbessern fand. Im Zimmer

ihres Mannes litt sie keine fremde Hand, sie putzte die Mahagonimöbel, die Tische und Schränke, sie ordnete die Musikalien auf dem Instrumente, sie blies den Staub von allen Gerätschaften, selbst seine Cigarrenkästchen hielt sie ihm in musterhafter Ordnung und schüttete die Asche aus den Porzellanbechern. Sie war das Muster eines liebenden Weibes.

Auch Manfred seinerseits war nicht müßig. Er hatte die Leitung und die Verwaltung der Gutsangelegenheiten übernommen. Da gab es allerlei Dinge, von denen er nicht das Mindeste verstand, anzuleiten und anzuordnen, zu schreiben, zu lesen; nebenbei war er sehr beschäftigt, den Garten, welcher in weitem Umfange das Schloßchen umgab, besser zu cultiviren und freundlicher, mannichfaltiger zu machen, als es unter der etwas nachlässigen frühern Herrschaft geschehen war. Eine Rosenlaube jedoch, deren duftiger Schmuck eben reiflich durch die brechende Mooshülle schaute, hatte er sich ganz vorbehalten; dahin durfte kein Gärtner mit seinem Geräth kommen, kein Arbeiter durfte den Boden ebnen und säubern, das alles wollte er thun. Denn dieses rauschende Blättergewölbe hatte er für seine Alice bestimmt. Hier, wo aus blühender Wildniß üppiges Schlingkraut und breitästiger Epheu über Felsen bis nieder an den Spiegel des Rhein wucherte, hier sollte die Geliebte träumen, über sich den süßen Schlag der Nachtigall und unter sich das melodische Rauschen des Stromes. In der That, Manfred war das Muster eines aufmerksamen Ehemannes.

In der frühen Stunde saßen sie beim Kaffee zusammen und plauderten bis tief in den Vormittag hinein. Des Nachmittags waren sie im Garten, am liebsten in Alicens Laube; oft saßen sie auch nebeneinander im Nasen, unter Blumen, die neugierig an sie heranwuchsen. Dann fuhren sie zuweilen aus oder ritten seltsam. Nichts Schöneres war zu sehen als Alice auf dem braunen, zierlichen Rosse! Das schwarze Tuchkleid hob in knapper Umhüllung ihre eleganten Formen und von dem Hütchen wehte der grüne Schleier, während ihr Gesicht vom Anhauch der Luft und der raschen Bewegung lieblich glühte. In warmen Sommernächten, wenn der Mondschein auf Strom und Hügel auch in ihnen romantische Anklänge geweckt hatte, schaukelten sie sich in der leichten Gondel auf den ruhigen Wellen. Dann hatte Manfred an geflochtenem Bande eine Zither über der Schulter hängen und zu dem weichen Ruderschlage klang dann der volle, wunderbar tiefe Ton seiner Stimme in die horchende Mondnacht — —

Und doch, trotz all dieser Beschäftigungen, kamen Momente, in denen jedes von beiden seine stillen und besondern Gedanken hatte. Dann trat vor Alicens Auge das Bild der weinenden Mutter, des schweigenden Vaters. Vergebens wehrte sie dem Drange, vergebens sträubte sie sich dagegen; ähnliche Gefühle überraschten sie ohne daß sie wußte, wie? Und Manfred traf sie zuweilen so, weinend, ihr Gesicht in die Hände gedrückt. Wenn sie ihren Manfred sah, dann erhob sie sich rasch, verwirrt um sich blickend wie nach einem Traume; darauf aber in rascher Fassung sprach sie freudig: „Ja, ich habe der Liebe das Liebste geopfert, was ich hatte, aber sie hat mich reich dafür belohnt. Mein Geliebter, mein Eins, mein Alles!" Dann sank sie, von neuem schluchzend, an seine Brust.

Aber auch Manfred hatte solche Augenblicke des Nachdenkens. „Einst", sprach er dann für sich hin, „kannte ich die Liebe nicht und die Kunst nicht. Ich hatte von beiden nur die dunkle Ahnung und nach beiden nur die heftige Sehnsucht. Da sah ich dieses Weib und liebte; und wie die Liebe mir das Herz geöffnet hatte, da strömte auch der goldene Segen der Kunst frei und begeistert schwang ich mich in die wolkenlose Höhe. O wie grausam, wie grausam, daß es die Liebe war, die mir das gelobte Land der Kunst zeigte und dabei sagte: du darfst es sehen, aber du darfst es nicht betreten!" .... Dann setzte sich Manfred an das Klavier, und es waren wilde, phantastische Melodieen, welche aus den Saiten klangen.

Der Frühling war so vergangen, der Sommer und der Herbst; es war Winter geworden, ohne daß ein Ereigniß beide getrennt oder näher verbunden hätte; sie wären glücklich zu nennen gewesen, wenn Alice dem Glücke, das ihr beschieden war, nur geglaubt, wenn es Manfred nur genügt hätte. Manfred war an sich in der That ein ungewöhnlicher Mensch, vielleicht war er es unter dem Einflusse seiner nicht alltäglichen Erlebnisse geworden. In seiner Natur mischte sich das quälende Verlangen nach dem Entfernten, unerreichbar Scheinenden mit der Neigung, es für gering zu achten, sobald es aus seiner Ferne zu ihm herangetreten und erreichbar geworden war. Ihn reizte das Ringen nach einem Gegenstande weit mehr als dessen Besitz; nur das Neue hatte

für ihn Werth, was ihm gewöhnlich geworden war, vernachlässigte er in der Regel sehr bald. Er liebte die Spannung und suchte sie; allein er konnte sich der folgenden Erschlaffung nicht entziehen. Alles das erklärt sich genau, wenn man es mit dem Wesen der Künstler in Zusammenhang bringt. Bei einem Beamten, einem Geschäftsmann, einem Handwerker ließen sich sehr wohl die zwei Seiten auseinander halten; die eine, die er der Welt und dem Beruf, die andere, die er dem Hause und der Familie zulehrt. Anders bei dem Künstler; sein Beruf muß so innig mit seinem ganzen Leben verwachsen sein, daß man nicht sagen kann, der eine Theil in ihm gehöre der Kunst, der andere Theil dem Leben an. Der Beamte schließt nach vollbrachtem Tagewerk sein Bureau, der Geschäftsmann seinen Laden, der Handwerker seine Werkstätte; der Künstler aber, welcher nur in einem Augenblicke aufhören kann, Künstler zu sein, wird es in keinem andern ganz sein können. Der Dichter wird alles und in jedem Moment poetisch anschauen: denn nicht die Fähigkeit, richtige Verse zu machen, sondern eben diese Gabe der raschen und glücklichen Combination, die Kraft, die Masse des Gegebenen leicht zu beherrschen und harmonisch in sich aufzunehmen, macht den Dichter. Nicht minder ist der dramatische Künstler, wo und wie er sich immer gibt, durch die ihm angeborene Natur gebunden; wenn er auf der Bühne ein guter Schauspieler ist, so wird er es auch im Hause sein, und hier oft noch viel besser, weil ihm zuweilen daran gelegen sein kann, es nicht zu scheinen. Das leichte bewegliche Herz, das als Quelle der wärmenden Begeisterung dem wahren Künstler stets eigen ist, macht ihn nun freilich für manche Verhältnisse untauglich, die einen ruhigern Sinn und eine gewisse Beharrlichkeit in den Ansprüchen und Verbindlichkeiten voraussetzen. In den kleinern Dingen des geselligen Verkehrs entbindet man sie meist stillschweigend von den hergebrachten Regeln der Convenienz; infolge eines fortgeschrittenen Verständnisses der Kunst und des gewonnenen Bewußtseins von ihrem ungetrennlichen Zusammenhange mit dem Leben macht man ihren Vertretern gern unschädliche Concessionen. Selbst in Beurtheilung ihres moralischen und sittlichen Betragens ist man aus demselben Grunde nachsichtiger gegen sie geworden und erst da, wo man störende Eingriffe in die eigene Sphäre befürchtet, wird man bedenklicher. Es gibt sehr viele hohe und angesehene Familien, welche stolz darauf sind, selbst mittelmäßige Künstler in ihren Salons zu bewirthen, und sehr wenige, die selbst dem ausgezeichnetsten gern eine Tochter zur Frau geben würden. Der Künstler sollte sich nie binden, nie Verpflichtungen auf sich nehmen, denen er doch selten genügen wird. Er für sein Theil steigt aus jeder bittern Erfahrung, wie der Phönix aus der Asche, reiner und bewußter empor; aber ein Herz, das man je geliebt hat, zu opfern, selbst einem künstlerischen Interesse, ist unverzeihlich und muß sich rächen.

Alberts Aeltern liefen sich daher vor allem von Manfred das Versprechen geben, die Bühne für immer zu verlassen. Damals konnte er es mit leichtem und nichts ahnendem Herzen geben. Denn für einen Augenblick war sein Herz ganz im Rausche der Liebe verloren. Es war in der That seine erste, wenigstens seinste Liebe gewesen, die erste und wärmste Begeisterung, die in ihrem prächtigen Aufleben seinen Blick verblendet hatte, sodaß er das Ziel nicht sehen konnte. Er versprach, was die Aeltern verlangten, und er versprach es mit der ehrlichsten Absicht, es zu halten. Was hätte er um Alberts Leben nicht versprechen? Und in dieser Beziehung vollständig beruhigt, gaben sie ihm ihre Tochter. Sie alten Leute wußten nicht, daß Manfred aufhören konnte, Mitglied einer Bühne, daß er aber nie aufhören konnte, Künstler zu sein.

Es kam daher eine Zeit, wo sich Manfred gestand, was er sich bisher ängstlich verschwiegen hatte, daß es ihm schwer werde, sein Versprechen zu halten. „Aber" setzte er dann fast heftig gegen sich selbst hinzu, „ich werde es halten, nicht weil ich es gegeben habe, sondern weil ich Alice liebe!"

Der Winter war zur einen Hälfte vergangen, einförmig und ohne Abwechslung. Die Monotonie des ländlichen Lebens, der stete Wandel der Tage, einer wie der andere, ermüdeten ihn ungemein. Er fühlte sich innerlich so schlaff und unlustig, er fühlte zu nichts einen Antrieb. Das Klavier blieb geschlossen, die Noten berührte er nicht, er las kein Buch. Das Rechnungswesen der Wirthschaft, das ihn ehedem zerstreut hatte, widerte ihn an; vor dem kommenden Frühling und den Arbeiten in Feld und Wald hatte er Furcht. Das Brüten und Sinnen in sich hinein war sein Tagewerk; seine einzige Beschäftigung war Alice. Es ist aber nicht gut, daß der geistvolle Mann sich ausschließlich mit einer Person beschäftigt, auch wenn sie noch so liebenswürdig und noch so sehr von ihm geliebt ist. Denn die

Liebe allein kann ihm auf die Dauer nicht genügen. Wohl kann sie der reine Aether sein, die würzige Luft, die seine Seele behaglich ein- und ausathmet; aber die Luft zehrt, sie nährt nicht. So ist es auch mit der Liebe; sie verlangt Opfer und Geschenke und stete Gaben der Zärtlichkeit, aber was sie dagegen gibt, hat nur dann einen Werth, wenn es begeisternd auf ein kräftiges Gemüth und ein thatenstrebes Bewußtsein wirkt. Das war nun bei Manfred in keiner Weise der Fall; ihn peinigten diese Tage, die er so nutzlos vergeudete, und er hatte nicht die Kraft sie besser zu verwenden. Die Stunden, die er sonst mit seinem reizenden Weibe so fröhlich vertändelt, erfreuten ihn schon nicht mehr, im Gegentheil, zuweilen kostete es ihm Mühe, zärtlich gegen sie zu sein. Alice, mit dem für die Sprache des Herzens so feinen Instinct der Frauen, fühlte sehr wohl, was in Manfred vorgegangen sei; aber rasch, wie das Weib in solchen Fällen ist, hatte sie auch begriffen, was der Grund und wie hier zu helfen sei. Sie, in ihren Ansprüchen, war dieselbe geblieben; sie hatte an Manfred's Liebe genug; sie konnte stundenlang, ohne zu sprechen, nur in der Sicherheit ihrer Liebe, neben ihm sitzen, seine Hand in der ihren, ihr Haupt an seine Schultern gelehnt. Ja, sie hätte jahrelang, ohne einen Wunsch, ohne eine Bitte, hier auf dem einsamen Landgute mit ihm, der für sie die Welt war, leben können. Es war daher nur die Sorge um diesen, als sie eines Tages zu ihm sagte: „Lieber Manfred, sollen wir nicht, wie es ja auch anfangs unsere Absicht war, den noch übrigen Theil des Winters in die Stadt ziehen?" Aber er antwortete, und seine Antwort klang fast wie ein Vorwurf: „Nein, Alice; ich habe dann keine Lust." Alle auch die Lust, seine Seelenstimmung zu verbessern, hatte er verloren! Der Unglückliche folterte sich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde mit Versuchen, mit Wünschen und Beschwichtigungen. Endlich überkam ihn die tödtlichste Langeweile, in deren aschgraue Dämmerung alles versank, was ihn umgab. Ihn langweilte dies dumpfe Leben in der Einsamkeit, sein Haus, seine Stube — sogar die Liebe Alicens — — langweilte ihn!

So ging der Winter mit seinen dunklen und traurigen Tagen dahin. Der angehende Frühling verkündete sich mit den feuchten Stürmen, die ihm voranjauchten, mit dem rieselnden Treppenfall, der die Schollen löste und die Bäche des Gebirges schwellte. Es war der Tag gekommen, wo vor einem Jahre die ersten Begegnungen stattfanden. Alice erwartete diese Zeit mit fast noch mädchenhafter Scheu, sie verlebte sie mit der innigsten Rührung, mit klopfendem Herzen und feuchten Augen. In Manfred's Seele weckte sie andere Empfindungen. Finster und stürmisch wie die Luft über dem Rheine wogte auch in ihm das empörte Gefühl. Und doch war eine Art von heimlicher Freude dabei; es freute ihn, daß er überhaupt des Gefühls noch fähig sei. Gegen Abend saß er vor dem Fenster seines Stübchens allein. Die Wolken zogen tief und in phantastischen Gestalten huschten die Nebel um die Felsen der Ufer. Der Strom rauschte gewaltig und der Sturm, in brausenden Accorden, fuhr von den Bergen hernieder. Manfred öffnete das Fenster und nahm die wirren Laute der bewegten Natur mit durstiger Seele in sich auf. „Ha!" rief er, indem sein langes Haar vom Winde zerzaust wurde, „welch eine Oper wird da vor mir aufgeführt! Der Sturm ist mein Sänger und der Strom mein Orchester. Mir wird so warm ums Herz, ich möchte mitsingen.... Ach", setzte er dann schmerzlich hinzu, „meine Zeit ist vorüber. Ich bin verdammt zum Schweigen!" Das Fenster blieb offen, die stürmische Luft warf es auf und zu und zerbrach die Scheiben, daß sie klirrend auf den Boden schlugen. „Brecht nur, brecht nur! Mein Herz wird auch brechen", sagte Manfred und nahm seinen Hut, einen Theil seiner Baarschaft, seinen Mantel und stieg die Treppe hinunter vor das Haus. Er ging dem Rheine zu, langsam, aber festen Schrittes. „Ich habe keinen andern Weg mehr", murmelte er vor sich hin. In demselben Augenblick trat der Mond aus dem flüchtig eilenden Gewölk und gegenüber die Berge und das weite Thal lachten so freundlich, da das Licht sie beschien, die Wellen im Strome zitterten und funkelten magisch und schon ruhte sein Fuß in dem Nachen, den er in glücklichern Tagen durch die Fluten führen gelernt hatte.

„Hinüber, ans andere Ufer, hinüber!" rief es in ihm mit jauchzender Stimme. „Drüben ist deine Welt, drüben, drüben, nicht hier!" Rasch hatte er die Kette gelöst, die das Fahrzeug am Strande hielten; noch einmal blickte er zu dem matten Lichtschimmer hinauf, der aus Alicens Zimmer schien — „Lebe wohl, Alice!" sprach er — „lebe wohl — todt oder lebend — für dich bin ich verloren! Lebe wohl, ich bin wieder frei und auch du bist es!" Und mit der Freudigkeit, mit der er sonst die Ufer betreten hatte, betrat er nun das lose,

ſchwankende Schifflein, und bei Mondenſchein und ruhender Flut trieb es hinein und hinüber.

Alice ſaß indeſſen bei der einſamen Lampe in ihrem Gemache. „Soll ich ihn aufſuchen?“ fragte ſie ſich. „Nein, ich darf es nicht“, erwiderte ſie ſich ſelber. „Er verletzt mich durch Vernachläſſigung, er beleidigt mich durch ſein Schweigen ſo ſehr, daß ich mich erniedrigen würde, wenn ich immer zu ihm käme. O, Manfred, mein Geliebter, wie wehe thuſt du mir!“ Indem war es ihr, als würde von unten herauf geſungen — es war eine Melodie, eine Stimme, die ſie kannte . . . ſie öffnete das Fenſter mit leidenſchaftlicher Haſt . . . ihr war, als wehe, von den Flügeln des Sturmes getragen, ein bekanntes, ein geliebtes Lied vom Strome zu ihr herüber . . .

O Venezia, Venezia, ſpes unica!

So klang es mit der Tannhäuſer-Melodie flehend, glutvoll, entſchieden . . . bis auf einmal der Sturm ſauſend hineinfiel. Da war alles weg und verſchwunden. Sie ſah nur den untergehenden Mond und hörte nur den rauſchenden Strom. Eine unſäglich bange Ahnung durchzuckte ſie . . . aber nein, nein! es konnte das nicht geweſen ſein. Sie warf das Fenſter zu und ging bald darauf zur Ruhe. Sie hatte die ganze Nacht über ſchwere und dumpfe Träume, und als ſie am Morgen erwachte, da war ſie allein — Manfred hatte ſie verlaſſen!

Sie war ein armes, betrogenes, vernichtetes Weib!

Neuntes Kapitel

„Was für ein Lärm iſt denn das heute in den Gaſſen?“ fragte ein Reiſender, der die Stadt zu öfters malen ſchien, aber noch nie ſo aufgeregt geſehen hatte.

Man gab am Abende in dem Haupttheater auch hier die Lieblingsoper des Tages — den „Tannhäuſer.“ Das war an ſich wol ein Ereigniß für das Publikum. Der Widerſtand, den die Verwaltung dieſer Bühne der Aufführung aus allerlei politiſchen Bedenken lange und mit Erfolg entgegengeſetzt hatte, war endlich durch die Macht des Wortes beſiegt worden, die „höhern“ Rückſichten waren den höchſten gewichen. Dazu kam noch ein anderer Grund, der die Neugier reizte und bei manchen Empfindſamen von vornherein eine romantiſche Sympathie erweckt hatte. Ein Sänger war aus dem deutſchen Norden gekommen, er ſollte an dieſem Abend zum erſten male und zwar in der Hauptrolle als Tannhäuſer auftreten. Es gingen viel ſonderbare und dunkle Gerüchte ihm voraus; er war beinahe ein Sagenheld, wie Tannhäuſer, der ritterliche Sänger ſelbſt. Woher man das alles wußte, konnte keiner ſagen; aber man wußte, daß er in einer fernen Hauptſtadt plötzlich aufgetaucht, damals noch ganz unbekannt — raſch zu einer Celebrität gelangt und darauf ebenſo plötzlich und auf eine unerklärliche Weiſe verſchwunden war. Man hatte ihn alsdann verloren; die einen ſagten, er ſei nach England, die anderen, er ſei nach Paris gegangen; manche wollten ihn am Rhein geſehen haben. Da auf einmal erſcheint er in dieſer Stadt, tief im Süden; er ſpricht überhaupt wenig und geht ſelten über die Straße. Er hat ſich ganz nach innen gekehrt. Aber man hat ihn doch zuweilen einſam in der Abenddämmerung über die Promenaden wandeln ſehen; ſein dunkles Auge iſt zur Erde gewandt, um ſeine hohe, herrliche Geſtalt hat er einen Mantel geſchlagen, mit ſeinen langen, blonden Haaren ſpielt der Nachtwind. Alle Damen der Penſion ſchwärmten ſchon für ihn, die andern ſahen ſeinem erſten Auftreten mit Spannung entgegen; auch die Männer blieben nicht theilnahmlos und der Name „Manfred“ war bald in aller Munde. Da kündigte der Theaterzettel die erſte Vorſtellung des „Tannhäuſer“ an. Schon am frühen Morgen waren die Theaterkaſſen belagert; am Nachmittag waren alle Plätze vergeben.

Die letzten Gaslampen waren längſt ſchon fortgeräumt; auf den Vorſälen des Hauſes gingen nur noch die wachthabenden Poſten und einzelne Domeſtiken, die ihre Herrſchaft hierher geleitet hatten. Da kam ein Weib haſtig durch eine der Portale herein. Sie war ſchwarz gekleidet und dicht verſchleiert. Mit einer auffallenden Unruhe ſuchte ſie auf den blendend hellen Corridoren; man ſah, ſie war eine Fremde. Sie wollte den Billetteur ſprechen; dieſer öffnete verdrießlich den Laden, den er ſchon geſchloſſen, da die Billets gänzlich verkauft waren.

„Was befehlen?“ fragte er die Verſchleierte, die vor ſeinem barſchen Tone zitterte.

„Ich möchte gern noch ein Billet haben“, ſtotterte ſie; „ich möcht' es um jeden Preis!“

„Das glaub' ich ſchon“, ſagte der Mann in Uniform, „kann aber doch nicht helfen.“ Er machte Miene, den Laden wieder zu ſchließen.

Da traten der Dame die Thränen in die Augen, und mit einer Stimme voll unendlicher Wehmuth ſagte ſie: „Um Gott! haben Sie Erbar-

men!" In diesen Worten bebte eine ganze Welt von Schmerz und tiefem Leiden. Der Mann hob empor, hinter dem halb zurückgeschlagenen Schleier sah er ein Gesicht, noch voll Schönheit und junger Anmuth, aber die Wangen waren bleich wie weiße Rosen, und die Augen sanken ganz in Thränen. „Da das Weitere mögen Sie nur behalten, wenn's noch einen Platz zu erwerben gibt, so geht's auch schon ohne das Folgende mir!"

Er kam hervor und ging durch eine Säulenhalle zu einer Hintertreppe, die Dame hinter ihm. Als die Thür fiel, brauste schon die wilden Akkorde der Ouvertüre aus der Tiefe des Hauses empor. Die Dame konnte sich kaum noch halten — sie sank in einen daſtehenden Sessel. Es sprach so die Glut der Liebe, die Leidenschaft in ihrer heftigsten Bewegung, es sprach so zugleich die Trauer um ein ewig Verlorenes, die Geschichte ihres Lebens, ihres Leidens und Leidens aus tiefen Tönen an ihr Herz. Sie kannte die Weise. An der hatte sie ja das eigene Herz verbluten gelernt und mehr als das, durch sie war in ihrer hintersten Seele ein unheiliges Gefühl angeregt worden, das mit einem tödtlichen Zwiespalt drohte. Ja, Künstlernaturen und Dämonen; unheimlich muß es sein, sie zu lieben.

Der Billeteur hatte unterdessen sein Versprechen erfüllt, eine Vogelsbleuerin kam zu der Fremden und theilte ihr mit, daß eine Dame so freundlich sein wolle, ihr einen Theil ihres Platzes zu überlassen. Eine von den Thüren ward geöffnet. Die Eintretende nahm Platz und neigte sich zu ihrer Nachbarin, um ihr zu danken. Da aber stockte einen Augenblick unterdrückten Schrei hervor, denn wenige Plätze weiter sah Lorenzo. In demselben Augenblick ging der Vorhang empor, der ihnen Manfred zeigte, schaudernd sahen, wie beide ihn nie gesehen hatten. Alle auch diese Demüthigung hatte das Schicksal der Armen nicht ersparen können.

Im Zuschauerraum, unten, oben und von allen Seiten war längst der lauteste Jubel ausgebrochen, als Alice noch stumpf und halb bewußtlos da saß. Lorenzo sah unverwandt auf das bleiche, das namenlos unglückliche Weib, ebenso war ihr Alicens Schicksal kein Geheimniß. Jeder ihrer Blicke flammte Triumph über ihre mehrlose Gegnerin, jedes Zucken ihrer Mundwinkel sagte: „Ich bin gerächt!" Dies war es was nicht über sein, denn die zaghafte Natur Alicens ward zum Tode und immer aufs neue dadurch verletzt.

Da ergriff Jaubänter die Harfe und sang:

Herz soll nur dir, nur dir mein Lied ertönen!
Gelingen kann es nur dem Preis von mir!
Dein hoher Reiz ist Quelle alles Schönen
Und jedes heiter Blumen stammt von dir.
Du Glut, die du mir in das Herz gegossen,
Als Flamme lebst du für die allein!
Ja, gegen alle Welt will ausstehen
Antun ich nur dein Streiter sein!

Doch bin auch ich zur Welt der Todten,
Bei dir kann ich nur Schutz erwerben;
Nicht Ruh allein liegt mir am Herzen
Aus Armen dein ich mich nach Schmerzen;
Aus deinem Arme muß ich sterben. —
O Tenzin, Göttin, hör mich flehn!

Manfred sang mit einem Ausdruck, in welchem die ganze Weihe des Künstlers sich spiegelte. Er sang, daß der echte Künstler nur durch die Liebe in das Allerheiligste der Kunst geführt werden könne, daß er sie alsdann aber mit Schmerzen dahingeben müsse, um nun, von Freud' und Leid geläutert, sein Herz einzig der Einen zu weihen, der Göttin, die keine andern Götter neben sich duldet. Wohl lebt noch das Weh um verlorenes Glück in jedem Tone und das Bild der Geliebten wirkt auch so noch wie der Zauber eines dahingeschiedenen Seins aus himmlischer Ferne; aber der Weg zu den Höhen der Kunst ist einsam und wer ihn wandelt, der geht in Schmerzen, denn Schmerzen sind der Kelter, in dem die Künstlernatur zur Reife kommen muß! — Das sang Manfred und ein mächtiger Beifallsjubel lohnte dieser meisterhaften Leistung. Alice fühlte nun, daß Manfred auf der Höhe seines Berufs angelangt, daß er geworden sei, was er werden mußte; sie fühlte zugleich, daß auch ihr Loos geworden sei. Aber sie lächelte noch unter Thränen; sie durfte sich ja gestehen, daß das alles durch ihre Liebe, durch ihr Unglück so gekommen sei.

Am andern Morgen, da sie nach schwüler Nacht erwachte und den milden Herbstsonnenschein so segensreich empfand, als sie zu dem klaren, reinen Himmel emporsah, der sich ja auch über ihm wölbte, und die Luft athmete, die ihr vielleicht den Hauch des Geliebten zutrug, da durchdrang sie noch einmal jene süße Sicherheit, die der Herbst in empfänglichen Gemüthern so leicht erweckt. Sie kleidete sich an und ging hinaus; aber schon als sie auf die Straße trat, wirkte das tägliche Treiben und alles was ihr begegnete dem Entschlusse entgegen. Als sie nun vor sein

Haus kam und die breiten, die hohen Treppen sah, die sie zu ihm hinaufsteigen mußte, und die Fenster, die noch dicht verhängt waren, da kehrte sie rasch und entschieden um. Sie hatte überwunden.

Sie kehrte in ihr Hotel zurück, verschloß sich den Nachmittag auf ihr Zimmer, schrieb, packte und am andern Tage in der Frühe reiste sie ab.

Am Abend dieses Tages fand die zweite Vorstellung des „Tannhäuser" statt. Wie sich aufs neue die Menge herandrängte, um den Sänger zu hören, wie schon mit einbrechendem Abend alle Räume des Hauses wieder erfüllt waren, ist unnötig auszuführen. Manfred ward mit erhöhtem Enthusiasmus von Szene zu Szene angenommen. Das Interesse für die Oper wuchs mit dem für den Künstler in eins. So war, als schaffe derselbe die Handlung und den Gesang in demselben Augenblick erst, wo er doch die Zuhörer damit hinriß. Der Theaterdiener hatte ihm, während des zweiten Aktes, einen kleinen zierlichen Brief überreicht, den Manfred rasch einsteckte, ohne jetzt weiter darauf Acht zu haben; denn er hatte auf seine Rolle zu achten. Deutlich in der Pause, als aus dem schönen, grauen Wartburgsaale der Nachtgesang Wolframs zum Abendstern emporschallte, als die fromme Luiserin Elisabeth den dämmernden Bergpfad zur ewigen Ruhe hinanstieg, da nahm er den Brief, erbrach ihn und las die Bleistiftzüge, die von der Hast, der Furcht und Bewegung der Hand, die sie geschrieben hatte, noch zu zittern schienen:

„Manfred! Wenn Du diese Worte liestest, bin ich weit von Dir — weit — auf ewig — Alice."

Manfred zitterte — aber gegenüber wehte das Fähnlein des Regisseurs, zum Zeichen, daß er auftreten müsse. Er trat auf in bäuerischer Pilgertracht; unter dem braunen Krämpenhut war ihm das Haar wild verwachsen und sein einst so schönes Gesicht war von struppigem Bartwuchs ganz verdeckt. An den nackten Füßen hingen ihm abgerissene Sandalen und sein entkräfteter Leib stützte sich auf einen knorrigen Pilgerstab. Er kehrte heim von langer Wanderschaft; er hatte das Heil und die Gnade gesucht, er hatte es so inbrünstig und so wahr gemeint, ihn verlangte so von ganzem Herzen nach dem Frieden, der den andern so leicht und mühelos beschieden war. Die Regungen seines Innern hatte er mannhaft niedergekämpft; er hatte sich wie ein Sünder in den Staub geworfen, alle Eitelkeit der Welt wollte er dahingeben, alle Sehnsucht, die ihn hinaustrieb, alles, alles, um sie, um seinen Engel, um ihr Tränen zu ersparen! Aber umsonst — es war ihm nicht beschieden; das Schicksal, das ihn zu anderes bestimmt, donnerte ihm sein „Verflucht!" zu — das Künstlertum war ihm zum Fluch geworden! Und siehe, da tobte nun die Leidenschaft aufs neue: Komm, komm und vergiß! Ein Hämmerchen umnebelte seine Sinne und wildes Entzücken durchschauerte seinen Busen. Er war entschlossen — er wollte sich hineinstürzen in das graute, das heranbrausende Vergessen. Aber horch! Da schallt das fromme Gebet der Jedermannglocke — ein sanfter Oberalgesang zieht durch die Stille der Nacht und in einem offenen Sarge wird die verunglückte getragen, um die er das alles gelitten! Schön liegt sie da, die liebliche Frauengestalt, umleuchtet ganz vom Zauber der Verklärung, ein selig Lächeln schwebt um ihre Veilchenlippen, die bald geöffnet wie zum Wort: „Ich habe dir verziehen und mein Gebet trägt dich auf sanften Schwingen himmelan!"

Aber nun, wo der Sarg dahingestellt ward, da alles Versöhnung, Frieden und Anerkennung atmete — da das in Thränen und stiller Seligkeit gerührte Publikum erwartete, den Sänger zur Seite der Verklärten weinend hinsinken zu sehen und den Chor der Männer und das Hallelujah der Pilger zu vernehmen sich schickte — da sprang Tannhäuser auf mit wildem, entsetzlichem Gelächter, da schwang er seinen Stab über seinem Haupte und mißtönend, ja kreischend schien heute er seinen Fluchgesang in die schon zur Erlösung sanft ausklingende Musik des Orchesters. Das Publikum sah sich erschreckt um — einzelne Rufe und Pfeifen — der Regisseur ließ seinen Fahnstab ratlos sinken, die Geigen brachen mißklingend ab, die Hörner schallten grabhaft dunkel fort — die Menschen auf dem Theater lasten sich ängstlich auf. Die Jedermannglocke hob sich hoch in ihrem Sarge. Die Jedermannglocke von der Wartburg läutete weiter — und durch diese Szene, in der sich Wirklichkeit und Illusion auf eine für alle unerträgliche Weise mischte, fuhr schneidend das dumpfe Recitativ des tobenden Sängers:

> Wie trotzig Reis in meiner Hand
> Nie mehr sich schmückt mit frischem Grün,
> Kann aus der Hölle heißem Brand
> Erlösung nimmer sie erblühn.

Endlich fiel der Vorhang. Der Regisseur trat vor die Rampe und bat das Publikum um

Nachricht für diese ganz unerwartete Störung. Manfred sei bedenklich erkrankt —

Frageud, rathend, unzufrieden verließ das Publikum das Haus.

Noch an demselben Abend trieb der Fluß die Leiche eines jungen, schönen Weibes ans Land. Niemand in der fremden Stadt kannte sie — Am andern Morgen war auch Manfred verschwunden, räthselhaft, wie er gekommen — niemand wußte wohin —

In Oberitalien irrt seitdem ein wunderlicher Verrückter, der einen Stab in der Hand mit sich trägt, den er nicht von sich lassen will. Er muß schon gewesen sein, dieser Mann, und stolz und bedeutend. Aber nun ist sein Gesicht verfallen und sein Auge ist scheu und sein langes blondes Haar weht verwildert um seine Schläfe, und seine Gestalt ist gebeugt und alles an ihm ist unstet, verstört, zerrauft. Den Fischersleuten in der Hütte hat er gesagt, daß er in Rom gewesen, um vom Papst Vergebung seiner Sünden zu verlangen. Aber der Papst habe ihn verflucht. In stürmischen Nächten hat man ihn oft am Gestade des Sees irren sehen, mit dem Stab in der Hand, und sein Gesang — wirre, schauerliche Töne — mischte sich mit dem schauerlichen Rauschen des Alpenwindes. Die Franzosen und Engländer und Italiener, die dort in den Villen wohnen, haben diesen Gesang oftmals gehört, aber sie haben ihn nicht verstanden. Endlich unterschied ein Deutscher die Worte:

Wie dürr' Stab in meiner Hand
Wie mehl sich schmückt mit frischem Grün,
Kann aus der Hölle heißem Brand
Erlösung nimmer hie erblühn!

Mag eine freundliche Hand ihm den weißen, dürren Stab bald ans Grab pflanzen! Mag die warme Frühlingssonne Italiens ihn bald bedecken mit dem Grün der Versöhnung und des Vergessens!

Baden-Baden.

Ein Architekt.

— Unter einem Laubdache von wildem Wein sitze ich hier, an einem der schönsten Sommermorgen die herrliche Luft einathmend, welche mir aus den Wäldern zuströmt —

Vor mir sehe ich eine Allee von hohen Oleanderbäumen, abwechselnd mit blühenden Myrten, Granaten, Granatäpfeln und schönen weißen Blüten, ein völliges Kind der südlichen Zone, deren mächtige Sonne Frühling, Herbst und Sommer zugleich aus den Zweigen hervorlockt.

Kein Lüftchen regt sich. Schmetterlinge umgaukeln die Blumen, deren Pracht mein Auge bestickt, deren Fülle ich in Italien suchte und nicht fand, deren Farbenglanz mich in die Zaubergärten Hesperiens versetzt —

Um mich sitzen, in Gruppen vertheilt, unter demselben weiten Laubdache, Personen, die gleich mir sich dem Zauber dieses Sommermorgens hingeben. Der eine nimmt ein Buch; aber bald irrt sein Auge träumend von dem Blatte fort auf Bäume, Berg und Wald, auf Licht und Schatten, und er wird sich einer Empfindung des Wohlbehagens bewußt, welche das dolce far niente begleitet. Die Damen nehmen eine Arbeit vor; aber bald sinkt die Hand wie ermüdet in den Schooß. Unter einem Tempel, dessen Säulen Schlingpflanzen umspinnen, sitzt eine französische Familie beim Frühstück, Mann und Frau mit vier kleinen Kindern, ein Bild des Familienlebens, wie wir es bei dieser Nation nicht suchen. — Vom Garten aus führen kleine hölzerne Treppen in die Wohnzimmer des ersten Stocks, mittels deren man in seine Gemächer gelangen kann, ohne einen Umweg durch das Haus zu machen; während die zur ebenen Erde durch die Fenster den Eingang gestatten.

Der „Zähringer Hof" ist ein altes Hotel; aber mit tausendfachen Comforts ausgestattet, die den neuen Prachtgebäuden fern liegen. Man schlüpft aus seinem Fenster im Morgenkleide und verliert sich im Walde, ohne an Hut und Handschuhe zu denken. Diese Bequemlichkeit ist für die Städterin ein Hauptgewinn, durch den allein sie einer langersehnten Freiheit genießen kann.

Die Gesellschaft besteht größtentheils aus Franzosen. Am Abend, vor dem Cursaal auf der Promenade, während das Musikcorps spielt, sieht man die schönsten Toiletten der pariser Salons auf- und abwandeln und konnte demnach mit leichter Mühe ein Modejournal abfassen. Kleider machen Leute! Kommt man diesen Schönen näher, so bleibt oft nicht mehr schön, was wir aus der Ferne bewunderten, wo uns der Effect des Ganzen bestach. Langschleppend ziehen die weiten Röcke auf der Erde hin, als sollten sie den Boden in ihrem Rauschen glätten helfen. Der Herr, welcher eine solche Dame führt, muß sich ihr in möglichster Ferne halten, weil bei jedem Schritt seine Füße sich in das weite schleppende Gewand verlieren und ihn vor einem Schaden

erzittern lassen, den keine Schöne gern vermeidet. Lampen, umhüllt von großen Glasglocken, erhellen dem Platz vor dem Curhause. Schweigt die Musik, so nimmt man hier in Gruppen Platz. In dem Salon wird indeß fortgespielt. Bei Lampenschein legt der Croupier sein einförmiges: Le jeu est fait! unausgesetzt, nichts achtend, fort, und erst die stille Mitternacht beschließt sein monotones Tagewerk. — Die Spielbank versucht ihr Möglichstes, die diesmal so flüchtigen Gäste zu fesseln, sie gibt auf ihre Kosten Concerte und Bälle, sie ladet die Gesellschaft ein, in ihrem glänzenden Lokale sich zu versammeln und die ihnen hier gebotenen Freuden unentgeltlich zu genießen ... Sie hat sogar den Camelliendamen gestattet, hier zu verweilen. Sie hat Neckungen aller Art geboten und dennoch ihre Hoffnungen diesmal nur halb erfüllt gesehen. Die in diesem Jahre besonders reflectiven Fremden fliehen den Spieltisch und suchen die Natur.

Die Umgebung von Baden bietet den Wechsel den reizendsten Ausflüge. Am ersten und am nächsten winken auf luftiger Höhe die Ruinen der alten Badenburg, deren mächtige Mauern, die höchsten Zinnen überragend, wie für eine Ewigkeit aufgebaut scheinen und doch der Zerstörung eines noch mächtigeren Feindes, dem Fortschritt der Civilisation, zum Opfer fallen mußten. Ein Gastwirth hat sich in der alten Feste eingenistet und treibt hier ganz versteckt sein Werk. Wie durch Zauber sieht man vor dem Burgthor, auf einer kleinen Platte, Tische sich decken und mit Speisen versehen, wie wenn die Gastfreundschaft der alten Herzoge von Baden auch jetzt noch aus diesen Ruinen ihr Werk fortsetzen wollte. Equipagen rollen den Berg herauf, weißgekleidete Frauen entsteigen ihnen, unter dem dunkeln Laubdache, das des Mondes erste Strahlen durchbrechen, reihen sie sich um eine Tafel, die Champagnerkorke fliegen und der Luft öffnet sich weit die Thür. Uns ist als müßten aus den leeren Fensterhöhlen den alten Badenburg hörige Gesichter hervorschauen und verwundrungsvoll die neue Zeit betrachten. Und wie tiefer senken sich indeß die Schatten des Abends auf das Thal, einzelne Streiflichter von Sonne und Mond ziehen sich noch dazwischen und leihen den steigenden und sinkenden Linien Leben; — ganz in der Tiefe der engen Schlucht leuchten vor dem Spielhause die Lampen auf, ein Concert ist dort angekündigt, einzelne Töne davon dringen sogar bis zu uns herauf. Auf dem herzoglichen Schlosse weht heute keine Fahne, die Herrschaften sind abwesend; von fürstlichen Personen ist nur der König von Würtemberg da, der im Victoria-Hôtel die erste Etage bewohnt und, wie man mir sagte, jedes Jahr einen Monat hier zubringt.

Nachmittags rollen die Equipagen unter den hohen Schatten bietenden Alleen dem Lindenthale zu. Hier reiht sich Landitz an Landitz, reizende von Wein überzogene Villen tauchen hier bei jedem Schritte aus dem sie versteckenden Zaune hervor, schöne Frauen sitzen unter schattigen Laubdächern, wie die türkischen Schönen in ihrem Kiosk, die Hände ruhen, das Auge schaut sehnend in die Ferne. Alles schmachtet, Menschen, Pflanzen, Bäume; alles lechzt nach Regen, Kühlung — Glück.

Glück! Was ist Frauenglück? Worin wird es jahrelang gesucht und worin endlich gefunden'. Da seh' ich des Weges her einsam eine schwarze Gestalt wandeln ... Erinnerungen steigen in mir auf ... Ich sehe die Kindergärten bei Liebenstein, Friedrich Fröbel voran, und erkenne seine treueste Schülerin, Frau von Marenholtz, die hier Erholung sucht, nach ihrem unermüdlichen Wirken für eine gemeinnützige Sache, für die Veredlung des Menschengeschlechts und ihr Emporwachsen zu vernünftigen Wesen, welche in dem Wahle alles das eigens bedingt fühlen. Eifrig, wie immer, geschäftig auch in der Erholung, rauscht die treffliche Frau an mir vorüber wie eine Erscheinung und läßt mich mit ernsten Gedanken in der Seele zurück. Frau von Marenholtz hat bekanntlich die Kindergärten in Frankreich eingeführt.*)

Briefe aus Paris.

Von Amalie Schoppe.

I.

— — Das war eine Fahrt von Strasburg hierher! Vierzig Extrawagen! Wir kamen mittags in Paris an, statt morgens — und im Bahnhof

---

*) Der Herausgeber hat sich zu diesem mehr gegen als für die Kindergärten aussprechenden Urtheile durch zufällige Erwähnung derselben, um eine Mittheilung beizufügen, die denen von Interesse sein wird, die sich mit dieser pädagogischen Frage beschäftigen. Einer unserer Correspondenten schreibt uns: „Dr. Rauch in Berlin hielt im Auftrag des Centralvereins in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klassen am 19. April 1850 einen Vortrag „Ueber den Werth der Fröbel'schen Kinderspiele und die Bedeutsamkeit der Kindergärten". Dieser Vortrag liegt gedruckt vor (Berlin, Herbig). Der den deutschen Frauen zugedachte Vortrag Rauch's nimmt

kein Wagen! Alle Wagen vergriffen. Auf jeden Ruf eines Kutschers ein vornehmes Schütteln des Kopfes . . Einige verlassene weibliche Wesen weinten vor Verzweiflung . . Wir ergaben uns in Geduld, bis ein Bahnwärter Zeit gewann, für ein paar Francs nach einem Wagen sich umzuthun, mit dem er nach Verlauf einer Stunde, zu doppelten Preisen, zurückkehrte.

So fuhren wir nun hin längs der Boulevards und Champs-Elysées durch die festlich geschmückte Stadt! Die Farben Frankreichs leuchteten uns an allen Häusern entgegen, das Weiß, Blau und Roth flatterte an allen Fenstern, auf den Straßen, an den Lampenpfosten; auf karmoisinrothem Grunde prangten in Gold die Worte: „A Napoléon, à l'empereur, à l'armée d'Italie la municipalité de Paris." Dazwischen wurden Vorbereitungen zur Illumination getroffen und neben den bunten Lampen Balcons mit Decken geschmückt, Tribünen erbaut, Thüren und Fenster und Thorwege mit Sitzen versehen, zur Benutzung der Zuschauer und zum Vortheil ihrer Eigenthümer. Und zwischen dem allem diese endlose Menschenmenge! In der Rue de la Paix sollte die Kaiserin mit dem Prince impérial auf einem Balcon den Kaiser erwarten und das Truppendefiliren sehen; eben richtete man den rothen Sammt dazu her, während die Häuser gegenüber nicht minder wetteiferten, ihre Wände zu schmücken.

In unserm Quartier angekommen, war auch hier nur die Rede von dem Fest. Man hatte ausgerufen, Plätze zu erhalten zu 5 Francs die Personen, und ich bat, für uns welche mit zu suchen. Indessen ruhten wir und speisten. Als der Bote erschien, brachte er die traurige Nachricht, daß unter 20 Francs nichts zu bekommen sei. Wir ließen nun einen Wagen kommen und suchten selbst. Die Dämmerung hatte bereits das weite Paris mit Schatten überzogen; der Mond stand leuchtend darüber und dazwischen spielten die Millionen von Gaslampen; längs den Champs-Elysées wurde in drei Cafés chantant zugleich gesungen. Die so zierlich als geschmackvoll gekleideten Mädchen standen mit ihrem Notenblatt in der blendenden Beleuchtung, gleich Cherubim im Feuermeer, und ließen die Töne aus voller Brust in die tausende, brausende, summende Nacht hinaus erklingen, unterbrochen von dem enthusiastischen Bravo der lauschenden Zuhörer. Wir ließen das alles jetzt hinter uns, um die Boulevards zu erreichen und hier eine Erfahrung des außerordentlichen Wuchers zu machen, den ein Franzose mit solchem Feste treiben kann. „Places à louer" stand mit großen Buchstaben auf eine weiße Tafel geschrieben, sobald es von ferneher ins Auge leuchtete. Ich ließ halten und fragte nach. „Ein Fenster 2—300 Francs!" hieß es. So fragte ich weiter und weiter, bald hier, bald dort, und ohne Erfolg. Selbst auf den Amphitheatern, die ohne Nummern waren, der Sonne und dem Regen ausgesetzt, sollte man 15 Francs zahlen. Das Lächerlichste aber war, zu welchen Erfindungen die Industrie geführt, welche sonderbare Zumuthungen sie dem Zuschauer machte. So fand ich beim Theâtre des Variétés den „Place à louer" aus einem kleinen hölzernen Balcon bestehen, leicht für die Gelegenheit construirt und als Aufgang mit einer gegen das Haus gelehnten Leiter versehen. Ich hieß den Vermiether hinaufklettern, um zu sehen, ob es

sich selbst der Verfertigung der Fröbelschen Kinderspiele und Kindergaben an nur so weit sich nicht leugnen, daß sie hier auf einigen Figurentafeln mitgetheilten „Spielgaben", diese bunten Combinationen mit Punktirungen, Würfeln u. s. w., obwohl geeignet sind, insofern wie praktisch und ästhetisch die Kinder zu üben und ihnen brauchbare Anregungen zu geben. Die sämmtlichen Spiele sind, wie mir auf eine Anmerkung erwiedert, im ganzen und einzeln aus der Berliner Spielwaarenhandlung von G. Schneider in Berlin, Markgrafenstraße Nr. 55 und 56, zu beziehen. Aber die Kinderspiele ausschließlich auf diese Combinationen mathematisch-mechanischer Natur zu beschränken — davon möchten wir doch als vor einer Einseitigkeit warnen. Die wahren Meister und Meisterinnen der allgemeinsten Kinderspiele, die ewig unvergänglichen, sind bei köstlichen Namen sich ergründen im Recht behalten. Man lasse nur die Knaben in ihrem Soldaten- und Schulmeisterspiel, die Mädchen in ihrem Spiel mit Puppen und mit Kuchengeräth u. s. w. ganz fortfahren. Der Nachahmungstrieb der Kinder, der sie im kleinen schon die Kette der Dressen spielen läßt und in diesen naiven Verhaftungen sich oft schon der komische Ernst geltend macht — dieß lebensvolle Ur zu spielen, die von den Kindern mit einem Ernst betrieben wird, als wären sie wirklich schon die Personen, die sie spielen — soll man nicht durch mechanisch-mathematische Combinationsspiele verdrängen. Fröbel tragen eigentlich schon zu viel den Charakter des Unterrichts, als daß man sie noch streng genommen, zu den Spielen rechnen könnte. Fröbel unterrichtet durch seine Erfindungen die Kinder auf eine spielende Weise. Es ist aber doch noch ein Unterschied, ob man die Kinder spielend unterrichtet oder ob man auf eine unterrichtende Weise mit ihnen spielt. Dort ist das Unterrichten die Hauptsache und das Spielen erscheint nur beiher, absichtlich; hier hingegen ist die eigentliche Handlung das Spiel, das Unterrichten aber Nebensache. In der That hat man den Fröbel'schen Kinderspielen vorgeworfen, daß sie durch ihren strengen Ernst den Charakter des Spiels vernichten und durch die spielenden Beschäftigungen wieder den Unterricht nicht ernsthaft genug machen."

nicht unter ihm zusammenbräche; ein kleiner Gamin bot mir höflich seine Hand, um mir beim Nachklettern behülflich zu sein, während der andere sich oben breit machte und die sich ihm bietende Aussicht mit französischer Uebertreibung pries, während die Unterstehenden lachten. Die nächste „Place à louer" war ein Barbierladen, worin eine Menge Herren mit weißen Servietten unter dem Kinn saßen. Ich fragte erst vorläufig: „Combien?" und lief vor den 200 Francs davon. Halb muthlos hieß ich dem Kutscher nach dem Boulevard Montmartre fahren; dort wollte ich einen letzten Versuch machen; und wie immer das Schicksal die Ausdauer lohnt und die Geduld des Strebenden nie auf eine letzte Probe setzt, so auch fand ich hier endlich, was meinen Wünschen entsprach: einen Platz auf einem Balcon mit einem Stuhl zu 40 Francs, zahlte, nahm die Quittung und eilte vergnügt von dannen.

Am folgenden Morgen war schon alles in der Frühe in Bewegung. Ich ging die Champs-Elysées hinab durch den Garten der Tuilerien bis an das letzte Thor, um dann durch das Palais-Royal in die Rue Richelieu einzubiegen, deren anderes Ende den Boulevard erreicht, wo ich in dem Gebäude von der Straße her einen Eingang finden sollte. Soldaten überall. Die Rue Rivoli hinauf standen sie in zwei Reihen den Weg hemmend; im Garten vor dem Palast aber lagen Gruppen auf der Erde und frühstückten wie in einem Feldlager. Sie hatten trefflichen Appetit. Ein eine halbe Elle langes Brot mit Wurst oder Schinken, die Feldflasche dazu, mundete trefflich. Ihre Kleider zu schonen, hatten sie ihre Taschentücher untergelegt. Auch weiter, unter den Colonnaden, im Palais-Royal und sonst lagen diese Söhne des Mars und schmausten. Nur flüchtig konnte ich sie betrachten, denn die Zeit eilte. Schon waren die 21 Kanonenschüsse verhallt, welche des Kaisers Abgang aus den Tuilerien nach dem Boulevard de la Bastille verkündeten. Die Rue Richelieu schien mir heute so lang, als wollte sie nie endigen. Je tiefer hinab, desto mehr Menschen. Ich sehe meine Karte nach — Nr. 101 stand darauf; aber diese Thür war mit Menschen besetzt, ihr Eingang war vermiethet! So hatte man mich betrogen! Ich mußte die Thür vom Boulevard wählen und hier war es zum Erdrücken. Glücklicherweise war hier unten ein Gate. In dies eilte ich, zu einer Thür hinein, zur andern hinaus und war nun vor dem dichtgedrängten Eingang. Da galt es! Aber die Verzweiflung lieh mir Muth. Neben mir fiel eben ein bleicher Mann ohnmächtig zur Erde; indem die Polizei ihm beisprang, gewann ich Raum und benutzte die Minute, in das Haus zu springen. Ohne Aufschub stürmte ich die beiden Treppen hinauf und reclamirte meinen Platz auf dem Balcon und den verheißenen Stuhl.

Welch ein Anblick bot sich mir dar! Soweit ich blickte, diese unabsehbare Menschenmenge! Man muß das gesehen haben, um sich den Eindruck vorstellen zu können! Den ganzen Boulevard hinab bis an die dichtgezogene Hecke von Soldaten konnte auch kein Apfel zur Erde fallen. Die ganzen Häuser hinauf waren bis unter das Dach mit Menschen besetzt, und das nicht genug, auch die Dächer waren voll; auf den Giebeln hockten die Menschen; dort oben in der luftigen Höhe wandelten Frauen, in der einen Hand den Sonnenschirm haltend zur Vertheidigung gegen die glühenden Strahlen, in der andern den Fächer, sich Kühlung zu wedeln gegen die sich steigernde Hitze, gegen die sich ihnen hier nicht der mindeste Schutz bot. Mein Auge verschlang das alles, den Effect des Ganzen, das Pikante des Details; doch noch ganz befangen von dem Ueberraschenden der Scene, bot sich schon Neues dar: denn eben bog um die Ecke, welche der Boulevard hier bildet, der Etatmajor der Nationalgarde, um das Nahen des Zuges anzuzeigen, — und gleich darauf erschien der Kaiser, begleitet von seinem glänzenden Stabe, er selbst allein in der Mitte reitend, zur einen Seite von ihm — aber so entfernt, daß er dicht längs der Soldatenreihe hinritt, welche die breite Straße einsäumte — der Marschall Niel, zur andern der Kriegsminister.

Das Glück wollte mir bei dem für ein deutsches Herz traurigen Schauspiel wohl. Gerade hier sollte Napoleon III. halt machen und mir die Zeit gewähren, ihn genau betrachten zu können; denn der Moment des Arrestirens, das hier begann, trat ihm entgegen und begrüßte ihn mit einer Anrede. Der Kaiser warf sein Pferd herum, ihm zuzuhören, zugleich mit der Hand zurückwinkend, daß Trompeten und Pauken einen Augenblick mit ihrem larmenden Geleit einhalten möchten. Es wurde still. Während er den schmeichelhaften Worten lauschte, betrachtete ich mir sein Aussehen. Er ritt ein braunes Pferd, dasselbe, das ihn in die Schlacht getragen; eine reich mit Gold gestickte Decke zierte es; die Sporen des Kaisers waren golden, seine Uniform die eines Marschalls und auch der Marschallshut, verbrämt mit weißen

Federn, zierte sein Haupt, das er jetzt entblößte, um dem Redner zu danken und ebenfalls den Damen auf den nächsten Balcons für ihre wehenden Taschentücher. Er war nicht — schöner geworden, seit ich ihn zum letzten mal gesehen. Das spärliche Haar über der engen Stirn, die lange Nase, die tiefliegenden Augen, der dünne Bart kleideten ihn nicht besonders; seine Mienen hatten sicherlich nichts Gewinnendes, und als jetzt ein einziges „Vive l'empereur!" ausgebracht wurde, so war das kein Jubelschrei einer begeisterten Menge, es glich vielmehr dem befohlenen Rufe — der Theaterclaqueurs. Wieder grüßte er und winkte dann einen Polizeioffizianten herbei, der in blau- und silbergestickter Uniform am Wege stand; mit tiefer Verbeugung nahte sich dieser dem Kaiser, empfing eine Instruction und zog sich ebenso zurück. Nun wandte der Kaiser sein Pferd, grüßte abermals und wollte seinen Weg fortsetzen, als eine kleine, niedliche Gestalt die Reihen der Soldaten durchbrach und mit einem Bouquetchen in der Hand auf ihn zustürzte. Aber schnell schritt ihr der General Niel den Weg ab und nahm die Gabe für seinen Kaiser in Empfang. Diese kleine Episode entlockte dem Publikum Beifall, sowie es überhaupt mehr mit seinen Sympathieen und seiner Lust am Schauen bei dem Vorgange zugegen war als mit seinem Enthusiasmus für den Führer.

Die Hundertgarden waren in einer Abtheilung dem Kaiser vorausgegangen und folgten ihm in einer zweiten nach. Sie sind ein stattliches Corps. Ihre blaue Uniform, ihre wehenden Federbusche an den blitzenden Helmen, ihre schönen Pferde nehmen sich gut aus. Sie waren zum Theil Veute des Friedens, hatten sich nicht alle in der Sonne Italiens braun gebrannt, noch ihre Kleider in den Feldlagern geschwärzt. Aber die nach ihnen kamen, zeigten uns das Bild des Krieges in seiner verheerenden Wirkung. Fünf Stunden währte der Zug, fünf lange Stunden! An unserer Ecke war eine Station; hier begann jedes Regiment einen kurzen Halt zu machen und sein Musikchor uns die Weisen vorzuspielen, mit denen es die Söhne seines Vaterlandes zu Krieg und Ruhm und in den Tod geführt. Zuerst kamen nach den Hundertgarden die Jäger zu Pferde an die Reihe, alle mit Bouquets in der Hand, welche ihnen der Enthusiasmus zugetheilt, und stürmischer Beifallsruf empfing die kleine Truppe. Dann erschienen die Zuaven in ihren rothen Pluderhosen, über den dürftigen braunen Angesichtern den weißen Fes gewunden, unter dem ihre Tigeraugen drohend hervorblitzten; aber grimmiger noch blickten die Chasseurs algeriens um sich, ein Regiment, dessen Wildheit die Oesterreicher kennen gelernt haben sollen. Denn wahrlich, aus diesen Angesichtern spricht wenig mehr, was uns an den Menschen menschlich erinnert! Wohlgehalten, wohlgekleidet, wohlgenährt sahen sie aus. Man kann ihnen zutrauen, daß sie, was ihnen nicht gegeben wird, schon zu nehmen wissen. Die schöne hellblaue Farbe ihrer Kleidung, der weiß mit blau durchwundene Turban, — die zarte Farbe neben den oft negerfarbig gebräunten Angesichtern, bildete einen fast unangenehmen Contrast. Es wurde mir unheimlich bei ihrem Anblick; mir war es, als sähe ich ein Regiment von Würgengeln vor mir. Aber der Franzose weiß recht wohl, wem er seine Siege dankt, wo er die Ehre seiner gewonnenen Schlachten zu suchen hat, und darum ward diesen auch ein jubelndes Lebehoch gebracht und Kränze und Blumen und lobende Worte folgten ihnen nach. Ueberhaupt sah man allerdings, wie das Volk mit seiner Armee zusammenhing, wie es in ihr die Wahrer seiner Nationalehre und seines Ruhms erblickte und wie seiner Eitelkeit geschmeichelt wurde, französische Waffen als siegreich zu begrüßen. Es vergaß darüber für den Augenblick, mit welchen Summen es diese letzten Siege erkauft, mit wie vielen Menschenopfern es sie bezahlt! Wie immer ein Kind des Augenblicks, gab es sich der Minute hin. Jeder Adler Frankreichs wurde mit neuem Jubel begrüßt und mit Blumen geschmückt. Rührend war es, wenn ein Zuschauer unter den zurückkehrenden Kriegern einen Freund erkannte und sich mitten in die Reihen hineinstürzte, um ihn an seine Brust zu drücken und zu herzen. Nicht einmal, hundertmal fand dies im Verlauf des Morgens statt. Einzelne, sich daran nicht genügen lassend, wanderten dann sogar mit; sogar eine Dame marschirte mitunter neben einem Offizier an der Spitze seines Regiments in taktmäßigem Schritt voran. Die Liebe, die Begeisterung lieh hier Kräfte und wer sollte nicht mitempfinden, was der warme Impuls des Herzens hier so rücksichtslos eingab? Auch einige Verwundete kamen. Es waren ihrer nur vierzig. In einem Wägelchen fuhr auch eine blessirte Dame mit! Doch erfuhren wir nicht, wie sie ihre Wunde erhalten, und nahmen an, nur der Gott Amor hatte einen zu scharfen Pfeil auf sie geführt. Ein Regiment Fußvolk hatte ein

Hündchen angekleidet, das mußte ihm voranmarschiren, und ein zweites sogar eine Ziege, die wie betrunken hin- und hertaumelte und endlich doch mit fort mußte.

Der Marschall Baraguay d'Hilliers erschien mit seinem Stabe. Er selbst ein alter Mann, hoch von Gestalt, mit weißem Haar und weißem Bart. Jauchzend begrüßte die Menge den würdigen Helden, der unverwundet ihre Schlachten siegreich geschlagen. Als aber Canrobert erschien, der jugendlich schöne Canrobert — da ward man unwillkürlich an Moreau erinnert, so heldenhaft, ritterlich stolz saß er auf seinem prächtigen Rappen und grüßte galant die schönen Frauen, welche nicht müde wurden, ihn mit Blumen und Beifall zu überschütten. Stolz und schön ritt er dahin, gefeiert und gekrönt und der Begeisterung wurdig, mit welcher ganz Frankreich diesem jugendlichen Helden anhängt. Solche Männer sind die Götter dieses Volks, denn sie bestechen die Frauen und die Frauen — beherrschen ewig dies Land.

Die Fahnen der Oesterreicher, diese edeln Fahnen, auf gelbem Grunde der schwarze Adler, wurden mit Achtung und ohne zu grelles Geräusch aufgenommen. Auch die vierzig eroberten Kanonen, prahlerisch vorübergeführt, erregten wol einen augenblicklichen Jubel, doch bald war er verhallt und die Menge rief: „Et voilà tout?" Es war für einen ganzen Krieg zu wenig Ausbeute, besonders als nun die müden Regimenter folgten, mit dem verblichenen Roth der Mützen, den abgenutzten Uniformen, und hinter diesen gar erst die müden Gäule, so klein, so mager und so hinfällig, als hätten sie ein ganzes Leben lang in den Straßen einer großen Stadt einem lohnkutscherlichen Dienste geleistet! Vor solcher Wahrheit erblaßte denn zuletzt doch all dieser prahlerische Schein.

Anregungen.

Das Börsenspiel.

Die letzte Zeit hat nicht wenig raffinirte Gaunereien aus „verunglückter Spekulation" aufzuweisen. Bald erhängt, bald erschießt sich einer, weil er an der Börse „unglücklich spekulirt" hat. Schon an diesen Folgen des Börsenspiels könnte man erkennen, daß dasselbe in ethischer Beziehung nicht höher steht als das Roulettespiel, das ja auch schon so manchem den Kopf gekostet hat. Aber es gibt noch andere Betrachtungen, die uns die Verwerflichkeit des Börsenspiels darlegen.

Jeder ethisch zu rechtfertigende Erwerb muß auf Arbeit, sei es körperliche oder geistige, sei es mittelbare oder unmittelbare, begründet sein. Auch der Kapitalist, der von seinen Zinsen lebt, muß arbeiten, denn will er das Kapital erhalten, so muß er auf sichere, gefahrlose Anlegung desselben bedacht sein. Worauf aber ist der Erwerb der Börsenspekulanten begründet? Werden diese, wenn sie heute reich werden und morgen zu Grunde gehen, durch Arbeit reich und gehen durch Arbeit zu Grunde? Nein, nicht durch Arbeit, sondern durch das Gegentheil derselben, durchs Spiel, und zwar durch eine Art von Spiel, die in mancher Hinsicht noch verhängnißvoller ist als Roulette- und Lotteriespiel.

Beherzigenswerthe Worte gegen das Börsenspiel fanden wir in einem gediegenen Aufsatz in Beltzer's „Protestantischen Monatsblättern" (März 1859) unter der Ueberschrift: „Ethische und religiöse Gesichtspunkte zur Beurtheilung der Volkswirthschaft und Volkswirthschaftslehre in der Gegenwart."

Der Verfasser führt aus, daß, obwol der Reichthum der modernen Völker nur auf dem Wege der Arbeit erzielt worden ist, darum doch der Reichthum aller einzelnen in unserer Zeit als durch Arbeit gewonnen zu betrachten ist. Gar manche in unserer Zeit seien unter einem bloßen Scheine von wirthschaftlicher Thätigkeit reich geworden, nicht weil sie produzirten, viele und große Dienste andern leisteten, sondern weil sie viel und hoch spielten, ja nicht blos spielten, sondern sogar betrogen. Der Verfasser erinnert in dieser Beziehung an die Schwindler, die mit List und Frechheit an echt moderne Wirthschaftsinstitute, an die Aktiengesellschaften, sich anschließen, sei es, um schon durch die Gründung solcher Vereine, sei es, um erst während der Verwaltung zum Ziele zu gelangen. Sittlich unbezweifelbare Betrügereien wurden von diesen Schwindlern durch hinterlistige Ausbeutung unverfänglich scheinender Statutensätze öfter so glücklich ausgeführt, daß weder der Zorn getäuschter Aktionäre noch der lange Arm der Polizei dem formell Geschützten etwas anzuhaben vermochten. „Auch die Betrüger aus den gebildeten Ständen wechseln eben mit der Mode, gehen immer den Wandelungen der die verständige Voricht zurückdrängenden energischen Gesichtsrichtungen ihrer Zeitgenossen nach, werden Schatzgräber und Nitrologen, „ausgewanderte Polen" und verstorbene „gelegentliche Bramis" oder auch Gründer und Verwalter von Aktiengesellschaften."

Von diesen Schwindlern und Abenteurern geht der Verfasser zu den Börsenspekulanten über und sagt, daß der Ursprungscharakter ihres Reichthums eben auch kein ethischer ist. „Auf diese Reichthumsbildung sind einzelne und Tausende vermuthlich mit Augen von arbeitenden Landbauern gerichtet; sie scheint einen Brand in den Gemüthern zu entzünden, welcher durch

den gleichgiltigen Anblick der durch die Börsenspeculation Verarmten nicht gelöscht wird. Wir sind der festen Ansicht, man muß diese Einnahmen offen hinausbuchen aus dem Kreis der wirthschaftlichen Erwerbsarbeit. Sie sind reine Spielgewinnste, nur noch etwas verfänglicher als Roulette- und Lotteriegewinnste, weil man durch Verbreitung erlogener Gerüchte u. dergl. auf ihre Erlangung hinzuwirken vermag."

Mit Recht macht der Verfasser einen Unterschied zwischen den wirklichen Fonds- und Actien-Kaufleuten und den Börsenspeculanten. Mit dem unaufhörlichen Geschäft jener habe das verwerfliche Gebaren dieser gar nichts gemein. Letztere haben eben nur ein reines Spiel im Sinne, in vielerlei Formen immer nur ein Spiel, während erstere auf ihr Risico von Besitzern die Werthpapiere, welche dieselben nicht mehr halten können, zu niedrigen Coursen einkaufen und zu höhern wieder an andere verkaufen.

Wenngleich das Hazardspiel mit Werthpapieren keine ganz neue, erst aus der Gegenwart stammende Erfindung ist, so hat es doch in unserer arbeitscheuen, vergnügungssüchtigen, von der Sucht nach schnellem, mühelosem Reichwerden ergriffenen Zeit seinen Höhepunkt erreicht und darum thut es noth, „mit scharfem Messer einzuschneiden". Das Hazardspiel, in welcher Form immer es auftrete, ist der Todfeind der Arbeit, folglich auch aller jener Segnungen, die mit der Arbeit verknüpft sind. Die Bühne, als moralische Bildungsschule der Erwachsenen, könnte auch hier nützlich wirken, wenn sie es verstünde, den Gegensatz von Spielgewinn und Arbeitserwerb in das rechte Licht zu stellen. Die Bühne mit ihren anschaulichen, greifbaren Gestalten könnte sich hier ein größeres Verdienst erwerben als die Kanzel mit ihren abstracten Phrasen. Aber freilich, wenn die Bühnenarbeit solche Zeitstoffe wie die question d'argent selbst nur des Gewinnes wegen ausbeutet, wenn nicht ein von sittlichem Geiste und echter Menschenliebe durchdrungener poetischer Genius sich dieser Stoffe bemächtigt, — dann ist auch von der Bühne in dieser Beziehung keine erschütternde, nachhaltige Wirkung zu erwarten. Der Spieler heutiger Zeit bedarf einer andern Auffassung und Darstellung auf der Bühne als der Spieler zu Iffland's Zeiten.

Schließlich möchten wir bestreiten, daß das Börsenspiel die Staaten zwinge, gute Grundsätze der Verwaltung zu befolgen. Die neuesten Erfahrungen möchten sogar beweisen, daß das Börsenspiel den Parteiismus lähmt. Wenn die Franzosen siegten, Siegen die Papiere in Wien? Es lag eine gewisse Logik in diesem Widerspruch; kann aber seine nächste Wirkung eine moralische genannt werden?

Eine neue Zeitschrift.

Das kurze blutige Kriegsspiel in Italien hat eine Menge literarischer Erscheinungen hervorgerufen. Darstellungen der Ursachen, des Fortgangs der Kriegsvorgänge, Schlachtenbilder (meist recht zweifelhaften Werthes). Die „Gartenlaube" stellt z. B. die Waffenthat des Grafen Lippe, der einen piemontesischen Rittmeister im Zweikampf erlegte, so dar, daß diesem der Degen vorn durch die Brust gerannt wird, die „Illustrirte Zeitung" gab am selben Tage die Scene so, daß ihm der Degen von hinten her in den Nacken fährt), Broschüren über Napoleon, die Italiener, Oesterreichs Reformen und Preußens gespielte oder zu spielende Rolle.

Die letztere Literatur, die publicistische, fängt an, recht unerquicklich zu werden. Der Moment des Handelns ist vorüber. Was man jetzt hört, kann man mit seinem „Hätte" und „Wäre" und „Wenn" und „Aber" überwiegend nur „Treppenwitz" nennen.

Anderweitig sind durch die Erfahrungen dieses Jahres neue Belehrungen möglich geworden, neue Einsichten in Gebiete, die wir früher nicht gewohnt waren ganz nach der Wichtigkeit aufzufassen, die sich inzwischen herausgestellt hat. Wir erinnern nur an die geringen und verkehrten Anschauungen, die man von der Italienischen Frage hatte, die man lediglich als ganz allein „von Napoleon geschaffen" hinstellte.

Allen diesen neuen Gebieten der Politik, Geschichte, Länder- und Terrainkunde, den Verbesserungen der Kriegführungsmethoden, den Aufklärungen über die maßgebenden Persönlichkeiten u. s. w. ist eine neue Wochenschrift gewidmet: „Fliegende Blätter der Gegenwart", die in Leipzig bei F. A. Brockhaus in gefälliger Ausstattung und zu geringem Preise erscheint.

Die gewissenhaften Studien über neuere Zeitgeschichte, die sich ursprünglich an die stets mit dem Neuesten im Zusammenhang bleibende Redaction des „Conversations-Lexikon" anschließen und schon eine Reihefolge höchst werthvoller Ergänzungen derselben („Die Gegenwart", „Unsere Zeit") hervorgerufen haben, dehnen sich auch auf diese neue, der bequemern Verbreitung ihres Inhalts noch zugänglicher gemachte Unternehmung aus.

Als eine ganz besonders werthvolle Seite der „Fliegenden Blätter der Gegenwart", von denen uns bisjetzt sieben Nummern vorliegen, muß man die Berücksichtigung der neuern Fortschritte im Kriegswesen bezeichnen. Leider ist Deutschland in der Lage, mit Eifer alles studiren und sich aneignen zu müssen, was nur zu einem etwa bevorstehenden Entscheidungskampfe mit dem Erbfeinde von irgend erheblicher Wichtigkeit sein kann.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Vierter Band. **Nr. 50.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Grundsätze. Ein Lebensbild aus der jüngsten Zeit. — Neunundneunzig nur fünf Jahren. IV. V. — Schweizer Leben. Von Dr. Kühr. — Londoner Skizzen. III. IV. — Das Studium der Alten. I. — Zur Unterhaltung. — Aus meinem Tagebuch. Von Friedrich Spielhagen.

Grundsätze.

Ein Lebensbild aus der jüngsten Zeit.

Einige Meilen von Brüssel entfernt liegt ein einsames Landgut, das von den schönsten Parkanlagen und von den blühendsten Gärten umgeben ist.

Herr von P., der Besitzer dieses Hauses, wurde einst von der belgischen Nation als der thatkräftigste, gesinnungsvollste Mann ihrer Revolution gepriesen. Schon lange hatte er sich von der Oeffentlichkeit zurückgezogen. Man fand seinen Namen nicht mehr in den Zeitungen erwähnt; aber er lebte in den Herzen aller, die sich für Volks- und Gewissensfreiheit begeisterten. Sein Werk, die freie Verfassung, welche das kleine Land zu einem der glücklichsten Staaten Europas erhöhe, würde es nicht zu sehr durch die Umtriebe und Herrschsucht der Priester beunruhigt, verkündet fort und fort seinen geschichtlich gewordenen Ruhm.

Zwei Damen saßen vor dem Hause in einer duftigen, dicht bewachsenen Laube unweit der Landstraße. Die eine war jung, die andere schon ziemlich bejahrt. Fräulein Lucie, so hieß die ältere, las ihrer Nichte, der Tochter des Hauses, deren Erzieherin sie war, einen Abschnitt aus einem lehrreichen Buche vor. Doch Marie hörte wenig darauf — sie bemühte sich, durch die dichte Blätterwand der Laube auf die Landstraße zu sehen. Sie wandte bei jedem Geräusch unruhig das schöne Köpfchen. Tante Lucie forderte vergebens zur Aufmerksamkeit auf.

Plötzlich hörte man in der Ferne den Hufschlag eines Pferdes. Marie sprang auf und rief: „Er ist's! Er ist's! Léon kommt!" Dann war sie im Augenblick aus der Laube verschwunden.

Sie flog aus dem Garten, ihre wunderschönen blauen Augen leuchteten vor Freude, ihre Wangen rötheten sich, sie war wie verklärt.

Als der Reiter, ein junger Mann in einer glänzenden Uniform, sie von fern erblickte, sprang er vom Pferd und eilte ihr entgegen.

„Marie!" rief auch er; „Mein Léon!" antwortete diese; dann umarmten sie sich und gingen glücklich, Hand in Hand, zum Landhaus zurück.

Beide waren seit einer Woche verlobt. Es wurde geheim gehalten, wie es in Belgien Sitte ist; niemand wußte darum als die nächsten Verwandten. Erst mit dem Aufgebot sollte die Welt von der Vereinigung des glücklichen Paares hören. Die ländliche Abgeschiedenheit, in der Herr von P. lebte, begünstigte diese Heimlichkeit und keiner war darüber froher als die beiden Liebenden selbst, die jeden Abend, wenn Léon aus der Stadt kam, ein seliges Wiedersehen, wie nach jahrelanger Trennung, feierten.

„Wir wollen nicht hier gehen", sagte Marie, indem sie rasch eine kleine Seitenthür öffnete;

„sonst kommt Tante Lucie zu uns und wir wollen doch lieber allein sein!"

„Gewiß!" rief Leon; „um so mehr, da ich dir mancherlei mitzutheilen habe."

„Doch nichts Schlimmes?" fragte Marie, die durch Leon's ernsten Blick plötzlich erschreckt wurde. „Du hast ja heute Audienz beim König gehabt, das hätte ich beinahe vergessen! Erzähle mir, was er von dir wollte!"

Sie suchten sich ein stilles, heimliches Plätzchen aus und setzten sich auf eine Rasenbank.

Dann fing Léon seinen Bericht an. „Unser König", sagte er, „empfing mich mit der Versicherung seines Wohlwollens. Nach einigen gewöhnlichen Fragen von seiner und Antworten von meiner Seite benachrichtigte er mich, daß er durch meinen Vater von meiner bevorstehenden Verheirathung wisse und erklärte gnädig, daß er nichts gegen meine Verbindung mit der Tochter eines der ersten Männer Belgiens hätte. Er ging sogar so weit, mir zu versprechen, daß er mich nach meiner Verheirathung zu seinem Adjutanten machen wolle. Alles das aber mit einer Bedingung" —

„Nun?" fragte Marie gespannt.

„Es ist natürlich, sagte der König", fuhr Leon fort, „daß Fräulein P. sich jetzt der Kirche anschließt und daß Sie sich kirchlich, nicht blos civil mit ihr trauen lassen."

„Das ist ja unmöglich!" rief Marie aufgeregt; „was wird mein Vater sagen?"

„Unmöglich ist es nicht", antwortete Leon; „ich erlaubte mir den bescheidenen Einwurf, daß dein Vater es nicht zugeben würde. Darauf antwortete mir der König: «Sagen Sie Herrn von P., daß ich wünsche, die ersten Familien des Landes gehören der Confession an, obgleich Staat und Kirche bei uns getrennt sind. Sagen Sie ihm, daß ich mich, falls Sie in diesem Punkte nicht nach meinem Willen handeln, in die Nothwendigkeit versetzt sehe, Ihnen Ihre Stellung im Militär zu entziehen!» Noch einige huldvolle Worte, dann wurde ich verabschiedet."

„Das darfst du meinem Vater nimmermehr sagen! Er würde niemals eine kirchliche Trauung zugeben! Hat er dem belgischen Volke darum die Freiheit der Gewissen erkämpft, damit seine einzige Tochter die Sklavin eines Vorurtheils werde?" rief Marie ganz außer sich.

„Und hast du mich nicht lieb, Marie?" fragte der junge Offizier tiefvorwurfsvoll und erschüttert. „Kannst du entschlossen sein, dich nicht einer äußern Form unterwerfen zu wollen, ohne die wir nicht vereinigt werden können? Was ist der Unterschied? Nichts als leere äußere Form! Nur ein Name!"

„O", erwiderte Marie, „vor drei Monaten hätte ich mich steinigen lassen, ehe ich mich so der Kirche, mit der mein Vater in Streit lebt, angeschlossen hätte! Heute scheint mir das alles nichts, wenn ich denke, daß ich dich verlieren könnte! Aber mein Vater — mein Vater — er hat sein ganzes Leben einem Princip gewidmet, das —"

Plötzlich schraken beide Liebende zusammen vor einem Geräusch, das Marie unterbrach. Sie sahen sich um; da stand der Vater an einen Baum gelehnt und heftete seine noch ingrimmig strahlenden Augen auf die erbleichende Tochter.

Er hatte nur die letzten Worte der Unterredung gehört, setzte sich zu Marie und ließ sich das Uebrige wiederholen.

„Kind", sagte er nach einer schmerzlichen Pause . . . „entscheide du!"

„Ich habe Leon lieb, ich kann alles für ihn thun!" flüsterte Marie.

„Unsere Herzen sind eins! Die Kirche ist nur ein Name!" wiederholte Léon.

„Dann ist die heiligste Ueberzeugung eines Menschen auch nur ein Name!" rief Herr von P. mit starker Stimme. . . Allmälig versank er jedoch in Nachdenken, Marie und Leon reichten einander stumm die Hände, so saßen sie eine lange Zeit. Endlich stand der Vater auf. „Ich werde morgen zum König gehen!" sagte er; „der König ist gerecht, er wird nicht wollen, daß wir in dieser wichtigen Sache, wo wir das Gesetz für uns haben, wider unsere Ueberzeugung handeln. Léon, ich anerkenne dein Verhältniß zum König als Kriegsherrn, aber bitte um eine Audienz für mich. Man muß sie mir geben."

Die düstere Wolke wich von seiner edeln Stirn, er küßte Marie und ließ die Liebenden, die bald den König, die Kirche und die ganze Welt vergaßen, allein.

Als Leon fort war, saß Herr von P. noch lange mit seiner Tochter auf der Rasenbank. „Es ist ein thörichter Wahn", sagte er, „daß Männer und Frauen in den Hauptzügen der Natur voneinander verschieden sein sollen! Bin du nicht mit mir von der Ueberflüssigkeit äußerer Formen überzeugt?"

„Ich könnte sterben, aber nicht ohne Léon leben!" sagte Marie.

Der Vater sah sie mit einem ernsten Blicke

an und erschrak über ihr todbleiches Antlitz. „Geh' zur Ruhe!“ sagte er, „ich gehe morgen zum König!“

Marie ging. . . Es fiel dem Vater schwer aufs Herz, daß sie nicht mit leichter Seele gehen konnte. Er hätte dem Kinde, für das er lebte, seit er sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen hatte, so gern jeden Kummer erspart und alles auf sich genommen. Er kehrte bald ins Haus zurück.

Da begegnete ihm an der Schwelle Tante Lucie. „Sie werden doch wol nicht nachgeben?“ sagte sie, die sich inzwischen von dem Vorgefallenen unterrichtet hatte. „Sie werden doch wol nicht die Segnung des Priesters für einen Akt verlangen, den gerade Ihre Beredsamkeit zu einem rein bürgerlichen erhoben hat?“

Herr von P. schüttelte sein greises Haupt und ging, ohne zu antworten, an dem heftig erregten Fräulein vorüber.

Lucie hatte Herrn von P. in ihrer Jugend geliebt; sie war eine leidenschaftliche Natur, die die ganze Welt haßte, den einen Mann ausgenommen. Als ihre Schwester gestorben war, hatte sie die Pflege der kleinen Marie übernommen, immer noch hoffend, daß der Schwager sie heirathen würde. Sie war durch ihn aus einer frommen Katholikin eine Freidenkerin geworden, sie war aber nicht fähig gewesen, wie er, das Schwunghafte mit dem Naturgesetz in Einklang zu bringen, sie wurde zur frivolen Materialistin, wovon Herr von P. weit entfernt war. Sie haßte die Kirche, die er durchaus nicht anfeindete, sondern nur vom Staate getrennt haben wollte; sie hielt alle Gläubigen für Heuchler oder für beschränkte Köpfe und verachtete sie. Herr von P. hörte heute nicht mehr auf sie.

Die drei Glieder der Familie hatten eine ruhelose Nacht. Marie wendete sich von der einen Seite ihres Lagers zur andern und versuchte umsonst zu schlafen. Immer erschien ihr im Traume das Bild der Mutter Maria mit dem Jesuskinde auf dem Arme, das sich zwischen sie und den Geliebten stellte, ihr drohte und sie an der Vereinigung mit ihm hinderte, so sehr sie auch weinte und sich anstrengte, Léon zu erreichen. Dann sah sie sich wieder mit ihm vereinigt unter dem Schutz der lächelnden Mutter Gottes; aber ihr greiser Vater stand draußen und winkte und rief. Sie konnte seinem Rufe nicht folgen, sie war wie festgebannt, als wenn eiserne Ketten sie hielten; sie wollte sich losreißen, aber umsonst! Das lächelnde Bild legte eine kalte Hand auf ihre Schulter, sodaß sie nicht konnte. Dann erwachte sie, wie vom Fieberschauer geschüttelt, und ein neues Bild verfolgte sie. Ihre aufgeregte Phantasie wäre nicht ruhiger geworden, wenn sie Tante Lucie hätte sehen können. Diese stand lauschend an der Thür des Schlafgemachs des Hausherrn, der mit festen Schritten in seinem Zimmer auf und abging und nicht an den Schlaf dachte. Sie murmelte leise Verwünschungen, die alle Marien galten, weil die Sorge für die Tochter den Vater wach erhalte. . .

Der Morgen brach heran, wie an jedem andern Tage. Um Mittag schickte Léon einen Boten, der Herrn von P. benachrichtigte, daß König Leopold ihn um 3 Uhr in Laeken erwarte. Er fuhr ruhig und heiter fort, der König konnte ihm, dem ehemaligen ersten Volksvertreter, unmöglich die von ihm gewünschte Forderung abschlagen; so dachte er wenigstens. . .

Lucie beunruhigte ihre Nichte den ganzen Tag mit Strafreden, die Marie sich ruhig gefallen ließ, solange sie nur ihre eigene Person betrafen. Sobald die Tante aber etwas gegen den Verlobten sagte, glühte das Mädchen vor Zorn auf und war wie verwandelt, sodaß die erhitzte Rednerin erschrocken innehielt; denn sie hatte das sanfte Wesen noch niemals so heftig gesehen.

Um 6 Uhr abends machte sich Marie auf den Weg, da weder der Vater noch Léon bis dahin zurückgekommen waren; sie wollte ihnen auf der Landstraße entgegengehen; sie war von einer peinlichen Unruhe gequält, die immer wuchs, weil sie deutlich fühlte, daß sie in sich selbst keinen Halt hatte. Wenn sie an den Vater dachte, war sie entschlossen, sich niemals der Kirche zuzuwenden, weil sie ihre Grundlehren im Herzen nicht umfassen konnte; trat aber Léon's Bild vor ihre Seele, dann sah sie in dem Anschluß an die Kirche ein edles Mittel zum höchsten Glück. So in Gedanken vertieft, stand sie plötzlich still, als sie des Vaters Wagen daherkommen sah. Das Blut stockte ihr in den Adern; sie faltete krampfhaft die Hände und sah in den Wagen, der endlich neben ihr hielt.

Ein Blick überzeugte sie davon, daß ihre letzte Hoffnung fehlgeschlagen.

Der schöne, kräftige Greis, von dessen Alter sonst nur seine weißen Locken und seine gefurchte Stirn zeugten, sah wie zusammengeknickt. Er senkte das Haupt auf die Brust und sah die Tochter mit einem unbeschreiblich traurigen Blicke an, der mehr als Worte sagte.

Marie flog zu ihm ein. „Der König hat es abgeschlagen?“ fragte sie fast unhörbar.

„Ja! mein Kind. Der König war guter Laune!“ sagte der Vater mit einem bittern Ausdruck. „Er hat sogar mit mir gescherzt! »Man spricht, Sie haben einen Eisenkopf«, sagte er; »jetzt wollen wir sehen, wer einen härtern Kopf hat, Sie oder ich!«“

Marie erschrak von neuem bei diesen Worten. Es fiel ihr ein, daß ihr Vater, so viel sie von ihm wußte, wenn es auf seine Ueberzeugung ankam, niemals ein Haar breit nachgegeben hatte, wenn es auch noch so große Opfer kostete.

Herr von P. schien ihre Gedanken zu errathen. „Aengstige dich nicht, mein Kind!“ sagte er sanft; „Der König kann einen harten Kopf haben, es handelt sich ja nicht um sein Kind!“

Man war zu Hause angekommen. Ein Glücksstrahl drang bei den letzten Worten des Vaters in Mariens Herz, sie sah nicht das trübe Antlitz des Greises, sie dachte nur an Léon, den sie von weitem auf seinem Pferde erblickte und dem sie entgegeneilte wie gestern.

„Der König hat nichts bewilligt? Dacht' ich's doch!“ rief indessen Tante Lucie dem Vater entgegen. „Weiß man doch, wie er sich jetzt der Kirche anschließt! Ich kenne aber auch Sie! Sie werden die Heirath auf diese Weise mit einer Trauung in der Kirche niemals zugeben! Ich habe Sie 1830 kennen gelernt!“ sagte sie fast triumphirend.

„Marie wird Léon's Frau!“ war die einzige Antwort. Dann ging der Vater stolz an ihr vorüber.

Lucie hätte in ihrem Grimm aller Welt ein Leid anthun können, besonders den Verliebten. „Welche Welt!“ rief sie einmal über das andere.

Herr von P., der fürchtete, daß sie Marie in ihrer Leidenschaftlichkeit wirklich zu nahe kommen konnte, ließ sie zu sich rufen und verbot ihr aufs ernstlichste, daß sie mit Marie ein ferneres Wort von der Sache reden sollte — was Lucie dann endlich unter vielen bittern Worten versprach.

Nun ging Herr von P. zu seinen Kindern in den Garten und gab Marie die Einwilligung zur kirchlichen Trauung. Er zuckte unwillkürlich zusammen, als Marie einen leisen Freudenruf nicht unterdrücken konnte. Der schwere Kampf, den dieser Entschluß dem Vater gekostet hatte, stand zu deutlich in seinen Zügen geschrieben, als daß er der Tochter hätte entgehen können; eine leise Stimme in ihrem Innern regte sich gegen ihre Freude und störte ihr Glück. Léon bemerkte es nicht; er plauderte unbefangen, baute die schönsten Zukunftsluftschlösser und war voll Freude, daß er, bei seiner Abhängigkeit als Militär vom Willen des Königs, nun doch in so kurzer Zeit auf immer mit Marie von P. verbunden sein sollte. Der Vater hatte ihn schon auf morgen mit der Proclamation beauftragt.

So verging der Abend, ohne daß Marie zum ganzen Bewußtsein ihres Glücks kommen konnte; Léon war der einzige von ganzem Herzen Frohe.

In den nächsten Tagen ging es im Hause des Herrn von P. lebendig her. Es wurden Vorbereitungen zur Hochzeit für die Braut gemacht. Der Tag selbst sollte nicht auf dem Lande, sondern im Hause des Schwiegervaters in Brüssel gefeiert werden. Léon und Marie wollten gleich nach der Hochzeit verreisen, zuerst nach Deutschland; sie hatten sich einen herrlichen Reiseplan gemacht. Auch war eine Verwandte Léon's zur Förderung des Ganzen ins Haus des Herrn von P. gezogen. Auch deshalb, weil Fräulein Lucie erklärt hatte, daß sie keinen Finger an alle diese Zurüstungen legen würde.

Bei den tausend Kleinigkeiten, an die Marie noch zu denken hatte und in denen sie in diesen Tagen völlig aufging, außer wenn Léon nachmittags kam, fiel es ihr kaum auf, daß der Vater sich von Tag zu Tag veränderte. Der edle Greis, der noch vor kurzer Zeit die stolze Haltung der Jugend hatte, ging gebückt, das Feuer seines Auges, das sonst kaum jemand lange ertragen konnte, war erloschen. Lucie, die sich durchaus keine Erklärung von Herrn von P.'s Handlungsweise zu geben wußte, verfolgte ihn noch immer den ganzen Tag mit Blicken und mit Worten. Herr von P. antwortete ihr selten auf ihre Fragen. „Ich habe keine Macht, den Lebensweg meines Kindes zu bestimmen! Ich will mein Kind nicht durch meine Schuld unglücklich sehen!“ Das war alles, was er ihr sagte. Herr von P. war der Tochter gegenüber ganz unverändert; so er beruhigte sie sogar, wenn sie ihn zuweilen ängstlich fragte, ob ihm etwas fehlte...

So waren die verhängnißvollen Tage herangekommen. Morgen sollte die Hochzeit sein. Marie bangte vor diesem Tage, sie schloß in der Nacht kein Auge; sie suchte sich umsonst davon zu überzeugen, daß die kirchliche Prüfung, die für eine ganz außer Verbindung mit der Kirche Erzogene vorhergehen mußte, nur eine äußere Form

sei, die nichts mit dem religiösen Gefühl zu thun habe, wie Léon ihr das mit Einem Worte anschaulich machen konnte. Es wurde ihr von der Geistlichkeit bequem gemacht, aber dennoch fühlte sie sich wie von einer Last bedrückt, als sie aus der Kirche wieder nach Hause fuhr. Tante Lucie kam ihr schon an der Thür entgegen und gab ihr ein Papier in die Hand. „Das ist vom Vater", sagte sie.

„Wo ist denn mein Vater?" fragte Marie ängstlich und öffnete den Zettel mit zitternder Hand. Sie las folgende Worte: „Liebes Kind! Sei mir nicht böse und werde nicht traurig, wenn du mich nicht mehr im Hause findest! Ich bin nach Brügge gegangen! Lucie wird mir morgen dorthin nachfolgen und ich werde dich erst wiedersehen, wenn du von deiner Hochzeitsreise zurückgekehrt bist! All mein Wünschen und Hoffen ist auf dein Glück gerichtet!"

Das waren traurige Worte für Marie! Ein tiefer Schmerz bemächtigte sich ihrer. „Das ist die erste Strafe", sagte sie sich in Erinnerung, daß ihr Vater ein ganzes Leben lang mit der Kirche in Streit gelebt und ihr die Sterbliche abgerungen hatte. O wie öde und leer schien ihr das große Haus, in dem sie jetzt umsonst ihren Vater suchte. Sie kam sich grenzenlos unglücklich und verlassen vor. Léon's Tante redete ihr umsonst mit freundlichen Worten zu, als ihr Schmerz sich in heißen Thränen Luft machte. Die Fremde konnte ihr den geliebten Vater nicht ersetzen. Lucie stand hart und regungslos; ja sie freute sich, daß Marie der wohlverdienten Strafe nicht entging. Selbst Léon wurde es heute schwer, das traurige Mädchen zu trösten. „Ich werde morgen verwaist sein wie eine verlorene, ungerathene Tochter", sagte sie weinend.

„Fühlst du dich denn allein, wenn ich, ich bei dir bin?" fragte Léon vorwurfsvoll.

„Mein Léon!" antwortete Marie und lehnte ihr schönes Haupt noch immer weinend an seine Schulter, „du weißt ja, daß du mir mehr bist als die ganze Welt; aber es schmerzt mich, daß mein Vater fortgegangen ist, um nicht bei unserer Trauung zu sein!"

„Er sieht die Sache nun einmal von einer andern Seite an —"

„Als den Gipfelpunkt seines ganzen Lebens, die Besiegelung seiner gesetzgeberischen Thätigkeit . . . ." unterbrach Marie . . .

„Ist das nicht eine Ueberreizung?" meinte Léon. „Wir wollen morgen noch zu ihm nach Brügge! Es wird dich beruhigen, ihn vor der Reise noch einmal zu sehen!"

„Das wollen wir!" rief Marie. „Laß uns sogleich nach der Trauung hin!"

Lucie war am Hochzeitsmorgen nach Brügge gegangen, ohne von Marie Abschied zu nehmen. Das schmerzte diese nicht sehr; wußte sie nun doch, daß der Vater eine Gesellschaft hatte und eine so treue Pflegerin wie Lucie. Marie hatte wenig Freude an ihrem glänzenden Hochzeitsstaat; es erschien ihr alles, trotz der Pracht, mit der es ausgestattet war, düster und farblos. Sie ließ sich schmücken, aber es machte sie nicht froh. Ihr Herz war getheilt; es pochte ihrem Léon selig entgegen und trieb sie sehnsüchtig zu dem entfernten Vater; sie konnte nicht zu einer ruhigeren Stimmung kommen, sie konnte nicht vollkommen glücklich sein. Vor dem Traualtar erschien ihr wieder das Bild des Vaters, der bleich und krank, wie er in den letzten Tagen ausgesehen hatte, lag und die Arme nach ihr ausstreckte. Sie wankte und wäre ohnmächtig geworden, wenn nicht Léon ihr die Hand gereicht und sie dadurch zum Bewußtsein zurückgeführt hätte.

Nach der Trauung fuhr Léon mit ihr zu seinem Vater, wo alles glänzend geschmückt war. Die Verwandten der Familie waren dort versammelt und alles drängte sich um die junge Frau, sie zu umarmen und ihr Glück zu wünschen. Léon strahlte vor Seligkeit, Marie war sehr bleich und todmatt; die anwesende Gesellschaft fand sie aber gerade um deste schöner und alle möglichen jungen Offiziere, Léon's Freunde, die Minister, Staatsräthe und reichen Kaufleute hatten ihr Huldigungen ab. Endlich war das Frühstück vorüber. „Erich!" sagte Marie leise zu Léon; „jetzt fahren wir nach Brügge!"

Nach einer Stunde war das junge Paar im Dampfwagen auf dem Wege nach Brügge. Es war schon ziemlich dunkel, als sie dort ankamen. Marie kannte den Weg, der nach dem Hause des Vaters führte; sie lief mehr als sie ging und ließ sich von Léon gar nicht halten. Ihr Herz klopfte ungestüm, sie fremte sich zu mächtig. „Was wird der Vater sagen wird, wenn er uns kommen sieht? Welche Ueberraschung für ihn!" Solche und andere frohe Gedanken beschäftigten sie.

Endlich war das Haus erreicht. Léon zog an der Hausglocke.

„Noch einmal!" rief Marie ungeduldig, als niemand zu öffnen kam. Nach einer Weile hörte man Geräusch auf dem Vorplatze.

Ein alter Bedienter des Herrn von P. öffnete langsam; eine kleine Lampe, die er in der Hand trug, beschien sein bleiches, verstörtes Angesicht.

„Wo ist mein Vater?" fragte Marie.

„Wollen Sie auch kommen, um unsern guten alten Herrn noch zu sehen? Er liegt im Schlafzimmer", antwortete der Diener leise und traurig.

Marie hörte ihn aber nicht aus, sie stürmte schon die Treppe hinauf; Léon konnte ihr kaum folgen. Sie eilte durch alle Zimmer; überall war es todtenstill und leer.

Marie öffnete athemlos das Schlafzimmer, in welchem Lichter brannten . .

Lucie kam ihr an der Schwelle mit verstörtem Antlitz, ungeordnetem Haar entgegen; ein wilder Schrei entfuhr ihr, als sie Marie erblickte.

„Du hast ihn getödtet! Du bist seine Mörderin! Sein letzter Seufzer war: „O meine Tochter!" rief sie.

Marie stürzte aufs Bett und sank ohnmächtig nieder.

Herr von P. war an einem Herzschlag gestorben.

Feuilletonistik vor 130 Jahren.

IV

Ein andermal schrieb Addison über die Frage: Was ist ein Genie?

Kein Ausdruck pflegt häufiger einem Schriftsteller beigelegt zu werden als der eines Genies. Ich habe manchen kleinen Sonettendichter ein „Genie" nennen hören und es gibt vielleicht nicht einen Versifex im Fache des Heldengedichts, der nicht Bewunderer gefunden, die ihn ein „großes Genie" nennen; und was endlich die halbwissenden Trauerspieldichter betrifft, so findet sich kaum ein Mann unter ihnen, der nicht von diesem oder jenem als „ein ungewöhnliches Genie" gepriesen wird.

Der Zweck meines heutigen Blattes ist, zu ergründen, was eigentlich ein großes Genie ist und worin es besteht.

Unter den anerkannt großen Genies ziehen hauptsächlich jene wenigen die Bewunderung der ganzen Welt auf sich und werden als Wunder des Menschengeschlechts aufgestellt, welche allein durch die Kraft und Energie ihrer natürlichen Fähigkeiten und ohne Beistand der Kunst oder Gelehrsamkeit Werke hervorgebracht haben, die das Entzücken ihrer Zeitgenossen und die Bewunderung der Nachwelt erregten. In diesen großen, naturwüchsigen Genies offenbart sich etwas so edel Wildes und Außergewöhnliches, das ungleich schöner und anziehender ist als alle feinen Wendungen und glatten Formen des Bel-esprit, wie ihn die Franzosen nennen, durch dessen Hülfe er sich als ein durch Conversation, Nachdenken und Lesen der besten Autoren feingebildetes Genie zu erkennen geben will. Die großen, durch Kunste und Wissenschaften ausgebildeten Genies nehmen unwillkürlich einen Anstrich von denselben an und verfallen unvermeidlich in Nachahmung.

Manche jener großen, natürlichen Genies, die sich nie durch Regeln der Kunst zügeln und beschränken ließen, finden wir unter den Alten und hauptsächlich unter jenen Völkern im östlichen Theile der Welt. Homer hat sich unzählige mal zu Flügen erhoben, die Virgil nie zu erreichen im Stande war, und im Alten Testament treffen wir auf mehrere Stellen, die weit erhabener und herrlicher, als Homer sie je hervorgebracht. Indem wir jedoch den Alten ein größeres und kühneres Genie zugestehen, müssen wir zugleich den Modernen mehr Correctheit und Zartheit einräumen. In ihren Vergleichungen und Anspielungen, besonders im Punkt der Aehnlichkeiten, sorgen erstere nicht eben ängstlich für das Passende und Wohlanständige ihrer Vergleiche. So vergleicht unter andern Salomo die Nase seiner Geliebten mit dem Thurm des Libanon, welcher auf Damaskus herniederschaut, und „wie ein Dieb in der Nacht kommen", in ein Gleichniß ähnlicher Art im Neuen Testament. So würde zu weit führen, wollte ich noch mehrere Beispiele der Art anführen, die von Homer's und anderer Unbefangenheit zeugen. Diese einzelnen Mängel bei den Alten eröffnen den kleinlichen Witzlingen, die über eine Unschicklichkeit lachen, aber sich nicht zu dem Erhabenen in diesen Schriften aufschwingen können, ein weites Feld des Spottes. Allein um allen Streit über die Mängel und Vorzüge der Alten, besonders derer aus südlicheren Klimaten, bei denen sich mehr Feuer und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft vorfindet, abzuschneiden, müssen wir bedenken, daß die Regel, größere Reinheit in den Anspielungen und Vergleichen zu beobachten, von den Franzosen bienseance genannt, erst in spätern Jahren und in nördlichern Regionen aufgekommen ist, wo wir, um unsern Mangel an Kraft und Geist zu ersetzen, uns eine Pünktlichkeit und Genauigkeit in unsern Schöpfungen angeeignet haben, die das Fehlende nicht immer ersetzt. Unser Landsmann Shakspeare war ein merkwürdiges Beispiel dieser Art eines großen Genies.

Ich kann mein Kapitel nicht beschließen, ohne zu bemerken, daß Pindar ein großes Genie, ein Genie ersten Ranges war, das durch natürliches Feuer und lebhafte Phantasie zu erhabenen Betrachtungen veranlaßt und zu edeln Sprüngen der Phantasie getrieben wurde. Aber gibt es in der Welt wol etwas Lächerlicheres für Männer von nüchterner und gemäßigter Einbildungskraft, als dieses Dichters Schreibart in jenen monströsen, unter dem Namen von „Pindarics" bekannten Compositionen nachzuzeichnen? Wenn ich Nachahmungen von Werken sehe, die, wie Horaz sie dargestellt hat, einzig und unnachahmlich in ihrer Art sind; wenn ich Unregelmäßigkeiten nach Regeln bilden und den ungebundensten Flügen der Natur mit kleinen Künsten nachtrachten sehe, so kann ich nicht umhin, die bekannte Stelle aus Terenz auf sie anzuwenden:

„Ihr könnt ebenso wohl vorgeben, zu gleicher Zeit verrückt und bei vollen Sinnen zu sein, als daran zu denken, jenen ungewissen Dingen durch die Vernunft eine Gewißheit zu geben."

Kurz, ein moderner Pindaric-Schriftsteller mit Pindar verglichen ist ungefähr ebenso wie ein Vergleich zwischen einer Gamsiardenschwester mit Virgil's Sibylle. Dort ist Verzerrung, Grimasse und äußerliches Bild, aber nichts von dem göttlichen Hauch, der den Geist über sich selbst erhebt und die Sprache mehr als menschlich macht.

Es gibt noch eine andere Art von großen Genies, die ich in eine zweite Klasse stellen möchte, nicht als ob ich sie geringer als die erste erachte, sondern blos des Unterschiedes wegen, da sie verschiedener Art sind. In diese gehören alle diejenigen, die sich nach Regeln gebildet und ihre großen, natürlichen Talente den Beschränkungen und Verbesserungen der Kunst unterworfen haben. Zu denselben sind unter den Griechen Plato und Aristoteles, unter den Römern Virgil und Horaz, unter den Engländern Milton und Sir Francis Bacon zu zählen.

Das eigentliche Genie in beiden Klassen dieser Schriftsteller mag gleich groß sein, offenbart sich jedoch auf verschiedene Weise. Das erstere ist einem reichen Boden in einem günstigen Klima gleich, der eine Fülle edler Pflanzen ohne Ordnung und Regelmäßigkeit, eine schöne Landschaft bildend, hervorbringt. In der andern finden wir denselben reichen Boden unter demselben günstigen Klima zu Spaziergängen und Blumenbeeten angelegt, Gestalt und Schönheit durch die geschickte Hand des Gärtners erhaltend.

Die große Gefahr für Genies letzterer Art liegt darin, daß sie versucht werden, ihre natürlichen Gaben zu sehr durch Nachahmung oder, besser gesagt, Nachbildung einzuprägen und sie nach Mustern zu formen, ohne ihnen den ungeschmälerten Gebrauch ihrer angeborenen Fähigkeiten zu gewähren. Die Nachahmung des besten Schriftstellers steht weit unter einem guten Original, und ich glaube, daß sehr wenige Schriftsteller eine bedeutende Rolle in der Welt spielen, die nicht etwas in ihrer Denk- und Ausdrucksweise haben, was ihnen ursprünglich zugehört, ganz ihr eigen ist.

Es kann uns traurig stimmen, wenn wir bemerken, wie oft große Gaben und Fertigkeiten an Kleinigkeiten weggeworfen werden.

Ich sah einst einen Schäfer, erzählt ein berühmter italienischer Schriftsteller, der sich in seiner Einsamkeit beim Hüten der Schafe damit beschäftigte, Eier in die Höhe zu werfen und wieder zu fangen, ohne sie zu zerbrechen. Er hatte es durch rastlose Uebung in dieser Kunst zu einem so hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, daß er mehrere Minuten lang vier Stück zu gleicher Zeit in die Luft werfen und mit der Hand wieder auffangen konnte. Ich gewahrte nie einen größern Ernst als in den Gesichtszügen dieses Mannes; er schien durch diese wunderbare Ausdauer in der Uebung den Ernst und die Würde eines Geheimraths erlangt zu haben und ich mußte mir sagen, daß diese Aufmerksamkeit und Beharrlichkeit, andern Dingen zugewendet, aus ihm einen größern Mathematiker als Archimedes hätte machen können.

V.

Wer hätte nicht schon von manchen seiner Bekannten bis zum Ueberdruß die sich täglich und stündlich wiederholenden Klagen vernommen, daß sie sich unwohl, angegriffen, schwach oder misgestimmt oder sie wissen es selbst nicht recht wie fühlen und deshalb in Gesellschaft gegangen sind, obgleich diese Gründe weit eher geeignet wären, sie zu Hause festzuhalten?

Denn was haben andere als der Arzt mit unserm körperlichen Befinden zu thun? Wenn jemand in Gesellschaft klagt, während die übrigen in der Stimmung sind, sich ihres Lebens zu freuen, so dürfte er es nicht übel nehmen, wenn ein Bedienter Befehl erhielte, ihm ein Kraftsuppchen oder einen Krankentrank vorzusetzen, als Wink, nach Hause und zu Bett zu gehen. Jener Theil des Lebens, der gewöhnlich unter dem

Worte Unterhaltung begriffen wird, iſt ein Zoll, den wir dem geſelligen Triebe leiſten, und ſollte uns geneigt machen, unſern Antheil an gutem Willen und guter Laune mit in die Geſellſchaft unſerer Freunde zu bringen und ſie nicht mit Erzählungen unſerer wirklichen oder eingebildeten Leiden, Sorgen, Bekümmerniſſe und Krankheiten zu quälen, denen ſie nothgedrungen ein williges Ohr leihen müſſen. Wenn ſie nur bedenken wollten, wie wenig von dieſer Abwechſelung zwiſchen Bewegung und Ruhe, die gemeinhin Leben genannt wird, auf eine befriedigende Weiſe verläuft, ſo ſollten wir ſchonender mit unſern Freunden verfahren und ſie nicht mit Sorgen beläſtigen, die nicht zu den übrigen gehören. Heiteres Leben nur iſt wirkliches Leben; deshalb müßten eigentlich kranklliche Menſchen, bevor ſie in Geſellſchaft gehen, ſchwören, kein Wort von ſich ſelbſt zu ſagen, bis die Verſammlung aufgebrochen. Damit wird nicht verlangt, daß wir immer mit Blumenkränzen um die Stirn oder mit Roſen geſchmückt beim Gastmahl erſcheinen ſollen, um daſſelbe angenehmer zu machen; aber da ſchon diejenigen (wie oft bemerkt worden), welche entſchloſſen ſind, heiter zu ſein, es nur ſelten ſind, ſo ſollten, zum allgemeinen Beſten, ſolche nun gar nicht zugelaſſen werden, die ſich immer beklagen, krank oder misgeſtimmt zu ſein. Bei allem, was wir thun, müſſen wir ſuchen, unſere Lebensgeiſter friſch zu erhalten, ſie nie ſo weit herabſinken zu laſſen, daß uns der Wunſch, zufrieden zu ſein, verläßt. Das ſicherſte Mittel, dies zu erlangen, iſt, unſern Körper in Thätigkeit, unſer Gemüth in gleichmäßiger Ruhe zu erhalten. Der matte, unbefriedigende Zuſtand, wenn keins von beiden der Fall iſt, kann nicht wie zu unſerm eigentlichen Weſen gehörend betrachtet werden. Wenn wir uns einem unſchuldigen Vergnügen hingeben oder eine lebenswerthe Abſicht verfolgen, ſo ſind wir im Beſitz des Lebens, des wahren, menſchlichen Lebens. Das Glück wird uns Täuſchungen genug bereiten und die Natur iſt reich genug an Gebrechen, ohne daß wir unſererſeits durch Spleen und üble Laune die glückliche Seite verkümmern ſollten. Den armen Gottlieb, inmitten mannichfachen Elends, chroniſcher Leiden und geringen Vermögens, hört man niemals klagen. Die gleichmäßige Stimmung, welche jeder Menſch haben konnte, der wie er Stoïk, Eitelkeit und unnützes Sehnen überwindet und der Natur folgt, iſt nicht zu erſchüttern. Nach nichts anderm mit Eifer zu ſtreben als nach dem, was die Natur nothwendig verlangt, iſt das beſte Mittel, Geſundheit des Körpers und Ruhe des Gemüths zu erwerben. Er betrachtet das Drängen und Treiben der Welt mit derſelben Verachtung wie ein Nüchterner den Trunkenen. Hätte dieſer und jener ſich an dem genügen laſſen, was er war und hatte, ſagt er, ſo würde er die Täuſchungen nicht erlebt haben, die ihm nun zu Theil geworden ſind.

Da wir uns jedoch nicht ſelbſt eine feſte, beſtändige Geſundheit geben können, ſo laßt uns wenigſtens den Verſuch machen, uns jene Gemüthsſtimmung anzueignen, die am beſten den Verfall der Geſundheit erträgt. Uranius iſt zu dieſer Ruhe der Seele gelangt und hat ſich zu einem Grad von Gleichgültigkeit gegen alles, was das Entzücken der meiſten Menſchen ausmacht, emporgeſchwungen, daß nichts als heftige Schmerzen ihn zu ſtören vermögen; und ſelbſt gegen dieſe hat er, wie er ſeinen Freunden ſagt, ein geheimes Mittel entdeckt, das ihm augenblickliche Erleichterung gewährt. Er iſt ſo feſt von einem andern, beſſern Leben überzeugt und bemüht ſich ſo eifrig, ſich für daſſelbe vorzubereiten, daß er den Schmerz nur als einen raſchern Schritt zur Erreichung jener Heimat betrachtet, in der er beſſer verſorgt ſein wird als in ſeiner jetzigen. Anſtatt ſich melancholiſchen Ausſichten und Gedanken hinzugeben, wie es andere zu thun pflegen, wird er euch ſagen, daß er es vergeſſen, ſterblich zu ſein, und ſich auch nicht als einen Sterblichen anſieht. Er meint, er ſei zur Zeit ſeiner Geburt in ein unſterbliches Weſen eingewogen, und den Uebergang zum Tod will er als eine kurze Unterbrechung des Lebens angeſehen haben, da dieſer Moment nicht von halb ſo langer Dauer als ſein gewöhnlicher Schlaf. So iſt ſein Daſein eine gleichmäßige und feſte Reihenfolge von heitern Ergötzlichkeiten und mäßigen Sorgen, ohne Furcht vor der Zukunft oder Hoffnung auf dieſelbe. Geſundheit iſt ihm mehr als andern Leuten Vergnügen, und eigentliche Krankheit berührt ihn weniger als andere bloßes Unwohlſein.

Ich muß geſtehen, wenn man das Leben nicht von dieſem Geſichtspunkt anſieht, ſo können nur Einfältige es mit leidlicher Geduld ertragen. Man beobachte eine vornehme Dame von ſchwacher Conſtitution und man wird von der Stunde ihres Aufſtehens an einen gewiſſen Ueberdruß an allem bei ihr gewahren. Ich kenne deren mehrere, die viel zu zart ſind, um ganz lebendig zu ſein. Es macht ſie krank, Menſchen von kräftigem, etwas

rohem Anſehen zu begegnen; der eine iſt ſo plump, der andere ſo unangenehm, daß es ihr eine Pein dünkt, dieſelbe Luft mit ihnen einzuathmen. Es iſt eine unbeſtrittene Thatſache, daß ein großer Theil der Höflichkeitsbezeigungen, die ſolche Damen von Leuten von guter Erziehung heiſchen, in Erkundigungen nach ihrem Befinden beſteht, und ich glaube verſichern zu können, daß, wenn die unterthänigen Diener und eifrigen Forſcher nach dem körperlichen Ergehen unſerer Ladies ein wöchentliches Krankheitsverzeichniß ausgeben ſollten wie die Kirchſpielſchreiber von der Sterblichkeit ihres Bezirks, ſo würde man in dem Bericht der ſieben Tage finden, daß höchſtens eine unter dreißigen nicht krank oder unwohl oder nur ein klein wenig beſſer wäre.

Es iſt eine ausgemachte Sache, daß wir, um Leben und Geſundheit als ein beſtändiges Feſt zu genießen, nicht beſtändig nach neuen Vergnügungen und Wünſchen trachten, ſondern vor allem eine gewiſſe Gleichförmigkeit des Gemüths erlangen müſſen. Bei großen Glücksfällen übermäßige Freude empfinden, iſt ebenſo thöricht, als ſich bei Unglücksfällen kleinmüthig zu bezeigen. Lachen in der einen Lage iſt ebenſo unmännlich als Weinen in der andern. Wir ſollten unſere Seelen nicht ſo gewöhnen, bei jeder Gelegenheit Entzücken zu erwarten, ſondern lernen, Freude auch aus dem Schmerz zu ziehen. Ehrgeiz, Neid, ausſchweifende Begierde oder ausgelaſſene Fröhlichkeit bemeiſtern ſich unſerer Herzen, ohne daß wir in jener ruhigen Haltung ausharren können, die über alles Vergnügen geht und beſſer empfunden als beſchrieben werden kann. Aber ich glaube, der leichteſte Weg zum rechten Genuß des Lebens iſt der, im Hinblick auf ein anderes Leben nur eine geringe Meinung von dem gegenwärtigen zu haben. Ein großer Schriftſteller unſerer Zeit hat dieſem Gedanken vortreffliche Worte geliehen, in denen er ſein philoſophiſches Mitleid mit dem menſchlichen Leben in ſeiner „Theorie über die Erde“ ausſpricht.

„Was iſt dieſes Leben anders als ein Kreislauf von kleinen, geringfügigen Handlungen? Wir legen uns nieder und ſtehen wieder auf, ziehen uns an und wieder aus, eſſen und werden hungerig, arbeiten oder ſpielen, werden müde und legen uns wieder ſchlafen und ſomit iſt der Tageslauf geſchloſſen. Wir verbringen den Tag mit Kleinigkeiten und wenn die Nacht kommt, werfen wir uns aufs Lager der Thorheit, mit Träumen, unterbrochenen Gedanken und wilden Phantaſieen kämpfend. Unſere Vernunft ſchläft mit uns und wir gleichen in dieſem Zuſtande den Thieren, die in Ställen oder auf dem Felde ſchlafen. Sind die Fähigkeiten der Menſchen nicht höherer Art und ſollten ſein Ehrgeiz und ſeine Erwartungen nicht nach Größerem ſtreben? Laßt uns Abenteurer, wagende Unternehmer in einer andern Welt werden! Dieſelbe gewährt wenigſtens eine Anwartſchaft auf Schönes und Edles, dieſe hier aber enthält nichts unſerer Gedanken und Leidenſchaften Würdiges. Sollten wir uns getäuſcht finden, ſo ſind wir nicht ſchlimmer daran als unſere übrigen ſterblichen Gefährten; ſollten wir jedoch das erwartete Heil finden, ſo wären wir für die Ewigkeit glücklich.“

Schweizerleben.

Von Ida Gidi.

Seit zwanzig Jahren iſt die äußerliche Haltung und Führung des eidgenöſſiſchen Freiſchießens ſo ziemlich dieſelbe.*)

Acht bis zwölf Tage Dauer, koloſſale Feſthütte, blitz Schießhütte, eine Reihe von wenigſtens einem halben Hundert Scheiben, ein hochragender Gabentempel, alles bepflanzt und bewimpelt von eidgenöſſiſchen Farben; aus der geſchmückten Feſtſtadt zieht am Sonntag die Schar der Schützen auf den Schießplatz, voran die hochwehende eidgenöſſiſche Schützenfahne, gefolgt von ihren muntern Töchtern, den Fahnen der einzelnen Schießvereine, und begleitet von den Zeigern in rothen Jacken und Mützen; eine „ungeheure“ Volksmenge bildet natürlich Spalier und überſchwemmt dann als ſummender Strom den Feſtplatz. Nun poetiſche Reden, Rauſch der Muſik, Herumreichen des Ehrenweins,

*) Obgleich das letzte ſchweizeriſche Freiſchießen ſchon vielfache Darſtellungen gefunden hat, kommen wir noch einmal durch die Schilderung eines Augenzeugen darauf zurück, weil wir zu einer allgemeinen Bemerkung einen erläuternden Kommentar geben möchten. Zur Bildung des leider dem deutſchen Volke jetzt ſo unerläßlichen Nothwendigkeit gewordenen kriegeriſchen Geiſtes ſollten auch wir bei uns, und namentlich in Preußen, Schützenvereine und Schützenfeſte begründen. Nicht in dem alten Geiſte, in dem es ſchon Sonntagsſchützen genug unter dem alten Bürgerſtande gibt, ſondern in einem ernſteren und kriegeriſchen. Wünſchenswerth wäre die geſittete Jugend einer jeden Stadt und bei jährlichen Verſammlungen einer Landſchaft, zu denen ſich die Nachbarſtädte geſellen könnten, zu Schießübungen zuſammentreten. Dadurch würde das allgemeinere Gefühl und Bewußtſein der Wehrhaftigkeit noch geſtärkt werden. D. Herr.

ein brohnender Kanonenschlag und das Fest ist eröffnet. Jetzt knallen eine ganze Woche lang die Stutzen, jetzt klingeln eine ganze Woche lang in der Schießhütte die Gläser und klirren die Teller; Schützenvereine werden empfangen und verabschiedet; auf der Scheibe „Rhein" oder „Limmat" hat der oder jener Freund einen Ehrenbecher herausgeschossen, der in der Speisehütte mit dem besten „Vierundvierzigerr" eingeweiht wird, während des Mittagessens spricht „der freie Mann zu dem freien Volke", Toast löst Toast ab in unendlicher Folge, schmollirt wird an allen Ecken und Enden — bis in den letzten Tagen die Festbegeisterung allmählich erlischt und die Menschenwogen wieder nach und nach zurückebben in die stillen Thäler der Heimat. So ist es immer gegangen an den eidgenössischen Freischießen, eine alte Geschichte, die aber immer wieder neu wird, immer wieder neue Reize bietet. Das kommt daher, weil das eidgenössische Freischießen auf das innigste mit der schweizerischen Geschichte verwachsen ist, weil von demselben zuweilen ein charakteristischer Moment des Fortschritts lebendig zu Tage tritt oder doch angebahnt wird. So konnte vor zwei Jahren in Bern der frühere Zwillingscanton Neuenburg die Taufe als vollberechtigter Schweizersohn erhalten; so wurde dort der zukunftreiche Freundschaftsbund mit den wackern Bremern besiegelt.

Schon das basler Freischießen von 1841 glaubte man, habe den Höhepunkt des Glanzes erreicht, der einem solchen Feste überhaupt beschieden sein könne. Wol hat die Zahl der Ehrengaben die damals erreichte Summe seither nie mehr weit überschritten und wird sie kaum mehr überschreiten, allein jedes folgende Freischießen war wunderbarerweise wieder reicher an ungewohnten Schauen echt nationaler, stolzer Freude, und ein jedes brachte wieder eine neue Blume in den duftenden Festkranz republikanischen Frohsinns.

Während dies Jahr überall alle festlichen Versammlungen und Vereine wegen des Ernstes der Zeit abgesagt wurden, konnte das eidgenössische Freischießen an den blühenden Ufern des Zürchersees mit ungetrübtem Glanze und mit einer geistigen Weihe abgehalten werden, deren es sich in einem so erhebenden Maße noch nie erfreut hat. Während in allen Herzen Deutschlands die Nachricht von der Schlacht bei Solferino noch beklemmend nachzitterte und von seinem braven Kanzleien dieses grauenvolle Spiel mit Menschenleben gleichmüthig angesehen werden konnte, donnerten am 3. Juli die Kanonenschüsse über die ruhigen Wellen des Zürchersees und luden zu friedlichem Waffenspiel ein. Ein imposanter Festzug, mit freudig gehobenen Gefühlen, bewegte sich durch die geschmückten Straßen der Stadt auf den unvergleichlich schönen Festplatz. Und über die frohen Menschen alle war ein untadelhaft reiner, tiefblauer Himmel ausgespannt, auf dessen südlichem Hintergrund die Alpen ahnungsvoll schimmerten, während die Ufer des Sees ihren legenverheißenden Farbenreichthum, ihre prächtigen Dörfer und Städte in den klaren Wellen spiegelten. Wie das ganze, volle Tage andauernde Fest ohne den geringsten Mißton verlief, so zeigte auch der Himmel während dieser Zeit nicht die kleinste Wolke und mit unverdrossener Freundlichkeit wandte die Julisonne der republikanischen Feier ihre volle Huld zu.

Im Festzuge waren es wieder die lieben Bremer, auf die sich aller Blicke freundlich gerichtet hatten. Sie waren über 70 Mann stark erschienen, in kleidsamer, grüner Schützentracht. Zum Empfang wurde ihnen eine von den Damen von Neumünster (Zürich) gestickte Fahne überreicht, in blauer Farbe, derjenigen Bremens, mit den Emblemen dieser norddeutschen Stadt und dem Kraftspruch:

Heller Auge, sicherer Hand
Schirmen Recht und Vaterland.

Am Dienstag wurde den norddeutschen Gästen zu Ehren eine Fahrt auf dem See veranstaltet, zu der auch die Damen von Neumünster eingeladen worden waren. In allen Städten an den reizenden Ufern, in Stäfa, Rapperswil, Richterschweil, Wädenschweil und Horgen, mußten die Bremer aussteigen und die Einwohner wetteiferten in liebevoller Bewirthung ihrer Gäste. Auf das Fest selbst hatten diese ein bewundernswerthes Schießmodell mitgebracht, an dem vom Oberst Kurz aus Bremen die Taufe vollzogen wurde. Es wurde „Helvetia" genannt, der ganze Taufact war allerliebst und erregte jubelnde Freude.

Die norddeutschen Gäste verweilten mehrere Tage an dem schweizerischen Feste und sprachen ihre herzliche Befriedigung über Empfang und Aufenthalt in Zürich aus. „Wir scheiden", sagte Consul Heymann bei der Fahnenübernahme, „mit Wehmuth, da wir treue Freunde verlassen, und viel Freude, da unser Zweck erfüllt ist. Das Kind hat die Mutterfahne, die ja auch unsere Farben trägt, küssen dürfen, und das hat ihm wohlge-

thun. Ihr habt uns aufgenommen wie Angehörige eines Cantons der Eidgenossenschaft; weit von euch entfernt in unsere Heimat, aber Herz und Hand bleiben hier. Möge die schweizerische Mutterfahne bald ihr Kind in Bremen besuchen!"

Gegen Ende der Festwoche war dies Jahr zum ersten mal auch die Stuttgarter Schützengilde bei dem eidgenössischen Freischießen erschienen. Sie hatte eine gewöhnliche Fahne mitgebracht, zu welcher die Kronprinzessin Olga eine selbstgestickte Schleife geschenkt hatte. Den Tag vor der Abreise der Schützengilde nach Zürich war die Fahne auf dem stuttgarter Rathhause im Beisein der Kronprinzessin feierlich eingeweiht worden. Auch die Stuttgarter scheinen sich an dem schweizerischen Feste gefreut zu haben. Beim Abschiede sprach ihr Redner den freundlichen Dank aus für die genossene Gastfreundschaft. „Wir scheiden", sagte er, „mit der Einsicht, daß nur in dem Land ein solches Nationalfest möglich, wo der Spruch eine Wahrheit: Der ist der rechte Mann, der sich selbst beschützen kann. Wir wollen auch daheim als bleibendes Denkmal dem Schützenwesen mehr aufhelfen." Auf diese Abschiedsrede antwortete Herr Regierungsrath Dr. Zehnder aus Zürich auf die würdigste Weise: „Wir sind glücklich, wenn ihr bei uns froh gewesen. Alte Bande bestehen zwischen Wurtemberg und der Schweiz, so namentlich der gegenseitige Provinzenverkehr. Die württembergischen Sänger haben sich schon seit mehreren Jahren an den schweizerischen Sängerfesten eingefunden; mögen nun auch zwischen den schweizerischen und württembergischen Schützen sich engere Bande knüpfen. Das schweizerische Schützenfest ist zunächst ein Nationalfest im höchsten Sinne, aber auch die Freunde im Auslande, vor allen die stammverwandten Deutschen sollen stets herzlich willkommen sein. Die Schweizer sind stolz auf ihre Freiheit, aber keine Egoisten: sie wollen nicht allein glücklich sein, sondern gönnen allen Völkern das gleiche Glück. Unsere Sympathieen gehen aber nicht über unsere Wünsche hinaus. Wir sind keine Propagandisten und Revolutionäre; wir ehren jede Ueberzeugung, achten jede politische Meinung und anerkennen keine andere Gewalt als das Gesetz und treiben nur die Propaganda des Friedens. Darum lassen wir uns auch keine Einmischung in unserm Lande gefallen. Die Nationalehre ist unser höchstes Gut, und gegen den, der sie befleckt, stehen wir Alle wie Ein Herz auf. Das weiße Kreuz im rothen Felde unserer Fahne ist das Bild dieser Gesinnung."

Aber auch einen fürstlichen Besuch hatte dieses Jahr das eidgenössische Freischießen. Die gegenwärtig in der Nähe von Rapperswil wohnende Herzogin von Parma kam während des Festes mit ihren Kindern nach Zürich. Sie besichtigte den Festplatz mit dem größten Interesse und bewunderte die Ordnung und den Takt republikanischer Haltung an diesem großartigen Volksfeste. Sie hatte sogar eine Ehrengabe mitgebracht: einen prachtvollen silber- und vergoldeten Pokal mit silbernem Plateau mit den Lilien Frankreichs und der Inschrift: „Donné par son Altesse royale la duchesse Regente de Parme au tir federal de Zurie. 1870." Das Festcomité erwiderte diese hohe Aufmerksamkeit damit, daß es eins seiner Mitglieder der Fürstin zum Begleiter übergab, der ihr mit cavaliermäßiger Höflichkeit alles Sehenswerthe zeigte und sie auf dem schönen Festplatze führte. Die edle Frau, die gegenwärtig zum dritten male im Exil ist, sagte mit Thränen im Auge: die Schweizer wußten gar nicht, wie glücklich sie seien; sie sollten ihre Einrichtungen nur beibehalten. Eine Einladung des Comité, am Festmahle theilzunehmen, wurde von der Herzogin huldvoll acceptirt. Und so saß sie denn am Montag den 11. Juli ganz zwanglos mit ihren vier Kindern, welche alle das Schützenzeichen trugen, und zahlreicher Begleitung in der Speisehalle an einem besondern Ehrentisch zwischen zwei Mitgliedern des Festcomité. Es versteht sich von selbst, daß jeder in der Halle sie einmal sehen wollte; dennoch genirte man einander nicht im geringsten. Sie wurde allseitig mit der freimüthigen Aufmerksamkeit behandelt, welche der schweizerischen Republik so wohl anstieht; sie soll sich äußerst glücklich gefühlt haben. Einer ihrer jungen Prinzen meinte: wenn er nur auch ein Schweizer wäre!

Daß eine Fürstin dem großartigen republikanischen Volksfeste ihre Huldigung darbrachte, darauf kann die Schweiz nur stolz sein, und in der Geschichte der schweizerischen Freischießen wird es als eine seltene Merkwürdigkeit verzeichnet bleiben, daß unter den Ehrengaben von 1870 auch die Lilien Frankreichs prangten!

War das schweizerische Schützenfest von jeher ein nationales Verbrüderungsfest, so kann man ihm dies Jahr diese Bedeutung in dem umfassendsten Sinne des Wortes zugestehen. Das Fest

war zuerst ein Sprosse republikanisch freisinnigen Wesens. An demselben wurde nicht nur mancher Zweckschuss gethan, sondern auch mancher zukunftsvolle Gedanke hat von der Rednerbühne in die Herzen des Volkes. Manch ein Canton hatte an diesem Feste die Weihe seiner Wiedergeburt und ist namentlich schon lange vor 1848 eine einheitliche schweizerische Bundesverfassung das Ziel gewesen, auf welches die berühmten eidgenössischen Festredner immer und immer wieder hingewiesen haben. Begreiflicherweise blieben die conservativen Schützen und die conservativen Cantone alten Stils schmollend und grollend von dem liberalen Feste weg. In den vierziger Jahren trugen die Sonderbundscantone ihre Fahnen lieber in Wallfahrtskapellen als in die eidgenössische Schiesshütte. Nach dem Sonderbundskrieg und nach der Erstarkung der Schweiz durch denselben erschienen zuerst wieder die Luzerner und Freiburger auf dem Festplatze; von den Neuenburgern nur die „Republikaner", die „Royalisten" nie. Dann besuchten das Fest nach und nach wieder einzelne Schützen von Zug, Wallis und den Urcantonen. Doch waren die letztern bis jetzt noch immer nicht als solche repräsentiert, und lag es, ohne dass man nach einem politischen Grunde zu fragen hat, in der Natur der Dinge, dass ausserdem bald dieser bald jener Canton seine Schützenbanner nicht auf der Fahnenburg aufpflanzen konnte. Dies Jahr dagegen waren nicht nur die sämmtlichen Waldstädte (Urcantone) in feierlichem Aufzuge an dem Freischießen in Zurich erschienen — wobei altschweizerisch gekleidete Hornbläser mit ihren Harthörnern und die ruhmvollen alten Schlachtenbanner nicht fehlen durften —, sondern auch alle übrigen Cantone der Schweiz waren heuer ohne Ausnahme an dem Feste anwesend, sodass die freudig wehende eidgenössische Mutterfahne dies Jahr zum ersten male ihre sämmtlichen Kinder in der vollständigsten Eintracht um sich versammelt sah. Bei Ankunft der Neuenburger betonte ihr Redner, dass keine Partei, sondern die Neuenburger alle kommen. Die Tessiner, die man von Italien aus bekanntlich auch befreien will, waren über die Alpen gestiegen, um den Eidgenossen in Zürich mit Hand und Wort zu versichern, dass sie gute Schweizer seien und es auch unter allen Umständen bleiben wollen.

So, von allen Cantonen des Inlandes dies Jahr zum ersten male, von werthen Freunden aus Süd- und Norddeutschland und selbst von einer Fürstin besucht, vom Himmel während seiner ganzen Dauer begünstigt, der auch die Wohlthaten des gedeihlichsten Friedens und des blühendsten Wohlstandes der Schweiz verliehen hatte, war das diesjährige eidgenössische Schützenfest das schönste, bedeutungsvollste, das wir je gefeiert hatten. Die Stimmung der Festbesucher war ein heller Vollklang der Arcade, der aus dem Glück, dessen die Schweiz vermöge ihrer freien Institutionen geniesst, mächtig herausklang.

Am letzten Sonntag des Festes fand auf dem Schützenplatze unter freiem Himmel ein erhebender Gottesdienst statt, an welchem das gesammte anwesende Volk theilnahm und in weithin schallendem Chor das Lied sang: „Eine feste Burg ist unser Gott." So besucht war wol schon lange kein Gottesdienst mehr!

Am letzten Tage des Festes, am 12. Juli, traf auf telegraphischem Wege in Zürich die Nachricht vom Friedensschluss zwischen dem Kaiser von Frankreich und Oesterreich ein. Das schöne Wort, das aber vielleicht doch nicht bedeutet, was es soll, wurde von den Schweizern mit Freude aufgenommen.

Von den unzähligen Toasten, die ernst und launig, poetisch und prosaisch während des Festes ausgebracht wurden, berichte ich Ihnen nur den von Herrn Dr. Kasimir Pfyffer aus Luzern: er galt den drei Sternen, zu denen der Schweizer in Freud und Leid und jetzt besonders andachtsvoll, frei und stolz aufblicke: Gott, Freiheit, Vaterland. In der Welt wüthe der Krieg und Gott halte den Schild des Friedens über die Schweizer; nach Freiheit ringen die Völker in blutigem Kampfe; Italien suche ein Vaterland; die Schweiz habe es und wisse es zu bewahren.

Als eine Merkwürdigkeit ist noch zu erwähnen, dass die thurgauer Schützen eine Fahne auf den Festplatz gebracht haben, die ihnen seinerzeit Ludwig Napoleon zum Geschenk gemacht hatte. Als Mitglied der thurgauer Schützen hatte er dieselbe vor 21 Jahren an das Schützenfest nach St.-Gallen getragen. Der Sprecher der thurgauer Schützen, Hr. Dr. Kehr, erinnerte nun bei Uebergabe dieser Fahne in Zürich daran mit dem Wünsche, das dasjenige Volk, dessen Fahne Ludwig Napoleon gegenwärtig als gewaltiger Imperator hochtrage, nach 21 Jahren ebenso glücklich und frei sein möge als dasjenige, das ihm vor 21 Jahren diese Fahne anvertraut habe.

Wir wünschen es auch und noch etwas mehr!

Londoner Skizzen.

III. Auf der Straße.

Man wird es kaum glauben, was hier alles auf offener Straße zu sehen ist! — —

An der Ecke der Regents-Street, die nach Great Portland-Street führt, kniet ein Hindu mit weißem Turban, in weißem, dünnen Gewande. Seine Gestalt ist voller Ebenmaß; sein schönes, mahagonibraunes Gesicht ist mit dem Ausdruck melancholischer Resignation über ein Tractätchen gebeugt. Liest er wirklich? Oder will er nur die Vorübergehenden glauben machen, daß er lese? So oft ich einen dieser Hindus sehe, bewundere ich ihren milden, weichen Gesichtsausdruck und denke, sie mögen in diesem englischen Lande mit dem grauen Himmel und unter dem Volke, das sich in ihrem schönen, reichen Lande mit allem Aufwand grausamer Strenge behaupten muß, unsäglich leiden.

Einige Schritte weiter in der Seitenstraße sehen wir Neger spielen und tanzen — vielleicht sind es auch nur Amerikaner, die sich schwarz angemalt haben!

Ihnen gegenüber kniet ein Mann und malt mit bunter Kreide einen Christuskopf auf das Trottoir! Treten wir näher. Die Malerei ist nicht unschön — im Gegentheil, sie verräth künstlerischen Geschmack. Dieselbe Hand, die den Kopf gemalt, schreibt jetzt darunter: „Nur das größte Elend treibt mich zu dieser Beschäftigung; gebt mir Brot für meine darbende Familie!" Man fasse die Sache nicht zu traurig; es ist eben ein Geschäft das, wie hier jedes andere.

Nicht ohne Lebensgefahr — so scheint es wenigstens jedem, der die Passage zum ersten male macht — überschreiten wir die Straße. Um dies Unternehmen zu wagen, wartet man, bis sich eine gewisse Anzahl Menschen zusammen gefunden hat, die dasselbe beabsichtigen. Sieben dreißig oder vierzig wartend da, so stockt für eine halbe Minute der andrängende Strom der Wagen, und die Fußgänger, oft sich je zu zwei oder drei die Hand gebend, stürzen über den Fahrweg.

Nun sind wir dann wieder in der Regents-Street. Sie ist, wie wir schon gesagt haben, noch prachtvoller als die Oxford-Street — breiter und nur aus „fashionablen" Kaufläden bestehend. Vor letztern stehen in den späten Vormittagsstunden viele Reihen Privatequipagen und die Bedienten in allen Farben des Regenbogens sitzen — auf den Wink ihrer Herrinnen harrend — auf den Bänken, die zu diesem Zwecke vor den Kaufläden stehen. Sobald eine Dame sich an der Glasthür sehen läßt, springt ihr Bedienter auf und ruft nach dem Wagen, der je nach der Zeit des Kommens ferner oder näher steht. Es wird bei dem Wagenauffahren, wie bei allem in London, die strengste Ordnung und Regelmäßigkeit beobachtet. Die Regents-Street zeichnet sich unter anderm durch die Pracht der indischen Shawls aus. Solch ein Shawl kostet leicht 1500 Thaler und darüber und man sagt, daß ein Engländer seine Frau nur mit Seufzen auf einem Gang durch Regents-Street begleitet. Gar schöne Sachen in Lederarbeit sehen wir hier; — die bekannten sogenannten englischen Reise- und Toilettenkästchen, die so erfinderisch mit allem ausgestattet sind, was man möglicherweise auf der Reise oder bei der Toilette brauchen könnte, auch Schreib- und Arbeitskästchen, überhaupt was nur immer Schönes in Leder und Stahl gearbeitet werden kann. Dabei muß man jedoch erwähnen, daß viele von diesen Artikeln, die wir gutmüthige Deutsche als „englische Arbeit" bewundern, von deutschen Händen, auf deutschem Grund und Boden verfertigt und nach England herübergeschafft worden sind! Damit die Sachen vor dem Engländer und auch — vor dem Deutschen Gnade finden, wird ein englischer Stempel daraufgedruckt. Wir Deutsche kaufen dann eine solche „englische" Arbeitstasche in London und bringen sie bewundernd nach Offenbach am Main zurück, wo sie verfertigt worden ist.

Die Verzierungen um Firmenschilder und Schaufenster sind sehr mannichfach und pomphaft, gothischen, byzantinischen, pompejanischen Stils und überall lesen wir: Lieferant Ihrer Majestät der Königin — Lieferant von Sporn und Perücke, Hut und Kleid, Medicin und Trauerkleid. Hier dieser wie eine Trauerkarte schwarz eingeränderte Laden, in dem der allerliebste, allerkleidsamste Trauerputz hängt —: „Trauerlieferant Ihrer Majestät." — Es ist eine wahre Augenweide, die jungen Damen „in Trauer" spazieren fahren oder tanzen zu sehen. Immer wenigstens ein angenehmer Wechsel für die Augen, die von munteren Farben fast zu sehr geblendet werden. Und die jungen Damen wissen das auch und haben, um der Veränderung willen, und weil Veilchenblau oder Grau dem frischen Teint sehr wohl steht — einen Trauer — Ballanzug sehr gern!

In jenem Laden gibt es nur schottische Stoffe. Der Einkauf dort ist nicht blos eine Sache des

Geschmacks wie anderswo; der Schottländer kauft sich nicht nach Belieben ein roth oder grün gewürfeltes Plaidtuch, sondern er wählt die Farbe oder das Muster seines Clans und die Douglas, Fraiers und Cummings tragen dieselben Farben und dasselbe Muster, welche ihre Vorväter schon zu den Zeiten, die Walter Scott besingt, getragen haben.

IV. Bei der Königin.

Gewiß werden erst wenig Fremde, die nicht selbst zur „Cour" gingen, Gelegenheit gehabt haben, sich den Zug von Herren und Damen in das Zimmer, das an den Empfangssaal des St.-James-Palast stößt, anzusehen, denn die Billets dazu sind äußerst schwer und nur durch den Lord-Chamberlain zu erhalten.

Vor einiger Zeit kam ich ganz unerwartet dazu. Die Tochter des Lord de L. wünschte vor ihrer eigenen Präsentation bei der Königin sich das Treiben eines Drawing-room wenigstens im Vorzimmer anzusehen; denn ein Augenzeuge der Ceremonie zu sein, ohne sich selbst daran zu betheiligen, ist nicht gestattet. Ihr Vater besorgte zwei Eintrittskarten und so begleitete ich sie nach dem St.-James-Palast.

Der Palast ist bekanntlich winkelig und enge; er erinnert noch immer daran, daß er ursprünglich ein Hospital gewesen ist. Königin Victoria bewohnt ihn auch nicht, sondern läßt sich nur in dem sogenannten „Presence-chambre" die courfähigen und courfähigen Herren und Damen vorstellen. Ein Drawing-room ist ein Vorstellungstag für Damen und Herren; erstere sind dabei in der Mehrzahl, ein Levee ist nur für Herren.

Das ganze Westend Londons weiß es, wenn ein Drawing-room stattfindet; nicht blos, weil es mehrere Tage vorher mit allen erforderlichen Anweisungen über das Auffahren und Aufstellen der Wagen in den Tagesblättern angezeigt ist, sondern weil man am besagten Tage in den Mittagsstunden Equipagen in Menge rollen sieht, deren Inhaberinnen im vollen Hofcostüm prangen und deren Dienerschaft Blumensträuße in den Knopflöchern tragen. In St.-James-Street steht die Leibgarde aufgestellt, und da die Wagen in strengster Ordnung, je einer nach dem andern, vorfahren müssen, so sieht man lange Reihen derselben in den dem Palaste zunächst liegenden Straßen stehen und hat vollkommen Muße, sich die ungeduldig wartenden Damen anzusehen. Bei der jetzigen Mode ist auch die umfangreichste Kutsche mit Stoff überfüllt, wenn zwei Damen in Hofcostüm darin sitzen. Zuweilen taucht aus solch einer Masse himmelblauen oder rosa Seidenzeugs, die in dem Wagen aufgethürmt ist, ein sehr echauffirt aussehender Herrenkopf hervor und man erräth, daß er einer unsichtbar gewordenen Uniform angehört, die auch zur Präsentation fährt. Wenn man bedenkt, daß dieser feierliche Akt kaum eine Minute dauert, so kann man nicht umhin, die Leistungen der menschlichen Geduld zu bewundern.

Doch wir befinden uns im Vorzimmer des St.-James-Palast, wo wir andere Betrachtungen zu machen haben. Fassen wir die Personen dieser Maskerade einzeln ins Auge, soviel es angeht — —

Die Damentoilette ist möglichst pomphaft. Ihre Schleppkleider sind fast ohne Ausnahme in Paris oder von französischen, in London ansässigen Putzmacherinnen verfertigt. Die tiefausgeschnittenen Taillen sind reich mit Perlen und Diamanten besetzt: Blumen, Federn und Diamanten schmücken (zuweilen thun sie's auch nicht) das Haar. Die sogenannten „titled Ladies", also die Gemahlinnen oder Töchter der Peers, tragen Kronen und jede von ihnen fühlt sich auch ein gekröntes Haupt. Das Hofkleid der Lords ist scharlachroth, von Goldstickerei strotzend. Hier, dieser kleine, dicke Mann mit dem halb kahlen Kopfe ist Lord John Russell; neben ihm geht Mr. Gladstone, der Finanzminister. Jetzt kommen Schotten in ihrer Nationaltracht: Plaid, Jagdtasche, farbige carrirte Strümpfe und bloßes Knie. Zwei Erzbischöfe, die sehr gravitätisch zur Cour schreiten. Ihre ungeheuern gepuderten Perrücken wackeln hin und her auf ihrem erzbischöflichen Haupte; gerade als wenn sie mißbilligend sagten: O Eitelkeit, Eitelkeit! Der französische Gesandte; der preußische, der österreichische und der türkische Gesandte, ein Grieche, mit seiner Gemahlin und seinen Attachés; letztere tragen wie der Gesandte selbst die rothe türkische Mütze mit der schwarzen Troddel. Ein starker Gewürzgeruch verbreitet sich plötzlich, er geht den beiden asiatischen Fürsten voran (Sohn und Enkel von Tippo-Saib), die in ihren buntfarbigen seidenen Kleidern und Gewürze kauend zur Cour gehen. Ihnen folgt der Lord-Mayor in seinem goldstoffenen Rocke; eine breite, goldene Kette mit Medaillon hängt um seinen Hals. Die an ihm vorüberstreifende Duchess of S. sieht stolz herab auf diesen „Krämer aus der City". Die schwarz uniformirten Herren sind Rifles (Scharfschützen).

Und wiederum ziehen Schleppkleider und Kränzchen an uns vorüber und scharlachrothe und anderfarbige Uniformen mit den dazu gehörigen Köpfen, dieselben, welche vor einer halben Stunde unter himmelblauer Seide vergraben waren; dann mahagonibraune und olivengrüne pensionirte Fürsten aus allen Weltgegenden, die uns diese Wunder ganz alltäglich erscheinen. Alle drängen in der gespanntesten Erwartung vorwärts — vorwärts. In der Eile, der Aufregung treten und stoßen sich die allerhöchsten Herrschaften, wie die Stammgäste des Pits.*) Die Beefeaters in ihrem wunderlichen, seit den Zeiten der Königin Elisabeth nicht veränderten Costüm können, trotz ihrer Lanzen, nicht verhindern, daß Schleppen abgetreten und Füße gequetscht werden.

Und nun endlich — endlich — im Presencechambre sitzt die Königin, unter einem Thronhimmel, Prinz Albert und andere Große zu ihr Seite, die zur Cour Kommenden schreiten einzeln durch eine gezogene Barrière vor und reichen — (wenn sie zum ersten male durch diese Ceremonie gehen) dem Lord-Chamberlain, der nahe am Throne steht, ihre Karte. Er verliest ihren Namen und sie verbeugen sich vor der Königin. Ihre Majestät verbeugt sich wieder. In einzelnen Fällen soll sie zu den Präsentirten auch wol ein Wörtchen sprechen: „How do you do?" Wie geht's Ihnen? Ist das geschehen, so geht man auf der andern Seite ab und läßt den Nächstfolgenden vorschreiten, sich auch verbeugen und auch abgehen. Dann wiederum der Nächstfolgende, bis alle sich verbeugt haben und wir im Vorzimmer den Strom zum zweiten male an uns vorüberziehen sehen. Die Aufregung ist vorüber, die gespannten Muskeln lassen nach, Schleppen sind abgetreten, Garnitur-Spitzen zerrissen — aber morgen — — morgen bringt die „Morning Post" eine detaillirte Beschreibung der Toiletten, wie sie vor der Zerstörung gewesen, nennt jeden bei Namen, der die Ehre gehabt beim Drawing-room zu sein und was das Getreulichste ist — — in vierzehn Tagen ist wieder Drawing-room.

*) Parterre im Theater.

Anregungen.

Das Studium der Alten.

I.

Cicero, Horaz, Homer, Sophokles — es gab eine Zeit, wo ihr Andenken völlig erloschen schien! Das klassische Alterthum erstand kurz vor der Reformation für das allgemeinere Bewußtsein wie von den Todten!

Georg Voigt theilt in seinem Buche: „Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus" (Berlin, G. Reimer, 1859), nicht die Ansicht, als wäre das classische Alterthum vor der Wiedererweckung durch eine Anzahl ausgezeichneter Männer, an deren Spitze Petrarca steht, ganz in siebenhundertjährigen Schlummer begraben gewesen. Es ist zwar wahr, daß mit dem Römischen Reiche auch der Sinn für die römische Literatur allmählich dahinschwand und im 7. Jahrhundert so gut wie erloschen war, aber wie die römischen Rechtsbücher, so blieb auch die geschichtliche, philosophische und poetische Literatur der Römer niemals ganz unbeachtet liegen; immer sind Livius und Sallustius, einzelne Schriften Cicero's und Seneca's, Virgilius und Lucanus, Horatius und Ovidius, Terentius und Plinius einmal in der stillen Klosterzelle gelesen und in die kirchlichen, scholastischen und geschichtlichen Werke verwebt worden. Schon die Kirchenväter wiesen vielfach auf die profanen Autoren hin, denen sie ja ihre Erudition zum guten Theil verdankten. Durch ihre Schriften sowie durch die späterer kirchlicher Sammelgeister, etwa des Bischofs Isidorus von Sevilla, blieben einige Kenntnisse und Notizen aus dem classischen Alterthum in Form Umlauf. Andere pflanzten sich, wenn auch noch so verstümmelt, durch Sage, Legende und Dichtung fort, wie die wirren Märchen vom Trojanischen Kriege, von Alexander dem Großen, von einzelnen römischen Imperatoren. Boethius, dessen christlich-philosophisches Trostbüchlein allezeit in hohem Ansehen stand, gab in seinen Commentaten zugleich einen Impuls zum Studium oder doch zur Beachtung der Aristotelischen Philosophie. Aehnliche Berührungen gab es hundertfach. Auch haben immer einzelne die griechische Sprache entweder im apulischen Reiche oder in Griechenland selbst gelernt. Endlich besitzen wir aus allen Perioden der mittelalterlichen Zeit die handschriftlichen Copieen classischer Autoren, die doch ein thätiges Interesse für diese Literatur bezeugen.

Aber wenn auch der Faden, welcher das Mittelalter mit dem classischen Alterthum verknüpfte, nie ganz abriß, so überwogen doch, wie Voigt zeigt, bei weitem die Momente, welche der Aufnahme des classischen Geistes entgegenstanden. Noch kannten der christliche Glaube und die Kirche keine Ausdehnung mit demselben. Im heißen Kampf mit der heidnischen Welt waren sie groß gewachsen und wenn auch noch so kümmerlich, glimmte doch zu allen Zeiten der Funke des Heidenthums unter den Trümmern der christlichen Tempel fort; es blieb, auch besiegt, mit seinen freien, durch Kunst verschönten Lebensanschauungen immer noch ein furchtbarer Feind. War es doch

in den Zeiten des Untergangs selbst manchem ehrwürdigen Lehrer der Kirche, der vorher Sophist oder Rhetor gewesen, wie eine lockende Sirene erschienen. Man führt wol den Nigerismus Gregor's des Großen als Beweis an, wie tief und mit welcher Verachtung zu seiner Zeit die heidnischen Dichter unter die Füße getreten waren; aber gerade darin, daß Gregor sich genöthigt glaubte, energisch gegen ihre Lesung anzukämpfen, findet Voigt einen Beweis, daß der Sinn dafür und die verführerische Macht dieser Lockern keineswegs ganz dahinwar. Selbst als die kirchlichen Interessen und Streitigkeiten in den Vordergrund traten und die Gemüther überwiegend in Anspruch nahmen, konnte man sich eines furchtsamen Grauens nicht erwehren, wenn man an die bezwungenen heidnischen Mächte dachte, die wie gefesselt in der Hölle, aber doch noch lebend und Rache sinnend drohten. Die Zeit der Griechen und Römer erschien als eine Nacht, in welcher die Menschen unreine Dämonen angebetet, diese Dämonen webten im Aberglauben ihr unheimliches Dasein fort und die Kirche konnte in ihrem Streben, das Gottesreich dem weltlichen Treiben gegenüber auf Erden darzustellen, dem Alterthum nimmer die Hand zur Versöhnung reichen. Das Denken hielt die Kirche durch ihre Dienerin, die Scholastik, in Zucht und Banden. Den Sinn für das Schöne erdrückte sie lieber, als daß sie ihm den Nahrungsstoff, den er bei den classischen Völkern finden konnte, gegönnt hätte. Es war daher nicht zufällig und Voigt weist öfter in seinem Buche darauf hin, „daß erst mit dem Erbleichen der kirchlichen Sonne das Mondlicht des Heidenthums, welches lange von ihr überstrahlt worden, wieder hervortrat".

Zur Unterhaltung.

Otto Roquette hat in seinem Roman „Heinrich Hall" ein leichtes und fertiges Erzähltalent bekundet. Auch seine jetzt gesammelten „Erzählungen" (Frankfurt am Main, Verlag für Kunst und Wissenschaft, 1859) bieten eine unterhaltende Feierabendlectüre. Zwar sind es alte bekannte Stoffe — von zwei Freunden, die durch eine falsche Briefabgabe fast entzweit worden wären, von dem verlorenen Sohne, einem jungen Handwerker, der zwischen „Bürgerlich und romantisch" schwankt —, aber sie sind gefällig gewendet. In „Natur und Frieden" schildert Theobald Kerner (Frankfurt am Main, Literarische Anstalt, 1859) in ansprechender Weise und zuweilen in anmuthigen und lieblichen Gedichten das Kleinleben der Blumen, des Waldes, der Vögel. Jeder kennt dieses von Andersen angeregte „liebevolle Eingehen" auf das Kleine und Zierliche. In den Darstellungen Kerner's findet sich neb manchem allzu Gesuchten und Vergoldeten, das nun einmal zu dieser ganzen Gattung gehört, vorzugsweise doch auch viel des Sinnigen und Gemüthlichen.

Das „Album" (Prag, Kober & Markgraf, 1859) hat wieder eine Reihe neuer Bände seines 14. Jahrgangs veröffentlicht. Den Arbeiten Mügge's, „Täuschung und Wahrheit", Höcker's „Beseeltem Schatten" merkt man etwas die Hast und Schnelligkeit der Arbeit an. Letztere Erzählung bekundet indessen viel Talent für reale Schilderungen. Die „Künstlerliebe" von Julie Burow wandelt auf dem verhängnißvollen Abhange der wüsten französischen Romantik. Von einer Frau sollte man die Schilderung dieser gewagten Scenen kaum für möglich halten, wir wenigstens fühlen uns durch diese sentimentale Frivolität nur verletzt. Dennoch ist Levin Schücking's „Die Rheider Burg", trotzdem daß sie an die Criminalerien und die dunkeln Thaten streift, die der Verfasser zu oft behandelt, eine Erquickung. Wieder sehen wir ein Stück rheinisch-westfälischen Lebens mit jenen vortrefflichen Land- und Volksschilderungen, die Schücking den Namen eines echten Genremalers eingebracht. Ihre Frische und Anmuth fesselt, selbst wo die etwas gedehnte Erfindung das Interesse nicht vollkommen aufrecht zu halten vermag.

Aus meinem Tagebuch.

Von Friedrich Spielhagen.

Es ist freilich unbequem, daß auf geistigem Gebiet der Baumeister auch zugleich Körner sein muß. Nur wahrhaft gewaltige Menschen (z. B. Lessing) ermüden nicht über der Körnerarbeit, die jeder geistige Baumeister mit zu verrichten gezwungen ist, und zwar darum nicht, weil ihnen in jedem Augenblick der Plan des Ganzen deutlich vor der Seele steht, weil der Stein, an dem sie arbeiten, in ihrem Auge nicht ein ungefüger Block, sondern schon die schlanke Säule mit dem zierlichen Capitäl ist. Der aber freilich, wer auf geistigem Gebiet etwas Großes schaffen will, muß es verstehen, auch andere für sich arbeiten zu lassen. Männern wie dem verstorbenen Alexander von Humboldt war die ganze Gelehrten- und Künstlerwelt tributär wie den Athenern alle Inseln ihres Archipels. Da kommt denn wol ein Parthenon zu Stande und ein „Kosmos".

* * *

Nichts übt uns so in allen Fechterkünsten des Geistes als die Conversation. Wir haben nicht Zeit, große Schlachtenplane zu entwerfen, eine weitläufige Vertheidigung auszusinnen — der Gegner droht — parire den Hieb! Und siehe! die Gedanken kommen wie Robin Hood's Mannen auf den Hornruf des Führers! Und hat auch der eine oder der andere in der Eile nur einen Knittel ergriffen und schlägt ein wenig allzu derb drein und trifft im blinden Eifer wol auch einmal den Freund — thut nichts. Die Disputation ist ein Kampf, aus dem beide Theile stärker hervorgehen, der Sieger so gut wie der Besiegte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Vierter Band. **Nr. 51.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Doctor Elisabeth. Zur Würdigung höhern Frauenberufs. Von L. Büchner. — Eine Weltanschauung der Verjüngung. Von Julius Frauenstädt. I. — Briefe aus Paris. Von Amely Bölte. II. — Das Studium der Alten. II. — Weimar. Gestalten. — Metternich. — Voltaire. — Rahel Varnhagen. I. — Aus meinem Tagebuch. Von Friedrich Spielhagen.

Doctor Elisabeth.

Zur Würdigung höhern Frauenberufs.

Ein weiblicher Arzt! — — Elisabeth Blackwell, die gegenwärtig in Neuyork als promovirter Dr. medicinae lebt und wirkt, ist kein androgynes Curiosum der Gelehrsamkeit, wie theilweise weiland Charlotte von Siebold war, sondern eine Erscheinung jener Gedankenwelt, die vorzugsweise unsern Tagen über den höhern Beruf der Frauen angehört.

Von der „femme libre" ist heute keine Rede mehr, wol aber von der Gleichberechtigung der Frau zur Arbeit an dem großen Werke der Forderung des allgemeinen Wohls und des Fortschritts. Daß hierin gerade von Frauen die Initiative ausgeht, daß sie Arbeit verlangen, die Möglichkeit freier geistiger Entwickelung, die Möglichkeit selbständigen Erwerbs — dieser Ernst könnte gar vielen Männern und Frauen, die solche Bestrebungen gewöhnlich nur mit Lächeln betrachten, doch zur weisen Lehre dienen.

Wir wollen in Kürze das Leben des Dr. Elisabeth erzählen. Elisabeth Blackwell hat in Neuyork ein Frauenhospital gegründet, wo zugleich tüchtige Krankenpflegerinnen ausgebildet werden, sowol für die Anstalt selbst als auch für das Publikum. Suchte man überall Frauen in gleicher Weise für dieses so wichtige Feld weiblicher Thätigkeit genügend vorzubereiten, so würden wir nicht jetzt allerorten die fromme Ostentation und die klösterlichen Formen der Diakonissinnen auftauchen und als eine höchst verdächtige Nothwendigkeit begrüßt sehen.

Wir folgen in der Entwickelung der Lebensumstände des Dr. Elisabeth einer Mittheilung ihrer Schwester, die diese an eine amerikanische Zeitschrift richtete. Uebergangen kann dabei die Vorgeschichte Elisabeth's werden. Sie war unter neun Kindern die Tochter eines Engländers, der von Bristol nach Neuyork auswanderte und in sehr bedrängte Umstände gerieth. Die Kinder mußten sich zu helfen suchen wie es ging. Elisabeth hatte lebhaften Sinn, viele gute Vorkenntnisse, die sie weiter ausbildete, und steuerte geradewegs auf das Ziel hin, sich zum weiblichen Arzt auszubilden. Wie aber das gründliche Studium der Medicin beginnen? Wie zu den Hörsälen der Anatomie, Physiologie und Pathologie gelangen? Die amerikanischen Universitäten sind anders organisirt als die unserigen, haben aber ganz dieselbe Abgeschlossenheit und gelehrte Grenze wie die unserigen.

Ihre Kenntniß der Musik und eine Anstellung als Musiklehrerin in einem Institut zu Charleston verschafften ihr die Mittel, deutsch, französisch und lateinisch zu lernen. Im Jahre 1847, erzählt ihre Schwester, verließ sie Charleston

und ging nach Philadelphia, wo sie sich bemühte, Aufnahme in die medicinischen Schulen zu erlangen, jedoch ohne Erfolg. Die Aerzte, welche diesen Instituten vorstanden, fühlten sich förmlich beleidigt. Bei der Unmöglichkeit, sich der Erleichterungen zu erfreuen, die den Studenten des andern Geschlechts gewährt waren, begann sie nun einen Privatcursus für Anatomie und Secirkunde bei Prof. Allen und einen andern für Geburtshülfe bei Dr. Warrington von Philadelphia. Aber obgleich sie ohne Zweifel sehr viel bei diesen Privatlectionen tüchtiger Lehrer lernen konnte, fühlte sie doch, daß eine so fragmentarische Art und Weise ihr nicht die solide medicinische Erziehung würde geben können, welche aus regelmäßigen akademischen Cursen hervorgeht. Es konnte ihr um so weniger genügen, als es gerade ihr Ziel war, unwissende und halbgebildete weibliche Studirende nicht zu dem ungerechtfertigten Anspruch auf Ausübung der ärztlichen Kunst heranzuziehen, sondern im Gegentheil Frauen, denen es ernstlich darum zu thun war, sich zu einer würdigen Ausübung ihrer Pflichten durch das Studium, welches dem Manne vorgeschrieben ist, vorzubereiten, das legitime Recht auf dieses Studium zu erwerben. Ihre eigene Aufnahme in ein regelrechtes medicinisches Collegium und die Erlangung eines medicinischen Diploms — als die Sanction ihrer eigenen Bestrebungen und eines Rechtsversuchs für andere Frauen — waren unerläßlich zur Ausführung ihrer Plane.

Sie verschaffte sich demnach eine Liste aller medicinischen Collegien, die in den Vereinigten Staaten bestanden, und schickte sich an, Anfragen in ihrer Aufnahme an eins nach dem andern zu richten. „Ich sende Pfeile nach jeder Richtung aus, ungewiß welcher ins Schwarze treffen wird", bemerkte sie darüber in einem zu jener Zeit geschriebenen Briefe.

Ihre Anfragen, obgleich begleitet von einem Zeugniß, daß sie ihre vorbereitenden Studien bereits unter Leitung von Dr. Dickson, dem Bruder des Vorstandes der Anstalt, wo sie Musiklehrerin gewesen war, absolvirt habe, wurden von zwölf medicinischen Collegien abgeschlagen. In einigen Fällen war die Verneinung in die Form einer Predigt gekleidet über die untergeordnete Stellung, die den Frauen durch die Natur und die Gesellschaft angewiesen sei, und über ihre Anmaßung, eine Sphäre betreten zu wollen, die dem edlern Geschlechte vorbehalten wäre; oder in eine Abhandlung über die Unsittlichkeit und die Unanständigkeit, die in den Bestrebungen einer Frau läge, welche ihre Natur und die Gesetze ihrer eigenen physischen Organisation wolle kennen lernen. Einige Monate lang schien es, als ob selbst Elisabeth's Zähigkeit des Vorsatzes an der Schranke, die Vorurtheil und Gewohnheit ihr überall entgegensetzte, zerbrechen sollte.

Aber zuletzt ward ihr Pfad, den so viele Hindernisse bedrängten, doch noch freier. Unter den Anfragen, die sie nach allen Richtungen ausgesendet hatte, war auch eine an die medicinische Facultät der Universität der Stadt Genf im Staate Neuyork gewesen. Nachdem die Facultät ihr Gesuch geprüft, kam sie dahin überein, daß sie keinen Grund sähe, warum eine Frau, die sich im Besitz der nöthigen Vorkenntnisse befände, nicht aufgenommen werden solle; aber zugleich fühlend, die Frage sei derartig, daß ihre Entscheidung hauptsächlich den Studenten selbst zukomme — da es ihnen ein Leichtes wäre, wenn sie derselben ungeneigt sein sollten, den Platz in dem Auditorium für eine Dame unhaltbar zu machen — beschloß man, denen die Sache erst vorzulegen.

Nachdem man die Studenten des amerikanischen Genf zusammenberufen, überließ man ihnen das Gesuch zur Prüfung und Bestimmung. Die Studenten, nachdem sie über den Gegenstand discutirt hatten, entschieden sich einstimmig zu Gunsten der Bittstellerin; eine Resolution wurde von ihnen abgefaßt und votirt, in welcher sie Elisabeth einluden, sich ihrem Collegium anzuschließen und sich verpflichteten, „individuell und gemeinschaftlich, daß, wenn sie die Einladung annehmen wolle, nicht ein Wort oder eine Handlung ihrerseits sie jemals diesen Schritt solle bereuen lassen".

Eine Abschrift dieser Resolution von einem Einladungsschreiben begleitet, wurde ihr durch die Facultät zugestellt, und so ging sie nach Genf im November desselben Jahres, wurde in dem Collegregister als Nr. 417 eingetragen und warf sich nun auf das Studium der verschiedenen Zweige der medicinischen Wissenschaft mit einem Eifer, der im Verhältniß stand zu den Schwierigkeiten, die sie zu überwinden gehabt hatte.

Aber die Lage, nach der sie so sehr gestrebt hatte, war nicht ohne die Unannehmlichkeiten, welche unzertrennlich von der Natur der Sache sind, und obgleich sie dieselben zuvor wohl erwogen und bereit war, sie im Interesse der Wissenschaft, die sie in anderer Weise nicht erringen konnte, zu ertragen, so kann doch jedermann begreifen, daß ein junges und zartfühlendes Weib sich nicht in

einer ſo neuen Lage befinden und all den Auseinanderſetzungen, die ein vollſtändiger mediciniſcher Curſus mit ſich bringt, beiwohnen konnte ohne ſtarke Prüfungen ihrer Gefühle. Sie war ſich deſſen wohl bewußt, daß die Möglichkeit, durch Derartiges hindurchzugehen, nur von ihrer eigenen Fähigkeit abhing, eine unerſchütterliche Haltung zu bewahren und es dahin zu bringen, daß man ſie in ihrer Umgebung nicht mehr als Frau, ſondern als Student unter 500 andern Studenten betrachtete, die ſich der Wahrheit und Würde der natürlichen Geſetze gegenübergeſtellt fanden. Sie ſchrieb ſich darum bald nach ihrem Eintritt in das Collegium eine ſo ſtrenge Diät vor, daß ſie eben nur dem Hungertode entging, damit kein unwillkürlicher Wechſel der Farbe das Gefühl der Verlegenheit verrathen möchte, welches häufig durch die nothwendige Klarheit der Auseinanderſetzungen hervorgerufen werden mußte. Wie weit die Erreichung einer Selbſtbeherrſchung, die ihre Miene ſo regungslos wie die einer Statue machte, jener Diät mag zugeſchrieben werden, iſt zweifelhaft, aber daß ſie zu einem ſolchen Mittel griff, iſt zu charakteriſtiſch, als daß es hier nicht Erwähnung verdiente. Von ihrem erſten Eintritt in das Colleg an, bis ſie es wieder verließ, machte ſie es ſich zu einer unerſchütterlichen Regel, aus- und einzugehen, ohne die Studenten im mindeſten zu beachten; ſie ſchritt geradeswegs auf ihren Platz zu und ihre Blicke richteten ſich nur auf den Profeſſor oder ihr Notizenbuch.

Wie nothwendig dieſe Haltung ihr im Verlauf ihrer Aufgabe war, mag aus einem Zwiſchenfall erſehen werden, der ſich kurze Zeit nach ihrer Aufnahme in das Collegium begab. Der Gegenſtand der Unterrichtsſtunde war gerade einer der peinlichſten für das Gefühl, da wurde, während der Lehrer noch in ſeiner Auseinanderſetzung begriffen war, ein zuſammengefaltetes Papier, offenbar ein Billet, von irgendjemand aus den höhern Reihen hinter ihr herabgeworfen und fiel auf ihren Arm, wo es liegen blieb, durch ſeine weiße Farbe von dem Aermel des ſchwarzen Kleides auffallend abſtechend. Sie fühlte inſtinctmäßig, daß dieſes Billet irgendeine grobe Ungezogenheit enthielt, daß jedes Auge in dem Gebäude auf ſie gerichtet war, und daß, wenn ſie in dem Collegium bleiben wollte, ſie die Beſchimpfung in einer Art zurückweiſen mußte, welche die Wiederholung einer ähnlichen Handlung unmöglich machte.

Ohne ſich zu bewegen oder die Augen von ihrem Heft wegzuwenden, fuhr ſie fort zu ſchreiben, als ob ſie das Papier gar nicht bemerkt hätte. Nachdem ſie ihre Notizen beendigt hatte, hob ſie den Arm, auf welchem das Papier lag, langſam auf, bis ſie es deutlich in den Bereich der Blicke eines jeden gebracht hatte, und dann ließ ſie durch eine ganz langſame Handbewegung die beleidigende Botſchaft zur Erde fallen. Ihre Handlung, zu gleicher Zeit ein Proteſt und ein Anruf, wurde von den Studenten vollkommen verſtanden und im ſelben Augenblick erhallte das ganze Auditorium von ihrem energiſchen Beifallsruf mit Ziſchen gegen den feigen Angreifer vermiſcht. Während dieſer ganzen Scene hielt ſie wieder die Augen feſt auf ihr Buch geheftet, indem ſie von der wohlwollenden Demonſtration ebenſo wenig Notiz nahm als von dem feindlichen Angriff, der dieſelbe hervorgerufen hatte. Ihre Stellung in dem Collegium war von dieſem Augenblick an feſtbegründet und nicht die kleinſte Ungelegenheit widerfuhr ihr mehr, ſolange ſie darin blieb. Im Gegentheil, eine erfreuliche Aufmerkſamkeit, ebenſo freundlich als ehrfurchtsvoll, ward ihr fortan von ihren Mitſtudenten gezollt, und obgleich ſie, aus in die Augen ſpringenden Gründen, ſtets fortfuhr, ſich von jedem geſelligen Verkehr mit ihnen fern zu halten, ſo zeigten ſie ſich doch immer, wenn ſich einmal die Gelegenheit dazu darbot, bereit und eifrig, ihr jeden Dienſt zu leiſten, der in ihren Kräften ſtand, und einige von ihnen gehören heute zu ihren treueſten Freunden.

Das Gefühl der Verlegenheit, welches ihr bei ihrem anfänglichen Erſcheinen unter den Studenten ſoviel Pein verurſacht hatte, wurde noch außerdem bald überwunden durch die wachſende Vertrautheit mit den Gegenſtänden ihres Studiums, und entſchwand zuletzt völlig vor dem mächtigen Intereſſe und der Bewunderung, welche durch die Betrachtung des wunderbaren und herrlichen Mechanismus der menſchlichen Geſtalt erregt wurde.

Aber die Qual, welche ihr anfänglich dadurch verurſacht ward, erregte doch den Wunſch in ihr, daß eine höhere mediciniſche Schule, an der nur weibliche Studenten aufgenommen werden, ins Leben treten möchte; ein Inſtitut, welches ſie im Laufe der Zeit noch zu erreichen hofft.

Aber obgleich der „weibliche Student" ſich ſo ſeine Stellung innerhalb der Mauern des Collegiums geſichert hatte, dauerte es lange, bis die mißtrauiſche und feindſelige Neugierde, mit der man ſie in dem kleinen Städtchen betrachtete,

sich beruhigt hatte. Sie konnte zuerst keine Aufnahme in einer anständigen Pensionen erlangen, indem man die Inhaber solcher Etablissements mit dem Verlust ihrer besten Insassen bedrohte, sobald man sie aufnehmen würde. Wenn sie auf ihrem Weg nach der Universität durch die Straßen ging, begegnete das vernehmliche Flüstern: „Hier kommt sie!" oder der rohe Schrei: „Komm, wir wollen uns den Damen-Student gut betrachten!" ihrem Ohr; und nicht nur müßige Jungen, sondern auch wohlgekleidete Herren und Damen stellten sich vor sie hin oder bildeten kleine Gruppen auf der Straße, um sie vorübergehen zu sehen, als ob sie ein fremdes Thier von einem andern Planeten gewesen wäre. Aber die Erscheinung der ruhigen, kleinen Gestalt, die immer mit der äußersten Einfachheit gekleidet war, die nicht die geringste Notiz von dem Straßenpöbel um sie her nahm und weder nach rechts noch links blickte, hörte nach und nach auf, die Aufmerksamkeit zu erregen und nachdem noch einige Professorenfrauen ihr einen Besuch abgestattet hatten, willigten selbst die „reizbarsten" der Pensionäre ein, sie in ihrer Mitte aufzunehmen.

Während der Ferien des Sommers 1848 gelang es ihr, die Erlaubniß zu erhalten, als Hausmutter in dem Blockleyhospital bei Philadelphia zu wohnen, wo sie ihre Studien fortsetzte und sich in den weiblichen Krankensälen in Ausübung der praktischen Medizin versuchte. Hier vollbrachte sie zum ersten mal den Act der Geburtshülfe, indem sie ein armes, kleines Negerkind an das Licht brachte, welches mit seiner Farbe und seiner ärmlichen Herkunft ihr — so dachte sie — schwerlich in seinem spätern Leben für diese Ausübung ihrer Kunst zu danken haben würde. Im Herbst kehrte sie nach Genf zurück, wo sie während des folgenden Winters ihre Curse beendigte.

Von dem Augenblick an, wo sie sich zuerst entschlossen, sich dem medicinischen Studium zu widmen, bis auf die letzte Zeit, verfolgte sie ein so strenges System der Selbstverneinung in jedem Zweig persönlicher Ausgaben, das denen kaum glaublich sein dürfte, die es nicht selbst mit angesehen haben, und welches Entbehrungen in sich schloß, denen sich auszuweichen ihr nur eine ganz wunderbare Genügsamkeit gestattete. Alle ihre Bedürfnisse wurden auf die wohlfeilste Weise bestritten; sie kleidete sich mit mehr als anständiger Einfachheit, ging zu Fuß bei jeder Witterung aus bis zur äußersten Erschöpfung ihrer Kräfte und versagte sich handhaft Alles, was nicht zur äußersten Nothwendigkeit gehörte. Ihre Enthaltsamkeit, ein kleines Flacon mit Kölnischem Wasser zu kaufen, welches sie für einige Pfennige hätte haben können, und nach welchem sie, da sie Wohlgerüche sehr liebte, eines Tages ein so außerordentliches Verlangen bekam, daß sie jahrelang gelegentlich durch Visionen dieses Fläschchens verfolgt wurde, war in Uebereinstimmung mit der unerschütterlichen Regel, die sie sich selbst vorgezeichnet hatte. Doch konnten aus jener Zeit Handlungen von seltener Großmuth ihrerseits gegen andere angeführt werden, aber in Bezug auf sich selbst blieb ihre Selbstverlagung unerbittlich, obgleich ihr von Verwandten in England Zuschüsse zur Verfügung gestellt waren. Jeder Heller, den sie so ersparte, ward als ein Gewinn für die Ausgaben künftiger Studien betrachtet und demgemäß aufbewahrt.

Bei diesem Verfahren bedurfte es fast eines heroischen Entschlusses, daß sie sich, als das Ende ihres Studiums nahte, dazu bequemte, einen hübschen schwarzseidenen Anzug für die große Ceremonie der Erwerbung des Doctorhutes anzuschaffen. In einem zu jener Zeit geschriebenen Briefe sagt sie: „Ich arbeite hart, um das Pergament zu verdienen, welches ich hoffentlich zur richtigen Zeit erringen werde; aber ich muß erst noch eine Masse trockener Lectionen überwältigen und meinem Gedächtniß einprägen. Ich war genöthigt, einen Anzug für die Doctorceremonie machen zu lassen, und nun liegt er ruhig in meinem Koffer, seine Zeit erwartend. Er ist von guter schwarzer Seide, hat einen Kragen mit schwarzen, seidenen Fransen besetzt und ist am Hals und den Aermeln mit schmalen, weißen Spitzen eingefaßt. Ich konnte die Ausgabe nicht vermeiden, denn die Ceremonie wird in einer überfüllten Kirche vor sich gehen. Ich muß auf eine Erhöhung steigen, auf welcher der Präsident der Universität, von ehrwürdigen Professoren umgeben, in einem weiten Gewand und dreieckigem Hute sitzt; folglich kann ich weder das weibliche Geschlecht noch das Collegium, noch die Blackwell's herabwürdigen, indem ich mich in einem schäbigen Anzug zeige."

Im Januar 1849 fand die fragliche Ceremonie in der schon beschriebenen Weise statt. Die Kirche war bis zum Ersticken voll; eine ungeheure Menge von Damen wol aus 20 Meilen in der Runde war anwesend, herbeigezogen durch den Wunsch mitanzusehen, wie zum ersten mal ein medicinisches Diplom einer Frau überreicht wurde. Unter

der Menge befanden sich auch einige Mitglieder ihrer eigenen Familie, die besonders darum nach Genf gekommen waren. Nachdem der vorbereitende Theil der Ceremonie vorüber und verschiedene Anreden abgemacht waren, bestieg die Trägerin des schwarzseidenen Anzugs die Erhöhung mit einer Anzahl ihrer Mitstudenten und erhielt aus den Händen des Dr. Aer, des ehrwürdigen Präsidenten der Universität, das so heißersehnte Diplom, welches sie mit seinem Siegel und dem blauen Bande sowie dem Worte Domina, statt Dominus den Reihen der medicinischen Genossenschaft einverleibte, die bis dahin ihrem Geschlechte verschlossen gewesen. Jeder Student sprach, indem er sein Diplom erhielt, einige Worte des Dankes. Als sie das ihrige überreicht bekam, erwiderte Dr. Elisabeth mit leiser Stimme, aber inmitten eines so tiefen Schweigens der Neugierde und des Interesses, daß die Worte vernehmlich durch das ganze Gebäude klangen:

„Ich danke Ihnen, Herr Präsident, für die Weise, welche Sie durch das Institut, dessen Haupt Sie sind, meinen Studien verliehen. Mit der Hülfe des Allerhöchsten wird es das Bestreben meines Lebens sein, dem Diplom, welches Sie mir gegeben, Ehre zu machen." Der Präsident gedachte in seiner Schlußrede noch der Gegenwart eines weiblichen Studenten während des Cursus, der nun beschlossen wurde, als „einer Neuerung, die in jeder Hinsicht eine glückliche zu nennen war", und bezeugte, daß der Eifer und die Energie, welche sie gezeigt, dem ganzen Collegium ein glänzendes Beispiel gewesen sei, daß „ihre Gegenwart in jeder Hinsicht einen segensreichen Einfluß auf ihre Mitstudenten ausgeübt habe", daß „der durchschnittliche Fleiß und das allgemeine Betragen der Studenten während der Periode, welche sie unter ihnen zugebracht, einen höhern Stempel getragen als das irgendeiner andern Genossenschaft, die, seit er mit dem Institut verbunden sei, darin versammelt gewesen", und daß „die besten, wohlwollendsten Wünsche ihrer Lehrer sie auf ihrer künftigen Laufbahn begleiten würden". Die Abhandlung, welche sie bei dieser Gelegenheit geschrieben, wurde von den Professoren hochlich anerkannt und auf Befehl der Facultät gedruckt.

Bald nach Erlangung ihres Doctorgrades kehrte Dr. Elisabeth nach Europa zurück, mit Rücksicht auf die weitere Verfolgung ihrer Studien. Nach einem kurzen Aufenthalt in London ging sie nach Paris und meldete sich zur Aufnahme in den medicinischen Schulen und Hospitälern. Aber obgleich mit Empfehlungsbriefen an viele der hervorragendsten Aerzte und Professoren jener Hauptstadt versehen, war sie eine Zeit lang unfähig, irgendwelchen Zutritt zu den Gelegenheiten zu erlangen, welche den Studenten des andern Geschlechts so bereitwillig offen stehen. Die meisten der Aerzte, an die sie sich wendete, versicherten sie, daß es ihr unmöglich sein würde, Zutritt zu den Hospitälern zu erlangen, und riethen ihr ernstlich männliche Kleidung anzulegen, nicht allein als das geschwindeste, sondern auch als das einzige Mittel, ihr Ziel zu erreichen. Solch einen Ausweg verwarf sie jedoch sogleich, nicht allein als ihrem Sinne widerstrebend, sondern auch als dem Zweck entgegengesetzt, für den sie arbeitete. Sie erwiderte unerschütterlich, wenn man sie dafür zu gewinnen suchte: „Ich handle nicht für mich allein, sondern im Interesse aller übrigen Frauen, was ich zu unternehmen wünsche, muß ich als Frau thun können, oder gar nicht!"

Demgemäß setzte sie ihre Bemühungen fort, und erlangte zuletzt Aufnahme und Wohnung in dem Hospital de la Maternité und die Erlaubniß einige andere Hospitäler besuchen zu dürfen. Sie machte auch einen Privatcursus über Anatomie und Seelenkunde unter der Leitung eines der ersten Professoren von Paris durch.

Nachdem sie Paris verlassen, ging sie nach Grafenberg und kehrte dann nach London zurück, wo sie an dem St.-Bartholomäus- und dem Frauenspital in Red-Lion-Square fortstudierte. Zu gleicher Zeit machte sie sich mit dem System der gymnastischen Medizin bekannt, das durch Ling ausgedacht und von dem fähigen Herrn Georgii in England eingeführt wurde. Außerdem erwarb sie Zeugnisse von Baron Dubois und Dr. Burrows, Dr. Hue, Herrn Power und andern ausgezeichneten Aerzten und Wundärzten, unter deren Leitung sie ihre Studien in Paris und London fortgesetzt hatte. Eine Einladung zum Studium an der königlichen Charité in Berlin, mit dem Versprechen des freiesten Zutritts zu allen Fächern dieses Institutes, ward ihr mit den Ausdrücken der wärmsten Anerkennung ihres Strebens von dem Rest jenes Institutes zugeschickt. Es war ihr jedoch nicht möglich, diese Einladung anzunehmen. Da sie nun bereits die Idee von der Ausbildung weiblicher Aerzte für Frauen und Kinder in auffallender Weise vor das Publikum der Vereinigten Staaten gebracht hatte, betrachtete

ne dieses Land als wahrscheinlich besser vorbereitet, einen weiblichen Arzt zu ertragen als England, ihr engeres Vaterland. Sie wußte auch, daß ihr Beispiel schon viele ihres Geschlechts in den Vereinigten Staaten angetrieben hatte, sich gleichfalls dem Studium der Medicin zu widmen und glaubte sich schuldig, ihnen, die sich vorbereiteten, ihren Schritten zu folgen, alle Hülfe leihen zu müssen, die in ihrer Macht stand. So widerstand sie den Bitten ihrer Freunde und Verwandten in London, welche in sie drangen, sich in dieser Stadt niederzulassen, und kehrte 1851 nach Neuyork zurück. In einem Briefe, gegen das Ende ihrer Reise begonnen, sagt sie:

„Ich fange jetzt schon meinen Brief an, denn ich hörte soeben die freudige Nachricht, daß wir Neuyork wahrscheinlich morgen erreichen werden. Wie sehr ist mir diese Nachricht willkommen, denn ich bin der Reise entsetzlich müde und kann meine Ungeduld, wieder bald auf festem Land zu sein, kaum unterdrücken.

„Mein liebstes Vergnügen an Bord war es, den Untergang der Sonne zu beobachten, der immer prächtiger wird, je mehr wir uns dem amerikanischen Ufer nähern. Ich habe nie etwas Herrlicheres gesehen, als der Himmel am letzten Abend war; ein prachtvoller Regenbogen bedeckte den östlichen Horizont, während ein königlicher Sonnenuntergang den westlichen verklärte. Aber der Gedanke, wie weit, wie gar zu weit ich mich wieder von der herrlichen Alten Welt meiner Kindheit entferne, und an meine lieben, theuern Freunde dort, verfolgte mich in betrübender Weise während meiner ganzen Reise, indem ich stundenlang dastand und auf den oden Ocean blickte. Habe — 's liebes, ehrwürdiges Gesicht und die liebe — mit ihren poetischen Augen, und — und so viele andere waren fortwährend der Gegenstand meiner Gedanken . . . Nach dem Landen frühstückte ich in einem Hotel und fuhr dann zu Mrs. A — 's, wo mir in diesem gastfreundlichen Hausbalt der freundlichste Willkomm zu Theil ward. B. erwartete mich und mit ihrer Hülfe fand ich meine gegenwärtige Wohnung. Wie sank mir der Muth beim Anblick dieser einförmigen Reihen von rothen Backsteinhäusern, dem Gedränge von blassen, mageren, geschäftigen Männern und frivol aussehenden Frauen und der ganzen geldheischenden Atmosphäre von Neuyork! . . . Aber heute Morgen haben wir einen jener kühlen, köstlichen, frühlingshellen Tage, wo nur zu leben schon entzückend ist, und ich bin nun ganz aufgelegt, ans Werk zu gehen, die beste Seite von allem herauszusuchen und meine Pflicht hierhalb in Amerika zu erfüllen. Ich zweifle nicht an der Hartnäckigkeit meines Entschlusses, meine Laufbahn als Arzt lieber hier als in England zu beginnen, denn ich glaube, es wird zuerst hier sein, wo man die Frau als die gleichberechtigte Hälfte der Menschheit anerkennt. Den Franzosen und Deutschen ist der Gedanke eines derartigen Wechsels so gut als unverständlich; das Geschlecht hat ihren Geist so vollständig verdunkelt, daß es scheint, als hätten sie die Kraft verloren, sich eine höhere Vorstellung bezüglich der Frau zu bilden. In England, wo der Gedanke in individueller Hinsicht begriffen werden kann, besteht eine tiefgewurzelte Abneigung gegen ihre praktische Ausführung, die zu beschreiten erst noch Generationen vergehen müssen. Obschon ich stolz bin auf den reformatorischen Geist unseres Heimatlandes, auf das stetige Wachsthum seiner politischen Institutionen, seine Achtung vor der Arbeit und die weisen praktischen Maßregeln, welche die Geister der besten Klassen des Landes beschäftigen, kann ich doch meine Augen nicht vor dieser Thatsache verschließen, daß die Centralreform bisjetzt noch nicht einen entschiedenen Advocaten in England gefunden hat, und, soweit ich es zu beurtheilen vermag, muß ich gestehen, daß die Zeit der Anerkennung der Frau, als der freien Gebieterin und der nothwendigen Vervollständigung des Mannes, immer noch in einer unsichtbaren Zukunft schwebt. In Amerika ist dieser Gegenstand bereits als ein solcher betrachtet worden, dessen praktische Beleuchtung nicht länger verschoben werden darf, und viele der ersten Denker dieses Landes sind bereit, ihm die ernstlichste Aufmerksamkeit und Sympathie zu widmen. Ich kann darum nicht zweifelhaft sein, daß dies der rechte Ort ist, an dem ich wirken muß . . . Aber wie werde ich euch um euern englischen Frühling beneiden! Grüßet Euch auch für mich an dem Geruch der Veilchen und grüße mir die Maßliebchen!" *)

Dr. Elisabeth etablirte sich nun in Neuyork als Arzt für Frauen und Kinder, auf welche Klasse der Patienten ihre Praxis immer ausschließlich beschränkt blieb. Ihr Erfolg auf dem Felde, das sie gewählt, schritt, obgleich sicher, doch nur sehr langsam fort. Sich von allen Parteien fern haltend und

*) Das Maßliebchen ist in Amerika nur als ausländische Gartenpflanze bekannt und die amerikanischen Veilchen riechen nicht

unfähig, sich dem System des Charlatanismus und Selbstlobes, welches unter unsern transatlantischen Vettern so sehr beliebt ist, anzuschließen, konnte sie nur auf den innern Werth ihres Versuchs vertrauen und auf die Hülfe der Zeit, welche diesen Werth ihrer Umgebung zuletzt offenbar machen und ihr so nach und nach die Praxis schaffen mußte, welche zu gründen jedem jungen Arzt schwer fällt und ihr bei der Neuheit des Falls noch viel schwerer wurde.

Kleinere Quälereien fehlten gleichfalls nicht. Einige Aerzte gaben sich die Miene, als ob sie ihre Ansprüche auf medicinische Kunst gar nicht kennten und schlugen es ab, mit ihr zu consultiren. Das Geschlecht der Hausbesitzerinnen — obgleich sie eine ungeheure Menge für ihre Zimmer zahlte — schien einen weiblichen Arzt als etwas geheimnißvoll Schreckliches zu betrachten und verursachte ihr ernstliche Ungelegenheiten, indem man Patienten fortschickte oder es vergaß, Bestellungen auszurichten. Die Glieder ihrer Familie, welche noch in den Vereinigten Staaten lebten, waren fern von ihr und so bedrückte sie die vergleichsweise Isolirung ihres Lebens während der ersten Jahre in peinlichster Weise. Aber ihre ruhige Ausdauer überwand wie gewöhnlich nach und nach alle diese unvortheilhaften Bedingungen. Einer oder zwei der ersten Aerzte der Stadt nahmen an, ihre Geschicklichkeit zu schätzen, erklärten ihre Bereitwilligkeit, mit ihr zu consultiren, und nun zeigte sich kein weiteres Hinderniß mehr von dieser Seite. Der Erwerb eines Hauses sicherte ihr den Vortheil eines dauernden Wohnplatzes und nachdem sich ein Theil ihrer Familie gleichfalls in Neuyork angesiedelt hatte, war sie wieder von den verwandtschaftlichen Sympathieen umringt, die sie so lange entbehrt hatte. Unterdessen entwickelte sich die Ausdehnung ihrer Praxis als das natürliche Resultat ihrer Erfolge in den Familien, von denen ihre medicinische Hülfe in Anspruch genommen worden war, und so hat sie fortwährend zugenommen mit jenem ruhigen, aus dem Innern kommenden Wachsthum, welches der beste Beweis für die Lebenskraft eines jeden Unternehmens ist.

Im Jahre 1852 hielt sie eine Reihe Vorlesungen für Damen über Fragen der Gesundheit und der physischen Entwickelung. In einem Briefe, in welchem sie zu jener Zeit schreibt, findet sich die Bemerkung: „Ich versuche es, die Leute für das Seminum zu interessiren, was ich so sehr zu gründen wünsche, ein Wunsch, den ich auch mit der Zeit zu erfüllen hoffe. Die Wichtigkeit der physischen Erziehung wird mir immer klarer und ich beabsichtige die Frage von der ästhetischen Gymnastik zu einem Hauptpunkt in meinen Vorlesungen zu machen. Ich werde nicht eher zufrieden sein, als bis ich ein Gymnasium nach Ling's System hier eingeführt habe und die Kinder in körperlichen Uebungen ebenso regelmäßig unterrichtet werden wie im Lesen."

Im Jahre 1853 veröffentlichte sie ein Werk, betitelt: „Die Gesetze des Lebens, mit Rücksicht auf die physische Erziehung der Mädchen betrachtet", welches sowol in England wie in Amerika beifällig aufgenommen wurde.

In demselben Jahre errichtete sie eine Klinik für Frauen und Kinder, wo den Hülfesuchenden anfänglich Rath und Arzneimittel gratis ertheilt wurden, aber mit der fernern Absicht, die Anstalt zu vergrößern und die Kranken darin zu verpflegen, soweit die Mittel dazu ausreichen würden. Sie hatte dabei einen dreifachen Zweck im Auge; erstens den, unbemittelten Frauen ärztliche Hülfe von solchen ihres eigenen Geschlechts zukommen zu lassen; zweitens, dieser Klasse von Patienten zugleich mit dem ärztlichen Rath und den Arzneimitteln auch Anweisungen bezüglich ihrer Gesundheitspflege im allgemeinen, der Erziehung ihrer Kinder und über eine vernünftige Lebensweise zu geben; drittens, für das allgemeine Wohl eine entsprechende Zahl von Wärterinnen heranzubilden und so der Gesellschaft einen wesentlichen Dienst zu leisten, indem für heilige Frauen durch eine Erziehung zur Krankenwärterin ein passender Erwerbszweig geöffnet und zugleich für das Wohl der Kranken gesorgt würde, indem man sie unter die Aufsicht von auserwählten und tüchtigen Pflegerinnen stellte.

Diese Klinik wurde organisirt unter der Aufsicht von namhaften Männern Neuyorks; verantwortender Arzt war Dr. Elisabeth Blackwell und vier männliche Aerzte hielten die Consultation mit ihr ab. Der folgende Auszug aus dem ersten Jahresbericht dieser Anstalt bezeuge den Erfolg, welcher das neue Institut begleitet, das 1854 durch einen Act der Legislatur von Neuyork inscribirt wurde.

„Der erste Bezirk", sagt dieser Bericht, „wurde als die beste Lokalität für diese Klinik erwählt, da er eigentlicher Hülfe fast ganz bar ist und dabei von Armen übervölkert. Die Klinik war regelmäßig jeden Montag, Mittwoch und Freitag geöffnet. Ueber 200 arme Frauen haben ärztliche

Hülfe erhalten. Sie haben sie dankbar anerkannt, und einige der Aermsten brachten ihre wenigen Pfennige als Gabe für das Institut dar. Allen diesen Patienten ward die Nothwendigkeit der Reinlichkeit, des Lüftens ihrer Wohnungen und vernünftige Diät aufs strengste anbefohlen und in vielen Fällen wurde der Rath wenigstens eine Zeit lang befolgt. Aber auch die hülflose Wittwe und das alleinstehende Mädchen fanden hier nicht allein Rath für ihre Gesundheit, sondern auch häufig die Anweisung, wie und wo Arbeit für sie zu finden sei, und außerdem wurde in mehr als Einem Fall noch pecuniäre Hülfe für sie geschafft. Infolge des doppelten Elends, das durch die Strenge des Winters und der Handelskrisen veranlaßt wurde und schwer auf die ärmere Bevölkerung drückte, kamen viele Fälle der äußersten Hülfelosigkeit zur Kenntniß des Instituts. Sie betrafen meistens Eingewanderte, vorzugsweise Deutsche, die sich ohne Freunde und Geld befanden und noch mit der englischen Sprache unbekannt waren" u. s. w.

Wir brechen hier den ziemlich ausführlichen Bericht über diese Klinik ab, und sagen nur kurz, daß mit Hülfe von Freunden und Wohlthätern es Elisabeth wirklich gelang, im Mai 1857 ein Hospital für Frauen zu eröffnen, welches sich des besten Gedeihens erfreut und von allen Seiten mit Geldmitteln unterstützt wird. Eine Reihe namhafter Männer, worunter natürlich auch Aerzte, sind Vorsteher dieses Hospitals. Die ärztliche Hülfe wird durch Elisabeth Blackwell, ihre Schwester Emilie und Dr. Marie Zakrzewska unentgeltlich verabreicht.

Unterdessen hatte Dr. Elisabeth's jüngere Schwester, Emilie, welche entschlossen war, ihrem Beispiele zu folgen, im Jahre 1846 angefangen, sich als Lehrerin die Mittel zu verschaffen, die ein medicinisches Studium erfordert. Mit einer unerschütterlichen Gesundheit und Energie begabt, zu Hause in der lateinischen, französischen und deutschen Sprache unterrichtet, besaß sie noch schöne Vorkenntnisse im Griechischen und der Mathematik. Zu allem diesen war sie mit einem so vorzüglichen Gedächtniß ausgestattet, daß nach einmaligem Lesen des ganzen Stückes, sei es in Prosa oder Versen, sie dasselbe auswendig wußte, dabei war ihr Gedächtniß so zähe, daß sie niemals wieder vergaß, was sie einmal gelernt hatte. Ebenso fähig wie ihre Schwester die höchste Selbstverleugnung zu üben und bei Erreichung eines Zieles jedes Hinderniß zu überwinden, war sie ganz dazu geschaffen, den Pfad zu betreten, welchen Elisabeth urbar gemacht hatte. Im Jahre 1848 begann sie einen Cursus der Heilkunde und medicinischen Lectüre bei Dr. Denis, dem Professor des Collegiums von Cincinnati, und sie setzte diese vorbereitenden Studien bis zum Jahre 1851 fort, dabei immer noch als Lehrerin thätig. Dann wandte sie sich mit der Bitte um Aufnahme an die Facultät von Genf, aber — sie wurde ihr abgeschlagen, indem die Facultät auseinandersetzte, daß sie nicht willens sei, ihre frühere Aufnahme von Dr. Elisabeth als eine Verbindlichkeit, auch andere Frauen als Studenten aufzunehmen, zu betrachten. Darauf wandte sie sich an jede andere Universität, wurde aber überall gleichfalls abschläglich beschieden. Endlich gelang es ihr, an dem großen Hospital von Bellevue in Neuyork angenommen zu werden, wobei sie fortfuhr, sich bei verschiedenen medicinischen Collegien um Aufnahme zu melden. Im Herbst 1852 wurde ihr diese von dem Collegium in Chicago (Staat Illinois) gewährt; sie trat dort ein und machte den gewöhnlichen Wintercursus durch. Während der Ferienzeit kehrte sie nach Neuyork zurück, wo sie fortfuhr, das Hospital von Bellevue zu besuchen und zugleich Chemie bei Professor Doremus studirte. Als sie nach Schluß der Vacanz nach Chicago zurückkehrte, fand sie zu ihrem großen Erstaunen und Mißvergnügen, daß die Thore des Collegiums ihr abermals verschlossen waren. Die Facultät hatte von der medicinischen Gesellschaft des Staats einen Verweis erhalten, weil sie einen weiblichen Studenten bei sich aufgenommen, und so hatte man beschlossen, sie wieder abzuweisen. Chicago verlassend, begann sie augenblicklich aufs neue sich bei andern Collegien um Aufnahme zu melden, und zuletzt erhielt sie Aufnahme und Erlaubniß, das Doctordiplom zu erwerben, an dem Collegium von Cleveland (Staat Ohio), wo sie ihre Studien vollendete, deren Schluß folgendermaßen in einem Briefe von Dr. Elisabeth beschrieben ist:

„Emilie ist nun Dr. Emilie Blackwell! Du hast die Ehre, zwei gelehrte Schwestern zu besitzen! Sie doctorirte ruhig in Cleveland, nachdem sie ein glorreiches Examen bestanden, worüber sie von ihren Professoren beglückwünscht wurde. Sie trug ihre Abhandlung vor, welche ganz vorzüglich ist, über die Principien, welche beim Studium der Medicin befolgt werden müssen!"

Im Frühjahr 1851 kehrte Dr. Emilie nach Europa zurück, um dort ihre Studien zu voller-

den. In Edinburg ward sie in die große geburtshülfliche Anstalt jener Stadt aufgenommen und sie studirte Geburtshülfe sowie weibliche Krankheiten unter Leitung von Dr. Simpson. Im Jahre 1855 besuchte sie Paris, wo sie in den Hospitälern Hotel-Dieu, Beaujeau und St.-Louis die klinischen Vorlesungen der hervorragendsten Aerzte und Wundärzte hörte. Mit größtem Eifer besuchte sie das Hospital für kranke Kinder und wohnte einige Monate als Gehülfin in dem großen Hospital der Maternité. Im Jahre 1856 besuchte sie St.-Bartholomäus und noch andere Hospitäler in London. Der Erfolg dieser Studien mag aus den Zeugnissen ersehen werden, welche ihr von den ausgezeichnetsten Aerzten und Chirurgen zu Theil wurden.

Es war die Absicht von Dr. Emilie, sich nach Beendigung ihres Studiums in London als Arzt für Frauen und Kinder niederzulassen. Aber der Wunsch, bei Entwickelung des Frauenhospitals in Neuyork thätig zu sein, als ein Feld für die Bewerkstelligung von der Wichtigkeit weiblicher Aerzte und einer Anstalt für die medicinische Erziehung anderer Frauen, veranlaßte sie, die Ausführung dieses Vorhabens noch um einige Jahre zu verschieben. So kehrte sie im Herbst 1856 nach Amerika zurück, wo sie sich mit Dr. Elisabeth vereinigte und wo sie bleiben wird, bis das Hospital nicht länger ihres persönlichen Beistandes bedarf.

Zur Belehrung derjenigen, welche Interesse an dieser emporblühenden Anstalt nehmen, will ich noch hinzufügen, daß der darin wohnende Hospitalarzt Dr. Marie Elisabeth Zakrzewska ist, eine polnische Dame, ausgezeichnet durch Charakter wie durch Bildung. Sie ist die Tochter eines Arztes, der sie sorgfältig in der Medicin und Geburtshülfe unterrichtete, welches Studium sie mit großem Erfolg noch bei andern Professoren fortsetzte. Sie war erste Assistentin in dem Hospital der Charité in Berlin und Gehülfin der Doctoren Joseph Schmidt, Ebert und Müller. Ferner stande, an irgendeiner preußischen Universität die Erlaubniß zur Erwerbung des Doctorgrades zu erlangen, ging sie 1852 nach den Vereinigten Staaten und ward an dem medicinischen Collegium von Cleveland aufgenommen, wo sie, nachdem sie dort ihre Studien beendigt, den Doctorhut erhielt.

C. Buchner.

Eine Weltanschauung der Versöhnung.

Von Julius Frauenstädt.

I.

Wir leben in einer Welt, in der es dessen, womit Geist und Gemüth versöhnt zu werden bedürfen, nur zu viel gibt. Der Irrthum, das Uebel, die Sünde — sind das nicht heillose Mächte, die uns leicht dem Zweifel und der Verzweiflung in die Arme jagen, wenn wir sie nicht im Lichte einer höhern, versöhnenden Weltanschauung betrachten, wenn wir nicht Dishармonie in Harmonie sich auflösen lassen?

Kunst, Religion und Philosophie haben alle drei diese Aufgabe, die gewaltigen Dissonanzen des Lebens zu lösen, uns zu einer hohen, versöhnenden Weltanschauung zu erheben. Aber sie werden es nur dann können, wenn sie mit jener Gottinnigkeit, wie Spinoza, uns alles sub specie aeterni, alles als eine nothwendige Folge des Urwesens der Dinge in seinem ewigen Zusammenhange auffassen lehren. Freilich hat noch die spinozistische Weltanschauung den Mangel, daß die Nothwendigkeit in ihr noch eine fatalistische, noch nicht die der Vorsehung ist, wie sie das Christenthum lehrt. Aber immer wird zu einer versöhnenden Weltanschauung doch die spinozistische Versenkung in das ewige und nothwendige Wesen der Dinge erforderlich sein. Denn nur die Nothwendigkeit versöhnt und wirkt tröstend, der Zufall, d. i. der Gedanke, daß alles auch hätte nicht oder anders sein können, beunruhigt und zerreißt das Gemüth.

Mit diesen Gedanken nahmen wir ein neues umfangreiches Buch in die Hand, welches sich schon dem Titel als eine „Weltanschauung der Versöhnung" ankündigt: „Der geistige Kosmos. Eine Weltanschauung der Versöhnung von Dr. Karl Scherbelm, evangelischer Prediger." (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1859.)

Wir waren begierig zu sehen, wie der Verfasser das große Räthsel vom Bösen — das Räthsel, das die Theodicäen hervorgerufen — lösen. Nun hat zwar der Verfasser ein eigenes Kapitel vom Bösen unter dem griechischen Titel „Ponerologie" geliefert. Aber dieses Kapitel in Verbindung mit dem, welches von der Erlösung, der „Soteriologie", handelt, hat uns doch den Beweis geliefert, daß des Verfassers Weltanschauung, so sehr sie sich auch bemüht, eine speculative zu sein, im Grunde genommen nur die altdogmatische, supranaturalistische ist, nach der der Sündenfall und die Erlösung nicht, wie

in der speculativen Philosophie der Neuzeit, als ein nothwendiger Proceß der geschichtlichen Entwickelung begriffen, sondern als zufällige Facta, herbeigeführt durch die menschliche Willkür, betrachtet werden. Hätte es dem Menschen nicht beliebt, zu fallen, sich von Gott abzukehren, dann hätte Gott nicht nöthig gehabt, in seinem Sohne Christus Mensch zu werden und auf übernatürliche Weise in die Geschichte einzugreifen. Nun aber der Mensch einmal gefallen war, sprang ihm Gott in seiner Liebe bei und schickte dem sich selbst zu erlösen Unfähigen seinen Sohn auf die Erde — das ist die Quintessenz der „Ponerologie" und „Soteriologie", die uns hier gelehrt wird — eine ältere, überwundene Anschauung.

Wenngleich der Verfasser die Lehre vom Sündenfall nicht buchstäblich nach der Weise der Mosaischen Erzählung von der Schlange und dem Apfelbiß im Paradiese adoptirt und wenngleich er einen personlichen Teufel anzunehmen nicht für nöthig hält, so scheut er sich doch nicht von „der bloßen Zufälligkeit des Falles" zu reden und daraus zu folgern: „Der Fall ist Zufall, aber es hätte ebenso gut also kommen können, daß der Mensch nicht fiel, als daß er fiel." (S. 307.) „Der Fall lag also außerhalb der Nothwendigkeit des göttlichen Weltgedankens. Das aber hatte Gott bestimmt: wenn der Mensch fallen würde, so sollte für das gefallene Geschlecht etwas geschehen, was das wiederherstellen würde, was der Fall zerrüttet hatte." Von diesem Standpunkt aus polemisirt der Verfasser gegen jene Ansicht speculativer Theologen, nach der die sittliche Entwickelung der Menschheit nothwendig durch die Sünde hindurchgeht. Nach des Verfassers Ansicht war der Mensch frei geschaffen, er sollte selbst sich in das rechte Verhältniß zur Natur und zu seinesgleichen setzen und er war so ausgestattet, daß er's konnte. „Als frei konnte er es aber auch verfehlen, und die Wage dieser beiden Möglichkeiten stand ursprünglich so, daß keine der beiden Schalen derselben vermag. Da irrte er sich in der Schätzung der Dinge. Dieser Irrthum erzeugte nach innen Verstimmung, Uebergewicht des sinnlichen Strebens, Selbstentzweiung, nach außen aber Hemmungen, Collisionen, Uebel. Die Verstimmung erzeugte Verkehrtheit und die Verkehrtheit ging bis zur objectiv bösen That, und diese endlich bis zu einem bewußt gewollten Bösen fort."

Wahrlich, eine widerspruchsvollere Anschauung von der Genesis des Bösen, als diese, den Fall einerseits aus dem freien Willen des Menschen und andererseits aus dem Irrthum ableitende, der doch kein freiwilliges, sondern ein nothwendiges Erzeugniß der dem Menschen anerschaffenen Irrthumsfähigkeit war — kann es schwerlich geben. Der Verfasser schwankt zwischen Nothwendigkeit und Zufälligkeit, er bringt es zu keiner entschiedenen, einheitlichen Welt- und Menschenanschauung, weil er sich nicht von dem dogmatischen Boden des Alten Testaments loszureißen vermag. Und darum muß er auch Gott die Rolle spielen lassen, mit seinem Erlösungswerk ganz in die Abhängigkeit von der Willkür des Menschen zu gerathen. Denn es hätte ja für Gott keine Nothwendigkeit gegeben, gefallenen Menschen beizuspringen, wenn es dem Menschen beliebt hätte, nicht zu fallen — —.

Der Verfasser würde eine versöhnendere Weltanschauung gelehrt haben, wenn er nicht zu ängstlich beim Dogma verharrt, wenn er die falschen Vermittelungen zwischen Glauben und Wissen gemieden hätte. Sein dogmatischer Standpunkt läßt ihn zu keinem consequenten Gedanken kommen. Er sagt z. B.: „Gott ruft den Menschen ins Dasein, gibt ihm einen Geist aus seinem Geist, gibt ihm die Bestimmung, in einem innigen geistigen Verkehr mit seinem Urheber zu leben und hatte die eigene Natur des Menschen und die äußere dieser Bestimmung gemäß ausgestattet." (S. 153.) Nun sollte man meinen, daß bei solcher göttlichen Ausstattung es dem Menschen möglich sein müßte, nach dem Falle wieder aus eigener innerer, ihm anerschaffener göttlicher Kraft sich zu erlösen; aber nein, das hieße nach dem Verfasser der göttlichen Ehre zu nahe treten, wenn man in die Menschheit selbst die Kraft der Erlösung legte. Er wacht eifersüchtig über die Ehre Gottes, allein die Initiative der Erlösung zu ergreifen. „Da", schließt er, „Gott den Menschen unmittelbar geschaffen und ausgestattet hat, würde Gott nun in der Wiederbringung des Heils allein eine Ausnahme machen und dieses einem andern, einem Menschen überlassen? Das wäre unwürdig gedacht von der göttlichen Liebe. Wenigstens stünde dann diese weit hinter einer Liebe, deren eine menschliche Brust fähig ist, zurück. Wenn ein Vater sein Kind im brennenden Gebäude weiß, so schickt er nicht seinen Knecht hin, um es aus dem Flammentode zu retten, er stürzt selbst hin".

Man sieht aus dem Angeführten zur Genüge, daß die Weltanschauung des Verfassers eine

supranaturalistisch-dogmatische ist. Abgesehen jedoch von den Schwächen, Halbheiten und Inconsequenzen, die daraus entstehen und die einem philosophisch geschulten Denker sogleich in die Augen springen, enthält das Buch des Verfassers viel Vortreffliches. Da, wo er sich freier vom Dogma bewegt und die neuere Geistesbildung in sich aufgenommen hat, liest man ihn gern und findet seine Anschauung tröstend und versöhnend. Er verheißt den Sieg des Guten, wenngleich er dem sich selbst überlassenen Menschengeschlecht, der sich natürlich entwickelnden Geschichte diesen Sieg nicht zutraut, sondern ihn nur dadurch möglich werden läßt, daß „Gott im Sohne eingegriffen hat in die Geschichte".

Besonders befriedigend fanden wir des Verfassers Ansichten von der Sittlichkeit und den Bedingungen derselben. Er hebt es mit Recht hervor, daß es eine Einseitigkeit ist, nur dem einzelnen Moral zu predigen und sich mit dem kategorischen Imperativ, mit dem strengen: Du sollst! an ihn zu wenden. Mit dem einzelnen komme es nur besser werden, wenn es mit dem Staat und der Kirche besser werde. „Der Staat, die Kirche ist ebenso gut als ein Individuum ein sittliches Subject und daher haben sie ebenso gut wie dieses die Verpflichtung, sittlich zu handeln und sich immer mehr zu vervollkommnen." „Es kann nie besser, von Grund aus besser werden, ehe alle ebenso lebendig fühlen, daß das Ganze ebenso, ja noch mehr verpflichtet ist, sittlich zu handeln, als sie es fühlen, daß jeder einzelne es ist, und ehe diese tiefe Ueberzeugung aller das Ganze zwingt, dieser sittlichen Verpflichtung, die es dem einzelnen auferlegt, selbst zu genügen."

Es ist ein beherzigungswerther Vorwurf, den der Verfasser den Moralpredigern macht, die den einzelnen verdammen, ohne sich darum zu kümmern, ob auch dem armen durch ein verkehrtes Ganzes verkehrt gewordenen einzelnen die Kraft blieb, dem Gebote der Pflicht zu genügen — es ist, sagen wir, ein beherzigungswerther Vorwurf, den er ihnen macht, daß sie nicht den Muth haben, denen, die an der Spitze des Ganzen stehen, mit gleichem Ernst zuzurufen: „Ihr sollt die ganze Energie eines heiligen Willens aufbieten, um Staat und Kirche so zu vervollkommnen, daß ihre Organisation und Institutionen dem einzelnen möglich machen, dem Sittengesetz zu folgen; wo nicht, so seid ihr unendlich mehr schuld als diejenigen, welche durch die verkehrten Zustände der Sünde in die Arme getrieben werden." Mit Recht bemerkt der Verfasser, wenn das Ganze einer ebenso strengen sittlichen Beurtheilung unterläge als der einzelne, dann würde es bald um das Ganze und dadurch um die einzelnen besser stehen. „Viele schlimme Einseitigkeit hat die Sittenlehre zu überwinden. Ihr habt das Kapitel von den Pflichten des einzelnen gegen das Ganze durchgeführt, warum fehlt aber hier gegenüber das Kapitel von den Pflichten des Ganzen gegen die einzelnen?"

Doch der Verfasser hat es nicht blos bei dieser Ermahnung bewenden lassen; er hat selbst in dem Kapitel: „Postulate der Geschichte der Zukunft" und in dem Anhange: „Zur christlichen Politik" seine Ansichten über das, was dem Ganzen noth thut, mitgetheilt. Hier ist sein Urtheil gesund. Besonders beherzigenswerth ist, was er gegen die machiavellistische Politik vom christlichen Standpunkt aus sagt. Da der Machiavellismus noch gegenwärtig seine mächtigen Vertreter hat, so wollen wir im Folgenden noch etwas näher darauf eingehen.

(Den zweiten Artikel in nächster Nummer.)

Briefe aus Paris.

Von Moritz Hartmann.

II.

Die Franzosen verstehen zu schmeicheln! Sich und andern! Der „Messager de Paris" hat meine Ankunft angezeigt, eine Aufmerksamkeit, die mir ein Lächeln entlockte. . . Madame, hieß es, man muß Ihnen den succès von Madame Beecher-Stowe anbahnen! Eine Madame Colmache de Vannerey, die Wittwe des Secretärs des Fürsten Talleyrand, der wir ein interessantes Buch über dessen Leben verdanken, erschien und trug ein ungeheures Blumenbouquet in der Hand, eine Elle im Durchmesser, das sie mir entgegenbrachte, zum Willkommen in Paris. Die Größe ihres Strauzes setzte alle Damen in Erstaunen, die nie einen ähnlichen gesehen zu haben erklärten, und beschämt über die unverdiente Güte, dankte ich der liebenswürdigen Frau für diese Aufmerksamkeit, die mich tief rührte. Einstweilen war es mir möglich, dies Monstrebouquet in einer — Pianinoterrine unterzubringen. Sie sehen, es geschieht alles, um die Schlachten von Magenta und Solferino an gekränkten deutschen Herzen wieder gut zu machen.

Die Aerzte sind nun vorüber. Paris hat sich

von seinem Siegestaumel erholt und darüber zu verschmerzen angefangen, daß es Italien nur halb befreit gelassen. Niemals, sagt man, war Napoleon so populär als beim Abzuge zu der armée d'Italie, und niemals verscherzte ein Fürst so auf Einen Schlag den Enthusiasmus eines Volks, wie er es durch den Frieden gethan. Um wieder seine Schale steigen zu machen, hat er die Amnestie ertheilt; doch man kennt die Absicht und — bleibt verstimmt.

Warum Napoleon so plötzlich diesen Frieden geschlossen hat, ist kein Geheimniß, das auch hier niemand erräth' Des Geldes halber, der großen Unkosten willen, geschah es sicherlich nicht; „denn", sagen die Pariser, „la France est riche! Wir hätten nicht danach gefragt, wie viele Millionen es gekostet, sobald er unserm generösen Impuls entsprochen, einem unterdrückten Volke seine Freiheit zu geben. Deutschland hat uns leider nicht verstanden, sonst wäre es auf unsere Absicht eingegangen. Deutschland versteht nicht les droits des peuples und das Wort justice ist ihm fremd. Unsere Absicht war, im Herzen Europas drei große Reiche zu bilden: la France, l'Italie et l'Allemagne" u. s. w. Das sind so die Redensarten, die man in den Salons zu hören bekommen kann. Uebrigens hört man solchen Discussionen gern zu. Causer, discuter kann kein Volk mit mehr Anstand. Die entgegengesetzesten Ansichten werden ausgetauscht mit einer Lebhaftigkeit und einer Beredsamkeit, in einer so wohlgesetzten Sprache, daß das Ohr davon bezaubert wird; und wie warm auch jeder seine Ansicht vertheidige, nie wird er einen persönlichen Unwillen dadurch hervorrufen, nie wird sich eine Mißstimmung zeigen, nie ein hartes Wort den andern erbittern oder erzürnen.

Ich war gestern Morgen im Hotel der Invaliden, vor dessen Krone man die aus dem Kriege heimgebrachten Kanonen aufgestellt, welche das Volk in Augenschein nahm, als wären es neuerfundene neue Waffenarten. Alle Frauen tobten daran herum, ihr Auge legten sie sogar an die Oeffnung, als ob diese Kanonen aus anderm Metall gegossen wären wie jene, welche Frankreich seinen Feinden entgegenstreckt, als ob sie eine andere Sprache sprächen wie jene, welche ihnen den siegreichen Einzug ihrer Armée d'Italie verkündeten. Noch stand mir diese Scene vor Augen, als in jener Gesellschaft ein Kreis von Männern wie aus Einem Munde die Frage an mich richtete: „Dites-nous, je vous prie, qu'est-ce qu'on dit en Allemagne de Napoléon?" Begierig lasen sie die Worte von meinen Lippen, noch ehe sie gesprochen; denn nur zögernd erfolgte die Antwort.

Jetzt erst wird das eigentliche pariser Leben beginnen, werden sich die Theater des Enthusiasmus bemächtigen, Schlacht-Spectakelstücke bringen. . . Und in all dem Lärm sitzt doch ein Gelehrter und schreibt hier — über die Kabbala! Der gelehrte Abbé Martin, Verfasser eines großen Werks über die Kabbala, die er als Wissenschaft behandelt, welche nach mathematischen Gesetzen ewig, wie die Welt, ihre Richtigkeit haben wird, setzte sich zu mir und hielt mir eine geistvolle Rede über diese Wissenschaft. „Können Sie die Menschenschicksale danach bestimmen?" fragte ich ihn. „Soweit man es kann, indem man aus den Ursachen die Wirkung zu folgern vermag und wissen muß, wie tel et tel homme unter gewissen Bedingungen handeln muß; von Glauben kann aber dabei keine Rede sein, denn wir glauben nur an das, wofür wir keine Beweisgründe haben, z. B. wie wir an Gott glauben!" Er gab mir einen Abriß der Ideen, welche sein neues Buch enthalte, und indem ich ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, hörte ich plötzlich das lauteste, herzlichste Lachen einer mir gegenübersitzenden Dame. Ich blickte erstaunt auf. Er schien diesen Spott gewohnt. . .

Die Lachende war Madame de Béricourt, eine kleine Dame, deren wunderbare Beredsamkeit mich schon lange in Verwunderung gesetzt. Sie ist eine femme philosophe, ein esprit fort, hält Vorträge über Arzneikunde, schreibt über die Rechte der Frauen, die sie vor dem Gesetz als den Männern ebenbürtig anerkannt wissen will, ist voller Geist, Kenntnisse und einer unerschöpflichen Laune. Indem sie mit einem Herrn discutirte, lief mir Frau von Stael und B. Benjamin Constant ein und ich faßte nun den Ausdruck dieser berühmten Frau, wenn sie von seiner conversation étonnante spricht. Um einen Kummer zu vergessen, einen Schmerz zu bewältigen, muß man so reden hören! Denn nicht zu hören, wird da unmöglich.

Madame de Béricourt wird mich am Donnerstag besuchen und mir aus ihrem neuen Werke vorlesen, sowie sie mir ihre Beziehungen zu Michelet und Proudhon mittheilen wird. Sie und ihre Partei wollen die Frauen Frankreichs auf einen würdigern Standpunkt zurückführen, wo sie waren während der drei Monate

1848 wie auch zur Zeit ihrer ersten Republik. Die Klage, daß bei den Französinnen die Vorliebe für echte Kaschmire sich steigere und den Männern alle Lust benahme, sie zu Gefährtinnen zu machen, ist eine begründete, und einsichtsvolle Leute sehen mit Bedauern den Verfall der Sitten, der zu dem des Staates führen muß. Nicht nur in Paris, sondern auch in den Nordprovinzen nähme die Abneigung gegen das Familienleben auf eine bedenkliche Weise zu, sagten die Herren.

Man kam, man ging, wie das von jeher in einem Salon der bels esprits de Paris gebräuchlich ist. Die Bewirthung nahm keine Zeit hinweg, störte keine Unterhaltung. Auf einem Tische standen Gläser, gefüllt mit Zuckerwasser, du lait sucré, die viele Herren tranken, und — Bier; weiter wurde den Gästen nichts gereicht und bis Mitternacht ließen sie sich geduldig daran genügen. Man geht zueinander, nachdem man gespeist, nicht um zu speisen. Und in der That, die wirkliche Unterhaltung kann nur da ungestört fortgehen, wo das ewige Geklirr von Tassen und Gläsern sie nicht unterbricht. Unsere armen deutschen Frauen! Welch eine Arbeit ist für sie der Empfang von Gästen, die bei ihr wie in eine Restauration einziehen!

Was sagen Sie zu folgender allerliebsten Schilderung, die Alexander Dumas in seinem Volksblatt „Monte Ghristo" über die im Jardin des plantes befindlichen Nilpferde und die Vermehrung derselben durch ein weibliches Mitglied ihrer Gattung gibt? Ich kann nicht umhin, sie ganz zu übersetzen.

„Liebe Leser! Verlassen wir den männlichen Hippopotamus, um uns mit dem weiblichen zu beschäftigen! Frankreich hatte kaum dies echte Wunder der Welt, als es ein neuntes wünschte. Es herrschte unter den Gelehrten nur ein Verlangen, Seufzen, Klagen danach. Gleich der Stimme der wehklagenden Rahel, so erklangen während der Nacht Stimmen aus dem Jardin des plantes, welche riefen: «Wozu dient uns ein männlicher Hippopotamus, wenn wir nicht einen weiblichen dazu besitzen?»

„Diese Stimmen fanden ihren Weg über das Mittelländische Meer und ließen Halim Pascha inmitten seines Harem erzittern. «Wir wollen ein Volk nicht länger betrübt überlassen, dem wir unsere Erziehung verdanken», sagte er zu seinem Bruder Said, «und wir wollen ihm durch unsere Erkenntlichkeit beweisen, daß wir dessen Lehren geblieben sind.»

„Und er befahl, um jeden Preis einen weiblichen Hippopotamus einzufangen im Weißen Nil und nach Kairo zu senden. Es gibt ein Land, wo das Wort unmöglich noch auf andere Weise nicht existirt wie in Frankreich und das ist Aegypten. Nach Verlauf eines Jahres sendete man Halim-Pascha durch einen Boten an, daß seine Wünsche erfüllt waren. Nach Verlauf von sechzehn Monaten kam das Weibchen, sechs Monate und einige Tage alt, in Kairo an; in seinem siebenten Monate ward es eingeschifft in einem Staatsboote, mit einem Vorrath Milchkuhe auf 30 Tage, und 15 Ziegen, deren Milch ihm zur Nahrung diente. Siebzehn Tage darauf landete es im Hafen von Marseille.

„Während dieser Zeit hatte ich das Mißvergnügen gehabt, Delaporte, welcher vier Monate in Aegypten zugebracht hatte, drei von diesen vier Monaten im Kreise seiner Familie zu und kehrte dann nach Paris zurück. Gleich nach seiner Rückkehr suchte er mich auf, um seinen Hippopotamus im Jardin des plantes zu besuchen. Sein Hippopotamus mochte acht bis neun Monate alt sein. Seit drei Monaten hatte er Delaporte nicht gesehen. Hier nun das Zeugniß, welches ich zur Ehre des Hippopotamus ablegen kann, und mit Bedauern widerspreche ich damit dem Zeugniß meines ehrenwerthen und gelehrten Freundes Geoffroy Saint-Hilaire, welcher behauptet, der Hippopotamus sei eine Kreatur ohne alle gemüthlichen Empfindungen.

„Sobald wir in den ihm zugewiesenen Bereich traten, tauchte der Hippopotamus aus dem Wasser auf, dann, nachdem Delaporte ihn bei seinem arabischen Namen angerufen, lief das Thier unter den Aeußerungen der lebhaftesten Freude herbei und rieb dabei ein Grunzen der Befriedigung aus, welches ungefähr dem einer Herde von 20 Schweinen gleichkam.

„Wir wollen den Leser hier an eine Thatsache erinnern, daß nämlich der Vater und die Mutter ihr Leben verlieren, indem sie ihre Kleinen vertheidigen wollen. Das liegt weit entfernt von dem harten Ausspruch unseres gelehrten Freundes Geoffroy Saint-Hilaire, «daß es bei den weiblichen Hippopotamus gewöhnlich sei, ihre Jungen zu verlassen oder gar zu verspeisen, und daß es kein gemeineres und brutaleres Geschöpf gäbe als den Hippopotamus.» Sie werden sehen, wie ich über ich kein Gelehrter bin) das Benehmen unseres weiblichen Hippopotamus in Bezug auf seine Jungen beurtheile.

„Kaum war der weibliche Hippopotamus in Paris angekommen mit seinem noch vertrauensvollen Milchvorrath auf drei sechs Tage, als der männliche Hippopotamus, trotz der Jugend des weiblichen, in heftiger Leidenschaft für dasselbe entbrannte. Die Folge war, daß nach Verlauf von zwei Monaten ein kleiner Hippopotamus geboren ward. Kaum hatte der Kleine sich auf der Oberfläche des Wassers gezeigt, um Athem zu schöpfen, so wurden die Gelehrten davon benachrichtigt und liefen herbei. Auch war keine Zeit zu verlieren, denn zwölf Stunden nach der Geburt warf sich die Mutter auf ihr Kleines und versetzte ihm eine tödtliche Wunde.

„Dabei muß ich erwähnen, daß das Maul des Hippopotamus, wenn es gähnt und gelbe Augen anfängt, zwei Ellen im Durchmesser mißt.

„Die Gelehrten waren trostlos über den Tod des Kleinen, weil sie meinten, es werde keine Geschwister erhalten.

„Doch sollten sie bald, zu ihrem Trotze, eine andere Ueberzeugung gewinnen. Der Wächter des Hippopotamus kündigte ihnen an, daß sich neue Hoffnungen zeigten, und vierzehn Monate darauf war wieder ein Kleines da. Diesmal lief man zu Gelehrten herbei. Sie fanden den Klei-

nen luſtig auf der Oberfläche des Baſſins ſchwimmend, ſich ſanft an den Hals ſeiner Mutter ſchmiegend oder auf ihrem breiten Rücken ruhend; dann gingen ſie unter das Waſſer und kehrten in 40 Minuten nicht zurück. Der Vater ſchien gleichgültig, doch nicht feindlich geſinnt gegen ſein Kind. Am Mittwochmorgen ſtieg der Kleine endlich aus dem Waſſer und legte ſich in die Sonne. Eilig lief man die Gelehrten herbei, welche ihn betrachteten und maßen. Er war über zwei Ellen lang und wuchs zuſehends, als dieſe man ihn auf.

„Unter dieſen Gelehrten iſt nun ein Herr Prévoſt, welchen der weibliche Hippopotamus, trotz aller Aufmerkſamkeiten, welche er ihm täglich beweiſt, nicht leiden kann. Sobald er ſeiner anſichtig wird, ſtürzt er aus dem Waſſer und will ihn verſchlingen.

„Selbſt Herr Geoffroy Saint-Hilaire, ungeachtet ſeiner hohen Stellung ſowol in der Wiſſenſchaft wie im Jardin des plantes, hat ſich niemals mit dem Geſchöpf vertraut machen können und daraus entſpringt wol ſein etwas ſtrenges Urtheil über den Hippopotamus, entgegengeſetzt der Meinung ſeines Genoſſen, des gelehrten Deutſchen Funke, welcher in ſeiner »Naturgeſchichte« (Leipzig 1811) ſagt, daß der Hippopotamus ſeiner Natur nach ſanft und nachgiebig ſei.

„Dieſem muß ich noch hinzufügen, daß die Gelehrten ſich an dem Abend vor dem an dem kleinen Hippopotamus verübten Mord mit einer Rattenjagd beſchäftigten. Die zerſtörende Waffe war die Piſtole und die Gelehrten ſind dafür bekannt, Piſtolen nicht mit beſonderer Geſchicklichkeit zu führen. So gab es denn wenig getödtete Ratten, aber ſehr viele Schüſſe und noch mehr Geräuſch.

„Dieſer ungewohnte Lärm ſcheint die Gemahlin des Hippopotamus in eine ſehr aufgeregte Stimmung verſetzt zu haben.

„Gegen 1 Uhr morgens ſah der Wärter den kleinen Hippopotamus ganz erſchöpft aus dem Waſſer ſteigen und ſichtlich viele Schmerzen leiden. Kaum einige Schritte gegangen, legte er ſich am Rande des Baſſins nieder und ſtöhnte jämmerlich. Der Wächter lief herbei und gewahrte an ihm ſechs Wunden, von denen die eine, durch die Lunge gegangen, tödtlich war. Er lief zu Herrn Prévoſt, meldete ihn und kündigte ihm an, daß er ſich beeilen müſſe, wenn er den kleinen Hippopotamus noch am Leben finden wolle. Herr Prévoſt kam noch früh genug an, um den letzten Seufzer des kleinen Hippopotamus zu vernehmen, ohne daß deſſen Mutter bei dieſem rührenden Schauſpiel eine andere Empfindung verrieth als die des Mißvergnügens über die Gegenwart eines Fremden in ihrem Bereich. Um 2 Uhr früh hatte der kleine Hippopotamus ſein Leben ausgehaucht.

„Obgleich ich kein Gelehrter bin, ſo möchte ich doch bei dieſer Gelegenheit die Herren Gelehrten auf etwas aufmerkſam machen. Dies iſt, daß nur die Hausthiere die Gegenwart des Menſchen bei ihren Kleinen dulden und daß die böſe Hippopotamus-Mutter vielleicht zu einer guten wird, wenn man ſie mit ihrem Jungen ſich ſelbſt überläßt, weder eine Rattenjagd in ihrem Bereiche anſtellt, noch durch Blicke der Neugierde ſie beunruhigt, und daß hierin vielleicht das einzige Mittel für die Wiſſenſchaft zu finden iſt, den ſo ſehr gewünſchten kleinen Hippopotamus gedeihen zu ſehen.“

Nachdem ich dieſen witzigen Brief geleſen, begab ich mich geſtern nach dem Jardin des plantes, um dieſe Ungeheuer aus dem Weißen Nil hier in dem gelben Waſſer der Seine ſchwimmen zu ſehen. Eine Menge Zuſchauer ſtanden umher. Wie regungslos lagen ſie da auf der Oberfläche des Baſſins, der Kopf des Weibchens zärtlich auf dem Rücken des Männchens ruhend, die Augen geſchloſſen und ungeſtört weiter ſchlummernd unter dem ſie umgebenden Geräuſch! Da die Preſſe ſich ihrer auf ſo beredte Weiſe angenommen, begriff ich jetzt die Ausrufungen des Erſtaunens, womit der Franzoſe in ſeinem leicht erregbaren Enthuſiasmus dieſe Thiere ebenſo muſternd begrüßte wie die armee d'Italie.

Anregungen.

Das Studium der Alten.

II.

Mit Recht erklärt Voigt in ſeinem Werk über den Humanismus aus dem Widerſtreit zwiſchen dem kirchlichen und dem claſſiſch-alterthümlichen Geiſt die Erſcheinung, daß alle Beſchäftigung einzelner mit der claſſiſchen Literatur, die uns während des Mittelalters nicht ſelten entgegentritt, doch für die Geſammtbildung deſſelben völlig unfruchtbar blieb. „Das Alterthum iſt einmal eine Welt für ſich: nur demjenigen, der es als ſolche auffaſſen und mit unbefangener Hingabe betrachten kann, bietet es ſeinen bildenden Stoff. Kein Theil der Wiſſenſchaft kann gedeihen, ſo lange er einem andern zu dienen verurtheilt iſt.“

So ſehr wir auch die Erhaltung des claſſiſchen Alterthums den Kloſterbrüdern verdanken, die das von ihren Vorgängern erworbene Gut jahrhundertelang aufbewahrt, geſchützt und durch Abſchriften vervielfältigt — Geiſt und Herz haben ſie doch dieſer Arbeit niemals gewidmet. Es blieb bei dem todten Buchſtaben. Daſſelbe Daſein, welches die claſſiſchen Bücher in den Klöſtern führten, lebte ihr Inhalt in den Geiſtern. Die oft erſtaunlichen Anſtrengungen einzelner blieben ohne Erfolg, denn „es fehlte die Kontinuität des Strebens, es fehlte das Zuſammenwirken der Strebenden“. Die lateiniſche Sprache wurde als Magd der Kirche behandelt. Ein armſeligeres Fortleben der römiſchen Autoren iſt kaum zu denken als das unter den Klerikern. Und es ging ihnen nicht viel beſſer auf den Hochſchulen. Auch hier dienten ſie den großen Fakultätswiſſenſchaften; ein ſelbſtändiges Leben haben ſie ſelbſt bei den Geiſtern erſten Ranges, bei einem Abälard und Johannes von Salisbury nicht erlangt. Der eigent-

lich geistige Erwerb des classischen Alterthums war jahrhundertelang so gut wie verloren und es konnte bei der „verzehrenden Literatur der Kirche" nicht anders sein.

Voigt weist diese Dictatur an einigen Erscheinungen nach. Die herrschende Kirche mit ihrer Systematik duldet den individuellen Menschen nicht. Alles soll sich ihren Institutionen als ein fügsames Glied unterordnen. Sie kennt kein besonderes Geisteseigenthum und in diesem Sinne ist sie auch mit der classischen Literatur verfahren. Darum wurden die Werke derselben nach Belieben verkürzt und erweitert, verchristlicht und verstümmelt. Die Kirche hatte ferner das Bestreben, die Widersprüche in ihrem eigenen Schoße unter ihren verschiedenen Autoritäten auszugleichen und das Lehrgebäude nach bestimmten Tendenzen abzurunden. Solche Behandlung mußten sich auch die Classiker gefallen lassen. Die philosophische Moral des Aristoteles durfte der kirchlichen nicht widersprechen; Cicero, Seneca und Boëthius wurden betrachtet, als stünden ihre Schriften in gleichem Range nebeneinander u. s. w. Die Eigenthümlichkeit der verschiedenen classischen Autoren ging natürlich über einem solchen Verfahren zu Grunde, der Sinn für das Individuelle, Eigenthümliche konnte sich nicht bilden und damit nicht der Sinn für die edlere Form und den tiefern Gehalt. „Um dieser individuellen Kraft Spielraum zu schaffen, mußte die neue Wissenschaft, die das Erbe der classischen Nationen antrat, das Kloster, die geistliche Zucht und die zünftigen Universitäten verlassen. Ihre Jünger mußten Kutte und Mönchgewand von sich werfen und sich als Söhne des alten Rom gleichsam in Tunica und Toga kleiden. Ein neuer Stand mußte in die Gesellschaft treten und mit einer neuen und selbständigen Bildung, bald neben die Kirche, bald feindlich ihr gegenübergestellt, immer aber wesentlich von ihr gesondert."

Auf diesem Hintergrunde der mittelalterlichen Verhältnisse entwirft Voigt sein lebensvolles Gemälde des ersten Jahrhunderts des Humanismus, ein Gemälde, das nicht blos für den Philologen, sondern für jeden nach genauerer Kunde der geschichtlichen Entwicklung des Geists Strebenden von großem Interesse ist. Die Wiederbelebung des classischen Alterthums war die Befreiung des Geists aus den Fesseln der Kirche und es darf daher nicht wunder nehmen, daß noch heutzutage die kirchlichen Zeloten geschworene Feinde des Humanismus sind. Um so nöthiger aber erscheint es, die humanistische Bildung aufrecht zu halten. Gegen ihr müssen alle mittelalterlichen Restaurationsversuche abprallen.

Gesunde Gestalten.

In Recensionen werdet ihr zuweilen finden, daß den Dichtern vorgeworfen wird, ihre Gestalten wären nicht gesund, nicht dem wahren Leben entnommen, sondern krankhaft. Dem einen blüht die wahre Gesundheit der Gestalten nur auf dem Anger eines Dorfs unter den Gänsen, dem andern unter den Schneidern und Theaterfriseuren, die Hackländer zu schildern pflegt, dem dritten, dem die ganze Gegenwart ungesund ist, liegt die wahre Gesundheit dichterischer Gestalten gar nur noch in der „Jobsiade".

In einem Kreise literarischer Freunde wurde kürzlich die Gesundheit in der Aesthetik besprochen und manches Glas zur Gesundheit einer Kritik geleert, die auf einer Anzahl Schlagworte herumreitet, welche neuere poetische Impotenz aufgebracht hat, um mit Trivialitäten desto besser durchzukommen. In einer Literatur, wo sich ein lyrischer Dilettant, wenn er zu neunundneunzig andern der hundertste ist, einbilden darf, einst „unter den besten mitgenannt" zu werden und redlich auch bereits für seine Würdigung in Almanachen und Zeitschriften vorzusorgen versteht, müssen sich wol die Kennzeichen dessen, was „gesund" ist, entweder auf das nüchternste und alltäglichste reduciren oder auf ein gewisses traditionelles Vorsiethum, das sich allerdings gesund und resolut in der Erhöre ergeht: Elfen, Mentchen, Holde Maid, Dornröschen, O Lenz, du wunderschöner Lenz, Ich weiß einen Grund gar grün und kühl, O Ritter Tannhäuser du, Schifflein seh' ich gleiten u. s. w.

Die Improvisation eines Freundes hätten wir nachschreiben sollen, der eine Meinung über diese „gesunden Gestalten" abgab. Er recensirte Shakspeare im Ton unserer feuilletonistischen und literarischen Recensenten.

„Wieder sind einige Dramen von diesem Shakspeare erschienen", parodirte er, „die wir mit um so größern Erwartungen in die Hand nahmen, als die ersten Anfänge dieses Talents uns mit so gerechten Hoffnungen erfüllten. Indessen müssen wir bedauern, daß trotz mancher gelungenen Partie, namentlich im Dialog, dieser Autor immer mehr auf Abwege geräth. Die frühere naturwüchsige Frische und Gesundheit scheint ihm seit einiger Zeit gänzlich abhanden gekommen. Welche krankhafte Gestalt ist dieser «Hamlet»! Ein Mensch, der nur immer verspricht, etwas leisten zu wollen, der, statt eine gesunde That mit frischem, freudigem, fröhlichem Entschluß zu ergreifen, vor Phrasen und inhaltlosterem Dialog nicht dazu kommen kann! Sieht es etwas Ungesunderes — als einen solchen Kranken! «Wie schal, unerfreulich und eitel ist doch das ganze Treiben dieser Welt!» ruft er selbst aus, und mit solchen, aus Selbstquälerei entstandenen hypochondrischen Schilderungen will man — die deutsche Nation erheben und kräftigen! Wie Hamlet, sind auch alle seine Umgebungen Caricaturen, nur der einzige «König» weiß wenigstens, was er will; er vergiftet die, die ihm im Wege stehen. Die weiblichen Charaktere sind, wie man bei diesem Dichter schon gewohnt ist, krank und überwiegend verzwickt. Die Scene zwischen Ophelia und Hamlet ist schon das Non-plus-ultra einer ungesunden Empfindungsweise.

Doch ist Ophelia noch Gold gegen eine andere weibliche Gestalt in dem zweiten Stück der Sammlung: «Lear». Eine «Cordelia» findet sich dort, die nicht über die Lippen bringen kann, zu sagen, daß sie ihren Vater liebt!! Auf solche Unnatürlichkeiten, lediglich nur Schrullen des Autors, wird ein ganzes Stück gebaut, an dem von Anfang bis zu Ende nichts gesund ist! Der Hauptheld Lear ist schon krank, wenn er nur auftritt; ja der «Narr» sogar, der doch sonst eine «frische, freie, fröhliche und naturwüchsige Gesundheit» und einen «echt körnigen, volksthümlichen Humor» bei diesem Dichter zu repräsentiren pflegt, ist diesmal auch krank. Krank ist" u. s. w. u. s. w.

Vielleicht bewegen wir den Freund, seine zeitgemäße ärztliche Diagnose Shakspeare's zu Nutz und Frommen der „gesunden Gestalten" drucken zu lassen.

Metternich — Voltaire — Rahel Varnhagen.

I.

Im Vorwort zu einer der von ihm herausgegebenen Biographieen gesteht Varnhagen von Ense ein, welche Schwierigkeit ihm öfter die über alles Maß hinausgehenden Kraftworte des Fürsten Blücher gemacht hätten, ohne den Anstand und das schöne Ebenmaß der Darstellung zu verletzen und dabei doch die volksthümliche Derbheit des preußischen Nationalhelden in das rechte Licht zu stellen.

In dieser Beziehung gibt es keinen schärfern Gegensatz zu Varnhagen als Ernst Moritz Arndt.

Beide Männer, im Grund des Herzens von einem unabhängigen Sinn beseelt, prägen doch in ihrer äußern Persönlichkeit, in ihren Schriftzügen wie in ihrer Auffassungsweise und Darstellung einen durchgreifenden Unterschied. Wo Arndt schonungslos, in den härtesten Ausdrücken vorwerft, findet Varnhagen immer noch Gesichtspunkte, die ein besseres Licht ergeben; jenen sehen wir noch in seinem neunzigsten Lebensjahre wie zur Zeit der Befreiungskriege voll Liebe oder voll Haß, diesen dagegen mit sorgfältigem Erwägen den Griffel führend, wohlwollend und sich mäßigend, soweit nur irgend möglich.

Die Denkwürdigkeiten aus Varnhagen's Leben in dem letzterschienenen achten Bande (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1859) bieten, gegenüber Arndt's „Wanderungen und Wandelungen", vielfach den interessantesten Stoff zur Vergleichung und gewiß auch zur gegenseitigen Ausgleichung und Berichtigung. Was wir dort von Gentz, besonders aber von Metternich mitgetheilt finden, zeigt uns beide Männer, die man sich gewöhnt hat, ihrer Gesinnung und ihrem Wirken nach zu verurtheilen, von bisher unbekannten respectablen Seiten; ja Varnhagen wird zum begeisterten Apologeten, freilich nicht des Staatsmannes, wol aber — was nicht weniger überraschen wird — des Menschen Metternich. Empört sich seine innerste Seele gegen die politischen Maßregeln des Staatskanzlers, so hegt er dagegen alles Vertrauen und alle Neigung um so eifriger gegen den Privatmann, fühlt, daß in seiner Nähe zu leben ihm ein Glück sein würde, daß er ihm alles Geheimste sagen könnte, von ihm in jeder Sache, die nicht Politik beträfe, Einsicht und Billigkeit erwarten würde. Aber wie schwer fällt es, den verhaßten Freiheitsfeind — nicht verhaßt durch gerade und entschiedene Gewalt, sondern durch den geheim und nachhaltig lähmenden Einfluß seiner Staatslenkung — mit dem liebenswürdigen Menschen harmonisch in einer Persönlichkeit vereinigt zu denken! Alles, was aus Metternich's eigenem Munde und sonst von dem persönlichen Zusammentreffen mit ihm mitgetheilt wird, spannt unsere Erwartung, verstrickt uns jedoch vielmehr in das Räthsel dieses Charakters, als es zu lösen. Uebrigens machen die so umfassenden vertraulichen Aeußerungen des Diplomaten-Meisters gegen einen ihm fern stehenden Gast allzu sehr den Eindruck der Absichtlichkeit, als daß man sie als unbefangen gelten lassen dürfte. Auch sehen wir Varnhagen selbst in der Beurtheilung merklich schwanken, indem er erst meint, daß die harten Urtheile des Freiherrn von Stein und Wilhelm von Humboldt's nothwendig zu Gunsten Metternich's behingt werden müßten, gleich darauf aber zugibt, daß er als Staatsmann eigentlich überall fiasco gemacht, und doch wieder versichert, er hätte in seiner Stellung „Außerordentliches geleistet", „unendlichen Schaden abgewehrt", mit dem ermäßigenden, ja fast aufhebenden Zusatz: „nämlich was ihm und den Seinen als solcher erschien." So glauben wir, werden die Abschnitte über Metternich wie über Gentz zwar mit Interesse gelesen werden, jedoch nicht im Stande sein, das bisher feststehende Bild beider Persönlichkeiten wesentlich umzugestalten.

Aus meinem Tagebuch.

Von Friedrich Spielhagen.

Eigentlich ist alles künstlerische Schaffen ein Uebersetzen aus einer Sprache in die andere — aus Fleisch und Bein in Marmor, aus Erde und Himmel in Farben, aus Gefühlen in Töne, aus Gedanken in Worte. Manche verstehen die Sprache nicht recht aus der sie übersetzen sollen, manche wiederum diejenige nicht, in welche sie die andere zu übertragen haben. Nur wenige gibt es, welche beide gleich gut verstehen, und das erst sind die vollendeten Meister.

* *

Mit den in ihrer Weise halb und halb-gestrichenen und gebildeten, immer aber doch oberflächlichen Gesellschaftsmenschen ist es wie mit dem Champagner. Die ersten schnellen Züge munden am besten; läßt du den Wein eine Zeit lang stehen, findest du, daß seine beste Kraft verraucht ist; versuchst du tiefer in jene Menschen zu dringen, bemerkst du mit Erstaunen, wie sie sich in den paar hübschen Phrasen vollständig ausgegeben haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Vierter Band. Nr. 52. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Marie Antoinette. — Vor funfzig Jahren. Drei Jubiläen. Von Heinrich Laube. — Eine Weltanschauung der Verklärung. Von Luise Frauenstädt. II. — Das strasburger Münster. Von J. Lampert. — Londoner Skizzen. IV. — Beethoven und Plato. — Metternich — Voltaire — Adel Harnbagen. II. — Gießen.

Marie Antoinette.

Die Tochter Maria Thereſia's legte ihr Haupt auf den Block der Guillotine am 16. October 1793.

Ihr Leben wurde bisher faſt nur von Feinden oder Gleichgültigen geſchrieben. Die erſtern haben alle Verdächtigungen, die ſich die Hofleute von Verſailles ins Ohr flüſterten, alle offenen Verleumdungen, die ihr die Pamphletſchreiber der regierenden Stadtgemeinde ins Angeſicht ſchleuderten, geſammelt und daraus einen Berg von Anklagen, nicht ſowol materiellen, als moraliſchen, gegen das unglückliche Opfer der Revolution gethürmt.

Die Gleichgültigen ſind an der Unglücklichen vorübergegangen, ſie bemitleidend zwar, ohne aber die Urſache vollkommen zu ergründen, die ſie allmählich vom Gipfel des Glücks in einen ſolchen Abgrund von Elend ſinken ließen, deſſen Tiefe kaum der Gedanke zu faſſen vermag. Wenige Freunde nur haben eine ſchüchterne Vertheidigung hören laſſen. Unglücklicherweiſe gelten die Memoiren der Frau von Campan gar nicht für ganz uneigennützig; auch müſſen Weber's Memoiren mit äußerſter Zurückhaltung geleſen werden; der Wortſchwulſt Lafont d'Auſſone's kann kein Vertrauen einflößen. Die freilich nicht vollſtändige, aber gründlichſte Arbeit, die bisjetzt erſchien, verdanken wir dem Grafen von der Mark. Sie bildet den Eingang ſeiner „Correspondance avec Mirabeau", herausgegeben von Herrn von Bacourt.

Marie Antoinette iſt hier in verſtändiger und edler Weiſe von einem Manne geſchildert, der mit ihr wohlbekannt und viel umgegangen war, der nie eine Gunſt von ihr erbeten hatte, deſſen private und officielle Stellung eine Bürgſchaft für ſeine Unabhängigkeit war und der perſönlich die löblichſten Anſtrengungen gemacht hatte, ſie und mit ihr die Monarchie zu retten, und das zu einer Zeit, wo die Diener ſelten und die Beweiſe von Ergebenheit übel zu ſtatten kamen.

Endlich noch hat unter unſern Zeitgenoſſen Ste.-Beuve in einem Artikel vom 14. Juli 1851 mit ſeltener Unparteilichkeit und edler Maßung die hervorſpringendſten Züge eines ſo ſchwer zu erfaſſenden und folglich ſchwer zu würdigenden Charakters zuſammengefaßt.

Nach ihnen ſind in allerneueſter Zeit einige Schriftſteller aufgetreten, welche von verſchiedenen Standpunkten aus, ſich mehr oder minder die Rechtfertigung und Apologie Marie Antoinettens zur Aufgabe gemacht haben. Die Titel ihrer hiſtoriſchen Arbeiten lauten: „La reine Marie-Antoinette et la Revolution française, par le comte Horace de Viel-Castel" (1 Bd., Paris, Techener,

1859). — „Histoire de Marie-Antoinette, par Edmond et Jules de Goncourt" (1 Bd., Paris, Didot, 1858). — „Louis XVI et sa cour, par Amedee Renée" (1 Bd., Paris, Didot, 1858).

Diesen drei Werken, vorzüglich den beiden erstern zufolge, hätte die Königin keine Mängel gehabt und man könnte ihr weder den Schein eines Fehlers noch den Schatten einer Schwäche zum Vorwurf machen. Sie hatte mit allen guten Eigenschaften des Herzens allen Glanz der Tugend, alle Hülfsquellen der Intelligenz, alle Macht des Genies vereinigt. Dieser Panegyrikus entspringt aus zu ehrenhafter Gesinnung, als daß man sich nicht geneigt finden sollte, ihn einigermaßen zu theilen, er ist überdies die natürliche Folge der Beschimpfungen, deren Gegenstand Marie Antoinette gewesen. Wir zweifeln jedoch, daß es der richtige Gesichtspunkt der Geschichte ist. Die Wahrheit wird sich, wie immer in ähnlichen Fällen, zwischen der Heftigkeit des Angriffs und dem Eifer der Vertheidigung finden, näher vielleicht der letztern. Uebrigens ist die Geschichte bei aller Strenge keine so unbeugsame Muse, als man zu sagen beliebt. Ein großes Mißgeschick macht in ihren Augen viele Fehler, oft viele Verbrechen wieder gut. Sie läßt ihre Gerechtigkeit dann gern von der Poesie rühren, ihr Urtheil von der Legende mildern; Maria Stuart und Don Carlos beweisen es. Wir wollen damit keineswegs sagen, daß Marie Antoinette einer gleichen Nachsicht bedarf, sondern nur daß die Schwächen, die sie haben, die Fehler, die sie begehen, die Irrthümer, in die sie fallen konnte, zu geringen Maßen werden vor der Größe ihrer Sühne. Und wären sie noch bedeutender, wären sie noch zahlreicher, sie hätte sie hundertfach getilgt durch ihren Heroismus im Unglück, ihre Unerschrockenheit vor dem Tode. Sie ist mit Einem Wort eine zu schmerzensreiche Gestalt, als daß die Geschichte ihre Unbeugsamkeit vor ihr ganz behaupten kann.

Dreiundzwanzig Jahre lebte Marie Antoinette in Frankreich! Vom 16. Mai 1770, ihrem Hochzeitstage, bis zum 16. Oct. 1793, ihrem Todestage. Es sind drei Perioden: die Periode ihres Privatlebens, vom 16. Mai 1770 bis zum 7. October 1789; die Periode, in der sie einen directen und fast ausschließlichen Antheil an den Staatsangelegenheiten nimmt und ihr Einfluß sich mehr und mehr in der Haltung der Regierung bemerkbar macht, vom 7. October 1789 bis zum 10. August 1792; endlich die Periode ihres Unglücks, ihres Märtyrerthums, vom 10. August 1792 bis zum 16. October 1793.

In den beiden erstern, muß man gestehen, spricht sich ihre Persönlichkeit eben nicht in sehr ausdrucksvoller und besonders bestimmter Weise aus. Sie ist eine Wienerin! Eine schöne Königin des Hofes, die Beherrscherin von Versailles, höchst liebenswürdig, aber auch leichtsinnig, und sehr unvorsichtig, sehr veränderlich. Sie hat nichts von dem, womit Katharina von Medicis, eine Elisabeth, eine Katharina II., eine Maria Theresia den Schwierigkeiten entgegenging, gegen die Hindernisse ankämpfte und sie zuletzt bewältigte. In der letzten Periode dagegen erhebt sich die Gattin, die Mutter zu eigener bedeutender Höhe, die Interessen machen den Gefühlen Platz, der bis dahin so unvollkommene Charakter findet im Angesicht des Unglücks Kräfte, die seine Vergangenheit nicht ahnen ließ.

Als die junge Erzherzogin von Oesterreich als Dauphine Frankreich betrat, fand sie sich zweierlei Schwierigkeiten gegenüber, die vorauszusehen sie zu jung, zu wenden zu stolz, zu überwinden zu sorglos war: politischen Schwierigkeiten und heimlicher Mißgunst. Ein Opfer des Choiseul'schen Systems, ein Unterpfand der so antinational zwischen Frankreich und Oesterreich geschlossenen Allianz von 1757, kam sie in einem Lande an, das eine tiefe Antipathie gegen diese Allianz hatte und in dem eine damals sehr mächtige Partei, die Maupeou, die Aiguillon, dem Minister, dessen Ungnade nahe war, vorwarf, aus Frankreich, nach Friedrich's II. Ausdruck, „eine Pachtung des Hauses Oesterreich" gemacht zu haben. Man weiß, was zu allen Zeiten der Haß der Parteien ist, und welches die Waffen sind, die zu gebrauchen man sich nicht schent, um seine Gegner zu bekämpfen. Dieser Haß hielt nicht an vor der künftigen Thronerbin; man unternahm gegen sie einen förmlichen Krieg mit Epigrammen, Liedern, Flugschriften und Verleumdungen, einen Krieg, der allerdings mehr für die Partei Choiseul als für die Dauphine bestimmt war, unterdessen aber den Ruf der Frau tödlich verwundete, während er umgekehrt die Popularität der andern wachsen ließ. Solche Angriffe, die hundert Jahre früher, unter der Fronde, nicht bis in die Masse der Nation drangen, fanden in einem neuen Elemente, einer jungen und wie alles, was jung ist, unbändigen, verwegenen, gewaltsamen Macht — öffentliche Meinung genannt — ein Echo und eine Unter-

stützung. Ein unwillkürliches, aber unbestreitbares Werk der Philosophen und Encyklopädisten, fühlte die öffentliche Meinung dunkel, daß der Vertrag von 1757 die große nationale, von Heinrich IV. eingeweihte und von Richelieu bekräftigte Politik umstieß, und sah mit mißgünstigem Auge das Unterpfand dieses Vertrags auf Frankreichs Thron sitzen. So war sie denn geneigt, die abgeschmackten Gerüchte zu beglaubigen, die im Munde der Aiguillon nur eine Taktik waren, und freilich hundert Jahre früher nicht über die Umgebung des Hofes hinausgekommen wären.

Mit diesen gewichtigen und ernstlichen Ursachen zur Beängstigung verbanden sich bald Privatverwickelungen, stummer Neid, geheime Mißgunst, versteckte Feindseligkeit, Hof- und Familienhaß, die selbst die Spannkraft eines festern Willens, als der Marie Antoinettens war, ermüdet hätten und sie verbittert und unschlüssig politischen Vorurtheilen entgegentrieben. Das alles anführen wollen, hieße vergebens die Aufzählung der besondern Ursachen der Revolution versuchen. Die Entfremdung der Coterie Dubarry, die Eifersucht der Prinzessinnen des Hauses, die ausgelassenen Späßereien des Hofs vom Palais-Royal, die heimtückische Neugierei des Hofes des Grafen von Provence (Ludwig's XVIII.), dem die Heirath seines ältern Bruders und besonders die nachträgliche Geburt eines Dauphins die Hoffnung auf die Krone benommen zu haben schien, endlich und vor allem der Charakter des Königs selbst — das sind die Hauptschwierigkeiten, von denen sich Marie Antoinette unmittelbar umgeben fand und deren Existenz nach den Forschungen und Belegen der beiden Goncourt und Vieil-Castel's unbestreitbar scheint.

Ludwig XVI., ihr Gatte, besaß, das ist eine geschichtliche Thatsache, alle jene bescheidenen und ehrbaren Tugenden, die einen braven Bürger machen, hatte aber keine jener hohen Eigenschaften, die die Ausübung der Macht erfordert. Vortrefflichen Herzens, aber träger und beschränkter Intelligenz, mühsamer und langsamer Einbildungskraft, kleinlichen Geistes, Kindereien die Zeit widmend, die einzig und allein die Regierungssorgen hätten in Anspruch nehmen sollen, war er nicht der Mann, um die jugendlichen Aufwallungen der Königin zu zügeln, sie zu beherrschen, sie zu mäßigen, sich zwischen sie und die öffentliche Meinung zu stellen, die eine dadurch respectiren zu lassen, daß er der andern imponirte. Er hatte nur geringen Geschmack an den Lasten wie an den Privilegien der königlichen Würde, er ignorirte die beunruhigende Umwandelung der Gemüther und sagte selbst noch nach dem Mahle, das er dem Regiment Flandern gegeben und nach der legitimen Agitation, die die Folge davon war, am 5. October gemächlich zu Rambouillet, als bereits die Vorhut des Aufstandes durch die Gitter des versailler Schlosses hindurch auf die Garde-du-Corps schoß! Seine Brüder und besonders der verschlagene Graf von Provence kannten die Unfähigkeit des Königs und seine Charakterschwäche. Der letztere that unrecht daran, daß er seinen Vertrauten und durch diese wieder der Oeffentlichkeit ein Gleichniß offenbarte, das, indem es den Monarchen um seine Achtung brachte, die Monarchie erschütterte. „Eine Elfenbeinkugel mit Oel bestrichen! Diese in der Hand gehalten, und man hat meinen Bruder!" sagte er. Diese Ansicht bildete den Fonds der Unterhaltungen der Emigranten zu Koblenz Ende 1791, und man sprach sie ganz laut im Hauptquartier der Alliirten in Ausdrücken aus, die den rohesten Pariser Jakobinern Ehre gemacht hätten. Der hauptsächlichste, der erste Beistand, auf den die Königin, um sich in diesem Labyrinthe von Intriguen zurecht zu finden, hoffen konnte, sollte ihr also fehlen und fehlte ihr fortwährend, ein Mann.

Welche Fähigkeiten brachte die Königin mit, um sich in einer so schwierigen Lage zu behaupten? Ihr öffentlicher Charakter, das muß man zugestehen, befand sich nicht auf der Höhe dieser Lage, und die Geschichte kann sich über diesen Punkt, trotz allen guten Willens und aller Beredsamkeit ihrer Apologeten, keiner Täuschung hingeben. Stolz und heftig, der Aufwallung fähig, des augenblicklichen Muthes — sie hat Beweise dafür gegeben — aber unfähig zum weitern Verfolg, gehorchte sie blindlings unüberlegten Sympathieen, die sie compromittirten, ohne sie zu stützen. Die Gesellschaft eines Vaudreuil, eines Adhemar, eines Dezeval, eines Polignac war nicht geeignet, die schlechte Wirkung ähnlicher Scenen zu zerstören wie jene, deren Gegenstand und Opfer der Prinz von Montbarrey war. Es ist begreiflich, daß die Königin, an das einfache und angenehme Familienleben gewöhnt, das zu Schönbrunn die Erzherzoginnen von Oesterreich führten, dasselbe am französischen Hofe fortsetzen wollte und in vertraulichen Privatkreisen Vergeßenheit der Lasten und Plagen der königlichen Macht zu finden suchte. Leider hatte sie hierin kein Glück. Jene Plagen sollten sie zu Trianon

in allerdings verſteckterer und feinerer, aber noch weniger vortheilhafter und doch ebenſo zwangvoller Weiſe als in Verſailles peinigen. Beſſer hätte ſie gethan, ſich zu langweilen und mit Erfolg ihre Rolle als Königin zu ſpielen, als ſich ohne Nutzen für irgendwen in Unkoſten zu ſetzen, um die kleinlichen Rivalitäten der Bezenval und Vaudreuil, einer Frau von Oſun oder Frau von Polignac auszugleichen. Indem ſie, die echte Wienerin, der Langeweile entgehen wollte und die Idyllen Geßner's oder die Schäferromane Florian's in Scene ſetzte, opferte ſie zwar der Mode des Tags und gewann die ephemere Popularität, die die Mode gibt, machte damit aber auch jene zerbrechliche Schranke fallen, die das Volk vom Königthum trennte, gerade als es an der Zeit geweſen wäre, dies zu ſtützen und von allen Seiten zu befeſtigen.

Hier drängt ſich uns wider unſern Willen die Frage über die weiblichen Schwächen der Königin auf. Die Goncourt haben den geſunden Sinn und den Geſchmack gehabt, dieſe Frage da ruhen zu laſſen, wo niemand ſie wieder aufſtöbern ſollte. Viel-Caſtel hat nicht geglaubt, ſo zurückhaltend ſein zu müſſen, und wir fürchten, daß die Art und Weiſe, wie er ſeine Heldin vertheidigt, ihm nicht den vollen Vortheil verſchafft, den er davon erwartet. Wir behaupten nämlich von vornherein: Es exiſtirt kein Beweis, kein poſitives Document, aus denen ein Geſchichtſchreiber Anklagen ſchöpfen könnte, um die Tugend Maria Antoinette's in Zweifel zu ziehen. Sündigte ſie oder nicht, das iſt ein Geheimniß zwiſchen ihr und Gott. Selbſt wenn ſie den Vorſchriften der ſtrengen Moral nicht entſprechend geweſen iſt, die Chronik hat keine Spur davon bewahrt. Um an ihrer Tugend zu zweifeln, muß man vage Inſinuationen für erwieſen, das „Lever de l'aurore", die „Vie privée de Marie-Antoinette" von Briſſot-Warville, oder die Flugſchriften der Frau von Lamothe-Valois, die weder an und für ſich, noch durch ihre Verfaſſer irgendeinen Werth haben, für vollwichtige Documente nehmen. Eine Stelle in den Memoiren des Herzogs von Lauzun, eine andere in den Memoiren Bezenval's iſt keineswegs gewichtiger. Alles das ſind nur Behauptungen, keine Thatſachen. Aber ſelbſt angenommen, daß die Memoiren Lauzun's authentiſch wären, was nichts weniger als erwieſen iſt, ſo benimmt ſchon der Charakter dieſer beiden Perſönlichkeiten ihren Behauptungen alle Autorität. Es bleibt nur noch der Halsbandproceß und die berüchtigte Stelle in den Memoiren Lord Holland's übrig.

Man muß blind ſein, um in der Halsbandgeſchichte etwas anderes zu ſehen als einen Diebſtahl, dem die Königin fremd iſt.

Eine Intriguantin, Frau von Lamothe-Valois, will ſich eines Schmucks bemächtigen, deſſen Verkauf ſie in den Stand ſetzen ſoll, ihrem Hange zum Luxus zu fröhnen.

Sie benutzt die leichtgläubige Geckenhaftigkeit eines Schwachkopfs, des Cardinals von Rohan, aus, der in die plumpeſte Falle geht, in die nur je die ſich ſelbſt beſpiegelnde Eitelkeit gefallen iſt.

Ein leichtfertiges Geſchöpf ſpielt für einige Louisdor die Rolle der Königin, die Schuldigen werden, wie Spitzbuben der niedrigſten Gattung, ergriffen und der Gerechtigkeit überliefert, die ſie verurtheilt.

Das iſt die ganze Geſchichte in zwei Worten.

Beiläufig geſagt, verhinderte allein ein bedauernswerther Zwiſchenfall, daß die Unſchuld der Königin aufs glänzendſte in dieſem Proceſſe an den Tag kam. In dem Augenblick nämlich, wo der Cardinal von Rohan in der Spiegelgalerie zu Verſailles verhaftet wurde, fand er Zeit, ein Wort auf ein aus ſeinem Notizbuch geriſſenes Blatt zu ſchreiben und es ſeinem Heiducken mit dem Befehl anzuvertrauen, es in aller Eile ſeinem Secretär, dem Abbé Georgel in Paris, zu überbringen. Dies Wort lautete: „Verbrennen Sie alles!" Der Heiducke zeigte eine ſolche Eile, daß vor der Thür des Hotels ſein Pferd todt niederfiel. Mit derſelben Haſt vollzog der Abbé Georgel die Befehle ſeines Herrn. Als die Polizei ankam, waren die hauptſächlichſten Papiere nur noch ein Haufe Aſche, und infolge deſſen exiſtirten die von der Frau von Lamothe geſchriebenen falſchen Briefe Marie Antoinettens nicht mehr, welche die Unſchuld der Königin klar und deutlich erwieſen hätten.

Daß übrigens Frau von Lamothe, als ſie ihr Verbrechen zu London büßte, ehrenſchänderiſche Flugſchriften gegen die Königin veröffentlichte, um ſich zu rächen, iſt leider ſehr begreiflich. Unbegreiflich aber iſt es, daß man unter den Anſchuldigungen einer ſo verdächtigen Perſönlichkeit irgendwelche Beweiſe gegen die Aufführung der Königin ſammeln mochte. Fällt es denn nicht in die Augen, daß, was Frau von Lamothe ſagt, gerade deshalb falſch ſein muß, weil ſie es ſagt? Weiß man nicht außerdem, daß es Herr von

Calonne war, der in London zur Existenz der Lamothe und zu den Druckkosten ihrer Machwerke beisteuerte?

Lord Holland führt in seinen Memoiren eine Thatsache gegen Marie Antoinette an. Lord Holland behauptet, er hätte den Fürsten von Talleyrand, der seinerseits wieder es von der in Worten weniger als in ihren Schriften vorsichtigen Frau von Campan zu haben vorgab, sagen hören, daß der schöne schwedische Graf von Fersen in der Nacht vom 5. auf den 6. October im Zimmer der Königin zu Versailles versteckt gewesen war, und daß sie, Frau von Campan, es gewesen, die ihn unter einer Verkleidung verschwinden ließ. Bemerken wir zuvörderst, daß dies Zeugniß uns aus dritter Hand kommt, und daß die Wahrhaftigkeit des zweiten Zeugen mindestens bestritten werden kann. Aber selbst wenn wir die Erzählung der Thatsache für genau halten, so hat Bielfastel bewiesen, daß die Königin mit Prinzessin Elisabeth an jenem stürmischen Revolutionstage bis 3 Uhr Morgens zusammenblieb und um 4½ Uhr durch die ersten Stürmenden wieder aus dem Schlafe aufgeschreckt wurde, mithin 1½ Stunde allein blieb und zwar erschöpft und abgespannt von den Scenen des vergangenen Abends, von Angst gemartert um ihr und ihrer Kinder Schicksal, von einer wüthenden Menge umlagert, die in den Corridoren des Schlosses bivouakirte . . . Und während dieses kurzen Zeitraums, unter solchen Umständen — will man jene Romanhaftigkeit für vorgefallen erklären? Wenn nicht die menschliche Würde sich gegen eine solche Angabe empört, thut es der schlichte Verstand.

Die drei Jahre zwischen dem 7. October 1789 und 10. August 1792, während welcher Marie Antoinette direct an den Staatsangelegenheiten theilnahm und sich nothgedrungen und sicher wider ihren Willen in alle Intriguen stürzte, die sich um die Revolution schürzten und entwickelten, sind diejenigen, die am meisten belastet werden sind und den Anklagen des Revolutionstribunals einen Anschein von Wahrscheinlichkeit hätten geben können, wenn dies sich die Mühe genommen hätte, solche zu formuliren. War die Königin der Verschwörung gegen den bestehenden Revolutionszustand Frankreichs schuldig, wie es damals ihre Feinde behaupteten? Die bis auf den heutigen Tag gesammelten Documente sind nichts weniger als überführend und beweisen vielmehr das Gegentheil. Die Königin kämpfte frisch gegen die Verschwörungen, die gegen das Königthum angesponnen wurden, aber höhere und intriguante politische Gesichtspunkte hatte sie nicht. Sie glaubte nicht einmal recht an diese Verschwörungen und ergriff zu ihrer Bekämpfung nicht genug energische und nicht genug in die Augen fallende Mittel. Eine seltsame und traurige Epoche das, wo der Angriff offen und unverschämt war, die Vertheidigung nur heimlich und zaghaft sein konnte! Die von der „Revue rétrospective" veröffentlichten Briefe, aus denen die Goncourt Auszüge geben, die in den Reichsarchiven niedergelegte Correspondenz mit ihrem Bruder Leopold II., die Papiere des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und die Briefe der wiener Archive, von denen die der pariser Archive, wie man versichert, nur die Copieen sind, lassen in dieser Hinsicht für den Mangel an organisirter Conspiration keinen Zweifel.

Indem die Königin, allerdings wol mehr aus Ueberlegung als aus Sympathie, aufrichtig Reformen wollte, dabei freilich die Prärogative der Krone mit Standhaftigkeit vertheidigte, bestand ihr Unrecht in dem Glauben, daß man die Revolution mit halben Maßregeln und Polizeimitteln aufhalten könnte und die Privilegirten fähig sein würden, die Reformen, die man von ihnen verlangte, zu bewilligen! Sie hoffte, wie alle edlen Geister damals, daß es dem König möglich wäre, das Haupt der Revolution zu werden. Diese schöne liebenswürdige Illusion kostete der armen Frau die Krone und das Leben. Sie wandte sich zuerst an diejenigen, welche doch alle ihre eigenen Sympathieen hätten theilen sollen: die Partei des Adels, an die Emigrirten, an ihren Bruder, den deutschen Kaiser, an den sie mit der ihr eigenen Ungebundenheit schrieb, und ihre Briefe liefern, inmitten der Verwirrung der moralischen und politischen Ideen jener Epoche, den Beweis eines guten Willens, einer Sorge, dem Uebel abzuhelfen, wofür ihr die Geschichte Rechnung tragen muß. In einem Briefe an den Grafen von Artois, den spätern Karl X., vom 14. Mai 1791, sagt sie mit einem lebhaften Gefühl für Patriotismus: „Ich wiederhole Ihnen, daß es durchaus im Interesse für Ihres Bruders Wohl liegt, daß Sie sich von Herrn von Condé trennen! Die Rüstungen der Emigranten sind es, die um uns her am meisten aufregen, und solange es so bleiben wird, können die Angelegenheiten keine bessere Wendung nehmen!" Später in einem an ihren Bruder Leopold in Wien gerichteten Memoire, vom 3. September 1791, sagt sie: „Ziehen die Prinzen in

Frankreich ein, so haben wir den Bürgerkrieg; rufe das Ausland ein, so haben wir den Bürger- und den ausländischen Krieg! Der König will weder das eine noch das andere!" Sie schließt dann mit folgender Wendung, die ihre Politik wie ihre Hoffnungen zusammenfaßt: „Die Revolution wird durch die Drohung des Kriegs, nicht durch den Krieg selbst beendet werden." Zu glauben, daß die Einschüchterung auf die Revolution einwirken und ein ganzes, seit zwei Jahren aufgestandenes Volk zurückweichen würde, sobald es an der Grenze die feindlichen Bajonnete blitzen sähe, hieß allerdings sich auf den Geist des damaligen Frankreich schlecht verstehen. Man weiß, wie sehr der Enthusiasmus von 1792 ihr unrecht gab; wenn aber die unglückliche Frau sich täuschte, so täuschte sie sich mindestens nicht so gröblich wie der Graf von Provence, der Graf von Artois und der Prinz von Condé. Sie, die Fremde, war französischer als jene! Sie machte der Nationalehre keine Schande, indem sie wie andere die Söhne eines und desselben Vaterlandes gegeneinander bewaffnete. Sie machte Fehler, sie beging Irrthümer, aber man kann ihr gegen die damaligen Zustände Frankreichs kein Verbrechen vorwerfen.

Bevor sie auf diese Weise vom Auslande einen moralischen Beistand verlangte, hatte sie, als es noch Zeit dazu sein konnte, versucht, die Revolution durch politische und constitutionelle Mittel zu zügeln, und offenbar erst, als sie sich überflügelt glaubte und das Werkzeug, auf das sie gerechnet hatte, den Dienst versagte, dachte sie an das verzweifelte Mittel einer auswärtigen Einschüchterung. Die Memoiren des Grafen von der Mark hatten uns bereits die Thatsache einer Zusammenkunft der Königin mit Mirabeau enthüllt. Sie hatte zu Saint-Cloud am 3. Juli 1790 statt und war durch die Vermittelung des Grafen von der Mark selbst als beiderseitigen Freundes. Viel-Castel, Mirabeau's Großneffe, der aus seinen Familienerinnerungen schöpft, hat der materiellen Thatsache dieser Zusammenkunft die umständlichsten und aufregendsten Details hinzugefügt. Diese Beziehungen Mirabeau's zu dem Hofe gehen zurück bis zum Monat April 1790. Weit davon entfernt, ein Verrath zu sein, wie der Haß der extremen Parteien sich bemüht hat es glauben zu machen, tragen sie im Gegentheil auf beiden Seiten den Charakter der vollkommensten Ehrenhaftigkeit. Die Königin wollte Concessionen machen und sich der Nation nähern! Sie wandte sich deshalb an das mächtigste Organ der öffentlichen Meinung, an den, der sich am besten zum Verbreiter und Anwalt so guter Kunde eignete. Mirabeau andererseits war in Verzweiflung über die Verblendung des Hofes; er begriff die Heftigkeit der Bewegung, die ihn fortriß, und sah mit einer Besorgniß, die ihm Ehre macht, den Moment voraus, in dem weder er selbst noch sonst irgendjemand Herr derselben sein würde: er wollte sie fruchtbringend machen, indem er sie mäßigte, und suchte einen Verbündeten, der ihm einen thatsächlichen Antheil an den Staatsgeschäften und das Ruder der Regierung in die Hand geben konnte. Sein plötzlicher Tod ließ diesen Plan nicht reif werden und zerstörte dies Bündniß. Ein Unglück das! In jener Epoche, das glauben wir fest, war es noch Zeit, die Revolution zu ordnen und zu lenken, und Mirabeau mit seiner hohen Einsicht, mit seiner Energie, mit seinem so tiefen und klaren politischen Blick, mit seiner ungeheuern Gewalt über die Massen, war, von der Königin unterstützt, wohl fähig, Frankreich ohne die furchtbaren Erschütterungen, in denen allein die Hand Gottes es aufrecht erhalten, von einem absolut despotischen Régime zu einer gemäßigten Regierungsform hinüberzuleiten. Als so dies Mittel fehlschlug, dachte Marie Antoinette, von den Ereignissen überflügelt, erschreckt von der Gewalt des Sturmes, der weit stärkere Geister als sie erschütterte, an das zweite und suchte das Heil Frankreichs, so gut sie es verstand, allerdings auswärts. Damals war sie schon so gut wie unfrei, wie eine Gefangene.

Wir kommen zur letzten Lebensphase der Königin, ihrer Gefangenschaft im Temple und in der Conciergerie, vom 10. August 1792 bis zum 16. October 1793.

Jeder kennt die Details derselben, die physischen und moralischen Foltern, die der Frau, der Gattin, der Mutter auferlegt wurden, und mit welchem Adel, welcher Charaktergröße sie sie erduldete. Es ist nicht mehr die Geschichte einer Frau, es ist die Sage einer Heiligen, es ist nicht mehr eine Gefangenschaft, es ist ein Märtyrerthum. Der Fall des Beils, der es endet, ist sicher der noch am wenigsten peinliche Augenblick desselben, er war die Erlösung. Wenn die Königin sich an einer niedern Thür der Conciergerie die Stirn zerstößt und zu dem herbeieilenden Kerkerknecht sagt: „Ich fühle schon seit lange keine Schmerzen mehr!" so ist dies Wort nur darum so ergreifend, weil man fühlt, daß es wahr ist. Fügt man den Forschungen Viel-Castel's und der Goncourt, die der Königin während ihrer Einkerkerung Tag für

Tag folgen, die schrecklichen Enthüllungen Beauchesne's in seinem „Vie de Louis XVI" hinzu, so erhält man für die Humanität eine der niederdrückendsten Anklagen, deren nur immer die Annalen eines civilisirten Volkes Erwähnung thun. Die durch die Dummheit gedoppelte und durch die Furcht überreizte Bosheit der Umgebungen der Königin kann sich nicht mehr übertreffen: „Ich glaube nicht", sagt Ste.-Beuve in edler Aufwallung seines Unwillens, „daß irgendein Beispiel grausamerer und für unser Geschlecht schimpflicherer Stupidität existiren kann als der Proceß Marie Antoinettens, wie man ihn in officieller Darstellung im 29. Bande der «Histoire parlementaire de la Revolution française» lesen kann." Er fährt fort: „Wenn man bedenkt, daß das sogenannte Jahrhundert der Aufklärung und der raffinirtesten Civilisation mit öffentlichen Acten solcher Barbarei endet, so muß man an der menschlichen Natur zweifeln und sich vor dem wilden Thier entsetzen, das sie fortwährend in sich birgt und das nur darauf lauert aus ihr hervorzustürzen."

Je mehr der letzte Augenblick naht, desto mehr scheint sich der Geist der Königin zu erheben und sich mit aller moralischen Größe, allem intellectuellen Reichthum zu schmücken. Wir wollen nicht behaupten, daß ihr Ausruf vor dem Revolutionstribunal: „Ich appellire an alle Mütter!" eine glänzende oratorische Wendung ist, allein wir sind gewiß, daß er so lange widerhallt, als es Mutterherzen gibt, um sein Echo zu wiederholen. Wir wollen nicht sagen, daß ihr Brief an Prinzessin Elisabeth ein stilistisches Muster ist, aber sicherlich ist er ein unzerstörbares Denkmal von Würde, Zärtlichkeit und Sanftmuth. Eine sterbliche Hand hat jene Zeilen geschrieben, aber der Geist der Versöhnung, der sie durchweht, gehört bereits einer höhern Welt an als die unsere. Ein unbegrenztes Vertrauen auf Gott allein kann einer bis dahin schwachen leichtmüthigen Frau eine so vollendete Charakterstärke, einen so männlichen Heroismus, einen so schönen Tod verleihen.

Was nun die drei neuen französischen Werke anbelangt, die diesen Betrachtungen zu Grunde lagen, so enthalten die beiden erstern viele neue Thatsachen, rufen diejenigen, die man vergessen haben könnte, ins Gedächtniß zurück und erregen den Wunsch, den Gegenstand, den sie behandeln, noch tiefer ergründet zu sehen. Es ist sogar ihr Fehler; sie sind unvollständig und in zu flüchtiger, etwas unzusammenhängender, mit Einem Wort nicht hinreichend sorgfältiger Art gearbeitet.

Viel Gutes, den eine aufrichtige Sympathie für die Königin hinreißt, ist in seiner Vertheidigung mehr großherzig als gewandt. Unserer Meinung nach macht er von den Beschuldigungen, die der gesunde Sinn des Publikums längst gewürdigt hat, viel zu viel Aufhebens, verweilt bei ihnen über die maßen und gibt ihnen einen Werth, den sie schon lange nicht mehr haben, während er da nicht genug eindringt, wo in der That eine Beleuchtung und Discussion von Wichtigkeit wäre, nämlich in die Theilnahme der Königin an den Staatsangelegenheiten und ihren Einfluß inmitten der revolutionären Bewegung. Sein Buch hat zu sehr den Ton der Gegenanklage und der Nachdruck desselben thut den verleumderischen Erbärmlichkeiten, die er bekämpft, in Wahrheit zu viel Ehre an.

Die Geschichte der Goncourt ist ein Werk, das mit mehr Zusammenhang geschrieben ist und das Ziel seiner wohlwollenden Absicht besser erreicht. Die Verfasser verfolgen die Königin Schritt für Schritt von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode, jedoch weit mehr in ihrem Privatleben, ihrem Haushalt, ihrer Umgebung, ihrer vertrauten Gesellschaft, ihren Idyllen von Trianon, als in ihrer Rolle als Königin. Sucht man politische Ueberblicke, Gesammturtheile, hat man das Bedürfniß jener Tragweite, die die Geschichte in Anspruch nimmt, so muß man sich an Amédée Renée wenden. Der Plan seines Buchs selbst machte es ihm zur Pflicht, Marie Antoinette von den allgemeinen Ursachen, die auf ihre Zeit Einfluß hatten, nicht zu isoliren, sie im Zwiespalt zu zeigen mit den unentwirrbaren Schwierigkeiten ihrer Epoche. Dieser ernsten Pflicht hat Renée sich mit ritterlicher Unparteilichkeit und menschlichem Gefühl entledigt. Indem er die Königin zugleich gegen die Verleumdungen der Pamphletschreiber und gegen die mißgünstigen Meinungen vertheidigt, von denen sich noch nach funfzig Jahren Ludwig XVIII. nicht losmachen konnte, beurtheilt er sie als Frau und als Königin von dem gerechten Gesichtspunkt der Nachwelt, und wir haben allen Grund zu glauben, daß eine specielle und vollständige Geschichte Marie Antoinettens, die noch zu schreiben bleibt, aber in der neuen Manier des Memoirenromans ungeschrieben bleiben möge, die Ansicht Amédée Renée's über das edelste und interessanteste Opfer der Revolution vollkommen bestätigen wird.

Vor funfzig Jahren.

Drei Jubiläen

Fürſten irren jetzt umher und ſuchen ſich ihre verlorenen Throne wieder!

Unter dem erſten Napoleon erlebte man Aehnliches, aber auch erfreulichere Reſtaurationen, als man in Modena und Toscana erleben wird.

Drei deutſche Fürſten, welche durch die Gewalt der Umſtände aus ihren Reſidenzen und Ländern verdrängt waren, ſind 1813 in dieſelben zurückgekehrt.

Der König von Sachſen, dieſer an ſich achtbare, uneigennützige und von ſeinem Volk mit Recht verehrte Fürſt, hatte ſich während der Franzoſenherrſchaft eine Zeit lang nach Frankfurt am Main begeben. Als er nach wiederhergeſtelltem Frieden in ſein Land zurückkehrte (1813), wurde er überall mit lautem Jubel empfangen. Die Städte Leipzig und Dresden zeichneten ſich durch die Herzlichkeit, mit der ſie den Landesvater empfingen, vorzüglich aus. Der denkwürdige 4. December des ebenerwähnten Jahres, an welchem die Akademie zu Leipzig ihren Stiftungstag feierte, hat neue ſchöne Beweiſe dieſer unerſchütterlichen Anhänglichkeit des Volks an ſeinen Fürſten geliefert.

Nach einer Abweſenheit von beinahe neun Monaten kehrte am 28. November 1813 auch Kaiſer Franz in ſeine Reſidenz Wien zurück, die erſt vor acht Tagen von den franzöſiſchen Truppen geräumt worden war. Man hatte ihn noch nicht erwartet; um ſo größer und angenehmer war die Ueberraſchung. Tauſende ſtrömten auf die vorgängige Anzeige des Grafen von Wrbna dem Thore zu, durch welches er hereinkommen mußte, und Wien ſchien nur Einer Familie zu gleichen, welche der Ankunft eines geliebten Vaters entgegenſieht. Einfach, ohne allen Prunk, ohne alle Bedeckung in einem offenen Wagen, mit der Uniform des Huſarenregiments angethan, das ſeinen Namen führt, fuhr der Kaiſer in Begleitung des Grafen von Wrbna herbei. Kaum erblickte ihn das Volk, als alt und jung den Wagen umgab. „Willkommen!“ riefen zahlloſe Stimmen. „Es lebe Kaiſer Franz, unſer Vater!“ Der Zug mußte ganz langſam gehen, die Menſchen klammerten ſich an den Wagen, an die Stränge, hielten die Mähnen der Pferde. Der Monarch wurde in der kaiſerlichen Burg aus dem Wagen gehoben und beinahe über die Stiege getragen. Man küßte die Hände des Kaiſers, ſeine Kleider, und nur mit Mühe gelang es den Bürgergarden, die in deſſen Herbeigeeilt waren, Raum auf der Treppe zu ſchaffen. Kaum zeigte ſich der Tag, ſo waren ohne Befehl, wie mit einem Zauberſchlag, die Stadt und die Vorſtädte glänzend erleuchtet, auf den Plätzen ertönte Muſik, aus manchen Häuſern wurde Geld unter das Volk geworfen. Um 7 Uhr fuhr der Kaiſer, umgeben von den bürgerlichen Grenadieren und der bürgerlichen Reiterei, durch die Straßen der Stadt und dieſer Zug glich einem Triumphzuge. Der Kaiſer ſelbſt ließ, um den Tag ſeiner Rückkehr zu feiern, 100000 Gulden und ſeine noch abweſende Gemahlin 20000 Gulden unter die Armen der Stadt vertheilen.

Am Tage vor der Rückkehr des Kaiſers erſchien zu Wien eine kleine Schrift unter dem Titel: „Die treuen Oeſterreicher an ihren guten Kaiſer bei ſeiner Rückkunft nach Wien“, folgenden Inhalts:

„Geliebter Fürſt!

„Wenn ein Volk, im Kampf mit dem Unglück leidend in mannichfaltiger Art, nur der Leiden ſeines Fürſten gedenkt, dann ruht die Liebe auf tiefen Gründen des Gefühls unvergänglich und feſt.

„Wir ſind dies Volk!

„Als unſere Söhne dahinzogen in blutigem Streite, als glühender Kugeln zerſtörende Gewalt unſere Häuſer ſtürzte, als die Grundfeſten Wiens erbebten vom Donner der Schlachten, da dachten wir Dein, Fürſt und Vater, da dachten wir Dein mit ſtiller Liebe! Denn Du haſt dieſen Krieg nicht gewollt, nur das Verhängniß der Zeiten trug ihn Dir auf.

„Der Wille des Guten iſt das Eigenthum des Menſchen, die Folge ſeiner That liegt in der Hand des Geſchicks; Du haſt das Beſte gewollt, der Urheber unſerer Leiden warſt Du nicht.

„Wir wiſſen es, daß Du uns liebſt; wir wiſſen es, daß unſer Glück Dein heiligſtes, irdiſches Gut iſt! Wir haben ihn oft empfunden, den Segen Deiner väterlichen Milde; bezeichnet haſt du Deine Wiederkehr mit neuer Wohlthat; ſei darum, o väterlicher Fürſt, in unſerer Mitte mit unveränderter Liebe gegrüßt!

„Wer hat der unglückliche Erfolg des Kriegs Dir einen Theil Deiner Unterthanen geraubt, doch vergiß ihn, den Schmerz Deines Verluſtes, im engern Verein Deiner Treuen! Nicht die Anzahl, nur der feſte, ausdauernde Wille, der alles bändigende Liebe ſind der Throne heilige, feſte Stützen, und von dieſem Geiſte ſind wir beſeelt. Wir wollen Dir erſetzen, was Du verloren! Wir wollen bleiben unſers Vaterlandes werth — denn kein Oeſterreicher verläßt ſeinen Fürſten, wenn es gilt.

„Viel haben wir gelitten durch den verderbenden Krieg. Zertreten vom Huf der Roſſe, zerrichtet von der Hand der Gewalt, ſank die Aehre des Feldes; zur dampfenden Aſche ward ſo manche friedliche Siedlung; viele blühende Söhne des Landes ruhen im Grabe und was Fleiß und Mühe errang, ward des Augenblickes Raub. Viel iſt zu beſſern,

viel zu vergüten, viel zu vollenden. Doch in der Zeit des Unglücks bewährt sich die Kraft des Mannes. Darum wollen wir (wie einst, als der Krieg uns berief), zu jeder Aufopferung bereit, auch jetzt mit Kraft und Liebe, mit Ausdauer und Ernst zur Hülfe, zur That, zur Aufopferung bereit sein für das gemeinsame Wohl.

„Du, unser väterlicher Fürst, wirst mit Eifer und Kraft sie erforschen, die Quellen unserer Leiden! Du wirst helfen, wo Du vermagst! Wir werden handeln nach unserer Pflicht und bald wird das Emporblühen des Wohlstandes des gemeinsamen Strebens herrlichster Lohn.

„Mögen sie darum zerfallen in Trümmern die Deine Burg umgebenden Mauern! Die festeste Burg sind die Herzen Deines Volks und in jeder Lage bleiben sie Dein!"

So darf ein Volk sprechen, das sich bewußt ist, seine Pflicht auf das gewissenhafteste erfüllt und seinen Sinn für Freiheit und Selbständigkeit durch Anstrengungen jeglicher Art bewähret zu haben, welche die Geschichte, so unglücklich der Erfolg auch war, immer ehrwürdig nennen wird; und so muß es sprechen zu einem Fürsten, dessen damalige Rechtlichkeit allgemein, auch selbst von seinen Feinden anerkannt worden ist und der auf das Vertrauen seiner Unterthanen Ansprüche hatte. Die Folgen dieses schönen, innigen Vereins zwischen Fürst und Volk liegen am Tage. Der Staat war erschöpft, aber jeder steuerte gern zum allgemeinen Besten seinen Beitrag; die Lasten waren schwer und sind es vielleicht noch, aber keine Klage ertönt; das ungeheure Sinken des Papiergeldes setzt viele in die größte Verlegenheit, und vorzüglich die Beamten, welche ihren oft ohnedies schon geringen Gehalt auf den fünften Theil gekürzt sehen; aber kein Mund öffnet sich zu Beschwerden; am allerwenigsten sieht man das ekelhafte Schauspiel, welches andere Staaten in ihrem Unglück darbieten: daß Parteien gegeneinander wütheten und einander in Pamphlets verlästerten. Man trägt mit Muth, heilt klaffende Wunden mit ruhiger Besonnenheit, trägt die an Frankreich zu liefernden Summen pünktlich ab und sieht hoffnungsvoll der Zukunft entgegen.

Am 23. December 1809 hielten der König und die Königin von Preußen nach einer mehr als dreijährigen Abwesenheit ihren feierlichen Einzug in Berlin. Um 1 Uhr mittags verkündete der Donner der Kanonen die Annäherung des allverehrten königlichen Paares. Die zahlreiche Garnison, die Garden, die Bürgerschützen und das Fleischergewerk zu Pferde und in Uniform waren von Rixdorf bis zu dem eine Meile entfernt liegenden Weißensee entgegengezogen. Der Zug war feierlich und prächtig. Die Königin befand sich in einem einfachen, geschmackvollen Wagen, der ihr von dem berliner Stadtrath verehrt worden war. Am Bernauer Thore empfing den König der Magistrat und der Oberbürgermeister hielt eine kurze Anrede an ihn. Durch ein von Bewaffneten gebildetes Spalier ging der Zug von da langsam unter dem Donner der Kanonen, dem Läuten aller Kirchenglocken und dem Vivatrufen einer zahllosen Menschenmenge nach dem kronprinzlichen Palaste, den der genügsame Fürst auch noch später bewohnte. Die Fenster und Häuser der Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit Menschen aus allen Ständen angefüllt, in den Straßen wogte es von Massen und überall ertönte der Ruf: „Es lebe der König und die Königin! Willkommen! Es lebe Friedrich Wilhelm der Redliche!" Alle Läden waren geschlossen, die Längstersehnten zu sehen und zu begrüßen, war der einzige Beruf, den jeder an diesem Tage kannte. Sowie der König sich näherte, wurden in den Fenstern die Tücher der Damen und die Hüte der Männer geschwenkt bei tausendstimmigem Willkommenruf; dazu tönte Musik von den Thürmen und weiße Fahnen wehten von ihnen herab. Am folgenden Tage wohnten Ihre Majestäten dem Gottesdienste bei und als sie sich zum ersten male im Schauspielhause zeigten, äußerte sich die Liebe ihres Volks aufs neue in schönen, rührenden Beweisen. Der König verherrlichte den Tag seiner Rückkehr nicht nur dadurch, daß er eine namhafte Summe unter die Armen vertheilen ließ, sondern auch durch einen Befehl, alle Gefangene im ganzen Lande, deren Vergehen mit sechsmonatlichem Gefängniß und darunter bestraft werden war oder bestraft werden sollte, in Freiheit zu setzen. H. Jonas.

Eine Weltanschauung der Versöhnung.

Von Julius Frauenstädt.

II.

Wir haben zuletzt auf die „christliche Politik" des „geistigen Kosmos" von Scherbelm hingewiesen, besonders auf seine Kritik des Machiavellismus. Diese ist so vortrefflich, athmet so echt christlichen Geist, daß es sich verlohnt, noch etwas näher darauf einzugehen.

Noch heutzutage, so klagt Scherbelm, gelte Machiavelli's Staatskunst, wenigstens in der Praxis, mit wenigen Ausnahmen für die höchste. Ihr liege aber der dornirte und zugleich trostlose Gedanke zu Grunde, „daß es in den menschlichen

Tugen weder auf Religion noch auf Moral, sondern lediglich auf Klugheit, Macht und Gewalt ankomme". So sehe die Schlechtigkeit der menschlichen Natur und die Selbstsucht als die alleinige Triebfeder der menschlichen Handlungen voraus und sehe in den Menschen lediglich eine Rauh- heit und Gewalt in beherrschende Heerde.

Gegen Machiavelli nun, die „so wie der Wüstling an seine weibliche Tugend, an seine menschliche glaubt", hält Sedelheim mit Recht entgegen, daß sie den Menschen nur in seiner Aussartung, nicht aber seiner göttlichen Natur nach kenne. Er ruft den Machiavellisten zu: „Wir wissen recht gut, wie ihr zu eurem Dogma gekommen seid. Ihr habt Gott nicht hinaus zu Gott, nicht hinab in den tiefsten Grund der menschlichen Natur geblickt. Sogar euch selbst kennt ihr so oberflächlich, daß wir euch erst den verborgenen Keim des Göttlichen anbringen müssen, der in der Tiefe auch eures Herzens ruht." Er fragt sie: „Wie, wenn es doch einen Gott gäbe, wenn Gott doch dem Gange der menschlichen Dinge seine offenbare Richtung bestimmt hätte, wie, wenn Gott doch stark genug wäre, seine Absichten mit der Welt durchzuführen? In dem Falle würden ihr doch nicht vernünftig, ihr wäret im Stande, etwas durchzusetzen, was den Absichten Gottes widerspricht?"

Die Thorheit des Verfassers, daß er seinen menschlichen Macht und Klugheit gelingen wird, den göttlichen Plan mit der Menschheit zu hintertreiben, kann seiner, unerschütterlichen Glaube an den Sieg der Ideen ist wahrhaft weltüberwindend und verjüngend. Treffend weiset auch, wie einseitig der Standpunkt derjenigen ist, die mit ihrer Politik nur am Gegebenen, Historischen kleben bleiben und sich nicht darüber hinaus zu Ideen zu erheben vermögen. Er gibt zwar zu, daß die Politik zunächst vom Gegebenen ausgehen müsse, vom vielen gegebenen Staate, vom vielen gegebenen Eigenthümlichkeit, Sitte und Macht, „allein", sagt er hinzu, „wir wissen auch, daß dieses alles erst eine Seite ist, und daß daher eine Politik, die dabei stehen bleibt, die sich nichts über dieses Gegebene zu der Idee erhebt, eine einseitige und mangelhafte bleiben muß."

Wenn Hallmann, den der Verfasser den vollgültigsten Repräsentanten der politischen Wissenschaft auf ihrem bisherigen erreichten Standpunkte nennt, die auf der historischen Grundlage entdämmernde Politik der Idealisten zu den „Phantasiespielen" rechnet, so erwidert der Verfasser, darin eine gefährliche Unbestimmtheit erblickend: „So unzweifelhaft es ist, daß der Politiker nicht von dem historisch Gegebenen absehen darf, so unzweifelhaft ist es auch, daß er, von diesem ausgehend, sich gerade zu dem, was gut und erlaubt, d. h. zu der Idee des Staates und zu dem, was in dieser möglich und nothwendig ist, erheben muß, wenn er etwas Gedeihliches schaffen will."

In der That ist eins so einseitig wie das andere, der Idealismus, der die gegebenen historischen Verhältnisse überspringt, so gut wie der Realismus, der am Gegebenen kleben bleibt und es nicht der Idee gemäß fortbildet. Das historisch Gegebene ist ja nicht immer auf dem rechten Wege, in der wahren Richtung begriffen, als daß es nicht nothwendig sein sollte, ihm gegenüber auf die Idee als auf den Kompaß hinzuschauen, der uns zum ersehnten heilbringenden Ziele führt. In jedem Staate, sagt der Verfasser, sei einiges heilsam, anderes verderblich; und was das eine oder das andere sei, ergebe sich nicht aus der Betrachtung des Gegebenen in diesem Staate allein, noch aus der Idee des Staates allein, sondern erst aus der Beziehung dieser beiden Momente aufeinander. „Soll daher auch der praktische Politiker immer vom Gegebenen ausgehen, so muß er doch immer, will er etwas Gedeihliches schaffen, an der Idee des der Natur des Menschen entsprechenden Staates hinaufblicken und sich fragen, was sich damit vertrage und was nicht, was dem zufolge erstrebt und was gemieden werden müsse."

Die wahre Verbindung des Idealismus mit dem Realismus ist, wie im Gebiete der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, so auch in dem der Politik die Aufgabe unserer Zeit. Nachdem die Menschheit lange genug in den einseitigen Extremen eines ideenlosen Realismus und eines realitätslosen Idealismus sich bewegt, ist es endlich Zeit, daß sie das Gegebene im Lichte der Idee auffassen und die Idee auf der Basis des Gegebenen realisiren lerne. Von diesem Gesichtspunkt aus wird man auch das wahre Verhältniß der Kirche zum Staate finden. Die Kirche wird ihren einseitigen weltfeindlichen Idealismus aufgeben und der Staat seinen einseitigen, ideenfeindlichen Realismus. Beide werden sich ergänzen in dem wahrhaft christlichen Sinne, wie der Verfasser fordert, daß sie sich ergänzen. Der Staat, sagt nämlich der Verfasser, werde künftig dasselbe ernstlich wollen, was das Christenthum recht verstanden wolle, daher der Kirche, soviel an ihm sei, behülflich sein, die-

wenige Lebensrichtung zu fordern, die Christus unserm Geschlechte geben wollte und bei welcher nach seiner Lehre dem Menschen allein wahrhaft wohl sein könne, und dahin zu wirken, daß der Sinn Christi seine Bürger immer mehr durchdringe. Es müsse, es werde auch mit dem Christenthum nachgerade ernst werden. „Wenn es ans Leben geht, da sucht man länger nicht, sich an den rechten Arzt zu wenden." Ein Staat aber, der sich zu diesen Grundsätzen bekennt, sei ein christlicher.

Der Verfasser verwirft den confessionellen Begriff vom „christlichen Staat". Ihm ist das Christenthum, das den Staat durchdringen und mittels der Kirche sich auf dem Boden des Staates verwirklichen soll, ein universelles sittliches Lebensprincip. Er verlangt vom Staate volle Duldung gegen seine nicht christliche Bevölkerung, ohne daß er jedoch dem Indifferentismus des Staates gegen die Religion das Wort rede. Der Staat soll zwar die christliche Wahrheit niemand aufdringen, aber durch den Schutz und die Selbständigkeit, die er der christlichen Kirche gewährt, dafür sorgen, daß das Christenthum immer mehr Ausbreitung gewinne. Im ganzen können wir dieser Ansicht des Verfassers beistimmen, wenn wir auch manches Einzelne anders gefaßt und ausgedrückt wünschten.

Das Strasburger Münster.

Von *F. Lampert.*

Nichts ist so schwer, als einen gothischen Dom im einzelnen, in der wunderbaren Fülle der Gebilde, die wie tausend Steinblumen an ihm hervorschießen, in der unzähligen Menge herrlicher Einzelheiten zu fassen.

Es ist, wenn man auch stundenlang gesucht hat, Herr des Einzelnen zu werden, doch immer wieder der Totaleindruck, der sich geltend macht und endlich doch als Erwerb des Besuches mit fortgetragen wird.

Am Strasburger Münster einmal wurde man Tage anbringen müssen, um die reiche, schöne tiefsinnige Bilderwelt, die jedes der drei großen Portale schmückt, nur in ihrem Zusammenhange, geschweige denn im einzelnen zu verstehen.

An diesem Wunderbau ist nichts Gewöhnliches, Unbedeutendes, Geringfügiges. In plastischer, vollendeter Schönheit tritt uns jeder Gedanke, jede Ausführung entgegen.

Bleiben wir, um nur Eins im besondern zu erwähnen, vor den Meistergebilden des südlichen Portals stehen. Sie sind von Sabina's, Meister Erwin's genialer Tochter, kunstgewandter Hand. Welche tiefe Symbolik liegt in den beiden allegorischen Figuren des Juden- und Christenthums, in dem zertretenen Pfaffen des Gesetzes, im Kreuz des Evangeliums! Welche Lebensfülle, welche Kraft der Gestaltung in den Jungfrauengruppen, die das Sterbelager der Heiligen Jungfrau umstehen, welcher Friedensausdruck in den Zügen der Sterbenden hier, welche Siegesverklärung in den Auferstehenden dort! Es muß ein wunderbares Begabtes Weiben gewesen sein, diese Sabina Erwin würdig fortzuführen, was der Vater großartig angelegt hatte und unvollendet unvollendet mußte. Ihr Bild, das spätere Kunst in die Nähe ihrer Meisterwerke gestellt hat, glaube ich, richtig ihr Wesen wiedergegeben: eine edle ernste Gestalt, der Hauch des Genius, der auch das Widerstrebende sich unterzwingt, auf der hohen Stirn.

Die Münsterkirche, so großartig und erhaben sie ist, so schlank und kühn auch die Säulen emporstreben, so reiches Bildwerk auch diese umkleidet, so mächtig es uns auch in diesen weiten Hallen mit dem träumerischen Dämmerlicht alter Glasmalereien durchglühten Hallen ans Herz greift, ist nicht unvergleichlich. Es gibt andere, die mit ihr den Meistern aushalten, die aber ihr stehen. Aber an den, der auf ihr emporsteigt, neben seinen Füßen selbst dieser felsenfeste Unterbau fast verschwindet, an den Thurm, daß nichts hinan. Der gothischen Domthürme sind wenige, die vollendet sind, und wenn sie es alle wären, Erwin's Thurm würde alle verdunkeln. Ein solches Werk der größten Einfalt und doch der reichsten Fülle, ein Werk, das so die Idee, die allen gothischen Stil leitet, das himmelan Strebende, nach oben Gipfelnde, zum Ausdruck bringt, kennt nur einmal geschaffen werden.

Man braucht nicht erst oben zu stehen, wo in den wirr an den Hauptstamm des Thurms angeflogenen Thürmchen die luftigen Wendeltreppen in der ganz durchsichtigen Laterne hinaufführen, um Schwindel zu fühlen. Der kann einen schon überfallen, wenn man von unten hinaufschaut und das Auge die wie im blauen Aether sich verlierende Spitze fast nicht zu erreichen vermag. Man muß auf der Brüstung des Thurms der Thomaskirche stehen, um den vollen Eindruck der Majestät des Münsterthurms zu erhalten. Von keinem andern Ort in Strasburg kann er einem besser, gewaltiger werden. Man sieht dort nächst dem Munster am höchsten in der Stadt, alles liegt unten, und nun erhebt sich uns gegen

über noch eine ſchlanke, hohe Pyramide, die ihren Knauf da anlegt, wo unſer Standpunkt aufhört, und ragt hinein in den Himmel, allein, nichts neben ſich duldend, mit unwiderſtehlicher Gewalt uns ſelbſt mit ſich hinaufziehend. Man muß es ſich ſagen, ſo etwas noch nie geſchaut zu haben und nie mehr ſchauen zu können.

Zur höchſten Spitze des Münſterthurms, zu der ſchon genannten Laterne, die überdies noch nur gegen beſondere Erlaubniß zugänglich iſt, verſteigen ſich wol wenige. Die meiſten begnügen ſich mit der Plattform, die zwar nicht den einzigartigen Reiz eines Ganges durch den ſteinernen Hochwald auf der Höhe ſeiner Dome, aber wenigſtens einen mit jenen gleich ſchönen Ausſicht hat. Ueber die in großem Kreiſe unter uns ausgebreitete Stadt mit ihren altertümlichen Plätzen und Winkeln und baumbepflanzten Wällen hinaus dringt der Blick weit hinein ins deutſche und fränkiſche Land, bis zu den Berggrenzen, die dort der Schwarzwald, hier die Vogeſen bilden. Unzählige Namen hat auf der Plattform an den Brüſtungen und am Thurm ſelbſt eingehauen, Deutſchlands wohlklingendſte unter ihnen. Von einem Poeten, dem Goethe's, ſingt Uhland's „Münſterſage“. Am intereſſanten Thurmpfeiler ſtehen Schinkel und Hittorf, die berühmten berliner und pariſer Baumeiſter, nebeneinander. Bis vor kurzem war dort auch nur das Wort „Laire“ zu leſen: es war Voltaire's Name, ein Pilgrim hatte ihn ausgeſprengt, die neueſte Zeit hat ihn wiederhergeſtellt.

In dem altertümlichen Haupt, dem Schiffe des Münſters gegenüber, neben dem alten nun zum „kaiſerlichen Fenſter“ gewordenen Bilderfenſter, in dem Walter Gavin gewohnt haben ſoll und in dem noch andern gothiſchen Steinreliefen der alte Wappenſtein des Münſters und das Medaillon der Thurmſtifter aufbewahrt ſind, werden auch die noch erhaltenen Theile der alten, ſchon zu ſeiner Zeit hochberühmten Uhr gezeigt. Nur die wenigſten kennen bei der in den Jahren 1838—42 erfolgten Herſtellung der neuen aſtronomiſchen Uhr dem Meiſterwerke Schwilgue's, verwendet werden. Mit Recht zieht bei jedem Glockenſchlage, namentlich aber mittags 12 Uhr, immer eine ſtaunende Menge vor dieſem Kunſtgebilde. Denn da bewegen ſich, wenn der Tod die Stunde angeſchlagen hat, die zwölf Apoſtel um den Heiland und der Hahn auf dem Seitenthurmchen kräht ſchlägt mit den Flügeln, reckt den Hals und kräht, daß das ganze Münſter hallend, ſeinen täuſchenden Ruf vernehmen. Alles, was man will, findet man auf dieſer merkwürdigen Uhr: einen Globus mit dem Sternenland, einen immerwährenden Kalender, Angabe der kirchlichen Zeitrechnung, der Sonn- und Mondgleichen, des Planetenraums und des Mondlaufs. Unter der erſten Galerie treten Tag für Tag aus einer Blende die ſymboliſchen Gottheiten des Wochentags, Apoll am Sonntag, Diana am Montag ꝛc., und dem Ausſchlagen des Tobes entſprechend ſchlagen ein Kind, ein Jüngling, Mann und Greis die Viertel jeder Stunde an.

Und da erhob abermals der Tod die knöcherne Hand und es ſchlug abermals aus. Es hatte das ſchon mehr als einmal gethan; Stunden waren mir in der Münſterherrlichkeit entflohen. Ich mußte mich trennen.

Londoner Skizzen.

IV. Im Grünen.

Ja, zauberhaft ſchön ſind die londoner Parks! Sie ſind Oaſen in der Steinwüſte Londons. Kann wol das Auge durch irgendetwas wohlthuender berührt werden als durch dieſen weichen, ſmaragdgrünen Raſen? Oder gäbe es etwas Schöneres in der Natur als dieſe wahlhaften Rieſenbäume? Hier begreife ich es, daß der Brite ſeine Inſel ſchön findet. Dieſe Alleen von Kaſtanienbäumen, untermiſcht mit Weidbuchen, Weiß- und Rothdorn, die ebenfalls große Bäume ſind, iſt entzückend!

Wir überſchreiten die Brücke, die über den Serpentineſluß gebaut iſt, und unſer Auge ſchweift von den Booten, die auf dem glatten Waſſerſpiegel tanzen, zu den üppigen, blühenden Staudengewächſen am Ufer und von dort auf die hin- und herwogende Menſchenmenge zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen. Wo ſoll es haften? Was ſoll es zuerſt anſehen?

Iſt denn ganz London hier im Park? Nicht doch! Es wimmelt ebenſo voller Menſchen in Oxford-Street, in der City, in Clubs, in Geſchäftslokalen, in Kaffeehäuſern und allen Vergnügungsorten. London hat jetzt nahe an drei Millionen Einwohner; jedenfalls mehr Einwohner als Oſt- und Weſtpreußen zuſammengenommen, und ihre Zahl ſteigt wöchentlich um tauſend. Was wir hier in Kenſington und Hydepark ſehen, iſt nur ein kleines Theilchen der Bevölkerung, ein Spaß von vielleicht zehntauſend Menſchen oder etwas darüber.

Laſſen wir an dieſem Eiſengitter Poſto und verſuchen wir es, die Ordnung herauszufinden, die in dieſem ſcheinbaren Chaos herrſcht — es iſt viel Ordnung darin — wir ſind in England! Dieſe breite Reitbahn, die durch eine Reihe von Bäumen in zwei Hälften getheilt iſt, iſt die ſogenannte Rotten-row.*) Es ſprengen die ſchönen Reiterinnen in vollem Galopp an uns vorüber. Sie ſind im Vollgenuß von Jugend, Schönheit, Reichthum, Luſt und Bewegung. Alles iſt da, iſt hier eigen, was man den Reiz des Lebens nennt. Die ſchönen Pferde tanzen unter ihrer leichten Laſt und folgen jeder Handbewegung. Hier kommt eine ganze Geſellſchaft von Reitern und Reiterinnen, drei Grooms in ihrem Gefolge; die jungen Amazonen erkennen einige Freundinnen, die unter den Bäumen Platz genommen, und nicken ihnen zu; jetzt werfen ſie einer Kußhand den beiden Herren zu, die uns gegenüber an der Barrière lehnen. Das darf uns nicht in Erſtaunen ſetzen; eine Kußhand iſt hier nur ein ganz freundſchaftlicher Gruß, nichts weiter. Die engliſchen Damen grüßen meiſt, nicht die Herren; ſie ſagen, es käme den Damen zu, ein Zeichen des Erkennens zu geben, wenn ſie es für gut finden. Doch während wir dieſe Bemerkung machen, iſt ſchon wieder eine Cavalcade an uns vorübergeflogen. In der Nähe der Muſik halten ſie an und lauſchen; es iſt das Muſikchor der Leibgarde, das hier im Sommer zweimal wöchentlich Concerte gibt.

Unter dem grünen Laubdach der alterſchönſten Bäume ſitzen die alterſchönſten Frauen im alterſchönſten Putz. Die blühenden Kinder, die ſo ausſehen wie die Kinder im pariſer Modejournal und nur als angelernte Engländer und Engländerinnen einige Dutzend Federn und einige Ellen Spitzen mehr zur Schau tragen als ihre pariſer Modelle, ſpazieren ungenirt auf den langen Prachtroben ihrer ſchönen Mamas umher und wundern ſich, daß die Mamas, denen ſie zu Hauſe nur ſelten nahe kommen dürfen, jetzt lächelnd auf den Unfug blicken, den ihre kleinen Hände anrichten. Liebe Kleinen, ihr werdet es ebenſo machen, wenn ihr in zwanzig Jahren hier als Mamas ſitzen ſollter! Die ſchottiſche Nationaltracht ſteht dem ſchönen Knaben dort ausgezeichnet; es iſt der zweite Sohn des Herzogs von Argyle; jetzt winkt er ſeinem Bruder zu, der, einen Pony reitend und von einem Reitknecht geleitet, zwiſchen den Bäumen hervortaucht. Eine Menge Herren ſtehen plaudernd vor den Damen, gehen mit ihnen auf und ab oder lehnen ſich, mit ihren Spazierſtöckchen ſpielend und dabei ſtumm beobachtend, an die Eiſengitter, die den Park in allen Richtungen durchkreuzen.

Senden wir aber unſere Blicke weiter nach dem nördlichen Ufer des Serpentine! Dort in der Fahrweg und zwei bis drei Wagenreihen rollen in dieſen Tagesſtunden, etwa von 5 bis 7 Uhr, ununterbrochen auf und ab. Wir haben da die beſte Gelegenheit, Englands ſchönſte Equipagen zu ſehen. Wagen von allen Größen und denkbaren Geſtalten und Pferde von hinter Indien, um auf der Rotten-row haben ſie ihresgleichen Teichſeln, in England ſo genannt, dürfen ſich auf dieſem ariſtokratiſchen Fahrwege nicht ſehen laſſen, und es wäre auch ſchade, wenn dieſer lebendige, funkelnde Strom durch einen unſchönen Wagen unterbrochen würde. Nicht allein Kutſcher und Diener tragen die Farben ihrer Herrſchaft, auch die Pferde tragen ſie in der Geſtalt von Stirnbändern und flatternden Ohrenſchleifen — Hummelblau, orangegelb, veilchenblau — kurz alle Farben des Regenbogens. Bemerken wir die gepuderten Häupter der Dienerſchaft — es wird eine Luxusſteuer dafür gezahlt! Sehr, wie elegant iſt dieſer Pöbel! Der Herr in ihm ſpricht zu Lord P., welcher ſeine ungeheure Kutſche ſelbſt lenkt. Oben auf dem Perdeck ſitzt Lady P. mit zweien ihrer Kinder. Dieſe Familiengruppe ſticht gewaltig gegen die „ſuperbe Einſamkeit" der meiſten Wageninhaberinnen ab! Zur einzigen Zerſtreuung ſcheint ihr Wagen ſo viel wie ein fahrendes Ruhebett zu ſein; ſie liegen ausgeſtreckt und leicht darin; es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie viel von dieſer Lektüre profitiren werden.

Was bedeuten dieſe rothen Reiter? Ha und die Reiter ihrer Majeſtät! Da kommt die Königin Victoria, Prinz Albert ſitzt neben ihr. Ihnen gegenüber ſitzen die Prinzeſſinnen Alice und Helene. Auch die königliche Familie fährt nur die fahionable Zeit den fahionablen Weg. Sie wird allemal mit gleichem Vergnügen von dem loyalen engliſchen Publikum begrüßt, das für einen Augenblick, ſei es gehend, fahrend oder reitend, halt macht.

Wir verlaſſen, geſättigt vom Anblick der zur Schau getragenen Pracht, den ariſtokratiſchen Hydepark. Aber der Abend iſt ſo ſchön, wir möchten uns noch nicht in enge Zimmer vergraben. Wohlan, wir brauchen nur hier bei Apollo

*) Von Route du roi

Themſe, des Herzogs von Wellington's Palaſt vorbei, über die Straße zu gehen, das bringt uns ſofort in den Greenpark, der unmittelbar an den St. Jamespark anſtößt, und dort iſt's idylliſch ſchön und verhältnißmäßig einſamer. Die großen Bäume werfen tiefen Schatten auf den ſmaragdgrünen weichen Raſen, auf dem ganz friedlich die Schafe weiden. Kinder ſpielen Ball und laſſen Drachen ſteigen und unter den Bäumen ruhen heimkehrende Arbeiter von des Tages Mühen aus. Machen wir es ebenſo. Die glücklichen Kinder! Ihr silberhelles Lachen und ihre Stimmchen dringen bis hierher. „Poll it off — that is it!“ Ihr Trachten beſchäftigt ſie ausſchließlich. Hier iſt keine Schauſtellung, wenigſtens keine bewußte. Wenn wir der Erfriſchung bedürfen, ſo brauchen wir uns nur von jenen Hökerinnen Biskuits und Ginger-beer zu holen, oder ziehen wir dieſem uns fremdartigen Getränk ein ſeemannspolitiſches Glas Milch vor, ſo können wir es aus urſprünglichſter Quelle erhalten, denn dort an dem einen Eingange des Parks ſtehen allezeit zwei Kühe und Kinder und Erwachſene laſſen ſich ihre ſüße Milch ſchmecken. Im Hydepark haben wir Hof- und Stadtleben im Grünen, angeſichts ehrwürdiger Bäume, auf und abwogend. Hier in Green- und St. Jamespark bekommt man wirklich ländliche Eindrücke, obgleich es von Palaſten umgeben iſt. Freilich muß man dann die rechte Zeit wählen. Gingen wir z. B. an einem Tage hierher, wenn die Königin ihr Drawing-room oder ein Levee hält, zu welchem Zweck ſie in ihrer Staatskutſche, gezogen von ihren ſechs rahmfarbigen (cream-colored) Pferden und begleitet von ihrem ganzen Hofſtaat, vom Buckinghampalaſt nach dem St. Jamespalaſt durch dieſen Park fährt — freilich dann hat es mit der Idylle ein Ende und wir haben wieder Heidenlärm, ſogar mitten im Grünen.

Noch einen Garten gibt es am linken Ufer der Themſe. Nahe an Battersea-Bridge liegt Cremorne-Gardens, ein großer, mit Geſchmack angelegter und von hohen Ulmen beſchatteter Garten. Pflegen wir hier bei dieſer topographiſchen Notiz inne und der Leſer träumte von einem idylliſchen Spaziergange im Schatten grüner Bäume, ſo ſpukte ihm Traum ihm gerade das Einzige vor, was Cremorne-Gardens trotz aller ſeiner Mannichfaltigkeit nicht zu bieten vermag. Die Idylle muß da verſchwinden, wo viele tauſend Menſchen in ſtädtiſchem Putz mit ſtädtiſchem Heißhunger nach Unterhaltung ſich zuſammenfinden, wie es hier in Cremorne der Fall iſt.

Und für Unterhaltung iſt geſorgt und zwar in der Form von Concert, Geſang, Ballet, Fußballen, Kunſtreiterei, Glücksbuden, Wahrſager, Nach-der-Scheibe-ſchießen, Illumination, Tanz, Feuerwerk und noch vielen andern Dingen, die einzeln nicht aufzuzählen ſind.

Aus dem erhöhten, zu allen Seiten offenen Tempel, der inmitten der Plattform ſteht und auf der abends geſungt wird, erſchallt in den Nachmittagsſtunden fröhliche Muſik; die Gäſte gruppiren ſich möglichſt nahe und erfriſchen ſich nebenbei an Kaffee, Thee, Limonade oder wozu ſie ſonſt aufgelegt ſind; das Cremorne-Hotel iſt mit allem verſehen, was man an Speiſen und Getränken nur wünſchen kann. Nach einer Weile ſchweigt die Muſik und eine Männerſtimme trägt von dem Tempel aus, bald ſingend, bald recitirend, komiſche Geſänge vor. Auf der Plattform mehren ſich in jedem Augenblick die Zuhörer, denen es aber viel mehr um den halb dramatiſchen Vortrag und die komiſchen Tertworte, als um den Geſang zu thun iſt. Sie applaudiren und encoren (der Ruf nach Wiederholung) jede luſtige Strophe und ſehen ſehr bald gelangweilt aus, wenn ja einmal — der Abwechſelung wegen — auch eine ernſte Arie geſungen wird. Haben ſich nun einige Sänger und Sängerinnen hören laſſen, ſo verzieht ſich die Menge, ſei es, um das Ballet, ſei es, um die Kunſtreiter zu ſehen. Manche amüſiren ſich in der Glücksbude, andere ſchießen nach der Scheibe, laſſen ſich wiegen und meſſen, prüfen ihrer Arme Kraft an ſchweren Gewichten. Allmählich macht das Tageslicht einer buntfarbigen Erleuchtung im Garten Platz und ehe wir es uns verſehen, ſind wir in einem Zaubergarten, wie kein arabiſches Märchen ihn uns anziehender ſchildern kann. Nichts als Leben, Glanz und Freude, Muſik und Tanz. Licht und Schatten wirken gleich mächtig auf die erregte Phantaſie. Der Mond ſcheint, die Fontainen plätſchern, weiße Statuen ſchimmern geheimnißvoller im Halbdunkel. Wer die Einſamkeit dem bunten Gewühl vorzieht, wandert am Ufer der Themſe auf und ab, wo das Geräuſch weniger hindringt; ein idylliſcher Spaziergang iſt's darum doch nicht, denn — dicht daneben brüllt Jungle, des ehemaligen Königs von Oude Lieblingstiger, und ſcheucht alle Schäfergedanken zurück. Um Mitternacht beſchließt ein äußerſt brillantes Feuerwerk die cremorner Feſtlichkeiten, zu denen aber, nebenbei geſagt, ein Entrée gezahlt wird.

Anregungen.

Beethoven und Plato.

Der biographische, teilsamerweise „historisch“ genannte Roman Herbert Rau's „Beethoven“ (zwei Bände, Frankfurt am Main, Meidinger Sohn & Comp., 1861), erinnert auch daran, daß Beethoven von seiner Jugend an, als er noch den auf seine Zukunft so einflußreichen bildenden Umgang des Brüningschen Hauses in Bonn genoß, bis zum letzten Augenblick seines später, allmählich freudlos und einsam gewordenen Meisters Lebens in Wien ein feuriger, begeisterter Jünger der Philosophie Plato's war, jener gesunden Philosophie voll erhabener Einfachheit und ergreifender Wahrheit, für welche wir die Beweise in den ahnungsvollen Stimmen unserer tiefsten Innerlichkeit finden.

Die Sittlichkeit als das höchste Gut und ein Selbstzweck oder das Streben nach Gottähnlichkeit, dies Grundgesetz der Platonischen Philosophie, war für Beethoven's ganzes Leben maßgebend und in den rauhen Stürmen, die äußerlich wie innerlich darüber hinzogen, in seiner Taubheit und immer größern Isolirtheit während der letzten Lebensjahre, die ihn oft genug der Verzweiflung nahe brachten, war es jene Stütze, die ihn in seiner Menschenwürde stets aufrecht erhielt und ihm auf seinem Sterbelager das siegreiche Bewußtsein verlieh: „Du hast die Aufgabe deines Lebens als Künstler und als Mensch redlich gelöst, du hast dem Ewigen dem Göttlichen in deiner Brust treu gedient!“

Beethoven war Platonischer Idealist, alles strebte bei ihm über die gemeine Wirklichkeit des Lebens und der sinnlichen Erscheinung hinaus. Die Welt des Gedankens hatte in ihm eine solche Macht, daß er Hunger, Durst, Schlaf, Ort und Zeit über ihr vergaß. So können wir auch nur eine natürliche Gemüthsneigung darin finden, daß seine Brauenliebe vorzugsweise eine Platonische blieb und daß er seiner politischen Gesinnung nach ein enthusiastischer Schwärmer für Plato's „Republik“ war. Herbert Rau schildert wenigstens aus guter Quelle Beethoven's Hoffnung, die Platonische Republik durch Napoleon Bonaparte, als ersten Consul, realisirt zu sehen und seine baldige bittere Enttäuschung. Er schildert letztere in drastischer und des genialen Mannes energische Individualität charakteristisch kennzeichnender Weise in dem Kapitel „Symphonia eroica“.

Die ideale Lebensauffassung und Lebensbethätigung im allgemeinen finden wir ausgeprägt in dem idealen Charakter seiner Musik. Fast in allen größern Tondichtungen seiner Meisterperiode, vorzugsweise in den wie Offenbarungen und überwältigenden Symphonien, taucht flammverkündend die Erinnerung auf an den göttlichen Ursprung, dem wir Sterblichgeborene entstammen, aber es taucht, wenn man will, die Erinnerung an das einstige göttliche Leben auch unserer Seelen in diese Sinnenwelt zweifelhaft teil gebannt wurden — die Sehnsucht, in jenen göttlichen Urstoff oder in jenes einstige göttliche Leben unserer Seelen, zu dem Ewigen, zu dem Einen vollkommenen Sein der Wahrheit zurückzukehren. In diesen Schöpfungen kämpft mit gigantischen Gewalten der auf- und niederwogende Streit zwischen diesem göttlichen Sehnsuchtsdrang und der Reaktion der uns an die endliche Welt fesselnden Materie, taucht der siegesfrohe Verkündigungsjubel der überwindenden, zur Gottähnlichkeit führenden Tugend. Diese innige, harmonische Verwandtschaft der Musik Beethoven's mit der Philosophie Plato's ist es, der ganze Mensch Beethoven aufgegangen war, muß keinem, der für die eine wie für die andere Verständniß hat, entgehen.

Was nun Rau's Werk selbst betrifft, so haben wir die Mangelhaftigkeit des jetzt modischen, halb novellistischen, halb memoirenartigen Genres nie verschwiegen; wir halten das ganze Genre der Mischung für ein unkünstlerisches, da es niemals zu Wirklichkeit mit der Erfindung ausgleicht und verschmilzt, sondern beide für jedes feinere Auge unvermittelt nebeneinander bestehen läßt und sich zuletzt in Lösungen auflöst.

Diese Mängel überwindet auch Rau's „Beethoven“ nicht immer. Seine Vorzüge bestehen in Einzelheiten. Der Verfasser geht seinem Helden und noch mehr dessen Kunst mit innigster Hingebung auf ihren geheimsten Pfaden nach. Hat in seinem früher erschienenen Roman „Mozart“ mehr die äußerliche Fülle und Romantik der Begebenheiten hervorgehoben, so versucht er im „Beethoven“ ein tieferes Eingehen auf die Seele und die Stimmungen des Helden. Mozart ist eine lebensfrische, Beethoven eine einsame Natur. Mit großem Geschick hat darum der Verfasser viele Plaudereien in Beethoven's Schülerkreis aus den innern Stürmen seines Gemüths erklärt. Schade, daß er diese Aufgabe nicht kraftvoller durchgeführt, denn in Hauptpunkten von ihr abgewichen ist und zu romantischen Maschinerien seine Zuflucht genommen hat. Auch der genialste Mensch beherrscht die Geschicke seines Daseins nicht ganz, aber in der Kunst soll tragisches Schicksal ein gewolltes, in seinem Kern ein selbstverschuldetes sein. Der musikalische, künstlerische Zug in Beethoven, den manche Kränkung, manches Unglück, der Verlust seines Gehörs verstärkten, ist sicher der Hauptgrund zu seinem menschenfeindlichen Wesen und zu seiner Ausschließlichkeit gewesen. Begeisterung, Leidenschaft, Liebe und Haß hatte er in mächtigster Fülle, aber es fehlte doch seiner Natur, daß zu einem gewissen Grade auch seinem Schaffen, jene alles in ihm und um ihn erleuchtende Freudigkeit und Harmonie, wie sie der Natur ihren Lieblingen, Mozart und Rafael, gegeben hat. In Beethoven ist etwas von Michel Angelo. Niemand viele Aehnlichkeit auch in den Werken

beider Kunstler hervorruft, möchte nicht allzu schwer nachzuweisen sein; man denke nur an den „Meister“ des einen und die „Symphonie comique“ des andern.

Mügge's Roman enthält viele treffliche Bilder des wiener Lebens im Beginn des Jahrhunderts und eine interessante Skizze von dem musikalischen Kunstleben am Hofe des Kurfürsten Maximilian von Köln, die wir zu den gelungensten Schilderungen des Werks rechnen.

Metternich — Voltaire — Rahel Varnhagen.

II

Die zweite Abtheilung des von Varnhagen hinterlassenen Buches enthält unter anderm eine umfangreiche aus erster Quelle geschöpfte Geschichte der bekannten Verhaftung Voltaire's auf Befehl Friedrich's des Großen im Jahre 1753 zu Frankfurt am Main. Die Abhandlung erscheint nicht so bequem wie theils bei Varnhagen, indem die Erzählung vielfach durch vollständig mitgetheilte Actenstücke in deutscher und französischer Sprache unterbrochen wird. Der Vorfall mit seinen Einzelheiten ist ein echter Cabinetstück des vorigen Jahrhunderts, zur Ehre aller Betheiligten, des Willkür übenden Königs, des intriguanten, maitressen- und lügenhaften Schriftstellers, der im brutalen Diensteifer über die empfangenen Befehle hinausgehenden Beauftragten sowie der trägen, ihre Mithülfe leistenden reichsstädtischen Behörden. Bemerkenswerth ist dabei die entschiedene Würdigung, die der Verfasser dem Charakter dieses außerordentlichen Geistes, trotz der ihm anhaftenden Schwächen, die sich auch im vorliegenden Fall nicht verleugnen, gegen seine Menschenliebe, herzlichen Güte und edeln Aufopferungsfähigkeit zu Theil werden läßt, seine Intriguen, boshaften Streiche und keßen Ausfälle werden als Kriegslisten betrachtet, zu denen der unermüdliche Kämpfer auf dem Schlachtfelde des Geistes nicht weniger berechtigt gewesen sei als jeder andere Krieger, der dem Feind mit Schwert und Pulver zu Leibe geht. Man läßt sich allerdings gegen diese Betrachtungsweise Voltaire's geltend machen, daß der ehrliche Geisteskampf sich ganz anderer Waffen bedient und daß Witz und Laune sich nicht gut mit einem edeln Charakter vereinigen, aber es ist von Bedeutung und verdient hervorgehoben zu werden, daß eine doch an sich so saubere ästhetisch sittliche Natur wie Varnhagen durch alle Schlacken hindurch die edlere Seite der Seele Voltaire's zu erkennen und anzuerkennen vermochte.

Die darauf in dem vorliegenden Werke folgenden zahlreichen literarischen Kritiken bieten einen reichen Stoff anregender Belehrung, erfreuen überall durch Frische der Darstellung und haben zum charakteristischen Merkmal wohlwollende Anerkennung, die keinen schärfern Tadel aufkommen läßt; streng genommen verdienen sie wenigstens den Namen „Kritiken“ als vielmehr den von Referaten, Anzeigen und Besprechungen. Die letzte Abtheilung, „Rahel“, enthält fast nur Aufsätze von fremder Hand, die nicht blos die Charakteristik der liebenswürdigen, tiefsinnigen und freimüthigen Frau vervollständigen, sondern auch geeignet sind, die erste Bekanntschaft mit ihr einzuleiten. Daß Varnhagen selbst sich hier fast ganz zurückzieht und nur Aeußerungen aus verschiedenen Zeiträumen sprechen läßt, ist von besonderm Werth. Wo eine solche Fülle des Ueberschwenglichen zu berichten ist, reicht der eine Standpunkt der Betrachtung nicht aus.

Es fehlte übrigens Rahel nicht das Bewußtsein ihrer hervorragenden Bedeutung, und da, wo von ihr Aeußerungen dieser Art laut werden, fühlen wir uns ein wenig unbehaglich, ja bisweilen erscheint sie in der Haltung der inspirirten Sibylle — aber das alles tritt als untergeordnet zurück gegen das geistdurchleuchtete, liebedurchglühte Wesen ihrer menschlich schönen Erscheinung. Die ausgezeichnetsten Männer erkannten ja unbedingt ihre geistige Ueberlegenheit an und gaben es ihr zu erkennen — wie sollte dies nicht in manchen Augenblicken ihre angeborene Unbefangenheit ein wenig getrübt haben! Aus verschiedenem Munde vernehmen wir nun auch in diesen Aufsätzen ihr begeistertes Lob und wer sich noch so klar gegen die Bewunderung vor dem weiblichen Genius sträuben möchte, wird sich am Ende eingestehen: Sie muß doch so gewesen sein! Insofern die beiden ersten Aufsätze, vom Jahre 1801 und 1830, mit größter Lebendigkeit uns in den Gesellschaftskreis der Rahel einführen, können sie zugleich als wichtige Actenstücke für die Kenntniß der gesellschaftlichen Zustände und die Charakteristik der hervorragendsten Persönlichkeiten Berlins in zwei weit auseinander liegenden und durch einen mächtigen Umschwung voneinander getrennten Zeitepochen gelten.

Glossen.

Sage mir, was du rühmst, dann weiß ich, was du tadeln mußt.

* *

Woher kommt es nur: im 18. Jahrhundert hatten die Menschen eine wahre Leidenschaft, sich gegenseitig groß und bedeutend zu finden, in unserm kann man sich nicht genug bis ins Kleinlichste anatomiren!

* *

Sei nur fest und entschieden im Aussprechen deiner Ueberzeugungen! Derjenige, der dir auch noch so heftig widersprach, wiederholt gewöhnlich hinterdrein doch wörtlich, was er soeben von dir vernommen hat. Dann erkannt man oft seine eigenen Ansichten lieblich in einem größern Kreise als die gemeinsamen wiederzufinden.

* *

Immer mehr werden in unsern Tagen die Schäden zum Ausbruch kommen, wo man am Körper Europas auf die Symptome curirt, während der Sitz des Uebels in der Seele liegt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Neue Folge. Fünfter Band.

Unterhaltungen

am

häuslichen Herd.

Herausgegeben

von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1860.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. In gebundener Rede.

Tiefwinter. Von Ludwig Berger . . . 12 15
Stechpalmen. Von Ludwig Berger . . . 125 126
Einem Freunde. Von J. G. Fischer . . . 209—210
Hungern von Rudolf Kaufmann . . . 309
Deutschland. Von Rudolf Kaufmann . . . 312
Sprüche von M. J. W. . . . 511
Frühlingssehnsucht von H. Zeise . . . 609
Die Heimatglocken von Ernst Fischer . . . 510
Kreislauf. Von H. Zeise . . . 609
Traumgewalten. Von Ernst Fischer . . . 611
Spruch von Ludwig Foglar . . . 609
Die Johannisnacht. Von Otto Hausch . . . 704
Der Bahnwärter. Von Amely Bodin . . . 705
An die Geliebte. Von E. Hadler . . . 810
Die Heimat. Von E. Hadler . . . 810
Aern und Rab. Von Oskar Bergmann . . . 909
Sonett von Moritz Straßmann . . . 911
Wolken. Von Wilhelm Krigar . . . 911
Neumacht. Von Amely Bodin . . . 992
Geburt und Tod. Von Andreas Munch . . . 992
Deutschland und Italien. Von Heinrich Zeise . . . 1009

II. Erzählungen.

Das Gespenst. Eine Erzählung von C. D. Ingemann . . . 1—12
Der heilige Hieronymus. Von Günther von Freiberg . . . 19—20
Der tolle Junker. Erzählung von Fr. Friedrich . . . 1—121
Stille Wege. Erzählung von Amely Bölte . . . 129—136
Aus der Praxis. Von einem schlesischen Landedelmann . . . 201—211
Samuel Meyer. Ein Lebensbild . . . 273—279
Ein Freund. Erzählung von Wilhelm Trapp . . . 369—378
Marat's Tauben. Eine Erzählung von Heinrich von Uechtritz . . . 385—392
Das Indianermädchen. Erzählung von Fr. Friedrich . . . 401—422
Der Harnisch der Jungfrau von Orleans. Ein Lebensbild von M. Solitaire . . . 449—457

Seite

Habib. Eine Erzählung von Gustav Neisewitz . . . 465—473
Der blaue Reiter. Novelle von Franz von Kemmerodorf . . . 513—567
Hedwig. Eine Erzählung. Von Rosa Horn . . . 649—662
Liebe überwindet. Novelle von Franz von Kemmerodorf . . . 689—745
Die Ehe einer Hexe. Von Ida von Düringsfeld . . . 757—762
Die Entführung. Eine Erzählung aus alter Zeit . . . 761—781
Der Bund der Frauen. Erzählung von Rosa Horn . . . 801—810
Der Blumenbischof. Erzählung von Fr. Friedrich . . . 817—825
Nach dem Carneval. Erzählung von Franz von Kemmerodorf . . . 833—897
Verlobungen der Tiere. Eine Doppelgeschichte. Nacherzählt von H. Leutsche . . . 953—957

III. Lebensbilder und Skizzen.

In Arthur Gruchmann's. Ein Idyll von Wilhelm Trapp . . . 10—16
Sie und Er und Er und Sie . . . 16—18
Charles Dickens als Vorleser . . . 62—63
Biographische Erinnerungen. Von Heinrich Koenig . . . 81—87
Briefe von Heinrich Steffens an seine Braut Charlotte . . . 112—141
Aus Karl Maria von Weber's Leben. Von Max Maria von Weber . . . 161—201
Voltaire's Lebenstationen. Von Karl Frenzel . . . 193—198
Von Pflanzen und ein Botaniker. Erinnerungen von Berthold Sigismund . . . 211—212
Franziska von Hohenheim. Von Amely Bölte . . . 289—291
Konrad Beiser. Von L. C. . . . 291—295
Ein Audi bei Immermann. Mitgetheilt von H. Koenig . . . 301—302
Ein Meisterherz. Gedicht . . . 305—306
Wie alt? Aus dem Leben. Von E. Kaufmann . . . 305—310
Das Bauernwirthshaus. Ein Beitrag zur Schilderung der europäischen Sklavenlehre. Von A. von C. . . . 321—329
Staatspapiere. Vom Hofgerichtsadvocaten G. G. Gopp in Darmstadt . . . 337—342

Seite

Schiller's Haus. Von **E. W.** 342–343
Schwäbischer Wein. Inschriftmitteilungen. Von **W. W.** 353–360
Heinrich von Kleist und Charlotte Stegelitz. Erinnerungen von Justizrath **Julius Eberwein** in Rudolstadt 361–365, 411–414
Aron von Oberlech 417–421
Voltaire in Sanssouci. Von **Karl Frenzel** 115–431
Faust in Halle 433–434
Aus meiner Pilgerzeit. Von Freiherrn von **Liebenfeld** 141–144, 177–180
Ehrend. Von **Björnstjerne Björnson** 177–180
Literarische Reminiscenzen. Mitgetheilt von **Heinrich Koenig** 529–533, 576–582
Voltaire in Ferney. Von **Karl Frenzel** 609–624
Englische Abenteurer einer deutschen Universität. Von **A. von Lagerström** 625–634
Das unendliche Weib. Von **C. J.** 642–644
Die blinde Dichterin 673–680
Ein Ort, wo's spukt 737–740
Leben und Arbeiten einer Sängerin. Von **H. Koenig** 741–744
Ein „unbekannter" Naturdichter des 17. Jahrhunderts. Von **Fr. Liebermann** 769–776
Bezauberung in Mexiko. Von **Karl Frenzel** 777–778
Ein Künstlerleben. Von **E. von U.** 780–784
Das Manuskript. Von **Jeanne Marie von Gagelle** 785–788
Arthur Schopenhauer. Von **Jeanne Marie von Gagelle** 921–926
Zwei deutsche Seemannsschicksale. Nach Originalberichten. Von **H. Jacobs** 929–932, 961–966
Eine russische Nacht. Von **Amely Gotte** 1001–1008
San Martino, der Steinklopfer von Matrei. Episode von **Franz vom Thurn** 1009–1016
Der Verfasser des „Reinecke". Ein Wort nachträglich von **Ludwig Foglar** 1016–1021

II. Stimmungen und Richtungen der Zeit.

Der Hauch der Zeiten 11
Schleiermacher über Deutschland und Preußen 13–16
Ein Brief Goethe's an Napoleon III. 16–21
Alexander von Humboldt 124–126
Frauenleben. Von einer Alten 126–127
Germanen und Romanen 129
Napoleon III. 173–174
Moderne Weisheit. Von **Julius Frauenstadt** 174–175
Die Schiller-Stiftung 180
Eine Generalprobe zum Schillerfest 191–192
Für den Weihnachtstisch 206–861
Berliner Ansichten 207–208
Anton Ale und Karl Beichhauser 221–224
Zweite Schillerlesepreisch vom Herausgeber
Johannes Ronge in London. Von **A. von L.** 348–349
Zur Deutschlands Wehrkraft. Von einem Offizier 365–380
Paris in Flandern 411–414
Englisches Christenthum. Ein Brief aus London. Von **A. von Lagerström** 473–479
Ein neues Werk von Friedrich von Raumer 511
Lamennais. Von **H. Hemmig** 621–624

Seite

Unter dem Hund 640
Die Gefangenschaft von Wilhelmshöh. Von **Theodor Paur** 652–653, 654
Englische Gräber 687
Planzermanismus
Kleine Erinnerungen. Von **Emma Niendorf** 701–713, 713–716
Amerikanische Reflexionen
Nach der Schlacht bei Solferino. Von **Gustav Freytag** 721–728
Weltweib 730
Gott und Schriftsteller 732
Reiseliteratur 737–748
Deutsche Treuherzigkeit 836–838
Illustration und Volksversammlung 876–880
Ludwig Napoleon in Lyon. Von einem Augenzeugen 877–878
Nichts mit den überzähligen Armen! 878–879
Die Mangelhaftigkeit 879–880
Arthur Schopenhauer's Testament 880–886
Kranzwand auf der englischen Bühne 886
Die Plattdeutschen 911–912
Der Neue in der Literatur 912
Arbeitslohn
Die Artisten in Frankreich. Von **H. Hemmig** 937–938
Arzt und Hirn 942–943
Ein Blutbad in Amerika. Von **A. Dorrag** 949–952
Westermann's Jahrbuch 1022–1023
Der Komödie in der Politik 1039–1040

I. Volkerzustände, Reisen, Sitten- und Ortsschilderungen.

Ein Sonntag in London 11–12
Pariser Aerzte. Von **Amely Gotte** 29–30
Polnisches Leben. Ein Skizzenbild von **J. V. Fritz** 97–105
Aus der Pfeffer's Lehr Reise nach Madagaskar 105–111
Das Leben der Verbrechen in England 136–140
Zürich. Von **F. Lampert** 140–151
In den Kasten. Aus dem Reisetagebuch einer Offizierin 168–188
Londoner Skizzen 241–246, 266–270
Pariser Plaudereien. Von **Hermann Hemmig** 253–262, 272
Deutsche Leute in Polen
Die Goethe-Palme zu Potsdam. Von **Ludwig Foglar** 355–356, 378–381
Bilderbuch. Von **Ludwig Foglar** 381–385
Im Lauterbrunnen. Von **F. Lampert** 385–389
Oesterreich und Wien. Vom Herausgeber 507–508
Das Armeleichenbegräbniß in Venedig. Von **J. J. Kraszewski.** (Mitgetheilt von **J. V. Fritz.**) 572–575, 578
Polnisches
Engelberg. Eine Skizze aus der Schweiz von **M. Norden** 592–595
Eine Donaufahrt. Von Pest bis Galatz. Von **Wilhelm Hamm** 616–632
Schloß Bismark. Von **Ida von Düringsfeld** 648–650
Im Margarethal. Von **Friedrich Lampert** 650–652
Ein Denkmal für Tarannen. (Briefe von einer Insel. Von **E. von U.** 761–763
Schweizerbriefe. Von **Arnold Schönbach** 825–831
Die verschiedene Stadt der Welt. Von **Alexander Ziegler** 841–845
Reisen durch Schottland und Irland. Von **Karl Frenzel** 917–920

Frankreich. Von Ida von Düringsfeld 962–965
Bad Reichenhall. Von F. von H. 968–971
Ellipserei und Freiheit. Von Fr. Liebermann 971–974
Eine Bergbesteigung in Nordamerika. Von C. C. Slavio 974–987
Die Engländer am Rhein. Von A. von Lagerström 1014–1038

VI. Geschichte.

Ein neues Werk von Leopold Ranke 17–24
Die Schill'schen Offiziere. Eine Berichtigung 81–83
„Allgemeine Weltgeschichten" 86–
Der 18. Juni 1794 111–112
Das ewige Rom
Die Gladiatorenspiele. Veranschaulichung derselben im Alterthum. Von Karl von Heißer 154–156
Abraham. Nach jüdischer Sage. Von Th. Paur 214–216
Marie Antoinette 249–252
Klytämnestrisches Leben 286–294
Die Städte im Mittelalter. Von Dr. Malusch
Die Deutschen zur See im Mittelalter. Von G. Asmus 350–361
Mittelalterliches Musterleben. Von Dr. Malusch 361–365
Die Seeräuber im Mittelalter. Von G. Asmus 365–380
Altdeutsches Leben 440–
Rastenheim — ein vergessener Sündenpfuhl 463–464
621–622
Kriegsgeschichten 646–647
Zwei altdeutsche Charaktere 705–708
Das Ende des Tyrannen 741–742
Galileo Galilei 781–785
Der Papst von San-Marino 1001–1002
Luther und Frau Cotta. Von J. M. 1002–1003
Culturgeschichtliches. I. Aus Böhmen am Ende der Reformation. Von Luise Otto 1035–1038

VII. Der Mensch, sein Wesen und Befinden.

Zur Gesetzkunde 349–351
Adam und Eva 361–364
Ueber „deren Sohne". Von Dr. Köhbeten 444–447
Die Rechte des Menschen — in der Gesellschaft. Von Julius Frauenstadt 1063–1064

VIII. Die Erziehung.

Luther über Schulen 240–248
Schiller und die Schule 285–286
Die Pestalozzivereine 287–288
Die beste Erziehung 317–319
Goethes Briefwechsel mit Knebel 367–368
Ueber die Familie 368–
Wie wurden Goethe und Schiller erzogen 445–446
Zur Erziehung der weiblichen Geschichte 500–502

IX. Philosophie.

Friedrich Schleiermacher als religiöser Charakter. Von Julius Frauenstadt 92–94
Die Gegenwart und Zukunft der Menschheit 225–234

Bildung und Glück 257–260
Zur Verfassung für die Bürgerwehr 273–
Die Anregungen. Eine Parabel zunächst für gewerbliche und geistige Welt. Von Julius Frauenstadt 282–283
Glück und Bildung. Eine Antwort. Von Th. Waib 317–318
Schiller und Schwabenhaus. Von J. Frauenstadt 341–344
Religiöse Anregung. Von Julius Frauenstadt 429–431
Philosophie der Zukunft 431–432
Menschliche Größe und menschliches Elend 543–544
Gott in der Natur 656–658
Zweifel — wahrer Unglaube 719–720
Das Ende des Tyrannen III 720–721
Praktische Philosophie 784
Der Heiland der Völker 910–911

X. Lebensbezüge und Lebensbedingungen.

Die Armenfrage. Von einem Arzte 87–90
Aus dem englischen Leben 375–376
Zur Wohnungs-Not Berlins 831–832
Papier, Acht, Tinte. Von A. Brechtschmar 838–840
Die Gründe des Handwerks. Von Joseph Gotte 867–868

XI. Allgemeine Naturbetrachtung.

Die Sonne 64
Der alte Stern 79–80
Aus der Natur. 1–18. 760–1039

XII. Die Nachtseiten der Natur.

Altdeutsche Zaubereien. Von Dr. Schöppner 8–
Hexenglauben im Zauberring. Von Dr. Wormann 12–
Divination über die prophetische Kraft des Menschen. Von Dr. Schrader 58–74
Gespenster-Märchen 152–153
Die Hexen. Von Dr. Schrader 280–290
Liebeszauberei. Von Dr. Wormann 427–431

XIII. Das All und die Himmelserscheinungen.

Der Regenbogen. Von Fr. Friedrich 21–27
Sind die Himmelskörper bewohnt? Von Julius Frauenstadt 219–221
Der Wetterprophet 489–491

XIV. Pflanzen- und Thierwelt.

Thierbilder-Fragmente 190–191
Der Seidenschwanz. Von Alexander Ziegler 248–249
Thierarten. Von W. Wegener 279–282
Die Grimm. Von Fr. Friedrich 310–317
Die Kunstreichlaster 384
Rohe Perlen. Von Emil Klinge 408–429
Das Gehirn der Säugethiere. Von Prof. Dr. Siebel 457–458
Die Zeidenspinne 525–532
Die Kamelie 698–701
Pflanzen-Triumph. Ein Brief aus Berlin 920–924

II. Sprache und Geschichte der Literatur.

Schiller und Goethe … 753 – 756
Rezension: Max Koch: Karl Leonhard … 756 – 763
Die Sprache und ihr Studium … 763 – 767
Shakespeare und der Katholizismus … 767 – 771
Zur Schiller-Literatur … 771 – 775
Die Kunst der Prologe … 775 – 780
Rezension: Rolf von Gleichen: Über Friedrich Spee … 780 – 788
Literarische Notizen … 788 – 791
Literarische Funde … 791 – 792
Ein Jugendbrief Shakespeares … 792 – 795
Ludwig Tieck als Dramaturg. Von A. W. Schneider … 795 – 811
Voltaire's Jugendtragödie Oedipe … 811 – 821
Geist der französischen Literatur. Von G. Freytag … 821 – 831
Schiller und der Parnaß … 831 – 834
Deutsche Sprache … 834 – 836
Die Geschichte der englischen Literatur … 836 – 845
Französisch und englisch … 845 – 850

III. Kritisch-ästhetische Miscellen.

Die Heimkehrer … 31 – 32
Die Heimgekehrten … 32 – 37
Eine Anklage gegen Schiller und Goethe … 37 – 40
Zur Unterhaltung … 40 – 41
Kalender für 1860 … 41 – 42
Neue Gedichte … 42 – 44
Die Geschichte der „Kritischen Zeitung" … 44 – 46
Neue Romane und Novellen … 46 – 48
Ein neuer „Faust" … 48 – 51
Georg Hartmann … 51 – 52
Die Parzival von Wolfram von Eschenbach, gef. Schilderung, und seine „Klagelied" an seine Frau … 52 – 57
Literaturbescheidung. Vom Herausgeber … 57 – 58
„Kreuz und Quer" in Scherz und Ernst … 58 – 59
Max Schiller und Goethe? … 59 – 60
Die Verwandtschaft der englischen Literatur … 60 – 61
Karl Gutzkow … 61 – 62
Neue Romane … 62 – 63
Neue Lyrik … 63 – 64
Neue Taschenbücher … 64 – 65
Blick in alle … 65 – 66
Der Tanz Saturnin … 66 – 67

IV. Schöne Kunst.

Der Wanderredner. Von Jeanne Marie von Gagern … 67 – 69
Musik Angelo aus dem Leben … 69 – 70
Friedrichroda … 70 – 71
Der Kunstler auf der Weltausst. … 71 – 72

V. Bühne und Musik.

Die sechzehnte Schlachten in Italien und die deutsche Bühne … 11 – 12
Neugriechische Musik. Von H. Jansen … 12 – 14
Lenkart Lieder für das „Neue Theater" … 14 – 15
Ludwig Pietsch. Eine Erinnerung … 15 – 16
Das „neue" Drama … 16 – 18
Das Theater … 18 – 19
Deutsche Bühne … 19 – 21
Theater ohne „Plan" … 21 – 22
Die deutsche Schauspielkunst … 22 – 27
Schauspielerinnen … 27 – 28
Die englische Bühne. Mittheilung und Kritik … 28 – 29
Musik und ihre Bedeutung … 29 – 30
Theaterbrief aus Augsburg … 30 – 31
Das Hoftheaterpersonal in Oberammergau. Von Friedrich Lampert … 31 – 32
Die deutsche dramatische Poesie … 32 – 33

VI. Zur Kunst des Lebens.

Der deutsche Brief. Vom Herausgeber … 1 – 6
Auszüge aus Tagebuch. Von Friedrich Spielhagen … 16 – 21
Gedanken von Daniel Sterne … 21 – 25
„Die Gleichheit auf der Straße" … 25 – 28
Die Kreuzzüge … 28 – 29
Bücherbesprechungen … 29 – 30
Gedanken von Sophie von Schwerdtfeger … 30 – 31
Gedanken von Thomas Hamilton … 31 – 32
Aus Karl Vogt's Memoiren … 32 – 33
Schwerdtfeger von Ludwig Hohbrecht … 33 – 34

Neue Folge. Zweiter Band. Nr. 1. Wöchentlich ein Bogen

Inhalt: Der häusliche Herd. Von Karl Gutzkow. — Der Heilquell. Eine Erzählung von E. H. Ingermann. — Die Geschwister. Erzählung. Von Ida Schoppner. — Ein Frauenkloster in Preußen. — Blicke in die Werkstatt der Künstler. Von Ida Marmann. — Der Tausch der Ringe. — Die verlorenen Schlüssel. — Die Schweizerinnen über Frankreich und Preußen. — Auf meinem Tagebuch. Von Friedrich Spielhagen.

Der häusliche Herd.

Welt- und Zeitauffassungen vom Standpunkt des häuslichen Herdes haben in diesem denkwürdigen Jahre eine schwere Probe zu bestehen gehabt.

Während Napoleon III. sich in einen kurzen, blutigen Kampf warf, dessen Ursachen [illegible] nur auf langem Umweg [illegible] am häuslichen Herde Frankreichs zu suchen wären, unter [illegible] das außerösterreichische Deutschland eine Betheiligung am Kampfe, eben deshalb [illegible] sein häuslicher Herd davon unberührt blieb. Die preußische Landwehr sagte geradezu, wollte die Gefahr ein Haus und Hof bedrohen sehen.

Die Folgen dieses unglücklichen Zwiespalts kennen wir. Mit ihren noch so vielen [illegible] hin zerstörenden Wirkungen ziehen sie sich bis in unsern täglichen, immer noch [illegible] dauernden Hader.

Auch wir haben der deutschen Politik des häuslichen Herdes in diesen Blättern das [illegible] gered[illegible]. Wir haben es bestritten, daß wir den Rhein am Po zu vertheidigen [illegible]. Wir haben die Sache Italiens eine gerechte Forderung des Zeitgeistes genannt [illegible] es tief beklagt, daß Oesterreichs Politik diese Forderung bestritt und an Frankreich, [illegible] das Land des Despotismus, die Ehre überließ, sie anzuerkennen und ihre Durchführung zu unterstützen. Noch jetzt können wir nichts zurücknehmen von allen den Anklagungen, die wir damals und bis zum Friedensschluß vertheidigten, fügen jedoch auch [illegible] ehrlich aufrichtigem Bekenntniß hinzu, daß, wenn Preußen bis zum Frieden von Villafranca in seiner Politik recht gehabt hat und „rein wie ein Schwan aus allen Verstrickungen herverging", es doch jetzt auf einem bedenklichen Wege wandeln würde, wenn [illegible] den Schwerpunkt seiner Kraft in der Meinung, nicht im innigen, ja der Entäußerung

rung überspannter Hoffnungen fähigen Anschluß an das gesammte Vaterland suchte. Wir gehörten nie zu den Großdeutschen, glauben auch noch jetzt, daß die deutsche Nation nur insoweit einen Einheitskörper bilden sollte, als ihre Stämme gleiche Interessen regieren; wir glauben, daß Oesterreich zu Deutschland nur im Verhältniß eines Vertrags zu stehen hätte. Aber von unendlichstem Werth ist uns die Wahrung der Einheit des Uebrigen. Die jetzt zur Parole gewordene Geringschätzung Deutschlands ohne Preußen übersteigt jedes Maß. Die Geringschätzung jener nicht minder bis in den Tod getreuen Kriegsfreudigkeit der Sachsen, Baiern, Hessen, Würtemberger, Hannoveraner, die im Juli auf ein Losungswort zum Kampfe harrten, ist eine so leichtsinnige Ueberhebung berliner Eitelkeit, daß dem Gothaismus, der diesem Leichtsinn eine patriotisch-doctrinäre Form geben will, ein Damm gesetzt werden sollte. Nicht ein einziges Symptom war vorhanden, das uns die Bürgschaft geraubt hätte, wie nicht auch alle diese tapfern Söhne des Vaterlandes, ritterliche Führer an ihrer Spitze, sich würden im Augenblick der Entscheidung dem Einen und Ganzen so untergeordnet, ebenso zum Siege anstrebend gefügt haben, wie Victor Emanuel sich Napoleon unterordnete und den linken Flügel einer siegreichen Armee bildete. Deutschlands Fürsten stehen unter der Herrschaft des deutschen Volksgeistes; nichts kann je wieder im Augenblick der That von ihnen begonnen werden, was nicht dem Ganzen frommte. Daß unserer Einheit eine schlagfertigere Formgebung zu wünschen wäre, wird niemand bestreiten. Sie aber anzustreben, wie jetzt geschehen soll, durch Auflockerung und Discreditirung des deutschen Bundverbandes, ist eine Vermessenheit. Wie die Dinge stehen, wie sie durch Napoleon täglich auf die Probe gestellt werden können, ist unser Deutscher Bund immer noch eine Errungenschaft der hohen Begeisterung von 1813 und 1814, eine Schärfung, die wir jetzt gar so nicht wieder würden aus der Combination am grünen Tisch der Diplomatie hervorrufen können, wenn sie nicht glücklicherweise da wäre und auch Preußen lehren müßte, sich nicht zu überheben, nur durch seinen Geist voranzuleuchten, durch seine eigene innere Entfaltung, durch sein rastloses Bestreben, das übrige Deutschland moralisch zu gewinnen und so schon zu besitzen. Wer die Throne von Dresden, München, Stuttgart, Hannover nicht umstoßen vermag oder umstoßen will, muß sich gefallen lassen, daß die, die von den Gegnern derselben regiert werden, den Aufforderungen der Hegemonien erwidern: Lehrt uns zweien Herren dienen!

Ueber Deutschlands Größe und Kraft fühlen wir anders als die achtbaren Männer, die in Eisenach tagten. . . . . Aber auch mit der Betonung des häuslichen Herdes bei jener Weigerung, in der italienischen Sache Partei zu nehmen, hat es nichts so Unrechtes auf sich. Der erste Kanonenschuß bei Strasburg, der erste Niedergang des Kriegs aus der Höhe des Stilfserjoch in die Thäler Deutsch-Tirols würde gezeigt haben, daß der „häusliche Herd" des deutschen Volks von einer großen Ausdehnung ist. Die Laren und Penaten, die sich das Familienleben im entfernten Königsberg aufrichtete, würden nicht mehr sicher erschienen sein, wenn am Paß von Finstermünz, am Bug des Rhein bei Basel nur das Flackern eines einzigen feindlichen Wachtfeuers sichtbar geworden wäre. Das Heimats- und Gemeingefühl der Deutschen ist ein hochmächtiges geworden und wollen wir nur wünschen, daß es uns durch die wohlgemeinten Einseitigkeiten Gotha-Eisenachs nicht verkümmert werde.

Der häusliche Herd ist bei uns eine edlere Stätte, als wofür sie sogar kürzlich in der Schweiz erklärt wurde. Jener kleine Staat mag in der Lage sein, nur an sich selbst denken zu müssen — „Unsere Sympathieen gehen nicht über unsere Wünsche hinaus", sagten unlängst die dortigen Staatsmänner — in Deutschland ist der häusliche Herd mehr geworden als der Versteckwinkel eines sich selbst genügenden Egoismus. Schon seit lange führten wir bei uns in das Leben der Familie die höchsten Güter der Bildung ein; wir Deutsche haben die Familie als die Hüterin und Wahrerin unserer sittlichen Kraft nicht nur wissenschaftlich entwickelt, sondern durch stetes Begründen unserer Bildung auf Selbsterziehung, auf Haus und Schule auch den Horizont des deutschen häuslichen Herdes zu einem Welthorizont gemacht. Gerade weil uns im politischen und kirchlichen Leben so vieles fehlt, was unsern bessern Ueberzeugungen einen festen, Bestand und segensreiche Wirkung verbürgenden Anhalt gewährt, gerade deshalb haben wir in der Pflege unserer eigenen Persönlichkeit, im Cultus derjenigen Thatsachen, die unserer häuslichen und Privatansicht Befriedigung gewähren, vor allen Völkern einen seltenen Standpunkt der Unbefangenheit und Gerechtigkeit voraus. Wenn also in diesem letzten Kriege gesagt worden ist, noch stelle er Haus und Herd nicht in Frage, so lag dieser naiven Wendung die ernstere Auffassung eines Staatslebens zu Grunde, das sich dem Kampf für einen Gegenstand entziehen wollte, den zu schützen der vorgeschrittenen Einsicht über die erlaubten Forderungen der Völker widersprach. Einen Alltagsausdruck brauchte man für eine Gefahr, die unserm geistigen und politischen Leben gedroht hätte durch eine den Vorgängen Italiens gewidmete unliberale Antheilnahme.

Der Deutsche pflegt und wahrt am häuslichen Herd seine theuersten Güter. Kunst und Wissenschaft, Geschichte, Philosophie, der Umgang mit den Classikern, alles das hat allda in Bild und Wort, in Lehre und Wechselgespräch seine Stätte. Wir haben wenig öffentliches Leben, von dem der einzelne völlig ergriffen und über seinen nächsten Wirkungskreis weiter erhoben würde; aber unser Familienleben ist eben auch darum nicht, wie in Frankreich, nur dem oft pedantischen Festhalten einer gewissen demüthigen Ordnung in kirchlichen, geselligen, Anstands- und Bildungsregeln, nicht, wie in England, nur einer lediglich unter das Scepter des Frauenthums — oft wie heuchlerisch! — sklavisch sich schmiegenden Selbstentäußerung der Mannesfreiheit gewidmet, sondern es ist eine immer strebsame Bahn der Bewährung, eine ununterbrochene Vertiefung und Ergänzung unsers öffentlichen Lebens. Nirgends leben wir uns natürlicher und freier aus als im Familienleben; wir bringen dort oft erst unsern ganzen Menschen zur Verwerthung. Der Handwerker erfrischt sich nach seinem Tagewerk an den gemeinsamen Quellen der Bildung; der Kaufmann widmet den Sonntag einem oft vom erlaubtesten Ehrgeiz beseelten Zusammenhang mit den Fortschritten seiner Zeit auf geistigen Gebieten; jetzt kommt ein Vereinswesen zu Hülfe, um wieder einer zu großen Vereinzelung vorzubeugen; ein Parteileben mit jenen schroffen Einseitigkeiten, wo sich das Urtheil wider bessere Ueberzeugung gefangen geben muß, haben wir nicht. Würde eine in zwei Confessionen getheilte Nation, trotz jesuitischer und ultramontaner Anfeindungen, doch in ihren wesentlichen Lebensbedingungen so fest zusammenhalten, wenn nicht über allen Gegensätzen bei uns überall — mit wenigen Ausnahmen — jenes Dritte gerstegt würde, das sonst Hu-

manität genannt wurde und, wenn auch ohne den mit Unrecht in Verruf gekommenen Namen, immer doch noch das System der charaktervollen Selbsterziehung und der eben durch die Grundlagen des Hauses bedingten höhern Bildung und vorurtheilsfreien Würdigung von Welt und Zeit bleiben wird?

Lassen wir uns also den häuslichen Herd seit diesem verhängnißvollen Jahre nicht als den am Ofen hockenden Egoismus schelten! Bei uns schließt er die Liebe zum Vaterland, den Muth zur rechten That nicht aus.

Carl Gutzkow.

Das Gespenst.

Eine Erzählung von G. G. Ingemann.

Erstes Kapitel.

Die Grafen von Gravenschold gehören zu dem ersten Adel Skandinaviens.

In ihrer alten Familie herrscht eine dunkle Sage. Sie betrifft eine Vision, die immer der älteste Sohn, der Stammherr der Familie, oder der nächste männliche Erbe unfehlbar in derjenigen Vollmondnacht haben soll, welche zunächst dem Tode des Vaters oder des Majoratsbesitzers vorausgeht.

Worin diese vermeintliche Vision eigentlich bestand, das war ein Geheimniß in der Familie; aber man nahm an, daß sie von erschütternder Natur sein müsse, da es sich häufiger ereignet hatte, daß der älteste Sohn dieser Familie plötzlich wenige Tage vor dem Tode des Vaters heftig krank geworden und zuweilen während seiner übrigen Lebenszeit periodisch geisteskrank oder doch schwermüthig geworden war.

Eine ganze Reihe theils geistesschwacher, theils schwermüthiger Majoratsherren war in diesem reichen, adelichen Geschlecht durch mehrere Jahrhunderte aufeinander gefolgt, und diejenigen, welche die Sage kannten und auf sie bauten, mußten es täglich für ein großes Unglück ansehen, zu einer so theuer erkauften Herrlichkeit geboren zu sein.

Gegen Schluß des 18. Jahrhunderts war der alte Graf Maximilian von Gravenschold Besitzer des Majorats und sein einziger Sohn, Victor Amadeus, war Stammerbe. Der Vater hatte sein siebzigstes Jahr zurückgelegt und der Sohn sein fünfundzwanzigstes.

Der alte Graf war in seiner Jugend munter und lebensfroh, aber zugleich eine Zeit lang sehr leichtsinnig gewesen. Man behauptete, daß er auf einer Reise ins Ausland, die er mit einem ebenso lustigen Hofmeister nach dem südlichen Europa unternommen hatte, etwas leichtfertig gelebt hatte. Eine schwere Krankheit hatte er durchgemacht, während sein Vater mit dem Tode rang, und später hatte er ein strenges, beinahe asketisches Leben auf der finstern, mittelalterlichen Burg im Norden, dem Gravenskjoldhaus, der Residenz der regierenden Grafen, geführt. Graf Maximilian war in einem bereits vorgerückten Alter, und zwar nur ein einziges Jahr, mit einer höchst liebenswürdigen Dame aus altem adelichem Geschlecht, aber ohne Vermögen, welche er leidenschaftlich geliebt hatte, verheirathet gewesen. Sie war wenige Tage nach der Geburt des Sohnes Victor Amadeus gestorben.

Dieser wurde bis zu seinem siebzehnten Jahre in strengster Zucht im Hause erzogen und dann mit einem Hofmeister zur Universität gesandt. Dies war gerade in der ersten französischen Revolutionsperiode und der junge, lebhafte Graf Victor hatte sich gänzlich die Geistesrichtung und die Anschauungen jenes Zeitalters sowol in politischer und moralischer wie in religiöser Beziehung angeeignet. Wenn er während der akademischen Ferien auf eine kurze Zeit nach der alten finstern väterlichen Burg zurückkehrte, fielen täglich heftige Auftritte mit dem streng orthodoxen und aristokratischen Vater vor, für den der Sohn jedoch, ungeachtet ihrer höchst verschiedenen Lebensanschauungen, eine hohe Pietät bewahrte.

Im Winter 1792 war der junge Graf Victor in Paris, wo er in den Kreisen der Republikaner glänzte. Er stand im Begriff, von hier aus eine Reise nach Italien zu unternehmen, als er eines Tags einen Brief aus der Heimat erhielt, in welchem er benachrichtigt wurde, daß sein Vater gefährlich erkrankt sei und von den Aerzten aufgegeben würde. Der Brief war über vierzehn Tage unterwegs gewesen; er mußte befürchten, daß der Vater bereits gestorben, als er das Schreiben erhielt. Es lag ihm viel daran, in den letzten Tagen bei dem Vater anwesend zu sein; er wußte ja, daß der Vater ihm vor seinem Tode etwas

von Wichtigkeit mitzutheilen hatte. Als Graf Victor vor zwei Jahren Abschied von dem Alten nahm, hatte Graf Maximilian diesen Wunsch wiederholt und ihm zugleich mit größtem Ernst jene Familiensage anvertraut, deren Wirklichkeit der alte Herr auch kurz vor dem Tode seines Vaters erfahren zu haben behauptete. Worin jene Vision eigentlich bestand, hatte er nicht sagen wollen, da er sofort ein Lächeln auf dem Antlitz des Sohnes sah, das hinreichend seine Geringschätzung über den Aberglauben einer vergangenen Zeit, worin er seinen Vater verstrickt meinte, verrieth. „Du bekommst es frühzeitig genug zu wissen, mein Sohn!“, hatte der Vater auf seine neugierigen Fragen geantwortet. „Je mehr du dich in deinem Irrglauben verhärtest und je vollständiger du alles verleugnest, was außerhalb des Gesichtskreises unserer niedrigern Natur liegt, um so heftiger wird jene Erfahrung dein Inneres erschüttern und das ganze Hirngespinnstsystem über den Haufen werfen, dem du huldigst, sowie auch die Gaukelwelt vernichten, in welche deine Zeit dich hineingezogen hat! Doch dies mag gut sein! Darauf habe ich nun meine letzte Hoffnung gestellt, daß du dereinst den Weg zur Wahrheit finden wirst, da du mit deiner blinden Zeit den Weg verworfen hast, welcher selbst das Leben und die Wahrheit ist! Der Herr beschütze nur den Verstand, welchen du bisher mißbraucht, wenn jener große Augenblick kommt und wenn dies letzte Mittel, deine Augen zu öffnen, der vergeudet wird!“

Der Sohn bedurfte all seiner Ueberbietung vor dem eigenthümlichen Alten, um bei diesen Abschiedsworten des Vaters nicht in Lachen auszubrechen.

An das vermeintliche abergläubische Geheimniß, das ihn zum Glauben erschüttern sollte, das sein Verstand und sein Zeitalter als absurd verwarf, und das ihn vielleicht, ebenso wie den Vater, zu einem Pietisten umwandeln sollte — hatte er später niemals wieder gedacht. In dem Wirbel eines reichen und freien Genußlebens, in welchem er sich später umhergetummelt, hatte er gänzlich jene ernste Sage der finstern, väterlichen Burg vergessen, ebenso wie alle Ammenmährchen und Spukgeschichten, über die er sich in seiner Kindheit ergötzt hatte oder die ihn schaudern gemacht, die er aber jetzt bereits seit langer Zeit verlachte. Nun, da er den Brief, welcher ihn von der gefährlichen Krankheit des Vaters benachrichtigte, in der Hand hielt und der Gedanke an den möglichen Tod des Greises ihn plötzlich mit einem augenblicklichen Ernst traf, war er doch davon entfernt, an jene Familiensage zu denken, die, wenn er sich ihrer erinnert oder Vertrauen in sie gesetzt hätte, ihn doch insofern hätte beruhigen können, als er bis jetzt weder wachend noch in Träumen die geringste beunruhigende Ahnung in Bezug auf die Gesundheit und das Leben des Vaters gehabt hatte. Wie ungern er auch eine bereits vorbereitete Reise nach der Schweiz und nach Italien aufgab, veränderte er doch augenblicklich seinen Reiseplan und begab sich noch an demselben Tage mit Kurierpferden von Paris auf den Weg zur Heimat. Während einer Nacht und Tag fortgesetzten Eilreise erreichte er ohne Verhinderung sein Vaterland und seine väterliche Burg in kürzerer Zeit, als der Brief unterwegs gewesen.

Bei seiner Heimkehr wurde er mit der frohen Nachricht empfangen, daß sein Vater jetzt nicht mehr in Gefahr schwebe. Der alte Graf konnte selbst den Sohn im Lehnstuhl empfangen und rief ihm fein: „Willkommen zu Hause!“ mit einer so kräftigen Stimme wie in seinen gesundesten Tagen entgegen.

Sobald Graf Maximilian seinen Sohn umarmt hatte, dessen edle schöne Gestalt und dessen ausgebildetes Wesen den angenehmsten Eindruck auf jeden machten, sah er dem Sohn scharf und mit gespannter Aufmerksamkeit in die Augen und da er in Victor's Blick und Antlitz nur die aufrichtigste Freude, aber keine Spur von Unruhe oder Angst sah, sagte er mit gedämpfter Stimme:

„Du hast also noch nichts gesehen — ich habe dann mindestens, bis der nächste Vollmond aufgeht.“

„Ja, ich habe viele herrliche Dinge gesehen, Vater!“ antwortete Victor, ohne zu verstehen, worauf der Vater zielte — „ich habe das Leben einer ganz neuen Welt in Paris gesehen! Aber weshalb mißt du dein Leben mit einem so kurzen Maßstab? Du bist ja, wie alle sagen, beinahe vollkommen wiederhergestellt!“

„Ich aber zähle bereits siebenzig Jahre und fühle die Mahnungen an das Grab in den schwersten Gliedern“ — antwortete der Alte. „Mein Kopf ist, Gott sei gedankt, frei, und meine Seele ist nun, nach den Kämpfen vieler Jahre, ruhig; aber meine Füße sind von den Stricken des Todes umwunden. Das Leben in meinem Auge und auf meiner Zunge gehört doch nicht vielen vergänglichen Tagen an. Wie gut ist's, daß du kamst,

mein lieber einziger Sohn! Auf viele Tage mache ich keine Rechnung mehr. Wenn wir wieder Belimond haben, kannst du vielleicht besser mein geistiges Leben ausmessen, als ich selbst und alle Aerzte der Welt es können! Dann hast du vielleicht mir ein wichtiges Wort zu sagen und ich habe vielleicht dir ein ebenso wichtiges daraus wieder zu verkünden."

„Nun verstehe ich dich — nun erinnere ich mich des Abenteuers, der vermeintlichen Familienvision, von der du mir erzähltest; sei aber ruhig deshalb! Ich bin vor solchen Phantastereien sicher; sie gehören ebenso wenig zu meiner Zeit wie zu meiner freien frischen Natur. Denke jetzt nur nicht an solche Schwärmereien! Laß uns die Freude über dein Leben und die zurückgekehrte Gesundheit genießen! Ich könnte dich jetzt durch Mittheilung der vielen lustigen Abenteuer, die ich erlebt habe, erheitern, ich könnte dir die großen befreienden Ideen mittheilen, welche ich dem Zeitgeist verdanke; aber ich weiß, daß es dir ein Aergerniß. Aber des vorigen Jahrhunderts Andachtsbücher dir vorzulesen, dazu tauge ich nicht. Wüßte ich jetzt nur, womit ich dir Vergnügen machen könnte!"

„Willst du mich ernsthaft, mein Sohn!" sagte der Alte ernst und sein mildes Antlitz wurde finster — „so sage nur kein geringschätzendes oder leichtsinniges Wort über das, was, wie du weißt, mir heilig und theuer ist, und theile mir nichts aus deinem Leben oder von deinen Vorstellungen und was du die großen Ideen deiner Zeit nennst mit, weil sie den Frieden, den ich nun endlich genieße, zerstören können! Ich werde dich nicht mehr unnöthigerweise mit meinen Schwärmereien, wie du sie nennst, behelligen. Beschreibe mir nur, was du Herrliches und Schönes in Gottes großer Natur und in dem Heiligthum der menschlichen Kunst und Wissenschaft gesehen hast!" fuhr er in mildem Ton fort — „dafür habe ich noch lebendigen Sinn und dies ist die einzige Sphäre, worin sich unsere Sympathien begegnen können. Aber sage mir doch allerern eins! Ist dein Herz noch frei? Oder hast du daran gedacht, dich zu verheirathen?"

Mein Herz ist wie ein Laubenhaus'
Die eine Hälfte brennt, die andere aus —

sang der Sohn aus einem französischen Chanson. „Ich bin in das ganze schöne Geschlecht verliebt. Aber eine einzelne Geliebte durch irgendeinen Contract zu besitzen, daran habe ich noch nicht gedacht. Hast du vielleicht mir eine gute Partie vorzuschlagen, damit das Stammhaus fortbestehe und damit unser hochadelicher Stamm nicht mit mir ausstirbt? Etwa noch einmal eine solche wie vor fast dreihundert Jahren damals Emma von Ridderskolpe —

„Laß das!" unterbrach der Vater erbebend. Dann sich sammelnd sagte er:

„In die Ehe bin nur ein Contract, der nach Uebereinkommen geschlossen und gelöst werden kann, ohne nach den frivolen Ansichtungen unserer Zeit weil auch, wie Ihr sie nennt, andere natürliche und angenehmere Verhältnisse zu zerstören, so will ich nur wünschen, daß du niemals, um unsern Namen auf der Welt zu bewahren, das Heilige entweihen und irgendeine Seele unglücklich machen mögest! Laß das Stammhaus über unsern Gräbern zusammenstürzen und laß unsern Stamm mit dem nächsten Geschlecht erlöschen, wenn er nicht durch einen frischen, edeln Schuß unsers Stammes aufrecht erhalten werden kann, der im Stande ist, eine Vergangenheit zu sühnen, die —"

Plötzlich schwieg der Vater. Auch der Sohn schwieg, er kannte die Geschichte Emma's von Ridderskolpe und merkte, daß er bereits gegen seinen Willen den Alten in einer seiner Lieblingsideen gekränkt hatte. Nichts war dem Grafen Maximilian verhaßter als die Rede von den sogenannten guten Partieen in den höhern Ständen, die nur eine Berechnung auf äußere Vortheile zum Zweck hatten; seine eigene Wahl war ausschließlich eine Herzenssache gewesen, ungeachtet sie nicht außerhalb seines adelichen Standes gefallen. In seinem hohen Alter hatte der alte Graf eine gewisse Romantik des Gefühls bewahrt, die ihm bei der Jugend der neuern Zeit mehr und mehr verschwunden zu sein schien, ungeachtet man sich von den ritterlichen Fesseln losgerissen hatte. Auf Rang und Stand sah die damalige Jugend nicht, aber die Libertinage hatte die Ehe wie im jetzigen Frankreich beinahe zu einer gleichgültigen Sache gemacht. Daß Graf Victor diese Ansichtung theilte, konnte er nicht verbergen.

Nach dem Aufenthalt der ersten Tage auf der alten finstern Familienburg begann der junge lebensfrohe Graf bereits von einer unerträglichen Langeweile gepeinigt zu werden, die er vergebens durch Jagdpartieen und Besuche bei einigen reichen adligen Familien in der Umgegend zu zerstreuen suchte. Er sehnte sich jetzt nur danach, den Vater vollkommen hergestellt zu sehen, um sich wiederum in den großen Strom des freien

Vergnügens zu kürzen und um die erwähnte Reise nach Italien unternehmen zu können.

An einem Abend war er spät von einem Besuch auf einem Herrenhof in der Umgegend heimgekehrt, wo er sich damit unterhalten hatte, zweien schönen Töchtern des Hauses auf seine Art den Hof zu machen. Sein Vater hatte sich bereits lange schlafen gelegt; aber Victor hörte von dem alten Diener, daß ihm ungemein aufgeräumt und wohl zu Muthe gewesen sei. Der junge Herr saß noch eine Stunde nach Mitternacht in seinem Zimmer, während er in einem Band der französischen Encyklopädie blätterte, deren Ideen sein größter Genuß geworden. Der Vollmond warf durch die gothischen Bogenfenster sein Licht zu ihm ins Schlafgemach; er sann den beiden schönen Frauenbildern nach, die er kennen gelernt, und verlor sich in der That in Heirathsgedanken, als der Diener ihn verließ und er endlich seine Thür verschloß, die Wachslichter auslöschte und sich zur Ruhe begab. Der Diener, dessen Kammer unmittelbar an die des jungen Grafen grenzte, lag in seinem ersten Schlaf, als er durch einen sonderbaren Laut geweckt wurde, der einem gedämpften, unheimlichen Schrei in der Schlafkammer des jungen Grafen glich.

Er fuhr empor und lauschte; alles war wiederum still. Es wurde nicht gerufen und die Thür war verschlossen. Der Diener glaubte, er hatte geträumt haben, und legte sich wieder zur Ruhe.

Am folgenden Morgen trat der junge Graf aus seinem Schlafgemach und war totenblaß. Das Haar flatterte um seine Stirn, er war beinahe unkenntlich. Er antwortete auf keine Frage nach seinem Befinden, sondern wankte wie ein Träumender gerade in des Vaters Schlafgemach, ungeachtet der Diener versicherte, daß der alte Herr noch schlummerte. Der Sohn trat hinein, blieb lange stumm stehen und betrachtete mit einem starrenden Blick den schlummernden Greis, der des ruhigsten Schlafs zu genießen schien. Es lag ein Ausdruck in dem Antlitz des alten Greises, der von dem glückseligsten Traumzustand zeugte; es war, als ob er durch einen innern höhern Sinn in der Welt der Beschauung lebte. Endlich schlug er seine großen ernsten Augen auf und sah den Sohn an seinem Lager.

Bei dem ersten Blick auf das bleiche Antlitz und auf die starrenden Augen des jungen Mannes bebte der Alte einen tiefen Athemzug und faltete seine Hände.

„Du hast es also auch in dieser Nacht gesehen, mein Sohn!" sagte er ruhig, aber mit bewegter Stimme — „du weißt nun die Stunde, auf die ich mich vorbereiten soll — wohlan, nenne sie mir! ich bin fertig, wenn Gott will, ich bin bereit. Aber du, mein verirrter, unglücklicher Sohn!" fuhr er theilnehmend fort — „du warst nur wenig vorbereitet, die Weisheit zu schauen, welche du verleugnet. Rette dich und ergreife die einzige Hand, die zu deiner und aller Rettung ausgereckt ist! Ergreife sie mit Aechtheit und Kraft und vollführe in einem neuen Leben, was ich nur vorbereiten sollte, aber weder Recht noch Macht zu vollführen hatte! Sieh' nun die Gerechtigkeit und den Frieden, sie überwinden alles Leid und allen Wehe ab! Und du wirst nicht in den Abgrund sinken, bei welchem dir unter den Trümmern deiner Gaukelwelt der Kopf schwindelte."

Der Alte hatte sich während dieser Worte halb auf seinem Lager erhoben; er ergriff mit der linken Hand eine Rolle Papiere, die unter seinem Kopfkissen lagen, während er die rechte Hand über den Kopf des Sohnes streckte, der sich tiefer und tiefer gebückt, ohne daß sich jedoch seine jetzt wieder beinahe ironische Stellung veränderte.

„Knie, knie, mein Sohn!" sagte der Alte — „und laß mich dich einweihen zu unsers Geschlechts neuem Leben in dir, und in das Geheimnis, das ich dir anvertrauen werde, deren du meine Todesstunde ausspricht! Laß mich dich segnen, deren ich von hinnen gehe, um mit dem Auge des Geistes zu sehen, wie unsere Väter ihre Söhne segneten im Glauben an den gerechten und barmherzigen Richter!"

Nun war es erst, als ob der junge Graf zu einer Art Bewußtsein gekommen. Er sah sich nach allen Seiten um; aber seine Augen gaben zu erkennen, daß er entweder die Worte des Vaters nicht verstanden oder daß sie ihm wie eine Lächerlichkeit geklungen. Er brach plötzlich in ein gellendes Gelächter aus, das beständig wieder eintrat, wenn er den Mund öffnen wollte, um zu sprechen.

Der Vater zog den Glockenstrang heftig.

„Bringt meinen Sohn zu Bett und holt den Arzt!" rief er den herbeieilenden Dienern — „zwei von euch bleiben beständig bei ihm, um auf jedes Wort, das er sagt, genau Acht zu geben! Nennt er ein Wort, das mich betrifft, so will ich es augenblicklich wissen! Sobald er bei Ruhe ist, muß ich mit ihm sprechen! — — Gott helfe dir, mein unglücklicher Sohn!" sagte er darauf und

streckte noch einmal die Hand gegen den Sohn aus.

Aber ohne zu hören und ohne dies zu verstehen, sowie ohne Zeichen irgendeines vernünftigen Gedankens, ließ der junge Graf, unter fortwährendem, krampfhaftem Lachen sich aus des Vaters Schlafgemach in sein eigenes führen, wo sogleich dafür gesorgt wurde ihn zu Bett zu bringen, und wo er bald darauf vom Arzt als gemütskrank in förmliche Behandlung genommen wurde.

Zwei Tage und Nächte lag er schlaflos, ohne ein Wort zu reden. Nur dann und wann stellte sich sein krampfhaftes Lachen ein, während er mit ersichtlicher Spannung auf seine Taschenuhr starrte, die er beinahe jede Stunde hervorzog, gleichsam als besürchte er, daß sie bereits abgelaufen.

In der dritten Nacht war er vor Ermattung in Schlaf gesunken; aber einige Stunden vor Mitternacht fuhr er empor, lachte wiederum verwirrt und starrte auf die Uhr.

Der Stundenzeiger stand zwischen 2 und 3 und der Minutenzeiger näherte sich dem Schluß der halben Stunde.

Zum ersten male überwand er das krampfhafte Lachen und rief nun mit heftiger Stimme: „Eile, eile zu meinem Vater! Sage, die Stunde wäre gekommen — und bald verfloßen — aber — es ist Thorheit!“ — Er brach wieder in Lachen aus und sank ohnmächtig auf sein Lager zurück.

Die beiden Diener waren anwesend. Der eine blieb bei ihm; der andere ging augenblicklich in das Schlafgemach des alten Grafen, um sowohl dessen wie auch des Sohnes Befehl zu erfüllen, ungeachtet er die kürzlich ausgesprochenen Worte für eine Aeußerung des Wahnsinns oder der Fieberphantasie hielt.

Der alte Herr hatte sein Lager seit jenem erschütternden Auftritt mit dem Sohn nicht verlaßen; aber der Arzt versicherte, daß er nicht gefährlich krank sei.

Als der Diener die Thür zu der Schlafkammer des alten Grafen öffnete, fand er diesen halb aufgerichtet im Bette sitzen, die aufgeschlagene Bibel und einige Documente, die er in einen Umschlag zu legen und zu versiegeln im Begriff war, auf seinem Schoß. Die Nachtlampe stand auf einem Tischchen zur Seite. Am Tage zuvor hatte er sich das Sacrament reichen laßen und eine Unterredung mit dem Dorfprediger gehabt.

Als der Diener mit dem Licht in der Hand in der geöffneten Thür erschien, fiel der Blick des alten Grafen sogleich auf dessen stark beleuchtetes Antlitz, das, wie er selbst im Spiegel sehen konnte, bleich und erschrocken aussah, ungeachtet der Diener sich bemüht hatte, eine ruhige und unbekümmerte Miene zu zeigen.

„Die Stunde ist gekommen!“ sagte der alte Graf ruhig mit einem fragenden Tone —

„Ja, Herr Graf! und bald verfloßen“ — antwortete der Diener mit zitternder Stimme — „der junge Graf gebot es mir zu sagen — aber er — —“

„Er lacht vielleicht noch, aber nicht vor Freude?“ unterbrach ihn der Alte — „Gott laße es ihn lernen, vor rechter Sorge zu weinen, so kann die Freude nachkommen —“

„Rufe den Pfarrer!“ fuhr er fort — „Laß alle Hausgenoßen eintreten!“

Das Antlitz des Grafen Maximilian sah nun plötzlich wie das eines Sterbenden aus.

„Wenn mein Sohn nicht mehr lachen sollte“ — sagte er mit matter Stimme hinzu — „so sage ihm: »In dieser Stunde stirbt Graf Maximilian, der Majoratsherr von Gravenschold! Er hat seinem einzigen Sohne ein Wort zu sagen!«“

Der Diener brach in Thränen aus, grüßte stumm und gehorchte. Nach wenigen Minuten war das Schlafgemach des Grafen Maximilian mit allen seinen Dienstleuten angefüllt. Der Arzt und der Pfarrer waren gleichfalls zugegen; aber der Sohn wurde vermißt — er lag in seinem krampfhaften Lachen. Der alte Graf überlieferte dem Pfarrer ein versiegeltes Packet mit der Aufschrift: „Dem Majoratsherrn, Grafen Vater Amadeus von Gravenschold“ — und mit der Bemerkung, daß er es ihm überliefern möge, wenn der Sohn genesen wäre.

Mit gedämpften Stimmen, oft von Thränen unterbrochen, sangen die Hausgenoßen den Psalm, welchen ihr alter Herr selbst verlangt hatte, und nach einigen erbaulichen Worten des Pfarrers erhob sich der Sterbende noch einmal hoch auf im Bett, sie alle zu segnen — dann fiel er zurück und schien zu entschlummern.

Er öffnete die Augen nicht mehr.

(Das zweite Kapitel in nächster Nummer.)

Afrikanische Zaubereien.

Von Dr. Schöppner.

1. Thiermenschen.

Es ist unsere Absicht, die Leser dieser Blätter mit einigen höchst merkwürdigen Erscheinungen

aus dem Bereiche des Heidenthums der Gegenwart bekannt zu machen. Wir beginnen mit Afrika, dem Lande der Wunder und der Räthsel in alten wie in neuesten Zeiten.

Verwandlung der Menschen in Thiere ist in den Sagen der nordischen Völker bekanntermaßen nicht ungewöhnlich. Bei den Germanen hieß Werwolf ein Mensch, der Wolfsgestalt annehmen kann. Derselbe Glaube findet sich bei slawischen, celtischen, romanischen Völkern, bei den alten Scythen, Griechen und Römern, im Mittelalter und in der Gegenwart. Von den Schamanen im nördlichen Asien glauben jetzt noch manche südliche Stämme, daß ihnen die Kraft beiwohne, sich in Thiere jeglicher Gestalt zu verwandeln. Spuren desselben Wahns sind auch bei einigen Wilden Amerikas gefunden worden.

Alt in Afrika schien es, sei dieser Aberglaube nicht heimisch, bis in neuester Zeit gerade hier Erscheinungen beobachtet wurden, die ganz besonders charakteristisch sind. Der Unterschied der afrikanischen Thiermenschen von dem germanischen Werwolf liegt hauptsächlich darin, daß an die Stelle des nordischen Raubthieres, des Wolfes, hier die entsprechenden afrikanischen Thiere: Hyäne, Löwe und Rhinoceros treten. Wir wollen zunächst eine Anzahl von Beispielen aus den verschiedensten Theilen Afrikas vorführen. Für den Sudan sei Rußegger, der bewährte und verläßige Forscher, unser Gewährsmann.

In ganz Ost-Sudan herrscht der Glaube, daß es Hyänenmenschen gebe, d. h. Wesen, die beides sind, Menschen sowol wie Hyänen, welche nach Belieben in einer dieser beiden Formen erscheinen, unter gewissen Bedingungen aber (Beschwörung) in Hyänengestalt erscheinen müssen. Diese Marafilnas bilden in Ost-Sudan eine eigene Klasse der bei einigen arabischen und Negervölkern eine große Rolle spielenden Zauberer (Sahars, Saharin) und diese Sahars sollen in einigen Gegenden Abessiniens sogar nur sich abgeschlossene Zünfte bilden, in welchen die geheimnißvollen Kräfte forterben. Die Hyänen sind daher Sahars, welche die Gabe haben, in dieser Gestalt zu erscheinen. Tödtet man folglich eine Hyäne oder verwundet sie, so ist dadurch auch ein Sahar getödtet oder im zweiten Falle kann man des andern Tags einen Sahar sehen, der dieselbe Wunde trägt, weil er in der Nacht die Hyäne war, welche verwundet wurde. Diese Klasse Sahars besitzt auch die Gabe, irgendeinem Menschen unmerklich Fett aus dem Leibe zu ziehen. Braten sie nun und essen sie solches Fett, so ist der Mensch, dem es entzogen wurde, verloren. Eine andere Art der Sahars besitzt im Gegentheil wieder die Kraft, die Marafilnas zu beschwören, d. h. sie durch stärkere Zauberkräfte zu zwingen, in Hyänengestalt zu erscheinen, jedoch sind damit gewisse Folgen verbunden. Will nämlich ein solcher Sahar für sich oder für irgendeinen andern, der den festen Willen hat, diese Bekanntschaft zu machen, Marafilnas als Hyänen erscheinen lassen, so muß derselbe um Mitternacht in der bestimmten Hütte erscheinen, dort wird er auf den Akt vorbereitet, bekommt einen Zaubertrank zu trinken, gewisse Sprüche mangeln nicht und tritt sodann der fertige Teufelskandidat bewaffnet vor die Hütte, so wird er sich sogleich von einer Menge Hyänen umgeben sehen. Gelingt es ihm nun, eine solche Hyäne zu tödten, so ist in ihr auch ein Sahar todt und die übrigen entfliehen; verwundet er sie, so fallen die Hyänen unter sich über einander her, zerreißen einander, nur die stärkern retten sich und entfliehen, und so viele Hyänen todt sind, so viele Sahars sind gestorben; gelingt ihm aber weder das eine noch das andere, so wird er selbst von den Hyänen zerrissen. Leider drohen aber auch dem Sieger oft noch Nachwehen. Vorzüglich wird das Unwesen der Sahars in Chartum, Woard, Medineh und vor allem in der Stadt Sennaar betrieben, wo sich die stärksten Zauberer befinden.

Herr von Rußegger ließ einst einen solchen als Sahar bezeichneten Mann fragen, ob er ihm unter der Bedingung, daß niemand seine (Rußegger's) Waffen berühre und er mit dem Zaubertranke, Räucherungen u. s. w. verschont bleibe, zu einem solchen Hyänenrendezvous verhelfen wolle; der Sahar antwortete mit einem sehr unwilligen Nein!

Wenden wir uns von diesen im östlichen Sudan beobachteten Erscheinungen nach einer ganz entgegengesetzten und weitentlegenen Seite Afrikas, nach dem Land der Buschmänner und Namaqua. Anderson, der neueste Erforscher dieser Gegenden, erzählt einen interessanten Fall von Menschenverwandlung. Auch die Weiber der Buschmänner sollen die Kunst verstehen, sich in Löwen, Hyänen und andere Raubthiere zu verwandeln. So ging einst ein Namaqua mit der Frau eines Buschmanns, die ihr Kind auf dem Rücken trug. Sie waren ein Stück Wegs gegangen, als eine Heerde Löwen erschien; da sagte der Mann zu der Frau: „Ich bin hungrig, da ich weiß, daß du dich in

einen Löwen verwandeln kann, hätte ich dich, dies jetzt zu thun und ein wildes Pferd zu fangen, damit wir etwas zu essen bekommen!" Die Frau antwortete: „Wenn ich deinen Wunsch erfülle, so wirst du erschrecken." „Nein", entgegnete der Mann, „ich fürchte mich vor dem Hungertode, aber nicht vor dir." Während er noch sprach, begannen schon Haare im Nacken der Frau zu wachsen, ihre Nägel verwandelten sich in Klauen und die Gesichtszüge veränderten sich. Sie legte ihr Kind beiseite. Erschreckt durch die beginnende Verwandlung kletterte der Mann auf einen Baum in der Nähe, während die Frau ihn mit bösen Blicken anstierte; hierauf ging sie beiseite und warf ihren Lederschurz ab, worauf sie als Löwe über die Ebene hinjagte. Sie drang durch das Gebüsch bis nahe an die wilden Pferde hin, sprang auf eins los, riß es nieder und begann sein Blut auszusaugen. Hierauf ging sie zu der Stelle zurück, wo ihr Kind lag, und weinte, und der Mann rief vom Baume herab: „Genug, genug! Thue mir nichts! Lege die Löwengestalt ab! Ich mag das mein Leben lang nicht wieder sehen!" Der Löwe richtete seine Augen auf ihn und brüllte. „Ich bleibe hier, bis ich sterbe", rief der Mann, „wenn du nicht wieder Weib wirst!" Da begannen Mähne und Schweif zu verschwinden und der Löwe ging dahin, wo der Lederschurz lag; er legte ihn an und die Frau, die nun wieder ihre frühere Gestalt angenommen hatte, nahm das Kind auf, der Mann stieg vom Baume herunter und aß von dem Fleisch des wilden Pferdes, wollte aber nie wieder, daß die Frau ihm Wild sage.

Abermals auf einer ganz entgegengesetzten Seite Afrikas, in Zete (Nordgrenze der Kaffern) erfuhr Livingstone, daß die dortigen Eingeborenen den Glauben an Thiermenschen haben, indem sich „Perlemoer noch bei Lebzeiten in Löwen und Alligatoren verwandeln und dann ihre frühere Gestalt wieder annehmen können".

Endlich liegen uns Berichte von Missionaren aus dem Lande der Galla vor, welche den gleichen Aberglauben verfanden. Die Galla haben nämlich eine Art Zauberer, welche man Buddo nennt. Diese sagt man, verwandeln sich in wilde Thiere, besonders in Hyänen, und kennen den Menschen durch ihren bloßen Anblick töten. Sie sind der Gegenstand des allgemeinen Abscheues; man verfolgt sie wuthend und alljährlich wird eine große Anzahl Unschuldiger, die dieses Verbrechens angeklagt sind, hingemordet. Letzthin erklärte ein gallaschen Prinz, der im Kriege tödtlich verwundet wurde, als er in den letzten Zügen lag, er sei von Buddos getödtet worden, die im Hause verborgen wären. Kaum hatte er den letzten Athemzug gethan, so führte man drei seiner Sklaven zum Tode.

Um die Allgemeinheit des Glaubens an Thiermenschen in Afrika weiter darzuthun, schließen wir mit einem Bericht aus dem südlichen Abessinien von Beltrame, dem wackern Missionar aus Verona, der zugleich das Beispiel einer praktischen Bekämpfung dieses Aberglaubens gibt.

In Kaian hörte Beltrame, daß es hier ein Weib gebe, welches sich, sobald es ihr gefalle, in eine Hyäne verwandeln könne. Er rief alle Leute, soviel nur möglich, zusammen und fragte sie, ob es denn wirklich so sei. „Ja, bei Gott!" schrieen alle, „wahr ist es! Der hat es gesehen und der und der und alle wissen es — es ist kein Zweifel." „Ich lieg", fuhr Beltrame fort, „alle diese Seher kommen und fragen einen nach dem andern: »Ist es wahr — wehe dir, wenn du lügst! — daß du mit eigenen Augen gesehen hast, wie sich jenes Weib in eine Hyäne verwandelt hat?« Antwort: »Wahr ist es, bei Gott! Doch ich selber sah es nicht, aber mein Freund, der nie lügt, hat es gesehen und mir erzählt.« Ich fragte den Freund, welcher es auf seinen Vater schob, der nie lügt, der Vater schob es wieder weiter, bis keiner sich fand, der es wirklich gesehen hatte. Ich führte den Spaß noch weiter fort und ließ durch den öffentlichen Ausrufer im ganzen Lande verkünden: ein Kranker sei hier und gebe 200 Piaster demjenigen, der ihm in Wahrheit sagen könne, daß er es selbst gesehen hätte, wie sich ein Mensch in eine Hyäne verwandele habe, doch nehme dem, der lüge! Aber kein Mensch wollte den hübschen Preis verdienen und somit erlitt der Glaube an Mayahinas einen gewaltigen Stoß und die Leute lachten am Ende selber über ihre Dummheit und Leichtgläubigkeit. Ich hatte hier meinen Spiel verloren, in welchem Falle es fast ohne Zweifel ist, daß ihn eine von den zahlreichen Hyänen in der Nacht gefressen. Der Kommandant, der die Sache erfuhr, gab einem seiner Diener Befehl: »Geh' sogleich zum Kaggi und sag' ihm, daß ich ihm unter der strengsten Strafe auftrage, seine Zaubersprüche und Zeichen zu machen, damit die Hyäne den Kaggi des Kranken in der Nacht nicht zerreiße!« Ich hörte diesen Auftrag und fragte den Kommandanten: »Ja, kann er das?« Der Kommandant: »Natürlich kann

er's.“ »Mit wessen Hülfe?« fragte ich; der Commandant antwortete: »Mit Hülfe des Teufels.« »Ja denn das recht, mit Hülfe des Teufels etwas zu thun?« »Nein, nicht recht, schlecht ist es!« Nun sagte ich: »Wenn du ihm etwas Schlechtes anbefiehlst, so handelst auch du schlecht; unterlasse daher deinen Befehl, die Hyäne mist den Esel nicht fressen.« Und man fand ihn wirklich unverletzt am andern Tage auf freier Weide, was bei der Unzahl der hungernden Hyänen und anderer Raubthiere allerdings vielleicht unter hundert Fällen nur einmal vorkommt und jenem Zauberer genützt haben würde. In Samara gibt es besonders viele Nilpferde. Ich wollte daher auf die Jagd gehen; allein der Commandant hielt mir das Gewehr, indem er sagte: »Bei Gott' gehe nicht; denn wenn du auf ein Nilpferd geschossen haben wirst, so bringen dich die Leute um; da die Nilpferde hier lauter Gemahle und Gemahlinnen sind, und ihre Ehehälften wohnen als Menschen links und rechts am Flusse in den Inseln und halten in der Nacht ihre Zusammenkünfte mit ihren geliebten Gatten und Gattinnen im Wasser.« Als ich die Sache etwas sonderbar fand und meinen Unglauben nicht undeutlich zu erkennen gab, sagte der Hauptmann unwillig: »Ich hab's selber gesehen, bei Gott' Ich sah die Menschenköpfe wie Frösche aus dem Wasser herausschauen.«“

(Die zweite Nacht: Die Giftdoctoren, in nächster Nummer.)

Ein Sonnabendabend in London.

Die englischen Sonntage kennt alle Welt — aber wohl dem, der sie nicht kennt! — — Noch sprach meines Wissens niemand von den englischen Sonnabenden.

Es ist gewiß ganz und gar nicht elegant, Sonnabend abends auf den londoner Trottoirs spazieren zu gehen und sich unter die Menge zu mischen.

Aber wer nicht gerade zu der fashionablen Welt Londons gehört, der mag sich die Eindrücke nicht entgehen lassen, die er empfängt. Wir wollen zu diesem bürgerlichen Spaziergange eine belebtere Stadtgegend wählen. Wählen wir Brompton.

Es ist 8 Uhr abends und alle Läden strahlen in Gasbeleuchtung. Das sieht sehr freundlich aus und das Gas wärmt die Luft auf den Trottoirs, sodaß man hier kaum die Kühle des Abends verspürt.

Welch feines Mädchen steht da mitten unter dem Kleiderwalde des Schneiderlehrens? Seine Augen sind traurig und unbeweglich. Unbeweglich? glaub's wohl. Es ist eine Wachspuppe in Jacke und Hosen gesteckt, um dieselben gut zu präsentiren, vielleicht zieht das Käufer an.

Dieses Fenster, das von oben bis unten mit niedlichen Hüten ausgefüllt ist, könnte mit einem Putzladen in Oxford-Street rivalisiren, und die Preise sind nicht halb so hoch. Wenn die Arbeit nicht so gut ist, so sieht man das bei der Gasbeleuchtung nicht, und Frauen und Mädchen drängen sich an das Fenster und in den Laden. Viele von den schönen Hüten werden morgen in Kirchen und Kapellen eingeweiht werden.

Warum macht die Menge vor diesem Schnittwaarenlager halt? Der Anschlagezettel sagt uns, daß hier Bankrott gemacht ist und die Waaren um die Hälfte ihres Werths losgeschlagen werden. Man kann allerdings bei solcher Gelegenheit für sehr wenig Geld unglaublich viel Unnützes und Veraltetes kaufen. Billig ist theuer, sagt ein altes Sprichwort.

Eine Apotheke — Man erkennt sie in London von weitem an buntfarbigen Lampen und rothen, grünen und blauen Riesengläsern im Fenster. Wenn etwas geheimnißvoll glitzernd und glänzend, funkelnd und schillernd ist, so ist's eine londoner Apotheke mit all ihren Lichtern, Spiegeln, Vergoldungen — all den Büchsen, Döschen und Fläschchen. Der Grund dieses Putzes ist nicht die menschenfreundliche Absicht, der Krankheit oder wol gar dem Tode ein freundliches Lächeln abzugewinnen, sondern die, soviel wie möglich an die reizbedürftigen und betrogten Quacksalber auf den Jahrmärkten zu erinnern. Eine londoner Apotheke verkauft alles, was nur in Deutschland zu verkaufen verboten ist, alle möglichen Hautwässer und Schönheitsmittel, selbst Pommaden — der ganze Laden ist voll Dienstmädchen, die sich zu reinigen zu putzen wünschen.

An den Trottoirs, mit dem Rücken nach dem Fahrwege, stehen Hunderte von Leuten und betäuben uns mit ihrem Geschrei. Einige darunter gehören zu den sogenannten „catch pennies“, Pennyfänger. Dieser hier erzählt eine schreckliche Mordgeschichte, die in der Nähe, nur einige Schritte weiter, in einem Hause vorgefallen sein soll; das Nähere darüber sagen die gedruckten Blätter aus, die der Erzähler zum Pfennig das Stück verkauft. Heute früh hörten wir dieselbe Räubergeschichte von demselben Manne im nord-

lichen Peddlerarte, jetzt befinden wir uns im südlichen. Die Geschichte paßt für alle Ganen. Neben ihm bietet ein zerlumpter Junge Federpüppchen aus, die er mittels Gummischnüren in der Luft tanzen läßt. Eine Frau in sehr sorgfältiger Witwentracht, an jeder Hand ein Kind haltend, steht unbeweglich da, sie läßt das Tableau für sich selbst sprechen. Da tanzt ein Affe und ein Hund, neben ihnen macht ein kleiner Italiener phantastische Sprünge zu den Tönen seiner Guitarre und amüsirt die Vorübergehenden mehr durch sein ewig lachendes Gesicht als durch seine Künste. Apfelsinenhändlerinnen und Blumenmädchen. Nichts schmutziger und häßlicher als londoner Blumenverkäuferinnen! Sehen wir uns lieber den kleinen Schuhputzer an: reinlich und nett gekleidet, kniet er auf einem Stückchen Teppich vor seinem Bürstenapparate und bietet seine Dienste an. Er treibt aber auch sein Geschäft nicht auf eigene Hand, sondern ist einer der tausend kleinen Schuhputzer, die eine ganz geordnete Zunft bilden und deren Geschichte ein eigenes Kapitel verdiente.

Doch wenden wir uns wieder den Kaufläden zu. Wir stehen gerade vor einem Fleischerladen, die Gasbeleuchtung ist hier blendender als irgendwo, denn die Flammen züngeln, durch keinen Schirm oder Cylinder behindert, weit aus den Röhren heraus. Es hängen auf der einen Seite des offenen Ladens lange Reihen von Hammelkeulen und geschlachteten Schafen, auf der andern Lendenunderbraten. Letztere sind Aristokraten, denn Karl II. aß so gern Lendenbraten, daß er diesem Stück Fleisch den Ritterschlag gab und es heißt bis zum heutigen Tage: Sir Loin. Käufer mit vollen Börsen gehen in den Laden, andere wählen ihre Waare von dem breiten Fensterbrete, auf dem die Stücke Fleisch mit Preisen verzeichnet sind, noch andere, blasse, hungerige Gestalten, bleiben in ehrfurchtsvoller Entfernung stehen, ihre Blicke unverwandt auf den Laden gerichtet und — des Sonntags gedenkend. Sie warten die spätern Abendstunden ab, in der Hoffnung, dann vielleicht einige Reste eßbarer Sonntagsbissen für wenige Pfennige zu erhalten. Aber ach, die wohlgenährten Fleischer sehen wenig barmherzig aus.

Ein Theladen — daneben eine Conditorei, von Italienern geleitet, wo man gutes und sehr wohlfeiles Eis essen kann. Viel Gesellschaft — die Woche ist um. Ein Fisch- und Austerladen — die rothen Hummer stechen so hübsch gegen die silberfarbigen Seefische und gegen die Lachse ab; dazwischen stehen Gläser Goldfischchen und Aquarien aller Art. In den heißen Tagesstunden ist die Atmosphäre eines solchen Fischladens kühlend, denn die Seeprodukte werden durch häufiges Begießen frisch erhalten — Auch hier rüstet sich alles — auf Sonntag.

Ein Bücher- und Bilderladen, in dem das Bild der Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen mit ihrem Söhnchen auf dem Schooße das einzige Neue ist. Die Augen des kleinen Prinzen sind merkwürdig groß und von dem schönsten Berliner Blau.

So geht es denn endlos fort und des Sehens und Hörens müde biegen wir in viele kleine Gasse, wo es verhältnißmäßig still und dunkel ist. Welch ein Contrast selbst schon mit der bescheidenen Stadtgegend, die wir eben verlassen haben! Kleine, niedrige Häuser, hinter deren schmutzigen Fenstern Schwefelhölzchen, Tabak, Pfeifen, „billiger" Thee(!), vor deren Thüren alte Bettgestelle, Reifenkoffer, Kasserole und alte Kleider zu haben sind. Der Besitzer des einen nennt sich Lumpen- und Knochenkramer, der des andern bietet die höchsten Einkaufspreise für Knochen und Fett. Ihm gegenüber ist ein Pfandverleiher, und überall ist Elend, Armuth und Schmutz. — Aber in den ärmlichen, schmutzigen Straßen Londons gibt es etwas, wonach wir uns vergebens in den eleganten umsehen: Kinder. Die der Reichen verlaben nur die Kinderstuben, um, beaufsichtigt von Kindfrauen und Bonnen, in den Parks und Squares zu spielen; die der Armen tummeln sich vor ihren Hausthüren und obgleich sie meistens bleich und schwächlich aussehen — recht im Gegensatz zu den wohlgepflegten Kleinen im Park — spielen und springen sie doch so lustig umher, daß es ein Vergnügen ist, ihnen zuzusehen. Selbst für sie bietet ein Sonntag, und sogar ein englischer, Aussicht auf Freude!

Wahnsinn im Zunehmen.

Statistisch bewiesen

Von Dr. Warmann.

I.

Das „Archiv der deutschen Medicinalgesetzgebung und öffentlichen Gesundheitspflege" *) entlehnt dem

*) Diese von den Herren Geh. Medicinalrath Dr. Müller und Gerichtschemiker Dr. Jacobi herausgegebene Monatsschrift für Aerzte und Beamte (Erlangen, Enke) empfiehlt sich durch eine Reihe gediegener Aufsätze und correspondirender Correspondenzen aus allen deutschen Ländern und in praktischer Weise

Bericht des Herrn Legoyt, Chef des Bureau der allgemeinen Statistik von Frankreich, einige Details über die wiederholten amtlichen Zählungen der Irren in Frankreich und die französischen Irrenanstalten.

Sie sind wichtig und lehrreich genug, um auch über die ärztlichen Kreise hinaus ein Interesse zu finden.

Man hat erst seit dem Jahr 1835 angefangen, die Zahl der Irren in den 111 französischen öffentlichen oder Gemeinde- und Staats- und in den Privatirrenanstalten festzustellen. Demnach befanden sich in denselben

am 1. Januar 1835 10639
" " " 1845 17089
" " " 1854 24524.

Im Jahre 1836 befanden sich unter 33,540816 Franzosen 11091 Irre; im Jahre 1846 unter 35,400486 — 18031 Irre, und im Jahre 1851 unter 35,783170 — 21353 Irre. In diesem letztern Jahre hat man außerdem auch die Zahl der außerhalb der Irrenanstalten, also in den Familien verbliebenen Irren zu ermitteln gesucht und deren 24433 gefunden, macht zusammen 45786 Irre.

Hierzu bemerken wir: wenn es auch wahrscheinlich ist, daß sich besonders in den Privatanstalten einige befunden haben möchten, deren Geisteszustand noch nicht berechtigte, sie für Irre zu erkennen*), so ist es ebenso wahrscheinlich, daß namentlich auf dem Lande manche Geisteskranke der ärztlichen Controle entgangen ist. Auch darf man nicht vergessen, daß die Blödsinnigen, die Cretins und jene durch einfache Stupidität oder Verstandesschwäche auffallenden Individuen, wie sie auf einer strafbaren Vernachlässigung der Erziehung zuweilen hervorgehen, eine eigene Kategorie von Unglücklichen bilden, die man von den Irren ausschließt.

Seit dem Jahre 1835 hat die Zahl der Aufnahmen in die Anstalten mit jedem Jahre zugenommen; während sie damals 3947 Personen betrug, ist sie im Jahre 1851 bis auf 10881 Personen gestiegen. Unter jedem Tausend der Aufgenommenen waren im Durchschnitt 523 Männer und 476 Frauen, deren mittleres Lebensalter 39 Jahre und 5 Monate betrug. Von den Aufgenommenen sind 61,80 Procent unverheirathet gewesen, während im allgemeinen unter der Bevölkerung über 15 Jahre, 36,74 Procent unverheirathet sind.

Von den in sämmtlichen Anstalten im Jahr 1851 behandelten Irren wurden 70 Procent zum Theil oder auch ganz auf Kosten der Departements verpflegt. Das Seinedepartement hatte die meisten armen Irren; es kamen auf 10000 Einwohner 281 arme Irre.

Unter 1000 Irren, sagt Legoyt's Bericht, waren 572, deren Zustand körperlichen Veranlassungen zugeschrieben wurde, und 428 waren, bei denen er durch moralische Ursachen bedingt schien. Unter körperlichen Veranlassungen hat man zu verstehen entweder: organische Fehler im Bau des Gehirns oder des Schädels, Verletzungen des Kopfes, welche das Gehirn mit erschüttern, gewisse Gehirnkrankheiten acuter und chronischer Art, oder anderweitige Krankheiten, wie beispielsweise: einen überstandenen Typhus, Nervenleiden, Wochenbettkrankheiten, Störungen des normalen Verlaufes gewisser den Entwickelungsjahren eigenen Lebensvorgänge u. s. w. Unter den moralischen Ursachen, welche der Statistiker folgenderweise specialisirt: Geldverlust, religiöse Schwärmerei, Liebe, Gemüthsbewegungen, Hochmuth, Verlust einer geliebten Person, Ehrgeiz, Eifersucht, politische Ereignisse, Uebermaß von Geistesarbeiten, Gefangenschaft, Heimweh, Einsamkeit, Lebensveränderung, beständiger Umgang mit Geisteskranken und Zellengefangenschaft — hat Geldverlust und religiöse Schwärmerei die größte Zahl von Irren gestellt; die übrigen angeführten Motive zeigen in vorstehender Reihenfolge eine abnehmende Skala der Irrenzahl an.

Das Thema ist so interessant, daß wir in nächster Nummer eine ausführlichere Beurtheilung dieser Behauptungen bringen wollen.

*) Selbstverständlich denken wir nicht an jene haarsträubenden Schauergeschichten, die man von den Irrenhäusern erzählt, wie die Spuk- und Mordgeschichten von alten Burgen und Schlössern. Indeß meine ich doch, daß die Frage: Ob Irr oder nicht? häufig eine sehr schwierige ist, die der Irrenarzt allein nicht endgültig entscheiden kann und darf. Wenn der Verfasser eines jüngst erschienenen neuen psychiatrischen Lehrbuche die Gutachten der Gerichtsärzte oder Kreisphysikus in solchen Fragen nicht gern anerkennen will, so meinen wir das mit freundlichem Grunde, der uns auch nicht jeden Irrenarzt klug dünken will, weil er es ist, für competent erscheinen läßt. Für die ehemaligen Gutachten über die chemischen Privatirrenanstalten (in der „Gartenlaube") waren allzu sehr englischen Mustern nachempfunden. Inzwischen hat die preußische Regierung zweckmäßig angeordnet, daß auch sämmtliche Privatirrenanstalten einer steten Revision unterliegen sollen.

Anregungen.

Der Hauch der Zeiten.

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, das in großen Städten den Wanderer durch Museen, durch Sammlungen von Alterthümern und ethnographischen Merkwürdigkeiten beschleicht. Man sieht sich mit plötzlich mitten aus der lichten Gegenwart in eine graue Vorzeit versetzt, die unserm Verständniß noch fremder geworden ist wie dem erwachsenen Mann seine Kinderjahre. Ja, die Geschichte schreitet jetzt so schnell und die Wandelungen der Zeiten sind so gewaltsam, daß uns oft schon die Uebergänge aus den letzten Decennien fremdartig anmuthen.

Ueber diesen Wandel und Wechsel der Zeiten äußert sich Dr. Maximilian Perty in seinen lehrreichen „Grundzügen der Ethnographie" (Leipzig, Winter, 1859) sehr sinnig, nachdem er darauf hingewiesen, daß, obwol das Grundwesen des Menschen stets das gleiche ist, doch jede Phase der Geschichte ihren eigenthümlichen Charakter habe. „Der Anblick der Alterthümer, der Ruinen, Waffen, Geräthe, Kleider aus vergangenen Zeiten wirkt, wie Perty treffend bemerkt, oft schauerlich wie ein Hauch aus einer andern Welt, wir fühlen, daß uns die Gegenwart uns ganz befremdet, licht und heiter ist. Wie schnell aber die Zeit in dieser Beziehung eile, dafür bringt Perty aus eigener Erfahrung bei, daß, als er im Jahre 1852 die Uniformen, Waffen, Sättel, Karten Napoleon's I. (aufbewahrt im Museum zu Lausanne, wohin sie sein Kammerdiener Marchand vermacht hatte) betrachtete, sie ihm nach Form und Beschaffenheit schon einer ziemlich fernen Zeit anzugehören schienen. Aber noch ganz anders wurde er von dem Hauche der Vergangenheit berührt, als er sich am 19. August 1852 zur abends ganz allein in der Kirche des verbrannten Schlosses Tourbillon bei Sitten befand, deren Holzschnitzereien dem 15. Jahrhundert angehören. „Ein Geist, so verschieden von dem unsrigen, spricht aus den Domen und kolossalen Burgen des Mittelalters, obschon auch wir noch gothische Dome bauen. Wie mächtig eingreifend wirkt z. B. auf den Beschauer der Palast der Päpste zu Avignon mit seinen Zinnenthürmen und Zinnen, seinen hohen Mauern und Spitzbogenfenstern, den cyclopischen Mauern, die nicht mehr von Menschen und für Menschen aufgeführt scheinen. Hierzu noch die geheimen Gänge und Treppen, die verborgenen Thüren und unterirdischen Gänge. Hier wandeln wir zwischen den Trümmern Aegyptens, so erscheint uns der Geist, der sie erzeugt, mit seinen Gefühlen, Begriffen, Interessen fast gänzlich fremd, fern, unverständlich. Hat sich nicht die Menschheit in diesen wenigen Jahrtausenden geistig ungleich mehr als körperlich gewandelt?"

Aus dieser Betrachtung der Vergangenheit kann man leicht einen Schluß auf die Zukunft ziehen. Wie wird unsern Nachkommen nach Jahrtausenden unsere Gegenwart erscheinen? Wird sie ihnen nicht vielleicht ebenso fremd sein wie uns — ägyptische Ruinen?

Die verlorenen Schlachten in Italien — und die deutsche Bühne.

Die Tage von Magenta und Solferino — vielleicht auf die deutsche Bühne gebracht?

Diesen Ruhm des Cirque olympique müssen wir wieder den Franzosen lassen.

Aber dennoch gibt es eine Verbindung zwischen den deutschen Bühnen und den trauerumhüllten Fahnen des Tuppleonen.

Die, daß wir glauben, eine Nation wird immer vom Siege verlassen sein, wenn sie eine schlechte Bühne hat.

Wer kann diesen Satz, so paradox er klingt, widerlegen? Als wir uns 1813 erhoben, lebte Schiller's dramatischer Genius neu und jung im ganzen Volke, der Sinn für historische Größe und Erhabenheit wurde in der Literatur — und nirgends mehr als in Wien! — gepflegt, ein ernster, feierlicher Geist durchdrang unser ganzes öffentliches und Privatleben.

Der Franzose ist bis zu diesem Blödsinn nicht herabgesunken wie der Deutsche, der fünf Jahre lang sich von einer mittelmäßigen französischen Lügerin enthusiasmiren ließ. Ein dem Französischen entlehntes, höchst unbedeutendes Stück: „Die Grille", genoß die Ehre, daß nach ihm ein Schiff der preußischen Marine genannt wurde! Welchen Schwung wird das wol der Bemannung dieses deutschen Schiffes einst geben, wenn es einem französischen „Solon" oder „Asterland" gegenüberstehe! Werden die Matrosen und Offiziere dabei an Madame Hermes oder Demoiselle Hehmann zu denken haben, an Mutter Birch Pfeiffer, die sie durch ihre Lobeserhebung ehren sollen? Statt „Kagbach" oder, wenn denn doch ein Witz dabei sein sollte, „Donnewitz" die Birch Pfeiffer'sche Grille! In der That, Friedrich Wilhelm IV. hatte zuweilen seltsame Grillen, die deutsche Literatur zu ehren! Wir könnten ein Lied davon singen — —

Unsere Aesthetik sagt, die Kunst der Rachel und der Ristori bewegt sich auf dem Gebiete — sinnige Umschreibung der Gemeinheit. Ganz recht; wir wissen, was uns Racine, Voltaire und Alfieri sind. Aber dem Franzosen, dem Italiener sind diese Dichter Apostel ihrer Schönheit, ihrer Wahrheit. Ihre Darstellungsweise dieser Dramen ist ihnen eine Schule des Muthes und der Todesverachtung. Der Italiener hat dann noch seine Oper. Sie ist schlecht, sagt die deutsche Kunstkritik. Aber Guerra! Guerra! in „Norma", Irene Bisanzio in „Belisar" haben Stürme von nationalen Wirkungen hervorgebracht, die wir

mit unserm sündlichen und durch und durch unmännlichen Richard Wagner nie erreichen werden.

In Berlin werden die Tragödie und das Lendenstrama nur mehrstündig gepflegt. Das Auditorium ist überwiegend der kleine Rentier und der frequente Provinziale aus Potsmadel. Diesem zu Liebe sind drei, vier Theater errichtet. Der heilige Sinn des Volks für Ernstes und Gedankenreiches suchte sich in Berlin weit, weit hinaus in eine kleine Vorstadtbühne, dahin, wo die Familienhäuser der Armen liegen, auf den Wallanlagen Weinberg. Dort wird das heilige Verlangen der Masse nach Erhebung durch die Bühne von einem Repertoire befriedigt, wo man zuweilen für drei Silbergroschen doch noch Stücke sehen kann, die auf den großen Theatern nicht existiren. Ein neues großes Theater wird errichtet, das „Victoria-Theater", und kein Decret der Regierung überlegt, daß die Zeit eisern wird und Männer torpedirt. Kein Ministerium des Cultus sagt: Hier soll nur ein Volkstheater sein für die Tiefen des deutschen Gemüthes, für die Stählung des Willens, für die Läuterung der Leidenschaften, soweit die Bühne dieser nur mit der Kanzel noch wetteifernde große Hebel der Cultur sein kann! Wieder wird es eine Bühne für die Bummler.

Also zieht sich jetzt durch die ganze deutsche Welt, infolge des Realismus und der Börse, ein eigenthümlicher, blasirt genußsüchtiger, mitunter ironischer, selbstgenügsam frivoler Ton, der dem Genius der Erhabenheit, Schwunghaften um so mehr aus dem Wege geht, als leider auch genug aus dem Schoß der Wissenschaft und Kunst heraus selbst gelehrten ist, um eine nüchterne und dummdreiste Verachtung der Gründen, Gesinnungsquellen und Schwunghaften auf den Thron zu setzen. Eine altkluge Zweckmäßigkeit, eine cigarrenrauchende gesunde Menschenverstandslogik hat sich mit der Respectabilität der materiellen Interessen und den faits accomplis und Nachwirkungen der politischen Reaction so eng verbunden, daß sie einen Geist zur herrschenden Tonangabe machten, der ungefähr die Anschauungen der Rittergutsbesitzer beim ersten Glas Champagner nach verlautter Wolle als die mittlere Durchschnittsintelligenz des Zeitalters hinstellt. Es wäre in England vielleicht fast ebenso, hätte es nicht seinen politischen Ehrgeiz und den lebendigen Hiter für Protestantismus.

Was die Bühne in Oesterreich für die Begeisterung zum letzten unglücklichen Kampf gethan haben wird, kann doch wol nur blutwenig gewesen sein. Stücke von Charakter und Tendenz sind dort seit dem Concordat verboten. Die Posse hat, das ist wahr, einen gewissen Beigeschmack von sentimentalem Ernst, den sie den pariser Vorstadtstücken entlehnte, nur daß die pariser Gamins, wenn sie in der Blouse plötzlich „erhaben" werden (wir kennen ja diese Stücke aus dem Anlagen und der Galle), künftige Marschälle zu werden prätendiren, in Wien nur etwa künftige Viertelsmeister und Gemeindevorstände werden können. Denn bei der „Lokalisirung" werden die Pointen in die bürgerliche Sphäre hinuntergebogen, in die Verlarvung von schlechten Dienern, Amtsleuten u. dergl. Der Sinn und Trieb des Volks für Recht und Gerechtigkeit ist mächtig auch in den österreichischen Theatern, aber folglich verständelt sich wieder die edle Regung, die ironische Zote lenkt folglich wieder zur Gemeinlichkeit und zum phäakischen Blattlpicken um. Strauß'sche Walzer, vom Militär geblasen, locken zum Sterl, nicht in die Schlacht — und bliesen die Hörner und Cymbalieren in Italien Grenzer, so wäre die Muth des Heeres Verdi und Donizetti!

Schleiermacher über Deutschland und Preußen.

A. Schleiermacher schrieb im Jahre 1817 an Schmalz, den Demagogentricher:

Mag man denken über Deutschlands Bestimmung wie man will, wissen kann noch niemand, wie es in hundert oder in zweihundert Jahren aussieht und was die geschichtliche Entwicklung, die bewußten Vereinschritte macht, herbeiführen wird. Ein Volk übrigens hat wie Deutschland ganz gewiß, wenigstens sollten es eine hochdeutsche Systeme gibt als Träger einer gemeinsamen Bildung, nur Ein Staat sind sie nicht gewesen und Sie können doch heben. Gegen auf eine ganz wunderliche Idee zu verfallen. Mag man aber darüber denken wie man will, keiner wird doch das leugnen wollen, daß die deutschen Staaten sich zusammenhalten müssen, damit das Verschlingungszentrum von Westen her sich nicht wieder erneuere. Preußen nun ist der große Staat im nördlichen Deutschland, an den die kleinern sich halten und den sie unterstützen müssen. Wir haben uns gefreut, daß durch den letzten Krieg in so bedeutender Ausdehnung in diesen großen Angelegenheit geschehen ist, daß Preußen Veranlassung gehabt hat, es einen, wie es jetzt gemeinsame Interesse wahrnimmt, das Recht der kleinern Staaten im Auge hat und mit seinen großen Kräften mehr will als sich selbst schützen und vertheidigen. Das sichere sonnige Vertrauen, sie theure, aber nach unserm Gefühl nie zu theure erkaufte Kraft so großer und schöner Thaten ist verschleiert worden durch einige rechthaberische Schreier, welche einen unbefugten Ton anschlugen, um Preußen beizubringen, was einen Anfang, der schon Anerkennung gefunden kann zu haben und aus dem Nahe man sich entfernen muß.

Legitime Eroberung dieser, wie aus unserm heutigen Verweis zu ersehen, nur theilweise von uns unterschriebenen Worte geht auf die Denunciation von Schmalz gegen Burschenschaft und ihre Kaiserideen, die jedoch damals noch damit umgingen, den König von Württemberg zum deutschen Kaiser zu machen, etwa so, wie vor einigen Jahren der Herzog von Koburg dazu vorgeschlagen wurde. Schleiermacher würde natürlich auch heute gothaischer Politiker sein, für die Entwicklung des Constitutionalismus im übrigen Deutschland hatte er wenig Sinn und das fortwährende Gehemmtsein im Leben Berlins stumpft gegen das Vorhandensein des übrigen Deutschland ab. Welches Vertrauen hätte wol das Preußen Friedrich Wilhelm's III., seiner Schuckmann, Kamptz, Wittgenstein, Rochow verdient, während der

deutsche Geist damals seine Wiedergeburt in Baden und Württemberg feierte? Gewerbe sich nur Preußen unausgesetzt die moralischen Sympathien des deutschen Volks und es wird ihm zu der Stunde der Gefahr seine der Hochherzigkeit geben, die man ihm weit aus unserer unendlich tiefen und verdüsterten gegenwärtigen Stimmung heraus nur mit großer Gerechtigkeit für den Verband der Nation anbieten würde. Gerade deshalb sucht das antipreußische Deutschland mit Eifersucht in die Arme Oesterreichs oder Frankreichs.

Wie steht Europa zu Napoleon III.?

Wenn der Napoleonismus ein Element beim ist, das die Friedensgesinnung Europas vertrauensvoll in Ruhe wiegt, Handel und Gewerbe belebt, ein Zeitalter des Humanität in eine Epoche blutiger Kriege verwandelt, so könnte es im Grunde nur ein Naturgegenwart für alle Nationen, nicht blos für England und Deutschland sein, Verwirklichung verdienen.

Schätzen und genug da, die immerhin mit nicht zu leugnenden Mitteln zu heilen wären, Reibungen zwischen den Nationalitäten wird es immer geben, aber unser Jahrhundert würde in Stande kommen, sich in seinen theuersten Interessen nicht mehr selbst anzugreifen, wenn die Nacht vor 1815 jung Gesetz unserer europäischen Lebens wurde, eine Dynastie von Usurpationswaffen die Aufgabe erfolgte, sich für eine geschichtliche Nothwendigkeit zu erklären, eine übermächtige, weiße Soldatesta von Frankreich auf den Schlacht und die Schuld der Völker herausfordernde. Wo Leben müßte die ganze waffenfähige Generation daran legen, ein solches System durch Verwüstung und Verwüstlosigkeit zu unterstützen.

Eine Mäßigung für diese Bemühungen, die nach gerade unerträglich werden dürften, vorzugsweise bei den germanischen Völker und vorzugsweise bei den Preußen, wird nur durch die Rücksicht auf Frankreich selbst geboten. Diese unruhige Hand hat leider im Napoleonismus die einzige Kraft für den Verbindung gefunden. Es ist ihm nicht Bedeutendes angeboten als Gelag für diese imperialistische Ordnung der Dinge, die immer wieder der Zielpunkt der Verschwörungen und der volksthümlichen Sympathien bleiben wird. Napoleon I. ist der Stifter einer politischen Religion für Frankreich geworden.

Was ist zu thun, um aus diesem Dilemma herauszukommen?

Frankreich muß die Dynastie behalten, deren Name allein schon die Vereinigung aller Parteien zu bewirken und dem verletzten Rechte eine Genüge zu thun scheint. Um aber vom Napoleonismus den Charakter einer verderblichen Personalität zu trennen, muß man ihm das Princip, das die Welt in Krieg und Flammen setzt, zu entfernen, muß den ein Kaiser, der Wille der Nation verlangen, daß sich die Herrschaft den constitutionellen Formen der Zeit fügt. Nur durch eine Vertretung Frankreichs, wie sie bisher, mit voller Freiheit der Tribüne und Presse, besteht, ist Europa sicher, daß sich in Frankreich nur friedliche Thatsachen geltend machen können, die die Grundlage des nationalen und internationalen Lebens unserer ganzen Zeit bilden. Nur durch eine Vertretung der Interessen des Friedens in der Nation selbst, die Vertretung derjenigen Interessen, die Frankreich für die Entwicklung seiner eigenen Zwecke zu machen hat, hört die einzig prononcirte Uebermacht und Alleinherrschaft des Heeres und die völlig auf das persönliche Ich gestellte Politik der Intrigen auf. Sollte es dahin kommen, gegen Frankreich das Schwert ziehen zu müssen, so kann es nur sein, daß wir auf unsere Fahnen setzen: „Wir wollen euch Franzosen nichts von dem nehmen, was euch unerläßlich zu sein scheint, euer Kaiserthum!“ Die Ruhe der Welt aber verlangt es, daß diese Dynastie nach Formen regiert, die den Nationalwillen, das Nationalbedürfniß, alle Entwickelungen und Interessen des Friedens zu ihrer nächsten Aufgabe machen! Napoleonismus ohne constitutionelle Freiheit macht Frankreich zu einem Barbarenkontinent, gegen den sich die ganze Christenheit erheben muß.

So können wir denn auch zu der schönen Erfüllung jener lange verheißenen Zukunft, wo sich die Völker nicht nur gegenseitig ihre Throne, sondern auch die Völker ihre Freiheiten verbürgen.

Aus meinem Tagebuch.

Von Friedrich Spielhagen.

Jede nur halb erkannte Wahrheit ist nur ein nur halb bewegter Kampf, den ein Eroberer auf seinem Zuge hinter sich zurückläßt und der gerade dann abfallen muß, wenn man an sicherster auf seine Unerschütterung schwört. Auch im wissenschaftlichen Streben geht es so.

* * *

Leising empfiehlt einmal die Wiedereinführung der Masken im Schauspiel und bedachte nicht, daß die glücklichen Athener den ganzen Tag lebendige Gesichter um sich haben und sich deshalb auf der Bühne die todte Maske leicht belehren konnten, daß wir civilisirten Barbaren aber tatsächlich nur lebendige Masken im Leben zu sehen bekommen und deshalb wenigstens im Schauspiel einmal natürlich sprechende Gesichter haben wollen.

* * *

Selig sind die Gleichgiltigen! Ihnen wird bei ihrer Harmlosigkeit und Unbefangenheit die Erfüllung des Gebots der Nächstenliebe unendlich viel leichter als uns Ganz-, Halb- und Viertelsbildern, die wir von Antipathien und Idiosynkrasien aller Art so voll stecken, daß wir an die Liebe unserer Nächsten immer erst — die mühsamsten Bedingungen zu knüpfen haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Achtter Band. Nr. 2. Wöchentlich ein Bogen

Inhalt: Das Gespenst. Eine Erzählung von E. S. Ingermann. — Zweites Kapitel. — Blätchen im Innbrunn. Eine wahre Geschichte. Von Dr. Wermann. II. — Kleiner Anzeiger. Neue Bücher. — Der Schwarzkünstler. — Der Hahn. — Räthsel. — Auflösungen. — Neue Auflösung folgen.

Das Gespenst.

Eine Erzählung von E. S. Ingermann.

Zweites Kapitel.

Erst sechs Wochen nach dem Tode des Grafen Maximilian war der neue Majoratsherr, Graf Victor von Gravenschild, so weit genesen, daß er verstehen konnte, was man zu ihm redete. Jetzt erst konnte er einige zusammenhängende Gedanken äußern. Sein Nervensystem war so erschüttert, daß sein ganzes vergangenes Leben in Stücken vor ihm lag. Selbst die Veranlassung seiner Krankheit war ihm unbekannt.

Daß sein Vater gestorben und begraben war, hörte er mit aufrichtigem Kummer. Er erinnerte sich, Briefe über des Vaters Krankheit in Paris erhalten zu haben und dann mit großer Eile nach der Heimat gereist zu sein; daß sich aber die alte Familienlage wiederum, und durch seine eigene Gegenwart, bestätigt hatte, denen schien er noch nur ungern bewußt werden zu wollen, und keiner seiner Umgebung wagte es auch, das Mindeste über eine solche Vermuthung zu äußern.

Allmählich kehrten seine Seelenkräfte ganz wieder. Das Leben und dessen Genuß bekamen täglich wieder größere Reize für ihn; aber ein Schatten war doch in seinem Gemüth zurückgeblieben, den er einem jeden sorgfältig verbarg; er hatte ein Grauen vor dem Tod bekommen und entfernte nun alles, was den Gedanken daran hervorrufen konnte.

Um vollkommen seine Gesundheit wiederzugewinnen, beschloß er, in ein deutsches Bad zu reisen und die Güter durch einen Oekonomen verwalten zu lassen.

Als er reisefertig stand und der Wagen vor der Thür hielt, händigte ihm der Pfarrer das versiegelte Document von seinem verstorbenen Vater ein. Er erbrach hastig das Siegel, öffnete das Packet, fand dies aber mit einem zweiten, ebenfalls versiegelten Umschlag versehen, worauf mit des Vaters Hand geschrieben stand: „Vom Grafen Victor Amadeus von Gravenschild erst zu öffnen, wenn sein inneres Auge erschlossen ist und er seines Vaters Glauben hat oder ihm seine Todesstunde verkündet worden."

Er las diese Worte mit dem heftigsten Unwillen. Mit krampfhaftem Zorn warf er das Packet uneröffnet in einen Gitterschrank, der sich in der Mauer befand und zum Aufbewahren eines Theiles alten Silberzeuges benutzt wurde. Er schloß den großen Deckel, drehte den Schlüssel um und steckte ihn zu sich. Darauf sprang er in den Wagen und murmelte vor sich hin: „Was soll ich mir die Reiselaune verderben!" .... Der Wagen rollte fort.

Zwei Jahre stand nun die alte, finstere väterliche Burg öde und verlassen. Sie war an die Grafen von Gravenscheld gekommen, als Graf Gustav zur Zeit der Reformation ihre Besitzerin heirathete, Emma von Ritterwelt, die Schwester in einem Glaubenseifer gewesen war.

Im Sommer 1801 war ein großes Fest auf Gravenscheldshaus — —

Graf Victor war heimgekehrt und hatte Hochzeit. Er war jetzt dreißig Jahre alt und hatte ein ganz besonders lebhaftes und munteres Aussehen. Er trug eine fremde diplomatische Uniform, mit einigen ausländischen Orden geschmückt. Seine Braut war eine blühende Schönheit. Sie sprach französisch und italienisch. Sie war eine berühmte Tänzerin vom San Carlotheater in Neapel und von einem etwas zweideutigen Ruf. Sie hatte die Nacht anfangs allein mit dem jungen Grafen gemacht, hatte schon einen Sohn von ungefähr 3—4 Jahren von ihm, der am Hochzeitstag der Aeltern als Stammherr legitimirt wurde. Die Trauung fand in der gräflichen Kapelle statt. Gleichsam um der öffentlichen Meinung zu trotzen, hatte Graf Victor zu dieser Hochzeit die Noblesse der ganzen Umgegend sowie auch den Pfarrer des Ortes und außerdem eine Anzahl junger Herren aus der Hauptstadt mit verschiedene durch Schönheit und Talent ausgezeichnete Weiberkamen eingeladen.

Es war, als ob das alte finstere Schloß zu einem ewigdauernden Vergnügungsort verwandelt werden wäre. Komödien, Bälle, Concerte und Maskeraden wechselten mit Jagdvergnügen, Wettrennen, langen Gelagen und Hazardspielen ab. Fremde gingen wie in einem Hotel ein und aus. Jeden Tag war offene Tafel. Alle Equipagen und Pferde des Hofes hatten den Gästen zur Verfügung und große Summen wurden eingezogen, um alle Forderungen zu einem beinahe fürstlichen Aufwand zu befriedigen.

Graf Victor und sein schönes Gemahl schienen um den Vorrang, neue und sinnreiche Vergnügungen zu erfinden, zu wetteifern. Ungeachtet der Ueppigkeit und des Leichtsinns, welche das Gesellschaftsleben auf dieser ehrwürdigen alten Burg charakterisirten, war doch der feinste Geschmack und Schönheitssinn so weit wie möglich vertreten. Selbst das moralisch Verwerfliche wurde durch den feinen Ton der Grazien verschleiert. Schon jedes Fest und jede Veranstaltung war ein Triumph für Geist, Witz und Talent erschien.

So verging der Sommer beinahe wie eine ununterbrochene Reihe munterer Festtage. Als der Winter kam, wurde dies Leben mit ebenso vieler Ueppigkeit in des Grafen großem Familienpalast in der Hauptstadt fortgesetzt.

Der reiche, muntere Graf Victor schien, der neuen ernsten Richtung zum Trotz, welche der Zeitgeist im Anfang des 19. Jahrhunderts genommen hatte, an der Lebensanschauung seiner Jugend festhalten zu wollen, in seiner indolenten Natur lag es nicht, sich um die Politik und die Staatsverhältnisse zu bekümmern. Das sicherste und leichte Genußleben in dem möglich längsten Zeitraum, ohne Hinblick auf eine Zukunft, an der er persönlich nicht mehr theilnehmen würde, und mit Entfernung jedes finstern, unbequemen Gedankens — hauptsächlich des ihm so entsetzlichen Todesgedankens — das war die Aufgabe seines Lebens geworden. Er hatte sich eine Art Lebensphilosophie gebildet, der er einen gewissen classisch-ästhetischen Halt gegeben hatte, während er mit den Franzosen die Griechen und Römer als Muster der Bildung jeder Zeit ansah und mit den Deutschen so viel von der neuern Romantik und dem Geist der Naturphilosophie aufnahm, als sich mit dem freiesten und behaglichsten Epikuräismus vereinigen ließ. Er pries deshalb auch Goethe als einen Propheten der Zeit, der das Menschengeschlecht zur Natur und zum Götterleben des classischen Alterthums zurückführen sollte. Die Unverschämtheit, durch welche er in seiner frühern Jugend seine Kraft und seine Gesundheit vergeudet hatte, suchte er durch ein sorgfältiges Studium aller derjenigen Schriften, welche Regeln für die Bewahrung der Gesundheit, des Lebens und der Schönheit bei dem am wenigsten genirten Genußleben vorschreiben, zu führen. In moralischer und religiöser Beziehung betrachtete er alle Skrupel als Vorurtheile einer finstern, barbarischen Zeit, welche zwischen unserm Jahrhundert und der blühenden Periode der Griechen lag, er sprach zuweilen wie ein Weiser aus Epikur's Schule, sogar über Tugend und Enthaltsamkeit.

Graf Victor Amadeus' Sohn, der junge legitimirte Stammherr, war in der Nacht zwischen dem 13. und 14. Januar 1801 geboren. Der Vater hatte ihn auf den Wunsch der katholischen Mutter, nach den Heiligen dieser beiden Tage, Felix Hilarius benannt, und er selbst sah darin eine glückliche Vorbedeutung für den muntern Glückseligkeitsheiden, den er in diesem Sohn erziehen wollte. Die Erziehung des Sohnes überließ er jedoch bald einem Hauslehrer, doch mit der aus-

trüglichen Bedingung, aus dem Gedankenkreise des Knaben jede Beziehung, die sein frisches, munteres Jugendleben durch Traumereien über eine finstere Geisterwelt verdunkeln konnten oder es durch den häuslichen Gedanken an Tod und Vergänglichkeit erschrecken mochten, auszuschließen. Nicht einmal das Wort Tod durfte in Gegenwart des Kindes je genannt werden. Graf Victor selbst hatte aus seinem Palais jedes Kunstwerk, das an den Tod erinnern konnte oder irgendeine religiöse Bedeutung hatte, entfernt. Er hatte sich nur mit lächelnden Bildern des munteren, griechischen Lebens und mit Gemälden der neuesten französischen Schule umgeben. Das alte Grafenschaftliche Wappen, das aus dem der Ritterschaft einen Schild mit einem Grabmonument und einen Totenkopf über zwei gekreuzten Totenknochen im schwarzen Felde mit herübergenommen, hatte er überall entfernen lassen, wo es sich befand, und in seinem Siegel hatte er das Grabmonument zu einem Rosenbusch, den Totenkopf zu einem Amorin und die Totenknochen zu Schmetterlingsflügeln verwandeln lassen. Mit diesem Symbol schien er doch eine schwache Hoffnung von etwas Dauerndem andeuten zu wollen. Aber die Pinselschwingen auf dem Amorinkopf entblößten den Zweifel selbst; wenn man die sogenannten Augen dieses Schmetterlings genau betrachtete, sah man eine ganze Reihe Augen, die Fragezeichen glichen. Graf Victor las nicht einmal irgendein Blatt, in welchem Todesfälle angezeigt wurden; er ging niemals zu einer Zeit aus oder besuchte einen Weg, wo er einem Leichenzuge zu begegnen erwarten konnte, wie er denn auch Kirchen, Kirchhöfen, Gottesäckern und all den Stellen und Personen auswich, welche den verhaßten Todesgedanken bei ihm hervorrufen konnten. Er bereut sich darauf, dem wäre in der Familie immer so gewesen, seitdem Graf Gustav, sein Ahn, Emma von Ritterstolpe ehelichte, die nur mit dem größten Widerwillen das Kloster verließ, dessen Novizin sie gewesen und eines jähen Todes starb — —

Ungeachtet der reiche Majoratsherr der glücklichste muntere Mann der Welt zu sein schien und von allen möglichen Mitteln zu einem frohen Genußleben umringt war, litt er doch zugleich an einem Uebel, das er sich bemühte, so weit wie möglich für alle geheim zu halten — nur sein Arzt und ein alter Diener mußten es wissen. In der ersten Vollmondnacht eines jeden Monats hatte er einen Anfall jener Unruhe, die sich in einem unbezwinglichen krampfhaften Lachen äußerte. Jeden Monat, wenn Vollmond war, entstand eine Unruhe seines Innern, eine nicht endende Schlaflosigkeit, ja er schien sich während der sechzehn Vollmondnacht mit dem Arzt und dem alten Diener zu quälen. Am sechsten Tage sah er dann gewöhnlich bleich und angegriffen aus und verbrach sich halb; aber an dem darauf folgenden Tage hatte er gewiß eine glänzende Gesellschaft, in welcher die größte Munterkeit herrschte und in der die ausgelassensten Vergnügungen statthatten. Ungeachtet all seiner Lustigkeit, diese Krankheit, die in der That ein Gebrechen der Familie war, zu verbergen, eine Krankheit, die etwas höchst Unheimliches hatte, war sie doch ziemlich bekannt geworden. Sie soll besonders heftig auf seine Gemahlin gewirkt haben, die ihn in diesem Zustand überraschte hatte. Sie hatte außerdem, als Katholikin, religiöse Skrupel bekommen, die über ihre Verbindung mit einem „Ketzer" entstanden. Im vierten Jahre ihrer Ehe hatte sie Trennung verlangt — und war mit einer ansehnlichen jährlichen Pension in ihr Vaterland zurückgereist. Lieb hatte jedoch nicht auf lange Zeit das muntere Leben des Grafen Victor gestört. Noch zweimal später hatte er sein Glück als Ehemann versucht, aber mit wenig Heil. Zelle war sein einziges Leben geblieben und seine beiden letzten Gemahlinnen waren ihm treu. Er pensionirte im Jahre 1820 drei Gemahlinnen, während er ohne förmliche Ehe mit einer Wirthschafterin lebte und die Geschäfte der Hausmutter durch eine ältere Dame seiner Familie besorgen ließ.

Graf Victor hatte nun sein fünfzigstes Jahr erreicht. Seine Grundsätze und sein unregelmäßiges Leben waren strengem Tadel nicht entgangen; aber er war noch immer reich und führte ein glänzendes Haus. Er besaß außerdem einen hohen Grad von Feinheit des Geschmacks und der Bildung und galt für einen witzigen Kopf neben Mangel; er war ein lebhafter und unterhaltender Gesellschafter und was man auch an seinem Leben und an seinen Grundsätzen zu tadeln haben mochte, so fand man ihn doch immer ansehend. Was ihm hauptsächlich viele Bewunderer gewann, war seine Gabe, das Lächerliche hervorzusuchen und dies auf eine gewisse gutmüthige Weise, durch welche er immer erheiterte, ohne zu verletzen. Er war zugleich freigebig und etwas weit darin entfernt, jemand seine Meinungen aufzudringen, als daß er gegen diejenigen anderer zu eifern. Wenn man sein Antlitz sah ohne seine Worte zu vernehmen, sollte man oft glauben, es seien die erhaben-

ſten Gedanken, die ſeinen gutmüthig lächelnden Lippen entſtrömten, während es gerade frivole Späße waren. Der einzige Menſch, vor dem er ſich freimüthig zu äußern Bedenken trug und mit dem zu ſprechen er eine gewiſſe Scheu fühlte, war ſein Sohn Felix, der nun über zwanzig Jahre alt war und ſich in einer ganz andern Richtung als der Vater entwickelt hatte.

Felix war 1817 Student geworden. Ungeachtet er damals zu jung war, um ganz derjenigen Richtung folgen zu können, welche die Philoſophie, hauptſächlich durch Fichte's, Schelling's und Steffen's Einwirkung, den akademiſchen Studien gegeben hatte, ſo hatte doch die Wiſſenſchaft der neuern Zeit und der poetiſche Geiſt des 19. Jahrhunderts bereits damals in ſeinem Gemüth Wurzel geſchlagen. Später war er mit Begeiſterung jedem bedeutenden Phänomen in dieſer für die Literatur ſeines Vaterlandes merkwürdigen Periode gefolgt. Er war als Kind von den täglichen Geſellſchaften im Hauſe des Vaters fern gehalten und ganz einem beſonders tüchtigen Hofmeiſter überlaſſen worden, auf den Henrik Steffens einen weſentlichen Einfluß gehabt hatte. In den Zimmern dieſes Lehrers brachte der junge Stammherr ſeine meiſte Zeit zu. Da er als Student freie Verfügung über die Wahl ſeiner Geſellſchaft und ſeines Umgangskreiſes erhielt, fühlte er einen ſo entſchiedenen Widerwillen gegen das Leben und den Ton im Hauſe ſeines Vaters, das man ihn faſt niemals dort ſah, während der Vater ihn doch immer als einen ſelbſtändigen jungen Mann behandelte und ſeine Meinungen, als einer neuen Zeit angehörend, achtete, ſodaß ihm vom Grafen Victor mit einer gewiſſen ironiſchen Toleranz daſſelbe Recht und dieſelbe Freiheit eingeräumt wurde, die er ſelbſt forderte. Nach einigen ernſthaften Debatten über Moral und Religion, über Poeſie und Philoſophie zwiſchen Vater und Sohn verabredeten ſie förmlich, ſich nie wieder auf dieſen Kampfplätzen des Gedankens und des Gefühls zu begegnen, und ſie hielten Wort. Die Unterredung zwiſchen ihnen war ſpäter immer nur über gleichgültige Dinge oder was das Majorat und deſſen Verwaltung betraf.

Durch ſein verſchwenderiſches Leben hatte Graf Victor ſeine Finanzen in Unordnung gebracht und er ſah ſich nur im Stande, ferner das große Haus zu führen, wenn er dem Majorat häufiger Schulden aufbürdete. Um hierzu geſetzliche Erlaubniß zu erhalten, bedurfte er der Einwilligung ſeines Sohnes als Stammherrn. Die Willfährigkeit, mit welcher der Sohn immer dergleichen Wünſche des Vaters erfüllte, ſah Graf Victor mehr als Schwäche denn als einen Beweis findlicher Liebe an, er fühlte ſich dadurch zugleich in einer Art Abhängigkeitsverhältniß zu ſeinem Sohn, was noch mehr dazu beitrug, ſie voneinander zu entfernen.

Ungeachtet der alte Graf gänzlich die Sage von einer drohenden Erſcheinung in ſeiner Familie als ein Phantaſiegebilde verwarf, das ihn doch ſelbſt einmal angeſtrengt und ihm die periodiſche Krankheit, an welcher er noch litt, zugezogen haben ſollte — ſo konnte er doch beinahe niemals ſeinen Sohn Felix ſehen, ohne an jene Sage und an das Todesurtheil zu denken, das er möglicherweiſe einmal aus dem Munde des Sohnes zu hören, wenigſtens aus ſeinem Antlitz zu leſen bekommen würde. Dieſe unheimliche Vorſtellung, die mit Graf Victor's heimlichem Grauen vor dem Tode verknüpft war, der ihm als ewige Vernichtung erſchien, rief bei ihm eine unüberwindliche Abneigung gegen den Sohn hervor. Wohl glaubte er, daß der junge Stammherr ſelbſt von dieſer Familienſage durchaus keine Kenntniß habe und er hatte ſtreng verboten, daß jemals von den Verſtorbenen während der Kindheit des Sohnes darüber geſprochen wurde; doch glaubte er, in den letzten Jahren etwas in den Augen des Sohnes geleſen zu haben, das von einer geheimen Kenntniß und ſelbſt von einem heimlichen Glauben an dieſes ihm ebenſo verhaßte wie ſeiner Ueberzeugung nach abergläubiſche Märchen zeugte. Immer zitterte er, in den Mienen ſeines Sohnes — die myſtiſche Kunde ſeines Todes zu leſen.

Der junge Stammherr war erſt ſieben Jahre alt geweſen, als die Trennung ſeiner Aeltern ſtattfand. Die Mutter hatte er ſpäter nie wieder geſehen; aber er hatte eine klare Erinnerung von ihrer Schönheit und Liebe zu ihm. Daß er während der drei letzten Jahre mit ihr in Briefwechſel geſtanden, war dem Vater unbekannt; aber Graf Victor ſah nicht durchaus fehl, wenn er in dem Blick des Sohnes eine geheime Bekanntſchaft mit jener Familienſage und mit ihrem tragiſchen Einfluß durch ſo viele Geſchlechtsglieder hindurch zu leſen glaubte. In ihren Briefen hatte die Mutter dem Grafen Felix anvertraut, was ſie darüber wußte, und mit ſchrecklichen Farben hatte ſie ihm das Entſetzen geſchildert, von dem ſie erſchüttert worden, als ſie eine, aus Fürſorge für das Leben des Vaters, trotz des ſtrengen Verbotes, während ſeines periodiſchen Wahnſinnzuſtandes zu ihm ins

Zimmer getreten war, und wie sie dann aus den einzelnen Worten, die er in seinem Krampfschlafen ausstieß, in Verbindung mit dem, was sie von andern gehört, zu der Ueberzeugung gekommen war, daß Graf Viktor selbst einmal diese Visionen gehabt habe, die wie eine entsetzliche Verwünschung das ganze Geschlecht verfolgte. Sie hatte zugleich dem Sohne anvertraut, wie sie dem Glauben zufolge, in welchem sie erzogen, ihre Verbindung mit einem Ketzer und Atheisten als ein Verbrechen betrachtet habe, das sie jetzt nur im Schoße ihrer eigenen Kirche aussöhnen könne, und sie hatte oft ihren Sohn beschworen, seine protestantische Ketzerei aufzugeben und zu der alleinseligmachenden Kirche überzutreten, als sichersten Mittel zu seiner Rettung auch vor der Verwünschung und dem dämonischen Wahnsinn, in welchen er durch sein väterliches Geschlecht hineingezogen sei. Die Mittheilung der Mutter hatte um so mehr einen heftigen Eindruck auf den jungen Stammherrn gemacht, als er wußte, daß allerdings der Ursprung der Glücksgüter des Hauses sich auf die schnödesten Ungerechtigkeiten zurückführen sollte. Skandinavien war glücklich im Besitz der Kirchenverbesserungen unsers großen Luther, aber nichtsdestoweniger waren bei Begründung der Reformation einzelne Fälle vorgekommen, wo die hartnäckigste Ueberzeugung ihr Widerpart hielt. So bei jener Ahnin des Hauses, die ihr Vermögen bereits einer Anzahl wohlthätiger Anstalten, zunächst ihrem Kloster, vermacht hatte, denn aber durch die vereinten Anstrengungen ihrer Verwandten gezwungen wurde, den Grafen Gustav, ihren Vetter, zu heirathen. Sie sollte am Tage der Hochzeit einen Fluch ausgestoßen, dann in Kerkerhaft gelangen gelassen und nach ihrer Entbindung sich in einem Fieberanfall selbst das Leben genommen haben durch einen Sturz vom Söller der Burg. Fast drei Jahrhunderte lang zog sich durch die Familie die Erinnerung an diesen entsetzlichen Vorfall — —

Immer düsterer hatte sich das Verhältniß zwischen Vater und Sohn entwickelt, als der junge Graf Felix im Jahre 1825 die Universität Halle besuchte. Bei seiner Heimkehr, erst im Januar 1826, fand er seinen Vater nicht in der Hauptstadt. In den spätern Jahren hatte Graf Viktor, um der Aufsicht besser zu entgehen, den ganzen Januarmonat, in welchem seine am längsten dauernde Gemüthsverstimmung fiel, auf Gravenscheldhaus zugebracht, unter dem Vorwand, daß Geschäfte der Gutsverwaltung es erforderten. Der Sohn hatte ihn nie ganz in jenem Zustand gesehen. Auch damals war es nicht des Vaters Wunsch, von ihm nach seiner Rückkehr gesehen zu werden, bevor er nicht selbst, wie er hoffte, im Februar geheilt nach der Hauptstadt zurückkäme; aber Graf Felix hatte sogleich nach seiner Rückkehr einen ernsten Wink von dem alten treuen Diener über den Gesundheitszustand des Vaters erhalten, der ihm nach einigen beunruhigenden Anfällen bedenklicher denn je vorkam. Der junge Graf wußte, wie ungern der Vater ihn oder irgendeinen Fremden sah, wenn er nur die geringste Unpäßlichkeit fühlte; aber durch die Aeußerung des Dieners und dessen geheimnißvolle Miene war er ängstlich geworden. Er bemerkte nun selbst erst bei sich eine viel größere Neigung für den Vater, als er sich deren bisher bewußt gewesen. Kurz nach seiner Heimkehr verließ er deshalb die Hauptstadt — und fand sich eines Abends spät auf Schloß Gravenscheld ein, wo er, ohne Wissen des Vaters, sich in ein Zimmer legte, das unmittelbar an des Vaters Schlafkammer stieß. Seine Absicht war, sich hier verborgen zu halten, um jeden Augenblick, wenn ein etwas gefährlicher Zufall eintreffen sollte, zugegen zu sein — —

Bereits in der ersten Nacht hörte Graf Felix durch die verschlossene Thür zur Schlafkammer des Vaters ein sonderbares Murmeln, das ihm anfänglich ganz unverständlich war, ihm aber allmählich wie des Vaters Stimme vorkam, wie ein verwirrtes Gemisch von Anrufungen an eine unsichtbare Macht und wie Aeußerungen, deren bizarre Selbstwidersprüche mehr und mehr einen ironischen Charakter annahmen und beständig von einem gedämpften unheimlichen Lachen unterbrochen wurden. Er erkannte in diesen Ausbrüchen Ueberreste des Humors und des glänzenden Witzes, mit dem der Vater gewöhnlich seine Freunde unterhielt, und ein an Verzweiflung grenzendes Entsetzen vor Vernichtung. Erst spät in der Nacht ward es stille. Er hatte Schritte und einzelne Worte des Arztes an den alten Diener gehört, aus denen er schloß, daß man dem Kranken ein Opiat gegeben.

Am nächsten Morgen unterrichtete Graf Felix den Arzt von seiner Gegenwart und erbat sich die Erlaubniß, an der Stelle des alten Dieners und in der Tracht von einem Sohne desselben bei dem Vater während der Nacht wachen zu dürfen. Jener junge Mensch war ungefähr von demselben Alter und von derselben Größe wie Graf Felix

und hatte in der spätern Zeit Erlaubniß bekommen, an der Aufwartung des Grafen theilzunehmen. Gegen diesen Vorschlag hatte der Arzt einige Bedenken; als er aber die Liebe und rührende Fürsorge sah, durch welche der Sohn nur eine Beruhigung bei persönlicher Theilnahme an der Pflege des Vaters zu finden schien, gab er nach und ließ in der nächsten Nacht den Grafen Felix am Bette des Kranken wachen, während er selbst mit dem alten Diener im nächsten Zimmer blieb.

Die Verkleidung und das Dunkel des Zimmers täuschten den Kranken vollkommen. Er hielt Felix für den Sohn des alten Dieners und nannte ihn Martin, jedesmal wenn er erwachte und irgendeiner Hülfe bedurfte. In dieser Nacht war indessen der Zustand des Kranken auffallend besser. Es war, als ob die Stimme des Sohnes, welche einen besondern Wohlklang hatte, magisch auf die Phantasie des Vaters wirkte und angenehme Erinnerungen aus seiner Jugend und den Tagen der ersten Liebe zurückrief. Sowol die Stimme wie auch die Augen des Sohnes hatten eine auffallende Aehnlichkeit mit denen seiner schönen italienischen Mutter. Jedes mal wenn Graf Victor unruhig wurde und jenes unheimliche Murmeln und ein Starren ins Leere begann, legte Felix seine Hand leise auf des Vaters Haupt und sagte einige liebreiche beruhigende Worte, während er in der Stille mit tiefbewegtem Herzen innig betete. Einige male traf bei diesen stillen Gebeten der verwirrte Blick des Vaters die Augen des Sohnes und es war gleichsam, als ob er in ein Paradies des Friedens und der Liebe sähe, wie er es nur in seinen unschuldigsten Kindheitsträumen geahnt hatte. Nach einem solchen Einblick in die Seele des Sohnes, an dessen Anwesenheit zu denken er jedoch weit entfernt war, fiel Graf Victor gewöhnlich in einen milden und ruhigen Schlaf — er war während 24 Stunden frei von den zerrüttenden Anfällen. Mit froher Ueberraschung sah der Arzt die heilende Wirkung durch die Gegenwart des Sohnes und sobald als er bemerkte, daß die gefährliche Krisis überstanden war, bat er Felix sich zu entfernen. Graf Victor fühlte sich bald vollkommen hergestellt und kehrte zur Hauptstadt zurück, wo er glaubte, zum ersten mal seinen Sohn nach der Rückkehr von Halle wiederzusehen. Die auffällige Unruhe und die Kälte, mit welcher er vor einigen Jahren den jungen Stammherrn betrachtet hatte, schien einem ihm bisjetzt unbekannten Interesse und Wohlwollen zu weichen. Jetzt sprach er gern mit dem Sohne auch über ernste Dinge; er ließ sich sogar oft mit ihm in eine Art philosophischer Betrachtungen über die Natur und das Wesen des Daseins ein, während er gern wissen wollte, was die neuesten Philosophen davon dächten und ob sie es weiter gebracht hätten als die Heroen der kritischen Philosophie in seiner Jugend, in Bezug auf ein beruhigendes Resultat der Speculationen besonders über die „Regeneration der Individualität oder Palingenesie der Persönlichkeit". Nur in solchen gelehrtklingenden Schulworten wollte er, gleichsam maskirt, sich dem nähern, was ihm eigentlich auf dem Herzen lag, und möglicherweise von seinem Sohn etwas von einem System erfahren, woran er sich halten konnte, wenn ihm vor seinem innern Auge bei dem Gedanken an Vernichtung graute.

Graf Felix war wol ebenso wenig wie sein Vater ein speculativer Kopf und was er aus seinen philosophischen Heften von der Universität mittheilen konnte, war so weit davon entfernt, den alternden Denker zu befriedigen, daß es gewöhnlich Gegenstand seiner noch oft launigen Ironie wurde; aber der junge Graf hatte eine solche Sicherheit in dem, was durch das Gefühl in sein Bewußtsein getreten war, daß seine Sophisterei — und noch weniger irgendein Spott mit dem, was ihm als Wahrheit einleuchtete — seine Ueberzeugung erschüttern konnte. Zuweilen konnte er tiefsinnige und schlagende Dinge mit sprudelnder Lebendigkeit und Begeisterung sagen; aber seine Beweisführung hatte niemals strenge Form, sie war oft nur eine Reihe ergreifender Bilder und oft bewegten sie ihn selbst in solchem Grade, daß Thränen in seine Augen traten, besonders wenn der Gedanke oder das Bild ihn in die Vorstellung von der großen, göttlichen Liebe und in die unendliche Offenbarung derselben im Universum und dem ganzen Dasein einführte.

„Träumer und Phantast, der du geworden!" rief der Graf Victor eines Tags aus, als der Sohn sich auf diese Weise ausgesprochen. Er betrachtete den begeisterten jungen Mann mit Wohlgefallen — „es kleidet dich gut, und es klingt recht schön; aber im Grunde ist es doch nur ein mit christlichen Lappen maskirter Pantheismus, der schließlich nicht viel weiter führt als die Philosophie, welche man in meiner Jugend den französischen Denkern als Atheismus vorwarf! Was in eurer modernen Weisheit religiös sein soll, ist mir unklar, dunkel und confus; recht belehren,

ist es doch auch nur Symbolik. Nein, da war denn doch mehr Halt und Consequenz in meines Vaters altem borniertem Kohlerglauben; in dem lebte und starb er mit einer guten Portion Aberglauben der Ammenstuben obendrein. Hätte ich nicht an meinem gesunden Menschenverstand so fest gehalten, daß ich ihn beinahe in Stücke zerbrochen, so hätte er mich während seiner letzten Tage zu einem Gottesleugner gemacht." Und nun erzählte Graf Victor seinem Sohn zum ersten male, was er von den Eigenthümlichkeiten des alten Grafen Maximilian noch wußte, wie derselbe einst aus lauter Frömmigkeit, auf Grund eines abergläubischen Gesichts, das er gehabt zu haben behauptete, ihn habe überreden wollen, den ganzen Theil des Majorats, der in katholischen Zeiten Klostereigenthum gewesen, an die Kirche oder an die Krone, Erben der Klöster, wiederum zurückfallen zu lassen. „Ohne meine Einwilligung, als Stammherr und einziger Erbe, konnte dem Großvater dies nicht thun" — fügte Graf Victor hinzu — „aber ich nahm mich natürlich wohl in Acht, jemals auf dergleichen kontroverse Träume einzugehen."

„Aber jene geheimnißvolle Vision?" fragte Felix mit gespannter Aufmerksamkeit — „hast du nicht selbst einmal geglaubt, sie gehabt zu haben?"

Graf Victor betrachtete seinen Sohn mit großen Augen. „Wer hat dir das gesagt?" sprach er — „doch gleichviel! was kann man nicht zu sehen glauben, wenn man krank ist und phantasirt! An die Träumerei werde ich niemals denken, solange ich meinen Verstand besitze."

Diese Unterredung hatte doch den Grafen Victor dergestalt aufgeregt, daß der Sohn es nie wieder wagte, diesen Gegenstand zu berühren. Er sah aber, womit die Vision zusammenhing: mit der Tradition eines alten Unrechts, das allerdings, wie er wußte, lange Jahre an der Ehre und dem Frieden seines Hauses genagt hatte.

Das vertrauliche Verhältniß, das seit der letzten Krankheit des Grafen Victor und nach der Rückkehr seines Sohnes von der fremden Universität zwischen Vater und Sohn entstanden war, führte zu keiner wesentlichen Uebereinstimmung in ihren Lebensanschauungen, schien aber doch bestimmend auf das ganze Leben und den Ton im gräflichen Hause eingewirkt zu haben. Graf Felix wurde mehr und mehr die Seele des Gesellschaftslebens und der Liebling der Damen. Während Graf Victor den größten Theil des Abends mit einigen lustigen Herren der alten Schule am Spieltisch zubrachte, wußte der junge Stammherr immer sowol jüngere wie ältere durch irgendeine sinnreiche Unterhaltung, die mehr oder weniger eine Art von Talent erforderte und manche gesellschaftliche Kräfte in Bewegung setzte, zu bezaubern. In kleinern Kreisen war er oft selbst Vorleser, Declamator oder improvisirender Erzähler. Sowol die Wahl dessen, was er vorlas, wie auch dessen, was er erzählte, trug immer das Gepräge einer Phantasie und eines Gefühls, die vorzüglich das Dunkle, Geheimnißvolle, ja selbst das Entsetzliche liebten. Diese etwas einseitige Richtung hatte bereits vor einigen Jahren ihre Modezeit durchgemacht und war unter der aufwachsenden Jugend im allgemeinen von einer entgegengesetzten, realistischen, beinahe phantasie- und herzlosen Amtsromantik verdrängt, welche die ihr entsprechende Seite in der Leichten, theils parodirenden Skizzirung des täglichen Lebens in der Hauptstadt sowol auf der Bühne wie in der Novellenliteratur, in der Kritik wie auch in der Musik und in einer gewissen niederländischen treuesten Naturnachahmung in der bildenden Kunst hatte. Es war eine Reaction im Zeitgeist da gegen den Idealismus. Man wollte nun das Wahre im Natürlichen und Klaren finden. Aber in ihrem Extrem begann diese Richtung ins Platte, Triviale und Prosaische überzuspringen.

Nichtsdestoweniger erweckte Graf Felix durch seine ganze Persönlichkeit große Theilnahme. Sein schwarzes Haar und seine dunkeln feurigen Augen standen ihm schön. Seine heftigen Bewegungen, sein Mienenspiel entsprachen seiner mütterlichen Herkunft. So lag zuweilen ein Ausdruck der Schwärmerei und des phantastischen Gefühls in seinen oft träumerischen Blicken, der unwillkürlich ein gewisses geheimnißvolles Interesse weckte, das man sich nicht zu erklären vermochte. Sowol diese seine Eigenthümlichkeiten wie auch das bekannte Gerücht von periodischen Gemüthskrankheiten in der Familie hier verschiedene, wenn von ihm die Rede war, mit den Achseln zuckten, und es wurde zuweilen mit Bedauern davon leise gesprochen, daß auch er sicherlich in Gefahr stünde, im Kopf verwirrt zu werden wie sein Vater.

Graf Felix hatte sich dem Beamtenstande gewidmet und so viel Thätigkeit bewiesen, daß er, nachdem er wenige Monate zuvor sein 25. Jahr erreicht, im Jahre 1829 bereits in eine ansehnliche Beamtenstellung gekommen war. An seine zukünftige Stellung als Majoratsherr schien er noch nicht zu denken. Da er, unabhängig vom

Majorat, ein von mütterlicher Seite ererbtes Vermögen besaß, verzichtete er auf die Beamtencarrière. Diese Uneigennützigkeit, die er von jedem bemittelten Staatsdiener forderte, wurde von vielen verkannt; sie wurde von einigen als Stolz, von andern als Affectation und von noch andern als eine Art schon beginnender Geistesschwäche angesehen. Das Gerücht tauchte auf, daß er der glückliche Freier einer der schönsten und liebenswürdigsten jungen Damen des Landes, der neunzehnjährigen Gomteße Lindenfeldt, sei.

Eine gegenseitige Neigung zwischen den jungen Leuten war während des Winters nach seiner Heimkehr in den kleinen vertraulichern Abendkreisen, welche sowol im Palais des Grafen Victor als in der Familie der Gomteße stattfanden, entstanden. Wenn der romantisch begeisterte Graf Felix im Kreise der jungen Damen sah und Vorleser war oder wenn er ihnen seine phantastischen Abenteuer erzählte, worin sein schöner, edler Sinn und eine unverkennbare Wahrheit des Gefühls sich immer aussprach, so war die sechs Jahre jüngere Gomteße seine aufmerksamste Zuhörerin. Seine besondere Vorliebe für die geheimnißvolle Nachtseite der Menschennatur und für diejenigen Seelenspannungen, welche eine lebhafte Vorstellung einer unbegreiflich übernatürlichen Welt immer hervorruft, stand sicher in einem starken Gegensatz zu dem ganzen Wesen und der Natur der munteren, lebensstrebenden Julie, übte aber dennoch eine sonderbare Anziehungskraft auf ihre Phantasie und auf ihr leichtbewegliches Gefühl. Julie lauschte mit gespannter Theilnahme diesen Erzählungen und wenn diese sich nur nicht in das Idyllische oder in eine schneidende Dissonanz auflösten, sondern mit Ruhe und Harmonie eine große oder edle Idee veranschaulichten und dadurch den Gedanken mit dem, was dem Verstand ein Mysterium war und blieb, versöhnten, so hatte sie nichts Wesentliches gegen seine Erzählungen einzuwenden; sie konnte sich dann sogar in eine wunderbare Märchenwelt hinüberträumen, worin sie selbst und Graf Felix die Hauptpersonen waren; aber es fiel ihr niemals ein, diese Erzählungen für etwas anderes zu halten als für anmuthige Mythen und symbolische Dichtungen, noch traute sie dem Grafen Felix irgendeinen andern Glauben daran zu als den poetischen. Es hatte sich sogar zwischen ihnen eine phantastische Correspondenz entwickelt, wodurch sie, selbst im gewöhnlichen täglichen und conventionellen Leben, durch tausend nur andere unbemerkbare Andeutungen ihr Zusammenleben in der Sphäre der Dichtung und Phantasie fortsetzen konnten. Comteße Julie hatte wol in ihrer eigenen Familie und besonders von ihren Brüdern manche Aeußerungen gehört, daß der junge, wackere Stammherr dennoch unzweifelhaft an der Gravenschold'schen Familienkrankheit leide — sie hatte es oft anhören müssen, daß er in ein lächerliches Licht gestellt wurde, wenn Bruchstücke des Systems seines Geisterwesens in ein scharfes Licht, der herrschenden verständigen Lebensbetrachtung gegenüber, gebracht wurden — man hatte ihr oft bedeutsame Winke und Warnungen in Bezug auf den Grafen gegeben, da man sah, wie viel er ihr galt; aber alles, was man dabei ausrichtete, war nur, daß sie im Vertrauen den jungen Grafen auf die Ueberspanntheit in einigen seiner Aeußerungen und auf die Unvorsichtigkeit, die poetische Stimmung dergestalt in Unterredungen mit ihren Brüdern und der zum Lachen geneigten Jugend der modernsten Zeit walten zu lassen, aufmerksam machte.

Als Graf Felix gegen Mitte des Sommers 1827 sich die Einwilligung seines Vaters und der Lindenfeldt'schen Familie erbat, die Verlobung mit Comteße Julie, die bereits heimlich vor einem halben Jahre stattgefunden hatte, öffentlich zu erklären, beglückwünschte man sich gegenseitig zu dieser Familienverbindung. Graf Victor erbat sich, das Declarationsfest selbst anzuordnen auf seinem Schlosse.

Es war eins der prächtigsten Feste, die je auf Schloß Gravenschold stattgefunden. Am Abend war Ball in dem alten Rittersaal, den Graf Felix im Geschmack des Mittelalters hatte herrichten lassen. Man speiste in dem großen Gartensaal vor den offenen Glasthüren und nach Graf Victor's Veranstaltung sollte die feierliche Erklärung der Verlobung und das Wohl der Verlobten in dem Augenblick stattfinden und in Champagner ausgebracht werden, wenn ein glänzendes Feuerwerk im Garten angezündet wurde. Alles war auf eine schlagende Wirkung berechnet —

Doch Graf Victor hatte in diesem Monat nicht in den Kalender gesehen und nicht daran gedacht, daß der Mondschein den Glanz des Feuerwerks schwächen würde, da der Vollmond gerade zur Abendzeit über der großen Lindenallee, dem Gartensaal gegenüber, zum Vorschein kommen mußte. Noch war er jedoch in der glücklichsten Stimmung. Er freute sich über die Zufriedenheit, welche er auf allen Gesichtern sah,

und über die glückseligen Blicke, die zwischen den Liebenden gewechselt wurden.

Endlich war der langersehnte Augenblick gekommen. Ein Böllerschuß gab den Beginn des Feuerwerks zu erkennen. Graf Victor ergriff das Glas und erhob sich, um eine Einleitungsrede zur Declaration und zur Gesundheit zu halten — der Champagner schäumte in allen Gläsern, aber die Augen der Mehrzahl waren gegen den Garten gewandt, wo das Feuerwerk nur noch durch Vorhänge den Blicken entzogen wurde — —

„Löscht die Lichter aus, sonst macht sich's nicht gut!" rief einer von Juliens Brüdern.

In einem Augenblick waren sämmtliche Lichter ausgelöscht und die Gesellschaft hatte nur Augen für das kommende prächtige Feuerwerk.

Graf Victor blieb mit dem Glase in der Hand stehen und gab sich selbst einen launigen Treffer für seine schlechte Wahl des rechten Augenblicks zu einer Tischrede. Da erloschen die Lichter, die Vorhänge gingen auf und nun lag der alte Rittersaal in magischem Lichte. Der Vollmond stieg über die dunkeln Bäume und mischte seinen Glanz mit dem des Feuerwerks.

„O das ist schade!" riefen viele — —

Was man sah, war indessen schön, wenn es auch einen bleichen, träumerischen Zauberschein bekam. Was jedoch noch träumerischer aussah, waren die Menschengesichter in dem großen Saale, wenn sie dann und wann von dem Feuerwerke beleuchtet wurden, während der Mondschein über einige hinhuschte, die schon wie Geister aussahen.

Eine Weile währte dies Spiel; immer geisterhafter wurde der Eindruck; der junge Verliebte, aufgeregt, phantastisch wie er war, freute sich der Wirkung, die die Neckereien hervorbrachten, neckte und scherzte fort und fort und gerieth dadurch, wie wol das so geht, in eine Lust zum Lachen, die sich immer mehr steigerte, ja zuletzt in einen formlichen Lachkrieg ausartete.

Der alte Graf sah diese Erscheinung — — Ohnehin schon erschreckt vom Mondenglanz, den er nicht erwartet hatte, überfiel ihn die Ahnung, sein Sohn würde zum Propheten seines Todes werden — aufgeregt schleuderte er, als Felix immer und immer lachte, das Glas zu Boden und wollte sich entfernen —

„Still, still, Vater!" sagte der Sohn mitten in seinem Lachen. „Die Stunde ist gut — mit Sonnenaufgang kommt Heil und Segen und Erlösung —"

Mit diesen Worten umarmte er seinen vom Schwindel befallenen Vater und führte ihn lachend durch den Gartensaal.

Diesen Auftritt in dem großen Saale, der nur dann und wann von einzelnen Mondstrahlen und dem Feuerwerk beleuchtet worden war, hatten alle unter dem Eindruck der unheimlichen Gerüchte über die Familie beobachtet. Die Gomtesse fiel in Ohnmacht. Ihre Brüder rissen sie hinweg . . „Er ist wahnsinnig! — sie sind es beide!" rief Juliens ältester Bruder. Gomtesse Julie lag ohnmächtig in den Armen derer, die sie in ihren Wagen trugen.

Alle Gäste, die nicht in einem ganz nahen Verhältnis zur Grawenscheld'schen Familie standen, beeilten sich, fortzukommen. Es herrschte eine allgemeine Verwirrung. Die Diener liefen mit Lichtern in den Händen durcheinander. Der Arzt war bereits im Hause, er war unter den Gästen. Schon war er mit dem alten Diener in der Schlafkammer des Grafen. Keine andern durften hinein. Auch der Prediger war erschienen, mußte aber lange warten, bevor er eingelassen wurde. Ein Wagen rollte nun nach dem andern von dem Schlosse fort — —

Eine Stunde nach jenem entsetzlichen, auf völligem Mißverständnis beruhenden Auftritt im Gartensaal sahen die bekümmerten Diener den Grafen Felix mit einem Schlüssel in der Hand aus dem Schlafgemach seines Vaters treten.

Er war still und bleich — —

Er öffnete den feuerfesten Eisenschrank in der Mauer des großen Portals, worin, wie man wußte, ein Theil Kostbarkeiten aufbewahrt wurde. Nur ein versiegeltes Packet nahm er heraus, mit dem er in seines Vaters Schlafgemach zurückeilte —

Sowol der Arzt wie auch der alte Diener und der Prediger traten hinaus.

Vater und Sohn waren zwei lange Stunden allein.

Man hörte, wie der Sohn mit lauter Stimme las — —

(Der Beschluß in nächster Nummer.)

(Der für diese Nummer versprochene zweite Artikel des „Nordamerikanischen Zauberwesen" von Dr. Schoppner erscheint in Nr. 3.)

Wahnsinn im Zunehmen.

Statistisch bewiesen.

Von Dr. Wagner.

II.

Wenn der französische Statistiker die Zunahme des Wahnsinns aus den Ursachen herleitet, die wir in der vorigen Nummer aufführten, so würde er, glauben wir, allerdings dem Arzte mehr genügt haben, wenn er nur vorzugsweise das leidende Gemüth als solches im Auge behalten hätte, weniger stark den Accent gelegt auf den sonstigen äussern Anstoss des Leidens.

Die besondere Aufführung der „Gemüthsbewegungen", welche nicht näher bestimmt werden und unter denen wol nur die Affecte des Zorns, der Furcht und des Schreckens oder der Freude gemeint sind (unbezweifelt zählen hierher auch die fortwährend seelenkränkenden Einwirkungen der absichtlichen Bosheit, des Neides, des Hohns, mit welchem andere Menschen gegen uns erfüllt sind), drängt zu der Frage, durch was denn z. B. Liebe, Eifersucht, Heimweh der Seele gefährlich werden, wenn nicht eben auch durch die tiefen und dauernden Gemüthsbewegungen? Ja, lassen sich Geldverluste, Verlust einer geliebten Person, politische Ereignisse, beständiger Umgang mit Geisteskranken, Gefangenschaft als nächste Motive zum Irrewerden erklären, wenn nicht wegen ihrer dauernden und heftigen, direct auf das Gemüth als solches gerichteten Angriffe?

Weil wir überall viele Menschen finden können, die, unter dem schwersten materiellen und moralischen Unglück leidend, dabei dennoch nicht aufhören, ein ungetrübtes Bewusstsein, vernünftiges Vorstellungsvermögen, richtige natürliche Gefühle und normalmässige Triebe zu bewahren und zu beweisen, so dürfen die „moralischen" Veranlassungen zum Irrsinn auch nicht im ganz unbedingten Verhältniss wie Ursache und Wirkung erfasst werden. Verlieren Menschen viele vorgenannten Eigenschaften eines vernünftigen Wesens, so sind wir genöthigt, zu ihnen noch ganz besondere Bedingungen vorauszusetzen, vermöge deren es den moralischen Veranlassungen erst gelingen konnte, sie dieser Eigenschaften sogar dauernd zu berauben.

Diese Bedingungen können nur in der organischen Sphäre des Geisteslebens gesucht werden.

Sind sie dort auch immer gesucht worden?

Wir antworten mit einem beliebten Einwand, den die Gegner der naturwissenschaftlichen Seelenerforschung machen: dass nämlich in dem Gehirn verstorbener Irren häufig gar keine Veränderung entdeckt worden ist, welche es von einem gesunden unterschieden hätte, und dass man in hundert andern Fällen auch ohne Mikroskop bedeutende Anomalieen im Gehirn gefunden habe, ohne dass diese Verstorbenen während ihres Lebens die Zeichen psychischer Störung zeigten. Diesem Einwand gegenüber geben wir zu erwägen, dass sich der anatomischen Technik bei Untersuchung des Gehirns, seiner eigenthümlichen, oft breiigen Consistenz wegen, immer grosse Schwierigkeiten entgegensetzen. Gelänge es aber auch, sie zu überwinden und mit Hülfe bester optischer Werkzeuge alle Verhältnisse und Veränderungen der Gehirnmoleculen zu übersehen, so wären dennoch die Schlüsse für und wider den Zusammenhang der normalen und abnormen psychischen Aeusserungen mit den gefundenen Form- und Texturveränderungen im Gehirngewebe einer Leiche immer noch mit Vorsicht aufzunehmen.

Drängt die Vernunft, die Existenz des absoluten Geistes im Menschen nicht zu bezweifeln, so zwingt sie auch, anzunehmen, dass er niemals mit sich selbst in Widerspruch gerathen und eine körperliche Eigenschaft verrathen, d. h. an sich selbst leidend werden könne. Wenn dies dennoch zu sein scheint, dann bleibt nichts übrig, als in der organischen Sphäre des Geisteslebens den Schlüssel zur Erklärung zu suchen, auch wenn wir bei der Grenze, welche menschlicher Seh- und Erkenntnisskraft gesetzt ist, nicht erwarten dürfen, ihn da greifbar zu finden.*) Doch kehren wir wieder an die Zahlengruppen zurück, um ihren Sinn in Worten auszudrücken.

Wir folgern aus ihnen, dass in Frankreich schon unter je tausend Einwohnern viele Ver-

*) Professor R. Virchow's „Cellularpathologie" eröffnet neue Gesichte in die Tiefunge des modificirten Lebens, d. h. des Krankheiten. Auch Geisteskrankheit ist nur modificirtes Leben! Die Grundform organischen Lebens ist die Zelle, der Pflanzen- und Thierkörper nur ein Aggregat von Zellen. „Jede Zelle ist aber als solche eine geschlossene Einheit, die in sich selbst den Grund, das Princip ihres Lebens aufgenommen hat, die in sich selbst die Gesetze ihrer Existenz trägt und die gegenüber der übrigen Welt eine bestimmte Autonomie besitzt." Jeder dieser kleinsten „Lebenswesen", wie sie Virchow treffend nennt, kann fähig sein, Krankheitskeime zu verbergen, welche häufig latent bleiben, häufig aber in der weitern Zellenmetamorphose zur folgenreichen Entwickelung gelangen. Sie bestimmen die besondere Natur des Organismus, die Construction der Organe, modificiren die Lebensprocesse und die gesammte Entwickelung des Menschen.

sonen durch ihre organisch-psychische Constitution prädisponirt sind, unter Vermittelung besonderer ungünstiger Lebenseinflüsse geisteskrank zu werden, und wir Legoyt berechnet, ist im Jahre 1861 das Verhältniß der wirklich Irren gewesen wie 1 zu 706.

Innerhalb eines zwanzigjährigen Zeitraums genauerer statistischer Untersuchung hat sich, mit Ausnahme des Choleraj ahres 1850, mit jedem Jahre die Irrenzahl vergrößert — mithin beweist sie eine Ausbreitung der prädisponirenden schädlichen Einflüsse. Die Zahlenergebnisse stehen in einer bestimmten, wenn auch nicht sicher zu bezeichnenden Beziehung zu gewissen allgemeinen Cultur- oder socialen Uebeln, unter denen die lebende französische Rasse leidet. Brierre de Boismont hat eine Form von Geisteskrankheit, denen Vorboten viele Jahre vor ihrem Ausbruch sich durch abnorme Aeußerungen der psychischen Vermögen charakterisiren, wobei das Individuum doch noch fähig bleibt, seinen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft zu behaupten, und die mit einer fortschreitenden Lähmung der Gliedmaßen, Beeinträchtigung der Aussprache und einem eigenthümlichen Delirium schließt, als ein Product des gegenwärtigen Jahrhunderts bezeichnet. Baillarger und Lunier haben dagegen angesichts der steigenden Irrenzahl — diese Form ist in einem Sechstel aller Irren vertreten — einen Vorwand schaffen wollen, um die Zahl der Aufnahmen in die öffentlichen Irrenheilanstalten und Irrenasyle in etwas zu beschränken und diese Krankheit von den Geisteskrankheiten ausgeschlossen, indem sie den Geisteszustand solcher Kranken nur einen psychischen Defect nennen. Die Hauptsache wäre die Bewegungslähmung! Mit diesem psychischen Defect aber bilden sich die Unglücklichen ein, noch ehe sie gelähmt werden, „Kaiser und Könige zu sein, alle Wissenschaften und Sprachen zu verstehen, zwanzig Wagen oder funfzig Kinder oder mehr Tonnen Gold, Schlösser zu besitzen, verschenken Millionen, machen den Arzt zum Cardinal und fahren gen Himmel, um Gott den Vater zu besuchen, oder sie halten sich für Verbrecher, für den Teufel selbst, reif für das Schaffot, aber nicht für krank; sie besitzen kein Herz und keinen Magen, dürfen nicht essen, keine Ausleerungen haben, besitzen unübersehbare Schulden, finden es unmöglich, zu sterben." Das sind einzelne Züge, welche dies Delirium bezeichnen. Dr. Friedrich Hoffmann, ein höchst geistvoller Irrenarzt, hebt viele Züge hervor in seiner scharfsinnigen Abhandlung*) über Anfänge, Ursachen und Verlauf dieser allgemeinen Lähmung, welche zum Theil der Geistesstörung nachfolgt oder derselben unmerklich, langsam vorausschleicht, unter den mannichfachsten Symptomengruppen eines allgemein leidenden Vegetationsprocesses gleichsam sich verbergend. Hoffmann widerlegt mit wissenschaftlicher Schärfe die Ansicht der beiden Franzosen; er hat leider Gelegenheit gefunden, 35 Fälle in der Irrenheilanstalt Lendsu in Schleußen zu studiren. Ein in mehrfacher Beziehung interessantes Beispiel dieser Form entnehmen wir seiner Abhandlung. Es wird unsern Lesern, wenn auch nicht im einzelnen erklärlich, doch im ganzen den innern Zusammenhang modificirten Geisteslebens mit dem kranken Vegetationsprocess zeigen und beweisen, wie weit zurück man in dem Leben eines geisteskrank gewordenen Menschen die Anfänge zu solchem Ausgang zuweilen suchen muß.

K., 35 Jahre alt, ein namhafter Gelehrter und öffentlicher Lehrer, ward am 17. October 18.. in die Irrenheilanstalt aufgenommen. Er war ein sonderbares Kind gewesen, ohne Neigung zu Kinderspielen und zur Geselligkeit, sondern zur Zurückgezogenheit, zum Bücherlesen und Studiren geneigt. Diese Richtung wurde durch strenge Erziehung eingeübt gefördert, wobei Ernst und Heiterkeit frühzeitig Nahrung erhielten. Im Jünglingsalter staunenswerthes Gedächtniß, gelehrte Bildung, eifrige sprachwissenschaftliche Studien mit ausgezeichnetem Erfolg — aber intermittirender Kopfschmerz, welcher sich später ganz verlor, „als trennten sich die Nähte des Schädels voneinander". Im ersten Mannesalter kleine, hagere Statur, starker Knochen- und Muskelbau, ägende Lebensweise, Beschäftigung eines höhern Lehrers und literarisch thätigen Gelehrten, dabei hypochondrisch-melancholisches Temperament. Ausschweifungen und bestimmte Krankheit nicht nachgewiesen. Im Frühjahr 1824 heftiger Gichtanfall nach vorangegangener starker Erkältung. Warmbrunn zur Cur. Wiederkehr des Anfalls im Herbst desselben Jahres. Aerztliche Hülfe erleichtert das Uebel; die Bäder zu Trenczin in Ungarn scheinen Heilung bewirkt zu haben. Mit den Jahren 1829—31 treten flechtenartige Hautausschläge und Auftreibungen der Schädelknochen ein, Neigung zu Transpirationen, zu Erkältungen, zu rheumatisch-catarrhalischen Beschwerden. Im

*) In der Günsburg'schen „Zeitschrift für klinische Medicin", Bd. I, Heft 1 und 2.

Jahre 1831 ein halbes Jahr dauernde melancholische Verstimmung, anhaltender Kopfschmerz, gänzliche Schlaflosigkeit, Verdauungsbeschwerden, Unlust und Unfähigkeit zu größern geistigen Arbeiten, Mangel an Selbstvertrauen, Furchtsamkeit, Argwohn und Menschenscheu. Homöopathische Diät und Bewegung im Freien wird verordnet. Es verschwinden Flechten und Knochenanschwellungen und heitere Stimmung nebst Arbeitslust kehren zurück. Hierauf zeigend schnelles und außerordentliches Fettwerden, sodaß zuletzt jede Bewegung höchst lästig und beschwerlich wird. Aerztlicher Rath vermag dagegen nichts Erfolgreiches. Mit dem Embonpoint tritt literarischer Ehrgeiz und Selbstüberschätzung als psychische Eigenthümlichkeit auf. Ein Schulprogramm vom Jahre 1837 enthält breite Darstellung des eigenen Lebens, detaillirteste Aufzählung der eigenen Arbeiten, schneidende und absprechende Urtheile über Gegenstände, die weit außer dem Bereich der Philologie und Pädagogik liegen; Ostentation bei jeder Gelegenheit, Unverträglichkeit, Streit mit Collegen und Behörden, wenig praktischer Verstand. Im Sommer 1838 vermehrtes Gefühl von Wohlsein, ungewöhnliche Liebenswürdigkeit im Umgange. Im September schnelle Abnahme der Corpulenz, Schlaflosigkeit, häufiges Aufstehen in der Nacht, große Redseligkeit, Geschäftigkeit, Neigung, Verse zu machen, zu declamiren — endlich Manie, Tobsucht. Am 10. October stärkere Aufregungen in drei- bis viertägigem Typus mit Zittern. Dann Beruhigung — andauerndes Delirium bei erschlaffter und gelähmter Haltung. Die Lähmung kommt sehr allmählich heran."

Unverkennbar ist in dieser Darstellung die dem Wahnsinn zu Grunde liegende gestörte körperliche Entwickelung.

Indessen — solche Anlagen mag es bei Tausenden geben, die gesund bleiben. Der Anstoß ist doch wol immer ein psychischer, wie auch bei jenem Gelehrten der vielleicht ganz latent und unbemerkt gebliebene Ehrgeiz.

Erwägen wir die frühern Lebensverhältnisse und Beschäftigungen der Irren, so weisen alle neuern, in Frankreich wie in andern Ländern gesammelten Materialien darauf hin, daß man in der Mehrzahl der Fälle den Irrsinn wie Verbrechen und Selbstmord, als den traurigen Ausgang eines unglücklichen Kampfs um die Existenz aufzufassen hat. Es ist einmal wahr, ein großer Theil der Menschen irrt mitten durch unsere hochgepriesene Cultur und Civilisation an den Palästen des Glücks und den Gottestempeln vorüber, Gram und Sorge im Herzen, wenn auch nicht immer Lumpen auf dem Leibe, immer in der Perspective — ein Armen- oder Irrenhaus, wenn nicht etwa noch früher das Gefängniß sie aufnimmt!

Nur der kleinere Theil der Irren hat den Kampf für den eigenen Herd, für das eigene Wohlergehen wenn auch verzweiflungsvoll, aber redlich geführt; sie erlagen geistig dem Uebermaß von Geistesanstrengungen, den Gemüthsbewegungen des Kummers oder Grams, der Einsamkeit, oder indem sie den Trost, den die Erde versagte, von dem Himmel erwarteten, verflüchtigte sich ihre Seele nur in die Dämmerungen religiöser Melancholie oder Schwärmerei. Die meisten, um ihr Los schneller oder gewaltsam zu verbessern, griffen fehl in den Mitteln, verleitet von herrschend gewordenen Begierden, denen sittliche und bürgerliche Gesetze widerstanden; speculirend erlitten sie schwere Geldverluste und darüber verloren sie den Verstand, oder es waren der unbefriedigte Ehrgeiz oder politische Ereignisse, welche ihre Sinne und Gedanken verwirrten. Andere erlagen auf der Höhe ihres Glücks dem Hochmuth oder den Folgen ungezügelten Genusses.

Mag die französische Nation immerhin dem Despotismus, den politischen und nichtpolitischen Gaukeleien, den siegreichen Adlern und officiellen Phrasen von Humanität und Civilisation begeisterten Beifall zujauchzen — das vermindert nicht das Gewicht der ernsten und kalten Berechnungen des Statistikers. Die französische Nation mag sich an, als der Träger der Cultur und Civilisation unter den Völkern zu gelten und — Regent gibt zu erwägen, daß nach den in einem Zeitraum von zwanzig Jahren gemachten Erfahrungen es nothwendig werden müsse, alljährlich drei neue große Irrenanstalten zu errichten oder drei der vorhandenen um so viel zu erweitern, daß jede Zwölf Irre mehr aufnehmen könne!

Pariser Frauen.

Von Amely Bölte.

Nein, es gibt nicht alles Lorretten in Paris! Es gibt auch noch Frauen von hohem Schwung und sogar Frauen, deren Tugend — nicht etwa im stillen die Verächter des Zeitalters beschämt, sondern die auch öffentlich dafür belobt werden!

Die Akademie der schönen Künste hat eine Frau gekrönt! Welch eine Begebenheit für die

Blaustrümpfe, für die geistreichen Rivalinnen der Männer, für die Beherrscherinnen der Salons, für die Kassirerinnen in allen Wechselcomptoirs! Hell auf lohert die Fackel ihrer Hoffnungen bei diesen unerwarteten Erfolgen und „Sieg! Sieg!“ rufen sie jubelnd aus.

Die Gekrönte ist ein junges Mädchen, ein enfant du peuple, zählt nur 25 Jahre und gewinnt mühsam ihr Brot durch die mühsamste aller Arbeiten, durch die Erziehung von Kindern. Ihr Gedicht trägt den Namen: „Les soeurs de charité du dix-neuvième siècle“ („Die Barmherzigen Schwestern des 19. Jahrhunderts“), und die französische — Liedgesellschaft hat diese Arbeit gekrönt.

Guizot, der ernste Guizot, saß mit zu Gericht. Ich sah ihn; er trug seine Uniform als Mitglied der Akademie und schaute bedeutsam umher. Villemain, der Secretär, eröffnete die Sitzung. Jules Sandeau machte ein grämliches Gesicht, das von längstvergangenen Jugendtagen redete, wo er zu den Füßen von George Sand ihre ersten Lorbern theilen half. Doch wurde George Sand nie von der Akademie gekrönt. Der Genius der Dichtkunst wird sie krönen.

Es waren ernste Männer, welche zu Gericht saßen über die Jugendarbeit eines jungen Mädchens und indem sie ihr den Lorbeerzweig hinreichten, allen Frauen Frankreichs damit ihr Brevet ertheilten und das Salische Gesetz als vernichtet betrachteten. Es war eine intellectuelle Revolution, die sie krönten, indem sie die Frau als gleichberechtigt in der Literatur anerkannten.

Ernestine Drouet, so sagt man, zeigte schon als Kind ein poetisches Talent und wurde zu Béranger geführt, damit er über ihre Befähigung urtheile. Er las ihre Arbeiten, fand sie gut und sprach ihr Muth ein. „Aber vergessen Sie nicht, mein Kind“, fügte er hinzu, „daß man nur dann gut singt, wenn man nicht für sein tägliches Brot zu sorgen hat! Ich selbst schrieb meine besten Lieder in jenen Tagen, wo ich 1200 Francs jährlich gewann durch eine Arbeit, die mich entsetzlich marterte — als Schriftsetzer. Die Jugend kann viel entbehren, sie befindet sich wohl in einer Dachstube und der Genius bleibt ewig jung. Darum sorgen Sie nicht, daß Entbehrungen Ihnen schwer fallen! Fürchten Sie die Arbeit nicht! Der Pegasus führt nur solche in das Hospital, welche nicht zu Zeiten sich aus dem Sattel zu heben wissen, um den materiellen Bedürfnissen des Lebens nachzugeben.“

Diese Zusammenkunft blieb nicht ohne Wirkung auf das Gemüth der jugendlichen Dichterin. Sie widmete sich der Arbeit, sie verkaufte ihre Zeit, sie ließ die Pflicht ihre ersten Schritte in das Leben leiten. Wie schwer die Aufgabe, sie löste sie auf — hier der Lohn!

Das Glück, von dem Frau von Staël träumte, als sie Corinna auf dem Capitol den Lorbeerkranz auf ihr Haupt setzen ließ, hat Ernestine Drouet gefunden; sie hat den Becher des Ruhms geleert, hat sich von den ersten Männern Frankreichs bewundert gesehen.

Früher gehörte für die Frau ein Sporn zum öffentlichen Hervortreten mit ihrem Talent; sie mußte drückende Fesseln abgeworfen haben oder sich von solchen befreien wollen; sie mußte einen Geliebten anzuklagen haben oder von einem Gatten geschieden sein; sie mußte ein gebrochenes Herz beweinen und besingen. Wie anders jetzt! Gelöst vom eigenen Ich, tritt hier das Thema auf, für das der Dichter ein Herz sich zu begeistern weiß.

Ernestine Drouet hat eine ernste Vergangenheit hinter sich und vor sich eine Zukunft, welche sie durch ihre Arbeit allein erhalten kann. Die Lehrerin von Nantes ist zu ihrem Beruf zurückgekehrt. Sie will auch jetzt nicht die Poesie zu ihrem Erwerb machen, sondern zu ihrer Erholung nach des Tages Mühen. Die Achtung der Männer und die Bewunderung der Frauen folgen ihr dahin nach.

Nicht minder stolz sind die Frauen von Paris auf die zwei Frauen zugetheilten „Tugendpreise“, Amie Turé de Bécherel in der Bretagne und Marguerite Monnier aus der Lorraine. Jede hat aus dieser alten Stiftung 2000 Francs erhalten. Beide sind aus den niedrigsten Klassen entsprungen, beide sind in ihrer Aeltern kleiner Hütte an die härteste Arbeit gewöhnt und haben jede Pflicht als Tochter und Schwester treu erfüllt und beide haben über den Familienkreis hinaus noch gewirkt, gestrebt, genutzt.

Amie Turé besuchte in ihrem neunten Jahre eine arme alte Frau, fand ihr Lager ohne Bequemlichkeit entbehrend und eilte heim, um ihr das eigene Bett zu holen, und einmal ihr Herz davon durchdrungen, wie bitter es sei, das Nothwendigste entbehren zu müssen, ließ sie von diesem Augenblick an nicht ab, zu sammeln und zu betteln, um Wäsche und warme Bekleidung von den Reichen der Nachbarschaft für ihre armen Mitbrüder zu gewinnen.

Die Barmherzigkeit von Marguerite Monnier, gekannt in ihrem Departement unter dem Namen Lamaron, trägt einen andern Charakter. Sie hatte sich durch den Anblick einer alten blinden Bettlerin rühren lassen und entschlüpfte ihren Aeltern, um ihr beizustehen in den kleinen Sorgen des täglichen Lebens. Eines Tags, à la fête de Dieu, folgte Marguerite der Procession; da sieht sie die Blinde des Weges kommen und Gefahr laufen zu fallen; gleich verläßt sie ihre Reihen und eilt zu ihrem Beistand hin, ohne Rücksicht auf die Störung der Ceremonie. Nachdem sie sich verheirathet hatte, widmete sie sich um so mehr den Lahmen und Blinden, und kein Leidender ging ungetröstet von ihrer Thür, jedes körperliche Gebrechen erregte ihr Mitleid und rief sie zu thätigem Beistand auf. Sie half nicht mit Geld, sondern mit Liebe. Sie tröstete, sie erheiterte, sie lebte und litt mit dem Leidenden; sie machte ihn vergessen, daß er ein der menschlichen Gesellschaft überflüssiges Mitglied sei, indem sie theil nahm an allem, was seine Seele anging, was sein Herz bekümmerte, indem sie seine Freundin wurde. Wo solche Frauen sind, sagte einst Frau Guizot, da darf Frankreich an seine Zukunft muthig glauben! *)

*) Wir möchten eher sagen: Solange Frankreich eine Anerkennung für solche Verdienste hat, einen gewissen heroischen Stil seiner Auszeichnungen auf allen Gebieten der schaffenden und lebenwirkenden Thätigkeit. Dieser Stil ist nach unsern Begriffen überwiegend übertrieben und streift ans Lächerliche. Aber wie kommt es, daß der Franzose, der doch so gern lacht, mit seiner Satire vor so vielen Erscheinungen halt macht und sie ganz ernsthaft und feierlich nimmt? Er muß doch dabei fühlen, daß der ideale Schwung die Menschen stark macht, das untere Volk erhebt und dadurch seiner Nation Bürgschaften gewonnen werden für die Bewährung in ernsten Krisen. Der nemesidische deutsche Realismus, der mit unendlicher Plattheit auf fast allen Gebieten des Lebens, der Kunst und Wissenschaft immer nur Kritik und nichts als Kritik übt, jede träumerische und romantische Erhebung für lächerlich erklärt, sich höchstens im kleinen ein vortrefflich gedrechseltes Wohlgefallen am völlig in sich selbst Abgegrenzten, am Zweckmäßigen, Lokalen, am Gewerblich, an naturgetreu copirten Vorgängen abgewinnt, verbanalisirt nicht nur unser Volk, sondern nimmt ihm auch die Kraft des Aufschwungs zum tiefgreifenden Widerstand gegen jenes, wie wir es nennen möchten, romantische Prinzip. D. Red.

Anregungen.

Die Hohenstaufen.

Wenn den Deutschen die Gegenwart verleiden ist, pflegen sie sich mit der Vergangenheit zu trösten.

Da war alles herrlich, groß — kaiserlich!

Trotz aller Einheitsstaaten, trotz des in staatlichen Dingen so eifersüchtigen Triebs der Individualisirung lebt das kaiserliche Augedenken bei den Gebildeten fort.

Dauchen bewundern wir freilich unwillkürlich die Sachsen, welche dem Kaiser Heinrich IV. seine Burgen zerstörten, auch Heinrich den Löwen im Kampf mit dem Barbarossa — selbst in unsern Erinnerungen kommen wir über den Zwiespalt der Meinungen nicht zu einer echten Liebe und einem echten Haß.

Wir nennen das mal historische Gerechtigkeit; wie der ungenannte Verfasser eines deutschen Heldengedichts „Die Hohenstaufen. Ein Epos in sechs Gesängen" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut, 1859), in der Vorrede sagt: „Mein Lied will nicht Advocat oder Richter, sondern nur Chronist der Begebenheiten sein. Kaiser und Päpste, Welfen und Waiblingen, Dynastieen und Volk, Freiheit und historisches Recht, sie alle erfahren gleiche geschichtliche Berechtigung und Würdigung."

Gewiß ist die Objectivität eine Pflicht des Dichters, aber es wird doch niemand daran zweifeln, daß Homer auf Seite der Achäer gegen die Trojaner, Shakspeare mit den Baronen gegen Richard II. stand.

Unser Verfasser ist mehr populärer Geschichtschreiber als Dichter. Schon die Composition seines Stoffs beweist es. Er behandelt nacheinander, in streng chronologischer Folge, die Hauptbegebenheiten der hohenstaufischen Zeit von 1071—1268. Er verwandelt den Inhalt von Raumer's „Hohenstaufen" in wohlgelungene Stanzen.

Daß die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen epischer, nicht dramatischer Natur sind, haben wir wiederholt ausgesprochen; schon Aristoteles hat den Gegensatz, der zwischen an sich feindlichen Principien herrscht, als den schicklichsten für eine Tragödie bezeichnet. Der Verfasser hat dies gefühlt und der epischen Breitbrüstigkeit in trefflicher Weise, gleich bei der Zusammenkunft in Canossa zwischen Gregor VII. und Heinrich IV., ins helle Licht gesetzt; diese Darstellung ist nicht ohne Größe und Mark, wie denn überall im Gedicht sich eine bedeutende malerische Phantasie ausspricht; vortrefflich ist in solchen Schilderungen das Lied von König Enzio.

Im Wesen aber hat er seinen Stoff und das nothwendige Gesetz eines epischen Gedichts misskannt. Nicht alle Schlachten, die vor Ilion geschlagen, der Zorn des Achill ist der Gegenstand der Ilias; nicht alle Gefechte mit den Sarazenen, die Eroberung Jerusalems besingt Tasso. Das Volks- wie das Kunstepos kommen in der Einheit der Handlung überein. Sie mag noch so breit und vielverzweigt angelegt sein, in Einem Punkt müssen alle ihre Fäden zusammenlaufen: in Siegfried's Tod oder Ro-

land's Wahnsinn. Ohne diese Einheit zerfließt alles, hört das Gedicht eigentlich auf, Gedicht zu sein. Darin kann das einzelne Lied sehr gut in der höchsten Schönheit bestehen, aber das Ganze ist doch leer und klanglos. Bei aller Wärme, die der Verfasser seinen Helden zugebracht, der edelsten Gesinnung, der nicht gewöhnlichen Begabung hat auch er das historische Epos, dies Zwitterwesen, nicht zu beleben gewußt.

Ein anderer Mangel ist seine mehr philosophische als poetische Betrachtung der Geschichte. Die Tiefe des Zwiespalts zieht ihn mächtiger an als die bunte Fülle der Ereignisse. Die einzelnen Kaisergestalten sind vielfach hingestellt und doch ohne jenes warme, individuelle Leben, das Thiersch und Boranke ihren — doch in unsern Augen immer romantischen Helden verliehen. Wir werden Wilhelm den Eroberer unter allen Umständen für „romantischer" halten als den Zar Nikolaus I., und Kaiser Friedrich II. ist nimmermehr der preußische Friedrich von Leuthen und in Sanssouci. Was den deutschen Historikern für die Geschichte des Mittelalters, fehlt auch unserm Dichter das Colorit. Wie man dagegen auch über den moralischen und politischen Werth der Ranke'schen Geschichtsauffassung urtheilen möge, seine Darstellung gibt das Zeitalter der Renaissance wirklich wieder.

Ein Gefühl der Trauer kam uns bei dem Durchblättern dieses Gedichts — soviel Arbeit, guter Wille, selbst Talent (wir fürchten es nicht auszusprechen!) — aufgewandt für einen Stoff, der dem deutschen Gemüth nun einmal als Palladium gilt und den poetisch zu gestalten doch ewig vergeblich sein wird — wenn man unter dieser poetischen Gestaltung etwas Dauerndes, Nationales versteht, wie Shakspeare's Königsdramen, Schiller's „Wallenstein" und „Wilhelm Tell". Die Hohenstaufen sind nun einmal für das deutsche Volk nur Schattenbilder, den Barbarossa im Kyffhäuser vielleicht ausgenommen. Die Gebildeten kennen sie, lesen auch wol Raumer, eine und die andere mittelalterliche Chronik darüber, aber wer kennt Konrad III.? Wer hat von Friedrich II. eine andere als die unbestimmte Anschauung eines tiefsinnigen, spöttischen und leidlich verurtheilbaren Mannes? Was selbst die „Gelehrten" von dem großen Hohenstaufen, Heinrich VI., wissen und wie sie ihn beurtheilen, lesen wir mit nicht geringem Erstaunen bei unserm Dichter.

Sein Werk ist besonders würdig ausgestattet.

Die Hohenzollern.

Gern hat die Sage den untergehenden Stern der Hohenstaufen mit dem aufgehenden der Hohenzollern verknüpft und in einer noch weit entfernten Zukunft ihnen die Krone und das Schirmamt des deutschen Volks versprochen.

Und auch vom geschichtlichen Standpunkt hat man mit Vorliebe den Kaiser Friedrich II. mit seinem Urenkel Friedrich II. von Sanssouci verglichen und in beiden dieselbe Herrschergröße, die Abneigung gegen die geoffenbarte Religion und die Anerkennung der Freiheit der menschlichen Vernunft gerühmt.

Allein die ganze Laufbahn der Hohenzollern ist doch eine durchaus andere als die der Hohenstaufen, ja ihnen entgegengesetzt und den Zielen des Kaiserthums feindlich.

Die Hohenzollern sind ein „modernes" Geschlecht, nicht ihrem Adel nach, der zu den ältesten in Schwaben gehörte, aber in ihren Absichten, Gesinnungen durchaus homines novi.

Was den Glanz und die Stellung der Hohenstaufen bildet, das Mittelalter, wird von den Hohenzollern, sobald sie einen umfassenden Wirkungskreis gewonnen, in beständigen Kämpfen vernichtet. Freilich sind diese Tendenzen, die fürstliche Gewalt durch Niederwerfung des Adels und der Städte fester zu begründen, nicht ihnen allein, sondern allen Fürsten des 15. Jahrhunderts, man möchte sagen eingeboren, aber nur ihnen gelingt dies Streben in unvergleichlicher Weise.

Die Mark Brandenburg ist die erste deutsche Landschaft, die nicht bei dem Tode jedes Regenten in hundert kleine Herrschaften zerstückelt wird unter Söhne und Vettern; die erste, die keinen mächtigen Adel und keine freien Städte aufzuweisen hat. Was der österreichische Adel noch 1619 vermochte, hat Kaiser Ferdinand II. in der gefährlichsten Stunde seines Lebens erfahren; wie lange haben Nürnberg, Donauwörth, Augsburg den bairischen Fürsten getrotzt! Alle Hohenstaufen sind bedeutende, hervorragende Menschen mit großen, ihrem Zeitalter gemäß romantischen Zielen, sie bauen immer nur mit Heldenadern, scheinbar mächtig und unüberwindlich, aber auf durchaus schwachem Grunde; ihre Erbgüter in Schwaben sind so unbedeutend, wie ihr Besitz von Neapel und Sicilien bestritten.

In dem Geschlecht der Hohenzollern herrscht mit drei glänzenden Ausnahmen, wie in allen modernen Königsgeschlechtern, das Gleichartige, das Mittelmäßige vor — sie sind langsam von Hand und Wort, aber zähe im Festhalten, sie scheuen bis zu einem gewissen Punkt die großen und kühnen Thaten, aber im stillen bauen sie, unermüdlich, kleine Häuser, kleine Heere, die endlich doch zu großen und ansehnlichen heranwachsen.

Ihre Geschichte hat darum wenig Verlockendes, das Gebiet, auf dem sie zuerst spielt, ist gering, ihre Ereignisse im Vergleich mit denen anderer Länder sind unbedeutend, farblos; man braucht nur die Geschichte der burgundischen Herzoge, die in derselben Zeit etwa zur hervorragenden Macht aus den kleinsten Anfängen hinaufstiegen, mit den Thaten der ersten Hohenzollern zu vergleichen. Welche Pracht, welche Kämpfe und Tragödien dort — wie dürr, eintönig hier diese Raufereien mit den Pommern und Magdeburgern! Von 1440 — 1640 ist die preußische Geschichte täuschend den sandigen Strecken und Kiefernwäldern der

Mark Brandenburg ähnlich, die der Wanderer verdrießenen Auges und Sinnes durchzieht.

Die Versuche, diesem dürren Boden eine rhetorische oder poetische Blüte abzuladen, wiederholen sich beständig, nur fürchten wir, ohne rechten Erfolg. Der Fehler liegt nicht allein daran, daß wir unter unsern Geschichtschreibern keinen Thierry oder Barante besitzen, sondern daß sie keinen rechten Gegenstand für ihre Darstellung finden. Die trefflichen Werke, die Riehl und Treitschke in den letzten Jahren über die Anfänge der preußischen Geschichte veröffentlicht haben, verlaufen schließlich in sehr gründliche, sehr gelehrte, aber doch dürre archivalische Forschungen, die durchzumachen nur der im Stande ist, der „brandenburgische Geschichte" mit oder gegen seinen Willen lehren muß.

In „Friedrich I. und die Quitzows, historische Bilder von Adolf Streckfuß" (zwei Bände, Berlin, Springer, 1859) liegt ein neuer Versuch vor, diese Geschichte und Dinge der Volksanschauung näher zu bringen. Wir verkennen nicht das löbliche Bestreben des in populärer Darstellung gewandten Verfassers, seinen redlichen Fleiß, seine Sorgfalt, das Colorit des 15. Jahrhunderts in seiner Darstellung wiederzugeben. Der Streit der Quitzows mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg entbehrt nicht der dramatischen Züge. Dietrich von Quitzow mit seiner Wildheit, seinem verbissenen Haß und gewaltthätigen Adelsübermuth würde für einen Dichter wie Heinrich von Kleist ein unvergleichlich tragischer Held gewesen sein. Nur müßte die Streitfrage eben anders betrachtet werden, als Adolf Streckfuß es thut. Es gibt von dem Standpunkt unserer Anschauungen nichts Wunderes und Verderblicheres als das Treiben des niedern Adels in den Marken; es war eine Wohlthat für jedermann, daß dieser Herrschaft mit dem Schwert ein Ende gemacht wurde; nur soll darüber nicht übersehen werden, daß es für den Adel ein tragisches, moralisch, aber nicht formell rechtlich verdientes Schicksal war, daß er so gut unser Mitleid verdient wie jene tapfern und spartanisch gesinnten Bürger von Gent, die unter den Lanzen der französischen Ritterschaft fielen. Die modern constitutionelle Glorie, die man jetzt um das Haupt Friedrichs I. zu breiten anfängt, widerspricht allem, was wir als geschichtlich begründet von ihm wissen. Friedrich I. spielte im kleinsten Raum die Rolle dem Adel gegenüber, die Philipp von Macedonien einst gegen die Hellenen ausgeübt: er war klug, streng, verschlagen, ein „neuer" Fürst.

Aehnlich verhält es sich mit der Darstellung des Werks. Sie streift wie die Grundanschauung an das allzu Populäre. Sie ist nicht eigentlich historisch und nicht romantisch und gerade „dem Volke" sollte eine so gewandte, freisinnige Feder keine Mischgattung in die Hände geben.

Titelpoesie.

Von Ludwig Seeger.

Mein Gedichtchen schlecht und recht,
Nimmer, was die Mitwelt fodert:
Vielerlei ist auch am Theil der Dichtung,
Den sollen die Kenner bewahren!
Klang verwandter Reim und Rhythmus,
Wenn man es recht zu fassen weiß.
Goethe.

I.

Du hast ein hübsches Bändchen gebracht,
Sie mögen nun zehren an deinem Gut!
Du hast manch hübschen Vers gemacht,
Du kannst's nun lassen wohlgemuth!
Thu' jeder das Seine, dann ist er ein Mann'
Und bricht des Lebens Abend herein —
Ein Dichter ohne Portefeuille kann
Noch immer ein guter Geselle sein.

II.

Erst sollst du leben und nach diesem schreiben.
Goethe.

Lach nicht zu früh dein Lied erklingen,
Unreife Gaben vorzubringen,
Mein Lieber, achte das gering:
Sei eine Raupe nicht mit Schwingen,
Sei lieber gleich der Schmetterling!

III.

Kurze Glorie.

Eine Alarmrakete — so warf in die Luft dich das Schicksal,
Leuchtend und krachend, was fiel nieder? Ein hölzerner Stock.

IV.

Du hast Gefühl, hast was erlebt,
Das spricht aus deinem Büchlein;
Allein die Gierschale klebt
Noch immer an dem Küchlein.
Du hast Gedanken, aber der Reim
Scheint oft sie zu beschweren;
Es fehlt dir nicht an Honigseim,
Doch muß er erst sich klären.
Dann kommst du auf keinen grünen Zweig
Dein Vers mag gerlich prangen,
Er schmeckt wie fadig Gebäck — der Teig
Ist nicht recht aufgegangen.

V.

Poetische Kindereien.

Kaum schlägt der Bube die Bücher zu,
So will er selber Bücher schreiben.
Vertritt du deine Kinderschuh'
Und laß das Reimen bleiben!
Es ein Gedänkchen, viel zu früh
Geboren, flimmte nicht, kaum funkelt —
Es lohnt nicht, in die schwarze Brüh'
Die Feder drum zu tunken.
Lern' du bei Tag und schlafe bei Nacht
Und schone deine jungen Augen!
Viel lieber lustige Streiche gemacht
Als Verse, die nichts taugen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 3. Wöchentlich ein Bogen
Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Das Gespenst. Eine Erzählung von E. S. Hagemann. Drittes Kapitel. — Altchinesische Lauberein. Von Dr. Schöppner. II. Die Gitterfenster. — In Ketten Gefangenen. Ein Zeitbild von Wilhelm Trapp. — Sie und Er und Er und Sie. — Literarisches. Von Ludwig Berger.

Das Gespenst.

Eine Erzählung von E. S. Hagemann.

Drittes Kapitel.

Am folgenden Morgen starb Graf Victor Amadeus im Arme seines Sohnes. Der Tod des alten Grafen und die eigenthümlichen Umstände dabei hatten etwas so Geheimnißvolles, daß sich die sonderbarsten Gerüchte bildeten.

Was die Leute sehr in Erstaunen versetzte, war, daß der Graf bei seiner bekannten Denkweise einen Besuch des Predigers auf dem Sterbebette angenommen hatte. Sowol der Arzt wie der Prediger versicherten, daß der Graf in den letzten Stunden bei vollkommenem Bewußtsein gewesen und daß nach seiner geheimen Unterredung mit dem Sohn und nach dem Vorlesen einiger Documente seines verstorbenen Vaters eine bewundernswürdige Resignation über ihn gekommen. Die letzten Worte, die er seinem Sohn gesagt, hatten jeden tief bewegt, der selbige gehört, und der Abschied zwischen Vater und Sohn zeugte von dem liebreichsten Verhältniß.

Graf Felix war in den ersten drei Tagen und Nächten nicht zu bewegen, den Todten zu verlassen. Sein Kummer war tief, aber still. Er sprach nur wenig; es war aber vollkommene Klarheit und Bestimmtheit in jedem Worte, das er sagte. Beim Begräbniß des Vaters herrschte eine große Milde in seinem Kummer und wenn er sich über den Tod des Vaters äußerte, so war dies mit einem wehmuthigen aber stillen Gefühl über die Veränderung, die in den letzten Momenten in seinem Gemüth vorgegangen war, wie denn auch seine letzten Stunden von der Hoffnung eines künftigen Lebens zeugten.

Ungeachtet sowol der Prediger wie der Arzt versicherten, daß keine Spur irgendeiner Gemüthskrankheit in dem ganzen Benehmen des jungen Majoratsherrn und in dem, was er in ihrer Gegenwart äußert, sich zeige, glaubte man dennoch im allgemeinen seit dem Verlobungsabend, daß er an Gemüthskrankheit leide. Darin wurde man durch die Veranstaltungen bestärkt, die, in Bezug auf das Majorat, in sehr kurzer Zeit nach seinem Antritt desselben vorgenommen wurden. Graf Felix erklärte, daß der Theil der ansehnlichen Güter, die vor der Reformation Klostereigenthum gewesen, durch Unrecht und einen Mißbrauch der Staatsgewalt im Besitz seiner Familie geblieben wären, während dies ursprünglich durch freiwillige und milde Gaben errichtete Klostereigenthum — freilich nicht nach den geltenden Gesetzen noch durch eine weltliche Macht, sondern allein nach dem Gesetz der höhern Gerechtigkeit — seiner ursprünglichen Bestimmung anheimfallen müsse, aber niemals mit Recht von irgendeiner Privatperson besessen noch einer einzelnen Familie über-

tragen werden könne. Er kam für sich und seine möglichen Nachkommen mit dem Gesuch bei der Regierung ein, daß dies bedeutende Klostereigenthum, dessen auf sich genommene Schuld er sich verpflichtete in zehn Jahren abzubezahlen, in Analogie zu seiner ursprünglichen Bestimmung, zu kirchlichen Zwecken, zu wissenschaftlichen Anstalten, zu Legaten und milden Stiftungen angewendet werden möge, und reichte hierüber einen formlichen, genau entwickelten Vorschlag ein.

Diese bis dahin unerhörte Aufopferung wurde feierlich von den meisten für den offenbarsten Beweis von Wahnsinn des Majoratsherrn gehalten; da er aber sein Gesuch mit gesetzlichen Attesten seiner körperlichen und geistigen Gesundheit begleitet hatte und außerdem das gesetzliche Alter der Mündigkeit betrug, so wurde sein Gesuch bewilligt und das Majorat Gravenscheld so wie auch der Name derselben horo ng beständig auf.

Dieser sonderbare, noch nie zuvor gehörte Schritt eines Majoratsbesitzers weckte freilich bei einzelnen große Bewunderung, wurde aber dennoch von den meisten als ein thörichter, sentimentaler Romanstreich und als eine Ausgeburt eines verschrobenen Gehirns betrachtet. Graf Felix konnte jetzt kein großes Haus führen, besaß aber dennoch Vermögen genug, unabhängig leben und sich von der Bramsenbahn zurückziehen zu können. Er hatte den ursprünglichen Namen der Familie, welchen selbige vor der Reformation führte, angenommen und nannte sich nun Graf Felix Magnussen. In der Lindenfeldt'schen Familie zeigte er sich erst, nachdem sein Vater bereits ein halbes Jahr beerdigt und er selbst ganz in seine neue Stellung eingetreten war. Doch gleich nach dem Tode seines Vaters hatte er einen Brief an Comtesse Julie geschrieben, worin er sie bat, sie möge ihn, was seinen frühern Namen und seine frühere Stellung betreffe, ebenso wie seinen Vater als todt betrachten. Er hoffe indessen, fügte er hinzu, wiederum unter ganz andern äußern Bedingungen aufzuleben, und was er dann in ihren Augen gelten möge, das würde die einzige Forderung bestimmen, welche er an ihr Herz habe.

Dieser Brief, den zu verstehen gewiß unmöglich war, bevor nicht die erfolgte Anordnung des Majorats ihn erklärte, wurde von Comtesse Julie nur für einen traurigen Beweis seiner Gemüthsverwirrung angesehen. Sie hatte sich darüber gewundert, aber den Brief nicht beantwortet. Später hörte sie über ihren Bräutigam nur von ihren Brüdern. Sie fanden die Anhebung des Majorats ebenso thöricht wie lächerlich, und es war ihnen unbegreiflich, daß dergleichen wirklich erlaubt werden könne. Der geistesschwache Graf Felix, meinten sie, hätte eingesperrt und das Majorat bis an seinen Tod unter Administration gestellt werden müssen; erst dann, wenn er keine Erben hinterließe, hätte es als ein dem Staate anheimgefallenes Lehn eingezogen werden können. Wenn die Schwärmerei und die Geisterseherei so weit ginge, daß sie, wie hier, ins Leben eingriffe und Recht beläme, durch Jahrhunderte behauptete Gerechtsame zu vernichten, dann sei es hohe Zeit, meinte man, die Romantik und das Märchen von dem vernünftigen und wirklichen Leben fern zu halten.

Hierüber wurde gerade eines Tages mit großem Eifer in der Lindenfeldt'schen Familie gesprochen, als der Diener den Grafen Magnussen meldete. Felix trat gleich darauf in die ihm früher so ergebene Familie. Die Verlegenheit und das Erstaunen, das er auf allen Gesichtern sah, die Aengstlichkeit, mit welcher man seinen freundlichen, offenen Gruß erwiderte, entging ihm nicht; was er übrigens allein zu bemerken schien, war das mit Geringschätzung gemischte Mitleiden, womit ihn Comtesse Julie betrachtete, während sie durch einen erzwungenen gleichgültigen Ton ihr Gefühl oder vielleicht ihre Verlegenheit über ihre frühere Sympathie mit seinen Phantasereien zu verbergen schien.

„Kennen Sie mich nicht mehr, Comtesse Julie?" fragte er mit ruhiger Stimme und bezwang seine starke innere Bewegung. „Ich nenne mich nun mit dem ursprünglichen Namen meiner Vorväter und meine äußere Stellung ist bedeutend verändert; was jedoch mein innerstes Wesen betrifft, so bin ich noch derselbe wie vor einem halben Jahre."

„Entschuldigen Sie mich, Herr Graf!" antwortete Comtesse Julie — „ich habe einen Grafen Felix von Gravenscheld gekannt; er ist nun mit seinem ganzen Geschlechte — todt — derselbe hatte einige Aehnlichkeit mit Ihnen — aber die Aehnlichkeit ist dennoch nicht so groß, daß ich — sagen dürfte — ich kenne Sie."

„Daß der letzte Graf von Gravenscheld gestorben ist, haben Sie triftigen Grund anzunehmen" — sagte Felix mit traurigem Ton — „er soll es Ihnen ja selbst noch lebend geschrieben haben."

Comtesse Julie sah dem Verstummenden ins Auge mit einem forschenden Blick, worin ein

flammen der verscheuchten Liebe hervorleuchtete, während sie sich doch in seiner Nähe ängstlich fühlte, nun, da sie sich davon überzeugt hielt, daß er wirklich geisteskrank sei. Sie ergriff seine Hand und zog ihn zur Seite, während sie den andern einen Wink gab sich zu entfernen — —

„Lieber, guter Felix!" sagte sie mit bebender Stimme — „hast du mich jemals geliebt, so verkenne mich nicht, wenn ich dich jetzt bitte, mich nie wieder sehen zu wollen! Es ist nicht der Verlust des Majorats, das du aus unbegreiflichem Aberglauben weggeworfen hast, sondern es ist sicher das Leben der ganzen Zeit, der ich angehöre, das uns trennt. So lange als ich glaubte, daß die übernatürliche Welt außerhalb dir läge und du sie selbst mit Freiheit sich um dich bewegen ließest, einer Bilderwelt gleich, welche dein Gedanke und all deine Phantasie beherrschte — so lange konnte ich mich von meiner eigenen, vielleicht einseitigen Verstandeszeit losreißen und dir folgen — aber in dem Augenblick, als ich sah, daß jene übernatürliche Welt innerhalb deines Traumblicks lag und dich beherrschte, brach in demselben Augenblick das Band, das unsere Lebenssphären vereinigte."

„Ich verstehe dich, Julie, und ich höre, daß es dein Verstand, aber nicht dein Herz ist, welches spricht" — antwortete Felix. „Ich stehe vor dir wie das Gespenst einer vergangenen Zeit oder wie ein Traumbild, das du einst lieb gehabt, das dich jetzt aber ängstigt, da es in die Wirklichkeit eintreten will —"

„Nein! nein!" unterbrach ihn Julie — „ich liebe dich in Wahrheit und in Wirklichkeit — aber du bist mir zu einem Traumbild geworden und deshalb müssen wir uns trennen. Du hast längst gewußt, welches Entsetzen ich vor allem Unheimlichen außerhalb der poetischen Welt habe, ungeachtet es mich höchlichst interessiren kann, wenn ich frei außerhalb derselben stehe. Der humoristische Ton, in den du deinen Visionsglauben einkleidetest, täuschte sowol mich wie uns alle — — Gestehe mir aufrichtig — glaubst du nicht, daß du wirklich die berüchtigte Familienvision, welche in deinem Geschlecht erblich sein soll, gehabt hast? Kannst du mir sagen, worin sie besteht?"

Trüb blickte Felix zu Boden und schwieg — —

Nach einer Weile sagte er: „Ich habe für diese Welt verloren, was mir das Liebste war. Du siehst mich niemals wieder — aber ich vergesse dich nie, wie ich dich einmal geliebt habe, und ich bleibe der letzte meines Geschlechts. Gott segne dich ewiglich!"

Mit diesen Worten ergriff er ihre Hand und preßte sie an seine Lippen, während die innigste Liebe und Wehmuth sich auf seinem Antlitz und in seinem Blick abspiegelte.

Es war, als ob Julie in diesem Augenblick mit dem Scharfblick der Liebe ihm ganz in die Seele blickte und verstände, was andern ein Räthsel war. „Felix!" rief sie aus — „du bist nie geisteskrank gewesen — du wirst es auch, so Gott will, nie! Kannst du mir meine Blindheit und meine thörichte Aengstlichkeit vergeben, da ich nicht verstand, was räthselhaft in deiner Natur war? Nun ahnt mir der Zusammenhang im Märchen deines Lebens und ich muß es lieben wie dich selbst. Ich sehe eine mächtige Idee darin, die kämpfend durch dein ganzes Geschlecht ging und die erst durch dich siegend vor die Augen der Welt trat. Sollte sie sogar von andern nie erkannt werden und sollte sie mit deinem frühern Namen wie ein anderes Märchen vergessen werden — für mich liegt eine Wahrheit darin wie für dich selbst. Mag meine Familie und die ganze Welt nun sagen was sie will! Ich bin deine verlobte Braut — ich trete mit dir vor den Altar zu jeder Zeit, die du bestimmst!"

Ueberwältigt von Glückseligkeit, schloß Felix sie in seine Arme. Sie führte ihn froh, ruhig und bestimmt zu ihrer Familie, die im nächsten Zimmer auf den Ausfall dieser Unterredung wartete. Die Verlegenheit und Verstimmtheit waren allgemein.

Mit einer Charakterfestigkeit, die keiner dem jungen Mädchen zugetraut, führte Gomtesse Julie trotz aller Warnungen und allen heftigen Widerstandes, den sie in ihrer Familie antraf, ihren Entschluß durch. Acht Tage darauf gaben Graf Felix und Julie Hochzeit; aber keiner von Julens Familie war zugegen. Die Spannung mit derselben schien unüberwindlich. Gleich nach der Hochzeit stieg das junge Ehepaar in einen Reisewagen. Graf Felix hatte, des verbreiteten Mißtrauens wegen, das man über seine gesunden Geisteskräfte hegte, sein Amt niedergelegt; zu einem unabhängigen Privatleben hatte er ein hinreichendes Auskommen und er begann nun seine Ehe mit einer Reise nach Italien, wo er seine Mutter zu sehen und sie von seinem Glück zu überzeugen hoffte.

Seitdem vergingen Jahre — — —

Im Jahre 1838 fragte ein Reisender im

Case greco zu Rom nach dem Stammherrn zu Gravenſchold, der ſich dort unter dem wieder angenommenen alten Familiennamen Graf Magnuſſen aufhalte.

„Den Kunſthiſtoriker? Unſern romantiſchen Aeſthetiker?“ — antwortete einer der tüchtigſten jungen Künſtler — „den treffen Sie häufig in den Muſeen und in den Ateliers der Künſtler. Er hat ſowol durch ſeine Perſönlichkeit wie auch durch ſeine Schriften das Intereſſe bei vielen für den in ſpätern Jahren zurückgedrängten Idealismus und für die Romantik in der Kunſt wieder geweckt. Er gilt freilich für einen Sonderling, aber man hat Reſpect vor ihm. Diejenigen, welche Zutritt in ſein Haus haben, ſind unerſchöpflich in Lobreden über ihn und über die Gräfin. Sie finden ihn heute Abend ſicherlich auf dem Monte-Pincio, wenn der Mond aufgeht. Soviel ich weiß, iſt gerade Vollmond. Es iſt dies eine ſeiner romantiſchen Eigenheiten; aber deſſenungeachtet iſt er ebenſo tüchtig wie brav.“

Unter den vielen Wunderlichkeiten, die man vom Grafen Felix und von ſeiner Familie erzählt hatte, ſpielte noch immer der Vollmond eine wichtige Rolle in ihrer abenteuerlichen Geſchichte. Ohne mehr zu forſchen, beſchloß der Reiſende, der ein Landsmann des Grafen war, dieſem Wink zu folgen und ihn am Abend auf Monte-Pincio aufzuſuchen. Er erkundigte ſich, zu welcher Zeit der Mond aufgehen würde, und verſäumte nicht, ſich rechtzeitig auf jener ſchönen Höhe einzufinden, von welcher man „die ewige Stadt“ in ihrer ganzen Länge überſah und die nun in einem wunderbaren Traumſchleier im Vollmond dalag. Es waren nicht viele Spazierende anweſend. Nur einige Landſchaftsmaler ſah er, die dann und wann ſtehen blieben, um die prächtige Lichtwirkung auf der Peterskuppel, der Engelsburg und auf den vielen Kuppeln und Thürmen der großen unſterblichen Stadt zu betrachten.

Der Reiſende fragte, ob ſie den Grafen Magnuſſen kennten und ob ſie ihn hier nicht geſehen hätten. Sie zeigten auf eine Gruppe, die weiter zurück auf dem Berge ſtand und die Ausſicht betrachtete. Unter den bezeichneten Perſonen ſah der Reiſende einen hohen ſchönen Mann, gekleidet in die gewöhnliche Tracht der fremden Künſtler. Er trug ein kurzes ſchwarzes Kniewams und eine kleine Mütze lag auf dem langen ſchwarzen Haar, das in Locken auf die Schultern über einen breiten, feindrodirten Linnenkragen fiel. Er ging mit einer außerordentlich ſchönen Blondine unterm Arm und hatte einen Knaben von fünf bis ſechs Jahren an der Hand. Die ſchöne blonde Dame hielt ein kleines Mädchen an der Hand, und vor ihnen her lief ein munterer älterer Knabe von etwa ſieben oder acht Jahren und ſpielte mit einem Hund. Der Reiſende beobachtete ſie in einiger Entfernung; er that, als ob er nur die Ausſicht betrachtete, hörte ſie aber ſprechen.

Bis auf einige Worte und einige ſcheinbare Uebergänge konnte er ungefähr ihrer Unterredung folgen und dieſe ward in ſeiner Mutterſprache geführt.

„Sieh' Julie!“ ſagte der hohe, ſchwarzgelockte Mann — „ſieht die alte Weltkönigin nun nicht aus, als ob ſie in einem Traumſchleier läge und von der herrlichen, romantiſchen Zeit träumte?“

„Oder von einer neuen herrlichern und einer kommenden noch herrlichern Zeit“ — antwortete Julie. „Seitdem das Traumleben durch dich und dein Geſchlecht als eine lebende Macht in die Welt eingetreten iſt, habe ich Reſpect davor bekommen“ — ſetzte ſie nach einigen Worten hinzu, die dem Fremden entgingen — „und am liebſten wenn es, wie bei dir, ſich zu einem befreienden Genius für das Wahre und Schöne klären kann.“

„Du hatteſt doch recht, Julie!“ nahm Felix nach einigem Nachdenken wiederum das Wort — „der Genius unſers Jahrhunderts iſt nicht an ſeinen Kinderkrankheiten geſtorben, noch iſt er, wie ich einſt glaubte, vor ſeinem Mündigkeitsalter Philiſter geworden; aber ſeine Flegeljahre kamen nur ein wenig ſpät.“

Julie lachte und fiel mit einigen ſcherzenden Worten ein, die der Fremde nicht hörte, während die beiden kleinern Kinder die Hand der Aeltern losließen, um mit dem ältern Knaben und mit dem Hunde zu ſpielen.

„Das romantiſche Element in der Natur und im Leben gehört jeder Zeit an“ — fuhr Felix ernſt fort — „und immer herrlicher kommt es wieder, wenn es von den Reactionären in unſerer unbeſtändigen Entwickelung verdrängt zu ſein ſcheint. Ich habe dies ſelbſt in der Geſchichte meines ganzen Geſchlechts geſehen. Was im Schädel der Vorväter gleichſam ſpukt und ſinnverwirrend, ja ſelbſt dämoniſch hervortreten muß, wo es nicht zur Klarheit gelangen kann — das kämpft ſich ſchließlich dennoch durch — und es kommt eine Zeit des Friedens und der Glückſeligkeit, wo die Diſſonanzen aller Zeiten verſöhnt werden und Gerechtigkeit und Liebe ſiegen.“

„Gott ſei gelobt, du biſt kein Geiſterſeher

mehr!" unterbrach ihn Julie — „und auch das Papſtthum hat dich nicht verlocken können, ſondern der Geiſt lebt geſund, klar und kräftig in dir! Was die neueſte Zeit will, haſt du auch gelebt. Du ſelbſt biſt ihr vielleicht in deinem Leben vorausgeeilt, während du wie ein Träumer ſtehen zu bleiben glaubteſt. Wenn man dich nun nicht verſtehen will, ſo iſt es nur deshalb, weil man nicht bis zu dem Punkt gekommen, wo der Traum und das Märchenleben durch denſelben Verſtand, der letzteres zur Tollheit machte, wiederum zur Wahrheit werden. Wären jetzt nur mein Vater und meine Brüder mit uns verſöhnt, ſo würde ich vollkommen glücklich ſein!"

„Ich preiſe mich auch glücklich, weil ich nur auf einem Uebergangspunkt meines Lebens ſozuſagen Geiſter geſehen habe" — antwortete Felix. „Es war in einer Vollmondnacht wie dieſe, die du wol kennſt! Durch den geheimnißvollen Schleier, der unſere Welterdnung von den höhern Naturen trennt, ſehe ich niemals wieder hindurch und wünſche dies auch nicht, und zwar nicht eher, als bis der letzte große Schleier vor uns allen bricht; wenn ich aber in den klaren Vollmond hineinſehe, ſo fühle ich mich immer in einer höhern Stimmung und fühle klarer meine Gemeinſchaft mit allem, was da vollendet und befreit iſt. Selbſt in dieſem Augenblick iſt es mir, als ob dein ſehnlicher Wunſch erfüllt und die Verſöhnung, nach der du ſchmerzlich trachteſt, bereits gekommen wäre."

„Sie iſt gekommen!" ſcholl eine frohe Stimme ihnen zur Seite.

Der fremde Reiſende ſtürzte in ihre Arme.

Es war Juliens älteſter Bruder, der ſich ihrer Verbindung am eifrigſten widerſetzt hatte, der ſie nun aber aufgeſucht, um ſie ins Vaterland und zu ihren frühern Freunden zurückzuführen.

„Phantaſten ſeid und bleibt ihr doch beide", ſagte er. „Was man auch über eure Vortrefflichkeit äußern mag — aber das iſt einerlei! Deshalb können wir dennoch gute Freunde ſein — mit Julien hat es ohnedies keine Noth; ſie iſt nur von der Liebe zur Romantik übergegangen."

„Aber deshalb iſt der Uebergang ewig!" antwortete Julie, während ſie mit Freudenthränen wechſelsweiſe den Bruder und Felix umarmte, der ebenfalls mit inniger Freude den verſöhnenden Handſchlag des Schwagers aufnahm.

Graf Felix und Julie waren 1815 wieder in ihrem Vaterlande und lebten in ihrem frühern Umgangskreis ein glückliches Privatleben.

Von der Familienviſion, die einen ſo bedeutenden Einfluß auf ihr Leben und auf ihre ganze Stellung gehabt hatte, ſprach Felix nicht mehr, und worin ſie eigentlich beſtanden, wußte jetzt alle Welt. Graf Guſtav, der Ahnherr, hatte mit ſeinen Anverwandten, den Ribbenſtolpe, Emma gezwungen, ſeine Gattin zu werden. Es war eine Ehe voll Unfrieden, unheimlich bis zum letzten Augenblick. Die Gräfin ſtürzte ſich von dem Altan des Schloſſes, nachdem ſie einen Sohn geboren. Den Grafen Guſtav überfiel die bitterſte Reue und immer kämpfte er, Hab und Gut den Stiftungen zurückzugeben, denen ein Act brutaler Gewalt, unter dem Schutze der Religion, ſie geraubt hatte. Dieſer Zuſtand ſeines Gemüths ſteigerte ſich bis zu Phantaſieen des Schreckens. Er glaubte, ſeine Gattin als Aebtiſſin in einer langen Reihe von Kloſterjungfrauen durch den Ahnenſaal ſchreiten und an einer Uhr die Stunde ſeines Todes richten zu ſehen. Er legte ſeinen Nachfolgern die Verpflichtung auf, ihren Gütern theilweiſe zu entſagen und ſie den Stiftungen zurückzugeben. Niemand aber, ſo lang die Reihe der Nachfolger war, that es. Die alten Papiere blieben unterſchlagen, wurden zwar fortvererbt, nie aber befolgt. Aus dieſem Verhältniß bildete ſich eine Tradition von Erſcheinungen, Ahnungen der Todesſtunde, Beunruhigungen auf dem letzten Lager, zu eine Neigung zum Trübſinn, die bei einigen ſich bis zur Furcht vor erblichem Wahnſinn ſteigerte. Aus Furcht, eine Viſion zu ſehen, ſah man ſie. Und gerade die beiden Vorverdern des Grafen Felix, ſein Vater und Großvater, bewegten ſich in geiſtigen Gegenſätzen. Ein Uebermaß von Religion machte den einen ebenſo unzurechnungsfähig für klare und geſunde Anſchauungen wie den andern ſein gänzlicher Mangel daran. Ihr Zuſtand war der der Ueberreizung und der Furcht — vor ſich ſelbſt. Das fortgeerbte Bewußtſein eines Unrechts that das Uebrige; denn von allen Geſpenſtern iſt das peinlichſte wol — das Gewiſſen.

Afrikaniſche Zaubereien.

Von Dr. Schöppner.

II. Die Giftdoctoren.

Von den Schlangenkünſten der Gaukler in Aegypten und Hindoſtan hat man genug gehört und geleſen. Es gab Leute, die alles für gewöhnliche Taſchenſpielerkunſt hielten, andere, die an dämoniſche Zauberkräfte der Schlangenbändiger

glaubten. Im allgemeinen hat man im Aufklärungsbewußtsein unſers Jahrhunderts die Sache zu leichthin mit Spott abgefertigt und ſich einfach mit den nichtsſagenden Schlagwörtern Betrug oder Charlatanerie geholfen.

Wir wollen vorerſt keine Anſicht ausſprechen, ſondern nur ſo viel behaupten, daß es auf dieſem Felde eine Maſſe von Thatſachen gibt, welche bisjetzt europäiſche Aufklärung wenigſtens nicht zu erklären vermochte und welche ſo auffallend erſcheinen, daß ſie weit über das hinausgehen, was bei uns die Taſchenſpieler Bosco, Frikel und andere geleiſtet haben. Erzählen wir nach bewährten Darſtellungen von Anderſon, Kretzſchmar, von Meyer.

Ein Hottentot ward von einer Hornſchlange (Vipera cornuta) in den Vorderarm gebiſſen. Die Zeichen der Vergiftung und ein ſchnelles Sinken der Kräfte ließen einen tödtlichen Ausgang kaum in Zweifel ziehen. Trotz der Verbände, die man feſt ober- und unterhalb der Wunde ſogleich angelegt hatte, ſchwoll der Arm bedeutend bis zur Achſelhöhle; faſt gleichzeitig erſchienen grünlich-graue Flecken, welche bald in ſchiefergraue Streifen verſchmolzen; die Sprache des Verwundeten wurde lallend und unverſtändlich, ſein Athem beſchwerlich. Der Giftdoctor, ein alter Mozambiker, der nur einige hundert Schritte von der Hütte entfernt wohnte, wo der dem Tode augenſcheinlich verfallene Hottentot lag, trat jetzt ein. Die Gefahr ſchien mit jeder Minute drohender zu werden. Der Hottentot, deſſen gelbgraue Farbe ſich in eine ſchmutzig weiße Tinte verändert hatte, lag regungslos mit geöffneten Augen, doch unbeweglicher Pupille; ſein Athem wurde kürzer, beſchwerlicher, raſſelnd; ſeine Haut war kalt, klebrig. Ein einziger Blick ſchien den Giftdoctor hinlänglich über des Kranken Zuſtand belehrt zu haben. Er rieb ſich mit der Hand unter ſeiner Achſelhöhle und ſtrich die mit ſeinem Schweiße befeuchteten Finger dem Kranken unter die Naſe. Ein Zuſammenſchrecken, ähnlich dem durch einen elektriſchen Funken erzeugten, war die augenblickliche Wirkung, doch nur von Dauer weniger Secunden. Der Giftdoctor nahm nun ſeine rothe wollene Mütze von höchſt unſauberm Ausſehen, und knetete ein Stück derſelben in einigen Löffeln Waſſer, bis dieſes von ſtinkendem Schmutz hinlänglich durchzogen erſchien. Wieder führte er die frühere Anwendung des Schweißes aus, jedoch ohne die Hand wieder abzuziehen. Jenes Aufſchrecken wurde nun andauernder, gewann an Heftigkeit und glich bald leichten Convulſionen; endlich raffte ſich der Kranke gleichſam mit außerordentlicher Anſtrengung aus großer Schwäche empor, blickte wild und verſtört umher und bemühte ſich zu ſprechen. Schnell reichte der Giftdoctor das ſchmutzige Waſſer, welches der Kranke, deſſen Kopf man zurückgebogen, um ihm die Miſchung bequemer in die Kehle ſchütten zu können, auch, obwol mit Beſchwerde, ſchluckte. Darauf ſank der Kranke wieder in ſeinen vorigen Stumpfſinn; die Augen waren jedoch geſchloſſen; der fadenförmige Puls hob ſich und die Haut gewann an Wärme. Nach ungefähr funfzehn Minuten reichte der Mozambiker einen zweiten Trank, welchen der Kranke mechaniſch, wie im Schlafe, ſchlürfte. Eine halbe Stunde ſpäter ſprach der Kranke deutlich und bei vollkommener Beſinnung, ſchwitzte reichlich, fühlte ſich ſehr ermattet und klagte über Wüſtheit des Kopfes und Uebelkeit. Alles dies verminderte ſich ohne weitere Anwendung der Mütze und am darauf folgenden Tage war der Hottentot ganz wohl. Die zwei Punkturen durch die Giftzähne waren geneſen und erſchienen noch als zwei lichtgraue Punkte.

In einem andern Falle wurde der Giftdoctor ſelbſt verwundet, obgleich es ſcheint, daß ſelbſt gereizte Schlangen durchaus abgeneigt ſind, ſolche privilegirte Menſchen zu beißen.

Einer dieſer Giftdoctoren wollte eine Puffadder (Cerastes caudalis) fangen. Dieſe Schlangen werden als die giftigſten der Capſchlangen angeſehen, weil der Tod nach ihrem Biſſe ungemein ſchnell erfolgt; auch ſind ſie bei weitem mehr als andere gefürchtet, weil ſie nicht wie andere Schlangen nach dem Biſſe augenblicklich entfliehen, ſondern hartnäckig einbeißen und nur ſchwer von dem verwundeten Theile zu löſen ſind, alles Gift daher in die Wunde einfließen kann. Die Geraſtes ſchnellte ſich ruckartig — die eigenthümliche Weiſe, in welcher ſolche Schlangen ſich auf ihr Opfer werfen — aus einer Entfernung von mehr als zehn Fuß auf dieſen Menſchen und hing feſtgebiſſen am Ballen des Daumens. Mit Mühe zog er ſie ab; der eine Giftzahn jedoch brach aus und blieb in der Wunde hängen, der andere verurſachte einen Riß in der Haut, welchen ein zähes, lichtgrünliches Gift bedeckte. Dieſer Menſch entfernte den Giftzahn, doch ließ er das Gift eintrocknen, blieb unter Beobachtung faſt einen ganzen Tag, wandte kein Mittel an und befand ſich durchaus wohl. Tags darauf waren die Wunden faſt geneſen.

Erzählen wir einen andern Fall von hoherm

Interesse. An einem heißen Sommernachmittage erzählte man in einer kleinen Ansiedelung im Westlande eine große Naja (Cobra-de-Capello). Leute liefen von allen Seiten herzu: der eine wollte sie niederschießen, der andere steinigen. Da die Schlange sich an einer langen hohen Mauer befand und sich von allen Seiten eingeengt sah, erhob sie sich, nachdem sie vergeblich versucht, in ein Loch zu schlüpfen, zu Mannshöhe, mit plattem Kopfe und aufgeblasenen Augen, dem Ausdrucke der Wuth. Ungefähr einhundert Schritte entfernt kam gerade in diesem Augenblick ein Neger aus einem Hause, der allgemein als Giftdoctor bekannt war. „Apoll", schrieen alle, „komm', fang' die Capercapelle!" Apoll lächelte und kam näher, während die Schlange wiederholt aufbäumte und nach allen Seiten züngte, unentschlossen dem Anscheine nach, in welcher Richtung sie wegschlüpfen sollte. Da schien der Wind, vor dem Apoll sich befand, die Schlange zu treffen und augenblicklich sank sie zusammen und versuchte in unverkennbarer Unruhe sich in den Spalten der Mauer zu verbergen. Je näher Apoll kam, desto angstvoller wand sich die Schlange, und als Apoll sich endlich über sie beugte, sank sie auf einen Haufen zusammen und wand und flocht sich mühevoll, während Apoll seine Hand über sie bewegte, als ob er sie magnetisire. Der oberflächlichste Beobachter konnte bemerken, daß die Schlange sich einem gewissen Einflusse, den sie zu fürchten schien, zu entziehen suchte. Apoll nahm hierauf den Schlangenknäuel auf und legte ihn auf seinen Kopf. Die Schlange schlüpfte jedoch über Gesicht und Nacken des Negers in großer Hast herunter. Er fing sie von neuem auf, ergriff sie unter dem Kopfe, öffnete das Gebiß und brach ihr die Giftzähne aus, an deren hohler Wurzel ein lichtsmaragdgrüner, klebriger, großer Tropfen Giftes hing, den er behaglich schlürfte. Außer einigen Bewegungen, die rein convulsivisch schienen, bot die Schlange keinen Widerstand. Er flocht sie dann in einen Zirkel und trug sie hinweg.

Gerade dieser letzte Umstand gab einigen Veranlassung, den Schlangenzauber zu bezweifeln und anzunehmen, daß diese Naja von dem Mozambiker abgerichtet gewesen sei, trotzdem daß er in Gegenwart aller die Giftzähne der Schlange ausbrach. Der Zufall wollte, daß derselbe Apoll schon am nächsten Tage eine hohe Aus lange Cobra fing, sie in seinen Busen steckte und sie so nach einem Hofe trug, wo ein Affe an einen langen Bambus gefesselt war. Apoll warf die Schlange auf den Affen, der sich unter dem jämmerlichsten Gekreisch seines Gegners zu entledigen suchte; allein die Schlange hatte bereits gebissen und nach fünfzehn Minuten war der Affe todt. Apoll hatte die Cobra wieder gefangen und in seinen Busen gesteckt, er zeigte die unversehrten Giftzähne.

An die hier mitgetheilten, von einem europäischen Arzte beobachteten Thatsachen der Vergiftung durch Schlangenbiß reihen wir einen Fall von Verwundung durch vergiftete Pfeile.

Bei einer Expedition gegen einen berüchtigten und allgemein gefürchteten Buschmannchef wurde der neunzehnjährige Boer Straus durch einen vergifteten Pfeil am Fuße verwundet und in das Haus des Feldcommandanten gebracht. Ein Giftdoctor war nicht gegenwärtig, deshalb hatte man die bekannten Mittel, Salmiakgeist und Alaun, angewandt, um einstweilen die Bösartigkeit des Giftes zu bekämpfen. Als der Kranke auf dem Platze anlangte, war die drei Zoll große Wunde schon ganz in Fäulniß gerathen; sein ganzer Körper war starr und steif; er kannte niemand mehr, konnte kein Wort mehr hervorbringen und man glaubte jeden Augenblick, daß er sterben würde. Am vierten oder fünften Tage nach der Verwundung kam der Giftdoctor, band sein vom Schweiß fettes, schmutziges Kopftuch auf die Wunde, und hielt dem Erstarrten seine Hände, die er unter seinen Armen erwärmt hatte, unter die Nase und vor das Gesicht, ungefähr wie ein Magnetiseur es machen würde. Die Wirkung war schnell; der Kranke hatte einige Convulsionen und erwachte dann aus dem lethargischen Zustande, in dem er ein zwei Tagen gelegen. Er beklagte sich über rasende Schmerzen in der Gegend der Wunde. Man schlug ihm vor, einige Löffel vom Urin des schwarzen Arztes zu nehmen, was zu thun er sich anfangs weigerte, indem er sagte, er werde schon ohne diese häßliche Medizin sterben. Am Ende aber ließ er sich dazu bereden und wurde in kurzem völlig wiederhergestellt.

Ein noch junger Hottentot des Feldcommandanten, dessen Giftdoctor, hat auf folgende Weise seine Lehrzeit durchgemacht. Er hatte damit angefangen, Schlangengift zu verschlucken, um sich gegen den Biß der Schlangen ein Präservativmittel ins Blut zu schaffen. Einst, als er eine giftige Schlange gefangen, bereitete ihn ein Boer, sich von derselben beißen zu lassen, um zu versuchen, ob er schon gefeit sei. Der arme Teufel

that es, aber die Folgen des Giftes waren schrecklich: er schwoll am ganzen Leibe, wurde steif und wäre gestorben ohne die Hülfe des früher erwähnten Giftdoctors, den man herbeiholen ließ. Dieser gab dem Kranken von seinem Urin und einen Aufguß, den er aus einigen Lappen seiner mit Schweiß geschwängerten Kleidungsstücke gezogen hatte. Dann machte er ihm Einschnitte auf den Schultern, der Brust, dem Rücken, den Armen und der Stirn und impfte ihn auf diesen Stellen mit dem Gifte der gelben Schlange, der Puffadder und anderer Reptilien dieser Art. Der Hottentott wurde gesund und seitdem selbst ein berühmter Giftdoctor. Die Emanationen seines Körpers sind aber so verpestet, daß man es kaum eine Minute lang in seinem ekelerregenden Dunstkreise aushalten kann.

Uebereinstimmend mit dem von Herrn Meyer gegebenen Aufschluß über die Bildung zum Giftdoctor ist der Bericht Anderson's aus dem Namaqualand. Wer ein Hexenmeister von besonderm Ansehen werden will, so erzählt dieser Naturforscher, muß sich von einer in die Mysterien eingeweihten Person unterrichten lassen. Dieser Unterricht beginnt damit, daß er animalisches Gift einnimmt, sich von einem giftigen Reptil beißen oder Gift sich einimpfen läßt. Eine Mütze, ein Tuch oder irgendein anderes Kleidungsstück, das von einer solchen Person getragen wurde und über und über mit Schmutz aller Art bedeckt ist, hält man für ein untrügliches Mittel gegen Krankheiten aller Art, gegen den Biß giftiger Thiere u. s. w. Man taucht einen Zipfel eines solchen Kleidungsstückes in Wasser, welches davon unrein wird, und gibt dieses dem Patienten, Menschen oder Vieh, zu trinken. Der Hauptling Amral versicherte dem Reisenden, daß er eine solche wunderbare Mütze besitze, mit der er unzählbare Curen ausgeführt habe. „Sie hilft allemal", sagte er, „wenn jedes andere Mittel vergeblich ist!"

Wir haben die hier erzählten Thatsachen getreu und ohne weitere Zusätze mitgetheilt und wiederholen nur, daß sie von Männern beobachtet wurden, denen weder die nöthige Befähigung noch die Gabe schärfer Beobachtung fehlte. Mögen sie unsern wissenschaftlichen Aerzten zur Anregung und weitern Erforschung dienen.

(Ein dritter Artikel: Die Regenmacher, in nächster Nummer.)

Zu Füßen Gneisenau's.

Ein Zeitbild von Wilhelm Kapp.

Die Kunde vom Frieden zu Villafranca hatte sich eben verbreitet, als ich in dem fruchtbaren Landstriche, welcher sich von dem hochgelegenen braunschweigischen Städtchen Schöningen nach Magdeburg hin ausdehnt, ohne bestimmtes Ziel fortwanderte. Ich hatte mir vorgenommen, Niedersachsen kennen zu lernen und war schon von Harzburg ab, demselben Punkte, der den Salier Heinrich IV. einst so sehr an dies schöne fruchtbare Land fesselte, daß er jene Burg dort gründete, deren Trümmer noch jetzt zu sehen sind, von Dorf zu Dorf gezogen und mit Sitten und Sprache der Einwohner nach und nach ganz vertraut geworden.

Es war ein Sonntagnachmittag. Ich bemerkte, daß sowol auf dem Wege, welchen ich ging, als auch auf andern durch die gelben Kornfelder sich hinziehenden Pfaden festlich gekleidete Landleute eilig einem Dorfe zustrebten, welches am Fuße eines waldigen Hügels nicht weit vor mir lag. Neben dem Dorfe angekommen erblickte ich auf einer sich vor jenem Hügel ausdehnenden Wiese ein buntes Gewimmel von Menschen zu Wagen und zu Fuße, vor dem Dorfe selbst aber eine Abtheilung von mindestens hundert Mann Cavalerie in Fronte aufgestellt.

Auf meine an einen alten Bauer gerichtete Frage, was das für Truppen seien, erwiderte dieser lächelnd:

„Das sind keine Truppen, das sind die jungen Burschе aus unserm Dorfe, die hier nach der Fahne jagen wollen!"

In der That bemerkte ich auch jetzt, daß das, was ich für weiße Uniformen gehalten hatte (die halberstädter Kürassiere sind weiß uniformirt) Hemdärmeln waren, und da sich die Reiter jetzt in Bewegung setzten, hatte ich ausführlich Gelegenheit, mich von meinem Irrthum zu überzeugen.

„Die jungen Burschе Eures Dorfes?" fragte ich den Alten verwundert. „Habt Ihr nach der letzten Aushebung noch so viel junge Mannschaft und eine solche Anzahl schöner Pferde übrig behalten?"

„O, das sind sie noch nicht alle, wir können wol noch ein ganzes Theil mehr stellen!" antwortete der alte Bauer schmunzelnd, „und unser Dorf ist noch keins von den größten im Kreise."

Meine Verwunderung nahm zu, als ich das Reitergeschwader jetzt nach dem Commando eines

jungen Landmanns in Züge und Rotten abbrechen und sich in ausgezeichneter Ordnung in Bewegung setzen sah. Die jungen Reiter hielten ihren Paradezug um den Platz. An der einen Seite desselben hatten sich die Wagen mit den Bauerfrauen und Mädchen, worunter natürlich viele Gäste waren, aufgestellt, während an den andern Seiten ein buntes Gemisch von Zuschauern, fast aus lauter Dorfbewohnern bestehend, sich drängte. Vor der Mitte der langen Wagenreihe war die Fahne aufgesteckt, welche aus einem prächtigen seidenen Tuche, dem Preise des Rennens, mit Bändern und Kränzen geschmückt, bestand.

Da der alte Bauer mich aufforderte, seinen gerade neben der Fahne haltenden Wagen mit zu besteigen, auf welchem sich seine Familie befand, so hatte ich Gelegenheit, das eigentümliche Schauspiel ganz in der Nähe zu schauen.

Die jungen Bauern rückten jetzt heran. Voran ritt die Musik, den Einzug in Paris und den Alten Dessauer blasend. Sodann folgte jener junge Commandeur, ein Bursche mit den üppigsten rothen Backen, von gewiß kaum siebzehn Jahren, einen Strauß an der Brust, seine Reitgerte, eine Weidenrute, mit kriegerischem Anstande wie einen Degen führend. Als der Zug in der Nähe der Fahne anlangte, wandte er sich um und commandirte mit strenger lauter Stimme: „Achtung!" Und der Zug ritt in strammer Haltung vorüber.

Ich erstaunte über die Stärke und Schönheit der Pferde, doch mehr noch über die kräftigen Reiter. War es möglich, daß nach Aufbietung der vollständigen Wehrkraft des Landes noch eine solche Fülle von Kräften disponibel blieb? Mit lauten Aeußerungen der Freude und des Stolzes blickte ich dem Zuge nach, als er um den Platz schwenkte und in seine vorige Stellung zurückkehrte.

„Das Exerciren lernt sich bei uns von selbst, denn wir sind ja alle Soldaten!" erwiderte der alte Bauer auf meine Frage, woher die Burschen die Geschicklichkeit in den militärischen Wendungen haben möchten, „die Jungen lernen es von den Aeltern, denn jeder weiß ja von seiner Geburt an schon, zu welchem Regiment und Bataillon er gehört."

Dabei zeigte er mit der Hand hinter sich, wo neben der Strauß unter einigen Bäumen sich ein Pfahl mit einer weißen Tafel erhob, auf welcher mit weißer Schrift geschrieben stand: „Dorf S., Kreis R., 3tes Bataillon des 7ten Landwehrregiments."

„Ihr habt recht, Alter, und wenn die Militärverfassung Preußens im ganzen deutschen Vaterlande eingeführt würde, so möchten wir wol für unüberwindlich gelten können!" rief ich begeistert.

Der Alte nickte stumm, nachdem er in das Stroh des Wagens gegriffen und eine Flasche Asmannshäuser hervorgezogen hatte, wovon er mir als einem Fremden ein Glas einschenkte, während seine Familie schwarzes sogenanntes März- oder Erntebier trank. Das Lächeln, welches auf seinen gebräunten Zügen schwebte, schien jedoch einigen Zweifel an meinen Worten auszudrücken.

„Theilt Ihr meine Meinung nicht, Alter?" fragte ich, worauf er rasch erwiderte, „Ei natürlich, was auch unser Jacques dazu sagen mag."

Dabei blickte er sich schmunzelnd nach einem kleinen gelben Menschen mit schwarzen Augen um, welcher das Amt des Speise- und Kellermeisters im Wagen zu versehen schien, obgleich er nur einen Arm und dazu noch einen lahmen Fuß hatte.

„Natürlich bin ich Eurer Meinung, Herr, nur darf uns eins dabei nicht fehlen!"

„Und was?" fragte ich.

„Seht Ihr den weißen Punkt da oben vor dem Gehölze?"

„Das scheint ein Meilenzeiger zu sein!"

„In gewisser Weise habt Ihr recht, es ist ein Meilenzeiger, ein Wegweiser für das vaterländische Heer zu Sieg und Ruhm!"

„Wie meint Ihr das, Alter?"

Aber in diesem Augenblicke wurde unser Gespräch durch den donnernden Hufschlag der heranreitenden Reiter unterbrochen. Das Wettrennen begann. Nachdem sich das ganze Geschwader wieder in Linie aufgestellt hatte, jagte jeder auf ein mit der Trompete gegebenes Zeichen mit verhängtem Zügel dem Ziele zu. In den Hufschlag mischte sich der mannichfaltige Zuruf der Reiter und das Jubelgeschrei der Menge. Da die lange Dürre den Boden aufgetrocknet hatte, so erhob sich hinter dem Zuge eine ungeheure Staubwolke, aus welcher bald nur die vordern Reiter noch hervorblickten, da die ganze Linie bald die umgekehrte Richtung annahm, als in welcher sie abgeritten war. Näher und näher rückten die Vordern schon und wurden von den zuschauenden Angehörigen schon mit Namen gerufen, als auf einmal das Pferd des jungen Bauern, welcher den Zug commandirte, einen bedeutenden Vorsprung gewann und zuerst bei dem Ziele vorüberflog. Ein allgemeiner freudiger Zuruf erfolgte, der junge

Bauer schwang triumphirend seine Reitgerte über dem Kopfe und alle, welche sich auf dem Wagen neben mir befanden, Weiber und Kinder nicht ausgenommen, schrieen jubelnd: „Wi Kristian, wi Kristian is de erste!“

Da aber verwandelte sich das Jubelgeschrei in ein ebenso lautes Jammern und Fluchen. Nicht daß ein Unglück vorgefallen wäre, nein — nur der Wind, welcher den Reitern bisher entgegengeweht hatte, war aus dem Osten in den Norden gegangen und ward die furchtbare Staubwolke plötzlich auf die Zuschauer. Es wurde völlig Nacht um uns herum, wir warfen uns auf dem Wagen nieder, Augen und Ohren zuhaltend, bis das Wetter vorüber war. Von meinem Standpunkte überblickt, prustend und mit blinzenden Augen erhoben wir uns sodann wieder, und der alte Bauer befahl, nach der andern Seite des Platzes zu fahren. Die Stange, woran der Preis des Rennens flatterte, riß er selbst mit starkem Arm aus der Erde und schwang sie dann, vorn auf dem Wagen stehend, in lustigen Kreisen durch die Luft.

„Es is mein Onkel, der den Preis gewonnen hat!“ rief er mir zu, als die Reiter, den Sieger voran, sich dem Zuge der Wagen anschlossen, als dieser auf die Nordseite des Platzes rückte. Der junge Reiter aber achtete gar nicht auf die Zurufe der Seinigen vom Wagen, sondern hatte nur den Siegespreis im Auge, bis er ihn endlich nach einer kurzen Ansprache des Großvaters, welche auf dem ganzen Platze hörbar war, aus dessen Händen empfing.

„Und nun bringe sie dem Pferd!“ raunte ihm der Alte dabei zu, auf das glänzend schwarze Thier deutend, dem der Schweiß von dem stolzgebogenen Halse floß.

„Habt keine Angst, Großvater!“ erwiderte der Onkel, „Ihr wißt, das vergessen wir alte nicht.“

Und sein Commando wieder beginnend, ordnete er die Schar abermals im Zuge und ritt, die Fahne in der Hand, vor der ganzen Reihe der Wagen und übrigen Zuschauer entlang von dem freudigsten Zurufe begrüßt.

„Soll der Tanz unter den Linden dort jetzt angehen? Es ist schon vier Uhr, Schulze!“ — sagte ein Mann mit einem Dienstrocke und großem Stocke mit messingenem Knopfe darauf den Alten.

„Nicht eher, als bis die Pferde abgekühlt und in die Ställe zurückgebracht sind!“ erwiderte der alte Bauer dem Dorfdiener, denn dieser war es, indem er vom Wagen stieg. Nachdem er jenem noch mehrere Befehle gegeben hatte, wandte er sich wieder zu mir, der ich den Damm des Grabens erstiegen hatte und vor dunten, nach den Linden hin umwogenden Menge nachsah.

„Wollt Ihr uns nicht auch die Ehre ferner bei unserm Feste anthun?“ fragte er mich, seinen dreieckigen Hut höflich lüftend.

„Es wird mir Vergnügen machen, Herr Schulze“, erwiderte ich, indem ich dem Alten seinen Amtstitel gab, worauf die Bauern vieles halten; „nur möchte ich Euch bitten, mir zuvor die Sache mit dem Meilenzeiger da droben zu erklären.“

„Ich dachte es gleich“, entgegnete der Alte, „und schlage Euch einen Spaziergang nach jenem Punkte vor, es ist der Mühe werth, sowol des Dinges selbst als der Aussicht wegen.“

Dieser Vorschlag war mir willkommen, da ich wirklich noch keine Lust fühlte, mich wieder in den Wirrwarr des Festes zu begeben, und wir wanderten alsbald — der Schulze, ich selbst und jener Lahme vom Wagen, welcher sich immer in unserer Nähe gehalten hatte — den Berg hinauf.

„Wofür haltet Ihr den da?“ fragte mich der Alte plötzlich, als ich mit Verwunderung sah, wie der lahme alte Mensch auf dem ziemlich steilen Wege nicht allein uns stets voranschritt, nein links und rechts vom Wege oft in das Korn oder zwischen die Früchte huschte, um nach allerlei zu sehen, was unserer Aufmerksamkeit durchaus entging.

„Wie meint Ihr das? Er ist anscheinend ein Verwandter oder ein Knecht von Euch, dem Ihr das Gnadenbrot gebt, dieser — Jacques; denn so nanntet Ihr ihn, glaube ich!“ entgegnete ich.

„Er ist ein Franzose aus der Champagne!“

„Was? Er hat ja doch aber ganz Eure Aussprache und Kleidung, Alter?“ sagte ich verwundert stehen bleibend.

„Ich habe ihn als Knaben im Frühjahr 1814 in einem brennenden Dorfe aufgelesen und mit hierher gebracht. Nun Jacques, wird der Hafer sich noch erholen?“

Damit ging der alte Schulze weiter. Der Lahme kam zwischen den Aehren hervor und erwiderte mit lebhaften Geberden:

„Es ist vorbei, es ist vorbei; der Regen hat gefehlt, es ist ein Jammer, ein Jammer! Lieber Gott!“

Und dabei sandte er einen Blick über das Hafrefeld hin, der von Thränen glänzte. Der Mensch war klein und verkrüppelt, wie schon bemerkt, aber der rührige Franzose sprach aus Mienen und Geberden.

„Das Winterkorn wird desto besser, Jacques", sagte der Schulze, — „weißt du was? Du kannst uns wol den Schlüssel zum eisernen Gitter drehen holen!"

„Ja, ja, ja! Aber — ich darf doch dabei sein?" Und der Lahme blickte uns beide besorgt an.

„Natürlich, geh' nur!" erwiderte der Schulze mit der Hand winkend.

Augenblicklich hinkte er davon und war bald hinter einigen Bäumen und Sträuchern am Wege verschwunden.

„Es war am Abend des 9. März 1814", begann der Alte auf meine Frage nach den nähern Umständen seines Verhältnisses zu dem Lahmen, „als wir bei anbrechender Dunkelheit zum Aufbruch commandirt wurden. Wir standen vor Laon und Napoleon hatte uns den Tag über hart zugesetzt, ja zum Theil geschlagen. Darum wollten wir ihm über Nacht eins versetzen. Es war stockfinster, als uns unser General Ziethen am Walde hinunterführte, der sich unweit des Dorfes Athis ausdehnte. Das Dorf selbst brannte und die Flammen zeigten uns, durch die Buchenzweige genug, nothdürftig unsern Weg. Kein Mann sprach ein Wort. Nach Verlauf einer Stunde standen wir fast im Rücken des französischen Lagers, denn wir sahen die Wachtfeuer der Franzosen zur Seite und fast hinter uns. Nun machten wir halt, und der General sagte, an der Fronte der Züge hinabreitend: »Leute, ihr wißt, daß wir nahe an Paris sind. Bisher sind wir Preußen immer vorn gewesen und wir müssen auch zuerst in Paris einziehen. Das möchte Napoleon gern verhindern, darum wirft er sich immer auf uns. Daß ihm das nicht gelingt, müssen wir ihn heute aufs Haupt schlagen. Werden wir geschlagen, so kommen die Oesterreicher vorn hin und wir haben nur für sie gearbeitet, sie schnappen uns die Ehre des ganzen Feldzugs vor dem Munde weg!«

„Ein unwilliges Gemurmel lief durch die Reihen, aber da knatterten unten schon die Schüsse und das Lager der Franzosen kam in Bewegung. »Unsere Infanterie, die General York selbst führte, hatte angegriffen und es war verabredet, daß wir auf dies Zeichen seitwärts und von hinten gleichfalls angreifen sollten.

„Im Trabe, aber immer noch lautlos, ging es vorwärts; da kam uns ein Bataillon Jäger in voller Auflösung entgegen; sie wurden niedergeritten oder gefangen genommen. Zwei Batterien stürmten heran — sie boten uns ihr Kanonen und baten den General um Deckung ihres Rückzugs; sie wurden genommen. Von ihnen erfuhren wir, daß die schwarzen brandenburger Husaren die übrigen Geschütze alle schon erobert hatten, sodaß dem Feinde davon nichts mehr geblieben war. Und so wurde uns ein Heerhaufen nach dem andern, Cavalerie und Infanterie, von der andern Seite durch unsere Landsleute entgegengetrieben, die wir auseinandersprengten oder gefangen nahmen.

„Es war ein rascher und ein vollständiger Sieg; das ganze Corps von Marmont, welches hier gestanden hatte, war aufgerieben und alles Geschütz und alle Munition in unsern Händen.

„Sonderbarerweise aber hatte sich im Dorfe Athis noch eine kleine Abtheilung Franzosen hartnäckig gehalten. Wir hörten das Knattern der Schüsse von rechts herüber. Zwei Züge von uns wurden dorthin commandirt, um der Sache ein Ende machen zu helfen. Als wir ankamen, brannte auch das ganze Dorf. Die Besatzung wußte offenbar von dem Ausgange des Ueberfalles nichts und wehrte sich auch jetzt noch. Wir drangen in ein Gehöft von großen Gebäuden; aus den Fenstern wurde noch geschossen, obgleich die Dächer schon brannten. Wüthend darüber, stieg ich mit acht Mann ab und drang, mit dem Säbel in der Rechten, eine Pistole in der Linken, in das Hauptgebäude. Da ging es heiß her, aber es blieb auch kein Mann von den Franzosen übrig. Neben der Treppe zum Dachboden fand ich ein Kind halb unter einem brennenden Sparren liegen; ich riß es darunter weg, fand aber, daß dem Knaben auch der linke Arm durch eine Kugel zerschmettert war. Der Wundarzt, zu dem ich ihn trug, machte ein bedenkliches Gesicht, amputirte jedoch den Arm auf meine Bitte und verband das Bein. Wider Erwarten überstand der Knabe die schmerzhafte Cur, und da ich erfuhr, daß Jacques — denn der da war es — ohne Aeltern und Angehörige sei, indem sein Vater als Sergeant bei Jena erschossen worden und seine Mutter auf die Nachricht hiervon bei der zu frühen Geburt des Knaben gestorben sei, so gab ich ihn einer alten Frau in Pflege und nahm ihn dann bei unserer Rückkehr nach Deutschland mit hierher."

Während dieser Erzählung hatten wir den Hügel hinter dem Dorfe erstiegen und waren in das denselben krönende parkartige Wäldchen eingetreten. Auf einem breiten Fußwege, welcher das Wäldchen durchschnitt, kam uns der Lahme schon wieder entgegengehinkt, den Schlüssel schon von fern erhebend.

„Der Herr Graf selbst hat es mir erlaubt und hat mir auch den Schlüssel zum Gewölbe geben lassen!“ rief er, durch die Büsche an uns vorüberreibend.

„Der Herr Graf? Schlüssel zum Gewölbe?“ fragte ich den Schulzen — „Was meint Jacques damit?“

„Sie werden gleich sehen!“ erwiderte dieser und schritt mir auf einem Seitenpfade voran ins Freie. Ich folgte, indem ich den Graben überschritt, und stand neben einem gartenartigen, von einem Eisengitter umgebenen Fleckchen Land, welches einen wohlgepflegten Rasen und mehrere Blumenbeete zeigte, und dem gegenüber, an der andern Seite des Wegs, sich der Friedhof des Dorfs hinabzog. Gefesselt von der herrlichen Aussicht, ließ ich meine Blicke an dem Elmwalde und Huy hinweg über unzählige freundliche Dörfer bis zum fernen blauen Kamm des Harzes schweifen und brach abermals in Heinrich's IV. Ausruf aus: „Sachsen ist ein schönes Land!“

Da rief der alte Schulze nach einer Pause, während welcher ich den Lahmen die Eisenthür hinter mir aufschließen hörte: „Nun drehen Sie sich auch einmal um und betrachten Sie, was Sachsen sonst noch Gutes aufzuweisen hat!“

Ich wandte mich und — war betroffen über das, was sich meinen Augen darbot.

Vor einer hohen, architektonisch schön ausgeführten Mauerblende erhob sich auf einem kolossalen Marmorwürfel das Riesenstandbild eines Kriegers von weißem Marmor. Die Gestalt hatte den Mantel über die Schulter geschlagen, hielt in der Rechten einen zusammengerollten Schlachtplan und stützte sich mit der Linken auf einen Reitersäbel. Ohne daß ich die Inschrift des Denkmals las, wußte ich, vor wessen Bild ich stand.

Es war Gneisenau's Standbild.

Auf dem dunkeln Hintergrunde des Waldes, der einen Zubehör des von seinem Sohne jetzt bewohnten Gutes Sommerschenburg bildete, erhob es sich in leuchtender Hoheit vor meinen Blicken wie ein mahnender und zugleich tröstender Genius der Zukunft. Ich wußte, daß ich es in dieser Gegend finden würde und hatte es nur über der Festlichkeit darunten etwas aus dem Sinn verloren.

„Das ist der Wegweiser, den Sie von unten zu sehen glaubten!“ sagte der Schulze, sich meiner Verwunderung sichtlich freuend.

„Ihr habt recht, Schulze! Dieses Standbild kann unserm vaterländischen Heere als Wegweiser zu Sieg und Ruhm dienen, wie sein Urbild es wirklich einst that! Ein Führer wie dieser ist es, der unsern Kriegern fehlt, um jedem Feinde die Spitze bieten zu können!“

Der lahme Jacques schüttelte heftig den Kopf, indem er den Schlüssel zum Gewölbe wirbelnd um den Zeigefinger seiner rechten Hand drehte.

„Frankreich besiegt alles, alles!“ rief er mit funkelnden Augen, „muß alles besiegen!“

„Wie so?“ fragte ich ruhig.

„Wir sind klüger als alle, machen die ganze Welt klug: die dumme Welt will aber nichts lernen und wird besiegt!“ entgegnete er rasch.

Der Schulze sah mich lächelnd an.

„Ich denke, dieses Standbild da bewiese wenigstens in der Kriegskunst das Gegentheil!“ fuhr ich fort.

„Ein Glückszufall, daß ein Graf auch ein kluger Soldat war; aber nur aus Noth wurde er zum Führer gemacht!“ rief der Lahme eifrig. „Bei uns, bei den Franzosen, wird der gemeine Soldat General, wenn er dazu taugt, und der Graf bleibt gemeiner Soldat, wenn er zu weiter nichts taugt.“

„Du Narr!“ sagte der Schulze lachend; „glaubst du denn, daß bei uns die wichtigsten Posten nicht auch mit den fähigsten Leuten besetzt werden?“

„Nein! Bei euch wird nur der etwas, der Geld oder Verwandte hat, und wer beides nicht hat, kommt zu nichts, ob er auch der klügste Mensch von der Welt ist! Eure Offiziere sind vom obersten bis zum untersten Edelleute, die die Armee als eine Versorgungsanstalt ansehen, weil sie keine Lust haben, etwas anderes zu lernen! Die Nichtadelichen darunter sind auch größtentheils Söhne reicher Aeltern, die ein nobles Fach ergreifen wollen, was zugleich nicht schwer zu erlernen ist! Der arme tüchtige Kopf aber bringt es bis zum Feldwebel und nicht weiter! — Und mit solchen Herren wollt ihr uns schlagen? Das sich Gott erbarme!“

Als der Lahme diese Worte mit der größten Heftigkeit herausgestoßen hatte, sah ich den

Schulzen wagend an; beriet aber schmunzelnd lächelnd den Kopf; — eben wollte ich etwas erwidern, als der Lahme zu eifern fortfuhr:

„Habt ihr denn unsern Kaiser durch etwas anderes besiegt als durch Verrath und Uebermacht? Was wollen denn alle eure gräflichen und fürstlichen Feldherren gegen seine Marschälle sagen? Zieht nur hin in den Kampf, ihr werdet sie wiederfinden, werdet den Unterschied merken! Zwischen Paraden und Feldzügen ist ein Unterschied! Warum seid ihr denn auf den Kaiser, auf den jetzigen, mein' ich, so erbost? Etwa darum, weil er kommen könnte, um euch die schweren Steuern abzunehmen, die ihr seit Ueberwindung seines Onkels wieder zu tragen habt? Etwa darum, weil er unter euch das Verdienst und Talent von dem Druck der Bevorrechtung befreien könnte? Weil er euch aus Knechten zu vernünftigen Menschen machen könnte?"

Jetzt erhob aber der alte Schulze mit zorniger Miene seinen Knotenstock.

„Nun ist's genug! Ueber Dinge, die du nicht verstehst, wollen wir dein Geschwätz nicht hören!"

„Woher kommen dem Menschen diese Worte?" fragte ich verwundert.

„Er ist von einem alten Schulmeister unterrichtet, der der Revolution und dem Kaiser sehr ergeben war, und was er bis in sein achtes Jahr dort in seinem Dorfe gelesen und gehört hat, habe ich bis heutigen Tags nicht aus ihm herausgeprügeln können", erwiderte der Alte.

„Und ihr werdet es auch nimmermehr!" schrie der Lahme wieder. „Sagt, was ihr wollt, Frankreich ist das erste Land der Welt! — Vive la France!"

Der Alte führte einen Schlag nach seinem widerspenstigen Pflegling, dieser aber rettete sich aus dem Bereich seines Stocks an die andere Seite des Blumenbeets, welches uns von dem Denkmal noch trennte, und fing nun an, uns beiden und dem Denkmal zum Trotz, die Marseillaise zu singen, indem er vor dem Piedestal heftig auf- und niedermarschirte und den Schlüssel dabei durch die Lüfte schwang.

Der Anblick hatte doch bei allem Aergerlichen etwas zu Possirliches, als daß ich dies nicht offen hätte an den Tag legen sollen.

Der Alte senkte augenblicklich seinen Stock und lachte mit, indem er kopfschüttelnd sagte: „Der Bengel ist verrückt! Was soll man sich über ihn ärgern? Machte er's doch damals bei der Enthüllung dieses Denkmals in Gegenwart unsers Königs ebenso!"

„Was sagt Ihr?" fragte ich verwundert, „in Gegenwart des Königs?"

„Freilich! Zwischen dem ersten und zweiten Kanonenschuß rief der Spitzbube von jener Pappel herunter: ‚Vive la France!' Als der Dorfdiener und die Bauern ihn bei den Beinen von dem Baume herunterzogen und durchprügelten, schrie er nur immer noch lauender: ‚Es lebe der Kaiser! Nieder mit den Preußen!'"

Ich schüttelte den Kopf.

„Ja, Herr, die Offiziere und Soldaten lachten damals auch und unser König, wenn er es gehört hätte, würde auch über das verrückte Geschrei gelacht haben; — ich aber ärgerte mich damals sehr und gelobte, den Bengel für immer wegschaffen und einsperren. Doch da kamen die Bauern selbst und baten für ihn und meine Kinder und Enkel wollten ihn nicht weglassen — so ist er denn doch geblieben!"

„Laßt ihn auch nur ferner gewähren! Sein Schimpfen erhält das Nationalgefühl in euch rege und beweist, daß er uns um etwas beneidet", sagte ich, mich in den Anblick des Denkmals vertiefend.

„Ihr habt recht, aber in Gegenwart des Bildes dieses großen Mannes will ich seine Lästerungen nicht ferner hören!"

Damit ließ sich der Alte von dem Lahmen den Schlüssel geben und hieß ihn bei strenger Strafe sich entfernen. Jacques gehorchte insoweit, daß er den Weg durch die Kornfelder zurückging, von dort aber immer nach uns zurückhauschte.

Nachdem wir auch die Gneisenau'sche Familiengruft, deren westliche Schutzwand die Mauerblende der Statue bildete, besucht hatten und der alte Schulze mir manchen Zug aus dem Leben des Helden und seines andern Ich, Blücher's, mit einer Wärme und Lebendigkeit erzählt hatte, die einen wohlthuenden Beweis für den preußischen und deutschen Patriotismus des alten Bauern lieferte, verließen wir die ehrwürdige Grabstätte wieder.

„Ich sage mir immer", sprach der Alte, die Gitterthür wieder schließend, „die Hauptsache ist, daß man gern Soldat ist und sein Vaterland liebt, dann werden sich im Kriege auch die rechten Führer finden!"

„Habt keine Sorgen, Alter! Die vorher fertigen Feldherren waren nie die rechten, der Krieg macht sie erst!" erwiderte ich. „Ich glaube, auf Euer Preußen kann man bauen!"

„Herr, das kennt Ihr, so wahr Gott lebt!"

rief der Alte, mir mit Thränen in den Augen die Hand drückend, — „und in jeder Hinsicht jetzt! Ihr seid kein Preuße; ich will Euch auch nicht fragen, ob Ihr aus dem Süden oder Westen oder Norden unsers deutschen Vaterlandes seid, mag auch nicht wissen, ob Ihr unter Preußen schon früher für das erste deutsche Land gehalten habt —"

„Nicht immer, guter Alter!"

„Gut, ich bin auch überzeugt, daß Ihr Euer Gründe dazu gehabt haben mögt", fuhr der Alte fort, meine Hand noch immer in der seinigen behaltend, die vor Anstrengung zitterte; „aber um so sicherer glaube ich, daß Ihr jetzt anderer Meinung sein werdet!"

Damit ließ der alte Bauer, wie seiner selbst nicht mehr mächtig, meine Hand los, legte mit der linken seinen Hut leiser und hob seinen Knotenstock wie zu einem Hiebe gegen unsichtbare Gegner auf.

„Wenn Ihr mich noch nicht hättet, so würdet Ihr mich von diesem Augenblick an haben, Schulze!" entgegnete ich, ihm auf die Schulter klopfend.

„Na, das soll ein Wort sein!" rief der Alte mit funkelnden Augen, aber völlig beruhigt. „Wozu auch der Redensarten weiter? Wenn die Sache reif ist, wird sie schon fertig werden. Und nun kommt weiter hinunter zum Hofe! Unser Herr Pfarrer, der Gastwirt und der Doctor werden alle dort sein; mit denen wollen wir noch ein Wörtchen beim Glase reden; die denken alle wie ich; kommt!"

Als ich mich entschuldigen wollte, nahm der Alte meinen Arm und zog mich nach dem Fahrwege hin, welcher durch das Korn nach dem Dorfe hinabführte. Hier hatte Jeannot gelauert und sprang nun hervor.

„Bist du ungehorsamer Saupremenier doch noch hier?" fuhr der Schulze auf.

„Ich muß doch die Schlüssel wieder zum Herrn Grafen bringen?" rief der Fahme, einen weiten Bogen um uns nach dem Mausoleum zu beschreibend.

„Nun so thue das, du — Tauendiasha! Aber laß dich vor morgen früh nicht wieder bei mir sehen! Heute will ich von Frankreich nichts mehr wissen!"

Damit schritten wir durch die üppigen Kornfelder dem Dorfe wieder zu, aus welchem uns Musik und fröhliches Gelächter entgegenschallten. Die Eichen und Buchen des Wäldchens aber schienen die ernste Gestalt des Helden freudiger zu umrauschen, als ich ihm bei einer Wendung unsers Weges den letzten Abschiedsblick zusandte.

Anregungen.

Sie und Er und Er und Sie.

Einige Wochen lang war Paris mit zwei Werken beschäftigt, in denen George Sand, die geistvolle Dichterin, ihr früheres Verhältniß zu Alfred de Musset darstellte, und wiederum der Bruder des letztern, der unter wenig erfreulichen Umständen gestorben ist, Paul de Musset, das Verhältniß seines Bruders zu George Sand.

Ohne uns in eine Entscheidung des Streites, der etwas, wie sich denken läßt, bedeutend Aufklärendes hat und dessen nächste Veranlassungen wir nicht kennen, einzulassen, wollen wir den Inhalt beider Werke erzählen.

Sie und Er.

Therese, eine junge Malerin, lebt still zurückgezogen in Paris von dem Ertrage ihrer Arbeit. Ihr junger Kunstgenosse, Laurent, fuhrt sich bei ihr ein. Er besitzt viel Talent, ist aber mit einem reizbaren Nervensystem begabt, das ihn bald auf die Höhen, bald in die Tiefen des menschlichen Daseins führt und das Resultat dieser Extreme ist Ueberdruß und Zerfallenheit. Therese ist älter als er, ist ruhig und besonnen; ihr Wesen wirkt wohlthuend auf ihn, er drängt sich an sie. Sie bedauert ihn und wünscht ihn zu heilen. Sie will ihn heben, will ihn zu sich heranziehen. Die Folge ist, daß sein leicht zum Enthusiasmus übergehendes Naturell aus ihrer Freundschaft Liebe macht. Therese kann nicht seine Gattin werden, frühere Verhältnisse verbieten dies; so entsteht ein Verhältniß. Aber kaum auf diese Weise mit einem Anrecht auf sie begabt, quält er sie auch schon mit seinen Launen, und ihr empörter Stolz wendet ihr Herz von ihm und sie brechen. Sein zügelloses Leben wirft ihn aufs Krankenlager. Therese eilt zu ihm, pflegt ihn und opfert ihm ihren letzten Sou. Sie trennen sich dann wieder. In der Ferne vergrößert er ihre Verdienste um ihn, seine Einbildungskraft erhebt sie zu einem Engel und er eilt ihr wieder nach. Sie will soeben einem langjährigen Freunde ihre Hand reichen. Er hört diese Beziehung. Kaum aber duldet sie ihn in ihrer Nähe, so quält er sie aufs neue mit seinen Launen, und um Wechsel in sein Leben zu bringen, wirft er sich in die Vergnügungen, soupirt mit den Tänzerinnen der Großen Oper u. s. w. Dies Spiel wiederholt sich wieder und wieder, bis sie, zur Verzweiflung gebracht, die Flucht ergreift und auf die Liebe der Männer, die ihr eine Sklaverei geworden, verzichtet, um sich ganz ihrem Kinde zu widmen, das

für tot geglaubt und in dem Momente wiederfindet, wo ihr Herz von Weh zu zerreißen droht.

Er und Sie.

Olympe ist eine talentvolle Frau. Unter dem Namen William Gaze schreibt sie. Sie tritt in Männerkleidern auf, eine Zigarre im Munde. Sie hat ein Verhältnis mit einem jungen Manne gehabt, zwingt ihn, da sie seiner überdrüssig ist, zu reisen, begleitet ihn, den trostlosen Geliebten, bis zur Postkutsche, an den Postwagen, reicht ihm hier noch einmal die Hand und als der Postillon die Pferde antreibt, wendet sie sich mit erleichtertem Herzen ab und ruft: „Den bin ich los!" Bald darauf lernt sie Falconey kennen, einen jungen Mann, jünger als sie selbst, vielleicht zwanzig Jahre alt, schön, begabt, talentvoll. Er besucht sie, findet sie à la Turque auf der Erde sitzend und rauchend. Sie fesselt ihn und bald hängt er nur an ihren Blicken. Sie reisen nach Italien. In Florenz wird seine Eifersucht rege. Er sieht sie eines Tags im Palazzo Pitti am Arme eines Fremden. Als er sie fragt, leugnet sie. Ihre kalte Ruhe überzeugt ihn und demnach spricht sie eine Lüge aus. Sein Mißtrauen, einmal rege, bewacht sie nun auf allen Schritten. Sie spottet seiner. Von Florenz gehen sie nach Neapel. Hier schwelgen sie mit dichterischem Geiste anfangs in der unvergleichlichen Schönheit der Umgebung, besteigen den Vesuv, besuchen Capri und ruhen nicht, zu sehen und zu genießen, bis die erschöpfte Natur ihre Rechte geltend macht und sie ermatten. Olympe liegt im Bett, Falconey begleitet noch einen Freund an den Landungsplatz, legt sich der Sonne aus und bekommt ein bösartiges Fieber. Ein Arzt wird gerufen, er soll ihm Ader lassen und kann nicht sehen, wo die Ader liegt. Er verspricht, einen jungen Adepten seiner Kunst zu senden. Indessen steigert sich das Uebel. Falconey fühlt die Lebenskraft in sich schon schwinden, in seinem Haupte ist es wirr. Da endlich — es ist Abend — öffnet sich die Thür und ein junger Arzt, Sohn dieser südlichen Sonne, tritt herein. Olympe, bei seinem Erscheinen, springt auf, eilt ihm entgegen, wirft sich ihm an die Brust und ruft: „Retten Sie ihn!" Falconey liegt fast bewußtlos da; dennoch bleibt ihm so viel Besinnung, sich über diesen Akt seiner Geliebten zu verwundern und zwischen den Zähnen zu murmeln: „Warum starzte sie nicht auch dem Alten an die Brust?" Die Krankheit des, wie man sieht, reizbar Eifersüchtigen steigert sich und führt Falconey bei einem Haar nur am Tode vorüber. Olympe pflegt ihn unermüdlich und der junge Arzt steht ihr darin bei. Nach sechs schweren Fiebertagen aus einer langen Ohnmacht erwachend, schaut Falconey mit halbem Auge um sich und gewahrt am andern Ende des Zimmers schattenartig zwei Gestalten, die — ihn schlafend glauben. Er schließt das Auge und verliert die Besinnung. Als er sich gesammelt, wird das Mittagessen für Olympe aufgetragen, der junge Arzt tritt ein, sie fordert ihn auf, es mit ihr zu teilen; er zieht sein Taschenmesser hervor und legt sich damit vor, es ist nur ein Glas auf der Karte und dennoch trinken beide. Ein leiser Schlaf folgt ihrer Mahlzeit und als er erwacht, fühlt er das Leben in sich zurückgekehrt. Aber — mit dem Bewußtsein dieser Stärke überkommt ihn auch die Ueberzeugung von der Unwürdigkeit seiner Geliebten; sobald er es vermag, erklärt er ihr, daß sein Herz für sie erkaltet und er genesen sei, sie dem Arzte zurückgebend. Sie leugnet wieder, nennt seine Anklage die Grillen eines Fieberkranken und droht, ihn in ein Narrenhaus zu schicken. Er sucht, daß diese Drohung Wahrheit werden könnte, denn in ihrem Auge liegt etwas auf wie Wut und Rache. Sie kann es nicht ertragen, daß er, nach Paris zurückkehrend, dort schreiben würde, er hätte sie verlassen, weil sie sich einem Unwürdigen hingegeben. Mit großer Mühe entgeht er der ihm drohenden Gefahr, indem er sich an ihre Schritte heftet und eine Verabredung mit dem Italiener verhindert. Ueberwunden, gesteht sie endlich ihren Fehltritt ein und ergibt sich darein, zurückzubleiben. Falconey reist nach Paris ab. Seine Freunde erkennen ihn kaum wieder. Er ist nicht mehr der Falconey wie sonst, er ist ein anderer geworden. Tiefe Melancholie hat ihn ergriffen. Er hofft und wünscht nichts mehr. Um dieser Apathie seiner Seele zu entfliehen, stürzt er sich in ein Meer von Zerstreuungen; Spiel und Wein sollen ihm die Zeit töten, die er tot sein Talent nicht mehr anerkennen kann. Trotzdem konnte er Olympe nicht vergessen, immer wieder trat ihr Bild vor seine Seele. Indessen erschienen von William Gaze verschiedene Schriften, welche sein Talent in ein neues Licht stellten, und Falconey freute sich, durch sein Zusammenleben mit ihr zu der Entwickelung der Anlagen Olympes beigetragen zu haben. Sie erneute jetzt die Freuden ihres Umgangs mit ihm. Aber sie hatte Falconey nicht aufgegeben; sie hatte es nicht verschmerzt, sich von ihm verlassen zu finden. Sie folgte ihm, kam in Paris an und warf sich zu seinen Füßen, sie wollte nicht leben ohne ihn und um zu beweisen, wie wenig ihr Talent wert sei ohne seine Liebe, schnitt sie ihr köstliches schwarzes Haar ab — dies Haar, das er so sehr bewundert — und sandte es ihm. Diese That verfehlte ihre Wirkung nicht. Er verzieh. Aber war es das letzte mal für ihn, ihr seine Verzeihung angedeihen zu lassen? Leider nein! Kaum versöhnt, eine neue Intrigantin. Er sagte ihr abermals Lebewohl, eilte nach Paris und — lag im Fieber. An seinem Lager saß diesmal sein Freund — sein Bruder. „Sage mir nun, warum William Gaze mit einer solchen Heftigkeit den Ruf der Männer anfällt, welche sie getrübt?" fragte er ihn sinnend. „Welchen Vorteil gewährt es ihr, gleich der Spinne die Mücken zu verschlingen?" „Es ist vielleicht ihr Stolz", erwiderte dieser, „die begabte Frau will sich keiner menschlichen Schwäche ziehen lassen." „In Bezug auf mich

sei ihr die Gerechtigkeit gewährt, daß sie meinen Namen unangetastet gelassen." „Bis jetzt. Warten wir das Ende ab." „Wie? Sie könnte auch meinen Namen in den Staub ziehen, wenn ich nicht mehr bin?" „Dafür bin ich da." Und sein Freund nahm den Brief, welcher William Gay an Rainonen geschrieben, in Empfang und als die Stunde gekommen, erfüllte er sein dem Sterbenden gegebenes Versprechen.

* * *

Das sind die Begebnisse, die zu allen, allen Zeiten in der Geschichte hervorragender Talente wiederkehrten, auch allmählich durch Briefwechsel und sonstige nachgelassene Lebensspuren bekannt wurden, noch nie aber so wie jetzt, frisch und unmittelbar noch bei Lebzeiten der nächsten Betheiligten in die Oeffentlichkeit traten.

An George Sand, dieser bei alledem und alledem doch geistvollen und bewunderungswürdigen Frau, ist es wahrhaft beklagenswerth, daß sie solange produzirt. Ihr Sinn ist so erhitzert, ihre verfehlte dramatische Carrière hat ihrer guten Laune vollends den Rest gegeben und Wut und Feder mit Zorn und Rache erfüllt. Niemand macht es ihr noch recht, weder die Männer noch die Frauen.

So in ihrem neuen Roman „Der Schneemann". Durch irgendeine neue Bekanntschaft mit einem Nordländer oder eine Reisebeschreibung muß ihre Phantasie sich in die Schneeregionen versetzt haben; ihr „Homme de neige" ist ein schwedischer Grafmann, der, als jüngerer Sohn, der Güter seines Vaters nur besitzen kann, wenn er der älteste wird und darum den rechtmäßigen Erben nebst Frau und Kind aus dem Wege räumt. Diese Geschichte seiner Verbrechen, eingeflochten in die romantische Sagenwelt des Nordens, mit alten Schlössern, Geistern, wundervollen Naturschilderungen, Märchen und Sitten und Traditionen gewürzt, gibt sie uns in zwei Theilen. Wieder tritt sie mit gewandter Hand auf, sowol was die Sprache als auch die Komposition betrifft, und was uns nicht wunder nimmt, die Liebe spielt dabei gar keine Rolle mehr und Frauen überhaupt treten nur ganz nebenher auf, während ein Advocat und ein junger Mann mit einem Puppenkasten die Hauptpersonen sind. Nur im Vorbeigehen ist von Paris die Rede. Sie nennt die jetzigen Frauen dort den Ruin der Männerwelt. Die Arme hat mit der ganzen Welt gebrochen.

Tierlyriker.

Von Ludwig Seeger.

VI.

Ein Zeitbedürfniß, ein tiefgefühltes,
Das Befriedigung fordert mit aller Gewalt,
Ein Kindergarten ist's, eine große
Elementarbewahranstalt!

VII.

Ein Sprosser, krank im Liebeswehn,
Sang über alle maßen schön.
Von seinen schmelzenden Accorden,
Von all der süßen Liederfunst
War einem Hahn ganz schwül geworden
„Müßiger Dienst um Frauengunst,
Unnützige Arbeit!" sprach er keck
„Wenn unsereins der Hafer sticht,
Macht man so viele Worten nicht,
Nur kommt doch allegrr zum Zweck."

VIII

Sieh', da zieht er feuersprühend, überstrahlend jeden Stern'
Dem Kometenschweif erblick' ich, aber leider keinen Kern.

IX.

Diese Verse, schilfrohrartig,
Steif und hörnern, schwerbeschreitend,
Ganz Norwegen, stumpf und schartig,
Ueber Liebe sich verbreitend —
Dürre Blätter sind's, vermittert,
Schwer nur ist's herauszulesen,
Daß sie einst im Wind gezittert,
Daß sie jemals grün gewesen.

X.

Du hast dich weidlich abgequält
In Versen und was vorzustellen,
Betrübter Mann, dir hat gefehlt
Zur Kunst nichts weiter als das Können.
Ein Dichter bist du nicht zunächst,
Doch kannst du immer noch auf Sitten,
Wenn du die Feder niederlegst,
Ein guter, braver Leser werden.

XI.

Wir haben alles, wie's der Brauch,
Gepriesen sei Loyola'
Wir haben unsre Poeten auch
Mit Cingulum und Stola.
Von Stein auf athmen sie Klosterluft
Und tragen schwarze Röckchen;
Ihr Lied ist lauter Weihrauchduft
Und klingt wie Meßnerglöckchen.
Schlagt auf ihr zierliches Goldschnittbuch,
Und noch nach Tagen und Wochen
Verspürt ihr immer den frommen Geruch
Von alten heiligen Knochen.
Sie reden so sanft, sie lächeln so süß,
Verklärt in unendlichem Sehnen;
Ihr Wesen ist wie süßes Gemüs,
Weihwasser sind ihre Thränen.
Und wer es liest, der ist geweiht
Und kreuzigt seine Gefühle;
Da prim derricht ewige Kastenzeit
Und Aschermittwochkühle.

XII.

Ob manches Lied der Wind verweht,
Nicht alles ist übel gerathen.
Zehn Kupfermünzen schlägt der Poet,
Wie einmal einen Dukaten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band — Nr. 4. — Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Der heilige Hieronymus. Von Günther von Freiberg. I. II. III. — Mythische Jahreszeiten. Von Dr. Schlosser. III. Die Regenmacher. — Divinationen. Von Dr. Schindler. I. — Charles Dickens als Vorleser. — Alexander von Humboldt. — Die Sinne. — Aus meinem Tagebuch. Von Friedrich Spielhagen.

Der heilige Hieronymus.

Von Günther von Freiberg.

I.

An einem Sommertage des Jahres 364 n. Chr. trieb es eine Anzahl junger Schüler durch die myrtenduftenden Gänge eines öffentlichen Gartens zu Rom. Lustwandelnd am Fuße des Capitols, die würzige Südluft athmend, inzwischen mit den schönen Blumenmädchen tändelnd, so lernte die Jugend Weisheit, so schlürfte sie Wahrheitslehre und den Genuß der Schönheit zugleich.

Der helle, kecke Jugendsinn leuchtete auf den Stirnen dieser Römer, die denkenden, forschenden Augen bildeten einen seltsamen Gegensatz zu ihren weichgeformten Lippen, ihre Physiognomieen veranschaulichten deutlich jenes geistreiche Genußleben, das ihr Jahrhundert erzeugt hatte.

Einzelne lagerten auf Rasenbänken, andere unter dem frischen Grün eines Olivenboskets und den üppigen Zweigen der Orangenbäume, aus deren schwärzlichem Laube die weiße Blüte und der goldfarbene Ball hervorschimmerten und die sich zu den kräftig schönen Gestalten zu neigen schienen, gleichsam um ihnen die Mühe zu ersparen, nach den Früchten und Blumen erst die Hände ausstrecken zu müssen.

„So werden die Freigegebenen bald reicher als die Patricier sein!“ rief lachend ein braunlockiger Jüngling, der mit einem Griffel einige Buchstaben in seine wächserne Schreibtafel eintrug.

„Wie meinst du das, Konstantin?“ wagte ein anderer, der seine weiße Toga über den Boden schleifte und dem ein geldstrotzender Page mehrere Bücher nachtrug.

„Kurz!“, antwortete der Braune, „gab unlängst einen Sklaven frei, und glaubst du, daß jener Mensch im Theater so viel zusammenbrachte, daß er jetzt — wie nur der Centoren wenige es können — eine Heerde purpurgefärbter Schafe hält?“

„Weiter nichts? Das ist bereits veraltet.“

„Auch ein Selbstmord geschah“, berichtete ein anderer junger Römer. „Valerius, der Bruder Severs, nahm den Giftbecher, da er mit einer halben Million nicht wagte, weiter unter uns zu leben.“

„Er that recht daran. Der kurze Schritt hinüber zu den Schatten, was kostet er, im Vergleich mit einem langen, elenden Leben?“

„Ich hörte einen Hirten sagen, er sei glücklich“, lachte der Braune.

„Ich glaubte ihm damals.“

„Warum nicht? Der Arme kann fröhlich sein, wenn er nicht verlorenen Reichthum betrauert. Bekümmert dich, was du nie besessen hast?“

„Du bist ein Philosoph, Flavius! Wärst du nicht ein Römer, und wie wir alle getauft, ich

glaube, du gingst aus freier Wahl zum Christen-
tum über. Wir haben dich unlängst mit Hie-
ronymus bei den Katakomben umherschweifen."

„O, wäre ich wie Hieronymus", entgegnete Flavius. „Er, ein Heide, trägt nicht die derselbe Geneigtheit zur Schau, die wir gegen unsere Religion hegen, seitdem sie dem Kaiserreiche nichts Neues mehr ist. Ihn dürstet nach der wahren Erkenntnis, nach Offenbarungen der Genien und Dämonen —"

„Laß dein Predigen!" sagte ungeduldig Maximinian und rief gleich darauf dem Braunlockigen zu: „Konstantin, was berichtigt du dort am Pi-
nienstamm?"

„Eine Nachricht", erwiderte der ausgelassene Konstantin, der seine Tafel an einen Baum hing; „eine Nachricht, die des Flavius Worten ein Ende machen und ihn zum Pessimisten weiden wird. So, nun könnt ihr lesen."

Auf der Tafel stand geschrieben: „Lydia ist in Rom!"

„Lydia! Unsere Psyche?" tönte es wie aus Einem Munde.

„Konstantin, lügst du, so zerreißen wir dich! Sprichst du wahr, geben wir dir ein Fest, wie Rom noch keins gesehen und auf dem Lydia tanzen soll."

„Sie ist wieder da, ich schwöre es euch. Du, Avitus, Maximinian, glüht doch nicht gleich über und über wie Rubin, den man gegen die Sonne hält! Seht, Flavius wird bleich wie ein Ver-
gifteter — doch hört!"

„Wie ihr wißt, entführten uns Fremdlinge die Tänzerin über das Meer; alle Nachforschungen waren vergeblich, man gab sie verloren. Heute in der Frühe wandle ich ihrem Hause vorüber — auf den vergoldeten Stufen erblickt' ich — — sie."

„Das sagst du erst jetzt?" zürnten die andern.

„Ich schreie auf; sie lacht auf. ‚Psyche!' rufe ich, ‚du wieder hier? Wo warst du all die Zeit?' und sie sei wie unsinnig vor ihr nieder und küßte ihr Füße und Kleid. ‚In Rom war ich und wollte leben, ob ihr euch, wie ihr geschworen, während meiner Abwesenheit das Leben nehmen würdet. Das Gerücht meiner Entführung hat Zaufia, meine Sklavin, ausgestreut, und ich hab' die dreißig Tage dagelegen, zuweilen mich ans Fenster schleichend und mich gefreut, wie munter und fröhlich ihr alle meiner Schwelle vor-
beigingt. Keiner fragte nach mir. Ihr hattet eure Psyche sterben lassen! Nur einer schluchzte des Nachts vor meiner Pforte. Da habe ich mit-
geweint, beim Zeus!' Und lachend lief sie in das Haus zurück."

Während man sich um den Erzähler drängte und die Worte noch von seinen Lippen flog, schritt inmitten durch diesen Haufen leidenschaftlich erregter Gemüter plötzlich ein neuangekommener Scholast, hoch und still wie ein feierlich-ernster Gedanke durch ein wildjauchzendes Vieh.

Die tobende Schar wich unwillkürlich auseinander und der Ausruf „Lydia, Psyche" verstummte vor dem Namen Hieronymus. So trat der Jüngling mit dem müden, bleichen Antlitz unter sie. Kein Lächeln umspielte den feingeschnit-
tenen festen Mund und seine dunkel brennenden dunkelblauen Augen blickten fast gleichgültig unter den schwarzen Wimpern hervor. Unter dem linken Arm trug er ein zusammengerolltes Pergament, über dem rechten den Zipfel seines violetten Mantels, der dunkel über sein weißes Gewand fiel.

„Lydia ist auferstanden!" jauchzten ihm die Freunde jetzt entgegen.

„Lydia? Wer ist das?"

„Dir, Hieronymus, sei diese Frage vergeben; du bist ein Fremder und weißt nicht, daß Lydia die schönste der Frauen ist. Du wirst sie sehen — Lydia tanzt und singt! Nein, sie schwebt, sie flattert, sie kost. Aber was verstehst du von so vieler Kunst und Schönheit!"

„Haltet mich nicht für einen Barbaren", sagte erregt Hieronymus, „weil ich fern aus Panno-
nien zu euch gekommen."

„Er hat recht, er hat recht!" erscholl es; „bewundert jemand die hellenischen Götterbilder, so ist es Hieronymus."

„Gleicht sie denen?" fragte der Jüngling.

„Denen und wieder nicht denen; nur sich selbst gleicht sie, die unvergleichlich ist. Frage das Feuer, wie es beschrieben sein will, und es wird dir hell und heiß entgegenflammen, dich blenden und versehren."

Flavius riß eine Rose vom Strauche und hielt sie Hieronymus vor das Antlitz.

„Frage die Purpurrose", rief er, „und sie wird dich anhauchen mit tausendfacher Liebe!"

Hieronymus erfaßte die Blume und sog mit seltsamem Blick den Duft ihres Kelches ein.

Avitus aber sagte: „Es ist das ewige Lied von weißen Schultern, darüber schwarze, seidene Locken fallen, das Lied von schwellenden Granat-
lippen —"

„Still doch", unterbrach ihn Konstantin, „was

ſchwatzen wir dem Hieronymus vor? Was gilt ihm unſer Rauſch, unſer Entzücken, was iſt ihm ein Mädchen? Die Wiſſenſchaft iſt ſeine Geliebte. Er krönt das Haupt mit Blumen und erſcheint auf unſern Feſten, wie ein Schatten aus dem Jenſeits noch aus Gewohnheit oder Mitleid zugeſellt."

Ein Funke ſprühte aus Hieronymus' verſchleiertem Auge, er ſchien plötzlich wie aus dem Traume zu einem neuen Leben zu erwachen, und das Haupt mit dem langflatternden Haar in den Nacken werfend, rief er:

„O ihr, die ihr dahrbt und mich verſpottet wegen meiner Studien, meiner Gleichgültigkeit der euern Freuden — o, könnte ich dieſes Leben ſo friſch, ſo voll genießen wie ihr! Preiſet meine Abgeſchloſſenheit nicht als mein Verdienſt, nennt ſie Verachtung! Denn ich fordere von dieſer Welt mehr als ihr alle! Weil ich unerſättlich bin, iſt mir kein Genuß des Genießens würdig. Gebt mir mit euern Prunkgewändern, euerm Wein, euerer Schwelgerei! Zeigt mir das Land, wo die Sterne uns näher ſtehen, die Blumen nie verwelken, da will ich befriedigt ſein!"

„Das findeſt du nur im Olymp, Freund", lautete die Antwort.

„Vielleicht im Paradieſe", ſagte der Schwärmer, in ſeine frühere Melancholie verſunken.

„Die Zeit wird kommen, die es dich lehrt."

„Die Zeit iſt ſchon da!" ſprach Hieronymus ernſt; doch mit der Hand über die Stirn fahrend und in einen raſchen kühnen Ton übergehend, rief er:

„Doch mögt ihr recht haben, die Zeit iſt noch nicht reif; oder ich bin es noch nicht. Gleichviel! Ich will mit euch leben ſo gut ich es vermag, nur lobt und ehrt mich niemals wieder; es demüthigt mich. Ich haſſe dieſe Bücher, dieſe gelehrten Schriften! Hier zertrete ich das Pergament unter meinen Füßen — könnte ich unvernünftig ſein, mich tauchen in das roſendunkle Bad der Freude —"

„Evoe, evoe!" jauchzten die Geſährten ihm zu.

„Evoe!" rief eine ſilberhelle Mädchenſtimme ganz in der Nähe.

„Sie iſt es!" jubelten alle und ſtürzten ſich einem zweiten Haufen junger Männer entgegen, die auf ihren Schultern einen goldenen Tragſeſſel trugen, darin Lydia ſaß, genannt Pyche; denn ſie beſaß die zarte, blumenhafte Anmuth der Amorsbraut.

Emporgetragen von einer Menge, welche ſie vergötterte, grüßte, nickte und ſtreute Lydia Roſenblätter nach allen Seiten hin. Die Luft aber blieb dieſe Blättchen auf ihr weiches Gewand zurück, ſodaß ſie ganz davon überſtreut war. Ein Blick verherrlichte Aurora ſchwebte ſie ſo über den Häuptern ihrer Freunde.

Unter den Kruchtbäumen ſprang ſie herab von ihrem hohen Sitz und trat in den Schatten einer Pinie, um deren Stamm ſie den Arm ſchlang. Hieronymus trat hinter dem Baum hervor, ſchaute ſie an und taumelte wie ein Trunkener an eine Säule zurück; es war ihm, als riſſe etwas in ſeinem Herzen entzwei und doch wieder, als athme er den erſten friſchen Hauch ſeines Lebens.

Lydia ſtand da und ſcherzte mit ihren Freunden; ſie ging nach und nach aus dem Geſpräch in Stellungen, zuletzt in einen Tanz über, der meiſt aus Bewegungen der Arme, des Oberkörpers beſteht, während die Füße auf den Spitzen in mondhellem Feenſchreiten bleiben. So ſchwebt ſie an Hieronymus vorüber, der noch, bleich und verwirrt, mit vorgebogenem Haupt, an der Säule lehnt; ihr Blick trifft den herrlichen Jüngling — ſie bebt zuſammen, — ihre Kniee ſchwanken — ſie kommt aus dem Takt, ſie nähert ſich ihm wie von unwiderſtehlicher Gewalt getrieben — jetzt ſteht ſie vor ihm, langſam ſinkt ſie in die Kniee, hebt den vollen Kranz — aus Blumen und Früchten gewunden, — von ihrem Haupte und reicht ihn Hieronymus, als weihte ſie ihm wie einer Gottheit ein Opfer.

Die Umſtehenden murmeln, ſchreien auf, ſie wiſſen nicht, iſt es Spiel oder Ernſt?

Doch Hieronymus hat Pyche aufgehoben, mit einem Jubelruf an ſeine Bruſt gepreßt und ſie auf ſeinen Armen mit Rieſenkraft emporhaltend, trägt er ſie mitten durch das Getümmel.

Wie ein Gott unter die Lebenden greift und eine Seele in ſein Oden hebt, ſo trug er den Römern ihre Lydia davon.

Keiner wagte dawider zu reden, noch ihm in den Weg zu treten, nur Maximinian ſagte zu Flavius: „Wir waren unklug, ſie dem Hieronymus zu zeigen — nicht ſonſt, jetzt entführte ſie uns ein Fremdling; den wird ſie lieben."

II.

Hingeſunken auf ein Ruhebett lag Pyche zwei Tage nach jenem Auftritt in ihrem luftigen Gemach, deſſen offene Thüren nach dem Garten führten und den Duft würziger Blumen hereinſtrömen ließen. Ein großer Metallſpiegel hing ihr gegenüber, in welchen ſie keinen Blick warf.

Ihr langes schwarzes Haar, worüber in der Sonne ein rothgelber Goldschimmer leuchtete, war dem Perlenbande entschlüpft und wogte in schweren Locken über ihre Schultern, an denen man unwillkührlich die durchsichtigen Schmetterlingsflügel der Psyche suchte. Heute aber schien eine unbeschreibliche Ermüdung, eine tödtliche Entsagung sie ergriffen zu haben. Nachlässig waren ihre Gewänder übergeworfen, sein hing der gelbe Shawl aus schleierartigem Stoff um ihre Glieder. Welke Blumen lagen auf dem Teppich verstreut: sie hatte sie gedankenlos entblättert; eine Schale voll Pfirsichen und Trauben stand unberührt vor ihr. Die eine goldene Sandale hatte sie von ihrem Fuß geworfen, um ihr brennendes Sohlen zu erleichtern.

Neben ihr auf dem Polster kauerte ein kleiner rothgelber Tiger, zu deren Abrichtung seit Nero's Zeiten der die Römer keine Mühe noch Weitkosten scheuten. Das bübsche unheimliche Thierchen leckte mit scharfem, spitzem Züngelein eine Strähne von Lydia's Haar und fuhr mechanisch in seine glatten Ohren.

„So sprich weiter", bat die alte Fauna, die ihrer Herrin zu Füßen saß und ihr spähend in das Antlitz sah, „sprich doch weiter, Ariadne!"

„Ja wohl Ariadne!" wiederholte Lydia bitter, „wie sie verlassen!" Und sie warf sich unmuthig auf die andere Seite, der Dienerin den weißen Nacken zuwendend; ihre Stirn in beiden Händen vergraben.

„Psyche", bat die alte Sklavin „willst du zurückfallen in dieses tödtende Schweigen, was mich und dich aufreibt? Gewinne es über dich — erzähle alles und glaube, Ibrieus kehrt wieder."

Lydia richtete sich auf und schüttelte den Kopf; dann sprach sie schmerzlich:

„Er kam nicht wieder!"

„Bi, kam er nicht, so kam Bacchus, ein Gott ebenein."

„Lästere nicht!" rief die Tänzerin. „Fauna, wie kann ich nur reden! Weiß ich doch selbst nicht, was er gethan, was er alles zu mir gesprochen!"

„Er trug dich fort, sagtest du, wie ein kühner Eroberer seine Beute?" antwortete die ruhige Stimme Fauna's. „Und weiter —"

„Weiter?" sprach das erregte Mädchen träumend und zuckte zusammen. „Weiter? Da begann eben mein Elend, ich ließ mich ruhig von ihm tragen wie ein Kind — sein Heldenantlitz lächelte über mir — glaubst du, daß ich verwundert war? Nicht doch! Sie aufgehoben, so heimatlich war es mir in seinen Armen; eine schützende Gottheit trug mich wie auf Schwingen davon. O Fauna!"

Lucie umschlang Lydia's Knieen und rief begierig: „Sage, o sage!"

„Wie weit er mich trug, weiß ich kaum — verworren ist mein Gedächtniß seitdem. Unter dem Perlenbaum des Forums stand er still mit mir; da setzte er mich sanft zur Erde — wir sahen uns immerwährend an und er sagte, daß er mich liebe; nur dies Eine, Fauna. Wie's über seine Lippen kam, das frage nicht. Und ich? Noch weiß ich's nicht, daß ich nicht vor Wonne in jenem Augenblick starb; ich sank ihm wie vorher zu Füßen — ich weinte und schluchzte, daß ich ihn wieder liebte. »So folge mir«, sprach er herrschend und überzeugend; unwiderstehlich zwingend schlang seine Stimme sich mir ums Herz, um mein leichtes, flatterhaftes, kindisches Herz. »Folge mir«, sagte er, »sei mein! Reiße dich los von allem Uebrigen — liebe mich ausschließlich, — komm!« — Darüber erschrak ich; und da fragt' ich, ob und wie er es meine? Den Tanz befahl er mir zu vergessen, Rom und alles, alles, was mich umgibt — Fauna, was will er von mir?"

„Bi, thörichtes Kind, siehst du nicht, daß er dich zur Sklavin machen wollte?"

„Ich dachte das bald; sagend machte ich den Einwurf, Rom nicht so plötzlich undankbar verlassen zu können. Ich stellte ihm vor, wie wir auch mitten in dem wogenden Treiben selig, allein für uns sein könnten. Schmerzlich schüttelte er das Haupt. »Begreift du mich nicht, unselige Verlorene?« seufzte er und heftig und zürnend rief er dann: »O, was wollt' ich auch? Ich, ich bin der Thor; armes, unwissendes Kind, vergib mir; ich war rauh und unsanft — geh' — sei glücklich — lebewohl!« O wenn ich ihn fassen könnte, den Sinn deiner Worte, rief ich schluchzend. Er stand auf und küßte mich auf die Stirn. »Lebewohl!« hauchte er. Ich sah ihn starr an — er ging — ich breitete beide Arme nach ihm aus — er aber ging — und ging immer weiter, bis ich zuletzt ihn nicht mehr sah."

Lydia schwieg und versank in dumpfes Brüten.

„Und kamst außer dir, aufgelöst nach Hause", nahm Fauna wieder das Wort, „und weintest zwei Tage und zwei Nächte."

Darüber fing die alte Dienerin selbst zu weinen an.

„Aber ich muß ihn wiedersehen", rief Lydia leidenschaftlich und sprang auf, mitten in das Ge-

nach hinein. Einige Sekunden stand sie, die Arme auf der Brust gekreuzt, das Auge gen Himmel gewandt, dann fuhr sie mit den nackten Füßen in die Sandale, schnürte sie mit krampfhafter Hast an und liegenden Haares stürzte sie durch den dunklen Garten, der Straße zu. Der kleine Tiger folgte ihr in den tollsten Sprüngen.

„Wohin?“ schrie Aquila hinter ihr her.

„Zu ihm!“ schallte die Antwort zurück und ein Echo wiederholte den Ruf:

„Zu ihm — ihm!“

Aquila eilte ihr nach.

„Wo willst du ihn finden?“

„Ein Gott wird mich ihm entgegenweisen“, rief die Liebende begeistert, und ihr weißes, flatterndes Gewand verlor sich im Schatten der Oleanderbüsche.

III

Und Pistis — ungewohnt in der Dunkelheit zu gehen, ohne daß ihr vorgeleuchtet war — Pistis wandelte dahin vor den Thoren Roms, vor denen ihr Haus lag, suchend wo die Seele im hohen Liede, die dem Bräutigam, ihrem Herrn, entgegenzieht.

Sie trieb sie nicht in die Stadt hinein, sie wandelte auf unwegsamen Pfaden, vor sich hinsingend:

Aufwärts dich,
Gegrünten dich,
Du Herrlichkeit, reich entfaltende,
Weltschönend dich,
Hegebreit dich,
Such ich dich, glanzumwebter

Wirklich leuchtete unten von ihr ein helles Licht auf; und so ging sie durch die finstere Nacht darauf zu.

Sie fühlte es nicht, wenn ihr keines Aas an einen Stein stieß, wenn ein Dorn ihn ritzte, wenn der Wind ihr das lange Haar um die Stirn trieb und ihre Augen verschleierte. Sie erklomm einen Hügel, auf dem wilder hochgelber und violetter Rhododendron wuchs; jetzt sah sie die leuchte dicht vor sich. Es war eine Fackel auf altem Gemäuer aufgesteckt. Sie stand am Eingang der Katakomben, dem Schauplatz des ersten christlichen Gottesdienstes, als die heidnischen Kaiser noch das Scepter führten.

„Hier —?“ sprach ihr Herz und klopfte hoch auf. Ihr graute nicht. Sonst war sie so furchtsam.

Sie sah umher; der Tiger war ihr bis dahin gefolgt. Beim Fackelschein blitzten seine glühenden Augen die Gebieterin an. Sie wollte ihn mit dem Fuße zurückdrängen; das Thier aber nahm es für eine Aufforderung zum Spielen und sprang an ihre Sandale.

Pistis nahm ihren Gürtel ab und band das Thier an ein Strauchgewächs fest. Mit der Fackel leuchtete sie nach dem verfallenen Eingange hin.

Männerstimmen schlugen an ihr Ohr. Behend löschte sie die Fackel wieder aus und leuchte hinter einer Mauer verborgen, indem sie sich hervorbeugte, seinen einzigen Strahlen heraus und sie blickte in eine Zelle, in welcher drei Männer sich befanden. Zwei sahen; der dritte stand vor ihnen, den Rücken ihnen zugewendet, allein sie erkannte sogleich die hohe Gestalt, das gelockte Haar und sie wiederholte bebend:

Aufblicken dich,
Gegrünten dich!

Aufgefunden hatte sie ihn; es war Hieronymus.

Aber es war nicht allein. Auf den kalten Steinen hier sich Pistis in knieender Stellung nieder, die weichen, warmen Arme gegen die harte gebrechliche Mauer gestemmt, um alles zu hören und zu sehen.

In der Zelle hing ein großes Crucifix an der Wand. Hier mußte der Wohnsitz eines Anhängers der christlichen Kirche sein und Pistis glaubte ihn in dem Manne in dunkler Kleidung zu erkennen, der Hieronymus zur rechten Hand saß, während ihm gegenüber der andere Mann ein helles Gewand mit eingewirkten seltsamen Hieroglyphen trug, wie sie die Hohepriester und Zeichendeuter zu tragen pflegten.

Ein seltsames Bild! Drinnen die drei ernsten Männer; der schöne Jüngling, der Greis und der Hohepriester im kräftigen Mannesalter mit dunkel herabwallendem Bart. Ein jeder unbekümmert um das lauschende Mädchen, welches verlassen draußen an der Mauer lehnte, neben sich den Tiger, der sich losgerissen.

Schon viel mochten die Männer gesprochen haben . . . jetzt scholl endlich die Stimme Hieronymus' deutlicher an ihr Ohr.

„Ein Wunder“, sagte er, „hat mich wenn zu dem Worte des Heilands hingezogen. Mir ward vor geraumer Zeit eine Schwester entrissen, die ich abgöttisch geliebt. Sie war mir das Ideal der Reinheit gewesen, das mich nichts über ihren Verlust zu trösten vermochte. Kurz vor ihrem Tode hatte sie noch die Taufe verlangt und starb als Christin. Es wäre ihr heißestes Verlangen gewesen, mich, den geliebten Bruder, zur selben Lehre zu bekehren, doch war ich damals,

in weltliche Studien vertieft, völlig andern Sinnes. Mir widerstand das Wesen der christlichen Lehre; mein heidnisches Blut empörte sich dawider. Mein Herz blieb verschlossen und tiefer in mich zu dringen blieb meiner sterbenden Schwester keine Zeit. Mein Schmerz kannte keine Grenzen. Ich stürzte mich in den wildesten Strudel der Zerstreuungen, ich vergrub mich in meine Bücher — umsonst. Immer kehrte ich zu ihrem Grabe wieder und befeuchtete die frische Erde mit meinen Thränen. So lag ich eines Abends hingesunken auf der theuern Stätte. Ich weiß nicht, schlief ich, wachte ich, ein Traumbild zog an mir vorüber — ein so trostreiches, glänzendes, daß ich seitdem ein anderer Mensch geworden bin. Ein Traumbild, sagte ich? Kein Traum war es, nicht bloßer Schein: eine Offenbarung des Himmels lasst mich es nennen. Meine Schwester stand lächelnd neben mir, so deutlich, als lebte sie noch, und doch war sie nicht mehr; verklärter, seliger erschien sie mir. Zwei weiße Fittiche trug sie an den Schultern; ein weißliches weites Gewand umhüllte sie, einen Lilienstengel hielt sie in den Händen. Sie faßte mich bei der Hand — ich folgte ihr. Sie ging mit mir durch unbekannte Straßen. Endlich kamen wir an eine Basilika; wir traten ein unter wunderbaren, himmelanstrebenden Klängen . . . sie begleitete mich vor ein Taufbecken voll klaren Wassers, deutete mit hinunterer Geberde darauf — ich tauchte empor und fand mich auf dem Grabe meiner Schwester. Wohnte mir eine kindliche Seele inne, längst hätte ich das heilige Wasser meine Stirn benetzen lassen, doch immer in neue Zweifel fiel mein grübelnder Sinn, auf so viel Widerspruch, daß ich als Pyrde nach Rom kam und selbst jetzt, wo ich nicht mehr zögern sollte, suchend nach der Wahrheit umherirre, denn ist die heilige Apostelkirche in Rom nicht hierher, die ich im Traum gesehen? Christus selbst hat mich durch seinen schönsten Engel auf seinen Glauben hingewiesen. Daß ich noch schwanke — ich suche den Schmerz, der mich zu ihm leite, die Reue und die Demuth. Nur der Betrübte ist seiner Gnade werth, der alles verlassen außer den Glauben an ihn!"

Glühend stand der heilige Eifer auf des Jünglings Stirn; seine Brust wogte heftig auf und nieder.

Die beiden Männer standen auf.

„Du willst der neue Apostel werden", sagte der Christ, „und unsern Glauben befestigen. Es wird dir gelingen, denn du hast Willenskraft, Thatkraft. Lange wird währen dein Name; vor deinem Bildnis werden sie sich beugen, doch — nach dir werden hundert und aber hundert kommen, die es ebenso weit bringen, und wie bei dir wird ihre Arbeit eitel sein; die Welt wird um nichts besser werden."

„Sie wird es!" rief Hieronymus in Effekt; „geht, geht, ihr vermögt nichts über mich; gehabt euch wohl! Ueber zwanzig Jahre, so wir noch leben, seid hier zur selbigen Stunde in den Katakomben und da laßt sehen, wer von uns dreien am weitesten kam, ihr oder Hieronymus."

Die drei trennten sich.

„O Venus, Venus!" jammerte Pioche indessen, „dir fällt er ab. Zu den Sintern als Apostel will er sich wenden. Und ich? was bin ich ihm? Verloren ist er mir, nie werde ich ihn besitzen."

Sie saß und weinte. Hieronymus schritt dicht an ihr vorüber. Hinter ihm her kamen die beiden andern. Einer ergriff die Fackel, leuchtete einige Schritte durch das Gerölle und Mauerwerk, worauf er sie löschte.

Pioche blieb nicht im Dunkeln; der Mond war heraufgekommen. Lange noch weinte das schöne Heidenkind auf den Trümmern der Christenkatakomben. Endlich sagte sie laut vor sich hin: „Ich will heimkehren, ja" — und wischte mit den schmalen Fingern die Thränen von den Wangen, „heimkehren zu meinem frühern Leben; ich werde wieder, was ich war. Er wollte von seinen Bahnen abweichen, — so wollte ich — wir vermögen es nicht, — wohlan!"

Und mit dem Muthe der Verzweiflung ging sie. Doch nach den ersten Schritten über umgestürzte Säulen und geborstene Pfeiler berührte ihr Fuß ein weiches Gewand, das auf dem Boden lag und wahrscheinlich von einem der Männer verloren war.

Eine Hülle gegen die Nachtluft hatte Lydia gebrauchen können, doch achtete sie nicht darauf. Der kleine Tiger aber zerrte ihr das Gewand nach und zugreifend erkannte sie einen violetten Mantel, den Saum mit goldenen Palmen gestickt; o, sie seufzte auf, es war sein Mantel; sie kannte ihn wieder. Behend warf sie ihn um die Schultern, zog ihn über den Kopf, schauerte vor dem Duft, der sie leise aus den Falten anwehte, fühlte so recht aus tiefster Seele, wie sie den stolzen, den herrlichen Hieronymus liebte, und sie, zerrissen von Schmerz, von Entsagung, wandelte sie durch die einsame Gegend der Stadt zu.

Noch hatte sie ihr Haus nicht erreicht, als sie Schritte hinter sich vernahm; ihr ward unsäglich bange, sie eilte schnell vorwärts. Doch derjenige, der ihr folgte, gewann bald den Vorsprung; er vertrat ihr den Weg und hielt sie endlich am Mantel fest, sodaß dieser ihren Schultern entglitt.

„Du bist es, Pinche, nun ist alles gut!" rief er.

Klavius stand vor ihr.

„Klavius! Du scheuest dich nicht mir nachzugehen, wenn ich nicht gehen will — mich am Gewande festzuhalten, es mir hinwegzureißen?"

„Zerreiß mich, Lydia, mit deinem kleinen Aug, doch vergib meiner Angst! Ich war bei dir, dich im Namen Maximian's zu einem großen Fest auf morgen zu laden; da kurzt mir Kaulla entgegen. Du wärest wie im Fieber und ohne Begleitung davongegangen."

„Kaulla ist närrisch. Und was kümmern dich meine Wege? Auf dem Feste werde ich erscheinen", sagte sie gleichgültig hinzu; „ich freue mich dann; fahre wohl! Und kannst du schweigen, daß du mich hier angetroffen, sollst du die Locke haben, um die du mich so lange gebeten. Schweige!"

„Kannst du zweifeln, Pinche! Auf morgen! Zum Fest!"

(Lydia eilt auf das folgende Kapitel in nächster Nummer.)

Afrikanische Zaubereien.

Von Dr. Schöppner.

III. Die Regenmacher.

Eine der eigenthümlichsten Erscheinungen auf dem Gebiete heidnischen Aberglaubens bildet die Regenmacherei in Afrika.

Sie spielt eine große Rolle nicht nur, wie Kempf sagt, in Ostafrika, sondern auch im Süden und Westen des Continents.

Die Regenmacher sind bald Meteorologen, bald Zauberer, jedenfalls aber wissentliche Betrüger. Sie geben nämlich vor, die Kunst zu besitzen, Wolken herbeizuziehen und in Zeiten der Dürre regnen zu lassen.

Um mit Ostafrika zu beginnen, so sind es bei den Wanika einzelne Familien, welche die Regenmacherkunst innehaben wie bei uns die Zigeunerfamilien das Wahrsagen. Sie lassen das große Geheimniß nur vom Vater auf den Sohn übergehen. Diese Erblichkeit der in Afrika hochgeschätzten Kunst verlieh ihnen großes Ansehen, welches zu behaupten sie in der That ihr Möglichstes thun. Die Regenmacher in Ostafrika sind sorgfältige Wetterbeobachter. Sie bestimmen nach einer langen, vom Vater dem Sohn überlieferten Erfahrung, um welche Zeit der erste Regen fallen wird. Kurz vorher fordern sie die Häuptlinge auf, ein Opfer zu bringen. Diese gebieten den Leuten, Beiträge zum Ankauf einer Kuh oder eines Schafes zu liefern. Regnet es nun bald nach dem Regenopfer, so wird der Regen natürlich dem Regenmacher zugeschrieben. Regnet es aber nicht, so weiß der schlaue Regenkünstler die Leute mit neuen Opfern hinzuhalten; er erklärt, die Farbe des Opferthieres sei nicht die rechte gewesen, man müsse ein anderes Thier von der und der Farbe herbeischaffen. So verstreicht einige Zeit, bis das taugliche Opfer gefunden ist. Inzwischen kommt ein Regen und der Künstler hat seine Ehre gerettet. Uebrigens sollen diese Regenmacher auch wirklich fleißige Beobachter der Wolkenzüge sein und an einem gewissen Holze, das sie ins Wasser stellen, eine Art Barometer besitzen.

Auch bei den Kaffern ist der Regenmacher (Pulagatu) nicht bloßer Zauberer und Betrüger, sondern auch ein guter Wetterbeobachter. Freilich macht er seine Beobachtungen an Dingen, die für unsere gelehrten Meteorologen geringe oder gar keine Bedeutung haben, wie z. B. der Zug der Springböcke oder der Heuschrecken, die größere oder geringere Menge der Bienen, der Morgenthau, Gesang der Frösche, Lauf der Eidechsen, Hüpfen der Sandflöhe u. s. w. Sein scharfes Auge erkennt die dem Wetterwechsel vorausgehenden Veränderungen in vielen Naturgegenständen und er zieht daraus seine Schlüsse, wie noch immer unsere Bauern aus ihren Wetterregeln, und hüllt dann seine natürliche Erfahrung betrügerisch vor den Leuten in den Schleier des Mysteriums. Erscheint die heiße Jahreszeit, verdorrt alles Gras unter der glühenden Sonne, beginnt infolge dessen des Kaffern vorzüglichste Nahrung, die Milch der Kühe, zu mangeln, dann ziehen die bedrängten Bewohner eines Kraals zu dem Regenmacher und bringen ihm ein Rind zum Geschenk. Darauf treibt dieser ein geheimnißvolles Possenspiel von Ceremonien, „er macht Regen", d. h. er verspricht Regen in einer gewissen, jedoch nicht allzu genau bestimmten Zeitfrist. Oft hat er wirklich vermöge seiner außerordentlichen Wetterkunde den richtigen Zeitpunkt errathen; ist dieses nicht der Fall, so entdeckt er leicht allerhand Umstände, welche der Kraft seines Zaubers entgegengewirkt haben. Der Zauber muß

von neuem begonnen werden, bis endlich doch Regen kommt. Das Auffallendste bei dieser so leicht erkennbaren Betrügerei ist die Thatsache, daß der Ruf eines Pulogatu bei den Kaffern auch dann nicht erschüttert wird, wenn er mehrere Jahre lang mit seinem Regenmachen keinen Erfolg hatte. Man sagt dann, der Böse Geist und andere Zauberer haben es ihm angethan. So stark ist die Fessel tiefgewurzelten Aberglaubens!

Minder wetterkundig braucht ein Regenmacher bei dem Volke der Betschuanas zu sein, um dennoch hochgeehrt und theuer bezahlt zu werden. Man holt ihn weit her in ein Dorf oder eine Stadt, die des Regens bedarf, und alles Volk zieht ihm entgegen, um ihn zu beglückwünschen. Gewöhnlich erhält er dabei ein schwarzes Schaf zum Geschenk. Betritt er den Schauplatz seiner Wirksamkeit, so nimmt er eine sehr ernste Amtsmiene an; niemand darf in sein Haus gehen, ohne vorher die Sandalen abgelegt zu haben. Hierauf werden weiße Rinder, Kühe oder Schafe von den Bewohnern zusammengebracht und durch den Häuptling dem Regenmacher als Geschenk übergeben. Nun geht's ans Regenmachen. Unter den Künsten, welche der Künstler anwendet, die Leute hinzuhalten, wenn nicht sogleich der verlangte Regen kommt, gibt es sehr sonderbare und lächerliche. So z. B. befiehlt der Mann allen Einwohnern des Kraals, daß sie sich waschen sollen; ein ander mal, daß sie einen großen Pavian fangen und ihm lebendig bringen. Letzteres ist eine höchst schwierige Aufgabe. Oft währt es wochenlang, bis der Pavian herbeigeschafft werden kann, aber das ist es ja eben, was der Herrenmeister beabsichtigt. Dass trotz aller dieser handgreiflichen Lächerlichkeiten der Glaube des Volks an die Regenmacher nicht erschüttert wird, ist hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß es zufällig oft gerade um die Zeit regnet, wo der Mann seine Thätigkeit entwickelt. So erzählt Moffat ein sehr interessantes Erlebniß mit einem Regenmacher, das uns das Getriebe des unsinnigen Aberglaubens lebendig veranschaulicht.

Die Betschuanen in Kuruman waren lange von schrecklicher Trockenheit heimgesucht und beschlossen, einen Regenmacher 200 englische Meilen weit herbeizurufen. Nur durch glänzende Versprechungen konnte der Mann bewogen werden, dem Rufe zu folgen. Zufälligerweise geschah es nun, daß an demselben Tage, an welchem die Ankunft des Regenmachers bevorstand, einige Wolken am Himmel erschienen und zugleich einige Regentropfen fielen. Das Volk war außer sich. Freudengeschrei ertönte im ganzen Kraal, daß die Berge widerhallten. Was hätte einer solchen Thatsache gegenüber alle Belehrung des Missionars gefruchtet? Ehe der Regenmacher die Stadt betrat, befahl er allen Einwohnern, die Füße zu waschen. Augenblicklich gehorchte jung und alt dem Wundermanne. Nun verkündigte er mit lauter Stimme, daß in diesem Jahre die Frauen ihre Gärten auf den Bergen und nicht in den Thälern anlegen sollten, weil diese überschwemmt werden würden. Er erzählte dem entzückten Volke, wie er einmal ein großes Heer auf seinem Zuge dadurch aufgehalten habe, daß er einen Wolkenbruch fallen ließ, welcher einen Strom bildete. Solcherlei Prahlereien trugen seinen Ruf in die ganze Gegend und viele Häuptlinge erschienen, ihm ihre Huldigung darzubringen. Inzwischen kam es zu keinem Regen, obwol oftere Wolken am Himmel erschienen. Ruhig setzte der Zauberer seine mystischen Kunststücke fort. Eines Tags, da er in tiefem Schlafe lag, fiel ein plötzlicher Regenguß. Einer der Häuptlinge eilte in des Zauberers Hütte, ihm Glück zu wünschen. Da er ihn schlafend gefunden, rief er verwundert: „Ach, ich glaubte, du hättest den Regen gemacht!" Der Zauberer aber sieht erwachend seine Frau mit Buttermachen beschäftigt und antwortet ohne Verlegenheit dem Häuptlinge: „Siehst du nicht, daß meine Frau Regen buttert, so schnell sie kann?" Diese schlaue Antwort befriedigte vollkommen und bald hieß es in der ganzen Stadt, der Regenmacher buttere den Regen. Trotz einzelner Regenschauer blieb dennoch die Trockenheit anhaltend. Woche um Woche ging vorüber, Vieh und Menschen fingen an abzumagern. Jetzt ward der Zauberer verdrießlich und dachte auf neue Auswege, sich aus der Verlegenheit zu ziehen. „Ihr bringt mir nur Schafe und Ziegen zum Schlachten", sagte er den Leuten, „so kann ich nur Ziegenregen machen; bringt mir einen fetten Ochsen und ihr sollt einen Ochsenregen bekommen!" In einer Nacht zog ein kleines Gewitter über die Gegend und der Blitz traf einen Baum in der Stadt. Am andern Morgen begab sich der Regenmacher an den Ort, nahm allerhand Ceremonien an dem Baume vor, ließ ihn verbrennen, bereitete alsdann einen Aufguß von einem Zwiebelgewächs und besprizte mit einem hineingetauchten Zebraschweife die herbeigekommenen Zuschauer. Leider blieb auch dieses Mittel er-

folglos. Nun nahm der Regenmacher seine Zuflucht zu dem bereits erwähnten Pavianfangen. Man lieferte einen Pavian, aber es erschien kein Regen. „Ich verstumme vor Schmerz!“ rief der Zauberer. „Es fehlen einige Haare am Schwanze des Pavian, auch hat sein Ohr einen Fehler!“ Nun verlangte er das Herz eines Löwen, wohl wissend, daß Löwen in der Gegend von Kuruman höchst selten getroffen werden. Dennoch wurde ein Löwe erjagt und das Herz geliefert. Kein Regen erfolgte. Als der Betrüger sah, daß alle seine Mittel fehl schlugen, nahm er zu einer Bosheit seine Zuflucht. Er hatte sich bisher gehütet, etwas gegen die Missionare in Kuruman vorzunehmen, da es friedfertige Männer waren, die ihm sogar viele Beweise von Wohlwollen erzeigten. Jetzt erklärte er, nur die Missionare seien an dem Regenmangel schuld; ihre weißen Gesichter verscheuchten den Regen und man habe so lange keinen zu erwarten, bis sie aus dem Lande gejagt seien. Das war ein schlimmes Wort! Nun wandte sich der Zorn der Masse gegen die beiden Missionare; indessen gelang es, die Leute zur Einsicht zu bringen, daß es nur schändliche List des Betrügers sei, die Schuld auf andere zu schieben, und daß alle seine Mittel nichts als Possen gewesen. Die Geschichte endigte damit, daß die groben Betrugskünste des Zauberers aufgedeckt wurden, ja er hätte dafür mit dem Leben büßen müssen, wenn sich die Missionare nicht für ihn verwendet hätten. „Es ist sehr eigenthümlich“, bemerkt Moffat dazu, „daß kein Regenmacher eines natürlichen Todes stirbt. Gewöhnlich werden sie einmal das Opfer der Wuth des lange getäuschten und gereizten Volks.“ Wie die Regenmacher zu ihrer Wissenschaft zu gelangen vorgeben, vernahm Campbell aus dem Munde eines solchen. Dieser sagte, er habe zu Gott gebetet und verschiedene Gegenstände verbrannt. Die Gebräuche habe er nicht selbst erfunden, sondern von alten Männern erlernt.

Es scheint uns hier am Orte, noch einiges von den übrigen Klassen afrikanischer Zauberer und Hexenmeister zu sagen. Freilich ist dieses Gebiet so ausgedehnt, daß eine vollständige Darstellung weit über die Grenzen dieser Blätter hinausginge; indessen genügt es, charakteristische Beispiele kennen zu lernen, um sich eine Vorstellung von der Beschaffenheit afrikanischen Aberglaubens zu machen. Hexen und Hexenmeister hat es nicht blos im Mittelalter in Germanien gegeben, es gibt deren jetzt noch bei vielen barbarischen Völkern, namentlich in Afrika. Bei den Namaquas in Südwestafrika wird die Zauberei von Männern und Weibern ausgeübt, die in großem Ansehen stehen. Außer dem Regenmachen geben sie vor, Kranke gesund machen, die Ursache des Todes eines Menschen entdecken zu können u. dergl. mehr. Bevor sie aber ein Kunststück machen, muß ein Opfer gebracht werden, das oft sehr bedeutend ist.

Bei den Kaffern gibt es verschiedene Arten Zauberer. Der Umtakati ist ein Gifimischer von Profession. Jeder große Kraal hat einen solchen, dessen löbliche Aufgabe darin besteht, jedem feindlichen Kraal mittels seiner Zauberkunst Schaden zuzufügen. Er bereitet zu diesem Zweck eine Zaubermasse, welche er heimlich anwendet, um Menschen oder Vieh zu tödten. Wird daher in einem Kraal ein Mensch oder ein Stück Rindvieh krank, so nimmt man sofort an, er sei von einem Umtakati bezaubert worden und hat nichts Eiligeres zu thun, als einen Tsanuse zu consultiren, d. i. einen dem Umtakati entgegenarbeitenden Zauberer, der jedoch seine Kunststücke meist mit unschädlichen Kräutern, Wurzeln u. dergl. verrichtet, obwol er gleichfalls ein mysteriöser Mann ist und sich auch mit Beschwörungen und andern Zauberstücken abgibt. Zunächst erklärt der Tsanuse den Hülfesuchenden, daß man herausbringen müsse, wer der Umtakati sei. Zu diesem Behuf umwindet er seinen Leib mit verschiedenen Gegenständen, als Spießen, Schwänzen wilder Thiere, Schlangenhäuten, und steckt Geierfedern ins Haar, um ein recht teufelmäßiges Aussehen zu erlangen. Nun beginnt er im Kreise seiner Zuschauer einen Zaubertanz mit Beschwörungen und erhitzt sich dabei bis zu einer solchen Ekstase von Verzerrungen, Sprüngen und Grimassen, daß alle Kaffern mit Schrecken erfüllt werden. In diesem Zustande ruft er den Namen irgendjemandes als des Umtakati aus, worauf man sich des also Angeschuldigten sogleich bemächtigt. Gewöhnlich bekennt sich ein solcher armer Sünder für schuldig, weil Leugnen nichts hilft, denn man foltert ihn in diesem Fall bis zum Tode.*) Der Spruch des

*) Was bei den Kaffern Folterei heißt, will ich nach Arbousset und Daumas hier andeuten. Es gibt verschiedene Arten der Folter. Entweder bedeckt man den Verbrecher mit schwarzen Ameisen oder man spreizt ihm den Mund mit einem Stück Holz auf und legt ihn rücklings mit dem Kopfe auf einen Ameisenhaufen, oder man legt ihn nackt, mit Honig bestrichen, den Stechfliegen aus oder man steckt ihm peinigende Insekten in die Ohren und ver-

Tianule ist unfehlbar. Man sieht, welches Feld zur Befriedigung aller Leidenschaften, des Hasses, der Rache, der Eifersucht hier eröffnet ist. Nicht bei allen Kaffern wird der vermeintliche Umtakati getödtet. Einige ächten ihn blos und confiscirten sein Vermögen, andere hingegen tödten sogar seine Weiber und Kinder, ja vertilgen den Kraal, dem er angehört. „Er wird aufgegessen", sagen die Kaffern.

Aehnlich wie bei den Kaffern werden die Hexenmeister und Hexen bei den Maravern verfolgt, einem Volke im ostafrikanischen Binnenlande, über welches Monteiro ausführlich berichtet hat. Aller Schaden, alle Unglücksfälle, Krankheiten u. s. w., welche Personen heimsuchen, werden den Zauberern zugeschrieben. Diese werden jedoch nicht, wie bei den Kaffern, ohne weiteres getödtet oder gefoltert, sondern es steht ihnen zum Beweis ihrer Unschuld das Gottesgericht des Muave offen. Es ist dieses der schon früher von uns beschriebene, in Afrika allenthalben gebräuchliche Giftrank, von dessen stärkerer oder schwächerer Mischung es abhängt, ob jemand mit dem Leben davonkommt. Nach dem Glauben der Maraver können sich Hexen und Hexenmeister des Nachts unsichtbar machen, wenn sie sich auf den Leichenäckern zum Tanze versammeln, um von dem Fleische der Todten zu schmausen. Auch hier sind es wieder andere Zauberer, die Gangas, welche dem Hexenvolke entgegenarbeiten. Wie so manches bei diesem Aberglauben an germanisches Hexenwesen erinnert, so haben die Maraver bis auf den heutigen Tag auch eine Hexenverbrennung *). Ist eine Person als Hexe oder Hexenmeister erkannt, so wird sie nackt mit dem Rücken auf den Boden gelegt und an vier Pfähle gebunden. Darauf wird Brennholz über ihr aufgeschichtet und unter unmenschlichem Geheul und Trommeln angezündet. Die Kleidungsstücke der Verbrannten werden wie Trophäen an den umstehenden Bäumen aufgehängt. Gewöhnlich geschieht diese Execution in der Nähe einer frequenten Straße, wo dann jeder Vorübergehende einen Stein auf die Brandstätte wirft, sodaß mit der Zeit ein förmlicher Steinhügel entsteht.

Völker, bei denen Zauberer und Hexen noch eine solche Rolle spielen, erscheinen natürlich auch in allen ihren Lebensverhältnissen von unsäglichem Aberglauben abhängig und eingenommen. Nur einige Belege hiervon. Wenn ein Maraver eine Reise antreten will, so kauft er sich ein Magona, d. i. ein kleines, rothgefärbtes Horn, welches mit Wurzeln und Knochen angefüllt ist. Das Magona wird nach bestimmten Vorschriften der Gangas getragen, deren Nichtachtung ihm seine Kraft nimmt. Auch die Wakambas tragen beständig Bocksh[illegible] bei sich, welche sie auf Reisen vor Schaden bewahren sollen. Kein Mambo wird in den Krieg ziehen ohne sein Merira, einen Antilopenschwanz mit allerhand Knochen, Federn, Vogelkrallen u. s. w. behangen und roth angestrichen. Er macht nicht nur unverwundbar, sondern selbst unsichtbar. Je mächtiger ein Mambo ist, um so größer ist die Anzahl seiner „Kriegsschwänze", welche in einem eigenen Hause aufbewahrt werden, dem sich niemand als der Ganga nähern darf. Dieser hat alle Merira zur Zeit des Neu- und Vollmonds einzuölen und ihnen Speisen zu bringen, Mehl, Herz und Leber von Hühnern, woraus erhellt, daß man die Merira nicht für gewöhnliche Amulete, sondern für eine Art Fetische hält.

Es mag genügen, mit diesen wenigen Proben unsern Lesern eine Vorstellung von heidnischem Aberglauben in Afrika gegeben zu haben. Es sind die Schattenseiten menschlicher Culturzustände, welche wir schildern, weil diese seltener beachtet und weniger gekannt werden als erfreuliche und erhebende Erscheinungen im Menschenleben. Vielleicht wird doch manches Christenherz gerührt und der Pflichten eingedenk, die wir als Kinder des Lichts für die noch in Finsterniß und Schatten des Todes irrenden Brüder zu erfüllen haben.

*) Nach Monteiro's glaubwürdigem Zeugniß ist bei den Maravern auch die Feuer- und Wasserprobe gebräuchlich in den Fällen von Diebstahl u. s. w. Kein Mambo, wenn ihn Verschuldigt schuldig befinden, um sein Leb anhaut einer solchen Folter ausgesetzen.

Divination oder die prophetische Kraft des Menschen.

Von Dr. Schindler.

I.

Nicht blos auf dem Gebiete des rohen und von aller Bildung verlassenen Völkerlebens herrscht der Glaube an Zauberei.

Es ist eine der ältesten und bei den edelsten Völkern verbreiteten Mythen, daß im Anfange des Menschengeschlechts ein unmittelbarer Umgang der Götter mit den Menschen stattgefunden habe.

Daß den Söhnen Gottes die Töchter der Menschen gefallen, weiß jeder aus der Bibel,

und daß alle Heroen der Griechen ihren Ursprung von den Göttern nachweisen, lehrt uns griechischer Mythos.

Die Avataren Brahma's und Wischnu's zeigen uns den Gott in verschiedenen Gestalten auf der Erde, und die Sagen, daß die Götter auf die Erde herabsteigen, wiederholen sich in den Mythen aller Völker; in der Edda sind es Odin, Loki und Hönir, in Litauen Perkunos, in Teutschland Wuotan und Thor, in Finnland Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemminkainen, welche sich in das Getreibe der Menschen mischen. Aber auch die spätere Zeit kann der unmittelbaren Leitung der Götter nicht entbehren und wie Jehovah den Menschen erscheint, mit ihnen redet, ihre Angelegenheiten, Kämpfe und Schlachten leitet, persönlich lohnt und straft: so berathen die griechischen Götter die Schicksale der Menschen; Athene, Poseidon, Ares, Aphrodite mischen sich unter die Menschen leitend, berathend, schützend, helfend, werden sichtbar und unsichtbar, entscheidend bei Einzelkampf und Schlacht. Die Platonische Philosophie, welche alles von den Göttern ableitete und unter den unmittelbaren Einfluß göttlicher Wesen stellte, kam dabei ganz mit jüdischen Anschauungen überein, die die ganze Weltregierung, bis in das Persönlichste und Kleinste hinein, unter die Leitung Jehovah's stellten. Mit der Ausbreitung der Aristotelischen Philosophie, durch den Schwung, den die Naturwissenschaften genommen, trat an die Stelle der persönlich wirkenden Götter das physische Gesetz, eine seit der ersten göttlichen Schöpfung geregelte Weltordnung; nur der Menschengeist sollte der Weltordnung nicht unterworfen sein, nur ihm sollte die fortlaufende persönliche Einwirkung Gottes fortbestehen. War der Geist schon an sich außerhalb des physikalischen Gesetzes und einer ganz andern Sphäre angehörig als die Materie, so traten noch ganz andere und eigenthümliche Erscheinungen in ihm auf, die nur durch speciellen göttlichen Einfluß erklärbar schienen. Die prophetische Kraft des Geistes und das Fernsehen, Ahnung und Vision, Heilung und Todtenerweckung, Eingebung in den Gebieten der Kunst, Poesie und des Glaubens bildeten die eine Seite divinatorischer Einwirkungen, während auf der andern Seite bei einer sich in die Form heiliger Wahrheit hüllenden Lüge, einer mit Wollust und Blutdurst sich paarenden Mystik und fascinatorischem Schauer, ein böses geistiges Mitwirken sich ebenso wenig ableugnen ließ.

Und hatte man nicht alle Ursache, auf eine äußere und übermenschliche Ursache zurückzugehen? War es nicht völlig unerklärbar, wie die Seele des Menschen die Vergangenheit mit klarem Blicke überschauen, das, was in der Zukunft Schoße verborgen, vorherverkünden sollte, während der Blick des schärfsten Verstandes nicht über die nächste Minute hinausreichte? War es nicht undenkbar, daß der Menschengeist sich loslösen sollte von Zeit und Raum, von Ursache und Wirkung, von dem Zeugniß der Sinne? Und weiter — kamen die „Eingebungen" nicht in das Bewußtsein ohne eigenes Zuthun? Die plötzliche Erleuchtung des Gemüthes, die poetische oder künstlerische Eingebung des Genius, der prophetische Traum, die Ahnung, das Fernsehen, das begeisterte Reden der Ekstatischen war dem Menschen ohne sein Zuthun überkommen, plötzlich war es vor ihn getreten, kaum erfaßt, oft wieder verschwunden; ja vergebens suchte es der bewußte Wille zu reproduciren. Dabei machte sich nicht selten der fremde Geist bemerkbar, er bestätigte seine Gegenwart durch Erscheinungen; er bekannte und nannte sich selbst als Urheber. Sollte man diesem Zeugnisse nicht trauen? Sollte man ihm nicht um so mehr trauen, wenn es durch Mittheilungen bezeugt ward, die außerhalb der bewußten Geistessphäre des Menschen lagen? Mußte nicht endlich jeder Zweifel schwinden, wenn diese Mittheilungen den Charakter der höchsten ethischen Weihe und eines frommgläubigen Gemüths trugen? Denn es waren die Ideen von Gott und von der Unsterblichkeit, die Sündhaftigkeit des Geschlechts, das Erlösungsbedürfniß, die Hinweisung auf Lohn und Strafe in einem zukünftigen Leben, die bei allen Mittheilungen aus dem Geisterreiche sich wiederholten.

Bei dem ältesten Erklärungsversuche, den man machte, ließ man den persönlichen Gott in die Körper der Propheten herabsteigen und aus ihnen heraussprechen. Bei den Brahminen wird Brahma innerlich, der Geist geht ganz in Brahma auf; die griechischen Götter steigen herab auf die Erde und nehmen Besitz von den Körpern der Menschen. Der von Gottes Geist Erfüllte dient als das passive Instrument der Gottheit, die sich seiner bedient, um ihren Willen zu verkündigen; so bei der Pythia wie bei den hebräischen Propheten. Bei dem nächsten Erklärungsversuche, daß die Gottheit direct oder durch ihre Boten mit den Menschen in steter ununterbrochener Verbindung stehe, die Gedanken der Menschen beherrsche,

ihre Thaten lenke, durch unmittelbares Eingreifen in die Weltregierung die Erziehung des Menschengeschlechts besorge, begegnet sich der Glaube von Indien, Persien, China, Aegypten, Griechenland und Rom, und findet sich scharf ausgeprägt im Alten Testament. Da ist es nicht mehr der die Propheten beseligende Gottesgeist, der sich offenbart, die Offenbarung geschieht vielmehr durch hörbare äußere Stimme, durch bildliche und symbolische oder persönliche Repräsentation, durch Traumbilder oder durch Engel. Je mehr die Menschheit in ihrer Erkenntnis vorschreitet, je mehr sie im Aristotelischen Geiste geleitet das Weltall durchforscht, desto mehr schwindet das Geisterreich, um der Gesetzmäßigkeit des Kosmos Platz zu machen. Die katholische Kirche hält noch eine persönliche Einwirkung Gottes in ihren Heiligen fest; sie lehrt eine fortdauernde göttliche Offenbarung durch den Logos; sie kennt keine andere Wahrheit als die geoffenbarte und keinen andern Weg zur Wahrheit als die Offenbarung. Luther glaubt nur an göttliche Offenbarung bis zur Zeit der Apostel und leugnet die spätere; nur ein mittelbaren Einfluß eines persönlichen Gottes soll die Erhaltung der Welt, die Leitung der Geschicke der Menschen wie der Menschheit besorgen.

Bei Festhaltung einer auf organische Gesetze gegründeten Weltordnung ist es sehr schwer, sich von einem solchen mittelbaren göttlichen Einflusse eine Vorstellung zu machen. Und während die Einwirkung der Geisterwelt durch die fortgeschrittene Naturforschung beseitigt und die Entwickelung des Kosmos auf ewige unwandelbare Naturgesetze zurückgeführt ist, läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß auch die geistige Entwickelung des Menschen und des Geschlechts auf ebenso unwandelbaren ethischen Gesetzen beruht und daß wir auch auf dem Gebiete des Geistes den unmittelbaren göttlichen Einfluß negiren müssen. Indeß hat noch neuerdings ein Schriftsteller diese Ansicht vertheidigt. („Das unbewußte Geistesleben", Leipzig, F. A. Brockhaus, 1869). Die uralte Eintheilung von Geist, Seele und Leib dient seiner Hypothese zur Unterlage. Der Geist, das ewig gleiche und unveränderliche in allen Menschen auf gleiche Weise wirkende Göttliche, ein Einzelstrahl und Gottesfunke aus dem allgemein Göttlichen, das allein Präexistente, Ewige im Menschen, welches während der Dauer seines Gebundenseins an einen beseelten Körper mit Gott in ununterbrochener Verbindung steht und nach dem Absterben des Leibes zu Gott zurückkehrt, soll auch die Quelle aller unbewußten Vorgänge im Körper und das Organ göttlicher Inspiration sein. Die Seele hingegen, in ihrem Verhältnisse zum Körper betrachtet, nicht blos das körperliche Leben, sondern die Einheit aller Lebenserscheinungen zusammengenommen, trägt als solche etwas vom Geiste in sich. Sie hat den Körper nicht blos zu ihrem Organ, sie lebt recht eigentlich in dem Nervenleben und ist selbst dessen Totalität als Einheit aufgefaßt in untrennbarer Verschmelzung. Auf der Grenze stehend zwischen Nervenleben und Geistesleben und beide in sich vereinigend, ist ihr das dunkle Gefühl ihrer eigenen individuellen Existenz angeboren, was zunächst nur als allgemeine Lebensempfindung ihr innewohnt, und sie ist deshalb als der Sitz und Mittelpunkt des allmälig aufdämmernden Bewußtseins anzusehen. In der Seele liegt die bewußte Vorstellung alles dessen, was uns die Sinne bringen, alle Thätigkeit des Verstandes, während im Geiste des Menschen ein Unterschied des Bewußten und Unbewußten nicht vorhanden sein, ein Nichtwissen von etwas, was Dasein hat, für ihn nicht existiren kann; er hat vielmehr durch seine unzertrennliche Verbindung mit Gott an der Allwissenheit Antheil und schaut das Wesen der Dinge. Mit einem Geiste, der, selbst ein Funke des göttlichen Geistes, von diesem befruchtet wird, hat die Erklärung göttlicher Inspiration keine Schwierigkeit, denn ein Geist, der Antheil an göttlicher Allwissenheit hat, mag mit Leichtigkeit das Weltall durchschauen, und was die Herzen der Menschen bewegt und alles, was sich dem Auge des Sterblichen verhüllt: aber wie der aus Gott geborene mit göttlichem Wissen ausgestattete Geist sich erst allmälig entwickeln kann; wie in dem Geiste, in dem ein Unterschied des Bewußten und Unbewußten nicht existirt, alles unbewußt in sich vollziehen soll; wie der Geist, wenn er einmal heraustritt und schaut, dies nur so unvollständig thut; und viele dergleichen andere Fragen werden uns nicht beantwortet. In dem unbewußten Thierleben, im Instinkte, sehen wir den Prototyp der prophetischen Kraft der menschlichen Seele, ja man kann Thieren selbst Visionen und zweites Gesicht nicht absprechen: da sieht man sich genöthigt, den Thieren entweder auch einen göttlichen Geist zuzuschreiben, was Paracelsus auch ganz consequent gethan hat, oder das Organ ihrer Prophetie in ihrer Seele zu suchen. Nun begreift man aber ebenso wenig, wie das Organ der Divination bei den Menschen der Geist, bei den Thieren die Seele sein soll, wie überhaupt

die Seele, der Sitz des Selbstbewußtseins, auf einmal die Rolle tauschen und die Quelle des Unbewußten werden soll.

Hat der mit dem Heiligen Geiste in unmittelbarer Verbindung stehende Menschengeist die Offenbarung des Göttlichen, so ist es geradezu unbegreiflich, weshalb der Heilige Geist, der Geist der Wahrheit, so oft sich maskiren, bald als Brahma, bald als Wischnu, in den mannichfachsten Incarnationen, bald als Isis und Osiris, Jupiter oder Odin sich offenbaren soll. Der Einwand, daß die Menschen zum Erfassen des wahren Göttlichen nicht geschickt gewesen wären, und daß es ihnen erst allmählich hätte beigebracht werden müssen, wird dadurch entkräftet, daß ja das kleine Häuflein der Israeliten, auf weit niederer Stufe der Ausbildung, für hinlänglich befähigt gilt, die Offenbarung des wahren Gottes zu empfangen, und daß jene Völker des reinsten Moralgefühls nicht entbehren, denn in den Vedas und dem Zend-Aveſta, in den Büchern der Pastophoren und den Schriften der griechischen Weisen spricht sich oft ein reineres Moralgefühl aus als im Alten Testament. „Der Glaube an ein göttliches Wesen und der Trieb, ein Göttliches zu verehren, geht aus einem dem Menschen inwohnenden Zuge der Verwandtschaft mit den Göttern hervor", meint Plato, und „Welcher Mensch", schreibt Arnobius in seiner Schrift: „Adversus gentes", „trat nicht schon mit einer Kunde des Herrn in die Welt ein? Wem wird es nicht eingeboren, eingepflanzt und anerzeugt, daß ein König und Herr sei, der alle Dinge beherrscht?" Und Cicero sagt an vielen Stellen, der Glaube an Unsterblichkeit sowie an eine Vergeltung des Guten und Bösen sei dem Menschen angeboren. Das ist die allen Menschen gleiche Offenbarung; und hat uns dann die Offenbarung auf alle die hochwichtigen Fragen, die, wie Macaulay sagt, lange vor der Zeit, in der die Jonier Literatur und Künste kennen lernten, mit ungewöhnlicher Begabung und Beredsamkeit erwogen wurden, schon unter den Zelten der Emire von Idumäa, irgendeine befriedigende Antwort gegeben? Sind wir heut mit unserer Kenntniß um ein Haar weiter als vor 3000 Jahren? Weder die menschliche Vernunft hat eine befriedigende Lösung jener Räthsel gefunden, und Paley kennt in seiner natürlichen Theologie keinen andern Beweis vom Dasein Gottes als Sokrates dem Atheisten Aristodemus gegenüber, noch hat uns die Offenbarung über das Wesen der Gottheit und das Leben nach dem Tode einen genügenden Aufschluß gegeben, was man doch von einem vom Geiste Gottes erfüllten Menschengeiste erwarten sollte; und der Theologe ist die Bibel in der Hand nicht klüger als der Spiritualist mit seinen Phantasmen.

Die Theologie kann das Göttliche ihrer Prophetie nur dadurch retten, daß sie nur bei den Propheten, den Heiligen und einigen wenigen hochgestellten Persönlichkeiten, deren Verzückung das Ergebniß tiefer Meditation, plötzlicher Erleuchtung, übernatürlichen Schauens ist, eine divinatorische Eingebung annimmt, allen andern Verzückten aber die göttliche Inspiration abspricht. Man begreift dabei wahrlich nicht, weshalb die ganze Menschheit einen Funken des Gottesgeistes erhalten haben soll, der ihr nichts nützt und sie höchstens in götzendienerischen Irrthum hineinführt. Es ist aber ein Unterschied zwischen der Ekstase der Propheten und der Ekstase, wie sie bei allen Völkern vorkommt, thatsächlich nicht vorhanden. Mögen jene Ideen, welche die von ihnen begeisterten Männer in Ekstase verletzten, noch so erhabene sein; mögen die durch sie hervorgerufenen Ergüsse magischen Geisteslebens noch so weitgreifende Folgen für die Entwickelung des Menschengeschlechtes gehabt haben, einen Unterschied zwischen ihnen und andern Ekstatischen, einen Manu und Zoroaster, Pythagoras und Numa Pompilius, Plotinus und Jamblich, Mohammed und Cardanus, Jakob Böhme und Swedenborg vermögen wir durchaus nicht aufzufinden. Die innere Erscheinung ist die gleiche, die Ekstase mag eine Ursache haben welche sie wolle, und die Abweichung der Form bedingt keine Abweichung im Wesen. Wenn deshalb unter anderm Görres behauptet: „die prophetische Ekstase sei nicht an Zeiten, höchstens an Kirchenzeiten gebunden, sie trete urplötzlich durch Gottes unmittelbare Einwirkung erregt ein, ohne daß dabei Verhältnisse der Natur im Spiele seien, sie unterscheide sich dadurch von allen andern Ekstasen, daß das Bewußtsein den ekstatischen Zustand begleite", so vermögen wir darin durchaus nichts Charakteristisches aufzufinden, da weder das periodische und plötzliche Auftreten, noch die Verhältnisse der Erinnerung und des Bewußtseins die verschiedenen Ekstasen scheiden. Und wenn Bunsen das Schauen des hebräischen Prophetenthums von der Naturnothwendigkeit befreit wissen will, so ist mir das vollkommen unverständlich, da nach seiner Ansicht in der Prophetie ein Abdruck der sittlichen Weltordnung gegeben ist. Wie aber soll die sittliche Weltordnung von der Natur

losgelöst erkannt werden, da wir eben nur in der Gesetzlichkeit der Natur ihre Vernünftigkeit und Sittlichkeit erkennen?

Aber in dem innern Wesen, in dem prophetisch Verkündeten soll der Unterschied zwischen wahrer und falscher Prophetie liegen. Boeteze de Boismont meint: man dürfe nicht aus den Augen lassen, daß die Visionen der Propheten ein Gepräge an sich trügen, welches sie durchaus von den gewöhnlichen Hallucinationen unterscheide; sie bildeten eine Reihe sich gleichbleibender Offenbarungen, die im Verlaufe von Jahrhunderten beharrlich auf eine Wiedergeburt der Welt hinweisen, kurz sie stellten ein vollständiges System dar. Ist es dann aber nicht mit allen Ekstatischen einer Zeit derselbe Fall, daß sie, indem sie aus dem Bewußtsein ihrer Zeit hervorgehen, ein vollständiges System repräsentiren? Sehen wir die Gleichheit des ekstatisch Geschauten nicht in jedem Jahrhunderte, am auffallendsten zur Zeit des Herrenglaubens? G. H. von Schubert behauptete früher, daß die Aussagen aller Somnambulen in gewissen visionären Thatsachen zusammentrafen und mit der Heiligen Schrift zusammengehalten das Zeugniß dieser bestätigten, oder als erfahrungsmäßige thatsächliche Erläuterungen derselben gelten könnten; er meint, es wäre Abfall von Gott, sich auf solche Aussagen wie auf göttliche Offenbarungen zu stützen, aber nicht minder wäre es Selbstverblendung gegen die Zeichen der Zeit, dem Erfahrungsbeweise für die biblische Offenbarungswahrheit, dem Bußrufe und Posaunenstoße des kommenden Gerichts, welche in diesen Erscheinungen liegen, Kenntnißnahme und Anerkennung zu versagen; er glaubt, daß darin eben ein Beweis göttlicher Inspiration liege. Schubert ist heute selbst davon überzeugt, daß er den Aussprüchen unserer modernen Pythien viel zu viel Glauben geschenkt; spräche das Schwärmen über Gott und Unsterblichkeit für göttliche Inspiration, so dürften wir sie unsern Spiritualisten auch nicht absprechen; auch sie bringen die Ideen der Zeit in ein vollständiges System; aber wir sind weit davon entfernt, darin einen Bußruf und Posaunenstoß des kommenden Gerichts und ein neues Gnadenmittel zu sehen: halten es eben für ganz natürlich, daß alle Ekstatischen einer Zeit die religiösen Ideen ihrer Zeit verarbeiten.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Charles Dickens als Vorleser.

Eine englische Vorlesung ist, was Form und Vortrag betrifft — ganz abgesehen von ihrem wissenschaftlichen, künstlerischen oder sonstigem Inhalt — sehr verschieden von einer deutschen.

Das deutsche Auditorium empfängt den Redner oder Vorleser mit feierlichem, respectvollem Ernst, weilt in lautloser Stille. Mit würdevoller Haltung nimmt der Redner seinen erhöhten Stuhl ein; er „sieht sich stumm ringsum" und beginnt feierlich, wie das Schweigen um ihn her, seinen oft und gründlich durchdachten Vortrag.

Nicht so in England. Ein nur einigermaßen bekannter und beliebter „Lecturer" wird schon bei seinem Hereintreten mit Händeklatschen und Klopfen bewillkommnet. Es ist ein ohrenbetäubender Lärm, aber er wirkt auf Redner und Zuhörer erheiternd und ist schon von vornherein das Zeichen ihres guten Einverständnisses. Der Redner dankt mit kurzer Verbeugung und beginnt sein „Ladies and Gentlemen" in so guter Laune, daß ein Scherzwort nach dem andern, selbst bei einem wissenschaftlichen Vortrage, einfließt. Der Engländer möchte es gar nicht anders haben. Er klatscht und klopft jeder humoristischen Bemerkung. Die Kanzelredner ausgenommen, muß jeder öffentliche Redner seinen Vortrag durch Humor würzen. Dafür hört man ihm auch gern anderthalb, ja zwei Stunden und darüber zu, aber das Höchste, was nach dem Vortrag noch über ihn gesagt wird, ist: „It was such a fun!" (Es war solch ein Spaß!); oder auch: „Capital!" (Prächtig!) Damit ist die Sache abgemacht.

Einer der populärsten Vorleser dieser letzten zwei Jahre ist Charles Dickens geworden. Die Eintrittskarten für die vordern Plätze waren, namentlich bei seinen ersten Vorlesungen, monatelang vorher vergriffen. Das Gedränge nach den Billets zweiter und dritter Klasse war an den Abenden selbst so übermäßig, daß schon eine Viertelstunde nach Oeffnung der Thüren der Billetverkäufer und der wachthabende Policeman dem anschwellenden Menschenstrome immer dieselben Worte zuriefen: „Es sind keine Billets mehr zu haben!"

Kluge Speculanten hatten das vorausgesehen und boten auf den Straßen, die nach St.-Martins-Hall führten, ihre vor langer Zeit gelösten Billets zu dreifachen Preisen aus. Da mehrere Personen von weit her, einige sogar von Schottland und Irland herübergekommen waren, in der Hoff-

nung, „The cricket on the hearth" und „Christmas Carol" von dem Autor selbst vorlesen zu hören, so machten die Billetwucherer gute Geschäfte.

Von dem Sturm des Applauses, mit dem Charles Dickens begrüßt wurde, als er sein „Christmas Carol" zum ersten mal in St.-Martin-Hall vortragen wollte, wird man sich in Deutschland kaum einen Begriff machen können. Diese Art von Spectakel ist specifisch englisch. Es gehören englische Nerven dazu, um ihn ertragen, ja ihn angenehm finden zu können.

Charles Dickens erklärte in einer kurzen Einleitungsrede, daß die Anforderungen an ihn, zum Besten dieser oder jener wohlthätigen Stiftung eine Vorlesung zu halten, sich so gemehrt hätten, daß, wollte er allen genügen, Zeit und Kraft nicht ausreichen würden. Er sähe sich daher genöthigt, alle solche Aufforderungen von jetzt ab ein für allemal zurückzuweisen und würde eine Reihefolge von Vorlesungen aus seinen eigenen Werken, aber auch zu seinem eigenen Besten halten. Es freue ihn der Gedanke, daß er bei dieser Gelegenheit den Kreis seiner Freunde um sich versammelt sehen würde, und er stelle an sie die Bitte, ihren Empfindungen während seiner Vorlesung freien Laut zu lassen; jede unbefangene Aeußerung derselben, weit entfernt, ihn zu stören, würde ihm das allergrößte Vergnügen gewähren — Man kann sich denken, wie das alles belacht und applaudirt wurde.

Charles Dickens kann unwiderstehlich komisch sein. Er liest nicht blos, er spielt einige Rollen. Bekanntlich ist er ein vortrefflicher Schauspieler. Jeder, der das Vergnügen gehabt hat, ihn in seinem eigenen Hause, wo er ein Liebhabertheater eingerichtet hat, spielen zu sehen, sagt mit ganz besonderm Nachdruck: „It was such a fun! Capital!"

Anregungen.

Alexander von Humboldt.

Wir lasen kürzlich in der „Constitutionellen Zeitung" die interessante Schilderung eines Besuchs bei Arthur Schopenhauer. Der „Alte im Bart", wie manche den frankfurter Sonderling nennen, hatte von Alexander von Humboldt gesagt, er wäre überschätzt worden; er hätte keine neue Entdeckung gemacht, keine allgemeine Wahrheit aufgefunden; seine beste Arbeit wäre über das Klima und dessen Unterschiede.

Seitdem Humboldt todt ist, wird sich allerdings ein unbefangeneres Urtheil über seine wahren Verdienste feststellen, als nach der eigenthümlichen gesellschaftlichen Stellung möglich war, die er in Berlin innehatte. Unfehlbar darf man sagen, daß dem großen Manne viel geschmeichelt worden ist. Er war der Einlaßwächter der Wissenschaft zum König und wer vermeinte nicht gern mit seinen Hoffnungen auf Anerkennung in der Nähe der Großen? Berlin, maßlos in seiner Anerkennung wie maßlos in seiner Verurtheilung, machte einen Cultus aus Humboldt, der mit der Wissenschaft selbst sehr wenig zu thun hatte. Humboldt gesprochen oder Humboldt zu Tisch gehabt zu haben, war eine halbe Verbindung mit dem Hofe. Zufällig war Humboldt in seiner rühmlichen Vorurtheilslosigkeit ein Freund der Gleichstellung der Juden. Die Hälfte des berliner Enthusiasmus für Humboldt rührt von den jüdischen Bankiers her.

Aber der Ruhm Humboldt's hat darum sehr wesentliche Grundlagen, wenn diese auch mit dem Ende seines Lebens sich mindern werden. Er drückte die Gerechtigkeit vor den Tribunalen der wissenschaftlichen Forschung aus, die Vollständigkeit und Universalität des Wissens, die königliche Stellung, die dem Wissen überhaupt gebührt. Er war eine wirkliche Weltberühmtheit, populär in beiden Hemisphären.

Eine Gedächtnißrede liegt uns aus Cincinnati vor. J. P. Stalle sagt darin, man hätte Humboldt oder vielmehr sein Jahrhundert glücklich gepriesen um der neunzig Jahre willen, die ihm beschieden waren, wenn aber das Alter eines Menschen gemessen würde nicht nach den Erdumläufen, die sich zwischen seiner Geburt und seinem Tode vollziehen, sondern nach dem, was er durchlebt und mit seinem Geiste durchwandert — wenn seine Jahre gezählt würden nicht nach seinen Äußern, sondern nach seinen innern Erlebnissen, dann sei Humboldt nicht blos neun Decennien alt geworden; „dann war er so alt wie die Menschengeschichte — in gewissem Sinne sogar so alt wie die Geschichte der Erde. Er hatte nicht nur die Zeiten eines Plinius oder Gratiosthenes erlebt, sondern auch die Urperioden in der Gestaltung unsers Planeten, welche dem Erscheinen des Menschen auf seiner Oberfläche vorausgegangen sind."

Das ist nun so ungefähr die Sprache derjenigen Gratulation, die wol in einigen Jahren über Humboldt nicht mehr herrschen wird.

Sonst ist der amerikanische Nachruf sehr zu loben. Unser transatlantischer Landsmann sagt: „Nicht die Vielseitigkeit der Kenntnisse ist maßgebend für den Werth eines geistig großen Mannes, sondern die Höhe der Erkenntniß; nicht der Umfang des von ihm vor andern Gewußten, sondern die perspectivische Tiefe des Bewußtseins, zu welchem das

gewußte sich einigt und sammelt." Humboldt's eigentliche Größe bestand in seinem universellen Blick, in welchem die einzelnen Wissenschaften einander gegenseitig ihr Licht liehen. Er riß die einzelnen Fachwissenschaften aus ihrer Isolirung heraus und zwang sie, in gegenseitigen Verkehr miteinander zu treten, wechselseitig gebend und empfangend. „Derselbe Humboldt, welcher den »Kosmos« schrieb, hatte die genauesten astronomischen Beobachtungen gemacht, die zuverlässigsten chemischen Analysen ausgeführt, die minutiösesten physiologischen Versuche angestellt" u. s. w. „Die teleskopische Weite seines Blicks that der mikroskopischen Schärfe seines Auges nicht den mindesten Eintrag."

Humboldt war ein Repräsentant jenes Nebeneinander in der Wissenschaft, das der Verfasser fast ebenso schildert, wie der Herausgeber dieser Blätter die Aufgabe des culturgeschichtlichen Romans definirt hat.

Die Sinne.

Die Bedeutung der Sinne für das geistige Leben ist jedem ersichtlich, der nur einmal einen Blindgeborenen oder einen Taubstummen beobachtet und den Unterschied wahrgenommen hat, der zwischen den Begriffen und Urtheilen eines solchen sinnarmen und denen eines vollständig sinnbegabten Menschen stattfindet.

Nimmt man auch nicht gerade mit den extremen Materialisten an, daß der Geist nur die „Summe der Sinne" sei, so muß man doch jedenfalls zugeben, daß ohne den Stoff, den die Sinne dem Geist zur Verarbeitung liefern, die angeborenen Kräfte des Geistes unentwickelt blieben.

In Diderot's „Briefe über die Blinden zum Nutzen derer, die sehen", wird der blindgeborene, damals berühmte Engländer Saunderson redend eingeführt. Da heißt es denn: „Als der Priester dem Blinden die Wunder der Natur vorhielt, welche doch für die Existenz Gottes zeugten, erwiderte der blinde Philosoph: »Ei, mein Herr, lassen Sie doch all dieses schöne Schauspiel, das für mich niemals dagewesen ist! Ich bin verdammt, in Finsterniß mein Leben zuzubringen, und Sie citiren mir Wunder, die ich nicht verstehe und die nichts beweisen, außer für Sie und solche, welche sehen wie Sie! Wenn Sie wollen, daß ich an Gott glaube, müssen Sie mich ihn tasten lassen.«" In dieser Antwort ist in der That die Abhängigkeit des Geisteslebens von dem Material, das ihm die Sinne liefern, treffend ausgedrückt.

Doch, was hilft es auch, alle fünf Sinne gesund und vollständig zu haben, wenn dieselben nicht geübt werden. Wie viel mehr ein geübter Sinn auszurichten vermag als ein ungeübter, dafür können ebenfalls die Blinden zum Beweise dienen, deren Tastsinn, weil er ihnen die Stelle des Gesichts vertreten muß, so viel feiner und entwickelter ist als bei Sehenden.

Es dürfte daher wol mit Recht als eine nicht zu vernachlässigende Aufgabe der Erziehung und des Unterrichts betrachtet werden, schon frühzeitig die Sinne der Jugend zu üben und zu schärfen. Gymnastik der Sinne, auf deren Thätigkeit das ganze geistige Leben beruht, sollte ebenso in den Erziehungs- und Unterrichtsplan aufgenommen werden wie Gymnastik der Gliederbewegung. Namentlich bedürfen die beiden höchsten und edelsten Sinne, Gesicht und Gehör, einer planmäßigen Schärfung.

Dankenswerthe Anregungen für diesen Zweck liefert: „Die planmäßige Schärfung der Sinnesorgane als eine Grundlage und leicht zu erfüllende Aufgabe der Erziehung, besonders der Schulbildung, von Dr. D. G. M. Schreber, Director der orthopädischen Heilanstalt in Leipzig" (Leipzig, Fr. Fleischer, 1859).

Der Verfasser zeigt, daß nicht blos die geistige, sondern sogar auch die sittliche Bildung durch Schärfung der Sinneswerkzeuge bedeutend gefördert wird. „Sobald nur einmal die moralische Grundrichtung vorhanden ist, wird der sinnengeschärfte Mensch eben dadurch auch nach dieser Richtung hin sich leichter vervollkommnen. Weil er gelernt hat, die Verhältnisse um sich herum in allen ihren Einzelheiten zu durchschauen und in ihrem Zusammenhange zu erfassen, so wird ihm auch das Hineindenken und Hineinfühlen in die Lage anderer viel leichter."

Wir fügen nur noch hinzu, daß, um die Sinne der Jugend für gewisse Gegenstände zu schärfen, man es verstehen muß, sie für diese Gegenstände zu interessiren. Das Interesse ist der mächtigste Schärfer der Sinne, wie wir an dem früh mit entschiedenem Talent für eine Kunst oder Wissenschaft Begabten sehen.

Aus meinem Tagebuch.

Von Friedrich Spielhagen.

Wer eine fremde Sprache aus Büchern lernen muß, der lerne ja recht viele und ergreifende Poesieen, wenn die Literatur der Sprache sie aufzuweisen hat. So erregt ihm das Feuer der Dichtung einigermaßen die Lebendigkeit des mündlichen Verkehrs. Dazu kommt, daß Gedichte, selbst schlechte Gedichte, viel leichter im Gedächtniß haften bleiben als die schönste Prosa.

* * *

Alles kommt im geistigen Leben wie im Geschäftsleben darauf an, daß unsere Einnahmen mit unsern Ausgaben im rechten Verhältniß stehen. Mit der receptiven Thätigkeit muß die productive gleichen Schritt halten. Was wir blos dem Gedächtniß überlieferten, ohne es zur Production eigener Gedanken verwendet zu haben, ist todtes Kapital, bringt uns nicht weiter, scheint etwas und ist nichts.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 5. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Der heilige Hieronymus. Von Günther von Freiberg. IV. V. VI. — Intimation. Von Dr. Schindler, II. — Der Regenbogen. Von Fr. Friedrich. — Ein neues Werk von Proudhon's Manie. — Der alte Streit. I. — Eine Anklage gegen Schiller und Goethe. — Zur Unterhaltung. I. — Gedanken von Daniel Stern.

Der heilige Hieronymus.

Von Günther von Freiberg.

IV.

Maximian schritt durch die Räume seines Palastes, wohlgefällig die festlichen Zubereitungen ein letztes mal prüfend.

Die mosaikgetäfelten Säle waren mit Orangenblüten bestreut; in großen silbernen Schalen dampfte kostbares Räucherwerk von Myrrhen und Ambra; überall sprengten seine Sklaven Rosenwasser auf den Fußboden; in jedem Saale stand eine Tafel mit allen erdenklichen Gerichten und Schalen voll cyprischen Weines bedeckt. Trotz seiner zahlreichen Dienerschaft hatte er eine Anzahl Tänzer und Tänzerinnen, Sänger und Sängerinnen ausgewählt, welche die Anwesenden bei der Tafel bedienen und zugleich mit ihren Tänzen und Gesängen ergötzen sollten, und drei Stunden nach Sonnenuntergang hatte Lydia, Roms Stolz, ihr Kommen verheißen.

Schon traten auch Maximian's Gäste ein und die Musik begann.

Die köstlichen Gerichte, die gebratenen riesenhaften Wildschweine, das seltene Geflügel und die übrigen gastronomischen Wunder, die schönen Frauen, die mit ihren duftenden, aufgelösten Haaren in schimmernden asyrischen Gewändern die Speisenden umkreisten, verfehlten ihre Wirkung nicht.

Mit jedem neuen Gange brachte man den Gästen frische Kränze, und zu jeder Speise gab es verschiedene Weine, Fruchtsäfte und Sorbets.

Wer mit einem Zuge den größten Pokal leerte, wurde König, dem tranken die andern zu und die Tänzerinnen überschütteten ihn unter wildem Jubel aller mit verzuckerten Rosenblättern.

Und mitten unter den schwärmenden, berauschvollen Menschen bewegte sich Hieronymus in seiner steifen kalten Weise, die sein glühendes Blut verbarg. Er genoß keinen Bissen und trank nur dalmatischen Wein. Ihm gestattete man dieses Weisen, was jedem andern den bittersten Spott der Genossen zugezogen hätte.

Umsonst hingen sich die Freunde an seinen Arm; er wußte sich ihnen stets zu entziehen, er wies die Blumenkronen der Frauen zurück, den Kranz von weißen Verbenen im dunkel flutenden Haare behaltend, das üppig auf seine lichtpurpurne Tunica herabhing, fremd unter so vielen Freunden, einsam inmitten solch rauschenden Festes.

Und Trinklieder wurden ausgebracht und Denksprüche improvisirt, und Klavius, dessen Dichternatur berauscht war von Licht, Wein und Gesang, griff zur Lyra und begleitete mit ihren Klängen seine Worte:

Du Dionysos, du der Begeisterung
Gymnasiumentsprungter, munterer Sohn,
Hör' mein Gyer, hör' meinen Gesang!
Dir bring' ich weihe den schäumenden Trank!

Aus wallenden Opferrauche bläulichen Wellen
Neigt du dich mit und lächelst du göttlich
Wie glänzend dein Nacken!
Du gr Gesundheit, ewige Jugend
Athmet die schwellend gewölbte Brust dir
Und des Panthers scheckigen Fell
Hüllet die göttlichen Glieder dir ein,
Schöner Gott! und es folgt dir im Fluge
— Durch die Füße sank das Gewand —
Deine Mänade, die mit lockigem Haupt,
Hoch in der Rechten schwingt sie den Thyrsus;
Rauhe dich Wein um den goldenen Lock!
Jene andere trägt die Schale
Klug in der Hand, doch eiligen Laufs
Schwenkt sie leuchtende Tropfen vom Rande
Nieder wie Sonnenfunken aufs Land,
Wenn gewitternd Hermes die dritte,
Reifen ins Kühlig mit werfend herbei;
Zephyr sank in den buhlenden Blüten,
Ganz in Reben hüllt er mich ein.

Unter den letzten verhallenden Vorklängen schwebte ein Zug reizender Kinder in den Saal, jedes als Liebesgott verkleidet, in den Händchen eine Schale mit einer brennenden Flamme tragend. Ihnen folgte, aufrecht stehend im goldenen Wagen, gezogen von einem Viergespann gezähmter Leoparden, Lydia als Pinche. Luftige, violenfarbene Stoffe umflossen ihre Glieder, ein silbernes Band hielt ihre Locken zusammen, einen Leuchter trug sie in Händen.

Sie ward mit einem Beifallssturm empfangen, während der Zug die Runde durch den Saal machte.

Lydia hielt die Lampe bald freudig über dem Kopf empor, bald schalkhaft hinter den Fingern verborgen. Als sie an Hieronymus vorüberfuhr, ward sie blaß, sah ihn mit der Traurigkeit der verlassenen Pinche an und senkte die Lampe, dan deren Flamme erlosch.

Es kam brennend heiß über ihn, wie beim ersten male, da er sie gesehen. Außer sich, bewußtlos stürzte er ins freie und aus dem freien schwankte er zurück in die Säle des Maximian.

So kam er in ein von den Ampeln nur matt erleuchtetes Gemach. Hier war es kühl; langsam durchschritt er es. Da fühlte er sich an der Hand festgehalten. Er blickte um — —

Lydia war es.

„Du hier?" bebten Hieronymus' Lippen und der Zauber ihrer Nähe berauschte ihn, „ich vermuthete dich nicht hier."

„Doch ich suchte dich", sprach sie leise in Thränen.

„Mich?" entgegnete er — und als hätten schmeichelnde weiche Hände ihm die Falten aus der Stirn gestrichen, so wohl geschah ihm in jenem Augenblick.

„Wen sonst als dich, Hieronymus! Denn jetzt weiß ich deinen Namen! Um ihn nie zu vergessen, erfuhr ich ihn."

„Du hassen mich?" seufzte der Jüngling, sich zu ihr hinabbeugend.

„Unendlich weh hast du mir gethan, denn du wolltest mich zu dir erheben, und ich fühlte, daß ich dessen nicht würdig bin."

„Doch, doch, du bist es, du mußt es nur wollen", sprach er mit Festigkeit.

„Ich bin ein schwaches Weib", klagte sie.

„Sei es nicht, Pinche! Auch du hast Schwingen, — entfalte sie, schwebe!"

„Sie sind gebrochen." Und sie lächelte schmerzlich. „Ich bin eine Tänzerin! Wer traute mir? Wer liebte mich?"

„Ich!" hauchte Hieronymus.

„O du Befreier meiner Seele!" rief sie mit aufflammendem, bachantischem Jubel; „ich will dir glauben, dir folgen!"

„Pinche!" rief es aus den Sälen her. „Pinche, du versprachst zu tanzen! Komm'!"

„Herrin!" so eilte Hanka herein, „kleide dich um! Hier ist das Gewand mit Sternen gestickt."

Lydia verhüllte ihr Antlitz.

Die Alte breitete Tunica, Tambourin, Thyrsus und Dolch — Gegenstände, deren Lydia beim Tanz bedurfte — auf dem Boden aus und entfernte sich, das Uebrige nachzuholen.

„Tanze nicht!" zitterte die Bitte von Hieronymus' Lippen, und bestimmter, fast befehlend setzte er hinzu: „Lydia" — sonst nannte er sie Pinche.

Sie stand unschlüssig auf und blickte ihn zagend an. Umsonst suchte sie nach einem Vorwand in ihrer Seele, sich von der Forderung der Gäste zu befreien, dem Geliebten zu willfahren — und unwillig über ihr Schweigen und Schwanken wandte Hieronymus das Antlitz von ihr nach dem Saale zu.

Schnell hob sie da den Dolch vom Boden auf und stach sich in den Fuß.

Als er sich wendete, stand sie schwankend; ihr helles, rothes Blut floß aus der Wunde über den Marmorboden.

„Pinche!" schrie er auf, „was thatest du?"

Sie lächelte nur: „Ich trat unversehens in die Waffe", log sie mit niedergeschlagenen Augen.

Hieronymus fing die Sinkende mit einem

Thränensturz in seinen Armen auf und trug sie auf das Polster.

„Es schmerzt nicht", sprach sie stöhnend, „es kühlt."

Er kniete neben ihr, weinte, schluchzte und zerriß sein Kettkleid, um damit ihren blutenden Fuß zu verbinden.

V.

Wieder lag Psyche auf dem Ruhebett vor dem großen Metallspiegel. Krank und fieberend, doch mit ruhigen, glücklichen Gedanken, denn Hieronymus saß ihr zu Füßen, zuweilen in einer Pergamentrolle lesend, doch öfters den besorgten Blick auf die Geliebte heftend, die zwischen Schlaf und Wachen ihn anlächelte.

Als die Augen der Kranken sich endlich ganz geschlossen, stand Hieronymus leise auf und schlich auf den Zehen nach der Thür, dem Garten zu, der mit dem Gemach zu ebener Erde lag.

Am Ausgange blickte er auf Lydia zurück — wie eine weiße, geknickte Lotosblume auf blauer Welle gebettet, lag sie auf der aurtarbenen Decke.

„Stille, stille, schwüle Gedanken", sprach er leise vor sich hin, und die Stufen zum Garten hinabschreitend seufzte er: „Warum kann ich mit ihr nicht glücklich sein? Diese drei Tage, welche die seligsten meines Lebens hätten sein mussen, waren die elendesten! Wo bin ich hingerathen? Bekehren will ich sie zur Gottesliebe und bin selbst so tief in die Schlingen der Welt gefallen, daß ich die heiligen Bücher nicht mehr anzurühren wage! Wo hinaus? wo hinaus, Unseliger! Könnte ich fort mit ihr! Fort bis an der Welt Ende! Ach! Werden wir in uns finden, was wir voneinander träumen? Wird nicht die Eifersucht auf ihre Vergangenheit durch meine Seele schneiden, mich niemals gegen sie erbittern? Wird sie das Leben lieben neben mir? Psyche, Psyche, sag' uns sterben! Aber nein, du bist zu schön und ich zu jung für den Tod, vielleicht berufen zu guten Thaten. Ein Apostel für die wahnbefangene Menge, ein Priester des neuen Glaubens, der lichtverbreitend über die Erde steigt — das ist mein Los, so träumte ich es! Doch ihr Bild drängt sich zwischen meine heiligen Vorsätze. Sie lächelt wie die Liebe und spricht wie die Unschuld! Gestern, als sie, auf mich gestützt, die Gartenschwelle betrat, wölbten die Granatbäume mit den rothschwellenden Blüten ein Dach über uns beide; voll Neides entblätterten sich die Purpurknospen, als wollten sie sagen: Was soll uns das Aufblühen, wenn Psyche's Lippen früher blühen als wir?' Und herab rieselten die Granatblättchen auf ihren weißen Nacken; ich hatte sie von ihrem Nacken auf, wie das Blut von ihrem Fuß vor drei Abenden; und sie drängte ihre Wange an meine Hand und im nächsten Augenblick sahen mich ihre verzehrend liebenden Augen wieder an! Da stand sie in leuchtender Schöne neben mir — und mir war es nicht wie in die Sonne zu sehen; ich meinte, der Blitz, in unbegreiflich wunderbarer Pracht, zucke auf mich nieder."

Hieronymus, der Zweifler, der Poet, der Denker und Liebende, schritt weiter unter den duftenden Bäumen. Der Blütenstaub wehte ihm in das heiße Gesicht.

Trennung! tonte es da auf einmal aus der Tiefe seiner Seele. Und er sah plötzlich den Ausgang aus diesem Labyrinth. „Trennung!" setzte er frohlockend hinzu und fiel todesmatt auf den Rasen nieder. „Ja, aus dem Tode des Scheidens allein erst konnte uns beiden ein neues Leben auferstehen!"

VI.

„So, also du willst fort, Rom verlassen, mich verlassen?" grollte die alte Kaunia, die geräuschvoll an das Lager trat, auf dem Lydia eben erwachte.

„Wo ist er?" fragte das Mädchen ängstlich.

„Beruhige dich, nicht weit ist er, im Garten!" sagte die Alte in böser Laune.

Lydia athmete auf. „Ach, mir träumte, er sei fort!"

„Er, Träume! Ich spreche von der Wirklichkeit und die ist schlimm genug!"

„Schelte nicht, Kaunia, sie ist schön!"

„Schön? Warum treten dir die Thränen in die Augen beim Lobe dieser schönen, wunderschönen Zeit? Nein, es ist nicht so, nicht wahr? Du gibst vor, besser und frei zu sein wie sonst; ich allein habe unrecht."

Lydia starrte schweigend vor sich hin.

„Du? Du willst hinaus in die Oede, einem Mann folgen, dich absperren vom Leben, vom Licht wie die übrigen Weiber? Du konntest einen Mann in der Einsamkeit beglücken, wo er einzig auf dich angewiesen ist? Vom Winde des Zufalls ihm entgegengetrieben, wie die Blüte vom Baume schneit, bin du ihm begehrenswerth; doch nicht immer kannst du ihm duften und leuchten, bald wirst du ihm, er dir zur Last!"

Lydia rang die Hände.

„Rede nicht, rede nicht, Kaunia! Welche Qual!"

„Die Qual der Wahrheit", entgegnete die unerbittliche Alte, der die Galle überfloß. Sie schwieg einige Augenblicke, dann fuhr sie von neuem empor: „Pflichten!" — Als ob du dazu erzogen wärst. Habe ich dich jemals darauf hingewiesen?"

„Wehe dir, daß du es nie thatest!" rief Lydia heftig.

„O, Vorwürfe! Das ist immer das Ende des Liedes. Geh' in die Wüste, in die Armuth, versuch's mit ihr und der Lehre der Christen, bald genug wirst du, nackt und bloß, an Rom zurückdenken, an die Herrlichkeit, die du thöricht verlassen, an Fausta's Warnung!"

„Nein, nein!" entgegnete Lydia hastig — aber doch sah der Alte in ihrer Brust, der Gedanke der Zukunft, der traurigen, freudlosen. Mißtrauen gegen Hieronymus dämmerte in ihrer Seele, die eine schöne Seele unter dem veredelnden Hauche der Liebe geworden wäre.

Da trat er ein. Er merkte, daß zwischen beiden Frauen ein erregter Wortwechsel stattgefunden hatte. Ein Wolke des Unmuths überflog seine Stirn; er wußte, daß Fausta einen Einfluß — nicht den günstigsten — auf Lydia ausübte.

Diese sah ihm die Mißstimmung an; sich eine ruhigere Haltung zu geben, langte sie nach einem Schmuckkasten und ließ mehrere elastische Goldreifen auf ihre Arme gleiten.

„Wie zum Ueberfluß bestimmt", sagte sich Hieronymus in Gedanken, „ihm ist sie geweiht, ihm muß sie bleiben! Vielleicht wird ihr das Scheiden leichter als mir."

Er setzte sich auf die Lehne des Ruhebettes; sie schmiegte ihren Kopf an seine Brust. Er seufzte und hätte er in diesem Augenblick weinen können, er hätte Herzblut weinen müssen.

„Da du nicht mehr tanzen willst", begann Fausta schmollend, eine silbergestreifte Tunica zusammenfaltend, „so kann ich diesen neuen Anzug zurückschicken".

Lydia winkte ihr, zu schweigen.

„Weiß sie es auch schon?" fragte Hieronymus mit gedämpfter Stimme, nicht ohne Mißbilligung, „so weiß es bereits ganz Rom, und keiner wird dich gehen lassen."

„Vergib", bat Psyche demüthig.

„Sie würde sich doch gewundert haben", fuhr Fausta in absichtlichem Selbstgespräche fort, indem sie sich langsam zum Gehen anschickte, „die eitle Valeria, wenn du dasselbe Kleid gehabt hättest, wie sie es neulich beim Feste des Maximian getragen, wenn du so geschmückt ihren eigenen Tanz, die Pantomime zur Huldigung des Dionysos, ihr nachgeahmt. Halt, wie war doch die Melodie?"

Sie langte eine Doppelflöte von der Wand, und während Hieronymus und Lydia mit ihren Worten das Geschwätz der Alten übertönen wollten, blies Fausta eine weiche, dahinschmelzende Tanzweise.

Je länger sie blies, je lockender, sehnsuchtsvoller die Töne wurden, desto einsilbiger ward Lydia im Gespräch, desto zerstreuter ihre Antworten, desto loser hielten ihre Arme den Geliebten umschlungen. Magnetisch zog es sie zu den Klängen hin; sie hörte zuletzt nur noch auf die Melodie, Hieronymus' Worte vernahm sie nicht mehr.

„Und nun kommt eine Stelle", sagte die Alte, und setzte das Instrument ab, „wo sie sich auf ein Knie niederläßt, den Oberkörper überbiegt, indem sie mit dem rechten Arm über die Schulter langt und einen Strauß auf den Altar des Bacchus wirft."

„Das kann ich auch!" rief die Tänzerin lebhaft und entzog sich Hieronymus vollends.

„Besonders wenn man sich die Füße zerschneidet", höhnte Fausta und spielte weiter.

„Alte, du machst mich toll!" rief jetzt Lydia aufspringend, funkelnden Auges, zornglühender Lippe und warf das schwarze Haar aus dem Gesicht.

Sie begann dahinzuschweben durch das Gemach, leicht wie eine Wolke am Sommerhimmel. Jetzt war sie Psyche wieder, Roms verzogenes Kind, eine Tochter der Luft.

Sie fieberte — sie tanzte wie auf Messerspitzen — der böse Fuß schmerzte — sie tanzte um so schöner.

Und Hieronymus saß da und hatte nicht einmal den Muth sie anzurufen. Er hätte sich selbst einen Barbaren schelten müssen, der ein Kunstwerk zerstört, wenn er sie hätte aufhalten wollen.

Endlich entsank der Alten die Flöte — umsonst, Psyche flatterte weiter. Grüne Weinreben wehten in die offene Thür des Gemachs, im Fluge erhaschte Lydia eine lange, grüne Ranke und schlang sie bald um das Haar, bald ließ sie dieselbe in ihrer Rechten flattern wie eine Fahne, ließ sich davon umspielen; nun hielt es den Tiger nicht länger auf seinem Kissen, er gesellte sich mit seinen Sprüngen der Tanzenden, nach der Weinrebe greifend. Noch findet man auf den etruskischen Vasen, in den Gruppen der Sabinerinnen des heutigen Florenz, solche kühne, wilde, glück-

liche Stellungen wie Psyche's und ihres Tigers im Tanze.

Vor Hieronymus' Augen drehte und wirbelte es — draußen tanzten die Sterne mit und die Leuchtkäfer. Wohin, schöne Bacchantin? Wohin, Glanzumflossene, Rebencntsprossene?

Wohin? in die Arme von Hieronymus, in die sie mehr aufliebend als hinsterbend sank.

„Diesmal vergib mir", rief sie unter Liebkosungen, seine Locken, seine Hände küssend. „Das war das letzte mal, und nun laß' uns fliehen, Geliebter! Laß' uns fort, noch heut zur Nacht."

„Nein, Psyche, heute nicht; du bist krank! Morgen!"

„Heut' bin ich gesund — — bis morgen erkranke ich vor Sehnsucht."

„Erhole dich an der Hoffnung."

„Unerbittlicher!" sprach sie langsam und seelenvoll, „du zerbrichst meinen Willen wie mein Herz."

Der arme Hieronymus! Er riß sich los von dem Mädchen —

„Hinweg", rief die mahnende Stimme in ihm, „jetzt oder nie!"

„Ich begleite dich durch den Garten", sprach sie lieblich, sich unter seinen Mantel duckend.

„Du bist erhitzt, ich darf es nicht dulden."

„Die Luft ist warm — und hier, an deinem Herzen, wäre es da kälter?" beschwichtigte sie.

Hieronymus schlang einen Arm um sie und warf, ohne daß sie es sehen konnte, einen letzten, langen Scheideblick aus brechendem Auge in den lampenhellen, geschmückten Raum.

„Ich leide zu sehr", sagte er in Gedanken und noch litt er nichts, denn Psyche lag ja noch mit dem Lockenkopf an seiner Brust.

So wandelten sie durch den Garten, der eine breite Terrasse vor dem Hause bildete, von der herab eine Freitreppe mit vergoldetem Geländer auf die Straße führte. An springenden Wassern, an weißen Marmorbildern in Fichtenschatten und Lauralsträuchern ging das Paar vorüber.

Eine Sommernacht im alten Rom —

„Lebe wohl! auf morgen!" so klang es von beider Lippen, noch ging Psyche einige Stufen mit hinab. Da kam der Mond glänzend über ein Tempeldach empor.

„Morgen sollst du all die Herrlichkeit verlassen", sagte Hieronymus trostlos.

Psyche legte ihm den Finger auf den Mund.

„Deinen Garten, deine Villa, deine Kleider und Perlen. Begreifst du, was es heißt: Entbehrung? Kein Sklave wird dir fortan die Schale voll Weines reichen, keine Dienerin geschmückt wie du die Sandalen dir zuschnüren, dein Haar salben. Psyche, arme Psyche, ein Lager von Blumen vermag ich dir zusammenzutragen, doch keine goldgestickten Polster vor dir auszubreiten. Ueber dornige Pfade hebt meine Liebe dich, doch keinen Palast, deiner würdig, kann ich für dich erdenken, nicht ewig werde ich dir zu Füßen weilen dürfen, sondern unter meinen Büchern, zu denen mich die mitternächtige Lampe zwingt. Wirst du zürnen, Psyche, vermagst du das alles? Prüfe dich wohl!"

Er fühlte, wie Psyche, die sich fest an ihn geschmiegt hatte, leise schauerte und dieses kaum merkliche Zusammenzittern sagte ihm alles, obgleich sie im nächsten Augenblick an seinem Halse hing und schluchzte.

„Ja, ich vermag es! mit dir, o du Frühlingsbräutigam! Ich gehe mit dir."

„Du gehst mit mir, ich glaube es!" rief er und zog sie an sich; „aber — — noch wenigen Tagen verlässest du mich."

Er wandte das Haupt von ihr ab — seine Arme hielten sie noch eng umfaßt.

„Nein, nein!" rief sie außer sich, „ich bleibe bei dir — — ich — —"

Die Stimme versagte ihr, sie konnte nicht weiter.

„Gute Nacht, Lydia", sprach er sanft, „sieh' mich noch einmal an."

Sie heftete die schwarzen Augen auf sein blasses Antlitz.

„Lächle, o lächle noch einmal" —

Sie that es unter Thränen. Dann schlug sie die Augen nieder; ihre Bewegung war zu mächtig, die Sinne wollten ihr vergehen.

„Noch einen Blick!" bat er mit rührender, süßer Stimme.

„Hieronymus!" schrie das Mädchen auf, „wie wird mir so wunderbar, so ahnungsvoll, als wärst du es, der mich nicht mitnehmen wollte", und auf die Kniee stürzend und sich in die Falten seines Mantels hängend, flehte sie angstvoll, verzagend:

„Jetzt gleich, jetzt gleich nimm mich mit, o Hieronymus!"

Sie war mit dem Kopfe auf seine Kniee gesunken. Sie lag wie leblos vor ihm. Er richtete sie empor.

„Sei ruhig", beschwichtigte er sie, „sei ruhig, du sollst glücklich werden! Jetzt geh' hinein — ich liebe dich —"

Sie stand auf, ohne ihn anzusehen, ging die Stufen stillschweigend hinan, oben blieb sie stehen, breitete die weißen, vollen Arme nach dem Jüngling aus und sagte, bald singend, bald sprechend, in ihrem eigenthümlich reizvollen Tone: „Gute Nacht, Hieronymus!“ Und noch einmal wiederholte sie leiser, hingehaucht: „Gute Nacht, Hieronymus!“

„Gute Nacht, gute Nacht auf ewig!“ So lautete das Angstgestöhn seines gequälten Herzens, und er blickte nicht noch einmal zu der Terrasse empor; er wußte, sobald er die Geliebte anlah, war es um ihn geschehen.

Doch länger als einen Augenblick hielt er sich nicht — er wendete den Kopf; sie winkte; sie stand noch da im vollen Mondlicht, welches sie mit magischem Schein umwob. Nicht mehr irdisch erschien sie ihm, sondern wie eine gütige, glückbringende Gottheit. Und unwiderstehlich bezaubert, wollte er ihr entgegenstürzen. Doch ehe er noch den Fuß auf die unterste Stufe der Treppe setzte, blieb er wie vom Donner gerührt stehen; gleich darauf sank er in die Kniee und verhüllte sein Antlitz wie die Propheten beim Anschauen himmlischer Visionen. Den Geist seiner Schwester hatte er wiederum deutlich erblickt; die Gestalt mit weißen Fittichen war aus dem Boden vor ihm aufgestiegen und ihm wehrend und abwehrend in den Weg getreten. So stand der Engel mit dem feurigen Schwerte vor dem Paradiese, nach dem das erste Menschenpaar noch einmal sehnend zurückblickte.

Hieronymus, von heiligen Schauern durchbebt, brach zusammen und das schöne Heidenmädchen auf der Terrasse meinte er in Nebel zerfließen zu sehen.

„Engel, du lenkst mich zurück auf den ersten Pfad!“ rief es in ihm. „O Psyche, wohl nun es heißen: Gute Nacht auf ewig! Dein ist das Glück, mein die Buße; wandle jeder seinen Pfad!“

Mit diesem Ausruf brach er auf den Stufen zusammen; sein edles Haupt sank auf den kalten Marmor und so, in der warmen südlichen Sommernacht, auf der Schwelle der Geliebten, kämpfte er den bittern Schmerz der Entsagung, litt er die Todesmarter eines stückweis brechenden Herzens, sog er tropfenweis den Wermuth unseliger Liebe.

„Brennen des Märtyrers Schmerzen heißer denn Feuerthränen trostloser Seelenpein? Unmöglich, unmöglich! Vergib meine Verzweiflung, Heiland, der du mich in den Schoß deiner Kirche aufnehmen wirst! Dir auch haben sie die Nägel durch die wunderthätigen, heiligen Hände getrieben, ans Kreuz haben sie dich geschlagen! Was bin ich, staubgeborenes Geschöpf, um meinen Schmerz zu erheben? Woher der vermessene Wunsch, mich einer Qual entziehen zu wollen? O, lehre mich nach deinem Beispiel dulden und ertragen, erleuchte mich, hilf mir!“

So betete er inbrünstig, dann raffte er sich auf; noch einmal sog er den Duft ein, den der Wind aus Lydia's Garten zu ihm hinabtrug, küßte noch einmal die kalten Stufen, blickte noch durch das goldene Gitter nach ihrem Hause; dunkel stand es da; ahnungslos schlief oder — wachte sie dort. Hieronymus erstickte den letzten, heftigen Aufschrei, indem er die Hände fest auf den Mund preßte.

Er ging.

Er zog weit von dannen, zog nach der Abendseite von Jerusalem in die Wüste.

Er wurde ein großer Heiliger.

Divination oder die prophetische Kraft des Menschen.

Von Dr. Schindler.

II.

Am meisten macht es der Erklärung zu schaffen, daß sich bei der Divination stets der Irrthum und die Lüge mit einschleicht, die sich ebenfalls für göttliche Inspiration ausgibt; daß sie sich in phantastische, symbolische Gesichte einkleidet, deren Deutung dem Seher selbst oft ein verschlossenes Buch bleibt; und daß die Prophetie oft so zweideutig ist, daß sie das Entgegengesetzte in sich einschließt und bei der Auslegung zum Verderben führt. Wie ist es möglich, daß Gott sich zweideutig und unwahr offenbaren solle, wie ist es möglich, daß der Menschengeist, selbst göttlichen Ursprungs, der Spiegel des Göttlichen, so Falsches zurückstrahlen sollte? Wenn Moses fragt: „Wie kann ich merken, welches Wort der Herr nicht geredet hat?“ und darauf antwortet: „Wenn der Prophet redet im Namen des Herrn und wird nichts daraus und kommt nicht, das ist das Wort, das der Herr nicht geredet hat, der Prophet hat es aus Vermessenheit geredet“: so ist es schlimm, den falschen Propheten erst aus der Folgezeit kennen zu lernen; wenn der Apostel die für gute und wahre Geister hält, die bekennen, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, so können

den Geistern unserer Spiritualisten die Wahrheit nicht absprechen, und wenn Payn Breger der Große in seiner Schrift über die Heiligsprechung nur der Offenbarung göttlichen Glauben schenkt, die mit den Dogmen der Kirche übereinstimmt, so schließt er nicht nur viel Gleichberechtigtes aus und trennt das Verwandte, sondern er erhebt auch die Menschenvernunft zum Schiedsrichter über das Göttliche. Schon die kanonischen Schriften des Alten Testament, die sogenannten Hagiographen, sollen nach der Tradition nicht das Erzeugnis unmittelbarer Gotteseingebung sein, sondern nur einer heiligen Begeisterung ihre Entstehung verdanken; aber auch in den Prophetieen der echten Propheten findet sich gar manches, was nicht in Erfüllung gegangen; den Kabbalisten konnte das nicht entgehen und sie schrieben es dem Nabeth zu, der als böser Geist den sich offenbarenden Gott selbst in den Leibern der Propheten überwand. Böse Geister wurden überhaupt als die Urheber aller falschen Divination angesehen. Ein Geisterreich, welches durch das Fleisch eine Macht hat über die Menschen, „welches mit dem Irrthum und der Lüge, mit der Sünde und dem Tode im nahen Bündnisse steht", soll die Menschen verführen und „der Geist des Abgrunds und der Lüge, der den Geist des Menschen auf dem Wege des Forschens nach der in Gottes Hand verschleierten Zukunft zum Verderben führt, weil er seine Lust hat am Tod und Verderben der Menschen", ihn verlocken, dahin zu streben, „allwissend zu sein wie Gott". Welch grenzenloses Durcheinander entstand aber durch diesen Glauben! Hatten nicht die Orakel der Heiden Jahrtausende ihren Ruf bewährt und sprachen nicht auch in christlicher Zeit die Dämonen so oft die Wahrheit, daß man sich gezwungen sah anzunehmen, Gott erlaube dem Teufel gar oft die Wahrheit zu sagen? Aber andererseits erlaubte Gott den Engeln auch die Lüge, denn nach Micha tritt der Engel an den Thron Gottes und spricht: „Ich will Ahab überreden." Der Herr sprach zu ihm: „Womit?" Er sprach: „Ich will ausgehen, und will ein falscher Geist sein in aller seiner Propheten Munde." Er sprach: „Du sollst ihn überreden und sollst es ausrichten, gehe aus und thue also!" Wie soll sich der Mensch da zurecht finden? Die ganze Geschichte liefert den Beweis, daß jede Religion die Göttlichkeit ihrer Offenbarung behauptete, daß jede christliche Sekte sich auf ihre Offenbarung berief, ja daß selbst jede dogmatische Streitigkeit auf die entgegengesetzte Weise durch Offenbarung entschieden wurde, wie die Parteien eben hofften und erwarteten. Seit der Reformation war jede Mittheilung aus dem Geisterreiche eine diabolische und weder Jung Stilling konnte der Anklage der Irrlehre entgehen, noch haben die Aussagen der Spiritualisten Gnade gefunden vor den Augen einer Geistlichkeit, die heute noch den Teufel hinter jedem Strauche und seinen Einfluß in jeder Seele wittert.

Der Teufel ist abgethan, die prophetische Kraft des Menschengeistes ist geblieben mit all ihrem Irrthum und all ihrer Lüge; in Gott, dem Urgrunde aller Divination, kann die Ursache davon nicht liegen, so wenig wie im göttlichen Menschengeiste, sie ist deshalb nur in der getrübten freien Entwickelung des Gottesgeistes im Menschengeiste zu suchen. Da man zugeben muß, daß bei allen ekstatischen Zuständen doch immer Täuschung und menschliche Zuthat mit unterläuft, indem dem heiligen Menschen selbst in der geistigen Erhebung menschlich Schwaches durch die Gedanken fahren; zugeben muß, daß nur in den seltensten Fällen ein wirklich höheres Schauen stattfindet, in der Regel aber auch das Göttliche nur in anthropomorphen Bildern geschaut wird; endlich zugeben muß, daß die Zustände weit häufiger sind, wo uns ein leeres Spiel der Phantasie als göttliche Inspiration geboten wird: so meint man „nicht die Stimme des Geistes sei hier das Trügerische, sondern die unreine, unvollkommene Auffassung des Geistigen durch die Seele, deren Blick durch das Aufwärmen sinnlicher Liebe und Begehrungen umhüllet ist". Man vergißt aber dabei, daß man dadurch alle Einheit in der Erklärung dieser Zustände opfert. Der Geist, der ewig gleiche, unveränderliche, göttliche, der göttlichen Allwissenheit theilhaftige, die Quelle aller Divinationen wird umhüllet durch Seele und Körper, die für ihn als Organ göttlicher Eingebung eintreten. Schon die Kabbalisten kamen mit ihrem Geiste als Quelle der Offenbarung nicht aus und sahen sich genöthigt, zur Erklärung der divinatorischen Erscheinungen den ätherischen Leib (Nephesch), den Hauch der Knochen (Habal de Garmin) und den nach dem Tode zurückbleibenden Schatten (Zelem), das Spectrum des Paracelsus, zu Hülfe zu nehmen. Eine Erklärung aber, die nicht alle Modalitäten einer Erscheinung aufklärt und genöthigt ist, bei jeder Abweichung einen neuen Grund aufzustellen, trägt das Zeugnis der Unzulänglichkeit an der Stirn.

Der größte Theil der Naturforscher, denen zu

Erklärung der außergewöhnlichen Zustände des Fernsehens, der Ekstase und des Fernwirkens die ihnen bekannten physischen Kräfte nicht ausreichten, leugneten bald alle Thatsachen; sie gestanden allenfalls eine Sinnestäuschung oder Nervenaufregung zu und glaubten jede mögliche Concession gemacht zu haben, wenn sie ihre Elektricität und ihren Magnetismus, Wärme und Licht zur Erklärung der Thatsachen zu verwenden großmüthigst gestatteten. Aber mit dem Leugnen ist die Sache nicht abgemacht, mit dem Schimpfen auf Priestertrug die Entwickelung der Religionen nicht aufgeklärt, und mit der Behauptung, es seien alles kranke Zustände, das Wesen derselben nicht entwickelt. Es gehört wirklich die ganze Arroganz des Wissens dazu, die überwältigende Masse der Thatsachen, die so unverkennbar in die Entwickelung der Menschheit eingegriffen haben, zu leugnen, die unverwerflichen Zeugnisse der hervorragendsten Menschen vom höchsten Alterthum bis auf den heutigen Tag dem Betrüger oder dem Betrogenen zuzuschreiben und den, der es wagt, den Schleier zu lüften und die außergewöhnlichen Erscheinungen mit unserm Wissen von der Natur des Menschen in Einklang zu bringen, des Mysticismus und der Apologie des Aberglaubens zu beschuldigen.

Anders handelten die Philosophen; sie verschlossen ihre Augen dem Wunderbaren und Geheimnißvollen nicht und gingen sie auch mit einer gewissen Scheu an seine Deutung, so leugneten sie doch nicht die Thatsachen. Plato und Cicero haben ihre Aufmerksamkeit den divinatorischen Erscheinungen ebenso zugewendet wie Leibniz, Kant, Schelling, Schopenhauer und der jüngere Fichte.

Versuchen wir auch eine Deutung. Der Menschengeist ist, wie jede andere Kraft in der Natur, in polarer Form thätig, d. h. er repräsentirt als Einheit die in ihm liegenden Gegensätze. Während er sich einerseits von der Natur losreißt, sich im denkenden Selbstbewußtsein isolirt, der Natur gegenüberstellt und durch Ergründung der in ihr wirksamen Kräfte sie beherrscht, unterliegt er ihr andererseits, wird von dem allgemeinen Leben aufgenommen und entfaltet, in die Gesetze einer sittlichen Weltordnung ebenso unbewußt hineingezogen wie der Körper in die der physischen, ein Gefühlsleben, welches mit dem Verstandesleben oft in Conflict geräth. Wie das oscillatorische Leben stets zwischen der centro-peripherischen und peripherisch-centralen Richtung schwankt und wir alle Gegensätze auf diese beiden Bestrebungen zurückführen können, so sind diese beiden Richtungen auch die Quelle der scheinbaren Widersprüche im Menschengeiste. Wie im kosmischen Leben sich auf diese Weise Gott und Welt, Sonne und Planet, Perihelium und Aphelium, Nordpol und Südpol, Tag und Nacht, Sommer und Winter entgegenstehen, so im Menschen Wachen und Schlafen, Cerebralsystem und Gangliensystem, Sinnesthätigkeit und Stoffwechsel, bewußtes und bewußtloses Schaffen, Denken und Träumen, Vernunft und Gefühl, Mann und Weib, Wissen und Glauben, Genie und Kritik. Gibt es mithin im Menschen eine Seite, die dem Allgemeinen zugekehrt ist, und ist der Mensch selbst ein Theil des großen Ganzen: so kann es uns nicht wundern, wenn wir auch in seinem Geiste das All sich widerspiegeln sehen.

Von den Kreisen des Sonnenstäubchens bis zu den Kreisen der Milchstraße waltet ein Gesetz, von dem Streben des Minerals zur Krystallform bis zu der Entwickelung der schönsten Form in der Menschengestalt ein Wille, von dem Lichte des fernsten Sternes bis zu dem sublimsten Gedanken des Menschengeistes ein Odem. Ein Geist ist es, der den ganzen Weltorganismus beseelt, ein Gesetz, was das Größte umfaßt wie das Kleinste, ein Wille, der da herrscht im Reiche der Materie wie des Geistes. Darf es uns da wundern, daß eine stete Harmonie besteht zwischen dem Menschen und der ganzen Schöpfung, daß Pflanze und Mineral ebenso gut mit ihm in Rapport treten wie der stammverwandte Menschengeist und daß der Menschengeist berührt wird von der allgewaltigen Natur selber? Trotz allen Strebens dünkelhaften Verstandes vermag er sich nicht loszureißen von der Alma Mater. Den sittlichen Gesetzen der Weltordnung unterworfen, dämmert das Gefühl des Göttlichen in dem Geiste auf und die Ideen des Schönen und Guten, des Göttlichen und Sittlichen werden nicht durch Denkresultate, sondern unbewußt in ihm wach; das Gewissen macht sich als Schiedsrichter geltend und im zerknirschenden Gefühle des Abfalls von der sittlichen Weltordnung und der Unbehaglichkeit, in die die Sünde versetzt, entwickelt sich der versöhnende wieder zu Gott führende Cultus, und die Gefühle der eigenen Erwärmung für die höchsten Ideen der Menschheit treten bald in der Form einer sanften Durchdringung, bald in der Form eines elektrischen Schlags, als plötzliche Erleuchtung, bald als Selbstreinigung des sündhaften Leibes,

daſs als prophetische Ekstase auf. In der Wechselwirkung des Menschen mit der Natur werden wir den Schlüssel zu einer großen Zahl von Erscheinungen finden, die uns als unerklärte Geheimnisse oder als mystische Verkehrungen entgegentreten. Die Abhängigkeit der Völkerentwickelung von der Natur, das Wandern der Volker, die Entwickelung der Rassen und Nationalitäten, das Hineingezogenwerden der Menschen in die Krankheiten des Erdkorpers, das Zusammenfallen großer Ereignisse im Völkerleben mit Umwälzungen im Leben des Kosmos finden hier ebenso gut ihre Deutung als die unzähligen Beziehungen, die, auf die Gefühle der Zu- und Abneigung, der Liebe und des Hasses bauend, eine Menge dämonischer Gewalten wachrufen, die für die geschichtliche Entwickelung des Menschengeschlechts von weitgreifenden unverkennbaren Folgen sind. Aber auch das niedere tierische Leben ist in die Gewalt der physischen Gesetze gegeben und die Ernährung und der Stoffwechsel, Zeugung, Wachsthum, Erhaltung des Individuums und der Gattung sind trotz der scheinbaren Freiheit an kosmische Gesetze gebunden und die Instincte und Triebe sind nichts weiter als die in die Erscheinung tretende Wirksamkeit kosmischer Gesetze.

Da das ganze Gebiet kosmischer Gesetzmäßigkeit, insofern es sich im Menschen repräsentirt, auf eine für ihn selbst unbewusste Weise wirkt, hat man sich verleiten lassen, es „das Gebiet des Unbewussten" zu nennen und den Menschengeist in eine „bewusste und unbewusste Hälfte" zu zerlegen. Es ist aber nicht ganz zu rechtfertigen, denn einmal umfasst das Unbewusste keineswegs die eine polare Hälfte des Menschengeistes und andererseits lässt sich Bewusstes und Unbewusstes im Geiste gar nicht absolut trennen. Alles Unbewusste tritt in den Kreis des Bewusstseins und übt seinen Einfluss aus auf unser Denken, und andererseits wird wieder alles Gewusste und Bedachte bei dem unbewussten Wirken unseres Geistes mit verarbeitet. Noch weniger kann ich mich aber der Ansicht von Schopenhauer anschliessen, daß ein besonderes Organ im Gehirn, das Traumorgan, den Grund des unbewussten Geisteslebens, des Traumes und des magischen Schauens enthalte. Es ist nicht ein besonderes Organ, es ist die ganze eine Seite des Geistes, die dem Alleben der Natur zugekehrte, in der wir den Grund dieser Erscheinungen zu suchen haben. Wenn der Verfasser des „Unbewussten Geisteslebens" der Vorstellung von einer Polarität des Geistes den Vorwurf macht, daß dadurch die Einheit des Geistes verloren gehe, da er in einen wissenden und nicht wissenden Theil zerlegt wurde, so möchten wir zu bedenken geben, ob nicht die Hypothese von Geist und Seele das ursprünglich Eine bei weitem mehr und entschiedener trennt.

Wenn die Natur einen überwältigenden Einfluss über den Menschen gewinnt, wenn die polare Thätigkeit des Menschengeistes einseitig gesteigert wird, welche man wegen ihrer nahen Beziehung zum Traumleben auch die nächtliche genannt hat; wenn dabei Gefühle, die sonst unbewusst bleiben, in das wahre Seelenleben als Sinnesperceptionen transponirt werden: treten Erscheinungen auf, die den normalen Lebensthätigkeiten fremd sind. Bedenken wir dabei noch, daß es in der Welt wie im Menschenleben nichts Zufälliges gibt und daß alles, was geschieht, die Folge gesetzmäßig ineinander eingreifender Kräfte ist; daß es in der Ewigkeit und Unendlichkeit kein Nacheinander und Nebeneinander gibt, sodaß auch der Hellsehende von Zeit und Raum unberührt denken kann; und daß alle Zahlen und Maße des Kosmos sich im Menschen wiederholen: so wird man minder über die prophetische Gabe des Menschengeistes staunen. Es darf uns deshalb nicht wundern, daß es von je an uranologischen Verheißungen nicht fehlt und wenn Giordano Bruno behauptet, die Bewegung der Fixsterne, die planetarische Natur der Kometen und die von der Kugelgestalt abweichende Form der Erde sei ihm durch sein lume interno offenbart worden: so ist uns das ein Beweis mehr dafür, daß auch die kosmischen Systeme der Inder und Perser aus innerm Schauen hervorgegangen sind. Einem verleiht die Inspiration die Gabe, das Leben seiner Mitmenschen zu durchschauen, einem andern befähigt sie, in der Vergangenheit oder der Zukunft zu lesen, einem dritten verleiht sie die Gabe der Sprachen, einem vierten werden die Ursachen der Krankheiten offenbar und ein fünfter wirkt auf die Aussenwelt durch mit geheimen Kräften des Geistes. Von der Ahnung bis zur Prophetie können wir alle Stufen des magischen Geisteslebens verfolgen, denn, wie der Apostel sagt, es ist ein Geist, aber es sind vielerlei Gaben.

Aber die divinatorische Kraft des Menschengeistes ist gar mancher Modificationen fähig, und wie im Sinnes- und Verstandesleben die Täuschung neben der Wahrheit hergeht, so ist dies in noch weit höherm Grade in jenen Regionen des Geistes der Fall, wo ihm die corrective Macht

des Verstandes abgeht. Nur in seltenen Fällen findet ein reines und ungetrübtes Schauen statt. Alles Gewußte und Gedachte vermengt sich mit dem im Geiste Geschauten; alle körperlichen Gefühle, die ganze fleischliche Sinnlichkeit mengt sich mit ein; die Phantasie bildet in geheimer Werkstätte die Ideen plastisch aus, verziert sie mit phantastischem Schmuck und führt sie wie als Vision vor das leibliche Auge des Schwärmers; das träumende Gefühlsleben entlehnt seine Symbole des Geistigen und Göttlichen der materiellen Welt und die phantastischen Bilder entsprechen dem anthropomorphisirenden Zeitbewußtsein; zuletzt taucht auch noch Täuschung und Lüge, Hohn und Spott mit auf, und während sich das innerlich Gefühlte zu einem äußern Bilde objectivirt, entsteht eine abenteuerliche Fata Morgana, aus der die Wahrheit kaum mehr herauszuleiten ist. Besonders ist dies bei jenen mantischen Ekstasen der Fall, die der Mensch im Streben, das Verborgene und das Zukünftige zu schauen, selbst wach ruft. Da ergeht sich die Seite unsers Innern, welche gewohnt ist, mit andern Ohren zu hören als der Verstand, in einer verführerischen Prophetie, einer um so verführerischern, als sie stets das Gewand der herrschenden Glaubenssatzungen umnimmt. So darf es uns nicht wundern, daß zu allen Zeiten Verheißungen erfüllt worden sind und Ahnungen die Zukunft offenbarten, während nebenbei der Ziel des Midas sich über die Leichtgläubigkeit der Menschen lustig zu machen alle Ursache hatte; nicht wundern, daß der Brahmine seine Vedas, in denen es heißt: „Dies heilige Buch kann nicht von Menschen gemacht sein und kann nicht gemessen werden durch die menschliche Vernunft", für göttlich inspirirt hält mit demselben Rechte wie der Israelit seine heiligen Bücher; nicht wundern, daß die Zweideutigkeit der Orakel sich wiederholt bei aller Mantik und daß es überall schwer wird, die Wahrheit von ihrem phantastischen Schmuck zu entkleiden. Wir sind mit unsern neuern strenggläubigen Theologen ganz einverstanden, wenn sie die Mosaische Schöpfungsgeschichte als aus innerm Schauen hervorgegangen bezeichnen, aber wir glauben nicht an ihre objective Wahrheit und halten alle Bemühungen, sie mit den Ergebnissen der Wissenschaft in Einklang zu bringen, für eine vergebliche Mühe. Wir meinen, die Wala in der „Voluspa" hat dasselbe Anrecht auf Glaubwürdigkeit, wenn sie in ihrer Ekstase singt vom leeren Raum und der Entstehung der Welt, von den im Anfang geschaffenen Riesen, den neun Welten und den neun Himmeln, wenn sie die Esche Yggdrasil sieht, als sie noch unter der Erde war und die Schöpfung der Riesen und Zwerge, dann die Schöpfung der zwei ersten Menschen durch Odin, Hönir und We und was sie in Nastrander, dem Qualort der Verbrecher, gesehen.

Während wir somit den Grund aller Divination im Geiste des Menschen selbst und der einen, dem allgemeinen kosmischen Leben zugewendeten Seite seiner Thätigkeit finden und den Instinct, die Heilkraft der Natur, Familien- und Volksliebe sowie die magische Einwirkung des Geistes auf den Körper, im Selbstgefühl, das Genie, das Gefühl des Schönen, das Hell- und Fernsehen im Weltgefühl und den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit, den Sinn für das Gute ebenso wie die religiöse Schwärmerei und Ekstase im Gottesgefühl begründet glauben, genügt doch die einseitige Entwickelung der Gefühlsseite nicht, die Menschheit auf die höchstmögliche Stufe der Ausbildung zu führen. Nur durch das Umbilden des Geoffenbarten zur Vernunftwahrheit wird der Inhalt des Göttlichen des Menschen wahres und wirkliches Eigenthum, denn nur im Vollbesitz des Selbst- und Weltbewußtseins kann der Mensch das für die irdischen Grenzen mögliche Gottesbewußtsein erringen.

Der Regenbogen.

Von Fr. Friedrich.

Regenschauer ist auf Regenschauer gefolgt, die Luft ist erfrischend, der Wind hat sich gelegt. Alles ringsum ist still. Die ganze Natur scheint noch einmal tief aufzuathmen und die letzten warmen Sonnenstrahlen dieses Tages einzufangen. Von den Wipfeln und Blättern der Bäume fallen die letzten Regentropfen langsam nieder und schimmern farbig im Sonnenschein. An den Spitzen der Grashalme hängen sie noch wie Thauperlen. Weiter und blauer wird der Himmel über uns, nur am fernen östlichen Himmel drängen und thürmen sich noch die Regenwolken, welche den ganzen Tag lang auch über uns hingezogen sind...

Da fesselt unser Auge plötzlich eine der schönsten und lieblichsten Naturerscheinungen: Ein farbig strahlender Bogen ist am östlichen Himmel ausgespannt, groß, weit, daß seine beiden Enden den Erdboden zu berühren scheinen — ein Regenbogen!

Hundertmal und mehr haben wir diese Erscheinung früher schon betrachtet und bewundert, dennoch ruht unser Blick mit gleicher Freude darauf. Diese Farben! So rein und mild, so sanft in ihren Uebergängen! Kein Pinsel eines Malers kann diese Farbentöne so eigenthümlich wiedergeben wie sie sind, so rein und klar und duftig und zerfließend!

Wir hören neben uns die weitverbreitete Ansicht aussprechen, daß nun der folgende Tag wiederum ein regnerischer sein werde. Was kümmert uns der folgende Tag, was die Betrachtungen für Feld und Wiese, für Ernte und gehoffte Vergnügungen, die sich an diese Prophezeiung knüpfen — wir gehören ja ohnedies zu denen, die wenig ernten trotz aller Saaten — der farbige Bogen hat unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen.

Tausende begnügen sich damit: „Es ist ein Regenbogen, der Reflex der Sonnenstrahlen in fernem, niederfallendem Regen." Haben sie damit diesen herrlichen Bogen schon begriffen? Wissen sie, wie er entsteht? Sie mögen sich nicht an den Gedanken anklammern, daß ihre Erklärung richtig sei.

Sie ist es, ebenso wenn wir sagen: „Der Baum ist eine Pflanze." Auch dies vermag niemand abzustreiten; dennoch ist die wundervolle Structur desselben, sind seine Zellen, seine Blätter, Blüten und Früchte, sein Wachsthum, seine Ernährung — dies alles ist dadurch unerklärt und unbegriffen. Und liegt nicht gerade hierin das, was den Forscher und denkenden Menschen anzieht? „Jede Erkenntniß erzeugt Freudigkeit", lautet ein Ausspruch Spinoza's, und dieser schönsten und reinsten Freude entbehren sie gänzlich.

Das macht uns ja eben die Erscheinung des Regenbogens so großartig und wunderbar, daß wir begreifen, wie all diese vielen Tausend und Millionen farbigen Strahlen des weiten Bogens, wie sie in unser Auge fallen, uns von ebenso viel Millionen kleinen Regentropfen entgegenschimmern, wie jeder derselben nur einen einzigen farbigen Lichtstrahl uns sendet und wie dennoch dieser große Bogen mit seinen herrlichen sieben prismatischen Farben daraus entsteht.

Wir können das Große nur begreifen und bewundern, wenn wir auch das Kleine erkennen. Eingehender wollen wir deshalb den Regenbogen betrachten.

Ueberall, wo zahlreich niederfallende Wassertropfen von dem hellen Sonnenlicht beschienen und die aufgenommenen Sonnenstrahlen in ihnen gebrochen reflectirt werden, zeigen sich regenbogenähnliche Erscheinungen. So bei dem Staubregen eines Wasserfalles, bei den durch die Schaufelräder eines Dampfschiffs oder durch den Wellenschlag des Meeres emporgespritzten Tropfen, bei dem zertheilt niederfallenden Wasserstrahle eines großen Springbrunnens und selbst bei einer — im Sonnenschein probirten Gartenspritze.

Im großen bildet sich der Regenbogen mit seinen sieben prismatischen Farben, unter denen Roth die äußerste Stelle einnimmt, das Gelb die Mitte bildet und Violett am weitesten nach innen gelegen ist, nur, wenn die Sonnenstrahlen eine ihnen gegenüberstehende regnende Wolke treffen. Ist diese nicht groß genug, daß sich ein vollständiger Halbkreis bilden kann, so entsteht ein farbiges Bogenstück, oft nur ein farbiger Fleck, der Regengalle genannt wird.

Läßt man das Sonnenlicht durch ein dreiseitiges geschliffenes Glasprisma hindurchgehen, so werden seine Strahlen zweimal gebrochen und es wird in seine farbigen Bestandtheile — denn die weiße Farbe ist die Summe aller Farben — zerlegt. Durch die schwächste Strahlenbrechung erscheint die rothe Farbe und durch die stärkste die blaue; die gelbe liegt zwischen beiden in der Mitte. Nehmen wir nun, um die Bildung des Regenbogens zu veranschaulichen, eine mit Wasser gefüllte Glaskugel und hängen sie im freien auf, sodaß sie von der ihr gegenüberstehenden Sonne beschienen wird, richten wir, der Sonne den Rücken zugekehrt, unser Auge darauf und lassen die Glaskugel langsam auf und nieder, so strahlt sie uns die drei Grundfarben des Regenbogens, roth, gelb und blau, entgegen, und machen wir diese Bewegung sehr rasch, so erblicken wir auch die Uebergänge der Farben, nämlich alle sieben Farben des Regenbogens.

Das Sonnenlicht dringt nämlich oben bei der Glaskugel ein, wird hier unter einem bestimmten Winkel gebrochen, dann von der gegenüberliegenden Kugelfläche zurückgespiegelt und unten beim Ausgang aus der Kugel zum zweiten mal gebrochen und in seine farbigen Bestandtheile zerlegt, die dem Auge, je nach seiner Stellung, als roth, gelb oder blau erscheinen.

Denselben Versuch kann man in anderer Weise machen, wenn man auf eine solche mit Wasser gefüllte Glaskugel im verfinsterten Zimmer einen Sonnenstrahl leitet. Auch dieser wird auf die angegebene Weise gebrochen, zurückgespiegelt,

zum zweiten mal gebrochen und zeigt sich dem Auge nun in seinen farbigen Bestandtheilen als roth, gelb und blau.

All die kleinen Regentropfen, welche aus der fernen Wolke niederfallen, gleichen solchen kleinen Glaskugeln, denn in jedem derselben werden die Sonnenstrahlen ganz auf dieselbe Weise gebrochen und in ihre farbigen Bestandtheile zerlegt. Welcher von diesen drei farbigen Strahlen in unser Auge gelangt, hängt allein von der Stellung des Tropfens ab, denn wir vermögen in einer bestimmten Richtung stets nur eine farbige Strahlenbrechung wahrzunehmen. All die Regentropfen nun, welche sich in der Stellung der rothen Strahlen befinden, erscheinen unserm Auge als roth, weil es nur den rothen Strahl in dieser Richtung wahrnimmt; sie sinken tiefer und erscheinen uns gelb, und indem sie noch tiefer fallen und die Sonnenstrahlen am dichten in ihnen gebrochen werden, nehmen wir sie in blauer Färbung wahr.

Die herabfallenden Tropfen werden aber sofort durch neue ersetzt, welche uns in derselben Richtung auch in denselben Farben erscheinen, und so bildet sich eine obere Schicht, die uns roth, eine mittlere, die gelb, und die unterste, die violett erscheint. Das rasche Wechseln derselben nehmen wir nicht wahr und erkennen es nur in den Uebergangstönen zwischen den drei Grundfarben.

Schwieriger noch zu veranschaulichen ist die Frage, woher die stets sich gleichbleibende regelmäßige kreisbogenförmige Gestalt des Regenbogens kommt.

Alle Regentropfen, welche in derselben Farbe erscheinen, müssen gegen die Sonne und unser Auge eine gleiche Lage haben. Alle austretenden rothen Strahlen bilden mit den Sonnenstrahlen denselben Winkel, denn bei Aenderung des Winkels wird auch die Farbe verändert. Ebenso müssen sie sämmtlich dieselbe Richtung nach dem Auge zu haben. Eine solche Lage haben aber nur die in einem Kreise liegenden Tropfen. Die Beobachtung lehrt, daß eine von der Sonne durch das Auge des Beobachters gezogene gerade Linie den Mittelpunkt des Kreises trifft, von welchem der Regenbogen ein Theil ist.

Die Größe des Bogens hängt von dem Stand der Sonne ab. Bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang ist er am größten und bildet einen vollständigen Halbkreis. Je höher die Sonne steht, um so kleiner wird er. Zugleich liegt der Mittelpunkt des Regenbogenkreises dann so tief unter dem Horizont, als die Sonne über ihm steht. Steht die Sonne zu hoch, über 42 Grad hoch, so vermögen wir keinen Regenbogen zu sehen, höchstens von hohen Bergen aus, wenn sie so gelegen sind, daß sie keinen hindernden Schatten werfen, oder von einem Luftballon aus.

Daraus erklärt es sich, weshalb wir in den sieben Monaten zwischen Februar und October Regenbogen immer nur des Morgens und gegen Abend sehen. Die Sonne steht nämlich während der andern Zeit zu hoch. Im Juni steht z. B. bei uns die Sonne um die Mittagszeit 61½ Grad hoch über dem Horizont; es ist deshalb im Juni von morgens 9½ Uhr bis nachmittags 2½ Uhr ein Regenbogen für uns nicht sichtbar. Im Juli und Mai steht die Sonne um Mittag 58 Grad hoch; wir können deshalb in diesen Monaten Regenbogen nur morgens bis 10½ Uhr und nachmittags von 1½ Uhr an sehen.

Am häufigsten überhaupt nehmen wir die Regenbogen gegen die Abendzeit wahr, weil dann am häufigsten die zur Bildung derselben erforderlichen Umstände eintreten.

In den meisten Fällen erblicken wir über dem Regenbogen noch einen höher gelegenen Nebenregenbogen mit matteren Farben, und zwar in verkehrter Reihenfolge, indem die rothe Farbe nach innen und die violette nach außen gekehrt ist.

Nur zu häufig hört man die ganz falsche Ansicht aussprechen, daß dieser Nebenregenbogen ein Abglanz, ein Spiegelbild des tiefern und schärfer gefärbten Bogens ist. Dies ist unmöglich. Der Nebenregenbogen wird in derselben Weise wie der erste gebildet. Da indeß bei ihm die Sonnenstrahlen *unten* in die Regentropfen einfallen und in denselben zweimal gebrochen und zweimal zurückgeworfen werden und *oben* wieder ausfallen, so erscheinen die prismatischen Farben in umgekehrter Reihenfolge und die Strahlen werden durch die zweimalige Zurückspiegelung mehr als sechsmal schwächer.

Zuweilen kommt noch ein dritter, ja ein vierter Nebenregenbogen über den ersteren beiden vor. Die Farbenordnung ist bei ihnen jedesmal eine umgekehrte und sie sind stets um sechsmal schwächer als der dem tiefer liegenden.

Bei Wasserfällen, wenn die Fläche der emporgespritzten Wassertropfen groß genug und der Stand der Sonne ein günstiger ist, vermag man von einem höher gelegenen Orte aus zuweilen zwar kleine, aber völlig geschlossene Regenbogen-

kreise zu sehen und Seefahrer erblicken bei hochgehendem Meer oft zwanzig bis dreißig solcher Regenbogenkreise, welche indes in ihrer Farbenpracht um vieles geringer sind, da sie selten mehr als gelb und grün zeigen.

Wir können von dieser lieblichen Himmelserscheinung nicht scheiden, ohne auch noch den Mondregenbogen zu erwähnen. Er kommt seltener vor, weil die dazu nothwendigen Bedingungen seltener zusammentreffen. Er bildet sich indes ganz auf dieselbe Weise wie der Sonnenregenbogen. Seine Farben erscheinen uns um so viel schwächer, wie der Mondschein schwächer ist als das Sonnenlicht.

Die Griechen nannten den Regenbogen nach der Göttin Iris. Ihr war er geweiht, ihr, der Botin der Götter. Und konnten die Götter sich eine lieblichere, mit schöneren Farben angethane Botin wünschen? In nebelhaftigem Kleide trat sie vor sie hin. Noch jetzt, wenn wir den herrlichen Bogen am Himmel betrachten, tritt dieser Anblick die ganze Poesie, welche in der alten Götterwelt liegt, in uns wach und wir möchten Griechen sein, nur um an die Iris, den Zeus, den Apollo und an die „rosenfingerige" Eos glauben zu können. Auch sie sind zwar nur ein Traum, aber darin hat Goethe recht: „Die Griechen haben den Traum des Lebens am schönsten geträumt!"

Anregungen.

Ein neues Werk von Leopold Ranke.

Ein neues Werk des berühmten Historikers nimmt die Theilnahme aller Gebildeten in Anspruch.

Die „Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert" (Berlin, Duncker & Humblot. 1859), deren erster Band uns vorliegt, bildet den Abschluß einer Reihe von Studien, die Ranke seit nicht als dreißig Jahren vom Zeitalter der Reformation und der Renaissance mit gleicher Lebendigkeit und Unermüdlichkeit mitmacht. Von diesen Strömungen sind die Völker von Süd- West- und Mitteleuropa am tiefsten ergriffen, gewandelt und verjüngt und in den härtesten geistigen und sittlichen Kämpfen zu neuen Lebensformen gebildet worden. Die drei großen Bewegungen des modernen Europa bis zur Zeit der Französischen Revolution: die Völkerwanderung, die Kreuzzüge und die Reformation, enthalten die reichsten und ausgiebigsten Elemente der Cultur und der geistigen Bildung. Keine so mächtig, wunderbar als die Reformation. Sie wirkt gleich belebend auf Staaten und Menschen, auf das Gottesbewußtsein und das Ideal der Schönheit, nicht blos Luther und der Papst, Elisabeth und Don Philipp, auch Shakspeare und Calderon, Tasso und Milton stehen sich in ihrem Kreise gegenüber. Nicht Wittenberg und Genf, auch Rom hat die Reformation verwandelt. Wenn einer, so verdient Leopold Ranke der Geschichtschreiber dieser Epoche genannt zu werden.

Freilich fehlt zu Ranke's großem Beruf für die Schilderung gerade dieser Welt und Zeit ein Moment. Ranke hat keinen Sinn für das Volksthümliche. Der deutsche Bauernkrieg, Wallenstein's Plane, die demokratischen Aufstände der Niederlande, der katholischen Ligue in Frankreich sind ihm nur Auswüchse, hochschlagende Wellen, die schließlich doch zerschäumen oder zerrinnen. Er hat keinen Sinn, keine Theilnahme dafür. Die politischen Gewaltmenschen, die Fürsten und ihre Minister, einzelne hervorragende Menschen, sie aber doch alle von den Schwankungen und dem Wechsel der Tage und Ideen abhängig und, die haben alles gemacht, die haben alles geordnet, lenkten. Dadurch gliedert sich die Ranke'sche Geschichtschreibung in eine an vortreffliche Schilderung der einzelnen, farbig gut lebendig, und in eine gedankenvolle, feine, hier und dort zugespitzte Gruppierung der politischen Lage, eine Entwickelung der herrschenden Ideen. Für diese Anschauung konnte es keinen besseren Stoff geben als das Cabinet Don Philipp's, den Hof der römischen Päpste; hier konnten sie an sich so scharf gezeichneten Theile sich harmonisch aussprechen. Für Rom wie für Don Philipp nur die Schlachten, die Feierschichten Nebensache, die Unterhandlungen, das feierliche Schweigen, halbe Worte, halbe Winke die Hauptsache. Die spanische Grandezza und die italienische Feinheit passen zu der Gelassenheit, zu den Sentenzen des Ranke'schen Stils. Es ist nicht so sehr die Nothwendigkeit und der Zwang, gerade aus diesen Quellen zu schöpfen, die ihn veranlassen, zu den Berichten der venetianischen Gesandten zurückkehren lassen, er fühlt sich wahlverwandt mit ihnen. Seine Geschichte ist der ausführliche Gesandtschaftsbericht eines klugen, hochgebildeten, aber unparteiischen Mannes, der nicht alles sagt, was er gesehen, sondern nur das, was er in seiner Stellung für wichtig, entscheidend und durchgreifend hält.

Hierin, in den Quellen, in der Darstellung und dem Vorherrschen von allgemein politischen Ansichten, in allen Inhalt liegt die Originalität Ranke's. Er brachte der Wissenschaft ein neues, unendlich reiches Material, seinem Gebildeten umfassende, eigenthümliche Gesichtspunkte in der Betrachtung der Vergangenheit. Dazu kam, daß er in seinen ersten Werken mit seinem Nebenbuhler zu kämpfen hatte und seine Weise selber frischer, voller, enthusiastischer als jetzt war. Da

mals schien sich der Stein unter seiner Hand zu beleben, seine Gestalten schienen dahinzuschreiten. Wir brauchen nur an das lebensvolle und poetische Buch: „Die Geschichte der serbischen Revolution", zu erinnern. Jetzt besitzt alles die Feinheit, aber leider auch die Kälte von Statuen, die nicht mehr in ihren alten Tempelräumen, sondern in den Hallen eines modernen Museums stehen.

Wer Ranke's Individualität kennt, wird es immer für ein bedenkliches Unternehmen gehalten haben, daß er die englische Reformation und Revolution zu schildern unternahm. Seiner Natur nach kann er Menschen wie John Knox und Oliver Cromwell nur bis zu einem gewissen Grade gerecht werden. Er hat ein scharfes Auge für die Weltstellung derselben; — aber John Knox vor Maria Stuart, Oliver Cromwell im Schlachtgetümmel von Marston-Moor, im Gebet, auf den Knieen mit der Bibel, thränenüberströmt, wieder lachend und schelchte Witze machend am Gerichtstage über Karl Stuart — das wird Ranke nie darstellen können. Jene berühmten Unterredungen John Knox' mit der Königin Maria erwähnt er kaum — „in drohenden Worten hat er ihr offenen Widerstand angekündigt". Das ist alles: „wer", entgegnet darauf Carlyle, „diese seine Unterredungen mit der Königin als gemeine Grobheiten eines liebedienerischen Priesters gegen eine zarte hohe Dame liest, der hat den Gehalt und Sinn derselben gänzlich verfehlt."

Und mit diesem Mangel seines Wesens da warm zu werden, wo auch der Geschichtschreiber, um wahr im edelsten Sinne zu bleiben, warm ergriffen sein soll, verbindet sich ein neues Hinderniß einer vollen und ungetheilten Wirkung. Keine Geschichte ist bekannter als die englische: Heinrich VIII. mit seinen Frauen, die blutige Maria, Elisabeth und Maria Stuart, Essex und Tarnley — jeder kennt sie, die größten Dichter der germanischen Nationen haben sie zu Helden und Heldinnen ihrer Schöpfungen gewählt, drei der größten Historiker diese blutigen und tragischen Verwickelungen der Gewalt der Dinge und der menschlichen Leidenschaften untersucht und, wie uns erscheint, mustergültig dargestellt: Macaulay, Guizot, Mignet. Ranke hat dies selbst gefühlt, daß er nach Homer gekommen — „mit einem solchen Werke in seiner Art", urtheilt er von Macaulay, „in die Schranken treten zu wollen, wäre Thorheit. Aber sobald es die Studien so mit sich bringen, darf man doch in der Auffassung abweichen." Und weiter bestimmt er den Zweck seines Buchs dahin, „das Ereigniß in seiner politisch-religiösen Gesammtheit und zugleich seinen universalhistorischen Beziehungen zu ergreifen".

Auf kein Werk weniger als auf Ranke's „Englische Geschichte" darf man Quinctilian's Wort anwenden: „Die Geschichte wird zum Erzählen geschrieben." Hier findet sich weder die Schilderung einer Schlacht, einer Parlamentssitzung, noch die Anführung einer Rede, jene berühmten und denkwürdigen Verhöre der protestantischen Bischöfe, welche die blutige Maria zum Scheiterhaufen führen ließ: ein Wort genügt für den Tod der Lady Jane Grey, eine Zeile für Maria Stuart's letztes Gebet bei Langside; in dieser Hinsicht steht das Buch der Anschaulichkeit Mignet's, der Lebendigkeit Macaulay's durchaus nach. Es setzt im Gegentheil eine bis zu das einzelne gehende Kenntniß dieser Dinge voraus und verliert fast ganz den Namen einer Geschichte. Gewiß soll nicht jede Anekdote erzählt, jedes Liebesabenteuer geschildert werden — aber immer nur die Resultate der Thatsachen angeben oder die Gründe erörtern, die möglicherweise dazu geführt haben können, heißt den Begriff der Historie umkehren, sie wird dann politische Erörterung — Leitartikelhistorie. Politische Ursachen haben zu Heinrich's VIII. Entschluß, eine Reform der Kirche in England einzuführen, mitgewirkt, aber ohne seine wilden und zügellosen Leidenschaften würden sie unbeachtet oder unterdrückt geblieben sein. Ranke sieht dies selbst ein und doch bleibt unsere ganze Darstellung in diesem ewigen Abwägen von Für und Wider, von Darf und König. In einem seiner „Essays" sagt Macaulay in seiner unübertrefflichen Weise: „Ein König, dessen Charakter man am besten beschreibt, wenn man sagt, daß er der Despotismus in Person war, grundsatzlose Minister, eine räuberische Aristokratie, ein knechtisches Parlament — das waren die Werkzeuge, welche England vom päpstlichen Joch befreiten. Das Werk, das Heinrich, der Mörder seiner Gemahlinnen, begonnen hatte, wurde von Somerset, dem Mörder seines Bruders, fortgesetzt und von Elisabeth, der Mörderin ihres Gastes, beendet." Weit entfernt darf man sein, so und nur allein so die englische Reformation zu begreifen, aber den menschlichen Inhalt der Bewegung zeigen diese Worte in schärfster Beleuchtung. Taten fehlte viel, daß solche Stellen in Ranke's Werk das Gemüth der handelnden und leidenden Helden uns erschlössen und uns menschlich ergriffen. Kein Wort des Mitleids für Lady Jane, kein Ausruf der Bewunderung für die Märtyrer Ridley, Hoover, Latimer. Eher sucht Ranke die großen Verbrechen zu entschuldigen — Heinrich's VIII. Regierung „begleitet er mit einer Mischung von Abscheu und Bewunderung". Das Andenken der blutigen, bigotten und liebeswahnsinnigen Maria sucht er durch die Schilderung ihrer Persönlichkeit wenigstens von dem Schrecken zu befreien, der um sie weht; Maria Stuart muß er als Weib aufgeben, er erhebt dafür ihren königlichen Sinn. Man muß fürchten, Ranke nimmt politische Launen dieser leidenschaftlichen und leichtsinnigen Frau für tiefangelegte Plane und schenkt ihr freigebig Eroberungsgedanken, während sie nur nach der Eroberung jenes wüsten und gewaltthätigen Bothwell's trachtete. Die Muse der Geschichte soll die Menschen nicht „wie der Kammerdiener den Helden" betrachten, aber sie soll sie doch auch nicht lediglich im Purpurmantel, lediglich mit dem für Staatsactionen zurecht gelegten Antlitz uns zeigen.

Was ist nun dennoch das bei alledem unbestreitbare große Verdienst dieses neuen Ranke'schen Werkes?

Nur der Historiker kann dies ganz empfinden: diese eindringliche Darlegung der feinsten Fäden, welche damals die Politik der Welt bestimmten. Ranke versetzt uns gleichsam in den Mittelpunkt des Gewebes. Wir sehen die Schwingungen, die Verknüpfungen, die Lösungen der Fäden, das Werden und Wachsen der Dinge und Gedanken. Und hierin ist er immer neu, original, vom schärfsten Blick, von dem richtigsten Wort. Ranke ist kalt, ohne Meinung, ein ruhiger Betrachter, ihn interessirt weniger der Mensch als seine Stellung. Es reizt ihn hin, wenn er einen Augenblick sich die Weltmacht und den Weltruhm Heinrich's V. ausmalt; es ergreift ihn dann der jähe Sturz, der Fall seiner Helden. Viel positive Belehrung bringt bei der so mannichfachen Durchforschung des Stoffs dieser erste Band noch nicht, aber niemand hat vor Ranke auf die englische Geschichte diese universal-historische oder, besser gesagt, staatsmännisch-politische Betrachtung angewandt.

Der alte Streit.

I.

Geist und Materie! Die Streitfrage, die die Denker und Forscher der Gegenwart so anhaltend bewegt, daß die Literatur über dieselbe noch immer neuen Zuwachs erhält!

Ist der Geist ein selbständiges, immaterielles, vom Stoff unabhängiges und darum die Zusammensetzung desselben überdauerndes Wesen, wie die Spiritualisten behaupten? Oder ist er eine Thätigkeit des organisirten Stoffs, des Gehirns, und löst sich daher mit diesem auf, wie die Materialisten behaupten?

Diese anfangs mit so großem Geräusch und gegenseitiger Anfeindung erörterte Frage hat zwar noch nicht aufgehört, die Geister und Gemüther zu erregen, aber seit sich gründliche Naturforscher derselben bemächtigt, welche die Machtsprüche dahin verweisen, wohin sie gehören — in die Kategorie des die Grenzen der Wissenschaft überschreitenden Dilettantismus —, seitdem wird die Frage ruhiger und besonnener behandelt, was Aussicht auf einen endlichen Abschluß derselben eröffnet.

Bereits früher hatten wir Gelegenheit, auf die Ineinssetzung von Geist und Materie oder von Kraft und Stoff, durch welche Snell in seiner Schrift über den Materialismus die Gegensätze zu vermitteln sucht, hinzuweisen. Ein ähnlicher, auf den Snell'schen Grundgedanken hinauslaufender Vermittelungsversuch liegt uns vor in der Schrift: „Wissen und Sein. Eine realistische Abhandlung zur Ausgleichung des Spiritualismus und Materialismus von J. G. von Quandt" (Dresden, Burdach, 1859).

Wie Snell, legt auch der kürzlich verstorbene berühmte Kunstkenner, der es liebte, dann und wann in andere Gebiete der Forschung hinüberzustreifen, Geist und Materie [illegible] in eins, daß er die Kraft, die in jedem Stoffe thätig ist, das Wirkende, als das geistige Princip, das die Materie beseelt, betrachtet; und da keine Materie ohne Kraft angetroffen wird noch denkbar ist, so ist ihm die ganze Natur auf allen ihren Stufen zugleich Geist und Materie, d. h. durchgeistigte Materie. Nur ist nach ihm auf den niedern Naturstufen das stoffliche Sein überwiegend, auf den höhern dagegen das geistige Empfinden und Wissen. „Alles, was ist, ist ein Wissen und Sein, und wir können uns dies so denken wie die beiden äußersten Punkte einer Wage, wovon der eine sinkt, wenn der andere steigt, indeß im Punkt der Ruhe, wie ihn die Mechaniker nennen, eine Ausgleichung von Kraft und Last stattfindet und beide eins sind."

J. G. von Quandt hatte Schelling'sche und Schopenhauer'sche Elemente in seine Philosophie aufgenommen, daher er auch den Begriff der Lebenskraft, den die Materialisten verwerfen, wieder aufnimmt und sogar erweitert, indem er alle Kräfte der Natur nur als Aeußerungen der allgemeinen, alles beseelenden Lebenskraft oder dessen, was Schopenhauer den Willen nennt, betrachtet. Das Pantheistische dieses Grundgedankens kommt bei dem ästhetisch gebildeten Verfasser auch stellenweise zu poetischem Ausdruck. Ueberhaupt weiß er das Abstracte seines Gegenstandes vielfach durch anschauliche Beispiele zu einem greiflichern Verständniß zu bringen. Aber rügen müssen wir es, daß er sich des Ausdrucks Wissen und Sein statt des geläufigern und der materialistischen Streitfrage entsprechendern Geist und Materie oder Kraft und Stoff bedient hat. Von einem eigentlichen Wissen kann doch auf den niedern Naturstufen nicht die Rede sein. Die unorganische Materie und die organisirte bis hinauf zum Thierreich hat zwar in den sie beseelenden, gesetzmäßig wirkenden Kräften ein geistiges Princip in sich, aber doch kein Bewußtsein, kein Wissen, welches erst mit den Thieren zu dämmern beginnt. Nur uneigentlich kann man doch die Schwerkraft ein „Wissen von einem Centrum" nennen.

Abgesehen jedoch von diesem falschen Gebrauch des Wortes Wissen können wir dem Grundgedanken, wonach es keine absolut geistlose Materie gibt, sondern der Stoff das Geistige als sein Wesen und seine belebende Seele auf allen Stufen der Natur in sich schließt, nur beistimmen.

Lehrreicher noch und populärer, mehr auf dem Boden der Forschung über einzelne Fragen als auf dem Boden philosophischer Gesammtanschauung sich bewegend, ist eine andere zur materialistischen Streitfrage gehörige Schrift: „Geist und Körper in ihren Wechselbeziehungen mit Versuchen naturwissenschaftlicher Erklärung. Von Karl Reclam" (Leipzig, Winter, 1859), über welche in nächster Nummer einige Worte.

Eine Anklage gegen Schiller und Goethe.

Der gegenwärtig so mächtig erwachte vaterländische Sinn, der Deutschland einig, stark und groß zu machen bestrebt ist, bewegt sich schon wieder, wie dies

bei uns in solchen Bewegungen immer der Fall ist, in Extremen.

Die sonst so freisinnige „Protestantische Kirchenzeitung" spricht von einem Grundübel der literarischen Bildung, die seit Klopstock die innere Gestalt des deutschen Lebens verwandelt hätte, vom „abstrakten Kosmopolitismus". Unsere klassischen Dichter werden wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen die Nation als politisches Ganzes angeklagt. „Auch unserm Schiller, an dem unser Sinn für den Staat, für politische Ideen sich am meisten gebadet hat, auch ihm scheint es ein kleines und armseliges Ideal, für eine Nation zu schreiben. Und wer kennt nicht Goethe's Stellung zu der deutschen Bewegung, seinen Neigen an aller Politik und endlich selbst an der Reformation?" Wohl hätten wir Ursache, zu unsern großen Dichtern mit Ehrfurcht hinaufzusehen, doch dieser Mangel an nationalem Sinn sei nicht zu leugnen, der „leere Gothaismus für die Bildung von 1794" sei kaum minder widermärtig als die Schwärmerei für das Mittelalter. „Dieses nur ästhetische und nur literarische Leben — und vor allem diese Goethesche »ruhige Bildung« — als das höchste Maß der Gesundheit zu preisen, ist eine arge Verwechselung der vollendeten Kunstform mit dem realen Lebensinhalt, den sie enthalten soll."

Echte Gothaer Lenden-Kritik! Aber kann man vergangene Literaturzustände verantwortlich machen für Anschauungen, die uns unserer Zeit angehören? So hoch man auch den Einfluß der Literatur auf das Leben einer Nation anschlagen mag, zuerst wird die Literatur immer ihre Impulse aus dem Leben selbst empfangen müssen, ehe sie wieder eine Rückwirkung üben kann. Wäre zur Zeit Schiller's und Goethe's die Nation in einer vaterländischen Bewegung geweckt wie gegenwärtig, so hätte wol auch die Poesie — soweit es überhaupt sich mit den Reizen der Poesie verträgt, zu politisiren — dem Einflusse derselben sich nicht entziehen können. Uebrigens trifft der ausgesprochene Tadel überwiegend doch nur Goethe, nicht Schiller.

Wenngleich Schiller, wie jeder große Dichter, für die Menschheit und nicht blos für eine Nation gedichtet hat, so hat er doch durch seine Dichtungen mächtig auch auf den vaterländischen Sinn der Deutschen eingewirkt, hat diesen geweckt und belebt. Die Freiheitsbegeisterung des Dichters des „Wallenstein" und „Tell" war keine abstract kosmopolitische. Doch freilich war sie auch nicht eine so einseitig politische, daß sie über den Bürger den Menschen übersehen hätte. Wurde nicht die klassische Literatur den Weltbürger und Menschen betont haben, so hätte uns wieder die Befähigung gemangelt, das Nationale in seiner höhern Bedeutung zu begreifen. Es ist gerade wie in der Literatur selbst. Ohne die vorhergegangene Schwärmerei für Homer hätte es keine Schwärmerei für die Nibelungen geben können.

Zur Unterhaltung.

I.

In die von Heinrich Koenig mit bekanntem rühmlichem Geschick mannichfach behandelte Epoche der mainzer geschichtlichen Lebens führt auch Paul Stein e „Der letzte Kurfürst von Mainz" (drei Bände. Leipzig, Herbig. 1857). Das Interesse beruht wesentlich auf der Liebe eines kurfürstlichen Geheimschreibers zu einer schönen und vornehmen Dame, Gräfin Charlotte von Oberthal; das historische Element tritt nur in der Schilderung der Zustände am Hofe und in der Stadt Mainz in einzelnen wohlgelungenen Charakterzeichnungen auf.

Diese Zeit, kurz vor dem Ausbruch der Französischen Revolution, ist bewegt, in jeder Beziehung anregend. Der Kurfürst Friedrich Karl stand an der Spitze der deutschen Geistesbewegung innerhalb des Katholicismus und versuchte mit einigen Gleichgesinnten die deutschkatholische Welt dem Romanismus und dem Joch des römischen Papstes zu entziehen. In dieser Beziehung schließt er sich durchaus an die reformatorischen und philosophischen Ansichten der Zeit, an Friedrich II., an Joseph II., an die Katerin Katharina an.

Diesen Zusammenhang der Weltbegebenheiten, das Treiben und die Zwecke der Illuminaten hätte der Verfasser eingehender und lebendiger darlegen und inniger mit seiner Dichtung verschmelzen sollen. Im übrigen aber begleitet man ihn gern die Ufer des schönen Stromes entlang, die er warm und poetisch schildert. Bald sind es liebliche, bald luftige Bilder, die er mit gefälligem Pinsel von den Schicksalen seines Helden entwirft.

Gedanken

von Daniel Stern.

Ich möchte den Frauen rathen, wenn sie an der Wirkung ihrer Reize zu zweifeln anfangen, nicht den Versuch zu betrauen, sondern das Entlein derer, die mit ihnen rang waren.

* * *

Die und reine Frauenherzen bekommen mit dem reifern Alter einen Zug von Mütterlichkeit, den selbst ihre Liebe zum Manne trägt, falls sie noch einmal diese Liebe ergreift.

* * *

Weibliche Frömmelei ist in den meisten Fällen nur eine Art Koketterie mit dem Himmel. Man ist beschäftigt, unterhält sich und — verpflichtet sich zu nichts.

* * *

Der Fall, daß eine Frau einen hochbedeutenden Geist hat, ist so selten, um nicht mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet zu werden. Und in der That entsteht aus diesem Mißtrauen die Unruhe und Gereiztheit jeder weiblichen Superiorität. Zuletzt, wenn ein so seltenes Phänomen sein Vorhandensein auch noch so schön vertheidigt, sagt man doch immer: Welche große Kraft geht da — der Familie verloren!

Verantwortlicher Redacteur: H. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Hünfter Band. Nr. 6. Wöchentlich ein Bogen

Inhalt: Westfälische Erinnerungen. I. II. Von Heinrich Koenig. — Die Amerikaner. Von einem Weibe. — Königliche Kunst. Von Heinrich Koenig. — Der Schlüssel. Erzählung. Von Verfasserin von St. Frankreich. — Friedrich Schleiermacher als religiöser Charakter. Von Julius Frauenstädt. — „Allgemeine Weltgeschichte". — Der alte Stock II. — Der 12. Juni 1794. — Gedanken von Hamel Stern.

Westfälische Erinnerungen.

Von Heinrich Koenig.

I. Ein preußischer Charakter.

Im Winter 1808, bald nach dem Einzuge König Jérôme's in seine Residenz Kassel, brachte der Staatsrath Beugnot einen Abend bei dem Justizminister Simeon in vertrauter Unterhaltung über die Lage und Zukunft des neuen französisch-deutschen Reichs unter dem Scepter eines jungen leichtsinnigen Königs zu. Es waren zwei der tüchtigsten und achtbarsten Franzosen, die mit Jérôme gekommen waren. Beide hatten auch insofern eine verwandte Vergangenheit, als sie nicht zu den übertriebenen Männern der Revolution gehört und darum manche Verfolgung zu bestehen gehabt hatten. Beugnot war in der Vendémiaire verhaftet gewesen und hatte sich, glücklich befreit, von den Geschäften zurückgezogen. Simeon, Lucian Bonaparte's und dessen Rathgeber im Ministerium des Innern, darauf Präfect und bei 1808. Staatsrath, war in dem neuen Königr Jérôme auf kurze Zeit nach Kassel gefolgt und verlor das Ministerium der Finanzen, ein Mann von hoher schlanker Gestalt und dunklem Aussehen.

Simeon, beim Ausbruche der Revolution Advocat in Aix, wurde Procureur-Generalsyndicus und 1793 als Föderalist außer dem Gesetz erklärt. Er floh nach Gent. Nach Robespierre's

Tode zurückgekehrt, war er Deputirter beim Rathe der Fünfhundert, mußte als Feind der Terroristen nochmals, um der Deportation zu entgehen, die Flucht ergreifen, und stimmte, von der Constitutionregierung zurückgerufen, als Mitglied des Tribunats für das Kaiserthum Napoleon's. Er wurde Staatsrath und für das Ministerium der Justiz im neuen Königreiche Westfalen nach Kassel gerufen.

Schon vorgerückt in Jahren, etwas behaglich und fugsam, aber ehrlich und rechtschaffen, erinnerte er in seiner Erscheinung an die Zeit der Abbés, ging auch, gepudert und fein lächelnd, im Zuschnitt eines Abbé in kurzem Beinkleid mit langen seidenen Strümpfen. Er liebte zur Erholung eine Partie Schach. Aber Beugnot sah sich heut nicht darauf ein. Andere, lebende Figuren beschäftigten ihn, die „Bauern" und die „Ritter" des neuen westfälischen Schachbretes. Er dachte an die „Dame" des Kaisers Napoleon, der dem König und der Königin von Westfalen Schach bieten konnte, und sann bereits auf seinen eigenen Rückzug aus dem neuen, noch etwas problematischen Königreiche.

Indem er so gedankenvoll hin und wieder wandelte, fiel sein tragender Blick auf Simeon, der eben die Schale seines Hausrockes auseinander gezogen hob mit dem Rücken dicht an den geheizten Ofen drückte. „Geben Sie Acht, lieber

Steuern", sagte er, „Sie verbrennen sich — die Finger!"

„Ach!" erwiderte der Alte mit einem lächelnden Blicke nach Beugnot's magrem Beinen, „Sie sorgen für mich, mein Freund! Sie selbst haben so was nicht zu riskiren."

Die beiden Männer dieser beiden Situationen bezeichnen den Anfang und das Ende der einflußreichen Rolle, die ein preußischer Mann von edelem deutschen Charakter als Finanzminister in Westfalen drei Jahre lang ruhmvoll durchführte.

Beugnot, der, wie bemerkt, das Finanzministerium verließ, lernte im Staatsrathe den Vorsitzenden der Finanzsektion, Ludwig Friedrich Victor Hans von Bülow kennen und schätzen.

Dieser, ein Vetter des nachmaligen Fürsten Hardenberg, hatte nur endliche Zufriedenheit gemacht, als ihm das Unglück Preußens bei der schimpflichen Uebergabe von Magdeburg, im Anfang November 1806, hier als Präsidenten der Kriegs- und Domänenkammer fand und in die schwierigste Stellung versetzte. Während er nämlich als treuer Preuße von den in der Festung heimlich aufgehäuften Geldbeständen so viel als möglich für seinen König zu retten suchte, galt es ihm zugleich darum, mit der Miene der Willfährigkeit den Franzosen so wenig als möglich in den Anforderungen nachzugeben, die sie jeden Tag in neuer Gewalt erhoben. Bülow zeigte hierin so viel entschlossene Selbständigkeit, als der Gouverneur und Festungscommandant schlaffe Verzagtheit im Uebergabe des Platzes bewiesen hatte.

Infolge des Friedens von Tilsit, im Sommer 1807, kam die Provinz Magdeburg, und mit ihr der Kammerpräsident von Bülow, an das aus Ländermassen verschiedener Herren neugeschaffene Königreich Westfalen. Bülow nahm Theil an einer Deputation der Provinz, die nach Kassel ging, um gegen die ihr auferlegten unerschwinglichen Kriegsanforderungen Einspruch zu erheben, und wurde unerwartet zum Staatsrath ernannt. Die Erwägung, wie viel er hier zum Wohl besonders auch der ehemals preußischen Unterthanen wirken konnte, bestimmte ihn, diese Stelle mit den besten Vorsätzen anzunehmen.

Auf diesem Platze nun lernte ihn von Jette seiner Talente und Geschäftsgewandtheit Beugnot als fertigen Finanzminister kennen. Er faßte die beste Meinung von ihm, und als er selbst im April 1808 nach Frankreich zurückkehrte, schlug er ihn dem König für die oberste Verwaltung der Finanzen vor. Jerome übertrug ihm zuerst probeweise das Amt und ernannte ihn bald darauf zum wirklichen Minister.

Bülow war damals 44 Jahre alt, ein tüchtiger, klarer Mann, und seit vier Jahren glücklich verheirathet. Vielleicht gehörte aber auch neben Talenten, Kenntnissen und Geschäftserfahrung, noch weiter solche Kraft der Jahre und solches Herzensglück dazu, um mit Muth und Ausdauer westfälischer Finanzminister zu sein.

Das neue Reich war aus Ländermassen zusammengeballt, die, von verschiedenen Fürsten nach verschiedenen Weisen regiert, nur darin einander gleich erschienen, daß sie alle schon dem Krieg und dem feindlichen Drucke die größten Opfer gebracht hatten. Mit dieser Gemeinsamkeit des Leidens wurden sie nun zu gewissesten Abgaben aller Namen in Anspruch genommen für einen König, der, aus dem Privatstande geboren, jung, ausschweifend in seinen Gewohnheiten, und für Maß, Verschwendung und Genuß gestimmt, sich mit Abenteurern umgab, die mit ihm schwelgten, sich auf einträglichen Posten bereicherten und für den Fall eines Umschlags der Dinge etwas zu erübrigen bemüht waren. Die Staatskassen waren erschöpft, die Hälfte der Domänen vom Kaiser Napoleon zu Schenkungen zurückbehalten, und ein Staatsrecht noch nicht begründet, wie es sich von einem so neuen und räthselhaften Staate denken ließ.

In solcher Lage eines neugeschaffenen Landes eine lebenskräftige Finanzorganisation zu schaffen und sie lebensfähig zu erhalten, erfordert einen außerordentlichen Mann. Welche Organisation dem neuen Finanzminister gelang und auf welchem Wege er eine Staatsanleihe von 20 Millionen zu Stande brachte, läßt sich hier nicht entwickeln. Wir bezeichnen nur das Ergebniß mit den halb launigen Worten eines Franzosen aus jener Zeit, der ein pikantes Buch über die westfälischen Zustände hinterlassen hat. Er sagt:

„Herr von Bülow brachte die Finanzen in Feuer und Flammen. Die Steuern gingen ein, die Anleihen wurden befriedigt und man sah wieder Geld in den Kassen. Herr von Bülow war der richtige Mann, der Regen oder Sonnenschein bei Hofe machen konnte, der Phönix Westfalens. Denn hier lag noch mehr wie allerwärts in den Finanzen das Lebensprincip des Staates."

Der König war denn auch sehr vergnügt mit seinem Minister, sodaß er Herrn von Bülow für seine Person und Nachkommen in den Grafen-

Hand erhob. Bülow galt sogar eine Zeit lang als Jérôme's Liebling im Staatsdienste, nicht blos durch seine gewinnende Persönlichkeit und angenehmen Manieren, sondern vorzüglich auch durch die ihm eigenthümliche Gabe, dem leichtsinnigen, sinnlichgenialen Menschen von 24 Jahren die unvermeidlichen Geschäfte leicht und klar darzulegen, ihm die abenteuerlichen und verwickelten deutschen Verhältnisse durchsichtig zu machen, die widersprechenden Ansichten gegeneinander abzuwägen und zur Entscheidung vorzulegen. Bei seiner Gewandtheit im Französischen hatte Bülow obgleich ein wenig zum Stottern geneigt, die Fertigkeit, die Gedanken des Königs so, wie sie laut werden sollten, auf der Stelle zu verdeutlichen. Es kam häufig vor, daß Jérôme, als seine Lage der Armee seiner zusammengezogenen Truppen rief und die Soldaten zur Befreiung aufforderte, es sie ihm treu bleiben oder zur Empörung übergehen wollten, mit nach Bülow zu Pferd an des Königs Seite, um seine Befehle den Soldaten Satz für Satz deutlich zu machen.

Aber, — belegen wir es nicht, daß Graf Bülow durch die Gunst Jérôme's, durch Beifall und Lob bei einem launischen Könige auch seine deutschen Gesinnungen und die Vaterlandsliebe im Herzen zurückdrängen mußte! Im Gegentheil kam es bald dahin, daß die offenen Gegner und heimlichen Feinde, an denen es einem so ausgezeichneten und begünstigten Manne nicht fehlen konnte, ihn gerade bei seiner deutschen Gesinnung und Treue gegen Preußen dem Könige zu verdächtigen suchten, um ihn zu stürzen. Vielleicht hatte es sich Bülow zum Gesetze gemacht, den französischen Abenteurern, die sich in Stellen und Verhalten drängten, mit Gastfreundlichkeit entgegenzukommen. Er selbst stellte in seinem Benehmen keine rauhe, vorzüglich preußische Manier an. Dadurch, besonders an den jüdischen Finanzbeamten, bildeten sich Spannungen durch das Land, an denen sich vielleicht einmal die deutsche Sache erheben und halten konnte. Diese Zeit lang legte auch der Minister ihre Verhältnisse dem Könige durch die Hinweisung in Wunden, daß die Verwaltung und das Heerwesen abhängige Staatseinkommen in den Händen von Franzosen, durch deren Unkenntniß der Landessprache und der eigenthümlichen deutschen Verhältnisse, leiden und ins Stocken kommen würde.

Bald aber verdarb es Bülow durch den Argwohn, womit er den Intriguen [illegible] am Hofe mächtigen Partei erregte. Vielleicht ging er darin auch zu weit und gab mehr seiner Mißachtung der Franzosen als der nöthigen Klugheit Gehör. Und wissen wir das ungeboten muß? daß es mit einzelnen Theilen des Plans wollte und aber Verdrießlichkeit auf Verdrießlichkeit nach deutschem Sinn und einfachen Formen zu verwalten suchte, kann man ihn vielleicht nicht ebenso unbedingt von der Unredlichkeit freisprechen, daß er durch mancherlei Kränkungen den Gemeinsinn in Gefahr gebracht und der Durchführung seiner Absichten geschadet habe.

Indem aber die französische Partei auf diesem Wege dem Willen des königlichen Vertrauens nichts anhaben konnte, versuchte sie es mit den Schulden der geheimen Polizei. Man brachte dem Könige nach und nach Mißtrauen gegen seinen Minister bei und lag ihm so lange in den Ohren, bis er seinen Verdacht, den Generalintendanten der hohen Polizei, veranlaßte, durch einen gewandten Agenten im Schlafzimmer des Ministers, während einer Abwesenheit desselben, dessen Papiere genauer zu durchsuchen. Man versprach dem Könige Beweise von Bülow's Unredlichkeit zu liefern, indem man ihn beschuldigte, er habe in thätiger Verbindung mit einer preußischen Partei gestanden. Die Franzosen hatten nämlich heimliche Winke von dem ingrossirten „Tugendbunde" in Preußen, der allerdings auf eine Erhebung Deutschlands gegen die Fremdherrschaft gerichtet war.

Der geschickte Polizeiagent konnte eine nähere Kenntniß in die geheimen Papiere des Ministers kommen als durch eine Betrachtung des Kommissionärs, der ihm das Zimmer und den Schreibtisch seines Herrn öffnen mußte. Der treue und kluge Mensch sah sich und das ihm Beigebrachte Geschenk gefallen, gab aber der Sache einen Wink von dem Vorhaben des Agenten, indem er im rechten Augenblicke, wo zufällig das Zimmer leer war, mit dem Polizeiagenten auf einem anderen Wege eintraf.

Bülow sah sogleich eine nachtheilige Verdächtigung und Anlaß zur Satisfaction. Seine Gegner im Rathe des Königs wollten die Sache leicht nur als polizeiliche gerechtfertigt ansehen, allein der ehrliche Minister Simons, der Intrigue kennt, sprach so eindringlich gegen die Ungebühr und zu Bülow's Gunsten, daß Jérôme sich genöthigt sah, gegen den Mann zu grollen, der doch nur den königlichen Willen ausgeführt hatte. Bülow erhielt Handgeld und der Agent verlor seine Stelle.

In der Gesellschaft der Residenz nahm man die Ungnade des Königs gegen Bülow für endlich gesühnt, und als dieser, nach überstandener Haft, zum ersten mal wieder mit seiner Frau an einem Hofballe erschien, sog sich alles scheu vor dem Paar zurück, bis Jérôme aus der Flügelthür hervortrat und im Vorübergehen — „Guten Abend, Bernadotte!“ sagte, worauf denn Herren und Damen sich wieder näherten und die Verlassenen mit Artigkeiten überhäuften.

Mit diesem Sieg Bülow's war aber die Verfolgung seiner Gegner nicht abgethan, sondern nur der Eifer ihn zu rächen systematischer und verhängnisvoller geworden. Begreiflicherweise war auch der König durch jenen Vorfall, der ihn hätte einigermaßen lächerlich machen können, gegen den Minister erbittert. Möglich, daß er auch die Ausgleichung ungern sah, die der Brief vom Kaiser Napoleon mit dem Großkreuz der Ehrenlegion empfing, während er für seine heftigen Freiheitsgedichte gar manche bittere Zurechtweisung des gekränkten Gegners hinnehmen mußte.

Endlich glaubte man eine gute Gelegenheit zu bekommen, um wieder einmal gegen den verhaßten Staatsmann zu intriguiren. Man benutzte nämlich eine wichtige Sendung des Ministers nach Paris, um die Briefe zu erbrechen, die von Kassel an ihn abgingen. In der That fand sich ein Schreiben, das man dem König unter boshaften Insinuationen vorlegen konnte. Es war vom Polizeirat, dem ehemaligen Prediger der französischen Gemeinde in Magdeburg, den Bülow zu seinem Generalleutnant genommen hatte. Dieser dem Staate dankbar anhänglich Mann berichtete seinem Gönner, wie sehr man ihn von Paris zurückwünsche, wie sehr es überhaupt das lebhafte Verlangen des Volkes sei, wieder den Schrecken mancher Reime Vorfälle vom Hofe unterhalten zu sehen.

Der König, höchst aufgebracht, vergaß sich so weit, daß er dem verhaßtesten Provençal im Salon de Service eine Szene machte, indem er unter Stichelreden auf die Kanzel, wohin der Generalleutnant eigentlich gehöre, heftig auftrat:

„Was sagen Sie? Der Graf sei das Verlangen des Volkes? Ich, ich bin le desire de la nation! Ich allein! Wissen Sie das!“

Provençal mußte binnen zwei Stunden seine Wohnung im Gebäude des Finanzministeriums verlassen.

Unter diesen üblen Vorzeichen kehrte Graf Bülow in der Nacht auf den 7. April 1811 von Paris zurück. Auf beiden Seiten war die Erwartung gespannt, dort derjenigen von der französischen Partei, die sich auf den Sturz des Ministers freuten, — hier der bekümmerten Anhänger derselben, die ihm mit redlicher Seele ergeben, ihre eigene Thätigkeit und Hoffnungen an seine festhaltende Wirksamkeit knüpften.

Es war Sonntag und abends gegen Neun. Alles in Erwartung. Der Anhang Bülow's umgab den Grafen, als er im Saal erschien. Er wurde in einer Audienz ins Cabinet des Königs beschieden.

Hier, nachdem er über das nicht sehr günstige Resultat seiner Sendung an den Kaiser Bericht erstattet hatte, bat er mit Hinblick auf des Königs Ungnade gegen seinen Generalleutnant um seine Dienstentlassung, da er, wie es scheine, das Vertrauen seiner Monarchen nicht mehr besitze.

Jérôme, den man glauben gemacht hatte, der schlaue Bülow führe ihn heimlich hinters Licht, hatte sich mitgenommen, lieber den Minister zu wenig zu thun. Er nahm die angebotene Entlassung nicht an, versicherte Bülow seines fortdauernden vollen Vertrauens, und entließ ihn aufs freundlichste.

Als der Graf mit der heiteren Miene in den Saal zurückkam, umringten ihn seine Anhänger. Sieg und Jubel strahlte auf allen Gesichtern. Noch kaum war Bülow von der Gnade in seiner Wohnung angelangt, als Chevalier Bongars, der Chef der Generalarmee, bei ihm erschien und ihm des Königs Entlassung überbrachte.

Bülow wurde auf sein Königsgut Osterrode, einige Meilen von Braunschweig, verbannt, und mußte seinen Abzug beeilen. Jetzt brach aber die Rachsucht seines erbitterten Feindes gegen ihn los. Kaum konnte er sich der Miene von Polizeischergen in seiner Wohnung während des Packens seiner Sachen erwehren, ja sie umdrängten noch seinen Reisewagen, als er einsteigen wollte, und versuchten es, Kisten und Koffer zu erbrechen oder Anlaß zu bekommen, um sich seiner Person zu bemächtigen und ihm eine Untersuchung an den Hals zu werfen. Es war in der Frühe des Tags und Bülow schickte zu dem ihm gegenüber wohnenden Justizminister Simon um Abrede.

Der Alte, kaum aufgestanden, rieth ihm, das Band der Ehrenlegion umzulegen und die Schurken mit dieser Prunkerei an den Kaiser zu scheuchen. Aber das Kreuz war eingepackt und die Wuth des Gesindels wäre wol auch viel zu blind gewesen, um vor dem Bande der Ehren-

lassen zu erschrecken. So erschien denn bei ihrem werthe Simeon selbst im Schlosshof und trat auf seinem weißen Hauptes in den verlassenen Kreuzt in den Wagen. Kaiserend traten die grossen Hunde zurück, und Simeon begleitete den Kutscherbruder, den drei Jahre früher der Schwester Pregnet zum Münchner empfohlen hatte, zum Abschied über die Grenze des Staats. In seinem eigenen Wagen zurückkehrend, dachte vielleicht der ehrliche Simeon mit dem alten Geschichtschreiber Tacitus:

„Nicht irgendeinem Verbrechen oder die Klage eines Gefährten treibt ihn fort, sondern sein eigener Ruhm, ein der Jugend abgewonnener Lieb und das häßliche Gesicht des Neides."

Auf Gründe seine Gast Bulow, wohlbekannt mit den Verhältnissen, das heimathlich den Nachbarn Sitz verschaffte, in glücklicher Abgeschiedenheit und als thätiger Landwirth, wie er nach der Besitzung Jérôme's und der Franzosen aus Deutschland nach Preußen sich auf einen neuen hohen Berg setzte.

Wir schließen unsere Erzählung mit der Landung Simeon, in der sie beglückenden Kreuzt den ersten Mann setzte.

Es war Ernte in und um Königsberg. Die Landwirthe trugen ihre Getreidegarben ein. Gespeist tanzten umherum die ländliche Familie. Eine Erbsenreihe überschritt den Strand und verkündete einen herkommenden Tanz, aber es brach in Thränen aus, und das Mädchen verlangte ihn.

„Gute Frau", redete Graf Bulow sie an, „ich komme die Ursache Ihres Leides. Sie hatte Ihren Mann verloren. Auch mir fehlte einmal in der Zeit vor wenig Tagen ein geliebtes Kind. Wir wollen uns gemeinsam trösten."

Und darauf führte er seine bewegte Gemahlin ins Haus zurück, um durch ihr Leid das Glück froher Menschen nicht weiter zu stören.

II. Ein Gebrauch.

Den alten Justizminister Simeon kennen wir als muthig treuen Freund seines in Ungnade gefallenen Kollegen, des Finanzministers von Bulow. Es trennt sie sich aber den Intrigen des Hofes hielt, war er doch Kanzler und Hofmann genug, um bei schicklicher Gelegenheit die Anstrengungen seiner gewöhnlichen Existenz und die Neigungen seines Königs nicht ganz aus Acht zu lassen.

So mochte es an einem Dreikönigstage vom Jahr bei, das Jérôme im königlichen Schloß Napoleonsthal gab. Es wurde in hergebrachter Weise ein König durch den „Zufall" bei in einem Kind Loose verhüllten Bohne gewählt. Der Brauch, verschiedene Kostüme zu repräsentiren, war schon von dem Kaiser Napoleon hergebracht. Man hatte die Loose [illegible] konnten, nicht blos weil es eine echte Karnevalsidee war, sondern auch mit Rücksicht auf die alte Manier Napoleon Bonaparte, der einst ebenso eine Art von Hofmaskenball gegeben hatte.

Es war aber eine ungewöhnliche Bohne, die heute aus der königlichen Mandelkuchen fiel, — keine Kaiserkrone, keine Königskrone, keine Papstkrone, die in der Umgebung von so manchen fürstlichen Hoheiten, diplomatischen Gesandten und anderen Damen gar leicht ernstlich erscheinen mochte, es war eigentlich gar keine Bohne, sondern die heimathliche Bohne war heute durch einen Zufall, einen ewigen glücklichen Diamant vertreten.

Im Gefolge, der einen König bekommen, sollte auch königlich erscheinen und königlich schmausen, es mußten auch die Kosten stehen, die mit einer solchen Königswahl verknüpft waren. Denn es hatte Jérôme Bonaparte dem Minister Simeon angerathen war, hatte man den prunklichen Abend nicht etwa mit den einfachen Mitteln jener alten Simeon im Tempel in Jerusalem gefeiert. „Nun Herr hat seinen Knecht erhöhet!" sprachen die neue König und setzte durch einen Herold die große Mahlzeit ansagen und die ganze hungrige Gesellschaft kam zusammen.

Es war ein maskirter Ball, den Simeon im Innenpalais, dem jetzigen Justizpalais, anordnen ließ. Es hätte sich denn eine Gesellschaft in einem Maskenanzuge zusammenfinden können, wie solche früher in Frankfurt stattgefunden hatten. Allein die Zeitumstände hat nicht erlaubt mit solchen Gebräuchen vertraut; die schöne Schilderung, die Goethe davon gibt, war damals noch nicht geschrieben, und von allem hätte eine Erinnerung an das deutsche Reich misfallen können, das ein förmlich auf Napoleon's Befehl zu gehen hatte.

Es gab also nur einen gewöhnlichen Maskenball, an dem es an Bauern, Spaniern, Schäferinnen, Matrosen des Tags und der Nacht nicht fehlte.

Zwei besondere Masken aber sind noch in Erinnerung geblieben.

Ein Maskirender schleppte sich mit Mühe und Noth, in denen er aus Holz oder Pappe kunstlich gefertigte Kanonenrohr, Bomben, Kugelspritzen mit

Bonaparte und mehrfachen Sachsen zweifelt. Die große aufgeschlossene Art Piet Leo Heyl zuerkannt, verwandte Bestrebungen, und mehrfach an seinen Bestrebungen des konservativen politischen Geistes, den man Ostpreußen war wurde der Mensch zu einem Fremden und gebildeten Leuten zu empfangen.

Bismarck beschäftigte sich die Musik einer Laufbahn, der in seiner Jugend mit großer Leidenschaft Violine und Klavier auf dem Lande in Pommern gepflegt, für das einem Musikus Gut, mit Leidenschaft beschäftigt, hat hat.

Man sehe weiter diese Gespräche nicht gewesen sein, denn die Musik hat sich zu erkennen, möglichst wahrscheinlich auf diesen Beruf verzichten Gedanken.

Es ist eine ehrende, nicht allzu leichte Geschichte, das in der Welt, wie alle Menschen sich gern im Spiegel betrachten, ziemlich wenige Charaktere sich innerlich gesehen haben. Ihre Stelle in bestimmte geschlossene Kreaturen in irgendeiner Haltung sichtbaren anschauen, als ob sie sich einmal in einem Gemälde mit Weltgeschichte hingegeben wollten. Solch ein ganz eigentümlicher Typus war damals der Staatsrat Waldow, der sich über in seine Anschauung einreihen läßt, — er hatte ein Amt, von seinen guten Menschen als Patronen gelobt, in dem Amte gelungen hatte.

Diese Natur war eine der Partei von so vielen andern seinen, die in jenen Tagen allgemeiner Neugestaltung als personal Mittel benutzt zu machen wußten, das sie im Dienste politischen Zwecke und persönlichen Vorteil mit vollendeter Sicherheit so zu verbinden, daß sie auf dem Wege verloren, keinem Weg nicht übersah und sich verletzten, in der allgemeinen Bewegung sich es war.

Waldow, damals bei Bismarck sehr, war in Mannheim geboren. Sein einer beträchtlichen Vermögen auf Landgüter bei Insterburg. Herzog Karl, der dann auch für die Ausbildung seiner Söhne sorgte. Er heiratete Staatsbeamtin Pauline Schröder, die gemeinsam Studenten als Privatlehrer beim damaligen Staatsminister Grafen von Dohnhalten ist. Es ist nicht sich gewiß genug von jungen Mann überhaupt zu sagen. Sein angeblich Vaterhaus vom Grafen von Dohnhalten bis zum König von Königsberg.

Nachdem Waldow seinen Minister auf verschiedenen Reisen in interessanten Staatsgeschäften begleitet und einige Kenntnisse, auf damalige Zustände bezügliche Schriften herausgegeben hatte, erhielt er eine Anstellung als Landrat im Gumbinner Hilfsbezirk. Hier machte er sich bei der Einrichtung des Schalter- und Steuerwesens auch dem Bauern Bekannt beliebt, benutzte das leere Wasser bei Säkularisation des Stifts und der Aufhebung der Klöster und Stiftungen, um sich durch seine Kenntnisse und Reisen über die Kapazität des Bürgerhauses, seine Wohlthäter, seine über die Bedürfnisse des Kapitals, die interessiert wurden, bei Personen zu empfehlen, an welche der Name geistliche Stadt übergegangen war. Waldow wurde zum Kriegs- und Domänenrath in Hohenstein befördert.

Eine große ganz Gelegenheit für seine Brauchbarkeit und seinen nicht sehr ängstlichen Ehrgeiz zeigte sich nach der Schlacht bei Jena, als ihm als Chef der französischen Verwaltungsbehörde übertragen wurden. Wie sind gegen Preußen, war es gut gegen die Franzosen ein entgegenkommender Name, mit dem halb Europa mit der Provinz selbst an den Unterhandlungen Preußens über, wo er zum Staatsrath und Generalintendant ernannt.

Nun hatte er nur noch einen Schritt zum Minister zu erklimmen. In diesem Falle verrann es sich, bei den Intrigen, mit denen man den entgegenstehenden Hindernissen, Grafen von Dohna, umgaben. Ich so gehabt zu haben und zu sehen, daß er ganz sehr gegen den sehen Platz vergeschoben wurde, vor dem seinen verhassten Jahre seine erlangt werden sollte. Nicht, daß er sich gerade an die französische Partei angeschlossen hätte: nein, er wußte es ebenfalls auch mit Preußen zu halten. Solche Doppelstellung nehmen meist eigentlich Partei: sie sind Partei gegenüber den streitenden Parteien, an denen sie sich abwechselnd gehen zum Licht auf seinen Posten empfehlen. So gelang ihm auch: Polen fiel, und Waldow war am Ministerium.

Hier auf der langen Hohe seiner vielen Laufbahn machte es sich Waldow behaglich. Wir wissen von angestrengter, beschäftigter Thätigkeit, lag es mit lappisch voller Nachlässigkeit auf der hohen Ottomane hingestreckt, die türkische Pfeife im Munde, und ein schönes Weib mit Zuckerwasser servierte. In solcher Lage empfing er die Aufwartenden, entließ sie mit Kopfnicken, und ertheilte mit vornehmer Handbewegung. Die gemeinen Hebner und Bauer, die früher der Küche verzehrt hatte, wurden jetzt

durch Balance, Kunst und Verstehen. Schmerzen und Wachsein ertrage, bis auf den Tod des Widersachers sinnen.

Was seine Bestrebungen betrifft, so soll, wie sein Name, auch der Schein seines Gedichtes so wie die Gleichmäßigkeit seines Versmaßes an jenische Abstammung erinnern haben, vielleicht in gerader Linie von jenem Malchus, dessen Knechte der römische Petrus im Garten von Gethsemane ein Ohr abgehauen hatte. In dieser Voraussetzung liege es sich überwiegend für eine Blutrache entscheiden, daß dieser Ahne Malchus sich bei der Gefangennahme von Golgotha so richtig benahm, die Rache als Nachfolgerin des Apostels Petrus an ein schweres Verbrechen anknüpfte.

Der Aromune, der über das weitläufige Königreich gebieten, braucht sich vielleicht an nur zwei, wenn er Malchus — nachdem er langsam „entschwunden und verschwunden" seine Gedichte aus Gedächtnisverwandtschaft und allgemeiner Bildsamkeit schon sich eben nicht abgerundet. Es sind gute Male bei gewissen Stoffen und vielleicht zum Vorteil schreiben, aber es hilft ihm an Fertigkeit des Ausdruckes, an den Vorbedingungen einer verschwiegenheitlichen Kunst, an Selbständigkeit begeisterlichen Anempfehlens und den Gefahrenmut des Kühnen Napoleon gewaltigen Schwunges zu ersetzen. So war es eine Allgemeinheit Einiger auf Straßen und Höfen und gleich so am Marktplatze herum, verschiedenen Sprachen, Gesichtern und Gewändern, und meinen, Staunenswürdiges sagen und Lächerlichkeiten klagen, das man so im Vorbeigehen hörte.

Die Stimme des Königs und die Lust des Volkes, die es sich auf seinem Weg einholt, begannen sich bei seinem persönlichen Eintritt seinen wieder die Gemüter zum Preise und Malchus und Kunst und Ehre — den Preise von Malchus. Da war der Name einer hervorragenden Männer mit antigem Gedichte.

„Wir sehen, daß sich Malchus bei seinem Eintritt in die persönlichen Verhältnisse wieder eigenen Vorteils nicht ganz vergessen hatte."

So konnte wie man den Ruhm in die ganze Luft, bis wo von Hofmeisterei auf das Volkstum Ironiken des Ministers Simion kam.

Der Minister rauchte bei 2 Uhr über Mittag, da man sich und in einem neuen Klavierzimmer lagt, das der Künstler gerade für Herren wieder einzuhaben.

Die Feuerwaffen.

Von [illegible]

Die Feuerwaffen sind natürlich vervollkommnet durch die Chemie und Mechanik. Im Kriege, welche nur Gegen Menschen zu ihrer Handhabung und ihrem Transport bedürfen, nennt man gewöhnlich Feuerwaffen, die großen, deren Bedienung mehrere Menschen nicht ist oder nur beim Transport Pferde (oder sie sind stationär). Geschütze.

In den Feuergewehren nennen man langere, Flinten, glatte und gezogene Gewehre, Büchsen, welche hauptsächlich für Kriegszwecke, und Karabiner, die wahlgemäßig nur mit einer Hand gehalten werden können, die Reiterei zu Waffen bestimmt, als Karabiner, Pistolen, Revolver.

Die Handwaffe sind seinem Interesse gemäß sind. Die einzige Kunst, welcher sie Leistung unterschieden hat und heißen können hat, Name von Gewehr zu Richtung angibt. Es ruht in dem hohlgezogenen Schafte, der an seinem Hinterladung des ganzen Gewehres entnommen ist und auch hinten in dem Kolben endigt. Die Gestaltung der Hohlräume wird durch das Gießen schwierig. Zum Hervorbringen der Hohlräume bedient man den Kernstab und die Kernmasse, welche das Gewehr am Ende und Schlagende rohr und Zündkanal.

Gewehre, deren Laufrohr Hohlräume von einem Kaliber hervorbringen wird, nennt man glatt. Gewehre, die Hohlräume in einem Kaliber hervorbringen, so daß einem, dem Ort der Getroffenen und dem, die Wirkung, die Geschosse um die Hohlräume wechselt, so heißen die Gewehre gezogen. Die Hohlräume werden Züge genannt und können von Gewehr zu Gewehre verschieden sein. Die Züge sollen Kugeln in eine drehende Bewegung um ihre Achse versetzen, damit gleiche Geschwindigkeit erhält, und dann wirken eine Gleichmäßige Abweichung oder Verschiedenheit und auch von andere Ursachen verhindert.

Die gleiche Geschwindigkeit wurde in neuerer Zeit noch mehr erhöht gebracht, daß man die Geschosse statt der runden Kugelgestalt eine spitze Form gab, welche das Durchdringen der Luftschichten leichter macht.

Bei den glatten Gewehren kann eine solche regelmäßige Bewegung der Geschosse nicht stattfinden, und deshalb einem geringere Tragweite als die Gezogenen erreichen, weniger die Kugel bei Gewehren-Geschossen im Rohre sich verschieden und die Treffung des Geschosses nur an bestimmten

[illegible] Unterschied des Weidmannsschusses und des Fangschussschießens. Später kommt [illegible], ob vorhanden, kann ich nicht die ganze Behandlung in Abrede verwandelt, sondern nur Übel [illegible] ein Schießen [illegible] weitere Übung oder die weitere Übung [illegible]. Bei [illegible] Schießen wurde keine Schonung ohne Spektator [illegible] hat keine [illegible]. Im [illegible] Wunden erlaubt das [illegible] Schießen [illegible] in die Jäger und gestatten wurden die Schüsse beim Verlassen der Hand und [illegible] nehmen.

Die Bedingungen des letzten [illegible] Schießen mit Jagdgewehr sind denen der [illegible] [illegible] [illegible]

unteren Theil wieder aufgegeben und ist es von der Kapitän Minié übergegangen.

Hier hat das Geschoß an seinem hinteren Ende eine Aushöhlung, in welcher ein Pfropfchen steht, das der Pulvergase vermehrt drückt und welches somit das Geschoß in die Züge überführt. Die Form der Züge ist somit hier nicht maßgebend. Frankreich, Baden, Portugal, Spanien, Persien (theils das Hinterlader) haben sich mit diesem System bekannt.

Ohne die gewaltige, das Material angreifende Wirkung, welche unter den heftigen Pulvergasen das Geschütz durch den Pulverdruck und das Vorbeistreifen des Geschosses, besonders bei dem weit der hinteren, stärkeren Theil des Geschützes durch die entwickelten Pulvergase an den vorderen schwachen Theil heranzuführen, ohne sich selbst in Bewegung setzen kann. Somit erhält gleichzeitig eine Aushilfe der Züge.

Von der Schwere der Ladung von hinten durch die Pulverkammer wären in erwähnen das schwerliche und verwerfliche Kammerladungsgewehr, das englische Armstrong und das französische Jäntgutsgewehr. Das letztgenannte hatte weil als das vorzüglichste und für den Artilleriedienst geeignetste angesehen werden, denn es war eine Abwehr, besonders Führung in jeder Lage und Stellung zu; der Schütze ist während derselben absolut vertheidigungsfähig, da er dem Feinde vorbeiziehen und Deckung suchen; ein Fahrwerk ist zum Transport des Pulvers nicht nothwendig und der Munitionsersatz der ganzen Mannschaft ist so einfach, daß man es zur Beseitigung aller Defekte von Schießgewehren, Artilleriefahrzeugen u. s. w. besonders ausgebildeten mehrere Leute Artillerie hatte eben durch die Schnelligkeit und Beweglichkeit des Fahrens auch eine Munitionsverschwendung begünstigt werden, die im Fall einer Belagerung, wo nicht immer jeder Schuß getroffen werden kann, die nachtheiligsten Folgen herbeiführen kann.

Der Revolver, auch Perkussions-Repetirpistole genannt, besteht aus einem vorn Kolben mit mehreren Läufen und hinten Kammern, die zusammen einen Cylinder bilden. Die Kammern nehmen die Ladungen auf und werden, je nach den Erfordernissen der Gefechtsart, mit ihren Mündungen gegen den für hinteren Theil des Laufes zu stehen kommen und durch einen Schlag vorschlagen. Durch eine Kammerladung durch Niederschlagen eines Hahns auf ein Zündhütchen entzündet und das Geschoß getrieben ist, befindet sich eine andere Kammer so weit, daß die nächste Kammer an den Hahn kommt, um einen zweiten Schuß hervorzubringen. Der Revolver hat als Waffe der Kavallerie bisher wenig Billigung, mehr dürfte er sich für die Marine eignen.

Weniger als die Schußgewehre hat man die Geschütze, die sich je nach den Umständen, welche dabei zur Frage kommen werden, sehr verschieden herausstellen und enthalten haben. Vorerst ist man zunächst bei Gebalt ihres Erzes, so wie von sich einige mit verhältnißmäßig gleichem Fundamentes, andere, die noch heute zu ersetzen werden. Neben diesen Kanonen, eigene Kammergeschütze. Die letzteren, ersten Theil des Erzes, die Kammer, ist nothwendig, weil sich Geschütze hauptsächlich zum Werfen von Hohlgeschossen gebrauchen werden. Das beabsichtigte Eingreifen des Geschosses in die Züge des Laufes wird nur erreicht durch eine verhältnißmäßig schwache Ladung und deren Wirkung wurde in einem Raume von Geschützschwierigkeiten unregelmäßigen ausfallen als in dem engen des Kammer.

Für die Artilleriebrenne mögen einer nun die Kammergeschütze noch häufige Verwendung und in einem schweren der Haubitzen und Mörser.

Eine genauere Klassifikation der aufgeführten Geschützarten gründet sich auf die Größe und das Gewicht ihres Geschosses. So nennt man Kanonen, Haubitzen, Mörser, Steinwerfer, Pistolen, Revolver, Gewehre, Karabiner, Pistolen, Revolver, Gewehre, Karabiner, Pistolen, Revolver, Gewehre, Karabiner

das ganze Gelingen bedingt. Will man daher dem Gelingen eine gewisse Sicherheit in der Handhabung — Manövrierfähigkeit — sichern, so darf Belagerung und Gelingen eine gewisse Grenze nicht überschreiten. Zum Feldkriege werden deswegen nur Geschütze leichterer Art verwendet, welche durch aus einer Position in die andere gebracht und den Bewegungen der Truppen bei auf jedem Terrain folgen, ja sogar auf kurze Strecken vorauseilen können. Man nennt dergleichen Geschütze Feldgeschütze und rechnet zu ihnen die leichten 4-, zwölfpfündigen Kanonen sowie die sieben- und achtzehnpfündigen Haubitzen.

Kriegerische Musik.

Die älteste Spur von Militärmusik, welche sich in der Geschichte findet, geht bis zur Einnahme — von Jericho zurück, deren Mauern, wie die Bibel erzählt, von dem Schall der Trompeten der israelitischen Armee einstürzten.

Das klingt manchem fabelhaft und ist doch leicht verständlich. Als die Trompeter das Signal zum Sturm gaben, gelang es den Juden, die Stadt einzunehmen.

Ungefähr aus derselben Zeit klingt eine andere Tradition. Die Pferde von Sybaris waren, wie die Geschichte sagt, trefflich, nach dem Takt bestimmter Musikstücke zu tanzen. Die Krotoniaten wußten sich insgeheim diese Tänze zu verschaffen und ließen sie auf dem Schlachtfelde spielen; die Pferde der Sybariten vergaßen den Krieg über dem Walzer und brachten ihre Reiter in solche Unordnung, daß sie in Stücke gehauen wurden.

Auch im Plutarch finden wir Andeutungen, welche Wichtigkeit die Griechen auf die Militärmusik legten. „Nichts ist gewisser", sagt er, „die Menschen in großen Handlungen zu vermögen und beherzter in ihnen den nöthigen Muth zu wecken, um den Gefahren des Krieges zu trotzen, als die Musik, in vollem Lauf wandern die einen die Alten, die anderen die Leier in den Händen an." Derselbe Geschichtschreiber berichtet uns, daß ein Theil der Wichtigkeit und der Kriegsthaten des Lysanders den Kunstschritten zu verdanken war. Da dieser scharfsinnige und muthvolle General durch Einführung eines neuen Blasinstruments, einer Art von Trompete, in die Kriegsmusik brachte.

Bis in Cicero's Zeiten noch die Musik der römischen Legionen wenig von der der griechischen Völker ab. Später wurde sie, nach dem Zeugniß des Vegetius, außerordentlich vervollkommnet. Das kleine Horn der Legionen gab das Signal zum Aufbruch; die Posaune meldete die Ankunft des Generals; die Trompete zeigte die Versammlung der Truppen an; das Waldhorn gab den Befehl zum Rücken und regelte die Stunden der Nachtwache; das Zusammenspiel der Trompete und des Horns endlich war das Signal zum Kampfe selbst.

Jetzt aber verliert sich die Spur der Militärmusik während einer langen Periode; erst sehr spät erscheint sie in Italien in den Banden von Abenteurern wieder. Die französische Ritterschaft hatte bald darauf, wie bekannt sein wird, Clairons oder Trompeter, die nicht nur zu den Waffen riefen, sondern auch zur Schlacht bliesen. Man lieſt nämlich in Brantome, daß im Jahre 1562 in St.-Dié, wo Bonnivet belagert war, „er hinter den Wall seine Bande von Geigern kommen ließ, die zehn Tage lang ein halbes Dutzend stark war — denn er hatte deren immer bei sich — und sie immer spielen ließ, solange der Lärm dauerte, und unter dem Schall von Pauken und Trompeten hupfte jedermann vor Freude."

Bei der Belagerung von Perdu, am 8. Mai 1635, eroberte das Regiment der Champagne, unter Vortritt von 24 Musikern des Prinzen von Condé, die Laufgraben beim Schall ihrer Instrumente bei hellem Tage. Bei der defensiven Belagerung unter derselben Regierung wagten Officiere, jedes verabredenden Gefahren folgend, auf der Breche zu trinken und abends zu tanzen; eine Klaviermusik begleitete die schäumende Rockheit dieser Trunkenbolde.

Im 17. Jahrhundert wurde das Hautbois bei einigen Corps eingeführt, aber noch im Jahre 1683 verboten Ordonnanzen von Ludwig XIV. der französischen Infanterie den Gebrauch dieses Instruments.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts bestand die ganze Musik der französischen Truppen in der Pfeife der Tragoner, der Querpfeife und der Trommel der Infanterie, der Trompete und den Pauken der Reiterei und den Hautbois der Musketiere zu Pferde. Erst gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts trug die französische Infanterie zu, die Wärmerie den Deutschen von Nürnberg, das Horn den Hannoveranern, das Fagott den Italienern, die große Trommel den Türken (mit selbst auch die Truppen des Nordens) zu entlehnen.

In dem „Dictionnaire de musique" erzählt uns J. J. Rousseau von den deutschen Militärn, daß sie von 1763—1770 die besten kriegerischen

Instrumente hatten. Allein die Franzosen hatten doch die mistautendsten Instrumente, denn es gab in ganz Frankreich damals nicht eine einzige Trompete, die rein klang.

„In dem Kriege von 1741“ sagt derselbe Berichterstatter — „hielten die österreichischen, bairischen und böhmischen Bauern, alle geborene Musikanten, da sie nicht glauben konnten, daß reguläre Truppen so falsche und abscheuliche Instrumente hätten, alle alte Corps für neu ausgehoben und fingen an, sie zu verachten; es dürfte schwer zu sagen sein, wie vielen braven Menschen falsche Töne das Leben gekostet haben.“

Napoleon allein von allen hat gut bemerkt, was die Militärmusik war oder sein sollte unter dem Gesichtspunkte der Kunst. „Der Geschmack und Geist davon“, sagt er, „ist kriegerisch, wohllautend, zuweilen heiter, zuweilen ernst; sie ist von abwechselnder oder einfacher Melodie, die den Soldaten aufheitert, belebt, sich in sein Gedächtnis eindrückt, ihn zum Gesang anregt und ihn seine Strapazen, seine Leiden, seine Gefahren vergessen läßt.“

Im Jahre 1789 wurden die Instrumentalisten vom Corps der französischen Garde, meistens Kinder der Soldaten dieses Corps, von Garrette aufgesucht und zusammengebracht; bald besaß er die Zahl auf 80 und das Municipalcorps übernahm 1790 die bestallige Ausgabe zu bestreiten; sie wurden 1791—1792 die Musik der pariser Nationalgarde; von 1792—1795 bildeten sie eine Kunstschule, um der Reiterei Trompeter und der ganzen Armee Regimentsmusikanten zu liefern. Aus dieser Schule ist das Conservatorium hervorgegangen.

Als Bonaparte Consul geworden, schaffte er die Musik bei der Reiterei ab. Eine wichtige militärische Betrachtung bestimmte ihn dazu; er erkannte, daß die Anwendung der Pferde, die dieser Truppe erheischt, bei 80 Regimentern an Kosten dem Betrag der für ein Regiment erforderlichen Montirungen gleichkommt. Er fragte sich mithin darauf: Welches ist, bei gleichem Aufwand, besser für eine Regierung, 80 oder 21 Regimenter zu haben?

Unter der Restauration theilte der Kriegsminister von Clermont-Tonnerre die schon veraltete Meinung Bonaparte's nicht; er stellte am 1. Januar 1827 die Musik der Reiterei wieder her und dieselbe ist in ihr, soviel wir wissen, beibehalten worden.

G. Asmus

Die Schill'schen Offiziere.

Eine Berichtigung.

Bei der Gedächtnißfeier, am 16. September d. J. stattgefundenen sechzigjährigen Erinnerungsfeier der 1809 auf Napoleon's Befehl erschossenen Schill'schen Officiere zu Wesel hat sich in allen Zeitschriften, welche darüber brachten, ein Irrthum über die Zahl der Erschossenen eingeschlichen.

Alle geben die Zahl 11 an, wie sie auch in den Geschichtsbüchern und den verschiedenen Schriften über Schill und sein Corps steht. Die Corporate merken sogar namhaft gemacht, was kaum einen Irrthum vermuthen läßt. Sie waren:

1) Leopold Jahn aus Mallow in Pommern, 21 Jahre alt;
2) Ferd. Schmidt aus Berlin, 29 Jahre alt;
3) Ferd. Galle aus Berlin, 23 Jahre alt;
4) Karl von Wedell, 23 Jahre alt, und dessen Bruder
5) Albert von Wedell, 20 Jahre alt, beide aus Braunsberg in Pommern;
6) Adolf von Keller aus Insterburg in Preußen, 20 Jahre alt;
7) Konstantin Gabain aus Preußisch-Holland, 20 Jahre alt;
8) Ernst Ar. von Klemming aus Rheinsberg, 19 Jahre alt;
9) Karl von Kessenbrinck aus Keller in Pommern, 18 Jahre alt;
10) Friedrich Ackermann aus Berlin, 22 Jahre alt;
11) Friedrich von Trachenberg aus Neuhaus, 21 Jahre alt.

Von diesen lebt jedoch Albert von Wedell noch jetzt als General und Gouverneur von Luxemburg.

Am Abend des 15. September 1809 — das Kriegsgericht, welches die Officiere zum Tode verurtheilte, hatte erst am Morgen des 16. in einem Saale der Citadelle in Wesel unter dem Vorsitz des Bataillonschef Grant zusammen — erkrankte Albert von Wedell. Er war von einem heftigen Fieber befallen. Als seine Kameraden am Nachmittag des 16. September um 3 Uhr zum Richtplatz geführt wurden, lag er noch im Fieberanfall daniederd und sein Herausführen war unmöglich. Dies rettete ihm das Leben. Als er nach einiger Zeit wieder genesen war, fragte der französische Befehlshaber von Wesel, wo Wedell in Haft geblieben war, bei Napoleon an, ob die Execution noch nachträglich vollzogen werden solle. Es kam die Antwort zurück, daß

von Wedell als Landfriedensbrecher zu behandeln und demgemäß an das Baane in Preß abzuliefern sei.

Dorthin wurde er gebracht, zu den gemeinsten Verbrechern gestellt und an eine Kette geschmiedet. Er mußte die härtesten Arbeiten verrichten und wurde mit den beiden verhängnißvollen Buchstaben F. F. (fraudeur forcat) auf seiner linken Schulter gebrandmarkt.

Erst 1814, nach dem siegreichen Vordringen der verbündeten Heere, wurde Albert von Wedell befreit und trat im folgenden Jahre als preußischer Offizier gegen Napoleon in den Kampf. Er wurde später Generaladjutant des Königs, wurde während des Orientalischen Krieges mit einer diplomatischen Mission nach Paris betraut und ist jetzt Gouverneur von Luxemburg.

Ebenso wird Schill's Geburtstag und selbst Geburtsjahr meistens falsch angegeben, selbst in seinen Biographieen.

Ferdinand Baptista von Schill ist seinem noch erhaltenen Geburts- und Taufschein zufolge am 6. Januar 1776 in Wilmsdorf, Parochie Possendorf bei Dresden, geboren, wo sein Vater, der Oberstlieutenant Johann Georg von Schill, ein Rittergut besaß. Seine Mutter war eine geborene von Trogloner.

Am 12. Januar wurde Schill getauft und seine Paten waren: Christian Friedrich Wagmann, Postsecretair in Dresden, Baronesse von Hanken in Dresden und Johann Georg Scherber, Rittergutsbesitzer in Possendorf.

Schill war also, als er in Stralsund fiel, 33 Jahre und einige Monate alt. Fr. Friedrich.

Friedrich Schleiermacher als religiöser Charakter.

Religion zu haben und ein Christ zu sein galt unter den „starken Geistern" des vorigen Jahrhunderts nur ein Zeichen von Schwachheit. Schleiermacher bewies in seinen epochemachenden „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" (1799), daß man „gebildet" sein könne, ohne die Religion zu „verachten".

Doch nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch, in seiner eigenen Person und in seinem eigenen Leben, widerlegte Schleiermacher das Vorurtheil, daß Religiosität das Zeichen eines schwachen Kopfes sei. Denn Schleiermacher verband in seiner Person mit Stärke des Geistes und gediegenster wissenschaftlicher Bildung eine innige aufrichtige Frömmigkeit, die — wie Schleiermacher selbst die Frömmigkeit beschreibt — „mitten in der Endlichkeit eins war mit dem Unendlichen und ewig in jedem Augenblick".

Der Begriff, den Schleiermacher von Religion hatte, war freilich ein anderer als der ihrer „Verächter" unter den Gebildeten; aber eben dadurch, daß er zeigte, es gebe noch einen andern, höhern, achtungswerthern Begriff von Religion als den, der die Gebildeten des vorigen Jahrhunderts zur Verachtung der Religion bestimmte, eben durch diese Berichtigung und Erweiterung des Begriffs der Religion wirkte Schleiermacher reinigend und läuternd auf das religiöse Leben in seiner Zeit.

Diese reinigende und läuternde Wirkung thut aber auch jetzt noch noth und wird so lang nöthig sein, als beschränkte Confessionalisten das religiöse Leben in veraltete Formen und Formeln bannen, es durch todte Werke veräußerlichen und dadurch den Gebildeten Anlaß in fortgesetzter Verachtung der Religion geben. Es kann daher nicht oft genug auf Schleiermacher's Religionsbegriff und auf dessen eigenes Beispiel, wie man das ganze Leben religiös weihen könne, ohne auf Bildung zu verzichten, hingewiesen werden.

In dankenswerther Weise hat dies neuerdings bei Gelegenheit der fünfundzwanzigjährigen Todesfeier Schleiermacher's (Schleiermacher geboren den 21. November 1768, gestorben den 12. Februar 1834) ein schweizerischer Professor der Theologie gethan, dessen Vortrag: „Schleiermacher als religiöser Charakter" von R. Zurer, Professor der Theologie, uns gegenwärtig gedruckt vorliegt (Bern, Stämpfli'sche Buchdruckerei, 1859).

Der Verfasser hebt in treffender Auswahl diejenigen Züge aus Schleiermacher's Leben und Wirken hervor, die ihn als religiösen Charakter kennzeichnen. Zu diesen Zügen gehört unter andern auch Schleiermacher's tiefes und inniges Freundschaftsbedürfniß und überhaupt sein liebevolles Sichversenken und Sichhineinleben in fremde Eigenthümlichkeit. Ist dieser Cultus der Persönlichkeit, dieses Achten und Ehren einer Gottesoffenbarung in jeder fremden Person nicht etwas Religiöses? Freilich liegt auch hier die Gefahr der Eitelkeit sehr nahe, und oft genug mag der übertriebene Freundschaftscultus unter den gebildeten Männern und Frauen des vorigen Jahrhunderts nur eine gegenseitig sich schmeichelnde Selbstvergötterung, ein gegenseitiges Sichbezau-

chern geweſen ſein, — aber welchem reinen Triebe der menſchlichen Natur möchte ſich nicht Verunreinigendes bei?

Eigenthümlich war es an Schleiermacher's Weſen, daß er ſich noch lieber und inniger an Frauen anſchloß als an Männer; „denn" — ſchrieb er an ſeine Schweſter — „es liegt ſo vieles in meinem Gemüth, was die Männer ſelten verſtehen". Daher ſeine Verbindungen mit den geiſtreichen Frauen Berlins, namentlich mit Henriette Herz, — Verbindungen, die jedoch nie die Grenze der Freundſchaft überſchritten.

Aus Schleiermacher's Oppoſition gegen alle trockene Convenienz und gegen allen ledernen Rationalismus, freilich auch aus Parteinahme für ſeinen Freund Fr. Schlegel, gingen ſeine „vertrauten Briefe über die Lucinde" hervor, über welche, wie der Verfaſſer meint, am richtigſten geurtheilt wird, wenn man ſie aus der Genialität erklärt, mit der Schleiermacher's Religion damals identiſch war. „Wie Schleiermacher's Religion in jener Zeit Genialität war, ſo war ſeine Genialität Religion." Der Verfaſſer kann jedoch nicht umhin zu bemerken, daß Schleiermacher's damalige Richtung dem kühnen Wandeln am Rande eines Abgrunds glich, wo jeder Moment, jeder Anlaß zum Schwindel verderblich hätte werden müſſen, wenn nicht eben ein Geiſt wie Schleiermacher gar manches könnte, was hundert andere nicht können. Es iſt dies eine ſehr richtige Bemerkung. Der ſich ſicherlich ſeiner Sittlichkeit bewußte Geiſt darf manches wagen, was für den „Irrenden" nicht ohne Gefahr wäre.

Einer Darſtellung des religiöſen Charakters Schleiermacher's ſcheint es fern zu liegen, auf ſolche Arbeiten hinzuweiſen, die, wie die Ueberſetzung des Platoniſchen Dialogen, philologiſcher Natur waren. Und doch weiß der Verfaſſer auch hierin die religiöſe Richtung Schleiermacher's wiederzufinden. Der „fromme" Schleiermacher überſetzte den „frommen" Platon, der ſchon manchen ſuchenden Gemüthern in alter und neuer Zeit ein Erzieher auf Chriſtus hin geworden iſt. „Es war dies für Schleiermacher ein Werk der Frömmigkeit, wenn nämlich erlaubt iſt, die Seelenverwandtſchaft mit einem großen und religiöſen Geiſte und das liebende Eindringen in ſein Werk Frömmigkeit zu nennen."

Doch können wir dem Verfaſſer nicht beiſtimmen, daß es wol nicht zu viel geſagt ſei, wenn man Schleiermacher den chriſtlichen Plato oder beſſer den chriſtlichen Sokrates genannt hat. Schleiermacher war, ſcheint uns, eine höchſt beweg liche, für vielerlei Einflüſſe empfängliche Natur — Herrnhuterthum, Spinozismus, Romantik, Fichtianismus, alles dieſes hat auf ihn gewirkt und ſich in ihm mit der chriſtlichen Dogmatik und Moral zu vermitteln geſucht — aber ein Mann aus einem Guß, wie Sokrates, wie Platon, war er nicht. Männer aus einem Guß hatte man überhaupt unter den modernen Theologen, welche die Bildung und Wiſſenſchaft der Gegenwart mit der aus einer ganz andern Weltanſchauung entſprungenen chriſtlichen Dogmatik zu vermitteln ſuchen, ſchwerlich zu haben.

Der religiöſe Charakter Schleiermacher's trat am anziehendſten in ſeiner Wirkſamkeit als Prediger und Kirchenmann ſowie in ſeinem häuslichen Leben hervor. Schleiermacher's im Sommer 1818 gehaltene Predigten über „den chriſtlichen Hausſtand" rechnet der Verfaſſer zu dem Vorzüglichſten, was über dieſen Gegenſtand geſagt worden iſt. Welch ein Meiſter Schleiermacher in der Gelegenheitspredigt war, dafür führt der Verfaſſer aus Goſet Folgendes, das wir hier, da es vielleicht nur wenigen unſerer Leſer bekannt geworden und da es für Schleiermacher's Weiſe gewandtheit und ſeine Fähigkeit, Bibelworte auf die Zeitverhältniſſe und auf das Zeitleben anzuwenden, höchſt charakteriſtiſch iſt, mittheilen:

„Es war im großen Jahre 1812", ſchreibt Goſet, „als nach dem vom Herrn der Heerſcharen über den Kaiſer Napoleon auf den Gefilden Rußlands gehaltenen ſchweren Gerichte das gewaltige Volk, vom blutigen Krieg gemüdet, zum Kampf für das unterdrückte und gemißhandelte Vaterland erwachte und in jeder Bruſt das reine Feuer der Begeiſterung für dieſe große und ſchwere Arbeit glühte. Ganz Berlin war in voller und äußerer Bewegung auf die Studirenden und Gymnaſiaſten, im Begriff, als Freiwillige auszuziehen nach Breslau abzugehen, hatten in corpore Schleiermacher erſucht, ihnen in heiliger Rede und in der Aula der Univerſität für ihr ernſtes Beginnen den Segen und die Weihe zu ertheilen. Schon in ihrem Anmarſch in jenen Tagen der Erhebung, durch die Straßen ziehend, hatten ſie ihn mit ihrem Geſange begrüßt. Eine alte, kräftige und heitre Lieder erklangen hier. „In allen meinen Thaten", hatte der Gemeinde ihren Text zu ſolcher Stimmung gegeben. Nachdem Schleiermacher ein kurzes, ſalbungsvolles Gebet geſprochen, las er ſeinen Text, und zwar aus Sirachs Sprüchen, Matth. 11, 2 ff., vor. Als dieſe bibliſchen Worte geleſen wurden, dachte ich: Warum hat wol Schleiermacher nicht lieber aus ſeiner eigenen und bewährten Lehre gewählt, als welchen die heilige Schrift ſo reich iſt? Aber mir half kam ich von dieſer verkehrten Meinung zurück. Denn man hörte, wie meiſterhaft er das Sprüchwortevangelium für den vorliegenden Fall behandelte. „Wir bei Erſcheinung Jeſu ſahen, hieß es in der Rede etwa, neue, beſſere Art an, wie alle auf die neue Zeit ſchaffen, ſchaffen, ſchaffen,

[illegible] Predigten, war seiner Aufmerksamkeit nicht [illegible] dem damaligen Predigten, König Heinrich [illegible] dachte jedermann an Napoleon), im Gegensatz gewordene [illegible] an der neubegonnenen großen Sache und [illegible] Anfänge und Gefahr, schuf es eine [illegible] Jünger zu Jesu mit der Frage: „Was [illegible] ist?“ u. s. w. Jesus selbst entweicht auf diese Frage eine bestimmte Antwort und gibt die Kennzeichen an, an welchen man die herannahende Zeit richtig erkennen könne. Sie heißen: und jetzt! Unsere Nation steht nach schweren Prüfungen auf dem Punkte der Entscheidung. Das Volk ist gewarnt, entweder Untergang oder Aufgang und Erlösung. Wir erflehen und hoffen beides. Aber wichtig klar war es gewiß, darüber euch nicht! Woran könnt ihr erkennen und wissen, daß es wirklich jetzt, wo wir sind? Welche sind die einzig sicheren Zeichen einer herannahenden besseren Zeit? Sie sind folgende: 1) Wenn lange gehaßte Vorurteile endlich zu schwinden anfangen — die Blinden sehen; 2) wenn gelähmte Kräfte sich neu beleben — die Lahmen gehen; 3) wenn das größte Verbrechen offenbar und vor [illegible] wird — die Aussätzigen rein werden; 4) wenn taubstumm verstandene, aber immer überhörte Wahrheiten endlich Eingang finden — die Tauben hören; 5) wenn das Prinzip und Abgestorbene einem neuen, frischen Platz macht — die Toten auferstehen; 6) wenn die geringen Kräfte des Menschen in einem Menschen, auch dem ärmsten, erkannt und geehrt werden — den Armen das Evangelium gepredigt wird. Das ist unser Maßstab zur richtigen Beurteilung, und nun zur Anwendung. In Tat Wunder und Zeichen des beginnenden neuen Morgens weisen wir nicht auf, [illegible] es gehört viel dazu, wenn Blinde wieder sehen, Lahme wieder gehen sollen u. s. w. Es darf in uns entstehen, nicht nur über die Taube reden, aber das Reden [illegible] in menschlicher Selbstherrlichkeit [illegible] bei dem Herrn, selbstsüchtige Absichten [illegible] und [illegible] gehalt, seine Welt verraten, es werde auf seine Ehre [illegible] gelingen. Der Apostel [illegible] gebraucht, „der [illegible] Mann mit seinem ernsten, gottvollen Angesicht, an heiliger Stätte, in heiliger Stunde und voll tiefen, ernst, durchdringenden Stimme klang durch die festliche Stille der überfüllten Kirche. In stummer Begeisterung vom Herzen schaut, drang er in jedes Herz und bei voller klarer Einsicht seiner gewaltigen Rede ist alles mit sich fort. Ohne heimathliegen, kühnen Aussprüchen über die Ursachen unserer tiefen Schäden, den schärfsten Tadel tatsächlichen Gebrechen, wie sie in engherzigem Kastengeiste ein hochmüthiger Aristokratismus und in den letzten Formen der Bureaukratismus sich schuld herausgebildet, waren Mitte und Tenor, die sich schlangen, und die Erhebung der Herzen zu Gott auf den Schwingen der Andacht waren Harfenklänge einer höheren Welt. Das Ganz seiner Rede war ein Wort aus der Zeit, für die Zeit. Und als er zuletzt mit dem Aufruf der Begeisterung zu ganz Kampf gegen einen jungen Jünglinge anrichtete, dann an deren großherzige anwesende Männer sich wandte und mit den Worten schloß: „Heilig ist unsere Zeit, der einen heiligen Sohn gebaren! Heilig sei unser Beruf, so ein solches Kind gesäuget hat!“ — da durchzuckte es die ganze Versammlung und in tausendfachem Echo [illegible] Schluß [illegible] Schlußworte [illegible] Amen.“

Zeigt dieses Beispiel nicht, wie mächtig auch in politischer Beziehung das Wort Gottes zu wirken vermag, wenn es von der Kanzel herab zeitgemäß angewendet wird? Könnten nicht auch jetzt die Prediger viel beitragen zur Herbeiführung der in Deutschland ersehnten besseren Zeit, der Zeit der Einigung sämmtlicher deutschen Stämme, der Zeit der innigen Verbindung zwischen Fürsten und Völkern? Schwartz in Gotha hat in dieser Hinsicht ein beachtenswerthes Beispiel gegeben.

Julius Frauenstädt.

Anregungen.

„Allgemeine Weltgeschichten“.

Die eifrige Pflege, welche das Studium der Geschichte in den letzten Jahren gefunden, die Vorliebe, mit der man ihm von allen Seiten entgegengekommen und immer wieder „die Geschichte als die Lehrerin der Fürsten und Völker“ gepriesen, haben auch den Nachtheil gehabt, die Masse der sogenannten populären historischen Schriften bis zum Erschrecken zu vermehren.

Kein Volk besitzt mehr „Lehrbücher“, „Handbücher“, „Leitfaden“ der Weltgeschichte als das deutsche, einzelne gute mit vielen Vorzügen, viele und das größere mit einer geschmackvollen Darstellung ausgestattet, nach zwei Seiten aber fehlen alle: sie sind entweder zu weitschweifig oder zu leer an eigentlich historischer Erkenntnis.

Die Kürze, das Gedrängte, Schlagende des Ausdrucks erscheint als das erste Erfordernis einer „Weltgeschichte“ für das Volk. Sie kann sich nicht behaglich in der breiten Ausmalung historischer Geschichten gefallen, wie sie die Jugend von Achilles und Troja, von Jerusalem und Richard Löwenherz zu vernehmen liebt. Sie kann sich nicht immer zu einem politischen Bedauern über den Werth oder Unwerth der verschiedenen Staatsverfassungen gewinnen, der dem Redner auf der Tribüne einer großen Versammlung zum „schlagenden Beispiel“ wider die Gegner dient. Eine „Weltgeschichte“ ist wesentlich Schilderung des Zuständlichen, nicht des vorübergehend Geschehenen; die Ideen verdienen in ihr eine größere Sorgfalt als die Könige und Helden. Auf die jede Thatsache der Geschichte möchte täglich die Fülle des Materials, wer hatte vor zwanzig Jahren die Kenntnis der babylonischen und assyrischen Geschichte und Kunst, wie sie uns jetzt aus den aufgegrabenen Königsschlössern von Ninive in Keilinschriften und Sculpturen entgegentritt? Wer wußte

damals von den ägyptischen Königsgräbern die Leyden von Tutenchamen herabgelesen? Und so überall die Leichen, die über die verschiedenen Herrscherschläge, welche der Königin Elisabeth gethan wurden, von London nach Paris und Madrid und wieder zurückgingen, würden zwei Aktenbände füllen. So ist klar, dieser Fülle des Lebens wird niemand gerecht werden, er wäre für immer nur nachdenkend zu greifen und darstellen können. In einer „Weltgeschichte" aber verwirrt diese Anhäufung des Einzelnen so sehr, daß zuletzt vor Namen, Zahlen und Jahrzahlen das Gesamtbild einer Kulturepoche, eines Staates vollständig verschwindet.

Diese Bemerkungen kamen uns bei der Durchsicht vom zweiten Bande der „Allgemeinen Weltgeschichte (in zehn bis zwölf Bänden) für die gebildeten Stände von Dr. Georg Weber" (Leipzig, Engelmann 1858).

Acht hundertzwei Seiten für die Geschichte der Hellenen bis auf Alexander! Schon in Max Duncker's „Geschichte des Altertums" fällt die Weitschweifigkeit der Behandlung gegenüber der wahrhaft genialen Kürze, Nachdrücklichkeit und Durchsichtigkeit ungleich der „Römischen Geschichte" von Mommsen auf. Im verstärkten Maße drängt das Weitschweifige zum Singulären zu dem Zweck des Ganzen und in dieser Darstellung. Billig wird man den außerordentlichen Fleiß, die Sorgfalt Weber's in der Untersuchung und Darstellung anerkennen müssen; aber Vollständigkeit ist es doch nicht, wenn man für den Peloponnesischen Krieg die Bücher des Thukydides durch vier Seiten ausfüllt, für den Kampf der athenischen Bürger für „Pro aris et focis" des Demosthenes in ähnlicher Weise Kapitel nach Kapitel zusammengetragen findet. Weber hat es auch die mittelalterlichen Quellen so gut kennt, mag selbst gestehen, daß die Kreuzzüge, in dieser Weise behandelt, zu Bänden anwachsen würden, entsetzend wirkt alle für sie eine andere Darstellung existieren müssen; kann sich aber an Wichtigkeit der Folgen der Peloponnesische Krieg nur entfernt mit den Kreuzzügen messen? Alle — welche notwendig zwischen Ungleichheit der Methode.

Wir suchten, die genaue Bekanntheit des Verfassers hat ihm etwas von der Schärfe des Blicks für ein umfassendes Ganzes und auch etwas von der Freiheit des Urteils geraubt. Sein Werk erscheint wie eine sauber und sorgfältig gearbeitete Mosaik, in der keiner die einzelnen Steinchen anders gelegen ist, lagt dies selbst. Auf jeder Seite des Buches über die griechische Tragödie und Komödie begegnet uns der verehrte Name Bernhardy's. Für die Betrachtung Plato's sind Hermann und Zeller angegeben, überhaupt trifft man selten auf eine eigenthümliche Anschauung. Da ließe sich nun über manche Behauptung streiten. Mich ist es nur, um eine anzuführen, in einer „mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Kulturlebens" geschriebenen Geschichte eine wunderliche Anordnung als die Weber's, die Aristophanes Komödien vor der Darstellung des Peloponnesischen Krieges bringen? Ein Dichter, der durch den Krieg und den Gegensatz, der denselben erzeugte, geworden, der jede seiner Phasen mit einer Komödie begleitet hat, wird außerhalb derselben wie eine fremdere Statue hingestellt. Mitten hinein in den Kampf gehören die „Ritter", der „Frieden", die „Vögel", die „Wolken". Sie sind unzertrennlich von Kleon, von Sokrates, von dem brillantischen Aufzug. Das wahre, echte Leben ist unter sich innig Neben einander und wir haben nie die Trennung der Literatur von der geschichtlichen Entwicklung begriffen.

Der alte Streit.

II

Karl Reclam ist dem gebildeten Publikum schon anerkennend als ein mit Gewandtheit und Gewissenhaftigkeit in der Forschung rastlich, klare und populäre Darstellung verbindender Schriftsteller bekannt. Alles, die sich darüber klar werden wollen, wieweit unter Physik in der naturwissenschaftlichen Streitfrage reicht, ist Reclams deutlich gewandtes Buch „Geist und Körper in ihren Wechselbeziehungen" zu empfehlen. Denn das eben zeichnet den Verfasser aus, daß er die Grenzen der Naturwissenschaft kennt und ohne Hehl: das ist nicht, wie die Dilettanten, über viel Grenzen hinausgeht und in das Jenseits schweift, von dem wir wissenschaftlich nun einmal nichts wissen können.

Reclam unterscheidet zwischen dem naturwissenschaftlichen Materialismus und dem Materialismus als philosophischem System. Jener beschränkt sich auf die Deutung der Gehirnthätigkeit als einer Function des Gehirns, d. h. als abhängig von der materiellen Grundlage des körperlichen Organs. Dagegen geht der philosophische Materialismus weiter und sucht Entstehung des Menschengeschlechts sowie Wesen der Seele nach dem Tode mit in den Kreis seiner Betrachtungen. Dieses Gebiet außerhalb der Naturwissenschaft. So wenig als der Blinde über Farbe vermag die Naturwissenschaft über unsinnliches Leben zu urteilen, weil sie ihre Grundlagen nur in der sinnlichen Welt der Wahrnehmung hat. Aber eben deswegen vermag auch die Naturwissenschaft das Bestehen einer außersinnlichen, übersinnlichen Welt nicht zu leugnen. Kaum hätte der Urmenschen der Säbelzahntiger volle Berechtigung, Gift und Schnee nur unmöglich zu erklären, weil ihm seine sinnlichen Wahrnehmungen deren Bestehen beweisen. Reclam läßt die über das Gebiet der sinnlichen Wahrnehmung und Erfahrung hinausgehenden Fragen unentschieden, bestreitet sich aber dafür recht gut, die der Erfahrung zugänglichen gewissenhaft zu entscheiden. Dieses Maßhalten ist wohl und ist geeignet, die Gegner der Naturwissenschaften, welche den Glauben durch die Resultate derselben gefährdet meinen, zum Schweigen zu bringen. Der Vorwurf der Atheisterei, den man dem materialistischen Materialismus

muß gemacht hat, kann den Materialismus nicht treffen, der, wie der Reclam'sche, sich streng innerhalb der Grenzen der Naturwissenschaft hält. Uebrigens hat Reclam selbst den Vorwurf der Irrealität so gründlich und so geistvoll beleuchtet, daß wir nur auf den betreffenden Abschnitt in seinem Buche zu verweisen brauchen. Mit überzeugender Klarheit hat Reclam den verderblichen, verblendenden Einfluß der echten Naturwissenschaft dargethan — ein Einfluß, der sich auf diese beiden Punkte zurückführen läßt, daß die Naturwissenschaft den Menschen die Naturbedürfnisse, und zwar nicht blos die materiellen, sondern auch die geistigen kennen lehrt, und daß sie zweitens die Nothwendigkeit des Maßhaltens in der Befriedigung der Naturbedürfnisse zum Bewußtsein bringt. Nur das „Halbwissen", der leichtfertige Dilettantismus, kann der Sittlichkeit und Religiosität gefährlich werden. Das „gewissenhafte" Wissen dagegen leitet auch im praktischen Leben zur Gewissenhaftigkeit an.

Einer der lehrreichsten und zugleich unterhaltendsten Abschnitte in Reclam's Buch ist der über „Die Grenzen des Instincts und der Intelligenz bei Thieren". Die zahlreichen, zum Theil aus eigener Beobachtung geschöpften Thiergeschichten, die uns der Verfasser hier erzählt, und ebenso geeignet, die Verwandtschaft des Menschen mit dem Thiergeschlecht als den Unterschied beider zum Bewußtsein zu bringen. Vieles, was bisher auf Rechnung des Instincts der Thiere geschrieben worden, weiß Reclam auf deren Intelligenz abzuleiten, anderes führt er auf thatsächliche Verhältnisse zurück, wie die sechseckige Form der Bienenzellen, die man früher aus der „angeborenen Raumvorstellung eines Sechsecks" erklärt hat.

Kurz, Reclam's Buch ist eine der vorzüglichsten populär naturwissenschaftlichen Schriften, welche die Gegenwart aufzuweisen hat. Dies muß um so mehr hervorgehoben werden, als durch die vielen den Markt überschwemmenden Machwerke von Charlatanen die populär-naturwissenschaftliche Literatur bereits bedeutend im Credit gesunken ist.

Der 13. Juni 1794.

Dieser Tage ist die Schrift gewidmet: „Schiller und Goethe oder Der 13. Juni 1794 ein Segenstag der deutschen Nation. Worte der Antheilnahme an der Säcularfeier des Geburtstags Schiller's allen deutschen Männern und Frauen sowie der reifern deutschen Jugend gewidmet. Von J. G. Könnenahrt" (Leipzig, Liebsche Buchhandlung, 1859).

Der 13. Juni 1794 war der Tag, an welchem Schiller und Goethe beim Hinausgehen aus der Versammlung einer naturforschenden Gesellschaft in Jena zusammentrafen, sich in ein Gespräch über das eben Gehörte vertieften und von da ab nicht mehr voneinander ließen. Die segensreichen Folgen dieses Sichfindens und Verbündens unserer beiden großen Dichter hat der Verfasser, nachdem er die Ursachen der vorherigen Unentschiedenheit beider in ihrem äußern Geschick und ihrer innern Begabung nachgewiesen, im ganzen gut dargestellt. In vielen Einzelheiten ließe sich mit ihm rechten, namentlich was seine beiläufigen Erläuterungen der Goethe'schen und Schiller'schen Hauptwerke betrifft.

Den Gegensatz zwischen Goethe's und Schiller's Richtung gibt der Verfasser dahin an, Goethe's höchstes Streben sei „frei sein, unter allen Umständen sich selber frei erhalten", Schiller dagegen wolle die Menschen „frei machen". Wir würden lieber, auf den Grund dieser Erscheinung zurückgehend, sagen: Goethe ist wesentlich und ursprünglich eine beschauliche, Schiller eine strebende, eine praktische Natur. In Goethe's Dichtungen spiegelt sich das Wesen der äußern und innern Welt, der Charaktere und Zustände. Schiller hingegen begnügt sich mit solcher Betrachtung des Wesens der Dinge nicht, er ist von Zwecken, von Idealen, von Tendenzen beherrscht. Daher bei Goethe die ruhige Objectivität, bei Schiller das Pathos und die Gemüthswärme; daher läßt es sich auch erklären, daß Schiller dem Volke mehr zu Herzen spricht als Goethe. Diese Grundverschiedenheit zwischen Goethe's und Schiller's Geistesart ist auch durch ihr Bündniß niemals verwischt worden, aber sie hinderte beide nicht, sich gegenseitig anzuerkennen und zu schätzen.

In den „Memoiren des Freiherrn von S—n. Von Karl Ludwig Wallmann" (erster Theil, zweite Ausgabe, S. 109, Berlin 1827), wird aus dem Munde eines Augenzeugen Folgendes über die Freundschaft der beiden Dichter gesagt, was wir, weil es vielleicht nur wenigen unserer Leser bekannt geworden, hier bei dieser Gelegenheit mittheilen wollen:

„Die Freundschaft war wahrlich schön und hatte einen großen Charakter. Keiner ordnete sich dem andern unter und wenn Schiller wohl fühlte, daß die bildende Kraft in seinem Freunde unendlich größer wie in ihm sei, wenn er im eigentlichsten Sinn glaubte an die dämonische Gewalt desselben, so trat Goethe mit Ehrfurcht in das Gebiet der hohen Ideen, worin Schiller seine Heimat hatte."

Gedanken

von Daniel Stern.

Jedes wahrhaft ausgezeichnete Weib ist es nur in dem und durch das, was gerade ausschließlich ihre weibliche Natur ist. Ebenso der ausgezeichnete Mann. Nur die Mittelmäßigkeit fährt in den beiderlei Naturen hin und her.

* * *

Sagte der Bibel nicht das Gegentheil, ich würde glauben, daß erst das Weib und dann der Mann geschaffen wurde.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Neue Folge. Fünfter Band. **Nr. 7.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Polnisches Leben. Ein Sittenbild von J. N. Kalb. — Aus der Pfeffel'schen letzten Reise nach Madagaskar. — Der einzige Arzt. — Gedanken von Daniel Stern.

Polnisches Leben.

Ein Sittenbild von J. N. Kalb.

Wir befinden uns in einem Salon der sogenannten feinen Gesellschaft einer Gubernialstadt des Königreichs Polen.

Zwei Reihen schlanker Marmorsäulen tragen die meisterhaft gemalte Decke und an zahlreichen Kron- und Wandleuchtern entwickelt ein Meer von Licht sich an den Wänden, welche eine gewirkte Tapete schmückt, in deren Muster Arabesken und Blumen, in Gold und Sammet ausgeführt, sich malerisch verschlingen.

Auf dem gleich einer Eisfläche glatten Parquetboden schweben tanzende Paare und es gehört nicht eben allzu viel Phantasie dazu, um in den Tänzerinnen hier bunte Schmetterlinge, dort Laubchen zu erblicken, die in den bauschigen, faltenreichen Kleidern sich gleichsam zum Fluge erheben. Die Augen der Schönen suchen zwar unaufhaltsam emsig den Boden, darin gewahrt man aber den feingeformten schmalen Füßchen um so größere Arbeit und lässt sie bald herausfordernd unter dem gestickten Unterkleide hervortreten, bald sich, gleichwie verschämt, in deren Falten verbergen. Und die Gedanken, die stillen Wünsche? Die bleiben wol an einem Haar in die Höhe gestrichenen Schnurrbart, einem wohlgepflegten Henri-quatre- oder Backenbart hängen, während das Herz in schnellerem Tempo schlägt und der Sinn sich mehr als gut denjenigen Gegenständen zuwendet, die als Dukaten oder anderes goldenes Gepräge heute eine so wichtige Rolle spielen, ja in vieler Beziehung selbst die Welt beherrschen.

Während die ältern Herren ab und zu den schon ergrauten Schnurrbart reiben und mit der Hand über den Kopf fahren, um Mienen zu verdecken, die sich mit den Jahren einstellen, schwelgt die junge Männerwelt im Vollgenuss der Lust des Vergnügens. Selbstgefällig kokettirt auch sie mit dem Flaum, der zwischen Nase und Oberlippe durchbricht, und unterwirft, meist mit bewaffnetem Auge, den anwesenden Damenflor einer gründlichen Revue. Die Reize des Körpers werden, gleich denen des Geistes, dabei gewöhnlich nur summarisch behandelt, desto genauer aber sieht man auf die Vorzüge ein, welche auf Hypotheken und ähnlichen Sicherheiten haften, schon aus dem Grunde, weil auf sie die Zeit keinerlei Einfluss ausübt und bei ihnen weder die Furchen des Alters noch irgendein Verblühen zu befürchten ist.

Es scheint in der That, als ob die Gelehrten recht hätten, wenn sie behaupten, unser Planet sei in einem fortwährenden Abkühlungsprocess begriffen, den wir Menschenkinder natürlicherweise mit durchmachen müssen. Hat sich die Erde erst vollkommen in eine harte Masse verwandelt und

die Nachkommen des Urvaters Adam je nach Rang und Ansehen in Gold, Silber oder Kupfer, dann, und nicht eher, wird die Sage von einem indischen Paradiese zur Wahrheit. Vor der Hand ist noch die rein praktische Richtung vorwaltend und maßgebend und deshalb als Beherrscherin der Welt zu betrachten; auf mathematischen Formeln zeigt man zu ihrem Thron hinan und nimmt die Menschen nur Zahlen oder eigentlich nur Nullen, denen erst der Klang eines edeln Metalls Werth verleiht.

Doch kehren wir in den Salon zurück, wo es wie in einem Bienenkorbe hin- und herwogt. So groß auch das Gewirr, so man kann sagen der Lärm im Salon war, so wurde er von dem Orchester doch weit überboten. Die große Trommel feuerte unverdrossen ihre Kanonenschläge, die Flöten und Clarinetten schmachteten und sangen, das Blech that in umfangendster Weise seine Schuldigkeit, die Geigen schrieen wie verzogene Kinder, denen man nicht den Willen thut, und Großvater Baß brummte und rumorte sonderlich, als ärgere er sich über seine vorlauten Miniaturschwestern, die Geigen. Bei dem Tutti stieg die Kraftentwickelung zu solcher Höhe, daß jedem, der nicht taub war, die Ohren gellten und er diese unwillkürlich mit den Fingern zustopfte; allein ungeachtet ging der Tanz lustig und munter vorwärts und der Boden blieb in fortwährender Vibration, so nachdrücklich bearbeiteten ihn die Füße der Tänzer, freilich nicht aller, denn mancher unter ihnen stand auf so schwachem Untergestell, daß man unausgesetzt fürchtete, die Schweifbeinchen müßten in Stücke brechen. Andererseits erhöhte der feurige Ungar, den der Wirth mit diplomatischer Zweigbeflissenheit oder richtiger gesagt Zudringlichkeit credenzte, die frohe Stimmung, je länger die Kelche die Runde machten, je eifriger die Kapelle Tusche blies, desto ungezwungener, wenn auch nicht gerade ungebundener, wurde die Haltung der Gesellschaft.

Die Musik machte eine Pause und die Tänzer stoben nach allen Richtungen auseinander. Einer von ihnen, eine kleine, dünne, dem Heupferdchen nicht unähnliche Figur, näherte sich tanzend einem jungen Manne, der mitten im Saale stand und in dem hohen, weit hinausstehenden Hemdkragen Hals an den auf Krücke lauernden Storch erinnerte, mit der Frage:

„Haben Sie schon ein Vis-à-vis zur nächsten Quadrille?“

Der Storch betrachtete das kleine Männchen von oben bis unten, strich sich ein paar mal über den Bart, schlug die Arme ineinander und antwortete geringschätzend: „Nein!“

„So kann ich Ihnen aus der Noth helfen“, erwiderte Heupferdchen, indem es wohlgefällig den Kopf hin- und herwarf.

Der in der Größe das menschliche Maß bedeutend überschreitende Storch maß den vor ihm Stehenden nochmals mit prüfendem Blick, gleichsam als wollte er sich überzeugen, wie schwer die Kleinigkeit ins Gewicht falle, pustete dann wie eine Locomotive und sagte:

„Ganz überflüssig, denn ich verstehe diesen albernen Tanz nicht zu tanzen.“

Damit drehte er sich, um das Gespräch abzubrechen, um und brummte im Weggehen:

„Das wäre mir so eine Figur zum Vis-à-vis! Die verfluchten Tintenlecker müssen sich doch überall eindrängen!“

Heupferdchen, welches diese Worte vernommen hatte, wurde roth wie ein Schuler, den der Lehrer auf frischer That ertappt, und holte schon mit den dünnen Beinchen aus, um sich auf den Storch zu stürzen; da hielt ihn einer seiner Bureau-Collegen zurück, drehte ihn mit Löwenkraft wie einen Kreisel und fragte ihn mit zornglühendem Blick:

„Was haben Sie mit dem Herren da gesprochen? Auf der Stelle will ich wissen, was er gesagt hat!“

Heupferdchen machte ein bitterböses Gesicht, ordnete den etwas in Unordnung gerathenen Anzug und antwortete unwillig:

„Mein Herr Albert, es scheint mir nicht, als ob Sie mein Beichtiger seien, und überdem haben die Rangunterschiede im Dienst hier keine Geltung!“

„Es handelt sich weder um Sie noch um das Bureau“, entgegnete Albert mit gedämpfter Stimme, „sondern um uns alle; denn diese Herren . . .“

„Herr Albert“, warf ein dritter Hinzugekommener ein, „ich habe deutlich gehört, wie Herr von Gaarke äußerte, einen solchen albernen Tanz könne er nicht tanzen.“

„Nein, so war es nicht!“ berichtigte ein Vierter. „Er sagte so etwas wie: ‚Nur alberne Menschen tanzen Quadrille.‘“

„So? Da hätte ich also gelogen, mir nur etwas ausgedacht?“ entgegnete Nummer Drei. „Und doch kann ich auf Ehre versichern, es ist so, wie ich sagte!“

„Möglich, möglich, allein ich habe es nicht gehört!“

„Was sollen dergleichen jeder Auslegung fähige Aeußerungen bedeuten?“ fragte Nummer Vier, der, roth wie ein Streithahn, die Lippen zusammenbiß und die Augen weit aufriß. Nummer Drei, etwas beruhigt, wollte eben antworten, da traten andere heran und riefen:

„Tintenlecker hat er uns genannt! Hören Sie? Tintenlecker!“

„Tintenlecker?“ fragten entrüstet mehrere Umstehende. „Ja, meine Herren, das darf nicht auf uns sitzen bleiben! Es ist Zeit, daß man gewissen Leuten ein wenig auf die Finger klopft!“

„Ruhig, meine Herren“, warf Albert ein, „ich nehme alles auf mich!“

„Verzeihen Sie“, ließ sich jetzt eine kurze, dicke Figur mit rundem Bäuchlein vernehmen, indem sie der Miene etwas Diplomatisches zu geben suchte, „ich muß Ihnen offen gestehen, daß Sie uns sehr verbinden würden, wenn Sie uns selbst die Wahrung unserer Ehre überlassen wollten!“

„Verzeihen Sie gleichfalls“, erwiderte Albert schon etwas ungeduldig, „wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß von Ihnen durchaus nicht die Rede war!“

Der Diplomat trat einen Schritt zurück, warf den Kopf in die Höhe, steckte die Finger zwischen die Knöpfe seiner Weste und fragte gereizt:

„Soll das vielleicht eine Herausforderung sein?“

Was Albert darauf erwiderte, war nicht mehr deutlich zu vernehmen, denn schon erhoben sich zahlreiche Stimmen zu Gunsten der einen oder der andern Partei; man stritt, suchte zu beweisen, zu erklären, bis es dem Hopfenbeben, der ersten Ursache des Zwistes, welcher von einem zum andern hüpfte, gelang, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu leiten.

„Beruhigen Sie sich, meine Herren, die Sache war durchaus nicht so!“ — mit diesen Worten eröffnete er eine Erklärung, die ihm sofort vom Munde abgeschnitten wurde. Alles schrie durcheinander und der arme Kleine wurde bald inne, es sei das Gerathenste, sich auf geschickte Art aus dem Knäuel herauszuwinden, um nicht zertreten zu werden. Glücklich gelangte er in ein anderes Zimmer; da fühlte er sich plötzlich aufgehalten und eine neue, noch nicht vernommene Stimme, ähnlich den Posaunen von Jericho, schrie ihm ins Ohr:

„Hollah, mein Joseph, was gibt es denn dort eigentlich? Ich höre, man wollte sich an jemand aus der Gesellschaft vergreifen und habe sogar geballte Fäuste bemerkt. Ist etwas an der Sache?“

Diesen Worten folgte ein so lautes, durchdringendes Lachen, daß alles im Saale aufmerksam wurde. Hopfenbeben blickte an dem Fragenden wie an einem Thurme hinauf, und in der Furcht, aus dem Regen in die Traufe zu kommen und von dem Goliath verschlungen zu werden, entgegnete er so artig wie möglich:

„Ehe ich Ihre Neugier befriedigen kann, mein Herr, möchte ich erfahren, zu welcher Partei Sie gehören.“

„Zu welcher Partei?“ brüllte die Posaune und lachte, daß ihr der Bauch wackelte. „Wir sind hier wol im englischen Parlament oder in einer Lesterversammlung?“

„Ich muß sehr bitten“, ließ sich ein wie ein Mädchen zarter junger Mann vernehmen, „sich nicht mißliebig über diesen Stand zu äußern, denn wie Sie wissen, ist mein Vater Arzt!“

Die Posaune beantwortete auch diese Bemerkung mit einer neuen Auflage des ihr eigenthümlichen Lachens, drehte sich um und verschwand unter den Gästen.

Obgleich der Streit, der hier kurz skizzirt ist, in einem anstoßenden Zimmer und mit großer Discretion geführt wurde, so war er doch bald für die ganze Gesellschaft kein Geheimniß mehr; jeder erzählte, commentirte ihn nach seiner Weise und so wurde aus der Maus ein Elefant, ein Ungethüm mit einem langen Schwanze von allerlei höhnischen und giftigen Bemerkungen. Man wechselte hier bedeutsame Blicke oder gischelte sich in die Ohren, lächelte dort mitleidig und zuckte die Achseln und auf diese Weise trug jeder dazu bei, den glimmenden Funken zur hellen Flamme anzublasen.

„Seien Sie versichert, meine Herren“, ließ sich ein junger Mann vernehmen, der sich Ludwig Napoleon's Bart zum Muster genommen zu haben schien und dessen Gesicht in zwei abnorme Kragenspitzen eingekeilt war, „die Geschichte kann sehr unangenehm werden! Mit Reden allein kann sie sich nicht applaniren!“

„Gewiß, gewiß!“ ertönte es im Chor, und einer, der Ansprüche darauf machte, witzig zu sein, bemerkte lächelnd:

„Aengstigen Sie sich nicht! Es sind ja lauter Literaten, denn sie leben durch die Feder und bespritzen sich deshalb gegenseitig mit Tinte, um gleich darauf in Wanerichen's Weinstube die

Flecken abzuspülen und sich unter collegialischem Händedruck Vergeben und Vergessen des Vorgefallenen zuzurufen."

Nachdem der Sprechende den seiner Ueberzeugung nach köstlichen Witz gehörig belacht hatte, wollte er sich entfernen; da fühlte er sich durch den Napoleonsbart festgehalten und hörte die Bemerkung:

„Ich möchte denn doch bitten, daß Sie Ihrer Satire eine andere Richtung geben! Ich bin zwar Gutsbesitzer, allein der Bruder meiner Frau hat Beweise seiner Studien gegeben und deshalb muß ich jede verletzende Anspielung auf den Gelehrtenstand als eine Beleidigung betrachten."

„Es fällt mir nicht ein", entgegnete der Witzbold, „dem Gelehrtenstand irgendwie zu nahe zu treten; ich behauptete blos, daß, trotzdem im Augenblick sich alles kampfesmüder gegenüberstehe, die Sache selbst doch friedlich, vielleicht sogar komisch enden und einzig und allein Wasserschen reelen Nutzen aus derselben ziehen wird."

„Bravo, bravo!" schrie man von allen Seiten und klatschte dabei in die Hände. Dadurch wurde aber der Gegner nur um so mehr gereizt und rief zornig:

„Nochmals, mein Herr, sparen Sie Ihre schlechten Witze, wenigstens in Bezug auf mich und meinen Schwager, sonst . . ."

„Glauben Sie, mein Herr", entgegnete der so Apostrophirte, „von Beleidigung kann hier nicht die Rede sein! Im übrigen mögen die Herren hier entscheiden!" Mit diesen Worten deutete er auf den ihn umgebenden Kreis, der denn auch sofort für den Angegriffenen Partei nahm. Damit war der Gegner jedoch keineswegs zufrieden, wühlte erst in Kinn- und Schnurrbart, ergriff dann des Witzboldes Arm, den er sehr unsanft schüttelte, und schrie, roth wie ein Puterhahn:

„Ob ich mich beleidigt fühle oder nicht, darüber habe ich allein zu entscheiden! Und kurz und gut, ich verlange, daß Sie Ihre Witzeleien wenigstens nach dieser Richtung hin unterlassen! Entgegengesetztenfalls bekommen Sie es mit mir zu thun!"

„Lassen Sie mich ungeschoren, mein Herr, ich habe nun gerade genug!" entgegnete der Witzbold, dem die Geduld schon anfing auszugehen, riß seinen Arm los und verfügte sich in den Saal zurück, indem er etwas wie „Langweiliger Mensch, Händelsucher" u. s. w. vor sich hindrummte. Damit war jedoch der Streit noch nicht geendet, denn der Napoleonsbart stürzte sofort hinter seinem Beleidiger her und fuhr bei dieser Gelegenheit mit solcher Gewalt auf einen im Wege stehenden jungen Mann, daß dieser sich um und um drehte und beinahe hingefallen wäre.

„Was soll denn das heißen? Können Sie sich nicht vorsehen?" fragte dieser auch in gerechter Entrüstung. Es kam zu einem kurzen, aber heftigen Wortwechsel, der damit schloß, daß der junge Mann seinem erhitzten Gegner ins Ohr flüsterte: „Morgen sprechen wir uns!"

„Das ist auch mein Wunsch!" war die Antwort, und die beiden Männer standen sich wie ein paar Kampfhähne gegenüber, maßen sich mit stolzem Blick und zerarbeiteten dabei ihre Bärte. Unterdessen machte sich durch allerlei Folgerungen und Bemerkungen im Saale mehr und mehr eine gewisse Verstimmung kenntlich. Mit jedem frisch ertönenden Glase, an dem es der liebenswürdige Wirth nicht fehlen ließ, wuchs der kriegerische Geist in der Männerwelt; die Augen funkelten wie frisch polirte Schwerter, die hochgehobenen geballten Fäuste glichen Streitkolben, die Haare auf dem Kopfe und im Barte richteten sich wie Spieße in die Höhe und in den Gesichtszügen eines jeden lag etwas von einem türkischen Pascha oder einem Congreßmitgliede, das mit schlauem Blick auf der Karte herumirrt, um auf der Erdoberfläche eine neue Eintheilung vorzunehmen.

Anfangs und die der Gesellschaft schuldigen Rücksichten hielten die erhitzten Köpfe in den nöthigen Grenzen; man begnügte sich, die Einzelheiten der Mißverständnisse zu erfahren und gab oder suchte Erklärungen, der Wirth hat, bekümmert und half seinen Worten mit der vollen Flasche nach; die Frauenwelt zischelte untereinander und die Mädchen wechselten die Farbe oder kicherten. Die Herren, welche nicht in den Streit verwickelt und ruhigern Charakters waren, verkrochen sich in die fernsten Winkel und wagten kaum eine Silbe zu sprechen; sie hatten vollkommen den Kopf verloren und wußten durchaus nicht, was bei der ganzen Sache für Ungezogenheit, für Unverschämtheit oder für Beleidigung zu nehmen war.

Die gestörte Unterhaltung kam endlich wieder friedlich ins Gleis, die Musik begann und die Paare traten zum Marsch an. In der Atmosphäre mußte aber immer noch ein gewisser Gewitterton liegen, denn ernstes stritten sich zwei Herren um das Recht an eine junge Dame, die jeder für seine Tänzerin erklärte, und dann handelte es sich um die Vortänzer, zu denen sich vier Paare meldeten, von welchen keins dem andern

weichen wollte. Es kam aber doch, wie gesagt, alles noch in gehörigen Gang und die Morgensonne erst machte dem Fest ein Ende und trieb alt wie jung nach Hause.

Den folgenden Tag war meilenweit in der Runde von nichts weiter die Rede als von einem „Schuß" Duelle, zu welchem der Ball Veranlassung gegeben hatte. Auf den Landstraßen in der Nähe der Stadt gab es ein wahres Treibjagen von Wagen und Boten zu Pferde und zu Fuß; die Angelegenheit war ja auch zu wichtig, um nicht gehörig besprochen, beleuchtet und erörtert zu werden. Mündlich sowie schriftlich machte man seiner Galle Luft, beschuldigte, nahm in Schutz, wunderte sich und begleitete alle dergleichen Aeußerungen mit unzähligen Oh's und Ach's. Die Aeltern fürchteten für ihre Söhne, die Frauen für ihre Männer, die Mädchen für die Brüder und den Freund, die jungen Leute endlich für die eigene Haut; überall trat das Bedürfniß zu Tage, die fatale Geschichte beizulegen, und es war nur zu ermitteln, wie dies ohne Bloßstellung der Ehre geschehen könne. Am liebsten hätte man Zank und Streit in einen Strom von Wein versenkt und sie damit der Vergessenheit übergeben.

Die Aufgabe war nichts weniger als eine leichte, denn die Jungen hatten in ihrer Geschäftigkeit der Sache eine solch monströse Ausdehnung gegeben, sie so sehr variirt und entstellt, daß der eigentliche Kern bald gar nicht mehr zu erkennen war. Am schlimmsten von allen kam das Heupferdchen weg; es mußte sich zum Sündenbock hergeben und wurde allerseits zum Tode verurtheilt. Der Aermste verarbeitete sich wie eine Fliege im Sirup, erklärte, betheuerte, suchte sogar und beschwor seine Unschuld bei allen Kalenderheiligen; doch umsonst! Es mußte ein Opfer fallen und er war dazu ausersehen. Man ging ihm, doch vergeblich, von verschiedenen Seiten zu Leibe und griff ihn, als gar nichts anschlagen wollte, endlich bei der Ehre an, indem man ihn Feigling nannte und ihm vorwarf, daß er durch sein Benehmen nicht nur die Beamten, sondern überhaupt die ganze Mannerwelt compromittire. Der Aermste war gleichwie zwischen Hammer und Ambos, magerte zusehends ab und kam in seinen Gedanken bald so sehr ins Gedränge, daß er nicht mehr zu unterscheiden wußte, ob er zu den Rubestörern, den Händelsüchtern oder zu den Unschuldigen gehörte. In seinem Aeußern spiegelte sich vollständig die trostlose Gemüthsstimmung ab, welche ihn beherrschte. Er ging umher wie ein Träumender, hatte, um nicht jedem Rede stehen zu müssen, das Gesicht verbunden, als litte er an Zahnweh, und trug einen Augenschirm, der als Beweis dienen sollte, daß er seiner leidenden Augen wegen niemand erkenne. Wurde er auf der Straße angesprochen, so warf er den Kopf zurück, spielte den Ueberraschten und stürzte dem Freunde unter zahllosen Küssen an den Hals, wenn es ihn dabei auch eiskalt überlief.

Wie natürlich, gab eine solche Erscheinung Veranlassung zu allerlei Erzählungen und Bemerkungen, bei welchen dann stets Heupferdchen die klaglichste, aber auch zugleich lächerlichste Rolle spielte. Das war seinen zahlreichen Collegen, die dadurch die Ehre des gesammten Beamtenthums gerahdet glaubten, nichts weniger als gleichgültig und so kam die Sache bis zum Präsidenten, dem Haupte der städtischen Bureaukratie, welcher, deren Wichtigkeit erwägend, ihr sofort in abtheilender Linie weiteren Lauf gab. Es dauerte auch gar nicht lange, so waren die Vorfallenheiten, wie man sagt, in aller Leute Munde und machten nicht nur die Runde durch die Stadt, sondern verbreiteten sich auch über deren Umgegend. Der Stoff kam allerorten wie gerufen und wurde deshalb auch nicht nur gehörig benutzt, sondern nebenbei noch so ausgeschmückt, daß die Wahrheit darin nur noch schwer zu erkennen war. Begreiflicherweise führten die näher Betheiligten dabei das große Wort. Der Sprossling des Arztes erzählte tief weinend die Unbill, welche seinen Vater betroffen hatte; der Napoleonsbart schleuderte Blitze des Verderbens auf sämmtliche Aristokraten und rief das ganze Beamtenheer unter die schützenden Flügel seines Schnurrbarts; Albert hatte die Faust und blickte vernehmb auf seine Collegen herab; der kugelrunde Diplomat lächelte bedeutungsvoll und rieb sich vergnügt die Hände, gleichsam als wollte er damit bethätigen, daß er sich von Herrn Albert nicht habe auf der Nase spielen lassen; Herrn von Czarisky's Gesichtszüge glänzten in der Ueberzeugung unantastbarer Sicherheit, da er als Storch gewiß sein konnte, weder von den Raben noch von den Krähen molestirt zu werden; der Wigbold überbot sich in ungewöhnlichen Bemerkungen und Zweideutigkeiten; Heupferdchen blieb unausgesetzt in der Rolle des Kranken und die Posaune machte mit Stentorstimme jedem begreiflich, es gäbe zerknickte Rippen, zerschlagene Arme und Beine, wenn sich jemand unterfange, auch nur im entferntesten ihrer Ehre zu nahe zu treten.

Das Bedürfniß zu zanken und zu streiten hatte augenscheinlich alle Schichten der Gesellschaft, selbst die niedrigeren, ergriffen. In dem Hause, worinnen der verhängnißvolle Ball abgehalten werden war, überwarfen sich eines Stückchen Zuckers wegen Köchin und Stubenmädchen und drohten einander mit den Fäusten; die Ueberbleibsel des Abendbrotes gaben Veranlassung, daß zwei Diener sich in die Haare geriethen und der Koch, welcher sie besänftigen wollte, verschiedene blaue Flecke davontrug, und auch an andern Orten schien die Aufregung von der Herrschaft auf das Gesinde, ja selbst auf die Thierwelt übergegangen zu sein, denn auch auf dem Hühnerhofe bemerkte man erhöhte Kampfeslust und auf der Straße konnten die Hunde nicht aneinander vorüberlaufen, ohne sich gegenseitig das Fell zu zerzausen oder wenigstens die Zähne zu fletschen und zu knurren.

Die Sache, welche anfangs noch so ziemlich in den Grenzen des Gesellschaftsklatsches geblieben war, wurde nach mehreren erfolgten Herausforderungen, Bestimmungen der Zeit und des Orts denn doch so ernsthaft, daß der bedächtigere Theil der Bevölkerung, die älteren Gutsbesitzer und höheren Beamten an der Spitze, anfing, bedenklich die Köpfe zu schütteln und auf Mittel zu sinnen, wie dem schlimmen Zustande ein Ende zu machen sei. Zwei Persönlichkeiten, einen tüchtigen Militär sowie einen hochgestellten Beamten, beide gleich geliebt und geachtet, hielt man vorzugsweise für geeignet, rathend und helfend einzuschreiten; an sie wendete man sich mit der Bitte, hier den Sturm zu beschwören, dort Secundantenstelle zu übernehmen, und fand sie zu einem und dem andern bereit, zu letzterem sogar so gern, daß man glauben mußte, sie wünschten nicht Versöhnung, sondern im Gegentheil auch Entscheidung durch die Waffen.

Die Wendung, welche die Dinge nahmen, kam manchem ebenso unerwartet, wie sie ihm unbequem war. Einen ganz besonders niederschlagenden Eindruck machte sie auf das Hennerchen, welches grimmungen wurde, Garibo, Albert sowie einen Magistratsbeamten zu fordern und als Zugabe von Napoleonshart und Petronne Karten erhielt, sodaß alle das arme Menschenkind fünf Ehrengänge abmachen sollte. Dann war die Sache jedoch noch lange nicht erledigt. Wohin man hörte, hatte jeder ein paar Duelle, der Wigbold deren sogar so viele, daß er sich notiren mußte, mit wem, wo und weshalb er sich zu schlagen habe, um allen Genugthuung zu geben, und dessen Bemerkung von einem „Schock Ehrenfachen" auch bald in der ganzen Stadt wiederholt wurde.

Je näher der entscheidende Augenblick heranrückte, desto mehr trat doch ein gewisser Ernst an die Stelle der Scherze und des Witzes. Ein Theil der Betheiligten erwartete die Stunde, in welcher das Drama sich entwickeln sollte, zwar ohne Furcht, doch mit Niedergeschlagenheit und Trauer; der andere zerbrach sich die Köpfe, um Mittel zu finden, wie einer Begegnung zu entgehen sei, bei welcher Pulver und Blei eine so bedeutende Rolle spielen sollten und Tod, Verkrüppelung oder mindestens Gefängniß in sicherer Aussicht standen. Am schlimmsten sah es mit unserm Wigbold aus, der sich nicht scheute zu erklären, er hätte so lange den Mund recht voll genommen, als er überzeugt sein durfte, das zu vergießende Blut werde aus Wasserchen's Adern fließen; jetzt stehe die Sache anders und er gehöre nicht zu den Narren, die, ohne beleidigt zu haben, noch beleidigt worden zu sein, sich mit andern herumbalgen. Hennerchen theilte diese Ansicht in allen Punkten und mancher gleich Muthige fuhr irgendwohin über Land oder nahm zu den lächerlichsten Entschuldigungen seine Zuflucht. Einige gingen sogar so weit, von dem Gegner zu verlangen, er sollte sich über seinen Adel legitimiren oder ein glaubwürdiges Moralitätszeugniß beibringen.

Endlich brach der zum Zweikampf bestimmte Tag an und diejenigen, welche sich dabei zu betheiligen hatten, wußten über das, was sie beabsichtigten, ebenso wol die Aufmerksamkeit der Angehörigen wie auch das wachsame Auge der Polizei zu täuschen. Unter dem Vorwand einer unschuldigen Spazierfahrt verfügten sie sich sämmtlich in ein nahes Gehölz, wo bereits vier Secundanten, ein Arzt sowie der uns schon bekannte Militär nebst dem Beamten, beide in lebhaftem Gespräch begriffen, ihrer warteten.

Die Zahl der Kämpfer war allerdings bis auf sechs zusammengeschmolzen und es befanden sich nun von Garibo, Albert, der Napoleonsbart, die Petronne und jene beiden jungen Leute am Platze, welche auf dem Balle Ansprüche an eine und dieselbe junge Dame zu haben glaubten und nun die Zurücksetzung im Blute des Gegners abwaschen wollten. Alle übrigen hatten sich, wie man zu sagen pflegt gedrückt, obgleich sie im Raisonniren, Schreien und selbst im Drohen durchaus nicht die letzten waren.

Nachdem die Wagen in die benachbarte Schenke geschickt worden waren, nahmen die Secundanten die mitgebrachten Pistolen heraus. Die Gegner traten näher und grüßten mit dem dem Augenblick angemessenen Ernst, worauf der alte Kriegsmann die Uhr aus der Tasche zog und sagte:

„Meine Herren! Es ist bereits 12 Uhr, wir dürfen deshalb nicht länger säumen. Das Ziel ist auf funfzehn Schritt bestimmt und die Pistolen sind von uns selbst geladen. Da Sie sämmtlich unsere Vorstellungen unberücksichtigt lassen und sich durchaus schießen wollen . . ."

„Ja, das ist unser Wille!" riefen alle Sechs wie aus Einem Munde.

„Gut", fuhr der Alte fort, „so können die drei Duelle auf einmal abgemacht werden! Wir sind darüber einig; nehmen Sie also die Waffen, meine Herren, und treten Sie an Ihre Plätze!"

Dies geschah denn auch sofort und es standen sich sechs junge Leute mit dem Mordgewehr in der Hand gegenüber. Ihr Antlitz war bleich und das Herz schlug heftiger als gewöhnlich; allein trotzdem keiner wußte, was in der nächsten Minute sein Schicksal sein werde, war von Furcht oder Zittern auch nicht die leiseste Spur vorhanden.

Der alte Militär gab, da alles nach Commando gehen sollte, das verabredete Zeichen und die eine Hälfte der Duellanten wendete sich auf die Seite, indem sie die Schläfe durch den Pistolenlauf deckte, während bei der andern sich drei bewaffnete Hände erhoben.

Die Zeugen nebst dem Arzt traten auf die Seite. Der Alte commandirte so langsam wie nur möglich: „Eins — Zwei —", und betrachtete dabei mit prüfendem Blick die sich Gegenüberstehenden; allein trotzdem die Entfernung eine so geringe war, daß die Schüsse nicht leicht fehlen konnten, so bemerkte er bei keinem irgendeine Bewegung, so nicht einmal ein Zucken der Augen. Er strich sich den grauen, buschigen Bart, rieb sich die Hände und rief nach einer Weile:

„Der erste Schuß kommt nicht Ihnen, sondern der Gegenpartei zu, meine Herren! Entschuldigen Sie das Versehen!"

Diese Erklärung kam allen ebenso unerwartet, wie sie ihnen unangenehm war; allein sie fügten sich derselben und harrten auf die Wiederholung des Commandos mit derselben Ruhe und Furchtlosigkeit, die sie vorher schon gezeigt hatten. „Eins — Zwei —" erscholl es aus dem Munde des alten Kriegsmannes, der, anstatt das verhängnißvolle Drei auszusprechen, zwischen die Kampffertigen trat, diese mit ebenso viel Befriedigung wie Theilnahme anblickte und rief:

„Genug, meine Herren, senken Sie die Waffen! Ich muß zu meiner Freude gestehen, daß mir solcher Muth, solche Unerschrockenheit noch nicht vorgekommen ist und gerade deshalb dürfen Sie nicht aufeinander schießen, denn —"

„Sie haben also Ihren Scherz mit uns getrieben, Herr Oberst, und halten uns für Kinder, welche ein ernstes Geschäft als Spielerei betrachten?" unterbrach ihn Giarsky.

„Ein alter Soldat", war die mit Würde gegebene Antwort, „wird sich nicht durch eine Lüge rechtfertigen! Ich bekenne offen, daß ich, nachdem ich den Grund Ihres Streits als einen ganz unzulänglichen erkannt hatte, es wirklich meine Absicht war, mir einen Scherz zu erlauben; wie jetzt doch die Sachen liegen —"

„Sprechen Sie nicht weiter, Herr Oberst!" fiel jetzt Albert ein und alle andern gaben Zeichen des Beifalls, mit Ausnahme von Napoleonsbart, dem die unerwartete Wendung wie gerufen kam. „Wir lassen auf diese Weise nicht mit uns scherzen, und da Sie uns auf's empfindlichste beleidigt haben, so müssen Sie trotz aller Achtung, die wir Ihnen und Ihren Verdiensten schuldig sind, uns Genugthuung geben. Ich bin der Erste, der nun auch Sie zum Kampfe fordert!"

„Ich auch, ich auch!" riefen die vier andern. Napoleonsbart verhielt sich natürlich still.

„Die Herren Secundanten werden so gut sein, die Distanz abzumessen!" rief in großer Aufregung von Giarsky. Dies geschah sofort und Albert nahm den ihm bestimmten Platz ein.

„Meine Herren", nahm der Oberst das Wort, „vergessen Sie nicht, daß wir mit ungleichen Kräften kämpfen werden; meine Hand ist so unglücklich, daß sie nie neben das Ziel trifft!" Mit väterlicher Theilnahme blickte er den jungen Leuten ins Auge, strich sich dabei den Schnurrbart und fuhr nach kurzem Nachdenken fort:

„Sei's drum, ich nehme die Forderung an, doch nur unter der Bedingung, daß Sie zuerst schießen, und zwar nach der Reihe! Dann komme ich, wenn ich noch am Leben oder nicht schwer verwundet bin. Und nun ans Werk!"

Nach diesen Worten warf er den Rock von sich, entblößte die Brust und rief:

„Nur gut gezielt! Diese Brust hat sich schon Tausenden von feindlichen Kugeln entgegengestellt und ist immer unverletzt geblieben; so möge es

denn eine vaterländische sein, welche in das Herz eures Landsmanns trifft!"

Diese Worte, in welchen eine Art von Vorwurf lag, verfehlten nicht, den tiefsten Eindruck auf die Umstehenden zu machen, und nicht ohne eine gewisse Beschämung nahm einer für alle das Wort und sprach:

„Warum haben Sie uns aber auch auf solche Weise gekränkt, verehrter Herr Oberst? Werden wir durch Ihr Verfahren nicht zum Gespött der ganzen Stadt?"

„Na, na, ich bitte um Verzeihung", antwortete der Gefragte, indem er einen nach dem andern in seine Arme schloß, „und bedaure aufrichtig einen Schritt, der eine solche Deutung zuläßt. Hoffentlich genügt Ihnen diese Erklärung. Ich, Kinder, habe wol ein Recht, mich als euern Vater zu betrachten und mache davon den ausgedehntesten Gebrauch. Zur Zeit, als ich noch in der Welt herumgeworfen wurde, waren mir Duelle wie das tägliche Brot; damals galt aber auch die Ehre dem Soldaten als Heiligthum und wir ergriffen nur dann die Waffen, wenn man es wagte, dem Vaterlande oder unserm guten Namen zu nahe zu treten, welches, beiläufig gesagt, im Auslande uns oft genug begegnete. Meine Person repräsentirte damals so ziemlich das ganze Corps, der Kampf hatte seine Berechtigung und Verwundung oder Tod Bedeutung. Was aber sollte er bei euch bezwecken? Der Grund des ganzen Streits, der sich, dank den Zutragereien und Hetzereien, zu einem riesigen Ungethüm ausdehnte, liegt leider des jungen Landadels augenscheinlich in dem Mangel an Achtung und Rücksichten, die er dem ehrenwerthen Stande der Beamten schuldig ist, und den dieser mit dem Vorwurf von Hochmuth, Ueberhebung und Eingebildetheit erwiderte. Wie paar unter euch entzweiten sich wegen einer jungen Dame, die dadurch um das Vergnügen eines Tanzes kam; ein anderer fühlte sich beleidigt, daß ihm auf die Füße getreten wurde; noch andern wollte man es nicht ungestraft hingehen lassen, daß sie sich vordrängten und dadurch die übrigen in den Schatten stellten ..."

„Das Ernste lassen wir gelten", riefen hier mehrere, „allein das Weitere —"

„Lassen mich nur ausreden!" fuhr der Oberst fort. „Wenn wir nun hinsichtlich der Ursache der Mißverständnisse einig sind, die sicherlich keine weitern Folgen gehabt haben würden, wenn nur ein bischen kaltes Blut, weniger Starrköpfigkeit und mehr Verständniß der eigenen Würde vorhanden gewesen wäre, so muß ihr doch zugeben, daß es ungereimt, ja lächerlich genannt werden darf, wenn man einer Klatscherei, eines unüberlegten Wortes wegen das Leben von jungen Leuten aufs Spiel setzt, die eben noch die unzweideutigsten Beweise gegeben haben, daß sie dem Lande zur Zierde gereichen? Oder macht eine Wunde, ja selbst der Tod das unbedacht gesprochene Wort ungeschehen? Also, Kinder, benutzt euch nicht lange und reicht euch die Hände! Ich, ein sechzigjähriger Soldat, verlange das von euch und will gern mein graues, durchfurchtes Haupt vor demjenigen neigen, der meinen Bitten Folge leistet. Versöhnung, Freunde, Versöhnung!"

Weiter zu sprechen war der alte Mann nicht vermögend; seine Lippen geriethen durch die innere Bewegung ins Zittern und die Augen füllten sich mit Thränen. Er drückte einen nach dem andern an die Brust und rief laut schluchzend:

„Brüder, lieben Kinder, vergeßt euch gegenseitig! Vergeßt das Geschehene und reicht euch die Hände!"

Es war in Wahrheit ein feierlicher Augenblick. Das aus dem Herzen kommende Wort traf zum Herzen und es bemächtigte sich aller eine so tiefe Rührung, daß sie sich aus den Armen des Obersten und des Bureauchefs in die jenigen der Gegner warfen und die Versöhnung mit dem Bruderkuß besiegelten. Die Schüsse, welche einem und dem andern das Lebenslicht ausblasen sollten, wurden als Freudenschüsse in die Luft geschickt.

Was eine so glückliche Wendung genommen hatte, wurde mit einem heitern Mahle beschlossen. Die Gläser machten dabei fleißig die Runde und der Bureaucher wollte die Gelegenheit benutzen, um den jungen Damen nochmals ans Herz zu legen, daß die eine Ursache aller derartigen Mißverständnisse und Streitigkeiten stets Mangel an Bildung sowie an denjenigen Tugenden sei, welche Herz und Geist veredeln und die mächtigste Stütze der Vaterlandsliebe abgeben; daß ferner nichts so nachdrücklich vor Hochmuth und Ueberschätzung seiner selbst schütze als die in der Jugend empfangene sorgfältige, auf gesunden Grundsätzen fußende Erziehung und später eine gewählte Lectüre; allein der alte Kriegsmann hielt ihn von dem Vorhaben zurück und flüsterte ihm ins Ohr, es werde sich zu einer Strafpredigt wol noch anderweitig Gelegenheit finden.

„Wir wollen die fröhliche Stimmung nicht trüben", sprach er zu seinem Nebenmann, erhob dann das Glas und rief: „Ein dreifaches Hoch allen denen, die, den augenblicklichen Fehler erkennend, den Muth hatten, ihn offen auszusprechen und zu bereuen!"

„Hoch! Hoch!" erscholl es von allen Seiten und unter Gläserklang fiel man sich in die Arme.

Die Art und Weise, wie die Duelle ihr Ende gefunden hatten, kam bald in der Stadt herum und natürlich auch zur Kenntniß des Hoppterdichens, das sich vor die Stirn schlug und ausrief:

„War ich nicht ein Thor, daß ich mich bei der Ehrensache zurückzog! Ich hätte mich als Held proclamiren lassen können und bin nebenbei um eine gute Mahlzeit und ein köstliches Glas Wein gekommen!"

Auf seinem Zimmer will man ihn jetzt zuweilen, wie alle andern Söhne dieses heißblütigen Volks, trällern hören:

Noch ist Polen nicht verloren.

Frau Ida Pfeiffer's letzte Reise nach Madagaskar.

Wir haben in diesen Blättern mehrfach Gelegenheit gehabt, von einer Frau zu sprechen, die durch Muth und Charakterstärke sich so sehr auszeichnete, daß man annehmen kann, sie gehört zu den wenigen Erscheinungen der Menge, die entweder ihres Genies, ihrer moralischen Größe oder absonderlichen Schicksale wegen das gemeinsame Interesse erregen müssen.

Für die letztern beiden Eigenschaften wenigstens dürfte nicht leicht ein Mensch aufgefunden werden, der wie Ida Pfeiffer es bethätigte, daß in der Selbstständigkeit des Ich die Urkunde der geistigen Würde des Menschen für die Ewigkeit gegeben sei und daß ein eiserner Wille und Beharrlichkeit oft Unglaubliches zu vollbringen vermag. Wir müssen, um Frau Ida Pfeiffer richtig zu charakterisiren, sie in den antiken Charakteren zählen, zu den Stoikern, deren System in der Logik, Physik und Ethik die tiefsten Wurzeln geschlagen. Der Ausspruch, daß der Wille Gottes auch die Seele des Menschen verpflichte, nach göttlicher Vollkommenheit zu streben, weil nur dieses Streben zu einem harmonischen, mit Gott und der Natur einstimmigen, tugendhaften Leben führe, welches die wahre Glückseligkeit sei — war ihr aus der Seele geschrieben und im moralischen Rigorismus handelte sie danach.

Wir können nur beklagen, daß so ausdauernde Willenskraft, so klares Bewußtsein und Urtheil sich nicht einten, um einen Staatsmann für das vielfach von Stürmen bewegte Meer unserer politischen Verhältnisse hinzustellen, daß die Energie unsers Jahrhunderts, sage ich, sich in die Hülle einer Frau verlenkte und diese antrieb, alle wilden Völkerstämme zu besuchen, während im eigenen Vaterlande sich kein Mann fand, organisch ordnend in das Chaos der Verhältnisse mit Ausdauer, Kraft und Urtheil einzugreifen und es zum Bessern zu führen.

„Der Mensch, wo er bedeutend auftritt, verhält sich gesetzgebend", sagt Goethe. Nur diesem von innen heraus beherrschenden Prinzip verdankte die Weltumschiffende, daß sie das Ziel erreichte, was sie sich gesteckt hatte.

Der Leser erinnert sich vielleicht, daß wir in einem kleinen Artikel: „Die weitgereisten Frauen" (N. A., Bd. II., Nr. 49), zuletzt von ihr gesprochen haben und erwähnten, daß sie im Juni 1851 in Berlin weilte und sich trotz aller Abmahnungen ihrer Gönner und Freunde, die gefahrvolle Reise nach Madagaskar nicht zu unternehmen, dennoch nicht abschrecken ließ, sondern in eiserner Consequenz ihren Weg verfolgte. Die Ahnung aber, daß es vielleicht die „letzte Reise" sein könne, hat sie leider nicht betrogen; doch ist es mehr ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen gewesen, die diesen aus Eisen und Springfedern gebauten Körper dennoch brachen.

Ich nehme den Faden ihrer Begebnisse, da ihre sonstigen Verhältnisse und frühern Reisen schon im Jahre 1850 in diesen Blättern besprochen wurden, da auf, wo sie sich im Juni 1851, mit der Absicht nach Madagaskar zu gehen, von uns trennte. Alexander von Humboldt, ihr alter Gönner und Freund, gab ihr zu diesem Zweck ein in den schmeichelhaftesten Ausdrücken verfaßtes allgemeines Empfehlungsschreiben mit, das ihr bei den verschiedenen Behörden, wie er voraussetzte, von Nutzen sein konnte, da sein Name allerdings in beiden Hemisphären guten Klang hatte. Ihr Reisekoffercben war von neuem mit Blech ausgefüttert, die einzige Art, ihn in der heißen Zone gegen das Eindringen der Insekten zu bewahren, die in zerstörender Gewalt trotz alle ihre geringen Habseligkeiten vernichteten. Gewiß ist, daß man von dieser Frau das Packen der Reisekoffer lernen konnte. Für diese weiten Touren enthielt er gewöhnlich zwei starke Shirtingshemden

und eine weiße Braut, Plantagen und die ar-beitsfähigen Sklavinnen, wie sie an ihrem Verlobungstage geboren. Im unteren Raum lag ein schwarzseidenes Kleid und ein feines Häubchen — es war die Braut, in welchem sie vor den weißen, gelben, braunen und schwarzen Mandrillen erschien.

So ausgerüstet mit allem Nötigen über-dauerte Heidebrenner Ankunft ging sie zurück nach Holland, um ihre Freunde von Batavia wiederzusehen. Sie war in den holländischen Ver-tretungen in Indien außerordentlich geehrt und liebenswürdig aufgenommen worden, und hatte in Batavia auf Bestellung beim Generalgouver-neur erwartet, wodurch sich ein überaus inniges Freundschaftsverhältnis gebildet hatte; viele Fa-milie fand sie in Haag, ging später nach Paris und London mit ihr und dann zurück nach Ar-nheim. Von hier aus schrieb sie einem Freunde im Monat August: „Ich gehe, die Unmöglichkeit, nach Madagaskar in Person einzudringen, in diesen Tagen mit einem niederländischen Schiffe nach Batavia." Doch wurde es anders, als sie es dachte; denn kaum nachdem sie mit dem Schiff im Februar in der Capstadt an. Noch am Bord dieses Schiffes suchte sie ein Herr Lampert auf, der in Paris von ihrem Projekte, Madagaskar zu besuchen, gehört hatte. Derselbe kam, sie an-zuhören, mit ihm nach Mauritius, wo er wohnte, zu reisen und sie zum Kauf der ihm zu eigen, wo er sich nach Madagaskar, das er schon früher besucht habe, einschiffen gedenke; mit Freude er-sie seine Unterredung in Bedingung, daß sie in drei Stunden entscheidig sein und an Bord seines Schiffes sein müsse. „Ich packe", schreibt sie, „schleunigst meine lieben Sachen — gut, daß es nicht acht waren — zusammen. Bestens kommt mir ja nicht gebeten werden, ich war glücklich und begann mit Herrn Lampert am verwunsten Stunde ab."

Nach sehr glücklicher Fahrt landeten sie in Port Louis auf Mauritius (Isle de France), wo sie in Lampert's schönem gelegenem Landhause bei seiner liebenswürdigen Familie angenehme Tage verlebte und sehr vergnügt und hoffnungsvoll ihren Freunden nach Europa schrieb.

Um die Naturvölker, die sie später erlitt, zusammenhängend und verständlich zu machen, setzen wir Frau Pfeiffer einstweilen in ihrem Landhause auf Mauritius mit Schwindel den Pest entgegen-sehen und geben dem Leser eine flüchtige Skizze der politischen Verhältnisse Madagaskars, einer der reichsten und schönsten, aber wenig zugänglichen Inseln an der Ostküste Afrikas.

Durch den Kanal von Mozambique, an dessen Küste schon seit Jahrhunderten europäische Niederlassungen bestehen, ist sie vom Festlande ge-trennt. Nach neueren französischen Angaben ist sie ungefähr 1580 Meilen lang und 420 Meilen breit. Sie gehört zu den schon früher bekannt gewordenen Inseln und die Gebirge streuten sich nur darüber, ob es die von Ptolemäus benannte Insel Cerne, oder die von Friedrichs Menuthias genannte Insel ist; diesen Zweifel auf sich heraben lassend, ist nun feststehend, daß Marco Polo, der wenig-gereiste Venetianer, die 1200 schen Madagaskar nannte.

Portugal, Holland und England, im Kampfe um die Eroberung Indiens, beachteten dieses abgerissene Stück Erde nur seiner reichen wilden Natur wenig. Aber der Enge Richelieu richtete sein Augenmerk auf dasselbe und fand, daß es weit der Mühe werth sei, daselbe für Frankreich zu erobern und es als gute Perle des 17. Jahr-hunderts mitzunehmen. Durch ein Patent vom 24. Juni 1642 stellte Ludwig XIII. Madagaskar unter die Oberherrschaft Frankreichs und celebri-bete es.

Der Reichthum der Produkte dieses Eilandes lockte die Mächtigen so gut wie den Kaufmann und den Naturforscher an. Die Flora bietet dem Handel wie der Wissenschaft die werthvollsten medicinischen Pflanzen und ganze Wälder von Ebenholz und Sandelholz wie riesige Mahagonibäume für den Schiffbau. Ein reiches Culturgewächs, Cassava, Zuckerrohr, Ingwer, die interessanten Gewürze, Ba-nan, Tabak u. s. w., dahlreichen eine ebenreiche Acacia. Gleichen und Krokodilleier gibt es nicht, dagegen hat es nächst dem Herr wunderbaren Ge-nus Vögel hervorgebracht. Schon Marcopolo's Mann Roch soll behaupten, daß es hier auf der ganzen Erde keinen Vogel gibt, der so sehr mit Na-turmerkwürdigkeiten gesegnet ist und wo die Producte als rohe Früchte, und ohne Arbeit, dem Menschen in die Hände fallen.

Aber neben dieser Paradiesartigkeit droht doch die Schlange. Es schreckt durch die Wildheit seiner Bewohner, der Neger, Malaien und Araber und durch die gefährlichen Seuchen.

Die Naturvölker sind doch und dem und an-nähern sich die Insel von einem Vorgebirge durch-zogen; am Meere die Sclaven sich meine Sümpfe und Lagunen aus. Die von diesen Küsten ent-fernten Länder, welche der Seemacht gänzlich ver-bald, erzeugen eine bösartigen Fieber, die für alle Niederlassungsversuche der Europäer sich als über-

aus gefährlich ergeben haben. Richterschwierigkeiten wurden sie in den dortigen Kolonien hinterlassen immer durch neue Truppen ersetzt und Ludwig XIV. erklärte nach blutigen Kämpfen Madagaskar die Insel zum „Orientalischen Frankreich". Ludwig XV. übernahm die Gerechtsame dieser andauernden Polizei und der Herzog von Choiseul stellte die Befestigungen her und öffnete wieder die verschlossen gewesenen Häfen, die bald darauf dem seltenmäßigen Lebensbedürfnisse eine Zufluchtsstätte boten, als er in Anbetracht die Schäden der improvisierten Flotte auszubessern kam, mit der er sich, die Engländer besiegend und Malta eroberend, an die Küste Indiens warf. In diesen Häfen fanden der Graf d'Estaing und der ältere Suffren die erschöpfungsten Hilfsquellen für ihre Unternehmungen. Eine der geschichtlichen Merkwürdigkeiten für die Festigung der Herrschaft Frankreichs in Madagaskar war der ungarische Graf Benjowsky, den aber später romantischer Ehrgeiz antrieb, sich selbst zum Herrn der Insel zu machen, ein Versuch, der ihm das Leben und Frankreich einen Theil seiner Macht kostete. Die dramatische Muse hat seinen Namen auch auf den Brettern, die die Welt bedeuten, verewigt. Ludwig XVI. mit später der Convent thaten alles, um das Verlorene wiederzuerlangen, jedoch vergeblich!

Das Unglück Frankreichs im Osten gegen Ende des achten Jahrhunderts ist bekannt. Es weilte in dieser Zeit auch seine letzte Besitzung auf Madagaskar, trotz der heißen Kämpfe, die es um diese selbe kämpfte. Der später zum Admiral avancierte Hamelin hatte als junger Lieutenant auch in den Reihen der damaligen Krieger.

Seit nach der Wiederherstellung der Bourbonen in Frankreich erhielt die Krone, gestützt auf die am 30. Mai 1814 abgeschlossenen Verträge, nach welchen Frankreich auf Anspruche aller der vor 1792 erworbenen Besitzungen zu bringen sein Recht hatte, kein dortiges Terrain — freilich nach sehr langwierigen Unterhandlungen mit dem Cabinet von St. James, das anfänglich gar nicht hat hatte es herausgeben wollen — am 18. October 1815, im Anschluß an die Neuconstituierung der Insel Bourbon, wieder. Im Jahre 1815 ernannte Baron Mackau, unter dem Ministerium Molé, in Gegenwart der dortigen Hauptlinge förmlichen Besitz und im Jahre 1829 erhob sich das Fort Dauphin von neuem aus seinen Trümmern. Nun aber begannen blutige Kämpfe mit den verschiedenen Stämmen der Insel und vor allem mit dem der Howas, die mehrere französische Gouverneurs verwüsteten.

Radama, das intelligente, charaktervolle Oberhaupt der Howas, hatte die Geschichte Napoleons I. erlernen hören und vom Muth und Ehrgeiz beseelt, beschloß er, der Napoleon der Madagassen zu werden, indem er die ferneren Bürgerkriege vertagen und alle andern Stämme besiegen und sich unterwerfen und sein Volk dann einer höheren Gesittung und Kultivierung entgegenführen wollte.

König Radama gewann für seine Reformpläne zwei englische Unteroffiziere, Hastie und Brady. Der erstere übernahm das geistliche Departement, derzeit englische Missionare und gründete Schulen; das Christenthum begann sich auszubreiten. Brady wurde Kriegsminister, schuf ein Heer von 20000 Mann, die Mehrzahl mit Gewehren bewaffnet. Der König zog an der Spitze dieser Armee aus und eroberte mit ihr die ganze Insel, alle Stämme sich unterwerfend. Ob Hand am Ziel seiner Wünsche und ist seine kühnsten Hoffnungen gelernt. Die alten Übels aber wurden über die Neuerungen, seine ehemals ergebene war radikalistige Gesandtin, die Königin Ranavalo, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen — Radama starb 1828 plötzlich — wie man sagt an Gift, das die Königin ihm beigebracht. Ranavalo übernahm nun die Zügel der Regierung, verstieß, sperrte die Fremde, sie Fremden und verfolgte die zum Christenthum übergetretenen Madagassen mit unerbittlicher Grausamkeit. Im Jahre 1829 wurde Frankreich eine Expedition absenden, um den Hafen von Tamatave wieder zu erobern und die Königin zum Frieden zu nötigen. Dieser Frieden war aber nur ein Waffenstillstand. Die Angriffe der Howas erneuerten sich und hörten infolge der Umwälzungen, die in Frankreich stattfanden, ungestraft und ohne Wiedervergeltung. Im Jahre 1845 machten England und Frankreich einen gemeinschaftlichen Angriff auf die Insel, jedoch ohne Erfolg. Vor einigen Jahren (1863) versuchte die englische Regierung friedliche und freundliche Beziehungen wieder anzuknüpfen, da sie erfahren, daß der Sohn Radama's, seinen Vater ähnlich, eine solche Verbindung wünsche. Durch den Einfluß dieses Prinzen duette die bekannte Missionsgesellschaft wieder ihre Wirksamkeit beginnen. Als jedoch der Prinz Rakodo sich selbst krönen ließ, exstirmierte die alte Königin, und um ihren Thron und die Ihren besorgt, sagte sie von neuem alle Missionare fort und verfolgte in barbarischer Grausamkeit die christlichen Gehilfe ihrer Unterthanen. Die aufgestachelten Parteien, der Kampfplatz an der

Spitze, wandte sich nun insgeheim an Frankreich, dasselbe um Schutz und Hülfe bittend, seine gestrenge Mutter zu zwingen die Regierung niederzulegen, und Herr Lampert war französischer Agent. Welche Bedeutung der Besitz einer so reichen und fruchtbaren Insel, zumal wenn das Project der Kanalisirung der Meerenge von Suez zur Ausführung kommen sollte, für Frankreich hat, bedarf keiner speciellen Darlegungen; man ergriff die Gelegenheit, sich dem Kronprinzen gefällig zu erweisen.

So standen die Sachen, als im April 1857 Frau Pfeiffer mit Herrn Lampert die Reise nach Madagaskar auf einem mit allem Comfort ausgestatteten Schiff unternahm und glücklich in Tamatava, der Hafenstadt, landete.

Die Königin Ranavavelo, die in Tananarivo residirte, empfing die beiden Europäer, nichts Arges ahnend, sehr freundlich, zumal sie Herrn Lampert von einem frühern Besuch her kannte. Drei Wochen lang hatten beide, aber vorzugsweise Frau Pfeiffer, die Ehre, in den Salons der braunen Majestät zu erscheinen und mit großer Artigkeit behandelt zu werden. Da die Königin etwas englisch sprach, so konnten beide Damen sich miteinander unterhalten und Frau Pfeiffer mußte ihr viel von den Sitten und Gebräuchen der Franzosen und Engländer (die sie überhaupt nur kannte) erzählen, besonders interessirte sie sich für ihre königliche Schwester Victoria von England und machte viele, ihren Hof und ihre Familie oft zum Gegenstand der Besprechung. Auch hatte Ranavavelo vom Kaiser Napoleon ein Klavier zum Geschenk erhalten, das jedoch unbenutzt als Prachtmöbel dastand; die Königin bat sie, ihr zu sagen, in welcher Weise dieses Instrument behandelt werde. Frau Pfeiffer, die allerdings in ihren Jugendjahren recht musikalisch gewesen, dasselbe jedoch bei ihren Weltreisen bedeutend vernachlässigt hatte, stimmte sich noch dunkel auf den Anfang eines Marsches und das Ende eines alten Walzers. Um sich der Königin überreden auch gefällig zu erzeigen, auch weil, um ihr altes Renommée einer gebildeten Frauendame nicht preisgeben, spielte sie mit großem Muthe, die madagassische Kritik nicht furchtend, hin und her, Anfang und Ende mit Geschick verbindend, ihren Marsch und ihren Walzer. Die Königin und ihre Umgebungen waren entzückt und zu verschiedenen malen mußte sie dieses Concert dort wiederholen. Da wurde durch einen englischen Missionar, gleich den Intriguen europäischer Staaten, der Königin die Sendung und der Zweck des Herrn Lampert: „dieselbe zur Niederlegung der Regierung zu zwingen", unmittelbar vor der Ausführung der dazu bestimmten Nacht, verrathen. Ranavavelo kam dem Complot zuvor — der Palastcommandant, der, in das Geheimniß eingeweiht, seine Zustimmung und Hülfe zugesagt, da die Königin von allen mehr gefürchtet als geliebt, der Sohn aber, ein vortrefflicher und edler Mensch, allgemein geliebt ist — hatte, als sie ihn eiligst zu sich beschied, nicht den Muth, die Verschworenen davon zu benachrichtigen, sondern stellte sich ihr als treuester Diener und Sklave zur Disposition und empfing den Befehl, die beiden Fremden sofort gefangen zu nehmen und sie in den Kerker zu werfen. Statt, wie Herr Lampert gehofft, in zwei Stunden den friedlichen Act der Thronentsagung der Königin zu vollbringen — drangen feindliche Soldlinge in seine Behausung und schleppten ihn und seine muthige Gefährtin in einen schauervollen Kerker.

Frau Pfeiffer hatte allerdings um die geheimen Instructionen des Herrn Lampert gewußt, da es hier aber durchaus nicht auf einen Mord, sondern eben nur auf eine Thronentsagung ankam, die dem Lande zum Heil gereichen und die ebenso grausame wie rachsüchtige Königin ferner unschädlich machen sollte, eine Maßregel, um die der eigene Sohn gebeten, so hatte sie darin auch nichts ihrer civilisirtern Denkungsweise Widersprechendes finden können — höchstens in wiederum der Muth zu bewundern, mit dem sie, ganz unbetheiligt an dem Complot, doch darauf einging, sich diesem auf Tod und Leben auszusetzen, da sie wissen mußte, daß es hier sehr bestimmt: „Mitgefangen, Mitgehangen!" heißen würde.

Dreizehn Tage schwebten beide in Todesgefahr, täglich der Bestimmung ihrer Hinrichtung entgegensehend. Nur die nothdürftigste Nahrung wurde ihnen zu Theil und in dunkeln, feuchten, unterirdischen Gewölben, auf etwas halb vermoderten Heu war ihr schauerliches Nachtlager. Frau Pfeiffer erzählt: „Als wir am zwölften Tage in den innern Raum des Kerkerhofs geführt wurden, sahen wir unsere nächste rings auf hölzernen Pfählen; ich hatte die Selbstbeherrschung, daß ich auch nicht eine Miene verzog und ruhig und standhaft meinem Schicksal entgegenging. Jeden Augenblick glaubten wir, die Execution würde beginnen; doch man brachte uns wieder zurück in den Kerker."

Endlich hatten die Vorstellungen des edeln Prinzen Rakoob, der schließlich der Königin mit der blutigen Rache Frankreichs gedroht hatte, wenn sie einen französischen Unterthan tödte, gesiegt — das Todesurtheil wurde in sofortige Deportation unter militärischer Bedeckung verwandelt. Am dreizehnten Tage wurde ihnen ihr gemildertes Schicksal durch den warmen Eifer des Prinzen bekannt gemacht, und gleich am nächsten Tage begann der Transport. Wie sehr es aber die Absicht der Königin war, diese Europäer wenigstens indirekt zu tödten, erhellt aus den geheimen Instructionen, welche sie dem Chef der Escorte gegeben.

Man erreicht denn in 5—6 Tagen ganz bequem die Hafenstadt Tamatava — statt dessen wurden sie auf Umwegen 52 Tage in den ermüdendsten Wanderungen an den Sümpfen und Lagunen hin und her gehalten, wo die bösen Miasmen sie tödten sollten.

Leider entwickelte sich nur zu bald in diesen das furchtbare Sumpffieber und sie würden unzweifelhaft das Opfer der Rachsucht der Königin geworden sein, wenn nicht Herr Lampert noch heimlich sich im Besitz bedeutender Summen befunden hätte, wodurch er im Stande war, durch die theuerste Bezahlung sich gute und gesunde Nahrung zu verschaffen, welche ihren Aufsehern und Peinigern gleichfalls mitgetheilt wurde, wofür sie sehr empfänglich waren. Es zeigte sich hier, daß der Weg, durch den Magen auf das Herz zu wirken, ein durchaus praktischer ist, denn sie wurden nach und nach milder gestimmt, und brachten die mittlerweile bereits in einen sehr klaglichen Zustand gerathene Frau Pfeiffer und den etwas widerstandsfähigern Herrn Lampert nach Tamatava, wo sie sich sofort nach Mauritius einschiffen und allerdings bald todt dort ankamen. In der sorgsamen Pflege verblieb Frau Pfeiffer fast Monate in der Familie des Herrn Lampert, aber die innerliche Vergiftung des bösen Sumpfgases war so intensiv, daß das Fieber nicht von ihr weichen wollte. Indeß besaß und bauete sie noch auf ihre gute Natur; in seinen Stunden schrieb sie an ihren Gelbmißen, auch kam von dort her ein Brief an eine berliner Freunden, in welchem sie schrieb, daß, wenn sie genesen sollte, sie weiter reisen und noch nicht zurückkehren würde, andernfalls aber die wärmere Jahreszeit zur Rückreise nach Europa wählen müsse.

So kam es! Sie wurde elender und elender und ließ sich, nur von Sehnsucht getrieben, auf heimischem Boden zu sterben, im Frühjahr 1856 auf ein englisches Schiff tragen. Nach einer langen, stürmischen Ueberfahrt kam sie Anfang Juni nach London, wo sie nur wenig Tage ruhte und dann sofort nach Hamburg ging.

Die entgegenkommende Absicht ihrer Verwandten und Freunde, sie bei sich aufzunehmen lehnte sie in der ihr stets treu bleibenden Selbstständigkeit des Geistes, trotz gebrochenen Körpers, entschieden ab, um in ihrem häuslichen Zustande keinem zur Last zu fallen, und bestand darauf, daß man sie in das große Krankenhaus in Hamburg bringen sollte, wo sie auf die Geschicklichkeit des dortigen vorsehenden berühmten Arztes noch alle Hoffnung auf Genesung setzte.

Dort wurden ihr die innigsten Beweise der Liebe und jeglicher nur denkbaren Unterstützung zu Theil. Auch ein Brief voll innigster Theilnahme von Humboldt erfreute sie.

Obwol immer wieder von Hoffnung auf Genesung erfüllt, da die Krankheit als eigentliches Fieber sehr wechselnd auftrat, weitere Aerzte doch aller ärztlichen Kunst und allem Studium der Medicinen, an deren sorgsamster Pflege es ihr nicht fehlte, schon durch das große Interesse, das die wunderbare Frau für sich wach rief bei allen, die mit ihr in Berührung kamen. Es ist dieses Sumpffieber ohne alle Analogien mit unsern gewöhnlichen Fiebern; es gleicht entschieden mehr einer innerlichen, langsam zerstörenden Vergiftung.

Als sie selbst die letzte Hoffnung schwand, drängte sie zur Heimreise. Wenn auch zum Skelet abgemagert und von zeitweise niederdrückender Schwäche, unternahm sie dennoch die Reise von Hamburg nach Berlin noch allein. Am 18. August kam sie in einem überaus bejammernswerthen Zustand hier an, und wurde von ihrer treuen Freundin, der Geheimräthin Weiß, der Witwe des inzwischen verstorbenen berühmten Mineralogen Weiß, in alter Liebe aufgenommen. Sie war ohne alle Körperkraft, unfähig zu gehen und konnte nur noch getragen werden. Drei Wochen verblieb sie bei dieser in sorgsamer Pflege — aber alles vergeblich! Tag und Nacht von einem wüthenden Heißhunger gequält, mußte sie endlich die kräftigste Nahrung zu sich nehmen, von Schlaf war nicht viel die Rede — sie lebte immer nur um ein Stückchen Brot und der Kaffee blieb ihr höchstes Labsal.

Dann kamen die wüthendsten Schmerzen, örtliche im Magen und allgemeine; es bildeten sich Verhärtungen, aus denen man auf ein inneres Krebsübel schließen mußte. Aerzte bekam sie

wenig, nur schmerzstillende; ein chloroformirte sie der Arzt, um ihr den Paroxysmus überstehen zu helfen — sie blieb immer und überall in ihren furchtbaren Leiden der alte Held. Mit rührender Ergebung und hohem Bewusstsein all des Großen und Schönen, das sie genossen und empfunden, kniete sie in ihrem Bette nieder und bat Gott um gnädige Erlösung ihres namenlosen Leids — auch wollte sie hier wieder in ein Krankenhaus gebracht sein, um nicht zur Last zu fallen, doch überwand die Liebe ihren eisernen Willen. Wenn dann Momente der Ruhe eintraten, dann blitzte auch wol der alte Humor in ihr hervor; sie war dann wieder ganz die geist- und gemüthvolle Frau und ihr schönes Auge blickte im überirdischen Glanz in seiner ausdrucksvollen Weise, durch welche sie so oft mit den Häuptlingen wilder Völkerstämme sich verständigt, die alte, treue, an ihrem Bette sitzende Freundin an.

Humboldt, von ihrer Ankunft unterrichtet, eilte sofort sie zu besuchen, wol eine Stunde blieb er bei ihr, aber nur durch Vermittelung konnte die Unterhaltung geführt werden, da sie nicht mehr laut sprechen konnte, er schon schwer hörte. Beide sahen sich zum letzten mal!

Am Abend des 8. September reiste sie, nachdem Herr von der Heydt Freikarten zu drei Eisenbahnen ihr angesandt hatte, und ihr Bruder, der Herr von Rever (Chef des Großhandlungshauses von Rever & Schlick in Wien) glühend wie sie selbst ihre Rückkehr zur geliebten Vaterstadt wünschte — in Begleitung des berliner Arztes, der sie behandelt hatte, und einer Krankenpflegerin in einem für sie besonders eingerichteten Coupé 1. Klasse nach Breslau ab. Von dort holte sie ihre Freundin, die Baronin Stein, nach ihrem nahe bei Wischkau belegenen Gute ab. Dann kam ihre Schwägerin und brachte sie nach Wien. Dort in der treuesten und liebendsten Pflege ihres edeln Bruders und seiner Familie lebte die unglückliche Frau noch sechs Wochen in ihrem martervollen Leiden fort, bis der 27. October 1858 sie endlich erlöste. Sie war 1797 in Wien geboren, also 61 Jahre alt, als sie starb, und wol berechtigt, bei dem wie aus Eisen geschmiedeten Körper ein höheres Lebensalter zu erreichen, was ohne den tragischen Zwischenfall wol auch geschehen wäre.

Sehr feierlich und ihrer seltenen Eigenschaften würdig wurde sie in Wien beerdigt. Besonders betheiligte sich die k. k. Geologische Reichsanstalt, deren Ehrenmitglied sie wie das der Geographischen Gesellschaft und der Gesellschaft der Naturforschenden Freunde in Berlin war. Der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hatte ihr auch die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft schon im Jahre 1846 durch Alexander von Humboldt überreichen lassen.

So ruht sie nun nach weiten Wanderungen im vaterländischen Boden von allen Mühsalen und Beschwerden aus.

Es ist sehr bedauerlich, daß ihre letzte Reisebeschreibung, die sie trotz alles Leidens auf Mauritius begonnen und in Hamburg vollendete, infolge ihres Willens zu ihrem Sohne nach Rio de Janeiro gesandt ward, anstatt gleich gedruckt zu werden; wer weiß, ob und wann sie nun in die Hände ihrer Freunde und Verehrer kommen wird.

Nie hat Frau Ida Pfeiffer, trotz ihrer oft sehr beschränkten Mittel, weder bei inländischen noch ausländischen Ämtern auf Geldunterstützungen angetragen, obwol sie sich in den letzten Jahren schon ein solches Renommée erworben hatte und durch ihre verschiedenen und sehr reichhaltigen Einsendungen von seltenen Pflanzen und Thieren an die verschiedenen Museen eine Art Berechtigung erworben, daß es ihr als einer ungewöhnlichen Persönlichkeit auch wol bewilligt werden wäre — es war ihrer freien selbstständigen Natur aber stets zuwider. Dankbar nahm sie freie Ueberfahrten, die man ihr anbot, sowie auch freie Eisenbahnfahrten, um die sie wol auch bat, an, und jede ihr entgegenkommende Gastfreundschaft als besondere Gnade innig anerkennend. An das k. k. Hofcabinet zu Wien hat Frau Pfeiffer eine Sammlung von großentheils wirbellosen Thieren von der Insel Mauritius gesandt: 122 Arten Insekten, 4 Arachniden (Spinnen), 3 Crustaceen, 2 Helminthen, worunter viele Insekten und Mollusken für das Cabinet neu und noch interessanter ist ihre Sendung aus Madagaskar. Sie sind 9 Säugethiere aus 8 verschiedenen Gattungen, zwei sind noch ganz neu und unbeschrieben.

Aus der Klasse der Vögel hat sie von den nach Hartlaub auf Madagaskar vorkommenden 61 Arten 14 gesandt, Reptilien 23 Arten, theils solche, die dem Cabinet gefehlt haben, und unter denen außerdem sich auch mehrere noch ganz neue Arten befanden.

Die seltene Frau hat begreiflicherweise oft die sachten Urtheile erlitten, denn der ungewöhnliche, bedeutende Mensch steht immer unverstanden der Menge gegenüber; wie wenige wissen und

erkennen das innere Weben einer höheren Natur, den eingepflanzten Beruf der Menschenbrust, das ideale Streben mit der Kraft des Bewußtseins in sich zu fördern und sich zum Charakter zu entwickeln in seiner ihm anhaftenden Weise.

Man hat in unglaublicher Oberflächlichkeit sogar behauptet: „Zu welchem Zweck Leben Pferde leide, wisse sie selbst nicht, nur Abenteuerlust, ein Reiz von Gefahren, eine Sonderbarkeitsgrille und schließlich Gewohnheit sei es, was sie so rastlos dahintreibe."

Von diesem Urteil allerdings jedes logische Argument fehlt, wird nach der Art und Weise, wie sie in allen Lagen und Verhältnissen ihres Lebens sich zeigte — der Mehrzahl einleuchten müssen.

Erst nachdem sie allen ihren übernommenen Pflichten, diesen ehernen, unverletzbaren Rechten des sittlichen Geistes genügt hatte, erst da gestattete sie sich, dem Drange ihres Herzens zu folgen, und zwar mit dem hellsten und klarsten Bewußtsein wandte sie ihre Pilgerfahrten den ihres Weibchen vorgeschriebenen „Wallfahrten". M.

Anregungen.

Das ewige Rom.

Wenn wir, im Geist uns in das Altertum zurückversetzend, die Hoheit, Herrlichkeit und Pracht Jerusalems, Athens und Roms weiter vor uns aufsteigen lassen, sie vielleicht noch in lebendiger Phantasie erhöhen und sie dann mit den neuen Städten vergleichen, die jetzt mit demselben altehrwürdigen Namen und auf derselben Stelle ihren Platz eingenommen haben, drängt es uns unwillkürlich, nach den Ursachen zu fragen, die eine so mächtige und doch langsame Revolution vollziehen konnten.

Denn nicht untergegangen sind Athen und Rom. Kein Gebäude hat sie gehindert, ihre Schwingen zu schonen, welche Eroberungen und Plünderungen sie auch erlitten; der Glanz und Zauber ihres Namens hat mit heiliger Gewalt auch die Seele der rohesten Barbaren erschüttert und sie vor gänzlicher Vernichtung bewahrt. Aus ihrem Verfall und ihren Trümmern heraus sind die neuen Städte gewachsen, in einer jahrhundertlangen Umformung des Alten in das Neue. Die Hauptepoche dieser Verwandlung, der sittlichen wie der geistigen, der Zwischenbildung des antiken und germanischen Geistes nennen wir das Mittelalter.

Dunkel und Vergessenheit deckt diese Zeit, ihre Thaten und ihre Helden. Kein volles Licht, nur einzelne Lichtschimmer durchbrechen sie, in denen selbst die gewesenen Helden Klarsch, Theoderich, Karl der Große nicht verabenteuerlichten Schatten als in lebendiger Persönlichkeit auftretenden Menschen gleichen. Ferdinand Gregorovius, den ein langer Aufenthalt in Rom und die tief rührende Vorliebe, die er ihr entgegenbringt, wie keinen anderen zu einem ähnlichen Werke auffordern, hat es unternommen, die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" darzustellen, eine schwierige, mühevolle und unserer Ansicht nach doch nur bis zu einem gewissen Punkte lohnende Arbeit, von der bisjetzt zwei Bände vorliegen (Stuttgart, Cotta, 1859).

Wenn es den einsamen und ganz in seinem Stoff aufgegangenen Forscher mit hoher Freude erfüllen muß, einen dunkeln Punkt nach dem andern aufzuhellen, eine vergessene Thatsache nach der andern zur Kenntnis zu bringen, so muß doch der Erfolg, der Nahm seiner Bemühungen von dem Nutzen abhängen, den sie der Gesammtheit bringen. Eine sehr materialistische Ansicht, deren Richtigkeit aber schon Lessing mit einleuchtendem Beispiel bewiesen. „Ein Mathematiker", sagt er, „legt drei Punkte in einer gewissen Entfernung auf ein Blatt Papier, er zieht in Nachtwachen und mühevollem Studium die Gesetze ihrer Anziehung, ihrer Bewegung, es ist eine verdienstvolle Arbeit für Astronomen, in zwei Jahren ist sie vergessen. Jedoch gewesen, aber nennt diese drei Punkte Sonne, Mond und Erde — und ihr mit Recht, und ihr habt einen Nahm, der so lange dauert wie diese Welt." Dieser Wegweg des auf gewandten Mühe und des etwa zu erreichenden Nutzens hat der erweiterten historischen Kenntnis weichen und bei dem Leben des Buches von Gregorovius nicht verlassen.

Mit der Liebe eines Geliebten möchte man sagen, verfolgt er jedes geschichtliche Wahrzeichen, jeden Rest fortentdeckter Säulen, vergoldeter Ziegel von den Dächern des alten Tempels. Mit fast weiblicher Weichheit ist die Schilderung über neuen Kirche, der Mosaike, die farbigen und schrecklich drohenden Gestalten des Weltrichters und seiner Apostel in den alten Basiliken, dunkel vom Goldgrund sich abhebend, noch schon den verklärenden Schimmer der kunstlerischen Schönheit.

In einer seiner herrlichsten Predigten hat Bourdaloue den Verfall Roms in erschütternden Zügen, in den Büchern des Alten Testaments geschildert — in seinen Anklagen wandelt Gregorovius. Seine Darstellung hat dieselbe Gewaltsamkeit, ein ähnliches dunkles Kolorit. „Die Römer", schreibt er, „welche diese Predigt in den hohen und schauerfüllen Basiliken des St. Petrus hörten, von deren Wänden sie die Mosaike von ernsten Heiligen anblickten, mußten von der Macht der unbeschwerten Worte niedergebeugt werden. Ihr trostloses Schicksal kam ihnen wie eine vollendete Weissagung der Propheten vor. Rom war tot! Den tragischen Ton der Redners begleitete das Weinen der Matronen und

das tiefe Grauen der Grotte ... und in den Pausen mochte sich die erschütterte Phantasie einbilden, das Wuthgeschrei der Hunde an den Thoren oder das Brüllen Roms und seiner alten Monumente zu vernehmen, von denen bunte und schwere Marmorsteine niederfielen." Man erkennt in dieser Schilderung den ekstatischen Dichter, der das siebliche Gedicht vom „Cupheron" geschrieben, den heiligen Peter der alten Kirchenväter und Augustinus und Hieronymus, einen Greis, den ein so langes Jahrhundert der „Ruinen der Welt" mit einem mächtigen Gefühl der Allvergänglichkeit erfüllt hat.

Aber andererseits — wie ist es möglich, zwei starke Bände hindurch in diesem gelassenen Ton die an sich nichtigsten und geringfügigsten Begebenheiten zu erzählen?

Anfangs stehen wir auf großen, weltgeschichtlichen, lebendigen Momenten — den Einwanderung der Hunnen, auf Alarich, Attila, auf den Krieg der Goten und Griechen, in dem die Statuen des Vatikanischen Grabmals von den Söldnern der Belisar als Wurfgeschosse auf die heranrudernden Goten hinabgeschleudert wurden. Dinge, die Gregorovius, seine Weise einmal angenommen, vortrefflich, wenn auch für uns etwas zu akademisch darstellt. Vom Jahre 800 aber ist fast nicht mehr von Rom zu erzählen als Kirchenbauten, Legenden, Angriffe der Langobarden. Denn die hervorragenden Gestalten der heiligen Benedikt und Gregor d. Große gehören doch nur mittelbar der Stadtgeschichte an. Ohne einen entscheidenden Punkt auszulassen, konnte aber, der mit den römischen Zuständen so vertraut ist wie der Verfasser, diese Jahrhunderte auf wenige Blätter zusammendrängen. Es ist klar, die italienischen Monographien haben Gregorovius zu seiner Darstellung verleitet, er selbst nennt sie einmal richtig, vielleicht sogar mit der Erkenntnis ihres Mangels, „eine Chronik der Stadt". Man kennt die Zähigkeit der italienischen Schriftsteller, über Nichtigkeiten Zeitalter zu schreiben, die Kommentare zu den Sonetten Petrarcas umfassen etwa das Hundertfache ihrer Seiten. So ergeht auch Gregorovius, das diese Wanderung durch Rom, diese Vertiefen vor jedem alten Bogen, über alten Mauern, das Betrachten jedes Bildes, das Anhören jeder Legende das Gesammtbild der Stadt vollständig zerstört und schließlich nur für den vom tiefsten Interesse beim kann, der an Ort und Stelle verweilt — da ist es denn, um es beiläufig zu erwähnen, ein Mangel, daß nicht jedem Bande eine Karte von Rom beigegeben, auf der man auch mit dem Auge die immer fortschreitende Verwandlung der heidnischen in die christliche Stadt verfolgen könnte. Zwei Dinge haben diese Metamorphose vollendet: das Mönchthum, dessen Ausdehnung Gregorovius anschaulich erzählt und mit Recht von dem verwilderten Zustande Italiens im 6. Jahrhundert herleitet, und der Verfall der Herrschaft über die Halbinsel, welche das römische Volk seit einer unverdenklichen Vergangenheit besessen. Das Aufhören jeder politischen Macht hat die Folgen Patrizier und dann allmählich das Volk von dem Gedanken einer Weltmonarchie zu dem der Beherrschung der Geister geführt. Als sie erkannten, daß nur auf diesem Gebiete die verlorene römische Macht wiederherzustellen sei, haben sie sich auch innerlich dem neuen Glauben angeschlossen, den sie bis dahin nur äußerlich aufgenommen. Das römische Volk war das heidnische auf Erden. Es hat seinen Stolz, seinen Ehrgeiz in die Hierarchie übertragen; nur einst die Triumphe der Scipionen, hat es später die Siege seines „katholischen" Glaubens über die Ketzer gefeiert. Mehr als man glauben will, ist die römische Kirche in ihrer weltbeherrschenden Macht aus dem Volkscharakter hervorgegangen. Darin für uns entscheidende Moment, da es die Geistlichkeit war, das Verlangen zu einer Macht gegen die Fremden verband, hat Gregorovius zu sehr übersehen.

Ueber das Verlangen seiner Geschichte werden sonst alle einig sein, denn „Rom" in irgendeinem Sinne etwas bedeutet. Für den Archäologen wie für den Kunstfreund bietet sie eine reiche Fundgrube neuer Thatsachen und des reinen Urtheils, manche Einzelheit wird auch dem Historiker willkommen sein, wenn er auch die Darstellung von dem Zusammenhange der Weltbegebenheiten mit den Schicksalen der Stadt, überhaupt mancherlei Gesichtspunkte und den tragischen Humor vermißt, der doch über wunderbar anklingt, wenn er nur den Namen „Gajus Julius Cäsar" und darauf „Jonathas Apollas" ausspricht, alle weg den endlich Alarich's Eroberung Roms, den Kampf des Gothenkönigs Totilas und die Verwüstungen des Herzogs Ottmar, bei der der Engel des Herrn sichtbar über Hadrians Grabmal erschien, in ihrer wunderlichen Schilderung mit großer Eigenthümlichkeit hebt.

Gedanken

von Daniel Spitzer.

Daß der Begriff Mensch erst durch Mann und Weib vollständig wird, gehört nicht blos der Liebe über den Körper an, sondern auch der vom Geist und Herzen. Wenn einst die Bildung so weit vorgeschritten sein wird, um diese Vielseitigkeit ganz zu erkennen, werden die Seelen sich innigere ergänzen und bedeutungsvollere Wirkungen hervorbringen.

* *

Um ein großer Mann zu sein, muß man große Dinge vollbracht haben. Aber man kann große Dinge vollbracht haben und ist darum doch noch kein großer Mann.

Für die Schriftleitung des vom Herausgeber übernommenen Theiles verantwortlich: Dr. Eduard Hlawatsch in Wien. — Druck und Verlag von A. H. Payne in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 8. Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Inhalt: Der tolle Junker. Erzählung von Fr. Friedrich. — Literarisches. Von einer Frau. — Gedanken auf die Democratie. — Kalender für 1850. I. — Zur Unterhaltung. II. — Gedanken von Daniel Stern.

Der tolle Junker.

Erzählung von Fr. Friedrich.

Das Schloß und Gut des Hauptmanns Jobst von Wevering war ein Eden. Eine herrliche ausgedehnte Besitzung, der zahlreiche Gehöfte und selbst entfernte Dörfer durch Zehnten und Gefälle verpflichtet waren. Es war lange Jahre her, daß die Herren von Wevering sich diese Privilegien durch Recht oder Gewalt erworben hatten; jetzt waren sie ein völlig gesicherter Rechtsanspruch. Auch waren diese Rechte schuld daran, daß die Besitzung, welche von langen Jahren und unter verschiedenen Herren oft schlecht genug verwaltet war, dennoch zu einer der reichsten im ganzen Lande gehörte, weil sie eben von den einzelnen Besitzern nicht verkürzt oder abgelöst werden konnten.

An der Stelle des großen und alten Schlosses hatte einst eine Ritterburg gestanden, die schon damals den Herren von Wevering gehörig war. Diese Herren hatten nicht zu den friedlichsten im Lande gehört und waren überzeugt als Raubritter und Wegelagerer weithin gefürchtet gewesen. Diesem Handwerke hatten die umliegenden Städte, deren Handel und Verkehr nicht wenig dadurch beeinträchtigt waren, schon frech ein Ende gemacht. Die letzten Reste der alten Burg waren indes erst während des Dreißigjährigen Krieges vernichtet. Erst nach dieser Zeit war das noch stehende alte Schloß erbaut. Auf ihm hatte sich das Geschlecht derer von Wevering die langen Jahrhunderte hindurch immer kräftig und frisch erhalten. Es war ein gesunder Stamm, in dem ein lebenskräftiges, rasches Blut floß, gleichsam als ob eine Ader der alten Raubritter sich auf ihre späteren Nachkommen vererbt hätte.

Nach den Erbschaftsbestimmungen dieses Gutes fiel es dem ältesten männlichen Nachkommen der Weverling'schen Hauptlinie zu und erbte von diesem wieder auf den ältesten Sohn, wenn er aus gesetzmäßiger Ehe mit einer ebenbürtigen, d. h. adelichen Frau entsprossen war. Diese Bestimmung war in einem besondern Artikel des Lehnbriefes ausdrücklich hinzugefügt und von jeher hatten die Weverlings streng darauf gehalten, diese Bestimmung zu erfüllen. Waren keine Söhne vorhanden und starb der Besitzer, so ging das Gut an den ältesten männlichen Nachkommen der nächsten Seitenlinie und erst wenn alle männlichen Nachkommen des Weverling'schen Geschlechts und Namens ausgestorben waren, fiel es an den Fürsten zurück, aus dessen Hand es einst als Lehn hervorgegangen war. Schon mehrere male war den derzeitigen Besitzern, wenn sie keine Söhne hatten, bei dem Fürsten darum nachgesucht, den Lehnsbrief dahin zu ändern, daß die Besitzung auch an die Töchter fallen könne; allemal wa-

ren viele Gesuche indeß abgeschlagen. Es hätte in der Genehmigung derselben eine Verletzung der Rechte der Seitenlinien und schließlich auch der Interessen des fürstlichen Hauses selbst gelegen.

Der letzte Inhaber und Besitzer dieses Gutes war der Hauptmann Jobst von Wevelinghoven, gewöhnlich „der tolle Junker" genannt. Er war früh unter das Militär getreten und erst als sein Vater gestorben war und er als einziger Sohn die Besitzung geerbt, hatte er mit dem Charakter eines Hauptmanns seinen Abschied genommen, um das Gut, das er in bestem Zustande übernommen, selbst zu bewirthschaften.

All das heiße, rasche und lebenslustige Blut des ganzen Geschlechts schien sich in ihm vereinigt zu haben. Sein ganzes Leben, von seinen ersten Knabenjahren an, war nur eine Reihe toller und lustiger Streiche. In allen körperlichen und ritterlichen Uebungen, im Reiten, Fechten, Schwimmen und Schießen war er Meister und betrieb sie alle mit gleicher Leidenschaftlichkeit und Verwegenheit. Schon früh hatte er sich den Namen „der tolle Junker" erworben, er hatte ihn behalten und verdiente ihn auch noch im vollen Maße, obschon er bereits nahe den vierzigen stand.

Weil er befürchtete, daß eine Frau in sein ungeniertes, lustiges Leben störend eingreifen würde, hatte er nicht geheirathet. Außerdem stand er mit seinem Vetter, dem Kammerherrn von Wevelinghoven, auf den nach seinem Tode das Erbrecht fallen mußte, in bester Freundschaft. Er gönnte ihm den Genuß dieser Besitzung, zunächst dachte er aber nicht an seinen Tod. Seinem Befinden nach hatte er auch nicht nöthig ihn zu befürchten.

Der Kammerherr von Wevelinghoven, der ohne das geringste Vermögen bei seinem mäßigen Gehalte nur mit äußerster Mühe seine zahlreiche Familie anständig zu erhalten vermochte, hatte früher oft mit Angst und Sorge daran gedacht, daß sein Vetter, dessen tolle Streiche schon so manchen überrascht hatten, sich verheirathen könne. Jetzt war er darüber beruhigt; denn Jobst näherte sich den fünfzigen und hatte sich selbst gegen ihn geschworen, daß er nicht daran dächte, sich noch in seinen alten Tagen unter das Ehejoch zu beugen. Der Kammerherr konnte zwar noch nicht absehen, wann er in den Besitz des Gutes treten würde, er betrachtete es jedoch mit Bestimmtheit als sein Eigenthum, und dies brachte ihm wenigstens den Nutzen, daß er mit dieser Aussicht seine Gläubiger, die sich von Jahr zu Jahr mehrten, zu größerer Geduld zu bewegen vermochte.

Mit stiller Freude hatte er immer wahrgenommen, wie der alte Herr von Wevelinghoven, Jobst's Vater, die Besitzung im besten und blühendsten Zustande erhalten hatte. Seitdem Jobst das Gut aber selbst übernommen hatte, nahm dieser Zustand in bedenklicher Weise ab. Der tolle Junker hauste in einer wilden übermüthigen Weise in dem alten Schlosse und auf dem Gute. Er hatte stets eine Anzahl guter Freunde und Genossen um sich und Wettrennen, Hetzjagden und lustige Trinkgelage nahmen fast seine ganze Zeit in Beschlag. Die Bewirthschaftung des Gutes machte ihm wenig Sorgen; er hatte auch keinen Sinn dafür. So nahm er keinen Anstand, in der Leidenschaft der Jagd beim Verfolgen eines Wildes seine eigenen Saaten und Früchte niederzureiten. Machte ihm jemand deshalb Vorwürfe, so rief er lachend: „Nun, so viel ich gebrauche, wird das Gut immerhin noch ab und mein Sohn — so pflegte er im Scherz den Kammerherrn zu nennen — mag zusehen, wie er einst damit fertig wird!"

Nach den Bestimmungen des Lehnbriefs durften auf das Gut selbst keine Schulden gemacht werden, zum wenigsten hatte der Nachfolger keine Verpflichtung, sie zu bezahlen. In dieser Beziehung hatte der Kammerherr nichts zu befürchten; überkam er die Besitzung aber einst in einem gänzlich verwilderten Zustande, so gehörte ein Kapital dazu, um sie wieder in Aufschwung zu bringen, und Gelder und Kapitalien waren gerade dasjenige, was der Kammerherr am wenigsten besaß und am meisten nöthig hatte.

Er wagte nicht, seinem Vetter deshalb Vorstellungen zu machen, denn so gutmüthig dieser auch war, so hatte er doch ein heißes, leicht aufbrausendes Blut und verstand es, jemand in bester Freundschaft und ohne viel Complimente zum Schlosse hinauszuwerfen.

Verschiedene kleine Intriguen hatte er angesponnen, um den lustigen Hauptmann zu einem weniger übermüthigen und ausgelassenen Leben zu bewegen. Im Gegentheil, derselbe wurde immer toller und wilder und das Gut gerieth in immer größeren Verfall.

Jobst fühlte sich bei diesem Leben äußerst wohl. Das war nach seinem Sinn und hatte ihm schon früher, als er noch als Lieutenant von Schulden lebte, als Ideal vorgeschwebt. Unabhängig in all seinen tollen Launen und Streichen, frei und jeden Tag in Gesellschaft lustiger Freunde — besser wünschte er es nicht.

Die Erträge des Guts wurden indeß von

Jahr zu Jahr geringer und dies empfand er dann und wann auf unangenehme Weise. Er würde sich nichts daraus gemacht haben, wenn es ihm möglich gewesen wäre, Schulden zu machen. Dies wollte ihm indes nicht gelingen, da die Bestimmungen des Lehnbriefs allgemein bekannt waren. Starb er, so hatten seine Gläubiger seine Rechte über Tarlehen zurückzuerhalten, denn daß die Gerichte des Kammerherrn gegen seinen Vetter nicht weiter reichen werde als seine Verpflichtungen, das sich mit ziemlicher Bestimmtheit voraussehen.

Da kam es auf den Gedanken, ein Vermerk seines Gutes, das mit demselben nur in loser und für eine gemeinschaftliche Bewirthschaftung äußerst schwieriger Verbindung stand, zu verkaufen. Die günstigste Gelegenheit bot sich ihm dazu. Er bedurfte hierzu natürlich die Genehmigung des Fürsten, hoffte sie aber mit Bestimmtheit zu erlangen, da der Fürst ihn früher sehr gern gehabt hatte und auch dann und wann noch an seinen Jagden theilnahm.

Um seine Verzögerung entfernen zu lassen, wandte er sich schriftlich an den Fürsten, da ein Unwohlsein ihn verhinderte, selbst nach der Residenz zu reiten und sein Gesuch mündlich vorzutragen. Es blieb sich ja nach seiner Ueberzeugung völlig gleich, und mit Ungeduld sah er der Genehmigung entgegen, da seine Geldverlegenheiten sich für den Augenblick auf das unangenehmste gesteigert hatte.

Erst nach vierzehn Tagen kam der Vermerk. Sie sprach das Bedauern aus, das Gesuch nicht genehmigen zu können, da die Rechte der Nachfolger dadurch verletzt würden.

Jobst fuhr heftig auf. Das hatte er nicht erwartet, da er die ihm freundliche Gesinnung des Fürsten kannte. Es würde ihn weniger überrascht und gekränkt haben, hätte er nicht mit solcher Bestimmtheit darauf gerechnet und hätten seine Geldverlegenheiten es nicht doppelt wünschenswerth gemacht. Er vermochte nicht zu begreifen, was den Fürsten dazu bewegen hätte.

Er begriff es, als an demselben Abende ein Freund aus der Residenz bei ihm eintraf und ihm mittheilte, daß der Fürst anfangs geneigt gewesen sei, die Genehmigung zu ertheilen, daß aber sein Vetter, der Kammerherr, alles aufgeboten, des Fürsten Entschluß umzustimmen. Ja, er hatte sogar den Fürsten gegen ihn einzunehmen gewußt, und es war ihm auch gelungen, da er sein lustiges Leben und den verwahrlosten Zustand des Gutes mit den grellen Uebertreibungen geschildert hatte. Die Kenntniß von dem Plane, das Vorwerk zu verkaufen, und von dem Gesuche hatte der Kammerherr von einem Diener erhalten, der schon seit Jahren in dem Dienste des Hauptmanns stand und den er durch Geld bestochen, um von allem genaue Kenntniß zu erhalten, was in dem Schlosse vorging.

Jobst war in der heftigsten und aufgeregtesten Stimmung. Zuerst sagte er den Diener, der seine Schuld nicht zu leugnen vermochte, aus seinem Dienste. Dann wollte er sich sofort aufs Pferd werfen, um trotz seines Unwohlseins zur Residenz zu reiten und den Kammerherrn zur Rechenschaft zu ziehen. Nur mit Mühe hielten ihn seine Freunde zurück.

„Ist es nicht eine Schandthat, daß er auf diese Weise gegen mich intriguirt?“ rief er aufgebracht. „Hätte ich mich verheirathet, nicht einen Pfennig würde er sein Lehen von dem Gute erhalten haben. Es ist so gut, als ob ich es ihm nach meinem Tode schenkte und nun will er mir den Besitz sogar noch während meines Lebens verkürzen und verbittern. Ha! Ich lebe ihm wahrscheinlich schon zu lange!“

„Wende dich noch einmal persönlich an den Fürsten, Werning“, suchte ihn einer seiner Freunde zu beruhigen, „ich bin überzeugt, daß er dann den Verkauf des Vorwerks wollen wird.“

„Nimmermehr!“ rief der Hauptmann. „Ich mag ihn nicht bitten. Aber die Hälfte der Zeit, die ich noch zu leben habe, gebe ich darum, wenn ich den Lehnbrief zerreißen und seine Gültigkeit damit vernichten könnte. Auch nicht eine Hand voll Erde sollte dann mein Vetter von dem Gute erhalten, wenn ich stürbe. Lieber wollte ich es den Armen vermachen!“

„Oder uns, oder uns!“ fiel einer seiner Freunde ein. „Wir könnten es auch gebrauchen, Werning, und das wollen wir dir auf dem Sterbebett zuschwören, daß wir dem Kammerherrn nichts davon abtreten wollten!“

Unwillkürlich mußte der Hauptmann lachen, so aufgebracht er auch war.

„Nun“, warf er ein, „wenn das Gut ganz mein Eigenthum wäre, ohne die unangenehmen Erbschaftsbestimmungen, so hoffe ich, würde nach meinem Tode nicht viel mehr davon übrig sein!“

Früh am folgenden Morgen ließ sich der Hauptmann durch nichts zurückhalten, zur Residenz zu reiten. Seine Erbitterung über den Kammerherrn war noch nicht gewichen. Unangemel-

der, hastig trat er bei ihm ein. Der Kammerherr sprang überrascht auf und kam ihm mit freundlicher Miene entgegen.

„Behalte deine Hand, denn ich kenne deine freundschaftliche Gesinnung", rief Jobst, der nicht Komplimente zu machen liebte. „Oder nennst du das vielleicht Freundschaft, wenn du im geheimen bei dem Fürsten gegen meine Wünsche auftrittst?"

Der Kammerherr war überrascht, erschrocken einen Schritt zurück. Er konnte es nicht leugnen und wußte nicht, was er darauf erwidern sollte.

„Oder ist das vielleicht ein Beweis deiner freundschaftlichen Gesinnung, daß du meinen Diener bestichst?" fuhr der Hauptmann erbittert fort. „Ich weiß, daß du mein Gut bereits als dein Eigenthum ansiehst und in deinem Rechte verletzt zu werden befürchtest — noch gehört es aber nicht dir!"

„Du kannst nicht leugnen, Jobst", warf der Kammerherr mit erzwungener Ruhe ein, „daß du die Bewirthschaftung des Gutes gänzlich vernachlässigt hast. Du ruinirst es, wenn du so fortfährst. Sieh', nur deshalb habe ich ..."

„Ha, Ha! Gehört das Gut dir oder mir?" rief der Hauptmann laut auflachend.

„Du weißt, daß es nach den Bestimmungen des Lehnbriefs einst mir oder meinem ältesten Sohne zufallen wird."

„Pah!" wiederholte Jobst. „Ich weiß nur, daß es dir nicht zufallen wird, sobald ich mich noch verheirathe. Was meinst du dazu?"

Der Kammerherr lächelte. Er wußte, daß der Hauptmann nie Heirathsgedanken gehegt hatte. Dennoch lag in seinem Lächeln etwas Bitteres. Jobst bemerkte es. Es brachte ihn noch heftiger auf.

„Ha! Glaubst du auch das durch deine heimlichen Intriguen verhindern zu können?" rief er. „Wir wollen sehen! Nur hüte dich, daß wir uns nicht trennen — sonst würde ich dir sagen, was du verdient!"

Er wandte sich ab, um das Zimmer zu verlassen.

Der Kammerherr suchte ihn zurückzuhalten und zu beruhigen. Glaubte er auch nicht an diese Drohung des Hauptmanns, so lag ihm doch viel daran, einen gänzlichen Bruch ihres freundschaftlichen Verhältnisses zu vermeiden. Er kannte seinen Vetter zu gut und wußte, daß derselbe, wenn er ihm feindlich gegenüberstand, alles aufbieten würde, das Gut gründlich zu verderben.

„Bleib', bleib', Jobst!" rief er. „Ich will zugeben, daß ich unrecht gegen dich gehandelt habe, aber verlege dich in meine Lage — ich bin verloren, wenn mir diese letzte Hoffnung genommen wird."

Der Hauptmann hörte diese Worte bereits nicht mehr, denn ohne auf des Kammerherrn Bemühen, ihn zu versöhnen, zu hören, hatte er das Zimmer verlassen.

Beruhigter kehrte er heim. Er hatte seinem Vetter nun gleichsam offene Feindschaft angekündigt. Denn so leichtsinnig, heftig und wild er auch sein konnte, so war es doch seinem Wesen zuwider, irgendjemand heimlich entgegenzutreten, mit dem er im freundschaftlichen Verhältnisse gestanden. Das eben hatte ihn so erbittert gegen den Kammerherrn gemacht.

Es war jetzt sein ernstlicher Entschluß, sich zu verheirathen, um dadurch die Rechte seines Vetters zu vernichten. Das sollte seine Rache sein.

Schon auf dem Heimwege verfolgte er diesen Gedanken. Es wurde ihm indeß schwer, eine Wahl zu treffen. Schon seit Jahren hatte er sich um die Damen wenig bekümmert, die, welche ihm bekannt waren, konnte er nur ganz oberflächlich und es war auch keine einzige darunter, die ihm gefallen hätte. Mußte er aber einmal heirathen, so sollte der Gemahlin ihm natürlich auch zusagen.

Keinem seiner Freunde verrieth er seinen Entschluß und doch entging es ihnen nicht, daß er anders war als sonst, verändert, nachdenkend. Der Heirathsplan machte ihm viel Sorgen. Sie drangen in ihn — er verrieth sich nicht.

Tage waren vergangen und immer war er noch zu keinem Resultate in seiner Wahl gekommen. Lange unberathschlagen war nicht nach seinem Sinn, da das Ganze nur ein berechneter Plan gegen den Kammerherrn war.

Da fielen seine Gedanken eines Tages auf die Tochter eines Freundes von ihm. Seit Jahren hatte er sie nicht gesehen. Als er zum letzten male mit ihr zusammen gewesen, war sie noch ein halbes Kind, ein Mädchen von zwölfen oder sechzehn Jahren gewesen, aber ihr lustiger, wilder und übermüthiger Sinn hatte ihm schon damals gefallen. Außerdem hatte sie versprochen, eine hübsche, stattliche Erscheinung zu werden. Jetzt mochte sie ungefähr zwanzig Jahre zählen; sie mußte sich also vollständig entwickelt haben und, soviel er wußte, war sie noch nicht verlobt.

Nicht ohne einige ungeduldige Erwartung reiste er fort, den Freund zu besuchen. War dies Mädchen noch so wie sie gewesen war und wurde sie

sein eigen, so fand er den Heimathsentschluß nicht so unangenehm. In das alte Schloß mußte dann ein neues Leben kommen und er hatte auch nicht nöthig, seiner langgewohnten lustigen Lebensweise zu entsagen, denn Charlotte von Degenfeld war ja schon früher eine leidenschaftliche Reiterin und Jägerin gewesen. Daß der Unterschied ihres Alters — denn er hätte fast Charlottens Vater sein können — irgendein Hinderniß werden könnte, fiel ihm nicht ein. Er selbst fühlte noch durchaus keine Beschwerde des Alters, er war rüstig und deshalb der festen Ueberzeugung, daß er auch auf andere einen günstigen Eindruck mache.

Als er sich dem Gute seines Freundes endlich langsam und von der Reise erschöpft nahte, erblickte er schon aus der Ferne einen Herrn und eine Dame zu Pferde, welche auf demselben Wege ihm entgegenkamen. Als er sich ihnen genähert hatte, erkannte er in dem Herrn seinen Freund und von selbst drängte sich ihm der Gedanke auf: sollte diese hohe weibliche Gestalt, welche so leicht auf dem Sattel saß und den Zügel des Pferdes mit so sicherer Hand führte, Charlotte sein?

Er glaubte es und doch fing er wieder an zu zweifeln, als er sich so weit genähert hatte, daß er dem Freunde einen Gruß entgegenrufen und die Gesichtszüge der Dame genau zu erkennen vermochte. Sie überzeichen ihn durch Schönheit, aber Charlottens Züge, wie sie ihm noch in der Erinnerung vorschwebten, fand er in ihnen nicht wieder. Das machte ihn schon ruhig — —

Mit herzlicher Freundlichkeit wurde er von dem Freunde, der einst als Lieutenant mit ihm bei demselben Regiment gestanden hatte, begrüßt. Er schloß ihn in die Arme und schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Nun, Wevertin“, rief er, indem er auf die ihn begleitende Dame zeigte, welche des Hauptmanns Augen unwillkürlich gesucht hatten, „kennst du die nicht mehr?“

„Ich kann mich unmöglich so sehr verändert haben“, fiel die Reiterin lächelnd ein, „daß mich der Herr Hauptmann von Wevertin nicht wiedererkennen sollte!“

Der „tolle Junker“, der so viele etwas in Verlegenheit zu bringen vermocht hatte, war von einem eigenthümlichen Gefühle erfaßt. Er ereiferte sich nicht mehr, daß er Charlotte, dasselbe lustige, muthwillige Mädchen, mit dem er vor Jahren so manchen Scherz getrieben, vor sich habe, aber diese volle, schöne Gestalt verwirrte ihn, und kaum vermochte er die Hand zu erfassen, welche sie ihm zum Gruße wie einem alten Bekannten darbot.

„Doch — doch!“ stammelte er — „ich kenne sie — sie ist deine Tochter, Degenfeld — aber verändert haben Sie sich“ — wandte er sich sichtbar verlegen an Charlotte, „ich würde Sie kaum wiedererkannt haben.“

„Sie ist gewachsen! Nicht wahr?“ rief Degenfeld, der seine Verwirrung bemerkte. „Sei indeß ohne Sorge, innerlich ist sie dieselbe geblieben, wild und ausgelassen wie der tolle Junker von Wevertin. Ihr beiden werdet bald die alten Freunde wieder werden!“

Der Hauptmann vermochte seine Befangenheit noch nicht völlig zu überwinden. So oft seine Augen Charlottens Blick begegneten, mußte er sie unwillkürlich abwenden und doch suchten sie die ihrigen wieder.

Bloß hatte er sich den Damen mit größter Sicherheit und Zuversicht genähert, beide hatte er indeß in seinem wilden, ausgelassenen Leben, das ihn in den letzten Jahren gar nie mehr mit Damen zusammengeführt, verloren.

Charlotte kam ihm mit der alten Offenheit und dem traulichen Vertrauen entgegen. Er war ja der Freund ihres Vaters, ein lustiger Gesell, dessen tolle Streiche sie oft miterlebt hatten. Er wurde sich bald beruhigt haben, hätte ihn nicht die Furcht, seine Absicht, mit der er hierher gekommen war, zu verraten, befangen gehalten.

Noch den ersten Abend in dem Hause des Freundes war einer der heitersten, den er seit langer Zeit erlebt hatte. All die alten Erinnerungen und lustigen Streiche wurden beim Glase Wein wieder hervorgesucht. Charlotte war dabei und nahm an diesen Erzählungen den lebhaftesten Antheil. Ihr wild lustiges Wesen hatte sich zu einem heiteren Leben zu

Jetzt würde sich völlig wohl gefühlt haben, hätte ihn Degenfeld nicht dann und wann mit seinem Junggesellenstande geneckt und ihn scherzend aufgefordert, denselben endlich aufzugeben.

„Sieh', Wevertin“ rief er scherzend, „ich hatte dich längst einmal mit Charlotte heimführen, wenn du verheirathet wärst. Sie kann ja das Mädchen aber nicht in die Behausung eines Junggesellen führen. So lange du in dem alten Schlosse wirthschaftest, hat gewiß noch keine Dame ihren Fuß hineingesetzt, denn du sollst es mir nicht glauben haben. Nun sorge, daß du eine Frau bekommst, es wird Zeit dazu!“

„Ich will auch die erste sein, welche Sie dann besucht", fiel Charlotte lachend ein.

Der Hauptmann befand sich in der peinlichsten Lage. Was sie scherzend berührten, war seine ernstliche Absicht und er hatte sie noch nicht gestehen.

Charlotte gefiel ihm von Tag zu Tag mehr. Ihr Wesen war das alte noch, nur hatte sich ein ihm unwillkürlich imponierender Stolz damit verbunden. Sie ritt mit ihm 'posieren und auch jetzt noch wie früher war ihr kein Graben zu breit, um mit dem Pferde darüberzusetzen. Sie schoss mit ihm in dem Park ihres Vaters nach Vögeln und nach der Scheibe und die Sicherheit ihrer Hand erregte seine Bewunderung. Das war ein Mädchen, wie er sie sich zur Frau wünschte. Er liebte sie, wie er nur je seinen lustigen Freund geliebt hatte. Und mehr als einmal war er in diesen Tagen drauf, das sie ihm von anderen Herren dargebrachten Huldigungen kalt und kühl zurückwies, nur gegen ihn blieb sie dieselbe. Er war freilich auch anders gegen sie. Er hütete sie, wenn sie einen guten Schuss getan, und strich seine Bewunderung aus über die Sicherheit und Leichtigkeit, mit der sie ritt. Er war der festen Ueberzeugung, dass er sie wirklich liebe.

Mehr als einmal hatte er den Entschluss gefasst, ihr dies zu gestehen. Aber gerade die Sicherheit und die offene Freundlichkeit, mit der sie ihm entgegentrat, scheuchten ihn jedesmal zurück. Auch ihrem Vater seine Absichten zu verraten, fühlte er nicht den Mut in sich; er hatte sich so nur in solchen Bewerbungen geübt. Das Degenfeld wohl wie Charlotte nichts hingegen haben würden, nahm er mit Zuversicht an, denn in dieser Beziehung hatte er die beste Meinung von sich. Das Geschlecht seiner von Wrangel war so eines der ältesten im ganzen Lande und Degenfeld's Stammbaum reichte nicht halb so weit hinauf als der seinige, der schon vor den Kreuzzügen geblüht hatte. Er beschloss, die ganze Sache ehrlich abzumachen und reichte mit diesem Entschlusse ab. Degenfeld und Charlotte begleiteten ihn noch eine kurze Strecke zu Pferde. Es war ein erquickender, sonnenheller Morgen. Jetzt konnte seine Augen nicht genug an der herrlichen Gestalt Charlottens haben, welche zur Seite seines Wagens ritt. Es gereute ihn, den Bitten seines Freundes nicht nachgegeben zu haben und noch einige Tage länger bei ihm geblieben zu sein.

Insgeheim würde er um die schriftliche Werbung um Charlottens Hand noch gezögert haben, um erst zur völligen Ruhe mit sich selbst zurückzukehren, hätte er nicht sofort erfahren, dass der Kammerherr während seiner Abwesenheit auf dem Gute gewesen war und den Zustand der Felder und der Wirtschaft genau untersucht hatte. Hierüber geriet der Hauptmann in den heftigsten Unwillen. Der Kammerherr musste auch jetzt noch Spione im Schlosse unterhalten, sonst würde er seine Abreise nicht sofort erfahren haben. Wer bürgte ihm dafür, dass er nicht auch den Zweck seiner Reise erriet und alles aufbot, denselben zu hintertreiben!

Ohne Zögern schrieb er deshalb an Degenfeld und bat um die Hand Charlottens an. Er gestand ihm, dass er schon mit dieser Absicht zu ihm gekommen sei und dass Charlotte ihm außerordentlich gefallen habe. Er würde mit dieser Bewerbung nicht so gerüstet haben, fügte er hinzu, hätte ihn sein Vetter, der Kammerherr, durch seine unverhofften heimlichen Interessen nicht selbst dazu getrieben. Er wolle die Erbschaftssachen derselben mit einem male vernichten. Charlotte, hoffe er, werde ganz gut in ihn passen, denn auch sie habe ja ein bedeutendes Erben — das fühle sie bei ihm finden —

Er war außerordentlich vergnügt, als er diesen Brief vollendet und fortgeschickt hatte. Er zweifelte nicht an dem glücklichen Gelingen und doch sah er Degenfeld's Antwort mit großer Ungeduld entgegen, weil er die Zeit nicht abwarten konnte, seine Verlobung bekannt zu machen und dem Kammerherrn die unerwartete Ueberraschung zu bereiten.

Tage vergingen und Degenfeld schrieb nicht. Es war ihm unbegreiflich. Endlich entschloss er sich, in Gedanken den Grund aufzufinden, der ein solches Zögern hervorrufen konnte. Er fand in dem Schlosse keine Ruhe mehr und auf der Jagd oder auf wilden Spazierritten suchte er seiner Ungeduld zu entgehen. Aber auch hier gelang ihm nicht, was er so wünschte.

Da trat er, als er heimkehrte, Degenfeld zum unerwarteten im Schlosse. Mit herzlicher Freude eilte er ihm entgegen. Er bemerkte in seiner Aufregung des Freundes Verlegenheit nicht. Weshalb konnte es anders gekommen sein, als ihm persönlich seine und Charlottens Einwilligung zu bringen? Ungeduldig zog er ihn mit sich ins Schloss.

Degenfeld war stiller als gewöhnlich.

„Du hast mir geschrieben, Wrangel", sprach er endlich, „mir haben uns außerordentlich gefreut, das ..."

„Still, still, Armand!“ unterbrach ihn Jobst. „Nicht hier — beim Glase Wein magst du mir alles sagen! Komm! Siehst du, Alter, ich konnte es mir fast denken, daß du selbst kommen würdest, weil ich keine Antwort erhielt. Das ist vernünftig von dir gehandelt! Du hättest Charlotte auch mitbringen sollen. Ha! Das hätte sollen eine Lust werden!“

Degenfeld geriet in immer größere Verlegenheit. „Nur ein Wort jetzt, Wenerling“, erwiderte er, indem er den Arm des Freundes ergriff, aber dieser wollte nichts hören.

„Hier nicht, hier nicht!“ rief er und zog ihn mit sich in sein Zimmer. Degenfeld folgte ihm schweigend.

Der Wein wurde durch einen Diener schon gebracht. Jobst füllte die Gläser. „So, nun los an! Willkommen bei mir!“

Degenfeld trug an und trank das Glas mit einem Zuge aus.

„So, nun hört mich ruhig an“, sprach er endlich mit ernster Stimme, indem er die Hand des neben ihm sitzenden Freundes ergriff. „Du hast mir geschrieben und um die Hand Charlottens angehalten. Wir haben uns heute ausdrücklich gefreut, daß du gesonnen bist, deinen Junggesellenstand aufzugeben. Du weißt, Wenerling, wie viel ich von dir halte, wie auch alle Freunde, auch Charlotte schätzt dich als vortrefflichen Freund doch — indes —“

„Nun? Nun?“ unterbrach ihn der Hauptmann unruhig —

„Höre mich ruhig an, Wenerling! Aus deinem Briefe leuchtete hervor, daß du hauptsächlich deswegen dich verheirathen willst, um den Hoffnungen und Intriguen des Kammerherrn, deines Vetters, entgegenzutreten. Hast du dies aber schon durch eine Verheirathung erreicht? Wenn deine Ehe nun kinderlos bleibt oder dir kein Sohn geboren wird? Sieh', dann fällt das Gut immerhin dem Kammerherrn noch zufolge! Ich mußte dies alles bedenken, Wenerling. Auch mein Gut ist Gebirbe und kommt nach meinem Tode an meinen älteren Sohn. Vermögen besitze ich außerdem nicht, ich muß deshalb darauf sehen, Charlottens Zukunft sicher zu stellen. Was würde sie aber bleiben, wenn dein Gut nach deinem Tode trotzdem an deinen Vetter fällt? Auch du hast kein Vermögen! Du bist zu vernünftig, um dies nicht alles einzusehen. Und — was die Hauptsache — Charlotte achtet dich aufrichtig, aber sie hat mir eingestanden, daß sie dich nicht liebe, wie es zu einem so ernsten Schritte doch nothwendig ist.

„Ha, ha!“ lachte Jobst bitter und wild auf, „daran hatte ich freilich nicht gedacht! Ich glaubte, sie wollte mir wohl, weil sie so freundlich und vertraulich gegen mich war. Ein solch alter Knabe wie ich glaubt damit schon genug zu haben. Ich sehe ein, daß meine Heirathsgedanken Thorheit sind. Mag der Kammerherr das Gut hinnehmen, mir soll es gleich sein!“

Jobst sah nur das Arrangement, das Degenfeld mit dem Kammerherrn hinter seinem Rücken getroffen — Wo derselbe abgereist war, ließ der tolle Junker seiner Gehässigkeit und seinem Unwillen freien Lauf. Einen solchen Ausgang hatte er nicht erwartet. Ja, als er nach wenigen Tagen ein versiegeltes Billet erhielt, welches nur die wenigen Worte enthielt: „Viel Glück zu dem empfangenen Korbe“, war er seiner nicht mehr mächtig.

Er errieth den Zettel. Alle war es schon verrathen, was er als tiefstes Geheimniß zwischen sich und Degenfeld glaubte. Und von wem konnte dieser spöttische Glückwunsch ausgehen? Keinen seiner Freunde hielt er derselben fähig — nur von dem Kammerherrn, der jedem seiner Schritte nachforschte, konnte er ausgegangen sein. Es verstand die Freunde derselben über das Mißlingen seiner Werbung. Sollte dieser Spott ihn vielleicht von weiteren Versuchen abschrecken? Er glaubte es und aus Trotz und Rache gegen den Kammerherrn gab er den Heirathsgedanken nicht auf. Er wollte seinen Willen durchsetzen und sollte es sich auch ein abschlägiges Antworten holen.

Jetzt war er wenigstens Thorheits in seiner Macht. Er wollte sich so bald als möglich verheirathen und in seiner aufgeregten Stimmung galt es ihm gar gleich, mit wem, wenn nur die Ehrlichkeit gegen das Verhältniß nicht verletzt wurden.

Seine Freunde hatten es aber die Tochter eines nur wenige Stunden von ihm entfernt wohnenden Gutsbesitzers, eines Herrn von Zeltlitz, gebracht. Beide Mädchen waren noch jung, obschon sie aber die erste Jugendzeit bereits hinausgerückt waren und ihr Vater als sehr reich galt. Auf seinem Gute in der Neumark pflegten sie schon seit Jahren zu leben, dennoch war es ihnen nicht gelungen, einen Mann zu erobern, weil sie beide gänzlich häßlich waren.

Er kannte ihren Vater und auch die beiden Mädchen vom Ansehen. Sie gefielen ihm keineswegs, er mußte indes, daß er sich bei ihnen seinen Korb holen würde, und außerdem waren sie reich. Vielleicht würde ihre Häßlichkeit durch ein liebenswürdiges Wesen aufgewogen. Auf

alle Fälle beschloß er, mit dem Herrn von Arnstedt nähere Bekanntschaft anzuknüpfen, um sie kennen zu lernen.

Schon in den nächsten Tagen machte er bei ihm einen Besuch. Mit auszeichnender Freundlichkeit wurde er empfangen. Er erschrak fast, als er die beiden Mädchen in unmittelbarer Nähe erblickte, so täuschend waren sie ihm früher nicht erschienen, sie kamen ihm jetzt mit der größten Liebenswürdigkeit entgegen, obschon sie eine gewisse Zurückhaltung kokettierten. Er war kein Damenkenner, so viel erkannte er indes schon in wenigen Stunden, daß sie seine Bewerbung nicht zurückweisen würden. Hieran dachte er noch nicht. Zuvor wollte er mit ihnen näher bekannt und vertrauter werden.

Als er wieder heraus, wurde er von dem Vater und den Töchtern auf das zuvorkommendste gebeten, seinen Besuch möglichst bald zu wiederholen, und er versprach es.

Im ganzen wenig befriedigt, kehrte er heim. Noch hatte er mehrere Stunden bis zu seinem Stelldichein vor sich und ein Gasthaus, nicht am Wege liegendes Wirtshaus war ihm verlockender zur Einkehr als Nur zu gern gab er solchen Versuchungen nach —

Er trat in das von Gästen leere Gastzimmer und das Aeußere und Aeußerliche desselben machte einen gemütlichen Eindruck auf ihn. Nur ein junges Mädchen befand sich in dem Gemach, eine Tochter des Wirts, denn sie trat ihm ruhig grüßend entgegen. Er bestellte eine Flasche Wein. Sie besorgte dieselbe, stellte sie mit höflichem Anstande vor ihn hin und wünschte guten Appetit. Dann sah sie sich ruhig auf den Stuhl wieder nieder, auf dem sie bei seinem Eintritt in das Zimmer gesessen.

Jetzt schien wenig auf sie. Seine Gedanken weilten noch bei den Frauen von Arnstedt. An ihrer Aufmerksamkeit hatte er nichts auszusetzen, aber ihr Herzlichkeit —? Dennoch konnte er seinen Gedanken nicht folgen. Vielleicht sind sie bei einem Zusammentreffen weniger höflich — das mußte er sehr wohl selbst verstehen. Er wollte Rache an Kammerherrn — Rachsamkeit — Vereitelung der Hoffnungen seiner Feinde —

Er richtete seine Augen auf das Mädchen, welches nur wenige Schritte von ihm entfernt saß. Erst jetzt erkannte er die Lieblichkeit und Anmut, welche in ihrem Gesicht lag. Das Mädchen erschien ihm doppelt schön, weil ihm noch die Bilder der beiden Fräulein von Arnstedt vorschwebten. Er war erstaunt, daß sie ihm nicht sofort bei seinem Eintritt in das Zimmer aufgefallen war. Ihr Profil war zart und fein geschnitten, durch die kaum bemerkbar geöffneten Lippen schimmerte eine Reihe blendend weißer Zähne. Die dunkeln braunen Augen waren von langen Wimpern überschattet und wenn das Mädchen sie aufschlug und mit den großen Augen so ruhig und offen blickte, lag ein wundervoller Ausdruck darin. Das Haar war dunkelbraun, von glänzender Farbe und in starken Flechten um den Kopf geschlungen.

Der tolle Junker war längst über die Jahre hinaus, wo ein reizendes Mädchengesicht das Herz mit einem male erfaßt und stiehlt, aber diese dunkeln Augen, diese langen Wimpern, dieser reizende Mund, um den es wie ein schelmisches Lächeln zuckte, diese Einfachheit und Unschuld, welche sich in jedem Zuge aussprachen, zogen ihn an und er vermochte den Blick nicht abzuwenden.

Er knüpfte mit dem Mädchen ein Gespräch an und sie antwortete ihm unbefangen und heiter. Er mußte über ihre kindlichen Antworten lachen, aber es lag ein mächtiger Reiz darin.

Er erfuhr von ihr, daß sie die einzige Tochter des Wirts war und daß ihr Vater sich in der Stadt begeben hatte und erst spät am Abend zurückkehren würde. Sie schilderte ihm ihre Verhältnisse so offen und herzlich naiv, daß er mehr als einmal laut auflachen mußte und verglaubt Ursache über solche reine kindliche Aufrichtigkeit.

Er war seine Absicht gereift, nun seine Zeit in dem Wirtshause zu vertreiben, zog sie schon länger dort und suchte nicht daran, aufzubrechen. Er nannte dem Mädchen seinen Namen. Sie schien überrascht.

„Doch nicht der tolle Junker von Weverling?“ fragte sie und errötete, als sie diese Worte sich wider ihren Willen entsprechen.

„Doch, doch, der tolle Junker!“ rief Jener lachend und über die Verlegenheit erheitert. „Ich bin es selbst, aber nicht toll so schlimm, als man die Leute machen. Ich bin ein lustiger Gesell, das ist alles!“

„Sie sehen auch gar nicht so wild aus“, warf das Mädchen ein, um ihrer früheren Worte wieder gut zu machen. „Ich versage es niemand, wenn er vergnügt ist. Ich bin es auch und singe oft vom frühen Morgen an. Ich weiß dann selbst nicht, weshalb ich so ausgelassen heiter bin, aber ich bin es einmal und muß dann singen.“

Das war ganz nach des Junkers Sinn. Stundenlang hatte er mit der Kleinen plaudern

kennen und wäre es nicht mehr geworden. Er sah sie zum ersten male in seinem Leben und doch war es ihm, als ob er ihr vertraulich nahe stehe. Und stundenlang hatte er wirklich in dem Wirthshause gesessen. Der Abend hatte ihn überrascht, ohne daß er es bemerkt. Es that ihm leid, daß er aufbrechen mußte.

Als er ihr zum Abschied die Hand reichte, sahen sie sich befangen an und wünschte ihm eine glückliche Heimkehr.

„Deinen Namen muß ich noch wissen, Mädchen" sprach er und drückte ihre Hand bei Seite.

„Gertrud", erwiderte sie, die Augen leicht erröthend niederschlagend und die Hand aus der seinen ziehend.

In heiterster Stimmung kehrte er heim. Er wußte selbst nicht, weshalb er so lustig war, denn die beiden Fräulein von Feldbach konnten unmöglich diese Stimmung in ihm hervorgerufen haben. Das lustige Bild der Wirthstochter schwebte ihm unablässig vor Augen; er konnte ihr indeß keine weitere Bedeutung beilegen. Wie nahe ihr sein Herz gerückt war, er sich nicht bewußt.

Mit Ungeduld wünschte er, daß die folgenden Tage recht schnell verschwunden sein möchten, um ohne Gefahren bei dem Herrn von Feldbach seinen Besuch wiederholen zu können. Endlich erschien der Tag, den er zu diesem Besuch bestimmt hatte. In ungeduldiger Unruhe war er früher fort, als es seine Absicht gewesen war. Es war ein heiterer, sonniger Morgen. Froh und lustig ritte er dahin. Er wußte selbst nicht, ob es nur Uebermuth war, daß er dem Pferde die Sporen in die Flanken drückte und so seinen ungeduldigen Sinn antrieb. Er wollte zum Schloß Feldbach und seinen Plane näher kommen — —

Da erblickte er das Wirthshaus in einiger Entfernung vor sich. Erst auf dem Heimwege wollte er in ihm verkehren. Als er es aber erreicht hatte, zog es ihn doch mit unwiderstehlicher Macht hinein. Er gab nach — weil „es zum Besuch bei dem Herrn von Feldbach auf noch zu früh war" — wie er sich selbst einredete.

Rasch lustig trat er in das Gastzimmer ein. Jedesmal erblickte er indeß nur den Wirth, eine derbe, starke Gestalt, die ihm ruhig und kalt entgegentrat. Er fühlte etwas wie eine Enttäuschung in sich und doch war es nur zu natürlich, daß ihn der Wirth empfing. Hatte er geglaubt, daß er auch an diesem Tage sich wieder nach der Stadt begeben hätte?

Bald darauf trat indeß auch Gertrud ins Zimmer und begrüßte ihn wie einen alten Bekannten. Sie that ihm wohl, diese gerade, herzliche Offenheit. Mochte es der Anblick des Morgens — Gertrud erschien ihm noch lieblicher als das erste mal. Ihre Wangen waren von einem so blühenden, frischen Roth überhaucht! Sie blieb im Zimmer und trotz der Anwesenheit ihres Vaters knüpfte er ein Gespräch mit ihr an und der Alte schien sich auch nicht im geringsten daran zu kümmern. Er war längst daran gewöhnt, daß seine Gäste sich gern mit dem lustigen Mädchen unterhielten.

Auch diesmal schwand ihr Jubel die Zeit wie im Fluge dahin. Halb gewaltsam mußte er sich losreißen, um den beabsichtigten Besuch nicht ganz zu verlieren. Er versprach indeß, auf dem Heimwege wieder einzukehren. Das liebliche, kindlich naive Bild Gertrud's im Geiste und vor Augen, gelangte er bei dem Herrn von Feldbach an und sie hat übereinstimmend Freundlichkeit, die sich über diesmalige Liebenswürdigkeit der beiden Fräulein kommen nur einen störenden, unangenehmen Eindruck auf ihn machen. In dem Wirthshause, in des einfachen Mädchens Nähe hatte er sich so wohl und heiter gefühlt, hier vermochte er eine beklemmende, ihn peinigende Empfindung nicht zu überwinden. Er merkte, daß die beiden Mädchen alles aufboten, ihm zu gefallen, daß sie ihre Liebenswürdigkeit, ihre Kenntnisse, ihre Bildung, kurz all ihre Vorzüge in dem hellen Licht strahlen ließen und dennoch gelang es ihnen nicht, das zu erreichen, was Gertrud erreicht, durch ein erröthendes Lächeln oder durch eine kindlich naive Aeußerung erreicht hatte. Er hatte keine Vergleichung zwischen ihnen an, aber der gewaltige Unterschied, der zwischen ihnen lag, drängte sich ihm von selbst auf. Er war erstaunt, als er seit langer Zeit gewesen war, denn das peinliche Gefühl konnte er nicht unterdrücken: Wie, du willst dich an dem Kammerherrn rächen und nun kommst du an eine — Wirthstochter!

Die folgenden Tage schwanken für den auf seinen Adel stolz so sehr Haltenden in unruhiger Stimmung dahin. Zu seinen gewöhnlichen Vergnügungen, der Jagd und dem Reiten, fand er keine Lust. Ein Spaziergang nach dem Wirthshause wurde ihm angeraten haben, aber — aber — endlich vermochte er es in dem Schlosse nicht länger auszuhalten. Er sah in nur auf einen Spaziergang an. Aber er ging zum Wirthshause,

und trat Gertrud zu, die ihm mit ganz bewußtem ernstem und kindlich vertrauendem Blicke entgegensah. Er kam ihr noch lieblicher, als sie ihn das erste mal erschienen war, und näher und näher fühlte er sich in ihr hingezogen. Tag für Tag wiederholte er jetzt die Besuche im Pfarrhause. Sie schienen ihm zum Bedürfnis zu werden, dessen Befriedigung er sich mit Ungeduld entgegensah. Gertrud war es, die eine ihm kaum erklärliche Macht auf ihn ausübte. An einem Besuch bei dem Herrn von Arlstich dachte er nicht mehr. Der Heirathsplan war ihm jetzt ferner getreten, da all seine Gedanken nur auf Gertrud gerichtet waren.

Anfangs bemühte er sich, sich selbst zu verbergen, welche Anziehung das Mädchen auf ihn auch sei. Da er jedoch von Tag zu Tag mußte, mußte er sie sich eingestehen. Gertrud's Natur war ihm so ganz neu, daß sie ihn fesselte. Er blieb ihm gegenüber immer Sieger. Ob er es nicht bemerkte oder nicht bemerken wollte, daß es nur sein Sieg war, daß ihr Herz ihn — ihn nur so gewähren ließ, weil es ihm nicht Widerstand entgegensetzte.

Einen Tag später als die Briefe, einen schönen Blumenstrauß einem der Bediensten von Arlstich zu überbringen. Er tat gelig fort. Um seine Abwesenheit in einer Weise zum wenigsten motivirt zu machen, hatte er seinen Diener auf der Rückkehr kommen lassen.

In dem Wirthshause hörte er natürlich von, weshalb man es so ganz vergessen. Er brauchte deshalb nicht zu befürchten, den Besuch wieder zu verlieren.

Er war Gertrud allein. Ihr Vater war nach der nächsten Stadt. Sie war traurig und auf ihren Wangen glaubte er Spuren von Thränen zu bemerken. Er hatte sie nie gesehen. Sie war ihm gut in ihrem ganzen Wesen, in dem weichen, sanftmüthigen Blick ihrer Augen lag etwas Hoheitsvolles. Er versuchte, den Grund ihrer Traurigkeit zu erforschen — sie wich seinen Fragen aus. Selbst sie bestimmen zu wollen, gelang ihm nicht. Sie versuchte nur zu lachen, aber es that es schlecht aus ihm zu Gesicht.

Als er merkwürdig in sie drang, gestand sie endlich, daß ihr Vater Briefschulden habe, sie in die Stadt zu bringen.

Nur sehr wenige Tage Nachricht einen erschreckenden Inhalt. Sie mußten das Mädchen zu verlieren. Der Gedanke einer Trennung berührte ihn bitter.

„Und du hast keine Ruh dann?“ fragte er, indem seine Augen forschend auf ihr ruhten.

Schweigend schüttelte sie den Kopf.

„Weshalb nicht, Gertrud?“ forschte er weiter, den wahren Grund halb ahnend. „Sag' es mir, weshalb nicht?“

Wieder schüttelte sie abwehrend den Kopf und wandte sich ab, ihre innere Bewegung zu verbergen.

„Sprich, sprich, Gertrud!“ drängte der Junker ungeduldig, indem er zu ihr trat. Da sie schwieg, rief er: „Mädchen, weshalb nicht?“

Von ihren Lippen wollte er es hören, was er bereits wußte. Sein Herz schlug stürmisch, aufgeregt. Die Leidenschaft und Glut seiner Liebe, deren er sich lange kaum bewußt gewesen war und vor der er ihr gegenüber stets zurückgehalten hatte, zerbrachen die Schranken. Mit wilder Hast riß er den Blumenstrauß, den er für die Ärztin von Arlstich bestimmt hatte, hervor und drückte ihn vor das Mädchens Brust.

„Du sollst meine Königin sein! Die Blumen will ich mir schenken!“ rief er aufgeregt aus. „Du bist schöner als alle Blumen!“

Der Anblick des Straußes an des Mädchens treuem Herzen mach. War es denn mehr als Traum? Er der Junker von Wewerling' Hier vor seinen Augen nicht für die Tochter des armen und ehrlichen Pfarrherrn bestimmt?

Aus unaussprechlich drängte es ihn Gewißheit zu erhalten. „Wollen Sie denn nicht zum Geburtstage?“ fragte er.

„Ach! Ja zum Geburtstage, heute — heute?“ sagte Julie in voller Verwirrung seines Blickes. „Ja zu den Ärzten von Arlstich? Ha, Ha! Sie erinnern mich! Sonst einen Boten hat Papagei' hat mich erschrecken! Das ihnen sagen, ich könne nicht kommen — ich sei krank, mit dem Pferde gestürzt — habe mir den Fuß gebrochen — was du willst, Mädchen! Nur von deiner Seite weiche ich nicht! Keine Menschen Macht soll mich von dir reißen!“

Sprachlos über diese wilde Aufregung seiner Braute, blickte Gertrud zu ihm auf. Er bemerkte es und sank neue vor sie in seine Arme. Der leidenschaftliche Glut seiner Liebe mußte sich hell und weit aufthun, ehe sie zur reinsten Flamme gestaltete.

Ueberrascht von beiden schwur sich aber in diesem Augenblick die That. Die ganze, frische Gewalt des Mannes erfüllte auf der Schwelle und blieb überreich stehen. Seine Augenbrauen

wenn ich heute zusammen, das Blut schoss in seine Wangen.

„Oho, Herr Hauptmann von Wenerling, meine Tochter ist zu gut für Ihren Scherz!“ rief er und seine Stimme erbebte. „Suchen Sie sich ein anderes Mädchen aus! Und — hier ist meine Hand!“

Karl erschrak tief vor Zorn auf. Er sah den Alten finsteren Blick, aber in diesem Augenblick fürchtete er ihn nicht.

„Sie ist zu gut für mich“, rief er, ihm entgegentretend und seine Hand ergreifend, „aber dennoch soll sie mein werden — mein Weib!“

„Ihr Weib?“ lachte der Wirth bitter auf. „Ha, ich kenne das! Ein Mädchenherz ist leicht bethört und gewonnen, aber mich betrügen Sie nicht! Mein Name ist unbefleckt und mein Name soll es auch bleiben! Ihr Weib! Ha, ha!“

„Ja, mein Weib!“ rief der Hauptmann kühn heftig. „Ich meine es ehrlich, bei Gott, ich thue es! Ihr wollt Geld für mein Kind haben, und trotzdem Ihr mich so tief beleidigt, will ich gerne Ihr Geld verschreiben! Aber mein muss sie!“

Noch immer zweifelte der Wirth. Er vermochte es nicht zu fassen. Sein Blick war auf den Junker von Wenerling — dessen Ja war eine ernste Schande war über sein Schwert — gerichtet, es war seinem Gedanken nicht hinzugekommen. Da rollte Gerard auf ihn zu, warf sich an seine Brust und rief: „Er meint es ehrlich, Vater! Ich weiss, er meint es aufrichtig!“

„Hier meine Hand!“ rief Jobst ein. „Sage mir auf meinem Wort! Ihr sollt mir den Alter ihre Hand in die meine legen und ich will sie in Ehren halten!“

„Sie passt nicht für Sie“, entgegnete der Wirth noch immer finster. „In ihren Adern fliesst kein adeliges Blut. Sie taugt nicht für Ihren Stand; für einen Mann, wie ich bin, habe ich sie erzogen!“

„Was kümmern mich Adel und Stand!“ unterbrach ihn Jobst, in seiner Aufregung alles vergessend, alles zur Seite drängend, was ihm hindernd entgegentreten konnte. „Ich habe das Mädchen lieb wie meinen Augapfel, wir wollen leben und ich will glücklich werden! Mehr verlange ich nicht!“

„Sie würden Ihr Gut verlieren, wenn Sie ein bürgerliches Mädchen heirathen“, entgegnete der Wirth, mit den Lehnsverhältnissen vertraut.

„Ich weiss es. Mag es verloren gehen — ich frage nicht danach, wenn nur Mädchen mein eigen ist! Mein Gut ist gross genug, um davon zu leben, und bin ich reich — ist ohne Sorge, Vertrauen soll seine Noth leiden!“

„Noth?“ fiel der Wirth laut lachend ein. „Ha, so viel habe ich selbst, um jede Noth von ihm zu halten! Ich bin nicht arm“, sagte er, auf seinen Reichthum stolz, hinzu, „aber das Mädchen passt nicht für Sie! Ich will Ihnen sagen, wie es kommt, Junker von Wenerling! Das hübsche, glatte Gesicht, die rothen Wangen gefallen Ihnen, aber das alles nimmt ein Ende und dann ist es auch mit der Liebe aus, und leben Sie — es liegt mir am Herzen, dass mein einziges Kind nicht unglücklich wird!“

„Sie soll es nimmer werden!“ fiel Jobst feierlich ein. „Bei meiner Ehre gelobe ich es Euch! Gebt mir das Mädchen zum Weibe, Alter! Und wenn Ihr je in Eurem Leben Euch klagt, dass sie durch mich unglücklich geworden, dann ich sie wenigen Tage — denn — denn mag Ihr mich an jede Stunde erinnern und mich einen ehrlosen Flegel schelten!“

Der Alte wartete. Jobst schlug ihm vertraut in die Hand und Gerard that dasselbe: „Er hat mich lieb, Vater, gewiss, er hat mich lieb und meine es aufrichtig!“

Noch immer zögerte er. Seinem Gesichtsausdruck sah man es an, welch heftigen Kampf in seinem Innern tobte. Endlich schien er einen Entschluss gefasst zu haben, denn er richtete sich hoch auf. „Es sei Ihr so!“ sprach er, indem er Gerard von sich drängte und sie dem Junker in die Arme legte. „Aber, Hauptmann von Wenerling, Junker — halten Sie mein Kind in Ehren und lieb und werth!“

„Ich will es, ich will es!“ rief Jobst, in überschäumender Freude laut aufjauchzend. Und er schwang die Geliebte und hob sie mit seinen Armen hoch empor. „Jetzt bist du mein — mein Gerard, und mit diesen Armen will ich dich halten und schützen und tragen! Bei Gott, ich will es!“

Spät am Abend, vom Ritt halb berauscht, kehrte der „tolle Junker“ heim. Im goldrothen Purpur sprengte er vom Schlosse zu — er mochte Recht haben für der Natur, die noch immer ihre Pracht durch die Bäume sandte. Er dachte nicht an den verlassenen Strand. Was kümmerten ihn die beiden Fräulein von Arlebisch? Was ihr Vater? Was kümmerte ihn die ganze Welt, nun er Gerard sein nannte! Erst jetzt wusste er, wie glühend und leidenschaftlich er liebte.

Er dachte an den Kammerherrn, an seinen Freund und er lachte laut auf. Mochte er das Gut eine Hinrichtung, wenn er wollte, ihm war es gleichgültig; ehe er aber starb, hatte er noch ein Leben voll Glück auf Erde vor sich. Und er wollte es genießen, das Glück, seinen Tropfen wollte er daraus trinken.

Es war kein Geheimnis geblieben, daß der Hauptmann von Wenzeling, der Erbe eines so alten adeligen Geschlechts, die Tochter eines reichen Bürgers heirathen wolle, und es erregte ein allgemeines Aufsehen, zur großen in den adeligen Kreisen. Es war eine Schmach für den ganzen Adel. Diese wilden Streiche war auch nur der tolle Junker, der wilde Wenzeling fähig. In seinen Kreisen von Adelich hielten sich nur allen befreundet. Sie konnten sagen das Mädchen, daß sie ausgeben waren, und die adeliche Welt empörte sich. Auch alle seine reichen Verwandten wandten sich möglichst still von ihm zurück. Sie fanden es unfreundlich: Für so alter Adel und hergebrachte Pflicht! Nur der Kammerherr schrieb an seinen, schrieb auch er sehr ich respect hören, daß seine Familie ein solches Schimpf ungethan wurde.

Jetzt kümmerte sich um alles das nicht. Er wollte nichts haben, durch Vertrag schließt er ausdrücklich mehr, daß die Hälfte es sein Gut, nur es ist nie in seinem Leben empfunden. Schon wenige Wochen nachher hatte er sein altes Schloß heute von Wenzeling bis Hochwald zum. Das alte Gebäude war so herrlich als möglich herausgeputzt und Möbel aus Berlin in die Welt hinein. Im Hochzeit war Frau. Alle Zeit es vorzubereiten, waren Eigenheit und Ehrfurcht der ruhigen Frau. Ernestine's Vater hatte sie selbst an den Altar geführt.

Und waren nun wenige Monaten, welche an dem Strande des Hochwaldsees in dem alten großen Saale, an dessen Wänden die Ahnen des Wenzelingschen Geschlechts hingen, hochzeitlich. Aber es passen gekommen und war schön und so wenig Menschen lustige gewesen. Es schien, als ob das weite Haus, welches in Jahre stehen sann, noch einmal überblühen wollte. Es ausgelassen hatte das wilde Leben nie gewesen.

Jetzt setzte allerdings die Tochter für die Abhaltung seiner Mutter vor der Nachkommen.

Eine weilten sich ein. Er wurde Vater eines prächtigen Jungen. Aber nach einem Jahre schon hatte Ernestine's Leben sein Mädchenhaus verlassen und die Leitung des Guts Wenzeling und der Bewirthschaftung übernommen. Er war ein praktischer, ruhiger Kopf. Mit voller, energischer Kraft hatte er die Bewirthschaftung angegriffen und es war ihm nicht fehlgeschlagen. Der Hauptmann verstand wenig davon, war aber verständig genug, ihm völlig freie Hand zu lassen. Dadurch wehrte sich der Einschreiten der Frau und die Rücksicht für ihren Sohn. Der junge Besitzer von Wenzeling sitzt zwar nicht die alten Traditionen, weil aber ein artiger Verwalter und war allem den gediegenen Sinn seiner Mutter und die alte, noch bis hoch in die Siebzig aufrechterhaltene Ordnung des Hauses. Sein liebster Wort war: „Ich habe mich zwar in meiner Jugend nicht verschont, denke aber — das Schicksal hat es gut mit mir gemeint." Ich möchte wissen, wer aus Temperament blind ins Glück rennt, eine solche Natur!"

Frauenloos.

Von [illegible]

Wohin wir blicken, trifft unser Auge auf Mädchen und Frauen, welche mit dem Schicksal hadern, weil es ihnen nicht günstiger, und es ihnen in der Wiege versprochen.

Warum nicht günstiger?

Weil sie sich zu Hoffnungen getragen, deren Erfüllung dem Glück und nicht der eigenen Kraft anheimfiel; weil sie gelernt wurden, sich zu beschäftigen, statt zu arbeiten, und sie nicht darauf hingewiesen wurden, sich selbst etwas zu denken, sondern der Kopf der Umstände zu verlassen und an dem Umstande sich ungeduldig zu reiben, verzweifelten.

Die Verfasserin einer Reihe Schrift: „Gibt es ein Mittel, die Lage der unverheiratheten Mädchen und Witwen in den Mittelständen zu verbessern?" (Berlin, Schneider, 1865, sagt: „Das unbemittelte Mädchen kein anderes Subsistenzmittel für ihre Existenz zu erwerben wissen als eine Heirath."

Dieser dem Mädchen angewiesene natürliche Beruf hindert sich aber, gerade um ihrer Armuth willen, nur um so schwerer. Wenn sie ermangelt, dem Manne eine Mitverdienerin zu sein, wie manches gering bezahlte Talent würde sich dann gern eine Hülfsbedürftige gründen, „um es sei, der Unmöglichkeit gehorchend, Verzicht leisten muß". Warum wird das Mädchen nicht erzogen, durch eigenthümliche individuelle Arbeitslust zu verdienen? Sie,

die des Gewerbes so dringend bedarf, sei es, sich selbst zu erhalten, sei es, gemeinsam mit einem Gefährten einen Hausstand zu gründen, sei es, sich als Witwe bei ihren Kindern den Vater und die Mutter zu ersetzen? Warum wird sie dazu nicht vorbereitet? „Aus Bescheidenheit" — spricht die Verfasserin. Gegen wir hinzu: Auch aus Bequemlichkeit.

Der Herr Geheimrath spricht, es kostete seine Söhne schon so viel, daß es ihm ganz unmöglich wäre, noch auf seine Töchter auch etwas zu verwenden; sie müßten suchen einen Mann zu finden, heißt es. Dann fahren sie die Frau Mutter und die Töchter.

Die Jahre gehen aber, die Mädchen haben ausgetanzt, die Freier haben sich nicht gefunden. Der Vater stirbt; Noth und Armuth und ein verlassenes Alter stehen vor der Thür. Solchem Frauenschicksal begegnen wir nicht hundertmal, nein, tausendfach! Es ist die Geschichte jedes Tages, in allen Familien wiederholt sie sich und am Staate sagt sie mit Strichen von Verbrechen, Unterstützungen, Aergernissen und wilden Thaten. Der tolle Burschatz entlockt sich mehr, seine Tochter diesem gegenüber Pflichtgefühl aufzuerlegen zu lassen; es ist ihm keine Schande, seine Tochter solcher Schande zu verwahren, während das Gesetz es ihm nicht erlaubte, sie — zu einer Arbeit zu erziehen. Männer machen die Gesetze, Männer auch schaffen die Vorurtheile. Gut denn! Sie wollen nicht, daß Frauen ihre Mitarbeiterinnen seien, daß sie zu erwerben wissen — so falle ihnen denn auch deren Erhaltung anheim!

Die Männer suchen die Schuld und wenden ein: Das Weibliche, das „Ewig-Weibliche" der Dichterin würde den Frauen verloren gehen, sobald sie als Mitarbeiterinnen in den großen Haushalt des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft ihren Platz finden ... Dieser Einwand ist zu einer Phrase geworden gegenüber der Noth, womit das unerbarmteste Mädchen zu kämpfen hat. Es ist nicht die Arbeit, welche der Tochter ihre Existenz thut, sondern die Sorge für ihren Unterhalt, das Suchen nach Mitteln zum Dasein, die ihrer unwerdig sind. Eugène Sue, Lessing, Goethe und mancher Neuere haben ihre Lieblingsheldinnen aus jener Klasse gewählt, die von ihrem Gewerbe leben und die Welt aus einem Fachwerkchen sehen. Um wie viel anziehender sind solche Gestalten, verglichen mit dem müßiggehenden, gähnenden Fräulein der Romane des high life. Die Arbeit hat ihre Schönheit, weil sie ihren Segen hat. Selbständigkeit, Selbstbewußtsein und ihre Begleiter, die Würde und der Frauen nicht vorenthalten bleiben; nicht alle Aeltern können ihren Töchtern Vermögen hinterlassen, doch dazu erziehen können sie alle, das nicht Hunger, Noth und Abhängigkeit an ihre Thür klopfen, sobald sie ihrer Pflegung entbehren.

Man fragt nach dem Wie? Man weist spöttisch ein, ob die Frauen etwa Staatsämter bekleiden oder bei Civilbehörden angestellt werden sollen?

Der Antwort darauf ist überhoben. Die Mittel und Wege haben sich, sobald wir nur mit Ernst danach suchen und mit Ernst wollen; sobald Pflicht und Liebe in den Aeltern nur den Wunsch erwecken, ihren Töchtern nicht weniger eine Existenz wie ihren Söhnen bereiten zu wollen; sie schaffen sich Wege, nicht der Zufall, sondern ihrer Sorge entgegen sehen zu lassen.

Der Fortschritt der letzten Jahre hat mit Rath und That alles dafür Empfehlungswerthe entgegengebracht; man hat es ihnen zu verdanken, daß für die Jugend langjährige Erfahrung und einer reichen Intelligenz an der bedauernswerthen Lage dieser Unmasse von mittellosen, alleinstehenden armen Mädchen entsprechen, welche ein so schlimmes Schatten unserer besten Zustände sind. Möchten viele Aeltern die kleine Schuld leisten, Belehrung und Rath für den großen Existenzkampf der Töchter sich zu ihrem Heil ertheilen lassen.

Ihr aber, Volks- und Humanitätsfreunde, denkt darüber nach, welche Summen der Wohlthätigkeit, welche Heilanstalten der praktischen Humanität den Armen zugewendet werden könnten, ohne daß wir deshalb aufhören, auch — an die Noth des Lebens zu erinnern!

Anregungen.

Gervinus und die Demokratie.

In dem kürzlich erschienenen vierten Bande seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen" (Leipzig, W. Engelmann. 1871) ergeht Gervinus zu Untersuchungen der Revolutionen in Italien und Spanien, der Parlamentarismus und der Sozialismus"

Gervinus geht auf die Quelle der Anschauungen des damals zum ersten mal als Parteiwort auftauchenden „Liberalismus" zurück auf J. J. Rousseau und seinen englischen Anhänger, Jeremias Bentham. Gervinus verkennt den mächtigen und wohlthätigen Einfluß nicht, den Rousseau und Bentham auf die Entwicklung der demokratischen Bestrebungen in unseren Zeiten geübt, er verkennt aber auch ebenso wenig deren Schwächen und Irrtümer.

Die bahnbrechenden Geister in der Geschichte haben nach ihm das eigenthümliche Merkmal gemein, daß ihre Kern- und Wesenskraft vielfach von trüben und schiefen Blicken auf Menschen und Dinge begleitet ist, daß sie daher mehr Irren bei all ihren weiten und tiefen weltumgreifenden Wahrheiten in dem Lichte von Ihresgleichen erscheinen und ebenso oft als Narren und Sonderlinge verlacht wie als Philosophen und Propheten bewundert werden. Gervinus findet diese Erscheinung so bedauerlich sie auch auftritt, doch ebenso einfach erklärlich wie sie regelmäßig ist. „Wer nach einem fernen Ziele strebt, ist in der natürlichen Versuchung und Gefahr, den Augen zu überspannen und dadurch Ziel und Maße zu verlieren, das Ziel sonnte darum doch ganz richtig ins Auge gefaßt und durch das Verfehlen selbst dem näher rückenden Nachfolger nur desto erkennbarer und erreichbarer gemacht werden sein."

Wie in der Geschichte der staatlichen Bildungen Europas im vorigen Jahrhundert, mitten im Zeitalter des Absolutismus, wo alles die dahin monarchisch gedacht und gefühlt hatte, die demokratischen Ideen neu auftauchten, gewahrte man auch an der Spitze dieser merkwürdigen Veränderung zwei Männer der bezeichneten Art und Stellung, Rousseau und Bentham, beide zutiefst, weichgeschaffene Naturen, aber voll wunderlicher Eigenheiten, originale und kühne Denker, aber in sehr bestimmte Systeme eingezwängt, beide nicht den geraden, gesunden Weg der Lebensbetrachtung gegangen, beide für musikalische Harmonien empfänglich, aber ohne Sinn für die dichtende und plastische Kunst, die zu dem Menschenleben in vielseitigeren Beziehung steht, beide bei echten Quelle psychischer und politischer Erfahrung der Geschichte wenig kundig, beide daher von nur halber und ungleicher Kenntniß der Menschen, der einzelnen und der Massen, beide aber mit allen ihren Gedanken und Empfindungen auf das Recht der Menschheit und auf zu gesetzlichmäßigen Ordnungen gerichtet, beide daher die Verkämpfer der demokratischen Vernunftlehre, daß der allgemeine Wille in dem Staate herrschen müsse, der stets nach dem allgemeinen Nutzen strebe, beide in dieser Richtung wahrhaft prophetische Naturen, die Quellen einer Menge von Begriffen und Anschauungen, die, damals neu und erschreckend, jetzt allen Vorstellungen gerecht und angenehm sind. In dieser Lehre wechselte der eine, französisch gebildete, in entgegengesetzten Launen und Widersprüchen, der Engländer, an den schärfsten Denkern seines Volks geschult, was selbst in seinen Wandlungen immer voll klarer Gedanken: Jener bildete seine anfangs ganz staatseinheitlichen, mehr noch individualistischen als kosmopolitischen Ansichten mit der Zeit zu nationalern, ja zu den strengen bürgerlichen Begriffen des Eigenthums um, dieser schritt von seinem anfangs national englischen Standpunkt zu einem weltbürgerlichen. Jener ergriffen anfangs über die Behauptung, daß der Mensch unfrei und unglücklich geboren sei, später ward er doch bedenklich über die volle Volkssouveränität, die ihm nur unter Göttern die vollkommenste Verfassung schien, der andere prüfte nicht an der Ausführbarkeit der reinsten Demokratie, obgleich er die Aristotelische Ansicht von der natürlichen Ungleichheit der Menschen zu aller Zeit verfocht. Jener, in Phantasien verwoben, sich selber unklar, ohne Ahnung von den ungeheuern Wirkungen, die er rasch und stürmisch durch seine politische Hauptschrift machen sollte, war wider Willen ein Mann der Revolution, zum Umsturzen geschickter als zum Aufbauen, der andere, dem aller gewaltsame Umsturz ganz unter seinem Gedanken lag, selbst bei seinen kühnsten Gedanken immer ein Mann der Reform, auf augenblickliche Wirkung stets bereit zu verzichten, einer weit hinaus vorbereitenden und vorarbeitenden Stellung sich hier bewußt. Der Traum von Benthams Kindheit sollte der Gesetzgeber zu werden, diese Rolle dachte Rousseau nur einem übermenschlichen Wesen zuzumessen, das alle Leidenschaften fremd und keine besitze, keinen Bezug zur menschlichen Natur habe und sie doch gründlich durchschaue.

In diesen meisterhaft entworfenen Zügen Stärke und Schwäche des Wesens der beiden Häupter des neueren Demokratismus vor Augen. Zugleich verschweigt es uns aber auch nicht, worin nach seiner Anschauung die Schwäche Seite der demokratischen Gleichheitsprinzipien besteht, und gibt uns dadurch seine eigene Stellung zur Demokratie zu erkennen. Sie ist nach ihm der Mangel an geschichtlichem Sinn, der Mangel an Einsicht, daß sich auf das geistige Leben die mathematische Methode nicht anwenden lasse, daß die Theorie sich nicht ohne weiteres, ohne Rücksichtnahme auf die bestehenden Verhältnisse und Interessen, in die Praxis übertragen lasse, was Gervinus einem nivellirenden Demokratismus vorwirft. Es ist nach Gervinus ein Irrthum, zu glauben, daß der „Mentor der Gesetzgebung" (wie man Bentham oft genannt hat) keiner anderen Eigenschaften bedürfe als die, welche zum Entdecker der Naturgesetze befähigen. Der erstere bedürfe vor allem des intuitiven Blicks, der in seinem unermeßlichen Stoff die verwickelten und feinigen Verbindungen des Rechts, der Zuträglichkeit und der Sittlichkeit, der Nothwendigkeit und der Freiheit, der geistigen und physischen Bedürfnisse, des Einzelnen und des Allgemeinen rasch zu sondern, der mehr annähernd, mehr beziehungsweise das jeweilig Zeit- und Zweckgemäße zu erkennen versteht, statt ein völlig und immer Richtiges ins Auge zu fassen, das in den menschlichen Dingen

nicht besteht, in die ein nie genau zu berechnendes Maß von Freiheit und Willkür gemischt ist. „Mit Benthams realistischem Princip und Methode (die die Betrachtung der großen geschichtlichen Gewalten, der Naturgesetze des Völkerlebens ganz ausschließt, nimmt ein Staatslehrer wie Machiavelli anfängt und aufhört) geräth man nahezu ebenso sehr wie mit der spiritualistischen in die Gefahr, sich eine Menschheit zu denken nicht wie sie ist, sondern wie sie sein sollte; ein „gelobtes Land", einen besten Staat in Aussicht zu nehmen, dessen Bürger man Gines des stimmten Weges nach einem bestimmten Ziel nach Willkür weisen könne, wo es der menschlichen Natur weit angemessener scheint, die höchste Leistung des Staates in das befriedigte Selbstgefühl seiner Bürger, in die Uebereinstimmung des Standes und Ganges der jeweiligen Regierung mit den jeweiligen Gedanken und Bedürfnissen des Volks zu legen; man kommt mit dieser Beglückungstheorie, die eine „vertiefte Kluft der Lust und Unlust" abzugrenzen dahin, die Verschiedenheit der Menschen und Völkernatur zu bestreiten, in der theoretischen Betrachtung daher alles zu generalisiren, wie das System, in je vollerem Umfang es praktisch ausgeführt würde, desto mehr die Gesellschaft einebnen müsste."

Dennoch, obgleich Gervinus in der demokratischen „Gleich- und Glückseligkeitslehre" eben keine hohe Staatsweisheit sieht, so verkennt er doch nicht das Wohlthätige der humanitären Seite des Demokratismus. Die Anregungen zur Verbesserung des Gefängnißwesens, zur Milderung der Strafgesetze, zur Abstellung der Sklaverei, zur religiösen Emancipation, zur Staatssorge für Volkserziehung, zur Verbesserung der Armengesetze, zur Umgestaltung und Hebung der ärmern Klassen, zur Herstellung der Preßfreiheit u. s. w. — zu allem diesem, wodurch die Gegenwart so viel humaner geworden, als es die Zeit des Absolutismus und Aristokratismus war, verdanken wir dem humanitären Charakter des Demokratismus. Dieser staatlichen Menschenfreundlichkeit darf sich nach Gervinus die Demokratie überhaupt als ihres besten Theils und Anspruchs berühmen, „die überall, wenn nicht die erhabensten und höchsten Ziele des Staats, fürwahr doch, eben wie Benthams Lehren thun, seine nächstliegenden Aufgaben zunächst ins Auge gefaßt und für seine nächsten und ersten Pflichten erklärt hat." Wenn sie der Selbstsüchtigkeit und ihren verderblichen Ursachen und Folgen in den Weg tritt, wenn sie die Hemmungen des Verkehrs zu tilgen, die Staatslasten den Bedürftigen zuzuschieben, den Mängeln der Rechtspflege, dem Mangel des Rechtsschutzes für die ärmern Klassen abzuhelfen, die Roheiten der Strafgesetzgebung zu beschen, die menschliche Behandlung der Sträflinge zu erwirken strebte, so that sie nach Gervinus nichts anderes, als daß sie sich die Grundsätze jenes Humanitarismus aneignete, der im vorigen Jahrhundert als eine Idee den feindlichen Thatsachen vorarbeitete, und daß sie viele Grundsätze zuerst in politische Forderungen verwandelte.

Dies Lob, welches hier Gervinus der Demokratie zollt, ist im Munde eines so besonnenen Denkers nach unserer Ansicht kein geringes, wenn wir auch bekennen, daß wir allerdings sowol in der Grundformulirung der Demokratie wie in der Bestimmung ihrer praktischen Nützlichkeit von ihm mannichfach abweichen.

Kalender für 1860.

I

Man sagt nicht zu viel, wenn man die Kalender als einen besondern Zweig der Literatur bezeichnet, in dem freilich das industrielle Interesse das vorherrschende ist.

Ein Kalender, der früher im einfachsten Gewand kleid einherging, hat jetzt von allen Moden etwas an sich genommen. Sonst pflegte er auf der letzten Seite ein paar altbekannte Anekdoten vom Alten Fritz oder vom Blücher zu erzählen, wonach ist jetzt eine politische Darstellung der Geschichte des vergangenen Jahres geworden. Seine ehemaligen naturwissenschaftlichen Kenntnisse beschränkten sich auf das Ueberwintern der Kartoffeln oder auf Mittel gegen die Kreuzbeulen; jetzt befragt er die Birne und untersucht ihre Bildung, ihre Pflanzen und Thiere. Auf den täglichen, fast den ägyptischen Hieroglyphen ähnlichen Holzschnitten sind Zeichnungen (sogar von Kaulbach) geworden, Zeichnungen, die zu den wichtigsten und unwichtigsten Momenten aus den Erzählungen oft berühmter Dichter eine die allerneste Sache zugleich in schönstes Leben und glaubhafteste Wirklichkeit umsetzende Erläuterung geben. Unverändert ist nur eine geblieben, gleich grau und trefflich oder bunt und trefflich, wie man ihn nun gerade betrachten will, ist der ewig gleiche Wechsel der Zeit, mit Ausnahme, daß die Blätter der Bäume, wie Lessing bedauerte, nur immer grün bleiben. Die bunten aufgehängte Liste der Jahrmärkte im einigen Deutschland vermittelt den Uebergang von dem alten zu dem neuen Kalender.

Lorenz's beliebter Volkskalender (Breslau, Lorenz) schreitet stattlich in das kommende Jahr hinein. Acht gelungene und sauber ausgeführte Stahlstiche begleiten ihn wie ebenso viele Arabanten, die einen mit ernstem, die andern mit heiterm Anflug. Der Inhalt ist reich, in einigen Stücken sogar trefflich. Wir begegnen fast nur bekannten, dem lesenden Publikum liebgewordenen Namen, neben dem heiteren Humor Hattel's dem lyrischen Schwunge Gottschall's. Max Ring hat in seiner volksthümlichen Weise eine Geschichte vom König Friedrich Wilhelm I., seinem Stock und seinem Riesenregimente erzählt. Weniger scheint uns H. Hüter's Novelle „Liebeswege", passend zu sein, sie legt für die feinen psychologischen Beziehungen, auf denen sie im Grunde beruht, doch andere Leier, mehr noch eine andere Umgebung voraus als die sind, die für einen Kalender maßgebend sein müssen.

Von derberer Natur ist der „Thüringer Volkskalender" (Leipzig, Mendelssohn), den Müller von der Werra zum ersten mal für das Jahr 1860 erscheinen läßt. Es ist Derbheit und Tannenduft darin. In rechter Erkenntniß, daß der Holzschnitt und nicht der Stahlstich der Liebling des Volks ist, sind seine Blätter auch nur mit derben, meist humoristischen und anmuthenden Zeichnungen geschmückt. Wenn der Herausgeber seinen Kalender zwar gern zum Lieblingsbuch des ganzen Deutschland machen möchte, so hat er sich doch zunächst an sein thüringisches Land und Volk gewandt. Die Lieder sprechen zumeist in ihrer Dialektform zum Herzen dieses Stammes. Dem niederdeutschen Bauer dürften die meisten unverständlich bleiben, auch die Erzählungen und Schwänke bewegen sich auf diesem Boden. Aber das Ganze ist frisch und heiter — es bewahrt selbst den lieblichen und romantisch angehauchten lyrischen Charakter Thüringens.

Das „Jahrbuch der Israeliten, herausgegeben von Josef Wertheimer" (Wien, Sommer), richtet sich ausschließlich an seine Glaubensgenossen. Wiederholt haben wir in diesen Blättern auf den Reichthum seines Inhalts, seine meist sinnige und geschmackvolle Zusammenstellung hingewiesen. Auch dieser Jahrgang für das Jahr 5620 nach jüdischer Zeitrechnung enthält des Belehrenden und Interessanten viel. Die Berichte aus Jerusalem über den Verfall der verschiedenen frommen Stiftungen werden mit allgemeinem Interesse gelesen werden; das hübsche Gedicht von P. A. Franzl enthält eine so feine und zutreffende Allegorie, daß sie sich nicht allein jüdische Rabbiner, sondern alle Priester und Pfarrer gefallen lassen mögen. Die Liebe Sobieski's zu einer schönen Jüdin hätte nach unserer Ansicht doch nicht die historische Glaubwürdigkeit beanspruchen, die Dr. Perlesius ihr zu geben sucht; es wird ein sagenhaft aufgeschmückter einzelner Vorfall gewesen sein. Was die Briefe des Königs an seine Gemahlin gelesen, wird sich gestehen müssen, daß nur eine wahre und tief empfundene Leidenschaft sie diktirt haben kann. Den Beiträgen von Grün, P. Heyse, M. Veit und L. Kompert begegnet man in jedem Jahrgang dieses Almanachs mit gleichem Interesse.

c

Zur Unterhaltung

II.

Den mehrfach schon von uns auf derselben Feder mitgetheilten Geschichts- und Lebensbildern aus der Vorzeit Nürnbergs reiht sich „Nürnberg. Ein kulturhistorischer Roman von Luise Otto" (drei Bände, Prag, Kober & Markgraf), an. Die Verfasserin gibt uns eine anziehende und treue Schilderung des mannichfachen und reichen Lebens, das im 15. Jahrhundert in der damals so blühenden alten Reichsstadt Nürnberg waltete. Auf sorgsamen Studien beruht die Beschreibung der innern Gliederung der Gesellschaft der Handwerker, einer halb geistlichen, halb weltlichen Genossenschaft. Alle großen Meister der damaligen Zeit, Michael Wohlgemuth, Peter Vischer, Albrecht Dürer und sein Vater, der Goldschmied Dürer, Ulrich von Straßburg, führt uns die Verfasserin in ihrem Handeln und Schaffen als Männer oder in ihrem Streben und Werden schon als Jünglinge vor. Neben den Künstlern treten die Helden, reichen Kaufherren von Nürnberg auf mit der ganzen Eifersucht auf die Rechte ihrer freien Stadt, dennoch huldigend von des Kaisers Gunst. Der ritterliche Kaiser Max mit seinem lustigen Narr Kunz von der Rosen, seinem glänzenden Gefolge von Fürsten und Rittern wird uns geschildert, wie er so gern in der heitern Stadt Nürnberg verweilt und den schönen Patrizierinnen huldigt. Diese verschiedenen Elemente zu einer anziehenden Erzählung zu verbinden, ist der Verfasserin vollkommen gelungen.

Gedanken

von Daniel Stern.

Im Alterthum kannte man nur entweder das öffentliche Leben oder die Familie, entweder das Forum oder den häuslichen Herd. Erst die neuere Zeit hat eine Verbindung beider hervorgebracht, den Salon. Weil die Frau den Salon beherrscht, so ist aus ihm die Leidenschaft, die volle Aufrichtigkeit, der Ernst verbannt. Kein Römer oder Grieche würde diese Oberflächlichkeit, diesen erzwungenen Witz, diese gemachte Heiterkeit, diese falsche Huldigung verstehen, die in unserm Salon herrscht. Er würde niemals über sich vermocht haben, jenen Abend so die Würde seines Charakters abzulegen, so die Einschränkung seines Geistes sich gefallen zu lassen, so das Verstummen seines Innersten — nur um nicht anzustoßen und vorsätzlich nur nicht den Frauen zu mißfallen!

* * *

Der Blick des modernen Menschen ist ein trauriger. Ob ist dies nicht ein Beweis seiner Größe als seiner Schwäche. Alexander der Große konnte Helle feiern, als er die Grenzen der damals bekannten Welt erobert hatte. Welche Helle kann die moderne Menschheit feiern, die bei allen ihren Eroberungen doch noch immer nicht ganz an die Grenze ihrer Gebiete angekommen ist, deren Ahnung das Gränzenlose kaum erschlossen?

* * *

Es ist nicht wahr, daß mit zunehmender Bildung das Leben immer grauer und einfarbiger werden muß. Betreten doch unsere Dichter! Wie hat sie die Kenntniß der Natur und die Zunahme des Geschmacks mit neuen, bisher unbekannten Reizen geschmückt!

Aus der Buchhandlung des Herausgebers (Amalie Dietrich) ist erschienen: 11. Theil von Herrn Dr. P. Heyse in Dresden; 12. Theil: Ortrud, eine Abenteuererzählung in Versen von Herrn Hofrath Dr. Bernh. Marbach in Dresden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Brockhaus

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Folge. Fünfter Band. Nr. 9. Wöchentlich ein Bogen

Inhalt: Stille Wege. Erzählung von Amely Bölte. — Das Leben der Vornehmen in England. I. Am Hof. Skizze. Von F. Lampert. I. — Briefe von Heinrich Heine an seine Braut Mathilde. — Der Theaterabend. III. Novelette von Daniel Stern.

Stille Wege.

Erzählung von Amely Bölte.

Die Commerzienräthin Goldenheim saß unweit am Fenster und schaute in den davor angebrachten kleinen Spiegel die Straße hinab, wo sie ihren Sohn in eifrigem Gespräche mit zwei seiner Freunde begriffen sah.

Er war heute wieder nicht bei Tische erschienen, ohne sie vorher davon in Kenntniß gesetzt zu haben.

Solcher Rücksichtslosigkeit hatte sich Alfred in früheren Zeiten nie schuldig gemacht und es verstimmte sie, ihn jetzt häufig auf solchen Launen zu ertappen, wie er überhaupt mehr und mehr ihrem häuslichen Leben fremd zu werden schien.

Sie dachte darüber nach, was sich hier ändern, wie sich hier vorbeugen ließe, und mancher heiße Seufzer entstieg ihrer Brust. Ihre Lebensalter waren so verschieden, wie sollte sie es anfangen, ihm einen Umgang zu bieten, der seinen Ansprüchen an geselligen Freuden genügte?

Das Endresultat ihrer Ueberlegung blieb demnach: er mußte heirathen.

Aeußerlich zählte der junge Mann erst vierundzwanzig Jahre; aber, jung gefreit hat niemand gereut, und er konnte sich dann nicht mehr an das so verführerische Reite- und Hetzleben gewöhnen, wie Champagner und der Spieltisch nur zu häufig zu Hülfe gerufen werden, um die Zeit zu verkürzen und den Abend bis in die Nacht hinein auszudehnen.

Die Commerzienräthin Goldenheim war seit einem Jahre Wittwe und trug noch das schwarze Kleid der Trauer, das sie sich gelobt erst dann abzulegen, wenn ein Akt der Freude, wie die Hochzeit ihres Sohnes, es ihr zur Pflicht machte. Ihr Gatte hatte ihr nach mancherlei trüben Verlusten doch ein beträchtliches Vermögen hinterlassen, ihre Verhältnisse hatten durch seinen Tod äußerlich keine Veränderungen erlitten, sie bewohnte denselben Haus, das Geschäft ging unter dem Namen des Sohnes seinen Gang fort, der Verlust ihres Gatten griff daher weniger tief in ihr Leben ein, wie es bei den meisten Frauen der Fall ist. Heute zum ersten male entbehrte sie in dem Verlorenen den Theilnehmer einer Sorge, den Berather, wo sonst niemand rathen konnte, den Tröster, wo ihr Mutterherz schwer litt, und eine Thräne wehmüthiger Erinnerung netzte ihr Auge.

Sie hatte jedoch schon einen Entschluß gefaßt. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb an Bankier Mevring in Darmstadt, den langjährigen Geschäftsfreund ihres Gatten, die Bitte, seine Tochter Wilhelmine auf einige Zeit zum Besuche zu ihr zu senden, um das einsame Haus der Wittwe zu erheitern und sie zu veranlassen, Zerstreuungen zu suchen, welche sie in ihrer Trauer

gestehen. Von einer heutigen Absicht sagte sie nichts. Es war in ruhigern Zeiten oft von einer Verbindung ihrer Kinder im Scherze die Rede gewesen; auch hegte sie die Ueberzeugung, daß er zwischen den Zeilen diese neuerwachten Wünsche ihres Herzens lesen würde. Positive Anerbietungen konnte und wollte sie ihm nicht machen; denn sie hatte das Mädchen in mehreren Jahren nicht gesehen und nur gehört, daß sie aus der seitdem von ihr besuchten Pension gut ausgebildet zurückgekehrt sei. Dies allein war indessen immer noch nicht maßgebend und verbürgte keineswegs das Wohlgefallen ihres Sohnes an ihrer äußern Erscheinung, es war daher am besten, sie ganz unbefangen einander entgegenzuführen und den Eindruck abzuwarten.

Zufrieden mit dieser Entscheidung, begleitete sie ihren Brief und trat mit erheiterter Miene ihrem soeben bei ihr eintretenden Sohne entgegen.

Die Kommerzienrätin war eine weltgewandte Frau, sie wußte, daß Vorwürfe die Jugend mehr entfernen als anziehen, und das Vertrauen allein Vertrauen erweckt. Sie verschloß daher sorgfältig in der eigenen Brust die Sorgen, denen sie eben noch Raum gegeben, und redete den Sohn heiter, als wäre nichts vorgefallen, an.

Alfred entschuldigte sogleich sein Ausbleiben, hat seine Mutter bei solchen Vorkommnissen nur nie auf ihn zu warten und erzählte allerlei, was man an der Börse gewitzelt und gelacht hatte.

Die Mutter lächelte. Was sie hörte, war das nicht, was sie zu hören wünschte. Sie bemerkte wohl, daß alles, was Alfred sprach, seine geheimen Gedanken verbarg, die auf anderes gerichtet erschienen.

Inzwischen kamen Briefe, die Alfred in ihrer Gegenwart erbrach und las — —

Einer darunter war eine Einladung, an einem Gomit zur Verpflanzung echter Champagnerreben in die vaterländischen Weinberge, die nicht weit von der Elbe lagen, theilzunehmen. Man wollte dadurch der heimischen Champagnerfabrikation vor der der andern deutschen Provinzen den Vorrang abgewinnen...

Er lachte laut auf...

Die Mutter las das Circular und sagte:

„Du kennst das deinem Vater auf dem Sterbebette gegebene Versprechen, nie einem Comité beizutreten zu wollen? Läßt du dich in eins verleiten, so fordern sehr bald andere deine Gegenwart, und endlich bleibt dir keine Zeit mehr für dein Geschäft und für deine Familie... Du weißt, wodurch die Geschäfte des Vaters anfänglich so in Unordnung gingen, durch seine Manie für Comités!"

Der Bediente unterbrach die Rede der Mutter, ehe sie geendet hatte... Alfred wurde geheimnißvoll abgerufen und entfernte sich, als wäre die Mutter gar nicht anwesend...

Sie fuhr, ergriff ihr Taschentuch, sah durchs Fenster und erblickte, wie ihr Sohn, statt ins Comptoir zu gehen, mit einem Kleber eilends davonlief — — —

Nach wenigen Tagen lief eine günstige Antwort aus Darmstadt ein und versprach die Ueberredung des jungen Mädchens. Die Kommerzienrathin war außerordentlich erfreut über diese Nachricht und sah mit gesteigerter Erwartung der Ankunft entgegen. Der Bankier Mewring wollte seine Tochter selbst begleiten. Das war ihr um so angenehmer, weil ihr Sohn nun vermuthen mußte, daß er, und nicht sie, den Besuch der Tochter vorgeschlagen.

Einigemale schwieg sie jedoch zu ihrem Sohne noch ganz über deren längeres Verweilen bei ihr und erwähnte nur, daß Vater und Tochter ihren Besuch angekündigt.

Alfred äußerte die lebhafteste Freude über das Wiedersehen seiner Jugendgespielin, und schlug seiner Mutter vor, ihre Gäste auf dem Bahnhofe abzuholen. Sie traute sich dieser Verwilligkeit, sich artig zu bezeigen, und ging auf sein Anerbieten ein. Man fuhr in den Bahnhof. Der Zug hielt eben an...

Während die Kommerzienräthin dem Bankier Mewring herzlich die Hand bot, standen die jungen Leute sich verlegen gegenüber und konnten das erste Wort zur Anrede nicht finden.

Der den Mädchen angeborene Takt half ihr endlich glücklich über diese Klippe.

„Sie sind recht groß geworden, Herr Goldenheim", sagte sie, ihn mit den Augen messend. „Sie werden jetzt in seinen Birnbaum mehr für mich klettern können."

„Aber über die Gräben springe ich dennoch mit Ihnen!" versetzte er lachend. Damit war der Anfang zu einer Unterhaltung gemacht, welche in demselben scherzhaften Tone von beiden Seiten fortgeführt wurde.

Auf den Bankier Mewring machte der junge Mann den vortheilhaftesten Eindruck. Seine heitere Laune, sein gutmüthiges Wesen, sein blühendes Aussehen ließen ihn, was das Aeußere und den Charakter betraf, nichts zu wünschen übrig und

gern setzte er seine Tochter der Gefahr aus, eine Neigung für Alfred zu fassen.

Die Commerzienräthin theerietzte war nicht weniger eingenommen für das liebenswürdige, höchst anmuthige junge Mädchen, das unter ihrer Obhut unaufhörlich und so durch ihre Heiterkeit erfreute. Was die jungen Leute voneinander dachten, das verriethen sie nicht und niemand wagte es darum; jedenfalls aber konnte man annehmen, dass aus ihren Mienen kein Mistalien sprach.

Alfred fand sich jetzt etwas regelmäßiger bei den Mahlzeiten ein und brachte seine Abende manchmal in den Zimmern seiner Mutter zu. Aber im Verlauf einer Woche zeigten sich doch wieder Spuren des früheren Zerstreutseins an dem jungen Manne. Man musste oft dieselbe Frage wiederholen, bevor er sie beantwortete, er sah gedankenvoll da, stutzte sein Haupt, wie wenn schwere Sorgen ihn drückten, und Seufzer entflogen seiner Brust. Theilnehmend fragte das junge Mädchen ihn eines Abends, was ihn so tief bekümmere und wo er denn ewig mit seinen Gedanken weile?

„Wo sollte ich weilen!“ sprach er tief verletzt, aber tief erröthend, und begann von den gewöhnlichen Gegenständen.

Darüber verlor sich das Gespräch in Allgemeinheiten, an denen Wilhelmine mit Geist theilnahm.

Eben äußerte sie eine treffende Bemerkung, als er die Uhr zog und ausrief: „Himmel! Sie haben Uhr! Ich muss fort!“

Damit war er verschwunden.

Die Commerzienräthin sah ihm kopfschüttelnd nach und bemerkte Wilhelminens Schmerz.

„Männer sind wunderliche Geschöpfe“, sagte sie. „Ihnen ein anderes mal, als bemerklich du gar nicht seine Zerstreuung; am denen, man achtet nicht darauf. Er war sonst nicht so, und wird auch nicht immer so bleiben. Es ist eine Laune des Augenblicks, die ihn zu beherrschen scheint.“

Am folgenden Morgen sandte die Mutter in aller Frühe zu dem ersten Buchhalter, fragte nach dem Stand der Geschäfte und empfing von diesem die beruhigendsten Nachrichten. Alles ging seinen gewohnten Gang. Die Summen, welche der junge Herr aus der Kasse bezogen hatte, waren mäßig. Keine Spielschulden. Keine Ausgaben, deren Zweck verborgen bleiben musste.

„Unbegreiflich!“ dachte sie und entließ den Mann, der sie über alles beruhigt hatte.

Warum war ihr Sohn nicht heiter und so gemüthlich wie früher? Es musste da etwas dahinter stecken, das sie nicht zu errathen vermochte. Sollte ihr Plan mit Wilhelmine scheitern?

Der Sonntagsmorgen war gekommen. Hell schien die Sonne vom wolkenleeren Himmel und begrüßte das erste sprießende Grün eines warmen Maitags. Durch das geöffnete Fenster eines elegant eingerichteten Gartenzimmers drang eine balsamische Luft, deren Frische sich mit den das Zimmer schwängernden blühenden Hyazinthen vermischte. Aus der Ferne tönte das Läuten der Kirchenglocken herüber.

Alfred saß an seinem Schreibtisch und beantwortete eifrig eine Anzahl geöffneter Briefe, welche er heute Morgen schon empfangen hatte. Ein Diener ordnete unfern von der geöffneten Gartenthür ein elegantes Frühstück, während er zugleich das Feuer im Kamin schürte, die noch kühle, feuchte Morgenluft dadurch zu mildern.

„Darf ich die Damen rufen?“ fragte er jetzt.

Des jungen Mannes Stirn umwölkte sich. Er betrachtete die noch unbeantworteten Briefe, sah dann auf das bereits aufgetragene Frühstück, warf endlich mit einem raschen Entschlusse die Feder weg und rief: „Das versteht sich!“ und schlüpfte in das Nebenzimmer, um seinen Schlafrock eilig gegen ein passendes Kleid zu vertauschen.

Als er zurückkehrte, trat seine Mutter mit ihrer jungen Begleiterin bereits durch die entgegengesetzte Thür ein.

„Wir sind sehr dankbar für deine Einladung, mein Sohn!“ sagte die Commerzienräthin heiter.

„Wie wunderherrlich ist es hier!“ rief Wilhelmine entzückt. „Sie wohnen wirklich hier so rund, umgeben von Frühlingsgrün und Blumenduft! Gewiss hört man bei Ihnen die Nachtigallen schlagen!“

Sie trat in den Garten hinaus. Er folgte ihr und seine Mienen drückten lebhaft die Freude über ihre Freude aus.

„Wie lustig wir hier oft gespielt haben!“ sagte sie, um sich schauend. „Jene Bäume, die Ihr Vater damals umhaute, durfte ich freilich nur betreten; aber hier war ich dafür ganz zu Hause. Jeder Baum und jeder Strauch ist mir bekannt. Ach! die Freuden der Kindheit kehren nicht wieder!“

„Dafür blühen uns andere“, erwiderte Alfred, seine Gefährtin mit leuchtenden Augen betrachtend. „Jedes Alter hat sein Glück.“

Die Commerzienräthin horchte auf. „Jetzt

wird es doch kommen!" dachte sie, und betrachtete mit stolzer Freude das schöne Paar.

Da aber sprang Alfred plötzlich mit drei Schritten zurück in das Zimmer.

„Himmel! Es schlägt schon neun Uhr!" rief er aufgeregt. „Wie mir die Zeit beim Schreiben entflogen ist! Ich muß um elf Uhr auf der Eisenbahn sein. Wir wollen also ohne Säumen frühstücken."

Zugleich bot er den Damen Thee an.

„Was Eisenbahn? Wie kommt denn das so plötzlich!" erwiderte die Commerzienräthin fast mit Entrüstung. „Ich hatte gehofft, daß du Minna und mich heute auf einem Ausfluge in die Umgegend begleiten würdest."

„Nichts würde mir angenehmer gewesen sein", sagte Alfred, mit einem zärtlichen Blick auf Wilhelmine, „aber ich muß nothgedrungen nach Köln eilen."

„Nach Köln?"

„Leider gehe ich in Geschäften und nicht allein", erwiderte der junge Mann erröthend; „sonst würde ich Mutter und Freundin zur Begleitung einladen" —

Die Commerzienräthin schwieg und sah in ihre Tasse. Sie glaubte nicht an einen geschäftlichen Zweck seiner Reise...

Alfred brach jetzt eilig auf. Die Damen verweilten, nachdem er Abschied genommen, noch etwas länger in seinem Zimmer, Wilhelmine betrachtete seine Bücher, seine Gemälde, endlich einen ganzen Haufen Abbildungen von Thieren aller Art sowie eine Menge naturgeschichtlicher Werke, deren er in letzterer Zeit viele gekauft hatte... Sie bewunderte diesen Bildungstrieb.

Die Mutter hatte sich voll Trauer entfernt...

Nach einer Weile kam Alfred zurück... Zwar befand er sich in Reisekleidern, sagte aber: „Ich glaube, ich kann meine Reise bis morgen verschieben."...

„O das ist schön!" entfuhr es Wilhelminen unwillkürlich...

„Freut Sie das?" sagte er voll Zärtlichkeit und Ueberraschung.

Er setzte sich in ihre Nähe und ergriff das Ende der langen blauen Schleife, welche des Mädchens Mütze befestigte; seine Finger wanden das Band um und um, während seine abwesenden Gedanken sich auf dies glückliche Beisammensein zu concentriren suchten. Sie sah ihn schüchtern an, blickte dann wieder vor sich nieder und ihre Brust hob sich höher und höher. Endlich nahm er eine Rose aus seinem Knopfloch und reichte sie ihr. Sie drückte sie an ihre Brust. Man wurde immer vertraulicher... Es schwindelte...

„Ja, Sie waren ein sehr artiger Knabe", erwiderte sie, „Sie hatten Aufmerksamkeiten für mich armes kleines Ding, das weder in die Bäume klettern noch über Gräben springen konnte."

„Damals!" wiederholte er. „Freilich bin ich jetzt kein Knabe mehr; doch hoffe ich mich darum nicht verschlechtert zu haben."

„Ein Mann gehört dem Leben an, hat Interessen, hat seine Geschäfte, hat Freunde, die ihn in Anspruch nehmen —"

„Sie spotten meiner!" versetzte der junge Mann.

„Sie können im Ernst nicht sagen wollen —"

„Lassen Sie uns wieder Kinder sein, Minna, wie einst! Nennen Sie mich Alfred, wie damals; Ihren Alfred, wie Sie mich zu nennen pflegten."

„Das sind vergangene Zeiten!" sagte sie ergriffen.

„Rufen wir sie lieber zurück; machen wir wahr, was wir damals versprachen", rief der junge Mann warm und griff nach ihrer linken Hand, die mit ihrer Uhrkette spielte, während die andere das braune Lockenköpfchen stützte, das so schwere Gedanken voll war.

Eben wollte er die Hand an seine Lippen führen, da unterbrach ein eiliger Schritt das junge Paar. Die Thür wurde rasch geöffnet und während Wilhelmine sich sammelte und ein wenig ferner rückte, überreichte ein Bote eine telegraphische Depesche an ihn.

Durch das Klingeln am Thor herbeigelockt, trat auch die Commerzienräthin wieder ein und fand ihren Sohn in großer Aufregung; aber leider nicht der Ursache halber, welche ihr so erwünscht gewesen wäre.

Er hieß den Diener ihm einen Wagen besorgen, die erhaltene Nachricht gehe nicht ihn allein an. Leider müsse er nun doch heute schon reisen — um Mitternacht —

Damit stürmte er fort...

Die Commerzienräthin blickte ihm enttäuscht nach. Wilhelmine trat ans Fenster, kühlte ihre glühenden Wangen an den kalten Scheiben und drückte verstohlen wehmüthig die Rose an ihre Lippen. Ihre Aufregung blieb dem erfahrenen Auge der Commerzienräthin nicht verborgen, wenn sie gleich scheinbar nichts bemerkt haben wollte.

Alfred lud indessen in der Stadt umher und es war Nacht geworden, bevor er nach Hause zurückkehrte. Die Damen hatten sich schon zur

Ruhe begehren. Mit einem Blicke auf ihr Fenster, wo noch ein Lichtstrahl schimmerte, wünschte er ihnen einen sanften Schlummer, und zwar einen sanftern, wie er ihm werden sollte; denn er mußte um ein Uhr nachts mit dem Eilzuge fort. Nothwendige Vorbereitungen hielten ihn noch wach. Schließlich schrieb er noch einige Briefe, unter diesen ein Billet an einen Freund, den er heute Abend verfehlt hatte, und ein anderes an Wilhelmine, die er bat seine schnelle Abreise zu entschuldigen.

Das erstere Billet lautete:

„Lieber Möser!

„Ich fand Sie nicht zu Hause, theile Ihnen daher nur in aller Eile mit, daß eine telegraphische Depesche mir soeben die Nachricht gebracht hat, daß das allerliebste Ding, wovon ich mit Ihnen gesprochen, von London mit dem Schiffe Wellington nach Antwerpen abgegangen. Damit es uns dort nicht dem Räuber in die Hände falle, eile ich mit dem Nachtzuge dahin, um es bei seiner Ankunft in Empfang zu nehmen und wenn es sein muß mit Gewalt und unter meinem Herzen zu entführen. Verlassen Sie sich darauf, ich bringe sie todt oder lebendig! Besitzen darf sie nur Ihr

Alfred G."

Dieses Brief überreichte er aber unglücklicherweise in seiner Hast an Fräulein Meyering, während er den andern Brief, der sein Bedauern über eine Unterbrechung aussprach, die den schönsten Moment seines Lebens hinausschob, an seinen Freund adressirte. Er verbriefte darauf beide Schreiben, übergab sie zur genauesten Bestellung an den Diener und eilte ab.

Der Morgen zog golden herauf, als das vom glücklichen Träumen erwachende junge Mädchen, von den süßesten Hoffnungen bewegt, ihrem Lager entstieg.

Sie schellte und mit ihrem Frühstück erschien zugleich das verhängnißvolle Billet, das sie in zitternder Hast erbrach.

Sie erstarrte — — — Bleich wie ein Schatten, die Augen von vergossenen Thränen gerötet, trat sie eine Stunde später in das Gemach der Commerzienräthin.

Leise legte sie das Blatt vor sie hin —

Verwundert betrachtete die Frau das junge Mädchen und suchte in dem Briefe, dessen Adresse ihres Sohnes Handschrift verrieth, den Schlüssel zu diesem Benehmen.

Sie las —

Auf einen solchen Inhalt war sie in dunkler Ahnung gefaßt gewesen. Dennoch ließ sie wie erstarrt die Hände mit dem Blatt in den Schoß sinken, als sie zu Ende gelesen — — —

Wilhelmine beugte sich über sie und beider Thränen vermischten sich eine kurze Weile —

„Ich wünsche abzureisen, bevor er zurückkehrt", hauchte das junge Mädchen mit vor Wehmuth zitternder Stimme. „Ich kann ihn nicht wiedersehen!"

Die Commerzienräthin begriff diese Unmöglichkeit vollkommen — —

„Aber was wird dein Vater sagen, Minna? Was wird er von meinem Sohne denken? Der Unglückliche! Eine Entführung — —!"

„Er darf es nie erfahren!" versetzte sie. „Ich werde ihm sagen, die Sehnsucht nach dem Vaterhause bestimmte meine Rückkehr und gewiß ist das auch eine Wahrheit, denn mir brennt seit einer Stunde der Boden unter den Füßen!"

„Du bist ein Engel, Minna, und eines besseren Loses werth, als mein entsetzliches Kind es dir bieten kann!"

„O!" rief das Mädchen und legte der Mutter den kleinen rothen Finger auf die Lippen —

„Nein, nein, es muß heraus!" rief diese unmuthig. „Du bist ein Engel und er ist deiner nicht werth! Aber er wird es bereuen, bereuen, wenn es zu spät ist! Denn ein Mädchen, wie du bist, findet er nicht wieder!"

„Sie haben eine zu gute Meinung von mir, liebe Frau Commerzienräthin! Weitem noch glaubte ich kaum gut genug für ihn zu sein, so schön, so liebenswürdig erschien er mir, als er mir die Rose reichte und — nun —!" Sie stockte.

„Seine Rose —?" fragte die Commerzienräthin, neugierig auf das, was diesem Schluß erfolgt sein mochte.

Wilhelmine erröthete —

„Um so schmerzlicher!" sagte die Commerzienräthin. „Danken wir Gott, daß wir durch seine Treulosigkeit auch hinter seine Unwahrheit gekommen sind und ich dich nun selbst gegen einen solchen treulosen, doppelzüngigen Arzt schützen muß! Ich, seine Mutter, die jedenfalls weit mehr zu beklagen wie du, mein Herzenskind! Mancher würdigere Mann wird dir gern seine Hand bieten, ich aber behalte diesen einen Sohn — bis heute war er mein Stolz — —"

Die Commerzienräthin hatte alle Fassung ver-

lesen. Zu unerwartet kam ihr dieser Schlag. Wilhelmine zerstreute sich mit dem Einpacken ihrer Sachen und den Vorbereitungen zu ihrer Abreise, jene aber konnte nur dem einen Gedanken Raum geben, daß ihr Sohn dies junge Mädchen hatte an sein Schicksal fesseln wollen, während doch eine Andere, eine Unwürdige, ihn fesselte. Jedenfalls wünschte sie nun doch zu erfahren, wer dieses „reizende Ding" sei, daß er zu entführen im Begriff stand, und wohin er mit ihr zu reisen gedächte.

Sie telegraphirte daher an einen Geschäftsfreund des Hauses nach Antwerpen die Bitte, daß er ihrem Sohne dort nach dem Bahnhofe folgen und genau bemerken möge, mit wem er abreise und wohin!

Auf diese Weise sicherte sie sich jedenfalls gegen jedes Leugnen von seiner Seite und hoffte, endlich die ganze Wahrheit zu erfahren.

Langsam schlichen beiden die Stunden hin. Stumm saßen sie einander gegenüber, als der Abend kam. Sie hatten sich nichts mehr mitzutheilen, seit ihre Gedanken sich mit einem für sie gegenwärtig so peinlichen Gegenstande beschäftigten — —

„Morgen abend bin ich hier nun wieder allein", sagte die Commerzienräthin, „ohne dein liebes, sorgsames, freundliches Gesichtchen nicht mehr, du mein Herzenstöchterchen!"

Und Wilhelmine dachte, daß auch sie morgen fern von hier sein, nicht mehr horchen würde auf seinen Schritt, nicht mehr freudig erzittern bei seinem Nahen, nie und nimmer ihn mehr erwarten dürfe — — nach solchem an ihr verübten Verrath, nach solchem Beweis der Treulosigkeit —

Mitten in der Nacht wurde die Commerzienräthin durch eine telegraphische Depesche geweckt. Sie kam aus Antwerpen und lautete, daß ihr Sohn in Begleitung von noch niemand mit dem Nachtzuge nach seiner Heimat abgereist sei, in einem Coupé 1. Klasse, das niemand hätte theilen dürfen, und dessen Vorhänge er sorgfältig herabgelassen. Was er trug, wäre ungewöhnlich klein gewesen; er hätte etwas wie ein Kind unter seinem Mantel gehalten und aller Augen sorgfältig entzogen —

„Ein Kind schon? Um Gotteswillen!" rief die Mutter. „Das wird immer besser! Eine Zwergin wird er nicht entführt haben — Ein Kind! Der Mutter wird unterwegs traurig geworden sein — Er hat dem Räuber nur das Kind abgejagt — "

Ihr Zorn gegen ihren Sohn hatte sich schließlich vermehrt durch die Depesche.

Gleich mit dem ersten Morgenzuge sollte Wilhelmine abreisen. Die Commerzienräthin selbst begleitete sie auf den Bahnhof und war froh, sie entfernt zu wissen, bevor ihr Sohn eintraf. Sie hatte sie zu lieb, um zu wünschen, daß sie ihr Herz an einen Mann hingäbe, welcher ihrer Neigung so wenig zu würdigen im Stande sei. Den Inhalt der Depesche verschwieg sie.

In großer Aufregung sah sie der Rückkehr ihres Sohnes und ihrem ersten Begegnen mit ihm entgegen. Auf dem Bahnhofe wollte sie ihn nicht erwarten, um ja der Sache keine Oeffentlichkeit zu geben.

Als der Tag seiner Ankunft herankam, fuhr sie noch eine Stunde spazieren, um sich in der freien Natur zu beruhigen und zu fassen, bevor sie ihn wieder im Hause wußte.

Alfred Goldenheim war bereits eingetroffen, als sie ihre Wohnung wieder erreichte. In seiner unglaublichen Ueberraschung hatte er von dem Diener vernommen, Fräulein Meyring wäre vor drei Tagen abgereist.

„Was war denn geschehen?" fragte er bestürzt. „Ist ihr Vater vielleicht erkrankt?"

Er erhielt darauf keine Antwort. Niemand konnte ihm mittheilen, was vorgefallen, um diese plötzliche Abreise zu veranlassen.

Mit steigender Ungeduld erwartete er die Rückkehr seiner Mutter.

Die Commerzienräthin hatte kaum ihr Zimmer betreten und ihrer Dienerin Hut und Shawl übergeben, als ihr Sohn mit hastigen Schritten die Treppe hinaufeilte und rasch bei ihr eintrat.

„Sage mir, was hat sich ereignet? Warum ist Minna fort?" fragte er fast in Einem Athem — —

Sie wartete, bis die Thür sich hinter ihrer Zofe geschlossen; dann sagte sie kalt: „Um dich nie wiederzusehen!" Dann ließ sie sich erschöpft in einen Armstuhl nieder.

„Wie? Mich nicht wiedersehen? Und die Gründe?" rief er bestürzt.

„Die wird dein eigenes Gewissen dir besser sagen, als ich es kann!"

„Wahrlich nein! Was ist denn? Ich bin mir ja nicht der geringsten Schuld bewußt, Mutter!"

„Ihr Männer wißt euch immer zu entschuldigen, wenn es uns Frauen betrifft", versetzte die Commerzienräthin bitter. „Doch einem unschuldigen Mädchen das Gelöbniß seiner Liebe ab-

locken wollen, während man irgendeine Landläuferin zu entführen abreist, das geht zu weit!"

„Was? Ich verstehe dich nicht, Mutter!" sagte der Sohn wirklich betroffen.

„Du willst mich nicht verstehen!"

„Wovon ist denn die Rede? Womit habe ich denn Minna getäuscht?"

„Das fragst du noch?" sagte die Mutter strenge und zog den Brief aus ihrer Tasche, welcher von seiner eigenen Hand das Bekenntniß seiner Schuld enthielt.

„Himmel!" rief Alfred. „Welche Zerstreuung! So habe ich den Brief an Minna an Moser adressirt, der nicht wissen wird, in welchem schönsten Momente meines — Ha, ha, ha! Die Sache ist zum Todtlachen!"

„Für dich, wie es scheint! Hättest du Minna's thränenschwere Augen gesehen, mit denen sie mir das unglückliche Blatt überreichte, du könntest unmöglich so gefühllos sein, der Sache noch roben Scherz abgewinnen zu wollen! Das arme Mädchen hat eine herbe Erfahrung gemacht und ich bedaure nur, daß sie sie an meinem Sohne hat machen müssen! Ich bin gewiß keine strenge Mutter, ich kann meinem Kinde manches verzeihen, dem Leichtsinn der Jugend manches zugute halten, aber die Ehrenhaftigkeit muß auch dem jüngsten Manne innewohnen, offen und wahr zu bleiben. Du, warst seither mein Glück und mein Stolz. An deinem Hochzeitstage gedachte ich das Gewand der Trauer abzulegen, die heitere Zukunft heiter mit dir zu durchleben und durch den Anblick deines Glücks auch das meinige neu erblühen zu sehen. Der schöne Traum ist hin! Dies schwarze Gewand trage ich von heute an nicht mehr um den Vater, sondern um den Sohn. Auch dich hab' ich verloren, denn ich habe dich zu achten aufgehört!"

Der Ernst seiner Mutter hatte jetzt auch Alfred ernst gestimmt. Er blickte sie betroffen, doch immer noch verwundert an — — —

„So doch schlägst du diese Reise nach Antwerpen an?" fragte er kopfschüttelnd. „So sehr mißdeuten du — Wohl, ich gestehe, ich habe eine Schuld, die mein Gewissen drückt! Ich habe das Versprechen, das ich dem Vater gab, nicht gehalten! Ich habe mich in ein Gemüt erwählen lassen. Du kennst meine Leidenschaft für die Natur. Die Zumuthung, in die Direction des Zoologischen Gartens zu treten, lehnte ich ab, aber ich war als ungenannter Besitzer das thätigste Mitglied der Actionäre. Der Zoologische Garten, die Freude und der Stolz der Stadt, ist mein Werk. Keine Mühe scheute ich, ihn zu bereichern. Reisen machte ich, ohne allerdings dabei immer an mein Geschäft zu denken, rein aus Begeisterung für die wilden Thiere. Ich will mich darin mäßigen. Diese Eroberung sei mein letztes Abenteuer!"

Die Mutter traute ihren Ohren nicht —

„Zoologischer Garten —?" stammelte sie. . .

„Welche Eroberung —"

„Ein junges Weibchen — ein allerliebstes Ding, das uns durchaus der Agent des Zoologischen Gartens in Edinburgh entführen wollte. In Antwerpen ertappte ich den Besitzer, den Thierbändiger Martin, und bot einen Preis, der uns die Ehre einbringt, das einzige Exemplar, eines weiblichen Chimpansen zu besitzen —"

Die Mutter war aufgestanden und mußte sich am Stuhle halten — —

„Chim — pan — se —?" stotterte sie. . .

„Ja! Du kennst aus meinem Zoologischen Atlas die garstige, aber höchst selten in Europa ausdauernde Affengattung —"

„Affen —!"

Das Lachen beider wurde bei der Mutter zuletzt von Thränen erstickt — Thränen der Rührung — der Freude über — den wiedergewonnenen Sohn. . . .

Alfred zeigte die quittirte Rechnung für das junge Chimpansieweibchen und sagte: „Ich habe sie behandelt auf der Reise wie ein Kind! Gebe der Himmel, daß sie uns nicht stirbt!"

Die Commerzienräthin hielt zitternd in ihrer Hand die Quittung für die Summe, welche ihr Sohn für die junge Affin entrichtet — —

„Um dieses Geschöpfes willen hast du nun Minna in Thränen davonziehen lassen? Warum in aller Welt nanntest du denn auch nicht einen Affen einen Affen und täuschtest uns so grausam?"

„Und warum, möchte ich fragen, ließet ihr euch so grausam täuschen? Aber habe ich diese Entführung nicht glücklich bewerkstelligt, so soll mir eine zweite besser gelingen. Ich reise sofort Minna nach und führe sie dir mit eben dem Triumphe zurück wie heute meine arme Chimpansin, die wahrscheinlich einige Tage nicht überlebt — falls nicht vier Professoren der Zoologie, die wir auf unsere Kosten an den Universitäten befragten, die rechte Behandlung rathen — — Adieu! Adieu! Auf baldiges Wiedersehen!"

„Mein Sohn! Mein Sohn! Verzeihe mir meine harten Beschuldigungen! Sieh', das kommt davon, wenn man das Unschuldigste in den